# Bilderſaal der Weltliteratur.

## Aus dem Literaturſchatz

der

**Morgenländer** (Inder, Chineſen, Hebräer, Araber, Perſer, Türken), —
**der Alten** (Hellenen und Römer), — **der Romanen** (Provençalen,
Italiener, Spanier, Portugieſen, Franzoſen), — **der Germanen** (Engländer,
Deutſchen, Niederländer, Isländer, Schweden, Dänen), — **der Slaven**
(Böhmen, Serben, Polen, Ruſſen), — **der Magyaren** (Ungarn)
**und der Neugriechen**

ausgewählt, ſyſtematiſch geordnet, von der älteſten bis auf die
neueſte Zeit fortgeführt,

mit

**Anmerkungen und einem literarhiſtoriſchen Katalog**

verſehen und herausgegeben

von

**Dr. Johannes Scherr.**

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag
1848.

BIBLIOTHE
REGI
MONAC

Druck der Königlichen Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Scherr's

# Bilderſaal der Weltliteratur.

# Vorwort.

Mög' euch die ſchmeichelnde Gewöhnung
Befreunden auch mit fremder Tönung,
Daß ihr erkennt: Weltpoeſie
Allein iſt Weltverſöhnung.

**Rückert.**

Die weite Welt, ſo ausgedehnt ſie auch ſei, iſt immer nur ein erweitertes Vaterland.

**Goethe.**

Der Deutſche ſchöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoeſie mit der kryſtallenen Opferſchale der Humanität.

**Wienbarg.**

Die erſte Abtheilung des vorliegenden Werkes erſchien im Frühling 1847. Das Erſcheinen der zweiten Hälfte war auf Neujahr 1848 angekündigt. Umſtände, deren Beſeitigung dem Herausgeber nicht anheim gegeben war, rückten den angeſetzten Termin weiter hinaus; dann machten auch die politiſchen Ereigniſſe eine längere Zögerung rathſam.

Die franzöſiſche Februarrevolution gab Deutſchland das Signal, ſeine literariſche Thätigkeit für einſtweilen einzuſtellen, um ſich auch einmal im Geſchichtemachen zu verſuchen. Kluge Leute wollen leider wiſſen, Deutſchland habe ſich bei dieſem Verſuche ſehr ungeſchickt benommen und bewieſen, daß es ſeit 1815 nicht viel gelernt. Ueber letztern Uebelſtand braucht man ſich indeſſen nicht ſehr zu verwundern; denn was kann Gutes dabei herauskommen, wenn man bei lauter Geheimeräthen, Hofräthen und Profeſſoren in die Schule geht? Der gute Michel hat noch immer den maßloſeſten Reſpect vor der Gelehrſamkeit, welche ihm z. B. die alleinſeligmachende Kraft der Monarchie vermittelſt eines homeriſchen Verſes beweiſt. Treuherzig läßt er ſich eine zweite unverbeſſerte, nur etwas anders eingebundene Auflage des Bundestags als das Evangelium der deutſchen Einheit aufhalſen und iſt im Rechnen noch nicht über die erſte der vier Species hinausgekommen —: Vierunddreißig und Einer macht Fünfunddreißig. Gott ſegne deine Studien, alter Knabe! Deine Geduld und dein Fleiß ſind unendlich und du kannſt es vielleicht dermaleinſt auch noch zum Subtrahiren bringen. Wer weiß? Haſt du doch bereits einen ſo lange Jahre gehegten Herzenswunſch in unſern Tagen in Erfüllung gehen ſehen: die Liberalen ſind Miniſter, Bundestagsgeſandte und ſonſt allerlei Vornehmes werden. Da kann es dir ja gar nicht mehr fehlen und du wirſt wohlthun, den böſen Zungen nicht zu glauben, welche läſternd behaupten, die meiſten Liberalen hätten ſich, ſeit ſie die Regierungsſeſſel eingenommen, etwas auffallend ſchnell in Conſervative und Stabile verwandelt, ſie ſeien, geworden, wie — der Schalk Göthe ſagt's in ſeinem Ahasver —

> Wie ein Jeder wird zuletzt,
> Wenn man ihn hat in ein Amt geſetzt:
> War er vorher wie ein' Ameiſ' krabbelig
> Und wie ein Schlänglein ſchnell und zabbelig,
> Wird er hernach in Mantel und Kragen
> In ſeinem Seſſel ſich wohlbehagen.

Im Ernſt: wenn man nicht wüßte, daß ein Jahr, zwei, drei, fünf, zwanzig fünfzig, hundert Jahre nur ein Augenblick in der Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Geſellſchaft ausmachten, man könnte recht traurig werden und verzweiflungsvoll mit Byron ſprechen: There is no hope for nations. — Wie hoffnungsgrün ging der Frühling auf! Wie lerchenhaft jubelte jedes junge Herz, als auf den Schwingen der Lenzwinde die Kunde von den glorreichen Pariſer Februartagen rheinüber getragen wurde, als man erfuhr, daß der Mund eines von ganz Europa verehrten Mannes, der reine Mund Lamartine's die Republik proclamirt habe. Dießmal ſchien der Weckruf des galliſchen Hahns das deutſche Volk zu nachhaltigem Wachen ermuntert zu haben. Schlag auf Schlag kamen die großen Nachrichten aus München, Wien und Berlin. Die ſchwarzrothgoldene Fahne wurde am Fuß des Hohenſtaufens, am Rhein, an der Donau und Spree, am adriatiſchen Meere, an der Oſt- und Nordſee entfaltet und flatterte Anfangs ſiegreich, wo immer ſie die edle deutſche Jugend den Schergen der Gewalt im Kampfe entgegentrug. Deutſchland jauchzte ſeinen Barricadenkämpfern zu und die Verheißung ſeiner Einheit und Freiheit ging klingend und duftig durch ſeine Gaue.

Und jetzt?

Der Herbſtwind der Reaction pfeift ſchneidend über das Stoppelfeld unſerer Hoffnungen. Der zur Macht gelangte Liberalismus ſpielt der Demokratie mit, wie vormals ihm ſelber der Abſolutismus mitgeſpielt hat. Die franzöſiſche und ſchweizeriſche Gränze wimmelt von deutſchen Verbannten, die Kerkerveſten ſind voll von Jünglingen, deren Pulsſchlag ſchneller ging, als der der Zeit. Vor wenigen Tagen beſuchte ich eine dieſer Veſten, eines der berüchtigſten Denkmale deutſchen Despotismus. Mit mir war ein Freund, der ſeiner Zeit ſechs volle Jahre um der Idee der deutſchen Einheit willen hier eingekerkert geweſen. Als wir an den Gefängniſſen hingingen und die blaſſen Geſichter ihrer Bewohner hinter den Eiſenſtäben erſcheinen ſahen, ſagte er: Ganz wie in den dreißiger Jahren. — Allerdings, verſetzte ich, nur mit dem Unterſchied, daß die damals eingekerkerte Partei jetzt die einkerkernde iſt.

Die deutſche Bewegung wurde von den Halblingen, denen ſie in die Hände fiel, ſo lange auf dem Prokruſtesbett der Geſetzlichkeit gequält, bis ſie zum Krüppel zuſammengeſchrumpft war. Die, welchen die Revolution zur Herrſchaft verholfen, hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Revolution zu leugnen. Sie ſcheuten im ihrem loyalen Eifer ſogar das Lächerlichwerden nicht, indem ſie behaupteten, das deutſche Parlament ſei keineswegs das Reſultat der Revolution, ſondern vielmehr bloß das Product des in einigen ſüddeutſchen Verfaſſungen ſtehenden Vereinsrechtes. So ſehr war man bemüht, im Volke das Gefühl ſeiner Kraft und ſeines Willens zu ſchwächen, und es iſt wenigſtens für den Augenblick gelungen, den erwachten Rieſen, der ſich ſo munter anſchickte, in ſeinem Hauſe den Kehraus zu ſpielen, wieder einzulullen. Der Schlaftrunk, welcher ihm von Frankfurt aus eingeflößt ward und wird, iſt ein gar kunſtreich gebrauter. Er gaukelt Einem allerlei liebliche Phantasmagorien von deutſcher Einheit und Freiheit vor, und indeſſen ſich das gutmüthige Volk daran ergötzt, wiſſen die bekannten Vierunddreißig mit Beihülfe des Fünfunddreißigſten für ſich reellere Ergötzlichkeiten zu bereiten.

Bei alledem wäre es thöricht, leugnen zu wollen, daß die gute Sache, daß die deutſche Sache einen bedeutenden Ruck vorwärts gethan. Beſonders erfreulich iſt es, daß Oeſtreich dem Chineſenthum Valet geſagt hat. Hält es die neu eingeſchlagene Richtung feſt, ſo kann der Rückſchlag niemals ein zu gewaltiger werden. Laſſe ſich die Volkspartei nur nicht entmuthigen. Jetzt zwar ſcheinen Thron und Geldſack wieder feſtzuſtehen und wir müſſen allen Anzeichen nach in Deutſchland durch die Periode des Louis Philippismus oder der Bourgeoiſie, d. h. durch die Periode des Wuchers, der Beſtechung, der Feilheit, der Feigheit und Niedertracht aller Art hindurch; aber welche Kämpfe, Täuſchungen und Niederlagen uns auch noch bevorſtehen mögen — Triumph, die Zukunft iſt unſer! Auch wir, wir Andern kennen ein bedeutſames homeriſches Wort: Einſt wird kommen der Tag ........

Doch Verzeihung, daß ich hier das Sprüchwort: weſſen das Herz voll iſt, geht der Mund über — gerechtfertigt habe. Ich ſollte und wollte eigentlich von dem „Bilderſaal der Weltliteratur" ſprechen und hätte die Vorrede zu demſelben wohl am geeignetſten mit Kundgebung des Dankes eröffnet, welchen ich unſern trefflichen Ueberſetzungskünſtlern ſchulde.*) Ich hole das Verſäumte hiemit nach und erkläre mich Allen, welche mein Werk mittelbar oder unmittelbar gefördert, verpflichtet, namentlich

---

*) Die Namen der Ueberſetzer ſind ſtets am Schluſſe der Stücke genannt, weswegen es mir überflüſſig ſchien, dem Werke ein trockenes Verzeichniß der Bücher beizugeben, welche bei Herſtellung deſſelben benutzt wurden. Unter einigen wenigen Gedichten findet ſich ſtatt des Ueberſetzernamens ein Fragezeichen. Es ſind ſolche, deren Ueberſetzer ſich nicht genannt haben oder die von mir bloß aus dem Gedächtniß eingereiht wurden. Einige ausgezeichnete Uebertragungsleiſtungen, wie z. B. Waldemeiſter's Don Juan von Byron, Arendſchildt's Volksſtimmen u. a. m. erſchienen zu ſpät oder kamen mir wenigſtens zu ſpät zu Handen, als daß ich von denſelben — außer theilweiſe in den angehängten „Ergänzungen" — noch hätte Gebrauch machen können.

Herrn Profeſſor Wenzig in Prag, durch deſſen Güte der Abſchnitt „Böhmen“ einen höchſt ſchätzenswerthen Zuwachs erhielt, indem er mir aus freien Stücken mehrere ſeiner noch ungedruckten Ueberſetzungen aus dem Czechiſchen zur Benutzung übermachte.

Ein Buch wie das vorliegende iſt nur in Deutſchland möglich.

Erſtlich hat die Univerſalität des deutſchen Geiſtes, die Unermüdlichkeit der deutſchen Wiſſenſchaft ſich des Verſtändniſſes der geiſtigen Producte aller Völker und Zeiten zu bemächtigen gewußt in einem Grade, wie es kein anderes Volk vermochte, und zweitens ſind durch eine Fülle meiſterlicher Ueberſetzungen, wie ſie ſonſt ebenfalls keine andere Nation aufzuweiſen hat, die Literaturſchätze der Fremde zu deutſchem Gemeingute geworden. Wir Deutſche dürfen uns in der That die Beſitzer der Weltliteratur nennen, auf welche Göthe hingewieſen, und mit vollſtem Rechte konnte ein neuerer Dichter der deutſchen Muſe zurufen:

Was der Hellene kühn und begeiſtert ſang,
Was in Italiens lieblichen Tönen klang,
Des Orients reiche Liederſpenden
Sammelſt du auf mit geweihten Händen;
Und reihſt dem eignen Schatze die Schätze an,
Zum Demant werden Perlen und Gold gethan:
Das gibt die Krone, die dich kränzte,
Wie keine ſchönere je noch glänzte.

Der Bilderſaal der Weltliteratur, dem eine naheliegende, aber bisher noch unausgeführt gebliebene Idee zur Grundlage dient, ſtellt ſich die Aufgabe, ein Geſammtbild des dichteriſchen Schaffens der Menſchheit zu geben. Er will eine umfaſſende Geſchichte der poetiſchen Literatur in Beiſpielen liefern, die wieder durch den beigegebenen literarhiſtoriſchen Commentar — deſſen Anſpruchsloſigkeit ſich übrigens ſchon durch die Bezeichnung „Katalog“ manifeſtirt — ihre fortlaufende Erläuterung finden, mit kritiſcher Auswahl geſichtet ſind, in ihrer chronologiſchen Ordnung den Entwickelungsgang der dichteriſchen Production bei den verſchiedenen Nationen aufzeigen und die Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichter charakteriſtiſch hervortreten laſſen.

Neben dieſem Zweck der Belehrung für das größere Publicum verfolgt das Buch zugleich auch den der Unterhaltung. Es möchte dem Leſer eine Geiſt und Herz erquickende Lectüre darbieten, es möchte ihm poetiſchen Genuß bereiten. Dieſe Abſicht wirkte bei der Auswahl mitbeſtimmend, indem darauf geſehen werden mußte, dem Leſer immer eine ganze, abgerundete Leiſtung oder, wo dieſes ſchlechterdings nicht anging, wenigſtens ein verſtändliches Bruchſtück vorzuführen. Die größten Schwierigkeiten verurſachte hier begreiflicher Weiſe das Drama, doch glaube ich das Mögliche gethan zu haben, um dem aufmerkſamen Leſer zu genügen.

Die Reichhaltigkeit meiner Sammlung wird man gelten laſſen. Man wird ihr zugeſtehen müſſen, daß ſie jeder Geſchmacksrichtung eine reichliche Ausbeute zu gewähren vermag. In das phantaſtiſche Dunkel der indiſchen Urzeiten zurückweiſend, durchwandert ſie das Alterthum, das Mittelalter, die neue Zeit, und läßt der Gegenwart die aufmerkſamſte Rückſicht angedeihen. Die Bilderpracht und der Tiefſinn des Orients, die geiſtvolle Plaſtik und Weisheit der Alten, die heiße Leidenſchaft und lodernde Phantaſie der Romanen, die Geiſteshoheit, Kraft und Gemüthsinnigkeit der Germanen, die melodieenreiche Schwermuth der Slaven — dieß Alles zieht in unſterblichen Geſängen und Gemälden an uns vorüber. Vom Volkslied bis hinauf zur Tragödie durchläuft der Bilderſaal der Weltliteratur die ganze Scala der poetiſchen Gattungen und umfaßt alle dichteriſchen Formen, den Stabreim wie das Gaſel, das alkäiſche Metrum wie die Terzine, kurz, ſämmtliche antike und moderne, morgenländiſche und abendländiſche, ſüdliche und nördliche Töne und Maaße. Daß die deutſche Poeſie am reichſten vertreten iſt, wird Keinen befremden und keiner Rechtfertigung bedürfen. Ebenſo wenig bedarf der Umſtand, daß ich die aus unſerem altdeutſchen Literaturſchatz gewählten Stücke in neudeutſcher Uebertragung mittheilte, einer weitern Grundangabe. Ich brauche nur wiederholt darauf hinzuweiſen, daß mein Buch für das größere Publicum beſtimmt iſt.

Wenn man den geheuren Umfang des Gebietes, welches ich zu durchſchreiten hatte, bedenken will, e man an die Einzelnheiten meines Werkes keinen allzu ſtrengen Maaßſtab legen. Jetzt, wo es gedruckt vor mir liegt, erkenne ich manche Mängel deſſelben recht w l. So weiß ich z. B. ganz gut, daß die erſt S. 95 mitgetheilte Kandu Epiſode s dem Brahmapurana eigentlich an die Spitze der indiſchen Heldendichtung und der S. mitgetheilte Hymnus an die Morgenröthe eigentlich an die Spitze der indiſchen Ly gehört; ſo weiß ich auch, daß die engliſche Literatur paſſend mit Proben aus Chau eröffnet worden wäre, muß aber ſagen, daß ich mir trotz aller Bemühung Fiedler Ueberſetzung der Canterbury Tales leider nicht zu verſchaffen vermochte; ſo endlich aß Kapper's „Slaviſche Melodieen" weit mehr den Charakter freier Bearbeitung, als n wortgetreuer Ueberſetzung tragen, u. dgl. m. Daß ich den Balladen Gethe's und S er's den Rubriktitel „Epik" vorſetzte, obwohl die herkömmliche Poetik derartige Dicht n dem Gebiete der Lyrik (erzählende Lyrik) zuweiſt, darüber und über ähnliche Kleini en wird wohl Niemand mit mir rechten wollen. Ausdrücklich bemerke ich noch Zweier erſtlich daß ich, den Umfang des Buches nicht übermäßig anzuſchwellen, nur die ſtr ren Gattungen der Poeſie, Lyrik, Epos und Drama, nicht aber auch Roman und velle im Auge hatte, und zweitens daß bei der Auswahl der Muſterſtücke allerdin uch die Geſetze der Sittlichkeit, keineswegs aber die der Prüderie in Betracht kame Wie ich noch während des Druckes unausgeſetzt bedacht war, das Werk durch Be ichtigung der neueſten Erzeugniſſe fremder und einheimiſcher Poeſie zu vervollſtänd , mögen die am Schluſſe angebrachten „Ergänzungen" darthun. Vielleicht iſt e ir ſeiner Zeit geſtattet, dem Bilderſaal der Weltliteratur in einer zweiten Aufla ur größtmöglichen Vollſtändigkeit und Fehlloſigkeit zu verhelfen.

Solch ein Wunſch iſt freilich in gegenw ger Zeit ein kühner. Das Intereſſe an der literariſchen Bewegung iſt durch die itiſche gänzlich in den Hintergrund gedrängt und jene heilſame und edle Theilnahm lche die deutſche Nation Ausgangs des vorigen und Anfangs des jetzigen Jahrhund an Dichtern und Dichtung nahm, ſcheint bis auf die letzte Spur erloſchen zu ſein. e Welt wird Proſa immer mehr, hat Platen einmal geklagt und die craß-materie ichtung der Gegenwart iſt nicht ſehr geeignet, dieſe Anſicht zu widerlegen. Aber w r Gedanke der Freiheit, ſo iſt auch die Idee der Schönheit unſterblich und die zeitweiſe Verfinſterung ihres Glanzes ſicherlich nicht von Dauer. Höre ich ängſtliche Leute von dem drohenden Hereinbruch der Barbarei, wo dem bevorſtehenden Untergang der Bildung, der Kunſt, der Poeſie reden, wiederhole ich ſtill bei mir den beziehungsreichen Spruch unſeres alten trefflichen Walther's von der Vogelweide:

Verzagte Zweifler ſprechen, Alles ſei nun todt,
Es lebe Niemand, der noch Etwas ſinge.
Bedenken ſollten ſie die allgemeine Noth,
Wie alle Welt mit Sorgen ringe.
Kommt Sanges Tag, ſo hört man ſingen wohl und ſagen.
Da gibt's noch Wunder.
Ich hört' ein kleines Vögelein daſſelbe klagen.
Das barg ſich unter:
„Ich ſinge nicht, erſt muß es tagen!“

Stuttgart, im Auguſt 1848.

**Scherr.**

# Inhalt.

## Erstes Buch.

## Das Morgenland.

Seite

**I. Indien** 3
- 1) **Die Heldendichtung:**
  - 1) Die Herabkunft der Ganga (aus dem „Ramayana") 5
  - 2) Die Schlacht der Kurninge und der Panduinge (aus d. „Mahabharata") 10
  - 3) Damajanti sucht ihren Gatten Nal (aus dem „Mahabharata") 16
- 2) **Das Drama:**
  - Sakuntala von Kalidasa 19
- 3) **Die Lyrik:**
  - 1) Kalidasa (Die Sommerzeit) 23
  - 2) Bhartrihari (Lieder und Sprüche) 24
  - 3) Ghatakarpara (Der zerbrochene Krug) 26
  - 4) Tschaura (Erinnerungen an die Geliebte) 27
  - 5) Jayadeva (Gitagovinda) 28 (Vergl. die „Ergänzungen.")
- 4) **Die Lehrdichtung:**
  - 1) Pantheismus (aus „Bhagavadgita") 29
  - 2) Der Hammer der Thorheit von Sankara Atscharja 29
  - 3) Die Fabel vom Leichtsinn, Sambhaks und Anderen (aus dem Hitopadesa) 29
- 5) **Das Märchen:**
  - Der geköpfte Pfaffe (aus Somadeva's Märchensammlung) 31

**II. China** 32
- **Das Schi-king:**
  - 1) Kuckucksspiegel 33
  - 2) Mahnung 33
  - 3) Vertheilung der Glücksgüter 34
  - 4) Kriegslied 34
  - 5) Der Kaiser und seine Diener 34
  - 6) Der Pelikan des Reiches 34
  - 7) Des Kriegers Heimblick 35
  - 8) Der freie Jäger 35
  - 9) Frühlingsopferfest 35
  - 10) Die Erschöpfung des Reiches 36
  - 11) Große Klage 36
  - 12) Geselligkeit 37
  - 13) Der Einzige 37
  - 14) Die unzufriedene Königsbraut 37
  - 15) Mäßige dich! 37
  - 16) Die Blätter fallen 37
  - 17) Begegnung 38
  - 18) Hochzeitlied 38
  - 19) Speis und Trank 38
  - 20) Symbole 38

**III. Hebräer** 39
- 1) **Hiob:**
  - 1) Hiob's Klage 40
  - 2) Hiob redet abermals 41
  - 3) Jehovah antwortet aus dem Gewittersturm 42
- 2) **Moses:**
  - 1) Triumphlied über Pharao 43
  - 2) An das versammelte Israel 44
- 3) **Psalmen** (8, 18, 29, 42, 133, 137, 139, 146) 45
- 4) **Aus dem Hohenlied** 47
- 5) **Propheten:**
  - 1) Jesaia (Babels Fall) 48
  - 2) Ezechiel (Fall des Königs von Tyrus) 49
  - 3) Habakuk (Klaggesang) 49

**IV. Arabien** 50
- 1. **Die altarabischen Volksdichter:**
  - 1) Ibrahim Ben Kuneif (Duldmuth und Ausdauer) 51
  - 2) Taabbata Scharran (1. das Entweichen, 2. die mißlungene Heirat, 3. Todtenklage) 52
  - 3) Schanfara (Rache) 53
  - 4) Zuheir (Die Moallaka desselben) 54
  - 5) Oreil (Friedensrede) 55
  - 6) Muwelik Elmesmum (Auf den Tod seiner Frau) 55
  - 7) Homaid Elarkat (Witz) 56
  - 8) Lebid (Auf den Tod seines Bruders) 56
  - 9) Zeinab (Todtenklage) 56
  - 10) Antara's, zwei Kriegslieder, u. zwei Liebeslieder) 56
  - 11) Dschemil (An Botheina) 57
  - 12) Jesid (Lehrsprüche) 57
  - 13) Ein Ungenannter (Sinnspruch) 58
  - 14) Eine Ungenannte (Schmählied auf ihren Mann) 58
  - 15) Abul Gatamasch (Schmählied auf sein Weib) 58
  - 16) Elasmeri (Gastlied) —

Seite
17) Amrilkais (Die Liebesabenteuer, die Regenſchau, Beduine, muthiger Ritt) 58
2. Mohammed
Aus dem Koran:
1) Die Leidſtunde 59
2) Der Tag des Weh's 60
3) Die Höllenkämpfe 60
4) Das Paradies 60
3. Motenebbi 61
4. Nowai
Die drei Märchen 61
5. Hariri
1) Abu Seid 62
2) Herzenstroſt 62
3) Grabrede 62
4) Lob des Weins 63
5) Der Schulmeiſter von Hims 63
6) Abu Seid's Schwanengeſang 66
V. Perſien 67
1. Firdewſi.
Aus dem Schahnameh:
1) Die ſieben Abenteuer Isfendiar's 69
2) Wie Ruſtem ſeinen Sohn Suhrab im Zweikampfe tödtet 71
2. Enweri.
Kaſſide 78
3. Niſami
1) Salomo und der Sämann 78
2) Medſchnun und Leila 79
3) Eingang des Iskendernameh 79
4. Dſchelaleddin Rumi
1) Sieben Ghaſele 79
2) Der Gewürzkrämer und der Papagei 81
5. Saadi
1) Kaßide 82
2) Aus dem „Roſengarten (Guliſtan)" 83
6. Hafis
Vierzig Lieder 84
7. Dſchami
1) Der Prophet und das alte Weib 90
2) Juſſuf und Suleicha 90
8. Hatifi.
Medſchnun und Leila in der Wüſte 91
9. Feiſi
Vierzeilen aus dem „Sonnenſtäubchen" 92
VI. Türkei 93
1. Nedſchati
Frühlingsgedicht 93
2. Baki
Kaßide 93
3. Verſchiedene 94
Nachträge zur orientaliſchen Literatur 95
1) In Indien
1) Der Weiſe und die Nymphe. (Aus dem Padmapurana) 95
2) Hymnus an die Morgenröthe. (Aus dem Rig-veda) 96
3) Liebesliederchen von Amaru 97
2) In Arabien.
Sprüche aus Zamakhſchari's goldenen Halsbändern 97
3) In Perſien.
1) Anwari: Pfeil und Schwert 97
2) Senaji: Das Korn des Lebens 97
3) Attar: Vogel und Schwingen 98
4) Selman: Wenn und Aber 98
5) Waſſaf: Die fünf Tage des Lebens 98
6) Spruch aus den „Anwari Soheili" 98
(Vgl. die unten am Schluß des Bilderſaals angebrachten „Ergänzungen.")

## Zweites Buch.

## Hellas und Rom.

I. Hellas 101
1) Das Epos
1. Homeros.
Ilias:
1) Die Volksverſammlung 103
2) Andromache 108
3) Zeus und Here 109
4) Hektor's Todeskampf 111
Odyſſee:
Odyſſeus und Nauſikaa 113
2. Heſiodos.
Werke und Tage:
Die fünf Weltalter 118
Theogonie:
Die Titanenſchlacht 119
2) Das Drama.
1. Aeſchylos.
1) Die Schlacht bei Salamis. (Aus den „Perſern") 120
2) Der gefeſſelte Prometheus 121
2. Sophokles.
1) Elektra (Act. 3) 122
2) Preis des attiſchen Landes. (Aus „Oedipus auf Kolonos") 127
3. Euripides.
Hippolytos (Schlußact) 127
4. Ariſtophanes.
1) Die Ritter (Act 2, Scene 1) 130
2) Die Vögel (Schlußchor der 2. Sc.) 132
3) Die Lyrik.
1. Tyrtaeos
Kriegslied 133
2. Sappho.
Ode an Aphrodite 133
3. Alkaeos.
Trinklied 134
4. Ibykos.
Liebeslied 134
5. Anakreon.
Fünf Lieder 134
6. Arion.
Hymne an Poſeidon 135
7. Simonides.
Elegie 135
8. Pindaros.
1) Erſte olympiſche Siegeshymne 135
2) Siebente pythiſche Siegeshymne 136
3) Neunte pythiſche Siegeshymne 136
9. Bakchylides.
Der Frieden 138
10. Kalliſtratos.
Skolien 138
11. Ariſtoteles.
Lobgeſang auf die Tugend 138

Seite
12. Melinno.
Ode an Rom . . . . . . . . . 139
13. Meſomedes.
An die Nemeſis . . . . . . . 139
4) Didaktik
1. Pythagoras.
Goldene Sprüche . . . . . . . . 139
2. Aeſopos.
Drei Fabeln . . . . . . . . . 140
5) Das Idyll.
Theokritos.
1) Thyrſis . . . . . . . . 140
2) Die Syrakuſerinnen . . . . . . 142
6) Das Epigramm . . . . . . . . . 144
Anhang. Des Klemens von Alexandrien Lobgeſang auf den Erlöſer . 146
(Vgl. die „Ergänzungen“.)
II. Rom . . . . . . . . . . . . . 147
1) Die Heldendichtung.
Virgilius.
Aeneis:
Troja's Untergang . . . . . . . 149
2) Das Drama
1. Plautus.
Der Bramarbas (Vorſpiel) . . . 151
2. Terentius.
Das Mädchen von Andros (Akt 1) . 153
3. Seneca.
Die Trojanerinnen (Akt 3) . . . . 154
3) Die Lyrik
1. Catullus.
Hochzeitgeſang . . . . . . . . 156
2. Horatius.
1) An Ariſtius Fuſcus . . . . . . 156
2) Römerzucht . . . . . . . . 157
3) Wechſelgeſang . . . . . . . 157
4) An Poſthumus . . . . . . . 157
5) Säkulariſches Feſtlied . . . . . 157
6) Lob des Landlebens . . . . . . 158
3. Tibullus.
Sulpicia, in 7 Elegien . . . . . . 159
4. Propertius.
1) Die Eroberung . . . . . . . . 160
2) Die Nacht . . . . . . . . . 161
5. Ovidius.
1) Niobe (Aus den Verwandlungen) 161
2) Corinna (Aus den Liebesgedichten) 163
3) Abſchied von Rom (Aus den Trauerliedern) . . . . . . . . . . 164
4) Didaktik.
1. Lucretius.
Von der Natur der Dinge:
1) Venus . . . . . . . . . . 165
2) Entſtehung der Religionen . . . 165
2. Virgilius.
Das Leben der Bienen, aus dem Lehrgedicht vom Landbau . . . . . 166
3. Horatius.
1) Epiſtel an Numicius . . . . . 167
2) Satire auf die Habgier . . . . 168
4. Juvenalis.
Die Verderbniß der römiſchen Weiber (Satire 6) . . . . . . . . . 170
5. Phädrus.
Zwei Fabeln . . . . . . . . . 172
5) Bukoliſche Poeſie.
Virgilius.
Das Meiſtergericht . . . . . . . 172
6) Das Epigramm.
Martialis . . . . . . . . . . . 174
Anhang. Poeſie der lateiniſchen Kirche.
1) Das Weltgericht . . . . . . . 175
2) Die ſchmerzensreiche Mutter . . 175
3) Die vor Liebe ſterbende Maria . 175
4) Morgenlied des Papſtes Gregor I. 176
5) Damiani's Lobpreiſung der Freuden des Paradieſes . . . . . 176

## Drittes Buch.

## Die Troubadours.

Die Troubadours . . . . . . . . . . 179
1) Wilhelm IX. von Poitiers . . 180
2) Bernart von Ventadour. . . 180
3) Marcabrun . . . . . . . . 181
4) Peire Rogier . . . . . . . 181
5) Arnaut von Marueil . . . . 181
6) Guiraut von Borneil . . . . 182
7) Peire Vidal . . . . . . . 182
8) Bertran de Born . . . . . 183
9) Pons von Capdueil . . . . 183
10) Peirol . . . . . . . . . . 184
11) Arnaut Daniel . . . . . . 185
12) Gaucelm Faidit . . . . . . 185
13) Savaric von Mauleon . . . 186
14) Peire Cardinal . . . . . . 187
15) Guiraut Riquier . . . . . 188
16) Guillem Figueiras . . . . . 189

## Viertes Buch.

## Italien.

Italien . . . . . . . . . . . . . 193
1. Dante.
Die göttliche Komödie:
1) Der Hölleneingang . . . . . . 195
2) Francesca von Rimini . . . . . 196
3) Ugolino . . . . . . . . . . 197
4) Satan . . . . . . . . . . . 198
5) Beatrice's Erſcheinen . . . . . 198
6) Die Himmelsroſe . . . . . . . 199
7) Die Madonna und das ewige Licht . 201
2. Petrarca.
1) Canzone an Cola Rienzi . . . . 203
2) Canzone . . . . . . . . . . 203
3) Seſtine . . . . . . . . . . 204
4) Zwölf Sonette . . . . . . . . 205
5) Balladen . . . . . . . . . . 205
6) Der Triumph der Zeit . . . . . 205
3. Boccaccio.
Aufruf des Dichters (aus dem Roman Ameto) . . . . . . . . . . 206
4. Poliziano.
Die Schäferin . . . . . . . . . 207
5. Pulci.
Der große Morgant:
Roland und Morgant . . . . . . 207

Seite
6. Sannazaro.
  Dichterfluch . . . . . . . . . . 208
7. Macchiavelli.
  Die Gelegenheit . . . . . . 209
8. Bojardo.
  Der verliebte Roland:
    Iroldo, Praſildo und Tisbina . . 210
9. Arioſto.
  Der raſende Roland:
    1) Angelica's Untreue und Roland's Raſerei . . . . . . . . . . 211
    2) Iſabella's Treue bis in den Tod . 216
    3) Die Weiberrede . . . . . . . 218
10. Taſſo.
  Das befreite Jeruſalem:
    1) Die göttliche Botſchaft . . . . . 221
    2) Clorinda's Tod . . . . . . . 222
    3) Armida's Zaubergärten . . . . 223
    4) Jeruſalems Erſtürmung . . . . . 227
11. Guarini.
  Der treue Schäfer:
    1) Amaryllis' Monolog . . . . . . 229
    2) Chorgeſang . . . . . . . . . 229
12. Filicaja.
  Italien, o Italien! . . . . . . 230
13. Forteguerra.
  Richardett:
    Rinald und Ferragu . . . . . . 230
14. Metaſtaſio.
  Zeus . . . . . . . . . . . . 235
15. Caſti.
  Die redenden Thiere:
    Die Königswahl der Thiere . 237
16. Alfieri.
  Philipp der Zweite von Spanien (Act 2 und 3) . . . . . . . . . . 238
17. Foscolo.
  Die Gräber . . . . . . . . . 243
18. Manzoni.
  1) Der Graf von Carmagnola (Act 2, Scene 6) . . . . . . . . . 249
  2) An die ewige Liebe . . . . . 250
  3) Der fünfte Mai . . . . . . 251
19. Pellico.
  Franceſca von Rimini (Act 3) . . . 251
20. Niccolini.
  Arnoldo von Breſcia (Act 1, Sc. 3, 5, 6) 254
21. Leopardi.
  1) An Italien . . . . . . . . . 258
  2) Bei der Hochzeit der Schweſter Paolina 259
  3) Die erſte Liebe . . . . . . . 260
  4) Die Ruhe nach dem Ungewitter . . 261
Anhang 1) Sonette von Giordano Bruno und Tomaſo Campanella . . . . . . 261
  2) Volkslieder . . . . . . . 262

(Vgl. die „Ergänzungen.")

## Fünftes Buch

## Spanien und Portugal.

I. Spanien . . . . . . . . . . . . 267
1. Die volksmäßige Romanzendichtung der Spanier:
  1) Dreizehn Romanzen vom Cid . . . 269
  2) Andere Romanzen . . . . . . . 276
Seite
2. Boscan.
  Das Reich der Liebe . . . . . . . 281
3. Garcilaſo.
  Ekloge (Salicio und Nemoroſo) . . . 281
4. Mendoza.
  Epiſtel an Boscan . . . . . . . . 284
5. Herrera.
  An den Schlaf . . . . . . . . . 285
6. Ponce de Leon.
  Des Weiſen Glück . . . . . . . . 285
7. Montemayor.
  Diana's Klage, aus dem Schäferroman Diana . . . . . . . . . . . 286
8. Gil Polo.
  Idyll . . . . . . . . . . . . 287
9. Villegas.
  1) Selbſtvertheidigung . . . . . . 288
  2) Amor und Lydia . . . . . . . 288
  3) Amor und die Biene . . . . . 288
10. Rioja.
  1) Die Nelke . . . . . . . . . . 289
  2) Die Roſe . . . . . . . . . . 289
  3) Der Jasmin . . . . . . . . . 289
11. Ercilla.
  Araucana:
    1) Rede des alten Colocolo . . . . 290
    2) Der Tod des Caupolican . . . . 290
12. Cervantes.
  1) Numancia (Eröffnungsſcene) . . . 291
  2) Sonett aus dem Don Quixote . . 292
  3) Stanzen aus dem Perſiles . . . . 292
  4) Sonett aus der Galatea . . . . 293
  5) Die Schildwache . . . . . . . 293
  6) Das Wundertheater, ein Zwiſchenſpiel 293
13. Lope.
  1) Der Stern von Sevilla, Trauerſpiel 296
  2) Der betrogene Vater, Zwiſchenſpiel . 304
  3) Die Ernte, geiſtliches Feſtſpiel . . 307
14. Tirſo.
  Der ſteinerne Gaſt (Tag 3, Scene 9, 10, 11, 16) . . . . . . . . . . 310
15. Alarcon.
  Der Weber von Segovia (Act 1, Sc. 5) 311
16. Gongora.
  Madrid . . . . . . . . . . . . 315
17. Quevedo.
  1) Roms Verfall . . . . . . . 315
  2) Orpheus . . . . . . . . . . 315
18. Calderon.
  1) Der ſtandhafte Prinz . . . . . . 315
  2) Die Tochter der Luft (Theil 2, Act 1) 326
  3) Die große Zenobia (Act 1, Scene 6) 332
19. Rojas.
  Außer meinem König Keiner! (Act 2, Scene 15, 16, 17, und Act 3, Scene 10, 11, 12) . . . . . . . . . . 334
20. Moreto.
  Trotz wider Trotz (Act 2, Scene 3 u. 4) 338
21. Melendez Valdez.
  Der flüchtige Amor . . . . . . . 341
22. Iriarte.
  Zwei Fabeln . . . . . . . . . . 341
23. Cienfuegos.
  Scene aus dem Trauerſpiel „Die Gräfin von Caſtilien" . . . . . . . . 341
24. Mora.
  Romanze von Alinkar und Zulema . . 343

(Vgl. die „Ergänzungen.")

Seite
**II. Portugal** . . . . . 345
Camoëns.
Die Lusiaden:
1) Eingang . . . . . 346
2) Wie Venus vom Throne Jupiters naht . . . . . 347
3) Ines de Castro . . . . . 347
4) Adamastor . . . . . 348
5) Die Insel der Liebe . . . . . 349
Drei Sonette . . . . . 352
(Vgl. die „Ergänzungen.")

## Sechstes Buch.

## Frankreich.

**Frankreich** . . . . . 355
**1. Clotilde de Vallon-Chalys.**
Wiegenlied . . . . . 357
**2. Jean de la Jessée.**
Der Lenz mit grünem Ehrenkleid . . . . . 358
**3. Marie de Romieu.**
An die Rose . . . . . 358
**4. König Heinrich IV.**
Liebeslied . . . . . 358
**5. Corneille.**
Der Cid (Act 3, Scene 4) . . . . . 359
**6. Racine.**
1) Phädra (Act 1, Scene 3 — Act 2, Scene 5) . . . . . 360
2) Athalie (Act 2, Scene 6, 7, 8, 9) . . . . . 363
**7. Molière.**
Tartuffe, eine Komödie . . . . . 365
**8. La Fontaine.**
Die Milchfrau und der Milchtopf . . . . . 370
**9. Voltaire.**
1) Henriade (Gesang 7) . . . . . 370
2) Zaire (Act 2) . . . . . 372
3) Der Genfer See . . . . . 375
4) Das Für und das Wider . . . . . 377
5) Die Justizkammer . . . . . 378
**10. Chenier.**
Todesgedanken . . . . . 379
**11. Rouget Delisle.**
Die Marseillaise . . . . . 379
**12. Chateaubriand.**
Ballade . . . . . 379
**13. Delavigne.**
1) Der Tod des Räubers . . . . . 380
2) Der Hund des Louvre . . . . . 381
**14. Béranger.**
1) Der König von Yvetot . . . . . 381
2) Mein Beruf . . . . . 382
3) Nebukadnezar . . . . . 382
4) Der Rathsherr . . . . . 382
5) Der ewige Jude . . . . . 383
6) Rochus Lebemann . . . . . 383
7) Wie reizend ist sie! . . . . . 384
8) Die beiden Grenadiere . . . . . 384
9) Die rothe Lene . . . . . 384
10) Der Gott der Biedermänner . . . . . 385
11) Meine Republik . . . . . 385
12) Mein Pfarrer . . . . . 385
13) An meine Minister gewordenen Freunde . . . . . 386
14) Ha, wär' ich jung! . . . . . 386
15) Die Phantasiereise . . . . . 387
**15. Lamartine.**
1) Der Herbst . . . . . 387
2) Verzweiflung . . . . . 387
3) Begeisterung . . . . . 388
4) Bonaparte . . . . . 389
5) Der sterbende Dichter . . . . . 390
6) Jocelyn (Epoche 6) . . . . . 392
**16. Reboul.**
Der Engel und das Kind . . . . . 395
**17. Hugo.**
1) Moses auf dem Nil . . . . . 395
2) Türkischer Marsch . . . . . 396
3) Der Derwisch . . . . . 396
4) Sarah die Badende . . . . . 397
5) Die Großmutter . . . . . 397
6) Napoleon der Zweite . . . . . 399
7) Lied . . . . . 400
8) Das schlafende Kind . . . . . 400
9) Bitte . . . . . 400
10) Unsere Zeit . . . . . 400
11) Hernani (vierte Handlung) . . . . . 401
**18. Sainte-Beuve.**
Jugendträume . . . . . 408
**19. De Vigny.**
1) Dolorida . . . . . 408
2) Frau von Soubise . . . . . 409
**20. Quinet.**
Prometheus (Theil 2, Scene 8) . . . . . 410
**21. Desbordes-Valmore** (Marceline)
1) Traum einer Frau . . . . . 413
2) Ich schlief . . . . . 413
3) Hätt' er's gewußt . . . . . 413
**22. Barbier.**
1) Das Jagdrecht . . . . . 413
2) Das Idol . . . . . 414
3) Ria . . . . . 416
**23. Marmier.**
1) Der Straßburger Münster . . . . . 416
2) Der Walfisch . . . . . 417
**24. Deschamps.**
An das Meer . . . . . 417
**25. Musset.**
1) Die Andalusierin . . . . . 417
2) Stanzen . . . . . 419
**26. Moreau.**
Die Pächterin . . . . . 419
**27. Ponsard.**
Lucretia, Tragödie . . . . . 419
**Anhang: Volkslieder** . . . . . 427
(Vgl. die „Ergänzungen.")

## Siebentes Buch.

## England,

### Schottland, Irland, Nordamerika.

**England** . . . . . 435
**1. Altenglische und altschottische Volksballaden** . . . . . 438
**2. Spenser.**
Schönheit (aus der „Feenkönigin") . . . . . 445
**3. Shakspeare.**
1) Sonette . . . . . 445
2) Der verliebte Pilger . . . . . 446
3) Heinrich der Vierte (Thl. 1, A. 2, Sc. 4) . . . . . 446
4) Richard der Dritte (A. 1, Sc. 2) . . . . . 448

Seite
5) Romeo und Julia (A. 2, Sc. 2) . 451
6) Hamlet (A. 3, Sc. 1) . . . . . 453
7) Ein Sommernachtstraum (A. 3, Sc. 1) 454
8) Lear (A. 3, Sc. 2) . . . . . . 456
9) Othello (A. 1, Sc. 3 u. A. 5, Sc. 2) 458
10) Wie es euch gefällt (A. 3, Sc. 2) . 462
11) Julius Cäsar (A. 3, Sc. 2) . . . 466
12) Macbeth (A. 1, Sc. 1 u. A. 5, Sc. 1) 469
4. Ben Jonson.
Der Alchemist (A. 2, Sc. 1) . . . . 471
5. Milton.
Das verlorene Paradies:
1) Satan und seine Dämonen . . . 476
2) Das Paradies und seine Bewohner 478
6. Butler.
Hudibras (Gesang 1) . . . . . . . 479
7. Dryden.
Das Alexanderfest . . . . . . . . 482
8. Swift.
Die Beichte der Thiere . . . . . . 483
9. Pope.
1) Der Lockenraub (Gesang 3) . . . 485
2) Heloise an Abelard . . . . . . 487
10. Thomson.
1) Herrsch', Britannia! . . . . . 489
2) Winter-Anfang (aus den „Jahreszeiten") . . . . . . . . . 490
11. Young.
Nachtgedanken (Nacht 1) . . . . . 491
12. Gray.
Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhof 492
13. Goldsmith.
Ballade aus dem Vicar von Wakefield 493
14. Cowper.
Heldenthum . . . . . . . . . . . 494
15. Chatterton.
Die Tragödie von Bristol . . . . . 494
16. Burns.
1) Mein Herz ist im Hochland . . . 497
2) John Anderson . . . . . . . . 497
3) Mein Hannchen ist weit . . . . 498
4) Schotten, Wallace's Kampfgenossen! 498
5) Lied . . . . . . . . . . . . 498
6) Jessy . . . . . . . . . . . 498
7) Hans Gerstenkorn . . . . . . 499
8) Im Gerstenfelde . . . . . . . 499
9) Die schönen Ufer des Ayr . . . 499
10) Hochland's Marie . . . . . . 500
11) [illegible] allerem . . . . . . 500
12) O wär mein Lieb' die rothe Ros'! . 501
13) Der [illegible] . . . . . . . . 501
14) Tam o' Shanter . . . . . . . 501
17. Baillie (Johanna).
Gefreit und vermählt und mehr . . 502
18. Cunningham.
Liebe Lady Anne . . . . . . . . 503
19. Tannahill.
Düstrer Winter ist entflohn . . . . 503
20. Hogg.
Kilmeny . . . . . . . . . . . . 503
21. Motherwell.
Die Meerjungfer . . . . . . . . . 505
22. Nicoll.
Menschen sind Brüder . . . . . . 506
23. Rodger.
Betrag' dich gut vor Leuten . . . . 506
24. Scott.
1) Das Fräulein vom See (Gesang 1) 507
2) Der [illegible] . . . . . . . . . 511
3) Donald Dhu's Pibroch . . . . . 511
4) Vaterlandsliebe . . . . . . . 512
25. Wordsworth.
Sieben sind wir . . . . . . . . . 512
26. Montgomery.
Das allgemeine Loos . . . . . . . 512
27. Campbell.
1) Der letzte Mensch . . . . . . 513
2) O'Connor's Kind . . . . . . . 513
3) Roland der Held . . . . . . . 515
28. Coleridge.
1) Der alte Matrose . . . . . . . 516
2) Liebe . . . . . . . . . . . . 520
29. Southey.
Thalaba, der Zerstörer . . . . . . 521
30. Rogers.
Der Schiffer . . . . . . . . . . . 522
31. Wilson.
Ein Begräbnißplatz . . . . . . . . 522
32. Moore.
1) Irische Melodieen . . . . . . . 523
2) Nachtbesuch . . . . . . . . . 524
3) Freiheitslied . . . . . . . . . 524
4) Die Welt ist all ein flüchtig Scheinen 524
5) Die [illegible] . . . . . . . . 524
6) Wißt ihr? . . . . . . . . . . 524
7) Das Paradies und die Peri (aus „Lalla Rookh") . . . . . . . 525
33. Byron.
1) Childe Harold: a) Harold, b) das Stiergefecht, c) am Rhein, d) Rom, e) an das Meer . . . . 528
2) Der Corsar: a) Medora's Lied, b) der Ueberfall . . . . . . . . . 531
3) Parisina . . . . . . . . . . 533
4) Manfred (A. 1, Sc. 1) . . . . . 537
5) Cain (A. 2, Sc. 1) . . . . . . 539
6) Don Juan: a) Don Juan's Erziehung, b) Haidee . . . . . . . . . 541
7) Lyrische Gedichte: a) Finsterniß, b) Lied, c) Lebewohl, d) die Entschlafene, e) Ode auf Venedig, f) Sonett auf Chillon, g) Jephtha's Tochter, h) Strophen für Musik, i) Schwanenlied . . . . . . . . 546
34. Keats.
Dichterleben . . . . . . . . . . 550
35. Shelley.
Alastor . . . . . . . . . . . . . 550
36. Elliott.
1) Eine Proletarierfamilie . . . . . 555
2) Grabschrift . . . . . . . . . . 556
37. Hemans (Felicia).
1) Was da [illegible], das ist mein Traum . 556
2) Die Stunde des Gebets . . . . . 556
3) Des Cid's Leichenzug . . . . . 556
4) Die indische Stadt . . . . . . 557
38. Bulwer.
An die Ideale . . . . . . . . . . 559
39. Landon (Letitia).
1) Der spanische Page . . . . . . 560
2) Das unbekannte Grab . . . . . . 561
40. Hood.
Das Lied vom Hemde . . . . . . . 561
41. Milman.
Hymne der Juden . . . . . . . . . 562
42. Pollock.
Das Unglück einer Jungfrau . . . . 562
43. Wolfe.
Das Begräbniß des Sir John Moore . 563

Seite
44. **Pringle.**
König Löwe . . . . . . . . . . 563
45. **Bleſſington** (Lady).
Hoffnung . . . . . . . . . . 563
46. **Howitt** (Mary).
Blumenlieder . . . . . . . . . . 563
47. **Cornwall.**
1) Seemannslied . . . . . . . . 564
2) Tippo Saib's letzter Tag . . . . 564
48. **Tennyſon.**
1) Mariana . . . . . . . . . . 565
2) Lady Clara Vere de Vere . . . 565
3) Oriana . . . . . . . . . . 566
4) Die Schweſtern . . . . . . . 567
5) Ein Grablied . . . . . . . . 567
49. **Percival.**
An den Adler . . . . . . . . . 567
50. **Bryant.**
Thanatopſis . . . . . . . . . 568
51. **Longfellow.**
Excelſior . . . . . . . . . . 569
52. **Street.**
Der Anſiedler . . . . . . . . 569
53. **Irving.**
Die Fälle des Paſſaic . . . . . 569
54. **Drake.**
Die amerikaniſche Flagge . . . . . 570
Anhang: Oſſian.
1) Die Ballade von Finn's Jagd . . . 570
2) Lieder von Selma . . . . . . . 572
(Vgl. die „Ergänzungen.“)

## Achtes Buch.

## Deutſchland.

**Deutſchland** . . . . . . . . . . . 577

I. Das Mittelalter.

1) **Die volksmäßige Heldendichtung.**

1) Das Hildebrandslied . . . . 583
2) Walther von Aquitanien . . . 584
3) Beowulf . . . . . . . . . 589
4) Die Nibelungen . . . . . . 590
5) Gudrun . . . . . . . . . 602
6) Der Roſengarten . . . . . . 609

2) **Die geiſtliche (epiſch-didaktiſche) Dichtung.**

Der Heliand . . . . . . . . . 611

3) **Die kunſtmäßige (ritterliche, höfiſche) Heldendichtung.**

1. **Hartmann von der Aue:**
1) Iwein . . . . . . . . . . 614
2) Der arme Heinrich . . . . . 617
2. **Wolfram von Eſchenbach:**
1) Parzival . . . . . . . . . 621
2) Titurel . . . . . . . . . 629
3. **Gottfried von Straßburg:**
Triſtan und Iſolde . . . . . . 633

4) **Die Minneſänger:**

1. **Dietmar von Aiſt** . . . . . . . 653
2. **Heinrich von Veldecke** . . . . . 653
3. **Konrad von Kirchberg** . . . . . 654
4. **Kaiſer Heinrich** . . . . . . . 654
5. **Heinrich von Morungen** . . . . . 655
6. **Reinmar der Alte** . . . . . . . 655
Seite
7. **Chriſtian von Hamle** . . . . . . 655
8. **Walther von der Vogelweide** . . . 655
9. **Der von Kürenberg** . . . . . . 657
10. **Markgraf Heinrich von Meißen** . 657
11. **Herzog Johann von Brabant** . . 657
12. **Markgraf Otto von Brandenburg** 657
13. **Schenk Ulrich von Winterſtetten** . 658
14. **Steinmar** . . . . . . . . . 658
15. **Konrad von Würzburg** . . . . 658
16. **Reinmar von Zweter** . . . . . 659
17. **Ulrich von Lichtenſtein** . . . . 659
18. **Johann Hadloub** . . . . . . . 660
19. **Frauenlob** . . . . . . . . . 660

5) **Die Lehrdichtung.**

1. **Aus den Ermahnungen des Winsbecken** . . . . . . . . . . . . 661
2. **Aus Freidank's Beſcheidenheit** . . 661
3. **Ein Beiſpiel des Strickers** . . . 661
4. **Eine Fabel aus Ulrich Boner's Edelſtein** . . . . . . . . . . . 661
5. **Eine Fabel aus dem Renner Hugo's von Trimberg** . . . . . . . . 662
6. **Aus Sebaſtian Brandt's Narrenſchiff** . . . . . . . . . . . . 663

**Anhang zum Mittelalter:**

1) Ein Weingruß von Hans Roſenblut . . . . . . . . . . . . 663
2) Eine Priamel . . . . . . . . 664
3) Ein Meiſtergeſang . . . . . . 664
4) Ein Kriegslied von Veit Weber . 665
5) Das Spiel von Frau Jutten von Theodor Schernbergk . . . 666

II. Die Reformationszeit.

1. **Baumann** (?).
Aus „Reineke Vos“ . . . . . . . 668
2. **Murner.**
Der Teufel iſt Abt . . . . . . . 669
3. **Luther.**
1) Eine feſte Burg . . . . . . . 669
2) Ein Kinderlied auf die Weihnachten 670
4. **Hutten.**
Klag und Vermahnung wider den Gewalt des Papſts . . . . . . . . 670
5. **Sachs.**
1) Das Narrenſchneiden, ein Faſtnachtsſpiel . . . . . . . . . . 672
2) Ein Schwank . . . . . . . . 673
6. **Burkard Waldis.**
Fabel von dem Wolf und dem Lamm . 676
7. **Fiſchart.**
1) Klage eines Flohes (aus der Flohhaz) 676
2) Aus der Erzählung „das glückhafte Schiff“ . . . . . . . . . . 676
8. **Rollenhagen.**
Zwei Capitel aus dem „Froſchmäusler“ 678
9. **Weckherlin.**
Soldatenlied . . . . . . . . . 679
10. **Opitz.**
1) Lied . . . . . . . . . . . 680
2) Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges . . . . . . . . . 680
11. **Flemming.**
1) Nach des 6. Pſalms Weiſe . . . 681
2) Ein getreues Herze . . . . . . 682
3) Ein Trauerlied . . . . . . . 682
4) Drei Sonette . . . . . . . . 683
12. **Dach.**
Aennchen von Tharau . . . . . . 683

Seite
13. **Gerhardt**
1) An das Angeſicht des Herrn Jeſu 684
2) Vertrauen auf Gott 684
14. **Riſt**
Schrecken der Ewigkeit 685
15. **Spee.**
Lob Gottes 685
16. **Scheffler**
1) Aus der verliebten Pſyche 687
2) Aus dem cherubiniſchen Wandersmann 687
17. **Logau.**
Sinngedichte 687
18. **Gryphius.**
1) Carolus Stuardus (die fünfte Abhandlung) 688
2) Eine Scene aus dem „Horribilicribrifax" 692
19. **Hofmannswaldau**
1) Abſchied 693
2) Sie weinete 693
3) Lesbiens Wehmuth 693
20. **Lohenſtein**
Monolog aus „Ibrahim Baſſa" 694
21. **Rachel**
Die Kinderzucht (Satire) 694
22. **Günther**
Studentenlied 696
23. **Brockes.**
Betrachtungen einer ſonderbar ſchönen Winterlandſchaft 696
24. **Hagedorn**
1) Die Empfindung des Frühlings 697
2) Johann der Seifenſieder 697
25. **Haller**
Die Alpen 698
26. **Gellert.**
1) Die Güte Gottes 699
2) Fabeln 700
27. **Lichtwer.**
Fabel von den Katzen und dem Hausherrn 700
28. **Schlegel** (J. E.)
Die Krähe 700
29. **Weiße**
Der Elephant 701
30. **Pfeffel.**
Die beiden Griechen 701
31. **Zachariä.**
Der Renommiſt (Geſang 1) 701
32. **Käſtner**
Sinngedichte 702
33. **Ebert**
Elegien 703
34. **Schmidt**
Der Ziegelſtreich 703

## III. Die neue Zeit.

1. **Klopſtock**
1) Der Meſſias (Geſang 2) 703
2) Oden (an Fanny, Hermann und Thusnelda, die Sommernacht, Schlachtgeſang, der Zürcherſee, mein Vaterland) 709
2. **Wieland**
1) Gandalin (Buch 8) 711
2) Oberon (Geſang 5) 713
3. **Gleim**
1) Amor und Bacchus 716
2) Das Hüttchen 716
3) Siegeslied nach der Schlacht bei Prag 716
4. **Kleiſt** (Ewald)
Der Frühling 716
5. **Uz**
Der Patriot 717
6. **Cronegk**
Ermunterung 718
7. **Ramler.**
Pygmalion 719
8. **Jacobi**
1) Litanei auf das Feſt aller Seelen 720
2) Vertrauen 720
9. **Gotter**
Epiſtel an einen Freund 721
10. **Leſſing.**
1) Sinngedichte 722
2) Eine Fabel 722
3) Minna von Barnhelm, Luſtſpiel (A. 1, Sc. 8, 9, 10, 11, 12) 722
4) Emilia Galotti, Trauerſpiel (A. 5, Sc. 5, 6, 7, 8) 725
5) Nathan der Weiſe, Schauſpiel (A. 3, Sc. 5, 6, 7) 728
11. **Herder.**
1) Lied des Lebens 731
2) Das Kind der Sorge 731
3) Das Ich 731
4) Die wiedergefundenen Söhne 732
12. **Claudius.**
1) Abendlied 733
2) Rheinweinlied 733
13. **Hölty.**
1) Lebenspflichten 734
2) Elegie auf ein Landmädchen 734
14. **Stolberg.**
Romanze 735
15. **Bürger.**
Lenore 735
16. **Voß.**
Der ſiebzigſte Geburtstag 737
17. **Hebel.**
1) Sonntagsfrühe 740
2) Hans und Verene 740
3) Das Habermuß 741
18. **Gerſtenberg.**
Ugolino (Schluß der Tragödie) 742
19. **Klinger.**
Sturm und Drang (A. 1, Sc. 1) 744
20. **Müller** (Friedrich)
Golo und Genovefa (Chor) 745
21. **Goethe.**
a) Lyrik:
1) Neue Liebe, neues Leben 746
2) Troſt in Thränen 746
3) Schäfers Klagelied 746
4) Nachtgeſang 747
5) Jägers Abendlied 747
6) An den Mond 747
7) Bundeslied 747
8) Kophtiſches Lied 747
9) Künſtlers Abendlied 748
10) Beherzigung 748
11) Lied des Harfenſpielers 748
12) Mignon's Lied 748
13) Philine's Lied 748
14) Wiederfinden 749
15) Prometheus 749
16) Meine Göttin 749
17) Grenzen der Menſchheit 750
18) Römiſche Elegie 750
19) Euphroſyne 750
20) Epigramme und Sprüche 752

Seite

b) Epik:
1) Der König in Thule . . . . . 752
2) Erlkönig . . . . . 752
3) Der Fiſcher . . . . . 753
4) Der Schatzgräber . . . . . 753
5) Der Gott und die Bajadere . . . . . 753
6) Die Braut von Korinth . . . . . 754
7) Eine Parabel . . . . . 755
8) Hermann und Dorothea (Geſang 7) 756
c) Drama:
1) Götz von Berlichingen . . . . . 757
2) Fauſt . . . . . 758
3) Torquato Taſſo (A. 5, Sc. 4 u. 5) 765

22. Schubart.

Der ewige Jude . . . . . 767

23. Schiller.

a) Lyrik:
1) An die Freude . . . . . 768
2) Sehnſucht . . . . . 769
3) Der Pilgrim . . . . . 769
4) Die Gunſt des Augenblicks . . . . . 769
5) Die Macht des Geſanges . . . . . 770
6) Die Worte des Glaubens . . . . . 770
7) Die Götter Griechenlands . . . . . 770
8) Das Lied von der Glocke . . . . . 771
9) Der Spaziergang . . . . . 771
10) Epigramme . . . . . 776
b) Epik:
1) Die Kraniche des Ibykus . . . . . 777
2) Der Taucher . . . . . 778
3) Der Kampf mit dem Drachen . . . . . 779
c) Drama:
1) Die Räuber, Trauerſpiel (A. 5, Sc. 1 und 2) . . . . . 781
2) Don Carlos, Trauerſpiel (A. 3, Sc. 10) 783
3) Wilhelm Tell, Schauſpiel (A. 4, Sc. 3) 785

24. Humboldt.

Der innigſte Wunſch . . . . . 788

25. Tiedge.

Aus dem Lehrgedicht „Urania“ . . . . . 788

26. Matthiſſon.

1) Der Abend . . . . . 789
2) Mondſcheingemälde . . . . . 789

27. Salis.

1) Das Grab . . . . . 789
2) Letzter Wunſch . . . . . 790

28. Mahlmann.

Sternhelle Nacht . . . . . 790

29. Uſteri.

1) Rundgeſang . . . . . 790
2) De verliebt Rechemeiſter . . . . . 791

30. Langbein.

Das große Loos . . . . . 791

31. Seume.

Der Wilde . . . . . 792

32. Koſegarten.

Agathon an Telxione . . . . . 793

33. Hölderlin.

1) Das Schickſal . . . . . 793
2) Der blinde Sänger . . . . . 794
3) Menſchenbeifall . . . . . 794
4) Der Tod für's Vaterland . . . . . 794
5) An die Deutſchen . . . . . 795
6) Sokrates und Alkibiades . . . . . 795
7) Rückkehr in die Heimat . . . . . 795
8) Hyperion's Schickſalslied . . . . . 795
9) Der Wanderer . . . . . 795

34. Pyrker.

Eine Epiſode aus dem Heldengedicht „Rudolf von Habsburg“ . . . . . 796

35. Schlegel (A. W.)

1) Der Bund der Kirche mit den Künſten 797
2) Das Sonett . . . . . 799
3) Arion . . . . . 799
4) Rom . . . . . 800

36. Schlegel (Fr.).

1) Bei der Wartburg . . . . . 804
2) Das verſunkene Schloß . . . . . 804

37. Tieck.

1) Andacht . . . . . 805
2) Herbſtlied . . . . . 805
3) Zuverſicht . . . . . 806
4) Nacht . . . . . 806
5) Der Troſtloſe . . . . . 806
6) Phantaſus . . . . . 806
7) Kaiſer Octavianus, Luſtſpiel (Prolog) 807

38. Novalis.

1) Das Lied vom Wein . . . . . 814
2) Märchenlied . . . . . 814
3) Symbolum . . . . . 814
4) Hymne . . . . . 814
5) Hymne an die Nacht . . . . . 815

39. Arnim.

Von der Pfalz im Rhein . . . . . 816

40. Brentano.

Die luſtigen Muſikanten . . . . . 818

41. Fouqué.

Eine Nordlandsgeſchichte . . . . . 819

42. Schelling.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning . . . . . 821

43. Kleiſt (Heinrich).

1) Das Käthchen von Heilbronn (A. 4, Sc. 2) . . . . . 823
2) Der Schrecken im Bade . . . . . 825

44. Schenkendorf.

1) Der Landſturm . . . . . 826
2) Freiheit . . . . . 826
3) Der Straßburger Münſter . . . . . 827
4) Das Lied vom Rhein . . . . . 827

45. Körner.

1) Aufruf . . . . . 828
2) Lützow's wilde Jagd . . . . . 828
3) Schwertlied . . . . . 828
4) Treuer Tod . . . . . 829

46. Arndt.

1) Das Vaterlandslied . . . . . 829
2) Das Feuerlied . . . . . 830
3) Das Eiſenlied . . . . . 830
4) Das Blücherlied . . . . . 830
5) Zorn und Liebe . . . . . 830
6) Der König von Burgund . . . . . 831

47. Schulze.

1) Jägerlied . . . . . 832
2) Elegie . . . . . 833
3) Sonett . . . . . 833

48. Uhland.

a) Lieder:
1) Des Knaben Berglied . . . . . 833
2) Die Kapelle . . . . . 833
3) Schäfers Sonntagslied . . . . . 833
4) Frühlingsglaube . . . . . 834
5) Trinklied . . . . . 834
6) Freie Kunſt . . . . . 834
7) Wanderung . . . . . 834
b) Sonette . . . . . 835
c) Eine Gloſſe . . . . . 835
d) Balladen und Romanzen:
1) Der Schäfer . . . . . 836
2) Der Wirthin Töchterlein . . . . . 836

# Inhalt.

Seite
3) Der blinde König . . . . . . . 836
4) Graf Eberſtein . . . . . . . 836
5) Bertran de Born . . . . . . . 837
6) Die Bidaſſoabrücke . . . . . . . 837
7) Harald . . . . . . . 838
8) Der Caſtellan von Couci . . . . . 838
9) Das Nothhemd . . . . . . . 839
10) Die verlorene Kirche . . . . . 839
11) Tell's Tod . . . . . . . 840
12) Das Glück von Edenhall . . . . . 840
13) Des Goldſchmieds Töchterlein . . . 841
14) Des Sängers Fluch . . . . . . 841
f) Konradin, dramatiſches Fragment . 842
49. Schwab.
1) Das fremden Königreich . . . . . 844
2) Das Opfer . . . . . . . . 845
3) Das Gewitter . . . . . . . 846
4) Die Schlacht am Speicher . . . . 847
50. Kerner.
1) Poeſie . . . . . . . . 848
2) Alte Heimat . . . . . . . 848
3) Die Mühle ſteht ſtille . . . . . 848
4) Stille Thränen . . . . . . 848
5) Wanderlied . . . . . . . 848
6) Hohenſtaufen . . . . . . 849
7) Die ſchwäbiſche Dichterſchule . . . 849
8) Letzte Bitte . . . . . . . 849
51. Rückert.
1) Dichterſelbſtlob . . . . . . 849
2) Die ſterbende Blume . . . . . 850
3) Eine Parabel . . . . . . . 850
4) Frühlingslied . . . . . . . 851
5) Herbſtlied . . . . . . . 852
6) Die Zwei und der Dritte . . . . 852
7) Hymne (Gaſel) . . . . . . 852
8) Vierzeilen . . . . . . . 852
9) Sicilianen . . . . . . . 853
10) Wein und Weinen (Terzinen) . . . 853
11) Ritornelle . . . . . . . 853
12) Geharniſchte Sonette . . . . . 853
13) Das rauſcht ſo laut . . . . . 854
14) Die drei Geſellen . . . . . . 854
15) Barbaroſſa . . . . . . . 854
16) Die hohle Weide . . . . . . 855
17) Wanderlied . . . . . . . 855
18) Zwei Lieder aus dem „Liebesfrühling" 855
19) Zwei Lieder aus den „Oeſtlichen Roſen" . . . . . . . . 856
20) Die Cypreſſe . . . . . . . 856
21) Drei Paare und Einer . . . . . 857
22) Welt und Ich . . . . . . . 857
23) Die Pflanzgärtner . . . . . . 857
24) Aus dem Lehrgedicht „die Weisheit des Brahmanen" . . . . . . 857
52. Chamiſſo.
1) Das Schloß Boncourt . . . . . 858
2) Tragiſche Geſchichte . . . . . 858
3) Canon . . . . . . . . 859
4) Die alte Waſchfrau . . . . . . 859
5) Der Bettler und ſein Hund . . . . 859
6) Salas y Gomez . . . . . . 859
53. Eichendorff.
1) Sehnſucht . . . . . . . 861
2) Heimweh . . . . . . . 862
3) Der Gärtner . . . . . . . 862
4) Gebet . . . . . . . . 862
5) Das zerbrochene Ringlein . . . . 862
6) Die falſche Schweſter . . . . . 862
7) Der frohe Wandersmann . . . . 863
8) Der Jäger Abſchied . . . . . . 863
54. Müller (Wilhelm).
1) Frühlingseinzug . . . . . . . 863
2) [illegible] . . . . . . . . 863
3) Alexander Ypſilanti . . . . . . 864
4) Epigramme . . . . . . . . 864
55. Immermann.
1) Merlin (Vorſpiel) . . . . . . 865
2) Triſtan und Iſolde (Mittagszauber) 869
56. Grillparzer.
Das goldene Vließ, Trauerſpiel (A. 5) 871
57. Platen.
a) Lieder:
1) In der Nacht . . . . . . . 876
2) Gruß dir, Venus! . . . . . . 876
3) Ein Polenlied . . . . . . . 876
4) An einen Ultra . . . . . . 877
b) Balladen:
1) Das Grab im Buſento . . . . . 877
2) Der alte Gondolier . . . . . . 877
c) Gaſele . . . . . . . . . 878
d) Sonette . . . . . . . . . 878
e) Oden:
1) Der beſſere Theil . . . . . . 878
2) Kaſſandra . . . . . . . . 878
f) Bilder Neapels . . . . . . . 879
g) Ein Feſtgeſang . . . . . . . 880
h) Epigramme . . . . . . . . 880
i) Der romantiſche Oedipus (Schlußparabaſe) . . . . . . . . 881
58. Zedlitz.
1) Die nächtliche Heerſchau . . . . 882
2) Byron (aus den „Todtenkränzen") . 882
59. Bechſtein.
Der Noah Indiens . . . . . . . 883
60. Schefer.
Aus dem „Laienbrevier" . . . . . 884
61. Wackernagel.
Weinlied . . . . . . . . . 886
62. Stöber (Adolf).
Deutſche Sprüchwörter . . . . . . 886
63. Stöber (Auguſt).
Die Salzburger . . . . . . . 887
64. Follen.
1) Arnold Struthan von Winkelried . 887
2) Siegeslied . . . . . . . . 888
65. Fröhlich.
1) Zehn Fabeln . . . . . . . 888
2) Die Schlacht bei Marignano (aus „Zwingli") . . . . . . . . 889
66. Simrock.
1) Warnung vor dem Rhein . . . . 890
2) Der Sang der Schildjungfrauen (aus „Wieland der Schmied") . . . . 893
67. Ettmüller.
Die Heerſchau (aus „Karl der Große und die fränkiſchen Jungfrauen") . 897
68. Hauff.
Soldatenliebe . . . . . . . . 899
69. Waiblinger.
1) Aus den griechiſchen Erzählungen . 900
2) Ave Maria . . . . . . . . 900
3) Lied aus Capri . . . . . . . 901
70. Mörike.
1) Die Herbſtfeier . . . . . . . 901
2) Tone und Margreth (aus dem „Idyll vom Bodenſee") . . . . . . . 902
71. Viſcher.
1) Der Erde . . . . . . . . 903
2) Fauſt'ſche Stimmen . . . . . . 904

Seite
72. Pfizer.
1) Der ſterbende Koſmopolit . . . . . 904
2) Sonett . . . . . . . . . . 906
3) Gaſel . . . . . . . . . . 906
73. Zimmermann.
Das verlorene Paradies . . . . . . 906
74. Kurz.
1) Mann und Weib . . . . . . . 906
2) Gottfried von Straßburg . . . . 907
75. Württemberg.
1) Lied eines Friedensſoldaten . . . . 908
2) Lied des Sturms . . . . . . . 908
76. Heine.
a) Lieder:
1 – 21 . . . . . . . . . . . 909
b) Nordſeebilder:
1) Frieden . . . . . . . . . . 910
2) Seegeſpenſt . . . . . . . . . 911
3) Im Hafen . . . . . . . . . 911
4) Sonnenuntergang . . . . . . . 912
c) Götterdämmerung . . . . . . . 912
d) Romanzen:
1) Der wunde Ritter . . . . . . . 913
2) Die Grenadiere . . . . . . . 913
3) Ein altes Liedchen . . . . . . 913
4) Spatz und Spätzin . . . . . . 913
5) Die Wallfahrt nach Kevlaar . . . . 914
6) Bergidyll . . . . . . . . . 914
e) Zeitgedichte:
1) Wie geht es daheim? . . . . . . 916
2) Zur Beruhigung . . . . . . . 916
f) Aus dem Wintermärchen „Deutſchland". . . . . . . . . . . . 916
77. Gaudy.
1) Die große Firma . . . . . . . 918
2) Was geht's dich an! . . . . . . 919
3) Entſchuld'gen Sie, Frau Gräfin . . . 919
4) Ewigkeit. . . . . . . . . . 919
5) Die Schlacht bei den Pyramiden . . 920
78. Stieglitz.
Unſere Zeit. . . . . . . . . . 921
79. Grabbe.
1) Hannibal (Schluß der Tragödie) . . 922
2) Die Hermannsſchlacht . . . . . . 924
80. Laube.
Die Karlsſchüler (A. 4, Sc. 5). . . . 925
81. Gutzkow.
Aus der Tragödie „Nero" . . . . . . 928
82. Kühne.
Scenen aus „Kaiſer Friedrich in Prag" 930
83. Büchner.
Scene aus „Danton's Tod" . . . . . 935
84. Moſen.
1) Friſch, mein Lied! . . . . . . . 936
2) Andreas Hofer . . . . . . . . 936
3) Der Waſſerneck . . . . . . . 937
4) Jeruſalems Erſtürmung (aus „Ahasver"). . . . . . . . . . . . 938
85. Lenau.
a) Lyriſche Gedichte:
1) Schilflieder . . . . . . . . . 940
2) Winternacht. . . . . . . . . 941
3) Der Lenz . . . . . . . . . 941
4) Frühlings Tod. . . . . . . . 941
5) Der Herbſt. . . . . . . . . 941
6) Unmuth . . . . . . . . . . 941
7) Die Zweifler . . . . . . . . 941
8) Himmelstrauer . . . . . . . . 942
9) Die Haideſchenke . . . . . . . 942
10) Der Steyrertanz . . . . . . . 943
11) Meeresſtille. . . . . . . . . 944
12) Doppelheimweh . . . . . . . 945
b) Aus „Johannes Ziska" . . . . 945
c) Scene aus „Fauſt" . . . . . . 945
d) Aus „Savonarola" . . . . . . 948
e) Das Credo der Albigenſer . . 949
86. Grün.
a) Lyriſche Gedichte:
1) Der letzte Dichter . . . . . . 950
2) Die Brücke. . . . . . . . . 951
3) Hellas . . . . . . . . . . 951
4) Archipelagus der Liebe . . . . . 952
5) Der Deſerteur. . . . . . . . 952
6) Der Gränzſoldat. . . . . . . 952
7) Poeſie des Dampfes. . . . . . . 953
b) Der letzte Ritter:
Die Schlacht bei Dorneck . . . . . 953
c) Spaziergänge eines Wiener Poeten:
Sieg der Freiheit . . . . . . . . 954
d) Schutt:
1) Der Gefangene . . . . . . . . 955
2) Die Beichte . . . . . . . . . 955
87. Beck.
a) Gepanzerte Lieder:
1) Der Sultan . . . . . . . . 955
2) Ein Donnerſchlag. . . . . . . 956
3) Lazar's Tod . . . . . . . . 956
b) Der fahrende Poet:
Schiller und Göthe . . . . . . . 956
c) Stille Lieder:
1) An der Donau . . . . . . . . 957
2) Knecht und Magd . . . . . . . 957
d) Ungariſche Melodieen:
Das rothe Lied . . . . . . . . 958
e) Lieder vom armen Mann:
Anna Marie . . . . . . . . . . 958
88. Freiligrath.
1) Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren 959
2) Löwenritt . . . . . . . . . . 959
3) Mirage . . . . . . . . . . 960
4) An das Meer . . . . . . . . 960
5) Fieber . . . . . . . . . . 961
6) Der Blumen Rache . . . . . . . 961
7) Prinz Eugen . . . . . . . . 962
8) Der ausgewanderte Dichter . . . . 962
9) Vom Harze. . . . . . . . . 964
10) Im Irrenhaus . . . . . . . . 964
11) Requiescat . . . . . . . . . 965
12) Irland . . . . . . . . . . 966
89. Kinkel.
Otto der Schütz:
1) Liebesnacht. . . . . . . . . 966
2) Die Reiherbeize . . . . . . . 967
90. Geibel.
1) O ſtille dies Verlangen! . . . . 969
2) Minnelied . . . . . . . . . 969
3) Welt und Einſamkeit . . . . . . 970
4) Sonette . . . . . . . . . . 971
5) Italien . . . . . . . . . . 971
91. Hoffmann von Fallersleben.
1) Trinklied . . . . . . . . . 972
2) Das neue Jeruſalem . . . . . . 972
3) Auf der Bierbank. . . . . . . . 972
4) Aus Ovid's Metamorphoſen . . . 972

Seite
92. **Sallet.**
1) Aus dem „Laienevangelium" . . . 973
2) Fernſicht . . . . . . . . . . 973
93. **Duller.**
1) Oſterſonntag . . . . . . . . 974
2) Das Kind . . . . . . . . . 975
94. **Scherr.**
1) Frühlingsgang . . . . . . . . 976
2) Einer Verlorenen . . . . . . . 976
3) [illegible] . . . . . . . . . 976
4) Das Lied vom braven Weib . . . 977
5) Das Lied vom guten Kameraden . . 978
6) Der Genius . . . . . . . . 978
7) Zwei Capitel aus Michel's Selbſtbiographie . . . . . . . . 979
95. **Hoffmann** (Heinrich).
Die Mondzügler, Komödie (dritter Auftritt) . . . . . . . . . . . 980
96. **Herwegh.**
1) Leicht Gepäck . . . . . . . . 983
2) Der Freiheit eine Gaſſe . . . . 983
3) Rheinweinlied . . . . . . . . 984
4) An die deutſchen Dichter . . . . 984
5) Der Gang um Mitternacht . . . 984
6) Strophen aus der Fremde . . . . 985
7) Sonette . . . . . . . . . . 985
8) Das Lied vom Haſſe . . . . . 985
9) Aus den Bergen . . . . . . . 985
10) Eine Viſion . . . . . . . . 986
11) Xenien . . . . . . . . . . 986
97. **Prutz.**
1) Die badende Königin . . . . . 986
2) Die Mutter des Koſaken . . . . 987
3) Die erſte Saat . . . . . . . 988
4) Noch iſt die Freiheit nicht verloren . 989
5) Parabaſe aus der Komödie „die politiſche Wochenſtube" . . . . . . 989
98. **Seeger.**
1) Morgen . . . . . . . . . . 990
2) Dithyrambe . . . . . . . . 990
3) Stechpalmen . . . . . . . . 990
99. **Dingelſtedt.**
Nachtwächterlieder . . . . . . . 991
100. **Schücking.**
1) Bei einem Hochamt . . . . . . 991
2) Am Rhein . . . . . . . . . 992
101. **Matzerath.**
Sibylliniſche Blätter . . . . . . 992
102. **Seidl.**
Abſchied . . . . . . . . . . 993
103. **Vogl.**
Prinz Eugen . . . . . . . . . 993
104. **Draxler-Manfred.**
Dichten . . . . . . . . . . 994
105. **Ebert.**
Die Lilie und der Mondſtrahl . . . . 994
106. **Kopiſch.**
Vater Noah . . . . . . . . . 994
107. **Reinick.**
Das frägt ſich doch noch ſehr . . . . 995
108. **Ferrand.**
1) Leben . . . . . . . . . . 995
2) Eine Todte . . . . . . . . . 995
109. **Marggraff** (Hermann).
Der Todtengräber zu Münſingen . . 996
110. **Marggraff** (Rudolf).
Der alte Lore . . . . . . . . 996
111. **Wihl.**
Turban und Gürtel . . . . . . . 997
Seite
112. **Creizenach.**
Der deutſche Jude . . . . . . . 997
113. **Ruge.**
1) Elegie . . . . . . . . . . 998
2) Epigramme . . . . . . . . . 998
114. **Schults.**
Das Negerſchiff . . . . . . . . 999
115. **Horn.**
Huß und Hieronymus . . . . . . 999
116. **Mautner.**
[illegible] Moreau . . . . . . . . 1000
117. **Schirmer.**
Die Nordenkönigin . . . . . . . 1000
118. **Gruppe.**
Reiters Abſchied . . . . . . . . 1001
119. **Müller** (Nikolaus).
Das Thränenparadies . . . . . . 1001
120. **Müller** (Wolfgang).
1) Abenteuer . . . . . . . . . 1001
2) Ulrich Hutten . . . . . . . . 1001
121. **Bottner.**
Sonette . . . . . . . . . . . 1002
122. **Oelkers.**
1) Der große Pan . . . . . . . 1002
2) Sonett . . . . . . . . . . 1002
123. **Schuler.**
Spätherbſt . . . . . . . . . . 1003
124. **Nordmann.**
Die Mimoſe . . . . . . . . . 1003
125. **Waldau.**
Canzone . . . . . . . . . . 1003
126. **Willkomm.**
Der tolle Junker . . . . . . . 1003
127. **Schimper.**
Gaſel . . . . . . . . . . . 1004
128. **Braunfels.**
Das Recht auf Corſika . . . . . . 1004
129. **Koch.**
Gaſel . . . . . . . . . . . 1005
130. **Diefenbach.**
Weib und Welt . . . . . . . . 1005
131. **Peters.**
[illegible] . . . . . . . . . . 1005
132. **Wenkſtern.**
[illegible] . . . . . . . . . . 1006
133. **Wierth.**
1) Erſt achtzehn Jahr . . . . . . 1006
2) Ein [illegible] . . . . . . . . 1007
134. **Ein rheiniſcher Poet.**
Der Banquier . . . . . . . . 1007
135. **Püttmann.**
1) Lebewohl der Hoffnung . . . . 1007
2) Verzage nicht . . . . . . . . 1008
136. **Gottſchall.**
Oſt und Weſt . . . . . . . . 1008
137. **Strauß.**
Des Propheten Erdengang . . . . 1009
138. **Ulrich.**
Dithyrambe an die Jugend . . . . 1010
139. **Minckwitz.**
Italiens Fluch . . . . . . . . 1011
140. **Peez.**
Sonett . . . . . . . . . . . 1011
141. **Reinhold.**
Im Walde . . . . . . . . . . 1011
142. **Frankl.**
Begegnen . . . . . . . . . . 1011

Seite
143. **Glaßbrenner.**
Eine Fabel . . . . . . . . . . 1012
144. **Hartmann** (Moritz).
1) Böhmiſche Elegieen . . . . . . . 1013
2) Drei Reiter . . . . . . . . . 1014
3) Dienſtbotenſchlaf . . . . . . . 1014
4) Die Jüdin . . . . . . . . . 1014
145. **Meißner.**
1) Venedig . . . . . . . . . . 1015
2) Jubel . . . . . . . . . . 1016
3) Eine Poetennatur . . . . . . . 1016
4) Die Taboriten (aus „Ziska") . . . 1016
146. **Keller.**
1) Sommernacht . . . . . . . . 1018
2) Schwüle . . . . . . . . . . 1018
3) Im Wald . . . . . . . . . 1018
4) Ein Liebeslied . . . . . . . . 1018
5) Aus dem „Feueridyll" . . . . . . 1019
6) Apoſtatenmoritat . . . . . . . 1019
147. **Rollett.**
1) Offenbarung . . . . . . . . 1019
2) Liebesfrühling . . . . . . . . 1020
148. **Apel.**
Eiſenbahnſonett . . . . . . . . 1020
149. **Hartmann** (J. G.)
1) Warum? . . . . . . . . . 1020
2) Im Mai 1848 . . . . . . . . 1020
150. **Pfau.**
Die letzte Kuh . . . . . . . . 1020
151. **Strachwitz.**
1) An die Romantik . . . . . . . 1021
2) Das Herz von Douglas . . . . . 1021
152. **Hebbel.**
Judith, Trauerſpiel (A. 5, Sc. 3) . 1022
153. **Deutſche Dichterinnen.**
1) Karſch.
Klagen einer Braut . . . . . . 1025
2) Brachmann.
Columbus . . . . . . . . . 1025
3) Pichler.
Kaiſer Max . . . . . . . . . 1026
4) Chezy.
Sanct Johannes und das Würmlein 1027
5) Helwig.
Die Geiſter des Sees . . . . . 1027
6) Ottenheimer.
Wohin? . . . . . . . . . . 1028
7) Ploennies.
Iſt es Wonne, iſt es Schmerz? . 1028
8) Aſſing.
Wanderlied . . . . . . . . . 1028
9) Leonhart-Lyſer.
Mein Glück . . . . . . . . . 1028
10) Bernhert.
Liebeslied . . . . . . . . . 1028
11) Stolterfoth.
Der Seekönig . . . . . . . . 1029
12) Paoli.
Ein Todtenopfer . . . . . . . 1029
13) Hahn-Hahn.
Irrwiſch . . . . . . . . . . 1030
14) Niendorf.
Gemeinſames Loos . . . . . . 1031
15) Droſte-Hülshof.
a) Vor vierzig Jahren . . . . 1031
b) Die beſchränkte Frau . . . . 1032
c) Der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers . . . . . . 1032
**Anhang:** Volkslieder . . . . . 1037
(Vgl. die „Ergänzungen.")

Seite

## Neuntes Buch.

## Niederland und Skandinavien.

**I. Niederland** . . . . . . . . . . . 1043
1. **Reinhart Fuchs.**
König Nobel's Hof und Braun's, des Bären, Abenteuer . . . . . . 1044
2. **Hooft.**
Neue Liebe, neues Leben . . . . . 1049
3. **Cats.**
Aus des Dichters Selbſtbiographie . 1050
4. **Vondel.**
Lucifer (A. 1, Sc. 1) . . . . . . 1051
5. **Tollens.**
Winterabendlied . . . . . . . . 1053
6. **Feith.**
De Ruinen . . . . . . . . . 1053
7. **Helmers.**
Holland, der Sitz der Seefahrt . . . 1054
8. **Kerckhove.**
Die geheimnißvolle Alte . . . . . 1055
**Anhang:** Volkslieder . . . . . . 1056
**II. Skandinavien.**
A. Island . . . . . . . . . . . 1059
Die Edda:
1) Der geſtohlene Hammer . . . 1060
2) Sigurd's Ermordung und Brunhild's Tod . . . . . . . . 1061
B. Schweden . . . . . . . . . . 1064
1. **Tegnér.**
1) Liebe (aus der Romanze „Axel") . 1065
2) Die Frithiofs-Sage . . . . 1065
2. **Nicander.**
Runa . . . . . . . . . . . . 1071
3. **Atterbom.**
Die Inſel der Glückſeligkeit, Sagenſpiel (Ballade, die Winde) . . . 1073
C. Norwegen.
1. **Rein.**
Norwegen . . . . . . . . . . . 1075
2. **Munch.**
Drei Worte . . . . . . . . . . 1075
3. **Bjerregaard.**
Bisweilen blitzt ein Schimmer . . . 1075
D. Dänemark . . . . . . . . . . 1076
1. **Baggeſen.**
Adam und Eva (Buch 4) . . . . . 1076
2. **Oehlenſchläger.**
1) Die heimliche Stimme . . . . . 1079
2) Die Roſenbüſche . . . . . . . 1079
3) Des Dichters Heimat . . . . . 1080
4) Hakon Jarl, Trauerſpiel . . . . 1081
3. **Ingemann.**
Ballade . . . . . . . . . . . 1085
4. **Hauch.**
Tiberius (fünfte Handlung) . . . . 1086
5. **Anderſen.**
1) Liebe . . . . . . . . . . . 1090
2) Holger Danske . . . . . . . . 1090
3) Die Schneekönigin . . . . . . 1091
4) Sohn und Mutter . . . . . . . 1091
5) Ruhe auf der Haide . . . . . . 1091
6) Das ſterbende Kind . . . . . 1092

Seite
7) Geſchwätz! Geſchwätz! . . . . . . 1092
8) Märzveilchen . . . . . . . . . 1092
9) Muttertraum . . . . . . . . . 1092
10) Der Soldat . . . . . . . . . 1092
11) Aus „Ahasverus" . . . . . . . 1092
6. Hertz.
König René's Tochter (Sc. 1) . . . . 1095
Anhang: Volksballaden des Nordens.
1) Axel und Walborg . . . . . . . 1100
2) Held Renved . . . . . . . . . 1105
3) Brautwerbung . . . . . . . . 1108
4) Die Mutter im Grabe . . . . . 1108
5) Herr Olof im Elfentanz . . . . . 1109
6) Der Nix . . . . . . . . . . 1109
7) Die Harfe . . . . . . . . . . 1109

---

## Zehntes Buch.

## Die Slavenländer
## (Böhmen, Serbien, Polen, Rußland), Ungarn und Neugriechenland.

### I. Die Slavenländer.

A. Böhmen (Czechien) . . . . . . . 1113
1. Die Königinhofer Handſchrift:
1) Zaboj, Slawoj, Ludiek . . . . . 1113
2) Das berühmte Turnier . . . . . 1115
3) Benes, Hermann's Sohn . . . . . 1116
2. Kollar.
Sonette . . . . . . . . . . . 1117
3. Celakowsky.
Nachhall ruſſiſcher Lieder:
1) Romantiſche Liebe . . . . . . . 1118
2) Die Verlaſſene . . . . . . . . 1118
3) Geſtändniß . . . . . . . . . 1118
4) Der verjüngte Greis . . . . . . 1118
5) Die Verlobung . . . . . . . . 1119
6) Die Vergeltung . . . . . . . . 1119
7) Curila Plenkowic . . . . . . . 1120
8) Ilia von der Wolga . . . . . . 1121
4. Jablonsky.
Sprüche aus dem Lehrgedicht „Salomon" 1123
5. Zeule.
Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens . . . . . . . . . . . 1124
6. Wocel.
Das Labyrinth des Ruhms . . . . . 1125
B. Serbien . . . . . . . . . . . 1130
1) Die Schlacht auf dem Amſelfelde . 1130
2) Skenderbeg . . . . . . . . . . 1132
3) Der Serben Aufſtand 1804 . . . . 1134
4) Sechs Lieder . . . . . . . . . 1138
C. Polen . . . . . . . . . . . . 1139
1. Niemcewicz.
Elegie auf den Fürſten Glinski . . . 1140
2. Malczewski.
Die Tatarenſchlacht (aus „Maria") . 1141
3. Mickiewicz.
1) Konrad (aus den „Dziady") . . . 1142
2) Sonette aus der Krim . . . . . 1146
3) Frau Twardowska . . . . . . . 1147
4) Der Faris . . . . . . . . . . 1147
5) Romantik . . . . . . . . . . 1149
6) Alpuhara (aus „Konrad Wallenrod") 1149
7) Herr Thaddäus oder der letzte Sajazd in Lithauen . . . . . . . 1150
4. Krasinski.
Die ungöttliche Komödie . . . . . 1156
Anhang: Volkslieder aus Polen und Lithauen . . . . . . . . . 1163
D. Rußland . . . . . . . . . . . 1165
1. Lomonoſſow.
Morgengedanken . . . . . . . . 1165
2. Derſchawin.
Gott . . . . . . . . . . . . 1166
3. Neledinsky-Melezky.
An die Geliebte . . . . . . . . . 1167
4. Karamſin.
Das Lied vom guten Czaren . . . . 1167
5. Zhukowsky.
Der Schiffer . . . . . . . . . . 1167
6. Koslow.
Der Mönch, poetiſche Erzählung . . 1167
7. Jaſykow.
Der Dichter . . . . . . . . . . 1171
8. Puſchkin.
1) Der Engel und der Dämon . . . 1171
2) Der Talisman . . . . . . . . 1171
3) Die beiden Raben . . . . . . . 1171
4) Der Woiwode . . . . . . . . . 1171
5) Der Gefangene im Kaukaſus . . 1172
6) Tatariſches Lied . . . . . . . . 1177
7) Die Räuberbrüder . . . . . . . 1177
8) Eugen Onägin (Buch 6) . . . . 1179
9) Boris Godunoff (A. 3, Sc. 3) . . 1182
Anhang: 1) Ruſſiſche Volkslieder 1184
2) Koſakenlieder aus der Ukraine . . . . . . 1185
3) Lieder der Finnen . . 1186
4) Lieder der Letten . . 1187
5) Lieder und Sagen verſchiedener Slavenſtämme (böhmiſch, ſlowakiſch, mähriſch, eſthniſch, wendiſch, bulgariſch, illyriſch, morlakiſch, krainiſch) 1188

### II. Ungarn (Magyaren-Land) . . 1193

1. Faludi.
1) Neckendes Lied . . . . . . . . 1194
2) Antwort . . . . . . . . . . . 1194
2. Virag.
Der Poet und die Muſe . . . . . . 1194
3. Endrödi.
Aufſchrift auf einen Huſarenſäbel . . 1194
4. Kazinczy.
Die Erfindung des Diſtichons . . . . 1194
5. Kisfaludi.
1) Unglückliche Liebe . . . . . . . 1194
2) Glückliche Liebe . . . . . . . . 1195
Anhang: 1) Volkslieder . . . . . 1196
2) Zigeunerliedchen . . . 1197

### III. Neugriechenland . . . . . . . 1198

1. Rhigas.
Kriegslied gegen die Türken . . . . 1198
2. Korais.
Kriegshymne . . . . . . . . . . 1198
3. Chriſtopulos.
Eros auf der Flucht . . . . . . . 1200

Seite
4. Ypſilanti.
Klaglied des verbannten Vögelchens . 1200
5. Sutſos (Alexander).
Die Freiheit . . . . . . . . . 1200
6. Sutſos (Panagiotis).
Die Schatten . . . . . . . . . 1201
7. Rhangawis.
Monolog des Phleros (aus dem Drama „der Vorabend") . . . . . . 1202
8. Orphanidis.
An das ſeine Ketten ſprengende Kreta . 1202
Anhang: Volkslieder . . . . . . 1203

## Ergänzungen.

1) Zu Indien.
1) Damajanti und der Jäger . . . 1206
2) Jajadeva: Gitagovinda . . . 1207
2) Zu China.
Tu fu: Das Dorf Kiang . . . . 1209
3) Zu Perſien.
1) Ferideddin Attar: Sprüche . 1210
2) Spruch aus den Anwari Soheili . 1210
4) Zu Hellas.
Muſäos: Hero und Leandros . . . 1210
5) Zu Italien.
Buonarotti: Ottaven . . . . . 1215
Seite
6) Zu Spanien.
1) Berceo: Legende . . . . . . . 1215
2) Volkslieder . . . . . . . . 1216
7) Zu Portugal.
1) Saa de Miranda: Sonett . . 1216
2) Camoens: Sonett . . . . . 1216
3) Garção: Der Galeerenſklave . . 1217
8) Zu Frankreich.
1) Chenier (André): Die junge Gefangene . . . . . . . . . . 1217
2) Chenier (Joſeph): Patriotiſche Feſthymne . . . . . . . . . 1217
9) Zu England.
White: Einſamkeit . . . . . . 1218
10) Zu Deutſchland.
1) Hölderlin: Heidelberg . . . . 1218
2) Chamiſſo: Die alte Waſchfrau . 1218
3) Grün: Ungebetene Gäſte . . . 1219
4) Sallet: Das Volkslied . . . . 1219
5) Staufer: Es genügt . . . . 1220
6) Kübler: Der Tell . . . . . 1220
7) Rogge: Gebrauch des Lebens . . 1220
8) Gödeke: Verborgenheit . . . . 1220
9) Kugler: Wein, Weib und Geſang 1221
10) Mörike: Nachtgeſang . . . . 1223
11) Seeger: a) Lied. b) Wider die Reaction . . . . . . . . . . 1223
12) Kurz: Vaterlandslied . . . . 1224
13) Althaus: Rückblick . . . . . 1225
14) Ein Ungenannter: Der Untergang . . . . . . . . . . . 1225

# Sinnſtörende Druckfehler.

Seite VIII (Vorrede) Zeile 3 v. o. ſtatt wo lies von.
„ 102, Spalte 1. „ 9 v. o. „ Nachricht lies Anſicht.
„ 137 „ 1 „ 21 v. u. „ ſanftſächelnd l. ſanftfächelnd.
„ 183 „ 2 „ 27 v. u. „ Cupruceil l. Capruceil.
„ 195 „ 1 „ 3 v. o. „ Filicaia l. Filicaja.
„ 306 „ 1 „ 28 v. u. „ ſchechter l. ſchlechter.
„ 380 „ 1 „ 27 v. u. „ Staub l. Mond.
„ 396 „ 1 „ 18 v. o. „ Klingt l. Klirrt.
„ 437 „ 2 „ 12 v. o. „ Pollack l. Pollock.
„ 438 „ 1 „ 23 v. o. „ Fins l. Finns.
„ 456 „ 1 „ 11 v. o. „ Barken l. Backen.
„ 565 „ 2 „ 3 v. u. „ Angt l. Angſt.
„ 599 „ 2 „ 13 v. o. „ Niebelungen l. Nibelungen.
„ 613 „ 2 „ 1 v. u. „ 635 l. 629.
„ 817 „ 2 „ 29 v. o. „ den Himmel l. der Himmel.
„ 830 „ 2 „ 3 v. u. „ wunderlich l. wunderlieblich.
„ 878 „ 1 „ 17 v. o. „ Gaſein l. Gaſele.
„ 901 „ 1 „ 5 v. o. „ 4 l. 3.
„ 918 „ 2 „ 26 v. u. „ ſeine l. ſeiner.
„ 979 „ 1 „ 17 v. o. „ Sichtung l. Dichtung.
„ 979 „ 1 „ 13 v. u. „ nicht l. einſt.
„ 1062 „ 2 „ 2 v. u. „ oder l. aber hier.
„ 1065 „ 1 „ 9 v. o. „ Kollgren l. Kellgren.
„ 1065 „ 1 „ 13 v. o. „ 1817 l. 1816.

NB. Arndt's „Blücherlied“ S. 830 iſt in ſeiner zweiten Hälfte ganz verſetzt und verwirrt. Es muß von der ſiebenten Strophe an heißen, wie folgt:

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
  Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
  Sie mußten wieder ſpringen wie Haſen über's Feld
  Und hintendrein ließ klingen ſein Huſſah der Held.
Bei Leipzig auf dem Plane, o ſchöne Ehrenſchlacht!
  Da brach er den Franzoſen in Trümmer Glück und Macht,
  Da liegen ſie ſo ſicher nach letztem hartem Fall,
  Da ward der alte Blücher ein Feldmarſchall.
Drum blaſet ihr Trompeten! Huſaren heraus!
  Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Sturmwind im Saus.
  Du reit' dem Glück entgegen zum Rhein und über'n Rhein,
  Du alter tapfrer Degen, und Gott ſoll mit dir ſein!

# Zum Eingang.

Es iſt mein Volk, das große,
Das ſendet täglich aus
Die Söhn' aus ſeinem Schooße,
Zu führen in ſein Haus
Die Völker aller Zungen,
Und wunderbar erklungen
Iſt da ein Weltgeſpräch beim Schmaus.

Friedrich Rückert.

Der Deutſche ſchöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoeſie mit der kryſtallenen Opferſchale der Humanität.

**Ludolf Wienbarg.**

# 1.

# Das Morgenland.

O Morgenland! wie ein Erinnern ſchallend —
Wie Heimweh zieht's nach deinen Märchenfernen.
Hier lag die Menſchheit in der Wiege lallend
Und langte ſpielend nach des Himmels Sternen.

Im Taumel raſend und im Stumpfſinn brütend,
Wich dein Geſchlecht aus ſchöner Menſchheit Gleiſe,
Doch ſann, der Kindheit Tiefſinn ſtill behütend,
Im Schatten deines Hains manch frommer Weiſe.

Was vor uns ſteht im Taglicht der Erkenntniß,
Fühlteſt du leis durch deine Träume wallen;
Was unſer Geiſt erkämpfte dem Verſtändniß,
Iſt dir als Spielzeug in den Schooß gefallen.

Friedrich v. Sallet.

Bayeriſche
Staats-
Bibliothek
München

## I.

# Indien.

Im alten Indien, wo die himmeltragenden Gipfel des Himavan (Himalaya) aufragen, in deſſen Thälern vielleicht die Wiege des Menſchengeſchlechtes ſtand, hier thut ſich uns die ungeheuerſte Macht und Pracht der Phantaſie auf. Dieſe Phantaſie bemächtigt ſich frühe aller Formen der Dichtung und beweiſ't im Heldengedichte, im Drama, in der Didaktik und Lyrik eine ſchöpferiſche Thätigkeit, eine unerſchöpfliche Productionskraft, die zwar in maßloſeſter Willkür Himmel und Erde, Göttliches und Menſchliches in ein ſinnverwirrendes Getümmel zuſammenwirft, in athemloſer Beweglichkeit zwiſchen dem Schönen und Unförmlichen, dem Erhabenen und Gemeinen, dem Anmuthigen und Ungeheuerlichen umherſchwankt, ſich aber dann plötzlich wieder zu faſſen, zu zierlichen Formen, zu goldhaltigen Gedanken zuſammenzudrängen vermag, um die Saiten des Herzens anzuſchlagen und aus der Tiefe der Menſchenbruſt einzelne leuchtende Perlen zu Tage zu fördern.

Die Sprache, in welcher die Geiſteserzeugniſſe des alten Indiens abgefaßt ſind, iſt das Sanskrit, d. h. die vollkommene Sprache, welche ſeit den Zeiten, in welchen das Land von den ſiegreich nach Oſten vordringenden Mohammedanern unterjocht wurde, eine todte, d. h. nicht mehr im gewöhnlichen Leben gebrauchte und verſtandene Sprache iſt, die nur von den Brahmanen erlernt wird, damit ſie die heiligen Schriften verſtehen. Aus dem Reichthum, der Geſchmeidigkeit, Vielſeitigkeit und dem geregelten Bau dieſer Sprache hat man, auch abgeſehen von den in derſelben vorhandenen Schriftwerken, mit Recht auf die hohe Cultur des alten Indiens geſchloſſen, bevor dieſelbe durch die mohammedaniſche Invaſion und Beſetzung in ihrer fernern Entwickelung nicht nur gehemmt, ſondern auch in Verwilderung aufgelöſ't wurde. Ganz zweifellos aber wird das Vorhandenſein einer edeln Bildung im alten Indien durch den reichen Literaturſchatz, deſſen Fülle uns jetzt von Jahr zu Jahr mehr ſich eröffnet. Der um die Kenntniß des alten Orients hochverdiente Engländer Colebrooke allein hat im Jahre 1816 eine Sammlung von Sanskrit-Schriften nach Europa gebracht, unter welchen ſich 211 Veda's und Vedacommentare, 149 Werke über die Vedanta-Philoſophie, 100 über Dialektik und Logik, 239 Werke heiliger und 200 profaner Poeſie, ferner 57 mediciniſchen, 67 mathematiſchen und aſtronomiſchen, 251 juridiſchen, 61 lexikaliſchen und 136 grammatikaliſchen Inhaltes befanden.

Was wir Literatur nennen, begreift der Inder unter dem Namen „Vidya", d. i. Wiſſen, und er theilt daſſelbe in 18 Haupttheile ein. An der Spitze der Literatur ſtehen die 4 „Veda's", d. h. die vier religiöſen, kanoniſchen Hauptſchriften, welche nach dem Urtheile competenter Richter im 14. Jahrhundert vor Chriſtus entſtanden ſein ſollen. Dieſen Veda's kommt an Heiligkeit und Gewicht nur das „Geſetzbuch des Manu" nahe, etwa im 12. Jahrhundert vor Chriſtus entſtanden, und dieſem folgen die übrigen aus Religion und Cultus hervorgegangenen, heilig gehaltenen, jedoch auch das profane Wiſſen berückſichtigenden Upaveda's, Vedanga's, Upanga's, und endlich die 18 Purana's, theologiſche Mythen und hiſtoriſche Sagen enthaltend. Dieſe Purana's bereiten die eigentliche poetiſche Thätigkeit Indiens vor und bilden den Uebergang zu den indiſchen Heldengedichten, von denen vornehmlich zwei, der Ramayana und der Mahabharata unſere Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregen müſſen.

Das Alter dieſer rieſenhaften Gedichte angehend, in welchen, wie in allen alten Epopöen, die Götter- und die Heldenſage zuſammenfällt, dürfte ungefähr mit dem der Geſänge Homer's gleichſtehen oder, genauer geſprochen, etwa in das 10. Jahrhundert v. Chr. zu ſetzen ſein, und die kritiſche Anſicht, welche Wolf über die Entſtehung der homeriſchen Geſänge geltend gemacht, daß ſie nämlich aus einzelnen Geſängen verſchiedener Rhapſoden erſt allmälig zu einem Ganzen ſich geſtaltet hätten, läßt ſich gewiß in noch höherm Maße Bezugs der altindiſchen Heldengedichte geltend machen, obwohl die Inder Nichts davon wiſſen wollen. Beide Dichtungen ſind in der Form des Sloka's (Doppelvers) verfaßt, einem aus zwei ſechszehnſylbigen Verſen beſtehenden Diſtichon, welches hier die Stelle des griechiſchen Hexameters einnimmt. Das ältere der beiden Heldengedichte iſt der Ramayana, d. h. der Wandel des Rama, ein Werk, von welchem es in demſelben heißt:

So lange die Gebirge ſtehn und Flüſſe auf der Erde ſind,
So lange wird im Menſchenmund fortleben der Ramayana.

Das Gedicht wird zu den heiligen Schriften gezählt und die Lectüre deſſelben geradezu als entſündigend und heiligend angegeben, denn:

Wer immer trinkt, ſo lang er lebt, des Ramayana Göttertrank,
Nimmer ſatt, der iſt mir gegrüßt als frommer Weiſer, rein von Schuld.

In ſieben Kanda's (Bücher) getheilt, zerfällt das Gedicht in viele Sarga's (Abſchnitte) und beſteht aus 24,000 Sloka's. Als Verfaſſer wird von den Indern einſtimmig Valmiki genannt, deſſen Lebenszeit jedoch nicht genau zu ermitteln iſt, während der Umſtand, daß in den berühmten, uralten Felſengrotten von Ellora Scenen aus dem Ramayana ausgehauen ſind, jedenfalls einen gewichtigen Beweis für das hohe Alter des Gedichtes ablegt. Der Mahabharata, d. h. der große König von Indien oder der große Krieg von Indien, iſt aus 2400 Sloka's, welche er anfänglich enthielt, nach und nach zu einem Umfange von [illegible] Sloka's angeſchwollen, wodurch die indiſche Behauptung, Vyaſa, welcher Name Sammler bedeutet, ſei der Verfaſſer des ganzen rieſenhaften Gedichtes, ſehr an Glaubwürdigkeit verliert. Wann es entſtanden, kann nicht genau beſtimmt werden, jedenfalls aber iſt es jünger, als der Ramayana, weil im Mahabharata die Mythologie viel ausgebildeter und complicirter erſcheint, als ſie dort erſchien. In ſeinen erzählenden Beſtandtheilen enthält der Mahabharata als Grundſtoff die Sage vom Untergange des Heldengeſchlechtes der Kurava's oder, wie Holtzmann nach Analogie der Bezeichnungen altdeutſcher Heldengeſchlechter ſie nennt, der Kuruinge. Von großer Bedeutung ſind viele der zahlreichen Epiſoden dieſer Dichtung, theils durch poetiſche Schönheit, theils durch philoſophiſche Tiefe, und iſt in letzterer Beziehung beſonders die Epiſode Bhagavadgita, d. h. der göttliche Geſang, zu beloben.

Das altindiſche Epos, mit deſſen Stoffen ſich auch die ſpätere indiſche Heldendichtung nährte, führt uns, vermöge ſeiner innigen Verbindung mit der Mythologie, Theoſophie und mythiſchen Urgeſchichte des Landes, faſt durchgehends in metaphyſiſche Regionen, in eine heiße, dunſtige Atmoſphäre, die unſern Athem beengt und in welcher wir uns zu oft allen Halt unter unſeren Füßen weichen fühlen. Das indiſche Drama aber erlaubt uns ein feſteres, ſichereres Auftreten. Hier ſtehen wir auf reellem Boden und ſind, was die Hauptſache iſt, von menſchlichen Verhältniſſen umgeben. Wenn ſich die indiſche Heldenſage nur allzu gern in übernatürliche Abſtractionen hinaufſchraubt, wenn vor dieſer unnatürlichen Aſkeſe, vor dieſer monſtröſen Büßerkraft und Brahmanenmacht unſere Phantaſie ſchwindelnd zurücktritt, ſo eröffnet uns dagegen das indiſche Drama einen blühenden Garten, deſſen Geſträuche und Blumen allerdings ebenfalls exotiſch glänzen und duften, in welchem aber Menſchen wandeln, in deren Herzen Gefühle und Leidenſchaften exiſtiren, wie in den unſrigen, mit welchen wir uns alſo befreunden, an deren Leiden und Freuden wir theilnehmen können. Der Hauptgegenſtand der indiſchen Dramen iſt die Liebe, welche bald in den glutvollſten Farben gemalt wird, bald in den ſanfteſten Herzenslauten zu uns ſpricht, und mit der prächtigſten Sinnlichkeit eine ſo zarte Empfindung vereinigt, daß die beweglichſte Phantaſie und das lauterſte Gemüth gleichermaßen davon ergriffen und bewegt werden muß. Die komiſche Seite, welche im indiſchen Drama keineswegs fehlt, hält ſich meiſtens an die Verſpottung der Pfaffen, ihres Hochmuthes und ihrer Gier, und wie im verklingenden Mittelalter faſt ſämmtliche Pfeile der Satire auf die feiſten Wänſte der Mönche abgeſchoſſen wurden, ſo nahmen ſich die indiſchen Schauſpieldichter beſonders die Brahmanen zur Zielſcheibe ihres, jedoch ſtets gutmüthigen Spottes. Eine ächtmenſchliche Eigenthümlichkeit des indiſchen Dramas iſt es, daß es dem Ernſt den Scherz, dem Pathos die Komik beimiſcht, wie wir es ſpäter auch bei Shakſpeare und Calderon finden. An den Letztern gemahnt uns auch die dramatiſche Sitte Indiens, die Perſonen des Schauſpieles abwechſelnd in Verſen und Proſa ſprechen zu laſſen und die untergeordneten außerdem durch den Gebrauch von Dialekt und Patois zu charakteriſiren. Den Höhepunkt der dramatiſchen Literatur Indiens nehmen die beiden Dramen: „Sakuntala“ oder der Erkennungsring“ und „Vikramorvaſi“ oder der Held und die Nymphe,“ ein, beide verfaßt von dem berühmten Kalidaſas, welcher im letzten Jahrhundert vor Chriſtus lebte, das Drama zur höchſten Vollendung brachte und auch als epiſcher und lyriſcher Dichter hohen Ruhm gewann.

Zugleich mit dem Drama blühte im alten Indien auch die lyriſche Poeſie, die mit jenem das Hauptmerkmal gemein hat. Auch die indiſche Lyrik iſt vornehmlich der Liebe gewidmet. Jedoch hat ſie neben dieſer erotiſchen Seite doch weſentlich auch eine didaktiſch-aſketiſche, wie es denn nicht anders ſein konnte, als daß das metaphyſiſch-ekſtatiſche und aſketiſche Element, welches die Baſis der altindiſchen Weltanſchauung ausmachte, auch ſeine lyriſchen Aeußerungen hinterlaſſen mußte. Als ausgezeichnet in dieſer Richtung iſt zu erwähnen das Gedicht Mohamudgara, d. i. der Hammer der Thorheit, von Sankara Acharya. Von berühmten Lyrikern nennen wir Kalidaſas, Amaru, Bhartrihari, Tſchaura, Ghatakarpara (Alle Zeitgenoſſen des Kalidaſas) und endlich Jayadevas, den gefeierten Verfaſſer des liebeathmenden Idylls Gitagovinda, welches die Liebe des in den Hirten Govinda verwandelten Gottes Kriſchna zu der ſchönen Schäferin Radha beſingt und dem an Glut und Lieblichkeit nur das Hohelied der Hebräer an die Seite geſtellt werden kann.

Noch müſſen wir einen flüchtigen Blick auf einen wichtigen Zweig der indiſchen Literatur werfen, bevor wir den Leſer zur Betrachtung der Schönheiten derſelben entlaſſen, auf das berühmte Fabelwerk nämlich, welches als die Urquelle aller Thier-Epopöen und Fabeldichtungen alter und neuer

Zeiten, des Morgenlandes wie des Abendlandes, anzuziehen iſt. Es ſpringt von ſelbſt in's Auge, daß kein Volk ſo geeignet war, das Thierepos zu ſchaffen, wie die Inder, welchen ja in Folge ihrer religiöſen Begriffe die ganze Thierwelt als vernünftig handelnd erſchien. Dem Alter nach iſt von den uns bisher bekannt gewordenen indiſchen Fabelwerken das **Pantſchatantra**, d. i. fünf Sammlungen oder Bücher, als das erſte anzuziehen. Es wurde im fünften Jahrhundert nach Chriſtus abgefaßt und ſoll zum Verfaſſer den **Viſchnuſarman** haben. Aus dieſem Werke ging der weit berühmtere **Hitopadeſas**, d. i. der heilſame Rath, hervor, deſſen Inhalt nachher in die Sprachen aller civiliſirten Völker übergegangen. In der perſiſchen Bearbeitung wird als Verfaſſer **Bidpai** angegeben, welcher Name eine Ueberſetzung des indiſchen **Vidyapriya**, d. i. Freund der Wiſſenſchaft, ſein ſoll. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt dieſer Bidpai eine nicht minder fabelhafte Perſon, als **Lokman** und **Aeſop**. Mit der neueren Geſtaltung der indiſchen Literatur brauchen wir uns hier nicht zu ſchaffen zu machen. Der Ausſpruch eines ſpäteren Dichters: „Poeſie war die liebliche Tochter des Valmiki, ſie ward erzogen durch Vyaſa und wählte den Kalidaſas zum Bräutigam, iſt aber jetzt alt und weiß nicht, in weſſen Hütte ſie den Fuß ſetzen ſoll" — gibt uns einen verſtändlichen Fingerzeig, daß wir gut thun, wenn wir die nachäffende Verwilderung der ſpäteren Zeiten unbeachtet bei Seite liegen laſſen.

# I.

# Die Heldendichtung.

## 1.

## Die Herabkunft der Ganga.*)

(Aus dem Ramayana.)

### Erſter Geſang.

Vormals herrſcht' in Ayodhya ein Fürſt preiswürdigen Namens,
Sagaras; dieſem Gerechten verlieh nicht Kinder des Ehbettes
Doppelter Bund; ſehnſüchtig begehrt' er Kinder zu ſchauen.
Seine Genoſſin zuerſt ward Keſini, Tochter Vidarbha's,
Wahrhaft frommen Gemüths; dann Sumatis ferner das andre
Traute Gemahl, des Garudas, des Königs aller Gefieder,
Schweſter, an Wuchs und Geſtalt die geprieſenſte ſterblicher Frauen.
Buße zu thun zog einſt ſammt Beiden er hin zu dem Berge
Himavan, ob er die Gunſt der Unſterblichen möchte gewinnen,
In Waldhütten am Fels, von des dort einſiedelnden Bhrigus
Eigenem Namen benannt. Als nun ein Hundert der Jahre
Ihm' in Gebet vollbracht und in Bußungen, ward der Seher
Ihnen geneigt und gewährte dem pilgernden König die Segnung.
Alſo zu Sagaras ſprach dieß Wort der untrügliche Bhrigus:
Ja ſie gedeiht, Untadel'ger! die herrliche Kindererzeugung,
So du begehrſt: auch ſtrahlt glorreich dein Nam' in die Nachwelt.
Einen Erzeugten gebiert, Stammhalter zu ſein des Geſchlechtes,
Eine dir, Löwe der Menſchen! und ſechs Myriaden die Andre.
Innig erfreut nun wandten ſich hin zu dem Seher des Königs
Beide Gemahlinnen, ſprachen, in Demuth faltend die Hände:
Wer, Brahmane, von uns ſoll Mutter des einzigen Sohns ſein?
Welche von beiden gebiert die unzähligen? Dieß zu erfahren
Wünſchen wir ſehr: ſag' an, Brahman', und verkünde die Wahrheit!
Auf die vernommene Red' antwortete Jenen der Weiſe:
Jede von euch kann Einen allein, kann viele gebären,
Söhne gewaltiger Kraft; euch iſt ja verſtattet die Willkür,
Alſo vertheilt einmüthig die Segnungen unter einander.
Wie er das Wort ausſprach, ſo thaten die Frauen.
Keſini wählte, die Aeltere, zuerſt vor Sagaras' Antlitz,
Einen zu bringen, den Sohn, Stammhalter der kommenden Erben;
Sumatis nahm ſich, zufrieden, die ſechs Zehntauſend der Söhne.
Dreimal wandelte dann rechtshin um den Weiſen der König,
Neigend das Haupt, und begab ſammt beiden Gemahlinnen heim ſich.
Als der Erfüllung Zeit in des Jahres Kreislaufe herankam,
Brachte den Erſtlingsſohn dem Gemahl, Aſamanjas mit Namen,
Keſini; ferner gebar dann Sumatis, fruchtbaren Schooßes,
Wunder zu ſchaun! vielkörnig den flaſchengeſtalteten Kürbis.
Als ſie die Schal' aufbrachen des Kürbiſſes, regten hervor ſich
Sechs Zehntauſend' der Söhne, wie kaum entſproſſene Keime.
Dieſe bewahrten in Krügen geläuterten Oeles die Ammen,
Nährten ſie auf: ſpät wuchſen heran zu der Jugend die Knäblein.
Doch wie die Zeit fortſchritt, in der Schönheit Füll' aufblühend
Waren dem Vater ein Heer ſie von ſechs Myriaden der Helden.
Jener ſofort, Aſamanjas, des Sagaras erſter Erzeugter,
Artete wilden Gemüths. Stets haſcht' er Kinder und warf ſie
Hin in Sarayu's Flut, behaglachend der Qual der Erſauften.
Alſo zu Sünd' und Frevel gekehrt, feindſelig dem Guten,
Ward er den Bürgern ein Graun; drum wies ſein Vater hinweg ihn,
Fern von des Reichs Hauptſitz, der mild obwaltende Herrſcher.
Dieſes Verſtoßenen Sohn hieß Anſuman, würdig des hohen
Heldengeblüts, der redenden Freund, holdſeliger Rede.
Auf ihm ruhte das Erbe, des Reichs zukünftige Hoffnung.
Wieder in anderer Zeit ſann Sagaras ſolcherlei Rath aus:
Ich will opfern! gedacht' er und ſprach zu den lehrenden Prieſtern:
Wie vollbring' ich den höchſten der Opfergebräuche, die Roßweih'?
Jene, verſammelt im Rath, wohlkundige heiliger Satzung,
Lehrten ihn Jegliches nun; und die Roßweih' wurde beſchloſſen.

---

*) Die Göttin Ganga iſt die mythologiſche Perſonification des Stromes Ganges.

Auf der geſegneten Flur, wo nordwärts weit in den Himmel
Himavan ragt, der Gebirge gewaltigſter, Schwäher des Siwas,[*]
Südwärts Vindhja's dann: wo beide ſie gegen einander
Ueber die Erd' hinſchau'n, wetteifernde Gipfel erhebend,
Dort in dem tugendbegabeten Land, Gottſeliger Wohnſitz,
Hatte das Opfer beſtellt der erhabene Herrſcher Ajodhja's.
Anſuman aber, der Held, pfeilſchleudernde, wagengeübte,
Auf großväterlich Wort ward Führer des heiligen Roſſes.
Während ſie dort oblagen mit Fleiß vorgeſchriebenen Bräuchen,
Aus dem zeriſſenen Boden herauf fuhr eine gewalt'ge
Schlang', an Geſtalt ganz ähnlich dem hochangebeteten Seſchas,
Jener unſterblichen Schlange, dem Bett des entſchlummerten Viſchnu's.
Schnell riß dieſe hinab das umwundene Roß in den Abgrund.
Alle die opfernden Prieſter, geſchreckt von dem Wunderereigniß,
Eilten zu Sagaras hin; laut huben ſie klagende Red' an:
Einer in Schlangengeſtalt hat dein ſchon geſtern geweihtes
Roß dir geraubt. Auf, tödte den Dieb! bring' wieder das Roß her!
Denn dies wär' in dem Opfer ein Bruch, uns Allen zum Unheil.
König, bewirke mit Macht, daß nicht in dem Opfer ein Bruch ſei.
Als in der Aelteſten Rath dies Wort der Herrſcher erwogen,
Rief er die ſechs Zehntauſend der Söhne herbei und begann ſo:
Nicht den dämoniſchen Rieſen und nicht von des Erebus Schlangen
Wurde das herrliche Opfer heimgeſucht; ſolches erkenn' ich
Leicht, denn kleiner Gefahr vorbeugeten ſicher die Weiſen,
Welche nach heiliger Satzung anfangs Alles geordnet.
Irgend ein Gott raubt' alſo in Schlangengeſtalt mir das Roß weg,
Unſerem Werk abhold, weil ſchon er begonnen die Vorweih'.
Doch, nicht duldet' er wohl, daß fehllos bliebe das Opfer.
Wer's nun ſei, auch berg' ihn der Flut Schooß oder die Hölle:
Findet ihn! ſchlagt! bringt wieder das Roß, ihr Söhne, mir! Heil euch!
Erſt durchwandert die Erde, die wellenumkränzete, rings um;
Grabt dann auf, nicht ruhet, bevor ihr gefunden den Renner.
Jeglicher klüfte den Boden, ſo weit aushöhlend, wie eine
Meile ſich ſtreckt, zu erſpähen den Roßdieb, meinem Geheiß treu.
Ich mit dem Enkel indeß und der Schaar ſchriftkundiger Prieſter
Bleib' in der Vorweih' Stand, bis wann ihr gefunden den Renner.
Auf mir laſtet ein Opfer, das fehlſchlug, — Söhne, bedenket!
Heil euch! — eh' das entwendete Roß nicht wieder zurückkommt.
Durch ermahnende Worte des Sagaras alſo getrieben,
Freudigen Muths, aufmachten die Söhne ſich. Als ſie die Erde
Ganz durchwandert und immer die Spur von dem Roß ungeſehn blieb,
Gruben ſie ein in die Tiefe, ſo weit Jedweder, wie eine
Meile ſich ſtreckt, die Gewalt'gen, mit blitzgleichtreffenden Armen
Und durchwühlt von den Schaufeln und Hau'n, Dreizacken und Aexten,
Stöhnte die Erde voll Qual: dumpf ſcholl aus Klüften des Abgrunds
Wehausruf und Geheul von den lebendathmenden Weſen,
Schlangen, Titanen und Rieſen, die dort in der Finſterniß wohnen.
Sechs Zehntauſend der Meilen entlang, voll Grimms, unermüdlich,
Bis in der Höll' Abgründe zerklüfteten jene die Erde,
Hierhin ſchwärmend und dort, bis ganz ſie das bergebezirkte
Eiland Jambu's[*] gehöhlet, des Königes Sagaras Söhne.
Aber die Götter anjetzt, ſammt allen Gandharven[**] und allen
Häuptern der rieſigen Schlangen, ſie wendeten ſinnenverwirrt
Zum Allvater ſich hin. Muthlos, mit bekümmertem Antlitz,
Neigten ſie ſich dem Erhab'nen und ſprachen die zagende Red' aus:
Hör', o Brahma! die Erde, bebirgt und beſtromt und bewaldet,
Mit Eilanden beſä't, wird jetzt von des Sagaras Söhnen
Ganz durchgraben, ſo weit ſie ſich ſtreckt; und die Grabenden ſchaffen
Mit eindringenden Streichen entſetzliche Weſenvertilgung.
Hier iſt, rufen ſie, hier der Entwender des Roſſes, der Störer
Unſeres Werks! Jetzt fanden wir ihn! — So tödten ſie alle
Weſen der untern Welt, die gewaltigen Sagaraskinder.
Dir, Allmächtiger, ziemt, Einhalt zu berathen, bevor ſie
Deine Lebendigen alle, die Roßaufſucher, vertilgen.
Aber der hoh' Allvater, ſobald er die Bitte vernommen,
Welche die Götter geſammt hinſtammelten, bang' vor ſolcher
Weltenerſchütternden Kraft, ſprach Jenen das tröſtliche Wort zu:
Viſchnu, der Weiſe, mir gleich, nennt ſein die Ernährerin Erde,
Seine Gemahlin; er ſelbſt, deß Heil, Majeſtät und Gewalt iſt,
Kapila's Leib annehmend, beſchirmt er die Erde beſtändig.
Sein Zornfeuer, entbrannt, wird bald aufzehren des Königs
Söhne: mir ſagt das Gemüth, ſchon ſah er der Erde Zerſpaltung.
Dem Weitſchauenden iſt der Beſiegenen Ende bereitet.
Als ſie die Red' Allvaters gehört, hochfreudigen Muthes
Kehrten die Götter, die dreißigunddrei[***], von w[illegible] ſie gekommen.
Aber indeß ſcholl laut der geſpaltenen Erde Getoſ' auf
Unter der Grabenden Hand, als kämpften die fünf Elemente.
Als ſie die Erde, die ganz durchgrabene, völlig umkreiſet,
Traten ſie hin zu dem Vater, die Sagarasſöhn', und begannen:

---

[*] Siwas iſt die dritte Perſon der indiſchen Dreieinigkeit: Brahma (Schöpfer), Viſchnu (Erhalter), Siwas (Zerſtörer).

[*] Eiland Jambu's bedeutet in der mythiſchen Geographie der Inder entweder Indien allein oder das geſammte feſte Land, womit es zuſammenhängt.

[**] Gandharven ſind Untergötter männlichen und weiblichen Geſchlechts, unter deren Obhut ſämmtliche Muſenkünſte ſtehen.

[***] Die Dreißig und Drei ſind Götter von untergeordnetem Range, die folgendermaßen aufgezählt werden: 8 Vaſu's, 11 Rudra's, 12 Aditya's, Aswini's und Kumara's. Der oberen Götter zählt man dreizehn, welchem zufolge auch der Himmel die Wohnung der Dreizehn genannt wird.

Ganz durchgraben die Erde, ſo weit hin reichet ihr Umfang,
Haben wir; haben getödtet die Schaar inwohnender Mächte,
Götter, Titanen und Rieſen, Vampyr' auch, Schlangen und Hydern.
Dennoch weder das Roß ausſpähten wir, weder den Roßdieb.
Heil dir, Herr! Was ſollen wir thun? Wohl Rathes bedarf es.
Auf die vernommene Red' antwortete zornig der Herrſcher:
Grabt ohn' Ablaß fort! Dringt ein in die Tiefen der Erde,
Kehrt nicht wieder, bevor es geglückt und gefunden der Roßdieb.
Auf die gebietende Rede des Sagaras ſtürzten die Söhne,
Alle die ſechs Zehntauſend, hinab in der Höll' Abgründe.
Als dort unten ſie ferner die Gäng' ausbohrten, ſah'n ſie,
Groß gleich einem Gebirge, der Weltregion Elephanten,
Ihn, Virupakſas genannt, der Haupt die bewaldete Erde
Trägt, voll mancherlei Lande, mit mancherlei Städten gezieret.
Wenn der Koloß-Elephant zur Erleichterung, müde der Laſt, nun
Schüttelt das Haupt, dann wird Erdbeben geſpürt von den Menſchen.
Grüßend umwandelten dieſen, der Weltregion Grundpfeiler,
Rechtshin feierlich Jene, die ein in die Hölle gedrungen.
Drauf, da erſt ſie gegraben gen Oſt hin, gruben ſie ſüdwärts.
Dort auch ſah'n ſie, im Süden, der Weltregion Elephanten,
Groß gleich einem Gebirg, das erhabene Thier Mahapadmas,
Welches die Erd' auf der Scheitel emporträgt; Staunen ergriff ſie.
Grüßend umwandelten dieſen die ſechs Zehntauſend der Söhne
Sagaras', gruben ſodann weſtwärts zu dem Rande der Welt hin.
Dort auch ſah'n ſie, im Weſten, der Weltregion Elephanten,
Groß, in Gebirges Geſtalt, Saumanaſas; jene Heroen
Wandelten grüßend umher und erfragten das ſtätige Wohlſein.
Als ſie von da fortgruben und nordwärts wendeten, ſah'n ſie,
Prangend mit herrlichem Leib, Himapanduras, Träger der Erde;
Dieſen begrüßten ſie auch rechtshin mit gewohnter Umwandlung.
Weiter die Erd' aushöhlend, die ſechs Zehntauſend der Söhne,
Strebten ſie dann Nordoſt, der geprieſenen Weltregion, zu,
Grimmigen Muths, ſchnellkräftig, zerklüfteten ganz ſie den Abgrund.
Dort nun ſah'n ſie, geſtaltet wie Kapilas, Viſchnu den Ew'gen,
Und nicht fern von dem Gotte das weidende Roß auf dem Anger.
Alle die Helden nunmehr, unermeßlicher Freude gewähret,
Weil ſie den Räuber des Roſſes erkannt, zornflammenden Auges,
Rannten ſie an, Grabſchaufeln und Eiſengeräth in den Händen,
Allerlei Baumſtämm' auch, ſammt zackigen Trümmern der Felſen.
Steh'! ſteh'! riefen ſie aus. Du biſt's, der unſern geweihten
Renner geraubt. Treuloſer, erkenn uns, Sagaras' Söhne!
Kapilas aber, ſobald er die trotzige Rede vernommen,
Mächtigen Zornes entbrannt, der Unendliche, ſchnob mit den Nüſtern:
Stracks da lagen in Aſche des Sagaras Söhne verwandelt.

---

### Zweiter Geſang.[*]

Sagaras nun, wahrnehmend, wie lang' ausblieben die Söhne,
Ließ berufen den Enkel und ſprach zu dem herrlichen Jüngling:
Du biſt kundig und kühn und der Vorzeit Helden vergleichbar,
Forſche den Wandel der Oheim' aus und des Roſſes Entwender;
Groß ſind, weißt du, und ſtark die der Erd' inwohnenden Weſen;
Drum zu der Wehr nimm Bogen und Schwert. Kind, wenn du die Oheim'
Aus da geſpürt und erſchlagen der Roßweih' feindlichen Störer,
Siegreich kehre zurück, mein Opfergelübde zu löſen.
Anſuman aber, gemahnt von dem traulichen Wort des Erzeugers,
Greifend zu Bogen und Schwert, hinwandelte, flüchtigen Trittes,
Unter der Erde den Weg, von der Oheim' Armen gegraben.
Dort nun ſah er zum erſten das Laſtthier, welches verehren
Götter, Titanen und Rieſen, Vampyr' auch, Schlangen und Hydern.
Dreimal wandelt' um dieſen, der Weltregion Elephanten,
Rechtshin grüßend der Held und erfragte das ſtätige Wohlſein,
Wegen der Oheim' auch ſich erkundigend, wegen des Roßdiebs.
Aber der Weltregion Elephant, von verſtändigen Sinnen,
Auf die vernommene Red' antwortete ſolchergeſtalt ihm:
Sohn Aſamanjas! Du kehrſt bald ſiegreich heim mit dem Roſſe.
Durch deß Rede belebt, fuhr Anſuman fort, in der Ordnung
Kreiſend herum, zu befragen die übrigen Welt-Elephanten.
Von den verſtändigen Thieren geſammt, Grundpfeilern der Erde,
Ward er geehrt. „Heim bringſt du das Roß!" ſo ſprachen ſie alle.
Nach dem erweckenden Wort hinwandelt' er, flüchtigen Trittes,
Wo ſie, die Oheim' alle, von Aſch' Ein Haufe nur, lagen.
Jammer befiel dort plötzlich den Sohn Aſamanjas, er weinte,
Laut wehklagend, um Jener entſetzliches Todesverhängniß.
Unfern dort auch ſah er das weidende Roß auf dem Anger.
Aber der Löwe der Menſchen begehrt' erſt, trauerbeklommen,
Sein Trankopfer zu ſpenden des Königes Söhnen mit Waſſer,
Ueber die Aſche geſprengt; doch nirgend ein Waſſerbehälter
Zeigte ſich ihm. Ausſendend den Scharfblick rings in die Weite,
Sah er den Herrn der Gefieder, der Oheim' Ahn' von der Mutter,
Groß, gleich einem Gebirge, des Viſchnu geflügeltes Fuhrwerk.
Der nun ſprach zu dem Helden das Wort, der erhab'ne Garudas:
Klag' nicht, Löwe der Menſchen! Der Welt Heil wollt' ihr Verderben.

Jene Sechzigtauſend traf des entſetzlichen Kapilas Flamme.
Doch kein irdiſches Waſſer genüget es ſich ihnen zu ſpenden,
Kundiger Held! Wohl braucht da des Himavan älteſte Tochter,
Ganga; von deren Gewäſſer die Spend' ausgieße den Todten!
Sie, Weltreinigerin, bringe all die verbrannten Gebeine.
Siehe! die Aſche genetzt von der heiligen Ganga, die Welt ziert,
Wird ſie empor in den Himmel, die ſechzig Tauſend der Söhne.
Gehe. Du, führe die Ganga vom Götterzelte zu der Erde.
Heil dir! Wenn du vermagſt, ruf' aus die Herabkunft Ganga's!
Greife das Roß, du gefangenes Held; dann kehre zur Heimat!
Dein großväterlich Opfer zu vollziehen iſt dir beſchieden.
Anſuman aber, ſobald er das Wort des Garudas vernommen,
Kehrt' das Roß, ſchnellkräftig, und wandte ſich dann zu der Rückkehr.
Nach zu der Vorweih' Stand' eilt' er zu dem König und that ihm
Kund das Geſchick Derjenen, nicht minder das Wort des Garudas.
Sagaras, als er des Garuda entſetzenerregende Botſchaft
Hatte gehört, vollbrachte die Feierweih', welche Sagaras,
Jeglicher Sitte gemäß; darauf wandt' er ſich heim zu dem Reiche.
Dreißig, dreimalzehn Tauſend der Jahre; doch der Herabkunft
Ganga's wußt' der Fürſt durch keinerlei Rath zu bewirken.
Lang' umherirrend hat durch tapfres Sagaras dreimal
Zehn Jahrtauſende waltend des Reiches, dann ging er gen Himmel.
Als er erlegen dem Geſetz der Zeit, da riefen die Weiſen
Anſuman aus, den Gerechten, er ward ein gewaltiger König.
Aber ein Sohn wuchs dieſem heran, ſein Name Dilipas;
Dem Dilipas vertraut' er das Reich; einſiedleriſch wählt' er
Einen der wonnigen Gipfel des Himavan, Buße zu üben.
Anſuman dort, den Unſterblichen gleich, tauſendjährigen Glanzes,
Sehnſuchtsvoll zu bewirken der heiligen Ganga Herabkunft,
Übte der Büßungen viel, doch nicht ward ihm die Gewährung.
Nach Jahrtauſenden, dreißig und zwei, die fromm in des Waldes
Einſiedlei er gewohnt, ging ein zu dem Himmel der König.
Dann der beladne Dilipas, belehrt von der Ahnen Verhängniß,
Weinte, bekümmerten Muths, doch keinerlei Rath zu erkennen.
Wie kommt Ganga herab? wie ſoll Todtenſpende ich ihnen
Spenden und wie ſie erlöſen von dort? So dacht' er bedächtig.
Ihm, des frommen Gemüth erhabenen Pflichten geweiht war,
Wurde geboren ein Sohn, Bhagirathas hieß er mit Namen.
Dreimal zehn Jahrtauſende nun als waltete ſeinem
Reich der beladne Dilipas, verrichtet' mancherlei Opfer;
Doch es erſchien kein ſeliger Rath zu der Ahnen Erlöſung.
Krankend gebeugt' er zufolge dem Geſetze der Zeit, zu des Todes
Himmliſcher Welt ging ein, fern Thun erwartend, der König.
Als er zuvor zu dem Reiche Bhagirathas hatte geheiligt,
Dieſer, der treffliche Weiſe, dem Heil erflehende, blieb von
Kinderentwöhnt; ſehnſüchtig trachtet' er, Kinder zu ſchauen.
Alle den Räthen vertraut' er das Reich, um der Ganga Herabkunft
Strebend, ſtand viel Buße er aus, an dem Berg Gokernas;
Stand mit erhobenen Armen, umher fünf Feuer im Sommer
(Eins nach jeglicher Weltregion und die Sonne das fünfte),
Schlief beim Froſt in dem Schnee, ohn' Obdach während der Regen,
Aß abwelkendes Laub, hielt bändigend Sinne und Seele.
Als Jahrtauſende nun in der furchtbaren Buße verfloſſen,
Wurde geneigt ihm Brahma, der oberſte Herr der Geſchöpfe.
Jetzt, herwandelnd vom Himmel, umringt von den göttlichen Schaaren,
Naht' Allvater und ſprach dies Wort zu dem büßenden Herrſcher:
Siehe geneigt mich dir, o Bhagirathas! Wähle, du frommer
König, ein Segensgeſchenk für die wohldurchbüßete Buße.
Darauf antwortete Jener dem Welt-Allvater, der hohe
Herrſcher Bhagirathas, demuthsvoll mit gefalteten Händen:
Wenn du geneigt, Hochheiliger, biſt, wenn Buße Gedeih'n bringt:
Mögen des Sagaras Söhne von mir Todtenſpende empfangen!
Sei der Geborgten Aſche genetzt von den Fluten der Ganga,
Daß ſie, die Urgroßväter geſammt, in den Himmel hinaufziehn!
Schenk' auch Erben, o Herr! daß nicht abſterbe mir unſer
Stamm! Ikvakus Geſchlechte verleih' ſolch herrlichen Segen!
Aber der Welt-Allvater, des Königes Bitte vernehmend,
Redet' ihn an, holdſelig, mit innig wohllautender Stimme:
Dein großherziger Wunſch, o Bhagirathas, Wagengebieter,
Sei dir gewährt! Nun ſchaffe zu Heil Ikvakus' Geſchlechte.
Ganga, die ältſte Tochter des Himavan, aber zu tragen,
Muß nur Sivas jedoch einwilligen. Wenn ſie herabfällt,
Wäre die Erde zu ſchwach, den gewaltigen Sturz zu beſtehen.
Keinem, o König, gelingt es gewiß, wie dem Dreizackführer.
Als er geſprochen das Wort und erklärt ſein Wollen der Ganga,
Kehrte zum Himmel der Schöpfer der Welt mit den göttlichen Schaaren.
Aber Bhagirathas nun hub an auf der Zehe die Büßung,
Nur mit den Zehen der Erd' anrührend die äußerſte Spitze;
Beide die Arme geſtreckt, ſchlaflos, von der Luft ſich ernährend,
Stand er, die Nacht wie den Tag, ſtarr, baumſtammähnlich, ein Jahr lang.
Als voll wurde das Jahr mit den feſteſten Monaten, redet' ihn
Sivas an. Er, Uma's Gemahl, der Lebendigen Pfleger:
Siehe geneigt mich dir: was ſoll ich, o Held, dir gewähren?
Und der gebietende König Bhagirathas ſagte dagegen:
Trage die Ganga, o Herr! Nimm auf der Entſtürzenden Andrang!
Auf die vernommene Red' antwortete ferner der Gott ihm:
Sei es! Ich will dem Geſuch einwilligen, will mit dem Haupte
Sie aufnehmen, die Tochter des Königs aller Gebirge.
Sprach's und erſtieg, der Gebieter, des Himavan Gipfel und ſagte:
„Fließe herab!“ zu der Ganga, der himmelumwallenden Stromflut.
Auf das vernommene Wort ward grimmvoll Ganga ermuthet,
Rieſengeſtalt annehmend und kaum aushaltbare Schnelle,
Stürzte ſie jetzt vom Himmel herab zu dem Haupte des Sivas.

Denn ſie gedachte, die Göttin, die ſchwer zu ertragende Ganga:
Bis in die Höll' eindring' ich, mit meinem Gewog' ihn erfaſſend.
Als er den Trotz wahrnahm, ward grimmvoll Siwas und [illegible]
Heimlichen Rath, ſie zu fangen, der Gott mit dem [illegible].
Jene, die heilige, fiel auf Sankaras*) heilige Scheitel,
Gleich dort ward ſie bedeckt im Geflecht langliegenden Haares,
Aehnlich den waldigen Höhen des Himavan: nimmer und nimmer
Konnte, mit Macht anſtrebend, hinab ſie gelangen zur Erde;
Auch kein Ausweg zeigte ſich ihr von den Flechtenwindungen.
Viele der Jahr' Anzahl in des Haars labyrinthiſchen Gängen
Irrte die Göttin umher. Dies ſahe Bhagirathas, wandte
Wieder zur Buſſe ſich und befriedigte wieder den Gott nun.
Drauf ließ Siwas die Ganga hinab ſich ergießen in Bindu's
See; der entlaſſenen Schooß entſendete ſieben der Ströme.
Hladini, Pawani auch, dann Nalini ferner, die drei dort
Wandelten oſtwärts hin, heilführende Wellen der Ganga,
Sita, Suchakſhus ſodann und der mächtige Sindhus, die drei dort
Wanderten hin in der Weſtregion, glückbringend Gewäſſer.
Endlich das ſiebente zog dem Bhagirathas nach von den Strömen.
Jener, der fürſtliche Weiſe, beſtieg ſein ſtrahlend Geſchirr jetzt:
Wie er voranſchritt, folgte die mächtige Ganga dem Helden.
Erſt von dem Himmel zur Scheitel des Sankaras, dann zu der Erde
Stürzte ſie nieder, mit laut erſchallendem Rieſelgeräuſche.
Ringe von den Schwärmen der Fiſche zugleich, Schildkröten, Delphine,
[illegible] oder geſtürzten, erſchien funkelnd die Erde.
Aber die himmliſchen Weiſen, Gandharven und Genien alle
Sahen das Schauſpiel an aus ihren ätheriſchen Sitzen.
Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt, Elephanten und Roſſen,
Oder in ſchwankenden Sänften Umſchirmungen, kamen die Götter,
Das Weltwunder begierig zu ſchau'n, die Herabkunft Ganga's.
Um den erlauchten Verein ſchien hell von des Geſchmeides
Funkeln der Himmel, entwölkt, als leuchteten hundert der Sonnen.
Von der Delphin' und der Fiſche Geſchwimm, Krokodilen und Schlangen
Ward durchblitzet die Luft; und der hochaufſprudelnde Schaum —
Schwingungen, tauſendfältig ſich kreuzende, deckten den Himmel,
Wie in der Schwül' aufzieh'n weißwollige Schaaren der Schwäne.
Hier jetzt raſch hin wallte die Flut, dort wand ſie ſich krümmend,
Breitete glatt ſich umher, dann floß ſie gelinde, gelinder,
Bald dann rollten die Wellen ſich übergewälzt um einander,
Bald auch ſprudelt' empor, bald plätſcherte nieder die Stromflut.

Erſt zu der Scheitel des Siwas geſtürzt, von der Scheitel zur Erde,
Schimmerte hell, durchſichtig, entſündigend, jenes Gewäſſer.
Nun die Gandharven und Weiſen, der irdiſchen Fluren Bewohner:
„Siwas-entfloſſener Thau iſt reinigend!“ dachten ſie jetzt,
Tauchten hinein. Wen irgend ein Fluch längſt hatte vom Himmel
Hin zu der Erde gebannt, wer dort die Beſprengungen vernahm,
Ward alsbald von der Sünde gereinigt, wieder des Heils froh,
Und ſo durft' er, erlöſ't, eingeh'n zu den himmliſchen Welten.
Alles Gewimmel ſah jubelnd die Näh' des ätheriſchen Waſſers.
Alle mit Ganga's Flut ſich Beſprengenden wurden entſündigt.
Aber der weiſe Bhagirathas nun, ſein ſtrahlend Geſchirr hoch
Zügelnd, eilte voran; ihm nach ſtets wandelte Ganga.
Götter und himmliſche Weiſ', zugleich die Titanen, die Rieſen,
Auch die Gandharven und Genien all', [illegible] und Schlangen,
Ferner die holdeſten Nymphen geſammt; des Bhagirathas Wagen
Folgten ſie nach und der Ganga; mit ihnen das Wild der Gewäſſer.
Wo hinlenkte Bhagirathas nun, da wandelte Ganga
Nach, die Gefeiertſte, die Hehrſte unter den Strömen.
Aber ſie kamen vorbei an des opfernden heiligen Jahnus
Sitz; des Opferbezirk ward weit von der Ganga befluthet.
Als er den [illegible] Trotz wahrnahm, da zürnete Jahnus,
Daß er die Waſſer des Stroms ganz eintrank, Wunder zu ſchauen.
Deſſen erſchraken die Götter, zuſammt den Gandharven und Weiſen,
Ehrten den Heiligen hoch, ankündigten ihm die Verheißung,
Daß in der Zukunft Ganga ihm töchterlich ſolle gehören.
Alſo beſänftigt, ließ er die Flut ausrinnen dem Ohre.
Jahnus darauf, wahrnehmend des hohen Bhagirathas Anfuhr,
Ehrt' ihn nach der Gebühr, ging dann zu dem Opferbezirk hin.
Drum heißt Jahnavi noch und Erzeugte Jahnus die Göttin.
Und dem Bhagirathas nun nachwandelte wiederum Ganga
An die Geſtade des Meers, dann tauchte die Herrliche nieder
Bis in der Höll' Abgrund, zu des heiligen Werks Vollendung.
Was ſein Ahnengeſchlecht, das wußt' er dem fürſtlichen Weiſen
Jetzt gewahrt; ſich ſah er die aſchenverwandelten Ahnen,
Aber ſobald die verklärende Flut die Gebeine der Todten
Hatte beſpült, entſtiegen entſündigt Alle gen Himmel.
Jenem erſchien itzt Brahma, der Welt Herr, ſprach zu dem König:

Fürſt der Menſchen, du haſt dein urgroßväterlich Ahnvolk,
Alle die ſechs Zehntauſend, des Sagaras Söhne, geläutert.
Ewig unwandelbar ſteht das flutanſammelnde Weltmeer,
Welches in Zukunft ſoll nach Sagaras Namen benannt ſein.
Siehe! ſo lang hier beſteht das Weltmeer, bleiben die Söhne
Sagaras' alle, den Göttern geſellt, Einwohner des Himmels.
Dieſe, die Göttinn des Stroms, ſoll älteſte Tochter dir heißen,
Soll Bhagirathi ſein, drei Welten bekannt mit dem Namen,
Auch Dreipfadige heißt ſie; die himmliſchen Weiſen ertheilten
Alſo den Namen ihr jetzt, weil durch drei Welten ſie wandelt,
Weil ſie den Himmel, die Erd' und der Höll' Abgründe beſtrömet;
Ganga, zum Andern, o König, benannt von dem Gange zur Erde;
Drittens Bhagirathi dann: du gabſt ihr das fürſtliche Beiwort.
Wiſſe! ſo lang' auf Erden der Ganga gewaltiger Strom bleibt,
Wird ſich unwandelbar auch dein Ruhm in die Welten verbreiten.
Hier ausgieb' den Vätern geſammt von dem Waſſer die Spende,

---

*) Ein Beiname des Siwas.

Herrscher des Volks! glückselig erfüllt' sein hohes Gelübde.
Nicht sein herrlicher Ahnherr selbst, groß unter den Frommen,
Wurde des Wunsches gewährt; auch Ansuman, jener Gerechte,
Strahlende, flehet' um Ganga: die Sehnsucht blieb unerfüllt ihm,
Dann der belebte Dilipas, ein Held, in des Krieger-Geschlechtes
Tugenden fest, erhaben, ein Vorbild fürstlicher Weisen,
Er, dein Vater: umsonst war all' sein Ringen und Streben.
Ewiger Ruhm wird dein: du hast das Gelübde geleistet.
Die nun ist sie gewonnen, o Held! die Herabkunft Ganga's.
Sie wird immer den Frommen der Heiligung großer Altar sein.
Deines Geschlechts Vorahnen geziemt, aufziehe die Spende,
Stets auch bade dich selbst in der Flut; so lebe gereinigt,
Herrlicher unter den Menschen und ernte der Tugenden Frucht ein.
Segen mit dir! Ich kehre zurück zu den himmlischen Welten.
Als er gesprochen das Wort, der erhabene Welt-Allvater,
Ging er desselbigen Weges, von wannen er kam, zu den Himmeln.
Aber Bhagirathas nun vollendete Jenen die Spende,
Wie es die Sagung besiehlt, den gereinigten Sagaras-Söhnen.
Selber gereinigt dann, heimkehrt' er wieder zu seiner
Herrschaft Sitze, beherrscht' sein erbliches Reich in Gedeihen.
All sein Volk, voll Jubels, begrüßte des Königs Heimkehr,
Lebte getrost, friedselig, beschwerdelos, [illegible]

(A. W. Schlegel.)

## 2.

## Die Schlacht der Kuruinge und der Panduinge*).

(Aus dem „Mahabharata“.)

Der Tag brach an; schrecklich ertönte
von Trommelwirbel und Muschelklang,
Vom Knarren der Räder, vom Wiehern der Pferde
und von der Elephanten Schrei;
Vom Klirren der Waffen, vom Rufen der Krieger,
vom Kriegsgeschrei und [illegible]
Und von der Fahnen lautem Flattern
weithin ein ungeheurer Schall.
Bald standen gegen einander gerüstet
die beiden Heere, abendwärts
Die Schaaren der Kuruinge gewandt,
die Panduinge morgenwärts.
Von Kampfbegierde beide erfüllt,
in Siegeshoffnung beide froh.
Als leuchtend sich die Sonne erhob,
erblickte man die langen Reih'n
Fußgänger, Reiter, Ilfe**) und Wagen
mit blinkenden Waffen aller Art,
Mit Bogen und Pfeil, mit Lanz' und
mit Keule, Schild, Schwert und Dolch,
Die Fürsten mit ihren flatternden Fahnen,
mit ihren Zeichen bunt gemalt.
Hoch ragte vor Allen der schreckliche Bhischma,
auf silbernem, weißem Wagen, weiß
Von Haar und Bart, in weißem Gewande,
und weißem Turban, silberweiß
Die Rüstung und die Waffen und weiß
die Rosse, wie ein weißer Berg;
Und hoch an gold'nem Stamme der Palme
war Allen sichtbar sein Panier,
Fünf silberne Sterne. Aber der Alte
zu seinem Heere hingewandt,
Rief laut mit donnerähnlicher Stimme
den Kriegern diese Worte zu:
Heut' ist euch Tapfern wieder die Pforte
des Himmels aufgethan; den Weg,
Den früher eure Väter und Ahnen
gewandelt sind, den geht nun ihr
In Indra's Welt der Wonne, indem
durch Muth ihr ewigen Ruhm gewinnt.
Wollt ihr auf eurem Schragen zu Haus
in Krankheit ärmlich euern Lauf
Beschließen? Nur im Felde zu sterben
geziemt dem ächten Kschattrija.
So rief der Alte; mit Jubelgeschrei
antwortete ihm das ganze Heer.
Und Bhischma ergriff das goldgeschmückte
gewund'ne Muschelhorn und blies
Mit hellem Schalle, aber sogleich
ertönte auch des Feindes Horn.
Da rückten die Heere gegen einander
mit Trommelschlag und Hörnerklang
Und hellem Kriegsgeschrei, daß weit
der Erde Boden zitterte.
Von Ferne aber krächzten die Raben
und heulten die Wölfe, freudevoll
Verkündend großen Menschenmord,
den Leichen ein erwünschtes Mahl.
Die Schlacht begann; wild unter einander
war bald der beiden Heere Volk,
Fußgänger, Reiter, Wagen und Ilfe
unentwirrlich gemischt, wie wenn das Meer
Im Sturme von brausenden Winden erregt
beständig auf und niederwogt.
Da zuckten blanke, geschwungene Schwerter,
da flogen Pfeile hin und her
Wie leuchtende Blitze, und glänzend von Oel
die Speere und Keule aller Art.
Hier stießen Wagen und Wagen zusammen,
zwei Elephanten kämpften dort,
Hier fochten Reiter mit Reiter und dort
zu Fuße zwei Gewappnete.
Hier drangen einige Kämpfer zu Fuß
auf einen Wagen tapfer ein,
Dort brach sich durch der Gedrängten Menge
ein Wagen gewaltig eine Bahn.
Hier sprengte auf bunt bemähntem Pferde
ein Reiter zu einem Wagen hin
Und spaltete mit dem glänzenden Beile
dem Wagenlenker schnell das Haupt.
Dort aber auf einem Wagen ein Held
schoß viele tapfre Krieger
Mit Pfeilen von den Rossen herab,
wer ihm in Pfeilschußnähe kam.
Hier stürzten wüthende Kriegselephanten
auf Pferde, Wagen und Menschen los,
Mit Rüsseln schleudernd, mit spitzigen Zähnen
durchbohrend und mit der Füße Wucht
Zerstampfend; dort mit glänzenden Speeren,
mit schweren Keulen zerbrachen die Wehr
Der Ilfe muthig fechtende Männer
und heulend flohen die Ilfe davon.
In diesem schrecklich tobenden Kampfe,
der Jama's Reich vergrößerte,
Sah man stets in den Schaaren der Feinde
des Bhischma hohes Banner wehn.
Der Sonne Glanz mit Pfeilen verdunkelnd,
war er an Glanz der Sonne gleich,

---

*) Die Kuruinge (Kurava's) sind die Nachkommen des Kuru, die Panduinge (Pandava's) sind die Söhne des Pandu. Die Sage vom Untergange des fürstlichen Geschlechts der Kuruinge macht den Grundstoff des Mahabharata aus.

**) Ilfe, Elephanten.

Der unnahbare ſchreckliche Greis,
des Santanu erhab'ner Sohn,
Und wie die Sonne die Dunkel der Nacht
verſcheucht mit hellem Strahlen Schein,
So nicht ermüdend mit ſteten Geſchoſſen
vertrieb der Held der Feinde Heer.
Wo er ſich zeigte, da wurden die Sitze
der hohen Wagen menſchenleer,
Da ſanken Häupter vom Rumpfe getrennt,
hauptloſe Leiber hundertweis
Zu Boden. Aber den ſchrecklichen Greis
begleiteten ſchützend in der Schlacht
Sechs tapfre Helden, Duſchaſana, Kripa,
Dron, Salja, Wiwinſati
Und Sakuni. Denn als zur Schlacht
am Morgen die Schaaren ſich rüſteten,
Befahl, von ſtarker Hoffnung bewegt,
der König dem Duſchaſana:
Mein Bruder! Bhiſchma hat gelobt,
jeden Feind, der ihm in der Schlacht
Begegnet, ohne Erbarmen zu tödten,
den Ardſchuna ſelbſt und Kriſchna.
Nur wenn der Sohn des Drupada,
Schikandin, ihm entgegenkommt,
Den will er ſchonen, denn er ſpricht:
Schikandin iſt fürwahr ein Weib.
Ein Wolf wird einen Löwen erlegen,
wenn dieſer ſich nicht wehren will.
Drum ſorge, daß vom Wolfe Schikandin
der Löwe Bhiſchma nicht
Gefährdet werde; folgt dem Alten
auf allen Wegen in der Schlacht:
Du und der unbeſiegliche Dron
und Kripa und Wiwinſati
Und Salja und Sakuni,
ihr ſechs bewachet den Heldengreis,
Und ſeid vor Allem immer bedacht,
ſobald ihr den Schikandin ſeht,
Den abzuwehren und den zu erlegen,
dann wird der Greis, von euch beſchützt,
Die Panduinge alle beſiegen,
die Somaker und Srindſchajer.
So ſprach der König am Morgen der Schlacht
zu ſeinem Bruder Duſchaſana.
Nun waren die ſechs um Bhiſchma geſchaart
beſtändig, nach des Königs Wort.
Wie alle Bhiſchma Alles verwüſtend
einſtürmte in der Feinde Heer
Mit ſeinen Begleitern, und Keiner es wagte
dem Schrecklichen zu widerſtehn,
Da ſtellten die beiden Söhne Wirata's
auf ſtarkem Arm vertrauend ſich
Auf hohem Wagen Sweta den Helden
ſich kühn entgegen; Uttara
Griff Salja an, den König von Madra,
und Sweta den ſchrecklichen Bhiſchma ſelbſt.
Es rannte Uttara's muthiger Ilf,
den Rüſſel ſtreckend, wild heran
Und, von dem hohen Wagen gehemmt,
mit ſchwerem Arme ſtampfte er
Das Joch und warf zur Erde fort
des Salja herrliches Viergeſpann.
Und Salja, ohne Pferde am Wagen,
blieb ſtehen, ergriff den eiſernen,
Der Schlange gleichen feurigen Speer
und ſchleuderte ihn auf Uttara.
Der Speer durchſchnitt den Panzer des Helden
und tödtlich wund ſank Uttara
Und ſeiner Hand entfielen die Speere,
er ſank vom Ilfe todt herab.
Schnell aber mit dem blinkenden Schwerte
vom hohen Wagen ſprang herab
Der Sieger und hieb mit mächtigem Streiche
dem Ilfenkönig den Rüſſel ab.
Mit dumpfen Schmerzenstönen ſank
der Ilf zu Boden und war todt.
Und Kritawarman's glänzenden Wagen
beſtieg der tapfre Salja.
Indeſſen beſchoß der muthige Sweta,
wie eine Wolke Regen gießt,
Den Bhiſchma mit geglätteten Rohren
und deſſen Begleiter rechts und links.
Und hätte nicht den ſchrecklichen Alten
der tapfre Sweta abgewehrt,
Und lange aufgehalten, es wäre
an dieſem Tage das ganze Heer
Der Panduinge von Bhiſchma's Hand
vernichtet worden. Neuer Muth
Erfüllte des Judiſchthira Bruſt,
als er den Sweta fechten ſah.
Bhiſchma ſchoß zehn buntgefiederte Pfeile,
ſcharfgeſpitzte, auf Sweta's Bruſt.
Doch Sweta, von den Pfeilen getroffen,
ſtand unerſchüttert wie ein Berg
Und lachte und leckte die Winkel des Mundes
und ſchoß zehn Pfeile; jeder traf
Zerbrechend den ſtarken Bogen des Bhiſchma,
daß er in Stücken zu Boden fiel.
Und mit dem eilften ſpitzigen Pfeile
traf Sweta Bhiſchma's Flaggenſtock,
Daß er ſich neigte. Jubelnd erſcholl
der Muſcheln, das Siegsgeſchrei
Der Panduinge. Aber Bhiſchma, ergrimmt,
den andern Bogen ergreifend ſchnell
Schoß ſieben grade, am Steine gewetzte
gefiederte Pfeile; von vieren lag
Das Viergeſpann des Sweta todt,
vom zweiten wurde der Flaggenſtock
Zerriſſen und der ſiebente ſchnitt
das Haupt dem Wagenlenker ab.
Da ſprang vom Wagen, ſchäumend vor Muths,
Sweta herab, warf weit von ſich
Den Bogen, ergriff den ſchrecklichen Speer
und ſchrie: Jetzt ſtehe, Bhiſchma, ſteh'!
Sieh' meine Kraft! ſo ſchleuderte er
den Speer, und wie ein Meteor
Flog durch die Luft der lauernde Schaft,
und alles Volk ſah ſtaunend zu.
Und Bhiſchma ſchaute ohne Verwirrung
zum Speer empor und ſandte ihm
Acht bunt gefiederte Pfeile entgegen,
daß, in neun Stücke gebrochen, er
Zu Boden ſank; Bewund'rung ergriff
die ſchauende Menge; wüthend zog
Sweta, als er den ſchrecklichen Speer
gebrochen ſah, ſein gutes Schwert
Und ſtürzte auf den glänzenden Wagen
des Bhiſchma los; doch Bhiſchma ſtand,
Nahm einen großen gewichtigen Pfeil
und ſpannte den Bogen mit aller Kraft
Und zielte; und von der Sehne geſchnellt
entflog die Waffe wie ein Blitz,
Durchbohrte des Sweta Panzer und fuhr
zur Erde; wie den Glanz des Tags
Die Sonne, wenn ſie hinter dem Berge
verſinkt, mit ſich von dannen führt,
So führte des Bhiſchma gefiederter Pfeil,
als aus dem Leibe Sweta's er
Zum Boden fuhr, das glänzende Leben
des Sohnes Wirata's mit ſich fort.
Es fiel des Helden herrlicher Leib
zu Boden, wie ein Felſenblock.
Und weiter verwüſtend, Alles mit Pfeilen
vernichtend, ſtürmte der Heldengreis.

Indem ſo in der Mitte der Schlacht
Bhiſchma der Panduinge Heer,

Von ſeinen tapfern Freunden umgeben,
unwiderſtehlich niederwarf,
Indeſſen drang vom äußerſten Flügel
der ungeheure Satjakina,
Des Sini unbeſieglicher Enkel,
in's Heer der Kuruinge ein.
Wie eine Wolke, donnernd und blitzend
und regnend ohne Unterlaß
Von Süden her am Himmel empor
heranzieht ohne Aufenthalt,
So drang auf ſeinem prächtigen Wagen
weiß ſchimmernd Jujudhana vor,
Und Keiner war den Helden zu hemmen
im Stande, Keiner hielt vor ihm.
Das ſah des Somadatta Sohn,
der Kuruinge Buriſrawas;
Er eilte auf hohem Wagen heran
und rief dem Wriſchnier zornig zu:
Glück auf, daß ich dich endlich erblicke,
du übermüthiger Satjakina;
Heut' ſollſt du Sterbender ſelber geſteh'n,
daß ich gewaltiger bin als du.
Dich habe ich in der wogenden Schlacht
ſchon lange geſucht; nun fang' ich dich:
Nun ſollſt du nicht lebendig entkommen,
wenn du nicht feige fliehſt vor mir.
Heut' ſoll mit Freude Durjodhana hören,
daß Satjakina erſchlagen iſt,
Weinen ſoll Judiſchthira,
daß er dich in die Schlacht geſandt.
Heut' will ich Derer Weiber erfreuen,
die du, mein Feind, erſchlagen haſt;
Und meinen Ruhm verkündet mit Weinen
mir, Andhaker, die geworden iſt.
Verloren biſt du wie ein Hirſch,
der in des Löwen Tatzen fällt.
So rief der Kuruing; aber mit Lachen
erwiderte der Satjakina:
O Kuruing, ich fürchte dich nicht,
und mich zu ſchrecken gelingt dir nicht
Mit leeren Worten; du gleichſt vielmehr
wie eine Wolke zur Herbſtzeit
Mit lautem Donner Regen verſpricht,
und dann doch keinen Tropfen ſchickt.
Ich lache deiner prahlenden Worte,
komm, ſei in Thaten jetzt ein Held;
Heut' endlich ſoll die Welt den Kampf
bewundern, den ſie lange ſchon
Zu ſehen begehrt: mich ſpornet der Muth,
der ſich mit dir zu ſchlagen ſehnt.
Ich wende nicht vom Kampfe mich ab,
bis, Schlechteſter, du am Boden liegſt.
So trafen einander mit ſpitzigen Worten
die beiden Mannesſtiere, dann
Den Bogen ergreifend, trafen ſie
Pfeilregen Jeder ohne Raſt
Dem Andern zu; von Pfeilen geritzt,
von Wunden triefend, ſchienen ſie,
Wie von den rothen Blüthen bedeckt
zwei Kinſukabäume zur Sommerzeit.
Lang ſtritten ſie mit Bogen und Pfeil
und ſchleuderten Speere hin und her,
Bis ihnen die Bogen brachen und todt
am Boden lag das Viergeſpann.
Da ſprangen Beide zornigen Sinns
vom Wagen herab zum Schwerterkampf.
Sie faßten die großen von Häuten gemachten,
gewaltigen Schilde, zogen raſch
Aus ledernen Scheiden die blinkenden Schwerter
und ſtürzten auf einander los.
Sie hieben, ſie ſtießen, ſie ſchlugen und ſchwangen
hinauf, hinab, und rechts und links,
Angreifend bald, abwehrend bald,
erſpähend die Gelegenheit.
Und drehten ſich um einander im Fechten
und liefen und ſprangen hin und her
Und zeigten ihre Kraft und Gewandtheit,
im Fechten ihre Meiſterſchaft.
Bewundernd ſtand die Menge umher
und ſah dem langen Kampfe zu.
Als aber die hundertbuckligen Schilde,
von Hieben hundertfach zerfetzt
Und ſtumpf die Klingen waren, da drangen
die beiden Helden zornerfüllt
Zum Ring- und Fauſtkampf muthig vor.
So kämpfen in der Wuth der Brunſt
Mit Zähnen die Affe, mit Tatzen die Tiger,
mit Hörnern Büffelſtiere wild.
Von Ferne aber ſah der Sohn
des Waſudewa dieſen Kampf
Und zu Ardſchun, ſeinem Genoſſen,
den Freund zu retten, begann er ſo:
Auf! Ardſchuna, rette den Freund,
den theuerſten den Satjakina,
Den jetzt des Somadatta Sohn
Buriſrawas mit Macht bedrängt.
Und Ardſchuna rief: Schnell treibe die Roſſe,
o Keſawa, daß ich den Freund,
Den tapfern Jujudhana, rette
aus Somadatta's ſtarker Hand.
Und Kriſchna ſchwang die Geißel; die Pferde
wie Pfeile flogen raſch dahin.
Indeſſen wie mit eiſernen Banden
umſchlang mit ſeiner Arme Paar
Des Somadatta ſtarker Sohn
den ſchon ermatteten Satjakina
Und hob ihn leicht, als ſpielte er,
vom Boden in die Luft empor
Und warf ihn, daß mit donnerndem Gepolter
rückwärts der Held zu Boden fiel.
Schnell ſetzte dann Buriſrawas
das Knie dem Andhaker auf die Bruſt,
Erfaßte mit der Linken geſchwind
das aufgerichtete Haar des Hauptes,
Riß mit der Rechten den Dolch aus der Scheide
und holte aus, um in den Hals
Den Stahl zu bohren. Verzweiflung ergriff
die Wriſchnier und Andhaker.
Die Kuruinge aber erhoben,
des Sieges gewiß, den Löwenſchrei.
Da flog ein halbmondförmiger Pfeil,
von ungeſeh'ner Hand entſandt,
Mit Ziſchen daher und ſchnitt den Arm,
den ausgeſtreckten, des Kuruings
Am Rumpfe ab; die drohende Hand
fiel mit dem Dolche auf den Grund.
Buriſrawas ſtand zornig auf
und rief mit Ingrimm alſo aus:
Kein anderer Mann hat dieſes gethan
als Ardſchuna; ſo ſicher ſchießt
Kein Andrer und mit ſolcher Gewalt,
als der den himmliſchen Bogen führt.
Wie aber haſt du dieſe gemeine,
verruchte That, o Held, gethan?
Leicht iſt dem Edeln, Edles thun,
unedle That iſt ihm zu ſchwer.
Schnell nimmt man deſſen Sitten an,
mit dem beſtändig man verkehrt.
Du biſt das Beiſpiel. Edelgeboren,
ein Königsſohn, ein Kuruing,
Haſt du jetzt eine niedrige That
nach deines Freundes Rath vollbracht.
Den Einen mit Andern Fechtenden plötzlich
und unvermerkt von hintenher
Erſchießen: wer vermochte das,
als weſſen Freund Wariſchneja iſt?
Die Wriſchnier und Andhaker ſind
gemein und boshaft von Gemüth,

Barbaren, ohne edle Gesittung;
folg' ihnen nicht, o Krischna,
Daß unseres Hauses alter Ruhm
nicht untergehe durch deine Schuld.

So rief er kläglich, den blutenden Stumpf
erhebend wie ein Bittender.
Kiritin aber trat hervor
und sprach vor allem Volke laut:
Bewundernd, Vetter, hab' ich geseh'n,
daß du den starken Satjaking
Besiegtest; und mit Freude und Stolz
erfüllt es, Trauter, meine Brust;
Daß einem Kuruinge der Stärkste
der Andhaker erlegen ist.
Du hast mit neuem Ruhme gekrönt
der Kuruinge berühmtes Haus.
Den Krischna aber tadelst du
mit Unrecht. Er hat mich belehrt,
Daß nicht des Zweikampfs Regel gilt,
wo Jeder Held mit Vielen kämpft,
Im Handgemenge, im Wogen der Schlacht,
wo Jeder die Seinigen schützen muß.
Hat Satjaking nicht lange schon
gefochten und viele Wunden schon
Von Andern erhalten, ehe mit dir
der fürchterliche Kampf begann?
So haben dir schon Viele geholfen,
eh' du ihn fällst; jetzt da in Noth
Der Hülfe bedürftig Jener war,
jetzt tadle nicht, daß Jenem ich,
Dem meinem Schutz empfohlenen Freunde
mit meinem Bogen zu Hülfe kam.
So rief der tapfre Phalguning
vor allem Volke und bestieg
Den Wagen wieder und eilte davon
mit Krischna an seinen Platz zurück.
Die Beiden aber wurden getadelt,
gepriesen wurde Burisrawas.
Indessen hatte der Enkel des Sini
vom Todesschrecken sich erholt,
War aufgesprungen, faßte den Dolch
und sprang, von Scham und Zorn entflammt,
Herbei und stieß dem Kuruing
das scharfe Eisen in den Hals.
Todt stürzte mit dumpfem Tone zu Boden
des Somadatta edler Sohn.
Die Schauenden aber riefen entsetzt:
weh dir und Schande über dich,
Verruchter, der verstümmelte Feinde,
wehrlose, grausam morden kann.
Doch Satjaking mit höhnischem Lachen
rief aus: Lobt oder tadelt mich;
Was kümmert's mich? Nicht leben darf,
wer meines Falls sich rühmen kann.
So rief der Grimmige; eilte sodann,
daß einen andern Wagen er
Bestieg, und bald nach kurzer Rast
erschien er wieder in der Schlacht;
Und wieder war ihm Keiner gewachsen
und unaufhaltsam drang er vor.

Sein Toben aber hörte von Ferne
der große Sohn des Santanu.
Und Hülfe den Bedrängten zu bringen
entsandte er den Sakuni
Und Kripa; Beide eilten sogleich
entgegen dem Sohne Satjaka's.
Er aber, der unbesiegliche Alte,
der Ganga unnahbarer Sohn,
Wo er sich zeigte, wurden die Wagen,
die Pferde und Ilfe zerschmettert,
Und wie des Winters frostige Zeit
den Rinderhirten schrecklich ist,
So wurden von den Pfeilen des Bhischma
verjagt die Schaaren der Panduinge.
Wie auf den Wogen hin und her
ein Schiff vom Sturm getrieben wankt,
So wurde von Bhischma hin und her
der Panduinge Heer gejagt.

Indessen drang im nördlichen Flügel
der ungeschlachte Bhimasen
Laut schreiend wie ein brüllender Stier
in's Heer der Kuruinge ein.
Es tönten Trommeln, Hörner und Muscheln,
die Waffen klirrten, das Schlachtgeschrei
Der beiden Heere gegen einander
erschallte schrecklich, wie der Wind
Im Walde braus't, wie wogend das Meer
im Sturmesbrausen tos't und lärmt.
Doch über das Schrei'n der Pferde und Ilfe
und über Hörner- und Trommelschall
Und über alles Tosen der Schlacht
erscholl der ungeheure Ruf
Des Bhimasen. Da scheuten die Pferde,
und Viele wandten sich zur Flucht,
Wie schon der Hirsche Heerde erbebt,
wenn in der Nähe ein Löwe brüllt.
Da eilte dem Bhimasena entgegen
auf hohem Ilfe der tapfre Fürst
Von Pragdschiotisch. Wie der Gott
der Götter auf Airawata *)
So auf dem großen brünstigen Ilfe,
dem [illegible] das Naß entrann,
Wie wenn vom Berggipfel der Bach
vom Fels zu Felsen niederstürzt,
Griff Bhagadatta heldenkühn
den ungeheuren Bhima an.
Wie eine Wolke zu Ende des Sommers
mit Regenschauern einen Berg,
So übergoß der muthige Held
mit Regen von Pfeilen den Bhimasen.
Vom hohen Wagen aber herab
erwiederte ihm jeden Schuß
Der Panduing; von Pfeilen bedeckt
blutrieselnd glänzte der große Ilf
Wie weiß und roth mit Streifen geziert
ein ungeheurer Marmorblock.
Jetzt aber mitten auf die Brust
traf Bhagadatta [illegible]
Mit großem [illegible] Rohre
den Bhimasen mit voller Kraft;
Und Bhima, von dem Stoße betäubt,
hielt sich am Flaggenstabe fest.
Und Furcht ergriff die Freunde des Bhima
und Bhagadatta jubelte.
Jetzt aber, um den Bhima zu retten,
kam Kschattrawarma schnell herbei,
Der König von Dasarna. Auf starkem,
berghohem, brünstigem Ilfenstier,
Furchtbar zu sehen, stürzte er
heran und Alles floh vor ihm.
Wie aber an der Küste ein Fels
feststehend des Meeres Schwall empfängt,
So hielt der starke Bergelephant
den Anprall des Dasarners aus
Und selbst die Panduinge lobten
des Ilfenkönigs Tapferkeit.
Und Bhagadatta schleuderte schnell
dem feindlichen Ilfe in's Gesicht
Vierzehn Speere, die rissen ihm
des Kopfes goldgezierte Wehr
Entzwei und drangen in den Leib,
wie in des Berges Löcher sich
Der Schlangen glattes Gezüchte verkriecht.
Verwundet von den spitzigen

---

*) Der Elephant des Indra.

Erhob der Ilf ein ſchreckliches Dröhnen
 und wandte ſich in blinder Wuth
Nach ſeinem Heere, Alles zermalmend,
 was ihm im Wege hindernd ſtand,
Wie wenn im Walde ein tobender Sturm
 die Bäume entwurzelt und knickt.
Die Kuruinge erhoben lärmend
 mit Bagadatta den Jubelſchrei.
Fern aber vernahm das Freudengeſchrei
 und ſah den aufſteigenden Staub
Der Kunti Sohn, der Phalguning,
 und ſo zu Kriſchna hob er an:
Dort wo auf hohem Ilfe der Fürſt
 von Pragdſchiotiſch eilend zog,
Wo Bima kämpft, vernehme ich
 der Kuruinge Siegesgeſchrei.
Der Erſte iſt, Elephanten zu lenken,
 von allen Fürſten dieſer Welt
Der tapfre Bagadatta fürwahr,
 der Nächſte nach dem Indra ſelbſt.
Er reitet auf dem beſten der Ilfe,
 vor dem kein andrer Elephant
Stand hält, der alle Waffen erträgt
 und ſelbſt vor Feuer nicht erſchrickt.
Der könnte heute der Panduinge Heer
 allein vertilgen. Niemand iſt,
Als du, o tapfrer Kriſchna, und ich,
 im Streit ihn zu bewältigen.
Drum, Kriſchna, lenke eilends die Roſſe
 dorthin, wo Bagadatta kämpft.
Den übermüthigen Feindeverächter,
 der noch in Jugendkraft prangt,
Will heute ich dem Fürſten des Himmels
 zuſenden, einen werthen Gaſt.
Und Kriſchna trieb. Hinflogen die Roſſe,
 die ſilberweißen, gedankenſchnell.

Inzwiſchen in der Panduinge Reihen,
 verheerend wie der jüngſte Tag,
Zog Bagadatta's wüthender Ilf
 umher, und vor ihm in den Staub
Zertreten ſanken Wagen und Reiter
 und ſchaarenweis die Gehenden.
Und weiter wandte [illegible],
 der muthige Daſarnafürſt,
Den großen, wolkenfarbenen Ilf
 dem Feinde entgegen. Aber ſchnell
Zur Seite Bagadatta's Ilf
 ſich wendend bohrte ſeinen Zahn
Dem Ilf des Daſarnerherrn
 tief in den Leib; zumal ſtürzte der
Und ſank, wie wenn ſammt Strauch und Baum
 in's Thal die Felſenmaſſe ſtürzt.
Vom Sitze ſprang der König herab,
 ihn aber traf ein Todespfeil,
Von Bagadatta's Bogen entſandt,
 daß er bei ſeinem Ilfe lag.
Und wieder erſcholl das Freudengeſchrei
 der Kuruinge. Nicht ertrug
Der Feinde Jubel der muthige Held,
 der ungeheure Bimaſen.
Er fuhr auf ſeinem glänzenden Wagen
 dem Bagadatta heldenhaft
Entgegen. Aber als dieſer den Bim
 erblickte, ſpornte er den Ilf,
Und dieſer, in die äußerſte Wuth
 vom Kampf und Siege aufgeregt,
Fuhr auf den Wagen Bimaſen's
 im ſchrecklichen Laufe ſtürmend los.
Bim ſchoß, nicht wankend, dem wüthenden Ilfe
 der Pfeile Regen in's Geſicht;
Doch nicht der Pfeile achtend, flog
 im Sturm der tolle Elephant
Heran; und von dem Stoße des Thiers
 erſchüttert, krachte im Augenblick
Und lag in tauſend Stücke geborſten
 der hohe Wagen des Bimaſen.
Am Boden leblos hingeſtreckt
 lag auch das theure Viergeſpann,
Getroffen von den Pfeilen des Königs
 und von den Zähnen des ſtarken Ilfs.
Wiſok, der Wagenlenker, entrann
 mit leichtem Fuße; Bimaſen
Verbarg ſich unter dem mächtigen Leibe
 des ungeheuren Thieres ſelbſt,
Und hielt ſich an der faltigen Haut
 des Bauches und der Beine feſt.
Schnell aber wie die Scheibe des Töpfers
 im Kreiſe drehte ſich der Ilf,
Bis endlich mit des Rüſſels Hand
 umſchlingend er den Panduing
Am Nacken faßte; jubelnd erſcholl
 der Kuruinge Freudengeſchrei;
Verloren iſt der ſchreckliche Feind,
 der ungeheure Bimaſen.
Da ziſchte von Kriſchna's Bogen entſandt
 ein leiberzerreißender Pfeil daher
Und drang, wo auf dem Kopfe die Knoten
 ſich wölben, durch die dichte Wehr
Dem Ilfe in die Stirne ſo tief,
 daß er bis auf die Federn ſelbſt
Verſchwand; wie eine ziſchende Schlange
 ſich in des Bodens Loch verkriecht.
So wenig auf die Worte des Gatten
 die Weiber hören, ſo wenig war
Jetzt Bagadatta's Zeichen und Worten
 gehorſam der getreue Ilf;
Sich biegend hielt er gegen die Erde
 die beiden Zähne, ſchnaubte dumpf
Und ſtarb. Und einen feurigen Pfeil
 dem Bagadatta in das Herz
Schoß Ardſchuna. Und Bogen und Pfeil
 und von dem Haupte das weiße Tuch
Entſank dem heldenmüthigen König
 von Pragdſchiotiſch und er ſelbſt,
Mit Gold und Perlen und Ketten geziert,
 ſank von dem Ilfe todt herab,
Wie durch des Sturmes Toben entwurzelt
 vom Berg ein blühender Karnikar.
Entſetzen ergriff die Kuruinge nun,
 als ſie den Helden fallen ſah'n,
Den Bagadatta, jubelnd erſcholl
 der Panduinge Siegesgeſchrei.
Kriſchna aber, zufrieden, den Bruder,
 den ungeheuren Bimaſen
Vom ſichern Tod gerettet zu haben,
 zieht langſam an den Ort zurück,
Wo in der Mitte der wogenden Schlacht
 er an Judiſchthira's Seite ſtand.
Bim aber, von Scham und Zorn bewegt,
 ergriff, als er gerettet war,
Die ſchwere, große eiſerne Keule
 und ſtürzte ſchreiend in das Heer
Der Feinde: Ilfe, Reiter und Roſſe
 erlagen vor dem Schrecklichen,
Der wüthend wie die flackernde Flamme
 des jüngſten Tages wüthete.

Schon war bis zu den Brüdern des Königs
 der ungeheure Panduing,
Zu Dritaraſchtra's Söhnen gedrungen
 und brachte ſchon in ihre Reih'n
Verheerung; da mit klagenden Worten
 zu Biſchma ſprach Durjodana:
Großvater, meine Brüder erliegen
 den Keulenſtreichen Bimaſen's;

Drum eile, meine Brüder zu retten
  und ſende Bhima in den Tod.
Ihm aber, ohne aufzuſehn,
  erwiderte der Heldengreis:
O König, deine Brüder zu retten,
  fehlt mir die Zeit, durchbrochen iſt
Der Feinde Heer und vor mir ſteht
  mit ſeinen Wachen Judhiſchthira;
In ſeinem Schutze ſteht bereit
  der unvergleichliche Ardſchuna.
Jetzt werd' ich dieſe Beiden beſiegen,
  daß dieſer Krieg beendigt ſei.
Dem Bhima aber eile zu Hülfe,
  o muthiger Durjodhana,
Entgegen; dich begleite Drona,
  der tapfre, unbeſiegliche.
Ihr werdet deine Brüder erretten
  und leicht den Bhim bewältigen.
So Bhiſchma; aber Drona ſogleich
  zog mit Durjodhana dahin,
Wo Dhritaraſchtra's Söhne von Bhim
  erſchlagen wurden erbarmungslos.
Inzwiſchen hatte den Wagen Sichandin's
  der unbeſiegliche Ardſchuna
Beſtiegen nach dem Rathe des Kriſchna
  und des Pantſchaler's Flagge war
Entfaltet über dem Sohne des Pandu,
  daß Jedermann betrogen war.
Sichandin aber ſtellte ſich
  auf Ardſchuna's glänzendem Wagen auf;
Ihn führte Ardſchuna's weißes Geſpann
  und das gefürchtete Affenbild,
Ardſchuna's Flagge, welche jetzt
  im Dienſte des Pantſchalerherrn.
Und Waſudewa's tapferer Sohn
  rief jetzt dem Phalguninge zu:
Nun iſt, o Ardſchuna, die Zeit,
  zu thun, was du verſprochen haſt.
Jetzt ſtehen bei dem ſchrecklichen Greiſe,
  dem tapfern Sohne des Santanu,
Als Wache nur Wiwinſati noch
  und deſſen Bruder Duhſchaſana.
Entflohen ſind alle übrigen Helden,
  die ihn beſchützten rechts und links.
Drum auf, dir ewigen Ruhm zu erwerben
  und Sieg und Herrſchaft: wenn nicht jetzt
Bhiſchma von dir getroffen erliegt,
  ſo trifft uns Beide Schmach und Hohn,
Und nie wird dann Judhiſchthira Sieger,
  nie dieſer Erde König ſein.
So ſprach der Schlaue; aber der Held,
  der unbeſiegliche Ardſchuna,
Scheu blickend mit den Augen geſenkt
  mit ſchwerem Seufzen, erwiderte:
Viel lieber will ich wohnen im Walde
  in Armuth, als durch ſolchen Mord,
Der mir ehrwürdig, heilig iſt,
  das Reich gewinnen und Haſtinapur.
Wie könnte ich mit verruchter Hand
  und mit betrüglich feiger Liſt
Ihn, der mein Freund, Bewahrer und Lehrer
  und meines Vaters Vater iſt,
Zum Tode ſenden? Ich bleibe zurück
  und fechte mit dem Bhiſchma nicht.
So ſprach er, aber ſchnaubend vor Zorn
  ſprang Kriſchna von des Wagens Tritt
Und rief: vergeblich iſt mein Werk,
  verloren iſt Judhiſchthira;
Und Sterben iſt das Einzige jetzt,
  was mich vor Schande retten kann.
So rief er, ſchwang den feurigen Stab,
  womit er ſonſt die Pferde trieb,
Und ſtürzte ſich den Feinden entgegen
  ergrimmt in's dichteſte Schlachtgewühl.

Ihm aber nachſprang Ardſchuna auch
  dem Wagen; angſtvoll eilte er
Ihn einzuholen: beim zehnten Schritt
  erreichte er ihn und faßte ihn
Mit beiden Armen um den Leib
  und hielt ihn auf und ſprach zu ihm:
O kehre um, großarmiger Held,
  und thue mir nicht dieſe Schmach.
Bei meinem Schwerte ſchwöre ich,
  ich ſchwör's bei meiner Seligkeit,
O Keſawa, daß heute ich
  den Bhiſchma ſelbſt erlegen will!
Auf dieſe Worte Ardſchuna's
  kein Wort erwidernd, kehrte ſich
Der Waſudewing zornerfüllt,
  beſtieg den Wagen mit Ardſchuna
Und trieb die Roſſe. Stürmend brach
  mit ſeinem Gefolge der Phalguning
Wie ein Orkan, der Alles zerſtört,
  in's Heer der Kuruinge ein.
Duhſchaſana aber, muthigen Sinns,
  als mit Sichandin's Fahne er
Den Ardſchuna anſtürmen ſah,
  gedachte an des Königs Wort
Und ſtellte ſich, den Bhiſchma zu ſchützen,
  dem unnahbaren Panduing
Entgegen; und ein Wunder erſchien's,
  daß vergeblich der Kunti ſtarker Sohn
Mit ſeinem Heere im ſtürmenden Laufe
  gehemmt war von Duhſchaſana's
Buntfarbigem Wagen, wie ſchäumend am Ufer
  die Woge des Oceans ſich bricht.
Bald waren ihres Wagens beraubt
  der Helden viele durch die Kraft
Des Kuruings; von Pfeilen und Ilfen
  getroffen ſanken ſie herab
Und Pferde und Ilfe führerlos
  entflohen verwundet überall.
Wie wenn des Feuers lodernde Flamme
  den dürren Wald verheerend ſtreift,
So wüthete in der Panduinge Heer
  der ſchreckliche Duhſchaſana.
Jetzt trafen auf einander die Beiden,
  Duhſchaſana und Ardſchuna,
Die Beide ſchwer beſiegliche Helden,
  wie Mond und Sonne an Glanz und Kraft,
Den Andern Jeder zu tödten begierig,
  wie Sukra einſt mit Maja focht.
Der Kuruing bedeckte zuerſt
  mit ſcharfen Reden den Panduing
Und deſſen Freund; verwundet war
  von zwanzig Pfeilen der Weißroſſige.
Da ſchickte Ardſchuna ergrimmt
  ſchnell ſchwirrend hundert eiſerne
Gewetzte Pfeile; dieſe geſchnellt
  durchſchnitten den Panzer Duhſchaſana's
Und tranken Blut; der Kuruing
  ward roth, wie blühend ein Roſenſtock.
Und zornig mit drei feurigen Pfeilen
  traf er den Ardſchuna in die Stirn.
Im Turban ſtaken die Rohre; der Sohn
  des hehren Pandu ſtrahlte,
Wie mit drei hochaufragenden Spitzen
  der wundervolle Meru glänzt.
Ergrimmt von ſeinem himmliſchen Bogen
  ſchoß nun am Stein geſchliffene
Goldſchwingige Eiſenpfeile der Sohn
  des Pandu auf Duhſchaſana;
Die Pfeile flogen durch die Luft
  und fielen in des Helden Leib,
Wie wilder Enten ſirrende Schwärme
  einfallen in den Lotusteich.
Dem Kuruinge ſchwanden die Sinne,
  ohnmächtig ſank er auf den Sitz

Des Wagens und der Räder geschwind
fuhr mit dem Helden aus der Schlacht.
Drauf stellte nach des Königs Befehl
sogleich dem stürmenden Ardschuna
Wimsasati, der Madrier, sich
entgegen; aber der Panduinge
Bedeckte seinen Wagen und ihn,
den Lenker und das Viergespann
Mit glatten, reiherbefiederten Rohren,
und bald am Boden lagen todt
Die Pferde; aber Wimsasati
erfaßte grimmig den langen Speer
Und schleuderte ihn auf Ardschuna
mit aller Macht. Ihm aber schoß
Der Panduinge drei Pfeile entgegen,
daß er in Stücken zu Boden fiel.
Drauf legte einen eisernen Pfeil
auf seinen Bogen der Panduinge
Und traf den Kurunge mitten in's Herz,
daß taumelnd er vom Wagen sank.
Entsetzen ergriff der Kurunge Heer,
als sie den Fürsten fallen sah'n,
Und Keiner wagte weiter zu fechten
mit Ardschuna, der wie der Tod
Mit des Pandusohnes Flagge und Wagen
in ihren Reihen wüthete.
Von Allen, die dem schrecklichen Streit,
dem Bhischma folgten in der Schlacht,
War bald von Ardschuna's sichersten Pfeilen
der Letzte in den Tod gesandt.

Wie aber in der Kurunge Heer
der Sohn der Kunti wüthete,
So wüthete in der Panduinge Heer
der Ganga unnahbarer Sohn.
Ihm stellte sich mit muthigem Sinn
Satanika, der Matsier,
Wirata's jüngster Bruder entgegen,
und schoß sechs wohlgeschärfte,
Wie Sonnenstrahlen funkelnde Pfeile
auf ihn und auf sein Viergespann;
Und wie die Pfeile trafen, erhob
der Matsier ein Siegesgeschrei.
Ihm aber mit breitschneidigem Pfeile
schoß, während er noch jubelte,
Das Haupt, mit Ohrenringen geschmückt,
vom Halse der Sohn des Santanu.
Da flohen die Panduinge entsetzt
und wehrend zu Judhischthira
Trotz Bhischma vor. Judhischthira aber,
als er den Bhischma nahen sah,
Rief seinem Lenker: treibe die Rosse!
und floh zum Lager in feiger Flucht.
Sichandin aber, in Ardschuna's Wagen
und mit dem Affen des Ardschuna
Stand muthig und deckte mit Pfeilen
den großen Sohn des Santanu.
Ihm aber sandte mitten in's Herz
der Pfeilentsender den Todespfeil.
Getroffen sank vom Wagen Sichandin,
wie aus der Luft ein Meteor.
Entsetzen ergriff der Panduinge Heer,
als sie den Fürsten fallen sah'n:
Ja, Bhischma! Bhischma! riefen sie,
denn ist der zweite Ardschuna!
Und unter ihnen wüthete Bhischma
verheerend wie der jüngste Tag,
Daß bald Ardschuna's ganzes Gefolge
gefallen oder entflohen war.
So standen mitten zwischen den Heeren
die beiden Unbesiegbaren,
Bhischma, vor dem der Panduinge Heer
geflohen war, und Ardschuna,
Der in Sichandin's herrlichem Wagen
der Schrecken der Kurunge war.
Wie aber der Ganga schrecklicher Sohn
in seiner Nähe seinen Feind
Als nur den Sohn des Drupada sah,
da rief er diesem lächelnd zu:
Magst du mich treffen, wie du willst,
ich fechte nimmermehr mit dir;
Denn, wie der Herr der Welten dich schuf,
ein Weib bist du, Sichandin.
So sprechend legte Bogen und Pfeil
der alte Bhischma aus der Hand.
Ardschuna aber spannte mit Lachen
den Bogen Gandiv und begann
Glattrohrige, geierbefiederte Pfeile
mit Eisenspitzen auf den Feind
Zu regnen, wie die Wolke im Sommer
den Berg mit Regen übergießt.
Da schaute der unbesiegliche Greis
verwunderungsvoll empor und rief:
Wie eine Reihe schwärmender Bienen
ununterbrochen folgen sich
Die zischenden Pfeile Schuß auf Schuß,
das sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie aus der Wetterwolke der Blitz
des Indra rasch zur Erde fährt,
So fliegen diese Geschosse daher,
es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie Donnerkeile Alles zerreißend
durch meinen Panzer, meinen Schild
Sich in die Glieder dringen mir ein,
es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie zornig züngelnde giftige Schlangen,
so beißen diese Pfeile mich
Und trinken meines Herzens Blut,
es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Von Jama mir gesandte Boten,
sie bringen den ersehnten Tod;
Sichandin's Pfeile sind es nicht,
es sind die Pfeile des Ardschuna!
So sprach er, und von Wunden zerrissen,
von Blute triefend, fiel auf's Haupt
Vorwärts vom hohen Wagen herab
der Ganga unnahbarer Sohn.
Da schrie mit hellem Löwengeschrei
der Phalguna, des Sieges froh,
Und alle Panduinge bliesen die Muscheln
und jubelten und schrieen laut.
Die Kurunge aber ergriff
Entsetzen, als ihr Schirm und Hort,
Der Ganga unbesieglicher Sohn
vor ihren Blicken sterbend fiel;
Erstarrt vor Schrecken standen sie still
und ihre Waffen, ihre Wehr
Entsank den Händen. Keiner gedachte
des Kampfes weiter und der Schlacht
In beiden Heeren, Jene vor Freude
und Diese vor Schreck und Traurigkeit.
(Holtzmann.)

---

## 3.

### Damajanti sucht ihren Gatten Nal.

(Aus der „Nalus“ betitelten Episode des Mahabharata.)

#### 1.

Damajanti, die herzbetrübte
Gattensuchende, schmerzgequälte,
Fand jetzt in des Waldes Schooß
Den Baum mit Namen Kummerlos;
Kummerlos, bei den Menschen bekannt,
Doch in Göttersprach' Asoka genannt.
Dem waldverschönernden Asoka
Nahte die Gattin des Punjasloka,

Dem blüthengezweigbekrönten,
Waldvogelgeſangdurchtönten;
Mit dem herrlichen Kummerloſen
Fing die Bekümmerte an zu koſen:
„Beglückter Baum in Waldesmitte,
Der du rageſt nach Königsſitte,
Von vielen Kronen behangen,
Von keinem Kummer umfangen!
Mir fiel ein ſchweres Kummerloos;
O Kummerloos! mach mich kummerlos!
Haſt du, o blühender Aſoka,
Hier nicht geſehen den Punjaſloka,
Den Tamajantigatten, Nal,
Den Niſchaderfürſten, meinen Gemahl?
Mit halbem Gewand umfangen,
Das er von mir empfangen,
Ob, wenn den Blick er ſenket
Auf das Gewand, er denket
An die, die's ihm geſchenket.
Aſoka! ſage mir dieſes bloß,
Damit ich gehe kummerlos.
So ſchade niemals dir ein Böſer,
O Kummerlöſer, Kummerlöſer!“
So die Gattin des Punjaſloka,
Im Kreis umwandelnd den Aſoka,
Von dem ein Gezweig ſie pflückte
Und ſich die Locken ſchmückte.
Dann gab ſie ihm den Abſchiedsgruß:
„Gram, Kummer, Sorge, Noth, Verdruß
Trug' ich in meinen Sinnen,
Wie im Haare dein Laub, von hinnen,
Du aber bleibſt hier, kummerfrei!
Wenn nun mein König kommt herbei,
Aſoka! ſollſt du zu ihm ſagen:
Der Gram ward hier hinweggetragen,
Damit mein König in deinem Schooß
Kummerlos ruh', o Kummerlos!“
So zum Aſokabaum geſprochen,
Die Königin ging mit Herzenspochen,
Das holde Frauenbildniß
Hinweg in die ödere Wildniß.
Da ſah ſie Bäume mannigfalt,
Berge und Felſen vielgeſtalt,
Ströme und Weiher aller Art,
Und Waldgethiere vielgeſchaart:
Kreiſchend über die Vögel
Herrſchendes Waldgeflügel,
Um der Bäche Geſprudel
Weidende Wildesrudel,
Waldeber, Ure, Schakal' auch und Füchſe,
Wildeſel, Büffel, Panther auch und Lüchſe.
Darauf nach langdurchmeſſ'nem Wege
Erblickt' im fernſten Waldgehege
Die wandelnde Schöne, Wohlgethane
Eine ziehende Karawane,
Eine große, gedrängdurchwirrte,
Elephant-, Roß-, Wagen geſchirrte,
Die zog an einem Fluß entlang
Von klar anmuthigem Wogengang,
Einem weithin ergoſſ'nen,
Von blühendem Schilf umſchloſſ'nen,
Umtönten von Schwänen, Reihern,
Entchen und Fiſchergeiern,
Wimmelnden vom Gemiſche
Der Schildkröten, Schlangen und Fiſche.
Die wandernde Gattinungethane,
Da ſie erblickte die Karawane,
Stürzte mit ſcheuem Schritte
Sich in die Menſchen Mitte,
Im Anzug einer Sinnberaubten,
Im Aufzug einer Gramentlaubten,
Mit dem Gewand geſchürzet,
Das ihr Nala gekürzet,
Mit kummergewachſ'nem, gelöſtem Haar,
Das um die Bruſt ihr Mantel war;
Mager und bleich und ſchön zugleich,
Beſtaubt, beſchmutzt und anmuthreich.
Da die alſo Angethane
Schauten die Leute der Karawane,
Floh'n Einige erſchrocken,
Andere ſtanden mit Stocken.
Dieſe dachten und Jene ſchrien,
Dieſe verlachten und Jene verſpien;
Die mitleidend beklagten,
Die Meiſten fragten und zagten
Und die Verſtändigſten fragten:
„Wer biſt du, göttliche Geſtalt?
Was ſucheſt du in dieſem Wald?
Dich erblickend erſtaunt wir ſind,
Sag'! biſt du ein Menſchenkind?
Biſt du des Berges Oreade?
Oder des Fluſſes Najade?
Oder welche Unſterbliche?
Nicht nah' uns eine Verderbliche,
Sondern uns bringend Heil und Nutz;
Wir geben uns in deinen Schutz,
Daß uns des Glückes Pfad dein Segen bahne,
Und wohlbehalten gehe die Karawane!“
So angeredet das Königsweib,
Mit gattenverluſtbetrübtem Leib,
Sprach ſie, die Schön' und Kluge,
Zum ganzen wandernden Zuge,
Zum Führer des Zugs und allen Reiſenden,
Jünglingen, blühenden Männern und Greiſenden:
„Eine Sterbliche kennet mich!
Eine Königstochter nennet mich,
Ein Königsweib, den Gatten miſſend,
Wo ſie ihn ſuchen ſoll, nicht wiſſend.
Der Widarbafürſt iſt mein Vater,
Mein Gatte der Niſchadavolksberather,
Nala, genannt der Beglückte,
Ihn ſuch' ich Schmerzberückte.
Habet ihr ihn im Waldrevier,
Meine Liebſten, o zeigt ihn mir,
Nala, den Männertiger,
Den Feindesſchaarenbeſieger!“
Da das die Reiſendgeleitete
Geſprochen, darauf erwiederte
Ihr der Führer vom Zuge,
Ein Kaufmann, Namens Sutſchi, frei von Truge:
„Höre mich, wandelnder Schönheitsſtrahl!
Einen Menſchen mit Namen Nal
Hab' ich, o Lächelklare,
Nirgend geſehn, wo ich fahre.
Panther, Büffel, Hirſche, Bären
Seh' ich dieſen Wald gebären,
In welchem ſich keine Menſchen nähren;
Außer dir eine Menſchengeſtalt
Sah ich nirgend im weiten Wald:
So wahr uns mög' auf unſerm Pfade
Geleiten des Handelsgottes Gnade.“
Da ſprach ſie zur ganzen Handelsſchaar
Und zu dem, der ihr Führer war:
„Wohin geht dieſer Handelszug?
Anzeiget mir dieſes ohne Trug!“

**Der Karawanenführer:**

Der Zug geht in die Tſchediſtadt,
Wo König Subahu die Herrſchaft hat,
Deß Mutter dort iſt zu ſchauen
Eine Perle der Frauen.“
Und Tamajanti, von dieſem Wort
Erfreut, zog mit dem Zuge fort.

### 2.

Tamajanti, die lange Zeit
Allein in ihres Grams Geleit
Durch die Wälder gezogen war,

Zog nun mit einer ganzen Schaar
Und war, wie ſonſt, im Haine
Mit ihrem Gram alleine.
Ueber Thäler und Berge fort
Wallte brauſend von Ort zu Ort
Sich das wandernde Menſchenmeer;
Da erblickte das Handelsheer
Abends in einem Waldbereich
Einen geräumigen friedlichen Teich,
Einen lieblichen, luſtigen,
Kühlſchattigen, blumenduftigen,
Bewohnten von Waſſerlilien
Und Reihern-Familien,
Von Waldgeflügel beſuchten
Umragt von weichen Buchten.
An Feuerholz und Futter reich
Den hold faſt [illegible] Teich
Erblickten die Reiſenden
Und betteten ſich in die Schatten
Mit des Führers Genehmigung
Ging da zur Waldraſt Alt und Jung.
Die müden Thier' entſchirrt, entſattelt,
Gefüttert ward und übernachtet.
Aber in ſtummer Mitternacht,
Als Keiner der Wachen mehr gewacht,
Kam da vom Berg mit Schnauben
Ein Waldelephanten-Haufen,
Um den Durſt in dem Strom zu legen,
Den ſie mit träufelndem Brunſtſchaum regen.
Als nun die wilden Waldelephanten
Witterten ihre zahmen Verwandten,
Die Karawanen-Elephanten,
Stürzten, dieſen das Leben zu rauben,
Jene heran mit Schäumen und Schnauben.
Kein Einhalt war dem Ungeſtüme
Der weitumringenden Ungethüme;
Wie losgeriſſ'ne vom Bergeswipfel
In's Thal einſtürzende Felſengipfel,
Wälder zerbrechend rannten
Alſo die Elephanten
Und dort das ſchlafende Menſchenheer
Zertraten ſie ohne Gegenwehr.
Da, aufgeſchüttert, mit Schrecken wach,
Floh, wer entfloh, mit Weh und Ach;
Durch einander Herr und Geſind,
Greis, Mann und Kind,
Von Nacht, von Furcht und vom Schlafe blind;
Mit furchtbarem Angſtgeſchreie,
In's Dickicht oder in's Freie
Liefen ſie, ſtürzten und rannten
Vor den ſchnaubenden Elephanten:
Von den Rüſſeln Dieſe zerbrochen,
Von den Zähnen Jene durchſtochen,
Von den Füßen Andre zerſtampft,
Von deren Blute der Boden dampft;
Die ſich in dichter Menge
Erſtickend im Fluchtgedränge,
Ein halbzertretener, halbgebundener Troß,
Ausgänger zwiſchen Kameel und Roß,
Einander ſelbſt in's Verderben zerrend,
Sich die Wege der Rettung ſperrend.
Welche auf Bäume kletternd,
Welche in Klüfte ſchmetternd,
Welche an Stämme prallend,
Welche in's Waſſer fallend;
Alſo von den [illegible]
Ward, von den wüthenden Elephanten,
Auf vielerlei Art in einer Stunde
Vernichtet und gerichtet zu Grunde
Die ganze reiche Handelsrunde.
Da im Getoſ', dem ſchreckenden,
Weltuntergangsfurcht erweckenden,
Hörte man Stimmen, die riefen
Tönen, die ächzend tiefen:

„Ei, das iſt eine Schreckensnacht:
Seid nur auf euer Heil bedacht!
Hier liegt, was wollt ihr denn laufen?
Ein zertretener Perlenhaufen.
Ich ſag' es ohne Haß und Feindſchaft,
Nehmet! hier iſt Gütergemeinſchaft.
Thoren! ich ſag' es abermals,
Was lauft ihr über Kopf und Hals?
Nehmt hier, eh' ſie verderben,
Die Steine von allen Farben!
Wer das nimmt und ſich retten kann,
Der iſt morgen ein reicher Mann.“
Wer da nun zu nehmen geweilet,
Der ward vom Verderben ereilet.
Wie alſo ging durch den Wald in Schwung
Die grauſe Menſchenzertrümmerung,
Erwachte, entrafft durch [illegible],
Damajanti mit ſchwerem Muth.
Sie ſah die herzbewegende,
Dem Himmel Furcht erregende
Zerſtörung, wie ſie nie geſchehn,
Vor ihren ſchönen Augen ſtehn;
Sie ſah und hörte da mit Grauſen
Den Tod an ſich vorüberbrauſen.
Als nun der Sturm vorüber war,
Sprachen die Reſte der Kaufmannſchaar,
Die mit dem Leben entronnen:
Für welche Schuld ward dieſer Preis gewonnen?
Haben unfromm laue Gemüther
Nicht eifrig genug dem Gott der Güter
Geehrt, dem Erdreichsgebieter!
Iſt eine frevelnde Rotte
Hier irgend mit Hohn und Spotte
Begegnet dem Handelsgotte?
Sind die Vögel ungewogen
Ueber unſer Haupt geflogen,
Oder ſind die Planeten
In feindlichen Schein getreten?
Aber Andere ſprachen da:
Das Weib, das man ſah,
Geſtaltet wie eine nicht Kluge,
Kommen zu unſerm Zuge,
Die magere, bleiche, häßliche,
Hat uns gebracht dies Gräßliche.
Sie iſt wohl, die mit dem langen Leib,
Ein Rieſenkind, ein Rieſenweib,
Oder eine der Elfen;
Wenn wir ſie ſehn, ſo mög' ein Gott ihr helfen!
Mit Schollen, Steinen, Stangen, Rohren, Stecken,
Mit Fäuſten wollen wir ſie niederſtrecken,
Die Unheilſtifterin, das Weib unſauber,
Das dieſe Karawane ſchlug mit Zauber.
Als Damajanti die Reden vernahm,
Entwich ſie in den Wald vor Scham,
Vor Gram, vor Furcht und Bangen:
„O Zorn des Schickſals, über mich ergangen!
O Glück, wie ſchnell zerronnen!
Für welche Schuld ward dieſer Preis gewonnen?
Nichts Unſchönes erinnr' ich mich,
Das irgend gegen Einen ich
Gethan, geſagt, geſonnen;
Für welche Schuld ward dieſer Preis gewonnen?
Es iſt wohl von mir ein ſchwer Vergehn
In einem vorigen Leben geſchehn,
Das ich in dieſem nun habe
Zu büßen bis zum Grabe
Durch ſolche Schmacherleidung.
Von Gatten und Reich die Scheidung,
Von Eltern und Kindern die Trennung,
Die einſame Weltverkennung,
Des Beſchützers Entbehrung,
Im Schlangen-Tigerwald die Kummer-Gramverzehrung.“

Doch als es Tag geworden war,

Da brachen der zerſtreuten Schaar
Ueberbleibſel vom Schreckensort
Auf und ſetzten die Reiſe fort,
Leid um Verlor'ne tragend,
Um Brüder, Väter, Söhne, Freunde klagend.
Da war in Damajanti's Bruſt
Nur ein Verluſt.
Doch heißere Schmerzensflammen
Als in allen Andern zuſammen
Still klagte die Widarbhamaid:
„Um welche Schuld kam dieſes Leid?
Daß dem von mir in dieſer öden Leere
Begegneten Menſchenmeere
Die Elephanten den Tod gebracht,
Das hat mein Mißgeſchick gemacht.
Daß ich noch werde müſſen
Mit langen Schmerzen büßen.
Man ſtirbt nicht ohne Verhängniß!
Ich fühl's in dieſer Bedrängniß,
Wahr iſt das alt gehörte Wort.
Da hier am Ort
Hat dieſes Herz, ſo ſchwer bekümmert,
Kein Elephantentritt zertrümmert.
Ja! Nichts geſchieht hier ohne Geſchick
Und Nichts ohn' einen Götterblick.
Dennoch hab' ich von Kindheit an
Nichts Böſes, das ich gedenken kann,
Geſagt, gethan, geſonnen,
In Wort, Gedanken oder Werk begonnen.
Ich denke, bei der Gattenwahl,
Daß ich die Götter verſchmäht um Nal,
Das ſoll von Himmliſchen gerochen werden
Mit meinem Jammer und dem Weh der Erden.“
Mit ſo anhebenden Klagen ſchritt
Damajanti, die um den Gatten litt,
Schön auf den Spuren ziehend,
Und vor den Blicken fliehend,
Der hinter'm geringen Volke,
Dem neuen Mond gleich hinter dunkler Wolke.
(Rückert.)

## 2.

## Das Drama.

### Sakuntala von Kalidaſas.

Perſonen.

König Duſchmanta.
Gautami, eine alte Einſiedlerin.
Sakuntala.
Anuſuja } Sakuntala's Freundinnen.
Priammwada }

Dritter Akt.

Der heilige Büßerhain. Der König tritt auf in Liebesſchmerzen.

König. Ich ſeh', wie treu die Jungfrau lebt der Buße Pflichten,
Ich weiß, daß ſie nicht über ſich verfügen kann;
Doch nimmer wird mein Herz zurück ſich richten,
Wie nie das Waſſer noch zur Quelle rann.

Mächtiger Herzensräuber, woher doch, da deine Geſchoſſe ſo blumig ſind, dieſe Wunden? Ach, ich weiß es!

Es brennt in dir jetzo noch Hara's Zornglut,
Dem Barwa gleich unter dem Waſſer flammend:
O Liebesgott, konnteſt du ſonſt ſo brennen,
Wenn Lieb' erfüllt, du, nur ein Häufchen Aſche?

Du und der Mond, wie quält ihr die euch vertrauenden Liebenden! denn:

Wohl haſt du nur Blumengeſchoſſe
Und kühl iſt des Mondes Licht;
Doch ach, wie täuſchet ihr Beide
Uns arme Liebende nicht!
Der Mond mit winterigem Strahle
Er ſchleudert ja Flammen uns zu;
Aus deinen blumigen Pfeilen
Schaffſt gleich diamantene du!

Wahrhaftig

Stets magſt du mich, o du Mächt'ger, auf's tiefſte verwunden;
Ich ſtimme ja bei:
Nur daß auch ſie, mit den großen, berauſchenden Augen,
Befreit von dir ſei!

Du Mächtiger, an den ich meine Klagen wenden muß, haſt du denn gar kein Erbarmen mit mir?

O Liebesgott, hab' ich denn dich vergeblich
Wohl hundertfach immer verehrt im Herzen?
Wie ziemt es dir, bis an das Ohr den Bogen
Zu zieh'n, auf mich jetzt das Geſchoß entſendend?

Wie kann ich denn jetzt, da die Hinderniſſe weggeräumt ſind und den Einſiedlern Genüge gethan iſt, den Schmerz aus meinem Innern entfernen? (Seufzend) Es iſt keine andere Hülfe, als im Anblicke der Geliebten. (Aufwärts blickend) Die Jungfrau wird wohl nebſt ihren Freundinnen dieſe übermäßige Mittagshitze dort an den gebüſchreichen Ufern der Malini zubringen. Gut, dorthin will ich. (Sich umſehend) So eben iſt die Liebliche durch dieſe Allee von jungen Bäumen gegangen, denk' ich; denn:

Die Stängel, von welchen Blumen ſie pflückte,
Sie haben noch nicht ſich geſchloſſen,
Den Blättern, die voll ſie eben zerknickte,
Iſt lieblicher Milchſaft entfloſſen.

Ach, welche köſtliche Luft in dieſer Gegend!

O wie doch die Lüfte,
Vom Lotos ſich raubend
Die ſüßeſten Düfte,
Mir wehen entgegen
Aus Malini-Wellen
Den zarteſten Regen;
Nur wie ſie die Wangen,
Die liebedurchglühten,
So wonnig umfangen!

O, in jener Wetaſa-Laube muß Sakuntala ſein, denn:

Vorn an der Laube ſeh' ich friſche Tritte
Im gelben Sand geprägt und lieblich zeigt
Der Füße Wucht ſich hier an jedem Schritte,
Der etwas vor, noch mehr zurück ſich neigt.

Ich will doch zwiſchen dem Gebüſche hindurchſehen. — Ach, meine Augen vergehen vor Entzücken! Da liegt die Geliebte meines Herzens mit ihren Freundinnen auf einer mit Blumen beſtreuten ſteinernen Bank. Gut, ich kann alſo ihr trauliches Koſen belauſchen. —

(Sakuntala tritt auf mit ihren beiden Freundinnen, ohne den König zu bemerken.)

Die beiden Freundinnen (ſie fächelnd). Liebe Sakuntala, erquickt dich auch dieſes Wehen der Lotosblätter?

Sakuntala (traurig). Ach, traute Freundinnen, was hilft's, daß ihr ſo mich fächelt?

König (für ſich). Die Jungfrau ſcheint ſehr krank. Wie, ſollte dieſes Uebel von der Gluth der Sonne herkommen? Oder iſt's vielleicht, was mein Herz vermuthet? — Wahrhaftig, iſt da noch zu zweifeln?

Mag die Uſira gleich den Buſen ihr bedecken,
Das Lotosfaſerband am Arme loſe ſein,
In ſolcher Anordnung muß doch die Theure wecken
Durch ihrer Glieder Reiz der Liebe Herzenspein!
Wohl mag derſelbe Schmerz aus Lieb' und Gluth entſtehen,
Doch Jugendkraft fühlt nie bei Hitze ſolche Wehen.

Priammwada (leiſe). Anuſuja, ſeit Sakuntala jenen königlichen Weiſen zum erſten Mal erblickte, iſt ihr Inneres ſo äußerſt bewegt: kaum möchte etwas Anderes die Urſache ſein ihres Leidens.

**Anuſuja.** Auch ich hege denſelben Verdacht. Nun, ich will ſie doch fragen. (Laut) Freundin, laß dich fragen, ſind deine Schmerzen noch immer ſo heftig?

**König.** Nun muß ſie ſprechen.

Das Band um den Arm aus den Faſern des Lotos,
Das ſtrahlt wie Mondlicht ſo klar,
Es zeigt, von der Hitze des Fiebers entzündet,
Jetzt ſchwärzliche Flecken ja dar!

**Sakuntala.** Freundin, ſprich, was willſt du ſagen?

**Anuſuja.** Liebe Sakuntala, wir wiſſen nicht, was in deinem Innern vorgeht; iſt etwa dein Zuſtand wie jener der Liebenden, von dem man in manchen Märchen erzählt, was ich vermuthe, ſo ſag' uns doch die Urſache dieſes Leidens; wenn man den Zuſtand nicht ganz genau kennt, ſo kann man ja die Heilung nie anfangen.

**König.** Ich bin völlig Anuſuja's Meinung.

**Sakuntala.** So ſchwer mein Leiden iſt, ſo kann ich es doch nicht ſogleich nennen.

**Priamwada.** Aber, Freundin, ſie hat ganz recht; was verbirgſt du uns doch dieſes dein Leiden? Nur wenn gleich deine reizende Anmuth nie dich verläßt, warum ſchwinden denn deine Glieder Tag für Tag dahin?

**König.** O wie wahr ſpricht Priamwada!

Ja die Runde der Wangen ſchwindet ihr dahin,
Ihr Buſen ſcheint nicht mehr hart,
Ihr Leib ſchmächtiger, die Schultern ſenken ſich herab,
Die Farbe wird bläſſer ſtets.
So von Liebe gequält, ſcheint ſie mir zugleich
Jetzt trauernswerth, liebenswerth,
Wie vom Winde berührt, der plötzlich ihr den Flor
Abgeſtreift, die Madhawi!

**Sakuntala.** Ach, von etwas Anderem will ich ſprechen, was ſoll' ich auch euch noch Bekümmerniß erregen?

**Beide Freundinnen.** Freundin, Freundin, gerade darum ſtreben wir ja darnach; ein getheilter Schmerz iſt ja leichter zu tragen.

**König.** Gefragt von Jenen, die der Freud' und des Leid's Genoſſen,
Wird ſie ſagen, was des innern Kummers Grund ſei?
Sich wendend ſchaute ſie ſo bang nach mir, ſo zärtlich,
Und doch iſt bange mir vor der Antwort, die bald ich höre!

**Sakuntala.** Seit der Beſchützer des Büßerhaines, jener königliche Weiſe, mir vor Augen kam (ſie hält verſchämt inne).

**Beide Freundinnen.** Sprich doch, liebe Freundin!

**Sakuntala.** Seither bin ich durch die Sehnſucht nach ihm in dieſem Zuſtande.

**Beide Freundinnen.** Wohl dir, da du jetzt eine deiner würdige Wahl getroffen; ſicherlich, wohin ſollten andere Ströme ſich richten, als nach dem Ocean?

**König** (erfreut). Ich hörte, was zu hören!

Ja, Smara iſt's, der mich mit Schmerz erfüllet,
Und er zugleich, der Heilung mir gewährt;
So wie der Tag mit Wolken ſchwarz umhüllet
Nach mächtiger Glut die Welt des Lebens nährt.

**Sakuntala.** Drum, wenn es euch recht iſt, ſo wollen wir uns bemühen, das Mitleiden dieſes königlichen Weiſen zu erregen.

**König.** Dieſes Wort hat jeden Zweifel gehoben! Nun aber, am Ziele der Liebe, ſteht das Ziel der Anſtrengung vor mir; aber wie wohl iſt mir auch in dieſem Zuſtande!

**Priamwada** (zu Anuſuja). Anuſuja, es iſt auf's Aeußerſte mit ihrer Liebe gekommen; ſie geſtattet keinen Aufſchub.

**Anuſuja.** Priamwada, auf welchem Wege können wir wohl die Sehnſucht unſerer Freundin ſchnell und unbemerkt ſtillen?

**Priamwada.** Unbemerkt, o Freundin, dafür müſſen wir ſorgen; mit dem Schnellen hat's keine Noth.

**Anuſuja.** Wie ſo das?

**Priamwada.** Wahrlich, auch er, der königliche Weiſe, ſehnt ſich nach dieſer Jungfrau; das verriethen ja ſeine Liebesblicke.

**König** (für ſich). Ja ſicher! ſo ſteht's mit mir, denn:

Das goldne Armband, deſſen Perlenſchmuck entfärbt
Durch Thränen inn'rer Glut, die Nacht für Nacht entrollen
Den auf den Arm geſenkten Augen, fällt, befeſtigt
Stets, ſtets zur Hand hinab, auch Nichts vom Bogen leitend.

**Priamwada.** Freundin, ſie mag jetzt ein Liebesbriefchen ſchreiben. Dieſes will ich in eine Blume verſtecken und unter dem Vorwande eines ehrerbietigen Geſchenks in die Hand des Königs liefern.

**Anuſuja.** O Freundin, dieſer ſinnige Einfall gefällt mir; aber was ſagt Sakuntala dazu?

**Sakuntala.** Freundin, dieſer Einfall iſt aber doch zu bedenken.

**Priamwada.** So ſinne dir ein Verschen aus, das würdig iſt deines Urſprungs und die Glut deiner Liebe enthält.

**Sakuntala.** Ich will auf Etwas ſinnen; aber wie doch das Herz mir ſchlägt, aus Furcht, verworfen zu werden!

**König** (für ſich). Da ſteht er ja, dich zu beſitzen ſehnſuchtsvoll,
Von welchem du fürchteteſt, dich verſchmäht zu ſehen;
Mag Sehnſucht auch, mag ſie auch nicht den Dank empfahen;
Wie könnte doch würdig der Lieb' ein Spröder ſein?
Ja er, von dem Liebesverſchmähen du beſorgt,
Was ganz umſonſt, Liebliche du vorhin beſorgt,
Er ſteht vor dir, ſehnſuchterfüllt, der Jüngling, der
Nicht Perlen ſucht; was er ſich ſucht, das biſt nur du!

**Beide Freundinnen.** Ach, du verkleinerſt deinen eigenen Werth! Wer möchte doch das herbſtliche Mondlicht, welches die Glut des Tages zu lindern vermag, mit dem Sonnenſchirme abwehren?

**Sakuntala** (lächelnd). Ich bin ganz vertieft.

**König.** O, ich ſchaue auf die Geliebte mit Augen, die ganz des Zuckens vergeſſen haben!

Ihr Antlitz, die Wimpern nach oben gerichtet,
Die Grübchen der Wangen,
Verrathen, da dichtend die Füße ſie zählet,
Ihr Liebesverlangen.

**Sakuntala.** Freundinnen, ich habe nun ein Verschen ausgedacht; aber es iſt kein Schreibgeräthe da.

**Priamwada.** Kannſt du es denn nicht, indem du die Füße des Verſes wohl eintheilſt, mit dem Nagel auf dieſes Lotosblatt eingraben, das wie der Bauch eines Papageien ſo lieblich?

**Sakuntala.** So hört denn, ob es angemeſſen oder nicht.

**Beide Freundinnen.** Wir ſind aufmerkſam.

**Sakuntala.** Es brennt das Herz
Der Liebe Macht
Mir Tag und Nacht
In Sehnſuchtſchmerz!
Ja, Leib und Seele,
Noch unbekannt
In deine Hand
Ich nun befehle!

**König.** Das iſt eine Gelegenheit, mich zu zeigen.
(Er tritt ſchnell hervor.)
Es brennet dich
Die Liebe bloß,
Doch ſchonungslos
Verzehrt ſie mich.
Die Sonn' entziehet
Dem Monde die Pracht;
Die Blume der Nacht
Am Tag noch blühet!

**Beide Freundinnen.** Willkommen! o wie doch das Ziel unſeres Wunſches erreicht iſt!

(Sakuntala will aufſtehen.)

**König.** Nicht, nicht doch bemühe dich, du Liebliche!
Die Glieder hier auf deinem Blumenſitze,
Die von des Fiebers Glut ſo heftig leiden,
Das ſelbſt das Lotos-Armband welkt vor Hitze,
Sie mögen doch den Zwang der Sitte meiden.

**Sakuntala** (für ſich). O Herz, jetzt magſt du ſchlagen! Wohin kommt es noch mit dir?

**Anuſuja.** Hier auf dieſem Felſenſitze möge der erhabene Geliebte unſerer Freundin Platz nehmen.

**König** (ſich ſetzend). Priamwada, hat das Fieber eurer Freundin etwas nachgelaſſen?

**Priamwada** (lächelnd). So eben hat ſie Arznei genommen und wird nun ruhig werden. — Aber, o großer König, da einmal die gegenſeitige Zuneigung des Jünglings und der Jungfrau vor Augen liegt, ſo läßt mich die Liebe zur Freundin Fragen auf Fragen thun.

**König.** O Liebliche, Nichts darf zurückgehalten werden; denn ein ungeſagt zu ſagendes Wort ſchafft Kummer.

**Priamwada.** Nun, ſo höre, mein Herr.

**König.** Ich gebe Acht.

**Priamwada.** Die Bewohner der Einſiedelei ſollen durch deine Hoheit aus ihrer Bedrängniß erlöſt werden. Dieſe heilige Pflicht —

**König.** Sprich doch von etwas Anderm, als von mir.

**Priamwada.** Indem unſere theure Freundin dich hier ſo erblickte, erhielt ihr Inneres durch den mächtigen Madana in dieſen Zuſtand; daher kannſt du durch Wohlwollen ihr Leben erhalten.

**König.** O Liebliche, gegenſeitig iſt dieſe Zuneigung; mit der höchſten Freude ergreife ich das.

**Sakuntala** (verwirrt). O Freundinnen, haltet doch ihr beide den königlichen Weiſen nicht länger auf, der gewiß innig ſich ſehnt, nach ſeinem Frauenpalaſte zurückzukehren.

**König.** Die du mit Allem in Allem ja bleibeſt ſtets,
O du Geliebte, die tief mir im Herzen wohnt,
So du das wünſcheſt, o Reizende, ſterb' ich gleich,
Der ich bereits von dem Blumenwurfgeſchoſſe wund.

**Anuſuja.** Man ſagt ja, daß die Könige viele Frauen haben; drum wird wohl deine Hoheit dafür ſorgen, daß dieſe unſere liebe Freundin von den übrigen Gemahlinnen nicht gekränkt werde?

**König.** O Liebliche, wozu viel Worte?
Was immer daheim mich umringet,
Nur zweierlei ſteht vor mir:
Die meerumgürtete Erde
Und eure Freundin hier.

**Beide Freundinnen.** Wir ſind beruhigt.

(Sakuntala verräth ihre Freude.)

**Priamwada.** Anuſuja, ſieh, ſieh, wie die geliebte Freundin wieder auflebt, wie die Pfauhenne, die von der Mittagshitze gedrückt war, nach einem Regenſchauer.

**Sakuntala.** Bittet doch den Weltbeſchützer um Verzeihung, daß wir ſo über das Maß und den Anſtand hinaus plauderten.

**Beide Freundinnen.** Für wen dieſes geſprochen wurde, der ſoll doch um Verzeihung bitten, was für Schuld hat denn ein Anderer?

**Sakuntala.** Möge doch der große König das verzeihen, was vor ihm geſprochen wurde; (für ſich) oder was wurde nicht in ſeiner Abweſenheit vorgebracht?

**König** (lächelnd). Dieſe Beleidigung werde ich dann nur verzeihen, wenn du mir, o Reizende, auf dieſem Blumenlager, welches deine Glieder drückten, huldreich etwas Raum geſtatteſt, um von der Ermüdung mich zu erholen.

**Priamwada.** Wo nicht — durch was könnte er wieder Troſt finden?

**Sakuntala** (ſich böſe ſtellend). Still, du Unartige, kannſt du noch über dieſe meine Lage ſpotten?

**Anuſuja.** Priamwada, ſieh dort die junge Hindin der Einſiedelei, wie ſie den Blick hin und her wirft. Gewiß, ſie hat ſich aus der Hütte verloren und ſucht nun die Mutter. Ich will ſie doch einfangen.

**Priamwada.** Freundin, jene Unartige iſt ſicher zu ſchnell; du allein vermöchteſt ſie nicht einzufangen; ich komme mit, dir zu helfen.

**Sakuntala.** Freundinnen, nein, ihr denket doch nicht mich Beide zu verlaſſen, daß ich ſo allein bleibe.

**Beide Freundinnen** (lächelnd). Du jetzt allein? in deren Nähe der Beſchützer der Erde?

(Sie entfernen ſich.)

**Sakuntala.** Wie, die lieben Freundinnen ſind weg?

**König** (ſich umſchauend). Du Holde, laß' nun dieſe Unruhe! Iſt nicht dieſer Jüngling hier an der Stelle der Freundinnen, um dir zu dienen? Sag doch —
O dürft' ich, dürft' ich da den Fächer von Lotos wiegen,
Mit kühlem Wehen die ermüdeten Glieder laben?
Und auf den Schooß mir, o du Holde, die Füßchen legend,
Die roth wie Lilien erglänzen, ſie ſanft dir reiben?

**Sakuntala.** Nicht werde ich mich ſelbſt vor dem erniedrigen, den ich verehren ſoll. (Sie ſteht auf.)

**König.** O Holde, die Hitze iſt noch nicht vorbei und deine Glieder hier ſo ſchwach —
Wie? wollteſt du den Blumenſitz verlaſſen?
Wo in des Lotos Schutz dein Buſen ruht?
Das Schmerzen deinen zarten Leib erfaſſen,
Hinaus dich wagen in der Sonne Glut.

(Er zieht ſie auf den Sitz zurück.)

**Sakuntala.** Laß, laß mich! ich bin ja nicht Herr meiner ſelbſt! Sicherlich, einzig meinen Freundinnen bin ich hier anvertraut! Ach, was ſoll ich jetzt anfangen?

**König.** Weh, wie ſchäm' ich mich!

**Sakuntala.** Nicht den großen König, das Geſchick klag' ich ja an.

**König.** Wie kann das Geſchick angeklagt werden, das ſo Erfreuliches ſchafft?

**Sakuntala.** Wie ſollt' ich denn jetzt es nicht anklagen, das mich, die ich doch nicht Herr bin über mich ſelbſt, von den Vorzügen Anderer geraubt werden läßt?

**König** (für ſich). So innig ein Mädchen auch liebe,
Es bleibt für den Liebenden kalt
Und hemmet die eigenen Triebe
Der Sehnſucht mit ſpröder Gewalt.
Sie quälet ja Madana nimmer,
So daß er ihr Inneres erreicht;
Gequält wird ſelber er immer,
So oft ſich Gelegenheit zeigt.

(Sakuntala geht.)

**König** (ihr folgend und den Saum ihres Kleides ergreifend). Wie kann ich doch den Wunſch meines Herzens erreichen?

**Sakuntala.** Puru's Sohn, bewahre die Sitte! Hier und dort ſind Einſiedler auf dem Wege.

**König.** Du Holde, laß dieſe Furcht vor den Ehrwürdigen; der geſetzkundige Kanwa ſelbſt würde nicht zürnen:
Nach dem Bunde der Gandharver, wie bekannt iſt, vermählten ja
Sich die weiſeſten Jungfrauen oft und es ſtimmt' froh der Vater ein.

**Sakuntala** (den Hals zurückwendend). Puru's Sohn, ob ich gleich deinen Wunſch vorhin nicht erfüllte, dennoch mögeſt du dieſes Mädchen nicht vergeſſen.

**König.** Liebliche du!
Und wichſt du fern in den weiteſten Raum,
Es läßt mein Herz dich nimmer:
Mag Abends der Schatten enteilen dem Baum,
An der Wurzel haftet er immer!

**Sakuntala** (für ſich). Ach, ach, wie ich ihn höre, bewegen meine Füße ſich nicht mehr vorwärts. Nun, hinter dieſem Kuruwakagebüſche verſteckt will ich doch ſehen, wie ſeine Liebe ſich äußern wird.

**König.** Wie konnteſt du doch ſo grauſam mich verlaſſen, der ich ſo eben der Liebe Glück zu koſten begann.

Wie biſt du doch ſo liebverſprechend, ſchön und zart,
Und doch dein Herz wie der Siriſcha Staude hart!

**Sakuntala.** Wie ich dieſes höre, bin ich nicht im Stande, zu gehen.

**König.** Was thu' ich jetzt an dieſer Stätte, die von der Geliebten verlaſſen iſt? — Ach, da iſt Etwas, was mein Weggehen aufhält.

Da liegt es vor mir dieſes Lotosband,
Von der Uſira Wohlgeruch durchdrungen,
Und hält, entfallen der Geliebten Hand,
Gleich einer Feſſel nun mein Herz bezwungen.
(Hebt es mit tiefer Ehrfurcht auf).

**Sakuntala** (auf ihre Hand hinblickend). Ach, ob meiner Schwäche loſe iſt es mir entfallen.

**König** (das Armband an die Bruſt drückend). O, welch Gefühl!

Durch dieſen Schmuck, welcher, o Theure, mir ſo ſüß,
Da eben noch dort an dem lieben Arm er hing,
Wie ſelig iſt, mag er auch noch ſo fühllos ſein,
Dies arme Herz; aber es iſt's ja nicht durch dich!

**Sakuntala.** Hier mag ich durchaus nicht mehr bleiben. Gut, unter dieſem Vorwande alſo kann ich wieder mich zeigen. (Sie tritt hervor.)

**König.** Ei, da kommt ſie, die Herrin meines Lebens! Mitten in meinem Schmerz ſoll ich wirklich durch die Gunſt des Schickſals entſchädigt werden.

Vor Durſt die Kehle ganz trocken,
Fleht um Naß der Tſchataka,
Und es ſtrömt ihm der Labregen
Vom Himmel in den Schnabel gleich.

**Sakuntala.** Auf halbem Wege, o Herr, erinnerte ich mich an dieſes von der Hand gefallene Lotosarmband und darum bin ich wieder zurückgekehrt. O, es ſagte mir mein Herz, daß es gewiß von dir aufgehoben worden. So gib es mir denn zurück, daß es nicht etwa dich und mich den frommen Männern verrathe.

**König.** Unter einer Bedingung nur liefere ich es zurück.

**Sakuntala.** Unter welcher? ſprich!

**König.** Daß ich es dir wieder an ſeinen Ort befeſtige.

**Sakuntala** (für ſich). Mir bleibt kein Ausweg. (Laut) Nun, ſo befeſtige es denn.

**König.** Laß uns Beide auf dem glatten Felſen dort uns ſetzen.

(Sie gehen hin und ſetzen ſich.)

**König** (Sakuntala's Hand faſſend). Ach, welch ein Gefühl!

Iſt's nicht ein Zweig von dem Baume der Liebe,
Den Hara's Zornglut verzehrte?
Doch fühlt er kaum den Ambroſia-Regen,
Blüht er auf, an Glanz noch gemehrt.

**Sakuntala** (ihm leiſe die Hand drückend). Es eile, es eile der Sohn meines Herrn.

**König** (für ſich). Jetzt bin ich voller Hoffnung: dieſen Namen gibt man nur einem Gemahl! (Laut) Du Holde, der Haken dieſes Lotosbandes ſchließt nicht gut; ich will doch wieder machen, daß es paßt.

**Sakuntala** (lächelnd). Wie es dir gefällt.

**König.** O du Holde

Der junge Mond, ſieh, er verläßt des Himmels Raum,
Und daß er dich völlig noch ziere, ſchlingt er jetzt
Um deine herzraubende, blumenzarte Hand
Als Lotosband, faſerig weich, das Hörnerpaar.

**Sakuntala.** Ich ſehe doch wahrlich Nichts davon. Mein Blick iſt wohl getrübt von dem Staube der Lilie hinter meinem Ohr, welchen die Lüfte aufregen.

**König.** Wenn du es erlaubſt, will ich ihn dir mit dem Hauche meines Mundes wieder klar machen.

**Sakuntala.** Dies wäre wohl gütig von dir, aber ich traue dir nicht.

**König.** Nicht doch, nicht doch! Ein neuer Knecht überſchreitet das Gebot ja nie.

**Sakuntala.** Doch der allzu eifrige flößt kein Vertrauen ein.

**König** (für ſich). Dieſe liebliche Dienſtgelegenheit ſoll mir nicht entgehen.

(Er ſucht ihr Geſicht emporzurichten, ſie ſträubt ſich ſanft.)

**König.** O du mit deinen berauſchenden Augen, laß doch dieſe Furcht vor meiner Unbeſcheidenheit.

(Sakuntala blickt ihn ſcheu an, ſenkt aber das Haupt ſogleich wieder.)

**König.** Ach, wie ich dürſte! Die liebe Lippe,
So zart und rein,
Iſt's nicht, als ob ſie mit holdem Zittern
Mir willigt ein?

**Sakuntala.** Der Sohn meines Herrn ſcheint ſein Verſprechen zu vergeſſen.

**König.** Durch die Nähe des Lotos am Ohre, der deinem Blicke gleicht, bin ich ganz außer mich gekommen.

(Er haucht über ihr Auge.)

**Sakuntala.** Jetzt iſt mein Auge wieder in ſeinem natürlichen Zuſtande. Ich ſchäme mich aber, daß ich dem Sohne meines Herrn ſeinen Liebesdienſt nicht vergelten kann.

**König.** Du Holde,

Wenn deiner Lippen ſüßen Duft ich trinke,
Was fehlt mir dann?
Es g'nügt der Biene, wenn des Lotos Düfte
Sie koſten kann.

**Sakuntala.** Sollte das ihr nicht genügen, was könnte ſie denn machen?

**König** (ſucht ſie zu küſſen). Das!

**Stimme hinter der Scene.** Das Tſchakravaka-Weibchen ruft ſeinen Gefährten; ſeht, es naht die Nacht!

**Sakuntala** (verwirrt aufhorchend). O Sohn meines Herrn, dort kommt die ehrwürdige Gautami, nach meinem Befinden ſich zu erkundigen; verbirg dich doch hinter dieſes Geſträuch!

**König.** Ach, ja!

(Er verbirgt ſich. Gautami tritt auf, ein Gefäß in der Hand.)

**Gautami.** Hier, mein Kind, iſt heiliges Waſſer. — Wie, ſo allein biſt du mit den Göttern?

**Sakuntala.** So eben nur ſind Priamwada und Anuſuja an die Malini hinabgegangen.

**Gautami** (Sakuntala mit dem heiligen Waſſer beſprengend). Nun haben deine Schmerzen ſich etwas gemildert?

**Sakuntala.** Jetzt fühle ich mich weit beſſer.

**Gautami.** Nun denn, ſo mögeſt du lange und ruhig leben. Mein Kind, es neigt ſich der Tag; drum komm', laß uns nach der Hütte gehen.

**Sakuntala** (aufſtehend, für ſich). O Herz, kaum näherte dein Wunſch ſich der Erfüllung, ſo ſchobſt du ſie weiter hinaus: wiſſe denn, jetzt iſt Unglück dein Loos. (Zurückſchauend) O du ſchmerzentilgende Laube, dich rufe ich an, mich wieder zu beglücken!

(Sie geht ab mit Gautami.)

**König** (ſeufzend hervortretend). Ach, wie doch die Erfüllung meiner Sehnſucht vereitelt wurde!

O wie kommt's, daß das aufgehob'ne Antlitz,
Da ſie ſtets deckte die Lippe mit den Fingern,
Da die Augen zur Hälfte zu ſie drückte,
Da ſo ſaß „nimmer!" ſie hauchte, nicht ich küßte?

Wie nun, ſoll ich weggehen oder in der Blumenlaube, wo ich mein Glück genoſſen, noch etwas weilen?

Hier auf dem Felſen das blumige Lager,
Von ihren Gliedern zerdrückt,

Und dort das Brieſchen der Liebe, das theure,
In's Blatt des Lotos gedrückt,
Und hier das Band, von der Hand ihr gefallen,
Wie haftet mein Auge daran:
Ach, die auch einſame Metala-Laube
Ich nimmer verlaſſen kann!

O weh, da die Geliebte in meiner Hand war, wie ſchwach benahm ich mich, ich, der die Gelegenheit fahren ließ! Ja jetzt —
Käme mir die Holde wieder
An den trauten Ort zurück,
Würd' ich nicht die Zeit verlieren;
Denn nur ſelten kehrt das Glück.
Ach, mein Herz, betäubt, gequälet,
Schwatzt ſich jetzt ſo Manches vor;
Säh' der Theuren ich in's Auge,
Wär' verwirrt ich wie zuvor!

(Hirzel.)

## 3.

## Die Lyrik.

### 1.

### Kalidaſas.

### Die Sommerglut.

(Aus dem beſchreibenden Gedichte „die Jahreszeiten.")

Da iſt jetzt, du trautes Liebchen!
Schon die Zeit der Sommergluten,
Da man badend ſich ohn' Ende
Faſt erſchöpft des Meeres Fluten,
Da des Mondes Licht erſehnt wird,
Weil ſo grimm die Sonne ſticht,
Erſt des Tages Neige lieblich,
Selbſt der Liebesgott ermattet.

Nächte, deren dunkle Schatten
Sind verſcheucht vom Mondenſcheine,
Sandelſalben, feſtlich duftend,
Schmuck der kühlen Edelſteine,
Und am Meer ein Sommerhäuschen,
Um der Sonnenglut zu wehren:
Kommen, traun! bei den Geliebten
In dem Sommermond' zu Ehren.

Wohlgeruchdurchfloſſ'nem Becher,
Der des Menſchen Sinn erhebt,
Und dem Honig, der im Seufzer
Auf der Liebſten Lippe ſchwebt,
Und des Liebesgottes Flammen
Und des Liedes ſanften Tönen
Mögen Liebende zur Nachtzeit
In dem Sommermonde fröhnen.

Mit des Leibes ſchönen Formen,
Den von ſeid'nem Gurt umſchnürten,
Und dem ſandelreichen Buſen,
Dem mit Perlenſchmuck gezierten,
Mit des ſanften Haares Flechten,
Den von Bad und Salbe feuchten,
Mögen Mädchen wohl dem Liebſten
Heiße Sommergluten leichten.

Wenn der Hüftenſchweren Füße
Mit den Glöcklein faſt erklingen
Und bei jedem Schritte gleichſam
Wie ein Hanſa lieblich ſingen —
Die von reichen Lackſaftes
Rother Farbe wie umhüllten,
Welches Liebenden Gedanken
Sie nicht ſchnell mit Lieb' erfüllten!

Ueppig volle Buſen, welche
Staub des duft'gen Sandels kühlt,
Ein in gelbes Gold gefaßtes
Perlendiadem umſpielt,
Hüften, da, wo ſie umfangen
Hält des gold'nen Gürtels Zier —
Weſſen Sinn erfüllten dieſe
Nicht mit glühender Begier!

Jugendfriſche Mägdlein, deren
Glieder Schweiß in Fülle netzt,
Haben ihre Winterkleider
Alſobald bei Seit' geſetzt,
Und ſtatt ihrer um den Buſen,
Der vor Fülle faſt entquillt,
Ein der Sommerzeit entſprechend
Leichtes Buſentuch gehüllt.

Von des ſandelſalbenreichen
Fächers leiſem, leiſem Fächeln,
Von den Perlenreihen, welche
Hold das Buſenrund umlächeln,
Von der Laute ſüßen Klängen
Und Geſängen tief erſchüttert,
Wird der gleichſam eingeſchlaf'ne
Gott der Liebe aufgerüttelt.

Wenn der Mond in lauen Nächten
Auf der Häuſer kühlen Zinnen
Hingeſunken ſieht die Weiber
Mit den wonn'berauſchten Sinnen,
Wird er übermäßig lüſtern
Und das laut're Antlitz bleicht,
Gleich als wär's verſchämt, allmälig
Wie die dunkle Nacht entweicht.

Die vom grimmen Sonnenbrande
Faſt verſengte, glühend heiße
Und von Staubgewirbel, das ein
Heft'ger Wind erregt, im Kreiſe
Ueberzog'ne Erde kann der
Wandrer nicht mit Augen ſehen,
Er, in deſſen Sinn die Gluten
Von der Liebſten Trennung wehen.

Von der Sonne grimmen Gluten
Faſt verbrannte Hirſch' und Rehe,
Mit dem ausgedörrten Gaumen
Bei des heft'gen Durſtes Wehe,
Laufen tief hinein zum Walde,
Waſſer ſie zu finden hoffen,
Haben doch nur deß Gewölke,
Das dem Waſſer gleich, getroffen.

Mit des holden, lächelnden
Blickes wirren Seitenſchlägen
Mögen lüſtern glüh'nde Mädchen
In dem Herzen wohl erregen
Trotzend der Männer heiße
Liebesglut und Leidenſchaft,
Wenn der Mond bei Tagesneige
Mit dem matten Lichte lacht.

Von der Sonne glühend heißem
Strahle überaus bedrängt,
Von des Bodens glühend heißem
Sande faſt gebrannt, verſengt,
Tief erſeufzend, unſtät gehend,
Niederwärts das Haupt gebogen,
Hat die Schlange ſich im Schirm des
Pfauenſchweifs zurückgezogen.

Selbſt vom Herrn der wilden Thiere
Hat der Durſt die Kraft gelähmt,
Oftmals keucht er und die Miene,
Die ſo wilde, ſcheint gezähmt;
Steht er gleich in nächſter Nähe,
Schlägt er nicht die Elephanten,
Unſtät ſeine Stimme zittert
Und die Mähnenhaare ſchwanken.

Die von heiß'gem Durſt getrieben,
Von der Sonne Glut verbrannten,
Trockenkehligen, nur nach Waſſer
Sehr begierigen Elephanten
Laufen wild umher und ſuchen
Eine Spur von dem Erſehnten,
Ohne ſich, wie ſonſt, zu fürchten
Vor dem Löwen, dem bemähnten.

Die von opferfeuergleichem
Heißen Stral der Sonne lauen,
So am Leibe, wie an Sinnen
Müden, ſchöngeſchweiften Pfauen
Beißen nicht die zwar ganz ſorglos
Ihnen nah'nden kleinen Schlangen,
Die ſich unter ihrem Schweife
Schutz zu ſuchen unterfangen.

Auf dem gelb mit Schlamm bedeckten
Grasbewachſ'nen See, dem heißen,
Läuft die Eberheerde wühlend
Mit der Schnauz' in weiten Kreiſen,
Die von glüh'ndem Stral der Sonne
Ueberaus geplagte Heerde
Auf dem See, als wär' der duft'ge
Eine Fläche dürrer Erde.

Der von Sonnenglut, die ſchärfer
Ihre Stralen niederſendet,
Arg geplagte Froſch entläuft dem
Schlammbedeckten See und wendet
Sich zur Schlange, um des Kammes
Der vor Durſt und Hitze matten
Anſtatt Sonnenſchirms zu brauchen
Und zu ruh'n in ihrem Schatten.

Gegenſeitig ſich zu reiben
Sieht man Elephanten richten
Zu dem See die müden Schritte,
Allen Lotus dort vernichten
Und die Fiſche wild zertreten
Und die Vogelſchaar verſcheuchen
Und mit aufgewühltem Waſſer
Seinen Schlamm und Moder weichen.

Schlangen, die des Giftes Feuer
Und der Sonnenbrand verſengt,
Deren Kopfſchmuckglanz der Sonne
Glanz verſtärkt, von Durſt bedrängt,
Um im Raſen Luft zu trinken
Ihre Zitterſtimme ſenden,
Ohne mörderiſch, wie früher,
Sich der Froſchſchaar zuzuwenden.

In die Höh' das Haupt gerichtet,
Welches Schaum und Speichel deckt,
Aus dem rothen Mund die rothe
Zunge weit hervorgeſtreckt,
Wie aus des Berges Dickicht
Wilde Auerochſen laufen,
Durſtgepeinigt, waſſergierig,
Hier und da in großen Haufen.

Von des Waldes argem Brande
Iſt verſengt das Knospenblüh'n,
Von des Windes ſtarkem Wehen
Fällt das dürre Blättergrün.
Und die Glut des Tagerhellers
Hat die See'n all' geleert,
Ach, daß des Waldes Anblick
Die Beſorgniß wohl vermehrt.

Auf dem Baum mit dürren Blättern
Lechzet trüb die Vögelſchaar,
Matt und müde wandelt zu dem
Waldgebirg' ein Affenpaar,
Waſſergierig wilde Büffel-
Heerden hierhin, dorthin flieh'n,
Große Züge Heuſchrecken
Nach dem Waſſerbrunnen zieh'n.

Ringsherum iſt von dem Feuer
Hier und dort das Land verheert.
Wie's ſich in das Baumgezweige
— Von des Windes Wuth genährt —
Mit Umarmungen verſchlingt!
Glänzend gleich dem Roth der jungen
Blüthen, die der üpp'gen Fülle
Ihrer Knospen kaum entſprungen.

Windzerriſſen heulen Gluten
In der Berge tiefen Gründen,
Mit Getöſe ſich durch dürre
Rohrgefilde weiter winden,
Durch des Graſes dürre Strecken,
Rings die flücht'gen Heerden ſcheuchend
Und im Nu, ihr Wachsthum mehrend,
Bis zum End' des Waldes reichend.

Kräft'ger iſt das Feuer worden
In dem Wald voll hoher Bäume,
Breitet ſich mit gold'nem Glanze
Weiter durch die hohen Räume,
Fliegt empor von ihren Zweigen,
Die es brennend niederfäll't,
Wühlet fort in Waldes Mitte,
Von des Windes Wuth geſchwellt.

Elephanten, Büffel, Löwen,
Von des Feuers Glut gepeinigt,
Laſſen nun die alte Feindſchaft,
Sind als Freunde ſich vereinigt,
Flüchten eilig aus dem Walde,
Der verheert vom grimmen Brand,
In den Fluß, auf deſſen Grunde
Manches Inſelchen entſtand. — —

Der mit ſüßem Duft ergötzet,
See'n mit Lotuswäldern ſchmückt,
Der in Strömen Wonne ſprudelt,
Wenn das ſanfte Mondlicht blickt,
Dieſer Sommer wandle freundlich,
Der Geliebten dein vereint,
Hin zu dir auf hohem Söller
Nachts, wenn Alles minnt und meint.

(Hoefer.)

## 2.

## Bhartrihari

### Lieder und Sprüche.

#### 1.

Was iſt lieblich anzuſchauen?
Liebchens holder Lächelmund.
Was doch gibt, als ihre Worte,
Süßer ſich dem Ohre kund?
Und was duftet dann noch mehr, als
Duft'ger Hauch von ihrem Mund?
Was iſt ſüßer denn zu küſſen,
Als ihr ſaft'ger Lippenzweig?
Was iſt ſüßer zu berühren,
Als ihr ſtolzer, ſchlanker Leib?
Weſſen dächte man noch lieber,
Als der Jugend voll und reich?
Ja, was reizte aller Orten
Mehr noch, als ein holdes Weib?

#### 2.

Seitenblicke, mit Augenbrauengewandtheit gebogen,
Holde Rede, der Mund verlegen mit Lächeln bezogen,
Tändelnde Anmuth im Steh'n und bedächtiges Weiterſchweben —
Sind die Geſchoſſe der Weiber und höher die Schönheit erheben.

3.

Auf zwei Wegen kann in dieſer
Eitlen Welt man Heil erlangen
Und auf beiden iſt ſchon Weiſen
Im Genuß die Zeit vergangen:
Zog ſie nach der Wahrheit ihrem
Nektartranke kein Verlangen,
Hielten ſie mit Wonneſchauern
Dann ein holdes Weib umfangen.

4.

Langſam wandelt eine Schöne
In der Bäume Schatten dicht,
Hebt die Strahlenhand das Buſentüchlein,
Lüſtern iſt des Mondes Licht.

5.

Winde, geſchwängert mit Düften,
Zweige, glänzend im Blüthenſchmuck;
Das Kokilaweibchen erſieht den Geliebten
Und girret und lacht.
Tröpfchen von Schweiß bedecken den Frauen das Angeſicht:
Wem doch ſtößt nicht in Frühlingsnächten ein Meer der Luſt!

6.

Wohnen magſt du an der Ganga,
Dich mit ihren Fluten netzen,
Oder an der Jungfrau Buſen,
Dich mit ſeinen Gluten letzen.

7.

Um das Lockenantlitz flüſternd
Koſen verdrüßlich mit dem Liebchen
Laue Winde, zärtlich küſſend
Ihren Mund und Wangengrübchen,
Daß in manchen Wonneſchauern
Schon des Buſens Hülle bebet —
Wie er jetzt den Schleier lüftet,
Ein Verliebter ſie umſchwebet!

8.

Fliehet die Liebe! alſo predigt
Und der Mund der Betmurmler.
Leicht gepredigt — aber fliehe,
Wer's vermag, den Schooß der Holden.

9.

Ihr nennt euch Schüler ſolcher, die
Der heiligen Schrift anhängen;
Doch wir den Dichtern folgen, die
Gar frei und zierlich reden.
Mag immer ſein: denn dorten geht
Nichts über Nächſtenliebe
Und hier iſt Nichts, was mehr entzückt,
Als holde Mädchenaugen.

10.

Honig duftet auf ihren Lippen,
In dem Herzen lauert Gift;
Wie das Eine ſüß zu nippen,
Wie das And're Herzen trifft!

11.

Nicht Jedweder iſt auf Erden
Seiner Wünſche Meer durchſchwommen!
Was nützen Glanz und Reichthum,
Wenn der Jugend Feu'r verglommen?
Laßt uns wohnen von der Holden
Augenſternesblüth' umlaubt,
Ehe noch das ſtillſtandloſe
Alter ihre Schönheit raubt!

12.

Ein Fluß iſt ſie, ſo ſchaurig tief,
Die krauſen Fluten ſind des Leibchens Falten,
Auf denen ſich, dem Tſchakrawa-
Ka-Paare gleich, die zarten Brüſt' entfalten,
Mit ihrem lichten Feuerglanz
Die Aeuglein zur Lotusblüth' geſtalten
Willſt nicht in's Meer verfließen du,
Mußt ferne dich von dieſem Fluſſe halten!

13.

Höre auf, lieb' Kind, und wirf nicht ſo wild
Deine lockenden Aeuglein umher!
Die Luſt der Jugend iſt längſt geſtillt,
Was wir waren, ſind wir nicht mehr.
In dem Büßerhain, da erkannten wir,
Das eitel Dieſes und Das,
Und ſeitdem, ſieh', da nannten wir
Die Welt nur ein Hälmchen Gras.

14.

Leichter magſt du Perlen brechen
Aus des Seethiers Zahngeriſſe,
Leichter durch das aufgeregte,
Ungeheure Weltmeer ſchiffen,
Leichter noch die wilden Schlangen
Wie zum Kranz um's Haupt dir winden,
Als des Thoren eingefleiſchte
Vorurtheile überwinden.

15.

Dummen gab der Gott ein Mittel,
Ihre Dummheit zu verhüllen:
Sind verſammelt viele Weiſe,
Kann man ſich in Schweigen hüllen.

16.

Männer zieren weder Spangen,
Noch auch Kränze blüthenklar,
Weder Schmuck und duft'ge Salben,
Noch gekräuſelt Lockenhaar;
Einzig ziert die freie Rede
Männer, die nicht unverſtändig,
Und der Schmuck iſt all' vergänglich,
Dieſer Schmuck allein beſtändig.

17.

Die Bäume ſind gebeugt durch ihrer Frucht Beſchwerde,
Die Wolke iſt geneigt durch Waſſer auf die Erde;
Der Edle wird ſich nie des Reichthums wegen heben:
So iſt die Weiſe Derer, die Andern Güter geben.

18.

Und wäre vereitelt ſein Streben und Thun,
Der Standhafte fühlt ſich gehoben;
Haſt du die Fackel zu Boden gekehrt,
Die Flamme geht ja noch oben.

19.

Wahre Freunde nennt man ſolche,
Die vom Böſen fern uns halten,
Aber mit bedächt'gem Sinne
Für des Freundes Vortheil walten;
Das Geheimniß treu verbergen,
Nur das Gute laut verkünden;
Wenn es Zeit iſt, gerne helfen
Und im Unglück nicht verſchwinden.

20.

Wie ein Tiger lauernd uns das Alter droht,
Krankheitspfeile ſchießt auf unſern Leib der Tod;
Waſſer aus zerbroch'nem Krug, das Leben rinnt —
Wunder, daß der Thor 's nur zu erhalten ſinnt!

21.

Was iſt Gewinn? Mit Guten ſtreben.
Was iſt Verruf? Mit Dummen leben.
Was iſt Verluſt? Gelegenheit verpaſſen.
Was Tüchtigkeit? Von Recht und Pflicht nicht laſſen.
Wer iſt ein Held? Der ſeinen Sinn beſiegt.
Wer die Geliebteſte? Die, treu, uns nie betrügt.
Was Reichthum traun? Was lernen und was wiſſen.
Was Herrſchermacht? Befehle ſchnell vollzogen wiſſen.
Was Tod? Die Heimath nie verlaſſen müſſen.
(Hoefer.)

## 3.

## Ghatakarpara

### Der zerbrochene Krug.

Wie ſich am Himmel im bunten Getümmel
die Wolken entfalten,
Wieder mit Schmerzen das Erdreich der Herzen
Verlaßner zu ſpalten!
Strömender Regen, in Feſſel zu legen
den Staub auf der Erden,
Sonne und Mond auch, als wären entthront ſie,
geſehen nicht werden.
Aengſtlich beim Schalle der Wolken ſich alle
die Hanſa's nun flüchten,
Nicht mehr die Lichter des Mond's die Geſichter
der Nächte erlichten;
Pfauen im Regen, dem friſchen, bewegen
ſich wonnig und ſchreien
Bei dem Getriebne der Wolken, o Schöne
mit Zähnen wie Blüthen in Reihen!
Sterngefunkel beſiegt nicht das Dunkel
der himmliſchen Räume,
Hari*), der pfleget der Freude, ihm leget
der Schlaf nun in Träume,
Wolken mit Bogen des Indra bezogen,
wenn donnernd ſie walten,
Dann wohl entbrannten in Zorn Elephantengebirgesgeſtalten.
Sieh', wie mit Eile geſchleuderte Pfeile
des Blitzes die Berge belecken
Und wie die rollenden Donner die zuckenden,
ängſtlichen Schlangen erſchrecken
Und wie mit tauſend Ergüſſen ſich brauſend
die Wolken entladen
Und nun die blühenden Thäler mit glühenden
Thränen wie baden.

Bald wird er kommen zur Liebſten, beklommen
im Herzen, der Kindergeſtirnten,
Friſch zu erheitern und wieder zu läutern
das Antlitz der Trennungerzürnten,
Denn bei den Tönen der Wolken der Schönen
die Wandrer gedenken,
Daß ſie von hinnen zu ihnen in Sinnen
der Sehnſucht ſich ſenken.
Während verſchleiert die Sonne wie feiert
der Wolken in Mitte,
Mahnend die Tropfen des Regens anklopfen
an Sehnender Hütte,
Wieder die Schmerzen der Sehnſucht im Herzen
der Liebesgott fachelt,
So die Getrennte, Gequälte ohn' Ende,
den Wolken die Bitte zulächelt:
„Ihr ſo die Zeiten, o Wolken! im weiten
Gekreiſ' überſchreitet,
Ihr ſeid empfangen, doch er iſt gegangen,
zur Ferne verleitet.
Hat kein Erbarmen, der Liebſte, der Armen,
daß fern er mir weilet.
Macht denn, daß Tod mich, entziehend der Noth mich,
der Trennung ereilet!
Sagt, ihr Geſtreckten im Lauf! dem bedeckten
von Staube, dem Wandrer,
Die ihr nicht weilet, die Pfade durcheilet
ſo ſchnell wie kein And'rer,
Sagt's: daß er ſchöne nicht länger der Schönen
entfernter Tandrer,
Daß der geliebten daheim ſo Betrübten
ein tröſtliches Wörtlein doch
ſend' er!

Sieh, in der Höhe zum Manaſaſee,
o Herr! zu dem reinen,
Fröhliche Schaaren nach Hauſe nun fahren,
der Lieb' ſich zu einen,
Tſchataka banget, nach Waſſer verlanget
von Durſt er getrieben: —
Aber die Deine — daheim iſt alleine
im Schmerz ſie geblieben.
Siehe, das Gras, wie es lieblich wie was
ſich dem Boden entwindet,
Und nun vergnüget der Tſchataka fliegt,
da Waſſer er findet,
Jauchzend die Pfauen den Wolken zuſchauen
von Felſen, den ſteilen, —
Magſt du dann gerne der Liebſten ſo ferne
noch dorten verweilen?
Wie ſich die Pfauen aufjauchzend beim Schauen
der Wolken erfreuen,
So ſich die Schmerzen der Sehnſucht im Herzen
Getrennter erneuen:
Alſo beim Nahen der Wolken umfahen
von Sehnſucht, die nagend,
Liebe, ſo ſchwinde dahin ich und winde
mich, ſchmerzlich verzagend.
Haſt du der Armen kein leiſes Erbarmen,
kein leiſes Verlangen?
Sieh, wie ſie bleichen die Wangen, von weichen
und üppigen Haaren umhangen!
Ihr, die in Seen von Kummer und Wehe
nun tief iſt verſunken,
Bleibt in's Gedenken an dich ſich zu ſenken
ein rettender Funken.
Während in Hainen mit Blüthen den reinen
die Bäume ſich füllen
Und ſich, verlaſſen vom Liebſten, die blaſſen
Geſichter in Traurigkeit hüllen,
Stürmiſch die Flüſſe vom Berge wie Schüſſe
den Thälern zurinnen —
Haſt du der Deinen daheim, der Alleinen
kein einziges Sinnen?

---

*) Hari iſt einer der Beinamen des Viſchnu.

Siehe, vom Naſſe der Wolken die Pfade
ſind unwegſam worden,
Doch mit den Sproſſen der Gott mit Geſchoſſen
will einſam mich morden.
Und das Getöſe der Wolken, das tolle,
das Herz mir verwundet,
Daß das betrübte zum Tode, Geliebte!
nicht ferner geſundet.
Sieh, wie die Reihen der [illegible]
mit Flügeln uns prangen,
Wonnig mit Düften wir ſeinen den Buſen
der Fluren anhangen,
Wenn ſie die Winde die Wolken ſo linde
im Kreiſe bewegen,
Wie ſie die Triebe der brennenden Liebe
im Buſen erregen.
Koſa, du Baum, der du eilend wie kaum
noch von [illegible] geboren,
Hat dich zum Wohnſitz der Lieb' und zum Thronſitz
der Gott ſich erkoren?
Du der mit Pracht deiner Zweige erlacht
wie zum Schmucke der Haine,
Feſtliches Glück zu dem heiteren Blick
der Knabenvereine!
Dir will mein Haupt, der mein Herz du geraubt,
o Kadamba! ich neigen:
Morgens blickt, wie ſelig beglückt,
aus den lächelnden Zweigen
Kutadſcha redend, mit blühenden Worten
auch zu ſpotten meiner?
O Unerträglicher, laß dich doch kläglich
erbeben, du Einer!
Nipa, du Zärtlicher, wie es gebührlich,
erweiſ' ich die Ehren.
Willſt du durch Brände der Liebe ohn' Ende
das Herz mir verheeren!
Muß ich dich Blühender, Schönheit erglühender!
ewig dich loben,
Soll dir zu Füßen in Lieb' ich zerfließen,
in Sehnſucht vergehen?
Wenn ſie von Kränzen der Blüthen erglänzen,
der glücklichen, ſüßen,
Die ſich beim Pflegen vom thauenden Regen
zum Thauen erſchließen,
Bienen, die leiſen, in Wonne umkoſen
die Zweig' des Jasmin,
Denen im Nippen aus blühenden Lippen
ſie Honig entzieh'n.
Glückliche Zeit für die liebende Maid,
die an regnigten Tagen,
Schwer, da bezogen mit Wolken und Regen
des Indra, zu tragen,
Fröhlich den Feſten der Lieb' mit dem Beſten
des Herzens darf leben.
Kommen gefahren die Wolken, von Schaaren
der Kranken umgeben!"
Hörend das Wort, wie geſprochen es dort
von der Schmerzaufgelöſten,
Macht ſich der Gatte — die zärtliche, matte
Geliebte zu tröſten,
Da ihm mit Lauten der Wolken der Kranken
Geſang' zugetragen —
Eiliger Weiſe bereit zu der Reiſe,
zu ſtillen die ſehnenden Klagen.
Durſtig begehren wir Waſſer, zu führen
mit Händen zu Munde.
Mögt ihr's nur hören, daß keck wir es ſchwören
bei zärtlicher Stunde:
Könnt' uns erreichen vom Dichter dergleichen
in Reimen geſprochen,
Wahrlich wir tragen ihm Waſſer in Krügen,
die gänzlich zerbrochen.
(Hoefer.)

## 4.

## Tſchaura.

### Erinnerungen an die Geliebte auf des Dichters Wege zum Schaffot.

Auch jetzt noch denk' der Liebſten ich,
So ſchön wie Tſchampakſproſſen,
Im Schmuck der feinen Haare wie
Ein Lotuskelch erſchloſſen,
Wie ſie von Liebesqual erſchlafft
Dem Schlafe ſich entwunden,
Ein Wiſſen gleichſam, das mir aus
Sorgloſigkeit entſchwunden.
Auch jetzt noch, ſäh' ich jugendfriſch
Die Mondantlitzige wieder,
Das Feuer von dem Liebespfeil
Des Gottes dörrt' die Glieder,
Mit ihres Buſens Wogen und
Mit gold'nem Glanze ſpielend!
Wie thät' es meinem Leibe doch
So wohl, ſo ſüß, ſo kühlend!
Auch jetzt noch, ſäh' ich wieder ſie
Mit ihren Lotusaugen,
Gehindert an dem Gange faſt
Durch hohes Buſenwogen;
Mit Küſſen ſie erquickend wollt'
Am ſüßen Mund ich ſaugen,
Wie Bienen an der Lilie Kelch
Von Liebesluſt gezogen.
Auch jetzt noch denk' ich ihrer, die,
Ein Königsſchwan, verweilte
Im lotusreichen See der Luſt,
Früh Morgens dann enteilte,
Beſchämt und wonnewachenbleich
Das Antlitz von mir wandte,
Doch aus den Äuglein ſternengleich
Mir ſtrahl'nde Blitze ſandte.
Auch jetzt noch denk' ich, wie ſie vor-
Getanzt den Liebesreigen,
Die Schlanke, die der Hüfte Laſt,
Des Buſens Fülle neigen,
Aus deren holdem Antlitz ſich
Des Mondes Licht ergoſſen,
Von hin- und herbewegter Flut
Des Lockenmeers umfloſſen.
Auch jetzt noch denk' ich ſchlafend ſie:
Dem Bette Düft' entſtiegen
Von Moſchus und von Sandelſtaub,
Den Sinn mir zu benebeln
Sie, deren Äuglein luſtig wie
Ein Taubenpärchen fliegen,
Die ſich von brünſtiger Liebe voll
Einander koſend ſchnäbeln.
Auch jetzt noch denk' des Mädchens ich,
Das ſich, vom Trunk des Weines
Geröthet, zart im Liebesſpiel
Nur hold bewegt, wie keines;
Des Mundes mit der Betelnuß,
Des feinen Aug's, des ſchwanken,
Des Krokus-Sandel-Moſchusduft-
Umhauchten Leib's der Schlanken.
Auch jetzt noch denk' des Blickes ich,
Der ihrem Aug' entſchwebte,
Des Leibes, der von Liebesweh
Gebrochen gleichſam bebte,
Des Buſens, wenn ein wenig er
Des Schleiers ſich entledigt,
Der Lippe roth, von heißem Biß
Der Zähne wie beſchädigt.

Auch jetzt noch ſeh' das Mal ich, das
Von Nägeln eingeritzet
Dem Buſen, der von gold-
nem Staube glänzt und blitzet:
Wie ſie mit zarten Händchen dann,
Vom Sitze ſich erhebend,
Das abgewandt'ne Kleid ergriff,
Und züchtig weiterſchwebend.
Auch jetzt noch denk' ich nur an ſie
Vom Blüthenpfeil die Wunde,
Der unter allen Schönen auf
Dem weiten Erdenrunde
Kein Mädchen ſich an Lieblichkeit
Und Anmuth darf vergleichen —
Ein Liebesbecher ſüß, um ihn
Zu leeren auf die Neigen.
Auch jetzt noch, Götter! nimmermehr
Vergeſs' ich doch der Schlanken,
Die Trennungsſchmerz, o weh! mir hält
Lebendig im Gedanken:
Der Königstochter, die fürwahr
Die ſchönſte aller Frauen,
Und einer Liebesſchale gleicht,
So lieblich anzuſchauen.
Auch jetzt noch denk' ich, wie die Bu-
ſenſchweſter lächelnd nickte
Wie ihren Hals die Perlenſchnur
Mit lichtem Glanze ſchmückte;
Die ſich der Liebesgott fürwahr
Zum Leibband auserſehen,
Die wie ein flammend Banner ſollt'
In ſeiner Nähe wehen.
Auch jetzt noch — ja ich werde drum
Im andern Leben denken,
Wie ſie den wonnemüden Blick
Einſt that verlegen ſenken,
Als ihrer Bruſt das Tuch entſchlüpft,
Die Haare niederwallten —
An Liebe ſie ein Königsſchwan
Des Lotushains inmitten.
Auch jetzt noch denk' ich, wie vom Kuß
Des Honigmunds ich trunken
An ihren ſanften Buſen war
Vergebens faſt geſunken,
Wie ſie mit Wonneſchauern dann,
Als ob ſie mir nicht traute,
Gewaltſam ſich im Wachen hielt
Und ängſtlich nach mir ſchaute.
Auch jetzt noch lacht die Liebſte, wie
Die Königsbraut prangend
In friſcher Jugend Liebeskranz,
Am zarten Leibe hangend
In Liebesſchauerwogen, aus
Dem Sumpf der Trennungsſchmerzen,
Allmälig noch ein Blatt entflieh'n
Am Lotus meines Herzen.
Auch jetzt noch denk' ich ihrer, die
Von goldnem Glanz umflittert,
Verſchämt im bangen Sehnen nach
Der Liebe ſaß erzittert,
Von glühender Küſſe Macht beſiegt,
Sich der Umarmung fügte —
Die meinem kranken Herzen drob
Als Arzenei genügte.
Auch jetzt noch denk' des Kampfes ich,
Der waffenlos gefochten,
Wenn wir, verſchlang'nem Feind gleich,
Die Händ' zuſammenflochten,
Und dann, wenn unſ're Lippen ſich
Einander blutig biſſen,
Des Liebeskampfes Weh ſogleich
Durch Zärtlichkeit verſüßten.
Auch heute noch, kann ich mich gleich
In Liebe nicht verſenken,
Leb' ich nur jeden Augenblick
In ihrem Angedenken:
Drum, Henker! nimm das Leben mir,
Iſt mir der Tod beſchieden,
So ſchneide raſch den Faden durch
Und nimm den Schmerz hienieden.

(Peiper.)

---

## 5.

## Jayadevas.

### Aus der Gitagovinda.

#### 1) Der Jüngling ſingt:

Der Zephyr hat muthwillig mit den ſchönen Gewürzpflanzen getändelt und fächelt nun von den Hügeln Malaya's herab, die Bäume ertönen von dem Sange der Nachtigall und vom Geſumme der honigbereitenden Bienen.

Dies iſt die Zeit, wo der Jungfrau Herz nach dem abweſenden Geliebten ſich ſehnet, während die Blüthen der Bakulaſtaude von den Bienen geküßt werden.

Der Tamala beugt mit ſeinen dunkeln und duftenden Blüthen den Geruch des Moſchus und die traubengewölbte Blume des Palaſa gleichet den Fingern des Kamas, der die jungen Herzen verwundet; der vollblühende Keſara glänzt wie das Scepter der weltbeherrſchenden Liebe und der ſeidige Stengel des Ketaka bildet den Pfeil, der die Liebenden trifft.

Sieh, wie der Amrabaum mit ſeinen blumenreichen Locken von der zart ſich anſchmiegenden Schlingpflanze Atimukta umarmt wird und der Jamuna blaue Fluten um die Haine von Brindawan ſich winden.

Dies iſt die Zeit der Liebe, der reizende Lenz, wo der jugendliche Hari im Chor der Jungfrauen ſcherzt und tanzt.

Sprich nur ein mildes Wort, ſo werden die Strahlen deiner glänzenden Zähne meinen dunkeln Gram zerſtreuen; meine zitternden Lippen ſehnen ſich gleich durſtigen Chakoras, die Mondſtrahlen deiner Wange zu trinken.

O Geliebte, von Natur ſo weichherzig, gib auf deinen grundloſen Groll!

Die Flamme der Liebe verzehrt in dieſem Augenblicke mein Herz, o gib mir einen Honigtrank von dem Lotos deines Mundes! Oder biſt du unerbittlich, ſo gib mir Tod mit den Pfeilen deiner Flammenaugen, mache deine Arme zu meinen Feſſeln und beſtrafe mich nach Wohlgefallen.

Du biſt mein Leben, mein Schmuck, du die Perle in dem Ocean meines Lebens!

O ſei gütig, und ewig ſoll mein Herz dir danken! Deine Augen, die Natur wie blaue Waſſerlilien formte, ſind in deinem Zorne dem röthlichen Lotos gleich geworden: o wolle mit ihrem Abglanze meine dunkeln Glieder färben, daß ſie erglühen, wie die Pfeile Kamas', mit Blumen beſpitzt!

---

#### 2) Das Mädchen ſingt:

Sage, meine Freundin, warum muß ich meine Nächte in dieſem verwachſenen Walde ohne Freude und Hoffnung verbringen, während der Treuloſe meine Nebenbuhlerin in ſeine Arme ſchließt?

Doch warum, meine Gefährtin, ſollſt du trauern, daß mein treuloſer Jüngling mich in meinen Hoffnungen hintergangen hat? Welche Beleidigung iſt es denn für dich, daß er ſcherzet mit einer Menge Mädchen, glücklicher als ich?

Bemerke, wie meine Seele, von ſeinen unwiderſtehlichen Reizen angezogen, aufbricht aus ihrer ſterblichen Hülle und eilt, mit ihrem Geliebten vereinigt zu werden.

Sie, die ein Gott erfreute, gekrönt mit Waldblumen, ſitzt fröhlich auf einem Lager von Blättern, mit ihm, deſſen wollüſtige Augen gleich ſind blauen Waſſerlilien, bewegt von den Lüftchen.

Sie fühlt nicht die Flamme des kühlen Lüftchen von Malaya, mit ihm, deſſen Worte ſüßer ſind als die Waſſer des Lebens.

Sie verlacht die Pfeile des geiſtig geborenen Kamas, mit ihm, deſſen Lippen gleich ſind dem rothen Lotos in voller Blüthe.

Sie wird gekühlt von den thauigen Strahlen des Mondes, während ſie ruhet mit ihm, deſſen Hände und Füße glühen wie die Blumen des Frühlings.

Sie ermattet nicht von der Heftigkeit der Leidenſchaft, während ſie liebkoſet den Jüngling, der an Schönheit die Bewohner aller Welten übertrifft.

O Lüftchen, duftend von Sandel, Liebe bringend aus den Regionen des Südens, ſei günſtig nur einen Augenblick! Wenn du meinen Geliebten vor meine Augen gebracht haſt, dann magſt du ohne Bedenken meine Seele hinwegziehen.

Liebe, mit Augen gleich blauen Waſſerlilien, noch einmal greife mich an und beſiege mich!

Während die Treuloſigkeit meines Geliebten mein Herz zerreißt, meine mich begleitende Freundin meine Feindin iſt, das kühle Lüftchen mich gleich einer Flamme verſengt und der Göttertrank träufelnde Mond mir Gift iſt, bringe Krankheit und Tod, o Lüftchen von Malaya!

Nimm meinen Geiſt hinweg, o Gott mit den fünf Pfeilen! Ich fordere keine Gnade von dir: nicht länger will ich in der Hütte meines Vaters wohnen.

Empfange mich in deinen himmelblauen Wellen, o Jamuna, du Schweſter Jama's, daß die Gluth meines Herzens möge gelindert werden.

(Mayer.)

## 4.

## Die Lehrdichtung.

### 1.

### Pantheismus.

(Aus der philoſophiſchen Epiſode des Mahabharata „Bhagavadgita.")

Ich bin des ganzen Weltenalls Urſprung, ſowie die Vernichtung auch,
Außer mir gibt es kein anderes Höheres nirgends mehr, o Freunde!
An mir hängt dieſes All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft im Flüſſigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geiſt,
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells.
In allem Ird'ſchen das Leben, bin die Buße im Büßenden,
Alles Lebenden Same bin ich, wiſſe, von Ewigkeit,
Bin in den Weiſen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden;
Dann die Stärke der Starken auch, die von Begier und Stolz befreit,
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durch kein Geſetz beſchränkt, o Freunde.

(Fr. Schlegel.)

### 2.

### Der Hammer der Thorheit

von

### Sankara Acharya.

Nicht länger, Thor, nach eitle Schätze hüte!
Befrei' vom Durſt den Leib und dein Gemüthe.
An guter Werke Lohn, an ſolchen Schätzen
Soll ſich hinfort die Seele dein ergötzen.
Wer iſt dein Weib und wer dein Sohn?
Die Welt hier iſt voll Wunder ſchon;
Und weſſ' biſt du? Von wannen du gekommen?
Dieß wird dir, Bruder, zu bedenken frommen!
Nichts bilde dir auf Jugend, Geld und Diener ein,
Denn Alles mag im Nu der Zeit verfallen ſein.
Beſinne dich, verlaß der eitlen Täuſchung Meer
Und wandl' auf Gottes Pfad einher!
Ein Tröpfen, der am Lotosblatte zittert,
So iſt das flücht'ge Leben ſchnell verwittert.
Nur einen Nachen gibt's im Meer der Welt,
Den hat, wer treu ſich zu den Guten hält.
Der Leib iſt eingefallen, kahl das Haupt,
Der Mund iſt ſeiner Zähne ſchon beraubt,
Der leichte Stab ſelbſt ſchwanket in der Hand,
Jedoch des Lebens Hoffnung nicht entſchwand.
Geboren kaum, wird vor dem Tod dir bange!
Der Schlaf im Mutterſchooße währt ſo lange!
Da dieſe Welt ſo ſchlecht und ſo vergänglich,
Wie biſt du hier denn, Menſch, der Freud' empfänglich?
Tag, Nacht, des Morgens und des Abends Schein,
Die Jahreszeiten werden immer ſich erneu'n,
So ſpielt die Zeit, das Leben ſchnell vergeht,
Und dennoch nie der Hoffnungswind verweht.
Beim Göttertempel wohnen unter'm Baum,
Ein Kleid von Fell, ein Lager auf der Erde Flaum,
Dem Umgang und der Sinnlichkeit entſagen —
Wer möchte ſolche Ruh' nicht gern ertragen?
Nicht kümm're dich um Freund und Feind hienieden,
Noch Weib und Kind, auch nicht um Krieg und Frieden:
Gleichmüthig ſei bei Allem du auf Erden,
Willſt du recht bald dem Viſchnu ähnlich werden.
Acht Urgebirge nebſt den ſieben Meeren,
Die Sonne, wie die Götter ſelbſt, die hehren,
Dich, mich, die Welt — die Zeit wird All's zertrümmern,
Warum denn hier ſich noch um irgend Etwas kümmern?
In dir und mir und ſonſten Viſchnu lebt allein,
Warum denn zürnen mir und unverträglich ſein?
In deiner Seele wiſſe jede Seele ſeh'n
Und nirgends ſoll für dich ein Unterſchied beſteh'n!
Auf's Spielen geht des Knaben ganzes Streben,
Der Jüngling weiht der Jungfrau all ſein Leben,
Des Alten Bruſt von Sorgen iſt bedränget,
Daß an den höchſten Gott ſich Keiner hänget!
So iſt denn hier, in Verſen eng verbunden,
Die ganze Weisheit Lernenden verkündet;
Wenn nicht von hier Beſonnenheit gekommen,
Ach, Solchem wird nichts And'res ferner frommen!

(Peiper.)

### 3.

### Die Fabel vom Leichtfittig, Bunthals und Anderen.

(Aus dem „Hitopadeſa.")

An dem Ufer der Godawari war ein großer Salmalibaum, unter dem Vögel, von allen Himmelsgegenden zuſammenkommend, übernachteten. Als ſich nun einmal die Nacht neigte und der göttliche Mond, der Freier des weißen Lotus, auf den Gipfel des weſtlichen Untergangsgebirges ſich niederſenkte, da gewahrte eine Krähe, Leichtfittig mit Namen, eben erwacht, einen Jäger, der wie ein zweiter Todesgott gleichſam auf Raub ausging. Als ſie ihn erblickt hatte, dachte ſie bei ſich: das iſt heute Morgen ein böſes Zeichen, wer weiß, was es für Unglück bringen wird! Nach dieſen Worten machte ſie ſich, beſtürzt durch die Verfolgung des Jägers, davon.

Fürwahr, ein Thor hat alltäglich
Wohl tauſendmal zu Sorg' und Noth,
Wohl hundertmal zu Furcht Anlaß;
Doch das betrifft den Weiſen nie.

Und weiter: ſo geht es ſicher denen, die der Sinnlichkeit anhängen:

So oft er ſich erhebt, glaubt er
Sich immer großen Neigungen nah,
Der Krankheit denkt', ob Tod, Sorgen,
Ob Angſt des ihm beſchieden ſei.

Der Jäger ſtreute nun einige Reiskörner aus und ſpannte ſein Netz darüber, dann zog er ſich zurück und blieb im Verborgenen ſtehen. Um dieſe Zeit erblickte Bunthals, der Taubenkönig, der mit ſeinem Gefolge umherflog, die Reiskörner. Da begann der König zu den Tauben, die große Luſt zu den Körnern bekamen, alſo: Woher wohl hier in dem menſchenleeren Walde die Reiskörner kommen? Dies werde doch überlegt; aber Heil uns, ich ſehe es nicht! Aus übergroßer Begierde nach den Reiskörnern könnte es uns ſo ergehen —

Wie dem Wandrer, der ein's Tages
Von Luſt nach Gold zu weit gelockt,
Im tiefen Sumpfe blieb ſtecken
Und dann vom Tiger ward gepackt.

Die Tauben ſprachen: Wie war das? Er antwortete: Ich ſah es einſt, im Südwalde wandelnd. Ein alter Tiger, der ſich gebadet und Kuſagras in der Hand hatte, ſprach am Geſtade des See's: He, he, Wanderer, nimm doch das goldene Armband! Da betrachtete es der Wanderer, von Begierde gefaßt. Läßt ſich dies ſo durch Schickſalsgunſt? Aber bei einem Zweifel des Gelingens ſoll man nicht weiter fortfahren, obwohl wir da trachten, Glück zu erwerben, allein mit Zweifel ſteht. Drum will ich's doch überlegen. Dann ſprach er laut: Wo haſt du das Armband? Nur als der Tiger ſeine Hand ausſtreckte, um es zu zeigen, da fuhr er fort: Wie ſoll ich dir, der du ein Mörder biſt, vertrauen? Der Tiger ſagte: Höre, Wanderer! Früher, in der Zeit meiner Jugend, war ich überaus ſchlecht, und weil ich viele Kühe und Menſchen würgte, ſtarben meine Söhne und mein Weib auch und ich war ohne Familie. Da gab mir Jemand die Weiſung, ich ſollte hinfort einen mildthätigen, frommen Lebenswandel beginnen, und ſo lebe ich jetzt, da ich alt geworden und Nägel und Zähne verloren habe, frommen Werken und Abwaſchungen. Wie ſollteſt du mir ſo nicht vertrauen? Von Begierde bin ich ſo weit entfernt, daß ich ſelbſt das goldene Armband meiner Hand Jemandem zu ſchenken wünſche, wer es auch ſei. Dennoch kann ſich das Gerede der Leute: „der Tiger frißt den Menſchen,“ nicht unterdrücken. Weil du ſehr arm biſt, ſo möchte ich es dir ſchenken; wohlan, ſo bade dich hier im See und nimm dann das goldene Armband! Der Wanderer, ſeinen Worten trauend, geht in den See, ſich zu baden, indeſſen verſank er in dem großen Moraſte, nicht im Stande, ſich zu flüchten. Als der Tiger ihn in den Moraſt gefallen ſah, ſprach er: Ha, ha, du biſt in den großen Moraſt gefallen, ich werde dir heraushelfen. Der Wanderer aber, von dem Tiger, der nach ſolchen Worten leiſe, leiſe näher kam, gefaßt, dachte bei ſich: Du haſt nicht wohlgethan, daß du dem Mörder Vertrauen ſchenkteſt. Und unter ſolchen Gedanken ward er von dem Tiger gewürgt und aufgefreſſen. Darum ſage ich euch: wie dem Wanderer u. ſ. f. Alſo eine unüberlegte That ſoll man nie und nimmermehr thun.

Nach dieſer Rede vermaß ſich eine Taube und ſagte: Ach, heißt es denn nicht auch:

Der Alten Rath iſt annehmbar
Zur Zeit, wenn Mißgeſchick uns trifft,
Doch immer, ſelbſt bei Mahlzeiten,
Bedarf's der Ueberlegung nicht.

Als die Tauben Solches hörten, ließen ſie ſich ſelbſt nieder und waren ſogleich alle in dem Netze gefangen. Da fingen ſie alle die zu ſchmähen an, auf deren Wort ſie vertraut hatten. Bunthals aber, der König, ſagte: Die Schuld iſt nicht ihre. Aber zur Zeit des Unglücks verzagen, verräth einen ſchlechten Menſchen; drum nehmt euch ſtandhaft zuſammen und ſinnt auf Gegenhilfe. Macht es alſo: richtet eure Sinne alle auf das Eine und dann fliegt auf, wie eine einzige, das Netz mitnehmend.

Und ſo machten es die Vögel und flogen alle mit dem Netze empor.

Der Jäger aber, der aus der Ferne zuſah, wie ſie mit dem Netz davon gingen, lief hinterher und dachte:

Vereinigt, ſieh! wie ein Vogel
So nehmen ſie das Netz mir fort;
Doch wenn ſie ſich herablaſſen,
Dann kommen ſie in meine Macht.

Indeſſen, als die Vögel aus dem Bereiche der Augen verſchwunden waren, kehrte der Jäger heim, und als die Tauben ſahen, daß der Räuber fort war, da ſprachen ſie: Was heißeſt du uns nun thun? Bunthals erwiederte:

Mutter, Freund, Vater: drei ſind es,
Die freundlich von Natur geſinnt;
Doch And're hegen ſelbſtſüchtig
Und zufällig uns guten Sinn.

Da wohnt unſer Freund, der Mäuſekönig, Hiranjaka mit Namen, in dem reizenden Walde am Geſtade der Gandaki; der ſoll mit der Kraft ſeiner Zähne uns die Stricke zerſchneiden.

Das überlegten ſie ſich und begaben ſich dann alle in die Nähe der Höhle des Hiranjaka. Der hatte ſeine Höhle, aus Furcht vor einem Ueberfalle, mit hundert Thüren verſehen, und als er den Fall der Tauben hörte, da erſchrak er gewaltig und hielt ſich ganz ruhig. Bunthals ſprach: Freund Hiranjaka! wie, du redeſt uns nicht an? Da ging der Mäuſekönig, als er die Stimme deſſelben erkannt hatte, in großer Verwirrung hinaus und ſagte: O ich bin ſehr glücklich, mein Freund Bunthals iſt gekommen! Und als er ſie alle mit den Stricken des Netzes gebunden ſah, ſtand er einen Augenblick in Staunen und ſprach: Aber Freund, was iſt das? Bunthals antwortete: Freund, das iſt die Frucht einer That unſerer frühern Geburt. Da machte ſich Hiranjaka eilig daran, dem Bunthals die Feſſel zu durchſchneiden. Der aber ſagte: Nicht alſo, Freund; erſt durchſchneide dieſen hier die Stricke, die meinem Schutze übergeben ſind, hernach magſt du meine durchſchneiden. Hiranjaka ſprach: Ich habe nur geringe Kraft und meine Zähne ſind zart; wie wäre ich im Stande, allen dieſen die Stricke zu durchſchneiden? Darum, ehe ich mir die Zähne zerbreche, will ich dir den durchſchneiden; nachher thue ich's auch jenen, ſoweit ich's im Stande bin. Bunthals antwortete: Mag es ſo ſein, aber ſo weit deine Kraft reicht, zernage ſie jenen. Hiranjaka ſagte: Mit Hintanſetzung des eigenen Selbſt die Untergebenen ſchützen, iſt nicht von den Lehrern der Pflichten geboten, denn es heißt:

Für Unglück ſchütz' er Glücksgüter,
Durch Güter ſchütz' er auch ſein Weib,
Er ſoll ſich ſelber ſtets ſchützen,
Durch Glücksgüter wie durch ſein Weib.

Aber Bunthals ſprach: Freund, das mag immerhin eine Pflicht der Klugheit ſein; aber ich bin gänzlich unvermögend, das Leid der von mir Abhängigen zu ertragen. Und als Hiranjaka Solches vernommen, brach er, erfreut im Sinne und mit aufſträubenden Haaren, aus: Gut, Freund, gut! Durch ſolche Theilnahme für deine Abhängigen verdienſt du dir die Herrſchaft der Dreiwelt ſogar! Und dann zerſchnitt er allen die Feſſeln, und als er ſie alle ehrerbietig verehrt hatte, ſagte er hinzu: Freund Bunthals, auf keine Weiſe mußt du deshalb, weil du das Schickſal der Netzfeſſelung gehabt, etwa ein Verbrechen fürchten und dich ſelbſt gering achten.

Nachdem er auf ſolche Weiſe ihn ermuntert, gaſtfreundlich empfangen und umarmt hatte, ward er entlaſſen und Bunthals wandte ſich mit ſeinem Gefolge, wohin es ihm beliebte, und Hiranjaka kehrte zu ſeiner Höhle heim.

Leichtfüßig aber, die Krähe, als ſie das Ende vom Liede ſah, ſprach verwundert: O Hiranjaka, du biſt zu preiſen! Mit dir möchte ich ſchon Freundſchaft ſchließen, nimm mich als Freundin auf! Als Hiranjaka dieß hörte, ſprach er aus dem Innern ſeiner Höhle heraus: Wer biſt

du denn? Sie ſagte: Ich bin Leichtfittig, die Krähe. Aber Hiranjaka lachte: Wer könnte dein Freund ſein? denn:
Was ſich in dieſer Welt ſchicket,
Das ſoll der weiſe Mann auch thun.
Ich Eſſen, du ein Aufeſſer,
Wie ſollte Freundſchaft da entſteh'n?
(Hoefer.)

### 3.

## Das Märchen.

### Der gefoppte Pfaffe.

(Aus Somadeva's Märchenſammlung.)

Am Tſchachnavizeſtar' lieget
Die Stadt Makandika genannt,
Wo ſich ein Prieſter Stillſchweigen
In alten Zeiten auferlegt.
Der lebte nur von Almoſen
Inmitten einer Prieſterſchaar
Und wohnte in dem Mönchskloſter,
Das einem Tempel zugehört'.
Eines Tages betrat bettelnd
Er eines reichen Kaufmanns Haus
Und deſſen Tochter, gar lieblich,
Reicht' ſelber ihm die Gab' hinaus.
Kaum ſah er ſie, die Hochſchöne,
Da rief der Schuft, von Liebe glüh'nd,
Die Worte aus: „Ach weh, wehe!“
Der Kaufmann aber hörte das.
Dann ging er mit ſeinem Almoſen
Wieder nach ſeiner Wohnung heim.
Der Kaufmann aber ging heimlich
Ihm nach und fragte, Staunens voll:
„Was haſt du heute, ganz grundlos
Dein Schweigen brechend, ſo geſagt?“
Der Prieſter dann, die Frag' hörend,
Entgegnete dem Kaufmann dieß:
„Herr! dein Kind hat ein ſchlimm Zeichen;
Wenn ſie ſich einſt vermählen wird,
Steht dir mit Weib und Kind ſicher
Ein ſchneller Untergang bevor.
Als ich ſie ſah, entſtand d'rüber
Mir Schmerz, da ſtets ergeben du,
D'rum brach ich auch mein Stillſchweigen
Um deinetwill'n und ſagte ſo.
D'rum, wenn es heute Nacht, ſetze
Dein Kind in eine Kiſt' hinein
Und in die Ganga ſtoß' ſie aus,
Doch ſtecke eine Fackel d'rauf.“
„Sehr wohl!“ verſprach's der Kaufmann dann
Und ging in Furcht nach Haus zurück
Und machte Alles Nachts ganz ſo —
Wer furchtſam, überlegt nicht lang.
Um dieſe Zeit da ſprach aber
Der Prieſter zu den Schülern ſo:
„Zur Ganga geht, und wenn dorten
Ihr eine Kiſte ſchwimmen ſeht,
Mit einer Fackel d'rauf brennend,
So bringet heimlich ſie mir her;
Doch dürft ihr ſolche nicht öffnen,
Selbſt wenn ihr Laute d'rin vernehmt.“
„Ganz wohl.“ Sogleich ſie fort gingen,
Doch eh' die Ganga ſie erreicht,
Stieg badend dort ein Fürſtſohn noch
In ihre kühle Flut hinab.
Und als er bei des Lichts Scheine
Des Kaufmanns Kiſte dort erblickt,
Ließ er die Diener ſie ſchnell holen
Und öffnet ſie Verlangens voll.
Da fand er denn das Jungfräulein,
Das herzbezaubernde, darin
Und machte mit ihr ſogleich Hochzeit,
So wie es der Gandharven Art.
Die Kiſte aber ließ dorten
Er in der Ganga, oben auf
Die Fackel, und hinein ſperrte,
Er einen Affen grimm und wild.
Und mit dem Mägdleinperlfunkel,
So ging der Prinz nach Haus zurück;
Da kamen auch des Wegs ſuchend
Des falſchen Prieſters Schüler her.
Nicht lange währt's, da ſah'n ſolche
Die Kiſte und ergriffen ſie
Und brachten ſie dem Lehrmeiſter,
Der freudevoll zu ihnen ſprach:
„Die Kiſte mit hinaufnehmend
Will beim Gebet allein ich ſein;
So könnt ihr dieſe Nacht gänzlich
In Ruhe euch des Schlafes freun.“
Nach ſolchen Worten nahm jener
Die Kiſte nun mit ſich hinauf
Und öffnet ſie, vor Luſt brennend
Wohl nach des Kaufmanns Töchterlein.
Doch Augenblicks ſprang zornwüthend
Der Affe aus der Kiſte 'raus
Und auf den Heuchler, biß, kratzte
Sogleich ihm Naſ' und Ohren ab.
So zugerichtet ging endlich
Der Prieſter zu den Schülern ſein,
Die kaum, als ſie ihn ſo ſahen,
Des Lachens ſich erwehreten.
Und Morgens drauf da ward's ruchbar
Und herzlich lachte Jedermann;
Der Kaufmann froh, ſein Kind gleichfalls,
Das ſo zum guten Manne kam.
(Hoefer.)

* * *

## 2.

# China.

Die Chineſen haben mit ihren Nachbarn, den Indern, die Ungeheuerlichkeit ihrer Chronologie gemein und werfen, obgleich ſonſt durchaus mehr unter der Herrſchaft des Verſtandes, als der der Phantaſie ſtehend, bei chronologiſchen Angaben, wie jene, ohne Weiteres mit Jahrtauſenden um ſich. Wenn wir uns daher auch hüten müſſen, einer derartigen Zeitrechnung irgendwie hiſtoriſchen Werth beizulegen, ſo iſt dennoch gewiß, daß die ackerbauende Cultur, alſo ein ordnendes, ſittigendes Element, in China bis in das graueſte Alterthum hinaufſteigt. Weil aber dieſe Cultur ſchon früh dem Fluche der Stabilität ſich unterwarf, weil ſie ſtehen blieb, ſtatt fortſchreitend die Errungenſchaft früherer Zeiten zu mehren und fruchtbar zu machen, deßhalb hat ſie in ſo kläglicher Verknöcherung geendigt, deßhalb iſt der religiöſe Patriarchalismus, China's älteſte Staatsform, zu bureaukratiſcher Sklavenhaftigkeit verſumpft, deßhalb ſind die geiſtigen Uebungen zu todtem Formelweſen eingefroren. Sollen uns daher erfreuliche Zeugniſſe von der geiſtigen Bildung der Chineſen entgegen treten, ſo müſſen wir in die Zeit zurückgehen, in welcher der größte Mann China's, der berühmte Philoſoph und Staatsmann Khung-fu-tſeu (Confucius, geb. 551, geſt. 478 v. Chr.) die glorreichen Erinnerungen altchineſiſcher Geiſtesthätigkeit nach mündlichen Traditionen ſammelte und in den vier heiligen Kings (Büchern) niederlegte. Dieſe vier Bücher, 1) das Y-king (eine Art naturphiloſophiſchen Syſtems enthaltend), 2) das Li-king (Buch heiliger und profaner Gebräuche), 3) das Schu-king (älteſte Reichsgeſchichte, Metaphyſik und Moralphiloſophie enthaltend), und 4) das Schi-king (Liederbuch), bilden zuſammen den Kanon der vier heiligen Nationalſchriften, deren Geltung aber leider längſt nur noch eine formelle iſt, während ihr Geiſt von einem entwürdigten Geſchlecht nicht mehr verſtanden wird und nicht mehr verſtanden werden kann und will. Das Schi-king, welches hier allein in Erwähnung kommen kann, enthält die altchineſiſche Nationalpoeſie in einer Sammlung von 311 Liedern, welche Khung-fu-tſeu als die bedeutendſten aus einer Maſſe von 3000 im Munde des Volkes lebenden Geſängen auswählte und in vier Abtheilungen zuſammenſtellte. Dieſes ausgezeichnet ſchöne Liederbuch gibt uns in klaren, oft majeſtätiſch anſchwellenden, dann wieder elegiſch ſchmachtenden und zuweilen ſcherzhaft kichernden lyriſchen Bildern einen vortheilhaften Begriff von der Einfachheit, Würde und Anmuth des altchineſiſchen Volkslebens, eröffnet uns den Blick in ein farbenhelles, bewegtes, ſinniges Treiben. In erhabenen Strophen wird das Walten der höchſten Himmelsgewalt gefeiert, in gedankenſchönen Wendungen das Geplauder der Liebe wiedergegeben und der hohe Werth weiblicher Reinheit und Tugend anerkannt; das Schmerzgefühl des Armen macht ſich laut neben den Klagen eines betrogenen, gebrochenen Herzens, das ſeinen wohllautvollen Schwanenſang verſtrömt; die alte Reichsgeſchichte wird in romanzenhaften Schildereien lebendig, der patriotiſche Eifer erhebt ſich mit eindringlichen Worten gegen den Verfall der ehemaligen Größe des Staates, Schranzen und Schmarotzer werden ſatiriſch gegeißelt, Weichlinge und Wüſtlinge verwünſcht, die Lehren der alten Weiſen in ſchlagfertige Gnomen gefaßt; und daß Nichts fehle von Allem, was das Herz bewegt und den Geiſt erregt, entfaltet auch Witz und Humor die loſen Schwingen — kurz, wenn je ein Volk ſein ganzes Weſen in Liedern geoffenbart, ſo hat es das chineſiſche in ſeinem (von Rückert und Cramer in metriſchem Deutſch nachgebildeten) Schi-king gethan.

Mit dieſer im Schi-king niedergelegten hält die ſpätere Poeſie der Chineſen, als deren Koryphäen die im achten Jahrhundert n. Chr. lebenden Poeten Tu-fu und Li-thai-pe gelten, ſchlechterdings keinen Vergleich aus, obgleich ſie eine unermeßliche Menge von Verſen, Romanen und Dramen hervorgebracht hat und noch immer hervorbringt, bis in's Unendliche die hergebrachten Normen und Formen verſchleppend und breit tretend. Trotzdem, daß ſie eine Maſſe von Schauſpielen beſitzen, befindet ſich ihre dramatiſche Kunſt noch in der Kindheit, weil ihr Aufblühen nicht in die Zeiten fiel, wo noch wahrhaft productive und geſtaltende Kraft in China vorhanden war, und was von ihren Romanen (z. B. der Roman Yu-Kiao-Li, welchen wir unter dem Titel „die beiden Baſen" auch in franzöſiſcher und deutſcher Ueberſetzung beſitzen) und Novellen unter uns bekannt geworden, zeigt bei aller Trefflichkeit einzelner in diese Erzählungen eingewebter Genrebilder nur die zähe Philiſterei, die kleinliche Plattheit und Dürftigkeit in Erfindung und Ausführung, welche, wie das neuere Leben China's überhaupt, ſo auch deſſen Literatur charakteriſiren.

---

# Das Schi-king.

## 1.

## Fürſtenſpiegel.

O wie furchtbar, wie erhaben ſchreitet
Das Gericht des höchſten Himmelsherrn
Ueber'n Kreis der Welten und verbreitet,
Wo es auftritt, Schrecken nah und fern.
Herrlich hebt als wie ein Stern
Hier ſich auf ſein Winken
Ein Geſchlecht, um hoch zu blinken
Und dann plötzlich wie ein Stern zu ſinken.
Hat der Himmel dir verlieh'n das Leben,
Darfſt du doch nicht ſeiner Huld vertrau'n,
Denn ſie nimmt dir, was ſie dir gegeben,
Seine Gunſt erfüllet dich mit Grau'n.
Jedem gab er, anzuſchau'n,
Mit ein Korn der Güte;
Doch wie ſelten ein Gemüthe
Bringt den guten Keim zur vollen Blüthe!
Wen-Wang, unſer Ahnherr, ſprach mit Stöhnen,
Als das Haus von Schang dem Ueberſchwang
Aller Laſter nun begann zu fröhnen:
Unglückſeliges Geſchlecht von Schang!
Du biſt reif zum Untergang;
Denn es ſcheint beſchloſſen,
Daß in dir nur Männer ſproſſen,
Die zu allem Guten ſind verdroſſen.
Wen-Wang, unſer Stifter, ſprach mit Stöhnen:
Unglückſeliges Geſchlecht von Schang,
Ganz mit allen Vätern, Brüdern, Söhnen,
Ungetreu dem hohen Urſprung lang!
Und du letzter, der entſprang
Dem verderbten Stamme,
Du wirſt nicht entgeh'n der Flamme;
Sieh', ob dich nicht eig'ne Schuld verdamme.
So mit Stöhnen Wen-Wang, unſer Stifter:
Weh' dir, unglückſel'ger Königsſproß!
Warum räumſt du deiner Ruh' Vergifter
Nicht aus deinem Land, aus deinem Schloß?
Warum läſſeſt du den Troß
Uebermüth'ger Knechte
Hohn dem menſchlichen Geſchlechte
Sprechen und zertreten ſeine Rechte?
So mit Stöhnen Wen-Wang, unſer Gründer:
Weh' dir, unglückſel'ger König, Weh'!
Theilhaft machſt du dich der Schuld der Sünder,
Die in deinem Dienſt ich [illegible] ſeh',
Frevler, wo ich geh' und ſteh',
Deren Urtheilſprüche,
Athmend Raub und Blutgerüche,
Dich verflechten in des Volkes Flüche.
Alſo Wen-Wang unter Thränenfluten:
Ach, von Schang verlor der König, ach!
Aufzudringen gegen dich die Guten
Biſt du ſtark, in allem Andern ſchwach.
Schwach gibſt du den Böſen nach,
Die in böſen Zeiten
Doch für dich nicht werden ſtreiten,
Wo die Guten dir nicht ſteh'n zur Seiten.
Alſo Wen-Wang, tief von Schmerz durchdrungen:
O, von Schang verlor der König, o!
Raſch hat deine Heiterkeit verſchlungen
Und die Friſche deiner Wangen floh.
Nicht mehr fragſt du, wann und wo
Du der Luſt nachhängeſt,
Der du Tag und Nacht vermengeſt
Und in's Heiligthum das Schwelgen drängeſt!
Alſo Wen-Wang, tief bewegt von Leide:
Armer König, ohne Glück und Ruh',
Unſtet wie die Heuſchreck' auf der Haide
Und wie wildes Waſſer brauſeſt du,
Das ſich ſtürzt dem Abgrund zu,
Niemand hemmt ſein Brauſen;
Ringsum ſieht's dein Reich mit Grauſen,
Selbſt mit Grauſen ſehn's die Fremden draußen.
Alſo Wen-Wang ſeufzend: Ja, dem Staate
Kommt vom Himmel die geſetzte Zeit;
Denn der König zieht nicht mehr zu Rathe
Die Geſchichte, die Vergangenheit.
Nicht mehr will er im Geleit
Heiliger von Allen
Anerkannter Satzung wallen;
Ja, der Himmel will ihn laſſen fallen!
Alſo Wen-Wang, vom Gefühl ergriffen:
Weh dir, König, und o Weh dir, Reich!
Zitt're, Baum! das Beil, es iſt geſchliffen,
Stürze Stamm! getroffen hat der Streich.
Wipfel wird der Wurzel gleich,
Ab vom Stumpf gehauen
Glied um Glied; nun laſſet ſchauen,
Was wir Gutes aus dem Holze bauen!
Alſo Wen-Wang, vom Gefühl ergriffen:
Letzter Zweig vom vormals edlen Stamm!
War dir nicht ein Spiegel hell geſchliffen?
Was verdeckſt du ſeinen Glanz mit Schlamm?
Ließeſt du dich warnen am
Fall von Hia und mahnen!
Wo ſie gingen gleiche Bahnen,
Wankt ihr Thron zum Throne deiner Ahnen.
Alſo Wen-Wang, der umſonſt den Spiegel
Hielt vor's Angeſicht dem Haus von Schang.
Denn beſiegelt mit des Himmels Siegel
War dem Hauſe Schang der Untergang.
Und das Haus von Wen-Wang ſchwang
Mit des Adlers Schnelle
Sich empor zu jener Stelle,
Wo den Schwachen ſteuret leicht die Welle.
Haus von Schang! es hat dich nicht gerettet,
Was du ſelbſt geſehn am Hauſe Hia.
Kinder Wen-Wang's! daß ihr Weisheit hättet,
Merket, was durch euch an Schang geſchah!
Doch das Haus von Schang hat ja
Sich nicht laſſen mahnen
Und ihr geht auf gleichen Bahnen
Ihnen nach, ohn' euern Fall zu ahnen.
O wie furchtbar, wie erhaben ſchreitet
Das Gericht des höchſten Himmelsherrn
Ueber'n Kreis der Welten und verbreitet,
Wo es auftritt, Schrecken nah und fern.
Herrlich hebt als wie ein Stern
Hier ſich auf ſein Winken
Ein Geſchlecht, um hoch zu blinken
Und dann plötzlich wie ein Stern zu ſinken.

(Rückert.)

## 2.

## Mahnung.

Bedenke: was der Himmel hat
Geordnet, kann der Himmel ändern.

Der Himmel ändert ſeinen Rath
Auch über Königen und Ländern.
Der Himmel ſchaut in deinen Sinn,
Sein Blick iſt über deinen Wegen;
Wohin du gehſt, da geht er hin,
Und tritt dir überall entgegen.
Drum laß nicht deines Herzens Luſt
Dich lenken ab von ſeinem Pfade
Und wiſſ' in Allem, was du thuſt,
Du thuſt's vor ſeinem Angeſicht.
(Rückert.)

## 3.

## Vertheilung der Glücksgüter.

Die Königsſtraß' iſt wie ein Wetzſtein glatt
Und ſchwingt ſich g'rad hin wie ein Pfeil im Fluge;
Die Fürſten zieh'n auf ihr mit Roſſen nimmermatt,
Das Volk ſteht zu dem langen Zuge:
Doch ach! wohin ich meine Augen wende,
Erblicken ſie des Landes Noth ohn' Ende.
Im Oſtbezirk des Reiches ſtehen leer
Webſtühle, die Aufzug und Einſchlag miſſen,
Und alle Spulen gehen leer,
Die letzten Deckungsſtoffe ſind zerriſſen.
In Leinwandſchuhen geh'n auf Reif und Fröſten
Die Reichen ſelbſt, wer ſoll die Armen tröſten!
Gemähte Halme pflegt man einzuthun,
Man läßt ſie draußen nicht im Feld verwittern;
Doch von der Arbeit auszuruh'n
Verwehrt der Seufzer in der Nacht den Schnittern·
Die Gräber ſelber ruhen in den Scheuern.
Will Niemand denn auch auf der Mühſal ſteuern!
Im Südbezirke liegt die Laſt
Auf Menſchen ſchwerer, als ſie können tragen.
Im Weſten trägt man Seide, Taſt, Damaſt,
Und ihre Kleider ſind mit Pelzwerk ausgeſchlagen;
Zum Ruderdienſt geborene Geſellen
Bekleiden dort des Reiches Ehrenſtellen.
Sie trinken nicht den Wein als Arzenei,
Und wenn von Edelſtein und Perlen leuchtet
Ihr Leib, ſo meinen ſie, daß es kein Aufwand ſei,
Wie Sand und Kies und ein Geringes deuchtet.
Und ſchimmert nur im glänzenden Gewimmel
Die Milchſtraß' über unſerm Haupt am Himmel.
Die Jungfrau ſtrahlt in heller Zier,
Giebt doch ihr Prachtgewand mir nicht zu tragen;
Und auch der glänzend reine Stier,
Nicht ſpannen läßt er ſich an meinen Wagen;
Und die nach Süden zeigt, die geld'ne Wanne,
Schwingt keine Körner dem gemeinen Manne.
Der Löffel nördlich, der den blanken Stiel
Nach Weſten kehret, dient mir nicht zum Schöpfen;
Er iſt ein glänzend Augenſpiel,
Das uns will tröſten bei den leeren Töpfen.
Die alle ſind allein des Himmels Zierde,
Kein Gegenſtand für menſchliche Begierde.
(Rückert.)

## 4.

## Kriegslied.

Die Vögel Sun erheben ſich zum Himmel
Und laſſen dann ſich nieder mit Gewimmel.
Fang Schu, der Feldherr, führt ſein Heer,
Dreitauſend Wagen oder mehr.
Sein Heer iſt gut den Feind zu ſchlagen.
Fang Schu, der Feldherr, ziehet aus,
Die bunten Roſſe zieh'n mit Braus
Die Reihen vorgeſpannter Wagen.
Roth iſt bemalt der Wagenrand,
Das Inn're reiche Mattenwand;
Die Köcher ſind von Fiſches Fell,
Der Roſſe Nacken tönen hell
Von Zaum und Zügel, goldbeſchlagen.
Die Vögel Sun erheben ſich zum Himmel;
Wo wird ſich niederlaſſen ihr Gewimmel?
Fang Schu, der Feldherr, führt ſein Heer,
Dreitauſend Wagen goldſchmuckſchwer,
Die hohen Fahnen flattern ſchwingſchwang.
Fang Schu, der Feldherr, zieht mit Braus;
Wie ſtrahlet Glanz ſein Wagen aus!
Und ſeine Klingeln geben klingklang.
Die Riemen ſchwanken gelb und roth;
Er ſteht, geſchmückt mit Machtgebot,
Im Wagen wie ein Blüthenſtrauch,
Mit Edelſteinen grün wie Lauch,
Die an ihm leiſe ſchüttern tingtang.
Die Vögel Sun erheben ſich zum Himmel,
Und welches Land bedeckt ihr Gewimmel?
Fang Schu, der Feldherr, führt ſein Heer,
Dreitauſend Wagen reich an Wehr.
Sie treiben wohl den Feind zu Paaren.
Fang Schu, der Feldherr, zieht voraus,
Es tönet laut der Trommeln Braus,
Und wohlgeſchaart zieh'n alle Schaaren.
Zum Angriffszeichen gnüget ſchon
Den Muth'gen ein gelinder Ton;
Doch ſoll's des Rückzugs Zeichen ſein
Und ſoll'n wir ihm Gehör verleih'n,
So dürft ihr nicht die Trommel ſparen.
Ihr Leute von Man King, ſeid wild unbändig,
Das große Reich bekämpft ihr unverſtändig.
Fang Schu, der Feldherr, hochbetagt,
Von Herzen friſch und unverzagt,
Zieht aus und führt, was er gefangen.
Wie groß iſt ſeines Wagens Macht,
Der lauter als der Donner kracht,
Und wie der Blitz erweckt er Bangen.
Fang Schu, bewährt in ſeinem Thun,
Zwang das Rebellenvolk Hien-Yun;
Und als davon die Kund' erging,
Erſchrocken kam das Volk Man King,
Des Reichs Befehle zu empfangen.
(Rückert.)

## 5.

## Der Kaiſer und ſeine Diener.

Jedem Kaiſerdiener ſind
Zwei Verbrämungen beſchieden,
Inwendig ein Lammfell lind,
Für des Reiches innern Frieden.
Rauhes Pardelpelzgewand
Außenher, ein Bild des Sieges;
Denn des Friedens Unterpfand
Sind die Rüſtungen des Krieges.
An des Kaiſers Leib allein
Iſt die Zwieſpalt ganz vermieden;
Reines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer, heil'ger Frieden.
(Rückert.)

## 6.

## Der Pelikan des Reiches.

Mitten aus neun Inſeln in vier Meeren
Ruft der Kaiſer Pelikan;
Alle, die in Land und See verkehren,
Fangen ſich zu freuen an.
Fiſche, die in Fluten hüpfen,
Vögel, die durch Zweige ſchlüpfen,
Und der Baum im Sonnenſchein;
Ihm zu Füßen liegen Blätter,

Neue blüh'n im Frühlingswetter
Und im Schachte wachſen Gold und Stein.
Mitten aus neun Inſeln in vier Meeren
Ruft der Kaiſer Pelikan;
Seine Stimme füllt des Himmels Leeren,
Füllet ſie mit Freuden an.
Fiſche tief im Grunde ſchweigen,
Vögel ruhen auf den Zweigen,
Auf dem Baum der Sonne Schein,
In den Wipfeln neue Schoſſen,
An den Wurzeln neue Sproſſen
Und im Schachte reift der Edelſtein. (Rückert.)

## 7.

## Des Kriegers Heimblick.

Auf den ſteilen Berg bin ich geſtiegen,
Habe dort hinaus geblickt,
Wo ich weiß das Haus des Vaters liegen,
Und mein Geiſt war hingerückt.
Meinen Vater hört' ich reden:
Ach mein Sohn!
Enden niemals dieſe Fehden?
Kehrſt du nie mir heim mit Ehr' und Lohn?
Kehr', eh' ich mir jeden
Letzten Odem ſeh' im Gram entfloh'n.
Auf den wald'gen Berg bin ich geklommen,
Habe dort hinaus geſchaut,
Wo der Mutter Hütte ſteht, der frommen,
Und mein Auge hat gethaut.
Meine Mutter hört' ich ſagen:
Ach mein Kind!
Enden niemals deine Plagen?
Lohnt der Herr nie ab ſein treu Geſind'?
Streb' in Nächt' und Tagen
Nur auf das, wie du mir kehrſt geſchwind!
Auf dem kahlen Berg bin ich geſtanden,
Habe dort hinaus geſeh'n,
Wo mein Bruder ohne Dienſtes Banden
Darf im freien Schatten geh'n,
Meinen Bruder hört' ich ſprechen:
Bruder, ach!
Was kann deine Feſſeln brechen?
Steter Dienſteseifer allzeit wach
Laß den Muth nicht ſchwächen!
Sterben wirſt du nicht im Ungemach. (Rückert.)

## 8.

## Der freie Jäger.

Ich bin dem gewaltigen Jäger begegnet
Am Berge von Nie;
Wir jagten zuſammen und waren geſegnet
Vom Glücke, je, je!
Wir haben zuſammen zwei Hirſche geſchoſſen,
Er nannte mich einen behenden Genoſſen;
Nie freute ein Titel mich ſo!
Ich habe den mächtigen Waidmann gefunden
Am Berge von Nie;
Wir zogen zuſammen, wir jagten verbunden
Und Nichts uns entfloh;
Es glückt' uns zuſammen, zwei Eber zu fällen,
Er nannte mich einen beherzten Geſellen;
Wie freute der Name mich, ho!
Ich habe den muthigen Schützen getroffen
Am Berge von Nie;
Und was wir da wünſchten und mochten und hofften
Erreichten wir froh.
Wir haben zuſammen beſtanden zwei Tiger,
Er nannte mich einen verwegenen Krieger;
Wie freute der Lobſpruch mich, o! (Rückert.)

## 9.

## Frühlingsopferfeſt.

Auf und vereiniget
Euch zum Geſchäfte,
Muthig beſcheiniget
Eure Kräfte!
Alle vereiniget,
Munter und wacker,
Reutet und reiniget,
Rüſtet den Acker!
Kommt der verwunderte
Herr uns nun heute,
Seh' er die hunderte
Fleißiger Leute.
Hunderte, tauſende,
Hüben und drüben,
Seh' er wie ſauſende
Bienen ſich üben.
Ei, wie unſägliche
Werke geſchahen!
Laſſe mittägliche
Küchen ſein Laben.
Wie ihn ihr fächelnder
Odem umwehet,
Schreitet er lächelnder
Näher, o ſehet!
Fröhlich-geſellteſte
Söhn' im Geleite;
Aber der älteſte
Geht ihm zur Seite.
Sehet die glänzende
Nächſte Verwandtſchaft
Und die ergänzende
Weit're Bekanntſchaft.
Mit unterſchiedlichen
Laben und Gaben,
Kommen die niedlichen
Mädchen und Knaben.
Weißliche, röthliche
Gelbliche Speiſen,
Ordnet die nöthliche
Mutter in Kreiſen.
Dieſe den lebenden
Thät'gen Beſtrebern,
Jene den ſchwebenden
Himmliſchen Gebern.
Schwanen und Schwaninnen
Rudern auf Flüſſen;
Ahnen und Ahninnen
Freu'n ſich des Süßen.
Tragt, ihr Geſchürzeten,
Becher im Kreiſe!
Wein den gewürzeten
Trinken die Greiſe.
Daß ſich erneu're
Ihnen die Friſche;
Aber die euere
Braucht kein Gemiſche.
Weil ein erkenntlicher
Herr uns erquicket,
Sei ihm unendlicher
Segen beſchicket.
Bau' er beliebiger
Größe die Speicher;
Unſer ergiebiger
Eintrag ſei reicher.
Auf! da ſo labendlich
Lüfte uns wecken,
Auf! eh' zu abendlich
Schatten ſich ſtrecken;
Schärfet am Blicke des
Herren die Pflüge!

Flieht vom Geſchicke des
Segens Genüge!
Ihr unermüdlichen,
Leget die Händ' an,
Pflüget vom ſüdlichen
Ackergeländ' an!
Richtet die thätigen
Stiere gen Norden,
Wie es der ſtätigen
Sitte geworden.
Die unermüdlichen
Bahnen der Sonnen,
Sind mit dem ſüdlichen
Steigen begonnen. (Rückert.)

## 10.

## Die Erſchöpfung des Reiches.

Der Himmel, der ſonſt hat Erbarmen,
Zeigt uns ein Schreckensangeſicht;
O welche Uebel auf die Armen,
Noth, Hunger, häuft ſein Strafgericht.
Die Völker in der Irre ſchweifen,
Das Land iſt wüſt in breiten Streifen,
Es trägt nicht und man baut's auch nicht.
Der Himmel hält in unſern Schulden
Uns wie in Netzesſtricken feſt;
Langmüthig iſt er, nur zu dulden
Ein wimmelnd Ungeziefer-Neſt,
Die Alles wirren, Alles ſchänden,
Doch iſt allein in ihren Händen
Der ſchwachen Herrſchaft letzter Reſt.
Sie dürfen keinen Frevel ſcheuen,
Die Gunſt iſt ihre Zuverſicht.
Wir, die Verſtändigen, Getreuen,
Erfüllen ängſtlich unſ're Pflicht
Und müſſen ſtets in Sorgen ſchweben,
Man werd' uns auf der Würd' entheben,
Doch auf die Argen merkt man nicht.
Als wie die Blume welkt im Kranze,
Weil man gebrochen ihren Stiel;
Als wie verdorrt die Waſſerpflanze,
Die durch die Flut an's Ufer fiel:
So liegt entwurzelt, ausgeriſſen
Das Reich und muß ſein Leben miſſen,
Ein todter Leib, der Würmer Spiel.
Wie waren wir ſo reich vordeſſen,
So reich, als arm wir heute ſind.
O Jetzt, könnt' ich dein Einſt vergeſſen,
So wärſt du minder ungelind.
Ach, kehrt nie wieder das Verlor'ne?
Der arme Wunſch, der fehlgebor'ne,
Verhaucht als Seufzer ſich im Wind.
Der See verſiegt, dem ſeine Fluten
Von Außen weiter zugeführt;
Die Quelle ſelbſt verſiegt von Gluten,
Im innern Erdgrund angeſchürt.
Wer kann von Tag zu Tag betrachten
Des Staates wachſendes Verſchmachten
Und fühlt ſich ſelbſt nicht mit berührt?
Die Kaiſer, die vom Himmel ſtammten,
Zu herrſchen unter ſeinem Zelt,
Sie hatten einen Kronbeamten
Dazu an ihrem Thron beſtellt,
Die Grenzen immer fort zu rücken,
Das Reich in weiterm Kreis zu ſchmücken;
Da wuchs das Reich zu einer Welt.
Wie ſchrumpft das Reich nun immer ſchmäler,
Indeß die Grenzen rückwärts gehn
Und rings nach Raub in unſ're Thäler
Barbaren von den Bergen ſehn.
Kann Keiner retten, Keiner halten?
Noch leben Männer gleich den Alten;
Der Herzog Reid läßt's nicht geſchehn. (Rückert.)

## 11.

## Große Klage.

Im vierten Mond zur Sommerzeit
Iſt auf das Feld ein ſtarker Thau gefallen.
Froh ſind die Menſchen weit und breit,
Doch mein Gemüthe muß in Kummer wallen.
Gehöret hab' ich ſchlimme Kunde;
Und fühl' ich nur allein die Wunde?
Gezwungen bin ich, meinen Schmerz
Geheim zu halten in der Seele Grunde,
Darob erkranken muß mein Herz.
Was haben Aeltern mir geſchenkt
Das Leben? nur um Solches zu erleben?
Was durfte ſich, das was mich kränkt,
In and'rer nicht als meiner Zeit begeben?
Was ihnen vor den Mund mag kommen,
Es mag nun ſchaden oder frommen,
Sie reden's aus mit Unbedacht,
Und immermehr bin ich von Angſt beklommen
Und meine Sorge wird verlacht.
Verlaſſen trag' ich meinen Gram,
Das Unheil ſeh' ich uns geſammt ereilen.
Ein armes Volk in Knechtſchaft kam,
Ein ganzes Land liegt krank, wer kann es heilen?
Seht ihr den Raben dort ſich wiegen?
Wohin wohl hat er Luſt zu fliegen?
Auf Palaſt oder Hüttendach,
Wo er ſich niederläßt, das wird erliegen
In Trümmer, Graus und Ungemach.
Seht an den Wald! wie vollgedrängt
Von Sträuchen, Bäumen, Stämmen, Wurzeln, Zweigen!
So iſt von Unglück eingeengt
Das Volk itzt und der Himmel ſieht's mit Schweigen.
Könnt' er nicht, wenn er wollt' es heben?
Wer kann dem Himmel widerſtreben?
Iſt er vielleicht erfüllt von Haß?
Wer ſagt, Haß könn' in unſerm Fürſten leben?
Doch uns zu helfen iſt er laß.
Wer nennt den Berg gering und ſchwach?
Hochragend trägt er Felder auf der Scheitel.
Warum gibt er den Winden nach,
Und wehret nicht dem Schwall der Reden eitel?
Die Räthe kommen Raths zu pflegen,
Traumdeuter wollen Träum' auslegen,
Und dieß iſt eines Jeden Wort:
Nur ich bin klug! Doch Keiner kennt deßwegen
Den Spatzen von der Spatzin dort.
Iſt nicht der Himmel hoch? warum
Kann man gebückten Haupt's nur d'runter ſtehen?
Die Erde iſt nicht um und um?
Doch kann man nur mit Zittern drüber gehen.
Wir haben Füße wohl zum Schreiten,
Doch Keiner wagt, ſie auszuſpreiten;
Ein Jeder weiß, was recht und gut;
Wie kommt es, daß die Beſten dieſer Zeiten
Wie Drachen ſind und Schlangenbrut?
Zum Acker führt ein ſteiler Pfad,
Unwegſam machen Felſen ihn und Dörner;
Doch trägt der Acker gute Saat;
Warum verſchmäht ihr meiner Weisheit Körner?
Der Gram hat zu mein Herz geſchnüret;
Wie wird das Steuer jetzt geführet!
Welch Waſſer löſcht die Welt im Brand?
Ein Weib, Pao-Sſe, thut, was ihr nicht gebühret;
Das Reich verdirbt durch ihre Hand.
Der Fiſch, der harmlos lebt im Teich,
Muß ſcheu ſich ducken wie ein Uebelthäter;
Verberg' er ſich im Tiefſten gleich,
Das laut're Waſſer ſelbſt wird ſein Verräther.
Ich muß in ſtetem Wehe kreiſen;
Sie haben Wein und gute Speiſen,
Bewirthen ihre Nachbarſchaft,
Hochzeiten feiern ſie und ſingen Weiſen,
Als ſteh' das Reich im vollen Saft.

Die Schlangenbraut wohnt im Palaſt,
Von unverdienten Gnaden überſchüttet;
Das arme Volk erliegt der Laſt,
Vom Zorn des Himmels wird die Welt zerrüttet.
Vielleicht in dieſen Unglücksſchauern
Vermag ein Reicher auszudauern,
Der ärmer wird, nicht völlig arm;
Doch wer beklagt den unbeſchützten Bauern,
Den nur noch nährt ſein eigner Harm.
(Rückert.)

## 12.

## Geſelligkeit.

Auf den Wipfel fliegt die Taube
Ruft der andern ſchmeichelnd zu.
Das ſind Vögel unter'm Laube
Und ein Menſch, ein Menſch biſt du.
Wenn die Vögel ſich geſellen,
Laß'ſt du dir nicht auch Geſellen?
Selbſt der Weltgeiſt fordert auf dazu.
Greiſe, welche gleichen Namen
Mit mir führen, lad' ich ein.
Wenn ſie nicht zum Feſte kamen,
Sollt' ich darum böſe ſein?
Meinen Wein hab' ich geklärt,
Meines Hauſes Flur gekehrt,
Und wenn Niemand kommt, zech' ich allein.
Greiſe von verſchied'nem Namen
Lad' ich ein zu meinem Schmaus.
Wenn ſie nicht zum Schmauſe kamen,
Mach' ich mir kein Leid daraus.
Eingeſchlachtet iſt ein Böckchen,
Aufgeſtellt ſind Blumenſtöckchen
Und ich ſelber bin mein Gaſt im Haus.
Setz' ich meinen Gäſten fade
Speiſen vor und trüben Wein?
Jeder, den ich zu mir lade,
Findet's bei mir friſch und rein.
Trommel ſelbſt und Pauke ſchlag' ich,
Meinen Leib im Tanze trag' ich
Und dazwiſchen ſchenk' ich Allen ein.
(Rückert.)

## 13.

## Der Einzige.

Der im Lammfell glänzend helle,
Mit dem Gurt von Pardelfelle,
Der ſo ſanft und ritterlich
Seiner Spiele
Seiner Thaten freuet ſich.
Gibt es außer ihm nicht Viele?
Ja doch Viele,
Aber Keinen ſonſt für mich.
Der im Lammfell glänzend helle,
Mit dem Gurt von Pardelfelle,
Muth und Anmuth eint er,
Wo er wand're,
Denk' ich hin, o denkt er her?
Gibt es außer ihm nicht And're?
Ja doch And're
Was ſoll mir ein Anderer!
(Rückert.)

## 14.

## Die unzufriedene Königsbraut Gwen-Kiang.

In Pracht ringsum die Gärten ſteh'n,
Und wie genußreich iſt's zu ſeh'n
Vom neuen Altan auf den Fluß!
Was man nicht Alles prunken läßt
Zu meinem Hochzeitfeſt!
Doch Nichts das Bett erwärmen kann,
Denn kalt und alt iſt ja der Mann;
Was fang' ich mit dem Alten an?!
O, wie genußreich iſt's zu ſeh'n,
Wie rings in Pracht die Gärten ſteh'n,
Sieht vom Altan man auf den Fluß!
Was man nicht Alles prunken läßt
Zu meinem Hochzeitfeſt!
Doch kalt und alt iſt ja der Mann,
Der nicht das Bett erwärmen kann,
Was fang' im kalten Bett ich an?!
Am Teiche in der klaren Au,
Da ſtellt' das Netz ich gar genau
Und fing nun einen Gänſ'rich grau!
Was man nicht Alles prunken läßt
Zu meinem Hochzeitfeſt!
Dem Alten, den ich freien ſoll,
Ein Buckel aus dem Rücken ſchwoll,
Das iſt doch gar zu toll!
(Cramer.)

## 15.

## Mäßige dich!

Wenn den Stamm bewegt der Wind,
Regt ſich's Blatt am Baum;
Wenn dein Herz mich wahrhaft minnt,
Halt' die Lieb' im Zaum!
Wenn zu toll es macht der Wind,
Fällt herab die Blüthe;
Willſt, ich ſei dir hold geſinnt,
Dich vor'm Stürmen hüte!
(Cramer.)

## 16.

## Die Blätter fallen.

Bunt gefärbt ſind anzuſchauen
Maulbeerblätter, eh' ſie fallen;
So auch nah' dem Fall ſind Frauen,
Wenn ſie trachten zu gefallen.
Wenn vom Aſt die Winde fegen
In den ſtaub'gen Weg die Blätter,
Nicht mehr wäſcht ſie rein der Regen
Und kein Lenzwind macht ſie glätter.
Iſt geſtrauchelt auch ein Mann,
Hält's ihn doch nicht immer nieder,
Dem gefall'nen Weibe kann
Nichts die Reinheit geben wieder.
(Cramer.)

## 17.

## Begegnung.

Freiwerber und Freiwerberin,
Der Eine her, die And're hin,
Sie treten ſich im Weg entgegen.
Jedweder Theil geht an das Haus,
Von dem der and're gehet aus,
Und beide geh'n deſſelben Handels wegen.
Freiwerber und Freiwerberin!
Wo geh'ſt du her? wo geh'ſt du hin?
Sie fragend in das Ohr ſich raunen.
Mich ſendet der, mich ſendet die;
Ich ſuche den, ich ſuche ſie;
Erklären ſie einander mit Erſtaunen.
So geh'n wir nun im Augenblick
Ein Jeder ſeines Wegs zurück!

Die Zeit iſt werth, das Werk iſt wichtig.
Des Mädchens Aeltern haben ein,
Das Mädchen hat er auserſeh'n;
Was braucht es mehr, der Handel iſt ja richtig.
Nun ſage dort, nun melde da,
Wie es erging, wie es geſchah;
Wie konnt' es ſchöner ſich begegnen!
Schnell tauſchen ſie die Gaben aus
Und denken an den Hochzeitſchmaus;
Was ſie ſich ſagt, das muß der Himmel ſegnen.
(Rückert.)

## 18.

## Hochzeitlied.

Zwei, die nur vom Tod Getrennten,
Die auf ſtiller Flut entlang,
Mann und Weib, zwei Spiegelenten,
Schweben unter Wechſelſang!
Die Gefährtin reich an Tugend,
Reich an Anmuth, Sitte, Zucht,
Die von Schönheit ſtrahlt und Jugend,
Hat ein Kluger ausgeſucht.
Viele Schilfe, kurz' und lange,
Schwanken hin und her im Wind,
Neigen ſich des Waſſers Drange,
Wo ſie aufgewachſen ſind.
Unſre Jungfrau zu gewinnen
Wünſcht' im Wachen und im Traum
Mancher, ſich mit eitlem Sinnen
Wälzend auf des Lagers Raum.
Viele ſie begehret hatten,
Einer brach die Blum' am Stiel.
Wie gefällig ſie ſich gatten!
Wie mit Trommel Glockenſpiel.
(Rückert.)

## 19.

## Gruß und Trunk.

O wie ſchmolz die Stimm' in Weichheit,
Als du mit dem Gruß der Gleichheit
Mich als Braut willkommen hießeſt
Unter deines Hauſes Thor!
O wie ſchwamm dein Aug' in Rührung,
Als zur feierlichen Erkürung
Du mit dir mich trinken ließeſt
Und beſchwor'ſt, was ich beſchwor!
Ach, ſo log der Stimme Weichheit,
Ach, es trog der Gruß der Gleichheit,
Der als Braut mich hieß willkommen,
Der mich ſchmeichelnd lockt' in's Haus.
Bin ich denn dir gleich geworden?
Biſt du denn mir gleich geworden?
O, ich fühl' es ſchwer beklommen,
Alles gleicht es nicht ſich aus.
Und die Lieb' iſt nicht in Gleichheit,
Kann wohl der Gemahlin Reichheit,
Kann der Schmuck mich ſchadlos halten,
Tröſten für die Ungebühr,
Daß, nach Liebegrundes Wahrung,
Ich dir biete der Verehrung
Schönen Gruß und du den kalten
Gruß der Höflichkeit dafür!
Tiefer fühlt's mein Herz als deines,
Von dem Becher Hochzeitweines
Trankeſt du den obern Schaum nur
Und dein Lieben iſt verſchäumt.
Doch ich trank das auf dem Grunde,
Bittern Beiſchmack mir im Munde,
Und ich klage jetzt im Traum nur,
Daß ich's anders mir geträumt.
(Rückert.)

## 20.

## Symbole.

An des Hauſes Pforte
Stellt ſich rechts der Knecht
Und am andern Orte
Links die Magd zurecht,
Harrend, bis es ſich erweiſet,
Welch Geſchlecht
Die gebar, die jetzt im Hauſe kreiſet.
Jedes hält ein Zeichen,
Von Bedeutung ſchwer,
Die ſich beide gleichen,
Ungleich doch ſo ſehr.
Nämlich, den beſehnten Bogen
Schwinget er,
Sie die Spindel, weich mit Garn bezogen.
Wenn man auf die Windel
Legt ein Mägdelein,
Steckt die Magd die Spindel
An den Pfoſten fein.
Nichts beſcheert iſt einem Mädchen,
Als allein,
Still zu ſpinnen ſeines Glückes Fädchen.
Ob ſie Jungfrau bleibe
Oder ſei vermählt;
Schande jedem Weibe,
Dem die Spindel fehlt!
Wenn der Kaiſer ſie zu ſeiner
Gattin wählt,
Spinne ſie das Fädchen um ſo feiner.
Wenn das Glück gewogen
Einen Knaben ſchenkt,
Auch wird Pfeil und Bogen
Vor dem Thor verſchränkt.
Stets ſei er zum ernſten Spiele
Hingelenkt,
Ob er niedriger, ob höher ziele.
Welch' Geräth berühren
Er noch ſonſt mag klug,
Ob die Feder führen
Oder ob den Pflug;
Führt er nicht auch Pfeil und Bogen
Gut genug,
Iſt das Vaterland um ihn betrogen.
Unſre Pfeile müſſen
Schwirren in der Luft,
Feinde ſcharf begrüßen,
Wo der Kaiſer ruft,
Dann nach abgethanem Schrecken
Unter'm Duft
Schatt'ger Wälder Jagluſt ihm erwecken.
(Rückert.)

* * *

## 3.

## Hebräer.

Der Lebensnerv des Hebräismus iſt die Verehrung des Nationalgottes Jehovah. Der Cultus des einen Gottes, dieſer ſtrenge, barſche und eiferſüchtige Monotheismus iſt auch das ſchaffende, bewegende Princip der hebräiſchen Literatur, welche durchgehends und ſtreng national iſt. Alles geht aus von Jehovah und kehrt zurück zu Jehovah. Die poetiſche Aeußerung entſpringt dem alleinigen Quell des Glaubens an den einen Gott und es eignet ihm daher eine gewiſſe Einſeitigkeit und Einförmigkeit, die alle Bemühungen einer äſthetiſchen Claſſifikation zunichte macht und ſogar die Hervorbildung einer beſondern dichteriſchen Form aus der Proſa verhindert. Freilich gibt die hebräiſche Proſa vermöge ihres rhythmiſchen Ganges und der taktvollen Ordnung ihrer Satztheile (des ſogenannten Parallelismus) auch ohne eigentliche Metra ein wohlgefügtes Gefäß für den poetiſchen Gedanken ab. Die Sonderung der Bibel in dichteriſche und proſaiſche Bücher iſt, im Grunde betrachtet, überflüſſig, weil hier überall Wahrheit und Dichtung zuſammenfließen. Indeſſen haben wir es hier nur mit ſolchen altteſtamentlichen Schriften zu thun, in welchen das poetiſche Element vorſchlägt, und nennen unter dieſen zuerſt das Buch Hiob, welches, wenn auch nicht ſeiner jetzigen Form, ſo doch gewiß ſeinem Inhalt nach das älteſte dichteriſche Produkt des Hebräismus iſt. Als das bedeutendſte iſt es ohnehin anerkannt. Denn in dieſer didaktiſch-lyriſchen Dichtung, deren Kern ein uralter, wurde wohl zuerſt die Frage: „Was iſt des Menſchenlebens Sinn und Frommen?" aufgeworfen, welche ſeither durch alle Jahrhunderte herab das Problem tiefſinniger Dichter und Denker war und beſonders in den chriſtlichen Sagenſtoffen vom Ahasver und Fauſt bedeutſam auftritt. Hiob iſt der hebräiſche Fauſt. Wenn aber hier der Blick des Dichters die geheimſten Räthſel des menſchlichen Daſeins zu durchdringen ſucht, ſo iſt uns dagegen im Hohenliede (Schir Haſchirim, canticum canticorum, Lied der Lieder) ein im Salomoniſchen Zeitalter entſtandenes Idyll geboten, eine Sammlung von Liebesliedern, die bald den höchſten Drang, die loderndſte Glut der Leidenſchaft . tönen, bald ſich in anmuthigſter idylliſcher Ausmalerei ergehen, bald zu girrendem [illegible] Wechſelgeſang ſich geſtalten, welcher [illegible] das Schlagen lockender Nachtigallen. [illegible] wie ſtreift im Hohenliede die hebräiſche Lyrik [illegible] aufſchnellen, jetzt elegiſch wimmernden, dann zornvoll aufſtrebenden Ton der Pſalmen. Die hundertundfünfzig an der Zahl, ſind, wie alten Liederbücher, nach und nach geſammelt worden und rühren von verſchiedenen Verfaſſern her. Die ſchönſten dürfen mit Beſtimmtheit dem Könige David zugeſchrieben werden; aber auch unter dem Namen von Moſes, des großen Befreiers Iſraels aus der ägyptiſchen Knechtſchaft, ſind pſalmenhafte Geſänge auf uns gekommen, die zu den ergreifendſten Kundgebungen des hebräiſchen Geiſtes gehören. Die elegiſche Seite der Pſalmodie fand dann in den unter dem Titel: Klagelieder Jeremiä (threni) dem Codex der Bibel einverleibten Trauergeſängen ihre höchſte Entwickelung. Wie unter David die lyriſche Produktion in den Pſalmen, ſo erreichte unter Salomo die didaktiſche ihren Höhepunkt und hinterließ zwei bedeutende Werke, die Sprüche Salomo's (proverbia) und den Prediger Salomo (ecclesiastes), in welchen Schriften der ſkeptiſche Ausſpruch des philoſophiſchen Königs: „Alles iſt eitel!" den Grundton bildet, obgleich Salomo nur an der Abfaſſung der erſten dieſer Gnomen-Sammlungen vorwiegenden Antheil hat. Der Prophetismus der Hebräer iſt eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen der alten Welt. Die Propheten — man theilt ſie gewöhnlich in die vier größeren: Jeſaia, Jeremia, Ezechiel und Daniel, und in die zwölf kleineren: Hoſea, Joel, Amos, Obadia, Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zephania, Haggai, Zacharia und Maleachi — die Propheten waren die Demagogen, d. i. die Volksführer des hebräiſchen Gemeinweſens, die Träger der öffentlichen Meinung, die Vertreter der Volksintereſſen gegenüber der königlichen Tyrannei. Als Fundament ihrer Rolle hielten ſie den alten Glauben an Jehovah feſt und identifizirten ihre demokratiſche Miſſion mit dem Willen Gottes. Ihre Schriften ſind recht eigentlich Tendenzreden, Tendenzgedichte, in welchen ſich nationales Hochgefühl mit der rückſichtsloſeſten Begeiſterung und mit der heißblütigſten Phantaſie verbindet. Noch müſſen zu den vorzugsweiſe poetiſchen Büchern der Bibel gezählt werden: das Buch Ruth und das Buch Eſther. Erſteres, ein allerliebſtes Idyll voll Naivetät, könnte man eine altteſtamentliche Dorfgeſchichte nennen, während das letztere unwillkürlich an die hiſtoriſch-romantiſchen Gemälde der Neuzeit denken läßt.

---

## 1.

## Hiob

### 1.

### Hiob's Klage.

Verloren ſei der Tag, an dem ich ward geboren
Und jene Nacht, die ſprach: Ein Knäblein iſt empfangen!

Ja, dieſer Tag, er werde Finſterniß,
Nicht ſuche Gott ihn aus der Höhe
Und nicht erglänze über ihm ein Lichtſtrahl;
Es fordere ihn zurück die Finſterniß und Todesſchatten,
Es wohne über ihm Gewölke,
Ihn ſcheuche weg des Tags Verzauberung!
Und jene Nacht, ſie nehme Finſterniß hinweg,
Sie freue nicht ſich in des Jahres Tagen,
Sie dränge nicht ſich in die Zahl der Monden!
Ja, jene Nacht, ſie werde unfruchtbar,
Nicht komm' ein Jubelton in ſie!
Verwünſchen mögen ſie des Tags Verfluchter,
Geſchickt, den Leviathan zu beſchwören!
Es bleiben finſter ihrer Dämmerung Sterne,
Sie harr' auf Licht, doch keins erſcheint;
Und ſchaue nicht der Morgenröthe Wimpern!
Denn ſie verſchloß mir nicht des Mutterleibes Pforten,
Verbarg das Unglück nicht vor meinen Augen.
Warum denn kam ich nicht als todt vom Mutterſchooße,
Warum denn ging ich nicht verſcheidend aus dem Leibe!

Wozu empfingen mich die Vaterkniee
Und wozu Brüſte, daß ich ſog?
Denn nun läg' ich und hätte Frieden,
Ich ſchliefe, da wär' Ruhe mir,
Mit Königen und mit Landesräthen,
Die Trümmer ſich erbauen!
Mit Fürſten auch, die reich an Gold
Und die mit Silber ihre Häuſer füllen.
Ja, gleich verborgner Fehlgeburt wär' ich gar nicht,
Den Kindern gleich, die nie das Licht geſeh'n.
Dort hören auf die Frevler von dem Toben,
Dort ruhen die Ermüdeten an Kraft.
Zuſammen raſten die Gefeſſelten
Und hören nicht des Treibers Stimme.
Der Kleine und der Große ſind dort gleich,
Der Knecht dort frei von ſeinem Herrn.
Warum gibt er dem Mühſalvollen Licht
Und Leben den betrübten Herzen?
Die harren auf den Tod und er erſcheinet nicht,
Sie graben ihn hervor, mehr als verborgne Schätze;
Die über ihn ſich freuten bis zum Jubel,
Die jauchzeten, wenn eine Gruft ſie fanden!
Warum dem Manne, dem ſein Weg verborgen,
Den ringsum Gott verzäunet hat?
Denn eh' mein Brot ich eſſe, ſtellt ſich mein Seufzen ein
Und wie die Waſſerſtröme ergießt ſich mein Geſtöhn.
Denn bebe ich vor einem Schreck, ſo trifft er mich,
Und was mir graut, das ſucht mich auf.
Nicht raſte, ruhe, ſitze ich
Und immer kommt das ruheloſe Beben.
(Vaihinger.)

---

### 2.

### Eliphas, des Themaniter's, Antwort.

Wird's dich, wagt man ein Wort zu dir, verdrießen?
Doch an ſich halten mit der Rede, wer vermag's?
Sieh' doch, zurechtgewieſen haſt du Viele
Und ſchlaffe Hände ſtark gemacht.
Den Wankenden erhoben deine Reden
Und Kniee, die gekrümmt, haſt du geſtärkt.
Nun, ſo es kommt an dich, erliegſt du,
Greift es dich an, biſt du verzagt.
Iſt deine Gottesfurcht nicht dein Vertrauen,
Die Hoffnung nicht, die Unſchuld deiner Wege?
Denk' doch zurück, wer ging als ſchuldlos unter
Und wurden je die Redlichen vertilgt?
So oft ich Leute ſah, die Unrecht pflügen
Und die Verderben ſäen — ſie ernteten's.
Vom Odem Gottes gingen ſie zu Grunde,
Von ſeiner Naſe Hauch verſchwanden ſie.
Des Löwen Brüllen und des Drohers Stimme,
Der jungen Löwen Zähne ſind zerſchmettert.
Der ſtarke Leu ging unter ohne Beute
Und es zerſtreuten ſich der Löwin Kinder.
Und zu mir der ſtahl ſich ein Wort,
Mein Ohr vernahm den Laut davon,
Bei dem Gedankendrang von Nachtgeſichten,
Wenn tiefer Schlaf auf Menſchen fällt,
Befiel mich Schrecken und Erbeben,
All mein Gebein erzittert.
Da wandelte ein Geiſt an mir vorüber,
Es ſträubte ſchaudernd meines Leibes Haar.
Er ſtand und ich erkannte nicht ſein Anſehn,
Vor meinen Augen ſchwebt' ein Schattenbild,
Ein Säuſeln nun, dann hört' ich eine Stimme:
„Iſt wohl der Menſch gerecht vor Gott,
Ob wohl vor ſeinem Schöpfer rein der Mann?
Sieh', ſeinen Knechten traut er nicht
Und ſeinen Boten legt er Thorheit bei:
Wie viel mehr denen, die in Lehmhütten wohnen
Und deren Grund nur auf dem Staube ruht;
Die man zermalmet vor der Motte!
Vom Morgen bis zum Abend werden ſie zerſchlagen,
Eh's Jemand merkt, auf ewig untergeh'n.
Sieh', ausgeriſſen wird an ihnen ihre Sehne,
Sie ſterben hin, doch nicht mit Weisheit!
So rufe doch! wird man dir Antwort geben?
Und wem der Heil'gen darfſt du dich vertrau'n?
Gewiß den Betrognen mordet Gram
Und den Thoren tödtet Eifer.
Ich ſah einen Thoren Wurzel ſchlagen
Und fluchte ſeiner Hütte plötzlich.
Bald waren ſeine Kinder fern von Rettung,
Zertreten wurden ſie im Thor und Niemand half.
Es zehrte ſeine Ernte auf der Hungrige,
Bis auf die Dornen nahm er ſie hinweg
Und Durſt'ge ſchlürften ſein Vermögen ein.
Fürwahr, nicht aus dem Staube keimt das Unheil,
Nicht aus der Erde ſproßt das Ungemach.
Fürwahr, zum Unglück wird der Menſch geboren,
Wie Raubgeflügels Brut zum hohen Flug.
Doch ich, an Gott würd' ich mich wenden,
Dem Höchſten legt' ich meine Sache vor,
Der Großes thut, nicht zu erforſchen,
Und Wunderbares ohne Zahl;
Der Regen giebet auf des Landes Fläche
Und ſendet Waſſer auf die Trift.
Er iſt's, der Niedrige zur Höhe hebt,
Und Trauernde erfreuen ſich des Heils.
Er bricht entzwei der Liſtigen Gedanken,
Daß ihre Hände nicht Gelingen ſchaffen.
Er fängt die Klugen in ihrer eignen Liſt
Und der Verſchmitzten Rath wird übereilt.
Des Tages ſtoßen ſie auf Finſterniß
Und wie des Nachts ſo tappen ſie am Mittag.

Er rettet von dem Schwert, aus ihrem Rachen
  Und von des Starken Hand den Dürftigen.
Da wird dem Schwachen Hoffnung wieder
  Und Bosheit ſchließet ihren Mund.
Sieh', Heil dem Manne, den Gott züchtigt,
  Verachte des Allmächt'gen Rüge nicht!
Denn er verwundet und verbindet,
  Er ſchlägt und ſeine Hände heilen.
Aus ſechs Gefahren wird er dich erretten
  Und in der ſiebenten rührt dich kein Unglück an.
Im Hunger wird er dich vom Tod erretten
  Und in dem Kriege aus des Schwertes Händen.
Du biſt geborgen vor dem Geißelſchlag der Zunge
  Und fürchteſt nicht Verwüſtung, wenn ſie kommt.
Verwüſtung und der Theurung kannſt du lachen
  Und fürchteſt dich nicht vor dem Wild der Erde.
Denn mit des Ackers Steinen haſt du einen Bund
  Und das Gewild des Ackers iſt dir wohl befreundet.
Du weißt, daß Sicherheit um deine Hütte waltet,
  Und muſterſt du dein Zelt, ſo irrſt du nicht.
Du weißt, daß dein Same zahlreich
  Und deine Sprößlinge wie Kraut der Erde.
Du kommſt im vollen Alter in das Grab,
  Wie ſich der Garbenhaufe hebt zu ſeiner Zeit.
Sieh', das erforſchten wir, ſo iſt's!
  Vernimm's und merke du dir's wohl!
(Vaihinger.)

## 3.

## Hiob redet abermals.

O wär' mir noch wie in der Vorzeit Monden,
  Wie in den Tagen, da Gott mich behütete!
Als ſeine Leuchte noch ob meinem Haupte flammte,
  Bei ſeinem Licht ich wandelte durch's Dunkel;
So mir war in meines Herbſtes Tagen,
  Als Gottes Traulichkeit ob meiner Hütte war,
Als der Allmächt'ge noch in meiner Seite ſtand
  Und meine Knaben rings um mich;
Als meine Schritte badeten in Sahne
  Und neben mir der Fels Oelbäche ſtrömte.
Ging ich in's Thor zur Stadt hinaus,
  Nahm auf dem Markte meinen Sitz ich ein:
Da ſah'n mich Jünglinge und traten ſcheu zurück
  Und Greiſe ſtanden auf und blieben ſteh'n.
Die Fürſten brachen ab die Rede
  Und legten die Hand auf ihren Mund.
Es trat der Edeln Stimme ſcheu zurücke
  Und ihre Zunge blieb an ihrem Gaumen kleben.
Ja, jedes Ohr, das mich vernahm, es pries mich glücklich,
  Und jedes Auge, das mich ſah, gab Zeugniß mir.
Denn ich errettete den Armen, welcher ſchrie,
  Und half dem Waiſen auf, der keinen Helfer hatte.
Der Segen des Verlaſſ'nen kam auf mich,
  Der Wittwe Herz erfüllte ich mit Jubel.
Mit Tugend ſchmückt' ich mich, ſie ſchmückte mich,
  Wie Mantel und Kopfbund war mein Recht.
Dem Auge war ich für die Blinden
  Und Fuß den Lahmen ich.
Ich war ein Vater für die Dürftigen
  Und Unbekannter Streit erforſchte ich.
Des Ungerechten ſcharf Gebiß zerbrach ich
  Und riß den Raub aus ſeinen Zähnen.
Mit meinem Neſte, dacht' ich, werd' ich ſcheiden
  Und wie der Sand vermehren meine Tage;
Geöffnet für das Waſſer meine Wurzel bleiben
  Und Thau auf meinen Zweigen übernachten,
Mein Ruhm wird immer neu mit mir verbleiben,
  Mein Bogen ſich in meiner Hand erneuen.
Sie hörten mich und warteten
  Und horchten ſtill auf meinen Rath.
Nach meinem Worte ſprachen ſie nicht wieder
  Und meine Rede träufelte auf ſie.
Sie harreten, wie auf den Regen, meiner
  Und ſchrieen, wie nach dem Spätregen.
Ich lachte denen zu, die nicht Vertrauen hatten,
  Und meines Blickes Licht, nie konnten ſie es trüben.
Schlug ihren Weg ich ein, ſo ſaß ich da als Haupt
  Und thronte wie ein König in der Schaar,
  Wie Einer, welcher tröſtet Trauernde. —
Nun aber lachen meiner, die jünger ſind als ich,
  Sie, deren Väter ich nicht würdigte
  Den Hunden meiner Schafe gleich zu ſtellen.
Selbſt ihrer Hände Kraft, was konnte ſie mir nützen?
  Bei ihnen geht das Alter ja zu Grunde.
In Mangel und in Hunger ausgedorrt,
  Benagen ſie die dürre Wüſte,
  Die längſt geweſ'ne Oede und Verödung.
Sie pflücken Melde ab von dem Geſträuch
  Und Ginſterwurzel iſt ihr Brot.
Man treibt ſie aus der Menſchen Mitte fort,
  Man ſchreiet über ſie wie über Diebe hin.
In grauſen Thälern müſſen dann ſie wohnen,
  In Erd- und Felſenhöhlen.
Des Thoren Brut, als namenloſe Menſchen
  Sind aus dem Lande ſie hinausgepeitſcht.
Und nun ihr Spottlied bin ich jetzt geworden,
  Bin ihnen worden zum Geſpräch.
Sie verabſcheu'n mich, entfernen ſich von mir
  Und vor mir halten ſie den Speichel nicht zurück.
Ja, ſeinen Zaum läßt Jeder, mich zu beugen,
  Den Zügel laſſen ſie vor meinem Antlitz ſchießen.
Zur Rechten hebt ſich eine Brut empor,
  Sie ſtoßen meine Füße fort
  Und bahnen zu mir her ſich ihre Unglückswege.
Sie untergraben meinen Pfad,
  Zu meinem Sturze helfen ſie,
  Nicht unterſtützt ſie Einer.
Gleich breitem Riſſe kommen ſie daher,
  Sie wälzen unter Krachen ſich heran.
Es haben Schrecken ſich gewendet gegen mich,
  Sie jagten wie der Sturm mein Anſehn fort
  Und wie die Wolke ſchwand mein Glück vorüber.
Und nun zerfließt in mir voll Trauer meine Seele,
  Ergriffen haben mich die Tage meines Kummers.
Die Nacht löſ't mein Gebein durchbohrend von mir ab,
  Und die mich nagen, ſchlummern nicht.
Durch Allgewalt iſt mein Gewand entſtellet,
  Es gürtet mich wie meines Leibrocks Kragen.
Er warf mich in den Koth hinein,
  Daß ich dem Staube gleiche und der Aſche.
Ich ſchreie laut zu dir und nicht erhörſt du mich;
  Ich ſtehe harrend da, du achteſt meiner nicht.
Du biſt verwandelt mir in einen Grauſamen,
  Mit deines Armes Kraft ſtellſt du mir feindlich nach.
Du hebſt mich auf, läß'ſt in den Wind mich fahren
  Und läſſeſt Rettung mir zerrinnen.
Ich weiß, zum Tod willſt du mich führen
  Und in's Verſammlungshaus für alles Lebende.
Doch — ſtreckt man nicht beim Sturz die Hand noch aus?
  Wer nah dem Untergang — ſchreit er nicht d'rüber
                Hülfe?
Fürwahr, ich weinte ob des Hartbedrängten,
  Es jammerte mein Herz des Dürftigen.
Ich hoffte auf das Glück und Unglück brach herein,
  Ich harrte auf das Licht und es kam Finſterniß.
Mein Eingeweide wallt und ruhet nicht,
  Es haben Tage mich des Jammers überfallen.
Geſchwärzt geh' ich einher, doch nicht von Sonnen-
                hitze,
  Steh' in der Volksverſammlung klagend auf.
Ein Bruder bin ich worden den Schakalen
  Und Freund den Straußen.
Es löſet meine Haut ſich ſchwärzlich von mir ab
  Und mein Gebein iſt ganz von Gluth entbrannt.
Zur Trauerklage iſt geworden meine Harfe
  Und meine Flöte ward zur Stimme Weinender.

Geſchloſſen hatt' ich einen Bund mit meinen Augen,
Und wie hätt' ich auf eine Jungfrau blicken ſollen?
Denn welch' ein Antheil wär' von oben!
Welch' Erbe des Allmächt'gen aus den Höhen!
Gebührt nicht Untergang dem Frevler
Und Unglück nicht den Uebelthätern?
Sieht Gott denn meine Wege nicht
Und zählt er nicht all' meine Schritte?
Ging ich mit falſchem Weſen um
Und eilte zum Truge nach mein Fuß?
Er wäge mich nur auf gerechter Wage
Und Gott erkenne meine Unſchuld an!
War je mein Schritt vom rechten Weg gewichen
Und meinen Augen nachgefolgt mein Herz
Und klebte nur ein Fleck an meiner Hand:
Dann möcht' ich ſäen und ein Andrer ſollte eſſen,
Und meine Sprößlinge, ſie ſoll'n entwurzelt ſein!
Ließ ſich mein Herz zu einem Weib hinreißen
Und lauert' ich an meines Nächſten Thüre:
Dann ſoll mein Weib auch mahlen einem Andern,
Dann ſollen Andre ſich krümmen über ſie!
Hätt' ich verworfen meines Knechtes Recht
Und meiner Magd in ihrem Streit mit mir:
Was ſollt' ich thun, wenn Gott ſich hätt' erhoben,
Wenn er geahndet, was ſollt' ich ihm erwiedern?
Hab' ich den Wunſch der Dürftigen verſagt
Und ließ der Wittwe Augen ſchmachten?
Hab' ich allein genoſſen meinen Biſſen
Und hat der Waiſe nicht davon genoſſen?
Wenn den Verlaſſenen ich ſah ohne Kleid
Und einen Dürftigen, der keine Decke hatte;
Wenn ſeine Hüften mich nicht ſegneten
Und wenn er warm nicht ward von meiner Lämmer
Wolle;

Hätt' über Waiſen ich geſchwungen meine Hand,
Weil ich am Thore ſah bei mir die Hilfe:
Dann ſollen fallen von dem Nacken meine Schulter
Und brechen ab mein Arm aus ſeiner Röhre!
Ja, Schrecken über mich, Verderben Gottes!
Vor ſeiner Hoheit ſoll ich Nichts vermögen.
Hätt' ich das Gold gemacht zu meiner Zuverſicht,
Zum feinen Gold geſagt: Du, mein Vertrauen!
Hätt' ich gefreuet mich, daß groß mein Gut
Und viel, was meine Hand gewonnen;
Hätt' ich geſchaut zum Sonnenlicht, weil's glänzet,
Und zu dem Monde, weil er prächtig wandelte;
Hätt' im Geheim mein Herz bethöret ſich
Und hätte meine Hand geküßet meinen Mund:
Auch dieſes wär' ein ſtrafbar Laſter,
Weil ich verläugnete den Gott, der in der Höhe!
Hätt' ich gefreuet mich beim Sturze meines Haſſers,
Hätt' ich erhoben mich, weil Unglück ihn getroffen;
Und meinem Gaumen nicht erlaubte ich die Sünde,
Zu fordern durch Verwünſchung ſeine Seele!
Denn ſprachen nicht die Leute meines Zeltes:
O wäre Einer, der von ſeinem Fleiſch nicht ſatt!
Nicht auf der Straße blieb' ein Fremdling übernachten,
Ich öffnete dem Wand'rer meine Thüre.
Hätt' ich nach Art der Welt verheimlicht mein Vergehen,
Verborgen meine Schuld in meinem Buſen,
Dann freilich ſcheute ich das große Volksgetümmel
Und ſchreckte mich der Volksgeſchlechter Achtung.
O hätt' ich Einen, der mich hörte!
Hier meine Unterſchrift! erwiedre der Allmächt'ge
mir!

Und hätt' ich eine Schrift, die niederſchrieb mein Gegner!
Fürwahr, auf meine Schultern lüd' ich ſie,
Ich bänd' ſie als Kopfſchmuck um mein Haupt;
Ich wollt' ihm meiner Schritte Zahl verkünden,
Als wie ein Fürſt wollt' ich ihm nahen!
Hätt' über mich mein Acker je geſchrieen
Und hätten ſeine Furchen mit geweint;
Hätt' ich verzehrt ohne Zahlung ſeine Kraft
Und preßt' ich Seufzer den Beſitzern aus:
Statt Waizen hätte dann der Dorn mir ſproſſen mögen
Und ſtatt der Gerſte ſtinkendes Gewächs.
(Vaihinger.)

## 4.

## Jehovah antwortet aus dem Gewitterſturme.

Wer iſt's, der hier verdunkelt Rath
Mit Worten ohne Einſicht?
Auf, gürte deine Lenden wie ein Held!
So will ich fragen dich und du belehre mich.
Wo wareſt du, als ich die Erde gründete?
Verkünd' es, wenn du tiefe Einſicht haſt!
Wer ſetzte ihre Maße, daß du's wüßteſt?
Wer zog die Meßſchnur über ſie?
Worauf ſind ihre Grundfeſten eingeſenkt?
Und wer warf ihren Eckſtein hin?
Als jauchzten insgeſammt die Morgenſterne
Und jubelten die Gottesſöhne alle?
Und ſchloß mit Pforten ein das Meer,
Als ſprudelnd es aus Mutterſchooße brach,
Als ich Gewölk zu ſeinem Kleide
Und Nebelnacht zu ſeinen Windeln gab?
Und brach ihm meine Grenze ab
Und ſetzte Riegel hin und Pforten
Und ſprach: Bis hieher kommſt du und nicht weiter
Und hier legt man ein Ziel dem Stolze deiner Wogen!
Geboteſt du, ſeitdem du lebſt, dem Morgen,
Beſtimmteſt du dem Frühroth ſeinen Ort?
Daß es der Erde Säume faſſe
Und Frevler flieh'n von ihr verſcheucht?
Es wandelt dieſe ſich wie Siegelthon
Und jene treten vor wie Feſtgewand.
Den Frevlern aber wird ihr Licht entzogen
Und hochgeſchwung'ner Arm zerbrochen.
Biſt du gekommen zu des Meeres Strudeln
Und haſt du auf der Tiefe Grund gewandelt?
Eröffneten ſich dir des Todes Thore
Und ſchauteſt du des Todesſchattens Thore?
Gibſt du wohl Acht bis zu der Erde Breiten?
Verkünde, wenn du dieſes Alles weißt.
Wo iſt der Weg, auf welchem wohnt das Licht?
Und Finſterniß — wo iſt ihr Ort?
Daß du es brächteſt hin zu ſeiner Grenze
Und daß du merkteſt die Pfade ſeines Hauſes?
Du weißt's, denn damals wurdeſt du geboren
Und deiner Tage Zahl iſt groß!
Biſt du gekommen zu des Schnee's Kammern
Und ſaheſt du des Hagels Vorrathskammern?
Wo iſt der Weg, auf dem das Licht ſich theilt,
Der Oſtwind ſich verbreitet über's Land?
Wer theilt dem Wolkenbruch Canäle ab
Und einen Weg dem Donnerſtrahl?
Zu regnen auf ein menſchenleeres Land,
Auf Wüſtenei, worin der Menſch nicht weilt,
Zu ſättigen die Oede und Verödung
Und zu entlocken Keime jungem Grün?
Iſt für den Regen wohl ein Vater da?
Und wer erzeugte des Thaues Tropfen?
Aus weſſen Mutterleib ging wohl das Eis hervor
Und wer gebar des Himmels Reif?
Dem Steine gleich verbergen ſich die Waſſer,
Der Fluthen Fläche klebet feſt zuſammen.
Kannſt knüpfen du des Siebengeſtirnes Bande
Und löſeſt du die Feſſeln Orion's?
Führſt du des Nordens Kron' zu ſeiner Zeit heraus
Und leiteſt du den Bär mit ſeinen Jungen?
Kennſt du des Himmels feſte Satzungen,
Beſtimmſt du ſeine Herrſchaft auf der Erde?
Kannſt du zur Wolke deine Stimm' erheben,
Daß Waſſerfülle dich bedecke?
Kannſt Blitze du entſenden, daß ſie gehen,
Und ſagen ſie zu dir: Sieh', da ſind wir!

Wer legte Weisheit in die Luftgebilde,
Wer gab der Lufterſcheinung Einſicht?
Wer zählt die Wolken ab mit Weisheit
Und läßt des Himmels Schläuche ſich ergießen,
Wenn Staub zuſammenrinnt zu Gußwerk
Und Schollen an einander kleben.
Kannſt du der Löwin Beut' erjagen
Und füllest du der jungen Leuen Gier?
Wenn in den Höhlen ſie ſich ducken,
Im Dickicht auf der Lauer liegen.
Wer ſchafft dem Raben ſeinen Fang,
Wenn ſeine Jungen ſchrei'n zu Gott
Und irren nahrungslos daher?
Weißt du die Zeit, wann Felſengemſen werfen,
Beachteſt du der Hinden Kreißen?
Zählſt du die Monden, die ſie füllen,
Und weißt die Zeit, wo ſie gebären?
Sie krümmen ſich, gebären ihre Jungen,
Sie laſſen ihre Wehen leicht von ſich.
Es werden ihre Kinder feiſt, gedeihen auf dem Felde,
Sie ziehen aus und kehren nicht zu ihnen.
Wer ſchickt den wilden Eſel in das Freie?
Und Bande des Waldeſels — wer löſ't ſie?
Dem ich die Wüſte gab zu ſeinem Hauſe
Und ihm zur Wohnung ſalz'ge Steppen.
Er lachet des Getümmels in der Stadt,
Des Treibers Lärmen hört er nicht.
Erſpähtes auf den Bergen iſt ſein Futter
Und allem Grünen ſucht er nach.
Wird willig dir der wilde Büffel dienen?
Wird übernachten er an deiner Krippe?
Bind'ſt du den Büffel an die Furche ſeines Seiles?
Wird eggen er die Thäler hinter dir?
Wirſt du ihm trau'n, weil ſeine Stärke groß,
Und darfſt ihm deine Arbeit überlaſſen?
Glaubſt ihm, daß er heimführe deine Saat
Und deine Tenne ſammle ein?
Der Straußen Flügel, welcher froh ſich ſchwingt,
Iſt liebreich auch der Fittig und die Feder?
Denn er beläßt der Erde ſeine Eier
Und wärmet auf dem Sande ſie,
Und er vergißt, daß ſie der Fuß zertreten
Und Wild des Feldes ſie zermalmen wird.
Hart gegen ſeine Brut wie gegen fremde iſt er,
Umſonſt iſt ſeine Müh', doch bleibt er unbeſorgt;
Denn Weisheit ließ ihn Gott vergeſſen
Und theilt ihm an Verſtand Nichts zu.
Jedoch, wenn er einmal zur Höhe ſtrebt,
So lacht des Roſſes er und ſeines Reiters.
Gibſt du dem Roſſe Heldenkraft?
Bekleideſt ſeinen Hals mit Schauer?
Machſt's hüpfen du, Heuſchrecken gleich,
Und ſeines Schnaubens Pracht zum Schrecken?
Man forſcht im Thal, da freut es ſich der Kraft,
Zieht gegen Waffenrüſtung aus.
Es lacht der Furcht und zittert nicht
Und kehret vor dem Schwert nicht um.
Es klirret über ihm der Köcher,
Des Speeres und der Lanze Blitz;
Mit Rauſchen und mit Toben ſchlürft es fort den Boden,
Es hält nicht Stand, wenn die Trommete ſchallt.
So oft Trommete ſchallt, ſo ruft es: Hui!
Und riecht von fern den Kampf,
Der Fürſten Donnerruf und Schlachtgeſang.
Schwingt ſich nach deinem Sinn empor der Habicht
Und breitet ſeine Flügel aus nach Süden?
Hebt ſich auf dein Geheiß der Adler hoch im Flug
Und bauet ſteil hinauf ſein Neſt?
Auf Felſen horſtet er und übernachtet
Auf Felſens Zahn und Berges Horn.
Von dort herab erſpähet er den Raub,
In weite Ferne ſchauen ſeine Augen.
Und ſeine Jungen ſchlürfen Blut
Und wo Erſchlagne ſind, da iſt auch er.

Sieh' doch das Nilpferd, das ich ſchuf wie dich,
Das Gras, wie Rinder, frißt.
Sieh', ſeine Macht in ſeinen Hüften
Und ſeine Kraft in ſeines Bauches Sehnen!
Es bieget ſeinen Schwanz, obgleich er wie die Ceder,
Die Nerven ſeiner Lenden ſind verſchlungen.
Den ehr'nen Röhren gleichen ſeine Beine,
Dem Stab von Eiſen ſeine Knochen.
Es iſt das erſte unter Gottes Werken,
Jedoch ſein Schöpfer führt ſein Schwert.
Denn Futter tragen ihm die Berge
Und alles Wild des Feldes ſpielt daſelbſt.
Es ruhet unter Lotosſtauden,
Im Schirm von Rohrgebüſch und Sumpf.
Ihm decken Lotosſtauden ſeinen Schatten,
Ihn ſchützen rings des Baches Weiden.
Sieh', überſchwillt ein Strom — es zittert nicht,
Es hat Vertrau'n, wenn ihm in's Maul ein Jordan
dringt.

Vor ſeinen Augen fängt man es,
Durchbohrt mit Sprenkeln ihm die Naſe.
Ziehſt du den Krokodil an einer Angel
Und klemmſt ihm mit dem Strick die Zunge nieder?
Steckſt einen Binſenſtrick in ſeine Naſe
Und bohrſt mit einem Haken ſeinen Kiefer?
Wird er vor dir viel Flehens machen?
Wird er mit ſanften Worten zu dir reden?
Wird er ein Bündniß mit dir ſchließen?
Wirſt du zum ew'gen Knecht ihn nehmen?
Wirſt du mit ihm gleich einem Vogel ſpielen?
Und feſſelſt du für deine Dirnen ihn?
Füllſt du mit Spießen ſeine Haut
Und ſeinen Kopf mit Fiſcherhaken?
Leg' an ihn deine Hand,
Gedenke an den Kampf;
Du wirſt es ferner nicht mehr thun!
Sieh', [illegible] Hoffnung iſt getäuſcht!
Wird er nicht ſchon bei ſeinem Anblick hingeſtreckt?
Kein Kühner wagt, daß er ihn rege auf;
Und wer iſt, der vor mir ſich ſtellte?
Wer greift mich feindlich an? ſo will ich es vergelten,
Was unter'm ganzen Himmel iſt, iſt mein.
Verſchweigen will ich ſeine Glieder nicht,
Noch ſeiner Kräfte Lob und ſeinen ſchönen Bau!
Wer deckt die Fläche ſeines Kleides auf?
Wer dringt in ſein gedoppeltes Gebiß?
Die Thoren ſeines Angeſichts — wer öffnet ſie?
Die Reihen ſeiner Zähne rings ſind Schrecken.
Ein Stolz die Rinnen von den Schildern,
Mit engem Siegel wohl verſchloſſen.
Eins reiht ſich an das and're an
Und keine Luft dringt zwiſchen ſie.
Eins klebet an dem andern feſt,
Sie greifen eng zuſammen, ohne Trennung.
Sein Nieſen ſtrahlet Licht hervor
Und ſeine Augen ſind wie Frühroths Wimpern.
Aus ſeinem Rachen fahren Fackeln,
Es ſprühen Feuerfunken aus.
Aus ſeinen Nüſtern dringt ein Rauch,
Als wär's erhitzter Topf und Keſſel.
Sein Odem facht Kohlen an
Und Flamme dringt aus ſeinem Munde.
An ſeinem Halſe wohnet Majeſtät
Und vor ihm tanzt Verzagen her.
Die Wampen ſeines Fleiſches kleben feſt,
Gegoſſen iſt's an ihm, nicht wanket es.
Sein Herz iſt feſt gegoſſen wie ein Stein
Und feſt gegoſſen wie ein und'rer Mühlſtein.
Vor ſeiner Hoheit zittern Helden,
Vor Schrecken beben ſinnlos ſie.
Erreicht ihn wer, bricht kein Schwert,
Nicht Speer, Geſchoß, noch Panzer.
Er achtet nur für Stroh das Eiſen,
Für morſches Holz das Erz.

Nicht trifft ihn Pfeil des Bogens Sohn,
In Stoppeln verwandeln ſich ihm Schleuderſteine.
Wie Stoppeln hat geachtet Keulen
Und er verlacht des Wurfſpießes Raſſeln.
Er hat wie ſcharfe Scherben unter ſich,
Er breitet den Dreſchſchlitten auf den Schlamm.
Er macht ſieden einen Topf die Meerestiefe,
Das Meer verwandelt er in einen Salbenkeſſel.
Er läſſet hinter ſich den Pfad erglänzen,
Man hält die Flut für graues Haar.
Nicht iſt auf Erden Herrſchaft über ihn,
Der iſt geſchaffen iſt zum Nichtverzagen.
Auf alles Hohe ſieht er herab,
Er, König über alle ſtolzen Thiere!
(Bachinger.)

## 2.
## Moſes.

### 1.
### Triumphlied über Pharao.

Ich ſinge dem Herrn, denn hoch iſt er!
Roß und Wagen ſtürzt' er
Hinab in's Meer.
Mein Macht und Lobgeſang iſt er!
Wir zu Heile kam der Herr!
Er iſt mein Gott, ich ſing' ihm Lob,
Mein Vaters Gott, ich rühm' ihn hoch.
Jehovah iſt ein Kriegesheld,
Jehovah heißet er.
Pharao's Wagen und ſein Heer
Warf er in's Meer.
Seiner Oberſten Erleſenſte
Sanken in's ſchilfige Meer.
Die Fluten deckten ſie,
Sie ſanken zum Grunde hinab
Wie ein Stein.
Deine Rechte, Jehovah, hat ſich verherrlicht erzeigt!
Deine Rechte, Jehovah, zerſchlug den Feind!
Durch deine hohe Kraft
Zertrümmerſt du, die wider dich ſteh'n;
Du ſchnaubeſt Rache aus,
Sie müſſen verweh'n
Wie Spreu.
Beim Hauche deines Odems thürmten die Waſſer ſich,
Wie Mauerwogen ſtanden ſie da,
Es ſtarren die Wellen
Im tiefen Meer.
Der Feind ſprach: Sie verfolgen, ergreifen, und Beute
ſie theilen,
Will ich, an ihnen kühlen den Muth,
Mein Schwert entzück'n,
Vertilgen ſie!
Da hauchte dein Wind:
Sie deckt das Meer!
Sie ſanken hinab wie Blei
In der gewaltigen Flut.
Wer gleicht dir, Herr,
Unter den Göttern, wer?
Wer iſt wie du verherrlicht in Heiligkeit?
Schrecklich im Lobe, voll Wundermacht?
Ausreckſt du die Hand:
Die Erde ſchlang ſie auf.
Und führeſt nun mit ſanfter Hand
Dein auserwähltes Volk,
Du führeſt es ſicher hin
Zu deinem heil'gen Ort.
Es hören es die Völker und zittern ſchon:
Angſt ergreift die Bewohner Philiſtäa's.
Die Fürſten Edom's beben ſchon.
Die Fürſten Moab's faßet Zitterangſt,
Zerſchmolzen liegen die Bewohner Kanaan's.
Da fallen auf ſie Furcht,
Und Schrecken vor deinem mächt'gen Arm!
Erſtarren laß ſie zu Stein,
Bis das hindurch gegangen dein Volk, Jehovah!
Bis das hindurch gegangen dein dir erkauftes Volk.
Führe ſie,
Pflanze ſie
Auf deinem Erbeberge,
Dem Orte deiner Wohnung,
Die du dir ſelbſt bereitet haſt, Jehovah,
Zum Heiligthum, das deine Hände bauten.
Jehovah herrſcht ein König in Ewigkeit,
In Ewigkeit! (Herder.)

### 2.
### Moſes vor ſeinem Ende an das verſammelte Israel.

Vernehmt, ihr Himmel, meine Rede!
Du, Erde, höre meines Mundes Wort!
Wie Regen fließe meine Lehre ſanft,
Es träufle mein Wort wie Thau,
Wie Regen auf das junge Grün,
Wie Thau auf Pflanzen träuft;
Denn Gottes Namen will ich laut verkünden.
Gebt ihm den Ruhm, Jehovah, unſerm Gott!
Ein Fels iſt er, untadelig ſein Werk
Und alle ſeine Fügungen gerecht.
Gott iſt die Wahrheit ſonder Trug,
Gerecht und treu iſt er.
Nun ſie nicht ſeine Kinder mehr,
Ihr Schandfleck hat ſie von ihm abgerückt,
Die unrein böſe Art.
Gebt ihr Jehovah das zum Dank,
Du unverſtändig thöricht Volk?
Iſt er dein Vater, dein Pfleger nicht,
Der dich bereitet, der dich ihm erkauft hat?
Denk' an die alten Tage!
Geh' an die Jahre von Geſchlechte zu Geſchlecht,
Frag' deinen Vater drum, er wird dir's ſagen,
Und deine Greiſe, und ſie dir's erzählen.
Da der Erhabene den Völkern Länder gab,
Da er die Menſchenkinder ſchied,
Umſchränkte er der Völker Grenze,
Daß wohnen konnte die Zahl Israel's.
Denn Gottes Erbtheil iſt ſein Volk,
Jakob der Umfang ſeines Eigenthums.
Er fand ihn in der Wüſtenei,
In Einöden, wo Thiergeheul erſchallt,
Und nahm ihn unterweiſend in den Arm,
Wie ſeines Auges Apfel hütete er ihn.
Gleich wie der Adler ſanft erweckt ſein Neſt
Und über ſeinen Jungen ſchwebt —
Ausbreitet er die Flügel, nimmt ſie drauf
Und trägt ſie hoch auf ſeinen Fittigen —
So führte ihn Jehovah, er allein,
Kein fremder Götze war mit ihm.
Er führt' ihn hin auf der Berge Höh'n
Und ließ ihn eſſen von der Erde Frucht,
Ließ ihn aus dem Fels den Honig ſaugen,
Gab Oel ihm aus dem harten Stein,
Butter der Kühe und der Schafe Milch,
Das Fett der Lämmer und der Widder Baſan's,
Das Nierenfett der Weide, Weizenbrot
Und Blut der Traube, Wein.
Da wurde Israel muthig und ſchlug aus;
Du wurdſt zu fett, zu ſatt, zu voll,
Verließeſt den Gott, der dich zum Volk gemacht,
Verachteteſt deiner Rettung Fels.
Ja, ſie erbitterten ihn durch Fremdlinge,
Mit Scheußlichkeiten reizten ſie ihn.
Sie opferten Dämonen und nicht Gott,

Göttern, und kannten ſie auch nicht,
Neulingen, kaum erſtand'nen Götzen,
Vor denen eure Väter nie gebebet;
Und ihn, der dich erzeugt, den Fels vergaßeſt du,
Vergaßeſt Gott, der dich zur Welt geboren.
Das ſah Jehovah und verwarf im Zorn
Die ſeine Söhne, ſeine Töchter waren.
Abwenden, ſprach er, will ich mein Geſicht
Und ihren Ausgang ſeh'n;
Denn ein verkehrt' Geſchlecht ſind ſie,
Kinder von keiner Art.
Zu ihrem Ungott machten ſie mich eifern,
Sie reizten mich durch ihren eiteln Tand;
Auch ſie will ich durch ein Unvolk erzürnen,
Ein Tand der Nation ſoll reizen ſie.
Denn meines Grimmes Glut iſt angebrannt
Und brennen ſoll ſie bis zur Unterwelt,
Soll freſſen auf die Erd' und ihre Frucht,
Soll der Gebirge Gründe flammen an.
Aufhäufen will ich auf ſie Noth auf Noth,
Will meine Pfeil' auf ſie verſchießen all'.
Verdörrt vom Hunger und verzehrt von Geiern,
Verzehrt von bitterer Peſt.
Will ich auf ſie den Zahn der Thiere ſenden,
Das Gift der Schlange, die im Staube ſchleicht.
Von außen ſoll das Schwert ſie Waiſen machen,
Von innen Angſt
Den Jüngling oder Jungfrau,
Den Säugling oder Greis.
Nun ſprach' ich: Ich vertilge ſie,
Lösch' unter Menſchen ihr Gedächtniß aus;
Wenn ich des Feindes Hohn nicht ſcheute,
Daß ihre Dränger das verkenneten
Und ſprächen: „Unſre hohe Hand,
Nicht Jehovah hat das Werk gethan."
Denn ein im Rath verlornes Volk iſt dies,
Verſtand iſt nicht in ihm.
O wären weiſe ſie, dies zu verſteh'n,
Bedächten ſie, was ihnen einſt geſchieht!
Wie's komme, daß jetzt ein Einz'ger Tauſend jagt,
Daß ihrer Zwei Zehntauſend vor ſich treiben?
Iſt's nicht, weil ſie ihr Schutz verlaſſen?
Weil ſie Jehovah preisgegeben hat?
Denn ſind nun jener nicht und unſer Schutzgott gleich,
Deß mögen ſelbſt die Feinde Richter ſein.
Von Sodom's Weinſtock iſt ihr Weinſtock her,
Aus dem Gefild' Gomorrha's ihre Trauben.
Gifttrauben; ihre Beeren bitt're Galle,
Ihr Saft der Drachen Gift,
Der Schlangen bitteres Gift.
Liegt nicht der mir geheimer Rathſchluß ſchon?
Verſiegelt liegt er ſchon in meinem innern Schatz:
„Mein iſt die Rach' und der Vergeltung Zeit!
Schon wankt ihr Fuß,
Es naht ihr Unglückstag,
Ihr Schickſal eilt herbei."
Jehovah wird zum Richter ſeines Volks,
Ihn reuet, daß ſie ſeine Knechte ſind;
Er ſiehet: matt iſt ihre Hand,
Nichts, Nichts iſt ihnen übrig mehr!
Da fragt er: Wo ſind ihre Götter nun?
Der Schutzgott, dem ſie ſich vertraueten?
Die ihre fetten Opfer aßen
Und tranken ihres Opferweines Wein?
Daß ſie nun aufſteh'n und euch Hülfe leiſten,
Daß ſie euch Decke ſein!
Nun ſehet ihr, daß ich, daß ich es bin,
Und keine Götter ſind mit mir.
Ich bin's, der tödtet und belebt,
Ich bin es, der zerſchlägt und heilt,
Von mir errettet Nichts.
Zum Himmel heb' ich meine Hand
Und ſpreche: „Ich, der Lebende
In Ewigkeit!
Wenn ich den Blitzſtrahl meines Schwertes ſchärfe
Und meine Hand greift zum Gericht,
So will ich Rach' an meinen Feinden üben
Und meinen Haſſern es vergelten reich.
Will Bluts trunken machen meine Pfeile,
Mein Schwert ſoll ſätt'gen ſich an Leichnamen,
Am Blut der Erſchlagnen, der Gefangenen,
An der Verworfnen meiner Feinde Haupt."
Jauchzt nun, ihr Heiden, ſeyd ſein Volk!
Er rächet ſeiner Knechte Blut
Und übt an ſeinen Feinden Rache
Und reiniget ſein Volk und Land.

(Herder.)

## 3.

## Pſalmen.

### 1.

(Pſalm 8.)

Jehovah, unſer Gott, wie herrlich iſt dein Name
In aller Welt!
Dein Lob ſchallt über die Himmel empor!
Vom Munde der Kinder und Säuglinge
Haſt du dir eine Burg des Lobes bereitet,
Deinem Feind entgegen, an der er erliegt.
Denn ſchau' ich deine Himmel an,
Sie, deiner Finger Werk,
Den Mond, die Sterne, die du, Herr, bereitet:
Was iſt der Menſch, daß du an ihn gedenkſt?
Des Menſchen Kind, daß du ihn ſo bedacht?
Wenig von Elohim geringer,
Haſt du mit Ehr' und Hoheit ihn gekrönt,
Haſt ihn zum Herrn gemacht von allen deinen Werken,
Haſt Alles ihm zu Füßen dargelegt.
Dein ſind die Heerden groß und kleiner Thiere,
Des Feldes Wild iſt dein,
Des Himmels Vogel und die Fiſch' im Meer
Und was die Bahn der Fluten geht.
Herr, unſer Gott, wie herrlich iſt dein Name
In aller Welt!

(Herder.)

### 2.

(Pſalm 18.)

Es umgaben mich Fluten des Todes,
Der Belial's Strömen erbebt' ich ſchon;
Es umfingen mich die Stricke des Grabes,
Des Todes Netze lagen vor mir.
In meiner Angſt, ſprach ich, will ich zum Herren rufen,
Hinauf zu meinem Gotte will ich ſchrei'n.
Er wird mich hören aus ſeiner Burg,
Mein Angſtgeſchrei wird dringen in ſein Ohr.
Da regte ſich die Erde, ſie zitterte;
Die Gründe der Berge bewegten ſich,
Sie regten ſich, weil er ſo zornig war.
Auf ſtieg Dampf aus ſeiner Naſe,
Das Feu'r aus ſeinem Munde fraß umher,
Kohlen erglühten vor ihm her.
Er neigte die Himmel und fuhr hinab,
Dunkel unter ſeinen Füßen;
Er fuhr auf dem Cherub und flog daher,
Er flog daher auf den Flügeln des Sturmes.
Jetzt hüllet' er Nacht um ſich,
Wolkendunkel auf Wolkendunkel ſchloſſen ihn ein;
Vom Glanz vor ihm entwich die Wolke,
Glühende Kohlen und Hagel fiel.
Im Himmel donnerte der Herr,
Der Mächtige ließ hören ſeine Stimme,
Glühende Kohlen und Hagel fiel.

Da ſchoß er Pfeile weiter,
Zerſtreuete ſie Blitz' und beſchämte ſie;
Der Waſſer Schlund war aufgethan,
Des Erdreichs Gründe wurden enthüllt
Vor der ſcheltenden Stimme des Herrn,
Vom Hauche des Sturms aus ſeiner Naſe Dampf.
Er reichte herab aus ſeiner Höh'
Und faßte mich,
Aus tiefen Waſſern zog er mich hervor;
Von meinen ſtarken Feinden rettete er mich,
**Von Haſſern, die mir viel zu mächtig waren.**
(Herder.)

### 3.

**(Pſalm 29.)**

Gebet, Jehovah, ihr Götterſöhne,
Gebet Jehovah Preis und Macht!
Gebet Jehovah Ruhmpreis ſeiner Hoheit,
Bückt euch Jehovah, dem König, herrlich geſchmückt!
Die Stimme Jehovah's iſt über den Waſſern,
Der Gott der Ehre donnert hoch!
Jehovah donnert auf großen Waſſern.
Die Stimme Jehovah's tönt mit Macht,
Die Stimme Jehovah's tönt mit Pracht.
Die Stimme Jehovah's zerbricht die Cedern,
Jehovah bricht die Cedern des Libanon.
Er macht ſie hüpfen wie das Kalb,
Den Libanon, den Sirion
Wie den jungen, wilden Stier.
Die Stimme Jehovah's theilet Flammen.
Die Stimme Jehovah's macht die Wüſt' erbeben,
Jehovah macht erbeben die Wüſte Kades.
Die Stimme Jehovah's macht gebären die Hindin,
Sie entblättert den Wald.
Jehovah ſaß auf großen Waſſerſtrömen,
Jehovah thronet ein König in Ewigkeit.
(Herder.)

### 4.

**(Pſalm 42.)**

Wie der Hirſch ſich ſehnt nach Waſſerquellen,
So ſchmachtet meine Seele, Gott, nach dir.
Es durſtet meine Seele hin nach Gott,
Nach dem lebendigen Gott.
Wann werd' ich wieder kommen
Und Gottes Antlitz ſchau'n?
Doch werden meine Thränen mir
Morgens und Abends Brod,
Da Tag für Tag man zu mir ſpricht:
„Was hilft dir nun dein Gott?“
Da denk' ich dran — und ſchwimme in Thränen über,
Wie ich einſt noch zu Gottes Tempel ging,
Ringsum im Reihen Jubelnder,
Lobſingender, am feſtlich feiernden Chor.
Was grämeſt du dich, mein Herz, in mir
Und pochſt unruhig auf?
Erwarte Gott! auch ich werd' ihm noch danken,
Ihm, meinem Retter, meinem Gott.
Und traurig grämet ſich meine Seel' noch!
So will ich denn auch hier an dich gedenken,
Hier zwiſchen Berg und Strom,
Am Jordan und den Hügeln Hermon's.
Wie Woge dort zu Woge ſchallt!
Sie rauſchen mir wie deine Ströme zu.
Denn alle deine Wogen, deine Ströme
Gingen über mich hin.
Und doch hilft mich am Tage noch
Barmherzig Jehovah's Huld
Und in der Nacht iſt mein Lied bei mir [illegible]
[illegible]

Ich ſag' zu Gott, meinem Schutz:
„Warum vergiſſeſt du mein?
Warum muß ich ſo traurig geh'n,
Verdrängt von meinem Feind?“
Es ſchmettert mir durch mein Gebein,
Wenn mich mein Feind verhöhnet,
Wenn Tag für Tag er zu mir ſpricht:
„Was hilft dir nun dein Gott?“
Was grämeſt du dich, mein Herz, in mir
Und pochſt unruhig auf?
**Erwarte Gott, ich werd' ihm doch noch danken,**
Ihm, meinem Retter, meinem Gott.
(Herder.)

### 5.

**(Pſalm 133.)**

Siehe, wie lieblich iſt's und ſchön,
Wenn Brüder friedlich mit einander wohnen!
So duftet Wohlgeruch die reiche Salbe
Auf Hohenprieſters Haupt
Und rinnt herab zu ſeinem Bart
Und rinnt zu ſeines Kleides Saum.
So bringt Hermon's Thau herniedert,
Befruchtend Zion's Berge,
Denn da, gebot Jehovah,
Wohn' ewig, ewig Glück.
(Herder.)

### 6.

**(Pſalm 137.)**

An Babel's Strömen ſaßen wir
Und weineten, wenn wir an Zion dachten;
An ihren Weiden hingen unſ're Harfen.
Zwar forderten daſelbſt, die uns gefangen hielten,
Lieder von uns;
Unſ're Dränger heiſchten von uns Freude:
„Der Zionslieder ſingt uns doch eins!“
Wie ſollten wir ſingen Jehovah's Lied
In einem fremden Lande?
Vergäß' ich dein, o Jeruſalem,
So vergeſſe meiner die Rechte!
Es klebe meine Zung' an meinem Gaum,
Wenn ich nicht dein gedenke,
Wenn nicht Jeruſalem allein
Meine höchſte Freude bleibt!
Gedenk', o Herr, gedenk' der Söhne Edom's
Am Unglückstag Jeruſalem's,
Da ſie anriefen: „Reißet ein,
Reißt ein bis auf den Grund!“
Tochter Babel's, Verwüſterin,
Heil dem, der dir vergilt!
Der dir vergilt, was du an uns gethan,
Heil ihm, der deine Säuglinge ergreift
Und wirft ſie an den Fels!
(Herder.)

### 7.

**(Pſalm 139.)**

Jehovah, du erforſcheſt mich
Und kenneſt mich.
Ich ſitz' oder ſteh' auf, ſo weißt du es,
Siehſt meine Gedanken weit von fern.
Geh' oder lieg' ich, Herr, du biſt um mich,
Mit meinen Wegen biſt du tief vertraut.
Ich trage Nichts auf meiner Zunge:
Sieh', Herr, du weißt es ganz.
Denn um und um haſt du mich ja gebildet,
Haſt ringsum deine Hand auf mir gehabt;
Die Wiſſen iſt noch dein Erkenntniß [illegible]
[illegible] mir zu hoch, ich faſſe nicht das [illegible]

Wo ſoll ich hingeh'n, Herr, vor deinem Geiſt?
Wo ſoll ich hinflieh'n, Herr, vor deinem Anblick?
Stieg' ich gen Himmel, du biſt da!
Macht' ich mein Bett im Abgrund, da biſt du!
Schwäng' ich mich auf der Morgenröthe Flügel
Und wohnt' am letzten Meer:
Auch da muß deine Hand mich führen,
Auch da mich deine Rechte halten.
Und ſpräch' ich: Finſterniß ſoll um mich lauern,
Die Nacht ſoll Licht mir ſein:
Auch Finſterniß verfinſtert nicht mich dir,
Die Nacht iſt hell dir wie der Tag,
Licht und das Dunkel iſt dir gleich.
Denn du haſt ſchon mich im Innerſten,
In meiner Mutter Leib umgabſt du mich;
Dich preiſ' ich, daß ich ward! — Ein hohes Wunder!
Wunder ſind deine Werke alle,
Das fühlet meine Seele tief.
Nicht war dir mein Gebein verhüllt,
Als in der Hülle ich gebildet ward,
Als ich in tiefer Erdennacht,
Ein Kunſtgeweb', gewirket ward;
Unentwickelt noch, ſah ſchon dein Auge mich,
Auf deinem Buch war Alles ſchon geſchrieben,
Die Tage meines Lebens ſchon bezeichnet.
Wie ſchwer ſind, Gott, mir deine Gedanken!
So überwält'gen ihre Summen mich
Sollt' ich ſie überzählen,
Mehr als der Sand am Meer wär' ihre Zahl.
(Herder.)

### 8.

### (Pſalm 146.)

Hallelujah!
Lobſinge dem Jehovah meine Seele!
Lobſingen will ich Jehovah mein Leben lang,
Lobſingen meinem Gott, ſo lang ich bin!
Vertrauet nicht auf Mächtige,
Auf keines Menſchen Sohn — er iſt ſo ſchwach!
Sein Geiſt entfleucht und er kehrt in die Erde
Und all ſein Anſchlag iſt dahin.
Wohl dem, des Hülfe der Gott Jakob's iſt,
Der auf Jehovah, ſeinen Schutzgott, trauet,
Der Himmel, Erde, Meer,
Und was in ihnen iſt, erſchuf
Und ewig Glauben hält.
Den Unterdrückten ſchafft er Recht
Und ſchafft Brot den Hungernden.
Jehovah thut der Blinden Augen auf,
Jehovah richtet die Gekrümmten empor,
Jehovah liebet den Gerechten,
Jehovah ſchützt die Fremdlinge,
Waiſen und Wittwen [illegible] er
Und macht zunicht' der Unterdrücker Rath.
Jehovah wird regieren in Ewigkeit!
Dein Gott, o Zion, von Geſchlecht zu Geſchlecht!
Hallelujah! (Herder.)

### 4.

## Aus dem Hohenlied.

### 1.

Auf meinem Lager wach' ich in der Nacht
Und miſſe den, der mir den Frieden gibt;
Ich ſchlummr're ein und wache wieder auf
Und ſuche den, den meine Seele liebt.
Doch greif' ich, ach! in eitle Leere nur
Und weine bang und heiße Liebeszähre:
„Was hemmet ihm die Schritte durch die Nacht?
Was ſäumet er, den meine Seele liebt!"
Aufſteh'n will ich, ſo wie die Sonne blickt
Und, ſich zu regen, alle Weſen übt,
Und mich bemüh'n, auf Straßen und auf Markt
Zu ſuchen ihn, den meine Seele liebt.
(Daumer.)

### 2.

Gebadet und geſalbt von Myrrhe troff ich,
Von lieblichem, balſamiſchem Geruche;
Ich harrte des Geliebten in der Nacht,
Ich harrete vergeblich und entſchlief.
Da pocht es, horch! — des Freundes Stimme tönt:
„Thu' auf, o meine traute Schweſterſeele,
Feucht iſt mein Haupt, es träuft die Locke mir
Vom Thau der Nacht; o ſäume nicht und öffne!"
Betäubt der Sinne bin ich vom Erwachen
Ob dieſer Stimme Klang; es ſchlägt mein Herz
Mit lautem Schlage ſeinem Glück entgegen;
Ich fliege, zieh' den Riegel raſch zurück
Und ſpäh' erſchrocken in die leere Nacht.
Entwichen iſt, verſchwunden ohne Spur
Mein ſüßes Heil. Ich rufe — Niemand hört.
Ich hülle mich in meinen Mantel ein,
Ich walle manche dunkle Straße hin,
Ich wage mich in's freie Gefild' hinaus,
Ich ſuche meinen Freund und ſuch' umſonſt.
Da fanden mich die Wächter, die die Mauern
Der Stadt umwandeln; ſie ergriffen mich,
Sie riſſen mir den Mantel ab, ſie ſchlagen
Mich wild und wund mit ihrer rauhen Fauſt —
Da wach' ich auf und merk', es iſt ein Traum,
Ein böſer Traum. — O ich beſchwör' euch, Töchter
Jeruſalem's, begegnet euch mein Freund,
Sagt ihm, daß ich vor Liebe matt und krank,
Thut ihm die Leiden meiner Seele kund,
Beſchwöret ihn, ſo wie ich euch beſchwöre:
Er eile, komme, labe mich geſund!
(Daumer.)

### 3.

O hätteſt du, begabend
Des Lebens volle Sonnen,
Dieſelbe Bruſt geſogen,
Die meiner Kindheit Bronnen,
O würſt du mir ein Bruder
Gemeinſam aufgezogen,
Des Hauſes ſüßer Sohn!
Ich brauchte nicht mit Bangen
Vor fremdem Blick zu bangen;
Ich müßte nicht erröthen,
Dir in das Ohr zu flöten
Der Liebe Schmeicheleien:
Kein Lauſcher würde lachen,
Kein Spötter würde tadeln,
Kein Neider würde droh'n;
Mein Sehnen und Verlangen,
Man würd' es nicht verſchwärzen;
Mein Koſen und Umfangen,
Mein Drücken und mein Herzen,
Es wäre nicht vor aller Welt zum Hohn.
(Daumer.)

### 4.

Komm, komm, o Freund, nicht länger laß' uns weilen,
Verſpotten wir der Freude Macht;
Hinaus laß' uns in freie Fluren eilen
Und bergen uns in ihre Pracht!
Dort auf den Hügeln, wo die Reben ſprießen,
Die feurige Granate brennt,
Wird ungeſtört das traute Glück genießen,
Das uns die harte Welt mißgönnt.

Doch werden uns nicht Späheraugen ſehen,
Nur deine Blicken Freund ſein;
Dort ſoll die Blüte oder Mal gebären,
Mit dem erlichteten Wonne mein.

(Daumer.)

### 5.

Ein feiner iſt mein Freund,
Ein rother iſt mein Buhle,
Ein einziger, erleſt aus
Aus ſämmtlicher Männer Schaar;
Wie ein Rabe ſo ſchwarz ſein Haar
Und ſeine milden Augen
Ein Taubenaugenpaar,
Sein Leib wie Elfenbein,
Und wie gebau'n aus Marmor
Der Schenkel Prachtgebilde;
Wie Düfte, die gelinde
[illegible] über Roſen,
Eine ferne [illegible];
Wie des Honiges Seim ſo Süße
Die Küſſe, die er beut,
Sein ganzes Sein und Weſen
Nur Glück und Seligkeit.

(Daumer.)

### 6.

Mein Freund, er iſt ein Myrrhenſtrauß,
Der zwiſchen meinen Brüſten ruht;
Da halt' ich ihn mit feſter Hand
In meiner heißen Hut.
Mein Freund, er iſt ein Perlenkelch,
Gefüllt mit rother Traube Blut;
Ich bin beſeligt, ich bin berauſcht
Von ſeiner Flammenkraft.
Mein Freund, er iſt ein Blüthenlenz;
Wie lacht die Welt in ſeinem Glanz!
Es ſproſſen unter Freudenduft
Von lauter Roſen auf.
Mein Freund, er iſt ein Wonneſee;
Ich tauche mich in ſeine Fluth,
In ſeine klare Fluth hinein
Und kühle meine Gluth.
Mein Freund, er iſt ein Lebebaum,
Der ſchwellend reife Früchte ſenkt;
Die thauen oft in meinen Schooß
Entſchüttelt ſeine Huld.

(Daumer.)

### 7.

Schön, wie Thirza, biſt du,
Wonnereiche Holdliche,
Wie die Pracht Jeruſalem's
Und wie kriegeriſche
Heldenſchaaren furchtbar. —
Wende, wend' ſie ſeitwärts,
Wende deine Blicke,
Lenk' von meinem Herzen
Deinen Zauberſtrahl!
Aufgelöſ't in Zärtlichkeit,
Flammenglühend verzehret,
Schmacht' ich hin vor Liebe,
Sterb' an einem Blicke,
Den die Bruſt, die ſchwache,
Menſchliche nicht faſſen,
Nicht ertragen kann.

(Daumer.)

### 8.

Stark wie der Tod die Liebe,
Feſt wie Scheol ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Ueber Gewalt der Erde
Lohend ihre Gluth!
Nicht erliſcht die Liebe
Durch gewaltiger Wogen
Brauſende Waſſerfälle;
Nicht hinweggefluthet
Wird ſie durch empörter
Ströme wilde Wuth.

(Daumer.)

## B.

## Propheten.

### 1.

### Jeſaia.

### Babel's Fall.

Wie ruht der Treiber jetzt!
Die Goldeinpreſſerin feiert nun.
Zerbrochen hat Jehovah der Unterdrücker Stab,
Die Ruthe der Tyrannen,
Die die Völker ſchlug in heißem Zorn
Mit Streichen, denen Keiner entwich,
Und herrſchte grimmig über ſie
Und Niemand hielt dem Dränger ein.
Nun ruht, nun feiert alle Welt,
Die Länder ſingen ein Freudenlied.
Die Tannen ſelbſt erfreuen ſich über dir,
Die Cedern Libanon's:
„Seit du gefallen, kommt Niemand herauf,
Uns niederzuhauen."
Das Todtenreich da drunten zitterte auf vor dir,
Es ging entgegen dir, da du kamſt an,
Die Schatten regt' es auf und alle Erdhelden,
Der Völker Könige, alle ſtanden
Von ihren Thronen auf.
Willkommten alle dich und ſprachen:
„Auch du biſt Schatte worden, gleich wie wir,
Auch du uns gleich geworden!"
Hinabgeſenkt zu den Todten iſt dein Stolz,
Verſtummt deiner Harfen Saitengetön:
Dein Bett iſt unter dir der Wurm,
Der Moder deine Decke.
Wie biſt du gefallen vom Himmel, du Morgenſtern,
Der Morgenröthe Sohn!
Biſt hin zur Erde geworfen,
Der Völker niederwarf!
Du ſprachſt in deinem Herzen: „Ich will zum Himmel hinan!
Ueber die Sterne Gottes erheb' ich meinen Thron,
Ich werde hoch auf dem Berge der Götter thronen
Im höchſten Nord,
Ueber der Wolken Höhen ſteig' ich auf,
Ich werde gleich ſein dem Erhabenſten!" —
Zur Hölle nieder wirſt du geſtürzt
In's tiefe Grab.
Und die dich ſehen, blicken hin auf dich,
Schau'n auf dich nieder: „Iſt das der Mann,
Der zittern machte die Erde,
Die Königreiche erſchütterte?
Ringsum hat er die Welt zur Wüſte gemacht,
Hat ihre Städte zerſtört,
Hat ihren Gefangenen nimmer eröffnet das Kerkerthor.
Der Völker Könige alle ſchlafen in Ruhm,
Jeder in ſeinem Hauſe, dem Grabesmal;
Nur du liegſt hingeworfen aus deiner Gruft
Wie eine Mißgeburt,
Bedeckt mit Leichen, die das Schwert erwürgt,
Die in die Grube fahren mit Schutt bedeckt,

So liegſt du da wie ein zertretten Aas;
Du ſchläfſt nicht mit jenen ein Grabmal haben,
Denn ſelbſt haſt du dein eigen Land verderbt,
Dein eigen Volk erſchlagen.
Der Bosheitsthäter Geſchlecht werd' nicht genannt,
In Ewigkeit!
Weiht ihren Söhnen den Tod um ihrer Väter willen,
Daß ſie nicht wieder kommen empor und erben das Land
Und füllen mit Städten umher die Welt.
Aufſtehen will ich ihnen entgegen,
Spricht Jehovah Zebaoth.
Ausrotten will ich Babel's Namen und Geſchlecht
Und Sohn und Enkel, ſpricht Jehovah;
Will ſie zur Igelwohnung machen, zum Waſſerſumpf,
Sie fegen in den Schutt der Verwüſtung,
Spricht Jehovah Zebaoth.

(Herder.)

## 2.

## Ezechiel.

### Fall des Königs von Tyrus unter dem Bilde eines Cherubs.

Du Kunſtgebilde, weisheitvoll und ſchön!
In Eden, in dem Garten der Elohim
Warſt du; dich ſchmückte jeder Edelſtein,
Rubin, Smaragd, Demant und Hyazinth
Und Jaspis, Onyx und Sapphir und Gold.
Am Tage deiner Bildung prieſen dich
Willkommen ſchon Trommet- und Paukenſchall.
Zum Cherub, der ſich ſtreckt und Eden deckt,
Setzt' ich dich auf den Berg der Herrlichkeit
Der Elohim; du unter glüh'nden Steinen
Wandelteſt du. In allen deinen Wegen
Ruhmvoll vom Tage deines Werdens an,
Bis deine Miſſethat jetzt funden iſt.
Jetzt hat man dich in allem deinem Handel
Voll Uebervortheilung funden und voll Trug.
Drum will ich dich vom Berg der Elohim
Verſtoßen; Dich, den Cherub, der ſich ſtreckt,
Vertilg' ich von dem Berg der glüh'nden Steine.
Dein Herz erhob ſich über deiner Zier,
Ob deinem Glanz verlorſt du deine Weisheit.
Drum will ich auf die Erd' hinwerfen dich,
Den Königen dich geben anzuſchau'n;
Denn viel iſt deiner Frevel und dein Trug,
Hat deine Heiligthümer mit Schimpf bedeckt.
Aus deinem Buſen ſoll ein Feuer ausbrech'n,
Das dich verzehrt. Du wirſt Aſche ſein
In aller Welten Augen rings umher,
Und wer dich kennt aus allen Völkern, wird
Erſtaunen über dir. Du wardſt der Spott
Der Erd' und biſt's in Ewigkeit nicht mehr.

(Herder.)

## 3.

## Habakuk.

### Siegsgeſang.

Ich hörte Kunde, Gott! von deinen alten Wundern
Gerüchte; und erbeb' ich noch! —
Mach' endlich kund, Jehovah, was du verhießt!
Vollende, was du verhießt und gedroht,
Der jetzt auf uns nur zücket Zorn,
Gedenk', Herr, deiner alten Vaterhuld!
Als Gott von Theman einſt, doch vom Gebirge Paran
Einherzog: o wie and're Zeit!
Da füllete ſein hoher Glanz den Himmel,
Da ſchallte Triumphlied auf der Erde,
Schön wie die Sonne war ſein Glanz,
Die Fülle ſeiner Macht für Israel.
Sein Antlitz ſandte Peſt auf meines Volkes Feinde,
Raubvögel folgten ſeinem Fuß.
Er trat heran, da wankete die Erde,
Er blickt' umher, da bebten auf die Völker,
Die Berge wichen ſeinem Tritt,
Es krümmten ſich die Höh'n der alten Welt,
Wo er einſt zog. Ich ſahe Kuſchan's Hütten
Erbeben unter ihrer Angſt,
Abreißen, flieh'n Midian's Gezelte.
Die Ströme flieh'n. — Iſt auf die Ströme Jehovah
Erzürnet, daß ſie alſo flieh'n?
Iſt er, daß es ſo weicht, ergrimmt auf's Meer?
Denn du beſtiegſt, Herr, deinen Kriegeswagen,
Kamſt uns zu Hülfe gegen Roß
Und Wagen Pharao's. Ich ſeh' den Bogen
Entblößt in deiner Hand! Ich ſeh' die Pfeile
Verdoppelt ſiebenfach. Es fühlt
Rings die Natur, daß ihr Gebieter kommt.
Die Ströme flieh'n. Es ſahen dich die Berge
Und zitterten. Sie riſſen hin
Die Waſſer und die Fluten ſchallten lauter
Und alle Höhen hoben angſterwartend
Die Hände. Sonn' und Mond ſtand ſtill,
Erwartend ſtanden ſie in ihrem Lauf
Und floh'n beſchämt, als deine Pfeile flogen,
Der Blitzglanz deiner Spieße ſchoß.
Du ſchritteſt fort, zertrateſt Nationen,
Du ſchritteſt fort, zu helfen deinem Volke,
Zu helfen ihm, den du geſalbt,
Zerſchlugſt du ſeine Feinde grundhinab;
Zertrümmerteſt den Giebel ihrer Wohnung
Bis auf den tiefen, nackten Fels,
Durchbohrſt das Haupt der Führer ihrer Schaaren,
Der Schaaren, die im Sturm frohlockend kamen,
Wie leichten Staub mich zu zerſtreuen,
Zu freſſen mich in ihrem Hinterhalt.
Da tummelten hinter mir die Siegesroſſe
Zur Hülfe mir, auf hohem Meer. — —
So war es einſt: das hört' ich, deine Thaten
Von Alters. — Und jetzund? Mein Herz erbebet,
Die Lippen beben mir, was ich anjetzt
Für Strafgerichte für mein Volk gehört.
Noch ſchauert mein Gebein, die Knie zittern,
Und doch ſoll ich dem Tage ruh'n?
(So ſprach mein Geiſt.) Soll harren jedem Tage
Der Drangſal, wenn nun einbricht der Verwüſter,
Hereinbricht und mein armes Volk
Wegbaut wie einen ſchwachen, dürren Zweig?
Dann blüht kein Feigenbaum, dann grünt kein Weinſtock,
Der Oelbaum täuſcht den Hoffenden,
Die Fluren ſtehen traurig ohne Speiſe,
Das Schaf iſt weggeriſſen aus den Hürden,
Kein Stier brüllt in den Ställen mehr,
Verödet iſt das weite Land und leer.
Und ich ſoll ruh'n? Ja, ich will doch erwartend
Vertrauen meines Gottes Wort.
Will fröhlich ſein im Namen meines Heiles!
Gott rettet mich! Er gibt mir neue Kräfte,
Noch werd' ich, ſpringend wie ein Hirſch,
Beſteigen meine alten Siegeshöh'n!

(Herder.)

## 4.

# Arabien.

An drei Seiten vom Meere, an der vierten von der Wüſte eingeſchloſſen, beherbergt die arabiſche Halbinſel von uralten Zeiten her ein ſtahlkräftiges, bedürfniges und abenteuerluſtiges Hirten- und Jägervolk. Ritterlichkeit und unbändige Kühnheit der Phantaſie waren von jeher Grundzüge in der Denk- und Sinnesweiſe dieſer Männer der Wüſte, welche ſpäter, unter dem Panier des Islam geſchaart, das welterobernde Schwert umgürteten, um dann, nach geſättigtem Fanatismus und Eroberungsdurſt, Triumphe der Cultur und Geſittung zu feiern.

Wie hoch bei dieſem durch und durch poetiſchen Geſchlechte von jeher das Dichterwort in Anſehen geſtanden, kann folgende Anekdote beweiſen. Der arme Beduine Mohallak hatte den Dichter Aaſcha gaſtfreundlich bewirthet. Um ihn dafür zu belohnen, dichtete Aaſcha ein paar Verſe zum Lobe Mohallak's und dieß war hinreichend, um deſſen acht Töchtern an einem Tage Männer zu verſchaffen. Die an großartigen, wilden Scenerien reiche Natur ihres Landes; die einſamen, gefahrvollen Streifereien in den öden Wildniſſen; die unaufhörlichen Kämpfe der einzelnen Stämme unter einander; die unbezähmbare Rachſucht, mit welcher Jeder das ſeinem Stamme zugefügte Unrecht zu rächen ſucht, und die hieraus entſpringende Achtung für Muth und Tapferkeit, der gerechte Stolz auf ihre nie unterjochte Nationalität, endlich ihre reiche, unvermiſchte, geſchmeidige Sprache: alle dieſe Umſtände zuſammengenommen mußten unter dem feurigen Himmel Arabiens den dichteriſchen Geiſt zu lebhafter Aeußerung treiben, um ſo mehr, da der, welcher die Thaten der Tapfern und die Tugenden der Edlen in Liedern beſang und vermittelſt dieſer auf die Nachwelt brachte, eine ſehr geehrte Stelle im Volke einnahm.

Vor der Zeit Mohammed's war der arabiſche Dichter zugleich Krieger und Beduine. Er verherrlichte die Kämpfe, die er ſelbſt ausfechten half, hinterher in feurigen Stegreifliedern. Er war aber auch Schiedsrichter bei inneren Streitigkeiten; ſtreitende Parteien wählten Dichter zu Anwälten ihres Rechtes und unterwarfen den Entſcheidungsgründen derſelben das Urtheil. Mannhaftigkeit, Unabhängigkeitsſinn, Gaſtfreiheit, Treue in Freundſchaft und Feindſchaft, Recht und Ehre bildeten die Ergüſſe dieſer alten Dichter und hiezu trat noch eine glutvolle, bald in ſinnlichen Reizen ſchwelgende, bald aber auch in tiefſter Herzigkeit aufſtrömende Liebe, wie dieſelbe nur in Zeiten möglich war, wo das Weib noch nicht aus dem öffentlichen Leben in den Kerker des Harem verſtoßen, noch nicht zur Sklavin eines deſpotiſchen Gebieters erniedrigt war, wie es ſpäter durch den Islam geſchah. Die älteſte arabiſche Poeſie iſt Volkslyrik, die ſich aber ſtark mit epiſchen und didaktiſchen Elementen verſetzt zeigt. Als der erſte Ausüber dieſer Volkslyrik wird Muhalhall genannt, der überhaupt dem poetiſchen Ausdrucke beſtimmte Regeln gab, welchen zufolge der dichteriſchen Form nicht nur die Sylbenmeſſung, ſondern auch der Reim weſentlich iſt. Zu den älteſten der arabiſchen Volksſänger gehören auch die gefeierten Recken Taabbata Scharran und Schanfara. Nach und nach häufte ſich ein großer Liederſchatz und dieſer wurde von dem berühmten Gelehrten Abu Temmam (lebte von 806—846 n. Chr.) welcher die einzelnen Lieder nach mündlichen Ueberlieferungen niederſchrieb, in ein Liederbuch vereinigt. Dieſes Liederbuch, welches von der Ueberſchrift ſeiner erſten Abtheilung den Titel Hamaſa d. i. Tapferkeit erhielt, verſchafft uns, unlängſt von Fr. Rückert (Stuttg. 1846, 2 Bde.) meiſterlich verdeutſcht, den umfaſſendſten Ueberblick über die kraftvollen altarabiſchen Volksdichter und Dichterinnen. Wollen wir aber noch einzelne der berühmteſten arabiſchen Dichter der vormohammedaniſchen Zeit namhaft machen, ſo müſſen wir die Verfaſſer der unter dem Namen Moallakat, d. i. die aufgehangenen (Gedichte), berühmten Geſänge nennen. Dieſe Gedichte, ſieben an der Zahl, ſind die Reſultate der dichteriſchen Wettkämpfe, welche alljährlich auf der menſchenwimmelnden Meſſe zu Okadh abgehalten wurden. Das Gedicht, welches den Preis erhielt, wurde mit goldenen Lettern auf perſiſche Seide geſchrieben und zum ewigen Ruhme am Eingange des uralten Nationalheiligthum's der Kaaba zu Mekka aufgehangen, daher der Name. Die Dichter der Moallakat ſind: Amru (lebte noch 568 n. Chr.), Hareth (geb. 580 n. Chr.), Tarafa (Zeitgenoſſe des Vorigen), Zuheir oder Zohair (630

n. Chr.), Antara (ſeiner Tapferkeit wegen el Fewaris, d. i. der Held genannt), Lebid (geſt. 662 n. Chr.) und Amrilkais.

Mit dem Auftreten Mohammed's, dem Stifter des Islams, dem Einiger der zahlloſen Stämme ſeines Heimatlandes zu einer Nation, begann das weltgeſchichtliche Leben der Araber und es iſt einleuchtend, daß mit dieſer Wendung des Volksgeſchickes auch die geiſtige Production in eine neue Phaſe treten mußte. Die Literatur wurde vielſeitiger, mächtiger, glänzender, verlor aber an Kraft und Originalität. Das religiöſe Element, welches durch den Propheten hinzukam, förderte ſie keineswegs, denn durch dieſes Element wurde der poetiſchen Hervorbringung die ſtarre Feſſel des Dogma angelegt. Sodann wurde der Hoheit und Innigkeit der Gefühle ein unheilbarer Schlag verſetzt durch die erniedrigende Stellung, welche der Islam dem Weibe anwies, und mit der höhern Liebespoeſie erloſch auch die alte Abenteuerluſt, indem die Heldenthaten des Einzelnen gegenüber den erhabenen Wundern, welche Mohammed und ſeine Heere vollbracht hatten, für die dichteriſche Auffaſſung nicht mehr in Betracht kommen konnten. Die arabiſche Dichtkunſt wurde Hofpoeſie, mit ſtarker moslemiſch religiöſer und lobhudelnder, wie auch frivoler Farbung; jedoch ging ſie ihrer Productionskraft keineswegs verluſtig, ob ſie auch ihre Urſprünglichkeit einbüßte, und auch nach Mohammed traten bedeutende Dichter auf.

Der Koran (d. h. Sammlung der Schriften) iſt bekanntlich der religiöſe Kanon der Moslemin. Er iſt vielfach auf die bibliſchen Sagen und Geſetze gebaut und der Glaube, den er predigt, iſt nicht weniger rigoros und verdammungsſüchtig, als der des alten Teſtaments, ermangelt aber des Dogma der Verſöhnung, welches, im Judenthum prophezeit, durch das Chriſtenthum, wenn nicht in der That, ſo doch in der Idee erfüllt wurde. Der Koran iſt keineswegs von Mohammed ſelbſt geſchrieben, ſondern die einzelnen, mündlich erhaltenen Stücke dieſer Bibel des Islam's wurden erſt nach des Propheten Tode durch den Chalifen Abu Bekr geſammelt und zu einem Ganzen zuſammengeſtellt. So wie er jetzt vorliegt, iſt der Koran in 114 Suren, d. i. Stufen oder Reihen abgetheilt. Ueber den außerordentlichen Einfluß, den dieſes Buch auf die Literatur der Mohammedaner ausgeübt, iſt man einig, weit weniger über den poetiſchen Gehalt desſelben. Während die Einen das Muſterwerk arabiſcher Poeſie im Koran erblicken, verweiſen ihn die Anderen ganz und gar in das Gebiet der Rhetorik. Er iſt allerdings in Proſa geſchrieben, jedoch in einer rhythmiſchen, am Ende der Satztheile reimenden Proſa, und es iſt außer Zweifel, daß die Orakel und Viſionen des Propheten vielfach über das bloß rhetoriſche Gepräge ſich erheben, daß er, hingeriſſen von dem Feuer ſeines Glaubens, für Gedanken voll lodernder Phantaſie oft auch den echt dichteriſchen, hinreißend mächtigen Ausdruck gefunden. Den höchſten Schwung des Zornes erreicht der Koran, wenn er die Schrecken des jüngſten Gerichts und die Qualen der Hölle ſchildert, die höchſte Feierlichkeit und Lieblichkeit, wenn er die Belohnung der Seligen, die Freuden des Paradieſes beſchreibt.

Von den Dichtern der nachmohammedaniſchen Zeit verdienen vornehmlich Ibn Doreid (geſt. 932 n. Chr.), Mutanabbi oder Motenebbi (geb. 915, im Kampfe gefallen 965), Toghrai (ermordet 1121) und Asmai als Lyriker und Erzähler Erwähnung, ſowie Meidani (geſt. 1125), Zamachſchari (geſt. 1143) und Schakrub als Didaktiker, Ibn el Staigh als Romanſchreiber, Hamadani (geſt. 1007) und Hariri (geb. 1054, geſt. 1121) als Makamendichter (Makame bedeutet eigentlich einen Ort, wo man ſich aufhält und unterhält, dann eine Unterhaltung ſelbſt, nach unſerer Art eine Erzählung oder Novelle). Mehrere dergleichen, über einen gemeinſamen Gegenſtand und locker zu einem Ganzen zuſammengereiht, bilden alsdann, was wir einen Roman nennen könnten. Ein ſolches Werk ſind die Makamen des Hariri (verdeutſcht von Fr. Rückert, 2 Bde., 3. Aufl. Stuttg. 1844). Der Dichter tritt darin unter dem Namen eines Hareth Ben Hemmam auf und erzählt die buntſcheckigen Fahrten, Abenteuer und Metamorphoſen des köſtlichen Vagabunden Abu Seid aus Serug. Die Form iſt eine aus Verſen und Proſa gemiſchte, gleich geſchickt zu Ernſt und Scherz, bald zu Wort-, Buchſtaben- und Räthſelſpielen zugeſpitzt, bald lyriſch aufwirbelnd, bald in elegiſchem Fluſſe dahinſtrömend, bald rhetoriſch gedehnt, bald gnomenhaft kurz, die Sprache mit einer ſo wunderſamen Virtuoſität behandelnd, wie Paganini ſeine Geige. Komik und Pathos wechſeln eben ſo raſch wie die Scene, auf die anmuthigſte Weiſe macht Hariri Einen im Orient heimiſch und die bunten Phantasmagorien, die er an unſeren Augen vorüberzaukeln läßt, laden, einmal geſchaut, immer wieder zur Betrachtung und Bewunderung. Es iſt, als hätte ſich alle die reiche Begabung des arabiſchen Geiſtes in Hariri als zu einem glänzenden Abſchluß ſeiner dichteriſchen Thätigkeit zuſammengedrängt.

# 1.

# Die altarabiſchen Volksdichter.

## 1.

## Ibrahim Ben Kuneiſ.

### Duldmuth und Ausdauer.

Geduld! Ausdauer in Gewalt ziemt Freigeborenen baß,
Und auf den Unbeſtand der Zeit iſt für ihn kein Verlaß.
Ja, hülf' es auch, daß frei ein Mann ſich ließe zitternd ſeh'n
Vor einem Unfall, hülf' es auch, gebückt und furchtſam geh'n:
So doch wär' ein geſetzter Muth in jedem Wechſelfall
Des Unglücks einem freien Mann viel beſſer überall;
Wie denn vielmehr, da dem Geſchick kein Fliehender entrann
Und ſich von dem, was Gott verhängt, der Menſch nicht bergen kann!

Denn wie der Zeit Wechsellauf es nach mag [illegible] auch
An Wohl und Weh und wie das Glück mag üben seinen Brauch.
[illegible] hat es nicht an und den Andern [illegible],
Noch auch zu dem [illegible], was ist [illegible].
[illegible] die Trommeln [illegible] den ersten Macht.
[illegible] Entschluss und er trägt Alles gut;
[illegible] und durch [illegible] Kraft des Duldens auf der Bahn.
Das [illegible] und blieb die Ehr, die den Andern schmählig ward.

(Rückert.)

## 2.

## Taabbata Scharran.

### 1.

### Das Entweichen.

Wer nicht mit Rath zu helfen
Sich weiß in jedem Drang,
Der kommt zu kurz und rückwärts
Geht seines Dinges Gang.
Doch von Geschick der Klugen,
Der, was ihn auch befiel,
Vom Schwierigsten den Blick bald
Gewendet hat zum Ziel,
Der ist der Mensch der Zeiten,
[illegible]
Dem, wo man ihm ein Nasloch
Verstopft, das andre schnaubt.
In [illegible] sprach ich,
Als sich mir [illegible] der Schlauch,
Das Haar, da ich gesessen
[illegible] vom engen Bauch:
Ihr [illegible] zwei Dinge:
[illegible] Gefangenschaft,
Oder das [illegible]
[illegible]
Doch [illegible] ich [illegible],
[illegible]
Doch hab' ich [illegible] den Ausgang,
[illegible]
Da [illegible] ich die Brust bin
[illegible]
[illegible] und eine
[illegible]
[illegible] kam ich nieder,
[illegible]
[illegible] und ich schaute
[illegible]
[illegible] kam ich zurücke,
[illegible] nicht gedacht;
[illegible] ich die [illegible]
[illegible] oft.

(Rückert.)

### 2.

### Die mißlungene Heirat.

[illegible]
[illegible] Arabe [illegible]
Und [illegible] wohl, [illegible] was sie [illegible]
[illegible] Schwert [illegible]
Der [illegible] nicht gut [illegible] machen,
Der [illegible] zu [illegible] Schaaren sich zu machen;

Weil Jeder sich am Helden will beim Volke Ruhm verdienen,
Doch ihn mocht's weiter nicht berühmen, baut er der Schädel ihnen.
Der [illegible] Vorrath mit sich führt, das Leben hinzuhalten;
Dein [illegible] und [illegible] sind ihm des Leibes Kalten.
Er [illegible] beim [illegible] am Weiz, es thut ihm Nichts zu Leide
Und nie am Morgen hat er sie [illegible] von der Weide.
[illegible] ihrem Gang, noch [illegible] ihr Lager;
Das Kamel mit [illegible] hat ihn gemacht so hager.
Und [illegible] die [illegible] wird, dem ist das Ziel gesteckt,
Das [illegible] Todes [illegible] einmal ihm eine [illegible],
Ihr [illegible] einen Mann, dem [illegible] nicht liegt am Herzen;
Und wenn ihr [illegible], ja, ihr [illegible] ihn von Herzen;
Der [illegible] Herrn allein gedenkt er [illegible],
Der, einzeln bald und bald gesammt, bereit sind, ihn zu hegen.
Und wenn ich lebe noch so lang, ich würde doch [illegible]
Des Todes [illegible] einmal mit einem Stich die Schaale.

(Rückert.)

### 3.

### Todtenklage.

In der Thalschlucht, unter einer Felsenwand,
[illegible] ein Todter, [illegible] Blut [illegible] nicht [illegible].
Als er ging, legt' er auf mich die Bürde schwer.
Mit der Bürde [illegible] ich [illegible]
Und ein [illegible] um Rache [illegible] mir nach,
Der ein Mann ist, dem man nicht den [illegible] gebrach;
Der zu Herzen, [illegible] am Blicke, [illegible]
Wie die Otter [illegible], wie [illegible] die Natter [illegible].
[illegible] hat uns eine Kunde hart,
[illegible], durch die [illegible] das [illegible] ward;
[illegible] Helden [illegible] Schicksals [illegible] mich [illegible],
[illegible] Schützling der [illegible] war;
Der im [illegible] war ein [illegible], und wo [illegible]
[illegible] der Hundstern, ein [illegible] kühl.
[illegible] im [illegible], doch [illegible] nicht;
[illegible] am [illegible], [illegible] voll [illegible] Zuversicht.
Wie [illegible] die [illegible], so weit er [illegible];
[illegible] er, so [illegible] er [illegible] sich [illegible].
Wo er [illegible], war er [illegible].
[illegible], wo er zum Kampf [illegible].
[illegible] zu [illegible] er [illegible] Haar.
Wie ein [illegible] Weil [illegible] er [illegible].
Zwei [illegible] hatt' er, Honigmeth und Gift,
Und zu schmecken gab er die zwei [illegible].
Auf dem Schrecken ritt er einsam, kein Gefährt
Ihm zur Seit', als [illegible] allein ein Schwert.
[illegible] mit [illegible] er, die durch Mittagsglut
[illegible] und [illegible] bei Tagesanbruch ruht.
[illegible] Mann [illegible] und der [illegible].
[illegible] seiner Schwerter [illegible].
Wenn [illegible] ihm [illegible] die [illegible] hat gebracht,
[illegible] hat er [illegible] Hochmuth [illegible];
Und [illegible] am [illegible].
Wie die [illegible] am [illegible] Tage [illegible].
[illegible] in ihrem Haus.
Wo [illegible] man die [illegible] Hauß.
Doch nun haben wir die Rach' ihm [illegible]
Und [illegible] zwei [illegible] nicht viel [illegible].
[illegible] schlürften sie und [illegible] tief.
Doch zum Schrecken [illegible] ich sie, das Alles lief.
[illegible] und [illegible] an meiner [illegible],
Die nicht [illegible] eh'r, als man von ihm [illegible].

Der Held entränkt ſeinen Speer und angetränkt
Wird zur zweiten Tränk' ihn durſtig wieder lenkt.
Nun gehoben haben wir des Weins Verbot,
Ja, gehoben haben wir's mit mancher Noth.
O Sawad, Sohn Amru's, gib mir nun den Wein;
Denn der Tod des Oheims goß mir Eſſig ein.
Die Hyän' iſt ob Hudheil's Erſchlagnen lacht
Und den Wolf hat fröhlich ſein Geſicht gemacht.
Viele Geier aber ihnen ſchreiten her,
Die mit vollem Bauch empor ſich ſchwingen ſchwer.
(Rückert.)

### 3.

## Schanfara.

### Kaſſide.

Ihr Söhne meiner Mutter, laßt nun traben eure Thiere!
Denn ſcheiden will ich nun von euch zu anderm Reviere.
Auf Erden ſteht dem Edlen noch ein Port vor Kränkung offen,
Ein Zufluchtsort, wo er von Haß und Neid nicht wird betroffen.
Geſellen hab ich außer euch, den Panther mit der Mähne,
Den Wolf, den abgehärteten, die ſtruppige Hyäne;
Die Freunde, die ein anvertraut Geheimniß nicht verrathen
Und ihren Freund nicht geben preis für ſeine Frevelthaten.
Jedweder iſt ein Muthiger; nur, wo es herzuwallen
Auf Feindesvortrab gilt, bin ich der Muthigſte von Allen;
Doch nicht, wo man die Hände ſtreckt, Mundvorrath zu empfangen,
Bin ich der Schnellſte, ſchneller iſt der Gierigſten Verlangen.
Dieß, weil ich ausgenommen will mich über ſie erheben:
Denn der verdient den höchſten Rang, wer ihn nicht weiß zu erſtreben.
Entbehrlich aber machen mir ſolch' Einen, den verbinden
Nicht Guthat kann, in deſſen Näh' Verlaß nicht iſt zu finden.
Die drei Gefährten, die ich hab', ein Herze ſtolz verwegen,
Ein blankes wohlgeſchliffnes Schwert, ein langer brauner Bogen,
Ein klingender, glattſchaftiger, ſolch einer, den Gehänge
Von Knaufen und von Troddeln ſchmückt, ſammt ſeinem Wehrgehänge,
Der, wo von ihm der Pfeil entfliegt, aufſeufzt, wie die betrübte
Säugmutter, die um Sohnes Tod Wehlaut und Schmerzlaut übe.
Bin aber auch kein feiger Hirt, der Durſt ungern leidet,
Wenn er das Vieh aus Unbedacht in's Waſſerloſe weidet,
Der von dem Euter der Mutter dann der Kälber Mäuler ſcheidet,
Weil ihnen ſeine Gier das unbemolkte Euter neidet.
Bin auch kein blöder Ducker, der ſtets deckt bei ſeiner Frauen
Und Alles, was er vorhat, ihr eröffnet im Vertrauen;
Und bin kein ſcheu furchtſamer Strauß, in deſſen Bruſt zu wallen
Ein Flug von Spatzen gleichſam ſcheint, zu ſteigen und zu fallen;
Kein zahmer Hausfreund, der gelernt zu koſen und zu flimmern,
Am Abend und am Morgen ſalbt ſein Haar und färbt die Wimpern;
Kein ſolcher Wicht, des Gutes aufgewogen wird vom Schlechten,
Gewickelt in's Gewand, wo du ihn ſchreckſt, nur ſchwach zum Fechten;
Kein Feiger, dem im Dunkeln bangt, wenn er im irren Ritte
Des ungeſtümen Thiers gelangt zu öder Wüſten Mitte.
Wo da der harte Boden iſt berührt von meinen Hufen,
Da wird daraus ein funkelndes Geſtieb hervorgerufen.
Den langen Hunger hält' ich hin, bis daß ich ihn ertödte,
Ich ſchlage mir ihn aus dem Sinn und denke nicht der Nöthe.
Den Staub der Erde leck' ich eh'r, als daß ich es erlebe,
Daß über mich ein Stolzer ſich mit ſeinem Stolz erhebe.
Und wo ich nicht der Ungebühr aus Hochmuth wär' entronnen:
Wo koſte reicher als bei mir von Speiſ' und Trank der Bronnen?
Doch meine herbe Seele will bei mir nicht ruhig bleiben
Im Druck der Schmach, ohn' alſobald von dannen mich zu treiben.
Da ſchnür' ich ein das ſchmächtige, mein leeres Eingeweide,
Wie ein geſchickter Spinner dreht und zwirnt die Schnur der Seide,
Und komm' am Morgen dann hervor nach einem kargen Mahle,
Als wie ein falber hag'rer Wolf umrennt von Thal zu Thale,
Der nüchtern iſt am Morgen und dem Wind entgegenſchnaubet,
Sich in der Berge Schluchten ſtürzt und ſuchet, was er raubet.
Und wenn die Beute ihm entging, wo er ſie hatt' erwartet,
So ruft er, da antworten ihm Geſellen gleich geartet,
Schmalbauchige, graukopfige, von ſcharfer Gier zerrüttelt,
Wie Pfeile anzuſeh'n, die in der Hand ein Spieler ſchüttelt,
Ein Schwarm als wie ein Bienenſchwarm, dem Weiſel nachſetzet,
Den einzufangen auf der Höh' ein Zeidler Stöck' aufſetzet.
Sie reißen ihre Rachen auf und ihre Kiefern gähnen,
Dem Riß geſpalt'ner Klötze gleich, mit grimmgefletſchten Zähnen.
Der Alte heult, ſie heulen in die Runde, anzuſchauen
Als wie auf einem Hügel ſteht ein Chor von Klagefrauen.
Er dämpft den Laut, ſie dämpfen ihn; ſie ſcheinen ihm, er ihnen
Zum Troſt in Noth, zum Muſter in Beharrlichkeit zu dienen.
Er klagt, ſie klagen mit; er ſchweigt und ruht, ſie ruh'n und ſchweigen;
Und ja, wo nicht das Klagen hilft, iſt's beſſer Haltung zeigen.
Dann kehrt er um, ſie kehren um und eilen nach den Bergen
Und ſuchen mit gefaßtem Muth ihr grimmes Leid zu bergen.
Selbſt Kranich' werden nur den Reſt von mir zu trinken kriegen,
Die Nachts mit lautem Klageklang zur Morgentränk' ausfliegen.
Sie hatten Eil' und Eil' hatt' ich, doch war ihr Flattern ſchwächlich;
Ich, als ihr Flügelmann geſchürzt, zog ihnen vor gemächlich.
Und von der Tränke kehrt' ich ſchon, als ſie ſich mit den Köpfen
Drauf ſtürzten und ſich tauchten drein mit Hälſen und mit Kröpfen.
Denn um den Born her war zu ſeh'n und ringsum ihr Gedränge
Wie der Kabylen Reiterzug mit der Kameele Menge.
Ununterbrochen ſchluckten ſie nun, zogen endlich weiter,
Wie von Ohada mit dem Zug aufbricht ein Haufen Reiter.
Bett' ich mich auf den Boden hin, ſo kehret ſeine Flächen
Ein Rücken an, dem ſpröd' hervor die Wirbelbeine ſtechen,
Und eine Schulter ohne Fleiſch, mit Knochen, anzuſehen
Wie Würfel, die ein Spieler warf, die vor ihm aufrecht ſtehen.

Und wenn die Mutter Kaſtal's nun auf Schanfara verzichtet,
So war vor diesem Schanfara ihr lang genug verpflichtet,
Jagdbeute der Geſchicke, die ſein Fleiſch verlei't zum Spiele,
Daß jedem Erſtgekommenen ſein bloßes Theil fiele.
Die ſchlief mit offnen Augen ihm, ſo oft er ſchlafen wollte,
Im Schlummer Unheil brütend, das ihn überſchleichen ſollte.
Ein Kamerad der Sorge, die mit regelmäß'gen Plagen
Ihn zu beſuchen pflegte, wie das Fieber nach drei Tagen.
Ich wies, wo ſie ſich einbeſtellte, zurück ſie, aber wieder
Kam ſie und klomm von unten auf und fiel von oben nieder.
Wie manche ſchaur'ge Nacht, wo Pfeil und Bogen, wer ſie führte,
Zerbrach, und ſich zu wärmen drein, ein Feu'r mit ihnen ſchürte,
Durch Regenſturm und Finſterniß zog ich auf ferne Strecken
Und mir Gefährten waren Froſt und Hunger, Grimm und Schrecken.
Zu Witwen macht' ich Weiber da und Kinder theils zu Waiſen
Und kehrte, wie ich ging, indeß die Nacht fortfuhr zu kreiſen.
Dann in Gomaiſa ſaß ich ſchon. Da wachten, als es tagte,
Zwei Nachbarn auf, der eine ward gefragt, der andre fragte.
Gebellet haben unſre Hund' heut in der Nacht; wir ſprachen:
Iſt es ein Wolf, der einbrach, ſind's Hyänen, die einbrachen?
Doch einen Klaff nur thaten ſie und ſchwiegen, war's ein Reiher,
Ein aufgeſcheuchter? ſprachen wir, ein aufgeſcheuchter Geier?
Doch wenn es war ein Dſchinn, war er ein ſchnöder Nachtverſchrecker,
Und wenn er aber war ein Menſch — o nein, ein Menſch nicht war er!
Und manchem ſommergluth'gen Tag mit heißgeſchmolz'nen Dämpfen,
Wo ſich auf dem durchglühten Sand die Schlange wand mit Krämpfen,
Hielt ich entgegen Bruſt und Stirn, die Hülle nicht noch Larve
Beſchirmte, ſondern überdies zerriſſen Zeugs ein Lappe.
Und ein Gelock, ein flatterndes, wenn drein die Winde bließen,
Mit Zotteln von der Seite her, die ſich nicht kämmen ließen,
Der Salbung und der Säuberung entwöhnt ſeit langen Tagen,
Mit Kruſten, unausgewaſchenen, die da ein Jahr lang lagen.
Und manche kahle Felſenhut, glatt wie des Schildes Rücken,
Auf deren Rücken nie vom Tritt ein Zeichen durfte drücken,
Durchſtrich ich von dem einen bis hin zum andern Ende,
Gebrauchend hier den Fuß zum Steh'n, zum Rutſchen dort die Hände;
Da ſprangen, wo empor ich ſtieg, des Berges gelbe Ziegen
Im weißen Vließ, Jungfrauen gleich, um die Gewänder fliegen,
Die mich umtanzten abendlich, mich haltend für 'nen alten
Sperrbein'gen Gemsbock ſchwergehornt, aufklimmend ob den Spalten.

(Rückert.)

## 4.

## Zuheir (Zohair) Ben Abi Sulma.

### Die Moallaka deſſelben.

Beim Haus, um welches wallen mit heiligem Gebräuch
Die Männer, die es bauten, von Dſcherham und Koreiſch,
Schwör' ich's, daß ihr erfunden ſeit als die Beſten zwei,
Einfaches und Verſchlungenes zu ordnen, was es ſei.
Von Gaiz Ben Morra machten zwei edle Männer gut
Das zwiſchen Stammverwandten ſo lang vergoſſne Blut.
Durch euch ſind Abs und Dhubjan nun ausgeſöhnt geblieben,
Die mit der Salbe Menſcham's einander aufgerieben.
Ihr ſprachet: Wenn erwirken wir können hier den Frieden
Durch Gut und gute Worte, ſo iſt uns Heil beſchieden.
Ihr habt ihn wohl und glücklich zu ſolchem Ziel gelenkt,
Wo Niemand iſt beleidigt und Niemand iſt gekränkt.
Erhaben ſeid den Fürſten Ma'add's! Gott leitet euch.
Wer ſeinen Schatz der Ehre zum Opfer bringt, wird reich.
Die Wunden haben tauſend Kameele heil gemacht,
Von Männern, die den Krieg nicht verſchuldet, dargebracht,
Ja dargebracht von Volke zu Volk als Blutſchuldzoll,
Da ſie des Bluts vergoſſen ſelbſt keinen Schröpfkopf voll.
Da wurden euch die Beute von jenem Erbbeſitz
An jährigen Kameelen, an deren Ohr ein Schlitz.
Sie, die den Blutruf lange geweidet und zur Flut
Hinabgeführet, welche von Waffen ſchäumt und Blut,
Dort tränkten einander ſie des Verderbens Trank
Und führten dann das Futter, das übel macht und krank.
Doch ihre Lanzen wollten nicht in des Streites Heil
Den Ben Nuheik, noch jenen, der auf Muthallem fiel.
Sie wurden nicht im Kampfe vom Blute Naufal's roth,
Die Unerſchrockenen, oder von Ben Muhaſſem's Tod.
Nun ſeh ich gleichwohl Jeden von euch zum Blutabkauf
Den Berg der Heerde treiben den Hügelhang hinauf,
Zur Stellung eines Stammes, den ſeine Feinde ſcheu'n,
Der wehrhaft in der Nacht iſt, wo ihm Gefahren dräu'n;
An dem das Ziel der Rache kein Grollender erreicht,
Und deſſen Schutz kein Frevler wird ausgeliefert leicht.
O edler Stamm, an welchem ſich Damdam's Sohn Hoſain
Verging, als den Verträgen er ſich entzog allein;
Der in des Buſens Falten den Grimm verborgen trug,
Ihn hehlend, daß zu früh er daraus hervor nicht ſchlug.
Er dachte: Erſt vollbring' ich mein Werk, und ſchirme dann
Mich vor den Feinden hinter dem Heer von Roß und Mann.
Da macht' er keinen Anfall, nicht ſchreckend Zelt an Zelt,
Den Platz, wo ihr Raſtlager die Geiermutter hält,
Den Platz, wo ſich der Löwe dehnt, der in Waffen ſtarrt,
Der mähnige, dem niemals die Klau' beſchnitten ward;
Der kühne, der, beleidigt, Beleidigung geſchwind
Vergilt und, unbeleidigt, Beleid'gung ſelbſt beginnt.
O bringt den Bundsgenoſſen von mir die Botſchaft nun
Und auch dem Volk von Dhubjan; vergeßt nicht euren Schwur.
Verberget nicht vor Gott, was ihr hegt in eurer Bruſt,
Verheimlichend! was Gott ihr verbergt, iſt ihm bewußt;
Sei es nun aufgehoben und in das Buch geſtellt
Zum Tag der Rechnung, oder die Strafe gleich gefällt.
Der Krieg iſt, wie gekoſtet ihr habet ſein Gewicht,
Nicht ein vom Hörenſagen muthmaßlicher Bericht.
Ja, wo ihr ihn erwecket, erweckt ihr eine Schand',
Und wo ihr auf ihn hetzet, iſt aufgeſtellt ein Brand.
Das Weh wird euch zermalmen, ſchwer wie ein Mühlſtein thut;
Zweimal im Jahr wird's hecken und werfen Zwillingsbrut.
Es wird euch Knaben hecken, die ſind euch machen ſtöhnen,
Wie Ahmer Ad, und wird ſie groß ſäugen und entwöhnen.

Es wird euch Segen tragen, desgleichen Irak's Feld
Nie eintrug seinen Bauern an Scheffeln und an Geld.
Ich bin des Lebensmühsal überdrüssig satt: und wer
Gelebt hat achtzig Jahre, o glaubt mir, satt wird der.
Ich weiß, was da ist heute und was da gestern war;
Was aber morgen sein wird, ist mir nicht offenbar.
Ich sah das blinde Schicksal umtasten nach dem Fang:
Wen's greift, der stirbt, und wen es verfehlt, der altert lang.

Wer sich nicht in die Leute vielfältig schicken kann,
Den wird ein Huf hier treten und beißen dort ein Zahn.
Wer seine Ehre wahret mit Huld, der wahret sie;
Und wer nicht Tadel scheuet, entgeht dem Tadel nie.
Wer Gutes hat zu spenden und karg es vorenthält,
Den schilt man und entbehrlich macht er sich selbst der Welt.
Wer Wort hält, meidet Rüge; und wer zur stillen Pflicht
Sich mit dem Herzen wendet, kommt in's Gedränge nicht.
Vor'm Stricke des Geschickes wer flieht, den wird es fah'n,
Und legt er an den Himmel Strickleitern selber an.
Doch wer die Huld hinwendet, wo sie nicht angewandt,
Dem wird das Lob zu Tadel und Reu' wird ihm bekannt.
Wer trotzt dem stumpfen Ende der Lanze, dem gebeut
Mit Schreck das scharfe Obre, woran die Spitze dräut.
Doch wer nicht seinen Brunnen mit Waffen schützen kann,
Reißt selbst ihn ein; und den, der nicht angreift, greift man an.

Wer in die Fremde wandert, verliert den Freund zu Haus,
Und wer sich nicht auszeichnet, den zeichnet Niemand aus.
Wer Alles sich läßt bieten, was immer man ihm beut,
Und keiner Schmach sich weigert, der hat's zulezt bereut.
Was immer ist im Menschen von angeborner Art,
Ob er's verborgen halte, doch hat sich's offenbart.
Hat mancher dir gefallen ein Mann, so lang er schweigt,
Sobald er redet, fällt er im Werth wie oder steigt.
Des Menschen Zung' ist halb er, und halb er ist sein Muth;

Das Uebrige an ihm ein Gebilde von Fleisch und Blut.
Der Thorheit eines Greisen folgt keine Weisheit nach;
Doch wenn ein Jüngling thoret, so wird' er weis' hernach.
Du batest und man gab dir, bat'st wieder und man gab
Dir wieder, bitte weiter und endlich schlägt man's ab.
(Rückert.)

## 5.

## Odeil Ben Elfarch.

### Rede zum Frieden zwischen den verschiedenen Zweigen des Stammes Nisar.

Sei mir gegrüßt, Geschmückte mit dem Halsband und der Spange,
Geschmückte mit dem blanken Zahn und schwarzen Lockenhange,
Und mit dem zarten Fleisch des Zahns und weichem Rand der Lippe,
Der sprühenden, als ob von ihrem Thau man Honig nippe,
Als ob die Zähn' allabendlich zur Tränke geh'n im Weine,
Dem besten, der seit Jahren wuchs auf hohem Felsgesteine.
Bei Gott, ein Unglücksvogel flog jüngst hin ob meinem Haupte,
Der mir beim schicksalsvollen Flug nicht freie Wahl erlaubte.
So daß von eig'nen Brüdern ich zutrank vom Todesweine,
Den Brüdern, deren Vater ist in Scherz und Ernst der meine.
Wir Beide rufen an „Nisar", ihm beiderseit'ge Kinder;
Und zwischen uns soll sein im Schwang das Lanzenrohr der Inder!
Nisar'sche Hengste, weitschreitend, umpanzert bis von oben
Mit Ringeln, wie sie David wob, die man in Engd gewoben!
Wenn wir einreiten einen Ritt, seh'n unsern Kampfgewalten
Die ihren gleich, mit Klingen, die von Schultern Arme spalten.
Und greifen wir zu Fuß sie an, mit scharfen Schwertern hauen
Sie ein auf Eisenhemden, wie sie uns einhauen schauen.
Betrübt genug, daß immer ich muß triefen seh'n hernieder
Von meinem Speer Blut meiner Brust, Blut meiner eig'nen Glieder.
Beim Himmel, wenn ich gegen sie will zieh'n den Kriegerpfad,
Mit Kais auf Kais, und gegen Saad mit Auf, dem Sohn von Saad,
Und schäd'ge Amru und Aibad und Darem, o bei Gott,
Und kränk' Amru Ben Udd (o wie enthalt' ich mich von Ort!)!
Gleich' ich nicht Einem, der die Flut aus seinem Schlauche gießet
Hin in den Wüstendampf auf Fels, wo ihm kein Hälmchen sprießet?
Gleich' der, die fremde Kinder säugt und die von ihrem Leibe
Verkommen läßt; das ist der Pfeil, der fehl geht von der Scheibe.
Drum rath' ich Beiden, folget Beid', ihr von Nisar zwei Triebe,
Dem Rathe deß, der Gutes räth aufrichtig und aus Liebe.
Nicht unter Schädeln soll der Krieg mit meinem Schädel spielen
Und nicht auf meinem Grab sollt ihr nach euch mit Pfeilen zielen.
O fürchtet ihr das Feuer nicht für eures Vaters Söhne!
Und hoffet nicht von Gott für euch das Paradies, das schöne!
Der Staub der Erde, wenn er wär' aus allen Höh'n und Thalen
Gesammelt, wäre mehr nicht als Nisar's Geschlecht an Zahlen.
Die zwei Eckpfeiler sind sie, die, wo sie erschüttert werden,
Erschüttert wird die Welt vom Süd bis hin zur Mau'r im Norden.
Und hab' ich einst befeindet sie und sie bekämpft mit Erze,
So schmerzet das, das weh that ihrem Herzen, mir in's Herze.
Denn bei des Herrn Vertheidigung ihr Vater ist mein Vater,
Ihr Oheim ist mein Oheim, ihr Großvater mein Großvater.
Auch ihre Lanz' ist völlig gleich an Länge unsrer Lanze
Und zugeschnitten ist für uns nach gleichem Maß das Ganze.
(Rückert.)

## 6.

## Muweilik Elmesmum.

### Auf den Tod seiner Frau Umm Olala.

Geh' über'n Hügel hin und ruf', wo eingekehrt
Umm Olala, ob sie wird Antwort geben!
Wie bist du eingekehrt und warst so furchtsam sonst,
Am Ort, dem Tapfre nah'n nicht ohne Beben!
O Gottes Segen über dich, Vermißte mir;
Nicht ziemt dir's, daß dich Oeden so umgeben.
Nur eine kleine Mitleidswürdige ließest du,
Die nicht, was Weh ist, weiß, und fühlt' es eben.
Sie mißt von dir die zarte Pflege, wacht und weckt
Und mühet die, so tragen sie und heben.
Da fühl' ich, wenn ich hör' ihr Winseln in der Nacht,
Wie mir um dich in's Auge Thränen streben.
(Rückert.)

## 7.

## Homaid Elarkat.

### Ritt.

Ich reite, wann der Morgen die rothen Locken bräunt,
Der Treiberruf des Tages die flücht'ge Nacht betäubt
Und ihres Nachtrabs Sterne wie Funken hat zerſtäubt,
Auf einem Hochgemuthen, dem hold die Mähne nickt,
Und der am Tag, an welchem der Wettlauf wird beſchickt,
Als erſtes Ziel der Augen vor Allem wird erblickt,
Wie er dem Schwarm der Roſſe vorausfliegt, weiß von
Schaum.
Als wie ein wilder Falke, der von des Flügels Flaum
Den Regen ſchüttelt, wenn er herſtreicht aus fernem
Raum:
Er fliegt mit krummem Nacken, den Vögeln all' ein Schreck,
Die unter dichten Sträuchen ſich ſuchen ein Verſteck
Vor ihm, der ſicher greifet und ſchießt die Blicke keck,
Der weithin wittert, weithin ereilet, weithin blickt:
Die Augen ſind zwei Spalte, dem Felſen eingedrückt,
Und keine Nadel hat ihm das Augenlid geſtickt.
(Rückert.)

## 8.

## Lebid.

### Beim Tode ſeines Bruders Arbed, den der Blitz erſchlagen.

Wir altern und die alten, die auf uns niedergeh'n,
Die Stern', und noch uns bleiben die Berg' und Bur-
gen ſteh'n.
Ich wohnt' im ſichern Schirme des beſten Freundes zuvor,
Bis meinen Freund und Helfer in Arbed ich verlor.
Was hilft es nun zu zagen, wenn uns der Zeitlauf ſchiert,
Von deſſen Weh betroffen einmal ſich Jeder ſieht!
Was ſind die Menſchen anders? ein Zeltplatz und ſein
Heer;
Und wenn das Zelt ſie räumen, ſo bleibt die Wüſte leer.
Abzieh'n ſie nach einander und darnach iſt das Land,
Als ſchlöſſen ſich die Finger um eine hohle Hand.
Der Menſch, was iſt er anders, als wie ein Flämm-
chen blinkt,
Das, wie es ſich erhoben, in Aſche niederſinkt!
(Der Menſch, was iſt er anders, als was er From-
mes denkt!)
Und was ſein Gut, als Etwas auf Widerruf geſchenkt?
Und ſteht es mir bevor nicht, wenn ſich mein Tod verzog,
Am Stab zu geh'n, um welchen ſich her der Finger bog;
Geſchichten zu erzählen vom vorigen Geſchlecht
Und hingebückt zu ſchleichen, da, wo ich geh' aufrecht?
Ein Schwert bin ich geworden, mit abgeriſſ'ner Scheide,
Sein Schmied iſt längſt geſtorben, doch iſt noch ſcharf
die Schneide.
Verlaß uns nicht, o Tochter! der Tod iſt unſre Friſt
Der Einigung, die jeder uns ſchon genahet iſt.
Mein Tadler, o was weißt du! vermuthen kannſt du nur,
Ob Einer wiederkehret, wenn er von dannen fuhr!
Ich ſchwör's, es weiß doch keine Sandwahrſagerin,
Kein Vogelflugausdeuter, was ſein mag Gottes Sinn.
(Rückert.)

## 9.

## Zeinab, die Tochter der Tathrijja.

### Todtenklage.

Die Cypreſſ' im Thal Akik,
Meine Nachbarin,
Steht noch, aber den Jeſid
Raffte Tod dahin:
Einen Jüngling, zugeſchnitten
Nach des Schwertes Schnitte,
Schmächtig nicht noch aufgelaufen
Um die Bruſt und Mitte.
Wann bei ihm die Gäſt' einkehrten,
War er auf's Geſind'
Unwirſch, bis er ſah, daß auf-
geſtellt die Keſſel ſind.
Von ihm erbten wir ein altes
Panzerhemd, nicht enge,
Und ein indiſch Schwert, ein blankes,
Lang vom Schwertgehänge.
Seinen Speer zur Tränke führte
Er mit ſeiner Hand
Und ſein Spenden drang zum letzten
Wohngemach im Land.
Milde war er, freundlich lächelnd,
Wo der Ruh' er pflog,
Aber wilden kraus'gen Hauptes,
Wo in's Feld er zog.
Wo man ihn im Haus beſuchte,
War er dienſtbereit,
Zu dem Beſten, was man wünſchte,
Fertig allezeit.
Seine beiden Schlächter ſelbſt zu
Nennen unverwandt,
Und von altem trocknen Holze
Ward geſchürt ſein Brand.
Die Zweijähr'ge ward geſchlachtet,
Deren beſter Knochen
War dem Nachbar; keiner Pflicht ward
Etwas abgebrochen.
(Rückert.)

## 10.

## Antara Ben Scheddad.

### Zwei Kriegslieder.

### 1.

Haſt du, o Malek's Tochter, die Reiter ſchon gefragt?
Daß dir, wo du's nicht wiſſeſt, von ihnen ſei geſagt:
Wie einen derben Renner ich tummle jede Stund'
Im Felde, der von vielen Angriffen mir wird wund;
Der bald zum Lanzenſtoße voreilend fliegt mit Glück,
Bald zu der Bogenſchützen gedrängter Schaar zurück.
Dir melde, wer dem Treffen hat beigewohnt, daß ich
Mich in's Getümmel ſtürz' und der Beut' enthalte mich.
Manch einem Mann im Harniſch, den man ungerne ſucht,
Der weder zum Ergeben bereit iſt noch zur Flucht,
Hat meine Fauſt geſpendet des Eiſenrohrs Kraft
Mit einem gradgeſtreckten und feſtgefügten Schaft.
Ich ſchlitzte mit dem Speere, dem harten, ſein Gewand;
Den wohl iſt gegen Lanzen ein Edler nicht gebannt.
Da ließ ich ihn zum Raube, den Thieren unverſagt,
Die ihm die ſchönen Finger und Knöchel angenagt.
Und manche Panzerfuge ſprengt' ich mit meinem Schwert
Dem, der ſich ausgezeichnet und für ſein Recht gewehrt;
Dem ſonſt im Winter Würfel durch flinke Hände rollten
Und der die Weinhauszeichen abriß, vom Wirth geſcholten.
Als er mich ſah abſitzen, mit Kampf ihn anzugeh'n,
Da ließ er mir die Zähne, doch ohne Lachen, ſeh'n.
Ihn hatt' ich zugerichtet am langen Tage ſo,
Als ſeien Haupt und Glieder getaucht in Indigo.
Ein Reck', als ob den Kampfrock trüg' einer Tanne
Stamm;
Er ging auf feſtem Leder und war kein Zwillingslamm.
(Rückert.)

2.

Mir iſt geſagt, daß Amru mir lohnt mit üblem Dank,
Und Undank iſt ein Schwert, das macht den Geber krank.
Wohl hab' ich ſeinem Oheim gehalten treuen Bund,
Und als die Lippen klafften vom Zahn ſo manchem Mund,
In des Kampfgewühls Mitten, in welchem kein Geſtöhn
Die Helden hören laſſen, wohl aber ein Gedröhn;
Wich, wenn man zum Schilde der Lanzen mich wählte,
Nicht rückwärts, ob der Raum gleich mit verzweigungen
fehlte.
Doch als ich ſah die Leute verſuchen indeſſen [illegible],
Mit Zuruf ſich befeuern, da drang ich ein entflammt,
Wo Antara! ſie riefen; da waren Speer im Zug
Gleich langen Brunnenſeilen an meines Rappen Bug.
Ich hieb mit ſeines Halsgrunds und ſeinem Buge gut
Sie gegen ſie, bis ganz er bemantelt war von Blut.
Wohl hat da meiner Seele in ihrem Weh gethan
Der Zuruf von den Rittern: He, Antara, voran!
Da bückt' er vor dem Pralle der Lanzen ſeinen Bug
Und klagte mir mit Thränen und ſchnaubte bang genug.
Verſtand' er nur zu reden, er riefe wohl mich an;
Und könnt' ein Wort er finden, ſo hätt' er's kund gethan.
(Rückert.)

## Zwei Liebeslieder.

1.

### Beſuch der verlaſſenen Wohnung.

Wo gibt es Trümmer, welche nicht umſchwirrten Dichter-
lieder?
Da ſtandeſt lang und zweifelnd, kennſt du die Woh-
nung wieder?
O Wohnung Abla's in Dſchiwa, ſag' mir ein Wort
verborgen!
O Wohnung Abla's, friedlich ſei dein Abend und dein
Morgen!
Ich hielt daſelbſt und weilte lang auf thürmendem
Kameele,
Mit Muße zu befriedigen die Wünſche meiner Seele.
Hier in Dſchiwa war Abla ſonſt gelagert, und die Meinen
Dort auf Ghalm und Ellomman und Mutethellem's
Steinen.
Verlaßne Spuren, ſeid gegrüßt, vom Austritt lang'
verwitterten!
Sie ſchweigen und verſtummen mir, ſeit Abla iſt
geſchieden.
(Rückert.)

2.

### Der geküßte Mund.

Wie ſie dich nahm gefangen mit einem Zahne blank,
Der lieblich iſt im Kuſſe und ſpendet ſüßen Trank;
Als ob ein Würzeladen ſei in der Schönen Mund,
Ein fremder thut der Odem vor der Berührung kund;
Oder ein Frühlingsgarten von friſch bethauter Flur,
Ein unbetretener, ohne der Heerde Tritt und Spur,
Getränkt von jeder milden Wolk' ohne Froſt und Wind,
Daß alle Waſſertröpfchen wie Silberthaler ſind;
Begoſſen und betränkelt, und jeden Abend fließt
Die Flut darüber, die ſich unausgeſetzt ergießt.
In abendlicher Feier die Mücke ſchwärmt, es klingt
Ihr Lied ununterbrochen, wie ein Berauſchter ſingt;
Die, wo ſie eine Schulter reibt an die andre, ſchwirrt,
Wie wer mit ſtumpfen Fingern am Feuerzeuge klirrt.
(Rückert.)

## 11.

## Dſchemil.

### An Botheina.

Unſre Leute trennt, Botheina,
Feindſchaft in zwei Theile,
Daß von dannen Einer ziehe,
Und der Andre weile.
Wenn ich nun ein Weichling wäre,
Würde mich die Feinde
Dämpfen, doch von jedem Schaft
Bin ich und allem Feinde.
Zwiſchen uns iſt keine Fehde,
Ob ſie in die Runde
Toben mag, wenn du nur bleibſt,
Botheina, treu dem Bunde.
(Rückert.)

## 12.

## Jeſid Ben Elhakam.

### Lehrſprüche an ſeinen Sohn Bedr.

O Bedr, es thut ſich ein weiſer Mund
Verſtänd'gem Sinn in Sprüchen kund.
Bleib' deinem Freunde treu in Liebe;
Lieb' iſt Nichts werth, die treu nicht bliebe.
Erkenne deines Nachbars Rechte;
Ein Edler kennt des Rechtes Mächte.
Bedenk', daß du von deinem Gaſt
Schimpf oder Lob zu hoffen haſt.
Der Menſch iſt zweierlei Gebilde,
Von edler und von ſchlechter Gilde.
O Söhnchen, wiſſe, Wiſſenſchaft
Nutzt Wiſſenden unzweifelhaft.
Es hat die Dinge kleiner Art,
Wodurch verurſacht Großes ward.
Feindſchaft iſt länger als Schulden;
Sie drängt, wenn Gläub'ger ſich gedulden.
Armuth erlegt den eignen Mann;
Und Unrecht, ſchwer verdaut man dran.
Der Fern' iſt oft dein Bruder gerne,
Dein nächſter Blutsfreund ſieht dir ferne.
Durch Reichthum wird der Mann geehrt,
Und wer Nichts hat, hat keinen Werth.
Doch oft iſt arm der Fromm' und Klug',
Ein Thor und Sünder reich genug.
Der pflegt ſich, Jener muß ſich plagen;
Wer iſt von Beiden zu beklagen?
Oft kargt der Mann mit Pflicht und Gabe
Und läßt dann Fremden ſeine Habe.
Wie mag er geizen, der zum Ziel
Des Todes ſieht, des Schickſals Spiel!
Er ſieht Geſchlechter, ihm zuvor
Erbleichen gleich erloſchnem Rohr.
Und alle Welt zerfällt in Wuſt,
Es bleibt kein Leid und keine Luſt.
Wer weiß, ob er von ſeinem Weibe,
Ob ſie von ihm verwittwet bleibe?
Ob Vater kinderlos wird reiſen,
Ob laſſen vaterloſe Waiſen?
Doch wer des Krieges walten will,
Der ſei in Drangſal feſt und ſtill,
Weiß' einen Zahnbiß zu vertragen
Und ſteh' für's Recht ein ohne Zagen.
Ja, wiſſe, daß nicht tragen kann
Den Krieg ein zag'ger, ſchlaffer Mann.
Das beſte Roß iſt, das ſich reißt
Voran und in die Stange beißt.
(Rückert.)

## 13.

## Ein Ungenannter

### Sinnspruch.

Das Leben ist ein widerruflich
  Geliehenes Gut,
Und es zueignen sich zu wollen
  Ist Thorenmuth.
Hier ist Vergangenes, und verborgen
  Was du erhoffst;
Und dein ist Nichts als diese Stunde,
  In der du lebst. (Rückert.)

## 14.

## Das Weib des Katada Ben Mogrib.

### Schmählied auf ihren Mann.

Ich schwör' es und ich lüge nicht,
  Doch sei mein Gut verlassen
  Dem Gotteshaus, zu dem ich will
  Mit bloßen Füßen wallen.
Ja, schaute Der entgegen mir,
  Ich durft' in seinen Rachen,
  Um seinem Munde zu entgeh'n,
  Dein Mund ist gleich des Drachen.
Verglichen mit dem Brodem, der
  Dich, Mogrib's Sohn, umschwimmt,
  Ist eines Schweines Aas fürwahr
  Ein Duft von Musk und Zimmt.
Wie soll ich denn aushalten, o
  Katada, was gerochen
  Von dir die Nase? sprengt es doch
  Sogar des Ohres Knochen. (Rückert.)

---

## 15.

## Abul Galammasch.

### Schmählied auf sein Weib.

Gott gab mir ein Mannweib, so dürr wie ein Stab,
So frech und so diebisch wie Einer vom Rab';
Das sich hat der Weiber, die Männer verschmäht
Und nur sich mit seinem Gesindel beräth.
Sie hat das Gesicht eines Affen im Schleier
Und Beine gefleckt wie des Kibitzes Ei.
Und Brüste, die hängen am Hals wie der Schlauch
Des Hirten, ihr Bauch hat kein Tröpflein im Brauch.
Sie hat einen Bürzel, um d'ran sich zu stoßen,
Wie Kohlrüben dick und gelb wie Aprikosen,
Und hat einen Zahn, wie ein Berg aufzuthan,
Das Sammtkleid durchbrach's und Rosen nicht an.
Und Schenkel und Knöchel so locker und lose
Und magerer noch als der Heuschrecken Bein.
Und Warzen im Antlitz, so vornen als hinten,
Wie ein aufgeschütteter Sack voll Korinthen,
Dazu einen Schopf und daran einen Zopf,
Gesträubt wie die Federn des Habichts am Kopf.
(Rückert.)

## 16.

## Einemeri.

### Gastlied.

In kalter Nacht ein Reiter, sein Rufen scholl als ob
Zwischen der Nachtfahrt Schrecken und ihm ein Kampf sich hob.
Er ruft als wie ein Toller elendig, doch er ist
Kein Toller, sondern Einer, der nur sich hilft durch List.
Und als die Stimm' ich hörte, da rief ich zu ihm laut,
Wie ein der Huld Bedürf'ger, mit Sitte wohl vertraut,
Hervor rückt' ich das Feuer und weckte seinen Schein;
Den Hund trieb ich hinaus, der gekrochen war herein.
Nun als er mich erblickte, da pries er Gottes Hand
Und wünschte Glück dem Herzen, von dem die Sorge schwand.
Ich aber rief: Willkommen! wohlauf! du bist am Ziel.
Darauf saß ich nicht nieder, um ihn zu fragen viel.
Aufstand ich und zum Pferche ging ich der edlen Zucht,
Bereit für solchen Pflichtfall, wo uns der Gast besucht.
Mit einem Schwert, von welchem am Boden klappete
Der Schuh und das Gehäng nicht an mir schlappete.
Der Stall kam in Bewegung und schirmte gegen mich
Mit seinem stärksten Höcker und fetten Buckel sich.
Mit seinem langgestreckten Beschäler, einem Hengst
Von Blut, dem durchgebrochen der Backenzahn unlängst.
Er stürzte, daß die Ferse ihm an den Schenkel schlug.
Da war er von der Koppel gekoppelt fest genug.
Wohl lehrte mich mein Vater, zu üben solchen Brauch,
Und so vor Alters lehrten ihn seine Väter auch.
(Rückert.)

---

## 17.

## Amrilkais.

### 1) Die Liebesabenteuer.

Laßt hier zum Angedenken mich weinen einer Buhl',
Am sand'gen Abhang zwischen Haumal und Aldachul,
Zwischen Mikrat und Tudih; noch unverwischt ist dort
Die Wohnspur, ob darüber schon fegte Süd und Nord.
Da hielten die Gefährten bei mir die Zügel an
Und sprachen: O vergeh' nicht vor Kummer! sei ein Mann!
Die Thräne, welche rinnet, allein ist Heilung mir.
Doch auf zerfall'nen Trümmern was hilft das Weinen dir?
Ging's mit Umm el Huweirith ehdem dir gleichen Brauch,
Mit ihrer Nachb'rin Umm el Rebab in Masal auch.
Da, wo sie sich erhuben, da wehte Weihrauchduft,
Als ob Gewürznelken erhaucht die Morgenluft.
Und meiner Augen gossen der Liebesthränen Meng'
Auf's Halsband, bis begossen war selbst mein Wehrgehang.
Erlebt' ich doch von ihnen vergnügte Tage g'nug;
Voraus, bei Dara Dschuldschul, was dort der Tag mir trug.
Da schlachtet' ich den Mädchen das Thier, auf dem ich ritt;
Und mein Gepäcke nahmen sie auf den ihren mit.
Wo sie die Stücke Fleisches sich warfen zu und fingen,
Woran des Fettes Tröddeln wie Seidenfransen hingen.
Da drängt' ich in die Sänfte Oneiza's mich hinein;
Sie rief: Willst du hinunter mich werfen? o halt ein!
Sie rief, als das Gestelle mit uns sich niedergab:
Da wird mein Reitthier schinden, o Amrilkais, steig' ab!
Ich sprach zu ihr: O reite nur zu, laß ihm den Zaum!
Und wehr' mir nicht, zu pflücken die Frucht an deinem Baum!
Einst aber auf dem Rasen, da sträubte sie sich mir
Und schwur mit einem Eide: Ich scheide mich von dir!
Laß diese Zierereien, o Fatima, mein Kind!
[illegible] gibst du mir den Abschied, so gib ihn fein gelind!
Du pochst wohl auf die Liebe, die mich zerrüttet hat,
Und daß du mir nur heißest ein Ding, daß ich nicht that.
Doch wenn von meinem Wesen dich Etwas je verdroß,
So zieh' aus deinem Kleide mein Kleid und sei denn los!
Es träufeln deine Augen nur einzig, um mit Schmerz
Zu bohren deine Pfeile in mein zerstücktes Herz.
Von mancher Zeltgenossinne in wohlbeschirmter Hut'
Erbeutet' ich mit Wonne und nahm mir Zeit dazu;
Drang zu ihr durch die Wächter, durch der Verwandten Hut,
Die, wo sie's heimlich konnten, vergossen gern mein Blut;

Als an des Himmels Mitte ſich die Pleiaden drehten,
Gleich einem Wehrgehänge, dem perl- und goldurch-
nähten;
Da kam ich, als ſie eben zum Schlummer ihr Gewand
Beim Vorhang abgeſtreift und im leichten Hemde ſtand.
Sie rief: Um Gottes Willen! iſt denn für dich kein Rath?
Ich ſeh', daß deine Thorheit dich nicht verlaſſen hat.
Da führt' ich ſie von hinnen und hinter uns im Raum
Zog ſie auf unſre Spuren des Kleids geſtickten Saum;
Bis nun aus dem Gehöfte der Zelt' hinaus es ging
Und uns des Thales Ried zwang mit Sand und Dün' umfing;
Wo ich an beiden Schläfen ſie faßt' und zu mir zog,
Die über mich ſchlankwüchſig und ſchwellend her ſich bog;
Die zarte, weiße, feine, anmuthig überall,
Ihr Bruſtbein iſt ein Spiegel, ein glatter von Metall.
So ihr, wie an der Perle, iſt Weiß mit Falb gemiſcht;
Von Waſſer, das kein Fußtritt berühret, iſt ſie erfriſcht.
Sie bog ſich ab und zeigte zwei Wangen und ein Paar
Von Augen, gleich der Hirſchkuh, bei der ihr Junges war,
Und einen Hals des Rehes, dem keine Schönheit fehlt,
Wenn ſie empor ihn hebet, mit goldnem Schmuck vermählt,
Und dunkle Lockenfülle, die um den Nacken hängt,
Wie ſich am Schaft der Palmen der Dattelbüſchel drängt.
Es kräuſeln in die Höhe verlorne Löckchen ſich,
Weil hier ein Ringel flattert, dort eine Flecht' entwich.
Am Morgen duftet Moſchus von ihres Lagers Rand;
Spät ſteht ſie auf und gürtet zum Hausdienſt kein Gewand.
Sie leuchtet in dem Dunkel der Nacht, als ob ſie ſei
Die abendliche Lampe des Mönchs der Siedelei.
Nach einer Solchen blicken Verſtändige bethört,
Im Kleide, das halb Frauen, halb Mädchen angehört.
Frei machen ſich die Männer von blinder Liebesluſt,
Allein von deiner Liebe wird nie mir frei die Bruſt.
Wie manchem Widerſacher, der eifrig mich beſtritt
Und guten Rath mir aufdrang, wies ich ſchon ab damit!
(Rückert.)

## 2) Die Regenſchau.

Siehſt du den Blitz gleiten? O ſchau du, Freund, den Glanz
Gleich einem Händewinken im dunklen Wolkenkranz!
War's dort der Leuchtung Zucken? War's in des Klausners Zell'
Die Lampe, deren Docht er getränkt mit friſchem Oel?
Zwiſchen Odheib und Dareiſch, in's Ferne hingeſpäh'n,
Saß ich mit den Genoſſen, den Regen anzuſeh'n.
Von dem der Strich zur Rechten auf Katan ſeine Flut,
Zur Linken aber Jadbul und Situr entlud.
Da wälzte bei Kutheifa das Waſſer Schaum auf Schaum,
Und warf auf's Antlitz nieder der hohen Eiche Stamm.
Es fuhr von ihm ein Schauer hin über Kanan
Und trieb des Berges Gemſen herunter auf den Plan.
In Teima aber ließ er nicht einen Palmenſchaft
Und kein Gebäude, das nicht von Steinen dauerhaft.
Da ſah ich, wie im Guſſe Thebir, der Berg, daſtand,
Ein greiſer Fürſt, gewickelt in's ſtreifige Gewand.
Medſcheimar's Felſenſpitzen, umwogen vom Geſträuch
Des Gießbachs, ſah'n dem Rocken an einer Kunkel gleich.
Im Felde von Ghabit war geſchüttelt aus der Sack,
Als lag' ein Trupp Jemaner dort mit dem Waarenpack.
Da jubelten die Finken des Morgens in dem Hain,
Als hätten ſie den Frühtrunk geſchlürft im Würzewein.
Doch dort lag hingeſchwemmet ertrunkenes Gewild,
Wie ausgeriſſ'ne Knollen des Lauches im Gefild.
(Rückert.)

## 3) Besbaſa.

Besbaſa meint, ich ſei nun gealtert allgemach,
Das Minneſpiel zu treiben, das ſei nicht mehr mein Fach.
Doch hab' ich manchen Tag wohl und manche Nacht ge-
ſcherzt
Mit einer Holden, ähnlich dem Bildchen im Gemach;
Die ihres Buhlen Lager mit ihrem Angeſicht
Hell macht wie eine Lampe, die tränkt von Oel ein Bach;
Die, wann ihr die Gewande der Schlafgenoß entzog,
Sanft auf ihn niederſinkend, nicht gleich dem Berge lag.
Aufſtieg ich zu ihr leiſe, als ihr Geſinde ſchlief,
Wie aus dem Waſſer Blaſen aufſteigen nach und nach.
Dich gebe Gott den Plündrern! rief ſie: du ſchändeſt mich;
O ſiehſt du nicht die Plaudrer, die Laurer hundertfach?
Ich ſprach: Bei Gott, ich weiche von hier und wanke nicht,
Und ob man alle Glieder am Leibe mir zerbrach.
Ich ſchwur bei Gott und ſorgte nicht, ob ich falſch ihr
ſchwur:
Sie ſchlafen Alle, Keiner iſt mehr beim Feuer wach.
Dann kamen wir zur Güte und weich ward unſer Wort;
Ich zähmte, bis ſie nachgab, und o, wie gab ſie nach!
Da ſtand ich auf am Morgen geliebt, und ihr Gemahl
Stand auf, beſtaubt von Unmuth, von Sorg' und Un-
gemach.
Er brüllet gleich dem Rinde, wenn es der Schlächter
würgt,
Und droht mich zu ermorden; kein Mörder iſt er, ach!
Wie ſollt' er mich ermorden? es iſt mein Schlafgenoß
Ein Speer, ein ſcharfgeſchliffner, als wie ein grimmer
Drach'.
Und er hat einen Bogen, der niemals Einen traf,
Und er hat eine Lanze, die niemals Einen ſtach.
Wie ſollt' er mich, nachdem ich hab' ihrem Herzen an-
Gethan die ſüßen Schmerzen, ermorden hintennach!
Das weiß wohl Selma ſelber, wie wohl er iſt ihr Mann,
Daß er iſt ſtark in Worten, doch zum Vollbringen ſchwach.
(Rückert.)

## 4) Muthiger Ritt.

Ich reite, wenn die Vögel noch ſchlafen in der Nacht,
Auf einen Frühlingsanger, wo nur der Hüter wacht,
Auf einen eingehegten von manchem ſcharfen Speer,
Und jede ſchwarze Wolke goß Fülle d'rüber her.
Ich reit' auf einem Braunen, als ginge mir am Zaum
Geſtrafft ward ihm vom Rennen das Fleiſch, ein Weber-
baum.
Aufſcheucht' ich einen Rudel, von Fellen weiß und rein,
Und gleich jeman'ſchen Borten geſtreift an jedem Bein;
Als ob die Truppe, laufend vor Dſchemria vorbei,
Mit wallenden Schabracken ſei eine Reiterei.
Sie ſchirmten auf der Flucht ſich mit einem Flügelmann,
Ramsnaſig, der wohl Schweiß und Gewicht ſich'n laſſen
kann.
Mich trug von einem Bocke das Roß zu einer Geiß;
Und was mir kam zum Schuſſe, das ſchoß ich da mit Fleiß.
Ich ſcheint' als ob mich trüge mit breitem Schwingenpaar,
Mit krummgebognem Schnabel, ein ſtaubumwehter Aar,
Der Haſen auf Schorabba erſtreift im Morgenſtrahl,
Wenn ſich vor ihm verkriechen die Füchſe von Ewral.
Und Vogelherzen, trockne und friſche, um ſein Neſt
Liegen ſie wie die Kirſchen und welker Datteln Reſt.
Sucht' ich des Lebens Nothdurft, ſo hätte wohl mein
Muth,
Nur brauchte nicht zu kämpfen, g'nug an geringem Gut.
Doch hohe Ehre ſuch' ich, gewurzelt feſt wie Eichen,
Und wohl mag hohe Ehren ein Mann wie ich erreichen,
Ein Mann, bis ihm das Letzte des Athems iſt entflohn,
Erreicht des Strebens Ziel nie und läßt nie ab davon.
(Rückert.)

# 2.

# Mohammed.

## 1.

## Die Loſeſtunde.

(Aus dem Koran.)

Die Loſeſtunde,
Was iſt die Loſeſtunde?
Und von der Loſeſtunde wer giebt dir Kunde?
Themud und Ad ſtraften Lügen die klopfende Stunde,

Die Völker Themud's gingen mit großem Geſchrei zu Grunde.
Die Völker Ad's gingen durch ſauſenden Orkan zu Grunde.
Er blies durch ſieben Nächte und acht Tage immerfort.
Da ſaheſt du die Völker wie morſches Palmholz vom Wind herumgetragen,
Saheſt du, daß Einige übrig blieben?
So ging es Pharao und vor ihm ſchon fünf Städten, die verſchlungen wurden mit dem ſündigen Gezücht.
Sie empörten ſich wider den Gottgeſandten, da ergriff ſie des Herrn ſchweres Strafgericht.
Und als die Waſſer ſich empörten, trugen wir dich auf der Ströme ſchneller Fahrt,
Euch zum Angedenken, daß in eurem Ohr bleibe wohl verwahrt.
Und wenn in die Poſaune geblaſen wird mit einem Stoß,
Wenn Erde und Berge emporgehoben und zerriſſen werden durch einen Stoß,
An jenem Tage fällt die einfallende Stunde,
An jenem Tage gehen die geſpaltenen Himmel zu Grunde.
Die Engel gehen neben her und tragen den Thron, wo ruht der Herr.
An jenem Tage tragen ihn ihrer acht.
An jenem Tage werdet ihr vorgeführt und Keiner entgeht des Herren Acht.
Denen das Buch gegeben wird in die rechte Hand, denen wird geſagt: lies in meinem Buch.
Ihrer wird ewige Luſt warten,
In Edens Garten,
Die Früchte lachen ſie an.
Eſſet und trinket für das, was ihr in verfloſſener Zeit Gutes gethan.
Diejenigen, denen das Buch gegeben wird in die linke Hand, die ſagen:
O wäre doch mir nicht gegeben worden das Buch!
Dann wüßte ich Nichts von Rechenſchaft.
O ginge ich durch das Loos zu Grunde!
Was nützt all' mein Gut und Habe?
Meine Herrſchaft ich verloren habe.
Nehmet ihn, und bindet ihn!
In die Gluten werfet ihn!
Mit einer Kette, ſiebzig Ellen lang, feſſelt ihn!
Denn er glaubte nicht an Gott,
Theilte mit den Armen nicht ſein Brot.
Darum hat er keinen Freund gefunden,
Keine Speiſe, als den Eiter der Wunden,
Von welchem nur der Verdammte ißt.
Ich ſchwöre nicht bei dem, was ihr ſehet,
Auch nicht bei dem, was ihr nicht ſeht.
Daß dieſes Buch die Rede iſt eines großen Propheten,
Nicht das Wort eines Poeten.
O wie Wen'ge von euch werden bekehrt!
Nicht das Wort eines Wahrſagers.
O wie Wenige von euch werden belehrt!
Eine Sendung vom Herrn der Welten.
Und hätte ſich Dieſer Worte zu ſchmieden unterſtanden,
Wir hätten ihn genommen bei der Hand,
Hätten ihm die Pulsader abgeſchnitten,
Niemand von euch hätte uns davon gehindert.

(Hammer.)

## 2.

## Der Tag des Weh's.

(Aus dem Koran.)

Bei den aufeinander folgenden Sendungen vom Himmel,
Bei der Sterne Getümmel,
Bei den Engeln, welche die Flügel ausbreiten,
Bei den Verſen des Koran's, welche die Wahrheit deuten,
Welche Ermahnungen geben,
Verheißungen und Drohungen für dieſes und jenes Leben: —
Es kommt der verheißene Tag!
Wenn die Sterne ohne Licht bleiben
Und die Himmel ſich zerſpalten,
Wenn die Gebirge zerſtäuben
Und die Gottgeſandten Wache halten.
An welchem Tag?
Am Tag der Trennung.
Wer gibt dir Erkenntniß vom Tag der Trennung?
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Schufen wir euch nicht aus ſchlechtem Waſſer
Und ſetzten euch an feſten Ort
Bis auf beſtimmte Zeit?
Dies konnten wir; wohl Denen, die es können!
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Machten wir nicht die Erde beſtändig,
Daß ſie euch faſſe todt und lebendig?
Setzten wir nicht die Gebirge euch zu Hut?
Wehe den Lügnern an jenem Tag!
Tränkten wir euch nicht aus des Euphrat's Flut?
Geht in die Pein, die ihr leugnetet, ein,
In die ſchwarzen Schatten, dreifach ſchlagen ſie zuſammen,
Da iſt keine Rettung aus den Flammen,
Die Flammen ſprühen hell,
Die Schatten thürmen, wie ein Caſtell,
Es gleicht der Brand einem rothen Kameel.
Das iſt der Tag,
Wo Keiner zu reden und ſich zu entſchuldigen vermag.
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Das iſt der Tag der Trennung (der Böſen von den Frommen).
Wir verſammeln euch mit dem Geſchlechte, das vor euch gekommen.
Wenn ihr liſtig ſeid, brauchet Liſt.
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Die Frommen weilen an Quellen, von Schatten überhangen,
Sie haben Früchte, wie ſie verlangen,
Eſſet und trinket fröhlich für's Gute, das ihr begangen.
So lohnen wir Diejenigen, die dem Guten nachhangen.
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
Wenn man ihnen ſagt: verbeugt euch, verbeugen ſie ſich nicht.
Weh' den Lügnern an jenem Tag!
An welche Sage glauben ſie denn hernach?

(Hammer.)

## 3.

## Die Höllenſtampfe.

(Aus dem Koran.)

Weh' dem Lügner, der den guten Namen ſtreift!
Weh' dem, der nur Schätze auf Schätze häuft!
Weil er ewig ſich auf ſeinen Reichthum ſteift.
Weh'! hinunter in die Höllenſtampfe!
Weißt du, was das iſt, die Höllenſtampfe?
Feuer Gottes iſt es, hochaufragend,
Ueber Herzen wild zuſammenſchlagend,
Glut, wie in ein Gewölbe zuſammengebogen,
Flammen, hoch wie Säulen aufgezogen.

(Hammer.)

## 4.

## Das Paradies.

(Aus dem Koran.)

Die Gerechten trinken Wein, gemiſcht mit Flut vom Kampherquell.
Davon trinken die Diener Gottes, das Waſſer leiten von Stelle zu Stell',
Die ihr Wort halten und den Tag fürchten, deſſen Uebel weit wird ſtreuen.
Die aus Liebe Gottes ſpeiſ'ten die Armen, Sklaven und Waiſen,

Sagend: wir speiſen euch Gottes wegen und wollen
weder Dank noch Lohn.
Wir fürchten vom Herrn den Tag voll Trotz und Hohn.
Deswegen ſchirmte ſie der Herr vor'm Uebel dieſes Tags,
Und ihnen heiteres Geſicht und Freude,
Er lohnte ihre Geduld mit dem Paradies und mit Seide,
Dort ruhen ſie auf weichen Matten, fühlen weder Froſt
noch Hitze,
Es wallen über ihnen kühle Schatten
Und Früchte neigen ſich von der Bäume Zweige.
Es kreiſen Schalen aus Silber von gebührendem Maß.
Sie trinken Becher gemiſcht mit dem Gewürz Zendſchebil,
Von dem Quelle genannt Selſebil.
Es kreiſen um ſie ewige Jünglinge, zerſtreuten Perlen
gleich,
Und ſchauſt du daher, ſiehſt du ewige Gnade und das
himmliſche Reich.
Im Kleide aus grüner Seide, mit Gold geſtickt,
Sind ſie mit ſilbernen Armbändern geſchmückt,
Es tränkt ſie der Herr mit reinem Trank,
Das iſt ihr Lohn, das iſt für ihre Mühe der Dank.

(Hammer.)

## 3.

## Motenebbi.

### 1.

Einem Stamme gehör' ich an, deß tapfere Recken
Wahrer Edel beſeelt, länger zu wohnen im [illegible].
Keine Stunde vergeh', die mich nicht bringe zu Ehren,
Und kein Drohung, welcher Bedrängung erzeugt.
Wär'ſt du nicht von Geburt die Tochter des edelſten
Vaters,
Wäre des Adels genug, daß meine Mutter du biſt.
Freut ſich deines Tod's der Blick frohlockender Neider,
Denen gebarſt du in mir, der ihre Naſen zerbeut,
Welcher die Fremde durchirrt, Nichts achtend als eigene
Seele,
Feindes Schwertes Wort achtend allein als Befehl.

(Hammer.)

### 2.

Keine Lagerſtätt' iſt auf dem Sattel des Hengſtes
Und mein Hemde iſt Panzer aus Eiſen und Stahl.
Immer und ſtets durchſtreich' ich das Land, ein ewiger
Wanderer,
Untergeht mein Stern, aber es hebt ſich der Muth.
Laß mich leben in Ruh, denn iſt's viel beſſer, zu ſterben
Unter der Lanzen Geklirr, unter der Fahnen Geſang.
Frei u der Lanzen vertreiben geſchwinde die Stacheln
des Verdruſſes.
Nur der Buſen wird ſchnell von dem Neide geheilt.
Lange genug haſt du gelebt unruhiges Leben,"
Wenn du geſtorben biſt, wirſt du von Niemand beklagt.
Bei begehre denn Ruhm, und laß es im Treiben der
Helle,
Fliehe die Schmach, wär' ſie ſelber in Eden zu Haus.
Wer in Gefahren ſich ſtürzt, iſt vor dem Tode ge-
ſchützet,
In die Flucht geht bis an den Nacken der Held.
Nicht vom Stamme wurd' ich geadelt, ich adelte ſelben,
Stolz auf eigenen Ruhm, nicht auf der Ahnen Ge-
ſchlecht.
Iſt es zu wundern, wenn ich verwundert mich ſelber
bewundere,
Da ich nichts Höheres kenn' aber den eigenen Geiſt?
Ich ausdörrend den Thau der Großmuth, der Herr
des Gerüchtes,
Feinden ein tödliches Gift, Neidern ein Stachel
im Aug'.

(Hammer.)

### 3.

Jeder thäte gern Gutes ſich, wenn es angeng' ohne
Noth;
Doch Freigebigkeit bringt Armuth und die Tapferkeit
den Tod.

(Rückert.)

### 4.

Wir ſind in einer ſolchen Zeit, wo es den Meiſten an-
zurechnen iſt als Wohlthun, wenn ſie übel nicht gethan.

(Rückert.)

### 5.

Ich bin feige, wenn der Abſchied meiner Lieben mich
befällt;
Aber wo den Tod das Leben vor ſich ſieht, bin ich ein
Held.
Feindes Droh'n kann meinem Herzen nur mehr Härte
geben,
Doch die Scheltred' eines Freundes macht mich furcht-
ſam beben.

(Rückert.)

### 6.

Leben iſt dem leicht, der nicht weiß oder der vergißt
Beides, was vergangen und was zu erwarten iſt.
Nach des Thäters Hingang bleiben ſeine Thaten ſteh'n
Eine Zeitlang, um nach ihm von hinnen auch zu geh'n.

(Rückert.)

### 7.

Du, klage vor den Leuten nicht! du wirſt damit ſie
laben,
Als klage ein verwundet' Roß den Geiern und den
Raben.

(Rückert.)

### 8.

Ich möcht' ein Herz nicht haben, deß ganzes Glück
umfing
Eine Reihe blanker Zähne, ein offner Augenring.
Die Schöne, die dich anſchmachtet, verſperret dir nicht
dein Glück,
Und fühlſt, wenn ſie dich einlädt, dich nicht dazu zurück.
Laß mich, daß ich erreiche, was nie noch ward erreicht!
Schwer iſt der Weg der Ehren und der der Schande
leicht.
Du freilich wünſcheſt Ehre wohlfeilen Kauf's für dich;
Der Honig iſt zu kaufen nicht ohne Bienenſtich.

(Rückert.)

### 9.

Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtrevier,
Der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier.

(Hammer.)

## 4.

## Asmai.

### Die drei Mädchen.

Im Prunkgemach, worin die kühle Luft
Durchwürziget von reichem Ambraduft,
Da ruhten in behaglichem Verein
Drei ſchöne Kinder traulich und allein.
Und man beſchied, geheime, zarte Sachen
Im Wettgeſange reimend kund zu machen;
Ein Beutel Goldes ſollte für den Sieg
Und ich der Richter ſein in dieſem Krieg.
Nicht ohne Scheu ſofort zum Anbeginn
Verkündete die erſte Sängerin:
„Ich ſchlummerte; da nahte meine Luſt
Und weckte nicht — o trauriger Verluſt!“

Die andere, nicht ohne Rückbehalt,
Entſchleierte ſich im Sange dergeſtalt:
„Mit meinem Freund im Traume koſt' ich;
O träumte mir ſo ſchön allewiglich!“
Nun kam die Reih' auch an die dritte Schöne
Und es verriethen ihre Zithertöne:
„Sink' ich dahin in ſeinem Arme ſüß,
Mein Lager wird zum Roſenparadies.“
Drauf hat man eine Florin abgeſendet
Und mir die Perle ſämmtlich eingehändet.
Ich krönte raſch den dritten Wettgeſang,
Denn holde Wahrheit athmete ſein Klang.
Noch aber iſt die Märe nicht geendet;
Bald wurde mir noch Etwas eingehändet:
Ein Beutel mit Dukaten ward geſendet,
Die Siegerin, was ich ihr zugewendet
Durch meinen Spruch, das hat ſie mir geſpendet.
(Daumer.)

## 3.

## Hariri.

### 1) Abu Seid.

Von Ghaſſan's Wurzeln bin ich geboren,
Mir ward zur Wohnung Serug erkoren,
Ein Haus an Schimmer der Sonne gleich,
Ein Erdenhimmel mit gold'nen Thoren.
O welches Leben, das ich gelebt,
O welches Eden, das ich verloren!
Wo ich gewandelt in Luft und Luſt,
Vom Moſt der Jugend und Rauſch durchgohren,
Des Wohlbehagens Gewand geſchleift
Durch Gärten, dicht wie das Haar des Mohren,
Bereit zu dienen auf meinen Wink
Und auf mein Lächeln ſich zu bethören.
Wenn Kummer hätte zu tödten Macht,
Er müßte tödtlich dieß Herz durchbohren,
Und ließ' ein Glück ſich zurückbeſchwören,
Mein Seufzen hätt' es zurückbeſchworen.
Der Tod iſt beſſer für einen Mann,
Als ſo zu leben, wie Vieh geſchoren,
Vom Naſenringe der Schmach geführt,
In wunder Seite des Schickſals Sporen.
Den edlen Löwen verleidet Welt's,
Zauſt die Hyäne bei Mähn' und Ohren.
Wenn eine Thörin das Glück nicht wäre,
Wär' es mit Huld nicht beglücken Thoren;
Und wenn's die Kleider nach Manneswerth
Vertheilte, hätt' ich nie nackt gefroren.
(Rückert.)

### 2) Herrendienſt.

Eine Zell' in dem Stall iſt beſſer,
Als Beſtallung zur Ehrenſtelle.
So unſicher iſt dieſer Boden
Wie beweglichen Sandes Welle.
Knecht zu ſein dem Herrn iſt beſchwerlich,
Und gefährlicher ſein Gefälle.
Wankelmüthig iſt ſtets ein Herr,
Schnell Gnadenwind läßt er ſchnelle;
Bäume pflanzt er und ſchält den Stamm,
Baut ein Haus und zerbricht die Schwelle.
Beſſer, daß du durch Wüſten fahreſt
Oder flüchteſt in eine Zelle,
Als zu träumen von Gehalt, daß
Nackt dich weckt des Morgens Helle.
(Rückert.)

### 3) Grabrede.

Der du dich nennſt verſtändig,
Wie lange rennſt unbändig
Und deinem Herrn abwendig
Du deinen Thorenlauf?
Verachteſt die Belehrung,
Verweigerſt die Bekehrung
Und ſcheueſt die Beſchwerung
Der Pflicht, die dir liegt auf,
Und mahnt dich nicht die Bahre
Und nicht die grauen Haare
Und nicht die Flucht der Jahre?
Iſt denn dein Ohr ſchon taub?
Du ſeh'ſt vor deiner Krippe
Und ſiehſt, wie das Gerippe
Schwingt hinter dir die Hippe,
Und zitterſt nicht wie Laub?
Geſäugt an Thorheits Brüſten,
Gegängelt von den Lüſten,
Irregehend in den Wüſten,
Wirſt du des Todes Raub.
O horch, der Löwe brüllet,
Der ſeinen Schlund nie füllet!
Doch du, von Wahn umhüllet,
Wirſt füllen deinen Bauch?
Wie lange willſt du irren,
Wie wilde Tauben girren,
Wie Nachtgevögel ſchwirren
In jedem dunklen Strauch?
Wie lang' in Freveln ſcherzen,
Und nicht bereu'n von Herzen?
Wie lang' dein Antlitz ſchwärzen
Mit eklem Sündenrauch?
Vor deines Herren Strafen
Willſt du nur ſorglos ſchlafen;
Und dann, wann ſie dich trafen,
Wachſt du mit Winſeln auf.
Der Wahrheit ein Empörer,
Der Mahnung trotz'ger Hörer,
Bereit, mit dem Bethörer
Zu ſchlürfen jeden Rauſch;
Wie lange willſt du ſchnaufen
Und Herzeleid dir kaufen?
Zuſammenſcharren Haufen,
Bis man dich ſcharrt zu Hauf'?
Wie lange wird es währen,
So wird es dir ſich klären;
Dann weinſt du blut'ge Zähren
Und ſeufzeſt Flammenrauch.
Mir iſt, als ob ich ſähe,
Wie ein dich ſchlingt die Jähe
Des Grab's, und deine Nähe
Wird nah' an jenem Hauch.
Da muß der Leib ſich ſtrecken,
Daß ihn die Würmer ſchmecken;
Dann wird man dich erwecken
Und ſammeln deinen Staub.
O ſchaue nicht zurücke!
Vor dir ſteht dort die Brücke,
Als ob ein Schwert ſich zücke;
Darüber geht dein Lauf.
Und dies iſt das Gefilde
Wo Gilde nicht der Gilde,
Und Blutsfreund nicht zum Schilde
Dem Blutsfreunde dienet auch.
O rüſte dich bei Zeiten!
Dort werden für dich ſtreiten
Nur deine Frömmigkeiten
Und des Gebets Hauch.
Verwende du zum Frommen
Dir ſelbſt und allen Frommen,
Das Gut, das zugekommen
Von Gott dir zum Gebrauch.

Sei aller Schwachen Steuer
Und aller Armen Scheuer
Und aller Kalten Feuer
Und aller Durſt'gen Schlauch.
Sei gegen Güt'ge gütig,
Nicht gegen Wüth'ge wüthig
Und wiege übermüthig
Im Glücke nicht dein Haupt.
Nicht fahre doch in Lüften
Und ſchweige nicht in Düften.
Gedenke, daß in Grüften
Der Erde Luſt verſtaubt.
Gib, was du haſt, zum Troſte
Und ſammle nicht dem Roſte,
Schatte, bevor vom Froſte
Wird dein Gezweig entlaubt!
O ſtaple nicht und ſpeich're,
Verſage nicht, noch weig're,
O gib, und dich bereichre
Mit Segen, den Nichts raubt.
Gewöhne deine Hände,
Zu geben Spend' um Spende,
So gibſt du leicht am Ende
Dein Leben ſelber auf.
Dieß ſind, die ich dir gebe,
Die Lehren, darnach lebe
Und dann vor'm Tod nicht bebe;
Heil dem, der hört und glaubt! (Rückert.)

## 4) Lob des Weines.

Der Wein iſt der Glättſtein
Des Trübſinns, der Wetzſtein
Des Stumpfſinns, der Brettſtein
Des Sieges im Schach.
Ja, Wein iſt der Meiſter
Der Menſchen und Geiſter,
Der Feige macht dreiſter
Und ſtärker, was ſchwach,
Der Krankes geſund macht,
Hohlwangiges rund macht,
Verborgenes kund macht,
Und Morgen aus Nacht.
Sprich, weißt du was beſſer
Als Schenkengewäſſer
Und brauſende Fäſſer
Und Taumelgelag?
O ſüße Feier,
Wann Kanane, ſich freier
Gebärdend, die Schleier
Der Sitte durchbrach.
Erſt wo die Tapeten
Des Zimmers ſich drehten
Wie Sonn' und Planeten,
Iſt Himmel erwacht.
Drum höre mich immer
Und ſchelte mich nimmer
Und denke nicht ſchlimmer
Von meinem Geſchmack.
Laß Labe dir ſchenken
Vom lieblichen Schenken,
Dem Liebe zu ſchenken
Das Herz iſt gemacht,
Und ſchmilz ohn' Erröthen
Beim Tone der Flöten,
Der Felſen kann nöthen
Zu ſpringen mit Ach.
Und trotze dem Rather,
Dem murrenden Kater,
Und trotze dem Vater,
Der das unterſagt.
Gib, daß dich nicht irre
Das Thorengeſchwirre,
Dein Ohr dem Geklirre
Der Gläſer in Pacht!
Geh', thue was Luſt macht,
Was lebensbewußt macht,
Was kühl dir die Bruſt macht,
Die Wunſch hat entfacht.
Geh', ſtelle die Netze
Und fang', was ergötze,
Was lieblich iſt, hege,
Was ſchön, nimm in Acht!
Dabei ſei geſellig,
Den Freunden gefällig,
Mit Guten einhellig,
Freigebig nach Macht.
Und gehſt du vom Orte,
So traue dem Worte:
Wer klopft an die Pforte,
Dem wird aufgemacht. (Rückert.)

---

## 5) Der Schulmeiſter von Hims.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Mich zog ein Verlangen bergauf und thalab — nach Haleb*) — und ich war damals munter und aufgeräumt, — wohlgeſattelt und aufgezäumt, — raſch wie ein Vogel auf ſeinem Gefieder, — ſo ließ ich in den Luſtgärten dort mich nieder, — in der Mitte von Wonnen und Freuden, — Bronnen und Gebäuden — und begann die Tage zu vergeuden, — um meinen Wunſch zu letzen — und meinen Durſt zu netzen. — Als nun des Herzens Begierde nachließ — und der Sturmwind des Genuſſes gemach blieſ, — ſchwang nach kurzer Raſt — auf dem grünen Aſt — der ungeduldige Rabe des Zuges — ſich auf zur Luſt des Weiterfluges, — und ich ſchritt mit Tagesanbruch zum Aufbruch, zum Abzug mit gutem Anzug und Aufzug. Ich war vom Uebermuthe verſucht, — mein Wanderſchiff zu ſteuern in die Bucht — von Hims,**) das berühmt iſt durch die Zucht — von Thorheitsgewächs und Narrheitsfrucht. — Als ich nun abgeſtiegen vor ihren Thoren, — erblickte ich nebenaus auf einer Grüne — aufgeſchlagen eine Lehrbühne — von einem Scheich, der, zu ſchließen nach ſeinen Schläfen, — über den Schaum hinaus war gelangt zu den Hefen, — umgeben von einem Rudel Knaben, — durcheinander wie Tauben und Raben, — wie kleine und große Buchſtaben. — Ich nahte mich und ſuchte im Schilde nichts Schlimm's, — als nur die Abſicht, zu erforſchen die Weisheit von Hims; — er aber war Keiner von den Gaſtverhöhnern — und erwiederte meinen Gruß mit einem ſchönern, — hieß mich niederſitzen in Mitte der Heerrunde, — und fuhr mit Würde fort in der Lehrſtunde, — indem er deutete mit dem ſchwanken Stäbchen, — nach einem ſchlanken Knäbchen, — rufend: du Melkkälbchen, — du Seeſchwälbchen, — auf! und zeige mir Glied für Glied — zwiſchen G und Gh den Unterſchied! — worauf Jener anhob ohne Zaudern — und vortrug ohne Schaudern:

Zeichen ſind des Koran's Verſe Gläubigen;
Doch was an dir iſt, mußt du uns zeigen.
Teichen ſüßen Waſſers fehlt's an Fiſchen nicht,
Guten Oefen fehlt es nie an Feigen.
Reichen dünken ſich die Bettler gleich, wenn ſie
Trunken ſich die Hand gereicht zum Reigen.
Eichen haben feſte Wurzeln tief im Grunde,
Nur dem Schilfrohr iſt das Schwanken eigen.

Der Lehrer ſprach: Brav, mein Pavianchen, — mein Silberfaſänchen und Goldhähnchen! — Ich finde keinen Unterſchied zwiſchen deiner Eigenſchaft — und einem Eichenſchaft; — du verſprichſt zu werden kein ſchwacher Schwager, — ſondern ein wacher Wager — und zäher Jäger, — an den ſich wagt kein Widerſacher und Wider-

---

*) Aleppo.
**) Emeſa in Syrien.

ſagen. — Dann rief er: Maſtkätzchen, — Schreimätzchen! — und Antwort gab ihm ein Junge wie ein Schätzchen. — Der Lehrer ſprach: Komm und entwickle mir geſcheut — zwiſchen T und D den Unterſcheid. — Und heranhob Jener wie ein Täubchen — und anhob er wie ein [illegible]:

Beiten iſt ein Wort für weilen, alt und gut;
Wähle nach Gefallen zwiſchen beiden!
Leiten ſollſt du die Verirrten auf den Pfad,
Nur mitleidend tröſten, die da leiden.
Weiten Ländern zieht er zu ein Stamm, wann eng
Werden für ſein Vieh der Heimat Weiden.
Saitenſpiel und Wein ſtell' auf die Seit' und fromm
Kleide dich in Wolle, nicht in Seiden.

Der Lehrer ſprach: Du Witzjunge, — du Blitzjunge! — ich ſehe, daß du biſt von den Geſcheiteren, — die unterſcheiden zwiſchen Prügeln und Schreiten. — Dann rief er: Ringlöckchen, — Springböckchen, — mit dem Klingglöckchen! — Und ihm gab Antwort eine Junge friſch wie ein Funke, — wie ein Vogel, der auffliegt vom Tranke. — Der Lehrer ſprach: Du in der Wiſſenſchaft kein Laie, — ſondern ein Leu, ſage mir den Unterſchied zwiſchen ei und eu! — Und jener räuſperte ſich gründlich — und äußerte ſich bündig:

Eitern muß die Wund', in welcher ſteckt der Pfeil;
Jedes Weib gibt ihre Milch in Eutern.
Leitern dienen zu beſteigen hohen Baum,
Deuten, dunkle Texte zu erläutern.
Heitern Sinnen iſt die Zerſtreuung angenehm
Und verdrießlich dummen Bärenhäutern.
Weitern muß der Bauersmann das Rain, der Fürſt
Führt den Krieg mit Reitern oder Reutern.

Der Lehrer ſprach: Trefflich, mein Lämmchen! — vortrefflich, mein Stämmchen! — übertrefflich, unübertrefflich, mein Flämmchen! — Dann rief er: Neuntödter! — Leuntödter! — Da ſtellte ſich ein Knabe wie ein Baumſchießer. — Der Lehrer ſprach: Du, den ich mir erkür' und erkor, — deſſen Verſtand ſprengt Thür und Thor, — ſage mir den Unterſchied von Für und Vor! — Worauf ſich Jener zurechtlegte — und ſeine Zunge zum Gefecht regte:

Vorſprach' halt' im Vorderrath'n vor'm Nachbarsthor,
Fürſprache ſuch' im Himmel dir und im Palaſt.
Vorliebe für die eignen Kinder ziemt dem Mann,
Fürlieb mit dem ihm Vorgeſetzten nimmt ein Gaſt.
Vorwitz iſt lächerlich, wenn er für Witz ſich hält;
Vorſicht und Fürſicht iſt des Schiffes Steu'r und Maſt:
Gott ſieht für dich, wo du nicht ſiehſt, nur ſieh vor dir,
Heil dir, daß du den Für- und Vorſprecher haſt.

Da rief der Lehrer: Heil dir, mein Stolz, — du grünes Holz — aus gutem Holz! — Du brauchſt für deinen Mund keinen Vormund; — für dich geſchaart ſich's Gunſt im Hintergrund und im Vordergrund; — ich fürchte nicht für dich, — denn vor dir fürchten die Furchtbaren ſich. — Dann rief er: Bitterkorn, — Ritterſporn! — Da trat hin ein Knabe wie ein Gewitterſtern. — Der Lehrer ſprach: Nun, du Weisheitseinſchwärzer, — du Buchſtabenausmerzer, — du Weinwäſſerer — und Sprachbeſſerer, — auf! und ſprich deinen Grabſpruch — über den Buchſtab, der erwirkt hat den Stabbruch, — und verdient den Lebensabbruch und Abſpruch! — Worauf Jener blos zog und ſo gegen das S losflog:

Jo, Grabesdunkelſunken ſchwör' ich Hülfgenoß
Mich zur Mitarbeit' aller Ehrverheerer.
Künftig ſei mein Lebenslauf ein Lebenlauf
Und ein Zerſtörer aller Ehrverheerer.
Nie mehr wandeln will ich zwiſchen Frühlingsau'n,
Die ſind vorbei, Frühlingau'n ſind heiter.
Glücklos ſei mein Glücksloos, meine Liebesnoth
Liebe Noth, die ohne S iſt ſchwerer.
Auch mein Blutsfreund mög' ein Blutfreund ſein und mein
Glaubenslehrer ſei ein Glaubenleerer.
Und zu eſſen gebe künftig Niemand was
Mir und jedem edlen Eſſverzehrer.

Der Lehrer ſprach: Wohl, mein Knappe! — nicht ſcheue dir dein Kappe! — Denn der Krieg iſt ſchwer und der Sieg iſt hehr. — Dann rief er: Nun, du Feierfertiger, — Blutwendiger, Milchbärtiger, — der du gerne dein Schultierchen — machſt zu einem Buhltierchen, — ſprich die Verſe, deren jeder mit „gethan“ hebt an — und jeder ausgeht mit gethan! — Da erhob ſich ein zierliches Sträußchen — wie ein girrendes Täubchen — oder wie ein ſchaumiges Läubchen, — und begann:

Wohlgethan iſt ſie an jedem Glied des Leibs,
Deren Anblick mir im Auge wohlgethan.
Angethan hat ſie mir's ganz, die ganz und gar
Iſt mit dem Gewand der Anmuth angethan.
Zugethan bin ich mit allen Sinnen ihr,
Die ein Ohr nie meinen Bitten aufgethan.
Abgethan hat ſich der Hoffnung mein Gemüth,
Weil ihr Blick ſich hat nach Andern umgethan.
Ausgethan hab' ich aus meinem Herzen ſie,
Weil ſie heimlich einen Andern eingethan.

Der Lehrer ſprach: Tölpel! Du haſt wohlgethan, — du haſt Würze an deinen Kohl gethan. — Dann rief er: Tugendkämpfer, — Jugenddämpfer! — thue hervor mit Ruhe, — was du gethan haſt in deine Truhe! — Da kam ein Wichtchen — wie ein Zeiſichen, — und ſprach mit verzogenem Geſichtchen:

Wenn du nicht der Gier die Augen zugethan,
O ſo iſt's um deines Herzens Ruh' gethan.
O wie lang oft und wie langſam wird bereut
Manches, was da war in einem Nu gethan.
Pilger, übel gehſt du den weiten Weg,
Wo du nicht das Steinchen aus dem Schuh gethan.
Wer bei Zeiten aufbricht, kehrt bei Zeiten ein;
Was einmal muß ſein, wird nie zu früh gethan.
Seele, mach' dich leicht! denn dort, wo jede trägt,
Nimmt dir keine and're ab, was du gethan.

Der Lehrer ſprach: Recht ſo mein Lümmel, — kein Muß iſt an deinem Kümmel. — Drauf rief er: Redetrommel, — der Schnitzwerke Worttrommel! — Du ſtarkſchäftiger! — markkräftiger! — du wohlkräftiger! nicht hohlkräftiger! — Rühr' dich und ſetze mir in Handlung — eines Zeitworts Selbſtlautwandlung! — Da ſprang ein Burſchchen — hervor wie ein Hirſchchen, — und begann, — ohne daß es ſich beſann:

Gelungen iſt mir, was noch Keinem je gelang,
Daß jedem Wünſcher nun ſein Wunſch gelinge!
Verdungen hatt' ich mich um Lohn, den ich bedang,
Allein die Liebſte hielt nicht die Bedinge.
Gedrungen war ihr nicht an's Herz, was mich durchdrang;
Wer hofft, daß einen Stein ein Hauch durchdringe?
Umſchlungen war ich, ohne daß ich ſelbſt umſchlang;
Um meinen Geiſt war ihrer Locken Schlinge.
Erklungen war mein Sinn von ihrer Stimme Klang,
Und zitterte, daß es mit ihr verklinge.
Entſprungen iſt, doch weiß ich nicht wie es entſprang,
Mein Glück; wer weiß, wie Lieb' und Lenz entſpringe!
Gerungen hab' ich lange, bis ich das errang,
Vor dem das Ringen nur mir ſcheint geringe.
Bezwungen hab' ich ſie, von der mich ſonſt bezwang
Ein Blick; nicht fürcht' ich mehr, daß Gram mich zwinge.
Erſchwungen hab' ich meines Wunſches Ueberſchwang;
Zur Sonne trug den Adler ſeine Schwinge.

Der Lehrer ſprach: Gut mein Bengel, — mein Lilienſtengel! — doch haſt du geſchwungen deinen Schwengel. — Mein rühriges Püppchen, — rührendes Zuckerlippchen, — ſchon haſt du eingerührt dein Süppchen.

Geſungen haſt du nicht, wer iſt es denn der ſang?
Mir war's, als ob aus dir die Liebe ſinge.

Dann rief er: Meiſter Klingklang! — Geiſterſingſang! — von ihr beiden, — die ihr nicht ſeid zu ſcheiden, noch zu unterſcheiden, — gleich aus einem Korn entſprungenen Zwillingshalmen — oder aus einem Kern entſchwungenen Zwillingspalmen — ſingt eure doppelt geſchlungenen Zwillingspſalmen, — deren Anfang iſt wie ihr Ausgang — und ihr Anklang wie ihr Ausklang, — nur daß in denſelben Tönen — ſich andre Gedanken verſchönen. — Da traten die Zwei auf — und ſangen frei auf —

der Eine:
Mein Eid iſt pures Gold und gilt dir wenig;
Doch gültig meiner Lieb' iſt ſelbſt dein Meineid.
Mein Reiz allein nicht iſt des Mundes Lächeln,
Auf dieſe Knoſp' empöret ſelbſt der Mai Neid.

Der Andere:
Wo labend das Bewußtſein frohgenügten Tags
Zur Seite ruht, da macheſt du wohl Abend.
Soll Abend kühl erquicken, ſcheu' nicht Mittagsglut!
Nach früher Müh' iſt ſtete Ruh' ſo labend.

Der Eine:
Mit der Nacht kam wie der Mond mein Liebſter,
Weilte lächelnd bis nach Mitternacht.
Mitternacht war hell wie Tag; da tagt' es
Und mein Glück entfloh mir mit der Nacht.

Der Andere:
Wohn' im erwählten Friedensport,
Fern eitlem Glück wohn' immer!
Wo nimmer dich der Neid erblickt,
Erblühe dir Wonn' immer!

Der Lehrer ſprach: Heil euch, ihr Doppler! — mein Segen werde euch zu Theil, ihr Koppler! — Zuerſt, du Seeltreiſter, — Vielverſprecher und Mehrleiſter, — merke das von deinem Lehrmeiſter!

Wenn du wirſt das Frühlingsblüh'n der Au verſteh'n,
Wirſt du wiſſen, wie die Todten auferſteh'n.

Dann du Mondreiner, — du Durchſichtreiner und Durchſcheiner, — behüte das von deinem Wohlmeiner:

Wohin du rufſt, gereut mich nie der Gang;
Wink' und ich bin bereit, als wie die Sonne
Auf deinen Wink, zu Auf- und Niedergang.

Dann ihr Beiden ſelbander — und ihr Alle miteinander, — bewahret dieß von eurem alten feuerathmenden Salamander:

An's Auge
Des Liebſten feſt mit Blicken dich anſauge!
Zur Au
Des Paradieſes blicke! Der Erde Grund iſt zu rauh.
Zu Rauch
Wird werden der Erde Schmelz und des Himmels Azur auch.

Thu' nimmer,
Was die Meiſten thun immer.
O nähre
Dich lieber ohn' Aehre als ohn' Ehre.
Ruh' mehr
Selbſt zu lieben, als Ruhm-Ehr',
Der Reu' ſchloß
Dein Herz und Hand, wer lebt geräuſchlos.
O dem,
Der an todte Kohlen verſchwendet ſeinen Odem!
Eh'r Weiz
Iſt zu ſättigen, als Ehrgeiz.
Die Leidenſchaft
Meide, die Leiden ſchafft.
Forſch', ob
Man dir kein Trugbild vorſchob.
Dürſt' eher,
Als daß du werdeſt fremder Milde Thürſteher.
Baumann
Gottes! pflanze des Glaubens Baum an!
Satan
Sä't Unkraut; du lege gute Saat an!

Scherr, Bilderſaal der Weltliteratur.

Wir ſterben
Und du wirſt erben;
Erblaſſen
Wirſt du dann auch und Andern dein Erb' laſſen.
Zum Eſſen
Wird Gott Jedem ſein Maß zumeſſen.
Friſch immer
Bet' und arbeit' im Frühſchimmer!
Schau munter
In's Morgenroth! bald geht der Luſtſchaum unter.
Bau' munter
Dein Neſt, o Vogel! bald geht der Luſtbaum unter.

Doch was macht mich denn abwendig? — Zwei von der Schaar ſind noch rückſtändig. — Geſchwind, mein Reitgäulchen, — mein Schreitſäulchen, — mein Streitmäulchen! — wickle mir ab dein breit Knäulchen! — ſag' her ohn' Anſtand, — doch mit Anſtand — die Verſe vom Anſtand! — Da kam ein Range — wie eine Stange, — und ſprach mit Geſange:

An Stand iſt ſie ein Hirtenkind, doch eine Königin von Anſtand.
Anſtand es lange Zeit, bis ich eröffnet ihr, wie ſie mir anſtand.
Anſtand ſie mit Geſpielen einſt zum Tanz, da ſtand ich auf dem Anſtand;
Anſtand ich nicht, bot ihr die Hand und ihre gab ſie mir ohn' Anſtand.

Der Lehrer ſprach: Schön, du Buntſcheckiger! — du Rundbäckiger! — Dein Pfund beſteht die Probe, — ich beſiegle deinen Mund mit meinem Lobe. — Dann rief er: Nun, du Spitzfund! — du Witzmund! — du Blitzfund! — Anfacher meiner Freude, — Schindquader am Gebäude! — du Simpel, du Gimpel, du Geldſchnabel! — warſt du bei der Sprachverwirrung von Babel? — ſo ſag' es unerblödlich, — was iſt der Unterſchied zwiſchen redlich, räthlich und röthlich? — Da reckte ſich ein Männchen, — ſtreckte ſich um ein Spännchen, — ſteckte ſich hin wie ein Tännchen, — erkeckte ſich und leerte ſo ſein Kännchen:

Redlich kommt von Reden her,
Doch im Handeln ſei du redlich!
Räthlich iſt von Rath genannt;
Thoren rathen, iſt nicht räthlich!
Röthlich iſt nicht weit von roth;
Meines Meiſters Bart iſt röthlich.

Da rief der Lehrer: Wie ordentlich! — außerordentlich! — meiſterhaft! — muſterhaft! — du Riegel! — du triffſt die Regel nach der Regel. — ich ſtreiche vor dir die Segel. — Du haſt dem Werke die Kron' aufgeſetzt — und deines Lehrers Augen mit Freudenthränen genetzt. — Du lügſt um zu leimen — und trügſt um zu reimen; — du gehörſt zu den Philologen, — die ſo heißen, weil Viele logen. — Und ſo hab' ich nun dir und deinen Genoſſen — die Schreine mit den Perlen des Wiſſens erſchloſſen — und die Wolken mit dem Strome der Weisheit ergoſſen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet; — mit Luſt darin gebadet, — des Staubes und Schmutzes der Unwiſſenheit euch entladet. — Ich habe nach dem Maße meiner Kräfte — euch polirt wie Lanzenſchäfte — und wie Schwerter verſeh'n mit dem Hefte, — daß ihr brauchbar ſeiet zu jedem Geſchäfte. — Ihr habt die Blüthen der Sitte gepflückt — und euch mit dem Schmuck der Bildung geſchmückt; — das gedenket mir und vergeſſet es nie auf der Erde, — wie ich euer gedenken und nie vergeſſen werde, — und feſt ſtehe in Unwankbarkeit — in euren Herzen gegen euren Lehrer die Dankbarkeit. — Jetzt ſinget, zu der Lehrſtunde Schluſſe, — die Vaterſtadt an mit dem Gruße — des Liedes, das auf jedem Tone — zur Ehre von Hims trägt von H eine Krone! — Da verſchlang ſich der ganze Rudel — in einen Strudel, — und ſie ſangen mit feierlichem Gedudel:

Heil'ge, hohe Himmelsheimat, hehre Hims,
Heil! du haſt den Herrn zum Huldverheißer.

[illegible] Hügel, heimlich holdes Haingehege!
Hebt' auch [illegible] kein harſcher Hauch, noch heißer!
Holder Hirſche Heerde hütet hier der Hirt,
[illegible] erhab'ner Herrſcherhäuſer.
Huſſa, huſſa, hurra, hu, hihi, haha,
Halle hell, bis Herz und Hals iſt heiſer.

Dann flog der Schwarm aus einander — und ich blieb mit dem Scheich ſelbander; — der zog aus ſeinem Geſicht hinweg eine Falte — und war Abu Seid, der alte. — Ich war verwundert und erſtaunt, — er aber ſprach munter und liebaufgelaunt: — Steck' ein deines Schwertes Scharten — und behalt für dich, was du mir vorwirfſt werden. Denn vernimm — und denke von mir nicht ſchlimm:

Zugethan iſt dieſe Zeit,
Daß die Weisheit darbt die Starrheit
Ihres Beyfalls, wenn ſie nicht
Geh'n will in den Dienſt der Narrheit.

Uebrigens, was iſt beſſer — als ein Lehrer, — der ein Vater iſt, nicht des Fleiſches und Geblütes, — ſondern des Geiſtes und Gemüthes? — und wo iſt anmuthiger ein Traum, als deſſen der ſteht — in der Mitte von der Jugend Reiſenheit, — deſſen Anhauch den Greis erfriſcht — und in ſeinen Froſt ſanfte Wärme miſcht? — oder welcher Beruf — iſt herrlicher zu des Ruhmes Behuf, — als, der Weisheit Korn, das unvergängliche, — zu ſtreu'n in das Land, das leichtempfängliche, — wenn die Jugend den Klang deiner Rede bewahrt im treuen Herzen, wie die Züge deiner Schrift auf Schreinen, — um ſie der Nachwelt zu überliefern, — wann der Tod zerbrochen hat deines Mundes Kiefern! — Das ſchreib' dir an und leg' es auf dein Geſims, — was ich zu dir geſprochen vor den Thoren von Hims! — So ſprach er und hielt ſich das Ohr zu — vor Allem, was ich ihm ſchwur zu; — er wandte den Rücken und ſchritt mit Würde dem Thor zu, — wo ihm eilte der Bürger Chor zu, — und vor meinen Blicken fiel des Kummers Flor zu.

(Rückert.)

---

## 6) Abu Seid's Schwanengeſang.

Laß deiner Irrungen Aufenthalt,
Der ich ſchon [illegible] Gewalt,
Die Luſtgenoſſen mannigfalt,
Gib auf und laß ſie fahren!
Wein' um die Zeit, die dir verſtrich,
Worin dein Schuldbuch füllte ſich,
Mit Thaten du gefliſſentlich
Gethan, die übel waren.
Wie manche Nacht haſt du vollbracht,
Wo du in Frevel nur gewacht,
Von böſen Lüſten angefacht,
Die Reu' dir geboren.
Wie manchen Schritt haſt du gethan
Mit Wiſſen auf der Schande Bahn,
Und der Gewiſſensbiſſe Zahn
Verlacht mit Spottgeſchaaren.
Wie oft verbrochen haſt du nicht
An deinem Herrn im Sonnenlicht,
Wie oft entweiht ſein Angeſicht
Mit Sünden, offenbaren.
Und ſeinen Zorn und ſeine Huld
Verhöhnend, häufteſt du die Schuld,
Warfſt ſein Gebot mit Ungeduld
Von dir gleich ſchlechten Waaren.
Wie oft geſprochen haſt du Lug,
Wie oft verübt Liſt und Betrug,
Wie oft verletzt, was Pflicht und Fug
Geboten zu bewahren.
Nun kleide dich in Reuemuth,
Und weine laut're Ströme Blut,
Eh' du, verſchlungen von der Glut,
Verloren dich mußt paaren.
Demüth'ge dich vor deinem Herrn
Und deine Schuld geſteh' ihm gern;
Beut Trotz der böſen Luſt, und lern'
Vor deinem Feind dich wahren.
Wie lange gehſt du müßig ſo?
Des Lebens beſter Theil entfloh
Und trug dir nur ein Ach und O,
Willſt du nicht endlich ſparen?
Das Alter hat dich weiß beſtaubt,
Und deiner Scheitel Wald entlaubt;
Wem erſt von Silber glänzt das Haupt,
Der liegt ſchon auf der Bahren.
Wohl, Seele! ſieh' nach einem Hort
Dich um, nach einem Zufluchtsort!
Was dich belaſtigt, wirf es fort,
Und ſchwimm' aus den Gefahren.
Laß die Geſchlechter, die voran
Gegangen ſind, dich mahnen an
Den Schritt, den Jeder noch gethan,
Schwarz oder grau von Haaren.
Blick' um nach einem Weggeleit,
Blick' auf den Tod, er ſteht nicht weit;
Dein Ort wird ſein drei Ellen breit,
Des bloßen, nackten, baaren.
O Haus, das eng behauſende,
Herberg', unheimlich grauſende,
Einkehr, zu welcher Tauſende
Einander nachgefahren!
Nicht iſt zu fürchten, daß dein Thor
Wird ſprengen Weiſer oder Thor,
Nicht wer die Bettlermütz' auf's Ohr
Gelegt, noch wer Tiaren.
Dann das Gericht', das ſcheidende,
Wo Frevelnde und Leidende,
Gewitzigte und Weidende,
Sich vor dem Richter ſchaaren.
Da wird der Preis fromm Lebender,
Vor ihrem Schöpfer Bebender,
Nach ſeinem Antlitz Strebender,
Sich glänzend offenbaren.
Da wird der ewige Verluſt
All' Derer, die gefolgt der Luſt,
Und ſich verſenkt in Sündenwuſt,
Auch furchtbar ſteh'n im Klaren.
O du, auf den ſteht mein Vertrau'n,
Um meine Schuld empfind' ich Grau'n,
Wie ich mit Reu' muß Rückwärts ſchau'n
Nach den verlor'nen Jahren.
O nimm dich an des Knechts im Harm
Und ſeiner Thränen dich erbarm',
Erbarmungsreicher! ich bin arm,
O laß mich Gnad' erfahren!

(Rückert.)

## 5.

# Perſien.

Die perſiſche Literatur iſt eine jüngere Schweſter der arabiſchen, jedoch hat ſie eine nicht unbedeutende Beigabe uralter, aus der altperſiſchen, nachmals durch Zerduſcht oder Zoroaſter reformirten, Naturreligion geſchöpfter Elemente aufzuweiſen. Mit der Einführung des Islam in Perſien wurde die bisher dort herrſchend geweſene Pehlwi-Sprache, die ihrerſeits früher die Zend-Sprache, in welcher Zerduſcht's Lehren (das Zendaveſta) verfaßt waren, verdrängt hatte, von der Parſi-Sprache (dem Neuperſiſchen) verdrängt und zugleich begann das geiſtige Aufſtreben der Nation. Der Mohammedanismus erwies ſich hier durchaus als ſchöpferiſch und fruchtbar. Indeſſen weiſen die Anfänge der poetiſchen Literatur Perſiens noch auf die Zeit unmittelbar vor der Herrſchaft des Islam zurück, in welcher das edle Geſchlecht der Saſſaniden geherrſcht hatte. Einen Fürſten dieſer Dynaſtie, den im ganzen Morgenland als Ideal eines Ritters gefeierten Behramgur, nennen die Perſer ausdrücklich als Gründer der Verskunſt und des Reimes *). Unter Chosru Nuſchirwan's Regierung wurde die unter dem Namen „Fabeln des Bidpai" bekannte indiſche Fabelſammlung in's Perſiſche überſetzt und zu gleicher Zeit verfaßte Bizurdſchimihr das älteſte perſiſche Heldengedicht „Wamik und Asra" (d. i. der Glühende und die Blühende), welches ſpäter vielfachen Umarbeitungen unterworfen wurde. Der Boden, in welchem Islam und arabiſche Cultur ihren Samen ſtreuten, war demnach kein unfruchtbarer, und als ſich erſt die durch die arabiſche Invaſion und Occupation aufgewühlten Elemente niedergeſchlagen und geklärt hatten und durch die Dynaſtieen der Samaniden und Gasneviden Ordnung, Sicherheit und Ruhe hergeſtellt waren, begann unter dem Patronat feinſinniger, wohlwollender Fürſten alsbald die Glanzperiode perſiſcher Literatur.

Um uns die Ueberſicht zu erleichtern, benutzen wir die Eintheilung derſelben in 7 Perioden, wie ſie von Hammer feſtgeſetzt wurde.

1) Von 913 – 1106. In dieſer Periode herrſcht das altnationale Perſerthum in der Literatur vor, niedergelegt in dem Kabusnameh (Buch des Kabus), welches, um 1080 von Kjekjawus abgefaßt, Moral und Lebensphiloſophie lehrt und noch jetzt im ganzen Orient als der trefflichſte Fürſtenſpiegel gilt, in höherem Grade aber noch in dem Schahnameh (Königsbuch, Heldenbuch), gedichtet von Firdewſi (Firduſi), d. i. der Paradieſiſche, eigentlich geheißen Ishak Ibn Schereffah Abul Kaſem Manſur, geſtorben im Jahre 1030 in ſeiner Vaterſtadt Tus. Das Schahnameh, beſtehend aus 60,000 Beit's (Doppelverſen) iſt ein ganz eigenthümliches Dichtwerk, eine mythiſch-hiſtoriſche Dichtung mehr, als ein Heldengedicht in unſerem Sinne, indem es, bis in die fernſte Urzeit Perſiens hinanſteigend, an die Sagengeſchichte der Nation ihre wirkliche knüpft und dieſelbe in edelſter Einfachheit und Schönheit bis zum Untergange des alten Perſerſtaats durch die Mohammedaner herabführt, Mythus, Sage und Hiſtorie in einen dichteriſchen Rahmen faſſend, der dem Ganzen künſtleriſche Einheit verleiht. Schon Anſari (geſt. 1029), einer der Hofdichter des poeſieliebenden Schah Mahmud des Gasneviden, hatte ſich an dieſe Aufgabe gemacht, welche aber zu ihrer Löſung des mächtigeren Genius bedurfte, der in Firdewſi athmete. So iſt das Schahnameh gewiß eines der wunderbarſten Werke des Menſchengeiſtes. Es beſingt nicht einen einzelnen König oder Helden, ſondern eine ganze Nation

---

*) Auf dem Saſſanidenthron
Saß der große Schah Behram.
Seines Thrones Edelſtein
War die Sklavin Dilaram.
Wann mit Luſt er ſprach zu ihr,
Hörte ſie ihn ohne Gram.
Nachzutönen drängt' es ſie
Jedes Wort, das ſie vernahm.
Wie ſein Wort gemeſſen war,
Maß ſie ihres ebenſam;
Und wie er die Rede ſchloß,
Schloß ſich ihre wunderſam.
Dilaram! ſo ſchloß er ſtets
Und ſtets ſchloß ſie: Schah Behram!
Und ſo war der Reim entblüht,
Wie der Held zur Huldin kam.
Darum, Perſer, achten wir
Nicht den Reim für leeren Kram.
Lied, das ohne Reime fliegt,
Iſt an beiden Schwingen lahm.

Fr. Rückert.

iſt der Held deſſelben, doch kann man es ohne Zwang in zwei große Hälften zerlegen, deren erſte das bereits mythiſche Zeitalter mit ſeinem Mittelpunkt, dem Pehlwan (Heros) Ruſtem, umfaßt, deren zweite die hiſtoriſchen Zeiten zum Vorwurf und insbeſondere Iskander (den macedoniſchen Alexander) zum Centrum hat.

2) Von 1106–1203. Hier tritt das nationale Element ſchon mehr zurück, um einerſeits dem panegyriſchen Dichten Platz zu machen, andererſeits in romantiſchen Stoffen aufzugehen. In erſterer Weiſe, d. h. als höfiſcher Lobpreiſer, that ſich in dieſem Zeitraum vor Allen hervor Ewhadeddin Enweri (geſt. zu Balk 1152), während ſein Zeitgenoſſe Senaji (geſt. 1180) in ſeinem myſtiſchen Werke „Hadika", d. i. der Ziergarten, die Myſterien der Gottheit und des Menſchenſeins zu durchdringen verſuchte. Der Hauptglanz dieſer Periode ging aber aus von Niſami (geſt. 1180 in ſeiner Geburtsſtadt Gendſche), der zwar auch als Lyriker ſo fruchtbar war, daß er einen Diwan (Gedichtſammlung, eigentl. Genienverſammlung) von 20,000 Verſen hinterließ, ſeinen Ruhm jedoch vornehmlich ſeinem „Pendſch Kendſch" (d. i. fünf Schätze, auch einfach Chamſe, d. h. Fünfer, genannt) verdankt, unter welchem Geſammttitel nach ſeinem Tode ſeine fünf Hauptwerke zuſammengeſtellt wurden. Dieſe fünf Werke ſind 1) Machſenol-eſrar, d. h. Magazin der Geheimniſſe, ein moraliſirendes Buch; 2) Iskander-nameh (Alexanderbuch), eine Art von panegyriſchem Epos; 3) Choſru und Schirin; 4) Leila und Medſchnun; 5) Heft peiker, d. h. die ſieben Schönheiten, welche drei letztgenannten erzählenden Dichtungen den Triumph der perſiſchen Romantik ausmachen.

3) Von 1203–1300. In dieſer Zeit geben Beſchaulichkeit und theoſophiſche Betrachtung den Ton an, Myſtik und Didaktik gelangen zur höchſten Blüthe. Als Vorläufer dieſer Richtung ſteht Ferideddin Attar (erſchlagen 1226) da, beſonders berühmt durch ſeine „Mantiket-tair", d. i. Vögelſprache, in welcher die Vögel rathſchlagend und geſchichtenerzählend beiſammenſitzen. Ihm folgte der größte myſtiſche Dichter des Morgenlandes, Dſchelaleddin Rumi (geſt. 1262 zu Koniah), der gotttrunkene Pantheiſt, der Stifter der Mewlewi, des berühmten Ordens myſtiſcher Derwiſche, genannt die Nachtigall des beſchaulichen Lebens. Sein Lehrgedicht „Mesnewi", d. i. Doppeltgereimtes, predigt den Sufismus, d. h. die Lehre „des vollkommenſten Pantheismus, des Ausfluſſes aller Dinge von dem ewigen unerſchaffenen Licht und die Vereinigung mit der Gottheit auf dem Wege des beſchaulichen Lebens durch Gleichgültigkeit gegen alle äußere Form und durch Vernichtung ſeines Ichs", ein Pantheismus, der ſich aber keineswegs asketiſch äußert, ſondern meiſt wie ein Jauchzlaut aus dem Herzen ſpringt und alles Schöne in ſeinen bacchantiſch verzückten Reigen hineinzieht. Verräth ſich in Dſchelaleddin Rumi's Geſängen allenthalben myſtiſche Ueberſchwänglichkeit und Trunkenheit, ſo zeigt ihm gegenüber ſein Zeitgenoſſe Moslicheddin Saadi (geb. 1175 zu Schiras, geſt. ebendaſelbſt 1291) durchgehends nüchterne Beſonnenheit und moraliſche Würde, außer in einigen ſeiner lyriſchen Producte, wo er ſich als derber Faun gebärdet. Seine Hauptwerke ſind die zwei berühmten Codices morgenländiſcher Weisheit, Lebensklugheit und Moral, der „Guliſtan", d. i. Roſengarten, und der „Boſtan", d. i. Fruchtgarten.

4) Von 1300–1397, die Glanzperiode perſiſcher Lyrik, das Zeitalter des Hafis, der von den erſten bis zu den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts zu Schiras lebte. Mohammed Schemseddin mit dem Beinamen Hafis, mit dem uns Hammer („Der Diwan des Hafis", Stuttg. 1812) und Daumer („Hafis", Hamburg 1846) in deutſcher Zunge bekannt gemacht, iſt ohne Frage der lauterſte und wahrhafteſte Dichter, welchen im Orient der Kuß der Muſe geweckt. Zu einer Zeit, wo noch im Abendlande die ſtarrſte Orthodoxie ihr bleiernes Scepter ſchwang, ſang dieſer einzige Mann in den Roſengehegen von Schiras ſeine kühnen, von Schönheit und Weltluſt überſchäumenden, in den lachendſten Formen und Bildern eine Fülle der tiefſten Gedanken bergenden, alles Zelotenthum ſcherzend, aber unerbittlich bekriegenden, Phantaſie, Herz und Geiſt gleich zauberhaft ergreifenden Lieder, — gegenüber der asketiſchen Abſtraction den freien und frohen Genuß des Lebens predigend, Ketzerrichterei und Splitterrichterei verhöhnend, die frohe Botſchaft der Liebe und des Weines frohlockend verkündigend, voller Anmuth, Süßigkeit und ſprudelnder Laune, mit weltweitem Blick die Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens beherrſchend.

5, 6 u. 7) Von 1397 bis auf unſere Zeit. Mit Hafis hatte die geiſtige Productivität Perſiens ihren Gipfel erreicht. Eine Steigerung war nicht mehr möglich und das Hinabgleiten von der Höhe erfolgte raſch. Indeſſen treffen wir in Mewlana Dſchami (geſt. 1492) noch auf einen äußerſt begabten und fruchtbaren Dichter, der das, was nach dem Vorgang der großen Epiker, Myſtiker und Lyriker noch zu thun übrig blieb, in höchſter Vollendung in ſich darſtellt, dabei jedoch mehr Correctheit und Glätte des Styls und nachahmendes Talent, als zeugungskräftiges Genie entfaltend. Niſami nacheifernd dichtete auch Dſchami einen Fünfer (Chamſſe), in welchem er theils als Didaktiker in Dſchelaleddin Rumi's Manier auftritt, theils nach Niſami's Muſter die Geſchichten von Alexander, von Medſchnun und Leila, ſowie den bibliſchen Stoff Juſuf und Suleicha romantiſch behandelt. Seinem Fünfer hing er, in Saadi's Fußſtapfen tretend, ſpäter noch den „Behariſtan", d. i. Frühlingsgarten, an. Von Dſchami's Nachfolgern ſind noch zu nennen ſein Schweſterſohn Hatifi, ein würdiger Epigone der perſiſchen Romantik, und Feiſi (geſt. 1605), der in einem myſtiſch-philoſophiſch-lyriſchen Gedicht, betitelt „Serre", d. i. Sonnenſtäubchen, auf die alte Lichtreligion Perſiens zurückwies. Sehr groß iſt der Reichthum der ſpäteren perſiſchen Literatur an Fabel-Märchen und Novellen-Sammlungen, unter welchen auszuzeichnen ſind die „Anwari ſoheili“, d. i. die kanopiſchen Lichter, jene berühmte perſiſche Bearbeitung der Fabeln Bidpai's, dann der von Dſchuwaini verfaßte „Nagariſtan“, ferner das „Tutinameh“, d. i. Papageienbuch, in welchem ein Papagei die Hauptrolle ſpielt. In's 18. Jahrhundert fallen die märchenhaft-novelliſtiſchen Bearbeitungen der Sagen von dem Hexenmeiſter Hatim Ben Ubaid Ben Said und von dem Räuber und Minſtrel Kurroglou. Schließlich iſt noch nachzuholen die Erwähnung des unter dem Titel „Barſunameh“ bekannten perſiſchen Heldenbuchs, welches dem Schahnameh wenn auch nicht an Gehalt, ſo doch an Umfang gleichkommt und ſich ebenfalls mit der altperſiſchen Heldenſage beſchäftigt.

## 1.

## Firdewſi.

### 1.

### Die ſieben Abenteuer Isfendiar's.

(Aus dem Schahnameh.)

#### Erſtes Abenteuer.

Als ſchon die Sonne am Himmel ſteht
Und Morgenwind über Felder weht,
Vom Palaſt her die Pauk' erſchallt
Und davon Erd' und Himmel widerhallt:
Begann der Feldzug nach Turan's Abenteuer,
Das Heer frohlockte wie bei Feſtesfeier,
Und als nun zur Station ſie ankamen,
Sie aus dem Heer einen Tapfern nahmen,
Biſchuten, einen wackern Mann,
Der das Heer vom Feinde wohl bewahren kann.
Zu ihm ſprach der Fürſt: das Heer wohl bewahr'!
Denn mich macht beſorgt Kurkeſſar.
Ich bin Heerführer, ſoll Böſes über mich ergehen,
Soll dieſen Kleinen Nichts geſchehen.
Er legte nun an des Panzers Gewalt,
Die man ihm am Rücken zuſammenſchnallt;
Der Fürſt kam zum Wolfen an die Mark,
Was Wolf! ein Elephant groß und ſtark.
Als die Wölf' die Rüſtung ſchimmern ſah'n,
Die große Keule, mit der er angethan,
Sie alſogleich dem Feinde zurannten,
Wie zwei kampfluſtige Elephanten.
Der tapfre Held den Bogen ſpannte
Und brüllend wie ein Löw' im Streit entbrannte.
Die Böſen Pfeilregen nun ergriff,
Ihr Lauf den Weg zum Lager hin ergriff.
Von Stachelborſten waren ſie erbaut
Und Keiner kam davon mit heiler Haut.
Es ſah der ſtahlherzige Isfendiar,
Daß für beide Hände vollauf zu thun war.
Mit einer zog er das giftige Schwert,
Indeß die andre in die Zügel fährt,
Zerhieb mit dem Schwerte Bauch und Schlund
Und färbt mit ihrem Blut den Grund.
Der Schah erniedrigt ſich dann mit Demuth,
Ohnmächtig ſich bekennend vor Gott mit Wehmuth.
Es wuſch Leib und Waffen Isfendiar,
Bis er durchaus gereinigt war.
Dann wandte ſich der Held zur Sonne,
Das Herz voll von ſchmerzlicher Wonne.
Er ſprach: O Herr der Gnaden und der Macht,
Du haſt vor Andern mich ſtark und groß gemacht,
Du ſchufſt des Elephanten Leib aus Berg und Flüſſen,
Du lehrſt das Gute uns genießen.
Als Biſchuten, der auf der Wache ſteht,
Sah den Herrn begriffen im Gebet,
Hierob Bewunderung ihn ergriff,
Bewunderung das ganze Heer ergriff.
„Ob's Wolf, ob's Elephant geweſen ſei,
„Wenn ſolch Schwert, ſolch eine Hand vereinigt ſei!
„Des Königthums Glanz ſei nicht ohne dich!
„Nicht Groß' und Herrſchaft je ohne dich!“
Nun gingen ſie all' mit frohen Herzen, mit weiten,
Um über ſein Haupt Zeltdach zu breiten.
Es grämte ſich allein nur noch Kurkeſſar
Ob des Wolfskampfs und ob Isfendiar.
Bereitet ward nun ein goldener Tiſch,
Gegeſſen und dann Wein getrunken friſch.
Der Schah befahl vorzuführen den Helden gebunden,
Er zitterte, Schweißtropfen ihm auf der Stirn ſtunden.
Und alſo ſprach zum Kaiſer Kurkeſſar:
Gekrönter, mächtiger Isfendiar!
Wir kommen nun zu einem Löwen,
Vor dem Krokodille ſelber entflohen,
Und Adler, die auch noch ſo tapfer wären,
Sie würden ſich im Streit nicht bewähren.
Deß lacht hellen Herzens Isfendiar
Und ſprach: O Türk', deß Wort und That nicht wahr,
Siehſt du nicht, was Beſtien widerfährt
Von eines tapfern Mannes Schwert!

#### Zweites Abenteuer.

Der Schah berief, als finſter ward die Nacht,
Von hier wegzubringen die Heeresmacht,
Als nun die Sonne pflanzte auf
Am Zelt von Laſur den goldnen Knauf,
Der Feldherr zum Ort der Tapfern kam,
Zum Schlachtfeld der Löwen er kam.
Dem Biſchuten befahl er voranzugeh'n,
Und gab ihm Rath, über was voranzuſeh'n.
Er ſprach: Dies Heer empfehl' ich dir an,
Denn ich gehe abermal voran.
Und als er nahe dem Löwen kam,
In's Löwenherz Weltveränderung kam.
Ein Löw' und eine Löwin, ihrer zwei,
Mit Muth zum Kampf eilten herbei.
Den Leuen mit einem Schwertſchlag er gerbt,
So daß er des Geſichts Farbe verfärbt.
Die Löwin bebt', als ſie ſchaut', wie der Leu
Geſpalten ward vom Kopf bis in die Mitt' entzwei.
Und als zum Kampf ſie ſich entgegenſtellt,
Verſetzt ihr Eins auf das Haupt der Held.
Das Haupt rollet nieder auf Einen Streich,
Ihm Schwert, Hand, Bruſt färbend mit Blut zugleich.
Er wäſcht Kopf und Leib ſogleich in der Fluth,
Gereinigt ſein vor dem Herrn iſt's erſte Gut.*)
Er ſprach: O Herr, der Gerechtes ſchafft,
Zum Löwenkampf gabeſt du mir Kraft.
Zugleich das Heer auf dieſen Platz kam,
Und Biſchuten vom Löwen Augenſchein nahm.
Den Isfendiar er herrlich pries
Und ihn einen großen Fürſten hieß.
Von da ging der Weg nun allzumal
Zum Lager und zum zeltbedeckten Saal.
Man deckte ſtattliche Tafeln auf,
Die Truchſeſſen ſetzten Speiſen darauf.
Er befahl zu bringen den Kurkeſſar,
Er kam ſo ſchlecht geſinnt wie er war.

---

*) Die Reinigung von Blut und allen Flecken Ahriman's war die erſte Pflicht der Parſen, ſolche Reinigungen haben die älteſten Religionen der Welt zur unabläſſlichen Pflicht gemacht, an den Ufern des Nil's wie an denen des Ganges; Sabäer und Hebräer waren dazu verpflichtet. Mohammed hat dieſelben nicht eingeführt, ſondern nur ſanctionirt, und in der chriſtlichen Religion finden ſich die Spuren davon von der Taufe bis zum Weihwaſſer.
Hammer.

Er gab ihm drei Becher roth wie Rubin.
Und als der Wein erhellt des Böſen Sinn,
Da ſprach er zu ihm: O nichtswürdiger Mann,
Was ſteht uns morgen? das ſag' mir an.
Er ſprach: O Schah voll Verſtand,
Das Beſte ſoll immer ſteh'n dir zur Hand.
Da wie Feuerflammen du eilſt,
Daß du dieſe Gefahren zertheilſt.
Ich weiß nicht, was kommen mag morgen,
Und bitte dich, für den Thron zu ſorgen.
Denn wenn du kommſt morgen an beſtimmten Ort,
Erwartet ſicher dich was Böſes dort.
Ein Drach' harret dein mit wüthigem Geiſt,
Der Haifiſch' aus dem Meere reißt.
Durch ſeinen Blick er Feuersbrunſt anfacht
Und ſein Odem wie harte Felſen kracht.
Weil dieſes iſt, du kehreſt zurücke.
Wie ziemt's aber, daß ich dich hinſchicke.
Du mußt dich ſelbſt keineswegs ſchonen.
Dieſe Welt raubte den Geiſt der Begierden.
Der Schah ſprach: du ſchlechter Mann,
Auf deinen Rath hub ich den Zug an,
Du ſollſt ſeh'n, daß mit dem Drachen
Dieß Schwert den Kampf nicht lang ſoll machen.
Der Schah befahl, Tiſchler zu bringen,
Geſchickte Zimmerleute zu bringen.
Er ließ verfertigen einen hölzernen Kaſten,
Den ſcharfe Schwerter rund herum einfaßten.
An dieſen Streitwagen ſpannt der fürſtliche Mann
Zwei Pferde von größtem Werthe an.
Der Schah ſetzt ſich ſelber in den Kaſten
Und reitet an den Drachen ohne Raſten,
Mit Panzerhemd und Helm aus Kabul,
Am Kopf die Binde vom Perlenſtuhl.
So ging an das Abenteuer des Drachen,
Dem der Herr der Welt ein Ende wollte machen.
Die Welt war ſchwarz wie im Geſicht ein Mohr,
Der Mond ſah aus dem Wetter hervor.

### Drittes Abenteuer.

Biſchuten kam zum Königsſitze
An der Spitze des Heers Züge,
Der Schah anlegte den Kaſten
Und empfahl das Heer dem Biſchuten an.
Es rückt' vor der Löwenkaſten fürbaß,
Worin der tapfere König ſaß;
Zwei köſtliche Pferde davon geſpannt,
Kamen gegen den Drachen gerannt.
Der Drach', als er von ferne ſah den Wagen,
Den Kopf, der ſich bäumend einhergetragen,
Bewegt' ſich wie ein Berg mit Getümmel,
Verfinſtert ſchien der Mond und der Himmel.
Die Augenlider wie ein Blutquell floß
Und Feuer aus dem Schlunde ſich ergoß.
Und als er unbeſchreiblich wie ein Vulkan,
Da gähnt ihn die Thierwelt erſchrocken an.
Die Pferde wollten vor ihm ſich flüchten,
Er ſchlug ſie mit dem Schweif zu nichten.
Dennoch rollt ſo Pferd' als Wagen,
Der Rachen ward in Trümmer zerſchlagen.
Als aber die Schwerter drangen in den Schlund,
Ergoß ſich Blut wie Milch aus dem Mund;
Er konnt' von den Schwertern ſich nicht losmachen.
Verzweifelnd dient zur Scheide ſein Rachen.
Der Wagen und Schwerter ihn ſehr grämten
Und alle ſeine Kräfte lähmten.
Der Held aus dem Kaſten ſteigt,
Wie ein Löw' in der Hand das Schwert;
Er brach ihm die Hirnſchal' mit einem Stoß,
Das alles Gift aus in die Erde floß.
Vom Schmerz fiel der Drache ohnmächtig nieder,
Er fiel hirnlos und kraftlos darnieder.
Biſchuten kam eben zu dieſer Zeit
Zum Herrn der Welt dienſtbereit.

Er fürchtet, ihm ſei Übles widerfahren,
Ihm blutet das Herz, Schweiß entfloß den Haaren.
Die Reiter erhoben all' ein Geſchrei,
Sie ſaßen ab und gingen die Pferde vorbei.
Biſchuten daherkömmt mit aller Haſt,
Den Kopf ihm mit Roſenwaſſer benäßt.
Als der Weltfürſt die Augen aufſchlug,
Rief er den Tapferen vom Zug:
Der gift'ge Dunſt hat mich zu Boden geſchlagen,
Denn die Wunden haben Nichts zu ſagen.
Er ſteht auf und ſchwankend gegen den Fluß geht,
Wie Einer, der taumelnd vom Schlaf aufſteht,
Begehrt vom Schatzmeiſter ein Kleid auf der Stell
Und wäſcht ſich Kopf und Körper hell.
Dann hob er auf zu Gottes Thron ſich wieder
Und warf betend in den Staub ſich nieder.
Er ſprach: dem ſtand der Herr bei mit Kraft,
Der dieſen Lindwurm aus dem Weg hat geſchafft.
Vor dir allein, o Herr, beſteh' ich mit Furcht,
Vor Keinem hab' ich als vor dir nur Furcht.
Die Reiter ſchrieen: daß Er gerettet werde!
Und warfen mit dem Kopf ſich All' zur Erde.
Es grämt' ſich deſſen gar ſehr Kurkeſſar,
Denn lebend, nicht todt, iſt Iſfendiar.
Der Schah ſchlug am Waſſer auf das Zelt,
Das um und um von Reitern ward umſtellt.
Man trug Wein und Speiſen auf,
Dem Fürſten zu Ehren ſtand Alles auf.
Es wollte hierauf Iſfendiar
Den Schmerz lindern dem Kurkeſſar.
Er gab ihm drei Becher herrlichen Wein
Und lachte, ſo oft ihm der Drache fiel ein.
Er ſprach: O du ohne Werth und Macht!
Der Kampf mit dem Drachen iſt zu Ende gebracht.
Was wird mir auf nächſter Station vorkommen
Und welcher Schmerz mir noch entgegenkommen?
Kurkeſſar ſprach: Schah von hohem Muth,
Die Geſtirne ſeien dir immer gut!
Auf der Station, wo du morgen wirſt halten,
Erſcheint eine Zauberin vielfarbiger Geſtalten.
Und wer ſie noch immer ſchaute an,
Dem hat ſie auch Etwas angethan.
Sie iſt im Stande, zu verwandeln Wüſten in Meere,
Und daß ſie die Höhen in Thäler verkehre.
Ghul heißen ſie die Fürſten alle.
Bei deiner Jugend! geh' ihr nicht in die Falle.
Du ſollſt, Schah, von dieſem Weg zurückkehren,
Um deinen Namen rein zu bewahren.
Der Weltfürſt ſprach: Unſeliger Mann,
Was du von mir ſah'ſt, ſag' morgen an.
Ich will's dem zaub'riſchen Weib machen,
Wie ich es gemacht mit dem Drachen,
Und mit Gottes Hülf', der Kräfte mir gab,
Schlag' ich der Hexe den Kopf wohl ab.

### Viertes Abenteuer.

Als der Tag ſein gold'nes Hemd legt an
Und flammend zieht gegen Mittag heran,
Da bricht das Heer auf in Reihen
Und fleht, Gott mög' Gutes verleihen!
Und als die Sonn' die gold'ne Hand' verläßt,
Der Schah ſein Heer zuſammenfaßt.
Der Sonn' Rubin trat nun in den Widder,
Die Erde lachte von Neuem wieder.
Das Heer ſoll dem Biſchuten empfohlen ſein,
So ſprach er, ihm trinkend zu ein Glas Wein.
Er befahl, daß man Kriegsmuſik macht',
Als ob anfinge vor ihm die Schlacht;
Vor ihm lagen Paradieſesauen,
Die Welt ein Tulpenbeet zu ſchauen;
Die Sonn' durchdrang nicht der Bäume Sproſſen
Und durchaus Quellen wie Roſenwaſſer floſſen.
Als abgeſtiegen vom Pferd er ſtand,
Erwählt' er ſogleich eines Quelles Rand,

Ein gold'nes Glas er nahm zur Hand
Und über den Glücksſtern ſtaunend ſtand.
Er ſchlug die Hand und ſchlug die Laute,
Weil nach Herzenswunſch er ſich erbaute:
Zu ſeinem Glücksſtern ſprach Iſfendiar:
Wer nie ſieht Weingelag' und Trinkerſchaar,
Wer Nichts ſieht als Löwen und Drachen,
Von Unheilsklauen ſich nie frei kann machen,
Er hat von dieſer Welt keinen Gewinn.
Der Heiden Antlitz erfreut nicht ſeinen Sinn.
Daß Gott mir doch meinen Wunſch beſcheere
Und Herzerleichterung mir hier gewähre!
Cypreſſenwuchs, Sonnenantlitz ſei mein Genuß,
Mit Moſchushaar vom Kopfe bis zum Fuß.
Als die Zauberin hört' Iſfendiar's Gekoſe,
Blüht' ſie wie im Frühling eine Roſe.
Sie ſpricht: Der Löw' in's Netze ging!
Worauf ſie die ſchönſten Kleider umhing.
Sie war anzuſchauen ein Greu'l und Graus,
Doch putzt' ſie ſich wie ein Paradies heraus.
Wie eine junge Türkin ſie ſchön war,
Mit Goldſtoff umhüllt und mit Moſchushaar.
Sie kam nun daher zu Iſfendiar
Mit Roſenantlitz und mit Roſ' im Haar.
Der Weltfürſt, als er ihr Angeſicht erblickte,
Fort den Wein und die Muſik ſchickte.
Er ſprach: O Herr, mein Gott! verleih' mir Gnade,
Durch Berg' und Wüſten zeigſt du die Pfade.
Ich ſuch' eben jetzt eine Fee,
Berühmt durch Reiz' wie der Mond in der Höh'.
Der Schöpfer gab mir hier zum Gewinn
Ein reines Herz, ein Glas und frohen Sinn.
Er gab ihr ein moſchusgefärbtes Glas mit Wein,
Daß vom Geſicht glänzt' Rubinenſchein.
Er hatt' eine Kette von feinem Stahl,
Die hielt er der Zauberin verſteckt allzumal,
Einſt trug ſie am Arm Zerreduſcht,
Der vom Kuſchtaſp ſie bracht' von Erreduſcht.
Mit dieſer Kette ſchenkte Iſfendiar
In dieſer Welt keine Gefahr;
Er warf die Kett' um den Hals ihr,
So daß ſie den Leib hinunterfiel ihr.
Die Hex' als Löwin daherfährt,
Da griff der Weltfürſt ſogleich nach dem Schwert.
Sie ſprach: Du ſchadeſt mir nicht,
Wenn du häufſt auf mich Erzgebirggewicht.
Er ſprach zu ihr Iſfendiar voll Gewalt:
O häßliche Hexe, verfault und alt,
Für deine geſchminkten Wangen
Kannſt du vom Schwerte Antwort verlangen.
An der Kette macht er ihr die Hölle heiß,
Kohlſchwarz vom Geſicht, von Haaren ſchneeweiß.
Er führt einen indiſchen Säbelſtreich,
Womit er ſie ſpaltet vom Kopf bis zum Buſen gleich.
Die Hex' ſtarb, der Himmel verfinſtert ward,
Daß das Aug' von Dunkelheit ſtarrt.
Ein ſchwarzer, heulender Wirbelwind
Verfinſtert Sonn' und Mond geſchwind.
Der Weltfürſt zeigt ſich als ein Mann frei.
Wie Donnergepolter thut er einen Schrei.
Piſchuten kam mit den Reitern nah,
Er ſprach: O hochglorwürd'ger Schah,
Nicht Wunder können dich aufhalten,
Nicht Löw', Wolf, Pardel- und Zaubergeſtalten.
Ein Feuer fuhr aus dem Haupt Kurkeſſar's
Ob ſolchem Kampf Iſfendiar's.
Der Erdenfürſt mit demüthiger Geberde
Sich niederwarf vor dem Schöpfer der Erde.
In dieſer Au ſchlug man das Zelt
Und deckte den Tiſch, wie's ziemt und gefällt.
Nun gab die Feldhut Befehl Iſfendiar
Zu bringen den böſen Kurkeſſar.
Sie brachten ihn her vor Iſfendiar,
Und als er ſah, wie trüb ſein Anblick war,
Gab er ihm drei Becher Kaiſerwein,
Zu machen ſein Herz froh und rein.
Er ſprach: O Greis voll von böſem Traum,
Sieh', wie die Hexe dort hängt am Baum.
Du ſprachſt, ſie zög' ein Heer vom Meer hervor,
Nun trägt ſie wohl das Haupt zur Plejas empor.
Den nächſten Ort will ich ſehen mit Staunen,
Ich kenn' keine That würd'ger auszupoſaunen.
Zur Antwort ihm gab Kurkeſſar:
Elephantenbänd'ger! ſtark in Gefahr,
Die nächſte Station iſt hart und ſchwer,
Sei wachſam auf deiner Hut mehr und mehr.
Du ſiehſt einen Berg mit dem Haupt bis zum Mond,
Worauf der gewalt'ge Vogelherrſcher thront;
Die Helden nennen das Ungeheuer Simurg,
Ein Vogel, groß wie ein Berg und ſtark wie eine Burg.
Gefangen liegt in ſeinen Klau'n der Elephant,
Er raubt das Krokodill dem Meer, den Löwen dem Land,
Bezwingen läßt er ſich nicht mit Liſt und Ranken,
Du magſt als Wolf, als Hexe ihn dir denken.
Zwei Junge hat er, wie er hoch,
Die ſteh'n ihm zu Dienſte noch;
Wenn er ſich hebt und ſchwingt über's Land,
Verliert der Himmel ſeinen Glanz und die Erde den Verſtand.

Viel beſſer dir, daß du zurückekehrſt,
Als daß du des Simurg's Bergſchloß erfährſt.
So ſprach der ed'le Held: Fürwahr!
Ich will im Kampf wagen die Gefahr,
Ich ſchlag' mit indiſchem Schwert den Kopf ihm ab
Und zieh' ihn aus der Luft in's Grab.

### Fünftes Abenteuer.

Die Sonn' als ſie ſich zeigte in vollem Glanz,
Mit Licht überſtrömte den Himmel ganz,
Der Ritter Herr die Reiter mit ſich nahm
Und immerfort auf Simurg zu ſprechen kam.
Die Nacht hindurch geleitet er den Zug,
Als vom Berg empor die Sonnenflamme ſchlug,
Das Weltlicht die Erde beleuchtet
Und Wüſten mit dem Lichtquell befeuchtet,
Empfahl er Pferde, Wagen, Kaſten und weiter
Empfahl dem Heerführer die Schaar der Reiter.
Und als wie ein Orkan er daherzog,
Erblickt' er was Schwarzes, das in der Luft flog.
Der Schatten verhüllt' die Wagen und die Reiterei
Und gab ihnen zu denken mancherlei.
Als Simurg nun ſchaut in der Nähe den Kaſten
Und dort Heertritt, Paukenſchall ohne Raſten,
Entfliegt er wie Wolken dem Berg, wo er thront,
Verfinſtert die Sonne, verfinſtert den Mond
Und ſchlägt die Klau'n ein in den Wagen
Wie Pantherthiere, die nach Hirſchen jagen;
Das Schwert haut Flügel und Fuß in die Quer',
Daß damit ſich krümmen er vermag nimmermehr.
Mit Klau'n und Schnabel er ſo viel ſtieß,
Daß zuletzt zur Erd' er ſich niederließ.
Als den Simurg ſah der Jungen Brut
Im Streit begriffen, befleckt mit Blut,
Als ſie hülflos die Mutter ſah'n,
Vereint ſie kamen gezogen heran.
Sie flogen ſo viel herab, empor,
Daß das Aug' verwirrt den Weg verlor.
Als Simurg ſich fühlt' vom Schwert getroffen,
Als Pferd' und Wagen vom Blute troffen,
Entſpringt dem Kaſten Iſfendiar,
Verſeh'n mit der Rüſtung für Schlachtgefahr.
Ein Panzerhemd trug er, ein indiſches Schwert,
Das gewaltſam über den Vogel daherfährt.
Er ſchlug mit dem Schwerte Hieb auf Hieb,
So daß dem Vogel nicht Rettung übrig blieb.
Er kehrt zum Herrn ſich, der Sonn' und Mond erſchafft,
Der allem Thier verleihet zum Kampfe Kraft.
Er ſprach: O Herr! gerecht und heilig ganz,

O Herr, mein Gott! voll Licht und Glanz,
Die Zauberin ſchlug ich durch deine Gnade,
Du haſt mir gezeigt zum Guten die Pfade.
Es erſcholl nun von Zinkenſchall das Feld,
Piſchuten brachte herbei das Zelt;
Der Schah gab ihm den Schild von gewalt'ger Länge,
Den Großen des Reichs die Kron' und das Wehrgehänge.
Es konnte Niemand das Feld erſpäh'n,
Man konnte Nichts als blutiges Kämpfen ſeh'n.
Mit Sternen Berg und Thal bedeckt ganz,
Die Sternen lieh'n den Wüſten Glanz.
Als gefärbt mit Blut ſie ſah'n den Schah,
Dem an Glanz der Mond Nichts gibt nach,
Aus jedem Mund laut Lobpreis erſchallt,
Der von Reitern und Fußgängern zurücke ſchallt.
Als durch ſolchen Laut verſtand Kurkeſſar,
Der Weltfürſt ſei nun außer Gefahr,
Begann er zu zittern und ſich zu verfärben,
Bisher ſchwankt' er, das Herz vor Gram möchte ſterben.
Der junge Fürſt ſchlug auf das Gezelt,
Herum waren die Tapfern des Reiches geſtellt,
Sie breiteten aus ein goldgeſticktes Tuch,
Und an der Tafel war Wein, nur Wein das Geſuch.
Hierauf befahl Isfendiar,
Ihm vorzuführen Kurkeſſar.
Er gab ihm drei Becher voll mit Wein,
Und als darin blinkt der Roſenſchein,
Er ſprach: O du verwirrt in ſchlechtem Plan,
Die weltenbezwingende That ſchau' an,
An deren Schimmer die Welt ſich mag laben,
Sie iſt über allen Verdacht erhaben.
Simurg, Wölfe und Leuen,
Den großen Drachen darf ich nicht ſcheuen,
Nicht Zauberin, noch Sturm, noch Ungewitter,
Nicht Berg, noch Wüſten, noch Teufelsritter.
Ich finde gewiß auf jeder Haide
Sowohl friſches Waſſer, als friſche Weide.
Ihm entgegnete hierauf Kurkeſſar:
O Löwe, ſtark am Tage der Gefahr!
Dir iſt ein gütiger Gott hold,
Der Herrſchaft Baum dir ſchöne Früchte zollt.
Dir ſteht bevor am morgigen Tag
Ein Abenteuer, das kein Held erwarten mag,
Wo Nichts hilft Keul' und Bogen und Schwert vielverſucht
Und kein Rettungsmittel übrig bleibt, als die Flucht.
Es wird dir morgen tiefer Schnee zu Theil,
Du ſuchſt in des Winters Grimm dein Heil.
Du, Isfendiar, und die ganze Armee,
Ihr bleibt insgeſammt ſtecken im Schnee.
Kehrt zurück, es ſoll Keinen wundern viel,
Du ſollſt legen deinem Glück Maß und Ziel.
Des Heeres Blut fließt allbereit
Auf ſchlechtem Pfad in dieſer Schmerzenszeit.
Ich weiß gewiß, daß vor Sturm und Orkan
Auf dieſer Mark kein Bäumchen wurzeln kann.
Hernach Schreckenswüſten auf dich lauern,
Die wohl über dreißig Meilen dauern,
Und wie du weiter in der Wüſte gehſt,
Du immer ein neues Abenteuer beſtehſt.
Erſt Sand, dann Moorgrund mit Schmutz verfänglich,
Dem Vogel und der Ameiſ' unzugänglich.
Du ſiehſt keinen Tropfen Waſſer im Land,
Die Erde ſtiebt von der Sonn' entbrannt.
Geſtattet iſt dort nicht den Löwen ſicherer Zug,
Den Lämmergeiern nicht durch hohe Luft der Flug.
Im Sand wächſt kein Hälmchen Gras,
Die Erde beweglicher Sand, glänzend wie Spießglas.
So ziehſt du vierzig Meilen durch das Land,
Für Roß und Mann iſt nirgends Unterſtand.
Von hier kommt man zum ehernen Schloß,
Wo du ſchauſt eine Feſte hoch und groß.
Von der Erde man ſich dort Nichts erbittet,
Der Feſtungswall iſt mit Blut gekittet;
Von Außen iſt für's Vieh kein Waidegenuß,
Kein Reiter kann dort faſſen feſten Fuß,
Und kämen von Iran und von Turan
Auch Hunderttauſende mit Dolchen angethan,
Sie ſtänden ſchauend hundert Jahre empor
Und ſähen dennoch nie das Thor;
So hoch als heimlich, daß Niemand es weiß,
Umzingelt von feindlicher Schädel Kreis.
Als die Iranier hörten, was ſprach Kurkeſſar,
Erſchracken ſie all' der großen Gefahr.
Sie ſprachen: Herr im freien Männerbund!
Entfern' dich, wenn du kannſt, von dieſem Abgrund.
Das Wort, welches geſprochen Kurkeſſar,
Verhält ſich ſo, wie offenbar.
Hieher ſind wir zum Tod gekommen
Und nicht die Türken zu ſchlagen gekommen.
Du haſt bisher ſo ſchweren Weg gemacht,
Haſt Beſtien und Fallſtricke verlacht,
Kein Fürſt in alten und neuen Tagen
Hat ſolch' unzählige Beſchwerden ertragen,
Als du in dieſen ſieben Abenteuern,
Wofür du wollſt mit Lob den Herrn feiern.
Wenn von hier aus du kehrſt um,
Empfängt dich der Vater mit frohem Sinn und Ruhm.
Wenn du willſt den andern Weg betreten,
Werden Iran's Stadt' alle für dich beten.
Nach dem, was wir gehört von Kurkeſſar,
Sind wir bedroht mit mächtiger Gefahr.
O waſch' dich nicht in deines Heeres Blut,
Die alte Welt ihr Spiel erneuern thut.
Genug, wir ſind jetzt froh von Sinn,
Man opf're ſich für leeren Wind nicht hin!
Als Isfendiar vernahm Worte ſolchergeſtalt,
Ward ſein friſches Geſicht wie runzlicht und alt,
So antwortet' der Herrſcher im Land:
Ihr Helden und Ritter von Muth und Stand,
Wozu, ſagt, ſeid ihr aus Iran gekommen?
Seid ihr nicht Ruhms willen hieher gekommen?
Gedenkt ihr nicht der Ehrenkleider und Kaiſerſpangen,
Der Gürtel und Mützen, die golden prangen?
Wie bleibt von Rath und Schwur ihr ſo fern,
Von eurem Wort und von eurem Glücksſtern!
Wo ſind nun eure Schwür' zu den Fahnen,
Wenn ihr euch zerſtreut wider mein Mahnen?
Ihr mögt kehren froh und frei zurück,
Für mich gibt's außer der Schlacht kein Geſchick.
Es gab euch allein dieſer Teufel
Von Unglück und Gefahren den Zweifel.
Ich brauch' euch Perſer nicht zum Zug,
Mein Sohn und Bruder ſind mir genug.
Der Herr der Welt begünſtigt mein Verlangen,
Den Glücksſtern halt' ich in meinen Armen umfangen.
Ich brauche Keinen an meiner Seite,
Wenn ich Seelen raub' und geb' im Streite,
Dem Feind' zeig' ich, was Tapferkeit vermag.
Ausharrende Tapferkeit kommt alsdann an Tag.
Und zweifelsohne wird der hohe Werth,
Die Weltherrſchaft, herrlich verklärt,
Durch Thaten, ausgeübt mit Gewalt
Im Namen des Herrn, dem Sonn' und Saturnus ſtrahlt.
Als die Perſer nun das Aug' zu ihm gewandt,
Erblickten ſie ihn im Zorn entbrannt,
Sie kamen, ſich entſchuldigend, zum Schah.
Denn die Schuld verzeiht huldvoll der Schah.
Geopfert ſei dir Leib und Seel' unſer,
So halten wir Wort und Verſprechen unſer,
Wir haben uns um des Schah's Wohl gekränkt
Und nie des Kriegs Gefahr bedenkt.
So lang von uns Etwas beſteht in der Zeit,
Verlaſſen wir den Schah nicht körpersbreit.
Als der Heerführer dieſe Worte vernahm,
Vergaß er drob den alten Gram.

Er pries die Perſer laut und ſprach:
Das Werk ſchläft nicht geheim, ſondern iſt kund und wach.
Wenn mir will der Sieg gelingen,
Wird dieſer Schmerz ſchöne Früchte bringen.
Doch vergaß er nicht Leid und Jammer,
Bewahrend es in des Buſen Schatzkammer.
Rathſchlagend weilt er, bis es Abend ward,
Wo kühler Wind über den Berg daherfährt.
Vom Herrſcherzelt ging aus Flöten- und Zinkenſchall.
Die Reiter lagerten ſich, ein lebendiger Wall,
Rundum beſtand flammende Wachfeuer,
Das Nachtgebet beginnend mit Feier.

## Sechstes Abenteuer.

Als der Abend nun hinter Bergen verſchwand,
Die Nacht ihr härenes Zelt aufſpannt,
Die Sonn' ihr Glanzgeſicht verbarg den Blicken
Und noch der Himmel ſtrahlt ihr im Rücken,
Gelangt zur Station die ſchwere Reiterei,
Mit Keul' und Pfeil bewaffnet in Glied und Reih'.
Es war ein gar herrlicher Frühlingsabend,
So Herz als Welt mit Roſenglut labend;
Es ward aufgeſpannt ſo Zelt als Saal
Und Wein kredenzt zum Feſtesmahl.
Auf einmal ſtürmt ein Orkan daher,
Davon ganz erſtaunt bleibt der Feldherr.
Es ward finſter als wollten Raben niſten,
Es unterſchied Niemand mehr Gärten und Wüſten,
Aus finſteren Wolken regnet Schnee,
Bedeckend Feld und Wald und Thal und Höh'!
Es ſchneit' drei Tag' und Nächt' ohn' Unterlaß,
Der Sturm hielt weder Ziel noch Maß.
Die Luft war von Schnee wie Blüthen weiß,
Der Feldherr ſich nicht mehr zu helfen weiß.
Er ſprach insgeheim zu Biſchuten:
Ich fürchte, daß wir hier zu Grunde geh'n;
Durch Tapferkeit erlegt' ich den Drachen,
Was ſoll ich hier mit Kraft und Tapferkeit machen?
Er fing an zum Herrn zu fleh'n
Und ihn mit Lobpreis zu erhöh'n:
O Herr, wende dieſes Unglück von uns ab,
Daß wir nicht unmännlich ſinken in's Grab!
Auch Biſchuten fleht jetzt zum Herrn,
Der die Wege weiſet zum Guten gern.
Da kam ein guter Frühlingswind
Aufklärend die Brauen der Luft geſchwind.
Als den Perſern nun der Muth kehrte wieder,
Vor Gott ſie ſogleich ſich warfen nieder.
Es waren durchgenäßt all die Zelte
Und Hand und Fuß konnte Keiner bewegen vor Kälte.
Sie blieben hier noch drei Tage lang,
Am vierten aber bei Sonnenaufgang,
Da rief der Feldherr die Häupter zuſammen,
Mit guten Worten ſie zu entflammen.
Er ſprach: Das Gepäcke hier zurücke laßt
Und außer Waffen nehmet keine Laſt,
Es ſollen die größten von den Officieren,
Die bis hundert Waffenträger mit ſich führen,
Nur mit fünfzig Proviant faſſen
Und alles Andere zurücke laſſen.
Die überflüſſige Laſt bleibt hier zurück,
Das Schlachtthor öffnet uns das Geſchick.
Wer verzweifelt an Gott dem Herrn,
Dem wird er keine Freude gewähren.
Durch Gottes Arm will ich beſiegen
Die Böſen, die vor Abgöttern anbetend liegen.
Er wird euch Kraft und Muth aufſpeichern
Und euch mit ſeinen Schätzen bereichern.
Als nun die Nacht ihr dunkles Zelt entfaltet,
Mit Sternen, wie Blumenſchmelz geſtaltet,
Verſammelten ſich im Lager die Großen
Und gingen zum Feldherrn, dem Waffengenoſſen.

## Siebentes Abenteuer.

Als nun eine Weile geleuchtet der Sterne Gewimmel,
Vernahm der Schah einen Hammerſchlag vom Himmel.
Beſtürzt über den Schall ließ Isfendiar
Sogleich zu ſich rufen den Kurkeſſar.
Er ſprach: Du ſagteſt, daß hier kein Waſſer wär',
Ich ſeh' aber, daß man der Müh' hier entbehre;
Ich hör' nun einen Schlag von einem Hammer,
Droht uns des Waſſermangels Jammer?
Er antwortet; du findeſt allhier nur
Verfaultes Waſſer auf dieſer Flur.
Ein anderer Quell iſt ſcharf wie Gift,
Unheilſam Vögeln und Thieren der Trift.
Es ſprach der Schah: Mich hat Kurkeſſar
Geführt den Weg des Grolls fürwahr.
Hierauf ordnet er den Heerzug an
Und man pries Alles als wohlgethan.
Als verfloſſen war ein Theil der Nacht
Und der Hahn ſchon wieder war aufgewacht,
Da athmete der Schah wieder frei,
Verſammelnd um ſich die Reiterei,
Und als er vor ihr zog her
Erreichten ſie einen See, groß wie das Meer;
Die Laſtkameele der Karawan',
Die daher zogen unter des Anführers Fahne,
Sie gingen im Waſſer größten Theil,
Weßhalb Isfendiar fortſetzt den Zug mit Eil'.
Er ſuchte ſchnell zu entflieh'n dem Koth,
Er fürchtet' zu gerathen in neue Noth,
Befahl vorzuführen den Kurkeſſar
Gebundenen Fußes, wie er war.
Er ſprach: Feind, Gefangener des Isfendiar,
Der du dem Staub angehörſt ganz und gar,
Du ſagteſt, wir werden hier nicht Waſſer finden,
Die Sonne würde uns verzehren in tiefen Gründen.
O Böſewicht! warum haſt du Quell in Sand verwandelt
Nur zum Untergang des Heers gehandelt?
Er antwortet': Den Tod deiner Reiter
Was konnt' ich ſonſt wohl wünſchen weiter!
Ich wünſche dich zu ſchauen gefangen,
Kann ich wohl Anders, als dein Unheil, verlangen?
Der Feldherr lacht indem er das Aug' aufmacht,
Er konnte ſich nicht mehr faſſen aufgebracht.
Er ſprach: O kurzſichtiger Kurkeſſar,
Sobald mit Sieg ich beſtanden die Gefahr,
So mach' vom ehernen Schloß ich dich zum Herrn,
Dir ſchaden zu wollen ſei von mir fern!
Die Herrſchaft laß ich dir ganz und gar,
Woſern in Worten du bleibeſt wahr.
Alsdann deinem Sohn kein Leid widerfährt
Und Keinem, der dir angehört.
Als ſolch' Wort vernahm Kurkeſſar,
Da ward er guter Hoffnung voll von Isfendiar.
Auf dieſes Wort wird's ihm gar wunderlich,
Er küßt die Erd' und entſchuldigt ſich.
Der Schah ſprach: Was vorbei iſt, iſt vorbei,
Der See wird nun nicht mehr zur Wüſtenei.
Wo kann man dieſen See paſſiren?
Den wahren Pfad ſollſt du uns führen.
Er ſprach: Ich will hindurch dich bringen
Wie einen Pfeil mit Federſchwingen.
Der Held hierob blieb verwundert ob der That
Und frägt noch länger ihn um Rath.
Durch's Waſſer ging Kurkeſſar, als wär's Land,
Das Kameel führend in der Hand.
Der Schah befahl in den See hinein
Wohlriechendes Waſſer zu gießen im Mondenſchein.
Mit Flügelſchritt ging er durch den Fluß,
Die Reiterei ihm folgt mit leichtem Fuß.
Und als nun durchpaſſirt mit trockenem Zügel
Sowohl der rechte als der linke Flügel,
So nahten ſie ſich nun dem ehernen Schloß,
Entfernt nur eine Strecke zehn Meilen groß.

Der Feldherr ſaß wieder zu Tiſch'
Mit Wein bedient von Knaben zart und friſch.
Er befahl, Panzer, Helm und Schwert
Vor ſich hinzulegen auf die Erd'.
Herbeigeholt ward alsdann Kurkeſar,
Zu kommen vor den tapfern Isfendiar.
Er ſprach: Ich bin das Schlimmſte nun vorüber,
So ſprich nun du die Wahrheit lieber,
Vom Rumpf trennend den Kopf des Ardſchaſp,
Will ich erhalten die Seele von Lohraſp.
Da ich durch Muth und Sonnenblut gefärbt,
Des Heeres Herz in Blut getaucht,
Und da in meiner Siege Tagen
Doch achtunddreißig Tapfre unterlagen,
Will ihre Köpfe ich dem Guſchtaſb bringen,
Die Schreckenskund' in alle Weiten bringen,
Ich will ihr Grab zur Löwengrube machen
Und alle allen Perſern leicht es machen
Der Feinde Herz will ich nähen mit Pfeilen,
Die Weiber und Kinder als Gefang'ne unter uns theilen.
Dich will ich noch erheb'n als König.
Sag', was du weißt, ſei's viel oder wenig.
Dem Kurkeſar der Groll das Herz abfrißt,
Geſicht und Zunge waren voll von Liſt.
Er ſprach: Was du dir bildeſt ein,
Soll durch den Herrn der Welt nie wahr ſein!
Dein Unglücksſtern fall' auf dich zurück,
Ein Teich im Leib ſei endlich dein Geſchick.
Durch dieſes Wort entbrannt Isfendiar,
Verwirrt durch den engherzigen Kurkeſar,
Verſetzt ihm einen Schwertesſtreich,
Vom Kopf bis zur Mitte ihn zerhauend gleich.
Er warf in's Meer ihn zur ſelbigen Zeit,
Den Fiſchen zur Nahrung zubereit.
Als nun das Lager geſchlagen war,
Umringt den Schah der Tapfern Schaar.
Da ſtieg hinauf ſelbander der Schah,
Wo er einen dunkeln Eiſenwall ſah,
Drei Meilen hoch und vierzig weit,
Kein Waſſer und keine Erde weit und breit.
Es konnten auf des Walles Breiten
Vier Reiter ganz bequem reiten,
Als Isfendiar dies ganz erſtaunt ſah
Entfuhr ſeiner Bruſt ein eiskaltes Ah'.
Er ſprach: Ich hätt' ihn nicht tödten ſollen mit Gewalt,
Nun wird Böſes mit Böſem bezahlt.
Indem ſein Blick durch die Wüſte fährt,
Erblickt er zwei Türken zu Pferd,
Vor ihnen vier Hunde, womit Gaſellen
Die Jäger pflegen nachzuſtellen.
Sogleich ſtürzt' herab Isfendiar,
Entreißend die Rüſtung der Gefahr.
Mit dem Speer er ſie aus dem Sattel hob
Und in Luft ihre Kraft in Nichts zerſtob.
Er fragt ſie: Wie heißt dies herrliche Schloß?
Wie viel iſt wohl darin von Mann und Roß?
Sie ſprachen von Ardſchaſp und mancherlei
Und gaben an die Zahl der Reiterei.
„So groß iſt es, ſo hoch ragt es empor,
Nach Iran und nach Sina führt ein Thor.
Beſatzung liegt darin wohl hunderttauſend,
Die Reiter ſchlacht- und ſturmbrauſend.
Ardſchaſpen ſind ſie Alle unterthan,
Gehorchend genau ſeinem Ferman.
Wenn der Schah es ſchlöß' hundert Jahr' ein,
So würde doch Proviant genug da ſein.
Verlangt man Hülf' vom ſiniſchen Land,
So ſind hunderttauſend Reiter zur Hand.
Man braucht Keinem mit Bitten zu kommen!
Proviant und Hülfsheer ſo viel mag frommen.“
Sie ſprachen's, und er mit dem indiſchen Säbel
Zerſpaltet beiden auf der Stelle die Nabel.
Herauf begibt er ſich in das Zelt,
Wo er einſam ſich verſchloſſen hält.
Es naht ſich ihm der einzige Biſchuten,
Sich berathend, wie die Gefahr zu beſteh'n.
Er ſprach: Zu ſolch' ungeheurem Feldzug
Sind auch mehrere Jahre nicht genug,
Wenn ich nicht mich ſelbſt opfre auf,
Zu unterwerfen des Feſten Lauf.
So Tag als Nacht wachſam ſollſt du bewahren
Das Heer vor des Feindes Gefahren.
Dem wachſamen Muth folgt des Sieges Lohn;
Erhab'ne Herrſchaft und der Thron.
Ein großer Feind iſt uns gerückt zum Ziel,
Ein Panther vom Berg, vom Meer ein Krokodill,
In offnem Kampf ſowohl als in Liſt
Er gleich gewandt und thätig iſt.
Käm' ich als Kaufmann hinein mit Gütern,
So würde in mir Niemand den Reiter vermuthen.
Ich will Alles verſuchen in der Noth,
Ein jegliches Mittel, das mir ſteht zu Gebot.
Du ſollſt leiten der Wachen Lauf
Und nun all deine Wiſſenſchaft bieten auf.
Der Wächter ſchaut hell hinein in des Tages Sonne,
Des Nachts dient Feuer ihm ſtatt der Sonne.
So wiſſ', dies iſt nun mein Beginnen,
Nicht nur muß man auf Schlachten ſinnen.
Nun führ' du das Heer an,
Mit Panzer und mit Helm angethan,
Pflanz meine Fahne auf vor deinem Zelt,
Das im Mittelpunkt des Heeres ſei geſtellt,
Einhergeh' mit Pfeil und der Stierkeule,
Als wärſt du Isfendiar alldieweile.
Statt dich als Karawanenführer zu zeigen,
Laß das Heer vor dir die Knie beugen.
Ich nehm' hundert rothhaarige Kameele in Reihen,
Den ſchönſten Farbenſtoff, die beſten Spezereien,
Zehn Kameele mit Gold beladen,
Fünf andere mit ſiniſchen Seidenfaden,
Fünf andere mit Perlen und Geſteinen,
Auf einem ſoll Thron und Krone ſein.
Zugleich brachte man ſiebzig Kiſten,
Die wohl angefüllt waren mit Liſten,
Auch hundert ſechzig Mann wohlerfahren,
Die, treuerprobt, Geheimniß bewahren.

(Hammer.)

### 2.

## Wie Ruſtem ſeinen Sohn Suhrab im Zweikampfe tödtet.

(Aus dem Schahnameh.)

### 1.

Wie nun des Tages Pfau ſein farbiges Gefieder
Entfaltet und der Rab' der Nacht den Kopf bog nieder,
Umgürtete der Held den Stahl, den lebenraubenden,
Und ſeinen Drachen ſchirrt' er an, den feuerſchnaubenden.
Zum Kampfplatz wie ein Sturm kam er hinangeſchnaubt,
Hell glänzt im Morgenſtral der Helm auf ſeinem Haupt.
Im Felde ſah er dort ſich um, es nahm ihn Wunder,
Daß noch nicht war am Ort der junge Feuerzunder.
Der trank noch Morgenwein vergnügt bei Lautenton
Und ſeiner wartete der Tod, der Vater ſchon.
Er ſprach zu Human: der grimmige Löwengreis,
Mit dem ich heute nun mich tummeln ſoll im Kreis;
Er iſt nicht unter mir an ragender Geſtalt
Und ſteht nicht hinter mir zurück an Kampfgewalt.
Wenn ich ihn ſeh' an Bruſt, Arm, Schulter und Genicke,
Iſt mir's als ob ich ſelbſt im Spiegel mich erblicke;
Als ob ich ſelber ſo müßt' anzuſehen ſein.
Wenn ſo viel Jahr' als ihm die Sterne mir verleih'n.
Des Helden Anblick treibt die Scham auf meine Wangen
Und regt im Buſen mir ein ſiedendes Verlangen.
O ſag' mir, ob er iſt der Vater, den ich ſuche!
Damit die Welt mir nicht als Vatermörder fluche!

Was ſollt' ich, kehrt' ich heim, der armen Mutter ſagen?
Daß ich den Gatten ihr, den Vater mir erſchlagen!
Der Gatte zwar iſt ſchon der Mutter läng' entfloh'n;
Und deſto mehr verlangt ſie nun zurück den Sohn.
Zu ihr möcht' ich zurück, hätt' ich den Vater nur
Gefunden erſt, den ich bisher zu ſuchen fuhr!
Die Zeichen treffen ein, die mir die Mutter gab;
Nicht tödten will ich ihn für den Afraſiab!
Zwar geſtern iſt mir der Gedanke, den ich trug,
Vergangen, als der Mann ſo lieblos auf mich ſchlug.
Doch in der Nacht iſt er mir wieder aufgeſtiegen:
Im Traume ſahe ich mich in ſeinen Armen liegen:
Da lag ich gut und ſanft; ich will mit ihm nicht kriegen!

### 2.

Zu ihm ſprach Barman, nachdem er ſtill bedacht,
Wozu Afraſiab verbindlich ihn gemacht:
„Ich dacht', es hätte doch dir müſſen nun verfliegen
Der Traum, im Arme ſo ſanft dieſem Mann zu liegen!
Denn wahrlich muß, nachdem was du von ihm geſprochen,
Kein Herz, kein menſchliches, in ſeinem Buſen pochen.
Dein Muth hat einmal mit den mörderiſchen Händen
Den Kampf begonnen; mag den Kampf dein Muth vollenden!
Willſt du nicht löſen dein verpfändetes Verſprechen?
Du gabſt dein Wort, zurückzukehren; willſt du's brechen?
Er wartet draußen ſchon und wird dich mürriſch fragen:
Wo bleibſt du, lieber Sohn? du ſcheinſt vor mir zu zagen!
Ein Feigling biſt du ihm und biſt du dir erſchienen;
Mit dieſem Muth wirſt du den Vater nicht verdienen!
Von deinem Vater iſt mir Sichres nicht bekannt;
Doch dich hat ſeinen Sohn Afraſiab genannt.
Des Namens machſt du dich werth, wann muthentbrannt
Du Jenen, der dir trotzt, haſt in den Staub gerannt.
Ich kenne nicht den Mann, und frage nicht, warum
Er ſeinen Namen birgt; befrag' ihn ſelbſt darum!
Doch lieber, wenn du mir gehorchſt, frag' ihn nicht!
Schlag' ihn, eh' er dich ſchlägt! brich' ihn, eh' er dich bricht!
So wahrſt du deinen Ruhm und übſt deine Pflicht.
So ſprach er, und ſein Rath klang Suhrab's Ohren hohl;
Dem Redner ſelber war dabei um's Herz nicht wohl.
Doch Sorg' und Zweifel nun ſchlug Suhrab in den Wind,
Legt' an ſein Heergeſchmeid' und ſprang auf's Roß geſchwind;
Entgegen flog in Eil' dem Vater nun ſein Kind.

### 3.

Als beide Kämpfer nun erſchienen auf dem Plan,
Da kamen ihres Kampfs Zuſchauer auch heran:
Die Heermacht Iran's hier, gewaffnet und geſchmückt,
Vom Feldherrn Tus geführt, vom Lager ausgerückt;
Die Heermacht Turan's dort, den Berg herabgedehnt,
Von Barman aufgeſtellt, und an die Burg gelehnt.
Vor dieſen Zeugen tritt zu ſeinem Gegner hin
Suhrab, und mit dem Mund entlächelnd grüßt er ihn:
Wie haſt du in der Nacht geruht und biſt erwacht
Am Morgen? früh, o Greis, haſt du dich aufgemacht!
Das Aug' und jeden Sinn erlabend iſt der Morgen;
Doch welchen Abend er uns bringt, das iſt verborgen.
Der Berge Häupter ſind vom Strahl der Frühe golden,
Mit Morgenwein geſpült ſind alle Blumendolden.
Die Morgenlüfte gehn, die Schläfer einzuladen,
Schnell aufzuſteh'n und ſich im Maienthau zu baden.
Die Vögel ſingen laut, die klaren Bäche fließen,
Die Anger ſonnen ſich, und alle Blumen ſprießen;
Das iſt durchaus kein Tag zu Mord und Blutvergießen,
Ein Tag, das kurze Glück des Lebens zu genießen.
Komm, lieber Alter, ſteig' herab von deinem Drachen!
In's grüne Gras uns laß' und Waffenſtillſtand machen!
Im Angeſichte des und jenes Heeres laß,
Daß froh ſie ſtaunen, uns ablegen Groll und Haß!
Des Krieges Schauplatz ſei in eine Friedensbühne
Verwandelt, und ein Feſt erblüh' uns auf dem Grüne.
Ich wink', und Saitenſpiel und Wein kommt zum Gelag;
Ich feir' im Roſenhag mit dir den Frühlingstag.
Vom Haupte löſ' ich dir des ſchweren Helmes Glanz
Und um dein Haar leg' ich von Roſen einen Kranz.
Dann ſitzen wir beim Wein und plaudern vom Geſicht;
Und Alles, was ich weiß von mir, ſag' ich dir recht;
Du ſelber ſageſt auch mir Stammbaum und Geſchlecht.
Nach deinem Namen hab' ich ohne Raſt und Ruh'
Gefragt, und Niemand ſagt ihn mir, o ſag' ihn du!
Nicht ziemt es zwiſchen uns, ſo Herz und Mund verſchloſſen
Zu halten, denn wir ſind von [illegible] Kampfgenoſſen!

### 4.

So ſprach das Kind; es hatt' aus Waſſer, Luft und Flur
Geſprochen an ſein Herz die Sprache der Natur.
Wie eine Knoſpe war das Herz ihm aufgegangen
Und das Verlangen blüht' auf ſeinen Roſenwangen.
Doch wie die Knoſp' am Strauch, vom Frühlingsſtrahl geweckt,
Zurück vom kalten Hauch des Nordwinds wird geſchreckt,
Und wie die Blume, die den Kelch geöffnet hält
Dem Frühthau, wenn auf ſie der gift'ge Mehlthau fällt:
So ſchrumpfte Suhrab's Herz zuſammen und es brach
Der Hoffnung grüner Stiel ihm ab, als Ruſtem ſprach:
Nicht alſo haben wir, o liebes Kind, gewettet,
Zu ruh'n im Friedenstraum auf Frühlingsgrün gebettet.
Wir haben uns beſtellt, im Ringkampf uns zu tummeln,
Nicht ſtachellos umher zu ſchwärmen wie die Hummeln.
Wenn du ein Jüngling biſt, ſo bin ich doch kein Knabe;
Du ſiehſt, daß ich den Gurt geſchnallt zum Ringen habe.
Du haſt mich lang' genug auf's Tagwerk laſſen warten,
Roſen zu brechen, wie ſie blüh'n in unſerm Garten.
Der Hauch des Morgens iſt beliebt zu jedem Werke
Und mir erneuet er der alten Glieder Stärke.
Drum, eh' des Mittags Glut der Sehnen Kraft abſpannt,
Zeig', ob du biſt ein Mann, wenn ich dich übermannt!
Ich habe nicht gehört, daß auf dem Kampfplatz plaudern
Kampfluſtige, wenn froh die Hengſt' im Frühwind ſchaudern.
Ich habe mich verſucht mit Männern hier und dort;
Ich bin ein Mann der That, kein Mann von vielem Wort.
Drum meinen Namen nenn' ich eh'r nicht, ſei [illegible]!
Als bis du liegſt; dann ſollſt du wiſſen, wer dich würgt!

### 5.

Da rief Suhrab erzürnt: Wohlan denn, alter Mann,
Wenn dich mein gut gemeinter Rath nicht beugen kann!
Mein Wunſch war, daß du einſt auf einem ſanften Pfühl
Den Geiſt aushauchteſt, nicht im heißen Kampfgewühl,
Wer nach dir blieb, die Gruft dir ehrenvoll bedächte,
Zu [illegible] den Leib Sohn oder Enkel brächte.
Doch nun, mit Gott! wenn iſt in meiner Hand dein Hauch,
Mit meiner Hand hier will ich ihn entbinden auch!
So rief er und vom Roß ſprang er gewaffnet nieder;
Der Helm klang auf dem Haupt, der Panzer um die Glieder.
Und ihm genüber ſchwang ſich Ruſtem ab, ihm klang
Laut an der Hüft' ein Schwert, das halb der Scheid' entſprang.
Mit Schweigen gingen Beid' und führten mit Schweigen
Die Roſſ' an ihrer Hand zum Bach hin unter Zweigen;
Wo an des Baches Rand ein einzler Felſen ſtand,
Der tauglich ſchien, ein Roß zu halten feſt am Band:
Um den ſchlang Ruſtem's Hand den Zaum des Rachs im Nu
Und Suhrab eilig band ſein Roß dort an dazu.
So ſtanden dort in Ruh, das Eine bei dem Andern,
Die Roſſe, da zum Kampf die Männer mußten wandern.
Friedfertig ſchnaubten ſie ſich an und legten, als
Umarmten ſie ſich, vertraulich Hals an Hals.

Sie unterredeten ſich ſchweigend; ach, ſie brächen
Ihr Schweigen gern auch, daß ſie ihren Herzen zuſprächen!
Doch [illegible] mit ſeinem Sohn den Rachs
Und ſchritten auf den Plan zum Fauſt- und Ringkampf ſtracks.

### 6.

Sie gürteten ſich feſt die Mitte, ſtülpten dicht
Die Aermel um den Arm und furchten das Geſicht.
Zwei Löwen gleich an Wuth, beſchloſſen ſie zumal;
Vom Leibe Schweiß und Blut vergoſſen ſie zumal.
Zwei Leiber wurden da Ein Leib, indem ſie rangen,
Um den [illegible] Arm' im Knäul wie Schlangen ſich verſchlangen.
Wie eine Goldſpang' eng den Frauenarm umſchmiegt
Und wie feſt an dem Leib ein naſſes Kleid anliegt;
So mit den Armen eng umſchmiegten ſich die Beiden.
Sie hätten Stein und Erz zerdrückt in ihren Armen;
Sich drückten ſie umſonſt und drückten ohn' Erbarmen.
Angſt fühlte Bruſt an Bruſt und Glied um Glieder Schmerz,
Als Vater dort und Sohn ſich drückten ſo an's Herz.
Indeſſen eben ſie ſich mit den Armen klemmten,
Den Odem in der Bruſt, das Blut im Herzen hemmten;
Indeſſen hielten ſie im Boden die geſtemmten
Füß' eingewurzelt. So rang Suhrab mit Tehemten!
Mit mächtigem Umfahn, gewaltigem Umſchlingen
Vermochten ſie ſich doch zu Boden nicht zu ringen,
Vermochten ſie ſich nicht vom Grunde empor zu bringen,
Vermochten ſie ſich auch vom Platz nicht wegzudringen.
Umſonſt umſchlangen ſie, umſonſt umflochten ſie,
Vergebens rangen ſie, vergebens fochten ſie.
Voll Muth umrangen ſie, voll Wuth anfochten ſie;
Sich nicht bezwangen ſie, noch übermochten ſie.
Nun wollten ſie's, anſtatt mit Ringen und mit Dringen,
Mit Schwingen in die Luft vollbringen und erzwingen.
Los ließen Vater ſich und Sohn und ſeine Hand
Ausſtreckte Jeder nach des Andern Gürtelband.
Und Ruſtem ſchwang den Sohn empor mit einem Schwunge
Am Gürtel; faſt erlag dem Alten da der Junge.
Doch dieſer fiel, vom Glück geſchleudert, auf die Bruſt
Des Gegners ſchwer und warf ihn nieder in den Duſt.
Da kniet' er auf der Bruſt des Vaters und beſann
Sich ſelber nicht, wie er die Oberhand gewann.
Da zuckt' er raſch den Dolch, und ohne dran zu denken,
Wollt' er den kalten Stahl in's Herz des Vaters ſenken.

### 7.

Ruſtem, aufblickend, ſah das nahe Ungemach
Schweben ob ſeinem Haupt und rief: Gemach, gemach!
Gemach! was willſt du thun? Biſt du aus Heldenſamen!
So ſchände deinen Ruhm nicht jetzt und deinen Namen!
Du kommſt her und ſtammſt aus wilder Türken Mitte;
Nach Iran kommſt du, kamſt und kennſt nicht Iran's Sitte.
Die Sitt' iſt hier zu Land, daß, wer den Kampf mit Ringen
Beginnen mag und in den Staub den Gegner bringen;
Daß erſtemal, da er ihn an den Boden legt,
Umbringet er ihn nicht, wie ſehr ihn Zorn bewegt.
Ihn ſchelten würde man und ſeinem Namen fluchen!
Mit einem zweiten Gang hat er's den Feind verſuchen.
Vermag er dann zu Fall ihn wiederum zu bringen;
Dann iſt's erlaubt, iſt Sitt' und Recht, ihn umzubringen.
So ſprach er, ob vielleicht er ſei durch Liſt errettet
Vom Gegner, unter dem er unſanft lag gebettet.
Suhrab hielt zweifelnd inn' und ſprach: Ich habe nicht
Von dieſer Sitt' im Land vernommen den Bericht.
Sag' an, ob wirklich ſo es alle Helden halten,
Ob's ſo gehalten wird von Ruſtem auch, dem alten?
Doch Ruſtem ſprach: Was geht dich's an, wie's Ruſtem macht?
Nun ja doch! dieſen Brauch hat Ruſtem aufgebracht.
Wie Ruſtem's Sohn aus Ruſtem's Mund dieß Wort gehört,
Das Schwert zog er zurück und ließ ihn los, bethört:
Einmal, von Selbſtvertraun, ſodann vom Schickſalszug,
Am meiſten aber, weil ſein Herz voll Großmuth ſchlug;
Sonſt hätt' ihn nicht bethört des Vaters Trug.
Ruſtem ſah froh erſtaunt ſich los vom Feind gebettet,
Doch war er unmuthsvoll, daß ihn nur Liſt gerettet.
Vom Boden ſprang er auf und ſchüttelte die Glieder
Vom Staub und ein die ausgerenkten renkt' er wieder.
Doch Suhrab wendete von ihm ſich in's Gefild
Und jagte vor ſich her ein aufgeſprung'nes Wild.
Auf dieſes macht' er Jagd zur Kurzweil und vergaß
Des Mannes ganz, mit dem er erſt im Kampf ſich maß.

### 8.

Doch Ruſtem, als er war entbunden ſeiner Qual,
Ging an dem Bach hinauf, dort in ein Felſenthal,
Wo er vor langer Zeit einmal mit einem Geiſte
Zuſammentraf, als er des Wegs aus Turan reiſte,
Als er dort aus dem Krieg mit Beute ſchwer beladen
Zurückkam, mühſam ging er da auf ſeinen Pfaden.
Dem Ruſtem damals war ſolch eine Kraft verlieh'n,
Die nicht nur ſeinen Feind', die drückte ſelber ihn.
Denn wo er auf dem Grund mit ſeines Leibs Gewicht
Auftrat, gab nach der Grund und widerſtand ihm nicht.
Den Fußtritt drückt' er tief auf härterem Geſtein,
Nicht lockerm Sande nur und weichem Boden ein;
So wehrlos ſchon, vielmehr wann er die Waffen trug,
Und nun trug er dazu noch ſchweren Staubs genug.
Im Felſe ſank ihm ein der Fuß bis an den Knöchel;
Da lachte neben ihm der Berggeiſt mit Geröchel.
Wer, fragte Ruſtem, lacht? Dumpf ſprach der Berggeiſt: Ich!
Worüber? weil ich ſeh' im Grund einſinken dich.
Die dir die Mutter gab, die Kraft iſt läſtig dir,
Du biſt zu ſchwach für ſie, gib ſie zu tragen mir!
Und brauchſt du ſie einmal, wann matt ſind deine Glieder,
So komm' und ruf'! ſo geb' ich deine Kraft dir wieder.
Da gab der Pehlewan dem Berggeiſt in Verwahr
Den Ueberſchuß der Kraft, die ihm beſchwerlich war.
Jetzt aber kam er her, um, eh'r im Berge modern
Er ließe ſeine Kraft, ſie nun zurück zu fordern.
Denn gegen Suhrab war der Sieg ihm zweifelhaft,
Wenn er nicht nähme ganz zuſammen ſeine Kraft.

### 9.

Zu Suhrab aber, der froh ſeiner Jagd nachging,
Kam Barman, als der Tag ſich an zu neigen fing.
Er kam, von bangem Muth und Ungeduld getrieben,
Was in den Sternen nun ob Suhrab ſei geſchrieben
Und welchen Wunſch erfüllt ſeh'n ſollt' Afraſiab,
Von Beiden wen im Grab, ob Ruſtem ob Suhrab?
Er wußte nicht, warum ſie ihren Kampf geſchieden,
Und fürchtete, daß Sohn und Vater möchten Frieden.
Doch als er wohlgemuth herwandeln Jenen ſah,
Rief er ihn an, indem er trat mit Staunen nah:
Was iſt es? was geſchah? wo iſt dir hingekommen
Der Gegner, den du dir zu würgen vorgenommen?
Doch Suhrab lächelnd ſprach: Er iſt mir nicht entwiſcht;
Auf einen neuen Gang hab' ich mich angefriſcht.
Ihn fragte Barman: Warum ward aufgehoben
Der Kampf? Doch Suhrab ſprach: er ward nur aufgeſchoben.
Im Ringen hatt' ich ihn geworfen auf den Plan,
Schon zuckt' ich meinen Dolch, da war's um ihn gethan;
Doch er mit lautem Ruf rief mich um Schonung an:
Gemach! was willſt du thun? Biſt du aus Heldenſamen,
So ſchände deinen Ruhm nicht jetzt und deinen Namen!
Die Sitt' iſt hier zu Land, daß, wer den Kampf mit Ringen
Beginnen mag und in den Staub den Gegner bringen;

Das erſtemal, wo er ihn an den Boden legt,
Umbringet er ihn nicht, wie ſehr ihn Zorn bewegt.
Ihn ſchelten würde man und ſeinem Namen fluchen!
Mit einem zweiten Gang läßt er's den Feind verſuchen.
Vermag er dann zu Fall ihn wiederum zu bringen;
Dann iſt's erlaubt, iſt Sitt' und Recht, ihn umzubringen.
So ſprach er, und ich gab auf dieſes Wort ihn frei,
Daß er mir erſt erlegt im zweiten Gange ſei!
So ſprach Suhrab vergnügt; doch Barman ſah das Walten
Des Himmels, daß Ruſtem für Iran ſei behalten.
Zu Suhrab ſprach er: Weh! du biſt des Lebens ſatt;
Ein Glück begegnet nie zweimal an Einer Statt.
Den Parder ließeſt du entſpringen aus den Schlingen,
Dafern ihn Gott dir gab; nun wird er dich verſchlingen!
So ſprach er mißvergnügt und wendete ſich ab
Vom Knaben raſch, den er nunmehr verloren gab.
Er ging hinweg und ſprach: das Schickſal mag es lenken
Mit ihm, wie's ihm gefällt! ich will das Heer bedenken.

### 10.

Auf einem Felſenthron ſaß dort der Geiſt und ſah,
Das Thal herauf ein Mann kam ſeinem Sitze nah.
Voll Muths und unmuthsvoll umſchauend kam er bei;
Da merkte wohl der Geiſt, daß er geſchwächet ſei.
Ein Abendnebel lag als Helm auf ſeinem Haupte;
Den hob er weg, indem er mit dem Athem ſchnaubte.
Auf ſeinem Throne ſaß der Geiſt von Nacht umhüllt,
Doch innen, von des Bergs verborgner Kraft erfüllt.
Den Ruſtem rief er an: Wer und was ſuchſt du? ſprich!
Darauf ſprach Ruſtem: dich und meine Kraft ſuch' ich.
Ich ſeh' und kenne dich, wie ich dich ſchon geſchaut;
Du biſt nicht ſeit der Zeit gealtert noch ergraut;
Doch kennſt du mich? und weißt, was ich dir anvertraut?
Mit ruhigem Lächeln gab zur Antwort ihm der Geiſt:
Ich kenne dich nicht mehr, Ruſtem! du biſt ergreiſt.
Doch was bemühſt du die alten Heldenglieder
Zu mir? Tehemten ſprach: Gib meine Kraft mir wieder!
Bis heute kam ich aus mit dem, was ich geſpart;
Das Ganze brauch' ich heut'; gib her, was du bewahrt!
Da ſprach der Geiſt: Die Kraft des Menſchenkindes, wenn ſie
Von ihm gewichen iſt, kehrt ihm zurücke nie.
Denn Keinem kann er ſie zur Wiedergabe geben;
Du aber gabeſt mir die deine aufzuheben.
Wohl aufgehoben hier iſt ſie und aufbehalten;
Viel beſſer als bei dir liegt ſie in Bergesſpalten.
Warum willſt du mit ihr dein alterndes Genick
Beladen? Held, du nimmſt auf dich ein Mißgeſchick.
Doch weigern werd' ich ſie dir keinen Augenblick,
Wenn du ſie ernſtlich willſt und dreimal ſie verlangeſt;
Allein bedenk' es recht, wenn du ſie empfangeſt!
Ich gebe, Stück für Stück, dir deine Kraft zurück,
Ich geb ſie dir, doch zum Unglück, nicht zum Glück.
Laß deine Kraft hier ruh'n! du haſt der Thaten nun
Genug gethan; zum Leid wirſt du der eine thun!
Tehemten, ja, ein Leid, ich fürchte, wirſt du finden
Durch deine Kraft, davon dir ſelbſt die Kraft wird ſchwinden.

### 11.

So unterhandelten ſie dort um Ruſtem's Kraft;
Doch Ruſtem's Sohn ſah ſich im Feld um zweifelhaft
Und wußte nicht, was er vom Gegner denken ſollte,
Der nicht erſchien; und ob er heimwärts lenken ſollte,
Ob warten noch, bis doch vielleicht er wiederkäme,
Damit er heute noch das Leben hier ihm nähme!
Am Ende dünkt' es doch das Beſte ſeiner Meinung,
Im Feld zu warten noch auf ſeines Feindes Erſcheinung.
Denn, ſprach er, heute früh hat er auf mich gewartet,
Nun wart' ich ſpät auf ihn, ſo iſt es wohlgeartet.
Der Abend iſt ſo ſchön nicht, als es uns verſprach
Der Morgen; in der Welt kommt Herbes Frohem nach.
Die Sonne ſinkt und läßt ein blut'ges Abendroth
Zurück als Abſchiedsgruß, den ſie dem Leben bot.
Wo aber bleibt der Mann, den ich nicht miſſen kann?
Ich tödt' ihn in der Nacht, weil er am Tag entrann!
So ſprechend, blickt' er auf und ſah den Ruſtem kommen,
Als wie ein Meteor trüb' röthlich angeglommen.
Dem Suhrab ſchien er ganz verwandelt zauberhaft,
Von wunderbarem Glanz, in voller Jugendkraft.
Mit Staunen grüßt er ihn, mit Zittern und Verzagen;
Wo er geweſen ſei, hatt' er nicht Muth zu fragen.
Er fragt': Und ringen wir noch heute vor der Nacht?
Und Ruſtem ſprach: Ei ja! es iſt geſchwind vollbracht.
Da traten an zum Kampf der Vater und der Sohn;
Der angethan mit Kraft, die dieſem war entfloh'n.
Wie, wann die Sonne ſinkt, die Nacht ſiegjauchzen mag,
Und wenn die Nacht erliegt, ſo triumphirt der Tag:
So mochte Ruſtem leicht ob Suhrab triumphiren;
Gewinnen konnt' er nicht und Jener nicht verlieren.
Da zog die Dämmerung aus Abendwolkenflor
Dem Schauplatz dieſes Wehs den dichten Vorhang vor;
Daß von dem Doppelheer, das als Zuſchauer nah
Dem Schauſpiel war, was da geſchah, kein Auge ſah.
Da griffen an die Zwei, da war es ſchon gethan;
Vom Vater war es ab- und um den Sohn gethan.
Ruſtem that einen Ruck und Suhrab lag im Duſt;
Ruſtem that einen Zuck, ſein Dolch traf Suhrab's Bruſt.

### 12.

Suhrab ſprach todeswund: O ungetreuer Mann!
Das iſt der Schonung Lohn, den ich von dir gewann.
Von Ruſtem haſt du mir ein Märchen vorgelogen,
In Ruſtem's Namen um mein Leben mich betrogen.
Doch ſei ein Fiſch im Meer, ein Vogel in der Luft,
Die Rach' ereilet dich, wo ich lieg' in der Gruft.
Wenn Ruſtem das erfährt, und er wird es erfahren;
Nicht wird ihm das Gerücht die Trauerkund' erſparen —
Wenn Ruſtem es erfährt, ſo gibt er dir den Lohn
Dafür, daß du erſchlugſt ſein und Tehmina's Sohn.
Er ſprach's und von dem Wort getroffen, Ruſtem ſchrack
Zuſammen, als ob ihm der Dolch im Buſen ſtack.
Er rief: O Unglückskind, was ſagſt du? ſag's geſchwind,
Sag's recht, wer deine unglückſeligen Aeltern ſind!
Doch Suhrab ſprach mit Stolz und Trauer in der Miene:
Ich bin Suhrab, der Sohn von Ruſtem und Tehmine;
Er Iran's Hort, und ſie Semengan's Frauenzier.
Die Mutter hat mich hergeſandt, den Vater hier
Zu ſuchen, weil er dort ſo lang nicht kam zu ihr:
Die Spange gab ſie mir mit als Erkennungszeichen;
Die Spange, die er ihr einſt gab, ſollt' ich ihm reichen.
Die Spange trug ich nicht am Arme; vor Verluſt
Sie zu bewahren, trag' ich hier ſie auf der Bruſt.
Reiß' das Gewand hier auf am Buſen, das mich drückt,
Und ſieh' das Zeichen, das den Sohn von Ruſtem ſchmückt!
So ſprach er, und vor Weh dem Vater wollt' entweichen
Die Seel', und harrte nur noch auf Erkennungszeichen.
Weg riß er das Gewand und ſah, wie einen Molch
In Roſen, in der Bruſt dort ſitzen ſeinen Dolch;
Der ſtack noch in der Wund', als Scheide, die er ſchloß.
Nun zog ihn Ruſtem aus und Suhrab's Leben floß.
In Purpurwellen floß das Leben hin und tränkte
Das Gold der Spange, die Tehminen Ruſtem ſchenkte.
Er zog der Spange Gold, beſetzt mit den Rubinen
Von Sohnes Blut, hervor, ſelbſt mit blutloſen Mienen
Und rief: Suhrab, mein Sohn! Weh Ruſtem und Tehminen!

### 13.

Dumpf einen Augenblick in ſeines Jammers Füllen
Hinſtarrte Ruſtem noch, dann hub er an zu brüllen,
Als wie ein Tiger brüllt, wann er, im Buſch verhüllt,
Gelau'rt auf einen Raub, von heißer Gier erfüllt:
Er lauert auf ein Rind, das von der Rinderheerde
Dem grünen Buſche nah'n und ihm verfallen werde.

[illegible] ſich bewegt
[illegible] Vater lauert;
Der [illegible] im [illegible] und iſt von Luſt durchſchauert.
Er denkt: Da iſt das Kind [illegible] der Sterbe blind,
So denkt er, und das Kind [illegible] auf's eigne Kind.
Dann ſiehet er, was ihm die blut'gen Branken füllet;
Da bricht ſein Tigerherz, und wie er nie gebrüllet,
So brüllt er: wie er nie gebrüllt in Wuth um Blut,
Brüllt er nun um des Sohn's vergoſſ'nes Blut in Wuth.
So brüllte Roſtem jetzt, bis, ſein nicht mehr bewußt,
Er hinſank athemlos an ſeines Sohnes Bruſt.
Ohnmächtig ſank er hin, in Ohnmacht lag er da;
Das erſte Mal, daß dieß im Leben ihm geſchah!
Erſchüttert war ſeine Macht und ſeine Kraft gebrochen,
Die Kraft, die er ſo lang im Mark der alten Knochen
Getragen, ſammt der Kraft, die ihm auf's Neu geworden
Recht eigentlich dazu, den eig'nen Sohn zu morden.
So lag er bei dem Sohn, im Antlitz todesbleich,
Im Antlitz todesbleich, am Herzen todeswund,
Mit Roſen ſeines Blut's blümend den grünen Grund.
Noch floß das Blut, noch hauch' der Odem nicht, noch ſah
Und ſucht' er, ſterbend ſucht' er ſich dem Vater nah,
Den Vater, eh ihm ſchon von ihm dieß Leid geſchah,
Den er allein geſucht, den hatt' er doch gefunden
Und lag, wie er geträumt, von ſeinem Arm umwunden.
(Rückert.)

## 2.

## Enweri.

### Kaſſide zum Lobe des Schah Sendſchar.

Herz und Hand ſind Meer und Schacht,
Herz und Hand gehört dem Herrn,
Ihm, dem Weltenfürſt, deß Wort
Wie das Loos die Welt regiert.
Schah Sendſchar, dem jegliches [illegible]
Wenig nur der Welt iſt
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Alles Schwere, Schacht und Meer
Wenn der Erde gilt ſein Zorn,
Iſt's im Himmel ſicher nicht,
Blickt er an die Welt mit Macht,
Giebt Leben er ihr auf.
Wo ſein Name wird genannt,
Iſt die Weltzeit unbekannt.
Wo ſein Name wird gezeigt,
Dort verſtummet nur das Wort.
Sieh, die Zeit aus Furcht vor ihm
[illegible] rechnen Geheiß.
Welche Macht, vor der verargt
Alle Macht des höchſten Berg's!
Deine Fahnen nur ein Vers,
Deiner Gemeinſchaft der Sieg.
Sag' ich gleich, daß außer Gott
Niemand das Verborg'ne weiß,
Sag' ich, daß [illegible] als Licht
Deinem Wink gehorcht die Welt.
Das Geheimniß [illegible]
Wird von deinem [illegible]
[illegible] wird durch dich [illegible]
[illegible] nicht Geſtirn [illegible]
Deine Rede iſt das Wehen
Und dein Lob lehrt er zu Herrn.
Wenn dein Grimm auf Erden fällt,
Werden Wölfe zahm im Wald.
[illegible] hat keinen Lauf.
Wenn nicht du die Hand verbürgſt,
Nimmer ſtehet dieſe Welt,
Wenn dein Fuß ſie feſt nicht hält.

[illegible]
[illegible]
Heil dir! weil nach deinem Wort
Sich die Schöpfung richtet ſtets!
In den Schlachten trägt ſein Speer
Staub als Kleid des Rauch's empor,
Nur in Wüſten ſtellt ſein Hauch
Gleichgewicht der Lüfte her.
Löw' des Himmels iſt ein Bild,
Von dem Löwen deiner Fahn'!
Hoffnung führet leichten Zaum,
Schwere Bügel führt der Tod.
Kannen, die der Tod zerbricht,
Brechen an dem Lanzenbrunn.
Hinterhalt des Schickſals liegt
Aller hinter deinem Pfeil;
Auf dem Panzer fließt ein Strom
Thränen, wie der Milchſtraß' Fluß.
Wenn dein Bügel ſich bewegt,
Iſt die Zeit des jüngſten Tag's.
Wem dein Ueberfall beſtimmt,
Dem iſt Leben nicht beſtimmt,
Und des heil'gen Geiſtes Geiſt
Iſt nicht ſicher ſeiner Zeit.
Niemand hält ſich eine Zeit
Feſt am Bügel, als der Sieg.
Jede Schlacht, die zweifelhaft,
Wird entſchieden durch dein Schwert.
Hundert Welteroberer ſchlägt
Die der Himmel dort zum Gaſtrecht.
Herr! gib dieſem Sklaven Sold!
Dieſes iſt ſein einz'ger Wunſch.
Iſt er nicht von deinem Kreis,
Steh' er doch an deiner Thür.
Kauf' ihn, eh' du ihn noch kennſt,
Denn ſogleich ſteigt er im Werth.
Einmal alle zehen Jahr'
Laſſe ihn zum Handkuß zu!
Laß ihn einen einz'gen Tag
Steigen in des Vorhofs Ring.
Lebt in deinen Landen, Schah,
Einen Dichter [illegible] nur dich!
Aber in dem Lobgedicht
Iſt er keiner als ein Haar,
Bis er, alt wie [illegible],
Lang an deinem Hofe bleibt,
Bis des Lebens halber Herbſt
Weiß auf Haar und Haine zieht.
Immer blühe dir der Lenz,
Ohne daß ihm folg' der Herbſt.
Stets, ſo lang' die Zunge ſpricht,
Schall' dein Namen im Gebet!
Stets, ſo lang' es Gold noch gibt,
Deinem Namen ſei's geprägt!
Dein bedürfe ſtets die Zeit,
Wie der Raum der Zeit bedarf.
Stets, ſo lang' man gibt und nimmt,
Nimm und ſchenke Herrſchaft du!
Ewig herrſche in der Welt,
So wird Herrſchaft ewig ſein.
(Hammer.)

## 3.

## Niſami.

### 1.

### Salomo und der Sämann.

(Aus dem „Magazin der Geheimniſſe, Machſenul-eſrar.“)

An einem ruhevollen Tag,
Wo Salomonis Herrſchaft glänzte.

[illegible] Gepräng' er zog das [illegible]
[illegible] unter'm Himmel aus den Thoren,
Da ſtellte ſeinen Augen ſich
Ein Sämann in der Wüſte dar.
Er warf das Korn aus ſeiner Fauſt,
Er warf es aus dem Korngefäß,
Er warf nach allen Seiten Samen,
Von allen Gattungen ein Korn.
Und während er ſo Samen ſtreute,
Sprach Salomon, der Sprachenkund'ge:
O alter Mann, ſei wieder jung,
Um ſolche Arbeit zu bedecken.
Spann' Netze, ſtreu' nicht Samen aus,
Und glaub' es mit dem Vogelfang gen.
Was nützet dir allhier die Saat,
Die weder Grund noch Waſſer hat!
Ich, der auf gutem Grunde gebaut,
Was hab' für Früchte ich geſchaut?
Daher wird dieſes trock'ne Feld
Gewiß umſonſt von dir beſtellt.
Es gab zur Antwort ihm der Greis:
Mir machet Grund und Thau nicht heiß,
Ob feucht, ob nicht, iſt Nichts gelegen,
Das Korn von mir, von Gott der Segen!
Mein Waſſer iſt des Rückens Schweiß,
Mein Grund die Müh', mit der ich ſtreu',
Mich kümmert nicht der Herrſchaft Flug,
Das Korn iſt lebendig genug:
Zuletzt kommt mir als Aerntenſchaare
Von einem Korne Siebenhundert.
Du ſäe nicht mit Zweifelsfunken,
Daß ſiebenhundert eines trage.
Ein einzig Körnlein pflanz' zuerſt,
Das reichlich dir die Ernte trage,
Und jeder Blick, den d'rauf man wirft,
Näht dir das Kleid am Leib' zuſammen.
Nicht jeder Eſel trägt den Heiland,
Nicht jedes Haupt ziert eine Krone.
Die Elephanten tragen Kiöske,
Die Ameiſ' wankt am Körnchen Salz,
Mit hundert Strömen ruht das Meer,
Im Strome ſinkt ein einz'ger Tropfen.
Im Kreiſe des laſurnen Himmels
Iſt Unterſchied von Mann zu Mann.
Ein großer Mann banget ob dem Glücke,
Damit das Loos ihn nicht erdrücke.
Es hat nicht Jeder Falkenmagen,
Nicht Jeder kann Geheimniß tragen.
So will ich es von Neuem ſagen:
Nur Niſami kann Laſten tragen.

(Hammer.)

## 2.

## Medſchnun macht ein gefangenes Reh aus dem Netze frei.

(Aus „Medſchnun und Leila.“)

Er eilt zu ſeiner lieben Beute,
Wie zu dem Sohn der Vater hin,
Er ſtreichelt es mit ſeinen Händen
Und löſt Verband der Umſtrickung auf.
Von Kopf zu Füßen es liebkoſend;
Benetzt er es mit ſeinen Thränen.
Er ſpricht: Du, ferne vom Geliebten,
Biſt auch, wie ich, vom Freunde getrennt.
Du Flügelmann der Feldbereiter,
Bewohner von dem grünen Berg!
Dein Duft iſt meiner Freundin Duft,
Dein Auge iſt der Freundin Auge;
Du ſollſt ſofort im Schatten ruhen
Und ſtets entfeſſelt ſei dein Fuß!
Dir ſchade nicht des Grolles Wunde,
[illegible] iſt der [illegible] Hals.
Die Zähne ſind wie Perlenmuſcheln
Weit beſſer, als in Gold gefaßt.
Die Haut, die in das Netz gefallen,
Sie ſteht am beſten dir als Kleid.
Die Augen ſind zwar Theriak,
Doch beſſer ſo, als Gegengift.
O öffne Bruſt mit hohem Hals,
Eröffne den verbrannten Buſen.
Ich weiß, in dieſem freien Schloß,
Haſt Kunde du von jenem Mond;
Mach' dich, indeſſen du hier waideſt,
Bekannt mit meines Herzens Zuſtand.
O du, in meiner Feinde Macht,
Auch ich bin's mehr, als du verlangſt,
Du fern von mir, ich fern von dir,
Gekränket ich und du gekränkt.
Ein Alter ſey' vom Mittelſchlag,
Sey' ein Geſchoß, das kommt an's Ziel.
Den Wind, der deinen Wohlgeruch
Nicht bringet, will ich nimmer nennen,
Der Wind, der aber deine Spuren
Nicht ging, ſoll nimmer mich anwehen!
So ſprach er ein und tauſend Mal
Den Zuſtand ſeines Herzens aus.
Er löſet auf des Rehes Feſſel,
Küßt ihm das Aug' und macht es frei.

(Hammer.)

## 3.

## Eingang des Iskendernameh.

O Herr, dem die Herrſchaft der Welt angehört
Und dem mein Gemüth hier Gehorſam beſchwört,
Du ſchirmſt, was erhöht iſt, du ſchirmſt, was gering,
Das Weltall, es iſt nicht, du biſt jedes Ding.
Es zeigt uns die Schöpfung, was hoch iſt und tief,
Du biſt's, deſſen Allmacht hervor Alles rief.
Du Allweiſer biſt's, der, was Nacht iſt, erhellt,
Dein Kiel iſt die Weisheit, dein Schreibbuch die Welt.
Dem Jemaniden, daß du der Wahrheit ihn weih'ſt,
Verliehſt ſchon vom Anfang Beweiskraft der Geiſt.
Den Geiſt haſt du lichtvoll zum Blitz uns gemacht,
Die Welt haſt von Anfang zum Sitz uns gemacht.
O du, der den Sternenhimmel angezündeteſt,
Die Erd' uns als Herberge bloß gegründeteſt,
Ein Tröpflein erſchufſt du zum Meerwaſſerſchwall,
Den koſtbar'n Juwel bildet dein Sonnenball.

(Platen.)

---

## 4.

## Dſchelaleddin Rumi.

### 1.

Ich bin das Sonnenſtäubchen, ich bin der Sonnenball;
Zum Stäubchen ſag' ich: bleibe! und zu der Sonn': entwall'!
Ich bin der Morgenſchimmer, ich bin der Abendhauch,
Ich bin des Haines Säuſeln, des Meeres Wogenſchwall.
Ich bin der Maſt, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es ſcheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelſteller, der Vogel und das Netz,
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall.
Ich bin der Baum des Lebens und d'rauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menſchen Geiſt,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rauſch, die Rebe, die Kelter und der Moſt,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Kryſtall.
Die Kerz', und der die Kerze umkreiſ't, der Schmetterling;

Die Roſ' und, von der Roſe berauſcht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bittre, der Honig und die Gall'.
Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlſtatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beſchirmer, der Stürmer und der Wall.
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meiſter und der Riß,
Der Grundſtein und der Giebel, der Bau und ſein Verfall.
Ich bin der Hirſch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der ſie beſchließt in Einem Stall.
Ich bin der Weſen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin, was iſt und nicht iſt. Ich bin, o der du's weißt,
Dſchelaleddin, o ſag' es! ich bin die Seel' im All.
(Rückert.)

## 2.

Schall', o Trommel, hall', Flöte! Allah hu!
Wall' im Tanze, Morgenröthe! Allah hu!
Lichtſtern im Planetenwirbel, Sonne, vom
Herrn im Mittelpunkt erhöhte! Allah hu!
Herzen! Welten! Eure Tänze ſtockten, wenn
Lieb' im Centrum nicht geböte. Allah hu!
Unſers Liebetanzes Leiter reicht hinan
Ueber Sonn' und Morgenröthe, Allah hu!
Rauſche, Meer, am Fels im Sturme, Gottes Preis!
Nachtigall, um Roſen flöte Allah hu!
Seele, willſt ein Stern dich ſchwingen um dich ſelbſt,
Wirf von dir des Lebens Nöthe, Allah hu!
Wer die Kraft des Reigens kennet, lebt in Gott,
Denn er weiß, wie Liebe tödte, Allah hu!
(Rückert.)

## 3.

Die Roſe iſt das höchſte Liebeszeichen,
Dem Herzensfreunde will ich die Roſe reichen.
Gedanken ſterben im Gewühl der Liebe,
Wie Gartenblumen vor der Roſ' erbleichen.
Die Roſe trägt den ſtillen Dorn am Herzen,
Weil nie die Schmerzen von der Liebe weichen.
Ein einzig Bild der Schönheit iſt die Roſe;
Was gleichet ihr in Erd' und Himmels Reichen?
Der vollen Roſe gleicht an Pracht die Sonne
Und alle Blättlein ſiehſt du Monden gleichen.
Der Sonne Lichtrad iſt in ihr gezimmert
Und hundert Monde rollen d'ran als Speichen.
Die Sonne, die aus Monden wuchs, die Roſe,
Dem Herzensfreunde will ich die Roſe reichen.
(Rückert.)

## 4.

Bei Allem, treuer Bruder, thu'
Verzicht auf Ich und Wir, und komm'!
Auf Wir und Ich verzichte du,
Daß du nicht Du ſei'ſt und nicht Wir.
Hör' auf zu ſingen: Gott iſt groß!
Und halt' an einer Gränze dich.
Es ſprach das Herz; du ſagteſt: Ja,
Der Dank des Ja's iſt Unglück nun.
Daß Ja Gehemmnis bin ich ſelbſt,
Der in der Armuth mich bewegt.
Verlaß den Ort, verlier' ihn nicht,
Wo iſt der Ort, der Ort? wo?
Sei rein von Sinn und vieler Staub,
Daß deinem Staub' entſteige Geiſt.
Biſt du dann frey, verbrenn' dich ſelbſt,
Daß deiner Glut entſteigt Glanz;
Und biſt du dann verbrannter Staub,
Iſt deine Aſch' der Weiſen Stein,
Schau die verborg'ne Alchymie,
Die ich aus dieſem Staub erſchuf,
Die mit der See das Land geſchmückt
Und mit dem ſchwarzen Rauch die Luft;
Die Seelen nährt durch Ein Stück Brot,
Durch Einen Hauch den Leib belebt,
Gibt feinem Geiſt für leichtes Gras,
Zur Gnadenmacht wird die Armuth ſo.
Die Zeit iſt voll von Deiner Macht,
Entſiegel ſelbſt die Seele dir!
Genug des Worts, nun ſchweig' ich ſtill,
Denn mehr als Wort iſt Schweigen werth.
(Hammer.)

## 5.

Froh und lachend kommt der Frühling.
Auf in Garten! nun iſt's Zeit!
Zeit der Wolluſt, Zeit der Freude,
Zeit der Luſt, der Wangenflur!
Grün die Erde, Tage glänzend,
Schau des Schöpfers Wunderwerk!
Heute wacht, wer geſtern ſchlief,
Lebend ſind, die waren todt.
Erde ſchlief den Winterrauſch,
Schmückt ſich nun mit Blumen aus.
Gras und Blätter ſind betrunken,
Kronen trägt ein jeder Aſt.
Licht wie Eden ſind die Fluren!
Und die Auen Paradies.
Lieblinge und Bräute ſind
Trunken, unbeſtändig, irr',
Ohne Weisheit', ohne Strafe,
Streu'n ſie Silber aus und Gold.
Freudetrunken ſind die Zweige
Der Cypreſſe und des Ahorns.
Lilien ziehen Degen aus,
Um den Froſt hintan zu halten;
Roſen reiten ſtolz auf Stengeln
Und Jasminen geh'n zu Fuß.
Veilchen tragen Trauerkleider,
Weil von Roſen ſie getrennt.
Ueber Spuren und Nachtſpuren
Iſt das Herz gedankenvoll.
Auf der Zunge liegt das Wort,
Doch die Scham hält es zurück.
Kräuter ſchlingen ſich um Dornen,
Um zu ſaugen Roſenwaſſer.
Lotosblumen ſind erblaſſet,
Weil den Roſen Dornen nahen.
Dieſe Eiferſucht ſei Beiſpiel
Dir, der eiferſüchtig liebt.
Gegen die Narziſſe wandte
Sich mit Fragen Hyazinth.
Frag' nicht, ſprach ſie, mich um Kunde,
Denn von Sinnen bin ich ganz.
Auch von Trauben frag' nicht Kundſchaft,
Sie ſind trunken Tag und Nacht.
Feuertulpen, Anemonen
Steh'n auf Fluren und an Rainen.
Zwitſchernd bringen Vögeln Botſchaft,
Preiſend Gott, den Herrn des Lichts.
Erd' und Himmel, Thier und Engel,
Alle Du, und Du ihr Helfer.
Warum girren Turteltauben?
Weil den Freund der Schleier deckt.
Wiedhopf brachte eine Botſchaft
Von dem Herrn der auf der Welt.
Tauſendtönig klagend ſingen
Nachtigallen auf dem Aſt.
Mundrubinen, Quellwein,
Friſcher Liebling, neue Braut!
Wo ſind Roſen, deren Banden
Nimmer ich entfliehen mag?
Tauben fliegen hin und wieder

Blos aus Hoffnung von Genuß.
Weil der Schah zurückgekommen,
Jagt der Falke Rebhuhn wieder.
Papageien ſuchen Zucker
Süßen Lippen bloß zu Liebe.
Seltene Geheimniſſe
Hör', verkündet in tauſend Tönen
Nachtigall und Turteltaube
Singen: Welt iſt nicht beſtändig.
Heut' liebt Dieſer, morgen Jener,
Drob benütz' Gelegenheit;
Denn jetzt iſt der Augenblick,
Auf der Erde gut zu handeln.
Gehe nun auf Flur und Gärten!
Warum meideſt du den Frühling?
Lebe froh zur Zeit der Wolluſt,
Nimm das Glas, denk' nicht des Rauſches,
Werde froh der ſchönen Tage
Auf den Bergen, auf dem Felde,
Gottes Huld hat viele Schätze
In der Welt nun aufgethan.
Sammle dich, zerſtreu' dich wieder,
Denn Geheimniſſe ſind kund.
Saat des Guten und des Böſen
Wird erblüh'n am jüngſten Tag.
Einem iſt ein Wink genug,
Der für Tauſend nicht genügt.
Vom Verborg'nen kam der Frühling
Wie vom Samenkorn die Frucht
Auf der Datteln, auf der Feigen,
Auf der Aprikoſen iſt.
Bald verkehrt in Herbſt ſich Frühling,
Nimm dir nun des Lebens Theil,
Gib das Herz der Welt nicht hin,
Sie iſt treulos, unbeſtändig.
Jetzt ſo lang die Luſt dir lächelt,
Trink' und ſchlaf' und küß', genieße!
Dies iſt der Rath der Liebenden,
Nimm von Herz und Seel' ihn an.
Schweige ſtill, denn ſchweigend thut dir
Das Geheimniß kund der Lenz.

(Hammer.)

## 6.

„Ich bin der Vogel der Gottheit, trommelnd: Bakrabaka.*)
Berauſcht vom Weine der Einheit, trommelnd: Bakrabaka.
Das Glas des Weines, der Zucker bin ich, Trauben bin ich.
Ich bin die Lampe, die Geige, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin der Weg von Hedſchas, Gebet und Pfeiler bin ich,
Vertraut mit allem Geheimniß, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin das ewige Loos, die trunk'ne Nachtigall ich,
Ich bin der Ring an dem Finger, trommelnd: Bakrabaka.
Wiewohl von Menſchen erzeugt, bin ich von Ewigkeit her
Der Gegenſtand des Gebets, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin die Krankheit, das Mittel, bin Aſſaf und Safa,**)
Ich preiſe eigenen Werth an, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin der Quell der Erſchaffung, bin der Weiſer des Weg's,
Ich bin die Perle der Wahrheit, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin die Kaaba und Mina, Safa bin ich und Merwa,***)
Ich bin ein Stäubchen der Sonne, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin nicht Ich, in dem eig'nen Leibe bin ich nicht Ich;
Er iſt in Wahrheit der Körper, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin der Schah und der Bettler, Mond und Himmel bin ich,
Ich bin der Weg und das Ziel ich, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin der Papagei und der Baum des Lebens zugleich,
Ich bin die Flamme der Lampe, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin der kreiſende Himmel, Licht und Schimmer bin ich,
Ich bin der Morgen und Abend, trommelnd: Bakrabaka.
Ich bin die Sonne des Glaubens, bin Gewißheit fürwahr!
Unglaube bin ich und Glaube, trommelnd: Bakrabaka.

(Hammer.)

## 7.

Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch ſchauert Leben vor dem Tod.
Das Leben ſieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den ſie bot.
So ſchauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, ſtirbt
Das Ich, der dunkle Deſpot.
Du laß ihn ſterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth.

(Rückert.)

## 8.

## Der Gewürzkrämer und der Papagei.

(Aus dem Mesnewi.)

Es war ein Krämer und ein Papagei,
Beredſam, ſüßen Ton's, von grüner Farbe;
In dem Gewölbe ſaß als Wächter er,
Stets plaudernd mit Vorübergehenden.
Der Menſchen Sprache war ihm wohlbekannt,
Im Papageigeſchrei wohlgeübt.
Als einſt der Krämer ging nach ſeinem Hauſe,
Ließ er zurück den Papagei als Wächter;
Da ſprang nun jäh' in das Gewölbe eine Katze
Zur Mäuſejagd; allein der Papagei
Sprang auf voll Furcht, um ſich zu flüchten,
Und brach die Flaſche mit dem Roſenöl.
Sein Herr kam aus dem Hauſe nun zurück,
Gemächlich in der Bude auszuruh'n;
Er ſah die Bude und die Kleider öl' befleckt.
Er ſchlug des Vogels Kopf, daß er ward kahl
Und hörte auf zu ſprechen viele Tage.
Die Reue preßt' dem Krämer Seufzer aus,
Er ſtreicht den Bart und ruft: „O weh'! o weh'!
Die Sonne meiner Wohlthat iſt verdunkelt.
O wäre meine Hand damals gebrochen,
Als ich des Wohlberedten Kopf berührt."
Er gab Geſchenke jeglichem Derwiſch,
Daß nur des Vogels Stimme wiederkehre.
Drei Tage und drei Nächte ganz beſtürzt
Saß er im Laden ohne alle Hoffnung
Und alle Schmeicheleien wandt' er an,
Daß er den Papagei zur Rede brächte.
Da ging ganz nah' vorüber ein Derwiſch,
Mit kahlem Kopf wie eine Taſſe.
Der Papagei fing nun zu reden an
Und ſprach zu dem Derwiſch: „O Unbekannter,
Wie miſcheſt du, ein Kahler, dich mit Kahlen,

---

*) Bakrabaka iſt der onomatopoetiſche Ausdruck des Getöns der Halbtrommel, womit die Derwiſche ihren Reigen begleiten.

**) Aſſaf, der Weſir Salomon's; Safa, der Beiname Simon's Petrus (Simon Kephas).

***) Mina, Safa und Merwa, die Namen der drei um die Kaaba gelegenen Berge.

Du haſt gewiß auch Roſenöl verſchüttet?"
Das Volk belachte ſeinen Einfall laut,
Weil mit ſich ſelber den Derwiſch er maß. — —
Vergleich' nicht die Reinen nach dir ſelbſt,
Es iſt ein Unterſchied im Worte Schir,*)
Die ganze Welt geht deshalb irre,
Weil Wen'ge kennen wahre Gottesdiener.
Man hebet auf den Kopf zu dem Propheten
Und richtet Heilige nach eig'nem Maß.
Gleich ihnen, ſagt man, ſind wir Sterbliche,
Gleich uns verlangen ſie nach Schlaf und Speiſe.
Die Blindheit macht, daß man ſie nicht erkennt,
Es herrſcht ein großer, hoher Unterſchied.
Zwei Bienen ſaugen an derſelben Blume,
Die eine ſaugt Gift, die and're Honig.
Zwei Rehe freſſen im Graſe als Weide,
Bei einem wird es Koth, bei'm andern Moſchus;
Zwei Rohre trinken aus demſelben Teiche,
Das eine leer, das and're voll von Zucker.
So gibt es hunderttauſend Gleichniſſe
Wohl ſiebzig Jahre Weges unterſchieden.
Der ißt und ſeine Speiſe wird nur Unrath,
Der And're wandelt ſie in Gottes Licht.
Der ißt und ſchafft Nichts als Neid und Geiz,
Der And're wirket des Allein'gen Liebe.
Der iſt ein reines Erdreich, der ein ſchlechtes,
Der iſt ein reiner Engel, der ein Diw,
Obwohl ſich beiderlei Geſtalten gleichen,
Klar iſt das ſüße und das bitt're Waſſer,
Der Kenner nur weiß dieſen Unterſchied,
Das Wahre von dem Falſchen unterſcheidend.
Wer Zauberei mit Wunderwerk vermengt,
Hält Beides auf Betrügerei gegründet.
Die Zauberer, um Moſes zu verderben,
Ergriffen einen Stab dem ſeinen gleich;
Doch unterſchieden ſich die beiden Stäbe
Von jenem Werk zu dieſem hoher Abſtand.
Verfluchet iſt von Gott das Werk des Zaub'rers,
Geſegnet iſt die Handlung des Propheten.
So gleichen die Ungläubigen den Affen
Und Uebel kommen ſich aus ihrer Bruſt.
Der Affe ahmt auch wohl den Menſchen nach,
Er ahmet nach, was er zu ſeh'n gewohnet iſt,
Und wähnet, daß er Alles gleich ihm mache.
Wie kennet wohl den Unterſchied das Vieh?
Der handelt durch Befehl und der aus Trug.
So ſei dann Staub auf des Nachahmers Haupt.
Der Heuchler betet mit dem Andern ſtets,
Allein dem Heuchler wird keine Gnade.
Im Faſten, Wallfahrt und Almoſengeben
Spielt Gläubiger und Heuchler nur Ein Spiel.
Der Gläub'ge wird am End' gewiß gewinnen,
Der Böſe wird in Ewigkeit Schachmatt.

(Hoffer.)

## 5.

## Saadi.

### 1.

### Kaſſide.

Kein Land, kein Freund ſei deinem Sinn geſetzt als Ziel,
Denn Meer und Land iſt weit und Menſchen gibt es viel.
Dem Hunde in der Stadt iſt Ruh' und Luſt verſaget,
Weil er nicht wie der Hund des Zelt's nach Beute jaget.
Nicht Eine Roſe gibt's, nicht Einen grünen Baum,
Die Bäum' ſind alle gleich, voll Roſen iſt der Raum.
Biſt du verdammt am Thor, wie's Huhn zum Körnerklauben.
Warum ſchwingſt du dich nicht zum Himmel auf wie Tauben?
Von einem Baum zum andern wie Bülbül dich ſetz',
Was geh'ſt du denn wie wilde Tauben in das Netz?
Sieh', wie ſich auf die Erde Ochs und Eſel legen,
Weil ſie nicht wiſſ' ſich wie der Himmel regen,
Und ſtellen ſich vor dich zehntauſend Reize hin,
So gehe d'ran vorbei und binde nicht den Sinn.
Mit Vielen gehe um, daß viel du mögeſt lachen,
Bei Einem bleibe nicht, er wird dich weinen machen.
Gefällt dir eine Zeit der Atlas und der Taft,
Geh' auf den Markt, dort ſuche du ſie maſſenhaft.
Es trennen Reiſende wie Roſſe nach dem Ziele
Der mit verbund'nem Aug', wie Gaul in der Mühle,
Hat eing'ger Menſch ſtets an dem ſteif'ſten Sinn ein Band,
Ein eing'ger Menſch verfehlt den tüchtigſten Verband.
Wenn du gehorſam biſt und dienbar Menſchenkindern,
Warum willſt du denn ſelbſt den eig'nen Werth vermindern?
O glücklich, wem die Nacht verſchwindet im Genuß
Und wer am Morgen dann verläßt des Liebchens Fuß.
Wenn du das Sklavenjoch von einem Eing'gen zieheſt,
So iſt es deine Schuld, daß du ſo ſchwer entflieheſt.
Wenn mir die ſüße Frucht erſt fallet in die Hand,
Warum pflanz' ich den Zweig, den ich ſo bitter fand?
Was nützt es mir, wenn Einer froh und ich nur trau're,
Wenn Einer ruhig ſchläft und ich auf Trauer lau're!
Des freien Mannes Hals ſei in der Liebe Band
Wie Einer, der zum Fiſch am Angel hält die Hand.
Gefährten ſuche ich, die Mühe mit mir wagen,
Nicht Einen Freund, für den ich ſoll die Laſten tragen.
Der Freund ſey, der bewahrt das widrige Geſchick,
Wenn nicht, ſo zieh' auch du ſogleich die Hand zurück.
Soll ich für den, der mir nicht will Mitleiden ſchenken,
Warum ſoll ich mich denn für ſeine Leiden kränken?
Wenn nur von Treue ſpricht und grauſam iſt der Freund,
Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen Freund und Feind!
Wenn Einer kriecht vor dir als Sklave in dem Staube,
Entzieh' dich nicht, du wirſt vielleicht ihm noch zum Raube.
Der Jäger ſchmeichelt dich, er dürſtet doch nach Blut;
Gebete ſagt der Dieb, er ſtrebt nach deinem Gut.
Vergeud' das Leben nicht aus Glauben auf die Treue,
Daß dich Verarmten nicht gar bald die Großmuth reue,
Such' ew'ge Plage nicht für Augenblicke Ruh.
Den Rauſch der Nacht empfand' ich am wüſten Morgen nu,
Weil klagt, wer ſeinen Betrachtungen ſich weihet,
O handle nicht, es wird die That zu ſpät bereuet.
Gehorſam gegen Gott, dienſtfertiges Bemüh'n,
Iſt beſſer, als am Strick von einem Götzen zieh'n.
Die Zügel der Vernunft laß nicht der Sinne Händen,
Weil ſich Vernünft'ge nicht um Liebeskreiſe wenden.
Gelärmet habe ich in mehr als einem Stück.
Wen eine Schlange biß, der fürchtet ſelbſt den Strick.
Dieß iſt der g'rade Weg der Wahrheit, klar vor Allen,
Allein er will dem Aug' der Liebe nicht gefallen.
Wenn auf den erſten Blick das Herz ſich gleich ergibt,
Gehört Haupt, Aug' und Herz dem Freunde, den man liebt.
Anfänger halten wohl den Bügelſtab dem Reiter,
Doch wenn der Eine fällt, ſo läuft der And're weiter.
Ich lag ſo eine Nacht bis an des Morgens Zeit,
Mit meinem eig'nen Geiſt gedankenvoll im Streit.
Von einer Seite zogen mich Begier und Sinnen,
Gemälde, Wohlgeruch, die Knaben, Buhlerinnen;
Ich konnte nicht den Kopf erheben von dem Schooß,
Da brach auf mich der Bund und das Verſprechen los.
Du haſt das Schwere leicht, das Gute bös genommen,
Daher mag dir die Bitte um Verzeihung frommen.
Es ſprach zu mir nunmehr der wahren Freundſchaft Mund:
Du haſt gebrochen, ungerecht, den treuen Bund.
Sagt' ich dir's nicht, du würdeſt ſchnell die Treu' verrathen?
O thu' es nicht, dieß ſind nicht edler Herzen Thaten.

---

*) Schir heißt ſowohl Löwe als Milch.

Wo iſt der Freund, der ſich vom Freunde wendet ab,
Der nicht den treuen Bund bewahret bis in's Grab?
Der Herzen trennen ſich, die hart wie Kieſelſtein,
Wo iſt Gewalt, die Herzen trennt vom Herzverein?
Wem Liebe in das Herz das Siegel eingedrückt,
Lebt tauſendfachen Schmerz, den ihm die Liebe ſchickt.
Man kann nicht leben, ohne daß die Leute ſprechen,
Nicht Roſen ſammeln, ohne daß die Dornen ſtechen.
Was liegt an Geld und Gut, was liegt an Blut und Land?
Reicht mir der Freund die Hand, iſt alles And're Tand.
Es ſpricht der Feind gar Vieles hinter deinem Rücken,
Daß er den Freund dir raube, laß dich nicht berücken!
Es iſt gar Manches, was der Mund der Neider ſpricht,
Gefalle deinem Freund und frage And'res nicht.
Sag' nicht, ich ſehe wie die Liebe in's Geſicht.
Nach dem Geſchehenen kennt der Richter Zaudern nicht.
Es fährt heut' aus dem Port von deinen Liebesqualen
Ein Schiff in's off'ne Meer, mit Waſſern ſchwer beladen.
Wer Herz und Aug' nicht ſchirmt mit treuer Liebe Schild,
Der iſt auf weißer Wand ein angemaltes Bild.
Du ſollſt mich nicht für gut und nicht für weiſe halten,
Es kann Vernünft'ge nicht den Schmerzensplätzen halten.
Wer ſagt: es liebt das Oehl nicht mehr das alte Weib,
Der ſagt, es wird ihr nicht mehr ſchöner Zeitvertreib.
Zwar weit iſt die Pforte, allein mit leeren Händen
Kann ſie nicht mehr das Geld dem Freund zu Liebe ſpenden.
Du Saadi, der du alt und ferne biſt von Geld,
Dir bleibt Nichts übrig, als Entſagung von der Welt.
Ich habe mich hinaus geſetzet über's Wort,
Auf, Saadi, fahr zu, bring' hin und trage fort.

(Hammer.)

### 2.

## Aus Saadi's Roſengarten (Guliſtan).

### 1.

Ein Derwiſch wohnte als Einſiedler in einem Winkel der Wüſte; ein König ging vorüber, der Derwiſch — denn in der Zurückgezogenheit liegt das Reich der Zufriedenheit — erhob ſeinen Kopf nicht und nahm keine Rückſicht auf ihn; der König aber — denn in der Herrſchaft liegt herriſches Weſen — wurde darüber unwillig und rief: Dieſes Volk in Lumpen iſt wie das Vieh. Der Weſir ſagte zu dem Einſiedler: Der König der Erde iſt bei dir vorbeigegangen, warum haſt du ihm keine Ehrfurcht bewieſen, und was die gute Sitte verlangt nicht erwieſen? Dieſer antwortete: Sage dem Könige: Erwarte Ehrenbezeugung von dem, der von dir Gnadbezeugung erwartet, und wiſſe übrigens, daß die Könige da ſind, um über die Unterthanen zu wachen, nicht die Unterthanen, um den Königen den Hof zu machen.

Der König iſt der Armen Stab und Wächter,
Iſt auch ihr Glück auf ſeine Macht geſtellt.
Das Schaf iſt nicht da um des Hirten willen,
Der Hirte iſt zu ſeiner Hut beſtellt.
Den Einen ſiehſt du heute hochbeglückt,
Des Andern Herz im Kampfe blutend zucken.
Noch wen'ge Tage, dann verzehrt der Staub
Das Hirn in dem die eitlen Träume ſpuken.
Kein Unterſchied iſt zwiſchen Sklav' und König
Am Schickſalstag, den Keiner je vermieden.
Iſt denn, wenn man der Todten Staub durchwühlet,
Der Reichen und der Armen Staub verſchieden?

Der König fand die Worte des Derwiſches wahr und ſprach: Erbitte dir Etwas von mir. Ich bitte dich darum, antwortete der Derwiſch, daß du mich nicht ferner beläſtigeſt. Gib mir einen Rath, ſagte der König. Er ſprach:

Begreife jetzt, wo Erdengut in deiner Hand,
Daß Glück und Macht und Reichthum geht von Hand zu Hand.

(Graf.)

### 2.

Umwunden ſah ich einſt mit einem
Den friſchen Roſenſtrauß im Blumen
Was ſoll, ſprach ich, dem ſchlechten G.
Zu ſitzen in der Roſen edlen Reih'n?
O tadle, ſprach das Gras, nicht mein Vermeſſen,
Der edle Sinn kann Freundſchaft nicht vergeſſen,
Fehlt mir auch Schönheit, Farbe, ſüßer Duft,
Doch athmet' ich auch ſeines Gartens Luft.
Ich bin dem edeln Herrn im Dienſt ergeben,
Durch ſeine Güte ſchmückt er mir das Leben.
Ob er Verdienſt mir beilegt oder nicht,
In ſeiner Huld ſtrahlt mir der Hoffnung Licht.
Obgleich ich nicht des Vorraths viel beſitze,
Mich nicht auf guter Werke Summe ſtütze,
Er weiß doch, was dem armen Sklaven fehlt,
Wenn er in eitlem Streben ſich gequält.
Gebrauch iſt's, daß, wenn Herren Freiheit ſchenken,
Des alten Knechtes ſie zuerſt gedenken:
O Weltenherr voll Langmuth und Gewalt,
Dem alten Knecht erzeige deine Huld.
O Saadi, ſuche der Ergebung Segen,
O Gottesmann! geh' nur auf Gottes Wegen.
Wer ſich gewendet von dieſer Pforte Licht,
Weh' ihm! er findet eine and're nicht.

(Graf.)

### 3.

Ich habe von einem Derwiſch gehört, der im Feuer der Armuth faſt erſtickte und Lappen auf Lappen zuſammenflickte, aber ſein Gemüth mit dieſen Verſen erquickte:

Sei zufrieden, daß du trock'nes Brot und Lumpenkleider haſt:
Beſſer iſt des eig'nen Elends als der fremden Wohlthat Laſt.

Einſt ſagte Jemand zu ihm: Warum ſitzeſt du da? In dieſer Stadt iſt ja ein Mann mit einer Seele voll Edelmuth und allumfaſſender Großmuth; er iſt gegürtet, zu gehorſamen der Wohlgeſinnten Worte, und ſitzt als Diener an der Herzen Pforte; willſt du ihn mit der Darſtellung deiner Lage angeh'n, ſo hält er es für ſeine Pflicht, einem ehrwürdigen Manne wie du beizuſteh'n. Stille! erwiederte der Derwiſch, beſſer iſt die Dürftigkeit bis zum Grabe tragen, als ſeine Hilfsbedürftigkeit Andern klagen.

Beſſer iſt es, Bettelkleider in des Elends Winkel flicken,
Als um Kleider Bettelbriefe reichen Herren überſchicken.
O gewiß, es iſt nicht ſchlimmer, in der Hölle Strafe leiden,
Als mit eines Nachbars Hülfen in das Paradies ſich ſchleichen.

(Graf.)

### 4.

Von einem alten Mann hört' ich unlängſt erzählen,
Dem in den greiſen Kopf der Einfall kam, zu frei'n.
Er nahm ein Mädchen ſchön und rein, gleich einer Perle,
Die vor dem Männerblick bewahrt der Perlenſchrein.
Wie es Gebrauch iſt, ward ein Hochzeitmahl bereitet,
Doch wollte ſich nach Wunſch d'rauf nicht die Liebe ein.
Den Freunden klagte er und gab als Grund der Klage,
Sie plündre ihm ſein Haus und feg' es leer und rein.
Es folgte Zank und Noth, ſie kommen vor den Richter;
Doch Saadi ſagte gleich: Was hilft da Streit und Schrei'n?
Die Frau iſt ohne Schuld, denn wem die Hände zittern,
Der nehm' und faſſe nicht die Perle glatt und fein.

(Graf.)

### 5.

Im Morgenlande macht man, wie man mir erzählte,
Nur Ein chineſiſches Gefäß in vierzig Jahren.

Du haſt gewiß auch [illegible] ...em Tage,
Das Volk belachte [illegible] Pauken,
Weil mit ſich ſel[illegible] ...ucht es ſeine
Vorurtheil' [illegible] ...ſelber,
Es iſt ein[illegible] ...nn und Ver-
Die [illegible] ... mit ſich bringt,
W[illegible] ...an nachher doch
D[illegible] ...er ſteigen,
... ſich über alles
...ſchwingt.
... darum auch den
Werthe;
... man ihn nur mit
erringt.
(Graf.)

Ein Weiſe[illegible] ...räth, darf von ihnen keine Ehre erwarten, und [illegible] Thor durch ſein Geſchwätz einen Weiſen zum Schweigen bringt, ſo iſt es kein Wunder: es iſt der Kieſel, der den Edelſtein zerſchlägt.

Was Wunder, wenn der Rabe ſein Gekrächze angeſtimmt,
Daß man der Nachtigall Geſang im Käfig nicht vernimmt!
Wird von einem Taugenichts ein Trefflicher beleidigt,
Sei er nicht darob erzürnt und gräme ſich nicht ſehr:
Wenn der ſchlechte Kieſelſtein zerſchlägt die gold'ne Schale,
Iſt das Gold nicht weniger werth und auch der Stein nicht mehr.

Wenn ein Verſtändiger unter einem Haufen ungeſchliffener Leute nicht zum Worte kommen kann, ſo wundere dich nicht darüber, denn der Ton der Laute kann bei dem Getöſe der Trommel nicht aufkommen und der Geruch der Ambra wird von dem Geſtanke des Knoblauchs überwältigt.

Wenn ſchamlos einen Klugen niederwarf der Thor,
So richtet er gleichmüthig ſeinen Hals empor.
Weiß er nicht, daß die ſanften, ſüßen Perſiſchtöne
Verſtummen macht der Kriegertrommel laut Gedröhne?

Wenn der Edelſtein in den Koth fällt, iſt er darum nicht weniger edel, und wenn der Staub zum Himmel aufſteigt, iſt er darum nicht weniger unedel.

Fähigkeit ohne Erziehung iſt traurig und Erziehung eines Unfähigen iſt vergeblich.

Die Aſche hat zwar eine hohe Abſtammung, denn das Feuer iſt ein himmliſcher Stoff; aber weil ſie durch ſich ſelbſt keinen Werth hat, ſo iſt ſie dem Staube gleich. Der Zucker iſt nicht um des Rohres willen theuer, ſondern wegen ſeiner eigenen Trefflichkeit.

Da bös und widerſpenſtig war des Kanaan's Gemüth,
War er nicht beſſer, weil er dem Prophetenſtamm entblüht.
Darum, vermagſt du's, zeige mir die Tugend, nicht den Stamm:
Vom Dorne ſtammt die Roſe ab, von Aſer Abraham.

(Graf.)

## 6.

## Hafis.

### 1.

Freue dich, o Seelenvogel,
Laſſe deinen Jubel ſchallen,
Daß du in der Roſe Garte,
Liebe, ſüße Haft gefallen!
Nicht in eines Vogelſtellers
Rohe Netze wirſt du ſinken,
Nicht ergriffen wirſt du werden
Mörderiſch von Raubesklauen.
Zwar es hat der Dorn der Roſe
Tief genug dein Herz verwundet,
Und ſo wirſt du dich verbluten
Und hinab zum Grabe wallen.
Doch der Tod, der dich erwartet,
Iſt der ſchönſte Tod von allen;
Sterben wirſt du nach dem edlen
Sterbebrauch der Nachtigallen.

(Daumer.)

### 2.

Fort mit dem Ich und ſeiner Kraft,
Gebeut die Liebe, fort damit!
Vor jenem Auge ziemet ihm,
Daß es verſtiebe; fort damit!
Nein, geize nach der Ehre nicht,
Dir ſelber ewig gleich zu ſein;
Woferne nur ein Schein davon
Zurücke bliebe, fort damit!
Sich aufzulöſen iſt ſo ſchön
In ungemeſſ'ner Leidenſchaft,
Und deiner Ichheit ſtolze Pracht
So treib und trübe; fort damit!
Zu Aſche brenn' ein liebend Herz
Und in die Lüfte ſtreu's der Wind,
Beweiſend aller Welt, wie groß
Die Macht der Liebe; fort damit!

(Daumer.)

### 3.

Holder Oſt, beſchwingter Bote,
Den die Liebe wandeln heißt,
Grüße mit dem ſchönſten Gruße
Jene Schöne, die du weißt.
Melde, daß mir in die Lüfte
Schwinde der gequälte Geiſt,
Wenn ſie nicht zu ſpenden eile
Jene Spende, die du weißt.
Denn zu kennen und zu wiſſen,
Was mit Eden's Wonne ſpeiſ't,
Es gebiert die tiefe Trauer,
Die gefährdet, die du weißt.
Ja, was ſind die Paradieſe,
Welche der Verzückte preiſ't,
Lacht ſie, jene Flur der Liebe,
Jene zarte, die du weißt!
Nicht der Aar zu ſein verlangt mich,
Der hinauf zur Sonne reiſ't;
Nachtigall Hafis vergöttert
Jene Roſe, die du weißt.

(Daumer.)

### 4.

Ob feindſelige Winde
Schreckhaft toſen, o gräme dich nicht!
Denn bald werden im Lenze
Lüftlein koſen, o gräme dich nicht!
Ob erſtorbne Gebüſche
Rings dein Auge beleidigen,
Aus dem Tode lebendig
Blüh'n einſt Roſen, o gräme dich nicht!
Ob durch ſtachlige Wüſte
Hin zur Kaaba die Reiſe geht,
Laß dich Dornen und Diſteln
Nicht erboſen, o gräme dich nicht!
Ob glückſeliger Heimat
Juſuf grauſam entriſſen weint,
Doch in Glorie prangt einſt,
Der verſtoßen, o gräme dich nicht!
Alles kreiſet und wechſelt,
Auch dein Leiden, es wandelt ſich;
Nicht erliege den herben
Schickſalsſtößen, o gräme dich nicht!

(Daumer.)

### 5.

Es hauset der Gedanke
Im unendlichen Weltensaal;
Nicht bannt ihn eine Schranke,
Nicht hemmt ihn eine Kette,
Es ringet Höh' und Thal
Sein Fittig aus, verbrannte Zon' und Pol
Und fleugt mit allen Strömen in die Wette,
Doch, ach, es wohnt in friedeloser Qual,
Lebt mit sich selbst im Zanke,
Der Kranke,
Fühlt, daß die Welt ihm ewig leer und hohl,
Und findet nirgend eine Ruhestätte —
Der Lieb' in ihrem kleinen Kabinette
Ist himmlisch wohl. (Daumer.)

### 6.

Lieblich in der Rosenzeit
Hält die Liebe Schule,
Es docirt die Nachtigall
Vom Doktorenstuhle.
Jedem Worte horcht Hafis
Mit Scholarentreue,
Früh und spät diktirt sie ihm
In die Federspule.
Meine Meinung, könnte sie
Wohl verborgen bleiben?
Wein an einem schönen Ort,
Eine zarte Buhle!
Ohne diesen Rechtsgewinn
Sind die Weltgebiete
Wüsteneien, angefüllt
Vom Geschrei der Ghule.
Darum heiß zum Himmel auf
Fleh' ich im Gebete:
Nie, o nie errette mich
Aus dem Sündenpfuhle!
(Daumer.)

### 7.

Fern sei die Ros' und ihre Pracht!
Ein Rosenmündchen ist genug;
Fern sei der Bund mit Glück und Macht!
Ein Reisbündchen ist genug.
Ach, schicke mich nach Eden nicht
Aus dieser Kammer, süßes Kind!
Ein Räumchen hier, zu sündigen
Ein trautes Sündchen, ist genug.
Mir wurde kein erhab'ner Geist,
Den großer Dinge Kunde beglückt;
Doch find' ich einer Schenke Thür',
O dieses Thürchen ist genug.
Zu ewig ist die Ewigkeit
Für meine schwache Phantasie;
An einer warmen Wegebrust
Ein Wonnestündchen ist genug.
Aus welchem Grunde bin ich hier?
Sei's ohne weitern, sei es nur
Zu küssen deiner Füße Staub!
Denn dieses Gründchen ist genug.
(Daumer.)

### 8.

O wie süß ein Duft von oben
Meinen Geist umwittert!
Wie ein Blick in jene Klüfte
Mir das Hier verbittert.
Breit', o Seele, deine Flügel,
Schwinge dich nach Eden! —
Wehe, wehe, daß du ringsum
Schmählich eingegittert! —
Aber nein, ich will nicht klagen,
Nein, ich will nicht fliegen,
Ob mir auch, in's Freie winkend,
Jede Schranke splittert.
Alles Schönste, Liebste, Beste
Blühet auf der Erde
Und es ist ein hohler Flitter,
Der dort oben flittert.
Nur ein Schatten ird'scher Wonne,
In der Höhe spiegelnd,
Macht, daß unsre Brust so sehnlich
Ihr entgegen zittert.
Um das Heil, das uns von dorther
In die Ferne ladet,
Sei auf Erden nicht ein einzig
Rosenblatt zerknittert! (Daumer.)

### 9.

Der tadellose, große Herr
Des ewigen Weltenbau's
Schloß unsre Seele fest hinein
In dieses ird'sche Haus.
Und nimmermehr, so sehr du dich
Entledest und entleibst,
Entringst du dich, entschwingst du dich
Aus seinem Bau hinaus.
So sorge denn um Sünde nicht
Und nicht um Ketzerei,
Wenn es in dir, wenn du in ihm
Lebendig und zu Haus.
Die wahre Sünde, glaube mir,
Die wahre Ketzerei
Ist höherer Entsagungen
Liebloser Leichengraus. (Daumer.)

### 10.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So bist du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn.
Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirst du nur im Rausch empfah'n;
Denn daß der Unberauschte nicht
Ganz finster sei, das ist ein Wahn.
Sieh' an den Mönch, den Suchenden,
Und nimm dir ein Exempel d'ran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels sei, das ist ein Wahn.
Mit aller Andacht früh und spät
Lies in der Schönheit Koran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentisch sei, das ist ein Wahn.
Wie kniet Hafis vor seinem Stern!
Und o, wie ist es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe sei, das ist ein Wahn.
(Daumer.)

### 11.

Es eilt die Ros', aus ihrem Nichts
In's wundervolle Sein zu treten,
Und die Viole neigt sich ihr,
Sie tief in Ehrfurcht anzubeten.
Komm', trink' ein Gläschen Morgenwein
Bei Tamburin und Lautenklange
Und hüte dich, des Seins Genuß
Bis auf das Ende zu verspäten.
Erhasche dir ein heitres Kind,
Versuch' ein Küßchen zu erschmeicheln!
Nicht eine taube Hasel werth
Ist all' dein Fasten, all' dein Beten.

Gebärde ſich zum Aergerniß!
  Dem Sommerwind iſt Duft und Leben
  Und Veilchenhauch und [illegible]
  Durchweh'n die Fülle des [illegible],
Nicht hör' auf abgeſchiedenen
  [illegible] und frommen Tagen;
  Hör' auf des Herzens Unterricht,
  Des ewig jungen Urpropheten!
Er weiß — o höre deine Bruſt
  Dem einzig ächten Duft des Heiles! —
  Der Liebe Geiſt, der Liebe Duft
  Von Myriaden Blumenbeeten.
(Daumer.)

## 12.

Ich tränkte mir die Seele
  Mit dem finſtern Hauche der Myſtik;
  Valet will ich nun geben
  Dem ſchwarzen Rauche der Myſtik.
Ich will ſofort den Nektar
  Der Weintaverne ſchlürfen,
  Nie mehr die Lippe netzen
  Mit dem Waſſerſchlauche der Myſtik.
Mein Herz, es ſoll ſich ſchwingen
  Um Lilien und um Roſen,
  Nicht mehr verſtrickt beharren
  Im Dornengeſtrauche der Myſtik.
Ein neuer Jonas bin ich,
  Ein jämmerlich verſchlungener,
  Doch glücklich ausgeſpie'ner
  Vom Wallfiſchbauche der Myſtik.
(Daumer.)

## 13.

Stets zu deinem Buche greifſt du,
  Zum Pokale greift Hafis;
  Zur [illegible] reif'ſt du,
  Zum Verderben reift Hafis.
In geweihter Schranke bleibſt du,
  Ein geduldig frommes Schaf;
  Als ein Leu aus ſeinem Gitter
  In die Wilde ſchweift Hafis.
Viel gute Werke thuſt du,
  [illegible] Verdienſte Berg;
  Fürchterlich zu aller Stunde
  Seine Sünden häuft Hafis.
Viele fromme Herzen ſtärkſt du
  Durch gelehrten Unterricht;
  Mächtiglich in aller Thorheit
  Alle Thoren ſtört Hafis.
Mörderiſche Klingen ſchleif'ſt du,
  Ziehend in den Ketzerkrieg;
  Seine Verſe-Diamanten,
  Seine ſchönen, ſchleift Hafis.
Hoch hinauf zum Himmel ſteig'ſt du
  Als ein duftendes Rauchgewölk;
  Eine trübe Nebelwolke,
  Tief zu Thale ſinkt Hafis.
Faß' ich es in eine Summe:
  Ewig, o du armer Mann,
  Trennſt du dich von den [illegible]
  Und von [illegible] trennt Hafis. (Daumer.)

## 14.

Ungeſtüm erfleht mir
  Meines Lebens Hauch,
  Wüßt' es einen beſſern Ort
  Als die Weintaverne.
Hier drinnen im Sturme fliegt
  Nachtigall und Taube;
  Draußen in der Wüſte ruht
  Schlange, Molch und Unke. —
Traue keinem Heiligen!
  Solche Weiſe ſpricht er;
  Aber in der Kutte ſteckt
  Immer ein Halunke.
Nicht der Inſpiration
  [illegible] Geburte,
  Nicht ein heilig Fabelbuch,
  Nicht ein alter [illegible] —
Echte Revelation
  Lehret dich der Becher,
  Lehret dich Hafiſens Mund,
  Aufgethan im Trunke. (Daumer.)

## 15.

Immerhin, ſo viel ſie mag,
  Wider dich zum Streit
  Rüſte ſich teufliſche
  Pöbelhaftigkeit!
Hege keine Furcht, Hafis!
  Gnädig ohne Maß
  Hält dir Allah ſeinen Schirm,
  Seinen Lohn bereit.
[illegible] ſpendet er,
  Welche deinem Mund
  Seine hohe Sonne kocht
  In der heißen Zeit.
Manchen ungeflügelten
  Engel ſendet er,
  Dir zu ſchmücken wunderſüß
  Jede Bitterkeit.
Nicht genug; ein Ueberſchuß
  Seiner Gnaden iſt,
  Daß er auch des Dichterrangs
  Schöne Krone leiht.
Einſt lernt aus Griechenland
  Deine Melodei'n,
  Reihet deinem Liede ſchon
  Die Unſterblichkeit.
Eine Wallfahrtſtätte wird
  Deine Gruft dereinſt,
  Lockerem Geſindel ſtets
  Heilig und geweiht.
Ja, du ſiehſt, ſo wie du todt,
  Dein verklärtes Haupt
  Mitten aus der Sonne Pracht
  In die Zeitlichkeit. (Daumer.)

## 16.

Kehr' ich einmal aus der Ferne
  [illegible] Schlunde wieder,
  Eilig, eilig in die Schenke
  Wander' ich zur Stunde wieder.
Hier die wohlbekannten, alten,
  Oder neue, gute Brüder
  Treff' ich an und jauchze jubelnd
  Im gewohnten Bunde wieder.
Sind getrennt auch noch vorhanden
  Liebliche Rubinenmunde,
  O ſo küſſ' ich ohne Zweifel
  Auch den herrlichen Munde wieder.
Sollte noch Kapuz' und Kutte
  Die betrogne Welt verwüſten,
  O gebannt werd' ich gewißlich
  Rasch von dieſem Schlunde wieder!
Trennet euch, Hafis, die Liebe,
  Richtet euch der Wein zu Grunde,
  Geh', ſo oft du leb'ſt, durch dieſe
  Süßberauſcht zu Grunde wieder.
(Daumer.)

17.

Siehe, seht die [illegible],
[illegible] frischen Regenschein,
Heben ihre bunten Becher
Und begehren Trank und Wein.
Sieh', der Ost, der frische Bote,
Jeder Rose, wo er weht,
Schmeichelt er dem jungen Busen
Und dem engen [illegible].
[illegible] lockres Gesindel
Hindert meine Tugend nicht,
Es erschüttert meine guten,
Frommen Sitten ungemein.
Nur des Edlen, nur des Reinen,
Liebe Freunde, seid bestrebet;
Trinkt allein von edlen Weinen,
Trinket eure Weine rein! —
Abgetheilt sind alle Butten,
Welche man um Wein versetzt;
Eine nur, es ist die meine,
Lieber Wirth, sie bleibe rein!
Sterbe Hafis, o nicht begrabt ihn
In die dumpfe Gruft hinein;
Nein, begrabt ihn in dem Keller,
Werft ihn in ein Faß voll Wein!

(Daumer.)

---

18.

Bezähme die Begier, so ist es wohlgethan;
Leb' als ein Engel hier, so ist es wohlgethan.
Doch weiß ich einen Rath, der ist noch schicklicher:
Verkaufe dein Brevier, so ist es wohlgethan.
Bei Weinpokal und Flötenhauch und Tamburin
Aufschlage dein Quartier, so ist es wohlgethan.
In offnem Aufruhr wider alle Heuchelei
Aufdecke dein Panier, so ist es wohlgethan.
So bete fromm der Eine da, der Andre dort
Und denke: „Bet' ich hier, so ist es wohlgethan."
Knie' nur in Andacht vor geliebtem Angesicht,
Vor schönem Auge hier, so ist es wohlgethan.
Nein, denke nicht: Pedant! ich thu's in frostiger,
Unfreundlicher Manier, so ist es wohlgethan!
Preiswürdig ist die Milde nur, erweis', o Kind,
Ein Kuß der Milde mir, so ist es wohlgethan.

(Daumer.)

---

19.

Nicht rühre, Theolog, so viel!
Nicht blicke, Moralist, so scheel!
Wir möchten gerne selig sein,
Und dieses ist ja wohl kein Fehl.
Hinschmachtend in der Wüste Staub,
Gleichwie die Kinder Israel,
Schrei'n wir zu Gott um Labungen,
Und dieses ist ja wohl kein Fehl.
Was kümmert uns der Tuba-Baum,
Und was der Engel Gabriel?
Wir suchen einer Schenke Thür',
Und dieses ist ja wohl kein Fehl.
Wir lieben unsern alten Wirth
Und haben des auch keinen Hehl;
Wir fliehen alle Heuchelei,
Und dieses ist ja wohl kein Fehl.
Nicht Menschenblut vergießen wir
Auf wildem Rache Mordbefehl;
Der Rebe Blut genießen wir,
Und dieses ist ja wohl kein Fehl.
Wir öffnen unsern Pulsaderen
Der Liebe köstlichen Juwel
Mit vollen Händen [illegible],
Und dieses ist ja wohl kein Fehl.

Wir verst
Vergeb
Dem
Bei
Da, wann
Dem
Mit
Und

Wenn Ein
So leb
Wenn
Ihm e
Der Sch
Wenn er zu Glas und Flasche greift,
Laß, Himmel, ihm die Flasche,
Laß ihm das Glas gedeihlich sein!
Den Kuß auf zarte Munde
Laß in Palläst und Hütten uns,
Auf Kissen und auf Polstern,
In Busch und Gras gedeihlich sein!
Doch sperrt die Erde hungernd
Abscheulichen schwarzen Rachen auf,
Laß sie Zeloten fressen
Und ihr den Fraß gedeihlich sein!

(Daumer.)

---

21.

Ich gebe dir ein gut Gesetz,
Ein redliches und reines hie:
Genieße, was dein Herz erfreut,
Doch Bruderherzen kränke nie! —
Die Flasche trug ich unter'm Arm,
Da meinte man, es sei ein Buch,
Und irrte nicht; ich lernte d'raus
Rhetorik und Philosophie. —
Lang' an der Schale klebt' ich.
Da zog der Liebe starke Hand
In's flammenreiche Centrum mich
Aus frostiger Peripherie. —
Wohin gehörst du, strenge Maid?
In's unbelebte Pflanzenreich.
Die Meine, weil sie lebt, verlacht
Der Sitte dumpfe Despotie. —
Des Scheltewortes Beleidigung
Verzeihet dir kein Rächender;
Mich mag sie treffen ohne Scheu,
Ich Trunkner überhöre sie.
Schön mag es in der Höhe sein,
Doch auch hier unten ist es schön;
Wein, Liebe, Becher, Saitenklang —
Was willst du, daß ich jenes zieh'? —

(Daumer.)

---

22.

Als einst von deiner Schöne,
O meine süße Wonne,
Ein Strahl entzückter Ahnung
Durch alle Himmel hin,
Durch die nun erst erhellten,
Sich breitete — geboren
Ward eine neue Gottheit;
Die Liebe war's, der Herzen
Gewaltige Königin.
Und über den Himmel schwang sie
Das flammenlodernde Zepter
Mit ihrer holden Hand;
Allein die Engel standen
Inmitten ihrer Feuer
Eiskalt und unverbrannt.
Da faßte Zorn die Göttin;

Beugen ſich zur Erde nieder,
Denn [illegible] Menſchen Herzen
Hat [illegible] gewendet,
Daß jedem Tage brechen,
[illegible] jedem Tage glühen
Die Flammen ihres [illegible]
Durch alle irdiſche Zeit. (Daumer.)

### 23.

Das [illegible], das mächtige,
Erglänzet in des Mondes hohem Glanze;
Schon blickt er, der prächtige,
Durch's dunkle Laub als gelbe Pomeranze.
Es ſtreuet ihm die Lilie
Weihrauch empor; es bannt an ihm bezaubert
Bulbul, die tonkunſtmächtige,
Und grüßet ihn mit ihrer ſüßen Stanze.
Doch, ach, wie ſtolz erhebt er ſich,
Damit er nie zu Hoffnungen, zu ſchönen,
Die Sängerin berechtige
Und nie die ſüße, liebevolle Pflanze!
Du biſt der Mond, die Lilie
Iſt mein Gemüth und Nachtigall die Lippe,
Die dir umſonſt andächtige
Gebete weiht die Sommernacht, die ganze.
(Daumer.)

### 24.

Schon häufig an die Pforte meines Herzens
Hat angepocht der Gram.
Doch es verſchloß ſich riegelfeſt, ſo oft es
Den Widrigen vernahm.
Auf's Neue pocht' er neulich und es wurden
Ihm ohne Zögerung
Die Thore weit — warum? Weil er geſendet
Von deinem Auge kam. (Daumer.)

### 25.

Die Freiheit iſt ein Meer
Und ſeine Fiſche Herzen;
Sie ſchwimmen ohne Schmerzen
Behaglich hin und her.
Doch dieſe Luſt, wie Schade!
Iſt von geringer Dauer;
Es wohnet am Geſtade,
Es ſitzet auf der Lauer
Liebe, die Fiſcherin.
Sie fiſcht mit ihren Angeln,
Sie fiſcht mit Ambralocken;
Die purpurrothen Fiſchchen,
Sie kommen unerſchrocken,
Sie laſſen von den Angeln
Sich gar zu gerne locken
Und eines nach dem andern
Iſt ihrer Luſt Gewinn. (Daumer.)

### 26.

Es werde Licht! So tönte
Ruf Gottes in die dumpfe Nacht,
Und ſiehe da, es wurde Licht,
Es wurde deines Auges Pracht.
(Daumer.)

### 27.

Eine tröſtlich holde Kunde weig're nicht!
Eine theure Wonneſtunde weig're nicht!
Heilbeſcheerer, balſamiſcher, mein ſüßer Arzt,
Für ſo manche böſe Wunde weig're nicht!
Deiner Lippe Kandel, daß von jeglicher
Thräne mir das Aug' geſunde, weig're nicht!
Der du bis zum Tode deine Schöne zeigſt,
Deinen Kuß dem Todeswunden weig're nicht!
Jene Bruſt, als Silberſchimmer aufgedeckt,
Schwellend in vollkommner Runde, weig're nicht!
Was mit ſilberglanzumſchimmertem Auge ſieht
Die geheime Weinesrunde, weig're nicht!
Was zu unzerbrechlicher Freuden Werth
Stempelt eine Lebensſtunde, weig're nicht!
Was allein emporzuheben fähig iſt
Leben in dem Grabesſchlunde, weig're nicht!
(Daumer.)

### 28.

Ich will dich in die Sterne
Die Fahne der Liebe tragen;
Sie ſoll auf einer Wolke
Ob ſämmtlichen Himmeln ragen.
Ich will im hohen Aether
Anſtimmen erhab'ne Lieder,
Will rühmend eine Pauke
Unendlicher Ehre ſchlagen.
Orion und Plejade,
Sie ſollen im Tanze kreiſen
Und Sohre, freudig horchend,
Das eigene Spiel vertagen.
Tief unter mir die Wüſten,
Die ſandigen, ungeheuren,
Sie ſollen blüh'n und grünen
Gleich himmliſchen Roſenbogen.
„Warum, Hafiſ?" ſo frag'ſt du,
Wie magſt du ſo thöricht fragen?
Es lächelte mir die Freundin,
Es endeten alle Klagen. (Daumer.)

### 29.

Zerriſſen wird der Erde Bauch, und ſieh', er gibt
Dem, welcher ihn zerriſſen hat, Goldſchätze preis;
Steinwürfe fliegen auf den Baum und er gewähret
Dem, welcher ihn geworfen hat, Fruchtſpendungen;
Zerſchlagen wird der Muſchel Leib, ſie aber ſchenkt
Dem, welcher ſie zerſchlagen hat, ihr Perlenherz.
Was willſt du, Menſch, unedler als der Erde Bauch,
Unedler, als der Baum und als die Muſchel ſein?
(Daumer.)

### 30.

Ich möchte mich, ein Stein zu ſein,
Von dumpfer feſter Nacht umfangen;
Was half es, ach, da aus dem Stein
Der Liebe helle Funken ſprangen?
(Daumer.)

### 31.

Nicht [illegible] mich, o Scheich, mit [illegible]!
Ich werde nicht in deine Netze fallen;
Denn ich gehöre zu der Ketzerſekte
Der roſenduftberauſchten Nachtigallen.
(Daumer.)

### 32.

Stehl' ich mich aus der Moſchee — hadre nicht!
Wenn ich in die Schenke gehe — hadre nicht!
Denn die Predigt iſt ſo trocken, iſt ſo lang,
Daß ich gar kein Ende ſehe — hadre nicht!
Wenn ich mich, o meine Sonn', in deinem Strahl
Als ein armes Stäubchen drehe — hadre nicht!
Wenn ich, armer Papagei, zu deinem Mund
Um ein wenig Zucker flehe — hadre nicht!
Ach, du biſt ſo ſchön, ſo ſchön, ſo wunderſchön!
Taumel' ich in deiner Nähe — hadre nicht!

Sonder Ende klagt die Nachtigall ihr Weh',
 Sing' ich etwa Ach und Wehe — hör' es nicht!
Krächzen, o Hafis, dich fromme Schnäbel an,
 Stille, ſtill, mit Rab' und Krähe — hör' es nicht!
(Daumer.)

### 33.

Wehe mir, mein Roſenkränzlein,
 Weh', es iſt entzwei geſprungen,
 Denn zu dicht um deine Hüfte
 Hatte ſich mein Arm geſchlungen.
Ach, wie ſoll ich zelleneinſam
 Läppiſche Gebete murmeln,
 Der ich alſo glüh' und ſprühe
 Von verliebten Huldigungen?
Alſo hat kein Herz gelodert,
 Seit geboren ward die Liebe,
 Seit in alten Wundermären
 Thaten ihrer Macht erklungen,
Seit Chosroen und Schirine,
 Leila's und Medſchnune waren,
 Seit Ferhade voll Verzweiflung
 Ihre Hände wund gerungen.
Von der unerhörten Flamme,
 Welche mir im Buſen wüthet,
 Iſt die Sonne nur ein Funke,
 Der ſich in die Luft geſchwungen.
(Daumer.)

### 34.

Kommt, o kommt, betrübte Seelen,
Wollen uns nicht länger quälen,
Faſſen einen ſtarken Muth,
Mit Koranen und Brevieren
Ein gewaltig Feuer ſchüren,
Nichts von all' dem Tande ſchonen,
Lachen ob der Mönche Wuth,
Schleudern unſers Grams Dämonen
In die lodernd heiße Glut! (Daumer.)

### 35.

Wein, o Schenke, das reine, das himmliſche Gut bring' her!
Flüſſige Flammen und flammenenthaltende Glut bring' her!
Wein, der jeglichen irdiſchen Harm's Medizin und Troſt,
Der meſſianiſche Wunder, unendliche, thut, bring' her!
Für den ſtörrigen, grilligen Kopf die gewaltigen
Stricke des Weins, bis er raſtet in ihnen und ruht, bring' her!
Schweigt Bulbülengeſang, das erbebende Saitenſpiel,
Gläſergeklirr und des Reben entquellendes Blut bring' her!
Schein' ich ein Trunkener ſchon, o in Eile noch mehr des Weins,
Daß ſich in Eile vollende mein trunkener Muth, bring' her!
Ein, zwei köſtliche Fläſchchen annoch für Hafis, den doch
Nie verſöhnten mit giftiger, mönchiſcher Brut, bring' her!
(Daumer.)

### 36.

Blick' auf, beſchränkte Tadlerzunft,
Du Witz unendlich arme du!
Sieh', was erhab'ner Urvernunft,
Die beſſer urtheilt, als die Welt,
Die blinde hier, zu thun gefällt!
Sie wirft vom hohen Lichtgezelt
Mir hunderttauſend Küſſe zu. (Daumer.)

### 37.

Komm', Sofi, komm' und laß uns aus der Heuchlerei
 Beflecktem Gewand zieh'n,
 Und über ihre freche Lügentafel
 Die naſſe Hand zieh'n!
Laß, über Zelle' Dunkelheit verſpottend,
 Den Weinpokal uns
 Aufſtecken als Panier und alſo jauchzend
 Durch's weite Land zieh'n!
Jungholde Weiber, welche ſcheu und ſchüchtern
 Die Männer meiden,
 Laß uns herbei an einem Strauß von Roſen
 Zum Heilverbande zieh'n!
Wir wollen Nichts, als gute Thaten üben;
 Laß zwiſchen ſie und
 Uns nachgeborne Generationen endlich
 Die ſcharfe Wand zieh'n!
Laß uns der Liebe ſüße Fackel ſchleudern!
 In jede Seele
 Soll ein die Luſt und aus Entſagungstrauer
 Und Unverſtand zieh'n!
Ganz helle von Palaſte zu Palaſte,
 Von Hütte lodernd
 Zu Hütte ſoll der weltreformatoriſch
 Entfachte Brand zieh'n! (Daumer.)

### 38.

Schenke, bring' den Quell der Jugend,
 Zween Pokale bring' in Eile,
 Voll von reinem Rebenblute,
 Das den Schmerz der Liebe heile!
Bringe, was dem alten Zecher,
 Was dem jungen ſchaffet Wonne!
 Wein iſt Sonne, Mond iſt Becher,
 Bring' im halben Mond die Sonne!
Die Vernunft iſt widerſpenſtig,
 Ihrem Nacken bringe Schlingen!
 Naſſes Feuer ſollſt du ſchlagen,
 Feuerwaſſer ſollſt du bringen!
Gib dem Trunk'nen Wein und gänzlich
 Werd' ein Lump ich und ein Praſſer!
 Mag die Roſe ſich entfernen,
 Reiner Wein iſt Roſenwaſſer!
Wenn die Lieder auch verhallen,
 Bringe mir ein Glas und klinge!
 Klage nicht um Nachtigallen,
 Barbiton und Geige bringe!
Gib den Schlaftrunk, denn im Schlafe
 Wird mir ihr Genuß zu Theile!
 Sei es Tugend oder Laſter,
 Gib mir vollgemeſſen, eile! (Platen.)

### 39.

Komm', ich athme Seelendüfte,
 Die ſich jener Wang' entſchwangen,
 Und dem Herzen ward ein Zeichen
 Eingedrückt von jenen Wangen.
Iſt die Deutung auch geblieben
 Von der Huris heil'gem Prangen?
 Commentare ſind geſchrieben,
 Leſ't ſie ab von jenen Wangen!
[illegible]
 Als wir jenen Wuchs beſangen;
 Du errötheteſt beſcheiden,
 Roſenbeet, vor jenen Wangen.
Vor der Weiße deiner Glieder
 Sind Jasmine ſchambefangen
 Und in Blut getaucht der Flieder
 Durch den Purpur jener Wangen.
Düfte hat die Moſchusblaſe
 Nur aus jenem Haar empfangen,
 Roſenwaſſer prunkt im Glaſe
 Mit Geruch von jenen Wangen.
Weil ſie dich geliebt, den Stolzen,
 Iſt die Sonn' in Schweiß zergangen
 Und der Neumond iſt geſchmolzen
 In der Höh' vor jenen Wangen.
(Platen.)

### 10.

Jede Weisheit iſt erſchienen, Frühling käme grünbehaart:
Was vom Gold iſt eingegangen, ſei für Roſ' und Wein erſpart.
Sagt, wo iſt, da Vögel zwitſchern, wo der Krug und wo der Trunk?
Bulbul klagt, dem Roſenantlitz wer entriß den Schleier zart?
Meine Blicke von des Schenken reizendem Geſichte heut',
Denn ſchon um des Gartens Wange bleibt das Veilchen rings als Bart.
Ach, des Schenken Liebesäugeln hat mein Herz ſo ganz geraubt,
Daß für Narren kein Geſpräch ich, kein Gebet ich mir bewahrt!
An der Frucht des Paradieſes findet nie Geſchmack, wer nie
In das Aepfelkinn gebiſſen eines Liebchens, holder Art.
Klage nicht der Schmerzen wegen, denn auf des Verlangens Weg
Folgt ein ruhevoller Schlummer nur auf kummervolle Fahrt.
Hilf mir, [illegible], auf den Pfaden in das inn're Heiligthum,
Weil man in der Liebe Wüſte keine Gränze je gewahrt!
(Platen.)

## 7.

## Dſchami.

### 1.

### Der Prophet und das alte Weib.

(Aus dem „Roſenkranz des Gerechten.“)

Ein altes Weib ſprach zum Propheten:
Sei mir geneigt mit Gebeten!
Am jüngſten Tage, wo das Paradies
Geſchmücket wird mit goldenem Kies,
Zum Freudenſitze hoch und rein,
Geh'n alte Weiber, wie ich, ein?
„Behüte Gott, daß Edens Garten
Der alten Weiber ſollte warten!
Nur junge Schönen blühen drein,
Mit Knoſpenmund und Silberkinn.“
Als dies das alte Weib vernahm,
Der Schmerz die Sprache ihr benahm,
Denn fing ſie an ein lautes Stöhnen
In wehmuthsvollen Klagetönen.
Und lieblich ſagt ihr der Prophet:
„Damals kein altes Weib beſteht,
Sie werden alle wieder jung
Durch Paradiesesverjüngung
Und mit der Jugend kehrt zurück
Der Hoffnung und der Liebe Glück.“
(Hammer.)

### 2.

### Suleicha hält, von dem Großweſir Aſif geleitet, ihren Einzug in Aegyptens Hauptſtadt.

(Aus „Juſſuf und Suleicha.“)

Früh, als das ſternbeſäete Firmament
Der Nacht beflügelter Aufbruchstrommel ſchlug,
Der Rath der Sterne auseinanderging
Und kommt der Nacht ſein Reiſebündel ſchnürte;
Als ſchon der goldenen Sonne Strahlenglanz
Wie Papagei und Pfauenſchweif erſchien,
Kommt der Aſif im Königsprunk und fegt
Den Mond vom Zelte auf die Sänfte hin;
Die Reiter vorne, hinten links und rechts,
Stellt er das Heer in ſchöner Ordnung auf.
Ein gold'nes Zelt am Haupte der Glücklichen
Streut Schatten breitend wie ein gold'ner Baum,
Der Teppichſchmuck belegt am Fuß der Bäume,
Gebreitet ſich zu Sitzen Glücklicher.
Baum, Schatten, Sitz, Alles wallet fort
Und in der Mitte ſitzt die Selige.
Nun tönt der Freudenſänger lauter Schall,
Begleitet von der Paukenſchläger Ruf.
Der Schall der Stimmen und des Rufes Hall
Erfüllt des Himmels und der Felder Flur.
Der Pferde und Kameele häuf'ger Tritt
Drückt Mond, Neumonde in den Sand;
Bald zeigt im ſchnellſten Lauf ein neuer Mond,
Vom Huf geformt, des Vollmonds Wangen auf,
Und bald erglänzt ein reizend voller Mond
Und tritt den Neumond in ſein Nichts zurück.
Wäre von des Pferdes Huf die Erde wund,
Dient ihr als Pflaſter des Kameeles Fuß.
Den trunk'nen Reben aus den Sätteln folgt
Der Roſſe [illegible] Wiehern nach;
Den in der [illegible]
Der Treiber ſchmetternder Trompetenſchall.
Es jubelten Suleicha's Sklavinnen,
Daß die Peri vom [illegible] frei.
Es freuet ſich Aſif mit ſeinem Haus,
Darin als Frau den Abgott zu empfah'n!
Suleicha nur voll Schmerzes in der Sänfte
Schwang ihre Seufzer hoch zum Himmel auf.
„Was, Schickſal! rief ſie, haſt du mit mir vor?
Was raubſt du grauſam meine Ruhe mir?
Ich weiß nicht, was ich dir zu Leide that,
Daß du mich in der Qualen Abgrund warfſt?
Du ſtahl'ſt im Traum mein unbefang'nes Herz
Und ich erwachte nur zu neuer Pein.
Die kaum gelöſten Wahnſinnsbande knüpft
Nun neuerdings dein launenhafter Sinn.
Da du mein Herz in Splitter haſt zerſchlagen,
Iſt's thöricht, daß bei dir ich Hilfe ſuche!
Ach, konnt' ich wiſſen, daß, ſtatt Troſtes, du
Von meiner Heimat mich zu trennen kannſt?
Viel Unglücks Feuermale brannten mich,
Nun mehrt ſie noch der Fremde bittre Qual!
Wenn Seelen ſchmelzen dir ſchon Hilfe heißt,
Was ſoll dann erſt dein Seelenſchmelzen ſein?
Zieh' meiner Bahn des Truges Garn nicht auf,
Zerſchmettre meines Gleichmuths Becher nicht!
Du ſagſt meinem Wunſch Erfüllung zu,
Verſprichſt die Ruhe meiner Seele mir:
Entzücken muß ein ſolch' Verſprechen mich.
Doch ach! iſt dies wohl mein verheißnes Glück?“
So redete Suleicha das Schickſal an,
Das grauſam ſie aus ihrem Himmel ſtieß.
Auf einmal ſchallt der Wegekund'gen Ruf:
„Sieh', das iſt Memphis und des Niles Strand!“
Und Tauſende zu Fuße und zu Pferd
Umwimmeln froh des Stromes Blumenrand.
Pflichtſchuldigſt hält Aegyptens Großweſir,
Um jene Sänfte hold zu überſtreuen,
Theils gold'ne Platten, Gold und Silber voll,
Theils Platten, angefüllt mit Gemmenſchmuck.
Juwelen träufeln auf Suleicha nun,
Wie auf die Roſenknoſpe Regen träuft.
Vor Gold und Perlen, die der Menge Hand
Laut jubelnd ſtreut, verſchwand die Sänfte ganz;
Des Laſtthieres Huf betrat den Boden nicht
Auf der mit Gemmen überſäeten Bahn.
Wenn Funken ſprühten unter'm Pferdes Tritt,
War's ein Rubin, der mit dem Huf ſich traf.
So zogen meilenweit die Reihen fort,
Stets Schmuck verſtreuend an des Niles Rand.
Voll Kaiſerperlen ward der ſtolze Strom,
Zur Perlenmuſchel jedes Fiſches Ohr.

Und von dem Silber, das man reichlich ſtreut',
Das Krokodil zum ſilberſchupp'gen Fiſch.
So ging es fort im königlichen Pomp
Und glücklich langt man im Palaſte an.
Dem Feierwagenzug, dem Sonn' und Mond
Erglänzen als des [illegible] Juwel hier.
Ein Thron erhebt in dem Palaſte ſich,
Erhaben über aller Throne Pracht.
Den eines kunſtverſtänd'gen Meiſters Hand
Mit Gold und Perlen lagenweis bewirkt.
Die Sänfte langt am gold'nen Throne an,
Auf dem Suleicha als das Kleinod prangt.
Doch unverbrüchlich war ihres Herzens [illegible].
Sie ſaß in Gold, als wär's ein Flammenherd.
Ein Diadem drückt' man ihr auf das Haupt,
So glänzt ſie zwiſchen Thron und Diadem;
Doch unter dieſer Königsbinde ächzt
Ihr armes Herz wie unter Bergeslaſt.
Juwelen ſtreut man auf den Scheitel ihr,
Ihr dünkt's des herben Elends Regenguß;
Von Perlen, die ſelbſt Huris weinten,
Fiel nur der Thräne Perle ihr in's Aug'!
Wer wird auch da nach Kronen lüſtern ſein,
Wo man das Leben hundertmal gewagt?
Ach, wenn Verzweiflung in dem Auge perlt,
Bleibt da für andre Perlen wohl noch Raum?
[illegible] Juwel, deſſen wundes Herz
Im Trennungsſchmerze ſich nach Thronen ſehnt!
(Hammer.)

### 8.

## Hatifi.

### Wie Leila und Medſchnun ſich in der Wüſte begegnen.

(Aus „Medſchnun und Leila.“)

Es wandert Leila wie der Mond
Von Station zu Station,
Es überwältigt Schlaf die Schöne
Und des Kameeles Zaum entſank.
Die Nacht war dunkel, fern die Führer
Und ſie verlor die Karawane;
Denn das Kameel verließ den Weg
Und wandte ſich zur Weide hin.
So irrte ſie herum in Wüſten
Und als ſie aufſah, ſah ſie Nichts.
Die Roſe war jetzt fern von Fluren,
Sie war vom Stamm und Freunden fern.
Entzügelt lief jetzt das Kameel
Nach allen Seiten in die Irre.
Sie trieb es durch die weite Wüſte,
Um die Gefährten aufzuſpähen.
So ging es fort von Pfad zu Pfad,
Bis ihr Medſchnun [illegible].
Als Leila einen Menſchen ſah,
Verwandelt Weinen ſich in Lachen.
Dies war die Wüſte, wo Medſchnun
Von Liebe raſet als Medſchnun.
Die Schöne trieb nun gegen ihn,
Rief auf ihn zu und ihn zu ſich.
Medſchnun war ſo von Schmerz verzehrt,
Daß ſie, die Treue, ihn nicht kannte;
Auch ſie erkannte nicht Medſchnun,
Um ſo viel ſchöner war ſie nun.
Woher biſt du? ſprach zu ihm Leila,
Und warum biſt du ſo verwirrt?
Verlorner! ſag' mir deinen Namen
Und wem du dich geweihet haſt.
Der leidende Verliebte ſprach:
O du mit Schönheit reich geſchmückt!
Mein Nam' iſt Kaiß, aber nun
Heiß' ich aus Liebeswahn Medſchnun.
Als Leila dieſes Wort gehört,
Sie vom Kameel zur Erde fährt.
O Armer! Leila bin ich, ich!
Und deines Herzens Troſt bin ich!
Medſchnun, als er gehört den Namen,
Ohnmächtig fiel er gleich zuſammen;
Da ſetzte Leila ſich zu ihm,
Sie ſelbſt aus Mitleid außer ſich.
Den Kopf, der in den Staub gefallen,
Legt ſie hin zu ſich auf das Knie.
Sie gab dem irren Ärmling Heimat,
Sie nahm ihn auf in ihren Schooß,
Sie wiſchte mit dem eig'nen Ärmel
Die Thränen ab ihm von den Augen.
Als er nun wieder zu ſich kam,
Hob er das Haupt vom Schooß der Freundin.
Biſt du's, o Freundin, die hier ſitzt,
Die mich in ihrem Schooß umfängt?
Iſt dieß die Wange ſchleierlos?
Ich fürcht', es iſt nur Traum und Wahn.
Iſt dieß im Schlafe mein Genuß,
So iſt Erwachen mein Verderben!
So ſprach Medſchnun den Kummer aus
Mit Worten, die das Herz zerſchmelzen.
Wenn dieſes iſt ein leeres Bild,
Was wird aus mir, wenn es verſchwindet?
Als Leila nun den Mund geöffnet,
Sprach ſie die Worte zuckerſüß:
„O Durſtiger! was grämſt du dich,
Wenn du in Händen hältſt Semſem*)
Verbranntes Herz, betrüb' dich nicht,
Wenn dich der Himmel nun begünſtigt,
Verliebter, ſag' mir deinen Wunſch,
Daß ich denſelben nun erfülle!
Wir geben uns allhier die Hände
Und treten auf den Kopf der Welt,
Wir wollen nimmermehr uns trennen,
Der ganzen Welt allhier verborgen.“
Medſchnun entgegnet ſo das Wort
Der treuen Freundin ſeines Herzens:
Wenn du zu uns herab dich ließeſt,
So ſchmähte dich der Araber.
Man kann das Thor der Stadt verſperren,
Doch nie des Feindes Mund verſchließen.
Weit beſſer iſt's als dieß und das,
Daß ich zur Heimat dich geleite.
Weil mir verſagt iſt dein Genuß,
Soll mir dein ſchönes Bild genügen;
Soll mir genügen meine Freundin,
Bis du einſt mein biſt, meine Freundin!
So trennte ſich Medſchnun von ihr
Und rannte in die Wüſte hin.
Er ging nicht todt und nicht lebendig,
Mit hundertfach durchbohrter Bruſt.
Er ſprach mit blut'gem Herzensgram:
Was ſoll ich von ihr ferne machen!
Im Traume ſeh' ich dich, o Freundin,
Ich Durſt'ger ſeh' des Waſſers Scheinbild;
Ich habe ſie auf ſtets verloren,
Was ſoll ich machen, ich Verlorner!
Ich fing den Paradiesesvogel,
Doch böſes Glück entführt ihn mir.
Es wünſchte mich mein Arzt zu heilen,
Ach, Heilung war mir nicht beſtimmt!
Mein Loos, es will, daß trocknen Mund's
Ich von dem Meere kehren ſoll.
Zum Lebensquelle führt mich Chiſer,**)
Mir war dabei kein Trunk beſtimmt.
Der Biſſen fiel mir in den Mund,
Er war der Seele nicht beſtimmt. (Hammer.)

---

*) Semſem, der Brunnen zu Mekka, der vor Hagar aufquoll, als ſie ihr Kind vor Durſt in der Wüſte verſchmachten ſah.

**) Chiſer, der Hüter der Quelle des Lebens.

## 9.

## Feiſi.

### Vierzeilen.

(Aus dem „Sonnenſtäubchen“)

1.

Frühling iſt's und die Welt iſt voll von hunderterlei Hoffnung!
Auf den Fluren hält Roſe den Becher Dſchemſchid's.
Waſſer, das jetzt im Thau von Wolken träufet zur Erde,
Iſt ein Tropfen nur, welcher der Sonne entquillt.

2.

Garten an Garten friſcht jetzt die Sonne von Neuem mit Glanz auf
Und die Roſen der Flur nehmen jetzt Farbe und Duft;
Sie iſt's, welche nun mit neuen Roſen die Erde erfriſchet
Und das Lotosaug' öffnet des Himmels, mit Glanz.

3.

Sonnenausfluß gibt den Roſen beſtändiges Wohlſein
Und verleiht nach Wunſch Reifen die ſchmeckende Frucht.
Blick' auf die Frucht und lern' aus ihrem Genuſſe:
Ohne Feuer noch Rauch kochet ſich Süßigkeit doch.

4.

Hebet die Sonne, ſie friſcht Hyacinthen und Cedern durch Luft auf
Und von ihrem Glanz raubet die Roſe ſich was.
Allen Blättern der Flur läßt ſie Lichteinfluß gedeihen,
Machet die Blätter ſo grün, machet die Roſen ſo roth.

5.

Feſttag iſt's und Frühling, der Garten iſt farbig bedecket
Und der Roſenbuſch lieget den Bäumen im Arm'.
Wenn ein Sänger, wie ich, nicht vermag die Sonne zu preiſen,
Zehnzüngig ſchweigt freilich die Lilie dann.

6.

Frommer! die Roſen entblüh'n, du aber liegeſt verſorgt ſtets,
Immer harret dein Fuß faſt an der Schwelle der Thür.
Sonnenfeuer entlockt viel tauſend Quellen den Felſen,
Deine Felſenbruſt bleibet gefroren für ſtets.

7.

Frühling iſt's und die Flur erſchallt von den Tönen der Muſik,
Manche Neuerung fängt an in den Gärten der Lenz.
In den Augen Bülbül's, die friſch aufſteht in dem Garten,
Iſt die Roſe die Sonn', Dornen die Strahlen davon.

8.

Herr der farbigen Flur, iſt wieder der Frühling gekommen
Und die Sonne ſchmückt wieder von Neuem die Zeit.
Waſſer verſprechen nunmehr die Wolken und dieſes genügt uns;
Bitteres Waſſer wird ſüß durch der Liebenden Aug'.

9.

Frühling iſt's, nunmehr aufſteh'n hochſtämmige Cedern
Und Narziſſen ſteh'n auf mit gekräuſeltem Haar.
Regen träufet herab, entgegen kommt das Grün ihm;
Sieh' zur Thüre hinaus, wie die Smaragden entſteh'n.

10.

Steh' auf, denn der Rain iſt nun beblumet mit Roſen,
Auf die Roſen ſtreu'n Wolken die Perlen herab;
In den Wolken ſpielt ein freundlicher Schimmer des Himmels,
Einen einzigen Blick zeiget die Sonne von ſich.

11.

Morgens früh da ſitz' ich erwachet zu glänzender Hoffnung,
Mit der ewigen Sonn' Wange an Wange gelehnt.
Nicht ein Fünkchen Glut möcht' ich für die Welten dann geben;
Denn durch eigene Glut bin ich die Sonne, die Welt.

12.

Leider bin ich verbannt in Ruinen, was ſoll ich nun thun?
Wie ein Sonnenſtaub ängſtig, was ſoll ich nun thun?
Ganze Nächte hindurch möcht' ich mich werfen in's Feuer,
Närriſch durch's Sonnenlicht; ſaget, was ſoll ich thun?

13.

Weiß ich vielleicht, welch' eine Sonne die meinige ſein mag?
Für Sehnſüchtige iſt Kibla*) der Hoffnungen ſie.
Innig verknüpft mit ihrem Lichte, ward ſelber mein Herz Licht;
Gott ſei Dank, es iſt dieſes das ewige Licht.

14.

Sieh', die Sonne, nach der als Kibla die Blicke ſich wenden,
Iſt das letzte Ziel meines vielkundigen Sinns.
Leider hab' ich ſie, als Alles was da beſtehet,
Weil ſie der Günſtling iſt meines Geliebten der Welt.

(Hammer.)

---

*) Kaaba.

## 6.

## Türkei.

Würde der Maſſenhaftigkeit der osmaniſchen Literatur ihr innerer Gehalt entſprechen, ſo könnte ſie ſicherlich mit ihren ſämmtlichen orientaliſchen Schweſtern um die Palme des Sieges ringen. Allein die osmaniſche Poeſie bewährte ſich nur groß in der Nachahmung. Ihr Grundcharakter iſt knechtiſche Nachahmung der perſiſchen und arabiſchen, ihre Haupteigenſchaft ein bienenhafter compilatoriſcher Fleiß, vermittelſt deſſen ſie es, um nur Eines anzuführen, zu einem 70 Bände ſtarken Roman gebracht hat (das Suleimannameh von Firdewſi dem Langen). An das urſprüngliche Nachbarverhältniß der Osmanen zu den Chineſen mahnt das noch jetzt unter ihnen einheimiſche, als Surrogat für das mangelnde Drama dienende chineſiſche Schattenſpiel, deſſen Stoffe meiſt aus dem Bereich der Zote genommen werden; an den alten wilden und ſelbſtſtändigen Nomadengeiſt der Seldſchucken-Türken dagegen erinnert die kleine Sammlung türkiſcher Sprichwörter, welche uns in dem perſiſchen Kabusnameh aufbehalten worden ſind.*) Erſt nachdem ſie ſich in ihren weitläufigen Eroberungen feſtgeſetzt, begannen ſich die Osmanen nach geiſtiger Bildung umzuſehen und die Glanzperiode ihrer — wir wiederholen es — ſtets nur die perſiſche und arabiſche abſchattenden und abklatſchenden Literatur fällt in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, in die Regierungszeit Soliman's II. Den unabſehbaren Reigen türkiſcher Dichter**) eröffnet Aaſchik (geſt. 1332), welcher die großen myſtiſchen Gedichte der Perſer in's Türkiſche übertrug. Ihm folgten, um doch die berühmteſten zu nennen, Dazi (geſt. 1412), Sati (geſt. 1546) und Lamii (geſt. 1531), als Panegyriker und Romantiker. Der Lyriker Nedſchati (geſt. 1508) wurde an Ruhm von Baki (geſt. 1600) überflügelt, welcher überhaupt für den größten türkiſchen Dichter gilt. Um aber ſeine Dichtungen genießbar zu finden, muß man ſich ſchlechterdings in die Stellung, in die Gefühls- und Denkweiſe eines lobpſalmirenden Hofpoeten, der er war, hineindenken. Nach Baki thaten ſich noch hervor Neſii (ermordet 1635) als Satyriker, Nabi (geſt. 1712) als Didaktiker und Ghalib (geſt. 1795) als Allegoriker. Als Proſaiker iſt vor Allen Waſi (geſt. 1543) gefeiert, der ſein Volk mit einer türkiſchen Bearbeitung der Fabeln Bidpai's beſchenkte.

### 1.

### Nedſchati.

### Frühlingsgedicht.

Wieder erheitert der Frühling die Welt,
Wie die gekränkten Verliebten Genuß.
Wie die Kronen, ſo kreiſet der Becher,
Schlage den kreiſenden ja nicht in Wind!
Tulpen verſeh'n ſich mit Teriak in Büchschen,
Seit ſie die Bäche als Schlangen geſeh'n.
Um ſich Cypreſſen zu Füßen zu legen,
Drehet im Garten ſich wirbelnd die Flut.
Neu iſt die Welt mit dem Glücke vermählt,
Liebe regiert, der Meſſias iſt da.
Mögen ſie dauern die Tage der Wonne
Wie die Regierung Choſrew's und Dſchemſchid's,
Sultan Mohammed's, des edelſten Königs,
Welcher die Kronen der Erde verleiht,
Zahllos die Heere, wie Sterne am Himmel,
Während die Sonne den Bügel ihm hält,
Welchem zur Rechten das Schickſal gehorchet,
Welchem zur Linken bedienet die Welt.
(Hammer.)

### 2.

### Baki.

### Kaſſide zum Lobe Sultan Murad's III.

Goldnes Rauchfaß ſchwingt des Himmels kreiſend Taſſen,
Aloe und Ambra duftet auf in Roſen,
Irre Nachtigall fleht wie Verliebte flehen
Nur an Knoſpen iſt Koketterie zu ſehen.
Vögel ſtimmen nun auf Fluren Lieder an,
Wie die Knaben, wenn ſie enden den Koran.
In der Roſenwieg' iſt Wolkenamm gekommen,
Hat die Knoſp' an ihre Bruſt genommen;
Heer des Winters muß geſchlagen ſich zertheilen,
Heer des Frühlings ſchauert drein mit Regenpfeilen,

---

*) Als Proben mögen einige, von Diez überſetzte, hier ſtehen:

Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold. —
Nur Erde füllt das gierige Auge. —
Verkaufe nicht den Vogel in der Luft!
Der Fremde hat keine Freunde.
Ein „Grüß' dich Gott!" iſt beſſer, als tauſend „Behüt' dich Gott!"

**) Hammer hat in ſeiner „Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt" von 2200 Dichtern und Dichterinnen Proben mitgetheilt.

Hat zerſchnitten nun des Winters Nacht und Nebel,
Lilienblätter ziemen ſeidnem Hals der Zobel.
Hochzeit iſt es, alle Zweige ſind geziert,
Wie die Palme, die den Hochzeitszug anführet;
Auf dem flammenrothen Hochzeitthrone der Braut
Wird als ſchöne Perle Frühlings Thau's geſchaut.
Sieh, der Wind ſchickt Briefe nun aus allen Landen,
Bandweidenblätter fliegen als Brieftauben.
Durch den Thau iſt Alles Perlenregen
Und die Tulpen wandeln Staub in Pavillon.
Locke liegt verwirrt in der geliebten Bande,
Hyazinthe iſt dadurch verwirrt im Lande.
Mit Gerüſt vom Feuer zeigt Tulpe ſich den Reihen,
Während Nachtigallen Hei und Hui nur ſchreien
Die Narziſſen brennen und die Funken ſtieben,
Ueberall vom Feuerwerker Wind getrieben.
Tulpen ſind gerichtet als Rubinenſchlund,
Weit ſchauet vom ſmaragd'nen Throne zu.
Von den Veilchen ſind die Fluren eingedämmt,
Wie vom Nile der Aegypter überſchwemmt.
Glaube nicht, daß die Roſenzeit die Welt ſo ſchmückt,
Sie iſt durch das Glück des Herren nur beglückt,
Des gerechten Schah's Sultan Murad, der Chan,
Er, durch den die Welt geworden Guliſtan,
Er, durch den die Welt wie eine Roſe lacht,
Der die Zeit ſo mild wie den April gemacht!
(Hammer.)

## 3.

## Verſchiedene.

### 1.

Nicht Würde, Macht und Hoheit,
  Goldſchätze nicht, noch Ruhm und Ehre will ich;
  Nur einen traulen Buſen
  Zum ärztlichen Heilbeſcherer will ich!
In's Paradies der Liebe
  Strebt meiner Sehnſucht nie gelenkte Schwinge;
  Zu keines andern Eden's
  Zu heiße mir, zu kalte Sphäre will ich!
Geliebter Hand balſam'ſche
  Beſchwichtigung für ſo viel herbe Wunden,
  Die mir das Leben bohrte,
  Das grauſame, mit ſeinem Speere, will ich!
Für meine beiden Sinne
  Wirbelnde Sinn' und glühendes Verſchmelzen,
  Auf meiner Gruft Grabſtein
  Aus treuen Augen eine Zähre will ich!
Durch Flur und Aue ſchweif' ich,
  Durchirrend Berg und Thal und dürre Steppe;
  Das ſtille Ruheplätzchen
  Ausruhen, ach, das ich begehre, will ich!
(Daumer.)

### 2.

Von deinem Reize wollte reden der dichtende Verſtand,
Da fiel er in ein Meer des Staunens und die Beſinnung ſchwand.
Die Perle dieſes Verſes endlich entriß er in der Flut;
Die legt anitzt der Kunſtgewandte in deine ſchöne Hand.
(Daumer.)

### 3.

Eine Meeresmuſchel iſt die Welt,
Die als einzige Perle dich enthält.
(Daumer.)

### 4.

Ob mir ohne Raſt mein Ende droht,
Ewig iſt mein Auge hell und heiter.
Beißen mich die Lockenſchlangen todt,
Blüh'n an meinem Grabe Lebenskräuter;
Küſſe ſind's, die tilgen alle Noth
Und ſo leb' ich immer, immer weiter.
(Daumer.)

### 5.

Es gaukeln die Gedanken mir, an Funken reich,
Um deiner Lockenringe Zier, Seiltänzern gleich.
(Daumer.)

### 6.

Ungütiges Geſchick, wie viel gibſt du dem Herzen des Vergehenden!
Und ſchreit zu dir das Kommende, welch eine Sorge des Gewährenden!
(Daumer.)

### 7.

Sultanin der Herzen iſt dieſe fränkiſche Louiſe;
Quelle welcher Schmerzen iſt dieſe fränkiſche Louiſe!
All' mein Islam iſt dahin, denn ich denke nur an dieſe
Wunderſchöne Ketzerin, dieſe fränkiſche Louiſe.
Krank bin ich, dem Tode nah, wie geſpießt an tauſend Spieße,
Denn mein Aug' erblickte ja dieſe fränkiſche Louiſe.
Doch wie bald wär' ich geſund, wenn ſie mich zum Kuſſe ließe!
Denn Herr Jeſus iſt der Mund dieſer fränkiſchen Louiſe.
(Daumer.)

### 8.

Verzicht', o Herz, auf Rettung, dich wagend in der Liebe Meer,
Denn tauſend Nachen ſchwimmen zertrümmert am Geſtad' umher.
(Daumer.)

### 9.

Umarmſt du nicht, ſo biſt du ſchön; jedoch
Umarmſt du mich, ſo biſt du ſchöner noch!
(Daumer.)

### 10.

### Denker, Derwiſch und Kadi.

Es ſtritten mit einander
Ein Denker und ein Derwiſch
Und ſchmählich unterliegen
Iſt bald genug der Derwiſch;
Denn mißlich iſt das Streiten
Mit der Philoſophie.
Allein es hat der Derwiſch
Doch Recht behalten — wie?
Er ballte ſeine Fäuſte
Und prügelte den Denker,
Daß er um Gnade ſchrie;
Denn ſo an allen Orten
Wird ſtets der Glaube fertig
Mit der Philoſophie.

Der Denker ging, dem Kadi vorzuklagen,
Daß ihm der Derwiſch Arm und Bein zerſchlagen.
Der Kadi ſprach: Du dämpfe deinen Trutz!
Da kann man Nichts, als ſchweigen und ertragen;
Denn nehm' ich die Philoſophie in Schutz,
Werd' ich und du vom Volke todtgeſchlagen.
(Daumer.)

# Nachträge zur orientaliſchen Literatur.

## 1.

## In Indien.

### 1.

### Der Weiſe und die Nymphe.

(Aus dem Brahmapurana. Im Auszug.)

In jenem Lande, Hochweiſe!
  Das allen Weſen Freude gibt,
  Wo Viſhnu's Tempel Heil ſpendet,
  Das gut uns fromm und ſelig macht,
Dort lebte Kandu pflichttreulich,
  Ein hoher Weiſer, fromm und mild,
  Den jedes Weſens Glück freute,
  Der ſtandhaft hielt, was er verſprach;
Der jede Leidenſchaft zähmte,
  In heil'ger Schrift bewandert war
  Und nun in ſeinem Gottesdienſte
  Sich hier Vollkommenheit erwarb.
Im Sommer ſtand in fünf Feuern,
  Beim Regen lag im Meere er
  Und trug zur Winterzeit Kleider,
  Die naß; ſo büßte Kandu hier.
Als nun die Götter, Gandharven,
  Die Siddha's und Vidyadharas
  Des weiſen Büßers Muth ſahen,
  Da ſtaunten ſie, von Furcht erfüllt.
Die Erde neben den Luftkreiſen,
  So wie des Himmels weites Rund,
  Das All' der Welten ließ glühen
  Kandu durch eigner Buße Kraft.
„O Wunder, wie ſo gar ſtandhaft
  Und über alles Maß er büßt!“
  So ſprachen die Götter voll Staunens,
  Nachdem ſein Büßen ſie geſeh'n.
Und gar beſtürzt berathſchlagten
  Sie ſich alsbald mit ihrem Herrn,
  Denn ganz verwirrt von Furcht wünſchten
  Sie ſeiner Buß' ein Hinderniß.
Als Indra, Herr der drei Welten,
  Vernommen, was ihr Wille ſei,
  Pramlotſcha, ſie, die Schönhüft'ge,
  Die Reiz in ihrer Jugendzeit,
Und deren ſchlanke Leibmitte
  Des Buſens Fülle kaum noch trug,
  In jeder Schöne Reiz ſtrahlend; —
  Die rief der Götterfürſt herbei:
„Pramlotſcha! gehe ſchnell, Holde,
  Wo jener weiſe Büßer lebt;
  Zur Störung ſeiner Bußpflichten
  Bethör' ihn mir, du Reizende!
Den Liebesgott, den Lenz, Lüfte
  Die geb' ich zu Genoſſen dir;
  Mit ihnen geh', du Schönhüft'ge,
  Wo jener fromme Weiſe büßt.“
So ſprach der Gott. Das Schönauge
  Auf luft'gen Pfaden eilte dann,
  Gefolgt von ihren Hilfstruppen,
  In jenes Weiſen Büßerhain.
Dort angelangt erblickt bangend
  Den Weiſen ſie im Heil'genſchein,
  In ſeiner Klauſe fromm betend,
  Von hellem Glanze wie umflammt.
Als ſie den Büßerhain ſtaunend
  Mit ihren Helfern angeſehn,
  Gedachte ſie Indra's Auftrag,
  Den frommen Büßer zu bethö'rn.
Da ſprach ſie dann zum Liebesgotte,
  Zum Frühling und zum Zephyrwind:
  Nun leiſtet mir getreue Hilfe,
  Ihr allesammt und einzeln auch.“
So ſprach ſie dann und naht leiſe
  Dem Weiſen, der im Büßerhain
  Mit wilden Thieren friedfertig
  Verkehrte, die er ſanft gezähmt.
Am Rand des Fluſſes ging ſingend
  Wie Kokila ſie rein und hell,
  Die ſchöne Nymphe, dann ſtimmte
  Sie einen Feierhymnus an.
Und plötzlich ließ der Lenzgott da
  Den Frühling überall erblüh'n,
  Vom reizenden Geſang ſchallend
  Der Kokila's und Nachtigall'n.
Und niederwehte der Duftträger
  Vom heimiſchen Himalaya,
  Daß wiederholt die Bäum' alle,
  Ob groß, ob klein, erzitterten.
Auch kam der Gott mit Blüthpfeilen
  In jenes Weiſen Näh' alsbald,
  Und plötzlich war vom Gott Kama
  Das Herz des Weiſen wie durchbohrt.
Er hörte kaum des Liedes Töne,
  So ſtaunte er verwunderungsvoll,
  Und ging, wo ſie, das Schönauge,
  Verweilte, ſchon im Herzen wund.
Dann ſah er ſie und lacht, glücklich
  Entzücken aus den Augen brach:
  Der Stab entfiel der Hand, Schauer
  Der Wonne rieſeln durch's Gebein.
„Wer biſt und weſſen du, Schöne!
  Du Holde, Lieblichlächelnde,
  Die Sinne raubſt du, Schönaugige!
  O Zarte, ſprich die Wahrheit mir!“ —
„Ich kam zu deinem Dienſt wahrlich
  Und um der Blümlein willen her;
  Nun ſag mir bald, du gar Frommer,
  Was ſoll zu deinem Will'n ich thun?“ —
Als er dies Wort gehört, ließ ihn
  Der feſte Sinn und ſchnell verwirrt

Faßt' er des Mädchens Hand, ging dann
Mit ihr hinein in's Hüttchen fein.
Da gingen Lenz und Frühlingszeit
Und Liebesgott zum Himmel heim,
Denn trefflich war ja vollführt,
Was ihnen auferlegt zu thun.
Vor Indra angelangt, prieſen
Sie dann der Nymphe kluges Thun;
Die Götter lobten Gott Indra
Und waren froh und gutes Muths.
Als Kandu nun mit ihr fröhlich
In's Hüttchen eingetreten war,
Da ließ er, gleich dem Liebesgotte,
An Schöne glänzen ſeinen Leib.
In voller Jugend Glanzfülle
War er gar reizend anzuſchau'n;
Als ob er Indra wäre, ſtrahlte
Um's Haupt ihm hoher Götterſchmuck.
Ein lichtes Götterkleid trug er
Und Götterkränze duftgeziert!
So ſchuf er Reize mannigfach
Sich ſelbſt mit ſeiner Buße Kraft.
Gebet und Opfer, Gottdienſte,
Andächtige Beſchaulichkeit,
Der Schriften Leſung, Nachdenken,
Gelübde, Faſten, Bäder dann;
Dieß Alles ließ er, alleinzig
Mit ihr zu leben hoher Luſt;
Das liebergriffne Herz dachte
Nicht an der Buße Untergang.
Daß Abend, Nacht und Tag, Wochen,
Daß Monde, halbe Jahre, Jahr',
Daß immerfort die Zeit hinging,
Das merkte nicht ſein ſinnlich Herz.
Denn ſie, die in der Lieb' Künſten
Getrieben war, erzeigte oft
Ganz heimlich ihm, die Schönhüft'ge,
Bewandert in der Praxis wohl.
Obwohl nun Kandu fortwährend
So Tag wie Nacht in Luſt gelebt,
So blieb doch neu und neu immer
Die Lieb' dem Liebergebenen.
Als eines Tags vom Luſthaine
In großer Eil' er ſich entfernt,
Da ſprach die Schöne, dieß ſehend:
„Wohin, wohin ſo eilig denn?“
So angeredet ſprach wieder
Der Weiſe: „Sieh' der Abend naht!
Drum will ich jetzt die Nachtfeier
Verrichten; Nichts iſt dann verſäumt.“
Sie lachte dann und heiterſcherzend
Erwiedert ſie dem Weiſen dieß:
„Wie ſo, du jeder Pflicht Kund'ger,
Iſt jetzt der Abend dir genaht?“
„Du Heil'ge kamſt ja heut Morgen
Zum ſchönen Ufer dieſes Stroms;
Da ſah ich dich, du Schönhüft'ge,
Dann traſt du in mein Hüttchen ein.“ —
„Am Morgen kam ich, Brahmane,
Das iſt die Wahrheit ohne Lug!
Doch ſind vergangen Jahrhundert'
Seit jener Zeit, auch das iſt wahr.“ —
Da ſprach der alte Brahmane
Zu ihr, der Lotosäugigen:
„Wie lange Zeit, o ſag', iſt's denn,
Daß ich mit dir der Liebe pflog?“ —
„Genau gerechnet ſind wahrlich
Neunhundert Jahre ſchon dahin
Und außerdem noch ſechs Monde
Und noch ein Tag und eine Nacht.“ —
„O Schöne ſprichſt du wahr? Oder
Iſt dieß nur Scherz? Du ſpotteſt mein!
Ich meine doch, mit dir wäre
Ein einz'ger Tag verfloſſen nur.“ —
„Wie ſpräch' ich doch, Brahmane,
Zu deiner Näh' ein Lügenwort?
Zumal da du mich, Pflichtkund'ger,
Ausdrücklich haſt um dieß befragt!“
Als Kandu nun, der Hochweiſe,
Aus ihrem Munde dieß gehört,
Da rief er aus: „O weh, weh dir!“
Und tadelt ſich, er ſelber ſich.
„Vereitelt alle Bußfrüchte
Und der Gelübde alle, weh!
Verſtand verloren! — Von wem immer,
Zur Täuſchung iſt das Weib gebor'n!
Wie dir's beliebt, ſo geh', Falſche!
Was war zu thun, iſt ausgeführt,
Indem mit deinen Liebesblicken
Verwirrung du bereitet haſt.
Nicht will mit Feuer, zornſchaurigem,
Ich dich zu Aſche machen, nein!
Ich habe lange Zeit ſelig
Mit dir in ſüßer Luſt verlebt.
Was iſt auch dein Vergeh'n? Oder
Was möcht' ich dir zur Strafe thun?
Die Schuld iſt meine hauptſächlich,
Daß nicht gezügelt ich den Sinn.
Befriedigt biſt du jetzt, völlig
Haſt du die Buße mir zerſtört;
Doch zwangen dich dazu die Götter
Aus Furcht vor meiner Buße Macht.“
Als ſo nun jener Brahmane
Zur ſchlanken Nymphe zürnend ſprach,
Da bebte ſie vor Furcht, daß ihr
Die Stirne war bedeckt mit Schweiß.
Wie ſie noch immer ſtand zitternd,
Am ganzen Leibe ſchweißbedeckt,
Im Zorne ſprach der Hochweiſe:
„So gehe, geh'! Was zauderſt du?“
Von ihm geſchmäht, verließ ängſtlich
Die Nymphe dann die Klauſe ſein
Und wiſchte, durch die Luft wandelnd,
Die Schweißperlen mit Zweigen ab.
Von Baum zu Baume ging hüpfend
Die jugendliche Maid da heim,
Daß an den rothen Baumblättern
Der Glieder Schweiß behangen blieb.
(Hoefer.)

## 2) Hymnus an die Morgenröthe.

(Aus dem Rig-veda.)

Empor hebt ſich der Strahlenglanz der Sonne,
Erglänzend wie des Meeres Silberfluten,
Zu ebnen und zu bahnen rings das Weltall —
Da iſt ſie, majeſtätiſch, die Maghoni!
So hehr erſcheinſt du, breiteſt aus dein Leuchten,
Der Glanz der Strahlen ſteiget auf zum Himmel;
Enthülle denn dein lauterprangend Antlitz,
Du Göttin Morgenroth, gehüllt in Strahlen.
Dahin fährt ſie, auf geldnem Strahl getragen,
Die leuchtende, die hehre, weitgefeiert;
Dem Heros gleich, deß Pfeil verſcheucht die Feinde,
Scheucht ſie im Nu der Finſterniſſe Schaaren.
Dir iſt ja Weg und Steg gebahnt im Dickicht,
Du Unbeſiegte wanderſt durch den Aether,
Du, deren Wagen weithin fährt, du ſpende,
O Himmelstochter, Schätze zum Genießen!
Du fährſt einher mit Roſſen, Unbeſiegte,
Du Morgenröthe! ſpende, was wir flehen,
Du hehre Himmelstochter biſt die Göttin,
Die Lautre, die im Frühgebet wir feiern.
Wenn du erſcheinſt, verlaſſen Menſch und Vögel
Die Wohnung, um der Nahrung nachzugehen.
Dem ſterblichen Verehrer, der genahet,
Dem ſpendeſt du, o Göttin, reichlich Segen.
(Hoefer.)

### 3) Liebesliedchen von Amaru.

1.

Die Braue furchet ſich geſchickt,
Allein das Auge ſchmachtend blickt;
Das Herz hat ſich mit Stolz ummauert,
Allein die Haut des Leibes ſchauert,
Das Wort des Mundes hemmt der Groll,
Doch glänzt die Lippe lächelvoll.
Wie iſt es möglich, ſich zu faſſen,
Wo ſich die Männer ſehen laſſen!

2.

Des Auges feuchter Lotus thauet,
Der ſeinem Wunſch entgegenſchauet;
Auf Wangenpurpurblumen hin
Streut Lächeln weißlichen Jasmin;
Schweißtropfen auf den Brüſten ſtrahlen
Wie Waſſerſpend' in Opferſchalen:
So wird von allen Gliedern beigeſteuert,
Damit des Liebſten Ankunft ſei gefeiert.

3.

Da ich nur einmal im Scherzzorn „Geh' doch!“ ſprach mit barſchem Ton,
Ging er gleich, das Felſenherz, vom Bette mit Gewalt davon.
Solchen haſtig treubundbrechend unbarmherz'gen Mannes nun
Denkt die Seele ſchamlos wieder? Freundin, o was ſoll ich thun?

4.

Bebt' ich nicht und zitterten die Brüſte nicht? Durchlief die Haut
Nicht ein Schauer? Perlte Schweiß im Antlitz nicht? Beſinnung ſchmolz,
Da der Unhold, Faſſungsräuber, Lebensherrſcher nur geſchaut
Ward von mir; o was kann halten den erkünſtelt ſchwachen Stolz?!

5.

Seinem Antlitz gegenüber ſenk' ich ſchon den Blick zu Fuß;
Ohren ſchließ' ich, welche ſchmachten nach der Luſt von ſeinem Gruß;
Decke mit der Hand den Schweiß, der ſchauernd aus der Wange dringt: —
Freundinnen, was thu' ich, wenn am Mieder jede Nath mir ſpringt?
(Rückert.)

◆

## 2.

## Zu Arabien.

### Sprüche aus Zamakhſchari's goldenen Halsbändern.

1.

O Menſchenſohn! dein Urſprung iſt aus Thon, wie irdene Gefäße; und doch iſt in deinem Innern nicht Raum genug für deinen Dünkel und Stolz, bald auf Väter und Ahnen, bald auf Macht und Reichthum. Wie wenig ziemt es dir — aus Hochmuth — dein Geſicht ſeitwärts zu wenden und mit deinen Vorfahren dich zu rühmen. Bedenke, mein Freund, woraus du zuſammengeſetzt und in was du verwandelt wirſt; laß ab von deinem Uebermuth und entſage einem Theile deiner Einbildung.

2.

Edelmuth iſt eine des göttlichen Wohlgefallens würdige Eigenſchaft und Freigebigkeit iſt eine Tugend, die eine rühmliche Erwähnung verdient. Ich kenne nichts Haſſenswürdigeres, als Niederträchtigkeit. Nur freigebige Menſchen taugen zur Freundſchaft; ſie heilen kranke Herzen und machen zerbrochene Beine wieder ganz; ſie bringen dir die Ruhe wieder, wenn du ſie verloren, und verſcheuchen von dir die Qualen, wenn ſie ſich über dir zuſammengezogen.

3.

Die Welt iſt unbeſtändig, die Menſchen ſind verſchieden; kleide dich jeden Tag, je nachdem du am Morgen die Geſtirne ſiehſt; benimm dich mit jedem Volke nach ſeinen Sitten. Die Tage verlaufen nicht nach deinem Verlangen und die Weiſer ſchmiegen ſich nicht nach deinem Beſchluſſe; die Welt gehorcht deinen Wünſchen nicht und iſt ſie dir günſtig, ſo dauert ihre Gunſt nicht immer.

4.

Die Wiſſenſchaft iſt dem Gelehrten, was die Richtſchnur dem Bauenden und das Werk dem Handelnden, was das Eimerſeil dem Waſſerſchöpfenden. Wer keine Richtſchnur hat, deſſen Bau wird nicht gerade, und wer kein Seil hat, Waſſer zu ſchöpfen, kann ſeinen Durſt nicht löſchen. Wer aber vollkommen zu ſein wünſcht, der muß Wiſſenſchaft mit Thaten verbinden.

5.

Freie das Weib nicht um ihrer Schönheit, ſondern ihrer Tugend willen. Verbindet ſie Schönheit mit Züchtigkeit, ſo haſt du Vollkommenheit gefunden! Vollkommner biſt du aber, wenn du unverheiratet bleibſt, ſollteſt du auch Jahrhunderte leben. (Weil.)

◆

## 3.

## Zu Perſien.

### 1) Pfeil und Schwert.

Von

**Anſſari.**

Was iſt der Pfeil, der fliegt in ſolcher Eil'?
Was iſt das Schwert, das blitzend niederfährt?
Der Pfeil iſt Zunge in der Wahrheit Mund,
Das Schwert iſt Zunge für des Zornes Mund.

### 2) Das Korn des Lebens.

Von

**Senaji.**

Wer nicht gefunden die Einſamkeit,
Hat Nichts gefunden in dieſer Zeit;
Wer nicht gekoſtet Genügſamkeit,
Hat nicht gekoſtet die Seligkeit.

Wer aber meinet, es ſei am Kern,
Das wohl gereinigt, die Knarl Dorn,
Der ſucht vergebens beim Weſt und Oſt
Im Kern des Lebens gegebene Koſt.

## 3) Vogel und Schwingen.

Von

### Attar.

Die Wiſſenſchaft kann nur mit der Vernunft gelingen,
Der Vogel iſt Vernunft, die Wiſſenſchaft die Schwingen;
Nur durch die Schwingen hebt der Flug ſich in die Weite,
Doch ohne Vogel ſind die Schwingen todte Beute.

## 4) Wenn und Aber.

Von

### Friman.

Hingeſponnen iſt das Leben
Zwiſchen Wenn und Aber.
Solche Spreue ward gegeben
Meinem Gaul als Haber.
Nur zu viel von ſolchem Futter
Beut des Lebens Lager;
Dürftig nährt das Kind die Mutter
Und das Kind iſt mager.

## 5) Die fünf Tage des Lebens.

Von

### Waſſaf.

Glaub' nicht, du könnteſt feſte Wurzel ſchlagen
Für ſtets in dieſer Welt als ſtarker Baum!
Der Tod wird überall dich überragen.
Entwurzeln dich, eh' du gefaßt noch Raum.
Die Vorwelt lebet nur in leeren Sagen
Und die Geſchichte iſt ein hohler Traum;
Das Leben wird vom Strome fortgetragen,
Wie dürres Reiſig oder leerer Schaum.
Du zogeſt in das Feld mit Roß und Wagen,
Fünf Tage ſind ſeitdem verfloſſen kaum.
Das Leben ſelbſt beſteht nur aus fünf Tagen,
Sie ſind des größten Helden Lebensraum,
Zum Lieben, Dichten, Herrſchen, Bauen, Schlagen
Zu eng, für eine Hochzeit kaum geraum.
Des Menſchen Loos iſt Dulden und Ertragen,
Die Süßigkeit iſt nicht für ſeinen Gaum!
(Hammer.)

## 6) Aus den „Anwari ſoheili."

Iſt einer Welt Beſitz für dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber — es iſt Nichts!
Und haſt du einer Welt Beſitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es iſt Nichts!
Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber — es iſt Nichts!
(Graf.)

* * *

## 2.

# Hellas und Rom.

Wer irgend nur der Künſte pflegt im Heiligthum
Der Muſen, wer der Weisheit Tempel je betrat;
Auch wer in erzbedeckter Hand den mächt'gen Speer
Geſchwungen, mit dem Panzer ſeine Bruſt geſchirmt
Und kühn auf Ares Feld dem Gegner obgeſiegt:
Der kennt mich, kennt den ſtolzen Namen **Hellas** wohl.
Denn Hellas bin ich, jene Hellas, deren Ruhm
Durch ehrenreiche Thaten unauslöſchlich ſtrahlt,
Die, deren Namen hochgeprieſen Land und Meer
Durchdringt, des Nordens und des Aufgangs Welttheil füllt
Und jedes Reich zur Rechten wie zur Linken weit
Und breit, wo irgend ein verſtänd'ges Volk nur wohnt.

**Leon Allatios.**

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß, ausbilden lebendige Züge dem Marmor;
Werden beredſamer ſein im Gericht und die Bahnen des Himmels
Meſſen mit kreiſendem Stab und der Stern' Aufgänge verkünden.
Du ſei, **Römer**, bedacht, weltherrſchende Macht zu verwalten,
(Solcherlei Kunſt ſei dein!), dann friedliche Sitte zu ordnen,
Wer ſich ergab, zu verſchonen, und Trotzige niederzukämpfen.

**Virgilius Maro.**

## 1.

# Hellas.

Was die Poeſie und Kunſt der Hellenen für alle Zeit zum Ideal ſtempelt, iſt der reinmenſchliche Charakter derſelben. In Allem, was die Griechen ſchufen, waltet als beſtimmendes Princip der Ausdruck der Menſchennatur in ihrer Einfachheit, Wahrheit und Kraft. So war auch ihre Religion durchaus nur eine Vermenſchlichung des Himmliſchen, nicht aber, wie die unſrige, eine Verhimmelung des Menſchlichen, und darum durfte und mußte ihre Mythologie ſtets Hand in Hand mit ihrer Dichtkunſt gehen, während der Gebrauch der alten oder chriſtlichen Mythologie bei einem modernen Dichter immer unnatürlich und erzwungen, oft auch geradezu fratzhaft erſcheint. Dem klaren, maßvollen, in ſich einigen Geiſt der Hellenen entſpricht ihre gehaltene, harmoniſche, durchſichtige Form, die ſich dem Inhalt anſchmiegt wie das naſſe Gewand dem Leibe des badenden Mägdleins. Kein größerer Contraſt, als der zwiſchen dem alten Orient und dem alten Griechenland! Dort ein unaufhaltſames Zerfließen in's Unendliche, Nebelhafte, hier ein fortwährendes Streben nach plaſtiſcher Rundung; dort ein unabläſſiges Verſinken in Allegorie und Myſtik, hier der lichteſte Ueberblick und die ſonnigſte Gedankenklarheit. Man könnte mit Anwendung eines Reimes ſagen: im Orient war Alles Phantaſtik, in Hellas Alles Plaſtik. Dort ſtrebte Alles in das Uebernatürliche hinein, hier war und blieb erſtes Geſetz die Natur und insbeſondere die Menſchennatur. Daher die ungeheure Wirkſamkeit, die der Genius von Hellas durch die Jahrhunderte herab geübt hat, und in der Zukunft ohne Zweifel noch bedeutſamer üben wird, denn die Menſchheit bereitet ſich ja gegenwärtig zu ihrem Rückzug aus dem ſterilen Gebiet der Metaphyſik in das fruchtbare Land der Natur und des Menſchenthumes.

Wir übergehen die ſagenhaften Anfänge der helleniſchen Poeſie, welche ſich an die Namen **Linos**, **Orpheus**, **Eumolpos**, **Muſäos**, **Thamyris** und Anderer knüpfen, als deren Heimat Thrakien, Theſſalien, Böotien angegeben wird und die ſich in Hymnen, Gebeten und Orakelſprüchen kund geben, wir übergehen dieſe Anfänge, um ſogleich zu der echten und rechten Quelle helleniſchen Lebens und Weſens, zu den homeriſchen Geſängen zu gelangen. „Wie in keinem andern Lande und unter keinem andern Geſchlechte," ſagt der berühmte Alterthumskenner Jakobs, „verfolgte in Hellas die Menſchheit den natürlichen Gang ihrer Entwickelung. Als ein heiteres Kind erwachte ſie unter dem weichen Himmel Jonien's. Hier erfreute ſie ſich des müheloſen Daſeins bei ſchönen Feſten und in feierlichen Zuſammenkünften, voll Empfänglichkeit, froher Lebensluſt, unſchuldiger Neugier und kindlichen Glaubens. Der Außenwelt hingegeben und Allem, was durch Neuheit, Schönheit und Größe an ſich zog, geneigt, horchten ſie hier vornehmlich auf die Geſchichte der Männer und Helden, deren Thaten, Abenteuer und Irrfahrten die Vorwelt mit Ruhm und, wenn ſie in Liedern wiederklangen, die Bruſt der Hörer mit Entzücken füllten. So ergriffen hier die Dichter zuerſt jene Heldenſagen als den günſtigſten Stoff und aus der Sage erwuchs allmälig das epiſche Gedicht. Die Erzählung war, wie es der Jugendſinn der Zeit und des hörenden Volkes heiſchte, ſinnlich, gehaltvoll, mannigfaltig und ausführlich. Daß ſich die That in dem Liede ſpiegle, daß jede Geſtalt klar und lebendig hervortrete, daß auch in dem einzelnen Theile das Ganze ſich kundthue, daß, mit einem Worte, die herrliche Heldenwelt ſich in voller Würde und heiterm poetiſchen Glanze bewege, das war das natürliche Streben des epiſchen Dichters, wie eines jeden, in deſſen friſcher und kräftiger Phantaſie ein beſeelter Stoff zur Mittheilung ſich drängt." Auf dieſe Art entſtand das Epos (Heldengedicht) der Griechen und in dieſer Weiſe entfalteten ſich die Heldengeſänge, welche unter dem Namen der „Ilias" und „Odyſſee," jene die Thaten der griechiſchen Helden vor dem belagerten Troja (Ilios), dieſe die Irrfahrten des Odyſſeus nach dem Falle Troja's, beſingend, auf uns gekommen ſind. Als Urheber dieſer, in Hexametern, dem für das ganze Alterthum zur epiſchen Norm gewordenen Versmaße geſchriebenen oder vielmehr recitirten, geſungenen Dichtungen gilt **Homeros**, deſſen Lebenszeit in das Jahr 1000 oder 900 v. Chr. geſetzt wird, deſſen Perſönlichkeit aber ſchon im Alterthum eine ſo ſagenhafte war, daß ſich ſieben und mehr Städte um die Ehre ſtritten, ihn geboren zu haben *). In neueſter Zeit hat die philologiſche Kritik darzuthun ſich bemüht, daß Homeros nur ein Gattungsname für das alte Epos ſei und daß ſich die homeriſchen Geſänge aus einzelnen Rhapſodieen verſchiedener Sänger im Verlaufe der Zeit zu einem Ganzen herangebildet hätten, welches dann von einem letzten Ueberarbeiter in die jetzige Form gebracht worden. Mag dieſe Nachricht Wahrheit enthalten, ſo viel iſt gewiß, daß Jonien in Kleinaſien allen Anzeichen nach das Vaterland der homeriſchen Geſänge, daß Homeros den Alten als eine hiſtoriſche Perſon galt und daß ſie in ihm wahrhaft ihren Urdichter, den Dichter par excellence, den unverſieglichen Bronnen ihrer Poeſie, ihrer ganzen Bildung verehrten. Und mit vollſtem Recht. Denn Alles, was groß, edel, ſchön und wahr, rührend und erſchütternd in den Menſchengeſchicken ſich findet, iſt in den homeriſchen Geſängen mit entzückender Naivetät und in einer Form ausgeſprochen, die nur in der ruhigen Majeſtät des ſonnbeſtralten Oceans etwa ein würdiges Bild findet. — Wie die Aehrenleſer dem Schnitter folgen, ſo folgten die ſogenannten kykliſchen Dichter dem Homer, indem ſie das, was er in großen Umriſſen beſungen, zum Vorwurf ihrer Detailmalerei machten. Ihre Geſänge ſind aber bis auf wenige Bruchſtücke verloren gegangen. Dagegen ſind uns Dichtungen des Heſiodos, der im 9. Jahrh. v. Ch. in der griechiſchen Landſchaft Aeolis geboren ſein ſoll und auf den ſich die an Homeros geübte Kritik im vollſten Maße ausdehnen läßt, erhalten worden, nämlich die didaktiſch-epiſchen „Werke und Tage,“ die mythologiſch-epiſche „Theogonie“ und ein epiſches Fragment, „der Schild des Herakles.“ Dieſe Werke müſſen vor der Reinheit und Größe des homeriſchen Epos weit zurücktreten, das Denken überwiegt in ihnen die Phantaſie bedeutend und nur die, beſonders in den „Werken und Tagen“ herrſchende Anmuth der Darſtellung kann das zudringliche Vorſchlagen des Lehrtons vergeſſen machen. Die ſpätere Nachblüthe, welche die epiſche Dichtung in der alexandriniſchen Periode der griechiſchen Literatur, durch Apollonios von Rhodos, durch Nonnos, Muſäos und Andere erlebte, können wir füglich unberührt laſſen, da dieſe Dichter bei manchen einzelnen Vorzügen, wie das alexandriniſche Zeitalter überhaupt, der helleniſchen Poeſie keine weitere Entwickelung zu geben vermochten.

Das homeriſche Epos war das Product und zugleich der Spiegel der heroiſchen Zeit der Hellenen. Im Drama aber erreichte die bürgerliche Cultur, die nach allen Seiten hin künſtleriſche Ausbildung des griechiſchen Lebens, ſeine höchſte Vollendung. Das homeriſche Heldengedicht iſt die in göttlicher Friſche und Geſundheit ſtralende Jünglingsblüthe, das attiſche Drama die gereifte, nach Innen und Außen harmoniſch entwickelte Mannheit. Die politiſche, philoſophiſche und geſellſchaftliche Bildung der Griechen fand in dem Demokratismus Athen's ſeine Spitze und dieſe herrliche Stadt mußte die Heimat des Drama's werden. Urſprünglich aus den bei den Feſten des Dionyſos (Bakchos) gebräuchlichen Chorgeſängen hervorgegangen und von Theſpis und Phrynichos auf die künſtleriſche Bahn hingelenkt, wurde die Tragödie, in welcher „der Kampf des Einzelnen und ſeiner Freiheit mit der Nothwendigkeit des ſittlichen Lebens als dem Schickſal ſchmerzlich, aber im Schmerz erhebend, ſich entwickelte“ — zuerſt durch Aeſchylos (geb. 525 v. Chr.) zum Kunſtwerk geſtaltet. Auf nationaler Grundlage — die griechiſche Tragödie hat überhaupt nationale Mythen und Sagen zum Vorwurf — erheben ſich die grandioſen dramatiſchen Skulpturen des Aeſchylos und ſeine ſieben uns noch erhaltenen Trauerſpiele werden jederzeit dem Begriff des Erhabenen zur Veranſchaulichung dienen. Sein Nachfolger Sophokles (geb. 495 v. Chr.) iſt der Vollender des tragiſchen Spiels und die Sophokleiſchen Tragödien — wir beſitzen deren leider bloß noch ſieben — ſtellen überhaupt in Gehalt und Form die höchſte Blüthe und Harmonie dar, welche der helleniſche Geiſt zu erlangen vermochte. *) Das Herabgleiten von der erreichten, ſonnigen Höhe verräth ſich ſchon in Euripides (geb. 480 v. Chr.), dem dritten großen Tragiker der Griechen, der weder an Erhabenheit dem Aeſchylos, noch an ſittlichem Adel und reiner Schönheit dem Sophokles gleich kommt und vielfach der leeren Effekthaſcherei bezüchtigt werden kann. Dagegen aber hat Euripides, wie die neunzehn von ihm noch vorhandenen Stücke beweiſen, eine den Hellenen bis dahin ſo zu ſagen unbekannte Welt, die Welt des Gemüthes, aufgeſchloſſen. Zu gleicher Zeit, als das atheniſche Volk — denn hier war in Wahrheit ein ganzes Volk im Theater verſammelt — den tragiſchen Chören lauſchte, verlieh es ſeine anerkennenden Kränze auch den Jüngern der komiſchen Muſe und neben der Tragödie blühte die Komödie. Wie ſich dieſelbe aus den „Umzug-Geſängen“ bei den ausgelaſſenen Bakchosfeſten herausgebildet und von

---

*) Ich verſuche ein Epigramm aus der griechiſchen Anthologie zu überſetzen, welches dieſem bekannten Streit eine hübſche Wendung gibt:

Wohl erzeugten dich nicht die reizenden Auen von Smyrna,
Noch auch Kolophon's Strom, göttlicher Vater Homer!
Vaterland iſt dir nicht das ſchöne Chios, noch Kypros,
Nicht Aegyptens und nicht ſeligen Ithaka's Strand;
Argos gebar dich nicht und nicht das hohe Mykene,
Auch entſproßteſt du nicht Kekrops' geheiligter Stadt;
Denn nicht irdiſchen Stamms biſt du, es ſandten die Muſen
Dich vom Himmel, die Luſt jeglicher Zeiten zu ſein.

*) Du haſt, o frommer Sophokles, geſungen,
Den Punkt zu ſchau'n, wo Menſch und Gott ſich ſcheiden,
Und was in ird'ſche Worte du gekleidet,
Das ward vom Himmel aus dir vorgeſungen.
Du biſt in's Innre dieſer Welt gedrungen
Und kennſt zugleich, was auf der Fläche weidet;
Was nur im Menſchenbuſen hofft und leidet,
Du ſprachſt es aus mit deinen tauſend Zungen!
Wie biſt du ſanft zur Nüchternheit verſunken,
Du ſtreu'teſt in erhabener Verſchwendung
Der gold'nen Flammen lichte, dichte Funken!
An dich erging die heil'ge, hohe Sendung,
Du haſt den Rauſch der Poeſie getrunken
Und ſchimmerſt nun in ſtralender Vollendung.
(Platen.)

den muthwillig ſcherzenden Satyrſpielen abgeſtuft, iſt für uns nicht mehr recht klar nachweisbar, ihre Glanzperiode aber haben wir vor uns in den elf uns noch erhaltenen Komödien des Ariſtophanes (geſt. um 386 v. Chr.), der nach dem Vortritt des Epicharmos, Kratinos, Eupolis u. A. die Geißel des Witzes ergriff, um mit dem beißendſten, lachendſten Humor die Gebrechen ſeiner Zeit, die politiſchen Jämmerlichkeiten und geſellſchaftlichen Laſter zu zeichnen, zu verhöhnen und zu ſtrafen, in der Sittenmalerei von erſchreckender Wahrheit, im Zorne groß und zermalmend, im Sarkasmus ſtechend wie tauſend Dolche, in der Erfindung genial, in der Form kühn und graziös. Die nach Ariſtophanes aufkommende neuere attiſche Komödie war nicht mehr politiſch, ſondern näherte ſich mehr unſerm conventionellen Luſtſpiel. Menandros (geſt. 290 v. Chr.) und Philemon (geſt. 262 v. Chr.) zeichneten ſich nach dem Zeugniß der Alten darin aus.

Die lyriſche Kunſt hatte ſich bei den Hellenen noch früher, denn die dramatiſche, entwickelt und in Begleitung des muſikaliſchen Vortrags (Geſang, Flöten- und Leierſpiel) einen reichen Flor getrieben. Mancherlei Sagen und Geſchichten beweiſen, in wie hohen Ehren die Lieder- und Leierkundigen gelebt, und die kunſtmäßige Ausbildung der verſchiedenen lyriſchen Gattungen ſetzt eine ſorgfältige und eifrige Pflege der Lyrik voraus. Als die älteſten Arten derſelben ſind die Elegie und das jambiſche Gedicht zu nennen. In jener, geſchaffen und fortgeführt von Kallinos, Tyrtäos, Solon, Theognis, Mimnermos, Euenos, Simonides, Antimachos, Philetas, Hermeſianax, Kallimachos u. A. wurde ein umfangreicher, Todtenklage, kriegeriſche Begeiſterung, Liebesluſt und Liebesleid, Schilderei und ein ins Gebiet der Didaktik hinüberreichender, gnomiſche Weisheit umfaſſender Ton angeſchlagen, während Spott und Zorn ſich in Jamben ergoß, für deren gefürchteten Meiſter Archilochos galt. Als eigentliche Chorführer des lyriſchen Reigens galten den Griechen, außer den bereits Genannten, vornehmlich Alkman, Alkäos, Steſichoros, Ibykos, Arion, Anakreon, der ſüße Liebesſänger, Bakchylides, die beiden Frauen Sappho und Meline, wozu noch kamen Kalliſtratos, der große Philoſoph Ariſtoteles, Meſomedes und, um mit dem Gefeiertſten zu ſchließen, Pindaros (geb. um 520 v. Chr.), deſſen Hymnen auf die Sieger in den berühmten gymnaſtiſchen Spielen der Hellenen zu dem Koſtbarſten gehören, was uns das Alterthum vermacht hat. Das ganze Gebiet der griechiſchen Heldenſage geht in dieſen wunderſamen Gelegenheitsgedichten in geläutertſter Schönheit und höchſter Würde an unſeren Augen vorüber, nur darf man ſich, um des Genuſſes ſicher zu ſein, nicht an die Lectüre Pindar's wagen, ohne die Welt der griechiſchen Mythe und Sage zu kennen, denn der Dichter ſang für Zuhörer, denen dieſelbe friſchlebendig in der Seele ſtand. Außer den Geſängen Pindar's, der dem erhabenſten Dithyrambenſchwung die gehaltvollſten Gedanken beimiſcht, iſt von den lyriſchen Schätzen der Hellenen verhältnißmäßig ſehr wenig auf uns gekommen.

In der Lehrdichtung, wo, wie wir geſehen haben, Heſiod voranging, zeichneten ſich außer den didaktiſchen Elegikern, der ſentenzenreiche Phokylides, dann die berühmten Philoſophen Pythagoras (die ihm zugeſchriebenen „goldenen Sprüche" ſind freilich nicht von ihm, jedoch in ſeinem Geiſte gedichtet), Xenophanes, Parmenides und Empedokles, ſowie Aratos aus, aber es iſt uns von ihren Werken nur das Wenigſte gerettet worden. Als Erfinder der Fabel gilt der ſagenhafte Aeſopos (im 6. Jahrh. v. Chr.), jedoch gehören die unter ſeinem Namen umlaufenden Fabeln wenigſtens ihrer Form nach einer viel ſpätern Zeit an.

Vor ihrem Erlöſchen in dem Meere alexandriniſcher Gelehrſamkeit, faßte ſich die griechiſche Productivität noch einmal zu einer bedeutenden Erſcheinung zuſammen in Theokritos (280 v. Chr.), dem Meiſter im Idyll (eigentlich Bildchen, nach modernem Sprachgebrauche Genrebild), der ſo vielfach nachgeahmt, aber nie erreicht worden iſt in alter und neuer Zeit und auf den alle Hirtendichtung und Schäferpoeſie zurückzuführen iſt, ohne daß man ihm die meiſtentheils vorherrſchende Abſurdität derſelben in die Schuhe ſchieben darf, denn in ihm war Natur und Genie. Als ein freundliches Abſchiedsgeſchenk hinterließ uns das griechiſche Alterthum bei ſeinem Scheiden eine reiche Sammlung von Epigrammen aus älterer und jüngerer Zeit, welche zu Anfang des 10. Jahrhunderts von Kephalas in eine Anthologie geordnet wurden.

# 1.

# Das Epos.

## 1.

## Homeros.

### 1.

### Die Volksverſammlung.

(Ilias, Geſang 2. V. 87—168.)

Wie wenn Schaaren der Bienen daherziehn dichten Gewimmels,
Aus dem gehöhleten Fels in beſtändigem Schwarm ſich erneuend;
Jetzt in Trauben gedrängt umfliegen ſie Blumen des Lenzes;
Andere hier unzählbar entflogen ſie, andere dorthin:
Alſo zogen gedrängt von den Schiffen daher und Gezelten
Rings unzählbare Völker am Rand des tiefen Geſtades
Schaar an Schaar zur Verſammlung. Entbrannt in der Mitte war Oſſa,*)
Welche, die Botin Zeus', ſie beſchleunigte, und ihr Gewühl wuchs.
Weit nun wallte der Markt und es dröhnte drunter das Erdreich,
Als ſich das Volk hinſetzt', und Getös war. Doch es erhuben
Neun Herolde den Ruf und hemmeten, ob vom Geſchrei ſie

---

*) Gerücht.

Ruheten und anhörten die gottbeſeligten Herrſcher.
Kaum ſaß endlich das Volk und hielt die geordneten Sitze,
Nur es verſtummt' ihr Getön, da erhub ſich der Held Agamemnon,
Haltend den Königesſtab, den mit Kunſt Hephäſtos gebildet.
Dieſen gab Hephäſtos dem waltenden Zeus Kronion;
Hierauf gab ihn Zeus dem beflügelten Argoswürger;*)
Hermes gab ihn, der Herrſcher, dem Roſſebändiger Pelops,
Wieder gab ihn Pelops dem völkerweidenden Atreus;
Dann ließ Atreus ihn ſterbend dem lämmerreichen Thyeſtes;
Aber ihn ließ Thyeſtes dem Held Agamemnon zum Erbtheil,
Viel Eilande damit und Argos' Reich zu beherrſchen.
Hierauf lehnte ſich Jener und ſprach die geflügelten Worte:
Freunde, ihr Helden des Danaerſtamms, o Genoſſen des Ares,
Hart hat Zeus, der Kronid', in bedrängende Schuld mich verſtricket;
Grauſamer! welcher mir einſt mit gnädigem Winke gelobet,
Heimzugeh'n ein Vertilger der feſtummauerten Troja.
Aber argverderblichen Trug beſchloß er jetzo und heißt mich
Ruhmlos kehren gen Argos, nachdem viel Volks mir dahinſtarb.
Alſo gefällt's nun wohl dem hocherhab'nen Kronion,
Der ſchon vielen Städten das Haupt in Boden geſchmettert
Und noch ſchmettern es wird, denn ſein iſt ſiegende Allmacht.
Schande ja dünkt es nur Hohn noch ſpäterem Geſchlecht, zu vernehmen,
Daß ſo umſonſt ein ſolches, ſo großes Volk der Achäer
Nimmer frommenden Streit dahier fortſtreitet und kämpfet
Gegen mindere Feind' und noch kein Ende zu ſeh'n iſt.
Denn wofern wir wünſchten, Achäer zugleich und Troer,
Treuen Bund und ſchwörend, die Zahl zu wiſſen von beiden:
Daß wir zählten die Troer, ſo viel dort eig'nes Heerdes;
Wir in Zehnten dann vertheilten uns, wir Achäer,
Und je einem der Troer erwählten wir Wein zu ſchenken:
Viele der Zehnten wohl entbehrten, mein' ich, des Schenken.
So weit dünkt mir größer die Zahl der edlen Achäer,
Als dort wohnen der Troer in Ilios. Aber Genoſſen
Sind aus vielen der Städt', auch lanzenſchwingende Männer,
Deren Macht mir verwehrt und nicht, wie ich wollte, geſtattet,
Ilios auszutilgen, die Stadt voll prangender Häuſer.
Sind doch bereits neun Jahre des großen Zeus uns vergangen
Und ſchon ſtockt den Schiffen das Holz und die Seile vermodern;
Unſere Weiber indeß und noch unmündigen Kinder
Sitzen daheim und ſchmachten nach uns: wir aber, umſonſt hier,
Enden nimmer das Werk, um deſſenthalb wir gekommen.
Auf demnach, wie ich rede das Wort, ſo gehorchet mir Alle:
Laßt uns flieh'n in den Schiffen zum lieben Lande der Väter;
Nie erobern wir doch die weitdurchwanderte Troja!
So der Atrid', und Jenen das Herz im Buſen bewegt' er,
Allen umher in der Menge, die nicht anhörten den Rathſchlag.
Reg' jetzt war die Verſammlung, wie ſchwellende Wogen des Meeres
Auf der Ikariſchen**) Flut, wann hoch ſie der Oſt- und der Südwind
Aufſtürmt, ſchnell dem Gewölke des Vaters Zeus ſich entſtürzend.
Wie wenn der kommende Weſt unermeßliche Saaten erreget,
Sauſend mit Ungeſtüm, und hinabbeugt wallende Aehren:
So war ganz die Verſammlung in Aufruhr. Dort mit Geſchrei nun
Stürzte das Volk zu den Schiffen, empor ſtieg unter dem Fußtritt
Fliegender Staub in die Luft; ſie ermunterten Einer den Andern,
Anzugreifen die Schiff' und zu zieh'n in die heilige Salzflut.
Und man räumte die Graben; es ſcholl gen Himmel der heimwärts
Trachtenden Ruf und den Schiffen entzog man die ſtützenden Balken.
Jetzo geſchah den Argeiern auch trotz dem Geſchicke die Heimkehr,
Hätte nicht, zur Athene gewandt, ſo Here geredet:
Weh' mir, des ägiserſchütternden Zeus unbezwungene Tochter!
Alſo ſollen nun heim zum lieben Lande der Väter
Argos' Völker entflieh'n auf weitem Rücken des Meeres!
Ließe man ſo dem Priamos Ruhm und den troiſchen Männern
Helena, Argos' Kind, um welche ſo viel der Achäer
Hin vor Troja geſunken, entfernt vom Vatergefilde!
Wandele gleich in das Heer der erzumſchirmten Achäer!
Hemme da jeglichen Mann durch ſchmeichelnde Red' und verbeut ihm,
Nicht zu ziehen in's Meer die zwiefachruderenden Schiffe!
Jene ſprach's, ihr gehorchte die Herrſcherin Pallas Athene
Stürmenden Schwunges entflog ſie den Felſenhöh'n des Olympos;
Schnell erreichte ſie dann die rüſtigen Schiffe Achaja's.
Jetzo fand ſie Odyſſeus, an Rathſchluß gleich dem Kronion,
Steh'n; und nicht an ſein Schiff, das ſchöngebordete, ſchwarze,
Rührt' er, weil ihm der Gram in Herz und Seele gedrungen.
Nah' ihm redete Zeus' blauäugige Tochter Athene:
Edler Laertiad',*) erfindungsreicher Odyſſeus,
Alſo wollt ihr nun heim zum lieben Lande der Väter
Flieh'n, ihr Alle geſtürzt in vielgeruderte Schiffe!
Ließet ihr ſo dem Priamos Ruhm und den troiſchen Männern
Helena, Argos' Kind, um welche ſo viel der Achäer
Hin vor Troja geſunken, entfernt vom Vatergefilde!
Wandele gleich in das Heer der Danaer, ohne zu zaudern!
Hemme da jeglichen Mann durch ſchmeichelnde Red', und verbeut ihm,
Nicht zu ziehen in's Meer die zwiefachruderenden Schiffe!
Jene ſprach's; da erkannt' er die tönende Stimme der Göttin.
Schnell abwerfend den Mantel, enteilet' er; aber den Mantel
Hob Eurybates auf, ſein Herold, der ihm gefolgt war.
Jener, wie Atreus' Sohn Agamemnon gegen ihn herkam,
Nahm ihm den Königesſtab, den ererbeten, ewiger Dauer;
Hiemit durcheilt' er die Schiffe der erzumſchirmten Achäer.
Welchen der Könige nun und edleren Männer er antraf,
Freundlich hemmt' er dieſen, mit ſchmeichelnden Worten ihm nahend:
Seltſamer, nicht dir ziemt's, wie ein feiger Mann zu verzagen!
Sitz' in Ruhe du ſelbſt und heiß' auch ruhen die Andern!
Denn noch weißt du ja nicht, wie der Atreione geſinnt ſei.
Jetzo vielleicht verſucht er und züchtiget bald die Achäer.
Denn nicht All' im Rathe vernahmen wir, was er geredet.
Daß nur nicht er im Zorn mißhandle das Heer der Achäer!
Furchtbar iſt ja der Eifer des gottbeſeligten Königs;
Sein iſt Ehre von Zeus und ihn ſchirmt Zeus waltende Vorſicht.
Welchen Mann des Volkes er ſah und ſchreiend wo antraf,
Dieſen ſchlug ſein Scepter, und laut bedrohte das Wort ihn:
Seltſamer, rege dich nicht und hör' auf Anderer Rede,
Die mehr gelten denn Du! Unkriegeriſch biſt du und kraftlos,

---

*) Hermes, der den hundertäugigen Argos tödtete.
**) Der ſüdöſtliche Theil des Aegeiſchen Meeres.

*) Sohn des Laertes.

Der auch weder im Kampf ein Gerechneter, noch in dem Rathe!
Nicht doch werden wir All' hier Könige ſein, wir Achäer!
Nimmer Gedeih'n bringt Vielherrſchaft; nur Einer ſei Herrſcher,
Einer nur Fürſt, dem ſchenkte der Sohn des verborgenen Kronos
Scepter zugleich und Geſetze, damit er gebiete den Andern.
So durchherrſcht' er das Heer und gebietend; d'rauf zur Verſammlung
Stürzten die Völker zurück, von den Schiffen daher und Gezelten
Lärmvoll: wie wenn die Woge des weitaufrauſchenden Meeres
Hoch an das Felſengeſtad' anbrüllt und die ſtürmende Flut hallt.
Alles ſaß nun ruhig und hielt die geordneten Sitze;
Nur Therſites allein noch krächzt' unbändig Geſchwätz her:
Deſſen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war,
Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäß, mit den Fürſten zu hadern,
Wo ihm nur Etwas erſchien, das lächerlich vor den Argeiern
Wäre. Der häßlichſte Mann vor Ilios war er gekommen:
Schielend war er und lahm am anderen Fuß; und die Schultern
Höckerig, gegen die Bruſt ihm geengt und oben erhub ſich
Spitz ſein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle beſäet.
Widerlich war er vor Allen des Peleus Sohn' *) und Odyſſeus;
Denn ſie läſtert' er ſtets. Doch jetzt Agamemnon dem Herrſcher
Kreiſcht' er hell entgegen mit Schmähungen. Rings die Achäer
Zürnten ihm heftig empört und ärgerten ſich in der Seele.
Aber der Läſterer ſchalt mit lautem Geſchrei Agamemnon:
Atreus' Sohn, was klagſt du denn nun und weſſen bedarfſt du?
Voll ſind dir von Erz die Gezelt' und viele der Weiber
Sind in deinen Gezelten, erleſene, die wir Achäer
Immer zuerſt dir ſchenken, ſo oft wir die Stadt wo erobert.
Mangelt dir auch noch Gold, das ein roſſebezähmender Troer
Her aus Ilios bringe zum Löſungswerthe des Sohnes,
Welchen ich ſelbſt in Banden geführt, auch ſonſt ein Achäer?
Oder ein jugendlich Weib, ihr beizuwohnen in Wolluſt,
Wann du allein in der Stille ſie hegſt? Traun, wenig geziemt es,
Führer zu ſein und in Jammer Achaia's Söhne zu leiten!
Weichlinge, feig' und verworfen, Achaiinnen, nicht noch Achäer!
Heimwärts laßt in den Schiffen uns geh'n und dieſen vor Troja
Hier an Ehrengeſchenken ſich ſättigen: daß er erkenne,
Ob auch wir mit Thaten ihm beiſteh'n oder ob nicht ſo!
Hat er Achilleus doch, den weit vorzüglichern Krieger,
Jetzo entehrt; denn er hält ſein Geſchenk, das er ſelber geraubet!
Aber er hat nicht Gall' in der Bruſt, der träge Achilleus!
Oder du hätteſt, Atride, das letztemal heute gefrevelt!
Alſo ſchalt Therſites den Hirten des Volks Agamemnon,
Atreus' Sohn. Ihm nahte ſofort der edle Odyſſeus;
Finſter ſchaut' er auf Jenen und rief die drohenden Worte:
Thörichter Schwätzer Therſites, obgleich hellſtimmiger Redner,
Schweig' und enthalte dich, immer allein mit den Fürſten zu hadern!
Denn nicht mein' ich, daß hier ein ſchlechterer Menſch wie du ſelber
Wandle, ſo viel herzogen mit Atreus' Söhnen vor Troja!
Nie d'rum nenne dein Mund die Könige vor der Verſammlung!
Nicht mit Schmähungen fahre ſie an, noch laur' auf die Heimfahrt!
Denn noch wiſſen wir nicht, wohin ſich wende die Sache:
Ob wir zum Glück heimkehren, wir Danaer, oder zum Unglück.
Ihn nun, des Atreus' Sohn, den Hirten des Volks, Agamemnon,
Sitzeſt du darum zu ſchmäh'n, weil ihm die Helden Achaia's
Reichliche Gaben verleih'n, und kränkſt ihn vor der Verſammlung!
Aber ich ſage dir an und das wird wahrlich vollendet!
Find' ich noch Einmal dich vor Wahnſinn toben, wie jetzo,
Dann ſoll nicht dem Odyſſeus das Haupt noch ſteh'n auf den Schultern,
Dann ſoll Keiner hinfort des Telemachos Vater mich nennen:
Wenn nicht ſchnell dich ergreifend ich jedes Gewand dir entziehe,
Mantel ſowohl als Rock und was die Scham dir umhüllet,
Und dich Heulenden fort zu den hurtigen Schiffen entſende,
Aus der Verſammlung gejagt mit ſchmählichen Geißelhieben!
Alſo der Held und raſch mit dem Scepter ihm Rücken und Schultern
Schlug er; da wand ſich Jener und häufig ſtürzt' ihm die Thräne.
Eine Striem' erhub ſich mit Blut aufſchwellend am Rücken
Unter dem goldenen Stab'. Er ſetzte ſich nun und bebte,
Murrend vor Schmerz, mit entſtelltem Geſicht und wiſchte die Thrän' ab.
Rings, wie traurig man war, doch lachten ſie herzlich um Jenen.
Alſo redete Mancher, gewandt zum anderen Nachbar:
Traun, gar Vieles bereits hat Odyſſeus Gutes vollendet,
Heilſamen Rath zu reden berühmt und Schlachten zu ordnen;
Aber anjetzt vollbracht' er das Trefflichſte vor den Argeiern,
Daß er den ungeſtümen und läſternden Redner geſchweiget.
Schwerlich möcht' er hinfort, wie das muthige Herz ihn auch antreibt,
Gegen die Könige ſchrei'n mit tobenden Worten der Schmähſucht!
Alſo das Volk. Da erhob ſich der Städteverwüſter Odyſſeus,
Haltend den Königsſtab und neben ihm Pallas Athene,
Gleichwie ein Herold ſcheinend, gebot Stillſchweigen den Völkern:
Daß die nächſten zugleich und die äußerſten Männer Achaia's
Hörten des Redenden Wort und wohl nachdächten dem Rathe.
Jener begann wohlmeinend und redete vor der Verſammlung:
Atreus' Sohn, nun wahrlich bereiten dir, Fürſt, die Achäer
Hohn und Schmach vor allem Geſchlecht vielſtimmiger Menſchen;
Und vollenden dir nicht die Verheißungen, die man gelobet,
Als man daher dir folgt' aus der roſſenährenden Argos:
Heimzugeh'n ein Vertilger der ſchöngemauerten Troja.
Denn wie die zarteſten Kinder ſogar und verwittweten Weiber,
Klagen ſie dort einander ihr Leid und jammern um Heimkehr.
Freilich ringt wohl Jeder, wer Trübſal duldet, nach Heimkehr.
Denn wer auch einen Mond nur entfernt iſt ſeiner Gemahlin,
Weilet ja ſchon unmuthig am vielgeruderten Schiffe,
Er, den der winterne Sturm aufhält und des Meeres Empörung.
Doch uns ſchwand das neunte der rollenden Jahre vorüber,

---

*) Achilleus.

Weil wir allhier ausharren. Ich tadele nicht die Achäer,
Daß man trau'rt bei den Schiffen und heimwünſcht. Aber es wär' uns
Schändlich doch, die ſo lange geweilt, leer wieder zu kehren!
Duldet, o Freund' und harrt noch ein Weniges, daß wir erkennen,
Ob uns Wahrheit von Kalchas *) enthüllt ward, oder ob nicht ſo.
Denn wohl denken wir Jenes im Geiſte noch und ihr bezeugt es
Alle, die nicht wegführten die graulichen Keren **) des Todes.
Geſtern war's, wie mir däucht, da ſich unſ're Schiffe bei Aulis ***)
Sammelten, Böſes zu bringen dem Priamos ſelbſt und den Troern.
Ringsher opferten wir den Unſterblichen, dort um den Sprudel,
Auf den geweihten Altären vollkommene Feſthekatomben,
Unter des Ahorns Grün, wo entſprang das blinkende Waſſer.
Sieh', und ein Zeichen geſchah. Ein purpurſchuppiger Drache,
Gräßlich zu ſchau'n, den ſelber an's Licht der Olympier ſandte,
Unten entſchlüpft dem Altar, fuhr ſchlängelnd empor an dem Ahorn.
Allda ruhten im Neſte des Sperlings nackende Kindlein,
Oben auf ſchwankendem Aſt und ſchmiegten ſich unter den Blättern
Acht; und die neunte war der Vögelchen brütende Mutter.
Jener nunmehr verſchlang die kläglich Zwitſchernden alle;
Nur die Mutter umflog mit jammernder Klage die Kindlein.
Bis er das Haupt hindreht' und am Flügel die Schreiende haſchte.
Aber nachdem er die Jungen verzehrt und das Weibchen des Sperlings,
Stellte zum Wunderzeichen der Gott ihn, der ihn geſendet:
Denn zum Stein erſchuf ihn der Sohn des verborgenen Kronos.
Wir nun ſtanden umher und ſtaunten ob der Erſcheinung,
Wie doch ſo furchtbares Grau'n eindrang in der Himmliſchen Opfer.
Schleunig darauf vor dem Volk weiſſagete Kalchas der Seher:
Warum ſteht ihr verſtummt, ihr hauptumlockten Achäer?
Uns erſchuf dies Wunder der Macht Zeus waltende Weisheit,
Spät von Dauer und ſpät erfüllt, an ewigem Nachruhm!
Gleichwie Jener die Jungen verzehrt und das Weibchen des Sperlings,
Acht; und die neunte war der Vögelchen brütende Mutter;
Alſo werden wir dort neun Jahr auch kriegen um Troja,
Doch im zehnten die Stadt voll prächtiger Gaſſen erobern.
So weiſſagete Jener und nun wird Alles vollendet.
Auf denn, bleibt mit einander, ihr hellumſchienten Achäer,
Hier nun, bis wir gewonnen des Priamos thürmende Veſte!
Jener ſprach's; auf ſchrieen die Danaer laut (und umher ſcholl
Ungeſtüm von den Schiffen das Jubelgetön der Achäer),
Alle das Wort hochpreiſend des göttergleichen Odyſſeus.
Drauf vor Jenen begann der gereniſche †) reiſige Neſtor:
Götter! ja traun ihr redet wie Knäblein hier in Verſammlung,
Die unmündig noch Nichts um Thaten des Kriegs ſich bekümmern!
Wo die Verheißungen nun, wo unſere heiligen Schwüre?
Soll denn in Rauch aufgehen der Rath und die Sorge der Männer,
Opfer des lauteren Weins und der Handſchlag, dem wir vertrauet?
Denn mit eiteler Rede ja zanken wir; und es erſcheint nicht,
Ausgang irgend noch Rath, wie lange wir hier auch verweilen!
Atreus' Sohn, du künftig wie vor, unerſchütterten Herzens,
Führe der Danaer Volk durch tobendes Waffengetümmel.
Aber dahin laß ſchwinden die Einzelnen, welche geſondert
Etwa von uns rathſchlagen (denn nie wird ſolchen Erfüllung!),
Heim gen Argos zu kehren, bevor vom Aegiserſchütt'rer
Wir erkannt, ob er Täuſchung gelobet oder ob nicht ſo.
Denn ich behaupt', uns winkte der hocherhab'ne Kronion
Jenes Tags, da wir traten in meerdurchgleitende Schiffe,
Argo's Volk, die Troer mit Mord und Verderben bedrohend:
Rechtshin zuckte ſein Blitz, ein heilweiſſagendes Zeichen!
Drum daß Keiner zuvor wegſtreb' und trachte zur Heimkehr,
Eh' er allhier mit einer der troiſchen Frauen geruhet,
Ehe der Helena Angſt er gerächt und einſame Seufzer!
Sehnt ſich Einer indeß ſo gar unbändig nach Heimkehr,
Wag' er's nur, ſein ſchwarzes gebogenes Schiff zu berühren!
Daß er vor Anderen finde den Tod und das grauſe Verhängniß!
Sinne denn ſelbſt, o König, auf Rath und hör' ihn von Andern.
Nicht wird dir verwerflich das Wort ſein, welches ich rede.
Sondere rings die Männer nach Stamm und Geſchlecht, Agamemnon:
Daß ein Geſchlecht dem Geſchlecht beiſteh' und Stämme den Stämmen.
Thuſt du das und gehorchen die Danaer dir; ſo erkennſt du,
Wer von den Führern des Heers der Feigere, wer von den Völkern
Und wer tapferer ſei; denn es kämpfe dann Jeder das Seine,
Auch erkennſt du, ob Göttergewalt die Eroberung hindert
Oder des Heers Feigheit und mangelnde Kriegserfahrung.
Ihm antwortete drauf der Völkerfürſt Agamemnon:
Wahrlich im Rath beſiegſt du, o Greis, die Männer Achaia's;
Wenn doch, o Vater Zeus und Pallas Athen' und Apollon,
So mitrathende zehn mir wären im Volk der Achäer!
Bald dann neigte ſich uns des herrſchenden Priamos Veſte,
Unter unſern Händen beſiegt und zu Boden getrümmert!
Aber Zeus Kronion der Donnerer ſandte mir Unheil,
Der in ein eitles Gewirr von Hader und Zank mich verwickelt.
Denn ich ſelbſt und Achilleus entzweiten uns wegen des Mägdleins
Mit feindſeligen Worten; ich aber begann die Entrüſtung.
Wenn wir uns je wieder vereinigen; traun nicht länger
Säumt alsdann das Verderben von Ilios, auch nicht ein Kleines!
Doch nun gehet zum Mahle, damit wir rüſten den Angriff.
Wohl bereite ſich Jeder den Schild, wohl ſchärf' er die Lanze;
Wohl auch reich' er die Koſt den leichtgeſchenkelten Roſſen;
Wohl auch ſpäh' er den Wagen umher und gedenke der Feldſchlacht!
Daß wir den ganzen Tag anringen in graulicher Mordluſt.
Denn nicht werden wir uns zum Ausruh'n, auch nicht ein Kleines,
Ehe die Nacht einbrechend den Kriegsmuth trennet der Männer.

---

*) Prieſter und Seher, der die Achäer auf ihrem Zuge begleitete.

**) Todesgöttinnen, überhaupt Urheberinnen des Unheils.

***) Hafen an der Küſte von Böotien.

†) Aus der Stadt Gerenia im Peloponnes.

Triefen von Schweiß wird Manchem das Riemengehenk um den Buſen
Am ringsdeckenden Schild' und ſtarren die Hand' an der Lanze;
Triefen auch wird ihm das Roß, vor den zierlichen Wagen geſpannet.
Aber wofern mir Einer, der Schlacht ſich mit Willen enthaltend,
Bei den geſchnäbelten Schiffen zurückbleibt, wahrlich umſonſt wird
Dieſer umher dann ſchau'n, zu entflieh'n den Hunden und Vögeln!*)

Jener ſprach's; auf ſchrieen die Danaer laut: wie die Meerflut
Brüllt um den hohen Strand, wann der kommende Süd ſie emporwühlt
Am vorragenden Fels, der nie von Wogen verſchont iſt,
Aller erhobenen Wind', ob ſie dorthin wehen, ob dorthin.
Dann aufſpringend enteilte das Volk, durch die Schiffe zerſtreuet;
Ringsum dampft' aus Gezelten der Rauch und ſie nahmen das Frühmahl.
Andere opferten Andern der ewigwaltenden Götter,
Flehend, dem Tode der Schlacht zu entgeh'n und dem Toben des Ares.
Aber er ſelbſt, Agamemnon der Heerfürſt, weihte zum Opfer
Einen Stier, fünfjährig und feiſt, dem ſtarken Kronion.
Auch die Aelteſten lud er, die edelſten aller Achäer:
Neſtor zuerſt vor Allen, Idomeneus dann, den Gebieter,
Dann die Aias beid' und Tydeus Sohn Diomedes,
Noch den Sechſten Odyſſeus, an Ratſchluß gleich dem Kronion.
Aber es kam freiwillig der Rufer im Streit Menelaos;
Denn er erkannt' im Herzen, wie viel dem Bruder zu thun war.
Um ſie umſtanden den Stier und nahmen ſich heilige Gerſte;
Betend erhub die Stimme der Völkerfürſt Agamemnon:
„Zeus, ruhmwürdig und hehr, Schwarzwolkiger, Herrſcher des Aethers!
Nicht eher laß' ſinken die Sonn' und das Dunkel heraufzieh'n,
Eh' ich hinab von der Höhe geſtürzt des Priamos Wohnung,
Dunkel von Rauch, und die Thore mit feindlicher Flamme verbrannt;
Eh' ich des Hektors Bruſt ringsher zerriſſen den Panzer
Mit zerſchmetterndem Erz und häufig um ihn die Genoſſen,
Vorwärts liegend im Staube, geknirſcht mit den Zähnen das Erdreich!

Jener ſprach's, doch mit nichten gewährt' ihm Zeus es Kronion;
Sondern er nahm ſein Opfer und mehrt' unermeßliche Drangſal.
Aber nachdem ſie gefleht und heilige Gerſte geſtreuet,
Beugten zurück ſie den Hals und ſchlachteten, zogen die Haut ab,
Schnitten die Schenkel heraus und umwickelten ſolche mit Fette
Zwiefach umher und bedeckten ſie mit Stücken der Glieder.
Dies verbrannten ſie Alles, gelegt auf entblätterte Scheiter;
Wendeten dann durchſpießt die Eingeweid' an der Flamme.
Als ſie die Schenkel verbrannt und die Eingeweide gekoſtet;
Jetzt auch das Uebrige ſchnitten ſie klein und ſteckten's an Spieße,
Brieten ſodann vorſichtig und zogen es Alles herunter.
Aber nachdem vom Werk ſie geruht und das Mahl ſich bereitet,
Schmauſ'ten ſie und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles.
Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speiſe geſtillt war;
Jetzt begann das Geſpräch der gereniſche reiſige Neſtor:
Atreus' Sohn, ruhmvoller, du Völkerfürſt Agamemnon,
Laß uns jetzt nicht hier die Zeit hinſchwatzen und länger
Nicht aufſchieben das Werk, das ſchon in die Hände der Gott beut.
Auf denn und heiß' ausrufend die Herold' aller Achäer
Erzumpanzertes Volk ringsher bei den Schiffen verſammeln.
Wir dann wollen geſammt das weite Heer der Achäer
Selber durchgeh'n, um in Eile die wüthende Schlacht zu erregen.

Alſo der Greis; ihm gehorchte der Völkerfürſt Agamemnon.
Eilt' und gebot Herolden von hell austönender Stimme,
Rings in die Schlacht zu rufen die hauptumlockten Achäer.
Tönend riefen ſie aus und flugs war die Menge verſammelt.
Jen' um den Atreionen, die gottbeſeligten Herrſcher,
Stürmten umher anordnend. Zugleich ging Pallas Athene,
Haltend die Aegis*) voll Pracht, unalternd ſtets und unſterblich:
Hundert zierliche Quäſt', aus lauterem Golde geflochten,
Hingen daran und vom Werthe der Hekatombe**) war jede.
Hiermit weithinleuchtend durchflog ſie das Heer der Achäer,
Vorwärts treibend zu gehen und ſtärkte jeglichem Manne
Muth mit Kraft, unabläſſig zu ſtreiten im Feld und zu kämpfen.
Allen ſofort ſchien ſüßer der Kampf, als wiederzukehren
In den geräumigen Schiffen zum lieben Lande der Väter.

Wie ein verheerendes Feuer entbrannt in unermeßlicher Waldung
Auf des Gebirgs Felshöhen und fernhin leuchtet der Schimmer:
Alſo den Wandelnden dort von des köſtlichen Erzes Bewegung
Flog weitleuchtender Glanz durch den Aether empor zu dem Himmel.

Dort, gleichwie der Gevögel unzählbar fliegende Schaaren,
Kraniche oder Gänſ' und das Volk langhalſiger Schwäne,
Ueber die aſiſche Wieſ', am Kayſtros***) weite Gewäſſer,
Hierhin flattern und dort, mit feurigem Schwunge der Flügel,
Dann mit Getön abſenken den Flug, daß weit das Gefild' hallt:
So dort ſtrömten die Schaaren von Schiffen einher und Gezelten
Auf die Skamandriſche†) Flur; und ringsum dröhnte die Erd' auf
Grau'nvoll unter dem Gang des wandelnden Heers und der Roſſe.
Jetzt ſtanden ſie All' in der blumigen Au des Skamandros,
Tauſende, gleichwie Blätter und knoſpende Blumen im Frühling.

(Voß.)

---

*) D. h. er wird niedergehauen und ſein Leichnam ſoll eine Beute der Hunde und Vögel werden.

*) Das Alles erſchreckende und niederſchmetternde Schild des Zeus, das aber auch Athen öfters führt.
**) Opfer von 100 Rindern; alſo 100 Rinder werth.
***) Ein Fluß in Jonien, der ſich nördlich von Epheſus ins Meer ergießt; jetzt Karaſu.
†) Die Ebene vor Troja, durchſtrömt vom Skamander.

## 2.

## Andromache.

(Ilias, Geſang 6, Vers 392—503.)

Als er 's das ſkäiſche Thor, die gewaltige Veſte durchwandelnd,
Jetzt erreicht, wo hinaus ihn führte der Weg in's Gefilde,
Kam die reiche Gemahlin Andromache eilenden Laufes
Gegen ihn her, des Eetion blühende Tochter:
Denn Eetion wohnt' am waldigen Hange des Plakos,
Dort in der plakiſchen Thebe, Kilikia's Männer beherrſchend,
Und er vermählte die Tochter dem erzumſchimmerten Hektor.
Dieſe begegnet' ihm jetzt; die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Bruſt das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, dem ſchimmernden Sterne vergleichbar.
Hektor nannte den Sohn Skamandrios, aber die Andern
Nannten Aſtyanax ihn, denn allein ſchirmt' Ilios Hektor.
Siehe, mit Lächeln blickte der Vater ſtill auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand und redete, alſo beginnend:
Seltſamer Mann, dich tödtet dein Muth noch und du erbarmſt dich
Nicht des ſtammelnden Kindes, noch mein des elenden Weibes,
Ach bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achäer,
Alle mit Macht anſtürmend. Allein mir wäre das Beſte,
Deiner beraubt, in die Erd' hinabzuſinken; denn weiter
Bleibt kein Troſt mir übrig, wenn du dein Schickſal erreicht haſt,
Gram nur! Und nicht mehr hab' ich ja Vater und liebende Mutter!
Siehe, den Vater erſchlug mir der göttliche Streiter Achilleus
Und er verheerte die Stadt, die kilikiſche Männer bewohnten,
Thebe mit ragendem Thor; den Eetion ſelber erſchlug er,
Doch nicht nahm er die Waffen, denn grauenvoll war der Gedank' ihm;
Nein, er verbrannte den Held mit dem künſtlichen Waffengeſchmeide,
Hoch dann häuft' er ein Mal und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen, des Aegiserſchütterers Töchter.
Sieben auch waren der Brüder mir ſonſt in unſerer Wohnung
Und die wandelten all' am ſelbigen Tage zum Aïs,
Denn ſie all' erlegte der muthige Renner Achilleus,
Bei weißwolligen Schafen und ſchwerhinwandelnden Rindern.
Meine Mutter, die Fürſtin vom waldigen Hange des Plakos,
Führet' er zwar hieher mit anderer Beute des Krieges,
Doch befreit' er ſie wieder und nahm unendliche Löſung;
Aber im Vaterpalaſt erlegte ſie Artemis Bogen.
Hektor, o du biſt jetzt mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun und bleib' allhier auf dem Thurme!
Mache du nicht zur Waiſe das Kind und zur Wittwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel, wenn dort iſt
Leichter die Stadt zu erſteigen und frei die Mauer dem Angriff,
Dreimal haben ja dort es verſucht die tapferſten Krieger,
Kühn um die Ajas beid' und den hehren Idomeneus ſtrebend,
Auch um des Atreus Söhn' und den ſtarken Held Diomedes;
Ob nun jenen vielleicht ein kundiger Seher geweiſſagt
Oder auch ſelbſt ihr Herz aus eigener Regung ſie antrieb.
Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
Mich auch härmt das Alles, o Traute; aber ich ſcheue
Troia's Männer zu ſehr und die ſaumnachſchleppenden Weiber,
Wenn, wie ein Feiger entfernt ich hier ausweiche der Feldſchlacht;
Auch verbeut es mein Herz, denn ich lernete, biederen Muthes
Immer zu ſein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen.
Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geiſt und Empfindung:
Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt,
Priamos ſelbſt und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir ſo nahe der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe ſelbſt, noch Priamos auch des Beherrſchers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, ſo viel und ſo tapfer,
All' in den Staub hinſtrecken, von feindlichen Händen getödtet —
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumſchirmten Achäer
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend;
Wenn du in Argos webſt für die Herrſcherin oder auch mühſam
Waſſer trägſt aus dem Quell Hypereia oder Meſſeis,
Sehr unwilligen Muths; doch hart belaſtet der Zwang dich!
Künftig ſagt dann Einer, die Thränenvergießende ſchauend:
Hektors Weib war dieſe, des tapferſten Helden im Volke
Roſſebezähmender Troer, da Ilios Stadt ſie umkämpften!
Alſo redet man einſt und neu erwacht dir der Kummer,
Solchen Mann zu vermiſſen, der Abwehr böte der Knechtſchaft.
Aber es decke mich Todten der aufgeworfene Hügel,
Ehe von deinem Geſchrei ich gehört und deiner Entführung!
Alſo der Held und hin nach dem Knäblein ſtreckt' er die Arme,
Aber zurück an den Buſen der ſchöngegürteten Amme
Schmiegte ſich ſchreiend das Kind, erſchreckt von dem liebenden Vater,
Bange zugleich vor dem Erz und der flatternden Mähne des Buſches,
Welchen es fürchterlich ſah vom oberſten Helme herabweh'n.
Lächelnd ſchaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter.
Schleunig vom Haupte ſich nahm er den Helm, der ſtrahlende Hektor,
Legte dann auf die Erde den ſchimmernden; aber er ſelber
Küßte ſein liebes Kind und wiegt' es ſanft in den Armen;
Laut dann flehet' er alſo dem Zeus und den anderen Göttern:
Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieſes mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich ſelbſt, vorſtrebend im Volke der Troer,

---

*) Hektor

Auch ſo ſtark an Gewalt und Ilios mächtig beherrſchen!
Und man ſage dereinſt: der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erſchlagenen Feind's! Dann freue ſich herzlich die Mutter!
Alſo ſprach er und reicht' in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn und ſie nahm in das duftende Buſengewand ihn,
Lächelnd mit Thränen im Blick, und ihr Mann voll inniger Wehmuth
Streichelte ſie mit der Hand und redete, alſo beginnend:
Armes Weib, nicht mußt du zu ſehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geſchick mich ein Mann hinſenden zum Aïs.
Doch dem Verhängniß entrann Niemand von den Sterblichen, mein' ich,
Edler ſo wie Geringer, nachdem er einmal gezeugt ward.
Nur, zum Gemach hingehend beſorge du deine Geſchäfte,
Spindel und Webſtuhl und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu ſein. Für den Krieg liegt Männern die Sorg' ob,
Allen, mir ja zumeiſt, die Ilios Veſte bewohnen.
Dieſes geſagt, erhob er den Helm, der ſtrahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt. Heim ging die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt und herzliche Thränen vergießend.
Bald erreichte ſie nun des männervertilgenden Hektors
Wohlgebaute Wohnung und fand die Mägd' in der Kammer,
Viel' an der Zahl und allen erregte ſie Gram und Betrübniß.
Lebend noch ward Hektor betrau'rt in ſeinem Palaſte,
Denn ſie glaubten gewiß, nie wieder daher aus der Feldſchlacht
Kehr' er heim, der Achaier gewaltigen Händen entrinnend.
(Voß.)

## 3.

## Zeus und Here.

(Ilias, Geſang 14, V. 153–351.)

Here ſchauete nun, die goldenthronende Göttin,
Stehend, vom Gipfel daher des Olympos und ſie erkannte
Schnell den Schaltenden dort in der männerehrenden Feldſchlacht,
Ihn, der Bruder und Schwager ihr war, und ſie freute ſich herzlich.
Auch den Zeus auf der Höhe des quellenſtrömenden Ida
Schauete ſie, wie er ſaß, und zürnt' ihm tief in der Seele.
Jetzo ſann ſie umher, die hoheitblickende Here,
Wie ſie täuſchte den Sinn des ägiserſchütternden Gottes.
Dieſer Gedank' erſchien der zweifelnden endlich der beſte:
Wohl zu ſchmücken ſich ſelbſt und hinzugehen auf Ida,
Ob vielleicht er begehrte, von Lieb' entbrannt, zu umarmen
Ihren Reiz, und ſie ihm einſchläfernde holde Betäubung
Göß' auf die Augen herab und das Herz voll ſpähenden Geiſtes.
Und ſie enteilt' in's Gemach, das der Sohn ihr, ihr trauter Hephäſtos,
Schön ihr gebaut und die Pforte voll Kunſt an die Pfoſten gefüget,
Deren verborgenes Schloß kein anderer Gott noch geöffnet.
Jetzt entwuſch ſie zuerſt mit Ambroſia jede Befleckung
Ihrem reizenden Wuchs und ſalbt' ihn mit lauterem Oele,
Fein und ambroſiſcher Kraft, von würzigem Dufte durchbalſamt,
Welches, nur eben bewegt im ehernen Hauſe Kronions,
Erde ſogleich und Himmel mit Wohlgerüchen umhauchte:
Hiermit ſalbte ſie rings die ſchöne Geſtalt, auch das Haupthaar
Kämmt' und ordnete ſie und flocht die glänzenden Locken,
Schön und ambroſiaduftend, umher der unſterblichen Scheitel;
Hüllte ſich drauf in's Gewand, das ambroſiſche, welches Athen' ihr
Zart und künſtlich gewirkt, voll mancherlei Wundergebildes,
Und mit goldenen Spangen verband ſie es über dem Buſen;
Um dann ſchlang ſie den Gürtel, mit hundert Quaſten umbordet.
Jetzo fügte ſie auch die ſchönen Gehäng' in die Ohren,
Dreigeſtirnt, hellſpielend, und Anmuth leuchtete ringsum.
Auch ein Schleier umhüllte das Haupt der erhabenen Göttin,
Lieblich und neuvollendet; er ſchimmerte hell wie die Sonne.
Unter die glänzenden Füß' auch band ſie ſich ſtattliche Sohlen.
Als ſie nunmehr vollkommen den Schmuck um die Glieder geordnet,
Eilte ſie aus dem Gemach; dann rief ſie hervor Aphrodite,
Von den verſammelten Göttern entfernt und redete alſo:
Möchteſt du jetzt willfahren, o Töchterchen, was ich begehre,
Oder vielleicht es verſagen, mit Groll drum begegnend im Herzen,
Weil ich ſelbſt die Achaier*) und du die Troer beſchützeſt?
Ihr antwortete drauf die Tochter Zeus Aphrodite:
Here, geehrteſte Göttin, erzeugt vom gewaltigen Kronos,
Rede, was du verlangſt; mein Herz gebeut mir Gewährung,
Kann ich nur es gewähren und iſt es ſelber gewährbar.
Drauf mit liſtigem Muthe begann die Herrſcherin Here:
Gib mir den Zauber der Lieb' und Sehnſucht, welcher die alle
Herzen unſterblicher Götter bezähmt und ſterblicher Menſchen.
Denn ich gehe, zu ſchau'n der nährenden Erde Begränzung,
Auch den Okeanos, unſre Geburt, und Tethys die Mutter,
Welche beid' im Palaſt mich wohl gepflegt und erzogen,
Ihnen von Rheia gebracht, da der waltende Zeus den Kronos
Unter die Erde verſtieß und die Flut des verödeten Meeres.
Dieſe geh' ich zu ſchau'n und den heftigen Zwiſt zu vergleichen.
Denn langwierige Zeit ſchon meiden ſie unter einander
Hochzeitbett und Umarmung, getrennt durch bittere Feindſchaft.
Könnt' ich jenen das Herz durch freundliche Worte bewegen,
Wieder dem Bette genaht zu vereinigen Lieb' und Umarmung,
Stets dann wär' ich die theure, geehrteſte Freundin genannt.
Ihr antwortete drauf die holdanlächelnde Kypris:
Nie wär's recht, noch geziemt es, dir ſolches Wort zu verweigern,
Denn du ruh'ſt in den Armen des hocherhabnen Kronion.
Sprach's und löſ'te vom Buſen den wunderköſtlichen Gürtel,
Buntgeſtickt: dort waren die Zauberreize verſammelt;

---

*) Achaier hießen bei Homer bekanntlich die geſammten Hellenen von der Geſammtſtammprovinz Achaia.

Dort war ſchmachtende Lieb' und Sehnſucht, dort das Geſändel,
Dort die ſchmeichelnde Bitte, die oft den Weiſen bethöret.
Den nun reichte ſie Jener und redete, alſo beginnend:
Da, verbirg' in dem Buſen den buntdurchſchimmerten Gürtel,
Wo ich die Zauberreize verſammelte. Wahrlich, du kehrſt nicht
Sonder Erfolg von dannen, was dir dein Herz auch begehret.
Sprach's; da lächelte ſanft die hoheitblickende Here;
Lächelnd d'rauf verbarg ſie den Zaubergürtel im Buſen.
Jene nun ging in den Saal, die Tochter des Zeus Aphrodite.
Here verließ im Schwunge das heilige Haupt des Olympos,
Trat auf Pieria dann, Emathia's liebliche Bergflur,
Dann zu den ſchneeigen Höh'n gaulummelnder Thraker entflog ſie,
Ueber die äußerſten Gipfel, im Gang nie rührend das Erdreich;
Dann von dem Athos ſchritt ſie herab auf die wogende Meerflut;
Lemnos erreichte ſie dann, die Stadt des göttlichen Thoas.
Dort nun fand ſie den Schlaf, den leiblichen Bruder des Todes,
Faßt' ihm freundlich die Hand und redete, alſo beginnend:
Mächtiger Schlaf, der die Götter und Sterblichen alle beherrſchet,
Wenn du mir je ein Wort vollendetet, o ſo gehorch' auch
Jetzo mir gern; ich werde dir Dank es wiſſen auf ewig.
Schnell die leuchtenden Augen Kronions unter den Wimpern
Schläf're mir ein, ſobald uns geſellt hat Lieb' und Umarmung.
Dein auch harrt ein Geſchenk, ein ſchöner, unalternder Seſſel,
Strahlend von Gold: ihn ſoll mein hinkender Sohn Hephäſtos
Wohl ausbilden mit Kunſt und ein Schemel ſei unter den Füßen,
Daß du behaglich am Mahl die glänzenden Füße dir ausruhſt.
Und der erquickende Schlaf antwortete, Solches erwiedernd:
Here, erhabene Göttin, erzeugt vom gewaltigen Kronos,
Jeden anderen leicht der ewigwaltenden Götter
Schläfert' ich ein, ja ſelbſt des Okeanos wallende Fluten,
Jenes Stroms, der Allen Geburt verlieh'n und Erzeugung.
Aber nicht Zeus Kronion, dem Donnerer, wag' ich zu nahen,
Oder ihn einzuſchläfern, wo nicht er ſelber gebietet.
Einſt ſchon witzigten mich, o Königin, deine Befehle,
Jenes Tags, da Zeus hochherziger Sohn Herakles
Heim von Ilios fuhr, der verwüſteten Veſte der Troer.
Denn ich betäubte den Sinn des ägiserſchütternden Gottes,
Sanft mich ſchmiegend umher; doch du ſann'ſt jenem zu Unheil,
Ueber das Meer aufſtürmend die Wuth unbändiger Winde,
Und du verſchlugſt ihn darauf in Koos' volkbewohntes Eiland,
Weit von den Freunden entfernt. Er nun, der Erwachende, zürnte,
Schleudernd umher die Götter im Saal; mich aber vor Allen
Sucht' er und hätt' entſtiegend vom Aether in's Meer mich geſtürzet;
Nur die Nacht, die Bändigerin der Götter und Menſchen,
Nahm mich Fliehenden auf: da ruhete, wie er auch tobte,
Zeus, denn er mochte ja Nichts der ſchnellen Nacht zum Verdruß thun.
Und nun treibſt du mich wieder, ein heilloſes Werk zu beginnen?
Ihm antwortete d'rauf die hoheitblickende Here:
Schlaf, warum doch Solches in deiner Seele gedenkſt du?
Meinſt du vielleicht, die Troer vertheidige ſo der Kronide,
Wie um Herakles vor Zorn, um ſeinen Sohn, er entbrannt war?
Auf nur, komm! ich will auch der jüngeren Chariten eine
Dir zu umarmen verleih'n, daß ſie dir Ehegenoſſin
Heiße, Paſithea ſelbſt, nach welcher du ſtets dich geſehnt.
Here ſprach's und der Schlaf antwortete freudigen Herzens:
Nun wohlan, mir beſchwör' es bei Styx wehrdrohenden Waſſern,
Rührend mit einer Hand die nahrungſproſſende Erde
Und mit der andern das ſchimmernde Meer, daß alle ſie uns nun
Zeugen ſei'n, die um Kronos verſammelten unteren Götter:
Ganz gewiß mir verleih'n der jüngeren Chariten eine
Willſt du, Paſithea ſelbſt, nach welcher ich ſtets mich geſehnt.
Sprach's und willig gehorchte die lilienarmige Here,
Schwur, wie Jener begehrt, und rief mit Namen die Götter
All' im Tartaros unten, die man Titanen benennet.
Aber nachdem ſie gelobt und ausgeſprochen den Einſchwur,
Gingen ſie Lemnos Beid' und Imbros Stadt zu verlaſſen,
Eingehüllet in Nebel, den Weg in Eile vollendend.
Ida erreichten ſie nun, den quelligen Nährer des Wildes,
Lekton, wo erſt dem Meer ſie entwandelten; dann auf der Veſte
Schritten ſie und es erbebt' vom Gang hochwipflige Waldung.
Dort nun weilte der Schlaf, bevor Zeus Augen ihn ſahen,
Hoch auf die Tanne geſtiegen, die erhabene, welche, des Ida
Höchſte, nunmehr durch trübes Gewölk zum Aether emporſtieg.
Here mit hurtigem Gang erſtieg des Gargaros Gipfel,
Ida's Höh', und ſie ſahe der Herrſcher im Donnergewölk Zeus.
So wie er ſah, ſo umhüllt' Inbrunſt ſein waltendes Herz ihm,
Jener gleich, da zuerſt ſich Beide geſellt zur Umarmung,
Nahend dem bräutlichen Lager, geheim vor den liebenden Aeltern.
Ihr nun trat er entgegen und redete, alſo beginnend:
Here, wohin dein Weg, da du hieher kommſt vom Olympos?
Auch nicht haſt du die Roſſ' und ein ſchnelles Geſchirr zu beſteigen.
D'rauf mit liſtigem Muthe begann die Herrſcherin Here:
Zeus, ich gehe zu ſchau'n der nahrenden Erde Begränzung,
Auch den Okeanos, aller Geburt, und Tethys die Mutter,
Welche Beid' im Palaſt mich wohl gepflegt und erzogen;
Dieſe geh' ich zu ſchau'n und den heftigen Zwiſt zu vergleichen.
Denn langwierige Zeit ſchon meiden ſie unter einander
Hochzeitbett und Umarmung, getrennt durch bittere Feindſchaft.
Aber die Roſſ' am Saume des quellenſtrömenden Ida
Stehen ſie, mich zu tragen durch trockenes Land und Gewäſſer.
Deinethalb nun lenkt' ich den Weg hieher vom Olympos,
Daß nicht etwa dein Herz mir eiferte, wandelt' ich heimlich
Zu des Okeanos Hauſe, des tiefhinſtrömenden Herrſchers.
Ihr antwortete d'rauf der Herrſcher im Donnergewölk Zeus:

Dorthin kannſt du, o Here, nachher auch betreiben die Ausfahrt.
Komm, wir wollen in Lieb' uns vereinigen, ſanft gelagert.
Denn ſo ſehr hat keine der Göttinnen oder der Weiber
Je mein Herz im Buſen mit mächtiger Gier mir bewältigt:
Auch nicht, als ich entflammt von Ixions Ehegenoſſin,
Die den Peirithoos zeugt', an Rath den Unſterblichen ähnlich;
Noch da ich Danae liebt', des Akriſios reizende Tochter,
Welche den Perſeus gebar, den herrlichſten Kämpfer der Vorzeit;
Noch auch Phönix Tochter, des fernberufenen Königs,
Welche mir Minos gebar und den göttlichen Held Rhadamanthys;
Noch da ich Semele liebt', auch nicht Alkmene von Thebe,
Welche zum Sohne mir gab den hochgeſinnten Herakles;
Semele aber gebar der Sterblichen Luſt Dionyſos;
Noch da ich einſt die erhab'ne, die ſchöngelockte Demeter
Oder die herrliche Leto umarmete oder dich ſelber:
Als ich anjetzt dir glühe, durchbebt von ſüßem Verlangen!
D'rauf mit liſtigem Muthe begann die Herrſcherin Here:
Welch ein Wort, Kronion, du Schrecklicher, haſt du geredet!
Wenn du jetzt in Liebe geſellt zu ruhen begehreſt
Dort auf Ida's Höh'n, wo umher frei Alles erſcheinet,
O wie wär's, wenn uns einer der ewigwaltenden Götter
Beid' im Schlummer erblickt' und den Himmliſchen allen es eilend
Meldete! Traun nie kehrt' ich hinfort zu deinem Palaſte,
Aufgeſtanden vom Lager; denn unanſtändig ja wär' es!
Aber wofern du willſt und dir es im Herzen genehm iſt,
Siehe, du haſt ein Gemach, das der Sohn, dein trauteſter Hephäſtos,
Schön dir gebaut und die Pforte voll Kunſt an die Pfoſten gefüget:
Dorthin geh'n wir zu ruh'n, iſt dir gefällig das Lager.
Ihr antwortete d'rauf der Herrſcher im Donnergewölk Zeus:
Here, weder ein Gott — o vertraue mir! — weder ein Menſch auch
Wird uns ſchau'n, denn ein ſolches Gewölk verbreit' ich umher dir,
Strahlend von Gold; nie würd' uns hindurch ſpäh'n Helios ſelber,
Der doch ſcharf vor Allen mit ſtrahlenden Augen umherblickt.
Alſo Zeus und umarmte voll Inbrunſt ſeine Gemahlin.
Unten die heilige Erd' erzeugt' aufgrünende Kräuter,
Lotos mit thauiger Blum' und Krokos ſammt Hyakinthos,
Dicht und locker geſchwellt, die empor vom Boden ſie trugen.
Hierauf ruheten Beid' und hüllten ſich ein Gewölk um,
Schön und ſtrahlend von Gold, und es thaute nieder mit Glanzthau.
Alſo ſchlummerte ſanft auf Gargaros Höhe der Vater,
Trunken von Schlaf und Lieb' und hielt in den Armen die Gattin.
Doch der erquickende Schlaf eilt' hin zu den Schiffen Achaia's,
Botſchaft anzuſagen dem Erderſchütterer Poſeidon;
Nahe trat er hinan und ſprach die geflügelten Worte:
Jetzo mit Ernſt, Poſeidon, geſtrebt für die Männer Achaia's!
Ihnen verleih' jetzt Ruhm, zum wenigſten, weil noch Kronion
Schläft; ich ſelber umhüllt' ihn mit ſanft betäubendem Schlummer,
Als ihn Here bethört zu holder Lieb' und Umarmung.
Dieſes geſagt, entflog er zu rühmlichen Menſchengeſchlechtern.
(Voß.)

### 3.

## Hektor's Todeskamp[illegible]

(Ilias, Geſang 22. V. 188–366.)

Hektor'n drängt' in die Flucht raſtlos der Verfolger Achilleus.
Wie wenn den Sohn des Hirſches der Hund im Gebirge verfolget,
Aufgejagt aus dem Lager, durch windende Thal' und Gebüſche,
Ob auch Jener ſich barg' und niederduck' in dem Reiſig,
Stets noch läuft er umher, der ſpürende, bis er gefunden:
So barg Hektor umſonſt ſich dem muthigen Renner Achilleus.
Wenn er auch oft anſetzte, zum hohen dardaniſchen Thore
Hinzuwenden den Lauf, an der Thürm' hochragende Schutzwehr,
Ob ſie oben vielleicht mit Geſchoß ihn vertheidigen möchten;
Eben ſo oft flog Jener zuvor und wendet' ihn abwärts
Nach dem Gefild, er ſelbſt an der Seite der Stadt hinfliegend.
Wie man im Traum machtlos den Fliehenden ſtrebt zu verfolgen,
Nicht hat dieſer die Macht zu entflieh'n, noch der zu verfolgen:
So konnt' er nicht haſchen im Lauf, noch enteilete Jener.
Doch wie wär' jetzt Hektor entfloh'n vor den Keren des Todes,
Wenn nicht einmal noch und zuletzt ihm Phöbos Apollon
Nahete, welcher ihm Kraft aufregt' und hurtige Schenkel!
Aber dem Volke verbot mit dem Haupt zuwinkend Achilleus,
Nicht ihm nachzuſchnellen auf Hektor herbe Geſchoſſe;
Daß kein Treffender raubte den Ruhm und ein Zweiter er käme.
Als ſie nunmehr zum vierten die ſprudelnden Quellen erreichet,
Siehe, hervor nun ſtreckte die goldene Wage der Vater,*)
Legte hinein zwei Looſe des langhinbettenden Todes,
Dieſes dem Peleionen und das dem reiſigen Hektor,
Faßte die Mitt' und wog: da ſenkte Hektors Schickſal
Schwer zum Aides hin; es verließ ihn Phöbos Apollon.
Doch zu Achilleus kam die Herrſcherin Pallas Athene;
Nahe trat ſie hinan und ſprach die geflügelten Worte:
Jetzt doch hoff' ich gewiß, Zeus Liebling, edler Achilleus,
Bringen wir großen Ruhm dem Danaervolk zu den Schiffen,
Hektors Kraft austilgend, des unerſättlichen Kriegers.
Nun nicht länger vermag er aus unſerer Hand zu entrinnen,
Nein, wie ſehr auch ſich härme der treffende Phöbos Apollon,
Hingewälzt vor die Kniee des ägiserſchütternden Vaters.
Aber wohlan, nun ſteh' und erhole dich, während ich ſelber
Jenem genaht zurede, dir kühn entgegen zu kämpfen.
Alſo Pallas Athen'; er gehorchte ihr freudigen Herzens,
Stand und ruhte gelehnt auf die erzgerüſtete Eſche.
Jene verließ ihn dort und erreichte den göttlichen Hektor,
Ganz dem Deïphobos gleich an Wuchs und gewaltiger Stimme.
Nahe trat ſie hinan und ſprach die geflügelten Worte:
Ach, mein älterer Bruder, wie drängt dich der ſchnelle Achilleus,
Rings um Priamos Stadt mit hurtigen Füßen verfolgend;

---

*) Zeus.

Aber wohlan, hier ſteh'n wir in feſt ausharrender Abwehr!
Ihm antwortete d'rauf der helmumflatterte Hektor:
Stets, Deiphobos, warſt du zuvor mein trauteſter Bruder,
Aller, die Priamos zeugt' und Hekabe, unſere Mutter;
Doch nun denk' ich noch mehr im Innerſten dich zu ehren,
Der du um meinetwillen, ſobald dein Auge mich wahrnahm,
Dich aus der Mauer gewagt, da Andere drinnen beharren.
Ihm antwortete Zeus blauäugige Tochter Athene:
Bruder, mich hat der Vater mit Fleh'n und die würdige Mutter
Die um einander die Kniee mir faßten, jeder Genoß' auch,
Dort zu bleiben; ſo ſehr erbeben ſie All' in Beſtürzung.
Doch mein Herz im Buſen durchdrang tiefſchmerzender Kummer.
Nun denn grad' in Begierd' an kämpfen wir! länger hinfort nicht
Unſerer Lanzen geſchont! damit wir ſeh'n, ob Achilleus
Uns in den Staub ausſtreckt und blutige Waffen hinabträgt
Zu den gebogenen Schiffen; ob deiner Lanz' er dahinſinkt!
Dieſes geſagt, ging jene voran, die täuſchende Göttin.
Als ſie nunmehr ſich genaht, die Eilenden gegen einander,
Jetzo rief er zuerſt, der helmumflatterte Hektor:
Nicht fortan, o Peleid', entflieh' ich dir, ſo wie bis jetzo!
Dreimal umlief ich die Veſte des Priamos, nimmer es wagend,
Deiner Gewalt zu beharren; allein nun treibt mich das Herz an,
Feſt dir entgegen zu ſteh'n, ich tödte dich oder ich falle!
Auf, laß uns zu den Göttern emporſchau'n, welche die höchſten
Zeugen des Eidſchwurs ſind und jeglichen Bundes Bewahrer.
Denn ich werde dich nimmer mit Schmach mißhandeln, verleiht mir
Zeus, als Sieger zu ſteh'n und dir die Seele zu rauben;
Sondern nachdem ich entwandt' dein ſchönes Geſchmeid', o Achilleus,
Geb' ich die Leiche zurück an die Danaer. Thue mir Gleiches!
Finſter ſchaut' und begann der muthige Renner Achilleus:
Hektor, du Unleidbarer, mir nicht von Verträgen geplaudert!
Wie kein Bund die Löwen und Menſchenkinder befreundet,
Auch nicht Wolf und Lämmer in Eintracht je ſich geſellen,
Sondern bitterer Haß ſie ewig trennt von einander:
So iſt nimmer für uns Vereinigung oder ein Bündniß,
Mich zu befreunden und dich, bis wenigſtens Einer im Hinſturz
Ares mit Blute getränkt, den unaufhaltſamen Krieger.
Jeglicher Art von Tugend erinn're dich! Jetzo gebührt dir,
Lanzenſchwinger zu ſein und unerſchrockener Krieger!
Nicht mehr kannſt du entrinnen; ſogleich ſchafft Pallas Athene,
Daß mein Speer dich bezwingt! Nun büßeſt du Alles mit einmal,
Aller der Meinigen Weh, die du Raſender ſchlugſt mit der Lanze!
Sprachs und im Schwung' entſandt' er die weithinſchattende Lanze.
Dieſe jedoch vorſchauend vermied der ſtrahlende Hektor,
Denn er ſank in die Knie' und es flog der eherne Wurfſpieß
Ueber ihn weg in die Erd'; ihn ergriff und reichte die Göttin
Schnell dem Peleiden zurück, unbemerkt von dem ſtreitbaren Hektor.
Hektor aber begann zu dem tadelloſen Achilleus:
Weit gefehlt! Nein ſchwerlich, o göttergleicher Achilleus,
Offenbarete Zeus mein Geſchick dir, wie du geredet;
Sondern du warſt ein gewandter und hinterliſtiger Schwätzer,
Daß ich, vor dir hinbebend, des Muths und der Stärke vergäße.
Nicht mit Fliehenden ſoll dein Speer den Rücken durchbohren;
Sondern vorn, dem gerad' Anſtürmenden, ſtoß' in die Bruſt ihn,
Wenn dir ein Gott es verlieh. Nun aber vermeid' auch die Schärfe
Meines Speers! O möchte dein Leib doch ganz ihn empfangen!
Weit ja erträglicher würde der Kampf für die Männer von Troja,
Wenn du ſänkſt in den Staub; du biſt ihr größeſtes Unheil!
Sprachs und im Schwung' entſandt' er die weithinſchattende Lanze,
Traf und verfehlete nicht, grad' auf den Schild des Peleiden;
Doch weit prallte vom Schilde der Speer. Da zürnete Hektor,
Daß ſein ſchnelles Geſchoß umſonſt aus der Hand ihm entflog'n war;
Stand und ſchaute beſtürzt, denn ihm war kein anderer Wurfſpieß.
Laut zu Deiphobos d'rauf, dem weißgeſchildeten, ruft' er,
Fordernd den ragenden Speer; allein nicht nahe war Jener.
Hektor erkannt' es jetzt in ſeinem Geiſt und begann ſo:
Wehe mir doch! nun rufen zum Tode mich wahrlich die Götter!
Denn ich dachte, der Held Deiphobos wolle mir beiſteh'n;
Aber er iſt in der Stadt und es täuſchte mich Pallas Athene.
Nun iſt nahe der Tod, der ſchreckliche, nicht mir entfernt noch;
Auch kein Rath, zu entflieh'n! Denn ehemals gönnete Solches
Zeus und des Donnerers Sohn, der Ferntreffer, welcher zuvor mich
Stets willfährig geſchirmt; nun aber erhaſcht mich das Schickſal.
Daß nicht arbeitlos in den Staub ich ſinke, noch ruhmlos,
Nein, wenn ich Großes vollendet, wovon auch Künftige hören!
Alſo redete Jener und zog das geſchliffene Schwert aus,
Welches ihm längs der Hüfte hinabhing groß und gewaltig;
An nun ſtürmt' er gefaßt, wie ein hochherfliegender Adler,
Welcher herab auf die Eb'ne gelenkt aus nächtlichen Wolken
Raubt den Haſen im Buſch, wo er hinduckt, oder ein Lämmlein:
Alſo ſtürmete Hektor, das hauende Schwert in der Rechten.
Gegen ihn drang der Peleid' und Wuth durchtobte das Herz ihm
Ungeſtüm, er ſtreckte der Bruſt den gerundeten Schild vor,
Schön und prangend an Kunſt, und der Helm, vierzipfelig ſtrahlend,
Nickte vom Haupt und die Mähne des ſchöngeſponnenen Goldes
Flatterte, welche der Gott *) auf dem Kegel ihm häufig geordnet.

---

*) Hephäſtos (Vulkan).

Hell wie der Stern vorſtrahlet in dämmernder Stunde des Melkens,
Heſperos, der am ſchönſten erſcheint vor den Sternen des Himmels:
Alſo ſtrahlt' es vom Speer, dem geſchliffenen, welchen Achilleus
Schwenkt' in der rechten Hand, wuthvoll dem erhabenen Hektor
Spähend den ſchönen Leib, wo die Wund' am leichteſten hafte.
Rings zwar ſonſt umhüllt' ihm den Leib die eherne Rüſtung,
Blank und ſchön, die er raubte, die Kraft des Patroklos ermordend;
Nur wo das Schlüſſelbein den Hals und die Achſel begränzet,
Schien die Kehl' ihm entblößt, die gefährlichſte Stelle des Lebens.
Dort mit dem Speer anſtürmend durchſtach ihn der edle Achilleus,
Daß ihm gerad' aus dem zarten Genick die Spitze hervordrang.
Doch nicht völlig durchſchnitt der eherne Speer ihm die Gurgel,
Daß er noch zu reden vermocht' im Wechſelgeſpräche.
Und er ſank in den Staub. Jetzt rief frohlockend Achilleus:
Hektor, du glaubteſt gewiß, nach geraubter Wehr des Patroklos,
Sicher zu ſein, und mich mißachteteſt du, den Entfernten.
Thörichter! fern war Jenem ein weit machtvollerer Rächer
Bei den gebogenen Schiffen, ich ſelbſt war zurück ihm geblieben,
Der dir die Kniee gelöſ't! Dich zieh'n nun Hund' und Gevögel
Schmählich umher, ihn aber beſtatten mit Ruhm die Achaier.
Wieder begann ſchwach athmend der helmumflatterte Hektor:
Dich bei dem Leben beſchwör' ich, bei deinen Knie'n und den Aeltern,
Laß mich nicht an den Schiffen der Danaer Hunde zerreißen,
Sondern nimm des Erzes genug und köſtlichen Goldes
Dir zum Geſchenk, das der Vater dir beut und die würdige Mutter.
Aber den Leib entſende gen Ilios, daß in der Heimat
Troja's Männer und Frau'n des Feuers Ehre mir geben.
Finſter ſchaut' und begann der muthige Renner Achilleus:
Nicht, du Hund, bei den Knieen beſchwöre mich, noch bei den Aeltern!
Daß doch Zorn und Wuth mich erbitterte, roh zu verſchlingen
Dein zerſchnittenes Fleiſch, für das Unheil, das du mir brachteſt!
Niemand ſei, der die Hunde von deinem Haupt dir verſcheuche!
Wenn ſie auch zehnmal ſo viel und zwanzigfältige Sühnung
Hergebracht darwögen, und Mehreres noch mir verhießen!
Ja, wenn ſelber mit Golde dich aufzuwägen geböte
Priamos, Dardanos Sohn, auch ſo nicht bettet die Mutter
Dich auf Leichengewand' und wehklagt, den ſie geboren;
Sondern Hund' und Gevögel zerreißen dich ohne Verſchonung!
Wieder begann, ſchon ſterbend, der helmumflatterte Hektor:
Ach, ich kenne dich wohl und ahnete, nicht zu erweichen
Wäreſt du mir; du trägſt ja ein eiſernes Herz in dem Buſen.
Denke nunmehr, daß nicht dir Götterzorn ich erwecke
Jenes Tags, wann Paris dich dort und Phöbos Apollon
Tödten, wie tapfer du biſt, am hohen ſkäiſchen Thore!
Als er Solches geredet, umſchloß der endende Tod ihn;
Aber die Seel' aus den Gliedern entflog in die Tiefe des Aïs,
Klagend ihr Jammergeſchick, getrennt von Jugen[illegible] Mannkraft.
Auch dem Geſtorbenen noch rief jetzt der edle Achilleus:
Stirb! mein eigenes Loos, das empfah' ich, wann es auch immer
Zeus zu vollenden beſchließt und die anderen unſterblichen Götter.

(Voß.)

## 5.

## Odyſſeus und Nauſikaa. *)

(Odyſſee, Geſang 5. V. 388—491. Geſang 6. V. 1—261.)

Dort nun zween der Nächt' und der Tag' in geſchwollener Meerfluth
Wogt' er umher und oft umſchwebete Tod das Gemüth ihm.
Doch als dreimal den Tag ihm die lockige Eos erfüllet,
Jetzo des Windes Gewalt ausruhete und das Gewäſſer
Breitete windlos ſich; da ſchaut' er nahe das Feſtland,
Scharf vorſpähend im Blick, von der mächtigen Woge gehoben.
Wie wenn herzlich erwünſcht das gerettete Leben des Vaters
Kindern erſcheint, wenn dieſer erlag ſchwerdrückender Krankheit,
Lang abzehrend an Kraft; ihn quält' ein entſetzlicher Dämon;
Doch willkommen erlöſten die Himmliſchen ihn von dem Elend:
So willkommen erſchien dem Odyſſeus Ufer und Waldung.
Und er ſchwamm anſtrebend, das Land mit dem Fuß zu betreten.
Als er ſo weit nun war, als weit ertönet ein Ausruf,
Jetzo vernahm er Gebrauſ' an des Meeres aufragenden Klippen;
Denn dumpf rauſchte die Wog' an des Feſtlands dürrem Geſtade,
Furchtbar ſprudelnd zur Höh', und bedeckt war Alles mit Meerſchaum;
Häfen ja gab's dort nicht, ſchiffbergende, oder auch Buchten,
Nur vorhangender Strand war dort, Felshöh'n und Geklippe;
Doch dem Odyſſeus bebten die Knie' und das Herz in dem Innern,
Und aufſeufzend begann er zu ſeinem erhabenen Herzen:
Wehe, nachdem nun Zeus mir das Land auch wider Erwarten
Gönnte zu ſchau'n und ich endlich den Meerſchlund ringend durchſchnitten,
Oeffnet ſich Ausgang nirgend aus graulichem Meeresgewäſſer.
Auswärts ſtarrt ja Geklipp ſcharfzackig empor und [illegible]
Brüllt anbrauſend umher und der Fels ſteigt glatt in die Höhe.
Tief iſt nahe das Meer und nirgendwo iſt es vergönnt mir,

---

*) Nachdem Zeus auf Betrieb ſeiner Tochter Athene, der Schirmgöttin des Odyſſeus, der Nymphe Kalypſo befohlen, den weltumirrenden Helden aus ihrer Liebeshaft zu entlaſſen, fährt der Held auf einem Floß von der Inſel der trauernden Nymphe ab. Der feindſelige Poſeidon zertrümmert mit Sturm das Floß, allein vermittelſt des ſchützenden Schleiers der Meergöttin Leukothea erreicht der Schiffbrüchige am dritten Tage die Phäakeninſel Scheria.

Daß mir den Augen zu ſeh'n und dem Jammergeſchick zu entrinnen.
Schwimm' ich hinan, dann ſchleudert vielleicht an das harte Geſtein mich
Greifend der Flut Andrang und es wird mein Ringen erfolglos.
Schwimm' ich jedoch auch weiter herum, ob wohl ich vielleicht noch
Fänd' abhängiges Ufer und Landungsplätze des Meeres,
Alsdann fürcht' ich, es möcht' auf's Neu hinraffend der Sturmwind
Weit in die fiſchige Flut mich Schwerausſtöhnenden ſchleudern,
Oder ein Gott auch treibt aus dem Grunde mir ein ſchreckliches Scheuſal,
Wie dort häufig ernähret die gepriesene Amphitrite;
Denn ſehr zürnt mir, ich weiß, der gewaltige Landumſtürmer.*)

Während er dieß durchdacht' in dem innerſten Herz und Gemüthe,
Schleudert' ihn ſchon aufſchwellend die Wog' an das rauhe Geſtad' hin.
Da nun wär' ihm geſchunden die Haut und die Knochen zerſchmettert,
Legt' es ihm nicht in die Seele des Zeus blauäugige Tochter:
Denn mit den Händen zugleich umfaßt' er im Schwunge das Felsſtück,
Hält dann ſtöhnend ſich feſt, bis die ſchwellende Woge vorbei war.
Solcher vermied' er denn ſo; doch rückwärts ſtrömend vom Ufer
Schlug ſie mit ſtürmender Kraft und ſchleudert' ihn weit in die Meerflut.
Wie dem Polyp, den Einer herauszog aus dem Geklüfte,
An die gebogenen Finger ſich ringsum Kieſelchen hängen:
So blieb dort am Geſtein von den ſtolzumfaſſenden Händen
Ihm die geſchundene Haut und die mächtige Woge verhüllt' ihn.
Nun auch gegen Geſchick wär' untergegangen der Arme,
Wo nicht Klugheit gewährte des Zeus blauäugige Tochter.
Denn aus der Woge getaucht, die dort an das Ufer hinanbrauſ't,
Schwamm er außer zuſchauend zu Lande hin, ob er vielleicht wo
Fänd' abhängiges Ufer und Landungsplätze des Meeres.
Als nunmehr er die Mündung des ſchön hinwallenden Stromes
Schwimmend erreicht, da eben erſchien ihm trefflich ein Landplatz,
Glatt ohn' einigen Fels; auch Schutz war dort vor dem Sturmwind.
Und er gewahrt' den Strom und betete innig im Herzen:
Höre mich, Herr, wer immer du ſeiſt! dem erſehnten nah' ich,
Aus Meerestiefen entflieh'n vor den Drohungen Poſeidaon's!
Ehrenwerth iſt ja ſelbſt wohl auch unſterblichen Göttern
Wer von den Menſchen ſich naht als Irrender: wie denn auch ich jetzt
Dir zu dem Strom und den Knieen genaht bin, Vieles erduldend!
Nun, ſo erbarme dich, Herr, als Flehenden nenn' ich mich ſelbſt dir!

Sprach's; da hemmte der Gott das Gewog und ſtillte die Wallung,
Schuf ſanftgleitende Bahn vor Odyſſeus und in des Stromes
Mündungen rettet' er ihn; in der Flut ja ſchwand ihm die Kraft hin.
Ganz auch ſchwoll ihm der Leib und es ſtrömte ſalziges Waſſer
Häufig aus Mund und Naſ' und ſprachlos, ohne zu athmen,
Lag er in Ohnmacht dort, unendliche Schwäche befiel ihn.
Als er nun Athem gewann und die Kraft ſich im Herzen geſammelt,
Alsbald löſ't' er ſich ab den ambroſiſchen Schleier der Göttin
Und warf ſolchen zurück in den meerabwallenden Strom hin.
Fort nun trug ihn die Welle dem Strom nach; aber die Ino
Nahm mit den Händen ihn auf. Doch er, entweichend dem Strome,
Sank hin unter das Schilf und küßte das nährende Fruchtland
Und aufſeufzend begann er zu ſeinem erhabenen Herzen:
Ach, was ſoll mir geſcheh'n! Was ſoll ich zuletzt noch erfahren!
Wach' ich dahier am Fluſſe die ſorgenbelaſtete Nacht durch,
Möchte zugleich ein verderblicher Reif und befeuchtender Frühthau
Das von der Ohnmacht noch mir entkräftete Leben vernichten;
Kalt ja weht von dem Fluſſe die Luft her gegen das Frühroth!
Wiederum ſteig' ich den Hügel hinan und zur ſchattigen Waldung,
Daß ich im dichten Gebüſch einſchlummere, wenn es vielleicht noch
Kält' und Ermattung vergönnt und der liebliche Schlaf mir herannaht:
Fürcht' ich ſodann Wildthieren zu Raub' und Beute zu werden!

Solches erſchien anjetzo dem Sinnenden endlich das Beſte;
Hin nun ging er zum Wald und er fand ihn nahe dem Waſſer
Auf freiliegender Höh'; dort barg er im Doppelgebüſch ſich,
Welches zugleich aufwuchs, ein wilder und edlerer Oelbaum.
Die durchwehte nimmer die Kraft feuchthauchender Winde,
Nie auch ſtrahlen hinab ſich des Helios leuchtende Strahlen,
Auch nicht ſtrömender Regen durchnäßte ſie; ſo in einander
Waren ſie dicht verzweigt, die Verſchlungenen. Aber Odyſſeus
Schlüpfte hinein und häuft' alsbald mit den eigenen Händen
Breit ſich ein Bett; denn ringsum lag viel des gefallenen Laubes,
Daß wohl zween der Männer und drei ſich vermöchten zu wahren
Gegen das Wintergeſtürm und wüthet' es noch ſo gewaltig.
Froh nun blickt' auf das Lager der göttliche Dulder Odyſſeus,
Legte ſich mitten hinein und beſchüttete ganz ſich mit Blättern,
Wie wenn Einer den Brand ſich verbirgt in der dunkeln Aſche,
Fern in dem äußerſten Feld', wo nicht ſind andere Nachbarn,
Samen des Feuers zu wahren, um nicht wo anders zu zünden:
Alſo verbarg in das Laub ſich Odyſſeus. Aber Athene
Goß auf die Augen ihm Schlaf, nunmehr von der ſchweren Ermattung
Ihn alsbald zu erlöſ'n, und umdunkelte rings ihm die Wimpern.

So entſchlummerte dort der erhabene Dulder Odyſſeus,
Gänzlich von Schlaf und Ermattung bewältiget. Aber Athene
Ging nunmehr in das Land und Gebiet der phäakiſchen Männer.

---

*) Poſeidon.

Dieſe bewohnten vereinſt die geräumigen Au'n Hypereia's,
Nah' dem Kyklopengeſchlecht, gar übergewaltigen Männern,
Die ſtets ſie beraubten und ſtärkere waren an Obmacht.
Dorther führt' auswandernd Nauſithoos göttlicher Bildung
Dann ſie nach Scheria hin, weitab von betriebſamen Menſchen,
Rings umzog er mit Mauern die Stadt und erbauete Häuſer,
Göttliche Tempel erhöht' er dazu und vertheilte das Fruchtland.
Doch der war, von der Kere beſiegt, ſchon unten im Aïs;
Jetzt Alkinoos herrſcht', aus göttlichem Rath ſich verſtehend.
Deſſen Palaſt nun nah'te des Zeus blauaugige Tochter,
Sinnend im Geiſt Rückkehr dem hochherzigen Odyſſeus.
Aber ſie trat in's Gemach, wo innen die Jungfrau
Ruhete, gleich an Geſtalt und an Wuchs unſterblichen Göttern,
Sie Nauſikaa ſelbſt, des erhab'nen Alkinoos Tochter.
Auch zwei dienende Mädchen, geſchmückt mit dem Reiz der Chariten,
Ruh'ten an jeglicher Pfoſt' und davor lag glänzend die Thüre.
Gleichwie ein Lufthauch ſchwebt' an der Jungfrau Lager die Göttin,
Stand ihr über dem Haupt' und begann ausrufend die Worte,
Gleich an Geſtalt der Erzeugten des ſchiffahrtkundigen Dymas,
Die gleichalt'rige Freundin ihr war und geliebt im Gemüthe;
Der nun gleichend begann die Gebieterin Pallas Athene:
Wie nachläſſig gebar, Nauſikaa, dich doch die Mutter!
Deine Gewande ſo ſchön, wie liegen ſie da ſo verabſäumt!
Aber die Hochzeit ſteht dir bevor, wo ſelbſt du die ſchönen
Anziehen mußt und jenen ſie darleih'n, ſo dich geleiten.
Denn durch zierliche Kleidung erhebt ſich ein gutes Gerücht dir
Unter dem Volk' und den Vater erfreu't's und die würdige Mutter.
Auf denn, geh'n wir zu waſchen hinaus mit erſcheinendem Frühroth!
Selbſt als Helferin will ich begleiten dich, daß du geſchwinder
Fertig du wirſt; wahrhaftig du bleibſt nicht lange noch Jungfrau.
Denn ſchon freien um dich die Erhabenſten jeglichen Stammes
Rings im Gebiet der Phäaken, woher auch dir das Geſchlecht iſt.
Auf, der dem Frühroth noch mahn' an den geprieſenen Vater,
Wagen und Maulthiergeſpann zu beſtellen dir, welche hinaus wohl
Brächten Gewand und Gürtel und kunſtreiche prangende Decken.
Auch iſt dieſes dir ſelbſt anſtändiger, als ſo zu Fuße
Weithin zu geh'n; fernab von der Stadt ja liegen die Plätze.
Dies ausſprechend entwich des Zeus blauaugige Tochter
Nach dem Olympos empor, wo, ſagen ſie, ewig den Göttern
Sicher der Sitz, den Sturm nicht erſchütterte, nimmer auch Regen
Feuchtete oder der Schnee umhüllete; heitere Luft nur
Breitet ſich ohne Gewölk und verklärt umſtrahlt ihn der Lichtglanz;
Auf ihm freu'n ſich die Götter in Seligkeit immer und ewig.
Dorthin ging Athenäa, nachdem ſie gemahnet die Jungfrau.
Eos goldenen Thrones kam nun und erweckte die Jungfrau,
Die Nauſikaa, ſchön im Gewand'; die ſtaunt' ob des Traumbilds,
Alsbald ging ſie die Wohnung hindurch, auf daß ſie den Aeltern,
Vater und Mutter, es ſagt', und fand ſie gerad' in dem Innern.
Dieſe denn ſaß am Herd', umringt von dienenden Weibern,
Wo meerpurpurne Fäden ſie drehete, aber der Vater
Kam an der Pfort' ihr entgegen: er ging zu den hohen Gebietern
Jetzt in den Rath, wohin hochedle Phäaken ihn riefen.
Nahe geſtellt nunmehr zu dem theueren Vater begann ſie:
Väterchen, lieheſt du nicht mir ſofort anſpannen den Wagen,
Den ſtarkräderigen, hohen, damit ich die treffliche Kleidung
Bring' in die Wäſche zum Fluß, die ſonſt mir im Schmutze daheim liegt?
Auch dir ſelbſt ja geziemt es, im reinlichen Kleid zu erſcheinen,
Wenn du vereint dort ſitzeſt zu Rath in der Edelſten Mitte;
Und fünf wackere Söhn' auch ſind im Palaſt dir geboren,
Zween aus ihnen vermählt, drei ledig in blühender Jugend,
Die nun wollen beſtändig geſchmückt mit gewaſchener Kleidung
Hin zu dem Rundtanz wandeln, und mir dieß Alles doch obliegt.
So ſprach dieſe, ſich ſchämend, ein Wort von der blühenden Hochzeit
Dort vor dem Vater zu reden; doch merkt' er Alles und ſagte:
Weder die Mäuler verſag' ich dir, Kind, noch irgend ein And'res.
Geh', dir ſollen die Diener ſogleich anſchirren den Wagen,
Der ſtarkräderig und hoch und mit Ueberdachgeſtelle verſeh'n iſt.
Sprach's und ſchleunig berief er die Diener ſich, dieſe gehorchten,
Die nun rüſteten draußen den ſchönhinrollenden Wagen,
Führten die Mäuler davor und jochten ſie unter das Fuhrwerk.
Siehe, die Jungfrau trug vom Gemach her glänzende Kleidung
Und ſie legte ſie dort in den ſchöngeglätteten Wagen.
Aber die Mutter verbarg herzſtärkende Speiſ' in ein Kiſtchen
Mancherlei Art und dabei Zukoſt und füllete Wein auch
In geißledernen Schlauch — da ſtieg in den Wagen die Jungfrau —
Reicht' auch flüſſiges Oel ihr hinein in der goldenen Flaſche,
Daß ſie ſich ſalbt' in dem Bade zugleich mit den dienenden Weibern.
Selber ergriff ſie die Geißel darauf und die prangenden Zügel,
Stampfend enttrabte das Mäulergeſpann, da ſie trieb mit der Geißel,
Raſtlos ſtreckten ſie ſich, fort trugen ſie Kleider und Jungfrau,
Nicht ſie blos, ihr folgten zugleich nun dienende Mädchen.
Als ſie darauf zu des Stroms ſchönwallenden Fluten gekommen,
Wo Jahr aus Waſchgruben man fand und viel des Gewäſſers
Klar hindurch ſich ergoß, auch noch ſo Beſchmutztes zu ſäubern:
Da nun löſeten Jene die Maulthier' unter dem Wagen
Und die trieben ſie dann an den tiefaufwirbelnden Strom hin,
Daß ſie vom lieblichen Gras abweideten; und von dem Wagen
Nahmen ſie drauf die Gewand', in das dunkele Waſſer ſie tragend,
Stampften ſie dort in die Gruben, behend' anſtellend den Wettkampf.
Aber nachdem ſie gewaſchen und jegliche Flecken geſäubert,

Legten ſie dort reihenweis es am Strand aus, wo da gewöhnlich
Kieſelchen längs dem Geſtad' abſpült das Gewäſſer der Salzfluth.
Als ſie gebadet darauf und mit köſtlichem Oel ſich geſalbet,
Hielten ſie Frühmahlzeit an des Stromes vorragenden Ufern,
Wartend jedoch, bis trocken die Wäſch' an den Strahlen der Sonne.
Aber nachdem ſie des Mahls ſich erfreut, ſie ſelbſt und die Mädchen,
Legten den Schleier ſie ab, an dem Ballſpiel ſich zu ergötzen.
Doch den Geſang hub an Nauſikaa, ſchimmernden Armes.
Gleichwie Artemis ſchreitet im Waldgebirg', froh des Geſchoſſes,
Auf Taygetos Haupt, dem gewaltigen, auf Erymanthos,
Dort Waldeber zu jagen und raſchhineilende Hirſche;
Sie umwandeln die Nymphen, des Aegiserſchütterers Töchter,
Ländliche, ſpielen mit ihr und es freut im Gemüthe ſich Leto.
Aber vor Allen die Göttin erhebt ihr Haupt und das Antlitz
Und leicht wird ſie erkannt in der Zahl, wie ſchön ſie geſammt ſind:
So ragt unter den Mädchen hervor die erhabene Jungfrau.

Als nunmehr ſie gedachte, zurück zu der Wohnung zu fahren,
Schon ſich die Mäuler geſchirrt und die glänzende Wäſche gefaltet,
Da ſann Anderes im Herzen des Zeus blauäugige Tochter,
Daß doch Odyſſeus erwacht' und die blühende Fürſtin erblicke,
Welche den Weg ihm zeigt' in die Stadt der phäakiſchen Männer.
Alsbald warf da den Ball nach der Dienenden einer die Fürſtin.
Doch ſie verfehlte das Mädchen und traf in die Tiefe des Wirbels;
Laut auf ſchrie'n ſie geſammt — und erwacht war jetzo Odyſſeus.
Sitzend erwog er ſodann in dem ſinnigen Herz und Gemüthe:

Wehe mir! welchem Gebiete der Sterblichen bin ich genaht nun,
Sind Frevler roher, Wildlebende, nimmer Gerechte,
Oder ein gaſtliches Volk, und erfüllt gottſcheuender Sinn ſie?
Gleichwie von Jungfrau'n eben umtönte Weibergeſchrei mich,
Wie es von Nymphen erſchallt, die hoch Berghäupter umwohnen
Oder die Quellen der Ström' und grasumgrünetes Marſchland.
Bin ich vielleicht nun nahe bei redenden Menſchengeſchlechtern?
Aber wohlan, ſelbſt will ich mich umſchau'n und es erkunden.

Sprach's und aus dem Gebüſch trat vor der erhabene Odyſſeus,
Brach von dem dichten Gehölz mit gewaltiger Hand ſich ein Reis ab,
Vollumlaubt, auf daß er die männliche Scham ſich verhüllte;
Aber er ging wie ein Leu im Gebirg', auf Stärke vertrauend,
Der umſtürmt und beregnet einherſchleicht, innen die Augen
Funkeln ihm: aber zu Rindern begibt er ſich oder zu Schafen
Oder zu weidenden Hirſch' im Gehölz, und der Hunger bezwingt ihn,
Kleinvieh auch anzufallen, in dichtes Gehöft ſich zu wagen:
Alſo gedacht' Odyſſeus, hinan zu den lockigen Jungfrau'n
Jetzo zu geh'n, ob nackt er zugleich; Noth war ja vorhanden.
Gräßlich erſchien er den Mädchen, entſtellt von der ſalzigen Meerfluth,
Hierhin und dorthin entfloh'n ſie geſchreckt zu den Höh'n des Geſtades.
Nur Alkinoos Tochter verweilete, welcher Athene
Muth in die Seele gelegt und die Furcht entnommen den Gliedern.
Sie nun ſtand ihm entgegen gefaßt; da ſann denn Odyſſeus,
Sollt' er die Knie' umfaſſen der holdanblickenden Jungfrau
Oder ſie ſo fern ſtehend mit ſüßſchmeichelnden Worten
Anfleh'n, ob ſie die Stadt ihm zeigt' und Umhüllung ihm ſchenkte.
Solches erſchien anjetzo dem Sinnenden endlich das Beſte,
Dort fern ſtehend zu bitten mit ſüßſchmeichelnden Worten,
Daß nicht, wenn er die Knie' umfaßt', ihm zürne die Jungfrau.
Und er begann holdſchmeichelnd die ſinnigerſonnene Rede:

Fürſtin, ich flehe dich an, ſei'ſt Göttin du oder von Menſchen?
Biſt du von Göttergeſchlecht, die weit umwohnen den Himmel,
Wahrlich der Artemis ſelbſt, die Zeus der Erhab'ne gezeuget,
Acht' ich dich gleich an Geſtalt wie an Wuchs und jeglicher Bildung.
Biſt du von Menſchen jedoch, die rings umwohnen das Erdland,
Dreimal ſelig der Vater dir dann und die würdige Mutter,
Dreimal ſelig die Brüder zugleich! Wohl mag in Entzückung
Ihnen immer das Herz ob deiner Geſtalt ſich erwärmen,
Wann ſie ſolch' ein Gewächs zum Reigentanz ſeh'n hinwandeln.
Der doch iſt herzinnig beſeliget weit vor den Andern,
Der mit Geſchenk' aufwiegend dich einſt heimführt zur Vermählung.
Ja, von den Menſchen erſchien mir noch niemals ſolcher vor Augen,
Weder ein Mann noch Weib: mit Verwunderung faßt mich der Anblick.
Aber in Delos ſah ich dereinſt am Altar des Apollon
Solch ein erhab'nes Gezweig von dem Palmbaum jugendlich aufblüh'n —
Denn auch dorthin gelangt' ich, im Kreis zahlreichen Gefolges,
Die Fahrt, wo vom Geſchick unſägliches Weh' mir verhängt war —
Gleich alſo, da dies ich gewahrete, ſtaunt' im Gemüth ich
Lang; denn ſolch Gewächs aus dem Erdland nimmer emporſtieg.
Alſo bewundr' ich dich, Weib, und erſtaun' und ſcheue gewaltig,
Dir zu berühren die Knie; doch drückendes Leiden umfängt mich.
Geſtern am zwanzigſten Tag' entfloh'n ich der dunkelen Meerfluth.
So lang trug mich beſtändig Gewog und reißender Sturmwind
Von der Ogygiſchen Inſel, und hieher warf mich ein Dämon,
Daß ich wohl hier auch dulde des Weh's; niemals ja, vermuth' ich,
Endet es: viel noch werden zuvor vollführen die Götter!
Nun ſo erbarme dich, Fürſtin! zu dir nach langer Bedrängniß
Kam ich zuerſt anflehend, der übrigen Sterblichen iſt mir
Keiner bekannt, die hier das Gebiet und die Gegend bewohnen.

Zeig' anjetzt mir die Stadt, und gib mir ein Stück zur Umhüllung,
Etwa ein Umschlagtuch, das du mitnahmst, als du hierhergingst.
Mögen die Götter gewähren, so viel dein Herz sich erwünschet,
Einen Gemahl und ein Haus und dazu herzinnige Eintracht
Segnend verleih'n! Denn besser fürwahr ist Nichts und erwünschter,
Als wenn wohl haushalten mit herzeinträchtigem Sinne
Beide, der Mann und das Weib: ein gewaltiger Aerger dem Feinde zwar,
Aber den Freunden zur Lust; und zumeist wohl fühlen sie selbst es.
Ihm antwortete drauf Nausikaa schimmernden Armes:
Fremdling, dieweil kein schlechter und thörichter Mann du erscheinest —
Zeus ja selbst theilt zu, der Olympische, unter den Menschen
Jeglichem, Edlen wie Schlechten das Glück, allwie nach Gefallen;
Dieses beschied er auch dir und du mußt Dulder ertragen —
Aber dieweil nun unserem Bezirk und Land du genaht bist,
Soll dir's nimmer an Kleidung ermangeln oder an Anderem,
Was da dem Fremden gebühret, der drangsalduldend daherkommt.
Aber die Stadt auch zeig' ich dir an und benenne das Volk dir:
Diese haben Phäaken das Land und Gebiet im Besitze;
Aber mich selber erzeugt' Alkinoos edler Gesinnung,
Von dem aller Phäaken Gewalt abhänget und Obmacht.
Also sprach sie und rief alsbald zu den lockigen Mädchen:
Steht mir denn, Mädchen! wohin entfliehet ihr, schauend den Mann da?
Meint ihr vielleicht, daß dieser ein feindlicher Mann uns erschienen?
Nein, der Sterbliche lebt niemals, noch wird er geboren,
Der hieher in das Land der phäakischen Männer gelangte,
Voll feindseligen Sinns Verderbliches uns zu bereiten.
Denn wir wohnen entfernt, in der vielanwogenden Salzflut
Aeußerste, weiter gesellt sich zu uns kein sterblicher Mensch sonst.
Der, der ist ein Bedrängter, ein Irrender hieher gekommen;
Ihn nun müssen wir pflegen, von Zeus selbst werden ja Alle
Fremd' und Arme geschickt, und so klein die Gabe, so lieb doch.
Auf denn und, bringt, ihr Mädchen, dem Fremdling Speis' und Getränke,
Badet ihn auch in dem Fluß, wo Schutz ringsum vor dem Wind ist.
So sprach Jen', und es standen die Mägd' und ermahnten einander,
Setzten Odysseus dann an den Schirmort, wie es die Jungfrau
Ihm gebot, des erlauchten Alkinoos herrliche Tochter;
Brachten den Mantel darauf und den Leibrock ihm zur Bekleidung,
Reichten des flüssigen Oels ihm dann in der goldenen Flasche;
Jetzt ermahnten sie ihn, in dem wallenden Strome zu baden.
Doch es begann zu den Mägden der göttliche, edle Odysseus:
Tretet zur Seit', ihr Mädchen, ein wenig, daß von den Schultern
Selbst ich mir nun das Salz abwasch' und mit Oele mich ringsum
Salb', ach, lange ja schon entbehrt' an der Haut ich die Salbung.
Doch im Gesicht so bad' ich nimmer mich, Scham ja befällt mich,
Als Entblößter zu stehn in der Näh' hellockiger Jungfrau'n.
Also der Held und sie gingen bei Seit' und sagten's der Jungfrau.
Doch in der Stromflut wusch alsbald sich der edle Odysseus
Rein von dem Salz, das Rücken und kräftige Schultern bedeckt hielt;
Auch von dem Haupt ab rieb er den Schaum des verödeten Meeres.
Als nun ganz er gewaschen den Leib und mit Oele gesalbet,
Legt' die Gewand' er sich an, das Geschenk der gesitteten Jungfrau.
Auf ihn schuf Athenäa, von Zeus Kronion geboren,
Größer annoch von Gestalt und völliger; auch von dem Haupte
Senkte sie krauses Gelock ihm herab, wie die Blum' Hyakinthos.
Gleichwie, wenn da das Silber mit Gold umziehet ein Meister
Kundreich, welchen Hephästos gelehrt und Pallas Athene
Jegliche Kunstweisheit, und er schafft anmuthige Werke:
So umgoß ihm die Göttin das Haupt und die Schultern mit Anmuth.
Jetzo nun setzt' er sich dort abseits am Gestade des Meeres,
Glänzend in Schönheit und Reiz; da schaut' anstaunend die Jungfrau —
Und sie begann dann wieder, gewandt zu den lockigen Mädchen:
Hört, weißarmige Mädchen, anjetzt, was wohl ich verkünde:
Nicht entgegen den Göttern gesammt, des Olympos Bewohnern,
Kam der Mann hieher zu dem göttlichen Stamm der Phäaken.
Eben zuvor noch schien er mir ganz unziemlich gestaltet,
Nun er Unsterblichen gleicht, die weit umwohnen den Himmel.
Möchte denn doch so einer dereinst mein Gatte genannt sein,
Wohnend in unserem Volk, und gefiel's, ihm hier zu verweilen!
Aber gewährt, ihr Mädchen, dem Fremdlinge Speis' und Getränke.
So sprach Jen', und die Mädchen vernahmen sie wohl und gehorchten.
Alsbald brachten sie hin vor Odysseus Speis' und Getränke.
Siehe, da aß und trank er, der duldende, edle Odysseus,
Gierigen Muths; denn lang' entbehrt' er jeglicher Nahrung.
Aber ein Andres ersann Nausikaa schimmernden Armes.
Legt' die gefaltete Wäsche sie jetzt in den zierlichen Wagen,
Spannte die Maulthier' an von gewaltigem Huf und bestieg ihn.
Drauf zu Odysseus rief sie und sprach ermahnend die Worte:
Auf nun, Fremdling, beglei' in die Stadt uns, daß ich hinan dich
Führ' in des Vaters Palast, des verständigen, wo du vermuthlich
Schau'n wirst aller Phäaken Erhabenste hier in dem Lande.
Thue genau nur so, du erscheinst nicht ohne Verstand mir:
Während wir durch die Gefild' hinzieh'n und die Werke der Menschen,
Folg' indeß mit den Mägden, dem Maulthiergespann und dem Wagen
Hurtigen Laufs nachschreitend, den Weg will selbst ich vorangeh'n.

(Wiedasch.)

## 2.

## Heſiodos.

### 1.

### Die fünf Weltalter.

(Werke und Tage, v. 109—201.)

Als gleichartig erwuchſen die Götter und ſterblichen Menſchen:
Erſt ein gold'nes Geſchlecht der vielfach redenden Menſchen
Schufen die Götter hervor, der olympiſchen Höhen Bewohner.
Jen' iſt wurden von Kronos beherrſcht, da dem Himmel er vorſtand,
Und ſie lebten, wie Götter, mit ſtets unſorgſamer Seele,
Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß. Selber des Alters
Leiden war nicht; nein, immer ſich gleich an Händen und Füßen,
Freuten ſie ſich der Gelage, von jeglichem Uebel entäußert,
Reich an Heerden der Flur und geliebt den ſeligen Göttern.
Nur wie in Schlaf hinſinkend verſchieden ſie. Jegliches Gut auch
Hatten ſie: Frucht gewährte das nahrungſproſſende Erdreich
Immer von ſelbſt, vielfach' und unendliche, und nach Gefallen
Schafften ſie ruhig ihr Werk im Ueberſchwange der Güter.
Aber nachdem nun jenes Geſchlecht abdeckte das Schickſal,
Werden ſie fromme Dämonen der oberen Erde genennet,
Gute, des Weh's Abwehrer, der ſterblichen Menſchen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Drauf ein and'res Geſchlecht, ſehr weit nachſtehend von jenem,
Schufen aus Silber empor der olympiſchen Höhen Bewohner,
Weder an Wuchs zu vergleichen dem goldenen, noch an Geſinnung.
Sondern ein ganz Jahrhundert erwuchs bei der ſorgſamen Mutter,
Wuchs der verzärtelte Knab', unmündig an Geiſt, in der Wohnung.
Doch wenn Einer gereift und zum Jugendalter gelangt war,
Dann nur wenige Friſt durchlebten ſie, Jammer erduldend,
Durch unſinniges Thun: nicht mochten gegen einander
Konnten ſie ſteuern den Trotz, auch nicht den Unſterblichen dienen
Wollten ſie, noch die Altäre der Seligen ehren mit Opfern,
So wie Menſchen gebührt nach den Satzungen. Dieſe darauf nahm
Zeus der Kronide hinweg; denn er zürnte, daß ſie der Ehrfurcht
Mangelten gegen die Götter auf heiligen Höh'n des Olympos.
Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht einhüllte die Erde,
Werden ſie ſterbliche Götter der untern Erde genennet,
Als die zweiten; jedoch ward ihnen auch Ehre zum Antheil.

Wieder erſchuf ein drittes Geſchlecht vielſtimmiger Menſchen
Zeus der Vater aus Erz, ungleich dem ſilbernen völlig;
Eſchen entſproßt, ein grauſes, gewaltſames, welchem des Ares
Jammergeſchäft oblag und Beleidigung; nicht auch der Feldfrucht
Aßen ſie; nein, mit der Härte des Demants übten ſie Starrſinn,
Ungeſchlacht; nur große Gewalt und unnahbare Hände
Wuchſen daher von der Schulter, bis ungeheuren Gliedern.
Dieſen war von Erz das Gewehr, von Erz auch die Wohnung,
Und ſie beſtellten mit Erz und nicht war dunkeles Eiſen.
Dieſe nunmehr, durch Stärke der eigenen Hände gebändigt,
Stiegen zur modrigen Burg des ſchaurigen Ades nieder,
Namenlos; denn der Tod, wie groß und entſetzlich ſie waren,
Raffte ſchwarz und ſie ſchieden aus Helios leuchtender Klarheit.

Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht einhüllte die Erde,
Jetzo ſchuf noch ein viertes, das nährende Land zu bewohnen,
Zeus, der Kronide, hervor, das edler war und gerechter,
Jener Heroen Geſchlecht, das göttliche, welche die Vorwelt
Einſt Halbgötter genannt in der Erd' unendlichen Räumen.
Die auch hat das Verderben des Kriegs und die gräßliche Zwietracht,
Theils am Kadmeergefild, an der ſiebenthorigen Thebe,
Aufgetilgt in dem Kampf um Oedipos weidende Heerden;
Andere auch, in Schiffen durch mächtiges Wogengetümmel
Führend in Troja's Land, der lockigen Helena wegen,
Wo ſie in Nacht einhüllte die endende Stunde des Todes.
Dieſen entfernt von der Menſchen Verkehr und Wandel gewährend,
Ordnete Zeus, der Vater, den Sitz am Rande des Weltalls,
Fern bei den Ewigen dort, wo Kronos übt die Herrſchaft.
Und ſie wohnen nunmehr mit ſtets unſorgſamer Seele
An des Okeanos tiefem Gewog, in der Seligen Inſeln,
Hochbeglückte Heroen; denn Honigfrüchte zum Labſal
Bietet des Jahres dreimal der reichſame Grund des Gefildes.

Wär' ich ſelber doch nicht ein Genoß den fünften der Männer,
Sondern wo nicht geſtorben zuvor, doch ſpäter geboren!
Denn dies Menſchengeſchlecht iſt ein eiſernes. Weder bei Tage
Werden ſie ruh'n von Beſchwerd' und Bekümmerniß, weder bei Nacht je,
Gänzlich verderbt; es verleih'n ſtets nagende Sorgen die Götter.
Dennoch wird auch dieſen gemiſcht ſein Gutes zu Böſem.
Zeus tilgt aber auch dieſes Geſchlecht vielſtimmiger Menſchen,
Da der Geborene ſchon mit ergrauten Schläfen erſcheinet.
Nicht iſt hold dem Vater der Sohn, noch dem Sohne der Vater,
Nicht dem bewirthenden Freunde der Gaſt, noch Genoß dem Genoſſen;
Nicht dem Bruder einmal wird herzliche Liebe wie vormals.
Bald verſagen ſich ſelbſt grauhaarige Aeltern die Ehrfurcht,
Ja, mißhandeln auch ſie, mit Schmach und Beleidigung redend:
Grauſame, Göttergerichts Unkundige! Nimmer verleih'n wohl
Solche den Dank für die Pflege den abgelebten Aeltern.
Fauſtrecht gilt: rings ſtrebt man, die Stadt zu verwüſten einander.
Nicht wer die Wahrheit ſchwört, wird begünſtigt, noch wer gerecht iſt.

Oder wer gut; nein, mehr den Uebelthäter, den ſchnöden
Frevler ehren ſie doch. Nicht Recht, noch Mäßigung trägt man
Noch in der Hand; es verletzt der böſe den edleren Mann auch,
Krumme Wort' ausſprechend mit Trug, und das Falſche beſchwört er.
Scheelſucht folgt den Menſchen, den unglückſeligen allen,
Schadenfroh, mißlautig, und grollt mit neidiſchem Antlitz.
Endlich empor zum Olympos vom weit umwanderten Erdreich,
Beid' in weiße Gewande den ſchönen Leib ſich verhüllend,
Geh'n von den Menſchen hinweg zu der ewigen Götterverſammlung
Scham und heilige Scheu; und zurück bleibt trauriges Elend
Hier den ſterblichen Menſchen, und nicht iſt Rettung vom Unheil.
(Voß.)

## 2.

## Die Titanenſchlacht.

(Theogonie, V. 666 — 733.)

— — — — Sie huben unendlichen Kampf an,
All' des Tags, was weiblich gebildet war oder was männlich:
Dort die titaniſchen Götter und hier die Erzeugten des Kronos,
Und die Zeus an das Licht aus des Erebos Tiefen hervorrief,
Schreckliche, groß an Kraft und voll unermeßlicher Stärke.
Hundert Rieſenarm' entwuchſen ihren Schultern
Allen zugleich, und fünfzig Häupter an Jedem
Wuchſen daher von der Schulter, bei ungeheueren Gliedern.
Jetzt den Titanen entgegen geſtellt in grauſer Feldordnung,
Trugen ſie ſteiles Geklipp mit nervichten Fäuſten umklammert.
Drüben auch die Titanen befeſtigten ihre Geſchwader,
Freudigen Muths. Da zeigten, was Händ' und Kräfte vermochten,
Hier und dort. Laut rauſchte die Flut des unendlichen Meeres,
Laut auch krachte die Erd' und es ſtöhnte der weite Himmel,
Mächtig bewegt, von unten erbebten die Höh'n des Olympos
Durch der Unſterblichen Schwung; ſchwer drang die Erſchütterung abwärts
Bis in des Tartaros Nacht vom Geſtampf und der gellende Anlauf
Vom endloſen Getöſ' und der Würf' anprallendes Schmettern.
Denn hin flogen und wieder geſchnellte Jammergeſchoſſe;
Und ein Geſchrei zugleich, das zum ſternigen Himmel emporſcholl,
Reizte den Kampf und ſie rannten mit wüthendem Hall an einander.
Auch nicht hemmte Kronion den Muth noch; ſondern erfüllt ward
Ihm von dem heiligen Muthe das Herz und er zeigete völlig
Seine Gewalt, und zugleich vom Himmel einher und Olympos
Wandelte raſtlos blitzend der Donnerer. Dicht, die Wetter,
Schlag auf Schlag, mit Gekrach und zuckenden leuchtenden Regen
Raſch aus der nervichten Hand und ſchlängelten heilige Flamme,
Häufigen Flug's; weit krachte das nahrungſproſſende Erdreich
Brennend empor und in Glut rings praſſelte mächtige Waldung.
Auf nun brauſte die Erd' und der Strom des Okeanos ringsum,
Auch das verödete Meer; und die erdgeborenen Titanen
Umwallte heißes Gedünſt, denn es flammt' in die heiligen Lüfte
Endlos, daß auch die Augen der Stärkeren ſelber geblendet
Starrten dem ſchimmernden Glanze des Donnerkeils und des Blitzes.
Fürchterlich drang bis zum Chaos die Schwül' ein. Gleich war der Anblick
Jetzt den Augen zu ſchauen und der Hall zu vernehmen den Ohren,
Wie wenn gegen die Erd' hoch her der gewölbete Himmel
Nahete; denn ſo möchte der lauteſte Schall ſich erheben,
Wo die zermalmte zugleich und der oben zermalmende krachte:
Alſo ſcholl das Getös, da zum Kampf anrannten die Götter.
Wild auch tobten die Wind' und wirbelten Staub und Zerrüttung,
Wirbelten Donner und Blitz und lodernde Keile des Wetters,
Zeus', des Erhab'nen, Geſchoß, und ſtürmten Geſchrei und Tumult her
Zwiſchen die ſtreitenden Mächt', und es ſtieg graunvolles Getöſ' auf
Jenes entſetzlichen Kampfs, und tapfere Thaten erſchienen,
Bis ſich neigte die Schlacht. Doch zuvor auf einander gerichtet,
Kämpften ſie eifrig fort durch tobendes Waffengetümmel.
Jen' im Vordergewühl erregten die Schlacht des Entſetzens,
Kottos, Briareos auch und der raſtlos kämpfende Gyges,
Die dreihundert Felſen zugleich mit gewaltigen Armen
Schleuderten, Wurf an Wurf, daß weit ihr Geſchoß den Titanen
Schattete. Jetzt in die Kluft des weit umwanderten Erdreichs
Schwenkten ſie jene hinab und legten ſchmerzende Band' an,
Mit obſiegender Hand, wie ſehr unbändig ſie trotzten,
So weit unter der Erd', als über der Erd' iſt der Himmel;
Denn gleich fern von der Erd' iſt des Tartaros dunkler Abgrund.
Wenn neun Tag' und Nächte hindurch ein eherner Ambos
Fiele vom Himmel herab, am zehnten käm' er zur Erde;
Wenn neun Tag' und Nächte ſodann ein eherner Ambos
Fiele hinab von der Erd', am zehnten käm' er zum Abgrund.
Eh'rnes Gehêg' umläuft den Tartaros; aber umher ruht
Dreifach gelagerte Nacht an dem Eingang; oben herab dann
Wachſen die Wurzeln der Erd' und des ungebändigten Meeres.
Allda ſind die Titanen im nächtigen Schlunde des Dunkels
Eingehemmt, nach dem Rathe des ſchwarzumwölkten Kronion,
Tief in der dumpfigen Kluft, am Rand der unendlichen Erde.
Keiner vermag zu entflieh'n; denn es ſchloß Poſeidon den Ausgang
Feſt mit eherner Pfort' und rings umſchränkt ſie die Mauer.
(Voß.)

## 2.
# Das Drama.
## 1.
## Aeſchylos.
### 1.
### Die Schlacht bei Salamis. *)
(Aus den „Perſern“.)

Des Unheils Anfang war, o Königin,
Ein Dämon, der verderblich uns erſchien.
Denn von der Athener Heere kam
Zu deinem Sohn ein Mann und meldete,
Daß der Hellenen Schar, ſobald die Nacht
Das Firmament umhüllt', der Ruder Sitz
Beſteigen werde, durch geheime Flucht
Verſchiedenen Wegs dem Tode zu entgeh'n.
Als Xerxes dies vernahm, des Griechen Liſt
Nicht ahnend, noch der Götter Neid, ſo that
Er allen Führern aller Schiffe kund,
Wenn Helios ſein Strahlenhaupt verhüllt
Und Finſterniß des Himmels Kreis bedeckt,
Getheilt in drei Geſchwader, jeden Pfad
Zu hüten, den des Meeres Flut durchrauſcht,
Und and're rings um Salamis zu reihen.
Entflöh' der Griechen Heer dem Untergang,
So büße jeder Führer ihre Flucht
Mit ſeinem Haupte. Alſo ſprach dein Sohn
In ſtolzer Zuverſicht; er wußte nicht,
Was über ihn der Götter Rath verhängt.
Die Männer aber, folgſam dem Gebot,
Bereiteten das Mahl und jeglicher
Der Schiffer band ſein Ruder feſt an Bord.
Und als das Licht erloſchen und die Nacht
Erſchienen war, da eilten Ruderer
Und Waffenträgende den Schiffen zu
Und ein Geſchwader rief das andre auf.
Ein Jeder that, was ihm geboten war
Und, ſeinen Führern folgſam, ruderte
Der Schiffer Volk die ganze Nacht hindurch.
Die Nacht ſchritt vor und der Hellenen Heer
Verſuchte nirgends die geheime Flucht.
Und als auf weißen Roſſen Helios
Das Land umher erhellt', da tönete
[illegible] der Hellenen Kriegsgeſchrei
Und von dem felſigen Geſtade gab
Der Wiederhall den lauten Ruf zurück.
Da regte Furcht ſich in der Perſer Herz,
Als ſie getäuſcht ſich ſah'n; denn nicht zur Flucht,
Zum kühnen Kampfe rief der heilige
Paian der Griechen und der Tuba Ruf
Entflammte Alles. Plötzlich tönte jetzt
Der Ruder einſtimmiger Zuſammenklang,
Indem ein Jeder, dem Befehl gemäß,
Die Flut des Meeres theilte. Da brachen ſie
Mit einem Mal in unſern Blick hervor.
Der rechte Flügel führte ordnungsvoll
Den Zug; dann rückt die ganze Flotte vor.
Und jetzt erſcholl auf einmal dieſes Wort:
„Ihr Söhne der Hellenen! geht, befreit
Das Vaterland, befreiet Weib und Kind,
Der Götter Heiligthümer und das Grab
Der Ahnen! Solche Preiſe gilt es jetzt!“
Und nun entgegneten das Kriegsgeſchrei
Die Perſer; denn die Zeit der Raſt war um
Und ſchon ſtieß Schiff an Schiff mit eh'rnem Zahn.
Ein griechiſches begann und brach mit Kraft
Von einem tyriſchen den Schnabel ab;
Dann wählte jedes ſeinen Feind ſich aus.
Zuerſt nun widerſtand der Perſer Macht
Den Feinden; aber als der Schiffe Schwarm
Sich drängend in des Meeres Enge ſtieß,
Vermochte kein's dem andern beizuſteh'n
Und riſſen ſelber im Getümmel ſich
Der Ruder Reihen ab. Behende griff
Der Griechen Flotte rings umher uns an.
Die Schiffe ſtürzten um, mit Trümmern ward
Und Blut das Meer bedeckt; es häuften ſich
Auf Leichen Leichen an des Meers Geſtad
Und auf den Klippen; wilde Flucht ergriff
Und riß der Perſer Flotte mit ſich fort.
Und wie auf ſchwacher Fiſche dichten Schwarm,
So ſchlugen Jene ſonder Raſt auf uns
Mit Rudern und zerbrochner Stange Trümmern.
Da ward von der Verwundeten Geſchrei
Und Klagen rings umher das Meer erfüllt,
Bis uns das Aug' der Nacht dem Feind entzog.
Doch unſres Unglücks Fülle, ſprach' ich auch
Zehn Tage lang, ich ſpräch' es nimmer aus.
Denn wiſſe, daß des Tages Auge nie
Den Tod ſo vieler Myriaden ſah.
Doch iſt dies noch des Unglücks Hälfte nicht.
Denn auf ſie ſtürzte eine andre Laſt
Von Noth, die jene zwiefach überwiegt.
Die erſten in dem Heer an Jugendkraft
Und kühnem Muth und adligem Geſchlecht
Und treuem, deinem Sohn ergebnem Sinn,
Des Heeres Blüthe traf ruhmloſer Tod.
Ein kleines Eiland liegt vor Salamis,
Von rauher Anfurth, gern von Pan beſucht,
Dem Freund der Chöre, unfern vom Geſtad';
Hier ſandt' er Jene hin, wenn ſich der Feind
Dem Eiland, Rettung ſuchend, nahete,
Ihn leicht aus ſich'rem Hinterhalt zu fah'n
Und beizuſteh'n den Freunden an der Furth
Des Meers — nicht ahnend des Geſchicks Erfolg!
Denn als ein Gott den Griechen Sieg verlieh,
Umſtellten ſie in eh'rner Waffen Schmuck
Deſſelben Tags den Schiffen, drangen raſch
Von allen Seiten auf das Eiland ein,
Daß unſrer Schar kein Ausweg übrig blieb;
Denn ringsum warf der Steine Regen ſie
Und ſchneller Pfeile Wurf in Staub. Zuletzt
Dringt ungeſtüm der Griechen Flut heran,
Schlägt und zerfleiſcht die Unglückſeligen
Und tödtet Alle. Tief auf ſeufzete
Der König, der des Unglücks Abgrund ſah,
Denn in des Heeres Antlitz thronend ſaß
Er an dem Meergeſtad' auf ſtolzer Höh' —
Zerriß ſein Kleid mit lautem Klaggeſchrei,
Ertheilt zum Aufbruch der Fußgänger Schar
Befehl und eilt' in wilder Flucht davon.
Der Schiffe Häupter, die gerettet, flohen,
Vom Wind begünſtigt, in verworr'ner Flucht.
Des Heeres Reſt kam in Böotien,
Die einen an der Krene Quellen um,
Vom Durſt gepeinigt, jene von des Wegs
Ermüdung aufgezehrt. Drauf zogen wir
In der Phokeer Land, nach Doris dann
Und Melis, an des Meeres weiter Bucht,
Wo des Spercheios ſanfter Strom die Flur
Benetzt. Von hier empfing uns das Gefild
Achaia's und die Stadt der Theſſaler.
Da zehrte Viele Durſt und Hunger auf;
Denn beides Unheil traf der Perſer Heer.

---

*) Dieſe Schilderung, welche ein Bote der Königin Atoſſa, Xerxes' Mutter, von dem Siege der Hellenen über die perſiſche Uebermacht entwirft, ſcheint mir, weil in derſelben der epiſche Ton noch ganz vernehmbar, einen paſſenden Uebergang vom Epos zum Drama abzugeben und durfte hier meiner Meinung nach ſchon deshalb nicht fehlen, weil aus dieſer Erzählung der ganze Siegesjubel der glorreichſten Periode von Hellas herausklingt.

Sie kamen d'rauf in der Magneter Land
Und zu den Fluren der Makedoner,
Zum Axios und an Bolbe's ſumpfig Rohr
Und zum Pangäos in Edonis.
Da ſandt' ein Gott in ungewohnter Nacht
Den Winter, der des Strymon heil'ge Flut
In Feſſeln ſchlug; und wer die Götter nie
Vorhin erkannt, warf auf den Boden ſich
Und flehte betend Erd' und Himmel an.
Doch als das Heer dem Flehn ein Ziel geſetzt,
Betrat es den mit Eis bedeckten Strom.
Wer nun, bevor des Tages Strahl erwacht,
Den Pfad enteilte, der entkam dem Tod.
Doch bald durchwärmte mit der Strahlen Glut
Der Sonne heller Kreis die Furth; da fiel
Der Eine an den Andern. Glücklich war,
Wem hier das Licht des Lebens ſchnell erloſch.
Des Heeres Reſt, und wer der Noth entrann,
Zog mühevoll durch der Thraker Land und kehrt',
Ein kleines Heer, zum Vaterland zurück.
Das wird mit Klagen Suſa's Burg erfüll'n.

(Jakobs.)

## 2.

## Der gefeſſelte Prometheus.

(Schluß der Tragödie.)

Prometheus (an den Felſen geſchmiedet) und der Chor der Okeaniden.

Prometheus.

Zeus ſelbſt erſcheint noch trotz des ſtolzen Eigenſinns
Wird tief erniedrigt; alſo bauet er ſelbſt zum Weg
Sein Ehebündniß, welches ihn aus ſeiner Macht,
Von ſeinem Thron ihn tief hinabſtürzt! Dann erfüllt
Vollkommen ſich ſeines Vaters Kronos Fluch,
Den dieſer, als vom Throne ſtürzend, ihm geflucht.
Wie dieſes Unheil abzuwenden, das vermag
Der Götter Niemand ihm zu ſagen außer mir.
Ich aber weiß es, weiß ein Mittel; darum mag er jetzt
Kraftſtrotzend thronen, ſeines luft'gen Donners froh,
Vom Flammengeſchoß des Blitzes deß die Hand umſprüht!
Denn alles das wird ihm Nichts helfen, nicht bewahr
Zu ſtürzen ſchmachvoll unerträglich tiefen Fall!
Und ſolchen Gegner rüſtet er und waffnet er
Sich ſelbſt, ein allunbezwingbar Wunder einſt,
Der beßre Flammen, als den Blitzſtrahl, finden wird
Und lautre Stimme, daß des Donners Macht verſtummt,
Der aller Meer' und Lande allerſchütternden
Dreizack, Poſeidon's Scepter, gar zerſchmettern wird.
Kommt dies Verhängniß über ihn, dann ſieht er ein,
Wie gar verſchieden Herrſchen und Gehorchen ſei'n.

Chorführer.

Schon lange träumſt du, was du gern ſäh'ſt, gegen Zeus!

Prometheus.

Was einſt erfüllt wird, was ich ſehr ihm wünſche, ſag's!

Chorführer.

Und darf ſich Jemand träumen, Zeus zu bewältigen?

Prometheus.

Furchtbarere Unbill mag er leiden noch, denn dieß!

Chorführer.

Und bebſt du bang nicht, ausſprechend dieſes Wort?

Prometheus.

Was ſollt' ich fürchten, dem zu ſterben nicht beſtimmt?

Chorführer.

Dem er verleiht qualvollre Qual noch dieſer Leide.

Prometheus.

So mag er; Alles ſeh' ich und erwart' ich dreiſt!

Chorführer.

Vor Adraſtea*) beugt ſich fromm der Weiſen Geiſt!

Prometheus.

Bet' an, verſtumme, beuge dich den Herrſchenden,
Mich aber kümmert minder dieſer Zeus, denn Nichts!
Er ſchalt' und walte dieſe kleine Spanne Zeit,
Wie's ihm gefällt; lang bleibt er nicht der Götter Herr!
Doch ſeh' ich dorther ſeinen eiligen Läufer ſchon,
Des neuen Königs neuen Boten eilig nah'n;
Was neue Dinge kommt er wohl uns kund zu thun.

(Hermes kommt mit dem Heroldſtab und mit Flügelſchuhen durch die Luft daher.)

Hermes.

Dir, Ränkeſpinner, Allen Allzubitterlicher,
Der du an den Göttern für der Tagesmenſchen Heil
Gefrevelt, frecher Feuerdieb, dir ſag' ich dieß:
Der Vater heißt dich, was du prahlſt von einſt'ger Eh'
Und wer vom Thron ihn ſtürzen würde, kund zu thun.
Das Alles ſelbſt du [illegible]; Räthſel und Betrug
Beſtimmt und einfach ſagen; nicht zweifachen Weg
Laß mich, Prometheus, machen; denn das ſiehſt du wohl,
Zeus wirſt du damit nimmermehr beſänftigen!

Prometheus.

Vornehm und prunkvoll, ſtolzen Muthes ſtrotzend tönt
Dein Wort, wie freilich dir, dem Götterbuben, ziemt!
Neu herrſcht ihr Neulinge und gedenket ſchon
Gramlos in goldner Burg zu ſchwelgen! Hab' ich denn
Nicht dort hinab ſchon zween Herrſcher*) ſtürzen ſeh'n?
Nun dieſen dritten, deinen Herren, ſeh' ich es bald
Geſcheh'n, am ſchnellſten, ſchmählichſten — oder wähnſt du,
Den neuen Göttern zittert' ich und beugt' ich mich?
Daran fehlt viel und Alles! Du nun aber magſt
Deſſelben Weges, den du kamſt, hineilen, denn
Von jenem Allen, was du frägſt, erfährſt du Nichts!

Hermes.

Du weißt, mit dieſem Eigenſinn haſt du dich einſt
In dieſen Port geleitet deiner bittern Qual!

Prometheus.

Mit deinem Frohndienſt möcht' ich dieß mein Jammerloos,
Daß du es wiſſeſt, nimmermehr vertauſchen; nein,
Mir iſt es lieber, dieſem Fels frohnbar zu ſein,
Denn ſo dem Vater Zeus ein Bote, treu und fein,
So muß getrotzt ſein gegen euch Übermüth'ge!

Hermes.

Behaglich ſcheint es dir in deinem Loos zu ſein.

Prometheus.

Behaglich? So behaglich möcht' ich allzumal
All' meine Feinde ſeh'n! Du ſelbſt gehörſt dazu.

Hermes.

So wirfſt du mir auch Schuld an deinem Leide vor?

Prometheus.

Mit einem Wort, ganz haſſ' ich all' und jeden Gott,
So viele ſind ſelbſt wider Recht ſo böſ' mir thun.

Hermes.

Wohl ſehe ich, wie du an ſchwerer Geiſteszerrüttung krankſt.

Prometheus.

Ja krank, wenn Krankheit ſeine Feinde haſſen heißt.

Hermes.

Du wärſt nicht zu ertragen, wenn's dir wohl erging.

Prometheus.

Ach — — !

Hermes.

Dieſen Laut hat Zeus von dir ſonſt nicht gekannt.

Prometheus.

Die Zeit, ſie lernt und lehrt alternd alles Ding.

Hermes.

Du aber haſt noch nicht verſtändig ſein gelernt!

Prometheus.

Sonſt hätt' ich dir, dem Götterknecht, kein Wort gegönnt.

Hermes.

Es ſcheint, du willſt nicht ſagen, was dir Zeus gebeut?

Prometheus.

Wohl gar ein Schuldner ſoll ich vergelten ſeine Lieb'?

---

*) Schickſalsgottheit, Gerechtigkeit.

*) Uranos, der von ſeinem Sohne Kronos, und Kronos, der von ſeinem Sohne Zeus geſtürzt wurde.

Hermes.
Als wär' ich ein Kind, ſo höhnſt du mein mit deinem Spott!
Prometheus.
Und biſt du ein Kind nicht und beſchränkter, als ein Kind,
Dir einzubilden, daß von mir du's hören wirſt?
'S iſt keine Marter, keine Liſt, mit der mich Zeus
Bewegen könnte, dieß zu offenbaren ihm,
Eh' der zuvor denn dieſer Feſſeln Schmach gelöſt.
Darum, ſo ſchleudre immer ſein blitzzuckender Strahl,
Im weißgeflügelten Schneegeſtöber, im donnernden
Erdbeben ſchwindle, ſtürze das All hinab wild gemiſcht,
Es ſoll mich doch nicht beugen, je ihm kund zu thun,
Wer ihn hinab einſt ſtürzt von ſeinem Königthum!
Hermes.
Bedenk', ob dieß dir je zum Heil gereichen kann!
Prometheus.
Längſt ſchon bedacht und feſt beſchloſſen hab' ich ſo.
Hermes.
So wag' es, Unſeliger, wag' es endlich doch,
Des eignen Elends Fülle ganz zu überſchau'n!
Prometheus.
Du mühſt mich eitel mit der Worte leerem Schall,
Das komme niemals dir in den Sinn, daß ich in Angſt
Um Zeus' Beſchlüſſe weibiſch feig geberden mich,
Anflehen könnte einen Allverhaßten
Mit weiberhaftem, emporgehobenem Fleh'n,
Zu befrei'n mich dieſer Bande! Nun und nimmermehr!
Hermes.
Zu ſprechen ſchein' ich viel vergeblich und umſonſt;
Denn dich beſänftigt, denn dich rühret nimmermehr
Mein Fleh'n, den Zügel gleich dem jungeingeſpannten Roß
Zerknirſchend, ſtemmſt bäumend du wild dich auf im Joch.
Und doch — mit der Ohnmacht Frechheit trotzend, betäubſt du dich!
Denn Starrſinn kann ohn' Verſtändigkeit und Maß
Für ſich allein Niemandes Meiſter ſein im Streit.
Bedenke, wenn du meinen Worten nicht gehorchſt,
Welch' ein Orkan dich, welcher Qualen Brandung dich
Ausweglos überſchwemmet. Denn es wird die Felſenkluft
Mit ſeinem Donnern, mit des Wetterſtrahls Keil
Der Vater Zeus zerreißen, deinen eignen Leib
Verſenken, rings umſchloſſen von des Geſteines Arm.
Wenn dann der Zeiten weites Maß vollendet iſt,
So kommſt du aufwärts an das Licht; es wird dir dann
Zeus' Flügelhund, mächt'ger Aar in blut'ger Gier
Zerfleiſchen deines Leibes großes Trümmerſtück,
Wird Gaſt dir ungeladen, Gaſt den langen Tag,
Ausweiden deiner ſchwarzbenagten Leber Reſt.
Und dieſer Mühſal Heil erwart' dir nimmermehr,
Es erſcheine dir als deiner Qual Vertreter denn
Ein Gott, bereit, hinabzuſteigen in die Nacht
Des Hades, in's grabdunkle Reich des Tartaros!
Darnach bedenk' dich; denn erdichtet keineswegs
Iſt dieſe Drohung, ſondern nur zu ernſt gemeint.
Denn Lügen reden, das verſteht Zeus' heil'ger Mund
Nicht, ſondern all ſein Wort erfüllt er; aber du,
Betrachte es, überleg' es dir und halte nicht
Den Starrſinn mehr beſſer, als Beſonnenheit!
Chorführer.
Uns ſcheinet Hermes wahrlich kein unzeitig Wort
Zu ſagen; denn er räth dir an, den Starrſinn
Zu laſſen, dich zu wenden zur Beſonnenheit;
Folg' ihm! denn unrecht handeln iſt dem Weiſen Schmach.
Prometheus.
Was immer ich bereits längſt wußte, das thuſt
Du als Bote mir kund! Von dem Feinde den Feind
Solch Leid zu empfah'n, das entehrt niemals.
So ſende' auf mich zweiſchneidig des Zeus
Haarſträubender Blitz denn herab, und die Luft
Sie erzittre vom Krachen des Donners, vom Krampf
Des empörten Orkans, und die Erde zerwühl'
In den Tiefen, empor von den Wurzeln, der Sturm;
Es vermiſche gepeitſcht in verwilderter Wuth
Sich die brauſende See mit der ſchweigenden Bahn
Der Geſtirne; hinab in die ewige Nacht,
In den Tartaros ſtürz' zerſchmettert den Leib
Mit des Schickſals reißendem Strudel hinab,
Doch tödten kann er mich nimmer!
Hermes.
Wie der Geiſt, wie das Wort ſich verkehrt, wenn ein Wahn
Die Gedanken verſtört, das zeiget ſich hier.
Was bleibet ihm fremd denn des Wahnſinns noch?
Und läßt es ihn jetzt, wie verzagt' er der Wuth!
Doch ihr, die ihr mit ſein qualvoll Loos
Mitfühlt und beweint, geht, Mädchen, hinweg
Aus dieſem Bereich, flieht ferne, damit
Das Bewußtſein euch nicht ſchwinde, betäubt
Vom unendlichen Krachen des Donners!
Chorführer.
Zu beſſerem Rath nur ermahne mich ſo,
Wie ich folgen dir kann; denn es iſt in der That
Unerträglich der Rath, der verführen mich ſoll!
Wie gebieteſt du mir, mich der Schande zu weih'n?
Nein, dulden will ich mit ihm ſein Loos,
Denn ich habe Verräther zu haſſen gelernt
Und ich weiß kein Uebel
Mir mehr, denn dieſes, verächtlich!
Hermes.
Wohl denn; was ich jetzt euch ſage, bedenkt!
Wenn der lärmenden Jagd ihr des Jammers erliegt,
Klagt euer Geſchick nicht an, ſagt nie,
Euch habe ſo Zeus unerwartet hinab
In's Verderben geſtürzt; denn wiſſentlich ſeid,
Nicht eilig verlockt, nicht heimlich umgarnt,
In's unendliche Netz des Verhängniſſes jetzt
Ihr verſtrickt durch eure Verblendung!
(Hermes verſchwindet; mächtiges Getöſe in der Luft;
Erdbeben.)
Prometheus.
Schon wird es zur That, kein nichtiges Wort!
Es erbebet die Erd'
Und es tobt und es zückt wild Blitz auf Blitz
Sein Flammengeſchoß, aufwirbeln den Staub
Windwirbel; wider raſ't allwärts Sturm,
Wie im Kampf erregt; in einander geſtürzt
Mit des Aufruhrs Wuth, mit Orkanes Geheul
In einander gepeitſcht ſtürzt Himmel und Meer! —
Und ſolch ein Gericht, es umdroht, es umſchlingt
Mich, von Zeus mir geſandt, mich zu ſchrecken mit Graun! —
O heilige Mutter, o Aether, des All
Vielſpendenden Lichts allheilige Bahn,
Seht, welch' Unrecht ich erdulde!

(Droyſen.)

## 2.

## Sophokles.

### 1.

### Elektra.

(Dritter Act.)

Chor (beſtehend aus mykeniſchen Jungfrauen). Elektra, Oreſtes, Pylades, nebſt Gefolge mit der Urne.

Oreſtes.
Ihr Frauen, ſagt uns, ob wir recht gehört,
Ob dieß der rechte Weg zu unſerm Ziel?
Chor.
Wonach befragſt du mich? Was führt dich her?
Oreſtes.
Aegiſth, wo wohnt er? lange frag' ich ſchon.
Chor.
Zur Stelle hier; nicht falſch biſt du berichtet.

Oreſtes.
Wer leitet wohl von euch es drinnen an,
Daß endlich wir verein'ten Schritts genaht.
Chor.
Sie — wenn der Nächſtverwandten Ruf gebührt.
Oreſtes.
So geh', o Frau, hinein, und ſag', daß Männer
Aus Phokis da, die nach Aegiſthos fragen.
Elektra.
Weh', wehe! Doch die nicht, die Bekräftigung
Der Botſchaft, die wir hörten, bringen ſollen!*)
Oreſtes.
Die Botſchaft kenn' ich nicht. Mit Kunde von
Oreſtes ſchickt mich Strophios, der Greis.**)
Elektra.
Was iſt's, o Fremdling? Angſt beſchleicht mein Herz.
Oreſtes.
In kleiner Urne bringen, wie du ſiehſt,
Wir des Verſtorb'nen letzten Ueberreſt.
Elektra.
O Jammer, alſo muß ich zweifellos
Mein Elend allzu klar vor Augen ſeh'n!
Oreſtes.
Beweinſt du des Oreſtes Mißgeſchick,
So wiſſ', in dieſem Krug iſt ſeine Aſche.
Elektra.
O Fremdling, bei den Göttern, wenn ihn dies
Gefäß umſchließt, o gib's in meine Hände,
Damit ich mich und mein Geſchlecht zumal
In ſeinem Trümmerreſt bejammern mag.
Oreſtes
(zu ſeinen Begleitern).
Wer ſie auch ſei, gebt ihr die Urne. Nicht
Feindſel'gen Herzens kann ſie Solches bitten;
Denn blutsverwandt, befreundet ſcheint ſie ihm.
Elektra
(die Urne haltend).
O theurer Ueberreſt des liebſten Mannes,
Dein Staub, Oreſtes! Ach, wie hoffnungsvoll
Entließ, wie hoffnungslos empfang' ich dich!
In meinen Händen halt' ich jetzt ein Nichts;
Einſt ſandt' ich blühend, Knabe, dich von Haus.
O wär' ich doch geſtorben, eh' ich dich
Mit eignen Händen ſtahl, vom Mörderland
Entriß und weg dich in die Fremde ſchickte!
So wärſt du doch an jenem Tag gefallen
Und ruhteſt nun in deines Vaters Grab!
Nun biſt du in der Fremde heimatlos
Gefallen, elend, deiner Schweſter fern!
Ich konnte dich mit liebevoller Hand
Nicht baden, ſchmücken, noch, wie ſich's gebührt,
Der Flamm' entziehen dein verbrannt Gebein.
Nun, ach, von fremden Händen eingeſargt,
Kommſt du im engen Krug, ein Aſchenreſt.
Weh', weh'! ſo war denn meine Pfleg' umſonſt,
Umſonſt die ſüße Mühe, die vor Zeiten
Du mir gemacht. Denn deine Mutter hat
Dich nicht geliebt, wie ich, und Niemand ſonſt
Im Hauſe hegt' und pflegte dich, wie ich:
Denn nannteſt deine Schweſter du nur mich.
Nun Alles iſt an Einem Tag dahin,
Mit dir geſtorben! Alles haſt du wie
Ein Sturm dahingerafft: der Vater todt,
Ich todt mit dir, du ſelbſt mir ach entriſſen!
Die Feinde lachen, außer ſich vor Jubel
Frohlockt die Mutter ohne Mutterherz,
Von der geheim du oft mir ſichre Worte
Geſandt, du würdeſt ſelbſt erſcheinen hier
Als Rächer. Alles hat dein Mißgeſchick
Und meines nun für alle Zeit geraubt —
Und ſendet mir ſtatt deiner lieblichen
Geſtalt die Aſche her, den leeren Schatten.
O herber Schmerz!
Bejammernswerther Leib!
Ach, mußteſt du dieſen Pfad
Mein Theurer, wandeln, ganz mich zu vernichten?
Vernichtet, ja, du liebſter, beſter Bruder!
So nimm auch mich in deine Wohnung auf,
Ein Nichts zum Nichts, und laß mich drunten ruh'n —
Bei dir; denn als du noch auf Erden lebteſt,
Hab' ich dein Loos getheilt; ſo möcht' ich auch
Im Tod, im Grabe nicht dir ferne ſein —
Ach, nur die Todten ſind der Qual entnommen!
Chor.
Bedenk, Elektra, ſterblich war dein Vater,
Oreſtes ſterblich. Mäßige deinen Schmerz!
Uns Allen iſt daſſelbe Loos verhängt.
Oreſtes.
Ach, ach, was ſoll ich ſagen? Wie mich faſſen?
Denn länger zähm' ich meine Zunge nicht.
Elektra.
Was drückt dich? Dieſes Wort, wo zielt es hin?
Oreſtes.
Iſt das Elektra's herrliche Geſtalt?
Elektra.
Elektra iſt's, des Elends Jammerbild.
Oreſtes.
Dann wehe, weh' unſeligem Geſchick!
Elektra.
Was jammerſt du, o Fremdling, meinethalb?
Oreſtes.
Verwüſtet ſo ihr holder Leib? O Greuel!
Elektra.
Mir, ſcheint es, Fremdling, gilt dein Weheruf.
Oreſtes.
Dein Leben öd' und ehlos, freudenleer!
Elektra.
Was ſchauſt du, Fremdling, ſo bewegt mich an?
Oreſtes.
So gar Nichts ahnt' ich denn von meinem Leid!
Elektra.
Was deuteſt du in meinen Worten ſo?
Oreſtes.
Ach, im Gewand des Elends ſeh' ich dich.
Elektra.
Von meinen Leiden ſiehſt du wenig nur.
Oreſtes.
Was iſt zu ſchaun, das mehr empören könnte?
Elektra.
Daß ich mit Mördern muß zuſammen leben.
Oreſtes.
Mit welchen Mördern? Was bedeutet dies?
Elektra.
Des Vaters. Ihre Sklavin muß ich ſein!
Oreſtes.
Wer iſt der Unmenſch, der dazu dich zwingt?
Elektra.
Ein Weib, die meine Mutter heißt, nicht iſt.
Oreſtes.
Wie? durch Mißhandlung, Mangel, zwingt ſie dich?
Elektra.
Mißhandlung, Mangel, Plage jeder Art.
Oreſtes.
Und bleibt kein Helfer denn, kein Retter dir?
Elektra.
Nein. Meines Retters Aſche bringſt du mir.
Oreſtes.
Unglückliche, wie jammert mich dein Anblick!
Elektra.
Der Einz'ge biſt du, der mich je bejammert.
Oreſtes.
Der Einz'ge komm' ich, der dein Elend fühlt.

---

*) Nämlich die Botſchaft von dem vorgeblichen Tode des Oreſtes.

**) Strophios, König in Phokis, der Beſchützer des Oreſtes, zu welchem Elektra den Bruder gerettet, als ſein Vater Agamemnon von Klytämneſtra und Aegiſthos ermordet wurde.

Elektra.
Biſt du uns irgendwie verwandt?
Oreſtes.
Ich ſpräche gerne, wüßt' ich dieſen traun.
Elektra.
Du darfſt es, nur von Freunden ſprichſt du hier.
Oreſtes
(die Urne anfaſſend).
Gib mir den Krug, ſo ſollſt du Alles hören.
Elektra.
Nein, bei den Göttern, Jüngling, laß ihn mir!
Oreſtes.
Willfahre mir; es reut dich ſicher nicht.
Elektra.
Bei deinem Antlitz, nimm mein Liebſtes nicht.
Oreſtes
Ich kann ihn dir nicht laſſen.
Elektra.
Ach, Oreſt,
So wird mir deine Aſche ſelbſt geraubt!
Oreſtes.
O ſündige nicht! Mit Unrecht klagſt du ſo.
Elektra.
Iſt's Unrecht, klag' ich um den todten Bruder?
Oreſtes.
Du darfſt nicht alſo ſprechen, wie du ſprichſt.
Elektra.
Bin ich ſo unwerth des verſtorb'nen Bruders?
Oreſtes.
O werth des Beſten, doch geziemt dir's nicht.
Elektra.
Oreſtes' Leib in meiner Hand zu tragen?
Oreſtes
Oreſtes iſt es nicht, ein Märchen iſt's.
Elektra.
So ſprich, wo iſt des Unglückſel'gen Grab?
Oreſtes.
Wo? Nirgends. Ein Lebend'ger hat kein Grab.
Elektra.
Was ſagſt du, Jüngling?
Oreſtes.
Kein Märchen mehr.
Elektra.
Er lebt, Oreſt?
Oreſtes.
So wahr ich ſelber athme!
Elektra.
Biſt du es?
Oreſtes.
Sieh' des Vaters Siegelring
Zum Zeichen, daß ich Wahrheit dir geſagt!
Elektra.
O theures Licht!
Oreſtes.
Ich bin es, Theure, ja!
Elektra.
Du kamſt, Verblichener?
Oreſtes.
Frag' nicht And're mehr.
Elektra.
Mein Arm umfaßt dich!
Oreſtes.
Geb' es Gott für immer!
Elektra.
O theure Frauen, Töchter dieſer Stadt,*)
Ihr ſeht Oreſtes, den die Klugheit todt
Geſagt und den vom Tod die Klugheit weckt.
Chor.
Wir ſeh'n ihn, Kind, bei dieſem Glücke ſtiehlt
Mir aus dem Aug' ſich eine Freudenthräne.
Elektra.
Theurer Sproß,
Sproß des geliebteſten Mannes,
Biſt du gekommen?
Du kamſt und ſahſt und fandeſt, die du ſuchſt.
Oreſtes.
Ich bin gekommen, aber ſchweige noch.
Elektra.
Warum?
Oreſtes.
O ſchweige, daß uns drinnen Niemand hört.
Elektra.
Nein, bei der ewig jungfräulichen Artemis,
Länger nicht würdig acht' ich der Furcht
Des Weibes dort im Hauſe
Ueberläſtigen Troß.
Oreſtes.
Bedenke doch: in Weibern ſelber wohnt
Oft Ares. Haſt du ſelbſt es nicht erfahren?
Elektra.
O Entſetzen!
So haſt du mir wieder entſchleiert
Das Unvertilgbare,
Unvergeßliche,
Unſeres Stammes
Gräßlich Geſchick!
Oreſtes.
Ich weiß; doch wenn dereinſt die Zeit dazu,
Dann wollen wir es Alles, Kind, beſprechen.
Elektra.
Nein, jederzeit,
Selbſt dieſen Augenblick laß,
Was mich drückt, mich verkünden!
Geſchloſſen war mir ja bis heut' der Mund.
Oreſtes.
So iſt's. Drum wahre dieſe Freiheit dir!
Elektra.
Und wie?
Oreſtes
Zur Unzeit viel zu reden, hüte dich!
Elektra.
Kann ich mit froſtigem Schweigen
Vertauſchen das freudige Wort,
Da du gekommen, o Theurer,
Mir ſo unverhofft, wunderbar
Plötzlich erſchienen?
Oreſtes.
Ich kam, da mich der Götter Mahnung rief.
Elektra.
Freude, doppelte Freude
Schenkſt mir dein Wort,
Daß dich zu unſrer Behauſung
Gnädig ein Gott geführt;
Ja, ein Göttergeſchenk
Acht' ich dein Kommen.
Oreſtes.
Zu hemmen deine Freude, macht mir Schmerz,
Nur doch, zu heftig übermannet ſie dich.
Elektra.
Ach, da du nun nach ſo langer Friſt
Den erwünſchten Pfad zu mir gefunden,
Wolle doch nicht, mich Arme ſchauend —
Oreſtes.
Was ſoll ich nicht?
Elektra.
O wolle nicht ſo karg
Mir deines Anblicks Wonne gönnen.
Oreſtes.
Ich ſelbſt vergäb' es Andern ſicher nicht!
Elektra.
Du willſt?
Oreſtes.
Wie ſollt' ich nicht?
Elektra.
Endlich, ihr Theuren, vernehm' ich,
Was ich immer gehofft, ſeine Stimme!

---

*) Mykenä.

Jeder Schmerz, als ich hörte, verſtummt',
Geſtanden ſei ſie, ergriff mich Arme.
Nun hab' ich jetzt, da dich erſchauen,
Gönnt mir das Antlitz, das holde,
Daß ich in tiefſter Noth nicht vergäße.

Oreſtes.

Doch länger laß den Mund nicht überſtrömen
Und ſag' mir nicht, wie ſchlecht die Mutter iſt,
Noch wie Aegiſth das Erbgut unſres Vaters
Erſchöpft, verſchleudert, in die Winde ſtreut;
Denn raubſt du uns den günſt'gen Augenblick.
Nur zeige mir, wo heimlich oder offen
Eintretend ich*), der Feinde Hohn mag enden.
Hab' Acht, daß nicht dein heitres Antlitz dich
Verräth der Mutter, wenn in's Haus wir treten.
Drum ſeufze noch wie um die Todeskunde,
Die wir erdichtet. Wenn die That gelungen,
Frohlocke dann und jauchze ungeſtört.

Elektra.

Mein Bruder, was du immer wünſcheſt, ſei
Auch mein Wunſch; denn der Schöpfer dieſer Freude
Biſt du allein, nicht ich. Und wenn der größte
Gewinn ſich böte, möcht' ich, könnt' ich doch
Im Kleinſten nicht dich kränken; ſchlechten Dienſt
Erwieſ' ich ja dem Gott, der jetzt waltet.
Wie im Palaſt es ſteht, vernahmſt du doch?
Nur daß die Mutter nur zu Haus, Aegiſthos
Entfernt? Beſorge nicht, daß ſie den Strahl
Des Lächelns je auf meinem Antlitz ſieht;
Von altem Haß iſt ganz mein Herz getränkt.
Und ſeit ich dich geſeh'n, vergieß' ohn' Ende
Ich Freudenthränen, und wie ſollt' ich nicht?
Hab' ich dich doch in einer Stunde todt
Geſehn und lebend! Konnt' ich Solches ahnen?
Wenn heut' der Vater lebend käm', ich hielt' es
Kein Blendwerk mehr und glaubt' ihn ſelbſt zu ſehn,
Da du mir dich ſo wunderbar geſchenkt.
So lenk' es denn, wie dir's gefällt; denn feſt
Stand ohne dich mir Eins: entweder ſchön
Im Kampf zu ſiegen oder ſchön zu ſterben.

Oreſtes.

Ich bitte, ſchweig'; ich höre nach dem Thor
Von innen Jemand nah'n.

Elektra (laut).

Ihr, Freunde, geht
Hinein, zumal ihr Solches bringt, was Keiner
Abweiſen wird im Haus, noch freudig hegen.
(Der Erzieher des Oreſtes kommt aus dem Palaſte.)

Erzieher.

Verblendet' unbedachte Thoren ihr!
Gilt euch denn gar nicht mehr das Leben oder
Entbehrt ihr des Verſtandes Gabe ganz,
Daß ihr nicht merkt, wie nahe die Gefahr,
Wie ſie von allen Seiten euch umfängt?
Ja, wenn ich längſt nicht an der Pforte dort
Als Hüter ſtand, ſo wäre ſicher vor
Euch ſelber euer Plan in's Haus gelangt;
Verhütet ward es nur durch meine Vorſicht.
Doch macht ein Ende jetzt dem langen Reden,
Dem unerſättlich lauten Freudenruf
Und geht hinein. Das Zögern bringt Gefahr,
Die raſche That erheiſcht der Augenblick.

Oreſtes.

Wie find' ich Alles, tret' ich nun hinein?

Erzieher.

Auf's Beſte, denn es kennt dich Niemand dort.

Oreſtes.

So haſt du alſo meinen Tod berichtet?

Erzieher.

Des Hades Bürgern zählen ſie dich zu.

Oreſtes.

Sind ſie erfreut darob? Was ſagen ſie?

Erzieher.

Erſt laß' uns handeln, dann erzähl' ich dir.
Indeſſen geh'n ſie Gutes ſelbſt im Schlimmſten.

Elektra.

Wer iſt der Mann? O Bruder, ſprich, ich bitte.

Oreſtes.

Du kennſt ihn nicht?

Elektra.

Ich kann mich nicht entſinnen.

Oreſtes.

Ihn, deſſen Händen du mich einſt vertraut?

Elektra.

Was meinſt? Wer?

Oreſtes.

Der Mann, den deine Vorſicht
Erkor, um mich in's Phokerland zu retten.

Elektra.

Derſelbe, den allein von Allen ich
Beim Mord des Vaters einſt getreu erfand?

Oreſtes.

Er iſt's und weiter frage nun nicht mehr.

Elektra (des Erziehers Hände faſſend).

O theures Licht, alleinger Retter du,
Von Agamemnons Haus, wie kamſt du her?
Biſt du's, der mich und ihn aus tauſend Nöthen
Gerettet? O willkommen, theure Hände,
Ihr dienſtbefliſſenen Füße! Wie ſo lang
Erkannt' ich nicht, verriethſt du dich nicht?
Mich tödtete dein Wort und deine That
Erfreut mich doch. Mein Vater, ja, das biſt
Du mir, willkommen, Vater! dich zumeiſt
Von allen Menſchen haßt' *) ich, lieb' ich heut;

Erzieher.

Mich dünkt, es iſt genug; was ſonſt indeſſen
Geſcheh'n, Elektra — viel der Tage rollen
Und Nächte, wo du Alles hören ſollſt.
Euch Beiden aber ſag' ich: jetzt iſt's Zeit,
Zu handeln. Klytämnestra iſt allein,
Der Männer keiner drinnen; ſäumt ihr jetzt,
Dann wißt, daß ihr mit einer größern Zahl
Von Männern, ſchlau geübt, zu kämpfen habt.

Oreſtes.

Nun denn! Der Reden ſind genug gewechſelt,
Komm, Pylades, an's Werk! Begrüßen wir
Der Ahnen Götterbilder, die umher
Im Vorhof aufgeſtellt; dann raſch hinein!
(Sie knieen Alle am Altar des Apollon nieder.)

Elektra.

Apollon, König, gnädig hör' ihr Fleh'n
Und meines! Wie ſo oft mit emſ'ger Hand
Hab' ich mein armes Opfer dir gebracht;
Nun aber, lykiſcher Apollon, fleh'
Und bitt' ich brünſtig und beſchwöre dich,
Steh hilfreich ihrem Unternehmen bei
Und thue kund den Menſchen, wie die Götter
Verruchten Frevel nach Gebühr belohnen!
(Alle, außer dem Chor, gehen in den Palaſt.)

Chor.

Schaut, wie Ares ſchnaubend nach Blut
Niederwallt die erboſten Feinde!
Ueber die Schwelle gegangen ſind
Der Unthat Rachegeiſter, erjagend
Sicher ihr Wild, Spürhunden gleich.
Und lange nicht ſchwebt im Dunkeln mehr
Meines Geiſtes ahnender Traum.
Liſtigen Fußes ſchleicht ſich hinein
Des Todten **) Rächer in's Vaterhaus,
Voll uralt aufgeſpeicherter Schätze,
Den friſchgeſchärften Mordſtahl in Händen,
Und der Maja Sohn,
Hermes, führt ihn, die Liſt im Dunkeln
Verhüllend, unaufhaltſam zum Ziele.

---

*) Eintretend, nämlich in den königlichen Palaſt, vor deſſen Pforte das Stück ſpielt.

*) Weil der Erzieher der Ueberbringer der falſchen Nachricht vom Tode ihres Bruders geweſen war.

**) Des Agamemnon.

(Elektra tritt eilig aus dem Palaſte.)
Elektra.
Geliebte Frau'n, in dieſem Augenblick
Vollbringen ſie das Werk; wir harren ſchweigend.
Chor.
Was thun ſie? Wie?
Elektra.
Zum Todtenopfer ſchmückt
Sie jetzt die Schaale. Beide ſteh'n ihr nah.
Chor.
Du kommſt heraus, warum?
Elektra.
Ich wache hier,
Damit ſie dort Aegiſth nicht überraſcht.
Klytämneſtra (im Innern des Palaſtes).
O wehe, weh, von Mördern iſt
Das ganze Haus erfüllt, von Freunden leer!
Elektra.
Ich höre ſchrei'n; vernahmt ihr Nichts, Geliebte?
Chor.
Unerhörtes hör' ich, weh,
Und ſchaudre!
Klytämneſtra.
O weh', Aegiſth, wo biſt du? Wehe mir!
Elektra.
Hört ihr die Stimme wieder?
Klytämneſtra.
Sohn, mein Sohn,
Erbarm' dich deiner Mutter!
Elektra.
Weder ſein
Noch ſeines Vaters haſt du dich erbarmt.
Chor.
Heil dir, o Stadt! Unſel'ges Geſchlecht,
Dein täglich erneuertes Mißgeſchick,
Es ſchwindet, ſchwindet dahin!
Klytämneſtra.
Er traf mich, weh!
Elektra.
Noch einmal, wenn du kannſt!
Klytämneſtra.
Ach, wieder!
Elektra.
Träfſt du doch Aegiſth zugleich.
Chor.
Der Fluch iſt vollendet!
Aufleben, die unter der Erde ruh'n,
Schlürfend des Blutes reichen Strom,
Das Blut ihrer Mörder,
Die einſt Erſchlag'nen.
(Oreſtes und Pylades kommen heraus.)
Chor.
Sieh' da, ſie nah'n. Vom blut'gen Racheopfer
Noch trieft die Hand. Im Mund erſtirbt das Wort.
Elektra.
Wie iſt es, mein Oreſt?
Oreſtes.
Drinnen gut,
Wofern Apoll mich gut geleitet.
Elektra.
Todt
Iſt die Unſel'ge?
Oreſtes.
Länger fürchte nicht,
Daß dich der Mutter Uebermuth verhöhnt!
Chor.
Endet, ich ſeh' Aegiſthos
Kommen, wahrlich, er iſt es.
Elektra.
Wollt ihr von hinnen nicht, o Freunde?
Oreſtes.
Seht ihr ihn uns nah'n?
Elektra.
Mit froher Miene kommt
Er aus der Vorſtadt.
Chor.
Hinter die Thüre verbergt euch raſch,
Daß euch, wie ihr das Erſte wohl
Vollbracht, auch das Zweite gelinge.
Oreſtes.
Getroſt, es ſoll gelingen.
Elektra.
Eile denn!
Oreſtes.
Ich gehe ſchon.
Elektra.
Was nöthig, thu' ich hier.
(Oreſtes geht mit Pylades ab.)
Chor.
Förderlich wär' es, den Mann mit ſanft
Einſchläfernden, wenigen Worten nur
Zu berücken, daß er ſich mitten hinein
Arglos ſtürz' in den Rachekampf.
(Aegiſthos tritt auf.)
Aegiſthos.
Wer weiß von euch, wo jene Fremden ſind
Aus Phokis, die die Kunde, hör' ich, brachten,
Daß unter Wagentrümmern fiel Oreſt.
Dich frag' ich, dich, ja dich, die ſtets bis heut'
So trotzig war. Vor Allen kümmert's dich;
Du weißt es wohl am Beſten auch von Allen.
Elektra.
Ich weiß es, leider, ja, wie konnte fremd
Mir der geliebten Meinen Schickſal ſein?
Aegiſthos.
Wo aber ſind die Fremdlinge? Sag an!
Elektra.
Im Haus, wo ſie erreicht die theure Wirthin.
Aegiſthos.
Und haben ſie ihn wirklich todt gemeldet?
Elektra.
Geſagt nicht blos, ihn ſelbſt hieher gebracht.
Aegiſthos.
So kann ich hier ihn ſeh'n mit eig'nen Augen?
Elektra.
Gewiß, ein Anblick nicht beneidenswerth.
Aegiſthos.
Viel Frohes ſagſt du mir, ganz ungewohnt.
Elektra.
Erfreue dich, wenn dies erfreulich iſt.
Aegiſthos.
Schweig', ich gebiet' es. Oeffnet jetzt das Thor,
Daß All' ihn ſchau'n in Argos und Mykenä,
Und daß, wer ſich in eitler Hoffnung ſonſt
Auf dieſen Mann erhob, ihn jetzt todt
Erblick' und meinem Joch ſich füg', eh' ihm
Gewaltſam meine Zucht den Sinn belehrt.
Elektra.
Schon thu' ich, was ich ſoll. Mich hat die Zeit
Gelehrt, den Mächtigern zu Dienſt zu ſein.
(Sie öffnet das Thor des Palaſtes. Man erblickt im
Vorhof die verhüllte Leiche der Klytämneſtra. Oreſtes,
Pylades und der Erzieher treten auf.)
Aegiſthos.
O Zeus, ein Anblick, der nicht ohne Neid
Mir wird! Doch ſtill, die Rache könnte lauſchen. —
Nehmt jede Hülle weg, damit auch ich
Dem Nahverwandten eine Thräne zolle.
Oreſtes.
Nimm du ſie ſelbſt hinweg. Ein Blick, ein Wort
Der Liebe ziemt hier dir allein, nicht mir.
Aegiſthos.
Nun wohl, ich will dir folgen, aber du;
Wenn Klytämneſtra drinnen, rufe ſie.
Oreſtes.
Sie iſt dir nah, du brauchſt nicht weit zu ſuchen.

Aegiſthos (die Decke aufhebend).
Was ſeh' ich? Weh'!
Oreſtes.
Was ſchreckt, verwirrt dich denn?
Aegiſthos.
In welcher Männer Schlingen bin ich Armer
Verſtrickt?
Oreſtes.
Und wär'ſt du denn nicht längſt gewahr,
Daß mit Lebendigen, Todten gleich, du ſprachſt?
Aegiſthos.
Weh' mir, dein Wort verſteh' ich; nur Oreſt,
Kein Andrer iſt's, der alſo mit mir ſpricht.
Oreſtes.
Du kluger Seher, ſiehſt du jetzo klar?
Aegiſthos.
Verloren bin ich Aermſter! Gönne mir
Nur noch ein kurzes Wort.
Elektra.
Kein Wort mehr, nein,
Bei allen Göttern, Bruder, duld' es nicht!
Was bringt dem Mann des Unheils, der dem Tod
Geweiht, der Aufſchub für Gewinn? Erſchlag
Ihn raſch und gib den Todtengräbern, deren
Er würdig ſich gemacht, den Todten hin,
Fern unſerm Anblick. Nur ein ſolches Ende
Gibt mir Entgelt für all' mein langes Weh.
Oreſtes.
Wohlan denn, ohne Zögern geh' hinein:
Nicht Worte mehr, dein Leben gilt es jetzt.
Aegiſthos.
Warum hinein mich führen? Iſt dein Thun
Gerecht, wozu das Dunkel? Morde hier!
Oreſtes.
Befehlen willſt du? Geh und ſtirb, wo du
Den Vater mir erſchlug'ſt, am gleichen Ort.
Aegiſthos.
So muß denn dieſes Haus das Elend all'
Der Pelopiden, jetzt und künftig ſchau'n?
Oreſtes.
Das deine ſicher. Dies weiſſag' ich dir.
Aegiſthos.
Dein Vater war doch ſo prophetiſch nicht.
Oreſtes.
Du widerſprichſt, den Weg nur zu verlängern.
Voran!
Aegiſthos.
Ich folge.
Oreſtes.
Nein, du gehſt voran.
Aegiſthos.
Daß ich dir nicht entfliehe?
Oreſtes.
Daß du nicht ſtirbſt
Nach eigner Luſt: verbittern will ich's dir.
Ereilen ſollte dieſe Strafe Jeden,
Der frech Geſetz und Ordnung übertritt,
Der Tod! Des Frevels gäb' es nicht ſo viel!
(Geht ab mit Aegiſthos.)
Chor.
O Atreus' Stamm, wie viel Leiden haſt
Du erduldet, bis endlich zur Freiheit du
Dich ſiegreich durchgerungen!
(Der Vorhang geht langſam in die Höhe.)
(Seeger.)

## 2.

## Preis des attiſchen Landes.

(Chorgeſang aus dem „Oedipus in Kolonos.")

Fremdling, im Lande der prangenden Roſſe
Biſt du zur herrlichſten Stätte gedrungen,
Glänzend umfängt dich Kolonos' Gebiet,
Wo unter zahlloſen Sangesgenoſſen
Schmelzende Klagen die Nachtigall flötet,
Heimiſch im grünenden, ſchattigen Thal,
Unter des Epheus dunkelen Ranken,
Tief in dem heiligen, nimmer berührten,
Fruchtbeladenen, nächtlichen Laub,
Nimmer bedroht von verheerenden Stürmen,
Wo mit dem ſeligkeittrunkenen Schwarm
Bakchos erſcheint, in der göttlichen Weiber
Hehrem Geleite, die einſt ihn ernährt. —
Unter dem Thauduft des Himmels erblühen,
Täglich ſüßduftende Kräuter enthaltend,
Schlanke Narziſſen zum Kranze den zwei
Mächtigen Göttinnen,*) uraltem Brauch nach.
Krokos auch ſchimmert wie Gold; es verrinnen
Nimmer die Waſſer des raſtloſen Quells,
Längs dem Kephiſſos die Auen benetzend.
Täglich befeuchtet der Regen mit lauterm,
Reichlichem Guſſe das fette Gefild,
Weithin ſich dehnende Fluren, die weder
Chöre der Muſen im Tanze verſchmäh'n,
Noch Aphrodite, mit goldenem Zügel
Lenkend das leichte, beſchwingte Geſpann. —
Hier auch ſiehſt einen Baum du ergrünen,
Wie ihn nicht Aſiens Boden, noch Pelops'
Doriſches Eiland ſo herrlich erzeugt;
Nimmer der Pflege bedürftig, durch eigne
Triebkraft gedeiht er, ein Schreckbild den Feinden,
Blühend und ſtattlich in unſerem Gebiet,
Nahrung auch ſpendend: der bläuliche Oelbaum,
Er, an dem ſich nicht Greis oder Jüngling
Jemals vergriffen mit frevelnder Hand,
Weil der geweihten Schößlinge Schirmer,
Zeus, ihn mit ſorgenden Blicken bewacht,
Weil die blauäugige Herrin Athene
Ueber ihm waltet mit heiliger Hut. —
Anderes Lob noch bleibt zu verkünden,
Höchſte und herrlichſte Gaben des großen
Schutzherrn, die er der Heimat verlieh:
Prangender Reichthum der Roſſe und Füllen,
Prangende Flut des umwogenden Meeres.
Großer Kronide, wir danken ſie dir,
Dir nur den Ruhmglanz, Herrſcher Poſeidon,
Der du der Erſte mit ſicherndem Zügel
Roſſe gebändigt auf attiſcher Flur;
Wo in die Meerflut, hurtig und machtvoll
Niederzuſchwingen, das Ruderbrett harrt,
Rings von den hundertfüßigen Töchtern
Nereus', des Greiſes der Wogen, umſchwärmt.
(Elliſſen.)

## 3.

## Euripides.

## Hippolytos.

(Die Schlußſcenen der Tragödie.)

Ein Bote, Theſeus, der Chor, beſtehend aus
Trözeniſchen Frauen.

Bote.
Wohin mich wendend, Weiber, möcht' ich dieſes Lands
Gebieter, Theſeus, finden? Wenn ihr's wißt, ſo zeigt's
Mir an. Iſt etwa drinnen er in ſeinem Haus?**)
Chor.
Aus ſeiner Wohnung ſchreitet er da ſelbſt heraus.

---

*) Demeter (Ceres) und Perſephone (Proſerpina).

**) Die Scene iſt vor dem Palaſt des Königs Pittheus in Trözene.

Bote.
O Theſeus, trauerweckende Kunde bring' ich jetzt
Dir und den Bürgern, welche die Athenerſtadt
Bewohnen und die Marken von Trözenia.
Theſeus.
Was gibt es? Hat ein neues Mißgeſchick doch nicht
Der beiden Städte Nachbarſtaaten heimgeſucht?
Bote.
Mit einem Worte: nicht mehr iſt Hippolytos;
Doch ſchwankt an ſchwachem Faden noch ſein Lebenslicht.
Theſeus.
Durch wen? Von Einem angefeindet ſicherlich,
Dem er ſein Weib, wie ſeinem Vater, ſchändete?
Bote.
Das eigne Fahrzeug ſeines Wagens bracht' ihn um
Und deines Mundes Flüche, die zum Vater du,
Dem Meerbeherrſcher, deines Sohnes wegen riefſt.
Theſeus.
O Götter und Poſeidon! Jetzo biſt du mein
Wahrhaft'ger Vater, da du mich erhöret haſt.
Doch wie er umkam, melde! Melde, welcher Art
Ihn, meinen Ehrenräuber, Dike's Keule ſchlug.
Bote.
Wir nahe nun dem ſchaumbeſpülten Wogenſtrand
Mit Striegeln kämmten ſeiner Roſſe Mähnen aus,
Wehklagend; denn ein Bote kam und meldete,
Daß hier im Land nicht länger weilen dürfe mehr,
Zur traur'gen Flucht von dir verdammt, Hippolytos.
Drauf kam er ſelbſt, der Thränen gleiches Lied hieher
Zum Strand uns bringend. Seinem Fuße folgt' von mehr
Als tauſend Jugendfreunden eine dichte Schar.
Nach ein'ger Zeit die Seufzer ſtillend ſprach er ſo:
„Was hilft das Weinen? Folgen muß ich ſeinem Wort.
Schirrt, Diener, meiner jochgewohnten Roſſe Zug
An meinen Wagen — dieſe Stadt iſt mein nicht mehr!“
Und unverzüglich eilte jeder Mann darauf
Und ſchneller, als man's glauben konnte, ſtellten wir
Ins Zeug geworfen unſ'rem Herrn die Renner dar.
Da griff er raſch die Zügel auf vom Wagenknopf
Und, Hände faltend, rief er zu den Göttern: „Zeus!
Nicht ſoll ich fürder leben, wenn ich ſündigte;
Und mag's der Vater fühlen, wie er mich entehrt,
Ob Tod mir [illegible] oder lang'res Sonnenlicht.“
Und jetzt die Peitſche ſchwingend bringt er ſie zumal
Den Stuten bei; wir Diener aber neben an
Dem Wagen und den Zügeln folgten unſerm Herrn
Den Argos und gen Epidauros graden Weg.
Als wir nun einer öden Gegend zugeſtürmt,
Erhebet jenſeits dieſes Landes ſich ein Strand,
Gerade zum Saroner Buſen hingeſtreckt.
Da war's, woher wie unterirdiſcher Donner Zeus'
[illegible] ein Getöſe ſchauerhaft erſcholl.
Empor zum Himmel ſpitzten Ohren und das Haupt
Die Thiere; [illegible] befiel auch uns,
Von wo das Brauſen käme. Doch zum Wogenſtrand
Hinblickend ſah'n wir einen grauſen Waſſerberg
Zum Himmel auf ſich bäumen, daß dem Auge ſchnell
Der Blick auf Skiron's Küſtenhang benommen war,
Verhüllt der Iſthmos und der Fels Asklepios'.
Aufſchwellend [illegible] um des Schaumes Giſcht
Zu dampfend aufgeregten Meeresbrandungen
Stürzt er zum Strande, wo das Viergeſpann erſchien
Und von der Flut dreifach gewaltigem Waſſerſchlund
Speit's einen Stier, ein wildes Ungeheuer aus,
Von deß Gebrüll weithin die Erdkreis angefüllt
Urſchrecklich widerhallte, doch den Schauenden
Erſchien ein Schauſpiel, augenüberwältigend.
Denn plötzlich machte Schreckensgraus die Roſſe ſcheu
Und unſer Herr, in Pferdelenkungskunden wohl
Erfahren, zieht die Zügel an mit ſtarker Hand
Und zerrte, wie das Ruder zerrt ein Schiffersmann
Die Riemen, rückwärtsliegend; doch das Viergeſpann,
Mit Knirſchen beißend in den [illegible] Zaum,
Raſ't fort und fort, an ſeines Steuermannes Arm,
An keine Bänder, keine Wagenzüge mehr
Sich kehrend. Aber wenn er nun auf weiches Feld
Das Steuer lenkend ſeine Laufbahn richtete,
Stand ſchon zurück ihn wendend ihm im Angeſicht
Der Stier, und toller Schrecken jagt das Viergeſpann.
Doch wenn ſie nach den Klippen trabten wuthentbrannt,
So war er auch dem Wagen leiſe nachgefolgt,
Bis dieſer umgeſchüttelt auf dem Boden lag
Durch eines Felsſtücks Schmettern an das Räderwerk.
Verworren war jetzt Alles; Alles ſprang empor,
Die Buchſen an den Rädern und der Achſenſtock,
Ach! und er ſelbſt, verwickelt in die Zügel wird
Am unentwirrten Knäuel ſchwebend fortgeſchleift,
Zerfetzt am theuren Haupte von dem Felſenriff,
Zerſchellt an allen Gliedern ſchreit er gräßlich auf:
„O ihr an meinen Krippen Aufgenährte, ſteht
Und ſchonet meiner! O du grauſer Vaterfluch!
Wer kommt und will des beſten Mannes Retter ſein?“
Zwar Viele wollten, aber leider blieb zurück
Der ſpäte Fuß. Doch er, von Banden abgelöſ't
Zerriſſner Riemen, ſtürzte hin, ich weiß nicht, wie?
Doch kurze Friſt nur haucht er noch Lebensluft.
Die Roſſe ſind verſchwunden und das Ungeheu'r
Des grimm'gen Stiers am Felſenrand, ich weiß nicht,
wo? —
Ein Sklave zwar nur deines Hauſes bin ich, Fürſt,
Doch dazu überredet mich kein Sterblicher,
Von deinem Sohn zu glauben, daß er ſündigte;
Nicht, wenn ſich hängten alle Weiber in der Welt *)
Und irgendwer mit Brieſchen Ida's Fichtenwald
Anfüllte; denn als Tugendhaften kenn' ich ihn.
Chor.
Weh, weh! vollendet wurde neues Mißgeſchick;
Aus Schickſal und Nothwendigkeit iſt kein Entflieh'n.
Theſeus.
Aus Haß des Mannes, welchem dieß begegnete,
Erfreuten mich die Reden; aber ſcheuend nun
Die Götter und ihn ſelber, weil mein Blut er iſt,
Freu' ich mich weder dieſes Falls, noch härm' ich mich.
Bote.
Wie nun? Ihn bringen oder was denn ſollen wir
Dem Armen thun, willfahrend deinem Herzensſinn?
Bedenk's und meinem Rathe folgend wiſſ' zu ſein
Nicht grauſam gegen deinen unglückſel'gen Sohn.
Theſeus.
So bringt, daß ich meinen Sohn in's Angeſicht,
Ihn, der geleugnet, Schänder meines Betts zu ſein,
Durch Wort und Götterſtrafen überführen kann.
Chor.
Du lenkſt der Götter und der Menſchen unbiegſam Herz,
O Kypris, mit ihm,
Dem buntgefiederten Knaben im ſchnell
Kreiſenden Flügelpaar!
Er fliegt über das Land, er fliegt auf Meergrunds
Hellſtrömender Salzflut.
Es lockt Eros den, deſſen begeiſterte Bruſt
Er mit des Fittigs gold-
Glänzendem Kiel beſtreift,
Und wilde Brut des Gebirgs,
Und auch was ſchwimmt und was die Erde nährt,
Die Helios' flammende Glut überſtrahlt,
Und Menſchen; du nur waltſt
Mit gebietender Macht, Königin
Kypris, ob allen dieſen!
(Artemis kommt durch die Luft herab.)
Artemis.
O Aegeus' Sohn, du Gefürchteter, hör',
Ich gebiete dir, mich!
Ich Artemis bin's, Tochter der Leto.

---

*) Anſpielung auf den Selbſtmord der Phädra, welche ſich aus Verzweiflung, ihre Liebe von ihrem Stiefſohn Hippolytos verſchmäht zu ſehen, im Verlauf des Stückes erhängt hatte.

Theſeus, was erfreut dich dieſes, o Thor?
Da du tödteteſt, ſelbſt unheilig, dein Kind,
Durch die Lüge des Weibs und Erdichtung berückt.
Ungewiß; doch gewiß iſt der Schaden daraus.
Was hülleſt du nicht in der Nacht Abgrund
Die beſchämte Geſtalt?
Was fliegſt du nicht auf mit verwandeltem Leib
Und erhebeſt den Fuß vom Verderben hinweg?
Denn dir iſt nicht mit den Wackern hinfort
Die Gemeinſchaft des Lebens beſchieden. —
Vernimm, o Theſeus, deiner Leiden Thatbeſtand;
Zwar wird's nicht frommen, aber quälen muß ich dich.
Deswegen kam ich, deines Sohnes Gerechtigkeit
Dir aufzudecken, daß er ruhmvoll endige,
Und deines Weibes Raſerei und andrentheils
Entſchloſſenheit; denn von der Göttin Pfeil geritzt,
Die ich und jede haſſet, deren Freude nur
Jungfräulichkeit — begehrte ſie nach deinem Sohn.
Doch mit Vernunft bekriegend dieſe Leidenſchaft
Verdarb ſie unfreiwillig durch der Amme Trug,
Die deinem Sohn nach abgenomm'nem Eid' entdeckt
Ihr Uebel. Er, wie billig, folgte keineswegs
Der Lockung und, hinwiederum von dir geſchmäht,
Brach er des Eides Treue nicht, aus Frömmigkeit.
Und ſie, entlarvt zu werden fürchtend, ſchrieb an dich
Die lügenhaften Zeilen und vernichtete
Durch Liſt den Sohn und hat auch leider dich berückt.

Theſeus.

Weh mir!

Artemis.

Dich ſtechen, Theſeus, dieſe Reden. Aber ſtill!
Und was noch folget, höre, daß du ſeufzeſt mehr.
Die drei Verheißungen des Erzeugers — kennſt du ſie?
Wovon du eine grauſam weggenommen haſt,
Die Feinde treffen konnte, gegen deinen Sohn.
Dein Vater nun, der Meergebieter, wohlgeſinnt,
Verlieh, ſo viel er mußte, weil er's angelobt.
Du aber dich in ſein und meinen Augen ſchlecht;
Da du die Wahrheit weder, noch Orakelſpruch
Abwarteteſt, auch nicht prüfteſt und nicht lang're Zeit
Erwägung gönnteſt, raſcher ſein, denn du geſollt,
Den Sohn dahingabſt dieſem Fluch, dem tödtenden.

Theſeus.

O ſtürb' ich, Herrin!

Artemis.

Schwer iſt deine Schuld, jedoch
Noch kannſt auch du Verzeihung finden deſſenthalb.
Denn Göttin Kypris wollte, daß es alſo ging,
Die Rache ſtillend. Unter Göttern iſt's Geſetz,
Daß keiner eines Andern Willensneigungen
Begegnen mag, nein, immer weichen wir zurück.
Denn, ſei verſichert, wenn ich Zeus nicht fürchtete,
So tief in dieſe Schmach gefallen wär' ich nicht,
Daß ich den mir vor allen Menſchen Theuerſten
Hinſterben ließ. Doch deinen Fehler ſpricht zuerſt
Unwiſſenheit von aller Bosheitsſchande frei.
Dann hat auch ſterbend deine Gattin jeglichen
Beweis vernichtet, welcher dich bekehrte.
Zwar dich am meiſten überſtürzte dies Geſchick,
Doch ich auch trau're! denn am Tod der Frommen freu'n
Sich nicht die Götter, ſondern nur die Frevlen
Sammt Haus und Kindern werden von uns ausgetilgt.

(Hippolytos kommt, auf Diener geſtützt.)

Chor.

Schon naht er heran, der Unſelige wohl,
Im blühenden Leib
Und dem Goldhaarhaupt abſcheulich entſtellt.
O Jammer im Haus! welch' doppelte Trau'r,
Von den Göttern verhängt,
Hat auf den Palaſt ſich gewälzet!

Hippolytos.

Ach! ach!
Ich Armer, mich hat dein grauſamer Fluch
Und dein grauſames Herz, o Vater, zerfleiſcht!
Nun bin ich dahin, weh mir, weh mir!
Durch die Nerven des Haupts ſchießt glühender Schmerz
Und in meinem Gehirn hüpft zuckender Krampf.
Halt! Ruhe verlangt der erliegende Leib.
Ach! ach!
O ſchreckliches Geſpann von Roſſen, das ich
Mit den Händen genährt,
Du vernichteteſt mich, du tödteteſt mich!
Bei den Göttern! berührt, ihr Diener, gelind,
Mit ſchonender Hand die Geſchwüre der Haut.
Wer lehnet ſich rechts an die Seiten mir an?
Hebt mich geſchickt auf, zieht mich nicht ungleich,
Den Verworfenen und den Verfluchten mich, durch
Des Erzeugers Verſeh'n! Zeus, ſiehſt du das, Zeus?
Ich, der Reine, der nur den Unſterblichen dient,
Ich, der Allen voran in Züchtigkeit geht,
Wandle nun ſichtbar zum Hades hinab,
Um das Leben getäuſcht.
Nun hab' ich umſonſt mich eifrig bemüht
Um Frömmigkeit gegen die Menſchen.
Ach! ach!
Jetzt wieder ergreift mich Qual auf Qual.
Laßt mich Unſeligen!
O nahteſt du mir, Tod, rettender Arzt!
O tödtet dazu, tödtet den Leidenden!
Mich verlangt nach zwiefachgeſchliffenem Spieß,
Zu zertheilen das Herz
Und das Leben einmal zu verſenken in Schlaf.
O verderblicher Fluch, den der Vater gethan!
Und blutbefleckter Ahnen Schuld,
Der uralten Stammväter Fehl
Zögert länger nicht, durch die Schranken brechend
Und ſtürmt auf mich; warum auf mich,
Den keines Fehlers Schuldigen?
Ach, was ſag' ich? wie
Kann heraus ſich winden mein Leben
Aus dieſem unbarmherzigen Schmerz?
Daß mich, den unglückſeligen Mann, einſchläferte
Das nächtlichſchwarze Machtgebot des Hades!

Artemis.

O welchen Leiden angefeſſelt, Dulder, du!
Dich hat verdorben deines Herzens Edelſinn.

Hippolytos.

Ha!
O Hauch des Götterduftes! Auch in Schmerzensqual
Merk' ich dein Nah'n und leichter fühlet ſich mein Leib;
Es weilt in dieſen Räumen Göttin Artemis.

Artemis.

Sie iſt es, Armer! deine liebſte Göttin iſt's.

Hippolytos.

Siehſt du, o Herrin, wie mir's geht, dem Leidenden?

Artemis.

Ich ſeh's, doch Thränen weinen darf mein Auge nicht.

Hippolytos.

Dein Jäger und dein treuer Diener iſt nicht mehr.

Artemis.

Ja, nicht mehr; doch ein Vielgeliebter ſcheideſt du.

Hippolytos.

Dein Roſſetummler, deiner Götterbilder Hort.

Artemis.

So hat es Kypris angelegt, die Tückiſche.

Hippolytos.

Weh mir, die Göttin, die mich ſtürzte, kenn' ich wohl.

Artemis.

Um Ehre neidend haßte ſie den Züchtigen.

Hippolytos.

Uns hat zu Drei'n vernichtet dieſe Einzige.

Artemis.

Dich und den Vater und die dritte, ſein Gemahl.

Hippolytos.

Auch meines Vaters Mißgeſchick bewein' ich denn.

Artemis.

Die Ränke dieſer Göttin hintergingen ihn.

**Hippolytos.**
O dieſes Unglück, Vater, hat dich tief gebeugt.
**Theſeus.**
Ich bin verloren, aller Lebensreiz iſt hin.
**Hippolytos.**
Mehr ob des Irrthums, als mich ſelbſt, bewein' ich dich.
**Theſeus.**
Wenn ich nur todt an deiner Stelle wär', Sohn!
**Hippolytos.**
Poſeidons, deines Vaters Gaben, waren herb.
**Theſeus.**
O kam doch Jenes*) über meine Lippen nie!
**Hippolytos.**
Wie? mich getödtet hätteſt du; ſo zürnteſt du?
**Theſeus.**
Die Götter aber haben mich in Wahn verſtrickt.
**Hippolytos.**
Weh!
O konnten Göttern fluchen doch die Sterblichen!
**Artemis.**
Laß' das! denn nicht, auch unter'm Erdendunkel nicht,
Soll ungerochen deinen Leib die Rachbegier
Der eiferſücht'gen Göttin Kypris hingeſtreckt,
Zum Lohn des reinen Herzens und der Frömmigkeit.
Denn einen andern Jüngling**) werd' ich ihr dafür,
Den ſie vor Allen liebgewann, aus meiner Hand
Mit dieſen unentfliehbar'n Pfeilen züchtigen.
Für ſolche Plagen aber hier, Mühſeliger,
Dir hohe Ehren in der Stadt Trözene's
Beſtimmt; denn alle Bräute vor dem Hochzeitsfeſt
Beſchneiden lange Zeiten ihre Locken dir,
Frucht erntend von den Thränen einer großen Trau'r,
Und immer wird's der Mädchen Sorge ſein, auf dich
Ein Lied zu ſingen und nicht namenlos verſchweigt
Man Phädra's Liebe, welche ſich auf dich geſtürzt.
Du aber, Sohn des alten Aegeus, ſchließ' den Sohn
In deinen Arm und liebend zieh' ihn an die Bruſt;
Denn willenlos verdarbſt du ihn; der Sterbliche
Muß freilich, wenn's die Götter fügen, ſündigen.
Dich aber mahn' ich, haſſe deinen Vater nicht,
Hippolytos! denn die Schickung weißt du, der du ſtirbſt.
Nun lebe wohl; denn keinen Todten darf ich ſchau'n
Und durch das Röcheln Sterbender nicht den Blick entweih'n:
Denn nahe ſchon dem letzten Uebel ſeh' ich dich.
(*Sie erhebt ſich in die Luft.*)
**Hippolytos.**
Du, ſel'ge Jungfrau! lebe wohl auch du, enteil'
Und löſe ſanft des Herzens lang gepflogenen Bund.
Verſöhnt nach deinem Wunſche bei des Vaters Schuld,
Denn immer war ich deinem Willen unterthan.
Ach, ach! die Augen überwallet Finſterniß!
Faß' mich, o Vater, und erhebe meinen Leib.
**Theſeus.**
O wehe, Kind! was thuſt du mir Unſeligem?
**Hippolytos.**
Ich ſterb' und ſchaue wahrlich ſchon des Todes Thor.
**Theſeus.**
Und läß'ſt du meine Seele ſchuldbefleckt zurück?
**Hippolytos.**
O nein, von dieſem Morde ſprech' ich dich ja frei.
**Theſeus.**
Was ſagſt du? Schuldlos meines Bluts erklärſt du mich?
**Hippolytos.**
Ich zeug' es bei der bogenmächtigen Artemis.
**Theſeus.**
Wie edel, Liebſter, deinem Vater zeigſt du dich!
**Hippolytos.**
Nun lebe wohl, mein Vater, lebe vielmal wohl!
**Theſeus.**
Ach, welche Herzensgüte, welche Frömmigkeit!
**Hippolytos.**
Solch ächte Kinder mögen dir beſchieden ſein!
**Theſeus.**
Verlaß mich jetzt nicht, Lieber, ſtreite kräftiglich!
**Hippolytos.**
Nun hab' ich ausgeſtritten und erblaſſe ſchon;
Hüll', Vater, ſchnell in's Todtentuch mein Angeſicht!
(*Er ſtirbt.*)
**Theſeus.**
O mein Athen, der Pallas ruhmgeprieſ'ne Stadt,
Welch eines Manns ſollſt du beraubt ſein! Kypris, ach,
Wie oft werd' ich gedenken deiner Grauſamkeit.
**Chor.**
Ein gemeinſam Leid iſt Allen im Volk
Unerwartet genaht.
Nun werden im Land viel Thränen geweint;
Denn des trefflichen Manns klagwerthes Geſchick
Hallt ſchmerzhaft überall wieder. (Ludwig.)

## 4.

## Ariſtophanes.

### 1.

### Die Ritter.

(Act 2. Scene 1.)

Das Volk, der Paphlagonier*), der Wurſthändler, Chor der Ritter.

**Chor der Ritter** (zum Wurſthändler).
O der du allem Menſchenkind gebracht die ſchönſte Gabe,
Um deine Zungenfertigkeit mag der Neid erlaubt ſein;
Denn geht's ſo weiter, wirſt du bald aller Hellenen Haupt ſein;
Obherrſchen hier den Bündnern**) rings mit mächtigem Dreizackſtabe,
Mit dem erſchütternd, wetternd du dir ſammelſt reiche Habe!
Doch laß nur jetzt nicht los den Mann; er läßt ja ſchon ſich packen
Und unter bringſt du nun ihn leicht, begabt mit ſolchem Nacken!
**Paphlagonier.**
So weit, bei Gott, iſt's doch noch nicht gekommen, liebe Herren;
Vollbracht hab' ich ſo Großes ſchon, daß gleich trotz allem Spotten
All' meinen Feinden allzumal damit geſtopft der Mund wird,
So lang von Pylos Schilden noch bewahrt ein Spahn und Spunt wird.***)
**Wurſthändler.**
Ja, halt mal bei den Schildern ſtill! da kann ich gleich dich faſſen.
Wenn du das Volk im Ernſte meinſt zu lieben, nicht zu haſſen,
So mußteſt du mit Riem' und Griff ſie nicht aufhängen laſſen.

---

*) Das Gebet an Poſeidon, daß dieſer den Hippolytos verderben möge.

**) Den Adonis.

*) Mit der Maske des Paphlagonier's iſt der Demagog Kleon, der Gerber, gemeint, der damals in Athen allmächtig war und den der kühne Komödiendichter unerbittlich verfolgt. In dem Wurſthändler hat er eine Perſon aufgeſtellt, die den Herodes noch überherodeſen, den Kleon noch überkleonen, d. h. an Gemeinheit, Prahlhanſerei und niederträchtiger Volksſchmeichelei noch übertreffen ſoll.

**) Die Bündner ſind die Inſelbewohner des ägäiſchen und joniſchen Meeres, welche aus Bundesgenoſſen der Athener allmälig zu hartgedrückten Unterthanen geworden waren.

***) Kleon renommirt bei jeder Gelegenheit mit dem glücklichen Erfolg des Kriegszugs nach Pylos, welchen glücklichen Erfolg er vornehmlich ſich zuſchrieb.

Doch ſiehſt du, Volk, das iſt 'ne Liſt, damit, wenn du zu Leide
Dem Menſchen willſt, du hübſch es mußt am Ende laſſen bleiben.
Du ſiehſt ja, wie ein ganzer Troß von Burſchen aus der Gerbe
Zu Dienſt ihm iſt; bei dieſen ſind in Pflicht auch ihr Gewerbe
Die Käſ' und Honigbäcker; ſo iſt Alles eine Kette.
Und wollſt du nun einmal nur greifen zur Scherbe*), um die Wette
Läuft Nachts die Bande hin und hebt die Schilde aus den Klammern
Und ſperret jeden Zugang uns zu unſern Vorrathskammern!

**Volk.**

Ich armer Menſch! Sie haben ja noch Griff und Riem, du Racker!
Wie haſt du längſt mich über's Ohr gehau'n, du Volksplacker!

**Paphlagonier.**

Du Wunderlicher, laß dich doch nicht gleich beſchwatzen; wahrlich
Du findeſt keinen Freund ſo treu wie mich und ſo beharrlich!
Ich hab' allein zur Ruh gebracht die Klubbs; die Meutereien
Entgingen meinem Scharfblick nie, gleich fing ich an zu ſchreien.

**Wursthändler.**

Du machſt es grade ſo, wie wenn die Fiſcher Aale hegen;
Denn wenn das Waſſer ruhig iſt, ſo fangen ſie keinen Regen;
Doch wenn ſie den Schlamm erſt aufgewühlt, ſo greifen ſie nach Belieben.
So rührſt du die Stadt auch um und dumm und ſicherſt dann im Trüben.
Das Eine ſag' mir jetzt, da du verkaufſt ſo viele Häute,
Haſt du, da du angeblich es ſo liebſt, ihm je bis heute
Auch eine Sohle nur geſchenkt?

**Volk.**

Niemals, es iſt abſcheulich!

**Wursthändler.**

Nun ſiehſt du doch, was an ihm iſt. Ich aber hab' ſchon neulich
Ein neu Paar Schuh dir eingekauft und ſchenk' ſie dir getreulich.

**Volk.**

Du biſt der volksgetreuſte Mann von Allen, die ich geſehen,
Der's mehr, wie Alle, redlich meint mit der Stadt und meinen Zehen!

**Paphlagonier.**

Iſt das zu toll nicht, daß ein ſolch Paar Schuh ſo viel erreichen
Und drum dir meine Dienſte nun dir ganz aus dem Sinn entweichen,
Der ich die Hurer ſchleifen ließ und jenen Gryttos ſtreichen!**)

**Wursthändler.**

Iſt das denn etwa nicht zu toll, daß du ſo verdruckſt
Nur unſre Hurer ſchleifen läß'ſt? Und wenn du auch ſie machteſt,
So iſt's auch Neid, ſie könnten bald zu Rednern avanciren.
Doch ob du dem***), ſo alt er iſt, ohn' warmen Rock laſſ'ſt frieren,
So haſt du doch ihn Winters nie der Jacke werth gehalten;
Ich aber ſchenke dir dieß Wamms; (zum Volk) da nimm's! warm wird es halten.

**Volk.**

Nein, nimmer kam Themiſtokles auf ſolcherlei Fineſſen!
Zwar war Piräus allerdings ein kluges Stück, indeſſen
Mit ihm kann als Erfindung ſich das Wamms doch immer meſſen.

**Paphlagonier.**

Mit ſolchen Affenkünſten denkſt du, Stümper, mich zu preſſen?

**Wursthändler.**

Wie wir beim Wein, wenn's Waſſer drängt, in fremde Schuhe ſchlurfen*),
So werd' ich deine Künſte doch als Schlurren brauchen dürfen!

**Paphlagonier.**

Nicht überbieten ſollſt du mich mit Verbindlichkeiten. (Zum Volk.) Sieh doch
Den Mantel hier, den ſchenk' ich dir. (Zum Wursthändler.) Nun platze, du Schuft!

**Volk.**

Ui, pfui doch!
Zum Geier mit dem! pfui, fort mit dem! Der riecht ja ganz nach Gerben!

**Wursthändler.**

Das hat er mit Fleiß dir angethan; du ſollſt erſtickend ſterben!
Auch ſonſt ſchon hat er dir nachgeſtellt; du weißt doch noch, wie neulich
Die Silphionſtengel mit einem Mal ſo billig wurden?

**Volk.**

Freilich!

**Wursthändler.**

Er hatt' es ſo mit Fleiß gemacht, daß plötzlich die Preiſe ſanken,
Damit man's billig eſſen könnt' und auf den Richterbänken
Die Herren Geſchworenen gegenſeits mit Puſten zu Tode ſich ſtänken.

**Volk.**

Ja, bei Poſeidon, juſt ſo ſprach zu mir auch Meiſter Miſter!

**Wursthändler.**

Nicht wahr, ihr farbtet endlich gelb von wegen all' der Püſter?

**Volk.**

Bei Gott, das war ein feiner Kniff von dieſem pfiffigen Biſter!

**Paphlagonier.**

Mit ſolchen Schimpf- und Zotereien, du Schwein, mich zu beſchmeißen!

**Wursthändler.**

Die Göttin will, mit Zoten ſoll ich dich zu Boden reißen.

**Paphlagonier.**

Das ſollſt du nicht, denn ich, o Volk, verſpreche dir, tagtäglich
Genießeſt du, ohne was zu thun, dein Stückchen Sold behaglich.

**Wursthändler.**

Ich aber ſchenk' dieß Büchschen dir und Balſam drein, zu heilen,
Damit du dir einreiben kannſt an deinem Bein die Beulen.

**Paphlagonier.**

Ich ſuch' die grauen Haar' dir ab und mache jung dich wieder.

**Wursthändler.**

Da nimm den Haſenſchwanz und wiſch' damit die Augenlieder!

(Droyſen)

---

*) Anſpielung auf das Scherbengericht (Oſtrakismus), vermittelſt deſſen allzu einflußreiche Bürger verbannt wurden.

**) Aus dem Bürgerverzeichniß nämlich.

***) Dem Demos (das Volk).

*) Die Schuhe blieben bei Trinkgelagen im Vorzimmer ſtehen, wobei es denn vorkam, daß man unter den angegebenen dringlichen Umſtänden in die nächſten beſten Schuhe fuhr, um den Hof aufzuſuchen.

## 2.

## Die Vögel.

(Schlußchor der 2. Scene.)

**Chor der Vögel.**

Liebliches Blondköpfchen,
Süßestes Vöglein,
Meiner Lieder Begleiterin,
Nachtigall, heitre Gespielin!
Bist du's, bist du es, kommst du,
Bringst du mir süße Gesänge mit?
Komm' und flöte mir himmlische
Frühlingsweisen! — Anapästische
Rhythmen laß uns beginnen!

**Chorführer**
(an die Zuschauer)

O ihr Menschen, verfallen dem dunkeln Geschick, den Blättern des Waldes vergleichbar,
Ohnmächtige Zwerge, Gebilde von Lehm, traumähnliche Schattengestalten,
Ihr Eintagsfliegen, der Flügel beraubt, ihr erbärmlich verweslichen Wesen,
Jetzt lauschet und hört die Unsterblichen an, die erhabnen, ewiglich jungen,
Die ätherischen, himmlischen, seligen, Uns, die unendlich kundigeren Geister,
Die euch offenbaren die Lehre vom All und den überirdischen Dingen:
Wie die Vögel entstanden, der Götter Geschlecht, und die Ströme, die Nacht und das Chaos,
Auf daß ihr erkennet, was ist und was war und zum Geier den Prodikos*) schicket.
In der Zeiten Beginn war Tartaros, Nacht und Erebos, Dunkel, und Chaos**);
Luft, Himmel und Erde war nicht; da gebar und brütet' im Erebos' Schooße,
Dem weiten, die schattenbeflügelte Nacht das uranfängliche Windei.
Und diesem entkroch in der Zeit Umlauf der verlangenentzündende Eros,
An den Schultern von goldenen Flügeln umstrahlt und behend wie die wirbelnde Windsbraut.
Mit dem Chaos, dem mächtigen Vogel, gepaart hat der in des Tartaros Tiefen
Uns ausgeheckt und heraufgeführt zu dem Lichte des Tages, die Vögel.
Noch war das Geschlecht der Unsterblichen nicht, bis er Alles in Liebe vermischte.
Wie sich Eins mit dem Andern dann paarte, da ward der Okeanos, Himmel und Erde,
Die unsterblichen, seligen Götter all! — Und so sind wir erwiesenermaßen
Weit älter, als alle Unsterblichen sind! Denn daß wir von Eros gezeugt sind,
Ist sonnenklar: denn wir fliegen wie er und gesellen uns gern den Verliebten;
Manch sprödem Knaben, der fest sich verschloß, hat noch an der Grenze der Jugend
Durch unsre Gewalt der verliebte Freund noch gewonnen durch Vogelpräsente;
Durch ein Perlhuhn etwa, ein Wachtelchen wohl auch, durch Hähnlein und persische Vögel.
Was es Schönes auf Erden und Gutes gibt, das verdanken uns Alles die Menschen.
Wir verkünden die wechselnden Zeiten des Jahrs, den Frühling, den Sommer, den Winter.
Der Kranich, er mahnt euch zu säen im Herbst, wenn er krächzend nach Libyen wandert,
Und der Seemann hängt sein Steuer alsdann in den Rauch, um auf's Ohr sich zu legen.
Kommt aber der Weih, so verkündet er euch nach dem Winter die mildere Jahrszeit,
Wo die Frühlingswolle den Schafen ihr müßt abscheeren; die zwitschernde Schwalbe,
Die erinnert euch jetzt, zu vertrödeln den Pelz und ein sommerlich Röckchen zu kaufen;
Kurz Ammon sind wir und Delphi für euch und Dodona und Phöbos Apollon!
Stets wendet ihr euch an die Vögel zuerst, eh' eure Geschäft' ihr besorget,
Als: Lohnarbeit und Kauf und Verkauf und Eheverlöbniß und Hochzeit.
Wer beißt euch die Mutter in's Bein und verheißt und bescheert euch den Segen? — Der Storch ist's!
Gar Manchem entschlüpft vor Verwunderung ein „Ei!" und ihr „höret ein Vögelchen pfeifen;"
„Das weiß nur der Geier!" bekennt ihr, und geht euch ein Licht auf, so sagt ihr: „Es schwant mir!"
Erkennt ihr es endlich, seht ihr in uns den leibhaftigen Seher Apollon!
Nun wohlan! wofern ihr als Götter uns ehrt,
Weissagende Musen, dann habt ihr für Wind
Und Wetter, für Sommer und Winter und Lenz
Und die Kühle des Herbst's! Wir entlaufen euch nicht!
Wir setzen uns nicht vornehm und bequem
In die Wolken hinauf so breit, wie Zeus;
Aus traulicher Nähe verleihen wir euch,
Euch selbst, sammt Kindern und Enkeln, Gedeih'n
Und Gesundheit die Füll'
Und Leben und Segen und Frieden und Ruh
Und Vergnügen und Spaß und Jugend und Tanz
Und Hühnermilch!
Ja, ihr werdet's, ihr all', aushalten nicht mehr
Vor Vergnügen und Lust:
So werdet ihr schwimmen im Reichthum!

**Erster Halbchor.**

Melodienreiche —
(Die Nachtigall fällt ein.)
Tio, tio, tio, tio, tio, tio, tiotix! —
Muse des Haines, mit der ich oft
In Thälern und hoch auf waldigen Bergen —
Tio, tio, tiotix! —
Schaukelnd im schattigen Laube der Eiche mein Lied —
Tiotio, tiotix, tiotix! —
Aus der Tiefe der Brust ausströmte, den Pan
Feiernd mit heiligem Tanz und die hehre
Bergdurchschwärmende Mutter der Götter —*)
Tototo, tototo, tototix!
Dort, wo gleich der Biene schwärmend
Phrynichos**) einst sich gepflückt
Des Gesanges ambrosische Frucht, der Sänger
Unerschöpften Wohllauts!

**Chorführer.**

Hat von euch Zuschauern etwa Einer Lust, sein Leben froh
Mit den Vögeln hinzuspinnen? — Macht euch auf und kommt zu uns!
Denn was hier zu Lande schändlich und verpönt ist durch's Gesetz,
Das ist unter uns, den Vögeln, Alles löblich und erlaubt.
Wenn es hier für Infamie gilt, seinen Vater durchzubläuen,
Ei, bei uns da gilt's für rühmlich, wenn der Sohn den Vater packt,
Tüchtig prügelt und noch auslacht: „Wehr' dich, wenn du Sporen trägst!"

---

*) Ein bekannter Sophist.

**) Die Theogonie, welche hier von den Vögeln entwickelt wird, ist eine Parodie auf die Theogonie des Hesiodos.

*) Kybele.

**) Ein alter Tragiker.

Iſt bei euch gebrandmarkt Einer, als ein durchgebrannter Sklav,
Der erhält bei uns den Namen: buntgefleckter Pelikan;
Und wenn unter euch ein Phryger etwa iſt, wie Spintharos,
Der paſſirt bei uns als Meiſe, von Philemons Vetterſchaft.
Wer ein Sklav iſt und ein Karer, gleich dem Exekeſtides,
Mag mit uns als Gimpel leben und da hat er Vettern gnug.
Wer, wie Peiſias' Sohn, den Ketzern heimlich öffnen will das Thor,
Ein Zaunſchlüpfer mag er werden, ſeines Vaters würd'ge Brut;
Denn bei uns, wer wird ihn ſchelten, wenn er durch die Zäune ſchlüpft?

Zweiter Halbchor.

Und Schwäne ſtimmten —
Tiotio, tiotio, tiotiotix —
Lieder mit an zur jauchzenden Laut,
Wie den Flügeln ſchlagend zum Preis des Apollon —
Tiotio, tiotio, tiotix —
Ruhend am Ufer, den ſtrömenden Hebros entlang —
Tiotio, tiotio, tiotix —
Und es ſchwang ihr Geſang ſich zum Aether empor;
Thiere des Walds, ſie lauſchten und duckten,
Spiegelhell ruhten, geglättet die Wogen —
Tiotio, tiotio, tiotix!
Wiederhallte der ganze Olympos,
Staunen ergriff auf dem Thron
Die Götter, die Grazien ſtimmten mit ein
Und Muſen in den Jubel!

Chorführer
(zu den Zuſchauern).

Nichts iſt ſchöner, Nichts bequemer, glaubt mir, als geflügelt ſein!
Denkt, ihr hättet Flügel und gelangweilt fühlte ſich
Ein Zuſchauer hier, aus purem Hunger, durch ein Trauerſpiel:
Nun der flöge ſchnell nach Hauſe, nähm' ein Gabelfrühſtück ein
Und mit vollem Magen käm' er dann im Flug hieher zurück.
Wenn ein Patrokleides unter euch in Leibesnöthen iſt,
Braucht er's nicht in's Hemd zu ſchwitzen: „Platz, ihr Herrn!" — er fliegt davon,
Dampft ſich aus und wohlgelüftet kommt er fliegend wieder zurück.
Wenn — ich meine nur — in eurer Mitt' ein Ehebrecher ſitzt
Und er ſieht den Mann der Dame auf den Rathsherrnbänken hier,
Ueber euren Häuptern fliegt er auf der Liebe Schwingen weg,
Fliegt ſchnell ab und iſt im Umſehn wieder hier auf ſeinem Platz!
Flügel zu beſitzen, traun ihr — ſagt es ſelbſt — ein ſchöner Spaß!

(Seeger.)

## A.

# Die Lyrik.

## 1.

## Tyrtäos.

### Kriegslied.

Schön fürwahr iſt der Tod, wenn unter den vorderſten Streitern
Für ſein väterlich Land kämpfend der Tapfere fällt!
Aber die eigene Stadt und die fetten Gefilde verlaſſend
Betteln zu gehn, das iſt wahrlich das Schmählichſte wohl,
Wenn du umher dich treibſt mit der theuern Mutter, dem greiſen
Vater, der Kinderlein Schar und mit dem jungen Gemahl.
Denn feindſelig begegnet man ihm, wohin er auch komme,
Welchen der Mangel bedrückt und der Bedürftigkeit Graus.
Und er beſchimpft ſein Geſchlecht, er ſchändet den glänzenden Namen,
Jegliche Schmach folgt ihm, jeglicher Schlechtigkeit nach.
Wenn dem Mann alſo, der umhertreibt, keinerlei Ehre
Wird zu Theil und nachher keinerlei Achtung ihm blüht:
Laßt uns denn ſtreiten mit Muth für das Land und unſere Kinder,
Laßt uns ſterben und nicht ſchonen des Lebens hinfort!
Auf, ihr Jünglinge, denn zum Kampf an einander geſchloſſen,
Auf und beginnt nur nicht Schrecken und ſchimpfliche Flucht!
Sondern erhebet den Muth in der Bruſt und laßt ihn erſtarken:
Nimmer im Männergefecht feige das Leben geliebt!
Die dem Bejahrteren auch, dem behend nicht mehr ſich das Knie regt,
Laſſet, zum Fliehen gewandt, nimmer den Greiſen im Stich!
Traun, gar ſchmählich doch wär's, wenn in vorderſtem Treffen gefallen,
Er vor der Jünglinge Reih'n läge, der ältere Mann,
Dem ſchon weiß das Haupt und grau ſich färbte das Barthaar;
Wenn in Staub er dahin hauchte den kräftigen Geiſt!
Wenn er die blutige Scham mit den theuern Händen bedeckte —
Wohl abſcheulich wär's, gräßlich den Augen zu ſchaun! —
Wenn er entblößt da läge; doch Alles ziemet dem Jüngling,
Welchem die Jugend noch hell ſtrahlend die Glieder umblüht.
Herrlich iſt er den Männern zu ſchaun, liebreizend den Weibern,
Weil er noch lebt; und ſchön, fiel er im vorderſten Kampf.
Recht ausſchreitend darum in geſchloſſenen Reih'n, an den Boden
Stemmet den Fuß und feſt beiße die Lippe der Zahn!

(Herzberg.)

## 2.

## Sappho.

### Ode an Aphrodite.

Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Liſtſinnige, dich beſchwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angſt und Kummer,
Hehre, das Herz mir!
Nein, o komm', wenn je auch in andern Tagen
Meiner Inbrunſt Ruf du gewährend hörteſt
Und die Wohnung deines Erzeugers laſſend
Nieder auf goldenem
Wagen kamſt anſchwebend; — es zogen dann dich
Schöne, muntre Vögel zur ſchwarzen Erde,
Raſch den Fittig ſchwingend, vom Himmel mitten
Hin durch den Aether.
Plötzlich waren ſie hier, und du, o Sel'ge,
Fragteſt, lächelnd dann mit dem Himmelsantlitz,
Was geſchehn mir wäre, warum ich flehend
Her dich beriefe;
Was ich in meinem feuerberauſchten Herzen
Allermeiſt erſehnete. „Wen nun wieder
Soll ich herzumſtrickend dir fah'n? O, wer nur

Kränkt dich, o Sappho?
Flieht er dich? — Bald ſoll er von ſelber folgen,
Schlägt er Gaben aus? — O, er ſoll ſie geben;
Liebt er dich nicht? — Bald ſoll er dich lieben, ob auch
Du es verſchmähteſt."
Komm zu mir auch jetzt und erlöſ' aus bangen
Sorgen mich, und welche Gewährung immer
Mir das Herz verlanget, gewähr' und ſelber
Leihe mir Beiſtand! (Richter.)

## 3.

## Alkäos.

### Trinklied (Fragment).

Laßt uns trinken! Wozu harren des Lichts? Kurz iſt die Tageszeit.
Auf, o Knabe, und bring' große Pokal', welche die Kunſt geziert.
Den ſchmerzſtillenden Wein ſchenkte der Sohn Zeus' und der Semele
Allen Sterblichen. Drum miſchend den Trank, ſpende mit Eins und Zwei
Mehr noch, daß aus dem Kopfe treibe den Rauſch einer den andern
Freudenkelch ....... (Voß.)

## 4.

## Ibykos.

### Liebeslied.

Früh bei des Lenzes Erwachen treibt
Zwar der kydoniſche Apfelbaum,
Theil von der Ströme Gewäſſer feucht,
Wo in den Gärten der hehren Jungfrau unverletzt die erblühenden Knospen der Rebe im
Schattigem Laube ſich zeigen: in mir aber ruhet die Liebe zu keiner Jahreszeit.
Wie durch des Blitzes Gewalt entbrannt,
Stürmend der thrakiſche Nord daher brauſet: von Kypris verſengenden Gluten, den raſenden,
Sinnebetäubt, unerſchrockenen Wuthes,
Herrſcht von Jugend auf mir
Eros im Herzen (Voß.)

## 5.

## Anakreon.

### 1.

Ich möchte die Atriden,
Den Kadmos möcht' ich ſingen;
Doch meiner Leier Saiten
Erklingen nur von Eros.
Jüngſt tauſcht' ich aus die Saiten,
Ja, gar die ganze Leier:
Die Kämpfe des Herakles
Beſang ich — doch die Leier
Erklang allein von Eros.
So fahrt denn wohl für immer,
Ihr Helden! Meine Leier
Singt Eros nur und Eros. (Seeger.)

### 2.

Zeus gab den Stieren Hörner,
Den Roſſen gab er Hufe,
Schnellfüßigkeit den Haſen,
Den Leu'n bezahnte Rachen,
Den Fiſchen gab er Floſſen,
Den Vögeln leichte Schwingen,
Den Männern Ueberlegung:
Nichts blieb ihm für die Weiber.
Was gab er ihnen? — Schönheit,
Statt aller Kriegesſchilder,
Statt aller Kriegeslanzen.
Drum ſieget über Eiſen
Und Feuer — eine Schöne. (Richter.)

### 3.

Einſt in mitternächt'gen Stunden,
Wo der Bär ſich, ſchon verſinkend,
Neigt zum Arme des Bootes
Und der Sterblichen Geſchlechter
Alle ruhn, vom Schlaf bezwungen,
Da erſchien an meiner Thüre
Eros, klopft und ſchiebt am Riegel.
Und ich rief: Wer klopft am Thore
Und zerreißt mir meine Träume?
„Thu mir auf," erwidert Eros;
„Fürchte Nichts, ich bin ein Knabe
Und ich trief', in mondſcheinloſer
Sturmnacht bin ich irrgegangen."
Mitleid fühlt' ich, dies vernehmend,
Zündet' eilig an die Lampe,
That ihm auf und ſah ein Knäblein
Freilich, aber Pfeil und Bogen
Trug er, Flügel auch und Köcher.
Und ich ſetzt ihn hin zum Heerde,
Wärmt' in meinen Händen ſeine
Zarten Finger; aus den Locken
Drückt' ich ihm die Regentropfen.
Als der Froſt ihn nun verlaſſen,
Sprach er: „Herr, laß den Bogen
Uns verſuchen, ob im Regen
Mir die Sehne nicht gelitten."
Spannt' und mitten in die Leber
Fuhr mir's, wie der Stich der Bremſe.
Lachend ſprang er fort und ſagte:
„Freue dich mit mir, o Freundchen!
Unbeſchädigt iſt mein Bogen.
Aber du biſt krank im Herzen."
(Seeger.)

### 4.

Wein gebt, gebt mir Wein, ihr Mädchen!
Daß ich trink' in vollen Zügen.
Hat mich ſelber aufgetrunken
Doch die Hitz', ich ſtehn' und lechze;
Gebt mir von den Blumen Bakchos'
Kränze, kühlt mich zu beſchatten —
Glühend heiß iſt meine Stirne.
Doch die Liebesglut im Herzen,
Sagt, womit ich dieſe kühle? (Seeger.)

### 5.

Wenn Sterblichen der Reichthum
Für Gold das Leben mehrte:
Ich würd' ihn eifrig hüten,
Daß, wenn der Tod erſchiene,
Er etwas nähm' und ginge.
Kann aber nirgends Leben
Der Sterbliche ſich kaufen:
Was ſeufz' ich denn vergeblich?
Was ſend' ich Klagen aus?
Denn wenn der Tod beſtimmt iſt,
Was kann das Gold mir frommen? —
Mir ſei vergönnt, zu trinken,
Vergönnt, bei holdem Weine
Geſellt zu ſein den Freunden,
Auf weichen Ruhebetten auch
Zu feiern Aphroditen. (Richter.)

## 6.

## Arion.

### Hymne an Poſeidon.

Meerherrſcher, du Höchſter der Götter,
Poſeidon mit goldenem Dreizack,
Umſchlingend das Land mit der Salzflut;
Die Thiere mit Schuppen und Kiemen
Umtanzen dich ſchwimmend im Kreiſe,
Mit leichten Schlägen der Floſſen
Im Sprunge ſich raſch hinſchnellend,
Schnell zuckend ſegelnde Hunde
Der See, hart ſchuppigen Rückens,
Geſangentzückte Delphine,
Die Kinder des Meeres durchſtreifen
Die Reiche der Nereiden,
Die Amphitrite geboren.
Ihr trugt mich an Pelop's Geſtade,
Dort an die tänariſche Spitze,
Ich irrt' in ſikeliſchen Fluten,
Da trugt ihr im Tanz mich, durchfurchend
Das Meer, auf gebogenem Rücken
Den Weg, den nimmer verſuchten,
Von ruchloſen Männern ja war ich
Aus hohlem Schiff in des Meeres
Tiefpurpurne Fluten geſchleudert. (Elliſſen.)

## 7.

## Simonides.

### Elegie.

Unabänderlich ſtets bleibt Nichts hier unter den Menſchen;
Schon vor Allem darum ſagte der chiiſche Mann:*)
Gleich wie der Blätter Geſchlecht, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen!
Wenige Sterbliche nur, die's mit den Ohren empfah'n,
Haben's im Buſen bewahrt. Denn Jeglicher lebet in Hoffnung;
Welche der Jünglinge Bruſt, gleichwie der Männer bewohnt.
Blühet dem Sterblichen noch die gefällige Blume der Jugend,
Denkt er mit leichtem Gemüth vieles Vergebliche ſich:
Denn nicht hofft er zu werden ein Greis, nicht hofft er zu ſterben,
Krankheit kümmert ihn nicht, wann ihn Geſundheit umblüht.
Thoren, die alſo täuſchen den Sinn. Nicht wiſſen ſie Alle,
Wie uns Menſchen ſo ſchnell Jugend und Leben entfleucht.
Doch du merke die Lehre dir nur bis zur Gränze des Lebens
Gönne dem Herzen getroſt labender Freuden Genuß!
(Richter.)

## 8.

## Pindaros.

## 1.

### Erſte Olympiſche Siegeshymne.

### Auf Hieron von Syrakus.

Das Beſte iſt Waſſer; Gold
Ueberglänzt, wie die Flamm' in nächtlichem Dunkel
Nagend, all' die männerbeglückenden Schätze.
Aber wenn du, mein liebes Herz,
Kämpfe zu ſingen begehrſt,
Suche kein milder wärmendes,
Kein Geſtirn, als die Sonne, des Aethers Oede
Leuchtend am Tage beherrſchend: —
Alſo laß keinen Kampf im Geſang uns erheben
Vor dem Preiſe Olympia's.
Dort nur tönet die Feierhymne
Prächtig ſich aus, wenn ſinnende Weiſen,
Den Kroniden lobpreiſend, treten
Zu Hieron's üppig geſegnetem Herde.
Im lämmerreichen Sikelien
Führt er das Szepter des Rechts und pflückt
Die Krone jeglicher Tugend.
Leuchtend ſteht er im Glanze der duftigen
Blumen des Lieds, wenn die trauliche Tafel
Der Männer wir oft mit Scherzen erheitern.
Aber wohlan, die doriſche Harfe
Nimm von der Wand, o Piſa's*) Ruhm,
Ob der Ruhm Pherenikos, des edelſten Renners,
Den Geiſt dir in wonniges Sinnen verſenkt:
Wie er dahinbrauſte, dort am Alpheos,**)
Ohne ſtachelnden Sporn, die ſchöne Geſtalt,
Seinen Herrn zum Siege tragend,
Syrakuſä's König, des Roſſe liebenden.
Hoch ſtrahlt ſein Ruhm in der heldenerzeugenden
Pflanzſtadt des lydiſchen Pelops,
Den der gewaltige Erdumgürter
Liebte, Poſeidon; — den, mit des Elfenbeines
Weiße die Schulter geſchmückt, einſt Klotho
Aus dem geweiheten Keſſel zog.
Viel ſind der Wunder fürwahr!
Und feſſelnd mehr, als der Wahrheit Wort,
Täuſcht der Sterblichen Seelen die Lüge
Mit vielfach verſchlungenen, bunten Sagen.
Der Anmuth Zauber, die Alles den Sterblichen
Süßer macht und mit Würde bekleidet,
Verlockt zum Glauben
Oft an Unglaubliches;
Unbeſtechliche Zeugen aber
Bleiben die kommenden Tage.
Dem Menſchen geziemt, von den Göttern nur Schönes
Zu ſagen: leichter iſt dann ſeine Schuld.
Tantalos Sohn, auch dich will ich ſingen,
Nicht wie die Sänger der Vorzeit
Singen; — nein, wie einſt dein Vater
Zum untadlichen Schmaus, ſeine Wirthe bewirthend
Die Götter in ſein geliebtes
Sipylos lud; wie dort dich der herrliche
Dreizackſchwinger geraubt,
Denn es bezwang ihn der Liebe Gewalt,
Daß er auf goldenem Wagen zur himmliſchen
Burg des erhabenen Zeus dich entführte,
Wohin auch zu anderer Zeit
Ganymedes erhoben ward,
Zum gleichen Dienſt dem Kroniden.
Als ſie dich nun, den Entſchwundenen,
Die dich lange geſucht, die Männer, zurück
Nicht brachten der Mutter,
Da äußerte ſchnell der neidiſchen Nachbarn Einer,
Sie hätten am Feuer beim ſprudelnden Waſſer
Mit dem Schwert deine Glieder zerſtückelt,
Dein Fleiſch gekocht und zum Schluſſe des Mahles
Umhergereicht und gegeſſen.
Fern ſei's, daß Einen der Seligen
Verruchter Eßgier ich zeihe!
Der Straf' entgeht der Läſterer nicht.
Wenn der Sterblichen Einer je des Olympos
Allſchauende Götter geehrt — war er es,
Tantalos. Aber der Seligkeit Fülle

---

*) Homeros, als von Chios ſtammend.

*) Piſa war der alte Name von Olympia.

**) Der Fluß, an welchem Olympia lag.

Berauſcht' ihn und im Taumel
Nahm ihn des Fluches erdrückende Laſt.
Und über ſein Haupt einen mächtigen Felsblock
Hängte der Vater der Götter, den
Er herabzuwälzen ewig bemüht,
Sich ruhlos martert.
So lebt er gefeſſelt in unzerreißbaren
Unheilsbanden, in vierfacher Pein,
Weil den Unſterblichen Nektar er raubte
Und Ambroſia, die ihn unſterblich gemacht,
Die er geſpendet den Freunden beim Mahl,
Verbrecheriſcher Thor, der den Göttern verborgen
Wähnet ſein Thun!
Darum ſandten auch ſeinen Sohn
Zu dem ſchnell verwelkenden Menſchengeſchlecht
Wieder hinab die Unſterblichen.
Und da ihm nun, blühend in Jugendkraft,
Flaum das gebräunte Kinn umkränzte,
Da gedacht' er der lockenden Hochzeitfreude;
Dachte vom Vater in Piſa die Herrliche
Sich zu gewinnen, Hippodamia.
Und einſam trat er in dunkler Nacht
Zum grauen Meere, rief den ſturmgewaltigen
Dreizackſchwinger, und dicht vor den Augen
Erſchien ihm der Gott.
Alſo redete zu ihm der Jüngling:
„Wenn Kypris' liebliche Gaben dich jemals
Erfreut, o Poſeidon, wohlan, ſo hemme
Jetzt des Oenomaos ehernen Speer *)
Und geleit' auf geflügeltem Wagen mich
Gen Elis und ſchaffe mir Sieg;
Denn ſchon hat er der lebenden Männer
Dreizehn erſchlagen und noch verſchiebt er
Der Tochter Hochzeit. —
Kühner Thaten Gefahr ergreift
Nie den Schwachen. Wem zu ſterben
Verhänget einmal, wie möcht' er ſein Alter
Hinſchleppen ruhmlos, brütend im Dunkel,
Alles Schönen entbehrend? Nein!
Ich will ihn beſteh'n, dieſen Kampf, und du
Verleih' mir des Werkes Gelingen!“
Alſo ſprach er und nicht mit eiteln Worten
Traf er ſein Herz; und der Gott, ihn zu verherrlichen,
Schenkt' einen goldenen Wagen ihm
Und im Flug unermüdliche Roſſe.
Und er bezwang des Oenomaos Kraft
Und er gewann die Jungfrau zum Weibe.
Völkerfürſten gebar ſie ihm ſechs,
Jeglicher Tugenden Pfleger.
Er **) aber, geſühnt mit feſtlichem Opferblute,
Ruht am Alpheos im vielbeſuchten
Grab am Altar, wo die Schaaren der Pilger [illegible].
Fernher dort, an Olympia's Bahn ſtrahlt
Pelops' Ruhm, wo der Füße Behendigkeit
Ringt um den Preis und der Mühſal trotzet
Gereifte Mannskraft. Aber der Sieger
Genießt zum Lohne ſein Leben lang
Honigſüße, frühlingsheitere Ruhe.
Was uns Erfreuliches bringt die [illegible] Zeit,
Iſt das Höchſte jeglichem Sterblichen.
Drum geziemt mir, dieſen Sieger
Im Roßwettkampf mit äoliſchem Lied
Zu krönen. Denn wahrlich, ich kenne
Von den Lebenden allen nicht einen Gaſtfreund,
Des Schönen kundiger, mächtiger, würdiger,
Daß mit der Hymnen Reigen, faltigem
Feierkleid meine Kunſt ihn ſchmücke!
Ein Gott, der zum Hüter beſtellt,
Gedenkt mit liebender Sorgfalt deiner
Wünſch' und Sorgen, o Hieron!
Bleibt der ſein Schirm, ſo hoff' ich bald
Zum Preiſe des raſchen Wagens, hinan
Auf des Liedes Bahn, vom Gotte geleitet,
Zu erklimmen den Kroniſchen Sonnenhügel, *)
Mächtigen Schwung meinem ſtärkſten Pfeile
Verleiht die Muſe. Gar mannigfach iſt
Des Ruhmes Ziel. Doch das Höchſte thürmt ſich
Den Königen. Weiter blicke nicht!
Dir ſei vergönnt, dein Leben lang
Zu wandeln in ſonniger Höh', und mir,
Dem Sieger zur Seite, weithin zu ſtrahlen
Durch der Lieder Weisheit vor allen Hellenen!

(Seeger.)

## 2.

## Siebente Pythiſche Siegeshymne.

### Auf Megakles von Athen.

Athen, die gewaltige Stadt, iſt das ſchönſte
Loblied dem mächtigen Stamm der
Alkmäoniden, — ein feſter Grund,
Darauf für den Sieger zu Wagen der ſtolze
Bau des Hymnos ſich mag erheben.
Welche Stadt auch und welches Geſchlecht auch
Könnt' ich im Liede verkünden,
Herrlich, höher geprieſen in Hellas?
Von Stadt zu Stadt iſt die Kunde gedrungen
Von Erechtheus Bürgern, die dir, Apollon,
Im göttlichen Pytho — ein Wunder zu ſchauen —
Den Tempel erbaut.
Mich erwecken zum Liede der Siege fünf
Auf dem Iſthmos; einer, das ſchönſte Geſchenk
Des Zeus, ein Olympiſcher; zwei in Kirrha;
Dein und deiner Ahnen Siege!
Freudig begrüß' ich, Megakles, auch deine
Jüngſt herrliche That. Eines nur ſeh' ich mit Gram,
Ach! daß der Neid die glänzendſten Thaten
Giftig befehdet.
Doch ein Spruch ſagt: „Alſo geſchieht es,
Daß nun dauernder blühet des Glückes Gunſt
Ihm, dem beneideten Manne, und Segen
Tauſendfach über ihn herſtrömt.“

(Seeger.)

## 3.

## Neunte Pythiſche Siegeshymne.

### Auf Teleſikrates von Kyrene.

Den ſchildbewaffneten Sieger im Pythiſchen Kampf,
Teleſikrates will ich ſingen;
Verkünden mit der tiefgegürteten Charitinnen Gunſt
Ihn, den Dreimalbeglückten,
Der roſſetummelnden Kyrene Schmuck,
Die aus des Pelions **)
Windurchbrauſten Tiefen
Einſt der lockenumwallte Letoïde
Raubte, die Freundin der Jagd,
Und, ſie auf goldenem Wagen entführend,
Zu des heerdenreichen,
Fruchtbaren Landes
Herrſcherin machte,
Daß ſie glücklich des Erdkreiſes dritte,
Liebliche Wurzel bewohne. ***)

---

*) Oenomaos, der Vater der Hippodamia, durchſtach die Jünglinge, welche um den Preis ſeiner Tochter kämpften, während des Rennens meuchlings von hinten mit dem Speere.

**) Oenomaos.

*) Am Fuße dieſes Hügels lag der Schauplatz der Olympiſchen Spiele.

**) Das Hauptgebirge Theſſalien's.

***) Mit der „dritten Wurzel des Erdkreiſes“ iſt Afrika gemeint.

Da empfing den Deliſchen Fremdling
Die ſilberfüßige Aphrodite und enthub
Mit leichtberührenden Händen Beide dem Götterwagen.
Ueber das ſüße Lager
Goß ſie ihnen erröthende Scham
Und geſellte in heiliger Vermählung
Dem Gotte das Mädchen bei,
Hypſeus, des weitwaltenden, Tochter.
Der übermüthigen Lapithen König
Herrſchte damals der Held,
Der zweite von Okeanos Abkunft;
Ihn gebar einſt in des Pindos
Herrlichen Thälern,
Sich des Peneos Umarmung erfreuend,
Die Najade Kreuſa.
Er aber erzeugte die ſchönarmige Jungfrau.
Nimmer liebte ſie des Gewebes
Ewig wiederkehrende Wege,
Nicht an der Geſpielinnen Seite
Des häuslichen Mahles Ergötzung.
Aber mit ehernem Wurfſpieß
Und mit dem Schwerte kämpfend
Verſcheuchte ſie die Thiere des Waldes,
Sich're, feierliche Ruhe
Den väterlichen Heerden bereitend.
Wenig koſtete ſie vom ſüßen Schlafe
Dem Lagergenoſſen, wenn er entgegen der dämmernden
Frühe die Augenwimpern ihr ſenkte.
Und ſo fand ſie mit den furchtbaren Leuen
Einſam und unbewaffnet ringen
Einſt — auf der Schulter den mächtigen Köcher,
Der Fernhintreffer Apollon.
Plötzlich rief er den Chiron
Aus dem Gemach und ſprach:
„Bewundere des Weibes Muth
Und ihre mächtige Kraft,
Wie ſie mit furchtlos ſchauendem Haupte
Den Kampf vollbringt. Wahrlich ein Herz
Ueber die Arbeit erhaben
Trägt die Jungfrau. Keine Furcht
Umwirrt ihren Buſen.
Wer der Menſchen gebar ſie?
Von welchem Stamm entſproſſen iſt ſie?
Bewohnt ſie des Waldgebirgs ſchattige Tiefen?
Unendlicher Kraft genießt ſie.
Erlaubt es die Sitte,
Mit Götterhand ihr zu nahen,
Die honigſüße Frucht
Ihrer Umarmung zu pflücken?“
Da erwiederte, ſanftlächelnd
Unter den milden Augenbraunen, ihm
Nach ſeines Rathſchluſſes Tiefe der ernſte Kentaure:
„Heimliche Schlüſſel gibt es
Weiſer Ueberredung zur heiligen Liebe,
O Phöbos, und unter den Menſchen
Und der Götter Geſchlechtern zugleich
Verbeut die Scham, ohne verhüllenden Schleier
Zuerſt das ſüße Lager zu koſten.
Denn auch dich, den die Lüge nimmer berühret,
Trieb die verführende Sehnſucht,
Dieſe Rede zu wagen.
Aber der Jungfrau Abkunft,
Warum erkundeſt du ſie, o Herrſcher,
Der du aller Dinge ſchickſalbeſtimmtes Ende
Weißt und jegliche Pfade?
Wie viele Blätter des Frühlings
Die Erde hervorſprießt, weißt du;
Wie viel Körner des Sandes im Meere und in den
Strömen
Der Wogen Sturz und der Winde wälzt.
Der du, was zu werden beſtimmt iſt
Und wann es geſchehen wird, kennſt.
Ziemt es ſich aber, ſich auch mit den Weiſen zu meſſen?
Wohlan, ich will es dir ſagen. Der Gatte dieſer
Kamſt du in dieſes Thal; ihr beſtimmt,
Sie jenſeits des Meers
In Zeus' auserwählten Garten zu führen.
Dort wirſt du zur Königin von Städten ſie machen,
Auf dem ringsum ſchauenden Hügel
Verſammelnd das Inſelvolk.
Im goldenen Gemache
Wird die triftenreiche, erhabene Libya
Die herrliche Braut dir
Gütig empfangen und alsbald,
Daß ſie geſetzlich mit ihr ihn beherrſche,
Einen Theil des Landes ihr ſchenken,
Der nicht arm an fruchtreichen Gewächſen,
Noch fremd den Thieren des Feldes ſei.
Dort wird einen Sohn ſie gebären,
Den der erhabene Hermes,
Von der geliebten Mutter ihn nehmend,
Den goldenthronenden Horen und der Erde bringt.
Sie, den Knaben auf die Kniee ſetzend,
Werden Nektar ihm in die Lippen
Und Ambroſia träufeln
Und zum unſterblichen Zeus
Ihn erheben und zum reinen Apollon,
Daß er die Freude der Menſchen,
Der treuſte Begleiter der Heerden,
Der Jagd und der Triften Beſchützer,
Aber Ariſtäos bei Anderen heiße.“ —
Alſo redend trieb er den Gott,
Der Vermählung liebliches Band zu knüpfen.
Schnell iſt der eilenden Götter
Vollbringung und kurz ihre Pfade.
Jenes entſchied jener Tag.
In Libya's goldenſchimmerndem Brautgemach
Umarmten ſie ſich,
Da, wo ſie die ſchönſte der Städte,
Die hochberühmte in Kämpfen, umwaltet.
Und auch nun in der göttlichen Pytho
Geſellte Karneades' Sohn
Einem herrlich blühenden Glücke ſie bei,
Als er ſiegend Kyrene verkündete.
Wohlwollend empfängt ſie ihn nun, wenn er
Seinem reich mit ſchönen Weibern prangenden
Vaterland
Lieblichen Ruhm von Delphi entgegenfährt.
Lang zu verkünden ſind erhabene Tugenden,
Aber im Großen Weniges glänzend bezeichnen, iſt
Genuß
Dem Weiſen. Doch überall herrſcht
Der Gelegenheit ſchicklicher Augenblick.
Dieſen nicht ſorglos verachtend
Sahe den Iolaos
Einſt die ſiebenthorige Thebe,
Den ſie, als er Euryſtheus' Haupt
Nieder mit des Schwertes Schärfe gemäht,
In des wagentummelnden Amphitryon's Grabmal
Unter der Erde verbarg,
Da wo des Vaters Vater ihm ruhte,
Der Gaſtfreund der drachengeſäeten Männer,
Der der roſſprangenden Kadmeer Straßen
Einſt ſich zum Wohnſitz gewählet.
Von ſeiner und Kronion's Umarmung gebar
In einem Geburtsſchmerz die kluge Alkmene
Der Zwillingsſöhne*) kampfausharrende Stärke.
Stumm wäre der Mann, der dem Herakles
Nicht ſtets ſeine Stimme weihte,
Nicht der dirkeiſchen Gewäſſer
Immer gedächte, die ihn
Erzogen und Iphikles.
Reichliche Wohlthat von ihnen empfangend
Will ich, dem Gelübde folgſam, ſie feiern.
Möge nur nie der weitſchallenden Charitinnen
Reines Licht mich verlaſſen.

---

*) Herakles und Iphikles.

Denn in Aegina, ſag' ich,
Und auf dem Hügel des Niſos verherrlichte
Dreimal dieſe Stadt Teleſikrates.
Darum, wenn einer der Bürger ihm Freund,
Wenn einer ihm Gegner iſt,
So muß er doch nie
Des Meergreiſes Spruch verletzend
Das ihm herrlich Gelungne verſchweigen.
Denn auch den Feind gebot jener*)
Mit herzlichem Sinn und nach dem Rechte,
Wenn er etwas Schönes vollbracht, zu preiſen.
Und ich ſah dich auch in der Pallas
Jährlich wiederkehrenden Feier
Mächtig ſiegen, daß jegliche Jungfrau
Heimlich ſich dich zum geliebten Gatten,
O Teleſikrates, oder zum Sohn erflehte;
Und in Olympia's und der Erde Kämpfen
Und in den einheimiſchen allen ſah ich dich.
Aber mich, der ich den Durſt
Nach Geſängen heile,
Fordert jetzt Einer, daß ich der Väter
Alten Ruhm ihm erwecke.
Wie um die Libyſche Jungfrau
Zur Stadt Iraſa einſt
Die Freier kamen,
In Antäos' lockenumwallter,
Herrlicher Tochter.
Viele der edlen der Männer
Warben um ſie, viele verwandten Stammes,
Viel auch der Fremden;
Denn bewundernswürdig war ihre Geſtalt.
Es gelüſtete ſie, der goldumkränzten Jugend
Blühende Frucht zu pflücken.
Aber der Vater, eine herrlichere Vermählung
Der Tochter bereitend,
Hörte von dem Argeiiſchen Danaos,
Wie ſeinen achtundvierzig Töchtern,
Eh' noch der Tag die Mitte
Seines Laufes erreichte,
Eine ſchnelle Hochzeit er fand.
Er ſtellte den ganzen Reigen
Alsbald an das Ende der Rennbahn.
Dann gebot er, mit der Füße
Wettſtreit zu entſcheiden,
Welche jeder der Helden nähme,
So viel ihm der Eidame kamen.
So gab auch der Libyer
Einen Gatten der Tochter.
Geſchmückt ſtellt' er ſie an das Ziel,
Der letzte Lohn zu ſein.
Dann ſprach er zu allen: „Es führe ſie hin,
Wer vorüber den andern eilend,
Zuerſt ihr Gewand berührt.“
Da ergriff Alexidamos,
Durchfliegend den leichten Lauf,
Der edlen Jungfrau Hand mit der ſeinen
Und führte ſie durch den roſſebezähmenden Nomadenhaufen.
Dicht bewarfen ſie ihn
Mit Laub und mit Kränzen —
Viele Flügel des Sieges hatt' er ſchon vormals empfangen.

(W. v. Humboldt.)

## 9.

## Bakchylides.

### Der Frieden.

Die hohe Friedensgöttin ſchenkt den Sterblichen Gold
Und Blüthen honigſüßer Lieder allezeit.
Schenkel gemäſteter Stier' und Schaf', mit dichter Wolle bedeckt,
Sengt röthliche Gluth auf dem zierlich ſchönen Altar;
Ringen und Feſte und Flötenſpiel erfreu'n die Jugend ſtets.
Schwärzlicher Spinnen Geweb' zeigt jeder Kriegsſchild
In den eiſenfeſten Griffen.
Die ſpitzen Speer' und Schwerter, zwiefach ſchneidende, frißt jetzt bald der Roſt.
Nicht mehr ſchmettert der ehr'nen Hörner Klang;
Nicht verſcheucht wird jetzt von unſern Augen der liebliche Schlaf,
Welcher ſanft mein Herz erquickt.
Frohe Gelage erfreu'n ringsum das Land und laut erſchallen Knabenhymnen.

(Voß.)

## 10.

## Kalliſtratos.

### Skolion.

Tragen will ich in Myrthengrün mein Schlachtſchwert,
Gleich Harmodios und Ariſtogeiton,
Als vor ihnen hinſank der Tyrann
Und ſie gleich und frei wieder Athen gemacht.
Nicht, Harmodios, ſtarbſt du, Vielgeliebter,
Auf der Seligen Inſeln ſetzt das Lied dich,
Wo Achilleus dort, ſtürmiſch im Lauf,
Und der Tydeiſche Sproß Diomedes wohnt.
Tragen will ich in Myrthengrün mein Schlachtſchwert,
Gleich Harmodios und Ariſtogeiton,
Als an Pallas' hochheiligem Feſt
Sie den Tyrannen Hipparchos erlegten.
Stets wird Ruhm euch auf Erden, Vielgeliebte,
Blüh'n, Harmodios und Ariſtogeiton!
Da vor euch hinſank der Tyrann
Und da ihr gleich und frei wieder Athen gemacht.

(Weber.)

## 11.

## Ariſtoteles.

### Lobgeſang auf die Tugend.

Tugend, der Sterblichen müh'volles Ziel,
Herrlichſter Kampfpreis irdiſchen Trachtens!
Für deine Schönheit ſterben, o Jungfrau,
Iſt dem Hellenen beneidetes Loos.
Unverdroſſen erträgt er die härt'ſte
Arbeit um dich; du lenkeſt ſein Sinnen
Hin auf die hehre, unſterbliche Frucht,
Die du ihm bringſt, die beſſer als Gold iſt,
Beſſer als Ahnen und weichliche Ruhe!
Dir nur diente Herakles, des Zeus
Göttlicher Sproß, und die Söhne der Leda,
Schweres erduldend; in Thaten bewährten
Sie deine weltüberwindende Macht.
Sehnend nach dir einſt ſtieg der Pelid' und
Telamons Sohn zum Hades hinunter.
Alſo um dich auch, Holdſelige, wich
Jetzo der Tag dem Pflegling Atarne's.
Drum nun preiſe den Thatenberühmten
Ewig, unſterblich der Muſen Geſang;
Ja, Mnemoſyne's Töchter erheben
Laut ihn zugleich mit dem gaſtlichen Zeus und
Dauernder Freundſchaft nie welkendem Ruhm.

(Ellissen.)

---

*) Der Meergreis, nämlich Nereus.

## 12.

## Melinno.

### Ode an Rom.

Sei gegrüßt, o Roma, des Ares Tochter,
Goldumwund'ne, muthige Länderherrin,
Die der Erd' ehrwürdigen Olymp, den ewig
Feſten, du einnimmſt!
Dir allein verlieh die erhabne Moira
Ehren unzerbrechlicher Königesmacht,
Daß fortan du, Herrſchergewalt in Händen,
Kräftig gebieteſt.
Unter'm Joch mit deinen gewalt'gen Zügeln
Wird des Erdreichs Bruſt und der grauen Meerfluth
Hart umengt und aller Geſchlechter Städte
Lenkeſt du ſicher.
Und der Zeit allwaltende Macht, die Alles
Stürzt und anders ewig das Leben umformt,
Dir allein nur wandelt ſie nie der Herrſchaft
Freundliche Glücksbahn.
Du gebarſt vor allen ja, traun, die ſtärkſten
Männer, lanzenſchwingende, rieſenhafte,
Wie Demeters Saaten, entblüh'n dir volle
Saaten der Männer!

(Richter.)

## 13.

## Meſomedes.

### An die Nemeſis.

Geflügelte Nemeſis, du, des Lebens Entſcheiderin,
Göttin mit ernſtem Blick, Tochter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen ſtolzſchnaubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt
Und haſſet ihren verderblichen Uebermuth
Und bannt hinweg den ſchwarzen Neid;
Ringsum dein Rad, das immerbewegliche,
Spurloſe, wendet ſich um der Menſchen lachendes Glück.
Verborgen gehſt du ihrem Fuße nach
Und beugſt der Stolzen Nacken
Und miſſeſt am Maße ſtets der Sterblichen Leben ab
Und blickſt zum Buſen hinunter mit ernſtem Blick,
Indeß die Hand das Joch hält.
Sei gnädig, o Selige, du, des Rechts Vertheilerin;
Geflügelte Nemeſis, du, des Lebens Entſcheiderin;
Nemeſis, dich, die Untrügliche, ſingen wir
Und ihre Beiſitzerin, die Gerechtigkeit,
Die Gerechtigkeit, die mit weiten Flügeln fliegt,
Die mächtige, die der Sterblichen hochaufſtrebendes Herz
Der Nemeſis und dem Tartaros ſelbſt entzeucht.

(Herder.)

---

## 4.

# Didaktik.

## 1.

## Pythagoras.

### Goldene Sprüche.

Daß unſterbliche Götter du ehrſt, wie die Sitt' es gebietet,
Iſt fürnehmſtes Gebot; dann den Eid und erhab'ne Heroen
Und der Dämonen irdiſch Geſchlecht, das Geſetzliche leiſtend.
Ehre die Eltern ſodann und die, ſo zunächſt dir verwandt ſind,
Nimm von den Andern zum Freund, wer an Tugend der erſte hervorragt.
Fügſam ſei dem ſanfteren Wort und dem nützlichen Werke
Und — nie haſſe den Freund, wenn er bloß ein Kleines verſehen.
Wo du nur kannſt; doch es wohnt beiſammen das Können und Müſſen.
Solches behalte dir wohl und lerne dich alſo beherrſchen,
Daß du zuvörderſt den Bauch, dann den Schlaf und die freie Geſchlechtsluſt
Bändigeſt, wie auch den Zorn, und mit Andern Unſittliches nie übſt,
Nie auch allein; und von Allen zumeiſt beachte dich ſelber!
Uebe Gerechtigkeit dann mit Fleiß und in Worten und Werken
Und dem Gebot der Vernunft entziehe dich nimmer im Leben!
Auch bedenke, daß Tod das gemeinſame Loos iſt hienieden
Und daß irdiſches Gut man gewinnt bald, bald auch verlieret.
Wenn auch des Himmels Geſchick den Sterblichen Schmerzen bereitet,
Nun ſo trage dein Theil und zeige nicht trotzigen Murrſinn!
Viel iſt der Menſchen Geſchwätz, was ſchlecht und gut durch einander
Umläuft, drum ſei nimmer verblüfft und laſſe dich ſelber
Nie einſchüchtern mit Zwang, und wenn man Lügen verbreitet,
Trage es ſanft mit Geduld und, wie ich dir rathe, ſo halt' es:
Daß dich Keiner mit Worten beſchwatzt, noch durch Thaten verleitet,
Jemals zu ſagen, zu thun, was du nicht als das Beſſere billigſt.
Eh' du was thuſt, rathſchlage zuvor, damit es nicht dumm wird.
Nur ein erbärmlicher Wicht iſt täppiſch in Wort und in Handlung;
Drum vollführe nur das, was in Zukunft nie dich gereu'n wird;
Treibe auch nie, was nicht du verſtehſt; doch laſſe dich lehren,
Was du bedarfſt, und freudiger wird dir das Leben verfließen.
Auch dein leibliches Wohl iſt werth ſorgfältiger Achtung,
Drum halt' Maß in Speiſe und Trank; in gymnaſtiſcher Uebung
Mäßige dich, das heißt, treib's nie zur derben Erſchlaffung.
Reinlich ſei du gewöhnt im Leben und ſonder Verſchwendung.
Dabei hüte dich wohl vor Allem, was Neid dir erreget,
Daß du nicht Aufwand machſt zur Unzeit wie ein Philiſter,
Noch auch den Geizhals ſpielſt; denn Maß iſt in Allem das Beſte.
Thue nur das, was niemals dich kränkt, und denke zuvor nach!
Niemals möge der Schlaf auf die Augenlider dir ſinken,
Ehe die Werke des Tags du zuvor noch dreimal gemuſtert:
„Wo iſt gefehlt? Was gethan? Was pflichtmäßig verſäumet?“
Alſo fange vom Erſten du an und geh' bis zum Letzten;
Findeſt du Schlechtes gethan, dann erſchrick; doch freu' dich des Guten.
Dieſes ſei Arbeit allein; dieß Sorge dir, dieſes nur liebe,
Dieß wird dich auf die Spur der göttlichen Tugend geleiten.

(Dilthey.)

## 2.

## Aeſopos.

(Fabelſammlung des Babrias)

### 1.

### Herakles und Athene.

Durch einen Hohlweg zog einſt Herakles,
Da lag ein Ding, das einem Eie glich,
Vor ſeinem Fuß. Raſch wollt' er es zertreten,
Im Nu war's zweimal größer, als zuvor.
Ergrimmend ſtürzt der Held auf's Ungethüm
Und trifft es mit der Keule ganzer Wucht.
Doch dieſes ſchwillt nur höher auf und ſperrt
Ihm endlich ſelbſt den Weg. Durchbebt von Schauder,
Wirft er die Keule weg und ſchlingt die Arme.
Hellſtrahlend ruft ihm Pallas zu: „Sei ruhig!
Dieß Ei, o Bruder, iſt der Zwietracht Bild.
Bekämpft man's nicht, ſo bleibt es, wie es war,
Gereizt durch Kampf, thürmt ſich's zur Bergeshöhe."

(Berger.)

### 2.

### Der Menſch und die Hoffnung.

Zeus ſchloß das Gute in ein Faß zuſammen,
Legt' einen Deckel drauf und ſtellte ſo
Es vor den Menſchen hin. Der Menſch, geſpornt
Von Neugier, wollte wiſſen, was im Faſſe
Enthalten wäre, hob den Deckel auf
Und ließ das Gute raſch zur Burg der Götter
Empor ſich ſchwingen und der Erd' entflieh'n.
Die Hoffnung blieb allein. Denn dieſe hemmte
Der Deckel, welchen er zu ihrem Glücke
Der Oeffnung wieder vorſchob. Darum weilt ſie
Noch jetzt beim Menſchen und verheißt ihm jedes
Der Güter, die entfloh'n, zurückzubringen.

(Berger.)

### 3

### Die Wachtel und ihre Jungen.

Im Grünen einer Saat zog eine Wachtel
Einſt ihre Jungen groß und ſchallte fröhlich
Dem Lied der Lerche ihren Schlag entgegen,
Wenn ſie mit Tagesanbruch ihren Kleinen
Für hungern Kindern ſattes Futter ſuchte.
Die Aehren reiften und der Eigner kam,
Beſah entzückt die goldne Flur und ſprach:
„Jetzt iſt es Zeit, der Freunde Schar zu rufen,
Daß wir den Segen in die Scheuern bringen."
Der Jungen eines hörte dieß und zeigte
Der Mutter es bei ihrer Rückkehr an,
Mit ängſtlich banger, wiederholter Bitte,
Schnell einen andern Ort für ſie zu wählen.
„Noch iſt's nicht Zeit," ſprach ſie, „die Flucht zu nehmen,
Wer auf die Freunde baut, der eilt nicht ſehr."
Der Herr kam bald zum zweitenmal und ſah,
Daß ſchon die Körner ſich vor Hitze löſten.
Erzürnt befahl er, allen Garbenbindern
Und Schnittern gleich des andern Tags den Lohn
In's Haus zu ſchicken, daß ſie alle kämen.
„Jetzt," ſprach die Wachtel zu den Jungen, „jetzt
Iſt's Zeit, ihr Kinder, dieſen Ort zu räumen,
Jetzt rechnet er und baut nicht mehr auf Freunde."

(Berger.)

## 5.

## Das Idyll.

## Theokritos.

### 1.

### Thyrſis.

Thyrſis.

Lieblich ertönt das Geräuſch, das die Pinie drüben, o Geißhirt,
Dort an dem Felſenquell uns herabſchwirrt. Lieblich ertönt auch
Deine Syring'; es gebührt nächſt Pan dir der andere Kampfpreis.
Wenn er den Bock ſich gewann, den gehörnten, nimmſt du die Ziege;
Wenn zum Lohn er die Ziege ſich eignete, folget das Zicklein
Dir, und ſchön iſt das Fleiſch an dem Zicklein, bis du es melkeſt.

Geißhirt.

Lieblicher tönt, o Schäfer, dein Lied mir, als mit Geplätſcher
Dort von dem Fels hochher in das Thal ſich ergießet der Bergquell.
Wenn die ſingenden Muſen ein Schaf wegführen zum Preiſe,
Nimmſt du ein Lamm des Gehegs zum Lohne dir; wenn ſie erwählen,
Lieber das Lamm zu empfah'n, wirſt du mit dem Schafe davongeh'n.

Thyrſis.

Willſt du dort, bei den Nymphen! o Geißhirt, willſt du, dich ſetzend
Am abhangenden Fuße des Hügelchens voll Tamarisken,
Deine Syring' anſtimmen? Ich achte derweil auf die Ziegen.

Geißhirt.

Nimmer geziemt, o Schäfer, am Mittag, nimmer geziemt uns
Jetzt Syringengetön! Pan fürchten wir; denn von der Wildjagd
Will er ſodann ausruh'n, der Ermüdete; ſtörriſch ja iſt er
Und ihm ſchnaubet beſtändig der bittere Zorn in der Naſe.
Aber o du, mein Thyrſis, du kennſt ja die Leiden des Daphnis
Und du erreichteſt die Höhe des ländlichen Hirtengeſanges:
Setzen wir unter die Ulm' uns dorthin, gegen Priapos
Ueber und gegen der Quelle Schutzgöttinnen, wo ſich der Schäfer
Bänke gemacht in der Eichen Umſchattungen. Wenn du mir ſängeſt,
Wie du jüngſt mit Chromis, dem Libyer, ſangeſt im Wettkampf,
Eine Ziege bekämſt du mit Zwillingen, dreimal zu melken,
Die zwei Böcklein nährend, zugleich zwei Gelten dir voll milcht;
Auch ein tiefes Gefäß, mit duftendem Wachſe gebohnet,
Zweigeöhrt, neufertig, das Holz noch riechend vom Meißel,
Welchem hoch an der Mündung umher ſich ſchlinget der Epheu,
Epheu, fleckig vom Golde der Blum' Helichryſos; denn durch ſie
Kriecht das Gerank, anlachend mit ſafranfarbigen Träublein.
Mitten darauf iſt ein Weib wie ein göttliches Wunder gebildet,
Schön mit langem Gewand und dem Stirnband. Neben ihr ſtehen

Männer, die Haare gelockt und zanken ſich dorther und daher
Mit wetteifernden Worten, doch rühret es wenig das Herz ihr.
Jetzo ſchaut auf den Einen ihr holdanlachendes Antlitz,
Jetzo neigt ſie den Sinn zum Andern: jene vor Liebe
Ächzen ſtets, verſchwollene das Aug', in vergeblicher Mühſal.
Dieſem zunächſt iſt ein fiſchender Greis und ein Felſen gebildet,
Rauhgezackt, wo er emſig die mächtigen Garne zum Auswurf
Schleppt, hochauf, dem mit Macht arbeitenden Manne vergleichbar.
Jegliche Kraft der Glieder, ſo glaubeſt du, ſpannt er zum Fiſchfang.
Alſo ſtarren ihm rings die geſchwollenen Sehnen des Halſes,
Zwar bei ergrauendem Haupt; doch die Kraft iſt würdig der Jugend.
Nur einwenig entfernt von dem meerumringenden Greiſe
Prangt mit gefärbeten Trauben ein Weinberg lieblich beladen,
Den ein winziger Knabe bewacht, am bedornten Steinwall
Sitzend: auch zeigen umher zween Füchſe ſich; einer durchwandert
Rebengäng' und benaſchet das Reifſte; dort auf die Taſche
Lauert der Andre mit Liſt und nicht zu verlaſſen das Knäblein
Sinnt er, bevor er auf's Trockne den Frühſtückleeren geſetzet.
Jener flicht ſich von Halmen die zierliche Grillenfalle,
Wohl mit Binſen gefügt: auch kümmert ihn weder der Weinberg,
Noch die Taſche ſo ſehr, als nun das Geflecht ihn erfreuet.
Ringsher dann umläuft das Geſchirr biegſamer Akanthos,
Ganz ein aeoliſches Wundergebild, das mit Staunen du anſchauſt!
Eine Zieg' auch bezahlt' ich dem kalydniſchen Krämer
Ihm zum Preis und den großen, geronnenen Käſe von Geißmilch.
Nimmer annoch berührt' es die Lippe mir, ſondern es liegt noch
Ungebraucht. Dies möcht' ich mit williger Seele dir ſchenken,
Wenn du anitzt, o Theurer, die liebliche Weiſe mir ſangeſt;
Nicht mißgönn' ich es dir. Auf, Trauteſter, jenen Geſang ja
Sollſt dem Aides nicht, dem allvergeſſenden, ſparen!

**Thyrſis.**

Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Thyrſis vom Aetna iſt hier, euch rufet die Stimme des Thyrſis.
Wo war't ihr, als Daphnis verſchmachtete? wo doch, o Nymphen?
Wart im peneiſchen Tempe, dem lieblichen, oder am Pindos?
Denn nicht weiletet ihr um den mächtigen Strom des Anapos,
Nicht um des Aetna Geklüft, noch Akis heilige Waſſer.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Ihn ja haben Schakal', ihn heulende Wölfe bejammert,
Ihn auch hat aus Gebüſch der Löwe beweint, da er hinſank.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Viel der Kühe geſtreckt zu den Füßen ihm, viele der Farren,
Viel der Stärken umher und Kälber auch jammerten kläglich.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Jetzt kam Hermes zuerſt vom Gebirg' her: „Daphnis," begann er,
„Wer doch peiniget dich? Wen, Trauteſter, liebeſt du alſo?"
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Jetzo kamen die Schäfer; der Kuhhirt kam und der Geißhirt,
Alle befragten ihn: „Was fehlt dir?" Selbſt auch Priapos
Kam: „Unglücklicher Daphnis, wie ſchmachteſt du?" rief er; „das Mägdlein
Irrt ja um jeglichen Quell und die Waldungen alle durchſtreift ſie,
Spähend nach dir! Nein, allzu verliebt, ein Unheilbarer biſt du!
Kuhhirt wareſt du genannt; doch ein Geißhirt ſcheineſt du jetzo!
Denn wenn du ſiehſt, wie die Jungfrau'n ſcherzen und lachen,
Schmachtend zerfließet ſogleich dir das Aug', daß nicht mit den Frohen du tanzeſt."
Nichts antwortete jenem der Kuhhirt; ſondern im Herzen
Trug er die quälende Lieb' und trug bis zum Ende das Schickſal.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Endlich kam Kytherea, die wunderholde, mit Lächeln,
Heimliches Lächeln im Aug' und bitteren Groll in der Seele.
„Ha, den Eros," begann ſie, „den prahlteſt du, Daphnis, zu feſſeln!
Biſt du nicht ſelbſt von Eros, dem Schrecklichen, jetzo gefeſſelt?"
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Aber Daphnis darauf antwortete: „Leidige Kypris!
Kypris, du Unholdin! du Kypris, der Sterblichen Abſcheu!
Meineſt du denn, ſchon ſei uns jegliche Sonne geſunken?
Daphnis im Aides ſelbſt wird Qual noch bringen dem Eros!"
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„Wo einſt, Kypris, der Hirt — du weißt ſchon — wandre zum Ida!
Geh zu Anchiſes! da grünt's von Eichen; hier ſproſſet nur Galgant,
Sieh, hier zieh'n ſchön ſummend um Honigkörbe die Bienen!"
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„Hold iſt auch Adonis, dieweil auch Schafe er weidet,
Weil auch Haſen er ſchießt und andere Thiere verfolget!"
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„Tritt noch einmal entgegen dem Held Diomedes und ſag ihm:
Ich bin Daphnis, der Hirten Beſiegerin! Auf zu dem Zweikampf!"
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„O ihr Wölf', o Schakal', ihr im Berg' einheimiſchen Bären,
Lebet wohl! Ich, Daphnis, der Hirt, den nimmer in Wäldern,
Nie in Gebüſch und Hainen mit euch! Wohl lebt' Arethuſa!
Wohl, ihr Bäche, vom Thymbris die lieblichen Waſſer ergießend!"
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„Daphnis bin ich, derſelbe, der hier die Kühe geweidet,
Daphnis, der hier zur Tränke die Stier' und Kälber getrieben."
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„O Pan, Pan! ob dich halten die luftigen Höh'n des Lykaos,
Ob du des Mänalos Krümmen umgehſt; in der Sikeler Eiland
Komm und verlaß' des Helikas Grab, des Sohnes Lykaons
Und ſein erhabenes Mal, das geehrt iſt ſelber den Göttern!"
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruh'n!

„Komm und empfah', o Herrſcher, die honigathmende, ſchöne,
Walzſpring' in klebendem Wachs, um die Lippe gebogen;
Denn ich muß durch Eros hinab zum Aïdes jetzo!“
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruh'n.
„Jetzo tragt auch Violen, o Brombeerrank' und o Schlehdorn!
Und es entblühe der ſchöne Narkiſſos ſogar dem Wachholder!
Alles verwandele ſich und die Pinie prange mit Birnen
Jetzt, da Daphnis ſtirbt; auch den Jagdhund zauſe die Hindin
Und mit der Nachtigall töne des Berg's Ohreule das Wettlied!“
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruh'n!
Als er Solches geſagt, da endet' er. Zwar Aphrodite
Strebt' ihn empor zu heben, doch alles Geſpinnſt von den Mören *)
Fehlete. Daphnis durchging den Acheron und das Geſtrudel
Barg den Geliebten der Muſen, der nicht den Nymphen verhaßt war.
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruh'n!
Nur du gib mir die Geiß, das Gefäß auch, daß ich ſie melkend
Spende zum Danke der Muſen die Erſtlinge. Heil euch, o Muſen,
Vielmal Heil! Euch will ich hinfort noch lieblicher ſingen.

Geißhirt.

Voll von Honige werde der reizende Mund dir, o Thyrſis,
Voll von triefendem Seim und die Feig' von Aigilos iß dir
Süße Koſt; denn du ſingſt ja melodiſcher als die Cikade!
Hier, mein Freund, das Gefäß: o ſchau, wie lieblich es duftet.
Traun im Quelle der Horen wird dir gebadet es dünken!
Komm nun her, Kiſſaitha! Du melke ſie! Aber ihr Ziegen
Nicht ſo herum mir gehüpft, daß nicht der Bock euch bezahle!

(Voß.)

## 2.

## Die Syrakuſerinnen oder das Feſt des Adonis. **)

### Erſte Scene.

(In der Wohnung der Praxinoa.)

Gorgo.

Iſt deine Herrin noch heim?

Eunoa.

O Gorgo, wie ſpät! Sie iſt heim noch.

Praxinoa.

Wunder, daß endlich du kommſt! Geh, Eunoa, bei ihr den Seſſel!
Leg auch ein Polſter darauf!

Gorgo.

Schon gut ſo.

Praxinoa.

Setze dich, Gorgo!

Gorgo.

Ha, das koſtete Muth, Praxinoa! Lebensgefahren
Stand ich jetzt aus bei der Menge des Volks und der Menge der Wagen.
Stiefeln nur allüberall, nur Männer in kriegriſchem Staate.
Endlos dazu iſt der Weg; du wohnſt mir doch gar zu entfernt auch!

Praxinoa.

Ja, da hat nun mein Mann, der Querkopf, am Ende der Welt dies
Solche Spelunke, kein Haus, mir genommen, damit wir nur ja nicht
Nachbarn würden; mir rein zum Aerger, der ewige Quälgeiſt!

Gorgo.

Poltre nur über den Mann nicht Alles heraus, mein' Beſte,
Iſt doch der Kleine dabei; ſieh' hin nur, wie er dich anguckt!

Praxinoa.

Luſtig, Zopyrion, ſüßeſtes Kind! ich meinte Papa nicht.

Gorgo.

Wahrlich er merkt es, der Junge, beim Himmel! der liebe Papa, der!

Praxinoa.

Jener Papa ging neulich — des Neulichen nur zu gedenken, —
Schmink' und Salpeter für mich im Laden des Krämers zu kaufen;
Aber was bracht' er mir? Salz!! — O ein Tropf, ſo dumm, wie er lang iſt.

Gorgo.

Meiner iſt eben ſo ſchlimm, Diokleidas, der Thalerverſchlinger.
Zahlt' er für fünf Hundsfellchen von elenden Schafen nicht ſieben
Drachmen noch geſtern! Nur Schmutz nur gibt es, nur Arbeit auf Arbeit. —
Aber nun lege das Kleid mit den Spangen doch an und den Mantel.
Auf! und zur Burg Ptolemäos', des ſchätzegeſegneten Königs,
Dort den Adonis zu ſeh'n. Ich höre, die Königin gibt ja
Heute ein prächtiges Feſt.

Praxinoa.

Bei Reichen ja waltet der Reichthum.
Aber erzähle mir, was du geſeh'n; mir iſt es was Neues.

Gorgo.

Mach', es iſt Zeit, daß wir geh'n, die Müßigen feiern nur Feſttag.

Praxinoa.

Eunoa, bring' mir das Becken! Und, Träumerin, leg' es nicht wieder
Mitten in's Zimmer! den Katzen iſt weich zu liegen behaglich.
Rühr' dich! geſchwind jetzt Waſſer! das Waſſer brauch ich am erſten.
Wie ſie ſo luſtig ſich hat! Reich' her das Becken! doch halt nun!
Gieße mit Maß! Wie du mir, Heilloſe, das Kleid da beſchütteſt!
Höre jetzt auf! Wie den Göttern gefiel, ſo bin ich gewaſchen.
Nun wo ſteckt der Schlüſſel zum Koffer? Mach hurtig und hol' ihn!

Gorgo.

Herrlich, Praxinoa, ſteht dir das faltige Kleid mit den Spangen!
Sage mir doch, wie theuer das Zeug dir vom Webſtuhl gekommen?

---

*) Parzen.

**) Dieſe kleine Komödie iſt neben ihrem dichteriſchen Werthe auch dadurch merkwürdig, daß ſie ſich der modernen Haltung des poetiſchen Genrebildes annähert. Zum Verſtändniß derſelben bleibt es hin, zu wiſſen, daß Arſinoe, die Gemahlin des Königs Ptolemäos Philadelphos, jährlich in der Königsburg zu Alexandria höchſt prachtvoll die myſtiſche Feier der Auferſtehung des Adonis beging, zu welcher Fremde von nah und fern herbeiſtrömten und bei welcher, wie [illegible] zu [illegible], die beiden Syrakuſerinnen die Rolle der Kleinſtädterinnen in der Reſidenz ſpielen.

**Praxinoa.**
Gorgo, ich bitte dich, schweig' mir davon! Zwei Minen und drüber
Kostet's und dazu noch legt' ich mein Leben dir zu bei der Arbeit.

**Gorgo.**
Aber nach Wunsche gerieth sie.

**Praxinoa.**
Ei, ja doch! du liebst es, zu schmeicheln.
(Zu Eunoa) Bring' mir geschwind nun den Mantel und rück' den Hut auch zurecht mir!
(Zu Zopyrion) Nein, nicht mitgeh'n, Herzchen! der Bugemann kommt und das Pferd beißt.
Weine so lange du willst: lahm sollst du mir draußen nicht werden.
Geh'n wir denn! (Zu einer Dienerin) Phrygia komm und spiel' unterdeß mit dem Kleinen,
Ruf' den Hund in das Haus und vergiß nicht, das Hofthor zu schließen!

### Zweite Scene.
(Auf der Straße.)

**Praxinoa.**
Himmel, o welch ein Gewühl! Wie kommen wir durch das Gedränge?
Läuft das glücklich wohl ab? Ameisen unendlich und zahllos!
Das hat doch Ptolemäos nicht Großes schon Alles vollendet!
Seit bei den Göttern sein Vater, beschleicht kein gewandter
Gauner den Wanderer mehr, ihn leicht auf ägyptisch beschleichend,
So wie vordem aus Betrug zusammengeknetete Schufte,
Einer so arg wie die Andern, abscheuliches Galgengesindel.
Herzensgorgo, was fangen wir an? Da kommen des Königs
Reiter getrabt. Sacht, Freundchen! Mich nur nicht übergeritten!
Sieh den verwegenen Fuchs! Wie bäumt er sich! Tollkühnes Mädchen,
Eunoa, weichst du nicht aus? Der bricht das Genick seinem Reiter.
Gut, dem Himmel sei Dank, daß der Junge zu Hause geblieben!

**Gorgo.**
Muthig, Praxinoa! Sind wir doch glücklich schon hinter den Pferden.
Sieh nur, da traben sie hin!

**Praxinoa.**
Ich erhole mich jetzt auch von selbst schon.
Ja, vor Pferden und Schlangen da hab' ich nun einmal von Kind an
Heilige Scheu. Doch kommt nur geschwind: wie das Volk da heranströmt!

**Gorgo** (zu einer Alten).
Mütterchen, warst du im Schloß?

**Die Alte.**
Ja Kinder.

**Gorgo.**
Und kommt man wohl ohne
Mühe hinein?

**Die Alte.**
Die Griechen probirten's und kamen nach Troja,
Mein holdseligstes Kind; es will Alles auf Erden probirt sein.

**Gorgo.**
Was uns die alte Sibylle für weise Orakel verkündet!
Alles doch wissen die Weiber, sogar Zeus' Hochzeit mit Here.
Sieh' doch, Praxinoa, dort um die Thür' das Gedräng' und Gewimmel!

**Praxinoa.**
Ja, 's ist schauderhaft! Gib mir die Hand nur, und Eunoa, du auch
Halte dich fester an Eutychis' Arm, daß der Strom dich nicht forttreibt.
Alle zugleich nun hinein! Dicht, Eunoa, uns auf den Fersen!
Ach, hilf Himmel, ich Arme! Da riß mein Sommergewand mir
Mitten entzwei, o Gorgo! — (Zu einem Fremden.) Beim Zeus und soll es nach Wunsche
Jemals dir gehen, mein Freund, hilf jetzt den Mantel mir retten!

**Fremder.**
Ob das möglich? Doch will ich's versuchen.

**Praxinoa.**
Ein schrecklich Gedränge!
Stoßen sie nicht wie die Schweine?

**Fremder.**
Nur Muth! Jetzt sind wir geborgen.

**Praxinoa.**
Mögest du, Trefflichster, jetzt und zukünftig so wohl auch geborgen
Bleiben, zum Dank deiner Mühe! — der wackere, gefällige Mann der!
Eunoa steckt in der Klemm'. — Ei, dränge dich durch, du Verzagte!

### Dritte Scene.
(In der königlichen Burg.)

**Praxinoa.**
Schön! wir Alle sind drin — wie zur Braut sagt, wer sie verschlossen.

**Gorgo.**
Komm nur, Praxinoa, komm und beseh nur den köstlichen Teppich.
Sieh nur, wie reizend und zart; man hielt' es für Arbeit der Götter.

**Praxinoa.**
Himmlische Herrin Athene, wer wirkte nur diese Tapeten?
Welch ein Maler vermochte so künstliche Bilder zu schaffen?
Wie sie natürlich dasteh'n, natürlich sich dreh'n und bewegen!
Nein, das ist nicht gewirkt, das lebt! — Wie weit es der Mensch bringt!
Aber er selber, wie reizend er dort auf dem silbernen Lager
Ruht, die Schläfe vom Flaumhaar frühester Jugend umzogen,
Dreimal geliebter Adonis, an Acherons Ufern geliebt noch!

**Ein zweiter Fremder.**
Endet [illegible] nimmer dieß schnöde Geschwätz, unselige Weiber!
Schnatternde Gänse, wie breit und gemein sie die Wörter verdumpfen!

**Gorgo.**
Sieh doch! Was will denn der Mensch? Was scheert ihn unser Geplapper?
Deinen Leibeignen befiehl und nicht syrakusischen Frauen!
Wiss' auch und schreib's hinter's Ohr: wir sind korinthischer Abkunft,
Landsmänninnen Bellerophon's, peloponnesischer Zunge,
Dorisch zu sprechen, wird, denk' ich, den Dorern doch gnädigst erlaubt sein!

**Praxinoa.**
Ei, das verhüte Persephone, daß wir genug noch an einem
Herrn nicht hätten! Du hängst mir, Gottlob, nicht höher den Brotkorb!

Gorgo.

Still, Praxinoa! Höre, ſie will vom Adonis nun ſingen,
Jene Sängerin dort, der Argeierin kundige Tochter,
Die ſich im Trauergeſang auf Sperchos neulich hervorthat.
Die macht brav ihre Sachen, ich ſteh' dafür. Horch, wie ſie trillert!

Die Sängerin.

Herrſcherin, die du erkorſt die kypriſchen Fluren und Städte
Und in Sicilien Eryx' Gebirg', goldſpielende Göttin,
O Aphrodite, wie brachten vom Acheron dir den Adonis
Nach zwölf Monden die Horen zurück, ſanft wandelnden Schrittes!
Langſam geh'n vor den anderen ſeligen Göttern die Horen,
Aber erſehnt von den Menſchen, denn Gaben ja ſpenden ſie Allen.
Kypris, Dione's Tochter, du hobſt zur unſterblichen Wonne,
Wie uns die Sage verkündet, den ſterblichen Geiſt Berenika's,
Himmelsambroſia träufelteſt du in der Königin Buſen.
Dir zum Dank, vielnamige, tempelgefeierte Göttin,
Ehrt Arſinoe jetzt, Berenika's Tochter, an Liebreiz
Helenen ähnlich, mit allerlei Gaben den theuren Adonis.
Neben ihm liegen der Früchte ſo viel auf dem Baume nur reifen,
Neben ihm zierliche Gärtchen, in ſilbergeflochtenen Körben
Wohlumhegt; auch goldene Flaſchen mit ſyriſcher Narde,
Kuchen in Füll', wie nur in den Formen die Weiber ſie bilden:
Farbige Würze zum Teig mit ſchneeigem Mehle vermiſchend;
Was ſie aus ſchmeidigem Oel und der Süße des Honigs bereiten.
Um ihn wimmeln die Vögel der Luft und die kriechenden Thiere;
Grünende Lauben ſind hier vom zarteſten Dille beſchattet,
Künſtlich errichtet, und Götter der Liebe, geflügelte Kinder,
Flattern wie Nachtigallen, im Schatten der Bäume verborgen,
Munter von Zweig auf Zweig, die wachſenden Fittige prüfend.
O wie das Ebenholz prangt und das Gold! Wie der Adler von weißem
Elfenbein dort zum Zeus Ganymedes, den Knaben, emporträgt!
Hier auf purpurnen Teppichen, weicher, als Schlummer, wie jeder
Rühmt in Samos Gebiet und Mileſos' weidliche Söhne,
Ward ein Lager gerecht und ein andres dem ſchönen Adonis.
Hier ruht Kypris und dort mit roſigen Armen Adonis,
Achtzehn Jahre nur zählt der Bräutigam, neunzehn wohl höchſtens;
Kaum noch ſticht ſein Kuß, noch blüht um die Lippen ihm Goldflaum.
Kypris freue ſich jetzt des wiedergeſchenkten Gemahles;
Morgen dann tragen wir ihn, mit dem Frühthau Alle verſammelt,
An das Geſtade hinaus zu den gleichaufſchäumenden Wellen,
Alle mit fliegendem Haar und die Knöchel umwallenden Kleidern,
Alle mit offenem Buſen, ſo ſtimmen wir hell den Geſang an:
„Holder Adonis, o du, wie es heißt, der einzige Halbgott,
Der bald uns, bald wieder dem Acheron naht. Agamemnon
Durfte dieß nie, noch Ajas, der große, gewaltige Heros,
Hektor auch nicht, der erſte und beſte von Hekabe's zwanzig
Söhnen, noch war es Patroklos vergönnt oder Pyrrhos, der ſiegreich
Troja verließ, noch den alten Lapithen und Deukalionen,
Pelops' Enkeln auch nicht, noch Argos' pelasgiſchen Gründern.
Sei uns günſtig, Adonis, und bring' uns fröhliches Neujahr!
Freundlich kamſt du, Adonis, o komm, wenn du kehreſt, auch freundlich!"

Gorgo.

Traun, die verſteht's, Praxinoa! Glücklich iſt wahrlich das Weib doch
Ob ihres Wiſſens zu preiſen und ihrer bezaubernden Stimme!
Doch es iſt Zeit nun, zu geh'n; Diokleidas erwartet das Eſſen.
Bös' iſt er immer, und hungert ihn gar, ſei der Himmel uns gnädig!
Freue dich, trauter Adonis, und komm zu den Freudigen wieder!

(Elliſſen.)

## II.

# Das Epigramm.

### 1) Auf Anakreon's Grab.

Rebe, du Zaubergewächs, moſtnährende Mutter der Traube,
Die du verſchlungen Geflecht üppiger Ranken erzeugſt,
Blühe mir doch an Anakreon's Säule, des teïſchen[*] Sängers,
Und hier über des Grabs niederem Hügel dahin,
Daß der Verehrer des Weins und der Tanzreih'n tummelnder Führer,
Welcher die Nächte hindurch ſang von der Liebe Gewalt,
Auch in die Erd' hinuntergeſenkt noch über dem Haupte
Trage in luſtiger Pracht Trauben, vom herbſtlichen Zweig,
Daß ihr labender Thau ihn immer benetze; der Alte
Hauchte ja ſüßer, als Wein, Lieder aus lieblichem Munde.

Simonides.

### 2) Grabſchrift auf einen Unbekannten.

Freuſt du dich, weil ich geſtorben, o Thor? Bald freut ſich auch deines
Todes ein Andrer. Dem Tod ſchuldet ein Jeder von uns.

Simonides.

### 3) Grabſchrift der in den Thermopylen gefallenen Spartaner.

Fremdling, kommſt du nach Sparta, ſo melde dem Volk der Lakonen,
Daß wir uns betteten hier, wie das Geſetz es gewollt.

Simonides.

### 4) Auf den Tod des Euripides.

Hellas, ſo weit es nur reicht, iſt Euripides Denkmal; die Aſche
Deckt Makedonien nur, wo er vom Irdiſchen ſchied.
Vaterland war ihm Hellas im Kleinen, das Hellas Athenä;
Vieles verſchönte ſein Sang, vielfach erhöhte ſein Ruhm.

Thukydides.

### 5) Sophokles' Grab.

Mögeſt du ſanft hinſchleichen um Sophokles Hügel, o Epheu,
Sanft ausgießen auf ihn dein unverwelklich Gelock.
Roſengebüſch auch blühe dann rings, und von Beeren umſchimmert,
Schütte der Weinſtock feucht grünende Sproſſen umher;
Wegen der ſinnigen Kunſt, die der Anmuthvolle geübt hat,
Denn ihm waren zumal Muſen und Chariten hold.

Simmias.

---

[*] Anakreon ward geboren und ſtarb zu Teos.

### 6) Kürze und Länge.

Kurz, Dionyſos, lautet der Ausſpruch, wenn es dem Dichter
Glückt: „Ich ſiege!" ſo ſagt dieſer auf kürzeſte Art.
Wenn du jedoch nicht gnädig biſt, fraget ihn Einer,
Wie er gekürzt, heißt's: „Schlimm hat es mir, ſchlimm ſich gefügt."
Dem, der über Gebühr Anſtrengungen macht, ihm begegne
Dieß, mir werde jedoch, Bakchos, die Kürze zu Theil.
Kallimachos.

---

### 7) Kühnheit.

Kühnheit, wenn ſie ſich eint mit der Weisheit, bringet dir Segen:
Wandelt ſie aber allein, folget Verderben ihr nach.
Euenos.

---

### 8) Theſpis und Aeſchylos.

Theſpis erfand dieß Spiel; doch des Waldliedes ländliche Kurzweil,
So wie des feſtlichen Chors wenig gebildeten Reih'n
Ordnete Aeſchylos; aber er ſchliff nicht zierlichen Wortprunk,
Sondern dem Waldſtrom gleich rauſchet er brauſend einher.
Nun auch ſchuf er die Bühn' und ſchmückte ſie. Traun, du gebarſt dem
Alten Heroengeſchlecht, muſenbegeiſterter Mund!
Dioſkorides.

---

### 9) Der Schiffbrüchige.

Ich fand Tod in der Flut. Doch ſchiffe nur! Als ich im Schiffbruch
Umkam, freuten ſich doch Andre der glücklichen Fahrt.
Theodoridas.

---

### 10) Frage.

Welchen der Pfad' im Leben erwähl' ich mir? Hader und ſchwere
Händel erfüllen den Markt; Sorgen bewohnen das Haus;
Fülle von läſtigen Mühen das Feld; auf dem Meere der Schrecken;
Furcht auf fremdem Gebiet, biſt du mit Gütern begabt;
Leideſt du Mangel, ſo lebſt du im Druck; Noth bringet der Ehſtand;
Bleibſt du im ledigen Stand biſt du im Alter verwaiſt.
Müh' ſind Kinder; der Kinder beraubt, iſt halb nur das Leben;
Jugend iſt ohne Verſtand, Alter entbehret der Kraft.
Eins denn wähle von zweien: entweder nimmer zu leben,
Oder geboren, ſogleich wieder das Leben zu flieh'n!
Poſeidippos.

---

### 11) Antwort.

Allerlei Pfade des Lebens betritt! Vor dem Volke verſchaffſt du
Ehre dir, wenn du geſcheit handelſt. Zu Hauſe vergnügt
Ruhe, den Reiz der Natur im Felde dich. Schifffahrt gewährt dir
Reichthum. Im fremden Land, haſt du was, biſt du geehrt,
Leideſt du Mangel, ſo weißt du allein es. Du freieſt? Zu Freuden
Lebeſt du. Freieſt du nicht? Leichter noch lebſt du alsdann.
Kinder und Luſt; kein Kind — kein ſorgenbelaſtetes Leben.
Rüſtig die Jugend und ſtark; Alter hinwiederum fromm.
Metrodoros.

---

### 12) Ariſtophanes.

Werke von göttlicher Kunſt, Ariſtophanes' Lieder! Acharnä's
Epheu ſchüttelt um euch ſäuſelnd das grüne Gelock;
Sieh, wie die Blätter erfüllt ſind vom Bromios! tönend von Wohlklang
Jegliches Wort und vom Reiz ſchreckender Chariten voll!
Sei mir muthiger Sänger gegrüßt, der helleniſchen Sitte
Maler, der komiſchen Kunſt Meiſter, im Lachen und Spott!
Antipatros.

---

### 13) Guter Rath.

Wenn ich durch Küſſe dich kränk' und dieß dir Beleidigung dünket —
Nun ſo küſſ' mich und nimm gleiche Vergeltung an mir!
Straton.

---

### 14) Gefälligkeit.

Nur wenn du raſch ſie erweiſeſt, ſo ſind deine Dienſte gefällig;
Wenn du zögerſt damit, hören ſie auf es zu ſein.
Lukianos.

---

### 15) Der Undankbare.

Ein durchlöchertes Faß iſt das Herz des Schlechten. Du gießeſt
Immer in's Leere, was auch Gutes von dir ihm geſchieht.
Lukianos.

---

### 16) Das menſchliche Leben.

Alles iſt ſterblich, was Sterbliche haben: entweder die Dinge
Gehen bei uns oder wir gehen bei ihnen vorbei.
Lukianos.

### 17) Platon.

Greiſer Mund des heiteren Lebens; von den Blättern der weiſen
Pandekten ertönt keines ſo mächtig wie du!
Während das Aug' du zu Gott und dem Himmel erhebeſt, o Platon,
Göttlicher, ſchauſt du zugleich Leben und Sitten der Welt.
Mit dem ſokratiſchen Spotte vermählteſt du komiſche Hoheit
Und zu dem ſchönſten Verein miſchte das [illegible] ſich.

---

### 18) Räthſel.

Weiß iſt mein Vater und ſchwarz ich, kein Kind; ein Vogel und ohne
Flügel, und dennoch empor flieg' ich zum Himmelsgewölk.
Thränen, doch ohne Gram, den ſie Schauenden Männern erzeug' ich;
Kaum in's Leben gelangt, löſ' in die Luft ich mich auf.

# Anhang.

## Des Klemens von Alexandrien Lobgeſang auf den Erlöſer.*)

Du Lenker ungebändigter Füllen,
Du Fittig ſicher ſchwebender Vögel,
Nimmer wankendes Steuer der Jugend,
Der königlichen Heerde Hirt!
Deine ſchuldloſen Kinder verſammle,
Heilig zu preiſen,
Kindlich zu loben
Mit geweihten Lippen
Der Kinder Leiter Chriſtus.
Der Heiligen König,
Des höchſten Vaters, o
Allwaltendes Wort!
Der Weisheit Spender,
Der Leidenden Stütze,
Der Unſterblichkeit Herr,
Der Sterblichen
Heiland, o Jeſu!
Hirt und Bauer,
Steuer und Lenker,
Himmliſcher Fittig
Der geweihten Heerde!
Fiſcher der Sterblichen,
Der Erben des Heils,
Der du aus feindlicher Flut
In der Bosheit Meer
Mit ſüßem Leben
Die reinen Fiſche fängſt!
Führ' uns an, o du
Der geiſtigen Schafe Hirt!
Führ' uns an, o Heiliger,
Der unbefleckten Jugend Fürſt!
Fußſtapfen Chriſti,
Himmelsweg,
Ewiges Wort,
Unermeßlicher Geiſt,
Unſterbliches Licht,
Der Barmherzigkeit Quell,
Der Tugend Urſprung,
Heiliges Leben,
Der Gottesverehrer, Jeſus Chriſt,
Himmliſche Milch,
Den ſüßen Brüſten
Deiner holdſeligen Magd,
Der Weisheit, entträuft!
Wir Säuglinge,
Von zarten Lippen gepflegt,
Von der geiſtigen Mutterbruſt
Lieblichem Odem gefüllt,
Singen einfältiges Lob,
Aufrichtige Lieder
Dem Könige Chriſtus;
Singen zumal
Der Heiligen Lohn
Der Lehre des Heils,
Singen einfältig
Dem mächtigen Sohn.
Friedlicher Chor,
Ihr Chriſtuserzeugten,
Du heiliges Volk,
Preiſet vereinigt der Seligkeit Gott!

(Münter.)

---

*) Als Probe der früheſten chriſtlichen Poeſie der griechiſchen Kirche.

## 2.

## Rom.

Der Regenbogen in ſeiner Pracht wirft einen Schatten, in welchem das ganze Farbenſpiel des herrlichen Naturwunders zu erkennen iſt, aber verblaßt und matt: ſo ſteht die römiſche Literatur der helleniſchen zur Seite, alle Tinten derſelben wiederſpiegelnd, aber abgeblaßt und matt. Hellas' und Roms Literatur verhalten ſich wie Original und Nachahmung und der Glanz der römiſchen Geiſteswerke würde in noch viel höherem Grade ſchwinden, wenn uns von den griechiſchen Vorbildern, welche ſie copirte, nicht ſo viele verloren gegangen wären.

Hätten die Römer das volksmäßige und nationale Element, welches ſich in den wenigen uns erhaltenen Bruchſtücken ihrer älteſten Poeſie kundgibt, zu einer weitern Entwicklung geführt, ſo würden wir die kraft- und machtvolle Eigenthümlichkeit des römiſchen Naturells auch in ihren Dichtungen zu bewundern haben, allein indem die erſten römiſchen Dichter, die **Livius Andronicus**, **Naevius** und **Ennius** (ſämmtlich im 3. Jahrh. v. Chr.) alles Heil in die Nachahmung der Griechen ſetzten, gaben ſie der römiſchen Literatur von vorneherein die Richtung, welche ſie bis zum Ende beibehalten hat. Ihre Ueberzeugung, daß nichts Beſſeres zu leiſten ſei, als was in den allerdings unübertrefflichen griechiſchen Muſtern vorlag, brachte etwas Fremdartiges, Unnationales, Unſelbſtſtändiges in die römiſche Dichtkunſt und ſo iſt dieſe ſtets mehr eine Sache der bloßen Bildung, des Geſchmackes, der nachahmenden Künſtelei, als der urkräftigen, aus dem nationalen Boden hervorſproſſenden Schöpferkraft, geblieben. Die Welteroberer ließen ſich das Joch einer fremden Cultur willig gefallen. Ihr volksmäßiges altes Luſtſpiel (Fescenninen, Atellanen) gaben ſie auf, um griechiſche Komödien auf lateiniſchen Boden zu verpflanzen, und nur die nationale Satire (von satura, eigentlich Miſchſtück) hielten ſie als eigenthümlich feſt und brachten ſie zu ſelbſtſtändiger Entwicklung.

Das dramatiſche Fach war lange Zeit in Rom das vorherrſchend beliebte. Außer den ſchon genannten Dichtern waren als Tragiker in der ältern Zeit **M. Pacuvius** (im 2. Jahrh. v. Chr.) und ſein jüngerer Zeitgenoſſe **L. Attius** thätig, von denen aber nur ſpärliche Fragmente auf uns gekommen ſind, während wir von den Komödien des **Attius Plautus** (geſt. 184 v. Chr.) und des **Publius Terentius** (geſt. 155 v. Chr.) eine ziemliche Anzahl, von jenem 20, von dieſem 6, beſitzen. Plautus iſt unſtreitig der größere Poet von beiden, Terentius der feinere Styliſt; Beide aber haben nach griechiſchen Muſtern gearbeitet.

Mit dem Untergange der Republik wurde die römiſche Poeſie Hofpoeſie, indem Auguſtus und ſein Miniſter Mäcenas zur Beſchäftigung mit der Literatur aufmunterten und, wohl auch aus Gründen der Politik, belohnten. Es brach jetzt eine Periode der Eleganz und Correctheit an, und wer von der Poeſie bloß Eleganz und Correctheit fordert, wird ſich von den Erzeugniſſen der römiſchen Muſe in jener Zeit ſtets höchlich befriedigt ſehen. **P. Virgilius Maro** (geb. 70 v. Chr., geſt. 19 v. Chr.) unternahm es, den Römern ein Epos zu geben, das aber, obgleich dem Dichter römiſche Geſinnung nicht abzuſprechen iſt, im Grunde doch nur auf die Verherrlichung des Auguſtus, als Sprößling des Juliſchen Stammes, hinzielte und bei allen ſchönen Einzelnheiten doch nur ſo lange für ein epiſches Muſter gelten konnte, als die echte Heldenwelt Homer's dem Verſtändniß nicht aufgeſchloſſen war. Heutzutage iſt anerkannt, daß ſich Virgil in ſeinem didaktiſchen Gedicht „vom Landbau" und mehr noch in dem ihm zugeſchriebenen Idyll „das Mörſergericht" weitaus als größern Dichter erwieſen, denn in dem Epos „Aeneis." Neben Virgil ſteht, als berühmteſter Lyriker der Römer, **Q. Horatius Flaccus** (geb. 65, geſt. 9 v. Chr.), der ſeinen lyriſchen Vorgänger **Valerius Catullus** (geſt. 49 v. Ch.) überflügelte, jedoch in nicht viel höherem Grade, als jener, ſich über die Nachahmung griechiſcher Lyriker erheben konnte. Eigenthümlicher als in ſeinen „Oden" und „Epoden" iſt er in ſeinen „Epiſteln" und „Satiren," denn hier konnte er ſich, uneingeengt von großen Vorbildern, in ſeinem liebenswürdigen Epikuräismus gehen laſſen und eine anmuthige, wenn auch nicht durchſchlagende Lebensphiloſophie predigen, die mit Recht auch jetzt noch bewundert wird. Die elegiſche Kunſt, in welcher der römiſche Geiſt die höchſte Grazie erreicht hat, deren er fähig war, fand in **Albius Tibullus** (geſt. 19 v. Chr.), **Aurelius Propertius** (geſt. 15 v. Chr.) und P. Ovidius Naſo (geb. 43 v. Chr., geſt. 16 n. Chr.) geniale Pfleger und in der Elegie hat ſich überhaupt die römiſche Poeſie am gemüthvollſten und gefühlreichſten ausgeſprochen. Als Meiſter im Ausdruck zärtlicher Empfindung gilt Tibull, als feurigſter Maler der Sinnlichkeit Properz, während Ovid gerechten Anſpruch darauf hat, für den vielſeitigſten und phantaſiereichſten aller römiſchen Dichter zu gelten, deſſen Einbildungskraft und Erfindungsreichthum beſonders in ſeinem erzählenden Gedicht „die Verwandlungen,“ in welchem er mythologiſche und heroiſche Stoffe äußerſt gewandt zu einem Ganzen verbindet, erfreulich hervorquillt.

Die Reflexion, das philoſophirende Nachdenken über die Erſcheinungen des Lebens war von jeher ein Grundzug im römiſchen Charakter geweſen. Deßhalb mußte die Didaktik bei ihnen gedeihen und in dieſer Richtung hat, außer Virgil und Horaz, beſonders **Lucretius Carus** (geb. 95 v. Chr.) in ſeinem Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge“ Ausgezeichnetes geleiſtet. Als Lehrdichter ſind auch die Satiriker **Perſius Flaccus** (geſt. 62 n. Chr.) und **Junius Juvenalis** (geb. 42 n. Chr.), der letztere ein bedeutendes Talent, zu nennen, denn ihr Zweck war ein vorherrſchend didaktiſcher. Die Satiren, die ſie nach dem Vorgange des Ennius, Pacuvius, Lucilius, Varro, Horaz u. A. ſchrieben, verdienen, beſonders als Sittenſchilderungen ihrer Zeit, große Beachtung. Unbedeutend iſt der Fabuliſt **Phädrus** und, um noch einmal in's dramatiſche Gebiet hinüberzuſchweifen, ebenſo unbedeutend die Tragik des **Seneca**, der in Schwulſt und Bombaſt als Muſter aufgeſtellt werden kann. Nach dem auguſtiſchen Zeitalter brach mit der ſittlichen und politiſchen Verwilderung Impotenz und abgeſchmackte Wiederkäuung raſch über die römiſche Poeſie herein. In einem Zeitalter, wie es der große Hiſtoriker **Tacitus** beſchrieb, konnte kein rechter Poet mehr gedeihen, und von den ſpäteren ſind daher nur noch der Epiker **Lucanus** (geb. 38 n. Chr.) und der kecke Epigrammatiſt **Martialis** (geb. 40 n. Chr.) rühmend zu erwähnen.

## 1.

# Die Heldendichtung.

## P. Virgilius Maro.

### Aeneas erzählt Troja's Untergang.

(Aeneis, Geſang 2, V. 268—[illegible].)

Schon war die Zeit, wo zuerſt bei ermüdeten Menſchen die Ruhe
Anhebt und zur Erquickung durch Göttergunſt ſie durchathmet:
Siehe, da ſchien im Traum der unglückſeligſte Hektor
Mir vor Augen zu ſtehn und Ströme der Thränen zu gießen,
Ganz wie vordem, da die Roſſ' ihn geſchleift und von blutigem Staube
Schwarz er war und mit Riemen durchſchnürt an geſchwollenen Füßen.
Wehe, wie war er geſtaltet, wie ganz verſchieden von jenem
Hektor, der einſt heimzog, in die Rüſtung gehüllt des Achilles,
Oder den phrygiſchen Brand hinwarf in der Danaer Schiffe!
Schmutzig den Bart und die Haare von Blut an einander geklebet,
Noch mit den Wunden bedeckt, die umher bei den heimiſchen Mauern
Zahllos einſt er empfing! Da ſchien ich mir ſelber mit Zähren
Anzureden den Mann und traurige Worte zu ſtöhnen:
O Dardania's Licht! o ſicherſte Hoffnung der Teukrer!
Wo verzogſt du ſo lang? Aus welchen Geſilden, o Hektor,
Kommſt du, erſehnter Freund? Wie müſſen wir doch nach ſo vielen
Leichen der Deinen, ſo mancherlei Noth der Stadt und der Menſchen,
Wie wir Müden dich ſchau'n! Welch grauſames Schickſal entſtellte
Dein ſo heitres Geſicht? Und warum erblick' ich die Wunden?
Schweigend ſtand er und hielt mich nicht hin bei ſo thörichten Fragen,
Sondern ſchwer aus der Tiefe der Bruſt aufſeufzend begann er:
Fleuch, o Sohn der Göttin![*] entreiße dich ſchleunig den Flammen!
Feinde beſitzen die Stadt und Ilion ſtürzet in Trümmer.
Wahrlich genug iſt geſcheh'n für Priamus und für die Heimat.
Konnt' ein Arm ſie retten, es hätte ſie dieſer gerettet.
Troja empfiehlt dir die Heiligthümer und ſeine Penaten;
Dieſe nimm zu Begleitern in Prüfungen, dieſen erbaue
Jene Mauern, die du nach Meerirrfahrten emporthürmſt.
Alſo ſprach er und trug in Händen die waltende Veſta,
Schleier auch und das ewige Feu'r aus der innerſten Halle.
Jetzt durchbrauſet die Stadt von allen Seiten der Jammer,
Und ſchon heller und heller, obgleich des Vaters Anchiſes
Baumumſchattetes Haus in einſamer Ferne zurückſtand,
Scholl das Getöſ' und drohender nahte der Schrecken der Waffen.
Da entfahr' ich dem Schlaf und zum höchſten Giebel des Daches
Steig' ich mit eilendem Lauf und ſtehe mit horchenden Ohren:
Wie wenn ein Brand bei Toben des Süds einfällt in die Saaten
Oder ein reißender Bach im Sturz vom Gebirge die Aecker
Fortſtößt, lachende Saat fortſtößt und die Werke der Stiere,
Auch [illegible] Wälder verſchleppt; auf erhabenem Felshaupt
Staunt unkundig der Hirt, das ferne Gebrauſe vernehmend.
Wahrlich anjetzt iſt entſchieden die Treu und der Danaer Argliſt
Schließet ſich auf. Schon ſtürzt Deiphobus' weiter Palaſt ein,
Durch die Flammen beſiegt; ſchon lodert Ukalegon's Wohnung
Nachbarlich mit; fern leuchten vom Brand die ſigeiſchen Waſſer.
Jetzt beginnt der Männer Geſchrei und Hall der Poſaunen.

---

[*] Aeneas iſt bekanntlich der Sohn der Venus, welchen ſie dem trojaniſchen Helden Anchiſes gebar.

Waffen ergreif' ich beſtürzt und weiß nicht Rath mit den Waffen.
Aber ein Heer verſammeln zum Kampf und zur Burg mit den Freunden
Hinzueilen, das brennt in der Seele mir. Wuth und Erbitt'rung
Spornt den Entſchluß und herrlich erſcheint mir der Tod in den Waffen.
Aber ſiehe da, Panthus, entflieh'n dem Geſchoß der Achiver,
Panthus der Othryad, ein Prieſter der Burg und des Phöbus,
Schleppt in der Hand das heil'ge Geräth, die bezwungenen Götter
Und den kindlichen Enkel und rennt haltlos nach dem Strande.
Panthus! wie ſteht's mit dem Schickſal der Stadt? In welches der Schlöſſer
Werfen wir uns? Ich ſprach's. Da erwiedert er ſeufzend beklommen:
Iſt der endende Tag, die unwendbare Zeit für die Teukrer.
Hin wir Troer und Ilium hin und hin der erhabne
Dardanerglanz. Der grimmige Zeus hat Alles nach Argos
Umgewandt. Der brennenden Stadt ſind die Danaer Meiſter.
Mitten ſteht in den Mauern das Roß, das hölzerne, ſchüttet
Krieger herab und Sinon, der Sieger, verbreitet die Brände
Höhnend und frech. Dort zieh'n durch die Doppelflügel der Thore
Tauſende ein, als je von der großen Mycene gekommen.
Andre beſetzen mit Wehr die engen Räume der Gaſſen,
Vorgerückt. Die Schärfe des Schwerts und ſchimmernde Dolche
Starren gezückt, zum Morde bereit. Kaum wagen die erſten
Wachen der Thore den Kampf, im blinden Gefechte ſich wehrend.
Jetzt durch die Worte des Panthus geweckt und göttlichen Antrieb,
Stürz' ich in Flammen und Waffen hinein, wo die grauſe Erinnys,
Wo das Getöſe mich ruft und Geſchrei, das zum Aether emporſchlägt.
Bald auch geſellen ſich mir Ripheus und der waffenbelobte
Epytus, Hypanis auch und Dymas begegnen im Mondlicht
Und ſie reihen ſich mir an die Seit'. Auch der Jüngling Koröbus,
Mygdon's Sohn, der neulich nur erſt gen Troja gekommen,
Gegen Kaſſandra entflammt von wahnſinnsgleichender Liebe,
Hülf' als Eidam zu bringen dem Priamus und den Trojanern,
Unglückſeliger, dieweil er die warnende Stimme nicht hörte
Seiner begeiſterten Braut. Als jetzt ich geſchaart ſie erblickte
Und voll Muthes zum Kampf, da ſprach ich alſo zu ihnen:
Jünglinge, ach, umſonſt ſo tapfere Herzen, wenn irgend
Feſter Entſchluß euch bereit, dem Mann in die Kämpfe zu folgen,
Der noch das Letzte verſucht! Ihr ſeht ja die Wendung des Schickſals.
Aus den Tempeln geflohn und von ihren Altären gewichen
Sind die Götter, die Schirmer des Reichs. Ihr eilet zu Hülfe
Einer verlodernden Stadt. Drum laßt uns hinein in die Waffen
Stürzen und ſterben. Verzweifeln am Heil iſt Heil für Beſiegte.
Dieß jagt Wuth in die Herzen der Jünglinge. Drauf wie die Wölfe
Gehen im dunkeln Nebel auf Raub, wenn des grimmigen Hungers
Raſen aus Höhlen ſie treibt und daheim die verlaſſenen Jungen
Harren mit trockenem Schlund: ſo wandeln durch Waffen und Feinde
Wir in den ſichern Tod und richten durch Ilion's Mitte
Muthig den Weg. Schwarz hüllt in den hohlen Schatten die Nacht uns.
Wer doch könnte das Morden der Nacht und die Leichen beſchreiben
Oder wer mit Thränen den ſchrecklichen Jammer erreichen?
Trümmernd ſtürzt die Stadt, die ſo viele Jahre geherrſcht hat;
Zahllos werden auf Gaſſen umher wehrloſe Bewohner,
In den Häuſern umher und auf heiligen Schwellen der Götter
Niedergehau'n. Doch büßen nicht nur mit Blute die Teukrer.
Wohl auch kehrt noch zuweilen der Muth in's Herz der Beſiegten!
Auch der ſiegende Danaer fällt. Rings Noth und Entſetzen,
Rings Schreckbilder und Leid und Tod in tauſend Geſtalten.
Erſtlich ſtößt in großem Gefolg begleitender Grajer
Uns Androgeos auf, für Waffengenoſſen uns haltend,
Wahnbethört, und grüßte ſogar mit traulichen Worten:
Eilet, Männer! denn welche verſpätende Säumniß verweilt euch?
Andere plündern und ſchleppen hinweg die brennende Troja;
Ihr da wandelt gemächlich nur erſt von den ragenden Schiffen.
Sprach's und empfand urplötzlich, denn nicht gar freundliche Antwort
Ward ihm ertheilt, er ſei hier mitten in Feinde gefallen.
Staunend ſtand und verſtummend er da und hemmte die Schritte,
Wie, wer die unvermuthete Schlang' im ſtachlichen Dornbuſch
Drückte, vom Boden [illegible], und zitternd in Eile zurückſcheut,
Wenn ſie zur Rach' ſich bäumt und den bläulichen Nacken emporſchnellt:
Alſo entwich Androgeos auch, durchbebt von dem Anblick.
Plötzlich brechen wir ein, mit dichter Wehr ſie umzingelnd,
Und die furchtbetäubten, des Orts unkundigen Gegner
Werfen wir ſchnell. Hold krönte das Glück den Beginn des Geſchäftes;
Muthvoll ſchon frohlockte dem guten Erfolge Koröbus.
O ihr Freunde, ſo ſprach er, wo immer das Glück zur Erlöſung
Wege noch zeigt und mit Rettung erſcheint, da laſſet uns folgen!
Tauſchen laßt uns die Schild' und der Danaer Rüſtungen anzieh'n.
Tapferkeit oder Betrug, wer darf's vorſchreiben dem Feinde?
Mögen ſie ſelbſt uns Waffen verleih'n. Sprach's, ſetzt den bemähnten
Helm des Androgeos auf, ergreift des bezeichneten Schildes
Köſtlichen Schmuck und ſchnallt das Achiverſchwert an die Seite.
Dieß thut Dymas, mit ihm Ripheus und die ſämmtliche Jugend
Freudenvoll; es bewehrt mit der friſchen Beute ſich Jeder.
Unter den Danaern wandeln wir fort, im Zorne der Gottheit.
Viele Gefechte ſodann, im nächtlichen Dunkel ſie treffend,
Kämpfen wir durch und ſchicken der Danaer viele zum Orkus.
Andre flieh'n zu den Schiffen zurück, zum ſichern Geſtade

Rennen ſie fort; ein Theil auch erſteigt in der Schande des Schreckens
Wieder das thürmende Roß, im bekannten Bauch ſich verkriechend.
Ach, es vertraue doch Keiner ſein Heil ungnädigen Göttern!
Siehe, da ward aus dem Tempel und Heiligthum der Minerva
Priamus Tochter, Kaſſandra, geſchleppt an den fliegenden Haaren.
Ach, vergebens erhub ſie die brennenden Augen zum Himmel,
Nur die Augen, denn Feſſeln bezwangen die zärtlichen Hände.
Nicht ertrug die Geſtalt der wuthempörte Corobus,
Sondern warf ſich, zu ſterben, ſich ſelbſt in die Mitte der Horde.
Alle wir folgen und rennen in dichtverſchaarteten Waffen.
Hier bedecken zuerſt von der hohen Zinne des Tempels
Uns die Lanzen der Freund' und das kläglichſte Metzeln beginnet
Durch der Rüſtung Geſtalt und die Täuſchung grajiſcher Mähnen.
Dann die Danaer auch, aufknirſchend ob der entriſſ'nen
Jungfrau, dorther geſchaart ringsher, der wüthende Ajax,
Beide Atriden zugleich und der Doloper ſämmtliche Heerſchaar:
Wie, wenn ein Wirbel zerſtäubt, ſich Gegenwinde bekämpfen,
Zephyrus, Notus zugleich und, friſcher Roſſe ſich freuend,
Eurus, es krachen die Wälder, es tobt Nereus mit dem Dreizack,
Flutenumſchäumt, und erregt aus dem tiefſten Grunde das Gewäſſer,
Jene ſogar, die wir ſchon im Dunkel der Nacht durch die Schatten
Weggeſchlagen mit Liſt und ganz durch Troja getrieben,
Eilen zurück und erkennen die Lüge der Waffen und Schilde
Zuerſt und bemerken der Sprach' abweichende Mundart.
Wehe, nun wirft uns die Uebergewalt! Vor Allen Corobus
Stürzt durch Peneleus Hand an der waffenmächtigen Göttin
Altare. Ripheus auch erliegt, der gerechteſten Einer
Unter den Teukrern und ſtets der treu'ſte Verehrer des Rechtes.
Anders gefiel es den Göttern. Auch Dymas und Hypanis fallen,
Selbſt von Genoſſen durchbohrt; auch dich, hintaumelnder Pantheus,
Schützte die redliche Frömmigkeit nicht und die Inful Apollo's!
Iliums Aſchenhaufen, ihr Todesfackeln der Meinen,
Zeugt, daß bei eurem Verderben ich weder Geſchoſſe, noch irgend
Kämpfe der Danaer mied, und, hätte den Tod mir das Schickſal
Zuerdacht, mein Arm ihn verdient! Jetzt trennt die Gewalt uns
Iphitus wandelt mit mir und Pelias, langſam durch Alter
Jener ſchon und Iphitus matt durch Ulyſſes' Verwundung,
Schnell durch Geſchrei zu des Priamus Wohnung gerufen.
Hier war erſt gewaltig der Kampf, als wüthete nirgend
Weiter der Krieg, als ſtarb' in der ganzen Stadt Niemand,
So unbändiger Wuth und zum Haus andrängende Griechen
Schauen wir dort und die Schwell' umlagert vom nahenden Schilddach.
Leitern hangen an Wänden umher, ſelbſt unter den Pfoſten
Klimmt man die Sproſſen empor, wirft ſchirmende Schilde den Pfeilen
Links mit der Linken entgegen und haſcht mit der Rechten die Zinne.
Aber die Dardaner brechen die Thürm' und bedeckende Giebel
Dort an den Wohnungen ein und trachten mit dieſen Geſchoſſen,
Weil ihr Ende ſie ſeh'n, ſich am Rand des Todes zu wehren.
Goldumzogenes Gebälk, die erhabene Zierde des Ahnherrn,
Wälzt man herab; doch Andre mit blinkenden Dolchen beſetzen
Unten die Thor' und behaupten ſie dort in geſchloſſener Heerſchaar.
Jetzo genaß mir der Muth, des Königs Schlöſſer zu retten,
Hülfe dem Volk zu verleih'n und mit Kraft die Beſiegten zu rüſten.
Eine Schwelle war da, ein verborgenes Thor und ein Durchgang,
Welcher des Priamus Häuſer verband, noch einſame Pfoſten
Hinter der Burg, wo zuvor, ſo lange das Reich noch beſtanden,
Oft zu den Schwiegereltern die arme Andromache wollte,
Ohne Geleit und den Knaben Aſtyanax zog zu dem Ahnherrn.
Hier entrinn' ich zur Spitze des oberſten Giebels, von wannen
Eitles Geſchoß mit der Hand elendig die Teukrer verſandten.
Jählings ſtand auf dem Boden ein Thurm, von dem oberſten Dache
Bis zu den Sternen geführt, von wo ganz Troja zu ſchauen
Ueblich war und der Danaer Schiff' und achaiſche Lager.
Mit Brecheiſen umwühlen wir ihn, wo der oberſte Stock uns
Wankende Fugen verſprach, und los von erhabenem Standort
Rütteln und drängen wir ihn. Da ſtürzt er mit plötzlichem Umſturz
Krachend hinab und fällt weit über der Danaer Schaaren
Verderbend umher. Doch andere rücken heran und indeſſen
Ruhen weder die Steine noch andre Geſchoſſe des Mordes.
Eben an dem Vorgemach und vorn an der Schwelle des Hauſes
Prunket ſich Pyrrhus, von Waffen umſtrahlt und eherner Rüſtung:
So wie die Schlang' erſcheint, von giftigen Kräutern genähret,
Welche geſchwollen im Winterfroſt von der Erde bedeckt lag,
Wenn ſie erneut die Haut abſtreift und in glänzender Jugend
Sich mit ſteigender Bruſt und den ſchlüpfrigen Rücken verſchlingend
Sonnenan bäumt und im Mund dreiſpaltig die Zunge beweget.
Periphas naht mit Macht, Automedon auch, des Achilles
Roſſelenker und Knappe, und die ſämmtliche Jugend von Skyros,
Rücken gegen die Burg und ſchleudern Brand' zum Giebel.
Er, mit den Erſten voran, durchbricht die gewaltigen Schwellen
Schnell mit ergriffener Axt und reißt die ehernen Pfoſten
Aus der Angel, zerhaut das Gebälk und höhlet der Pforte
Eichene Bohlen und ſpaltet ein weitaufgähnendes Fenſter.
Offen erſcheint nun das Innre der Burg und die langen Gemächer,
Offen des Priamus dort und der älteren Könige Zimmer,
Daß ſie am vorderſten Thor die bewaffneten Krieger erblicken.

Aber den innern Palaſt durchwühlen Klag' und Getümmel
Jammervoll; tief heult in den hohlen Wohnungen einwärts
Weiblicher Wehausruf und ſchlägt zu den goldenen Sternen.
Angſtvoll irren die Mütter umher in den räumigen Hallen,
Halten die Säulen umfaßt und küſſen ſie. Pyrrhus indeſſen
Stürmet heran in der Vatersgewalt. Es hemmen nicht Riegel,
Hemmen nicht Wachen ihn mehr. Von häufigen Stößen des Widders
Wankt das Portal, aus der Angel geſprengt zerfallen die Pfoſten.
Obmacht bahnt ſich den Weg; eindringen die Griechen und morden
Gleich die Erſten im Nah'n und erfüllen die Plätze mit Kriegern.
Nicht ſo ſtürzet der ſchäumende Strom, der die Dämme durchbrechend
Losbrach und mit dem Strudel des Wehrdamm's Hemmung beſiegte,
Nicht ſo wüthend empört er die Flur, wenn durch alle Gefilde
Heerden er weg und Hürden entrafft. Selbſt ſah ich den Pyrrhus,
Wie er tobte mit Mord, und die beiden Atriden am Eingang,
Hekuba auch mit den Töchtern und Priamus, welcher mit Blute
Bei den Altären die Glut, die er ſelber geheiligt, entweihte.
Fünfzig Hochzeitkammern, die Hoffnungen künftiger Enkel,
Pfoſten mit Ausländsgolde und Siegesbeute verherrlicht,
Sinken in Schutt. Was die Flamme verſchont, das plündern die Griechen.
Doch du möchteſt vielleicht auch des Priamus Schickſal erfahren?
Als er das Loos der eroberten Stadt und gebrochen des Hauſes
Pforten erblickt und den Feind ſchon mitten in ſeinen Gemächern,
Legt ſich der Greis die Rüſtung, ihm fremd durchs Alter geworden,
An, umſonſt um die zitternden Schultern und gürtet das Eiſen
Kraftlos um und rennt, ein Sterbender, unter die Feindſchaar.
Dort im Hofe der Burg, im freien Gewölbe des Aethers
War ein großer Altar und daneben hing ein bejahrter
Lorbeer über ihn hin und umſchloß die Penaten mit Schatten.
Dorthin flüchtete Hekuba ſich, doch umſonſt, mit den Töchtern;
Gleich den Tauben, vom ſchwarzen Orkan zur Erde gedränget,
Saßen ſie dicht bei einander, die Bilder der Götter umarmend.
Als ſie des Priamus jetzt in den Waffen der Jugend gewahrte,
Sprach ſie: O welch ein harter Entſchluß, unglücklichſter Gatte,
Nöthigt dieſe Bewaffnung dir auf! Wo reißt dich die Wuth hin!
Solcher Hülfe bedarf und ſolcher Beſchützer gewiß nicht
Unſere Zeit, und wäre noch ſelbſt mein Hektor zugegen.
Hieher weiche nunmehr! Der Altar wird Alle beſchirmen
Oder wir ſterben zugleich. Dies ausgeſprochen empfing ſie
Ihn bei ſich und ſetzte den Greis auf die heilige Stätte.
Aber ſiehe, Polites, dem Morde des Pyrrhus entſchlüpfend,
Einer von Priamus Söhnen, entfloh durch Geſchoſſe, durch Feinde
Längs in den Säulengängen und ſchweift in den räumigen Hallen
Blutend umher. Ihm folgt, entbrannt zu der Wunde des Todes,
Pyrrhus, und ſchon, ſchon faßt ihn die Hand und die Lanze durchbohrt ihn.
Als er nun ſo ankam vor der Eltern Augen und Antlitz,
Stürzt' er hin und verſtrömte mit vielem Blute das Leben.
Priamus aber, wiewohl ihn der Tod ſelbſt drohend umringte,
Konnte nicht länger ſich halten, noch Zorn und Rede beherrſchen:
Ha, für ſolch ein Verbrechen, ſo rief er, für ſolche Gewaltthat
Mögen, wenn oben im Himmel noch wohnt theilnehmendes Mitleid,
Würdigen Lohn dir die Götter verleih'n, der gebührenden Strafe
Züchtigung, weil du mich zwangſt, den Tod des Sohnes zu ſchauen,
Und mein väterlich Angeſicht mit dem Morde beflecktеſt.
So war jener doch nicht, deß Sohn du dich lügſt, Achilles
Gegen Priamus einſt, den Feind; denn Recht und Vertrauen
Eines Flehenden ſcheut' er und gab den verbluteten Leichnam
Hektors mit zur Beſtattung und ſandte mich heim in die Herrſchaft.
Alſo der Greis und ſchleuderte ſonder Verletzung
Seinen unkriegriſchen Speer, der vom dumpfen Erze zurückprallt
Und am erhabenſten Buckel des Schild's vergebens herabhängt.
Pyrrhus darauf: So wirſt du dann dieſes ihm künden und hingeh'n
Zum Peliden, dem Vater; da magſt du, die grauſamen Thaten
Und die Entartung des Pyrrhus ihm vorzuerzählen, getreu ſein;
Jetzt ſtirb! Sprach's, zog den Bebenden, der in des Sohnes
Vielvergoſſenem Blut oft gleitete, ſelbſt zum Altar hin,
Flocht um die Linke das Haar, erhub mit der Rechten das blanke
Todesſchwert und verbarg's in der Seit' ihm bis zu dem Griffe.
Dieß war das endende Schickſal des Priamus, dieſer der Ausgang,
Jenem Manne beſtimmt, der Troja geſtürzt und in Flammen
Pergamum ſah, dem Beherrſcher von Aſia, ſtolz auf ſo viele
Völker und Länder voreinſt. Groß liegt am Geſtade der Rumpf nun
Und das entſchulterte Haupt und ohne Namen der Leichnam.
(Neuffer.)

---

## 2.

## Das Drama.

### 1.

### M. Attius Plautus.

### Vorſpiel zum „Bramarbas.“

Polonices, Trogus, Sklaven.

Polonices.
Sorgt mir, daß meines Schildes Abglanz lichter ſei,
Als je, wenn heiterer Himmel iſt, der Sonne Strahl,

Daß, wenn's vonnöthen ist, er beim Handgemeng' dem Feind'
Der Augen Schärf' im scharfen Kampfe blenden mag.
Denn diesen Sarras will ich mir beschwichtigen,
Daß er in Trübsal muthlos nicht verkümmere,
Weil er mir so lang schon feiert und der Scheide [illegible].
Ja, er sucht nach [illegible], der arme Kerl.
Doch wo bleibt mir der Trogus?

Trogus.

Hier, Herr, steh' ich hart
Am Tapfern, Edlen, ja am königsgleichen Mann.
Nicht du zum Kampfe, sagt selbst Mars nicht mehr, daß er
Sei Krieger und vergleiche sich mit deiner Kraft.

Polonices.

Wem ließ das Leben ich im Curculionier Feld,
Wo Bombomachides Clutomistaridysarchides
Das Obercommando führte, jener Enkel Neptun's?

Trogus.

Ich weiß, du meinst den, der die goldnen Waffen trug,
Des Heerschaar mit dem Athemhauche du zerstäubt,
Gleichwie der Wind dem Laub thut oder dem Schindeldach.

Polonices.

Nur das, beim Poll *) ist Nichts noch.

Trogus.

Ja, beim Hercules, Nichts.
Wollt' ich von Anderm sprechen, (für sich) das du nie gethan.
Wenn Einer einen lügnerischen Menschen sah,
Und der mehr Rodomontaden sagt, als dieser thut,
Der soll mich haben, dem ergeb' ich mich als Knecht
Für den [illegible], bei dem ich prächtig hungern kann.

Polonices.

Wo bist du?

Trogus.

Hier, Herr! — Wie dann dem Elephanten du
In Indien einst mit deiner Faust den Arm zerschlugst.

Polonices.

Was, Arm?

Trogus.

Nun, nun, ich meine hier das Schenkelbein.

Polonices.

Damals war ich nicht aufgelegt.

Trogus.

Ja, was es dir
[illegible], durch Knochen und Kaldaunen durch
[illegible] dem Elephanten du den Arm gebohrt.

Polonices.

Laß das jetzt gut sein.

Trogus.

Freilich lohnt sich's nicht der Müh',
Daß du mir erzählest, der ich deine Thaten weiß.
(für sich) An solchem Elend ist der Magen Schuld.
Das Ohr
Muß hören, denn sonst auf dem Maule mir zahnet der Zahn.
Zu loben muß ich, was er auch immer lügen mag.

Polonices.

Was wollt' ich ...

Trogus.

O, ich weiß schon, was du sagen willst.
Du thatest's, ich erinnre mich.

Polonices.

Was?

Trogus.

Was du meinst.

Polonices.

Hast du Täfelchen?

Trogus.

Willst du werben? Den Griffel auch!

Polonices.

Recht artig doch begegnet dein Geist meinem Geist.

Trogus.

Mir kommt es zu, aufmerksam deinen Sinn erspäh'n,
Daß sorgsam ich vorrieche dir, wohin du [illegible].

Polonices.

Was meinst du?

Trogus.

Ich meinte in Cilicien.
Die Hundertfünfzig; hundert Sycolatronier;
Die dreißig Sarden, sechzig Macedonier
Sind Leute, die an Einem Tag du todt gemacht.

Polonices.

Wie viel macht das zusammen?

Trogus.

Siebentausend Mann.

Polonices.

So viel mag's sein; du hast die Rechnung brav gemacht.

Trogus.

Ich hab' es nicht mal aufgeschrieben und weiß es doch.

Polonices.

Beim Pol, ein brav Gedächtniß hast!

Trogus.

Ja hungerschärft.

Polonices.

Führst du so fort, wie bisher, so hast du Brot bei mir:
An meinem Tische bleibst du der beständ'ge Gast.

Trogus.

In Cappadocien, wo mit Einem Streiche du,
Wär' nicht zuletzt dein Sarras stumpf, fünfhundert schlugst.

Polonices.

Es war der Rest des Fußvolks.

Trogus (für sich).

Hätten sie je gelebt!
(laut) Was soll ich dir vorsagen, was doch Jeder weiß,
Daß du der einzig einzige Polonices bist
An Tapferkeit, Unbesiegbarkeit und an Gestalt!
Dich lieben alle Weiber und mit Recht, bei Gott!
Da du so schön bist. Wie zum Beispiel mich gestern die
Am Mantel zupften!

Polonices.

Ei, was sagten sie gestern dir?

Trogus.

Die Eine fragt': „Nennst du da den Achilles mir?"
„Nein, seinen Bruder!" sagt' ich, und die Andre rief:
„Drum ist, beim Kastor!" sagte sie, „er so 'n schöner Mann!
So edle Aussehns! und wie ihm die Locken steh'n!
Nein, wie glückselig, die sich seiner Umarmung freu'n!"

Polonices.

Das sagte sie wirklich?

Trogus.

Nur beschworen Beide mich,
Daß ich dich heut' vorüberführte, so zur Schau!

Polonices.

Unsäglich Unglück für den Mann, zu schön zu sein!

Trogus.

Nun mich belagernd, bitten, flehen, betteln sie,
Nur dich zu sehen. Gerufen werd' ich allenthalb,
Daß ich deine Geschäfte kaum dabei besorgen kann.

Polonices.

Mich dünkt, nun ist die Stunde da, zum Markt zu geh'n,
Daß den Rekruten, die ich gestern eingestellt,
Ich die bedung'ne Löhnung nun auszahlen kann.
König Seleucus drängt in mich mit Freundlichkeit,
Daß ich Rekruten ihm werben und bedingen soll.
Dem König diesen Tag zu weih'n, entschloß ich mich.

Trogus.

So machen wir uns auf den Weg.

Polonices.

Trabanten, folgt!
([illegible])

---

*) Abgekürzt aus Pollux.

## 2.

## P. Terentius.

### Das Mädchen von Andros.

(Aus dem erſten Akt.)

Simo, Soſia (mit einem großen Schlüſſel in der Hand), Sklaven (mit Speiſe und Küchengeräth).

Simo (zu den Sklaven).
Ihr tragt mir dies in's Haus! Nun gehet! (Sklaven ab.) Soſia!
Du bleib' noch! Nur ein Wörtchen nur!
Soſia (ſchmunzelnd).
Denk', 's war geſagt: Das dieſes gut beſorgt wird (auf die Speiſen deutend).
Simo.
Anderes! Nein!
Soſia.
Was gibt's,
Was meine Kunſt noch mehr dir leiſten könnt', als dies?
Simo.
Nicht iſt mir dieſe Kunſt zu dem Werk, was ich will;
Nein das, was immer ich an dir geſchätzt hab:
Treu' und Verſchwiegenheit.
Soſia.
Ich harre, was du willſt.
Simo.
Seit ich dich kaufte, war, du weißt's, von Jugend auf
Bei mir gelind und milde deine Sklaverei;
Frei; aus dem Sklaven ward'ſt du ein Freigelaſſener,
Dieweil du dienteſt, wie ein freier Mann.
Den höchſten Preis, den ich hatte, zahlt' ich dir dafür.
Soſia (dazwiſchen).
Weiß Alles.
Simo.
Mich reut es nicht.
Soſia.
Es freut mich deine That,
Simo, wenn ich was that oder thue, was dir gefällt;
Und daß es dankenswerth dir war, deſſen dank' ich dir.
Doch, das iſt mir läſtig. Denn 'ne ſolche Erinnerung
Klingt wie ein Vorwurf faſt für Undankbarkeit.
Sag lieber in einem Wort: was iſt's, was du begehrſt?
Simo.
Ich will's. Vor Allem ſag' ich dir denn dies zuvor:
Was dir ſo ſcheint, iſt nicht; — es iſt kein' Hochzeit.
Soſia.
Wozu die Verſtellung denn?
Simo.
Hör' Alles von Anfang an.
Des Sohnes Leben weißt du ſo und meinen Plan
Erfahren, und wie du mit ihm zu leiden hat.
Denn, ſeit Jener austrat aus den Ephebenjahren[*] und
Die Macht ihm freier ward zu leben — denn wer war
Vorher zu wiſſen und zu kennen ſein Gemüth,
Wo Alter, Furcht, wo Lehrer hinderten?
Soſia.
So iſt's.
Simo.
That Jener, was doch ſich die meiſten Jungen thun,
Daß ſie ihr Herz an Etwas hangen, Pferde ſich
Zu zieh'n oder Hunde zur Jagd, oder an Philoſophie —
Von Allem dem trieb Jener Nichts mit Leidenſchaft,
Vor Andrem und alles dieſes mittelmäßig doch.
Das freute mich.

Soſia (einfallend).
Und mir ſcheint's mit Recht; denn mich bedünkt,
Gar nützlich ſei's im Leben: nie Etwas zu viel.
Simo.
So lebt er, ſchickt in Alle leicht und duldſam ſich,
Mit wem er zuſammen war, dem ergab er ſich,
Fügt' ſich nach ſeinen Wünſchen; war niemandem Feind je.
Nie zog er ihnen ſich vor: ſo erwirbt man Lob
Am leichteſten ohne Neider und ſchafft Freunde ſich.
Soſia.
Da hat er's klug gemacht, denn heutzutag' erſchafft
Nachgeben Freunde, Wahrheit aber Nichts als Haß.
Simo.
Inzwiſchen iſt ein Weib, nun iſt's drei Jahre wohl,
Aus Andros hergezogen, hier in unſre Näh',
Durch Mangel und der Angehörigen Saumſeligkeit
Gedrängt, in blühender Jugend, von herrlicher Geſtalt.
Soſia.
Ich fürchte, die aus Andros bringt ein Mißgeſchick.
Simo.
Erſt führte ſie ein Leben ehrbar, ſparſam und
Selbſt ſtrenge: Woll' und Webſtuhl gab den Unterhalt.
Doch als Verliebte kamen, Geld anbietend, wie
Denn Ein' nur Anderm — wie ja aller Menſchen Herz
Gar leicht von Arbeit zum Vergnügen abgeneigt —
Da nahm ſie die Partie an; dann macht's zum Erwerb.
Die, die ſie liebten, nahmen einmal meinen Sohn
Zufällig mit hin, um beiläufig ihr Gaſt zu ſein.
Da dacht' ich auf der Stelle: Sicher iſt er weg.
Bis Morgens gab ich auf der Freunde Sklaven Acht,
Die kamen oder gingen; fragte: Höre, Burſch,
Sag', bitte, wer hatte Chryſis geſtern? — Denn ſo hieß
Das Mädchen aus Andros.
Soſia.
Richtig.
Simo.
„Phädrus, Clinias,
Oder auch Niceratus, denn die liebten da
Zugleich ſie." — Ho, aber Pamphilus? Wie? — „Seinen Theil
Gab der und aß." — Das freute mich, frag den andern Tag
Daſſelbe; Nichts, erfahr' ich, ficht Pamphilus
Nur irgend an. Da dacht' ich denn, er ſei genug
Erprobt: ein großes Muſter von Enthaltſamkeit.
Denn wer mit Menſchen des Gelichters zuſammentrifft
Und ſein Gemüth wird hierin nicht gereizt, der kann
Das glaub' mir, ſelbſt ſchon [illegible] ſeines Lebens Lauf.
Nicht mir allein gefiel dies, Alle wünſchten mir
Einſtimmig Glück dazu und rühmten mein Geſchick,
Daß mir ein Sohn geworden ſo charaktervoll.
Wozu der Worte? Durch dies, denk dir, dieſer Ruf,
Bewog den Chremes zu kommen und die einz'ge Tochter mit
Mit großer Mitgift antragen für den Sohn.
Mir gefiel's, ich verlobte ſie und heut' ſollt' Hochzeit ſein.
Soſia.
Was alſo hindert, ſie zu feiern?
Simo.
Höre gut!
Nur wenige Tage ſpäter, als dies abgemacht,
Starb Chryſis, unſre Nachbarin —
Soſia (ihn unterbrechend).
O ganz allerliebſt!
Gottlob, die machte mir bange.
Simo (ohne ſich ſtören zu laſſen).
Da nun war mein Sohn,
Geſellt zu Chryſis' Freunden, oft in jenem Haus,
Beſorgte mit die Leiche; traurig während deß,
Ließ oft er Thränen fallen. Dies gefiel mir nun.
Ich dachte ſo: um einen kurzen Umgang nur
Nimmt er ſo zartfühlend ſich zu Herzen ihren Tod.
Hätt' er geliebt! Wie? Wie dem Vater, was wird er thun?
Ich glaube, der ganze Antheil ſei nur ein Beweis

---

[*] Epheben hießen in Athen die Jünglinge vom 18. bis 20. Jahre.

Von ſeinen Vätern, Sanftmuth. Doch was red' ich lang?
Ich ſelber ging darum zum Leichenzuge mit,
Nichts Böſes noch vermuthend.

Soſia (aufgeregt).

Nun, was iſt's?

Simo.

Sogleich.
Der Zug beginnt. Inzwiſchen ſeh' ich bei den Frau'n,
Die da weinen, ein ganz junges Mädchen von ungefähr,
Von ſolcher Geſtalt ......!

Soſia.

Wohl hübſch?

Simo.

Ihr Antlitz, Soſia!
So unſchuldsvoll, ſo liebreich — nichts Schön'res gibt's!
Weil ſie mehr als die andern da zu jammern ſchien
Und weil ſie an Geſtalt auch vor den Uebrigen
Vorzüglich edel war, ſo tret' ich zum Gefolg
Und frag', wer ſie ſei. „Der Chryſis Schweſter," ſagen ſie.
Das fiel mir gleich auf's Herz: „Haha, iſt das es, es!
Daher die Thränen! Das iſt jenes Schmerzes Grund!"

Soſia.

Wie fürcht' ich, wo du hinauswillſt!

Simo.

Vorſchreitet während deſſ
Die Leiche; wir folgen, kommen bei dem Grabe an;
Man legt ſie auf die Flamme. Die Klag' erſchallt;
Da tritt
Zu nah' dem Feuer jene Schweſter unbedacht
Mit großer Gefahr. Da gab denn Pamphilus außer ſich
Die Liebe, die verhehlte, wohlbewußte kund.
Er eilt, ſchlingt die Arme um des Mädchens Leib,
„Glycerium," ruft er, „was iſt das, was ſuchſt du den Tod?"
Sie — ſo daß leicht man kennt vertraute Liebe ſeh'n —
Warf weinend ſich zurück recht traulich an ſeine Bruſt.

Soſia.

Was du ſagſt!

Simo.

Erzürnet geh' ich und verdrießlich heim.
Und doch war nicht Grund genug zum Zanken. Wenn er ſprach:
„Was that ich? Was verbrach ich? war es ein Verbrech'n,
Sie zu verhindern, daß ſie nicht in's Feuer ſprang,
Sie zu retten?" ſo iſt's ein triftig Wort.

Soſia.

Ganz richtig, ja!
Denn ſchiltſt du den da, der ein Leben rettete,
Was willſt du dem thun, welcher Schaden, Unglück ſchafft?

Simo.

Am Morgen drauf kommt ſchreiend Chremes mir in's Haus:
„Verdammte Frechheit! ich weiß es, Pamphilus hält ſich
Die Fremde feſt als Frau!" Mit Eifer leugne ich.
Da der [illegible] doch er beſteht darauf. Kurz, endlich
Trenn' ich mich ſo von ihm, daß er erklärt, ſein Kind
Ihm nicht zu geben.

Soſia.

Haſt du nicht den Sohn — ?

Simo.

Auch dies
Gibt nicht genügend Grund zum Zanken.

Soſia.

Ei, wie ſo?

Simo.

„Du ſelbſt haſt, Vater, wie ein Ziel gelegt;
Bald muß ich fügen mich der fremden Herrſchaft;
Jetzt laß' mich leben nach dem eignen Sinn."

Soſia.

Wo bleibt dir denn zum Zanken noch Gelegenheit?

Simo.

Wenn um der Liebſchaft willen die Heirat er verſchmäht!
Die Unbill will, begeht er ſie, iſt ſtrafenswerth.
Und jetzt ſuch' ich, daß das falſche Hochzeitfeſt,
Verweigert er's, zum Zank mir leihe den wahren Grund.
Wozu der Plan? Wenn geſchiehet, was ich will:
Bei Pamphilus iſt kein Verzug; dann bleibt Chremes
Mir zu erbitten noch, und wie ich hoffe, glückt's.
Und deine Pflicht iſt, zu ſtell'n die Hochzeit täuſchend vor,
Erſchreck's den Davus auch, bewachen meinen Sohn,
Was er thut und was mit jenem er beräth.

Soſia.

Genug!
Ich beſorg's. Nun laß in's Haus uns geh'n.

Simo.

Geh' voran; ich folg'.
(Beide ab.)

---

## 3.

## Seneca.

## Die Trojanerinnen.

### Fünfter Act.

Hecuba, Andromache, ein Bote.

Bote.

O hartes, gräßlich grauſames Geſchick!
Sah je in dieſen blutigen zehn Jahren*)
Mars ſolchen Jammer, ſolchen Gräu'l? Wem ſag'
Ich es zuerſt? Dir, Wittwe (zu Andromache) oder (zu Hecuba) Greiſin dir?

Hecuba.

Was auch für Leid dein Aug' mit Thränen füllt,
Mich trifft's gewißlich mit. Der Einz'le trägt
Sein einzles Leid; ich trage ſchmerzhaft Aller
Gemeinſam Weh. Wer ſterben mag, ſtirbt mir.
Ach, jedes Troer's Noth trifft Hecuba mit!

Bote.

Die Jungfrau fiel dem Opfertod, der Knabe
Iſt von der Mauern Zinn herabgeſtürzt.
Doch Jedes litt den Tod mit Heldenmuth.

Andromache.

Erzähl' des Mordes Hergang, ſchildre uns
Den Doppelfrevel. Am vollen Maß des Elends
Ermannet ſich der Geiſt. Erzähle Alles.

Bote.

Ein einz'ger Thurm ragt noch aus Troja's Trümmern,
Des Priam's Warte ſonſt, von deſſen Zinnen
Und hohen Zacken er das Treffen lenkte,
Gebote ſeinen Kriegerſchaaren ſendend.
Dort ſah er oft, den Enkel auf dem Schooß
Liebkoſend, zeigt' ihm, wie die Danaer
In ſchnöder Furcht vor Hektor's drohendem Schwert
Und Bränden flohen, und es rief der Greis
Dem Knaben ſeines Vaters Heldenthat.
Um dieſen Thurm, die Zier der Königsſtadt
Ehedem, jetzt einem öden Felſenblock,
Verſammelt Volk und Führer ſich zu Hauf.
Von allen Schiffen ſtrömen Schaaren her.
Die lagern ſich auf eines Hügels Höh',
Der welchen freie Umſicht beut; die wieder
An eines Felſen Gipfel, und von dem
Noch ſtrecken ſie ſich auf den Zeh'n empor.
Den trägt ein Fichtenſtamm, ein Lorbeer jenen,
Den eine Buche; ſo es biegt ſich faſt
Der [illegible] der Laſt der Menge, die er trägt.
Der ſteigt auf eines ſteilen Berges Rand.

---

*) Zehn Jahre währte es bekanntlich, bis Troja den belagernden Griechen erlag.

Der auf ein halb verbranntes Dach, auf den
Grundmauern des eingeäſcherten Walles Feuer;
Sa! dort ſogar auf Hector's Grabmal ſitzt
Ein finſter [illegible] und ſchaut dem [illegible] zu.
Mit ſeinem Schritte geht durch das Gewimmel
Der Ithaker, den Knaben an der Hand,
Den Enkel Priamus'.*) Der folget ihm
Mit ſchnellem Schritte auf den hohen Wall.
Und wie er auf des Thurmes Zinne ſteht,
Blickt männlich er um ſich her; denn ſein Herz
Kennt keine Furcht. So ſchaut der junge Leu,
Des Königsthieres noch ſchwacher Sohn, und ob
Sein Zahn gleich ſtumpf, doch ſträubt er drohend ſchon
Und fühlt ſich ſelbſt ein Leu. So ſteht der Knab'
In ſeines Feindes Hand, ein junger kühner Held.
Des hohe Muth rührt Volk und Fürſten, ja
Selbſt den Ulyß. Er, um den Alle weinen,
Er weinet nicht. Nur nun beginnt Ulyß
Spruch und Gebet des ſchickſalkund'gen Sehers
Und ruft herbei zum Opfermahl die Götter,
Die zürnenden. Da ſpringt der Knabe ſelbſt
Von freien Stücken von dem Thurm herab
Zur Erd', die ſeinen Gliedern einſt gehorcht.

Andromache.

Ha, welcher [illegible] kennt das? Der Kolchis
Grauſamer Sohn, ein rauher Scythe nur,
Ein Wilder von dem Caspiſchen Strande, hat
Dein Recht erkannt! Buſiris ſelbſt hat
Nie ſeinen Herd mit Kinderblut beſprizt,
Der Schlächter Diomed nie ſeinen Roſſen
Zur Krippe zarten Kindesleib gebracht.
Ach, wer beſtattet, Armer, deinen Leib!

Bote.

Was blieb da, das bei dem tückiſchen Sturz ein Glied
Der ganz geblieben? Zerſchmettert liegt im
Dem Grunde ſein Gebein, der zarte Leib,
Das Antlitz, das ſo ganz dem Vater glich;
Nichts ſieht man mehr, dem Aug iſt es zerſplittert,
Der Nacken iſt gebrochen und am Kies
Das Haupt zermalmt, das Hirn herausgeronnen, —
So liegt leblos, geſtaltlos da der Rumpf.

Andromache.

Auch ſo entſtellt: gleicht er dem Vater ganz.

Bote.

Als nun der Knab' durch ſo gewalt'gen Sturz
Vom hohen Wall geſtürzet war, da weinte
Und das Achivervolk ob ſeiner Unthat.
Das doch, doch andern Angriff ſtrömen ſie
Zu neuem Mord zum Grabe des Achill.
Die Wellen der Rhöteiſchen Bucht beſpülen
Es leiſ' und von der Ebene hebet ſich
Ein ebnes Thal**) [illegible], ringsum begränzt
Von einer ſanften Hügelreihe, ſich
Wie ein Amphitheater zeigend.
Den weiten Strand deckt eine Menge Volks.
Der hofft, daß endlich ihnen Heimkehr wird
Durch ihren Tod,**) ein Andrer wünſcht, daß
Der letzte Zweig vom Königsſtamm nun fällt;
Die große Menge aber, ſtumpf und fühllos,
Betrachtet den Gräu'l und ſchaut fühllos zu.
Auch Troja's Frauen kamen [illegible] herbei,
Zum Tod die Königstochter zu geleiten,
Und ſtarren leis' und banger Brust herbei,
Wie ſie den letzten Reſt von ihrer Herrlichkeit
Vertilgtem Haus zum Tode führen ſeh'n.
Jetzt wie zum Brautzug trägt man Fackeln vor,
Die Tyndaris,*) [illegible] Hauptes,
Tritt vor und führt als Braut Polyxena.
Da klopfet heimlich jedes Phryger-Herz:
„So werde einſt Hermione**) getraut,
So feiere des Ehebundes Erneuerung
Die ſchönere Helena!"
Von Schreck betäubt ſteh'n beide Völker da.
Sie ſelber ſenkt verſchämt das Aug' zu Boden,
Ein liebliches Roth erglänzt auf ihren Wangen.
Doch, ach, zu bald erliſcht! So glänzt der Strahl
Des Phöbus herrlicher im West, wenn Sternlein ſchon
Am Himmel einzeln blinken und der Schein
Des Tags der nah'nden Nacht allmälig weicht.
Die Völker ſteh'n erſtarrt, ein Jeder preiſt
Der Schönheit Blum', die nun verwelken muß.
Den rührt ihr Liebreiz, den ihr zartes Alter,
Des Schickſals fürchterlicher Wechſel Andre;
Ihr feſter Muth, der ſelbſt dem Tode trotzt,
Erſchüttert Alle. Vor Pyrrhus ſchreitet ſie
Einher und Aller Herzen ſchlagen ihr
Von Mitleid voll und von Bewunderung.
Nun haben ſie des ſteilen Berges Gipfel
Erreicht, der junge Held ſteht hoch und hehr
Am prächtigen Grabmal ſeines großen Vaters.
Die Heldenjungfrau weichet nicht zurück,
Mit Mannesmuth im Blick erwartet ſie
Den Todesſtreich.
Ein neues Wunder bietet jetzt ſich dar.
Verwundert iſt Pyrrhus und er zaudert lang,
Den Todesſtreich zu führen. Endlich ſtößt
Er bis an's Heft den Stahl in ihre Bruſt;
Da ſprudelt aus der tiefen Wunde hoch
Ein Strom von Blut. Und jetzt im Tode noch
Bleibt ſtark, wie vor, ihr Geiſt. Als wollte ſie,
Daß ſchwer der Boden drücke den Achill,
Stürzt ſie, wie zürnend, auf das Antlitz nieder.
Es weinen beide Völker. Troja nur
Wagt es der Phrygier zu ſeufzen, doch
Der Sieger ſchluchzet laut. So ward das Opfer
Vollbracht. Das Blut kann nicht am Boden bleiben;
Alsbald mit heißem Durſt ſog's ein das Grab.

Hecuba.

Auf Danaer! Gefahrlos mögt ihr jetzt
Zur Heimat kehren. Jetzt mag die Flotte
Mit [illegible] Segel, wie ſie ſich's
Gewünſcht, das Meer durchſchneiden. Todt iſt ja
Die Jungfrau, todt der Knab', der Krieg iſt aus!
Wo ſtrömen meine Thränen hin? Wo hauch'
Ich Greiſin dieſes Leben aus, das nimmer
Will enden? Wein' ich um die Tochter erſt,
Um Enkel, Gatten, um das Vaterland?
Weh! Alles iſt dahin! Ich Elende,
Ich lebe noch!
Mein einz'ger Wunſch iſt jetzt der Tod. O Tod!
Gewaltſam raffſt du Kinder weg und Jungfrau'n,
Grauſam ereilſt du Jeden: mich allein
Fliehſt du. Im Schwertgeklirr, im Pfeilgeſchwirr,
Inmitten glüh'nden Brandes flohſt du mich.
Die Blitze verſchont' ich noch dir; doch dieſes
Da mich. Nicht Feindesſchwert, nicht Flammenlohe,
Nicht Trümmerlaſt mocht' dieſen morſchen Leib
Zerſchmettern. Ach! ſo nah ſtand ich bei dir,
Mein Priamus, und darf doch nicht mit dir!

Talthybius (aus dem Lager der Griechen kommend).

Auf Sklavinnen, zur See! Schnell fort! Schon bläht
Die Segel günſtiger Wind, ſchon löſt die Taue
Der Schiffer. Auf, die Flotte rüſtet ſchon. (Er führt
alle gefangenen Frauen fort.)

(Swoboda.)

---

*) Aſtyanax, der Sohn Hektor's und der Andromache. Er wurde von den ſiegreichen Griechen getödtet, um den Troern alle Hoffnung auf dereinſtige Wiederherſtellung zu benehmen, während Priamus' und Hekuba's Tochter Polyxena geopfert ward, um die Manen des Achilles zu verſöhnen.

**) Durch den Tod Polyxena's. Als ſich nämlich die Griechen zur Heimkehr anſchickten, verweigerten die Götter dieſelbe ſo lange, bis ihnen neue Opfer gebracht wurden.

*) Helena, als Tochter des Tyndareus.

**) Hermione war die Tochter des Menelaus und der Helena.

## 3.

## Die Lyrik.

### 1.

### C. Valerius Catullus.

### Hochzeitgeſang.

Die Jünglinge.
Heſperus kommt, ſteht auf ihr Jünglinge; an dem Olympus
Hebt nun endlich der Abend herauf die erſehnten Lichter.
Zeit zu dem Aufbruch iſt's, Zeit iſt es den Tiſch zu verlaſſen;
Gleich wird kommen die Braut und der Hymenäus erſchallen.
Hymen, o Hymenäus, erſcheine du, o Hymenäus!
Die Jungfrauen.
Sehet ihr dort, ihr Mädchen, die Jünglinge? Stehet denn ihr auch
Auf; ſeht, Heſperus zeigt ſein Licht aus der von dem Oeta.
Ja, ſo iſt es; du ſiehſt wie hurtig empor ſie geſprungen!
Nicht umſonſt; ſie beginnen Geſang, der werth, ihn zu hören.
Hymen, o Hymenäus, erſcheine du, o Hymenäus!
Die Jünglinge.
Nicht iſt leicht, ihr Genoſſen, für uns zu erringen die Palme.
Schaut, wie die Jungfrau'n beide bedacht jetzt, was ſie gedichtet.
Und nicht dichten ſie ſchlecht; ſchon iſt's wohl, was ſie da haben.
Nicht auch iſt's zu verwundern, ſie thun's ja mit ganzem Gemüthe.
Uns ſteh'n hierhin gerichtet der Geiſt und dorthin die Ohren.
Drum denn werden mit Recht wir beſiegt: Streit heiſchet der Sieg ja.
Tretet mit jenen jedoch jetzt wenigſtens ein in die Schranken.
Seht, jetzt heben zu ſingen ſie an, jetzt ziemet uns Antwort.
Hymen, o Hymenäus, erſcheine du, o Hymenäus!
Die Jungfrauen.
Heſperus, welch grauſameres Licht ſchwebt hin an dem Himmel?
Der du die Jungfrau reißeſt hinweg aus Mutterumarmung,
Reißeſt die ſträubende Tochter hinweg aus Mutterumarmung,
Gebend dem liebentbrannten ſie preiß, die verſchämete Jungfrau.
Was Grauſameres könnte der Feind in erobeter Stadt thun?
Hymen, o Hymenäus, erſcheine du, o Hymenäus!
Die Jünglinge.
Heſperus, welch beſeligter Licht ſtrahlt irgend am Himmel?
Der den Verlobungsbund mit der Ankunft feſt du beſiegelſt,
Was mit einander die Männer vorher, was Eltern beſchloſſen;
Doch nicht eher vereint, als dein Licht kam an dem Himmel.
Was wird Süßeres uns, als dieß von den Göttern verliehen?
Hymen, o Hymenäus, erſcheine du, o Hymenäus!
Die Jungfrauen.
Heſperus hat, o Geſpielen, von uns jetzt eine geraubet.
Denn ſteigſt du an dem Himmel empor, wacht immer die Nachthut.
Diebe verbirget die Nacht, die doch als ebendieſelben
Kehrend am Morgen zurück, als Lucifer, wieder du fängſt.
Die Jünglinge.
Wohl, es beliebt Jungfrau'n, mit erdichtetem Leid dich zu ſchmälen.
Doch laßt ſchmälen ſie den, nach dem ſie ſich innerlich ſehnen.
Hymen, o Hymenäus, erſcheine du, o Hymenäus!
Die Jungfrauen.
Wie in des Gartens Gehäg ſich ſprießt ein verborgenes Blümlein,
Weidendem Vieh verſteckt, von der Pflugſchar nimmer berühret,
Welches der Weſt liebkoſt, Thau nähret und die Sonne gedeih'n macht;
Jünglinge wünſchen es ſich und der Jungfrau'n wünſchen es viele;
Iſt's nun aber verblüht, von des Pflückers Finger gepflücket,
Wünſcht kein Jüngling es mehr, wünſcht ferner es keine der Jungfrau'n!
Alſo die Jungfrau, wenn unberührt und den Ihren ſie lieb bleibt;
Hat ſie der Keuſchheit Blume, den Leib hingebend, verloren,
Bleibt nicht Jünglingen mehr gar lieb ſie, nicht Mädchen zur Freude.
Hymen, o Hymenäus, erſcheine du, o Hymenäus!
Die Jünglinge.
Wie auf nacktem Gefilde die einſamwachſende Rebe
Nie ſich erhebt und nie ſüßreifende Trauben erzielet,
Sondern ſich ſelber zu ſchwach, hinſinkend die ſchmächtige Ranke
Nähert ſie bald, bald ſelbſt mit dem äußerſten Schoſſe die Wurzel,
Kein Arbeiter verſchont, nicht ſchont ſie der Stier an dem Pfluge;
Doch iſt ebendieſelbe vielleicht mit der Ulme vermählet,
Wird ſie vom Bauer verſchont, von dem Pflugſtier wird ſie geſchonet:
Alſo die Jungfrau, wenn unberührt und ſtille ſie altert.
Ward in der Jugendreife zu Theil ihr ziemende Ehe,
Iſt ſie dem Manne weit theurer und unlieb minder den Eltern.
Doch du wolle mit ſolchem Gemahl nicht ſtreiten, o Jungfrau.
Nicht iſt billig der Streit ja mit dem, dem ſelber der Vater,
Vater und Mutter dich gab, wo Pflicht es dir iſt, zu gehorchen.
Die nicht ganz ja gehöret die Jungfrauſchaft; auch den Eltern
Iſt ſie zum Theil, es gehöret ein Drittel dem Vater, der Mutter
Eins und der dritte allein iſt dein; drum ſtreite mit zweien nicht,
Die mit dem Brautſchatz gaben zugleich ihr Recht an den Eidam.
Hymen, o Hymenäus, erſcheine du, o Hymenäus!
(Schwenk.)

## 2.

### Q. Horatius Flaccus.

### 1.

### An Ariſtius Fuscus.

(Ode.)

Wer in Unſchuld lebet und rein von Laſtern,
Der bedarf nicht Mauriſcher Speer' und Bogen,
Noch des Köchers, welcher von gift'gen Pfeilen
Schwellet, o Fuscus!

Ob er durch heißglühenden Sand der Syrten,
Ob er durch des Caucaſus Wüſten reiſe,
Oder, wo Hydaſpes, der fabelreiche,
Nagt am Geſtade.
Denn ein Wolf hat mich im Sabinerwalde,
Als ich meine Lalage ſang und wehrlos
Aller Sorg' entladen, die Gränzen über-
Schweifte, geflohen.
So ein Thier hat Daunien, Sitz des Kriegers,
Nie genährt in mächtigen Eichenwäldern,
Nie gezeugt des Juba Gebiet,*) der Löwen
Brennende Heimat.
Lege dahin mich, wo auf trägen Fluren
Nie den Baum ein ſommerlich Lüftchen anhaucht,
Wo die Welt mit Nebel und böſem Wetter
Jupiter drücket;
Lege mich zum Wagen der nahen Sonne,
Wo dem Erdreich wohnlicher Sitz verſagt iſt:
Dennoch lieb' ich Lalage, ſüß im Lächeln,
Süß im Geſpräche.
(Binder.)

---

### 2.

## Römerzucht.

(Ode.)

Den Drang der Armuth lerne der Jüngling gern,
Im harten Kriegsdienſt kräftiglich aufgeblüht,
Ereilen und den wilden Parther
Nah' er zu Roß, mit dem Speere furchtbar.
Sein Leben ſchwind' ihm unter des Himmels Blau
Dahin in Drangſal. Ihn von dem Feindeswall
Erblicke dann des fremden Herrſchers
Ehegemahl und erwachſ'ne Tochter
Und ſeufze bang: „Ach, daß mir der Bräutigam,
Im Schlachtgewühl noch Neuling, den grimmen Leu'n
Nicht reize, den blutgier'gen Jähzorn
Mitten hinein in das Morden treibet! —"
Süß iſt's und rühmlich, ſterben für's Vaterland!
Der Tod ereilt, auch wenn er entfleucht, den Mann
Und ſchonet nicht wehrloſer Jugend
Knie, noch den feig abgewandten Rücken.
Die Tugend, unkund ſchnöder Verweigerung,
In ungetrübten Ehren erglänzet ſie:
Nicht nimmt ſie oder legt die Beile**)
Nach unbeſtändiger Volkeswillkür.
Sie, die den Himmel denen, die unverdient
Hinſcheiden, aufſchließt, wandelt verſagte Bahn
Und Pöbelſchwärm' und feuchten Erdgrund
Schaut ſie verachtend im Schwung des Fittigs.
Doch ſich'rer Lohn harrt treuer Verſchwiegenheit.
Nie duld' ich, daß, wer heiligen Ceresdienſt
Ausbreitet,***) unter einem Dache
Weile mit mir und in ſchwacher Barke
Mit mir entſegle. Oft hat Diespiter†)
Verſäumt, den Frevlern Redliche beigefügt;
Nur ſelten bleibt gelähmten Fußes
Hinter dem Sünder zurück die Rache.
(Binder.)

---

### 3.

## Wechſelgeſang.

(Ode.)

Der Dichter.
Als ich dir noch Geliebter war
Und kein trauterer Freund ſeinen verliebten Arm
Um den glänzenden Nacken ſchlang:
Mehr, denn Perſien's Herr, ſchwelgt' ich in Seligkeit.
Lydia.
Als kein anderes Mädchen du
Heißer liebteſt und nicht Lydia Chloen wich:
Da galt Lydia's Namen viel,
Nicht Rom's Ilia*) war hoher geehrt, als ich.
Der Dichter.
Jetzt beherrſcht mich die Thrakerin,
Süße Weiſen gelehrt, kundig des Lautenſpiels:
Freudig litt' ich den Tod für ſie,
Schonte mir das Geſchick länger das theure Herz.
Lydia.
Mich entflammet mit Wechſelglut
Jetzt des Ornytus Sohn, Thurium's Calais:
Zweimal litt' ich den Tod für ihn,
Schonte dann das Geſchick länger den Jüngling mir.
Der Dichter.
Wie, wenn wieder die Liebe kehrt
Und in's eherne Joch uns die Getrennten zwingt?
Wenn nun Chloe, die Blonde, weicht
Und die Thür' wie zuvor, Lydien offen iſt?
Lydia.
Lieblich zwar wie der Sterne Glanz
Iſt der Thurier, du leichter als Kork und wild
Wie die Brandungen Hatria's:
Gern doch leb' ich mit dir, ſtürbe mit dir auch gern!
(Binder.)

---

### 4.

## An Poſthumus.

(Ode.)

Ach, wie im Fluge, Poſthumus, Poſthumus!
Entflieh'n die Jahre! Frömmigkeit ferner nicht
Die Runzeln, nicht des Greiſenalters
Nähe, noch lehrt ſie den Tod Erbarmen:
Nicht, wenn dreihundert Stiere du jeden Tag,
O Freund, dem harten Pluto zum Opfer bringſt,
Der thränenlos den dreifach großen
Geryon, Tityos auch gebannt hält
Mit dunkler Welle, welche wir alleſammt,
Soviel der Erde Gaben genießen, einſt
Beſchiffen müſſen, ſei'n wir Fürſten,
Seien wir dürftige Landbebauer.
Umſonſt entzieh'n dem blutigen Mars wir uns,
Den wildgebrochenen Fluten des Hatria,
Umſonſt befürchten wir des Herbſtwinds
Schadende Kälte für unſre Körper.
Wir ſeh'n mit dunkelm Strome den langſamen
Cocytus irren, Danaus' Schandgeſchlecht
Und Siſyphus, den Aeoliden,
Immer und ewig verdammt zur Arbeit.
Verlaſſen mußt du Felder und Haus und, ach,
Dein ſüßes Weib; der Bäume, die du gepflegt,
Wird außer düſtern Trauerweiden
Keiner dem kurzen Beſitzer folgen.
Dann trinkt ein klügerer Erbe den Cäcuber,**)
Den du mit hundert Riegeln verſchloſſen haſt,
Und netzt den Eſtrich ſtolz mit Weine,
Wie ihn kein prieſterlich Mahl beſcheeret.
(Binder.)

---

### 5.

## Säculariſches Feſtlied.

(Ode.)

Knaben und Mädchen.
Phöbus du, und Herrin des Walds, Diana,
Strahlenſchmuck am Himmel! Ihr, ſtets verehrbar
Und verehrt, o gebet uns, was am heil'gen
Feſte wir flehen,

---

*) Mauretanien.
**) Die Beile der Lictoren.
***) Der die Myſterien der Ceres ausſchwatzt.
†) Jupiter.

*) Ilia, die Mutter des Romulus und Remus. Ihr gewöhnlicher Name iſt Rhea Silvia.
**) Ein ausgezeichneter Wein, der bei Cäcubum wuchs.

Da der Sibylliniſche Spruch gebeut es,
Daß erleſne Mädchen und keuſche Knaben
Euch, ihr Schutzgottheiten der ſieben Hügel,
Singen ein Loblied.

**Knaben.**

Sonnengott, Allnährer, deß heller Wagen
Tag enthüllt und birgt, der du gleich und anders
Stets erſcheinſt, o könneſt du Größres niemals
Schauen, als Roma!

**Mädchen.**

Du, die ſorgſam reife Geburt hervorzieht,
Sanfte Ilithyia,*) o die Mütter ſchütz' uns,
Ob du gerne Lucina dich nennſt, ob gerne
Muttergehülfin.
Göttin, laß Nachkommen uns blüh'n und ſegne,
Was die Väter über der Frau'n Vermählung
Angeordnet, und das Geſetz, das fruchtbar
Zeuget den Nachwuchs!

**Knaben und Mädchen.**

Daß nach elfmal zehen umkreiſ'ten Jahren
Dieſe Stadt euch Spiel und Geſang erneue,
Die wir durch drei feſtliche Tag' und holde
Nächte euch feiern.
Ihr ſo dann, wahrſagende Schickſalsſchweſtern,
Was ihr einmal ſprachet und was der Ausgang
Streng bewahrt, o fügt zum ſchon Verliehnen
Glückliche Zukunft!
Tellus, reich an Früchten und reich an Heerden,
Schmücke Ceres' Stirne mit Aehrenkränzen,
Während auch komm' Jupiters Luft und Regen
Ueber die Fluren!
Gnadenreich und gütig verbirg den Bogen
Und erhör' uns flehende Knaben, Phöbus!
Luna, Sternenkönigin, zweigehörnte,
Hör' die Mädchen!
Wurde Rom auf euren Befehl gegründet,
Hat ein Heer aus Troja die Stadt verlaſſen
Und nach ſchnellem Lauf am Etruskerſtrande
Glücklich gelandet,
Welchem rein durch Ilium's Brand Aeneas,
Sonder Trug, ſein Vaterland überlebend,
Freien Ausweg öffnet', um mehr zu geben,
Als er verlaſſen:
Sittenreinheit, Götter, verleiht der Jugend,
Götter, gebt dem friedlichen Alter Ruhe,
Gebet Reich'n Romulus' Volk und Nachwuchs,
Jegliche Zier auch!
Jener, der euch ehrt mit weißen Rindern,
Venus' und Anchiſes' erlauchter Sprößling,**)
Herrſche, weit verragend im Kampf dem Feinde,
Mild dem Beſiegten.

**Knaben.**

Unſern Arm, allmächtig zu Meer und Landen,
Fürchtet ſchon der Meder und Alba's Beile;
Seines Ausſpruchs warten, noch ſtolz vor Kurzem,
Scythen und Inder.

**Mädchen.**

Treue ſchon und Frieden und Ehr' und alte
Scham und längſt vergeſſene Tugend kehren
Und zurück, glückſeligen Ueberfluß auch
Strömt aus dem Füllhorn.

**Knaben.**

Phöbus, hell im Glanze des Köchers ſtrahlend,
Augur und der Liebling der neun Camönen,
Welcher durch heilbringende Kunſt die kranken
Glieder erquicket;
Wenn er gnadvoll ſchaut die geweihten Höhen,
Wird er Rom's Wohlfahrt und Latinermacht zum
Nächſten Luſtrum fort und auf immer beßre
Zeiten verlängern.

**Mädchen.**

Und o du, die Algidus' Höh'n beherrſcheſt,
Hör' der fünfzehn Männer Gebet, Diana;
Wolleſt auch unſchuldiger Kinder Flehen
Gnädig Gehör leih'n!

**Schlußchor.**

Daß uns Zeus erhör' und die Götter alle,
Kehren wir nach Hauſe der ſichern Hoffnung,
Wir, der Feſtchor, kundig, Diana's Lob und
Phöbus' zu ſingen.

(Binder.)

## 6.

## Lob des Landlebens.

(Epode.)

Glückſelig Jener, der, entfernt vom Weltgeſchäft,
Wie vormals Volk des Alterthums,
Sein Vaterfeld mit eignen Stieren wohl durchpflügt,
Von allem Wucher frank und frei;
Den nicht zum Blutkampf Horngetön rauhſchmetternd weckt,
Nicht ängſtigt grauſer Zorn des Meers,
Der Markt und Richtſtuhl meidet und großmächtiger
Mitbürger ſtolzes Vorgemach!
Bald leitet er das aufgewachſ'ne Rebenkind
Als Braut zum hohen Pappelbaum;
Bald im geſchweiften Thale ſchaut er brüllender
Viehſchwärme rege Fröhlichkeit;
Fruchtloſe Zweig' auch ſchneidet er mit krummer Hipp'
Und pfropft ein edles Reis daran;
Bald drückt er klaren Honigſeim in rein Geſchirr,
Bald ſchert er zarter Schäflein Schar.
Wenn dann, bekränzt mit reifem Obſt, das ſchöne Haupt
Der Herbſt im Fruchtgefild erhub,
Wie ſelig bricht er ſelbſtgepfropfte Birnen ab
Und ſeine Traub' im Purpurglanz,
Zur Gabe dir, Priapus, und dir, waltender
Silvanus, der die Grenzen ſchirmt.
Froh liegt er jetzt, von alter Steineich' überwölbt,
Und jetzt auf weichem Graſeswuchs.
In hohen Ufern unterdeß entſchlüpft der Fluß,
Aus Wäldern girrt der Vögel Chor
Und rauſchend ſäuſelt der Quellen unverſiegte Flut
Und murmelt leichten Schlaf daher.
Doch wenn im Sturm des donnernden Winterjahr
Jupiter gießt und Flocken ſchneit,
Bald jagt mit Meuteln hier und dort er ſchnaubende
Wildſchwein' in's verſtellte Netz,
Bald auf geglätteter Gabel ſpannt er Maſchengarn
Naſchhaften Droſſeln zum Betrug,
Und den Haſen voll Angſt und dich, wandernder Kranich, fängt
Die Schling' als leck'rer Biſſen.
O wem nicht ſchwänden alle Sorgen, die Liebe nährt,
Solch' Leben zu Vergeſſenheit!
Trägt noch ein treues Ehgemahl auch ihren Theil
Für Haus und Herzenskinderchen,
Gleich, wie die Sabinerinnen und von Sonne braun,
Wie das Weib des ſchnellen Apulers?
Umhäuft mit altem Holze ſie der Laren Herd,
Dem müden Manne zum Empfang,
Schließt dann in Flechtwerk eingehegt mutwilliges Vieh
Und melkt die ſtrotzen Euter leer,
Bringt heurigen Moſt, den ſüßen Faß entſchöpft, ſie dar
Und tiſchet unerkauften Schmaus:

---

*) Dieſen weiblichen Namen, welcher bedeutet: die an's Licht Fördernde, führte Diana als Schutzgöttin der Gebärenden, lateiniſch Lucina.

**) Auguſtus, durch Julius Urenkel der Venus.

Nicht laben mehr Lucriner Auſtern mir den Gaum,
Des Meeres Butt' und Braſſen nicht,
Wenn auch des Morgenlandes Flut ein Donnerſturm
Sie her an unſern Strand verſchlug;
Nicht glitt' ein Vogel Afrika's in meinen Bauch
Und kein Joniſcher Haſelhuhn
Schmackhafter nieder, als die Beer', am fetteſten
Gezweig des Oelbaums ausgewählt,
Als Sauerampfer meiner Weid' und Malvenmus,
Geſunde Koſt dem ſchwachen Leib,
Und als ein feſtlich Opferlamm des Terminus *)
Und ein Böcklein, abgejagt dem Wolf.
Bei ſolcher Tafel, welche Luſt, das Weidevieh
Zu ſchau'n, das ſatt zur Stallung eilt,
Zu ſchau'n, wie matt die umgekehrte Schar der Stier
Heimwärts am müden Halſe ſchleppt,
Und wie Arbeitervolk, des reichen Hauſes Schwarm,
Um blankgebohnte Laren ſitzt!

(Voß.)

### 3.

## Albius Tibullus.

### Sulpicia. **)

#### Erſte Elegie.

(Der Dichter ſpricht.)

Großer Mars, Sulpicia ſchmückt ſich zu deinen Calenden ***):
Komm vom Himmel herab, haſt du Geſchmack, ſie zu ſchau'n!
Venus wird es verzeih'n, du aber, Heftiger, hüt' dich,
Daß die Waffe dir nicht etwa vor Staunen entfällt.
Denn will Amor die Göttlichen ſelbſt mit der Fackel entbrennen,
Steckt er an ihrem Aug' erſt ſich die Fackel in Brand.
Was ſie beginnt und wohin die gefangenen Schritte ſie wendet,
Folget die Anmuth ihr immer geheim auf dem Fuß.
Löſ't ſie das Haar, ſie bezaubert die Welt mit entfeſſelten Locken,
Schmückt ſie es auf, wie dann ſteht ihr der zierliche Schmuck!
Sie entflammet, ſie mag im Purpurgewande daherzgeh'n,
Sie entflammet, ſie mag nahen im ſchneeigen Kleid.
So im hohen Olymp hat nur Vertumnus, der reiche,
Tauſendfältigen Schmuck, tauſendgefälligen Reiz.
Sie allein nur iſt werth von allen Mädchen, das Tyrus
Prangend weichwollenes Vließ, doppelt in Purpur getränkt.
Sie beſitze den duftigen Saat, den der Araber, wenn
Ihrem Ernte gereift, pflegt auf den würzigen Au'n!
Und das Edelgeſtein, das der ſchwarze Inder, der Sonne
Nachbar, lieſ't an des Meeres rothem Strandesgeſtad.
Dieſe Schöne beſingt, ihr Muſen, am feſtlichen Neujahr
Und Apoll mit der ſchildkrötenen Lyra ſo ſtolz!
Feiern ſoll ſie das Feſt noch vielmals, lebt' es uns wieder:
Keine der Jungfrau'n iſt würdiger eures Geſangs.

#### Zweite Elegie.

(Sulpicia ſpricht.)

Schone meines Geliebten, o Eber, der du die Weiden
Oder des waldigen Bergs finſteres Dickicht bewohnſt.
Wetze nicht, o Eber, zum Kampf die ſchrecklichen Hauer,
Amor, ſchirme du mir meinen geliebten Freund!
Aber Delia *) reißet ihn hin mit des Jagens Begierde, —
O Verderben dem Wald, treffe die Hunde der Tod!
Welch ein raſender Sinn, den verwachſenen Berg mit dem Jagdnetz
Zu umſpannen und ſelbſt ſich zu verletzen die Hand!
Und was frommt es, zu treten in's Schlupflager des Wildes
Und ſich am hakichten Dorn ritzen die Schenkel mit Blut!
Und doch, wär' mir's vergönnt, mit dir, Cerinthus, zu ſchweifen,
Gerne durch Berg und Thal trüg' ich die Netze dir nach.
Selber forſcht' ich der Spur des leichtgeſchenkelten Hirſches
Und knüpfte den Hund gern von dem eiſernen Ring.
Dann gefiele mir Wald und Jagd und ſie ſollten mich ſchelten,
Daß ich, Geliebter, mit dir neben den Netzen geruht.
Läuft dann auch der Eber in's Garn, ſchon wieder entkommt er,
Stören ſoll er uns nicht feuriger Liebe Genuß.
Ohne mich aber ſei Venus dir fern, gemäß Dianen
Und mit züchtiger Hand faſſe gelehrig das Netz!
Und wenn irgend ein Mädchen ſich drängt in unſere Liebe,
Fallen möge ſie mir unter das reißende Wild.
Doch du laſſe dem Vater die Luſt, im Walde zu jagen,
Hurtig und kehre du ſelbſt mir an den Buſen zurück!

#### Dritte Elegie.

(Der Dichter ſpricht.)

Komm, o Phöbus und rette das Mädchen von zehrender Krankheit,
Komm, o Phöbus, herab, Stolzer mit fliegendem Haar!
Glaube mir, Eil' iſt Noth und nimmer wird dich's gereuen,
Daß du dem ſchönen Kind, heilend, o Helfer, genaht.
Laß die ſchönen Glieder, die bleichen, laß ſie nicht ſchwinden,
Noch entſtelle ſie auch röthend die fiebernde Glut.
Und was Uebles ihr droht und was wir Böſes befürchten,
Nimm es und ſenk' es in des Meer's reißende Wogen hinab!
Heiliger, komm und bringe mit dir die wohlthätigen Balſam
Und den Geſang, der dem krankhaften Gliedern erquickt.
Quäle den Jüngling nicht, der fürchtet ein Los des Verhängniß
Und Gelübde für ſie ängſtlich unzählige thut.
Bald gelobt er und bald, ach, weil die Geliebte ſo krank iſt,
Stößt er läſterndes Wort gegen die Himmliſchen aus.
Laß, Cerinthus, die Angſt! Der Liebenden ſchonet die Gottheit,
Gib nur der Liebe dich hin, liebe, ſo wird ſie geſund.
Jetzt weine du nicht, dann magſt du weinen mit Grunde,
Wann ſie künftig einmal Andere Laune dir zeigt.
Doch izt iſt ſie ja dein, dich trägt ſie nur ſtets im Gedanken
Und der Bewerber Schar täuſcht ſich mit Hoffnung umſonſt.
Heil, o Phöbus, es wird dir der Ruhm, in Einem geheilten
Körper habeſt du zwei liebende Herzen geheilt.
Freudig und ruhmvoll ſchauſt du bald, wie die ſchuldigen Opfer
Hoch auf heiligem Herd beid' um die Wette dir weih'n.
Und glückſelig preiſ't dich die Schar der Götter, der ganzen,
Jeder wünſchet ſich auch deine beſondere Kunſt.

---

*) Terminus war, wie Silvanus, eine der vielen ländlichen Gottheiten, die zum Theil aus der altitaliſchen Religion herſtammen. Ihm ward beſonders die Obhut der Grenzen zugeſchrieben.

**) Dieſe Reihe von Elegieen iſt nach dem Urtheil des großen Philologen Heyne das Schönſte und Anmuthigſte Erzeugniß der römiſchen Literatur.

***) Calenden hieß der erſte Tag des Monats.

*) Diana.

### Vierte Elegie.

(Sulpicia spricht.)

Heilig sei, o Cerinthus, der Tag, der dich mir gegeben,
Den als ein Festtag stets soll er gefeiert mir sein.
Allen Mädchen verkündigten an deiner Wiege die Parzen
Dienstbarkeit, doch sie verliehn dir ein tyrannisches Reich.
Ich bin entbrannt vor Allen und wohl mir, daß ich entbrannt bin,
Wenn nur die nämliche Glut dich, o Geliebter, befällt.
O beseele doch sie dich, bei unsern verstohlenen Küssen
Bitt' ich, bei deinem Aug' und bei des Genius Macht!
Guter Genius, nimm den Weihrauch, nimm das Gelübde an,
Daß er erglühe, so oft mein in Gedanken er denkt.
Wenn er aber vielleicht schon anderer Liebe sich hingibt,
Heiliger, o dann flieh' seinen verrath'rischen Herd!
Aber du sei, Venus, gerecht! Ob Beide gefesselt
Jeder von uns dir gleich oder erleichtre mein Joch.
Aber lieber umschling' uns Beide mit mächtigen Ketten,
Die kein künftiger Tag mehr von einander uns trennt.
Liebe, der Jüngling begehrt wie ich, nur begehrt er verhohlen,
Denn er schämet sich wohl offen den Wunsch zu gesteh'n.
Doch du, Genius, weil du als Gott das Verborg'ne durchschauest,
Laß es gescheh'n, da er's doch im Geheimen erflehe.

### Fünfte Elegie.

(Der Dichter spricht.)

Juno, laß dir gefallen des Weihrauchs heilige Spende,
Die das gebildete Kind weiht mit geschäftiger Hand.
Ganz ist heute sie dein, dir schmückte sie froh sich das Haar auf,
Daß sie bewundert heut' stände vor deinem Altar.
Zwar dich, Göttliche, nennt sie zum Vorwand, daß sie sich schmückte,
Aber ein Anderer ist's, dem zu gefallen sie wünscht.
Heilige, sei doch Gunst, daß Keiner die Liebenden scheide,
Aber den Jüngling auch laß nicht minder erglüh'n.
Also machst du es wohl, denn würdiger dienet er Keiner
Und sie dienet gewiß würdiger keinem Gemahl.
Gib auch, daß kein Wächter die Liebenden könne betreffen,
Tausend Wege des Trugs biete du, Amor, zur Hand!
Freudige Juno, o komm hellschimmernd im Purpurgewande.
Dabei geschieh'n, dreimal wird dir die Spende von Wein.
Schreibt die Mutter dem Mädchen auch vor, was sie betend erfleh'n soll,
Doch in Gedanken für sich betet sie anders geheim.
Ach, sie brennt, wie auf dem Altar die brennenden Flammen,
Und sie verlangt auch nicht, daß sich ihr lindere die Glut.
Drum sei, Juno, erfreulich und nahet wieder der Jahrstag,
Sei die Liebe schon längst ihres Gelübdes gewährt.

### Sechste Elegie.

(Sulpicia spricht.)

Endlich nahte die Lieb' mir. Schämen müßt' ich, sie zu verhehlen,
Mehr, sie zeigen der Welt bracht' mir ein besseres Ruhm.
Hat Cytherea doch endlich, von meinen Bitten erflehet,
Mir den Geliebten gebracht, wie in den Schooß ihn gelegt.
Venus hat ihr Versprechen gelöst; erzähle der Welt nun
Meine Wonnen, wer nie selige Liebe genoß!
Nicht in versiegeltem Brief will ich's dem Geliebten bekennen,
Daß kein Anderer ihn, als der Geliebte nur, lies't.
Wohl mir, daß ich gefehlt! ich hasse, mich besser zu stellen,
Sagen soll man, daß ich würdig des Würdigen war.

### Siebente Elegie.

(Der Dichter spricht.)

Sprecht glückbringende Worte, der Genius tritt zum Altare,
Keiner, nicht Mann noch Weib, sag' ein entweihendes Wort.
Aber zündet den Weihrauch an und entzündet die Myrrhen,
Welche der Araber fern sendet aus reichem Gebiet.
Komme der Genius selbst, um seine Feier zu schauen,
Und ein duftiger Kranz schmück' ihm das heilige Haar.
Von den Schläfen herab ihm träufle die lautere Narde,
Reichet Kuchen ihm dar, machet ihn trunken von Most.
O Cornutus, er gewährt dir gern, so viel du erflehest,
Also was zauderst du noch? Sieh, er gewähret dir's gern.
Wohl errath' ich, du wünschest die treue Liebe der Gattin,
Nun, ich glaube, gewiß lehrten's die Götter von selbst.
Dieses auch gilt dir mehr, als alle Länder auf Erden,
Wo nur ein Ackersmann pflügt mit der Stiere Gespann.
Mehr als sämmtliches Edelgestein, das der Inder erntet,
Wo des östlichen Meers Welle mit Purpur sich färbt.
Euer Gelübd' ist erfüllt. O brächt' auf rauschenden Flügeln
Amor dem Ehebund lachende Fesseln von Gold,
Fesseln, die ewig halten, bis daß im spätesten Alter
Sich euch furchet die Stirn und sich versilbert das Haar.
Komme der Festtag dann des Urgroßvaters den Enkeln,
Spiele das kleine Volk euch vor den Füßen alsdann!

(Gruppe.)

## 4.

## S. Aurelius Propertius.

### 1.

### Die Erhörung.

Nicht der dardanische Sieg hat so den Atriden erfreuet,
Als die gewaltige Macht endlich Laomedon's fiel.
Nicht hat also Ulyss' gejauchzt nach geendeter Irrfahrt,
Als er Dulichia's Strand jetzt, den geliebten, berührt,
Nicht Elektra so, da gesund sie sah den Orestes,
Dessen vermeintes Gebein klagend die Schwester umarmt.
Nicht sah so unversehrt den Theseus Minos' Erzeugte,
Als sie auf Dädalus' Weg ihn an dem Faden geleitet:
Als in vergangener Nacht ich unendliche Freuden gesammelt.
Nur noch eine wie die bringt Unsterblichkeit mir.
Aber so lang' ich noch mit gesenktem Nacken ihr nahte,
Hieß ich erbärmlicher ihr, als ein vertrockneter Born.
Jetzt will weiter sie nicht mit unbilligem Stolze mich quälen,
Noch, wenn ich jammere, kann lässig sie sitzen dabei.
Wäre doch nicht so spät mir bekannt die Bedingung geworden!
Jetzt, was nützt es, daß Heilmittel dem Todten man bringt?
Schimmerten doch vor dem Fuß mir Blinden die sichern Pfade,
Doch, wenn die Lieb' ihn umnacht't, pfleget ja keiner zu seh'n.
Jetzt weiß ich, was helfe und frommt: wer da liebet, verachte!
Dann kommt heute sie selbst, sagte sie gestern auch Nein.
Andere klopften umsonst und riefen vergeblich die Herrin,
An mich hat mein Kind schmachtend das Köpfchen geschmiegt.

Nun iſt werther der Sieg, als beſiegte Geſchwader der Parther;
Dieß iſt Beute, Triumphwagen und Könige *) mir.
Reiches Geſchenk ſoll jetzt, Cytherea, die Säule dir ſchmücken
Und durch ſolcherlei Vers zeigen den Geber dir an:
„Dieſe Trophäen hab' ich, Properz, vor dem Tempel geweihet,
Wenn, da mir die Nacht gänzlich mein Mädchen geſchenkt."
Jetzt enteile mein Schiff zu dir, mein Licht, aus des Meers
Brandungen! Oder es ſoll mitten noch ſcheitern im Meer?
Ja, wenn irgend du dich verachtend nur die Liebe mir aufſagſt,
Dir vor der Schwell' alsdann ſink' ich als Leiche dahin.
(Herzberg.)

### 2.

### Die Nacht.

So wie die Gnoſſerin **) einſt hinſchmachtend am einſamen Ufer
Lag, als Theſeus' Schiff ſchon den Geſtaden entwich;
Wie Andromeda wohl vom rauhen Geklippe befreiet,
Cepheus' Tochter, zuerſt ſank in die Arme des Schlafs;
Wie die Edonerin auch vom unabläſſigen Chortanz
Endlich ermattet entſchlief in des Apidanus Gras;
So ſchien auch Cynthia mir ſanft Ruhe zu athmen,
Wie ſie ihr ſchlummerndes Haupt ſtützt' auf den ſchwankenden Arm,
Als ich mit ſchleppendem Schritt vom reichlichen Bacchus berauſcht kam,
Und noch die Fackeln bei Nacht ſchwenkte der Diener Geleit.
Den, nicht ganz der Beſinnung beraubt noch, wagt' ich dem Lager
Mich zu nahen, das ſanft ſchwoll um die ſchöne Geſtalt.
Und wiewohl ich vom doppelten Brand im Innern erglühend —
Amor und Liber gebot, mächtige Herrſcher fürwahr! —
Sie zur Ruhenden wollt' umfah'n mit zärtlichen Armen,
Mich mit nahender Hand ſchickte zu Küſſen und Kampf;
Dennoch wagt' ich es nicht, der Herrin Ruhe zu ſtören,
Da ſchon den ſchmähenden Zorn öfters ich ſchmerzlich empfand.
Nur wie Argus einſt, Nichts ahnend, am Horne der Jo,
So hing ich an ihr nimmer gewendeten Blicks.
Jetzt nun löſet' ich mir von der eigenen Stirne die Kränze,
Um dein lockiges Haar wand ich ſie, Cynthia, dir.
Bald nun freut' ich mich, dir die gelöſeten Locken zu ringeln,
Bald legt' Aepfel geheim ich in die Höhlung der Hand.
Jedes Geſchenk auch ſpart' ich dem unempfänglichen Schlafe;
Doch von der ſchwellenden Bruſt rollten ſie wieder herab.
Wenn ſo oft dir entfloh'n ein Seufzer mit leiſer Bewegung,
Thöricht erſchrack ich dann wohl über den nichtigen Laut:
Ob nicht böſes Gebild im Traum dir Schrecken erregte,
Ob ein Anderer nicht raubte die Treue mir gar.
Siehe, da blickte der Mond durch's Fenſter entgegen dem Lager —
Neidiſcher Mond, warum haſt du nicht länger geweilt? —
Und ſein flüchtiger Glanz eröffnet' die ſchlummernden Augen,
Alſo ſprach ſie, den Arm ſtützend auf ſchwellendem Pfühl:
„Hat dich endlich der Anderen Stolz mir wieder gegeben,
Die dich höhnend vertrieb und dir die Thüre verſchloß?
Denn wo haſt du die Nacht — mein waren die Stunden! — vergeudet?
Kommſt ermattet nun, ach! ſiehe ſchon bleicht das Geſtirn!
Daß du, Böſer, doch nur einmal verbrächteſt die Nachtzeit,
Wie ich Arme ſie ſtets, ſtets ſie verbringe durch dich.
Denn bald wollt' ich den Schlaf erwehrend am purpurnen Webſtuhl
Scheuchen und bald mit Geſang zu dem Orpheiſchen Spiel.
Bald dann klagt' ich verlaſſen bei mir ein wenig, wie oft doch
Du in Anderer Arm ſchon mir ſo lange verweilt:
Bis mich Erſchöpfte der Schlaf mit ſchmeichelndem Flügel umwehte,
Hab ich zuletzt nur dieß, weinend ich dieß nur geklagt."
(Herzberg.)

### 5.

## P. Ovidius Naſo.

### 1.

### Niobe. *)

(Aus den „Verwandlungen.")

— — — — Glückſeligſte unter den Müttern,
Niobe, wärſt du genannt, wenn du nicht es geſchienen dir ſelber.
Denn des Tireſias Tochter, die zukunftahnende Manto,
Ging durch die Gaſſen der Stadt, von göttlichem Geiſte geregt,
Einſt weiſſagend umher: „Kommt, kommt, Jsmeniſche Weiber!
Bringt der Latona und bringt den Zwillingen unſerer Latona **)
Weihrauch dar mit Gebet und fügt um die Haare den Lorbeer!
Solches gebeut Latona durch mich!" — Man gehorcht und es wandeln
Alle Thebaniſchen Frauen, geſchmückt mit befohlenem Laube,
Weihrauch heiligen Flammen und bittende Worte zu bringen.
Aber Niobe kommt im Gewühl des begleitenden Schwarmes,
Prangend im phrygiſchen Prunk der goldendurchwirkten Gewande
Und, wie der Zorn es geſtattet, auch ſchön; und bewegend ihr ſtattlich
Angeſicht mit den Locken, die jegliche Schulter umwallten,
Stand ſie und hoch die Augen umhergewendet voll Stolzes:
„Welch ein Wahnſinn," rief ſie, „gehörete Götter geſeh'nen

---

*) Die gefangenen Könige der überwundenen Feinde gingen bekanntlich vor dem Wagen der Triumphatoren her, wenn dieſe in Rom einzogen.

**) Ariadne, deren Vater Minos zu Gnoſſus auf Creta wohnte.

*) Streng genommen, wäre dieſes erzählende Gedicht nicht unter die lyriſchen einzureihen, allein Ovid iſt auch als Erzähler durchaus mehr Lyriker, denn Epiker, und ſo mag es hier ſtehen.

**) Mutter des Apoll und der Diana.

Vorzuzieh'n! Was, wenn ihr Latona verehrt an Altären,
Iſt noch weihrauchlos mein göttlicher Name! Mich zeugte
Tantalus, welcher allein zum Mahl der Unſterblichen einging.
Und mich gebar die Plejade Taygete, Tochter des Atlas,
Der den ätheriſchen Pol hoch trägt mit erhabenem Nacken!
Jupiters Sohn iſt der Vater und Jupiter's Sohn der Gemahl auch;
Mir ſind die Völker gebeugt in Phrygia, mir auch gehorchet
Kadmus' Burg, und die Mauern, gefügt von den Saiten Amphion's,
Werden und was ſie bewohnt, von mir und dem Gatten verwaltet.
Welchem Theil des Palaſtes ich auch zuwende die Augen,
Unermeßliche Hab' erſcheinet mir; aber ich ſelber
Mag' als Göttin an Wuchs und ſieben Töchter umblüh'n mich,
Jünglinge ebenſoviel und bald auch Eidam' und Schnüre!
Fragt noch, aus was für Gründen der Niobe Stolz ſich erhebet,
Und dann wagt, die von Cöus,[*] ich weiß nicht welchem, entſproſſ'ne
Titanide Latona mir vorzuzieh'n, der die Erde,
Groß, wie ſie iſt, den winzigen Raum zum Gebären verſagt hat!
Himmel und Land und Gewäſſer verbanneten eure Göttin,
Flüchtlingin war ſie der Welt! bis Delos endlich voll Mitleid:
Du durchirreſt das Land, ihr zurief, ich das Gewäſſer —
Und unbefeſtigten Grund einräumete. Zweier Gebornen
Freute ſie ſich; das iſt von unſerem Segen ein Siebtheil!
Selig bin ich, wer leugnet mir das? und ſelig beharr' ich:
Wer auch bezweifelt mir dieß? Zur Sicherheit hebt mich der Reichthum;
Höher bin ich, als daß mir Fortuna zu ſchaden vermöchte!
Ob ſie auch Vieles entreißt, weit Mehrer's wird ſie mir laſſen.
Schon ſtieg über die Furcht mein Beſitzthum! Denkt euch, gekürzet
Könne mir Etwas ſein von der Heerſchaar meiner Gebornen;
Doch nicht ſänk' ich hinab zu der Doppelzahl der Latona,
Die mit dem ſämmtlichen Schwarm nur weniges mehr iſt, denn fruchtlos.
Weiter, weit von dem Opfer entfernt euch; den Lorbeer des Hauptes
Leget mir nieder!“ — Sie ſenken, es bleibt unvollendet das Opfer
Und ſie fleh'n, wie man darf, mit leiſerer Stimme zur Gottheit.

Unmuthsvoll vernahm's die Unſterbliche. Jetzt auf des Cynthus
Oberſtem Gipfel begann zu den Zwillingen alſo Latona:
„Schaut! ich, eure Mutter, die ſtolz durch eure Geburt ward
Und die der Juno allein, ſonſt keiner der Göttinnen, ausweicht,
Werd' als Göttin bezweifelt! Von ſtets gefei'rten Altären
Werd' ich, o Kinder, geſcheucht, wo ihr nicht meiner euch annehmt.
Nicht mein einziger Schmerz! Zu der Unthat fügete Schmähung
Tantalos' Tochter hinzu; vor den übrigen euch zu verachten
Wagte ſie; ja mich ſelbſt (ſie werde das!) nannte ſie fruchtlos
Und die Verbrecherin zeigte die Läſterzunge des Vaters.“

Bitten wollte geſellen Latona zu der Erzählung.
„Endige!“ ſagte der Sohn; „du ſäumſt nur die Strafe mit Klagen!“
„Endige!“ ſagte die Tochter. In ſchleunigem Schwung durch die Lüfte
Kamen zur Burg des Kadmus ſie Beid', gehüllet in Wolken.

Eben und weit gedehnt war nah an den Mauern ein Blachfeld,
Immerdar von Roſſen geſtampft; wo der Räder Getümmel
Und der zermalmende Huf die liegenden Schollen gelockert.
Einige dort von den Söhnen der Niobe und des Amphion
Steigen auf muthige Roſſ'; in tyriſcher Farbe gerothet
Glüht das Gedeck und es ſtarren von Gold die lenkenden Zügel.
Aber Ismenus anjetzt, der zuerſt der gebärenden Mutter
Schmerz und Freude gebracht, da den ſtampfenden Lauf er herumdreht
In den gemeſſenen Kreis und den ſchäumenden Rappen bezähmet:
„Wehe mir!“ ſchreiet er auf, und grad' in den Buſen gebohret
Trägt er Geſchoß und aus ſterbender Hand die Zügel entlaſſend
Sinkt auf die Seit' allmälig am rechten Bug er hinunter.
Sipylus, jenem zunächſt, wie des Köchers Geklirr ihm daherſcholl,
Floh in entzügeltem Lauf: ſo wie oft, vorkundig des Regens,
Flieht vor der drohenden Wolke der Steuerer und die geſpannten
Segel umher ausdehnt, daß auch kein Lüftchen entfliehe:
Doch wie entzügelt er floh, dem Entfliehenden folgt unvermeidlich
Todesgeſchoß und zitternd im oberen Wirbel des Nackens
Haftet der Pfeil und es raget entblößt aus der Kehle das Eiſen.
Vorgeſtreckt, wie er war, auf den ſtürmenden Hals und die Mähnen,
Rollt er hinab, die Erde mit warmem Blute beſprengend.
Phädimus aber, der arme; mit ihm, gleichnamig dem Ahnen,
Tantalus, als ſei ein Ziel dem gewöhnlichen Fleiße geſetzet,
Hatten zum Jugendgeſchäft ſich gewandt des glänzenden Ringens.
Und ſchon rangen ſie Beide mit eng verſchränkten Gliedern
Bruſt arbeitend an Bruſt: da geſchnellt vom ſtraffen Gehörne,
So wie gefügt ſie waren, der Pfeil ſie Beide durchbohrte.
Beid' erſeufzten zugleich, und zugleich die vom Schmerze gekrümmten
Glieder zur Erde geſtreckt, zugleich die erlöſchenden Augen
Gegen das Licht aufrollend, verhauchten zugleich ſie den Athem.
Jene ſchaut Alphenor; mit wund geſchlagenem Buſen
Fliegt er heran und erhebt die kalten Glieder umarmend,
Ach, und fällt in dem zärtlichen Dienſt, denn der Delier Phöbus[*]
Schmettert den ſinſteren Stahl ihm tief in die Kammer des Herzens.
Aus dem entzogenen folgt ein Theil der Lung' an den Haken
Ausgezerrt; es ergießt mit dem Athem ſich Blut in die Lüfte.
Doch nicht einfach trifft, unbeſchoren, o Damaſichthon

---

[*] Einer der erdgeborenen, vom dem jüngern Göttergeſchlecht beſiegten Titanen.

[*] Delier genannt von Delos, wo er und ſeine Schweſter Diana geboren waren.

Dich die Wund'. Es durchdrang am beginnenden Bein das Gelenk ihn,
Wo im Gelenk ſich bewegt die ſehnige Beuge des Knieres.
Während er ſtrebt, mit der Hand zu entziehn die verderbende Waffe,
Fliegt ihm ein anderer Pfeil bis zur Befiederung tief in die Gurgel.
Wieder heraus drängt dieſen das Blut und hoch ſich erhebend
Schießt es hervor und ſteiget mit langem Strahl in die Luft auf.
Auch der letzte der Söhn', Ilioneus, hob unerhörbar
Flehend die Arm' empor: „O ihr Himmliſchen alle gemeinſam,"
Rief er, (unwiſſend, nicht alle ſie braucht' er zu bitten) —
„Schonet, o ſchont!" und gerührt, da unhemmbar bereits das Geſchoß flog,
Wurde der treffende Gott; doch erlag der kleinſten Verwundung
Jener, indem nicht tief ihm der Pfeil zum Herzen hineindrang.
Traurige Ruf und Kummer des Volks und Thränen der Diener
Kündeten jetzo der Mutter den plötzlichen Jammer des Hauſes,
Ihr, die erſtaunt, daß vermocht, und eifert im Zorn, daß gewagt
Dieß die Obern hätten und ſo viel Macht ihnen zuſtand.
Denn der Vater Amphion, die Bruſt von dem Stahle durchſchmettert,
Hatte ſterbend geendet zugleich mit dem Lichte den Kummer.
Ach, wie Niobe weit von der Niobe jetzo entfernt iſt,
Welche dem Volke verbot die Latoniſchen Opferaltäre
Und, durch die Stadt herſchreitende, das Haupt in den Nacken zurückbog,
Läſtig den Ihrigen ſelbſt — nun mitleidswürdig dem Feinde!
Auf die erkalteten Leichen geſenkt, ohn' Ordnung und Auswahl
Theilt ſie umher die Küſſe den Kindern allen zum Abſchied.
Dann zum Himmel erhebend die blau gerungenen Arme:
„Grauſame, weide das Herz an unſerem Grame, Latona!
Weide dich," ſprach ſie, „das Herz, bis es ſatt wird' unſeres Jammers.
Hüpf' in Triumph! mich trägt man zu Grab, obſiegende Feindin.
Aber warum „obſiegend"? Mir Elenden bleibet noch Mehrer's,
Als, Glückſelige, dir. Nach ſo viel Leichen noch Sieg' ich!"
Niobe ſprach's; da erklang vom geſpannten Bogen die Sehne,
Daß rings Alle vor Schrecken erzitterten, nur ſie allein nicht.
Unglück machte ſie kühn. In dunkeln Trauergewanden
Stehn nun die Bahren der Brüder, mit hangendem Haare die Schweſtern.
Eine davon, ausziehend den Pfeil, der im Innerſten haftet,
Senkt auf den Boden hinab das Geſicht, ohnmächtig verſcheidend.
Dort die andere ſuchte die bekümmerte Mutter zu tröſten,
Plötzlich ſchweiget ſie ſtill, um die heimliche Wunde ſich krümmend.
Jene will fliehn, doch umſonſt! hin gleitet ſie; jen', auf der Schweſter
Liegend, erblaßt; die birgt ſich; die andere zittert umher noch.
Sechs nun ſanken dem Tod, an verſchiedener Wunde verblutend;
Nur die letzte noch blieb, die ganz mit dem Leibe die Mutter,
Ganz im Gewand' umhüllt. „O die einzige laß mir, die Kleinſte!
Von ſo vielen die Kleinſte verlang' ich nur," rief ſie, „nur Eine!"
Während ſie fleht, ſinkt auch die erflehte. Ganz nun verwaiſet,
Saß ſie von Leichen umringt, der Töchter, der Söhn' und des Mannes,
Und ſie erſtarrte vor Gram. Ihr regt kein Lüftchen die Haare;
Blutlos wird und bleich das Geſicht; auf traurigen Wangen
Steht das Aug' unbewegt; nichts Lebendes bleibt in dem Bilde.
Selbſt im inneren Munde, zugleich mit gehärtetem Gaumen
Harſchet ihr die Zung' und die Ader mit ſchwindendem Pulſe verſieget.
Nicht mehr beugt ſich der Hals, nicht reckt ſich der Arm im Gelenke,
Nicht kann gehen der Fuß; auch Herz und Leber iſt Felſen.
Dennoch weint ſie, und ſchnell vom gewaltigen Wirbel des Sturmes
Wird ſie zur Heimat entrafft. Dort hoch auf dem Berge gewurzelt,
Rinnet ſie, Fels in Thränen zerfließt noch jetzo der Marmor.

(Voß.)

---

## 2.

## Corinna.

(Aus den „Liebesgedichten.")

Schwül war's; eben des Tags mittägliche Stunden verfloſſen.
Ueber das Ruhbett hin hatt' ich die Glieder geſtreckt.
Halb ſtand offen das Fenſter und halb von dem Laden beſchattet,
So wie das Licht hinſpielt unter die Wipfel im Wald,
Oder wie dämmernder Schein nachſchwebt der entfliehenden Sonne
Oder der ſinkenden Nacht, ehe der Tag ſich erhebt.
Solch ein gedämpfteres Licht ſei ſchüchternen Mädchen bewilligt,
Wo ſich die Scham Zuflucht heimlicher Schatten verheißt.
Siehe, Corinna, ſie kam in entgürtetem Untergewande,
Frei das geſcheitelte Haar wallend am Nacken hinab.
Schön, wie Semiramis wohl hintrat zu dem purpurnen Brautbett,
Oder wie Laïs, dem Wunſch wechſelnder Buhlen geſellt.
Zwar nicht viel mißgönnte das dünne Gewand der Begierde,
Sittſam wehrte ſie doch, als ich es heftig entriß.
Nur ſo kämpfend wie Eine, die ſelbſt nicht wünſchte zu ſiegen,
Ward durch eignen Verrath leicht ſie, die Schlaue, beſiegt.
Als ſie dem lüſternen Blick nun frei von Umhüllungen daſtand,
Nirgend ein Fehl zu erſpähn war an der ganzen Geſtalt.
Was für Schultern und Arme zu ſehn, zu befühlen gelang mir!
Für die umſpannende Hand ſchienen die Brüſte geweiht.

Wißt ihr das Uebrige nicht? Wir ruhten ermattet vom Spiel aus —
Mittagsſtunden, wie die, wurden ſie oft mir gewährt!
(A. W. Schlegel.)

---

### 3.

### Abſchied von Rom.

(Aus den „Trauerliedern.")

Ruf' ich das traurige Bild mir der Nacht, in der ich die Mauern
Rom's und Alles in ihm, Alles mir Theure verließ —
Ruf' ich's von Neuem zurück in meine Seele, ſo quellen
Aus dem Auge ſogleich Thränen auf Thränen hervor.
Nahe, ach, kam er bereits der Tag, an dem mir die ſüßen
Heimiſchen Fluren der Zorn Cäſar's zu meiden befahl.
Hin war Muth und Entſchluß und der Zeit, zu beſchließen, ſo wenig;
Dauernde Weile hindurch war mir die Bruſt wie erſtarrt.
Troſtlos in mich gekehrt, vergaß ich Gefährten und Sklaven,
Dacht' an kein Geld auf die Flucht, noch an ein Reiſegewand.
Wie bebet und ſtaunt der Wanderer, der von des Himmels
Blitze getroffen noch lebt, und daß er lebet, nicht weiß,
Erſt als ſelber der Schmerz die Wolken der Seele zerſtreute
Und des Lebens Gefühl wiederzukehren begann;
Nahm ich zuletzt Abſchied ringsum von den trauernden Freunden,
Deren ich viele vordem, jetzo nur wenige ſah.
Zärtlich am Weinenden hing die noch heftiger weinende Gattin
Und die Thränen des Grams ſtürzten die Wangen herab.
Fern an Libyens Strand verweilte die zärtliche Tochter,
Ach, und konnte noch nicht wiſſen mein Trauergeſchick;
Ringsum, wohin du nur ſahſt, ertönten Klagen und Seufzer;
Todtenklage, ſo ſchien's, füllte das inn're Gemach.
Gattin klagten und Mann und Diener am Leichenbegängniß;
Jeglicher Winkel im Haus wurde von Thränen benetzt.
So, wofern es ſich ziemt, mit dem Großen das Kleine zu meſſen,
So war Troja's Geſtalt, als es den Griechen erlag.
Nun ſchon ſchwieg das Geräuſch und die Stimme der Menſchen und Hunde
Und von Himmel herab lenkte der Mond das Geſpann;
Da erhub ich zu ihm und darauf zu der Wohnung des großen
Jupiter — ach, nur umſonſt lag ihr die meinige nah! — *)
Thränend die Augen und ſprach: „Ihr ewig heiligen Sitze
Und ihr Tempel, die nie wieder der Scheidende ſieht,
Himmliſche, die ihr beſchützt die erhabene Stadt des Quirinus,**)
Seid von dem Fliehenden jetzt, Götter, auf ewig gegrüßt!
Und wiewohl ich den Schild erſt ſpät nach den Wunden ergreife,
So entlaſtet von Haß dennoch des Scheidenden Flucht!
Saget dem himmliſchen Mann,*) daß Irrthum einzig mich täuſchte,
Daß Verbrechen ihm nicht ſcheine die Schuld des Verſeh'ns;
Daß, was Götter ihr wißt, auch wiſſe der ſtrafende Cäſar!
Wird verſöhnt der Gott, kann ich unglücklich nicht ſein."
Alſo fleht' ich hinauf und mehr noch flehte die Gattin,
Doch ihr heißes Gebet wurde durch Schluchzen gehemmt.
Mit zerſtreutem Haar ſank hin vor den Laren die Arme
Und den verlöſchenden Herd küßte ihr bebender Mund.
Manche Klagen ergoß ſie den abgeneigten Penaten,
Doch Nichts half das Gebet ihrem beweinten Mann.
Und ſchon ließ zum Verzug nicht Zeit die beſchleunigte Nacht mehr
Und der Parrhaſiſche Stern hatte vom Pol ſich entfernt.
Trauriges Loos! Mich hielt die zärtliche Liebe zur Heimat;
Aber die letzte Nacht war's der gebotenen Flucht.
Dreimal berührt' ich die Schwell' und dreimal wandt' ich die Schritte;
Nachſicht gegen das Herz hatte der zögernde Fuß.
Lebt wohl! ſagt' ich dann oft und redete Vieles von Neuem;
Ach, und den Abſchiedskuß reicht' ich, als trennt' ich mich jetzt.
Bald befahl ich das ſchon Befohlene wieder und kehrte
Immer von Neuem zum Kreis meiner Geliebten zurück.
Endlich rief ich: „Was eil' ich? Mein Sitz iſt nur Scythiens Wüſten,**)
Scheiden muß ich von Rom; Beides entſchuldigt Verzug.
Ewig ſoll ich mein Weib, ich lebend die Lebende miſſen,
Ewig das trauliche Haus, theure Genoſſen, und euch;
Und die Herzen, an mich durch Theſeiſche Treue gebunden,
Euch, ihr Freunde, von mir, innig wie Brüder geliebt!
Jetzt, noch iſt es vergönnt und vielleicht nie wieder, ihr Theuren,
Eilt an mein Herz! Mir iſt jegliche Stunde Gewinn."
Nunmehr riß ich mich los, nicht beendete Reden verlaſſend,
Jeden, dem Herzen ſo nah, hab' ich noch einmal umfaßt.
Während ich red' und wir weinen, erſcheint am Himmelsgewölbe,
Unheil bringend für mich ſtrahlend das Morgengeſtirn.
Und ich reiße nicht anders mich los, als ließ ich der Glieder
Eines oder des Leibs größere Hälfte zurück.
Jetzt erhob ſich Geſchrei und Wehgeklage der Meinen,
Die mit verzweifelnder Hand ſchlugen die trauernde Bruſt.
Da umklammerte nun des Scheidenden Schulter die Gattin
Und in Thränenerguß ſprach die Unglückliche dieß:
„Nichts, Nichts trennt mich von dir! ich gehe, wohin du auch gehſt!
Ich, des Verbannten Weib, werde verbannet zugleich!
Mich auch faßt noch der Weg, auch mich das entlegene Land noch.
Wenig beſchwert durch mich wird das entfliehende Schiff.

---

*) Das Haus des Dichters war nahe am Capitolium gelegen, wo ſich der Haupttempel Jupiter's befand.

**) So hieß Romulus nach ſeiner Vergötterung.

*) Dem Cäſar Auguſtus. Dieſes und das folgende Diſtichon zeigen durch ihre knechtiſche Schmeichelei deutlich, bis zu welcher Niederträchtigkeit die alte Römergeſinnung zu Ovid's Zeiten ſchon entartet war.

**) In Scythien rechneten die Römer ſämmtliche Länder an der unteren Donau und am ſchwarzen Meere und ſtellten ſich dieſelben als Wüſteneien vor.

„Dir gebietet die Macht des Zorns des mächtigen Cäſar,
Mir die Treue; ſie ruft lauter als Cäſar's Gebot!"
Wie verſuchte ſie mich und hatte mich früher verſucht ſchon,
Bis ſie vom Nutzen beſiegt,*) mühſam gefangen ſich gab.
Jetzt nun wankt' ich hinaus — viel mehr der Leiche vergleichbar —
Schmutzig, die Haare zerſtreut über das rauhe Geſicht.
Aber die Gattin, ſo hab' ich gehört, ſchloß ohne Beſinnung
Ihre Augen und ſank mitten im Hauſe dahin.
Als ſie wieder erſtand, beſudelt mit Staube das Haupthaar,
Und vom froſtigen Stein wieder die Glieder erhob,
Jammert ſie über ſich ſelbſt und über verlaſſ'ne Penaten,
Oft den entriſſenen Mann rufend, das zärtliche Weib.
Minder auch ſeufzte ſie nicht, als wenn ſie die Leiche der Tochter
Oder entſeelet mich ſelbſt ſäh' auf dem Todtengerüſt;
Wünſchte den Tod ſich herbei und allein aus inniger Liebe
Für den verbannten Gemahl hielt ſie am Leben noch feſt.
Ja ſie lebe, mein Weib, ſie lebe, weil es die Götter
Wollen, und mildre, für mich duldend, mein hartes Geſchick!

(Strombeck.)

## 4.

# Didaktik.

## 1.

## T. Lucretius Carus.

### 1.

### Venus.

(Eingang des Lehrgedichts „Von der Natur der Dinge.")

Mutter der Aeneaden und Wonne der Menſchen und Götter,
Holde Venus! die unter den gleitenden Lichtern des Himmels
Du das beſchiffete Meer und die Früchte gebärende Erde
Reich mit Leben erfüllſt: — denn alle lebendigen Weſen
Werden erzeugt durch dich und ſchauen die Strahlen der Sonne.
Wann du, o Göttin, erſcheinſt, entfliehen die Winde; die Wolken
Weichen vor dir; dir treibt die buntgeſchmückte Erde
Liebliche Blumen empor; dir lachen die Wellen des Meeres
Und es entfließet im Glanz vor dir der beruhigte Himmel.
Denn ſobald ſich die Frühlingsgeſtalt des Tages enthüllt hat
Und entfeſſelt der zeugende Hauch des Favonius**) auflebt,
Künden die Vögel der Luft dich zuerſt an, Göttin, und deinen
Eintritt; deine Gewalt durchſchüttert ihnen die Herzen.
Muthige Heerden durchhüpfen alsdann die fröhlichen Matten,
Setzen durch reißende Ströme. So mächtig feſſelt dein Liebreiz
Und dein lockender Ruf die Natur der Lebenden alle,
Daß mit Begier dir Jegliches folgt, wohin du es anlockſt.
Und ſo erregſt du im Meer, auf Bergen, in reißenden Flüſſen
Und in der Vögel belaubetem Reich, auf grünenden Auen
Allen tief in der Bruſt die ſchmeichelnde Liebe, wodurch ſie
Sich fortpflanzen mit brünſtiger Luſt in Art und Geſchlechtern!

(Knebel.)

### 2.

### Entſtehung der Religionen.

(Von der Natur der Dinge. B. 5. V. 1160–1230.)

— — Wodurch ſich auf Erden der Götter erhabenes Anſehn
Unter die Völker verbreitet, erfüllt mit Altären die Städte;
Was zu verehren gebot geweihete heilige Feſte,
Die nun an großen Orten bei hohen Ereigniſſen blühen;
Auch woher ſich im Menſchen gepflanzt die zitternde Ehrfurcht,
Welche den Göttern noch jetzt auf weit bewohnetem Erdkreis
Neue Tempel erbaut und drängt, ſie zu feiern an Feſten:
Davon laſſen ſich leicht angeben hinlängliche Gründe.
Nämlich ſchon damals ſahen bei wachendem Geiſte die Menſchen
Herrliche Göttergeſtalten, noch öfter dieſelben im Traume,
Ausgerüſtet mit Körpern von wundererhabenem Aufwuchs.
Dieſen eigneten nun ſie Gefühl zu, weil ſie die Glieder
Schienen zu regen und hoch in prächtigen Worten zu tönen,
Ihrem anſehnlichen Wuchſe gemäß und ihrer Gewaltkraft.
Unvergängliches Leben ertheilte man ihnen, dieweil ſie
Immer ſich gleich ſchön zeigten und immer in ähnlichen Formen;
Auch deshalb ſchon allein, weil ſolch ausnehmende Kräfte
Keine andre Gewalt, wie ſie glaubten, könne beſiegen.
Ueber die Maßen beglückt ſchien deshalb ihnen ihr Zuſtand,
Weil unangefochten von Schrecken des Todes ſie blieben:
Dann auch, weil ſie im Traume ſo mancherlei Wunder von ihnen
Sahen verrichtet, wozu nicht Mühe ſie brauchten und Arbeit.
Ferner bemerkten ſie noch des Himmels beſtimmte Bewegung
Und die Zeiten des Jahres in geordnetem Kreiſe ſich drehen;
Konnten die Urſach' nicht ausſpüren, wie Solches geſchehe,
Und ſo nahmen ſie nun zur Macht der Götter die Zuflucht,
Ließen nach Willen und Wink derſelben ſich Jegliches wenden.
Göttern wieſen ſie an den Sitz und die Wohnung im Himmel,
Darum, weil ſich allda, wie man ſieht, der Mond und die Sonne,
Mond und Sonne ſich drehn und die Nacht und die ernſten Geſtirne
Und die ſchweifenden Fackeln der Nacht und die fliegenden Flammen,
Wolken und Regen und Schnee und die Winde, die Blitze, der Hagel

---

*) Nämlich von der vernünftigen Einſicht, daß ſie ihrem Gatten in Rom nützlicher werden könne, als wenn ſie ihm in die Verbannung folgte.

**) Der warme Südweſtwind, in der Schweiz Föhn genannt.

Und der reißende Sturm und die furchtbar rollenden Donner.
O unſeliges Menſchengeſchlecht! Dergleichen den Göttern
Zuzuſchreiben, und noch als Zeichen des bitteren Grolles!
Welche Seufzer erpreßtet ihr da euch ſelbſt und wie tiefe
Wunden ſchlugt ihr euch und uns und bereitetet Thränen den Enkeln!
Frömmigkeit iſt das nicht, mit verhülletem Haupte ſich oftmals
Rund um den Stein zu drehn und jeden Altar zu berühren,
Hin zur Erde ſich werfen mit ausgebreiteten Händen
Vor den Bildern der Götter, mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu beſprengen, Gelübd' an Gelübde zu reihen:
Sondern, beruhigt im Geiſt, hinſchauen zu können auf Alles!
Richtet man nämlich den Blick zum erhabenen Himmelsgewölbe,
Auf zu dem Firmament, mit funkelnden Sternen befeſtigt,
Und man bedenkt den Gang der Sonne, die Wege des Mondes:
Dann beginnt in der Bruſt auch jene von anderen Uebeln
Unterdrückte Sorge ihr wachendes Haupt zu erheben:
Ob es vielleicht nicht das Werk unermeßlicher, göttlicher Macht ſei,
Die in verſchiedenem Lauf umwälzet die hellen Geſtirne?
Denn es verwirrt den zweifelnden Sinn der Mangel an Einſicht:
Ob einſt irgend auch war der Welt erzeugender Urſprung?
Ob ein End' auch ſei? wie lange die Mauern des Weltbau's
Können die Laſt ertragen auch dieſer ſo heftigen Bewegung?
Oder ob irgend ein Gott ſie mit ewiger Dauer beſchenkt hat,
Daß beſtändig im Laufe von unermeſſenen Jahren
Trotzen ſie können der Macht der Alles zerſtörenden Zeiten?
Ferner noch, wem ergreifet die Furcht vor den Göttern das Herz nicht,
Wer wird nicht zuſammengeſchreckt in jeglichem Gliede,
Wenn die entzündete Erd' aufbebt vom ſchrecklichen Blitzſchlag
Und hinrollen die Donner durch ſämmtige Weiten des Himmels?
Zittern und Völker vergehen nicht ſchon; die erſchütterten Glieder
Stolzer Könige faßt Entſetzen und Furcht vor den Göttern;
Daß jetzt ein übermüthiges Wort, ein ſchändlich Betragen
Endlich heranreifte zur rächende Stunde der Schuld ſei.
Wenn den Gebieter der Flotte die Macht empörter Winde
Wegfegt über die Fluthen des Meers mit ſeinen gewalt'gen
Legionen mit ihm und die mächtigen Elephanten:
Fleht er die Götter dann nicht mit Gelübden an und erbebet
Angſtvoll Ruhe des Sturmes vor der Winde gelinderem Anhauch?
Aber umſonſt, ihn ergreift nicht minder der mächtige Wirbel,
Schleudert ihn hin an die Furten des Todes. So wahr iſt denn irgend
Eine verborgene Macht, die menſchliche Dinge zu Grunde ſtürzt,
Welche das grauſe Beil und die hohen, verehrenden Faſces *)
Unter die Füße wirft und zum Spiele zu machen ſie ſcheinet.
Endlich, wenn ſelbſt aufſchwanket der Erdkreis unter den Füßen,
Oder die erſchütterten Städt' einſinken und dort ſie bedrohen:
Iſt es zu wundern, woferne der Menſch ſich dann ſo gering hält?
Eine erhabene Macht und Wundervermögen den Göttern
Einräumt, welches die Welt und ſämmtliche Dinge beherrſchet?

(Knebel.)

## 2.

## P. Virgilius Maro.

### Das Leben der Bienen.

(„Vom Landbau.“ B. 4. V. 151 – 227.)

Wohnung, vereint in geſelliger Stadt, und der Kinder Gemeingut
Ward nur ihnen: ſie leben im Schutz machtvoller Geſetze.
Heimat kennen nur ſie und ſichre Penaten des Herdes.
Denkend des kommenden Winters beſtreb'n ſie im Sommer die Arbeit,
Legen zurück zu gemeinem Gebrauch das Erworb'ne der Nahrung
Wartet ein Theil, nach Gebühr des geregelten Bundes ſich ſammelnd
Durch das Gefild; ein Theil legt erſt im Gehege der Wohnung
Mit des Narziſſus Thrän' und dem klebrigen Leime der Rinden
Sichern Grund zum Zellengebäu'; dann hängen ſie zähes
Wachs umwölbend daran. Die erſtarkende Brut, des Geſchlechtes
Hoffnung, bilden die andern heran: noch andere häufen
Lauterſten Honig und dehnen die Zellen mit flüſſigem Nektar.
Andern wurde das Loos, an des Eingangs Pforten zu wachen.
Wechſelnd erſpäh'n ſie die Waſſer der Luft und die Wolken des Himmels,
Oder empfahn die Laſt von den Kommenden oder geſchaaret
Treiben ſie Drohnen, das träge Gezücht, von den Krippen. Von Arbeit
Wimmelt es da und Thymianduft haucht würziger Honig.
Und gleich wie Cyklopen die zähanſchmiegſamen Maſſen
Emſig zum Blitz umſchaffen, ein Theil in Bälgen von Stierhaut
Wind einzieht und verbläſt, ein Theil dann taucht in den Kübel
Ziſchendes Erz, daß der Aetna erdröhnt vom laſtenden Amboß,
Sich um einander mit Rieſengewalt aufheben die Arme
Wechſelnd im Tact und dreh'n feſtpackend den [illegible] mit der Zange:
Alſo, wofern es vergönnt iſt, Kleines zu meſſen mit Großem,
Drängt inwohnende Luſt des [illegible] die Bienen *)
Jede nach eigenem Amt. Es beſorgen die [illegible] die [illegible].
Bilden ein künſtliches Haus und verwahren die Zellen der Waben
Aber die jüngeren, ſpät heimkehrend [illegible]
Tragend die Schenkel von Thymian voll. Sie [illegible] den Beerbaum

---

*) Die Ruthenbündel.

*) Anſpielung auf den Umſtand, daß auf dem Berge Hymettus in Attika (der Heimat des Kekrops) ausgezeichneter Honig gewonnen wurde.

Da und dort, blaugrünliche Weiden und röthlichen Safran,
Zeiland, würzige Linden, die Purpurblum' Hyacinthus.
Allen ist Ruh' vom Geschäfte gemein und gemein auch die Arbeit.
Früh entströmen sie eilig den Thoren, verweilen sich nirgends,
Wenn dann wieder der Abend sie mahnt, von der Weid' und den Feldern
Endlich zu scheiden, so kehren sie heim und pflegen des Leibes.
Ringsher summt's und Gemurmel ertönt um Pforten und Schwellen.
Wenn sie sodann sich gelagert im Bett, herrscht Schweigen die Nacht durch
Und die ermatteten Glieder umfängt der gebührende Schlummer.
Doch steht Regen bevor, dann ziehen sie nicht in die Ferne
Weit vom Gebiet, noch trau'n sie, wenn Ostwind nahet, dem Himmel:
Sondern geschirmt an den Mauern der Stadt rings schöpfen sie Wasser,
Wagend nur kürzeren Flug. Wie Ballast in schwankenden Nachen,
Wenn das Gewog sie schleudert umher, so heben sie oftmals
Steinchen auf, sich wiegend damit im leeren Gewölke.
Jene Gesittung gefiel auch, welch der [illegible] den Bienen.
Nicht wird da der Begattung gepflegt, nicht freche Weichlichkeitslust
Schwächt die Kraft: sie gebären die Brut nicht, schwebend in Wehen.
Sondern sie sammeln von Laub und lieblichen Kräutern die Kinder
Selbst mit dem Mund und den Erben des Throns und die jungen Quiriten
Bilden sie selbst, und schaffend den Hof und die wächsernen Reiche.[*]
Manche zerstoßen sich auch umherschweifend die Schwingen an harten
Und verhauchen den Geist gern unter der Bürde. So mächtig
Ist für die Liebe der Blumen; der Stolz, zu erzeugen den Honig.
Mag denn auch sie erwarten das Ziel des beengteren Daseins
Reicht ihr Leben ja nicht bis über den siebenten Sommer —
Dennoch bleibt unsterblich ihr Stamm und es währet des Hauses
Glück viel Jahre hindurch und man zählet die Ahnen der Ahnen.
Noch Aegypten verehrt nicht also den König, das große
Lydien nicht, noch Parthiens Volk, noch der Meder Hydaspes.
Lebet der König, so hat sie gesammt einträchtigen Sinnes;
Ist er dahin, so zerreißt sich der Bund: den gesammelten Honig
Plündern sie selbst alsbald, auflösend der Waben Geflechte.
Er ist der Arbeit Hüter, Verehrung weihen ihm alle,
Ihn umstehen sie dicht mit Gesumme, in gedrängtem Gefolge:
Oft auch heben sie ihn auf die Schultern und stellen die Leiber
Schlachten entgegen, den Tod ruhmvoll durch Wunden erstrebend.
Manche, geführt durch solcherlei Spur und stattliche Proben,
Lehrten, ein Theil vom göttlichen Geist, ein ätherischer Anhauch
Wohne im Bienengeschlecht. Denn die Gottheit wandle durch alle
Länder umher und Striche des Meers und Tiefen des Himmels.
Menschen und jegliches Wild und Rinder und Schafe, sie alle
Schöpfen bei ihrer Geburt von dorther zarte Belebung.
Siehe, dahin auch kehre hernach sich lösend und schwebe
Alles zurück und nirgends sei Tod; nein, lebend enteil' es
Auf in die Zahl der Gestirn', am erhabenen Himmel zu weilen.

(Osiander.)

## 3.

## Q. Horatius Flaccus.[*]

### 1.

### Epistel an Numicius.

(Episteln I, 6.)

Nichts anstaunen, Numicius, ist vorzüglich geeignet,
Ja wohl einzig, das Glück zu verleih'n und fest zu bewahren.
Seh'n furchtlos doch Manche die stets umkreisende Sonne,
Reger Gestirn' Umschwung und des Jahrlaufs wechselnde Zeiten!
Was nun denkst du erst von den Gaben der Erde, den Schätzen,
Welche die Meerflut Arabern beut und den fernesten Indern,
Was von Schauspiels Pracht, dem Geklatsch und der Gunst der Quiriten,
Wie doch sollen wir dies anschau'n und mit welchen Gefühlen?
Gleich dem Begehrenden staunt, wer fürchtet Entgegengesetztes;
Qualvoll fühlet die Brust sich ergriffen im Fürchten und Wünschen.
Wenn urplötzlich sie trifft ein Ereigniß wider Erwartung,
Völlig das Nämliche ist's, ob Lust, ob Schmerz dich bewege,
Wenn, was schlechter sich zeigt, was glänzender, als du gehofft hast,
Du anstarrst, wie bezaubert, an Leib und Seele gelähmet!
Sinnlos nennen den Weisen wir wohl, grausam den Gerechten,
Wenn in der Tugend sogar maßlos sein Eifer ihn fortreißt!
Gehe nun; Silbergeschirr, Erz, Marmorbilder bewundre,
Staune die Pracht an edeln Gesteins und tyrischen Purpurs,
Freue dich, wenn du sprichst, daß tausend Bewunderer dich anschau'n,
Früh schon eile zum Forum, zurück erst spät an dem Abend,
Daß nicht reichern Ertrag einernte vom Gute der Mitgift
Mutus und (unanständlich! da niedriger er von Geburt ist)
Ihn du beneidest, anstatt daß er dich sollte beneiden!
Was in den Tiefen sich birgt, hebt künftige Zeit an die Sonne,
Was jetzt leuchtet, bedeckt sie mit Nacht; hat Appius' Straße,
Hat Agrippa's Halle dich auch, den Bekannten, geschauet,

---

[*] Diese Stelle verdankt ihre Entstehung dem Umstand, daß es den Alten unbekannt war, wie die Bienenkönigin die Mutterbiene und die Drohnen die männlichen Bienen sind.

[*] Die poetische Epistel des Horaz scheint mir am besten in der Rubrik „Didaktik" zu passen, weßwegen ich hier eine Probe einfüge. Auch die ähnliche Satire glaube ich hier als am geeignetsten Orte vorführen zu können.

Dennoch mußt du hinab einſt wandern zum Numa und Ancus.
Wühlet ein heftiger Schmerz dir in Bruſt und Nieren, ſo ſuche
Heilung! Willſt du, wonach ſich Jeglicher ſehnet, beglückt ſeyn,
Dann, wenn einzig die Tugend das Glück dir gewähret, entſage
Tapfer der Luſt! Scheint Tugend ein Wort, wie in heiligen Hallen
Holz nur ſehen die Spötter, ſo ſtrebe zuerſt in den Hafen,
Daß dir der Vortheil nicht vom Bithyniſchen Handel entgehe;
Runde die tauſend Talente und dann zwei tauſende, vierten
Schließe das dritte ſich an und zu vier dann wachſe die Summe.
Sieh, die Regentin Pecunia*) bringt reichglänzenden Brautſchatz,
Sie ſchafft Freunde, Credit, vornehmes Geſchlecht dir und Schönheit;
Klinget das Geld dir im Beutel, ſo ſchmücken dich Venus und Suada.**)
Sklaven beſitzt, doch geldarm iſt Cappadociens König;
Nicht ſo du! Man erzählt, daß einſt Lucullus erſucht ward,
Hundert Chlamyden***) zu leih'n für die Bühne, wofern es ihm möglich;
„Hundert?" verſetzt er, „woher? Doch werde ich ſuchen und ſchicken,
Was ſich findet." Er meldete drauf: „Fünf Tauſende hab' ich,
Hole ſo viel du bedarfſt, auch ſämmtliche ſteh'n dir zu Dienſte!"
Arm iſt freilich ein Haus, wenn nicht der unendliche Hausrath
Selbſt dem Beſitzer entgeht und diebiſchen Sklaven zum Raub dient!
Können demnach nur Schätze das Glück dir gewähren und ſichern,
Sei's dein erſtes und letztes Geſchäft, Reichthümer zu häufen.
Macht Volksgunſt und Ehre dich glücklich, ſo kaufe den Sklaven,
Welcher die Namen dir nennt†) und ſtill anſtoßend dich heiße
Ueber Gewichte und Maße die Hand hinreichen dem Krämer;
„Dem folgt willig die Fabiſche Zunft, die Velinſche Jenem;
Dieſer verleiht Präturen und Conſulwürde, nach Willkür
Einſpruch erhebend." Auch füge hinzu noch „Bruder" und „Vater,"
Alle dem Alter gemäß aufnehmend zu lieben Verwandten.
Wenn gut Schmauſende nur gut leben, ſo wollen wir früh ſchon
Gehen, wohin uns führet der Gaumen, zur Jagd und zum Fiſchen,
Wie Gargilius einſt, der früh Garn, Spieße und Jäger
Zieh'n ließ über den Markt durch zahlreich wimmelndes Volk hin,
Daß vor dem gaffenden Volk, von den vielen ein einziges Maulthier
Brächte zurück das — erhandelte Schwein. Laß ſchwelgend vom Mahle
Laß uns baden, um Sitte und Zucht ſorglos, der Cäriten*)
Beizugeſellen und gleich des Ulyſſes begehrlichem Schiffsvolk,
Welchem verbotene Luſt mehr galt, als Ithaka's Heimat.
Dünkt nur, nach Mimnermus'**) Geſang, aus Liebe und Scherzen
Heiterer Lebensgenuß, dann lebe in Liebe und Scherzen!
Lebe geſund und wohl, und kennſt du Beſſeres, theile
Freundlich es mit; wenn nicht, laß dieß uns Beiden genügen!

(Merkel.)

## 2.

## Satire auf die Habgier.

(Satiren I, 1.)

Wie, Mäcenas,***) kommt es, daß Niemand, was ihm ein Loos auch
Bald die Vernunft ihm gab, bald Glück zuwarf, es zufrieden
Lebend genießt; vielmehr daß man anderer Wandelweiſe preiſet!
„Glücklicher Kaufmannsſtand!" So ſagt der von Jahren beſchwerte
Kriegsmann, dem viel Arbeit ſchon die Gebeine gebrochen.
Aber der Kaufmann dort, wann Süde das Schiff ihm verſtürmen,
„Beſſer iſt Kriegesverſuch! Was iſt's denn? Man rennt an einander,
Pfeilſchnell kommt in der Stunde der Tod, wo nicht Freude des Sieges."
Wieder den Landmann preiſet der Rechts- und Geſetzes gelehrte,
Wann um's Hahnengeſchrei an den Thüren ein Frager ihn pochet.
Er,††) den rechtliche Bürgen zur Stadt bezogen vom Landgut,
Ruft: „Glückſelig allein ſind hier in der Stadt doch die Menſchen!"
Andres derſelbigen Art — gar Vieles — vermöchte den Schwätzer
Fabius ſelbſt zu ermüden. Um dich nicht länger zu weilen,
Hör' den Ausgang gleich. Wenn ein Gott: „Hier ſeht ihr mich," ſpräche,
„Was ihr begehrt, ich thu's. Sei du, nur eben noch Kriegsmann,
Kaufmann jetzt; du, eben Gelehrter, ein Ackrer. Ihr dort,
Dort ihr, tauſchet die Rollen und eilet von dannen mir. Ei, was
Steht ihr?" — da möchten ſie nicht. Und glücklich doch dürften ſie jetzt ſein.
Wunder, daß Jupiter nicht nach Verdienſt [illegible] die beiden
Backen erzürnt aufbauſ't und erklärt, er werde ſich ferner
Ihnen ſo leicht hingeben, nach Wunſchbewährung das Ohr leih'n!
Weiter, um nicht in dem Tone des lachenden [illegible] errichtend
Verſeerzählen — ſcherzen, was wehrt auch lächelnd die Wahrheit

---

*) Geld.
**) Beredſamkeit.
***) Koſtbare Purpurmäntel.
†) Die Bewerber um Staatsämter gaben ſich, um recht viele Stimmen auf ſich zu vereinigen, Mühe, jeden Bürger auf Straßen und Markt mit Namen anzureden, was den guten Freunden natürlich ſehr ſchmeichelte. Weil aber die Candidaten die Namen Aller nicht wiſſen konnten, ſo hielten ſie Sklaven, eigens dazu beſtimmt, ihnen die Namen der Begegnenden in's Ohr zu flüſtern.

*) Cäriten hießen die Bürger der unterſten Volksclaſſe, welche ohne Stimmrecht waren.
**) Berühmter griechiſcher Elegiker um 600 v. Chr.
***) Der bekannte Gönner des Horatius, welchem er dieſe Satire dedicirt.
††) Der Landmann.

Lachend zu ſagen? wie oft liebkoſend ein Lehrer dem Knaben
Süßbrot gibt, um die Anfangsgründ' ihm geneigt zu machen:
Gleichwohl, den Scherz bei Seite geſetzt, laßt Ernſtes uns ſuchen.
Er, der Pflug mühſam umkehrt ſchwerſcholliges Erdreich,
Jener betrügeriſche Wirth, der Soldat und die Schiffer, die dreiſt
Meer' raſtlos durchkreuzen, verſichern, ſie tragen die Arbeit
Bloß des Sinnes, bejahrt ſich in ſichere Ruhe zu ziehen,
Wenn erſt Zehrung genug ſie zuſammengehäufet. Nicht anders
Schleppt ja das Ameislein, ihr Beiſpiel, mächtig in Arbeit,
Was es vermag mit dem Munde daher und vergrößert den Haufen,
Welchen es baut, zukünftiger Zeit vorſichtig gedenkend.
Wohl! und das Thier, wenn endlich das Waſſergeſtirn und des Jahres
Ablauf trübt, wie kriecht es hervor, es genießet mit Weisheit
Jenes geſammelten Guts; während dich nicht glühender Sommer,
Nicht auch Froſt, nicht Feuer, noch Eiſen, noch Meer vom Gewinn ruft;
Nichts dir im Weg iſt, wenn nur kein Anderer reicher, denn du, wird.
Sprich, was frommt es dir, des Silbers gewaltigen Klumpen und Goldes
Furchtſam heimlich hinab in der Erd' Aushöhlung zu legen?
„Nun, wenn du kleiner ihn machſt, dann ſchmilzt er zum ärmlichen Heller."
Aber geſchieht dies nicht, was hat dein Haufen noch Schönes?
Mag dir die Tenne Getreid' auch hundert Tauſende dreſchen,
Darum erfaßt dein Magen nicht mehr, denn der meinige: gleichwie
Wenn du im wandernden Zug' als Sklav den belaſteten Brotſack
Etwa die Schultern dir drückt, du doch kein Mehres bekommſt, als
Der Nichts trug'. Auch ſage, was liegt dran, ſo man das Leben
Auf die Natur einſchränkt, ob man hundert oder auch tauſend
Morgen bebaut? „Schön iſt es doch, vom größeren Haufen zu nehmen."
Läßt du vom kleinern uns nur eben ſo viel uns entſchöpfen,
Weßhalb darf dein Speicher vor unſerem Kaſten ſich preiſen?
Ganz als ob du des Waſſers ein einziges Krüglein brauchteſt
Oder ein Schälchen und ſprächſt: „Ich möcht' aus dem größeren Fluſſe
Lieber, obſchon gleich viel, als hier von der Quelle mir nehmen."
Dann kommt's oft, daß, wenn Einen ein allzu gefülltes Maß labt,
Aufidus' Aufbraus*) Strom ihn ſammt dem Geſtade dahinrafft.
Wer hingegen, ſo wenig ihm Noth thut, ſuchet, entſchöpft nicht
Waſſer, getrübt durch Schlamm, noch läßt in der Flut er das Leben.
Aber die Mehrzahl Menſchen, von falſcher Begierde verblendet,
Sagt uns: „Nichts iſt genug, weil Jeder ſo viel er beſitzt, gilt."
Was denn mit Solchen zu thun? — Heiß' elend ihn ſein, da mit Liebe
Längſt er es thut. So war, wie verlautet, ein hieſiger Reicher
Einſt in Athen, der immer des Volks nachhöhnende Stimmen
Alſo verachtend ſprach: „Mich ziſchet das Volk, doch ich klatſche
Selbſt mir zu Hauſe, ſobald mein Geld ich betracht' in der Kiſte." —
Tantalus ſchnappt in den Qualen des Durſtes nach Fluten, die ſeinen
Lippen entflieh'n. — Was lachſt du? Von dir, mit verändertem Namen,
Wird ſolch Märchen erzählt. Auf Säcken, von nah' und von ferne
Emſig gehäuft, ſchläfſt ſchmachtend du kaum und ſie zwingen dich, gleichwie
Heiliges ihrer zu ſchonen, ſie gleichwie Gemälde zu ſchauen.
Weißt du des Geldes Gebrauch noch nicht? Nicht, was es dir werth ſei?
Brot, Zukoſt, auch Weines ein Nößelchen kaufe dir, Anderes,
Deſſen die Menſchennatur nicht ohne zu leiden entbehret.
Wie? Schlaflos und vom Fürchten entgeiſtert, Nächte wie Tage
Tückiſche Diebe zu ſcheuen und Brand und daß eigene Sklaven
Dein Wohnhaus dir plündern und flieh'n: dieß freuet dich? Solcher
Güter von Allen der ärmſte zu ſein, das wünſch' ich für immer.

Freilich, wenn Schauer des Fiebers, wenn Schmerzen den Leib dir ergriffen,
Oder ein anderer Fall an's Lager dich feſſelt, ſo haſt du,
Wer dein pfleg' und dir Bähungen reich' und erbitte den Arzt, daß
Bald er den Kindern geneſen dich ſchenk' und den theuren Verwandten!*)
Nicht dein Eh'weib will dich geſund, dein Sohn nicht, von Allen
Wirſt du gehaßt, von Bekannten, von Nachbarn, Knaben und Mägdlein.
Darf dich's wundern, wenn Keiner, da Alles dem Gelde dir nachſteht,
Zuneigung dir erweiſ't, die nie zu verdienen du ſtrebeſt?
Hoffſt du vielleicht Blutsfreunde, die ſchon die Natur dir gegeben,
Ganz ohn' eignes Bemüh'n auch hold und geneigt zu erhalten,
Traun, ſo verfehlſt du den Zweck, als ob man das ärmliche Laſtthier
Leicht hintrabend dem Zügel im Blachfeld lehrte zu folgen.

Setze denn endlich dem Sammeln ein Ziel; und da mehr du beſitzeſt,
Fürchte die Armuth minder! Beginne zu enden die Arbeit,
Nun du geſchafft, was du giereſt! daß nicht dir werde das Schickſal,
Welches Ummidius traf; der — kurz die Geſchichte —
Alſo geſegnet mit Geld, daß im Scheffel er's maß, und ſo filzig,
Daß er nicht beſſer, denn ſelbſt Leibeigene, ſich kleidete, bis zum
Letzten der Tage beſorgt, ihn möchte noch Mangel der Nahrung
Tödten; allein da hieb ihn die Magd, die neulich er freiließ.

---

*) Ein reißender Waldſtrom in Apulien, jetzt Ofanto.

*) Wie ironiſch dieß gemeint ſei, zeigen ſogleich die folgenden Verſe.

Mitten entzwei mit dem Beil, als Heldin Tyndariſchen Stammes.*)
„Was nun räthſt du mir gar? Gleich Mänius ſoll ich die oder
Gleich Nomentanus**) noch leben?“ Du ſuchſt, was mit feindlicher Stirn ſich
Streitet, zuſammen zu paaren. Ich wollte ja nicht dir verbieten,
Fernhin geizig zu ſein, um ein Schlemmer zu werden und Wüſtling.
Zwiſchen Viſellius Schwäher und Tanais***) giebt es ein Mittel.
Maß hat jegliches Ding, ja, Alles geordnete Grenzen,
Jenſeit, dieſſeit deren das Recht und nimmer beſteh'n kann.
Dort, wo ich ausging, wieder zurück! Wie nie doch ein Geizhals
Selbſt ſich gefällt, vielmehr nur anderes Wandelnde preiſet;
Stets auch, träget die Ziege des Nachbars volleres Euter,
Neid ihn verzehret! wie nie mit der Aermeren größerer Menge
Er ſich vergleicht; jetzt den, jetzt den zu verdunkeln ſich abmüht!
So fortſtrebend erblickt er den Reicheren immer im Wege:
Wie, wenn der Huf Kampfwagen, den Schranken entlaſſen, dahinreißt,
Hurtig der Lenker den Roſſen, die ſiegreich rennen, ſich vordrängt,
Achtend jenes beſiegten, das weit in der hinterſten Bahn geht.
Drum mag ſelten ſich finden der Menſch, der glücklichen Lebens
Selber ſich rühmt und, begnügt mit der Zeit vollendetem Laufe,
Gleich dem geſättigten Gaſt aus dem Kreiſe der Lebenden weichet.

(Wolf.)

## 4.

## D. J. Juvenalis.

### Die Verderbniß der römiſchen Weiber.

(Satire 6, im Auszug.)

Glauben ja will ich es, daß einſt unter Saturnus die Keuſchheit
Weilte hienieden und lange geſeh'n ward, als eine kühle
Grotte beſcheidene Wohnung verlieh, ſammt Feuer und Hausherrn,
Vieh und Herren zugleich umſchloß mit gemeinſamer Decke,
Als noch waldiges Lager das Weib aus Zweigen und Halmen
Und aus Fell nahwohnenden Wildes in bergiger Gegend
Machte zurecht, nicht gleich dir, Cynthia, oder der andern,
Die ob des Sperlings Tod ſich verweinte die glänzenden Aeuglein,
Sondern die tränkende Bruſt gab reiche den kräftigen Kindern,
War oft ſtruppiger ſelbſt, wie der Mann, der rülpſte von Eicheln.
Anders lebten die Menſchen, da neu noch Erde und Himmel
Waren, die ſelbſt noch aus der geborſtenen Eiche entſproſſen
Oder gebildet von Lehm; nicht hatten ſie Menſchen zu Eltern.
Vielfache Spur gab's noch vielleicht von der einſtigen Keuſchheit,
Einige wenigſtens, als ſchon Jupiter waltete, doch noch
Bartlos war, noch nicht beim Haupte des andern zu ſchwören
Pflegte das griechiſche Volk, noch nicht der Dieben man bangte
Wegen des Obſtes und Kohls, noch offen den Garten man ſteh'n ließ.
Doch allmälig entwich zu den oberen Göttern Aſträa,
Jener geſellt, und es floh'n von der Erde zuſammen die Schweſtern.
Doch Urſidius hält auf die juliſche Bill;*) ein geliebtes
Kind zu bekommen gedenkt er, entſagend der Turteltaube,
Haaren des Rothbarts auch und dem erbſchaftshaſchenden Speismarkt.
Was dünkt denn unmöglich dir noch, wenn Urſidius kommt zur
Gattin und er, der im Eh'bruch einſt der berufenſte Meiſter,
Thörig das eigene Maul jetzt bietet der eh'lichen Halfter!
Er, den häufig in Angſt des Latinus Kiſte verborgen.
Doch was ſagt ihr, daß eine Gattin von Sitten der Vorzeit
Dieſer ſich ſucht? Laßt doch, ihr Aerzte, zur Ader ſogleich ihm!
O, der poſſierliche Menſch! Die tarpeiſche Schwelle verehre**)
Knieend, ſchlachte ein Rind, ein vergoldetes, dankend der Juno,
Wenn dir würde zu Theil eine Gattin, züchtig von Sitten!
Wenige giebt es, die werth ſind, Ceres' Binde zu faſſen,
Wo nicht müßte den Kuß ſelbſt ſcheuen der Vater. Die Pfoſten
Kränze und reichlich umgib dir mit Blumengewinden den Eingang!
Eines Senators Weib, Frau Hippia, ging mit dem Fechter
Bis nach Pharus, dem Nil und des Lagus verrufenen Mauern.
Jener, die gänzlich vergaß ihr Haus und Gatten und Schweſter,
Dünkte die Heimat Nichts und die weinenden Kinder verließ ſie
Ohne Gefühl; auch ſelbſt, o Wunder, die Spiele, den Paris.
Aber obgleich als Kind in des Hauſes gewaltigem Reichthum
Einſt auf Flaum ſie geruht in dem Goldblech prangender Wiege,
Schienen die Fluten ihr Nichts, wie längſt es der Ruf ihr geſchienen,
Deſſen Verluſt gar leicht man erträgt bei weichlichen Seſſeln.
Alſo beſtand ſie das Meer Tyrrhenien's [illegible]
Dann die joniſche Flut, weit ſchallend umher, und [illegible]
Ging es von einem ſo oft zum anderen Meere. Wenn guter,
Redlicher Anlaß iſt, ſich zu wagen, ſo fürchten ſie ängſtlich,
Starret das Herz, es verſagt ſie zu tragen die zitternde Sohle;

---

*) Anſpielung auf die Ermordung des Agamemnon durch Klytämneſtra, die Tochter des Tyndareus.

**) Mänius und Nomentanus, zwei berüchtigte Verſchwender und Schlemmer.

***) Viſellius hatte zu viel, nämlich einen Hodenbruch; Tanais, als Verſchnittener, zu wenig.

*) Das juliſche Geſetz verlieh nicht nur denjenigen einer rechtmäßigen, mit Kindern geſegneten Ehe mancherlei Rechte, ſondern legte auch den Eheloſen verſchiedene rechtliche Beſchränkungen auf.

**) Die tarpeiſche Schwelle, d. h. die Schwelle des capitoliniſchen Tempels, wo, außer Jupiter, auch die Ehegöttin Juno verehrt wurde.

Wenn es was Schmähliches gilt, dann zeigen ſie Heldengeſinnung.
Fordert der Gatte ſie auf, dann ſcheut man ein Schiff zu beſteigen,
Dann iſt des Kieles Geruch gar übel, es dreht ſich der Himmel;
Folgt man dem Buhlen, ſo iſt man am Magen geſund. Es beſpeit
Jene den Mann; die ſpeiſt mit dem Schiffsvolk, treibet ſich gern am
Steuer herum und freut ſich, die ſtruppigen Taue zu faſſen.
Aber von welcher Geſtalt und Anmuth ward denn bezaubert
Hippia? Was denn ſah ſie, weßhalb ſie der Fechterin Titel
Wünſchte zu haben? Denn Sergiuslein fing an, ſich die Kehle
Glatt zu raſiren und Raſt für die narbigen Arme zu hoffen.
Auch viel Häßliches iſt im Geſichte zu ſchaun: von dem Helme
Eckig geſcheuert, und wund in der Mitte der Naſe ein ſtarker
Hübel und widriges Weh eines ſtets ablaufenden Auges.
Doch Gladiator war er; es macht dies gleich Hyacinthen.
Dies zog Jene der Heimat vor und den Kindern, der Schweſter,
Auch dem Gemahle. Sie ſind in den Degen verliebt; denn derſelbe
Sergius ſcheint, ſobald das Rappier er bekommen, Vejento.
„Iſt denn Cäſennia nicht ganz gut, wie der Gatte bezeuget?“
Ja, für tauſend Pfund, die ſie gab, nennt keuſch er ſie; denn nicht
Iſt von dem Köcher der Venus er blaß, nicht heiß von der Fackel;
Dorther glühet der Brand, von der Mitgift kommen die Pfeile.
Freiheit kauft man mit Geld! Mag winken ſie öffentlich, mag ſie
Schreiben zurück; denn das Weib eines Geizigen dünket ſich ledig. —
Manches iſt kleinerer Art, doch ganz unleidlich dem Gatten.
Was iſt ekliger, als daß Keine von Allen ſich reizend
Scheint und ſchön, wenn ſie nicht aus der Tuscerin wurde zur Griechin,
Aus der Sulmonerin zu der Kekropierin! Alles in Griechiſch,
Da es doch ſchmählicher iſt, das Lateiniſche nicht zu verſtehen!
Griechiſch erheben ſie, Zorn und Freude und Kummer und jede
Regung der innerſten Bruſt wird griechiſch geäußert, und griechiſch
Liegen dem Manne ſie bei. Laß dieſes die Jüngeren treiben!
Wie? Auch du, die ſchon von dem ſechsundachtzigſten Jahre
Zittert, griechiſch es thun? Nicht ſchicket die griechiſche Sprache
Züchtig der Alten. Wie oft noch kommt dir das läſterne Liebwort:
Ζωὴ καὶ ψυχή! *)
Keinen Prozeß faſt gibt's, den ein Weib am Gericht zu erheben
Scheute. Manilia klagt, wenn nicht ſie von Andern belangt wird.
Fertig verfaſſen ſie ſelbſt in den Formen des Rechtes die Klagſchrift,
Selbſt zu dictiren bereit Einleitung und Gründe dem Celſus.
Stets gibt's heftigen Streit und wechſelndes Keifen im Bette,
Wo mit dem Gatten man ruht; gar wenig nur ſchläft man in jenem. —
Dann iſt ſchlimm ſie dem Mann, dann grimmiger, als die beraubte
Tigerin, ſeufzet verſteckt im Bewußtſein heimlicher Sünden,
Schmäht auf Sklaven in Wuth, weint ob des erdichteten Kebsweibs,
Da ſtets reichlich und friſch auf ſicherem Poſten bereit ſteh'n
Thränen der liſtigen Frau und lediglich warten des Winkes,
Daß auf ihren Befehl ſie entſtrömen. Du hältſt es für Liebe,
Weißt gar viel, Hahnrei, dich damit und ſaugſt mit dem Munde die
Thränen ihr weg. Was gäb's für Briefe zu leſen und Plättlein,
Säh'ſt du geöffnet den Schrein der ſo eiferſüchtigen Buhle!
Aber du triffſt ſie darauf in des Knechts Arm oder des Ritters.
Quintilianus, o gib, ich bitte, dem Ding einen Anſtrich! *)
„Schwer hält's; gib ihn ſelbſt!“ — „Längſt waren wir einig,“ ſo ſpricht ſie,
„Daß du thun darfſt, was dir beliebt. Mir ſollte deßgleichen
Frei ſteh'n, Alles zu thun. Magſt du auch ſchreien und Meer und
Himmel bewegen: ich bin ja ein Menſch!“ — Nichts Keckeres gibt es,
Als die Ertappten; es leiht Ingrimm und Muth das Verbrechen.
Hat am Geſang ſie Luſt, gewiß ſie hält in den Händen
Immer das Inſtrument und viele Sardonyche glitzern
Ueber die Laute dahin, die rauſcht von dem zitternden Kiele.
Deſſen Hedymeles weiß ſich bediente, der zarte; ſie hält den,
Tröſtet mit dem ſich, drückt auf's liebliche Stäbchen die Küſſe.
Doch mag ſingen die Frau, wenn nicht keckdreiſt ſie die ganze
Stadt durchſtreift; ſich Allem einmiſcht in der Männer Verſammlung,
Selbſt in des Manns Beiſein zu purpurbemantelten Feldherrn
Redet mit freiem Geſicht und weitvorſtehenden Brüſten.
Eben dieſelbige weiß, was Alles hienieden ſich zuträgt,
Was mit den Serern und Thrakern, und was Stiefmütterchen heimlich
Treibt mit dem Sohn, wer liebt und um welchen die Frauen ſich reißen.
Jenen Kometen, der drohte dem Armenierkönig und Parther,
Sieht ſie am früh'ſten; das erſte Gerücht und die neueſte Kunde
Fängt an den Thoren ſie auf und erſinnt auch Manches. Niphates
Sei in die Länder geſtrömt und bedecke mit mächtigen Fluten
Alles mitein's; daß Städte gewankt und der Boden geſunken,
Muß an den Ecken ſie gleich, wenn ein Menſch ihr begegnet, erzählen.
Schlimmer iſt Jene jedoch, die, wenn ſie zu Tiſch ſich gelegt hat,
Preiſ't den Virgil und vergibt der dem Tode geweihten Dido
Führet die Dichter zum Streit und ziehet Vergleiche; den Maro

---

*) Leben und Seele!

*) Quintilianus, als Rhetor, ſoll die Sache zu entſchuldigen ſuchen.

Legt in die Schale ſie rechts, den Homer in die andere Schale.
Jeder Grammatiker weicht, die Rhetoren beſiegt ſie, der ganze
Haufe verſtummt; nicht wag' einen Laut Sachwalter und Herold,
Auch kein anderes Weib; ſo mächtig entſtrömet der Wortſchwall,
Daß viel Becken zugleich und viel Erzglöckchen man ſchlage,
Meint man; du brauchſt kein Horn zu bemühen und keine Trompete;
Sie kann, tönt ſie allein, aufhelfen verfinſtertem Monde.
Dies zu erfahren genau wohl lohnt es der Mühe, was Jene
Thun und treiben im Hauſe des Tags. Wenn nächtlich der Gatte
Kaum auf Seite gewandt, ſchlecht geht's der Beſchließerin, auszieh'n
Muß der Zofe das Kleid, und es heißt, daß ſpät der Liburner
Heute gekommen; er muß das Vergehn, das ein And'rer geſchlafen,
Büßen. An Einem zerſchlägt man die Ruthen, von Peitſchen und Geißeln
Bluten die Andern. Es zahlt auch Manche dem Büttel ein Jahrgeld.
Schlägt dieſer, ſie aber ſchminkt ſich dabei, hört Freundinnen plaudern
Oder bewundert am Kleid, dem geſtickten, den mächtigen Goldſtreif
Und lieſt dann; ſie lieſt in dem langen Journal die Columnen
Und ſchlägt dann, bis daß, da ermüden, die Hauenden: „Pack' euch!“
Grimmig ſie donnert darein und beſchließt dann endlich das Richtamt.
Nicht iſt ſolch milder die Frau in dem Haus, als Siciliens Herrſcher.
Aber woher denn der Greuel? fragſt du; wo lieget die Quelle?
Einſt ließ kleiner Beſitz die lateiniſchen Frauen in Keuſchheit
Leben; es duldeten nicht, daß Laſter beſcheidener Wohnung
Nahe, der Arbeit Laſt, kurzdauernder Schlaf und die rauhen
Hände, von tuskiſcher Wolle gequält, und Hannibal gleich vor
Rom, am colliniſchen Thurm als Wache gelagerte Gatten.
Längeren Friedens Verderb trifft uns; denn ärger, als Waffen,
Greift uns Ueppigkeit an und rächt den bezwungenen Erdkreis;
Keines der Laſter und kein Schandfrevel der ſinnlichen Gier fehlt,
Seit du ſchiedeſt aus Rom, Armuth! — —

(Donner.)

## 5.

## Phädrus.

### 1.

### Fabel vom Eſel und ſeinem Herrn.

Beim Wechſel eines Herrſchers iſt oft kein Gewinn,
Als daß der Untergebene nur den Namen tauſcht.
Daß dieſes wahr ſei, thut dies Geſchichtchen dar:
Es weidete den Eſel einſt ein alter Mann,
Da ſchallte plötzlich Waffenlärm; und er aus Furcht
Daß man ſie fangen möchte, rieth zu ſchneller Flucht.
Doch Jener ſagte träge: „Meinſt du denn gar,
Daß ich zwei Sättel bei dem Sieger tragen muß?“
„Nein,“ ſprach der Greis. — „Was kümmert es mich alſo denn,
Weſſ' Sklav' ich ſei? Den Sattel trag' ich immerhin.“

(Borberg.)

### 2.

### Fabel vom Fuchs und vom Adler.

So hoch ſteht Keiner, welcher nicht muß Niedre ſcheu'n,
Weil kluger Liſt ſteht offen ſtets der Rache Weg.
Es raubt' dem Fuchs ein Adler ſeine Jungen einſt
Und bringet ſie zur Speiſe ſeiner Brut in's Neſt.
Ihm folgt der Alte nach und bittet flehentlich,
Nicht ihm, dem Armen, zu bereiten ſolchen Gram.
Das rührte nicht den Adler, der ſich ſicher wähnt.
Da raubt der Fuchs vom Altar einen Feuerbrand
Und legte rings ein Feuer um den ganzen Baum,
Dem Feinde Schmerz bereitend durch der Jungen Mord.
Der Adler, um die Seinen zu befrei'n vom Tod,
Gab flehend ihm die Kinder unverletzt zurück.

(Borberg.)

## 5.

## Bucoliſche Poeſie.

## P. Virgilius Maro.

### Das Mörſergericht. *)

Säumend hatte die Nacht zehn Winterſtunden vollendet
Und der geflügelte Wächter den Tag hellkrähend verkündigt,
Als des mäßigen Guts ſorgfältiger Ackerbeſteller
Simulus, um nicht Faſte des kommenden Tages zu dulden,
Mählig die Glieder erhebt, die geſtreckt auf ärmlichem Lager,
Und mit geſchäftiger Hand die dunkeln Schatten durchtaſtet,
Suchend den Herd, den endlich nach manchem Stoß er herausfühlt.
Nur ein Wölkchen des Rauchs entſtieg dem verglimmenden Leichbrand
Und es umzog Aſchdecke der rußigen Kohle Gefunkel.
Vorwärts beugt er nun, mit geſenkter Stirne, das Lämpchen,
Rafft hervor mit der Nadel den Docht des trockenen Hanfes,
Bläſt mit häufigem Hauch und erweckt das ſchlummernde Feuer.
Endlich der hell aufleuchtenden Flamm' entweichen die Schatten.
Jetzt mit gebogener Hand bedeckt er das Licht vor der Zugluft,
Oeffnet ſich dann vorſchauend die ſchließende Pforte der Kammer.
Drinnen lag auf der Erd' ein dürftiger Haufen Getreides;
Hievon rafft er gebückt bis ganz zur Fülle des Maßes,
Das ein Gewicht zu faſſen von ſechzehn Pfunden gebildet iſt;
Geht dann hinaus und eilt an die Mühl' und auf winzigem Brettlein,
Welches geheftet die Wand zu dieſem Zwecke bewahrte,

---

*) „Das Mörſergericht“ findet ſich nicht in der Sammlung der 10 Idyllen des Virgil und es wird dieſem von einigen Kritikern ſogar die Autorſchaft deſſelben abgeſprochen. Indeſſen findet es ſich in vielen Handſchriften der Virgil'ſchen Werke und es hat nicht nur unendlich mehr echt idylliſchen Gehalt, als die ſämmtlichen Bucolica dieſes Dichters zuſammengenommen, ſondern iſt überhaupt eines der trefflichſten Producte römiſcher Dichtkunſt.

Zuckt' er das freundliche Licht; die Arme darauf des Gewandes
Beid' entblößt und den Balg der gezottelten Geis umgürtend,
Fegt' er zuvor mit der Bürſte die Steine der Mühl' und der Hohlung.
Jetzo ruft er die Händ' an's Geſchäft, in gleicher Vertheilung:
Angeſtrengt iſt die Linke zum Dienſt und die Rechte zur Arbeit
Dieſe dreht in beſtändigem Kreiſ' und beflügelt den Umlauf,
Während das Schrot abläuft von dem ſchmetternden Schwung des Geſteines.
Manchmal tritt an die Stelle der müden Schweſter die Linke,
Bei abwechſelndem Amt. Bald ſinget er bäuriſche Lieder
Und erleichtert ſich ſelbſt mit ländlicher Stimme die Arbeit.
Oft auch ruft er „Cybale!“ laut. Die einzige Magd war's,
Afriſchen Stamms, mit der ganzen Geſtalt bezeugend die Heimat:
Kraus ihr Haar und die Lippe gebläht und dunkel die Farbe,
Breit am Buſen und hängend die Bruſt und ſchmaleren Bauches,
Dünn die Schenkel herab, nicht karg mit geräumigem Plattfuß
Und von häufigen Rißen gekerbt die ſtarrende Ferſe.
Dieſe ruft er hervor und heißt mit brennbaren Scheitern
Häufen den Herd und am Feuer die kalte Flut ihm erwärmen.
Als er nunmehr fehllos das Geſchäft der Zermalmung vollendet,
Trägt er darauf mit der Hand das geſchrotene Korn in das Mehlſieb,
Rüttelt dann; oben nun bleibt die geſonderte Klei' an dem Boden;
Nieder ſinkt ungefälſcht, durch engende Augen geläutert,
Ceres' reines Geſchenk. Dann ſchnell auf geglätteter Tafel
Legt' er es ſorgſam hin und beſtrömt's mit laulichem Waſſer;
Miſcht dann in Eins und knetet den Quell und die Blume des Mehles,
Kehrt das Gehärtete quer mit der Hand und ſprenget die Häuflein
Oft mit geläutertem Salz. Den zähe gequollenen Teig nun
Drückt er glatt, mit den Händen zur eigenen Ründ' ihn erweiternd,
Zeichnet ihn dann, einprägend das gleich abſtehende Viereck.
Dieſen nun trägt er zum Herd', wo Cybale ſauber den Ort ihm
Abgeſtäubt, deckt über die Stülp' und umhäuft ſie mit Gluten.
Während indeß ihr Amt Vulcanus üben und Veſta,*)
Harrt auch Simulus nicht die müßige Stunde geſchäftlos,
Sondern beſchafft was And'res; damit nicht Ceres allein ihm
Weniger reize den Gaum, ſo ſchafft er ſich ſchickliche Zukoſt.
Ihm war nicht hochſchwebend am Herd ein beräucherter Fleiſchwiem,
Schulterſpeck des geſalzenen Schweins und Schinken im Vorrath.
Nur gerundeter Käſe, durchbohrt vom Drahte des Spartes,**)
Hing mit dem alten Gebund des befeſtigten Dilles herunter.
Darum ſuchet anderen Rath der betriebſame Kernmann.
Nachbarlich ſtieß ein Garten an's Haus, von wenigem Weidicht
Und dünnhalmigem Rohr für die ſchneidende Sichel umfriedigt,
Mäßigen Raums, doch ergiebig an mancherlei fruchtbaren Kräutern.
Jenem mangelte Nichts, was erheiſcht des Armen Bedürfniß.
Oft wohl pflegte der Reiche vom Aermeren Manches zu fordern;
Auch war's nicht der Ueppigkeit Werk, nur Ordnung beſorgt er.
Wann ihn müßig einmal in der Hütt' ein Regen daheim hielt
Oder ein Feſt, wann etwa dem Pflug' einſt fei'rte die Arbeit:
Dann war im Garten Geſchäft. Vielartige Pflanzen zu reihen
Wußt' er und mancherlei Samen geheim zu vertrauen dem Erdreich,
Auch, wenn's galt, ſorgfältig benachbarte Bäche zu lenken.
Hier war Kohl, hier mächtig die Arm' ausſtreckender Mangold;
Hier weitwuchernder Ampher und heilſame Malven und Alant;
Hier die ſüßliche Möhr' und buſchichte Häupter des Lauches;
Hier auch grünet einſchläfernder Mohn mit kalter Betäubung;
Auch der Salat, der labend die edleren Schmäuſe beſchließet;
Häufig auch ſproßt umher mit ſchwellender Wurzel der Rettig
Und ſchwer hing an der Ranke mit breitem Bauche der Kürbis.
Aber des Eigners nicht — denn wer wohl lebte genauer? —
Sondern dem Volk war aller Ertrag, und an Tagen des Marktes
Bot er feil in der Stadt die laſtenden Bunde Gemüſes,
Kehrte dann, leicht am Nacken, doch ſchwer von Gelde, nach Hauſe,
Selten einmal begleitet von ſtädtiſcher Waare der Fleiſchbank.
Ihm iſt die röthliche Zwiebel genug und ein Beetchen mit Schnittlauch,
Kreſſe zugleich, die das Antlitz mit herbem Biſſe verzerret,
Auch der Endivie Wuchs und die liebentflammende Rauke.
Jetzt auch, ſolcher Geſinnungen voll, betrat er den Garten.
Aber zuerſt, da er leiſe das Land mit dem Finger gelockert,
Zieht er heraus vier Stangen mit vielfachen Knollen des Knoblauchs;
Drauf des Eppichs zartes Geſproß und die ſtarrende Raute
Rupfet er ſammt Coriander, an haarigen Dolden erzitternd.
Dieß nun trägt er hinein und ſitzt an's fröhliche Feuer;
Fordert darauf von der Magd mit lauter Stimme den Mörſer.
Jegliches Haupt entblößt er von zahlreich hüllender Rinde,
Und wie die oberen Häutchen er abzieht, ſtreut er verachtend
Rings auf die Erde ſie hin, und die Knoll', auf Graſe bewahret,
Spület er, ſenket ſie dann in des Steins gehöhlete Rundung.
Körniges Salz nun ſtreut er und, hart von zerfreſſenem Salze,
Kommt ein Käſe dazu; drauf ſchüttet er alle die Kräuter.
Jetzo hält ihm die Link' um den zottigen Leib das Gewand feſt,
Aber die Rechte zerquetſcht mit der Keule den duftenden Knoblauch

---

*) Feuer und Herd.
**) Eine Schlingpflanze, aus welcher Seile gedreht wurden.

Stampfend und reibt dann Alles zu gleich gemengetem Safte.
Ringsum deckt ſich die Hand; allmälig ſchwindet zuſammen
Jeder beſondere Stoff und die Farb' iſt aus mehreren eine,
Weder grün durchaus, da es milchige Krumen verbieten,
Noch erhellt von der Milch, die mit mancherlei Kraute geſleckt ward.
Oft das Streng' in des Manns einathmende Naſe der Ausdunſt
Steigt und mit krauſem Geſicht ſein eigenes Mahl er verdammet,
Oft daß mit oberer Hand die thränenden Augen er abwiſcht,
Gegen den Rauch anwüthend mit unverſchuldeter Schmähung.
Vorwärts rückte das Werk. Nicht holperig mehr, wie im Anfang,
Ging bereits ſchwerfällig die Keul' in langſamem Umlauf.
Darum träufelt er drauf des atheniſchen Oeles ein wenig,
Gießt auch ein wenig hinzu von der Kraft des beißenden Eſſigs;
Dann von Neuem vermiſcht er das Werk und wieder von Neuem.
Endlich kehrt er den Mörſer mit zwei umlaufenden Fingern
Rings und preßt das Zerſtreute zu einer geballeten Kugel.
So wird Form und Namen zum fertigen Mörſergerichte.
Cybale ſcharret indeß auch emſig das Brot aus der Aſche,
Welches noch warm mit den Händen der freudige Simulus hinnimmt.
Dann auf den folgenden Tag vor des Hungers Sorge geſichert,
Fügt in der Stiefel Paar er die Bein' und, bedeckt mit der Kappe,
Spannt er in Joch und Seile die willig gehorchenden Farren,
Lenkt auf den Acker hinaus und drängt in die Erde die Pflugſchar.

(Voß.)

## 6.

# Das Epigramm.

## M. Valerius Martialis.

### 1) Der Vorleſer.

Was umhüllſt du den Hals, vorleſend, mit wolligem Wulſte?
Wahrlich, unſerem Ohr frommte die Wolle doch mehr.

### 2) Philo.

Philo ſchwört, er habe noch nie zu Hauſe geſpeiſet:
Freilich ſpeiſet er nicht, ladet ihn Keiner zu Gaſt!

### 3) Auf Vacerra.

Du bewunderſt, Vacerra, nur die alten,
Nur geſtorb'ne Dichter rühmſt du einzig.
O verzeihe, Vacerra, mir, ich bitte:
Lohnt doch, dir zu gefallen, ſich der Tod nicht.

### 4) Auf einen Schamloſen.

Aehnlich haſt du vom Ahn' und Naſ' und Augen vom Vater
Nur die Geberde, wie du ſagſt, von der Mutter empfah'n.
Wenn du Ahnen uns zeigſt und Nichts an dem Körper uns läugſt,
Nun, ſo ſage, von wem haſt du die Stirne geerbt?

### 5) Auf Quinctus.

Quinctus entbrennt für Thais. „Für die einäugige Thais?"
Ja, ihr fehlet ein Aug', beide dem Quinctus jedoch.

### 6) Chloe.

Jene Berüchtigte ſchrieb auf das Grab von ſieben Gemahlen:
„Dieß hat Chloe gebaut." Kann wohl was deutlicher ſein?

### 7) An Fabianus.

So viel Freundinnen ſie auch beſaß: es begrub ſie Lycoris.
O, befreundete die meiner Gemahlin ſich doch!

### 8) An Sextus.

Frei von Schulden biſt du; ſchuldfrei — wir geſtehen es, Sextus.
Hat doch Schulden nur der, welcher zu zahlen vermag.

### 9) An Fauſtinus.

Willſt du im Ernſt dein glühend heißes Bad kühlen,
Fauſtinus, das kaum Julian betreten wär',
So bitt' in's Bad den Redner Sabinejus:
Der dürfte gar die Bäder Nero's abkühlen.

### 10) Auf Claudia.

Traun, du wäreſt ſo hoch als der Palatiniſche Rieſe,
Wenn um anderthalb Fuß, Claudia, kürzer du wärſt.

### 11) Arria und Pätus.

Als dem Pätus das Schwert darreichte die lautere Arria,
Das ſie der eigenen Bruſt ſelber ſo eben entzog:
Hege du, ſpricht ſie, Vertrauen! die Wunde, die meinige, ſchmerzt nicht,
Schmerzen jedoch wird mich, welche du, Pätus, dir ſchlägſt!

### 12) Pompejus und ſeine Söhne.

Aſia deckt und Europa Pompejus' Söhne, ihn ſelber
Hüllt ein Libya's Strand, falls ihn die Erde bedeckt.
Wer wohl ſtaunt der Zerſtreuung in ſämmtliche Lande? es konnte
Nicht ein einziges Land decken den Trümmerkoloß.

(Willmann.)

# Anhang.

## Poeſie der lateiniſchen Kirche.

### 1.

### Das Weltgericht (Dies irae).

Jener Tag, der Tag des Zoren,
  Legt in Aſche, was geboren,
  Wie Prophetenwort geſchworen.
Ha! wie dann ergeht ein Beben,
  Wird der Richter ſich erheben,
  Allem ſtreng ſein Recht zu geben!
Weltpoſaun' in Wundertönen
  Wird die Gräber all' durchdröhnen,
  Ruf zum Thron den Erdenſöhnen.
Tod, Natur wird ſtaunend ſehen,
  Wie hervor die Todten gehen,
  Rechenſchaft dem Richter ſtehen.
Und das Buch wird man entfalten,
  Drin der Weltlauf iſt enthalten!
  Darnach wird der Richter ſchalten.
Alſo, wenn da thront der Richter:
  Dunkles tritt in helle Lichter,
  Rache trifft die Böſewichter.
Armer, weh! was dann zu ſagen?
  Welchen Schirmvogt mir erfragen,
  Wo Gerechte ſchier verzagen?
Herr der Welt, Entſetzenſpender,
  Freier löſenswerther Pfänder,
  Löſ' auch mich, o Gnadenſpender!
Milder Chriſt, gedenk' in Gnaden:
  Ich war Urſach' deinen Pfaden;
  Wend' an jenem Tag den Schaden!
Suchend mich, du ſankſt in harter
  Mühſal hin, am Kreuz Erſtarrter,
  Nicht umſonſt ſei ſolcher Marter!
Richter du gerechter Rache:
  Das Geſchenk, Vergebung mache,
  Eh' der Tag des Rechts erwache!
Seufzend gleich dem Böſewichte,
  Rothe Scham im Angeſichte
  Fleh' ich: Herr, nach Gnaden richte!
Welcher frei du ſprachſt Marien
  Und dem Schächer ſelbſt verziehen:
  Haſt auch Hoffnung mir verliehen.
Mein Gebet iſt nicht ſo theuer;
  Aber du, Genäd'ger, Treuer,
  Rette mich vom ew'gen Feuer!
Daß ich fern den Böcken ſchreite,
  Zu den Lämmern mich geleite,
  Herr zu deiner rechten Seite!
Von verworfnen Maledeiten,
  Ew'gem Flammenquell Geweihten,
  Ruf' mich zu den Benedeiten!
O zerknirſchtes Herz, entſende
  Reuig Fleh'n in ſeine Hände!
  Herr, genade meinem Ende!

(Follen.)

### 2.

### Die ſchmerzensreiche Mutter (Stabat mater).

Stand am Kreuz die Schmerzensreiche,
  Thränenhafte, kummerbleiche
  Mutter, wo der Heiland hing.
  All' des Sohnes Marter leidend,
  Tief erſchaudernd, als ein ſchneidend
  Schwert ihr durch die Seele ging!
O wie traurig, grambeladen,
  Hochgeſegnet Weib der Gnaden,
  Das den Eingebornen trug!
  Schmerz zernagte die Geplagte,
  Wie ſie klagte, wie ſie zagte,
  Als ihr Sohn die Pein ertrug!
Lebt auch ſolch ein fühllos Harter,
  Trocknen Augs zu ſeh'n die Marter,
  So der Mutter Bruſt zerſchnitt?
  Wer möcht' unſrer lieben Frauen
  Herzleid ohne Mitleid ſchauen,
  Als mit ihrem Kind ſie litt?
Für des eignen Volkes Schulden
  Sieht ſie Jeſum Pein erdulden,
  Der den Leib der Geißel beugt;
  Ihren ſüßen Sohn erblaſſen
  Sieht ſie, ſterbend gottverlaſſen,
  Da ſein Geiſt von hinnen fleugt.
O du Mutter, Born der Gnaden!
  Laß im wilden Schmerz mich baden,
  Daß ich deinen Kummer trag'!
  Ach, gib, meiner Seele günſtig,
  Daß den Chriſt ſie liebt inbrünſtig,
  Ich auch ihm gefallen mag!
Heil'ge Mutter, all' die Wunden,
  So der Herr am Kreuz empfunden,
  Heft' in's Herz mir heftiglich!
  Laß mich ſchlagen, mit dir klagen
  Schmerz und Plagen, die getragen
  Dein hochwürd'ger Sohn um mich!
Nimm mein Weinen zu dem deinen,
  Laß mit ihm im Kreuz mich einen,
  Sterben all' mein Leben lang!
  Neben dir am Kreuz zu ſtehen
  Als Genoß all' deiner Wehen,
  Fleh' ich dir mit Herzensdrang!
Hehre Jungfrau, Königinne,
  Gib mit gnadenreichem Sinne
  Theil am Jammer um den Sohn!
  Sein Verhängniß, ſein Bedrängniß,
  Sei, wie dein, auch mein Empfängniß,
  All ſein Leiden ſei mein Lohn!
Laß mich dieſe Wunden tauſchen,
  Mich an dieſem Kreuz berauſchen
  Durch die Liebe zu dem Sohn!
  Mich Entflammten, mich Durchglühten,
  Wolleſt, reine Magd! behüten
  Vor des Weltenrichters Thron.
Gib mir dieſes Kreuz zur Stütze,
  Daß mich Chriſti Tod beſchütze,
  In der Gnadenglut geweiht!
  Schaffe, wenn der Leib erſtorben,
  Daß der Seele wird erworben
  Paradieſes Herrlichkeit.

(Follen.)

### 3.

### Die vor Liebe ſterbende Maria.

Hört, Sionitinnen,
  Meine Geſpielinnen,
  Seht mich mitleidig an!
  Saget dem Bräutigam,
  Liebe verwundet mich,
  Nimmer geſunde ich.
Stützet die Wankende,
  Schmachtend Erkrankende;
  Bettet auf Düften ſie,
  Kühlet mit Lüften ſie:
  Denn in mir wälzen ſich
  Flammen und ſchmelzen mich.
Häufet mir labende,
  Schlummer begabende
  Zweige zuſammen auf,
  Legt mich in Flammen drauf!
  Als Phönix ſterb' ich ſo,
  Leben erwerb' ich ſo.

Ob Lieben Leiden ſei,
Ob Leiden Lieben ſei,
Weiß ich zu ſagen nicht;
Aber ich klage nicht.
Lieblich das Leiden iſt,
Wenn Leiden Lieben iſt.
Liebe, was quälſt du mich?
Beſſer entfeſſelſt du mich.
Zögernde Peinigung
Hemmt die Vereinigung:
Jahr' und Sekunden hier
Machen die Wunden mir.
Weich aus des Lebens Schooß,
O Seele, ſterbend los!
Das Feuer eilt hinauf
Und nimmer weilt im Lauf
Bis an des Himmels Rand!
Dort iſt mein Vaterland.
(A. W. Schlegel.)

## 4.

## Morgenlied des Papſtes Gregor I.

Sieh', die Nacht läßt ſchon ihre Schatten bleichen,
Während röthlich ſchimmert des Lichtes Anfang.
Jetzt mit Inbrunſt laſſet den allgewaltigen
Vater uns anfleh'n,
Daß er uns barmherzig die Seelenunruh'
Ganz verſcheuch' und himmliſchen Frieden ſende
Und den Tag zurücke, wo ſeinen Heil'gen
Diene der Erdkreis.
Dies verleih' uns heute die ſel'ge Gottheit,
Die in Einheit Vater und Sohn und Geiſt iſt,
Deren Ruhm aufdonnert in Ewigkeit von
Pole zu Pole.
(Fortlage.)

## 5.

## Des Cardinals Damiani Lobpreiſung der Freuden des Paradieſes.

Zu des ew'gen Lebens Quellen iſt der durſt'ge Geiſt entbrannt
Und die eingeſchloſſne Seele ſprengte gern des Körpers Band,
Kämpft und ringt in der Verbannung, ſtrebt empor zum Vaterland.
Während ſie in Schmerz und Kummer aus dem Drucke ſeufzt empor,
Muß ſie ſtets den Glanz betrachten, den durch Abfall ſie verlor,
Denn verſcherzten Glücks Gedächtniß ruft vorhand'nes Leid hervor.
Denn wer ſchildert das Entzücken in des Friedens ew'gem Strahl,
Wo ſich aus lebend'gen Perlen hebet der Paläſte Zahl,
Wo vom Gold die Dächer ſchimmern in dem hochgewölbten Saal.
Denn aus Edelſteinen hat der Bauherr dieſer Stadt erbaut
Und belegt mit reinem Golde werden Straßen hier geſchaut.
Ohne Schmutz und Unreinheiten, kein Getöſ' auch macht ſich laut.
Winters Kälte, Sommers Hitze treffen niemals dieſen Ort,
Wieſen grünen, Saaten reifen, Bäche Honigs fließen dort
Und in ew'gem Frühling blühen hier die Roſen fort und fort.
Balſam ſchwitzt, es glüht der Safran, Lilien blüh'n im weißen Kleid,
Wo der Duft von edlen Hölzern und Aromen ſich zerſtreut
Und in grünen Wäldern reifen Früchte der Unſterblichkeit.
Sonn' und Mond ſind hier erloſchen, wie auch der Geſtirne Heer,
Denn das Lamm taucht ſelbſt den Wohnort ein in ſeines Lichtes Meer;
Ein nie untergeh'nder Tag iſt, Nacht und Zeiten ſind nicht mehr.
Auch die Heil'gen glänzen jeder wie die Sonne hell und klar,
Bringen nach vollbrachtem Siege jubelnd Preis und Ehre dar,
Ueberzählend ihre Kämpfe, der beſiegten Feinde Schar.
Aller Fehl iſt abgewaſchen, alle Lockung, aller Schmerz,
Und das Fleiſch iſt Geiſt geworden, Leib und Geiſt ſind nur ein Herz,
Sie genießen ew'gen Frieden, aller Streit ſank niederwärts.
Und ſie zieh'n in ihren Urſprung, vom Beweglichen befreit,
Schau'n die gegenwärt'ge Wahrheit ohne Schein und ohne Kleid,
Trinken aus lebend'gen Quellen ungeborne Süßigkeit.
Daher ſchöpfen ſie des Lebens ewige Erneuerung,
Klar, lebendig, lieblich ohne jegliche Verminderung,
Ohne Krankheit, immer blühend, ohne Alter, ewig jung.
Daher zieh'n ſie unvergänglich's Daſein, denn es ſtarb der Tod,
Daher blüh'n ſie hell und grünen, denn in Noth kam dort die Noth
Und das Recht iſt abgerungen, womit lang' der Tod gedroht.
Und ſie kennen den Allweiſen, Nichts iſt ihnen unbekannt,
In der fremden Bruſt Geheimniß dringt ihr heiliger Verſtand
Und ihr Wollen und Nichtwollen ruht auf einem Gegenſtand.
Und wenn Jeder gleich der eignen Arbeit Früchte ernten muß,
Strömt die Liebe Allen reich doch aus von ihrem Ueberfluß;
Und ſo wird, was Einer erntet, allen Andern zum Genuß.
Um den heil'gen Leichnam ſammeln ſie wie Adler ſich zumal,
Wo ſich mit den Engeln letzet heil'ger Seelen große Zahl,
Und die Bürger zweier Welten eſſen Brot von einem Mahl.
Und Genuß hier und Begierde quillt im unerſchöpften Fluß;
Denn die Neigung ſchafft nicht Qual hier, der Genuß nicht Ueberdruß,
Der Genuß treibt nur zur Neigung und die Neigung zum Genuß.
Aus der ſüßen Flötenſtimme quillt der Bach der Melodie,
Inſtrumente, ſüß den Ohren, tönen jauchzend Harmonie,
Denn ſie ſingen Preis dem König, welcher ihnen Sieg verlieh.
Glücklich, glücklich iſt die Seele, die vor ihrem König [illegible]
Unter deren Füßen unten ſich des Weltalls Bau [illegible]
Sonn' und Mond mit den Geſtirnen ferne [illegible] überacht.
Chriſte! Palme tapfrer Kämpfer, die geſiegt im harten Streit,
Führe mich in dieſe Ruhſtatt nach gelegtem Waffenkleid,
Mache mich zum Mitgenoſſen in der Stadt der Seligkeit;
Stähle meine Kraft in Kämpfen ohn' Ermatten, Schlag auf Schlag,
Daß nach harter Kriegsarbeit ich erſchau' den Ruhetag
Und aus deinen eignen Händen meinen Lohn empfangen mag.
(Fortlage.)

## 3.

# Die Troubadours.

In den Thalen der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genoſſen.
Blüthenglanz und ſüße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensblut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.
Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichſte Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.
Jene tapfern, ſchmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie ſie ſchön gefeiert worden!

Ludwig Uhland.

Wenn ſich der Dichter in dem Minnelied auf den engeren Kreis zärtlicher Empfindungen beſchränkt, ſo betritt er in dem Sirventes (Rügelied) ein weites Feld, um Gefühle und Gedanken anderer Art zu entfalten. Das Sirventes führte ihn gleichſam aus der häuslichen Enge auf das Forum oder den Kampfplatz, wo er das Schlechte angreifen, das Rechte vertheidigen, irgend eine Partei oder auch ſein eigenes Handeln verfechten ſoll.

Friedrich Diez, „Poeſie der Troubadours." S. 109.

# Die Troubadours.

In den ſonnigen Thalen der Provence (vom lat. provincia, weil den Römern das römiſche Gallien die Provinz par excellence hieß), an den Ufern der Garonne, auf den üppigen Küſtenſtrichen des Mittelmeers und in dem Grün der Pyrenäenabhänge, unter einem vielfach begabten, lebensfreudigen und liebebedürftigen Volke erwachte nach dem Untergange der Cultur der alten Welt, nach den Stürmen der Völkerwanderung, mitten unter den tobenden Rüſtungen der Kreuzzüge zuerſt jene Poeſie, die wir im Gegenſatze zur antiken die romantiſche zu nennen pflegen. Hier war der Boden, auf welchem chriſtliches und mauriſches Ritterthum in harten Kämpfen zuſammengetroffen, hier hatten der große Karl und ſeine Paladine gefochten, und es iſt, als ob die ritterliche Dichtung der Provencalen, welche auf die Geſtaltung der Geſammtliteratur des mittelalterlichen und neuzeitigen Europa einen ſo überaus mächtigen Einfluß geübt, von einem Nachhall des ſagenhaften Hornes, das der ſterbende Roland bei Roncesval ertönen ließ, zum Leben geweckt worden wäre. Denn es iſt eben ſo viel ſchwermuthige Klage und brennende Sehnſucht, wie zornvolles Aufathmen einer gedrückten und beſchwerten Heldenbruſt in den Geſängen der Provencalen: ſo mochte der Hülferuf geklungen haben, womit der herrliche Neffe den kaiſerlichen Ohm herbeirief.

Die feinere Bildung, die ſich bei der Fruchtbarkeit des Landes und dem Wohlſtand ſeiner Bewohner ſchon frühe in der Provence geltend machte und an den Höfen der zahlreichen Großen concentrirte, rief bald auch die Pflege der Heldenſage, das Intereſſe an Märchenkunde und Fabelei, Wettkämpfe in Geſang und Liedererfindung herbei und mit den ritterlichen Uebungen des Turniers verbanden ſich, die Sitten mildernd, dem geſelligen Leben zierliche Form und Norm verleihend, die anmuthigen Spiele der Liebeshöfe und Minnegerichte. Viel leerer Klingklang und ſophiſtiſche Tändelei lief da allerdings mitunter, allein deſſenungeachtet ſteht es feſt, daß ein poetiſcher Hauch die ganze Bevölkerung der Provence durchwehte und daß in dieſem Lande zu einer Zeit, wo noch ringsher triſte Barbarei herrſchte, die Macht des Geiſtes und Wortes zu einer außerordentlichen Geltung gelangt war.

Kunſt des Findens (art de trobar) hieß in der Provence die Dichtkunſt und deßhalb nannten ſich die Ausüber dieſer Kunſt Troubadours (von trobaire, finden). Einen niedrigern Rang, als die eigentlichen Troubadours, nahmen die Jongleurs (joculatores, Spielleute), ein, welche aus Geſang, Muſik und Erzählung ein Gewerbe machten und vielfach auch zu Gauklern und Poſſenreißern herabſanken. Ein Troubadour, welcher die Gabe, ſeine Lieder ſingend vorzutragen, nicht beſaß, pflegte einen Jongleur zum Begleiter anzunehmen, um von dieſem ſeine Gedichte vortragen zu laſſen. Ueberall war der Dichter willkommen und die Gaſtfreundſchaft gegen ihn hatte keine Gränzen. Hauptgegenſtand der art de trobar war und blieb die Liebe und die Verherrlichung der Geliebten; allein neben dem Minnelied ſpielten auch andere Gattungen der Poeſie ihre Rollen: die Legende, die Fabel, die Novelle, die Romanze, das Streitgedicht (Tenzone), das Lehrgedicht, vor allen aber das Rügelied (Sirventes). Durch das Rügelied, bald allgemein, bald auch rein perſönlich gehalten, waren die Troubadours die Träger der öffentlichen Meinung, die Lenker des politiſchen und ſocialen Lebens und in dem Sirventes hat die politiſche Lyrik der Gegenwart ihren Urſprung zu ſuchen. Als Rügeliederdichter, deren Freimuth und feuriger Haß ſich vornehmlich gegen Rom und das Verderbniß der Pfaffheit richtete, gehören die Troubadours mit zu den einflußreichſten Vorläufern der ſpäter begonnenen, aber leider nur halb durchgeführten, alſo mißlungenen Reformation, und dieſe Seite ihrer dichteriſchen Thätigkeit muß ſehr im Auge behalten werden, wenn man ſie nicht einſeitig beurtheilen will. Sie waren nicht nur Sänger der Liebe, ſondern auch Herolde der Freiheit und Ehre. Als ihre Blüthezeit kann der Zeitraum von 1090 — 1294 angegeben werden.

## 1.

## Wilhelm IX., Graf von Poitiers.

(Geb. 1071, geſt. 1127.)

Ihr muß ſich jede Wonne neigen,
Die Macht ihr dienen weit und breit
Ob ihrer holden Freundlichkeit,
Dem milden Blick auch, der ihr eigen.
Läßt Einen hundert Jahr erreichen,
Sie ſättigt ihn zu keiner Zeit....
Da es nichts Schöneres gibt im Leben,
Kein Mund es ſagt, kein Aug' erblickt,
Behalt' ich ſie, die mich beglückt,
Um mir die Seele zu erheben
Und friſche Kraft dem Leib zu geben,
Daß ihn das Alter nimmer drückt.
Ich bin, will ſie mir Gunſt gewähren,
Zum Nehmen und zum Dank bereit,
Zum Hehlen und zur Heimlichkeit,
Will ſtets erfüllen ihr Begehren
Und halten ihren Ruf in Ehren,
Ihr Lob verkünden weit und breit.
Nichts darf ich wagen ihr zu ſchicken,
Sie zürnt und das nimmt mir den Muth,
Noch ſelbſt — ſo bin ich auf der Hut —
Wag' ich mein Leid ihr auszudrücken;
Doch ſie ſoll' auf mein Beſtes blicken,
Das ganz in ihren Händen ruht. (Diez.)

## 2.

## Bernart von Ventadour.

(Blühte 1140—1195.)

### 1.

Liebeswonne will mir gar
Noch den Sinn verrücken;
Blumen ſeh' ich bunt und klar
Selbſt den Winter ſchmücken,
Sturm und Regen wunderbar
Mehrt nur mein Entzücken
Und mein Sang, er ſteigt fürwahr,
Alles will mir glücken!
So fühlt mein Herz ſich kühn
Vor Lieb' und Wonne glühn:
Kält' und Schnee wird Blüth' und Grün
Vor den ſel'gen Blicken.
Ohne Kleid, im Hemd zu gehn,
Sollt' mich nicht gereuen;
Liebe läßt vor Nordwinds Wehn
Mich in Schutz gedeihen!
Toll iſt's, ſich nicht verziehn,
Vor die Luſt zu büßen;
Wohl' ich drum mich der Vergehn,
Seit ich bei der Zofen
Um Liebe mich bemüht,
Woran mir Ehre blüht;
Tauſche nicht, was auch geſchieht,
Mit den reichen Fürſten.
Macht ſie mir auch wenig Muth,
Hoffnung will nicht wanken;
Wie das Schifflein auf der Flut
Hält ſie mich im Schwanken.
Ach, das Leid, das ſie mir thut,
Hindert keine Schranken:
Winde mich, wenn Alles ruht,
Noch im Bett Gedanken.
Solch Weh verzehrte nie
Den Triſtan ſelbſt um Iſe,
Meine theure Freundin, wie
Mich vor Sehnſucht kranken.
Gott, dürft' ich 'ne Schwalbe ſein,
Durch die Lüfte ſchweben,
Wollt' mich in ihr Kämmerlein
Mitternachts begeben!
Holdes Weib, wer euch allein
Liebt in dieſem Leben,
Dem zerrinnt das Herz vor Pein
Und verlornem Streben;
An eure Huld ergeht
Mein brünſtiges Gebet:
Schönes, friſches Lied, o ſeht
Endlich auf mein Leben. (Diez.)

### 2.

Es iſt kein Wunder, wenn mit mir
Kein Sänger ſich vergleichen kann;
Denn Liebe zieht mich mächt'ger an
Und weit ergeb'ner bin ich ihr.
Und Leib' und Geiſt, Herz und Verſtand
Und Muth und Kraft ſind ihr geſchenkt:
So ganz bin ich ihr zugelenkt,
Daß mir kein andres Ziel bekannt.
Todt iſt der Menſch, dem der Genuß
Der Liebe nicht das Herz befreit,
Ein Leben, dem die Liebe fehlt,
Gereicht der Welt nur zum Verdruß.
Nie ſei ich Gott ſo ſehr verhaßt,
Daß er mir längre Friſt verleiht,
Wenn ich mit Liebe mich entzweit
Und aller Welt nur bin zur Laſt!
Ich liebe ſie, der Frauen Zier,
Und hab' es redlich ſtets gemeint;
Mein Buſen ſeufzt, mein Auge weint,
Denn ach, nur zu lieb iſt ſie mir!
Und iſt das nicht der Liebe Kunſt?
Sie ſchloß mich in den Kerker ein
Und nur die Gunſt kann mich befrei'n;
Doch fand' ich nicht die kleinſte Gunſt.
Schau ich ſie an, man merkt's geſchwind
An Auge, Farb' und Angeſicht,
Ich faſſe mich vor Schrecken nicht
Und zittre wie das Blatt im Wind.
Ich bin nicht wie ein Kind ſo klug,
So ſehr nahm mich die Liebe ein;
Wohl ſollte ſie auch gnädig ſein
Dem Mann, den ſolche Liebe ſchlug.
Mehr, edle Frau, verlang' ich nicht,
Als daß ihr duldet meinen Dienſt;
Ich werde, was auch mein Gewinnſt,
Euch dienen mit Vaſallenpflicht.
Seht her, ich ſteh' euch zu Gebot
Ergeben, willig, froh und treu:
Ihr ſeid ja nimmer Bär noch Leu,
Daß ihr mich tödtet ohne Noth.
Gar ſanft mit lauter Süßigkeit
Wirkt dieſe Liebe auf mein Herz:
Tags ſterb' ich hundertmal vor Schmerz
Und lebe auf vor Fröhlichkeit.
Mein Weh iſt eine ſüße Pein,
Mit der kein fremdes Glück ſich mißt;
Und wenn mein Weh ſo ſüß ſchon iſt,
Wie ſüß muß dann mein Glück erſt ſein!
O Himmel, ſchiede ſich doch aus
Treulieb' von falſcher Buhlerei:
Wer Argliſt übt' und Schmeichelei,
Dem wüchſ' ein Horn zur Stirn heraus!
Das Silber und das Gold der Welt,
Beſäß' ich's, ſofort gäb' ich's her,
Damit es ihr recht deutlich wär',
Daß mein Gemüth ſich nicht verſtellt.
(Diez.)

### 2.

Im Mond April, wann grün ſich ſchmückt
Der Anger und die Gärten blühn
Und friſch und klar die Waſſer ziehn
Und alle Vöglein ſind beglückt;
Düfte, die aus Blüthen dringen,
Und des Vögleins ſüßes Singen,
Das iſt's, was dann mich neu entzückt.
Dann ſuch' ich mich mit Vorbedacht
Zu freun der Liebe Süßigkeit
Durch Gaben und durch Artigkeit,
Durch Reiterkunſt und Waffenpracht:
Und wer darauf lenkt die Sinne,
Deſſen freuet ſich die Minne,
Und gibt ſich gern in ſeine Macht…
Gewiß nahm Gott Verwunderung ein,
Als ich von meiner Freundin ſchied,
Und da ich ſeinethalb ſie mied,
So muß er mir wohl dankbar ſein:
Denn er weiß, von ihr verlaſſen
Konnt' ich nie mich wieder faſſen,
Er ſelbſt mir keinen Troſt verleihn.
Wohlauf, Canzone, ziehe hin
Zur Liebſten über'm Meer und ſag',
Ich dachte ſeufzend Tag für Tag,
Wie liebreich mir ihr Weſen ſchien,
Als ſie ſprach: Ihr wollt von hinnen,
Was wird aber hier beginnen,
Mein Freund, wie könnt ihr von mir ziehn?
(Diez.)

---

### 3.

## Marcabrun.

(1130–1185.)

### Romanze.

Im Garten an der Quelle Rand,
Wo Raſen grünte dicht am Sand,
Am Fruchtbaum, wo man Kühlung fand,
Der, voll von neuerwachtem Sang,
Im Schmuck der weißen Blüthen ſtand:
Da war's, wo einſam ſich befand
Sie, die mir keinen Troſt gewährt.
Ein Fräulein in der Schönheit Zier,
Des Burgherren Tochter, traf ich hier,
Sie freut ſich wohl, ſo dacht' ich mir,
Am friſchen Lenz und Liederklang
Und an dem grünen Luſtrevier,
Und reden wollt' ich ſchon zu ihr,
Da, merkt' ich, war es umgekehrt.
Vom Weinen war ihr Aug' entſtellt,
Von Seufzern ihre Bruſt geſchwellt:
„O Jeſus — ſprach ſie — Herr der Welt,
Du biſt an meinem Jammer Schuld,
Dein Schimpf hat mir mein Glück vergällt;
Denn all' die Beſten dieſer Welt
Ziehn aus für dich, da du's verlangſt.
Dir hat ſich auch mein Freund geweiht,
Den Anmuth ziert und Tapferkeit,
Nichts bleibt mir hier, als bitteres Leid,
Als Thränen nur und Ungeduld.
Dem König Ludwig werd' es leid,
Der Alles aufruft weit und breit
Und mir Nichts ſchafft als Herzensangſt!“
Kaum merkt' ich, wie betrübt ſie war,
So kam ich zu der Quelle dar.
„O Schöne — hub ich an — [illegible],
Vom Weinen wird die Haut getrübt
Und Gram iſt unnütz offenbar;
Denn wer es blühn läßt Jahr für Jahr,
Erfreut auch ein bedrängt' Gemüth.“
„Herr — ſprach ſie drauf — das mag wohl ſein,
Daß Gott von aller Noth und Pein
In jener Welt mich will befrei'n,
Er, der den Sündern oft verzeiht;
Doch hier büß' ich den Liebſten ein;
Auch ihn muß ich der Kälte zeih'n,
Da er ſo weit von dannen zieht.“ (Diez.)

---

### 4.

## Peire Rogier.

(1160–1180.)

### 1.

Mein iſt ihr Lächeln und ihr Scherz
Und thöricht wär's, um mehr zu flehn
Und ſich nicht ganz beglückt zu ſehn.
Es iſt kein Trug,
Sie anzuſchaun iſt mir genug:
Im Anſchaun find' ich meinen Lohn,
Kein größres Heil
Wird mir zu Theil,
Doch hab' ich Luſt und Ehr' davon
Und brüſte mich, als wär' ich reich,
Dem armen Uebermüth'gen gleich…
Treu, wie das meine, gibt's kein Herz:
Nie hab' ich mich vor ihr erklärt,
Noch Gunſt, noch Freundlichkeit begehrt;
Wo ſie auch weilt,
Bin ich ihr Freund, der ungetheilt
Sie ſtill nur im Geheimen liebt:
Denn nicht bewußt
Iſt ihr die Luſt,
Das Glück, die Ehr', die ſie mir gibt,
Auch ſei's dem Neidhart nicht entdeckt,
Denn lieben will ich ganz verſteckt. (Diez.)

### 2.

Glaube Klaffern nicht, wer liebt,
Ja, ſieht er auch ein Vergehn
Seine Freundin ſich erlauben,
Trau' er ſeinen Augen nicht:
Was ſie zu verſtehen gibt,
Muß er ohne Schwur ihr glauben
Und mißtraun den eignen Blicken.
Darin hab' ich allezeit
Selbſt die Klügſten fehlen ſehn,
Daß ſie auf dem Recht beharren
Bis daß die Geduld ihr bricht
Und die Freude wird zu Leid
Und in's Unglück ſo die Narren
Unbedachtſam ſich verſtricken.
Dieſe Weisheit iſt mein Heil
Und mein Wunſch muß ſtets geſchehn:
Denn ſchlägt ſie auch ganz mich nieder,
Schweig' ich doch, wo Jeder ſpricht;
Wird ein Weh mir auch zu Theil,
Duld' ich's ſtille, bis ſie wieder
Mich mit Freuden will erquicken. (Diez.)

---

### 5.

## Arnaut von Marueil.

(1170–1200.)

Süß wenn Lüfte mich umwallen
Im April, eh' Mai erwacht,
Häher dann und Nachtigallen
Singen durch die heitre Nacht,

Jeder Vogel ſeine Sprache
Fröhlich ſpricht, wie's ihm gefällt,
In der Buhle früh am Tage
Seinem Weibchen zugeſellt.
Nur da Alles ſeinem Triebe
Folgt, wenn ſich das Grün erneut,
Kann auch ich mich einer Liebe
Nicht entziehn, die mich erfreut;
Neigung und Gewöhnung pflegen
Mich der Fröhlichkeit zu weihn,
Wenn ſich jede Lüfte regen,
Neue Kraft der Bruſt verleihn.
Schöner ſie als friſche Blüthe,
Weiß wie Helena nicht war,
Ganz voll Freundlichkeit und Güte,
Zähne blank, die Reden wahr,
Treu ihr Herz und ohne Tücke,
Farbe friſch, die Haare braun;
Gott, der ſie erhob, beglücke
Stets die lieblichſte der Fraun!
Gnädig iſt's, wenn ſie mich ſchonet,
Nicht durch lange Prüfung übet
Und mit einem Kuß mir lohnet
Und noch mehr, wenn mir's gebühret,
Und dann mag' es oft ſich fügen,
Daß wir uns im Feld ergehn;
Wahrlich, ihren holden Zügen
Kann ich nimmer widerſtehn. (Diez.)

## 6.

## Guiraut von Borneil.

(1175–1220.)

### Wächterlied.

„Glorreicher König, Licht und Glanz der Welt,
Allmächt'ger Gott und Herr, wenn dir's gefällt,
Sei meinem Freund ein ſchützender Begleiter:
Seitdem die Nacht kam, ſah ich ihn nicht weiter
Und gleich erſcheint der Morgen.
Geliebter Freund, wachſt oder ſchläfſt du noch?
Schlaf jetzt nicht mehr, der Morgen ſtört dich doch;
Ich ſeh' den Stern ſchon groß im Oſten ſtehen,
Der uns den Tag bringt, klar iſt er zu ſehen,
Und gleich erſcheint der Morgen.
Geliebter Freund, ich warne mit Geſang:
Schlaf jetzt nicht mehr, das Vöglein ſingt ſchon lang,
Das im Gebüſch ſich ſehnt nach Tageshelle;
Der Eiferſüchtige, fürcht' ich, kommt zur Stelle,
Und gleich erſcheint der Morgen.
Geliebter Freund, tritt an das Fenſter nur,
Betrachte ſelbſt den Schein der Himmelsflur:
Daß ich ein treuer Bote, wirſt du ſagen,
Doch folgſt du nicht, mußt du den Schaden tragen,
Und gleich erſcheint der Morgen.
Geliebter Freund, ſeitdem ich von dir ſchied,
Schlief ich nicht ein, nein, harrte ſtets gekniet;
Zu Gott, dem Sohn Maria's, flieg mein Flehen:
Dich wollt' er mir zum treuen Freund erſehen,
Und gleich erſcheint der Morgen.
Geliebter Freund, da draußen auf dem Stein
Haſt du gebeten, daß ich nicht ſchlief ein,
Vielmehr dort wachte, bis es würde tagen;
Jetzt will mein Sang und ich dir nicht behagen,
Und gleich erſcheint der Morgen.“ —
„Liebſüßer Freund, ſo ſelig ruh' ich traun;
Ich möchte Tag und Morgen nimmer ſchaun,
Im Arm der Schönſten, die ein Weib geboren,
Drum ſollen mich die eiferſücht'gen Thoren
Nicht kümmern, noch der Morgen.“

## 7.

## Peire Vidal.

(1175–1215.)

### 1.

Aus der Luft fang' ich Erquicken,
Die mein Land Provence ſendet,
Alles freut mich, was es ſpendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm ſpricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich ſein Lob erfreuen.
Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhoneſtrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein ſo vergnüglich Leben.
Drum ließ ich in lauter Glück
Froh mein Herz bei ihr zurück,
Die den Trübſinn kann zerſtreuen.
Nichts darf uns des Tags beſchweren,
Wo wir ihrer uns beſonnen,
Da ſie Urquell aller Wonnen,
Und wer redet ihr zu Ehren,
Ihr, der Beſten ohne Streit
Und der Schönſten weit und breit:
Was er ſagt, er kann nicht lügen.
Was ich dicht' und ſonſt vollbringe,
Ihr verdank' ich's, da ſie Kenntniß
Mir verliehen und Verſtändniß:
Darum bin ich froh und ſinge,
Und was Schönes mir gelingt,
Selbſt was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich ihren holden Zügen. (Diez.)

### 2.

### Rügelied.

Die Päpſt' und der Doctorenſchwarm
In ſolches Elend brachten ſie
Die Kirche, daß es Gott erbarm'!
So gottlos und ſo ſchlimm ſind ſie,
Daß ſie erzeugt das Ketzerthum.
Und da die Sünd' ihr Ziel und Ruhm,
Kann Niemand ſich davon befrei'n;
Doch will ich kein Ankläger ſein.
Aus Frankreich kommt die ganze Schmach,
Von Denen, die ſonſt Andrer Stern;
Der König iſt nicht treu und wach
Für ſeine Ehr' und für den Herrn;
Im Stich ließ er das heil'ge Grab,
Verkauft, verſchachert Gut und Hab',
Gleichwie ein Krämer oder Knecht: —
Drum ſind auch die Franzoſen ſchlecht.
Die ganze Welt geht ſo verkehrt,
Daß jeden Tag ſie ſchlimmer iſt,
Und ſeit den Frevlern nicht mehr ehrt
Der Kaiſer, wie ihr Alle wißt,
Iſt's auch mit ſeiner Macht vorbei;
Und läßt er gar den Richard frei,
Der doch einmal in ſeiner Haft,
Wird er durch Englands Spott geſtraft.
Klag' führ' ich auch ob Spanien, traun!
Weil es vergießt ſein eigen Blut
Und weil es Pferde, roth und braun,
Den Mauren ſendet als Tribut,
Und ſo dem Hochmuth Derer dient,
Die ſeine Ueberwinder ſind.
Ja, beſſer hätte mir's beliebt,
Wenn Treu' und Glauben es geübt.
(Brinckmeier.)

## 8.

## Bertran von Born.

(1180—1195.)

### 1.

Mich freut des ſüßen Lenzes Flor,
  Wenn Blatt und Blüthe neu entſpringt,
  Mich freut's, hör' ich den muntern Chor
  Der Vöglein, deren Lied verjüngt
  Erſchallet in den Wäldern;
  Mich freut es, ſeh' ich weit und breit
  Gezelt' und Hütten angereiht;
  Mich freut's, wenn auf den Feldern
  Schon Mann und Roß zum nahen Streit
  Gewappnet ſtehen und bereit.
Mich freut es, wenn die Plänkler nahn
  Und furchtſam Menſch und Heerde weicht,
  Mich freut's, wenn ſich auf ihrer Bahn
  Ein rauſchend Heer von Kriegern zeigt;
  Es iſt mir Augenweide,
  Wenn man ein feſtes Schloß bezwingt,
  Und wenn die Mauer kracht und ſpringt,
  Und wenn ich auf der Haide
  Ein Heer von Gräben ſeh' umringt,
  Um die ſich ſtarkes Pfahlwerk ſchlingt.
Vom wackern Herrn auch freut es mich,
  Wenn er zum Kampfe ſprengt voran
  Auf ſeinem Schlachtroß ritterlich:
  Denn ſo ſpornt er die Seinen an
  Mit kühner Heldenſitte!
  Und wenn er angreift, iſt es Pflicht,
  Daß jeder Mann mit Zuverſicht
  Ihm nachfolgt auf dem Schritte;
  Denn Jeder gilt für einen Wicht,
  Bevor er wacker kämpft und ficht.
Manch farb'ger Helm und Schwert und Speer
  Und Schilde, ſchadhaft und zerhau'n,
  Und fechtend der Vaſallen Heer
  Iſt im Beginn der Schlacht zu ſchau'n;
  Es ſchweifen irre Roſſe
  Gefall'ner Reiter durch das Feld,
  Und im Getümmel denkt der Held,
  Wenn er ein edler Sproſſe,
  Nur wie er Arm' und Köpfe ſpellt,
  Er, der nicht nachgibt, lieber fällt.
Nicht ſolche Wonne flößt mir ein
  Schlaf, Speiſ' und Trank, als wenn es ſchallt
  Von beiden Seiten: drauf hinein!
  Und leerer Pferde Wiehern hallt
  Laut aus des Waldes Schatten,
  Und Hülferuf die Freunde weckt
  Und Groß und Klein ſchon dicht bedeckt
  Des Grabens grüne Matten,
  Und Mancher liegt dahin geſtreckt,
  Dem noch der Schaft im Buſen ſteckt.

(Diez.)

### 2.

### Rügelied.

Kein Sirventes halt' ich zurück,
  Nein, dichte eins vergnügt genug:
  Ich bin voll Liſt und voll Geſchick
  Und ſchütze mich vor jedem Trug;
  Und mit Zauberei
  Mach' ich ſtets mich frei:
  Denn die Fürſten beid'
  Thaten mir kein Leid.
Da nun der König [illegible]
  Und auch Graf Richard mir verziehn,
  Bekriege Odoard und Guiraud
  Um Talairand mich immerhin —
  Aber Hautefort
  Bleibt wie zuvor;
  Fechte, wer's begehrt,
  Denn mir iſt es werth.
Iſt friedlich alle Welt geſtimmt,
  G'nügt mir ein Fuß breit Land zum Zwiſt:
  Mög' er erblinden, der mir's nimmt,
  Wenn auch die Schuld mein eigen iſt!
  Friede thut mir leid,
  Ich bin für den Streit;
  Sonſt kein Glaubensſatz
  Findet bei mir Platz.
Montag und Dienſtag ſtört mich nicht,
  Gleich gilt mir Woche, Jahr und Mond,
  April und März bethört mich nicht:
  Denn Niemand wird von mir verſchont,
  Der mein Recht verletzt;
  Auch gewinnt mir jetzt
  Dreier Männer Schwert
  Keines Pfennigs Werth!
Ein Andrer baue Häuſer an,
  Ich bin bedacht nur früh und ſpät,
  Wie ich Geſchoſſe ſammeln kann
  Und Pferde, Schwerter, Kriegsgeräth.
  Das iſt mein Revier;
  Angriff und Turnier,
  Spenden, Werben auch
  Iſt mein liebſter Brauch.
Mein Erbgenoß iſt voll von Trug,
  Er ſtrebt nach meiner Kinder Gut,
  Und gab' ich ihm auch mild genug,
  Hieß's doch: Bertran voll Frevelmuth
  Gibt nicht Alles her.
  Aber ſchlimm hat's der,
  Auf mein Wort, der hier
  Rechten will mit mir.
Wegen Hautefort
  Leih' ich euch kein Ohr;
  Fechte, wer's begehrt,
  Denn mir iſt es werth.

(Diez.)

## 9.

## Pons von Capdueil.

(1180—1190.)

### 1.

Von allen Unglückſel'gen bin ich der,
  Dem nun der härt'ſte Jammer wird zu Theil,
  Drum möcht' ich ſterben und mir wär's zum Heil,
  Wär' ich getödtet, da mein Herz zu ſchwer:
  Denn Leben iſt für mich nur Angſt und Noth,
  Seit meine Freundin Azalaïs todt,
  Hart ſtößt der Schmerz ob dem Verluſt mich an!
  Verräther Tod, nun kannſt du rühmend ſagen,
  Daß du die Beſte dieſer Welt erſchlagen!
Ach, wie erlöſt, wie glücklich müßt' ich ſein,
  Wär' ich nach Gottes Rathſchluß doch vor ihr
  Geſtorben — nein, nicht lang' ertrag' ich's hier!
  Du wolleſt, König Jeſus, ihr verzeihn,
  Gott, der du wahr, gerecht, allmächtig biſt.
  Sei du ihr gnädig, auserwählter Chriſt,
  Befiehl den Geiſt Sanct Petrus, Sanct Johann:
  Denn alles Gute ziert ihn, was wir kennen,
  Und allem Böſen iſt er fremd zu nennen.
Herr, es thut noth, daß Jeder um ſie weint:
  Denn ſolch ein lieblich Bild ſchuf Gott noch nie.
  Wen ziert dergleichen Anmuth wohl wie ſie?
  Was hilft mir Tugend Schönheit hier vereint?
  Was hilft Verſtand und Zucht und muntrer Scherz,
  Freundlicher Willkomm und ein liebreich Herz?
  Was hilft uns hohe That und edles Wort?

Treuloſe Welt, ich muß dich herzlich haſſen,
Nichts biſt du werth, ſeit dich dein Schmuck verlaſſen.
Es iſt gewiß, daß uns entfloh ihr Geiſt,
Darüber jauchzt die ſel'ge Engelſchaar;
Man ſagt ja und geſchrieben ſteht es klar:
Der hat bei Gott Preis, wen die Erde preiſt.
Das zeigt uns, daß im hehren Schloß ſie wohnt
Und unter Roſen, unter Lilien thront;
Und Engel feiern ſie mit Jubel dort;
Denn wohl muß ſie, die nimmer falſch geweſen,
Im Paradies vor Allen ſein erleſen....
Verwandelt, Freund Andrieu, ſind meine Triebe,
Auf immer ſag' ich Lebewohl der Liebe.
(Diez.)

## 2.

### Kreuzlied.

Nunmehr ſei unſer Hort und Zuverſicht,
Der die drei Kön'ge ließ zum Ziel gelangen,
Da er uns huldreich einen Weg verſpricht,
Auf dem der Menſch, wie ſchwer er ſich vergangen,
Kriegt er nur fromm, Vergebung ſoll erlangen.
Und weſſen Herz jetzt Geld und Gut bedacht,
So daß er bleibt, der zeigt ſich als ein Wicht:
Denn Keiner dünkt mir reich bei allem Prangen,
Der Gott und Ehr' verliert, in Furcht befangen.
Fürwahr, er iſt bethört, wenn man das Werk
Des Herrn betrachtet, der uns aufgegeben,
Ihm nachzufolgen treu von Ort zu Ort,
Die Freunde fliehend und ein weichlich Leben.
Jetzt iſt es an der Zeit, dem nachzuſtreben!
Denn wer dort ſtirbt, hat mehr, als lebt' er fort,
Und minder, wer hier lebt, als ſtürb' er dort.
Wer edel ſtirbt — Nichts taugt ja, feig zu leben —
Beſiegt den Tod und lebt dann ohne Beben.
Wer ſich dem Kreuz demüth'gen Herzens naht,
Der wird durch's Kreuz Vergebung auch erwerben,
Am Kreuze ſühnte jede Miſſethat
Er, der den guten Schächer noch im Sterben
Begnadigte, den böſen ließ verderben,
Longin verzieh, da er um Gnade bat —
Er, der am Kreuz das Werk der Rettung that
Und uns zum Heil den Tod empfing, den herben;
Wer das ihm nicht vergilt, ſtürzt in's Verderben.
Wer alle Länder über'm Meer beſiegt
Und Gott nicht ehrt, dem frommt nicht ſein Beginnen,
Denn Alexander, der die Welt beſiegt,
Nahm Nichts als ein Stück Laken mit von hinnen.
Wer Gütern Preis verleiht, iſt von Sinnen:
Denn für ein Glück, das ihn nur kurz vergnügt,
Gibt er eins hin, das Tag und Nacht genügt.
Verfluchte Thoren, die ſich nie beſinnen,
Dem Geize frohnen und doch Nichts gewinnen!
Nur edel gilt kein Geld zu dieſer Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenſchmuck, mit Muth, mit Zierlichkeit
Und dem, was gut und ſchön von allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies. O, wären mehr bereit
Die Herrn und Könige zum edeln Streit,
Daß ſie der Pein des Höllenpfuhls entgingen,
Wo Sünder ewiglich in Qualen ringen!
Wen Alter oder Krankheit auch beſchwert,
Der muß ſein Gold den Kämpfern nicht verſagen,
Denn falls ihm Krankheit nicht die Fahrt verwehrt,
So thut er wohl, zum Zug beizutragen.
Ach, was wird vor dem Weltgerichte ſagen,
Wer pflichtvergeſſen nicht von dannen fährt,
Wenn Gott ſpricht: „die ihr falſch ſeid und verkehrt,
Für euch ward ich gefoltert und geſchlagen!“
Dann wird auch der Gerechteſte verzagen!
(Diez.)

## 3.

### Kreuzlied.

Das, was man hier am meiſten liebt und ſchätzt
Und was zumeiſt uns reizt und uns behagt,
Das müſſen wir verlaſſen unverzagt:
Wir wiſſen ja, die rechte Zeit iſt jetzt,
Dem Herrn der Welt, der Gnade Gott, dem echten
Erbarmer, unſerm Heiland dem gerechten,
Der uns aus Nichts ſchuf, unſern Dienſt zu weihn,
Ihm, der für uns erlitt des Todes Pein.
Wohl wiſſen wir, was er uns that zu Gut,
Als er für uns die Dornenkrone trug,
Als man mit Gall' ihn tränkt'; ihn ſtieß und ſchlug.
Er uns erlöſte durch ſein theures Blut.
O weh den Unglückſel'gen, die von hinnen
Nicht wollen ziehn, nein ſchändlich darauf ſinnen,
Dem Nachbar Hab und Gut zu ſtehlen traun.
Vor'm Weltgerichte ſollt' es ihnen graun!....
Bleib' wer da will, ich bin zur Fahrt bereit:
Denn nie vergelten wir, was Gottes Huld
Zu Lieb uns that, noch büßen unſre Schuld;
Drum bitt' ich ihn, der voll Barmherzigkeit,
Fleh' ihn um Gnade, wie der Schächer, brünſtig.
Und ſeine ſüße Mutter ſei uns günſtig,
Und Sanct Johann nehm' uns in ſeine Hut,
Damit wir ſchlagen jene falſche Brut.
Die, welche wiſſen, was die Schrift uns lehrt,
Was gut und bös, ſind nicht zum Gut geſellt;
Ja Manchen gibt's, der lieber Gut und Geld
Der Chriſten, als der Heiden ſelbſt begehrt.
Und haltet ihr's ihm vor, nennt er euch Sünder;
Zwar ſollte der ſich predigen nicht minder,
Der Andern glaubt zu pred'gen ſich geſandt;
Doch Habſucht nimmt den Pfaffen den Verſtand.
(Diez.)

## 10.

## Peirol.

(1180 - 1225.)

### 1.

Hat mir Liebe Jahre lang
Leid und Unheil zugefügt,
Hält ſie jetzt mich doch vergnügt,
Drum behagt mir der Geſang:
Wiſſt, daß ich ein hohes Glück
Unverdient erreichte,
Und wie ſich die Hoheit neigte,
Hub die Demuth ſtolz den Blick.
Dank der Herrin drum! ſie hat
Dieſe Freuden mir verliehn.
Nie vergeſſ' ich es forthin,
Was ſie Liebes ſprach und that.
Jene ſoll mich nicht mehr ſehn,
Der ich war ergeben;
Treu und redlich will ich leben,
Mild'rer Herrſchaft unterthan.
Oft würd' ich zu gehn mich freun
Zu der Schönſten weit und breit,
Müßt' ich nicht zu gleicher Zeit
Den Verdacht der Leute ſcheun.
Doch mein Herz beut ihr ſich dar,
Wo es ſich befindet;
Denn Treuliebe eint und bindet
Auch von fern ein liebend Paar.
Das macht mir Vergnügen, ſehr,
Wenn aus reinem Herzens Trieb
Sich zwei Freunde haben lieb,
Keins das Andre hintergeht.

Und ſie nehmen, wie's gehört,
Dort in Acht und Stunde,
Daß in ihrem edeln Bunde
Sie der Neider keiner ſtört.
An ein Sprüchlein wohlbekannt
Halt ich mich mit Zuverſicht:
Siehſt du gut, ſo rühr' dich nicht!
Nein gewiß, ich halte Stand:
Wenn mich Tag und Nacht verzehrt
Ihrer Liebe Feuer,
Werd' ich ihr nur immer treuer,
Wie ſich Gold in Flammen klärt....
(Diez.)

## 3.

Als die Liebe meine Bruſt
Von der Sehnſucht ſah befreit,
Rief ſie mich mit Ueberdruß
So heraus zum Liederſtreit:
Freund Peirol, es thut mir leid,
Daß ihr böslich wollt entfliehen;
Aber ſagt, wenn ihr forthin
Des Geſangs und mein entbehrt,
Worin ſucht ihr euren Werth? —
Lang, o Liebe, dient' ich dir.
Doch dich rührt nicht meine Pein;
Denn mein Dienen brachte mir,
Wie du weißt, nichts Gutes ein.
Sieh, ich will es dir verzeihn.
Aber fürder laß mir Ruh,
Weiter muth' ich dir Nichts zu;
Keinen ſonſt, als dieſen Lohn,
Trag' ich ſo vergnügt davon. —
Freund Peirol, ihr wollt fürwahr
Der Geliebten euch entziehn,
Die euch ſtets ſo freundlich war,
Stets ſo liebevoll erſchien,
Meinen Willen zu vollziehn?
Ihr ſeid zu veränderlich,
Und gewiß, ihr täuſchet mich.
So voll Luſt und Liebesdrang
Zeigtet ihr euch im Geſang. —
Liebe, ſeit ich dich erblickt,
Hab' ich ſie geliebt und bin
Noch ihr Freund, ſo ſehr entzückt
Fühlt' ich mich gleich am Beginn.
Doch bethört iſt nicht mein Sinn.
Mancher zwar mit Ach und Weh
Sagt dem Liebchen nun Ade,
Der vergnügt zu Hauſe blieb,
Wenn ihn Saladin nicht trieb'. —
Denkt nicht, Freund, daß ihr im Sturm
Zu verlaſſen David's Thurm,
Araber und Türken zwingt;
Gebt mir Rath, der beſſer klingt.
Hab' ich, ſeit verliebt und ſingt!
Ihr wollt ziehn und noch entzweit
Andren hier die Kön'ge Streit?
Habt doch auf die Fürſten Acht,
Sie ſind nur auf Zwiſt bedacht. —
Liebe, nie hab' ich gefehlt,
Nur aus Noth die Pflicht verletzt,
Habe Gott zum Herrn erwählt,
Bitt' ihn, daß er Schranken jetzt
Dem Gezänk der Kön'ge ſetzt,
Da Verzug nur Unheil droht:
Denn es thut gewißlich noth,
Daß der tapfre Markgraf bald
Findet einen neuen Halt. —
Freund Peirol, mit Ach und Weh
Sagt gar Mancher nun Ade,
Der gewiß hier bei uns blieb,
Wenn ihn Saladin nicht trieb. —
Liebe, wiſſe vom Delphin,
Wenn die Kön'ge auch nicht ziehn:
Nicht dem Krieg zu Lieb' und dir
Bleibt der edle Degen hier.
(Diez.)

## 11.

# Arnaut Daniel.

(1180—1200.)

### Seſtine.

Sehnſucht, die ins Herz mir eingeht,
Vermag nicht auszureißen Zahn noch Nagel
Dem Kläffer, der durch Lug verliert die Seele.
Darf ich ihn geißeln nicht mit Zweig noch Ruthe,
Will ich mit List dort, wo mich hemmt kein Oheim,
Der Liebe doch mich freun in Buſch und Kammer.
Wenn ich denke jener Kammer,
Wo — mir zum Schaden weiß ich's — Niemand eingeht,
Ja, Alle mehr mir ſind als Neff' und Oheim,
Dann bebt mir jedes Glied bis auf den Nagel,
So wie dem Kind, wenn man ihm zeigt die Ruthe:
Denn, Freund, ſo fürcht' ich, bin ich ihrer Seele.
Ihr wär' ich mit Leib, mit Seele,
So ſie mich heimlich einließ in die Kammer:
Denn mehr verletzt Nichts, als der Streich der Ruthe,
Daß ſelbſt ihr Knecht, dort wo ſie hauſt, nicht eingeht;
Doch halt' ich feſt an ihr, wie Fleiſch am Nagel
Und traue nicht, wenn Freund mich warnt und Oheim.
Sie, die Schweſter nennt mein Oheim,
Liebt' ich nicht ſo, noch mehr, bei meiner Seele!
So nahe, wie der Finger iſt dem Nagel,
Erlaubt ſie mir's, wünſch' ich mich ihrer Kammer;
Mit mir kann Liebe, die ins Herz mir eingeht,
Frei ſchalten, wie wer ſtark mit ſchwacher Ruthe.
Seit dem Blühn der dürren Ruthe
Und ſeit von Adam Neff' entſprang und Oheim,
War dieſer Liebe, die ins Herz mir eingeht,
An Echtheit keine gleich in Sinn und Seele.
Nie weicht, wo ſie auch ſei, in Feld und Kammer,
Mein Herz von ihr, ſo lang noch hält der Nagel.
Denn es ſitzt mein Herz als Nagel
Und haftet feſt an ihr wie Rind' an Ruthe;
Sie iſt mir Burg der Luſt, Palaſt und Kammer;
Mehr lieb' ich ſie, als Vetter und als Oheim,
Deß freut ſich einſt in Eden meine Seele,
Wenn treuer Liebe halb der Menſch dort eingeht.
(Diez.)

## 12.

# Gaucelm Faidit.

(1190—1240.)

### Klagelied um Richard von England.

Hart iſt's für mich, daß ich den größten Schlag,
Den größten Schmerz, ach, den ich je empfand
Und zu beweinen habe Tag für Tag,
Im Liede muß verkündigen und melden!
Denn er, der Vater und das Haupt der Helden,
Der mächt'ge Richard, Herr von Engeland,
Iſt todt! Wie furchtbar traf uns Gottes Hand!
Welch grauſam Wort! Wie ſchrecklich es uns ſchlägt!
Der iſt von Stein, den es nicht tief bewegt.
Todt iſt der König — tauſend Jahre ſtehn,
Es kam kein Mann, wie er! Nein, nie erſchien
Nie ward geſchaut ſolch edler Erdenſohn,
So hehr, ſo mild, ſo gütig, ſolch ein Krieger!
Selbſt Alexander, des Darius Sieger,
Hat nicht ſo viel geſpendet noch verliehn.
Ja, Karl und Artus reichen nicht an ihn:

Denn alle Welt — ich ſag' es unverhüllt —
Hat er mit Liebe theils und Furcht erfüllt.
Wie hält es doch auf dieſer falſchen Welt
Ein Menſch noch aus, den Sinn und Tugend ſchmückt,
Da edles Wort und Werk nicht ſicher ſteht?
Wer mag hier mehr und minder ſich beſtreben?
Denn ſeine Macht bewies der Tod uns eben:
Er hat das Edelſte, was uns beglückt,
Preis, Ehr und Heil mit einem Streich entrückt!
Und da den Tod Nichts hindert, wie wir ſchaun,
So ſollt' es uns auch minder vor ihm graun.
Ach, edler Fürſt, wie ſoll's in dieſer Zeit
Mit Waffen, wie mit präch'gen Spielen gehn,
Mit ſchönen Spenden, großer Feſtlichkeit,
Seitdem ihr Hort und Führer ging von hinnen?
Was werden die Verlaſſ'nen nun beginnen,
Die ſich gefreut, in eurem Dienſt zu ſtehn
Und ihrem Lohn umſonſt entgegenſehn?
Was Jene, die ihr machtet reich und groß?
Die gäben ſich mit Recht den Todesſtoß!
Mehr als der Tod, ein ſchmählich Leben drückt
Den Elenden, das keinen Troſt verſpricht.
Und, die kein Kind des Weibs wie euch geſcheut,
Die Sarazenen, Türken, Perſer, Heiden
Erheben ſich mit Stolz bei unſerm Leiden,
So daß man ſchwerer nun das Grab erficht.
Doch Gott will's haben, denn wollt' er es nicht
Und lebtet ihr noch, Herr, dann — ohne Trug —
Entflöhen ſie aus Syrien bald genug.
Daß Kön'ge oder Fürſten es noch jetzt
Erobern, darauf iſt nicht mehr zu baun;
Doch, die an eure Stelle ſind geſetzt,
Die ſollten Fleiß auf euer rühmlich Leben
Und auch auf eurer Brüder wackres Streben,
Des jungen Königs und Graf Gottfried's ſchaun
Und wer euch Drei erſetzen wollte, traun,
Dem ziemt ein redlich Herz, ein ernſt Bemühn,
In dem, was gut, zu wachſen und zu blühn.
Herr, güt'ger Gott, der du wahrhaft'ges Leben,
Wahrhaft'ger Gottmenſch und Erbarmer biſt,
Vergib ihm, wie er des bedürftig iſt,
Und woll' o Herr, ſein Sünd'gen überſehn,
Gedenke, daß er zog, dir beizuſtehn.

(Diez.)

## 13.

## Savaric von Mauleon.

(1200—1230.)

### Tenzone.

**Savaric von Mauleon.**

Gaucelm, drei Liebesſpiele, ſeht,
Hab' ich für euch und Ue erdacht;
Nehmt bei der Wahl euch nur in Acht,
Denn mir gehört, was ihr verſchmäht:
Drei Werber legen ohne Ruh'
Der Freundin ſo mit Bitten zu,
Daß allen ſie zugleich, mit Kunſt,
Ein Zeichen ſpendet ihrer Gunſt:
Den Einen ſieht ſie an entzückt,
Den Andern Händedruck beglückt,
Des Dritten Fuß ſie lächelnd drückt.
Nun ſagt mir, welchem ſie geneigt
Die meiſte Lieb' hiermit erzeigt?

**Gaucelm Faidit.**

Herr Savaric, ſo wiſſet nun,
Daß der den ſchönſten Preis gewinnt,
Auf welchem redlich, treu geſinnt
Die lieben holden Augen ruhn:
Vom Herzen kommt ſolch ſüßer Trieb
Und iſt mir hundertmal ſo lieb.
Beim Händedruck, muß ich geſtehn,
Kann ich nicht Gunſt noch Ungunſt ſehn,
Da ſolche Wonne jederzeit
Die Frau uns beim Empfang verleiht,
Und gleichfalls nicht für Zärtlichkeit
Nehm' ich den Tritt von ihrem Fuß,
Noch halt' ich ihn für Liebesgruß.

**Ue von la Bacalaria.**

Gaucelm, ihr ſprecht, wie's euch gefällt,
Doch ſtreitet ihr nicht mit Geſchick:
Denn keinen Vortheil gibt der Blick
Dem Freunde, für den ihr euch geſtellt.
Ein Thor iſt, wer dem Auge traut,
Da es ihn ſelbſt, wie Andre, ſchaut
Und keine Macht ſonſt offenbart.
Doch drückt den Freund recht ſüß und zart
Die unverhüllte weiße Hand,
So iſt es brünſt'ger Liebe Pfand.
Weil Savaric ſo ſchön erfand,
So ſeh er nun, wie er verficht
Den art'gen Tritt, ich mag' es nicht.

**Savaric.**

Ue, laßt ihr denn das Beſte mir?
Ja, daß ſie auf den Fuß ihn tritt,
Bedeutet treue Freundſchaft hier,
Verheimlicht vor der Kläffer Neid,
Und da ſie ihm mit Munterkeit
Und lächelnd dieſe Gunſt gewährt,
Wird ihm aufricht'ge Lieb' erklärt.
Und wer den Griff der Hand erkor
Als größ're Huld, der iſt ein Thor.
Und daß Gaucelm den Blick zieht vor,
Begreif' ich nicht, da er im Feld
Der Liebe für erprobt ſich hält.

**Gaucelm.**

Herr, wer der Augen Blick kann ſchmähn
Und wen ihr Liebreiz nicht gewinnt,
Der weiß nicht, daß ſie Boten ſind
Und in des Herzens Dienſte ſtehn:
Verliebten wird vom Aug' entdeckt,
Was Furcht im Herzen hält verſteckt,
Drum bringt's der Liebe vollen Gruß.
Doch eine Frau kann auf den Fuß
Aus Scherzen treten oft genug
Ohn' einen ernſtlichen Betrug;
Und Ue vertheidigt bloßen Trug,
Denn Händedruck iſt gänzlich leer
Und zeugt von Liebe nimmermehr.

**Ue.**

Gaucelm, wie ihr die Liebe ſchmält,
Ihr und Herr Savaric — es ſcheint,
Als wär' es nicht im Ernſt gemeint.
Doch ſeht, den Blick, den ihr erwählt
Und den ihr als das Beſte lobt,
Hat Mancher ſchon als falſch erprobt,
Und iſt die Freundin wandelbar,
Preßt ſie den Fuß mir auch ein Jahr,
So bleibt das Herz mir doch beſchwert.
Und von der Hand iſt es bewährt,
Ihr Druck iſt hundertmal mehr werth,
Da Liebe nie Geſchenk ihr gibt,
Wenn es dem Herzen nicht beliebt.

**Savaric.**

Gaucelm und Ue, fürwahr, ihr ſeid
Beſiegt in unſerm Liederſtreit
Und davon gebe den Beſcheid
„Des Herzens Hut,“ die mich regiert,
Maria auch, die Tugend ziert.

Gaucelm.

Herr, überwunden bin ich nicht,
Das wird ſich zeigen vor Gericht,
Drum will ich, daß ihr Urtheil ſpricht
Guillelma Frau von Benaques,
Die ſtets der Güte ſpricht gemäß.

Uc.

Gaucelm, den ſtärkſten Stoß hab' ich,
Ihr haltet Peire mir nicht Stich,
Und meine Buße ſollte ſich
Deshalb erklären frank und frei,
Doch ſeh' ich, ſchon ſind's ihrer Drei.
(Diez.)

## 14.

## Peire Cardinal.

(1210–1230.)

### 1.

Der Große trägt ſo viel Erbarmen hier
Mit Dürft'gen, wie es Kain mit Abel trug;
Er übertrifft den Wolf an Raubbegier
Und feile Dirnen noch an Lug und Trug.
Bohrt ihn getroſt an zwei, drei Stellen an,
Kein wahres Wort entquillt ihm, glaubt daran,
Nein, Lügen nur, wovon das Herz ihm ſchwillt
Und, gleich der Flut des Bergſtroms, überquillt.
Gar manche Freiherr'n kenn' ich auf der Welt,
Die falſch ſind, wie im Ring ein falſcher Stein,
Und wer ſie noch für zuverläſſig hält,
Der kauft den Wolf für's Schaf geruhig ein.
Ihr Werth und Inhalt kommt nicht in Betracht,
Da ſie wie falſche Münzen ſind gemacht,
Wo man das Kreuz und rings die Lilien ſieht,
Doch ſchmilzt man ſie, daraus kein Silber zieht.
Vom Aufgang bis zum Niedergange, wißt,
Wär' mir ein Handel recht, der ſeltſam klingt:
Ein Goldſtück geb' ich dem, der ehrlich iſt,
Wenn mir der Schelm nur einen Nagel bringt.
Dem Güt'gen geb' ich eine Mark in Gold,
Wenn mir der Unhold einen Kreuzer zollt,
Und einen Goldberg dem, der Wahrheit liebt,
Wenn mir ein Ei nur jeder Lügner gibt.
Auf eines Lederſchnitzchens engen Raum
Schreib' ich der weiſen Menſchen Redlichkeit,
Ich brauchte nur des Handſchuh's halben Daum;
Mit einem Törtchen ſpeiſt' ich weit und breit
Die Guten ab, der Aufwand wär' gering,
Doch mit den Böſen wär's ein ander Ding;
Da könnte man, ohn' umzublicken, ſchrein:
„Kommt her und eßt, ihr Edlen groß und klein!"
(Diez.)

### 2.

Ich dicht' hiermit ein neues Rügelied,
Das hören ſoll am Tage des Gerichts
Er, der mich ſchuf und bildete aus Nichts:
Denn wenn er dort zur Rechenſchaft mich zieht
Und mich hinabſtößt zu der Hölle Schaaren,
So ſag' ich: „Herr, Du ſollteſt milde verfahren,
Denn ich bekämpfte ſtets die böſe Welt,
Erlaß mir drum die Pein, wenn dir's gefällt."
Sein ganzer Hof ſoll voll Verwundrung ſein,
Wann ich vertheid'ge mein gerechtes Theil:
Ihm ſag' ich, gilt's nicht um der Seinen Heil,
[illegible] er ſie verdamme zur Höllenpein;
Denn wer verliert, was er doch kann gewinnen,
Mit vollem Recht muß dem ſein Gut zerrinnen,
Er nehme drum, zum Wahren ſtets bereit,
Die Abgeſchied'nen auf mit Freundlichkeit.
Nie ſollt' uns auch ſein Thor verſchloſſen ſein,
Und daß der heil'ge Petrus es bewacht,
Dient ihm zur Schande; nein, aus eigner Macht,
Vergnügt und lachend zöge man dort ein!
Denn der Hof will mir nicht vollkommen ſcheinen,
Wo ein Theil lacht, indeß die Andern weinen;
Und wird er auch als hoher Herr verehrt,
Wir hadern doch, wenn er den Eintritt wehrt.
Berauben ſollt' er nur die Teufelsbrut,
Und größ're Seelenzahl gewänn' er ſo
Und alle Welt wär' dieſes Raubes froh
Und ſich vergeben könnt' er gern und gut;
Ging's mir nach, Alles müßten ſie verlieren,
Man weiß ja, leicht kann er ſich abſolviren.
Ja, guter Gott, berauben ſollteſt du
Den böſen leid'gen Feind nur immer zu!
Verzweifeln will ich nicht an deiner Huld,
Nein, ganz auf dich zu bau'n iſt mein Entſchluß,
Drum habe du mit Leib und Geiſt Geduld
Und ſei mir hülfreich, wenn ich ſterben muß.
Zum mind'ſten würde [illegible] Vertrag mit frommen:
Schaff' mich dahin, von wo ich hergekommen;
Wo nicht, nun, ſo verzeih mir mein Vergehn,
Denn lebt' ich nicht, ſo wär' es nicht geſchehn.
(Diez.)

### 3.

### Rügelied.

Ich dicht' ein Rügelied ſtatt einen Fluch
Und ſag' in meinem Unmuth, meinem Grimme,
Wie Böſewichter ſich erhebn durch Trug,
Und Herzensgüt' und Tugend gehn in's Schlimme;
Denn Räuber ſeh' ich Redlichen vergeben,
Verbrecher die verdammen, die fromm leben,
Und Sünder predigen mit lauter Stimme.
Betrogen iſt in ſeinem tollen Wahn
Der Thor, der meint, daß Liſt und ſündlich Streben
Dem, der ſie treibt, je Schaden angethan,
Da ſie vielmehr ihn ſtärken und erheben.
Mich wundert's, daß nicht Alle ganz verderben,
Da man durch Schlechtthun nur kann Glück erwerben
Und Redlichkeit für Trug wird ausgegeben.
Ein gier'ger Herrſcher Seinesgleichen haßt,
Und voll von gleicher Habſucht ſind die Pfaffen,
Sie möchten Alles, was die Welt nur faßt,
Mit Ausſchluß jedes Andern an ſich raffen.
Um Land zu rauben, geben ſie Geſetze
Und ſpannen aus nach Beute ihre Netze,
Um immer mehr Gewalt ſich zu verſchaffen.
Mit allen Händen ſieht man ſie bemüht,
Die Welt zu fahn, die ſie auch ohne Zweifel
Erlangen, ſei's gewaltſam, ſei's in Güt',
Sei es mit Heucheln, oder ſei's mit Schmeicheln,
Sei es mit Ablaß, Trinken oder Eſſen,
Mit Bannſtrahlſchleudern, Predigten und Meſſen,
Sei es mit Gott, ſei es auch mit dem Teufel.
(Brinckmeier.)

### 4.

### Rügelied.

Sie heißen Hirten zwar,
Doch ſind ſie Mörder gar,
Sie ſind voll Heiligkeit,
Sieht man nur auf ihr Kleid;
Stets kommt mir in den Sinn,
Wie einſtmals Alengrin*)
In eine Hürde ſchlich,
Doch ob der Hunde ſich

---

*) Unter Alengrin, der öfter in den Gedichten der Troubadours vorkommt, iſt der Wolf zu verſtehen, ſonſt auch Iſengrin (in den deutſchen neuen Bearbeitungen der Thierſage „Iſegrim") genannt.

Ein Lämmerfell anzog,
Womit er ſie betrog,
Dann fraß er Alles auf,
Was ihm kam in den Lauf.
So [illegible] in den [illegible].
Das [illegible] die Herren war
Und wer dazu ſich zählt,
Begreifen rund die Welt;
Auf böſen Pfaden fand
Die Herrſchaft in der Hand,
Mit Raub und mit Betrug,
Mit Liſt und Heuchelei,
Mit Gleißnerei und Lug.
Und nennen es [illegible],
Giebt man nicht Alles gleich:
Sie haben's, eh' man's weiß.
Je höher gar ihr Stand,
Je ſchlimmer iſt's bewandt;
Mit Trug wird geprahlt,
Je mehr die Wahrheit fehlt,
Je minder Wiſſenſchaft,
Je ärger Raubſucht,
Und von der Demuth gar
Findet ſich nicht ein Haar.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Doch ſie im [illegible],
Zu [illegible] mich ſchmerzlich war,
Was ich für Worte ſehe,
Wie ſie zur Tafel gehn
Mit rothem Mund und Bart:
O, es iſt eine Schand',
Daß ſie ſich nähren ſo reich
Und Niemand ſie abweiſt;
Doch hat ich niemals an
Den armen Bettelmann
Gegen den dem, der reich, —
Darum entſagt' ich auch
[illegible] und Almoſier.
Habt keine Furcht davor,
Daß je ein [illegible] es wagt,
Zu ſolcher [illegible]
In [illegible],
Das ſollen ſie [illegible] ſein;
Und [illegible] ihr [illegible].
Wie ſie das Reich gewonnen
Und Kaiſer Friedrich's Gewalt
Und ihrem [illegible]
Doch Niemand greift ſie an,
Der keine Freunde kann.
Pfaffen, nur euch erhört,
Dem iſt das Herz bethört;
Er hat nur ſehr gelehrt,
Der Schlechtere nicht auf der Welt.
(Brinckmeier.)

## 5.

## Rügelied.

Gleich wie der ſtürmiſchen Gewitterwind
In dem bewegten Meer kein Schiff mehr bleibt,
Wie die Menſchen jetzt verwirrt ſind
Durch einen Sturm, der aus dem Herzen treibt
Die Schaar der falſchen [illegible] aus den Pfaden;
Sie beugen ſich voll Selbſtgefälligkeit,
Verderben aber zur Wahrheit [illegible],
So daß kein Gerechter ſich Recht kann ſchaffen.
Wie lebte die Welt zurück in jene Zeit,
Auf der ſie war, wie man behaupten hört,
Da man dem Manne glaubte ohne Schwur,
Wo ſchon das bloße Wort ward hochgeehrt

Und eben wies die Wahrheit ihre Züge.
Jetzt iſt die Welt in ſolchen Sinn verkehrt,
Daß Jeder fremdes Nachbars Gut begehrt:
Drum nenn' ich dieſe Zeit die Zeit der Lüge.
Wer wagt es zu ſagen, wie ſo ſchlecht
Die Leut', die im Gericht wir ſitzen ſehn,
Und die da ſchwatzen, Jedermann ſein Recht
Zu geben? Ja, wenn ſie das Recht verdrehn,
So ſchwören ſelber ſie darob zu lachen.
Und beim Gericht der arme Kläger kommt,
Da Pfänder, Gaben, Dienſte Nichts [illegible],
Um den Verſtand, weil falſch die Richter ſprachen.
Bei Pfaffen find' ich keinen Unterſchied,
Da alle ſie ein Lasterleben führen
Und man ſie Gott gleich würdig nennen ſieht;
Nichts Anderes kann ſie jetzo mehr rühren.
Auch iſt kein Menſch, der ſchlimm von ihnen ſage,
Außer was wahr iſt, wenn er nicht will lügen;
Denn Morden, Eſſen, Schlafen und Betrügen
Der Liederlichkeit ſind ihnen große Plage.
(Brinckmeier.)

## 15.

## Guiraut Riquier.

(1250–1294.)

Einem Freunde voll Zärtlichkeit
Ward der Liebe ſüßer Lohn
Ausgeſetzt nebſt Ort und Zeit;
Daß er glaubt' am Tage ſchon,
Deſſen Ziel ihm Wonne bot.
Und er ſeufzte nur und ſprach:
„O wie lang ziehſt du dich, Tag,
Und Nacht
Naht ſich leider allzuſacht.“
So war in des Freundes Bruſt
Angefacht der Sehnſucht Gluth
Nach verheiß'ner Lieb' und Luſt,
Daß ihm ängſtlich war zu Muth;
Denn ſein Leben ſchien bedroht,
Und er ſeufzte nur und ſprach:
„O wie lang ziehſt du dich, Tag,
Und Nacht
Naht ſich leider allzuſacht.“
Niemand war dem Freunde nah,
Dem verborgen blieb ſein Herz,
Wenn er ihm in's Antlitz ſah,
Denn er weinte laut vor Schmerz;
So war ihm der Tag verhaßt,
Und er ſeufzte nur und ſprach:
„O wie lang ziehſt du dich, Tag,
Und Nacht
Naht ſich leider allzuſacht.“
Der erträgt die größte Qual,
Dem kein Helfer helfen kann!
Denkt des Freundes drum einmal,
Was er ſchmachtend nun begann,
Da der Tag ihm war zur Laſt;
Und er ſeufzte nur und ſprach:
„O wie lang ziehſt du dich, Tag,
Und Nacht
Naht ſich leider allzuſacht.“
(Diez.)

## 16.

## Guillem Figueiras.

### 1.

### Rügelied.

Rom, es ſoll mich freun,
Seh' ich in ſchlimmen Hafen
Bald dich fahren ein,
Der Kaiſer dich mit Strafen
Beugt und mit Pein
Und bald ſich mög' aufraffen.
Rom, dann habe Acht,
Wie du deine Macht
Raſch wirſt fallen ſehn,
Nur Gott, der uns erſchaffen,
Laſſ' es bald geſchehn!

Rom, du thuſt für Geld
Gar viel Abſcheulichkeiten,
Was Gott nicht gefällt,
Und Böſes aller Zeiten.
Um das Reich der Welt
Sieht man ſo arg dich ſtreiten,
Daß du weder Gott
Scheu'ſt, noch ſein Gebot,
Um mehr jeden Tag
Dein Scepter auszubreiten,
Als ich ſagen mag.

Rom, ſo feſt du haſt
Geſchloſſen deine Krallen,
Daß, was du erfaßt,
Dir nimmer kann entfallen.
Iſt nicht bald dein Reich
Zu End', in deinen Fallen
Alle Welt dann liegt
Und todt und beſiegt.
Rom, dein Papſt vor Allen
Solche Wunder ſagt.

Rom, daß du das Licht
Der Welt nur wehreſt ſehen,
Wahrlich, ſchlimm Gericht
Mußt einſt du erleben,
Da als Jammerwicht
Die Welt ſieht dein Beſtreben.
Rom mit falſchem Mund,
Alles Böſen Grund,
Tief im Höllenſchlund
Wirſt du gar balde ſchweben,
Machſt du es ſo bunt.

Rom, viel Schuld du haſt
Für deine Cardinäle,
Für die Sündenlaſt
Und ihre großen Fehle.
Denn ſo ſehr ſie ſtreben,
Wie ſie verkaufen mögen,
Ohne Fug und Recht,
Gott und die ihm treu.
Rom, gar arge Tücke
Iſt's, davon wir vernehmen,
Wie ihr Reden macht.

Rom, ich ſage laut,
Weil deine Macht ſich mehret;
Wer dein Treiben ſchaut,
Im Herzen ſich empöret,
Alles Schlechten Hort,
Das Haupt von aller Schande
Und dem falſchen Wort,
Deine Hirten gar
Aller Wahrheit bar;
Wer da trägt ihr Bande
Iſt ein Thor fürwahr.

Rom, unverzeihbar
Verfährt der Papſt; er ſtreitet
Mit dem Kaiſer gar,
Indem er ihm beſtreitet
Alles Recht der Kron'
Und hält's mit ſeinen Feinden.
Aber ein Pardon
Eins für Ketzerleben,
Rom, geziemt ſich ſchlecht,
Ja, iſt nur allzuwenig
Und ohn' alles Recht.

Der hochheil'ge Gott,
Der für uns hat gelitten
Bittern Kreuzestod,
Straft eure ſchlechten Sitten,
Da du nie geruht,
Die Börſe dir zu füllen,
Rom, mit frommem Gut.
Schätze nur ſind eu'r
Streben, ſind euch theu'r;
Doch euren Tod wird büßen
Nie verlöſchend Feu'r.

Rom, mit argem Liſt
Spannſt du deine Schlingen,
Denn manch' Biſſen frißt,
Der mit der Noth muß ringen.
Unſchuldsvoll der die
Trägſt du des frommen Mienen,
Innen reißend Thier,
Schlang' in Drachengier,
Gift'ge Viperbrut.
Deshalb grüßt dich der Teufel,
Wie er's Freunden thut.

(Brinckmeier.)

### 2.

### Rügelied.

Keine Furcht erſchreckt mich nicht,
Daß ich ſing' ein Rügegedicht,
Wie's den falſchen Prieſtern frommt;
Wem das hier vor Augen kommt,
Der wird ſehen, wie es bricht
Von dem Trug, den falſchen Gaben,
Die die Prieſter an ſich haben;
Je mehr an Macht ſie wachſen und an Kraft,
Um ſo viel mehr wird Böſes auch geſchafft.

Mit dem falſchen Heuchelwort
Raubten ſie der Welt den Hort,
Bis die Menſchen ſie verkehrt,
Und daß die, die es gehört,
Nun auch thun, wie Jene dort
Und auf falſchem Wege ſchreiten;
Doch wo Blinde Blinde leiten,
Da ſtürzen hülflos in die Grube Beide.
Sie machen's, ſagt Gott, wie ich's nicht gern leide.

Ja, die Hirten unſ'rer Heerd'
Sind in Wölfe all' verkehrt

Der zum Rauben ſtets bereit;
Doch gehüllt ins Friedenskleid
Treiben theuer ſie uns werth
Erſt die, die es nicht durchſchauen;
Haben ſie ſie dann in Klauen,
So machen ſie ſie elend, nackt und bloß,
Drum ſag' ich mich von dieſen Herren los.

Eine größre Schmach noch thun
Sie Gott und der Welt: ſie ruh'n
In der Nacht bei'm feilen Weib,
Und darauf an des Herren Leib
Die unreine Hand ſie thun.
[illegible] [illegible] nur [illegible],
Weil ein Prieſter ſo vermeſſen
Nicht ſein darf, daß, wenn er ſich unrein fühle,
An ſeines Gottes Leib er legt die Hände.

Tadelt ihr ſie etwa drauf,
Treten ſie als Richter auf,
Thun euch rechtlos in den Bann,
Und wer Geld nicht geben kann,
Der verdirbt in vollem Lauf,
Denn ſie haben kein Erbarmen.
Heil'ge Jungfrau, Schatz der Armen,
O laß mich bald des Tages mich erfreuen,
Daß man ſie nicht mehr fürchten mag und ſcheuen.

(Brinckmeier.)

## 4.

# Italien.

Italien, o Italien! — Böſe Spende,
Ein tödtlich Brautgeſchenk haſt du empfangen:
Die Schönheit! Sie ſchuf Leid dir ohne Ende!
Scham furcht auf Sorge deine holden Wangen
Und Flammenſchrift erzählt, wie dir's ergangen.
O hätte mind'rer Reiz und höh'rer Muth
Dich Arme doch! Dann möchteſt du erlangen
Dein gutes Recht, tilgend die Räuberbrut,
Die deine Thränen trinkt und lechzt nach deinem Blut.

Byron.

# Italien.

Die zerſtreuten Elemente der modernen Cultur, welche ſich theilweiſe ſchon in der Provence geregt, ſammelten ſich zuerſt in Italien zu der impoſanten Erſcheinung einer Nationalliteratur, welche das ganze damalige Leben zu umfaſſen und zu durchdringen ſuchte. Die italieniſche Sprache hatte bei ihrer Bildung von allen Tochterſprachen der lateiniſchen verhältnißmäßig am wenigſten Schwierigkeiten durchzumachen und bot demnach einem überlegenen Geiſte ſchon frühzeitig Gelegenheit, ſie zum würdigen Gefäße eines hohen und erhabenen Nationalbewußtſeins zu machen. Dieſer überlegene Geiſt war Dante, den man mit Recht den Vater der modernen Poeſie genannt hat und mit deſſen Namen wir die Betrachtung der bedeutendſten italiſchen Dichter am paſſendſten beginnen.*)

„Groß zu ſein und unglücklich" — mit dieſen Worten eröffnet der patriotiſche Marietti die Beſprechung ſeines unſterblichen Landsmanns — „groß zu ſein und unglücklich, iſt der Fluch, der auf der Stirne derjenigen ſteht, welche die Vorſehung für ihre höchſten Pläne auswählt." Gewiß, auch Dante's Stirne war mit dieſem Fluche bezeichnet und ſpät erſt iſt ſeinem Genie Gerechtigkeit widerfahren. Dante Alighieri wurde im Mai 1265 zu Florenz geboren, genoß eine ſorgfältige Erziehung, ſah ſeine Jünglingsjahre von der glühenden Leidenſchaft für Beatrice Portinari gekrönt, einer Leidenſchaft, die ihm ſeine lyriſchen, unter dem Titel „das neue Leben (vita nuova)" bekannten Geſänge dictirte und für ſein ganzes Leben ſo höchſt wirkungsreich geblieben iſt. In's Mannesalter getreten, leiſtete er ſeiner Vaterſtadt mit Geiſt, Wort und Schwert Dienſte, ward zum Dank dafür ſeiner Güter beraubt und verbannt, irrte lange Zeit unſtät und flüchtig im Exil umher, begann und vollendete die „göttliche Comödie" (divina commedia) und ſtarb am 14. September 1321 zu Ravenna.

Die göttliche Comödie — geſchrieben in einer ſich ſtets auf gleicher Höhe haltenden, zugleich energiſchen und lieblichen Sprache, in Dreireimen, hundert Geſänge enthaltend und in drei große Abſchnitte: Hölle, Fegfeuer und Paradies zerfallend — umfaßt ſämmtliche epiſche, lyriſche und didaktiſche Elemente der Poeſie, wächſ't aus dem Grundgedanken hervor, daß auch für die moderne Welt eine ſo feſtgefügte Lebenseinheit gefunden werden müſſe, wie ſie für die alte Welt beſtanden, und gibt eine, zwar ſtreng auf dem chriſtlichen oder, wenn man will, katholiſchen Dogma beruhende, aber mit männlichſtem Freimuthe verknüpfte Anſchauung des Verlaufs der menſchheitlichen Geſchicke. Man kann das Gedicht eine koloſſale Allegorie nennen, allein der Umſtand, daß Dante wohlbedächtig den hiſtoriſchen Faden nie fahren läßt und die Idee an das Factum anknüpft, verhindert, daß ſeine Darſtellung haltlos in der blauen Luft der metaphyſiſchen Tendenz ſchwebt, und wenn ſein Werk mit Wahrheit als die Normaldichtung des Katholicismus bezeichnet werden, ſo muß dabei nicht vergeſſen werden, daß Dante's katholiſcher Glaube durchaus den reformatoriſchen Verjüngungstrieb in ſich hegt und unausgeſetzt auf das Ideal des Chriſtenthums hinweiſ't. Dieſes Ideal, die welterlöſende Liebe, war das bewegende Princip von Dante's Denken und Dichten, und inſofern ſeiner Anſicht zufolge das Drama der Weltgeſchichte in dieſes Ideal, in die Liebe, als in das Glück, ſich auflöſen mußte, gebührte ſeinem an hinreißend ſchönen Einzelnheiten überreichen, in Plan und Ausführung durch und durch vollendeten, das Dieſſeits und Jenſeits umſpannenden Gedichte allerdings der Titel Comödie.

Dante's erſter Nachfolger, Francesco Petrarca, geboren 1304 zu Arezzo im Toscaniſchen, geſtorben 1374 zu Arqua bei Padua, bildet in Leben und Dichten den entſchiedenſten Gegenſatz zu ihm. Ein verzogener Sohn des Glückes, als Gelehrter und Dichter beiſpiellos gefeiert, war Petrarca ebenſo durchaus Weib, wie Dante durchaus Mann war. Selbſt da, wo Petrarca ſich ſeinen edlen patriotiſchen Aufwallungen hingibt, wo er für Italien redet und ſchreibt, tritt das Frauenhafte ſeines Weſens nicht in den Hintergrund, und wenn man gar auf den unglücklichen Einfall kommt, ſeine wirklichen Liebesgeſchichten mit ſeinen platoniſchen Liebesgedichten zuſammenzuhalten, ſo kann man ſich des unangenehmen Gefühles nicht erwehren, das durch das ganze Dichten dieſes Mannes, welcher der Schwärmerei der Liebe für alle Zeiten Norm und Form gegeben, etwas Unwahres, Gebrechliches ſich hinzieht. Mit welchem Glanz, mit welcher duftenden Blumenfülle er auch die Liebe umkleidet hat, wie viel koſtbaren äußerlichen Schmuck er auch um ſein Ideal häuft, im Grunde vermag er demſelben dennoch keinen ſchöpferiſchen Odem einzuhauchen. Weil ihm die wahre dichteriſche Zeugungskraft abging, verlief ſich zuletzt auch ſein Dichten in den allegoriſchen Kram, welcher uns aus ſeinen „Triumphen" anſtarrt, und weil ſich ihm innerlichſt das Gefühl aufdringen mochte, ſeine ganze in Farben und Düften ſchwelgende Liebespoeſie ſei eigentlich doch nur eine Spielerei, konnte er auch in den Irrthum verfallen, ſein längſt vergeſſenes lateiniſches Heldengedicht „Afrika" würde ihm die Unſterblichkeit ſichern.

---

*) Als den Erſten aller italiſchen Dichter nennen die Literatoren den Ciullo d'Alcamo, der zu Ausgang des 12. Jahrhunderts gelebt haben ſoll. Die Einflüſſe der provençaliſchen Lyrik laſſen ſich beſonders deutlich an den Geſängen der ſiciliſchen Troubadours erkennen, welche ſich an dem Hofe des genialen Hohenſtaufen, Friedrich II., in Sicilien ſammelten. Der Kaiſer, ſowie ſeine Söhne Manfred und Enzio und ſein berühmter Kanzler Pier delle Vigne gehörten ſelbſt mit zu dieſen Pflegern der gaya ſcienza.

Als dritter Begründer und Erweiterer der italiſchen Sprache und Literatur trat Giovanni Boccaccio auf. Er iſt geboren 1313 zu Paris und geſtorben 1375 zu Certaldo in Toscana. Durch ihn, der auch in Proſa für den toscaniſchen Dialekt Geſetze gab, wurde dieſer für immer die Schriftſprache Italiens. Zu den Jugendwerken Boccaccio's gehören die weitſchichtigen erzählenden Gedichte, Schäferromane und Allegorien „Filoſtrato", „Filocopo", die „Teſeide" und der „Ameto", in welchen beſonders der Stil und die muſtergebende Behandlung der nachmals in der italiſchen Poeſie ſo wichtig gewordenen achtzeiligen Stanze (ottava rima) anzuerkennen iſt. Weit bedeutender jedoch iſt der Dichter in ſeiner Novellenſammlung „Decamerone", ſo betitelt, weil das Werk in zehn Tage und jeder Tag in zehn Novellen eingetheilt iſt. Durch dieſe Proſadichtung iſt Boccaccio der eigentliche Schöpfer der Novelle geworden, unerreichlich in Anmuth, Laune, lachender Lebensweisheit, Erfindung und gewandter Behandlung ſeiner Stoffe. Wen dieſer köſtliche Schäcker nicht zum Lachen bringt, kann nichts Beſſeres thun, als in ein Karthäuſerkloſter zu gehen.*) Nach der ernſten Seite hin hat ſich Boccaccio's Genius in dem Roman „Fiametta", in welchem er ſeine Geliebte Maria verherrlicht, am glänzendſten entfaltet.

Als hätte ſich mit den drei genannten Dichtern die poetiſche Zeugungskraft Italiens erſchöpft, blieben ſie lange ohne einen würdigen Nachfolger. Das dichteriſche Vermögen der Poliziano (geſt. 1494), Sannazaro (geſt. 1530) und des berühmten Staatsmannes Machiavelli (geſt. 1527) und Anderer war gering und nur Luigi Pulci (geſt. 1487) und Matteo Maria Bojardo (geſt. 1478) thaten ſich durch Aufnahme der von Boccaccio angeregten romantiſchen Heldendichtung, Pulci in ſeinem „großen Morgant", Bojardo in ſeinem „verliebten Roland" vor ihren Zeitgenoſſen hervor, während Triſſino (geſt. 1550) mit ſeinem Heldengedicht „das befreite Italien" und ſeinem Trauerſpiele „Sophonisbe" gänzlich verfehlte Werke lieferte.

Erſt mit Ludovico Arioſto (geb. 1474 zu Reggio, geſt. 1533 zu Ferrara) nahm die italiſche Poeſie einen neuen Aufſchwung. An Bojardo's verliebten Roland anknüpfend, hat Arioſto die damals gäng und geben romantiſchen Stoffe in ſeinem großen Gedichte „der raſende Roland (Orlando furioso)" zuſammengefaßt und dieſelben nach der ernſten und launigen Seite hin in unendlicher Mannigfaltigkeit mit Phantaſie, Witz und Volksthümlichkeit durchgebildet. Ernſter als Arioſto, bei dem der Scherz ſtets im Hinterhalt lauert, faßte die Aufgabe der romantiſchen Heldendichtung Torquato Taſſo (geb. 1544 zu Sorrent, geſt. 1595 zu Rom), der es in den 20 Geſängen ſeines „befreiten Jeruſalems (Gerusalemme liberata)" unternahm, ein chriſtliches Epos zu ſchaffen. Nicht die romantiſche Sage, ſondern die Geſchichte, die gewaltige Zeit der Kreuzzüge, legte er ſeinem Gedichte zu Grunde, das zwar dem Ideal der Epik bei weitem nicht nahe kommt, aber durch Tiefe des Gefühls, Macht der Begeiſterung und Muſik der Sprache ſtets eine unwiderſtehliche Anziehungskraft bewährt hat und bewähren wird. Als ſehr begabter Fortſetzer der Schäferpoeſie, welcher Taſſo in ſeinem „Aminta" gehuldigt, dichtete ſein Zeitgenoſſe Battiſta Guarini (geb. 1537, geſt. 1612) das idylliſche Drama „der treue Schäfer (pastor fido)", bewunderungswürdig durch die darin herrſchende Glut der Leidenſchaft und die theilweiſe mit glänzendem Erfolge beabſichtigte Verſchmelzung des antiken Geiſtes mit dem modernen. Im ſchroffen Contraſt zu der ernſten Richtung Taſſo's und Guarini's bildeten Berni (geſt. 1536) und Folengo (geſt. 1544) die Burleske, die hausbackene Komik des Volkslebens aus, welche dann in den (übrigens als Sittenſchildereien bedeutenden) Gemälden des Aretino (geſt. 1557) in craſſeſte Zügelloſigkeit ausartete.

Im 17. Jahrhundert befand ſich die italiſche Literatur in entſchiedenem Verfalle. Tonangeber der ſchwülſtigen, ſüßlichen und hohlen Poeſie dieſer Periode war Marini (geſt. 1625), der in ſeinem „Adone" allen Ungeſchmack ſeiner Zeit vereinigte. Aus der zahlloſen Schar der Dichterlinge, welche damals und noch lange nachher

---

*) Glücklich ihr [illegible], die ihr lachtet; gewiß der [illegible]
Schämte ſich nicht und warf euch hold' ein Lächeln [illegible] an.
Glücklich ihr da. Doch über den Alpen erreicht man [illegible]
Nicht mehr, in Deutſchland iſt man allzu gebildet und fromm.
Doch ſo iſt's immer! man [illegible]
Und nach dem Sündenfall kam erſt der Teufel in Noth.

W. Waiblinger.

ne Bänke der italischen Akademieen bevölkert hielten, sind blos der patriotische Lyriker Vincenzio di Filicaja (geb. 1642, gest. 1707) und der in Ariosto's und Tasso's Manier mit vielem Geschick in seinem Heldengedicht „Richardett (Ricciardetto)" verbindende Niccolo Forteguerra (geb. 1674, gest. 1735) als ehrenhafte Ausnahmen hervorzuheben und als ein Vorgänger des Letztern ist etwa Tassoni (gest. 1635) zu nennen, der in seinem Gedichte „der geraubte Eimer" einen epischen Stoff scherzhaft wandte.

Das 18. Jahrhundert schien eine dritte Blüthenperiode der italischen Poesie heraufführen und insbesondere im dramatischen Fache Bedeutendes leisten zu wollen; allein die Aussichten, welche große Talente in dieser Richtung eröffneten, bewahrheiteten sich keineswegs in vollkommener Weise. Nach dem Vorgange des Apostolo Zeno (gest. 1750), der sich hinwiederum auf die ehrenhaften, idyllischen Dramen Tasso's, Guarini's und Rinuccini's stützte, dichtete Pietro Metastasio (geb. 1698, gest. 1782) seine anmuthreichen Operntexte, in welchen der melodische Klang des italischen Idioms seinen höchsten Triumph feiert. Sein Zeitgenosse Giambattista Casti (geb. 1721, gest. 1803) pflegte das komische Element in der Oper, errang aber größere Anerkennung durch seine leichtfertigen „galanten Novellen" und durch sein satirisches Heldengedicht „die redenden Thiere." Dem höheren Lustspiel, dem dramatischen Sittengemälde widmete Carlo Goldoni (geb. 1707, gest. 1793) sein erfinderisches, sinnreiches Talent, während Carlo Gozzi (geb. 1718, gest. 1806) durch seine dramatisirten Feenmärchen dem altitalischen Larven- und Maskenspiel neue Nahrung zuführte. In der Tragödie versuchte sich Scipio Maffei (gest. 1755), wurde aber weit in Schatten gestellt durch Vittorio Alfieri (geb. 1749, gest. 1803), dessen republikanische Feuerseele es unternahm, mit der Bühne zugleich den Staat zu reformiren und durch seine strengen, herben, hochsinnigen Trauerspiele, deren er 21 dichtete, seine erschlafften Landsleute zur Wiedereroberung der alten Kraft, Größe und Freiheit anzuspornen. Auf dem von ihm betretenen Pfade gingen Vincenzio Monti (gest. 1828) und Pindemonte (gest. 1828) fort, wie auch Ugo Foscolo (gest. 1827), im Gebiete des Romans durch seine „letzten Briefe des Jacopo Ortis" ausgezeichnet, vorherrschend in Alfieri's Weise dichtete.

In der neuesten Zeit hat sich mit der italischen Nationalität auch die italische Literatur zu neuem Leben aufzuraffen gesucht. An die Stelle der abgebrauchten, vielfach mißverstandenen und mißdeuteten antiken Begriffe und Formen trat als verjüngendes Element die Romantik, deren Oberführer Alessandro Manzoni im Drama, Roman und in der Lyrik reiche Erfolge gewonnen und durch seine auf das Große, Gehaltvolle und Nationale gerichtete Poesie auf die Entwickelung des geistigen Lebens Italiens in der Gegenwart großen Einfluß geübt hat, wobei jedoch angemerkt werden muß, daß im Grunde die Gesinnung des Dichters höher anzuschlagen ist, als seine Productionskraft, die nur in seinen Tragödien über das Mittelmaaß hinausreicht. An innigen Herzenstönen übertrifft ihn der weiblich zarte, fromme, auch durch seine unglücklichen Schicksale bekannt gewordene Silvio Pellico, den wieder an Umfang des Talents, an dramatischem Nerv Giambattista Niccolini hinter sich läßt, welcher in seinen Tragödien mit Muth, Gluth und Glück die altrömische Gesinnung Alfieri's in entsprechenden Formen ausgeprägt hat und dessen neuestem Werke „Arnaldo da Brescia" man mit Recht großartige Anlage und energische Durchführung nachgerühmt hat. Die italischen Romandichter der Gegenwart, die Grossi, Rosini, d'Azeglio, Cantu, Ranieri sind eben nicht als bedeutend anzuerkennen und nur Guerrazzi ist als eigenthümliches Talent hervor zu heben. Der besten Zeiten Italiens aber war würdig der leider früh (1837) gestorbene Giacomo Leopardi, dessen schmerz- und gramvolle, von den erhabensten Gedanken und dem glühendsten Patriotismus getragene Lyrik ein Hauch Dante'schen Geistes beseelt und dessen Gesänge ohne Frage mit zu den wundervollsten Schöpfungen des italischen Genius gehören.

## 1.

## Dante.

### Die göttliche Comödie.

### 1.

### Der Hölleneingang.

(Hölle, Gesang 3.)

„Ich führe dich zur Stadt der Qualerkornen,
Ich führe dich zum unbegränzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlornen;
Mich schuf mein Meister aus Gerechtigkeit.
Die erste Liebe wollte, mich zu gründen,
Die höchste Weisheit und Allmächtigkeit.
Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Als Ewiges, und ewig daur' auch ich.
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!"
Die Inschrift sah' in dunkler Farbe ich
Vor meinen Blicken über einem Thore,
Drum sprach ich: „Herr,*) ihr Sinn beängstet mich."
Er aber sprach zu mir mit klugem Worte:
„Hier sei gemeiner Argwohn weggebannt,
Hier jede Feigheit todt an diesem Orte.
Wir sind zur Stelle, die ich dir genannt,
Hier wirst du jene Jammervollen schauen,
Die nicht den wahren Weg des Heils erkannt."
Er faßte meine Hand, daher Vertrauen
Durch sein Gesicht voll Muth auch ich gewann,
Dann führt' er mich in das geheime Grauen.
Gleich hob Geächz, Geschrei und Klagen an,
Laut durch die sternenlose Luft ertönend,
So daß ich selber weinte, da's begann.
Verschied'ne Laute, Worte, gräßlich dröhnend,
Handschläge, Klänge heiserer Geschreie,
Die Wuth, aufkreischend, und der Schmerz, erstöhnend —

---

*) Dante redet hier den Dichter Virgil an, welcher ihm zum Führer durch die Jammerstätte dient.

Dies Alles wogte tobend fort, als kreiſ'
Im Wirbel Sand, durch Lüfte, die zu ſchwärzen
Es keiner Nacht bedarf, im ew'gen Kreis.
Und ich, noch blöden Sinns und bang im Herzen,
Sprach: „Meiſter, welch Geſchrei, das ſich erhebt?
Wer iſt doch hier ſo ganz beſiegt von Schmerzen?“
Und er: „Der Klang, der durch die Lüfte bebt,
Kommt von den Jammer-Seelen jener Weſen,
Die ohne Schimpf und ohne Lob gelebt.
Vermiſcht ſind ſie den Nicht-Guten und Nicht-Böſen
Mit jenen Engeln, die ſich nicht empört
Und Gott nicht treu und nur für ſich geweſen.
Der Himmel ſtößt die Seelen ſonder Werth
Als Flecken aus, und aus die Verdammten jagen
Sie gleichfalls fort, nach ſolchem Volk gewehrt.“
Und ich: „Mein Meiſter, ſprich, warum ſie klagen?
Was iſt das Leiden, das ſo hart ſie drückt?“
Er ſprach dagegen: „Das will ich kurz dir ſagen.
Des Todes Hoffnung iſt dem Volk entrückt.
Ihr blindes Leben ſinkt und immer trüber
Scheint ihrem Neid jed' andres Loos beglückt.
Sie laſſen Kunde aus der Welt hinüber,
Von Milde und Gerechtigkeit verſchmäht.
Laß ab von ihnen: Schau', und geh vorüber!“
(Streckfuß.)

---

## 2.

## Francesca von Rimini.

(Hölle, Geſang 5.)

So ging's hinab vom erſten Kreis zum zweiten,
Der größern Schmerz umſchließt an kleinerm Ort,
Wo Wehgeheul und Winſeln ſich verbreiten.
Minos ſteht furchtbar zähnefletſchend dort,
Erforſcht hier alle Schuld, erkennt und ſendet
Dann, je nachdem er ſich umwindet, fort.
Ich ſage: Wenn ein Sündenleben endet,
So kommt vor ihn, ſo beichtet ihm der Geiſt.
Der Sündenkenner, der nach Recht gewendet,
Zum rechten Höllenplatze Jeden weiſ't,
Schickt dann ſie ſo viel Grad' hinab zur Hölle,
Als oft er ſich mit ſeinem Schweif umkreiſ't.
Von vielem Volk iſt ſtets beſetzt die Schwelle
Und nach und nach kommt Jeder zum Gericht,
Spricht, hört und ſinkt zu der beſtimmten Stelle.
„Du, der in dieſe Qualbehauſung bricht,“
So rief mir Minos, als er mich erſehen,
Und ließ darob die Übung großer Pflicht:
„Schau', wenn du trau'ſt; leicht iſt's hineinzugehen,
Doch täuſche nicht dich ein geräum'ger Drang.“
Mein Führer drauf: „Laß dir den Grimm vergehen!
Nicht hemm' ſo den verhängnißvollen Gang!
Dies wollen's dort, die können, was ſie wollen.
Nicht mehr gefragt, denn unſer Weg iſt lang.“
Bald hört' ich nun, wie Jammertön' erſchollen,
Denn ich gelangte endlich zu dem Schlund,
Von Klag' und vom Geheul der Angſt umgeben,
Jammernd tief erdröhnend' am dunklen Grund,
Das brüllte, wie, wenn ſich die Stürme erheben,
Beim Kampfe der Winde laut das Meeresgrund.
Nie ruht der Höllen-Wirbelwind vom Leben
Und treibt zu ihrer Qual die Geiſter fort
Und dreht ſie um nach unten und nach oben.
Und ſind ſie nun am Rand des Abgrunds dort,
Da heulen ſie, da ächzen ſie und klagen
Und fluchen Gott mit wild verruchtem Wort.
Und ich vernahm hier, daß zu ſolchen Plagen
Verdammt die fleiſchlichen Verbrecher ſind,
Die mit dem Triebe die Vernunft verjagen.
Wie ihren Flügeln, wenn der Froſt beginnt,
Ein dichtgedrängter breiter Zug von Staaren,
So ſieht man ſie in jenem Wirbelwind
Dorthin und dort, hinauf, hinunter fahren,
Geſtärkt von keiner Hoffnung, minder Leid,
Geſchweige jemals Ruhe zu erfahren.
Wie Kraniche, zum Streifen lang gereiht,
In hoher Luft die Klagelieder krächzen,
So ſah ich nun von des Sturms Gewaltſamkeit
Die Schatten hergeweht mit bangem Ächzen.
„Wer ſind die, Meiſter, welche her und hin
Der Sturmwind treibt und die nach Ruhe lechzen?“
So ich — und er: „Die Jener Führerin,
Von welchen du gewünſcht Bericht zu hören,
War vieler Zungen große Kaiſerin.
Sie ließ von Wolluſt alſo ſich bethören,
Daß ſie für das Gelüſt Geſetz' erfand,
Um aus der tiefen Schmach ſich zu empören.
Sie iſt Semiramis, wie allbekannt,
Nachfolgerin des Ninus, ihres Gatten,
Einſt herrſchend in des Sultans Staat und Land.
Dann ſie, die, ungetreu Sichäus' Schatten,
Aus Liebe ſich dem Tode ſelbſt geweiht.
Sieh dann Kleopatren im Flug ermatten.“
Auch Helena, die Urſach' böſer Zeit,
Achillen ſah ich ſich im Sturme heben,
Den Lieb' hinabgeführt in's letzte Leid.
Den Paris ſah ich dort, den Triſtan ſchweben
Und tauſend Andre zeigt' und nannt' er dann,
Die Liebe fortgejagt aus unſerm Leben.
Lang hört' ich den Bericht des Lehrers an
Von vielen Rittern und den Frau'n der Alten,
Voll Mitleid und voll Angſt, bis ich begann:
„Mit jenen Zwei'n, die ſich zuſammenhalten,
Die, wie es ſcheint, ſo leicht im Sturme ſind,
Möcht' ich, o Dichter, gern mich unterhalten.“
Und er darauf: „Gib Achtung, wenn der Wind
Sie näher führt, dann bei der Liebe bitte,
Die Beide führt, da kommen ſie geſchwind.“
Kaum waren ſie geweht in unſre Nähe,
Als ich begann: Gequälte Geiſter, weilt,
Wenn's Niemand wehrt und ſagt uns euer Weh.“
Gleich wie ein Taubenpaar die Lüfte theilt,
Wenn's mit weit ausgebreiteten feſten Schwingen
Zum ſüßen Neſt herab voll Sehnſucht eilt;
So ſah ich ſie dem Schwarme ſich entringen,
Bewegt vom Ruf der heißen Ungeduld,
Und durch den Sturm ſich zu uns niederſchwingen.
„O du, der uns beſucht voll Güt' und Huld
In purpurſchwarzer Nacht, uns, die die Erde
Vordem mit Blut getüncht durch unſ're Schuld,
Gern bäten wir, daß Fried' und Ruh' dir werde,
Wär' uns der Fürſt des Weltenalls geneigt,
Denn dich erbarmt der ſeltſamen Beſchwerde.
Was ihr zu hör'n und Reden Luſt bezeigt,
So reden wir, ſo leih'n wir euch die Ohren,
Wenn nur, wie eben jetzt, der Sturmwind ſchweigt.
Ich ward am Meeresſtrand in der Stadt geboren,
Wo ſeinen Lauf der Po zur Ruhe lenkt,
Bald mit dem Flußgefolg im Meer verloren.
Die Liebe, die in edles Herz ſich ſenkt,
Fing dieſen durch den Leib, den ſchönen, ſchnelle,
Der mir geraubt ward, wie's noch jetzt mich kränkt.
Die Liebe, die Geliebte ſtets berückt,
Ergriff für dieſen mich mit ſolchem Brande,
Daß, wie du ſiehſt, ſie jetzt noch uns umſtrickt.
Die Liebe hat uns in ein Grab geſendet.
Kaina harret deß, der uns erſchlagen.“
Der Schatten ſprach's, und Beide zugewendet,
Vernehmend der bedrängten Seelen Klagen,
Neigt' ich mein Angeſicht und hielt's geſenkt.
„Was denkſt du?“ hört' ich drauf den Führer fragen.
„Weh',“ ſprach ich, „welche Glut, die ſie verzückt,
Welch ſüßes Sinnen, liebendes Begehren,
Hat ſie zu dieſem Qualenort entrückt!“

Drauf säumt' ich nicht, zu Jenen mich zu kehren;
„Francesca," so begann ich nun, „dein Leid
Drängt mir in's Auge fromme Mitleidszähren.
Doch sage mir: In süßer Seufzer Zeit,
Wodurch und wie verlieh die Lieb' euch Beiden
Den zweifelhaften Wunsch der Zärtlichkeit?"
Und sie zu mir: „Gibt's wohl ein größ'res Leiden,
Als schöner Zeit Erinn'rung bei der Wuth
Des Mißgeschicks? Dein Meister mag's entscheiden.
Doch forschest du dem Ursprung unsrer Glut
So eifrig nach, so sollst du ihn erfahren
Durch meine Red' und meine Thränenflut.
Wir lasen einst zur Lust von den Gefahren
Des Lancelot und wie ihn Lieb' umwand't,
Wobei wir einsam und ohn' Argwohn waren.
Oft war beim Lesen unser Blick entbrannt,
Daß unsre Wang' entfärbte — doch eine Stelle,
Nur eine war es, die uns überwand.
Denn wie des heißersehnten Lächelns Quelle
Im Buche küßt der Buhle, stolz und hehr,
Da naht' auch mir mein ewiger Geselle,
Da küßte zitternd meinen Mund auch er —
Galeotto war das Buch, und der's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr."
Der eine Schatten sprach's, der and're faßte
Sich kaum vor Weinen und mir schwand der Sinn
Vor Mitleid, daß ich wie im Tod erblaßte,
Und wie ein Leichnam hinfällt, fiel ich hin.

(Streckfuß.)

## 3

## Ugolino.

(Hölle, Gesang 32 und 33.)

Wir gingen fort und etwas weiter vor
War, Haupt auf Haupt gedrückt, ein Paar zu finden,
Das sich in einem Loch zusammenfror.
Und wie man nagt an dürrem Brot und Rinden,
So nagt' am Untern der, der oben war,
Da, wo sich Nacken und Gehirn verbinden.
Wie Tydeus einst, geweiht dem Tode zwar,
Doch seine Zähn' in Menalipp geschlagen,
So macht' es der mit Schädel, Fleisch und Haar.
„O du, der du mit viehischem Behagen
Den Haß an diesem stillst, den du verzehrst,
Weshalb," begann ich, „magst du dich beklagen?
Daß wenn du mich von deinem Recht belehrst,
Und wer er sei und was dein Nagen räche,
So mach' ich, daß du dort zu Ehren kehrst,
Wenn diese nicht verdorrt, mit der ich spreche."
Den Mund erhob vom schauervollen Schmaus
Der Sünder jetzt, und wischt' ihn mit den Locken
Des angefress'nen Hinterkopfes aus.
Er sprach: „Du willst zum Reden mich verlocken?
Verzweiflungsvollen Schmerz soll ich erneu'n,
Bei dess Erinn'rung schon die Pulse stocken?
Doch darf ich hoffen, Saaten auszustreu'n,
Die Schmach als Frucht für den Verräther bringen,
Nicht Worte werd' ich dann, noch Thränen scheu'n.
Zwar, wer du bist, wie du hieher zu dringen
Gelangen, weiß ich nicht, doch schien vorhin
Wie Florentiner-Laut dein Wort zu klingen;
Drum höre jetzt: ich war Graf Ugolin,
Erzbischof Roger er, den ich zerbissen.
Nun horch, warum ich solch ein Nachbar bin.
Zwar, daß er mich, der ich auf sein Gewissen
Vertraute, fing durch seinen argen Rath
Und dann mich tödtete, das wirst du wissen.
Doch wie der Tod mir qualenvoll genaht,
Das weißt du nicht — so hör' es, um zu schauern,
Und sprich, ob Haß mir ziemt für solche That.
Ein enges Loch in des Verließes Mauern,
Durch mich benannt vom Hunger, wo gewiß
Fortan noch Manche fest verschlossen trauern,
Es zeigte kaum nach nächt'ger Finsterniß
Das erste Zwielicht, als ein Traum voll Grauen
Der dunkeln Zukunft Schleier mir zerriß.
Er jagt', als Herr und Meister durch die Auen
Den Wolf und seine Brut zum Berge hin,
Der Pisa hindert, Lucca zu erschauen.
Mit Hunden, mager, schnell, von gier'gem Sinn,
Und mit Lanfranc, Gualand und mit Sismunden
Zog dieser vor der wilden Jagd dahin.
Bald schien im Lauf des Wolfes Kraft geschwunden
Und seiner Jungen Kraft, und bis zum Tod
Sah ich von scharfen Zähnen sie verwunden.
Als ich erwacht' im ersten Morgenroth,
Da jammerten im Schlafe noch die Meinen,
Die bei mir waren, und verlangten Brot.
Theilst du nicht meinen Schmerz, so theilst du keinen,
Und denkst du, was mein Herz mir kund gethan,
Und weinest nicht, wann pflegst du dann zu weinen?
Schon wachten sie, die Stunde naht' heran,
Wo man uns sonst die Speise bracht', und Jeden
Weht' ob des Traumes Unglücksahnung an.
Verriegeln hört' ich unter mir den öden
Grau'nvollen Thurm — und ins Gesicht sah ich
Den Kindern allen, ohn' ein Wort zu reden.
Ich weinte nicht, so starrt' ich innerlich.
Sie weinten, und Anselm, mein Kleiner, fragte:
Du blickst so, Vater! ach, was hast du? sprich!
Doch weint' ich nicht, und diesen Tag lang sagte
Ich Nichts, und nicht die Nacht, bis abermal
Des Morgens Licht der Welt im Osten tagte.
Als in mein jammervoll Verließ sein Strahl
Ein wenig fiel, da schien es mir, ich schaue
Auf vier Gesichtern mein's und meine Qual;
Da biß ich mich vor Schmerz in beide Hände.
Und Jene, während, daß ich es aus Gier
Nach Speise thät', erhoben sich behende
Und schrie'n: Iß uns, dann leiden minder wir!
Wie wir von dir die arme Hüll' erhalten,
O so entkleid' uns, Vater, auch von ihr.
Da sucht' ich ihrethalb mich still zu halten;
Stumm blieben wir den Tag, den andern noch.
Und du, o Erde, konntest dich nicht spalten!
Als wir den vierten Tag erreicht, da kroch
Mein Gaddo zu mir hin mit leisem Flehen:
Was hilfst du nicht? Mein Vater hilf mir doch!
Dort starb er — und so hab' ich sie gesehen,
Wie du mich siehst, am fünften, sechsten Tag,
Jetzt den, jetzt den hinsinken und vergehen.
Schon blind, tappt' ich daher, wo Jeder lag,
Rief sie drei Tage, seit ihr Blick gebrochen,
Bis Hunger that, was Kummer nicht vermag." —
Und scheelen Blickes fiel er, dies gesprochen,
Den Schädel an, den er zerriß, zerbrach,
Mit Zähnen wie des Hundes, stark für Knochen.
O Pisa, du des schönen Landes Schmach,
In dem das si erklingt mit süßem Tone,
Sieht träg dein Nachbar deinem Frevel nach,
So schwimme her Capraja und Gorgone,
Des Arno Mund zu stopfen, daß die Flut
Dich ganz ersäuf' und keiner Seele schone.
Denn, wenn auch Ugolino's Frevelmuth,
Wie man gesagt, die Schlösser dir verrathen,
Was schlachtete die Kinder deine Wuth?
O neues Theben, war an solchen Thaten
Unschuldig nicht das zarte Knabenpaar,
Das ich genannt, nicht Hugo sammt Brigaten! —

(Streckfuß.)

## 4.

## Satan.

(Hölle, Geſang 34.)

Uns naht des Höllenkönigs Panier!
Schau hin, ob du vermagſt, ihn zu erſpähen,
So ſprach mein edler Meiſter jetzt zu mir.
Und wie, wenn dichte Nebel auf uns wehen,
Wie in der Dämmerung, vom fernen Ort
Windmühlenflügel ausſehn, die ſich drehen,
So ſah ich jetzt ein Gebäude dort –
Nichts fand ich ſonſt, mich vor dem Wind zu decken,
Drum drängt' ich jetzt mich hinter meinen Hort.
Dort war ich, wo – ich ſing' es noch mit Schrecken –
Die Geiſter, in durchſicht'ges Eis gebannt,
Ganz drin, wie Splitterchen im Glaſe ſtecken.
Der lag darin geſtreckt und Mancher ſtand,
Der aufrecht, jener auf dem Kopf; der bückte
Sich ſprenkelkrumm, das Haupt zum Fuß gewandt.
Indem ich hinterm Meiſter vorwärts rückte,
Sprach er zuletzt: „Das Weſen zeig' ich dir,
Das einſt die Schönheit eines Engels ſchmückte.
Mit dieſen Worten trat er weg von mir
Und ſagte dann ſofort: „Bleib', um den Dis zu ſchauen,
Doch ſtark zu ſein und muthig gilt es hier."
Wie ich da ſtarr und heiſer ward vor Grauen,
Darüber ſchweigt, o Leſer, mein Bericht,
Denn keiner Sprache läßt ſich dies vertrauen.
Nicht ſtarb ich hier, doch lebend blieb ich nicht.
Nun denke, was dem Zuſtand deſſen gleiche,
Dem Tod und Leben allzugleich gebricht.
Der Kaiſer von dem thränenvollen Reiche
Entragte mit der halben Bruſt dem Eis,
Und wie ich eines Rieſen Maß erreiche,
Erreicht' ein Rieſe ſeines Armes Maß.
Nun ſiehſt du ſelbſt das ungeheure Weſen,
Dem ſolch ein Glied verhältnißmäßig ſaß.
Iſt er, wie häßlich jetzt, einſt ſchön geweſen
Und hat den güt'gen Schöpfer doch bedroht,
So muß er wohl der Quell ſein alles Böſen.
O Wunder, das ſich hier dem Auge bot!
Mit drei Geſichtern ſah ich ihn erſcheinen,
Von dieſen aber war das vordre roth.
Die beiden andern fügten ſich dem einen
So an, daß jedes ob der Schulter ſtand,
Um oben ſich beim Kamme zu vereinen.
Weißgelblich war das Antlitz rechter Hand,
Das linke jenen gleich, die in den Landen
Jenſeits des Nilfalls Sonnenglut verbrannt.
Groß, angemeſſen ſolchem Vogel, ſtanden
Zwei Flügel unter jedem weit heraus,
Die wir den Segeln gleich, nur größer, fanden,
Doch federlos, wie die der Fledermaus.
Die flatterten ohn' Unterlaß und ſandten
Drei Winde nach verſchiedner Richtung aus,
Die hielten den Cocyt mit Eis verſchloſſen.
Sechs Augen waren nie von Thränen frei,
Die auf das Kinn in blut'gem Geifer floſſen.
Und einen armen Sünder malmt' entzwei
Und [illegible] jeder Mund, [illegible] zerbiſſen,
Flachsbrechen gleich, die ſcharfen Zähne drei.
Dem vordern Mund ſchien damit ſein Beißen,
Verglichen mit den ſcharfen Klau'n, zu fein,
Die oft die Haut vom Fleiſch des Sünders riſſen.
Da ſprach Virgil: „Sieh' hier die größte Pein!
Iſcharioth's Kopf ſteckt zwiſchen ſcharfen Zangen
Und außen zappelt er mit Arm und Bein.
Zwei Andre ſieh', den Kopf nach unten hängen;
Hier Brutus an der ſchwarzen Schnauze Schlund
Sich ohne Laute winden, drehn und drängen;
Dort Caſſius, ſtattlich, wohlbeleibt und rund –
Doch naht die Nacht, drum ſei jetzt fortgegangen,
Denn ganz erſchaut iſt nun der Hölle Grund."

(Streckfuß.)

## 5.

## Beatrice's Erſcheinen.

(Fegefeuer, Geſang 30.)

Sobald das Siebengeſtirn des höchſten Himmels,
Das niemals Niedergang gekannt, noch Aufgang,
Noch andrer Wolke Schleier, als der Sünde,
Und welches dort Jedweden achtſam machte
Auf ſeine Pflicht, wie jenes Tiefre auch thut,
Das unſer Steuer lenkt, zum Port zu kommen,
Nun ſtill ſtand: wandte die wahrhafte Heerſchaar,
Die zwiſchen ihm gekommen und dem Greifen,
Sich hin zum Wagen, als nach ihrem Frieden.
Und ihrer Einer, wie geſandt vom Himmel,
„Veni Sponsa de Libano!" rief ſingend
Er dreimal auf, und all' die Andern nach ihm.
Wie einſt bei'm jüngſten Ruf die Sel'gen eilend
Erſtehen Jeglicher aus ſeiner Höhle,
Ihr wieder ſie umhüllend Fleiſch erhebend;
So hoben auf dem göttlichen Geräthe
Sich Hunderte, ad vocem tanti senis,
Der Diener und der Boten ew'gen Lebens.
Sie ſprachen All': Benedictus qui venis!
Und Blumen werfend aus der Höh' und ringsher
Manibus o date lilia plenis!" –
Ich ſahe ſchon im Anbeginn des Tages
Den morgendlichen Theil ganz roth erfüllet,
Den andern Himmel ſchön geziert mit Heitre,
Und dann der Sonn' Antlitz verdunkelt aufgehn,
Alſo daß, ob der Mäßigung durch Dünſte,
Das Aug' es lange Zeit hindurch ertragen,
Alſo inmitten einer Blumenwolke,
Die aus der Engel Händen ſich erhebend,
Herniederregnet innen ſo wie außen:
Bekränzt mit Oelzweig auf dem weißen Schleier,
Erſchien ein Weib mir unter grünem Mantel,
Gekleidet in lebend'ger Flamme Farbe.
Mein Geiſt jedoch, da ſchon ſo viel der Zeiten
Vergangen, daß in ihrer Näh' er nimmer
Erzitternd vor Erſtaunen hingeſunken,
Fühlt', eh' er mit den Augen mehr erkannte,
Durch hehre geheime Kraft von ihr gereget,
Die große Mächtigkeit der alten Liebe!
Sobald als in dem Anblick mich getroffen
Die hehre Kraft, die früher mich durchdrungen,
Eh' ich dem Knabenalter noch entlaufen:
Wandt' ich zur Linken mich, mit der Befängniß,
Mit der das Kind hineilet zu der Mutter,
Wenn Furcht es ſcheut oder tief betrübt iſt,
Um zu Virgil zu ſagen: „Keine Drachme
Von Blut iſt mir geblieben, die nicht zittert:
Ich kenn' die Zeichen der uralten Flamme!"
Allein Virgil hatt' uns verlaſſen, ſeiner
Beraubt, Virgil, der holde, ſüße Vater,
Virgil, dem ich zu meinem Heil mich hingab!
Nicht wie viel einſt verlor die erſte Mutter,
Half da den Wangen, was ihr Thau gereinigt,
Daß weinend ſie nicht wieder trübe wurden.
„Dante, wenn auch Virgilius hinweggeht,
Nicht weine drum, nur weine noch nicht jetzt,
Denn weinen mußt du noch ob andern Schwertes."
Gleichwie ein Admiral hingeht zu Steuer
Und Schnabel, nach dem Volk zu ſchauen, was Dienſt thut
Auf andern Schiffen, und zur Pflicht ermuntert:
So auf der linken Seite jenes Wagens,
Als ich bei meines Namens Laut mich wandte,
Der aus Nothwendigkeit hier eingeſchrieben,
Sah ich die Frau, die mir vorher verhüllet
Erſchienen unter jener Engelfeier,
Ueber den Bach auf mich die Augen richten.
Obwohl der Schleier, der ihr Haupt beſchattet,
Umkränzet von den Zweigen der Minerva,
Sie noch nicht offenbar erſcheinen laſſen:

In Wahrheit noch unmilde von Gebärde,
Fuhr fort ſie, gleich als Einer, welcher redet
Und ſich noch vorbehält das wärmſte Sprechen:
„Schau recht, wohl bin, wohl bin ich Beatrice.
Geruhteſt endlich du dem Berg zu nahen!
Nicht wußteſt du, daß hier der Menſch glückſelig?“
Die Augen ſanken tief zum klaren Quell mir,
Doch ſchaut' ich mich in ihm, wandt' ich in's Gras ſie:
Solch eine Scham beſchwerte mir die Stirne.
So ſcheint die Mutter ihrem Kinde herbe,
Wie ſie mir ſchien; denn aus dem Bittern ſchmeckt' ich
Heraus die Süße der ſo ſtrengen Milde.
Sie ſchwieg nun ſtill; die Engel aber ſangen
Urplötzlich: „In te Domine ſperavi!“
Doch über „pedes meos“ nicht mehr weiter.
Wie Schnee wohl, zwiſchen wachſendem Gebälke,
Zuſammenfrieret auf Italiens Rücken,
Geweht und feſt gemacht von ſlav'ſchen Stürmen,
Dann flüſſig werdend in ſich ſelbſt verträufelt,
Wenn haucht das Land, wo ſich verliert der Schatten;
So daß es ſcheint, als ſchmelz' Glut eine Kerze:
So war ich ohne Thränen, ohne Seufzer,
Eh' Jene ſangen, deren Weiſe immer
Nachfolgt den Weiſen der ew'gen Kreiſe;
Doch als ich dann in ihren ſüßen Klängen
Vernahm ihr Mitleid mit mir, mehr als hätten
Geſagt ſie: Frau, was peinigſt du ihn alſo?
Da ward der Froſt, der mir um's Herz gezwängt war,
Zu Hauch und Waſſer und mit Schluchzen ging er
Hervor durch Mund und Aug' aus meinem Buſen.
Sie, unbewegt ganz auf dem rechten Schenkel
Des Wagens ſtehend, wendete die Rede
Nunmehr zu den holden Weſen alſo:
„Ihr wachet in dem endloſen Tage,
So daß nicht Nacht, nicht Schlaf euch einen Schritt
raubt,
Den thut die Zeitlichkeit auf ihrem Wege:
So iſt gefliſſentlich ſo meine Antwort,
Daß mich vernehme der da drüben weinet,
Damit ſo Schuld als Leid von gleichem Maß ſei.
Nicht nur durch die Gewalt der großen Kreiſe,
Die jedes Saatkorn bringt zu einem Ziele,
Wie eben es geleiten die Geſtirne,
Nein, auch durch Segnungen göttlicher Gnade,
Die aus ſo hohen Wolken niederregnen,
Daß unſre Blicke dort nicht nahen können,
War der da ſo in ſeinem neuen Leben
Mit Kraft geſtählt, daß jede gute Sitte
Sich wunderbar an ihm erwieſen hätte:
Doch um ſo ſchlimmer wird und um ſo wilder
Ein Land durch böſe Saat und ungepfleget,
Als es in ſich der Erde gute Kraft hat.
Ich hielt ihn ein'ge Zeit mit meinem Antlitz;
Ihm zeigend meine jugendlichen Augen
Führt' ich mit mir ihn gradaus gerichtet;
Allein, ſobald gekommen ich zur Schwelle
Des zweiten Alters und mein Leben tauſchte,
Entzog er mir ſich und ergab ſich Andern.
Als aus dem Fleiſch ich mich zum Geiſt erhoben
Und Schönheit mir und Tugend war gewachſen,
War ich ihm weniger genehm und theuer;
Er wandte ſeine Schritt' auf falſche Wege,
Nachfolgend trügeriſchen Glücksgeſtalten,
Die kein Verſprechen dann gänzlich erfüllen.
Eingebungen ihm ſenden, half mir auch nicht,
Womit ich ihn im Schlaf und anderwärts auch
Zurückrief; ſo wenig ſorgt' er deſſen.
So tief fiel er hinab, daß alle Lehren
Zu ſeinem Heil nicht reichten; außer daß ihm
Gezeiget wurden die verlornen Schaaren:
Deshalb beſuchte ich der Todten Ausgang,
Drum ſind zu dem, der ihn hinauf geführet,
Mit Thränen hingetragen meine Bitten.
Das hohe Schickſal Gottes wär' zertrümmert,
Wenn Lethe überſchritten wär', und Labung
Der Art gekoſtet, ſonder eine Zahlung
Von Reue, welche Thränen niederſtrömet.

(Kopiſch.)

## 6

## Die Himmelsroſe.

(Paradies, Geſang 30 und 31.)

Von uns entfernt, vielleicht ſechstauſend Meilen,
Glüht heiß die ſechſte Stund' und dieſer Erdtheil
Senkt faſt den Schatten ſchon in's ebne Bette,
Indem des Himmels Mitte hoch gewölbet
Uns ſo beginnt zu werden, daß manch' Sternlein
Den Schein verlieret bis zu dieſem Grunde;
Und wenn die hellſte Dienerin der Sonne
Mehr vorwärts geht, verſchließet ſich der Himmel
Von Blick zu Blick, bis auf den allerhellſten:
Nicht anders war's mit jener Siegesfeier,
Die ſtets den Punkt umſchließt, der mich bewältigt,
Von dem umſchloſſen ſcheinend, was er einſchließt;
Denn nach und nach erloſch ſie meinem Blicke,
Weshalb zu Beatricen meine Augen
Zurückzuwenden zwang Nichtsſchau'n und Liebe.
Wenn, was bis jetzt von ihr geſprochen worden,
Geſchloſſen würde in ein einzig Lob nur,
Es würde ſelbes dießmal nicht reichen.
Die Schönheit, die ich ſahe, überſchreitet
Nicht bloß, was hier bei uns, nein, ſicher glaub' ich,
Daß nur ihr Schöpfer ſicher ſie genießet.
Bei dieſem Schritt bekenn' ich mich beſieget,
Mehr als noch jemals von des Stoffes Hoheit
Ein Komiker, ein Tragiker beſiegt war!
Denn wie die Sonn' ein Auge, das mehr zittert,
Alſo vermindert jenes ſüßen Lächelns
Gedenken mein Gedächtniß in ihm ſelber.
Vom erſten Tag' an, als ich ſchaut' ihr Antlitz
Im niedern Leben bis zu jenem Schauen,
Iſt meinem Sang das Folgen nicht benommen;
Nun aber muß mein Folgen mit der Dichtung
[illegible] bleiben hinter ihrer Schönheit,
[illegible] der Vollendung jeder Künſtler:
So, daß ich ſie [illegible] von meiner [illegible]
[illegible] führet ihren [illegible]
Mit [illegible] Führerin Gebärd' und Stimme
Begann ſie: „Aus dem größten Körper ſind wir
Geſtiegen nun zum Himmel, der nur Licht iſt,
Geiſtiges, reines Licht, erfüllt von Liebe,
Und wahren Gutes Lieb', erfüllt von Wonne,
Und Wonne überſteigend jede Süße.
Hier wirſt du ſchauen beide Heerſchaaren
Des Paradieſes, eine mit dem Antlitz,
Wie du es ſchaueſt bei dem letzten Richterſpruch.“
Wie ſchnelles Blitzen, welches ganz zerſtreuet
Die Geiſter des Geſichts, daß es das Auge
Beraubt des Schauens auch der größten Dinge,
Alſo umblitzte lebend'ges Licht mich
Und ließ umhüllet mich von ſolchem Schleier
Seines Gefunkels, daß mir Nichts erſchienen.
„Stets eint die Liebe, welche dieſen Himmel
Umfriedet, ſolche Heilskraft, um die Kerzen
Bereit zu ſchaffen für derſelben Flamme.“ —
Nicht ſchneller waren dieſe kurzen Worte
In mich gedrungen, als ich ſchon begriffen,
Daß über meine Kraft ich jetzt emporſtieg.
Und neue Sehkraft ward in mir entzündet,
So daß kein Licht ſo lauter iſt und helle,
Daß meine Augen ihm nicht Stand gehalten.
Und Licht erblickt' ich in Geſtalt von Strome,
Von Glanz erſchimmernd zwiſchen zweien Ufern,
Die beid' ein wunderbarer Frühling malte.

Dem Strom entſtoben da lebend'ge Funken
Und ſenkten überall ſich in die Blumen,
Wie ein Rubin, den ringsher Gold umringet.
Dann tauchten, wie berauſchet von den Düften,
Auf's Neu' ſie in den wunderbaren Strom ſich
Und ſank der eine, ging hervor ein andrer.
„Der hohe Wunſch, der dich entflammt und antreibt,
Kunde von dem zu haben, was du ſieheſt,
Er freuet mich jemehr, jemehr er zunimmt.
Allein von dieſem Waſſern mußt du trinken,
Eh' ſo gewalt'ger Durſt in dir geſtillt wird.“ —
So ſprach zu mir die Sonne meiner Augen
Und ſchloß daran: „Der Strom und die Topaſe,
Die ein- und ausgeh'n, und der Pflanzen Lachen
Sind dunkles Vorſpiel ihres wahren Zuſtands;
Doch nicht, als ob an ſich ſo unreif wären
Die Dinge ſelbſt; in dir nur liegt der Mangel,
Der noch nicht Blicke hat für ſolche Höhe.“
Kein Kind verlangt ſo ſchnell mit ſeinem Antlitz
Gewendet nach der Milch, wenn es erwachet
Um mehr verſpätet, als es ſonſt gewohnt iſt,
Als ich, um beſſ're Spiegel mir zu ſchaffen
Aus meinen Augen, mich zur Fluth hinneigte,
Die quillt, daß man darin vollkommen werde.
Und wie der Saum von meinen Augenlidern
Nun aus ihr trank, da ſchien ſie mir urplötzlich,
Die früher lang hinfloß, im Kreis zu ſtrömen.
Denn wie in Larven eingehüllte Leute
Anders ausſehn als erſt, wenn die Geſtalt ſie
Die fremde tauſchen, drin ſie erſt verſchwanden:
So wandelten ſich mir in höh're Feier
Die Blumen und die Funken, daß ich ſchaute
Geoffenbart die Himmelshöfe beide.
O Gotteslichter Glanz, durch den ich ſchaute
Den hohen Siegszug des wahrhaften Reiches,
Gib Kraft mir, daß ich ſag', wie ich ihn ſchaute!
Licht iſt da droben, welches ſichtbar machet
Den Schöpfer dem Geſchöpfe welches einzig
In ſeinem Anſchau'n ſeinen Frieden findet;
Und breitet in kreisförmiger Geſtalt ſich
So weit hinausgeſchwungen, daß ſein Umfang
Der Sonn' ein allzuweiter Gürtel wäre.
Aus Strahl entſteht all ſein Erſcheinen, ſtrahlend
Zurück von der Höh' des erſten Umſchwungs,
Der Leben, ſo wie Kraft von hier empfähet.
Und wie ein Hang ſich bis zum Gipfel ſpiegelt
Im Waſſer, wie um ſich geſchmückt, zu ſchauen,
Sobald er Fülle hat von Gras und Blumen:
Sah ich im Licht darüber ringsher, ringsher
Sich ſpiegeln auch weit mehr als tauſend Sitzreihn,
Wie viel von uns zurückgekehrt nach droben.
Und nimmt da ſchon die unterſte der Stufen
So mächtig Licht auf, wie groß iſt der Umfang
Derſelben Roſe in den höchſten Blättern!
Mein Blick in jener Weit' und jener Höhe
Verlor ſich nicht, nein, er empfahm dort Alles,
Das wieviel und Das wie derſelben Wonne.
Nicht Näh', nicht Ferne bringt da oder raubet;
Denn da, wo Gott unmittelbar regieret,
Wird von Naturgeſetz Nichts aufgehoben.
Hinein in's Gelbe dieſer ew'gen Roſe,
Die ſich ausbreitet, abſtuft und des Lobes
Geruch zur Sonne haucht, die immer lenzet,
Gleich Einer, welche ſchweigt und reden möchte,
Zog Beatrice mich und ſagte: „Schaue,
Wie reich die Schar iſt in den weißen Stolen!
Schau unſre Stadt, wie weit ſie rings umhergeht,
Und ſiehe unſre Stufen ſo erfüllet,
Daß man nur wenig Volk noch dort erwartet.
Auf jenem großen Sitz, wohin dein Auge
Du lenkſt der Krone halb, die drauf gelegt iſt,
Wird, eh' an dieſem Hochzeitmahl du Theil nimmſt,
Die drunten zum Auguſt gekrönte Seele
Des hohen Heinrich's ſitzen, die Italien
Zu heilen kommen wird, eh' es bereit iſt.
Die blinde Habgier, die euch ſo verhext hat,
Schuf ähnlich euch dem Kinde, das verſchmachtet
Vor Hunger, und verſtößt doch ſeine Amme!
Dem göttlichen Gerichtshof wird ſo Einer
Dann vorſtehn, daß ſein Äuß'res und ſein Inn'res
Mit Jenem nicht gehn wird auf einem Wege;
Doch lange wird er nicht von Gott geduldet
Im heil'gen Amt, nein, bald dorthin entſtürzet,
Wo Simon Magus ſitzt durch ſein Verbrechen,
Und wird den von Alagna tiefer ſenken!“ —
Und alſo in Geſtalt von weißer Roſe
Darſtellete ſich mir die heil'ge Heerſchar,
Die ſich in ſeinem Blut Chriſtus vermählt hat.
Die andere, die fliegend ſchaut und ſinget
Den Ruhm deß, der mit Liebe ſie erfüllet,
Und ſeine Huld, die ſie ſo hehr geſchaffen,
Gleichwie ein Bienenſchwarm bald in die Blumen
Sich ſenkt, bald wiederum zurückſchwärmt,
Dorthin, wo ſeine Arbeit ſich verköſtlicht:
Fiel ſie zur großen Blume, die ſich ſchmücket
Mit ſo viel Blättern, und dann ſtieg ſie wieder
Hinauf, wo ihre Liebe wohnt allimmer.
Lebend'ge Flamme war jedwedes Antlitz,
Die Flügel golden und weiß alles Andre,
Daß nie ein Schnee an die Vollendung reichet.
Wenn in die Blume ſie von Sitz zu Sitze
Sich ſenkten, brachten Frieden ſie und Inbrunſt,
Die ſie erworben, fächelnd ihre Seiten.
Doch zwiſchen jenem Höchſten und der Blume,
Verhinderte des flatternden Geſchwärmes
Unzahl das Schauen weder, noch den Lichtglanz;
Denn es durchſtrahlet das göttliche Leuchten
Das All durchdringend, je nachdem es würdig,
So mächtig, daß kein Ding ihm widerſtehn kann.
Das ſichere und freud'ge Reich hier wandte,
Erfüllt von altem Volke und von neuem,
Blick ſo wie Liebe ganz nach einem Ziele.
O dreifach Licht du, das, in *einem* Sterne
Erfunkelnd ihren Blick, ſie ſo befriedigt:
Schau gnädiglich herab auf unſern Sturm hier!
Wenn die Barbaren, kommend aus der Gegend,
Die Tag für Tag die Bärin überwölbet,
Mit ihrem Sohne kreiſend, deß ſie froh iſt,
Rom ſchauend mit all' ſeinem kühnen Prachtwerk,
Erſtaunten, dieweil der Lateran ſich
Hoch über alles Sterbliche gehoben —
Ich, der zum Göttlichen vom Menſchlichen,
Zum Ewigen vom Zeitlichen gekommen,
Und aus Florenz zu rechtem Volk und ſchönem:
Mit welchem Staunen mußt' ich erſt erfüllet ſein.
Ja, zwiſchen dieſem und der Wonne ſchwebend,
War es mir lieb, Nichts hören und verſtummen.
Und einem Pilger gleich, der ſich mit Schauen
Im Tempel labt, den er zu ſchau'n gelobt hat,
Und hoffet, wie er war, einſt zu erzählen,
Alſo durch das lebend'ge Licht hinwandelnd
Führt' ich die Augen über alle Stufen,
Bald auf, bald ab und bald ringsum im Kreiſe.
Antlitze ſah ich, lockende zu Liebe,
Geſchmückt von Gottes Licht und eig'nem Lächeln,
Gebärden auch geſchmückt mit jeder Zucht.
Die allgemeine Form des Paradieſes
Hatt' allbereits mein Blicken überſchaut,
Doch noch auf keiner Stelle feſt verweilt;
Da wandt' ich mich mit neuentflammter Sehnſucht,
Um meine Herrin über viel zu fragen,
Worüber meine Seele war in Zweifel.
Sie ſucht' ich; doch ein Andrer gab mir Antwort;
Sie wähnt' ich nah', doch einen Greiſen ſchaut' ich,
Gekleidet wie die andern ſel'gen Menſchen.
Auf Aug' und Wange war ihm ausgegoſſen

In milde Wonn' in heiligen Gebärden,
Wie sie an einem lieben Vater sein muß.
Und: „Sie, wo ist sie?“ fraget ich in Eile —
Worauf er: „Deine Sehnsucht zu erfüllen,
Schickt' Beatrice mich von meiner Stätte.
Und wenn empor du blickst zum dritten Kreiſe
Der höchsten Stufe, wirst du auf dem Thron sie
Erschau'n, den ihr Verdienst ihr würdig machte.“
Die Augen hub ich, sonder ein Erwidern,
Und sah, wie sie sich bildete die Krone,
Die ew'gen Strahlen Gottes widerstrahlend;
Von droben, wo der höchste Donner hallet,
Ist nie ein sterblich Aug' so weit entfernet,
Läßt es sich noch so tief in's Meer hinunter,
Als dort mein Blick von Beatricen fern war;
Doch hinderte mich's nicht, denn niederstrahlte
Ihr Bild zu mir nicht durch getrübtes Mittel.
„O Frau, auf welcher stark besteht mein Hoffen
Und die du duldetest zu meinem Heile,
Daß in der Hölle deine Spuren blieben
An so viel Dingen, als ich nun geschauet,
An deinem Können und an deiner Milde
Erkenne ich die Güte und die Stärke!
Du hast von Knechtschaft mich geführt zur Freiheit,
Auf all' den Wegen und auf all' die Weisen,
Die Macht besitzen, all' dies zu bewirken.
Woll' deine Herrlichkeit in mir bewahren,
Daß meine Seele, welche du geheilet,
Sich dir gefällig aus dem Leib entwirre!“ —
So betet' ich und sie, die so entfernt war,
Schien mir zu lächeln, sah auf mich und wandte
Sodann sich wiederum dem ew'gen Born zu.
Da sprach der heil'ge Greis: „Damit vollkommen
Du deinen Weg vollendest bis zum Gipfel,
Weshalb mich Bitte sandt' und heil'ge Liebe:
Flieg' mit den Blicken hin durch diesen Garten,
Sein Schau'n wird heller dir den Blick entzünden,
Bei deinem Aufgang in dem Strahl der Gottheit.
Dann wird die Himmelskön'gin, deren Liebe
Mich ganz entflammt, uns jede Huld gewähren,
Dieweil ich bin Bernardus, ihr Getreuer.“ —

(Kopisch.)

## 7.

## Die Madonna und das ewige Licht.

(Paradies, Gesang 33.)

„O Jungfrau, Mutter, Tochter deines Sohnes,
Demüth'ger und erhabner als Geschaff'nes,
Bestimmtes Ziel urewigen Beschlusses!
Du bist es, welche menschliche Natur so
Geadelt hat, daß ihr Erschaffer selber
Es nicht verschmähet, ihr Gebild zu werden;
In deinem Leib ist neu die Lieb' entglommen,
Durch deren Wärme in dem ew'gen Frieden
Also emporgewachsen diese Blume!
Hier bist du uns die mittägige Leuchte
Der Lieb', und bei den Sterblichen da unten
Bist die lebend'ge Quelle du der Hoffnung.
O Frau, du bist so groß, so viel vermagst du,
Daß, wer da Gnade will und nicht zu dir eilt,
Des Wunsch begehrt zu fliegen ohne Flügel.
Nicht nur will deine Huld zu Hülfe eilen
Dem, der da bittet, sondern viele Male
Eilt ja freiwillig sie voran der Bitte.
Erbarmen ist in dir, in dir ist Milde,
In dir ist Herrlichkeit; in dir vereint sich,
Was nur von Gütigkeit ist im Geschaff'nen.
Hier dieser, der vom allertiefsten Pfuhle
Des Weltalls bis hieher herauf geschauet
Die Geisterleben, eines nach dem andern:
Fleht dich nun an um Gnade solcher Stärke,
Daß er noch höher sich mit seinen Augen
Erheben könne bis zum letzten Heile.
Und ich, der für mein Schau'n nie mehr entbrannt war,
Als nun für seines, bring' all' meine Bitten
Dir dar und fleh': laß sie nicht unerfüllet!
Auf daß du ihm zertheilst all' die Gewölke
Von seiner Sterblichkeit mit deinen Bitten,
So daß die höchste Wonn' ihm sich entfalte!
Noch bitt' ich, Kön'gin, dich, die du Gewalt hast
Deß, was du willst, daß du ihm rein bewahrest
Die Herzensneigungen nach solchem Schauen.
Besiege deine Hut, menschliches Wanken,
Schau Beatrice, und wie viele Sel'ge
Zu meinen Bitten dir die Hände falten!“ —
Die Gott erwählten und verehrten Augen
Geneiget auf die Betenden bezeigten
Uns, wie genehm ihr sind die frommen Bitten.
Dann wendeten sie sich in's ew'ge Licht hin,
In welches man nicht glauben soll, daß jemals
So klar eindring' eines Geschöpfes Auge.
Und ich, der ich dem End' all' meiner Wünsche
Mich jetzo nahete, wie ich es sollte,
So stillte ich in mir den Brand der Sehnsucht.
Bernardus aber winkte mir mit Lächeln,
Daß ich nun aufwärts sähe, doch ich war da
Von selbst schon also, wie er mich begehrte;
Das mein Gesicht, allstets gewisser werdend,
Nun mehr und immer mehr durchdrang das Strahlen
Des hehren Lichts, das wahrhaft in sich selbst ist.
Von dort aus weiter war mein Schauen größer,
Als unsre Sprach', die solchem Schauen weichet;
So Ueberschwänglichem weicht das Gedächtniß!
Und so wie Einer ist, der träumend schauet,
Daß nach dem Traum ihm die erregte Stimmung
Bleibt, doch das Andre nicht zum Sinn zurückkehrt:
So bin auch ich; denn gleichsam ganz verschwunden
Ist meine Vision und stets noch träufelt
In's Herz die Süßigkeit, die sie geboren.
So lös't sich in der Sonne Schneegepräg' auf,
So auch verlor sich auf den leichten Blättern
Im Winde die Weissagung der Sibylle.
O höchstes Licht, das sich so hoch emporhebt
Aus sterblichen Begriffen, meinen Sinnen
Leih' Etwas nur von dem, was da erschienen,
Und mache meine Zunge so gewaltig,
Daß sie nur einen Funken deiner Glorie
Nachlassen könn' den künftigen Geschlechtern!
Denn wenn nur Etwas kehrt in mein Gedächtniß,
Und nur zu tönen hier in diesen Versen,
So wird man mehr von deinem Siege fassen! —
Ich glaube durch die Schärfe, die ich fühlte
Des allebend'gen Strahls, wär ich vergangen,
Wenn meine Augen sich ihm abgewendet;
Und ich entsinne mich, daß ich nun kühner
Durch ihn ward, auszuharren, bis mein Schauen
Ich ganz vereiniget dem ew'gen Gute.
O überreiche Huld, durch die ich kühn ward,
Mein Antlitz in das ew'ge Licht zu tauchen,
So daß ich mein Gesicht darin vergehn ließ!
In seiner Tiefe sah ich, wie sich einigt,
In einen Band verschlungen mit der Liebe,
Das, was in's ganze Weltall sich entfaltet:
Das Wesen und der Zufall und ihr Walten,
All', all' vereiniget in solcher Weise,
Daß das, wovon ich red', ein einig' Licht ist.
Die All' und Urgestalt desselben Bundes
Glaub' ich geschaut zu haben; denn genauer
Verkündend dieses fühl' ich mich entzückt.
Ein Augenblick nur bringt mir mehr Vergessen,
Als anderthalb Jahrtausende dem Wagniß,
Das Argo's Schatten dem Neptun zu schau'n gab.
Und also meine Seele gänzlich schwebend,
Fest, unbeweglich schaute sie, aufmerksam,
Und ward im Schauen mehr und mehr entzündet.

Vor jenem ew'gen Lichte wird man alſo,
Daß von ihm wenden ſich zu and'rem Schauen
Unmöglich wird, daß man ſich's je erlaube,
Weil es das Gut, des Wünſchens Gegenſtand iſt:
Alles vereint's in ſich und außer dieſem
Iſt mangelhaft das, was darin vollkommen.
Doch nun wird unzureichend meine Sprache
Zu dem, was ich behielt auch, wie des Kindes,
Das an der Mutter Bruſt noch netzt die Zunge,
Nicht ſo, als ob mehr als ein ein'zer Schein wär'
In dem lebend'gen Lichte, das ich ſchaute,
Das immer ſo iſt, wie es erſt geweſen;
Allein es ward durch mein Geſicht, des Stärke
Zunahm bei mir, der ſtets nur einen Schein ſah,
Da ich mich wandelte mit offenbarer.
In jenem Tiefen und ſo Klarbeſtänd'gen
Des hohen Lichtes ſah' ich drei der Kreiſe
Von dreien Farben und von einem Umfang:
Und einer ſchien da, wie von Iris Iris,
Abglanz des andern, doch der dritte Feuer,
Das gleich beweht von dieſem, wie von jenem.
Wie unzulänglich iſt und matt die Sprache
Zu meinem Begriff, und an das Geſchaute
Reicht der ſo, daß es „wenig“ noch nicht ausdrückt.
Licht, ew'ges, das in dir allein du ruheſt,
Allein dich kenneſt und von dir erkannt dich
Und dich erkennend zu mir niederlächelſt:
Der Kreis, der da ſo ganz und gar vereinet
In dir erſchien, recht als ein Wiederleuchten
Von meinen Augen etwas durchgeſpähet:
Innen in ſich, von ſeiner eignen Farbe,
Erſchien er mir gemalt mit unſerm Bilde,
So daß mein Schauen ganz darin verſenkt war.
Wie der Meßkund'ge, der ſich ganz dran heftet,
Den Kreis zu meſſen, und mit allem Sinnen
Den erſten Satz, des er bedarf, nicht findet:
So war auch ich bei jenem neuen Anblick.
Erſchauen wollt' ich, wie ſich da vereinet
Das Bild dem Kreis und wie es ſich hineinfügt;
Doch dazu reichte nicht der eigne Fittig,
Wär' meine Seele nicht bezaubert worden
Von einem Blitze, in dem ihr Wunſch herbeikam.
Hier ging der kühnen Phantaſie die Macht aus;
Allein ſchon lenkte meinen Wunſch und Willen
Wie eine Scheibe, welche gleich bewegt wird,
Die Liebe, die bewegt Sonn' und Sterne.

(Kopiſch.)

## 2.

## Petrarca.

### 1.

### Aufruf an Cola Rienzi zur Wiederherſtellung der römiſchen Freiheit.

(Canzone.)

Du edler Geiſt, Beſeeler jener Hülle,
In der ein Held die Pilgerſchaft hienieden
Beſtehet, klug, erhaben und verwegen;
Nun dir der Stab der Ehren ward beſchieden,
Mit dem du Rom von ſeines Irrſals Fülle
Zurückführſt mahnend zu den alten Wegen,
Ruf' ich zu dir! — Wo fänd' ich ſonſt ein Regen
Der Tugend, der die Menſchen abtrünnig?
Wo einen Mann, der böſer That erbanget? —
Weß biſt du wohl erwartend, weß verlangend,
Italien? ſtets deiner Noth unkündig,
Alt, ſchlaffes, träge, müßig!
Schläfſt du nur immer, wird dich Niemand wecken?
Am Haar möcht' ich dich aus dem Schlummer ſchrecken!
Nein, nimmer wird aus dieſem dumpfen Brüten
Ein Menſchenruf die matten Glieder rütteln,
Von ſchwerer Wucht am Boden feſt gehalten.
Doch du, deß Arme kräftig ſind zu ſchütteln
Und aufzurichten, du haſt nun zu hüten
Rom, unſer Haupt, nicht ohne Schickſals Walten.
So leg' denn Hand an; die zerſtreuten alten
Ehrwürd'gen Locken faſſe mit Vertrauen,
Daß aus dem Schlamm die Faule ſich erhebe!
Ich, der ich Tag und Nacht um ſie erbebe,
Ich muß auf dich mein beſtes Hoffen bauen.
Soll wieder aufwärts ſchauen
Das Volk des Mars zu ſeines Ruhmes Hallen,
So wird dies Glück in deine Tage fallen.
Die alten Mauern, die mit Furcht und Zittern
Und Liebe heute noch die Welt erfüllen,
Wenn ſie ſich wendet zu vergang'nen Tagen;
Die Gräber, drin beſtattet ſind die Hüllen
Derer, die nicht vor dieſer Welt zerſplittern,
Vom Ruhm vergeſſ'ne Namen werden tragen;
Dieß Alles, was jetzt ein Ruin erſchlagen,
Hofft nur von dir jedweder Noth Zerſtreuung.
O treuer Brutus, große Scipionen,
Wie werdet ihr mit Dank die Kunde lohnen
Von eures Amtes würdiger Erneuung!
Wie richtet in Erfreuung
Fabricius ſich auf und ruft hernieder:
Mein Rom, mein Rom, du wirſt noch herrlich wieder!
Wenn ſich der Himmel um die Erde kümmert,
So werden dir die ſel'gen Geiſter oben,
Die ihre Leiber ließen hier im Staube,
Erfleh'n ein Ende für das lange Toben
Des Bürgerkriegs, der alle Ruh' zertrümmert,
Der ſelbſt die Tempel ſperrt. Der fromme Glaube
Verließ ſie längſt; ſie dienen jetzt dem Raube
Gleich Mördergruben, die — ha des Verfalles!
Den Guten nur den Eingang nicht gewähren;
Und zwiſchen nackten Bildern und Altären
Hauſ't jeder Greuel des frechen Sündenſchwalles.
Weh', wie verkehrt iſt Alles!
Selbſt nicht der Mord beginnet ohne Glocken,
Die nur zum Dienſte Gottes ſollten locken.
Die thränenvollen Frauen, die ſchöne Menge
Wehrloſer Kleinen und die müden Greiſe,
Sich ſelber haſſend und des Lebens Reſte,
Die Brüderſchaften, ſchwarze, graue, weiße,
Und andern heimgeſuchten Volks Gedränge,
Sie Alle rufen, rette, Herr, o rette!
Und tauſend, tauſend Wunden um die Wette
Zeigt dir das Volk; kaum Hannibal erweichte
Erbarmen mit den tieferſchrocknen Schaaren.
Und willſt du dieſen Gottesbau bewahren,
Der heute brennt, du brauchſt nur wen'ge Hände
Zu löſchen, ſchnell verſchwände
Der Leidenſchaften wildentflammtes Toben;
Der Himmel würde deine Werke loben.
Bär, Wolf und Leu und Schlang' und Aar umringen
Von Marmor eine Säule, mächtig ragend,
Ihr und ſich ſelbſt zum Trotz, in wildem Streite.
Darob erhebt die edle Herrin Klagen,
Die dich berief, des Unkrauts böſe Schwären,
Das keine Blüthe zeitiget, auszujäten.
Schon mehr als tauſend Jahre ſind verfloſſen,
Seitdem ihr fehlt der edeln Geiſter Acht,
Die ſie erhoben zum verlornen Throne.
Ein neu' Geſchlecht — weh', wie mit Stolz und Hohne!
Verachtet frech der großen Mutter Qual;
Du, Vater und Gemahl,
Du einzig kannſt das Rettungswerk gerathen;
Der groß're Vater denkt an andre Thaten.
Nicht oft geſchieht's, daß gegen hohes Streben
Sich nicht feindſelig das Verhängniß hebe,
Dem weiß zur Unluſt ward er That gereichet.
Jetzt ebnet es vor dir den Pfad der Ehre.

Und manche Schuld will ich ihm gern vergeben,
Weil es ſich ſelber dieſesmal nicht gleichet.
Denn nie, ſoweit der Welt Gedächtniß reichet,
War's Sterblichen vergönnt, voran zu ſchreiten
Auf ſo gebahntem Weg, wie du, zum Ruhme;
Der du dem edelſten der Herrſcherthume
Die alte Majeſtät kannſt wiederbringen!
Wie glorreich wird es klingen:
„Manch Andrer war der Jungfrau ein Erhalter,
Dieſer rettet' dem Tode Roma's Alter."
Mein Lied, du ſiehſt auf Tarpeja's Felſen
Den edeln Herrn, den ganz Italien ehret,
Für Andre, nicht für ſich, in Sorgen ſchweben:
Geh', ſag' ihm: „Einer, der dich nicht geſehen,
Den nur dein Ruhm von fern dich lieben lehret,
Zeigt dir, wie gramverzehret
Roma zu dir, vom Weinen faſt geblendet,
Ihr Fleh'n von allen ſieben Hügeln ſendet."
(Biegeleben.)

## 2.

## Canzone.

Grün, Veilchenblau, Purpur und Roſaſeide
Hat niemals noch umwoben,
Noch niemals hat das Gold von weichen Haaren
So ſchön ein Weib umweht, wie dich, die meine
Fünf Sinne raubt und von der Freiheit Bahn
Mich nach ſich zieht und mit dem Joche drücket,
Dem keines gleicht an Schwere.
Und rüſt' ich mich zu klagen, was ich leide —
Wenn Rath und Troſt zerſtoben
Mir oft im Drang von ſo viel Marterjahren —
So lehren, ſanften Muth, mir plötzlich deine
Machtvollen Worte; vor der ſchönen Frauen
Erſcheinung flieht der wilde Wahn; ſie glättet
Des Sturmes Zorn, du Hehre!
Was ich auch litt von bitterm Liebesleide
Und fürder werd' ertragen,
Eh' jenes Heil mir du wirſt offenbaren,
Die höhnend liebelos lockt mit holdem Scheine;
Doch bin ich glücklich, wenn ich dich darf ſchauen;
Bin fromm entſühnt; wenn dich nicht Zorn entzündet,
Der ſelben Pfad mir wehre.
Seit ich den Blick zum lichten Strahlenkleide
Von Schwarz und Weiß gehoben,
Zu deinen Augen, die dein Herz bewahren:
Umkreiſen Dornen mich. Vor'm Zauberſcheine
Der Schönheit ſtaunt die Welt, ich gleiche todtem
Erz und Granit, ſah' ich ſie unentzücket
In ihrer Anmuth Sphäre.
So ſind denn Thränen meiner Augen Weide
Und mir im Herzen toben
Die Pfeile, die mir ſo willkommen waren.
Doch ſterb' ich deinem Dienſt, du glanzvoll Reine,
Das Recht mir werde, will ich feſt vertrauen:
Wenn Weh' dich rührt, ſo hoff' ich, ſchmerzzerdrücket,
Daß es noch glüh'n dich lehre.
Wohl grollt' ich mir. Des theuren Schwertes Schneide
Hat gegen ſich gehoben
Einſt Dido, die nur kleines Leid erfahren.
Doch ſehn' ich mich nach Freiheit nicht, denn keine
[illegible] geht grader zu der Himmelsauen
Sel'gem Gebiet; kein Schiff ſo hoch beglücket,
Wie mein's, zum Reich der Ehre.
Ihr güt'gen Sterne gabt ein Glanzgeſchmeide
Dem ſchönen Bund von oben,
Das ſich ſchon hier geſellt zu euren Schaaren.
Das ſchöne Bild grünt ſtets dem Lorbeerhaine;
So weiſt die Hoheit als der ſchönſten Frauen
Und nimmer ſieht vom Sturm ſie ſich berücket
Und wilder Donner Heere.
Drum iſt kein Klang, der klanglos nicht verſcholle,
Wo's gilt, Sie würdig loben.
Des Kühnſten Lied reicht nicht zur Wunderbaren.
Wer kennte recht die Tugend im Vereine
Mit Reizen, die vom Himmel niederthauen!
Wem jemals blüht ihr Augenſtral, er pflücket
Ein Glück aus höhrer Sphäre!
Die Sonne ſieht kein Weib, wie du geſchmücket,
Herrin, von Lieb' und Ehre! (Kekule.)

## 3.

## Seſtine.

So viel Geſchöpfe wohnen auf der Erde,
(Es wär' denn einigen verhaßt die Sonne)
Sie halten ihre Arbeitzeit am Tage;
Doch wenn der Himmel zündet ſeine Sterne,
Kehrt das zum Hauſe, das zum Neſt im Buſche,
Zu ruhen, bis ſich wieder naht die Frühe.
Und ich, ſobald begonnen hat die Frühe
Den Schatten zu verſcheuchen von der Erde,
Erweckend der Geſchöpfe Schaar im Buſche,
Nicht laſſ' ich von der Pein, dem Strahl der Sonne.
Dann, wenn ich flammen wieder ſeh' die Sterne,
Wein' ich und weine, ſehnend nach dem Tage.
Wenn Nacht den Abſchied gibt dem klaren Tage
Und unſer Abend Andern wird zur Frühe,
Betracht' ich düſter die ergrimmten Sterne,
Die mich geformt aus fühlend weicher Erde.
Den Tag verwünſch' ich, wo ich ſah die Sonne,
Die mich zum Wilden ſchafft im öden Buſche.
Wohl iſt kein Wild ſo grauſam, das im Buſche
Nach Beute gierig ſtreift bei Nacht und Tage,
Wie ſie, die ich erfleh' von Mond und Sonne.
Nicht müde trifft mich Abend je, noch Frühe;
Denn bin ich ſterblich auch und Leib aus Erde,
Mein ewig Sehnen ſchufen doch die Sterne.
Eh' ich zu euch heimkehre, helle Sterne,
Eh' ruhen wird im düſtern Myrtenbuſche
Der todte Leib, der ſtaubend wird zur Erde,
Möcht' ich ſie gütig ſehn! An Einem Tage
Erſetzte mir's viel Jahre, ſelig frühe
Wär' ich, den Abends traurig ließ die Sonne.
Nur wär' ich dann mit ihr, wenn ſich die Sonne
Verbarg, und Niemand ſäh' uns als die Sterne,
Nur Eine Nacht und nimmer käm' die Frühe!
Und würde ſie mir nicht zum zarten Buſche,
Um meinem Arm zu flieh'n — wie an dem Tage,
Als vor Apoll ſie floh hier auf der Erde! —
Doch Erde bin ich eh'r, im ſtillen Buſche
Ausruhend; Sterne funkeln eh'r am Tage
Als je die Frühe bringt ſo helle Sonne.
(Kekule.)

## 4.

## Sonette.

### 1.

Er, deſſen Kunſt und Weisheit endlos leben
In Wunderwerken, die den Meiſter loben,
Der Hemiſphären hat dem Nichts enthoben,
Mars lenkt und Jupiters beglückend Schweben;
Und Menſch ward, neues Licht der Schrift zu geben,
Worin die Wahrheit ſchlief geheim gewoben,
Vom Netz Johannes nahm und Petrus, oben
Im Himmelreich nach Würden ſie zu heben;
Nicht Rom begnadigt er, ihn zu gebären,
Doch Bethlehem; ſo hat ob allen Schranken
Er Demuth zu erheben ſtets erkoren.
Nun wählt er, eine Sonne zu gewähren,
Ein Städtlein; und Natur und Heimat danken,
Daß ſie ſo ſchöne Frau zur Welt geboren.
(Kekule.)

### 2.

So oft mich Liebesleiden will erfaſſen,
Wohl zwiſchen Nacht und Tag zu tauſend Malen
Denk' ich, wo mir gelächelt jene Strahlen,
Die meines Herzens Gluth nie ſterben laſſen.
Sie ſänft'gen mich; und Mittags, wie beim blaſſen
Frühroth und Glockenruf aus dunkeln Thalen —
Sind ſie ſo ſicher in mir, daß von Qualen
Und Sorgen ich mich fühle ſtill verlaſſen.
Der holde Hauch, der von den klaren Zügen
Beim Klang der klugen Worte ſich beweget
Und, wo er wallt, des Himmels Glanz erneuet,
Ein edler Paradieſeshauch, erreget
Mir hier umher ſo labendes Vergnügen,
Daß nirgend ſonſt mein müdes Herz ſich freuet.
(Kekule.)

### 3.

O du mit glüh'nder Tugend reich erfreuet,
Verklärte Seele, die mein Lied erſtrebet,
Wohnung, wo Himmelsreinheit lebt und webet,
Burg hohen Muths, die Wahn umſonſt bedräuet;
O Flamm', o Roſen, hold im Schnee geſtreuet,
Des Spiegelglanz mich läutert und belebet;
O Wonne, wenn mein Aug zum Antlitz ſchwebet,
Dem ſchönſten, wo ſich je der Tag erneuet!
Von deinem Namen, wenn ſo weit erſchallten
Die Reime würden, ſollten Baktra klingen,
Nil, Atlas, Thule, Don, Olymp und Calpe.
Doch kann ich nicht der ganzen Welt ihn bringen,
So mag er tönen in den ſchönen Landen,
Die Apennin trennt, Meer umgibt und Alpe.
(Kekule.)

### 4.

Wenn ich nach jeden Meeres Geſtade ſpähe,
Vom Spaniſchen Ebro zu des Indus Wogen,
Vom Purpurſee zu Caſpe's Wellenbogen,
Nur einen Phönix kennet Fern' und Nähe.
Was denn kein Rabe rechts, links keine Krähe
Mir Glück? Weh's? wie die Parze mir gewogen?
Werd' ich allein um Mitleid ganz betrogen,
Durch das auch ich mich gerne glücklich ſähe?
Nicht zürn' ich Ihr. Er aber, der ſie lenket,
Der alle Wonne ihr in's Herz geſenket:
Der hat ſo viel und ſchenket viel ſo Vielen.
Nur meine Wonnen wandelt ſie zu Wehen:
Sie denkt und ſieht nicht oder will nicht ſehen,
Wie früh um's Haupt mir weiße Flocken ſpielen.
(Kekule.)

### 5.

Viel tauſendmal, o ſüße Kriegerinne,
Bot ich mein Herz euch dar, damit mir Frieden
Von euren ſchönen Augen wär' beſchieden;
Doch ihr ſeht trüber hin mit ſtolzem Sinne.
Und hofft ein andres Weib, daß ſie's gewinne,
So iſt ſie von der Wahrheit ganz geſchieden.
Nun, weil ich muß verſchmäh'n, was ihr vermieden,
Kann es nicht mehr ſo ſein, wie vom Beginne.
Verjag' ich's nun, und in dem Bann erkaltet
Es eure Härte, kann allein nicht bleiben,
Noch hingehn auch, wo man ihm Zuflucht giebet:
Da möcht' es ganz aus ſeiner Laufbahn treiben;
Dann hätten wir es Beide ſchwer verſchuldet,
Ihr aber um ſo mehr, je mehr's euch liebet.
(A. W. Schlegel.)

### 6.

Geſtirn' und Element' und Himmel gaben
Sich jede Müh' im Wettkampf, um zu bauen
Ein lebend Licht, in welchem ſich beſchauen
Sonn' und Natur, die ſonſt nichts Gleiches haben.
So neu, ſo reizend iſt es, ſo erhaben,
Daß ird'ſche Blicke ſich zu ihm nicht trauen;
So ſcheinet Amor Mild' und Huld zu thauen
Aus ihrem Aug' in unermeſſ'nen Gaben.
Die Luft, berührt von dieſem holden Schimmer,
Wird ſo entflammt von Ehrfurcht und durchdrungen,
Daß ich's nicht ſagen kann und denken nimmer.
Da fühlt man nicht der Sinne Forderungen,
Nur die der Ehr' und Tugend. Wann nun immer
Hat höchſte Schönheit niedre Gier bezwungen!
(Gries.)

### 7.

In welchem Himmel, welchen Idealen,
Hat die Natur das Urbild ausgehoben
Des holden Angeſichts, das uns, was droben
Sie leiſten kann, hienieden ſollte malen?
Hatt' eine Nymph' im Hain, in Quellenthalen,
Die Locken ſo aus feinem Gold gewoben?
Wies je ein Herz ſo aller Tugend Proben?
Schafft gleich das Ganze mir des Todes Qualen.
Der kennet nie der Schönheit höchſte Preiſe,
Dem ihrer Augen Anblick muß gebrechen,
Wenn ſie ſo lieblich ſie bewegt im Kreiſe.
Nicht kennt, wie Amor heilen kann und ſtechen,
Wer nimmer kennt der Seufzer holde Weiſe,
Das holde Lächeln und das holde Sprechen.
(Gries.)

### 8.

Je mehr dem Tag ich nahe, der beſchieden
Zum letzten Ziele ward den ird'ſchen Plagen,
Je raſcher, flücht'ger ſcheint die Zeit zu jagen,
Je eitler, was von ihr ich hofft' hienieden.
Ich ſage meinem Sinn: Bald iſt's entſchieden;
Nicht viel mehr werden wir von Liebe ſagen.
Die Erdenlaſt, ſo hart und ſchwer zu tragen,
Zergeht wie friſcher Schnee; dann gibt es Frieden.
Denn auch mit ihr wird jene Hoffnung weichen,
Die zu ſo langem Wahn verführt die Seele,
Und Lachen, Weinen, Furcht und Zorn des Lebens.
Dann ſehn wir klar, wie man ſo oft ſich quäle,
Um unheilſame Dinge zu erreichen,
Und wie ſo oft man ſeufze ganz vergebens.
(Gries.)

### 9.

Mich hob mein Geiſt hinan auf fernem Gleiſe,
Zu ſuchen, was der Erd', ach! nun entſchwunden.
Da ſah ich ſie, vom dritten Kreiſ' umwunden,
Weit ſchöner und mit minder ſtolzer Weiſe.
Sie gab die Hand und ſprach: „In dieſem Kreiſe
Wirſt du, iſt nicht mein Wunſch, mir einſt verbunden;
Ich bin's, durch die du ſolchen Kampf gefunden
Und die vor'm Abend ſchloß des Tages Reiſe.
Kein menſchlicher Verſtand begreift mein Glück;
Dein harr' ich nur und, was du liebteſt lange,
Des ſchönen Kleids, das drunten aufgehoben.“
Ach, warum zog ſie ſtumm die Hand zurück?
Denn bei ſo mild' und keuſcher Worte Klange
Fehlte nicht viel, blieb ich im Himmel droben.
(Förſter.)

### 10.

Der du einſt Blüthe, Laub und Frucht der Zonen
Des Orients, des Duft- und Farbenreichen,
An Pracht und Duft beſiegteſt, tauſendreichen
Dem Abendland ſeltenen Ruhmes Kronen;
Mein ſüßer Lorbeer! wo du liebſt wohnen
Schönheit in dir und Tugend ohne Gleichen,
Und fromm in deinen ſchattigen Bereichen
Sah'ſt meinen Herrn und meine Herrin thronen;

Du trugſt auch meiner theuerſten Gedanken
  Erkornes Reſt; und zitternd oder brennend,
  In Eis, in Flammen, fühlt' ich mich im Glücke.
Dein Ruhm erfüllte dieſer Erde Schranken;
  Da nahm, damit er ſeinen Himmel ſchmückt,
  Dich Gott zu ſich, längſt dich als Seines kennend.
(Biegeleben.)

## 11.

Tod! ſonnenleer haſt du die Welt gelaſſen,
  In Nacht und Froſt; die Liebe blind, gefangen;
  Die Anmuth nackt; die Schönheit ohne Prangen;
  Mich ohne Troſt und werth mich ſelbſt zu haſſen;
Die Huld im Bann; die Unſchuld im Erblaſſen;
  Ich klag' allein, doch ſollten Alle bangen;
  Der klare Keim der Tugend iſt vergangen,
  Wann wird ein zweiter ſo viel Segen faſſen?
Luft, Erd' und Meer und Menſchenherz muß beben;
  Denn ohne ſie wird Blüthenſchmuck dem Garten
  Und Edelſtein dem Ring zu fehlen ſcheinen.
Nicht von der Welt war ſie gekannt im Leben;
  Sie war's von mir, deß Thränen auf ſie warten,
  Vom Himmel, den bereichert hat mein Weinen.
(Biegeleben.)

## 12.

Ich weine über die entſchwund'nen Zeiten,
  Die in der Erdenliebe mir vergangen;
  Ich ſchwang mich nicht empor auf ſtarke Schwingen,
  Vielleicht kein niedres Beiſpiel zu bereiten.
O unſichtbarer Herr der Ewigkeiten,
  Der du mich ſiehſt in der Erde Schlingen,
  Hilf der verirrten Seele ſie bezwingen,
  Für ihren Fehl laß deine Gnade ſtreiten!
Daß, wenn ich lebt' in Krieg und Sturm, ich ſterbe
  Im Frieden und im Hafen; wenn mein Weilen
  Auch eitel war, mein Scheiden Lob erwerbe!
Im kurzen Lebenstraum, der mir noch offen,
  Laß, wie im Tode, deine Hand mich heilen;
  Bei dir allein, du weißt es, iſt mein Hoffen.
(Biegeleben.)

## 5.

## Ballaten.

### 1.

Ich ſah, o Herrin, — ſo in Sonn', als Schatten —
  Euch nie den Schleier heben,
  Seit ihr erkannt mein Sehnen und mein Streben,
  Die keinem andern Wunſch den Raum geſtatten.
So lang' ich die Gedanken hielt verdeckt,
  Die mein Gemüth in Sehnſucht aufgezehrt,
  Hab' ich verklärt von Mitleid euch gefunden;
  Doch ſeit euch Amor über mich belehrt,
  War ſogleich ſtets das blonde Haar verdeckt,
  Der liebevolle Blick in ſich gebunden.
  Was mir das Liebſt' an euch, iſt mir entſchwunden. —
  Das iſt des Schleiers Walten,
  Der, mir zum Tod, ob Froſt, ob Hitze ſchalten,
  Der Augen ſüßes Licht mir will umſchatten.
(Förſter.)

### 2.

O Amor, als die Hoffnung
  Auf Sold mir blühte für mein treues Minnen,
  Schwand ſie, von der ich Lohn gehofft, von hinnen!
Ach, unbarmherz'ger Tod! ach, grauſam Leben!
  Der hat mir Leid beſchieden
  Und bitterlich verlöſcht der Hoffnung Schimmer;
  Das hält mich wider Willen noch hienieden.
  Nicht darf ihr nach ich ſtreben;
  Die von uns ging; denn dieſes gönnt es nimmer;
  Doch gegenwärtig immer
  Thront auch die Herrin in dem Herzen innen,
  Und ſieht, wie trübe meine Tage rinnen.
(Förſter.)

## 6.

## Der Triumph der Zeit.

Aus goldnem Bett, voraus Aurorens Prangen,
  Stieg Sol ſo ſchnell, von Strahlen rings umwoben,
  Daß Mancher ſpräche: er iſt untergegangen.
Ein wenig dann, wie Weiſe thun, erhoben,
  Schaut' er umher und ſprach, zu ſich gekehret:
  „Was ſinnſt du? mehr Vorſicht wär' zu loben!
Sieh'! wenn ein Menſch auf Erden war geehrt
  Und durch den Tod ſein Ruhm ſich nicht verringert,
  Wird da des Himmels Ordnung nicht geſtöret?
Wenn ſterbend größern Ruhm der Menſch erringet,
  Der ſchwinden ſollte, ſeh' zu End' ich gehen
  All' unſern Stolz; das iſt's, was Leid mir bringet.
Was gibt's noch? Was kann Schlimmres mir geſchehen?
  Was hab' ich mehr denn, als der Menſch auf Erden,
  Dem ich aus Gnaden gleich nur möchte ſtehen?
Vier Roſſe zäum' ich — mit wie viel Beſchwerden! —
  Und ſpeiſ' und pfleg' und tränke ſie im Meere!
  Des Menſchenruhms nur kann nicht Herr ich werden.
Ein Unrecht wär's und Schmach fürwahr, nicht Ehre,
  Geſchäh' mir dieß, wenn droben mir gegeben
  Nicht erſter Rang, nur zweiter, dritter wäre.
Nun aber ſetze auf mein ganzes Streben
  Und meinem Flug verdoppelt Zorn die Schwingen!
  Die Menſchen haß' ich all', nicht berg' ich's eben,
Wo von, ob tauſend Jahre ſchon vergingen,
  Ich Manchen lichter, als im Leben ſehe,
  Und ich kann's nur im Mühen weiter bringen.
Noch bin ich ſo, wie ich geweſen, ehe
  Die Erde war, der Tag und Nacht bis heute
  Kreiſend der Erde runde Straß' ich gehe." —
Er ſprach's und hat alsbald von Zorn in's Weite
  Um Vieles raſcher ſeinen Lauf genommen,
  Als hoch her ſtürzt ein Falk' auf ſeine Beute.
Ja, kein Gedanke möcht' ihm nachzukommen,
  Viel minder, daß den Worten es gelinge;
  Drum ſah ich's an, von großer Furcht beklommen.
Damals hielt ich das Leben ſehr geringe,
  Weil es ſo wunderbare Eil' empfangen,
  Der ſonſt ich drauf gehalten große Dinge.
Zum Wundern eitel ſchien es mir, zu hangen
  An Dingen, die im Drang der Zeit entſchwommen,
  Die, ob du ſtark ſie faſſeſt, ſchnell vergangen.
Drum, wer da ſorgt, das Glück umher zu finden,
  Der ſchaue zu, ſo lang' noch frei die Hände,
  Sein Hoffen nur auf feſtem Ort zu gründen.
Denn wie die Zeit ich eilen ſah behende
  Dem Führer nach, dem nirgend Ruhe winket,
  Ich ſag' es nicht, weil ich nicht Worte fände.
Ich ſah, wie Reif' und Eis beiſammen blinket,
  Gleichſam an einer Stelle Froſt und Hitze,
  Was ſchon den Hörer wunderſam bedünket.
Doch wer wohl aufmerkt mit geſchärftem Witze,
  Wird ſehn, ſo iſt's; ich ſah es jung, ach! nimmer,
  Drob ich mich ſelber gegen mich erhitze.
Der Hoffnung folgt' ich und des Wahnes Schimmer,
  Der ich jetzt einen hellen Spiegel habe,
  Drin ich mich ſeh' und meine Täuſchung immer;
Und, wie ich kann, bereit' ich mich zum Grabe,
  Denkend, wie kurzes Daſein mir gegeben,
  Der ich ein Greis, heut' Morgen noch ein Knabe.
Iſt mehr denn, als ein Tag, das Menſchenleben,
  Umnebelt, kurz und kalt, und voll vom Leide?
  Schein' es auch ſchön, iſt's werthlos doch daneben;
Da wohnt der Menſchen Hoffnung, da die Freude,
  Da ſtolz empor das Haupt die Armen recken;
  Und weiß Wer, wann er lebe, wann er ſcheide?

Ich ſeh' bebende ſich mein Leben flüchten,
Ja, alles Leben, und in Zeit's Enteilen
Wird offenbar mir nun der Welt Vernichten.
Laßt von dem Wahn, o Jüngling', euch doch heilen,
Die ihr mit breitem Zeitmaß euch betrüget!
Denn minder ſchmerzen vorgeſeh'ne Beulen.
Vielleicht, daß meine Red' umſonſt verflieget;
Doch thu' ich es euch kund, daß ihr gebunden
In tödtlicher und ſchwerer Starrſucht lieget.
Es fliehen Monde, Jahre, Tage, Stunden,
Bis wir nach wen'ger Augenblicke Zählen
Zuſammen all' ein enges Land gefunden.
Nicht wollt das Herz gegen die Wahrheit ſtählen
Nach Brauch! O daß den Blick ein Jeder wende,
Da er zu beſſern noch vermag ſein Fehlen!
Nicht harrt, bis ſeinen Pfeil der Tod entſende,
Wie meiſt ihr's thut; denn ach! der Thoren Schaaren
In Wahrheit ſind unzählbar, ſonder Ende.
Als ich geſehn (ich kann ſie noch gewahren)
Die Eil' und Flucht des mächtigen Planeten,
Wovon ich Schmach und Täuſchung viel erfahren,
Sah eine Schaar ganz froh daher ich treten,
Nicht vor der Zeit und ihrer Wuth erblaſſend,
Im Schutze der Geſchicht' und der Poeten.
Die ſchien noch mehr es, als die Andern, haſſend,
Weil ſie des allgemeinen Käfigs Schwelle
Entſtiegen, ſich auf eigne Kraft verlaſſend.
Und gegen dieſe war der einzig Helle
Mit ſtärkrer Kraft zu kämpfen ſich entſchloſſen,
Bereitend ſich in höchſtgeſteigerter Schnelle.
Verdoppelt ward das Futter ſeinen Roſſen;
Die Kön'gin ſchon, von der euch vordem Kunde,
Wollte von Ein'gen ſcheiden der Genoſſen.
Es hieß — weiß nicht, zu wem, doch ſchrieb zur Stunde
Ich's auf, in Blättern, die wie Laub verwehen,
Blinden Vergeſſens mächtig dunklem Grunde: —
„Sol wird nicht Jahre ſich, wie Luſtren drehen,
Jahrhunderte, ein Sieger allzumalen,
Dieſer Erlauchten thöricht Treiben ſehen.
Wie Viel' am Hebrus, am Peneus ſtrahlen,
Die da geſtorben oder werden ſterben!
Wie Viel' am Xanthus und in Tebro's Thalen!
Unſteter Herbſt, wie Himmels wechſelnd Farben,
Iſt euer Ruhm; zwei Wölkchen ihn beſiegen,
Zeitgroß' iſt großem Ruhm ein groß Verderben.
Es ſinkt die Pracht von euren Siegeszügen,
Herrſchaften ſinken, ſinken Königszüge;
All' Ding auf Erden muß der Zeit erliegen.
Böſen nimmt ſie, — nicht, daß ſie Beſſern füge,
Und nicht das Aeußre bloß kann nicht beſtehen,
Auch eure Wortkunſt nicht und eure Wege.
Sie wälzt ſie mit ſich fort die Welt im Gehen
Und ruhet nicht und kehret nicht und eilet,
Bis ſie in wenig Staub euch ſieht verwehen!
Weil ſolche Dauer eurem Ruhm ertheilet,
Iſt's Wunder nicht, wenn, um ſie zu zerſtören,
Sie manchmal ungewöhnlich ſich verweilet.
Doch was der Pöbel denkt und ſpreche, wären
So kurz die Stunden nicht von eurem Leben,
Bald ſäh't zurück in Staub ihr jene kehren.
Ich hört' es, und (weil Wahrem widerſtreben
Nicht ziemt, noch ihm den Glauben zu verſagen)
Sah ich, wie Schnee, all' unſern Ruhm zerbeben.
Auch ſah die Zeit ſo viele Namen tragen
Hinweg, daß ich gering ſie mußte ſchätzen,
Obwohl danach die Menſchen wenig fragen,
Die immer blind am Winde ſich ergötzen
Und Irrthum nur zur Nahrung ſich erkoren,
Des Greiſen Tod ob dem in Windeln ſetzen.
Wie Viele ſtarben alt, in Weh verloren!
Wie Viele ſtarben ſelig in der Wiege!
Es heißt: „Heil dem, der nimmer ward geboren!"
Doch um des Volks, das gierig nur nach Lüge, —
Geſetzt, ein Name leuchte hell nach Jahren,
Was wär's denn nun, das ſolchen Preis es trüge? —
Ihn zwinget die Zeit und läßt ihn nimmer fahren,
Heißt Ruhm und iſt nur zweiter Tod zu heißen;
Vor ihm kann, wie vor'm erſten, Nichts bewahren.
So ſiegt die Zeit ob Welt und Ruhmes Gleißen.

(Förſter.)

## 3.

## Boccaccio.

### Anruf des Dichters.

(Aus dem Roman „Ameto.")

Dieſelbe Kraft, die einſt den Orpheus regte,
Kühn bis in Pluto's Wohnungen zu dringen,
Da der die nun wohl frohe dort gehegte
Eurydice zurückgab mit Bedingen,
Beſiegt von des beredten Holzes Klange
Und von der Liederweiſ' und ſeinem Singen:
Hebt meinen ſchwachen Geiſt mit ſtarkem Hange,
Dich, Cytherea, im Geſang zu loben,
Sammt deines Reiches allgewalt'gem Zwange.
Drum, bei dem Himmel, wo du Göttin droben,
Bei jenem Strahl, der ſchöner dir entglommen,
Als Allen, die ſonſt Phöbus' Licht erhoben;
Bei deinem Mars, o heitrer Stern, beim frommen
Aeneas, und bei ihm, der in den Hainen
Aus ſeiner Schweſter Schooß an's Licht gekommen,[*]
Den du mehr auf der Welt geliebt als keinen;
Bei deines heil'gen Feuers Macht und Helle,
Das immer mich durchglühet als den Deinen!
So ſei vergönnt dir lang' und frohe Stelle
Hinter der Sonn' in jenes Thieres Zeichen,
Das einſt Europa trug, behend' und ſchnelle:
Woll' in die Bruſt mir ſolche Stimme reichen,
Woran man fühle deine hohe Stärke,
So daß mein Sagen mag dem Fühlen gleichen
Und daß ich über deiner Gottheit Werke
Ein wenig tiefer Lehre könn' ertheilen,
Worauf mit ganzem Sinn ich acht' und merke.
Und dich, Cupido, bei den goldenen Pfeilen
Fleh' ich dich an und bei des Sieges Ruhme,
Den am Apoll du wußteſt zu ereilen,
Und bei geliebten Nymphen, wenn die Blume
Der Schönheit je dein Aug' ſo angezogen,
Daß du in der Gedächtniß Heiligthume
Wie ein geliebtes Ding ſie haſt erwogen:
Du wollſt mir ein'ge Milderung verleihen
Der neuen Flammen, mir von deinem Bogen
Geſandt in's Herz, daß deinen Namen ſchreien
Muß Tag und Nacht, um Gnade zu erlangen
Der, dem ſein Trieb ſich liebend mußte weihen.
So daß ich, nicht von Schmerz, noch Furcht gefangen,
Frei könne ſagen unter deinem Schilde,
Was ich durch Augen und Gehör empfangen
Und du,[**] vor allen Weſen ſchön und milde,
Anmuthig, ſittſam, froh und voller Güte,
Du edles Weib, du engliſches Gebilde,
Der unterthan mein liebendes Gemüthe
Zufrieden harret in des Leidens Mitten,
Wie wohl kein andres je in Freuden blühte:
Erhebe deine Stimm' und mit den Bitten
Verſuch den Himmel, wo, wenn wahr uns lehret
Dein ſchönes Antlitz, ſie ſo wohl gelitten,
Und bete, deinem Diener ſei's gewähret,
Von deiner großen Schönheit recht zu reden,
Wie die verwand'te Bruſt in ihm begehret.

---

[*] Adonis.
[**] Fiametta.

Wer wird der Gott ſein, den zu überreden
  Nicht g'nügte, daß es deinem Wunſch geliebet?
  Ich glaube, keiner; weil du all und jeden
Werth ihres Sieges ſchenkſt, wo du ihn giebeſt
  Die einſt die Gottheit ein in ihrem Schooße)
  Auch mich aufnehmen wird, der ſo dich liebet.
Sieh', ich vermag nur wenig, und das Große
  Kann ich viel minder ohne dich vollenden;
  Drum nicht von deiner Hilfe mich verſtoße.
In gnäd'ger Fülle woll' herab ſie ſenden
  Auf mich, an dem ſich deine Macht verkündet,
  Daß meine Reden ſich zur Anmuth wenden.
Sieh' mein Gemüth, wie es darnach entzündet,
  Nach der von andern Göttern Nichts will fragen,
  Weil es allein ſich auf die deine gründet.
Um ganz, was ſein Verlangen iſt, zu ſagen,
  Du wirſt ihr deine, vor den andern werthe,
  Herrin, aus Huld und Güte nicht verſagen.
Ich werde zeigen, wie Zeus karg gewährte
  Die Schönheit jedem andern Angeſichte,
  Mit der verglichen, welche einſt verklärte
Die Hand der Schickſalsſchweſtern in dem Lichte,
  Das dein Geſicht und Derer*) um ſich breitet,
  Von denen ich, im holden Chore dichte
Verſammelt, deine Hoheit ſah begleitet,
  Zur ſüßen Zeit, wo ſingendem Gefieder
  Der grüne Lorbeer ſeinen Schatten ſpreitet;
Das ſchöne Reden, der bebenden Glieder
  Anmuth'ges Thun, das Heil, von euch vollführet
  Im lieblichen Gefilde; wo ich wieder,
So gut ich kann, erwartend, ob mich rühret
  Dein' auf mich ausgegoſſne Kraft, beginne:
  Damit ich ſchaffe, wie es dir gebühret,
In dieſem Styl, auf den ich jetzo ſinne,
  Was Lob erwerb' und deinen Namen mehre,
  Daß er bis zu den Sternen Raum gewinne,
Als einer würd'gen Frau mit ew'ger Ehre.
(A. W. Schlegel.)

## 4.

## Poliziano.

### Die Schäferin.

Frühe geht die Schäferin,
  Führet die Lämmchen auf die Weide
  Auf die Weide
  Voller Freude
  Springt ſie hin im leichten Kleide;
  Ach! es folgt mein Herz ihr hin.
Hüpfet dann gar leicht und los
  Zu den Blumen an der Quelle.
  An der Quelle
  Klarer Welle
  Stehen Blümchen, bunt' und helle;
  Und ſie pflückt ſie in den Schooß.
Streift ſich auf die Aermel dann,
  Wäſcht ihr Antlitz, zart wie Roſen;
  Zart wie Roſen,
  So die loſen
  Zephyretten lächelnd koſen;
  Und es lacht die Flur ſie an.
Setzt ſich dann in's Grüne hin,
  Windet Blumen, ſich zu kränzen.
  Sich zu kränzen,
  Eilt im Lenzen
  Nymph' und Hirt bei frohen Tänzen;
  Alles liebt die Schäferin.
Manchmal ſingt ſie hell und rein,
  Daß umher die Vöglein ſingen.
  Vöglein ſingen,
  Lämmchen ſpringen
  Und die muntern Ziegen bringen
  Schäfernd in den frohen Reihn.
Abends hüpft mit leichtem Sinn
  Sie zur Hütte, Luſt im Herzen.
  Luſt im Herzen,
  Unter Scherzen
  Spottet ſie der Liebe Schmerzen.
  Alſo lebt die Schäferin. (Gries.)

## 5.

## Pulci.

### Roland und Morgant.

(„Der große Morgant." Geſang 1, Stanze 39–76.)

Morgant bewohnt ein Schloß, recht angenehmlich,
  Aus Laubwerk, Erd' und Felſenſtein gemacht.
  Da ruht ſich's, meint er, überaus bequemlich
  Und er verſchließt ſich drinnen jede Nacht.
  Graf Roland nun pocht an und macht ihn grämlich,
  Weil plötzlich aus dem Schlaf der Rieſ' erwacht.
  Zum Oeffnen geht er auf, ganz dumm und ſchwermlich,
  Denn ein Geſicht macht' eben ihm unheimlich.
Ihm träumt', es ſtürz' auf ihn ein wilder Drache;
  Den Mahom ruft zu Hülfe ſein Gebet.
  Doch Mahomet ſteht jetzt nicht auf der Wache;
  Weßhalb er ſchnell zum guten Jeſus fleht,
  Und dieſer zieht ihn endlich aus der Sache.
  Er murmelt vor ſich hin, indem er geht,
  Und ruft und fragt: Wer klopft an meine Pforte?
  Du wirſt es bald erſpähn! ſind Rolands Worte.
Ich komme her, für deine Sünden heute
  Dich abzuſtrafen, wie dein Brüderpaar.
  Die Mönche ſchicken mich, die armen Leute,
  So wie's in Gottes Rath beſchloſſen war.
  Weil eure Bosheit ſie ſo oft bedräute,
  Macht dieſen Spruch der Himmel offenbar.
  Und wiſſe, kalt, wie marmorne Pilaſter,
  Liegt Paſſamont ſammt deinem Alabaſter.
O edler Ritter, ſpricht Morgant befliſſen,
  Bei deinem Gott, ſchilt nicht ſo gröblich hier!
  Laß mich aus Güte deinen Namen wiſſen;
  Biſt du ein Chriſt, ſo bitt' ich, ſag' es mir.
  Roland verſetzt: Auf Glauben und Gewiſſen,
  Was du verlangſt, bericht' ich redlich dir.
  Ich halte Chriſt, den wahren Herrn, in Ehren;
  Und wenn du willſt, kannſt du ihn auch verehren.
Der Heide hub demüthig an zu ſagen:
  Ich hatt' ein wunderſeltſam Traumgeſicht.
  Ein wilder Drache kam, um mich zu plagen;
  Ich rief zu Mahom, und er half mir nicht.
  Zu deinem Gott, den ſie an's Kreuz geſchlagen,
  Rief ich deßhalb geſchwind mit Zuverſicht.
  Er ſtand mir bei und half mir von der Schlange,
  Weßhalb ich ganz ein Chriſt zu ſein verlange.
Baron — ſpricht Roland — fromm, gerecht und weiſe!
  Biſt du ſo guten Willens dir bewußt,
  So führt Gott deinen Geiſt zum Himmelskreiſe,
  Denn er nur lohnet uns mit ew'ger Luſt.
  Und wenn du willſt, komm mit mir auf die Reiſe
  Und lieben will ich dich aus voller Bruſt.
  All' eure Götzen ſind nur Lügenknechte,
  Der Chriſten Gott, das iſt allein der rechte.
Ganz ſündenlos ward dieſer Herr geboren
  Von einer Jungfrau, rein und unverſehrt.
  Kam früher dir von dieſem Herrn zu Ohren,
  Der Sonn' und Sternen ihren Glanz beſcheert,
  Du hätteſt deinen Mahom längſt verſchworen
  Und ſeinen Dienſt, falſch, böslich und verkehrt.

---

*) Der ſechs übrigen Frauen, welche mit Fiammetta zuſammen ihre Geſchichte erzählen und die natürlichen und religiöſen Tugenden vorſtellen.

Für meinen Gott nimm nun die Taufe willig. —
Morgant verſetzt: Das thu' ich recht und billig;
Und läuft, um Roland wieder zu umſchlingen,
Worauf ihm Roland auch gar freundlich thut
Und ſpricht: Nun zur Abtei vor allen Dingen!
Morgant verſetzt: Nur ſchnell und nicht geruht!
Denn Frieden muß ich ja den Mönchen bringen.
Und Roland freut ſich ſehr und heißt es gut.
Mein Bruder, ſpricht er, fromm und mild von Sitten,
Mußt nun den Abt auch um Verzeihung bitten.
Denn da dich Gott nunmehr erleuchtet hat
Und dich nach ſeiner Demuth aufgenommen,
Mußt du auch Demuth üben durch die That. —
Morgant verſetzt: Da nun dein Gott vollkommen
Der meine ſein wird auf dem Lebenspfad,
Laß deines Namens Kunde mich bekommen.
Dann magſt du mir gebieten frank und frei. —
Und Jener ſagt ihm, daß er Roland ſei.
O milder Feind, ruft der gute Recke,
Nimm dafür doch viel tauſend Dank zum Lohn!
Zu jeder Zeit auf meiner Lebensſtrecke
Hört' ich dich nennen, trefflicher Baron!
Mich zwingt dein hoher Muth, bei jedem Zwecke
Bereit zu ſein zu deinem Dienſt und Frohn. —
So ſprechen ſie vom Einen und vom Andern,
Worauf ſie Beide nach dem Kloſter wandern.
Sie gehn vorbei an jenen Rieſenleichen
Und mit Morgant beſpricht ſich Roland hier:
Dich trüben mußt du über ihr Erbleichen,
Und, weil es Gott gefällt, verzeihe mir.
Die Mönche quälten ſie mit tauſend Streichen
Und in der Schrift ganz deutlich leſen wir:
Das Gute ſei belohnt, beſtraft das Schlimme;
Und nimmer noch betrog des Herren Stimme.
So hält er die Gerechtigkeit in Ehre,
Daß er beſtraft jedwede Sündenſchuld,
Ob leichte man beging, ob ſchwere;
Doch nicht vergißt der Guten ſeine Huld,
Weil er, wenn nicht gerecht, nicht heilig wäre;
Drum füg' in ſeinen Schluß dich mit Geduld,
Denn was Er will, das muß ein Jeder wollen
Und raſch und willig ihm Gehorſam zollen.
Und darin ſind ſich ſämmtliche Doctoren
Und faſſen dieſen Schluß mit Einem Mund:
Empfänden Jene, die der Herr erkoren
Zur Seligkeit, in ihres Herzens Grund
Mitleid mit den Verwandten, die verloren
Im großen Wirrwarr ſind, im Höllenſchlund,
So würd' es ihre Seligkeit vernichten
Und, ſiehſt du, unrecht ſchiene Gott zu richten.
Doch ihr Vertrau'n auf Chriſt bleibt unverwandelt,
Und was ihm ſcheint, das ſcheint auch ihnen gut.
Was Er thut, ſagen ſie, iſt recht gehandelt,
Weil er unmöglich jemals Unrecht thut.
Sind Vater, Mutter drunten auch mißhandelt,
Das ſtört ſie nicht; ſie bleiben wohlgemuth.
Was Gott gefällt, muß ihnen auch gefallen;
Das iſt im Himmel Obſervanz bei Allen. —
Gelehrten Leuten iſt gut Predigt halten,
Verſetzt Morgant. Sieh, Roland, ob Verdruß
In mir erweckt des Brüderpaars Erkalten
Und ob ich mich ergeb' in Gottes Schluß.
So wie's im Himmel, ſagſt du, wird gehalten.
Todt iſt ja todt; und winket der Genuß,
Die Hände denk' ich Beiden abzuſchlagen
Und zu den heil'gen Mönchen ſie zu tragen;
Damit ſie ihren Tod gewiſſer ſchauen
Und nun in Zukunft durch das wüſte Land
Allein hinwandeln ohne Furcht und Grauen
Und ſehn, wie rein ich mein Gemüth gewandt
Zu deinem Herrn, der mir des Himmels Auen
Aufthat und mich der Finſterniß entwand. —
Die Hände haut er ab mit tücht'gen Streichen
Und läßt den Vögeln und dem Wild die Leichen.
Worauf ſie Beide nach dem Kloſter gehen,
Allwo der Abt in großer Sorge paßt.
Der Mönche Schaar, nicht wiſſend, was geſchehen,
Dringt zu dem Abt herein in großer Haſt
Und ruft und fragt verwirrt, voll Angſt und Wehen:
Iſt's möglich, daß ihr den in's Kloſter laßt?
Der Abt, da er gewahrt den großen Recken,
Geräth beim erſten Anblick ſehr in Schrecken.
Als Roland ſieht des Abtes Furcht und Grauen,
Sagt er geſchwind: Mein Abt, ſei ohne Noth!
Ein Chriſt iſt dieſer, will auf Chriſtum bauen
Und hat verſchworen Mahom's falſch Gebot. —
Durch jene Hände, die er abgehauen,
Beweiſ't Morgant der beiden Rieſen Tod.
Drob wird vom Abt dem Höchſten Dank beſchieden;
Laut ruft er aus: Jetzt, Herr, bin ich zufrieden!
Er ſchaut, wie hoch des Rieſen Leib ſich ſtrecke,
Geht ein- und zweimal um ihn her und mißt
Und ſpricht dann zum Morgant: Berühmter Recke,
Jetzt ſeh' ich wohl, daß es kein Wunder iſt,
Wenn du die Bäume warfſt ſo weite Strecke,
Da ich gewahrt, wie groß und ſtark du biſt.
Du wirſt nun Chriſtum ſo zum Freund erkieſen,
Wie du bisher dich als ſein Feind bewieſen.
Auch ein Apoſtel, der einſt Saul ſich nannte,
Verfolgte ſtark den Glauben unſers Chriſtus.
Doch eines Tags, da ihn der Geiſt durchmannte:
Warum verfolgſt du mich? ſprach zu ihm Chriſtus;
Worauf er plötzlich ſeine Sünd' erkannte
Und ging umher und predigt' allzeit Chriſtus.
Und iſt Poſaune nun der Glaubenswahrheit,
Die tönt und wiederhallt mit Kraft und Klarheit.
So, mein Morgant, wirſt nun auch du erſcheinen;
Denn, ſagt die Schrift, wenn Einer Buße thut,
Freut Gott im Himmel mehr ſich über Einen,
Als über andre Neunundneunzig gut.
Drum lenke nun dein Trachten und dein Meinen
Auf dieſen Herrn mit rechter Eifersglut.
Dann wird dir ew'ge Seligkeit erkoren,
Dir, der zur Hölle reif war, und verloren.
Der Abt erwies Morganten gar viel Ehre
Und viele Tage ruhten dort die Zwei.
Sie gingen eines Tags die Kreuz und Quere,
Wie's Roland nun gefiel, durch die Abtei.
In einer Kammer wurden viel' Gewehre
Vom Abt bewahrt, auch Bogen mancherlei.
Morgant nahm einen, der ihm Freude machte,
Obwohl er ihn nicht zu gebrauchen dachte.
An Waſſer war dort oftmals kein Genügen,
Weshalb, als guter Bruder, Roland ſpricht:
Morgant, ich will, du machſt dir ein Vergnügen
Und holſt uns Waſſer. Jener zaudert nicht:
Gleich, ſagt er, werd' ich dem Gebot mich fügen;
Nimmt einen Zuber, mächtig von Gewicht,
Und macht ſich auf den Weg nach einer Quelle,
Die oft ihn labt', an des Gebirges Schwelle.
So kommt er an den Born und hört derweilen
Ein mächtiges Geräuſch vom Walde her,
Nimmt aus dem Köcher einen von den Pfeilen,
Legt auf den Bogen ihn und ſchaut umher.
Sieh! aus dem Wald, in dichtem Haufen, eilen
Der Eber viele wie ein Sturm daher,
Die ihren Lauf bis an den Born erſtrecken
Und überfallen eben dort den Recken.
Morgant hat einen Pfeil auf ſeinem Bogen
Und ſchießt ihn einem Eber recht in's Ohr.
Zum andern Ohr kommt er herausgeflogen
Und ſterbend reckt das Thier die Bein' empor.
Rachſüchtig kommt ein zweites angezogen
Und dringt voll Wuth bis auf den Rieſen vor;
Und weil's zu ſchnell ihm auf den Leib gekommen,
Kann ihm der Bogen dieſes Mal nicht frommen.
Als nun das Schwein kommt auf ihn losgeſchoſſen,
Haut er es auf den Kopf mit derber Hand

Und ſchmettert es entzwei bis auf die Knochen
Und ſtreckt es zu dem erſten in den Sand.
Die andern Schweine ſehn dies mächt'ge Pochen
Und fliehn in größter Eile durch das Land.
Morgant eilt ſeinen Zuber aufzupacken
(Er war ſchon voll) und ſchüttelt nicht den Nacken.
Den Zuber trägt die eine Schulter mächtig,
Die andre trägt die Eber; und fürbaß
Zum fernen Kloſter geht's, doch ſo bedächtig,
Daß auch kein Tröpflein überfließt vom Naß.
Graf Roland ſieht ihn kommen, doppelt mächtig,
Mit todten Ebern und gefülltem Faß,
Und ſtaunt, an ihm ſo große Kraft zu ſpüren,
So auch der Abt; weit öffnen ſich die Thüren.
Den Mönchen däucht das Waſſer ſehr erſprießlich,
Sie freun ſich drob, doch ob der Schweine mehr,
Denn jedem Thier macht Freude, was genießlich;
Und ſchlafen legt man das Brevier nunmehr.
Viel Mühe gibt's, doch Keiner iſt verdrießlich;
Das Fleiſch zu pökeln iſt nicht ihr Begehr,
Damit es, alt, nicht müßig werd' und trocken;
Und alles Faſten kommt nun ganz in's Stocken.
Voll ſtopften ſie den Bauch, ſchier daß er platzte,
Und hau'n im Schweiß des Angeſichtes ein.
Sehr große Klagen führen Hund und Katze,
Denn alle Knochen putzen ſie zu rein.
Viel Ehre macht der Abt dem würd'gen Platze
Und eines Tags nach dieſen Schmauſerei'n
Schenkt er ein gutes, ſchönes Roß dem Rieſen,
Das lange Zeit als brauchbar ſich erwieſen.
Der Recke führt ſein Rößlein auf die Auen
Und galoppiren ſoll's und mancherlei.
Er ſcheint ein eiſern Kreuz ihm zuzutrauen,
Zum mind'ſten nicht zerbrechlich wie ein Ei.
Das arme Thier duckt ſich vor Angſt und Grauen,
Dann ſtürzt es plötzlich hin und platzt entzwei.
Der Rieſe ſpricht: Steh' auf, du alte Mähre!
Und quält es mit den Sporen nach der Schwere.
Am Ende muß er wohl dem Ritt entſagen,
Steigt ab und ſpricht: Ich bin doch federleicht,
Und dennoch platzt es; Graf, was kannſt du ſagen?
Mich dünkt, ſpricht Roland, einem Maſte gleicht
Dein Leib, die Stirn ſeh' ich als Maſtkorb ragen.
Laß es nur gehn; das Schickſal will vielleicht,
Du ſollſt, Morgant, zu Fuße mit mir kommen. —
Sei's, ſpricht Morgant, das wird mir beſſer frommen.
Wo Noth an Mann tritt, ſollſt du wohl geſtehen,
Ich zeige mich im Kampf von wackrem Schlag.
Als guter Ritter, glaub' ich, wirſt du ſehen,
Verſetzt der Graf, ſo Gott mir helfen mag!
Und ſo auch mich wirſt du nicht ſchlafen ſehen.
Sei unbekümmert, daß dein Gaul erlag.
Gut war's indeß, man ſchafft' ihn doch von hinnen,
Allein ich weiß kein Mittel zu erſinnen.
Der gute Recke ſpricht: Wenn mich zu tragen
Das Thier ſich weigert, ſo trag' ich das Thier.
Für Böſes Gutes thun, muß Gott behagen,
Allein es aufzupacken helf' er mir.
Der Graf entgegnet drauf: Willſt du mich fragen,
Mein guter Freund Morgant, ſo rath' ich dir,
Belade nicht mit dieſem Gaul die Glieder;
Denn wie du ihm gethan, thut er dir wieder.
Hab' Acht, daß er nicht Rach' an dir bewähre,
Wie Neſſus that; und der war auch ſo todt.
Du hörteſt oder laſeſt wohl die Märe?
Er macht dich platzen; merk' auf mein Gebot.
Morgant verſetzt: Aufladen hilf die Mähre,
Denn ſollſt du ſeh'n, die trag' ich ohne Noth.
Ich trüge wohl, mein Roland, unerſchrocken
Den Kirchthurm da mit allen ſeinen Glocken.
Da ſpricht der Abt: Der Thurm iſt ohne Schaden,
Allein die Glocken ſchmiſſet ihr entzwei.
Das büßen, ſpricht Morgant, die Cameraden,
Die todt in Höhlen liegen, jene Zwei.
Er zaudert nicht, das Pferd ſich aufzuladen,
Und ſpricht: Nun ſieh, mein Roland, bin ich frei
Vom Zipperlein? Macht mir die Laſt Beſchwerde?
Und zweimal ſpringt er hoch mit ſammt dem Pferde.
Wie ein Gebirge ſchien Morgant zu ragen,
Kein Wunder war's, wenn er Dergleichen that;
Doch kann ſich Roland nicht der Sorg' entſchlagen,
Weil er nun einmal ihn zum Diener hat.
Er fürchtet ſehr, ihm ſchade doch das Tragen,
Und wiederholt nochmals den guten Rath:
Leg's hin, trag's nicht bis in die wüſte Strecke! —
Ich trag' es ſicher hin, verſetzt der Recke.
Er trug's und warf's an fernen Ort behende
Und lief zum Kloſter heim ohn' auszuruh'n. —
Warum hier weilen? ſpricht der Graf am Ende;
Für uns, Morgant, iſt hier Nichts mehr zu thun.
So faßt er eines Tags des Abtes Hände
Und ſagt mit großer Höflichkeit ihm nun,
Er ſei gewillt, Hochwürden zu verlaſſen;
Und bittet dann, ihn gütigſt zu entlaſſen.
(Gries.)

---

## 6.

## Sannazaro.

### Dichterfluch.

Wer Lilien und Roſen, gleich den Thoren,
Aus Neſſelſamen aufzuziehn gedenkt;
Wer Lunens Wagen vom Apoll gelenkt
Und Abends zu erblicken wähnt Auroren;
Wer unter feindlichem Geſtirn geboren,
Wem keine Muſe je die Gunſt geſchenkt,
Wen ſtatt der Hippokrene Waſſer tränkt,
Wer allen Ruhm auf Erden gibt verloren;
Wem nimmer ſtrahlt der Begeiſt'rung Licht,
Wen nimmer göttliche Geſänge laben,
Wem nie ein Kranz die leere Stirn umflicht:
Der ſinge dich und deine holden Gaben
Und ſchreib' auf Wind und Waſſer ſein Gedicht;
Dein Name fall' und ſei mit ihm begraben!
(Gries.)

---

## 7.

## Machiavelli.

### Die Gelegenheit.

Wer biſt du, ſprich, mit deren Reiz zu ringen
Kein Weib vermag auf dieſem Erdenrund?
Du ruheſt nie? Wozu am Fuß die Schwingen?
„Gelegenheit werd' ich benannt, doch kund
Bin ich nur Wen'gen; und des Rades Rollen,
Auf dem ich ſteh', iſt meines Schwankens Grund.
Kein Flug kann meinen Lauf erreichen wollen;
Mit Schwingen ſind die Füße mir verſeh'n,
Daß All' in meiner Bahn ſich täuſchen ſollen.
Die Locken, die mir vorn hernieder wehn,
Gebrauch' ich, Stirn und Antlitz zu umwinden,
Daß die mich nicht erkennen, die mich ſehn.
Am Hinterhaupt iſt mir kein Haar zu finden;
Drum wird mir ſtets vergeblich nachgeſtellt,
Wenn man mich einmal ließ vorüberſchwinden."
Sprich, wer iſt Jene, die ſich dir geſellt?
„Das iſt die Reu; und laß dir dieß berichten:
Sie bleibet dem zurück, der mich nicht hält.
Und du, indeß du auf viel eitles Dichten,
Vergeblich redend, deine Zeit verwandt,
Weh' dir! du merkeſt und begreifſt mit nichten,
Daß ich ſchon längſt dir aus den Händen ſchwand."
(Gries.)

Scherr, Bildersaal der Weltliteratur.

## 8.

## Bojardo.

### Iroldo, Praſildo und Tisbina.

(Der verliebte Roland, Geſang 12, Stanze 5—[illegible].)

Ein Rittersmann, den man Iroldo nannte,
Hatt' eine Gattin, die Tisbina hieß
Und die für ihn von ſolcher Liebe brannte,
Wie ihrem Triſtan Iſeult einſt erwies.
Nicht ſchwächer war die Glut, die ihn durchrannte;
Vom Morgen früh, bis ſich der Abend wies,
Und von der dunkeln Nacht bis an den Morgen
Dacht' er nur ſie, weit fern von andern Sorgen.
Es wohnt' ein Edelmann nicht weit von dieſen,
Als Erſter ſtets in Babylon genannt;
Und wohl mit Recht ward er ſo hoch geprieſen,
Denn tapfer war er, edel und galant.
Den Reichthum, ſo das Glück ihm zugewieſen,
Verwandt' er rühmlich ſtets mit offner Hand:
Bei Feſten artig, wild im Kampfgewitter,
Ein angenehmer Freund, ein muth'ger Ritter.
Praſildo hieß der Edelmann mit Namen.
Nun lud man einſt in einen Garten ihn,
Allwo Tisbina, nebſt viel andern Damen,
Bei einem ſonderbaren Spiel erſchien.
Das Spiel war wirklich von den wunderſamen;
Denn Einer lag vor Jener auf den Knie'n,
Den Kopf auf ihrem Schooß und mußte ſagen,
Wer auf den Nacken ihm die Hand geſchlagen.
Das Spiel betrachtend, ſtand Praſildo daneben;
Tisbina rief zum Schlagen ihn heran.
Und kurz, der Platz ward ihm gar bald gegeben,
Denn man errieth geſchwind den wackern Mann.
Er ruht in ihrem Schooß und fühlt mit Beben
Im Herzen Glut, wie nimmer ihn durchrann.
Nicht zu errathen iſt er nur befliſſen,
Aus Furcht, es werd' ihm dieſer Platz entriſſen.
Beendet iſt das Spiel, das Feſt entſchwunden,
Doch aus dem Herzen ſchwindet nicht die Glut.
Sie läßt nicht ab, am Tag' ihn zu verwunden
Und in der Nacht verdoppelt ſie die Wuth.
Sein trübes Antlitz, bleich und hingeſchwunden,
Entſchuldigt er bald übel und bald gut;
Auch ſinkt kein Schlummer auf ſein Auge nieder,
Er hat nicht Raum und wälzt ſich hin und wieder.
Auf Federn däucht viel härter ihm die Lage,
Als die das nackte Feldgeſtein gewährt,
Ihm wächſt im Buſen die lebend'ge Plage,
Die alles and're Denken ihm verwehrt.
Er ſeufzet ohne Maß bei Nacht und Tage,
Von unbeſchreiblichem Gefühl verzehrt;
Denn unbeſchreiblich ſind der Liebe Schmerzen
Für den, der ſie nicht fühlt, nicht trägt im Herzen.
Den muth'gen Hunden ſammt den ſchnellen Roſſen,
Vor dieſem ſeine größte Luſt und Pracht,
Iſt jeglicher Gedanke nun verſchloſſen,
Jetzt hat er nur geſell'ger Freuden Acht.
Oft ladet er zu Feſten die Genoſſen,
Es werden Verſe, wird Muſik gemacht.
Er zeigt ſich beim Turnier, im Kampfesdränge,
Auf hohem Roß mit prächtigem Behänge.
Freigebig, edel war er ſonſt ſchon immer,
Jetzt hat es ſich um hundert Mal vermehrt;
Denn jede Tugend ſtrahlt mit hellerm Schimmer
In einem Mann, der wahre Liebe nährt,
Und ich gewahrt' in meinem Leben nimmer,
Daß ſich durch Liebe gut in ſchlecht verkehrt;
Allein Praſildo, da Lieb' ihn eingenommen,
Erſcheint jetzt mehr, als denkbar iſt, vollkommen.
Bald hat er eine Botin ausgefunden,
Die mit Tisbinen ſehr in Freundſchaft ſtand
Und ſie beſtürmt' in allen Tagesſtunden,
Nicht müde werdend durch den Widerſtand.
Allein die Stolze blieb unüberwunden,
Von keinem Fleh'n noch Bitten übermannt;
Denn in der That, man wird es immer finden,
Daß hoher Stolz und Schönheit ſich verbinden.
O ſchöne Frau — ließ ſie nicht ab zu ſagen —
Erkenne jetzt, welch' Glück ſich dir verſpricht:
Ein Mann, wie keinen je die Welt getragen,
Schätzt höher dich als ſeiner Augen Licht.
Vielleicht verlangt dich einſt nach dieſen Tagen,
Denn ewig iſt des Glückes Dauer nicht.
Ergötze dich im grünen Jugendſchimmer,
Denn die gehabte Luſt verliert ſich nimmer.
Der ſchöne Jugendlenz, ſo reich an Wonnen,
Sei einzig dem Vergnügen nur geweiht.
Wie weißer Schnee zerſchmilzt am Stral der Sonnen,
Verſchwindet er in nur zu kurzer Zeit.
Wie man der Purpurroſe ſieht entronnen
In Einem Tag der Farbe Lieblichkeit,
So flieht die Jugend hin mit Blitzesflügeln
Und läßt ſich, weil der Zaum ihr fehlt, nicht zügeln.
So redete die Botin viele Male
Tisbinen zu, doch ward ihr kein Gewinn.
Und wie gar ſchnell im feuchten Wieſenthale
Das Veilchen abbleicht bei des Froſts Beginn,
Wie glänzend Eis am warmen Sonnenſtrale,
So ſchwand' die Kraft des hohen Ritters hin,
Bald fand er ſich ſo nahe dem Verderben,
Daß er nicht Troſt mehr hofft, als im Sterben.
Nicht Feſte gibt er, wie ihm ſonſt gefallen,
Denn jede Luſt, er ſelbſt iſt ſich zur Pein.
Bleich iſt ſein Anſehn, hager, abgefallen;
Er ſcheint nicht mehr derſelbe Menſch zu ſein.
Nur Ein Vergnügen bleibt ihm noch von allen:
Hinaus zum Orte geht er, ganz allein,
Nach einem Wäldchen, wo er traurig wandelt
Und ſeufzt und klagt, wie Amor ihn mißhandelt.
Nun hat ſich's eines Morgens zugetragen,
Daß auch Iroldo an jenem Waldesort
Sich mit Tisbinen einfand, um zu jagen,
Und ſo im Gehn vernahmen Beide dort
Ein leiſes Aechzen, abgebroch'nes Klagen;
Allein ſo lieblich tönt ein jedes Wort,
So mächtig rührend ſind Praſildens Klänge,
Daß wohl vor Mitleid ſelbſt ein Fels zerſpränge.
Hört, Blumen! Wälder, hört! — ſo tönt es leiſe
Da jene Stolze mir Gehör verſagt.
Vernehmt mein Leid, du Sonne, die vom Gleiſe
Des Himmels jetzt die dunkle Nacht verjagt,
Du Mond, der jetzt entweicht, ihr Sternenkreiſe,
Vernehmt nur einmal, was Praſildo klagt!
Dann ſei, wann ſich die letzte Klag' ergoſſen,
Durch ſanften Tod die lange Qual beſchloſſen.
So werd' ich dieſer Stolzen doch genügen,
Da ihr mein Leben nun ſo ſehr mißfällt.
Warum doch hat zu ſo holdſel'gen Zügen
Der Himmel ſolch ein rauh Gemüth geſellt!
Ihr macht das Elend ihres Knechts Vergnügen
Und tödten will ich mich, weil's ihr gefällt.
Denn keine größ're Luſt wird ja mir [illegible],
Als wenn ich ihr mich kann gefällig [illegible].
Doch daß mein Tod in dieſen Waldesauen
Verborgen bleibe bis zur fernſten Zeit!
Denn iſt mein Loos auch bitter und voll Grauen,
Doch offenbart' ich nimmer noch mein Leid;
Sonſt könnte wohl die reizendſte der Frauen
Sich ſelbſt beſchuld'gen wilder Grauſamkeit.
Und grauſam wie ſie iſt, mag ich ſie lieben,
Sie lieben noch, auch wenn ich todt geblieben.
Der Ritter ſprach noch viel der Klageworte,
Entſchloſſen nun, dem Tode ſich zu weih'n,
Und riß das Schwert hervor von ſeinem Orte,
Schon bleich, wie von der nahen Todespein.

Und rief auch jetzt nach ſeinem theuren Horte;
Sein letztes Lallen ſoll Tisbina ſein.
Mit ihres Namens lieblichem Erklingen
Gedenkt er ſich in's Paradies zu ſchwingen.
Des traurigen Praſild beweglich Stöhnen
Entging Tisbinen und dem Gatten nicht.
Iroldo wird ſo gerührt von dieſen Tönen,
Daß er mit Thränen netzt ſein Angeſicht
Und, ohne zu verziehn, mit ſeiner Schönen
Die grauſe That zu hindern, ſich beſpricht.
Er bleibt zurück; ſie kommt, auf ſein Verlangen,
Als wie von ungefähr, herzugegangen.
Die Schöne thut, als ob ſie nicht vernommen,
Wie ſehr Praſild geklagt um ihr Verſchmähn;
Und wie beſtürzt, da ſie ihn wahrgenommen
Dort im Gebüſche liegend, bleibt ſie ſtehn,
Dann ſagt ſie ihm: Praſild, biſt du entglommen
Für mich von Liebe, wie ich oft geſehn,
So darfſt du meiner Noth dich nicht entwinden,
Denn andern Beiſtand weiß ich nicht zu finden.
Und käme mir bei dieſem Unternehmen
Nicht Ehr' und Leben wie am letzten Rand,
Nie würd' ich mich zu ſolchem Schritt bequemen;
Denn Hülfe fordern von verſchmähter Hand,
Nichts auf der Welt kann uns ſo ſehr beſchämen.
Du warſt für mich von heißer Lieb' entbrannt,
Ich gegen dich ſtets hart und unerkenntlich;
Doch mild und dankbar ſiehſt du mich endlich.
Erfahren ſollſt du nun, wie weich und theuer
Dein Herz mir iſt — ich ſchwör's ohn' Heuchelei —
Sobald du nur vollbracht dies Abenteuer;
Vernimm's und daß es nicht zu hart dir ſei:
Ein Garten liegt, von eiſernem Gemäuer
Umhegt, jenſeits des Walds der Barbarei.
Vier Pforten ſind es, die dort Eingang geben:
Hier hält der Tod die Wache, dort das Leben;
Hier iſt der Armuth, dort des Reichthums Pforte;
Wer eintritt, geht hinaus durch's Gegenthor.
Ein hoher Baum ſteht mitten in dem Orte,
Der ſchnellſte Pfeil ſteigt nicht ſo hoch empor.
Des Baumes Werth geht über alle Worte,
Denn Perlen ſtreut er aus im Blüthenflor.
Den Baum des Schatzes nennt ihn das Gerüchte,
Die Zweige ſind von Gold, Smaragd die Früchte.
Von dieſem mußt du einen Zweig mir bringen.
Dieß iſt von höchſter Wichtigkeit für mich;
So will ich die Gewißheit mir erringen,
Daß deine Liebe deinen Worten gleich.
Doch wirſt du dieſen Auftrag wohl vollbringen,
Mehr dann, als du mich liebteſt, lieb' ich dich
Und gebe dir, zum Lohn für ſolches Dienen,
Mich ſelber hin, vertraue nur Tisbinen.
Mit dem Praſildo die Hoffnung aufgegangen,
Noch zu empfahn der Liebe ſchönſten Kranz,
Da wächſt in ihm ſo Kühnheit als Verlangen
Und muthig weiht er ihrem Dienſt ſich ganz,
Und ſicher auch verſprach' er ohne Bangen
Den Himmel und die Stern' und ihren Glanz;
Die Luft ſammt Erd' und Meeren ihr zu ſchenken
Verſprach' er wohl ohn' einiges Bedenken.
Er ſäumt nicht, gelockt von ſolchem Preiſe,
Verläßt die ſchöne Frau, für die er brennt,
Und geht, geſtiefelt nach der Pilger Weiſe.
Das edle Paar — damit ihr's wohl erkennt —
Schickt ihn nach jenem Garten auf die Reiſe,
Den man noch jetzt Meduſens Garten nennt,
Damit die Zeit gewißlich auf die Länge
Tisbinens Bild aus ſeiner Bruſt verdränge.
Und überdieß, wenn er nun hingekommen,
So trifft er eben die Meduſa dort,
Die jenen Baum in ihre Hut genommen.
Wer nur ihr Antlitz ſieht, vergißt ſofort,
Weshalb er dieſe Reiſe vorgenommen;
Doch wer ſie grüßt und ſpricht mit ihr ein Wort,
Wer ſie berührt und neben ihr geſeſſen,
Muß gänzlich die vergang'ne Zeit vergeſſen.
Ganz einſam, wenn nicht Amor mitgezogen,
Tritt er den langen Weg voll Hoffnung an
Und überſchifft des rothen Meeres Wogen.
Durch ganz Aegypten wandert er ſodann
Und hat die Höh'n von Barca ſchon erſtiegen,
Da trifft er einen grauen Pilgersmann
Und ſpricht mit ihm und gibt ihm von dem Grunde,
Der ihn hieher geführt, getreue Kunde.
Der Alte ſpricht: Du magſt dem Glücke danken,
Daß dich geleitet zum Geſpräch mit mir;
Doch ſtille nun die ſorgenden Gedanken,
Den Zweig von jenem Baume ſchaff' ich dir.
Nur ſorg' um Eingang in des Gartens Schranken,
Denn viel zu thun iſt drinnen im Revier.
Des Tods und Lebens Pforten laß nur ſtehen,
Nur durch das Thor der Armuth mußt du gehen.
Du ſcheineſt von Meduſen Nichts zu wiſſen,
Zum mindſten haſt du mir's nicht kundgemacht.
Dieß iſt die Jungfrau, welche freudebefliſſen
Den ſchönen, reichgeſchmückten Baum bewacht.
Wer ſie erblickt, muß aller Sinne miſſen;
Vernunft, Gedächtniß ſchwinden wie in Nacht.
Doch muß ſie ſelbſt ihr eignes Antlitz ſchauen,
Verläßt ſie jenen Schatz und flieht voll Grauen.
Ein Spiegel diene dir zum Schild und Horte,
Darin das Weib erblick' ihr ſchön Geſicht.
Nackt, ohne Waffen, nahe dich dem Orte,
Sonſt läßt die Armuth durch ihr Thor dich nicht.
Grau'nvoller iſt der Anblick dieſer Pforte,
Als Alles ſonſt, wovon man ſchaudernd ſpricht;
Denn alles Uebel hat ſich dort gerottet
Und obendrein wird Jeder noch verſpottet.
Beim Ausgang mußt du deine Schritte lenken
Zur Pforte, wo der Reichthum hält ſein Haus.
Man haßt ihn ſehr, doch wagt man's nur zu denken;
Er, voll Verachtung, macht ſich wenig draus.
Hier mußt du einen Theil des Zweigs verſchenken,
Sonſt läßt dich dieſe Hoheit nicht hinaus.
Denn neben dieſer ſitzt der Geiz als Hüter;
Je mehr er hat, je mehr begehrt er Güter.
Aufrichtig dankt Praſildo dem wackern Greiſe
Für ſeine Lehr' und merkt ſich jedes Wort.
Raſch durch die Wüſte fördert er die Reiſe
Und kommt nach dreißig Tagen an den Ort.
Durch's Thor der Armuth geht er leichter Weiſe,
Denn wohl bekannt iſt ihm nun Alles dort.
Auch wird der Eingang Keinem hier benommen,
Vielmehr man muntert auf, herein zu kommen.
Dem Paradieſe ſcheint der Ort zu gleichen,
So grünt und blüht der Garten, hold und mild.
Praſild, dem Blick Meduſens auszuweichen,
Bedeckt ſein Antlitz mit dem Spiegelſchilde
Und weiß geſchickt den Standort zu erreichen
Des goldnen Baumes, mitten im Gefild.
Die Jungfrau nun, am Stamm des Baumes ſtehend,
Erhebt ihr Haupt, ſogleich den Spiegel ſehend.
Sie ſieht ſich ſelbſt mit Staunen und Erbangen,
Denn ganz verwandelt ſcheint ihr die Geſtalt;
Ihr däucht, daß ein Gewühl von grauſen Schlangen
Ihr weiß- und rothes Angeſicht umwallt.
Zu fliehn ergreift ſie plötzlich ein Verlangen
Und durch die Luft entrinnt ſie alſobald.
Kaum aber merkt Praſildo, daß ſie enteile,
Als er enthüllt die Augen ſonder Weile.
Drauf naht er ſich dem Baume mit Vertrauen,
Nicht mehr gehemmt durch jene Zauberin,
Die, vor der eignen Mißgeſtalt voll Grauen,
Den Stamm verließ mit ganz verſtörtem Sinn.
Nachdem er einen Zweig ihm abgehauen,
Steigt er herab, erfreut ob dem Gewinn,
Und lenkt zum Thor des Reichthums nun die Schritte,
Wo Trefflichkeit Nichts gilt, noch edle Sitte.

Ganz aufgemauert iſt es von Magneten,
Und wenn man's öffnet, knarrt es ungemein.
Nur Ring und Wurzel führt zu dieſen Stätten,
Doch ſoll es meiſtens feſt verſchloſſen ſein.
Zuweilen nur gelingt's, es zu betreten,
Wenn Glück und Kühnheit ihre Hülfe leih'n.
Praſild indeß fand es geöffnet heute,
Denn ſeinen holden Zweig gab er zur Beute.
Gleich, ohne Zögern, eilt er nun von hinnen;
Ihr denkt euch wohl, wie froh und wohlgemuth.
Ein Tag ſcheint hundert ihm; eh' er die Zinnen
Von Babylon erblickt, wird nicht geruht.
Der Weg durch Nubien hilft ihm Zeit gewinnen.
Geſchwind durchſchneidet er Arabiens Glut,
Reiſt Tag und Nacht und findet wohlgeborgen
In Babylon ſich ein an einem Morgen.
Er ſendet gleich der edeln Frau die Kunde,
Was ſie ihm aufgetragen, ſei geſchehn;
Sie möge nur beſtimmen Ort und Stunde,
Wann's ihr beliebt den ſchönen Zweig zu ſehn.
Zugleich erinnert er mit gutem Grunde,
Daß ſie nun möge dem Verſprechen ſtehn;
Und iſt ſie dennoch Willens, es zu brechen,
So werde ſie ſein Todesurtheil ſprechen.
Kaum drang die Nachricht zu Tisbinens Ohren,
Als ſie ſich ganz dem bittern Gram ergab;
Sie ſank auf's Bett, in ihren Schmerz verloren,
Und ließ nicht Tag noch Nacht zu weinen ab.
Ach, rief ſie aus, warum ward ich geboren?
Warum nicht ward die Wiege ſchon mein Grab?
Der endet ſonſt den Schmerz in jedem Falle,
Nur meinen nicht, der anders iſt als alle.
Denn brech' ich mein gegeb'nes Wort und raube
Das Leben mir, wird mein Vergehn nicht gut.
Ich Arme! Wie ſo thöricht iſt der Glaube,
Daß Liebe nicht die ſchwerſten Dinge thut!
Sie herrſcht im Himmel und im Erdenſtaube,
Sie ſchenkt allein Beſtand und ſchaffet Muth.
Praſild kehrt wieder aus Meduſens Garten?
Wer hätt' es je gedacht? Wer konnt's erwarten?
Unſel'ger Irold! Wie wirſt du's tragen,
Wenn der Verluſt Tisbinens bald dich kränkt?
Obwohl du ſelbſt verurſacht dieſe Plagen
Und tief in's Meer des Unglücks uns verſenkt.
O wehe mir! Warum doch mußt' ich's ſagen?
Warum nicht damals, in ſich ſelbſt verſchränkt,
Hat meine Zunge Sprach' und Kraft verloren,
Bevor ich den unſel'gen Eid geſchworen?
Indeſſen hat Irold gar wohl vernommen,
Wie auf dem Bett die junge Gattin klagt;
Denn unverſehens war er dazu gekommen
Und hörte mit Entſetzen, was ſie ſagt.
Er drückt ſie ſchweigend an die Bruſt, beklommen
Von bitterm Schmerz, dem jedes Wort verſagt.
Auch ſie verſtummt im gräßlichen Verderben;
So ſich umſchließend, dachten ſie zu ſterben.
Sie ſcheinen faſt in Thränen hinzuſchwinden,
Wie Schnee zerſchmilzt, in Sonnenglut gelegt,
Indeß die Lippen keine Worte finden.
Doch endlich ſpricht der Gatte, tief bewegt:
Weit drückender, als jedes Grams Empfinden,
Iſt, daß mein Unglück ſo dich niederſchlägt;
Denn niemals konnt' ich für ein Uebel ſchätzen,
Was dir Vergnügen ſchaffet und Ergetzen.
Wahr iſt es — und du weißt es wohl, mein Leben,
Du reich begabt mit Klugheit und Verſtand —
Kein größer Leid kann's auf der Erde geben,
Als wenn ſich Lieb' und Eiferſucht verband.
Nun hat mein Mißgeſchick gewollt, daß eben
Ich ſelbſt mein ganzes Leid mir zugewandt.
Nur ich bewog dich, jenes Wort zu ſagen;
So ziemen nun mir allein die Klagen.
Trag' ich allein der Strafe bitt're Qualen!
Denn du haſt nur gefehlt, weil ich's gewollt.
Drum bitt' ich dich bei dieſen heitern Strahlen,
Bei jener Liebe, die du mir gezollt,
Du mögſt ihm dein Gelübde ganz bezahlen;
Praſild empfange den verdienten Sold
Für die Gefahr und Noth in fernen Landen,
Die er, auf dein Begehr, ſo kühn beſtanden.
Nur zög' er, bis die Seele mir entfahren,
Nur bis entſchwunden dieſes Tages Licht.
Mag alles Leid das Schickſal mir bewahren,
Doch lebend trag' ich ſolche Schande nicht.
Mit dieſem Troſt will ich zur Hölle fahren,
Daß mich allein beglückt dein hold Geſicht.
Doch müßt' ich dich noch mir entriſſen ſehen,
Noch einmal ſtürb' ich, könnt' es nur geſchehen.
Kein Ende würd' er ſeiner Klage finden,
Hätt' ihm der Schmerz zu reden noch erlaubt.
Erſtarrung faßt ihn, ſeine Sinne ſchwinden,
Als wär' ihm aus der Bruſt das Herz geraubt.
Nicht mind're Qual ſcheint Jene zu empfinden,
Bleich iſt ihr Antlitz wie ein Todtenhaupt.
Doch wendet ſich zu ihm der Blick der Schönen
Und ſie entgegnet in betrübten Tönen:
So glaubſt du, falſches Herz, nach ſolchen Proben,
Ich könnt' auf Erden bleiben ohne dich?
Wohin iſt deiner Liebe Glut zerſtoben?
Wohin dein Schwur, ſo feſt und feierlich,
Daß, wären dir neun Himmel aufgehoben,
Du ſie nicht haben möchteſt ohne mich?
Nun denkſt du gar zur Höll' hinab zu fliehen
Und ich ſoll hier in ew'ger Qual verziehen?
Dein war ich, will's, ſo lang' ich lebe, bleiben,
Geſtorben ſelbſt bleib' ich dir treu und hold;
Wird nicht der Tod die Liebe ganz vertreiben,
Bleibt ein Gedächtniß deß, was ich gewollt.
Nein, niemals ſoll man ſagen oder ſchreiben:
Tisbina kann ſich tröſten ohn' Irold.
Wahr iſt's, ich werd' um deinen Tod nicht trauern,
Denn auch mein Leben ſoll nicht länger dauern.
Verlangen will ich's nur noch wen'ge Stunden,
Bis ich Erfüllung meinem Schwure gab,
Dem Schwur, durch den ich meinen Tod gefunden;
Dann reiß' ich ſelbſt des Lebens Faden ab.
Hinunter will ich gehn mit dir verbunden
Und dich und mich umſchließe dann Ein Grab.
Nur dieſes iſt mein Wunſch und mein Verlangen,
Du wollſt mit mir den gleichen Tod empfangen.
Laß uns vereint ein mildes Gift genießen,
Gemiſcht mit ſolcher Kunſt und Sorgſamkeit,
Daß wir zugleich dieß trübe Sein beſchließen;
Nur noch fünf Stunden, und ich bin bereit.
Denn treu und redlich, ehe ſie verfließen,
Erfüll' ich an Praſilden meinen Eid.
Dann ſoll der Tod, geruhig, ohne Schrecken,
Das Unheil, unſrer Thorheit Schuld, bedecken.
So rüſten nun die unglückſel'gen Beiden
Zum Tode ſich, den ſie ſchon nah' erblickt,
Die Wang' an Wange lehnend, in der Leiden
Gefühl verſenkt, von Thränen faſt erſtickt.
Auch kann ſich Keines von dem Andern ſcheiden
Und ſo, von ihres Gatten Arm umſtrickt,
Schickt die getreue Gattin einen Diener
Nach Gift zu einem alten Mediciner.
Der ſäumt auch nicht, ihr einen Kelch zu ſchicken,
Wie ſie verlangt und wendet gar Nichts ein.
Irold betrachtet ihn mit ſtarren Blicken
Und ſpricht: Wohlan! Vermag doch dieß allein
Die ſchmerzbelad'ne Seele zu erquicken.
Nicht läſtig mehr wird das Geſchick mir ſein;
Denn Herrſcher iſt der Tod ob allen Dingen
Und kann allein das ſtolze Glück bezwingen.
Geruhig leert er nun und unbefangen
Des Bechers Hälft' indem er dieſes ſpricht,
Und reicht der Gattin ihn ſodann mit Bangen.
Zwar vor dem eig'nen Tode bebt er nicht,

Doch daß ſie trinke, kann er nicht verlangen;
Drum wendet er ſein thränend Angeſicht,
Geſenkten Auges ihr den Becher reichend
Und faſt in dieſer Stunde ſchon erbleichend;
Nicht von dem Gift getödtet, doch von Bängniß.
Denn trinken ſoll den Reſt nun ſein Gemahl.
Tisbina faßt in tödtlicher Bedrängniß,
Schon kalt im Herzen, zitternd den Pokal,
Laut fluchet ſie der Lieb' und dem Verhängniß,
Die ſie geführt zu bitt'rer Todesqual;
Dann aber leert ſie mit beherztem Munde
Den vollen Becher bis zum tiefſten Grunde.
Irold verhüllt das Haupt in bitterm Leide,
Denn nimmer ſollten ſeine Blicke ſchau'n,
Daß die geliebte Gattin von ihm ſcheide.
Nun fühlt ſich die unſeligſte der Frau'n
Zwiefach gedrückt von ihrem raſchen Eide.
Der nahe Tod erregt ihr wenig Grau'n,
Doch zum Praſildo zu gehn iſt unerläßlich;
Dies däucht ihr über alle Marter gräßlich.
Jedoch erfüllen muß ſie ihr Verſprechen.
Sie ſtellt ſich in des Ritters Wohnung ein
Und fordert nun, ihn insgeheim zu ſprechen;
Bei Tage war's, auch ging ſie nicht allein.
Kaum kann er, es zu glauben, ſich erfrechen,
Eilt ihr entgegen, nöthigt ſie herein,
Steht ſie nach beſtem Wiſſen und Erkennen
Und weiß nicht, vor Beſchämung, was beginnen.
Nachdem Praſildo in ein geheimes Zimmer
Sie eingeführt mit ritterlicher Art,
Bemüht er ſich, ſo mild und ſanft er immer
Nur kann und weiß, in Red' und Weiſe zart,
Neu zu beleben ihrer Augen Schimmer,
Den er von Thränen ganz verhüllt gewahrt.
Er glaubt, daß aus Beſchämung dies entſtände,
Und ahnet nicht, wie nahe ſei ihr Ende.
Er läßt nicht ab, mit Bitten ſie zu plagen,
Bei Allem, was ihr lieb iſt auf der Welt,
Tisbina mög' ihm doch nur endlich ſagen,
Was für ein Schmerz ſo heftig ſie befällt;
Er wolle gern für ſie ſein Leben wagen,
Wenn Hülfe ſie durch ſeinen Tod erhält.
So fährt er fort, zu drängen, zu beſchwören,
Und hört zuletzt, was er nicht wollte hören.
Die Schöne ſprach: Was du mit ſolchem Streben,
Mit ſolcher Müh' errangſt, der Minne Zoll,
Sei auf vier Stunden jetzt dir übergeben;
Ich halte meinen Schwur, wie ich geſollt.
Allein verlieren muß ich Ehr' und Leben
Und, was noch mehr, mein liebſtes Gut, Irold.
Ihm muß ich nun und dieſer Welt entziehen
Und dir, der ſo mich liebte, mich entziehen.
Wär' ich zu irgend einer Zeit mein eigen
Und liebteſt du mich ſo, wie du gethan!
Wohl müßt' ich dann mich treuer und ſtetig zeigen,
Wollt' ich nicht gern mich deiner Liebe nahn.
So aber konnt' ich nicht zu dir mich neigen,
Denn Zwei zu lieben, weißt du, geht nicht an.
Allein vermocht' ich nimmer dich zu lieben,
Doch fühlt' ich ſtets zum Mitleid mich getrieben.
Dies Mitleid nun, das ich für dich empfunden,
Iſt's, was mich jetzt in ſolches Elend reißt.
So fühlt' ich durch dein Jammern mich gebunden,
So rührt' es, dort im Walde, meinen Geiſt,
Daß ich, bevor noch dieſer Tag entſchwunden,
Nun mit erfahren muß, was ſterben heißt.
Nun ſagt ſie ihm, ausdrücklich und vollkommen,
Wie ſie mit ihrem Gatten Gift genommen.
Praſildo, dies Wort vernehmend, überfallen
Von einem Schmerz, den kein Gedank' ermißt,
Steht da, betrübt, ohn' einen Ton zu lallen.
So glücklich wähnt' er ſich vor kurzer Friſt
Und ſieht ſich nun ſo tief hinabgefallen;
Denn ſie, die ſeines Lebens Wurzel iſt,
Sie, deren Blick mit ſeiner Seele ſchaltet,
Sieht er vor ſeinen Augen halb erkaltet.
So haben Gott und du darauf verzichtet,
Beginnt er, meinem Edelmuth zu trau'n,
Damit, was man als ſchauderhaft berichtet,
Noch weichen müſſe dieſer That voll Grau'n.
Daß ſchnöder Tod zwei Liebende vernichtet,
Das war der Welt nichts Neues mehr zu ſchau'n;
Heut aber, ſeh' ich, werden Drei zuſammen
Vor Abend ſchmachten in der Hölle Flammen.
Kleinmüth'ge, ſprich, wie konnteſt du erröthen,
Von mir zurückzufordern deinen Schwur?
Du fühlteſt, ſagſt du, einſt von meinen Nöthen
Dich ſo gerührt! O ſprich die Wahrheit nur —
Denn Jenes glaub' ich nicht — um mich zu tödten,
Tödt'ſt du dich ſelbſt; zu deutlich iſt die Spur.
Und raubteſt du nur mir allein das Leben!
Müßt' ich nicht auch für dich ſo ängſtlich beben!
Wohl war ſo ſehr mißfällig dir mein Lieben,
Daß du, um mich zu fliehn, den Tod erwählt.
Ablaſſen konnt' ich nicht von meinen Trieben;
Gott weiß, wie oft mich der Verſuch gequält.
O wärſt du mir im Walde fern geblieben,
Wenn ſolcher Haß dich gegen mich beſeelt!
Wer hat zu jenem Schwure dich verbunden,
Durch welchen du, mit mir, den Tod gefunden!
Was dir mißfällt, war nimmer mein Verlangen
Und iſt es jetzt noch minder, als vorher.
Nur deine Liebe ſucht' ich zu erlangen,
Nur deine Gunſt war einzig mein Begehr;
Und hatte dich ein andrer Wahn befangen,
So ſiehe deutlich den Beweis nunmehr.
Denn länger ſoll dich jener Schwur nicht binden;
Bleib' oder gehe nun, nach Gutbefinden.
Die ſchöne Frau, von Mitgefühl durchdrungen,
Bei dieſer milden Rede, ſeufzt und ſpricht:
Du haſt mich ganz durch Edelmuth bezwungen,
Gern ſtürb' ich jetzt für dich aus Liebespflicht.
Doch anders ſind des Schickſals Forderungen,
Und viele Worte machen darf ich nicht,
Denn meine Lebenszeit iſt kurz und theuer;
Doch gerne ging' ich jetzt für dich durch's Feuer.
Praſildo, von ungeheuerm Schmerz entglommen,
Entſchloſſen ſchon durchaus zum eignen Mord,
Steht mit verſtörtem Sinn, betäubt, beklommen
Und hört nicht mehr der Schönen weit'res Wort.
Nachdem er ihr nur Einen Kuß genommen,
Entläßt er ſie und ſie begibt ſich fort;
Und er, beraubt des Angeſichts der Hehren,
Wirft ſich auf's Lager hin mit heißen Zähren.
Tisbina kehrt nun zu Iroldo wieder;
Sie findet ihn, wie ſie ihn ließ zuvor,
Und ſagt ihm, daß Praſildo, ſo mild als bieder,
Sich Nichts als einen einz'gen Kuß erkor.
Von ſeinem Lager ſteigt Irold hernieder,
Wirft ſich auf's Knie, hebt ſeinen Blick empor
Und fleht zu Gott mit ausgeſtreckten Armen,
Er möge doch, aus Huld und aus Erbarmen,
Mit Allem, was ſich Gutes je ergoſſen,
Praſildo belohnen für ſo edeln Sinn.
Jedoch, bevor er ſein Gebet beſchloſſen,
Sinkt ſchon Tisbina wie in Schlummer hin.
Die Wirkſamkeit des Tranks, den ſie genoſſen,
Macht mit dem zarten Weibe den Beginn;
Denn immer wirken Tod und alle Schmerzen
Auf ſchwache ſchneller, als auf ſtarke Herzen.
Kaum ſah Irold ſie hin zur Erde fallen,
Als eiſ'ger Froſt durch ſeine Glieder fuhr.
Ein Schleier ſchien ihr Auge zu umwallen,
Des Todes nicht, des ſanften Schlummers nur.
Laut läßt der Arme ſein Geſchrei erſchallen,
Nennt grauſam Gott und Himmel und Natur,
Nennt hart die Liebe, tückiſch das Verhängniß,
Die nicht ihn retten in ſo großer Bängniß.

Doch laſſen wir des Armen Klaggewimmer!
Leicht könnt ihr denken, was er ſagt und thut.
Praſilde indeß verſchloß ſich in ſein Zimmer
Und ſprach, vergießend heiße Thränenfluth:
Wäre wohl ein liebend Herz auf Erden ſchlimmer,
Als mein's, geplagt von des Geſchickes Wuth!
Denn will ich nicht von der Geliebten ſcheiden,
Muß ich in kurzer Friſt den Tod erleiden.
So wird der Unhold, den wir Liebe heißen,
Obwohl ſo lieblos, ſich befriedigt ſehn.
Komm, weide dich, Barbar, an meines heißen
Verzweiflung, ſätt'ge dich an meinen Weh'n!
Allein trotz dir will ich mich dir entreißen;
Denn ſchlimmer kann es nirgend mir ergehn
Und Martern hat die Hölle ſelbſt geringer,
Als dein tyranniſch Reich, dein Schreckenszwinger.
Indeß der Ritter fortfährt ſo zu klagen,
Da, ſiehe, ſtellt ein alter Arzt ſich ein,
Der nach Praſilden forſcht mit eil'gen Fragen;
Doch Niemand wagt, ihm Eintritt zu verleih'n.
Da ſpricht der Arzt: Hochwicht'ges ihm zu ſagen,
Komm' ich hieher; ich will und muß hinein,
Kurz, wollt ihr nicht zu eurem Herrn mich laſſen,
So wißt, er muß heut Abend noch erblaſſen.
Der Kammerdiener, als er dieß vernommen,
Faßt endlich doch den Muth, hinein zu gehn;
Denn um nach Willkür in's Gemach zu kommen,
War er mit einem Schlüſſel ſtets verſehn.
Er dringt ſo keck, um ſeinem Herrn zu frommen,
Daß er ihn doch bewegt, den Arzt zu ſehn.
So führt er ihm, wie ſehr Praſilde auch immer
Sich ſträuben mag, zuletzt den Mann in's Zimmer.
Und dieſer ſpricht, da Zutritt ihm gegeben:
Mein Herr, ich lieb' und ſchätze dich fürwahr,
Nun will ſich Furcht, nicht bloß Verdacht erheben,
Es drohe dir die gräßlichſte Gefahr.
Denn Eiferſucht und Lieb' und Haß, daneben
Die wankelmüth'ge Luſt der Frauenſchaar —
Nur ſelten völlig des Verſtandes mächtig —
Die ſind gar oft mit großem Unheil trächtig.
Laß dieſes Wort zu deinem Beſten dienen.
Denn heute ward ein Gift von mir begehrt
Und zwar durch einen Diener von Tisbinen.
Nun ward ich vor ganz kurzer Zeit belehrt,
Daß dieſes arge Stück bei dir erſchienen;
Gleich hab' ich mir die ganze Sach' erklärt.
Sie wollt's für dich, ſei Vorſicht dir empfohlen!
Laß Alle gehn, mag ſie der Teufel holen.
Allein für diesmal ſei ganz unbeklommen,
Denn wirklich war kein Gift in dem Pokal;
Und haſt du auch vielleicht den Trank genommen,
Fünf Stunden ſchläfſt du, oder nicht einmal.
O wäre doch die Schelmin umgekommen,
Sammt allen Weibern hier im Erdenthal!
Die Schlimmen mein' ich; doch in unſern Tagen
Sind hundert ſchlecht, wenn Eine zu ertragen.
Kaum hat Praſilde die frohe Kund' empfangen,
Und ſein erſtorb'nes Herz belebt ſich leicht!
Wie Veilchen oder Roſen, von der langen
Gewalt des Regens matt und abgebleicht,
Aufblühn den Kelch mit friſcher Farbe prangen,
Vom erſten Strahl der heitern Sonn' erreicht,
So wird Praſilde beim fröhlichen Berichte
Im Herzen froh und ſchön im Angeſichte.
Dem Alten zeigt Praſilde ſich dankbefliſſen;
Dann eilt er zu dem treuen [illegible]
Und macht Iroldo, der, von Schmerz zerriſſen,
Verzweifeln will, die ganze Sache klar.
Ob dieſer ſich erfreut, das könnt ihr wiſſen;
Doch ſie, die ſeiner Seele Kleinod war,
Will er nun ganz Praſilden übergeben
Zum Lohne für ſein edelmüthig Streben.
Zwar widerſetzt Praſilde ſich dieſem Schritte,
Doch ſchwer verſagt ſich, was man gerne thut.
Obwohl nunmehr, nach ſchöner Herzen Sitte,
Ein langer Kampf entſteht von Edelmuth,
Beharrt Iroldo und dringt mit ſeiner Bitte
Am Ende durch; und alſo, kurz und gut,
Läßt er Praſilde die ſchöne Frau gewinnen
Und macht ſich ohne Zögerung von hinnen.
Er eilt aus Babylon hinweg, entſchloſſen,
So lang' er lebt, nie wieder heimzugehn.
Tisbina, da die Schlummerzeit verfloſſen,
Vernimmt mit Staunen Alles, was geſchehn.
Zwar hat gewiß die Sache ſie verdroſſen,
Denn Ohnmacht über Ohnmacht läßt ſich ſehn;
Doch da ſie hört, daß Jener ſich entſchieden
Von ihr entfernt, ſo giebt ſie ſich zufrieden.
Die Frauen alle — ſag' ich im Vertrauen —
Sind ſchwach und zart von Leib und von Gemüth,
Gleich friſchem Reiſe, der, um aufzuthauen,
Nicht eben wartet, bis die Sonne glüht.
Sie Alle ſind, wie wir Tisbinen ſchauen,
Die nicht mit Kämpfen ſich um Nichts bemüht;
Beim erſten Angriff fühlt ſie ſich ermatten
Und nimmt den reizenden Praſilde zum Gatten.
(Gries.)

## 9.

## Arioſto.

### 1.

### Angelika's Untreue und Roland's Raſerei.

(Raſender Roland, Geſang 23, Stanze 101—136.)

Hold war der Mittagsglut das friſche Kühl
Den harten Heerden und den nackten Hirten,
Daher's dem Roland auch nicht ſchlecht gefiel,
Um welchen Helm und Schild und Panzer klirrten.
Es war ein Stündchen Ruhe dort ſein Ziel,
Allein ſo traur'gem Aufenthalt verwirrten
Die Schritte ſich — mehr, als ich ſagen mag,
Ward für den Ritter ſchrecklich dieſer Tag.
Denn als er nun umher die Blicke kehrte,
Fand er beſchrieben viele Bäum' am Strand,
Scharf ſah er hin und, ach, ſein Blick belehrte
Ihn ſicher, dieß ſei ſeiner Göttin Hand;
Weil dieſer Platz zu jenen mit gehörte,
Wo oftmals ſich Angelika befand
Mit ihrem Freund, indem ſie aus der Hütte
Des Hirten oft hierher gelenkt die Schritte.
Angelika und Medor ſieht er dort
An hundert Orten hundertfach verſchlungen.
Ein ſcharfer Nagel iſt ein jedes Wort,
Der ihm durch Amor's Hand in's Herz gedrungen.
Er ſinnt auf tauſend Ding' und ſcheucht ihn fort
Den Glauben, der ihm ſchon ſich aufgedrungen:
Noch eine Andre heißt Angelika
Und deren Name ſteht am Baume da.
Er ſpricht: die Züge ſind nicht zu verkennen,
Sie ſind's, die oft mir große Luſt gemacht.
Doch ſollte mich vielleicht der Name nennen
Und dieſer Medor ward von ihr erdacht.
So ſchweift er ab vom richtigen Erkennen
Zum Selbſtbetrug und hat auf Alles Acht,
Der letzten Hoffnung ſchwachen Strahl zu nähren
Und die Beklommenheit in Luſt zu kehren.
Doch fühlt er mehr den Argwohn ſich entzünden,
Je emſiger er ihn zu löſchen ſtrebt.
Dem Vogel gleich, der von den Garngewinden
Und von der Ruthe nimmer ſich erhebt;
Je mehr er ſich beſtrebt, ſich los zu winden
Und mit den Flügeln ſchlägt, je mehr er klebt.
Und Roland kommt dahin, wo wie ein Bogen
Der Fels ſich krümmt an klarer Welle Wogen.

Der Epheu und die wilde Reb' umſchlangen
Gekrümmt und kraus zum Schmuck das Felſenthor.
Dort lag das Liebespaar oft ſüß umfangen,
Stieg zu dem Mittag heiß die Sonn' empor.
Und, Zeuge von befriedigtem Verlangen,
Drängt überall ſich dort ihr Name vor,
Geſchrieben bald mit Kohl' und Gyps zu ſchauen
Und bald mit Meſſerſpitzen eingehauen.
Es ſtieg der traur'ge Graf vom Roß und fand
Am Thor der Grotte, eingefaßt vom Grünen,
Viel Worte von des holden Medor Hand,
Die eben jetzt erſt angeſchrieben ſchienen,
Um zu verew'gen, was er dort empfand,
Sollt' ein gereimter Spruch dem Jüngling dienen,
Sehr nett in ſeiner Sprache, wie mir ſcheint,
In unſrer war es, wie hier folgt, gemeint:
„Ihr heitern Bäum' und Wieſen, klare Fluten,
Du dunkle Höhle, hold im kühlen Schatten,
Wo Catay's Königskind, dem ihre Gluten
Umſonſt ſo Viele ſchon gewidmet hatten,
Und Medor oft gar ſüß umſchlungen ruhten —
Wie kann der arme Medor euch erſtatten,
Was ihr, bequem und gaſtlich, ihm erwieſen,
So ſeid zum Dank denn ewiglich geprieſen.
Drum bitt' ich, Herr'n und Frau'n, von holden Träumen
Der zarten Liebe wonniglich umflogen,
Fremd' oder heimiſch, die zu dieſen Räumen
Die Sehnſucht oder das Geſchick gezogen:
Sagt zu den Wieſen, Schatten, Wellen, Bäumen:
Euch ſei die Sonne, ſei der Mond gewogen,
So auch der Nymphen Schar, die euch behüte,
Damit kein Hirt hier je die Heerden hüte."
Arabiſch war die Schrift und das verſtand
Er wie Latein. Zwar viele Sprachen waren
Dem römiſchen Senator wohl bekannt,
Allein in dieſer war er ganz erfahren
Und wußte ſich damit im Mohrenland
Gar oft vor Schmach und Schaden zu bewahren;
Doch rühm' er's nicht, daß ſie ihm je genützt,
Denn Alles überwiegt der Schaden jetzt.
Drei-, viermal, ſechsmal lieſt er es voll Schmerz,
Sucht das, was dort ſteht, nicht mehr zu erblicken;
Er glaubt, es treibe ſein Gehirn nur Scherz,
Doch immer klarer ſteht's vor ſeinen Blicken.
So fühlt er jedesmal das arme Herz
In banger Bruſt von kalter Hand zerdrücken.
Er hängt zuletzt mit Sinn und Aug' am Stein
Und ſcheinet ſelbſt ein Steingebild zu ſein.
Schon jetzt verläßt ihn faſt Gefühl und Sinn,
Indem die Kraft der Wuth des Schmerzes weichet.
Glaubt mir es, der ich wohl erfahren bin,
Dieß iſt der Schmerz, dem nie ein andrer gleichet.
Geſunken iſt ihm auf die Bruſt das Kinn,
Tief hängt die Stirn, der Muth iſt ganz verſcheuchet.
Es findet — ſo drängt der Schmerz ihn ſchon —
Der Blick kein Naß, die Klage keinen Ton.
In ſeinem Innern bleibt das wilde Toben,
Indem's zu eilig ſich nach Außen drängt.
So kann man mit dem Waſſer es erproben
Im Krug, mit weitem Bauch, den Mund verengt.
Kehrt man geſchwind das Unterſte nach oben,
Dann ſieht man, wenn es ſich im Anfang zwängt,
Es in der Eil den engen Paß verſchließen
Und Tropf' um Tropfen nur mit Mühe fließen.
Dann kommt er zu ſich ſelbſt und ſinnt, wie noch
Es möglich ſei, daß hier der Schein betrüge.
Er glaubt und wünſcht und hofft, daß Einer doch,
Sie zu verläumden, nachſchrieb ihre Züge,
Vielleicht, daß er dem furchtbar ſchweren Joch
Der gränzenloſen Eiferſucht erliege
Und daß, wer immer dieſen Trug erdacht,
Die Hand der Schönen täuſchend nachgemacht.
So brach ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl hervor,
Der doch ein wenig ſeine Geiſter weckte,
Und ſchnell beſtieg er ſeinen Brilliador,
Weil Phöbus ſchon vor Phöben ſich verſteckte.
Er ging nicht weit, da ſtieg ein Rauch empor,
Worauf er Dächer durch's Gebüſch entdeckte.
Er hört, es bellt der Hund, es brüllt der Stier,
Und geht in's Haus und nimmt da ſein Quartier.
Mißmüthig ſteigt er ab, läßt Brilliadoren
Dem ſachverſtänd'gen Knecht — mit frohem Blick
Entwaffnet man ihn, ſchnallt ab die goldnen Sporen
Und putzt ihm dann die Rüſtung Stück für Stück.
— Hier war's, wohin Angelika Medoren
Jüngſt wund gebracht, zu ſeinem höchſten Glück —
Er will kein Mahl, nur einen Platz zum Schlummer,
Von Speiſe nicht geſättigt, doch von Kummer.
Je mehr er Ruhe ſucht, je minder kann
Er ſich der Kümmerniß, der Noth entwinden;
Denn die verhaßte Schrift füllt Alles an
Und iſt an Fenſter, Thür und Wand zu finden.
Erkund'gen will er ſich, doch ſchweigt ſodann;
Er fürchtet ſich, klar werde man verkünden,
Was er, ſo gut er kann, in Nebel hüllt,
Indem's ihn ſo mit minderm Schmerz erfüllt.
Doch wenig hilft's ihm, daß er ſich betrügt,
Erfahren ſoll er Alles ohne Frage.
Der Hirt, der ſieht, wie er dem Schmerz erliegt,
Wünſcht ihm voll Mitleid Lind'rung ſeiner Plage.
Schon oft erzählt' er, wie es ſich gefügt
Mit unſerm Liebespaar an jenem Tage;
Er ſagt' es Jedem, der es gern vernahm,
Daher er jetzt auch drauf zu ſprechen kam.
Wie auf Angelika's beweglich Bitten
Er zu der Hütte den Medor gebracht,
Der, ſchwer verwundet, doch nicht lang gelitten,
Weil ſie bei ihm den Wundarzt ſelbſt gemacht;
Wie tiefer ihr in's Herz ein Pfeil geglitten
Von Amor's Hand, und wie dann, angefacht
Von kleinen Funken, Feu'r in ihr entglommen,
Das ſie am Ende gänzlich eingenommen,
Und wie Angelika ſo ganz vergeſſen,
Daß ſie der Indier größter Fürſt erzeugt,
Und von der Liebe nur zu ſehr beſeſſen,
Als Weib ſich zu dem armen Knecht geneigt.
Herbeigeholt ward jener Ring indeſſen
Und ihm zum Schluß der Rede vorgezeigt,
Den ſcheidend ſie dem Hirten zur Belohnung
Gegeben hatte für die gute Wohnung.
Der Henker Amor ſchwingt mit dieſem Schluß
Das Beil, um, da er matt von vielen Schlägen,
Den Händen endlich Ruhe geben muß,
Ihm zu den Füßen hin das Haupt zu legen.
Wohl gern verhehlte Roland den Verdruß,
Den tiefen Schmerz, doch hat nicht das Vermögen.
Woll' oder woll' er nicht, er muß heraus
Und bricht in Seufzern und in Thränen aus.
Als er, allein, dann freien Raum gewann,
Da ließ er ſeinem Schmerz den Zügel ſchießen
Und ließ den Strom, der ſeinem Aug' entrann,
Die Wangen nieder in den Buſen fließen.
Er ſeufzt und ſtöhnt, wälzt ſich herum und kann
Nicht hier noch dort im Bett der Ruh genießen.
Denn dieſes Bette — härter als ein Stein
Und ſtachelnder als Neſſeln ſcheint's zu ſein.
Noch fällt ihm bei in dieſem harten Leid,
Daß an dem Ort und in demſelben Bette
Gewißlich oft die undankbare Maid
Mit ihrem Buhlen ſich gelagert hätte;
Daher er ſich vor dieſen Federn ſcheut
Und aufſpringt, daß er aus der Qual ſich rette,
Dem Bauer gleich, der ſich zum Schlaf geſtreckt
Und neben ſich im Gras die Schlang' entdeckt.
Zuwider ſind ihm Bett und Hirt und Haus.
Von wilden Gluten fühlt er ſich entzündet —
Es ſcheint kein Mond, kein Schimmer dringt heraus,
Der eines neuen Tages Nahe kündet:

Doch läßt er Wehr' und Roß und eilt hinaus,
Dahin, wo er den Wald am dichteſten ſchaut,
Und öffnet, wie er ſieht, er ſei allein
Dem Schmerz die Thür mit Heulen und mit Schrei'n.
Stets weint er fort und ſein Geſchrei erſchallt,
Nie kann er mit den Schmerzen Frieden ſchließen;
Er meidet Dorf und Stadt, legt ſich im Wald
Im Freien nieder an der Bäume Füßen
Und ſtaunt, daß, nimmer raſtend, mit Gewalt
Die Waſſerſtröme ſeinem Haupt entſtießen,
Daß nie vermindert wird der Seufzer Zahl,
Und ſpricht zu ſich in ſeiner herben Qual:
„Gewiß, nicht Thränen mehr ſind dieſe Flut,
Die weite Meer aus den Augen ſpendet,
Nicht g'nügten Thränen für des Schmerzes Wuth,
Beim halben Schmerze hatten ſie geendet.
Der Lebensquell, getrieben von der Glut,
Wird durch den Weg der Augen mir entwendet.
Der fließt dahin, auch hoff' ich, daß vielleicht
Mit ihm zugleich mir Schmerz und Leben weicht.
Und ſie, die meine herbe Qual bezeugen,
Nicht Seufzer ſind's, weil, noch ſo wild erregt,
Die Seufzer dennoch je zuweilen ſchweigen,
Indeß der Sturm in mir ſich nimmer legt.
Nein, Amor ſelbſt will dieſen Sturm erzeugen,
Indem er an der Glut die Flügel ſchlägt.
Wie, Amor, machſt du's, daß du ſtets ſie nähreſt,
Die Glut im Herzen und es nicht verzehreſt!
Nicht bin ich das, was meine Züge ſagen.
Todt und begraben iſt, der Roland hieß,
Er ward von der Undankbaren erſchlagen,
Die ungetreu und grauſam ihn verließ.
Der hier umherirrt in der Hölle Plagen,
Nichts, als ſein abgeſchied'ner Geiſt iſt dieß.
Es ſoll der Schatten, der noch übrig blieben,
Ein Beiſpiel ſein für Alle, welche lieben."
Wie er die Nacht hindurch bis zu der Helle
Des neuen Tags ſich durch die Waldung trieb,
Da führt' ihn ſein Geſchick zurück zur Quelle,
An welcher Medor jene Reime ſchrieb.
Und ſeine Schmach verſinnlicht ihm die Stelle,
Daher in ihm kein Tropfen Blutes blieb,
Der nicht in Haß, Zorn, Grimm und Wuth ſich kehrte,
Und ohne Zögern griff er nach dem Schwerte.
Abhaut er Schrift und Stein, am Mund den Schaum,
Läßt himmelwärts im Flug die Splitter ſteigen.
Weh dieſer Höhle, wehe jedem Baum,
Wo Medor und Angelika ſich zeigen!
Weil hier für Hirt und Heerd' ein ſchatt'ger Raum
Nicht übrig bleibt, kein Kühl von grünen Zweigen.
Und jener Quell, der klare, reine Born,
Iſt wenig ſicher vor ſo großem Zorn.
Er ſchleudert Schollen, Stamm und Zweig und Blatt
Und Steine nieder in die ſchönen Wellen,
Bis daß er ſo getrübt die Waſſer hat,
Daß ſie fortan ſich nimmer mehr erhellen.
Nun fühlt er, feucht von Schweiß und müd' und matt,
Dem Herzen Zorn und Haß und Wuth entquellen.
Allein gehemmt iſt ſeines Odems Lauf,
Er ſinkt in's Gras und ſeufzt zum Himmel auf.
Matt ſank er hin in's Gras, ſein Leid ward Kummer,
Zum Himmel ſtarrt' er auf mit ſtillem Gram.
So blieb er ohne Speiſ' und ohne Schlummer,
Bis dreimal Phöbus ging und wiederkam.
Doch immer wuchs in ihm der bittre Kummer,
Bis er ihm Geiſt und Sinn am Ende nahm.
Am vierten Tage ſprang er auf vom Grünen
Und riß mit Wuth vom Leibe Maſch' und Schienen.
Er wirft hierhin den Helm, dorthin das Schild,
Das Zeug, den Panzer ſelbſt, mit wilden Blicken;
Kurz an verſchied'nen Orten vom Gefild
Zerſtreut er ſeiner ganzen Rüſtung Stücken.
Zerreißt die Kleider ſich und zeigt enthüllt
Den rauhbehaarten Bauch und Bruſt und Rücken.
So war es, wie die Raſerei begann,
Die gräßlichſte, von der man hören kann.
Die Wuth, der Grimm verſenkt in dumpfe Nacht
Dem unglückſel'gen Grafen alle Sinnen;
Drum wird von ihm nicht an das Schwert gedacht,
Sonſt wäre Nichts vor ſeiner Wuth entronnen.
Doch ohne Schwert und Streitaxt kann die Macht
Des Armes Alles, was er will, beginnen.
Die höchſte Fichte, dieſes Waldes Schmuck,
Reißt er ſofort heraus mit einem Ruck.
Er thut mit vielen andern noch dergleichen,
Als riß' er Dill und Fenchel aus dem Feld,
Auch werden alte Ulmen, Eſchen, Eichen,
Auch Tannen, Weiden leicht herausgeſchnellt.
So ſehn wir, um den Boden auszugleichen,
Den Vogelfänger, der die Netze ſtellt,
Hinweg die Stoppel, Binſ' und Neſſel räumen,
Wie er mit Eichen thut und andern Bäumen.
(Streckfuß.)

### 2.

## Iſabella's Treue bis in den Tod.

(Raſender Roland, Geſang 29, Stanze 1—31.)

O Männerſinn, wie ſchwach und unbeſtändig!
Wie ſind wir zur Veränderung geneigt!
Wie ſind doch die Gedanken wetterwendig,
Beſonders, wenn ſie Liebesgram erzeugt!
Erſt flucht der Heid' auf alle Frau'n unbändig,
Mit einer Wuth, die Alles überſteigt.
Man meint, ſtets müß' er dieſes Zürnen fühlen,
Ja, ganz unmöglich ſei's, es je zu kühlen.
Ihr edlen Frau'n, wenn Jener ungebührlich
Auf euch geſchimpft, ſo hat's mich ſo empört,
Daß ich ihm nicht verzeih', eh' nicht ausführlich
Ich ihn durch Leid von ſeinem Fehl belehrt.
Mit Dint' und Feder zeig' ich klar und zierlich,
Es hätte größern Vortheil ihm gewährt,
Die Zunge ſich ſtillſchweigend abzubeißen,
Als ſolchermaßen euer Lob zu preiſen.
Doch daß er wie ein Thor und Dummkopf ſprach,
Beweiſ't euch deutlich das, was drauf geſchehen.
Er zog des Zornes Schwert und hieb und ſtach
Und Keine ließ er unverwundet gehen;
Doch ließ er ſchnell von ſeinem Urtheil nach,
Als er in Iſabellens Blick geſehen.
Er kennt ſie nicht, er liebt ſie eben jetzt
Und wünſcht die Luſt ſchon durch ſie erſetzt.
Wie neue Lieb' ihn treibt und ihn erhitzt,
Beſtürmt er, doch vergebens, ſie mit Gründen,
Denn ſie iſt feſt auf den Entſchluß geſtützt,
Mit ihrem Heiland nur ſich zu verbinden.
Der Eremit, ihr Schild und Hort, beſchützt
Den keuſchen Sinn, läßt ihn nicht überwinden,
Indem mit Gründen von weit mehr Gewicht
So viel er kann, er wacker für ſie ficht.
Als den verruchten Heiden bei der Rede
Des kühnen Alten die Geduld verließ
Und er vergebens ihn in ſeine Oede
Auch ohne ſie zurücke kehren hieß,
Und ſah, daß offen ihn der Mönch befehde,
Indem er Fried' und Stillſtand von ſich wies,
Da faßt er ihn in höchſter Wuth beim Barte,
Wobei er ihn, ſo weit er griff, entbarte.
So wuchs die Wuth, daß er ihn mit der Hand,
Gleich einer Zang' am Halſe faßt und drückte,
Und als er ihn ein, zwei Mal umgewandt,
Ihn durch die Lüfte nach dem Meere ſchickte.
Nicht ſag' ich, weiß auch nicht, was drauf entſtand,
Weil ein Gerücht das andre unterdrückte.
Bald ſprach man, daß er ganz zerſchmettert ſei
An einem Stein, und Kopf und Fuß ein Brei.

Dann ſprach man wieder, er ſei bis zum Meer
Wohl eine Stunde weit von dort geflogen,
Schlecht ſchwimmend und viel betend, ſei er ſchwer
Hinabgeſunken auf den Grund der Wogen.
Auch ſagte man, es kam ein Heil'ger her,
Der hab' ihn ſichtbarlich zum Strande gezogen.
Sei dies, ſei jenes wahr, genug, es ſpricht
Von ihm mit keinem Wort mehr mein Bericht.
Des Greiſes, welcher ſchwatzend ihn geſtört,
Beſtand der Grauſame ſich zu entheben
Und eilt zu ihr, die traurig und verſtört
Von ferne ſtand, ſich heiter zu begeben.
Mit Worten, wie man vom Verliebten hört,
Benannt' er ſie ſein Herz, ſein theures Leben,
Sein Hoffen, ſeinen Troſt — wie, heiß erregt,
Die Liebe dies herauszuſprudeln pflegt.
Er will nicht durch Gewalt die Holde ſchrecken
Und wohlgeſittet wird ſich aufgeführt.
So muß ſich der gewohnte Stolz verſtecken
Vor jenem Reiz, den er im Herzen ſpürt.
Das ſüße Fleiſch des Kernes könnt' er ſchmecken,
Doch leiſe wird die Schale nur berührt.
Denn beſſer, glaubt er, ſtill' es ſein Verlangen,
Wenn er den Kern von ihr geſchenkt empfangen.
Er glaubt ſie nach und nach durch Blick und Wort
Geneigt zu machen ſeinem Liebes-Sehnen,
Und ſie am öden, unbewohnten Ort
Fühlt wie die Maus ſich in der Katze Zähnen.
Weit lieber wäre ſie im Feu'r, als dort,
Und ſinnt bei ſich, nicht ohne ſtille Thränen,
Auf welche Weiſe ſie dem wilden Mann
Unangetaſtet wohl entkommen kann.
Jetzt ſteht in ihr der Vorſatz: Sie entreißt
Sich lieber mit der eignen Hand das Leben,
Eh ſie dem Heiden willig ſich erweiſt —
Nichts macht ſie mehr, als der Gedanke beben,
Die Treue dem zu brechen, der den Geiſt
In ihren Armen jüngſt hat, leider! aufgegeben,
Und dem ſie, als ſein Aug' im Tode brach,
Noch ew'ge Keuſchheit fromm geſinnt verſprach.
Sie ſieht in ihm die blinde Gier ſich mehren,
Stets dräng'der ſcheint er und ſie weiß nicht Rath.
Sie weiß, Nichts kann ihr Hülf' und Schutz gewähren,
Beſchließt der Heide die verruchte That.
Sie ſinnt und ſinnt, ihn von ſich abzuwehren,
Und findet endlich einen ſichern Pfad,
Um zu erhalten ihrer Keuſchheit Blume —
So hört es denn zu ihrem ew'gen Ruhme.
Schon naht er ihr mit plumper Dreiſtigkeit,
Mit wilder Brunſt in That und Wort und Blicke,
Und weit entfernt von jener Höflichkeit,
Die er gezeigt im erſten Augenblicke.
Da ſpricht ſie: »Herr, gewährt mit Sicherheit
Für meine Ehr', — und, euch zum großen Glücke,
Empfangt dann ein Geſchenk von höherm Werth,
Als wenn ihr mich Unſel'ge entehrt.
Für eine Luſt von einem Augenblick,
Die ſonſt die Welt euch beut im Ueberfluſſe,
Verachtet nicht ein dauernd großes Glück,
Weit über jedem andern Genuſſe.
Wohl tauſend Frau'n, hold von Geſicht und Blick,
Sind ſchnell für euch bereit zu Lieb' und Kuſſe,
Doch das Geſchenk, das ich euch zugedacht,
Wird euch von keiner Andern dargebracht.
Ich habe Wiſſenſchaft von einem Kraute,
Das, wie ich ſah, hier nah ſich finden läßt.
Es macht, gekocht mit Epheu und mit Raute
Und mit Cypreſſenholz, die Menſchen feſt.
Denn wenn der Saft daraus herniederthaute,
Von einer reinen Jungfrau Hand gepreßt,
So braucht man dreimal ſich damit zu baden
Und Schwert und Feuer wird dann nimmer ſchaden.
Man wäſcht ſich dreimal, und ununterbrochen
Währt einen Mond die Unverwundbarkeit;
Allein die Kraft verſchwindet nach vier Wochen
Und dann wird wieder dieſer Saft erneut.
Und gern und willig ſei es euch verſprochen;
Ich mach' und ihr erprobt den Saft noch heut.
Wenn ich nicht irre, wird dies mehr euch genügen,
Als heut noch ganz Europa zu beſiegen.
Doch fordr' ich einen Lohn von euch dafür —
Ihr ſollt mir jetzt auf eure Treue ſchwören,
Den keuſchen Sinn inskünft'ge nimmer mir
Mit Worten und mit Thaten zu beſchweren.
Sie ſpricht's und macht den Fürſten von Algier
Zur erſten Ehrbarkeit zurücke kehren.
Er will, um unverwundbar ſich zu ſehn,
Mehr noch, als ſie verlangt, ihr zugeſtehn.
So lange halten will er ſein Verſprechen,
Bis er des Wunderſaftes Kraft erfuhr;
So lange wird ihm nicht die Kraft gebrechen,
Zu bändigen die grimmige Natur.
Doch dann gedenkt er den Vertrag zu brechen,
Denn Gott und Heil'ge ſind zum Spott ihm nur,
Das ganze Afrika, das Land der Lügen,
Weiß er im Bruch der Treue zu beſiegen.
Geſchworen hat er mehr als tauſend Male,
Daß er ſie nimmermehr beläſt'gen will.
Nur ſoll ſie ſchaffen, was bei Glut und Stahle
Ihn ähnlich macht dem Cygnus und Achill.
Sie klimmt durch Felſenhäng' und dunkle Thale,
Von Stadt und Dorfe fern, dahin, wo ſtill
Die Matten blühn, und ſammelt viele Kräuter,
Und Rodomont iſt immer ihr Begleiter.
Viel Kräuter waren hier und dort gefunden,
Mit, ohne Wurzeln, und es ſchien genug,
Spät kehrten ſie zum Haus nach vielen Stunden,
Wo ſie, der Keuſchheit ſchönes Muſter, klug,
Bis daß der Reſt der Nacht dahingeſchwunden,
Die Kräuter kochte mit erhab'nem Trug;
Bis die geheimnißvollen Werke fertig,
Blieb Algiers König immer gegenwärtig.
Die Nacht vertrieb er ſich die Zeit und ſpielte,
Indem er dort mit ſeinen Knappen ſaß,
Und da er Glut vom nahen Feuer fühlte,
— Es brannt' im engen Haus ohn' Unterlaß. —
Bekam er einen heißen Durſt und kühlte
Ihn ab in griech'ſchem Wein und leert' ein Faß,
Das ſeine Knappen kurz vorher bekommen,
Indem ſie's einem Reiſenden genommen.
Gewöhnt iſt Rodomont nicht an den Wein,
Weil Mahom's Sätze dieſen Trank verwehren,
Doch ſcheint er ihm ein Göttertrank zu ſein,
Daß Nektar, Manna Nichts dagegen wären.
Er gießt ihn flaſchenweiſ' in ſich hinein
Und ſchmäht dazu auf ſeines Glaubens Lehren.
Der gute Wein, der glatt hinuntergeht,
Macht, daß ſein Kopf ſich wie ein Kreiſel dreht.
Die Pfann', in der gekocht die Kräuter waren,
Nahm Iſabell' indeſſen von dem Herd
Und ſprach zu ihm: Jetzt ſoll ſich's offenbaren,
Ob, was ich ſagte, ſich als wahr bewährt.
Sie, die das Falſche ſcheidet von dem Wahren,
Und ſelbſt den Rohen klug macht und gelehrt,
Die ſichre Erfahrung ſoll's beweiſen
An meinem eignen Leib mit deinem Eiſen.
Ich will die Erſte ſein, die zu erproben,
Welch Glück, welch Wunder dieſe Miſchung ſchafft,
Vielleicht hat ſich in dir Verdacht erhoben,
Als wäre tödtlich giftig ihre Kraft.
Drum ſalb' ich denn ſogleich mich ſelbſt von oben
An Kopf und Hals und Bruſt mit dieſem Saft.
Dann prüfe deine Kraft und deinen Degen,
Der wird nicht ſchneiden, jene Nichts vermögen.
Sie ſalbt' ſich, wie ſie ſprach, und hält vergnügt
Dem leicht Betrognen nackt den Hals entgegen,
Und unvorſichtig und vom Wein beſiegt,
Vor deſſen Macht Nichts Schild und Helm vermögen,

Haut jenes Bild, dem schon ihr Wort genügt,
So mit der Hand, so mit dem grausen Degen,
Daß er das schöne Haupt, wo Amor weilt,
Mit einem Hieb' vom Rumpf und Nacken theilt.
Drei Sprünge macht es und mit hellem Laute
Ertönt daraus im Fallen noch: Zerbin!
Dem folgend, die so seltnen Weg sich baute,
Um der Gewalt des Heiden zu entfliehn.
O Seele, die nicht vor dem Tode graute,
Um das Gebot der Treue zu vollziehn,
Der einst — jetzt eine unbekannte Tugend —
Die Keuschheit mehr als Leben war und Jugend.
Beglückte, schöne Seele, geh' in Frieden!
Und hätten also meine Reime Macht,
Wie dich zu preisen nimmer sie vermieden,
Mit aller Kunst, die hold die Rede macht,
Nach tausend Jahren würde noch hienieden
Mit Preis und lautem Ruhme dein gedacht —
Magst du zum höchsten Sitz in Frieden gehen
Und Andre mögen auf dein Vorbild sehen!
Zu dieser einz'gen That voll Größe richtet
Der Schöpfer seinen Blick herab und spricht:
Sie, deren Tod das Reich Tarquin's vernichtet,
Erreicht doch dich an Preis und Ruhme nicht.
Und deshalb sei nun ein Gesetz errichtet,
Das Kraft der Lauf der Zeiten nimmer bricht.
Ich schwör' es bei den unersteigbar'n Fluten,
[illegible] es bei den [illegible] und den Guten:
So sollen die, so Isabelle heißen,
In Zukunft stets von hohem Geiste sein,
Die schönsten Frau'n, die Edeln, Wackern, Weisen
Nur Ehrbar'n schmücke dieser Nam' allein.
Und reichen Stoff, das Herrlichste zu preisen,
Soll er dem hohen Lied der Dichter leihn.
Vom Helikon, Parnaß und Pindus nieder
Schall': Isabelle! Isabelle! wieder.
Gott sprach es und erhellte wundersam
Ringsum die Luft und glättete die Wogen.
Zum Arm Zerbin's im dritten Himmel kam,
Wie Gott befahl, der keusche Geist geflogen.
Auf Erden aber bleibt voll Schmach und Scham
Der mitleidlose Heide arg betrogen,
Den, als er den zu vielen Wein verdaut,
Sein Irrthum reut, und dem's im Herzen graut.
(Streckfuß.)

### 3.

## Die Weiberprobe.

(Rasender Roland, Gesang 42, Stanze 97—104, und Gesang 43, Stanze 1—50.)

Vom Polario ward hier beim reichen Mahl
Wohl Manches mit dem edeln Wirth gesprochen
Und er erinnert' ihn auch manches Mal,
Doch bald zu halten, was er ihm versprochen.
Ihm, schien es, sei von einer bittern Qual,
Denn dies bezeugt' sein Blick, das Herz gebrochen,
Auch hielt er kaum noch einen Augenblick
Die schweren Seufzer in der Brust zurück.
Oft trieb die Gier, das Weit're zu erfahren,
Den Ton bis an Rinaldo's Mund empor,
Doch Höflichkeit hieß ihn die Frage sparen,
Bescheidenheit verschloß des Mundes Thor.
Jetzt, wie sie mit dem Mahle fertig waren,
Da trat ein Knapp mit einer Schale vor
Von reinem Gold, von Außen Edelsteine,
Von Innen aber angefüllt mit Weine.
Nun legt sie hin — und Lächeln in den Zügen
Sah hier der Wirth den Gast an, welcher sah,
Ihn sollte dieses Lächeln nur betrügen,
Denn Weinen schien ihm mehr als Lachen nah.
Der Hausherr sprach: Jetzt werd' ich dir genügen,
Da du so oft mich mahnst, die Zeit ist da.
So siehe denn, was ich dir zeigen wollte,
Was jeder Ehemann erproben sollte.
Mir scheint, man muß erspähn im Ehestande,
Ob man sich auf die Frau verlassen kann,
Ob Ehr', ob Schimpf uns wird aus diesem Bande,
Ob man des Weibes Narr ist, ob ihr Mann.
Leicht ist der Hörner Joch, allein die Schande
Hängt ewiglich doch dem Gehörnten an,
Indem beinah' sie alle Leute sehen,
Nur die nicht, die mit diesem Schmucke gehen.
Ist dir bekannt, daß treu die Gattin sei,
So hast du Ursach', sie noch mehr zu schätzen,
Als der nicht hat, der die gebroch'ne Treu
Kennt, oder Grund hat, Argwohn drein zu setzen.
Wohl Viele sind von Eifersucht nicht frei,
Obwohl die Frauen nie die Pflicht verletzen,
Jedoch wie Viele stolz und sicher sehn,
Die mit dem Hornschmuck auf dem Haupte gehn.
Doch willst du sehn, ob deine keusch zu nennen,
(Ich glaube, daß du glaubst und glauben mußt,
Weil wir nur schwer das Andre glauben können,)
Und bist dir deß durch Proben nicht bewußt,
So sollst du durch dich selber es erkennen,
Die Schale zeigt die Tugend ihrer Brust.
Ich ließ sie jetzt auf diese Tafel bringen,
Um das, was ich versprochen, zu vollbringen.
Trinkst du daraus, so wirst du Wunder sehen,
Denn solltest du von den Gehörnten sein,
So wird in deinen Mund kein Tröpflein gehen
Und in die Brust hernieder strömt der Wein.
Doch sollt' es gut um ihre Treue stehen,
So trinkst du leicht die ganze Schale ein —
Drum trinke jetzt zur Prüfung ihrer Sitte.
Er spricht's und paßt, wie Jener sich beschütte.
Verruchter Geiz, o Habsucht, schnöde Gier!
Mir ist's noch nie befremdend aufgefallen,
Daß niedrige, befleckte Seelen dir
So leicht und öfters in die Hände fallen.
Doch nur zu oft erregt's Erstaunen mir,
Daß du auch Manchen mit denselben Krallen
Verwunden kannst, dem, wenn er dich vermied,
Sein hoher Geist den höchsten Ruhm beschied.
Der mißt das Meer, den Himmel und die Welt
Und scheint genau den tiefsten Grund zu wissen,
Wie die Natur erschafft, zerstört, erhält,
Und ist in Gottes Brust zu schau'n beflissen!
Doch ist auf weiter Nichts sein Sinn gestellt,
Weil ihn dein tödtlich gift'ger Zahn gebissen,
Als Gold zu sammeln — und dieß scheint allein
Sein Ziel, sein Hoffen und sein Heil zu sein.
Der schlägt die Heere, sprengt der Vesten Thor,
Um mit dem Pomp des Siegers einzuziehen;
Der Erste stürzt er auf den Feind hervor
Mit starker Brust und ist zuletzt beim Fliehen.
Und bis zum Tod kann sich der arme Thor
Doch deinem finstern Kerker nicht entziehen
Ein Andrer wär' berühmt durch Kunst und Fleiß
Und du allein entziehst ihm Ruhm und Preis.
Soll ich von großen Frau'n euch Kund' ertheilen
Die, sei ihr Freund auch schön und treu erkannt,
An Festigkeit und Härte gleich den Säulen
Beim langen Dienste wackrer Liebe fand?
Da weiß auch sie der Geiz zu übereilen,
Bethört sie, ja — wer glaubt's? — gibt sie geschwind
Auch ohne Liebe hin dem greisen Freier,
Dem garst'gen Scheusal und dem Ungeheuer.
Grund hab' ich, wenn ich je mich drob beklage!
Versteh's, wer kann, denn ich verstehe mich.
Doch glaubt nicht, daß ich mich in's Blaue wage
Und von dem Stoffe meines Liedes wich.
Zwar paßt mein Spruch zu dem nicht, was ich sage,
Allein zu dem, was nachkommt, schickt er sich.
Jetzt zum Rinald, der das Gefäß erhoben,
Um trinkend seine Wirkung zu erproben.

Ich ſagt' euch jüngſt, er ſann ein Weilchen nach,
Ob er die Schale wohl zum Munde brächte,
Worauf er ſo zu ſeinem Wirthe ſprach:
Ein Thor, wer ſucht, was er nicht finden möchte.
Mein Weib iſt Weib und jedes Weib iſt ſchwach,
Behaupte drum mein Glaube ſeine Rechte,
Es hat bis jetzt mir immer wohlgethan,
Nichts Beſſ'res kann ich durch die Prob' empfahn.
Viel kränken kann ſie, wenig mich erfreu'n,
Weil Gott den Vorwitz nie in Schutz genommen,
Und ſollt' ich klug hier, oder thöricht ſein,
So würde mehr zu wiſſen mir nicht frommen.
Weg drum den Kelch! ich habe nach dem Wein
Jetzt keinen Durſt und mag ihn nie bekommen,
Denn mehr, als einſt den Lebensbaum, verbeut
Der höchſte Gott uns ſolche Sicherheit.
Wie Adam einſt, der jene Frucht benaſcht,
Die Gott mit eignem Mund ihm unterſagte,
In Luſt vom Sturz in's Elend überraſcht,
In ſeinem Unglück ewig weint' und klagte:
So fällt der Mann, der nur nach Kunde haſcht,
Was jemals ſeine Gattin that und ſagte,
Von Luſt in Leid und nimmer hebt der Thor
Von dieſem jähen Falle ſich empor.
So ſprechend, ſchob der wackre Palatin
Weit von ſich den verhaßten Kelch und blickte
Zum Hausherrn auf und ſah in Thränen ihn,
Und deutlich war's, daß ſchweres Leid ihn drückte.
Drauf, wie er ruhiger zu werden ſchien,
Begann der Wirth: Verflucht, die mich berückte,
Daß ich die Probe that in ſolcher Art,
Daß mir mein ſüßes Weib entriſſen ward.
O hätt' ich vor zehn Jahren dich gekannt,
O wär ich da belehrt von deinen Gründen,
Eh dieſes Leid, der Thränenſtrom entſtand,
Durch welchen mir die Augen faſt erblinden.
Jetzt hebt den Vorhang zitternd meine Hand
Mein Leiden ſollſt du ſehn und mitempfinden,
Drum werde dir der Anfang und der Grund
Des einzig großen ſchweren Grames kund.
Du haſt hier eben eine Stadt geſehn,
Die jener Fluß, dem Garda-See entſprungen,
Der dann ſich dehnt, um in den Po zu gehn,
Ringsum mit einem großen See umſchlungen.
Man ſah vor Zeiten dieſe Stadt entſtehn,
Als Theben fiel, vom wilden Feind bezwungen.
Vom hohen Stamm geboren war ich dort,
Allein in Armuth und an niederm Ort.
Verſorgte mich das Glück in ſeinem Geiz
Bei der Geburt mit Reichthum nicht und Schätzen,
So wollte die Natur doch ihrerſeits
Durch ungemeine Schönheit dies erſetzen.
Wohl ließen manche Frau'n durch meinen Reiz
In meiner Jugend ſich in Flammen ſetzen,
Weil edle Sitte dieſen Reiz erhob —
Allein nicht ziemend iſt das Eigenlob.
Es lebt' ein weiſer Mann in unſrer Stadt,
Unglaublich ſchier in jeder Kunſt erfahren,
Der endlich ſeine Augen, lebensſatt,
Schloß mit einhundert achtundzwanzig Jahren.
Lang lebt' er einſam — endlich, alt und matt,
Geſellt' er dennoch ſich zu Amor's Schaaren,
Ein ſchönes Weib ward durch Geſchenke ſein
Und ſchenkt' im Stillen ihm ein Töchterlein.
Und um zu hindern, daß die Tochter nie
An Sitten ihrer Mutter ähnlich werde,
Die ihm für Lohn ihr Köſtlichſtes verlieh,
Mehr Werth, als alles Gold auf dieſer Erde,
Entzog er jeglicher Gemeinſchaft ſie
Und ließ, entfernt von jedem Haus und Herde,
Dies Schloß, wie keins auf dieſer Welt zu ſchau'n,
So ſchön und reich, ſich durch Dämonen bau'n.
Hier ließ er ſie durch keuſche Frau'n erziehn
Und hold erblühte ſie in ſtiller Oede.
Nie ſah ſie einen andern Mann, als ihn,
Ja nimmer kam auf einen nur die Rede.
Und um ſie durch Exempel anzuziehn,
Wies Bild' und Meißel hier ihr eine jede
Der keuſchen Frau'n, die vor verbot'ner Luſt
Verſchloſſen hielten ihre reine Bruſt.
Und jene nicht allein, die, treu ergeben
Der Tugend, einſt die alte Zeit geſchmückt
Und deren Ruhm, da ſie in Schriften leben,
Wohl nimmermehr den letzten Tag erblickt,
Auch ſie, die Welſchland ſchmücken und erheben,
Doch die uns erſt die ferne Zukunft ſchickt,
Ließ er in lebensvollen Zügen ſehen,
Wie dieſe Acht, die hier am Brunnen ſtehen.
Als nun der Alte reif die Tochter fand,
Daß ihre holden Frücht' ein Gatte pflücke,
Ward ich vor Allen ihrer werth erkannt,
Sei's mir zum Mißgeſchicke, ſei's zum Glücke.
Und den Palaſt und mit ihm vieles Land
An Feld und Wald und Teich, ſo weit die Blicke
Viel Meilen weit zu ſehn im Stande ſind,
Gab er zur Mitgift mir mit ſeinem Kind.
Von ſolchen Sitten war ſie, ſolcher Schöne,
Um jedem Wunſch Befried'gung zu verleihn,
Und mehr verſtand ſie ſelbſt, als einſt Athene,
Von feiner Arbeit und von Stickerei'n.
Sieh ihren Gang, hör' ihres Liedes Töne,
Und überirdiſch ſcheint ſie dir zu ſein.
In allen Künſten war ſie auch erfahren,
Die dem gelehrten Vater eigen waren.
Mit großem Geiſt, mit Reiz und Lieblichkeit,
Um Steine ſelbſt mit Liebe zu beleben,
Verband ſie eine Lieb' und Zärtlichkeit —
Ich fühl', es denkend, tief mein Herz erbeben.
Nichts wünſchte ſie, als jede Stunde Zeit,
Wo ich auch ging und ſtand, mit mir zu leben.
Lang freut' ich ohne Zwiſt mich ihrer Huld,
Zuletzt zerſtört' ich ihn durch meine Schuld.
Fünf Jahre drauf, nachdem ich mich vermählt,
Und als mein Schwiegervater heimgegangen,
Da hat das Leid, das jetzo noch mich quält,
Wie ſollſt du jetzt erfahren, angefangen.
Indeß ſie, von der ich dir erzählt,
Der Liebe Fittige mich ganz umſchlangen,
Verliebt' ein edles Weib des Landes ſich,
So ſehr man ſich verlieben kann, in mich.
Was irgend nur die Zauberkunſt vermag,
Verſtand ſie wohl. Sie ließ die Stürme heulen
Und machte klar die Nacht und ſchwarz den Tag,
Ließ ſtet' die Erde gehn, die Sonne weilen,
Obwohl es außer ihrer Willkür lag,
Durch mich die Liebeswunde ſich zu heilen,
Indem ich wußte, daß die Arzenei
Ihr ſonder Untreu nicht zu reichen ſei.
Zwar war ſie von Geſtalt und Antlitz hold,
Zwar ſah ich wohl, wie glühend ſie mich liebe,
Zwar bot ſie mir Geſchenk' und großen Sold
Und ließ mir nimmer Ruh mit ihrem Triebe,
Doch blieb ich unverführt und treu wie Gold
Und gab kein Fünkchen ihr der erſten Liebe,
Die von ihr abwärts meine Wünſche zog,
Weil nimmer mich mein treues Weib betrog.
Denn Glaube, Hoffnung, ſichre Zuverſicht,
Ich müſſe meiner Gattin Treue ſehen,
Ließ ſicher mich das reizende Geſicht,
Die Wohlgeſtalt der Helena verſchmähen,
Ja, mich verführten Geiſt und Schätze nicht,
Die man dem Paris bot auf Ida's Höhen.
Doch half mir all mein Weigern nicht ſo viel,
Daß ſie mir fortan nicht beſchwerlich fiel.
Einſt fand mich außen auf dem Jagdgehege
Meliſſa auf, — ſo hieß die Zauberin —
Sprach viel mit mir und fand die rechten Wege
Und riß zum Krieg mein friedlich Herz dahin.

Sie mocht' in mir des Argwohns Stachel regen
Und der vertrieb die Treu aus meinem Sinn.
Ich dachte ſie erſt meine Abſicht preiſen,
Ihr, die mir treu ſei, Treue zu beweiſen.
Doch prüfteſt du ſchon deine Auserwählte?
Und kennſt du denn ſie auch gewiß als treu?
Nur wenn ſie fehlen könnt' und doch nicht fehlte,
Betheure, daß ſie treu und züchtig ſei.
Doch wenn man ſie vor jedem Mann verhehlte,
Wenn ſie bei dir nur iſt und nimmer frei,
Wie magſt du es mit keckem Muthe wagen
Und mir ſo viel von ihrer Treue ſagen?
Entferne dich, ſei eine Weile fern
Und laß von Stadt und Dorf es laut verkünden,
Du ſeiſt verreiſt, ſie aber bleibe dort;
Die Buhlen laß, die Boten Freiheit finden;
Und wenn ſie bei Geſchenk und Schmeichelwort
Dein Bett noch rein hält von verborg'nen Sünden,
Auch wenn ſie glaubt, daß ſie geſichert ſei,
Dann nenne ſie mit vollem Rechte treu.
So fährt die Zaub'rin fort, mich aufzuhetzen,
Und läßt nicht nach, bis daß ſie mich verführt,
Auf eine Probe meine Frau zu ſetzen,
Ob ihr mit Recht der Treue Ruhm gebührt.
Ich ſprach: Geſetzt, ſie könnte mich verletzen,
— Was ſie nicht kann — wie wird ſie überführt?
Wie kann ich dann mit Ueberzeugung wiſſen,
Ob Lohn ihr, ob ihr Strafen werden müſſen?
Meliſſa ſpricht: Ich werde dir verehren
Ein Trinkgefäß von ſeltner Wunderkraft,
Das, von Ginevra's Fehl ihn zu belehren,
Morgana ihrem Bruder einſt verſchafft.
Lebt eines Mannes Frau in Zucht und Ehren,
So trinkt er draus; dagegen fließt der Saft
Statt in den Mund ihm auf die Bruſt hinunter
Ging ihre Treu bei einem Andern unter.
Du wirſt, bevor du reiſeſt, es erproben
Und aller Wein wird rein hinuntergehn,
Denn noch iſt deine Frau als rein zu loben,
So viel mir ſcheint — du wirſt es ſelber ſehn.
Doch mag ich, wenn du es zum Mund erhoben
Nach deiner Rückkehr, für die Bruſt nicht ſtehn,
Denn kannſt du's leeren, ohne ſie zu netzen,
So magſt du für den Glücklichſten dich ſchätzen.
Ich nehm' es an, ſie bringt die Schale mir,
Die Prob' erfolgt, ich ſehe ſie gelingen,
Denn gut und keuſch erſcheint mein Weibchen hier
Und große Freude fühl' ich mich durchdringen.
Meliſſa ſpricht: Jetzt gehe fort von ihr.
Wenn ihr zwei Monden ohne dich vergingen,
Dann komm' zurück, nimm das Gefäß auf's Neu
Und ſieh dann, ob die Bruſt noch trocken ſei.
Unendlich hart erſchien mir's, abzureiſen,
Zwar fühlt' ich mein Vertrauen nicht vergehn,
Doch mich zwei Stunden von ihr loszureißen,
Das ſchien vorher ſchon mir nicht auszuſtehn.
Meliſſa ſpricht: Mit anderen Beweiſen
Dir darzuthun, ſollſt du die Wahrheit ſehn,
Du ſollſt mit Sprach' und Tracht, die dir nicht eigen,
Und unter fremdem Antlitz ihr dich zeigen.
Der Po, Herr, hat hier nahe einer Stadt
In ſeinen reich'ren Hörnern Schutz verliehen,
Die ihr Gebiet bis hin zum Strande hat,
Zu dem die Wogen kehren und ihn fliehen,
An Alter nicht, allein an deſſen Statt
An Reiz und Reichthum andern vorzuziehen.
Der Troier Reſt hat ihren Grund gelegt,
Den nicht die Geißel Attila's erlegt.
Es herrſchte damals in dem ſchönen Land
Ein Ritter, der in Reiz und Jugend prangte
Und einſtmals ſeinem Falken nachgerannt
Auf ſeinem Ritt bis in mein Schloß gelangte.
Er ſah mein Weib und fühlte ſich entbrannt,
So daß ſein Herz allein nach ihr verlangte,
Und viel verſucht' er in der Liebe Mühn,
Um ſie zu ſeinem Wunſch herabzuziehn.
Allein er kam zuletzt davon zurücke,
Da ſie ihn ſtandhaft immer von ſich wies,
Doch nimmer wich der Reiz von ſeinem Blicke,
Den Amor's Bildnerhand entſtehen hieß.
Mich brachte dahin nun Meliſſens Tücke,
Daß ich in ſeine Form mich wandeln ließ.
Sie ließ mich, wie? vermag ich nicht zu ſagen,
Von ihm Geſicht und Haar und Augen tragen.
Nachdem ich meiner Gattin weiß gemacht,
Ich ſei verreiſt und zieh' in die Levante,
Kehr' ich zurück, an Anſehn, Stimm' und Tracht
Dem Buhlen gleich, ſo daß mich Niemand kannte.
Meliſſa ward verwandelt mitgebracht,
Indem die Fee ſich meinen Diener nannte.
Sie brachte Perlen, wie ſie Indiens Meer
Wohl nie erzeugt, und Steine mit ſich her.
Ich trat nun mit Meliſſen ſicher ein,
In des Palaſts Gelegenheit erfahren,
Und fand mein Weib bequem und ganz allein,
Da fern die Frauen und die Diener waren.
Mein Flehn vernimmt ſie, ſieht den hellen Schein
Des Zauber-Hortes dann ſich offenbaren,
Sie ſieht Smaragde, Rubin und Diamant,
Zu ſchön für einen langen Widerſtand.
Ich ſage, dies ſei eine Kleinigkeit
Mit der verglichen, was ſie hoffen könne,
Und ſprech' ihr dann von der Bequemlichkeit,
Die ihres Mannes Fernſein ihr vergönne;
Erinn're ſie, daß ich ſchon lange Zeit
So wie ſie weiß, in heißer Liebe brenne
Und daß die Leidenſchaft, ſo heiß und treu,
Zuletzt wohl eines Lohnes würdig ſei.
Vom Anfang ſtand ſie ganz entrüſtet da,
Ward blutroth im Geſicht und hieß mich ſchweigen,
Doch als ſie jene Steine blitzen ſah,
Begann ſie bald das ſtolze Herz zu beugen.
Sie ſprach gepreßt und kurz — wie mir geſchah,
Mag dir der Schmerz, der jetzt mich quält, bezeugen —
Ich ſolle, könnt' es ganz geheim geſchehn
Und ſtets verſchwiegen, mich befriedigt ſehn.
Ein gift'ger Pfeil drang dieſe Antwort ein,
Durchbohrte mir mit wildem Schmerz die Seele,
Ein Schauer lief durch Adern und Gebein
Und ſtockend blieb die Stimm' in meiner Kehle.
Meliſſa ſcheuchte nun den falſchen Schein,
Ich war ich ſelbſt — und als in ſolchem Fehle
Mein Weib ſich nun von mir betroffen fand,
Da denkt, wie entfärbt ſie vor mir ſtand.
Wir Beide waren plötzlich todtenfahl,
Stumm niederblickend, zitternd Knie' und Hände.
Nicht einen Ton ließ mir die Herzensqual.
Doch ſchrie ich, kaum herausgepreßt, am Ende:
So würdeſt du verrathen den Gemahl,
Wenn ſich zu meiner Ehr' ein Käufer fände?
Doch Antwort gab ſie mir darauf mit Nichts
Als mit dem Thränenſtrom des Angeſichts.
Groß war die Scham, doch größer der Verdruß
In ihr, daß ich ihr ſolche Schmach erzeigte,
Und ohne Rückhalt wuchs er, bis zum Schluß
Er heißen Zorn und bittern Haß erzeugte.
Mir zu entfliehn — dies ward nun ihr Entſchluß.
Und als die Sonne zum Gebirg' ſich neigte,
Lief ſie in Eil' zum Strome hin, begab
Sich ſchnell zu Schiff und fuhr die Nacht hinab.
Sie ſtellte früh ſich jenem Ritter vor,
Der ſie vorhero ohne Hoffnung liebte
Und unter deſſen Angeſicht ich Thor
An meiner eignen Ehre Vorwitz übte.
Ihr denkt, daß ihn, da ſie ihm wie zuvor
Noch theuer war, die Ankunft nicht betrübte.
Mir ließ ſie ſagen, Alles ſei vorbei,
Indem ſie niemals mehr die Meine ſei.

O wehe mir! Sie lebt in großen Freuden
Seitdem mit ihm vereint und ſpottet mein
Und ich verſchmacht' in ſelbſtgeſchaff'nen Leiden
Und laſſe kaum mich mehr in meiner Pein.
Stets wächſt der Schmerz und baldigſt muß ich ſcheiden,
Denn wenig Kraft kann mir noch übrig ſein.
Kein Jahr auch konnt' ich Solches überleben,
Hätt' Eins mir nicht noch Muth und Troſt gegeben.
Zehn Jahre ſind's, und, die in ihren Schaaren
Seitdem in dieſes Haus den Fuß gelegt,
Sie haben Alle, von mir eingeladen
Zum Trunk aus dem Gefäß, die Bruſt benetzt.
Ja, Alle waren meine Cameraden,
Und dieß hat noch ein wenig mich ergötzt.
Du warſt der einz'ge Weiſe von ſo Vielen
Und ſchlugſt es ab, dieß arge Spiel zu ſpielen.
Da ich ſie über's Maß geprüft, und ſo,
Wie wir die Frauen nimmer prüfen müſſen,
Dieß machte, daß die Ruhe mir entfloh
Und jede Stund' entſchleicht in Kümmerniſſen.
Meliſſa war darob im Anfang froh,
Doch ward ihr ihre Luſt geſchwind entriſſen,
Denn da durch ſie mir dieſes Leid geſchehn,
So haßt' ich ſie und konnte ſie nicht ſehn.
Sie, voll von Ungeduld bei meiner Pein,
Beim Haß, den ich ihr gab für heißes Lieben,
Da ſie geglaubt, ſie würde Herrin ſein,
Sobald ſie nur die Andere vertrieben,
Iſt, um zu fliehn die Urſach' ihrer Pein,
Nur kurze Zeit darauf noch hier geblieben.
Verlaſſen hat ſie gänzlich dieſes Land,
Und wo ſie hin ſei, ward mir nicht bekannt.
So ſprach's und beide Thränenſtröm' entrinnen
Dem Ritter noch, und, ſelbſt den Blick genäßt,
Sitzt eine Zeit Rinald in tiefem Sinnen,
Worauf er alſo ſich vernehmen läßt:
Nichts war beim Rath Meliſſens zu gewinnen,
Denn übel ſticht ſich's in ein Weſpenneſt;
Gewiß iſt's, daß du nimmer ſuchen ſollteſt,
Was du gewißlich nimmer finden wollteſt.
Wenn ſie aus Habſucht deine Stirne zierte,
So iſt dieß weiter nicht erſtaunenswerth,
Denn ſie iſt nicht die Erſte noch die Vierte,
Die ſich in ſolchem Kampfe ſchlecht gewehrt,
Da ſchlecht'rer Preis zu ſchlimm'rer That verführte,
Selbſt Solche, die man ſonſt als feſt geehrt.
Man weiß von Männern, die mit ſchlimmern Thaten
Für Geld die Freund' und Gönner oft verrathen.
Traun wollteſt du ſie ſich vertheid'gen ſehn,
So mußteſt du geringre Waffen führen,
Da Stahl und Marmorſtein nicht widerſtehn,
Sobald ſie kaum des Goldes Angriff ſpüren.
Sie fiel, doch minder groß war ihr Vergehn,
Als deins, in ſolcher Art ihr Herz zu rühren.
Verſuchte ſie dich auch in gleicher Art,
So hätteſt du nicht beſſer dich verwahrt.
(Streckfuß.)

## 10.

## Taſſo.

### 1.

### Die göttliche Botſchaft.

(Das befreite Jeruſalem, Geſang 1, Stanze 1–16.)

Den heil'gen Krieg, den Feldherrn will ich ſingen,
Der Jeſu großes Grab hat freigeſtritten.
Viel konnte der mit Geiſt und Arm vollbringen,
Viel hat er um den hohen Preis gelitten.
Fruchtlos bekämpft die Höll' ihn; fruchtlos ringen
Heerzüg', aus Aſien, Lybien hergeſchritten:
Gott gnadet ihm! die irrenden Freunde kann er
Auf's Neu verſammeln zum geweihten Banner.
O Muſe, du, die nie zum Todtenkranze
Hinfäll'gen Lorbeer flicht am Helikone,
Nein, hoch im Himmel, bei dem ſel'gen Tanze,
Von ew'gen Sternen trägſt die goldne Krone;
Hauch Himmelsgluth in's Herz! mit deinem Glanze
Durchleuchte meinen Sang! ach, aber ſchone,
Wird Wahrheit manchmal auch mit Schmuck durchſponnen,
Füll' ich das Blatt nicht bloß mit deinen Wonnen.
Du weißt, daß dort gedrängt die Welt ſich finde,
Wo Süßes ſtrömt vom ſchmeichelnden Parnaſſe;
Daß Wahrheit, lieblich eingehüllt in linde
Reimtöne leicht die Spröd'eſten erfaſſe;
So reicht man Arzenei'n dem kranken Kinde,
Man netzt des Glaſes Rand mit ſüßem Naſſe:
Getäuſchet ſaugt es ſo den bittern Saft
Und in der Täuſchung neue Lebenskraft. —
Schon rollt, ſeitdem das Kreuz gen Morgenland
Aufbrach, das ſechste Jahr dem Heer der Chriſten;
Es nahm im Sturm Nizäa; überwand
Antiochus' mächtig Reich mit Kriegesliſten,
Hielt dann dem Volk zahlloſer Perſer Stand
In offner Schlacht, die Beute ſich zu friſten;
Tortoſa ſank; worauf man der Erbitt'rung
Des Winters wich und harrt' auf Frühlingswitt'rung.
Und dieſer Regenwinter, der ſie [illegible]
Der Waffen hieß, war ſchon dem Ziel nicht ferne:
Da ſchaut hernieder von erhob'nen Thronen
Im klarſten Himmel dort, in gleicher Ferne
Zum Thierkreis, als zum Ort, wo Teufel wohnen,
Aufwärts die Höhe mißt zur Bahn der Sterne —
Der ew'ge Vater und Ein Blick enthüllt,
Ein Nu, was all die weite Welt erfüllt.
Im Syrerland, belebt von allen Dingen,
Auf Jeſu Feldherrn dann die Blicke ruhten;
Und mit dem Auge, welches zu durchdringen
Vermag der Menſchenbruſt geheimſte Gluten,
Sieht er den Gottfried, eifrig zu entringen
Die heil'ge Stadt gottloſen Heidenbruten;
Voll Glaubenseifers, allen Erdenruhmes
Nicht achtend, allen Guts und Herrſcherthumes.
Dagegen ward der Balduin erfunden
Auf ird'ſche Größe voll Begier gerichtet;
Den Tancred dann von eitler Liebe Wunden
Gequälet, der ſein Leben wünſcht vernichtet;
In Antiochien ſieht er Boemunden,
Der feſt ſein neues Reich zu bauen richtet,
Auf neuer Rechte, Künſt' und Sitten Gründung
Bedacht und wahrer Gotteslehre Kündung.
Sieht, wie in dieß verſenkt, ſein Geiſt ſich müht,
Der, was ihn ſonſt erfüllt, jetzt ganz verbannt;
Im Rinald dann ein kriegeriſch Gemüth
Und Geiſter, welchen Ruh ein drückend Band;
Wohl nicht nach Geld und Herrſchermacht entglüht,
Nach Ruhm jedoch ganz ohne Maß entbrannt;
Sieht hangend ihm am Munde Welf's des Fürſten,
Nach alter Heldenmähre Sage dürſten.
Doch als er dieß durchſchaut und alle Geiſter —
Ruft aus der Engel ſchimmerhellen Reihe
Empor den Gabriel der Weltenmeiſter,
Ihn, der da trägt der drei Erwählten zweite.
Ein Mittler Gottes und der Frommen heißt er,
Der treugeſinnte, freudenreiche Bote;
Er bringt den Menſchen Himmelsſchlüſſ' hernieder,
Inbrunſt und ihr Gebet zum Himmel wieder.
Gott ſprach zum Engel: „Hin zu Gottfried fliege,
Sag' ihm von mir: weßhalb die lange Feier?
Weßhalb ſo lang der Kriegsmann müßig liege?
Weßhalb er ſäumt, Jeruſalems Befreier?
Er ruf' Fürſtenrath! zum hehren Kriege
Mahn' er die Läſſigen; Heldhauptmann ſei er!
Ich wähl' ihn hier, ſo wird auch dort beſchloſſen
Von ſeinen Kriegsbedienten, einſt Genoſſen.“ —

Gott sprach's. Da wallt' der Gabriel von hinnen,
Rasch zu der anbefohl'nen Wahrwaltung.
Sein geistig Wesen nahm der Menschensinnen,
In Luft gehüllet, sichtbare Gestaltung;
Er lässt es Menschenglieder Schein gewinnen,
Jedoch mit einer göttlich hehren Haltung.
Im Alter halb dem Jüngling, halb dem Kinde;
Die blonden Locken schmückt ein Strahlgebinde.
Weiß war sein Flügelpaar mit goldnem Saum,
[illegible] und unermüdlich raschen Fluges;
Die Winde theilt er, und der Wolke Räume,
Doch schwebend über Land und Meere trug es.
Also befiedert hebt zum obern Raum
Der Engel sich bereit gerüsteten Zuges
Und hält zuerst ob des Libanon's Hügeln
Und wiegt sich auf den wohlgemess'nen Flügeln.
Nun hin zu dem Gefild' Tortosa's lenkt
Der Engel, jähen Schwunges hinabgesunken,
Das Schimmer hat die junge Sonn' erneut,
Die aus dem Meere sprüht die ersten Funken;
Und Gottfried wachte, der dem Herrn geweiht,
In Morgenandacht, wie er pflag, versunken;
Da mit der Sonn' aus Osten, aber heller,
Erschien des göttlichen Befehls Besteller.

(Gries.)

## 2.

## Clorinda's Tod.

(Das befreite Jerusalem. Gesang 12, Stanze 44–73.)

Sie geh'n bei Nacht hinab den Bergeshang
Vereint und leis mit langsam raschem Schritte,
Den Ort erreichend schnell im nächt'gen Gang,
Wo jener Thurm steht in der Feinde Mitte.
Da glüht ihr Geist, ihr Herz in heft'gem Drang
Zersprengte fast — so scheint's — des Busens enge Hütte.
Ein wilder Grimm treibt sie zu Brand und Mord,
Da ruft die Wach' und will das Losungswort.
Sie schreiten schweigend fort; da tönt der Wachen
Alarm! Alarm! mit donnerndem Getös.
Das Heldenpaar scheint der Gefahr zu lachen,
Und stürzt im vollsten Lauf auf jene los.
Wie Blitz dem Donner folgt aus ehrnem Kriegsgeschoß,
So war ihr Angriff im gewalt'gen Rennen,
Ihr Stürmen, Treffen nur ein Wink zu nennen.
Und trotz der Waffen, die sie rings umgeben,
Ist endlich doch das große Werk gethan.
Hell wird der Zunder und die Flammen heben
Und suchen schnell dem zähen Holz zu nah'n.
Sie schlängeln sich am Holze rasch nach oben,
Doch, wie das Feuer leckt, wer sagt es an,
Wie prasselnd, wirbelnd dort in blaue Ferne
Schwärzt dicker Rauch das Angesicht der Sterne!
Zum Himmel auf der Rauch in Wirbeln wallt,
Gemischt mit lichten, rothen Feuerstreifen,
Des Windes Hauch verstärkt der Gluth Gewalt,
Vereint die Flammen, die dort einzeln schweifen.
Mit Schrecken schaut der Christ des Brandes Gestalt,
Hinstarrend erst, und eilt zur Wehr zu greifen.
Dies ungefüge Werk, der Schreck im Kampf,
In kurzer Stund' ist's Asche nur und Staub und Dampf!
Zwei Christenschaaren sind auf raschen Wegen
Nun an dem Ort des Feuers hergerannt.
Da ruft Argant mit Trotz der Schaar entgegen:
Mit eurem Blute lösch' ich diesen Brand!
Doch sucht er mit Clorinda zu bewegen
Sich nach dem Berg, zum Rückzug umgewandt.
Und wie ein Waldstrom wächst nach Regengüssen,
So folgt die Schaar der Christen ihren Füßen.

Das goldne Thor erschließt in aller Schnelle
Der König mit den Seinen dort in Wehr,
Damit die Krieger er empfängt zur Stelle,
Schenkt ihnen je das Schicksal Wiederkehr.
In raschem Laufe kommen sie zur Schwelle,
Gedrängt und hart verfolgt vom Frankenheer.
Dies treibt der Sultan fort, rasch wird geschlossen
Das Thor — allein Clorinda ausgeschlossen.
Sie blieb allein zurück, denn zu der Stunde
Als man dort schloß, war sie im heißen Zug
Und rannte, wüthend aus des Herzens Grunde,
Den Arimon zu züchtigen, der sie schlug.
Sie that's, doch hat' Argant nicht davon Kunde,
Da sie dahin geeilet in raschem Flug.
Weil Kampf und Sturm und Dampf entnimmt die Sorgen
Der Mensch und macht dem Blick den Sinn verborgen.
Doch als ihr Zorn gestillt in Feindes Blut,
Hat sie Besinnung wiederum gewonnen,
Das Thor ist zu, rings steht der Feinde Flut,
Ihr Lebensfaden scheint nun abgesponnen.
Doch merkt sie, daß kein Blick mehr auf ihr ruht,
Und neue Rettung hat sie schnell ersonnen,
Sie stellt als Franke sich, mischt in den Zug
Der Knechte sich und Niemand merkt den Trug.
So wie ein Wolf, der still den Raub vollbracht,
Sich in den Wald sucht heimlich wegzuschleichen,
So eilt sie, vom Gedräng und von der Nacht
Begünstigt, suchte von dem Feind zu weichen;
Nur Tancred hat zufällig auf sie Acht.
— Er mochte kurz vorher die Schaar erreichen —
Er sah, wie sie den Arimon erstach,
Bemerkt sie scharf und eilt ihr jählings nach.
Er will mit ihr — sie scheint ein Mann ihm — streiten
Und würdig scheint sie wahrlich seinem Schwert.
Sie hält sich immer an des Berges Seiten,
Daß sie ein Thor gewinne unversehrt.
Er folgt mit Ungestüm, doch schon vom Weiten
Wird seiner Rüstung Klang von ihr gehört.
Sie hält und ruft: was willst du denn mir geben,
Daß du so läufst? — Tod, spricht er, Kampf um's Leben!
Kampf sei und Tod, spricht sie, die gleich belehret,
Sucht du nur dich! — und bleibt nun drohend stehen.
Doch Tancred steigt sogleich von seinem Pferde,
Weil er den Gegner muß am Boden sehen.
— So will's die Sitte. — Jeder greift zum Schwert
Und Zorn und Stolz macht Beide fast verwegen.
Da sind sie auf einander losgerannt,
Gleich eifersüchtigen Stieren wuthentbrannt.
In klarem Sonnenschein der Welt zur Schau
Zu glänzen wäre würdig dies Gefechte!
Die ihr in eurem Schooße dumpf und grau
Es mit Vergessen deckt, ihr Schattenmächte,
Erlaubt, daß ich's enthüllend nun genau
Erzähl' und kunde kommendem Geschlechte!
Es leb' ihr Ruhm und selbst in hoher Pracht
Glänz' ihr Angedenken, dunkle Nacht!
Sie weichen, schirmen nicht, hier gilt nicht [illegible]
Geschicklichkeit kommt keinem Theil zu [illegible]
Nicht halber Streich, nicht Finte wird [illegible]
Und jede Kunst verschmäht der [illegible]
Weil schafft der Schwerter Streich [illegible] Wuth.
Fest bleibt der Fuß am Boden [illegible]
Und jede Hand regt schnell im Kreise sich
Kein Hieb fällt hier vergeblich und kein Stich.
Zur Rache treibt die Schmach den Grimm, den heißen
Und Rache ist der Quell für neue Schmach,
Mit grös'rer Schnelle trifft der Stahl auf Eisen
Und neue Wuth folgt jedem Streiche nach.
Geschlossner wird der Kampf in engern Kreisen
So daß es bald dem Schwert an Raum gebrach.
Voll Grimm wird mit dem Schwertknopf dort gewettert
Und Schild an Schild und Helm an Helm geschmettert.

---

*) Clorinda und Argant, welche die Belagerungsmaschinen der Christen in Brand stecken wollen.

Dreimal umfaßt die Jungfrau nun der Ritter
Mit ſtarkem Arm; dreimal ſich wehrend ringt
Sie ſich aus der Umarmung grimm und bitter,
Die Liebe nicht, nein, feindlich Waffen ſchlingt.
Sie ziehen nochmals und manch' rother Splitter
Zu Feuer, wie das Schwert ihr Blut verſchlingt,
Bis endlich matt und ſchnaubend Beide laſſen
Von dieſem Kampf, damit ſie Athem faſſen.
Sie ſchau'n ſich an, des matten Leibs Gewicht,
Des vorgebeugten, muß der Schwertknauf tragen.
Schon ſchwindet bleich des letzten Sternes Licht,
Weil's roth im Orient beginnt zu tagen.
Wie aus dem Feind ein reicher Blutſtrom bricht,
Sieht Tancred und ſich ſelbſt nicht ſo verſchlagen,
Frohlockend ſtolz. Wie unſer Herz ſich bläht,
So thöricht, wenn ein Hauch des Glücks nur weht!
Thor, warum freu'ſt du dich! Dein glorreich Streben
Und dein Triumph, er wird zur Klage, traun!
Für jeden Tropfen Bluts — bleibſt du am Leben —
Wird Thränenflut dein Auge niederthau'n. —
Dem Kampfe matt, der Ruhe hingegeben,
Als ſo die Streiter ſchweigend ſich beſchau'n,
Spricht Tancred endlich zu dem fremden Recken
Dies Wort, um ſeinen Namen zu entdecken:
Wohl iſt es hart für uns, daß ſich entfaltet
Hier unſre Kraft, wo Schweigen Alles deckt,
Doch weil das Schickſal ſich ſo bös geſtaltet,
Daß Niemand iſt, der Lob und Ruhm erweckt,
So bitt ich — wenn bei Waffen Bitten waltet —
Dein Nam' und Stand ſei mir von dir entdeckt,
Daß dieſe Kund' in jedem Fall mich lehre,
Wer meinen Tod, wer meinen Sieg beehre.
Die Kühne ſpricht: vergebens wirſt du fragen,
Was — es iſt mein Brauch ſo — nimmer wird bekannt,
Doch, wer ich ſei, ich bin — dies darf ich ſagen —
Von jenen Beiden, ſo den Thurm verbrannt. —
Vor Zorn fühlt er ſein Herz im Buſen ſchlagen:
Zur Unzeit haſt du ſolch' ein Wort genannt!
Dein Reden und dein Schweigen, dieſes beide
Reizt mich zur Rache, ungezog'ner Heide!
Zorn reizt die Kämpen und bricht wild hervor
Zum Kampf, ſind gleich ſie matt — o grauſes
Schlachten —
Die Kunſt entflieht, wo man die Kraft verlor,
Wuth ſind's und Grimm, die nur die Glut entfachten.
Sei welch ein blutig gähnend klaffend Thor
Die beiden Schwerter, wenn ſie trafen, machten
Durch Fleiſch und Wehr! Flieht nicht im Augenblick
Das Leben fort, ſo hält's der Grimm zurück.
Gleich Aegeus Meer, das, wenn noch Nord und Süd,
Hat es geſtürmt, getobt, ſich endlich legte,
Nie ruhig wird im wogenden Gebiet,
Nein brüllt und hebt und Well' auf Well' erregte,
So dieſe, wenn auch mit dem Blut entfliehe
Die Kraft, die ſonſt der Arme Wucht bewegte —
Friſch lebt in ihnen noch der alte Haß,
Und ſtachelt ſie zum Kampf ohn' Unterlaß.
Nun naht ſich die verhängnißvolle Stunde,
Wo ſich Clorinda's Leben ſchließen ſoll.
Dem ſchönen Buſen gibt ſein Schwert die Wunde,
Und trinkt das Blut, das d'raus in Strömen quoll,
Das Kleid, das mit dem goldgeſtickten Grunde
Den Buſen zart und leicht umwob, wird voll
Von heißer Flut, ſie fühlt des Todes Schatten
Sich nah'n, und ihren ſchwanken Fuß ermatten.
Den Sieg verfolgt der Ritter kühn und dreiſt,
Die ſchwer verletzte Jungfrau ſinkt zum Grunde,
Ihr letztes Wort nun bange ſtöhnend kreiſ't,
Verwelkter Flamme gleich auf ihrem Munde:
Da haucht ihr Worte ein ein neuer Geiſt,
Der Liebe, Glauben, Hoffnung führt im Bunde,
Ihn ſendet Gott, dem lebend ſie entſagt,
Im Tode, will er, ſei ſie ſeine Magd.
Freund, du beſiegteſt mich und ich verzeihe —
Verzeih' auch du — dem Leib nicht, der Nichts ſcheut;
Der Seele! Bete für ſie, gib die Weihe
Der Taufe mir, die mich von Schuld befreit! —
In dieſem Ton liegt ſo viel Seelentreue,
In dieſen Klagen ſo viel Lieblichkeit,
Sie dringt zum Herzen, muß dem Zorne wehren,
Und in ſein Auge treten Mitleidszähren.
Er ſchaut nicht fern, wie tief dort aus dem Hügel
Mit Murmeln vor ein kleines Bächlein bricht.
Er füllt den Helm am klaren Waſſerſpiegel
Und kehrt betrübt zurück zur heil'gen Pflicht.
Es zittert ſeine Hand, als er den Bügel
Des Helmes lös't von ihrem Angeſicht.
Er ſieht, erkennt, verſtummt, erſtarrt voll Schauer —
O Anſchau'n und Erkennen voll von Trauer!
Er ſammelt ſeine Kräfte, daß ſein Leben
Nicht ſchwinde hin als Wächter um ſein Herz.
Sich ſelbſt bezwingend ſucht er zu beleben
Mit Waſſer die, ſo ſchlug die Wucht des Schwerts;
Als heil'ge Worte ſeinem Mund entſchweben,
Blickt ſie mit frohem Lächeln himmelwärts,
Als ſpräche ſie im Todeskampfe freudig:
Der Himmel öffn't ſich, in Frieden ſcheid' ich!
Das ſchöne Blau auf ihren weißen Wangen
Gleicht Lilien, die man Veilchen eng verband,
Zum Himmel ſtrebt ihr Blick, mit hohem Prangen
Scheint's, daß der Himmel ſchaut auf ſie gewandt.
Zum Zeichen, daß ihr Groll in Nichts vergangen,
Reicht Tancred ſie die nackte, kalte Hand,
Statt Worten. So geht, wie verſenkt in Träumen,
Die ſchöne Maid zu lichten Himmelsräumen.
Als ſich empor ihr edler Geiſt geſchwungen,
Da bricht des Ritters kaum gehalt'ne Kraft.
Er tobt, da von ihm ſelbſt ſich losgerungen
Sein Ungeſtüm, in wilder Leidenſchaft;
Zum Herzen flieht ſein Leben eng gezwungen
Und Tod umſchwebt ihn blaß und grauſenhaft,
An Schweigen, Farbe, Blutverluſt, Gebärde
Scheint Tancred gleich der Todten an der Erde.
Gewiß, er hätte nun voll Zorn und Scham
Zerbrochen ſeines Lebens morſche Riegel,
Der ſchönen Seele folgend, die ſich nahm
Den Weg zum Himmel, ſpreizend ihre Flügel;
Allein ein Frankenhaufe zu ihm kam,
Den Waſſermangel hat geführt zum Hügel.
Ihn, ſterbend ſchon für ſich, todt für die Maid,
Führen ſie fort und die er ſchlug im Streit.
Der Hauptmann hat erkannt aus ferner Weite
Den Chriſtenhelden ſchon an ſeiner Wehr,
Er läuft hinzu und ſieht an Tancred's Seite
Die ſchöne Maid, es ſchmerzt der Fall ihn ſehr;
Drum läßt er ſie den Wölfen nicht zur Beute,
Muß gleich er zählen ſie zum Heidenheer,
Den Ritter und die Maid, ſo er erſchlagen,
Läßt er ſogleich nach Tancred's Zelte tragen.

(Duttenhofer.)

## 3.

## Armida's Zaubergärten.

(Das befreite Jeruſalem. Geſang 15. Stanze 46—66. und Geſang 16. Stanze 1—27.)

Es führt durch Felſenklippen und Getrümmer
Der Pfad zur hohen, ſtolzen Kuppe hin.
Bis dorthin iſt nur Eis und das Geflimmer
Gefrornen Thau's; doch oben blumig Grün.
Beim weißen Firn erſcheint im grünen Schimmer
Des Berges Lockenhaar und Lilien blühn
Und Roſen nicht am Eis; ſo große Werke
Vollbringt trotz der Natur des Zaubers Stärke.

An einem weit'ren, ſchattenreichen Stelle
Am Fuß des Bergs das Paar*) der Ruhe pflog,
Und als das [illegible] ew'ge Quelle
Mit neuem [illegible] des Himmels Mann [illegible],
Zum Weiter-Ruf: auf! auf! mit Kraft und Schnelle,
[illegible] Pfades das Paar nun weiter zog.
Da ſtürzt — wer weiß woher — mit [illegible] Regen
Die Schlange wild und grimm dem Paar entgegen.
Sie hebt den [illegible] Kamm und Rücken,
Den Hals empor in wüthig heißen Flammen;
Ihr Auge flammt, ihr grüner Leib bedeckt
Den ganzen Weg und ſcheint vor Gift zu ſchäumen.
Jetzt hebt ſie ſich zum Klimmen, ausgereckt,
Jetzt [illegible] ſich ſchleichend, ringelnd ohne Säumen.
Bald will, ein grimmer Wächter, ſie ſich nahn,
Doch [illegible] kommt ſie der Krieger Bahn.
Karl zieht das Schwert, um auf ſie einzudringen,
Da ruft der Andre ſchnell: was ſoll dein Schwert?
Willſt du mit ſolcher Wehr die Schlange zwingen,
Die uns den Zugang zu dem Weg verwehrt?
Er eilt, den goldnen Zauberſtab zu ſchwingen,
So bald das Ungethüm ihn ſchwirren hört,
Da flieht es ſchnell, von banger Furcht betroffen,
Verkriecht ſich raſch und läßt den Durchgang offen.
Bald will den Weg ein Löwe ſtreitig machen,
Der grimmig, wie er ſie entdeckt, gewaltig brüllt,
Die Mähne ſträubt und weit den gier'gen Rachen
Aufreißt, des [illegible] Abgrunds Bild.
[illegible] greift zum Schwert, [illegible] ihm zu [illegible],
Doch [illegible] den Zauberſtab enthüllt,
[illegible] des Feindes Glühen,
Daß er ihm weicht, [illegible] zu [illegible].
Wie flink verfolgt die Bahn das edle Paar,
Bedrängt von einem Heer voll Schreck und Grauen,
Von [illegible] grimmer Thiere Schaar,
An Stimme ſchrecklich, gräßlich anzuſchauen;
Was Unerhörtes, Grimmes weit [illegible]
Vom Nil bis zu des Atlas fernen Gauen;
Was aus Hyrcanien, was [illegible] hegt,
Iſt hier vereint, vom [illegible] aufgeregt.
Doch nicht [illegible] die Schaar [illegible],
Kein Hemmniß macht's dem Paar vom Pfade weichen;
Die Schaar ſchwindet, ſie [illegible] vom Zauber [illegible],
Man zeigt ſie kaum — o Wunder! — ſie entweichen.
Das Siegerpaar hat ohne Widerſtand
Des Berges hohen Rücken bald erreichen;
Wo Eis und Schnee verdrängt ihren Lauf,
Den [illegible] hält nicht auf.
Doch, als das [illegible] ſie überwunden,
Wie [illegible] des Berges helle Höhe,
[illegible] verſchwunden,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] ſieht man hier, wie [illegible] im Wechſelſang,
Hier [illegible], hier Licht, dort Waldesſchatten,
Die Sonne ſtrahlt in ewig heiterm Glanz,
Und [illegible], der Glut verſchatten,
Ringsum [illegible] Grün, der Blumen Kranz,
Ringsum [illegible] die Bäume [illegible] mit duft'gen Matten
In einem [illegible] und Glanz
Die [illegible], den Berg beherrſchend, der Palaſt.
Der rauhe Weg zum Berg vom Geſtade
Macht, daß die [illegible] ermüdet;
Drum gehn ſie langſam durch die blum'gen Pfade,
Wo oft ihr Fuß an mancher Stelle hält.
Die [illegible] findet ſich im [illegible] Bade
Ein [illegible] Quell [illegible], der dem Felſen [illegible].

Aus breiter Ader ſtürzt in tauſend Garben
Und rings das Grün bethaut mit wenn'gen Farben.
So ſammeln ſich die Waſſer in der Runde,
Im tiefen Bette durch die Au zu gehn,
Und Bäume dunkel, [illegible] mit ſchwäz'rem Munde
Viel plätſchernd, überragt von ſchatt'gem Grün,
Jedoch ſo klar, daß auf dem tiefſten Grunde
Die Reize nimmer vor dem Blick entfliehn:
Das Gras ſproßt üppig dort auf beiden Seiten,
Um friſche, weiche Lager zu bereiten.
Hier iſt der Quell des Lachens, hier der Bach,
Der mit Gefahr uns droht in böſer Tücke,
Nun halte jeder ſeine Luſt im Schach,
Denn nur Enthaltſamkeit führt uns zum Glücke,
Bei dem Sirenenſang ſei nimmer wach
Das Ohr, daß deiner Ton es nicht berücke! —
So ſprechend gehn ſie fort, bis ſie den Fluß
Sich ſchwellen ſeh'n zum See in weit'rem Guß.
Hier ſehen ſie mit köſtlich reichen Speiſen
Gedeckt gar üpp'gen Tiſch am Uferrand
Und ſahen, ſcherzend in den Waſſern kreiſen
Zwei Mädchen lachend, ſcherzend, vielgewandt,
Bald ſpritzend, neckend ſich in tollen Weiſen,
Wettſchwimmend bald nach einem Ziel am Strand.
Bald tauchen ſie und zeigen Haupt und Glieder
Nach lang verſtecktem Schwimmen glänzend wieder.
Der Reiz der ſchönen nackten Schwimmerinnen
Rührt wohl der Krieger Bruſt, ſo kalt wie Erz,
Sie ſehn und ſchaun. Doch lachend, froh von Sinnen,
Verfolgen jene Luſt und Spiel und Scherz.
Da hebt ſich Eine, zeigend was zum Minnen,
Und Reize zeigt ein jedes glühend Herz.
Um ihren Buſen ſpielen [illegible] die Lüfte,
Ein Schleier iſt der See für ihre Hüfte.
Wie ſtrahlend [illegible] aus dem Meeresſchooß
Man ſieht voll Glanz den Morgenſtern entwallen,
Wie einſt dem fruchtbar'n Meeresſchaum entſproß
Die ſüße Göttin, hoch erhabt vor Allen,
So dieſe; und den blonden Haaren floß
Des Waſſers Thau verwirrt, rein, kryſtallen.
Dann blickt ſie auf und gibt ſich nun den Schein,
Als ſäh' ſie jene erſt, und hüllt ſich ein.
Die Locken, auf dem Haupte [illegible],
Löſt ihre Hand nun zierlich [illegible],
Vom langen goldnen Mantel dicht ummunden
Schien nun der Glieder zartes Elfenbein.
Welch ſchön Geſicht iſt ihrem Blick entſchwunden!
Doch wird, was folgt, nicht minder reizend ſein.
So nun dem Paar verſteckt [illegible],
[illegible]
Die lächelt, ſchämend, gleich dem Morgenlicht
Nur ſchöner ſcheint das Lächeln halb entglommen,
Das Lächeln [illegible],
[illegible], die zum [illegible] eingenommen
So fromm, ſo [illegible] ihre Stimme ſpricht,
Daß ſie vom Paradieſe ſcheint zu kommen:
Beglückte Pilger, denen Gunſt verliehen
Der Himmel, zu dem ſel'gen Land zu [illegible]!
Hier iſt der Port der Welt, hier [illegible]
Des Ungemachs, hier winkt euch [illegible]
So einſt der goldnen Zeit war [illegible],
Wo [illegible] jede Menſchheit [illegible]
Die Waffen, die euch nöthig wohl [illegible],
Legt ſie nun ab; der ſchön'ren Zeit [illegible]
Weiht ſie der Ruh in dieſen [illegible] Schatten
Und werdet Amor's [illegible]
Ein üppig Lager, Moos und Blumen weich,
Gewährt euch nun zu ſüßer Ruhe [illegible],
An der, die Alle macht zu Freunden gleich,
Zur Kön'gin, kommt doch, wollen wir euch führen.
Sie wählt euch zu beglückten Dienern euch,
[illegible] Freuden [illegible] euch [illegible].
Doch wäſcht euch erſt den Staub im Wogenſchaum
Und labt an jenem Tiſch euch erſt den Gaum.

---

*) Das Ritterpaar, welches aus dem Lager der Jeruſalem abgeſandt worden war, um Rinald aus den bezaubernden Schlingen Armida's zu löſen.

So ſpricht ſie; ihre Worte zu begleiten,
Mit Blick und Wink iſt Jene viel bemüht.
So wie man oft beim Ton gedämpfter Saiten
Bald ſchnell, bald langſam Mimen tanzen ſieht.
Doch läßt ſich durch ſolch Lügenſpiel nicht leiten
Der Ritter, tief geſtählt und treu Gemüth.
Das ſüße Wort, das üpp'ge Blicken, Scherzen
Reizt nur die Sinne, doch dringt nicht zum Herzen.
Wenn auch die ſüßen Reize tiefer drangen,
Wo die Begierde ſproßt an ſtillem Ort,
Hält die Vernunft ſie mächtig gleich gefangen,
So daß ein jeder Wunſch verwelkt, verdorrt.
Die Einen ſtehn getäuſcht und hintergangen,
Die Andern ziehen ohne Abſicht fort.
Die Ritter gehn zum Schloß; die Mädchen ſchwimmen
Zur Tiefe; ſolcher Hohn macht ſie ergrimmen.
Rund iſt das reiche Schloß in edler Rundung,
Das recht im Innern einen Garten hegt,
Der Alles, was nur köſtlich an Erhebung
Nur ſchmuck und reich, in ſeinem Boden pflegt.
Rings reihen ſich in vielverſchlung'ner Windung
Gemächer, durch Dämone angelegt,
Und irrend muß ein Jeder durch die Zimmer,
Der ſchauen will des Gartens Zauberſchimmer.
Sie treten durch das Hauptthor ein — es führen
Wohl hundert in die weite Wohnung ein.
In goldnen Angeln dreh'n ſich präch't'ge Thüren,
Geſchmückt mit ſilberreichen Pfeilerreih'n.
Des Ritters Anblick mag ſich hier verlieren,
Der Stoff beſiegt die Arbeit, wunderfein.
Zum Leben ſcheint nur Sprache zu gebrechen,
Wenn man ſie ſieht, glaubt man, ſie müſſen ſprechen.
Hier ſieht man bei den Plauderungen
Mäon'ſchen Mädchen dort am Rocken ſein,
Der auch den Himmel trug, die Höll' bezwungen,
Dreht nun die Spindel, Amor lächelt drein
Und Iole hält mit zarter Hand geſchwungen,
Als wär's zum Spott, die mächt'ge Keule ſein;
Die rauhe Löwenhaut auf ihrem Nacken
Scheint faſt die zarten Glieder zu erdrücken.
Daneben iſt ein Meer, weißſchäum'ge Wogen
Sie ſpielen — alſo ſcheint's — im blauen Feld,
Zwei Flotten ziehn zum Kampfe kühn, verwegen,
Wo lichter Schein aus blanken Waffen fällt.
Von gold'nem Schimmer ſcheint die Fluth durchzogen,
Leukadien her des Krieges Glut erhellt.
Auguſt führt Römer hier, von jener Seite
Antonius Volk vom Oſten zu dem Streite.
Als kämen die Cykladen angeſchwommen,
Als ſtießen Berge gegen Berge an,
So heftig ſtürmend hier die Schiffe kommen,
Thürmhoch und feſt, und ſuchen ſich zu nahn.
Hier fliegen Flammenpfeile hoch entglommen,
Hier fällt manch' Schiff auf ſchwanker Wogenbahn.
Doch eh' man ſieht, wer ſiegt, wer wird verlieren,
Flieht die Barbarenkön'gin mit den Ihren.
Antonius flieht, die Hoffnung kann er laſſen,
Einſt Herr zu ſein vom ganzen Weltgebiet.
Nicht flieht er, nein, ſcheut nicht der Furcht Erblaſſen,
Der Flücht'gen folgt er, die ihn mächtig zieht.
Scham, Zorn und Liebe muß den Geiſt erfaſſen,
Den jeder Sturm der Leidenſchaft durchglüht.
Drum lenkt er von dem [illegible] Schiff die Blicke
Oft auf die zweifelhafte Schlacht zurücke.
In ihrem Schooß erwartet er den Tod,
Verborgen an des Nils ſich'rem Porte,
Ihr ſüßer Anblick mildert ſeine Noth,
Sein Troſt iſt Duft und Liebe zarter Worte.
Solch' mannigfache hohe Bilder bot
Den Rittern das Metall der präch't'gen Pforte.
Sie wenden bald ſich von den Bildnerei'n
Und treten in die Zauberhallen ein.
Wie der Mäander die verworr'nen Wellen
Im krummen Strome bald auf, bald nieder flößt,
Dem Meer bald Waſſer ſpendend, bald den Quellen,
Und in der Rückkehr auf ſich ſelber ſtößt,
So ſcheint der Pfad ſich immer ſchief zu ſtellen,
Doch wird der Zweifel durch das Buch gelöſ't,
Des Magiers Buch entdeckt mit klaren Reden,
Im Labyrinth die vielverſchlung'nen Fäden.
Kaum gehn ſie aus der krummgewund'nen Halle,
Als froh ihr Aug' den ſchönſten Garten ſchaut.
Hier ſtille Seen, bewegliche Kryſtalle,
Dort Bäume, Blumen und manch' ſelten Kraut,
Beſonnte Hügel, manche Schattenhalle,
Wo Laub und Stein im Wald die Höhle baut.
Was noch dies Alles ſchöner, lieber machte,
War, daß kein Menſch dabei an Kunſtwerk dachte.
Es ſcheint ſo rings als Schmuck iſt von Natur
(So eint ſich Rohem Kunſt in dieſen Räumen),
Sie, Vorbild aller Künſte, folgt der Spur
Der Kunſt, nachahmend ſie in ihren Träumen.
Die Luft ſelbſt iſt Gebild der Zaub'rin nur,
Die Luft, die ſüße Blüthen ſchenkt den Bäumen.
Zugleich iſt Blüth' und Frucht, und dieſe reift,
Indeß ſich jene aus der Knoſpe ſtreift.
Hier ſeht ihr, von demſelben Laub umgeben,
Die Feige ganz und grün, die roth wie Blut,
Und an demſelben Zweige ſeht ihr ſchweben
Den grünen Apfel bei der jungen Brut.
Und üppig ſchwellend ranken dort die Reben,
Wo heißer brennt des Sonnenſtrahles Glut.
Hier blüht die Traube, dort in gold'ner Fülle,
In reifer Pracht voll ſüßen Nektars Hülle.
Und Vögel ſieht man durch das Laub ſich ſchwingen,
Das Herz bewegend mit ſo ſüßem Schall,
Durch Baum und Quell hört man ſo ſchwätzig dringen
Geſchwirr, Geſäuſel, von der Lüfte Schwall.
Das leiſer tönt ſobald die Vögel ſingen,
Und ſchweigen die, mit lauterm Widerhall.
Sei's Zufall, Kunſt, der Luft meloſ'ſchem Klange
Wird Antwort, wird Begleitung bald dem Sange.
Ein Vogel zeigt ein buntes Federkleid,
Sein Schnabel purpurfarb' von ſelt'ner Schöne,
Indem er ſingt, löſt er die Zunge weit
Und aus der Kehle ſtrömen Menſchentöne.
Und ſo viel Kunſt und Sinn ſein Sprechen beut,
Daß Keiner iſt, der hier kein Wunder nähme.
Die andern Vögel horchen ſchweigend auf,
Des Zephyrs Säuſeln ſtockt im ſchwirren Lauf.
Er ſang: O ſchau, wie ſchön die zarte Roſe
Erſcheinen, keuſch, verdrängt der Hülle Grün
Und ſchöner ſcheint, wenn halb verſteckt im Mooſe
Halboffen uns ſie zeigt verborg'nes Blühn.
Schon kühn enthüllt ſie Bruſt, die makelloſe,
Schon ſie entfaltet, ſchon ſie nun verglühn.
Sie iſt's nicht mehr, die einſt erweckt das Sehnen
Von tauſend Buhlen und von tauſend Schönen.
So iſt auch gleich dem Tage ſchnell entſchwunden
Des Erdenlebens blum'ger, grüner Kranz,
Sehn wir den Lenz auch wieder, ach! empfunden
So jugendlich wird er doch nimmer ganz.
Drum pflückt die Roſ' im Schmuck der Morgenſtunden,
Eh' Mittagsglut verzehrt den friſchen Glanz,
Und eilt, der Liebe Roſe da zu pflücken,
Wo Gegenliebe kann das Herz beglücken.
Er ſchweigt, da wiederholt der Vögel Schaar
Gleichſam zum Preis den ſüßen Sang der Minnen
Und doppelt ſchnäbelt ſich das Taubenpaar,
Ein jeglich Thier ſucht Liebe zu gewinnen.
Neu ſcheint beſeelt ein jeder Zweig, ſogar
Steineiche, Lorbeer keuſch, mit gleichen Sinnen,
Der Lüfte ſüßer Hauch den grünen Grund
Durchhaucht die ſüße Lieb' im ganzen Rund.
So holde Reize, ſüßen ſüße Klänge,
Einſchmeichelnd locken, rührend Liebesflehn
Bewegt die Ritter nicht, denn hart und ſtrenge
Weiß jeder Luſt ihr Herz zu widerſtehn.

Da lugen ſie durch dichte Laubengänge
Hinein und ſehn, und glauben doch zu ſehn
Das Liebesglück des Paar's: auf welchem Weile
Ruht ſie und er in ihrem üpp'gen Schooße.
Fällt ihr vom Buſen ihr Gewand entnommen,
Im leiſen Hauch, da ſpielt der Wind ſo ſchnell;
Sie ſchmachtet ſüß, ihr Antlitz doch entglommen
Gleicht ſchöner Schweiß und macht es klar und hell.
Wollüſtig zitternd Lächeln glänzt verſchwommen
Im feuchten Aug' wie'n Strahl auf friſchem Quell.
Sie neigt ſich über, ſtreichelnd ſeine Wangen
Und er blickt ihr in's Aug' voll Glutverlangen.
Er weidet ſeinen Blick mit gier'gem Herzen
An ihrem Aug', gefol't zu ſüßer Pein.
Auf ſeinem Aug' ſcheint bald ihr Aug zu ſcherzen,
Bald ſaugt er ſich in ſeine Lippen ein;
Da ſeufzt er, tief durchglüht von Liebesſchmerzen,
Als wähnt' er: Ruhe dir, o Seele mein,
Vermähle dich mit ihr! Es ſchaun verborgen
Die beiden Ritter dieſen Liebesmorgen.
Ein ſeltnes Kunſtwerk hängt an ihrem Kleide,
's iſt ein Kryſtall, an Reinheit wundermild,
Und wie ſie aufſteht, zeigt ſie dies Geſchmeide
Dem Mann, dem ihre Liebe ſie enthüllt.
Er feurig, lächelnd ſie, ſo blicken Beide
In den Kryſtall und ſehn ein gleiches Bild.
Ihr dient das Glas als Spiegel, ihr Getreuer
Schaut ihre Augen drin voll ſüßem Feuer.
Ihr iſt die Herrſchaft, ihm der Dienſt zum Glücke,
Sie iſt in ſich verzückt und er in ihr.
O wende, ſpricht der Ritter, deine Blicke,
Doch wie du, Sel'ge, mich beglückſt, zu mir!
Denn wiſſe, daß mich Himmelsglut verzücke
So mächtig groß als deiner Schönheit Zier.
In meiner Bruſt ſiehſt du die Wunder alle
Der Liebe klarer, traun, als im Kryſtalle.
O kennſt du, willſt du auch mich verſchmähen
Mir leider ſehn dein liebliches Geſicht!
Der Anblick, wiſſe, Nichts des Herzens Wehen,
Er gäbe dir des ſüßen Feuers Licht,
Kein Spiegel faßt ſolch' wonnig Bild entfalten,
Ein kleines Glas enthält ein Eden nicht.
Der Himmel nur kann dir als Spiegel taugen,
Die Sterne ſind ein Bild nur deiner Augen.
Armida lacht und blickt mit ſüßem Schmollen
Auf ihre ſchöne Arbeit, üppig fein.
Sie flicht die Haare ſchön, die langen, vollen,
So ihr dem freien Winde ſonſt zerſtreu'n.
Die flüchtgen Haare ſucht ſie aufzuwellen
Und flicht wie Schmelz auf Gold drein Blumen ein,
Des ſchönen Buſens Lilien weiß zu zieren
Mit Roſen ſie und ihr Gewand zu ſchnüren.
Der ſtolze Pfau, wenn er voll Glanz verſchwendet
Der augenreichen Federn ſtolze Pracht,
Die Iris, die im feuchten Glanz ſich wendet,
Iſt nicht ſo ſchön, von Purpur, Gold entfacht.
Doch jeden Reiz des Gürtels Saum verdunkelt,
Den ſie nie von ſich legt, auch nicht bei Nacht.
Hier ſchuf ſie Körper körperloſen Dingen
Und weiß verfeinerte Wirkung zu erzwingen.
Verliebter Zorn und Weigern ſanft von Art
Verbot'nes Reizen, freundliches Verſöhnen,
Halb Lächeln, ſüße Worte, Küſſe zart,
Gebroch'ne Seufzerlein und heiße Thränen,
Dies Alles mengt und ſchmelzt ſie eng gepaart
Und weiß zum Wundergürtel ſie zu dehnen,
Ihn ſchließend an gelinder Hüfte ...
Er iſt's, der Reiz an ihrer Seite ruht.
Als Tag und Thau ein Ende nun gefunden,
Da nimmt ſie Abſchied, läßt ihn und geht fort,
Geſchäftig widmet ſie des Tages Stunden
Verſchiedener Art und böſem Zauberwort.
Er bleibt an dieſem Platz wie feſt gebunden,
Darf weichen keinen Schritt von dieſem Ort,
Umgeben nur von Thieren und von Bäumen,
Wenn nicht mit ihr in ſüßen Liebesträumen.
Doch ruft die ſchweigſam ſüße, ſtille Nacht
Die Heißverliebten auf zu neuem Raube,
Wird manch beglücktes Stündlein hier verbracht,
Im Garten eng gepaart in einer Laube.
Doch als Armida läßt des Gartens Pracht,
Daß ſie nun ſtreng an ernſt're Pflichten glaube,
Da tritt aus dem Gebüſch das Ritterpaar
Im pracht'gen Waffenſchmuck ſpiegelklar.
Dem ſtolzen Streitroß ähnlich, das, entzogen
Der Kriegsplatz, Sieg und Waffenruhm entbehrt,
Als üpp'ger Hengſt der Ruh und Luſt gepflogen
Und auf der Flur ſich mit der Heerde nährt;
Nun, blitzt ein Schild, kühn wiehernd kommt geflogen,
Die Ohren ſpitzt, wenn's die Trompete hört,
Den Panzer wünſcht, den Reiter auf dem Rücken,
Voll heißen Sehnens auf den Feind zu rücken:
So regt der Jüngling ſich, ſobald er funkeln
Die Rüſtung ſieht, daß ihm das Auge beißt,
Nach kühner That, nach Krieg zeigt er ſich trunken,
Der Sieg entfacht den alten Feuergeiſt.
Obgleich berauſcht von Wolluſt und verſunken
In Schlaffheit ganz, von ſüßem Gift geſpeiſt:
Da naht ſich ihm Ubald und hält dem Kranken
Den Demantſchild vor's Angeſicht, den blanken.
Als in den hellen Schild der Jüngling blickt,
Wird klar ihm, was er ſei und was geweſen,
Mit üpp'gen Kleidern ſieht er ſich geſchmückt
Und Wolluſt zeigt in Putz und Zier ſein Weſen,
Das Schwert, das er im Kampfe ſonſt gezückt,
Scheint ihm zur eiteln Zierde nur erleſen,
Es ſcheint nur Stahl, nur ſchmucker Stahl zu ſein,
Der nimmer ſchlagen will der Feinde Reih'n.
So wie in dem, den dumpfer Schlaf umfangen,
Nach langem Traum ſich das Gewahrſein regt
So macht ſein eigner Anblick ihn befangen —
Es iſt ein Anblick, den er kaum erträgt.
Sein Auge ſenkt und ſcheu und furchtbefangen
Blickt ſchamhaft er zu Boden tief bewegt.
Im Meere möcht' er ſich, in Feuerſchlünden
Verſtecken, in der Erde tiefſten Gründen.
Darauf beginnt Ubald zu ihm das Wort:
Eilt ſich Europa, Aſien, aufzuraffen.
Iſt, wer nach Ruhm ſich ſehnt, wem Chriſt ein Hort,
Im ſyriſchen Land verſammelt bei den Waffen.
Biſt du nur, Reinald, für ſolch Gefühl verdorrt,
Am fernen Strand macht Ruhe dich erſchlaffen,
Nur dich bekümmert nicht der Sturm der Welt,
Weil dich ein Mädchenarm gefangen hält!
Welch Todesſchlaf liegt denn ob deinen Sinnen,
Welch ſchnöder Tand lullt deine Tugend ein!
Auf! auf! das Heer und Gottfried ruft, gewinnen
Sollſt du den Sieg, und Gott wird ihn verleihn.
Komm, o verhängnißvoller Held; beginnen
Thätſt du den Kampf, du ſollſt auch Sieger ſein
Die freche Brut, ſo du bereits erſchüttert:
Sie ſei durch dich geſtürzt und ganz zerſplittert!
Er ſchweigt. Da bleibt verſtört der Jüngling gar
Ein Weilchen unbeweglich, ohne Sinnen.
Doch bald weicht ſeine Scham dem zürnen Wort
Er kämpft für die Vernunft in ſeinem Grimme
Er fühlt ſtatt Schamerröthen nur ... Gluth
Es ſcheint, daß höh'res Feuer ihn ...
In Stücke reißt er ſchnell den eiteln Schmuck,
Ein ſichres Zeichen wohl von ...
Und eilt, zu fliehn mit dem Geſellenpaare
Aus jenem Irrgang, der ſo vielgewunden. —
Inzwiſchen hat am Thor des Lebens ...
Den Wächter ſchon die Zauberin gefunden:
Sie ſchreit erſt Argwohn, doch bald nimmt ſie wahr
Ihr ſei der Heißgeliebte ſchon entſchwunden.
Sie ſieht ihn heimlich — Anblick voll von Grau'n! —
Den Rücken kehren dieſen holden Au'n.

Sie wollte rufen: Liebſter, geh' du fort!
Doch jeden Ton erſtickten beide Schmerzen,
Es ſtirbt der Trauerton der Lippen Wort
Und tönt nun deſt'rer wieder ihr im Herzen.
Weh! arge Kunſt und mächt'ger Zauberweil,
Läßt ſie den ſüßen Buhlen nun verſcheuchen.
Sie ſieht es wohl; doch fruchtlos nur verſucht
Sie jede Kunſt, zu hemmen ſeine Flucht.
(Duttenhofer.)

## 4.

## Jeruſalems Erſtürmung.

(Das befreite Jeruſalem, Geſang 18, Stanze 67–102.)

Den Tag, vor dem er will die Stadt berennen,
Bringt Bouillon zu ganz in's Gebet verſenkt.
Ein Jeder ſoll die Sünden ſein bekennen
Und Jedem wird des Himmels Brot geſchenkt.
Den Feind läßt er das Sturmwerkzeug erkennen
An jenem Ort, den er zu ſchonen denkt.
Damit an dem verſchanzten Thor der Heide
Sich glaubt bewahrt mit ſchwer getäuſchter Freude.
Sobald die Nacht erſchien, ward die geſchickte
Gewaltige Maſchine ſo regiert,
Daß ſie der Mauer mälig näher rückte,
Wo Krümmung nicht, noch Winkel ward verſpürt.
Und auf den Berg, der Zion überblickte,
Zugleich auch Raimund die Maſchinen führt.
Durch Camill ſich nähert mit dem Thurme
Der Nordweſtſeite zu gewalt'gem Sturme.
Als es im Oſten nun beginnt zu tagen
Und neu die Morgenröthe ſcheint ſo klar,
Da ſahn die Heiden — und ihr Herz mag zagen —
Daß nicht der Thurm am früheren Orte war,
Auch rechts und links ſehn ſie ſolch Unding ragen,
Noch nie geſchaut, ein Anblick wunderbar:
Und zahllos ſind die Widder und Baliſten
Und Katapulte in dem Heer der Chriſten.
Jetzt hat die Syrerſchaar mit Waffenſtücken
Die Stelle zu bewehren ſtrenge Acht,
Wo Bouillon läßt zur Stadt die Thürme rücken
Auf neue Weiſe, die er klug bedacht.
Doch wird der Feldherr, daß in ſeinem Rücken
Schon auf dem Wege ſei Aegyptens Macht;
Drum läßt er Guelf und beide Robert kommen:
Im Sattel, ſpricht er, bleibt bewehrt vollkommen
Und ſorgt dafür, daß, während ich die Zinnen
Erſteige, wo man leichter ſie erklimmt,
Kein feindlich Streitheer's Zugang kann gewinnen,
Das rückwärts kommt und uns den Sieg entnimmt. —
Sprach's; und den fürchterlichen Sturm beginnen
Drei ſtarke Heere nun, von Muth ergrimmt.
Dem Schwarm ſteht auch Raimund entgegen
Und eilt, auch ſelbſt die Rüſtung anzulegen.
Kaum kann ſein Leib, durch Alters Laſt entmannt,
Mit Jüngern ſeine eigne Schwere tragen,
Doch nimmt er die gewohnte Wehr zur Hand
Und eilt, auf Niemand ſäumend loszuſchlagen.
Stellt Soliman dem Gottfried und Argant
Camill'n entgegen, ſucht die Schlacht zu wagen.
Vor jenem ſteht am Thurme, jenem Schwert
Hat gutes Glück dem Tancred nun beſchert.
Pfeilſchützen rücken erſt dem Feind entgegen,
Mit ſeinem Gift iſt jeder Pfeil gewürzt;
Die Pfeile kommen gleich dem dichten Regen,
So daß dem Tage wird ſein Licht gekürzt.
Allein mit größ'rer Kraft, mit mächt'gern Schlägen
Kommt aus dem Mauerbord herabgeſtürzt
Baumbalken mit geſchärfter Eiſenſpitze
Und Marmorkugeln werfen die Geſchütze.
Die ſchweren Steine gleichen Donnerkeilen,
Durch welche Leib und Wehr zuſammenkracht,
So daß nicht Leben nur und Geiſt enteilen,
Geſtalt und Antlitz wird zu Staub gemacht.
Die Lanzen ſcheinen nur das Fleiſch zu theilen
Und mit dem Streich ſcheint nicht ihr Lauf vollbracht.
Sie dringen ein, ſie ſtechen durch gewaltſam,
Hinaus dann mit Tod verbreitend unaufhaltſam.
Doch dieſes Angriffs Ungeſtüm und Schauer
Beugt nimmermehr der Saracenen Kraft.
Sie ſpannen Tücher aus vor ihrer Mauer
Und Wollzeug, das dem Stoß die Macht entrafft.
So wird der Böcke Stoß ſtets ſchwächer, Feuer,
Weil widerſtandlos Zeug den Schwung erſchlafft,
Manch' tödlich Wurfgeſchoß der Feind auch ſchickt,
Wenn er die Stürmer ſchlecht gedeckt erblickt.
Doch wird des Stürmers Angriff drob nicht ſchwächer,
Der vorrückt, in drei Treffen aufgeſtellt.
Die ſind beſchützt beim Marſch durch Eiſendächer,
Auf die der Pfeile Hagel fruchtlos fällt.
Die ſchieben Thürme vor, die Mauerbrecher,
Die, wie er kann, der Feind ſich ferne hält.
Der Thürme Brücken zielen ſchon von oben,
Des Widders Eiſenſtirn muß unten toben.
Rinaldo ſteht indeſſen unentſchloſſen,
Denn die Gefahr dünkt ſeiner Würde ſchlecht;
Nur Pöbelruhm ſcheint auf der Bahn zu ſproſſen,
Wo jeder Kämpfer ſchreitet zum Gefecht.
Er blickt umher; der Weg, den die Genoſſen
Nicht wagen, eben dieſer ſcheint ihm recht.
Dort, wo die Zinnen hoch und drohend ragen,
Wo Niemand ſtürmt, will er den Angriff wagen.
Er eilt nun, zu der großen Schaar zu ſprechen,
Die Dudo einſt geführt zu Schlacht und Streit:
„Iſt's ſchmachvoll Zeugniß nicht von unſern Schwächen,
Daß ſich des Friedens jene Zinne freut!
Weiß Muth nicht jegliche Gefahr zu brechen,
Iſt jeder Weg nicht frei für Tapferkeit!
Wohlan zum Sturm! Vor Streichen von den Wilden
Schützt uns ein feſt Schildkrötendach von Schilden!“ —
Er ſprich's; und ihm vereinen ſich die Recken
Und über'm Haupt den Schild ein jeder hält.
Sie fugen ſo genau die Eiſendecken,
Daß ſie der grimmſte Hagel nicht zerſpellt.
Alſo beſchützt geht hin die Schaar der Kecken,
Wo ihrem Lauf ſich Nichts entgegenſtellt.
Was auch von Pfeilen, Steinen kommt von Oben,
Durch Nichts wird dieſes feſte Dach zerſtoben.
Sie ſind am Fuß der Mauer. Und Rinaldo
Legt an die Wand die hundertſproſſ'ge Leiter,
Und ſie bewegt ſo ſchnell des Armes Gewalt,
Daß ſie ein Rohr im Wind erſcheint, Nichts weiter.
Bald Lanzen, Balken, Säulen, Felſen bald
Stürzen von Oben; doch der kühne Streiter
Verachtung nur ſolch' tollem Stürzen gab,
Fiel' auch der höchſte Berg auf ihn herab.
Ein Wald von Pfeilen und von Trümmerſtücken
Bricht auf den Schild ihm, auf den Rücken ein.
Die rechte Hand hilft ihm im Aufwärtsrücken,
Die linke deckt die kühne Stirne ſein.
Sein Beiſpiel, das die Krieger ſein erblicken,
Spornt ſie mit Macht, er ſteigt nicht mehr allein.
Gar Viele klimmen nach ihm auf die Leiter,
Doch Muth und Schickſal lacht nicht jedem Streiter.
Der ſtirbt, der fällt. Er klimmt ſtets weiter fort,
Droht dem, ermuntert den zu dem Beginnen,
Schon ſtreckt er ſeine Hand zum Mauerbord.
So viel kann er durch Muth und Kraft gewinnen;
Da kommt viel Volk, das ſtößt und drängt ihn dort,
Sucht fruchtlos ihn zu werfen von den Zinnen.
O Wunder! ſolchen Heeres Drängen, Drohn,
Beut Einer in den Lüften ſchwebend Hohn.
Er widerſteht, dringt ſtets empor, es mehrt ſich
Die Kraft in ihm, beſchwerten Palmen gleich.
Je mehr der Druck, je glühender empört ſich
Sein kühner Muth an Schnellkraft wunderreich.

Bald bricht er durch die Feinde mit dem Schwert ſich
Und ſpringt dann auf den Mauerkranz zugleich
Und hat dem Zuge der, die nach ihm kommen,
Mit kühnem Arm ihn gänzlich eingenommen.
So reicht nun dem [illegible] der Heldengleiche,
Als er ſchon wankte noch im Halten war,
Daß er mit ihm den Mauerkranz erreiche,
Die kühne Siegesrechte hülfreich dar.
Indeſſen war im andern Feldbereiche
Bei Gottfried's Kämpfern mancherlei Gefahr,
Weil hier nicht blos die Menſchenkraft genügte,
Nein, auch Maſchine mit Maſchine kriegte.
Ein großer Stamm, groß eines Schiffes Maſt,
Wird von den Thürmen auf der Zinn' erhoben,
An dieſem ſchwebt ein Balken angepaßt,
Beſchlagen gut mit tücht'gen Eiſenſtäben;
Am Strick ziehn ſie zurück den Bock mit Haſt,
Dann bricht er raſch hervor mit ſchwerem Toben,
Bald ſtreckt er vor den Kopf aufſtürmend jach,
Bald ſinkt er gleich der Schildkröt' unter Dach.
Der ungeſtüme Bock beginnt zu ſchwächen
Auf jenen Thurm mit ſolcher grimmen Macht,
Daß er die feſten Bogen macht zerbrechen,
Der Thurm ſchon wankt und manche Fuge kracht.
Doch, um zu helfen ſich in ſolchen Fällen,
Sind an dem Thurm zwei Säcke angebracht,
Die an dem Fenſter, wie er vor will ſchnappen,
Im rechten Augenblick die Seile kappen.
Ja, wie der Felsblock durch des Alters Schwere,
Die ſchwere Wucht vom hohen Berge löſ't,
Wald, Hütten, Heerden niederreißt zum Schlunde
Und Abgrund, überſtürzend ſich vergrößt;
So zeigt der ſchwere Bock zum tiefſten Grunde
Pfoſt, Balken, Zinnen, wo ſich all' zerſtößt,
Es wankt der Thurm bei ſolchem mächt'gen Hallen,
Die Mauer bebt, die fernſten Schluchten hallen.
Schon glaubte Bouillon ſiegreich einzuziehen
Und wähnt ſich ſchon als hoher Sieger groß,
Doch plötzlich ſieht er Flammen um ſich ſprühen,
Auf denen Rauch und Qualm in Maſſe floß.
Nie mochte Aetna's Krater ſo erglühen,
Wenn Lava brach aus ſeinem Schwefelſchooß,
Nicht konnten je der Sonne heiße Gluten
Auf Indiens Gau'n ſolch' heißer Dünſte fluten.
Pechkugeln, Feuerlanzen, Feuerröhren
Schwerzerzeugend hier und dort in klar'gem Schein!
Von Rauch und Dünſten fühlt erſtickt ſich Jeder,
Die Flamme leckt, der Donner dröhnt darein.
Es wird dem Thurm am End' das ſtarke Leder
Zu der Vertheid'gung ſchwachen Schutz verleihen,
Es ſchwankt und ſchrumpft, und wird nicht Hülfe ſenden
Der Himmel ſelbſt, ſo weicht der Thurm den Bränden.
Beim Heere ſteht da Gottfried ſorgenvoll,
Er ändert nicht die Farbe, nicht die Stelle,
Er treibt ſie, er ſorgt, daß Waſſer floß
Am Thurm hinab, damit das Feuer ſchwelle;
Doch immer ſchlimmer wird der Seinen Loos,
Schon mangelt ihnen friſches Naß der Quelle,
Da, ſchau' mit einem Mal ein Sturmwind weht,
Der all' den Brand auf die Erbauer dreht.
Zurück nun muß im Sturm das Glutmeer weichen,
Der Heiden ſchlau'gen Zelten zugewandt;
Das leichte Zeug wird's ſicherer zu erreichen
Und unbezwinglich legt es all' in Brand.
O unbeſiegter Führer ſeiner Gleichen,
Wie liebt dich Gott, wie ſchützt dich ſeine Hand!
Der Himmel kämpft mit dir, da gegenwärtig
Der Sturm beim Ruf der Schlacht iſt, kampfgewärtig.
Ismen, der Frevler, ſieht die Flamme dringen
Zur Stadt und wüthen dort mit arger Brunſt,
Und glaubt Natur und böſen Wind zu zwingen
Durch ſeiner Zauberſtücke Nebelkunſt;
Er eilt, ſich auf die Mauer jetzt zu ſchwingen,
Mit ihm zwei Schülerinnen ſeiner Kunſt,
Gleich Charon häßlich, wild und ſchwarz und ſchmutzig,
Wie Pluto zwiſchen Eumeniden trutzig.
Und horch! ſein Mund ſchon düſt're Laute gab,
Davor Cocyt und Phlegeton erzittert,
Die Luft wird ſchwarz, von trübem Wolkengrab
Wird ſchon der Sonne Angeſicht umwittert,
Da fällt vom hohen Thurm ein Fels herab,
Wohl bergegleich, der alle Drei zerſplittert,
Er ſchlug ſo ungeſtüm und mächtig drein,
Zerſtreut ihr Blut ringsum und ihr Gebein.
In kleine, blut'ge Splitter nun zerreißt
Der Fels der drei verruchten Köpfe Schalen,
Gleich einem harten Mahlſtein, wenn er kreiſ't
Und jedes Korn zu Stäubchen wird zermahlen.
Mit Seufzern flieht hinweg ſolch böſer Geiſt,
Froh wird die Luft, den ſchönen Himmels Strahlen,
Indeß der düſtre Geiſt zur Hölle flieht.
Lern' Jugend üben, menſchliches Gemüth!
Da Qualm und Glut und Wind die Stadt bedrücken,
So kann der Thurm mit Sicherheit ihr nahn
Und kommt ſo nah, daß er mit ſeinen Brücken
Sich mächtig fühlt, den Mauerkranz zu fahn.
Doch ſchnell eilt Soliman herauszurücken
Und ſucht zu kappen dieſe ſchmale Bahn,
Er haut und haut und brächt' ihn auch zum Wanken,
Da ſteigt ein andrer Thurm aus deſſen Flanken.
Der Thurm ſcheint hoch und höher ſich zu dehnen,
Als in der Stadt ein ſtädtiſches Gebäu;
Erſchrocken ſehen nun die Sarazenen,
Daß höher als die Stadt dies Werkzeug ſei.
Trotz allem Pfeilehagel, Steinegedröhnen,
Bleibt Soliman doch ſeiner Arbeit treu;
Er läßt nicht ab, die Brücke zu zertrümmern
Und ſchimpft und mahnt, die feig ſind, hier zu zimmern.
Da zeigt ſich, andern Menſchen unſichtbar,
Der Engel Michael Gottfried dem Frommen,
Mehr als die wolkenloſe Sonne klar
In hoher Himmelsrüſtung glanzumſchwommen.
Schau, Gottfried, ſpricht er, Zion wird nun bar
Des grauſen Joches, der Tag iſt nun gekommen.
Erheb', erheb' dein Aug', das furchtſam blickt,
Schau', welchen Beiſtand dir der Himmel ſchickt!
Schau' auf nach jenen luft'gen Himmelskreiſen!
Siehſt du nicht dort des Himmelsheeres Bild?
Den Wolkenſchleier will ich dir entreißen,
Der dicker, trüb um eure Menſchheit umhüllt,
Will deinen Geiſt mit Himmelsfeuer ſpeiſen,
Damit du ſchauſt die Geiſter unverhüllt,
Daß du den Glanz der himmliſchen Geſtalten
Vermagſt — auf kurze Zeit doch — feſtzuhalten.
Schau' dort die hohen Kämpen Chriſti kreiſen,
Als ſel'ge Bürger in des Himmels Reich!
Dein Ziel muß ihnen auch das höchſte dünken,
Sie fechten mit dir ſiegreich Streich auf Streich!
Dort, wo der Mauer hohe Trümmer ſinken,
Wo Rauch und Staub umherwogt grauſenreich
Der Thürme Grund erſchütternd, trotz dem Dampfe
Und Qualm, ſieht Hugo dort im ſchweren Kampfe.
Sieh'ſt Dudo du beim Thor gen Mitternacht!
Mit Flamm' und Schwert im dichten Schlachtgewirre
Wie er die Waffen bringt, den Muth entfacht,
Die Leiter hält und mahnt hinaufzuſteigen!
Siehſt du am Hügel den in heil'ger Tracht?
Es ſcheint das Haar den Prieſterkranz zu zeigen,
Ein ſel'ger Geiſt, der Hirte Ademar,
Er ſchaut und ſegnet noch der Streiter Schaar.
Du mußt den kühnen Blick noch höher heben
Und ſchauen das Himmelsheer in voller Pracht. —
Er hebt den Blick und ſieht auf Flügeln ſchweben
Des Himmelsheeres nie gezählte Macht!
Drei Schaaren ſind's, in drei Cohorten ſchwebend
Sie Drei um Drei zu ordnen ſich zur Schlacht,
In weitem Kreiſe mehr nach Außen ſtrebend,
Im Mittelpunkt ſich mehr zuſammenziehend.

Sein Auge kann ſo großen Glanz nicht tragen,
  Er ſenkt's, ſchaut auf, verſchwunden iſt der Schein.
  Doch ringsumher ſieht er den Feind geſchlagen
  Und ſieht mit Freuden jetzt, der Sieg iſt ſein.
  Noch Viele nach Rinald' zu klimmen wagen
  Und dieſer haut ſchon auf die Thore ein.
  Doch Gottfried, ob dem Jagen preisentglommen,
  Die Fahne hat dem Fähndrich er entnommen.
Er geht zuerſt hinüber, in der Mitten
  Begegnet auf dem Steg ihm Solyman.
  Auf dieſem Wege nun von wen'gen Schritten
  Wird mächtig große Kühnheit kund gethan;
  Da ruft der Held: Daß ich mein Blut verſchütten,
  Ich opfr' es gern auf dieſer kurzen Bahn.
  Haut hinter mir die Brücke, lieben Leute,
  Ich bleibe hier als nicht geringe Beute.
Von ferne ſieht er drohn die Feinde alle
  Und gräßlich wüthend kommt Rinald herbei.
  Er denkt: was ſoll ich thun? Wenn ich hier falle,
  Iſt klar, daß ruhmlos jetzt mein Sterben ſei.
  Drum eilt er weg nach ſeinem neuen Schwalle
  Und läßt für Gottfried nun die Brücke frei,
  Der folgt ihm drohend nach, auf daß er pflanze
  Des Kreuzes Banner auf dem Mauerkranze.
Stolz weht das Siegesbanner in den Lüften
  Sich leiſe und verwickelnd wonnevoll,
  Daß Ehrfurcht weht die Luft in dieſer Stunde
  Und heiter zeigt der Tag ſich allzubald;
  Der Pfeil, daran geſchielt, er kehrt zum Grunde,
  Wenn er nicht rückwärts auf den Schaften prallt,
  Und Zion ſcheint ſich und der Berg zu beugen,
  Der nah der Stadt iſt, und die Stirn zu neigen.
Das ganze Heer läßt Jubel nun erſchallen,
  Von hohem Siegesglück entzückt, entbrannt;
  Es hat die Berge tönend widerhallen
  Und Echo ruft aus ferner Felſenwand.
  Held Tancred macht ein ſtreng Bollwerk fallen,
  Das ihm entgegenſteigt voll Muth Argant,
  Auch ſeine Brücke kann die Zinn' erreichen,
  Er ſpringt hinan und pflanzt des Kreuzes Zeichen.
(Duttenhofer.)

## 11.

## Guarini.

### 1.

### Amaryllis' Monolog.

(Der treue Schäfer, Act 2. Scene 5.)

Geliebte, ſel'ge Haine,
Ihr einſamen und tiefverſchwieg'nen Schauer,
Des Friedens und der Ruh' wahrhafte Stätten:
O wie euch zu betreten
Mich wieder freut! Und hätten die Geſtirne
Es mir verliehn zum Looſe,
Mir ſelbſt zu leben und nach meinen Wünſchen
Mein Leben mir zu bilden,
So wollt' ich mit Elyſiums Luſtrevieren,
Mit der Halbgötter hochbeglücktem Garten,
Durch eure holden Schatten nicht vertauſchen.
Denn wenn ich's recht betrachte,
Sind dieſe Erdengüter
Nur Plagen der Gemüther.
Ihr Ueberfluß ſchafft Mangel
Und der Beſitzer wird vielmehr beſeſſen:
Reichthümer nicht, nein, Schlingen
Der Freiheit nur zu nennen.
Was hilft in blüh'nden Jahren
Der Schönheit Vorrecht, oder
Der Ruf ſittſamer Tugend,
Die Sterblichkeit durch Götterblut geadelt,
So manche Gunſt des Himmels und der Erden;
[illegible], weite Felder
Und dort beſchneite Hügel,
Fruchtbar die Weiden und noch mehr die Heerden,
Wenn doch das Herz nicht kann zufrieden werden!!
Beglücktes Hirtenmädchen,
Dem eben nur die Hüften
Ein armes zwar, doch ſaub'res
Und weißes Röckchen zieret,
Bloß mit ſich ausgeſtattet
Und in die Reize der Natur ſich kleidend;
Die weder Armuth kennet
In ſüßer Armuth Schooß, noch die Beſchwerden
Des Reichthums je empfindet,
Allein was der Begierde
Zu haben wehrt, ſich Alles ſieht beſchieden;
Wohl nackt, jedoch zufrieden.
Mit der Natur Geſchenken
Weiß ſie Geſchenke der Natur zu nähren;
Milch muß die Milch erheben,
Ihr würzt das Süß der Bienen
Den Honig angeborner Süßigkeiten,
Der Quell, woraus ſie trinket,
Darf auch allein ſie laben und bethauen;
Die Welt lacht ihrem Lächeln,
Ob ſie umwölkt der Himmel ſich vergebens
Und waffnet ſich mit Hagel,
Denn ihre Armuth bringt ihr ſichern Frieden:
Wohl nackt, jedoch zufrieden.
Ein ſüßes, aller Noth entbund'nes Sorgen
Wohnt einzig ihr im Herzen;
Die ihr vertraute Heerde
Weidet die grünen Kräuter, und ſie weidet
Mit ihren Augen den geliebten Hirten,
Nicht welchen ihr beſtimmen
Die Menſchen oder Sterne,
Nein, den ihr gab die Liebe.
Und in den ſchatt'gen Lauben
Des anmuthreichen holden Myrtenhaines
Schmachtet ſie nach dem Schmachtenden und fühlet
Kein Liebesglühn, das ſie nicht da enthülle,
Wie ſie vom Gegenglut die Glut geſchieden;
Wohl nackt, jedoch zufrieden.
O Leben, das nicht ahnet, was es heiße,
Noch vor dem Tode ſterben!
Könnt' ich dein Loos für meines doch erwerben!
(A. W. Schlegel.)

### 2.

### Chorgeſang.

(Der treue Schäfer, Schluß des 3. Acts.)

Wie biſt du groß, o Liebe!
Ein Wunder der Natur, der Welt zu preiſen.
Welch' rohes Herz und Wildheit ohne Gleichen
Kann deiner Kraft entweichen!
Doch welcher Tiefſinn oder Witz der Weiſen
Kann deine Kraft ergründen!
Wer ſieht, wie deine Gluten ſich entzünden
Ueppig und ausgelaſſen,
Wird ſagen: Ird'ſcher Geiſt, dich aufzufaſſen
Taugt nur des Leibes Hülle.
Doch wer dann ſieht, wie zu der Tugend Fülle
Den Liebenden erhebend,
Dein Feuer, was ſonſt ungeſtüm erglühte,
Alsbald erſticken macht, wird bleich und bebend
Ausrufen: Hoher Geiſt, nur im Gemüthe
Haſt deinen Sitz, dein Heiligthum da innen.
Seltſames Wunderweſen,
Menſchlich und Gott-geſtaltet,
Zum Sehen blind, zur Weisheit nicht erleſen,
Von Vernunft und Begier, von Geiſt und Sinnen

Verworrenes Beginnen!
Ein Schleier hält uns'res [illegible], welcher waltet
Am Himmel und auf Erden, die wir sterben.
Doch, ohne dich zu sehen,
Ein Geist und Lob und Wunder noch entfaltet
Als sich die Welt, und daß du nicht erscheinest.
Weil, was du uns enthülltest
Uns unter uns, die Augen mit erheben,
In schönen Werkes Bau hat sich gegeben.
O Werk, des Himmels Gabe,
Dem, verlangend ewig harren,
Der einer deiner Hülle
Die, deines Schöpfers, schönen zugewandten!
Was ist, das schön wie du der Himmel habe!
Du weiter Erde Ein Auge,
Unsterblicher Gestalten [illegible] zu [illegible].
Nicht, denn, der es betrachtet, Licht zu werden,
Weil, daß man tiefe Weisheit ihm entlange,
Der wenn er liebt und ehret,
Erhebt es einen gern aus dem Gedanken.
Nicht Himmel mehr, ein Bild von himmlischen, unendliche
Unsterblichen [illegible] Reichthum.
Schaut er von Berg mit weitem fernen Blicke,
So, mit dem tiefsten Dunkeln
Dort mit dem Blicke, der so ewiglich wallte,
Von seinen aufgehobenen heitern Sonnen.
Sprach er dich dunkelnd walte
Gewiß, daß dich enthüllte, und'ge Wonnen.
Und die, Gewaltigen Schimmern.
[illegible] Harmonien
So sich im schönen Angesicht verliehen.
Der Himmel selbst [illegible],
Was aus dem [illegible] des Himmels Reichen.
Wie die, so göttlich Form, sich zu vergleichen.
Wohl ist's mit großem Rechte,
Das jenes hohe Wesen,
Das Wesen genannt wird, dem sich Alles neiget,
Wird deutlich dem Geschlechte,
Wenn er liebt, was an dir sich Hohes zeiget,
Sich vor dir bückt; und wenn was er begehret
Das ehret und triumphiret.
So ist's nicht, weil aus Heimath und das Ewige
Er würdiger sich zeiget:
Nein, die zu höherm Glanze;
Denn, je mehr des Besiegten Preis gestiegen,
Um so ehrenreicher ist's, ihn zu besiegen.
Doch aber deiner Schöne [illegible],
Nicht bloß der Mann, besiegt die Menschheit [illegible],
Denen kaum kein Morgen, wen Zweifel [illegible],
[illegible] Wunder [illegible].
Der keinen deinem Werth, o Weib, nur leihen,
Zu bedeutungsvollere Farbe zu [illegible].
(A. W. Schlegel.)

### 3.

## Sonett auf den Tod des Michel Angelo.

Der, dessen Geist das Leben aufgetragen,
Die Schatten zu beleben, liebe verstanden,
Daß die Natur weit vor der Kunst zu Schanden,
Die Kunst, durch ihn so hoch empor getragen;
Wenn wir nach seiner kalten Hülle fragen:
Ein Stein verschließt sie, läßt ihn nicht [illegible];
Nach Werk und Ruhm ist er schon auferstanden,
Wo ihn nicht abwärts unser Weh noch Klagen.
Die weite Hand hat, der gemalt, gebildet,
Nicht, der sie forschte; wie dem ew'gen Meister.
Wareb des Preises, ein Bildner oder Maler.
Jetzt schaut er dort ganz gleich das Wahr' entfaltet
Dem, was er hier gebildet: billig heißt er
Ein Maler mit der Hand, an Geist ein Engel.
(A. W. Schlegel.)

### 12.

## Filicaja.

### Italien! o Italien!

#### 1.

Italia! o du, auf deren Stirn
Der Himmel gab unsel'ger Schönheit Spenden,
So der gebracht als Morgen Tod ohn' Enden,
Das dir geschrieben steht auf deinen Brauen:
Möcht' ich dich minder schön und stärker schauen!
Damit mehr Furcht und weniger Lieb' empfänden
Die, so nach deinem Reiz sich schmachtend wenden
Und dennoch dich bedroh'n mit Todesgrauen.
Nicht strömen säh' ich dann von den Alpen nieder
Bewaffnet Volk, nicht mit des blut'gen Wogen
Des Po sich tränken Galliens Roß' und Reiter;
Noch säh' ich dich, vom fremden Wehr umzogen,
Krieg führen durch den Arm ausländ'scher Streiter,
Stets, Siegerin und besiegt, in's Joch gebogen.

#### 2.

Wo ist dein Arm, Italien? Zum Gefechte
Auswärts zu fremden? [illegible] und [illegible]
Sind die, so dich verteid'gen, so dich [illegible],
Dein Feind' beide und beide waren Knechte.
So schützest du die Ehre? So die Rechte
Glorreicher Herrschaft, die du einst besessen?
Dich so dem Muth, der alten Macht vergessen,
Der Treue die geschworen, theures Schwert?
Verliebe denn dem Muth, viel' oder Dienern
Den Morgengang und schlaf' im Schoß der Weibe.
Wo Jammers [illegible] und Blut und [illegible]
Schlaf', feige Buhlin, bis das Schwert sich treibe
In deinem Blut und [illegible],
Schlaftrunkne! dich im Arm des Buhlen [illegible].
(Gries.)

---

### 13.

## Fortiguerra.

### Rinald und Ferragu.

(Ricciardett, Gesang 3.)

Wer lange lebt, sieht Wunderding' erscheinen.
Der Reiner weiß, was ihm am Ende bleibt.
Wer heute lachen kann, muß morgen weinen
Heut seh'n wir [illegible] Gulden in Gebot.
Dem Tisch ist voll von Brot und edlen Weinen
Am nächsten Tage ist dir der Hungertod
Vielleicht ganz nah. So ist's mit allen Sachen,
Die uns Vergnügen heut, bald Kummer machen.
Ich bin nicht alt und sah in meinen Jahren
Schon manchen Mann, [illegible] im [illegible],
In Rom mit Schilden durch die Straßen fahren
Mit [illegible] [illegible], in solchem [illegible]
Daß Mancher rief: Sieht sich ein Gott gewähren?
Begehrt ein Cardinal sich in den Markt?
Dor eben diese hab' ich arm gesehen
Aus Gottes Lehn um wenig Heller Leben.
Kurz, nur die Tugend bleibt mit sich in Einung
Und wird von jenes Wege nicht bewegt,
In deren Hand der Menschen [illegible]
Des Unglücks und des Glückes Schlüssel legt:
Fortunen mein' ich, die, wie [illegible],
Ihr Antlitz tausendmal in andere Züge;
Fortunen, die, ein Weib von schlechtem Leben,
Bald Dem, bald Jenem liebt sich zu ergeben.
Rinald war nicht versehn mit vollen Kassen.
Sein ganzer Schatz war nicht zwei Scudi werth;

Und hatt' er wohl, so ließ' er es [illegible]
Und reinlich, [illegible], hatt' er's bald vergeben.
Doch kann er sich auf seine Kraft verlassen
Und [illegible] Fortunen und mit seinem Schwert;
Mit diesem Schwert, geschmiedet von den Feen,
Das Stahl und Stein zerhaut wie [illegible].
Und kam ihm niemals seine Kraft zu Statten
Und daß er sich auf [illegible] verläßt,
So war es jetzt, da ihn des Todes Schatten
Beinah' umfing. Denn wenn zwar [illegible] bekannt
[illegible] er dort Fortunen und den Gatten,
Als er ein Wehrwort von Gefahren fand,
Doch hat er nicht den halben Sieg errungen,
Da steht er eine der Harpyen Zungen.
Sie stürzt [illegible] herab auf seinen Nacken
Und läßt [illegible] die Crallen ein.
Und wie der Falk' die Taube pflegt zu packen,
Die sich getrennt von der Gefährten Reih'n,
So stürzen die Harpy'n herab und packen
Auf den Rinald mit [illegible] Schrei'n.
Rinald, der merkt, was sie dem Kopf [illegible],
Ruft [illegible] auch: Weh, Freund, [illegible]!
Schnell mit den Händen in die Luft [illegible],
Faßt er die Klau'n und Krallen, die sich nah'n;
Und eine der Harpy'n mit Kraft [illegible],
Dreht er den Hals ihr um, wie einem Hahn.
Dann mit dem andern Schwert im Kreis [illegible],
[illegible] er [illegible] Hiebe [illegible]
Da fällt ein Flügel hin und dort ein Schnabel
Und wie [illegible] haut der wilde Säbel.
[illegible] um ihn her ist schon ein Berg [illegible]
Von Krallen, Federn und [illegible],
[illegible] und [illegible], [illegible] Zwanzig [illegible]
Und Zwanzig [illegible], Zwanzig [illegible]
[illegible] der Harpyen [illegible]
Sich auf dem Schlachtfeld [illegible].
Die [illegible] Rinald [illegible];
Und [illegible] noch [illegible], ob er ein wenig [illegible]!
Ein Glück, daß er seinen Wehr [illegible].
Das seine Waden [illegible];
Doch hätten sie, wie [illegible] zu [illegible],
[illegible] wie ein [illegible].
Doch Beglianten, [illegible] Herz [illegible].
[illegible]. Man denkt, [illegible]
Rinaldo's Kopf sich [illegible] und ob er [illegible]
In solchem Kampfe hat, [illegible] zu [illegible]!
Doch wächst sein Muth, je mehr [illegible],
Und [illegible] haut er, wie er pflegt zu thun.
Dem einen [illegible] er den Rücken,
[illegible] haut er und [illegible] die Dämme [illegible],
Das [illegible] sich [illegible] zur Erde bücken,
Und [illegible] er die beiden Klau'n,
Kurz, alle [illegible]
Und [illegible]
Zur Erde [illegible] Rinald, [illegible],
[illegible] voller Schreck und Grausen;
Und als er wieder zu sich selbst gekommen,
Ruft er bewegt: Das ich [illegible]
Mit Ehren ging hervor, was kann's mir frommen?
Ich [illegible] mit meinem schönen [illegible]!
[illegible] meinen Beglianten der Tod [illegible]!
Ach, Beglianten, mein Freund, mein Trost und Hoffen!
Er sammelt Beglianten's [illegible] Glieder,
Legt sie zusammen, [illegible]
Und zwischen Höh'n, wo Blumen [illegible]
In Menge blüh'n, fängt er zu graben an
Und legt in's Grab mit [illegible] ihn nieder,
Als sei er unversehrt; [illegible] dann
Mit Erde, Stein und Dorn, kniet hin am Grabe
Und gibt ihm einen Kuß als letzte Gabe.
Und damit nimmermehr in künft'gen Tagen
Des wackern Thiers Gedächtniß mag vergehn,
Nimmt er sich vor ein schwarz Gewand zu tragen
Und all' sein Leben lang zu [illegible] zu gehn
Und Jedem, der ihn fragt, den Grund zu sagen.
Und weil er weiß, es soll sein Ruhm bestehn
In Ewigkeit, schreibt er an diesem Orte
Mit [illegible] Thränen auf das Grab die Worte:
Hier liegt Held Beglianten, aus [illegible] Sporn,
Im Frieden [illegible], furchtbar im Streite [illegible]!
[illegible] in Frankreich, [illegible]
[illegible] von Brabant, denn es war seinem Hof
Ein [illegible] zu [illegible] sich [illegible].
Klug, edel, kühn, [illegible] jedem Ruf,
Starb er als Held, so tapfer wie sein Vater.
Weint auf sein Grab ein wenig [illegible], o Wanderer!
Mit seinem Schwert und mit [illegible]
Schreibt er auf einen [illegible] dieses Wort.
Dann geht er langsam weg; doch weiß der Gute
Nicht, wo er geht und nicht, nach welchem Ort.
Sieht [illegible] fern, an einem Felsen, ruhte
Ein Mann und [illegible] zum Himmel [illegible]
Sich nähernd sieht Rinald, von [illegible]
In sein Gewand, im [illegible] Mönchsgewande.
Den Helm [illegible] hat der wackre [illegible],
Weil er noch immer [illegible] Harpyen [illegible].
So wünscht er guten Abend ihm, [illegible],
Worauf der Mann [illegible]
Er sei ein Sünder, sagt er dann so weiter.
Der [illegible] spricht: Ich bitte, wenn's behagt,
[illegible] die Nacht. Und [illegible]: Es kann geschehen!
Worauf sie [illegible] in seine Zelle gehen.
[illegible] nun, die [illegible],
Erzählt Rinald, wie er, nicht ohne Noth,
[illegible] die Harpy'n, die dort ihn überfallen;
[illegible] Muth [illegible]
Der [illegible],
Und, sprach er, [illegible], [illegible] sie [illegible]?
„[illegible] all' und nun [illegible]."
Und [illegible] Held, ich [illegible] Dank zu sagen.
[illegible] sie ein [illegible] ab, so [illegible].
[illegible] der [illegible] mit dem frommen [illegible]
Den Beglianten [illegible].
Wie [illegible] Zwei den heil'gen [illegible],
Denn nicht [illegible], noch [illegible]
Rinald sich [illegible] sein Leben lang,
Und Bruder [illegible] der [illegible] noch minder;
Kurzum, sie [illegible] beide wie die Weiber.
Nun fragt Rinald, [illegible] machen:
Was [illegible], Mönchchen? Und der [illegible]
Ich [illegible] sagen; [illegible]
[illegible] mit mir. Und er [illegible],
Rinaldo [illegible] ab, [illegible],
Und ihn [illegible] der [illegible] mächtig an.
Nachdem sie so ein gutes [illegible],
[illegible] über alle Maßen.
Rinald erkennt den Mann im Klausnerkleide
Und ruft: Der Fuchs will noch [illegible]!
Ferrau Mönch? Was? Ferrau, der Heide?
[illegible], laß [illegible] mich erfahren.
Ich weiß nicht, ich [illegible] Berg, [illegible] Weibe;
Ich eine [illegible], ich hier ein [illegible] zu [illegible].
Du, mit dem Strick um [illegible], ein Kuttenträger?
Du, Ferrau, der weiland [illegible]?
Doch [illegible] noch [illegible], wie sonst im Leben,
[illegible] die arme Mädchenbrust,
Die etwa Schwämme sucht im Wald hierneben.
Wenn man mit Blei die Schürzen auch [illegible],
Du würdest sie mit [illegible] zu heben.
In Frankreich wissen's die Mamsellen gut,
Die [illegible] verstand zu angeln.
Traun [illegible] jetzt an Jungfern mangeln. —
Ja, mein Rinald, [illegible] der Welt entwöhnet
Und denke nicht an solches Laster mehr.
Das und, nach kurzer Rast, zur Hölle [illegible],
Da gibt es von Harpy'n ein ganzes Heer,
Als [illegible], dessen Blut [illegible]
Auf diesem Berg; die schlägt man nimmermehr.

Entzückten kann das Paradies nicht bieten —
[illegible] [illegible] mit [illegible] Blumen.
Das wollt' ich, sagt' Rinaldo, als kleiner Knabe;
Da macht' ich meinen Eltern Menge Sorg.
Darauf ward ein [illegible] zur Gabe
Dem Prediger. — Doch sprich, was war der Grund,
Daß du dem [illegible] [illegible]
Verräther kamst zu der Geliebten Mund! —
Die Mähr', sprach [illegible], das ist gar lange Weile. —
Sprich, sagt Rinaldo, ich habe jetzt nicht Eile.
Doch eh' du erzählst dein Abenteuer,
Wär's besser wohl, man hielt ein kleines Mahl.
Der Abendwind spricht; ich mache nochmals Feuer,
Wein trink' ich nicht und Speck ist mir [illegible].
Auf [illegible] Weil' ist wie der Koch nicht [illegible]
Und [illegible] [illegible] ich meiner [illegible] Zahl.
Doch [illegible] du [illegible] Beeren, [illegible] [illegible],
Die kann genug und [illegible] [illegible] zeigen. —
Auf du [illegible] [illegible], [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible], so nehm' ich auch vorlieb.
Sie legten sich zum Mahl in guter Ruh',
Worauf der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
Die Speise [illegible]; nun Rinaldo aß zu,
[illegible] in der Ecke [illegible] mehr übrig blieb.
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] dann das Gemach
Und [illegible] [illegible] Trank im nahen Bach.
Dann sprach Rinaldo, [illegible] und [illegible]:
Jetzt, [illegible], beginne die Erzählung [illegible]!
[illegible], [illegible] ich, was sie [illegible] auf alle Fälle.
Der [illegible] [illegible] sich das Geheimniß [illegible],
[illegible] sich [illegible] [illegible] und [illegible] am [illegible];
[illegible]
[illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] mein Gemahle.
Da [illegible] [illegible], [illegible] Herz, entflohen.
Sie legt' Angelika mein Herz in [illegible].
Das Erz und Stahl wir [illegible] [illegible] waren,
Als ich [illegible] sie. O [illegible]!
O [illegible]! O [illegible] [illegible],
Die mich mit [illegible] [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Auch hät' ich wohl zu Gott, er wird's verzeihen.
In [illegible] Kampf [illegible] ich für sie die [illegible]
(Du weißt es wohl) mit dir und Andern [illegible]
Und ward [illegible] [illegible] [illegible] [illegible];
In einer Woche macht' ich sie [illegible].
Wenn die Feinde [illegible] wie [illegible] wären,
Ja, sie [illegible] mich wie einen [illegible].
Nach Jahren [illegible] sie endlich mit Medoren;
Als ich's erfuhr, ging mir der Sinn verloren.
Voll der [illegible], um's Leben mich zu bringen
[illegible] [illegible] [illegible] mein [illegible] [illegible],
[illegible] ich, die [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Durch [illegible] [illegible] Gunst mir zu [illegible].
Wo nicht, zu [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]. Den [illegible] [illegible],
[illegible] ich an jenem Meeresstrand nach Schiffen.
Bald fand ich eins, das nach [illegible] zu [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible], in Valencia's [illegible].
[illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] Waaren
Von [illegible] [illegible] führt' es mit sich fort.
Sobald wir um das [illegible] [illegible] waren,
Nahm mich der Schiffer ein, ich ging an Bord.
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das Segel [illegible];
[illegible] waren mild, [illegible] [illegible] die Wogen.
Sturm, Donner, [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] ich nicht, [illegible] [illegible] die [illegible]!
Mir war [illegible] Alles [illegible] und [illegible],
Weil's mir zu sterben [illegible] Mittel bot.
Manchmal [illegible] es mich, [illegible] ich [illegible];
Denn einmal noch wünscht' ich vor meinem Tod
Der holden Angelika Reiz zu schauen,
Der mir erschien gleich Paradiesesauen.

Auch sag' ich [illegible] von [illegible] [illegible],
Die ich in jenem Meer bei [illegible] [illegible],
Mit [illegible] [illegible] und mit weit mehr [illegible],
Als unsre [illegible] haben hier zu Land.
Die [illegible] hier, die [illegible] den Muth [illegible]
Durch [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
Ich [illegible] dir, [illegible] kann man nicht erfahren,
Ich [illegible] ein [illegible], ich's ein [illegible] zu nennen.
[illegible], der [illegible] mit [illegible] Stange
[illegible] und in den [illegible] zu [illegible] pflegt,
[illegible] [illegible] Schiff, bei Nacht, auf [illegible] Gange
Ein [illegible] an, [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]
Dem [illegible] nach. Uns ward sehr bange.
Wir [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] wir am Schiffe
Und blieben manchen Tag auf diesem [illegible].
Nun ward ein großes Feuer angeglommen,
Um so viel [illegible] mit [illegible] zu [illegible],
[illegible] und vom Schiffe [illegible] an's Land gekommen:
Und [illegible] [illegible] die [illegible] an zu [illegible].
Das Schiff geht mit uns [illegible], den Rauch [illegible],
[illegible], das wir auf [illegible] [illegible].
Ein Jeder [illegible] sich, um in's Schiff zu klimmen
Der Mancher muß ertrinken, Mancher schwimmen.
Der [illegible] [illegible] und [illegible] sich eine [illegible],
Sie [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible]
Und dann das [illegible] kommt den [illegible] Schlunde;
Denn kommt [illegible] [illegible] [illegible],
Sie Pest und [illegible], ich sag's mit [illegible] Grunde.
Weil ich wohl [illegible] der [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] in das [illegible] [illegible],
[illegible] und [illegible], gleich [illegible].
Da [illegible] der [illegible]: [illegible] [illegible] [illegible] verloren!
Und [illegible] [illegible] das [illegible] noch [illegible],
[illegible] ich [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] mehr [illegible];
[illegible] [illegible] Schiff und [illegible] mehr Hülfe [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible].
Es mag [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
Ein [illegible] — und das Schiff im [illegible]
Ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] in den [illegible].
Ich, wie ein [illegible], [illegible] auf den [illegible] [illegible]
Mit einer [illegible] von Gewicht.
[illegible] Auge [illegible] ich [illegible] die Wogen [illegible].
Als [illegible] sich der [illegible] [illegible], [illegible]
[illegible] [illegible] und dem [illegible] [illegible] zu [illegible];
Doch ich [illegible] Zeit und Mühe nicht.
Ein [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] ich von der [illegible] [illegible].
So [illegible] wir [illegible] der Gefahr entkommen;
[illegible], wie groß [illegible] jene [illegible] [illegible]!
Sobald wir endlich nach [illegible] gekommen,
Eil' ich im [illegible] nach [illegible] [illegible],
[illegible], das die Schöne [illegible] [illegible].
Die so viel [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Meer,
So groß wie [illegible] [illegible], so [illegible] die [illegible]
Bei [illegible] nach Angelika's [illegible].
[illegible] [illegible] ich in der [illegible] [illegible],
Weil eben Prinz Medor [illegible] [illegible],
Den [illegible] Hof [illegible] in [illegible] [illegible]
Nach meiner [illegible] [illegible] ich in [illegible] [illegible]
Sie meint, sagt [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]
Verzweiflung, wählet sie im [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible],
Spiel, Tanz und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible].
Doch ist die [illegible] [illegible] [illegible],
Ihr einen neuen Gatten zu [illegible]
Von hohem Ruhm, im Waffen [illegible] und [illegible].
Denn weil zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
So [illegible] leicht, da [illegible] [illegible] [illegible],
Ihm widerstreben, [illegible] es ihm [illegible].
Drum [illegible] ich jetzt [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Um ihm die Braut der [illegible] [illegible].
[illegible], sprach ich schnell, [illegible] [illegible] Herrn [illegible],
Daß er das Geld für [illegible] sparen [illegible].

Den Roland treibt die Eiferſucht jetzt zu Paaren,
Mit Einem Wort, er iſt vollkommen toll.
Doch hier iſt Einer von geſetzten Jahren,
Ein Schatz, ein Fechter, jeder Tugend voll;
Ein Mann, der ganz allein und ohne Waffen
Vermöchte ſeinem Reiche Schutz zu ſchaffen.
Ich dachte ſchier, der Menſch zerplatz' vor Lachen,
Indem er dieſe Worte von mir hört.
Doch ſpricht er: Wie du ſagſt, ſo will ich's machen;
Denn Freimuth lob' ich, wie es ſich gehört.
Doch werden auch die Thaten wohl und Sachen
Der Red' entſprechen, die ich jetzt gehört?
Der vielbelaubte Wein bringt wenig Früchte
Und Wort und That iſt zweierlei Gezüchte.
Ich, der ich nie zu viel Geduld beſeſſen
Und Widerſpruch durchaus nicht leiden kann,
Vernehmend jetzt, daß dieſer Menſch vermeſſen
Zu zweifeln wagt, pack' ihm die Gurgel an
Und wußt' ihm die ſo kräftiglich zu preſſen,
Daß Augenblicks des Armen Seel' entrann.
Zuſammen läuft der ganze Markt und brauſend
Stürzt auf mich los ein Heer von mehr als Tauſend.
Ich halte den Erwürgten noch umſchlungen,
Kreiſ' ihn umher und mache weiten Ring
Und werf' ihn fort, und zwar ſo hoch geſchwungen,
Daß Galafron, der auf den Erker ging
Sobald der Lärmen an ſein Ohr gedrungen,
Von ihm den fürchterlichſten Stoß empfing.
Wie Glas zerſchmettert wär' er ohne Weile,
Traf ihn der Wurf nicht blos am Hintertheile.
Bey Apollin! ruft Galafron erſchrocken,
Wie fliegen Leute denn ſo hoch durch's Land?
Ich ſehe doch, daß Süd und Weſtwind ſtocken,
Und Menſchen ſind ja weder Laub noch Sand,
Noch fahren durch die Luft wie leichte Flocken! —
Der Herzog von Verrona wird geſandt,
Um dieſes Falls Urſache auszufinden,
Er läßt durch ſich vom Barbier verbinden.
Noch eh' der Herzog auf den Platz gekommen,
Schlug ſchon mein Pallaſch drein auf Hieb und Stoß.
Schon waren mehr als Tauſend umgekommen
Von dieſem Lumpenpack, und doch ſpaar' ich bloß.
Der Kreis erweitert ſich; bang und beklommen
Schrei'n ſie von Ferne nur: Traut los! Traut los!
Der Herzog ſieht, wie Alles ſchwimmt im Blute,
Und grüßt mich ſchnell mit abgezog'nem Hute.
Großherz'ger Ritter, hub er an zu ſagen,
Magſt du durch dieſen Pöbel dich entweihen?
Der nimmer je, zeigt' er ſein Mißbetragen,
Dir würdig kann Genugthuung verleihen.
Er bleib' am Leben oder werd' erſchlagen?
Drauf ladet er in den Palaſt mich ein;
Der König werde, wollt' ich zu ihm gehen,
Mich ganz gewiß mit großer Freude ſehen.
Wohl ſteht mit Waffen Höflichkeit im Bunde,
Sprach ich und ſteckte gleich den Degen bei.
Ein Bote bringt dem Galafron die Kunde,
Daß ich zu ihm ſchon auf dem Wege ſei.
Entgegen kommt er mir, den Tag, die Stunde
Gewiß verfluchend, da ich in Catai
Mich eingeſtellt. Doch zwingt er ſeine Mienen,
So gut er kann, damit ſie freundlich ſchienen.
Der Fürſt umarmt mich unter zärt'gem Küſſen
Und führt mich gleich zum Baldachine hin.
Baron und Graf und Herzog, alle müſſen
Sich vor mir beugen mit demüth'gem Sinn.
Er nun, nach einem Meer von Redergüſſen,
Fragt, ob ich Frank', ob Saracene bin.
Ein Saracen, erwidr' ich ſtolz dagegen,
Und Mahom weih' ich meinen Arm und Degen.
Ich ſagt' ihm, daß ich in Paris vor Zeiten
Die Lanze jedes Paladins beſtand
Und Wunderdinge that in kühnem Streiten;
Daß weder du, noch Jener von Aglant,
Mich jemals machten aus dem Sattel gleiten,
Noch Malegy's, der doch die Teufel bannt.
Dann ſagt' ich ihm, ich ſei ein unterjochter,
Gefang'ner Liebesſklav der ſchönen Tochter.
Gekommen ſei ich, um noch einmal wieder
Sie anzuſchau'n, dann in den Tod zu gehn.
Ich ſprach's und Thränen ſtürzten heiß hernieder
Und Mitleid fühlte Galafron entſtehn.
Was fehlt dir, Fremdling? ſprach er mild und bieder;
Für jedes Uebel läßt ſich Heilung ſehn,
Nur nicht für Tod. Drum möge Troſt dich laben,
Zur Gattin ſollſt du meine Tochter haben.
Zum Brautſchatz geb' ich alle meine Lande;
Mein zweites Kind, Lucina, iſt ja fort
Und macht durch ihre Flucht mir große Schande. —
Da ſpricht Rinald: Nicht weit von dieſem Ort
Verweilt ſie ſich in ſüßem Liebesbande
Und einen hübſchen Gatten hat ſie dort.
Und er erzählt ausführlich die Geſchichte
Des Liebespaars, werth, daß man ſie berichte.
Doch fahre fort dein Märlein vorzutragen;
Die Zeit vergeht und auch das Stümpchen Licht. —
Du haſt, ſpricht Ferrau, allein zu ſagen;
Und geht dir's aus, ſo fehlt's am zweiten nicht.
Ich pflege nach dem Wachs nicht viel zu fragen,
Weil's mir an Birnen keineswegs gebricht.
Zwingt mich der Winterfroſt, mich einzuſchließen,
Vertreib' ich mir die Zeit mit Lichtergießen.
Nein, ruft Rinald und ſchlägt ſich auf die Lenden,
Nein, Ferrau, jetzt wunderſt du mich ſtracks!
Sonſt ſuchteſt du die Luſt an allen Enden
Und pflegteſt rechts und links, voll Schabernacks,
Dein Herz auf Märchen, Wein und Spiel zu wenden,
Nun ſetzeſt du dich hin und bleicheſt Wachs!
Allein du hältſt nicht lange mehr die Mitte;
Man ändert wohl das Haar, doch nicht die Sitte. —
Des Herren Gnad' iſt mächtig in den Schwachen!
Doch nun zu unſerm Galafron zurück,
Der mich zu ſeinem Eidam denkt zu machen.
Als er mir anbot ſolch unmäßig Glück,
Trieb Freude ſchier mich in des Todes Rachen.
Platt fiel ich hin, es war ein Wunderſtück,
Daß ich nicht ſtarb. Todt glaubten ſie mich Alle.
Doch kräftig bald erhob ich mich vom Falle.
Zu ſeiner Tochter ſendet er jetzunder,
Sie ſolle ſchleunigſt her zum Vater gehn.
Da fühlt' ich ſchon — o wunderſüßes Wunder! —
Viel reiner, ruhiger die Lüfte wehn
Und ſo entflammt von dieſes Glanzes Zunder,
Daß ich die Augen ſchloß, um nicht zu ſehn.
Ich ſchlug ſie endlich wieder auf, als eben
Mein ſchöner Abgott ſich dorthin begeben.
Nicht ſagen kann ich dir, in welchem Schimmer
Sie vor mir ſtand; ein ſterblich Weſen nicht
Glaubt' ich zu ſehn und glaub' es wahrlich nimmer.
Ein dunkler Schleier barg ihr Angeſicht,
Doch brach hindurch ein Theil von tiefem Flimmer,
Gleich einer Roſe, die im Morgenlicht
Nicht ganz ſich zeigen will, nicht ganz verſtecken;
Der Sonne gleich, wenn Wolken ſie bedecken.
Es zeigte ſich der Mund, das Kinn vollkommen;
Der Hals von Elfenbein, die zarte Bruſt;
Doch auch das Andre war nicht ſo entnommen,
Daß nicht ihr Auge, ſeiner Macht bewußt,
Selbſt durch den Schleier ſtrahlt', obwohl beklommen
Von bitterm Gram um des Gemahls Verluſt.
Doch auch bethaut ſtrahlt aus des Himmels Ferne,
Noch immer ſchön, der Glanz lebend'ger Sterne.
Allein wozu beſchreib' ich dir die Krone
Der Schöpfung noch, die ſo genau bekannt?
Kurzum, bei ihrem Anſchau'n blieb ich ohne
Bewegung, Laut, wie an des Peneus Strand
Die ward ein Baum, die willig jetzt zum Lohne
Des Sängers wird, der ſüßes Lied erfand.

Ich wollte ſprechen — fruchtlos war mein Streben,
Denn jedes Wort blieb mir im Schlunde kleben.
Zuletzt ſank der verhaßte Schleier nieder
Und heit'rer ſchien ihr Blick, als ſie mich ſah.
Bald aber zeigten ſich die Wölkchen wieder
An ihrem Himmel, erſt nur hie und da,
Dann, wie die Blume, deren zarte Glieder
Zu heiß bebrütet der Wind aus Afrika,
Die Regen oder andres Unheil kränket
Und die vom Augenblick ihr Köpfchen ſenket;
So bleichten ſich auf einmal ihre Wangen;
Denn ach! mit meinem Anblick fiel ihr bei,
Was Alles einſt in Frankreich vorgegangen,
Und ihr Medor und Roland's Raſerei.
Sie ſank dahin, ſchnell wie ein Blitz vergangen,
Als ob vom Speere ſie getroffen ſei.
Ich fing ſie auf und ſprach mit hohem Willen
Ihr Tröſtung ein und bat, den Gram zu ſtillen.
Man ſchleppte ſie auf's Bett mit lautem Leide
Und rief den Arzt in größter Schnelle her.
Er fühlt den Puls und zuckt die Achſeln beide:
Dies, ſpricht er, iſt für meine Kunſt zu ſchwer.
Angelika iſt todt, wie ich entſcheide;
Sie ſieht nicht, hört nicht und ſie fühlt nicht mehr.
Sogleich ertönt von Klaggeſchrei die Kammer
Und bis zum Himmel ſchallt der laute Jammer.
Nun denke dir, Rinald, mein ſchrecklich Leben,
Als ich dies ſah; der ſuchte meine Wuth.
Zum Fenſter wär' ich bald hinausgegeben,
Um mich zu tödten; und es ging nicht gut,
Denn hundert Fuß wär's von der Erd' erhoben.
Doch Gott, der mich in ſeinem Edelmuth
Erhalten wollte für dies heil'ge Leben,
Ließ ſich herab, mir Beſſ'res einzugeben.
Nachkehren ſollt' ich nach der Heimat Küſten,
Da mir das Glück ſchien ſo zu widerſtehn.
Mit Galeeren durchreiſt' ich nach Gelüſten
Noch einen Mond. Bei mild'rer Lüfte Weh'n,
Ließ ich mir dann ein eig'nes Fahrzeug rüſten;
Denn mit Geſellſchaft aller Art zu gehn,
War nie mein Spaß. Und ohne Noth und Schaden
Gelangt' ich bald zu Spaniens Geſtaden. —
Rinaldo nun belächelt ihn verächtlich
Und ſpricht: Mein' Treu! du biſt doch recht verkehret,
Geprellt hat dich Angelika beträchtlich.
Todt iſt ſie nicht; weiß, roth und unverſehret,
Lebt ſie mit anderm Buhlen täg- und nächtlich. —
Du machſt, daß mir der Huſten wiederkehret,
Spricht Ferragu; Dank haſt du Gott zu ſagen,
Daß ich gelobt, zu lieben, die mich plagen. —
Sonſt würd' ich wohl dir in den Bart zwei Finger,
Verſetzt Rinald mit lebhaftem Geſicht,
Und an die Rippen mehr noch ſolcher Dinger? —
Und Ferragu: Gott lehrt mich Friedenspflicht,
Nicht werden ſoll der Teufel mein Bezwinger;
Den Vorſatz, dich zu lieben, ſtört er nicht.
Doch würd' ich als Gefälligkeit es ſchätzen,
Wollt'ſt du nicht ſo mich in Verſuchung ſetzen. —
Die will ich dir nicht nehmen und nicht ſchaden,
Verſetzt Rinald; nur Wahrheit mach' ich kund.
Angelika hält dich für einen Laffen
Und haßt dich ärger, als das Reh den Hund.
Den wirren Bart, dick, ſtruppicht, mißgeſchaffen,
Dies Angeſicht, ſchwarz, gelb und ungeſund,
Und dieſen Leib, ſo hager und verfallen,
Glaubſt du geſchickt, den Damen zu gefallen?
Sollt' ich durchaus ein Weib zur Gattin haben,
Dir gleich an Reiz, mir wär' es lieber ſein,
Im Sandloch mich lebendig zu begraben,
Und dulden wollt' ich eher jede Pein.
Und ſie, die alle Grazien begaben,
Angelika, ſo ſchön, ſo hold, ſo fein —
Fürwahr, ihr wär's ein ſchönes Glück geweſen,
Dich Schreckgeſtalt zum Gatten zu erleſen. —
Streich, Bruder, ſtreich, ich laſſ' es mir gefallen,
Sagt Ferragu, greift nach der Disciplin
Und prügelt auf ſich los mit Donnerknallen.
Ich bitte dich, verſetzt der Paladin,
Bis morgen früh laß ſolchen Ton erſchallen;
Doch dieſer Streich ſcheint nicht genug zu zieh'n.
Lebt' ich, o heil'ger Mann! nach deiner Regel,
Ich peitſchte mich mit einem Dreſcherflegel. —
Gern beſſert' ich mit Sanftmuth deine Mängel,
Wär's irgend möglich nur, ſpricht Ferragu:
Allein du biſt ein gar zu grober Bengel
Und, rein heraus, ich geb's nicht länger zu. —
Und Er: Du weißt, es freuen ſich die Engel,
Erträgt man Schmähung mit Geduld und Ruh.
Allein du biſt, bei Sanct Marie'n! ein ſchlimmer
Verleug'ner Pfaff und mehr ein Schelm als nimmer. —
Raſch zieht der Mönch mit ſeiner Geißel Knoten
Ihm fünf, ſechs Hiebe quer durch's Angeſicht.
Traun! wird ein Backenſchlag von Rinald geboten
Und hundertmal im Kreiſe tanzt der Wicht.
Mönch, ſpricht Rinald, barbiert' ich dich nach Noten,
So bleibt dein Schnurrbart lange nicht ſo dicht. —
Der Andre ſchweigt, doch immerfort karbatſchend
Und mit der Geißel ihm den Rücken klatſchend.
Rinaldo packt den Mönch bei ſeinem Stricke
Und zerrt ihn ſo, daß er ihn faſt zerſchellt.
Da fühlt er einen Holzſchuh am Genicke,
Der ihn ſo trifft, daß er zu Boden fällt!
Doch ſteht er auf und kämpft im Augenblicke.
Indeß nun Jeder ſchreit und brüllt und bellt,
Betäubt ein Klopfen an der Thür der Klauſe
Der Kämpfer Hirn mit ſchrecklichem Gebrauſe.
Ave Maria! ſchreit mit lautem Tone
Der Eremit und ſchlägt Rinald auf's Haupt.
Macht auf! ſchrei'n Jene vor der Thür; doch ohne
Daß man im Prügeln Stillſtand ſich erlaubt.
Los reißt der Mönch ſich endlich vom Barone,
Und wie er noch vor Zorn und Hitze ſchnaubt,
Guckt er durch's Schlüſſelloch; dann ſchiebt er haſtig
Noch einen Balken vor, recht derb und maſtig.
Ich öffne Leuten nicht, die Waffen tragen,
Ruft er ſodann, worauf die draußen ſchrei'n:
So wird die Thür mit Fäuſten eingeſchlagen!
Rinald hört Jenen ſchmähn und maledei'n,
Und gleich vergißt er Schimpf und alle Plagen:
Laß, ſpricht er, nur das tolle Volk herein,
Wir brauchen, denk' ich, Dieſe nicht zu ſcheuen;
Bald ſollen ſie den Uebermuth bereuen.
Der Mönch macht auf, und in die Zelle kommen
Vier Krieger, nervig und von Kraft durchſpannt.
Nun, ſchöne Frau'n, ihr hättet gern vernommen,
Wer dieſe ſind, weßhalb hieher gewandt?
Habt nur Geduld; laßt Ruhe jetzt mir frommen
Und ſeid nicht bös. Hilft uns des Himmels Hand,
So wird der nächſte Sang es euch berichten;
Vielleicht, vielleicht mißfällt es euch mit nichten.

(Gries.)

## 14.

## Metaſtaſio.

### Iris.

### 1.

Dank, Iris, deiner Tücke!
Mir ſchenkt ein Gott Erbarmen;
Nun endlich iſt mir Armen
Der Freiheit Glück gewährt.
Der Liebe Sklavenſtricke,
Sie ſanken endlich nieder.
Wohl mir! Frei athm' ich wieder,
Kein Traum hat mich bethört.

Das Feuer iſt vergangen:
Die Liebe fand, im Stillen
Sich träg'riſch zu verhüllen,
Bei mir nicht Zorn noch Schmerz.
Mir glüh'n nicht mehr die Wangen,
Wenn ich dich nennen höre;
In deiner Augen Sphäre
Klopft mir nicht mehr das Herz.
Ich mag dich nicht im Schlummer,
In allen Träumen finden;
Nicht ſehnt ſich, wenn ſie ſchwinden,
Nach dir zuerſt die Bruſt.
Ich fühle keinen Kummer,
Wie weit ich von dir gehe;
Wenn ich dich vor mir ſehe,
Fühl' ich nicht Schmerz noch Luſt.
Von deiner Schönheit reden
Kann ich mit Ruh' im Herzen;
Denk' ich der alten Schmerzen,
So fühl' ich keine Qual.
Ich ſehe dich, wie Jeden;
Und oftmals, nach Gefallen,
Sprech' ich von dir mit Allen,
Und wär' es mein Rival.
Sieh ſtolz herab, voll Strenge,
Sprich freundlich mir, mit Schmachten:
Umſonſt iſt dein Verachten,
Umſonſt iſt deine Gunſt.
Längſt haben dieſe Klänge
Die alte Macht verloren;
In meines Herzens Thoren
Dringt keines Blickes Kunſt.
Der Schmerz, der mich bekümmert,
Der Freude ſüße Labe,
Iſt nicht mehr deine Gabe,
Fällt nicht mehr dir zur Laſt.
Denn ohne dich auch ſchimmert
Mir Wald und Thal und Höhe;
Und auch in deiner Nähe
Sind Wüſten mir verhaßt.
Ich will dir's offenbaren:
Noch fühl' ich deine Schöne;
Doch ſcheinſt du mir nicht Jene,
Die keines Gleichen fand.
Und — o verzeih dem Wahren!
Jetzt kann ich kleine Flecken
An deinem Reiz entdecken,
Die ich einſt ſchön genannt.
Als ich den Pfeil zerbrochen —
Ja, ich bekenn's mit Schmerzen —
Brach mir das Herz im Herzen;
Schon fühlt' ich meinen Tod;
Doch, fremdem Unterjochen
Nur endlich zu entrinnen,
Sich ſelber zu gewinnen,
Erträgt man jede Noth.
So läßt wohl in den Netzen,
Die tückiſch ihn umſchlingen,
Der Vogel gern die Schwingen,
Kann er ſich nur befrei'n;
Denn wenig Tag' erſetzen
Den Schaden am Gefieder
Und niemals fängt er wieder
Gewiß im Netz ſich ein.
Du glaubſt, daß noch die Liebe
Wie ehmals mich befehde;
Denn immer lenkt die Rede
Und ſchweigen kann ich nicht.
Natürlich ſind die Triebe,
Mein Herz zu offenbaren!
Wie Jeder von Gefahren,
Die er beſtanden, ſpricht.
So ſpricht von vor'gen Leiden
Der Held, nach rauhen Zügen,
Und zeiget mit Vergnügen
Die Narben mancher Schlacht;
So zeigt der Sklav mit Freuden,
Im theuern Vaterlande
Die abgeworf'ne Bande
Der rauhen Sklaventracht.
Ich red' und was ich ſage
Soll mir allein entſprechen;
Nennſt du es auch Verbrechen,
Wohlan! es ſteht bei dir.
Ich rede, doch ich frage
Nicht viel, ob du's vergeben,
Noch, ob auch du im Leben
So ruhig ſprichſt von mir.
Ich laſſe Trug und Schimmer,
Du läſſeſt Lieb' und Treue;
Sprich, wem wird eher Reue,
Wem eher Tröſtung nahn?
Du, Iris, findeſt nimmer
Ein Herz, ſo treu und bieder;
Doch leichtlich treff' ich wieder
Ein wankelmüth'ges an.

## II.

Verzeih mir meine Tücke!
Hab', Iris, hab' Erbarmen!
Dem Irrthum eines Armen
Wird Mitleid wohl gewährt.
Zwar rühmt' ich: jene Stricke,
Sie ſanken endlich nieder;
Doch nimmer werd' ich wieder
Vom Freiheitswahn bethört.
Wie hab' ich mich vergangen!
Um trügeriſch im Stillen
Die Liebe zu verhüllen,
Verbarg ich Zorn und Schmerz.
Glühn aber nicht die Wangen,
Wenn ich dich nennen höre:
Doch zeigt, in deiner Sphäre,
Ein jeder Blick mein Herz.
Im Wachen und im Schlummer
Weiß ich nur dich zu finden;
Wenn alle Spuren ſchwinden,
Lebſt du in meiner Bruſt.
Du gibſt mir Freud' und Kummer;
Du, wenn ich von dir gehe,
Du biſt, wenn ich dich ſehe,
Mein Schmerz und meine Luſt.
Kann ich von dir nicht reden,
Fühl' ich Verdruß im Herzen
Und Alles macht mir Schmerzen,
Selbſt Wonne wird mir Qual.
Dich nenn' ich gegen Jeden;
Mit innigem Gefallen
Sprech' ich von dir mit Allen,
Und wär' es mein Rival.
Ach, deines Auges Strenge!
Ach, deines Mundes Schmachten!
Auf Nichts mehr kann ich achten,
Als deine Streng' und Gunſt.
In jedem deiner Klänge
Fühl' ich mich ganz verloren;
Von meines Herzens Thoren
Verſcheucht ſie keine Kunſt.
Ob deinem Zorn bekümmert,
Verſchmäh' ich jede Labe,
Und was nicht deine Gabe,
Das Alles iſt mir Laſt.
Gewahr' ich dich, ſo ſchimmert
Mir Wald und Thal und Höhe!
Doch ohne deine Nähe
Iſt jeder Ort verhaßt.
Jetzt laß mich's offenbaren:
Wohl fühl' ich deine Schöne,

Wohl biſt du ſtets mir Jene,
Die keines Gleichen fand;
Die ſelber, trotz dem Wahren,
Vermag ich Nichts als Flecken
An Andern zu entdecken,
Nur du wirſt ſchön genannt.
Der Pfeil war nicht zerbrochen;
Schon beim Verſuch, mit Schmerzen
Ihn auszuziehn dem Herzen,
Fand' ich beinah den Tod.
Ach! deinem Unterjochen
Wollt' ich umſonſt entrinnen;
Statt Freiheit zu gewinnen,
Vermehrt' ich meine Noth.
So ſchüttelt in den Netzen,
Die tückiſch ihn umſchlingen,
Der Vogel ſeine Schwingen
Und ſucht ſich zu befrei'n.
Doch eitles Widerſetzen
Beſchädigt ſein Gefieder;
Statt ſich zu löſen wieder,
Wirrt er ſich tiefer ein.
Nein, nimmer end', o Liebe,
Die alte, ſüße Fehde!
Was ich auch immer rede,
Doch wünſcht' ich Ruhe nicht.
Wer liebt, fühlt allzeit Triebe,
Sein Herz zu offenbaren;
Es dauern die Gefahren,
So lange man noch ſpricht.
So ſehnt des Krieges Leiden
Der Held auf rauhen Zügen,
Und kehrt doch mit Vergnügen
Zurück in's Feld der Schlacht;
So kehrt der Sklav mit Freuden,
Selbſt aus dem Vaterlande,
Zurück zum alten Bande
Gewohnter Sklaventracht.
Ich red' und weiß ich ſage,
Mit dir nur mag ich ſprechen;
Des Wankelmuths Verbrechen
Trennt nimmer mich von dir.
Ich rede, doch ich frage
Gar bald, ob du's vergeben;
Ich red' und du, mein Leben,
Sprichſt dann das Urtheil mir.
Wirf deines Auges Schimmer
Auf dieſes Herz voll Sorge!
Du ſiehſt ſeine Reue,
Laß ihm Verzeihung nahn.
Dein Freund verließ dich nimmer,
Du weißt es; treu und bieder,
Gibſt du dein Herz ihm wieder,
Hängt er dir ewig an.

### 2.

Sie ſchlägt, die bange Stunde,
Um grauſam uns zu trennen!
Wie werd' ich leben können,
O Iris, ohne dich?
Ich leb' in bittrem Leiden,
Ich lebe fern von Freuden;
Und du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkſt du je an mich!
Stets wird nach deinen Spuren
Sich mein Gedanke lenken,
An jene Zeit nur denken,
Die, ach! ſo ſchnell entwich.
Dir ſchwebt auf allen Wegen
Mein treuer Geiſt entgegen;
Und du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkſt du je an mich!
Ich irr' an fernem Strande
Umher in Sehnſuchtsträumen;
Von Felſen, Fluren, Bäumen,
Verlang' ich ſuchend dich;
Dich, wenn Aurora winket,
Nur dich, wenn Heſper ſinket;
Und du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkſt du je an mich!
Die Fluren werd' ich ſchauen,
Wo wir in ſel'gen Zeiten,
O Iris! dir zur Seiten
So mancher Tag verſtrich.
Erinn'rung weckt im Herzen
Mir ewig neue Schmerzen;
Und du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkſt du je an mich!
Hier iſt ſie, dieſe Quelle,
Wo ſie ſich zürnend wandte
Und doch zuletzt bekannte:
Thilen, ich liebe dich!
Hier lebten wir in Sehnen,
Dort floſſen unſre Thränen,
Und du — wer weiß, Geliebte,
Gedenkſt du je an mich!
An jenem fremden Orte,
Wie Manchen wirſt du hören
Dir Lieb' und Treue ſchwören!
Wie Mancher wirbt um dich!
O dann, ſo feſt umſchlungen
Vom Drang der Huldigungen,
O dann — wer weiß, Geliebte,
Gedenkſt du je an mich!
Denk' an den Pfeil der Liebe,
Der mich ſo tief getroffen;
Denk', ohne Lohn zu hoffen
Liebt dein Getreuer dich.
Denk' an dieß bittre Schmerzen
Voll unermeſſ'ner Leiden;
Denk' — ach! wer weiß, Geliebte,
Gedenkſt du je an mich!

(Gries.)

---

### 15.

## Caſti.

### Die Königswahl der Thiere.

(Die redenden Thiere, Geſang 2.)

Wer das Verächtliche der Menge ſiehet
Und wirft auf jeden Ort, auf jede Zeit
Den Forſcherblick, merkt überall und ſiehet
Viel Anſpruch, wenige Verdienſtlichkeit:
Bei Unverdienſt verlangen viel die Meiſten;
Doch ſelten iſt's: Nichts fordern und Viel leiſten.
Noch ſelt'ner iſt's, daß Denen, die nach Stellen
Von höchſter Würde ſtreben, ehrentflammt,
Sich Fähigkeit und Tugend beigeſellen
Und ſolche Eigenſchaften, die das Amt,
Nach welchem ſie ſo übermäßig ringen,
Gebieteriſch verlanget mitzubringen.
Da man gefunden hatte bei dem Wählen,
Daß Dieſer zu gebrechlich und zu ſchwach
Und Jenem nöthige Talente fehlen:
So hatten die Partei'n ſich allgemach
Vereinigt bis auf Zwei, aus langer Reihe,
Doch welch ein Vieh! auf Elephant und Leue.
Wie wenn auf dem empörten Oceane
Zuſammenſtößt der Winde rauher Troß,
Die Schwachen weichen, kämpfend auf dem Plane,
Sind Süd und Nord allein noch zügellos,
Bis endlich doch, nach ungeheurem Streite,
Nur Einer Meiſter bleibt der naſſen Weite
Verwirrt, in übler Laun' und tief gebeuget,
Stand nun umher der Mitbewerber Schar,

Die ſich verworfen ſah, da überzeuget
Im Innerſten des Herzens Jeder war,
Daß ihm darin groß Unrecht ſei geſchehen
Und ſein Verdienſt der Rath nicht eingeſehen.
Der Alten ſtolz und unduldſam, vermochte
Der Tiger nicht die grollvermiſchte Wuth
Zu bergen, die in ſeinem Herzen kochte;
Er ſchnaubt' und ſprüht' aus ſeinen Augen Glut.
Doch was der Rath einhellig angenommen,
Dagegen konnte Widerſtand nicht frommen.
In Vorſchlag kam zuerſt, von jenen Beiden,
Der Elephant, und konnte gleich auch er
Geheime Feind' und Gegner nicht vermeiden:
So hatt' er doch im Lande weit umher,
Wie in der hier verſammelten Gemeinde,
Nicht wenige Bewunderer und Freunde.
Weil ſich die Menge gerne läßt bethören
Durch Alles, was ſich ſtattlich trägt zur Schau:
So war man ſchon gewohnt, in ihm zu ehren
Den ungeheuren Fleiſch- und Knochenbau;
Und wär' ein Fürſt nach dem Gewicht zu nehmen:
Wer würd' auch ihm zu weichen ſich wohl ſchämen!
In ſtiller Miene, finſter und verſchloſſen,
In dieſem ernſten Weſen von Natur,
Sah einen Weiſen ſie, der unverdroſſen
Verfolge jedes Dings geheimſte Spur;
Der, eh' er handle, Alles prüfen werde:
Den größten Philoſophen dieſer Erde.
Nicht nur ſind ſeine Kräfte unvergleichlich,
Iſt zum Erſtaunen die Gelenkſamkeit
Des Rüſſels, welcher das erſetzet reichlich,
Was ihm Natur verſagt an Biegſamkeit,
Da er ihn ſchnell bewegen, kürzer, länger
Zu machen weiß und weiter oder enger!
Von großem Nutzen war die koloſſale
Geſtalt noch überdieß dem kleinen Vieh;
Den ſchon Ermatteten vom Sonnenſtrahle
Gebrach Erholung und Erquickung nie,
Wenn auf dem Sande, bei des Tages Gluten,
Sie in dem Schatten dieſer Maſſe ruhten.
Sie wußten, daß man dieß an Fürſten preiſe,
Wiewohl es ſcheine von geringem Werth;
Weil, um zu ſagen, Der und Dem erweiſe
Der König ſeine Gunſt, man oft gehört,
Sowohl in Verſen als in Proſa, hatte:
Daß des Monarchen Huld ſie überſchatte.
Dergleichen und noch andre Gründe brachten
Des Großen Freunde vor mit viel Geſchick,
Die auf den Rath ſo großen Eindruck machten
Daß, hätte man in dieſem Augenblick
Geſtimmt, wahrſcheinlich wäre, wie zu ſpüren,
Der Elephant jetzt König bei den Thieren.
Allein Bellard, der dieſes gar nicht gerne
Wahrnahm, erhob ſich jetzo ſchnell und pries,
Daß er den Elephanten auch entferne,
Den Löwen doch; — nicht tadelnswerth war dieß:
Kein Thier verdiente mehr wohl, als der Leue,
Daß man die Oberherrſchaft ihm verleihe.
Doch glaubt nicht, daß ſich des Verdienſtes wegen
Bellard bemüht, wie's damals ſchien, o nein!
Ein groß Geheimniß muß ich offen legen,
Euch Wichtiges vertrau'n; wir ſind allein,
Ihr müßt mich nicht verrathen; mit dem Leuen
Vorzüglich mag ich niemals mich entzweien.
So wiſſet demnach: Zwiſchen beiden Thieren
Beſtand die Uebereinkunft lange ſchon,
Daß, wenn des Hundes Künſt' im Peroriren,
Dem Leu'n verhülfe zu der Königskron',
Ihn Dieſer, nach Empfang der Königswürde,
Zu ſeinem Staatsminiſter machen würde.
Der Löw' iſt Erſter der Ariſtokraten;
Der Hund, um Herrſcher in dem Rath zu ſein,
Warf ſich zum Sprecher auf der Demokraten,
Er konnte dem zu Folge für den Leu'n
Die Mehrheit ſtimmen in dem Rathsverein.
Nun traue man noch fernerhin dem Scheine!
O könnten wir in deren Inn'res ſehen,
Die ſich voll Eifers zeigen für die Welt:
Wie deutlich würd' in Vieler Herzen ſtehen,
Daß nur der Eigennutz ſie thätig hält;
Daß ſie des Himmels ſpotten und der Erde!
Weßhalb ich nie [illegible] trauen werde.
Nur Reineke ſchien von dem Einverſtändniß
Etwas zu ahnen zwiſchen Hund und Leu'n.
Hatt' er von ihrer Uebereinkunft Kenntniß?
Mocht' er darüber noch in Zweifel ſeyn?
Dieß weiß man, daß der Schlaue leicht entdecket,
Was für die Andern noch im Dunkel ſtecket.
Deßwegen ſteht er ſchweigend, ſich nicht rührend,
Auf Alles merkend, was er ſieht und hört;
Auf Alles horchend und nach Allem ſpürend,
Bis ſich die Sache beſſer aufgeklärt
Und er ſich überzeugen könn', ob richtig
Des Hundes Plane ſeien oder nichtig.
Der alſo läßt von Neuem ſich vernehmen
Und ſpricht: Ihr Thiere, groß von Macht und That!
Vorhergehn jedem hohem Unternehmen
Muß immer reife Prüfung, weiſer Rath;
Das große Werk, was jetzo ſoll geſchehen,
Einmal begonnen, kann nicht zurück mehr gehen.
Gewählt die Schar der Candidaten habet
Ihr bis auf einen Einzigen nunmehr;
Doch dieſer Eine glänzet, hochbegabet
Vor Allen, und vor Allen groß und hehr.
Wer iſt wohl, der den Löwen hier verkennet,
Ihn, deſſen Namen man mit Ehrfurcht nennet!
Ich lobe nicht, was bloß das Aug' ergötzet,
Nicht ſeine Mähn' und ſeines Schweifes Pracht;
Nicht Dinge, die der Thor am meiſten ſchätzet,
Und aber Alles werth und wichtig macht.
Laßt preiſen äuß're Zier und äuß're Gaben,
Die, welche Anderes nichts zu rühmen haben.
Zwar weiß ich wohl, daß man nur braucht zu ſehen
Auf dieſe majeſtätiſche Figur,
Um gleich der Thiere Fürſten zu erſpähen,
Den Fürſten, den uns anwies die Natur;
Allein ich unterwerf' euch, Hochgelehrte,
Zur Prüfung Sachen von gedieg'nerem Werthe.
Wer athmet, der zu leugnen je begehret
Des Löwen Muth und Stärk' und Rüſtigkeit!
Wer iſt, der ihn nicht achtet und verehret!
Wo lebt ein Thier, das ſeinen Zorn nicht ſcheut!
Wer wäre ſo verwegen, nicht zu zagen,
Sollt' er nur ſeinen Flammenblick ertragen!
Denn donnert durch des Waldes düſt're Stille
Von fern des Löwen Schreckensſtimme nur:
So flieht, beim fürchterlichen Wuthgebrülle,
Verzagt und feig' die kühnſte Creatur
Und ſuchet Schutz mit angſterfüllter Seele,
Sich bergend in dem Tiefſten ihrer Höhle.
Von Großmuth iſt ſein großes Herz beſeelet,
Die oft das Herz der Mächtigen nicht kennt,
So, daß er nie gering're Thiere quälet,
Noch gegen ſie jemals in Zorn entbrennt;
Er reizet nie wehrloſe, ſchwache Brüder,
Verzeiht der Schwach' und ſchlägt den Stolz darnieder.
Nun ſchloß er: Da beim Leu'n ſo ſelt'ne Gaben
Sich zeigen in dem glücklichſten Verein,
Daß, wenn man einen König wolle haben,
Er Allen zu empfehlen würde ſein:
So hoff' er, daß zu ihrem König dieſen
Des Raths brutale Weisheit werd' erkieſen.
Bis hiehin blieb er in des Anſtands Grenzen
Und Niemand hatte Urſach zur Beſchwer;
Doch ſein Talent zu zeigen und zu glänzen
Durch ſeinen Witz, trieb die Begier ihn ſehr.
Ein ſchlimmer Hang, der Andre oft verletzet
Und in Gefahr ihn jetzo ſelber ſetzet.

Verzeihlich mag es ſein, obwohl nicht löblich,
Wenn man, wo es an Gründen uns gebricht,
Zuweilen neckt und ſpöttelt; doch fehlt gröblich,
Wer, mangelt es ihm gleich an Gründen nicht,
Noch Stichelreden und den Gegner ſchraubet
Mit Worten, wie ſich jetzt der Hund erlaubet.
Den Elephanten ſchmähend, ſprach der Kecke
Mit jener angewohnten Dreiſtigkeit:
Was er in dieſem Thierkreis entdecke,
Sei eitel Trägheit, eitel Albernheit
Und eine ſtumpfe Seele, die nur eben
So viele Kraft beſitze, um zu leben.
Er wäre nur dem Walfiſch zu vergleichen,
Da unter großer Fleiſch- und Knochenlaſt
Die Seele kaum noch geb' ein Lebenszeichen,
Und, wie unzeitige Geburt und faſt
Gelenk- und ſprachlos, ohne Geiſtesgabe,
Ihn die Natur im Schlaf erſchaffen habe.
Sehr Unrecht hatte, wie man muß geſtehen,
Trotz ſeiner ſchönen Rede, der Sophiſt:
Man will am Elephanten Dinge ſehen,
Die zeigen, daß er ſehr verſtändig iſt;
Die nicht nur ſein Gedächtniß uns bezeugen,
Auch, daß ihm Urtheilskraft und Einſicht eigen.
Zwar widerlegen konnte jenes Frechen
Verläumderiſche Rede Jedermann;
Doch Keiner wagt' es, ihm zu widerſprechen,
Und Niemand nahm ſich des Beklagten an.
Allein warum, wird man verwundert fragen,
Wollt' auch nicht Einer hier die Wahrheit ſagen?
Ich wage keine Urſach' anzuführen,
Als Bellard's Einfluß auf den Volksſenat,
Der ſich durch Unverſchämtheit ließ regieren
Und ohne Prüfung folgte deſſen Rath.
Vielleicht auch ſchwiegen Manche nur, weil ihnen
Vergebne Müh' ihr Widerſpruch geſchienen.
Dieß zeiget klar, daß von verſchied'nen Seiten
Sich jedes Ding, wenn es auch öffentlich
Zur Sprache kommt, entſtellen läßt und deuten.
Wär' dieſes nicht, ſo folgte ſicherlich,
Daß die Verſammlungen unfehlbar wären,
Woran ich zweifle, wie ich muß erklären.
Denn haben nicht oft Vorſchläg' oder Plane,
Für Volk und Staat zum Schaden ausgedacht,
Von Mächtigen, im Tone der Päane,
Im Rath der Menſchenkinder vorgebracht,
Den Beifall allgemein davon getragen,
Weil Der's geſagt und Jener vorgeſchlagen?
Der Elephant indeß verrieth die Regung
Des Zorns, indem er finſter um ſich ſchaut,
Den Rüſſel hebt, in zitternde Bewegung
Verſetzt des Hauptes panzergleiche Haut,
Wie, wenn ein Windſtoß, auf der Alpen Gipfel,
Erſchüttert grauer Fichten hohe Wipfel.
Der Hund ſchien's nicht zu achten und was ſchlimmer,
Dem bittern Spott fügt er Beſchimpfung bei;
Durch herben Scherz zerrt' er den Sanften immer,
Bis ſeiner Nachſicht Faden riß entzwei
Nach derer Brauch, die nur zu glänzen geizen,
Indeſſen ſie durch Stichelreden reizen.
Er ſprach: Sollt' ihn das Mißgeſchick ereilen,
Daß ſtürzte dieſer feiſte Thierkoloß,
So müßt' er, wie die Pfeiler oder Säulen,
Stets liegen bleiben auf der Erde Schooß,
Wofern durch Hebel, Wind' und ſolch Geräthe,
Man nicht ein Werk der Großmuth an ihm thäte.
Die Äuglein, ſo beſchloß er nun das Ganze,
Verrathen niemals, wann er ſchläft und wacht;
Das Mißverhältniß von dem kleinen Schwanze
Zu ſeinem Rieſenkörper ward verlacht:
Selbſt unter Schwänzchen könne der nicht glänzen
Und ſei als Schwanz der Schimpf von allen Schwänzen.
Indeß ſo ſcherzte jener Unverſchämte,
Gerieth der Elephant in große Wuth.
Wofern ſich auch ein Mächtiger bequemte
Und hielt Beleidigungen auch zu gut:
So würd' er dennoch niemals das Beſtreben,
Ihn lächerlich zu machen, euch vergeben.
Den fürchterlichen Rüſſel an ſich ziehend,
Maß mit Verſtand und Aug' den Streich er ab;
Dann, Jenen zu erreichen, ſich bemühend,
Schwang ſchnell auf ihn er den furchtbaren Stab;
Und wollt' es, ihn zu treffen, nicht mißglücken,
So ſandt' er ihn den Todten zu in Stücken.
Der Hund, der Jenes Abſicht wahrgenommen,
Gab immer, auf den Rüſſel ſchielend, Acht;
Und als er ſah den Augenblick gekommen,
Der den fatalen Streich ihm zugedacht:
Da that er einen Sprung, wie leicht gelingen
Wohl Keinem wird, der ſich geübt im Springen.
So blieb er unverletzt. (Daß doch den Sündern
Nicht die verdiente Strafe folgt ſogleich!)
Doch manches Thier, in ſeiner Näh' zu finden,
Das nicht ſo Acht gegeben, traf der Streich.
Drei ſah man niederwerfen, Zwei zerſchellen,
Fortſchleudern Einen auf zweihundert Ellen.
Stellt die Beſtürzung euch, das Mißbehagen
Und die Entrüſtung vor ob ſolcher That;
Den Eindruck, den dieß ſchändliche Betragen
Gemacht auf den erhab'nen Volksſenat,
Das jede Rückſicht ſo bei Seite ſetzte
Und frech die Majeſtät des Volks verletzte.
Welch großes Glück, hört überall man ſagen,
Daß dieſen wir zum König nicht gewählt!
Der ſolchen Frevel durft' als Bürger wagen,
Wie würd' er nicht mißhandelt, wie gequält
Uns haben, wenn die allgemeine Stimme
Ihm Königsmacht verlieh'n, bei ſolchem Grimme!
Man dächt', ein König von ſo düſterm Blicke
Wie dieſer, grübel' oder ſchlumm're faſt;
Indeß wär' er, voll Hinterliſt und Tücke,
Oft ſchwingend den furchtbaren Naſenmaſt,
Bevor ein Thier könnt' an was Arges denken,
Mit derben Naſenſtübern uns beſchenken.
Geſetzt, daß in des Hundes frechen Reden
Sich Manches fand, was ihm mit Recht mißfiel:
So wußt' er, daß hier Freiheit herrſcht für Jeden
Im Denken, wie im Sprechen und im Styl;
Und Niemand iſt befugt, dieß zum Verbrechen
Zu ſtempeln oder deßhalb ſich zu rächen.
Mit Recht ergrimmt, ſah man in Zweifel ſchweben
Den ganzen Rath, ob ſeines Amtes Pflicht
Nicht Rache ford're für ein ſolch Vergehen?
Und dieß entging dem Elephanten nicht,
Da Groll und Zorn und racherfüllte Mienen
Aus jedem Antlitz ihm entgegen ſchienen.
Er merkte, daß die Zeit hier zu vertändeln
Nur ihm nun ferner nicht mehr rathſam ſei,
Indem er ſich ausſetze ſchlimmen Händeln,
Wo Widerſtand ſei wahre Geckerei,
Und Geckerei, daß Anſprüch' er noch mache.
Drum ſchien ihm, weg zu gehn, die klügſte Sach
Allmälig legte ſich der Aufruhr wieder
Und die Beſtürzung ſchwieg, worein verſetzt
Der freche Angriff hatte alle Glieder,
Der ihres Rathes Würde ſchwer verletzt.
Bellard trat wieder auf die Rednerbühne
Und alſo perorirte nun der Kühne.
Obſchon mit tiefen Zügen eingeſchrieben
Sich der gerechte Abſcheu und der Schmerz
In euer Antlitz allenthalben haben
Und ſich empört hat unſer Aller Herz
Ob jenem ſchmachvoll, ſchändlichen Betragen;
Doch will ich nochmals hier zu reden wagen.
Vollendung will das große Werk, weßwegen
Wir uns zu dieſem Reichsconvent vereint;
Da nun hierbei Nichts ferner zu erwägen
Und weiter keine Schwierigkeit erſcheint,

So laßt uns dieß Geſchäft zuerſt vollenden,
Dann wollen wir zum Uebrigen uns wenden.
War's nur der Elephant, der, wie ich meine,
Dem Leu'n noch ſtreitig machte Kron' und Reich:
So macht' auf ewig unwerth dieſer Eine
Der Würde ſich durch jenen Schurkenſtreich
Und Recht und That erklären vor dem Rathe
Unfähig ihn zu einem Amt' im Staate.
Indem er ſeinen Poſten hier verlaſſen,
Begab zugleich er jedes Anſpruchs ſich:
Warum denn zögern wir und unterlaſſen
Noch ſtets, uns zu erklären öffentlich
Zu Gunſten deß, der unter allen Thieren
Allein nur würdig iſt, uns zu regieren!
Der neue König wäre, das Verbrechen
(Fügt' er hinzu) zu ſtrafen gleich bereit
Und wach', am Elephanten es zu rächen,
Zum erſten Act der Machtvollkommenheit.
Ein erſter Königsſchritt muß allerwegen
So Etwas ſein, um Aufſehn zu erregen.
Nun wagt ein Schaf die Frage vorzubringen:
Belehret mich, was ſichert und verwahrt,
Daß ſolch ein König uns nicht wird verſchlingen? —
Die königliche Großmuth! — ſpricht Bellard. —
Das gebe Gott! Doch bleibt nach ſeinem Sterben,
Fragt' es, derſelbe Haß bei deſſen Erben.
Der Hund: Iſt der gewählte Fürſt zu preiſen
So wird der Erbe, was ſein Ahne war;
Ihm bietet das Beiſpiel eines Weiſen;
Furchtſame Tauben zeugt kein kühner Aar.
Ein gegenwärt'ges Glück kann wohl am meiſten
Für ein zukünft'ges Glück uns Bürgſchaft leiſten.
Bellard verbat ſich weit'res Gegenreden,
Verſchmähend Wörterkrieg mit Schafen hier;
Des Schafes Kühnheit überraſchte Jeden
Und Viele meinten, daß ein ſchwaches Thier
Nicht müß' im öffentlichen Rathe ſprechen,
Noch Starke zu beſtreiten ſich erfrechen.
Allein der Fuchs, bemerkend, daß dem Leuen
Des Rathes Huldigung nicht kann' entgehn
Und daß der neue König den Getreuen,
Den Hund vor allen Andern werd' erhöhn,
Den er bisher nicht mochte unterbrechen,
Stand endlich auf, um auch ein Wort zu ſprechen.
Vernunft und Politik geboten beide,
Sprach er, daß bei der großen Nation
Der Löwe das Regentenamt bekleide;
Die Auswahl der erhabenen Perſon,
Gereiche dem hochweiſen Rath zur Ehre,
Nicht minder, als ſie ſein Verdienſt vermehre.
Des Löwen hohen Eigenſchaften hätte
Er längſt gehuldigt ſchon vor allem Vieh,
Wenn nicht der weiſe Hund, an dieſer Stätte,
Sie mit Beredtſamkeit und Energie
Bereits entwickelt hätt' auf beſſ're Weiſe,
Als deſſen Red' er unterſtütz' und preiſe.
In Schmeichelphraſen, ausgewählt und prächtig,
Pries er das edle Thier, das er erhob
Vor allen Thieren, ſo berühmt, als mächtig;
Und ſo geſchickt ertheilet er ſein Lob,
Daß ſeine Uebertreibungen und glatten
Hofreden einen Schein von Wahrheit hatten.
Den Hund und Fuchs beklatſchte jetzt die Menge,
Wer Beide kannte, lächelte dabei,
Verſichert, daß dieß Nichts als ein Gemenge
Von ſchlauer Argliſt und Verſtellung ſei
Und daß nur Trug und Falſchheit in dem Bunde
Scheinbarer Freundſchaft ſei der Füchſ' und Hunde.
Der Löwe ward demnach von allen Thieren
Zum König ausgerufen mit Geſchrei,
Und mit Gefahr, den Athem zu verlieren,
Schrie jetzt der Hund: Es lebe König Leu!
Und nun erſcholl mit aller Kraft der Lungen:
Es lebe König Leu! von allen Zungen.
Der Löwe, welcher bis zu dieſer Stunde
Stillſchweigend zugeſehen, was geſchah,
Als allgemein, aus aller Wähler Munde,
Er ſich nunmehr des Reichs verſichert ſah,
Erhob ſich jetzt zum Reden, wies die Zähne,
Und ſchaut' umher und ſchüttelte die Mähne.
Nur kaum gewahrt man, daß der neue König
Zum Reden ſich bereit', als Jedermann
Sich ſchnell erhebt, gedrängt und unterthänig
Die Ohren ſpitzt für ſeinen Großſultan;
Wie die Achäer harrten, voll Verlangen,
Der Götter Spruch vom Dreifuß zu empfangen.
Und Jener fühlet ſeines Weſens Weite
So ausgedehnt vom königlichen Geiſt,
Daß nicht ein Einzelweſen, wie bis heute,
Daß er auf Einmal eine Mehrzahl heißt;
Als ob der Singular ihn nun entehre,
Und er als Fürſt in Plural ſich verkehre.
Weil, ſprach der Stolze, von ſo vielen Thieren
Von ausgezeichnetem Verdienſt und Werth
Ihr Uns erwählet habet zum Regieren
Und das Vertrauen ſich zu Uns gekehrt;
So wollen Wir denn auch nicht widerſtreben,
Dem allgemeinen Willen nachzuleben.
Zwar haben Wir Uns ungern unterzogen
Dem hohen Auftrag, welchen Wir empfah'n;
Doch bleiben Wir in Gnaden euch gewogen
Und allezeit in Liebe zugethan;
Verſichert, daß es Niemand werde wagen,
Je über Unſre Majeſtät zu klagen.
Verſprechen, Unſre treuen Unterthanen
Als Unſre Freund' und Kinder anzuſehn,
Indem Wir Alle noch beſonders mahnen,
Mit Rath und That in Noth Uns beizuſtehn;
Als heilig Darlehn Kron' und Scepter achten
Und niemals ſie als ein Geſchenk betrachten.
Wir ſchwören, Allem dieſem nachzuleben,
Was Wir geſagt, auf Königswort und Eid;
Wir ſchwören, daß beſtändig Unſer Streben
Nur ſein die thieriſche Glückſeligkeit;
Und ſchwören, Nichts von Allem dem zu brechen,
Was Wir verſprechen und auch nicht verſprechen.
Erwarten überall dagegen blinden
Gehorſam, ohne daß man's Jedem ſagt,
In Allem, was zu wollen gut Wir finden;
Denn würde jemals Widerſpruch gewagt,
Dieß hätten Wir als Löwe nicht ertragen,
Was würden Wir dazu als König ſagen! —
Daß dieſer treffliche Sermon des Löwen
Der Hörer Herzen rührt, iſt wohl gewiß;
Uns aber, welche man von manchen Höfen,
Höchſt feierlich daſſelbe hören ließ,
Uns ſind das übliche, bekannte Sachen,
Die weiter keinen Eindruck auf uns machen.
Doch die Betheurungen von Lieb' und Güte,
Die ſchienen hier der Unerfahrenheit
Ergießungen aus redlichem Gemüthe,
Und ſtimmten ſie zur Herzensfröhlichkeit,
Und riefen das: Es lebe unſer König!
Das: Heil ihm! den dem Erſten Heil! — nicht wenig.
Der laute Jubelſchall durchdrang die Lüfte
Und wiedertönt' in jedem Aufenthalt
Der Thier', in Berg und Thal, durch alle Klüfte,
Und Freud' und Luſt erfüllten Feld und Wald.
Man hoffte von dem neuen Staatsverwalter
Nichts minder, als ein zweites goldnes Alter.
Man ſah, aus großer Liebe zum Gebieter,
Jetzt Thränen fließen wahrer Zärtlichkeit,
Den Thieren ſchien das höchſte aller Güter
Ein Herr von ſolcher Huld und Trefflichkeit
Und man erbot ſich, Haut und Haar und Leben,
Wenn Er's verlange, willig herzugeben.
Mit feuchten Augen bringen für den Leuen
Einmüthig ſie des Herzens Wünſche dar:

Das ihm der Himmel Nervenkraft verliehen
Und guten Magen mag' auf tauſend Jahr.
Du gutes Vieh! o wie ich die Beweiſe
Von Zartgefühl in dir verehr' und preiſe!
O kindlich ſchöne Thränen! wie ſie rein
[illegible] Neigung deinem Herz [illegible].
Seyd ſo echte Perlen, wahre Edelſteine!
O theures [illegible] der Vergangenheit!
Wie konntet ihr die Nachwelt unterrichten
In Tugend und Empfänglichkeit und Pflichten!
Nun ſah man eine ſeltſame Erſcheinung,
Die jetzt Kritik vielleicht bezweifeln mag,
Doch unbeſchreiblich, über alle Meinung,
Durch eine Schrift vor Adam's Schöpfungstag,
In einem alten Tempel aufgefunden;
Dem Werk und Manne! ſind zu geleg'nen Stunden.
Der Löwe war zum König kaum erwählet,
Als eine Wärme, welche himmliſch ſchien,
Urplötzlich ihn umgab, durchdrang, beſeelet
Und ſolchen Glanz von Majeſtät um ihn
Ergoß, als ob in einem Nu der Heber
Durch einen Zauberſchlag verwandelt wäre.
Ich weiß: Unglaubliches, doch iſt es Wahrheit;
Von ſeinen Mähnen ging ein heller Schein,
Ein Lichtſtrom aus, wie eine Phosphorklarheit
Und hüllt' ihn unverſehrt in Strahlen ein,
Und ſeine Augen ſchienen ſchon von ferne
Hell leuchtend, wie der beiden Zwillingsſterne.
Gleich jenem Sohn, von dem die Römer ſtammen,
Der Aeneas berühmtem Blut entſprang,
Als ſeinem Haupt entlodern lichte Flammen,
Wie Varius und Virgil beſungen ſang:
So waren jene ſeltnen Feuerſtröme
Ein Sinnbild von dem Königsdiademe.
Ein Blumenflor entſproß aus wüſter Heide,
Die der erhab'ne Thiermonarch beſchritt;
Verdorrtem Gras' entkeimte grüne Weide
Und jeder Quell belebte ſeinen Tritt;
Das ganze Federreichen ſchien befliſſen,
Mit ſchmeichelndem Geſäuſel ihn zu küſſen.
Wenn durch des Himmels Gunſt ſogar der wilde
Thiermajeſtät in ſolchem Glanz erſchien,
Was wird ein König ſein, wenn ihm die milde
Natur die menſchliche Geſtalt verliehn!
Nur dieſes konnte Sterbliche belehren,
Auch thieriſche Monarchen zu verehren.
Der ungeheure Schritt war kaum geſchehen,
(Denn vom gemeinen zu dem höchſten Loos,
Vom Bürger zum Monarchen ſich erheben,
Ein ſolcher Schritt iſt ungeheuer groß)
Als ſich, o Wunder! in ein zartes Weſen
Schien die Natur des Löwen aufzulöſen.
Beſtimmter, deutlicher ſind die Ideen,
Im Ausdruck reiner und verſchönerter;
Selbſt der Natur Abſonderungen geſchehen
Beſtimmter, leichter, regelmäßiger;
Und den bekannten [illegible] gar verbreiten
Sich Wohlgerüche und nur Lieblichkeiten.
Von Nektar und Ambroſia genähret
Schien er, als hätte von dem Himmelsſaft
Er aus der Schale Jupiter's gezehret,
Vom Trank, der die Unſterblichkeit verſchafft;
Ihr würdet glauben einen Gott zu ſchauen,
Bewahren nur die Götter Schweif und Klauen.
Daran bewährt das königliche Weſen,
Daß es verzehrt und wie die Flamme fegt,
Das Ding, woran es klebt, aufzulöſen,
Es einſaugt und zerbeizt und zerlegt,
Zerſchmelzt, vernichtet, ganz und gar durchdringet
Und umgeſtaltet in ſich ſelbſt verſchlinget.
Deshalb verſchwindet, um ſich zu erneuen,
Was ehedem im König exiſtirt,
Daß wer im König Löwe ſucht den Leuen,
Den König ſtatt des Löwen finden wird;
Wie, wer mit Waſſer Zucker, Salz verbindet,
Nicht Zucker mehr noch Salz, nur Waſſer findet.
Daß dieſe Kraft, die ewig unvergänglich,
Allmächtig unverweslich iſt, die man
Nicht kennt und nicht begreift, ſo überſchwänglich
Den trägen, ſchlechten Stoff veredeln kann,
Um Leben und Bewegung ihm zu ſchenken:
Bei Gott! es iſt kein Leichtes, dies zu denken!
Und dennoch wollt' ich meinen — Schwur verwetten,
Daß, wenn den Eſel damals, ſtatt des Leu'n,
Zum Könige die Thier' erwählet hätten,
So würd' erfolgt dieſelbe Wirkung ſein;
Wir ſahen gleiche Trefflichkeit zu loben
Am Eſelein, zur Majeſtät erhoben.
So war's vielleicht, als aus des [illegible] Steine
Prometheus den ſolaren Funken nahm,
Und nun vom kalten, unbelebten Steine
Die ſchöne Frau, der Schöpfung Zierde kam;
Wie Geiſt und Lebensblicke ſie empfangen,
Aus ſtarrer Meißelkunſt hervorgegangen.
Den neuen Herrn umgaben die Getreuen
Und nannten wechſelnd ihn: Durchlauchtigſter,
Großmächtigſter, Erhabenſter der Leuen,
Unüberwindlichſter, Unſterblicher,
Zuletzt hört er ſogar: Herr beider Welten
Und König aller Könige ſich ſchelten.
Auf ihn ſind aller Blicke und Gedanken
Geheftet; ewige Vergeſſenheit
Scheint alles andre Daſein zuzuwanken,
Verſchwunden gänzlich alle Wichtigkeit.
So ſchwindet, wenn ſich Phöbus zeigt am Himmel,
Vor ſeiner Herrlichkeit das Sterngewimmel.
Und ſie empfängt mit Milde und heitern Mienen
Des Königs Majeſtät und überblickt
Anmuthig lächelnd ſie und danket ihnen
Huldreich, ſo daß er jedes Herz entzückt.
Den Würdigſten — o Gnade ſonder Gleichen!
Geruht er gar, die Tatze darzureichen.
Darob erhob ſich ein verwirrt Getöſe:
Der König gab die Tatze! — Ja, auf Ehr'!
Und ob der That voll Edelmuth und Größe,
Erglühten Lieb' und Eifer immer mehr;
Aus allen ſeinen Worten oder Thaten
Ließ ſeines Herzens Großmuth ſich errathen.
Wie konnt', o Vieh! zu kindiſch-wärmern Freuden
Sich dein Verſtand verirren und dein Herz
Ein falſches Gut ſo täuſchen, das in Leiden
Sich bald verwandeln wird, in wahren Schmerz!
Du wirſt, wenn ſich des Irrthums Wolken trennen,
Dein Joch abſchütteln wollen und nicht können!
Um den Monarchen drängte ſich die Menge
Und hielt, ihn zu begleiten, ſich bereit;
Allein der Fürſt entfernte das Gedränge,
Und wandte ſich zum Hund mit Freundlichkeit:
Freund, ſprach er, folge mir! wir haben Sachen,
Die groß und wichtig ſind, jetzt abzumachen.
Verſtärkt Gemurmel läßt ſich alsbald hören:
Er hat ihn Freund genannt! das Zauberwort
Ergreift der Troß. Ja, ja, ich kann's beſchwören
Er hat ihn Freund genannt! [illegible]
Und leiſe ſpricht der Neid aus jedem Munde:
Beglückter Hund! Glückſeligſter der Hunde!
Der Fürſt kehrt, mit dem Hund, die kleine Seite
Der Menge zu; zum häuslichen Palaſt
Begibt er ſich, mit wenigem Geleite,
Zu übernehmen die Regierungslaſt.
Er will durch Heldenwerk und große Thaten
Den Ruhm verdunkeln aller Potentaten.
Und vor dem königlichen Thiere ſchreiten
Vierfüß'ge Kameraden, die zur Huldigung
Ein Blumenbeet auf ſeinen Weg verbreiten;
Und Eſel, in der Tonkunſt nicht mehr jung,
Erfüllen rings die Luft mit Harmonieen,
Bis ſie ihn ſehn die Königsburg beziehen.

So oft in Wald und Thal und auf den Höhen
Die Thier' ein Thier erwählten von der Zahl
Der Wähler, welches, als die Wahl geſchehen,
Sich eingefunden im Verſammlungsſaal:
Begannen endlos, mit gelöſ'ten Zungen,
Geſpräche, Reigen und Huldigungen.
Die hohen Eigenſchaften ihres Lieben,
Preiswerthen Herrn wird es alsdann der Schar;
Bald ward der Kopf und bald der Schwanz beſchrieben;
Die Mähne bald und bald der Steiß ſogar;
Mit welcher Macht' er aufgeſperrt den ſchwarzen
Den hohen Rachen und die Herrſcherklauen.
Nachahmend jedes Wort, das er vernommen,
Verdolmetſcht Alles er der Länge nach:
Wie wunderbar, bewundernswerth, vollkommen
Wie groß iſt Alles, was er that und ſprach;
Und niemals konnt' es End' und Ausgang finden,
Den Ruhm des Lebenswerthen zu verkünden.
Verſchwunden ſchienen die Erinnerungen
An Alles, was man vorher that und dacht',
Und Alles ſchien im König ganz verſchlungen,
Was ehedem man würdig hielt der Acht;
Als ob Natur Ein Weſen nur ernähre,
Und alles Andre ſchlechter Auswurf wäre.
O welcher Zauber hatte doch die Rede
Zur Freiheit bei den Thieren unterdrückt!
Welch unerklärbar Wunder ihre Triebe
Verwandelt, überwunden und erſtickt!!
Philoſophie, ſo lange ſie geweſen,
Hat nicht vermocht, dies Räthſel aufzulöſen.
(Stieglitz.)

## 16.

## Alfieri.

### Philipp der Zweite von Spanien.

Perſonen.

König Philipp.
Königin Eliſabeth.
Prinz Carlos, Philipp's Sohn.
Gomez.

1.

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Philipp. Gomez.

Philipp.
Was iſt dir, Gomez, unter allen Gütern
Das theuerſte?

Gomez.
Herr, deine Gunſt!

Philipp.
Iſt's wahr?
Und wodurch meinſt du ſie am ſicherſten
Dir zu bewahren?

Gomez.
Herr, wodurch ich ſie gewann:
Gehorchen — Schweigen!

Philipp.
Heute iſt
Das Eine und das Andre zu thun!

Gomez.
Nicht neu iſt mir das Amt, du weißt es, Herr.

Philipp.
Ich weiß, du warſt mir ſtets der Theuerſte
Von meinen Treuen; doch heute, wo mich tief
Ein ſtechender Verdacht im Innern nagt,
Heut' hab' ich ſolchen Dienſt dir aufgetragen,
So neu und ſchwer, daß mir's geziemt, zuvor
An deine Pflichten kurz dich zu erinnern.

Gomez.
So wird der große Philipp beſſer mich
Erkennen lernen.

Philipp.
Zwar — dir wird es leicht!
Dir, Niemand ſonſt, was ich dich heißen will. —
So hör'! — Die Königin, von mir beſchieden,
Erſcheint hier — ich werde mit ihr reden —
Gib Acht auf jeden kleinſten Wechſel — merk'
In ihren Zügen auf die flüchtigſte
Bewegung, — richte deinen Späherblick
Auf ſie, den Blick, dem die geheimſte Regung
In eines Königs Bruſt ſich nicht verbirgt,
Der ſelbſt den ungeäußerten Willen ſchon
Erkannt und ſchweigend auszuführen weiß.

Zweite Scene.

Vorige. Eliſabeth.

Eliſabeth.
Gehorſam deinem Winke, eil' ich, Herr ...

Philipp.
Gar wicht'ge Gründe, Königin, erheiſchen,
Daß ich hieher dich lud. —

Eliſabeth.
Und welche? ſprich!

Philipp.
Sogleich! — doch darf ich mich vor dir erklären —
Doch welcher Zweifel! Unbefangnen Rath
Wer könnte beſſer mir, als du, ertheilen?

Eliſabeth (betroffen).
Mir? Ich — deinem Philipp rathen? ...

Philipp.
Ja.
Ich ſchlage höher deine Meinung an
Als jede andre hier. — Dem Mangel nicht
An Liebe, an Vertrauen ſchreib' es zu,
Wenn du ſo wenig noch des Reiches Sorgen
Mit mir getheilt. Dem ſchwerbeladnen Gang
Der Staatsgeſchäfte, von ſo wenig Reiz
Für dein Geſchlecht — entzog ich ſorgſam dich.
Zu meinem Schmerze aber ſeh' ich nun
Den Tag gekommen, wo in einem Fall
Sich ſo das Beſte meines Staates mit
Den Wünſchen meines Vaterherzens kreuzt,
Vernichtend kreuzt, daß du in meinem Rath
Nunmehr die erſte, einz'ge Stimme biſt. —
Doch eh' ich rede — laß von dir mich hören,
Hältſt du für heil'ger, unverletzlicher,
Des Vaters Namen oder den des Königs?

Eliſabeth.
Auf gleiche Weiſe — und wer weiß das nicht? —
Sind beide unantaſtbar ...

Philipp (heftig).
Der, der weiß
Es nicht, der es vor Allen wohl zumeiſt
Zu wiſſen hätte. — Doch bevor ich dir
Den Fall noch ſelbſt erzähle, ſag' mir frei:
Mein Sohn, Don Carlos, liebſt du — oder haſſ'ſt
Du ihn?

Eliſabeth (überraſcht).
Herr ...

Philipp.
Ich verſtehe! Ja, wenn du
Den Trieben deines Herzens folgen wollteſt
Und nicht der Tugend — nun ſo, fühlſt du dich —
Nun — wohl — ſtiefmütterlich geſinnt ...?

Eliſabeth.
O nein,
Du weißt ... der Prinz ...

Philipp (ſchnell).
Iſt deinem Herzen werth?

Ei ſieh — ſo viel vermag in ihm die Tugend,
Daß die Gemahlin Philipps — Philipps Sohn
Umfängt — mit mütterlicher Liebe!

Eliſabeth.

Du,
Du ſelber biſt das Richtmaß meiner Neigung:
Du liebſt ihn — glauben muß ich's wenigſtens —
Und ſo, auf gleiche Weiſe, will auch ich
Ihm wohl!

Philipp.

Nun, da dein wohlgeartet Herz
Denn frei iſt von ſtiefmütterlichem Haß
Und unverdienter auch von Mutterliebe,
So will ich dich zur Richt'rin meines Sohnes ...

Eliſabeth.

Wie? mich! Ich ſoll ...

Philipp.

Drum hör' mich ruhig an.
Lang war der Prinz der einz'ge Gegenſtand
Mir jeder ſüßen Hoffnung — lange Jahre;
Bis er vom Pfad' der Tugend plötzlich wich
Und um die Früchte meiner Liebe mich
Und aller meiner Hoffnung ſchlimm betrog!
Wie oft erſpähte noch das Vaterherz
Entſchuldigung den immer neuen Fehlen
Des ungeliebten Sohn's. Umſonſt! Es drang
Sein frevelhaft Erkühnen fort und fort
Bis zu dem höchſten Punkt empor — ich muß,
Ich muß von der Gewalt die Mittel jetzt
Entlehnen. — Solcher Art iſt das Vergehn,
Das er den übrigen hinzugefügt,
So ſchreiend, daß die früheren zu Nichts
Verſchwinden, daß das Wort dafür mir fehlt.
Ein beiſpielloſer Schimpf, den nie vom Sohn
Ein Vater ſich verſah, noch je erfuhr —
Ein Schimpf, der ſeiner Sohnesrechte ihn
Für mich beraubt — und ihn zum Fremden macht.
— Ja, ja, ich ſeh's, du bebſt, noch eh' du ihn
Erfährſt — ſo hör' ihn und erſchrick noch mehr!
Du weißt, daß ſchon ſeit Jahren dort, im Nord
Am halbbegrabnen Strand des Meers und faſt
In einem Sumpf, ein elend Bettelvolk
Es wagt, den frechen Nacken meiner Macht,
Rebelliſch gegen Gott und ihren König,
Durch ſtets erneuten Verrath, den ſchon
Begangenen verdeckend — zu entziehn.
Du weißt, wie viele Sorge, Gold und Blut
Dem Reiche dieſer thränenwerthe Krieg
Gekoſtet — drum und ſetzt' ich Thron und Leben
Daran — ſoll mir die Frechheit dieſes Volks
Nicht ungeſtraft gelaſſen werden. Nein,
Die ganze gottverlaſſ'ne Schar, ſie ſoll,
Ich ſchwör' es — ein wohlgefällig Opfer noch
Dem Himmel fallen — ja, und fallen wohl,
Da ſie nicht dienen wollen, müſſen ſie. —
Nur nun ... wer glaubt es mir? — wer glaubt, daß ich
Zu dieſem elenden und wilden Feind
Den Sohn, den eignen, einz'gen Sohn hinzu
Muß zählen!

Eliſabeth.

Wie, der Prinz? ...

Philipp.

Den Prinzen, ja,
Ihn ſelber! — Aufgefang'ne Briefe hier,
Geheime Botſchaft und in Worten offene
Empörung laſſen keinen Zweifel mehr
Zurück. — Ach, denk nun, Königin, dich ſelbſt
In des ſo ſchwer gekränkten Königs Lage,
In des verrath'nen Vaters — denke dich!
Welch' Loos erwartet einen ſolchen Sohn
Mit Recht? — Sprich du es aus — für mich.

Eliſabeth.

Du heiſcheſt
Zu viel! O Gott — ich ſoll das Loos des Sohns ...

Philipp.

Du biſt die Richterin; du darfſt den König
Nicht fürchten, noch dem Vater ſchmeicheln! Sprich! ...

Eliſabeth.

Ich fürchte Nichts, als die Gerechtigkeit
Zu kränken ... Ach, du weißt, wie vor dem Thron
Die Unſchuld oft — die Schuld verſtockten ſteht!

Philipp.

Doch kannſt du zweifeln, wenn der König zeugt!
Wer wünſcht ihn mehr, als ich, gereinigt
Von jeder Schuld zu ſehn? Wer mehr, als ich,
Daß Klage und Beweiſe — beide — lügen?

Eliſabeth.

So hältſt du ihn ſchon überführet?

Philipp.

Wer kann's?
— Ihn überführen? ... Stolz und wild verſchmäht
Er Gründe nicht, nein ſelbſt Beſchönigung
Für ſeinen allzuklaren Frevel ja. —
Ich wollte ihm, bevor ſich nicht in mir
Der erſte Sturm des Zorns gebrochen, nicht
Den neuen Hochverrath vor Augen halten. —
Doch ob der Zorn nun ſchweigt, das Recht des Staats
Verſtummet nicht darum! O Himmel, noch
Vernimmt mein Herz den Ruf des Vaters auch.

Eliſabeth.

O höre ihn: ihm folg' allein! es iſt
Die Stimme ohne Irrthum, unvergleichbar
Mit jeder andern ſonſt, die du gehört. —
So ſchuldig, ach, ſo ſchuldig iſt er nicht —
Vielmehr unmöglich ſcheint's, daß er es ſei —
Doch wie er ſei, o hör' ihn ſelbſt zuvor —
Wer kann ſich zwiſchen Sohn und Vater als
Als Anwalt ſtellen, als der theure Sohn?
Wie? War er ſtolz mit Andern — der ſich oft
Nicht freundlich immer gegen ihn gezeigt —
Nicht gegen dich, fürwahr, erſcheint ſein Stolz.
[illegible] ihm dein Ohr, erſchließ dein Herz
Der ſüßen, reinen väterlichen Neigung. —
Du läßt ihn nicht zu dir — du ſprichſt ihn kaum.
Er naht ſich dir voll ungeprüfter Furcht —
O glaub', das Schweigen hebt die Liebe auf
Und Argwohn's Keime wild in ihm empor. —
Die alte Tugend wecke, wenn es wahr,
Daß ſie in ihm entſchlummert, weck' ſie auf!
Er iſt dein Sohn, — ſie kann in ihm vielleicht
Doch nicht erſtorben ſein! — Auf Niemand trag'
Die Vaterſorge über — als auf dich.
Zeig' ihm die Stirn des Vaters und bewahr'
Nur für die Andern dir den ſtrengen Blick
Des Königs auf. O, was vermag ſie nicht,
Die edle Liebe, auf ein edles Herz!
Er ſcheint dir ſchuldig, ſo, wer [illegible]
Sei's — zeig' ihm deinen Zorn, du — ihm — allein
Und ohne Zeugen. Sanft wohl iſt der Zorn
In eines Vaters Bruſt — und dennoch — wer,
Welch' zärtlich Kind erbebte nicht vor ihm?
Mehr wirkt ein Wort von dir, ein Vaterwort
In ſeinem großen Herzen ohne Haß,
Bereuend Leid erzeugen und ernähren,
Als hundert rauhe, ſchimpflich [illegible].
Der ganze Hof vernehme heute kaum
Daß du ihn liebſt — und zwar des [illegible] wohl
Doch der Vergebung auch des jungen [illegible]
Verirrung würdig hältſt — ſogleich wird da
O glaube mir — die weite Königsburg
Von ſeinem Lob erſchallen! — Reiß heraus
Aus deiner Bruſt den Argwohn, der ihr nicht
Gehört — und laß den Schrecken des Verraths
Dem Könige, der den Verrath verziehn! —

Philipp (bewegt).

Dein würdig — deiner nur iſt dieſes Wort;
Die Stimme der Natur im Vaterherzen
Gewaltſam aufzuwecken! — Ich — ſo nicht

Die Andern! — Traurig Loos der Herrſchenden,
Nicht folgen, nein, nicht zeigen dürfen wir
Die zarte Neigung unſers Herzens, ja,
Nicht einmal ahnen laſſen — dürfen wir,
Verheimlichen, ja ſelbſt verhehlen beide
Bis unſre Pflicht — doch eine Zeit erſcheint,
Wo ſie ſich frei und kühn den Damm durchbricht!
O Gott — mehr als du glaubſt, o Königin,
Iſt's mir nun klar geworden. — Schuldlos faſt
Da du ihn dafür hältſt — erſcheint der Prinz
Mir nun! — Fort, Gomez, lad' ſogleich ihn her
Zu mir. (Gomez ab.)

### Dritte Scene.

**Philipp. Eliſabeth.**

**Philipp.**

Nun ſehen ſollſt du, ob ich auch
Als Vater mich zu zeigen weiß. Mehr als
Er ſelber müßt' ich leiden, hätt' ich ihm
Den ſchwer verletzten König einſt zu zeigen.

**Eliſabeth.**

Ich glaube dies... doch er erſcheint... Erlaub,
Daß ich den Schritt in mein Gemach zurück...
(will gehen).

**Philipp.**

Vielmehr, du bleibſt mit uns...

**Eliſabeth.**

Ich wagte es,
Mein innerſtes Gefühl, — weil du's gewollt —
Dir unverholen darzulegen... Doch,
Wozu verweilte ich nun länger hier —
Ein hinderlicher Zeuge zwiſchen Sohn
Und Vater wär' ich nur!...

**Philipp.**

Wie, hinderlich?
Du irrſt... Du biſt mir unentbehrlich hier
Vielmehr. — Von ſeiner Mutter haſt du nur
Den Namen, und auch den magſt du gar leicht
Vergeſſen! — Ihn erfreut dein Anblick hier
Gewiß! — Da iſt er — Sieh, er ſoll es wiſſen,
Daß du als Bürgin ſelbſt dich eingeſtellt
Für ſeine Tugend, ſeine Treu' und Liebe.

### Vierte Scene.

**Carlos. Philipp. Eliſabeth.**

**Philipp.**

Nur näher, Prinz! — O, wann erſcheint der Tag,
Da ich dich wieder Sohn zu nennen wage?
In mir, wofern du wollteſt, ſäheſt du
Den König ſtets verſchmolzen mit dem Vater.
Doch ſprich, da du den Vater nicht mehr liebſt,
Warum denn fürchteſt du den König nicht?

**Carlos.**

Mein königlicher Herr, ſtets neu, obgleich
Schon oft gehört, und herb und ſchmerzlich ſtets
Iſt dieſer Vorwurf; — doch nicht neu iſt mir
Gewalt und Schweigen! Wenn ich ſchuldig dir
Erſchein' — gewiß — ſo bin ich's auch — obſchon
Mein Herz mir keinen — keinen Vorwurf macht,
Es ſei denn Schmerz, daß du mich ſchuldig glaubſt.
Gefiel' es Gott, daß ich die Urſach' einſt
Von meinem Unglück — oder wenn du willſt —
Von meinen Fehlern mir entdecken könnte.

**Philipp** (ſchnell).

Die Liebe iſt's — — die zu geringe Liebe
Zu deinem Lande und zu deinem Vater;
Und die Geneigtheit iſt's, mit der du leicht
Auf unbedacht verkehrte Schmeichler hörſt —
Such' keine andre Urſach' deiner Fehler. —

**Carlos.**

Ich danke dir, mein Vater, daß du doch
Natürlicher Verdorbenheit des Herzens nicht,
Nicht böſem Willen dieſe zugeſchrieben.
So kann ich das Geſcheh'ne noch verbeſſern;
Kann lernen, was das Vaterland — wie man
Es liebt — wie man den Vater liebt...
Wie man der feilen Schmeichler Schwarm verbannt,
Die dich, mein Vater, in dem Maß, wie du
An Macht mir überlegen biſt, auch mehr
Umſpüren...

**Philipp.**

Du biſt jung — man lieſt dir leicht
Im Herzen — in den Mienen — im Geſicht —
Du trauſt dir über Pflicht und Kräfte zu: —
Ich ſelber mäße deiner Jugend gern
Die Schuld nur bei, müßt' ich nicht ſehn, wie du,
Anſtatt zu wachſen an Verſtand und Sinn,
Nur mit den Jahren fort und fort verlierſt.
Die Schuld von heute ſteht der nächſten nach
An Größe! Dennoch will ich ſie — es ſei —
Nur jugendliche Irrung nennen, wenn
Nicht ſchon bejahrte Bosheit drin ſich zeigte...

**Carlos.**

Nur jugendliche Irrung? Welche, Vater?

**Philipp.**

Du fragſt? Du fragſt? — Und weißt du nicht, daß ich
Die innerſten Gedanken deiner Bruſt,
Geſchweige deine unbedachten Thaten,
Daß ich, was ſich im Herzen reget, weiß? —
Du ſiehſt es, Königin, nicht, daß er's ſei,
Daß er ſich ſelbſt nicht ſchuldig fühlt, das iſt
Das Schlimmſte, das Empörende. —

**Carlos.**

Mein Vater —
O löſe mir den Zweifel! Sprich, was that
Ich?

**Philipp.**

Wie? Biſt du in Schuld ſo tief verſtrickt;
Daß du nicht weißt, von welcher jetzt ich rede?
Gib Antwort denn! Wie? Dort, wo Bürgerkrieg
Empor in wilden Flammen ſchlägt — am Herd
Des Aufruhrs — haſt du nicht geheime Hand?
Wie? Liehſt du nicht verrätheriſch Gehör —
Verſtohlen — eh' der Tag noch graut — ſelbſt heut' —
Gehör dem niederländ'ſchen Abgeſandten? —
Haſt du den Worten des Verräthers nicht
Geglaubt — der, Hoffnung ungeſtraften Frevels
Und Heuchelei im Herzen — vorgibt, um
Gnade nur zu kommen? Sprich — gib Antwort!

**Carlos.**

Iſt's möglich, Vater? Alles alſo wird
Mir zum Verbrechen — Alles — ausgelegt?
Ich ſprach — wahr iſt's mit dem Geſandten, ja,
Ich weinte mit ihm über dieſe Armen,
Die deine Unterthanen — ja vor dir,
Im Angeſicht des Königs, thät' ich das!
Du ſelber — ach, du ſelber weinteſt wohl,
Wenn du nur ganz das harte Regiment
Gekannt, ob dem ſeit ſo viel Jahren ſie,
Herabgedrückt von ſtolzen, unerfahr'nen,
Von geldbegier'gen, ungeſtraften, von
Verhaßten, feigen Dienern, ſeufzen müſſen.
Mein Herz zerfließt bei ihren Leiden, ja,
Ich läugn' es nicht! Und wollteſt du, o ſag',
Daß Philipp's Sohn ein mitleidloſes Herz,
Gemeinen Sinn im Buſen trüge? — Nein! —
Vielleicht war ſie zu kühn, die ſchöne Hoffnung,
Die ich gehegt, jetzt mit der Wahrheit Licht
Zugleich dem frommen Mitleid deine Bruſt
Zu öffnen. Doch, beleidigt's dich, mein Vater,
Wenn ich des Mitleids fähig dich geglaubt? —
Monarch biſt du das Abbild hier auf Erden
Des Lenkers aller Himmel, wenn du's nicht
Durch fromme Gnade biſt? O Gott! doch wenn
Durch dieſen Wahn ich ſchuldig ſcheine — bin,
So biſt du Richter, nenne meine Strafe;

Nichts anders ſeh' ich, als daß du mich nicht
Verräther darum ſchiltſt.

**Philipp** (bewegt).

Ein edler Stolz,
Mein Sohn, weht durch den Inhalt deiner Worte:
Doch, deines Königs Gründe kannſt und ſollſt
Du nicht durchdringen! — Möge denn die Glut
In deiner jungen Bruſt nur halt den Wunſch
Des ungeduld'gen Mahnens du zurück,
Wo man von dir noch keinen Rath begehrt.
Enthalte dich, als hohe Weisheit und
Dein jugendliches Denken vorzulegen.
Soll dich die Welt einſt auf dem größten Thron
Erblicken und verehrend fürchten, nun
So lerne Vorſicht erſt, Behutſamkeit,
Jetzt noch geſtählt das kühne Selbſtvertrau'n,
Das dann zum Tadel dir gereicht! Mir ſcheint
Indeß, es wäre an der Zeit, den Stolz
Zu ändern. Wie? Du ſuchteſt Mitleid — nun
Du fandeſt es — für dich! Nicht Alle ſind
Der Gnade werth — laß mich der Richter ſein
Von meinem Thun. — Für dich hat ſchon vorher,
Und nicht umſonſt, die Königin geſprochen;
Sie glaubt dich würdig, meiner noch
Und ihrer Liebe. Ihr verdankeſt du
Die leicht erworbene Verzeihung — ihr.
Ich hoff' indeß, du wirſt von heute dir
Ein beſſer Recht auf meine Gunſt erſtreben,
Sie beſſer ſchätzen. — Sieh', o Königin,
Du haſt geſiegt, ich weich' und lern' von dir,
Nicht zu vergeben — nein, ihn ſelbſt zu lieben.

**Eliſabeth.**

Mein königlicher Herr …

**Philipp.**

Dir dank' ich es,
Und dir allein! Durch dich beherrſchte ich
Selbſt den gerechten Zorn und ſprach als Vater
Sanft ſcheltend zu dem Sohn! — Daß es doch nie
Mich reue! — Carlos, denk' an ihre Hoffnung
Und täuſch' ſie nicht, ſei dankbar! — Du, nimm ſein
Dich an, o Königin — ſieh' öfter ihn,
Sprich ihn, führ' ihn zum Beſſern ſtets. — Du wirſt
Sie hören, Prinz, und nicht mehr fliehn — ich will's!

**Carlos.**

Zwar iſt Vergebung wohl ein hartes Wort;
Doch da ich ſie vom Vater zu empfangen
Und ſie durch dich, o Königin, erhielt —
So ſei's; nur ſchütze mich, o mein Geſchick!
— Daß ja mein einziges Verſchulden iſt —
Daß ich nicht mehr zu ſolcher Tiefe darf
Herniederſteigen!

**Philipp.**

Nicht, ſie zu erlangen,
Sie zu verdienen, ſtrebe dich hinfort!
Genug; entferne dich und denke oft
An dieß Geſpräch. — Du Königin, tritt in dein
Gemach zurück und warte meiner dort
In Kurzem. — Wenig Augenblicke muß
Ich andern Sorgen hier zuvor noch weih'n.

### Fünfte Scene.

**Philipp. Gomez.**

(Pauſe.)

**Philipp**

Haſt du gehört?

**Gomez.**

Ich habe, Herr.

**Philipp.**

Sahſt du?

**Gomez.**

Ich ſah!

**Philipp.**

O Raſerei! Mein Argwohn …

**Gomez.**

Iſt
Gewißheit!

**Philipp.**

Und noch ungerächt iſt Philipp!

**Gomez.**

Du biſt's … doch denk' …

**Philipp.**

Ich hab's bedacht. Jetzt folg'! —

---

## 2.

## Fünfter Act.

(Tiefe Nacht. Kerker.)

### Erſte Scene.

**Carlos** (allein).

Was hab' ich noch zu fürchten, noch zu hoffen?
Den Tod — Nichts ſonſt! O daß ich frei von Schmach
Ihn nur gewinne! Aber hart und ſchimpflich
Muß ich von Philipp's Grauſamkeit ihn mir
Erwarten! Mag's — zerriſſe mir nur nicht
Das Herz vor dieſem Zweifel, ſchlimmer als
Der Tod! Wie? Kennt er die verborg'ne Glut,
Die mich verzehrt? — Der Blicke dunkle Flammen
Verriethen mir — trotz ihm — erneute Wuth;
Sein' Zwieſprach mit der Königin, die Ladung,
Die Prüfung ſeiner Milde — wie? Was wär's,
O Gott, was wär's um ſie, wenn er Verdacht
Geſchöpft auch gegen ſie! — Unſeliger!
Wie leicht genügt ſchon ſeinem Durſt nach Blut
Die ungewiſſe Schuld! — Die Rache des
Tyrannen pflegt der Kränkung ſelber zu
Voraus zu eilen! — Doch, iſt Je[illegible] nicht,
Iſt uns nicht ſelber unſre Liebe [illegible]
Verborgen? Woher ſchöpfte er die Ahnung?
Verriethen meine Seufzer mich vielleicht?
Was ſag' ich? O die ſtille Noth der Liebe,
Wie hätte ſie ſein wildes Herz geahnt?
Nein, nicht der Ahnung meiner Liebe wohl
Bedurfte Philipp, mir die volle Glut
Von ſeinem Haß zu zeigen! — Aufgeſchoſſen
Zu ſeiner vollen Reife war der Zorn
Und länger konnte nicht das Herz ihn bergen.
Es kam der Tag — und ſei es dieſer — wo
Ich ihn mit meinem Haupt zu löſen habe. —
Wo biſt du nun, betrügeriſcher Schwarm
Von Freunden meines heiterern Geſchicks?
Wo biſt du nun, ich fordre Nichts von dir,
Sieh — als ein Schwert! — Und auch ein Schwert,
das mich
Der Schmach entreiße — Keiner reicht es mir!
Wohlan — doch welch Geräuſch? — Der Riegel klirrt
Die ſtarre Pforte ſchließt ſich knarrend auf
Was bringt man mir? — Horch — horch! Was wird
es ſein? —

### Zweite Scene.

**Eliſabeth. Carlos.**

**Carlos.**

Was ſeh' ich? Königin — du biſt's. O Himmel,
Wer führte dich? Was brachte dich hieher?
Pflicht? — Liebe? — Mitleid? Und wie ward dir
Zutritt?

**Eliſabeth.**

O Prinz, du kennſt die ganze Härte noch
Von deinem Looſe nicht — des Vatermords verklagt
Er dich — ein blutiges Gericht verdammt

Zum Tode dich — und Nichts gebricht, als nur
Der Wink des Königs —

**Carlos.**

Wenn nichts Anders fehlt,
So iſt es bald geſchehn. —

**Eliſabeth.**

Du zitterſt nicht? —
O Gott!

**Carlos.**

Seit langer Zeit begehr' ich nur
Den Tod; du weißt es, du, von der ich Nichts
Erbat, als da zu ſterben, wo du weilſt. —
Hart iſt, doch unerwartet nicht die Schmach
So gräßlicher Beſchuldigung. Ich ſterbe —
Und kann ich vor dem Tode zittern, wenn
Du ſelbſt ihn mir verkündigſt?

**Eliſabeth.**

O halt ein!
Du darfſt den Tod nicht nennen — liebſt du mich —
Gib nach dem Sturme — weich ihm aus!

**Carlos.**

Ich weichen?
Ach, Königin, du haſt — ich ſeh's — auf dich
Das ſchwere Amt genommen, mich herab
Zu würdigen — der Vater — ja, er trug
Dir's auf...

**Eliſabeth.**

Vermagſt du ſo zu glauben? Wie?
Die Dienerin von Philipp's Haß erſchein'
Ich dir?

**Carlos.**

Er zwang dich — er betrog dich — ſei's.
Gleichviel: Wie kämſt du ſonſt in dieſen Kerker? —

**Eliſabeth.**

Und weiß er's denn? Weh uns — erführ' er es!

**Carlos.**

O Gott — was ſagſt du da? Wie? König Philipp
Weiß Alles — Alles hier? — Wer bräche je
Umſonſt ſein eiſernes Gebot?

**Eliſabeth.**

Gomez...

**Carlos.**

Was hör' ich? Gott! Welch fluchbeladenen,
Verhängnißvollen Namen nennſt du da?

**Eliſabeth.**

Er iſt dein Feind nicht, wie du glaubſt.

**Carlos.**

O Himmel,
Wenn je ich Freund ihn glaubte, glauben konnte,
Vor Scham entbrennt' ich mehr, als jetzt vor Zorn!

**Eliſabeth.**

Und doch — iſt er's allein, der Mitleid hier
Mit dir verräth. — Das ſchändliche Gewebe
Des Trugs enthüllt' er mir —

**Carlos.**

Verrathene!
Was thateſt du leichtgläubig, unbedacht?
Ach, warum dem erlog'nen Mitgefühl
Vertrau'n? — Wenn dieſer Scherge dieſes Königs
Dir Wahrheit gab — o ſo betrog er mit
Der Wahrheit dich!

**Eliſabeth.**

Wozu die Worte? Auf!
Ergib dich meiner Bitte — und du magſt
Unzweifelhaft die Wirkung ſeines Mitleids
Sogleich erproben. Sieh — er führte mich
Hieher — er ſelbſt bereitet dir die Mittel
Zur Flucht; ich — ich vermochte ihn dazu. —
Ach, zög're nicht — hinweg — entflieh dem Tod —
Dem Vater — fliehe mich!

**Carlos.**

Nein, du — vielmehr —
So lange es Zeit iſt — fliehe, flieh von hier!
Umſonſt hat Gomez nimmer Menſchlichkeit
Erheuchelt. Ja, in ſeine Schlinge fiel
Dein argloſes Herz. — Jetzt, jetzt erzitt're ich!
O welcher Zweifel! — Alles weiß
Er nun — und das Geheimniß unſrer Liebe
Liegt klar vor ihm —

**Eliſabeth.**

Nein, Prinz — ich ſah ihn noch,
Als man vor ſeinen Augen fort dich riß
In dieſen Kerker. Zitternd — aufgeſchreckt
Vernahm ich ſeine zornerfüllten Worte —
Dein Argwohn auch bewegte meine Bruſt!
Doch ruhiger nachher erwog ich ſeine Rede
Und bin gewiß, daß jeder Argwohn eh'r,
Als der in ſeiner Seele ſtürmt. Ja ſelbſt —
Wie fällt es bei — ſo weit verirrt er ſich,
Von dir für ſeine Tage gar zu fürchten.

**Carlos.**

Ach, Königin, wir müßten ja an wild
Verderbtem Sinn ihm gleichen, wollten wir
All' die geheimen Gänge dieſes Geiſts,
Dieß Labyrinth von Falſchheit ganz erſpähn:
Das aber iſt gewiß: es lauert Trug
Und hinter deiner Sendung, Königin;
Er will erhellen, was er argwöhnt nur! —
Doch wie dem ſei — ſchnell wende deinen Schritt
Von dieſem unheilſchwangern Ort. — Umſonſt
Hoffſt du von Gomez — ja umſonſt von mir,
Daß — wollt' er auch — ich ſeiner Hülfe je
Das Leben dankte.

**Eliſabeth.**

O, iſt's wahr? Iſt's möglich!
Und unter ſolche Seelen wirft — o Gott!
Mein unglückſelig Schickſal mich?...

**Carlos.**

Wahr — o,
Nur allzu wahr! — Doch zög're nicht: verlaß
Mich — fort! Reiß mich aus dieſer Todesangſt...
Fort — mich verletzt dein grauſam Mitleid — fort!
Geh — wenn dir noch das Leben werth...

**Eliſabeth.**

Was gält'
Es mir...

**Carlos.**

Schon' meiner Ehre — deines Rufs! —

**Eliſabeth.**

Ich ſoll in dieſer Noth dich grauſam meiden?

**Carlos.**

Was hälf' es, dich mit mir dem Schickſal preis
Zu geben? — Rettlos unterlägeſt du,
Und ohne mich zu retten, fiel' das Opfer! —
Die reine Tugend flieht den Argwohn ſelbſt —
Auf! Dem Tyrannen raub' die feige Luſt,
Auch nur des Schattens einer Unthat dich
Zu zeihn! — Flieh, Königin, verbirg die Thränen,
Dräng' in dein Herz den Seufzer tief zurück.
Ermuth'ge dich — mit trockner Wimper — ja
Mit unerſchrock'ner Stirn vernimm den Tod
Des Unglückſeligen, der ſeinen Blick
Zu dir erhob. — Der Tugend weihe nun
Die dunkeln Tage, die du noch mir lebſt. —
Und wenn dein Schmerz noch einer Stütze braucht —
Ein Herz iſt engelrein hier unter den
Verworfenen! Du kennſt ihn — Perez! er,
Er wird verſtohl'ne Thränen mit dir weinen;
Mit ihm — mit ihm — gedenk zuweilen mein. —
Doch nun — hinweg — o ſchone meiner — fort!
Nicht Stück für Stück zerreiß dieß müde Herz!
Nimm hier mein letztes Lebewohl — und ſieh —
Geh — aller meiner Tugend wohl bedarf
Ich jetzt — jetzt da — verhängnißvoll und ſchwarz —
Die Todesſtunde naht. —

### Dritte Scene.

Vorige. Philipp. Gefolge.

**Philipp.**

Sie iſt gekommen,
Verräther! — Ja, dort iſt ſie, dort — Ich bring'
Sie dir!

**Eliſabeth** ([illegible])

O Anblick! — Schmählicher Verrath!

**Carlos.**

Ich bin bereit — gib, was du bringſt — den Tod!

**Philipp.**

Du ſollſt ihn haben — ja, Verworfener!
Doch erſt vernimm, verrätheriſches Paar,
In Schreckensworten — wie ſich Philipp rächt.
Ich kannte — ja, Abſcheuliche — ich kannte lang'
Die tolle Liebesglut, die euch verzehrt. —
Da, welchen Kampf zurückgedrängter Wuth,
Welch langes Schweigen koſtet dieſe Stunde!
Doch endlich faßt ihr Beide in mein Netz!
Wie, ſoll ich klagen? jammern? — Rache nur,
Vollkomm'ne, ſchnelle, unerhörte Rache
Will dieſer Schimpf. — Jetzt will ich mich freu'n
An eurer Schmach — an eurer Angſt mich laben! —
Du, glaube nicht, Verrätherin, daß ich dich je
Geliebt — noch daß ich gar den Stachel je
Verliebter Raſerei im Herzen fühlte!
So tief beugt Philipp nimmer unter ſich,
Daß ſeine Liebe je auf dich verfiel:
Wer dieſer würdig, kann ihn nicht verrathen.
Den König, nicht den liebenden Gemahl
Haſt du befleckt! — An deiner Liebe lag
Mir Nichts ... Allein — die Ehre — mein Gemahl
Zu heißen — ſollte ſo mit Furcht dein Herz
Erfüllen, daß ſich der Gedanke ſelbſt
An andre Liebe nicht herbeigewagt. —
Du Elender — Verräther — die kein Wort —
Nichts iſt in deinen Thaten unerwartet —
Die größte Schandthat nur iſt deiner werth. —
Meint ihr, daß Seufzer, Schweigen, Schmerz und Leid
In eure ſchuld'gen Herzen gleich vertheilt,
Euch mir nicht längſt verrathen, und obgleich
Verdeckt — zu offenen Beweiſen mir
Gedient? Was alſo mehr? — Gleich war die Schuld —
In euch — gleich ſei die Strafe auch dafür! —

**Carlos.**

Was hör' ich? Nein — in ihr iſt keine Schuld —
Kein Schatten ſelbſt von Schuld befleckt ſie,
Rein iſt ihr Herz — ich ſchwör' es — nie erwacht'
Unreiner Liebe Glut in dieſer Bruſt.
Kaum wußte ſie die Leiden meines Herzens
Und ſchwer verurtheilt ſie mich drob ...

**Philipp.**

Ich weiß,
Wie weit ein Jeder im Verbrechen ging!
Vom väterlichen Bett erhobſt du kaum
Den frevelhaften Wunſch — und lebteſt du,
Wofern es anders wär'? — Doch ſprich — entflog
Das Wort verruchter Liebe deinem Mund' —
Und hat ſie's nicht gehört? — Nun, das genügt!

**Carlos.**

Ich war der Schuldige — ich läugne nicht!
Ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl ſank auf mein Aug' —
Doch ihre Tugend hat ihn ſchnell verſcheucht. —
Sie hörte mich — doch nur — mich zu beſchämen
Und aus der Bruſt die wilde Leidenſchaft
Herauszureißen, ſie — die einſt erlaubte —
Jetzt frevelhaft ihr ſchien. — Erinn're dich,
Sie war mir einſt verlobt — Du gabſt
Mir einſt die Braut in ihr! O leichter war's,
Sie geben, denn ſie nehmen! — Doch, wie dem
Auch ſei, ich liebe ſie — Du nahmſt ſie mir —
Was kannſt du mir — nach dieſem Raub — noch
nehmen?
Auf, ſtille deinen Durſt in meinem Blut:
Befried'ge deinen eiferſücht'gen Stolz;
Doch ſchone ſie, denn rein iſt ſie von Schuld.

**Philipp.**

Rein? — Rein fürwahr; an Kühnheit ſteht ſie dir,
An Schuld nicht nach. — Ja, ſchweige nur voll Trotz.
Dein Schweigen ſelber klagt dich ſchwerer an.
Du glaubſt, wie er — das Läugnen iſt umſonſt,
Zu wohl nur haſt du mir's geſagt, da ich
Von Jenem heut' dir ſprach. Wie lieblich fromm
Hielſt du mir vor, daß er mein Sohn doch ſei:
Verrätherin, daß er dein Buhle war,
Das wagſt du nicht zu ſagen! Sprich — verletzt
Dein Herz denn weniger als feind, die Pflicht,
Die Ehre, das Geſetz?

**Eliſabeth.**

Nicht meiner Furcht
Schreib' dieſes Schweigen zu — Erſtaunen iſt's —
Entſetzen vor der dreifach ſchwarzen Wuth,
Die dein ſo unnatürlich Herz beſtürmt!
Ich faſſe mich — ich fühle, wer ich bin,
Der Abſcheu, durch ein heilig Band an dich
Geknüpft zu ſein — ich büß' ihn endlich ſchwer.
Nicht — daß ich dich bisher verletzt — vor Gott —
Und vor dem Prinzen bin ich rein von Schuld. —
Wohl fühlt mein Herz ...

**Carlos.**

Nichts, Vater — falſches Mitleid
Mit meinen Leiden iſt's, das ſie bewegt —
O hör' ſie nicht — —

**Eliſabeth.**

Umſonſt wirfſt du dich, Prinz,
Zu meiner Rettung ihm als Opfer vor. —
Mit ſchärfſtem Stachel dringet jedes Wort
Tief ſchmerzend in die Wunde ſeines Stolzes.
Die Stunde der Entſchuld'gung iſt vorbei —
Zeit iſt's zu fliehn — ihn, deſſen Anblick bloß
Schon alle Qualen ſiegend übertrifft. —
Wär' deinem ſchwarzen Herzen, König Philipp,
Das Wort der Liebe nur verſtändlich — nun
So würd' ich ſagen, daß der Liebe Band,
Von reiner Hand geknüpft, uns ſtets umſchlang.
Ich ſagte dir, wie von der erſten Jugend
Mein Denken einzig nur auf ihn gewandt,
Auf ihn gebaut der ſüßen Hoffnung Bau,
Das Traumbild ſel'ger Tage mich umfing.
Ihn lieben war Gebot — war Tugend mir.
Wer macht' es zum Verbrechen? Sprich! Du warſt's,
Als du mit frecher Hand ein heilig Band
Zerriſſ'ſt, und im Zerreißen — leicht der Macht! —
Zwei Herzen unklug, auch zu wenden, wähnteſt.
Sein Bild blieb feſt in meinem Buſen ſtehn
Und deine Gattin ward' ich nur, da mir's
Gelungen, kämpfend dieſe Glut zu mildern:
Der Zeit — der Tugend — die vielleicht kam's zu,
Sie völlig zu erſticken —

**Philipp.**

Nun, ſo thu' ich denn,
Was nicht die Zeit — die Tugend nicht vermocht:
In deinem Blut weiß ich die Flamme eben
Mir löſchen —

**Eliſabeth.**

Blut vergießen ſeit und ſeit,
Das iſt dein Ruhm. Doch ſag' — iſt Blut der Preis,
Mit dem du Liebe wirbſt und Liebe nimmſt?
Meinſt du, es könne je von ihm [illegible] zu dir,
Ach, von der Jugend zu dem [illegible] ſich,
Die Liebe wenden? — Sieh [illegible] dich gewohnt,
Mich zitternd nur vor dir zu [illegible] — es iſt
Vorbei; — ich ſchwieg, ſo [illegible] ich ſchuldlos noch
Die Neigung wähnte — nun, da ich ſo tief
Dich unter mir erblicke — ſei ſie denn
Bekannt und offenbar ...

**Philipp.**
Wohlan, ihr ſeid
Einander werth — er, deiner — ſeiner, du.
Laßt ſehn, ob ihr im Tode ſtark — wie ihr's
Im Reden ſeid! —

Vierte Scene.

**Gomez. Vorige. Wachen.**

**Philipp** (zu Gomez).
Geſchah nach meinem Wink?
Bringſt du, was ich geboten?

**Gomez.**
Herr, er ſtirbt,
Der freche Hochverräther. Hier, der Stahl,
Von Perez Blut ſiehſt du ihn triefend …

**Carlos** (verbirgt ſein Geſicht).
Gott,
Welch Bild!

**Philipp.**
Die ganze Schar der Hochverräther
Erblich noch nicht mit ihm. — (Zu Carlos) Du ſiehſt
indeß,
Was deiner Treuen harrt!

**Carlos.**
Wie viele Morde,
O ſprich, wie viele ſeh' ich noch, eh' mich dein Schwert
Ereilt? — Mein Perez auch! — Wohlan, ich folge dir!
Wo iſt, — wo iſt das Schwert, das meiner harrt?
Schnell reicht es mir, auf daß mein Blut mit Eins
Den wilden Blutdurſt dieſes Tigers ſtille.

**Eliſabeth.**
Ach, konnte ich's — vermöchte ich die Wuth
Des Ungeheu'rs mit meinem Tod zu zähmen!

**Philipp.**
Genug des edlen Streits! Seht hier, zur Wahl
Laß ich euch dieſen Kelch und dieſen Dolch. —
Und du, des Todes Verächter, wähle du
Zuerſt!

**Carlos.**
O Dolch, noch warm vom Blut der Unſchuld,
Der als Befreier mir entgegen winkt,
Dich wähle ich! — Und du, Verrathene,
Nichts bleibt dir, als der Tod! — Doch nimm den Kelch,
Der minder ſchmerzhaft ihn dir bieten wird —
Dies iſt der letzte Rath verrath'ner Liebe.
Faß deinen Muth zuſammen — ſieh auf mich —
(indem er ſich durchbohrt)
Ich ſterbe — ſiegend, meinem Beiſpiel — folg,
Ergreif den Becher — zögre — zögre nicht! —

**Eliſabeth.**
Wohlan — ich folge dir! O Tod, mein Kleinod nun,
Nur dir vertrau' ich mich —

**Philipp** (entreißt ihr den Becher).
So lebe denn;
Zu größ'rer Strafe lebe —

**Eliſabeth.**
Tod! Er ſtirbt —
O Todesqual — und ich — ich lebte! — —

**Philipp.**
Ja,
Von ihm getrennt, ſollſt du in Thränen die
Beklagenswerthe Tage leben. — Hier
An deinem langen Schmerz will ich mich weiden;
Und wenn du dann, verwaiſ't an Lieb' und Troſt,
Zu leben wünſcheſt — dann empfang' den Tod
Aus meiner Hand —

**Eliſabeth.**
An deiner Seite, wie?
Und deinen Anblick duldend — nimmermehr!
(ſie entreißt ihm ſeinen Dolch und durchbohrt ſich).
Ich folge ihm — den eignen Dolch erſetzt
Mir den geraubten Kelch —

**Philipp.**
Halt ein, Verruchte!

**Eliſabeth.**
Es iſt geſchehn — ich ſterbe!

**Philipp.**
Himmel! was
Erblick' ich?

**Eliſabeth.**
Sohn und Gattin ſinken hin
Und Beide ohne Schuld — von deiner Hand! —
Und ſo, geliebter Freund, ſo folg' ich dir. —

**Philipp.**
Ein Strom von Blut ringsum! Und welchen Bluts!
Vollendet iſt die Rache! — Bin ich nun —
Ja, bin ich glücklich? — Doch, verborgen bleib'
Der Welt, was Grauſes hier geſchah — Mein Ruf,
Dein Leben, Gomez, hängt an deinem Schweigen!

(Lüdemann.)

### 17.

## Foscolo.

### Die Gräber.

### An Pindemonte.

Iſt im Cypreſſen Schatten, in der Urne,
Erquickt vom Thränenthau, vielleicht der Schlummer
Des Todes minder ſchwer? Wenn nicht die Sonne
Auf Erden mehr für mich befruchtet dieſes
Schöne Geſchlecht der Pflanzen und der Thiere
Und wenn nicht lockend noch mit Schmeichelbildern
Zu mir heran der Zukunft Horen tanzen;
Ich auch dein Lied nicht, ſüßer Freund! mehr höre,
Die Trauerharmonie, die in ihm wallet,
Noch fürderhin der jungfräul'chen Muſen,
Der Liebe Geiſt zu mir im Herzen wendet;
Die einz'ge Seele meines Wanderlebens:
Iſt dann ein Stein Erſatz verlorner Tage,
Der meine Knochen ſondert aus der Unzahl,
Welche der Tod in Meer und Erde ſäet?
Ja, wahr iſt's, Pindemonte! auch die Hoffnung,
Die letzte Göttin, flieht die Gräber; Alles
Hüllt die Vergeſſenheit in Nacht, und raſtlos
Durch eine Kraft gejagt, beſtehn die Dinge
Wandel auf Wandel; Menſch und Grab und Leiche,
Des Himmels und der Erde heil'ge Reſte,
Sie werden alle von der Zeit verwandelt.
Allein warum mißgönnt ſich vor der Zeit dann
Der Sterbliche die Täuſchung, die vernichtet,
Gleichwohl ihn weilen läßt an Dis's Schwelle?
Lebt er vielleicht nicht fort auch in der Erde,
Und iſt ihm ſtumm die Harmonie des Tages,
Wenn er ſie wecken kann zu holden Sorgen
In dem Gemüth der Seinigen. O, himmliſch
Iſt dieſer Einklang liebender Gefühle!
Er iſt dem Menſchen eine Himmelsgabe!
Und mit dem todten Freund durch ſie noch lebend,
Lebt er mit uns noch, wenn die fromme Erde,
Die ihn als Kind empfing und auferzogen,
Im Mutterſchooß ihm letzte Freiſtatt bietend,
Heilig bewahrt ſeinen Staub vor Kränkung
Durch rauhe Regengüſſe und des Pöbels
Profanen Fuß, ein Stein den Namen feſthält
Und freundlich hold ein Baum, von Blüthen duftend,
Mit mildem Schatten ſeine Aſche labet.
Nur wer kein Erbe hinterläßt an Liebe,
Wird wenig froh der Urne. Blickt er über
Sein Grab hinaus, ſo ſieht er ſeine Seele
Durch Acheront'ſche Jammerhallen irren,
Oder ſich flüchtend unter'n weiten Fittig
Göttlicher Gnade; aber ſeine Aſche
Läßt er den Neſſeln nur der öden Scholle,
Wo nie ein theures Weib noch für ihn betet
Und nie ein einſam Wandrer den Seufzer
Vernimmt, den die Natur uns haucht aus Grüften.

Neues Geſetz jedoch reißt nun die Gräber
Auch aus dem Blick des Mitleids und beſtreitet
Den Todten ihren Namen. Gruftlos lieget
Dein Prieſter, o Thalia! der dir ſingend
In ärmlicher Behauſung einen Lorber
Mit langer Liebe zog und dich bekränzte;
Und Zierde warſt dein Lächeln ſeinen Liedern,
Die den Lombard'ſchen Sardanapal geißeln,
Für den nur lieblich tönt Gebrüll der Farren,
Die vom Teſſin, aus Abdua'ſchen Grotten
Der Trägheit und des Schwelgens Glück ihm ſenden.
Wo biſt du, ſchöne Muſe? Nicht ambroſiſch
Berührt ein Hauch mich, deine Gottheit kündend,
Bei dieſen Bäumen, wo ich ſitz' und ſeufze
Nach meinem mütterlichen Dach. Du nahteſt,
Du lächelteſt ihm unter dieſer Linde,
Die mit geſenktem Zweig zu trauern ſcheint,
Weil ſie die Urne nicht bedeckt des Greiſes,
Dem ſie einſt freundlich Ruhe bot und Schatten.
Siehſt du vielleicht, um Pöbelgräber irrend,
Die Stelle, wo das heil'ge Haupt nun ſchlummert
Deines Parini? denn nicht Schatten gönnte
In ihren Mauern ihm die Stadt, die üppig
Freche Ernährerin entmannter Sänger,
Nicht Stein, nicht Wort, und ſein Gebein iſt blutig
Vielleicht vom abgeſchlag'nen Kopf des Räubers,
Der am Schaffot Verbrechen hinterlaſſen.
Horch! wie im Schutte dort und unter Trümmern
Scharrend die Hündin wühlt, die pflegerloſe,
Und um die Gräber irrend heult vor Hunger,
Und aus dem Schädel, den er mondſcheu wählte,
Der Wiedhopf ſchlüpft, umflattert zu den Kreuzen,
Die rings zerſtreut ſind auf dem Feld der Leichen,
Und jammernd, der Unfläthige! mit Aechzen
Die Strahlen anklagt, die noch fromme Sterne
Vergeſſ'nen Gräbern gönnen! Ach! vergebens
Flehſt du, o Göttliche! für deinen Dichter
Um Thau zur düſtern Nacht, am Grab des Todten
Sproßt keine Blume, wenn er nicht von Menſchen
Geehrt mit Ruhm wird und beweint mit Liebe.
Seit dem Gerichte, Ehen und Altäre
Thiermenſchen das Gefühl des Mitleids gaben
Für ſich und Andre, haben die Lebend'gen
Unwettern und dem Raubgethier entzogen
Die armen Reſte, welche ewig ändernd
Zu anderm Leben die Natur beſtimmte.
Die Gräber gaben Zeugenſchaft des Ruhmes
Und Enkeln ein Altar, und Antwort gaben
Aus ihm des Hauſes Laren, und gefürchtet
Wurde der Eidſchwur bei dem Staub der Ahnen,
Ein frommer Brauch, den bei verſchied'nem Glauben
Die Bürgertugend und Verwandtenliebe
Im langen Zug der Jahre treu erhielten.
Nicht immer lag der Grabſtein in den Tempeln
Als Pflaſterſtein; nicht immer mit dem Weihrauch
Vermiſcht befleckte der Geruch der Leichen
Die Betenden, noch trauerten die Städte
Vor abgebildeten Gerippen oder fuhren
Entſetzt die Mütter aus dem Schlaf und ſtreckten
Die nackten Arme über ihres Säuglings
Geliebtes Haupt, daß nicht auch ihn erwecke
Das lange Stöhnen eines Hingeſchied'nen,
Feiles Gebet erflehend von den Erben
Des Heiligthums. Cypreſſen, Cedern neigten,
Mit reinem Aushauch die Zephyre ſchwängernd,
Hin über Urnen ewig grüne Zweige
Zu ewigem Gedächtniß und erfaßten
Koſtbare Vaſen angelobte Thränen.
Die Freunde raubten einen Strahl der Sonne,
Das unterird'ſche Dunkel zu erleuchten,
Denn ſterbend ſuchen auch des Menſchen Augen
Die Sonne und den letzten Seufzer ſenden
Ja alle Buſen nach dem fliehenden Lichte.
Die Quellen, ſie mit weih'ndem Waſſer netzend,
Erzogen Amaranten und Violen
Auf der beraſten Gruft, und wer dort ſitzend
Milch opfernd hingoß, oder ſeine Schmerzen
Dem theuren Todten klagte, was umwallte
Wie von des ſeligen Elyſiums Lüften.
So macht auch frommer Wahn zum theuern Garten
Den Vorſtadt-Friedhof für Britanniens Töchter,
Wohin die Liebe zur verlor'nen Mutter
Sie leitet, wo ſie von den milden Genien
Die Wiederkunft erflehten für den Tapfern,
Der vom beſiegten Schiff den großen Maſtbaum
Herunter hieb und ſich zum Sarge höhlte.
Dort, wo der Durſt nach großen Thaten ſchlummert,
Wo das gemeine Weſen Güterreichthum
Und Sklavenfurcht verwalten, da erheben
Unnützer Pomp und unheilvolle Bilder
Des Orkus, Cippus ſich und Marmordenkmal.
Der Pöbel Edler, Reicher und Gelehrter,
Seele und Stolz des ſchönen Reichs Italien,
Iſt ſchmeichelnd an den Höfen längſt begraben
Lebendig noch, ſich nur der Wappen rühmend.
Uns aber rüſt' Tod die Ruheſtatte,
Wo endlich austobt des Geſchickes Grollen,
Und als ihr Erbe ſammelt dann die Freundſchaft
Nicht Schätze, ſondern glühende Gefühle,
Und ihr zum Vorbild freigeſinnte Lieder.
Entflammt wird der gewalt'ge Geiſt zum Hohen
Durch Urnen der Gewalt'gen, Pindemonte!
Und heilig iſt dem Pilger, ſchon der Boden,
Der ſie empfing. Als ich das Denkmal ſchaute,
Wo beigeſetzt der Körper iſt des Großen,
Der lehrend die Regenten 's Zepter lenken,
Den Lorbeer ihm entriß und Völkern zeigte,
Von welchem Blut er trieft und welchen Thränen,
Und deſſen Sarg dann, der in Rom den neuen
Olymp dem Himmliſchen gethürmt, und deſſen,
Der kreiſen ſah am Himmelszelt die Welten,
Beſtrahlt von ſtiller Sonne, und dem Britten,
Der ſeine Schwingen dort ſo kühn entfaltet,
Zuerſt gebahnt des Firmamentes Gleiſe:
Da prieß ich ſelig dich durch deine Lüfte,
Die glücklich lebensvollen, durch die Fluten,
Womit die Höh'n des Apennin dich baden;
Froh deiner milden Luft bekleidet Luna
Mit ihrem reinſten Silber deine Hügel,
Vom Winzerfeſt umjubelt, und die Thäler,
Bedeckt mit Häuſern und Olivengärten,
Senden aus tauſend Blumen Duft gen Himmel;
Und du zuerſt, Florenz! vernahmſt die Lieder,
Im Zorn ein Troſt dem flücht'gen Ghibellinen,
Und haſt die theuren Eltern und die Sprache
Auch jenem ſüßen Muſenmund gegeben,
Der Amor, nackt in Rom und nackt in Hellas,
Geſchmückt mit einem lilienweißen Schleier
Hin auf den Schoos Uraniens erhoben;
Doch ſel'ger noch warſt du in deinem Tempel
Italiens Glorien, vielleicht die einz'gen,
Seit von den Alpen her, den ſchlecht verwehrten,
Die Wechſelallmacht menſchlicher Geſchicke
Altar und Vaterland entriß, und Waffen
Und Macht und — außer der Erinnrung — Alles.
Von hier, wenn Hoffnung einſt des Ruhmes ſchimmert,
Laßt für den muth'gen Sinn und für Italien
Auſpicien uns erſchau'n! Zu dieſen Steinen
Kam auch Vittorio oft, ſich zu begeiſtern.
Zürnend den Heimatgöttern irrt er ſchweigend,
Wo einſam mehr der Arno iſt, mit Sehnſucht
Den Himmel und die Fluren ſtumm betrachtend;
Und dann, als nichts Lebend'ges mehr den Kummer
Ihm linderte, da ruhte hier der Strenge,
Bläſſe des Tods im Antlitz und die Hoffnung.
Nun wohnt er ewig dort mit jenen Großen,
Doch ſein Gebein bebt heiß von Heimatliebe.
O! wohl ein Gott ſpricht aus ſo heil'ger Ruhe,

er zu Marathon, wo seinen Helden
die Gräber weihte, gegen Perser
Griechen Groll und Tugend nährte, Schiffer,
r Euböa jenes Meer durchsegelt,
durch die weite Dunkelheit die Blitze
Von Helmen und geschwung'nen Schwertern leuchten,
Dampf die Scheiterhaufen ausathmen,
von blanken Waffen Kriegerlarven
Suchen die Schlacht, und in der Schauerstille
Der Nacht schall weithin durch's Gefild' ein Toben
Von der Phalanx und ein Trommetenschmettern
Und ein Hufschlag von Rossen, im Verfolgen
Ueber die Helme der Erschlag'nen polternd,
Geheule, Jauchzen und Gesang der Parzen.
Beglückt! du zogst durch's weite Reich der Winde,
O Hippolyt! in deinen grünen Jahren,
Und als die Segel der Pilot dir jenseits
Der Griecheninseln wandte, da erschollen
Auch dir noch auf dem Hellespont die Strände
Der alten Thaten und der Wogen Brüllen,
Die am Rhöteer Cap Achilles' Waffen
Warfen auf Ajar's Grab. Den Hochgesinnten
Ist Tod ein Spender des gerechten Ruhmes,
Nicht schlaue Klugheit, noch die Gunst der Herrscher
Erhielt dem Ithaker die stolze Beute,
Die vom verstürmten Schiff die wilden Wogen,
Empört von Höllengöttern, doch entrafften.
Mich aber, den Geschick und Ehrbegierde
Flüchtig von Volk zu Volke treibt, erwählten
Zum Wecker der Heroen mich die Musen,
Die Glutbeseeler menschlicher Gedanken!
Sie sitzen Wache haltend bei den Gräbern,
Und fegt die Zeit auch mit den kalten Schwingen
Die Trümmer weg, Gesänge der Camenen
Erheitern Wüsten noch, mit Harmonieen
Das Schweigen von Jahrtausenden besiegend.
So strahlt noch heut' im unbebauten Troas
Dem Pilger ewig eine Stelle, ewig
Durch jene Nymphe, der sich Zeus vermählte,
Die Dardanus zum Sohn ihm gab, von welchem
Troja, Assarakus, die fünfzig Ehen
Und alle Macht entsprang des Julischen Stammes.
Denn als Elektren rief der Parze Stimme
Hin zu Elysiums Chören aus des Tages
Belebter Kraft, da sandte sie den letzten
Der Wünsche auf zu Zeus: Wenn, sprach sie, theuer
Dir meine Locken waren, meine Augen
Und jene süßen Nächte, und des Schicksals
Wille kein best'res Loos mir gönnt, so schaue
Vom Himmel doch auf deine todte Freundin,
Auf daß Elektrens Name nicht verklinge!
So betend starb sie. Der Olympier seufzte
Und träufte, winkend mit dem ew'gen Haupte,
Ambrosia aus den Locken auf die Nymphe
Und weihte so ihr Grab und ihre Leiche.
Dort ruhte Erichthonius; dort schlummert
Des frommen Ilus Asche! dort verrauften
Ihr Haar die Ilierinnen, ach vergebens
Der Gatten nahendes Geschick beschwörend;
Dort kam Kassandra hin, wenn ihr im Busen
Apollo Troja's Fall sie hieß verkünden,
Und sang im Schatten zärtlich süße Lieder
Und führte ihre Enkel hin und Knaben
Lehrt' sie die Stimmen bei der zarten Klage.
Und seufzend sprach sie: O! wenn je von Argos,
Wo dem Tydiden und Laertes Sohne
Ihr weiden sollt die Rosse, euch der Himmel
Die Heimkehr zugesteht; vergebens sucht ihr
Dann eure Heimat. Phöbus' Werk, die Mauern,
Sie rauchen dann, in wüsten Trümmern liegend;
Doch Iliens Penaten werden hausen
In diesen Gräbern; denn die Götter schenken
Dem hohen Namen Dauer noch im Elend.
Und ihr Cypressen! Palmen ihr! von Töchtern
Des Priamus gepflanzt: wenn ihr erwachset,
Begossen, ach! von ihren Wittwenthränen,
Schirmt meine Väter dann! Und wer die Schärfe
Des Beils entfernt von den geweihten Zweigen,
Den trifft mind're Trauer um Verwandte
Und heilig mög' er den Altar berühren.
Schirmt meine Väter dann! Ein blinder Bettler
Wird eines Tages irren unter eurer
Uralten Schattennacht, und in die Grüfte
Sich tasten und umarmen jede Urne
Und sie befragen. Stöhnen wird's im stillen
Geklüft und Alles wird das Grab erzählen,
Wie Troja zweimal ward geschleift und zweimal
Aus stummen Straßen glänzend sich erhoben,
Daß schöner noch die letzte der Trophäen
Aus den Peliden sei. — Der heil'ge Seher,
Mit Liedern sühnend die betrübten Schatten,
Schafft den Argivern Ruhm, so weit die Erde
Der große Vater Ocean umarmet;
Du aber, Hektor! wirst geehrt mit Thränen,
Wo Menschenblut, für's Vaterland vergossen,
Beweint und heilig ist, so lang die Sonne
Noch niederleuchtet auf der Menschen Elend.
(Hilscher).

## 18.

## Manzoni.

### 1.

### Chor aus der Tragödie „der Graf von Carmagnola.“

(Act 2. Scene 6.)

Horch, zur Rechten ein Klang von Trompeten!
Antwort gibt ihm ein Schmettern zur Linken!
Dumpf, von Rossen und Fußvolk zertreten,
Dröhnt auf jeglicher Seite das Feld!
Siehst du flatternd das Banner dort blinken!
Siehst du dies hier die [illegible] erwiedern!
Sieh, ein Heer in geschloss'nen Gliedern
Naht! sieh, wie sich ein andres ihm stellt!
Sieh, der Raum, der sie schied, ist verschwunden!
Schon begegnet der Degen dem Degen!
Jeder sucht eine Brust; aus den Wunden
Rinnt das Blut, mit dem Blut wächst die Wuth.
Sprich, wer sind sie? zog dieser entgegen
Hier dem, daß sein Land er verheere?
Ist's nicht Jener, der flammend: „Ich schwöre!“
Rief, und: „Heimat, dir opfr' ich mein Blut!“
Brüder nennt sie der Fremdling; sie reden
Eine Sprache; sie schaute die gleiche
Mutter; — siehst im Gesicht eines Jeden
Nicht das Mal der Verwandtschaft du glühn?
Ihr' gebar sie dies herrliche, reiche
Land, das, jetzo mit Blute begossen,
Allen übrigen Ländern verschlossen,
Rings das Meer und die Alpen umziehn.
O wer zückte zuerst das verruchte
Schwert, den leiblichen Bruder zu fällen?
Des nichtswürdigen Streites verfluchte
Ursach', kennst du sie? nenne sie mir! —
Weh, sie kennen sie selbst nicht! sie stellen
Ohne Zorn sich, zu tödten, zu sterben;
Feil ließ Jeder mit Gelde sich werben,
Kämpft und fragt nicht warum und wofür.
Wehe, weh den Verblendeten! — Haben
Sie nicht ängstliche Mütter? was fliegen
Nicht die Weiber herbei mit den Knaben,
Sie zu ziehn aus der ruhmlosen Schlacht?
Und die Greise, die ernst und gediegen
Reden können, was säun, die Gebeten,

Die entflammten, mit kräftigen Worten
Sie nicht weiſe zu trennen bedacht!
Wie zuweilen der rauchende Schnitter
Auf des Hüttenherds friedlicher Schwelle
Sieht, wie donnernd ein fernes Gewitter
Ein Gefild, das nicht ſein iſt, verheert:
So wird, wer ſie auf ſicherer Stelle
Kämpfen ſieht, die geladen mit harten
Worten ſagen, wie Tauſende fielen,
Wie man Städte verbrannt und zerſtört.
Sieh, dort ſpricht eine Mutter zum Sohne;
Der ihr liegt er mit flammenden Wangen,
Denn ſie lehrt ihn, zu nennen mit Hohne
Jene, die er nicht ſchlägt auf das Haupt.
Siehſt die Bräute der Sieger du prangen
In Geſchmeiden, in Gürteln und Ketten,
Die das Heer in eroberten Städten
Den verlaſſenen Mädchen geraubt?
Wehe! Wehe! bedeckt das Gefilde
Mit erſchlagenen Kriegern! die Fläche
Wird zum blutigen Meere! der wilde
Muth der Streiter verdoppelt die Wuth.
Ha! ſchon löſen die Glieder ſich! Schwäche
Lähmt den Schritt der ermatteten Züge,
Jedem weiter, verzweifelnd am Siege,
Scheint das Leben das köſtlichſte Gut.
Wie Getreide, geſchleudert aus voller
Schaufel, weit durch die Luft ſich verbreitet,
So zerſtreu'n die Geſchlag'nen in toller
Flucht ſich weit durch das rauchende Feld.
Sieh, ein Schwarm von Verfolgenden reitet
Ihnen nach; an den ehernen Banden
Der verwundeten Flüchtlinge ſchnauben
Schon die Roſſe, ſchon ſind ſie umſtellt!
An den Füßen der feindlichen Krieger
Sinkt, wegwerfend das Schwert, die bedrohte
Schar; erſtickt von dem Jubel der Sieger,
Hört der Sterbenden Winſeln man nicht.
In den Sattel wirft ſchnell ſich ein Bote,
Nimmt ein Blatt, es der Ferne zu bringen,
Spornt, ſprengt fort; ſieht den Weg ihn verſchlingen!
Durch die Städte ſchallt dumpf das Gerücht.
Warum eilt ihr hinaus aller Orten
Auf den Heerweg aus Häuſern und Hütten?
Warum fragt ihr mit bangen Worten,
Was für fröhliche Botſchaft er bringt?
Ja, ihr wißt es, von wo er geritten
Kommt, und Fröhliches ſoll er euch ſagen!
Brüder wurden von Brüdern erſchlagen!
Das iſt die Kunde! Nun jauchzet und ſingt!
Ringsum feſtliche Töne! Die Kerzen
Glühn im Tempel! Vernimmſt du die Lieder?
Auf zum Himmel aus mörderiſchem Herzen
Steigt, ein Greuel ihm, frevelnder Dank.
Von den Zinnen der Alpen hernieder
Blickt der Fremdling, begierig nach Raube:
Lächelnd ſieht er die Starken im Staube
Liegen; Jeglichen zählt er, der ſank.
Eilt euch, tretet zurück in die Glieder!
Haltet ein mit Triumphen und Feſten!
Schart um eure Standarten euch wieder!
Vom Gebirg ſteigt der Fremdlinge Macht.
Sieger, wißt ihr die Schwachen und Beſten?
Denn jetzt naht euch der Feind von den Höhen,
Lüſtern ſieht auf den Fluren ihr Sehen,
Wo ihr Brüder erwürgt in der Schlacht.
Du, das eng deinen Söhnen geſchienen,
Das im Frieden ſie nicht zu ernähren
Weiß — die Zeit des Gerichtes iſt erſchienen!
Fremde nahn dir, unſeliges Land!
Deinen Tiſchen und deinen Altären
Naht der Räuber, theilt unter die Seinen
Aus die Beute der Thoren, ſchlägt deinen
Kön'gen lähmend das Schwert aus der Hand.
Er ein Thor auch! Kein Volk noch beglückten
Blut und Plund'rung! Der Fluch fällt entſetzlich
Auf den mächtigen, lorbeergeſchmückten
Sieger von den Beſiegten zurück!
Wohl ergreift den Bethörten nicht plötzlich
Ehernen Armes die ewige Rache.
Doch ſie wartet, ſie folgt, ſie hält Wache,
Sie tritt ernſt vor des Sterbenden Blick.
Eines Glaubens, geſchaffen zum Bilde,
Eines Einz'gen — zu jeglicher Stunde
Eures Lebens, auf jedem Gefilde,
Wo auch immer: vereinigt euch! liebt
Euch als Brüder! die Hand reicht zum Bunde!
Fluch dem, der ihn verletzt, dem Meineid'gen!
Der den Weinenden wagt zu beleid'gen,
Der unſterbliche Geiſter betrübt!

(Freiligrath)

## 2

## An die ewige Liebe.

Einmal ſteige noch hernieder,
Milder Geiſt, von uns erſehnt,
Schonend deines Dienſts Verächter!
Schonend, wer ihn nicht erſehnt!
Steig' herab und neu belebe
Herzen nach des Zweifels Qual;
Siegend ſtrahl', ein Götterſtrahl,
Den Beſiegten im Erbarmen.
Steig' herab und dämpf', o Liebe,
Du der Seelen ſtolzen Zorn,
Gib Gedanken, deren Helle
Sich nicht trübt im Todesdorn!
Segne deiner Milde Gaben,
Mehre deines Wirkens Macht,
Wie das Licht, das aus der Nacht
Hebt des trägen Keimes [illegible],
Die im niedern Graſe langſam
Sterben würden unerquickt,
Die im Farbenglanze ſchimmern,
Der die Auferſtand'nen ſchmückt,
Wäre nicht vom Quell des Aethers
Jener Strahl herabgetaucht,
Der mit Leben ſie durchhaucht
Und ſie unermüdlich nähret.
In des Unglücks dumpfen Sinnen
Komm, die unſer Flehen ruft,
Steig' herab, du holder Odem,
Troſtumwehende, ſanfte Luft!
Steige als ein Sturm hernieder
In des Drängers Uebermuth,
Schrecken ſetze ihm zur Hut,
Die ihn Sehen der Erden lehren.
Heb' des Armen feuchte Wimper
Zu dem Himmel, der ſein harrt,
Daß er jubelnd ihn vergleiche
Mit der rauhen Gegenwart.
Wer in Fülle hat empfangen,
Geb' mit ſanfter Freundeshand,
Gebe leiſe, ungenannt,
Daß genehm dir ſei die Gabe.
Webe in der Unſchuld Lächeln,
Das von Kinderlippen bricht;
Streue deine keuſchen Roſen
Auf des Mädchens Angeſicht!
Mach' der keuſch entknoſpten Jungfrau
Deine reinen Freuden kund,
Heilige den hehren Bund
Zwiſchen auserwählten Seelen!
Sänftige den Geiſt des Jünglings,
Der in kühnerm Sturme fliegt,
Leite du den Männerwerth

Zu dem Ziele, das nicht trügt!
Schmücke die ergrauten Haare
Mit des Hauſes heil'gem Glück;
Strahle in dem irren Blick
Deſſen, dem der Tod genaht!

(Wetzler.)

## 9.

## Der fünfte Mai.*)

Er war — und wie bewegungslos
Nach letztem Hauchelaute
Die Hülle lag, uneingedenk,
Verwaiſt von ſolchem Geiſte;
So tief getroffen, ſtarr erſtaunt
Die Erde ſteht der Botſchaft;
Stumm, ſinnend nach der letzten
Stunde des Schickſalsmannes,
Sie wüßte nicht, ob ſolcherlei
Fußtapfen Menſchenfußes
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu ſtempeln ſich erkühnte.
Ihn wetterſtrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muſe ſchweigend,
Sodann im Wechſel immerfort
Ihn fallen, ſteigen, liegen;
Zu tauſend Stimmen Klang und Ruf
Vermiſchte ſie nicht die ihre.
Jungfräulich, keiner Schmeichelei
Noch feiger Schmähung ſchuldig,
Erhebt ſie ſich plötzlich aufgeregt,
Da ſolche Strahlen ſchwinden;
Die Urne kränzend mit Geſang,
Der wohl nicht ſterben möchte.
Zu Pyramiden von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,
Des ſichern Blitzes Wetterſchlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Scylla zum Tanais
Von einem zum andern Meere.
Mit wahrem Ruhm? — Die künft'ge Welt
Entſcheide dies! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigſten,
Erſchaffenden, der ſich einmal
Von allgewalt'ger Geiſteskraft
Grandioſe Spur beliebte.
Das ſtürmiſche, doch bebende
Entzück'n an großen Planen,
Die Angſt des Herzens, das ungezähmt,
Dienend nach dem Reiche gelüſtet
Und es erlangt, zum höchſten Lohn,
Den's thöricht war zu hoffen.
Das ward ihm All': der Ehrenruhm
Vergrößert nach Gefahren,
Sodann die Flucht, und wieder Sieg,
Kaiſerpalaſt, Verbannung;
Zwei Mal zum Staub zurückgedrängt
Und zwei Mal auf dem Altar.
Er trat hervor: geſpalt'ne Welt,
Bewaffnet gegen einander,
Ergeben wandten ſich zu ihm
Als lauſchten ſie dem Schickſal
Gebietend Schweigen, Schiedesmann
Setzt er ſich mitten inne.
Verſchwand! — Die Tage Müßiggangs
Verſchloſſen im engen Raume,
Zeugen von gränzenloſem Neid
Und tiefem frommem Gefühle,
Von unauslöſchlichem Haß zugleich
Und unbezwungener Liebe.
Wie über's Haupt Schiffbrüchigen
Die Welle ſich wälzt und laſtet,
Die Welle, die den Armen erſt
Emporhob, vorwärts rollte,
Daß er entfernte Gegenden
Umſonſt zuletzt erblickte:
So war's dem Geiſt, der wogenhaft
Hinaufſtieg in der Erinn'rung.
Ach, wie ſo oft den künftigen
Welt' er ſich ſelbſt erzählen!
Und kraftlos auf das ewige Blatt
Sank die ermüdete Hand hin.
O, wie ſo oft beim ſchweigſamen
Sterben des Tags, des leeren,
Geſenkt den blitzenden Augenſtrahl,
Die Arme übergefaltet,
Stand er; von Tagen, vergang'nen,
Beſtürmt ihn die Erinn'rung!
Da ſchaut er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Hauf,
Die Welle reitender Männer,
Die aufgeregteſte Herr'herrſchaft
Und das allerſchnellſte Gehorchen.
Ach, bei ſo ſchrecklichem Schmerzgefühl
Sank ihm der entathmete Buſen,
Und er verzweifelte! — Nein, die Kraft
Der ewigen Hand von oben,
In Lüfte leichter athembar,
Liebherzig trug ihn hinüber
Und leitete ihn auf blühende
Fußpfade, die hoffnungsreichen,
Zu ewigen Feldern, zum höchſten Lohn,
Der alle Begierden beſchämet;
Er ſieht, wie auf Schweigen und Finſterniß,
Auf den Ruhm, den er durchdrungen.
Schöne, unſterblich wohlthätige
Glaubenskraft, immer triumphend!
Sprich es aus! Erfreue dich,
Daß ſtolzer höheres Weſen
Sich dem verdächtigten Golgatha
Wohl niemals niedergebeugt hat!
Und alſo von müder Aſche denn
Entferne jedes widrige Wort:
Der Gott, der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröſtung auch,
Auf der verlaſſ'nen Lagerſtatt
Ihm ja zur Seite ſich fügte.

(Goethe.)

## 10.

## Pellico.

## Franceska von Rimini.*)

### Perſonen.

Lanciotto, Fürſt von Rimini.
Paolo, ſein Bruder.
Guido, Fürſt von Ravenna.
Franceska, ſeine Tochter, Lanciotto's Gemahlin.

### Dritter Act.

**Paolo (allein).**

Sie ſehen ... ja, zum letztenmal. Die Liebe
Macht für die Pflicht mich taub. Abreiſen wär'
Mir heil'ge Pflicht; ſie niemals wiederſehn ...
Ich kann es nicht. Wie ſie mich angeblickt!
Der Schmerz macht ſie noch ſchöner; ſchöner, ja,
Sie ſchien mir übermenſchlich! Sie verlieren?

---

*) Der fünfte Mai iſt der Todestag Napoleon's.

*) Der Stoff dieſer Tragödie iſt dem oben (S. 196) mitgetheilten 5. Geſang von Dante's Hölle entnommen.

Lanciotto, hat er nicht ſie mir geraubt?
Verdammt! O . . . 's iſt mein Bruder, den ich liebe!
Er iſt ſo glücklich, . . . und er ſei es lang . . .
Doch darf muß er, um glücklich ſich zu machen,
Zertreten eines Bruders Herz?
(Franceſca tritt auf, ohne Paolo zu ſehen.)

Franceſca.
Wo iſt
Mein Vater? Könnt' ich noch von ihm erfahren,
Ob noch mein . . . Schwager . . . hier iſt! Dieſes Haus
Wird ſtets mir theuer ſein . . . Ja, ſeinen Geiſt
Wird aus dem heil'gen Boden er verbannen,
Auf welchen ſeine Thräne fiel! . . . Unglückliche,
Verbanne ſolche ſtrafbare Gedanken;
Denn du biſt Gattin!

Paolo.
Ha, ſie redet mit
Sich ſelbſt und ſeufzt.

Franceſca.
Weh mir, dieß Haus muß ich
Verlaſſen, denn zu voll iſt es durch ihn.
Zum heimlichen Altare muß ich fliehen . . .
Nur Tag und Nacht vor Gottes Auge liegend
Erfleh' Verzeihung meiner Sünden, daß
Die einz'ge Zuflucht der bedrängten Herzen,
Gott, mich nicht ganz verſtoßt. (Will abgehen.)

Paolo (tritt vor).
Franceſca . . .

Franceſca.
Welch
Ein Anblick! Prinz . . . . was willſt du?

Paolo.
Dich noch ſprechen.

Franceſca.
Mich ſprechen? Weh, ich bin allein! . . . Allein
Konnſt du, o Vater, hier mich laſſen? Vater,
Wo biſt du? Komm zu Hülfe deiner Tochter!
Doch hab' ich Kraft zum Fliehn.

Paolo.
Wohin?

Franceſca.
Nein, Prinz . . .
Weh, folge nicht! Schenk' meinem Willen Achtung.
Laß zum Altar mich treten. Wehre nicht
Den Himmel anzuflehn dem Unglück.

Paolo.
Mit dir
Will ich zum Altar meiner Väter treten;
Wer iſt unglücklicher als ich? Dort ſoll
Gemeinſam unſer Flehn zum Himmel ſteigen.
O Weib! um meinen Tod wirſt du dort flehn,
Ja, um den Tod des Mannes, den du haſſeſt! . . .
Ich will zum Himmel beten, daß dein Flehn
Er bald erhör' und deinen Haß vergebe,
Und daß er Frohſinn deinem Herzen ſchenke,
Schönheit und Jugend deinem Antlitz lange
Bewahre, Alles, was du wünſchen mögeſt,
Dir gebe! . . . Alles! auch . . . des Gatten Liebe . . .
Dir Kinder ſchenke, die ſich ſeiner freu'n!

Franceſca.
O Paolo, weh, was ſag' ich? Weine nicht!
Nie wünſcht' ich Tod dir.

Paolo.
Doch du haſſeſt mich . . .

Franceſca.
Was geht's dich an, wenn ich dich haſſen muß? . . .
Dein Leben ſtör' ich nicht. Denn morgen werd' ich
Nicht mehr hier ſein. Dann bleibe du ein treuer
Genoſſe deinem Bruder, tröſte ihn
Ob ſeiner Frau Verluſt; er wird gewiß
Drob weinen . . . Ach! in Rimini wird er
Allein dann weinen, wenn's bekannt wird . . . Höre:
Sag' ihm jetzt Nichts davon. Doch wiſſe . . . ich
Ich werde nie nach Rimini mehr kehren;
Vor Kummer würd' ich ſterben. Doch wenn dieß
Mein Mann erfährt, ſo tröſte ihn und du . . .
Wein' eine Thräne . . . wenigſtens für ihn.

Paolo.
Franceſca, was mich's angeht, daß du mich
Verabſcheuſt, fragſt du noch? Mein Leben, denkſt du,
Vergälle nicht dein Haß? und dieſes Wort,
Dieß fürchterliche? . . . Schön, gleich einem Engel,
Den Gott in höchſter Liebesglut erſchaffen . . .
Und Jedem theuer . . . eine glückliche
Gattin . . . und du wagſt es vom Tod zu reden?
Betrachte mich, der durch des Ruhmes Trugbild
Von meinem Vaterlande weit verſchlagen,
Verlor . . . Weh! ſeinen Vater, den ich immer
Noch zu umarmen hoffte. O er hätte
Mein Unglück nicht bereitet! ihm hätt' ich
Mein Herz entdeckt . . . die hätt' er mir geſchenkt, . . .
Die ich auf immer nun verloren habe!

Franceſca.
Was ſagſt du da? Du ſprichſt von der Geliebten . . .
Und ohne ſie iſt dir dein Leben Elend?
So mächtig iſt in deiner Bruſt die Liebe?
In eines tapfern Kriegers Bruſt ſoll nie
Die Liebesglut als einz'ge Flamme brennen.
Dein Schwert, dein Ruhm, ſie kann dich tröſten; herrlich
Iſt die Begier. Zeig' ihr und laß dich nie
Durch Lieb' erweichen.

Paolo.
Welch ein Wort! O hätteſt
Du mit mir Mitleid? Könnte ſich dein Haß
Wohl etwas mildern, wenn ich mit dem Schwert
Mir größ'ren Ruhm erwürbe? Mir genügt
Ein Wort von dir, beſtimme Ort und Feinde.
Ich will mich in die fernſten Schlachten ſtürzen;
Je größer die Gefahr und das Beginnen,
Je ſüßer ſei's mir, weil Franceſca mir
Sie auferlegt. Die Ruhmſucht macht, der Muth
Den Arm mir ſtark; doch ſtärker wird ihn noch
Dein Name, von mir angebetet, machen.
Nie wird tyrann'ſche Gier je meinen Ruhm
Beflecken, und nicht wünſch' ich andre Krone,
Als einen Lorbeerkranz — von dir geflochten,
Allein dein Beifall, nur ein Wort, ein Lächeln,
Ein Blick von dir . . .

Franceſca.
Allmächt'ger Gott, was iſt dieß?

Paolo.
Dich lieb' ich, o Franceſca, liebe dich;
Und meine Liebe muß verzweifeln.

Franceſca.
Ha!
Was muß ich hören! Iſt dieß Fieberwahn?
Was ſageſt du?

Paolo.
Ich liebe dich.

Franceſca.
Du wagſt es?
O ſchweig'! Man könnt' es hören . . . Wie, du liebſt mich?
So ſchnell iſt deine Flamme? Weißt du nicht
Daß ich verwandt dir bin? Kannſt du ſo ſchnell
Vergeſſen die verlorene Geliebte? . . .
Ich Arme! . . . weh! laß fahren meine Hand;
Verbrecheriſch ſind deine Küſſe.

Paolo.
Vorſchnell
Iſt meine Flamme nicht. Verloren hab' ich
Eine Geliebte, ja, du weißt's; von dir
Hab' ich geſprochen nur um dich hab' ich
Geweint; dich liebte ich und werde ewig
Dich lieben; ja, dich lieben bis zum Tod! . . .
Und, wenn ob des Verbrechens, dich zu lieben,
Ich ew'ger Höllenqual auch bin verfallen,
Werd' ich dich heiß und heißer ewig lieben.

Franceſca.
Wär's wahr? du liebteſt mich?

Paolo.
An jenem Tage,
Wo ich, Geſandter meines Vaters, nach
Ravenna kam, ſah ich dich in die Hallen
Des Tempels ſchreiten, und ein Trauerzug
Von Frauen, welche klagten, folgte dir.
Vor einem neuen Grabmal ſah ich dich
Voll Inbrunſt knieen und ſtill, doch bitter weinend,
Die Händ' empor zum Himmel heben. Wer,
Wer iſt das? fragt' ich Einen. — Guido's Tochter,
Antwortet' er. — Und weß das Grab? — Das Grab
Iſt's ihrer Mutter. — O welch Mitgefühl
Fühlt' ich mit dem verwaiſ'ten Kind im Buſen,
Wie ſchlug mein Herz ſo ſchnell! ... Verſchleiert
warſt du,
Franceſca, deine Augen ſah ich damals
Nicht, doch ich liebte dich ſeit jenem Tag.

Franceſca.
Du ... weh, hör' auf ... du liebteſt mich? ...

Paolo.
Die Flammen
Hab' ein'ge Zeit ich unterdrückt; doch einſt
Schien mir's, in meinem Herzen habeſt du
Geleſen. Von der Jungfrau Zimmern ging ich
Damals nach dem verſteckten Gärtchen, dort,
Nah bei dem See im Blüthenwald verſteckt,
Später nach deinen Zimmern ſeufzend ich.
Und als du kamſt, erhob ich mich mit Zittern.
Dein Blick war auf ein Buch geheftet und
Du ſahſt mich nicht; und deine Thränen ließeſt
Du fallen auf das Buch ... Bewegt im Herzen
Naht' ich mich dir. Verſtört war, was ich ſagte,
Verſtört, was du geſprochen. Jenes Buch
Reichteſt du mir, wir laſen, ſaßen Beide,
Wie Lancelot von Liebe war gefeſſelt.
Wir waren ganz allein, kein Dritter lauſchte ...
Und da begegnen unſre Augen ſich ...
Ich wurde blaß ... du zittertest ... und ſchnell
Gingſt du davon.

Franceſca.
O welch ein Tag! Das Buch
Behielteſt du.

Paolo.
Und trug's auf meinem Herzen,
Oft macht' es mich in weiter Ferne glücklich.
Schau her: ſieh dieſes Blatt, das wir geleſen;
Schau her: ſieh hier die Thränen, welche damals
Entfallen deinem Aug'.

Franceſca.
Geh, ich beſchwöre
Dich, geh! Kein andres Angedenken darf
Noch ſein in mir, als das des todten Bruders.

Paolo.
Damals hatt' ich ſein Blut noch nicht vergoſſen.
O unheilvoller Bürgerkrieg! dieß
Vergoſſ'ne Blut hat mir den Muth geraubt.
Ich warb um deine Hand nicht; ging nach Oſten
Fort in den Krieg. Ich hoffte bald zu kehren,
Dich dann verſöhnt zu finden und ſodann
Dich zu erhalten. Ich bekenn' es, ja,
Ich nährte Hoffnung noch, dich zu erhalten.

Franceſca.
Weh mir, ich bitte dich, entferne dich;
Acht' doch meinen Schmerz und meine Tugend!
Wer gibt mir Kraft, daß ich hier widerſtehe?

Paolo.
Ach, meine Hand haſt du gedrückt. O Wonne!
Sprich, warum haſt du meine Hand gedrückt?

Franceſca.
Paolo!

Paolo.
Haſſeſt du mich nicht? Franceſca,
Sprich, haſſeſt du mich nicht?

Franceſca.
Ich muß dich haſſen.

Paolo.
Du kannſt's?

Franceſca.
Ich kann es nicht.

Paolo.
O welch ein Wort!
Noch einmal ſag's, Franceſca, haſſeſt du
Mich nicht?

Franceſca.
O Grauſamer! Schon ſagt' ich dir
Zu viel. Iſt dir das nicht genug? Geh, laß mich.

Paolo.
Sprich weiter, eh' du dich nicht ganz entdeckt mir,
Laß ich dich nicht.

Franceſca.
Hab' ich dir's nicht geſagt ...
Daß ich dich liebe? Weh, von meinen Lippen
Flieh das unſel'ge Wort! ... Ich liebe dich
Und ſterb' aus Liebe ja zu dir ... doch möcht' ich
Unſchuldig ſterben. Habe Mitleid!

Paolo.
Daß
Du liebſt mich? ... Sieh, welch fürchterlicher Schmerz
Mein Herz zerreißt. Ich bin verzweiflungsvoll:
Doch iſt der Wonne Strahl, der der Verzweiflung
Nacht mir durchbricht, ſo groß, ſo übergroß,
Daß ich nicht Worte dafür finden kann.
Wär's wahr, daß du mich liebteſt? Und verlieren,
Verlieren mußt' ich dich!

Franceſca.
Du ſelbſt haſt mich verlaſſen, Paolo. Ich,
Ich konnte mich von dir geliebt nicht wähnen.
Geh, dieſes ſei das letzte Mal ...

Paolo.
Unmöglich
Iſt mir, dich zu verlaſſen. Wenigſtens
Täglich um dich zu ſein ....

Franceſca.
Und zu verrathen?
Unſeligen Verdacht in meinem Gatten
Stets zu erwecken? Und um meinen Namen
Der Schande Makel preis zu geben? Paolo,
Wenn du mich liebſt, ſo flieh' mich.

Paolo.
Unerbittlich
Grauſames Loos! Ich ſollte deinen Namen
Beflecken? Nein. Du biſt Lanciotto's Gattin.
Mein ſei der Tod. Verbann' aus deinem Buſen
Mein Angedenken; leb' im Frieden. Ich,
Ich ſollte deinen Frieden ſtören? O
Vergib. Nein, nein, o weine nicht.
Liebe mich nicht. Weh mir! Was ſag' ich? Liebe
Mich, ja, und weine eine Thräne nur
Um meinen frühen Tod ... Horch! Lanciotto.
O Himmel, gib mir Kraft! — (er ruft) Hieher mein
Bruder!

(Lanciotto und Guido kommen.)

Paolo.
Umarme mich zum letzten Male nun.

Lanciotto.
Iſt's denn vergebens ...

Paolo.
Nicht ein Wort mehr ſey
Entgegen meinem Willen. Unabänderlich
War meine Zukunft; weh, wenn ich ...

Lanciotto.
Was ſagſt du?
Wem ſteht die auf der Stirne?

Paolo.
Ach, unſer nicht …
Dem Schickſal iſt die Schuld. Leb' wohl, Franceska.
Franceska (fällt beinahe außer ſich aus).
Paolo … halte!
Lanciotto.
Welche Stimme!
Guido (die Tochter haltend).
Weh! ihr Athem
Bleibt aus!
Paolo.
Franceska … ſie will ſterben?
Franceska.
Weh, es geht … ich ſterbe.
(Sie ſinkt ohnmächtig in Guido's Arme).
Paolo.
Franceska … Welch ein Anblick … helft ihr!
Guido.
Tochter …
(Franceska wird in ihre Zimmer abgeführt.)
Lanciotto.
Paolo … Was hör' ich … ſchrecklich fällt ein Strahl
In meine Augen ein.
Paolo.
Barbar! Du freuſt dich,
Sie iſt dahin … Nun laß mich ſterben; ſtich mich!
(Geht ab.)
Lanciotto (allein).
Wär's wahr? Sie liebte ihn! und täuſchte mich! …
Nein: aus der Hölle kommt mir der Gedanke …
Doch … Paolo will ich meiden den Palaſt
Nun zu verlaſſen; mit Gewalt will ich's
Ihm wehren. Gräßliches Verhängniß, du
Laß deinen grauſen Schleier mich zerreißen.
(Guttenhöfer.)

## 20.

## Niccolini.

### Arnaldo von Brescia.

(Act 1, Scene 2. 3. 6).

Platz auf dem Capitol. Giordano, römiſcher Patricier. Volk. Später Arnaldo, Annibaldo, ein römiſcher Nobile, und eine Schaar Schweizer.

Giordano.
Ihr Römer,
Ich rief euch nicht umſonſt hieher: Arnaldo
Iſt unter uns.
Volk.
Und wo? Er ſäumt?
Einer vom Volk.
Er kommt.
Volk.
Der Heil'ge lebe hoch! (Arnaldo erſcheint.)
Einer.
Die Kirche mach' er
Von ihren Heuchlern frei.
Anderer.
O athme endlich
Italiens Luft und ſchüttle von dem Fuß
Den fremden Staub!
Giordano.
Wie anders iſt ſein Antlitz,
Als das der Cardinäl' im hohen Rath,
Die ſich mit Chriſtenblut die Adern füllen,
Für ſich begehren, Anderen verſprechen
Und Gottes Braut mit ew'ger Schmach bedecken!
Seht, Bewundrer! Schwach vom Faſten iſt ſein Leib;
Ein heilig Blaß liegt auf dem milden Antlitz
Und einer frommen Thräne Spur darauf.
Weil eure Größe hinſank, weinte er.
Und gibt es Thränen in des Menſchen Auge,
So großen Schickſals würdig?
Nicht Einer nur ſoll trauern, wo du liegſt,
O Königin der Völker! Ja, ich wollt',
Es ragt ein einzig Kreuz auf deinen Trümmern.
Volk.
Welch Mittel gibt's?
Arnaldo.
Freiheit und Gott!
Die Stimme aus dem Oſten,
Die Stimme aus dem Weſten,
Die Stimme aus der Wüſte,
Des Echo's Stimme aus den offnen Gräbern:
Klagt, Buhlweib, Rom, dich an! Berauſcht biſt du
Vom Blut der Heiligen und triebeſt Buhlſchaft
Mit allen Königen der Welt. — Ha, ſeht ſie:
In Purpur iſt ſie angethan und Gold
Und Spangen und Geſtein beladen ſie:
Das weiße Kleid — die Luſt des erſten Gatten
Der nun im Himmel iſt — im Staub verlor ſie's.
Trotz voller Hoffahrt und voll Gotteslästerung,
Schrieb ſie ſich auf die Stirn das Wort: Geheimniß.
Ha, ihre Stimme hört man nimmermehr
Bedrängte tröſten; Allen dräuet ſie,
Und bringt mit ew'gem Fluch den bangen Seelen
Endloſe Pein. Die Unglückſel'gen — wie
Gott's Wille — eilten bei dem großen Schmerz
Sich zu umarmen; doch die Grauſame
Trennt' ſie im Namen Chriſti; Söhn' und Väter
Verſtümmelt ſie, vom Weib reißt ſie den Gatten,
Und reizt zum Kriege die entzweiten Brüder.
Sie iſt des Evangeliums Tödterin;
Und in ſich reißt der Haß das Buch der Liebe.
Vorüber ſind die Jahre, die entzückt
Wie der Evangeliſt von Pathmos weiſſagt:
Die Völker zu bethören, ſprengte Satan
Die alten Ketten und die Grauſe thront
Hoch über einem Meer unzähl'ger Thränen,
Die wir um ſie geweint.
Des Menſchen ewiger Verführer ſetzt
Zwei Becher ihr an den unkeuſchen Mund;
Blut iſt in einem, in dem andern Gold,
Und dieſe gierig Metze trinkt aus beiden,
So daß die Welt nicht weiß, ob ſie nach Gold,
Ob ſie nach Blut mehr dürſtet. Warum ſtieg
Sie aus der Erde tiefem Schooß empor
Zum Capitol? In ihren Kerkern war
Sie groß und ſchön. — O Herr, die deine Geißel
Einſt ſchlug, ſie ſtehn auf deines Tempels Schwell'
Nicht mehr, die frommen Opfer zu verkaufen;
Doch drinnen wird der Menſch verkauft, dein Blut
Wird dort verkauft, o Gottessohn!
Volk.
Was räthſt du uns?
Arnaldo.
Nehmt der Verworf'nen Schwert
Und Scepter ab, und endlich gebe ſie
Die ſchlecht erworb'nen Schätze euch zurück.
Einer aus dem Volk.
Kommt! plündern wir der Cardinäle Häuſer!
Ein Anderer.
Auch die Patricier ſind reich.
Arnaldo.
Volk, hör'!
Bezähmt euch — das Geſetz.
Einer aus dem Volk.
Ha, das Geſetz
Hielt nur die Armen hier im Zaum und lange
Schon lange ſahen wir's verlacht, entheiligt. Und was
Verſpricht uns deine Freiheit?
Arnaldo.
Hört mich an:
Der Klerus nahm hier durch Gewalt und Liſt

Sich Alles. Sein ſind weite Länderei'n,
Die euren Vätern einſt gehört; das Land
Macht er hier öd' und unheilſam vor Siechthum,
Des Lebens Herrn, umgab er mit dem Tod.
Doch in der reinen Luft anmuth'ger Hügel
Erbaut' er Häuſer, zu der Mönche Luſt,
Mit ſündigem Gepräng; für euch die Hütte
Und den Palaſt für ſie.

**Volk.**

Arnaldo lebe!

**Arnaldo.**

Seit jenem Tage, da das Chriſtenvolk
Verſchmähte, an Wind und Poſſen ſich zu weiden,
Erfuhr ich eines rohen Hirten Zorn
Und, von dem Heimatlande ſtreng verbannt,
Ward ich zum Pilger; wohlbekannt iſt's euch,
Wie mühevoll ich ſchweift' von Volk zu Volk
Für meine Lehre, die da Früchte trägt.
Hoch auf dem Kamm des Apennin's und in
Dem ew'gen Schnee der Alpen, wie oft irrt'
Ich dort und wechſelte mit blut'gem Fuß
Den ſchweren Pfad. Woher ich komme, ſollt
Ihr wiſſen und Ihr werdet andre Völker
Sich hier verſammeln ſehn um meine Fahne,
Die Chriſto zugehört. Doch war mein Herz,
Ihr Römer, ſtets mit euch; verſtummen ſollt's,
Vergäß' ich dich, Italien! Faſt kämpft'
Ich hier zehn Jahre mit Eugen und nährte
Die heil'ge Glut, die euch im Buſen flammt.
Eugen begann als Wolf, drauf ward er Fuchs
Und, Brot vergeudend an die ſünd'gen Bettler,
Hofft' er gemeinen Kaufs die Freiheit Roms
Vom Volke zu erhandeln; doch der Tod
Zerſtört' den böſen Plan und euch die Großmuth
Des Gierigen entſchob die Noth. — Doch lebet
Sie wieder, gebt ihr euch mit blinder Freiheit
Dem Raube hin; der Raub macht Alle arm,
Schandthaten zeugt er, die Gewiſſensqual
Zur Folge haben, und ihr wißt's, die Prieſter
Verſtehn Gewinn daraus zu ziehn.
Wie oft rief ich herab von dieſem Hügel:
Beſitzen ſoll der Klerus Nichts, ihm ſei's
Genug, zu leben von der dürft'gen Koſt
Und der Getreuen Spende; nimmer zieh'
Aus Gottes Zorn Gewinn der gier'ge Pfaff,
Der in dem Geldſack ſeinen Geiſt begräbt;
Und heil'ge Tugend ſoll ihm der vermählen,
Mit der ſich Chriſtus durch das Blut verband.
So viel der Klerus ſich durch langen Trug
Erwarb, theil' unter euch nun das Geſetz;
Zu lügen und zu rauben braucht ihr nicht,
Und könnt ihr fürchten, wenig zu erlangen,
Wenn lange ſchon die ganze Welt nicht g'nügt
Mit der Tribute Zahl zu ſättigen
Den tiefen Hunger dieſer gier'gen Wölfe!

**Volk.**

Geſetze, ja, Geſetze —

**Arnaldo.**

Kehrſt du endlich
Zurück denn, römiſch Volk, zu Gott und Tugend,
Und denkeſt, was du warſt und wo du biſt?
Dieß iſt das Capitol: Hört da, ein Lärm
Von tauſend Stimmen ſteigt aus tauſend Kehlen
Voll Zorns empor: Ihr fühlt's, bei dieſem Namen
Weht früherer Triumphe Geiſt
Um eure freie Stirn; im Frieden war's
Ein Tempel, eine Burg im Krieg. Hinunter
Vom heil'gen Berg geh' der und ſtürze ſich
In Klöſter, der an Knechtſchaft denkt. Seht da,
Auf's Neu befeſtigt iſt der Fels Tarpejus,
Ihr habt zum Schutz des Vaterlandes Waffen,
Ihr ſeid zum freien Rathe hier verſammelt
Und auferſtanden iſt der edle Sinn,
Den Prieſtern ſo verhaßt.
Von dieſem Volk, der ſchon vergeſſen war,
Kommt die Erinn'rung und der Vorwurf nun;
Zu euch, ihr Römer, reden dieſe Trümmer.
Ich ſeh' auf eurem Angeſicht die Zeichen
Erhab'ner Schmerzen; Jedes Grabmal fragt
Ihr nun und auf des Römermuthes Spuren
Irrt ihr voll Zorn und träumeriſch umher;
Denn Jedem ruft die Erde zu: Steh' ſtill,
Ein Held iſt's, den du trittſt!
Hier ſtiegen ſie die ſtolze Höh' empor
Bei den Triumphen, — nun ſind's ſchöne Mönche,
Verrätheriſch und weichlich, die ihr Neſt
Auf den Ruinen bauten; die erſchien
Dein Einer von dem alten Volk, es birgt
Mit ſeinen Schatten marmorne Geſchöpfe.
Verrühmter Aſche und voll Trägheit herrſcht's
Beim Ruhme und dem Unglück Roms.
O Capitol, wo ich voll Ingrimm wandle,
Wirf ab die ſchlecht'ſte Laſt, die je die Erde
Im Zwange trug, und nimmer ſehe man
Am Wege deines alten Ruhms den Schimpf
Der Welt; dem Blick ein widrig Hinderniß
Sind ihre Häuſer. — Schaut auf das zerſtreute
Gebein der ew'gen Stadt dort, deren Größe
Den Niedren eine Fabel ſcheint und die
Mit einem Blick die Welt in Furcht geſetzt
Und ihr Geſchick beſtimmt. Rom, du allein
Schienſt unterm Himmel von dem Zorn des Tods
Verſchont und der Geſchicke; ſelbſt die Zeit,
Die Sieg'rin über Alles, ihrer Kraft
Mißtraute ſie und Hilfe forderte
Sie von Barbaren und von Prieſtern.
Doch Eiſen nicht, nicht Feuer, nicht der Stand
Der dauernden Vergeſſenheit genügte,
Um deine ſtolzen Mauern zu bedecken.
Die Siegel der Jahrhunderte, ſie trotzen
Dem Himmel. Ja, ich ſchwör's bei eurem Ruhm,
So ſiegt ihr endlich über die Tyrannen,
O Römer! — Die Geſetze, die verſtummt
Seit langen Zeiten ſind, erneuert ſie;
Alt ſind die Mauern, aber ruhmvoll noch;
Konſuln zeigt jede Stadt Italiens auf
Und unter euch entſtand dieß edle
Gericht, als Brutus mit dem Stahl, den er
Hervor aus einem keuſchen Buſen zog,
Hin auf der Kön'ge letzte Schandthat wies
Und auf Lucretiens Blut der erſte Strahl
Der Freiheitsſonne fiel.
Und hier, ihr Römer, iſt dieß edle Amt
Ein Name nur, geſchrieben auf Ruinen.
Erweckt es endlich; ſtellt die heil'ge Macht
Der Senatoren und der Ritter her,
Den Orden, der einſt zwiſchen Volk geſtanden
Und den Patriciern.

**Volk.**

Wie, Patricier?

**Arnaldo.**

Tribunen auch, die unverletzbar ſeien
Und zu des Volkes Schutz. Ich lieb' das Volk,
Ich ſelber ſtamm' aus ihm und folge jenem
Erhabenen Befreier aller Knechte;
Dem Volke gab er Brot und ew'ge Wahrheit
Und unter den Bedrängten ſucht' er Freunde.
Jetzt ſpäht auf Frankreichs und auf Deutſchlands Thronen
Der neue Phariſäer nach Tyrannen
Und in des Kaiſers Namen würde Chriſtus
Getödtet noch einmal.

**Ein Theil des Volks.**

Auf, den Arnaldo
Erwählt zum Conſul!

**Die Andern.**

Nein, er ſei Tribun!

**Einige.**

Er iſt kein Römer.

Arnaldo.

In Italien
Bin ich geboren! — Hör' mich an, mein Volk:
Zwar fern von dir, bewacht ich dein Geſchick,
Ihr wißt, daß Deutſchland ſeine Horden aufbot
Und abermals ergießt auf unſre Felder
Sich der Barbaren Flut. Und ich, ihr Römer,
Verſucht', bevor ich zu euch kam, die Städte
Der Lombardei zu heil'gem Bund zu einen.
O, wäre eiſern meine Bruſt geweſen
Und hätt' ich tauſend Stimmen noch gehabt,
Wär' nicht vom glüh'nden Rufe matt und trocken
Die Zunge, die da rief: Seid Brüder, ihr,
Die von den Alpen bis zum Lilybäum
Die holde Luft Italiens genießt, —
Zu einem Volke macht euch die Freiheit.
Hör' dieſe Worte, deines Echo's werth,
O Capitol, und wiederhole ſie
Nach allen Hügeln hin; ihr Lüfte, die
Des Brutus Bruſt geathmet, traget ſie
Zu jedem Ohr. Steht Italien
Wie ein Mann auf und hat es einen Willen,
Dann braucht's kein Schwert, die Deutſchen zu verjagen
Aus dieſem Land, wo ihre ſtolzen Roſſe
Mit ehrnem Huf die Blumen niedertreten,
So ſchleudre einen Blick auf ſie — und es
Reicht hin. O dieſe Wahrheit, die man nie
[illegible] ruft, thu' jedes Herz ſich auf:
O ſprech' ich nicht umſonſt! Und glaubt drum nicht,
Ich wolle Conſul und Tribun hier ſein;
Purpur und Gold, ſie mögen den beſtechen,
Der Conſtantin in dem Gepräge folgt
[illegible] dem Petrus. Rom, wer es auch ſei,
Wer's unter'm Volk Italiens verdient,
Den wähle zu dem hohen Amt und ſo
Erneuere, ein Sohn des alten Vorbilds,
Mit Einſicht deine Republik. Den Staat
Zu ordnen werd' ich meinen Rath euch geben.
Wenn dies geſchehn, will ich in einer Wüſte,
Wie Abälard, mein Meiſter, Wahrheit lehrte,
Mir eine niedre Hütte bau'n, von Erd'
Und Rohr. Dort will ich wachen im Gebet
Und eine Stimme ſend' ich auf zum Himmel,
Die werth des Himmels ſei und nie erwacht
In einem Pfaffenherzen. — Frei ſei Rom,
Italien, die Welt! — Dann führe mich
Der Tod zurück zu Gott!

Volk.

Was ſoll'n wir thun, o Herr?

Arnaldo.

Ihr fragt danach!
Siegt oder ſterbt! es kämpften einſt auch wider
Den zweiten Heinrich eure Väter, für
Den unvergeßbaren Hildebrand,
Und hielt die Tapferkeit der Römer nicht
Noch mehr die Gewalt der Deutſchen Stand,
Als vom Grab des Apoſtels ſelbſt
Den Zaum des Roſſes hielt nur ſeine Schmach
Im Lateran verwandelt in die Krone
Der dann verhaßt entfloh? — Ergreifet ihr
Das Schwert nun, das den wilden Deutſchen einſt
Die Bruſt durchbohrte; heilig iſt die Sache,
Es iſt derſelbe Feind, — und ſich vom Thurm,
Vom Scheiter, zu zeigen und die Schwerter
Zu ſegnen — das verſchmäht Arnaldo. — Freiheit!
Und dieſes Blut iſt rein.

Annibaldo.

Glaubt nicht, was er euch ſagt. — Verſchlag'ner Mönch,
Aus deinem Munde ſtrömen ſtolze Worte;
Doch Völker, die der Krieg nie müde macht,
Die der Parteiwuth langer Streit geübt —
Du hoffſt ſie zu beſiegen?
Ich komme aus der Lombardei und hab'
Noch ihres Volkes Furcht vor meinen Augen.
Mailand, bevor es noch beſiegt, iſt uneins
Und in des Kaiſers Lager ſteht Pavia.
Schon an der Wuth erkannſt du ſeine Schaaren
Und an der Rohheit mit den Unbewaffneten:
In dieſer ſünd'gen Stadt verruchten Mauern
War feſtlich zubereitet der Triumph
Des fremden Unterdrückers, und dies that
Italien, das keine Brüder hat.
Ich ſah den trunk'nen, edlen Deutſchen dort
Heimkehren vom Gemetzel, wie er taumelnd
Am Arm der Weiber von Pavia ging;
Das niedre Volk umdrängte Friedrich's Pferd
Und man [illegible] mit Kirchenſtoffen
Die Hand, die noch von unſerm Blute troff.
Er mit dem Zorn des Königs und des Deutſchen,
Um ſich von langer Großmuth zu befrein,
Bahnt' mit dem Schwert und Roſſe ſich den Weg:
Auf wallt der Staub — die Wolke dieſes Stolzen —
Und ſeine Reuter ſtürzen ſich hinein,
Zertretend und verwundend, was nicht weicht:
So fand die Sklaventreue würd'gen Lohn.
Das Land, geſegnet durch die nährende
Olona, macht der deutſche Reiter wüſt,
Auf ſanftem Plan, darin kein Wald und Hügel,
Iſt des lombardiſchen Pflügers Flucht umſonſt
Und nah an ſeinem angſtgebeugten Nacken
— Er fühlt es — ſprüht der Dampf aus heißen Nüſtern
Des glühnden Pferds, das ihn verfolgt.

Arnaldo.

Du übertreibſt des Feindes Macht; hoffſt du
Uns klein zu machen? Ha, die Alpen ſtehn
Zu ſehr nur offen den Barbaren; der
Zuerſt ſie rief, der Hirt, hieß Hadrian,
Und der den Weg ſie führte, war ein Prieſter.
Zu Grunde geh' ſein Name! Der Altar
Ward da ein Thron, die Kirche ſtrebte nur
Nach Gold und Macht; als Sklave oder als
Rebell, ihr ſeht's, ſteht Jener da, der hier
Statt Chriſti iſt und ſchreit nach ihm ſich nennt.
Durch eine blut'ge Kette iſt an Deutſchland
Italien gebunden und ſein Erbtheil
Iſt unſ're Knechtſchaft. Wohl wallſt du durch Gräber,
O Tiberſtrom, der du dem Rhein gebeugt;
Was frommt's, an ſeinem Quell den blut'gen Strom
Zu leiten, wo, o Petrus, ſich dein Schiff,
Das ſchlecht beladene, mit Mühe ſchiebt?
Von heute lobt und redet, Römer, ich
Will euch erzählen, was euch der verſchwieg.
[illegible] wurde zur Ruine, dort
Der Rauch emporſteigt; Montferrats Gebieter
Führt ſelbſt die deutſchen Schaaren gegen Chieri
Und Aſti, die in Staub verwandelt ſind.
Der grauſe Hirt ſucht an der Rach' am Heerde
Den eignen Schimpf: mit Fackeln redet' er
Die Deutſchen aus und ſah in Flammen Häuſer
Und Tempel ſtehn und ſegnete den Brand.
Das iſt die Gnade, die ihr hoffen könnt
Von den Tyrannen mit dem Biſchofſtuhl.
Ein ſchwarzer Schutt nur zeigt den Punkt, wo
Wo einſt Tortona ſtand. Beſprüht [illegible]
Und Blute ſchliefen zwiſchen Beut' und Leichen
Die deutſchen Wilden; nur wie [illegible]
Die durch die dunkle Nacht [illegible]
Die Aug' noch dem gräßlich [illegible]
Die vor dem Schwert und Hunger ſich [illegible]
Verborgen in dem Schooß [illegible]
Verödete Stadt! — Ein [illegible] Schwert und Haß
Dorthin und tauſend Helden ſah ich ſich
Erheben, nach Tortona's ſchönem Vorbild. —
O könnt' ich, heil'ge Stadt, auf deinen Trümmern,
Voll Ehrfurcht niederknien und ſie umarmen!
In köſtlichen Gefäßen wollt' ich ſammeln
Der Tapferen Gebein und vom Altar
Wollt' ich am Tag der Schlacht zum Kuß ſie reichen.

Lob ſei dem Herrn! Man ſtirbt nicht mehr mit Schimpf
Nur auf dem Block, und Märtyrer dich zu
Nun endlich, heil'ge Freiheit! nur auch ich
Will Aſche für dich werden. — Doch ich ſeh',
Ihr werdet bleich; und ihr wollt Römer ſein?
Hinunter! Dieſer Berg iſt nicht für Feige.
Dort unten wartet euer der Tyrann.
Dort kniet: mit Koth und Thränen deckt den Fuß
Des Stolzen: in den Koth erſt tritt' er euch
Und dann ſprech' er euch los.

Volk.

Wir haben wenig Waffen, ſind entzweit,
Und niedrig und zerfallen ſind die Mauern.

Arnaldo.

Der Tapfern Mauer iſt die Bruſt; glaubt ihr,
Es könn' die Lombarden vergeſſen ſeit
Tortona's Fall? Es iſt ein hohes Vorbild
Des kühnen Muths in wenig Tapfern, die
Bereit zu ſterben ſind. Es koſtet Blut
Und Blut dem ſtolzen Schwaben, ſiebt er gleich
Die Blüthe der Vaſallen her; und länger
Hält eine Stadt den Anlauf deutſcher Wuth
Jetzt aus, als vormals ganz Italien,
Da in der feigen Zeit der erſte Otto
Als Sieger einzog; endlich ſind wir beſſer
Als unſre Väter; es verleumdet uns
Der Prieſter, der da unſre Ahnen lobt,
Denn ihnen machte er durch ſeine Drohung
Das Leben traurig, fürchterlich den Tod.
Furcht kennen Brescia und Cremona nicht.
Doch was red' ich von Furcht! Feſt wie ein Fels
Steht Mailand, ſchüttelt nicht ſein ſtolzes Haupt
Beim Wind aus Schwaben, und ſein Muth, er iſt
So groß, daß ſchon an dieſer Stadt allein
Des deutſchen Hochmuths Fluth ſich brechen könnt'.
O heldenmüth'ge Stadt, du kämpfſt und ſiegeſt,
Doch wenn du fielſt, fürchte Nichts: die Mauer
Mit freiem Blut benetzt, erhebt ſich wieder;
Doch bei den Sklaven dauern Trümmer ewig.

Volk.

Herr, du beſchämeſt uns!

Arnaldo.

Was bebet ihr.
Hört noch die Trommete klang? O Volk,
Das ſchon der Erde Herr war und das erſte
Italiens, wird nun das letzte ſein?
Die Welt wird ſagen, daß Bernhardus nicht
Gelogen hat, mein Feind, als er dem Papſt
Eugenius geſchrieben: „Keine Römer,
Rebellen oder Feige, wollen nicht
Zu herrſchen und ſie lernten nicht gehorchen.
Was fürchteſt du ſie? Zwei, das kleine,
Gewiſſe Unruh; ſtolz ſind ihre Worte,
Und flüchtig iſt ihr Fuß.“

Volk.

Nicht mehr; hör' auf!
Sonſt ſtirbſt du.

Arnaldo.

Volk, ich hab' dich wach; nun bring'
Mich um; doch erſt verſprich der Welt, im Blut
Des Volks, das einem grauſamen Tyrannen
In ſchnöder Knechtſchaft dient, die Schmach zu waſchen,
Ob der du weinſt und grollſt.

Einer vom Volke.

Arnaldo lebe!

Ein Anderer.

Ergreift die Waffen!

Einige.

Jeder rufe hier:
Tod den Barbaren, Tod!

Arnaldo.

Ach, ruft nur: Tod
Dem grimmigen Verkäufer unſres Bluts,
Der ſelbſt bedrückt iſt, drückt und der in ſich
Das Vorrecht Gottes Bild zerſtört. Hört, Römer:
Ich kam nicht her, mit Worten euch allein
Zu helfen. Als ich's mit dem Volke hielt
Zu Brescia und zweien Pfaffen dort
Das Kleid abzog, darin die Wölfe ſteckten,
Da gab, ihr wißt's, Helvetien mir Schutz
Und meiner Lehre Samen ſtreut' ich auf
Ein fruchtbar Land. Der liſtige Bernhardus,
Des Lippe ſanft und von Metall ſein Herz,
Ergrimmt' von fern; ich donnerte die Wahrheit
Zu Zürich und zu Koſtnitz in den Tempeln
Und von den hohen Bergen und gedachte
In Schmerz des Kampfs der Menſchen mit dem Wahn,
Wenn unter mir ich nur vergolden ſich
Die Wolken ſah, die nie das Licht durchdringt.
O ſchönes Schweizerland, wie lieb' ich doch
Das Dunkel deiner tiefen Thäler und
Den unſichtbaren Strom, der in dem Schooß
Des Abgrunds brauſ't! — Nun aber lieb' ich dich
Noch mehr, da ich von deinem Volke, dem
Nicht vor dem Tode graut, hierher nach Rom
Zweitauſend Streiter bracht'!

Einer vom Volke.

Großmüthiger
Arnaldo!

Ein Anderer.

Gleich wie Söhne liebt er uns!

Volk.

O Vater du, du Heiliger!

Arnaldo.

Mäßigt euch.
Hochherz'ge Schweizer, dieſe Römer drückt
An eure Bruſt, die eure Brüder ſind
Durch Chriſtus und die Freiheit; dieſe Römern
Schreibt ihr an's Kreuz, das eure Fahne iſt;
Denn Gott ließ ſterben ſeinen eignen Sohn,
Auf daß die Knechtſchaft dieſer Welt verſchwinde.
Ich ſeh' in eurem kühnen Blick die Luſt
Der Hoffnung, die den Tapfern immer lächelt:
Beſiegt ſchon habt ihr die Tyrannen. Euch,
Ihr Römer, gleich' das Herz von gleichem Muth;
Mit beſſrer Ausſicht hebet ihr den Adler,
Dem Konſtantin den künft'gen Flug nicht gab,
Und Rom, das er verließ, iſt kein Geſchenk
Für gier'ge Prieſter mehr; ſeit tauſend Jahren
Iſt der Triumphe Wiederhall hier ſtumm.
Einſame Säulen zeugen alter Siege.
Dort auf der kahlen Höh' — die Seele Roms
Bleib' in dem Kriegesſturm, der rings umbrauſ't,
So feſt und groß wie du!
Der Paraklet iſt heil'ger Quell des Fühlens
Und Denkens, das den Menſchen von der Welt
Zu Gott erhebt; ihm baute einen Tempel
Mein treuer Freund, der Dulder Abälard:
Und dorthin, wo er ſchlummert [illegible]
Und doch ein Weiſer, dorthin zieh' dies Lied:
Mit ew'gem Hauch beleb' er unſern Geiſt,
Erwärm' er unſre Bruſt.

Hernieder ſteig', Schöpfergeiſt
  In unſer Erdenland,
  Den Vater und den Sohn vereinſt
  Du durch der Liebe Band.
Mit deiner Flügel Segen weh',
  O Tröſter, fort die Nacht,
  Die mit der tiefen Nebel Druck
  Die Erde finſter macht.
Du ſteigſt durch unermeſſ'nen Raum
  Vergebens nicht herab,
  Da deines Hauchs geheimes Wehn
  Der Schöpfung Leben gab.
Es lag der Erde Angeſicht
  Tief unter der Waſſer Nacht;
  Durch dich entwanden ihrem Arm
  Zum Himmel empor ſie lacht.

O, der du Lammes immerdar
In der Gefangenſchaft
Des Unbegriff'nen, der allein
Begreift und liebt und ſchafft,
Beuge du mit deiner Demuth
Den Haß, der uns zernagt,
Die Unbarmherzigkeit des Schmerzes Tod,
Die Hoffnung von uns jagt.
O halte, du Berg, im Weltall noch
Die Worte voll heiliger Glut,
Du Berg, den du mit Blute benetzt,
Des edlen Liebenden Blut.
Die Mutter ſah es und gab
Den Sohn der Menſchen ihr:
Und offenbart ſich denn ſo ſpät
Der ew'ge Rathſchluß dir.
Du, hehre Zeit! Wie, iſt's dein Bild
Da ſein des Himmels Reine?
Der Heiland hat uns durch das Kreuz
Zu Brüdern Gottes vereint.
Doch glaube nicht das freie Geſchlecht,
Du zeigſt dich nur ſanft und milde;
Du brauchſt in edlen Seelen nimmer
Die Tugend, die ſie verklärt.
Hier ſiegſt du als Taube, als Adler dort,
Hier ſtreiteſt du in Liebe dich, dort in Stärke;
Als Feuer ſtiegſt du vom Himmel hernieder,
Das unſre Schande verzehrt.
Frei war die Kirche, und ihr heilig Wort,
Es flog bis zum fernſten Pole;
Und nur das Blut des Lammes, und der Wahn
Entweihet, färbte ihre Stola;
Nur in der Unſchuld und im Schmerz erfüllte
Sie das Gebot, das uns die Lieb' enthüllte.
Als Konſtantin ihr kaum den Thron gegeben,
Brach ſie dem erſten heiligen Gemahl
Die Treu', vergaß der hohen Wahrheit Nähe,
Sie entwuchs aus des Heilands Todesqual;
Doch kann der Menſch im Grab vergeſſen liegen,
Der, gottvereint, zum Himmel aufgeſtiegen?
Die Sinne verlegt ihr eure Lehre, Prieſter!
Die nur dem Dunſt des Fleiſches ihr euch weiht;
Habt ihr die Welt zu täuſchen, da die Lehre
Den Sieg des Auferſtand'nen prophezeit?
Es komme der heil'ge Geiſt, der mich befreiet,
Herab, der Erd' und Himmel neu vermählet!
Wir ſind kein Tempel; denn die gier'gen Prieſter,
Gewohnt auf Trümmern ihre Luſt zu bau'n —
Entweihten mit dem Blut auch die Altäre.
Dein, vielgeliebt, der Heiland war zu ſchau'n
Er wohnt dort nicht, der häuſiger bewohnet
Ein Menſchenherz, als er im Himmel thronet.
O Geiſt, der, wo du willſt, die Flügel hebſt,
Ich weiß, dem Simſon kannſt du einſt erſiegen,
Dem einzigen, die Kraft, die er verlor,
Des Tyrannen Tempel riß er um, des Gögen. —
Wie ihm das Haar, kraus ſeine Kraft erwuchs,
Er ſchritt und, trug den göttlichen Geſetzen.
Das Volk iſt der Väter Kraft und Rechte,
Daß wir gleich ihm vom Pilaſte ſind und Knechte.

**Memmer.**

Jetzt hat die Sonne, die uns regiert,
Die dichten Nebel vertrieben;
Es iſt in unſerer Bruſt noch
Ein Funke lebendig geblieben.
Die wir verloren, jede Kraft,
Wird neu in uns ſich erheben;
Das Leben iſt allein der Geiſt,
Die Freiheit iſt das Leben!

(Tedel.)

## 21.

## Leopardi.

### 1.

### An Italien.

Mein Vaterland, ich ſeh' die Mauern, ſehe
Die Säulen, Bogen, Thürme, die zuvor
Der Ahnen Eigenthum,
Nur ſeh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer ſeh' ich nicht, den Stahl, der ehe
Die Väter ſchmückte! Ja, die Stirn verlor,
Die Bruſt verlor, die nackte, ihre Zier.
Die Striemen dort, weh dir!
Die Beulen und das Blut! Wie biſt du häßlich
Du ſchönſte Frau! — Zur Welt ruf' ich hinaus,
Zum Himmel auf, ſag' an:
Wer hat ihr das gethan? Und gräßlich, gräßlich
Wie ſchwere Ketten ihr die Arm' umziehn!
Am Boden ſitzt ſie in Gram und Graus,
Die Locken wild zerſtreut und ſchleierlos;
Und zwiſchen ihren Knien
Verbirgt die Arm' ihr Angeſicht und weint.
Ja, mein Italien, dir blüht ſonſt kein Glück,
Geboren du zum Loos
Der Weltherrſchaft im Glück und Mißgeſchick.
Wenn meine Augen glichen Waſſerbächen,
Doch könnt' ich nun und nimmer
Genug weinen über dein Loos und deine Schmach.
Du, Herrin ſonſt, jetzt eine arme Magd.
Wohl ſchreiben oder ſprechen
Muß, wer gedenkt an deinen einſt'gen Schimmer:
Groß war, klein iſt ſie! So fragt man und frag':
Warum, warum? Wo iſt die alte Kraft,
Wo Muth und Waffen, wo Beharrlichkeit?
Wo iſt dein Schwert? Sag' an!
Wer raubte dir's? Was hat dich ſo erſchlafft?
Wer zog im kühnen Streit
Dir ab den Mantel und der Stirne Band?
Wie ſankſt du oder wann
Von deiner Hoheit und ſo tief zur Erde?
Und Keiner von den Deinen hob die Hand,
Um dich zu ſchützen? Waffen, Waffen! Ich
Allein will kämpfen, ſterben ich für dich.
Gib, Himmel, daß zum Brand
Mein Blut in jeder Bruſt Italiens werde!
Wo, wo ſind deine Söhne? Das Geklirre
Hör' ich von Waffen, Wagen, Zinken, Streitern.
In fremder Völker Gränzen
Ficht deiner Söhne Schaar.
Merk' auf, merk' auf, Italien! Das Gewirre
Glaub' ich zu ſehn, nein, ſeh' es, von Roß und Reitern
Und Rauch und Staub, und bloße Schwerter glänzen
Wie durch den Nebel Blitze.
Du ſchweigſt und weinſt, dein zitternd Angeſicht
Vom zweifelhaften Ausgang abgewandt?
Italiens Jugend ficht
Für wen dort? Götter, ſchaut's von eurem Sitz!
Italiens Stahl kämpft für ein fremdes Land.
Weh, wer im Kriege ſterbend untergeht
Nur theurer Heimat, Gattin, Kinder nicht,
Nein, fremden Volkes wegen,
Und nicht kann ſagen, wenn das Aug' ihm bricht:
Du Land, das mich gebar,
Das Leben, das du gabſt, bring' ich dir dar!
Glückſel'ge, hehre Zeit des Alterthums,
Wo man des Landes Kinder
Zum Kampfe für die Heimat ſah ſich drängen,
Und ihr, voll Preis der Ehren und des Ruhms,
O ihr Theſſaliens Engen,
Wo Perſien und das Schickſal minder
Stark war, als wenig edle, freie Seelen!
Dem Wandrer werden eure Bergeshöhn

Und Bäum' und Wälder und des Meers Geſtade
Mit leiſem Laut erzählten,
Wie mit den Leibern jenen Strand bedeckt
Die unbeſiegte Schaar,
Die ihres Vaterlandes Opfer war.
Da war es, wo erſchreckt
Und feig ob Hellas' Muthe Xerxes floh,
Den Enkeln dienend ewiglich zum Spotte,
Und jenen Hügel von Antela, wo
Sterbend unſterblich ward die heil'ge Rotte,
Erklomm zu überſchauen
Simonides Erd', Himmel, Meeresauen.
Und beide Wangen überſtrömt von Zähren,
Indeß das Herz klopft' und die Füß' erbeben,
Griff er in ſeine Saiten:
O Schaar, ſo hochbeglückt,
Die ihr die Bruſt darbotet Feindesſpeeren
Zu ihr aus Liebe, der ihr dankt das Leben,
Die Hellas ehrt, die Welt erſtaunt anblickt'
In Waffen und Bedrängniß,
Wie trieb was euer Jünglingsherzen Drang,
Der euch hinriß in's bittere Verhängniß.
Und ach, o Söhn', erſchienen
Die letzte Stund', ihr, Frohſinn in den Mienen,
Beeiltet euren harten Trauergang,
Zum Tod nicht ſchreitet ihr, ihr allzumal,
Zu gehn, vielmehr zu Tanz und frohem Mahl.
Doch harrte Tartarus
Auf euch und Lethe's Fluth,
Nicht Weib noch Gattin ſtanden euch zur Seite,
Kein Thränenthau, kein Kuß
Gab auf dem rauhen Pfad euch das Geleite.
Jedoch nicht ohne daß den Perſern grauſt
Mit der Verzweiflung Wahne.
Wie in der Rinderheerd' ein Löwe wüthet,
Dem ſpringt er auf den Nacken, beißt dem auf
Den Wanſt des Rückens, bohrt
Dem in die Seit' und Rippen mit dem Zahne:
So wüthete in der Barbaren Hauf'
Die Zornwuth, die die Bruſt der Griechen ſchwellte.
Der Reiter ſtürzte hin ſammt ſeinem Roſſe,
Die Rotte, doch ihre Flut
Hemmen die Wogen, die geſtürzten Zelte,
Der Flüchtigen Geſchoſſe,
Bleich, haarzerrauft, voran lief der Tyrann.
O wie mit Perſerblut
Die Griechenhelden ſich beſpritzt erblickten,
Womit des Feindes ew'ge Schmach begann,
Bis auf einander matt vom Sieg allmälig
Die Sieger ſanken! Doch ihr lebt und bleibet,
Ihr ſeid beglückt, ſeid ſelig,
So lang' in dieſer Welt man ſpricht und ſchreibet.
Eh' werden abgeriſſen und begraben
Die Stern' eintauchen in des Weltmeers Fluten,
Eh' abnimmt und vergeht
Das Angedenken euer.
Eu'r Grab iſt ein Altar und ihren Knaben
Zeigt einſt die Mutter noch die ſchönen Spuren
Von eurem Blut. Ich knie nieder, ſeht,
Ihr Edlen, hier am Ort
Und küſſe dieſe Felſenblöck' und Schollen,
Die ewig man lobpreiſet und erhebet
Vom Süd bis zu dem Nord!
Ach, wär' ich bei euch, wäre hingequollen
Mein Blut nicht minder auf dies hehre Land!
Und wenn das Schickſal mir entgegenſtrebet,
Darf ich, kriegsübermannt,
Gebrochnen Auges nicht daheim erblaſſen,
So mögen bei der Nachwelt
Noch eures Dichters keuſch beſcheid'ne Ehren,
Wenn's oben Die zulaſſen,
Nicht minder ewig als die euren währen!
(Kannegießer.)

## 2.

## Bei der Hochzeit der Schweſter Paolina.

Seit du der Still' enthoben
Des Vaterhauſ', den ſüßen Träumereien
Und jener Himmelsgunſt, dem alten Wahn,
Der hier den öden Strand mit Reiz umwoben,
Dort in des Lebens ſtaub'ge, laute Bahn
Dich das Geſchick zieht, ſieh, o Schweſterlein,
Die ſchnöde Welt, die uns der harte Himmel
Beſchied, daß in der Zeit,
Die ſo voll Noth und Müh',
Du die elende Sippſchaft des elenden
Italiens mehren willſt. Verſorge ſie
Mit tapfern Muſtern! Zephyre wird heut'
Nicht Schickſals Grimm dem ſpenden,
Der rein ſich hält von Fehlen,
Und ſchwache Bruſt genügt nicht für reine Seelen.
Elenden oder Feigen
Giebſt du das Leben. Wähl' Elende. Zwiſt,
Unendlichen, ſchuf zwiſchen Muth und Glück
Verderbte Sitte. Wen wir jetzt erzeugen,
Dem gab Sinn und Bewegung das Geſchick
Zu ſpät, denn Abend ſchon iſt's in der Zeit.
Mißtrau' dem Himmel, doch du ſelber habe
Vor allen Dingen Acht,
Daß ſich dem Glück nicht weihe,
Die du als Söhn' erzeugſt, noch euch zum Spotte
Der Furcht' und Hoffnung dienen; das allein
Iſt's, was euch künftig wahrhaft glücklich macht,
Da man (im Sinn der Rotte,
Die feige Tück' erweiſet)
Lebend' die Tugend höhnt und todte preiſet.
Frau'n, Viel müßt ihr erweiſen
Dem Vaterland! Zum Nachtheil nicht und Spott
Des Menſchenſtammes ward anheimgeſtellt
Es eurem ſüßen Auge, Feu'r und Eiſen
Zu bändigen. Es denkt und handelt Held
Und Weiſer, wie ihr wollt. So weit der Gott
Des Tags den Wagen kreiſ't, wird euch gehuldigt.
Von euch fordr' unſre Zeit
Vernunft ſich. Eure Hand
Hat denn die heil'ge Flamme ſchlecht berathen
Der Tugend? Ward denn ſchwach und umgewandt
Eure Natur? daß ſchlaff die Geiſter heut'
Und niedrig ihre Thaten,
Daß Nerv' und Sehn' und Feuer
Der alten Kraft fehlt, iſt die Schuld nicht eure?
Der hohen That zum Sporne
Dient Liebe, wer ſie ſchätzt! und ſolcher Luſt
Weck'rin iſt Schönheit. Doch der Liebe leer
Bleibt deſſen Seele, dem nicht in der Bruſt
Das Herz im Lieben zittert, wann im Zorne
Der Wind' Aufruhr entbrennet, der Wolken Heer
Sich am Olymp ballt und Orkanes Krachen
Den Felſen ſpaltet. Frau'n,
Jungfrauen, welcher Mann
Gefahren fliehet und unwürdig zaget,
Die Heimat wirft ab und ſeine Wünſche kann
Auf niederem, gemeinem Grunde bau'n,
Dem möget Haß ihr hegen!
Wenn Männer weibiſch zagen,
Hat auch ihr Herz für Frauen nie geſchlagen.
Ihr Mütter feiger Söhne,
Schämt euch des Namens! Klagen und Verluſt
Der Tugend lern' ertragen eu'r Geſchlecht!
Und wer der Jammerzeit des Lobes Töne
Darbringt, den nenn' es voller Abſcheu ſchlecht!
Dem Vaterland erwachſ' es, ſich bewußt
Werd' es der hohen Thaten ſeiner Väter,
Wie Sparta's Jünglingshauf'
Aufſprießet, eingedenk
Als Griechen ihrer heil'gen Ahnenſcharen.

Bis daß die junge Gattin das Geſchenk
Des Schwertes vom Gatten umwarf und ihn traut
Umſchlang mit Zauberbanden,
Wenn er eben Blut und Leben
Die Zeit, die er beſtimmt, ward rückgegeben.
Vergebens, die beraubte
Der Schönheit Sänger mit göttlicher Macht
Die ſanfte Wang', und hat wohl aller Ruh',
Und ſeinen Mitverlang und Groll er ſpürte,
Roms Gebieter. Ja, ſchon warſt du,
Werth in der Zeit, wo ſüßer Traum uns lacht,
Als dir grell der zarte Stahl des Vaters
Die Bruſt, die weiß wie Schnee,
Und du zur Nacht vom Tag
Gern niederſtiegſt. Das Alter mache bänger
Die Glieder mir, o Vater, ja es mag,
Sprach ſie, mich Sarg und Grab empfangen eh',
Als des Tyrannen Lager;
Und weit vom Leben ſtehen
Und Stahl durch meinen Tod, ſo laß mich ſterben!
Helena, in deinen Tagen
Erglühte zwar noch ſeltener der Glanz
Der Sonn' als heut; doch trotzdem begnügt
In dieſer Gruft, weil Thränen es und Klagen
Die beſten Frauen ehren. Schon erlöſt
Um deinen ſchönen Staub Roms Jünglingskranz
Von neuem Zorn entbrannt. Schau, Rom beſudelt
Das Beil vom Wüthrich.
Freiheit durchlodert heiß
Die kalte Bruſt und auf bezwung'ner Stätte
Von [illegible] Glut bis zu des Verderbs Eid
Erſcheint und lagert Latiums Heer ſich.
So ward die Kraft der Stärke,
Von Ichheit ganz bemeiſtert,
Zum zweiten Male durch ein Weib begeiſtert.
(Kannegießer.)

### 3.

## Die erſte Liebe.

Des Tages denk' ich, da zum erſten Mal
Der Liebe Kampf ich fühlt' und zu mir ſprache:
Weh, wenn dies Lieb' iſt, welche Pein und Qual!
Indeß die Blick' ich an den Boden heftte,
Schaut' ich nur Jene, die in dieſes Herz
Zuerſt den Eingang fand, eh' das ſie's wollte!
Wie trübſt du, Liebe, mit mir deinen Scherz!
Warum erregteſt mir ſo viel Verlangen
So ſüßen Trieb und ach! ſo vielen Schmerz!
O, daß nicht heiter und nicht ohne Bangen,
Vielmehr mit Wehklagen und mit Pein
Mein Herz ſo viele Freude mußt' empfangen!
Herz, welchen Schrecken flößte dir denn ein
Jener Gedank' und ſchlug der weiche Wonne,
Bis dem die Blick täuſchte nicht'ger Schein?
Jener Gedanke, der voll Trug zur Stunde
Der Nacht, ſo wie der Tag erſchien, als ſich
Sonſt all' dies um halbem Tritt erneuerte.
Die Zeit, Glück und Jammer haſt du mich
Gemartert noch und noch auf weichem Flaume,
Da wie das Herz ſchlaf ſollen wächſtlich.
Und ſchien der Tag' ich, weil mich auf grauſame
Der Qual und Angſt erſchöpften, doch immer
Wie ich mich heimlich bald aus Schlaf und Traume.
Wie ſchwebte lieblich mir im Innern vor
Das ſüße Bild, was ſchauen es geſchloſſen
Die Augen unter meinen Wimpern Flor!
Welch liebliche Bewegungen ergoſſen
Sich durch Gebein und Mark, zahllos, verwirrt,
Wie wenn die Luft erſchüttert und durchfloſſen
Wie vom Geräuſch! Wie der Zephyr ſchwirrt
In einem alten Waldes grünen Baumen
Der ungewiſſe Zweifeln ihn durchirrt.

Ich ſchwieg ohn' einen Laut zu offenbaren,
Was aber ſagteſt du, Herz, als ſie ſchied,
Durch die ich ſolche Marter mußt' erfahren?
Ich fühlte kaum mich ſicherer heiß durchglüht
Vom Liebesflammen, als mich das Gefäuſe
Des Luftzugs, das mich kühlte, plötzlich mied.
Schon tagt' es. Schlaflos lag ich in der Klauſe
Und das mein Glück entführender Geſpann
Schnob, harrt' und ſtampfte vor des Vaters Hauſe.
Ich, in der Zagheit und Verzagtheit Bann,
Ich wandt' umſonſt im Dunkeln zum Balkone
Mein Aug' und lauſchte meine Herkunft an
Nach einem, wär' es auch dem letzten Tone
Der Stimme, die unſäglich ſüß mir klang,
Die durch des Schickſals Spruch mir bald entſchwebe.
Doch nur ein pöbelhaftes Rufen drang
Mir in das Ohr; Froſt graut's in mir, ich harrte,
Mein Herz hemmt' und beeilte ſeinen Gang.
So lag ich lange da und harrt' und harrte,
Bis doch der ſüße Laut noch tönt; und doch
Hinſtampfte das Geſpann, die Wagen knarrte.
Nun blieb ich wie verwaiſt, ſchloß ſtumm und ſchwieg
Das Aug' aufs Neu, legt in die Kiſſen nieder,
Griff mir an's Herz und ſeufzte Weh und Ach!
Dann ſchleppt' ich meine zitternd ſchlaffen Glieder
Erlaubt durch's Zimmer, ſprach: Es kann nicht ſein,
Nichts ruft hinfort mein Herz in's Leben wieder!
Da nahm des Schmerzes Stille dennoch ein
Die bitt're Rückerinnerung, entmuthigt,
Ward ich bei jedem Laut, bei jedem Schein.
Und ſo aufs Neu von langer Qual durchglüht,
Wie wenn Zeus' Regen, frech hinabgießt,
Ohn' Unterlaß die Felder überflutet:
Ein Burſch von neun und noch nicht zehn Jahren
Ich doch zu nicht, nicht leibenaus erkoren,
Als, Lieb', ich deine Weiſ' zuerſt bekannt.
Nun war für mich jedwede Luſt verloren,
Gleichgültig war mir Weiſe, Mond und Sterne,
Auroren auch, entſchwebt des Himmels Thoren
Selbſt Durſt nach Ruhm blieb meiner Bruſt iezt fern
Dem ich mit heißem Ernſt ſonſt anzuhangen
Seit Liebe mir die Schönheit gab zum Herrn.
Der Trieb zur Wiſſenſchaft war auch vergangen,
Und doch erſchien eins im Vergleich mit ihr
Mir nichtig jedes andere Verlangen.
Ach, wie verſchieden war ich jetzt von mir!
Wie konnte Lieb' all' andre Lieb' auslöſchen?
In Wahrheit, ach, wie nichtig doch ſind wir!
Mich labte nur mein Herz und in dem Herzen
Das Träumen unaufhörlich Tag' und Nacht,
Zu hegen und zu pflegen meine Schmerzen.
Gebückt, in ſich geſchmiegt, erlaubte nicht
Das Auge ſich zum flücht'gen Blick zu wenden
Nach ſchönem oder häßlichem Geſicht.
Ich fürchtete das Bild dadurch zu ſchänden,
Das meine Bruſt hegt, makellos verklärt,
Gleich Winden, wenn den See ſie [illegible]
Und von der Reue, die das Herz beſchwert,
Wenn dem Genuß wir uns [illegible]
Und die verlor'ne Freud' in [illegible]
Um die entſchwunden Tage [illegible]
Iezt meine Bruſt, es hatte ſie die [illegible]
Der Scham bisher entſchwört [illegible] Pfeile
Euch, edle Seelen, ſei der Schwur geweiht
Und dir, o Himmel, nimmer zu verkennen
War jene Flamme, die mein Herz entfacht
Noch lebt der Trieb, es leben noch die Flammen,
Noch bin ich mit des ſüßen Bilds bewußt,
Die ſchlingen Wonnen über mich zuſammen,
Als himmliſche, uns mit gnügt keine Luſt.
(Kannegießer.)

### 4.

### Die Ruhe nach dem Ungewitter.

Das Ungewitter wich.
Die Vögel freuen ſich, es dreht ſich um
Auf ihrem Weg das Weibchen
Und wiederholt ihr Lied. Die Helle bricht
Von Weſten über das Gebirg hervor.
Das ebne Feld wird licht
Und klar im Thal erſcheinet des Fluſſes Lauf.
Froh iſt jeweder Bruſt und reger Schall
Erwacht all überall.
Es kehrt der Arbeitsmann
Zum Tagewerk und ſchaut die Wolken an,
Tritt aus der Thüre ſingend,
Sein Werkzeug mit ſich bringend;
Die Frau kommt eilig auch hervor, zu ſchöpfen
Etwas vom friſchen Regen;
Der Kräutermann auf's Neu
Erhebt auf allen Wegen
Sein tägliches Geſchrei.
Die Sonn' auch zeigt ſich wieder, ſieh', ihr Schimmer
Beſtrahlet Höh'n und Häuſer. Die Bewohner
Eröffnen Erker und Altan' und [illegible]
Und von der Straße läßt ſich das Geläute
Der Glöckchen deutlich hören, da der Wagen
Des Wanderers fortrollt ſeine Fahrt erneut.
Froh iſt jeweder Bruſt.
Wann iſt, wie jetzt, ſo werth,
So angenehm das Leben?
Wann mit ſo großer Luſt
Macht ſich der Menſch an ſein Geſchäft und kehrt
Zur Arbeit und ſucht Neues zu erſtreben?
Wann denkt er minder an das Leid des Herzens?
Vergnügen, Kind des Schmerzens,
Du eitle Freude, Frucht
Vorhergegangner Furcht, durch welche ſchrack
Und vor dem Tod erblaßte
Selbſt, wer das Leben haßte,
Durch die in langem Pein
Erkaltet, ſtumm, entfärbt
Die Menſchen ſchwitzten, bebten, wenn ſie ſchaun,
Wie Donnerſchlag ſie bedroht,
Sturm, Wolken, Wetterſtrahl.
Wohlthätige Natur,
Das ſind ſie, deine Gaben,
Die du, ſich zu erlaben,
Dem Sterblichen gewährſt. Frei ſein vom Leide,
Das heißt bei uns Freude.
Den Schmerz du freigebig aus, die Qual
Erwächſt von ſelbſt, und ſolcher zu einmal,
Wie durch ein Wunder, Luſt aus Schmerz entſteht,
Iſt's mächtiger Gewinn. O Sterbliche,
Ihr Himmelsgeliebten! Ja, es iſt ſchon Glück,
Dürft ihr von einem Weh
Aufathmen, Seligkeit,
Wenn euch von jedem Weh der Tod befreit.
(Wannergieber.)

◆

# Anhang.

## I.

## Zwei italieniſche Philoſophen als Dichter.

### 1.

### Filoteo Giordano Bruno.*)

### 1.

O Muſen, die ich oft zurück ſtieß,
Kommt nun heran, das Leid mir zu zerſtreuen,
Und tröſtet mich in meines Grams Verließ
Mit der Begeiſtrung Sang, dem ewig neuen,
Wie derer keiner ihn erklingen ließ,
Die ſich des Lorbeers und der Myrthe freuen.
Seid nun bei euch mein Anker, Wind und Port,
Da mir den Frieden beut kein andrer Ort.
O Quell, o Bergesfirne,
Wo zum Genuß der Himmliſchen erkoren
Ich wandle, grün' und blühe neugeboren.
Wie froh nun ſchmück' ich Herz und Geiſt und Stirne.
Cypreſſe, Tod und Unterwelt
Wird mir zu Lorbeer, Leben, Sternenzelt.

### 2.

Urlicht und Grund und du, das Ewigeine,
Dem Leben, Sein, Bewegung rings entfließt,
Das ſich in Höh' und Breit' und Tief' ergießt,
Daß Himmel, Erd' und Unterwelt erſcheine!
Mit Sinn, Vernunft und Geiſt erſchau' ich deine
Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
Wo Mittelpunkt und Umfang allwärts iſt;
In deinem Weſen weiß auch das meine.
Ob kleiner Wahn ſich mit der Noth der Zeit,
Gemeine Macht mit Herrſchſüchtigkeit,
Ruchloſer Sinn mit ſchwung dem Neid verwebet:
Sie ſchaden's nicht, daß ſich die Luft verdunkelt,
Weil doch ſtets durch unverlöſchlich funkelt
Mein Aug' und meine ſchöne Sonne ſchimmert.

### 3

Der Schmetterling, der fliegt nach ſchöner Helle,
Weiß nicht, daß ihn verzehrt der Flamme Licht;
Erpreßt den Hirſch Verlangen nach der Quelle,
Geht er zum Bach und ahnt den Bogen nicht;
Zum trauten Scherz eilt das Einhorn ſchnelle
Und ſieht nicht, daß ſich längſt ein Netz ihm flicht.
Im Licht, am Quell, am Scherz von meinem Heil
Seh' ich die Netz' und Flammen, ich den Pfeil.
So lieb ſind meine Leiden,
Daß ich der Fackel Glut mit Wonn' empfangen,
Daß mich erfreun des Götterbogens Wunden,
Daß ich nicht mag aus meiner Feſſel ſcheiden!
Seid ewig ihr mein Heil,
O Pein und Brand der Seel', o Herzensleid!

---

*) Geboren zu Nola im Neapolitaniſchen, nach einem Leben voll Wechſel und Kampf im Jahre 1600 von der Inquiſition zu Rom lebendig verbrannt. Carriere hat den herrlichen Märtyrer der Wahrheit gerecht und würdig den „philoſophiſchen Genius Italiens" genannt.

### 4.

Der schönen Sehnsucht breit' ich aus die Schwingen,
Je höher mich der Lüfte Hauch' erheben,
So stolzer laß ich meine Flügel schweben,
Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen.
Und mögt ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
Wohl ahn' ich selbst, einst stürz' ich todt darnieder;
Welch Leben kann doch meinem Tod erreichen?
Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Verweg'ner, fliegst du? Wehe, wehe!
Die Buße folgt auf allzukühnes Wagen!
Den Sturz nicht fürcht' ich, ruf' ich, aus der Höhe:
Auf, durch's Gewölk empor! Und sinkst zuletzt du,
Wird dir ein ruhmreich edler Tod beschieden!
(Carrière.)

## 2.

## Tomaso Campanella.*)

### 1.

Einsam und nicht allein, frei und gebunden,
Ein stummer Rufer, ohne Schwert ein Held,
Ein Thor dem tollen Auge dieser Welt,
Ein Weiser bin ich vor dem Herrn erfunden.
So heilt der Seele sich das tiefste Wunden,
Wenn ob mich Erdenwucht gefesselt hält,
Ich schwinge mich empor zum Sternenzelt,
Von Kerkerqual im Aether zu gesunden.
Ein schwerer Krieg ist dieses Lebens Spiegel,
Kurz ist die Zeit, denkst du der Ewigkeit,
Da bleibst gern im zeitbefreiten Garten.
Ich trag' auf meiner Stirn der Liebe Siegel,
Vertrauensvoll zu harren mit der Zeit,
Ob ohne Wort ich immer bin verstanden.

### 2.

Das Volk gleicht einem Thier, das ungeschlacht
Die eigne Kraft verkennt und in Ketten
Daran aus Holz und Stein sein Haupt muß betten,
Geleitet von einem Knäblein ohne Macht.
Ein Ruck, so wär' auf immer es befreit,
Allein es bleibt in Ängsten unterjochen,
Vom Sklavenjoche beißen, ohne Wissen
Von seines schwachen Lenkers Dumpfigkeit.
Erbarmenswerth! Es reicht im Kriegsgetümmel
Sich Gold und Tod mit seiner eignen Hand,
Das, was es dem König erst gegeben.
Alles ist sein, was zwischen Erd' und Himmel;
Das weiß es nicht und wer es ihm bekannt
Will machen, dessen bringt es um das Leben.

### 3.

Die Welt ist Buch, darin des Sinnes Zeugen
Der Ew'ge schrieb, ist ein lebend'ger Tempel,
Darin sich innre Wirkung und Exempel
Lebend zu Schauen zeigt und Bilder heben.
Da lernen wir als Kunst und Weise treiben
Und lesen, prägt sich uns Gottes Stempel:
Die Welt erkennt sich, unsrer Seele Tempel,
Zahlt' überall ich Gottes Thron weben.
Doch todte Bücher, trüg abgeschrieben,
Und Menschenwerk, dem wir uns zugleich weihen,
Trübt uns in großen Wirken unsre Wahl.

So werden wir auf falschen Weg getrieben
Zu Noth, Unwissenheit und Zänkereien —
O kommt doch mit mir zum Original!

### 4.

Bewohner dieser Welt, erhebt die Blicke
Voll Zuversicht zum ersten, ew'gen Geist!
Ob Tyrannei im Purpurmantel gleißt,
Ihr Trachten ist, wie sie euch niederdrücke.
Dann seht und staunt, wie sich als Haß und Tücke
Die Heiligkeit der Heuchelei erweist,
Seht der Sophisten Lob zum Hohn dem Geist
Des Herrn, vor dem allein das Haupt ich bücke.
Ein Sokrates bekämpft die Sophisten,
Tyrannen tilgt die Macht von Cato's Händen,
Verscheucht ein Strahl vom ew'gen Licht der Christen.
Doch um die Noth und Qual der Welt zu enden
Was frommt's, daß wir zum Opfertod uns rüsten,
Sofern nicht Alle zu dem Geist sich wenden!
(Carrière.)

## 2.

## Volkslieder.

### 1.

### Das verlorene Herz.

Ich ging einmal spazieren
Am Meeresstrande,
Ach, da verlor mein Herz ich
Im tiefen Sande.
Da fragt' ich an dem Strande
Die Schiffer alle;
Daß du es fänd'st im Grunde,
Lachten mir alle.
Nun komm ich dich zu bitten,
Bei Lieb' und Treue;
Ich ein Herz, du aber
Hast deren zweie.
Und weißt du, was du thun kannst,
Du liebe Kleine?
Behalt' das meine, schenk'
Du mir das deine!
(Kopisch.)

### 2.

### Mädchensehnsucht.

Mutter, Mutter, ich schmacht', ich verschmachte!
Etwas im Garten da bringt mich in's Grab!
„Tochter, im Garten, da steht ein Salatkopf,
Geh' in den Garten und pflück' es dir ab."
Ach, Mütterchen, nein! Ach, Mütterchen, nein!
Das kann mich nicht von dem Schmachten befrei'n!
Mutter, Mutter, ich schmacht', ich verschmachte!
Etwas im Garten da bringt mich in's Grab!
„Tochter, im Garten, da ist Petersilie,
Geh' in den Garten und pflück' sie dir ab."
Ach, Mütterchen, nein! Ach, Mütterchen, nein!
Die kann mich nicht von dem Weh befrei'n!
Mutter, Mutter, ich schmacht', ich verschmachte!
Etwas im Garten da bringt mich in's Grab!
„Tochter, im Garten, da stehet Rosmarin,
Geh' in den Garten und pflück' dir es ab!"
Ach, Mütterchen, nein! Ach, Mütterchen, nein!
Rosmarin kann mich von dem Weh nicht befrei'n!
Mutter, Mutter, ich schmacht', ich verschmachte!
Etwas im Garten da bringt mich in's Grab!
„Tochter, im Garten, da stehet der Gärtner,
Geh' in den Garten zum Gärtner hinab!" —

---

*) Geboren 1568 zu Stilo in Calabrien, von den Pfaffen verfolgt, gefoltert, 27 Jahre lang eingekerkert, endlich 1639 im Exil zu Paris gestorben.

Ach, Mütterchen, ja! Ach, Mütterchen, ja,
Der iſt es, der bringt mich dem Tode ſo nah!
(Kopiſch.)

### 3.

## Zucker und Honig.

Wenn du, mein Kind, mich Zucker nennſt,
Nenn' ich dich Honig, Kindchen.
Ach, welche holde Melodie
Erklang aus deinem Mündchen!
Wie tragen wir den Herzensdrang
Und all das Wonneleiden!
Ich denk', es wird das Beſte ſein,
Darein uns zu ergeben.
Ach, von dem lieblichholden Geiſt
Der Lieb' auf deinen Lippen
Mein' ich den honiglichen Seim
Bereits hinwegzunippen!
Sie ſchwört, ſie habe nimmer Ruh,
Seit ſie mich ſah, gefunden —
Und wenn wir ſo zuſammen ſind,
Iſt all mein Weh verſchwunden.
Drum höre, Kind, es iſt nicht gut
Für dein' und meinen Frieden,
Bleibt beider ſüßer Honigſeim
Vom Zucker ſo geſchieden.
Reich mir aus deinem Munde Etwas
Vom ſüßen Seim der Immen,
So werden, geb' ich Zucker dir,
In Seligkeit wir ſchwimmen!
(Kopiſch.)

### 4.

## Ja oder Nein?

Ach, ſo zu lieben
Iſt eine Pein!
Liebſt du mich, ſag' es mir:
Ja oder nein!
Ach, was erlitt ich,
Seit ich dich ſah!
Sag' mir doch endlich
Nein oder ja!
Hoffe kein Wörtchen
Groß oder klein,
Eh' du mir ſageſt
Ja oder nein!
Wochen vergingen,
Monden beinah,
Und noch nicht hör' ich
Nicht nein, nicht ja!
Alle mein Sehnen,
Still wäre es ſein,
Hör' ich ein erſtes
Ja oder nein!
Lieben wirſt, Seelchen,
Seufzen, ja, ja!
Hört man niemals
Nein oder ja.
(Kopiſch.)

### 5.

## Seſtine.

O Turteltäubchen, du weinſt um die Treue,
Ich wein' um Jene, die nicht war die Meine.
Verwittwet ſeufzt du auf nacktem Zweige,
Da ſeufzend ich am dürren Baume mich neige,
Zu Echo und die Sonne, Luft und Schatten
Antworten murmelnd nur dem Fall des Waſſers.
(Wolff.)

### 6.

## Ritornelle.

Wenn du im Kreiſe drehen willſt die Augen,
So dreht der ganze Himmel ſich mit Schweigen
Und ihm ſind Sonne, Mond und Sterne eigen.
Ich träumte dieſe Nacht mit ſüßer Wonne,
Daß ich von Herzen küßte meine Holde,
Da weckſt du mich, verwünſchte Morgenſonne.
Die Blume der Kaſtanie,
Komm doch, mein Herz, zu wohnen in der Vigne,
Denn eine Schönheit biſt du der Campagne.
Die Blume ſegne ich von Portugal,
Der Blitz, die Weiber ähneln ſich zumal;
Denn beide ziehen ſich nach dem Metall.
Die Sterne ſich allein in Nächten zeigen,
Weil dann ſich ſchließen meiner Liebſten Augen
Und dieſen weit mehr Glanz und Schönheit eigen.
Auf deine Augen Eiferſucht ſie hegen;
Du haſt im Morgenlicht ſie aufgeſchlagen,
Da ziehen ſchnell ſie fort auf allen Wegen.
Ich ſende dir, mein Kind, ſo viele Grüße,
Als bunte Blumen ſtehen auf der Wieſe
Und als da Heil'ge ſind im Paradieſe.
Das Mädchen, das ſich einen Mann genommen,
Aß ſicher bald vom Aergerbrot, dem ſchlimmen,
Und glaubte erſt, in's Paradies zu kommen.
Ein Weib, deß Laune ſtets egal,
Das freundlich, ſtill, verſchwiegen, liebevoll,
Das ſchätz' ich mehr, als einen Cardinal.
Die Liebe,
Die Lieb' iſt trübe!
Sprach der Salat bedenklich zu der Rübe.
(Wolff.)

### 7.

## Weihnachtslied der Pifferari.

Als dort das Kind zu Bethlehem geboren,
War's Mitternacht und ſchien doch heller Mittag.
Solcherlei Schimmer
Sah man nimmer
An den Sternen, wie dazumal!
Der am hellſten brannte,
Der ging die Weiſen ſuchen im Morgenlande.
Da waren keine Beſtien auf der Erden;
Das Lamm ging auf die Weide bei dem Löwen.
Zicklein grasten,
Scherzten, ſpaßten
Mit dem bunten Leopard,
Bär war inmitten
Mit Kälbchen, Wolf mit Lämmchen in gutem Frieden.
Die Schäfer ſahen alle zu den Heerden;
Der Engel aber, heller als die Sonne,
Als er erſchienen,
Sprach zu ihnen:
Wohlauf, nicht fürchtet euch,
Freut euch und lachet,
Die Erd' iſt wieder zum Paradies gemacht!
(Kopiſch.)

### 8.

## An die Madonna.

O meine ſchönſte Hoffnung,
Maria, ſüße Liebe!
Du biſt allein mein Leben,
Du biſt mir Troſt und Friede.
Wenn ich nur dein gedenke,
Wird mir, als ob ſich Luſt,
Als ob ſich Freude träufe
In die bewegte Bruſt.

Du biſt's, der ich befehle,
O Heil'ge, meine Seele, —
O ſegne ſie!
Wenn ſündliche Gedanken
Mich in der Andacht ſtören,
So fliehen ſie in Eile,
Da dich ſie nennen hören.
In dieſem Meer der Stürme
Biſt du des Lebens Stern,
Du führeſt der Seele Nachen
Zum Hafen ſanft und gern.
Du biſt's, der ich befehle,
O Heil'ge, meine Seele, —
O ſegne ſie!
Nur unter deinem Schleier,
Gebieterin der Erde,
Laß mich in Frieden leben,
Laß mich in Frieden ſterben!
Kann ich auf ſolche Weiſe
Dir ſtets das Leben weihn,
So wird mir, wenn ich ſcheide,
Gewiß der Himmel ſein.
Du biſt's, der ich befehle,
O Heil'ge, meine Seele, —
O ſegne ſie.
O ſchlinge deine Ketten
Mir um das Herz, Geweihte!
Erwähl' mich zur Gefang'nen!
Ich diene dir in Treue,
O nimm mein Herz, Maria!
Dein iſt es doch ſo lange,
Dein iſt es, nicht mehr meines,
Ich will es ja nicht mehr.
Du biſt's, der ich befehle,
O Heil'ge, meine Seele, —
O ſegne ſie!

(Wolff.)

## 9.

## Nina.

Es waren einſt drei Mädel,
Zum Lieben wohl geneigt;
Nina, die Allerſchönſte,
Ein Schifflein wohl beſteigt.
Müde vom ſtarken Rudern
Entfiel ihr, ach, ihr Ring:
„Du, Fiſcher auf den Wellen,
Komm, fiſche hier geſchwind!" —
„Und wenn ich ihn gefunden,
Was gibſt du mir dafür?" —
„Hundert goldne Zechinen,
Einen Beutel geb' ich dir." —
„Nicht will ich die Zechinen,
Den Beutel nicht dazu,
Ein einz'ges liebes Küßchen,
Nicht mehr, das gibſt mir du!" —
„Ach nein! wenn das mein Vater
Erführ', was ſagt' er dann!" —
„Sei ruhig, mußt Nichts ſagen,
Dann werd' ich auch dein Mann." —
„Biſt du mein Mann geworden,
Sag' an, was gibſt du mir?" —
„Ich bring' dich nach dem Berge
Und bleibe dort bei dir.
Dort bauen dir ein Häuschen
Der Maurer dreißig drei;
Es ſollen dir es malen
Der Maler dreißig drei.
Ich ſchenke dir ein Kleidchen
Von Farben dreißig drei,
Das Kleidchen ſollen nähen
Der Schneider dreißig drei."

(Wolff.)

## 10.

## Die ſchöne Mariolin.

Mariolin, ſchöne Mariolin,
Was haſt begangen du am Wege dorten?
O, wie die Leute ſich verwundern allerorten!
Mariolin, ſchöne Mariolin,
Du hatteſt ja ein Kind, wo iſt's geblieben?
„Ach, liebe Mutter, in die Tiber warf ich's drüben.
Mütterchen, leiſe, leiſe ſprich!
Ja leiſe, leiſe — wenn man dorthin käme!
Daß das Gericht nicht komm' und mich gefangen nehme!" —
Das Gericht — leiſe, leiſe kommt's
Zur Thür und pocht auch vor dem Morgenrothe;
Die ſchöne Mariolin ſinkt hin, wie eine Todte.
Nahm man ſie, band ſie feſt, ja feſt,
Mit harten Banden hart, o weh! und ſtärker
Die ſchöne Mariolin geht in den dunkeln Kerker.
„Mutter mein, gib das Silber hin,
Gib all' dein Silber hin und Gold, o wehe!
Daß ich aus dieſem tief und dunkeln Kerker gehe!"
„Tochter mein, Silber hab' ich nicht,
Hab' Silber nicht noch Gold, um dich zu retten.
Wer Böſes thut, der bleibt im Kerker und in Ketten!"
„Mutter mein, bring' zu trinken mir,
Ja, bring' zu trinken mir und auch zu eſſen,
Daß ich der Traurigkeit ein wenig mag vergeſſen.
Mutter mein, bring' zu trinken mir,
Bring' mir zu trinken und zu eſſen, wehe!
Daß mir das Herzeleid ein wenig nur vergehe."
Halte mich, Freund, geleite mich
Und laß mich ſchauen, die da ſind gefangen,
Die, wie die Welt ſagt, ſo von Schönheit [illegible] prangen.
Aber wer hat euch hier erdacht?
Die ſchöne Mariolin mit traurigem Herzen
Am Feiertag, die Kerz' am Arm, das Haupt voll Schmerzen.

(Kopiſch.)

## 5.

# Spanien und Portugal.

In der ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie bleibt das Nationale allgemein durchgreifende Grundlage. Die pyrenäiſche Halbinſel war durch ihre Localität, wie durch die Eigenthümlichkeit ihrer inneren Verhältniſſe bis zum ſechszehnten Jahrhundert in ſich abgeſchloſſen. Als nun, nach der glücklichen Ueberwindung der Mauren, eine innigere, weitere und ſchnellere Verbindung mit dem übrigen Europa ſich entwickelte, war es zunächſt das italieniſche Leben, die italieniſche Kunſt, welche durch das politiſche Verhältniß zwiſchen Spanien und Neapel, ſo wie durch die Verwandtſchaft der Sprache den Spaniern angenähert wurden. Die ſpaniſche wie die portugieſiſche Poeſie ergriff mit Begeiſterung die ſchönen italieniſchen Formen; es entſtand ein Gegenſatz der nationalen Form und der den Italienern nachgebildeten: aber die größeren Dichter der Nation wußten dieſen Gegenſatz in ihren Dichtungen aufzuheben und der volksthümliche Charakter ihrer Dichtung vereinigte ſich mit der Vollendung der fremden Kunſtbildung.

Karl Roſenkranz.

## 1.

## Spanien.

Hochfliegender Nationalſtolz, feinſtes Ehrgefühl, bezaubernde Phantaſie und bis zum Fanatismus ſich ſteigernde Rechtgläubigkeit: dieſe Eigenſchaften verleihen der Poeſie der Spanier ihren eigenthümlichen Charakter. Ihre in majeſtätiſcher Grandezza einherwandelnde Sprache iſt voll ernſten Klanges, und dennoch gleich geſchickt, das Flüſtern und Koſen der Liebe, wie den Pomp und Prunk des höchſten Pathos wiederzugeben. Aus einem Heldenleben voll natürlicher Romantik, aus dem Boden einer kraftvollen Nationalität hervorgewachſen, gehört die ſpaniſche Literatur zu den ſelbſtändigſten Gewächſen der modernen Welt; die Aneignung fremder provençaliſcher und italiſcher Formen, welche ſich mit dem Beginn der Kunſtpoeſie in ihr bemerkbar macht, vermochte dem nationalen Gehalt keinen Eintrag zu thun, und erſt die neue Zeit, in welcher ſich die ſpaniſchen Poeten zu Sklaven des franzöſiſchen Ungeſchmacks erniedrigten, war Zeuge von dem Erlöſchen jener prächtigen Flamme, welche, aus den alten Romanzen herlodernd, im ſpaniſchen Roman und Drama ſo triumphirend himmelan geſtiegen.

Die älteſte poetiſche Thätigkeit der Spanier bewährte ſich durchaus volksmäßig in Romanzen, die, in das Gebiet der Sage hinaufgreifend, bald auch an hiſtoriſche Stoffe ſich anſchmiegten, endlich auch Traditionen der antiken Welt aufnahmen und die Spiele der Liebe beſangen. Der ganze ritterliche Kampf, den Krieg und Heldenmuth auf der pyrenäiſchen Halbinſel durchgefochten, lebt uns aus dieſen naiven und glühenden Romanzen wieder, die in verſchiedenen Cancioneros (Liederbüchern) geſammelt ſind und aus deren Maſſe die Romanzen vom Cid, von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen, vom König Rodrigo, vom Grafen Alarcos u. ſ. w. als zu den älteſten und ſchönſten gehörig anzuſehen ſind. Mit dem Falle des Maurenthums in Spanien (1492) erloſch der eigentliche hiſtoriſche Romanzenglanz und begann die Romanze vielfach auszuarten.

Neben dieſer volksthümlichen Poeſie regte ſich ſchon frühe das kunſtmäßige Dichten, wenn auch noch in rohen und ungefügen Anfängen. Auch die Kunſtpoeſie erlas ſich, aber mit richtigem Tact, die nationale Heldengeſtalt des Cid zum Gegenſtand, um welche ſich überhaupt die älteſte dichteriſche Aeußerung in Spanien hauptſächlich gruppirt zu haben ſcheint. So entſtand das chronikartige epiſche Gedicht vom Cid (poema del Cid Campeador), in deſſen Weiſe dann auch noch andere einheimiſche und fremde Helden gefeiert wurden, wie z. B. Alexander der Große. War aber bisher das Nationale, das Heldenmäßige der Grundton ſpaniſcher Dichtkunſt geweſen, ſo trat mit Gonzalo de Berceo, dem älteſten caſtilianiſchen Dichter, von welchem einigermaßen beſtimmte Nachrichten vorhanden ſind — er lebte um 1211 und verfaßte verſificirte Legenden — das kirchliche Element, der Geiſt der Katholicität in beſtimmterer Haltung, als bisher, hinzu und zugleich gewann die poetiſche Production in der Gattung der Ritterromane, deren Wurzel und unendliche Zweige treibender Stamm der „Amadis von Gallien“ von Vasco de Lobeira, ein weites und fruchtbares Feld, während die Didaktik durch den Infanten Don Juan Manuel (geſt. 1362) mit ſeinem Buche „Graf Lucanor“ auf ruhmvolle Weiſe in die ſpaniſche Literatur eingeführt wurde, und der Erzprieſter von Hita Juan Ruiz (um 1343) dem ernſten Lehrtone Laune und Spaß zugeſellte. Sein Zeitgenoſſe Lopez de Ayala vermittelt den Uebergang von der ältern nationalen Kunſtrichtung zu der provençaliſchen Vorbildern nachſtrebenden Hofpoeſie, welche, durch Dichter, wie der Marquis von Villena (geſt. 1434), der Marquis von Santillana (geſt. 1458), Perez de Guzman (geſt. verm. 1470), Juan de Mena (geſt. 1456), Gomez Manrique und Jorge Manrique (geſt. 1479), Juan de la Enzina u. m. A. gepflegt, bis in das Zeitalter Ferdinand's und Iſabella's und Karl's V. hinein blühte, wo dann Juan Boscan Almogaver (geb. gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Barcelona) als Begründer einer neuen Periode der ſchönen Literatur ſeines Vaterlandes auftrat.

Boscan wies einerſeits auf die Dichter des Alterthums, insbeſondere auf die römiſchen, als auf Muſter hin und ſuchte andererſeits durch Aneignung italiſcher Formen, namentlich petrarkiſcher, der ſpaniſchen Poeſie neue Lebenselemente zuzuführen. Ihm folgte Garcilaſo de la Vega (geb. 1503 zu Toledo, geſt. 1536), der in ſeinen ſorten Eklogen oder Schäfergedichten, welche Gattung er eigentlich in Spanien zuerſt begründete, mit der maßvollen Anmuth der Alten, die er nachahmte, die ſeeliſche Gefühlsromantik vermählte. Ebenbürtige Nachfolger hatte er in dem auch als Staatsmann und Geſchichtſchreiber berühmten Diego Hurtado de Mendoza (geſt. 1575), der neben ſeiner lyriſchen und didaktiſchen Richtung beſonders durch die Gründung des für die Folgezeit höchſt bedeutenden Genre des national-ſpaniſchen Schelmenromans, die er durch ſeinen allbekannten „Lazarillo de Tormes" machte, wichtig geworden, ferner in dem ſchwungvollen, ergreifenden Odendichter Fernando de Herrera (geſt. 1578), in dem gelehrten, frommen Luis Ponce de Leon (geſt. 1591), in dem gemüthvollen Jorge de Montemayor (geſt. 1561), der, von Geburt ein Portugieſe, ſeinen berühmten Schäferroman „Diana" in ſpaniſcher Sprache ſchrieb, welcher dann durch Gaspar Gil Polo würdig fortgeſetzt wurde, in dem feurigen Erotiker Eſteban Manuel de Villegas (geb. 1595) und, um zahlloſe Andere zu übergehen, in dem durch Zartheit und Innigkeit der Gefühle, wie durch Neuheit der Gedanken ausgezeichneten Francisco de Rioja (geſt. 1659). Dieſe Periode war auch ſehr reich an epiſchen Erſcheinungen, unter denen die „Araucana" des Alonſo de Ercilla y Zuniga (geſt. gegen das Ende des 16. Jahrh.), in welchem die Bejochung des ſüdamerikaniſchen Heldenvolks der Araucaner durch die Spanier ſchildernden Gedichte der Dichter ſelbſt als eine der handelnden Perſonen auftritt.

Von ungleich größerem Werthe, als die epiſchen Poeſien Ercilla's und ſeiner Mitſtrebenden, iſt jedoch die erzählende Dichtkunſt, welche der große Miguel Cervantes de Saavedra (geb. im October 1547 zu Alcala de Henares, geſt. am 23. April 1616 zu Madrid) in ſeinen „Novellen" und in ſeinem unſterblichen Roman „Don Quixote" entfaltete, eines der tiefſinnigſten Werke des menſchlichen Geiſtes, ein Buch, das, über den ganzen Erdkreis verbreitet, einen unerſchöpflichen Genuß, eine immer ſich erneuernde Bewunderung erregt. Mit Cervantes, der, nach den dramatiſchen Anfängen, welche ſich in der berühmten dramatiſirten Novelle „Celeſtina" (verfaßt von Rodrigo de Cota und Fernan de Rojas), in den dramatiſchen Arbeiten des Encina, des Lope de Rueda, des Criſtoval de Virues und Anderer kundgegeben, zuerſt mit künſtleriſchem Bewußtſein die Weiterbildung des Theaters unternahm und ſich in ſeiner Tragödie „Numancia", in ſeinen Komödien und Zwiſchenſpielen als großer Dichter erwies, beginnt auch jene glanzvolle Periode des ſpaniſchen Drama's, die vom Ende des 16. bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts reicht und eine Fülle von dramatiſchen Meiſterwerken hervorgebracht hat, mit der ſich, von dem Drama der Hellenen abgeſehen, nur die dramatiſche Literatur der Engländer meſſen kann.*)

Die richtigſte Einſicht in das Weſen der dramatiſchen Kunſt und in die Bedingungen, unter welchen allein das Theater einer Nation werth iſt, als geiſtloſe Spielerei und [illegible], leitete die ſpaniſchen Dramatiker auf den nationalen Boden zurück, von welchem ſeit Boſcan die Poeſie immer mehr abgewichen war. Durch und durch ſpaniſch ſollte das Theater werden und wurde es. Im Herzen, in der Anſchauungsweiſe der Nation wurzelnd, konnte das ſpaniſche Drama, von großen Meiſtern gepflegt, jenen beiſpielloſen Aufſchwung nehmen, den es in der bezeichneten Periode genommen, und jene Sympathie und Begeiſterung im ganzen Volke erwecken, von der wir Deutſche uns kaum einen Begriff machen können. Das ſpaniſche Theater vereinigte alle geiſtigen Bedürfniſſe der Nation in ſich und ſpiegelte das ganze Leben, das Denken, Fühlen, Glauben und Trachten derſelben in lebendigſtem Farbenſpiel wieder. Dieſe Richtung der dramatiſchen Kunſt und Literatur entwickelte im vollſten Umfange zuerſt Lope de Vega Carpio (geb. am 25. November 1562 zu Madrid, geſt. am 21. Auguſt 1635 ebendaſelbſt), der fruchtbarſte Dichter Europa's, vielleicht der Welt, und jedenfalls einer der größten, welche je gelebt. Die Zahl ſeiner dramatiſchen, erzählenden, lyriſchen, didaktiſchen Werke geht in's Unendliche und man hat berechnet, daß er 21,316,000 Verſe geſchrieben; aber was mehr iſt, er bewies ſich ſtets als echter Dichter, als dramatiſcher Meiſter, dem eine wahrhaft fabelhaft reiche Phantaſie zu Gebote ſtand. Mit ihm wetteiferten in ehrenwertheſter Weiſe als ſeine Zeitgenoſſen die Dramatiker Guillen de Caſtro (geb. 1569), Mira de Mescua, Luis Velez de Guevara, Diego Ximenez de Enciſo, Juan Perez de Montalvan (geb. 1602), Tirſo de Molina (geb. um 1570, geſt. 1648), Juan Ruiz de Alarcon y Mendeza, Felipe Godinez, Luis de Belmonte und viele Andere, denn die Zahl der damaligen dramatiſchen Dichter Spaniens iſt außerordentlich groß. Den Gipfel erſtieg aber das ſpaniſche Drama mit Pedro Calderon de la Barca (geb. am 1. Januar 1601 zu Madrid, geſt. am 25. Mai 1681 ebendaſelbſt). „Das war," ſagt ein Zeitgenoſſe von ihm*), „das war der Fürſt der caſtilianiſchen Dichter, denn er war im Heroiſchen gebildet und erhaben, im Moraliſchen gelehrt und ſpruchreich, im Lyriſchen anmuthig und beredt, im Heiligen geiſtlich und ſinnvoll, im Liebevollen edel und ſchonend, im Scherzhaften witzig und lebendig, im Komiſchen fein und angemeſſen. Er war ſanft und wohlklingend im Vers, groß und zierlich in der Sprache, gelehrt und feurig im Ausdrucke, ernſt und gewählt in der Sentenz, gemäßigt und eigenthümlich in der Metapher, ſcharfſinnig und vollendet in den Bildern, kühn und überzeugend in der Erfindung, einzig und ewig im Ruhme." So überſchwänglich dieſes Urtheil auch klingen mag, es wird gerechtfertigt, wenn man die Herrlichkeit der Phantaſie, die erfinderiſche Mannigfaltigkeit im Plane, die durch und durch künſtleriſche Feinheit und Sicherheit in der Ausführung der Calderon'ſchen Dramen betrachtet und, was ſich übrigens von ſelbſt verſtehen ſollte, dabei nie vergißt, daß der Dichter „jeder Zoll ein Spanier" war. In ſeinen religiöſen, hiſtoriſchen, mythologiſchen Schauſpielen, wie in ſeinen romantiſchen Schildereien und modernen Sittenmalereien, in Scherz und Ernſt, überall iſt er ein Spanier und Katholik und es gereicht dieß wahrlich ihm nicht zur Unehre. Hat man doch einzuſehen angefangen, daß ein Dichter einzig und allein vom Standpunkt ſeiner Zeit aus richtig aufgefaßt werden kann und daß es lächerlich iſt, an die Werke des dichteriſchen Genius heterogene Maßſtäbe zu legen. Als eminent talentvolle dramatiſche Nebenbuhler Calderon's müſſen Francisco de Rojas als Tragiker, und Auguſtin Moreto y Cabanna (geſt. 1669) als Luſtſpieldichter, unter vielen Anderen ausgezeichnet werden.

---

*) In der, von Schack in ſeinem „Spaniſchen Theater" I. S. 315 überſetzten, Vorrede des Cervantes zu ſeinen Komödien und Zwiſchenſpielen: [illegible] der große Dichter folgendermaßen über die Beſchaffenheit des Drama's in Spanien aus: „Zur Zeit des berühmten Lope de Rueda ließ ſich der ganze Apparat eines Schauſpieldirectors in einem Sack packen und beſtand aus vier Schäferpelzen von weißem Fell mit vergoldetem Leder beſetzt, und aus vier Bärten und Perrücken und vier Schäferſtäben [illegible]. Die Komödien waren Geſpräche, faſt wie Eklogen, zwiſchen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin. Man putzte ſie auf und dehnte ſie aus durch zwei oder drei Zwiſchenſpiele, in denen bald eine Negerin, bald ein Kuppler, bald ein Narr oder ein [illegible] vorkam; alle dieſe vier Rollen und noch viele andere ſpielte der genannte Lope [illegible] und Naturwahrheit. [illegible] Damals gab es noch keine [illegible], keine Kämpfe zwiſchen Mauren und Chriſten, [illegible] Theater und dem Hintergrunde [illegible] oder [illegible] Wolken mit Engeln und Seelen [illegible] Himmel herab. Das Theater beſtand aus vier Bänken, in's Geviert geſtellt, und auf ihnen vier bis ſechs Brettern, die darüber gelegt wurden, ſo daß die Bühne ſich vier Spannen über den Boden erhob. Die Decoration des Theaters war ein alter Vorhang, der mit zwei Schnüren von einer Seite bis zur andern gezogen war und das [illegible] bildete, hinter welchem die Muſikanten ſtanden und ohne Guitarre irgend eine alte Romanze ſangen.

Während dergeſtalt in Spanien das Drama zur reinſten Kunſthöhe ſich aufſchwang und zugleich eine allgemeine Volksthümlichkeit ſich bewahrte, war die lyriſche Kunſt ſehr verfallen. Verſchrobenheit des Geſchmacks und ein überfeiner, unnatürlicher Styl — der ſogenannte gebildete oder geſchmückte Styl (estilo culto) — hatten in und außerhalb des Dramas ſich der Literatur bemächtigt und die volksmäßigen Stoffe, die nationale Ausdrucksweiſe durch mythologiſche Spielereien und allegoriſchen Bombaſt verdrängt. Als Hauptrepräſentant dieſer verderblichen Richtung gilt der, übrigens talentvolle, Luis Gongora de Argote (geſt. 1627). Mit ſelbſtſtändigem Streben hob ſich aus dem unerquicklichen Gedränge der Culturiſten oder Gongoriſten der geiſt- und witzreiche Francisco Quevedo Villegas (geſt. 1645) hervor, der beſonders durch ſeinen humoriſtiſchen Roman „der große Tacanno (Schelmenhauptmann)" Epoche machte. Mit dem 18. Jahrhundert verfiel die herrliche Literatur der Spanier. Auch ſie, die Ueberreichen, gingen bei den Franzoſen betteln und erniedrigten ſich zu ſklaviſchen Nachahmern derer, welche ihre beſten Gedanken und Motive früher von ihnen entlehnt hatten. Nur wenige Namen, wie etwa die des Liederdichters Melendez Valdez (geb. 1754) und des Fabuliſten Thomas Iriarte, des Luſtſpieldichters Leandro Fernandez Moratin und des Tragikers Cienfuegos, verdienen unter der Menge dieſer franzöſirenden Literatoren eine ehrenhafte Erwähnung. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, wo das tief geſunkene ſpaniſche Nationalgefühl ſich ſo kraftvoll zur Wiedererlangung der alten Hoheit aufraffte, begann den Spaniern auch das Verſtändniß der Größe ihrer nationalen Literatur wieder aufzugehen und ſie fingen an zu erkennen, daß eine Verjüngung ihrer Poeſie nur auf nationalem Wege erſtrebt werden könne. Obwohl theilweiſe noch vom franzöſiſchen Regelzwange befangen, hat der bekannte Staatsmann Martinez de la Roſa dieſe verjüngende Richtung dramatiſch bedeutend gefördert und das afterclaſſiſche Syſtem hat durch die begabten Bühnendichter Antonio Gil y Zarate (geb. 1796), Breton de los Herreros (geb. 1800) u. A. den Todesſtoß erhalten, während ein friſcher und reicher Nachwuchs mannigfaltiger poetiſcher Kräfte der wiedererweckten Romantik nachhaltiges Gedeihen verſpricht.

## 1.

# Die volksmäßige Romanzendichtung der Spanier.

## 1.

## Romanzen vom Cid.

### 1.

Diego Lainez, in Betrübniß
Ueber ſeines Hauſes Makel,
Der Inigo und Abarca
Alt, reich, von hohem Adel
Und erkennend, daß zur Rache
Es an Kräften ihm gebricht —
Denn bei ſeinem hohen Alter
Kann er ſie ſich holen nicht —
Kann er ſchlafen nicht bei Nacht, noch
Speiſe koſten, wagt zu ſehn
Mit dem Aug' nicht auf vom Boden,
Noch aus ſeinem Haus zu gehn;
Wagt zu reden nicht mit Freunden,
Gönnet ihnen nicht das Wort,
Weil er fürchtet, daß der Odem
Seiner Schande ſei verpeſtet.
Wie er nun im Streit mit ſolchen
Ehrenqualen kämpfte noch,
Da, ein Mittel zu verſuchen,
Deß Erfolg ihn nicht betrog,
Ließ er ſeine Söhne rufen,

---

*) Schack's Geſchichte der dramat. Kunſt und Literatur in Spanien, III, S. 11.

Sprach mit keinem Wort ſie an,
Nur die zarten Junkerhände
Drückt' er Jedem, Mann für Mann:
Nicht, um Linien zu betrachten,
Chiromant'ſcher Linien Lauf —
Denn noch war der [illegible]
Kommen nicht in Spanien auf —
Sondern, weil trotz Zeit und grauen
Haaren ſucht die Ehre Kraft
Seinem ſtarren Blut und eiſ'gen
Adern friſchen Lebensſaft,
Drückt' er's ihnen ſolchermaßen,
Daß ſie ſchrie'n: „Halt ein! um Gott!
Wozu das? was ſoll's? was ſinnſt du!
Laß mich los! du machſt mich todt!"
Aber als er kam zum Rodrich
Und die Hoffnung auf die Frucht
Schier in ihm erbleichen, die oft
Da ſich zeigt, wo man's nicht ſucht,
Da mit blutig heißen Augen,
Mit hyrkan'ſchem Tigerblick
Gab, voll großer Wuth und Kühnheit,
Der ihm dieſe Wort' zurück:
„Laßt los, Vater, in's Drei Teufels-
Namen! Laßt, zum Teufel, los!
Denn, wär't ihr nicht Vater, nähm' ich
Rach' mir nicht mit Worten bloß.
Nein, die Darm' hätt' ich mit dieſer
Hand heraus euch holen woll'n
Und, ſtatt Dolches oder Meſſers,
Mir die Finger dienen ſoll'n!"
Und vor Freude weinend ſprach der
Alte: „Herzkind, mich entzückt
Dein Erboſen, und dein Ingrimm
Iſt mein rechter Seelentroſt.
Dieſen Eifer, o mein Rodrich,
Zeig' ihn, als Vertheidiger
Meiner Ehre, die dahin iſt,
Wenn du nicht ſie holſt her." —
Segnet ihn, erzählt ihm ſeine
Schmach und bot das Schwert ihm dar,
Womit er den Grafen ſchlug, das
Seiner Thaten Anfang war. (Regis.)

---

### 2.

Sinnend ſtand der Cid, bedachte,
Wie er noch ſo jung, zu rächen
Seinen Vater, wär', wenn er den
Graf Lozano wollt' erſtechen.
Dacht' auch der furchtbaren Bande,
Die umgab den mächt'gen Feind;
Denn in den Gebirgen hatt' er
Tauſend Aſturianer Freund'.
Dachte, wie im Rath des Königs
Ferdinand von Leon gält'
Seine Stimme für die erſte
Und ſein Arm der beſt' im Feld.
Dünket Alles im Betracht ihm
Der Beleidigung gering,
Jener erſten, die man je noch
An Lain Calvo's Blut beging.
Um Gerechtigkeit den Himmel,
Um Kampfraum die Erde bat er,
Um Gewalt und Mark die Ehre,
Um Urlaub den alten Vater.
Denket ſeiner Jugend nimmer,
Weil ein edler Baron
Für der Ehre Sach' zu ſterben
Von Geburt gewohnt iſt ſchon.
Nahm herab ein großes Schwert, von
Dem Caſtilier Mudarr',
Das uralt und wegen ſeines
Herren Tod verroſtet war.
Und vertrauend, daß allein es
Ihm verhelf' zum vollen Recht,
Sprach er, eh' er ſich's umgürtet,
Alſo zu ihm tief bewegt:
„Denke, tapfres Schwert, daß mein Arm
Iſt Mudarra's und daß du
Hau'ſt mit ſeinem Arm, weil ihm man
Fügte die Beleid'gung zu!
Weiß wohl, wirſt dich ſchämen, ſo zu
Sehn in meinen Händen dich:
Doch du ſollſt dich nimmer ſchämen,
Daß ich einen Schritt nur wich.
Hart, wie deinen Stahl, ſo ſollſt du
Mich gerüſtet ſehn im Streite;
So gut wie der erſte Herr
Iſt geworden dir der zweite,
Und, wo Einer dich beſiegt',
Soll mein Zorn ob ſolcher Schande
In die eigne Bruſt mir dich
Grimmig tauchen bis zum Rande.
Fort zu Feld! Denn es iſt Zeit,
Daß wir den Loſaner Grafen
Für ſo feige Schändlichkeit
Seiner Zung' und Hand beſtrafen."
Wohl entſchloſſen ging der Cid,
Und ſo feſt hat er's verſprochen,
Daß in Zeit von einer Stund'
Er am Grafen war gerochen.

(Regis.)

---

### 3.

„Keinem weiſen Mann, noch braven
Junker ziemt, daß Ungebühr
Einem Edeln er erweiſe,
Der für beſſer gilt, als ihr.
Selbſt kein ſtarker Burſch von eurem
Trotzig wilden Uebermuth
Läſſet an betagten Männern
Aus die jugendliche Wuth.
Das ſind keine guten Streiche,
Daß ein Mann von Leon wagt'
Einem Greis in's Aug', ſtatt einem
Jüngling ſchlagen vor die Bruſt.
Wußtet ihr nicht, daß mein Vater
Stammt aus Lain Calvo's Blut,
Und das Unrecht nimmer dulden,
Die berufen ſind für gut!
Aber, wie wagt ihr euch nun an
Einen Mann, dem, da ſein Sohn
Ich bin, Niemand, außer Gott nur,
Durfte bieten ſolchen Hohn?
Mit der Unehr' Wolk' umdüſtert
Ihr ſein edles Angeſicht;
Doch zerſtreu'n will ich die Wolke,
Denn mein Arm iſt Sonnenlicht:
Denn es wäſcht Blut jeden Flecken
Rein, der auf der Ehre ruht,
Und das muß ſein, wenn ich's recht mir
Hab' gemerkt, des frechſten Blut,
Eures muß es ſein, ihr Wüthrich,
Weil Euch ſeine Wuth beraubt
Der Vernunft hat, daß ihr ſolche
Miſſethat euch habt erlaubt.
Hand gelegt, vor'm König, habt an
Meinen Vater, freventlich!
Wiſſet, Graf, daß ihr beſchimpft ihn
Habt und daß ſein Sohn bin ich,
Schlecht gethan, Graf, habt ihr. Hiemit
Fordr' ich Euch, als Schelm! Habt Acht,
Ob ich Herz hab', euch zu ſtehen,
Ob ihr mich zu fürchten macht!

Diego Lainez wohl geläutert
Macht' in ſeinem Schmelztopf mich:
Proben nun an euch und eurer
Bosheit mein Metall will ich.
Nichts ſoll frommen euch des glatten
Zungendreſchers Frechheit hier,
Weil zum Gang ich meinen guten
Degen hab' und Gaul bei mir." —
Alſo zu dem Graf Lozane
Sprach der Campeador, Cid,
Der durch ſeine Thaten nachmals
Dieſen Namen ſich erſtritt.
Schlug ihn todt, nahm Rach'; um einen
Ganzen Kopf verkürzt' er ihn
Und vor ſeinem Vater kniet' er
Mit dem Kopf zufrieden hin.

(Regis.)

### 4.

Eines Abends trat Ximene
Vor den Thron des Königs dort
Zu Leon, Recht zu begehren,
Wegen ihres Vaters Mord,
Wider Rodrich von Bibar, den
Cid, begehrt ſie's, in Betracht,
Als ein Kind von zartem Alter
Er zur Waiſe ſie gemacht. —
„Ob ich Recht hab', oder keines,
Siehſt du wohl und liegt am Tag,
König, weil der Ehr' Anliegen
Nimmer ſich verſtellen mag.
Jeden Tag, der anbricht, ſeh' ich
Meines Hauſes Blutwolf, ihn,
Daß mein Jammer nur ſich ſchärfe,
Hoch zu Roß vorüberziehn.
Laß ihn, guter Herr — du kannſt es —
Nicht umſchwärmen mein Quartier!
Denn der Mann, der wahrhaft brav iſt,
Rächet ſich an Weibern nie.
Wenn mein Vater ſeinen ſchmähte,
Nun dann rächt' er ihn gewiß!
Und, zahlt Ehr' einmal mit Tod man,
Gnüg' ihm zur Entſchuld'gung dieß.
Haſt in deinen Schutz genommen
Mich; o laß mich nicht betrüben!
Weil ſie ja an deinem Herzen,
Was an mir geſchieht, verüben." —
„Schweiget nun, Donna Ximene;
Denn ihr macht mir große Plag';
Und ich werd' auf's Beſte ſteuern
Allem eurem Ungemach.
Nichts darf ich dem Cid zu nah thun;
Iſt ein Mann, der viel vermag:
Er beſchützt mein Reich, und weiß ich,
Daß er mir es auch bewach'!
Doch denk' ich's mit ihm zu ſchlichten
So, daß euch's nicht ſoll gereu'n,
Daß er mir ſein Wort ſoll geben,
Euer Ehgemahl zu ſein." —
Wohl zufrieden war Ximene
Mit der Gnade, weil er wollt',
Daß derſelbe, der zur Waiſe
Sie gemacht, ſie ſchützen ſollt'.

(Regis.)

### 5.

Von Ximenen und Rodrigo'n
Nahm, als ihr Verlöbnißpfand,
Wort und Handſchlag, in Lain Calvo's
Gegenwart, Don Ferdinand,
Ihres alten Zwiſts Gedächtniß
Nun in Lieb' erloſchen iſt;
Weil, wo Liebe führt den Vorſitz,
Klag' und Unbill man vergißt.
Gab dem Cid Valduern' der König,
Auch Saldanna, Belforad,
Und San Pedro von Cardena,
Seinem Haus zum Erb-Legat.
Trat der Cid mit ſeinen Brüdern
Ab, legt Hochzeitkleider an;
Hat die blanke, wohlpunktirte
Wehr und Halsberg' abgethan,
Zog an einen dunkelrothen
Wappenſchurz und Hoſen weit,
Nach walloniſch deutſcher Sitte
Jener alten güldnen Zeit.
Cochenillfarb' waren dieſe
Und von Kuhhaut ſeine Schuh';
Mit zween Spangen, ſtatt der Riemen,
Trug er ſie gebunden zu.
Rund und knapp ſein Hemdhals, ohne
Spitzenwerk noch Stickerei;
Denn die Stärk' am Weißzeug diente
Damals noch zum Kinderbrei.
Ein geſteppt Collet von ſchwarzem
Raſch, mit weiten Aermeln, hatt' er;
In drei bis vier Schlachten war es
Durchgeſchwitzt von ſeinem Vater.
Ueber'n Raſch zog ein geſchlitztes
Leder-Koller er noch an,
Zu Erinn'rung und Gedächtniß,
Daß er manchen Schlag gethan.
Ein Barett von Contray trug er,
Mit der Hahnenfeder drauf;
Einen Schaubrock warf er über,
Rings mit Plüſch geſchlagen gut.
Seinen Flamenberg Tizonen,
Strafgericht und Grau'n der Welt,
Trug in neuem Wehrgehenk er,
Koſtet' ihm vier Quartos Geld.
Schmucker ſtieg als Gerineldos
In den Hof der hohe Cid,
Wo zu Fuß der König, Biſchof
Harrten und die Großen mit.
Nach ihm ſtieg herab Ximene,
Mit der Faldel-Haub' umhüllt,
Nicht mit ſolchen Flatterfähnlein,
Die man jetzo Apeln ſchilt.
Ihre Kleidung war von feinem
Lond'ner Tuch, mit Stick'rei'n,
Der Talar wie angegoſſen,
Purpurroth die Halbſtiefelein.
Acht Schaumünzen an der Halskett',
Draus ein heil'ger Michael hing,
Deß Arbeit allein man eines
Dorfs werth ſchätzte noch gering.
Mit einander kam das Brautpaar
Und, umarmend ſeine Braut,
Schaut der Cid ſie ganz bewegt an
Und ſprach alſo zu ihr laut:
„Deinen Vater zwar, Ximene,
Schlug ich, doch nicht war's gethan
Böslich. Einen Schimpf zu rächen,
Schlug ich, Mann ihn gegen Mann.
Einen ſchlug ich, einen geb' ich,
Stell' mich hin, nach deiner Wahl,
Habeſt, ſtatt des todten Vaters,
Einen braven Ehgemahl." —
Allen ſchien's ein guter Handel,
Lobten ſein bedächtig Wort,
Und ſo ward gethan die Hochzeit
Des Caſtiliers Rodrich dort.

(Regis.)

### 6.

Zu den Waffen, zu den Waffen
Rufet Pfeif' und Paukenſchall;
Fehde, Feuer, Blut verkündet
Schauerlich ihr Wiederhall.
Stellt der Cid ſein Volk zurechte,
Mann für Mann, der Reihe nach,
Als zu ihm Ximene Gomez
Demuthsvoll und weinend ſprach:
„Du, König meiner Seele, Graf zu Haus,
Fort von mir willſt du? warum? wo hinaus?
Denn, wenn du im Felde Mars biſt,
Biſt am Hofe du Apoll,
Wo du ſchöne Damen tödteſt,
Wie dort Mohren grauenvoll.
Niederwerfen ſich vor deinen
Augen und im Staube knie'n
Mohrenkönige, wie edle
Chriſtenkönigstöchter hin.
Du, König meiner Seele, Graf zu Haus,
Fort von mir willſt du? warum? wo hinaus?
Eben vertauſcht den Putz um blanke
Helm' ein Jeder zu dem Zug;
Um Stahlharniſche von Mailand
Flammenweiches ſeid'nes Tuch;
Höslein gegen harte Schienen,
Biſam-Handſchuh' gegen Erz:
Aber du und ich, wir tauſchen
Mit einander Seel' und Herz!
Du, König meiner Seele, Graf zu Haus,
Fort von mir willſt du? warum? wo hinaus?“ —
Wie der Cid den ſchweren Kummer
Seiner theuren Gattin ſah,
Nicht umhin, mit ihr zu weinen,
Sie zu tröſten konnt' er da:
„Trocknet, Frau, die Augen,“ ſprach er,
„Bis auf Wiederſehenszeit!“ —
Sie, ihm ſchauend in die ſeinen,
Klagt mit lauter Stimm' ihr Leid:
„Du, König meiner Seele, Graf zu Haus,
Fort von mir willſt du? warum? wo hinaus?“
(Regis.)

### 7.

Auf Eſtremadura rannten
Große Mohrenhaufen an,
Machten Chriſten viel gefangen,
Niemand nahm ſich ihrer an.
Rodrich von Bivar ſie baten,
Daß er ihnen hülfe bei:
Rodrich, als ein guter Mann, rief
Eilig ſeine Schar herbei.
Lauter Freund' und Vettern waren's,
Die zu ihm geflohen ſind;
Nach der Mohren Fährte ſucht' er,
Sein Panier, es fliegt im Wind.
Er, als Feldhauptmann, mit gutem
Eiſenharniſch angethan,
Ritt einher auf Babieca;
Freude war's, zu ſehn ihn an.
Auf dem Zug ſpricht er den Seinen
Muth ein: „Feig ſei Keiner heut,
Weil ihr All' Caſtiliens ächte
Söhn' und Edelmannen ſeid.
Laſſet uns als Tapfre ſterben!
Hie läßt man ſein Leben gut.“ —
Zwiſchen Sanct Eſteban Gormaz
Und Atienza ward die Beut
Der Beſchnitt'nen eingeholet,
Schlacht geſchlagen — Siegsgeſchrei —
Don Rodrigo überwand ſie,
Die Gefang'nen macht er frei,
Nahm die Heerden ihnen wieder,
Jagt ſie ſieben Meilen, ficht,
Schlägt ſo viele Mohren nieder,
Daß man ſie kann zählen nicht.
Abgewann er ihnen großes
Gut, Gefang'ne heerdenweis.
An zweihundert Pferde machte,
Für ſein Theil, Rodrigo preis;
Hunderttauſend Mark an Beute,
Er theilt' Alles überein
Unter alle ſeine Mannen,
Ohne Habſucht, allgemein.
Gen Bivar, mit wohlverdienten,
Hohen Ehren heim er zog;
Ward von Allen viel geprieſen,
Und vom König wunderhoch.
(Regis.)

### 8.

In Zamora weilt' der Cid, am
Hof des Königs Ferdinand,
Vaters des unſel'gen Königs,
Der Don Sancho war genannt:
Als Geſandte da erſchienen
Von den Mohrenkön'gen, die
Reichlichen Tribut gelobten,
Vor ihm knieend ſprachen ſie:
„Von fünf Kön'gen, deinen Knechten,
Guter Cid, geſandt ſind wir,
Den Tribut dir zu entrichten,
Wozu ſie verpflichtet dir.
Auch als Freundſchaftszeichen ſenden
Sie dir hundert Pferde, ſchau!
Zwanzig, weiß wie Hermeline,
Zwanzig Apfelſchimmel grau;
Dreißig ſenden ſie dir Rappen,
Füchſ' in gleicher Zahl gerad,
All' in ihrem vollen Zeuge
Von verſchiedenem Brokat.
Bieten ferner Frau Ximenen
Viel Kleinod' und Hauben dar
Und zween feine Hyacinthen
Eurem ſchönen Töchterpaar;
Auch zween Kiſten voller Seiden,
Zu Bekleidung deiner Herrn.“ —
Sprach der Cid: „Die Botſchaft, Freunde,
Bringt ihr unrecht an, wiefern
Da, wo König Ferdinand iſt,
Mir gebührt kein Herrenrecht.
Sein iſt Alles, mein iſt gar Nichts;
Ich bin ſein geringſter Knecht.“ —
Höchlich dankt der König für die
Demuth dem verehrten Cid
Und ſprach zu den Abgeſandten:
„Saget eurem Herrn, ich bitt',
Daß, obſchon ihr Herr nicht König
Sei, mit einem König er
Säß' zu Rath und, was ich habe,
Mir von ihm erobert wär;
Und mich hochbeglückt ob ſolches
Trefflichen Vaſallen pries.“
Gab der Cid den Mohren Urlaub,
Mit Geſchenken ſie entließ.
Und Ruy Diaz mit Namen ward von
Dem Tag an der Cid genannt:
Das heißt auf Moritaniſch
Einen tapfern Mann von Stand.
(Regis.)

### 9.

Zehn Uhr war's. Papier von ſeinem
Schreiber fordert Ferdinand;

Auf Ximenens Brief antwortet
Er mit eigner Königshand.
Erſt macht er das Kreuz, in Mitten
Der vier Punkt' und einen Strich;
Dann bediente er dieſer Worte,
Als ein feiner Hofmann ſich:
„Euch, der edeln Frau Ximene,
Fromm und weiſe ſtets erfunden,
Der man den Gemahl beneidet,
Die bald hofft zu ſein entbunden,
Seinen Gruß der nie unmäßig
Euch geneigte König beut,
Zu Bewährung und Gedächtniß,
Daß er euch lieb' inſoweit. —
Einen ſchlechten König nennt ihr
Mich, ſagt mir, ich ſcheide Gatten,
Und, um meines Vortheils willen,
Denk' ich nicht an euern Schaden;
Habet über mich zu klagen.
— Sagt in euerm Brief ihr gar —
Daß ich euern Mann nicht losließ
Oefter als Einmal im Jahr;
Und wenn ich ihn ließ, ſtatt daß er
Euch in ſeine Arme nähm',
Er gleich einſchlief in den euern,
Weil er ſo ermüdet käm'. —
Hättet ihr erfahren, Frau,
Daß ich für mein Wohlbehagen,
Hätt' entführet euch den Mann,
Dürftet ihr mit Rechte klagen.
Aber, wenn ich ihn euch nahm,
Einzig, weil er uns vertheidigt
Gegen Mooren an der Mark,
Hab' ich euch nicht ſehr beleidigt. —
Hätt' euch, Frau, nicht euer Herr
Guter Hoffnung hinterlaſſen,
Glaubt' ich wohl von ſeinem Schlaf,
Was ihr mich habt wiſſen laſſen!
Aber, Dame, da den Gürtel
Er zu eng gemacht euch hat,
Schlief er nicht im Bett, wenn er den
Euch erwartet Majorat. —
Und, fehlt' euch auch ein Gemahl
Bei der [illegible], was thut es,
Wenn ein König übrig iſt,
Der euch ſchon will tauſend Gutes?
Schreibt ihm nur nicht, daß er komme!
Denn, läg er auch heute noch
Euch im Arm, hört' er die Trommel,
Müßt' er euch verlaſſen doch. —
Wenn an euerm Schlüſſelringe
Roderich wäre feſt gemacht,
Hätt' er ſein Vermögen nimmer
Ueber mein Krongut gebracht.
Wenn mit andern jungen Leuten
Er ſpazieren gangen wär,
Wög' auch euer heil'ger Michel
Wohl an Golde nicht ſo ſchwer.
Wenn ich meine Heer' ihm nicht hätt'
Anvertraut, daß er ſie führ',
Wär' er mehr nicht als ein Junker,
Noch mehr als ein Fräulein ihr. —
Euer Roderich habe Könige
Zu Vaſallen, ſaget ihr:
Wollte Gott, ſtatt daß es fünf ſind,
Wären's ihrer fünf mal vier!
Weil, wenn ſeine Händ' in ſtrenger
Unterwürfigkeit ſie hielten,
So viel Feinde nicht auf meine
Schlöſſer, noch auf eure zielten. —
Euern Brief in's Feuer werfen
Soll ich? Stünden Ketzerei'n
Drin, dann möcht' er ſolchen Lohnes
Allenfalls wohl würdig ſein;
Doch, da er enthält Gedanken
Aller ſieben Weiſen werth,
Langt vielmehr in mein Archiv er,
Statt daß Feuer ihn verzehrt'!
Und, damit ihr meinen aufhebt
Und ihn nicht zerreißt geſchwind,
Stift' ich drin noch einen guten
Heil'gen Chriſt für euer Kind:
Iſt's ein Knäblein, ſoll es haben
Einen Degen und ein Pferd
Und zweitauſend Maravedis,
Daß es hat, wovon es zehrt.
Iſt's ein Töchterlein, verheiß' ich,
Von dem Tag an, da's zur Welt
Kommt, zur Mitgift ihm, auf Wechſel,
Vierzig Marken Silbergeld. —
Hiemit, edle Frau, beſchließ' ich,
Aber fort zu bitten fahr'
Unſre heilige Frau, ſie woll' euch
Beiſteh'n in der Kindesgefahr!“

(Regis.)

## 10.

Landesverwieſen aus Caſtilien
Durch den König, ſeinen Herrn,
Hält vom Hof und ſeiner Heimat,
Siegesmüd der Cid ſich fern.
Und kaum trocknen noch die Flecken
An den glückgekrönten ſtarken
Waffen, von dem Blut der Mooren,
Die er bändigt' auf den Marken,
Und noch ſtanden auf den Zinnen
Flatternd die Paniere da,
Jener ſtolzen, tiefgebeugten
Mauern von Valenzia:
Als für König Don Alfonſo'n
Er ein reich Geſchenk erſpart',
An Gefang'nen und an Pferden,
Beute-Schätzen mancher Art.
Sandt' es all' nach Burgos und zum
Alvar Fanez, der die Güter
Hütete, ſprach er dieß, damit er's
Sagen ſoll dem König wieder:
„Sage, Freund, König Alfonſen:
Seine Hoheit woll' empfah'n
Dieſen Zoll der Treu' von einem
Landsverwieſ'nen Edelmann
Und die kleine Gabe nehmen
Lediglich in dem Betracht,
Daß man ſie um guten Blutes
Preis von Mooren eingebracht.
Helf' ich doch mit meinem Degen
In zwei Jahren ihm mehr Land,
Als ihm hinterließ ſein Vater
Sel'ger, König Ferdinand.
Nehm' als Lehngeld er's für dieſen,
Nenn' es Stolz nicht, daß vom Zoll
Andrer Könige meinem König
Meine Schuld ich zahlen woll'!
Denn, da er, als Herr, mir meine
Habe nehmen konnte, kann
Ich auch füglich mit der fremden
Zahlen, als ein armer Mann.
Und, ihm zu Gebot, vor meinen
Fahnen ſtehn, damit er's wiſſe,
Abertauſend Feinde, gleichwie
Vor der Sonnen Finſterniſſe:
Und, ſo lang die Hand Tizonen
Schwingt und Babiecen ſticht
Dieſe Ferſ', mit Gott, verzweifl' ich
Reich zu machen ihn, noch nicht:
Und indeſſen mögen ſchlafen
Meine Neider, während ihnen

Meine Bruſt für Leib und Lande
Noch zum feſten Wall kann dienen:
Mögen ſich im Schloß ergötzen
Und mich weislich nicht verkaufen!
Weil einmal die Hand ich konnte
Laſſen los vom Morenhaufen,
Und ſie deren Blut noch ihre
Zinnen werden ſehn bedecken.
Wenn's Kampf gilt für eigne Ehre,
Wie ſie fremde jetzt beflecken,
Und, wenn ihnen trifft in's Auge
Was ihr Ohr ſchon öfter traf,
Soll'n ſie ſeh'n: der Cid iſt nicht ſo
Schlimm, wie ſeine Thaten brav.
Und: ob ihrem Herrn, im Frieden,
Wie im Kriege, Nutzen ſchaffen
Lügneriſche Augendiener
Mit den Zungen, oder Waffen.
Und ſoll ſehn der gute König,
Ob die Ziegel-Gängelein,
Burgos Ehrenbuch und Stärke,
Oder Herzen ſind von Stein. —
Woll' er, fleh' ich ihn, erlauben,
Dieſe Fahnen an den Schwellen,
Vor den Augen meines höchſten
Kirchenfürſten aufzuſtellen!
Zum Wahrzeichen daß, mit ſeiner
Hülf', jetzt in ganz Spanien prangen
Aufrecht kaum nochmal ſo viele;
Und ſchon geb' ich, die zu langen.
Und fleh' ihn, meine Ximene,
Meine Tochter mir zu ſenden,
Dieſer einſam bangen Seele
Einzig liebſte Labeſpenden!
Thu' ihm, wo nicht mein Alleinſein,
Doch zumindeſt ihres leid,
Daß ſie meined, in ſo langer
Fern' erworb'nen Ruhms ſich freu'! —
Seht euch wohl vor, Alvar, irrt nicht!
Denn ihr tragt zum König hin
Mit jedwedem dieſer Worte
Meiner Unſchuld lautern Sinn.
Sagt's mit Freimuth; denn, wohl weiß ich,
Dort im Rathe ſitzen g'nug,
Die an meiner Meinung werden
Mäkeln und an eurem Spruch.
Sorgt daß, wie es euch verdrieße
Wen mein Wohlergehn verdrießt,
Er doch Nichts davon als Neid auf
Mich und euch und ihn genießt.
Und, trefft ihr mich bei der Rückkehr
In Valenzia, meiner lieben
Stadt, nicht, dann trefft ihr mich fechtend
Mit Conſuegra's Moren drüben.“

(Regis.)

## 11.

Mitten in der Schlacht zuſammen
War gerannt der gute Cid
Mit dem Morenkönig Bukar,
Der ſo ſehr ihm widerſtritt.
Als der Mor den Cid erblickte,
Wandt' er ihm den Rücken, dreht'
Spornſtreichs um, flieht nach dem Meere,
Gleich als ob er Flügel hätt'.
Unter ſich hat er ein Rennpferd,
Das er heftig ſpornt und ſticht.
Ward vom Cid gleich vorgeritten;
Ihn erreicht Babieca nicht,
Abgetrieben ſehr und müde
Von des Tags beſtand'ner Schlacht.
Und der Cid, voll heißer Rachgier,
Ihn zu fangen nur bedacht,
Zum Exempel für den Moren
Und all' ſeine Creatur,
Wüthend gab er ihm die Sporen,
Doch es half ihm wenig nur.
Näher jetzt dem Moren kam er,
Warf ſein Schwert ihm, als Geſchoß,
In die Schultern nach und traf ihn,
Daß er vieles Blut vergoß.
Fliehend ſprang der Mor in's Kähnlein,
Das ſein wartet; und vom Pferd
War der gute Cid geſprungen,
Daß er wieder nähm' ſein Schwert.
Auch des Moren ſeines nahm er,
Das ſehr gut war und viel werth.

(Regis.)

## 12.

Mit Victorien gekrönt
Seine Schläfe hochbeglückt,
Lag der gute Cid am Sterben,
Schier vom eiſ'gen Froſt erſtickt.
Gegenwärtig war Sanct Peter,
Wollte gegenwärtig ſein,
Zu bezeugen, daß ſo frohen
Schluß verdient das Leben ſein.
Ihn beweinet Frau Ximene,
Die ſein Sterben tief betrübt;
Weil, wenn ſie ihn liebt' im Leben,
Sie weit mehr im Tod ihn liebt.
Thät der Cid kund ſein Vermächtniß,
Wie er ſieht, daß noth ihm war
Für die Wohlfahrt ſeiner Diener,
Seel' und Hab' und Ritterſchar. —
„Weil ich weiß,“ ſprach er, „daß Bukar
Mein Valenz' mit großer Heer'
Zu belagern kommt, befehl' ich,
Meinen Leib zu führen fort,
Wohl bewehrt und auf Babieca,
So daß er mich hält: Gebt mir
In die eine Hand Tizonen,
In die andre mein Panier.
Auch befehl' ich, daß in Trauer
Niemand geh': es wär' nicht gut;
Nein, vielmehr in ſeid'nen Kleidern
Zeigt euch Alle wohlgemuth.
Und in einem fort ertönen
Laßt die Hörner und Drommeten,
Und mit ihrer Frau'n Ximenen
Auf die Mauerzinnen treten,
Mit ſich führen wer von Allen
Ihr am meiſten würdig ſchien;
Und mein treues Volk, es kleide
Sich in Weiß und Roth und Grün.
Wenn die Schlacht wird ſein zu Ende,
Will ich, daß man meinen Leib
Nach Caſtilien bring' und meinen
Schatz, den erben ſoll mein Weib,
Frau Ximene; und darüber
Sei Hieronymus, der alte
Biſchof, eingeſetzt zum Vormund,
Daß er Alles wohl verwalte.
Auch fünfhundert Maravedis
Erbe, wenn ich todt ſein werd',
Von mir jeder Edelmann, und
Tauſend auch, wer ihrer werth.
Doch mein Vetter, Don Bermudez,
Aller Orten, wo Ximene
Wohnt, dien' ihr als Oberkämm'rer,
Ob die Zeit ſie dran gewöhne.
Item ſoll die Flecken, Burgen
Und die feſten Ritterſitz'
Von mir erben König Alfons,
Wie er ſie ſchon hat anitzt;

Weil ich niemals hab' erobert
Städt' und Festungen von je,
Denn als Diener und im Namen
Meiner Herrn und Könige.
Und Erstattung keiner Güter
Leist' ich an Castiliens Kron',
Weil die Könige vielmehr mir
Schuldig sind geworden schon
Meinen Schatz, den in den Kriegen
Mit den Mohren ich verthan.
Den ich ihnen schenk', und sprech' auch
Nicht um einen Deut sie an.
Item will ich, daß Babieca,
Wenn er stirbt, man soll begraben,
Daß an so verdientem Fleische
Nicht die Vögel sich erlaben.
Und mein Leichnam, zum Sanct Peter
Von Cardenna bringt ihn hin,
Jenem Kloster in Castilien:
Dort sollt ihr begraben ihn.
Und Gott bitt' ich, daß beim Scheiden
Aus der Welt mir sei verziehn."
(Regis.)

## 13.

Todt nun lag der gute Cid,
Rodrich von Bivar geheißen;
Und Gil Diaz, sein treuer Knecht,
Thät, wie er ihm hat geheißen,
Balsamirte seinen Leib.
Strack hielt der sich in der Richte;
Seine Wangen lieblich roth,
Wunderschön von Angesichte:
Beide Augen offen gleich,
Auch das Barthaar glatt und eben,
Daß man ihn nicht hielt für todt,
Sondern dacht', er müsse leben.
Und, daß er gerad saß, klüglich
Wagt' es also Gil zu schicken:
Setzt den Leib in einen Sattel,
Band ein Brett ihm in den Rücken,
Und eins vor die Brust; auf beiden
Seiten waren sie verschraubt,
Gingen unter'n Armen durch und
Stützten ihm das Hinterhaupt:
Dem war Stütze das im Nacken,
Und das andre Brett dem Kinn;
Hielten so den Leib ihm aufrecht,
Schwankend weder her noch hin. —
Schon zwölf Tage sind vorüber,
Seit der Cid verschieden war.
Rüstet jetzo sich zum Aufbruch
In die Schlacht der Kämpen Schar,
Mit dem Mohrenkönig Bucar
Und mit seiner Heeresmacht.
Wie nun Mitternacht war kommen,
Setzten sie, so wie er saß,
Auf Babiecen den Verblich'nen,
Banden an den Renner ihn:
Strack und sehr gleich saß er droben,
Als wenn er zu leben schien;
Hatte Reitstrümpf' an den Beinen,
Schwarz und weiß genäht so klug,
Daß sie Eisenschienen schienen,
Wie er sie im Leben trug.
Hatten ihm den wohlgesteppten
Wappenrock gezogen an,
Um den Hals gehenkt ihm seinen
Schild, mit seinem Wappen dran;
Um sein Haupt geschnallt den Sturmhut
Von gemaltem Pergament,
So fein, daß kein Mensch vom Eisen
Je es unterscheiden könnt':
In die rechte Hand Tizonen
Ihm geschoben gar geschickt:
Wunderbar schien es erhoben
In der Hand, als wenn er's zückt'.
Nebenan ritt rechts der hohe
Bischof Don Hieronymus
Und Gil Diaz ritt ihm zur Linken,
Der Babiecen führen muß.
Zog voraus Pedro Bermudez;
Hoch hielt er die Fahn' des Cid,
Und vierhundert Edelmannen,
Ihm zur Leibwach', zogen mit.
Gleich dahinter das Gepäcke,
Eben so viel' ihm zur Huth.
Drauf der Leib des Cids; ihm folgen
Männer von bewährtem Muth:
Hundert sind's, die, ihn bewachend,
Führen den verehrten Leib,
Welchem nach, mit all' den Ihren,
Frau Ximene kam, sein Weib,
Von sechshundert Rittern, ihrem
Schirmgeleit umgeben dicht.
Schweigend ziehn sie und so leise,
Schienen ihrer zwanzig nicht.
Und schon sind sie aus Valenzien;
Hell und klar erschien der Tag.
Alvar Fanez war der Erste,
Der mit wüth'gem Toben brach
In der Mohren große Haufen,
Die Bucar führt' im Geleit.
Hat er vor ihm da gefunden
Eine tapf're Mohrenmaid,
Große Meisterin im Schießen
Scharf mit Pfeilen aus der Fern',
Wohlgeschnellt vom Türkenbogen,
Hieß Estrella, das ist: Stern,
Weil sie so geschickt im Treffen
War mit ihrem Köcherstrahl.
Die warf sich zu Pferd voraus vor
Aller andern Mohren Zahl,
Mit noch hundert Reiterinnen,
Hochbeherzt und heldenkühn.
Auch in Die hau'n Rodrich's Kämpen,
Werfen todt in's Feld sie hin.
Hat's gesehn Bucar mit allen
Königen in seinem Heer:
Wie sie sah'n das Volk der Christen,
Waren sie verwundert sehr:
Siebzigtausend Reiter schienen
Wider sie zu sprengen an,
Alle schneeweiß und vor Einem
Wandelt sie ein Grausen an:
Hochgewachsen wie kein Andrer,
Ritt ein weißes Roß der Mann,
Auf der Brust ein rothes Kreuze,
In der Hand die weiße Fahn'!
Feuer schien sein Schwert zu blitzen,
Das er in die Mohren schlug;
Großes Blutbad macht' er drunter;
Fliehn selbander ohn' Verzug.
Bucar und die andern Könige
Weichen aus dem Feld; zum Strande
Nahmen sie den Lauf, zum Meere,
Wo der Mohren Flotte stand.
Rodrich's Kämpen hieben drunter;
Da war Keiner, der entrann:
Starben All' im Meer, ertranken
Mehr denn als zehntausend Mann;
Weil, zumal, sie einzuschiffen
Hindert des Gedranges Eil.
Von den Königen starben zwanzig,
Bucar sucht' im Fliehn sein Heil.
Rodrich's Volk gewann die Zelten,
Fand viel Gold und Silber drein,

Alſo daß der ärmſte Söldner
Reich ward von des Tags Gewinn.
Zogen nach Caſtilien weiter,
Auf des guten Cid Geheiß;
In dem heil'gen Petersmünſter
Zu Cardenna ging die Reiſ',
Wo den Leib des Cid ſie ließen,
Spaniens Ruhm und Ehrenpreis.

(Regis.)

## 2.

## Andere Romanzen.

### 1.

### Graf Alarcos.

Einſam hütete das Zimmer,
  Wie ſie pflegte, die Infantin,
  Unmuthsvoll und unzufrieden
  Ob des Lebens, das ſie führte,
  Denn ſie ſah die Jugendblüte
  Ihrer Jahre täglich ſchwinden
  Und den König unbekümmert,
  Ob vermählt ſie werd', ob nicht.
Nun mit ſich zu Rathe gehend,
  Wem ihr Leiden ſie entdecke,
  Däucht' es endlich ihr das Beſte,
  Ihren königlichen Vater
  Auf ihr Zimmer einzuladen
  Und ihm frei zu offenbaren
  Ihr Geheimniß, ihr Begehren,
  Und der König fand ſich ein.
Wie ſo einſam er ſie ſahe,
  Ganz allein und abgeſchieden
  Und ihr Antlitz, das ſo ſchön war,
  Noch betrübter als gewöhnlich,
  Da konnt' es ihm nicht entgehen,
  Daß ein ſchweres Leid ſie drückt'.
„Was betrübt euch ſo, Infantin?
  Was geſchah euch, liebe Tochter?
  Laßt mich wiſſen euren Kummer
  Und verbannet allen Trübſinn:
  Iſt bekannt mir euer Uebel,
  Werd' ich's auch zu heilen wiſſen!
Nun ſo wißt, mein edler König,
  Schwer erkranket iſt mein Leben,
  Das die Mutter, im Verſcheiden,
  Euch ſo ſorglich hat empfohlen.
  Gebt mir, Vater, einen Gatten,
  Wie mein Alter ihn verlangt.
  Schamroth macht mich dieſe Bitte
  Und nur ungern thu' ich ſie,
  Denn, wohl hättet ihr ſchon lange
  Alſo für mich ſorgen ſollen. —
Als er ihr Geſuch vernommen,
  Sprach der edle König alſo:
  „Euch allein, Infantin, habt ihr
  Und nicht mich der Schuld zu zeihen.
  Längſt ſchon wäret ihr vermählet
  Mit dem Könige von Ungarn,
  Hättet ihr die Abgeſandten
  Anzuhören nicht verweigert.
  Denn ringsum an unſern Höfen
  Bot für euch ſich keine Auswahl,
  Da ſich nicht ein Einziger
  Gleich an Rang euch und Geburt fand,
  Außer Graf Alarcos, welcher
  Schon vermählt und Vater war." —
Laßt, o König, den Alarcos,
  Ihn, den Grafen, zu euch laden,
  Und nach aufgehob'ner Tafel
  Sagt zu ihm in meinem Namen:
  Jenes Worts mög' er gedenken,
  Das er einſtens mir gegeben,
  Und das nicht von ihm ich heiſche,
  Sondern frei von ihm empfing:
  Immerdar zu ſein mein Gatte
  Und als Gattin mich zu ehren.
  Dieſes war ich gern zufrieden,
  Und noch nie hat mich's gereut.
  Nahm die Gräfin er zum Weibe,
  Mag er ſehn, wie er das gut macht.
  Um ihn wies ich die Vermählung
  Mit dem Könige von Ungarn.
  Hat er drauf gefreit die Gräfin,
  So iſt ſein, nicht mein die Schuld. —
Wie von Sinnen war der König,
  Als er hörte dies Bekenntniß
  Doch bald kehrt ihm die Beſinnung
  Und er ſprach voll Zorns die Worte:
  „Schlecht habt ihr befolgt die Lehren,
  So die Mutter euch gegeben,
  Schlecht beachtet, was die Ehre
  Eures Hauſes forderte!
  Habt ihr Wahrheit mir verkündet,
  So iſt eure Ehr' verloren.
  Denn vermählt könnt ihr nicht werden,
  Weil die Gräfin noch am Leben;
  Und beſteht ihr auf Vermählung,
  Auf des Grafen Wort euch ſtützend,
  Werden euch die Menſchen alle
  Als ein böſes Weib verdammen.
  Gebt mir euren Rath, o Tochter,
  Denn ich weiß hier nicht zu rathen.
  Todt iſt eure Mutter, welche
  Sonſt mir Rath zu geben pflegte." —
Nun ſo will ich, edler König,
  Meinen beſten Rath euch geben:
  Tödten muß der Graf die Gräfin,
  Ohne daß es Jemand wiſſe,
  Muß verbreiten, daß ein Uebel
  Plötzlich ſie hat weggerafft.
  Dann erfolge die Vermählung,
  Gleich als wäre Nichts geſchehen.
  Auf die Weiſe, edler König,
  Wird gerettet meine Ehre. —
Drauf begab ſich weg der König,
  Nicht ſo froh, wie er gekommen,
  Gar nachdenklich ob der Kunde,
  Die ſo eben ihm geworden.
  Und den Grafen er gewahrte
  Unter Vielen, alſo redend:
  „Was uns frommt es, liebe Herren,
  Einer Schönen treu zu dienen?
  Alle Huldigung iſt eitel,
  Wo der Unbeſtand regiert.
  Doch von mir kann man nicht ſagen,
  Was ich eben ausgeſprochen.
  Denn beſaß die Holde, der ich
  Einſtens mich gewidmet hatte,
  Meine ganze Lieb' und Neigung,
  Lieb' ich jetzt ſie nur noch mehr.
  Und von mir mag man wohl ſagen:
  Wer recht liebt, vergißt erſt ſpät."
Alſo redend, ward Alarcos
  Ihn gewahr, den edlen König,
  Und ſofort den Kreis verlaſſend,
  Ging er mit ihm ſeines Weges.
  Und der König ſprach zum Grafen
  Mit viel Höflichkeit die Worte:
  „Werther Graf, auf Morgen lad' ich
  Euch zu meiner Tafel ein.
  Speiſ't mit mir und laßet euere
  Unterhaltung mich erfreu'n." —
Mit Vergnügen füg' ich mich
  Dem, was eure Hoheit wünſchet.

Laßt mich eure Hände küſſen
Für die königliche Gnade,
Die mich morgen hier verweilt;
Denn ich dachte abzureiſen,
Da die Gräfin, nach dem Briefe,
Den ſie ſandte, meiner harrt. —
Als des andern Tags der König
In den Saal trat, nach der Meſſe,
Setzt' er ſich alsbald zur Tafel,
Nicht, als ob ihn Eßluſt triebe,
Sondern, daß der Graf vernehme,
Was er ihm zu künden hatte.
Reichlich war beſetzt die Tafel,
Wie's der königlichen ziemt.
Als geendet war das Gaſtmahl,
Und ſich Alle weggegeben,
Blieb der König mit dem Grafen
Annoch an der Tafel ſitzen,
Und alſo hub er nun an,
Ihm den Auftrag zu verkünden:
„Etwas hab' ich euch zu ſagen,
Das mir nicht gereicht zur Freude.
Klagen muß ich über euch,
Weil ihr euer Wort gebrochen.
Ihr gelobtet der Infantin
Was ſie nicht von euch begehrte:
Immerdar zu ſein ihr Gatte,
Und dieß war ſie gern zufrieden.
Daß ihr euer Wort nicht haltet,
Will ſie jetzt nicht weiter rügen;
Andres hab' ich euch zu ſagen,
Das euch härter treffen wird:
Tödten müſſet ihr die Gräfin,
Meine Ehre herzuſtellen,
Und verbreiten, daß ein Uebel
Plötzlich ſie hinweggerafft.
Dann erfolge die Vermählung,
Gleich als wäre Nichts geſchehen,
Daß nicht länger meine Tochter,
So ihr liebtet, ehrlos ſei.“
Angehöret dieſe Rede,
Gab der Graf zur Antwort dieſes:
„Leugnen kann ich nicht, o König,
Was geſagt hat die Infantin.
In der Wahrheit iſt gegründet,
Alles, was von mir ſie beichtet.
Nur aus Furcht vor euch, mein König,
Schloß ich die Verbindung nicht.
Eure Hoheit, glaubt' ich, würde
Die Einwilligung verſagen.
Gern will ich mit der Infantin,
Mein Gebieter, mich vermählen;
Doch zu tödten die Gemahlin
Kann ich nimmer mich entſchließen.
Denn den Tod darf nicht erleiden,
Wer nichts Böſes hat verübt. —
„Sterben muß ſie, edler Graf,
Das erfordert meine Ehre!
Warum habt ihr nicht gleich Anfangs
Wohl erwogen, was ihr thatet?
Wird die Gräfin nicht getödtet,
So müßt ihr das Leben laſſen.
Um der Fürſten hohe Ehre
Starb ſchon Mancher unverſchuldet,
Drum iſt es nichts Unerhörtes,
Daß die Gräfin ſterben ſoll.“ —
Tödten will ich ſie, mein König,
Doch nicht treffe mich die Sünde!
Mögt ihr euch mit Gott verſöhnen
An dem Ende eurer Tage!
Ich betheure eurer Hoheit
Jetzt bei meiner Ritterehre,
Daß ich's mit dem Leben büße,
Wenn ich mich noch länger weig're,
Selbſt zu tödten die Gemahlin
Die nichts Böſes hat verübt.
Nur ich will, wenn ihr es wünſchet,
Mich ſofort zu ihr verfügen. —
„Reiſ't mit Gott, mein edler Graf,
Rüſtet euch ſogleich zur Reiſe!“ —
Weinend reiſ't der Graf von dannen,
Weinend, ohne Troſt und Hülfe,
Um die Gräfin bitter weinend,
Die er mehr als Alles liebte,
Um die Kinder gleichfalls weinend,
Deren ſie ihm drei geboren.
An der Bruſt lag noch das jüngſte,
Das die Gräfin ſelber ſäugte,
Von drei Ammen, die ſie hielt,
Wollt' es keine Nahrung nehmen;
Von der Mutter, die's wohl kannte,
Wollt' es nur geſäuget ſein.
Klein auch waren noch die andern,
Ihrer ſelbſt ſich kaum bewußt.
Eh' der Graf die Gräfin ſahe,
Sprach er alſo zu ſich ſelber:
„Wie vermag ich's zu ertragen,
Wenn ſie, frohen Angeſichtes,
Mir entgegen kommt, nicht ahnend,
Daß ſo nah ihr letztes Stündlein.
Ich Elender nur bin ſchuldig,
Auf mir laſtet alle Sünde.“
Und indem er alſo ſprach,
Kam die Gräfin ihm entgegen;
Denn ein Page that ihr Meldung,
Daß der Graf ſchon angekommen.
Wohl gewahrte ſie die Trauer
Auf des Grafen Stirn gelagert,
Sah die thränenvollen Augen,
Ganz verſchwollen von dem Weinen,
Da des Glückes er gedachte,
Das er zu zerſtören ging.
Zu dem Grafen ſprach die Gräfin:
„Seid willkommen, Herzgeliebter!
Sagt, was habt ihr, Graf Alarcos,
Weßhalb weint ihr, theures Leben?
Wie ſeid ihr ſo umgewandelt,
Daß ich erſt euch kaum erkannte?
In den Mienen und Geberden
Scheint ein Andrer ihr geworden.
Laßt mich theilen euren Kummer,
Wie ich eure Freude theile!
Laßt mich, Graf, gleich Alles wiſſen,
Daß ich nicht der Angſt erliege!“ —
Wohl werd' ich's euch ſagen, Gräfin,
Wenn gekommen iſt die Stunde. —
„Wollt ihr mir es länger bergen,
Tödtet mich die bange Sorge.“ —
Quälet mich nicht, theure Gattin,
Noch iſt nicht die Stunde kommen.
Laßt uns gleich zu Abend ſpeiſen
Von dem, was im Hauſe ſich findet. —
„Schon geſorgt iſt für das Eſſen
Dießmal, ſo wie jederzeit.“
An den Tiſch nun ſetzt der Graf ſich,
Doch genießt er keinen Biſſen,
Ihm zur Seite ſind die Kinder,
Die er liebte wie ſein Leben.
Rückwärts wirft er ſich im Seſſel,
Thut, als ob er ſchlafen wollte,
Und die Thränen ſeiner Augen
Rinnen ſtrömend von den Wangen.
Als die Gräfin dieß gewahrte,
Das ſie nicht zu deuten wußte,
That ſie keine Frage weiter;
Denn ſie wagte nicht zu reden.
Bald erhob der Graf ſich wieder,
Sagt', er wolle ſchlafen gehen.

Und die Gräfin ſagt einſtimmend,
Daß auch ſie zu ſchlafen wünſche;
Aber keins von Beiden fühlte
Das Verlangen, auszuruhn.
So begab ſich Graf und Gräfin
Nun ſofort in's Schlafgemach,
Ihnen folgten nicht die Kinder,
Denn der Graf wies ſie zurück.
Nur das jüngſte, das die Gräfin
Säugte, wurde mitgenommen.
Schnell verſchloß der Graf die Thür,
Was zu thun er nicht gewohnt war,
Und er hob nun tief erſchüttert,
Zitternd, ſo zu reden an:
„Unglückſeligſte der Frauen,
Höchſt unglücklich iſt dein Schickſal!“ —
„Unglückſelig bin ich nimmer,
Vielmehr halt' ich mich für glücklich;
Daß ich euch zum Gatten habe,
Iſt ja ſchon ein großes Glück!“ —
„O, ihr wißt nicht, edle Gräfin,
Wie groß euer Unglück iſt.
Wißt, daß ich in frühern Tagen
Einer Andern Treu geſchworen;
Und die Ein' iſt die Infantin,
Die uns Beid' in's Unglück ſtürzt.
Ich verſprach, ſie heimzuführen,
Und ſie war dieß gern zufrieden,
Und nun heiſcht ſie mich zum Gatten
Bei der Treu, ſo ich geſchworen,
Und ſie kann mit Fug und Recht
An mich ſolche Fod'rung machen.
Solches weiß ich durch den König,
Ihren Vater, dem ſie's ſagte,
Und noch Andres fordert dieſer,
Das in's Herz den Dolch mir ſtößt.
Er verlangt, daß ihr, o Gräfin,
Euer Leben laſſen ſollet,
Denn der Ehr' iſt er beraubt,
Weil ihr noch am Leben ſeid!“
Als die Gräfin dieß vernahm,
Stürzte ſie bewußtlos nieder;
Doch als die Beſinnung kehrte,
Brach ſie in die Worte aus:
„So belohnt ihr, Graf, die Treue,
So die Liebe eurer Gattin?
Wolltet ihr mein Leben ſchonen,
Wüßt' ich euch den Rath ertheilen,
In die Heimath mich zu ſenden,
Wo mein Vater gern mich aufnimmt.
Eurer Kinder ſorg' ich beſſer
Als ſie, die mir folgen wird.
Eure Treu bewahr' ich euch,
Wie ich immer ſie bewahrte.“ —
„Sterben müßt ihr, edle Gräfin,
Eh' der Tag beginnt zu dämmern.“ —
„Ganz verlaſſen, Graf Alarcos,
Bin ich nur auf mich verwieſen,
Denn mein Vater iſt ergrauet,
Und die Mutter längſt verblichen,
Und getödtet ward mein Bruder,
Er, der edle Graf Garcia;
Bloß aus Furcht vor ſeiner Macht
Ließ der König ihn ermorden.
Mein Tod iſt's nicht, was mich ſchmerzt,
Weil ich einmal ſterben ſoll;
Nur der Kinder jammert mich;
Sie verlieren ihre Mutter.
Laßt hieher ſie kommen, Graf,
Daß ſie ſehen, wie ich ſterbe.“ —
„Nie in eurem Leben, Gräfin,
Seht ihr eure Kinder wieder.
Dieſes Kleine hier umarmt,
Denn nur dieſes wird euch miſſen.
Euer Schickſal ſchmerzt mich tief,
Mehr als je mich Etwas ſchmerzte.
Euch erretten kann ich nicht,
Denn es gilt mehr als mein Leben.
Flehet zu Gott um ſeine Gnade,
Länger ſäumen darf ich nicht.“
„Laßt mich nur noch, edler Graf,
Still verrichten mein Gebet.“
„Faßt euch kurz und endet bald,
Eh' der Tag beginnt zu dämmern.“ —
„Bald ſoll es geſchehen ſein,
Schnell wie ein Ave Maria.“ —
Hierauf kniete ſie nieder
Und hub ſo zu beten an:
„Ich befehl', Allgütiger,
Meine Seel' in deine Hände.
Richte meine Sünden nicht
Nach dem, was verdient ſie haben,
Sondern nach Barmherzigkeit
Und in deiner Gnadenfülle. —
Allbereits iſt, edler Graf,
Still verrichtet mein Gebet,
Euch empfehl' ich dieſe Kinder,
So ich euch geboren habe.
Bittet Gott für mich, ſo lange
Er das Leben euch noch friſtet.
Solches darf ich billig fordern,
Weil ich unverſchuldet ſterbe.
Gebt das Kind mir auf den Schooß,
Daß zum letztenmal ich's tränke.“ —
„Weckt es nicht, ich bitt' euch, Gräfin,
Laßt es ſchlummern ungeſtört.
Zu euch fleh' ich um Vergebung!
Schon beginnt der Tag zu dämmern.“ —
„Euch vergibt die treue Liebe,
So ich ſtets zu euch getragen.
Doch verzeih' ich nicht dem König
Und auch der Infantin nicht.
Beide lad' ich feierlich
Vor das höchſte der Gerichte,
Wo ſie ſich zu ſtellen haben
Binnen dieſen dreißig Tagen!“
Und indem ſie alſo ſprach,
Trat der Graf raſch auf ſie zu
Und warf ſchnell ihr um den Hals
Einen Schleier, den ſie trug,
Schnürte dann mit beiden Händen
Ihn erfaſſend, zu die Kehle,
Und nicht eher ließ er ab,
Bis kein Leben mehr ſich regte.
Als nunmehr der Graf ſie ſahe
Ganz verblichen und entſeelet,
Zog er eilends von der Todten
Ab die Kleider und Gewänder,
Trug ſodann ſie in das Bette,
Zog die Decke drüber hin,
Und hierauf ſich raſch entkleidend
Legt' er ſich an ihre Seite,
Sprang dann auf und rief herbei
Alle Diener ſeines Hauſes.
„Helfet, helft ihr, meine Diener,
Eure Gräfin liegt im Sterben!“
Und es fanden todt die Herrin,
Die herbei zu Hülfe eilten.
Alſo ſtarb die edle Gräfin
Wider Recht und Billigkeit.
Aber auch die Andern ſtarben
Innerhalb der dreißig Tage:
Nach Verlauf des zehnten Tages
Starb urplötzlich die Infantin,
An dem zwanzigſten der König,
Und der Graf am dreißigſten,
Um dort Rechenſchaft zu geben
Vor dem allerhöchſten Richter.

Hier leih' Gott uns ſeine Gnade
Und dort ew'ge Freudenfülle! —
(Jarigeß.)

## 2.

## Der fremde Ritter.

Rittersmann aus fremden Landen,
Reitet her und haltet an;
Stoßt die Lanze in die Erde,
Bindet euer Roß daran;
Denn nach Kunde muß ich fragen,
Ob ihr kennet mein Gemahl. —
Eu'r Gemahl, ihr holde Dame,
Welche Zeichen führt er, ſagt. —
Mein Gemahl iſt jung und blendend,
Edelmann und frei von Art;
Er freut ſich am Damenbrette,
Freut nicht minder ſich am Schach.
Auf dem Schwertknopf ſteht ſein Wappen,
Das er führt als ſpan'ſcher Graf;
Und ſein Kleid ziert außen Goldſtoff,
Innen Carmeſinenfarb.
Und ein portugieſiſch Fähnlein
An des Speeres Eiſen prangt,
Das er einem tapfern Franken
Beim Turnieren abgewann. —
Nach den Zeichen, meine Herrin,
Iſt geſtorben eu'r Gemahl;
In dem Haus des Genueſers
Fiel er zu Valencia,
Als beim Spiel im Damenbrette
Ein Mailänder ihn erſtach.
Ihn beweinten viele Damen,
Ritter auch im Waffenglanz;
Doch des Genueſers Tochter
Hob vor Allen Klage an.
All' aus einem Munde ſagen,
Daß ſie ſeine Liebſte war;
Wollt ihr eurer Liebe pflegen,
Setzt mich keinem Andern nach. —
Herr, verlanget nicht dergleichen,
Ritter, nicht verlanget das,
Denn bevor ich Solches thäte,
Würd' ich eine Nonne gar. —
Werdet keine Nonne, Herrin,
Das zu thun, habt ihr nicht Macht;
Denn eu'r vielgeliebter Gatte
Stehet wieder vor euch da. —
(Clarus.)

## 3.

## Roſenblüthe.

Ein Caſtell ſteht in Caſtilien,
Friſchenfels iſt es genannt;
Das Caſtell heißt man den Felſen,
Friſch die Quelle nebenan.
Seinen Fuß hat es von Golde,
Silbern iſt der Zinnen Glanz;
Zwiſchen Zinn und Zinne ſtehet
Ein Saphirſtein jedesmal,
Der bei Nacht ſo helle glänzet,
Wie die Sonn' am hellen Tag.
Darin wohnt ein junges Fräulein,
Roſenblüthe zubenannt.
Um ſie werben ſieben Grafen,
Drei Herzög' aus Welſcheland;
Alle hat ſie keck verſchmähet,
Uebermuth iſt ihre Art.
Denn ſie liebt den Monteſinos
Nach Gehör, den nie ſie ſah.
Einſtmals ſchreiet Roſenblüthe
Gar gewaltig auf bei Nacht.
Und es ſchlief ein Kammerdiener
In dem Zimmer, der vernahm's.
Was war das, o meine Herrin!
Roſenblüthe, was war das!
Seid ihr etwa krank vor Liebe,
Oder ſeid ihr raſend gar!
Raſend bin ich nicht geworden,
Doch vor Liebe bin ich krank;
Dieſes Brieflein mußt du bringen
In das ſchöne Frankenland;
Gib es ab an Monteſinos,
Für den ich in Lieb' entbrannt.
Sag' ihm, daß er mich beſuche
Auf den Blüthenoſtertag;
Meinen Leib woll' ich ihm ſchenken,
Der, der ſchönſt' im ganzen Land,
Den der Schweſter ausgenommen,
Der im Feuer ſei verbrannt:
Doch ging' ſein Begehr noch weiter,
Brächt' ich noch weit mehr ihm dar.
Wollt' ihm geben ſieben Schlöſſer,
So die beſten hier im Land.
(Clarus.)

## 4.

## Die Eroberung von Alhama.

Langſam eilt der Maurenkönig
Durch die Straßen von Granada;
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Bivarambla.
Es war ihm ein Brief gekommen,
Daß erobert ſei Alhama;
Jenen Brief warf er zu Boden,
Schlimm erging's dem Abgeſandten.
Von dem Maulthier ſtieg er nieder
Und ſchwang ſich auf einen Rappen;
Ueber den Zacatin eilt er
Schnell hinauf zu der Alhambra.
Angekommen in Alhambra,
Hat er ſchnell Befehl erlaſſen,
Daß die Silberzinken tönen
Und daß die Drommeten ſchallen.
Und die dumpfe Kriegestrommel
Eiligſt rufe zu den Waffen,
Daß es hören ſeine Mauren
Von der Vega und Granada.
Da den Schall die Mauren hören,
Der ſie ruft zu blut'gem Kampfe
Schaart ſich Einer zu dem Andern,
Daß erwächſt ein groß Geſchwader.
Da hub an ein alter Maure,
Und auf dieſe Weiſe ſprach er:
Wozu rufſt du uns, o König,
Weßhalb dieſer Ruf zum Kampfe!
Hören ſollt ihr, meine Freunde,
Eine höchſt betrübte Nachricht,
Daß die Chriſten kühnen Muthes
Abgenommen uns Alhama.
Hierauf redet ein Alfaqui,
Grau, mit lang gewachſ'nem Barte:
Recht geſchieht dir, wack'rer König,
Recht geſchieht dir, König wacker!
Du erſchlugſt die Bencerragen,
Einſt die Blüthe von Granada;
Nahmſt die Abgefall'nen auf
Von Cordova der namhaften.
Drum verdienſt du, o König,
Eine doppelt ſchwere Strafe:
Daß dein Reich mit dir verderbe,
Daß verderbe auch Granada.
(Clarus.)

## 5

## Die Infanten von Lara.

Wohl in ſchlimmer Stunde wurde
Jener Heirathsſchluß verhandelt,
Donna Lambra's von Burueva
Und des Don Rodrigo Lara.
Hochzeit hielten ſie in Burgos
Und Nachhochzeit drauf in Salas;
Hochzeit und Nachhochzeit währen
Sieben Wochen mit einander;
So viel Gäſte ſind gekommen,
Daß ſie Raum genug nicht haben,
Und doch fehlen noch die ſieben,
Die Infanten ſind von Lara.
Siehe, ſieh, von wannen kommen
Sie mit ihrem ganzen Anhang!
Tritt hervor ſie zu empfangen
Ihre Mutter, Donna Sancha.
„Seid geſegnet, meine Söhne,
Und die Stunde, da ihr kamet;
Dorten gehet auszuruhen
In der Gaſſe Cantarranas,
Hinter dort gedeckt die Tiſche
Und bereitet ſchon die Mahlzeit.
Wenn ihr dort gegeſſen, Söhne,
Nicht heraus geht nach dem Platze,
Denn es ſind der Leute viele
Und erhebt ſich mancher Hader.“
Nach der Mahlzeit gehen alle
Auf dem Markt Turnier zu halten,
Doch nicht gehen die Infanten,
Wie die Mutter es verlangt hat.
Da ſie nun gegeſſen hatten,
Warfen nach dem Ziel ſie Lanzen,
Werfen dieſe, werfen jene,
Keiner mag das Ziel erfaſſen.
Tritt hervor ein andrer Ritter
Dort aus Cordova vom Flachland,
Wirft den Speer nach ihrer Scheibe,
Trifft geſchickt hinein in's Schwarze.
Sprach darauf die Neuvermählte,
Nahm das Wort und redet' alſo:
„Liebt ihr Damen, liebt ihr Damen,
Jede liebe nach Gefallen,
Doch mehr taugt ein einz'ger Ritter
Dort aus Cordova vom Flachland,
Mehr als zwanzig oder dreißig,
Die da ſind vom Stamm der Lara.“
Wohl vernahm es Donna Sancha,
Nahm das Wort und redet alſo:
„Sprecht nicht ſolcherlei, Señora,
Solche Worte nimmer ſaget,
Denn es wär' euch anvermählet
Heute Don Rodrigo Lara.“
— „Schweiget, Donna Sancha, ſchweiget,
Euer Wort für euch behaltet:
Ihr gebaret ſieben Söhne,
Wie im wald'gen Sumpf die Lerche.“
Wohl vernahm's der alte Meiſter,
Der erzogen die Infanten;
Wandte ſich, und nach der Herberg
Ging er ſchweren Kummer tragend;
Fand er dort noch die Infanten,
Wie ſie mit den Lanzen warfen,
Nur der Jüngſte nicht von ihnen,
Der Gonzalo hieß Gonzalez.
Dieſer ſaß, die Bruſt gelehnet
Auf's Geländer des Altanes.
„Wie doch kommſt du gar ſo traurig,
Sprich, wer that dir Leides, Alter?“ —
Alſo dringend bat Gonzalo,
Daß der Greis ihm Alles ſagte.
— „Aber ſei, o Sohn, gebeten,
Geh hinaus nicht nach dem Platze.“
Nicht gehorcht' ihm Don Gonzalo,
Sondern griff nach ſeiner Lanze,
Hoch auf ſeinem Roſſe reitend
Sprengt' er gradeswegs zum Markte,
Sah dort ein Gerüſt errichtet,
Das berühret noch Keiner hatte,
Hob ſich hoch in ſeinem Sattel,
Warf's herunter mit der Lanze.
Als er's in den Sand geworfen,
Rief er laut, und redet alſo:
„Liebt ihr Dirnen, liebt ihr Dirnen,
Jede liebe nach Gefallen,
Doch mehr taugt ein einz'ger Ritter,
Der da iſt vom Stamm der Lara,
Mehr als vierzig oder fünfzig
Dort aus Cordova vom Flachland.“
Donna Lambra, die es hörte,
Ging in großem Zorn von dannen,
Ging in ihre Herberg haſtig,
Um die Ihren zu erwarten.
Fand ſie dorten Don Rodrigo,
Sprach zu ihm und redet alſo:
„War ich jüngſt in Barbadillo,
Das mir erblich zugefallen;
Aber ſchlimm mit meinen Wächtern
Bin ich wahrlich dort berathen;
Denn die Söhne Donna Sancha's
Wagten zu bedräu'n mich alſo:
Kürzen wollten ſie das Kleid mir,
Mir zur Schmach und großen Schande,
Und in meinem Taubenſchlage
Kirrten ihre Edelfalken;
Auch erſchlugen ſie den Koch mir,
Der ſich barg in meinem Mantel,
Schafft ihr mir dafür nicht Rache,
Laß ich mich zur Mohrin machen.“
Ihr verſetzte Don Rodrigo,
Wohl vernehmet, was er ſagte:
„Schweigt, o meine Herrin, ſchweiget,
Solche Reden unterlaſſet,
Volle Rach' an den Infanten
Denk' ich euch alsbald zu ſchaffen,
Denn ich hab' ein Netz für jene,
Daß die Leute jetzt und künftig
Davon zu erzählen haben.“

(Geibel)

## 6.

## Don Alonſo der Getreue.

Don Alonſo Perez Guzman
Traurig ſitzt er am Mahl,
Schmecket ihm der Wein wie Galle,
Rühret die Speiſen er nicht an,
Denn ein Brief war von den Mohren
Ihm geſchoſſen in die Stadt:
„Uebergebt die Stadt Tarifa,
Uebergebt ſie, edler Graf,
Denn im Treffen auf dem Meere
Fiel dein Sohn in unſre Hand.
Wenn du uns die Thore öffneſt,
Laſſen wir ihn frei alsbald,
Geben ihm zu ſeinem Leben
Noch ein Roß von ſeiner Art;
Purpurn ſollen ſein die Decken
Und von Golde der Beſchlag,
Und der Zaum von Silberglöckchen,
Daß es klingt bei Schritt und Trab.
Aber gibſt du uns die Stadt nicht,
Schlagen wir das Haupt ihm ab.“
Auf die Mauer ging Alonſo,

Sah hinunter in das Thal.
Vor das Zelt des Morenhauptmanns
Führten ſeinen Sohn ſie da;
Ketten trug er an den Händen,
Ketten trug er um den Hals,
Und der Bart hing auf die Bruſt ihm
Nieder von der langen Haft.
Als Alonſo dieß gewahrte,
Wohl vernehmet, was er ſprach:
„Tödtet meinen Sohn, ihr Moren,
Lieber ſchlagt das Haupt ihm ab,
Eh' daß ich an meinem König
Uebe ſchmählichen Verrath."
Als er dieſes Wort geſprochen,
Warf er ſelbſt ſein Schwert hinab,
Daß ſie mit der eig'nen Klinge
Führen möchten jenen Schlag.
Wuth erfaßte da die Moren,
Da ſie ſolchen Muth erſahn,
Und den edlen Jüngling traten
Mit dem Schwert ſie dergeſtalt,
Daß das Haupt von ſeinen Schultern
Rollte blutig in den Sand.
Von dem Tag ward Don Alonſo
Der Getreue zubenannt.

(Geibel.)

## 3.

## Boscan.

### Das Reich der Liebe.

Im ſonnigen und reichen Morgenlande,
Wo lind und lau des Himmels Lüfte wehn,
Da lebt ein Volk in ſel'gem Friedensſtande,
Deß Sorgen einzig hin nach Liebe gehn.
Es leidet nie von andrer Schmerzen Brande,
Als denen, die hervor aus Liebe gehn.
Hier herrſcht und hat geherrſcht von Anbeginn
Die meergeborne Liebeskönigin.
Geſchmückt iſt ſie mit Scepter hier und Krone,
Von hier aus ihre Spenden ſie verleiht;
Und Ehr' und Achtung wie in keiner Zone
Wird ihrer Macht und Satzung hier geweiht.
Wenn hier ein Klagender ſich nahet, ohne
Beſchwerd' und Klag' enteilt er jederzeit.
Hier freu'n die Liebenden ſich ihrer Flammen,
Weil ſie mit ihren Damen ſind zuſammen.
Die Liebe zeigt ſich hier in vollem Walten;
Es feiert ſeine Liebeszeit das Jahr;
Man ſtirbt aus Liebe, macht durch Lieb' erkalten,
An jeder Spur wird Liebe man gewahr.
Mit Liebe wird getauſcht und Markt gehalten;
Sie iſt des Landes Seele ganz und gar.
Seht ihr ein Blättchen ſich am Baume regen,
In Liebe, ſprächt ihr, weh' es euch entgegen.
Von Liebe geben Häuſer ſelbſt Beweiſe,
Und Liebe, ſprächt ihr, zeige hier der Stein;
Die Quellen rieſeln hier ſo lind und leiſe,
Daß ihr, ſie weinten, bildetet euch ein.
Zur Liebe laden euch die Flüſſ' im Gleiſe,
Und tönen lockend nur von Lieb' allein;
So ſanft und ſchmeichelnd athmen hier die Winde,
Daß Liebesträumen keiner widerſtünde.
In einer Au, räumig grün und helle,
Hat der Palaſt der Fürſtin ſeinen Stand.
Hin ſchlängelt dort ein friſcher Strom die Welle
Und Bäume ſchmücken ſeines Ufers Rand.
Ihr Laubdach ſchützt im Sommer dieſe Stelle,
Daß ſie verletze keiner Sonne Brand.
Die Bäume prangen reich mit Blütenflocken,
Aus denen ſüß die Nachtigallen locken.
Noch tauſend andre Rieſelbäche hüpfen,
Sanft ſchlängelnd ſich, nach hier hin und nach dort;
Und wahre Labyrinthgeflechte knüpfen
Die ſich durchkreuzenden an manchem Ort.
Die Blüten, ſo den Bäumen hier entſchlüpfen,
Trägt ſanft die leichte Welle mit ſich fort,
Und jede Blüte, die darnieder ſinket,
Scheint von der Liebe ſelbſt herabgewinket.
Auch tauſend grüne Lauben aus den Zweigen
Verſchiedner Bäume die Natur dort flicht,
In denen Sitze von Kryſtall ſich zeigen,
Der eine ſtehend bei dem andern dicht.
Da wandelt man der Liebespaare Reigen,
Es wechſeln Frag' und Antwort da; man ſpricht
Von ſeinen Wünſchen zu einander offen,
Von ſeinem Glück, von Freuden, die zu hoffen.
Der Liebesgott mit ſeiner Pfeile Waffen
Hier ſeinen Uebermuth an Allen übt;
Und Kränkung, Tod und Eiferſucht zu ſchaffen
Bald dem, bald jenem ſeine Laune liebt.
Zwei Schmieden hat er, ungleich ganz beſchaffen,
Durch die der Welt er Tod und Leben gibt.
Dort ſchmiedet Pfeile man, die Lieb' erwecken,
Hier andr', in denen Haß und Abſcheu ſtecken.
Recht in des Landes Mitt' auf freiem Grunde,
Des kleinen Gottes hohe Warte liegt;
Von wo herab zur Früh- und Abendſtunde
Mit ſeinen Pfeilen er das Reich bekriegt.
Nie heilet die von ihm empfang'ne Wunde
Zum Ziel, obwohl er blind, ſein Pfeil ſtets fliegt.
Im Anfang ſind die Wunden ohne Schmerzen,
Doch ſpäter, ach! wie brennen da die Herzen.

(Hoffmann.)

## 4.

## Garcilaſo.

### Ekloge.

#### Salicio. Nemoroſo.

Ein Nachhall ihrer Klagen, will ich ſingen
Das ſüße Trauerlied, das, Hirten Beide,
Salicio jüngſt und Nemoroſo ſangen;
Indeß an ihrem Munde, ganz der Weide
Vergeſſend, offnen Ohrs die Schafe hingen,
Den Tönen lauſchend, die ſo ſüß erklangen.
Du, dem Verdienſt' errungen
Den Ruhm durch alle Reiche,
Die Würde ohne gleiche; —
Jetzt wohl im Cabinette wägſt dem Staate
Preiswerthe Führung du mit weiſem Rathe,
Alban! zur Gegenſeite jetzt gewendet,
Im blanken Stahlornate
Scheinſt du der Erd' ein hoher Mars geſendet.
Jetzt von den läſt'gen Sorgen, die dich bedrücken,
Von Amtsgeſchäften frei, gewährt Ergetzen
Dir wohl die Jagd. Hin über wald'ge Höhen
Auf leichtem Roſſe drängſt du nachzugehen
Den ſcheuen Hirſchen, die dem Tod entrücken
Durch Flucht ſich möchten, doch nicht ihm entgehen;
Ja, wenn ich wiederſehen
Die Muſ' am Vaterherde,
Die jetzt verlorne, werde,
Sogleich dann ſehe meinen Kiel erwählen
Die Tugenden an dir, die nicht zu zählen,
Wie deiner hohen Thaten reiche Menge,
Eh' mich's verzehrt, zu fehlen
An dir, vor Allen würdig der Geſänge.
Bis jene Zeit erſchienen die ich meine,
Wo den Tribut ich einſt dir werde bringen,
Der deinem Rufe, deinem Ruhm gebühret; —
Pflicht iſt es Jedem, der des Geiſtes Schwingen
Zu höherm Fluge regt, nicht mir alleine,

Das Rühmenswerthes er der Zeit entführet: —
Der Siegesbaum der ziert
Und hält mit dichten Sproſſen
Dein ruhmvoll Haupt umſchloſſen,
Er wehre nicht, daß ſich die Epheurebe
In deinen Schatten pflanz', und mählich webe
Empor an deinen Lorbeern ihre Schlingen;
Nun, bis ſolch Lied ich gebe,
Laß dir gefallen meiner Hirten Singen.
In Flammenglut enttauchte den Wogen, hatte
Die Sonne kaum der Berge Stirn beſchienen,
Da nahm Salicio ſeine Lagerſtelle
An einer hohen Buche Fuß im Grünen
Wo klare Fluten durch die friſche Matte
Sich wanden hin mit tönendem Gefälle
In das Geräuſch der Welle,
Die rings das Thal erfriſchte,
Jetzt, holden Einklangs, miſchte
Der Hirt ſein Klagelied, der Lipp' entfloſſen
So ſüß, ſo rührend, wie wenn er's ergoſſen
Vor ihr, der Fernen, die ſein Herz ſo plagte;
Und, wie wenn ihm erſchloſſen
Ihr Ohr, wandt' er die Red' an ſie und ſagte:

Salicio.

Du, mehr als marmorhart bei meinen Klagen,
Und bei der Flammenglut, die Qual mir geben,
Von mehr als Eiſes Kälte, Galathée!
Ich ſterbe hin und fürchte ſelbſt das Leben,
Und muß mit Recht, da du mich flieh'ſt, verzagen,
Weil ohne dich kein Erdenglück ich ſehe.
Von dir verlaſſen, wehe!
Darf ich vor Niemand wagen
Den Blick emporzuſchlagen,
Und vor mir ſelbſt muß ich in Scham entbrennen,
Du willſt dich Herrin nicht des Herzens nennen,
Das ſtets ſo treu, daß keine Stund' im Tage
Von dir ſich konnte trennen?
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!
Die Sonne gießet ihres Lichtes Strahlen
Auf Berg und Thal, und Vogelwelt und Heerde
Und Menſch erwacht. Es ſchwinget das Gefieder
Zur blauen Luft empor ſich von der Erde;
Nach Bergesſtriften oder grünen Thalen
Zieht die zur Weide frei und ſicher wieder;
Der, ſtrahlt der Tag hernieder,
Weiht munter ſeine Kräfte
Dem Amte, dem Geſchäfte,
Das Neigung oder Noth ihn wählen machte.
Ich Aermſter immerdar in Thränen ſchmachte,
Ob nun der Welt ein junger Morgen tage,
Ob Dunkel ſie umnachte.
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!
Und du, bei der mein Name nun verſchollen,
An der von Mitleid keine Spur zu finden,
Daß ſtirbt um dich Salicio ſoll erbleichen,
Leichtſinnig giebſt du zu verwehn den Winden
Die Lieb' und Treue, die du hätteſt ſollen
In Ewigkeit nicht laſſen von mir weichen?
O Gott! und nicht erreichen
— Du ſiehſt von deiner Höhe
Wie hin zum Todesweh
Den trauten Freund der Falſchen Meineid dränget —
Soll ſie des Himmels Strafgericht? Empfänget
Der Liebende den Tod als Lohn: was, ſage!
Wird Feinden dann verhänget?
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!
Um dich nur war des dunkeln Waldes Stille,
Um dich die Einſamkeit des menſchenleeren
Und abgelegenen Berges mein Verlangen.
Der Raſenteppich war, der kühle Boden,
Der Lilie Schnee, der Roſe Purpurfülle,
Um dich mir lieb des Lenzes Jugendprangen.
Ach, wie mich Trug befangen!
O was für andre Triebe,
Welch eine andre Liebe
Verbargſt du, Falſche, tief im Herzensgrunde!
Zu deutlich ach! gab mir von Allem Kunde
Die Unglück-Krähe, die mir Noth und Plage
Verhieß zu mancher Stunde.
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!
Wie vielmal, wenn im Wald ich eingeſchlafen,
Mußt' ich — als Spiel des Aberwitzes galten
Sie mir — in Träumen ach, mein Unglück ſehen!
Mir war als wollte, Sieſte dort zu halten,
Ich um die Sommerzeit mit meinen Schafen
Hin an den Tajoſtrom zur Tränke gehen.
Nicht faſſ' ich, wie's geſchehen:
Als ich erreicht die Stätte,
Sah ich in neuem Bette
Nach einer andern Richtung ziehn die Wogen,
Und ward, von Sommergluten ausgeſogen,
In ihrem neuen Bett der Wogen Schlage
Bewußtlos nachgezogen.
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!
Dein ſüßes Reden, welchem Ohr mag's tönen?
Dein klares Aug', auf wen haſt du's gelenket?
Um wen daß du ſo ſchmachvoll mich verlaſſen?
Wem haſt du die gebroch'ne Treu' geſchenket?
Weß Nacken mögen jetzo deine ſchönen
Schneeweißen Arme, Ketten gleich, umfaſſen?
Kein Herz vermag gelaſſen
Zu ſehn, und wär's von Steine,
Den Epheu, den ich meine,
Von mir geriſſen, fremde Wanderſtreben,
Und meine Rebe fremden Ulm umweben,
Daß nicht in banger Wehmuth Schmerzen zage.
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!
Auf was nicht darf die Hoffnung künftig bauen,
Wie ſchwer, wie ungewiß auch das Erlangen?
Was für ein Zwieſpalt würde nicht geheilet?
Und wiederum, was weckte jetzt nicht Bangen
Dem Liebenden, auf was noch ſoll er trauen,
Da volles Recht zu Allem du ertheilet?
Ach, da du mir enteilet,
Treuloſe! da ward Allen,
Die unter'm Monde wallen,
Ein redend Beiſpiel ja von dir gegeben,
Es müßt' in Furcht der Sicherſte ſelbſt ſchweben,
Daß ſich die Freundin von ihm los einſt ſage.
Strömt, die im Auge beben,
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!
Grund ja zur Hoffnung aller Welt du ſchenkteſt,
Was möglich kaum und denkbar zu erlangen,
Und Feindliches in Eintracht zu verbinden,
Da, Falſche! du an Jenen dich gehangen,
Dich ſo voll Wankelmuthes von mir lenkteſt.
Daß Mund es ſtets dem Munde wird verkünden
Jetzt wird geſellt ſich finden
Dem Lamm, das ängſtlich zaget,
Der Wolf, den Hunger naget;
Harmloſe Vöglein werden ohne Grauen
Ihr Neſtchen bei den argen Schlangen bauen.
Iſt größ'rer Abſtand zwiſchen dir, ich frage,
Und deiner Wahl zu ſchauen?
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!
Ich hab' in Sommer- und in Winterszeiten
Stets friſche Milch vollauf, in meiner Hürde
Sind Käſ' und Butter reichlich aufbehalten
Sonſt tönte dir mein Lied ſo ſüß; nicht würde
Von dir ein Lob, wie du mir mehrmals ſagen.
Selbſt haben Mantua's Tityrus erhalten
Nicht häßlich, mißgeſtalten
Nicht bin ich, recht beſehen;
Was jetzt noch mir geſehen
Die Flut hier muß, die klare, ſpiegelreine;
Und wahrlich! nicht vertauſchen möcht' ich meine
Geſtalt mit Jenes, deſſen Spott ich wage.
Das Loos tauſcht' ich alleine.
Strömt frei dahin ihr Thränen bittrer Klage!

Wie konnt' ich ſo im Werthe bei dir fallen?
Wodurch nur ward ich dir verhaßt ſo plötzlich!
Wie war's dir möglich, ſo mich zu verkennen?
Ach, wärſt du nicht verblendet ſo entſetzlich,
Doch ſtänd' ich noch in deiner Gunſt vor Allen,
Und fühlte nicht des Trennungsſchmerzes Brennen.
Bedenk, nicht Zahlen nennen
Die Schafe mir, die vielen,
Die auf Cuenca's kühlen
Berghöhn im Sommer, auf den wärmern Haiden
Eſtremo's in den Wintertagen weiden.
Was gibt, nun ich in Thränen mich zernage,
Mir ihr Beſitz für Freuden?
Strömt frei dahin ihr Thränen bitterer Klage!
Die Steine legen ab bei meinem Weinen
Die Härte, gegen Mitgefühl ſie tauſchend;
Der Bäume Gipfel ſcheinen ſich zu neigen;
Die Vögel meinen tiefen Seufzern lauſchen,
Zu Klagen ihre Stimmen all' vereinen,
Um ſingend meinen Tod mir anzuzeigen.
Das müde Wild, das beugen
Den Körper will zum Schlummer,
Verſchmäht, um meinen Kummer
Zu hören, an der Ruhe ſich zu pflegen.
Du ganz allein ſtehſt feindlich mir entgegen;
Nicht eines Blickes würdigſt du die Plage,
In der ich deinetwegen.
Strömt frei dahin ihr Thränen bitterer Klage!
Erſcheinſt du gleich nicht hier um mich zu heilen,
Laß' immerhin dem Ort, den du ſo liebteſt;
Du kannſt es dir ganz unbeſorgt geſtatten.
Die Stätte meid' ich, wo du mich betrübteſt
Durch Flucht. Komm, hindert dich hier zu verweilen,
Dies Einz'ge nur! Sieh hier die reichen Matten,
Sieh hier den Buſch voll Schatten,
Sieh hier die Spiegelhelle,
Die vormals theure Welle,
Bei der um dich jetzt meine Thränen rinnen!
Empfange hier, ich ſcheide ja von hinnen,
Ihn, der mein ganzes Glück hier konnte ſtören.
Da er dies abgewinnen
Mir konnte, mag der Platz auch ihm gehören!
Hier hieß ſein Klagelied Salicio ſchweigen,
Er ſeufzte in den weichſten, bangſten Tönen,
Und heiße Flut floß aus den Augen nieder.
Der Berg, um dieſes Schmerzes bitterm Stöhnen,
Den Antheil, den er nehme, zu bezeigen,
Tönt hallend es mit ſeinem Echo wieder.
Die Sang'rin ſüßer Lieder,
Wie wenn ſein Schmerz ſie quälte
Und Mitleid ſie beſeelte,
Gibt ſüße Antwort ſeinen Thränenklagen.
Was nach ihm Nemoroſo vorgetragen,
Ihr, Pieriden, möget es verkünden!
Nicht kann, nicht darf ich's wagen,
Die ſchwache Stimme fühl' ich mir entſchwinden.

### Nemoroſo.

Ihr muntern, klaren und kryſtall'nen Wogen!
Ihr Bäum', in ihrem Spiegel euch betrachtend;
Du grünes Thal, ſo reich an Schattenkühle!
Ihr Vöglein, hier im Liebesgrame ſchmachtend!
Du Epheu, der die Bäume rings umzogen,
Die grüne Krone wählend dir zum Ziele!
Mir waren, die ich fühle,
So fremd die bittern Schmerzen,
Daß vormals meinem Herzen
In eurer Einſamkeit nur Freude lachte,
Wo ſüße Träume mir der Schlummer brachte,
Mit den Gedanken ich Geſpräche führte,
Wodurch in mir erwachte
Erinn'rung nur, die froh mein Herz berührte.
Ja, in demſelben Thale hier, wo Kummer
Jetzt meine Seel' erfüllt und bittre Trauer,
Hat Ruhe mich und Freud' und Luſt erquicket.
O Glück, hinfällig, eitel, ohne Dauer!
Hier hab' ich oftmals ja, wenn ich vom Schlummer
Erwacht', Eliſen neben mir erblicket.
O Schickſal, das ſo drücket!
O Faden, zart geſponnen,
Den vor der Zeit gewonnen
Zur Beute ſich des Todes ſcharfes Eiſen!
Als vielmal angemeſſ'ner wär' ich preiſen
Dich Loos den müden Jahren meines Lebens,
Das härter noch denn Eiſen,
Weil ihm dein Scheiden Tod gedräut vergebens.
Wo ſind ſie jetzt die hellen Augenſterne,
Die nachgezogen, wo ſie hin auch wenden
Sich mochten, meine Seele wie mit Banden?
Wo iſt die zarte Lilienhand, voll Spenden
Und voll der Siegeszeichen, die ſo gerne
Das Herz des Liebenden ihr zugeſtanden?
Wohin, wohin entſchwanden
Die Locken, ſtolz verachtend
Das Gold, es nur betrachtend
Als niedern Schatz? Wo iſt die Bruſt, die holde?
Und wo die Säule, die das Dach von Golde
Mit anmuthsvollem Stolze hat getragen?
Ach, Alles ruht — o unheilbare Wunde
Vom Schickſal mir geſchlagen!
Im kalten, öden, harten Erdengrunde.
Wer hätt', Eliſe, mir geſagt, mein Leben!
Wenn friſche Blumen pflückend, wir beim Wehen
Des Zephyrs hier im Thale gingen Beide,
In weiter Trennung würd' ich, ach! einſt ſehen
Den trüben, finſtern Tag herniederſchweben,
Der bitter enden ſollte meine Freude?
Zu ew'gem Thränenleide
Bin ich verdammt, zu trüber
Verlaſſenheit, ſo über
Mich häuft' des Himmels Hand das Schmerzgewebe.
Und, was das Härteſte, gekettet lebe
Ich mich an dieß verhaßte, läſt'ge Leben;
Vereinſamt ich nun ſtehe,
Blind, ohne Licht, von Kerkernacht umgeben.
Seit du von uns geſchieden, weidet nimmer
Die Heerde mehr in Ueberfluß, noch ſpendet
Die Flur mit voller Hand dem Landmann Segen.
Kein Glück, das nicht verwandelt und gewendet
In Unglück ſich. Unkraut erſticket nimmer
Den Weizen; ſchlechter Hafer keimt dagegen.
Die Au, ſonſt allerwegen
Mit Blumen hold ſich ſchmückend,
Die mir, ſie nur erblickend,
Geſcheuchet tauſend Sorgen ſchnell von hinnen:
Sie läßt von Neſſeln ſich jetzt überſpinnen,
Von Dornen nur und Diſteln ſtarrt ſie dichte,
Und Wachsthum noch gewinnen
Muß ſelbſt durch meine Thränen dieß Gezüchte.
So wie die Schatten wachſen, wenn im Scheiden
Die Sonn', und iſt ihr letzter Strahl entſchwebet,
Den Erdkreis nun die dunkle Nacht umhüllet,
Die Mutter jener Furcht, die uns durchbebet,
Und jener Schreckgeſtalt, darin ſich kleiden
Die Dinge, ſo die Finſterniß verhüllet,
Der Strahlen ſchön Gefunkel:
In ſolcher Nacht voll Dunkel
Bin, ſeit du ſchiedeſt, ich zurückgeblieben,
Von Furcht und Nachtgraun bang umhergetrieben,
Bis winken wird der Tod mir, daß ich gehe
Und wieder deines lieben
Verklärten Blicks erſehnte Sonne ſehe.
Wie wohl ergießt der Klage bange Töne
Die Nachtigall, im Laube tief verborgen,
Weil aus dem trauten, ſüßen Neſtchen leiſe
Der harte, rohe Pflüger ihr am Morgen
Die theure Brut geraubt, die zarten Söhne,
Als ſie vom lieben Aſte flog nach Speiſe;
Und ſo vielfacher Weiſe

Die Schmerzen ihrer Seele
Verhaucht aus ſüßer Kehle,
Und den Geſang läßt in die Lüfte ſteigen,
Und in der ſtillen Mitternacht ſelbſt ſchweigen
Läßt ihrer Trauer bange Klage nimmer,
Für ihren Gram als Zeugen
Den Himmel wählend und der Sterne Schimmer,
Auf gleiche Weiſe laß ich meinem Jammer
Den Zügel, und vergebens meine Schmerzen
Des grimmen Todes Härte laut verklagen.
Er ſtreckte ſeine Hand nach meinem Herzen
Und ſtahl den ſüßen Hort, der ſeine Kammer,
Sein Neſt ſich hatte drinnen aufgeſchlagen.
Da, Tod! zum Himmel tragen
Will ich, ob deinem Grimme,
Laut meiner Klage Stimme;
Mit läſt'gem Weinen alle Welt ermüden:
Solch' einem Schmerze ſei kein Maß beſchieden!
Ach nimmer wird von ihren Martern finden
Die arme Seele Frieden,
Bis daß im Tod ihr die Gefühle ſchwinden.
In einem weißen Tuch von dir bewahre
Eliſ'! am Herzen ich der Locken eine,
Von der ich nun und nie mich werde trennen.
Schmerz übermannt, zieh ich hervor ſie, meine
Gefühle ſo, daß auf die theuren Haare
Nicht müde ſich die Augen weinen können.
Mit Seufzern, welche brennen
Noch mehr als Feuerflammen,
Trockn' ich ſie all' zuſammen
Die naſſen dann; und Muſt'rung gleichſam halte
Mit ihnen ich, zähl' einzeln ſie und falte
Sie dann, umwinde ſie mit einem Bande.
Auf Augenblick' erholte
Ich Ruhe ſo von meiner Schmerzen Brande.
Doch gleich vor meinem Blicke wieder ſchweben
Seh ich die ſchwarz umhüllte Nacht voll Schauer;
Die dieß gebrochne Herz beſtändig peinet
Mit der Erinn'rung an mein Loos der Trauer.
Im harten Kampfe der Lucina beben
Und ringen dich zu ſehn das Auge meinet;
Die Engelſtimm' auch ſcheinet
Noch in mein Ohr zu klingen,
Womit den Zorn bezwingen
Der Winde du gekonnt, und die nun ſchweiget,
Wie ſie hinauf in dieſen Norden ſteiget,
Daß gnädig doch die Göttin niederſchaue,
Die kein Erbarmen zeiget.
Und du, wo warſt du, Göttin? fühllos rauhe!
Gefiel's dich ſo, dem Wilde nachzugehen?
Hielt dich ein Hirt, in Schlummer hingegoſſen?
Was konnte für die Grauſamkeit genügen,
Daß Thränen und Gelübden nicht erſchloſſen
Aus Mitleid du dein Ohr, um nicht zu ſehen
Des Todes Macht ob ſolchem Reize ſiegen?
Noch, wie nun auch erliegen
Des ſchweren Grames Bürde
Dein Nemoroſo würde,
Der dem Gewild durch Berge folgte — wahre
Luſt gab dein Dienſt ihm — und dir am Altare
Geopfert, was an Beut' er konnt' erwerben:
Und lachend, Undankbare!
Läß'ſt du mein Glück vor meinen Augen ſterben?
Jetzt, da verklärt, o göttliche Eliſe!
Du in des Himmels Räumen dich ergeheſt
Und ſeine Wechſel ſiehſt, in Ruhe droben;
Warum gedenkſt du meiner nicht und fleheſt
Heran die Stunde, da, verlaſſend dieſe
Erdhüll', auch ich zur Freiheit werd' erhoben?
Und auf dem dritten Globen
Wir, Hand in Hand, dann ſchauen
Umher nach andern Auen
Nach andern Bergen ſuchen, andern Quellen,
Nach andrer Blumenthäler Schattenſtellen,
Wo, hingelagert, ich darf ewig ſonnen
Mein Aug' an deinen Blicken,
Der Angſt, dich zu verlieren, nun entronnen.
Nie mochten ab vom trüben Weinen laſſen
Die Hirten, nimmer enden mit dem Singen
Der nur vom Berge dort vernomm'nen Lieder;
Bis an der Sonne Scheideſtralen fingen
Die bunten Wölkchen golden einzufaſſen,
Und ſie bemerkt, der Abend ſinke nieder.
Schon ſah man hin und wieder
Am waldbedeckten Hange
Des höchſten Berges lange
Schlagſchatten eilig ziehn, als unſre Beiden,
Erwachend wie vom Traume, bei dem Scheiden
Des letzten Strales, da die Sonn' entflogen,
Die Heerde von den Weiden
Eintreibend, Schritt vor Schritt den Heimweg zogen.
(Hoffmann.)

### 5.

## Mendoza.

### Epiſtel an Juan Boscán.

Erſtaunen muß der Menſch ob keinem Dinge!
Dieß ſcheinet mir, Boscan, die wahre Weiſe
Wie man die Lebensruhe ſich erringe.
Des Himmelslaufes abgemeſſ'ne Kreiſe,
Der Sterne Heer, des Sonnenballs Bewegung,
Die Zeit, in ew'ger Flucht auf ſchnellem Gleiſe
Sieht Mancher an mit kalter Ueberlegung.
Nicht malt die Furcht ihm falſche Viſionen,
Noch fühlt er eine ungewohnte Regung.
Was dünkt dich von der Erd' und ihren Zonen;
Vom weiten Meer, das ſich ſo gütig zeiget
Den Völkern, die im fernen Indien wohnen?
Was ſagſt von ihm du, der dem Zorn ſich beuget
Des ſtolzen Höflings, ſich empor zu ſchwingen,
Und des Privatmanns Spotte, wenn er ſteiget?
Vom muth'gen Jüngling was, der zu vollbringen
Meint Alles, kühnen Wahns, und auszuſpähen,
Dem du entſagteſt als unzeit'gem Ringen?
Wie ſoll man nehmen, wie ſoll man verſtehen
Die hohen Dinge, mit was für Geberden
Hinwiederum auf die geringern ſehen?
Ein Pilgerleben führen wir auf Erden;
Und bleibt uns gleich ein Räthſel jene Welt,
Denk' ich, daß wir für ſie doch paſſen werden.
Wie ängſtlich fürchtet, wer's mit Wünſchen hält,
In gleicher Unruh faſt er, gleichem Schrecken;
Mit Beider Thun iſt's übel noch beſtellt.
An peinlichen Gefühlen Beide kranken,
Erſtaunen ob jedwedem Dinge Beide,
Die Furcht verwirret Beiden die Gedanken
Ob Jemand hoffe, zweifle, fürchte, leide,
Es läuft auf Eins hinaus; man muß ſich ſchicken
Auf gleiche Weiſ' in Trübſal wie in Freude.
Weil wir, Señor Boscan, denn müſſen ſterben
All' mit einander hin auf einem Wege,
So mag, wer kann, ſich um das Leben werben
Wenn dir im Kopf ein ſcharfer Schmerz wird rege,
Oder dir ſonſt den Leib ſucht zu beſchweren,
Dann halt dich ein und denk' auf gute Pflege
Was dir in dieſem Streit wird helfen ſiegen.
Die Tugend iſt's, die göttlich reine, hehre,
Die weiß im Zaum zu halten das Vergnügen.
Sie ziehet ſicher hin durch menſchenleere
Gebirge, ſcheut nicht gift'ger Pfeile Schnellen,
Noch Feuer, das die Rüſtung ihr zerſtöre;
Zagt nicht des Kampfes Gefahren ſich zu ſtellen,
Scheut nicht des rauhen, langen Krieges Plagen,
Das tolle Meer nicht mit den wüth'gen Wellen;
Des Himmels Zorn nicht, dem erbebt voll Zagen

Beim Donnergroll die Erd' an allen Enden,
Wenn Blitze ſchmetternd in ſie niederſchlagen.
Den guten und gerechten Mann verdienten
Nicht einer Kunſtbildung gewohnter Erfaſſen,
Nicht Gold und Erz, geformt von Meiſterhänden;
Nicht der Paläſte hoch gethürmte Maſſen,
Woran mehr Reichthum noch als Kunſt verwendet,
Um ihre Angeln die Natur verlaſſen:
Nicht er, der reiche Gaben rings verſchwendet,
Deß Auge ſchon geblendet vom Weltenwahne,
Und der dem Glück nicht dankt, das ihn beſpendet:
Nicht Schmeicheleien, nicht beredte Munde,
Nicht ſchnelles Sterben oder langes Leben,
Noch ſchwere Qualen in des Orkus Schlunde.
Mit ſeinem Looſe, wie es Gott gegeben,
Sei gut, ſei ziemlich es, lebt er zufrieden,
Zeigt immer Muth, niemals ein zaghaft Beben.
Er fügt ſich in die Zeit, wie ſie beſchieden,
Und weil man Uebeln doch entrinnet nicht,
So weckt er die wohl, die drob unzufrieden.
Parteilos iſt er, hält ſich ſelbſt Gericht,
Zeigt ſicher überall ſich, wie betroffen,
Er ſcheinet jung und alt in gleichem Licht.
Iſt innen rein und außen, redet offen,
Wie ihm um's Herz, von ſeinem Thun und Handeln,
Langt mit der Furcht, und mehr noch mit dem Hoffen.
Wohl ſtrebt in jeder Art mit ſeinem Wandeln;
Er ſtrebt dahin mit eifrigem Betriebe,
Stets nach Vernunft, aus Vortheil nie, zu handeln.
Doch geht dies nicht ſo weit, daß er nicht bliebe
Voll Freundlichkeit im Umgang noch und füglich,
Noch zeigt der Welt er, daß er ſie nicht liebe.
Er ordnet ſeine Handlungsweiſe klüglich,
Hofft nimmer, fürchtet nie, noch ſteht ſein Ringen
Nach dem, was eitel ihm erſcheint und trüglich.
Doch nie entzieht er ganz ſich dieſen Dingen,
Noch mag er ſich ſo ſehr der Strenge fügen,
Daß er die Welt' ihr ſollt' als Opfer bringen.
Bisweilen läßt er wohl den Willen ſiegen,
Indem zu Bitterm er das Süße menget,
Und zugeſellt dem Ernſte das Vergnügen.
Die möglichſt kleinſte Bürd' er auf ſich hänget,
Sucht Keines Nachtheil, iſt dienſtlich Allen,
Thut Nichts, das zu vertheid'gen ſich ihm dränget.
Der Pfade richtigſten erkor zum Wallen,
Wer Alles, was er hat, vernünftig brauchet,
Um Nichts ſich grämet, noch den Muth läßt fallen.

(Hoffmann).

## 6.

## Herrera.

### An den Schlaf.

O Schlaf, der niederſchwebend du mit Säumen
Die ſchmeichleriſchen Flügel, träges Hanges,
Zuſammenſchlägſt gekrönt vom Mohngewinde,
In Himmels ſtillen ungemeſſ'nen Räumen,
Komm jetzt zum letzten Theil des Niederganges,
Mit heil'gem Thaues Linde
Die müden Augen rühre mir. Ich ſchwinde
Dahin; dem Anſtoß meiner Qual zur Beute,
Kann nirgend Ruh' ich ſehen,
Vom Schmerze kraftlos zu der Duldung Streite.
Komm auf mein heißes Flehen,
Komm auf mein heißes Flehen, du, der ſchönen,
Die Juno dir verlieh, der Nymphe Sehnen!
Schlaf, Göttlicher, du Preis der ird'ſchen Weſen,
Des Schmerzbelad'nen ſüßeſtes Erquicken,
Verliebter Schlaf, komm, der ſich ſehnt, nahe,
Der Leiden Wegſamkeit ſich zu erlöſen,
In tiefer Ruhe das Gewühl zu ſchicken:
Wißt du, daß Tod umfahe
Den, fern von dir, der ſonſt ſo oft dich ſahe!
Iſt's Unthat nicht, die einz'ge Bruſt zu ſiechen,
Die, wahrhaft ſchmerzbeklommen,
Der Wohlthat fern, die du der Welt verliehen,
Deiner Gewalt entnommen?
Komm, fröhlicher, beglückter, komm, o Schlummer,
Und meiner Ruh der Seele zu vom Kummer.
Laß deine Macht in ſolcher Noth mich kennen,
Geuß aus den zarten Thau im Niederſchweben,
Und ſcheuch' hinweg der Morgenröthe Leuchte!
Sieh meinen Schmerz und meiner Klagen Brennen,
Sieh meiner Traurigkeit gewaltig Streben,
Komm, meine Stirn befeuchte,
Weil Sonne ſchon vereinte Flammen zeugte;
Komm Anmuthvoller, rauſchen laß hernieder
Die ſchönen Schwingen; fliehe
Hinweg auf deinem roſ'gen Gefieder,
Du unwillkommne Frühe,
Und was die Nacht voll Schauer mir verſagte,
Verleihe mir das Licht, das eben tagte.
Schlaf, einen Kranz voll reiner Blumendüfte
Biet' ich dir dar, magſt du die ſüße Wirkung
Auf die verlaßnen Augenwimper tragen;
Laß heitren Spieles balſamreiche Lüfte
Umgeben mich in ſchmeichelnder Umzirkung,
Und von den herben Plagen
Magſt du, o Sanfter, jeden Reſt verjagen!
Komm Schlaf, leichtſchwebender, komm, meine Wonne!
Vom reichen Oſt erheben
Die Strahlen ſich der jugendlichen Sonne;
Sei, Milder, mir ergeben,
Dann iſt der Schmerz geſtillt, dann magſt du eilen,
In Paſithea's Armen zu verweilen.

(Hain.)

## 7.

## Ponce de Leon.

### Des Weiſen Glück.

Wie frohe Tage lebet,
Wer, für das laute Weltgewühl verloren,
Auf jenem Pfade ziehet,
Dem ſtillen, den erkoren
Die wen'gen Weiſen, ſo der Welt geboren!
Nie wird der ſtolze Schimmer
Des mächt'gen Großen ihm das Herz berücken;
Am Goldpalaſte nimmer,
Den Jaspisſäulen ſchmücken,
Des Mauren Kunſtbau, hängt er mit Entzücken.
Nicht fragt er, ob ihn preiſe,
Ob Ruhm ihm Fama's Heroldsſtimme ſpende;
Noch, ob im Schmeichlerkreiſe
Man Lob an das verſchwende,
Was reine Wahrheit tadelnswürdig fände.
Soll ich ein Glück es achten,
Wenn mich der Finger zeigt im Volkeshaufen,
Muß ich mit durſt'gem Schmachten
Nach dieſem Winde laufen,
Mit banger Sorg' und Kummer ihn erkaufen!
O Flur, o Berg, o Quelle!
O ſichre, freundliche, verborg'ne Stille!
Wie aus des Schiffbruchs Welle
In euren Frieden rette
Ich mich aus dieſem Meer, der Stürme Beute.
Nur ungeſtörten Schlummer
Wünſch' ich und reine, heit're, freie Tage,
Nicht mag ich ſehn, wie Kummer
Des Stirn in Falten ſchlage,
Der hoch durch Ahnen oder Reichthum rage.
Mich wecken, tagt der Morgen,
Der Vöglein ungelernte, holde Lieder,
Nicht jene ſchweren Sorgen,
Womit erwachet wieder,
Wer ſich vor fremder Laune beuget nieder.

Mit mir nur will ich leben,
  Mich freuen ohne Zeugen an dem Glücke,
  Vom Himmel mir gegeben;
  Nicht Lieb' und Haß berücke
  Mein Herz, nicht Hoffnung, Furcht und Neidertücke.
Dicht an des Berges Gränze
  Der Garten liegt, den meine Hände pflegen;
  Wo freundlich ſchon im Lenze
  Aus reichem Blüthenſegen
  Die ſich're Frucht der Hoffnung winkt entgegen.
Und wie vom Wunſch getragen,
  Zu ſchaun, zu ſchmücken dieſe Stelle,
  Kommt zu ihr hingeflogen
  Mit ihrer klaren Welle
  Vom luft'gen Scheitel eine munt're Quelle.
Sogleich, in holder Stille,
  Dann zwiſchen Bäume ihren Schritt ſie lenket,
  Und Gras in üpp'ger Fülle
  Und bunte Blumen ſchenket
  Dem Boden ſie, den ihre Welle tränket.
Die Luft, den Garten kühlend,
  Läßt zum Geruche tauſend Düfte ſteigen;
  Sie regt, leiſe ſpielend,
  Ein Säuſeln in den Zweigen,
  Vor dem, vergeſſen, Gold und Scepter ſchweigen.
Gern laſſ' ich Schätze Jenen,
  Die muthig auf ein falſches Brett ſich wagen.
  Nicht ſehn mag ich die Thränen
  Der Jammernden, ihr Zagen,
  Wenn ſich Südweſt und Nord im Kampfe jagen.
Es wankt der Maſt und ſtöhnet;
  In dunkle Nacht kehrt ſich des Tages Helle;
  Hinauf zum Himmel tönet
  Der Stimmen Angſtgegelle,
  Und Opfer ſinkt auf Opfer in die Welle.
Ein armer Tiſch, den holde
  Zufriedenheit ſo ſchön beſetzt, mir g'nüget;
  Geräth aus feinem Golde,
  Das ſeine Tafel bieget,
  Sei deß, der kühn das wilde Meer durchpflüget.
Und während das verzehret
  Vom Ehrgeiz Andre, jenem nimmerſatten,
  Der Hoheit, die nicht währet,
  Nachrennen ohn' Ermatten,
  Sing' ich, gelagert hin im kühlen Schatten.
Im Schatten hingegoſſen,
  — Epheu und ew'ger Lorbeer mich umkrönen —
  Lauſch' ich, das Ohr erſchloſſen,
  Den anmuthvollen, ſchönen,
  Der wohlgeſchlag'nen Laut' entlockten Tönen.
(Hoffmann.)

## 8.

## Montemayor.

### Klage Diana's, als Sireno ſie verlaſſen.

(Aus dem Schäferroman „Diana".)

Da der euch fehlt, ihr Augen! der gehangen
  An euch, wenn er im Spiegel da ſich ſchaute,
  Wo findet ihr jetzt noch Luſtbehagen?
  Du bunte Blümlein, wo oft der traute
  Geliebte zärtlich ward von mir empfangen,
  Hilf um mein verlor'nes Herzlein mir klagen!
  Hier wagt' er ſeine Liebe mir zu ſagen,
  Da, gleich der Schlang' entbrannte
  In wildem Zorn ich, nannte
  Ach! tauſendmal den Antrag ihn verwegen;
  Und wie er da verlegen
  Der Arme ward — ja, noch zu ſehn ihn wähn' ich,
  Und wie zurück ihn ſehn' ich.
  Ach, ſchöne Zeit, ach wär' ſie wieder mein!
  Wo, Schattenbord! mag mein Sireno ſein?
Dort ſcheint der Buſch her und das Thal voll Kühle,
  Hier iſt der Bord und dieſes iſt die Aue,
  Wo meine Lämmer ihre Weide hatten.
  Den klaren, muntern Strom ich vor mir ſchaue,
  Wo meine Heerde graſ'te bei der Schwüle.
  Mein ſüßer Freund, weilt' er auf dieſen Matten,
  Er wählte dieſer grünen Buche Schatten.
  Dort glänzt des Hügels Nacken,
  Wo meine feinen Blicken
  Zuerſt genaht. Ich preiſe doch die Stunde,
  Droht' unſerm ſüßen Bunde
  Mein feindlich Schickſal nicht mit ſeinem Fluche.
  Ach, klarer Quell, ach Buche!
  Nichts fehlet hier als er, ach, er allein!
  Wo, Schattenbord! mag mein Sireno ſein?
Ein Bildniß hab' ich hier, das ſüß mich täuſchet,
  Denn meines Schäfers Züge mir es zeiget,
  Die ungleich ſchöner noch im Herzen leben.
  Wenn höher meine Sehnſucht nach ihm ſteiget,
  Die von der Zeit zu ſchnell nur wird enttäuſchet,
  Eil' ich zum Wieſenquell mich zu begeben,
  An eine Weid' es lehnend, ſetz' ich neben
  Das Bild mich, ſenke nieder
  Den Blick zum Quell und wieder
  — Ach, blinde Lieb'! — er neben mir erſcheinet,
  Wie ſonſt, als wir vereinet.
  Ein Weilchen kann mich froh die Täuſchung machen;
  Dann folget das Erwachen,
  Und laut dann ruft das Herz, bedrängt von Pein:
  Wo, Schattenbord! mag mein Sireno ſein?
Frag' ich bisweilen ihn und ſchweigt er immer,
  Dann denk' ich, daß an mir er wohl ſich räche,
  Auch ich ja hört' einſt nicht auf ſeine Frage:
  Und ganz in Thränen dann ich Aermſte ſpreche:
  Siren, antworte doch! Ich bin, was nimmer
  Der Phantaſie geträumt, ſo denn jetzt! ſage,
  Siehſt du nicht, daß ich dich im Herzen trage?
  Und da noch ſtets er ſchweiget,
  Sich ſtörriſch mir bezeiget,
  Such' ich durch ſüßes Flehn ihn zu erweichen.
  O Täuſchung ohne Gleichen!
  Von einem Bilde Red' und Geiſt verlangen!
  Ach, Zeit! wie hart gefangen
  Liegt meine Seele, ſeit ſie nicht mehr mein!
  Wo, Schattenbord! mag mein Sireno ſein?
Heimlenken kann ich nie der Heerde Schritte
  Nach unſerm Dorfe, ſinkt der Abend nieder,
  Noch ziehn zur Weide, wenn der Morgen ſchimmert:
  Daß unwillkürlich nicht mein Auge wieder
  Und wieder ſäh' des Heißgeliebten Hütte,
  Die jetzt verlaſſen daliegt und zertrümmert.
  Dort ruh ich aus ein wenig, unbekümmert
  Was Schaf und Lamm beginnen,
  Bis ſchnell mich treibt von hinnen
  Ein „Schäf'rin!" aus der Rinderhirten Munde,
  „An wen denkſt du zur Stunde?
  Und deine Heerde naſcht die Weizenähren!"
  Das mögen meine Zähren
  Bezeugen, die das Thal hier ſauget ein.
  Wo, Schattenbord! mag mein Sireno ſein?
Du hätteſt deiner Meinung für das Schweren
  Auch können, mein Sireno, wohl entſagen,
  Da willig dir geopfert ich die meine!
  Doch aber wen will jetzt ich Aermſte klagen?
  Wie konnteſt dieſe Reiſe du verwehren,
  Gebot das Schickſal oder Loos dir's? Keine
  Schuld fällt auf dich; auch keineswegs vermein'
  Ich, daß du hätteſt denken
  Je können, nur zu kränken
  Ein Herz, das ſo voll deiner, ſüßer [illegible]:
  Noch will ich Trug vermuthen;

Gibt's gleich der Proben viel von Männertücke.
Nur feindliche Geſchicke
Bewölkten einen Himmel, der ſo rein.
Wo, Schattenbord! mag mein Sireno ſein?
Geh hin, mein Lied, wohin du ſollſt dich wenden!
Nein ... bleib in meinen Händen!
Weil dich des Zufalls Laune ſpielen könnte
Dahin vielleicht, wo man dich läſtig nennte.
(Hoffmann.)

## 9.

## Gil Polo.

### Idyll.

In dem glücklichen Gefilde,
Wo mit ſeiner klaren Flut
Guadalaviar, die milde
Au verlaſſend, an das wilde
Meer entrichtet den Tribut:
Schwärmte, wo die Wellen ſchlagen
An den Kieſelſtrand der See,
Wohlgemuth, mit Luſtbehagen,
Ungerührt von Licio's Plagen,
Die ſie ſchuf ihm, Galathe.

Muſcheln ſuchte dort im Sande
Und gefärbte Steine ſie;
In das Brauſen, das am Strande
Tönte von der Flut Gebrande,
Miſchend manche Melodie.
Lauſchend auf den Schlag der Wellen,
Setzte ſie an's Meer ſich jetzt,
Floh bei ihrem Näherſchwellen;
Doch zu ſpät oft, und die hellen
Füßchen wurden dann benetzt.

Licio, in ſo bittern Schmerzen
Wie kein Buhle ſchmachtend hin,
Dachte nicht der Wund' im Herzen,
Als er ſah dieß Spiel und Scherzen
Seiner art'gen Schäferin.
Doch als er verglich ſein Stöhnen
Mit der Luſt, der ſie jetzt froh:
In von Schmerz gebroch'nen Tönen
Sprach da, hingewandt zur Schönen,
Der bedrängte Schäfer ſo:

Nicht, o holde Nymphe, ſpiele
Mit der grauenvollen See!
Wie dein Spiel dir auch gefiele,
Flieh, o flieh das Schaumgewühle,
Wie du mich fliehſt, Galathe!
Laß dein Spiel, das mir ſo ſchwere
Qual bereitet, laß es ruhn!
Nicht mein Leiden noch vermehre!
Denn erblick' ich dich am Meere
Weckt mir Eiferſucht Neptun.

Grund genug, mich zu betrüben,
Hab' ich, glaube ſicherlich!
Iſt er kalt bisher geblieben,
Wird er ſich in dich verlieben,
Wenn ſein Auge fällt auf dich.
Ja gewiß! denn Amor weiß,
Seit mich ſeine Wunde quälet,
Daß mir, damit doppelt heiß
Meine Qual, von hoherm Preis
Nur ein Mitbewerber fehlet.

Laß den öden Strand, wo leere
Wellen nur dein Zeitvertreib;
Daß nicht etwa dich verſehre
So ein Scheuſal aus dem Meere
Mit beſchupptem Schlangenleib.

Ach, den böſen Strand vermeide!
Sieh doch meine Noth und Pein!
Doppelqualen ich ja leide;
Eiferſucht ſtößt deine Freude,
Sorge die Gefahr mir ein.

Seh ich dich dem Meer gewogen,
Spricht die Eiferſucht zu mir,
Daß Europa ward betrogen,
Die berühmte Nymph' am Wogen-
Strande von dem weißen Stier.
Und mich denken läßt gemeine
Sorge ſtets an Theſeus Sohn,
Den am Meer zu Tode ſeine
Roſſe ſchleiften, weil ihm eine
Grauſe Seeſchlang' mußte drohn.

Doch du läßt nicht Furcht gewahren,
Ob die Noth und Tod auch dräut;
Denn nicht ſcheut — ich ſeh mit klaren
Augen es — ſich vor Gefahren,
Wer den Liebesgott nicht ſcheut.
Aber hüte dich, o Schöne!
Denn Cupido rachſuchtsvoll,
Sieht er, daß man ihn verhöhne,
Trifft mit ſeinen Pfeilen jene
Erſt Verſchonten gern aus Groll.

Folge mir zum grünen Haine
Und zum kühlen Schattenort,
Reich an duft'gen Blumen! Schiene
Noch ſo heiß die Sonne, keine
Sonnenglut beläſtigt dort.
Kann das Waſſer dich ergötzen:
Ein ſo ſchöner Quell iſt da,
Daß er hofft nur, in ihm netzen
Sollſt du dich, um ſich zu ſchätzen
Als den erſten fern und nah.

Hier auf dieſen öden Strecken
Wird kein Schleier oder Hut
So dein hold Geſicht verſtecken,
Daß, da Schatten dich nicht decken,
Nicht dich bräunt die Sommerglut.
Kein Geſang iſt hier zu finden;
Nichts als dumpfer Lärm umher,
Den, von ungezähmten Winden
Aufgewühlt in ſeinen Gründen
Hier erregt das Wellenmeer.

Und nach Stürmen hier zu wanken,
Gibt dem Aug' erſt Luſtgewinn,
Sieht man losgeriſſ'ne Planken
Von den Schiffen, die verſanken,
Treiben nach dem Ufer hin.
Lenk' zum ſüßen Hain die Schritte,
Wo nicht ſorgte die Natur,
Und in heitern Feſtes Mitte,
Wie die Mittagsglut auch ſtritte,
Fröhlicher das Weilen nur.

Fliehe von den wilden Meeren!
Komm und Liederchen dann, ſieh,
Singen wir, ſo ſüß zu hören,
Daß ſie lindern und beſchwören
Auch die herbſte Qual und Müh.
Singt, wer muß mit Liebe ringen,
Gleich nur, was ihm quält die Bruſt:
Werd' ich in die Schäfer dringen,
Doch von Liebe nicht zu ſingen,
Daß ihr Sang dir gebe Luſt.

Dorten kannſt in Wieſengründen
Und in den Gebüſchen hin
Stündlich du an tauſend Rinden
Hochberühmte Namen finden
Mancher Nymph' und Schäferin.

Doch vielleicht wird dich betrüben,
Daß dein Name pranget da;
Weil du weißt, daß ihn geſchrieben
Er, der ferne ſtets geblieben
Deinem Angedenken ja.

Nur doch, glaub' ich, wirſt du ſehen,
Wenn auch Zorn im Auge blitzt,
Vielmal lieber dort ihn ſtehen,
Als du ſiehſt das Liebesflehen
Deſſen, der ihn eingeritzt.
Wohl iſt Gegenlieb' entbehren,
Wenn man liebet, harte Pein;
Doch wie kann es dich beſchweren,
Nymphe, da du kein Begehren
Fühlſt, von mir geliebt zu ſein?

Nach Gefallen magſt du haſſen
Deinen Schäfer, Galathe!
Wenn ich dieſen Strand, die großen
Meereswellen dich verlaſſen
Nur mit meinen Augen ſeh,
Kann dich wohl am Meer ergötzen
Eine Luſt, ſo ſüß als die,
Sich im klaren Quell zu netzen,
Sich am Blumenduft zu letzen
Und der Sproſſer Melodie?

Wollte Gott, du könnteſt lieben
Unſer ſchönes Uferthal!
Daß, als ich es dir beſchrieben,
Ich ſein Lob nicht übertrieben,
Ueberzeug dich ſelbſt einmal.
Doch je mehr ich rühm' es dir,
Mach ich höher es im Preiſe;
Daß es ſo geliebt von mir,
Wäre ſchon ein Grund bei dir,
Es zu fliehn auf alle Weiſe.

Weiter wollte Licio reden,
Fertig war er lange nicht:
Doch es ward dem armen Blöden
Unterſagt von ſeiner Spröden
Jetzt mit ſpöttiſchem Geſicht.
Neu beginnt ihr Spiel am Strande,
Wieder weint der Hirt im Schmerz;
Und ſo blieb's beim alten Stande;
Sie bleibt an des Meeres Rande
Und es bleibt in Gram ſein Herz.
(Hoffmann.)

## 10.

## Villegas.

### 1.

### Selbſtvertheidigung.

Die Mädchen zu mir ſprechen:
Was, Don Eſtevan, iſt es,
Daß ewig du von Liebe
Und nie vom Kriege ſingeſt?
Hierauf ich dies entgegne:
Ihr artigen Schwägerinnen,
Weil zärtlich ſind die Männer
Und ihr mit Reiz gezieret.
Wozu ſäng' ich in Tönen,
Trommetengleich erklingend,
Von Helden, die belaſtet
Den Arm mit einem Schilde?
Was würd' ich denn für Freude
Vom Lorbeerbaume gewinnen,
Der wohl der Blätter tauſend,
Doch keine Früchte bringet?
Wer lebt von Pergamenten,
Hab' er gleich deren viele,
Nur wer von ſeinem Wappen,
Davon er Nichts beziehet?
So mag ich denn die Schlachten
Der Krieger nicht beſingen!
Nein, nur die Mädchenkämpfe,
Denn das ſind meine Kriege.
(Hoffmann.)

### 2.

### Amor und Lydia.

An eines Bächleins Rande,
Hinperlend klar im Sande,
Beſchattet dicht von Bäumen,
Wo Kühlung lockt zu Träumen
Bei Sommergluthenbrande,
In Schlummer ſanft gewieget,
Der Welt zur Freude, lieget
Cytherens Sohn, der wachend
Rings helle Gluth entfachend
Der Erde Kreis durchflieget.
Sein Köcher ruht daneben;
Die Schulter leicht umſchweben
Sieht man ihn ſonſt; den Bogen,
Sein Arm, ſanft eingezogen,
Hat ihn jetzt aufgegeben.
So ſchlafend hingegoſſen,
Sieht Lydia ihn; entſchloſſen
Springt ſie zum kleinen Sieger,
Wie der gereizte Tiger
Kommt auf den Feind geſchoſſen.
Raubt Bogen ihm und Pfeile
Und zielt auf ihn in Eile.
Erwacht ruft da der Knabe,
Bemerkend, wie ſie habe
Genutzt die günſt'ge Weile:
Wie, Rache dir zu ſchaffen,
Willſt Pfeile, Lydia, raffen
Du Thörichte zuſammen?
Wo deine Augen flammen,
Brauchſt du nicht meine Waffen!
(Hoffmann.)

### 3.

### Amor und die Biene.

An einem Roſenhecke
Sich Bien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeiſter
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl verſehen,
Die ſchärfſte Spitze führet
Der Stachel des Inſectes.
Die Biene mit Geſumme
Zu Kreiſen ſich erhebet
Und er, der Böſe, ſchießet
Und trifft ſich tauſend [illegible].
Allein bald fanden Rache
Die Blumen wie die Herzen:
Er geht hinweg verwundet
Und ſie bleibt todt zur Stelle.
(Hoffmann.)

## II.

## Rioja.

### 1.

### Die Nelke.

O Nelk', in Gluten brennend!
An dir, der Flamme Neid, dem Neid Aurora's,
Hing freundlicher das Mutterauge Flora's.
Die, Farbenpracht dir gönnend,
Dir auch geſchenkt des Jahres ſchönſte Stunden.
Erſt wenn doch auf Moncayo's Felſenzinnen
Den grauen Schnee, da heißern Stral ſie ſendet,
Die Sonne macht zerrinnen,
Sehn wir der Blätter Purpur dich entfalten;
Doch hat die Farb' auch Flora dir geſpendet,
Wie du der Blüte Zeit von ihr erhalten?
Nein, Amor, Amor war's, der leiſe tauchte
In ſeiner Flammen Gluten dich und hauchte
Den Götterduft dir ein, den würzig reinen.
Warum biſt du — gegeben
Hat Schönheit dir den Preis — o Feuerblume?
Der Schmuck und Glanz der zarten Haut, der feinen,
Biſt Schmuck und Glanz und Leben
Des ſchönſten Lockenhaares,
Das um die reine, weiße Stirn ſich ringelt.
Nicht andern hohen Göttern, nur der Liebe
Geweiht zum Eigenthume
Biſt du, beglückte Blume!
So oft ich dich betrachte
In dieſer ſchönen Locken goldnem Scheine,
Um die ich wein' und ſchmachte,
Um die ich ſchmacht' und weine,
Fühl' ich im Herzen Neid zugleich und Liebe.
Wenn mit dem Schnee, dem zarten, mit der Roſe,
Nein, mit dem Himmel, dem ſo freundlich milden,
Ein Liebesbund die ſeidnen Locken bilden;
Dann biſt, o Nelke, Heil dem ſel'gen Looſe!
In einem Liebeskerker du gefangen.
Wenn du der ſchönen Lippe naheſt, welche
Zu küſſen ſelbſt des Kälteſten Verlangen:
Sobald berühret du mit dem rothen Kelche
Sie, die von Purpur glühen,
Seh' ich ach! dich in höhern Gluten prangen.
Hat die Natur denn dir Gefühl verliehen?
O wohl mir, daß ich keins von ihr empfangen!
Dein Feuer, deinen Würzhauch möge preiſen
Ein Andrer, deſſen Ruhe nimmer ſtöret
Der Neid ob Gunſtbeweiſen.
(Hoffmann.)

### 2.

### Die Roſe.

Du zarte Purpurroſe!
Mitbuhlerin der Flamme,
Die mit dem Tag' erglühet,
Wie biſt du ſo voll heitrer Luſt erblühet,
Da doch, du weißt, der Himmel dir vergönnte
Zwei kurze nur, zwei flücht'ge Momente?
Und nicht der ſcharfgeſpitzte Dorn am Stamme,
Noch deine Pracht, o Roſe!
Gebieten um Secunden
Verzög'rung können deinem ſchnellen Looſe?
Dein Kelch, des Auges Wonne,
Wo Blatt an Blatt ſich dränget,
Vom Glutenſtral der Sonne
Seh' ich im Geiſt ihn welk ſchon und verſenget.
Gebildet hat des krauſen Kelches Blätter
Dir Amor aus der eignen Schwingen Flamme;
Gold ſchenkte er deiner Stirn von ſeinen Locken.
O du ſein Bild, ſo treu, ſo ſchön vollendet,
Der hat als Farb' ihr heil'ges Blut geſpendet
Die Göttin, die entſtieg der Wellen Schaume,
Und dieß nicht konnte, Purpurblume, zähmen
Den heißen Stral und ſeine Wuth ihm lähmen?
Dir raubt, dir raubet ſeine
So wilde Glut in einer Stunde Leben
Und Farbenglanz: daneben
Noch ſtraleſt du ſo ſchön, ſo dicht beblättert,
Und ſchon am Boden liegt dein Schmuck verwittert.
So nah einander gränzen
Dein Tod, dein frohes Glänzen,
Daß zweifelhaft, ob deinen Tod, ob deine
Geburt Aurora's Thräne ſanft beweine.
(Hoffmann.)

### 3.

### Der Jasmin.

Im Schnee geboren, in des Purpurs Welle
Jasmin, o Preis und Ruhm des ſchwülen Sommers!
Wo iſt, du ſchöne Blum', in Flora's Reiche
Die herrlich blühende, ſo dir an Prangen,
An würzig ſüßem Balſamdufte gleiche?
Dein iſt die erſte Stelle
In jener reichen Schar, die bunt bemalet,
Mit ſeines Pinſels Zauberglanz beſtralet
Der Blüthenlenz, der laue.
Hervor biſt du gegangen
Aus jener Fluten Schaume,
Die Chios Eiland ſanften Schlags umtönen;
Und dich auch formte wohl aus ihrem Thaue
Die weiße Hand gleich Anadyomenen.
Ja, wenn der Sag' ich traue,
Ließ ſelbſt die weiße Göttin von Cythere,
Als ſie zuerſt emporſtieg aus dem Meere,
Im Schaum, den ſie betrat mit zarten Füßen
An jenes Ufers Schwellen
Weiße Jasminen ſprießen;
Und jene Füßchen nun von ihrem hellen
Schnee, ihren Roſen ließen
Ein treues Ebenbild in dieſen Blättchen.
Des eignen Götterhauches ſüße Düfte
Hat ihre Huld in deinem Kelch verſchloſſen,
Unſterblich Grün verlieh ſie deiner Pflanze.
Verſchont wird ſie vom ſtrengſten Hauch der Lüfte,
Streut kalter Nord hernieder weiße Flocken,
Und von der Gluten Brande,
Die Phöbus' hohe Kraft gießt auf die Lande.
Mag wild der weißen Götterblum' entziehen
Den Würzduft er, den hohen,
Mag er mit ſchnellem, ſicherm Verblühen
Dem Hals, der Stirne drohen:
So grauſam waltet die Zerſtörung nimmer,
Daß ſie der weißen Blüthen ew'ger Folge
Sich feindlich widerſetzet,
Die in der ſtärkſten Sonne ſich erſchließen,
So wie beim ſtrengſten Froſte ſie noch ſprießen.
Jasmin, o hehrer, ſchöner!
Du biſt allein der ſüße Liebling jener
So unvergleichlich ſchönen Aphrodite,
So wie das treue Ebenbild der Hohen.
Doch mehr halt' ich in Ehren
Dich, den ſo blendend reinen,
Als neues Abbild von dem Reiz des hehren
Geſtirns, das ich erkoren.
Denn als Geſchöpf des kleinen
Und roſenfarb'nen Händchens der Dione.
Dem Weiß von reinſtem Glanze
Zoll' ich Bewund'rung immer,
Weil manches athmet meiner Herrin Schimmer;
Und deiner Purpurzeiten,
Weil ſie mit ihres Auges Ringen ſtreiten.

Bricht aus des Oſtens Thoren
Des Tages Lichtgefunkel,
Wenn ſich das grauſe Dunkel
Der Schauernacht im Occident verloren,
Um Duft zu ſtreuen wieder,
Den Kälte bindet, Wärme löſet wieder:
Die noch an Wohlgeruche
Dann alle Blumen heben,
Weil du dann athmeſt deine
Gerüche, wie aus ihrem Mund ſie geben.
O meine Schläfe kröne,
Du Blume, mahnend mich an meine Schöne!
(Hoffmann.)

## 12.

## Ercilla.

### 1.

### Rede des alten Colocolo an die verſammelten Kaziken.

(Aus der „Araucana.")

Kaziken, ihr des Vaterlandes Erhalter!
Nicht fühl' ich mich von Herrſchbegier beſchwert,
Daß All' ihr Anſpruch macht, zu ſein Verwalter
Des Amtes, das ſo ſehr mir angehört;
Ihr ſehet wohl, daß ich bei meinem Alter
Dem Jenſeits ſchon die Blicke zugekehrt;
Die Liebe, die ich ſtets zu euch getragen,
Hat mich getrieben, Rath mich euch zu ſchlagen.
Was wollt um Ehrenämter ihr entbrennen,
Nur groß gehalten ſein in eitlem Wahn,
Da wir der Welt ja nimmer leugnen können,
Daß wir bezwungen ſind und unterthan!
Nicht ſuchen wir uns darin zu erkennen,
Daß von den Spaniern wir Geſetz' empfahn:
Wohl zeigte beſſer ſich dies euer Wüthen,
Dem wilden Feind Trotz in der Schlacht zu bieten.
O Araucaner, welch'arge Verblendung
Reißt unaufmerkſam euch an des Abgrunds Rand!
Kehrt ihr die Hand zu eures Leibes Schändung
Und nicht zu des Tyrannen Widerſtand?
Gebührt ſich wider euch des Meſſers Wendung,
Trotzt ſo die Chriſten eure Mörderhand!
Wenn ihr zu ſterben ſo begierig trachtet,
Geſcheh's doch nicht ſo ſchmachvoll und verachtet.
Kehrt eure Waffen mit entbrannten Sinnen
Auf jenes Volkes Bruſt, das da euch hält
In hartem Druck mit frevelndem Beginnen,
Wie offenkundig iſt vor aller Welt.
Weit ſchleudert ſolches Joch der Schmach von hinnen,
Dadurch beweiſ't, daß Muth und Kraft euch ſchwellt.
Wollt nicht des Vaterlandes Blut verſchwenden,
Das dienen könnte, unſre Noth zu enden.
Nicht kränkt mich eures Muthes friſches Leben,
Ich fühle mich vielmehr davon erquickt;
Jedennoch fürcht' ich, daß dieß euer Streben
Durch Mißbrauch wird der rechten Bahn entrückt;
Daß, wenn ſich Zwiſte unter uns erheben,
In ſeiner Kraft das Vaterland erſtickt.
O ſchlagt, wenn ihr alſo wollt verfahren,
Zuerſt herab dies Haupt, gebleicht von Jahren!
Denn dieſer ſchwache Leib, der von den Schlägen
Des Schickſals ward getroffen, ſehnt allein
Sich eines Schwertes ſcharfer Schneide, entgegen,
Da ihn noch nicht verſehret hat ſolche Pein.
Wohl preiſ' ich's als des Alters beſten Segen,
Es dürft ein bald'ger Tod unfehlbar ſein.
Doch jetzt, da ich auf Aller Wohl mich lenke,
Begehr' ich auszuſprechen, was ich denke.
Ihr ſeid euch gleich an Tapferkeit und Muthe,
Der Himmel ſchuf All' an Geburt euch gleich;
Er gab an Rang, Geſchlecht und Erdengute
Ein gleiches Theil Jedwedem unter euch;
Und wohl verdient nach ſeinem Heldenblute
Jedweder eines Weltenkreiſes Reich:
Doch dieſe edle Gabe falſch gedeutet,
Hat zu dem jetz'gen Ziel uns hingeleitet.
Ich hoff' auf eures Armes Tugend freilich,
Daß ihr gar bald das Uebel heilen mögt;
Drum wählet einen Oberfeldherrn eilig,
Dem ſich zu fügen Jeder Neigung hegt;
Der ſei es, der am längſten unverweilig
Ein ſchwer Gebälk auf ſeiner Schulter trägt;
Und weil ihr euch an Range alle gleichet,
Seht, wem an Stärke jeder Andre weichet.

### 2.

### Der Tod des Caupolican.

(Aus der „Araucana.")

Nicht ſprach der Inder mehr und ohne Beben
Erwartet er, auf ihm den Blick, Gericht,
Sofort zu ſterben oder noch zu leben,
Harrt' er des Spruchs mit gleichem Angeſicht
Wie feindlich auch das Schickſal mochte ſtreben,
Ihn niederſchlagen konnt' es dennoch nicht.
Obgleich beſiegt und in des Feindes Gewalten,
Sah man ihn ſtets mit Würd' und Freiheit ſchalten.
Kaum aber, daß er ſeinen Namen nannte,
Als man, mehr hart und übereilt, als klug,
Ihm Pfählung und Erſchießen zuerkannte
Durch förmlichen und öffentlichen Spruch.
Doch nicht der Tod, noch dieſe Marter wandte
In ſeinem Angeſicht nur einen Zug!
Und keinerlei Geſchick konnt' es gelingen,
Die mind'ſte Bangigkeit ihm abzuzwingen.
Da fühlt' er plötzlich ſich von Gott bekehret,
Der in ihm wirkte mit allmächt'ger Hand,
Daß er, von der Erkenntniß Licht verkläret,
Chriſt werden wollte durch der Taufe Pfand.
Nun ward mit Freuden Achtung ihm gewähret
Von dem Caſtilliervolk, das ihn umſtand,
Zu Aller Staunen, die da Zeugen waren,
Zum Grau'n der gegenwärtigen Barbaren.
An jenem Tag, dem traurigen, doch hehren,
Wo ihn die Taufe feierlich geweiht,
Nachdem man in des wahren Glaubens Lehren
Ihn unterrichtet, wie's erlaubt die Zeit,
Griff eine große Schar zu ihren Wehren
Und führt' ihn unter ſicherem Geleit,
Den über ihn verhängten Tod zu leiden
Mit Hoffnung ſchon auf jenes Lebens Freuden.
Schuhlos, barhaupt, zu Fuß, nackt der Gewande,
Nachſchleppend zweier ſchweren Ketten Laſt
Und um den Hals noch eines Strickes Bande,
Die mit der Hand der Henkersknecht gefaßt,
Umringt von Kriegern und aus dem Lande
Genahtem Volk, das aufſah ſonder Raſt,
Ob denn auch möglich ſei, was da geſchehe,
Annoch verzweifelnd, was das Auge ſähe.
So that er hin zum Blutgerüſte ſchreiten,
Das einen Bogenſchuß vom Kerker ſtand,
Erhöht, daß man es ſah von allen Seiten,
Um eine halbe Lanze über'm Grund;
Und mit der Kraft, die ſein zu allen Zeiten —
Kein ſchwächliches Gefühl ward irgend kund —
Stieg er die Leiter auf, ſo unbefangen,
Als ſei er dem Gefängniß frei entgangen.
Und als er oben war, kehrt' er die Blicke
Nach allen Seiten um ſich, ruhevoll,

Betrachtete dann ein'ge Augenblicke,
Wie rings umher die Menge wogt' und ſchwoll,
Die einem ſo unglaublichen Geſchicke
Darbrachte ganz beſtürzt des Staunens Zoll,
Von Schrecken und Verwunderung durchdrungen,
Daß dem Verhängniß ſolch ein Schlag gelungen.
Zum Pfahl dann trat er, welcher ſollte dienen,
Um zu vollziehn das ſchreckliche Gericht,
Mit ſolcherlei Gebärden, ſolchen Mienen,
Als acht' er dieſe grauſe Marter nicht;
Und ſprach: „Weil's denn dem Schickſal gut geſchienen,
Daß ſolcher Tod mich ſcheide von dem Licht,
So laßt ihn, mich verlangt danach, erſcheinen;
Kein Schmerz kann, iſt's der letzte, groß mir ſcheinen."
Geſchäftig trat ihm jetzt der Henker nahe;
Galos, ein Neger, war's, in ſchlechtem Kleid.
Als der Barbar ſolch niedern Sklaven ſahe,
Der ihm den Tod zu geben war bereit,
Wiewohl er jede Schmach, die ihm geſchahe,
Bisher ertragen mit Gelaſſenheit: —
Nicht konnt' er dieſ', ob auch die letzte, tragen,
Man hört' ihn ſo mit lauter Stimme ſagen:
„Du Volk, das Chriſtenthum und Heiden ehrt,
Hat's je ſo Ungeheures ausgeübt,
Daß es den Mann, der ſich ſo groß bewährte,
So ſchnöder Hand zum Tödten übergibt?
Es gnügt, es gnügt, daß ſtirbt der Schuldbeſchwerte,
Denn Alles ſühnt ja, wer das Leben gibt;
Und gegen mich auf ſolche Weiſe handeln,
Heißt meine Straf' in wilde Rache wandeln.
Iſt denn kein Schwert vorhanden von ſo vielen,
Die ihr wetteifernd gegen mich entblößt,
Das ſchon gewohnt, auf meine Bruſt zu zielen,
Jetzt dieſes Herz mit einem Streich durchſtößt?
Wie ſehr auch ſeine Allgewalt mich fühlen
An dieſem Tage das Verhängniß läßt:
Nie ſoll's erreichen, daß durch ſchlechte Hände
Der große Held Caupolican vollende!"
Er ſprach's und gab, den rechten Fuß erhebend,
Obgleich der Ketten Laſt ihn niederzog,
Gleich einen Stoß dem Henker, daß kaum lebend
Er weit dahin vom Blutgerüſte flog. —
Sechs Schützen aber, alle kunſterfahren,
Die legten drauf, die Strafe zu vollziehn,
Als ſie auf dreißig Schritte nah ihm waren,
Von fern und nach der Ordnung an auf ihn;
Ob auch in jedem Wechſel wohl erfahren,
Doch ließen wankend ſie den Pfeil entfliehn,
Weil Hand an den zu legen ihnen bangte,
Der Ruhm' und Anſehn erſt ſo herrlich prangte.
Das grauſe Schickſal, dem zu thun verblieben
So wenig war und das ſo viel gethan,
Zwang die Geſchoſſe, welche ſeitwärts trieben,
Zurück zu kehren auf die rechte Bahn;
Schnell mußte, ſo daß nicht mehr Raum geblieben,
Der Heldenbruſt wohl hundert Pfeil' empfahn,
Worauf ſie jenen großen Geiſt verhauchte,
Der auszuziehn ſo viele Wunden brauchte.

(Hain.)

## 13.

## Cervantes.

### 1.

### Eröffnungsſcene des Trauerſpiels „Numancia."

Scipio. Jugurtha. **Marius.**

Scipio.

Zu einer drückenden und ſchweren Pflicht
Hat mich der römiſche Senat verpflichtet,
Die mich ſo plagt mit äußerſtem Gewicht,
Daß ſie ſchon längſt mir die Geduld vernichtet.
Ein Krieg, der ſich verwirrt und fördert nicht
Und ſchon ſo manchen Römer hingerichtet:
Wer wünſchet nicht, daß er ein End' erlange?
Wem wäre nicht, ihn zu erneuern, bange?

Jugurtha.

Wem, Scipio, ward der Muth, das Glück verliehn,
Die beiſpiellos in dir beſchloſſen liegen?
Mit dieſen beiden kann dir nicht entfliehn
Der Sieg und der Triumph in dieſen Kriegen.

Scipio.

Wenn Stärk' und Weisheit mit einander ziehn,
Muß ſich der höchſte Berg der Eb'ne fügen;
Doch wilde Kraft, in Thorenhand gegeben,
Kann Eb'nes ſelbſt zu ſteiler Höh' erheben.
Doch iſt es Noth, ſo viel ich mag erſehen,
Die Wuth des gegenwärt'gen Heers zu hemmen,
Das ganz vergaß des Ruhms und der Trophäen,
Um in der Wolluſt nur berauſcht zu ſchlemmen.
Darauf muß einzig jetzt mein Streben gehen,
Durch meine Zucht die Ausartung zu dämmen;
Denn wer zuvor verbeſſert ſeine Freunde,
Wird ſchneller überwinden ſeine Feinde.
He, Marius!

Marius.

Gebieter!

Scipio.

Ohne Weilen
Verkünd' im ganzen Heer von meiner Hand,
Es ſoll hieher ſich zu verſammeln, eilen
Der Krieger Schar von jedem Rang und Stand:
Denn kurze Mahnung ihnen zu ertheilen,
Iſt mein Entſchluß.

Marius.

Ich mach' ihn gleich bekannt.

Scipio.

Geh', dringend iſt's, daß Alle bald erfahren
Den neuen Anſchlag und ihr alt Verfahren.

Jugurtha.

Du glaubſt nicht, Herr, wie dein Soldat dich ehrt;
Leicht kannſt du ihn durch Furcht und Liebe leiten,
Und weil dein Ruhm und auserkor'ner Werth
Von einem Pol zum andern ſich verbreiten,
Wenn die Trommete ſchmetternd ruft, begehrt
In deinem Dienſt ein Jeder gern zu ſtreiten,
Und hofft, es werde ſeinem Muth gerathen,
Was übertrifft die fabelhaften Thaten.

Scipio.

Vor Allem thut es Noth, hinwegzuſchaffen
Das Laſter, das im ganzen Lager ſchweift;
Die Ehre hat mit ihnen Nichts zu ſchaffen,
So lang der wilde Taumel ſie ergreift.
Ja, bieten wir dem Unheil nicht die Waffen
Und dulden, daß es immer voller reift,
So wird das Laſter, und zum Widerſtande
Gewalt'ger, als die Feind' in dieſem Lande.

Jugurtha.

Ich gebe zu, Herr, daß des Zügels Strenge
Dem Kriegerſtande, der ausgeartet, nützt,
Daß man nur ſo die ausgelaſſ'ne Menge
Vor ihrem eig'nen Untergange ſchützt;
Es kommt die Kraft des Heeres in's Gedränge,
Wenn ſie ſich nicht auf Zucht und Ordnung ſtützt:
Vergeblich wird es ſonſt mit großen Zahlen
Gemalter Fahnen und Geſchwader prahlen.

Marius (an das Heer).

Kund von unſers Feldherrn wegen
Wird gemacht, daß ſich die Wehr
Männiglich vom ganzen Heer
Auf den Hauptplatz ſtellen möge.
Dieß bei Strafe, daß, wer nicht
Bei der Muſterung erſcheinen,
Nicht mehr würdig ſei, zu dienen,
Und entlaſſen ſeiner Pflicht!

Scipio (an das Heer).
Wie ihr in munterm Waffenſchmuck euch ſchart,
Mit den Gebärden und den Blick voll Glut,
Erkenn' ich, Freunde, noch die Römer-Art.
Denn Römiſch nenn' ich tapfern Männermuth;
Doch nach den Händen, die ſo weiß und zart
Und nach der Wangen milchgemiſchtem Blut
Scheint ihr wohl in Britannien fern erzeugt
Und von flamänd'ſchen Müttern aufgeſäugt.
Ihr Freunde, dies Verſäumen und Vergeſſen
Von Allem, was euch ziemet zu vollbringen,
Erhebt den Feind von ſeinem Fall indeſſen
Und hindert unſer rühmliches Gelingen.
An dieſen Mauern läßt es ſich ermeſſen,
Die felſenfeſt noch ſtets die Stadt umringen,
Wie eure Schaaren träge kaum ſich rühren
Und bloß von römiſchen den Namen führen.
Dünkt es euch, Kinder, recht und gut zu ſein,
Daß vor dem Namen Roms die Welt erbebet,
Derweil ihr in Hiſpanien hier allein
Ihn in das Nichts hinabzuziehen ſtrebet?
Welch eine fremde Schlaffheit drang ſich ein
Und was iſt Schuld, daß ihr euch hin ihr gebet?
Ich ſehe ſie aus Trägheit nur geboren,
Die aller Tapferkeit den Tod geſchworen.
Kein zärtlich Buhlen kann in Liebesbrunſt
Je mit dem Mars die zarte Venus ſchließen;
Sie ſinnt zu ſchmücken ſich, er an der Kunſt,
Die will verwöhnen, lehrt er Blut vergießen.
Drum bleibe jetzt vermieden Cypris' Gunſt,
Das Lager muß ſich ihrem Sohn verſchließen:
Denn übel mag in Kriegesſchaaren hauſen
Wer frohe Mahle liebt und üppig Schmauſen.
Glaubt ihr, es ſei des Widders eh'rne Spitze,
Was einzig nur die Mauern niederſtreckt?
Daß man des Sieges Sicherheit beſitze,
Wenn Wehr und Mannſchaft nur das Feld bedeckt?
Was ſind ſie ohne muth'ge Klugheit nütze,
Die Allem vorbaut, doch vor Nichts erſchreckt?
Nicht mit Geſchwadern iſt der Sieg zu kaufen,
Noch minder mit des Kriegsgeräthes Haufen.
Wenn ſich ein Heer, es ſei auch noch ſo klein,
Der kriegeriſchen Ordnung will bequemen,
So ſtrahlt es herrlich, wie der Sonne Schein,
Und ihm gelingt ein jedes Unternehmen;
Doch, faßt auch eine Welt ſein Umfang ein,
Wenn ſich in Schlaffheit ſeine Kräfte lähmen,
So hält es keinen Augenblick mehr Stand
Der kühnern Bruſt und der geübtern Hand.
(A. W. Schlegel.)

## 2.

## Sonett.

(Aus dem „Don Quixote.)

O heil'ge Freundſchaft, die mit leichten Schwingen
Entwichen, nur dein Bild blieb uns zurück,
Bei ſel'gen Geiſtern ſuchteſt du dein Glück,
Im Himmelreich darfſt ewig du lobſingen.
Von dorther magſt du oft uns Winke bringen,
Wie falſche Eintracht borgt der Liebe Blick
Und dein Gewand erſchmeichelt mit Geſchick
Und Lohn mit falſchen Thaten will erringen.
O ſteige ſelbſt hernieder und verbiete,
Daß Trug und Tücke ſich noch ferner kleide
In deinen Schmuck und redlich Wollen ſchände;
Denn nimmſt du ihnen nicht den Schein der Güte,
So geht die Welt bald auf in Kampf und Neide,
Der erſten Zwietracht gleich wird dann ihr Ende.
(Keller.)

## 3.

## Auf die Jungfrau Maria.

(Aus dem „Perſiles.")

Eh' aus dem ew'gen Geiſte noch entſprungen
Die leichtbeflügelten Intelligenzen,
Eh' ſchnell und langſam ſich die Sphären ſchwangen
Nach der Bewegung Maß zu ſichern Grenzen,
Und eh' die alte Finſterniß durchdrungen
Der Sonne Haupthaar ſah vergoldet glänzen;
Da hat ihm ſelber Gott ein Haus errichtet,
Aus heiligſtem und reinſtem Stoff verdichtet.
Die hohe Gründung, ſtark, um nie zu beben,
Sie ruht, geſtützt auf tiefer Demuth Proben,
Und je mehr ganz der Demuth hingegeben,
So königlicher wird der Bau erhoben.
Es überſteiget Land und Meer ſein Streben,
Dahinten bleibt der Winde niedres Toben,
Das Feu'r dahinten und ihm muß gelingen,
Tief unter ſeinen Fuß den Mond zu bringen.
Der Segenswohnung Pfeiler, ihre Mauern,
Glaub' iſt's und Hoffnung, welche ſie erſchufen,
Die Lieb' umgibt ſie, die zu feſtem Dauern,
Wie Gott allzeit unendlich, iſt berufen,
Nie wandelt Mäßigung die Luſt in Trauern,
Vor ihrer Weisheit ebnen ſich die Stufen
Zum Gut, das ſie erfreu'n ſoll, für die Werke
Ihrer Gerechtigkeit und tapfern Stärke.
Den hohen Palaſt zieren tiefe Graben
Brunnenquellen, nie verſiegend ausgegoſſen,
Verſchloſſ'ne Gärten, ſo die Völker laben
Mit ſüßer Frucht, zu Wonn' und Heil genoſſen.
Zur Linken und zur Rechten ſtehn erhaben
Cypreſſen, ſtehn der Palmen edle Sproſſen,
Erhabne Cedern, gleich den hellſten Spiegeln,
Die nah und fern der Gnade Licht entſiegeln.
In jenen Gärten ſiehet man den Zimmet,
Platanen und die Roſe Saarons blühen,
Die mit der Farbe ja noch ſchöner glimmet,
Wie die entbrannten Cherubinen glühen.
Kein Schatten düſtrer Sündennacht umſchwimmet
Je ſeinen Kreis mit feindlichem Bemühen.
Nur Licht, nur Glorie, Himmel! nur erfüllet
Den Bau, der ſich der Erde heut enthüllet.
Der Tempel Salomo's will heut ſich weiſen,
Vollkommen ſelbſt vor Gottes Blick erfunden,
Woran kein Schlag geſchah, kein zimmernd Eiſen
Des Werkes Theile fügend noch verbunden.
Die Sonne, die wir unzugänglich preiſen,
Hat offenbarend heut ihr Licht entbunden;
Heut hat dem Tage neuen Glanz verliehen
Das leuchtendſte Geſtirne von Marien.
Der Stern gibt ſeinen Schein heut vor der Sonne,
Ein wundervolles, doch ſo gutes Zeichen,
Daß es die Seel' erfüllt mit Freud' und Wonne,
Nicht ahnend vor der Deutung läßt erbleichen.
Die Demuth hat den Gipfel heut gewonnen,
Heut muß, zuerſt geſprengt, die Kette weichen
Der alten Schuld; und jene kluge Eſther
Tritt in die Welt, der Sonne ſchön're Schweſter.
Mägdlein des Herrn, zu unſerm Heil erwählet,
Zart, doch ſo ſtark, daß du mit furchtbar'm Drachen
Die Stirn, in frecher Widerhaft geſtählet,
Zerknirſchet haſt dem grimmen Höllenrachen,
Kleinod des Herrn, das unſern Tod beſeelet,
Da du allein, vermittelnd unſre Sachen,
Zurückgeführt zu ſchöner Friedensweihung
Mit Gott des Menſchen tödtliche Entzweiung.
Gerechtigkeit und Gnade ſind verbündet,
In dir, o reinſte Jungfrau! und ſie haben
Durch ihren ſüßen Friedenskuß verkündet
Den nahen Herbſt, das Füllhorn aller Gaben.

Des Anfangs, der die heil'ge Sonn' entzündet,
Aurora, kommſt du jeden Blick zu laben;
Des Frommen Jubel und des Sünders Hoffen
Zeigſt du nach Sturm und Nacht den Himmel offen.
Du biſt die Taube, droben hergeſendet
Von Anbeginn, biſt die als Braut geſchmückte,
Die reines Fleiſch dem ew'gen Wort geſpendet,
Kraft deſſen Adams Schuld nun die beglückte.
Du biſt der Arm des Herrn, der abgewendet
Das ſtrenge Meſſer, welches Abram zückte,
Und uns zu des wahrhaften Opfers Flamme
Begabet hat mit dem unſchuld'gen Lamme.
Gedeih' und bringe zeitig, ſchöne Pflanze,
Die Frucht, ſo das Gemüth mit Hoffnung weidet,
Zu tauſchen jene Frau's mit Feierglanze,
Die ſeit dem großen Fall es gleich umkleidet,
Der unermeßliche Tribut für's Ganze,
Der deſſen Löſung, einzig echt, entſcheidet,
Wird ausgeprägt in dir; ja, göttlich Weſen,
Du biſt zur Weltherſtellerin erleſen.
Aus den hochheil'gen Empyreer Hallen
Will der beſchwingte Paranymph ſchon eilen,
Er läßt die goldnen Fitt'ge leiſe wallen,
Die ſittſame Geſandtſchaft zu ertheilen.
Gebenedeite Jungfrau du vor Allen!
Der Duft der Tugend, den du hauchſt, mit Eilen
Der Liebe zieht er Gottes mächtig Walten,
Daß es in dir ſein Höchſtes mög' entfalten.
(Schlegel.)

### 4.

## Sonett.

(Aus der „Galatea.“)

Wenn das Meer, mit grimmer Wuth bewehret,
In ſeinen Stürmen konnte lang beſtehen,
So wär' wohl Jedem, den empörten Seeen
Sein ſchwaches Schifflein zu vertrau'n, gewähret.
Nicht allezeit in gleichem Stande währet
Gut oder Uebel, beides muß vergehen;
Denn läg' das Gut und blieb' das Uebel ſtehen,
So wär' die Welt zum Chaos ſchon verkehret.
Die Hitze kommt dem Froſt, die Nacht dem Tage,
Der Frucht die Blüte wieder nachgewandelt,
Aus Gegenſätzen bildend gleich Gewebe.
In Herrſchaft wird die Niedrigkeit, die Plage
In frohe Luſt, der Ruhm in Wind verwandelt,
Daß ſo Natur im Wechſel ſchöner lebe.
(Schlegel.)

### 5.

## Die Schalkhafte.

(Aus der Novelle „der eiferſüchtige Eſtremadurer.“)

Mutter mein, o Mutter,
Hüter ſtellet ihr:
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.
Steht es nicht geſchrieben
Als ein wahres Wort,
Daß wir immerfort
Das Verbot'ne lieben?
Zwang dient nur den Trieben,
Mehr ſie aufzuwiegeln.
Drum mich zu verriegeln
Thut nicht weiſe ihr.
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.
Mag der Wille nicht
Sich für ſich bewachen,
Sind nur ſchlechte Wachen
Scheu ihm oder Pflicht.
Ja, fürwahr es bricht
Durch des Todes Schranken,
Mit was für Gedanken,
Nie erriethet's ihr.
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.
Sehnet ſich ein Herze
Nach verliebtem Glück,
Geht es wie die Mück'
Nach der Liebeskerze,
Ihm ſind nur zum Scherze
Aller Hüter Schaaren,
Noch ſo ſehr bewahren
Mag man es, wie ihr.
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.
Nichts iſt allzu theuer,
Wo die Liebe handelt,
Und die Schönſte wandelt
Sie zum Ungeheuer,
Einen Sinn von Feuer,
Eine Bruſt von Wachs,
Füß' und Händ' aus Flachs,
Schafft ſie heimlich ihr:
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Wehrt kein Hüten mir.
(Schlegel.)

### 6.

## Das Wundertheater.

Ein Zwiſchenſpiel.*)

### Perſonen.

Chanfalla Montiel.
Chirinos, deſſen Frau.
Rabelin, ein buckliger Muſikant.
Der Bürgermeiſter von Algarrovillas.
Benito Repollo, Alcalde.
Juan Caſtrado, Regidor.
Pedro Capacho, Stadtſchreiber.
Thereſa Repollo, Tochter des Repollo.
Juana Caſtrada, Tochter des Caſtrado, Braut.
Lorenzo, Neffe des Repollo.
Ein Quartiermeiſter.

### Erſte Scene.

Straße in dem Städtchen Algarrovillas. Chanfalla und Chirinos treten auf.

Chanfalla.

Vergiß nicht, Chirinos, was ich mit dir verabredet habe, ſonderlich in Betreff des neuen Pfiffs, der eben ſo gut ausfallen muß, wie das Donnerwetter von neulich.

---

*) Die Zwiſchenſpiele (entremeses), welche in den dramatiſchen Darſtellungen der Spanier auf den Prolog (loa) folgen und dem eigentlichen Stück vorangehen, haben zwar im Allgemeinen keinen großen poetiſchen Werth, allein die Gattung derſelben durfte, als einen integrirenden Theil der ſpaniſchen Bühne bildend, hier nicht übergangen werden. Sie beſchäftigen ſich vorwiegend mit dem Leben und Treiben der untern Volksclaſſen und liefern aus dieſem Kreiſe ergötzliche Humoresken. Das Zwiſchenſpiel des Cervantes, welches hier mitgetheilt wird, hat Schack (Spaniſches Theater, Bd. 1, S. 374) mit Recht eine der gelungenſten Hervorbringungen des großen Dichters genannt.

**Chirinos.**

Meinerseits, hochberühmter Chanfalla, sei ohne Sorgen, denn an Gedächtniß und Verstand fehlt's mir nicht und meinen guten Willen, es dir recht zu machen, kennst du ja. Aber sag mir doch, wozu nützt uns denn der Kobold, der Rabelin, den wir angenommen haben? Könnten wir Beide denn nicht allein mit dem Werke fertig werden?

**Chanfalla.**

Wir haben den Kerl so nöthig, wie das liebe Brot, denn er muß in unserm Wundertheater zwischen dem Ab- und Auftreten der Figuren Musik machen.

**Chirinos.**

Es soll mich wundern, wenn sie uns nicht seinetwegen steinigen, denn in meinem ganzen Leben hab' ich kein so jammervolles Geschöpf gesehen.

(Rabelin tritt auf.)

**Rabelin.**

Nun, Herr Director, gibt's was in diesem Neste zu thun? Mir wird Zeit und Weile lang, bis ich ihm zeigen kann, daß er mich nicht umsonst mit sich herumschleppt.

**Chirinos.**

Vier Körper, wie deiner, wiegen noch kein Loth; also haben wir nicht schwer an dir zu schleppen. Wenn du kein größerer Musikant als Kerl bist, so sind wir wohl berathen.

**Rabelin.**

Nun, das wird sich ausweisen. Wie klein ich auch bin, so haben sie mich doch an eine große Bühne verschrieben.

**Chanfalla.**

Wenn sie dir die Stelle nach der Leibeslänge zumessen, so wird dir wohl [illegible] fehlen. Aber sieh, Chirinos, wir sind unvermerkt bis mitten in's Städtchen gekommen, und die Herren, welche dort gehen, sind ohne Zweifel der Bürgermeister und die Rathsherren. Laß uns ihnen entgegengehen und streue ihnen Sand in die Augen, aber verschnapp' dich nur nicht.

(Der Bürgermeister, Benito Repollo, Juan Castrado und Pedro Capacho treten auf.)

**Chanfalla.**

Unterthänigster Knecht, gestrenge Herren! Wer von Euer Gnaden ist der Bürgermeister dieser Stadt?

**Bürgermeister.**

Ich bin der Bürgermeister. Was wollt ihr, guter Freund?

**Chanfalla.**

Ah, ich Thor! Hätt' ich nur zwei Unzen Verstand gehabt, so hätt' ich doch gleich sehen müssen, daß diese peripatetische und stattliche Gestalt niemand Anderes sein kann, als der hochwürdige Bürgermeister dieser ehrsamen Stadt Algarrovillas. Verzeihen mir Euer Gnaden!

**Chirinos.**

Möge Gott der gnädigen Frau und den Herren Söhnen ein langes Leben schenken.

**Capacho.**

Der Herr Bürgermeister ist nicht verheirathet.

**Chirinos.**

Nun so ist's ein Wunsch für die Zukunft, wenn der gnädige Herr sich mal verheirathen sollte.

**Bürgermeister.**

Ganz wohl, aber was wollt ihr, ehrenwerther Mann?

**Chirinos.**

Mögen Euer Gnaden in Ehre leben, weil Sie uns so viel Ehre erweisen. Ja, so ist's immer: die Eiche gibt Eicheln, der Birnbaum Birnen, die Rebe Trauben und wer selbst Ehre hat, gibt auch Andern welche, das versteht sich von selbst.

**Benito.**

Eine ciceronianische Sentenz mit Haut und Haar.

**Capacho.**

Ciceronianische, wollte der Herr Alcalde Benito Repollo sagen.

**Benito.**

Ich will immer das Richtige sagen, aber leider treff' ich es meistentheils nicht. Doch kurz und gut, was wollt ihr, lieber Mann?

**Chanfalla.**

Erlauchte Herren, ich bin Montiel, der Director des Wundertheaters. Die Herren von der Hospitalbruderschaft haben mich berufen lassen, weil kein Theaterdirector da ist und deshalb die Hospitäler an Einkünften Noth leiden. Nun ich hinkomme, wird's wieder gut gehen.

**Bürgermeister.**

Und warum nennt ihr euer Theater ein Wundertheater?

**Chanfalla.**

Wegen der wundersamen Dinge, die darin vorkommen und zu schauen sind. Der weise Tumbarto hat es unter solchen Parallaxen, Rhomben und Gestirnen, mit solchen Punkten, Charakteren und Observationen gebaut und zusammengesetzt, daß es Jedem, der noch einen Tropfen Judenblut in den Adern hat und nicht ganz Alt-Christ oder von seinen Eltern nicht in legitimer Ehe erzeugt ist, unmöglich ist, die darin vorgestellten Dinge zu sehn; kurz, wer mit einem von diesen beiden so gewöhnlichen Makeln behaftet ist, mag nur darauf verzichten, die unerhörten und nie gesehenen Wunderdinge meines Theaters zu Gesicht zu bekommen.

**Benito.**

Was man doch Alles zu hören bekommt! Wie? Tumbarto also hieß der weise Baumeister des Theaters?

**Chirinos.**

Tumbarto hieß er und war aus der Stadt Tumbonia gebürtig; man erzählt sich, der Bart habe dem berühmten Manne bis an's Knie gereicht.

**Benito.**

Ja, die Leute mit den langen Bärten sind meistens sehr gescheidt.

**Bürgermeister.**

Wenn's euch gleichfalls gut dünkt, Herr Regidor Juan Castrado, so wünschte ich, daß seine Tochter, die Jungfer Theresia, heute Abend ihre Verlobung feierte; ich bin ja ihr Pathe und dem Feste zu Ehren, dächt' ich, könnte der Herr Montiel das Theater in seinem Hause zeigen.

**Juan.**

Der Herr Bürgermeister wissen, daß ich mich in Allem Dero Meinung und Gutachten füge, unterwerfe und conformire, wenn sich auch noch manche Einwendungen gegen die Sache machen ließen.

**Chirinos.**

Die Hauptschwierigkeit ist die, daß wenn uns die Herren unsere Mühe nicht im Voraus bezahlen, wir unsere Kunst ebenso gut auf offener Straße [illegible] können. Die gestrengen Herren von der Obrigkeit haben doch wohl eine Seele und ein Gewissen im Leibe? Das wäre hübsch, wenn die ganze Stadt heute Abend in dem Hause des Herrn Juan Castrado, oder wo es der gnädige Herr sonst haben mag, zusammenströmte und bei unserem Theater den Mund aufsperrte, und morgen, wenn wir es in der Stadt zeigen wollten, wäre kein einziger Zuschauer da! Nein, nein, meine Herren, ante omnia bezahlt uns, was recht und billig ist.

**Benito.**

Aber hört mal, Frau Directorin, hier bezahlt euch keine Antonia und kein Antonio. Herr Regidor Juan Castrado wird euch schon gehörig bezahlen und thut's der nicht, so thut's das Rathscollegium. Ihr solltet doch wissen, in was für einer Stadt ihr seid; nein, meine gute Frau, hier zu Lande warten wir nicht, bis eine Antonia oder sonst wer für uns bezahlt.

**Capacho.**

O weh! o weh! Herr Benito Repollo, er ſchießt gewaltig daneben. Die Frau Directorin ſprach ja gar nicht von einer Antonia, ſondern ſie ſagte nur, wir möchten ſie ante omnia, d. h. im Voraus und vor allen Dingen, bezahlen.

**Benito.**

Wißt ihr was, Herr College, laßt die Leute nur mit mir reden, wie ſich's geziemt, da werd' ich's auch ſchon verſtehen. Ihr als beleſener und beſchriebener Mann mögt ſolch Kauderwelſch verſtehen, aber ich nicht.

**Juan.**

Aber nun zur Sache. Wenn ich dem Herrn Director ein Dutzend Ducaten vorausbezahle und überdies nur ein paar Leute aus der Stadt in mein Haus laſſe, iſt er da zufrieden?

**Chanfalla.**

Vollkommen, denn ich verlaſſe mich ganz auf Euer Gnaden Vorſorge und Verſprechen.

**Juan.**

Gut, ſo komm' er mit, um das Geld in Empfang zu nehmen; und da kann er auch gleich ſehen, was für ein hübſcher Platz für das Theater in meinem Hauſe iſt.

**Chanfalla.**

Sehr wohl. Aber ich bitte die Herren, nochmals zu bedenken, was für Eigenſchaften diejenigen haben müſſen, welche mein Theater ſehen wollen.

**Benito.**

I nun, das nehm' ich auf mich. Ich meinestheils kann getroſt mitgehen, denn mein Vater war ein ehrſamer Rathsherr, und wer unſern Stammbaum durchgeht, wird finden, daß unſere ganze Familie wenigſtens vier Finger dick Altchriſtenfett auf den Rippen hat. Nun ſag' einmal Einer, ob ich ſo eine Komödie ſehen werde.

**Capacho.**

Nun, nun, Herr Benito Repollo, ſo Gott will, denken wir es Alle zu ſehen.

**Juan.**

Wir ſind auch nicht vom Himmel herabgeſchneit, Herr Pedro Capacho.

**Bürgermeiſter.**

Wie ich ſehe, ſind wir Alle dazu geſchickt, der Herr Alcalde, der Herr Regidor und der Herr Stadtſchreiber.

**Juan.**

Nun Hand an's Werk, Herr Director. Ich heiße Juan Caſtrado und mein Vater hieß Antonio Caſtrado und meine Mutter Juana Macha. Mehr ſag' ich nicht, um darzuthun, daß ich getroſt vor ſein Theater hintreten und ihm in's Geſicht gucken kann.

**Chirinos.**

Gott geb' es!

(Caſtrado und Chanfalla ab.)

**Bürgermeiſter.**

Sag' ſie mal, Frau Directorin, was für Poeten und ſonderlich was für komiſche ſind denn jetzt in der Reſidenz in Schwung? Ich bin nämlich auch ſo ein Stück von Poet und mache mein Lied und meine Komödie mit weg, ſo gut wie irgend Einer. Zwei und zwanzig nagelneue Komödien, die ſich gewaſchen haben, ſind ſchon fertig und wenn ſich Gelegenheit findet, hab' ich vor, an den Hof zu gehen und ein halb Dutzend Theaterdirectoren damit reich zu machen.

**Chirinos.**

Was die Poeten anbelangt, weiß ich dem Herrn Bürgermeiſter nicht recht Auskunft zu geben, denn es gibt ſo viele, daß ſie die Sonne verdunkeln, und alle denken, ſie ſeien berühmt; die gewöhnlichſten und geſuchteſten darunter ſind die komiſchen, drum ſind ſie auch gar nicht zu zählen. Aber verzeihen mir der gnädige Herr, wenn ich ſo frei bin, nach Euer Gnaden Namen zu fragen.

**Bürgermeiſter.**

Nun, den will ich ihr wohl ſagen, Frau Directorin. Ich heiße Licenciat Gomecillos.

**Chirinos.**

Um's Himmels willen! Euer Gnaden ſind alſo der Licenciat Gomecillos, der das berühmte Lied gemacht hat:

„Lucifer ward einſtens krank,
Weil er zu viel Fuſel trank.“

**Bürgermeiſter.**

Das ſind böſe Zungen, die mir das nachgeſagt haben, denn an dem Liede hab' ich nicht mehr Antheil, als der Großmogul. Aber eins, das ich gemacht habe und nicht ableugnen will, iſt das von der Sevillaniſchen Sündfluth; denn mögen die Poeten noch ſo ſehr einander beſtehlen, ſo hab' ich mich doch all mein Leben lang nicht auf das Diebshandwerk gelegt; nein, meine Verſe mach' ich mit Gottes Hilfe ſelbſt und mag ſtehlen, wer will!

(Chanfalla tritt auf.)

**Chanfalla.**

Meine Herren, beliebt's zu kommen? Alles iſt fertig und wir brauchen nur anzufangen.

**Chirinos** (leiſe zu Chanfalla).

Nu? haſt du das Geld ſchon im Sacke?

**Chanfalla** (leiſe).

Ja wohl und feſt verpackt.

**Chirinos.**

Aber denk' einmal, Chanfalla, der Herr Bürgermeiſter iſt ein Poet.

**Chanfalla.**

Poet! Sapperment! ſo iſt er gefangen, denn Leute von dieſem Schlage ſind meiſtens gedankenloſes, gutmüthiges und leichtgläubiges Volk.

**Benito.**

Kommt, kommt, Herr Director; mir wäſſert der Mund ſchon nach euren Wunderdingen.

(Alle ab.)

## Zweite Scene.

Saal im Hauſe des Juan Caſtrado. Juana Caſtrada und Thereſa Repollo treten auf.

**Caſtrada.**

Hier ſetz' dich her, liebe Thereſa; hier haben wir das Theater gerade vor uns, und da du weißt, was die Zuſchauer für Eigenſchaften haben müſſen, ſo verſchnapp' dich um's Himmels willen nicht; denn da wäre des Unglücks kein Ende.

**Thereſa.**

Sei ruhig, Juana; ich bin deine Baſe, weiter ſag' ich Nichts. Käm' ich nur ſo ſicher in den Himmel, wie ich das Theater mit allen ſeinen Figuren ſehen werde. Alle Wetter! ich glaube, meine Mutter kratzte mir die Augen aus dem Kopfe, wenn mir ſo was paſſirte. Nein, da bin ich gut dafür!

**Caſtrada.**

Ruhig, ruhig, Bäschen! Die Leute kommen ſchon.

(Der Bürgermeiſter, Benito Repollo, Juan Caſtrado, Pedro Capacho, Chanfalla, Chirinos, Rabelin, Lorenzo und noch mehr Leute aus dem Städtchen treten auf.)

**Chanfalla.**

Belieben die Herrſchaften ſich zu ſetzen. Die Figuren ſind hinter dem Vorhang da. Frau, geh du hinter die Couliſſen, aber der Muſikant bleibt hier vorn.

**Benito.**

Das ſoll ein Muſikant ſein? Steck' er den nur auch hinter den Vorhang; ich will ihn gern nicht hören, wenn ich ihn nur nicht zu ſehen brauche.

**Chanfalla.**

Der gnädige Herr hat wahrhaftig nicht Urſache, über den Muſikus ungehalten zu ſein; denn er iſt, bei Gott, ein Alt-Chriſt und ein Hidalgo von gutem Adel.

Bürgermeiſter.

Dieſe Eigenſchaften ſind auch zu einem guten Muſikus nöthig.

Benito.

Daß er ein Narr iſt, kann wohl ſein, aber daß er ein guter Muſikus iſt, glaub' ich nimmermehr.

Rabelin.

So ein Lump verdient auch, daß ich meine Kunſt vor ihm producire!

Benito.

O ho! wir haben hier ganz andere Kerle gehört, als ſo einen —

Bürgermeiſter.

Still! Ich rathe den Herren Rabelin und Benito, ihren Streit beizulegen; es iſt ſonſt des Zankens kein Ende. Herr Montiel möge jetzt anfangen.

Benito.

Der Herr Director hat aber für eine ſo große Vorſtellung verdammt wenig Gepäck bei ſich.

Juan.

Es wird wohl Alles durch Wunder dabei zugehen.

Chanfalla.

Aufgepaßt, meine Herren, ich fange an.

(Er tritt vor den Vorhang.)

O du, wer du auch ſein mögeſt, der du dieſes Theater mit ſo wunderbarer Kunſt fabricirteſt, daß es den Ruf des Wunderhauſes erhalten hat, bei der Kraft, die es enthält, beſchwör' ich dich und befehle und gebiete dir, daß du ſogleich und augenblicklich den hier Verſammelten Etwas von deinen wunderſamen Wundern ſehen laſſeſt, damit ſie ſich daran erheitern und ohne Scandal ergötzen! — Ha, ich ſehe, du haſt meine Bitte ſchon erhört; denn hier zeigt ſich ſchon der rieſenhafte Simſon, wie er die Säulen des Tempels umfaßt, um ihn niederzuwerfen und ſich an ſeinen Feinden zu rächen! Halt, halt, du tapferer Held! Um Gotteswillen, halt, Du wirſt doch nicht das Unglück anſtiften wollen, eine ſo edle Geſellſchaft zu zerſchmettern und zu Brei zu zerquetſchen!

Benito.

Halt ein! Donnerwetter, halt ein! Das wär' mir eine ſchöne Geſchichte, wenn wir, anſtatt luſtig zu ſein, zu Brei zerquetſcht würden! Alle Wetter, halt er ein, Herr Simſon! Ich ſag's ihm ganz im Guten.

Capacho.

Seht ihr ihn, Herr Caſtrado?

Juan.

Warum ſollt' ich ihn denn nicht ſehen? Hab' ich etwa die Augen hinten ſtehn?

Capacho (für ſich).

Es iſt doch ſeltſam! Ich ſehe den Simſon nicht mehr, als den Großmogul! Und wahrhaftig, ich glaube doch ein ehrlicher Sohn und ein Alt-Chriſt zu ſein.

Chirinos.

Hüt' dich nur, Mann, hüt' dich nur! Da kommt der nämliche Stier, der neulich in Salamanca den Dienſtboten umgebracht hat! Wirf dich nieder! wirf dich nieder! Gott ſteh' dir bei!

Chanfalla.

Werfen ſich Alle nieder! Ha, ho! Zu Boden, zu Boden! (Alle werfen ſich zu Boden.)

Benito.

Der Stier hat den Teufel im Leibe! Wie braun und ſcheckig die Farbe ausſieht! Wenn ich mich nicht hinſtrecke, hebt er mich durch die Lüfte davon.

Juan.

Herr Director, wenn's möglich iſt, laß er ſolche Figuren weg, die uns erſchrecken. Ich ſag's nicht meinetwegen, ſondern wegen der Mädchen; die armen Dinger haben keinen Tropfen Blut mehr im Leibe, ſo ſind ſie vor dem wilden Stiere erſchrocken.

Juana.

Ach, Vater! Ich glaube, in dieſen drei Tagen werd' ich mich nicht wieder von dem Schrecken erholen. Das Thier hatte mich ja ſchon auf den Hörnern, die ſo ſpitzig waren, wie Pfriemen.

Juan.

Du wärſt ja auch nicht meine Tochter, wenn du es nicht geſehen hätteſt.

Bürgermeiſter (für ſich).

Seltſam, daß ich Nichts von dem ſehe, was doch Alle ſehen! Aber am Ende muß ich doch ſagen, daß ich's auch ſehe, nur um der leidigen Ehre willen.

Chirinos.

Die Herde Mäuſe, die dort erſcheint, ſtammt in gerader Linie von den Ratten in der Arche Noah ab. Es ſind darunter ganz ſchöne weiße, ſcheckige, gelbgeſtreifte und himmelblaue; aber Mäuſe ſind's am Ende doch alle.

Caſtrada.

Jeſus! Weh mir! Haltet mich, ſonſt ſpring' ich zum Fenſter hinaus! Mäuſe! O Jammer und Noth! Thereſe, halt' dir den Rock zuſammen und nimm dich in Acht, daß ſie dich nicht beißen. Sieh einmal an, wie viele es denn eigentlich ſind! Meiner Seele! ich glaub', es ſind über hunderttauſend!

Thereſia.

Ich hab' eher Grund, Ach und Weh zu ſchreien, denn ſie laufen mir zu Dutzenden an den Beinen hinauf. Da hat mich eine verwünſchte ſchwarze Maus ſchon beim Knie! Au! au! Hilf mir, Himmel, denn auf Erden will mir Keiner helfen!

Benito.

Gut, daß ich enge Hoſen an habe! Da kann mir gewiß keine Maus hinein, wie klein ſie auch ſein mag.

Chanfalla.

Das Waſſer, das ſich hier in Strömen aus den Wolken ergießt, iſt der Urſprung und die Quelle des Fluſſes Jordan. Alle Weiber, denen es das Geſicht benetzt, werden ſchön wie blank polirtes Silber, aber den Männern macht es die Bärte ſchneeweiß.

Caſtrada.

Hörſt du, Thereſe? Geſchwinde, halt' das Geſicht in die Höhe; du weißt ja, was es gilt. Ach! wie köſtlich der Regen iſt! Aber Vater, halt' er ſich ſo das Geſicht recht ein, daß er nicht naß wird.

Juan.

Wir ſind gut verwahrt, Kind!

Benito.

Mir läuft das Waſſer den Rücken hinunter bis in die Hoſen.

Capacho (für ſich).

Ich bin ſo trocken wie ein Feuerſtein.

Bürgermeiſter (für ſich).

Was zum Teufel iſt denn das? Ich fühle keinen einzigen Tropfen, und alle die Andern wollen ertrinken! Am Ende ſoll ich der einzige Baſtard unter ſo vielen Ehelichgezeugten ſein?

Benito.

Schafft mir den Muſikanten da weg, oder ich geh', meiner Seele! aus der Stube fort, ohne eine Figur weiter anzuſehen. Hol' dich der Teufel für einen Muſikanten, du Rebelin, was ich nicht [illegible]

Rabelin.

Aber was will der geſtrenge Herr von mir? Ich ſpiele, wie der liebe Gott mich's gelehrt hat.

Benito.

Wie der liebe Gott dich's gelehrt hat, du Ungeziefer? Mach' den Augenblick hinter den Vorhang, ſonſt ſchmeiß' ich dir bei Gott! dieſe Bank an den Kopf.

Rabelin.

Der Teufel hat mich in dies Neſt geführt.

Capacho.

Ha, ha, das Jordanwaſſer iſt kalt; und hab' ich mich gleich noch ſo ſehr eingehüllt, iſt mir doch was davon an den Knebelbart gekommen; ich will wetten, er iſt ſchon ſchneeweiß.

**Benito.**

Ja, noch zehnmal ärger.

**Chirinos.**

Hier kommen ein paar Dutzend reißende Löwen und Honigbären; nehme sich Jedermann in Acht, denn obgleich es nur Phantome sind, werden sie doch ein hübsches Spectakel machen und herculische Kraftstücke mit diesen Schwertern ausführen.

**Castrada.**

Aber was fällt ihm ein, Herr Director! Jetzt will er uns das Haus gar voll Bären und Löwen machen!

**Benito.**

Laß er uns von seinem Tamburin doch lieber Nachtigallen und Lerchen schicken; das wäre gescheiter, als Löwen und Drachen. Nun, Herr Director, entweder laß er hübschere Figuren erscheinen, oder wir haben genug von seinem Spiele gesehen; und Gott sei mit ihm, und pack' er sich den Augenblick zu unserer Stadt hinaus.

**Castrada.**

O nicht doch, Herr Benito Repollo! Laß er die Bären und Löwen nur kommen, das gibt einen Heidenspaß.

**Juan.**

Aber Tochter, wie du nun bist! Vorhin schriest du Zeter über ein paar Mäuse und jetzt willst du Bären und Löwen?

**Castrada.**

Je nun, Vater, alles Neue gefällt.

**Chirinos.**

Die Jungfrau, welche hier so schmuck und zierlich erscheint, ist genannt Herodias, ist eine so große Tänzerin, daß sie den heiligen Täufer Johannes um's Leben getanzt hat. Ist Jemand von der Gesellschaft, der mit ihr tanzen will, so wird's Wunderdinge zu sehen geben.

**Benito.**

Meiner Seel', ein hübsches, schmuckes, allerliebstes Ding! Alle Wetter, was sich die Dirne zu schwenken und zu drehen weiß. Neffe Lorenzo, du weißt ja so gut mit den Castagnetten umzuspringen; mach' doch 'mal ein Tänzchen mit ihr, das wird eine Lust sein!

**Lorenzo.**

Immerhin, Onkel, wenn ihr's so haben wollt.

(Es wird eine Zarabande gespielt.)

**Capacho.**

Meiner Seele! die Zarabande und die Chacona sind doch uralte Tänze, da die Herodias sie schon kennt!

**Benito.**

Nur zu, Junge, nur zu! Halt dich wacker mit der hübschen Judenfrau! Aber sag' er mir doch, Herr Director, wenn das Mensch eine Jüdin ist, wie kann sie denn auch noch alle die Wunderdinge sehen?

**Chanfalla.**

Keine Regel ohne Ausnahme, Herr Alcalde.

(Hinter der Scene wird eine Trompete geblasen. Bald darauf tritt ein Quartiermeister auf.)

**Quartiermeister.**

Wer ist hier der Herr Bürgermeister?

**Bürgermeister.**

Das bin ich. Was ist dem Herrn gefällig?

**Quartiermeister.**

Ich habe dreißig Mann Einquartierung anzusagen; macht nur Alles bereit, denn es wird keine halbe Stunde dauern, so sind sie da; ich höre den Trompeter schon blasen. Und somit Gott befohlen! (Ab.)

**Benito.**

Ich wollte wetten, der weise Tamburin schickt sie uns.

**Chanfalla.**

Mit nichten; es ist eine Schwadron Reiter, die zwei Meilen von hier im Quartier lag.

**Benito.**

Das laßt gut sein. Ich kenne den Tamburin von außen und inwendig, und weiß, daß ihr und er mit sammt dem Musikanten die größten Schelme von der Welt seid; und sagt eurem Tamburin in meinem Namen: er soll sich nicht unterstehn und uns die Soldaten herschicken, sonst will ich ihm ein Paar hundert Hiebe auf den Buckel zählen lassen, daß es eine Art haben soll.

**Chanfalla.**

Ich sag' euch aber, Herr Alcalde, Tamburin schickt sie nicht.

**Benito.**

Ich sag' aber, Tamburin schickt sie, so gut wie er das andere Geschmeiß geschickt hat, das ich eben gesehen habe.

**Capacho.**

Wir Alle haben's gesehen, Herr College.

**Benito.**

Nun, nun, ich zweifle ja nicht daran, Herr Pedro Capacho. — Hör' auf mit deinem Katzenconcert, du Stümper von Musikus, oder ich schlag' dir den Hirnkasten ein.

(Der Quartiermeister kommt zurück.)

**Quartiermeister.**

Nun, Ihr Herren, sind die Quartiere in Ordnung? Die Schwadron ist schon einmarschiert.

**Benito.**

Der vermaledeite Tamburin spielt uns alle noch den Possen! Aber ich schwör' euch, Herr Spitzbuben- und Gaunerdirector, daß ihr mir dafür büßen sollt.

**Chanfalla.**

Meine Herren, sie sind mir Zeugen, daß der Herr Alcalde mir Injurien sagt.

**Chirinos.**

Daß sie werden auch ferner bezeugen, daß der Herr Alcalde den Befehl Sr. Majestät des Königs für einen Befehl des weisen Tamburin ausgibt.

**Benito.**

Ich wollte, ihr wär't sammt eurem Tamburin bei allen Teufeln!

**Bürgermeister.**

Ich glaube aber doch beinahe, daß es mit der Einquartierung kein bloßer Spaß ist.

**Quartiermeister.**

Spaß? Ist der Herr Bürgermeister bei Sinnen?

**Juan.**

Es könnte aber doch eine ähnliche Bewandtniß damit haben, wie mit den Wunderdingen, die wir eben gesehen haben. — Herr Director, sei er doch so gut und laß' er die Herodias noch 'mal erscheinen, damit der Herr da sehe, was er sein Leben lang nicht gesehen hat. Vielleicht läßt er sich dadurch bestechen, bald wieder mit seinen Soldaten abzuziehen.

**Chanfalla.**

Recht gern! Ei, seht ihr, meine Herren, da erscheint wieder die Herodias und winkt ihrem Tänzer, daß er wieder eine Tour mit ihr machen soll.

**Lorenzo.**

Na, dazu soll sie mich nicht faul finden.

(Es wird ein Tanz gespielt.)

**Benito.**

Recht so, Junge, dran! spring' mit ihr herum, bis ihr der Athem ausgeht! So recht! Meiner Seele! Die Dirne ist doch wie lauter Quecksilber. Lustig, lustig! Heisa! Hopsasa!

**Quartiermeister.**

Sind die Leute toll? Was zum Teufel schwatzt ihr da von einem Mädchen, das tanzen soll, und von einem Tamburin?

**Capacho.**

Ei, sieht denn der Herr Quartiermeister die Tänzerin Herodias nicht?

**Quartiermeister.**

Alle Teufel! was für ne Tänzerin sollt' ich denn sehen?

**Capacho.**

Ha! Haha! ex illis est.

**Bürgermeiſter.**

Ja, ja, ex illis est, ex illis est!

**Juan.**

Ja, ja, der Herr Quartiermeiſter gehört zu denjenigen; er gehört zu denjenigen!

**Quartiermeiſter.**

Ei, ſo ſchlag' das Donnerwetter hunderttauſendmal drein! Bei Gott im Himmel, wenn ich meinen Säbel herauskriege, ſo verſteckt ihr euch in die Mäuſelöcher!

**Capacho.**

Böſe! ex illis est!

**Benito.**

Gewiß, er gehört zu denjenigen, weil er Nichts ſieht.

**Quartiermeiſter.**

Verwünſchtes Lumpenpack! Wenn ihr noch einmal ſagt, daß ich zu denjenigen gehöre, ſo prügl' ich euch, daß kein Knochen ganz bleibt.

**Benito.**

Oho! ein Neger und Hebräer ſollte Courage haben? Nein, wir können's getroſt ſagen: ex illis est, ex illis est!

**Quartiermeiſter.**

Das verfluchte Geſindel! Aber wartet, euch ſoll die ſchwere Noth — —

(Zieht den Säbel und ſchlägt darauf los. Einige machen ſich aus dem Staube, Andere fallen über einander her; Benito prügelt den Rabelin. Alles iſt in Verwirrung.)

**Chirinos.**

Der Teufel iſt und mit dem Trompeter und den Soldaten hereingekommen! Sie kommen wie gerufen.

**Chanfalla.**

Der Ausgang war ſo glänzend als möglich. Die Wunderkraft unſers Theaters bleibt vollkommen bei Ehren und morgen können wir's im Städtchen zeigen. Wir bleiben Sieger in dieſer Schlacht. Victoria! Hoch Chirinos und Chanfalla!

(Schack.)

## 14.

## Lope.

### I.

### Der Stern von Sevilla.

Perſonen.

Sancho der Tapfere, König von Caſtilien.
Don Arias, Vertrauter des Königs.
Don Buſtos Tabera.
Donna Eſtrella, Don Buſtos' Schweſter.
Don Sancho Ortiz, Eſtrella's Verlobter.
Don Guzman.
Clarindo, des Sancho Ortiz Diener.
Theodora, Eſtrella's Zofe.

1.

Aufzug 1. Scene 2.

Der König. Don Arias.

Arias (ſich nähernd).

Mein königlicher Herr!

**König.**

Du du! — Dein naheſt! Herr, bange Nichts?
Kennſt du die Dame? Rede du, wer iſt ſie?

**Arias.**

Stella Tabera.

**König.**

Wie? Stella Tabera?
Ja wohl ein Stern! Sevilla's ſchönſter Stern!
Doch wie des Himmels Sterne, hell und fern,
Zieht er in ſeinem Aether ſeine Bahn
Der irrgen führt ein Weg zu ihm hinan.

**Arias.**

Sie iſt die Schweſter eines tapfern Mannes,
Buſtos Taberas, der ſich Ruhm erwarb
Und hoch geehrt wird von den Sevillanern.
Du ſtehſt hier an der Schwelle ſeines Hauſes.

**König.**

So nah dem Himmel? Doch wer läßt mich ein?

**Arias.**

Dir wird die Pforte nicht verſchloſſen ſein.

**König.**

Ja wohl ein Stern! Der herrlichſte von allen,
Die in dem Aether auf und nieder wallen! —
Es war der Saal von Damen rings erfüllt,
Doch dünkten da um ſie die andern Frauen
Wie trübe Himmelskörper, die vom Brennen
Der ew'gen Sonne Licht und Glanz gewonnen;
Denn aller Reiz ſchien nur von ihr zu ſtammen!
Was noch an Schönheit war im Saal zu ſchauen,
War ſchön zu nennen nur, weil ihre Schöne
Den ſchimmervollen Abglanz rings verbreitet!
Da kam ſie ſtill und ſchweigend mir vorüber,
Und dennoch war's, als ob es laut ertöne:
Ihr Frau'n, mein iſt der Preis, wie müßt ihr zürnen!

**Arias.**

Zwar malſt du glühend, doch du ſchmeichelſt nicht.

**König.**

Taberas heißt ihr Bruder? Rede weiter!
Was weißt du noch von ihr?

**Arias.**

Nichts, hoher Herr,
Das deiner Neigung kann willkommen ſein.
Die Dame iſt verlobt, ſo hört' ich ſagen.

**König.**

Verlobt? — Doch nicht vermählt? Nein, nicht vermählt?
Verlobt durch Neigung? — Wie? — Du ſchweigeſt? —
Rede!
Verlobt mit ihres Herzens Wunſch? — Nein, wie?
An wen?

**Arias.**

Nicht Alles zu erkunden blieb mir Zeit.
Den Namen des Beglückten weiß ich nicht;
Doch hört' ich, daß an einen Herrn das Wort
Des Bruders ſie verſagt.

**König.**

Ich muß ſie ſehen,
Sie ſprechen unverweilt! Aus ihrem Munde
Will ich es hören, ob zu dieſem Bunde
Sie Liebe treibt, ob nicht mit Widerſtreben
Sie nur des Bruders Drängen nachgegeben;
Sie ſoll mir's ſagen, ſoll es mir bekennen!
Schwört ſie den Bund, ſo will ich es nicht trennen,
Doch hat ihr Herz den Gatten nicht erwählt,
Beim höchſten Gott! dann bleib' ſie unvermählt.
Such einen Weg, daß ich ſie ſprechen mag,
Nur eine kurze Stunde, unverhehlt.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
So wie ein andrer Ritter ſteh' ich hier,
Zu werben um Sevilla's ſchönſten Stern;
Nichts iſt ſo hoch, das ich's nicht freudig wage!
Lauf nicht an meinen königlichen Rang,
Nicht wie ich hochgehoben vor Andern ſteh',
Denn in der Liebe [illegible]
Iſt Alles ebenbürtig, Alles gleich.

**Arias.**

Zuvorgekommen bin ich deinem Wunſche,
Und was du wünſcheſt, iſt bereits geſchehn.
Du ſollſt die Dame ſprechen, heut' zu Nacht,
Die Mittel hab' gefunden.

## 2.

Aufzug 2. Scene 3. *)

Der König, ein Page. Don Busto.

**Page.**

Busto Tabera bittet um Gehör.

**König.**

Laß ihn herein. (Page ab.) Ja, Arias hat Recht.
Der unbeugsame Stolz, er ist zu fürchten.

**Busto** (eintretend und knieend).

Busto Tabera nenn' ich mich, mein König.

**König.**

Ich kenn' euch wohl. Erhebt euch! Was verlangt ihr?

**Busto.**

Zu euren Füßen werf' ich mich, o Herr,
Das Herz, ein Klagender, doch so um Recht.

**König.**

So laßt euch wenden.

**Busto.**

Dank, da du's versprichst!
Ich habe eine Schwester, hoher Herr,
Der Preis meines Auges, theurer mir,
Als meines Herzens Blut! — Man preist sie schön,
Und sie ist ehrbar, Herr.

**König.**

Sie heißt Tabera.

**Busto.**

Ja, Herr, so heißt sie! — Still in meinem Haus
Ist diese Blum' erblühet und fürwahr
Selbst vor dem Aug' der Sonne schützt' ich sie.
Kein Makel ist an ihr; sie kennt das Blut,
Aus dem sie stammt, und weiß es wohl zu ehren.
Selbst der geschäft'ge Neid, der Nichts verschont,
Verstummt und wagt nicht, ihren Ruf zu schmähn.
Sie zeigt sich im Gewühl der Menge nicht
Und selten sieht man sie bei einem Feste.
Wenn sie zur Kirche geht, ist sie begleitet
Von ihren Frau'n, ihr Antlitz ist gehüllt
In dichten Schleier und, Begegnung meidend,
Blickt eben sie auf den Weg nur, den sie geht.
So mein' ich sie geschützt vor jedem Unglimpf
Durch strenge Hut und ihren eignen Werth.

**König.**

Gewiß, sie ist's. Don Busto, zweifelt nicht.

**Busto.**

Wer schützte Schönheit vor verweg'nem Wunsch!

**König.**

Der Schönheit Vorzug ist, daß man sie wünscht.

**Busto.**

Und wo man sie getrennt glaubt von der Zucht,
Wird sie versucht mit Werbung, die sie schmäht.

**König.**

Ihr geht zu weit in eurer Furcht, glaubt mir.
Wer sich der Schönheit naht, will sie verehren.

**Busto.**

Wer sie verehrt, will ihr den Glanz nicht rauben;
Das Glas zu trüben, Herr, genügt ein Hauch.

**König.**

Ihr fürchtet ohne Grund! Glaubt mir, Don Busto,
Der trüben Meinung könnt ihr bald entsagen,
Estrella ist geschützt durch ihren Werth.

**Busto.**

Du weißt, o Herr! — O wüßt' ich, wie du sagst!
Doch Feinde gibt es, die so mächtig sind,
Daß, nächst dem Himmel, du nur schützen kannst.
Beschütze selbst, mein König! — Dunkel war's,
Da sah ich eine Magd mit hellem Lichte
In später Abendzeit auf dem Balcone.
Das nimmt mich Wunder, und wie ich's bedenke,
Hör' ich ein Zeichen aus dem Garten schallen.
Ich kehre in den Saal; erbleicht vor Schrecken,
In Todesblässe, zitternd steht die Sklavin,
In ihren Zügen malt sich ihre Schuld.

---

*) Zu besserem Verständniß dieser und der folgenden Scenen gebe ich nach Schack's bekanntem „Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur in Spanien" (Bd. 2, S. 300) nachstehende Inhaltsübersicht des ganzen Stückes. König Sancho, der sich seit kurzem in Sevilla aufhält, unterredet sich mit seinem Günstling Arias über die Schönheiten, die er seit seiner Ankunft daselbst gesehen, und namentlich über die reizende Estrella [illegible]

[illegible] im Geheimen in den Palast zu führen; zugleich sucht er die Alcalden zu einem milden Spruch zu stimmen, [illegible] zu enden hofft.

Schon ſtrebt mein Arm ihr Tod — da eben drängt
Ein Mann, vermummt das Antlitz, durch die Thür.
Das Schwert in meiner Hand fall' ich ihn an.
Sein Leben ſchwebt auf meines Degens Spitze —
Da fällt die Maske ihm vom Geſicht herab;
Doch da ich leider ihn nicht ſehen konnte,
Vielleicht — ein Hauch — das Licht in meiner Hand,
Lief durch die Thüre, wo er eingedrungen,
Verſchwindet er! — Ich aber blieb' im Dunkel
Mit meinem Schwert und meiner Schmach allein.

König.

Habt ihr den Mann erkannt, der euch gewahrt?

Buſtos.

Nicht kennen will ich ihn! — Die Ehre ward
Durchbohrt von mir und ihm des Herzens Grunde.
Die ſolche That, o Herr, vergebt dem Thäter!
Vergebt mir auch, wenn eine Thrän' ihr ſeht
In meinem Auge, der ein Mann ich bin;
Die erſte iſt's in meinem ganzen Leben!
Doch eine Schmach bringt leicht die andre mit.
Auf Erden lebt, der Unglimpf mir gethan
Und mir die Ehre kränkte unverdient:
So tiefer Gram, verſchloſſen in der Bruſt,
Tritt nun, ein ſalzig Naß, in dieſe Augen,
Denn keinen andern Ausgang findet er!

König.

Ihr ſeid beleidigt, Buſtos, ich bekenn' es;
Doch ſeid gewiß — ich leih' euch die Gewähr
Mit meinem königlichen Wort — es ſoll
Euch, wie's die Kränkung will, genug geſchehn.
Darauf vertraut und geht getroſt von hier.

Buſtos.

Mein Leben, gehorſam, ſei dir hingegeben!

König.

Doch kümmert nicht, wenn das, was kühn begann,
Sich ſelbſt auch endet. Nicht umſonſt, Don Buſtos,
Sollt ihr das Schwert gezogen haben, und
Gelüſtet euch nach Kampf, ſollt ihr ihn haben.
Nicht ohne Strafe laſſ' ich das Verbrechen.
Geht nun mit Gott! Ihr ſeid von mir entlaſſen.

Buſtos.

Des Rechtes Urtheil bis zuletzt, o Herr,
Was du beſchließeſt, harret mich gefaßt,
Nur wie ich mich verging, ſo ſtrafe mich!
Geſchehen aber ſoll, o Herr, was muß. (Buſtos ab.)

König.

Verwegner ſah ich nimmer einen Mann!
Der thut Nichts halb. Wohlan, ſo mag er's haben!
Er lerne kennen, welch' ein Abſtand ſei
Von mir zu ihm, und büße ſeinen Trotz!
Doch ziemt es, ſeine Ehr' ihm herzuſtellen.
(Er tritt an einen Tiſch und ſchreibt.)

Arias (eintretend).

Don Sancho Ortiz harret eures Willens.

König.

Laß ihn herein. Es ſoll ſich Niemand nahn.

---

3.

Aufzug 3. Scene 6 und 7.

Don Ortiz, aus dem Palaſte tretend. Clarinde kommt ihm entgegen. Später Don Buſtos.

Clarinde.

Mit ſüßer Kunde
Such' ich dich, Herr, ſchon ſeit der Morgenſtunde.
Nimm dieſen Brief von meiner Dame Hand.

Ortiz.

Eſtrella's?

Clarinde.

Ja, von ihr bin ich geſandt.

Ortiz (lieſt).

„Der erſte Strahl der Sonne
Erwache dich zu lang erſehnter Wonne.
Mein theurer Sancho! — eile
In meinen Arm und theile
Eſtrella's Glück! — Buſtos will uns verbinden;
Er ſucht dich auf, dir den Entſchluß zu künden. —
Noch heut dein Weib! — O ſiege,
Daß, eh' du kommſt, ich nicht dem Glück erliege.
Eſtrella.“

Da nimm den [illegible]! — Ich geben
Möcht' ich die Seele dir, mein Herz, mein Leben!
Ich bin ſo reich, ſo reich durch dieſe Zeilen,
Daß, um mein Glück zu theilen,
Ich jubelnd möcht' in alle Lüfte ſchreien:
Kommt her, euch mit zu freuen,
Ihr, die ihr Freud' entbehret,
Kommt, nehmt, was mir gehöret!
Ihr ſcheidet nicht leer vom Bronnen
Von Ortiz' Glück! Was ihr auch nehmt, ich faſſe,
Wenn ich die Erd' auch laſſe,
Dafür den Himmel an mit ſeinen Wonnen.
Seht! ſeht mein Haus ſich ſchmücken,
Selbſt von den Wänden leuchtet mein Entzücken!
Mit reichen Stoffen zieret alle Hallen,
Laßt Teppiche von allen Stufen wallen,
Bekränzt die Pforten prangen,
Die ſchönſte Frau der Erde zu empfangen!
Indeß ich hin zu ihren Füßen eile,
Beſorge — nein, verweile! —
Mich ruft des Königs Dienſt. Selbſt nicht die Liebe
Entſchuldigt, daß ich ſäumend das verſchiebe,
Was er mir aufgetragen.
Bald folg' ich dir. Geh, das ihr anzuſagen.
(Clarinde ab.)

Ortiz (den königlichen Befehl hervorziehend).

Nun, ſchickſalsvolle Schrift, laß dich befragen.
Wer iſt der Schuldbeladne, deſſen Name,
Find' ich ihn hier auf dieſem Blatt, zum Tode
Den Mann urplötzlich trifft, der ihn trägt?
Die Siegel löſ' ich — nur ſein Leib gehört
Der Erde und die Seele Gott!
(Oeffnet und lieſt.)
„Sancho Ortiz! Der Mann, den du beſtrafen ſollſt,
Iſt — Buſtos Tabera. Weh mir!
Nein, nein! Der Name ſteht nicht hier! Buſtos —
Buſtos Tabera!? — Gott! allmächt'ger Gott!
Nein, Buſtos! Buſtos Tabera nicht!
Das iſt ein Irrthum! nein! Doch ſeht — „Buſtos
Tabera!“ —
So iſt's, ſo ſteht es hier! — Er ein Verräther?
Er frevelte ſchuldig gegen ſeinen Herrn?
Nein, nimmermehr! Buſtos? — Was zweifl' ich denn?
Steht nicht ſein Name hier? ſagt's nicht der König?
O furchtbares Geſchick! — er iſt des Todes!
O Stella, Stella, unglückſel'ge Stella!
Hätt' ich dich nie geſehn, dir wäre beſſer!
Deshalb haſt du an meiner Bruſt geruht,
Dein holdes Auge ſüß mir zugewandt,
Geliebter mich genannt, dein Glück, dein Leben?
Weh über dich und über Buſtos Tod!
Und hundertfaches Wehe über mich,
Den Unglückſeligen! — So muß er ſterben,
Sterben durch meine Hand? Der Freund, der Bruder
Durch dieſe Hand! — Er hochverräthriſch ſchuldig?
Buſtos das Schwert gezückt auf den König?
Allmächt'ger Gott — doch freilich muß er ſterben!
O hätt' ein Blitz dich, [illegible], getroffen,
Eh' du gefrevelt gegen deinen Herrn!
Du könnteſt leben noch, dir wär' zu helfen:
Nun biſt du todt, nun rettet dich kein Gott!
Der König will's — und Ortiz gab ſein Wort.

Buſtos (kommend).

Ha, endlich find' ich dich!

Ortiz (für ſich).

O Gott!

**Buſtos.**

Ich komme,
Ein lang erſehntes Glück dir zu verkünden,
Mein Freund, mein Bruder!

**Ortiz.**

Fort, zurück!
Nenn' mich nicht Bruder, laß die Hand mir los!

**Buſtos.**

Was iſt dir, Sancho? Rede, was geſchah?
Kennſt du mich nicht?

**Ortiz.**

O, daß ich dich nicht kennte!
Daß dich die Erde bärge meinem Blick!

**Buſtos.**

In Räthſeln ſprichſt du, ich verſteh' dich nicht.
Noch einmal: was geſchah?

**Ortiz.**

Du fragſt, Verräther?

**Buſtos** (nach dem Schwerte greifend).

Verräther? Ha! — Doch nein! —

**Ortiz** (für ſich).

O gib mir Stärke,
Barmherz'ger Himmel!

**Buſtos.**

Sancho, du biſt krank.
Komm' in mein Haus, Eſtrella ſoll dich pflegen,
Bis du geneſen.

**Ortiz.**

Nie betret' ich's mehr!

**Buſtos.**

Beim höchſten Gott, mir ſchwindet die Geduld!
Biſt du bei Sinnen, ſo erkläre dich;
Wo nicht —

**Ortiz.**

Ich bin bei Sinnen. Wär' ich's nicht,
Das Blut aus meinem Herzen gäb' ich drum! —
O Buſtos! Buſtos! Buſtos! — Zieh dein Schwert
Und ſchirm' dein Leben, wenn du kannſt!

**Buſtos.**

Mein Bruder!

**Ortiz.**

Nichts mehr davon! — Dein Wort geb' ich zurück.

**Buſtos.**

Ortiz!

**Ortiz.**

Nichts von Vermählung mehr! Fortan
Bin ich dein Feind und raube dir das Leben!
Nicht Bruder dir, Unſel'ger, kann ich ſein,
Der ich zu deinem Todfeind mich geſchworen!
Deshalb ſuch' ich dein Blut! Doch, daß ich's muß
Und daß es ſo gekommen — darum wein' ich!

**Buſtos.**

Treibſt du dein Spiel? Bei Gott, nun wird's zu arg!
Sprich, was du weißt, und ich will Antwort geben;
Denn, Ortiz, meinem Herzen biſt du werth.

**Ortiz.**

Was ich dir ſagen mußte, weißt du nun.
Nichts weiter red' ich, Unglückſeliger!

**Buſtos.**

Iſt, was ich höre, wahr? Bin ich noch Buſtos?
Nun, wenn ich's bin, wenn ich nicht toll und nicht
Der Wahnſinn mein getrübtes Hirn umwallet,
So laß mich dieſen Buben niederſtoßen,
Verruchten Böſewicht, den Erbärmlichen,
Der mich beſchimpft und die Vermählung bricht,
Vermeſſen trotzend, meine Ehre kränkt!
Schnell zieh' dein Schwert, denn bei dem höchſten Gott,
Den Degen ſchlag' ich um die Schulter dir!
(Er dringt auf Ortiz ein.)

**Ortiz** (ficht).

So wehre dich! Es ſucht mein Stahl dein Herz.
(Sie fechten. Buſtos fällt.)

**Buſtos.**

Ich bin des Todes!

**Ortiz** (ſein Schwert wegwerfend).

Weh! Deckt mich, ihr Mauern!
O Buſtos! Bruder! Freund! — Mein eignes Leben
Hab' ich im Wahnſinn grauſam hingewürgt!

**Buſtos.**

Flieh', wenn du kannſt — die Wunde traf in's Leben.

**Ortiz.**

O harte Pflicht! — Auf, ſtoß' in dieſe Bruſt
Dein Schwert! Hier, hier! — Ich preiſe deine Milde,
Wenn du mich tödteſt! — König Sancho! — Weh!

**Buſtos.**

Wie? — König, ſagteſt du? — Ich weiß genug!
Gieb deine Hand mir. Ja, dem König dank' ich!
Er hat mich hochgeehrt, wie noch kein Spanier
Geehrt ward! — Hat die Hand, die ihn verriethen,
Hier — halt der ſeinen — laß' ich ſterben ſie!
Ortiz! leb' wohl! — Eſtrella iſt dein Eigen.
Sag' ihr, ich ſank, in Ehre reich gebüßt, —
Sie ſoll nicht trauern! — Bruder — lebe wohl!
Gott ſei mir gnädig! (Er ſtirbt.)

---

### 4.

Aufzug 3. Scene 1. 2. 3.

Eſtrella. Theodora. Später Clarindo, Don Guzman und mehrere Gerichtsperſonen.

**Eſtrella.**

Kommt er noch nicht?

**Theodora** (am Fenſter).

Noch nicht.

**Eſtrella.**

Wie kann er ſäumen!
Ach, aus den fernſten Räumen
Sollt' auf der Liebe Schwingen
Er zu im Fluge eilen! —
Noch kommt Clarindo nicht! Wo mag er weilen?

**Theodora.**

Ihr ſeid zu ſehr bewegt, Fräulein.

**Eſtrella.**

Es dringen
So wechſelnde Geſtalten
Vor meinen Blick, daß ich ſie feſt zu halten
Umſonſt verſuche. — Schrecken
Umlagerten die Nacht und Wonnen wecken
Mich auf zum ſchönſten Tage! —
O Theodora, ſage:
Gibt's einen Mann in dieſen Königreichen,
Mit Ortiz zu vergleichen?

**Theodora.**

Mein Fräulein, ihr ſeid Beide
Sevilla's Zierden und ein Ziel dem Neide.

**Eſtrella.**

Schon hat Clarindo ihm mein Blatt gegeben! —
O welch ein ſüßes Leben
Wird ſeine [illegible] durchwehen,
Wird Wonne [illegible] Hoffen er befriedigt leben! —
O, daß, ihn zu entzücken,
Ich mich mit allen Reizen könnte ſchmücken!
Daß meines Himmels Sonnen
Nur Sterne wären gegen ſeine Wonnen.
Ach, Alles möcht' ich haben,
Was je ein Glücklicher beſaß an Gaben,
Der Welt vereinten Segen,
An des Geliebten Buſen ihn zu legen!

**Theodora.**

Was wird der König ſagen?
Wird er es ruhig, ungeahndet tragen,
Daß ihm ein Glück entſchwebe,
Den Schatz, den er geſucht, ein Andrer hebe?
Bleibt er nicht der Beraubte?

**Eſtrella.**

O, er iſt edel! — Weil er frei mich glauben,

Daß er den Mädchen Traum, der ihn bethöret;
Doch ſcheu, wenn er bereut,
Iſt ſie vermählt, wird er mich mehr noch ehren,
Er wird der Neigung weichen,
Die ſchmachtend ſich dann endet,
Als er ſie flüchtig mir hat zugewendet.

Theodora.

Clarinde kommt!

Eſtrella.

Willkommen, wie Aurora,
Wenn ſie den Tag bringt durch des Himmels Thore!

(Clarinda tritt ein.)

Eſtrella.

Wo iſt dein Herr?

Clarinda.

Geruhen
Hat ihn die Pflicht bis zu des Abends Stunden.
Mich ſandt' er, euch zu grüßen;
Bald ſeht ihr ſelbſt ihn hier zu euren Füßen.

Eſtrella.

Er hat mein Blatt empfangen?
Was ſprach er? Rede!

Clarinda.

Weiter nicht verlangen,
Daß ich's euch wiederſag'; ihr wißt, es klingen
Die Reden unſers Volks bei uns Geringen,
Doch will ich euch die Sache recht erzählen,
Wenn auch die ſchönen Worte ſollten fehlen.
Der Herr befahl, es ſoll in ſeinem Hauſe
Alles bereitet ſein zu Feſt und Schmauſe,
Von Teppichen und Kleidern
Soll Haus und Treppe und der Vorhof glänzen.

Eſtrella.

So ſoll er auch die Braut geſchmückt hier ſehen!
Laß mich den Hals umwinden
Mit Perlen; feſtlich prangen
Soll keine Fraue gleichſtehn. Gib die Spangen
Mir, Theodora!

Clarinda.

Seht, den Ring verehrte
Er mir zum Botenlohn. Ein Stein von Werthe,
Ein Hyacinth iſt's.

Eſtrella.

Mir den Ring! Ich gebe
Den Demant dir dafür.

Clarinda.

So wahr ich lebe!

Eſtrella.

Nie war ein Weib beglückt, wie ich, zu ſchauen,
Ich bin die ſeligſte von allen Frauen!

Theodora.

Was für ein Lärm? — Ich ſeh', was es bedeute. —
Viel unbekannte Leute
Werd' ich im Hof gewahr.

Eſtrella.

Mein Sancho iſt's mit ſeiner Freunde Schaar.

(Don Guzman mit Gerichtsperſonen und Gefolge tritt ein. Im Hintergrunde die Leiche des Buſtos auf einer Bahre.)

Eſtrella.

Gerichtsperſonen kommen in das Haus?
Was iſt geſchehn? Ein Irrthum muß es ſein!
Ihr ſeid, o Herr, hier in Tabera's Wohnung!

Guzman.

Unglückliche, der Himmel geb' euch Kraft,
Den Schmerz zu tragen, den er euch geſendet;
Dieß Eine denkt: er kommt von ſeiner Hand.

Eſtrella.

Mein Gott! was iſt geſchehn? Was werd' ich hören?

Guzman.

Wie bricht das Herz, daß ich euch's künden ſoll,
Daß ich der Bote war des Unglücks ſein!
Seid ſtark, Gott helf euch armen! Don Tabera —

Eſtrella.

Heiland der Welt!

Guzman.

Ihr ſeid zur Waiſe worden.
Er iſt nicht mehr, wir bringen ſeine Leiche.

(Eſtrella ſchreit auf.)

Guzman.

Er iſt dahin, iſt todt. Den blut'gen Eingang
In ſeinen edlen Buſen fand der Mord
Der durch das Leben Hiebe.

Eſtrella.

Laßt mich ihn ſehn!

Guzman.

Mein Fräulein —

Eſtrella (auf die Bahre ſtürzend).

Gott barmherzig!

Theodora.

Welch ein Jammer!

Eſtrella.

Laßt mich ihn ſehn! — Todt iſt er! Herr! — Hinweg!

Guzman.

Unſel'ge, nicht mehr halt' ich euch zurück.

(Das Gefolge macht Platz, man ſieht die Bahre.)

Eſtrella.

O Buſtos! Buſtos! Buſtos! — Er iſt todt!
Kein Athem! — Kalt und todt! — O meine Seele!
Mein Bruder! du mein Schutz! O edler Buſtos!
Du milder, liebevoller, treuer Buſtos!
Welch' eine frevelhafte Hand hat dich erſchlagen?
Wer war der Mörder, der dein Leben raubt? —
Ach, dieſe Bruſt, ſie war ein goldner Schrein,
Der jeden Reiz, Ehr' und Tugend barg!
Wer hat ihn aufgeſprengt? — O Theodora,
Sieh, er iſt todt! — Mein Leben iſt geſchwunden!

(Sie wirft ſich weinend an Theodora's Bruſt.)

Guzman.

Ja, weint! Laßt eure Thränen fließen, Donna Stella!
Nie war ein Mann der Thränen würdiger!
Was ihr verloren, wird euch nie erſetzt,
Sevilla weint mit euch an ſeiner Bahre.

Eſtrella.

Wo iſt Don Sancho Ortiz? Ruft ihn her!
Wie konnt' ich ihn vergeſſen? Ruft ihn, eilt!
Er war ſein Freund, ſein Bruder; geht um ihn!
Er wird ihn rächen an dem blut'gen Mörder!
Denn wie ein Bruder hat er ihn geliebt. —
O, armer Ortiz! In der Freude Wohnung,
In's Haus des Glückes dachteſt du zu ziehen,
Begrüßt vom Jubel. Schreckensvolle Täuſchung!
Wie andre Töne klingen dir entgegen! —
O ruft ihn her! Könnt' ich gewiß ihn ſehen
In deine Glieder hauchen, armer Buſtos
Als er dem Mörder, der dein Blut vergoſſen!

Guzman.

Ihr ruft nicht, daß er euch Beiſtand leihe!
Er iſt der Schuld'ge, der den Mord beging;
Schon handelt das Gericht in eurer Sache;
Ergriffen ward Don Ortiz auf der That.

Eſtrella.

Don Sancho Ortiz de Roelas?!

Guzman.

Ja!

Eſtrella.

Ihr lügt! Unmöglich iſt's!

Guzman.

Und dennoch wahr!
Kein Zweifel waltet, wer der Thäter ſei,
Auch leugnet es Don Sancho Ortiz nicht.

Eſtrella.

Du Gottes ewige Barmherzigkeit!
Ihr ſeid ein alter Mann — ſagt keine Lüge!
O mordet nicht ein armes unglücklich Weib!
Gebt mir den Tod, doch ſagt, es ſei nicht ſo.

**Guzman.**
Umſonſt ſucht ihr in euren Zweifeln Troſt;
Sucht ihn bei Gott, bei Menſchen ſucht ihn nicht.
Fragt mich Nichts mehr; nur eure Qualen mehrt,
Was ich euch ſagen kann.
**Eſtrella.**
Wär's nicht genug,
Um zu verlieren? nicht genug des Unglücks,
Wär' er auch ſonſt auf welchem Pfade geſtorben?
Hätt' er den Geiſt an meiner Bruſt verhaucht,
Wär' er, das Haupt in meinem Schooß, entſchlummert,
War es genug [illegible] nicht zur Qual?
Nahm' ihn ein Mörder ſterben mit Gewalt?
Und welch ein Mörder!
**Guzman.**
Fräulein, laßt euch rathen!
Entfernet euch von hier. — Geht, Theodora,
Führt ſie hinweg.
**Eſtrella.**
Nein, laßt mich! — Nimmermehr!
**Guzman.**
Man führt Don Ortiz her. Es iſt nicht gut,
Daß ihr ihn ſeht.
**Eſtrella.**
Laßt mich! Ich will ihn ſehn!
Er ſoll in's Aug' mir ſchau'n mit ſtarrem Blick,
Mit ſtarrem Tigerblick! — Ich kann's nicht faſſen.
Du biſt, ſo grauſam doch? Blutgierig Thier!
Daß du dich ſanft an meine Bruſt geſchmiegt,
Als Turteltäubchen ſchmeichelnd mich geküßt,
Um meines Herzens Blut mir auszuſaugen!
Was hab' ich dir gethan, du falſcher Spieler?

---

3.

Aufzug 3, Scene 7.
(Im Gefängniß.)

**Ortiz. Eſtrella** (verſchleiert).

**Ortiz.**
Eſtrella! — Himmel!
**Eſtrella** (ſich entſchleiernd).
Ja, Don Sancho Ortiz!
Ich bin Eſtrella, bin's, Tabera's Schweſter. —
Zwar ſollt' euch dieſes Auge nicht mehr ſehn,
Doch, der mir Alles nahm, nur einmal Alles!
Nicht Mörder nennt' ich eben an dem Hauſe
Von Buſtos' Mörder! Noch vor wenig Stunden
Dacht' ich ſein edles Blut durch euren Tod
Zu ſühnen, ſeine Rächerin zu ſein;
Nun denk' ich anders. — Lebt, und geb' euch Gott
Beglückt're Tage als die meinen ſind!
**Ortiz.**
Gab's denn für mich noch Freude auf der Welt?
War ſolch ein Augenblick mir noch beſchieden? —
Nicht dich zu ſehen war ich mehr gewärtig!
Und nun, am Grabesrand erblick' ich dich,
Vernehme deiner Worte ſüßen Klang,
Den wohlbekannten Tönen horcht mein Ohr,
Und ſo noch einmal ſeh' ich in Entzücken,
Da ſchon des Todes Schauer mich erreicht! —
Nun denk' ich ſterbend, liebe deine Hand,
Und wenn auch nicht an geheiligter Stätte,
Ob auch kein heil'ger Mund den Segen ſpricht:
Vermähl' ich mich mit dir vor Gottes Antlitz
Und ſo, Eſtrella, als dein Gatte ſterb' ich.
**Eſtrella.**
Bleibt euch noch lang des Todes Stunde fern! —
Geht, Sancho, ihr ſeid frei. Nichts hält euch mehr.
Die Pforten dieſes Schloſſes thun ſich auf
Und Niemand hemmet eure Schritte. — Geht!
Doch Eines bitt' ich: meidet dieſe Stadt,
Denn nicht ertragen kann ich euren Anblick.
**Ortiz.**
Weh' meiner Seele!
**Eſtrella.**
Geht; nicht zürn' ich euch.
Und wenn ihr Troſt bedürft auf eurem Weg
Und euch Eſtrella's Neigung tröſten kann,
Nehmt ſie mit euch! Nehmt mit in euer Unglück,
Was der Verlaßnen noch übrig blieb.
**Ortiz.**
O meine Stella! Wie! Du haſt dein Herz
Nicht von Don Buſtos' Mörder abgewandt?
Du haſt noch Worte, Huld, Erbarmen, Liebe
Für den unſel'gen, blutbefleckten Ortiz?
**Eſtrella.**
So iſt es, wie du ſagſt. Das macht mich beben,
Das iſt mein Unheil! — Alles weiß ich, Sancho,
Und ſchweige, ſo wie du!
Doch, furchtbar Schickſal, dich nur klag' ich an,
Dich nenn' allein ich ſchuldig, Keinen ſonſt.
**Ortiz.**
Du zweifelſt nicht an mir?
**Eſtrella.**
Konnt' ich doch nicht!
Der wilde Schmerz verwirrte mir das Urtheil;
Nun ich beſonnen bin, nun ſeh' ich klar.
O, jenes Zeugniß von Don Buſtos' Blute
Mit einem Leben hättet ihr erkauft.
Das weiß ich wohl und darum bin ich hier.
Es war mein Schickſal! — Thaten ſind geſchehen,
Wenn auch in ſolcher blut'gen Rache nicht.
Die Glut des ſühnen konnte, Buſtos' Blut! —
O weh, ich ſchauer'te, weh! — Genug davon! —
Verlaſſe dein Gefängniß, lebe wohl!
Sieh nie mich wieder; aber denke mein,
Die dir die Rächerin blieb in dieſer Welt,
Wo du auch ſei'ſt, bis einſt der Tod uns ſcheidet!
**Ortiz.**
Das wird er bald! — Und weil es alſo iſt
Und noch die Stunde uns Wiederſehn
Entfernt — ſo laß ein langes Lebewohl
Dir ſagen.
**Eſtrella.**
Ewig!
**Ortiz.**
Immer wird es bald,
Noch eh' du Gattin biſt geworden.
**Eſtrella.**
Ewig!
**Ortiz.**
Laß meinem Schickſal mich, du ſüßes Kind! —
Nicht ſterben werd' ich, doch begnadigt nicht
Will ich aus dieſes Kerkers Mauern gehn,
Wenn ich ſie rein bewahrt nicht kann verlaſſen.
[illegible] muß ein Kenner meine That
Und anders nicht nehm' ich mein Leben an.
**Eſtrella.**
O nimmermehr! — Nein, Sancho, du mußt leben,
Und glücklich leben, leben, daß ich lebe!
Biſt du auch fern von mir, getrennt auf ewig,
Weiß ich nur, daß du lebſt! — wo es auch ſei!
Ich will dich ja nicht ſehen; wie gewiß,
Wenn nur auf dieſer Welt ich dich noch weiß.
**Ortiz.**
Ich muß, Eſtrella! fühle, daß ich muß!
**Eſtrella.**
Du haſt mich deine Gattin erſt genannt.
Ich bin's. So hab' ein Recht ich auf dein Leben.
Darfſt du die Gattin ſo zur Wittwe machen!
Es iſt ein Frevel! Nein, du darfſt es nicht!
(In Thränen ausbrechend.)
O, du biſt grauſam. — Ja, du biſt ein Mörder.
Du tödteſt Alles, Alles, was dich liebt!
**Ortiz.**
Ja, weine, weine, Stella! wein' um mich!

Entbehren muß ich deine Thränen nicht;
Doch mög' Eſtrella ſelbſt im Schmerz ſich [illegible]!
Du weißt, daß ich ein Krieger — — 's iſt kein Tro
Der Kampf nicht bringen kann. — Wenn ich, dein Gatte,
Am Morgen auszieh', wie's mein Amt gebeut,
Dem Feinde entgegen, und ein mauriſch Schwert,
Sich Bahn erzwingend, mir das Leben raubt;
Biſt du dann Wittwe nicht? raubt dann der Tod
Mich nicht dir von der Seite, ſo wie jetzt?
Und wenn dann Ortiz' Weib, Tabera's Schweſter
Sich ſchwach beweiſt, der Sevilla's Frau'n,
Ihr Loos nicht würdig trug, wie's ihr geziemt,
Im Schmerz vergangen, weil für ſeinen König
Ihr Gatte fiel, wie's ſeine Pflicht gebot;
Im Grabe regte ſich Don Buſtos' Leichnam
Und Ortiz' Aſche hätte keine Ruh.
Troſt: alſo ſei's. — Ich fall' in meiner Pflicht,
Iſt's auch kein Schwert der Mauren, das mich tödtet!

Eſtrella.

Auch dich verlieren? Nein, ich trag' es nicht.

Ortiz.

Nicht alſo, meine Stella! Nein, das ſollſt du nicht!
Iſt Alles, wenn ich ſcheide, denn getrennt?
Leb' ich denn nicht in deinem Herzen fort?
Wer im Gedächtniß ſeiner Lieben lebt,
Iſt ja nicht todt, er iſt nur fern. Todt nur
Iſt, wer vergeſſen wird; ich aber weiß,
Ich werd' es, nicht vergeſſen ſein von dir —
Nur — noch von einem Zweiten, der mich kennt.

Eſtrella.

O Sancho, Sancho!

Ortiz.

Die Hallen meiner Wohnung ſind geſchmückt;
Sie ſollten heut zwei Glückliche umfangen,
Du ſollteſt einziehn in ein feſtlich Haus,
Als Ortiz' Braut, Sevilla's Stolz und Zier.
Und dieſer Tag, der Tag mein Leben endet,
Sieh, theure Stella, ſieh, was freut mich jetzt!
Dein Trauring, ein Andenken laß er bleiben;
Verwahre treulich dieſen theuern Schmuck,
Auch wenn ich nicht mehr bin, trag' ihn wie jetzt.
Die Kränze, die ſich um die Säulen ſchlingen,
Den Brautgemach umwinden, laß ſie prangen,
Auch wenn ſie traurig lange welk geworden.
Tabera's Bild und deines hängen dort,
Ich wünſche, daß das meine, ungeſäumt
Als drittes neben beiden möge hangen.
Doch neben ihm, bitt' ich, laßt mich begraben,
So ruh' ich noch im Tod an ſeiner Seite,
Wie ich im Leben ihm verbunden hielt;
Und Beide werden wir mit Geiſterhand
Die Seele mild und liebend dir berühren.
Nun nur, Eſtrella, komm an meine Bruſt,
Laß meine Lippen auf den deinen ruhn,
Die treuen Herzen an einander ſchlagen
Und mit dem letzten, langen Kuß — und ſcheiden.

Eſtrella.

Stern meines Lebens!

(Sie ſinkt in ſeine Arme.)

Ortiz.

Mag er untergehn!

Eſtrella.

Mein Sancho!

Ortiz.

Meine Braut! — Auf ew'ges Wiederſehn!

(Zedlitz.)

## 2.

## Der betrogene Vater.

Ein Zwiſchenſpiel.

Perſonen.

Der alte Guadarrama.
Iſabelle, ſeine Tochter.
Antonio, deren Liebhaber.
Lorenzo, Guadarrama's Diener.
Ein Nachbar.

---

Die Scene iſt auf der Straße vor Guadarrama's Haus.

(Der alte Guadarrama, ein gezogenes Schwert in der Hand, hält den Lorenzo, der einen Brief trägt, an der Bruſt gepackt.)

Guadarrama.

Da, hab' ich dich, du Spitzbube! Nun geſteh', wem du das Brieflein von meiner ſauberen Tochter bringen wollteſt!

Lorenzo.

Gebt euch nur zufrieden, lieber Herr, ich will es ja bekennen. Euer Iſabellchen gab mir das Brieflein und ſagte: Herr Lorenzo, da haſt du einen Real, nimm dieſen kleinen Brief und trag' ihn, du weißt ſchon wohin, zu wem.

Guadarrama.

Alſo zu einem Galan, dem die Liebesbriefe noch dazu verſtohlen in's Haus geliefert werden. Ha, Schurke, du und meine Tochter, ihr raubt mir meine Ehre!

Lorenzo.

Die Ehre? Das iſt doch wohl nicht gut möglich.

Guadarrama.

Warum nicht?

Lorenzo.

Weil ihr keine habt.

Guadarrama.

Ha, Bube, ich durchbohre dich mit dieſem Schwerte, wenn du mir nicht auf der Stelle ſagſt, für wen dieſes Briefchen beſtimmt war; denn du biſt der ärgſte Kuppler von der Welt.

Lorenzo.

Nun, bei Gott, das ſollte mir kein Anderer ſagen, als ihr; aber bei euch verzeih' ich es, denn als ich in euer Haus kam, beſtand eure Familie nur aus euch und eurer Tochter; jetzt aber hat ihr mehr als ſieben oder acht, ſo viele Buben und Mädchen ſind hinzugekommen.

Guadarrama.

Und das ſollt' ich von einer ſolchen Beſtie ruhig hinnehmen?

Lorenzo.

Ja, gebt nur Acht, lieber Herr; wenn ihr mich noch länger in eurem Hauſe laßt, ſo wird eure Verwandtſchaft immer vermehrter.

(Der Nachbar tritt auf.)

Nachbar.

Was gibt es denn, Herr Guadarrama? Schon ſeit ganzen Morgen höre ich euch mit euerem Diener zanken und die Straße in Aufruhr bringen. Ihr bedenkt es doch, daß ſo etwas einem Manne, wie ihr, wenig anſtändig iſt.

Guadarrama.

Was weiß der Herr Nachbar, was ich thun ſoll, wenn mir klar wird, daß ich einem Taugenichts von Bedienten mein Brod gebe?

Lorenzo.

Nun, wenn er es mir gibt, ſoll ich es denn nehmen nicht?

Guadarrama.

Du haſt keinem Menſchen auf der Welt Briefe von meiner Tochter zu bringen. Herr Nachbar, ſaget es ihm, daß ich Recht habe, oder nicht?

Lorenzo.

Was ſpricht er da?

Guadarrama.

Nun, iſt es etwa nicht wahr, was ich ſage?

Lorenzo.

Ich bitt' euch, Herr Nachbar, laßt euch die Augen öffnen und ſeht ein, daß, wenn es irgend böſe Menſchen auf der Welt gibt, mein Herr zu ihnen gehört; denn die ganze Nacht hat er mich geknebelt wie ein Kalb in der Dachkammer liegen laſſen, weil ich dieſes Billet nicht an ein gewiſſes Weibsbild bringen wollte, mit dem er eine Liebſchaft hat; und nun gibt er vor, der Brief ſei von ſeiner Tochter.

Nachbar.

Ei, ei, Herr Guadarrama, wenn die Sache ſich ſo verhält, ſo hat der Burſche Recht, denn er iſt nicht verpflichtet, eure Liebesbriefe zu beſorgen.

Guadarrama.

Kann es ſein, Herr Nachbar? Einem ſolchen Schelm wollt ihr mehr Glauben ſchenken, als mir, der ich ſo viele öffentliche Aemter mit Ehren begleitet habe?

Lorenzo.

Ja, da hat er Recht. Er hat öffentlichen und ehrenvollen Aemtern vorgeſtanden, denn er iſt vier Jahre lang Henker in Toledo geweſen.

Guadarrama.

Das ſoll ich geduldig anhören? Laßt mich, Herr Nachbar, daß ich ihm den Hals breche.

Nachbar.

Beruhigt euch, Herr Guadarrama, ich will euch mehr glauben, als dieſem Schwätzer. Nur du, Lorenzo, komm einmal her! Weißt du nicht, daß dein Herr ein Ehrenmann iſt?

Lorenzo.

O ja, hin und wieder.

Nachbar.

Herr Guadarrama, dieſer Burſche thut in eurem Hauſe doch nicht mehr gut; das Beſte alſo iſt, ihr laßt ihn gehen, ſo werdet ihr Ruhe haben und euch nicht mehr Tag und Nacht zu zanken brauchen.

Guadarrama.

Da habt ihr Recht, denn ſo lange der Gauner bei mir iſt, kann ich weder bei Tag noch bei Nacht ruhig ſein.

Lorenzo.

Gut, ſo bezahlt mir, was ich euch ſchuldig bin.

Guadarrama.

Dummkopf, wenn du mir was ſchuldig biſt, wie ſoll ich es dir da bezahlen? Nun aber haſt du Nichts weiter zu thun, als dich aus dem Hauſe zu ſcheren und nie wieder über dieſe Schwelle zu treten.

Lorenzo.

Wozu ſollte ich auch wohl zurückkommen? Zu den Gaſtmählern, die ihr gebt und bei denen ihr mit Faſten tractirt?

Guadarrama.

Sag mir, du Nimmerſatt, hat es dir je in meinem Hauſe an Eſſen gefehlt?

Lorenzo.

O, noch neulich hab' ich einen Topf voll Eſſig und Knoblauch verſchluckt.

Guadarrama.

Weßhalb thateſt du das?

Lorenzo.

Um meine Gedärme einzupökeln, denn ſie drohten vor Nüchternheit in Fäulniß überzugehen.

Guadarrama.

Fort aus meinem Hauſe und kein Wort weiter!

Lorenzo.

Vor neulich wollte ein Polizeidiener meine Zähne als Nichtsthuer und nahrungsloſe Vagabunden verhaften und auf die Galeeren bringen laſſen.

Guadarrama.

Laßt mich, Herr Nachbar, ich muß dem Kerl eine Tracht Prügel geben, oder ſchaff' ich ihn mir nicht vom Halſe.

Lorenzo.

Ich gehe ſchon, denn ich habe gar keine Luſt, länger jeden Tag ſeine Bruchbänder rein zu machen.

Nachbar.

Nur ruhig, Herr Guadarrama, jetzt geht er ſchon und ein ſolcher Burſche iſt es ja auch gar nicht werth, daß man ſich über ihn erzürnt. (Lorenzo ab.)

Guadarrama.

Wahrhaftig, Herr Nachbar, ich bin euch vielen Dank ſchuldig, daß ihr mir dieſen Teufel von Diener fortgeſchafft habt. Nun aber könntet ihr mir noch einen großen Dienſt erweiſen, wenn ihr einen Augenblick zu mir nach Hauſe kommen und meiner Tochter einen tüchtigen Verweis geben wolltet; denn wenn ſie ſieht, daß ihre loſen Streiche ſelbſt den Nachbarn bekannt werden, ſo wird ihr das vielleicht ein Antrieb ſein, ſich zu beſſern.

Nachbar.

Seid verſichert, Herr Guadarrama, daß ich eurem Wunſche nachkommen werde; vorerſt aber muß ich nach Hauſe gehen, da meine Gegenwart dort nöthig iſt.

Guadarrama.

Alſo, wie geſagt, gebt ihr eine recht derbe Lection und ſtellt euch dabei ſo zornig, wie möglich.

Nachbar.

Verlaßt euch auf mich; und nun Gott befohlen! (Nachbar ab.)

Guadarrama.

So wird es denn von jetzt an hoffentlich in meinem Hauſe ruhig ſein; denn erſtlich iſt der Burſche, der Lorenzo, fort, und zweitens will der Nachbar meinem Töchterchen tüchtig den Text leſen, was vielleicht fruchten wird, da junge Dinger, wie ſie, oft aus bloßer Einfalt dumme Streiche machen.

(Antonio führt den Lorenzo herbei, der ſich als Weib verkleidet und mit einem langen Schleier vermummt hat.)

Antonio.

Euer ganz ergebener Diener, Sennor! Verzeiht meine Dreiſtigkeit, aber ein ganz außerordentlicher Anlaß zwingt mich, meine Zuflucht zu euch zu nehmen. Die Dame hier iſt von ihrem Manne im Zwiegeſpräch mit einem nahen Verwandten von ihr überraſcht worden, und da der Mann von dieſer Verwandtſchaft Nichts weiß, ſo hat er böſen Verdacht auf die Frau geworfen und iſt ſehr erzürnt gegen ſie, weßhalb ich ſie in meinen Schutz genommen habe und euch, Sennor, bitte, ſie einſtweilen in eurem Hauſe zu beherbergen, bis es mir und der Dazwiſchenkunft von noch drei anderen ehrenwerthen Cavalieren gelungen ſein wird, die Sache mit dem Ehemann beizulegen.

Guadarrama.

Sennor, ihr überraſcht mich ſo, daß ich nicht weiß, was ich ſagen ſoll. Aus Rückſicht für euch würde ich zwar dieſe Dame gern bei mir aufnehmen, aber auf der anderen Seite könnt ihr doch auch nicht wollen, daß man von mir ſage, mein Haus ſei ein Zufluchtsort für Verbrecher.

Antonio.

Aber von Verbrechen kann ja hier gar nicht die Rede ſein, denn dieſe Frau iſt die Ehre ſelbſt und ihr Mann hat ſie, wie ich euch ſchon ſagte, fälſchlich in Verdacht; deßhalb alſo könnt ihr ganz ruhig ſein. Wenn ihre Bewirthung euch aber Unkoſten machen ſollte, ſo verlaßt euch darauf, daß ich ſie euch erſtatten werde.

Guadarrama.

Jeſus, Sennor, deßhalb ſage ich es ja nicht; denn wißt, mein Haus iſt kein Wirthshaus. Laßt alſo die Dame immerhin hier und ich bitte euch nur, daß ihr die Sache ſo ſchnell wie möglich abmacht.

Antonio.

Das laßt meine Sorge ſein. Ich werde allernächſtens zurückkommen, um ſie abzuholen. Wohlan denn, Sennor, hiermit übergebe ich euch dieſe hochachtbare Dame und bitte ſie bis zu meiner Rückkunft unter eure Obhut.

Guadarrama.

Gehet mit Gott, Sennor! (Antonio ab.) Vergönnt mir eure Hand, Sennora!

(Er macht eine Verbeugung und reicht dem Lorenzo die Hand, dieſer aber gibt ihm einen Fußtritt.)

Guadarrama.

Sennora, Sennora, wenn ihr Jemanden, der euch nur Gutes erzeigen will, ſo behandelt, wie werdet ihr erſt mit euren Feinden umgehen?

Lorenzo.

Drückt er mir die Hand nicht ſo! Glaubt er etwa, daß ich von Eiſen oder [illegible] bin?

Guadarrama.

Gut, ſo will ich euch leiſer anfaſſen; und nun kommt, Sennora!

(Er ruft laut.)

Iſabellchen, Mädchen!

Iſabelle (im Innern des Hauſes).

Vater, was befehlt ihr?

Guadarrama.

Führe dieſe Dame in dein Zimmer und behandle ſie mit aller Rückſicht, die ſie verdient.

Iſabelle.

Ganz wohl, Väterchen.

(Guadarrama führt den Lorenzo in das Haus und kehrt dann zurück.)

Guadarrama.

Weiche von mir, Teufel, und verfolge mich nicht noch in meinen alten Tagen! Iſt es möglich, daß die bloße Berührung dieſer Dame, die eine heilige Andächtige, ja, was ſag' ich, ein Engel zu ſeyn ſcheint, mein Blut in Wallung bringt? Und wenn mich, der ich ein alter vertrockneter Aſt bin, ein Händedruck ſo in Verſuchung führen kann, wie verarge ich es da meiner Tochter, die in der Blüthe ihrer Jahre ſteht, daß ſie ihrem Geliebten ein Billet ſchickt?

(Antonio tritt wieder auf.)

Antonio.

Sennor, Alles iſt ſchon glücklich zu Ende gebracht. Der Mann der Dame hat ſich überzeugt, daß jener vermeintliche Liebhaber ein Verwandter ſeiner Frau geweſen iſt, und da er mithin allen Zorn hat fahren laſſen, ſo bitte ich euch, mir die Schutzbefohlene wieder zu übergeben.

Guadarrama.

Das ſoll ſogleich geſchehen, Sennor, und es freut mich, daß Alles in Ordnung iſt. (Rufend.) Iſabellchen!

Iſabelle (im Innern des Hauſes).

Was befehlt ihr, Vater?

Guadarrama.

Sag' der Dame, ſie ſolle herauskommen und gutes Muthes ſeyn; denn ſie habe Nichts mehr zu befürchten.

Iſabelle.

Gleich, Vater, ſie kommt gleich.

(Iſabelle tritt mit dem Schleier und in den Kleidern, die vorhin Lorenzo anhatte, aus dem Hauſe und Guadarrama führt ſie zu Antonio hin.)

Guadarrama.

Da habt ihr ſie, Sennor, ſo wohl und unverſehrt, wie ihr ſie mir übergabt.

Antonio.

Nun nun, Herr Guadarrama, verſchweigt mir nicht, ob die Dame euch auch keinen Schaden verurſacht hat; denn ich will euch die Koſten vergüten.

Guadarrama.

Jeſus, Sennor, redet doch davon nicht! Dieſe Dame iſt ſo über alle Maßen zurückhaltend geweſen, daß ſie aus Sittſamkeit ihr Geſicht immer verhüllt hat; ja, ich habe auch nicht einmal eines ihrer Augen geſehen.

Antonio.

Nun denn, ſo nehmt meinen Dank und gehabt euch wohl!

Guadarrama.

Gott befohlen, Sennor!

(Antonio führt Iſabella fort.)

Guadarrama.

Jetzt will ich nach Hauſe gehen und meine Tochter ermahnen, wohl auf alle ihre Schritte zu achten und an dem, was dieſer Dame begegnet iſt, ein Beiſpiel zu nehmen, damit ſie ſich, wenn ſie ſich verheirathet, vor Aehnlichem hüte. Aber das Beſte wird ſeyn, daß ich ſie herausrufe. Iſabellchen, Mädchen, heda Iſabellchen!

(Lorenzo zeigt ſich oben am Fenſter, jetzt ohne Schleier und in ſeiner gewöhnlichen Tracht.)

Lorenzo.

Ach, mein Vater, Angſt und Zorn,
Weil du mich ſo hart behandelt,
Hat mich hinten, hat mich vorn,
Siehſt du, gänzlich umgewandelt
Und mich alſo mitgenommen,
Daß ich einen Bart bekommen.

Guadarrama.

Jeſus, Jeſus! was ſeh' ich! Der Burſche muß durch Zauberei in mein Haus gekommen ſeyn.

Lorenzo.

O du alberner Geſelle!
Deine Tochter Iſabelle,
Weißt, iſt dir durchgegangen
Und ließ mich an ihrer Stelle
Hier zurück in Angſt und Bangen.

Guadarrama.

Sag' mir, Spitzbube, wer hat dir meine Thüre geöffnet?

Lorenzo.

Du höchſteigenhändig eben
Haſt mich in das Haus gebracht
Und die Tochter mit Bedacht
Ihrem Liebſten übergeben,
Der ſich jetzt in's Fäuſtchen lacht.

(Antonio tritt auf, Iſabellen an der Hand führend; hinter ihnen Muſikanten und Tänzer.)

Muſikanten.

Schwiegervater, gib dich drein,
Laß das junge Pärchen ein,
Denn es kann nicht anders ſeyn.

(Tanz.)

Guadarrama.

Was ſoll das bedeuten, ihr Herren? Das ſoll ich ruhig mit anſehen, daß der junge Menſch da zuerſt meine Tochter entführt und ſie dann vor meinen Augen umarmt?

Lorenzo.

Wider Billigkeit und Pflicht
Haſt du, Alter, mich [illegible];
Darum, ſtatt dich zu ereifern,
Zeige ein freundliches Geſicht!
Sonſt verklag' ich dich, du Wicht,
Bei dem heiligen Gericht.

Muſikanten.

Schwiegervater, gib dich drein,
Laß das junge Pärchen ein,
Denn es kann nicht anders ſeyn!

(Tanz.)

Guadarrama.

Komm herunter, Burſche, komm herunter, du Gauner, und bring' mir meine Waffen! Wo iſt mein Schwert?

Lorenzo.

Auf dem Strohboden, Herr.

Guadarrama.

Und wo iſt mein Helm?

Lorenzo.

Im Hühnerhofe; das Federvieh wird daraus gefüttert.

Guadarrama.

Nein, es iſt nicht zum Aushalten! Ich möchte aus der Haut fahren über den Schlingel.

(Der Nachbar tritt auf.)

Nachbar.

Was fällt euch ein, Herr Guadarrama? Eben den ganzen Morgen höre ich Lärm und Nichts als Lärm in eurem Hauſe. Vorhin hattet ihr Zank mit einem Burſchen, den ihr zuletzt fortjagtet, und jetzt höre ich Geſang und Muſik und was nicht Alles! Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll.

Guadarrama.

Die Sache hat eine ganz andere Bewandtniß, als ihr glaubt, Gevatter. Stellt euch vor, daß der Burſche, den ich heute Morgen fortjagte, ſich wieder in mein Haus eingeſchlichen und daß meine Tochter ſich hinter meinem Rücken mit dem jungen Laffen da verheiratet hat.

Nachbar.

Nun, was könnt ihr dabei Anderes thun, Gevatter, als euch zufrieden geben und das junge Paar bei euch aufnehmen?

Lorenzo (aus dem Hauſe tretend).

Ja, Vater Abraham, reicht ihnen nur die alte, verknöcherte Hand!

Guadarrama.

Laßt mich los, Herr Nachbar, daß ich dieſen verfluchten Burſchen erwürge!

Nachbar.

Laßt das gut ſein, Gevatter; das Beſte, was ihr jetzt thun könnt, iſt, daß ihr eurer Tochter und ihrem Manne den Segen gebt und ſie in euer Haus aufnehmt.

Guadarrama.

Nein, Herr Nachbar, das verlangt nicht von mir!

Lorenzo.

Nehmt ſie doch in Gnaden auf, Herr Henker vom Fleiſch-Conſiſtorium!

Guadarrama.

Haltet mich nicht, Gevatter, ſonſt muß ich mich mit Gewalt losreißen, denn der Burſche treibt es ſo arg, daß ich ihn vertilgen wollte.

Nachbar.

Nubia, Herr Guadarrama, denkt doch nicht jetzt an ſo Etwas. Schert euch nicht um den Narren, ſondern um eure Tochter, nehmt ſie in euer Haus auf und gebt ihr euren Segen.

Guadarrama.

Aber ſagt mir, Herr Nachbar, wie könnt ihr mir ſo Etwas zumuthen? Wenn ihr ein gefülltes und geſpicktes, aufs Beſte zugerichtetes Rebhuhn auf der Tafel ſtehen hättet und nun ein Kater euch dieſes Gericht ſtähle, würdet ihr einen ſolchen Dieb wohl in euer Haus aufnehmen?

Nachbar.

Aber geſetzt, der Kater brächte das Rebhuhn wieder zurück!

Lorenzo.

Wie dieſer; er bringt ja eure Tochter geſpickt und gebraten zurück.

Guadarrama.

Wirklich, Herr Nachbar, euer Grund ſcheint mir ſo einleuchtend, daß ich nicht widerſtehen kann. Komm her, Tochter, komm her, du verlorenes Schaf, und empfange meinen Segen.

Lorenzo.

Ja, Pontius Pilatus, ſegne ſie.

Guadarrama.

Laßt mich, ihr Herren, dieſen Burſchen noch dergeſtalt durchprügeln; denn er kränkt mich in Einem fort.

Nachbar.

Bitte, gebt euch darüber zufrieden, Gevatter, und ihr, ihr Herren Muſikanten, ſingt noch einmal, um das Feſt zu erheitern.

Muſikanten.

Schwiegervater, gib dich drein,
Laß das junge Pärchen ein,
Denn es kann nicht anders ſein!

Lorenzo.

Haltet, damit ich auch meinen Vers herſagen kann.

Guadarrama.

Nun, das wird gut ausfallen!

Lorenzo.

Alter mit dem Schafsgeſicht,
Sträube dich nur länger nicht,
Zu dem bitteren Gericht,
Sonſt befalle dich die Gicht,
O du jammervoller Wicht!

Muſikanten.

Schwiegervater, gib dich drein,
Laß das junge Pärchen ein,
Denn es kann nicht anders ſein!

Guadarrama.

Nein, jetzt reißt mir die Geduld. Laßt mich los, ihr Herren! Diesmal ſoll mir der verteufelte Burſche nicht entwiſchen!

(Er ſtürzt auf Lorenzo los, ſtolpert aber und fällt zu Boden; Lorenzo, der die Flucht ergreift, fällt gleichfalls und während Alle verwirrt durch einander laufen, ſchließt das Zwiſchenſpiel.)

(Schack.)

### 3.

## Aus dem geiſtlichen Feſtſpiel (Auto sacramental): „Die Ernte.“*)

Der Herr des Erbes. Deſſen Gattin. Der Neid. Der Stolz. Die Einfalt.

Die Gattin.

Herr des Feldes, du ſo frühe
An der Thüre? Durft' ich's hoffen?

Der Herr.

Um zu ſehen, ob ſie offen,
Theure, du, für die ich glühe.

Der Neid.

Ich vergeh' vor Neid — verdammt! —
Bei der Wonne dieſer Beiden.

Der Stolz.

Ruhelos ſoll ich leiden,
Wenn Gott die Rach' entflammt?
Eh' ich dulde, daß ſie hier
Sich der Zärtlichkeit befleißen,
Will ich die Demanten reißen
Weg vom himmliſchen Saphir.
Ja, es ſollte mich nicht kümmern,
Ob noch Licht am Himmel bliebe,
Wenn ich Sonn' und Mond zerhiebe
Und zerſchmetterte zu Trümmern.
Wie wollt' er den Rang nicht geben,
Der ich doch ein Engel war,
Und will einen Menſchen gar
Auf den eignen Stuhl erheben?
Dieſem niedern Erdenſohn
Hat Gott Engeln vorgezogen,
Ihn beruft er wolkenwogen
Zu ſich auf den Himmelsthron.

Der Neid.

Wie ſich doch die Gattin brüſtet,
So geſchmeichelt, ſo gerüſtet!

Der Stolz.

Deshalb, Neid, ſei nur entſchieden
Ruhig, wenn's dich auch entrüſtet.
Bei dem undankbaren Gotte,
Der mich aus dem Himmel ſtieß,
Als ich Widerſtand ihm wies
An der Spitze meiner Rotte,

---

*) Dieſe Feſtſpiele (autos), beſtehend aus einem Pr log (loa), einem komiſchen Zwiſchenſpiel (entreme und dem eigentlichen Stücke, einer an bibliſche Te ſich anlehnenden dramatiſchen Allegorie, wurden der Regel zur Nachfeier kirchlicher Proceſſionen a geführt, waren aus der Sitte, in welcher ſich da ſpaniſche Drama entwickelt und mit dem katholiſchen Cultus verknüpfte. Das Auto „Die Ernte“ iſt eine Dramatiſirung der Parabel im Evangelium Matthäi, Cap. 13, V. 24 ff.

Schlaf ſei meinen Augen ferne,
Bis ich mich des Siegs erfreut,
Bis die Wolkennacht zerſtreut,
Die mich trennt vom Morgenſterne!
Komm, wir wollen uns verkleiden,
Nach dem Saatfeld laß uns gehen
Und in ſeinen Weizen ſäen
Bücher, Gifte, blanke Schneiden,
Tauſend Wirren, Ketzereien,
Laſter, ſammt unglaub'gem Spott,
Abfall von dem wahren Gott,
Läſt'rung und Abgöttereien:
Lauter Unkraut, daß die Saat
Seiner Kirch' ihm ſoll verderben:
Daran will ich Ruhm erwerben,
Wie am Tempel Heroſtrat.

Der Neid.

Zu den Waffen! du haſt Fug,
Deiner Kraft dich nicht zu ſchämen:
Bei ſo hohem Unternehmen
Iſt der Wille ſchon genug.

Der Stolz.

Daß ich Sternenrang verloren,
Iſt, was mich ſo heftig ſchmerzt.

Der Neid.

Das hat mir den Trotz verſchärft
Gegen Gott als Menſch geboren,
Den Geburt zum Engel machte,
Wird gleich mir es jetzt verſchmähen,
Einem Menſchen nachzuſtehen.

Der Stolz.

Wenn auch Chriſti Tugend brachte
Michaeln den ſtarken Sieg,
Daß er blieb in hohen Graden —
Nie wird Reue mich beladen,
Daß ich mich ſo hoch verſtieg,
Gott zu ſein, wenn gleich beſtritten,
Dünkt ſo herrlich meinem Sinn,
Daß um des Momentes Gewinn
Ich die Strafe gern erlitten.
(Neid und Stolz gehen ab.)

Der Herr.

Nun, wie ging dir's ohne mich?

Die Gattin.

Ohne dich, das kann nicht ſein,
Denn ich leb' in Gott allein
Und Gott lebt in meinem Ich.
Allerdings bedrängte mich
Jenes Nachbarn Lüſternheit,
Der mit feur'ger Zärtlichkeit
Mich verfolgt und nicht bedenkt,
Daß ich ganz in dich verſenket
Meines Lebens Glück und Zeit.
Auf das Feld verfolgt er mich
Und den Quell ſo ſpiegelklar
Trübt ſein Geifern offenbar.
Ob ich gleich ihm ſtets entwich,
Ein Verbot'nes wünſcht er ſich,
Als ob das erreichbar wäre:
Denn er geizt nach der Ehre,
Die im Range gleich zu ſtehn,
Sich als Gott verklärt zu ſehn
In des Stolzes höchſter Sphäre.
Was ihn der zu mir gebracht,
Iſt der bare Neid, nicht Liebe,
Wenn gleich ſeine Reizestriebe
Eiferſucht hat angefacht.
Doch mit dieſer des Himmels Pracht,
Den du reich geſchmückt zuvor,
Mit der Engel hehrem Chor,
Sonne, Mond und tauſend Sternen,
Heil'ges Beiſpiel draus zu lernen,
Das zum Muſter ich erkor,
Beſſrer Tempel ſoll ich ſein
Als der ſalomon'ſche Bau,
Deſſen ew'gen Fall genau
Du gewußt zu prophezei'n,
Feſter Felſen will ich ſein,
Dem unmöglich jedes Wanken,
Wenn des Gegners Kriegsgedanken
Meiner Ruh' zuwider ſtreben —
Nie wie Erdentempel beben,
Nie wie Meeresſchiffe ſchwanken.

Der Herr.

Deiner Liebe trau' ich ganz
Und dem Muth, der dich beſeelet:
Wer ſtatt Freude Leid erwählet,
Hegt große Toleranz.
Fürchte nicht die Arroganz
Jener Nachbarn, die dich plagen,
Heimlich an den Stall ſich wagen,
Um zu rauben meine Heerden,
Die mir meine Saat gefährden,
Weil das Spötteln ihr Behagen.
Meine Hütte hat ein Kleid
Nicht von Epheu, nein von Blüthen,
Und ein Fels wird ſie behüten,
Wie ein Feld den Grund ihr leiht.
Brod und Waſſer allezeit
Soll im Ueberfluß entſprießen,
Manna locke zum Genießen,
Jenes alte Manna war
Nur ein Schatten — hier iſt klar:
Gott läßt ſich in Brod einſchließen.
Jenen undankbaren Knecht
Sollſt du noch bezwungen ſehen,
Wenn dereinſt ſein Widerſtehen
Mein gewalt'ger Arm geſchwächt.
Doch du fürchteſt ganz mit Recht,
Deine weißen Lämmerheerden
Wird der freche Wolf gefährden;
Denn er trübte gar zu gerne
Deine klaren Augenſterne,
Weil ſie mir zu Leuchten werden.

Die Gattin.

Wehe meinen Lämmern allen,
Wenn ſie Gottes Lamm nicht ſchonen
Und ihm flechten Dornenkronen,
Wie einſt Iſaak ſollte fallen!

Der Herr.

Durch die Berge werden wallen
Deine Lämmer, wenn ſie ſehen
Micha'ls Schlang' am Stabe ſtehen,
An dem Kreuze aufgerichtet:
Denn, iſt nur der Hirt vernichtet,
Muß die Heerde irre gehen.
Bitterlich trug in jenen Tagen
Iſaak Holz zum Opfertod,
Mich trifft, was ihn nur bedroht,
Doch um dich will ich es tragen:
Deutlicher kann Nichts dir ſagen,
Daß ich liebe wahr und rein;
Denn noch ehe dieſer Pein
Ich als Opfer wund erblaſſen,
Will ich Unterhalt dir laſſen,
Weizen, und der Sämann ſein.

Die Gattin.

Hirt und Weide, Dank iſt Pflicht
Dir, der Brod des Lebens ſät,
Deſſen Stab in Blüthe ſteht.
Gatte, keuſches Lamm, mein Licht,
Doch den Dank erſchöpf' ich nicht
Für dein göttliches Vertrauen.

Der Herr.

Nach den Schnittern will ich ſchauen,
Ob vom Wartthurm auf den Acker
Glaube wachend ſpäht; um wacker
Jeder Störung vorzubauen. (Geht ab.)

Die Gattin.
Ihr zarten, liebentbrannten Nachtigallen,
Lehrt mich Geſang in melanchol'ſchen Klängen!
Du grünes Gitter, wo Smaragden hängen,
Laß Laub und Blüthen deinem Schoos entwallen!
Deckt mich, ihr Cedern, mit den Blumenballen,
Du Myrrhenzweig, aus dem ſich Thränen drängen:
Glaubt nicht, daß Angſt und Zweifel mich bezwängen,
Der reinſten Liebe nur bin ich verfallen.
Zu ſehn, ob ich ihm folge liebentglommen,
Verließ mein Gatte mich: doch kein Behagen,
Kein Licht, kein Ort kann ohne ihn mir frommen:
Allgegenwärtig iſt er ohne Fragen,
Doch die von ſeiner Huld ganz eingenommen,
Wie ſoll die Seele Trennung von ihm tragen?
(Stolz und Neid treten auf in ägyptiſcher Tracht.)
Der Neid.
Komm, Stolz, jetzt ſtören wir die Gattin hier.
Der Stolz.
Wenn ich hochmüthig war als Himmelsengel,
So prahlt jetzt mit ſeiner Flügelzier
Der kleinſte Schmetterling trotz aller Mängel
Und hält ſich, weil er bunt,
Für einen Adler ohne allen Grund.
Der Neid.
Was Wunder, wenn dein göttlicher Verſtand
Stolz darauf war, mit Gott es aufzunehmen?
Doch laß dich das nicht grämen,
Wenn Thorheit ſtolz zu ſein ſich unterſtand:
Der Hochmuth, den die Menſchen offenbaren,
Macht, daß ſie raſcher nur zur Hölle fahren.
Der Stolz.
Von babylon'ſchen Thürmen träumet Jeder
Und in den Himmel wachſen will die Ceder,
So hat ihr Stolz den meinen übertroffen.
Der Neid.
Verdunkeln wollen ſie in frechem Hoffen,
Was Gott ſchuf durch ſein Werde!
Der Stolz.
Du Fürſtin dieſer hold geſchmückten Erde,
Sirene dieſes Meers von Blüthenwellen,
Die von des Zephyrs Hauche lieblich ſchwellen
In reichem Farbenſchimmer bunt ſich zeigend —
Wer biſt du? Von entlegenen Geſtaden
Nahn wir den grünen Pfaden
Hier an des heil'gen Jordans Silberrand?
Aegypten nennt ſich unſer Heimatland,
Und unbekannt ſind Zions holde Frauen
Uns; in dem Cedernbache haben wir
Noch nie genetzt der Sandalen Zier,
Im Garten, den Citronen überbauen
Mit Blüthenſchnee und grün gewölbtem Dach.
Die Gattin.
Der fremden Kleidung nach
Scheint ihr ägyptiſch?
Der Neid.
Und du ſcheinſt ein Engel!
Wer biſt du? Ohne Mängel
Biſt eher du den Göttern beigezählt,
Als daß du ſterblichem Geblüt entſproſſen.
Biſt du vielleicht vermählt?
Die Gattin.
Ein Nazarener ward mir zum Genoſſen,
Des göttergleiches Antlitz mich entzückt:
Er iſt Gebieter dieſer Saatenauen
Bis wo ſich das Gebirge läßt erſchauen,
Mit Palmen reich geſchmückt.
Der Stolz.
Wer iſt er, hochbeglückt?
Die Gattin.
Noch glücklicher bin ich, denn mich beneidet
Der Seraph ſelbſt, den Himmelsglanz umkleidet,
Die Heilige, gebadet in den Gluthen
Der ew'gen Liebe, Götterfunken ſprühen.

Der Stolz.
Die ſchöne Ruth, als ſie zum Aehrenleſen
Betrat des Boas Korn,
Die zu vergleichen iſt ſie nicht geweſen
An hohem Reiz.
Der Neid.
Als Nabal einſt erleſen
Von Davids Rachezorn,
Stieg von dem Carmel nicht
Umfloſſen von ſo reiner Schönheit Licht
Abigail herab.
Der Stolz.
So wechſelten Jasmin und Roſen ab,
Als Eſther einſt den Ahasver beſiegte.
Den Feldherrn, der Bethulien wild bekriegte,
Verblendeten nicht ſolcher Augen Strahlen,
Mußt' er ſie gleich mit ſeinem Blute zahlen
In Purpurſtrömen.
Der Neid.
Wahrlich gegen dieſen
Iſt Sara's Reiz zu hoch geprieſen.
Der Stolz.
Auch Rahel ſteht zurück, als ſie am Brunnen
Die Liebesthränen Jakobs ſich gewonnen.
Laß mich einmal die ſchöne Hand betrachten,
Dem reinſten Elfenbeine gleich zu achten.
Die Himmelskreiſe dürfen es beneiden,
Wie ſich die Linien von einander ſcheiden;
Doch Schönheit wird ſich nie dem Glück vereinen
Und um der Kinder willen wirſt du weinen:
Mit tauſend Qualen wird man dir ſie tödten.
Der Neid.
Noch mehr iſt ſie in Nöthen,
Denn auch den Gatten wird man ihr ermorden.
Der Stolz.
Schon Jeremias ſchauet ihr ſolch Loos.
Die Gattin.
Was thut das? In verklärter Herrlichkeit
Iſt mir das Wiederſehn gewiß geworden.
Der Stolz.
Im Schiff wird ihm vom Meer Gefahr b'reitet.
Die Gattin.
Er iſt das Schiff, das uns zum Himmel leitet.
Der Neid.
Von deinen Nachbarn, weiß ich, liebt dich einer,
Reizvoll wie Abſalon.
Die Gattin.
Es hoffe Keiner,
Daß je ich wanke.
Der Stolz.
Du haſt mehr Verſtand,
Als Bathſeba, die ſchöner anerkannt
Als Dina, Jakobs edles Töchterlein.
Die Gattin.
Von meiner Treue weiß ich ganz allein.
Der Neid.
Ammon hat Thamar durch Gewalt gefällt.
Die Gattin.
Suſanna's Keuſchheit iſt's, die Muth mir gibt.
Der Stolz.
So hör' doch, bleib.
Die Gattin.
Jetzt kenn' ich eure Tücke;
Glaubt nicht, daß eure Tracht mich noch berücke:
Mich freut, was ich gehört,
Doch daß ihr ferner mich nicht mehr bethört,
Will ich von hinnen gehen. (Geht ab.)
Der Stolz.
Beſchämt muß ich mein eitles Streben ſehen.
Der Neid.
Daß ſie den Nazarener treu will lieben —
Vor Mißgunſt werd' ich toll.
Der Stolz.
Der Rache Maß iſt voll.

Der Neid.
Es ſoll ſie Nichts verſcheuchen.
Der Stolz.
Sieh' hier den Weizen ſtehen,
Den wollen wir mit Unkraut dick beſäen.
(Die Einfalt tritt aus mit einer Lampe.)
Die Einfalt.
Da die Sorgfalt mir befohlen
Dieſen Weizen zu bewachen,
Eine ſolche einfält'ge Sachen,
So beraubt mich's unverhohlen.
Und ich gehe hier ſo munter
Von des Wächteramts Beſchwer,
Daß, wenn dieſer Schatz nicht wär',
Ich in's Gras mich ließ herunter.
Augen, ſeyd nicht ſo verdroſſen,
Dieſe Nacht iſt nicht von Dauer:
Sonſt kommt der verdammte Bauer,
Spielt dem Gutsherrn einen Poſſen.
Schlaf, ſag' ich, was für Sachen
Sind mir das? ich werde gleiten.
Der Stolz.
Schlummer will ich ihm bereiten.
Die Einfalt.
Halb verſchlafen, halb im Wachen,
Augen....
Der Stolz.
Wenn er eingeſchläfert,
In den weiten Nachtgewäſſern
Raſch geirrt.
Die Einfalt.
Ihr ſollt euch ſpreizen,
Augen, bleibet wach, mich ſchläfert.
Der Stolz.
So viel Unkraut, daß die Saaten
Gottes mir damit erſticken.
Der Neid.
Dreimal ſoll es ſich uns glücken
Und der Plan mir und gerathen. (Gehen ab.)

## 15

# Tirſo.

## Der ſteinerne Gaſt. *)

### I.

(Akt 3, Scene 9, 10, 11.)

Zimmer bei Don Juan Tenorio. Zwei Diener machen die Tafel zurecht.

Erſter Diener.
Gleich erſcheinen wird Don Juan,
Drum den Tiſch zurecht gemacht!
Zweiter Diener.
Doch nur Alles iſt bedacht,
Doch nun geht das Warten an.
Mein Herr, nach alter Weiſe,
Bleibt lang aus, daß Gott erbarm!
Die Gerichte werden warm
Und das Eſſen wird zu Eis.
Was mag unſern Herrn wohl zwingen,
So zu leben?

(Don Juan und Catalinon kommen.)
Don Juan.
Schließt zu!
Catalinon.
Wie befohlen, ſchließ ich zu.
Don Juan.
Holla, laß das Eſſen bringen.
Zweiter Diener.
Hier iſt es.
Don Juan.
Catalinon,
Setz' dich her!
Catalinon.
Ich lieb' es nicht
Stehend eſſen.
Don Juan.
Setz' dich her,
Denn ich will's.
Catalinon.
Ich ſitze ſchon.
Erſter Diener.
Das war Vorſchrift allemal,
Wenn ich mit dem Herren aß.
Don Juan.
Setz' dich!
(Man klopft draußen.)
Catalinon.
Klopfte da nicht was?
Don Juan.
Wie es ſcheint, klopft man im Saal.
Seht doch nach.
Erſter Diener.
In größter Schnelle.
Catalinon.
Sind's wohl Häſcher des Gerichts?
Don Juan.
Meinethalben. Fürchte Nichts!
(Der Diener kommt fliehend zurück.)
Warum zitterſt du, Geſelle?
Catalinon.
Schlimmes kündet ſein Betragen.
Don Juan.
Unmuth ſteigt in mir empor!
Sprich, gib Antwort: was geht vor?
Hielt der Teufel dich beim Kragen?
Geh' du und ſieh' nach der Thür,
Eile!
Catalinon.
Ich?
Don Juan.
Du, wie's gebühret;
Raſch die Beine mir gerühret!
Wird's bald?
Catalinon.
Wer mag wohl den Schlüſſel
Zu der Thüre haben?
Zweiter Diener.
Bloß
Mit dem Riegel iſt ſie zu.
Don Juan.
Was gibt's? warum gehſt du?
Catalinon.
Das iſt heut mein [illegible]
Die Verſtorbenen ſind [illegible]
Und beſtraften heut und [illegible]
(Catalinon geht nach der Thüre, kommt zurück, ſtürzt hin und ſteht wieder auf.)
Don Juan.
Was iſt das?
Catalinon.
Gott ſteh' mir bei!
Ich bin todt, ich bin verloren!
Don Juan.
Was ergreift dich? was erfaßt dich?
Sprich, was gibt's?

---

*) „Der Verführer von Sevilla" oder „der ſteinerne Gaſt" (El Burlador de Sevilla y Convidado de piedra) des Tirſo de Molina (eigentlicher Name war Gabriel Tellez) iſt die erſte ſchriftliche Bearbeitung der Don Juan-Sage, welche, neben dem Fauſt von Goethe und [illegible], eines der bedeutendſten Probleme der modernen Poeſie ausmacht.

Catalinon.
O Herr, was dort
Ich geſehn, glaubt mir auf's Wort,
Halb bin ich vor Angſt geſtorben —
Ich kam an und war halb blind;
Als ich ſah, ich ſchwör' es dir,
Sagt' und ſprach er: Wer iſt hier?
Fragt' er mich, ich ſprach geſchwinde,
Daß — —
Don Juan.
Wie denn?
Catalinon.
Ich weiß es nicht.
Don Juan.
Kann der Wein dich ſo verdrehen!
Wer da klopfte, will ich ſehen:
Nimm, reiche mir das Licht.

(Don Juan nimmt das Licht und geht nach der Thüre; dort tritt ihm Don Gonzalo entgegen in der Geſtalt, wie er auf dem Grabmale war; Don Juan zieht ſich verwirrt zurück, legt eine Hand an den Degen und hält das Licht mit der andern; Gonzalo nähert ſich ihm mit kleinen Schritten. Don Juan geht langſam vor ihm zurück, bis ſie in der Mitte der Bühne ſind.)

Don Juan.
Wer da?
Don Gonzalo.
Ich bin's!
Don Juan.
Wer ſeid ihr?
Don Gonzalo.
Haſt dem Ritter du verſprochen,
Der mit dir zu Nacht ſollt' eſſen?
Don Juan.
Bereitet iſt die Tafel dort,
Und wenn mehr noch mit dir kommen,
Soll es Allen wohl behagen;
Schon iſt Speiſe aufgetragen.
Setze dich!
Catalinon.
Schützt mich, ihr Frommen!
Sanct Panuncio, Sanct Anton!
Was? die Todten eſſen? Ha!
Mit dem Kopfe nickt er ja!
Don Juan.
Setz' dich her, Catalinon!
Catalinon.
Ich will mich des Mahls begeben,
Gnäd'ger Herr.
Don Juan.
Iſt das erhört,
Daß dich Todesfurcht bethört?
Was thät'ſt du, wenn er am Leben?
Davor bangt ſich nur ein Thor.
Catalinon.
Iß du nur mit deinem Gaſte
Und geſtatte, daß ich faſte.
Don Juan.
Machſt du mir Verdruß?
Catalinon.
Sennor,
Knoblauchkraut hab' ich im Hals.
Don Juan.
Komm her, ſonſt erwacht mein Zorn.
Catalinon.
Ach, ich bin ſchon todt von vorn
Und von hinten ebenfalls.
(Die Diener zittern.)
Don Juan.
Und ihr Beiden? Pfui der Schande,
Wie die feigen Kerle zittern!
Catalinon.
Niemals ſpeiſ' ich noch mit Leuten
Aus ganz unbekanntem Lande: —
Ich mit einem Gaſt aus Stein!
Don Juan.
Laß die ſchnöde Furcht doch ruh'n.
Was kann dir ein Stein denn thun?
Catalinon.
Schlägt mir blos den Schädel ein.
Don Juan.
Sprich zu ihm mit Courtoiſie.
Catalinon.
Wie geht's? Iſt das andre Leben
Mehr gebirgig oder eben?
Liebt man dort die Poeſie?
Erſter Diener.
Sein Kopfnicken deutet hin,
Daß es wahr iſt.
Catalinon.
Gibt's auch Schenken
Dort im Himmel? Kein Bedenken;
Vielleicht exiſtirt man drin.
Don Juan.
Holla, laßt zu trinken bringen!
Catalinon.
Sagt, ob's euch mit Eis beliebt?
(Don Gonzalo nickt.)
Wenn es dort Gefrornes gibt,
Muß ich's loben.
Don Juan.
Soll man ſingen,
Er befiehlt.
(Don Gonzalo nickt.)
Zweiter Diener.
Er hat genickt.
Don Juan.
Singt!
Catalinon.
Es ſcheint, der todte Gaſt
Hat Geſchmack.
Erſter Diener.
Für Edle paßt,
Daß die Kunſt ihr Herz erquickt.
(Geſang hinter der Scene:)
Wenn für Liebesglück und Leid
Ihr mir erſt nach meinem Tod,
Schönſte, mit der Rache droht: —
Pah, das hat noch lange Zeit!
Catalinon.
Macht die Sommerglut ihn matt,
Den Herrn Todten? oder wär' er
Juſt vom Eſſen kein Verehrer?
Zitternd nur eß' ich mich ſatt.
Wenig trinken ſie wohl dort.
Nun auf Beide trink' ich fort:
Marmor, Euer Wohl! Bei Gott,
Alle Furcht iſt beinah fort.
(Geſang hinter der Scene:)
Wenn im Tode Strafe iſt
Für verbot'nen Hochgenuß,
Nun ſo läßt der Ueberfluß
Meiner Lebenszeit mir Friſt.
Darum, wenn für Liebesleid
Ihr mir erſt nach meinem Tod,
Schönſte, mit der Rache droht: —
Pah, das hat noch lange Zeit!
Catalinon.
Welche nur von allen Mädchen,
Die du angeführt, Sennor,
Iſt gemeint?
Don Juan.
In dieſem Punkt
Hab' ich keiner je geſchont:
Iſabella in Neapel — —
Catalinon.
Angeführt iſt dieſe wohl

Kaum zu nennen, da mit ihr
Du dich jetzt vermählen sollst.
Doch Tisbea ward betrogen,
Die vom Meere dich entrung
Und für gastliche Bewirthung
Daß du Undank ihr gezeigt;
So auch Donna Anna

Don Juan.
Schweig',
Denn hier ist, der für sie focht
Und der auf die Rache wartet.

Catalinon.
Dir steht harter Stand bevor,
Du von Fleisch und er von Marmor,
Der auf seine Stärke pocht.

(Don Gonzalo deutet durch Zeichen an, die Tafel solle abgetragen werden und Don Juan mit ihm allein bleiben.)

Don Juan.
Holla, tragt die Tafel ab,
Weil durch Zeichen er gebot,
Uns allein zu lassen. Darum
Geht ihr Andern.

Catalinon.
Schlimm, bei Gott!
Bleibe nicht, Herr, denn so ein Todter
Haut mit einem einz'gen Stoße
Riesen um.

Don Juan.
Geh' augenblicklich.
Ich bin ich! Catalinon,
Geh', er naht sich eben.

(Catalinon und die beiden Diener gehen ab. Don Juan bleibt allein mit Don Gonzalo, welcher ihm durch Zeichen andeutet, die Thüre zu verschließen.)

Don Juan.
Die Thüre
Ist verschlossen. Deines Wortes
Bin ich jetzt gewärtig; rede!
Was willst du, Gespenst, Wesen?
Leidest du im Fegefeuer?
Forderst du Satisfaction?
Was begehrst du? Ich verpfände
Dir mein heilig Ehrenwort,
Das zu thun, was du gebietest.
Weilst du nicht an Gottes Thron?
Starbst in Sünde du dahin?
Sprich, ich leihe dir mein Ohr.

Don Gonzalo
(mit tiefer, überirdischer Stimme).
Willst du auf dein Ritterwort
Meinen Wunsch erfüllen?

Don Juan.
Stolz
Darf ich sein auf meine Ehre
Und als Ritter halt' ich Wort.

Don Gonzalo.
Reich' die Hand mir, fürchte Nichts!

Don Juan.
Ich mich fürchten? Und wovor?
Wärest du die Hölle selber,
Meinen Handschlag gäb' ich doch.

Don Gonzalo.
Bürge mir dein Handgelöbniß,
Daß du morgen Abend kommst,
Um zehn Uhr mit mir zu speisen.
Willst du?

Don Juan.
Dacht' ich Aergres doch,
Was du Schlimmes wolltest fordern;
Morgen komm' ich, aber wo
Find' ich dich?

Don Gonzalo.
In der Capelle.

Don Juan.
Ich?

Don Gonzalo.
Und dein Catalinon.
Und so wie ich dir's gehalten,
Halte mir dein Ritterwort!

Don Juan.
Darauf kannst du sicher bauen:
Ich heiße Tenorio.

Don Gonzalo.
Wohl,
Ich Ulloa!

Don Juan.
Sicher komm' ich.

Don Gonzalo.
Und ich glaube dir's; leb' wohl!

Don Juan.
Warte doch, ich will dir leuchten.

Don Gonzalo.
Laß das, mich erleuchtet Gott.

(Er geht gemessen ab, indem er Don Juan und dieser ihn unverwandt anblickt. Wenn er verschwunden ist, bleibt Don Juan bestürzt zurück.)

Don Juan.
Himmel, steh' mir bei! Der Schweiß
Ueberläuft mich wie ein Strom
Und doch ist mein Innerstes
Wie erstarrt von scharfem Frost!
Als er meine Hand ergriffen,
War die Kraft des Druckes so,
Daß ich an die Hölle dachte,
Denn die Glut war übergroß.
Und dagegen, als er sprach,
Haucht' er von sich solchen Frost,
Wie wenn aus dem tiefsten Abgrund
Eine Eiseskälte zog.
Doch das ist nur Spuk, den meine
Einbildung mir unterschob;
Furcht nur noch dazu vor Leichen,
Die verzeiht man Bauern wohl;
Doch da man lebend'ge Ritter
Nicht im mind'sten scheuen soll,
Wenn sie Geist und Sinne haben,
Was liegt an der Todten Drohn!
Morgen geh' ich zur Capelle,
Wohin mich der Gast entbot,
Daß Sevilla mich bewundre,
Staunend über meinen Trotz! (58.)

## 2.

(Akt 3, Scene 16.)

Die Begräbnißkapelle. Don Juan und Catalinon treten ein.

Catalinon.
Was die Kirche dunkel ist,
Diese ungeheure Masse!
Weh, o weh! Herr steh' mir bei.
Eben packt mich was am Mantel!
(Don Gonzalo tritt ihnen entgegen.)

Don Juan.
Wer da?

Don Gonzalo.
Ich!

Catalinon.
Ich bin verloren!

Don Gonzalo.
Bin der Todte, sei nicht bange;
Daß bezweifelt' ich, du würdest
Kommen, da du selber Alle
Pflegst zu täuschen.

Don Juan.
Wolltest du
Mich für eine Memme halten!

Don Gonzalo.
Ja, du floh'st in jener Nacht,
Als du mich erstochen hattest.
Don Juan.
Damals floh ich vor den Häschern,
Doch jetzt weich' ich nicht vom Platze.
Sage, was du von mir willst?
Don Gonzalo.
Nichts, als dich zum Mahle laden.
Catalinon.
Wer wird hier an's Essen denken!
Höchstens gibt es kalten Braten,
Wo man keine Küche sieht.
Don Juan.
Laßt uns essen!
Don Gonzalo.
Doch zuvor
Mußt du heben diesen Quader.
Don Juan.
Und wenn du's davon gebeten,
Heb' ich diese Pfeilermassen.
Don Gonzalo.
Sehr beherzt!
Don Juan.
Ich habe Muth
Und mein Herz wird nie verzagen.
Catalinon.
Hier geht's ordentlich zu,
Denn der Tisch wird nie gewaschen.
Don Gonzalo.
Setz' dich!
Don Juan.
Und wohin?
Catalinon.
Die Teufel
Bringen dort zwei schwarze Pagen.
(Zwei Schwarzverhüllte bringen Stühle.)
Sieh doch, hier gibt's Trauermohren,
Und die Stühle sind aus Flandern.
Don Juan.
Setz' dich!
Catalinon.
Ich mich setzen, Herr!
Hab' gespeist gegen Abend.
Don Gonzalo.
Weigr' es nicht.
Catalinon.
Ich weigre Nichts —
Helf mir, Himmel, aus der Patsche! —
Was enthält die Schüssel, Herr?
Don Gonzalo.
Skorpionen sind's und Schlangen.
Catalinon.
Das nenn' ich ein sauberes Essen!
Don Gonzalo.
So beschaffen wir die Tafel.
Schmeckt dir's nicht?
Don Juan.
Ich werde essen,
Wenn's auch Nattern gibt, und Vipern,
Wie die Hölle sie erzeugt.
Don Gonzalo.
Auch Gesang soll dich erlaben.
Catalinon.
Was für Weine trinkt man hier?
Don Gonzalo.
Koste!
Catalinon.
Eisgefrorne Galle
Ist der Wein.
Don Gonzalo.
Aus unsern Keltern
Pressen wir den Wein nicht anders.

(Gesang hinter der Scene:)
Denket Alle, die ihr fürchtet
Gottes unermess'ne Strafen,
Wie so bald die Zeit verronnen,
Wie man jede Schuld muß zahlen!
Catalinon.
Das klingt übel, meiner Seel'!
Diesen Vers hab' ich verstanden,
Er bezieht sich klar auf uns.
Don Juan.
Alles Blut fühl' ich erstarren.
(Gesang hinter der Scene:)
Wer sich auch des Lebens freut,
Soll doch niemals trotzig sagen:
Ach, das hat noch lange Zeit!
Zeit zur Buße könnte mangeln.
Catalinon.
Was ist das für Fricassee?
Don Gonzalo.
Krallen.
Catalinon.
Dann sind's Schneiderkrallen,
Denn die machen lange Finger.
Don Juan.
Ich bin satt; weg mit der Tafel!
Don Gonzalo.
Jetzo reiche mir die Hand.
Gib sie mir! Du scheinst zu zagen?
Don Juan.
Sprichst du so mit mir? Ich zagen?
(Er gibt ihm die Hand.)
Weh! ich brenne — Glut und Flammen
Martern mich!
Don Gonzalo.
Noch kein Vergleich
Gegen deine künft'gen Qualen.
Unerforschlich, o Don Juan,
Sind des Himmels Wunderpfade,
Und dich soll nach ew'gem Rathschluß
Eine Todtenhand bestrafen.
Daß auf diese Art du büßest,
Das ist Gottes Richterspruch —
Solcher Lohn für solche Thaten.
Don Juan.
Ich vergehe! — Laß mich los! —
Dieser Dolch verschafft mir Rache —
Doch umsonst sind meine Stöße,
Die nichts Körperliches fassen.
Deine Tochter trog ich nicht,
Da sie zeitig mich erkannte.
Don Gonzalo.
Wenn auch, dein verruchter Plan
War in's Werk gelegt.
Don Juan.
So lasse
Einen Beichtiger mir holen!
Don Gonzalo.
Allzuspät ist dies Verlangen.
Don Juan.
Ich verzehre mich — ich glühe —
Ich bin todt!
(Er fällt todt nieder.)
Catalinon.
Wär' ich von dannen!
Sicher muß ich mit dir sterben
Als Begleiter seiner Fahrten.
Don Gonzalo.
Das ist Gottes Richterspruch:
Solcher Lohn für solche Thaten!
(Das Grabmal, Don Gonzalo und Don Juan versinken; Catalinon kriecht auf allen Vieren nach vorn.)
Catalinon.
Gott, Allmächt'ger, was ist das?
Die Capelle steht in Flammen

Und ich bleibe bei dem Leichnam
Wohl zurück als Todtenwache!
Auf der Erde liegend will ich
Unter Weinen [illegible] Vater.
Santa Maria, Santa [illegible] Dei,
Helft mir [illegible] auf die Straße!

(Lebrun.)

## III.

## Alarcon.

### Der Weber von Segovia.

Akt 1, Scene 5.

Saal im königlichen Schlosse. Der König auf dem Thron; an einer Seite der Marquis Suero Pelaez und Trabanten. Fernando, der Sohn des Beltran Ramirez, dem Freund Garceran, der Graf Julian, Bermudo, Fernando's Diener, und Gefolge treten auf.

Fernando.

Mein königlicher Herr, vor deine Füße
Leg' ich ein [illegible] des Maurenheer,
Befleckt von [illegible] Blut, das immerdar
Zu deinem Dienst gewidmet ist.

(König [illegible] es abgeben will.)

Fernando.

Dir mir gereicht!

Fernando.

Ihr geht und hört mich nicht?

König.

Ich weiß schon, was ihr mir zu sagen habt.

Fernando.

Hört, Herr, von meinem Ruhme! Solche Siege
Sind nicht zum Schweigen da.

König.

Ich höre schon.

Fernando.

Ich kam mit Garceran zu jenen Gauen,
Wo [illegible] Silberstrom [illegible] strömt —
[illegible] hier mit [illegible] Hand.
Dort wo die [illegible] [illegible] nennt —
Wir [illegible] mit der [illegible] anzuschauen,
Wie Gold und [illegible] das Firmament;
Der Morgen strahlte aus des Himmels Thoren
Und minder prächtig nicht das Heer der Mauren.
Dann, wie das nächt'ge Dunkel wich, enttauchten
[illegible] Banner, reiche Fahnen,
In welche [illegible] Morgenwinde hauchten,
Halbmonde, [illegible] von [illegible]
Den [illegible] Nebeln, die im Thale rauchten.
Der Anblick lieh die Macht des Heeres ahnen
Und vor dem Glanz des [illegible] Gewimmels
Erlosch [illegible] die Farbenpracht des Himmels.
Wir sahn die Feinde an dem [illegible] erhoben
[illegible], um die [illegible] Mauern [illegible]
Und [illegible] [illegible] reihen,
Noch [illegible] Schlacht [illegible]
Doch [illegible], ihre [illegible]
Und [illegible] erfahren [illegible].
Und kaum der [illegible] ein Zweikampf zwischen beiden
[illegible] das [illegible] der Schlacht entscheiden! —
Ich nahm es an, und schneller als die Welle,
Wenn sie der Sturmwind an das Ufer jagt,
Schnell wie der [illegible] der Meereswelle,
Flog ich auf meinem Roß, das unverzagt,
[illegible] aber [illegible] Schnelle,
Selbst mit dem Wind sich in den Wettkampf wagt,
Zum [illegible] hin und [illegible] Seite [illegible]
Nach Kampf mit dem [illegible] Maurenfürsten.
Und sieh', er naht! In seiner Linken hält er
Das Banner mit dem Halbmond aufgepflanzt;
Buntfarbig strahlt sein Morgenglanz-erhellter
Brustharnisch, sein Gewand, mit Gold befranst;
Er sprengt auf stolzem, schwanenweißem Zelter,
Der zu dem Ton der Kriegsmusiken tanzt
Und gleich dem Meer, das unter Schiffen schäumt,
Voll Kampflust unter seinem Reiter bäumt.
Man blies zum Angriff; und so wie zwei Blitze
Sich treffen von zwei kämpfenden Gewittern,
So treffen unsre Lanzen Spitz' an Spitze,
Gleich Aesten, die beim Hauch des Sturmes zittern;
Die Rosse dampfen in des Kampfes Hitze,
Die Lanzen sind zerbrochen; von [illegible]
Ist rings der Grund bedeckt; wir selber schwingen
Uns aus den Bügeln, um zu Fuß zu ringen.
Mein Name ist Alcator! ruft der Maure;
Und Vargas meiner! ruf' ich ihm zurück.
Dann dring' ich rascher auf ihn ein und bohre
Das Schwert ihm in die Brust; ein Augenblick,
Und er ist todt! Da schallt im lauten Chore
Der Mauren Wehgeschrei und, wild im Blick,
In wilden, ordnungslosen Haufen brechen
Sie auf uns ein, des Führers Tod zu rächen.
Wir aber sind bereit, sie zu empfangen,
Und freu'n uns, ihre tolle Hast zu sehn;
Bald haben wir das ganze Heer gefangen
Und bringen dir, mein König, die Trophä'n.
So ist, wonach wir lang vergebens rangen
Durch unsern Sieg auf einen Schlag geschehn;
Trujillo, Caceres, Coria sind dein
Und bald wird Spanien frei von Mauren sein!

König.

Du bist ein Held in Thaten, doch in Worten
Ein bess'rer noch.

Fernando.

Ich habe mehr vollbracht,
Als ich gesagt.

König.

Schon gut! ich glaub' es dir.
Jedoch will ich dir einen Spiegel zeigen,
In dem du dich betrachten magst.

(Der König geht ab. Die Hintergründe werden geöffnet; man erblickt ein Schaffot und darauf die enthauptete Leiche des Don Julian.*)

Fernando.

Barmherziger Gott!

(Er sinkt vor Schrecken zu Boden.)

Garceran.

Er sinkt, von Schmerz [illegible],
Zu Boden hin. O namenloser Jammer!

Fernando.

Das kann der Himmel dulden!

Garceran.

Mein Fernando,
Ermanne dich! Die Donna [illegible] vor Scham,
Daß sie dich weinen sieht.

Fernando.

Die Liebe schämt
Sich nicht. Ja, daß so endlos [illegible]
Weint unaufhaltsam ihr Regen! Scham; [illegible]
O reiner Spiegel von vollkommner [illegible]
Laß mich noch einmal mich in dir [illegible]
Wie anders aber seh' ich dich [illegible]
Wer, heiliger Krystall, hat dich [illegible]
Wer dich mit blut'gen Tropfen [illegible]
Dich so verdunkelt, daß ich mich nicht [illegible]
In dir beschauen kann? [illegible]
Der [illegible] [illegible]
Schien allzu leuchtend [illegible].

---

*) Don Julian war, [illegible] von Don Fernando, [illegible] die Mauren am [illegible] eine [illegible] des [illegible] Marquis Suero Pelaez [illegible]. Die [illegible] Scene ist [illegible] der [illegible] von den [illegible], welche über die spanische Bühne [illegible].

Wo der ſie ſchleichen. O warum, mein Vater,
Daß du die Fürſtenſchlöſſer nicht gemieden,
Wo Reinheit Schutz und Tugend Armut heiſcht?

Bermudo.

Flieht, Herr! Sie wollen euch gefangen nehmen.

Fernando.

Ihr! Hat die Ehre ſo geringe Kraft,
So ſei der Tod ihr Lohn!

(Der Monarch und ſein Sohn, der Graf, treten mit Trabanten zu Fernando ein.)

Graf.

Nehmt ihn gefangen!

Fernando (lachend).

So, Schurken, laß ich mich gefangen nehmen!
Wo biſt du, Gaceran?

Gaceran.

Ich folge dir,
Wohin es ſei!

Graf.

Sein Mord iſt unabwendbar!

Fernando.

Die Rachſucht kämpft in mir und wird mich ſchützen.
Die nahe Kirche ſei uns ein Aſyl!

(Sie gehen kämpfend ab.)

(Schack.)

## 17.

## Gongora.

### Madrid.

Ein ehrlich Leben voll von Zaubereien,
Dämonen, die nie nach dem Teufel riechen,
Viel leere Wünſche, die im Rauch verkriechen,
Schwätzer, die dem Winde Sprache leihen.
Caroſſen mit Perrücken und Lakaien,
Zierliche Frauen, die dem Wind gleichen,
Schwatzhafte Frau'n, Botſchaften, Miethskutſchen,
Koſtbare Herzog' und voll Schlägereien,
Im Ueberfluße Pagen, Advocaten,
Auf Mäulern Pfaffen, die den Mäulern gleichen,
Fußtritte, wo der Unrath, Koth zu weichen,
Zu halben Krüppeln wordene Soldaten,
Intriguen, Schmeichelein, heimlich Schleichen;
Das iſt Madrid — mehr wahre Hölle paſſen!

(Hain.)

## 18.

## Quevedo.

### 1.

### Roms Verfall.

Du magſt in Rom nach Rom, o Fremdling, ſuchen
Und kannſt in Rom ſelbſt Rom nicht mehr erkennen;
Zum Leichnam ſind die Mauern hingeſchwunden,
Zum eignen Grab des Aventinus Höhen.
Des Palatinus ſelbſt mußt' untergehen;
Die Mäler, die der Zeiten Wuth empfunden,
Bezeugen mehr den Kampf, den ſie beſtanden,
Als ſie die Ehre Latiums erheben.
Der Tibris blieb allein, der ſeine Mauern
Vormals beſpült und jetzt mit Klag' und Bangen
An ſeinem Grabe kund macht ſeine Trauer.
O Rom, ſo iſt, was bleibend ſchien, vergangen,
Von ſeiner Größ' und Herrlichkeit, und Dauer
Vermochte nur das Flücht'ge zu erlangen.

(Hain.)

### 2.

### Orpheus.

Orpheus ſtieg zum Höllenſchlunde,
Um nach ſeiner Frau zu ſpähn;
Denn nach ſchlecht'rem Orte geh'n
Konnt' er nicht aus edlerm Grunde.
Singend kam er und ein langes
Stöhnen hemmte Qual und Leid,
Ob der Abſicht Seltſamkeit
Mehr, als ob dem Reiz des Sanges.
Der verbrannte Gott der Schatten,
Dem verwegnen Sänger fluchend
Und die ärgſte Strafe ſuchend,
Macht' ihn wiederum zum Gatten.
Zwar, um ſolche Schuld zu büßen,
Gab er ſeine Frau ihm wieder;
Doch, zum Lohn der ſüßen Lieder,
Macht' er's leicht, ſie einzubüßen.

(Geibel.)

## 19.

## Calderon.

### 1.

### Der ſtandhafte Prinz. *)

Perſonen.

Don Fernando } Infanten von Portugal.
Don Enrique }
Don Juan Coutinho.
Alfonſo, König von Portugal.
Brito, portugieſiſcher Soldat.
Der König von Fez.
Muley, ſein Feldherr.
Tarudante, König von Marokko.
Celim, Hauptmann des Königs von Fez.
Phenix, Prinzeſſin.
Roſa } ihre Dienerinnen.
Zara }
Soldaten, Chriſtenſklaven und Gefolge.

1.

Akt 2. Scene 1.
(Gebirgige Waldgegend).

Der König. Fernando. Muley. Don Juan.
Später Don Enrique.

Don Juan (zu Fernando).

Hoher Herr, tritt an die Küſte,
Nur das herrliche Gehege
Wirſt du ſehn, womit die Kunſt
Jemals die Natur erhöhte,
Eine herrliche Galerie

---

*) Wenn irgend ein Werk würdig iſt, im innerſten Heiligthum der Kunſt aufbewahrt zu werden, ſo iſt es „der ſtandhafte Prinz;“ denn die Dichtkunſt hat hier alle ihre Reize in überſchwänglicher Fülle ausgeſchüttet und alle ihre Kräfte vereinigt, um ein Meiſterſtück von einziger und unerreichbarer Vollendung hervorzubringen; zugleich aber ſchweben die Andacht und der Glaube wie ein feierlicher Orgelklang über dem Ganzen und geben ihm eine geiſtliche Weihe, in welcher das Irdiſche die höchſte Verklärung feiert und Luſt und Klage, gleich der Hymne auf der Lippe des ſterbenden Märtyrers, in anbetenden Jubel ausfließt. Der ſtandhafte Prinz, dieſe wunderbare Tragödie, ſteht für alle Zeiten als das Höchſte da, was die chriſtliche Poeſie erreicht hat. Schack, Geſch. d. dramat. Lit. u. Kunſt in Spanien, Bd. 3, S. 115. Gegen dieſes Urtheil dürfte Wenig einzuwenden ſein, nur muß man den Zuſatz

Wendet von des Meeres Höhe
Sich zum Hafen, obwohl näher
Ganz und ſchwarz, von ſolcher Schöne,
Daß man ſtaunt, wenn man ſie ſiehet,
Wie die Traurigkeit ſo fröhlich.
Von den Schiffen Portugal's
Iſt der Gipfel ihr gekrönet,
Denn, da ihr Infant gefangen,
Legen ſie die Trauerflore
An um ſeine Sklaverei,
Und ſie kommen, ihn zu löſen,
Ihren Schmerz alſo verkündend.

Fernando.

Nein, mein Freund Don Juan, wie möchte
Dies der Grund der Trauer ſein?
Kamen ſie, um mich zu löſen,
Dann, beglaubigend die Freiheit,
Wären auch die Zeichen fröhlich.

(Don Enrique in Trauer mit einem offenen Briefe in der Hand. Gefolge.)

Enrique.

Laßt euch, hoher Herr, umarmen.

König.

Eure Hoheit grüß' ich ſchönſtens.

Fernando.

Ach, Don Juan, das bringt mir Tod!

König.

Ach, Muley, das bringt mir Größe!

Enrique.

Da mir eure Gegenwart
Eurer Wohlthaten eröffnet,
Hoher Herr, wollt meinen Bruder
Zu umarmen mir vergönnen.
Ach Fernando! (Sie umarmen ſich.)

Fernando.

Mein Enrique,
Welche Tracht iſt dies? Doch ſage!
Schon genug ſagt mir dein Auge,
Laß mich's nicht im Worte hören.

Weine nicht, denn ſoll's mir ſagen,
Ewig müſſ' ich nun hier ſtöhnen:
Dies nur iſt's, was ich begehre;
Daß nur Glück du wünſchen könnteſt
Und ſtatt Schmerz und Trauer Feſte
Froh begehn, in Kleidern köſtlich.
Sag, was macht mein Herr und Bruder?
Iſt im Wohlſein nur der König,
So betrübt mich Nichts. Noch ſchweigſt du?

Enrique.

Weil man wiederholte Stöße
Doppelt fühlt und ich nur einmal
Sie dich fühlen laſſen möchte. —
Du vernimm mich, hoher Herr!
Sind gleich eines Berges Höhen
Ländlicher Palaſt nur, hier
Bitt' ich, wolleſt du Gehör mir,
Einem Kriegsgefangnen Freiheit,
Achtung dem Berichte gönnen.
Heimwärts wandte ſich die Flotte,
Die zuvor mit eitler Größe
Laſt der Fluten war geweſen,
Einen ihrer Königsſöhne
Hier zurück gefangen laſſend,
Nach Liſſabon, bald zerſtöret.
Von der Stunde nun, wo ſolchen
Trag'ſchen Verfall Eduard hörte,
Ward von einer Traurigkeit
Dergeſtalt ſein Herz umwölket,
Daß er, bald die erſte Schwermuth
In Ermattung aufgelöſet,
Starb und Jeden Lügen ſtrafte,
Der da ſagt, daß Gram nicht tödte.
Eduard ſtarb, lohn' ihm der Himmel.

Fernando.

Weh' mir! Mein Gefängniß, kommt es
Ihm ſo hoch zu ſtehn?

König.

Weiß Allah,
Wie mich dieſer Fall verſtöret;
Fahre fort!

Enrique.

Im Teſtamente
Gab Befehl mein Herr, der König,
Daß man gleich für die Perſon
Des Infanten Ceuta böte.
Und ſo komm' ich mit der Vollmacht
Des Alfonſo, den man krönte,
Weil nur ſolch ein Morgenſtern
Mildern kann der Sonn' Erlöſchen,
Um die Stadt zu übergeben,
Und demnach —

Fernando.

Nichts weiter! Herr
Auf, Enrique! Denn dieß ſind
Worte, die unwürdig tönen,
Nicht nur eines Kron-Infanten
Portugals und der erhebet
Ward zu Chriſtus' Ordensmeiſter,
Nein, ſie wären's eines ſchnöden
Wilden, den der ew'ge Glaube
Nie erleuchtet des Erlöſers.
Wenn mein Bruder, jetzt im Himmel,
Auch im Teſtamente förmlich
Dies bedingt, geſchah es nicht,
Daß man dem gemäß beſchlöſſe,
Sondern dieß, um zu bezeugen,
Daß er wünſche, mich zu löſen,
Und dieß ſuche man durch andre
Weg' und Mittel zu befördern,
Sei'n ſie mild nun oder feindlich.
Denn, wenn er befiehlt, man möge
Ceuta geben, heißt dieß nur:
Ringt darnach auf's Allerhöchſte!

---

„chriſtliche Poeſie" wohl beachten und im gehörigen Sinne faſſen. — Die Hauptpunkte der Handlung bis zu der Stelle, wo wir dieſelbe durch den Dichter weiter und zu Ende führen laſſen, ſind folgende. Der portugieſiſche Infant Fernando, Großmeiſter des Ordens von Avis, landet mit ſeinem Bruder Enrique und einer Armee an der afrikaniſchen Küſte. Eine Vorbedeutung, dieſer Zug werde Unheil über Portugal bringen, und andere böſe Vorzeichen haben das Heer mit bangen Ahnungen erfüllt; aber Fernando ſelbſt freudig zum Tode, ganz von Gottvertrauen erfüllte Seele, ordnet die Seinen zum Kampfe gegen die Ungläubigen und nimmt den feindlichen Feldherrn Muley gefangen. Muley wird durch das ritterliche Benehmen ſeines Beſiegers ermuthigt, dieſem ſein Herz auszuſchütten und ihm zu erzählen, er liebe die Tochter des Königs von Marokko, die ſchöne Phönix, und fürchte nun, dieſe möchte während ſeiner Gefangenſchaft von ihrem Vater gezwungen werden, ihre Hand einem Andern zu reichen. Auf dieſe Erzählung hin ſchenkt Fernando dem Gefangenen freudig die Freiheit. Unterdeſſen aber ziehen die Ungläubigen mit vermehrten Streitkräften heran und das chriſtliche Heer wird gänzlich beſiegt. Fernando muß ſich nach tapferer Gegenwehr ergeben und wird nach Fez geſchleppt, indem der König erklärt, ihn nur gegen die Ausgabe von Ceuta freilaſſen zu wollen, und den Enrique nach Portugal ſendet, um darüber zu unterhandeln. Fernando erklärt freudig, daß er um dieſen Preis nicht befreit ſein wolle, und nun beginnt für den Gefangenen eine Reihe harter Prüfungen, jedoch wird er im Anfange noch vom König mit Achtung behandelt. Der durch Dankbarkeit ihm verbundene Muley, deſſen Liebe zur Prinzeſſin Phönix noch weiter in die Handlung verflochten iſt, verſucht Alles zu ſeiner Befreiung, aber vergebens. Da endlich langt Don Enrique mit der Vollmacht an, Ceuta den Ungläubigen zu übergeben und ſo den Infanten zu löſen

Denn wie wär's, wie wär's zu denken,
Daß ein ächt kathol'ſcher König
Uebergäb' an einen Mohren
Eine Stadt, um die verſtrömet
Ward ſein Blut, da er der Erſte
War, der ihrer Zinnen Höhe,
Bloß bewehrt mit Tartſch' und Degen,
Selbſt mit den fünf Schildlein *) krönte?
Und dieß iſt noch das Geringſte:
Eine Stadt, die Gott den Schöpfer
Auf kathol'ſche Weiſ' erkennt,
Die durch Kirchen wird verſchönert,
Welche Lieb' und Ehrerbietung
Seinem Dienſte hat geöffnet:
Wär' es ein katholiſch Thun,
Wär' es Eifer für das Frömmſte,
Wär' es chriſtliches Erbarmen,
Wär' es portugieſ'ſche Größe,
Daß die Anläſſe der Sphären,
Jene Tempel für den Höchſten,
An der Stelle goldner Leuchter,
Welche jetzt die Sonne röthet,
Ottomann'ſche Schatten luden,
Und daß, ſich der Kirch' empörend,
Ihre Monde ſpielen dürften
Der Verfinſterung Tragödien?
Wär' es gut, daß man zu Ställen
Die Capellen dort verkehrte,
Die Altäre drin zu Krippen?
Und, wenn ſie ſich dem entzögen,
Daß ſie zu Moſcheen würden?
Hier verſagen mir die Töne,
Hier gebricht es mir an Athem,
Hier beklemmt der Gram mich tödtlich;
Denn, wenn ich es denke ſchon,
Iſt's, als ob das Herz mir borſte,
Sträubt mein Haar ſich auf dem Haupte
Und es bebt der ganze Körper.
Denn in Ställen und in Krippen
Nicht zum erſten Mal, ſchon öfter
Hatte Gott als Gaſt gewohnt,
Aber als Moſcheen gewonnen
Wir an ihnen eine Denkſchrift
Zu unſterblichem Erröthen,
Lautend ſo: Hier hatte Gott
Wohnung, und nun, ſie dem Böſen
Einzuräumen, **) weigern jetzt ſie
Ihm die Chriſten. Nicht erhöret
Iſt's ja, menſchlich nur zu reden,
Daß man, irgend wen zu höhnen,
Eindringt in ſein Haus; wär's billig,
Daß eindränge, Gott zu höhnen,
In ſein eignes Haus das Laſter
Und daß wir dazu ihm böten
Das Geleit, daß wir ſogar
Selber würden ſeine Pförtner
Und, es drinnen zu bewahren,
Gott verjagten, aus ihn ſchlöſſen?
Die Kathol'ſchen, die dort wohnen
Mit Familien und Vermögen,
Würden leicht dem Glauben untreu,
Nur damit ſie's nicht verlören.
Wär' es wohl von uns gethan,
Dieſe Sünde zu befördern
Durch Gelegenheit? Wär's billig,
Daß der Chriſten zarte Söhne,
Welche dort erwachſen, zeitig
Von den Mohren angewöhnet
Ihren Sitten und Gebräuchen,
Eine falſche Lehre ſögen?
In elender Sklaverei
Wär' es billig zu ertödten
So manch Leben dort, um eines,
Worauf Nichts beruht, zu löſen?
Wer bin ich, mehr als ein Menſch?
Wenn's die Zahl erhöhen konnte,
Ein Infant zu ſein: Gefang'ner
Bin ich jetzt, der Standeshöhe
Iſt ein Sklave nicht empfänglich;
Ich bin's, ſo daß ſich betröge,
Wer Infant mich nennen wollte.
Bin ich's nicht, wer wohl gebote,
Daß das Leben eines Sklaven
Solchen hohen Kaufpreis gölte?
Sterben heißt das Sein verlieren,
Ich verlor's im Schlachtgetöſe,
Ich verlor das Sein, ſo ſtarb ich;
Starb, ſo hieß es nun ja thöricht
Handeln, wenn um einen Todten
So viel Leben würd' ertödtet.
Und ſo ſoll die eitle Vollmacht,
Jetzt in Stücke ganz zerbröckelt,
Nur wie Stäubchen in der Sonne,
Nur im Feu'r wie Funken ſtöbern.
(Er zerreißt die Vollmacht.)
Doch nein, ich verſchlinge ſie,
Daß kein Buchſtab' bleiben möge,
Der der Welt verrath', es habe
Luſitan'ſche Heldengröße
Dieß gewollt. — Ich bin dein Sklav;
Ueber meine Freiheit, König,
Schalte nun, ich will ſie nicht,
Noch auch kann ſie mir gehören.
Kehr', Enrique, heim und ſage,
Daß mir Afrika Grabhöhle
Sei geworden, denn mein Leben
Will ich Tod zu ſcheinen nöth'gen;
Chriſten, todt iſt euch Fernando!
Mohren, euch als Sklav gehör' ich!
Chriſtenſklave, ein Genoſſe
Fügt ſich heut zu euren Nöthen!
Himmel, deine heil'gen Kirchen
Läßt ein Menſch dir wieder öffnen!
Meer, ein Unglückſel'ger ſchwellet
Dir mit Thränen deine Ströme!
Berg', ein Trauriger bewohnt euch,
Gleich dem Wild in eurer Oede!
Wind', ein Armer überladet
Eure Regen mit Stöhnen!
Erd', ein Leichnam gräbt ſich heute
Seine Gruft in deine Höhlen!
König, Bruder, Mohren, Chriſten,
Sonne, Mond und Sterngewölbe,
Himmel, Erde, Meer und Winde,
Wald und Berg', ihr alle hört's!
Ein ſtandhafter Prinz befeſtigt
In Bedrängniſſen und Nöthen
Heute den kathol'ſchen Glauben,
Ehrt das Geſetz des Höchſten.
Denn, gab's keinen andern Grund,
Als daß Ceuta ward verſchönert
Durch die Weihung einer Kirche
Der Empfängniß, rein und göttlich,
Jener Königin und Herrin,
Die ſo Erd' als Himmel krönte:
Gern wollt' ich, ſo wahr ſie lebet,
Tauſend Leben drum verſtrömen!

König.

Undankbarer und Fühlloſer
Für die Herrlichkeit und Größe
Meines Reichs! wie kannſt du ſo
Mir das weigern und mißgönnen,
Was am meiſten ich begehre?
Zwar, wenn dir mein Reich gehöret

---

*) Portugals Wappen.

**) Wie bekannt, hielten Spanier und Portugieſen in ihrer katholiſchen Gläubigkeit die Bekenner des Islam allen Ernſtes für Heiden und Teufelsanbeter.

Mehr als einmal, so sprachst du leichtlich
Selber Sklaverei dich treffen;
Aber da in meinem Sklaven
Du dich selbst bekannt mit Schmerzen,
Will ich dich als Sklaven halten,
Und dein Volk und Bruder mögen
Sehen, wie du mir zeigst die Demuth
Dulden, wie ein Sklave [illegible].

**Enrique.**

Welch ein Unglück!

**Muley.**

Welch ein Schmerz!

**Enrique.**

Welch ein Schicksal!

**Don Juan.**

Welche Nöthen!

**König.**

Bist mein Sklav!

**Fernando.**

Ich bin's, doch wenig
Kann dies deine Rache fördern.
Wenn der Mensch zu einer Reise
Sich vom Schooß der Erde löste,
Und, damit nach manchem Irren
Er zu ihr heimkehren möge,
Dankbar sein muß ich dir mehr,
Als dich schelten, denn du schenkst
Mir Richtsteige, worauf eher
Ich der Ruhe Ziel gewönne.

**König.**

Wenn du Sklav bist, kommen Titel
Nicht mehr Fürsten dir gebühren;
König ist in seiner Macht:
Wenn du mich als Herrn und König,
Dich erkennst als meinen Sklaven,
Warum Ceuta mir nicht geben?

**Fernando.**

Weil es Gottes ist, nicht mein!

**König.**

Was? ist das Gesetz nicht göttlich,
Daß man seinem Herrn gehorche?
So befehl' ich nun dir förmlich:
Uebergieb es mir!

**Fernando.**

Was recht ist,
Sagt der Himmel, darin mög'
Seinem Herrn der Sklav gehorchen;
Aber wenn der Herr befehle
Seinem Sklaven Böses thun,
War er nicht durch Pflicht genöth'get,
Zu gehorchen: denn wenn jener
Böses fordert, thut er Böses.

**König.**

Tod ist dein!

**Fernando.**

Tod ist mir Leben!

**König.**

Daß er's dir nicht werden möge,
Lebe sterbend! ich kann warten.

**Fernando.**

Ich zum Dulden mich gewöhnen.

**König.**

Wohl, so wirst du nicht befreit!

**Fernando.**

Nur die Seele nicht gefesselt!

**König.**

He da!

**Selim** (kommend).

Herr?

**König.**

Sei dieser Sklav
All den andern ohne Zögern
Völlig gleichgestellt. Legt Ketten
Um den Hals ihm und die Knöchel,
In den Ställen soll er dienen
Und im Garten und in Höfen,
So wie alle schlecht gehalten:
Nicht mehr trag' er seine Röcke,
Sondern trag' er grobe Zeuge,
Sei mit schwarzem Brot beköst'get
Und zum Trunk mit salz'gem Wasser,
Schlaf' in feuchten, dunkeln Kerkern,
Welcher Spruch auch seinen Dienern
Und Vasallen gelten möge.
Schafft sie alle fort!

**Enrique.**

Welch Unglück!

**Muley.**

Welcher Jammer!

**Don Juan.**

Welche Strafe!

**König.**

Ich will sehn, Barbar, will sehn,
Ob dein Dulden mehr wird können,
Als mein Wüthen.

**Fernando.**

Ja, das sollst du,
Jenes wird sich nicht erschöpfen!
(Er wird fortgeführt.)

**König.**

Dir, Enrique, dem Gesetz
Meines Worts gemäß, vergönn' ich
Nach Lisboa heimzuziehen
Von den afrikan'schen Höh'n.
Ihr Infant, ihr Ordensmeister
Von Avis — so laßt die beiden
[illegible] sagt dies meine [illegible],
Daß sie kommen, ihn zu lösen.

**Enrique.**

Ja, sie werden's! Denn verlass' ich
Ihn in seinen traur'gen Nöthen,
Kann ich's bringen über's Herz,
Nicht ihn als Gefährt' zu trösten:
So geschieht's weil ich hieher
Wieder kommen will, mit all der
Stärk' und Macht, ihn zu befrei'n.

**König.**

Du thust wohl, wie du wirst können.

**Muley** (bei Seite).

Jetzt ist der Anlaß da,
Darzuthun, was Treu' vermöge:
Leben dank' ich dem Fernando,
Meine Schuld will ich ihm lösen.
(Alle ab.)

### 2.

Garten. **Selim** und **Fernando** (in [illegible] und Ketten.)

**Selim.**

Dich heißt in diesem Garten
Des Königs Wille [illegible]
Und [illegible]

**Fernando.**

Noch weiter als sein Wollen [illegible]

(Es kommen Christensklaven [illegible]
[illegible])

**Erster Christensklave.**

Der Erb'sohn [illegible]
Bruder dem [illegible]
Den Infanten Don Fernando
Der König, seinen [illegible]

**Fernando.**

Daß mir zu allen [illegible]
Mein Unfall das [illegible] muß verwandten!
Ich bin gebeugt, bekümmert.

**Zweiter Christensklave.**

Was habt ihr, Kameraden, so sehr betrübt?
Weint doch nicht! tröstet euch! Der Ordensmeister

Hat uns geſagt, wir ſollen
Heut wieder heim und frei ſein, wie wir wollen,
Nicht einer ſoll in dieſem Lande bleiben.

Fernando.

Wie kurze Zeit wird euch den Troſt vertreiben!

Zweiter Chriſtenſklave.

Laßt euch nicht ſo bedrängen
Der heißt mir, dieſe Blumen zu beſprengen.
Nehmt da die Eimer und geht Waſſer holen
Aus jenem Teich.

Fernando.

Ich will's, wie mir befohlen.
Daß ich euch Waſſer trage,
Habt ihr wohl recht bedacht, denn meine Klage,
Trübſale ſehend, Kränkungen bedenkend,
Gießt Ström' aus meinen Augen überſchwellend.

Dritter Chriſtenſklave.

Noch mehr Gefangne brachten
Sie in dies Haus.

(Don Juan mit einem andern Chriſtenſklaven tritt auf.)

Don Juan.

Laß uns genau betrachten,
Ob dies die Gärten waren,
Wohin er kam, ob dieſe Nichts erfahren.
Denn minder würden werden
In ſeiner Noth die Leiden und Beſchwerden
Und tröſtlicher die Lage.
Mein Freund, ſo Gott dich mag behüten, ſage,
Sahſt du nicht dieſen Garten
Den Ordensmeiſter Don Fernando warten?

Zweiter Chriſtenſklave.

Den hab' ich nicht geſehen.

Don Juan.

Kann ich dem Schmerz, den Thränen widerſtehen?

Dritter Chriſtenſklave.

Das Haus ward aufgeſchloſſen,
Sag' ich, man bracht' uns neue Mitgenoſſen.

(Fernando kommt zurück mit zwei gefüllten Waſſereimern.)

Fernando.

Erſtaunt nicht, Menſchengeiſter,
Zu ſehn, wie ein Infant, ein Ordensmeiſter
In Schmach ſo tiefe ſinket,
Denn dies ſind Spiele, die die Zeit vollbringet.

Don Juan.

In ſo elendem Stande,
Herr, eure Hoheit? Reißen will die Bande
Die enge Bruſt vor Schmerzen.

Fernando.

Verzeih' dir's Gott! du kränkeſt mich von Herzen,
Don Juan, durch dein Entdecken.
Ich wollte mich verbergen und verſtecken
Vor meines Volkes Blicken
Und zu elendem armen Dienſt mich ſchicken.

Zweiter Chriſtenſklave.

Ach, Herr, ich bitt' euch ſehr, verzeiht in Gnaden,
Daß ich ſo blind euch Arbeit aufgeladen.

Erſter Chriſtenſklave.

Vergönnt uns, Herr, die Knie' vor dir zu beugen.

Fernando.

Steh' auf, mein Freund; nicht mehr ſolch Ehrbezeugen!

Don Juan.

Eu'r Hoheit —

Fernando.

Welche Hoheit kann der haben,
Der lebt in ſolcher Niedrigkeit begraben?
Seht mich geringem Leben,
Als einen Sklaven unter euch, ergeben;
Wenn wer ſich an mich wendet,
So ſei's auf gleichem Fuß.

Don Juan.

Weswegen ſendet
Der Himmel keinen Blitz, um mich zu tödten?

Fernando.

Don Juan, nicht ſo muß klagen in den Nöthen
Ein Edler; laß uns auf den Himmel bauen!
Der Muth, die Weisheit, kühnes Selbſtvertrauen
Muß jetzt ſich laſſen ſehen.

(Zara kommt mit einem Körbchen.)

Zara.

Meine Prinzeſſin will im Garten gehen
Und ſie befiehlt, mit feiner Blumen Prangen
Von Farbenſchmelz dies Körbchen zu umfangen.

Fernando.

Ich hoff' ihn ihr zu bringen,
Denn jeder Dienſt ſoll mir zuerſt gelingen.

Erſter Chriſtenſklave.

Wohl, laßt uns danach gehen.

Zara.

Ich will, indeß ihr pflückt, hier wartend ſtehen.

Fernando.

Erweiſt mir keine Ehren,
Da gleiche Leiden euch und mich beſchweren;
Und weil doch unſre Sachen,
Wo heut nicht, morgen gleich der Tod wird machen,
So wäre wohl geborgen,
Wer heut' nichts übrig ließ zu thun für morgen.

(Fernando ab mit den Chriſtenſklaven. Phönix tritt auf mit Roſa.)

Phönix.

Haſt du, Blumen mir zu bringen,
Dies beſtellt?

Zara.

Es iſt geſchehn.

Phönix.

Ihre Farben wollt' ich ſehn,
Um den Trübſinn zu verdringen.

Roſa.

Wie, Gebieterin, umringen
Dich, getäuſcht von Phantaſie'n,
Drückende Melancholie'n?

Zara.

Sage, was mit dir geſchahe?

Phönix.

Nicht ein Traum war, was ich ſahe,
Da mein Unglück mir erſchien.
Wenn des Unglückſel'gen Muth
Träumend einen Schatz beſeſſen,
Dann läßt, Zara, ſich ermeſſen,
Dies war ein geträumtes Gut.
Doch, wenn kund der Traum ihm thut,
Während falſch ſein Glück verſchwindet,
Welch' ein Mißgeſchick ihn bindet,
Sieht er es mit eignen Augen,
Da, was auch ſein Traum mag taugen,
Er erwachend Uebles findet.
So gewiß iſt — wehe mir —
Was die Ahnungen mir drohten.

Zara.

Und was bleibt für jenen Todten,
Trauerſt du ſo über dir?

Phönix.

Schon dünkt mich mein Unglück hier
Eines Todten Preis! Wie wich
Alle Luſt von mir! Was glich
Je des armen Weibes Pein?
Eines Todten muß ich ſein!
Wer iſt dieſer Todte?

(Fernando kommt mit Blumen zurück.)

Fernando.

Ich!

Phönix.

Was, o Himmel, muß ich ſchauen?

Fernando.

So verkehrt!

Phönix.
Gleich ſehr verſtören
Muß es mich, dich ſehn und hören.
Fernando.
Ohne Scheu will ich dir trauen,
Ich, bedrückt, als meiner Frauen
Phönix, dir zu dienen, trage
Blumen her, für meine Tage
Hieroglyphen; denn geboren
Sind ſie, Herrin, mit Auroren
Und geſtorben mit dem Tage.
Phönix.
Führt der Wunderblume Pracht
Dieſen Namen doch zum Ruhme.
Fernando.
Iſt nicht Wunder jede Blume,
Die ich dienend dir gebracht?
Phönix.
Es iſt wahr; wer hat gemacht
Dieſe Umwandlung?
Fernando.
Mein Loos.
Phönix.
Traf dich's ſchwer?
Fernando.
Mit hartem Stoß.
Phönix.
Du [illegible] Weh
Fernando.
Laß dir nicht bangen.
Phönix.
Warum?
Fernando.
Weil der Menſch empfangen
Wird in Glücks und Todes Schooß.
Phönix.
Biſt du nicht Fernando?
Fernando.
Ja.
Phönix.
Wozu dieſe Tracht?
Fernando.
So frohn' ich
Dem Geſetz.
Phönix.
Wer gab's?
Fernando.
Der König.
Phönix.
Und warum?
Fernando.
Sein bin ich ja.
Phönix.
Warſt du nicht noch heut' ihm nah?
Fernando.
Und noch heut' von ihm geſchieden.
Phönix.
Konnt' ein einz'ger Tag den Frieden
Zweier Sterne ſo vernichten?
Fernando.
Laß die Blumen dir berichten,
Was von Jenem ward beſchieden.

Dieſe, die, wann empor der Morgen dringet,
Erwachend ſich zu Pomp und Luſt erheben,
Sind Abends eitler Trauer hingegeben,
Wann die Entſchlaf'nen kalte Nacht umſchlinget.
Dies Farbenſpiel, das mit dem Himmel ringet,
Das Purpur, Gold und Schnee zur Iris weben,
Wird warnend Beiſpiel ſein dem Menſchenleben:
So viel iſt's, was ein Tag zum Ziele bringet.
Zum Blüh'n ſind früh die Roſen aufgeſtanden,
Zum Altern haben ſie die Blüth' entbunden,
Die Wieg' und Grab in einer Knoſpe fanden.
So haben Menſchen auch ihr Loos gefunden,
An einem Tage kamen ſie und ſchwanden,
Verfloſſen ſind Jahrhunderte wie Stunden.
Phönix.
Wie dein Wort mich ſo beſcheidet,
Muß mich Grau'n und Angſt verſtören;
Ich will dich nicht ſehn noch hören:
Sei der Erſte, welcher leidet,
Den ein Leidender vermeidet.
Fernando.
Und die Blumen?
Phönix.
Wenn in ihren
Hieroglyphen dir erſchienen,
Zeigt ſie meine Ungeduld.
Fernando.
Welches iſt der Blumen Schuld?
Phönix.
Zu der Sterne Bild zu dienen.
Fernando.
Weiſeſt du ſie nun zurück?
Phönix.
All ihr Glanz iſt mir entſtellt.
Fernando.
Wie?
Phönix.
Es kommt das Weib zur Welt,
Unterthan dem Tod und Glücke,
Und in dieſes Sternes Tücke
Sah verklärt mein Leben ich.
Fernando.
Stern und Blumen gleichen ſich?
Phönix.
Ja.
Fernando.
Dies kann ich nicht entfalten,
Klag' ich ſchon ihr feindlich Walten.
Phönix.
Hör', du ſollſt es wiſſen.
Fernando.
Sprich!
Phönix.
Die hellen Funken, welche dem Beſchauer,
Genährt von Strahlen, die der Sonn' entſprühten,
Wenn ſie verſank, des Lichtes Blick vergüten,
Sie leben ſelbſt nur eine Blumendauer.
Nächtliche Blüten ſind's: in krankem Schauer
Ermattet bald der Glanz, von dem ſie glühten;
Denn wenn ein Tag das Alter iſt der Blüten,
Iſt eine Nacht der Sterne Lebensdauer.
Nach dieſer Lenze ſchnell verwelktem Prangen
Muß unſer Wohl, muß unſer Weh ſich färben,
Ob Sonnen unter- oder aufgegangen.
Was könnte dauerhaft der Menſch erwerben?
Was wandelbar von Sternen nicht empfangen,
Die jede Nacht, geboren, wieder ſterben? (78)

---

### 3.

## Dritter Act.

(Saal im Palaſte.)

Der König und Muley treten auf.

Muley (für ſich).
Weil ich Don Fernando nicht
Vor des Königs vielen Wachen
Beſuchen kann, ſei mein Gewicht
Aufgewandt in ſeinen Sachen,
Wie es echten Freundes Pflicht.
(Laut) Da zu Land und Waſſer dich,
Herr, mein Eifer hat bedienet,
Wenn bei ſolchem Kummer ich
Platz in deiner Huld verdienet,
Hör' mich aufmerkſam.

**König.**
So sprich!
**Muley.**
Don Fernando —
**König.**
Sag' Nichts mehr!
**Muley.**
Wie, du hörst mich nicht vorher?
**König.**
Weil, wie du Fernando sagest,
Du mich zu beleid'gen wagest.
**Muley.**
Wie?
**König.**
Indem du dein Begehr
Zu erfüllen mir benommen,
Da du mich für ihn genommen.
**Muley.**
Bin ich als sein Wächter nicht,
Herr, dir schuldig den Bericht?
**König.**
Sprich, doch wird es ihm nicht frommen.
**Muley.**
Don Fernando, der das Toben
Des Geschicks in gleicher Stärke
Schon so lange muß erproben,
In des Unglücks Wunderwerke
In dem Mund der Welt erhoben;
Da er, Herr, die strenge Acht,
Besser sprach' ich wohl, die Macht
Deiner Krone auf sich lud,
So hat endlich nun sein Muth
In solch Elend ihn gebracht,
Daß an einem Ort er schmachtet,
Der so schnöd' ist und verachtet,
Daß dein Ohr es würd' erniedern,
Arm und krank, gelähmt an Gliedern,
Und nach milden Gaben trachtet.
Denn, da dein Befehl gewesen,
Daß er sollt' im Kerker schlafen,
Daß man ihn zur Arbeit pressen
Sollt' im Stall mit andern Sklaven
Und ihm Niemand gäb' zu essen:
Solcher Lebensart bequemt,
Die man schwachen Kräften bot,
Ward sein Körper ganz gelähmt
Und so durch die Macht der Noth
Herz und Majestät gezähmt.
Wie auch an dem dumpfen Orte
Ihm die kalte Nacht verronnen,
Bleibt er standhaft treu dem Worte;
Und wenn kaum das Licht der Sonnen
Aufgeht aus des Tages Pforte,
Dann auf dürft'ger Matte tragen
Ihn die Sklaven auf und schaffen
Ihn an einen Ort, es ist,
Sag' ich's nur! — ein Haufen Mist;
Denn so ekel ist beschaffen
Sein Geruch, daß Niemand ihn
Kann bei seinem Hause leiden,
So daß Alle vor ihm fliehn,
Ihn nicht hören, noch bescheiden
Und dem Mitleid sich entziehn.
Nur ein treuer Ritter blieb
Und ein Diener, ihm zu lieb,
Die von aller Hülf' Entblößten
In so selt'nen Nöthen trösten;
Mit ihm theilen sie, vom Trieb
Gleicher Menschlichkeit gedrungen,
Ihre Kost, die sie kaum nährt,
Die so schleunig wird verzehrt,
Daß die Kehle sie verschlungen,
Eh' der Mund es noch erfährt.
Und auch diese zücht'gen noch
Treue Leute für die Pflichten,
Die sie dann dem Herrn entrichten.
Aber wie das strengste Joch
Grausam droht, sie zuzurichten,
Kann doch Nichts sie von ihm scheiden;
Wenn der Eine muß den Beiden
Nahrung aufzusuchen gehn,
Bleibt der Andre bei ihm stehn,
Ihn zu trösten in den Leiden. —
Laß' ein Ziel der Härte stecken,
Herr, und bei den grimm'gen Plagen,
Die den Prinzen niederstrecken,
Fühle Grau'n, wo nicht Beklagen,
Wo Erbarmen nicht, doch Schrecken!
**König.**
Schon gut, Muley.
(Phönix tritt auf.)
**Phönix.**
Herr, wofern
Meine Demuth allzeit gern
Sich nach deinem Wink betragen,
Laß' mich eine Bitte wagen
An die Gnade meines Herrn!
**König.**
Was wohl würde dir versagt?
**Phönix.**
Der Infant Fernando —
**König.**
Gut!
Du hast schon genug gesagt.
**Phönix.**
Möcht' erstarren Aller Blut,
Die ihn sehn, so schwer geplagt.
Könnt' ich es von dir erwerben —
**König.**
Nein, halt inne, Phönix! halt!
Sucht er selbst nicht sein Verderben?
Thut Fernando'n wer Gewalt,
Daß er müßte schmählich sterben?
Wenn, weil grausam er und hart
Beim gegeb'nen Wort verharrt,
Er so harte Strafe duldet,
Wie hätt' ich an ihm verschuldet,
Was von ihm beschlossen ward?
Steht es nicht bei ihm, zu wenden
Dieses Elend und zu leben?
Steht es denn in seinen Händen,
Mag er Ceuta übergeben
Und all seine Qual wird enden.

### 4.

(Straße in Fez.)

Don Juan, Brito und andere Christensklaven bringen den Fernando und legen ihn auf eine Matte.

**Fernando.**
Legt mich an die Stelle hier,
Wo ich besser mich kann laben
An des Himmels lichter Zier.
O, du treuer Herr der Gaben,
Wie viel danken muß ich dir!
Als mit mir in gleicher Plage
Hiob lag, flucht' er dem Tage,
Doch er that's, weil er verloren
In der Sünde war geboren;
Da ich Lob dem Tage sage,
Weil uns Gott an ihm verleih'n
Will der Gnaden Ueberfluß.
Jeder schöne Morgenschein,
Jeder Strahl der Sonne muß
Eine Feuerzunge sein,
Die ihn lobzupreisen diene.

Brito.
Liegt Ihr, Herr, ſo ſehr recht?

Fernando.
Beſſer, Freund, als ich verdiene.
O wie dankt dir, Herr, dein Knecht
Alles dies ſo mild Verlieh'ne!
Da ſie aus dem Kerker hier
Kaum mich heben, gibſt du mir
Eine Sonn' um zu erwärmen:
Herr, wie biſt du voll Erbarmen!

Erſter Chriſtenſklave.
Gott weiß, gerne blieben wir,
Ein'gen Troſt Euch zu ertheilen,
Doch die Arbeit heißt uns eilen.

Fernando.
Kinder, geht mit Gott!

Zweiter Chriſtenſklave.
Welch' Leiden!

Dritter Chriſtenſklave.
Welcher bittre Schmerz!
(Sie gehen ab.)

Fernando.
Ihr Beiden
Wollet doch bei mir verweilen?

Brito.
Zum Begleiter haſt du mich.

Don Juan.
Dich verlaſſen muß auch ich.

Fernando.
Was beginn' ich, fehlſt du mir?

Don Juan.
Herr, ich bin gleich wieder hier,
Was zu eſſen bloß für dich
Will ich ſuchen auszuſpähn.
Denn ſeit Muley mußte gehn
Weg von Fez, fehlt uns auf Erden
Aller Troſt in den Beſchwerden:
Trotz dem Allem muß ich ſehn
Dir's zu ſchaffen. Ich will zwar
Mit Unmöglichkeiten ringen,
Jedermann ſcheut die Gefahr,
Den Befehl nicht zu vollbringen,
Welcher Waſſer dir ſogar
Weigern heißt; ſie wollen mir
Nichts verkaufen, weil ſie ſehn,
Daß ich Beiſtand leiſte dir:
So weit muß die Härte gehen
Des Geſchicks. Doch kommen hier
Eben Leute.

Fernando.
Könnt' ich doch
Rührend meine Stimm' erheben,
Daß mir Jemand möchte geben,
Um in Leiden länger noch
Einen Augenblick zu leben!

(Don Juan ab. Der König, Tarudante, Phönix und Selim kommen mit Gefolge.)

Selim.
Herr, in dieſer Straße hier
Kannſt du es nicht mehr umgehen,
Daß dich der Infant muß ſehen.

König (zu Tarudante).
Dich begleitend wollt' ich dir
Meine Größe laſſen ſehen.

Tarudante.
Stets verleihſt du Ehre mir.

Fernando.
Schenkt doch eine kleine Gabe
Und bedenkt den kranken Armen!
Seht, ich bin ein Menſch und habe
Nichts, was meinen Hunger labe;
Habt doch Mitleid und Erbarmen,
Menſchen! es erbarmt ſich ja
Wohl ein Thier am andern Thier.

Brito.
Betteln lehren will ich dich.
Das iſt nicht die Weiſe hier.

Fernando.
Wie muß ich denn ſagen?

Brito.
Sprich:
Mohren, laßt euch doch erflehen,
Einem Armen beizuſtehen,
Daß er kann den Hunger ſtillen,
Um des heil'gen großen Zehen
Des Propheten Mahom willen!

König.
Noch in ſo elendem Stande
Treu dem Worte ſich beweiſt er,
Mir zum Spotte, mir zur Schande. —
He, Infant! he, Ordensmeiſter!

Brito.
Hör', der König ruft, dich heißt er
Kommen.

Fernando.
Mich? Nein, Brito, kein
Ordensmeiſter noch Infant
Bin ich, deſſen Leich' allein,
Nur zur Erde ſchon gebannt,
Iſt der Name nicht mehr mein.

König.
Biſt du kein's von beiden noch,
Mag Fernando Antwort geben.

Fernando.
Jetzt muß ich mich ſchon erheben
Von der Erde, will ich doch
Hin zu deinen Füßen ſtreben.

König.
Standhaft ſtets mir zum Verdruß
Bleibſt du: dein Gehorchen hier
Iſt es Demuth? iſt's Entſchluß?

Fernando.
Wie der Sklav verehren muß
Seinen Herrn, ſoll's zeigen dir.
Nur da ich dein Sklave bin,
Vor dein Antlitz hergerufen
Diesmal muß ich zu dir reden,
Herr und König, hör' mich ruhig.
König nannt' ich dich: obwohl du
Es in fremder Lehre wurdeſt,
So erhaben iſt der Kön'ge
Göttlichkeit, ſo unbezwungen,
Daß ſie milden Sinn erzeuget;
Darum mit dem edlen Blute
Muß bei dir die Mild' und Weisheit
Auch nothwendig ſtehn im Bunde.
Selbſt beim Vieh und wilden Thieren
Steht auf ſolcher würd'gen Stufe
Dieſer Name, daß das Recht
Der Natur ihm heißet huld'gen
Mit Gehorſam: wie wir leſen,
Daß der Leu, in ungebaut'nen
Staaten des Gewildes König,
Der, wenn er die Stirne runzelt,
Sie mit ſträub'gem Haarwuchs krönet,
Milde ſei und nie verſchlungen
Hab' als Raub den Unterwarf'nen.
In dem ſalz'gen Schaum der Fluthen
Malen dem Delphin, der König
Unter Fiſchen iſt, die Schuppen,
Die er ſilbern trägt und golden,
Auf die dunkelblauen Schultern
Kronen und man ſah wohl ſchon
Aus der wüſten Wuth des Sturmes
Ihn an's Land die Menſchen retten,
Daß ſie nicht im Meer verſunken.
Dann der hochgewalt'ge Adler,
Dem die Federn ſich zum Buſche

In des Windes Sphären kräuſeln,
Aller Vögel, die mit Grunde
Sich der Sonne freu'n, Monarch,
Mild und edel, will nicht dulden,
Daß der Menſch, zum Trunk geladen,
Unter reinem Silber ſchlürfe
Seinen Tod, ſo den kryſtallnen
Einer Natter gift'ge Zunge
Beigemiſcht und rührt mit Schnabel
Sie und Füß'gen trüb und dunkel.
Unter Pflanzen ſelbſt und Steinen
Sehn wir abgedrückt die Spuren
Solcher Herrſchaft: die Granate,
Die, zur Königin berufen
Unter Früchten, ſich zur Krone
Ihrer Schale Spitzen rundet,
Läßt, vergiftet, die Rubinen
Welken, die an ihr gefunkelt,
Und verwandelt in Topaſen
Ihre Farbe, matt verdumpfet.
Der Demant, vor deſſen Antlitz
Der Magnet ſelbſt ſeines Zuges
Sich entäußert, um gehorſam
Ihm als König ſie zu huld'gen,
Iſt ſo treu, daß er nicht
Seines Herrn Verrath kann dulden,
Und die Härt', an der vergeblich
Sich geübte Meißel ſtumpfen,
Muß dann in ſich ſelbſt zerfallen,
Aufgelöſt in feines Pulver.
Iſt nun unter Thieren, Fiſchen,
Vögeln, Pflanzen, Steinen kundig
Solche Königsmajeſtät
Des Erbarmens, billig muß es
Auch bei Menſchen gelten, Herr;
Nicht die fremde Lehr' entſchuldigt
Dich dabei, in jeder Lehre
Iſt die Grauſamkeit verrufen.
Keineswegs will ich dich rühren
Mit dem Jammer meines Druckes,
Daß du mir das Leben gebeſt,
Welches nicht die Stimme ſuchet.
Denn ich weiß wohl, ich muß ſterben
An der Krankheit, die verdunkelnd
Meine Sinne, durch die Glieder
Matt und froſtig mir gedrungen;
Ich weiß wohl, daß ich zum Tode
Wund bin, weil kein Wort die Zunge
Vorbringt, deſſen Athem nicht
Wär' ein ſcharfer Dolch dem Buſen;
Endlich, daß ich ſterblich bin
Und das ſicher keine Stunde:
Weshalb auch bei gleichem Stoffe
Gleiche Formen und Figuren
So dem Sarge, wie der Wiege
Die Vernunft zu geben wußte.
Als natürliche Geberde
Pflegt der Menſch, der Etwas ſuchet
Zu empfangen, ſeine Hände
Zu erheben, ſo verbunden;
Will er's wieder von ſich werfen,
Dann auf gleiche Weiſe thut er,
Dann der Laſt ſie zu entled'gen
Wendet er ſie bloß nach unten.
So die Welt bei der Geburt,
Zum Beweis, daß ſie uns ſuche,
Will uns in der Wieg' empfangen,
Und thut ſie zu unſerm Schutze
Auf, gewandt nach oben; aber
Wenn mit Grimm ſie oder Truge
Sie von ſich uns werfen will,
Wendet ſie bloß die verbundnen
Händ' und eben jenes Werkzeug
Tauſcht die Form zu dem Behufe,
Dann, was Wiege war nach oben,
Wird zum Sarg, gewandt nach unten.
Unſerm Tod ſo nah demnach
Leben wir, ſo eng verbunden
Haben wir, wenn wir geboren,
Wie die Wiege, ſo die Grube.
Was erwartet, wer dieß höret?
Wer dieß weiß, was kann er ſuchen?
Nicht das Leben wird es ſein,
Das iſt klar aus gutem Grunde;
Wohl der Tod, um dieſen bitt' ich,
Daß der Himmel meinem Wunſche
So willfahren mag, zu ſterben
Für den Glauben; und vermutheſt
Du vielleicht dieß ſei Verzweiflung,
Weil ich lebe mir zur Buße,
So iſt's doch nur Trieb, mein Leben
In des Glaubens rechtem Schutze
Hinzugeben, Gott zum Opfer
Bietend Leib und Seel im Bunde.
Und ſo, bitt' ich ſchon den Tod,
Muß mich jener Trieb entſchuld'gen,
Und wenn nicht bei dir die Milde
Siegen kann, die Härte ſuche
Dich zu nöth'gen. Biſt du Löwe?
Wohl, ſo brüll' in grimm'gem Muthe
Und zerſtücke den, der dich
Höhnt, beleidigt und dir trutzet.
Biſt du Adler? Laß den Schnabel
Und die Klauen den verwunden,
Der dein Neſt wagt zu verſtören.
Biſt du Delphin? So gib Kunde,
Daß Orkane nah'n, dem Schiffer,
Der das Meer der Welt durchfurchet.
Biſt du königlicher Baum?
Zeig' die Heftigkeit des Sturmes,
Der Gerichte Gottes über,
Alle Zweig' entblößt vom Schmucke.
Biſt du Diamant? So werde
Gift'ge Wuth, zerſtiebe in Pulver,
Und erſchöpfe dich; denn ich,
Ob ich mehr noch Qualen dulde,
Ob ich noch mehr Härte ſehe,
Ob ich noch mehr Klag' im Drucke,
Ob ich noch mehr Noth erlebe,
Ob ich fühle noch mehr Bußen,
Ob ich noch mehr Hunger leide,
Ob den Leib ſchon dieſe Lumpen
Nicht bedecken und ich Wohnung
Hier nur find' im alten Wuſte:
Doch im Glauben feſt verharr' ich,
Weil er Sonn' iſt, die mir funkelt,
Weil er Licht iſt, das mich leitet,
Lorbeer, der mir dient zum Ruhme.
Nicht die Kirche ſollſt du, mich
Magſt du führen im Triumphe:
Gott wird meine Sache ſchützen,
Da ich ſeiner ſtritt zum Schutze!

König.

Iſt's möglich? In ſolchen Plagen
Kannſt du prahlen und dich trotzen,
Die doch dein? Kannſt mich verklagen,
Dem ſie, fremd, kein Leid einflößten,
Da du nicht nach dir willſt fragen?
Weil gebracht um's Leben dich
Deine eigne Hand, nicht ich.
Hoff' Erbarmen nicht von mir;
Habe Mitleid du mit dir,
Dann, Fernando, rührſt du mich! (Ab.)

Fernando.

Eure Majeſtät dann ſtehe,
Herr, mir bei!

Tarudante.

Welch kläglich Wehe! (Ab.)

**Fernando.**
Wenn die Göttlichkeit der Milde
Doch ist in der Schönheit Bilde,
Zeigt es, Herrin! Sie erflehe
Mir den König.

**Phönix.**
Grause Noth!

**Fernando.**
Seht ihr mich nicht an?

**Phönix.**
O Tod!

**Fernando.**
Ihr thut wohl, denn eure Augen
Lassen Ungemach nicht saugen.

**Phönix.**
Welch Entsetzen, das mir droht!

**Fernando.**
Wenn ihr gleich euch von mir kehrt
Und hinwegzuwenden trachtet,
Dennoch, Herrin, seid belehret:
Ob ihr noch so schön euch achtet,
Ihr seid mehr als ich nicht werth
Und vielleicht ich mehr als ihr.

**Phönix.**
Grau'n erregt ein Laut von dir
Und dein Athem schlägt mit Wunden.
Laß mich, Mensch, was willst von mir?
Alles Weh hab' ich empfunden!

(Phönix ab. Don Juan kommt mit einem Brot.)

**Don Juan.**
Dir zu bringen dieses Brot,
Da die Mohren mich mit hetzten
Und mit Schlägen mich verletzten,
Kaum entkam ich, halb bedroht.

**Fernando.**
[illegible] ist die Noth.

**Don Juan.**
Nimm!

**Fernando.**
Ich kann's nicht mehr empfah'n,
Treuer Freund, denn schon heran
Naht mein Tod.

**Don Juan.**
In so viel Schmerzen
Leih der Himmel Trost dem Herzen!

**Fernando.**
Doch wann muß der Tod nicht nah'n,
Da wir Menschen sterblich sind?
So muß in den ird'schen Schranken
Jeder an sich selbst erkranken,
Bis er seinen Tod gewinnt.
Mensch, nicht sorglos sei und blind,
Denk daran in dieser Frist,
Daß ein ew'ges Leben ist.
Weißt nicht, das kund' dir thu'
Keine Krankheit noch, da du
Deine eigne Krankheit bist.
Immer gehn des Menschen Tritte
Auf der harten Erd' umher
Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht sein Grab beschritte.
Dies Gesetz und strenge Sitte
Führt ihn auf des Lebens Bahnen;
Jeder Schritt — furchtbares Mahnen! —
Ist zum [illegible], wo dann
Gott selbst nicht mehr machen kann
Diesen Schritt zum ungethanen.
Aber, Freund, es naht mein Scheiden;
Tragt mich jetzt in euren Armen.

**Don Juan.**
Weil ich lebe, dich umarmen
Sollen sie.

**Fernando.**
Nach dem Verscheiden
Bitt' ich, wollet mich entkleiden,
Edler Don Juan; versteckt
Irgendwo im Kerker steckt,
Wenn ihr sucht, mein Ordenskleid,
Das ich trug so lange Zeit;
Darin senkt mich unbedeckt
Ein, wofern mich noch empfangen
Läßt ein Grab der grimmig wilde
König, nun geneigt zur Milde,
Und bezeichnet's: Mein Verlangen
Hofft, sterb' ich schon hier gefangen,
Losgekauft genieß' ich dort
Einst noch des Altares Hort;
Denn da ich, mein Gott, im Leben
So viel Kirchen dir gegeben,
Gibt wohl eine mir dein Wort.

(Sie tragen ihn in ihren Armen ab.)

### 5.

(Seeküste.)

Alfonso und Don Enrique treten mit Kriegsvolk auf.

**Alfonso.**
Laßt nun das unbeständ'ge
Bläuliche Feld verwahren dies unbänd'ge
Schiffsvolkwerk, welches zu des Himmels Grenzen
Das Meer läßt auf beschneiten Schultern glänzen,
Und hier an den Gestaden
Laßt sich des Meeres schwank'te Berg' entladen
Der Mannschaft, daß sich voller Kriegeskunde
Jedweder Kiel als griech'scher Bau erkunde.

**Don Enrique.**
Herr, du hast nicht gewollt, daß an dem Strande
Von Fez zuvörderst unsre Mannschaft lande,
Und wähltest diesen Posten,
Um auszuschiffen: viel wird es dich kosten;
Denn schon von einer Seite
Rückt der zahlreiche Mohr heran zum Streite,
Des Heer die Winde stolzer will beflügeln
Und die Gebirge schwellt mit neuen Hügeln.
Es führt solch groß Geschwader Tarudante,
Von Fez sein Weib, die glückliche Infante,
Heim nach Marokko bringend;
Doch Echo's Zunge ruft es, lauter singend.

**Alfonso.**
Enrique, dazu kam ich,
Ihn zu erwarten hier am Port, auch nahm ich
Dies nicht aus Zufall vor, es ist geschehen
Mit Absicht und der Grund läßt sich ersehen:
Wär' ich nach Fez zur Ausschiffung gegangen,
So hätte beider Volk mich dort empfangen;
Da sie getheilt sich finden,
Kann ich mit mindrer Macht sie überwinden,
Und, eh' sie noch sich rüsten,
Schlagt Waffenlärm!

**Enrique.**
Bedenke, Herr, [illegible]
Zur Unzeit ist der Krieg.

**Alfonso.**
Des [illegible] Drang
Will keinen Rath mehr hören.
Kein Augenblick darf diese Rache stören,
Mag denn, von mir erhoben,
Durch Afrika des Todes Geißel toben.

**Enrique.**
Sieh', wie die Nacht, entfaltet
Mit trüben Schatten, ihren schon verwaltet
In Finsterniß des Sonnenwagens Funkeln.

**Alfonso.**
So fechten wir im Dunkeln.

Denn dieſen muth'gen Glauben,
Der mich beſeelt, kann Zeit und Macht nicht rauben.
Wenn bei dem Märtyrthum, das du erlitteſt,
Fernando, du für Gottes Sache ſtritteſt,
So muß der Sieg gelingen,
Mir wird er Ruhm, mir wird er Ehre bringen.
Enrique.
Dein kühner Stolz will dich zum Wahn dich locken.
Fernando (hinter der Scene).
Zum Angriff, Held Alfonſo! Waffen! Waffen!
(Trompetenfanfare.)
Alfonſo.
Hörſt du verworr'ne Stimmen,
Die raſch und traurig mit den Winden ſchwimmen?
Enrique.
Ich hör' und unter dieſen
Schall's wie Trompeten, die zum Angriff blieſen.
Alfonſo.
Wohlauf, Enrique! muthig denn geſtürmet,
Uns ſchirmt gewiß der Himmel.
Fernando (hinter der Scene).
Ja, er ſchirmet!
(Er tritt auf, im Ordensgewande und mit einer Fackel.)
Fernando (zu Alfonſo).
Den Himmel hat verpflichtet
Dein Glaub' und Eifer, fromm auf ihn gerichtet.
Er will die Sache führen
Und mich aus meiner Sklaverei entführen;
Denn mir — ſelt'nes Exempel! —
Will Gott für ſo viel Tempel einen Tempel.
Mit dieſer Fackel Branden,
Am Orient entglommen, in den Händen,
Will ich ſtets leuchtend ſchreiten
Vor deinem ſtolzen Heer und ſo dich leiten,
Daß du heut nach Verlangen,
Großer Alfonſo, mögſt Trophäen erlangen.
Ein Fez! Du ſollſt mich jetzt dort nicht krönen,
Mein Untergeh'n in Morgenroth verſchönen! (Ab.)
Enrique.
Alfonſo, noch bezweifl' ich, was ich ſehe.
Alfonſo.
Ich nicht, ich glaub' und gehe,
Und iſt es Gottes Glorie,
So ruf' nicht Waffen mehr, nein, ruf' Victoria!
(Alle ab.)

### 6.

(Vor den Mauern von Fez.)

Der König und Selim treten auf; oben auf der Mauer ſteht Don Juan und ein Chriſtenritter neben einem Sarge mit der Leiche des Infanten.

Don Juan.
Freu dich nun, Barbar! das beſte
Leben raubteſt du tyranniſch.
König.
Sprich, wer biſt du?
Don Juan.
Ich? ein Menſch,
Der, ob ſie mich ſchon erſchlagen,
Von Fernando nie wird weichen,
Und, ob ich vor Jammer zage,
Will ich doch, ein treuer Hund,
Ihn begleiten bis zum Grabe.
König.
Chriſten, ſeht ein Denkmal hier,
Daß den kommenden Zeitaltern
Die Gerechtigkeit verkünde,
Die ich übe; denn für Thaten
Wider königliche Häupter
Heißt nicht Grauſamkeit die Rache.
Komm Alfonſo jetzt, er komme
Trotzig, aus den Sklavenbanden
Ihn zu löſen! Sind mir ſchon
Große Hoffnungen entgangen,
Daß Ceuta das mein'ge würde;
Damit ſie den Trotz'gen fallen
Aus der Freiheit, ſo erfreut's mich,
Ihn zu ſehn in engen Schranken
Auch im Tode nicht entgeh' er
Meines Grimms denkwürd'gen Strafen,
Und ſo ſoll er daſtehn, Jedem,
Der vorübergeht, zur Schande.
Don Juan.
Bald wird deine Strafe kommen,
Denn auf Felſen und Gewäſſern
Kann ich ſchon erſpäh'n von hier
Meine chriſtlichen Standarten.
König.
Laßt uns auf die Mauer ſteigen,
Was er meldet, zu erfahren.
(Der König mit Selim ab.)
Don Juan.
Das Panier am Boden ſchleifend
Und gedämpft die Trommel ſchlagend,
Lunten ausgelöſcht und Lichter:
Das ſind traur'ge Zeichen alle.
(Gedämpfte Trommeln. Don Fernando kommt vor, mit einer brennenden Fackel, hinter ihm Don Alfonſo, Don Enrique und ihre Truppen, welche Tarudante, Phönix und Muley gefangen führen.)
Fernando.
In der Nacht geheimem Grauen
Führt' ich dich auf unbekannten
Pfaden her, da an der Sonne
Graue Wolken ſchon verdampfen.
Siegreich biſt du, Held Alfonſo,
Mit mir der nach Fez gewandelt;
Dieſes iſt die Mau'r von Fez,
Hier um meine Löſung handle! (Ab.)
Alfonſo.
He, dort oben! Sagt dem König,
Daß ich ihn zu ſehn verlange.
(Der König und Selim erſcheinen auf der Mauer.)
König.
Was begehrſt du, tapfrer Jüngling?
Alfonſo.
Daß du losgebſt den Infanten
Ordensmeiſter Don Fernando,
Und ich gebe Tarudante
Dir zum Löſegeld und Phönix,
Welche vor dir ſtehn gefangen.
Wähle nun: es ſterbe Phönix
Oder gib ihn mir zu Handen.
König.
Was nun ſoll ich thun, Freund Selim,
In Verwirrung ſo befangen?
Der Infant ſtarb, meine Tochter
Iſt in ſeinen Händen — falſche
Unbeſtändigkeit des Glückes,
Das mich ſtürzt in dieſe Lage!
Phönix.
Herr, was iſt dies? Da du ſiehſt
Dies mein Haupt in ſolchem Drange,
In Gefahren ſo mein Leben,
Meine Ehr' in ſolchem Kampfe,
Zweifelſt du noch um die Antwort?
Steht in deiner Hand mein Leben
Und du duldeſt — harte Plage! —
Daß die mein'ge — bitterer Schmerz! —
Feſſeln ungerechte Bande?
Hängt mein Leben an dem Laute
Deiner Stimme — ſtrenge Marter! —
Und du leideſt, daß die mein'ge
Stürmiſch in die Lüfte walle?
Meine Bruſt vor deinen Augen
Siehſt du bloß dem krummen Stahle,

Und du duldest, daß die mein'gen
Heiße Thränen fließen lassen!
Als ein König wardst du Raubthier,
Als ein Vater wardst du Natter,
Als ein Richter bist du Henker:
Nicht mehr König, Richter, Vater!
König.
Phönix, meine Antwort zögert
Darum nicht, daß sie versage
Dir das Leben, da der Himmel
Läßt des mein'gen Ende nahen.
Und da jetzo unvermeidlich
Eins muß enden wie das andre:
Wiss', Alfonso, um die Stunde
Grad', als Phönix gestern Abend
Auszog, ging zusammen unter,
In zwei Meeren sich begrabend,
Hier des Todes, da des Schaumes,
Mit der Sonne der Infant.
Diese schmalen Bretter dienen,
Seinen Leichnam einzufassen.
Gib den Tod der schönen Phönix,
Nimm' mein Blut für dein's zur Rache!
Phönix.
Weh mir, alle meine Hoffnung
Muß unwiederbringlich fallen!
König.
Jetzo bleibt mir Nichts, mein Leben
Augenblicke zu erhalten.
Enrique.
Helf mir Gott! Was muß ich hören?
Allzuspät, o Himmel, nahte,
Allzuspät ihm seine Freiheit!
Alfonso.
Sag' das nicht, denn wenn mir sagten
Dunkle Reden des Fernando,
Lösen sollt' ich seine Bande,
Sagt' er es für seinen Leichnam,
Auf daß dieser möge haben
Einen Tempel für so viele;
Und um ihn sei unterhandelt. —
Herr von Fez, daß du auch denkest,
Daß Fernando, todt, zu achten
Minder sei, als diese Schönheit,
Für ihn, wie er liegt im Sarge
Tausch' ich dir sie: sende denn
Mir den Schnee für die Krystallen,
Für den Mai den Januar,
Rosen für die Diamanten,
Endlich einen leid'gen Todten
Für ein Bild, das göttlich pranget.
König.
Wie? Was sagst du, Held Alfonso?
Alfonso.
Daß du ihn herunterlassest.
Phönix.
Preis bin ich für einen Todten.
Nach des Himmels Wink geschah es.
König.
An der Mauer löst den Sarg
Nieder, gebt ihn ihm zu Handen,
Und ich will in seinen Armen
Selber dich zur Uebergabe
(Der König ab; der Sarg wird an Stricken längs der Mauer heruntergelassen.)
Alfonso.
Heil'ger Prinz und Märtyrer,
Laß dich meine Arm' empfangen!
Enrique.
Ich verehre hier dich, Bruder!
(Der König, Don Juan und die andern Christen-Sklaven treten unten auf.)
Don Juan.
Laß mich, Held Alfonso, fassen
Deine Hand.
Alfonso.
Don Juan, mein Freund,
Rechenschaft gibst vom Infanten
Du mir redlich.
Don Juan.
Bis zum Tode
Sein Gefährt', bis ich ihn sahe
Frei nun, todt und lebend blieb ich
Bei ihm; seht ihn da im Sarge.
Alfonso.
Gebt mir, Oheim, Eure Rechte,
Ob ich thöricht gleich und albern,
Euch aus der Gefahr zu retten,
Hoher Herr, so spät anlangte:
In dem Tode, was die größte,
Zeigt die Freundschaft sich vor Allem.
Einen hocherhab'nen Tempel
Will zu würd'gem Ehrenmale
Eurem sel'gen Leib ich weihen. —
Phönix dir und Tarudante
Uebergebend bitt' ich, König,
Gib sie Muley'n zum Gemahle
Um der Freundschaft, die er pflog,
Wie ich weiß mit dem Infanten.
Jetzt, Gefangne, kommt und hebet!
Hier liegt eu'r Infant, so traget
Auf den Schultern ihn zur Flotte.
König.
Ihn begleiten sollen Alle.
Alfonso.
Bei der lieblichen Trompeten
Und gedämpften Trommeln Klange
Zieh' das Heer zu der Begleitung
Feier, und solch Ende habe,
Demuthsvoll Verzeihung bittend
Für so manchen großen Mangel,
Der standhafte Prinz im Glauben,
Don Fernando Lusitaniens.

(A. W. Schlegel.)

## 2.

## Semiramis.

(Die Tochter der Luft. Theil 2. Aufzug 1.*)

Personen.

Semiramis, Wittwe des Ninus, Königin von Assyrien.
Lycas, Feldherr.
Phryxus, Admiral.
Lidorus, König von Lydien.
Chato, ein Bauer.
Asträa, } Frauen der Semiramis.
Libia, }
Flora. }
Assyrische und lydische Soldaten, Volk, Musik. Gefolge.

(Saal im Königsschlosse zu Babylon.)

Trompeten und Trommeln. Musiker treten auf. Asträa mit einem Spiegel; Libia und Flora mit Becken, in welchen Schwert und Krone liegen; darauf Semiramis in Trauerkleidung ohne Kopfputz. Gefolge.

Semiramis.
Indeß Lidor von Lydien, gilt den Schlangen
An Tücke gleich, nachdem er Kund' empfangen,
Daß ich durch Ninus' Sterben

---

*) Die ersten Scenen des zweiten Theils der „Tochter der Luft," wo Semiramis in der Fülle ihrer Herrlichkeit erscheint, haben an Kühnheit, Pracht und Glanz nicht ihres Gleichen. Immermann.

Dies Reich erlangt, entbrannt auf mein Verderben,
Mich zu bekriegen wagt
Und rings um Babylon die Lande plaget,
Um Babylon, die große,
Von mir gegründet in des Orients Schooße
Und um den Vorzug ringend
Mit Ninive, ſo kühn gen Himmel dringend,
Daß ſie als Bau beginnt, aufhört als Wolke:
Jetzt nun er, von blindem Stolz umnachtet,
Nicht meines Muths, nicht ihrer Mauern achtet,
Sollt ihr, damit ſein wildes Kriegesheer ſchaue,
Wie wenig mir vor ſeinem Kommen graue,
Ein Lied anſtimmen. Laßt den rauhen Tönen
Der Trommeln und Trommeten, deren Stöhnen
In Aufruhr jagt die Winde,
Antworten die Geſänge, ſanft und linde;
Denn es geziemt, daß jene, ſtreng erſchallend,
Und dieſe, ſchmeichleriſch die Luft durchwallend,
Sich jetzt zuſammenfügen,
Die mich zu kräft'gen, die mich zu vergnügen.
Die Polſter bringt! Löſ't mir das Haar. Nichts hemme
Der Locken Fülle, daß ich ſelbſt ſie kämme.
(Man breitet einen Teppich aus und legt Polſter darauf.
Semiramis ſetzt ſich; Aſtréa hält ihr den Spiegel vor;
die anderen Frauen ordnen den Kopfputz der Königin,
indeß ſie ſelbſt die herabhangenden Locken kämmt.)

Geſang.

Schauet hier Semiramis,
Die, durch Muth und Reiz erhoben,
Iſt das Wunder der Geſchichte
Und der Zeiten Strahlenkrone!
Sie, indeß der Fürſt von Lydien
Hart belagert Babylonien,
Gibt den Trommeln und Trommeten
Antwort mit Geſangestöne!
Und wie ſie ſtreitend durch einander wogen,
Anmuthig dieſer, jene kriegeriſch tobend,
Erklingt in raſchem Wechſel
Die Leyher Amor's und des Mars Trommete.
(Trompetenſtoß. Licas und Phryxus treten auf.)

Licas.

Dieſe Trommete, die befreit durch jene
Luſtmeere klingt, als kriegeriſche Sirene —

Phryxus.

Dies Kriegeshorn mit ſchmeichleriſchem Schalle,
Im Schaumgefild' ein Vogel von Metalle —

Licas.

Erſucht mit Friedensgruß vor deinen Thoren,
Daß einem Abgeſandten von Lidoren
Vergönnet ſei der Anblick deines Lichtes.

Phryxus.

Schon nahet er, verhüllten Angeſichtes,
Noch vor der Bitt' Erfüllung;
Doch weiß ich nicht die Urſach' der Verhüllung.

Semiramis.

Führt gleich ihn in dies Zimmer;
Denn ob ich ſchon mich putze, wär' es nimmer
Dem hohen Sinn entſprechend,
Daß auf mich warte, wer mich wünſcht zu ſprechen,
Zumal vom Feind geſendet.
(Zu den Frauen.)
Ihr leget eu'r Geſchäft, auch unvollendet,
Auf kurze Weile nieder;
Denn meiner Würd' iſt eitler Prunk zuwider.
(Lidor tritt auf, das Geſicht mit einer Schärpe verhüllt,
die er bei der Begrüßung abnimmt.)

Lidor.

Bis ich dich würde ſchauen,
Wollt' ich mich der Enthüllung nicht getrauen,
Um, große Königin, zu deinen Füßen
Nicht durch mich ſelbſt den Vortheil einzubüßen,
Den ich mir jetzt errungen
Als mein Geſandter.

Semiramis.

Gut iſt dir's gelungen;
Denn hätt' ich wiſſen können,
Du ſelbſt ſei'ſt dein Geſandter, nie vergönnen
Würd' ich dir Eintritt über meine Schwelle.
Doch da du biſt zur Stelle,
Sollſt du durchaus geſchätzet
Als dein Geſandter ſein. Ihr Diener ſetzet
Ihm einen Schemel abſeits, wie's gebühret,
So daß er meinen Teppich nicht berühret.
(Man bringt ein Tabouret; Lidor ſetzt ſich.)
Jetzt, Abgeſandter, rede!
Was will der König?

Lidor.

Horch auf meine Rede!
Du erinnerſt dich, ſieghafte
Königin des Oſt's, für deren
Hohe Thaten, wenn die Zeit,
Dein Chroniſt, ſie ſoll erzählen,
Nicht g'nug Federn beut der Ruf,
Nicht g'nug Tinte der geſchwellte
Blutſtrom deiner Siegerſchlachten
Und der Wind ſelbſt nicht g'nug Blätter:
Du erinnerſt dich, daß ich,
Mich verſtellend und verhehlend,
Durch Irene's Reiz bewogen —
Schönheit, auch im Tod verehret,
Gottheit, auch entfernt vergöttert,
Beid' auf ewig mich beherrſchend —
Diente Ninus, deinem Gatten,
Welcher jetzt, da ſeine Seele
Frei iſt von des Leibes Banden,
Herrſchet in erhab'nern Sphären.
Du erinnerſt dich demnächſt,
Wie um jene Zeit mißfäll'ge
Botſchaft kam vom Reiche Lydien,
Meiner ſchönen Heimat, meldend,
Daß Fürſt Chorbat von Baktra,
Eben mich zum Vorwand nehmend
Seines Ueberfalls, verlange
In mein Reich mich herzuſtellen,
Und daß ich ihn ſelbſt begleite;
Denn um für gewiß zu geben,
Was es wähnt, genügt dem Volke,
Es zu denken, ohne Scheu.
Ninus, der damals mit andern
Zeitvertreiben war beſchäftigt
Und von mir im Frieden gut
Sich bedienet fand, begehrte
Sich im Krieg mein zu bedienen
Und ernannte mich zum Feldherrn,
Um die Lydier zu beſchützen.
Wer gedächt' es, daß im ſelben
Zeitpunkt Arſidas ſich wider
Den Lidor berufen ſähe!
Daß, Lidor und Arſidas,
Einer ich in zweien Gegnern,
König dort und hier Vaſall,
Zöge wider mich zu Felde?
Jenes Tags demnach, da Ninus
Dir die Krone gab — nicht werd' ich
Dich erinnern an die grauſen
Zeichen jenes Tags der Schrecken;
Denn der Himmel, der ſie wirkte,
Kann allein das Urtheil fällen,
Ob ſie waren gut, ob böſe
Vorbedeutung deines Herrſchens —
Jenes Tags demnach, da Ninus
Dir die Krone gab,
Zog ich fort aus Ninive
Nach den Palmyren'ſchen Feldern,
Deren Schooß, der Sonne Wiege,
Jetzt Herberge mir gewährte.
Hier, ſobald nun die von Lydien
Sahen in den Lüften wehen
Ninus' ſieggewohnte Fahnen,

Fühlten sie sich neubeseelet,
So wie jene die von Baktra.
Doch nachdem sich's kundgegeben,
Ich sei's, der die Schaaren führe,
Sah man die Gesinnung wechseln;
Denn ein Jeder glaubt', ich sei
Meines eignen Vortheils wegen
Ein Verräther am Vertrauen,
Das mir König Ninus schenkte.
Aber ich, mehr meiner Pflicht
Als des eignen Nutzens denkend,
Machte diesem voreil'gen
Zweifel alsbald ein Ende.
Denn da Cherbot und ich
In der Mitte beider Heere
Unterredung hielten, sprach ich
So zu ihm: Von Ninus wegen
Bin ich hier, dies Volk ist sein.
Dem Vertrau'n, das er mir schenkte,
Durch mein Heimlichthun getäuscht,
Hab' ich würdig zu entsprechen.
Denn mir selber geb' ich vor
Nur nicht mehr gilt, als die Ehre
Staat und Königreich. — Er wollte
Mich durch Vorwand überreden,
Daß, mein Reich mir zu erringen,
Kein Verrath sei, und am Ende
Schieden wir — in vollem Zwist,
Ich entschlossen, er verwegen,
Uns zur Schlacht uns zu bereiten,
Und es blieb im harten Treffen
Mir der Sieg. Denn weil ich damals
Nahm das Spiel für einen Fremden,
So gewann ich; wie gewiß,
Wer unglücklich spielt, beständig
Dann gewinnt, wenn er im Spiele
Nicht gewinnet für sich selber.
Cherbot zog heim gen Baktra,
Ueberwunden und zersprenget,
Und ich sicherte dem Ninus
Lydien, wo durch mein Bestreben
Man nur diesen Ruf vernahm:
Lebe Ninus, unser Herrscher!
Bald kam zu des Königs Ohren
Diese Kund', und in mir sehend
Von Beständigkeit und Muth
Ein lebendiges Exempel,
Staunend und mir doch verpflichtet
Für mein treu und eifrig Streben,
Wollt' er beides mir bezahlen
Durch Irene's Hand, erkennend,
Daß so edle Großmuth nicht
Sei mit Wen'gerem zu vergelten.
Lydien gab er mir, mein eignes
Vaterland, zusammt Irenen;
Nur daß ich ihm Huldigung leiste
Als des Reiches Lehensträger.
In so ungestörter Ruhe
Glücklich und zufrieden lebt' ich,
Bis Irene sich erhob
Als ein Stern der Himmelssphäre,
Glorreich mir zum Pfande lassend
Ihren Sohn Iran, ein ähnlich
Bild des Amts, den Verlust
Seiner Mutter mir ersetzend.
Während dies geschah, beschloß
Jupiter, der höchste Lenker,
Daß auch Ninus unvermuthet
Sollte sterben. Nicht umgehen
Kann ich hier den allgemeinen
Ruf — vergib, wenn ich dich kränke! —
Daß, da du bereits dich sahest
Nur dadurch dein Recht befestigt
Auf die Herrschaft — denn der junge
Ninyas, Sohn des abgelebten
Königs, sicherte die Krone
Deinem Haupt — daß, da dein kecker
Hochmuthsgeist nicht abließ, Pläne
Ueber Pläne zu erheben,
Bis du, Herrin, warst allein,
Welches leicht von dir zu denken.
Diesen Ruf bestätigt noch,
Daß du kurz vor seinem Sterben
Ihn bewogst, dir auf sechs Tage
Die Verwaltung seiner Länder
Zu verleih'n, in welcher Zeit
Du den Statthaltern der Vesten,
Die Anhänger Ninus waren,
Diese nahmst und gabst die Plätze
Deinen Anhängern und so
Auch die andern wicht'gen Aemter.
Drauf geschah, daß man den Ninus
Morgens einst in seinem Bette
Todt fand, ohne daß vorher
Eine Krankheit sich gemeldet,
Und wohl gibt es, welche sagen,
Daß der Brust schwarzbraune Flecken
Und das aufgeschwoll'ne Herz
Unsichtbare Zeichen geben,
Des verstorbnen Königs Mörder
Sei ein schnelles Gift gewesen
Von so tückischer Verruchtheit
Und von so verruchter Stärke,
Daß es zwiefach in des Todes
Ebenbild den Schlaf verkehrte.
Für den kleinsten Beweis
Deiner Tyrannei muß gelten,
Daß du deinen eignen Sohn,
Dieser Krone wahren Erben
Und so werth durch seine Gaben
Jeder Liebe — weil das Beste
Ihm der Himmel gab von dir,
Da er überaus dir ähnelt,
Doch nur in Betreff des Leibes
Und nicht in Betreff der Seele;
Denn ihn machte, wie man sagt,
Die Natur zu deines Selbstes
Abriß an Gesicht und Stimme,
Wuchs und Haltung und Geberden —
Daß du ihn, dein Kind und Abbild,
Aufziehst mit der größten Härte,
Ihn im Schloß von Ninive
Sonder Achtung, sonder Ehre,
Die ihm schuldig sind, bewahrend
Und ihm raubend widerrechtlich
Alle Majestät und Herrschaft
Seiner Kron' und seines Scepters.
Ich, des todten Königs Bruder
Als Gemahl von seiner Schwester,
Die mir einen Erben gab,
Diese Kron' in Anspruch nehmend,
Komm', um Rechenschaft zu fordern
Ueber sämmtliche Beschwerden.
Denn ist's wahr und kann ich darthun,
Daß du Ninus hast entseelet,
So darfst du nicht, noch dein Blut
Ihn beerben und ich trete
Als des Königs nächster Erbe
Ganz in euer Beider Recht,
Die ihr eingebüßt. Und weil
Endlich in der Fürsten Händeln
Tribunal das Schlachtfeld ist,
Rechtsanwalt des Schwertes Schärfe
Und die Glücksgöttin Richter:
Komm' ich in zahlreicher Heere
Wohl bewaffneter Begleitung,
Welche jetzo, überschwemmend
Babylons anmuth'ge Fluren,

Dicht umzingeln ſeine Wälle.
Daß der wahre Grund und Zweck
Dieſes Kriegs dir nicht entgehe,
Wollt' ich als mein Abgeſandter
Selbſt dir die Erklärung geben.
Drum, wenn du der vorgebrachten
Klagen dich nicht kannſt entled'gen,
Stelle dich indeß zur Haft,
Oder ich, der Pflicht entſprechend
Durch Mittheilung dieſer Klagen,
Darf, ohn' allen Vorwurf fürchten
Unbill, ſuchen meine Macht
Zum Sturmlauf mit Feu'r und Schwerte,
Damit Erd' und Himmel ſchauen,
Wie ganz ich dir ſeh' entgegen;
Denn du, ein undankbar Raubthier,
Nahmeſt deinem Herrn das Leben
Und ich, ein getreuer Hund,
Dien' ihm — noch nach ſeinem Sterben.
Semiramis.
Nicht begreif' ich, wie mein Stolz
Hat Geduld genug beſeſſen,
Um von dir ſo übermüth'gen
Unſinns Ausfall zu vernehmen,
Ohne daß ſein wüth'ger Zorn
Doch empor die Flammen würfe,
Welche dich in Aſch'ger Aſche
Sollten in die Luft verwehen.
Doch da ich dies eine Mal
Mich gemäßigt hab, ſo geb' ich
Nicht um dein, um meinetwillen
Antwort dir auf die Beſchwerden.
Du ſagſt, dir ſei unbekannt,
Ob die blut'gen Himmelsſchrecken
Jenes Tages meiner Zeugung
Günſtig waren oder ſchädlich:
Und doch konnteſt du den Grund
Aus der Wirkung ſelbſt erkennen.
Denn für böſe nicht, für gute
Vorbedeutung muß dir gelten,
Die ſo viel Glück für Aſſyrien
Zeugte, ſeitdem ich hier herrſche.
Sagen mögen's ſo viel Siege,
Die ich jener Zeit erkämpfet,
Da ich Ninus' Gattin war,
Seine Kriegesheere lenkend
Als Bellona; denn wie Aufruhr
Einſt die Gauen [illegible] ſchreckte,
Sah'n, gezüchtigt, die Empörer
Ihre Straf' in meinem Schwerte.
Vor den Mauern von Jearen,
Als mein Kriegsheer ſie bedrängte,
Wer war's, die zuerſt erſtieg
Den erhab'nen Wall und ſteckte
Die Standarte von Aſſyrien
Auf den hohen Thurm der Veſte,
Wie, nicht ich? Wer ſchwamm beherzt
Durch den Nil, das wilde Schreckthier,
Jene ſiebenköpf'ge Hyder
Von Kryſtall, nachdem in ſchwerer
Feldſchlacht ich zu Boden ſchlug
Den Aegypter Ptolemäus?
Und im Frieden, wer gab mehr
Zuwachs, Ruhm und Glanzgefälle
Der gelehrten Staatsklugheit
Durch Vorſchriften und Geſetze?
Alſo, während Mars entſchlief
In dem weichen Schooß der Venus,
Wacht' ich ſtets, wie ich erweitern
Könne meines Reiches Gränzen.
Sagen mag es Babylon,
Dieſe Stadt, die ich vom erſten
Grund erbaute; ſprechen mögen
Ihre Mauern, woran Gärten
Hangen, welche man deshalb
Schwebegärten pflegt zu nennen.
Sagen's ihre hohen Thürme
Gleichfalls, die des Firmamentes
Säulen ſind und in ſo großer
Anzahl, daß die Sonn', ausweichend,
Flieht von ihren Spitzen fort,
Um ihr Licht nicht zu verletzen.
Doch weshalb ermüd' ich mich,
Aufzuzählen meine Werke,
Da ſie ſelbſt ja von ſich ſelbſt
Chronik ſind? Und ſo erhellet,
Wenn am Huld'gungstag der Himmel
Mich empfing mit Gruß und Ehre,
Wenn voll Staunen war die Sonne
Und voll Grau'n die Elemente,
Und es folgten dieſer Urſach'
Wirkungen voll Glück und Segen:
Daß die Vorbedeutung gut
Und nicht böſe ſei geweſen.
Zu Betreff, daß ich des Gatten
Tod bewirkt, iſt's nicht ein leerer
Grund, daß ich, weil er das Reich
Mir vertraut vor ſeinem Ende
Auf ſechs Tag', ihn hab' ermordet?
Iſt nicht dieſer Umſtand eben
Günſt'ger mir, als ſchädlich? Denn
War der Fürſt mir ſo ergeben,
So verliebt, ſo unterwürfig,
Da er lebte, ſprich, weswegen
Sollt' ich, um zu herrſchen, tödten,
Herrſcht' ich ſchon bei ſeinem Leben?
Wie ich ihn als König, Herrn
Und Gemahl im Leben ehrte,
Zeigt es nicht das Mauſoleum,
Das ich dem Entſeelten ſetzte?
Wenn du ſagſt, daß ich den Ninyas,
Meinen Sohn, von mir entferne,
Daß ich ihn, mein Ebenbild,
Scheine gleichſam zu verſchmähen:
So iſt Beides freilich Wahrheit;
Denn, wie ſelber du erwähnteſt,
Aehnlich iſt er mir an Leibe
Und unähnlich mir an Seele.
Und obwohl du ſagſt, er gliche
Mir im Beſſern, gleicht hingegen
Er gewiß im Schlechtern mir,
Denn um weit vollkomm'ner wär' er,
Wenn er mehr von meinem Muth,
Als von meinem Reiz beſäße.
Ninyas, wie wir Alle ſagen,
Iſt ganz über Maßen ängſtlich,
Feig und weibiſch von Gemüth.
Denn uns Beide ſchaffend fehlte
Nicht nur einmal die Natur —
Iſt die Aehnlichkeit ein Fehler —
Sondern zweifach: nämlich erſt,
Weil ſie ihren Plan verwechſelt,
Und dann, weil ſie ſo durchaus
Hat verwechſelt unſer Weſen,
Daß, da ich Weib bin, er Mann,
Ich voll Muth und er voll Aengſten,
Ich verwegen und er feige,
Ich voll Kraft, er ohne Stärke,
In uns Beiden ſei Gewalt
Angethan den zwei Geſchlechtern.
Dieſes iſt der Grund, weshalb
Ich ihn ſo von mir entferne
Und nicht eh' ihm überliefre
Seines Reiches Kron' und Scepter,
Als bis er, wohl unterrichtet
In der Waffen kunſtgemäßer
Handhabung und in der Herrſchaft
Völkerlenkenden Geſetzen,

Ruhig iſt des Herrſchermuths.
Um, Lidor, nun zu dem Schluß
Deiner Rede mich zu wenden,
Die du kommſt, dieſes Leben
Rechenſchaft mir abzunehmen:
Soll ich gleich mich nicht zur Haſt,
Will ich nur die Antwort geben,
Daß du ſiehſt, du ſeieſt hier
Angelangt, da ich, geſchäftig
Mit den Frauen dort in dieſem
Spiegel meine Schönheit eben
Nahm zu Rathe, mich ergötzend
An Geſang und Inſtrumenten
Und bei eben dem Geſchäft
Laſſe du mich nun und ſiehe
Heim, denn wiſſe, dieſer Kamm,
Den ich halt' in meiner Rechten
Soll nicht weiter dieſes Volk
Meiner Locken mehr beherrſchen,
Eh' du nicht einen Knoten
Liegſt gefangen oder ſterbend.
[illegible] meines Scepters
Soll er ſein; denn ich begehre,
Daß ſich heute nicht mein Haupt
Keiner mit geſchlitztem Helme,
Als mit dem [illegible] Schmuck,
Den als Weiſung Weiber lenken
Und auf meinem Haupte bleib' er,
Bis mein Arm dich überwältigt.
Und obwohl ich deines Angriffs
Harren könnt', auf dieſe mächt'gen
Mauern mich verlaſſend, doch
Leider nicht mein hochgemuth mit
Dieſer langweiligen Belagerung
Die Entſcheidung heimzuſtellen.
Nein, aufſuchen will ich dich
Auf dem Schlachtfeld; denn am Ende —
Hält' ich nicht von wohlgeübten
Kriegern ſo unzähl'ge Menge
Hier in Babylon und nicht
Als Anführer dieſer Heere
Hier den Phrenus und den Lucas,
Bruder von [illegible] Frieden
Wie an Blut und durch Verdienſt
Auf dem Land und auf dem Meere
Führer eines Volks: — ich glaub' ich
Ganz allein mit meinen weiblich
Frau'n würd' ich die Schlacht dir liefern,
Daß kein Augenblick verſchwinde,
Wo du mich belagert habeſt.
Alſo ſchleunigſt gehe, gehe,
Um zu ordnen dein Geſchwader;
Denn verweilſt du noch, ſo wäre,
Fürcht' ich, das Geſandtenrecht
Sehr gefährdet und du kämeſt
[illegible] vielleicht
Heimwärts in ſo kleinen Fetzen,
Daß du mit ein wenig Zephyrs
Hauch dem Volk der Elemente.

Lidor.
Willſt du denn zur Schlacht hinausziehn,
Wohl, dein Heer ich dir entgegen.

Lucas.
Und Lucas will ihm, ich habe
[illegible] dieſe Früchte
Meinem Schwerterſtreich ſicher.

Lidor.
Sehen werd' ich's auf dem Felde.

Phrenus.
Sehn, Lidor, ſo wir zum Schauen,
Daß du weineſt, es zu ſehn.

Lidor.
Kürzer Wort und größre That!

Lucas.
That zu zeigen —

Phrenus.
Wort zu hemmen —

Lidor.
Zu den Waffen! (Lidor ab.)

Lucas und Phrenus.
Zu den Waffen!

Semiramis.
Reichet mir jenes Stahlenkleid,
Schwert und folget mir! Und du,
Lucas, zeig' jetzt deine Stärke,
Denk', es kommt darauf an, daß heute
Rühmlich That dein Glück erhebe.

Lucas.
Nicht begreif' ich, weshalb du
Muth mir einzuſprechen, da du kenneſt
Meinen Muth.

Semiramis.
Sei nicht erſtaunt,
Denn auch ich begreif' es wenig. —
Zu den Waffen! Und, ihr Frau'n,
Während ich auf's Schlachtfeld gehe,
Haltet mir bereit den Putztiſch
Und den Spiegel, denn ich kehre
Wieder, wenn die Schlacht geliefert,
Um den Anzug zu vollenden. (Alle ab.)

---

Freies Feld. Trommeln, Trompeten, Waffengetöſe.

Stimmen (hinter der Scene).
Waffen! Waffen!

Andre.
Kämpfe! Krieg!

Einige.
Hoch Semiramis!

Alle.
Sie lebe!

Stimmen (von der andern Seite).
Hoch Lidor! und ihn erhebe
Auf Aſſyriens Thron der Sieg.
(Lidor tritt auf mit Soldaten.)

Anführer.
Aus den Mauern ziehn die Schaaren
Schon hervor und auf dem Feld
Iſt dein Heer ſchon aufgeſtellt.

Lidor.
Hilf mir, Himmel! Welche waren
Dieſe Völker? Welche Stadt
Giebt es, die, um ſolche Maſſen
Ohne Schrecken zu umfaſſen,
Raum in ihrem Innern hat?
Ja, zu ſolchem Kriegeswetter
Hüllt in körperlich Gewand
Sich des Euphrat Uferland
Und der Schwebegärten Blätter.
Dieſer neuen Sonne Pracht
Sieht ihr Licht verbleicht in Eile,
Denn die Wolken jener Pfeile
Werden zur beſchwingten Nacht.

Stimmen (hinter der Scene).
Waffen! Krieg!

Lidor.
Schon [illegible]
Kriegs Getümmel, [illegible]
Fort denn! [illegible] will ich [illegible]
(Lidor ab. Schlachtgetümmel.)

Lucas (hinter der Scene).
Ha, Lidor, wo biſt du?

Lidor (hinter der Scene).
Hier
Bin ich, denn zu keiner Zeit
Wandt' ich, trotz des Schickſals Tücken,
Noch dem Feind meinen Rücken.

Anführer (hinter der Scene).
Seht, der König ist im Streite;
Folgt ihm, laßt ihn nicht in Noth!
(Lidor kommt verwundet zurück und stürzt zu Boden; Lycas und Phryxus verfolgen ihn; von der andern Seite erscheint Semiramis.)

Phryxus.
Ich will diesen Sieg vollbringen!

Lycas.
Ich will diesen Ruhm erringen!

Semiramis.
Haltet, gebt ihm nicht den Tod!

Phryxus.
Du beschützest ihn?

Semiramis.
Gewiß!
Denn nicht hingewürgt, gefangen
Ihn zu sehn, ist mein Verlangen.

Lidor.
Ja, du siegst, Semiramis,
Weil's dem Schicksal so gefällt,
Daß mich stetem Unglück weihte,
Und weil auf des Rechtes Seite
Nimmer je das Glück sich stellt.

Semiramis.
Gebt Befehl, mit dieser wilden
Schlacht nicht weiter fortzufahren.

Phryxus.
Kaum sind von der Feinde Schaaren
Auf den weiten Kampfgefilden
Trümmer noch; am Uferraum
Wandelt durch so blut'ge Thaten
Aller Sand sich in Granaten,
In Korallen aller Schaum.
Durch die Wunde, vor den Streichen
Deines Rachearms erbebend,
Die entkommen sind noch lebend,
Fliehen stolpernd über Leichen.

Semiramis (zu Lidor).
Daß ich mich zur Haft bequeme,
War dein Plan; drum denk' ich nun
Nur mir selbst genug zu thun,
Da ich dich gefangen nehme.
Undankbares Raubthier nanntest
Du mich heut, doch treuen Hund,
Wenn du so mit sicherm Mund
Jetzt mir, dies Lob erkanntest
Daß ich nun zu rechter Zeit
In ein Raubthier mich verwandle,
Dich als einen Hund behandle,
Für deine Grausamkeit.
An des Kronpalastes Schwelle
Sollst du angekettet stehn
Und dort bleiben; ich will sehn,
Ob du treu auf jener Stelle
Und mit Sorgfalt wachst für mich;
Denn es ist des Hundes Sache,
Daß er treu den Herrn bewache
Und dein Herr nunmehr bin ich!

Lidor.
Es ist wahr, doch bist du hier
Gleich mein Herr und ich dein Hund,
Dennoch fehlet allen Grund
Suchst du solche Treu in mir.
Dem Peinigern. Uebermuth
Macht, daß sich die Neigung wende,
Der gequälte Hund am Ende
Beißt er seinen Herrn in Wuth.
Mich, der dir zu Füßen liegt,
Den vom Glück verrath'nen Krieger
Strafe nicht so hart.

Lycas.
Der Sieger
Ehret stets den er besiegt!
Dies als Dienstlohn zu empfangen —
Denn ich fing ihn ja für dich —
Fleh' ich dringend.

Phryxus.
Nicht so ich.
Der ihn gleichfalls nahm gefangen.
Sondern strafe hart die wilde
Unthat, daß am künft'gen Tage
Keiner solchen Frevel wage
Im Vertraun auf deine Milde.

Lycas.
Siege doppelt durch Verzeihn!

Phryxus.
Strenge zücht'gen, das heißt siegen.

Semiramis.
Du hast recht, dort soll er liegen.

Lidor.
Laß den Tod mir angedeihn,
Herrin, doch nicht heiße gut,
Daß ich leb' in solchem Schimpfe.

Semiramis.
All dein Jammern neigt zum Glimpfe
Wenig meinen stolzen Muth. —
Laßt mir jenen Bauer kommen,
Der von Ascalon mit mir
Kam nach Ninive und hier
Hat hernach das Amt bekommen,
Meine Hunde zu besorgen.
(Chato kommt.)

Chato.
Hier ist Chato, Königin,
Der dir folgt, wo immer hin;
Denn vor Kriegesfurcht geborgen
Ist er längst, seitdem er weiß,
Daß du allezeit es bist,
Die des Sieges sicher ist,
Weil zu deinem Glück und Preis
Stets Fortuna sich erklärt;
Was ich daraus schon erfahre,
Daß sie mir viel graue Haare
Und kein einz'ges dir bescheert,
Da wir doch von gleichem Alter —
Vierzig minder oder mehr —
Und auch sind an Glück so sehr
Beide gleich.

Semiramis
Steh' auf, du Alter!
Gleich an Glück?

Chato.
Ei, ganz genau;
Wurden wir zu gleicher Zeit
Nicht verwittwet und befreit,
Du vom Mann, ich von der Frau?
Doch daß ich vermählt gewesen,
Herrin, mag dir Antrieb sein,
Mir ein Aemtchen zu verleihn,
Das mich lös't vom Hundewesen.
Was beschließt du?

Semiramis.
Auf die Weise,
Chato, wie du hältst im Stalle
Meine Wind- und Jagdhund' alle,
Halte diesen Mann; als Speise
Werd' ihm ihre Kost zu Theil.
Wer sich naht dem Schloßgehege,
Soll ihn schauen und ihm lege
Um den Hals ein Koppelseil.
Und behütest du ihn nicht,
Wirst du gleichen Lohn gewinnen.

Chato.
Aber will er mir entrinnen,
Was denn thu' ich mit dem Wicht?

Semiramis.
Macht zur Rückkehr euch bereit

[illegible]

## 3.

## [illegible]

[illegible]

Zenobia (ſchreibt).
„Einen ſchweren
Kampf [illegible] —
[illegible]
[illegible]
Perſius [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Zenobia.
Was?
Perſius.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Zenobia (ſchreibt).
[illegible]
[illegible]
Perſius.
[illegible]
[illegible]
Zenobia.
[illegible]
Perſius.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Zenobia.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Perſius [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Zenobia.
Wie?
Laß ihn kommen.
Perſius.
Doch betrachte
Wenn der Teufel Unheil machte
Zenobia.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Perſius.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Perſius.
[illegible]
Zenobia.
[illegible]
Perſius.
[illegible]
[illegible]
Perſius.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Zenobia.
[illegible]
Perſius.
[illegible]
[illegible]
Zenobia.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Perſius [illegible]
[illegible]
Zenobia.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Perſius.
Wenn du's verlangſt.
Zenobia.
Was er will, iſt wohl nicht ſchlimm.
Perſius.
[illegible] (Ab.)

[illegible]

# Rojas.

## Außer meinem König — Keiner*)

1.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia [illegible]

[illegible]

Don Mendo [illegible]

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo [illegible]

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

Don Mendo.

[illegible]

Don Garcia.

[illegible]

---

*) [illegible]

Doch allein trifft alle Schuld,
[illegible] mich mein Weib nicht [illegible]!

Don Mendo (für sich).

Blanca, ach, verziehen muß ich.
Da war sie [illegible] [illegible]!
Doch er schwört den [illegible] gut
Und zu [illegible] den [illegible].
(Er will abgehen.)

Don Garcia.

Wohin wollt ihr?

Don Mendo.

Nach der Thür.

Don Garcia.

Wie verblendet, wie [illegible]!
Hier geht, wo ihr hergekommen.

Don Mendo.

Kennt ihr mich?

Don Garcia.

Bei meiner Ehre,
Wüßt' ich nicht, wer ihr seid,
[illegible] kamet ihr zur Erde,
Doch jetzt nehmt [illegible] [illegible].
Denn ich geb' euch zu verstehen,
Daß hier Mädchen im Gebirg
[illegible], die euch leicht erzürnen
Könnten, wenn sie euch [illegible].
[illegible] bewundert, [illegible] [illegible]
[illegible] ich, daß ihr Blanca [illegible].

Don Mendo.

[illegible] treffet ihr das [illegible].

Don Garcia.

Eilig, eilig nur, [illegible].
[illegible] euch [illegible] [illegible]!
Und wegen ihr [illegible] [illegible],
Laßt mich nicht, ich weiß nicht weiter,
Daß ihr [illegible] hier im [illegible]
[illegible], verlaßt es nur [illegible]!

Don Mendo.

Ich vergebe!
(Er [illegible] die [illegible].)

Don Garcia.

[illegible] und [illegible].
Doch halt' ich die [illegible]. — — [illegible]
Was ist's alle, o [illegible].
Wie [illegible] zu sein der König!
Wie hast du [illegible] [illegible]
Mich [illegible]! Schrecklich
Hat das [illegible] sich [illegible]!
In des [illegible] Tages [illegible]
[illegible] der Himmel seinen [illegible].
Wie ich mich in Ehre [illegible]!
Ja, mein Unglück ist gewiß,
Nicht beweis' ich, was ich [illegible];
Denn verkleidet sucht der König
Meiner Gattin nachzustellen.
[illegible], der ich bin!
Ein [illegible] Gast, ein [illegible]
[illegible], was ich hier
[illegible] sein in [illegible]
Und der [illegible] Zug [illegible]
Mich zu [illegible] noch mein [illegible]!
[illegible], [illegible] [illegible],
Daß ich die in [illegible] [illegible]?
[illegible], ich schweige; meine
Schickung ist's, nicht sein Vergehen.
[illegible], du [illegible] Herz,
[illegible] auf ein Mittel [illegible];
Denn die [illegible], die [illegible]
[illegible] mit die [illegible] [illegible].
Blanca [illegible] mit mir [illegible],
Meine Unschuld, meine Ehre
Soll ein [illegible] Weib [illegible]. — —
Doch das [illegible] mein [illegible] [illegible],
Denn den Grund darf ich nicht [illegible],
Und dann bricht es: ich erbebe
Vor dem [illegible] am [illegible]. —
Das ist [illegible]. Es schmerzt besser,
Mich vom Könige zu [illegible]
[illegible]! und weit nicht geben,
[illegible] mit der Tod,
Dem Gefühl nur nicht zu [illegible].
Doch, wenn Blanca schuldig ist,
Ist zu [illegible] [illegible].
Was soll ich [illegible] [illegible]?
[illegible] ein König sich [illegible] [illegible]
In der [illegible] [illegible] [illegible]
Des [illegible]! — Ja, Blanca [illegible]
[illegible] mit ihr die Schmach! Den Nebel
[illegible] muß ich [illegible].
Nicht die [illegible] [illegible]
Doch zum Tode, wenn, die Ehre,
Und die [illegible] [illegible] ich
Mich auf Kosten [illegible] Lebens.
Ich [illegible] mir, meine Blanca,
Von der Schuld weiß ich dich [illegible],
Und der [illegible] [illegible]
[illegible] mich auf zu [illegible] Beiden! — —
Wie darf die [illegible]
Einen Ritter so weit [illegible],
Daß er gegen alles Recht
[illegible] ein [illegible] Leben?
Ja, so hab' ich [illegible] [illegible],
[illegible] vor [illegible] ihn [illegible]
Und den [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] Schande zu [illegible]. — —
Aber ich, geliebte Blanca,
Daß [illegible] und [illegible]
Und die [illegible] [illegible]
[illegible] Blanca's [illegible]?
[illegible]! [illegible] ist's,
Dann Blanca, meine Hände
Wollen sie [illegible] [illegible]
Doch, den [illegible] meiner Seele? —
Daß die Schönheit [illegible] ist es,
Die mich [illegible] um meine Ehre: —
Tod für Blanca, Tod für mich!
Mach, mein Herz, und auf der [illegible]
Sei verschoben ihr Herz und meines.
[illegible] mit ihrem auch mein Leben,
Ihrem Athem, ihrer Seele
Sollen meine sich [illegible]!
Daß das mir die Kraft nicht fehle,
Daß mir Athem nicht gebreche,
Daß mit zwischen Wort und Schweigen,
Wenn ich meinen Arm erhebe,
Nicht das Blut im Herzen [illegible]
Und [illegible] das Wasser [illegible]!

---

### 2.

(Act 3, Scene 10. 11. 12.)

Saal im königlichen Palaste. Der König, die Königin, Graf Orgaz, Don Garcia, Blanca, Don Mendo, Gefolge.

König.

Blanca und Garcia hier?
(Zur Königin.)
Recht von Herzen mich das freut.
Nun [illegible] sie [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] von euch und mir,
Wie sich's ziemt.

Don Mendo (leise zum Könige).

Im Vertrauen,
Wer von eignem Rat, [illegible],
Schlecht bewahrt, der kommt mir vor,
Als sei [illegible] auf ihn zu bauen.
Glaubt mir, was ich [illegible],
Wahrheit sagen ist mir Pflicht.

König (für sich).
Ob wohl [illegible] und [illegible] spricht?
(laut.)
Doch da [illegible]
Kommt, ihr Bauern, und verschmäht
Meine Liebe nicht, ihr Guten!
Don Garcia.
[illegible] euch Bauern.
[illegible] und Eurer Majestät
[illegible]
(Er wendet sich an Don Mendo, [illegible] den König.)
Don Mendo.
Wenn doch nicht der König wäre.
Don Garcia (für sich).
Ehre, meiner Seele Ehre,
So hab' ich [illegible] müssen!
(Zum König.)
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] — — ich —
König.
[illegible]
Meine Hand! [illegible]
[illegible]
Don Garcia (für sich).
[illegible]
Wenn die Ehre [illegible].
(Zum König.)
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Wahrheit auf der Stirn mir tragen?
König.
Hat euch wer beleidigt?
Don Garcia.
Ich kann
Deutlich meinen Feind erkennen.
König.
Wer?
Don Garcia.
Ich weiß ihn nicht zu nennen.
König.
So bezeichnet ihn!
Don Garcia.
[illegible]
(Zu Don Mendo.)
[illegible]
[illegible] mich bewegen,
Daß die Hand nicht [illegible]
[illegible]
Don Mendo.
Das kann geschehn.
(Don Mendo ab.)
Don Garcia.
Nun, mein Herr, [illegible] vertheidigt!
König.
Wo, Garcia, wollt Ihr hin?
Don Garcia.
Euern Willen zu erfüllen.
Da ihr's nicht, der mich beleidigt.
(Er geht Don Mendo nach.)
König.
Mich beklemmt [illegible].
Wer mag der [illegible] sein?
Don Garcia (hinter der Scene).
So [illegible] ich die Ehre ein!
König.
Halt, Verwegner!
Don Mendo (hinter der Scene).
Ich bin todt!

(Don Garcia kommt zurück, den blutigen Dolch in der Scheide [illegible].)
Don Garcia.
Nein, du [illegible] mich nicht, [illegible]!
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Nicht mit [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Wahrheit [illegible].
[illegible]
[illegible]
[illegible] die ganze Welt.
[illegible]
Ein [illegible], die Mauren
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] war der
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Will ich nicht [illegible] und [illegible]!
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Damals kam [illegible] Garcia
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Die [illegible], und [illegible]

Die den Graf mit ihrem Schleier,
Daß er durch die Wochen kam
Bis zum Sohne, als Beiter
Liebkoſend. Während ſie auf
Raſchen Hengſten vorwärts eilten,
Trug indeß die Gräfin in ſein
Herz einen Wald von Kleinen.
Doch am andern Tag entdeckte
Man die Liſt; des Gatten Eifer
Trug ſie, daß man auf den Schultern
Sie hinaus trug in die kleine
Gruft. — — In den Toledobergen
Nimmt der Graf die ſtät'ge Weile;
Zwiſchen andern Felſen macht' er
Sich in einer Höhle heimiſch,
Deren Lage ſie verbarg
Seinen gemeinbekannten Freunden.
Dort vertauſchte er die [illegible]
Mit dem Bauerrocke, die Seide
Mit den wilden Felſen. Als er
Eines Tags ſich in dem reinen
Spiegel eines Baches ſah,
Der gebrochen über Steine,
Daß ſich Leib in Pelz gehüllt,
Bart und Haare ungeſchmeidig
Lang von den Schultern hängend,
Fremdem Grauen zu vergleichen —
Als er ſo ſein Bild erblickte,
Eines Thieres Geſtalt begegnend,
Sucht' er im Kryſtall umſonſt
Nach dem Bild aus frühern Zeiten.
Von den Helden, eh' der Herbſt
Farben von den Blumen ſtreifte,
Sammelt' er zur Winternahrung
Wilde Früchte ſammt den Zweigen,
Dürres Obſt in Schläuchen, ſaure
Milch in ungeſchmiegten Eimern.
Bei dem ſchwachen Schimmerlichte,
Das ſich ſtahl in dieſe kleine
Höhle, welche von der Sonne
Nur ein wenig Ueberbleibſel,
Lehrt er die Wiſſenſchaften
Seinem Sohn; der Knabe freilich
Wuchs auf ohne Weltgebrauch,
Wildem Thiere wohl vergleichbar.
Doch der Jüngling hatt' der Bücher
Neben die Waffen ſich zu eigen
Nur mit kräft'gen Stein kämpfend
Bracht' er heim das blut'ge Eiſen.
Seines alten Vaters Kenntniß
Trug der Monarch viele Streiter,
Da fühlt' er ſich Todes Nahen,
Zwar geſchwächt, doch ruh'gen Geiſtes;
Und er ſprach zum Sohn: Orgaz
Liegt von hier nicht weit, ſo eile,
Sag' dem Grafen von Orgaz,
Daß mit geiſtlicher Begleitung
Er zu dieſer Höhle komme;
Denn es liege im Verſcheiden
Ihm ein Freund und nah Verwandter.
Nach Orgaz der Jüngling eilte
Und der Graf entſchloß ſich ohne
Langes Fragen zur Begleitung.
Als ſie nach der Höhle kamen,
Fanden ſie den Puls des Greiſes
Sehr geſchwächt. Er ſprach zum Sohne,
Der ihn anſah ernſt und ſchweigend:
Hier ſiehſt du, mein Freund Orgaz,
Einen Freund in Rauch verſchleiert,
Sieht in Staub das Bild zerfallen,
Das vom Ehrgeiz war gewebet.
Dieſer hier iſt mein Sohn — ſo ſprechend
Legt er auf mein Haupt die eiſ'ge
Hand — ich bin Garci Bermudo
Und dieß Kind ſoll ſich auf keine
Hülfe ſtützen: die Juwelen
Wegen ihm ſein Schickſal leichter
Machen, da als zweiter Vater
Sollſt du dich ihm als Schirm erweiſen!
Und ſo, mit gebroch'nem Auge
In des Mondes Strom erbleichend,
Starb er auf das Bein geſtützt,
Das den Leib verknüpft dem Geiſte.
Nach dem Hochaltar gebracht
Ward er Nachts bei Fackelſcheine
Und des Himmels ew'ge Lichter
Leuchteten der Leichenfeier.
Dort nun kauft' ich mir Aecker,
Baute Häuſer und mit meiner
Blanca ſchlief ich dort den Traum,
Der die Herzen liebend eint.
So nun lebt' ich mit dem Pfluge
Eng vertraut, fern von dem Neide,
Von dem Hof und ſeinem Zorn,
Kenntnißfrei in der Verkleidung.
Da traf geſtern Nacht ich dieſen
Gaſt im Hauſe, meuchliſch ſchleichend,
Der es wagte, meine Blanca
Frech begehrlich zu umkreiſen.
Da ich ihn für den gehalten,
Fälſchlich durch Bericht geleitet,
Schont' ich ſein, den wilden Zorn
In der Ehrfurcht Schranken weiſend.
Doch mein Blut ſoll Niemand ſchänden:
Meine Rache wart jetzt beleidigt,
Rache heiſchet meine Schmach!
Und ſo mit des Dolches Schneide
Traf ich ſein verweg'nes Herz, —
Leblos liegt er da! — Ich meine,
Daß du für entehrt mich hielteſt,
Hätt' ich anders ihn behandelt,
Dieſen Schänder meiner Ehre,
Als wie du ihn ſiehſt als Leiche.
Wär's ſogar ein Sohn der Sonne,
Wär's von deinen Granden einer;
Wär's in deiner Hand der Erde,
Wär's in deinem Reich der Zweite! —
Das bin ich, das iſt mein Schimpf,
Das mein ſchmählicher Beleid'ger,
Das der Arm, der ihn getödtet,
Dieſer Dolch des Urtheils Schneide.
Doch ſo lange wie mein Hals
Mit den Schultern iſt vereinigt,
Soll mich ungeſtraft beleid'gen
Außer meinem König — Keiner!

**Königin.**

Nun, Gemahl?

**König.**

Ich bin verwirrt.

**Blanca.**

Was liegt mir an meinem Leben?
Ich bin jene Tochter eben
Sancho's de la Cerda! Wird
Man Garcia's Leben rauben,
Sterb' ich gern mit ihm vereint.

**König** (zum Grafen Orgaz).

Graf, was iſt das?

**Graf Orgaz.**

Was ſie meint,
Wahrheit iſt's, ihr dürft es glauben.

**Königin.**

Zur Vergebung ſehr geneigt
Bin ich.

**König.**

Wohl, euch ſei verziehen!
Blanca, eure Hand!
(Zu Garcia.)
Jetzt die,

[illegible]
[illegible]
Don Gaston.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
(Tedros.

## 21.

## Moreto.

### Trotz wider Trotz.*)

(Akt 2, Scene 5 und 6.)

Saal im Schlosse des Grafen von Barcelona.

Der Graf. Diana, seine Tochter. Prinz Luis von Bearne. Graf Gaston von Foix. Graf Carlos von Urgel. Carlos' Diener Polilla. Cintia und Fenisa, Fräulein. Laura, Zofe. Sänger und Musiker.

Gesang.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Bearne.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Gaston.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Bearne.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos (für sich).

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Bearne.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

(Sie tanzen mit einander, [illegible])

Gesang.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Gaston.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Fenisa.

[illegible]
[illegible]

Gaston.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

([illegible])

Gesang.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Polilla.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Polilla.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana.

[illegible]

Polilla.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Laura.

[illegible]
[illegible]

Polilla.

[illegible]
[illegible]

Laura.

[illegible]

Polilla.

[illegible]
[illegible]

Laura.

[illegible]
[illegible]

Polilla.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

---

*) [illegible]

[illegible]

Gesang.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Gesang.

[illegible]

Polilla.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Gesang.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.

[illegible]

Carlos.

[illegible]

Diana.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos.
[illegible]
[illegible]

Diana.
Doch, was ihr vom Pfeil gesagt,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana (für sich).
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos.
[illegible]

Diana (für sich).
[illegible]
[illegible] — — ?

Carlos.
Was wollt ihr sagen?

Diana (für sich).
[illegible]
[illegible]

Carlos (für sich).
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana.
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana (für sich).
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos.
[illegible]

Diana.
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos (für sich).
[illegible]
[illegible]

Diana.
Nun, nur weiter!

Carlos.
Nein, Prinzessin.

Diana.
Nicht? Warum nicht?

Carlos.
Ich erschrack.
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana.
Nun, was hat es für Gefahr,
Wenn ihr euch zum Spaß verpflichtet,
[illegible]

Carlos.
Die Gefahr, geliebt zu werden.

Diana.
Wäre das denn gar so arg?

Carlos.
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana (für sich).
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos.
Wenn ihr lügt.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos.
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Diana.
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Carlos.
[illegible]
[illegible]

Diana.
[illegible]

Carlos.
[illegible]
[illegible] [illegible]

Diana.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

## 22.

## Melendez Valdez.

### Der flüchtige Amor.

Um in meiner Bruſt zu wohnen,
Iſt Cupidchen, der Verräther,
Von dem Herzen ſeiner Mutter
Und aus Gnidos fortgeflohen.
Seine Brüder ihn beweinen
Und drei göttlich ſüße Küſſe
Will Dione Jedem geben,
Der den Sohn ihr wieder bringet.
Tauſend Liebende ihn ſuchen,
Aber Keiner konnt' erfahren,
Schöne Doris, wo der Flüchtling
Sich ſo liſtig hat verborgen.
Soll ich ihn Cytheren bringen?
Soll ich ihn in Ruhe laſſen?
Oder ſoll ich die Belohnung
Der gebot'nen Küſſe ſchmecken?
Ach du, den für ſeine Mutter
Hält der Flüchtling mit den Flügeln,
Gib mir, gib mir einen einz'gen
Und nimm du ihn, ſüßes Leben!

(Wolff.)

## 23.

## Yriarte.

### 1.

### Fabel vom Eſel und der Flöte.

Dieſe kleine Fabel,
Gut nun oder ſchlecht,
Iſt mir jüngſt begegnet
Ganz von ungefähr.
Dicht an meiner Wieſe,
Meinem Ort nicht fern,
Ging vorbei ein Eſel
Ganz von ungefähr.
Eine Flöte fand er,
Die ein Hirtenknecht
Dort vergeſſen hatte,
Ganz von ungefähr.
Sie zu unterſuchen
Nähert er ſich ſehr
Und bläſt drein recht tüchtig,
Ganz von ungefähr.
Und ſo wie ſein Athem
Durch die Röhre fährt,
Da ertönt die Flöte
Ganz von ungefähr.
Ei, begann der Eſel,
Wie ich es verſteh',
Wird man meinen Namen
Noch in Zukunft ſchmäh'n?
Eſ'lein gibt es, denen
Ohne Kunſtgeſetz
Auch einmal es glücket
Ganz von ungefähr.

(Hain.)

### 2

### Fabel vom Bären und Affen.

Ein Bär, der ſein Brot mit Tanzen
Sich aus ſeinem Herrn gewann,
Fing einſt, aufrecht wie ein [illegible],
Seine künſtlichen Touren an.
Er, im Wahn, es ſchön zu machen,
Sprach zum Affen: Iſt das recht?
Der, ein Kenner, mußte lachen
Und antwortete: Sehr ſchlecht!
Sehr wohl, ſprach da jener wieder,
Du begünſtigſt mich nicht ſehr.
Schmückt nicht Anmuth meine Glieder,
Schreit' ich nicht mit Kunſt einher?
Und das Schwein war gegenwärtig;
Das rief: Bravo! wunderſchön!
Nimmer hab' ich noch ſo fertig
Und ſo zierlich tanzen ſehn!
Das vernahm der Bär mit Schmerzen,
Weg war ſeine Eitelkeit
Und mit ganz beſcheid'nem Herzen
Gab er folgenden Beſcheid:
Als der Affe mich nicht loben
Wollte, glaubt' ich ihm nicht ganz;
Doch da mich das Schwein erhoben,
Taugt gewißlich nicht mein Tanz. —
Dieſe Regel merkt, ihr Dichter:
Nicht viel Gutes ſchon beweiſ't
Die Mißbilligung weiſer Richter,
Schlimm'res, wenn ein Narr euch preiſ't.

(Hain.)

## 24.

## Cienfuegos.

### Eine Scene aus dem Trauerſpiel „die Gräfin von Caſtilien."

Sancho.*) Die Gräfin.

Sancho.
So haſt du endlich es dahin gebracht,
Daß alle Liebe ich erſticken muß,
Vergeſſen, daß du meines Vaters Wittwe!
Denn ſo verlangt es meine Ehre, deine,
Des Volkes Ehre, und Gerechtigkeit.

Gräfin.
So ſage, was dein Herz beleidigt, ende
Mit einem Male die Martern.

Sancho.
Geh' in dich ſelbſt zurück und frag' dein Herz!
Es wird dir rufen: Wo iſt deine Treue,

---

*) Sancho iſt der Stiefſohn der verwittweten Gräfin von Caſtilien und der Gang des Stückes in Kürze folgender. Der mauriſche Feldherr Almanzor, der früher den Grafen von Caſtilien beſiegt und erſchlagen, ſowie unter dem falſchen Namen Zande die Gräfin kennen und lieben gelernt hatte, kommt nach Burgos, um mit Sancho des Friedens wegen zu unterhandeln. Er erneuert, wiederum unter dem falſchen Namen Zande, die Bekanntſchaft mit der Gräfin und ſie fordert ihn auf, er ſolle, um ihre Liebe zu lohnen, den Almanzor, den Mörder ihres Gatten, tödten. Almanzors Incognito wird aber dem Sancho verrathen, dieſer läßt ihn ſogleich einkerkern und auch die Gräfin erfährt, daß Almanzor und Zande ein und derſelbe Mann ſei. In der Verwirrung ihres Herzens ſchreibt ſie einen Brief an ihn, welcher aufgefangen und ihrem Stiefſohn überliefert wird. Sancho, welcher ſchon lange der Mitregentſchaft ſeiner Stiefmutter gern ledig geweſen wäre, benützt die Gelegenheit, um ſie zu verbannen. Die Gräfin beſchließt, ſich zu rächen und wirft Gift in Sancho's Trinkbecher. Indeſſen aber hat ein alter treuer Diener, den Grafen umzuſtimmen gewußt. Almanzor ſoll freigelaſſen werden und die Gräfin nur für kurze Zeit in ein Kloſter gehen. Der Graf kommt mit dieſem Entſchluß, man geht zur Tafel, er will den vergifteten Becher leeren, da entreißt ſie ihm denſelben, leert ihn ſelbſt und ſtirbt. An ihrer Leiche verſöhnen ſich der Graf und der Maure.

Die unverletzlich du dem Gatten ſchwurſt?
Schon der Gedanke macht mich ſchaudern: du,
Garcia's Weib, des edlen Helden Gattin,
Liebſt einen Andern, einen Niedern?

Gräfin.

Ich!

Sancho.

Du biſt beſtürzt —

Gräfin.

Beſtürzt? — Ja wohl, ich bin's;
Du weideſt dich daran. Ich bin beſtürzt,
Statt meines Lebens, wie ich ſchon geträumt,
Ein nächtlich Ungeſeh'n'r mit meiner Liebe
Vermählt zu haben, daß zu meiner Qual,
Zu meiner Schande lebt. Er, der mich ſtreng bewahren
Vor der Verleumdung gift'gem Hauche ſollte,
Leiht gern und willig ihr ſein boshaft Ohr.
Verräther, wo iſt dein Beweis? Was haſt du,
Das mich beſchuldigt, was?

Sancho.

Sieh' dieſen Brief.

Gräfin.

Der Brief . . . . Allmächt'ger Gott! — fort, fort mit ihm!
Zerreiß ihn, wirf ihn weg, du Schändlicher!
Mag ihn das Feu'r für immerdar verzehren
Daß niemals ſollen meine Augen wieder
So ſchauderhafte Zeugen ſehn. Wenn ich
Doch nie im Leben dieſen Brief geſchrieben,
Dies treuloſe Blatt, entdeckend, meine Schande
Bekennete — du haſſeſt dennoch mich.
Es haben Erd' und Himmel ſich verſchworen,
Um mir zu ſchaden; ja, ich ſelbſt, ich fluche
Dem Leben und mein einz'ger Wunſch iſt Tod.

Sancho.

Du leugneſt dennoch, daß der Brief von dir?

Gräfin.

Ich leugn' es dennoch und geſteh', er wär' es,
So würde mich ein zärtlich Herz verdammen
Ob meiner Schuld, daß ich gefühlvoll wäre?
O daß mich doch die ſchreckensvolle Flamme,
Die in der Bruſt die Liebe mir entzündet,
Urplötzlich tödtete, ich wäre glücklich!

Sancho.

Allein —

Gräfin.

Ich lieb' ihn, hörſt du's? Es iſt wahr.
Ich bin ſein eigen und ich bin es gern.
Verſuch, du Frecher, dieſen Brief, du wirſt
In jeder Zeile treue Liebe finden,
So unauslöſchlich heiß, wie hier im Herzen.

Sancho.

So liebſt du Jenen?

Gräfin.

Ja, es freut ſich
Mein Herz, es laut zu wiederholen; bis
Zum letzten Athemzuge lieb' ich ihn
Und ſtolz bin ich, dem ganzen Weltall es
Zu ſagen.

Sancho.

Wohnt denn keine Scham in dir?

Gräfin.

Ihn nicht zu lieben, würd' ich ſtets mich ſchämen;
Ich haſſe den, der nicht, wie ich, ihn liebt.
Er, der Elende, kennet nicht den Werth,
Den hohen Werth der reinen, ſchönen Seele.

Sancho.

So höhneſt du des Vaters Schatten frech?

Gräfin.

Des Vaters? Deines Vaters! Schied er nicht
Hinüber zu der Todten ſtummem Reich?
O Sancho, Sancho! wüßt' er meinen Schmerz,
Was würd' er ſagen? — Warum hab' ich nicht
Mit ihm den letzten Seufzer ausgehaucht!
Es würde Beider Leben, Beider Liebe
Dieſelbe Gruft in Segnungen umſchließen;
Da jetzt, o Gott! — ich liebt' ihn, lieb' ihn noch,
Seh' ihn, wohin ſich meine Schritte wenden,
Und trage ſtets im Herzen ihn mit mir.
Ich liebe ihn allein, ihn mehr, als Jenen.
O Gott! geblendet bin ich — unwillkürlich
Spricht meine Lippe fremde Worte;
Verſtehe nicht, was laut ſich in mir regt
Und in ein Meer von Qualen mich verſenkt;
Verzehrt von Liebe werd' ich — liebe dich,
Dich, Sancho, ohne Ende; meine Thaten,
Die Freunde, meinen Gatten, Alles, Alles,
Was ſegensreich der Erdkreis in ſich ſchließt,
Sogar die ſtarren Felſen meines Landes;
Nur mich allein haſſ' ich auf dieſer Welt.
O Sancho, flehe laut und oft zum Himmel,
Daß mitleidsvoll auf dich herab er ſchaue,
Damit du nie, wie ich, im Kummer weineſt,
Daß deine Seele zu gefühlvoll wäre.

Sancho.

In eines Kloſters friedensreicher Zelle
Wird deinem Herzen Ruhe wiederkehren.

Gräfin.

Was redeſt du von Frieden mir, vom Kloſter?

Sancho.

Wenn ſich die Sterne hell am Himmel zeigen
Und tiefes Schweigen auf der Erde ruht,
Wird in ein ſtilles Kloſter man dich leiten,
Damit auch dir des Himmels Friede werde
Und deiner Wünſche ſchönſter ſich erfülle.

Gräfin.

Das wagſt du mir zu bieten, mir zu denken?

Sancho.

Als ſtark erkenn' ich nur Gerechtigkeit
Und ſtrafen muß ich den Verbrecher. Fremd
Iſt Kindespflicht und Liebe mir. Du haſt
Des Hochverrathes ſchuldig dich gemacht.

Gräfin.

Des Hochverrathes? Da ich meine Liebe
Tief in des Buſens Innerſtem verwahrt
Und Niemanden beleidigt? — Frage dich,
Die Freunde frage und das ganze Volk,
Ob d'raus Verderben über ſie gekommen?
Nur mir allein hab' ich geſchadet, mir
Nur wehgethan, mit Schmerzen ohne Ende
Die wunde Bruſt erfüllt und dennoch willſt du
Dafür mich neuen Martern übergeben?
Als du rebelliſch gegen deinen Vater
Das Schwert gezückt, den Scepter ihm zu rauben,
Und überwunden ſelbſt in ſeine Hände,
Da blieb zur Reue dir allein die Zeit,
Bis zur Beſteigung deines Blutgerüſtes
Erinn're dich! — da fiel ich vor ihm nieder,
Umklammerte ſein Knie mit wunden Händen,
Warf mich vor ſeine Schritte hin; die Liebe
Zu mir obſiegte und du warſt gerettet.

Sancho.

Mit Freuden, Gräfin, will ich dir geſteh'n,
Daß zweimal ich mein Leben dir verdankt,
Und deshalb werd' ich ſtatt gerechter Strafe
Den Frieden dir aus Milde wiedergeben.
Das auf dem hohen Throne von dir floh,
Das Glück, das du verloren, ſoll die Stille
Des Kloſters dir in vollem Maß aufwiegen.

Gräfin (traurig).

Ich nehme dankend Rath und Frieden an,
Die du mir liebevoll und gütig bieteſt.
Mein Glück iſt, ach! mein Unglück — mach' mich glücklich
In meinen Qualen — ſtärke ſie, allmächt'ger Gott!
Ich ſtehe hier, wo ich befehlen kann?
Wie tief ſoll ich mich noch erniedrigen!
Vaſallen gehorchet augenblicklich —
Vergiß das nimmer, Sancho! — meinem Winke.

Du herrſcheſt nur, weil ich dich herrſchen laſſe,
Und wenn ich's ford're, mußt vom Thron du ſteigen.

Sancho.

Vom Throne ſteigen? Meinem Vater dank' ich
Den Thron, nicht dir; dir dank' ich Schmach und
Schande,

Die auch mich trifft, weil du des Vaters Willen,
Du haſt das Volk, das treue, abgewendet,
Denn zürnend ſieht es jetzt zu dir hinauf
Und haßt die ſchändlich, gräulich Liebende,
Das ganze Land hallt von Verwünſchung wieder,
Die du auf dein unſelig Haupt geladen;
Ein Wunſch beſeelt das Allgemeine: dich
In eines Kloſters Mauern eingeſperrt
Zu ſehn. Noch heute ſoll erfüllt er werden.
Du wirſt noch heute gehn!

Gräfin.

Ich gehn? Elender!
Menſch meines Fluchs, ich gehn? Ha, ich verſtehe.
Ich werde gehn und deinen Wunſch erfüllen
Auf Koſten meiner Ehre. — Wie die Erde
Umhüllet wird vom dunkeln Schlei'r der Nacht,
War meine Liebe tief in mir verborgen,
Du haſt ſie an das Tageslicht gezogen,
Mit Blitzesſtrahl das Dunkel aufgedeckt.
Wer konnt' es ahnen, wenn du ſtoiſch ſchwiegeſt!
Für lange Zeiten haſt du ausgeſprochen
Mit meiner Schwachheit meine ew'ge Schande;
Nur lachend wird man deinen Namen nennen.
Ich werde gehn; doch hoffe nimmer du,
Mich zu bezwingen. Wenn das ganze Volk
Zu deinem Beſten auch das Schwert erhebt,
Mich ſchützet Zaure; an der Mauren Spitze
Wird er erſcheinen, ſiegen, dich verderben;
Dein Thron wird fallen; ich werd' ihn beſteigen,
In Zaure's Armen ſelig leben, ſterben
Und tief vor mir wird ſich Don Sancho neigen!
(Wolff.)

---

## 25.

# Mora.

## Romanze von Aliatar und Zulema.

Aliatar's und Zulema's
Hochzeit wurde zubereitet,
Und in Wonne ſollten wandeln
Zwiſchen Monde ſich voll Kummer,
Aliatar, das Licht von Baza,
Und Zulema, Ronda's Perle;
Er dem Leu'n an Muth, an Schöne,
Sie den Sternen zu vergleichen.
Und ſchon nahte ſich der Tag.
Schimmernd ſtrahlten die Gemächer
Von den Teppichen der Türken
Und köſtlichen Stickereien.
Heller glänzten noch die Funken
Süßen Leids, reizvoller Hoffnung
In den Blicken, deren Feuer
Liebesaufſchub mehr erhitzte.
Eine Nacht noch trennte Beide
Von dem Glücke, eine einz'ge.
Ach die reichte hin, den Tag
Ihrer Zukunft zu umwölken!
Goldner Sonne letzte Strahlen
Glühten auf den fernen Höhen,
Aus der Berge tiefen Schluchten
Flohen leiſe Purpurſchatten,
Süße Düfte aus den Wäldern
Kamen her, die Blätter ſchüttelnd
Linde Lüfte, ſäuſelnd ſtreichen
Sie wie buhlend um die Locken.
Aliatar an dem Gitter
Seiner hochverehrten Schönen
Sang in tiefgefühlten Weiſen
Alſo ſeines Herzens Bangen:
„Ach, dem Glück iſt nicht zu trauen!
Sicher iſt nur, was wir haben.
Erſt verheiß'nes Glück iſt keines,
Denn kein Glück iſt, wo man fürchtet.
So der Schiffer, der den Fluten
Sich der ruhigen See vertrauet,
Wird ein unglückſelig Spielzeug
Für der Wogen grauſe Brandung;
Und die Blume, ach! die hehre,
Mit der ſüßen Frucht im Schooße,
Bricht erbarmungslos vom Zweige
Nordwinds Wehen heftig ſchütternd;
Heiter tagt es am Morgen
Unter Perlenthau und Roſen
Und am Abend reißt der Sturmwind
Feſte Felſen aus den Wurzeln;
Kein Verlaß iſt auf Verſprechen
Des verräth'riſchen Geſchickes.
Ach dem Glück iſt nicht zu trauen;
Sicher iſt nur, was wir haben."
Kaum erſt war Aliatar's
Süßer Liebesſang verklungen,
Als aus weiter Ferne her
Wilder Waffenlärm ertönte.
Chriſten waren's, die der Schirm
Dunkler Nacht herbeigezogen,
Plötzlich hatten ſie ſich bald
Einlaß in die Stadt errungen.
Aus dem Schlaf geſchreckt die Mohren
Suchen Waffen, ſammeln Schaaren,
Laufen bald, wohin Gefahr,
Bald, wohin die Angſt gerufen.
Aliatar in voller Eile
Sattelt ſeinen Apfelſchimmel,
Der in manchen Schlachten ſchon
Zeuge ſeines Ruhms geweſen,
Mit den andern Rittern allen,
Die er in den Kampf gerufen,
Eilt er mit verhängtem Zügel,
Doch nicht ohne bittre Klage
Und nicht, ohne einen Seufzer
Aus beengter Bruſt zu löſen,
Wo zwei Mächte um ihn kämpften,
Liebesglut und Ritterehre.
Schon beginnt des Streites Hitze
Und die krummen Mohrenſäbel
Kreuzen ſich mit Chriſtenſchwertern,
Bergen ſich auf feſten Schilden,
Mit dem Widerſtande doppelt
Sich die Wuth, die Chriſten wanken,
Aber weichend auch verkaufen
Theuer ſie den Sieg den Mohren.
Als ſie endlich ſich entfernten
Und den Hügel ſchon erklommen,
Traf des Feindes letzter Schuß
Aliatar in den Buſen.
Leblos ſank der Held zu Boden,
Der ſo wahr geſprochen hatte:
„Ach dem Glück iſt nicht zu trauen;
Sicher iſt nur, was wir haben."
Seiner Freunde Jammerrufe
Hörten laut es in der Runde,
Der Zulema Herzenskummer
Und des Mohrenheeres Verluſt.
Sie vernimmt es. Alsbald heften
Grauſend ſtarr ſich ihre Blicke,
Von den holden Wangen ſchwindet
Alle Jugendglut, das Haupt

Senkt ſich, ihre Schritte wanken
Nur die Roſenglut der Lippen
Weicht dem blaſſen, welken Blau.
In der lebensmüden Seele
Hüllen alles Licht des Geiſtes
Tief in Nebel und in Nacht
Der Gedanken irre Bilder.
Und in bittres Lachen löſet ſich
Ihres Herzens herber Schmerz.
Wie bei dem, der ſich des Traumes
Freut und vor'm Erwachen zittert.
„Wo iſt Aliatar?“ ſprach ſie.
„Nein, es lügen die Gerüchte;
Aliatar iſt nicht geſtorben,
Nein, er lebet noch und liebt mich.“
Nach dem Trugbild ihrer Liebe
Eilt die Unglückſel'ge nach.
Dornen hemmen nicht, noch Steine,
Noch der Wüſte Sand die Schritte;
Wie die angeſchoſſ'ne Hindin
Eilt verſcheucht ſie durch die Wälder;
Dunkle Nacht erſchreckt ſie nicht,
Nicht um Sturm und Wetter ſorgt ſie;
Aufgelöſ't der Haare Flechten
Wallen über ihren Nacken;
Starr der Blick; der Fuß entblößt;
Und verwelkt iſt ihre Schöne.
Unerwartet zeigt ſie ſich,
Durch die öden Berge ſchweifend,
Den Bewohnern ſtiller Hütten
Wie ein grauſes Nachtgeſpenſt.
„Wo iſt Aliatar?“ ſpricht ſie,
„Meine Lieb', mein Glück, mein Ruhm!
Aliatar iſt nicht geſtorben,
Nein, er lebet noch und liebt mich.“
Alſo ſtreift das arme Fräulein
Durch die Gegend hin von Ronda,
Suchend das verlorne Gut,
Einſam irrend in dem Wahnſinn.
Wenn von Müdigkeit bewältigt
Unter einem Baum ſie hinſinkt,
Wiederholt mit ſtarrem Mund ſie:
„Aliatar lebt und liebt mich!“

(Keller.)

* * *

## 2.

## Portugal.

Hier concentrirt ſich die literariſche Blüthe ſtreng und eng um die politiſche Glanzperiode der Nation während des 16. Jahrhunderts. Die glorreiche Epoche, in welcher die Portugieſen unter der Regierung weiſer, thatkräftiger und hochgeſinnter Könige, beſonders Emanuel's des Großen (1495–1521), und unter der Führung von Helden, wie Vasco de Gama und Alfonſo de Albuquerque, jene kühnen, dem Leben nach allen Richtungen hin neue Bahnen öffnenden Seefahrten und Eroberungszüge unternahmen, dieſe Epoche förderte auch die Perle, die faſt einzige, aber unſchätzbare Perle ihrer Literatur, die Luſiaden des Camoens, zu Tage. Und wie ſich Portugals politiſche Größe nach kurzer Dauer mit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts, nachdem der unglückliche König Sebaſtian 1578 in Afrika Heer und Leben eingebüßt, zum Verfalle neigte und ſeither nie wieder zu rechter Selbſtſtändigkeit und Geltung gelangen konnte; ſo hat auch von da ab die portugieſiſche Literatur nur ein welkes, hinſiechendes Leben geführt, als ob ſich die ſtaatliche und poetiſche Productionskraft in einem und demſelben Zeitalter zumal erſchöpft hätte.

Die Anfänge portugieſiſcher Literatur fallen in den Zeitraum vom 12. bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts. Zum Unglück wurde aber die volksthümliche Entwicklung der Poeſie im Keime erſtickt. Die nationalen Lieder (chacaras) und Romanzen, welche auf ſpaniſchem Boden ſtets ſo lebenskräftig und einflußreich geblieben, mußten in Portugal ſchon ſehr frühe einer ſüßlichen Hof- und Minnepoeſie weichen, in welcher ausländiſche Einflüſſe vorherrſchend waren und die ſich hauptſächlich mit unnatürlich ſchäferlichem Geleier und Gedudel abgab. Als die zwei älteſten portugieſiſchen Poeten werden in dieſer Periode Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz angeführt, deren Ruhm als Liederdichter Macias (mit dem Beinamen „der Verliebte,“ von einem eiferſüchtigen Ehemann im Gefängniß erſtochen) in Schatten ſtellte. Ribeiro, der am Hofe des großen Emanuel lebte, leitete durch ſeine wohllautvollen Hirtengedichte, ſowie durch Abfaſſung des erſten portugieſiſchen Romans (Menina e Moça) die literariſche Glanzperiode ſeines Landes ein. Mit ihm wetteiferte in ſchmachtender Lyrik ſein Zeitgenoſſe Falçam, aber von weitaus größerer Begabung, als Beide, zeigte ſich Gil Vicente (geſt. 1557), der mit richtigem Inſtinct das Volksleben zur Baſis ſeines Dichtens machte und durch ſeine von Witz ſprudelnden, wenn auch höchſt mangelhaft componirten Luſtſpiele und Farcen bedeutend in die Weiterbildung der dramatiſchen Kunſt nicht allein Portugals, ſondern auch Spaniens eingriff, welcher Umſtand die gelegentliche Bemerkung geſtatten mag, daß alle bedeutenden portugieſiſchen Dichter jener Zeit zugleich auch in caſtiliſcher Sprache ſchrieben. Gil Vicente's nationaler Ton fand eine ſtarke Oppoſition in dem Streben nach ſogenannter Claſſicität, wie es ſich in den idylliſchen, lyriſchen und dramatiſchen Arbeiten des Saa de Miranda (geb. 1495) und des Ferreira (geb 1528) kundgab und von Caminha, Bernardes und Anderen weiter geführt wurde.

Bevor aber das Nationale gänzlich unterging in froſtiger Nachkünſtelung des Alterthums und der Ausländerei, ſollte es durch Camoens noch ſeinen höchſten Triumph feiern. Luis de Camoens ward 1524 zu Liſſabon geboren und nach einem Leben voller Abenteuer und Strapazen zu Waſſer und zu Lande ſtarb er — der ſich für Portugal zum Krüppel hatte hauen laſſen, der ſeiner Nation den unverwelklichſten Lorbeer um's Haupt gewunden — unbekannt, unbeachtet, als Bettler in einem Spital ſeiner Geburtsſtadt. Die Luſiaden (os Lusiadas), d. h. die Söhne des Luſus (des fabelhaften Gründers von Luſitanien oder Portugal), iſt das Heldengedicht betitelt, in welchem Camoens, auch als Lyriker höchſt bedeutend, die ganze Begeiſterung ſeines hochherzigen Genius ergoß und das uns allüberall deutlich erkennen läßt, daß ſein Verfaſſer nicht blos Dichter, ſondern auch Patriot, Krieger und Seefahrer war, der mit zu den Erſten gehörte, welche das Vorgebirge der guten Hoffnung umſegelten. „Wie den Schiffer“ — äußert ein trefflicher Kenner der Literatur Südeuropa's über die Luſiaden — „wie den Schiffer berauſchende Wohlgerüche, ſchon von fern anwehend, in Wellen und Mühſal erquicken und ihm die Nähe von

Indien verſunken: ſo weht ein blühender, ja berauſchender Duft durch dieſ unter dem indiſchen Himmel erſonnene Gedicht; es iſt der ſüdliche Glanz darüber verbreitet und, obwohl einfach in der Sprache, edel in der Abſicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Phantaſie bei weitem den Arioſt. Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien beſingt Camoens, ſondern Alles, was irgend aus der ältern Geſchichte ſeines Volkes ritterlich, ſchön, groß, edel und rührend war, iſt in dieſes Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Man hat an dem Gedicht die Einmiſchung der antiken Mythologie tadeln wollen, allein Camoens gebraucht ſie nur als eine ſchöne Bilderſprache für ſinnreiche Allegorie. Sehr ſparſam iſt er übrigens damit. Und wenn er nun die Venus ſeine geliebten Portugieſen beſchützen läßt, weil ſie, wie er ſagt, den Römern am ähnlichſten ſeien, den Bacchus aber ſie anfeinden, weil derſelbe beſorgt, ihre Heldenthaten möchten ſeinen Zug nach Indien verdunkeln, wenn die Giganten ſich in dem wildeſten Meer der gewünſchten Fahrt nach dem ſegenreichen Lande widerſetzen und die unſterbliche Tethis zuletzt auf der ſeligen Inſel das hochzeitliche Bette mit dem hohen Gama beſteigt, die glorreiche Beſiegung und Beherrſchung des Meeres zu feiern: ſo muß man geſtehen, daß vielleicht kein romantiſcher Dichter die alte Fabel ſo neu, ſo eigenthümlich und doch ſo klar und paſſend gebraucht hat. Durch die Geſchichte iſt das Werk gewiſſermaßen zum Trauerſpiel geworden, da der völlige Untergang der kühnen Nation ſich ſo unmittelbar an die kurze Epoche ihrer größten Kraft und Herrlichkeit anſchloß, als deren höchſten Moment man jenes große Nationalgedicht ſelbſt betrachten kann, den Schwanengeſang eines untergegangenen Heldenvolkes."

Mit Camoens, dem bekanntlich L. Tieck in einem ſeiner gelungenſten Werke („Der Tod des Dichters") in Deutſchland ein Ehrenmal geſetzt, erliſcht das Intereſſe an der portugieſiſchen Literatur, doch ſind aus ſeiner Zeit noch Cortereal und Lobo als Poeten zu nennen, die ihm, wenn auch mit ſehr ungleichen Kräften, in nationalem Sinne nacheiferten. Vom 17. Jahrhundert an nahm craſſer Ungeſchmack und weitſchweifige Nachäffung immer mehr überhand. Der elende Zeitdichter Macedo durfte es ſogar wagen, Camoens Lorbeerkranz anzutaſten, und ob die jüngeren Talente, die in neuerer und neueſter Zeit in Portugal aufgetaucht, die Gomez (deſſen Trauerſpiel „Ines de Caſtro" auch in Deutſchland bekannt geworden), Bocage, Caſtilho, d'Almeida Garrett, Carvalho und Andere, wirklich eine heilſame Reform in der Literatur ihres Vaterlandes, die ſie theilweiſe anzubahnen ſcheinen, bewirken werden, ſteht dahin. Durchſchlagendes haben ſie wenigſtens bisher noch Nichts zu Stande gebracht.

## Camoëns.

### 1.

### Die Luſiaden.

### 1.

### Eingang.*)

Die Waffen und die glorreich edeln Recken,
Die von der Luſitanier Abendſtrand
Durch nie zuvor befahr'ne Meeresſtrecken
Vorgedrungen hinter Taprobana's Land,
Die, groß in Mühſal und in Kriegesſchrecken,
Vollbracht, was niemals Menſchenkraft beſtand,
Ein neues Reich zu bau'n in ferner Zone,
Das ſie erhoben zu der Länder Krone;
Zugleich der Fürſten ruhmgekrönte Thaten,
Die, Reich und Glauben mehrend weit und breit,
Der Afrikaner und der Aſiaten
Ruchloſe Gau'n dem Untergang geweiht;
Und ſie, die erntend tapfrer Werke Saaten,
Von dem Geſetz des Todes ſich befreit —
Soll mein Geſang vor aller Welt verkünden,
Wenn ſich Natur und Kunſt in mir verbinden.
Verſtumme denn, was weiſer Griechen Ahnen,
Was Troja's Sohn' auf weiter See vermocht;
Von Alexandern ſchweige, von Trajanen,
Der Ruf der Siege, die ihr Arm erfocht:
Dich ſing' ich, Herz ruhmvoller Luſitanen,
Dem weithin Meer' und Länder unterjocht;
Verſtumme, was die Muſe grauer Zeiten
Geſang, vor andern größern Herrlichkeiten!
Und ihr, des Tajo Jungfrau'n! denn entzündet
Habt ihr in mir des Geiſtes neue Glut.
Wenn ſtets in niederm Laute froh verkündet
Von meinem Lied ward eures Stromes Flut:
Leiht Worte nun, vollhallend, ſchön geründet,
Leiht zum erhab'nen Klange mir den Muth,
Daß nach dem Spruch Apollo's eure Welle
Nicht mehr beneide Hippokrenas Quelle.
Leiht mir Begeiſterung, die mächtig ſchalle,
Nicht wie von rauher Flöt' und wildem Rohr,
Nein, von der Tuba hellem Kriegesſchalle,
Der Wangen röthet, Geiſter hebt empor!
Leiht mir Geſänge, würdig der Thaten alle
Von eurem Volk, das Mars dem Ruhm erkor,
Daß durch das Weltall ringsum ihr Preis erklinge,
Wenn ich ſo hohen Werth in Verſen ſinge.
Und du, in guten Stunden uns geboren,
Zum Hort der alten Freiheit uns geweiht,
Von Gott zum ſichern Hoffnungsſtern erkoren,
Daß wachſe ſtets die kleine Chriſtenheit;
Du, neuer Schrecken für den Speer der Mohren,
Ein ſchickſalvolles Wunder unſrer Zeit,
Von Gott, der Alles lenkt, der Welt gegeben,
Um alle Welt nun Gotte zu ergeben!
Du zarter Sproß, am Baume neu entfaltet,
Dem Chriſtus ſich vor Allen zugewandt,
Die je als Allerchriſtlichſte**) gewaltet
Und die man Cäſarn nennt im Abendland!
In deinem Wappen ſieh', wie er geſtaltet
Den Sieg dir zeigt, vom Ruhme längſt genannt,
Für welchen du die Zeichen überkommen,
Die er für ſich am Kreuzesſtamm genommen***).

---

*) Der Dichter redet in den Zueignungsſtanzen König Sebaſtian den jugendlichen König an, dem er ſpäter zuſandte und deſſen früher Tod Portugal in's Verderben ſtürzte.

**) Bekanntlich der Titel der Könige von Portugal.

***) Anſpielung auf die Schlacht von Ourique, wo Alfonſo I. 1139 fünf Mohrenkönige ſchlug. Den Tag

Machtvoller König, deſſen hohe Lande
  Die Sonn' erblickt, ſobald der Oſten graut,
  Und, wann ſie niederſteigt am Himmelsrande,
  Und, wann das Mittel unſrer Welt ſie ſchaut;
  Der Ismael's Geſchlechte *) Schmach und Bande
  Bereiten wird, wie unſer Herz vertraut,
  Zu deſſen Füßen Türk' und Heide ſinken,
  Die noch die Flut des heil'gen Stromes trinken:
O ſenk' auf kurze Zeit der Hoheit Strahlen,
  Die wir im zarten Angeſicht erſpähn,
  In dem ſich ſchon die reifern Jahre malen,
  Wo du wirſt ein zum ew'gen Tempel gehn.
  Laß Huld dein königliches Auge ſtrahlen
  Zur Erd': ein neues Beiſpiel wirſt du ſehn
  Von Liebe zu der Väter Thatenruhme,
  Gepflegt in ſchöner Lieder Heiligthume.
Das Vaterland, nicht Gold ſtimmt meine Saiten!
  Ein hoher, ewiger Gewinn iſt mein;
  Nicht eitel iſt der Lohn, von fernen Zeiten
  Als Herold meines Volks erkannt zu ſein.
  O höre mich! Aus deines Landes Weiten
  Werd' ich der Helden Kunde dir verleihn;
  Da wirſt du froh, was höher ſei, gewahren,
  Ob Herr zu ſein der Welt, ob ſolcher Schaaren.
(Donner.)

### 2.

## Wie Venus dem Throne Jupiter's naht.

(Geſang 2. Stanze 33–38.)

Sie läßt die Nymphen, die mit trüber Zähre
  Im Blick ſo ſchnell die Herrin ſcheiden ſehn.
  Schon wandelt ſie auf ſternbeſäumter Sphäre,
  Schon wallt ſie durch die dritte Himmelsbahn,
  Und weiter ſteigt ſie und nun zur ſechsten Zone
  Vordringend kam ſie zu des Vaters Throne.
Vom weiten Weg glühn röther ihre Wangen,
  Hoch ſtrahlt der Reiz der göttlichen Geſtalt,
  Daß Luft und Waſſer zittert in Verlangen
  Und rings der Sterne Chor in Liebe wallt;
  Das Auge, das ihr Sohn zum Sitz empfangen,
  Strömt aus der Geiſter lebende Gewalt,
  Womit ſie zündend ſtarre Pol' umſchlinget
  Und flammend in die kalte Sphäre dringet.
Das höher noch des Vaters Glut ſie fache,
  Der immerdar an ihr voll Liebe hing,
  Erſcheint ſie ihm, wie dort im Waldgemache
  Des Ida, wo ſie Troia's Held umfing:
  O ſähe ſie Aktäon, der im Bache
  Dianen ſchaut' und Thiergeſtalt empfing!
  Nicht ſeine Hunde hätten ihn entſeelet,
  Eh' ſtürb' er noch vom Liebesgram gequälet.
Ihr goldnes Haar wallt in der Locken Windung
  Zum Nacken, der den reinen Schnee beſiegt;
  Ihr Buſen bebt in leiſer Wellenſchwingung,
  Auf welcher Amor unſichtbar ſich wiegt;
  Glut ſprüht des Gürtels bindende Umſchlingung,
  Womit ihr Sohn die Seelen keck umſchmiegt;
  An glatter Säule ranken die Verlangen,
  Die, gleich dem Epheu, ſich um jene ſchlangen.
Ein dünner Stoff weht um die ſüßen Reize,
  Die frommer Scham vertraute die Natur;
  Das Netz, die Roſ' umſchleiernd, nicht mit Geize
  Entfaltet und verhüllt zur Hälfte nur;
  Doch daß es noch in heißerm Brande reize,
  Entzieht es lauſchender Begier die Spur.
  Schon hört man auf des Himmels fernſten Fluren
  Vulcanus' Zornwuth, Mavors' Liebesſehnen.
Im engelſchönen Blick der Hehren thaute
  Des Grams Gewölk, mit Lächeln hold vereint,
  Dem Mädchen gleich, das unverſeh'n der Traute
  Verletzt' im Liebesſpiel, wie dann es weint
  Und klagt und wieder lacht in einem Laute
  Und munter jetzt und wieder zornig ſcheint;
  So ſprach die Göttin, aller Frauen Krone,
  Mehr froh, als traurig, vor des Vaters Throne.
(Donner.)

### 3.

## Ines de Caſtro.

(Geſang 3. Stanze 119–135.)

Du Lieb' allein, du, die voll herben Zwanges
  In ihren Kreis die Menſchenherzen bannt,
  Du wareſt Urſach' ihres Unterganges,
  Als ob ſie treulos dir ſich abgewandt.
  Wenn nicht der Zähren Bittre deines Dranges
  Grauſame Macht zu bändigen verſtand,
  So willſt du nur, voll rauhen Herrſchermuthes,
  Dich ſättigen im Bad des Menſchenblutes!
In Ruh, o Ines, wareſt du gebettet,
  Da du der Jahre ſüße Frucht gepflückt,
  An einen heitern, blinden Traum gekettet,
  Den dir das Schickſal, Holde, bald entrückt,
  In des Mondego Blüthenau'n gerettet,
  Die deines ſchönen Auges Thau beglückt,
  Wo du Gebirg' und Thal' in ſüßen Schmerzen
  Den Namen lehrteſt, der dir lebt' im Herzen;
Wo die Erinn'rungen dir widerhallten,
  Die deines Fürſten Seele mild umſchwebt,
  Die ſtets dein Bild vor ſeinem Aug' entfalten,
  Wann er von ſchönen Augen ferne lebt,
  Die in Gedanken Tag's vorüberwallten,
  Die Nachts in Träumen täuſchend ihn umwebt;
  Denn Alles, was er ſann und was er ſchaute,
  War ihm ein ſüß Gedächtniß an die Traute.
Um andrer Frauen heißerſehnte Liebe,
  Der Fürſten ſchöne Töchter buhlt er nicht;
  Wo wär' ein Wunſch, o Amor, der dir bliebe,
  Wann dich bezwang ein holdes Angeſicht!
  Doch kaum gewahrte die verliebten Triebe
  Der Vater, der mit hellem Geiſteslicht,
  Ein kluger Greis, des Volkes Murren achtet
  Und wie ſein Sohn nach keiner Gattin trachtet:
Da denkt er Ines auch der Welt zu rauben
  Und ihr den Sohn, um den ſie Feſſeln wand;
  Im Blute nur, ſo denkt' er frühen Glauben,
  Erlöſch' er auch ſo treuer Liebe Brand.
  Ha, welch ein Wahnſinn mocht' es ihm erlauben,
  Die ſcharfe Klinge, die dem Sturm beſtand
  Der Mohrenwuth, mit grimmigem Erbeben
  In eines Weibes zarte Bruſt zu heben!
Es ſchleppen ſie die rauhen Henkersknechte
  Zum Herrn, den Mitleid ſchon gefangen nimmt,
  Doch hält mit trotzig falſchem Wortgefechte
  Das Volk zu grauſem Todesſpruch beſtimmt.
  Mit frommer Rede traurig ihrem Rechte,
  In der ſie Gram um ihren Fürſten ſtimmt,
  Gram um die Söhne, die ſie läßt in Trauer —
  Was mehr, als eigner Tod, ſie füllt mit Schauer —
Erhob ſie thränenvoll die frommen Blicke
  Der Augen zu des Himmels hellem Licht,
  Der Augen; denn die Hände band im Stricke
  Des rauhen Henkersknechtes harte Pflicht.
  Nur wie das Herz im kläglichen Geſchicke
  Der Kleinen ihr voll banger Ahnung bricht,
  Begann ſie ſo, dem grauſen Loos ſich wendend,
  Den Lieblichen die letzten Blicke ſpendend:

---

vor der Schlacht war ihm der [illegible] Chriſtus, Sieg verheißend, erſchienen und zum Andenken daran nahm er das Kreuz in das portugieſiſche Wappen auf.

*) Die Mohren, als angebliche Abkömmlinge von Ismael

Wenn wilde Thiere, die zu rohem Hange
Der Grauſamkeit ſchon die Natur erzieht,
Wenn Raubgevögel, die im kühnen Drange
Nach Beute nur durchziehn der Luft Gebiet,
An zarten Säuglingen mitleidig lange
Die Neigung frommen beſorgten Liebe zieht,
Wie man von Ninus' Mutter hat verkündet
Und von den Brüdern, welche Rom gegründet:
O du, von Antlitz menſchlich und Gebärde!
(Wenn menſchlich heißt, auf eines Weibes Bruſt
Den Dolch zu zücken, weil ein Herz ihr glühte,
Das ſie mit Liebe zu umfahn gewußt;)
Blick auf die kleinen Sproſſen hier mit Güte,
Da dich mein dunkler Tod erfüllt mit Luſt;
Mög' ihre Zartheit dich vor meine rühren,
Fühlſt du für Unſchuld nicht ein menſchlich Rühren!
Und wenn du in der Siege ſtolzem Prangen
Den Mohren Tod mit Flamm' und Schwert gebracht,
Laß auch voll Gnade Leben ſie empfangen,
Die nie das Todeswürdige vollbracht;
Und kann die Unſchuld dies von dir erlangen,
Verdamme mich zu freudeleerer Acht
In Scythia's Eis, in Libyen's heißer Zone,
Damit ich dort in Thränen ewig wohne!
Verbanne mich in aller Wildheit Schauern,
Zu Leu'n und Tigern, und ich werde ſehn,
Ob etwa mir von dieſen wird Bedauern,
Das ich von Menſchen nimmer mehr' erflehn.
Dort in die Lieb' bewahrend treuem Trauern
Um ihn, für den ich ſoll zum Tode gehn,
Will ich ihm aufziehn dieſe zarten Sproſſen,
Der Mutter Troſt und ihres Harms Genoſſen. —
Mit Schonung will der König ſie beglücken,
Von ihrer Worte ſanftem Schmerz gerührt;
Doch wehrt ſein Volk und ihres Looſes Tücken,
Daß er des Herzens Wunſch zum Ziele führt.
Schon ſieht man ſie die blanken Schwerter zücken,
Als wäre hier ein edles Werk vollführt:
Ihr Henkerſeelen, wollt an einem Weibe
Erproben, welch ein Rittermuth euch treibe?
Wie Pyrrhus wider die geweihte Blüthe
Polyxena's, der alten Mutter werth,
Als letzten Troſt, mit rauhem Stahl erglühte,
Dieweil Achilles' Schatten ſie begehrt,
Und gleich dem Lamme, voll Geduld und Güte,
Sie jenes Auge, das die ſtille nährt,
Zur Mutter kehrt, die Wahnſinn ſchon durchflutet,
Und willig dann, ein grauſes Opfer, blutet:
So würgt Inés hier die Mörderhorde;
Im Marmorhalſe, von dem Reiz beſeelt,
Wodurch ſie jenen an Mondego's Borde
Bewegen, der ihr als Gatte war vermählt,
Verſenkten ſie den Stahl; im grauſen Morde
Kühl, durch der Frevler grimme Wuth entſeelt,
Die weiße Blume, feucht von Thränenſchauer —
Sie trieben nicht an Strafen ein der Dauer.
Wohl hab', o Sonne, du mit deinem Strale
Von ſolchem Tage Schau dich abgewandt,
Wie von der Tafel blutbeflecktem Mahle,
Das dem Thyeſtes bot des Bruders Hand;
Noch hört ihr, o ſchon gewand'ne Thäle,
Das letzte Wort, aus kalter Lipp' entſandt,
Den Namen ihres Herrn hört ihr ſchallen,
Daß eure Bäum' ihn lange widerhallen.
Wie eine Blum', in weicher Schöne prangend,
Die vor der Zeit das zarte Mädchen bricht,
Mit feinen Händen ſie zum Zweige langend,
Und ſich zum Kranz für Bruſt und Stirne flicht,
Ihr Duft entweicht, die Farbe bleich erbangend:
So war der Todten bleiches Angeſicht;
Der Wangen Roſen welkten hin und ſtarben
Und mit dem Odem floh'n die Lebensfarben.
Noch lange werden an Mondego's Welle
Die Jungfrau'n ihrem Tode Thränen weih'n,
Und dieſe Thränen, die zum Silberquelle
Sich wandeln, ſie ein ewig Zeugniß ſein
Von Inés' Lieb', erblüht an dieſer Stelle.
Wird man den Namen, den noch trag' er, ihm leih'n:
Seht hier die Quelle Blumen wäſſernd nähren,
Lieb' iſt ihr Nam' und ihre Welle Zähren!
(Donner.)

---

## I.

## Adamaſtor.

(Geſang 5, Stanze 37–60.)

Schon fünfmal war die Sonn' hinabgegangen,
Seit wir von dort hinweg auf unſerm Zug
Durch unbeſchiffte Meerespfade drangen,
Und uns ein Wind mit ſanftem Hauche trug:
Als eine Nacht, in der wir ohne Bangen
Hinwachten auf der Kiele ſcharfem Bug,
Aus dunkler Luft auf unſre Häupter nieder
Die Wolke hing mit ſchwärzlichem Gefieder.
So furchtbar zog ſie an mit trüber Schwere,
Daß unſre Seelen banges Grauen durchwallt:
Von ferne tobend, heulen ſchwarz die Meere,
Wie wenn am Fels fruchtlos die Brandung hallt.
Erhab'ne Gottheit, rief ich aus, du Hehre!
Welch ein Geheimniß göttlicher Gewalt,
Das Meer und Himmel drohend uns entfaltet,
Da ſichtbar eine höh're Macht hier waltet!
Noch ſprach ich, als in mächtiger Entfaltung
Ein Rieſenleib erſchien im Luftreich,
Von häßlicher, gigantiſcher Geſtaltung:
Rauh war ſein Bart, ſein Antlitz kummerbleich,
Die Augen tief und hohl, furchtbar die Haltung,
Die Farbe blaß und fahl, der Erde gleich,
Die Haare voll von Erde, kraus und häßlich,
Die Lippen ſchwarz, die Zähne gelb und gräßlich.
So groß an Gliedern war er, traun! und ohne
Zu rühmen, darf ich ſagen, daß er leicht
Den rhodiſchen Koloſſus, dieſe Krone
Der ſieben Wunder einſt, an Höh' erreicht.
Er ſprach zu mir mit grauſem, dumpfem Tone,
Der (alſo ſchien's) aus tiefem Meere ſteigt;
Das Blut erſtarrt uns und die Haar' empören
Sich mir und Allen, die das ſehn und hören.
Er ſprach: O Volk, verwegenſtes von allen,
Die auf der Welt für große Thaten glühn,
Du, dem ſo blut'ge Kriege nur gefallen,
Das nimmer ausruht von vergeb'nem Mühn:
Du läſſeſt die verbot'nen Schranken fallen,
Beſchiffeſt meine weiten Meere kühn,
Die ſchon ſo lange Zeit ich hab' und hüte,
Wohin kein Kiel, kein fremder noch, ſich mühte;
Zu ſchauen die verborg'nen Wundermächte
Des Weltalls und der feuchten Regionen,
Niemals erſpäht vom ſterblichen Geſchlechte,
Verhüllet auch der Erde größtem Sohn:
Drum hör', o Schar, die ſolches ſich erfrechte,
Die Nöthen all, die deine Bahn umwerben
Im ganzen weiten Meer und auf dem Lande,
Das du beſuchſt in des Krieges Brande!
Ja, wiſſe, daß die Segel, die der Kühne
Von dir gewagt, ſich ferner ſehn [illegible],
Dies Meer verfolgen wird nach [illegible]
Mit Stürmen und mit Ungewittern [illegible],
Und daß die Flotte, die zuerſt im Gleiſe
[illegible] in deren Meeresbahn,
Ich unvermuthet alſo ſtrafen werde,
Daß größer iſt der Schaden als die [illegible].
Dort werd' ich üben, wenn kein Wahn mich blendet,
Die Rach' an Jenem, der mich ſah, vollſtreckt.
Doch iſt an ihm die Strafe nicht beendet,
Die eures Starrſinns Ungeſtüm erweckt:
Nein, euren Schiffen jedes Jahr geſendet,
(Wenn Wahrheit iſt, was mir der Geiſt entdeckt)

Wird Schiffbruch, Unglück aller Art erleiden;
Der Uebel kleinſtes iſt, den Tod zu ſehen.
Den erſten Helden, der in hohem Prangen
Des Ruhms der Himmel fernen Saum berührt,
Wird hier ein ew'ges, neues Grab empfangen,
Wenn Gottes Rathſchluß ihn hieher geführt;
Hier werden die Trophä'n, die ſtolzen, hangen
Die er ſich aus der Türkenſchlacht entführt:
Quiloa's und Mombaza's öde Hütten
Seh'n ihre Trümmer hier durch mich zu rächen.
Ein Andrer auch von hohem Ruf erſcheinet,
Ein edler Ritter, treu, der Minne heiß,
Und mit ihm geht das ſchöne Weib vereinet,
Das ihm die Liebe ſchenkt als hohen Preis:
Sie ruft ein Stern, der trüb und düſter ſcheinet,
In mein Gebiet hier, welches feindlich grollt,
Wo lebend aus dem Schiffbruch läßt die Beiden,
Um ungeheures Mißgeſchick zu leiden.
Sie ſehn, wie Hunger rafft die theuren Pfänder,
Die er in Lieb' erzeugte, ſie gebar,
Seh'n, wie dem holden Weibe die Gewänder
Ausziehn der Kaffern wilde Räuberſchaar;
Sie ſeh'n der Glut, dem Froſte ſeiner Länder
Entblößt die Glieder, ſchön, kryſtallenklar,
Nachdem ſie lang die glühend heißen Stätten
Des Sandes mit dem zarten Fuß getreten.
Und nimmer ſieht aus ſchrecklichem Bedrängniß,
Aus ſolcher Noth ihr Auge ſie befreit;
Es bannt die beiden Gatten ihr Verhängniß
In dieſe ſchaurig heiße Dunkelheit.
Hier werden, wenn den Thränen lauter Bangniß,
Wenn Steine ſich erweichten ihrem Leid,
Der Beiden Seelen, die ſich feſt umſchlingen,
Dem ſchönen Unglückskerker ſich entſchwingen.
So ſcholl zu mir des Rieſen Stimme nieder:
Mehr hätt' er noch vom Schickſal mir vertraut;
Da ſprang ich auf: Wer biſt du, deſſen Glieder
Mich alſo ſchrecken, daß mir wahrhaft graut?
Er krümmt den Mund, er rollt die Augen wieder,
Die Luft durchgellt ein großer Schreckenslaut;
Mit einer Stimme, traurig und erbittert,
Sprach er, als wär' er vor der Frag' erzittert:
Ich bin das große Cap, das tief verſteckte,
Dem ihr den Namen lieht vom Sturmeswehen,
Das Ptolemäus, Mela nicht entdeckte,
Noch Strabo, noch ein Andrer mocht' erſpähn.
Der Afrikaner ganze Küſt' erſtreckte
Sich bis zu meinem Cap, das, unerſehn,
Entgegen ſich des Südens Pole breitet,
Dem eure Kühnheit ſolches Weh bereitet.
Wie Aegeus und Enceladus, ein Sproſſe
Der Erde war ich, Erde roher Wuth.
Hieß Adamaſtor und war ihr Genoſſe
Im Krieg mit ihm, der ſchleudert Donnerglut,
Nicht daß ich Felſen thürmt' auf Felſenklöße;
Ich nahm für mich des Oceans Hut,
Ward Herr der Wogen, die Neptunus theilte
Mit ſeinem Heer, das ich zu ſuchen eilte.
In Peleus' Weib entglüht im Liebesbrande,
Gab ich ſo großer Wagniß mich dahin:
Die Götterfrau'n all aus des Himmels Lande
Verſchmäht' ich um der Wogen Herrſcherin.
Mit Nereus' Töchtern ſah ich einſt am Strande
Sie hüllenlos emporziehn; und mein Sinn
Fand ſich ſogleich von ihrem Reiz gefangen
Und kennt annoch kein anderes Verlangen.
Doch weil unmöglich war, ſie zu gewinnen
Mit meines Leibes häßlich wilder Art,
Wandt' ich auf Waffen, auf Gewalt mein Sinnen,
Und Doris ward mein Leiden offenbart;
Die Göttin ſprach aus Furcht für mein Beginnen;
Doch ſie, mit einem Lächeln, hold und zart,
Verſetzte: Wo wär' einer Nymphe Liebe,
Die ſolches Rieſen Drang gewachſen bliebe!
Doch daß in ſolchem Kampfe nicht erzittre
Der Ocean, erſinn' ich Mittel mir,
Mit meiner Ehre tilg' ich dieſes Bittre!
Die Antwort wurde mir gebracht von ihr.
Ich, der ich Nichts von ſolchem Truge wittre,
(Verblendet iſt ja liebender Begier)
Ich fühle nur mein Herz in großen Wellen
Von Hoffnungen, von ſüßen Trieben ſchwellen.
Des Kampfes hatt' ich harmlos mich begeben;
Verheißen war durch Doris eine Nacht:
Da ſeh' ich hüllenlos von Weitem ſchweben
Der holden Thetis hehre Götterpracht:
Ich ſtürme hin, nach meines Leibes Leben
Von fern' die Arme breitend, unbedacht;
Und ſchon begann ich von den ſchönen Augen,
Den Wangen, Haaren, Küſſe mir zu ſaugen.
O daß dieß Wort die Sinne mir nicht raubte!
Von einem Berg umſchlungen fand ich mich,
Als ich in meines Lieben Arm mich glaubte,
Auf öder Heide, wild und ſchauerlich!
Vor einem Felſen ſteh' ich, Haupt an Haupte,
Ich, der ein Engelantlitz wähnt vor ſich,
Nicht Menſch hinfort, in ſtumme Ruh gebettet,
An einen Fels, ein andrer Fels, gekettet.
O ſchönſte Nymphe du des Oceanes!
Da meine Gegenwart dich nicht ergötzt;
Was riefſt du mich aus dem Brand des Wahnes,
Ob Wolf, ob Berg, Traum oder Nichts ihn ſchätzt!
Grimm eil' ich weg vom Bord des feuchten Planes,
Da Schmach und Gram die Sinne mir entſetzt,
Nach andern Welten, da mich Niemand ſähe,
Der höhne mein Verhängniß und mein Wehe.
Die Brüder waren ſchon in jenen Zeiten
Bezwungen und von grauſer Qual bedrängt,
Und, Sicherheit den Göttern zu bereiten,
Zum Theil in Felſenklüfte eingezwängt.
Wie möcht' ich fruchtlos mit dem Himmel ſtreiten!
Nur weinen wollt' ich, durch mein Leid gedrängt,
Und fühlte bald ob meines kühnen Blickes
Die Züchtigung des feindlichen Geſchickes.
In harter Erde wird das Fleiſch, zu Steinen
Erſtarrt der Rieſenbau der Knochen mir;
Geſtalt und Glieder, welche dir erſcheinen,
Sie dehnen lang ſich durch die Fluten hier:
Den Rieſenleib zuletzt, den ungemeinen,
Verwandelt' in dieß Cap die Rachbegier
Der Götter; und um meine Qual zu mehren,
Umkreiſet Thetis mich in dieſen Meeren.
So ſprach er, und mit ſchaurigem Geſtöhne
Entſchwand er unſern Blicken alſobald:
Das Nachtgewölk zerſtiebt und mit Getöne
Erbrauſ't des Meeres Woge rings und hallt.
Da zu dem heil'gen Chor der Himmelsſöhne,
In deſſen Schirme wir ſo weit gewallt,
Die Hände hebend, fleht' ich, vor den Gefahren,
Die Adamaſtor kund that, uns zu wahren.

(Donner.)

## 6.

## Die Inſel der Liebe.

(Geſang 9, Stanze 51—63.)

Des großen Meeres breite Bahn durchſtreben
Die Schiffe zum geliebten Vaterland
Und friſches Waſſer einzunehmen eben
Begehren ſie, zu langer Fahrt gewandt;
Als nun vereint, in ſchneller Freude Beben,
Ihr Aug' erſieht der Liebesinſel Strand,
Indeß noch Dämmrung durch die lichten Flächen
Der Himmel ſieht Aurora's Strahlen brechen.
Sie ſahn das Eiland, friſch und ſchön, von weitem,
(Wie wenn der Wind ein weißes Segel ſchwellt)
Das Venus führte durch des Meeres Weiten
Dorthin, wo ſich die wackre Flott' enthält.

Denn, daß an ihm ſie nicht vorübergleiten,
Daß Acidalia's Wille werd' erfüllt,
Entrückte ſie voll Allmacht auf den Wogen
Dorthin das Eiland, wo die Schiffe zogen.
Doch ſchafft ſie, daß es unbeweglich weile,
So wie's die Schiffer ſahn in frohem Drang,
Gleich Delos, als die Göttin, froh der Pfeile,
Und Phöbus ſich Latona's Schooß entrang.
Dorthin lenkt nun der Schiffe Zug in Eile,
Wo ſich das Meer in eine Bai verſchlang,
Friedſam, gekrümmt, der weißer Sand entſtrahlte,
Den Venus' Huld mit rothen Muſcheln malte.
Drei Hügel, ſchön und anmuthvoll, erhoben
Sich himmelan in zauberiſcher Pracht,
Von Blum' und Gras in buntem Schmelz umwoben,
Im Eiland hier, das heitre Wonn' umfacht:
Der Quellen Bäche, klar und lauter, hoben
Vom Gipfel, der in ſattem Grüne lacht,
Und ſeit' hinab hüpft über weiße Kieſel
Voll Melodie ihr flüchtiges Gerieſel.
In ſchönem Thale, das die Hügel ſpaltet,
Vereinen ſich die klaren Quellen dann
Und bilden eine Fläche, ſchön entfaltet,
Daß Schön'res keine Phantaſie erſann:
Und über ihr hangt Laubwerk, ſchön geſtaltet,
Als wie bereit, zu ſchmücken ſich fortan,
Wenn ſich's beſchaut in des Kryſtalles Steine,
Der es in ſich abmalt im Wiederſcheine.
Zum Himmel ſieht man tauſend Bäume ragend,
Mit Obſt, ſchön und duftreich, geſchmückt,
Der Pomeranzen milde Früchte, tragend
Die Farbe, die an Daphne's Haar entzückt;
Nach Stützen ſucht, zur Erde niederſchlagend,
Der Citronbaum, von gelber Laſt gebückt;
Die Prachtlimonen, die von Dufte thauen,
Sind ſchön gewölbt, wie Buſen zarter Frauen.
Die wilden Stämme, die der Hügel Räume
Mit laubigem Gezweige rings umblühn,
Sind Herkul's Pappeln, und die Lorbeerbäume,
Worin des Lorbeergottes Schmerzen glühn,
Die Fichten Cybele's, beſiegt durch Träume
Von andrer Liebe, Venus' Myrtengrün;
Der Cypariſſus ſtrebt mit ſcharfer Spitze
Zum Himmel auf, dem luftumwogten Sitze.
Hier ſchafft Natur Pomona's edle Gaben,
Ungleich an Wohlgeſchmacke, zart und fein,
Die, ohne Pfleg' und Wartung noth zu haben,
Viel herrlicher noch ohne ſie gedeihn:
Maulbeeren, die mit ſüßem Safte laben,
Die Kirſch' in purpurrother Farbe Schein,
Die Pfirſich auch, der Perſerheimat Wonne,
Die würziger gereift an fremder Sonne.
Granaten, die in rothem Glanze weben,
Vor dem dein Schimmer, o Rubin, erblaßt;
Der Ulmen Arm' umranken heitre Reben,
Mit roth und grünen Trauben eingefaßt.
Und wollet ihr, o ſüße Birnen, leben
An eurem Baume, ſchwer von ſüßer Laſt,
So duldet nur den Schaden, den die rohen
Geflügel euch mit ſcharfem Schnabel drohen.
Der Teppiche, mit deren zartem Schleier
Sich dort die Erde friſch und ländlich ſchmückt,
Schuf Achämenia nicht in ſolcher Feier,
Als ihre Pracht im dunkeln Thal entzückt.
Hinab zum klaren, ſchimmervollen Weiher
Hat hier Narciſſus' Blum' ihr Haupt gebückt;
Auch, Cinyras', dein Sohn und Enkel blühte,
Um welchen Paphos' Göttin noch erglühte.
Schwer möchte wohl entſcheiden, wer die gleichen
Geſtalten ſieht an Erd' und Himmel hier:
Verlieh den Blumen ihrer Farbe Zeichen
Aurora, lieh'n den Glanz die Blumen ihr?
Dort malte mit der Liebesfarb' Erbleichen
Zephyr und Flora der Violen Zier;
Und Purpurlilien, junge Roſen ſtrahlen,
Wie auf des Mädchens Wange ſchön ſich malen.
Der glänzende Jasmin, die Anemona
Glühn, von des Morgens Thränen überthaut;
Die Blume, werth dem Sohne der Latona,
Verkündigt Hyacinthus' Klagelaut.
Daß Chloris dort wetteifre mit Pomona,
Wird an den Früchten, Blumen klar geſchaut;
Und ſchweben Vögel ſingend auf zum Himmel,
Webt auf der Erde muntres Thiergewimmel.
Der weiße Schwan ſingt ruhend am Geſtade
Und Philomel' antwortet ihm vom Aſt;
Und nicht erſchreckt Aktäon, der im Bade
Der klaren Flut erſpäht der Hörner Laſt:
Dort heben ſich aus dichtem Waldespfade
Der Haſe, die Gazell' in banger Haſt:
Hier trägt im Schnabel zum geliebten Neſte
Der Vogel Futter für die kleinen Gäſte.
Nun landeten die neuen Argonauten
An dieſem Strand, den Wonne rings umwallt,
Wo ſich die beiden Göttinnen, die trauten,
Harmlos ergingen ſchon in Buſch und Wald:
Die locken Tön' aus Harfen, ſüßen Lauten,
Indeß die Flöte dort melodiſch hallt;
Noch Andre ſchienen mit dem goldnen Bogen
Nach Wild zu ziehn, wonach ſie nimmer zogen.
So rieth die Meiſt'rin ihnen, wohlerfahren,
Sich zu zerſtreu'n in dieſem Luſtrevier,
Daß, wenn die Ritter ihren Raub gewahren,
Sie erſt ergriffe ſehnende Begier.
Wohl Etliche, die voll Vertrauen waren,
Enthüllten ſie verborgner Reize Zier,
Erſchienen nackt, im klaren Quell zu baden,
Nachdem ſie ſchmucker Hüllen ſich entladen.
Die wackern Knaben, die an's Ufer ſprangen,
Weil ſie zum Lande längſt ihr Sehnen trieb
(Denn da war Keiner, der nicht voll Verlangen
Nach Wild auszog, der träg dahinten blieb):
Nicht ahnen ſie, daß, ohne Netz und Stangen,
So zartes Wild, ſo traulich und ſo lieb,
Als Ericina ſchon für ſie getroffen,
Auf jenen Wonnebergen ſei zu hoffen.
Ein Haufe, der mit Rohren, mit Geſchoſſen,
Die Hirſche kühn zu fällen, ſich bewehrt,
Warf dort hin ſich voll Muthes und entſchloſſen,
Wo düſtre Nacht in Buſch und Wald verkehrt.
Noch Andre ziehn, vom Schatten rings umfloſſen,
Der Phöbus' Strahl vom grünen Anger wehrt,
Entlang des Waſſers, das mit leiſem Rieſeln
Am frohen Strande wallt auf weißen Kieſeln;
Als ſich mit eins inmitten grüner Weiden
Zu zeigen bunter Farben Glanz beginnt:
Doch kann der Blick bald fühlen und entſcheiden,
Daß das nicht Roſen oder Blumen ſind,
Nein, Farbe feiner Woll' und bunter Seiden,
Die mächtiger mit Liebeskraft durchrinnt,
In deren Schmuck die Roſenjungfrau'n lachen
Und ſchöner noch durch edle Kunſt ſich machen.
Voll Staunen ruft Velloſo laut: Gefährten!
Das (ruft er) iſt ein ſeltſames Gethier.
Wenn noch der Heiden alte Bräuche währten,
Göttinnen heilig glaubt' ich das Revier.
Mehr als der Menſchen Sinne je begehrten,
Entdeckt ſich uns; wohl deutlich ſieht man hier,
Daß große, ſchöne Ding' auf Erden walten,
Die ſich dem Unverſtände nicht entfalten.
Drum laßt uns ihnen folgen und erproben,
Ob wahre Körper dort, ob Schatten nur!
So ſprach er; ſchneller noch als Gemſen hoben
Sie nun den Schritt, zu folgen ihrer Spur.
Die Nymphen ſind im Walde flugs zerſtoben;
Doch minder ſchnell, als liſtig von Natur,
Schrei'n ſie mit Macht und lächeln bald verhohlen
Und laſſen von dem muntern Trupp ſich holen.

Dort ſpielt der Wind mit einer Nymphe reichen
Goldlocken, hier mit zierlichem Gewand:
Sehnſucht entbrennt und nimmer mag ſie weichen,
Nährt an enthüllter Glieder Schnee den Brand.
Die fällt mit Abſicht und vergibt mit Zeichen,
Der Liebe, nicht des Zornes Unterpfand,
Wann über ihr ein Jüngling ausgeglitten,
Der durch den Sand gefolgt war ihren Schritten.
Und andre Jüngling' anderwärts ereilen
Die Nymphen, die zum Bade ſich zerſtreu'n;
Die fangen an, mit Schrei'n die Luft zu theilen,
Als ob ſie Angriff' unverſehns bedräu'n:
Nackt fliehn zum Wald die Einen ſonder Weilen,
(Als ob verletzte Scham ſie minder ſcheun,
Als die Gewalt) dem Auge ſo zu ſpenden,
Was ſie verweigern den begier'gen Händen.
Wohl Eine, ſchneller ihrer Scham zu wahren,
Birgt, was in gleicher Noth Diana that,
Den ſchönen Leib im Waſſer; Andre fahren,
Sich in's Gewand zu hüllen, aus dem Bad.
Die Jünglinge, bekleidet, wie ſie waren,
(Denn durch Verzug begingen ſie Verrath
An ihrem Glücke) ſpringen in die Fluten,
Im Waſſer gach zu löſchen ihre Gluten.
So wie der Jagdhund, der, wohl abgerichtet,
Getroffnes Wild zu holen aus der Flut,
Am Auge ſieht das Stahlrohr aufgerichtet
Auf Reiger oder Schnepf', in raſchem Muth,
Bevor der Knall erſcholl, flugs in's Waſſer richtet
Den Sprung, und nach der Beute ſicherm Gut
Laut bellend ſchwimmt: ſo ſtürzen ſich die Knaben
Auf ſie, die nicht Diana's Tugend haben.
Ein Krieger, Leonardo, ſchön geſtaltet,
Klug und verliebt, ein ächter Rittersmann,
Mit welchem Amor grauſam ſtets geſchaltet,
Und dem er viel Unluſt und Ekel ſpann;
Dem nun der Glaube feſt im Buſen waltet,
Daß ihm kein Glück durch Amor blühen kann;
Der doch ſich nicht die Hoffnung läßt entwenden,
Daß ſein Geſchick annoch ſich könne wenden:
Ihn zwang ſein Loos, nach Ephyra zu ſtreben,
Dem Muſterbilde jeder Lieblichkeit,
Die mehr als Alle zaudert hinzugeben,
Was die Natur, um es zu leihn, ihr leiht;
Schon ruft er ihr, ermattend: Holdes Leben!
Wie ziemte dir ſo rauhe Sprödigkeit?
Ich will durch dich den Preis des Lebens miſſen:
Drum nimm den Leib, dem du die Seel' entriſſen!
Die Andern ruh'n, o Reine, vor Ermatten,
Ergaben ſich des Feindes holdem Sinn:
Du nur fliehſt nur vor mir in Waldesſchatten?
Wer ſagte dir, daß ich dein Folger bin?
Wenn meine Loos' es dir verkündet hatten,
Die mit mir gehn nach allen Orten hin,
Glaub' ihnen nicht; denn glaubt' ich meinem Glücke,
Empfand ich tauſendmal auch ſeine Tücke.
Ermatte nicht, auf daß du mich ermatteſt,
Und willſt du mir entfliehn, ſo wiſſe nur:
Mein Loos iſt, daß du nimmer mir dich gatteſt,
Selbſt ob du meiner harreſt auf der Flur.
O warte; ſehn will ich, wenn du's geſtatteſt,
Wie ſchlau es mir entziehn wird deine Spur;
Und der Erfolg am Ende wird dich lehren,
Welch hohe Mauer ſcheidet Hand und Aehren.
Daß du nicht flieh'ſt und alſo nie entglitte
Das kurze Leben deiner Wohlgeſtalt!
Denn nur, indem du zähmſt die leichten Schritte,
Beſiegeſt du des Schickſals Herrſchgewalt.
Wo wär' ein Fürſt, ein Herr ſo kühner Sitte,
Zu brechen des Geſchickes Wuth, die kalt
Mir folgt in Allem, was ich heiß begehrte?
Das magſt nur du, nicht fliehend meine Fährte.
Haſt du mein Unglück dir zum Bund erleſen?
Schwachheit verräth es, Stärkern Hülfe leihn!
Du nahmſt ein Herz, das immer frei geweſen:
O gib es los und leichter wirſt du ſein!
Beſchwert dich nicht ein ſolch geringes Weſen,
Das du gebunden trägſt im goldnen Schein
Der Locken? Oder iſt in deinem Zwinger
Sein Loos gewandelt, ſeine Laſt geringer?
In dieſer Hoffnung nur folg' ich dir gerne,
Ob dich vielleicht ermüde ſein Gewicht,
Ob endlich noch die traurig harten Sterne
Sich wandeln deines Auges holdem Licht:
Dann fliehſt du nimmer mir in öde Ferne,
Wenn, Holde, deinen Starrſinn Amor bricht;
Du harreſt mein, wenn Amor dich getroffen,
Und harrſt du mein, hab' ich Nichts mehr zu hoffen.
Schon floh die Holde, minder, abzuhalten
Den Jüngling, der ihr folgte trüb' und bang,
Als um den Klagen, die ſo ſüß erſchallten,
Zu horchen, ſeinem lieblichen Geſang.
Die Blicke wendend, die ganz überwallten
Von Lächeln und von frohem Liebesdrang,
Sinkt ſie zu Füßen ihm, der, ſiegestrunken,
Da ſteht, in reiner Liebe ganz verſunken.
Welch trunk'ne Küſſe nun im Hain erſchollen!
Welch zärtlich Klagen durch die Lüfte tönt!
Welch holdes Schmeichelein! welch ſüßes Grollen,
Das bald in heiterm Lächeln ſich verſöhnt!
Doch was der Morgen und der Mittag zollen,
Die Venus' Huld mit neuen Wonnen krönt,
Läßt minder ſich beſchreiben, als gewahren:
Beſchreib' es Jener, der es nicht erfahren!
So haben denn die Nymphen ſich am Ende
Vereint mit ihrer Helden trauter Schaar,
Sie ſchmücken ihr mit reicher Kronen Spende
Von Lorbeer, Gold und Blumen froh das Haar:
Wie Bräute reichen ſie die weißen Hände:
Mit feierlichem Worte, feſt und klar,
Geloben ſie im Tod und Leben ihnen
Mit Ruhm und Ehren ewig treu zu dienen.
Nur Eine, groß vor Allen, der ſich bücken
Die ſchönen Nymphen und gehorſam ſind,
Sie, wie man aus den Reizen, die ſie ſchmücken,
Erſah, des Cölus und der Veſta Kind,
Rings Erd' und Meere füllend mit Entzücken,
Naht Ihm, der würdig ſolche Braut gewinnt,
Dem Admiral, als Herrin, groß und mächtig,
Im Pomp erſcheinend, königlich und prächtig.
Denn als ſie ihm eröffnet, wer ſie wäre,
In hohem Wort, mit hohem Reiz geſchmückt,
Sie ſei gekommen, weil ihr ſo das hehre
Schickſal gebot, das waltet unverrückt,
Jeglich Geheimniß, der verbundnen Sphäre,
Dem Erdball und den Meeren eingedrückt,
Ihm aufzuſchließen in erhabnen Kunden,
Wie deſſen nur ſein Volk ſei werth erfunden:
Nimmt ſie den Helden bei der Hand und leitet
Ihn auf des Berges göttlich ſchöne Höh'n,
Worauf ein ſtolzer Bau weithin ſich breitet,
Ganz aus Kryſtall und Golde, rein und ſchön.
Des Wonnetages größrer Theil entgleitet
Bei ſüßen Scherzen, ſtetem Luſtgetön:
Sie pflegt der Lieb' in des Palaſtes Räumen,
Die Andern unter Blumen, unter Bäumen.
So floh den ſchönen, wackern Streitgenoſſen
Ein jeder Tag in froher Feier hin,
Von holder, ſüßer, fremder Luſt umfloſſen,
So langer Kämpf' und Müh'n Vergelterin.
Denn großen Thaten, tapfrer Kühnheit Sproſſen,
Bewahrt die Welt als ſichern Gewinn,
Als wohlerrung'nen, an des Zieles Gränze
Erhabne Namen und des Ruhmes Kränze.
Denn Tethis und die Schönen aus dem Meere,
Das Eiland, in Elyſium verſchönt,
Sie deuten ja nichts Andres, als die Ehre,
Die wonnevoll das hohe Leben krönt.

Welch andrer Preis die Helden noch verkläre,
Ruhm und Entzücken, vom Triumph umtönt,
Die Stirn von Palm' und Lorbeerkranz umſponnen,
Das deuten dieſes Inſelreiches Wonnen.

(Donner.)

### 2.

### Sonette.

#### 1.

Was beut die Welt, um noch darnach zu ſpähen?
Wo iſt ein Glück, dem ich mich nicht entſchwur?
Verdruß nur kannt' ich, Argwohn kannt' ich nur,
Dich, Tod, zuletzt, was konnte mehr geſchehen?
Dies Leben zeigt nicht, Leben zu erflehen,
Daß Gram nicht tödte, weiß ich, der's erfuhr:
Birgſt du noch größ'res Mißgeſchick, Natur,
Dann ſeh' ich's noch, denn Alles darf ich ſehen!
Der Unluſt lange ſtarb ich ab und Luſt,
Selbſt jenen Schmerz verſchmerzt' ich, büßt' ich ein,
Der längſt die Furcht gebannt mir aus der Bruſt.
Das Leben fühlt' ich als verliebte Pein,
Den Tod als unerſetzlichen Verluſt,
Trat ich nur darum in das kurze Sein?

(Platen.)

#### 2.

Wahrheit, Vernunft, Lieb' und Verdienſt gereichen
Jedem Gemüth zur Ruh und muth'gem Streben;
Jedoch Glück, Zufall, Zeit, Geſchick erheben
Sich herrſchend in der Welt verwirrten Reichen.
Viel tauſend Fälle kann der Sinn vergleichen
Und weiß nicht, welchen Grund dafür zu geben;
Doch weiß er, daß, was über Tod und Leben,
Der menſchliche Verſtand nicht kann erreichen.
Gelehrte können hohe Schlüſſe machen,
Doch mehr bewährt ſich die Erfahrung feſte,
Drum iſt es beſſer, wenn man viel geſehen.
Geſcheh'ne gibt's und nicht geglaubte Sachen,
Und gibt geglaubte, welche nicht geſchehen:
An Chriſtus glauben aber iſt das Beſte.

(Schlegel.)

#### 3.

Jakob war ſieben Jahr als Hirt verdungen
Bei Laban, Rahel's Vater; doch ſein Dienen
Galt nicht dem Vater, ſollt' ihm bloß verdienen
Die ſchöne Bäurin, der er nachgerungen.
Das Zögern mancher Tage ward bezwungen
Durch Hoffnung Eines Tags; da der erſchienen,
Brach ſchlau den Bund der Vater zwiſchen ihnen,
Für Rahel ward ihm Lea aufgedrungen.
Der traur'ge Hirt ſah, was ihm widerfahre,
Wie Liſt ihm ſeine Herrin nicht gewähre,
Als ob ſie immer unverdient noch bliebe;
Begann zu dienen andre ſieben Jahre
Und ſprach: Ich diente mehr, wenn nur nicht wäre
So kurz das Leben für ſo große Liebe.

(Schlegel.)

## 6.

# Frankreich.

Wenn der leichtblütige, formgeſchmeidige, nach Schlageffecten haſchende, über die glatte Oberfläche des conventionellen Lebens farbenſchimmernd hinwippende Esprit vorherrſchender Charakter der ältern Literaturperiode Frankreichs war, ſo haben dagegen die Repräſentanten der neuern mit Ernſt und Glück angefangen, den Blick mehr in die Tiefe zu richten, eine Löſung der Räthſel des Daſeins anzuſtreben und mit entſchiedener Verneinung conventionellen Herkommens und engherzigen Formelzwanges das Geſetz der Natur und Leidenſchaft als höchſtes Kunſtgeſetz zu proclamiren.

Johannes Scherr.

# Frankreich.

Ohne die Ueberſchwänglichkeit der franzöſiſchen Nationaleitelkeit zu adoptiren, dürfen wir Frankreich in der Entwicklung der modernen Welt immerhin eine bedeutende, wo nicht die bedeutendſte Rolle zugeſtehen. Die franzöſiſche Sprache bildete ſich ſchon frühzeitig zur Weltſprache aus und kann des Ranges derſelben in der Gegenwart um ſo weniger verluſtig gehen, da in dieſer Sprache die weltumwälzenden Reden der Nationalverſammlung gehalten und die glorreichen Decrete des Convents erlaſſen wurden. Frankreich iſt die Mutter des Liberalismus, und ſo lange die Periode deſſelben andauert, muß es nothwendig den Herzen der Völker theuer bleiben. Und nicht nur ſo lange, denn in franzöſiſcher Zunge machten und machen ſich auch vornehmlich die Wünſche und Beſtrebungen laut, welche auf die intellectuelle und materielle Reform der Geſellſchaft hinzielen. Nachdem Frankreich die Baſtillen der Vergangenheit zerſtört, bereitet es ſich, die Räthſel der Zukunft zu löſen, als deren Propheten es ſeine Jean Jaques Rouſſeau und Charles Fourier geboren, und über kurz oder lang werden und müſſen über der Kruſte der Thatkraftloſigkeit und Spießbürgerei, womit das Regiment der Bourgeoiſie die franzöſiſche Nation überzogen, plötzlich die Banner des Demokratismus und der Bruderſchaftslehre ſich erheben, um ſiegreich durch die Welt zu ziehen.

Sonderbar iſt es, daß in der Literatur eines Volkes, wie das franzöſiſche, durchweg — die neueſte Gegenwart kann hiebei noch nicht in Betracht kommen — das Princip der Autorität herrſcht, welchem zufolge die Abſtimmungen der von dem großen Cardinal Richelieu geſtifteten Akademie noch immer maßgebend ſind, obgleich ſie meiſtens nur noch als Brevets der Mittelmäßigkeit ſich erweiſen. Die Freiheit, auf welche ſonſt die franzöſiſche Nation unverrückt hinſtrebt, macht ſich ſeltſamer Weiſe erſt jetzt in der franzöſiſchen Literatur geltend, denn ſogar die revolutionären Beſtrebungen Voltaire's und der Encyklopädiſten hatten ſich vornehmer Gönnerſchaft zu erfreuen und erſt die ſogenannte romantiſche Schule hat das alte Regime in der franzöſiſchen Literatur zu ſtürzen angefangen, während der unvergleichliche Beranger die Muſe Frankreichs mit kühner Hand von den glatten Parquets der Hofkreiſe hinweg ſowohl unter die ländliche Linde als in das Volksgewühl der Pariſer Boulevards führte. Bis dahin war, von ihren Anfängen an, die franzöſiſche Poeſie Hofpoeſie geweſen. Das Höfiſche war in der ſüdfranzöſiſchen Lyrik der Troubadours vorherrſchender Zug und nicht minder in den Fabliaux und Romanen der nordfranzöſiſchen Trouvères, welche ſich um die Hofhaltungen der normänniſchen Fürſten ſchaarten und, wie die Provençalen die Lyrik, ſo ihrerſeits das in unzähligen Reimwerken ausgeführte epiſche Element der altfranzöſiſchen Literatur zur Entwicklung brachten. Mit der allmäligen Centraliſation Frankreichs zu einer ſtarken und compacten Monarchie, vereinigten ſich auch nach und nach die normänniſche und provençaliſche Poeſie zu einer franzöſiſchen, jedoch ſo, daß der Norden auf die Ausbildung der Sprache weitaus vorherrſchenden Einfluß errang und behielt. Unter Franz I., der zuerſt das ſouveraine Königthum in ſich darſtellte, war die franzöſiſche Literatur bereits vollſtändige, mit ihrem Looſe zufriedene Magd des Hofes. Die Poeſie wurde als eine Erweiterung und Verfeinerung des geſelligen Vergnügens angeſehen und der frivole, witzige Hofpoet Clement Marot (1495—1554) und die nicht minder witzige und frivole Marguerite von Valois, Schweſter Franz des I., und Andere, waren weder vermögend noch gewillt, ihren Liedern und Erzählungen eine tiefere Bedeutung unterzulegen. Den Herzenston, der früher in einzelnen lyriſchen Ergüſſen, wie z. B. in denen der Clotilde du Vallon-Chalys, laut geworden, darf man in dieſer höfiſchen Dichterei nicht ſuchen. Unabhängig von derſelben erhielt ſich eine Zeit lang das Volksdrama, welches ſich in ſogenannten „Myſterien" und „Moralitäten" bethätigte, jedoch nicht im Stande war, gegenüber den vom Hofe ausgehenden gelehrten Theorieen, gegenüber der mißverſtandenen Auffaſſung und Nachahmung des klaſſiſchen Alterthums ſeinen volksthümlichen Entwicklungsgang zu verfolgen und binnen Kurzem ebenfalls der Dictatur der höfiſchen Gelehrſamkeit erlag. Aus dem Kreiſe dieſer Gelehrſamkeit ging um die Mitte des 16. Jahrhunderts jene Dichterſchule hervor, welche, von Pierre de Ronſard

1524 — 1585) geſtiftet und Joachim du Bellay, Antoine de Baif, Pontus de Thyard, Remi Belleau, Jean Daurat und Etienne Jodelle als Mitglieder zählend, ſich in ſelbſtgefälligem Stolze das „franzöſiſche Siebengeſtirn“ nannte, jedoch über die ledernſte Nachahmung der alten Dichter nicht hinauskam. Mit mehr Geiſt wurde zwar dieſe Nachahmung von der Poetenſchule betrieben, welche François de Malherbe (1556 — 1628) ſtiftete, alle dieſe zwerghaften Poeten überragt jedoch thurmhoch der Satiriker François Rabelais (1483—1553), der in ſeinem Roman „Gargantua und Pantagruel“ (meiſterlich verdeutſcht von Regis) mit eminenter Genialität einen ſatiriſchen Spiegel des Denkens und Lebens ſeiner Zeit entworfen hat und der ſich rückſichtslos als einen Schriftſteller darſtellt, in welchem ſich der gährende Moſt eines neuen Weltalters zu koloſſalen, Alles in Witz und Spott begrabenden Wellen aufbäumt.

In Rabelais machte der franzöſiſche Geiſt gleichſam einen verzweifelten, gewaltigen Verſuch, eine ſelbſtſtändige Literatur zu begründen; allein Rabelais blieb ohne Nachfolger und die Einflüſſe der falſchen Claſſik erwieſen ſich ſo übermächtig, daß ſelbſt die hochbegabten Dichter, welche im Zeitalter Ludwig's XIV. aufſtanden, die Feſſeln derſelben ohne Widerſtand trugen. Die franzöſiſche Dichtung geſtaltete ſich vollſtändig zu einer Poeſie des Verſtandes; die Alten waren und blieben Muſter und Vorbild, Correctheit und Eleganz wurden vor Allem gefordert, die ganze Literatur ward formell und conventionell, der Hof war der Parnaß, die Akademie decretirte Unſterblichkeit oder Verdammung. Die Dichter ſchrieben nicht für die Nation, ſondern für die Cirkel von Verſailles, und Ludwig XIV. war nicht allein ihr Mäcen, ſondern geradezu ihr Apoll, der Lorbeerkränze und Penſionen austheilte und dagegen in allen Variationen des Servilismus angeſungen wurde. Das franzöſiſche Volk lebte nie in größerer Erniedrigung, als damals, wo der franzöſiſche Hofglanz des „großen“ Ludwigs Europa überſtrahlte, und niemals hat ſich die Poeſie mehr entwürdigt, als durch die Schmeicheleien, welche ſie dieſem ſcham- und ehrloſen Despoten darbrachte. Die Scheidung zwiſchen Nation und Literatur vollbrachte ſich immer ſchroffer; letztere geſtaltete ſich ganz und gar zu einer erotiſchen, ſchief auf das claſſiſche Alterthum gepfropften Treibhauspflanze, getränkt mit dem Hurenſchlamm des Hofes. Bei alledem verleugnete ſich die reiche dichteriſche Begabung Frankreichs nicht und das Zeitalter Ludwigs XIV. ſah jene „claſſiſche“ franzöſiſche Literatur entſtehen, welche, wenn auch auf falſchen Principien beruhend, Europa lange Zeit hindurch die Geſetze des Geſchmacks dictirt hat und erſt durch die geſunde Kraft des ſtammverwandten engliſchen und deutſchen Genius aus dem Felde geſchlagen wurde.

Nachdem Honoré d'Urfé (geb. 1527) durch ſeinen Schäferroman „Aſtrée“ der ſpaniſchen Schäferpoeſie in Frankreich zur höchſten Ausbildung verholfen, während Paul Scarron (1610—1660) den komiſchen Roman unter ſeinen Landsleuten einbürgerte, während die ſchreibwüthige Madeleine de Scudery (geſt. 1701) das leſeluſtige Publikum mit der Flut ihrer endloſen Zuckerwaſſerromane überſchwemmte, während der fromme Fenelon (1651—1715) in ſeinem eben ſo wohlgemeinten, als langweiligen „Telemach“ den Franzoſen ein Epos in Proſa zu geben verſuchte, während der geiſtvolle Le Sage (1668—1747) in ſeinem „hinkenden Teufel“ und „Gil Blas“ ſpaniſche Stoffe zu muſterhaften Novellen verarbeitete und La Fontaine (1621 — 1695) in Fabeln und Erzählungen launige Naivetät und gutmüthigen Witz entfaltete: wandte ſich die dichteriſche Production mit immer größerer Vorliebe dem Theater zu und erhob dieſes zum Glanzpunkte der Literatur, innerhalb der Schranken einer ſinnloſen dramatiſchen Theorie (die ſogenannten drei Ariſtoteliſchen Einheiten) in Tragik und Komik dennoch Ausgezeichnetes leiſtend. Der große Pierre Corneille (1606—1684) ging voran, und was er begonnen, führten Jean Racine (1639 bis 1699) und Marie-François Arouet de Voltaire (1694 — 1778), der berühmte Revolutionsmann im Reiche des Geiſtes, als Tragiker zur höchſten Vollendung und Feinheit fort, wogegen die Komödie in Jean Baptiſte Poquelin de Molière (1622—1673) ihren anerkannten Meiſter fand. Ihm zunächſt ſteht Jean François Regnard (1647—1709); alle die ſonſtigen zahlreichen Dramenſchreiber aber, welche die Pfade ihrer Vorgänger breit traten, können wir füglich ungenannt laſſen. Auch die älteren Lyriker, die Chapelle (1616—1686), die Chaulieu (1639 bis 1720) u. a. m. ſind kaum zu erwähnen, dagegen iſt Nicolas Boileau (1636—1711) als Satiriker und pedantiſcher Kunſtgeſetzgeber zu nennen, der die glatte Verſtändigkeit als Norm und Form der franzöſiſchen Dichtkunſt feſtſtellte. Einen höhern Schwung verſuchte in der Lyrik Jean Baptiſte Rouſſeau (1671 — 1741), nicht zu verwechſeln mit ſeinem Namensvetter Jean Jacques Rouſſeau (1712—1778), einem der gewaltigſten Reformer der modernen Welt, der auch auf die Umgeſtaltung der franzöſiſchen Literatur durch ſeine immer und überall gepredigte Rückkehr zur Natur unermeßlichen Einfluß geübt hat. Die Greſſet, Dorat, Prevoſt d'Exiles, Florian, Marmontel, Crebillon, Retif de la Bretonne, die Diderot, Saint-Pierre, Grécourt, Cazotte, Beaumarchais, Louvet de Couvray bildeten, obwohl unter ſich die verſchiedenartigſten Gegenſätze darſtellend, als Liederdichter, Satiriker, Romanſchreiber und Dramendichter den Uebergang zur Revolutionsperiode, in welcher das Wort vor der That zurücktrat, ſo daß nur die Brüder Marie Joſeph und André de Chénier damals zu einiger poetiſchen Bedeutung gelangen konnten. Ein weltgeſchichtliches Lied aber förderte die Revolution in der „Marſeillaiſe“ zu Tage und der Name ihres Verfaſſers, Rouget de Lisle (1760—1836), wird auf den Schwingen dieſer Freiheitshymne durch Mit- und Nachwelt getragen.

Die große Revolution bereitete auch der Literatur einen neuen Boden, in welchen zuerſt Chateaubriand (geb. 1769) die Keime einer freien, vom claſſiſchen Regelzwange erlöſten poetiſchen Weltanſchauung ſenkte. Unter Napoleon's Regiment ruhte zwar die neue literariſche Bewegung, brach aber unter der Reſtauration deſto gewaltiger hervor und hat ſich ſeither ein weites, von heißen Kämpfen durchfurchtes Terrain erobert. Als wahren Nationaldichter, wie Frankreich bisher noch keinen beſeſſen, als ein alle Richtungen des franzöſiſchen Geiſtes und Lebens in ſich zuſammenfaſſender Poet, ſang Béranger (geb. 1780) ſeine köſtlichen Chanſons, dieſe zugleich echt franzöſiſchen und echt menſchlichen Lieder, durch welche zuerſt die Poeſie in das Fleiſch und Blut ſeines Volkes überging, wie ſie aus demſelben geſchöpft ſind. Eine vermittelnde Stellung zwiſchen der alten (claſſiſchen) und der neuen (romantiſchen) Schule nahm Delavigne (geb. 1793) ein, Méry's und Barthélemy's gemeinſchaftliche Muſe widmete ſich dem Napoleon-Cultus und Lamartine (geb. 1792) erſchloß ſeinen Landsleuten in ſeinen lyriſchen Betrachtungen und epiſch-didaktiſchen Dichtungen („Jocelyn" und der „Fall eines Engels") die Welt des Gemüthes und des elegiſchen Tiefſinns. Mit Victor Hugo (geb. 1802) eroberte die neue Schule der Romantiker, als deren Haupt er gilt, die ängſtlich vertheidigten Räume des franzöſiſchen Nationaltheaters und der Akademie. Dieſer Dichter gab ſich den verjüngenden Einflüſſen der engliſchen und deutſchen Poeſie offen hin, trieb aber in ſeinen Dramen und Romanen das Princip der Romantik faſt durchgehends ſo auf die Spitze, daß es oft geradezu in's Kraſſe und Widerliche umſchlägt, und hat ſeinen Ruhm jedenfalls mehr ſeiner bald höchſt ſchwung- und prachtvollen, bald höchſt innigen und anmuthigen Lyrik zu verdanken, als ſeinen dramatiſchen und erzählenden Dichtungen. An Begabung ſteht ihm de Vigny wohl am nächſten, an künſtleriſchem Tact ſogar über ihm. Edgar Quinet's Dichtungen zeichnen ſich durch das halbdeutſche Streben nach philoſophiſcher Tiefe aus. Auguſte Barbier's Satiren durch ihre zornvolle Wahrheit und ergreifende Ausdrucksweiſe, die Lieder der Marceline Desbordes-Valmore durch brennende Liebesgluth, die Gedichte Sainte-Beuve's und Emil Deschamps' durch gehaltvolle Eleganz, die Schilderungen Alfred's de Muſſet durch heißblütige Phantaſie und zierliche Faſſung. Die beiden Volksdichter Jean Reboul (der Bäcker) und Hegeſippe Moreau (der Schriftſetzer) erfreuen der Eine durch religiöſe Innigkeit, der Andere durch Friſche und Naivetät, der Eine das Princip der Legitimität, der Andere das der Demokratie vertretend. Auf dem überreich angebauten Gebiete des Romans (Nodier, Sue, Dumas, Balzac, Lacroix, Mérimée und Andere) gebührt unſtreitig der Frau Aurora Dudevant (George Sand) die Palme; denn dieſe Frau iſt, an Genie ihrer Vorgängerin, der Madame Staël, gleichkommend, an Künſtlerſinn ſie übertreffend, vielleicht überhaupt der größte Poet der Gegenwart, einer jener erwählten Geiſter, die mit den einfachſten Mitteln die bedeutendſte Wirkung hervorbringen und den bewegenden Gedanken ihrer Zeit unvergängliche Worte leihen.

---

## 1.

## Clotilde du Vallon-Chalys.

### Wiegenlied.

Du Spiegel deines Vaters, herz'ges Kindchen,
  Schlaf', Kleiner! Schließ' dein hold' Guckäugelein!
  Auf deiner Mutter Bruſt, an der dein Mündchen
  Gehangen, wiege dich in Schlummer ein.
Mir längſt verſagter Schlaf, mög' er umhüllen,
  Herzliebling, deinen zarten Augenſtern!
  Ich wach', um dich zu ſchau'n, um dich zu ſtillen,
  In deinem Schirm — ich thu' es nur zu gern.
Schlaf, Kindchen, Sorg' und Abgott meiner Seele,
  Schlaf auf dem Schooß, dem Schooß, der einſt dich trug!
  Ob deinem Mund das wonn'ge Wort auch fehle,
  Bezaubernd iſt dein Lächeln ſchon genug.
Du lächelſt, ſchlägſt du auf die Augenlider,
  Du lächelſt, wenn mein freud'ger Blick dir gilt.
  Schon ſagt's dein Aeuglein, du erkennſt mich wieder,
  Suchſt ſchon in meinem Aug' dein Spiegelbild.
Wie? Schon verläßt die Bruſt, an der ſo wählig
  Dein Mündchen ſog, erſchlafft die kleine Hand?
  Erſchöpfſt du gleich den Born — ach, wie ſo ſelig
  Erneuert' ich's, du ſüßes Liebespfand.
Lieb Herzchen, Engel, du mein ſüß Entzücken,
  Mein Sorgen, meine Wonne, einz'ges Kind,
  Für meine einz'ge Luſt, dich anzublicken,
  Entſchwinden Tag und Nacht allzu geſchwind.
Das Aermchen ſinkt — Schlaf hat ihn ſanft umfangen —
  Sein Aeuglein ſchloß — er regt ſich nicht — ſchlief ein —
  Wenn nicht des Apfels Farb' auf ſeinen Wangen,
  Man glaubte gar, er könne leblos ſein.
Halt, ſüßer Sohn! Ich beb' — erwache wieder! —
  Wach auf! Benimm unſel'gem Wahn den Sinn!
  Nur einmal, Kind, ſchlag' auf die Augenlider!
  Gib deine Ruhe für die mein'ge hin! — —
Wie ſüß enttäuſcht — — er ſchlief — — mein Athem bebet. —
  Umgaukelt ſeinen Schlaf, ihr Träume, lind!
  Wann ſeh' ich ihn, den heiß mein Herz begehrt,
  Sich mit mir freu'n, erwachet unſer Kind?
Wann ſchaut dich der mit jedem Reiz geſchmückte,
  Mein Gatte, dem das Leben du verdankt?
  Schon ſieht im Traum die Mutter, die entzückte,
  Wie dein ſchuldloſes Aermchen nach ihm langt.
Wie willig wird er deinem erſten Streicheln
  Sich leihn! Um deinen Kuß wie häuf'ger [illegible]!
  Schelm, hoffe nicht, er werde dir nur ſchmeicheln,
  [illegible] [illegible] er gleiche Zärtlichkeit.
O Luſt, wenn er in dir ſein Bildniß findet,
  Sein großes Aug', ſo hell und doch ſo traut,
  Die edle Stirn, das Antlitz hold geründet,
  Auf das mit Eiferſucht die Liebe ſchaut.
Es iſt ſein Weſen — es ſind ganz die Züge
  Des Vielgeliebten — ſeiner Wangen Roſ' —
  Sein Flammenblick — Und kenn' ich noch? — Wie trüge
  Ein anderes, als ſein zweites Selbſt mein Schooß?
Nicht neidiſch will ich ſchauen ſein Entzücken —
  Mit dir's zu theilen, wie ſo holde Pflicht:
  Mögſt du gleich ihm ein zärtlich Weib beglücken,
  Gleich ihm verſchmachten aber laß es nicht.
Er horcht nicht auf mein Wort — ach, thörichte Rede! —
  Er hört' es nicht, wenn er auch wachen ſollt'

Du liebes Kindlein, deines Denkens Blüthen,
Sie ſind ein Weſen, der noch nicht entreißt.
Wie du in tiefer Trauer biſt, ſo waren
Wir All' — es keimt Verſtand zu zeitig nur.
Den Frieden, möchteſt du ihn doch bewahren —
Doch ſelbſt im Glück verliſcht einſt ſeine Spur.
Du Zweigart deines Vaters, herz'ges Kindchen,
Schlaf, Kleiner! Schließ' dein hold Guckäugelein!
Auf deiner Mutter Bruſt, an der dein Mündchen
Gehangen, wiege dich in Schlummer ein.

(Gaudy.)

## 2.

## Jean de la Jessée.

### Der Lenz mit grünem Ehrenkleid.

Der Lenz mit grünem Ehrenkleid
Bedeckt die Erde weit und breit,
Schenkt grünes Haar dem Haine.
Es ſchmückt ſich Wieſe, Flur und Strand
Mit einem bunten Farbenband:
Ach! Alles lacht — ich weine!
Tief in der Stadt der Handwerksmann,
Der Schäfer auf dem Felde dann
Vertreibt die Sorg' mit Singen.
Es ſingen alle Vöglein hell,
Das Lüftchen weht, es rauſcht der Quell:
Ich klag', da Alle ſingen!
Der Arbeit folgt der Ruhe Lohn,
Menſchen und Thiere ſchlafen ſchon
Im Freien, unter'm Dache.
Und Nacht und Schweigen friedlich ziehn
Um die entſchlaf'ne Erde hin:
Wenn Alles ſchläft — ich wache!
Auf Erden wechſelt Alles ſchnell,
Nach dem Gewitter wird es hell
Und ſtill die Wogen gleiten;
Auf jede Nacht folgt Tageslicht,
Allein mein Kummer endet nicht,
Im Wechſel bleibt mein Leiden!

(Plönnies.)

## 3.

## Marie de Romieu.

### An die Roſe.

Beſingen will ich heut die Lieblichkeit der Roſe,
Die aller Blumen Reiz vereint in ihrem Schooße;
Die Roſe geb' ich dann der allerſchönſten Roſe,
Dir, Roſe, die uns All' entzückt als Dornenloſe;
Die anmuthsvoll und hold mit Scherzen und mit Koſen
Die Herzen alle lenkt zur lieblichſten der Roſen.
Gibt es wohl Schöneres in eines Gartens Schooße,
Als in dem Monat Mai die friſch erblühte Roſe?
Aurora, roſenroth, ſchließt auf der Wolken Schooße,
Der Liebe Königin ſchmückt ſelbſt ſich mit der Roſe;
In Paphos ſchöner Au', der ewig wolkenloſen,
Schmückt Halde, Flur und Hain ſich mit der Pracht der Roſen.
Die Fürſten-Jungfrau ſchmückt ſich mit der holden Roſe,
Die Roſe blüht im Haar der Schäferin im Mooſe.
Der Charitinnen Bruſt ſchmückt wunderhold die Roſe
Und Roſenduft durchwürzt ſelbſt des Olympos Schooße;
Des heitern Bacchus Stirn', des ewig ſorgenloſen,
Kränzt ſich beim Freudenmahl mit Reben und mit Roſen.
Wenn einſt der Tag erſcheint, das Ziel von meinem Looſe,
Dann ſei im Teſtament von mir gedacht der Roſe.
Ich will, daß auf der Gruft, die mich umſchließt im Schooße,
In tauſendfält'ger Pracht erblüh' die holde Roſe,
Mit Roſen ganz gedeckt ſei ſie, ſtatt grünem Mooſe,
Und auf dem Stein die Schrift geweiht ſo der Roſe:
Sie, die hier unten ruht in dieſes Hügels Schooße,
Liebt' all' ihr Leben lang die ſüße, zarte Roſe;
Darum gedachte ſie am Ziel von ihrem Looſe
Noch ſterbend liebevoll der anmuthsvollen Roſe;
Gebot, daß ihre Gruft, ſtatt aller Pracht der Großen,
Ganz überzogen ſei mit tauſend blüh'nden Roſen.

(Plönnies.)

## 4.

## König Heinrich IV.

### Liebeslied.

Reizende Gabriele!
Ob wund von Liebespfeilen,
Folg' ich des Mars Befehle,
Zur Kriegesfahn' zu eilen.
O bitteres Trennungsbeben!
O Tag voll Schmerz!
Gib Liebe oder Leben
Doch auf, mein Herz!
Dich, ſchönen Stern, zu meiden,
Gedanke voller Weh'n!
Erinnrung mehrt mein Leiden —
Tod — oder Wiederſehn!
O bitteres Trennungsbeben!
O Tag voll Schmerz!
Gib Liebe oder Leben
Doch auf, mein Herz!
Komm, theile meine Krone,
Den Preis der Tapferkeit,
Den mir geweiht Bellone,
Den dir mein Herze weiht.
O bitteres Trennungsbeben!
O Tag voll Schmerz!
Gib Liebe oder Leben
Doch auf, mein Herz!
Trompeten, Pfeifen alle,
Ich will, daß immerfort
Ihr ruft dem Wiederhalle,
Das ſüße Trauerwort:
O bitteres Trennungsbeben!
O Tag voll Schmerz!
Gib Liebe oder Leben
Doch auf, mein Herz!

(Plönnies.)

## 5.

## Corneille.

### Der Cid.

(Act 3. Scene 4.)

Rodrich. Chimene.

Chimene.

Wo bin ich? wie? und wer iſt es, den ich hier ſehe?
Rodrich in meinem Haus? Rodrich in meiner Nähe?

Rodrich.

O ſchone meiner nicht, durchbohre mir die Bruſt,
Erfreu' dich meines Tods und deiner Rachelust.

Chimene.

Ach!

Rodrich.

Hör' mich —

Chimene.

Weh, ich ſterbe! —

Rodrich.

Einen Augenblick. —

**Chimene.**
Geh', laß mich ſterben!
**Rodrich.**
Nur ein einzig Wort, dann laß
Dein Schwert, und ſei es tief in meine Bruſt getaucht.
**Chimene.**
Geh', dieſes Schwert, das noch vom Blut des Vaters raucht!
**Rodrich.**
Chimene!
**Chimene.**
Weg damit! Entziehe meinem Blick,
Was deine Schuld mir in's Gedächtniß ruft zurück.
**Rodrich.**
Nein, zu beſchleun'gen meine Strafe, zu erregen
Noch heft'ger deinen Haß, betrachte dieſen Degen.
**Chimene.**
Er trieft von meinem Blut.
**Rodrich.**
Drum tauch' ihn in das meine,
Damit, Chimene, er vom deinigen ſich reine.
**Chimene.**
Wie grauſam, erſt dem Kind den Vater umzubringen
Und dann das Mordwerkzeug es zu betrachten zwingen!
O fort damit! ich kann den Anblick nicht ertragen. —
Ich ſoll dich hören und doch willſt du mich erſchlagen!
**Rodrich.**
Ich thu', wie du verlangſt, doch ohne aufzugeben
Den Wunſch, durch deine Hand zu endigen mein Leben:
Denn nie erwarte, ob auch glühend meine Neigung,
Für eine gute That ehrloſe Reuebezeugung.
Beklagenswerther Drang von Hitze, allzu jach!
Entehrt' den Vater mir und deckte mich mit Schmach.
Du weißt es, welch ein Schimpf dem Mann ein Backenſtreich —
Auch ich hab' ihn gefühlt und ſuchte drum ſogleich
Den, der den Streich geführt, und rächte meine Ehre,
Was, hätt' ich's nicht gethan, zu thun mir jetzt noch wäre.
Doch will ich leugnen nicht, wie ſchwer mir dieſe That
Ward, weil dein Bild abwehrend mir entgegentrat;
Erleiden kannſt du leicht, wie ich für dich entbrannen,
Da ich für ſolche Schmach zu rächen mich beſonnen.
Hier dein Mißfallen, dort freche Beleidigung.
Und doch bereut' ich, ob auch in Vertheidigung
Der Ehr' nicht allzu raſch mein Arm, und ſieh, es zog
Die Wage deine Schönheit nieder, wenn nicht flog
Mir der Gedanke durch den Sinn: beſchimpft, entehrt
Sei ich gewißlich deiner Liebe nimmer werth.
Ließ ich in feiger Lieb' ſtempeln mit der Entehrung Mal mich,
So hätt' ich ja zugleich entehrt in deiner Wahl dich;
Denn ob auch großmuthsvoll du mit dich möchteſt neigen,
Du konnteſt Liebe dem Ehrloſen nicht bezeigen.
Nun aber ich die Schuld dem Vater und der Ehre
Bezahlt, komm' ich zu dir, daß du mit dieſer Wehre
Dir ſchaffeſt Rache auch in meines Blutes Erguß —
Ich that, wie ich gemußt, ich thue, wie ich muß.
Ich weiß, des Vaters Tod waffnet dich gegen mich,
Das Opfer kann und will nicht dir entziehen ich:
Zur Sühne ſei mein Blut den Manen dargereicht
Des Todten, deſſen Tod zum Ruhme mir gereicht.
**Chimene.**
O Rodrich, wahr iſt's, bin ich dir auch Feindin, ach!
So tadle ich doch nicht, daß du geſühn't die Schmach,
Und wie auch immer ſich kundgaben meine Schmerzen,
Nicht dich, nur mein Geſchick verklage ich im Herzen;
Ich weiß es ja, was Ehrgefühl und Mannheit fordern,
Wenn Rachegluthen in beſchimpf'ter Seele lodern.
Erfülleſt deine Pflicht, wie's Ehrenmänner ziert,
Haſt du auch mich gelehrt, zu thun, was mir gebühret.
Dein Sieg iſt ein Beweis von deiner Heldenkraft,
Die deinem Vater Rache, dir aber Ruhm verſchafft;
Mir nun liegt Gleiches ob: den Vater muß ich rächen
Und meine Ehre wahr'n, ſollt' auch das Herz mir brechen.
Ach, daß der Gegenſtand der Rache du biſt, das
Macht die Verzweiflung noch größer als den Haß;
Wenn andres Mißgeſchick den Vater mir entriſſen,
Ich hätt' in dir, bei dir Tröſtung doch finden müſſen;
Wenn deine liebe Hand getrocknet meine Zähren,
So hätte ſich mein Schmerz in Wonne müſſen kehren:
Doch mit dem Vater muß auch dich ich nun verlieren,
Die Ehr' verlangt's, die Liebe darf mich nicht verführen —
Entſetzensvolle Pflicht, die mir das Herz zerreißt,
An deinem Untergang zu ſchaffen ſie mich heißt;
Denn glaube niemals zum Verzeihen mich bereit,
Wie mächtig auch in mir die feige Zärtlichkeit.
Und wie beredt die Lieb', dein Anwalt, immer ſei,
Gleich dir bleib' ich der hochgeſinnten Pflicht getreu;
Verwundend mich, haſt du dich würdig mir bewährt,
Wohlan, verderbend dich, zeig' ich mich deiner werth!
**Rodrich.**
So zögre länger nicht, dem Ehrgeſetz zu genügen,
Es fordert meinen Kopf, ich will mich willig fügen.
Gut iſt dein Urtheil, ich bezeug's an Todes Rand
Und glücklich ſterbe ich, ſterb' ich durch deine Hand.
**Chimene.**
Geh'! Wohl dein Feind bin ich, jedoch dein Henker nicht,
Nicht mir geziemt es, zu vollziehen das Gericht.
Verfolgung ziemet mir, dir aber ziemt Vertheidigung,
Anklage mir, dem Richter die Beſtrafung der Beleidigung.
**Rodrich.**
Wie eifrig immer meine Lieb' für dich mag ſprechen,
Doch ſcheint dein Hochſinn nicht dem meinen zu entſprechen:
Zur Rache für den Vater ſich fremde Arme dingen,
Das heißt ſie, glaube mir, nicht würdiglich vollbringen;
Und wie durch meine Hand mein Vater Rache fand,
Sollſt du den deinen auch rächen mit eigner Hand!
**Chimene.**
Grauſam, zu ſolchem Thun mich ſtörriſch wollen zwingen!
Du nahmeſt Rach' allein, mir willſt du Hülfe bringen?
Ich thu', wie du gethan, mein Muth kann es nicht dulden,
Daß deinem Ruhm er ſollte einen Antheil ſchulden;
Mein Vater, meine Ehr', ſie weichen an Gewicht
Nicht deiner Lieb' und auch deiner Verzweiflung nicht.
**Rodrich.**
O zartes Ehrgefühl! Was ich denn auch beginne,
Soll mir, um was ich fleh', nicht werden zum Gewinne?
Bei deines Vaters Tod, bei unſerm Freundſchaftsband
Laß, wenn aus Rache nicht, aus Mitleid deine Hand
Mein Leben endigen; denn wiſſe, Theure, daß
Sterben viel leichter iſt, als tragen deinen Haß.
**Chimene.**
Ich haſſe dich nicht mehr.
**Rodrich.**
Du mußt.
**Chimene.**
Ich kann es nicht!
**Rodrich.**
So wenig ſcheueſt du das tadelnde Gerücht?
Bedenk': Wird meine Schuld und deine Liebe kund,
Wie wird giftgeifernd da der Neid aufthun den Mund!
Bewahre deinen Ruf! Indem du tödteſt mich,
Zwingſt die Verleumdung du zum Schweigen ſicherlich.
**Chimene.**
Dein Tod allein gewährt mir nicht Befriedigung;
Ich will, daß auch die ſchwarzgallichtſte Läſterung
Hinan bis zu Sternen hebe preiſend mich,
Weil ich anbete und zugleich verfolge dich.
Geh', Rodrich, denn nur zeig' nicht fürder meinen Schmerzen,
Was ich verlieren muß und dennoch lieb' von Herzen.
Die Schatten laß der Nacht rings deinen Pfad bedecken,

Daß nicht dein Wegzehn mir die Ehre mag beflecken,
Denn dieſer Schuld allein könnt' mich die Schmähſucht zeihen,
Daß deinem Wort allein Gehör ich mochte leihen,
Wie ihr nicht Anlaß mehr, zu ſtören meine Ruh.

Rodrich.

Laß ſterben mich!

Chimene.

Geh', geh'!

Rodrich.

Und was beſchließeſt du?

Chimene.

Den Flammen ſelbſt zum Trotz, die meinen Eifer ſchwächen,
Will thun ich, was ich kann, den Vater mein zu rächen.
Doch trotz dem heißen Drang der töchterlichen Pflichten,
Kann ich nur wünſchen, niemals Etwas auszurichten.

Rodrich.

O Liebeswunder!

Chimene.

O Abgrund der herbſten Qualen!

Rodrich.

Ach, wie viel Thränen laſſen die Väter uns bezahlen!

Chimene.

Wer hätte es geglaubt —?

Rodrich.

Und wer geſagt, Chimene? —

Chimene.

Daß unſere Luſt ſo bald ſich wandelte zur Thräne?

Rodrich.

Und daß ſo nah dem Port ein raſender Orkan
Zugleich zertrümmern ſollt' noch unſers Glückes Kahn?

Chimene.

O Schmerzen unerhört!

Rodrich.

Machtloſe Reuezähren!

Chimene.

Noch einmal: geh'! Ich darf nicht länger mehr dich hören.

Rodrich.

So leb' denn wohl, ich geh; ach, mir iſt Todesbangen
Das Leben, bis du es als Opfer willſt empfangen.

Chimene.

Ich ſchwöre dir: wird mir erſtrebter Rache Glück,
So überleb' ich dich nicht einen Augenblick!

(Scherr.)

## 6.

## Racine.

### 1.

### Phädra.

#### 1.

(Act 1. Scene 3.)

Phädra. Oenone.

Phädra.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte ſchwinden,
Mich ſchmerzt des Tages ungewohnter Glanz
Und meine Knie zittern unter mir.
Ach! (Sie ſetzt ſich.)

Oenone.

Große Götter, ſchaut auf unſre Thränen!

Phädra.

Wie dieſe ſchweren Hüllen auf mir laſten,
Der eitle Prunk! Welch ungebet'ne Hand
Hat dieſe Zöpfe künſtlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß ſich Alles
Verſchworen, mich zu kränken, mich zu quälen?

Oenone.

So iſt ſie ewig mit ſich ſelbſt im Streit!
— Du ſelbſt, o Königin, beſinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Haſt unſern Fleiß ermuntert, dich zu ſchmücken.
Du fühlteſt dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu ſehn.
Du ſiehſt es jetzt und haſſeſt ſeinen Strahl!

Phädra.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geſchlechts!
Du, deſſen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine ſchmähliche Verirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum letztenmale ſeh' ich deine Strahlen.

Oenone.

Weh mir, noch immer nährſt du, Königin,
Den traur'gen Vorſatz und entſagſt dem Leben?

Phädra (ſchwärmeriſch).

O ſäß' ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der beſtaubten Bahn
Des raſchen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone.

Wie, Königin? Was iſt das?

Phädra.

Ach, ich bin
Von Sinnen! — Was hab' ich geſagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünſche, was ich ſage;
Ein Gott hat die Beſinnung mir geraubt —
Sieh' her, wie meine Wange glüht, Oenone!
Zu ſehr verrieth ich meine Schwäche dir
Und wider Willen ſtürzen mir die Thränen.

Oenone.

Mußt du erröthen, über dieſes Schweigen
Erröthe, über dieſen ſtrafbar'n Widerſtand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen ſchärft!
Willſt du, von unſerm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir ſtoßen
Und rettungslos dein Leben ſchwinden ſehn?
Was für ein Wahnſinn ſetzt ihm vor der Zeit
Ein trübes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Gift macht ſeine Quellen ſtocken?
Dreimal umzog den Himmel ſchon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge ſank
Und dreimal wich die Finſterniß dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung ſchmachtet.
Welch gräßlichem Entſchluſſe giebſt du Raum?
Darfſt du mit Frevelmuth dich ſelbſt zerſtören?
Das heißt den Göttern trotzen, iſt Verrath
Am Gatten, dem du Treue ſchwurſt, Verrath
An deinen Kindern, den unſchuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sklavenjoch verdammſt.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königin, er gibt dem Sohn
Der Amazone ſeine Hoffnung wieder,
Dem ſtolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, dieſem Hippolyt —

Phädra.

Ihr Götter!

Oenone.

Ergreift die Wahrheit dieſes Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen haſt du jetzt genannt?

Oenone.

Mit Recht empört ſich dein Gemüth. Mich freut's,
Daß dieſer Unglücksname dich entrüſtet!
Drum lebe! Laß die Liebe, laß die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieſer Scythe das verhaßte Joch
Auf deine Kinder lege! Der Barbar
Dem ſchönſten Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile — jeder Augenblick,
Den du verſäumſt, bringt näher dich dem Tode —
Verſchieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu ſtärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt und noch auf's neu' ſich läßt entzünden.

Phädra.

Schon allzulang' nährt' ich ein ſchuldvoll Daſein.

**Oenone.**
So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Iſt's ein Verbrechen, das dich ſo beängſtigt?
Du haſt doch nicht unſchuldig Blut verſpritzt?

**Phädra.**
Die Hand iſt rein. Wär' es mein Herz, wie ſie!

**Oenone.**
Und welches Ungeheure ſann dein Herz
Sich aus, das ſolchen Schauder dir erregt?

**Phädra.**
Genug ſagt' ich. Verſchone mich! Ich ſterbe,
Um das Unſelige nicht zu geſtehen!

**Oenone.**
So ſtirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verſchließen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe ſchon entfliehend ſchwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tauſend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzeſten ſich aus.
Grauſame, wann betrog ich deine Treu'?
Vergaßeſt du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ. So lohnſt du meiner Liebe?

**Phädra.**
Was hoffſt du durch dein Flehn mir abzuſtürmen?
Entſetzen wirſt du dich, brech' ich mein Schweigen.

**Oenone.**
Was kannſt du mir Entſetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen ſterben ſehn!

**Phädra.**
Weißt du mein Unglück, weißt du meine Schuld,
Nicht minder ſterb' ich drum — nur ſchuld'ger ſterb' ich.

**Oenone** (vor ihr niederfallend).
Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinem zitternden Knie, das ich umfaſſe,
Mach meinem Zweifel, meiner Angſt ein Ende.

**Phädra.**
Du willſt es ſo. Steh' auf.

**Oenone.**
O ſprich, ich höre.

**Phädra.**
Gott! was will ich ihr ſagen! und wie will ich's?

**Oenone.**
Mit deinen Zweifeln kränkſt du mich. Vollende!

**Phädra.**
O ſchwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnſinn triebſt du meine Mutter!

**Oenone.**
Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergeſſen
Bedecke das unſelige Vergehn!

**Phädra.**
O Ariadne, Schweſter, welch Geſchick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

**Oenone.**
Was iſt dir? Welcher Wahnſinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

**Phädra.**
So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, ſoll am tiefſten fallen!

**Oenone.**
Du liebſt.

**Phädra.**
Der ganze Wahnſinn raſ't in mir.

**Oenone.**
Wen liebſt du?

**Phädra.**
Sei auf Gräßliches gefaßt.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir ſchaudert,
Es heraus zu ſagen. — Ich liebe —

**Oenone.**
Wen?

**Phädra.**
Du kennſt ihn,
Den Jüngling, ihn, den ich ſo lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

**Oenone.**
Hippolyt?
Gerechte Götter!

**Phädra.**
Du nannteſt ihn, nicht ich.

**Oenone.**
Gott! All mein Blut erſtarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückſeliges Geſchlecht!
O dreimal unglückſel'ge Fahrt! Daß wir
An dieſem Unglücksufer mußten landen!

**Phädra.**
Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Aegeus meine Treu' verpfändet,
Mein Friede ſchien ſo ſicher mir gegründet,
Mein Glück mir ſo gewiß, da zeigte mir
Zuerſt Athens meinen ſtolzen Feind.
Ich ſah ihn, ich erröthete, erblaßte
Bei ſeinem Anblick, meinen Geiſt ergriff
Unendliche Verwirrung, finſter ward's
Vor meinen Augen, mir verſagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchſchauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich
Und alle Qualen, die ſie zürnend ſendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich ſie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, ſchmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttin Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere ſucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus' Macht! Umſonſt
Verbrannt' ich köſtlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrſchte Hippolyt.
Wenn meine Lippe zu der Göttin flehte,
Ihn ſah ich überall und ihn allein;
Am Fuße ſelbſt der rauchenden Altäre
War er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückſeliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernſt bekämpft' ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzu theuren Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwieſen ward;
In den Vater ſtürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus ſeinem Arm geriſſen —
Ich athmete nun wieder frei, Oenone,
In Unſchuld floſſen meine ſtillen Tage.
Verſchloſſen blieb in tiefer Bruſt mein Gram
Und unterwürfig meiner Gattinpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unſrer Unglücksehe!
Verlorne Müh'! O Tücke des Geſchicks!
Mein Gatte bringt ihn ſelbſt mir nach Trözene;
Ich muß ihn wiederſehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erſtickte Glut.
Kein heimlich ſchleichend Feuer iſt es mehr:
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich ſchaudre ſelbſt vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben haſſ' ich und verdamme mich.
Ich wollte ſchweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich geſtand dir Alles
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verſchonſt, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben wieder geben willſt.

---

### 2.

(Act 2. Scene 5.)

Hippolyt. Phädra. Oenone.

Phädra (noch in der Tiefe des Theaters).
Er iſt's, Oenone —. All' mein Blut tritt mir
In's Herz zurück — Vergeſſen hab' ich Alles,
Was ich ihm ſagen will, da ich ihn ſehe.

Oenone.
Gedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra (vortretend, zu Hippolyt).
Man ſagt, o Herr, du willſt uns ſchnell verlaſſen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu miſchen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu geſtehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr und nah'
Naht ſchon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tauſend Feinden ſeh' ich ihn bedroht.
Herr, du allein kannſt ſeine Kindheit ſchützen;
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich ſelbſt dein Herz verhärtet;
Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte ſtrafen.

Hippolyt.
Ich denke nicht ſo niedrig, Königin.

Phädra.
Wenn du mich haſſeſt, Herr, ich müßt' es dulden.
Du ſahſt mich entſchloſſen auf dein Verderben;
In meinem Herzen konnteſt du nicht leſen.
Gefliſſentlich war ich, deinen Haß zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere ſelbſt geſchieden,
Selbſt deinen Namen vor mir auszuſprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Geſetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache mißt, wenn Haß nur Haß erweckt,
War nie ein Weib wohl deines Mitleids würdiger
Und ſicher minder deines Haſſes werth.

Hippolyt.
Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann ſie ſchwer vergeben.
Ich weiß das Alles, Königin. Wie doch
Der Argwohn ſtets der zweiten Ehe Frucht!
Von jeder Andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr [illegible] erfahren.

Phädra.
Ach, Herr! wie ſehr nahm mich der Himmel aus
Von dieſer allgemeinen [illegible]!
Wie ein ganz Andres iſt's, was in mir tobt!

Hippolyt.
Laß, Königin, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte und der Himmel
Schenkt unſern Thränen ſeine Wiederkehr.
Beſchützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu ſolchem Helfer fleht man nicht vergebens.

Phädra.
Nur einmal ſieht der Menſch die Todesufer.
Theſeus hat ſie geſehn, drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder ſchenken werde;
Der karge Styx gibt ſeinen Raub nicht her.
— Doch was ſag' ich? Nein, er iſt nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu ſehn! Ich ſpreche zu mir ihm! Mein Herz —
Ach, ich vergeſſe mich! Herr, wider Willen
Verräth mich der Wahnſinn [illegible]

Hippolyt.
Ich ſeh' erſtaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theſeus, obgleich im tiefen Grabe, ſteht
Vor deinen Augen. Von der Leidenſchaft
Zu ihm iſt deine Seele ganz entzündet.

Phädra.
Ja, Herr, ich ſchmachte, brenne für den Theſeus,
Ich liebe Theſeus, aber jenen nicht,
Wie ihn der ſchwarze Acheron geſehn,
Den flatterhaften Buhlen aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterſtieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.
Ich ſeh' ihn treu, ich ſeh' ihn ſtolz, ja ſelbſt
Ein wenig ſcheu — Ich ſeh' ihn jung und ſchön
Und ſiegend alle Herzen ſich gewinnen,
Wie man die Götter bildet, ſo wie ich
— Dich ſehe! Deinen ganzen Anſtand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache ſelbſt! So färbte
Die edle Röthe ſeine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos'
Mit Lieb' entzündete — Wo warſt du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die beſten
Der erſten Helden Griechenlands verſammeln!
O daß du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warſt, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hätteſt du getödtet,
Trotz allen Krümmen ſeines Labyrinths.
Dir hätte meine Schweſter jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerſt die Liebe eingegeben.
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieſes liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der beſorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ich ſelbſt, ich wäre vor dir hergegangen;
In's Labyrinth ſtieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.
Was hör' ich, Götter! Wie? Vergiſſeſt du,
Daß Theſeus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.
Wie konnſt du ſagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn ſo wenig?

Hippolyt.
Verzeihung, Königin. Schamroth geſteh' ich,
Daß ich unſchuld'ge Worte falſch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.
(Will gehen.)

Phädra.
Grauſamer, du verſtandſt mich nur zu gut.
Genug ſagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So ſei es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raſerei! Ich liebe.
Und denke ja nicht, daß ich dich Geliebt
Bei mir entſchuld'ge und mir ſelbſt vergebe,
Daß ich mit feiger Schwachheit gegen mich
Das Gift genährt, das mich wahnſinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Haſſ' ich mich ſelber, noch mehr, als du mich haſſeſt.
Zu Zeugen deß ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Bruſt entzündet,
Das all' den Meinen ſo verderblich war,
Die ſich ein grauſam Spiel damit gemacht,
Das ſchwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Ruf das Vergangne dir zurück! Dich fliehen
War mir zu wenig. Ich verbannte dich;
Gehäſſig, grauſam wollt' ich dir erſcheinen;
Dir deſto mehr zu widerſtehn, ſucht' ich
Um deinen Haß — Was frommte mir's? Du haßteſt
Mich deſto mehr, ich — liebte dich nicht minder
Und [illegible]
In Glut, in Thränen hab' ich mich verzehrt
Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den ſtolzen Blick nur wollteſt wenden.
Doch was ſag' ich jetzt! Dies Geſtändniß ſelbſt,
Das ſchmähliche, denkſt du, ich that's mit Willen? —
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umſonſt!
Zu meiner Liebe einzigem [illegible]

Konnt' ich von Nichts dir reden, als dir ſelbſt.
Auf, räche dich und ſtrafe dieſe Flamme,
Die dir ein Gräu'l iſt! Reinige, befreie,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem ſchwarzen Ungeheu'r die Erde!
Des Theſeus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, laß ſie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier iſt mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff! Oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Mißgönnt dein Haß mir dieſen ſüßen Tod,
Entehrt deine Hand ſo ſchmählich Blut,
Leih' mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willſt.
Gib! (Entreißt ihm das Schwert.)

Oenone.

Königin, was machſt du? Große Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhaßter Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!

(Schiller.)

## 2.

## Athalie.

(Act 2. Scene 6, 7, 8, 9.)

Eine Vorhalle des Tempels in Jeruſalem.

Athalie. Nathan. Abner. Joſabet. Joas. Zacharias. Salomith. Zwei Leviten. Gefolge. Chor junger Töchter aus dem Stamme Levi.

Nathan.

Endlich darf ich offen reden, darf
Die Wahrheit ſetzen in ihr volles Licht.
Der Tempel hier erzieht ein Ungeheuer;
Gebiet'rin, warte nicht, bis ſich die Wolke
Entladet. Abner war beim Hohenprieſter
Vor Tagesanbruch; ſeine Liebe kennſt du
Für ſeiner Könige Blut. Wer weiß, ob Joad
Auf ihren Thron nicht dieſen Knaben, ſei's nun
Sein eigner Sohn, ſei er von fremdem Stamme,
Erheben will.

Athalie.

Du öffneſt mir die Augen!
Des Himmels Warnung fängt mir an zu tagen.
Doch frei ſein will ich von des Zweifels Qual;
Ein Kind verbirgt ſo leicht nicht, was es denkt;
Ein Wort verräth oft einen großen Plan.
Ich will ihn ſehen, lieber Nathan, ihn
Befragen. Laß du unterdeſſen ſtill
All meine Tyrier zu den Waffen greifen.

Joſabet (zu den beiden Leviten).

Bewacht, ihr Diener unſers Herrn, mit dieſen
Koſtbaren, theuren Schatz, die beiden Knaben!

Abner.

Sei ruhig, Fürſtin, ich beſchütze ſie.

Athalie.

O Himmel! Ja, je mehr ich ihn betrachte ...
Er iſt's! Noch ſtockt das Blut mir vor Entſetzen!
Gemahlin Joad's, ſprich! iſt das dein Sohn?

Joſabet.

Er, Königin?

Athalie.

Er!

Joſabet.

Ich bin nicht ſeine Mutter;
(Auf Zacharias zeigend.) Dies iſt mein Sohn.

Athalie.

Und du? wer iſt dein Vater?
Antworte Kind!

Joſabet.

Der Himmel hat bis heute ...

Athalie.

Warum beeilſt du dich, für ihn zu reden?
Ihm kommt die Antwort zu.

Joſabet.

Von ſeinem Alter
Kannſt du ja keine Auskunft noch erwarten.

Athalie.

Unſchuldig iſt dies Alter. Ohne Falſch,
Entſtellt es noch die reine Wahrheit nicht.
Drum laß ihn ſelbſt, was ihn betrifft, mir ſagen.

Joſabet (bei Seite).

O lege deine Weisheit, großer Gott,
In ſeinen Mund!

Athalie.

Wie nennt man dich?

Joas.

Ich heiße
Eliakim.

Athalie.

Dein Vater?

Joas.

Wie man ſagt,
Bin ich ein Waiſenkind, bei der Geburt
In Gottes Arm gelegt, dem niemals Kunde
Von ſeinen Eltern wurde.

Athalie.

Alſo biſt
Du ohne Eltern?

Joas.

Sie verließen mich.

Athalie.

Wie? und ſeit wann?

Joas.

Seit ich geboren bin.

Athalie.

Kennt man nicht wenigſtens dein Vaterland?

Joas.

Der Tempel iſt's, ein andres kenn' ich nicht.

Athalie.

Wo, ſagt man, ließ das Schickſal einſt dich finden?

Joas.

Bei Wölfen, die mich juſt verſchlingen wollten.

Athalie.

Wer brachte dich zum Tempel hier?

Joas.

Ein Weib,
Das Allen unbekannt war, ſeinen Namen
Verſchwieg und nie ſeitdem geſehen ward.

Athalie.

Doch welche Hände pflegten deiner Kindheit?

Joas.

Ließ Gott wohl je eins ſeiner Kinder darben?
Den jungen Vögeln giebt er ihre Speiſe
Und ſeine Huld umfaßt die ganze Welt.
Ich fleh' ihn täglich an, und väterlich
Ernährt er mich mit ſeines Altars Spenden.

Athalie.

Welch neues Wunder iſt's, das meine Sinne
Verwirrt? Sein Anſtand, ſeine ſanfte Stimme,
Sein zartes Alter wandeln unvermerkt
Den Haß in ... Wie! ich wär' des Mitleids fähig?

Abner.

Gebieterin, das alſo iſt der Feind,
Der dich erſchreckt! Der lügneriſchen Träume
Betrug iſt offenbar — es ſei denn, daß
Das Mitleid, das dein Herz zu rühren ſcheint,
Der Dolchſtich iſt, der dich zum Zittern brachte.

Athalie (zu Joas und Joſabet).

Ihr wollt ſchon gehn?

Joſabet.

Du kennſt ſein Schickſal nun;
Wir fürchten, daß er jetzt dir läſtig werde.

Athalie.

Nein, bleibt! — Was iſt dein tägliches Geſchäft?

Joas.
Ich bete Gott an, man erklärt mir ſein Geſetz,
In ſeinem heil'gen Buch lehrt man mich's leſen;
Schon fang ich's an, mit meiner Hand zu ſchreiben.

Athalie.
Was ſagt es dir?

Joas.
Daß Gott geliebt ſein will,
Daß er am Läſtrer ſeines heiligen Namens
Früh oder ſpät ſich rächt, die Waiſe ſchirmt,
Den Stolzen beugt, den Mörder ſtrafet.

Athalie.
Ich
Verſtehe. Doch womit beſchäftigt ſich
Dieß ganze Volk, das hier ſich eingeſchloſſen?

Joas.
Es lobt und preiſet Gott.

Athalie.
Will Gott, daß man
Jedwede Stunde dem Gebete widmet?

Joas.
Sein Tempel duldet kein unheilig Thun.

Athalie.
Doch wenn ſuchſt du dein Vergnügen denn?

Joas.
Zuweilen reich' ich an des Altars Stufen
Den Weihrauch und das Salz dem Hohenprieſter,
Ich höre Hymnen zu auf Gottes Größe,
Ich ſchaue ſeines Dienſtes Pracht und Ordnung.

Athalie.
Wie! kennſt du gar kein angenehm'res Treiben?
Welch traurig Loos für einen Knaben, wie
Du biſt! Begleite mich in meinen Palaſt;
Da ſollſt du meiner Größe Glanz bewundern.

Joas.
Des Herrn Wohlthaten ſollt' ich je vergeſſen?

Athalie.
Nein, dazu ſoll dich Niemand bei mir zwingen.

Joas.
Du beteſt nicht zu ihm!

Athalie.
Du wirſt es dürfen.

Joas.
Doch ſäh' ich einen Andern dort verehren.

Athalie.
Ich diene meinem Gott, wie du dem Deinen;
Zwei mächt'ge Götter ſind's.

Joas.
Den meinen muß
Man fürchten, Er allein iſt Gott; der deine
Iſt Nichts.

Athalie.
In meinem Palaſt ſoll die Fülle
Der Freude, des Vergnügens dich umringen.

Joas.
Dem Strome gleich verrinnt der Böſen Glück.

Athalie.
Wen meinſt du mit den Böſen?

Joſabet.
Königin,
Entſchuld'ge doch ein Kind!

Athalie.
Ich freue mich
Zu ſehn, wie ihr ihn unterwieſen habt. —
Genug, Eliakim, ich find' an dir Gefallen;
Gewiß, du biſt nicht ein gewöhnlich Kind.
Du ſiehſt, ich bin des Landes Königin
Und ohne Erben; wirf es von dir, dieß
Gewand! verlaß den niedern Tempeldienſt!
Ich will an allen meinen Schätzen dich
Theil nehmen laſſen. Heute noch verſuch',
Ob mein Verſprechen wahr; an meiner Tafel,
An jedem Orte mir zur Seite ſollſt
Du wie mein Sohn von mir behandelt werden.

Joas.
Ich, wie dein Sohn?

Athalie.
Du ſchweigſt?

Joas.
Ach! welchen Vater
Gäb' ich dann preis für …

Athalie.
Nun?

Joas.
Für welche Mutter!

Athalie.
Ja, ſein Gedächtniß iſt recht treu. In Allem,
Was er mir ſagt, erkenn' ich Joad's Geiſt
Und deinen wieder. Seht! ſo nutzt ihr Beide
Die Ruhe, die ich euch vergönnt, um dieſer
Einfachen Jugend Herzen zu vergiften.
Ihr nähret ihren Haß und Groll, ihr ſprechet
Mit Abſcheu nur ihr meinen Namen aus.

Joſabet.
Kann unſres Unglücks Kunde ihnen wohl
Verborgen bleiben? Sie iſt allverbreitet;
Du rühmſt dich des Geſchehnen ſelbſt.

Athalie.
Ja, mein
Gerechter Haß (ich darf mich ſeiner rühmen!)
Hat meiner Eltern Schickſal ſelbſt an meiner
Nachkommenſchaft gerächt! Ich hätte Vater
Und Brüder morden, hätte von den Zinnen
Der Königsburg die Mutter niederſtürzen,
An einem Tag (welch Schauſpiel!) achtzig Söhne
Aus königlichem Stamm erwürgen ſehn,
Und Alles das aus Rache für ein Paar
Propheten, deren Frechheit ſie gezüchtigt:
Und hätte, eines feigen Mitleids Sklavin,
Herzloſe Tochter, kleingeſinnte Königin,
Nicht dieſem blinden Grimme Mord mit Mord,
Und Schmach mit Schmach bezahlen, hätte nicht
Die Enkel Davids ſo behandeln ſollen,
Wie Jene Ahab's unglückſel'ge Sproſſen?
Wo wär' ich heute, hätt' ich nicht entſchloſſen
Des Mutterherzens Zärtlichkeit erſtickt,
Nicht meine Hand im eignen Blut gebadet
Und eure Ränke ſo mit Kraft zerſprengt?
Seitdem hat eures Gottes ew'ge Rachgier
Jedwedes Band, das uns vereint, zerriſſen;
Ich haſſe David; dieſes Königs Söhne,
Wenn gleich von meinem Blute, ſind mir fremd.

Joſabet.
Dir glückte Alles! Gott ſei Richter zwiſchen uns!

Athalie.
Wird dieſer Gott, auf den ihr nun ſo lange
Allein vertraut, nicht endlich ſein Verſprechen
Erfüllen? Wird er nicht den König euch,
Den König aller Nationen geben,
David's erſehnten Sohn, eu'r letztes Hoffen?
Genug! lebt wohl! wir ſehen bald uns wieder.
Ich kam zu ſehn, ich ſah und weiß genug.
(Athalie ab.)

Abner (zu Joſabet).
Ich hatte dir mein Wort gegeben: nimm
Das Pfand, das du mir anvertraut, zurück.

Joſabet (zu Joad).
Haſt du die ſtolze Königin gehört?

Joad.
Ich hörte Alles und beklagte dich.
Indeſſen ſtanden ich und die Leviten
Zur Hülfe dir bereit, bereit mit euch
Zu ſterben.

(Zu Joas.)
Gott beſchütze dich, mein Kind,
Dich, deſſen hoher Heldenmuth ſo eben
Dieß edle Zeugniß ſeinem Namen gab! —
Den wicht'gen Dienſt, den du geleiſtet, Abner,

Erkenn' ich; ſei der Stunde eingedenk.
Wo Joab deiner harrt! — Wir, deren Blicke
Die gottvergeſſ'ne Mörderin entweihte,
Die im Gebet ſie ſtörte, laßt uns gehn,
Um reines Blut, durch unſre Hand vergoſſen,
Soll ſelbſt den Marmor waſchen, der ſie trug!

**Chor.**

**Eine Stimme.**

Wer iſt das Geſtirn, das in dunkler Nacht
Das plötzlich erſchienen, der Wunderknabe?
Ihn lockt nicht die ſtolze Königspracht;
Man bot ihm die Fülle der glänzenden Habe,
Er trotzte der Reize gefährlicher Macht.

**Eine andere.**

Rings ſtrömet zu Baals unheil'gem Altar
Mit reichlichen Opfern der Feiglinge Schar;
Da verkündet ein Knabe mit Männermuth:
Der Gott iſt ewig und groß und gut!
So ruft er, ein zweiter Elias, deß
Vor der zweiten, verruchteren Jezabel.

**Eine andere.**

Durch wen wird deiner Herkunft Räthſel uns erſchloſſen?
Biſt du aus heiligem Prophetenblut entſproſſen?

**Eine andere.**

So wuchs geheimnißvoll vordem in der geweihten
Stiftshütte Heiligthum der holde Samuel;
Er ſollte einſt als Mann ſein Volk mit Weisheit leiten:
O würdeſt du, wie er, ein Troſt für Iſrael!

**Eine andere.**

O tauſendfach nenn' ich das Kind beglückt,
Auf welches der Herr mit Liebe blickt,
Das frühe die Stimme des Herrn ſchon hört,
Das er huldreich ſelbſt unterweiſ't und belehrt!
Entfernt von der Welt, in geweihter Stille,
Empfängt es der göttlichen Gaben Fülle;
Und ſeine Unſchuld reiner, denn Licht,
Vergiftet die Nähe der Böſen nicht.

**Der ganze Chor.**

O tauſendfach nenn' ich das Kind beglückt,
Auf welches der Herr mit Liebe blickt!

**Die vorige Einzelſtimme.**

So wächſt im Thale, von Menſchenſpur
Entfernt, an ſilberner Quellen Bord
Eine Lilie auf, der Liebling der Flur,
Geſchützt vor dem eiſig ſtürmenden Nord.
So empfängt das Kind in geweihter Stille
Vom Himmel der göttlichen Gaben Fülle,
Und ſeine Unſchuld, reiner denn Licht,
Vergiftet die Nähe der Böſen nicht.

**Der ganze Chor.**

O tauſendfach ſei mir das Kind geprieſen,
Das der Herr erzogen und unterwieſen!

**Eine Stimme.**

Wie wandert unreife Jugend in Mitten
So mancher Gefahr mit ſchwankenden Schritten!
Wie muß der kämpfen, der gern die Seele
Rein halten möchte von Schuld und Fehle!
Wie ſieht er von Feinden ſich rings umſtellt!
Wo ſollen die Guten, die Frommen ſich bergen?
Den Böſen, den Sündern gehört die Welt!

**Eine andere.**

O Palaſt, o Stadt, wo David gethront,
O Berg, den der Herr einſt ſelber bewohnt,
Warum iſt des Himmels Zorn dir entbrannt?
Weh, Zion! auf deiner Könige Thron
Siehſt du die blutige Fremde drohn,
Die den falſchen Göttern ſich zugewandt!

**Der ganze Chor.**

Weh, Zion! auf deiner Könige Thron
Siehſt du die blutige Fremde drohn,
Die den falſchen Göttern ſich zugewandt!

**Die vorige Einzelſtimme.**

Statt jener Geſänge heiliger Feier,
Die einſt von Davids begeiſterter Leier
Zum Preiſe des Herrn, des Vaters erklungen,
Weh, Zion! vernimmſt du des Götzen Lob,
Dem die Fremde ruchlos Altäre erhob,
Hörſt läſtern den Gott, dem die Väter geſungen.

**Eine andere.**

Wie lange, Herr, wie lange ſoll's noch währen,
Daß wider dich die Frevler ſich empören?
Sie wagen ſich in deinen Tempel ſchon,
Verfolgen, Herr, dein Volk mit Spott und Hohn;
Wie lange, Herr, wie lange ſoll's noch währen,
Daß wider dich die Frevler ſich empören?

**Eine andere.**

Was nützt euch eurer Tugend finſtre Strenge?
So ſprechen ſie, — drängt euch zu uns heran!
Kommt, theilet unſrer Freuden reiche Menge!
Was hat für euch denn euer Gott gethan?

**Eine andere.**

Auf! lachet und jubelt! ſo ruft die Schar
Leichtſinniger Frevler, — laßt immerdar
Von Blumen zu Blumen die Wünſche ſchweifen!
Häuft Freuden auf Freuden! Ein Thor, wer's verſäumt,
Den flüchtigen Augenblick raſch zu ergreifen!
Ein Thor, wer von beſſerer Zukunft träumt!
Wie lange der Becher des Lebens uns ſchäumt,
Weiß Niemand; drum laßt uns die Stunde genießen!
Wer ſagt, ob den morgigen Tag wir noch grüßen?

**Der ganze Chor.**

Sie mögen zittern, Herr! ſie mögen weinen,
Die Unglückſel'gen! Nie im Himmelsglanz
Wird ihnen deine heil'ge Stadt erſcheinen,
Uns ziemt Geſang! Uns wird ihr Zinnenkranz
Entgegenſtrahlen einſt in ew'ger Pracht!
Uns ziemt es, Herr! zu preiſen deine Macht!

**Eine Stimme.**

Was bleibt von all dem Glück, das ihnen lacht?
Was von dem Traume bleibt, wenn man erwacht.
O des Erwachens Schreckensaugenblick!
Indeß an deinem Tiſch, o Herr, der Arme
Sich laben wird am ewig ſüßen Glück,
Geſunden wird von jedem Erdenharme,
Trinkt der Verbrecher Schar in ew'gen Qualen
Die unerſchöpflich bittern Leidensſchalen,
Wenn dein Zorn, am Tage des Gerichts entflammt,
Das ganze ſchuldige Geſchlecht verdammt.

**Der ganze Chor.**

O des Erwachens Schreckensaugenblick!
O flücht'ges, trügeriſches Erdenglück!

(Viehoff.)

### 7.

## Molière.

### Tartüffe.

**Perſonen.**

Madame Pernelle.
Orgon, ihr Sohn.
Elmire, Orgon's Gemahlin.
Damis, Orgon's Sohn aus erſter Ehe.
Mariane, Orgon's Tochter aus erſter Ehe.
Cleant, Orgon's Schwager.
Tartüffe.
Dorine, Mariane's Mädchen.
Flipote, Dienerin der Madame Pernelle.

#### 1.

(Act 1. Scene 1.)

**Madame Pernelle. Elmire. Mariane. Cleant.
Damis. Dorine. Flipote.**

**Mad. Pernelle.**

Flipote komm, ich will nicht länger mehr hier weilen.

Elmire.
Man hält ſie faſt nicht ein! Wie raſch ſie uns enteilen!

Mad. Pernelle.
Nein, Schwiegertochter, nein! Bemühn ſie ſich doch nicht.
Dieß Alles iſt Façon, wie ich's nicht brauche.

Elmire.
Pflicht
Der Ehrfurcht iſt es nur, die wir noch nie vergaßen.
Doch ſagen ſie, warum ſie uns ſo ſchnell verlaſſen?

Mad. Pernelle.
Weil ich nicht länger mehr dieß Treiben ſehen kann,
Weil, mir es recht zu thun, hier Niemand ſorgt, und kann.
Ich muß geſtehn: ich geh ſehr ſchlecht erbaut von hinnen,
Stets widerſprechen wird mir da, ich möcht' beginnen
Nur modeln, wie ich wollt'; kurzum — man reſpectirt.

Dorine.
Wenn aber —

Mad. Pernelle.
Sie, mein Kind, ſie iſt ein Kammermädchen,
Das dreiſt und naſeweis ihr liebes Weisheitsfädchen
An jeden Anlaß knüpft.

Damis.
Doch —

Mad. Pernelle.
Du, kurzab, mein Sohn,
Du biſt ein Narr! das ſag' ich dir, ich ſagt' es ſchon
Wohl hundert Mal voraus, mein Enkel, deinem Vater,
Daß nie aus dir was wird. Die ſchönſte Bürgſchaft hat er
Bereits dafür; ich ſag' es wieder: Schand' und Spott
Erlebt er noch an dir!

Mariane.
Ich glaube —

Mad. Pernelle.
Ei, mein Gott!
Du, ſeine Schweſter, ſpielſt die züchtige Mimoſe;
Nur dich — ſo ingenuë zu ſcheinen, — doch ſehr loſe!
Doch ſtille Waſſer ſind, ſo ſagt das Sprichwort, tief; —
Ich mag kein ſchön Couvert, worin ein ſchlechter Brief.

Elmire.
Doch, Mutter —

Mad. Pernelle.
Mit Verlaub, Frau Tochter, grad' vor Allen
Kann Ihr Benehmen mir am wenigſten gefallen.
Ein Beiſpiel ſollten ſie den Andern geben; ach,
Die ſel'ge erſte Frau kam mehr den Pflichten nach!
Sie geben zuviel aus; das ärgert mich, denn beſſer
Trägt eine Fürſtin kaum — gleich ihnen — prächt'ge Kleider;
Die Frau, die, wenn ſie nur dem Mann gefällt, beglückt
Sich fühlt, braucht keinen Schmuck und iſt doch reich geſchmückt.

Cleant.
Nach Allem dem, Madame —

Mad. Pernelle.
Was ſie betrifft, — ich ſchätze
Sie ſehr, mein Herr; indeß (Pardon, wenn ich verletze!)
An ihres Schwagers Statt, — ich rede grad heraus, —
Erſucht' ich ſie, — fortan zu meiden unſer Haus;
Sie halt'gen immerdar ganz eigene Maximen,
Die, in der Praxis gar, ſich Chriſten ſchlecht geziemen;
Ich ſpreche offen; nun, das iſt ſo mein Humor;
Spricht laut mein Herz, ſo nimmt mein Mund kein Blättchen vor.

Damis.
Ihr Herr Tartüffe iſt doch gewiß ſehr glücklich, wollte
Ich wetten —

Mad. Pernelle.
Iſt ein Mann, auf den man hören ſollte,
Ein Ehrenmann, nicht lang' gleichgültig ſeh' ich zu,
Mich übermannt der Zorn, kränkt ihn ein Narr, wie du!

Damis.
Und ich ſoll's dulden, ich, daß ein ſcheinheil'ger Krittler
Sich hier als Hausregent, als ungebet'ner Mittler
Benimmt, daß jede Luſt, die uns einmal beliebt,
Verpönt iſt, wenn nicht er dazu den Segen gibt?

Dorine.
Soll man allein nach ihm und ſeinen Regeln leben,
So darf man gar Nichts thun, denn thun iſt ſündigen eben.
Den ganzen lieben Tag wird Nichts als controlirt —

Mad. Pernelle.
Und was er controlirt, iſt trefflich controlirt.
Der Weg zum Himmel iſt's, auf den er gern euch führet,
O, lehrt' euch doch mein Sohn, ihn lieben, wie's gebühret.

Damis.
Nein, den zu lieben zwingt mein Vater, Großmama,
Mich nicht, noch Jemand ſonſt; thät' ich's, ſo wär' ich ja
Zum Heuchler; mich empört ſein ganzes Thun und Treiben,
Ich ſeh' es ſchon voraus: ſo kann's nicht länger bleiben,
Nein! zwiſchen mir und ihm, dem Schleicher, deſſen Joch
Wir tragen, kommt es bald zum off'nen Bruche noch.

Dorine.
Es iſt auch ein Skandal, wie er uns überliſtet!
Ein Hergelauf'ner, der ſich völlig eingeniſtet,
Ein Bettler, der zu uns mit halben Sohlen kam,
Sechs Pfenn'ge gab man kaum für ſeinen ganzen Kram,
Den er am Leibe trug; nun iſt's ſo weit gekommen,
Daß er im Hauſe hier die Herrſchaft übernommen.

Mad. Pernelle.
Gott ſei's geklagt: es ging wohl Alles beſſer drin,
Wär' nur die Herrſchaft ganz nach ſeinem frommen Sinn!

Dorine.
Für einen Heil'gen gilt er ihnen glaub'germaßen;
Doch Heuchelei, ſag ich, iſt all ſein Thun und Laſſen.

Mad. Pernelle.
Die Läſterzunge!

Dorine.
Ihm und ſeinem Lorenz trau'
Ich ohne Bürgſchaft nicht.

Mad. Pernelle.
Zwar weiß ich nicht genau,
Was an dem Diener iſt, doch für den tugendhaften
Tartüffe will ich zur Stell' mit meiner Bürgſchaft haften.
Ihr zürnt ihm, — o, ich weiß es ſchon, — ihr mögt ihn nicht,
Weil er nur Wahrheit ſtets in's Angeſicht euch ſpricht,
Weil er, den Frömmigkeit zu Wort und That begeiſtert,
Von heil'gem Zorn erfüllt, der Sünde Lockung meiſtert.

Dorine.
Ganz gut; allein warum will er ſeit ein'ger Zeit
Nicht leiden, daß man uns beſucht? Mein Gott, entweiht
Die Frömmigkeit denn auch wohl ein Beſuch in Ehren,
Daß er ſo lärmt, als ob wir ohne Nerven wären?
Ach, unter uns geſagt, — ich glaube, meiner Treu,
(auf Elmire zeigend.)
Daß auf die gnäd'ge Frau — er eiferſüchtig ſei!

Mad. Pernelle.
Genug, ſprich künftig nicht ſo ohne Ueberlegung!
Nicht er iſt es allein, der tadelnd in Erwägung
All' die Beſuche zieht. Das Aufſehn, das d'raus wird,
Die Kutſchen vor dem Haus und dann dieß galonirt
Gefolge von Lakai'n, — das gibt etwas in der Runde
Ein gräulich Aergerniß; und mag wohl auch im Grunde —
Ich will es glauben, — Nichts dahinter ſein, man frug
Doch d'rum, man ſprach davon; — das iſt ſchon ſchlimm genug!

Cleant.
Ei, wollen ſie, Madame, das liebe Klatſchen hindern?
Ein mißlicher Verſuch bei ſo viel Spaßkindern!

Soll man um des Gespräch's der Leute willen gar
Verzichten so mit Eins auf seiner Freunde Schaar!
Und könnte man sich auch entschließen dies zu thun, —
Trotz ihnen würden doch die Zungen dann nicht ruhen;
Denn gegen Lästersucht erbaut man keinen Wall.
Deshalb, was kümmern uns die Klatschereien all!
Laßt uns rechtschaffen sein; dann möge sich am Schwatzen,
Wer dies nicht lassen kann, nach Herzenslust ergötzen.

Dorine.

Ja Tant' ist's Daphne gar mit ihrem kleinen Mann,
Die Nachbarin, die sich es unterstehen kann,
Das Schlimmste von uns auszuschrei'n! Die Leute, welche selbst
[illegible], ist zumeist das Schlimmste nachzusagen;
Der Liebe haschen sie nach jedem Schein nur schnell,
Erweitern sie zum Strom der Neigung kleinsten Quell;
Die Neuigkeit wird dann mit Freuden ausgebreitet,
Und so entstellt, bis sie zum Glauben fast verleitet,
Denn des Dritten Thun, nach ihrem Sinne bemalt,
Gleichsam Rechtfertigung ihr eignes überall; —
So hoffen sie die Welt gewandt zu überraschen,
Und durch die Ähnlichkeit sich selber rein zu waschen.
Wo nicht, so theilen sie auf Andre doch wohl leicht
Des Tadels Theilchen ab, der ganz sie selber trifft.

Mad. Pernelle.

All dies Geschwätz thut Nichts zur Sach'. Ein Muster leben
Lehrt Frau Orante, das ist allbekannt, ihr Streben
Ist Gott zum Ziel; — auch ihr, ich weiß es ganz gewiß,
Ist eure Wirthschaft längst ein schlimmes Aergerniß.

Dorine.

Das Beispiel laß ich mir gefallen! Frau Orante
Ist zwar gar fromm und lebt wie eine Jungfer Tante;
Das Alter freilich ist's, was ihren Eifer stählt,
Und spröde ward sie, weil — die Versuchung ihr fehlt;
So lang sie Reize fand, verschmähte sie nicht eine
[illegible]
Doch nun, da aller Glanz von ihrem Aug' verblich,
Flieht sie die Welt, die längst vor ihr die Segel strich.
Sucht, um den Defect der Reize zu verdecken,
In Weisheit sich nur jetzt mit Heiligkeit zu decken.
Das schmerzt, wenn [illegible] ganz sieht, sie in der Jugend Schaar;
Das ist nur [illegible] und bleibt nicht mehr [illegible]!
Verlassen, wie sie nun, was können sie auf Erden
Noch anders als [illegible], Sittenwächter werden!
[illegible], so tadeln sie's [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Die Andern, was ihr selbst das Schicksal nicht mehr gönnt.

Mad. Pernelle (zu Elmire).

Das ist der rechte Ton, dem Sie sich gnädig neigen! —
Man muß ja eigentlich bei Ihnen völlig schweigen,
Denn immerwährend führt Mamsell das große Wort.
Doch endlich ist's an mir, zu reden; von jetzt fort
Will ich's. So sag' ich euch denn: Mein Sohn that weise,
Daß er den frommen Mann aufnahm in eurem Kreise;
Der Himmel schickte den zum Heil euch Allen [illegible],
Daß er die Herzen euch gerade [illegible].
In eurem Seelenheil, — sag' ich — müßt ihr ihn hören;
Er tadelt Nichts, als was auch tadelnswerth. Gehören
Denn diese Bälle und Visiten nicht als Pfand
Dem Bösen, der gar schlau sie allesammt erfand? —
Schändliches Gespräch läßt hier sich nie vernehmen,
Nur Lieder, Possen, — Zeug, um sich halbtodt zu schämen;
Der Nächste kriegt sein Theil; das lästert und das schwatzt
Vom Dritten, Vierten gar, bis fast die Lunge platzt.
Am Ende werden selbst vernünft'ge Leute irre
In solcher Assemblee abscheulichem Gewirre; —
Man wechselt über Nichts viel tausend Wort' im Nu
Kurz, kurz, es geht (wie einst ein Doctor sprach) hier zu,
Wie weiland bei dem Bau vom Thurme Babels; Jeden
Hört man, als hätt' er auch 'nen Riß gemacht, mitreden —
Doch — Apropos, da fällt mir die Geschichte ein —

(Gegen Cleant gewendet.)

Wie boshaft lacht der Herr schon wieder! Himmel, nein!
Nicht auszuhalten ist's. Sind sie, mein Herr, gescheidter
Als Andre, suchen sie sich Narr'n zum Lachstoff — — Weiter

(zu Elmire.)

Sag' ich kein Wörtchen mehr. Drum ohne lang — — Ade!
Nicht wieder seh'n sie mich, bleibt's hier, wie vor eh'.

(Sie gibt ihrem Mädchen Flipote eine Ohrfeige.)

Was stehst du hier und hältst Maulaffen feil? Vertreiben
Werd' ich die Faulheit dir, und dir die Ohren reiben,
Fort, blei'rner Vogel!

(Mad. Pernelle entfernt sich sehr eilig mit ihrem Mädchen, Elmire, Mariane, Damis hinter ihr her.)

---

## 2.

(Act I. Scene 5.)

Orgon. Cleant. Dorine.

Orgon.

Ah, Schwager!! — Guten Tag!

Cleant.

Da eben wollt' ich gehn; sie sind zurückgekehrt
Vom Land; mich freut's, sie hier zu sehn; das Land entbehrt
Jetzt manchen Reiz? — —

Orgon.

Hola, Dorine! —

(zu Cleant.)

Sie verzeihn,
Daß ich mich, um mein Herz von Sorgen zu befrein,
Erkund'ge, was hier im Hause vorgefallen
Zwei Tag', indeß ich fern. —

(zu Dorinen.)

Was gibt es? Wie geht es Allen?

Dorine.

Vorgestern litt Madame den lieben langen Tag
An Fieber und Migran, wie man's kaum denken mag.

Orgon.

Und Herr Tartüffe?

Dorine.

Tartüffe befindet sich noch eben
So gut, wie sonst, wird dick und fett, sieht aus wie's Leben.

Orgon.

Der arme Mensch!

Dorine.

Ach Gott, sie war sehr übel d'ran
Und rührte beim Souper nicht einen Bissen an;
Denn selbst am Abend blieb ihr Kopfweh noch gleich heftig.

Orgon.

Und Herr Tartüffe?

Dorine.

Er aß — er ganz allein — geschäftig
D'rauf los vor ihr; und speist' mit wahrer Andacht zwei
Rebhühner, 'ne Schöpsenkeul zur Hälfte nebenbei.

Orgon.

Der arme Menſch!

Dorine.

Die Nacht war ihr nicht 'ne Minute
Zu ſchlafen möglich, denn es tobte ihr im Blute
[illegible]
Bis — [illegible] — endlich der Tag anbrach.

Orgon.

Und Herr Tartüffe?

Dorine.

Der ging — die Schläfrigkeit bewegte
Ihn von dem Tiſch — vom Tiſch in ſein Gemach und legte
[illegible] ins gewärmte Bett ſich [illegible], er ſchlief [illegible],
Bis ihm am andern Tag die Sonn' in's Antlitz ſchien.

Orgon.

Der arme Menſch!

Dorine.

Sie ließ, bedrängt von unſern Gebeten,
Zu einem Aderlaß ſich endlich willig finden
Und augenblicklich kam ihr [illegible] Erleichterung.

Orgon.

Und Herr Tartüffe?

Dorine.

Voll Muth, um ſich erhaben
Schwang
[illegible] Gemüth gen Uebel, — [illegible]
Wohl auch das Blut, das ihr entſtrömt, zu [illegible]
[illegible]
Trank er vier Gläſer Wein zu ſeinem Frühſtück.

Orgon.

Der arme Menſch!

Dorine.

Sie ſind nun beide wohl; ich geh'
Jetzt zu der gnäd'gen Frau, um ihr zu [illegible],
Wie lebhaft für ihr Wohl Sie ſich intereſſiren. (Ab.)

2.

(Akt 3, Scene 2.)

Tartüffe. Dorine.

Tartüffe (tritt, indem er Dorine erblickt, [illegible])

[illegible]
[illegible]
Ich bin, fragt man nach mir, in dem [illegible]
Und theil' den Armen dort mein Bißchen Almoſen aus.

Dorine (bei Seite).

O [illegible] Teufel!

Tartüffe.

Was will Sie?

Dorine.

Ihnen ſagen —

Tartüffe (nimmt ein Tuch aus der Taſche [illegible]).

Mein Herr und Heiland, will! Das iſt nicht zu ertragen! —
Ach, nehmen Sie, bevor Sie ſpricht, dieſes Tuch.

Dorine.

Wozu?

Tartüffe.

Bedecke Sie damit — o Sündenfluch! —
Das [illegible]
Weckt doch die Seele leicht durch ſündliche Gedanken.

Dorine.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Tartüffe.

[illegible], hör' ich Sie, die Worte abzuſchicken,
Sobald Sie mir mit [illegible]; — ſonſt muß ich Sie verlaſſen.

Dorine.

Behüte Gott! Ich bin's, die ſchnell das Feld hier räumt;
[illegible] bitten Sie von mir [illegible].
Die gnäd'ge Frau, die mich geſchickt, kommt in das Zimmer
Sogleich und wünſcht Sie zu ſprechen.

Tartüffe.

[illegible]
Sehr gern!

Dorine (bei Seite).

Wie ſanft er wird! Ich lebe, meiner Treu!
Was ich geahnt, geglaubt, — es wahrt! — Ich bleib' dabei.

Tartüffe.

[illegible]?

Dorine.

[illegible]
Da iſt ſie ſchon! — So laß ich Sie mit ihr allein.

4.

(Akt 4, Scene 5 u. 7.)

Tartüffe. Elmire. Orgon (unter dem Tiſch verborgen).

Tartüffe.

Madame, Sie wünſchten mich zu ſprechen?

Elmire.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Tartüffe.

Sie überraſchen mich! [illegible]
[illegible]

Elmire.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
So frag' ich Sie, hätt' ich wohl Damis' [illegible],

[illegible]

Tartüffe.

[illegible]

Elmire.

[illegible]

Tartüffe.

[illegible]

Elmire.

[illegible]

Tartüffe.

[illegible]

Elmire.

[illegible]

Tartüffe.

[illegible]

Elmire.

[illegible]

Tartüffe.

[illegible]

Elmire.

[illegible]

Tartüffe.

[illegible]

Elmire.

[illegible]

Tartüffe.

[illegible]

Elmire.

[illegible]

Tartüffe.

[illegible]

Elmire.

[illegible]

[illegible]

## 8.

## La Fontaine.

### Die Milchfrau und der Milchtopf.

[illegible]

## 9.

## Voltaire.

### 1.

### Aus der „Henriade“.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vielleicht, daß meinen Tod ihr Grimm die Wüthend
Bis zu grimmer Strafe noch erhöhen läßt;
Vielleicht, daß für den Thron des Vaters sie gemahnet
Der, schönsten Freiheit noch, als Geisel mich bewahrte:
In einem Augenblick das Leben schenkt man
Uns heut, und ihr Gebot, glänzt mit Ketten an.
Lusignan's Tod war glücklicher, ja zu beneiden,
Er unterlag, doch hassten keiner seiner Leiden
Es raubt die Freiheit uns, den Ruhm das Glück ihm nicht! —
Ich sah [illegible], Königin, bei dem Gericht!
Du kennst es selber Glück'l und daß doch nur gehöret
Den Fremden Theil von dem, was einst Herz empöret!
Dem Feinde gab dem Feinde, alle sah es aus.
Die Mutter das Zeichen war zu Mord und Brand!
Man that Paris es einander nach; bebend mit Zittern
Da hält nicht Gegenwehr. — im Nu ist Frankreichs Boden.
Dem König, wenn er Pelz will, wird gern gehorcht!
Den Engländern ward sein Meerbereich besiegt.
Die blutgefärbten Ströme Frankreichs tragen Leichen
Bis dorthin, wo sie das ewige Meer erreichen.
(Schreyer.)

## 2.

## Zaire.

(Act 2.)

**Personen.**

Lusignan, Fürst aus dem Geblüte der Könige von Jerusalem.
Nerestan, } französische Ritter.
Chatillon, }
Zaire, Sklavin des Sultans Orosman von Jerusalem.
Corasmin, Offizier des Sultans.
Der Schauplatz ist im Serail zu Jerusalem.

Erste Scene.

Nerestan. Chatillon.

Chatillon.
Großmüth'ger Ritter, edler Nerestan,
Der eine frohe Schaar aus Ketten führt,
Den uns ein Gott als Christenretter sendet,
Sieh', jetzt sind uns [illegible] des Hochgerichts,
Zu sehn, wie die Gefährten, einst in Thränen,
Die Jugendblüthe, die uns beweint, [illegible]
Sie sahen euch am Thore des Serails;
Seinem ihren Blick dem Helden, der sie rettete,
Glaubt ihnen, daß sie dankend um euch her —
Nerestan.
Ihr lobt zu eilig, Ritter Chatillon;
Ich thue, was meinem Stande ziemt: ihr hättet
An meinem Platz das Nämliche gethan.
Chatillon.
Gewiß, doch einer Christ und kühner Ritter
Muß für die Glauben sich mit Freuden opfern
Das Herrlich, was ihr um uns, ist es Wonne,
Sich zu wagen für der Brüder Wohl.
Vielleicht, mein Gott, wie euch, Gelegenheit,
So edler That gleich zu thun, erlaubt!
Wir, hart ergriffen von des Schicksals Hand,
[illegible] in Ketten in Jerusalem.
In Kerkern schmachtend, wo uns [illegible]
Lusignan's Vater [illegible] —
Oder auch war [illegible] und [illegible]
Nerestan.
Ich war von Geburt Weisling, keine Bezeichnung
Hat Orosman's grausamen Sinn erweicht.
Doch welch ein Anderer triebt unser Glück!
Welch hohe Zauber giebt in seine Wohlthat.

Mit solcher Großmuth, dieser Sultan auch!
Gott sieht mir und hört mich. Ach, er weiß es, immer
Mein Herz ein anderes Ziel als seine Größe.
Ich wirkte bloß für ihn: zu ihm bekehren
Wollt' ich die schöne Sklavin, die, ein Säugling,
Mir mit entführt ward von Cäsarea,
Als unsers heil'gen Glaubens Ueberwinder
Mit unserm Blute Syrien getränkt,
In Ketten Lusignan geschlagen.
Aus dem Serail durch Christenhand befreit,
Dann wieder, seit zwei Jahren, in den Ketten
Des Chosroes entlassen nach Paris,
Gebracht ich, Ritter, — eitle Hoffnung! — an
Den Königshof Zaire zu begleiten.
Wo Ludwig, groß, die Tugenden versammelt,
Schon, meinem Eifer hold, voraus dem Throne
Die Königin ihr [illegible] die Hand,
Doch, da der frohe Augenblick erschien,
Der sie aus der Gefangenschaft entriß,
Hält man sie hier zurück, ha! nur Zaire,
Der Glücklichen [illegible], sie liebt den Sultan!
Doch still davon! Ein bitteres Geschick
Drängt mich noch tiefer, noch peinlicheres,
Der armen Christen Hoffnung ist vernichtet!
Chatillon.
Nehmt meine Freiheit an für sie, mein Leben;
Verlangt darüber, Ritter, euer ist's.
Nerestan.
Nicht Lusignan, der hier in Ketten seufzt,
Der letzte Zweig ruhmbaren Heldenstammes,
Er, dessen Kriegsruhm die Welt erfüllte,
Der siegbekränzte Held vom Hause Bouillon, —
Man liefert ihn den Christen nicht mit aus.
Chatillon.
So ist euch, Ritter, euer Werk vergebens
Kein redlicheres Zutrau'n bringt seine Güte,
So lang der Herrscher in den Zeiten Gebot
Lusignan ist, wie mir, nicht euch bekannt,
Ja, Ritter, danket dem Himmel, der euch, gnädig,
In eurem Glück, so spät in's Leben rief,
Als jene Schreckenstage, jene Tage
Voll Blut und Mord, schon längst vorüber waren.
Wo ich durch rauhe Welt die heil'gen Mauern,
Von Christen einst erklommen, erliegen sah.
Ach, damals [illegible] den [illegible] Tempel
Geraubt und das ehrwürd'ge Gottesgrabmal,
Und unsre Väter, Kinder, Frau'n und Töchter,
Im Flammenmeer an der Altäre Stufen;
Erwürgt, wie unser letzter, alter König,
Lusignan, auf seiner Söhne Leichen lag.
Und Lusignan, den letzten jenes Helden,
Der unsern Muth in dieser Noth belebte,
Der durch geschändeten Tempel Trümmern, durch
Verfolg' und Feuer, ja durch Leichenhaufen,
Mit seinem blutgefärbten Schwerte, kämpfend
Bahn durch die Saracenen brach, indem
Er mit der andern Hand, begeistert, uns
Das heil'ge Zeichen unsers Glaubens wies,
Uns muthig zurief: Brüder, bleibt getreu!
Mit diesem Ritter [illegible] ihn damals Nacht
Des [illegible], die uns heut vereint;
Sie führte ihm den Weg und ging voran.
[illegible] was von Christen noch berührt entkam.
Ward ich, mit uns zugleich, nach Cäsarea
Gefangen hin, mit allen Unglücksgenossen.
Wo Lusignan zum Oberhaupt ernannt.
Doch, theurer Nerestan, Gott, der uns beschützte,
Hat nicht gewollt, daß in dem sichern Leben
Schon unser Zwanzig ihre Tage [illegible]
Auf seinen Namen [illegible] mit [illegible]
Grausamer Feld, bei dem ich jetzt noch schaudre!
Jerusalem, in Blut, rauchte noch,
Da gierig man [illegible] unsre Pforte:
Ein Grieche war's, der uns dem Feind verrieth;

Die Pest, die auch in Zion [illegible], schrecklich
Schlug sie empor in [illegible] Mauern.
Doch verdrängte das letzte Jahr der Noth
Das Lusignan in unverdientem Leiden
Doch [illegible] seinem Fuß, so schwer gedrückt,
Beklagt er nur das Leiden seiner Brüder.
Zwanzig hat dieser edle Christenfürst,
Von uns getrennt, [illegible] in seinen Ketten
In diesem Kerker lebenslang geschmachtet,
Von Asien vergessen und Europa,
Doch ist sein schmerzlich Loos. Wer mag, so lang
Er leidet nur und lebt, sich glücklich heißen?

**Nerestan.**

Jedes Glück kann nur die edle Brust erfreu'n!
Gerechtes Schicksal, das von ihm uns trennt!
Wie hat ihm leicht mich ein Wort gewonnen!
Ich wurde jung mit [illegible]
[illegible]
Ihr — [illegible], in [illegible]
Das [illegible] unglücklichen [illegible]
In [illegible] gerettet.
[illegible] Wiege, schwebten wie die [illegible]
[illegible] erzählt, noch lebhaft vor.
Im Tempel waren wir, als man die [illegible]
[illegible]
[illegible] zum Morde [illegible]
Ich und [illegible] Mutter [illegible] Armen,
[illegible] und in tiefes [illegible],
In [illegible], wo wir uns [illegible]
[illegible] ich mit Zaire
[illegible] — Ha! es geht mir durch die Seele!
[illegible]
Ich [illegible] in die Arme warf!

**Chatillon.**

[illegible]
[illegible] zu [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] die Zaire.
[illegible]
[illegible]
[illegible] welchen Arm!
[illegible]
[illegible]
[illegible] Zairens [illegible]
[illegible] zu erweichen,
[illegible]
[illegible]

**Nerestan.**

[illegible]
[illegible]
[illegible] Zaire
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

**Chatillon.**

[illegible], es ist Lusignan, [illegible]

**Nerestan.**

[illegible]. Doch welche Wege werden mich
Zu ihr . . . . ? Man kommt. Was seh' ich? [illegible] sie
selbst!

---

Zweite Scene.

**Zaire. Chatillon. Nerestan.**

**Zaire.**

Mir euch zu reden, edler Franke, komm' ich;
Der Sultan hat's vergönnt, [illegible] Furcht.
Ich bitte, euch zu sehen. [illegible]
[illegible] Klag' und Vorwurf!
[illegible]
Ich [illegible]
[illegible]
[illegible]
Das Schicksal [illegible]
[illegible]
Ich [illegible]
Ihr [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible], was es Mutter,
[illegible]
[illegible]
[illegible] Zaire.
Ihr bringt es uns [illegible] That:
Ich bleib' auf ewig in Jerusalem.
Doch wenn das Glück mir [illegible]
[illegible] nicht [illegible]
Ich werde [illegible]
[illegible]
Wie ihr, [illegible] in der Noth,
[illegible] Vater [illegible]
[illegible] Armen . . .

**Nerestan.**

[illegible]
[illegible] Lusignan [illegible] . . . ?

**Zaire.**

[illegible]
Ich [illegible]
Ja, Lusignan ist [illegible]

**Chatillon.**

[illegible]

**Nerestan.**

[illegible]

**Zaire.**

[illegible]
[illegible] Sultan.
[illegible]

**Nerestan.**

Wie [illegible] mein Herz!

**Zaire.**

[illegible]
[illegible] Ketten.
[illegible]

**Nerestan.**

[illegible] Herz!

---

Dritte Scene.

**Zaire. Lusignan. Chatillon. Nerestan. Mehrere Christensklaven.**

**Lusignan.**

Wer ruft mich auf aus meiner [illegible]?
[illegible] Christen? [illegible]
[illegible]
[illegible]

**Zaire.**

Ja, Herr, ihr [illegible].

**Chatillon.**

Ihr lebt [illegible] Schmerz,
[illegible] . . .

**Lusignan.**

O [illegible]! o süße Stimme!

[illegible]

[illegible]

## 3

## Der Genfer See. *)

[illegible]

---

*) [illegible]

[illegible]

In allen Gliedern halten hilflos an
Den Fäden des Webes dich hingeſtreckt, ſammt dem
Des Säbels und der ſeidnen Schnur.
Da würde wohl der Schatten mit
Von deinem Hut im Orient gelitten!
Der Hut des großen Tell bedecke hier
Dein göttlich Haupt; laß dich herab zu mir
Zu deinen ſchönen Reben; komm und gründe
Ein neues Daſein mir; verbünde
Dich mit der Freundſchaft, die in meiner Einſamkeit
Dich ruft, um ſie, mit dir vereint, zu ſchmücken.
Leg' dich auf dieſen Raſen ihr zur Seit',
Als Schweſter ſie an's Herz zu drücken.
Sie flieht, wie du, der Höfe Eitelkeit,
Das Reich der nichtigſten Erbärmlichkeit,
Die Welt mit ihren Ränken. Von euch Beiden
Soll an des Lebens Abend Nichts mich ſcheiden.
Ja, holde Göttinnen, ihr ſeid es, die
Ich mir zur letzten Zuflucht wählte.
Die Eine gießt Begeiſt'rung in die Seele,
Die Andre Troſt. O weicht von meiner Seite nie!
(Elliſſen.)

## 4.

## Das Für und das Wider.

Epiſtel an Urania.

So willſt du, reizende Urania,
Daß ich, der alte, dein Gebot vom neuen
Furchtlos erfüllend, der dir mit kühner Hand
Dem Aberglauben ſeine Bind' entreiß',
Vor deinen Augen das gefährliche
Gemälde heil'ger Lügen, die die Welt erfüllen,
Aufrolle; daß die leichtere Vernunft
Durch mich dich lehre, ſammt des Grabes Schrecken
Das Grauen vor dem Jenſeits zu beſiegen!
Glaub' nicht, daß ich, vom Sinnenwahn berauſcht,
Ein weltlicher und frecher Läſt'rer meiner
Religion, im trotzigen Bewußtſein
Der eignen Verirrungen, wovon das
Gewiſſ', das ſie verdammt, zu heilen denke.
Komm, und an meiner Seite tritt jetzt
Mit ehrfurchtsvollem Schritt in jene Tiefen
Des Heiligthumes Gottes, den man uns
Verkündet und der Pöbel laut verehrt.
Ich will ihn lieben, dieſen Gott, ich such' in ihm
Den Vater, und man zeigt mir einen
Tyrannen, der uns ihn zu haſſen zwingt.
Er ſchuf die Menſchen, ähnlich ſeinem Bilde,
Sie um ſo tiefer zu erniedrigen.
Die Schuld pflanzt' er in's Herz uns, um das Recht
Zu haben, uns zu ſtrafen, und die Luſt
Der Sinnenfreuden, deren wirkſamer
Durch grauenhafte Uebel uns zu quälen,
Die durch ein ew'ges Wunder nimmer enden.
Den Menſchen ſchuf er wohl nach ſeinem Bilde,
Kaum hat er's, ſchon wandelt Reu' ihn wieder an,
Als hätte nicht der Meiſter im Voraus
Die Fehler ſeines Werks erkennen müſſen!
Im Wohlthun blind und blind in ſeinem Zorn,
Naht er uns kaum in's Leben und ſchon eilt er,
Das Menſchenvolk vom Erdball zu vertilgen.
Dem Meer gebietet er, in ſeine Fluthen
Die Erd' hinabzuſchlingen, jene Erde,
Die aus dem Nichts er in ſechs Tagen ſchuf.
Doch ſehn wir ſeine tiefe Weisheit nun
Vielleicht ein anderes Weltall bilden, das
Da rein von ſchnöder Schuld iſt? — Weit gefehlt!
Was aus dem Schlamm er zieht, iſt ein Geſchlecht
Raubgier'ger Räuber, ehrvergeßner Sklaven,
Blutdürſt'ger Wüthriche, kurz, ärger als
Das erſte war. — Was wird er jetzt nun thun?
Mit welchem Blitzſtrahl, ſie verzehrend, trifft
Die Unglückſel'gen ſeine ſtrenge Hand?
Wird er in's alte Chaos nicht die Elemente
Verſenken? — Hört's! o wundervolle Liebe!
O unbegreifliche Myſterien!
Die Väter ließ er in der Fluth verderben
Und für die Enkel ſehen wir ihn ſterben!
Es lebt, kaum von der andern Welt gekannt,
Ein Volk voll Aberwitz und Wankelmuth,
Vernarrt in jedes Aberglaubens Wahn,
Von ſeinen Nachbarn ſtets beſiegt und kriechend
Im Sklavenjoch, für andere Nationen
Der ew'ge Gegenſtand nur der Verachtung.
Und Gottes Sohn, Gott ſelbſt, ſich ſeiner Macht
Entäußernd, läßt im Fleiſch ſich zum Genoſſen
Des widerwärt'gen Volks herab; er tritt
Durch einer Jüdin Mutterſchooß in's Leben,
Er krümmt ſich unter ihr, erduldet unter
Der Mutter Augen die Gebrechlichkeit
Der Kinderjahre. Seine ſchönſten Tage
Verliert er dann als niederer Arbeitsmann,
Den Hobel in der Hand, mit dieſem ſchnöden
Gewerbe, predigt endlich Paläſtina's Volke
Drei Jahre lang und ſtirbt dann zum Beſchluß
Schmachvoll den Tod des niedrigſten Verbrechers.
Doch iſt ſein Blut zum Mind'ſten nicht, das Blut
Des Gottes, der für uns geſtorben, von
So reinem und erhabenem Werth, daß es
Vor allen Strafen uns beſchützt, womit
Die eiferſücht'ge Höll' uns noch bedroht?
Wie, für die Rettung Aller wollte Gott
Sich opfern und ſein Tod bleibt ohne Frucht?
Wie, ſeine Langmuth, ſeine Gnade will
Man hoch uns preiſen, wenn, ſo wie er nun
Gen Himmel wieder fuhr, ſein Zorn auf's Neue
Entbrennt, wenn ſeine Hand uns wieder in
Den ew'gen Abgrund ſtößt, ſein Ingrimm ſeine
Wohlthaten ausgleicht, wenn er, der zur Sühne
Für unſre Miſſethaten ſelbſt ſein Blut vergoß,
Uns ſolche, die wir nicht verübt, noch ſtraft?
In ſeinem Zorne blind, ſucht dieſer Gott
Den Ungehorſam des Erzvaters an
Den ſpäten Enkeln heim; zahlloſe Völker,
Die in der Nacht des Irrwahns ſchmachten, zieht
Er dann zur Rechenſchaft. Im Höllenſchlund
Straft er die nie erleuchtete Unwiſſenheit,
In die er ſelbſt ſie doch verſenkt hat, er,
Der Licht und Heil dem Weltall zugedacht.
Amerika, du unermeßnes Land,
Ihr Völker auch, die an des Morgens Pforten
Der Herr ins Daſein rief, und ihr am Nordpol,
Ihr, die der Irrthum in ſo langem Schlummer
Gefeſſelt hielt, auf ewig müßt ihr
Dem Grimm des Ewigen verfallen, weil
Ihr nicht vernommen hattet, daß in einem
Entlegnen Winkel, dort in Syrien,
Des Zimmermannes Sohn, den ihm Maria
Geboren, und den Jonas Sohn verleugnet,
Am Kreuze ſtarb! — Nein, ich erkenn' in ſolchem
Unwürd'gen Bilde nicht den Gott, den ich
Anbeten ſoll! — Ich übe Läſterung,
Ja, ſpräche Hohn in ſolcher Huldigung.
Vernimm, Allmächtiger, zu dem ich flehe,
Vernimm auf deinem Himmelsthron die Stimme,
Die eben dir der Seele leiſe klagt!
Mißfallen kann dir mein Unglaube nicht,
Denn offen liegt mein Herz vor deinen Augen;
Der Wahnſinn läſtert, ich verehre dich,
Nicht einen Chriſten zwar darf ich mich nennen,
Denn wär' ich's, wär' ich noch dich lieben können!
Doch welches Schauſpiel öffnet ſich den Blicken!
Ich ſeh' in ſeiner Macht und Herrlichkeit
Den Heiland. Neben ihm in einer Wolke
Erhebt ſich die Standarte ſeines Todes,

Das Kreuz, im Sonnenglanz vor meinen Augen
Zu seinen Füßen hingeworfen seh' ich
Den überwund'nen Tod, als Sieger tritt
Er aus der Hölle Thor. Verkündet ward
Sein Reich durch der Propheten Wort, sein Thron
Befestigt durch das Blut der Märtyrer,
Und alle Schritte seiner Heiligen
Sind eben so viel Wunder; größres Heil
Verheißt er ihnen, als ihr Wunsch erstrebt,
Mit heil'gem Beispiel strahlt er uns voran
Und göttlich ist die Tugend, die er predigt;
Er fordert unbedingt die Herzen, die er
Erleuchtet, birgt ihnen seinen Schatz
Im tiefsten [illegible], ja, Lüge in Wahrheit
Er seine Lehre selbst auf Trug und Schein.
Ein Glück noch wär's, durch ihn getäuscht zu sein.
Du schwankst, Urania, zwischen beiden Göttern,
Der feige zagt es, die dunkle Wahrheit hier
Zu lehren, sieh! Vielleicht doch die Natur
Dir neben so viel Reizen auch den Geist,
Der sich allein mit ihnen messen darf.
Gerecht, daß des Dichters ew'ge Weisheit
Mit eigner Hand der heiligen Reine
Religion dir tief in's Herz geschrieben.
Glaub' nur, das reines Geistes lautern Freimuth
Kein ewig unversöhnter Haß nicht trübt;
Glaub', daß vor seinem Throne Huld, überall
Das Herz des Guten schöner ist; ja, glaub' mir's,
Daß ein heiliger [illegible], ein milder Derwisch
Vor seinen Augen eher Gnade finden,
Als je ein unbarmherziger Jansenist
Und als ein Priester, dem die Herrschsucht lächelt.
Und was auch liegt daran, unter welchem Titel
Wir zu ihm beten? Jede Huldigung
Nimmt väterlich er auf und keine stößt ihn.
Ein Gott bedarf nicht unsrer Andacht; sondern
Wir ihn bedürfen's, ehr' ihn durch dein Thun;
Denn nur nicht unsern Irrthum, mit milden
Nach unsern Thaten, wird der Herr uns richten.
(Ellissen.)

## 5.

## Die Justizkammer *)

Du, die mit Geist und Kraft den Sänger
Des Lebens mächtig einst durchdrang,
Komm, Muse, weil' mit Frankreichs Dränger
Des Vaterlands Untergang!
Dein grimmes entflammtes Blut und Herzen,
Nicht bleiben [illegible] meine Schmerzen
In [illegible] Dunkel mehr gehüllt;
Brandmarken mit des [illegible] Flamme
Will ich das Tribunal der Schande,
Das unsers [illegible] Maß erfüllt.
Wie die Tyrannen [illegible] trauen,
Auf [illegible] Gewalt, wir sehen!
Wie unbarmherzig sich die Waffen
Im Namen ihrer Macht erhebt!
Dem Volk zur Hülfe, zum Trotze,
Wie hohe Stimmung zum Tode
Zu der [illegible] Schmach.
Der [illegible] vom [illegible] Schaffot;
Die [illegible] erblassen,
Die [illegible] wissen noch.
[illegible] selbst [illegible] und [illegible]
Das [illegible] sich [illegible],
Wenn jetzt auch [illegible]
Der Mensch [illegible] Ohr.
Ein Richtigkeit, zu [illegible]
Aufopfernd, weiß, [illegible]

Des Hauses stille Heimlichkeit.
Sie machten, o Triumph der Schande!
Aus einem edlen, freien Lande
Nur einen Kerker wüst und breit.
Ich sehe, da, vor welchem Schlunde!
Scharfrichter machen kalt das Blut;
Die Hölle gähnt mit schwarzem Munde;
Tisiphone entsteigt der Glut.
Neid, Wuth, Entsetzen stehn zur Seite,
Der Furie würdiges Geleite;
Aus ihren Augen zuckt der Blitz.
Verrätherei bringt in falschen Händen
Sie, ihren Jüngern sie zu spenden,
Aus des Verderbens Heimathsitz.
Nur hebt, zum blut'gen Werke schreitet
Die Mörderschaar, die sie erkor,
Durch der Gesetze Sturz bereitet
Sie das Gelingen rastlos vor.
Der Redlichkeit und Treue Segen
Gewährt ohnmächt'gen Schutz und gegen
Gewalt und Trug im [illegible] Band.
Der Sturm hatte Alles wild und grausend;
Hält ein Verbrechermeer, zehn tausend
Unschuldige mit ihm zu Grund.
So, aus dem Keime sich entfaltend,
[illegible] die böse Schwelgerei,
Weit über solche Zeit [illegible],
Und was da lebt, in ihrer Gluth.
So wächst der [illegible], vom Blutrausch schäumend,
Zusammt der Priester, der ihm schwört,
Willkür, [illegible] ihren Schäfer auch
Ja, kaum gilt ja [illegible] grimmen [illegible]
Santerre's [illegible], trank die Masse
Der Pöbel trank mit gift'gem Hauch.
Wenn ihr dem bösen Geist nicht wehren?
Habt ihr [illegible] erkannt,
Ihr Thoren, wie wir es noch sehen,
Die und die [illegible] am [illegible] gelernt?
Glaubt, die dem [illegible] schwören,
Den Mut des Schwachen überhören,
Die Gnade leiten in den Staub,
Der reinen Grausamkeit und Tücke,
Das Verbrechen mit schwerem Blicke
Sich bannen mit der Tugend Raub.
Wir sind verloren! Aus den Schranken
Der Ordnung schwindet jede Spur,
Als [illegible] Tiefe wankten,
Gehorsam Menschen sieht man nur.
Ihr Herz, es ist [illegible] verschlossen,
Ihr Hab' und Gut, hier ist's geflossen
In [illegible] Hand.
Weh uns! [illegible] weit [illegible]
Die Bürger, weil das Volk, das [illegible]
Mit unsrer Vaterland genannt.
Die Furcht verdoppelt sich; der Himmel
Lenkt unsere Achtung [illegible]
Welch' eine [illegible] Gewimmel!
Die [illegible] schließt sich auf.
Bald werden [illegible] Mörderreihn,
Die Bürgerkriegs Metzelei
In unserm Land ein Spiel und [illegible].
Das Heiligthum wird man zerstören,
Wird [illegible] nicht mehr [illegible]
Den Altar Frankreichs zu [illegible].
Verwüstet [illegible] vor dem Schafott,
Weich' aus dem Herzen, [illegible] Drang!
Fort mit dem [illegible], zum [illegible], warten,
Der [illegible] Fluch in [illegible] Klang
[illegible] auf, o Volk, [illegible] Wetterschauer?
Im [illegible] [illegible] die Mauer
Des [illegible] einer [illegible] sei,
Auf! daß das Reich des Unrechts enden!
Erzeugt mit festen [illegible]
Die Freiheit, unsrer Sehnsucht Ziel!
(Ellissen.)

---

*) Dieses Gedicht [illegible] ist besonders dadurch merkwürdig, daß die [illegible] mit [illegible] der Prophetie auf die [illegible] [illegible].

## 10.

## Chenier (André de).

### Todesgedanken.

Oft wenn ich müde bin, den bitt'ren Kelch zu trinken,
Den man das Leben nennt, wenn ich des Hohnes müde,
Und der Verachtung, die hier aus der Armuth winken,
Blick' ich auf's Grab, auf das Ziel, wo Ruh und Friede.
Mit heitrer schau' ich auf den freiwill'gen Tod.
Ich bitte, weinend mich, mein Loos zu wenden,
Den eisernen Befreier, der dem Leben droht.
Er hemmet meinen Blick, bebt unter meinen Händen.
Den plötzlich Angst und Zweifel meine Seele quälen,
Ich denk' an Eltern, Freunde, unerhörtes Sterben,
An meine Jugend, denn wir Menschen selbst verderben
Das schwarze Schicksal uns, woran geknüpft das Leben;
Es bindet uns ein unzerreißbar menschlich Band.
Der Mensch sucht lieber, eh' er diese Bande sprenge,
Ob er das Dasein rettete mit eig'ner Hand,
Nach einem Grund, weshalb er länger im Gedränge
Des Lebens und des Leids verweile. Hoffend schleicht
Von Zeit zu Zeit, von Muth zu Muth er bis zum Grabe,
Und wenn der Tod, nach lang' Zaudern, ihn erreicht,
Er hält es für des Himmels allerschlimmste Gabe.
(Brachmann.)

## 11.

## Rouget Delisle.

### Die Marseillaise.

Ihr Männer, auf! Ihr Vaterland,
Es kam des Ruhmes Tag herbei!
Die blutbefleckte Fahne wandte
Frech wider euch die Tyrannei.
Hört ihr der rohen Söldner Horden
Das Feld durchziehen mit Gebrüll?
Sogar in euren Armen will
Der Feind euch Weib und Kinder morden!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marsch, marsch, das falsche Blut saug' euer Boden ein!

Was fordert die Verräterbande?
Was König' und ihr Sklavenheer?
Für wen bereitet man der Fessel Schande,
Die Ketten, längst geschmiedet, hier?
Für euch — o Schmach! — für euch, Franzosen, —
Habt ihr euch nicht in Wuth erregt!
Ihr seid's, die man zu zwingen wagt
In's alte Sklavenjoch zu beugen.
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marsch, marsch, das falsche Blut saug' euer Boden ein!

Wie, fremde Kriegerschaaren wollen
Uns meistern an dem eignen Heerd?
Was, unsre stolzen Krieger sollen
Hinstürzen durch der Knechte Schwert?
Gott! Unsre Nacken sollten spannen
Sich feile Hände in das Joch,
Herr'n unsres Schicksals werden noch
Die feilen Söldner der Tyrannen!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marsch, marsch, das falsche Blut saug' euer Boden ein!

Tyrannen bebt! Verräther zittert!
Ihr, aller Reihen Schmach und Hohn!
Das Vaterland habt ihr erschüttert,
Den Vatermord ereilt der Lohn.
Soldat ist Alles, euch zu schlagen;
Ob unsre Helden untergehn,
Frankreich läßt neue auferstehn,
Die Waffen gegen euch zu tragen.
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marsch, marsch, das falsche Blut saug' euer Boden ein!

Als edle Krieger, Brüder, schwinget
Zur Gnade auch das scharfe Schwert!
Die eure Feinde zum Streiten zwinget,
Die Armen sind des Mitleids werth!
Doch nicht der blutige Despote,
Von Bouillé nicht der Mitgenoß,
Kein Tiger, der erbarmungslos
Der Mutter Brust zu spalten drohte!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marsch, marsch, das falsche Blut saug' euer Boden ein!

Stärk', Vaterlandesliebe, nur leite
Den Rächerarm, der dir sich weiht!
O Freiheit, süße Freiheit, streite
Mit uns! Wir führen deinen Streit.
Zu unsern Fahnen, Mächt'ge, führe
Der Sieg sich auf dein Machtgebot,
Daß schau' der Feind, mißt ihn der Tod,
Dein Siegesgepräng' und unsre Ehre!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marsch, marsch, das falsche Blut saug' euer Boden ein!
(Nebelsky.)

## 12.

## Chateaubriand

### Ballade.

Vom hohen Minaret, umblitzt vom Abendhelle,
Ruft jetzt die Gläubigen der Derwisch zum Gebet,
Die Sonne sinkt, wo jagt der Löwe die Gefilde,
Doch eine Weil' ist's, noch hat mein Auge Fülle.
O Tochter meines Herrn, ich trage alles Leiden,
Fürstin mit dunklem Aug', Herrscherin des Harem's,
Gebieterin schön'rer Loos, als das von deinem Sklaven!
Gebieterin! Gebieterin!
Als jüngst zum Herzschlag sich spannten meine Sehnen,
Da schifft' ich einsam hin durch die eig'ne Fluth,
Auf's Neue strömten heiß herab Verzweiflungsthränen.

Ein Zauber heilte mich, beglückte Liebesglut,
Der schwarze, harte Fels, der Leuchtthurm dort im Hafen.

Dem weicht die Meeresfluth, entzückt jetzt meinen Sinn,
Die Fackel des Triumphs, sie leuchtet deinem Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!
Wie glänzest schön du dann in deines Schmuckes Schimmer,
Wenn mich der süße Duft zum Harem trägt bei Nacht,

Dann wird von deiner Lieb' die reiche Pracht der Zimmer,

Ein Trank aus Blumenduft dem Sklaven dargebracht,
Gefahrvoll süßes Glück, wenn wir uns dorten trafen,
Wenn dich mein Arm umschlang, mit liebetrunk'nem Sinn,

Wenn deinen Halsschmuck streift der Ohrenring des Sklaven,

Gebieterin! Gebieterin!
Den sichern leichten Schritt des weißen Dromedaren,
Der dich, o Herrin, trägt, erkenn' ich schon von fern;
Wenn plötzlich du erscheinst, dann gleichest du dem Wesen

Glanzvollen Licht des Meeres, des Schiffers Hoffnungsstern.

O sicher grüßt mich nicht die Morgenluft im Haine,
Die Palm' im Wüstensand entzückt nicht so den Sinn,

Nicht eines Sultans Pracht ſich mit dem Glück des
Sklaven!
Gebieterin! Gebieterin!
Der Heimat, der mein Herz begeiſtert einſt geſchlagen,
Nicht wehmuthsvoll mir ſonſt, mein einfach Lied erklingt,
Es ſchweben jetzt nicht mehr zur Mutter meine Klagen,
Ich leb', ob Ewigkeit mir nicht ein Prieſter bringt.
Löſ' meine Feſſel nie! Die ſchwerſte wär's der Sklaven,
Denn du biſt Gott und Welt und Freiheit meinem
Sinn.
Den ſchönen nackten Fuß ſetz' auf den Hals des Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!

(Pleenniers)

### 13.

## Delavigne.

### 1.

### Der Tod des Räubers.

Dem Söldner zahlt den ausgerufnen Preis! —
Der ſonſt um Roma's Mauern weit im Kreis
Gemordet und geraubt, liegt überwunden;
Der Schreckliche vergießt aus vielen Wunden
Sein Blut ſo heiß.
Die Frauen haben ihn hinabgetragen
In ihre Hütte, wo beim Fackelſchein
Um den Gefall'nen ſie geſammt klagen;
Der Alte liegt beſinnungslos, allein
Die Pulſe ſchlagen.
Der ſpäht, indem den Brand er näher ſchiebt,
Ob er kein Lebenszeichen von ſich gibt;
Der ſpricht, indem er geht das Grab zu graben
Und ſeine Thränen er verſchluckt: Wie haben
Wir ihn geliebt!
Die um das Sterbebett' des Papſtes weilen,
Sie haben nicht für ihn die Herzlichkeit.
Wie wußt' er zu der Plünderung zu eilen,
Wie ſtark im Kampf und welche Chriſtlichkeit
Voran beim Theilen!
Er war ein ächter Chriſt vom alten Schlag,
Er hielt die Faſten, wie nur Einer mag,
Die heil'ge Kirche nebſt den Heil'gen ehrt' er,
Und Raub und Mord und jedes Werk verwehrt' er
Am Freitag.
Da hatte nicht ein Chriſtenkind zu beben,
Der Ketzer durfte nur, wie ſich's gebührt,
Der Engelländer nur zu ſchaffen geben. —
Bereitet euch, wenn's ſo zu ſterben führt,
So fromm zu leben!
Nun regt er ſich, erwartet ſein Gebet! —
Er ſtreckt die Hand aus, breit und blutig roth,
Sie ſucht ſeine Flinte noch zu faſſen;
Nicht will er von der alten Waffe laſſen,
Nicht in dem Tod.
Sie war ſo manche Jahre ſein getreuer,
Sein einziger Begleiter und Genoß;
Er freut ſich ihrer, die er hält ſo theuer,
Verſucht mit ſtarrem Finger noch das Schloß —
Da gibt ſie Feuer.
Schon gut, du kennſt mich noch, indeſſen raſt
Der Söldner mich inmitten meiner Kraft;
Ich kann nicht ſelber meine Rache nehmen;
Du mußt dich einer ſtärkern Hand bequemen
Die Rache ſchafft.
Durch dich getroffen muß der Wicht erkalten
Den ſchnöden du mir noch, verſage nicht,
Sie werden in die Erde mich verſcharren,
Drei Tage geb' ich Zeit, thu' deine Pflicht
Ich werde harren.
Des Weges zog ein Mönch von Ungefähr;
Mit Brot und milden Gaben hatten ſchwer
Die Gläub'gen ihn beladen; dieſes bracht' er
Dem Kloſter zu, des Geldes nur gedacht' er: —
So zog er her.
Ein Räuber hieß, ehrfürchtig die Geberde,
Das Haupt entblößt, ihn folgen zu dem Platz;
Er kam unweigerlich, den Blick zur Erde,
Mit leiſem Schritt, daß klingend nicht ſein Schatz
Verrathen werde.
Und brünſtig betet' er zu Gott empor;
Da klang dies Wort unheimlich in ſein Ohr:
Ihr ſollt mich beichten hören, mich entbinden,
So lieb euch euer Kopf iſt, meiner Sünden.
Confiteor:
Es laſtet mancher Mord auf meiner Seele,
Darauf war niemal mein Gewerb' geſtellt. —
Demüthig ſprach mit angſtgeſchnürter Kehle
Der Mönch: Wer iſt, mein Sohn, in dieſer Welt
Ganz frei von Fehle?
Erbaulich ſeufzte, wer um ihn ſtund,
Bei jedem Mord ſich trauernd, den ſein Mund
Berichtete; und ferner ſprach der Alte:
Wie ſich's mit meinem Nachlaß noch verhalte,
Ich mach' es kund.
Im Namen Gottes und der Jungfrau ſollen
Gehören meinem Weib Geſchmeid und Tand;
Dir mein Gewehr, um Rache mir zu zollen;
Euch, Herr, mein Geld; — die Seel' in Gottes Hand,
Mög' er ſie wollen!
Der Mönch empfing im Schrecken ſeinen Lohn
Und gab dem Sünder Abſolution;
Dann trat das ſchöne Weib herein, mit ſtieren,
Mit heißen Augen, in den Armen ihren
Unmünd'gen Sohn.
Todt, rief ſie, todt! doch hat er nicht die Seinen
Verlaſſen und kein Zeuge liegt er da!
Nein! ſchrie er zornig auf, wer dürft' es weinen!
Das Kind indeſſen weinte, weil es ſah
Die Mutter weinen.
Sie warf ſich neben den geliebten Mann,
Nahm in den Schooß ſein Haupt und weinte dann.
Ihm klapperten vor Schmerz die Zähne heftig,
Er war ſich zu bezwingen noch geſchäftig.
Es ging nicht an.
Wir werden länger nicht vereinigt bleiben,
Leb' wohl, du gutes Kind, es wird nun wahr;
Der ſcheidet, will auch uns zuſammen treiben.
Er lächelte, — ſein Lächeln aber war
Nicht zu beſchreiben.
Und weißt du noch den Kuß, der uns verband,
Den erſten, als im Wald ich einſt dich fand,
Dich widerſtrebend feſt umſchlungen hatte
Und liebeſtark dein Bräutigam, dein Gatte,
Dich überwand!
So laß mit einem letzten Kuß uns ſcheiden;
Nicht wonnetrunken, taumelnd, unbewußt,
Nein, ſchmerzenreich beſiegelt er uns Beiden,
Wie jener erſte dort die erſte Luſt,
Die letzten Leiden.
Es will nicht taugen, daß du einſam biſt;
Nimm einen wackern Mann nach kurzer Friſt
Und Beide liebet meinen armen Knaben.
Laßt, wie ich ſelbſt, ihn Gott vor Augen haben
Als guter Chriſt.
Wenn vierzehn Jahr' er alt iſt, ſo erſchein' er
Zum Abendmahl, dann ſprich zu ihm das Wort:
Dein Vater, der dich ſchaut, war kühn wie Keiner;
Sieh' hier ſein Grab, die off'ne Straße dort, —
Und denke ſeiner.
Er ſprach's, dann ging's zu Sterben; in der Wuth
Der Schmerzen wälzt er ſchäumend ſich im Blut,
Das Antlitz bleich, von Angſtſchweiß überfloſſen,
Noch rief er: Ave! — Amen! die Genoſſen

Mit ſtolzem Muth.
Dann ſank ſein müdes Haupt zurück. Hienieden
Gebührt die Ehr' ihm; feuert in die Luft
Noch dreimal die Musketen; ſchallet Hörner
Vor Kinderſchrei'n um dieſes Mannes Gruft:
Er iſt verſchieden.

(Chamiſſo.)

## 2

## Der Hund des Louvre.

Wanderer! Vor jenen Braven neige
Dich, die im Louvre ruh'n im Tod,
Streu Blumen auf ihr Grab und reiche
Dem Hund des Märtyrers ein Brot!
Er zog hinaus zum heißen Kampfe,
Stand mit dem Hund im Pulverdampfe
Auf blut'gem Grund.
Da fuhr das Blei durch ſeine Glieder,
Der brave Mann erſtand nicht wieder,
Doch lebt der Hund.
Er neigt zum Todten, der gefallen,
Trauernd ſein Haupt, das lang umwallen
Die Haare weiß.
Es rollen auf des Todten Wunde
Viel Tropfen Blutes von dem Hunde,
Viel Thränen heiß.
Es rollt heran der Todtenwagen;
Der Hund, mit denen, die da klagen,
Tritt in das Glied.
Mit mattem Blick, geſenkten Ohren,
Gleich einem Freunde, in Gram verloren,
Im Zug er zieht.
Er ſchleppt mit ſeiner Juliwunde
Zum Grabe ſich, in deſſen Grunde
Der Ruhm verſenkt
Die Schaar der Braven, die gefallen,
Die man nicht einzeln nennt, doch Allen
Erinn'rung ſchenkt.
Er liegt als Wächter hingeſtreckt,
Durch Nichts aus ſeinem Gram erweckt,
Beim Grabe dicht.
Und die ihn wegzulocken wagen,
Schaut ernſt er an, als wollt' er ſagen:
Er iſt es nicht!
Wenn in den Immortellenkränzen
Des Morgens lichte Tropfen glänzen,
Vom Strahl verklärt,
Belebt ſein Auge ſich, er hebet
Und ſtreckt ſich, ſchaut ſich um und wähnet,
Daß Jener kehrt.
Wenn durch die Todtenkronen rauſchet
Der Sturm der Nacht, er bange lauſchet
Am Kreuzesfuß,
Er will, es ſoll ſein Herr ihn hören,
Mit Winſeln will er ihn beſchwören
Zum Abendgruß.
Und wenn des Schnees Flocken fallen,
Als weißes Leichentuch umwallen
Die ſtille Gruft,
Stößt er die Klag' aus, lang gehalten,
Schmiegt feſt an's Grab ſich, abzuhalten
Die rauhe Luft.
Und eh' er einſchläft, mühſam ſtreben
Sieht man den Treuen, aufzuheben
Den ſchweren Stein.
Dann drückt den Kopf er auf die Stufen,
Denkt, wenn er wach wird, wird er rufen,
Und ſchläft dann ein.
Er ſchläft und träumt von Barrikade,
Sein Herr ſteht in der Kanonade,
Bedeckt mit Blut.
Er hört ihn pfeifen, fährt im Traume
Heulend empor, die Augen funkeln
In treuer Glut.
In Trauer, Hoffnung, Stund' um Stunde
Geht alſo hin, bis einſt dem Hunde
Das Auge bricht.
Wer war ſein Herr? Ach Keiner kennt ihn.
Die Stimme, die ihn liebte, nennt ihn
Mit Namen nicht.
Wanderer! Vor jenen Braven neige
Dich, die im Louvre ruh'n im Tod,
Streu Blumen auf ihr Grab und reiche
Dem Hund des Märtyrers ein Brot!

(Pieronieß.)

## 14.

## Béranger.

### 1.

### Der König von Yvetot.

War mal ein König lobeſan,
Sein Nam' iſt ſchier vergeſſen,
Zu Bette früh, ſpät auf der Bahn,
Auf Lorbeern nicht verſeſſen.
Die weiß'ne Mütz', ein Kränzlein roth,
Setzt ihm ſein Hannchen, wie ſie war,
Auf's Haar.
Ha ha, ha ha, ho ho, ho ho!
Ein Prinz, o wären alle ſo,
So, ſo!
Viermal des Tages ließ er ſein
Im Strohpalaſt ſich's ſchmecken,
Ritt ſacht auf ſeinem Eſelein
Durch ſeines Reiches Strecken.
Gar ſpaßlich war er, fromm und ſanft,
Als Leibwach' ihm zur Seite ſtand
Sein Hund.
Ha ha, ha ha, ho ho, ho ho!
Ein Prinz, o wären alle ſo,
So, ſo!
Wenn ihn Gelüſte je gedrückt,
So war's des Durſtes wegen;
Doch muß nicht, wer ſein Volk beglückt,
Auch ſeines Leibes pflegen?
Den Zoll zog vom Eimer Wein
Hochſelbſt er mit Behagen ſein
Maß ein.
Ha ha, ha ha, ho ho, ho ho!
Ein Prinz, o wären alle ſo,
So, ſo!
Bei hübſchen Fräulein wußt' er ſehr
Galant ſich zu gebahren,
Die Landeskinder ihm daher
Den Namen Papa gaben.
Nie rückt' er aus mit Heeresbann,
Als etwa auf den Schießplatz dann
Und wann.
Ha ha, ha ha, ho ho, ho ho!
Ein Prinz, o wären alle ſo,
So, ſo!
Des Reiches Mehrer war er nicht,
That keinen Nachbar plagen
Und zum Geſetzbuch recht und ſchlicht
Erklärt' er ſein Behagen.
Da früh nur ſchlief der Gute ein,
Da war die Trauer insgemein
Nicht klein.
Ha ha, ha ha, ho ho, ho ho!
Ein Prinz, o wären alle ſo,
So, ſo!
Zur Zeit bewahrt man noch das Bild
Des vielgeliebten Prinzen,

Iſt noch ein ſauber Wirthshausſchild,
Gemalt in den Provinzen,
Dort geht das Volk zur Kirmeßzeit
Und ſingt, man hört es weit und breit,
Und ſchreit:
Ha ha, ha ha, ho ho, ho ho!
Ein Fürſt, o wären alle ſo,
So, ſo! (Seeger.)

## 2.

## Mein Beruf.

Auf dieſen Ball verſtoßen,
Armſelig, ungeſchickt,
Ach allzuklein, im großen
Gewühle faſt erdrückt;
Als ich, die Bruſt gehoben
Von Seufzern, weinend ging,
Hört' ich den Ruf von oben:
Sing, armer Junge, ſing!
Hin rollt des Reichen Wagen,
Ich geh', von ihm befleckt;
Ein Wörtchen kann ich ſagen,
Wie Hohn des Mächt'gen ſchmeckt;
Ich lab das Trän'n und Leben,
Das ihm im Auge hing,
Da rief es mir von oben:
Sing, armer Junge, ſing!
Vor'm Schlummern mich zu retten,
Schien Nichts mir allzu herb,
Ich ſchleppte meine Ketten
Um ſpärlichen Erwerb.
Freiheit! ich muß ſie lieben,
Doch Hunger — ſchlimmes Ding!
Da rief es mir von oben:
Sing, armer Junge, ſing!
Mich aufzurichten, wandte
Sich einſt der Liebe Hand,
Doch floh ſie, wie die Blüthe
Der Jugend mir entſchwand,
Die Schönheit lichtumwoben
Verlangt den Schmetterling,
Da rief es mir von oben:
Sing, armer Junge, ſing!
Ja, Singen bleibt auf Erden
Doch mein Beruf zuletzt:
Wird mir nicht Liebe werden
Von euch, die ich ergötzt?
Ja, wenn der Gram zerſtoben
Beim Wein im trauten Ring,
Da ruft mir's laut von oben:
Sing, armer Junge, ſing! (Seeger.)

## 3.

## Nebukadnezar.

Vernehmt ein Lied im hohen Style
Und lauſchet unſerm Saitenſpiele!
Ein Fürſt wird Ochs, frißt Gras und Heu,
Den Alten ſchien der Spaß noch neu.
Der Tag wie andre ſich der Wonne
Und hob das Rindvieh bis zur Sonne.
Weltbeherrſcher, jauchzt, wir hören's ſagen:
Nebukadnezar, groß biſt du!
Der König brüllt — wie ſchön! Die Schranzen
Und Pfaffen die gewaltigen Stimmen.
Ja, wirft er um die Milch Gelten,
Da macht die heilige Crem den Rand.
Ochs oder Menſch iſt gleich im Regieren,
Bewundert das Volk, die ſchönſten Tänze.
Weltbeherrſcher, jauchzt, wir hören's ſagen:
Nebukadnezar, groß biſt du!
Im Stall, wohin ſie ihn verbannen,
Freut keine Hoheit mit Vergnügen;
Gras freſſen heißt wohl auch regieren?
Ja wohl, verſetzt, der ihm ſervirt.
Nun macht man ein erſchrecklich Weſen,
Wie munter heut der Herr geweſen.
Weltbeherrſcher, jauchzt, wir hören's ſagen:
Nebukadnezar, groß biſt du!
Die Zeitung meldet: Majeſtät
Hat Nachts die Arbeit noch bis ſpät
Mit den Miniſtern ausgedehnt
Und kaum ein einzig Mal gegähnt.
Mit Staunen ruft die ganze Heerde:
Er iſt der größte Ochs der Erde.
Weltbeherrſcher, jauchzt, wir hören's ſagen:
Nebukadnezar, groß biſt du!
Die Pfaffen nahen ihm zur Schmeicheln
Das Regiment ihm ab mit Streicheln.
Das Volk als Zugvieh brauchten gern
Die Frommen und die edlen Herrn.
Sie ſpannten, glaubt man alten Sagen,
Den König ſelbſt vor ihren Wagen.
Weltbeherrſcher, jauchzt, wir hören's ſagen:
Nebukadnezar, groß biſt du!
Dem Volke überläßt die Gnade,
Es jagt den König aus dem Stalle;
Nun wirft man keinen Fettlingsſchmar
Der gute Ochs gemäſtet hat.
Die Pfaffen haben ausgerechnet
Ihn in der Zukunft verzehrt.
Weltbeherrſcher, jauchzt, wir hören's ſagen:
Nebukadnezar, groß biſt du! (Seeger.)

## 4.

## Der Rathsherr.

Ja, mein Weibchen bringt mir Ehre,
Röschen iſt ein Kind mit Gold;
Ohne ſie, die Holde, wäre
Mir der hohe Freund nicht hold.
Denkt, ein Herr vom Rathe kam
An dem Tag, wo ich ſie nahm.
Hohe Ehren, hohe Ehren!
Rathsherren ſind charmante Leut'.
O, ich weiß wie ein Regiſter
Seiner Freundſchaft Proben all';
Vor'gen Winter beim Miniſter
Führt' er meine Frau zum Ball;
Wo er unterwegs mich fand,
Drückt' er immer mir die Hand.
Hohe Ehren, hohe Ehren!
Rathsherren ſind charmante Leut'.
Röschen unterhält er munter,
Freilich, aber ungenirt!
Iſt mein Engel krank mitunter,
Spielen ſie und er verliert.
Kein Neujahr, kein Namensfeſt,
Wo er unbeſchenkt mich läßt.
Hohe Ehren, hohe Ehren!
Rathsherren ſind charmante Leut'.
Iſt es draußen ſchlechtes Wetter,
Und ich bleib' nach Tiſch zu Haus,
Sagt er artig: Lieber Vetter,
Gehen Sie wohl etwas aus?
Was geniren Sie ſich doch!
Trennen ſieht mein Blick uns noch.
Hohe Ehren, hohe Ehren!
Rathsherren ſind charmante Leut'.
Auf dem Landgut mitgenommen
Hat' er uns, wir waren froh,
Ich von vielem Wein benommen —
Röschens Theil kam unbeſchwert;
Von den Zimmern iſt im Haus
Das er mir das ſchönſte aus.
Hohe Ehren, hohe Ehren!
Rathsherren ſind charmante Leut'.

Meinem Kind — Gott sei gepriesen! —
Ward er Pathe. Ohne Scherz:
Freudenthränen ließ er fließen,
Küßt' und drückt' es fest an's Herz.
Ja, mein Söhnchen hat er jetzt
Gar in's Testament gesetzt.
Sehr erfreut, sehr erfreut!
Rathsherren sind charmante Leut'.
Spaße liebt er unter'm Essen
Und da werd' ich manchmal grün.
Einmal trieb ich's gar vermessen
Und beim Dessert sprach ich kühn:
Traun, man sagt — so lacht doch, lacht,
Daß ihr mich zum Hahnrei macht.
Sehr erfreut, sehr erfreut!
Rathsherren sind charmante Leut'. (Seeger.)

### 5.

## Der ewige Jude.

O reiche, Christ, dem matten Wandrer
Vor deiner Thür' den Wassertrunk!
Sieh' her, ich bin der ew'ge Jude,
Entführt vom Wirbelwind im Fluge.
Mich schlägt die Zeit mit ihrem Flügel,
Doch altern! Wenn nicht, was ich leid;
Ich träume von dem letzten Tage
Und auf' ihn vergebens harre.
Noch immer treibt, noch immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch immer geht, noch immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf!
Seit achtzehnhundert Jahren seh' ich
Die Völker, Reiche untergehn,
Ich sahe über Schutt und Trümmer
Den grausen Wirbelwind mich wehn.
Ich sah im Keim das Gute keimen,
Das Böse wachsen mehr und mehr;
Die alten Welten zu versanden,
Zwei neue steigen aus dem Meer.
Noch immer treibt, noch immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch immer geht, noch immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf!
O daß zu lieben, mich dem Tode
Verfallen, ich verdammet bin!
Will wer mich lieben, wer mich segnen,
Schon rafft der Wirbelwind mich hin.
Wenn einst meine Hand dem Armen
Den mit gewonnenen Pfennig reicht,
Ihm bleibt die Zeit nicht, ihn zu laben,
Ich, unwillkürlich raubt' er ihn erbleicht!
Noch immer treibt, noch immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch immer geht, noch immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf!
Will ich einmal im Walde weilen
Und halten eine kurze Rast,
Da braust's es dräuend her, ich werde
Vom grimmen Wirbelwind erfaßt.
Warum doch weist der Herr des Rächers
Mit solchen nicht'gen Dräuen Zeit?
Für meinen Wahn' einen Augenblick
Erhalt' ich eine Ewigkeit.
Noch immer treibt, noch immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch immer geht, noch immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf!
Erinnert euch an meine Strafe
Bei meinem Spott ein schlummernd Kind,
Nicht darf ich euch mein Auge weisen,
Gleich kommt heran der Wirbelwind.
Ihr, Greise, möchtet ewig leben!
Euch dünkt mein Loos beneidenswerth!
Mein Loos wiegt deren Flüche Segen,
Die sich zu tragen ich begehrt.
Noch immer treibt, noch immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch immer geht, noch immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf!
Wird auf geweihter Trümmerstätte
Mein alt Gedächtniß schmerzlich neu,
Vergebens hemm' ich mich, es dräuet
Des Wirbelwindes Ruf: Hinweg!
Hinweg! Du sollst auf Erden wandern
Und aufrecht stehn, wo Alles fällt;
Es ist bei deiner Väter Särgen
Kein leerer Platz für dich bestellt.
Noch immer treibt, noch immer, immer
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch immer geht, noch immer, immer
Die Sonne morgens wieder auf!
Gefrevelt hab' ich, hab' verspottet
In Todesnoth den Menschensohn —
Lebt wohl! Die Erde bebt und schwindet,
Es hat der Wirbelwind mich schon.
Laßt meine Qualen euch entsetzen,
Ihr Kinder, harten Herzen, ihr!
Nicht seine Gottheit rächt der Rächer,
Die Menschheit rächet er an mir.
Noch immer treibt, noch immer, immer,
Die Erde sich in ihrem Lauf,
Noch immer geht, noch immer, immer,
Die Sonne morgens wieder auf! (Chamisso.)

### 6.

## Rochus Lebemann.

Den griesgrämlichen Leuten
Zum Muster hingestellt,
In vielen schlimmen Zeiten,
Kam Rochus in die Welt.
Verlacht des Glückes Treue,
Leb' Jeder, wie er kann!
Nun seht, das ist das Motto
Von Rochus Lebemann.
Des Vaters alten Hut(en)
Zum Staate aufgeputzt,
Bisweilen mit Veilchenblüthen
Und Nelken ausgeschmückt;
Die [illegible] Kragen,
Die groben, umgethan:
Nun seht, so liebt zu prangen
Sich Rochus Lebemann.
Im Stübchen ein paar Bretter
Bettladen, Tisch und Bank,
Das Würfelspiel, die Leier,
Den Weinkrug, Gott sei Dank!
Das Bild der lieblichen [illegible],
Den Schrank, darin kein Span:
Nun seht, das Handgeräthe
Des Rochus Lebemann.
Im Städtchen abzurichten
Die Buben auf der Gass'
Und Mädchen zu erziehen
Mit hübschem Liebesspaß,
Nichts Klügeres, als vom Tanze,
Ein Tröpfchen dann und wann:
Nun seht die Kunst, die ganze,
Von Rochus Lebemann.
Im Lenzmond sich verehren,
Weil unser nur die Welt,
Den Eignern mit dem Rechen
Mehr als den Damen hold,
Verliebt in leichter Jugend,
Mit Lust die Zeit vertreiben:

Nun seht, daß ich die Tugend
Des Rochus Lebemann.
Zum Himmel betend: „Schenke
Mir gnädig deine Huld!
Und meine losen Schwänke
Verzeih mir in Geduld;
Laß grün mich noch im Alter,
Wie einst mein Lenz begann.“
Nun seht, das ist der Psalter
Von Rochus Lebemann.
Ihr Armen, ew'ge Neider,
Ihr Reichen, nimmer satt,
Verirrte Hungerleider,
Nach kurzer Fahrt schon matt,
Hat Euer Schloß und Riegel
Nur bald das Glück im Bann? —
Nun seht, so nehmt zum Spiegel
Euch Rochus Lebemann!

(Seeger.)

## 7.

## Wie reizend ist sie!

O großer Gott, wie reizend ist sie,
Sie, die ich ewig lieben muß!
Die süße Schwermuth ihrer Augen
Bringt Träume reich von Glück und Kuß.
Mit seinem schönsten Lebenshauche
Beseelte sie der Himmel noch —
O großer Gott, wie reizend ist sie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!
O großer Gott, wie reizend ist sie!
Sie, die kaum zwanzig Sommer alt,
Die Lippen eben aufgeblühet,
Das Haar, das blond hernieder wallt;
Durch tausend Gaben noch verschönert,
Kennt sie kaum ihren Liebreiz noch —
O großer Gott, wie reizend ist sie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!
O großer Gott, wie reizend ist sie,
Und liebt mich dennoch wahr und warm.
Wie lange trug ich Leid im Herzen,
Weil ich an allen Schätzen arm.
Eh' sie das Leben mir verherrlicht,
Floh immer mich die Liebe noch —
O großer Gott, wie reizend ist sie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!
O großer Gott, wie reizend ist sie,
Da [illegible] mir ihre Treue nicht;
Der Kranz, den sie für mich gewunden,
Schmückt mein schon früh ergrautes Haupt.
Ihr Schleier, der ihr sie verhüllet,
O Gott! Gänzlich sieg' ich noch —
O großer Gott, wie reizend ist sie,
Und ich bin, ach, so häßlich doch!

(Wolff.)

## 8.

## Die beiden Grenadiere.

1814.

**Erst. Gren.** Wie lang' noch gehn wir auf und nieder?
Im [illegible] schlägt's Mitternacht.
**Zw. Gren.** Bald sehen wir Lilien wieder,
Wir halten zum letzten Mal hier Wacht.
**Erst. Gren.** Nach Elba geht es meinetwegen!
Der Himmel ist dort blau und licht.
**Zw. Gren.** Und wär's in Rußland tief gelegen,
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.
Welch lächerliche [illegible]!
Moskau und Wilna und Berlin!
Weißt du, wie unsre Bajonnette
Des Kremls rother Brand beschien!
Verkauft, verrathen! Zu verlieren
Schien kaum Paris, das man kaum sah;
Wir hatten noch genug Patronen —
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.
**Erst. Gren.** Er dankt, Er legt die Krone nieder.
Was ist denn das? Abdanken, Er!
Die Republik am Ende wieder!
**Zw. Gren.** Sie schaffen einen König her.
Mit Sceptern spielt' er wie mit Bohnen,
Er hat es satt, er thut Verzicht,
Er wirft den Bettel hin, die Kronen!
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.
**Erst. Gren.** Ein einzig Licht noch gegen Morgen,
Kein [illegible] mehr erhellt im Schloß.
**Zw. Gren.** Im Mantel das Gesicht verborgen,
Verließ des Hofes feiger Troß.
Des todten Adlers Federn raufen
Sie aus, und flink ist jeder Wicht,
Dem neuen Herrn sie zu verkaufen.
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.
**Erst. Gren.** Marschälle, unsre Kameraden,
Sind belastet mit Gut und Geld.
**Zw. Gren.** Nun, unser Blut war nicht ihr Schaden! —
Den letzten Tropfen dir, du Held!
Du trugst sie wie ein Kind im Busen,
Du zogst sie aus dem Staub an's Licht.
Die aber haben kein Gewissen.
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.
**Erst. Gren.** Schon zwanzig Jahr im Dienste ferne,
Sehn' ich mich jetzt der Heimat zu.
**Zw. Gren.** Gebückt mit Narben hätt' ich gerne
Von langer Arbeit einmal Ruh'.
Doch wird der Wein im Kruge mindern,
Ein Schelm, wer das Gelübd' zerbricht.
Lebt wohl, o Heimat, Weib und Kinder,
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht!

(Seeger.)

## 9.

## Die rothe Lene.

Eins schläft ihr an der Brust in Ruhe,
Eins trägt sie auf dem Rücken schwer,
Das Dritte schmachtend, ohne Schuhe
Und Strümpfe, zieht sie hinterher.
Dort lauerten sie ihm, ihrem [illegible],
Sie sah's, wie er das Wild erjagt.
Beklaget, [illegible] der rothen Lene!
Den Wilddieb haben sie gefaßt.
Ich sah sie einst in schönrer Blüte,
Sie nähte, ach, sie sang und spann,
Ein frommes Kind voll Herzensgüte,
Im Dorf geliebt von Jedermann.
Die Hand, so weich wie Flaum der Schwäne,
Drückt' ich ihr einst beim Tanz im [illegible].
Beklaget, [illegible] der rothen Lene!
Den Wilddieb haben sie gefaßt.
Ein Fräulein, reich, von ihren Jahren,
Gab ihr sein Wort und hielt es nicht,
Weil man von ihren rothen Haaren
Im Dorfe mit Verachtung spricht;
Dann kamen Andre, [illegible],
Doch sie war arm, [illegible].
Beklaget, [illegible] der rothen Lene!
Den Wilddieb haben sie gefaßt.
Da sprach ein Lump: „Komm, du rothe [illegible],
Auch wenn blond, ich nehm' dich doch.
Man spricht nach mir; doch sieh, drei [illegible]
Hab' ich und dort im Wald mein Loch.
Mein Gott ist Brod und Weib und Söhne.
Der [illegible] lauert und die Nacht. —
Beklaget, [illegible] der rothen Lene!
Den Wilddieb haben sie gefaßt.

Da hat ſie ſich ihm zugeſchworen,
Iſt ihm gefolgt zum Hochzeitsherd
Und hat nun dreimal ſchon geboren
Allein und hilflos tief im Nord.
Drei Buben ſind's voll Mark und Leben,
Friſch wie im Kranz ein Blütenaſt. —
Herrgott, ſei mit der rothen Frau!
Den Wildrich haben ſie gejagt.
Was kann des Weibes Herz noch laben?
O Mutterliebe wunderbar!
Sie lächelt, denn die Buben haben
Doch von dem Vater ſchwarzes Haar.
Sie lächelt und zerdrückt die Thräne;
Ihr Troſt erleichtert ihm die Laſt. —
Herrgott, ſei mit der rothen Frau!
Den Wildrich haben ſie gejagt. (Seeger.)

## 10.

## Der Gott der Biedermänner.

Es iſt ein Gott, vor dem ich tief mich neige;
Zwar arm, hab' ich nie mehr von ihm begehrt.
Wie auch die Welt mir oft das Arge zeigt,
So hab' ich doch das Gute nur verehrt.
Auf einen weiten Himmel darf ich bauen,
Seit ich des Lebens Herrlichkeit erkannt.
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.
Und wenn die Armuth auch mein Bett umgaukelt,
So weckt ſie mich doch nie aus heiterm Traum;
Der Liebe Dank! von Hoffnung ſüß geſchaukelt,
Wähn' ich zu ſchlummern auf wohl ſchönerm Flaum.
Mögt ihr des Heils Gütern Tempel bauen,
Mein Glaube hat ſich milderm zugewandt.
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.
Als ein Eroberer im Glück vermeſſen,
Mit launiſcher Hand Gold und Scepter brach,
Mit ſeiner Roſſe Staub ſich eingeſeſſen
In Königsthronen, Herrſcher, euch zur Schmach,
Da konnten wir euch alle knieend ſchauen,
Ich bat vom lieben Herrn Widerſtand;
Und will der Biedermänner Gott vertrauen,
Den Becher in der Hand.
In unſern Schlöſſern, wo beſchämt vom Siege
Gedemüthigt wird der Fremde ſchmählich Noth,
Daß ich des Nordens Völker nach dem Kriege
Abſchwören ſeh' ihres Henkerbannes Eid,
England wagt's kühn auf und verachtſchauen,
Doch Glück und Weiſen haben nicht Beſtand.
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.
Doch welche Drohung ſprach ein Fluch ſo eben?
„Der jüngſte Tag, der letzte Tag bricht an.
Die Ewigkeit wird ihren Schleier heben
Und Zeit und Welten werden nicht mehr ſein."
Weckt die verſchlaf'nen Todten auf, ihr glauben,
Dienſtbefliſſ'ne Cherubim, in ihrem Land!
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.
O Thorenwahn! Nein, Gott trägt keine Schuld;
Der Alles ſchuf, iſt gegen Alles mild.
O heil'ge Bruderſchaft, ewig Friede allen.
Die er uns zugewieſen nach ſeinem Bild,
Vor euerm Zauber bieten all' die grauen
Machthaber' in ihr gebieteriſch Rebellant.
Der Biedermänner Gott mag Jeder trauen,
Den Becher in der Hand. (Gaudy.)

## 11.

## Meine Republik.

Ich fand an Republik Gefallen,
Seit ſo viel Fürſten ich geſehn;
Jetzt ſchuf ich eine und vor allen
Geſetzen ſollen vier beſtehn.
Eins: Gehorſam ſey der Tiſch, nicht weiter;
Das Trinken Bürgerpflicht, iſt zwei;
Drei: Jedes Urtheil fällt man heiter;
Und vier: die Preſſe beide — frei!
Ergreift die Gläſer jetzt! in Eile
Verſammle heut ſich der Senat.
Daß der Decret die Langeweile
Auf ewig bannen aus dem Staat.
Bannen! Ich mag das Wort nicht loben,
Es riecht mir ſo nach Polizei.
Und wird die Langeweile weiden,
Froh iſt man immer, wenn man frei.
Den Luxus mag der Henker holen,
Wenn er die Armuth und beſchränkt.
Verarbeit, was Bacchus ſtreng befohlen:
Frei ſpreche Jeder, was er denkt!
Und ſeine Gottheit mögt ihr ehren,
Wie's Jedem am bequemſten iſt.
Geht ſelbſt zur Meſſe, wer will's wehren!
In unſerm Staate ſind wir frei.
Den Adel ehr' ich — laßt ihn ſaufen;
Von unſern Ahnen — ſchweigen wir;
Wer auch am beſten trinkt von Allen,
Für den blüht doch kein Orden hier.
Doch wenn's auch hier Verräther gäbe
Und wär' ein Cäſar gar dabei,
Der nach dem Königsthrone ſtrebe:
Verweiſt ihn — ihr ſeid wieder frei!
So laßt denn unſre Gläſer klingen:
Es grün' und blühe unſer Staat!
Doch ach, kaum wachſen ihm die Schwingen,
Als ſchon ein Übervater naht.
Es iſt Liſette — wir erliegen;
Schönheit iſt ihre Zauberei.
Wir eilen, uns ihr Joch zu ſchmiegen,
Und mit der Freiheit iſt's vorbei! (Gaudy.)

## 12.

## Mein Pfarrer.

Mein Pfarrer hier befleißt ſich treu,
Eine Bank zu leeren, um es rein
Zum Heerde heranzuziehn;
Lobt Gott, was er ihm Gutes thut.
Und ſpricht von Herzen wohlgemuth
Zu jungen ſeiner Kühen;
Zeig' uns den Frommen mit Eifer an,
Der Teufel hole, was er kann.
Komm, Suschen, gib
Ein Küßchen lieb
Und laß uns walze richten!
Soll' ich von Schafen mehr thun?
Mein Amt iſt, daß ſie ſchön ruhn.
Die Wolle zu verwenden.
Ja, meine Heerde, Freund Hirt
Habe ihr auf Erden, laßt ihr uns
Auf Brüdern eurer Dichten.
Zum Predigen die beſte Friſt
Nehm' ich, wenn's Regenwetter iſt.
Komm, Suschen, gib
Ein Küßchen lieb
Und laß uns walze richten!
Zur Sonntagsfeier erlaub' ich auch
Ein Bißchen Spaß nach altem Brauch

Den guten, armen Wichten.
Die Mutterſchäflein im Chor
Hör' ich vom Wirthshaus her Namen
Und luſtige Geſchichten.
Dann lauf' und bitt' ich allenfalls:
„Singt doch nicht ſo aus vollem Hals!“
Komm, Suschen, gib
Ein Küßchen lieb
Und laß uns milde richten!
Wenn ſich der Mädel Schürzen blähn,
Thu' ich, als hätt' ich Nichts geſehn,
Was ſoll ich gleich berichten?
Heirathen ſie ein halbes Jahr
Zu ſpät, den Baſtart am Altar
Tauf' ich nach Amt und Pflichten.
Mich lachte, ſchlüg' ich Lärm im Haus,
Ja Gott und Welt und Suschen aus.
Komm, Suschen, gib
Ein Küßchen lieb
Und laß uns milde richten!
Mein Schulz, vielleicht ein Kind des Lichts,
Brummt in der Predigt: „Alles Nichts!“
Das mag der Himmel ſchlichten.
Seitdem ich weiß, ſein Tiſch iſt gut,
Verſteh' ich, was er Gutes thut
Im Stillen, wohl zu ſichten.
Wohl dem, der in der Gnade ſteht,
Denn ernten wird er, was er ſä't.
Komm, Suschen, gib
Ein Küßchen lieb
Und laß uns milde richten!
(Seeger.)

## 13.

## An meine Miniſter gewordenen Freunde.

Nein, meine Freunde, nein, ich will Nichts werden,
Mit Stellen, Titeln, Orden bleibt daheim!
Gott ſchickte mich als Hofmann nicht zur Erden,
Ein ſchwarzer Vogel, flieh' ich ſolchen Leim.
Kömmt mir ein fürſtlich ſchlankes Kind entgegen,
Gibt's Schmaus und tollen Spuk — woran gebricht's?
In meiner Wiege Stroh war lauter Segen,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts!
Ein glänzend Loos wie könnte mir's gefallen?
Zum Reimer, ſolchem Tagdieb, ziemt es ſich!
Sind mir vom Glück Broſamen zugefallen,
So ſprich' ich leis: Dies Brot war nicht für mich.
Mehr wär's dem armen Handwerksmann von Nöthen,
Der ſchafft im Schweiße ſeines Angeſichts;
Im Bettelſack, da kam' ich ohn' Erröthen,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts!
Ich ward einmal im Geiſt entführt zum Himmel,
Von wo die Erde mir vor's Auge trat,
Da unten durch einander im Gewimmel
Ging Fürſt und Bürger, Feldherr und Soldat,
Es ſchien wie Zwerggeſchlecht von Weltenſtürmern,
All' unſer Weh — der Lärmen unterbricht's;
Die Großen kriechen drunten 'rum gleich Würmern,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts!
Doch ſollt ihr wiſſen, daß ich tief mich bücke,
Ihr Staatslenker, vor dem Ehrenmann,
Der Palaſt oder Hütte läßt zurücke,
Wenn er das Schiff vom Sturme retten kann.
Beglückte Fahrt! ruf' ich euch zu von Ferne,
Gott ſchirm' euch vor dem Pfeil des Böſewichts!
Am ſonnigen Geſtade ſchlaf' ich gerne,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts!
Euch wird ein prunkend Grabmal; meine Truhe
Wird unter'm Moos abſeits im Eck verſcharrt!
Ein weinend Volk geleitet euch zur Ruhe,
Wenn meiner Leich' ein Armenwagen harrt.
Sank euer Stern, iſt euer Bett wie meines,
Ruht ihr wohl leichter um ein Gran Gewichts?
Grab oder Gruft — es bleibt am End' doch Eines.
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts!
Entlaßt aus dem Palaſt mich denn in Gnaden,
Ich mußt' euch doch in eurer Größe ſehn.
Lebt, Freunde, wohl! Faſt ließ ich mir zum Schaden
Hofſchuh' und Leier an der Pforte ſtehn.
Auch in die goldgetäfelten Gelaſſe
Folgt euch die Freiheit mit dem Schild des Lichts.
Von ihren Früchten ſing' ich auf der Gaſſe,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts!
(Seeger.)

## 14.

## Ha, wär' ich jung!

Ha, wär' ich jung und ſtark zumal,
Wie ein Huſar, die Welt durchſchweifend,
Den blonden Schnurrbart höher ſteifend,
Hoch in der Fauſt den blanken Stahl,
Hinſauſend wie ein Wetterſtrahl!
Galopp, nach Polen hin, mein Renner,
Dort ſtirbt ein Volk. Sind nicht genug
Der Männer hier? Dort gibt's noch Männer!
Dort winkt noch Ehre! Hin im Flug!
Und wär' ich jung, mir wäre traun
Wohl auch ein Liebchen treu ergeben;
Schnell hinten auf, mein ſüßes Leben,
Auf dieſe tapfern Polenfrau'n,
Auf ihre Liebe mußt du ſchau'n!
Nimm Geld und Schmuck getroſten Muthes,
Nimm Leinwand mit auf unſern Zug:
Rett' ein paar Tropfen edlen Blutes,
Dort winkt noch Ehre! Hin im Flug!
Und wären Haufen Goldes mein,
Euch Polenhelden wär' zu rathen:
Wir kauften ein Paar Diplomaten,
Nicht wenig Pulver, neue Reih'n
Auch würden bald bewaffnet ſein.
Europa, wägend goldne Klumpen,
Feig, argliſtig, hinkend, überklug,
Glaubt nicht an Mannheit unter Lumpen,
Dort winkt noch Ehre! Hin im Flug!
Und wär' ich König, ſtark an Macht,
Wie wollt' ich meine Segel ſchwellen
Vom Sund bis zu den Dardanellen,
Bis neu der Halbmond wär' erwacht
Und neu der Schweden Gluth entfacht!
Aus Polen rühr' ich tauſend Hände:
Reicht doch ein Scepter, wer mit Fug
Es trägt, zum fernſten Weltenende.
Dort winkt noch Ehre! Hin im Flug!
Wär' ich der Gott nur einen Tag,
Den Polen anruft, wie erblaßte
Der Czar, wenn mein Gericht ihn faßte
Vor'm Morgenroth beim Zeigerſchlag!
Wenn meine Wunder ſie erlebten,
Da ſchwiege der Propheten Trug:
Ach, Wunder ſind für ſie vonnöthen.
Dort winkt noch Ehre! Hin im Flug!
Im Flug? Doch ach, ich kann ja Nichts.
O Weltenkönig, hör' mein Beten,
Laß mich dieß Volk bei dir vertreten,
Sei wieder gnäd'gen Angeſichts,
Du Herr der Freiheit, Herr des Lichts!
Gib an den Mund mir die Poſaune,
Vom Schlaf zu wecken ſtark genug,
Daß ich der Welt in's Ohr es raune:
Dort winkt noch Ehre! Hin im Flug!
(Seeger.)

## 15.

### Die Phantaſiereiſe.

Auf feuchten Schwingen kommt der Herbſt gegangen
Und tränkt mir neue Schmerzen in's Gemüth;
Von jeder arm, verſcheuchtert, gramumfangen,
Sind meines Frohſinns Blumen abgeblüht.
Laßt von Lutetia's wüſtem Strand mich fahren
Nach ſchönern Himmel meine Augen ſehn.
Von Hellas träumt' ich ſchon in frühſten Jahren,
Dahin, dahin möcht' ich zu ſterben gehn.
Homer's Geſang verſtand ich, als Hellene
Geboren, wie Pythagoras mich lehrt;
War mit Perikles Diener der Athene,
Ich ſah im Kerker Sokrates verklärt;
Des Phidias Wunder durft' ich ſtaunend ſchauen,
Ilyſſus' Strand, wo duft'ge Blumen ſtehn;
Mit Bienen ſchwärmt' ich auf Hymettus' Auen:
Dahin, dahin möcht' ich zu ſterben gehn.
O gönnt mir, Götter, daß mit Strahlengüſſen
Um Aug' und Sinn ſich Hellas' Sonne ſchmiegt!
O Freiheit, wollteſt du von fern mein Grüßen
Erwidern: Thraſybulos hat geſiegt!
Wohlauf, wohlauf! Die Barke ſtößt vom Strande,
Ihr Nymphen, laßt mich euren Schutz erflehn,
Auf daß der Sänger im Piräus lande.
Dahin, dahin möcht' ich zu ſterben gehn.
Schön iſt Italiens Himmel, doch vom trüben
Gewölk der Knechtſchaft düſter angehaucht.
Nur weiter, Fährmann, weiter, ſieh dort drüben,
Was fern heraus in lichtem Glanze taucht.
Kennſt du dieß Meer? Die Küſte wild und wüſte?
Auf jenen Sonnenbod'n, was iſt geſchehn?
Die Tyrannei verröchelt an der Küſte.
Dahin, dahin möcht' ich zu ſterben gehn.
Empfangt im Port den fremden Gaſt, ihr theuren
Jungfrau'n Athens, ſtärkt meines Liedes Ton.
Den kargen Himmel tauſcht' ich um den euren,
Wo freiern Geiſtern keine Ketten drohn.
Helft meine Leier, die verpönte, retten,
Der kann mein Lied in's Herz euch Mitleid wehn.
Laßt zu Tyrtäos' Staub ſich meinen betten,
Im ſchönen Hellas mich zu Grabe gehn!

(Seeger.)

---

## 15.

## Lamartine.

### 1.

### Der Herbſt.

Ihr Wälder, ſeid gegrüßt, vom letzten Grün bekleidet,
Du gelblich Laub, zerſtreut auf dieſe Wieſenflur,
Du letzter ſchöner Tag! — Dem Herzen, welches leidet,
Stellt ſich ſo lieblich dar die Trauer der Natur.
Nachdenklich folgt mein Schritt den unbeſuchten Stiege
Und gerne mag ich ſchaun hinauf zum letzten Mal
In's blaſſe Sonnenlicht, das mühſam durch's Gezweige
Die Nacht vor meinem Fuß durchdringt mit ſeinem Strahl.
Aus dem verhüllten Aug', in dieſen Herbſtestagen,
Der ſterbenden Natur ein größrer Reiz erſcheint;
Das letzte Lächeln iſt's vom Freunde, ein Abſchiedsſagen
Von Lippen, die der Tod nun bald auf ewig ſchließt.
So ſcheidend ſo bereit vom Horizont des Lebens,
Der Hoffnung langen Strom betrauernd, der verfloß,
Noch einmal umgekehrt, betracht' ich, ach! vergebens
Die Güter, die es gab und die ich nicht genoß.
Natur, ſo hold und ſanft! O Erd', o Sonn', o Thale!
Wer würde nicht um euch mein Aug' am Grabe feucht?
So duftig iſt die Luft! Das Licht ſo rein vom Strahle!
Dem Blick des Sterbenden ſo ſchön die Sonne däucht!
Ja, leeren möcht' ich jetzt den Becher bis zur Hefe,
Aus dem ich Nektar oft, doch oft auch Galle trank;
Vielleicht, daß ich zuletzt ein Tröpfchen Honig träfe,
Das in des Lebens Kelch etwa zu Grunde ſank.
Vielleicht doch wollte mir die Zukunft aufbewahren
Die Wiederkehr zum Glück, deß Hoffnung mir entſchwand;
Vielleicht noch hätt' ein Geiſt aus dieſen fremden Schaaren
Erwiedert meinen Gruß, den er zuletzt verſtand! —
Die Blume fällt und läßt dem Wehen ihre Düfte,
An's Leben und an's Licht iſt dieß ihr Lebewohl:
So ſterb' ich und mein Geiſt verhaucht ſich in die Lüfte,
Dem Tone gleich, der traur' und ſüß der Bruſt entquoll.

(Schwab.)

---

### 2.

### Verzweiflung.

Als aus des Chaos Keim, zu jener Unglücksſtunde
Geboren, treu dem Ruf aus ihres Schöpfers Munde,
Die Welt zu ſein begann:
Vom unvollkommnen Werk da wandt' er ſich zur Seite,
Verächtlich mit dem Fuß ſtieß er ſie in die Weite
Hinaus und ruhte dann.
Er ſprach: Dich will ich ganz dem eignen Jammer laſſen,
Unwürdig dünkſt du mir zum Lieben, wie zum Haſſen,
Ein Nichts biſt du vor mir!
Auf ewig von mir fern magſt du im Leeren ſchweben,
Das Schickſal hab' ich dir zum Führer mitgegeben,
Das Weh zum König dir!
Er ſprach's und Geiern gleich, die nach dem Raube ſtreichen,
Das Weh — bei dieſem Wort — ſtieß als zum Freudenzeichen
Ein langes Aechzen aus.
Es kam, in ſeine Klau'n erſtarrend das All zu preſſen,
Und legte ſich an's Mahl, mit ew'ger Gier zu freſſen
Von ſeinem ew'gen Schmaus.
Das Uebel in der Welt begann ſofort zu thronen
Und was da denkt und lebt in allen ihren Zonen,
Das trug des Leidens Spur;
Und Erde, Himmel, Geiſt und alle Creaturen,
Sie ſchrien und es war die Stimme der Naturen
Ein langer Seufzer nur.
Ihr hebet zu den Au'n des Himmels eure Blicke,
Sucht Gott in ſeinem Werk und, daß er Troſt euch ſchicke,
Zum Schöpfer rufet ihr?
Weh euch! Aus ſeinem Werk verbannt iſt ſeine Güte!
Ihr ſuchet ſeinen Schutz? Euch ſagt die Welt, es wallte
Nur ein Peiniger hier!
Unwandelbares Geſetz, wie immer wir dich nennen,
Als Schickſal, als Natur, als Vorſicht dich erkennen,
Macht, die kein Maß je mißt,
Ob zittern wir vor dir, ob wie die läſternd fluchen,
Gehorchen, widerſtehn, dich fürchten oder ſuchen:
Du bleibeſt, wie du biſt!
Bin vor der Hoffnung nicht auch ich in's Knie geſunken?
Hat mein bethörter Geiſt nicht auch mit Luſt getrunken
Ihr wonnevolles Gift?
Sie iſt's, die unſern Schritt dem Schlund entgegendränget,
Mit Blumen uns bekränzt, mit Kränzen uns behänget
Und dann ihr Opfer trifft!

Ja, möchteſt blindlings du nur ſchaffen alles Leben,
Wohl, oder möchten wir, wie Alle gleich erbeben
Vor deinem Todesſtahl!
Doch — lebt von Schönheit, Geiſt und von erhab'nen Seelen,
Laßt die Jahrhunderte von Engeln uns erzählen:
Iſt ſie aus deiner Wahl!
An grauer Tempelſtatt die Sterblichen einſt zollten
Den blut'gen Göttern ſo, wenn ſie ein Opfer wollten,
Der Heerden Erſtlingsſchaar:
Der beſten Stiere Wahl erlas man ihrem Raube,
Das makelloſe Lamm, das Blut der weißen Taube
Beſprengte den Altar.
Allmächtiger! Schöpfer! Herr! Du Weſen aller Weſen!
Der aus der Möglichkeit, was werden ſoll, erleſen,
Durch der Unendlichkeit!
Was iſt's, daß deine Hand nicht ihren Kindern allen
Den Born der Ewigkeit erſchließt nach Wohlgefallen
Und Freud' und Heil verleiht?
Dein Schooß blieb unerſchöpft und doch der Welt entgegen
Was' entfloß, ohne Maß, in langem Strom der Segen
Aus deinem Schooß gerollt.
Du hatteſt Zeit, Macht, Raum und Alles zum Verſchwenden:
Es ſchaudert meinen Geiſt — du hätteſt's können ſpenden:
Du haſt es nicht gewollt!
Beſtraft mit der Geburt und wir für welch Vergehen?
Das unbewußte Nichts mocht' es um Sein dich flehen?
Und nahm es an zu ſein?
Hat uns der Zufall nur nach Launen ausgeſponnen,
Wie? oder brauchteſt du, o Gott, zu deinen Wonnen,
Du grimmer, unſre Pein?
So ſteigt zum Himmel auf! Ihr ſeid ihm Wohlgerüche!
Du Seufzer, Aechzen du, ihr Klagen, Thränen, Flüche!
Ein ſel'ger Opferſchmaus!
Empor du ſchreiend Blut, endloſen Jammers Wogen!
Ihr Stimmen aus dem Grab, auf zu dem eh'rnen Bogen,
Zum ſtummen Schickſalshaus!
Auf, Erde, rufe laut! Antwortet Himmel, Gründe!
Des Todes Kammern ihr voll Opfern, ſchwarze Schlünde!
Zuſammen ſeufzet nun!
Mit jedem Weſen, Schmerz, zum Aechzen eine Stimme,
Ein ew'ger Jammerlaut der Creatur im Grimme
Verklage die Natur!
Seitdem vom Nichts die Welt auf dein Geheiß entbunden,
Ein heldenwerth'res Werk ſich deiner Hand entwunden,
Was ſah doch wohl dein Blick?
Des Uebels ſtärkrer Hand den Stoff dahingegeben
Der tauſend jedes Fleiſch und ſehnend jedes Leben
Sich in das Nichts zurück!
Der Elemente Kampf im Innern ſich erhitzen,
Die Zeit, die Alles mäht, doch auf den Trümmern ſitzen,
Drauf ſie ſich baut den Thron;
Dein ſchnell vergehend Werk mit gier'gem Aug' erblicken,
So wie's erſchien; den Tod der Menſchen Keim erſticken
Im Schooß der Mutter ſchon.
Dem unerſchrocknen Sieg die Tugend unterliegend,
Die Wahrheit fern gebannt und die Verleumdung ſiegend,
Die Freiheit in der Acht,
Den Göttern dieſer Welt zum Opfer auserſehen,
Den ſchrankenloſen Thron dem Unrecht nur erhöhen
Die blinde Waffenmacht.
Die Schlachten Tapferkeit und ohne Gott entſcheiden;
Hier Cato, der noch frei in ſeinen Eingeweiden
Sich wühlt und Plato traut;
Dort Brutus, der im Tod für die geliebte Tugend
Im finſtern Zweifel ſpricht, der Tugend ſelber fluchend:
Du biſt doch nur ein Laut!
Die großen Frevel ſtets vom holden Glück berathen,
Geſtempelt mit dem Recht gekrönte Miſſethaten,
Die Ehre feil um Tod!
Der Väter böſen Geiſt die Kinder immer erbend
Und ein Jahrhundert ſtets dem neugebornen ſterbend
Erzählen ſeine Noth.
Ach, daß von Pein und Sünd' und Strafe, die nicht endet,
Dein trauriger Altar zu dir emporgeſendet
Noch nicht gnug Opferdampf?
Die alte Sonne dort, die Zeugin aller Qualen,
Bringt ſie nicht einen Tag, der nicht hat zu beſtrahlen
Der Menſchen Todeskampf?
Des Schmerzes Erben ihr, ihr Opfer dieſes Lebens!
Es ſchläft das Weh nicht ein — o hoffet nicht vergebens —
Wenn ſatt iſt ſeine Wuth.
Nicht ſchläft es, bis der Tod die Rieſenſchwing' entfaltet
Und bis an ſeiner Bruſt der ew'ge Schmerz erkaltet
In ew'gem Schweigen ruht.

(Schwab.)

## 3.

## Begeiſterung.

Wie, da der Aar, der Herr der Blitze,
Mit Ganymed hinauf ſich ſchwang,
Das Kind ſich hielt am Rieſenſitze
Und mit dem Göttervogel rang,
Doch mit der Räuberklau' ihn zwingend,
Die bangen Hüften ihm umſchlingend
Entriß dem Land der Adler ihn,
Warf, unbekümmert um ſein Klagen,
Den Göttern ihn, emporgetragen,
Noch zitternd, vor die Füße hin: —
So, wenn auf meine Seele nieder
Du fähreſt, Begeiſt'rung, Siegesaar!
Wenn rauſcht dein flammendes Gefieder,
Von heil'gem Schauer zittr' ich gar;
Wohl ring' ich unter deinem Zwange,
Ein ſterblich Herz — ich fürcht' es bange —
Hält deine Gegenwart nicht aus;
So wie vom Blitz gezeugte Flammen
Nicht mehr erlöſchen und zuſammen
Verzehren Holz, Altar und Haus.
Allein vergebens widerſtreben
Die Sinne des Gedankens Luſt,
Die Seele fühlt des Gottes Leben,
Sie ſprengt das Band und hebt die Bruſt.
Es wallt der Blitz in meinen Adern
Und will ich ſtaunend mit ihm hadern,
So reiz' ich nur die Flammen auf,
Und meines Geiſtes Feuergüſſe
Ergießen ſich in Wohllautsflüſſe
Und reißen mich in ihrem Lauf.
Dein Opfer, Muſe, magſt du ſchauen!
Wo iſt die Stirn, von Gott behaucht?
Wo iſt der Blick, der ohne Grauen
In's Heiligthum des Strahls getaucht?
Von deinem Eifer aufgerieben,
Was iſt mir von der Jugend blieben?
Ein ſchwacher Reſt des Lebens nur!
Und meine Stirne trägt, die fahle,
Nur von des heil'gen Blitzes Strahle,
Der mich getroffen, eine Spur.
Wer ohne tief Gefühl geſungen,
Dem glänzt die Harfe thränenfrei;
In feierlichen Begeiſterungen
Nicht kennt er düſtre Raſerei;

Rein iſt, befruchtend ſeine Quelle,
Von Milch und Honig fließet helle,
Mit Maß und Ziel, ſein mild Gedicht;
Er will das Höchſte nicht erringen,
Er wagt ſich nicht auf Pindar's Schwingen
Und ſtürzet drum vom Himmel nicht.
Doch wir, ein Feuerbrand der Seelen,
Wir müſſen lodern, müſſen kühn
Dem Himmel ſeine Flamme ſtehlen
Und, was wir ſchildern, davon glühn.
Der Brennpunkt iſt in unſerm Herzen,
In welchem aller Welten Kerzen
Vermählen ihrer Stralen Schein.
Was nennet ihr uns doch Verkehrte?
Die Fackel, die beneidenswerthe,
Entflammet Leidenſchaft allein!
Nie hat ein friedlich Herz gezeuget
Das kühne, göttliche Gefühl,
Des Lied's, vor dem die Welt ſich beuget,
So ſüß einladendes Gewühl.
Nein, nein! Wenn von des Eryx Firnen,
Der Welt mit ſeinem Pfeil zu zürnen,
Homer's Apollo niederſtieg,
Flog er hinab zur dunkeln Schwelle
Und tränkt' in ſiedend heißer Quelle
Des Styx die Waffen vor dem Krieg.
Verlaßt des heil'gen Berges Scheitel!
Er duldet feige Lieder nicht,
Und ſeiner Leier, ſchwach und eitel,
Entſtrömt das göttliche Gedicht.
Der Chor der ächten Liederſöhne,
Dem Marmor gleicht er, deſſen Töne
Aus Memnons Grabe ſeufzend flohn;
Erſt wenn er aus den keuſchen Augen
Des Tages einen Blick darf ſaugen,
Erwirbt er Seele ſich und Ton. —
Und ich ſoll Feuer, die noch rauchen,
Erwecken aus der Aſche Staub?
Den Ueberreſt von Geiſt verhauchen
In Tönen, die der Lüfte Raub?
Der Ruhm — das Leben ſollt' er würzen,
Er diente nur, mir's zu verkürzen,
Er iſt ein Traum, den Schatten ſehn;
Und opfern ſollt' ich ihm vergebens
Den letzten Athem meines Lebens? —
Ach nein! zum Lieben laßt mir den!
(Schwab.)

## 4.

## Bonaparte.

Es hebt ein öder Fels, die Woge ſchlägt ihn klagend,
Der Schiffer ſieht von fern auf ſeinem Strande ragend,
Vom Meere hingeſchwemmt, ein einſam ſchimmernd Grab;
Es hat die Zeit noch nicht den ſchmalen Stein gebräunet
Nur unter Dorn und Moos, das grünend ihn umzäunet,
Blinkt ein zerbrochner Herrſcherſtab.
Hier liegt — den Namen nicht! die Erde ſollt ihr fragen!
Sein Nam' — in blut'ger Schrift rings ſteht er aufgetragen
Von Kedars Felſenſtirn bis an des Dones Strand,
Auf Marmor und auf Erz und auf der Bruſt der Braven
Und in den Herzen ſelbſt der feigen Schaar von Sklaven,
Die ſich ihm unterm Wagen wand.
Kein Menſchenname noch, den Aller Ohren kennen,
Seit jenen großen Zween, die Jeder Jahren nennen,
Schwang mit Gewitterflug ſich je ſo weit hinaus;
Nie hat ein ird'ſcher Fuß, den ſonſt ein Hauch entrückt,
Der Erde ſtärk're Spur im Wandeln eingedrückt:
Und — hier ging ſeine Wand'rung aus!
Hier iſt er! — Und ein Kind, es mißt ihn mit drei Schritten;
Geruhig liegt ſein Sarg hier unter Feindes Tritten,
Ein leiſes Murren ſelbſt entrauſcht dem Schatten nicht,
Ob dieſer Donnerſtirn darf jetzt die Mücke ſchwirren,
Nur einer Woge Schall kann ſich zu ihm verirren,
Die ſich an einer Klippe bricht.
Doch, Schatten, rege dich! Nicht ſollſt du von mir denken,
Die ſtumme Majeſtät erſchein' ich dir zu kränken,
Nein! Keine Leier tönt, die Gräber zu entweihn.
Sein Dach bot ſtets der Tod, daß Ruhm ſich drunter rette,
Verfolgen einen Ruf ſoll Nichts zu dieſer Stätte,
Nichts, als der Wahrheit Wort allein.
Dir hat ſich Wieg' und Grab mit einer Wolk' umzogen.
Aus einem Wetter kamſt du wie ein Blitz geflogen
Und donnerteſt die Welt, noch ohne Namen, an:
So, eh' noch Memphis tränkt den Nil mit Segenswellen,
Läßt er, noch namenlos, ſchon ſeine Strudel ſchwellen
Durch kahler Wüſteneien Bahn.
Die Throne waren leer, geſtürzt der Götter Chöre,
Auf raſchem Fittig nahm der Sieg dich und die Ehre
Zum König krönte ſie des Brutusvolkes dich.
Und, das im Schaume fortriß Kön'ge, Götter, Sitten,
Selbſt dies Jahrhundert zog vor dir mit ſcheuen Schritten
Zurück nach ſeiner Quelle ſich.
Den Irrthum griffſt du an, vor keiner Zahl erblaſſend,
Dem ſtolzen Jakob gleich rangſt du, den Schatten faſſend,
Der Arm des Sterblichen zerdrückte das Phantom.
Die großen Namen all' ſah man dich, Rieſe, ſchänden,
Sie waren dir ein Spiel, wie in des Frevlers Händen
Das heilige Geſchirr im Dom.
Doch Ehre, Freiheit, Ruhm! der Menſchen Lieblingstöne,
Sie klangen nur für dich, wie des Metalls Gedröhne
Von ferne wiederholt in Echo's dumpfem Hall;
Vergebens deinem Ohr ſcholl dieſe Sprach' entgegen,
Das auf der Erde nur verſtand den Schrei der Degen
Und der Trompete kühnen Schall.
Was ſonſt die Erde liebt, das haſt du ſtolz verachtet,
Nach Herrſchaft in der Welt und ſonſt nach Nichts getrachtet,
Dein Thun war Vorwärtsgehn, dein Feind das Hinderniß;
Dein Wille glich dem Pfeil, der durch die Lüfte gleitet,
Zu fahren in das Ziel, zu dem der Blick ihn leitet,
Selbſt durch des Freundes Herz, gewiß.
Von deiner Königsſtirn den Trübſinn wegzuſtehlen,
Goß nie die Trunkenheit ſich aus des Feſtes Schalen,
Dein Blick berauſchte ſich an anderm Purpur gern.
Und, ſo wie Krieger ſtreng im Panzer aufrecht wachen,
Die Schönheit mochte dir nun weinen oder lachen,
Blieb Seufzen dir und Lächeln fern.
Du liebteſt nur den Schrei des Lärms, des Eiſens Schallen,
Im Waffenſpiegel nur der Morgenröthe Wallen,
Nichts koſ'te deine Hand, als nur dein Roß, das ſchnob,
Wenn durch den blut'gen Staub der fahlen Mähne Wogen,
Dem Windesathem gleich im Fluge Furchen zogen
Und unter'm Huf der Stahl zerſtob.
Du wachteſt ohne Luſt, du ſiegeſt ohne Klagen,
Nichts Menſchlich's fühlteſt du im dichten Panzer ſchlagen,
Du warſt zu denken da, von Lieb' und Haß nicht warm.
Und herrſchend, wie der Aar in öden Wolkenhöhen,

[illegible] du nur einen Pfad, die Welt zu überſchreiten,
Nur [illegible], einen [illegible].
[illegible] den Schwung vom Sieg im Wagen ſehen,
[illegible] Ruhmes Glanz der Welt in's Auge fliegen,
[illegible], Monarchen erdrücken auf einmal;
[illegible] und [illegible] das Joch der Erde ſchwitzen,
Ein furchtbar Volk, das frech ſich dem Geſetz geſchieden,
Jetzt bannen in des Zaumes Qual.
Von einer ganzen Zeit das Leben ſein und Denken,
Die Welt entwaffnen, den [illegible] zur Seite lenken,
Erſchüttern, ſchlagen die Welt, die ſchwankende bebt,
In ſeiner Bahn Glanz, im grauſen Donnerwetter
Jetztmal als Weltſchickſal bekämpfen alle Götter:
Welch' Traumbild!!! — und er hat's gelebt!
Nur endlich ſtieß er doch von ſeiner hohen Spitze,
Geſchleudert von dem Sturm nach ſeinem eig'nen Sitze
[illegible] die Feinde Schwarm ſich theilen in dein Theil:
Das Schickſal, das dein Muth als einz'gen Gott verehrt,
Es hielt nur dieſen Raum, zu letzter Gunſt beſchert,
Die zwiſchen Grab und Thron bereit.
O hätt' ich dürfen dort in deine Seele ſchauen,
Wenn fern vom Lärm der Welt [illegible] Grauen
Wie ein Gewiſſensbiß in deinem Geiſt erwacht',
Der, wie die heiße Bruſt geſchlagen der Arme Schranken,
Da durch die [illegible] Stirn — bedrängen die Gedanken —
Der Schwüle [illegible] gleich der Nacht.
So wie [illegible] ein [illegible] vom Bette [illegible] hebt,
Wenn auf der Welle ſich [illegible] Schatten webet
Und in des wilden Stromes bewegten Lauf ſich breit:
Sahſt du den deiner Geiſt' entflohenen Spiegel wieder,
Weiß alte Zeit zurück und ſahſt du ſelbſt dich wieder
Im Schatten der Vergangenheit.
Da ſchwammen vor dir hin die Tage, gleich den Bogen
Der Wellen, die das Aug' im Meer ſieht ſchimmernd wogen,
Es dröhnte gern dein Ohr auf ihren ſüßen Klang,
Ein Widerſchein von Ruhm auf deinem Antlitz ſtrahlte,
Als dir zu Welt' und Weg ein glänzend Bild ſich malte,
Dem deine Blicke folgten lang.
Hier trugſt du im Blut den Sieg auf ſchwankem Bette,
Dort weichen da den Feind gemordet, eine Stätte,
Da überall dein Roß in Zeitens heil'gen Blut,
Dort [illegible] dann Schritt die [illegible] zu Wiegen,
Dort ſchwebt zum Frieden in den unbekannten Degen,
[illegible] — doch was ſiehſt du ach das Blut!
Was ſiehſt du mich, begeiſt, den Augenblicken voll Schrecken!
Was breitet die Stirn ſich die mit ſolcher Blaſſe decken!
Was haſt du denn erblickt in des Vergang'nen Grund?
[illegible] Trümmer einer Stadt und Flammen, dich ſich bannend?
Iſt's eines Thor Schmuck, von Menſchenblute ſchäumend?
Doch nein! Der Ruhm löſcht Alles aus.
Der Ruhm löſcht Alles aus — — nur das Verbrechen bleibet.
Was wirſt dein Auge mir? Ein Opfer war's, entleibet,
Ein Jüngling, ach, ein Held, von reinem Blut bethaut.
Die Wogen trugen ihn, ſie kamen und ſie kamen
Und immer warf ihm nie entgegen Condé's Namen
Der ſchreckliche Woge Laut.
Als wollt' er wiſchen weg ein Mal, ein häßlich Zeichen,
Sah man ihn durch die Stirn mit kalter Hand ſich ſtreichen.
Stets unter'm Lorbeer wuchs ein blut'ge Spur jedoch;
Und, als es über ihn des Höchſten Siegel kame,
Krönt ihn mit ſeiner That, als einem Diademe,
Der alte Tropfen Blutes noch.
Nur dieſer Frevel iſt's, der deinen Ruhm beflecken,
Der gegen deinen Geiſt, Tyrann, den Zweifel wecken,
Den blut'ge Spur vom Thron dir immer zeichnen muß.
Ob deinem Namen wird ein ewig's Wetter zanken,
Wie ſie dich heißen ſoll, wird ſtets die Nachwelt ſchwanken:
Ob Sylla oder Marius. —
Am Ende biſt du doch gemeinen Tod geſtorben,
Dem Schnitter ähnlich, der, eh' er den Lohn erworben,
Den er zu holen kam, ſchläft auf der Sichel ſchon.
Du dankeſt ſterbend die dein Schwert an deine Seite
Nur einzig, von dem Gott, der dich zum Diener weihte,
In fernem Recht die oder Lohn.
Auf bangem Sterbebett hab' in den letzten Tagen
Gen Himmel er den Blick, erzählt man, aufgeſchlagen,
Als nun dem [illegible] die Ewigkeit ſich wies.
Man ſah die kalte Stirn ſich mit dem Kreuze ſegnen,
Ja, ſeine Lippen ſich zu einem Wort begegnen,
Das ihn die Scheu nicht enden ließ.
Streich's aus! — es iſt der Gott, der herrſcht und Herrſcher weihet,
Es iſt der Gott, der ſtraft, der Gott iſt's, der verzeihet;
Nicht Helden mißt und uns mit gleichem Maß er ab,
[illegible] oder Schein mit ihm, nur er begreift dein Leben,
Und eine Rechenſchaft hat Knecht und Herr zu geben,
Der von den Feſſeln, der vom Stab. — —
Gerichtet hat ihn Gott: ſein Zorn iſt zu — geſchwiegen!
Sein Frevel, ſein Verdienſt ſich in der Wage wiegen:
Was iſt der Menſch, daß dran mit ſchwacher Hand er reicht?
Geh, alter Gnade Hort, wer lieſt in deinem Buche?
Und, Gottes Geiſel du, vielleicht noch ſeinem Spruche
Für eine Tugend galt dein Geiſt!

(Schwab.)

## 5.

## Der ſterbende Dichter.

Des Lebens Becher brach, noch voll, in meinen Händen,
In langen Seufzern fühl' allmälig ich es enden;
Nicht Thränen, Reue nicht, dem Fliehen Einhalt thun:
Des Todes Flügel rauſcht ſchon weithin in die Runde,
Schlägt auf der Trauerglock' mir meine letzte Stunde,
Wie? Klage oder Sang' ich nun!
Laßt ſingen mich, dieweil die Hand noch iſt am Spiele,
Da ich vom Tode mich, ein Schwan, begeiſtert fühle,
Daß ich am Rande noch des Jenſeits ſingen ſoll.
Zum Abſchied jetzt, o Geiſt, ein günſtig Zeichen wähle,
Es ſei, iſt Liebe nur und Harmonie die Seele,
Ein himmliſch Lied ihr Lebewohl.
Die Leier, wenn ſie bricht, ſingt ihre höchſten Lieder,
Die Lampe, die erliſcht, entflammt ſich plötzlich wieder
Und leuchtet, eh' ſie ſtirbt, ſo rein, wie vordem nie;
Den Himmel ſieht der Schwan im letzten Augenblicke,
Der Menſch nur zählet, wirft er rückwärts ſeine Blicke,
Die Tage, zu beweinen ſie.
Iſt denn das Leben werth wohl, daß man es beweine?
Ein Tag und noch ein Tag, 'ne Stunde und noch eine;
Die, welche kommt, gleicht der, die ſich von dannen macht;
So muß, was eine bringt, ſtets mit der andern eilen,
Arbeit und Ruh' und Schmerz und auch ein Traum zuweilen,
Nun iſt es Tag, dann kommt die Nacht.
O laſſet weinen die, laßt klagen die und jammern,
Die an des Lebens Reſt mit blut'ger Hand ſich klammern,
All' ihre Hoffnung fort ſehn mit der Zukunft gehn!
Ich, der ich Wurzel nie geſchlagen hier auf Erden,
Ich werde leicht hinan, ein Halm, gehoben werden,
Den aufwärts Abendwinde wehn.

Der Dichter, ja, iſt gleich Zugvögeln anzuſchauen,
Die an's Geſtade nicht ſich ihre Neſter bauen,
Nicht niederlaſſen ſich im grünen Rebengang;
Nachläſſig wiegend nur ſich über'm Wellenſpiegel,
Ziehn ſingend ſie vorbei, fern, fern des Ufers Hügel;
Man kennt ſie nicht, nur ihren Sang.
Noch durfte keine Hand auf den melod'ſchen Saiten
Die meinige, ſo jung und unerfahren, leiten;
Denn nimmer lehrt der Menſch, was uns gen
Himmel hebt;
Es lernet nicht der Bach, ſich über Felſen ſchwingen,
Der Adler, kühnen Flugs durch blaue Lüfte dringen,
Die Biene, wie man Honig webt.
Die Glocke, ſchwebend hoch in luft'ger Thurmeskammer,
Beweinet und begrüßt ſtets unter'm heil'gen Hammer,
Die in das Leben ziehn, die aus dem Leben gehn;
Ich war wie dieß Metall, das rein die Flamme kochte,
Jedwede Leidenſchaft, die an das Herz mir pochte,
Die ſchlug draus einen Himmelston.
So mag wohl nächtlich auch die Aeolsharfe klingen
Und zu der Flut Gebraus die luft'gen Klänge ſingen,
Wenn leiſe drüber hin die ſtillen Weſte gehn.
Der Wandrer ſteht und ſtaunt, läßt ſeine Blicke
ſchweifen,
Er horcht, er wird entzückt und kann es nicht begreifen,
Woher die Götterlaute wehn.
Ach, meine Harfe ward mit Thränen oft benetzet,
Doch iſt ja Himmelsthau die Thräne, die uns letzet;
Bei ewig reiner Luſt das Herz reift nimmermehr,
Es wächſt der Wein auch nicht gerade aus der Erden,
Der Balſam muß zuerſt vom Baum zerſchnitten werden,
Dann ſtreut die Düfte er umher.
Aus einem Flammenhauch gebildet, ward beſcheret
Ein Geiſt mir; was ihm naht', hat ſeine Glut verzehret,
Und ſterben muß ich jetzt, weil ich zu ſehr geliebt!
Unglücksgeſchenk! Was ich berührt, iſt Staub geworden:
So auch des Himmels Glut, erſt wenn ſie aller Orten
Geſenget und zerſtört, zerſtiebt.
Die Zeit? — Die iſt nicht mehr — Der Ruhm? —
Was kann mir liegen
An einem Schall? Soll ich wie Andre mich betrügen,
Der Nachwelt Spielzeug nur, mit einem leeren Schall?
Die ihr die Herrſchaft ihm der Zukunft wollt ver-
ſprechen,
Hört, höret den Accord aus meiner Leier brechen —
Schon, ſchon trug ihn der Wind davon!
O eine Hoffnung läßt den Tod, troſtreicher, leben?
Wie? Soll der leere Ton, den fort die Lüfte wehen,
Denn um ein leeres Grab ſtets wieder klingen hier?
Des Menſchen Auge bricht, dem Ruhm ſich zuzulenken?
Und Sterbliche, die ihr wollt Ewigkeit ihm ſchenken,
Beſitzet nur zwei Tage ihr?
Euch, Götter, ruf' ich auf! Seit meiner erſten Stunde
Ließ ohne Lächeln ich noch nie aus meinem Munde
Den großen Namen, den der Menſchen Wahn erſann;
Je mehr ich ihn beſah, je mehr ward er zu nichte,
Verworfen hab' ich ihn wie ſchaale, dürre Früchte,
Draus längſt der friſche Saft entſchwand.
Von eitler Hoffnung auf unſichern Ruhm betrogen,
Wirft im [illegible] tagtäglich in die Wogen
Hin einen Namen [illegible] der Menſch voll Gläubigkeit,
Es ſpielt der Strom der Zeit mit dieſem ſtolzen Wracke,
Trägt es Jahrhunderte, bis er's an einem Tage
Hinabſtürzt in Vergeſſenheit.
Noch einen Namen mehr werf' ich in dieſe Wogen
Des Winds, der Wellen Spiel, die drüber herge-
zogen —
Wär' ich nun größer? Wie? Ein Name iſt's ja nur.
Fragt auch der Schwan, der ſich zu ew'ger Wölbung
hebet,
Fragt, Freunde, er, ob noch der Flügel ſchwebet
Da unten über unſre Flur?
Doch warum ſangeſt du? — Geht, fragt die Nachtigallen,
Warum den holden Sang ſie nächtlich laſſen ſchallen,
Daß liebend ſtill der Bach, daß jeder Schatten lauſcht:
Ich ſang, o Freunde, wie der Menſch muß Athem holen,
Die Vögel klagen und die Weſte ſeufzen ſollen,
Gleich wie dahin das Waſſer rauſcht.
Ich liebte, betete, ich ſang — das war mein Leben,
Von allen Gütern, die die Sterblichen erſtreben,
Wünſch' ich beim Scheiden mir nur wenige zurück:
Die heißen Seufzer nur, die auf zum Himmel ſteigen,
Der Lei'r Begeiſterung, der Liebe heilig Schweigen,
Das Herz am Herzen, Blick in Blick.
Die Leier zittern ſehn zu einer Schönheit Füßen,
Den holden Wahnſinn hin in vollen Tönen gießen
Und klingend hören ihn in ihren Buſen ziehn;
Die Thränen locken vor aus der Geliebten Auge,
Wie die des Morgenroths bei leichtem Windeshauche
Aus übervollen Kelchen ſprühn.
Die zücht'ge Jungfrau ſehn mit feuchtem Blicke klagen
Und ſehnſuchtsvoll ihn auf zur Himmelswölbung
ſchlagen,
Als wollte ſie dem Ton, dem flieh'nden, jagen nach,
Und dann von Neuem aus mit keuſcher Glut umfaſſen
Und unter'm Augenlid die Seele leuchten laſſen,
Ein Feuer, das durch's Dunkel brach;
Auf ihrer Stirne ſehn die Schatten der Gedanken,
Sehn, wie in's Herz zurück ihr alle Worte ſanken,
Bis endlich, endlich man im Himmel ſelber dort
Das Wort, das nimmermehr auf Erden einzig bliebe,
Das Wort, das Götterwort, das Menſchenwort:
Ich liebe! —
Das Alles iſt ein Seufzer werth.
Ein Seufzer! Eine Klag'! O die unnützen Worte!
Auf Todesflügeln fliegt mein Geiſt zur Himmelspforte;
Ich geh', wohin mich längſt all' meine Wünſche ziehn,
Ich geh', woher mir längſt der Hoffnung Schimmer
dringet,
Ich geh', wohin der Ton von meiner Leier klinget,
Wo meine Seufzer gingen hin!
Dem nächt'gen Vogel gleich, der kann im Dunkel ſehen,
Wußt' vor der Seele Aug', dem Glauben, ſtets
vergehen
Die dunkle Nacht, er hat mir neues Licht ertheilt.
Wie oft doch hat mein Geiſt die Zukunft ſchon durch-
drungen,
Auf Feuerflügeln ſich zum Himmel aufgeſchwungen
Und iſt dem Tod vorangeeilt!
Schreibt keinen Namen mir auf meine dunkle Wohnung!
Kein Grabmal! Nein, ich fleh': dem müden Schatten
Schonung!
Ein wenig Sand auf's Grab! Nun ja, das gehet an,
Wenn nur ein Hügel ſich, ſo groß, darüber breitet,
Daß der Unglückliche, der dran vorüberſchreitet,
Darauf noch niederknieen kann.
Oft, oft in ſtiller Nacht und bei des Feierabends Schweigen,
Hört man Gebete auf von einem Grabe ſteigen,
Im Tode findet, ach! die Hoffnung manches Herz.
Den Fuß auf einem Grab gehöret man der Erden
Schon wen'ger an, es muß die Ausſicht weiter werden,
Der Geiſt fliegt leichter himmelwärts.
Recht, gebt den Winden preis, den Flammen und den
Wogen
Die Leier, draus kein Ton für meinen Geiſt gezogen,
Die von den Seraphim ſpielt nun mein Finger bald.
Bald trinke ich, wie ſie, unſterbliches Entzücken,
Es werden dann vor mir die Himmel ſelbſt ſich bücken,
Wenn dieſer Leier Ton erſchallt.
Bald — doch ſchon fühle ich in meine Saiten fallen
Des Todes ſtumme Hand; ſie bricht, ſie bricht nur hallen
Hör' in die Luft hinaus ich einen dumpfen Klang.
Es ſchweigt mein Saitenſpiel — — das eurige ge-
nommen
Ihr Freunde! Oft noch ſoll mein Geiſt von Drüben
kommen,
Vernimmt er euren heil'gen Sang.
(Herwegh.)

## 8.

## Jocelyn's Brief an ſeine Schweſter.

(Jocelyn. Epoche 6.)

Valneige, Mai 1796.

### 1.

Auf einer grünen Alpenfläche des
Savoyerlandes liegt vereinzelt eine
Oaſe, wo der Menſch Nichts unter ſich
Ringsum, Nichts über ſich erblickt, als Abgrund;
Auf ſchmalen Wänden zwiſchen des Granits
Nacktem Geklüfte liegt ein ſparſam Erdreich,
Wo Bäume mühſam wurzeln, wo der Menſch
Kaum Furchen für die Ausſaat ziehen kann.
Kaſtanienbäume, unermeßliche,
Mit breiten Kronen, klammern ihre Füße
In Felſenſpalten, mit dem Haupt geneigt
Zu dunkle Schlünde, ſo wie die Levkoje
An alternden Gemäuers Wand herabhängt;
Um tauſend Fuß wohl tiefer, als ihr Laub,
Sieht man die große Ebne mit den weißen
Heerſtraßen, gelbe Erntefelder, Wälder,
Wie ſchwarze Punkte, und der Seeen Spiegel;
Der grüne Raſen, den ihr Schatten ſchützt,
Von tauſend Waſſerfäden angefeuchtet,
Berauſcht im Frühling, der nur kurz hier lächelt,
Die Luft mit dem Geruch unzähliger Blumen.
Gebirge, weiß wie Schnee, umſchließen wie
Kryſtallne Mauern den Geſichtskreis meines
Gefängniſſes. Wenn ihre Spitzen rein
Hervorgegangen ſind aus Sturm und Wetter
Und über unſerm Haupt ein blaues Stück
Des reinen Himmels ſehen laſſen, dann
Hört man in dieſer Oede kein Geräuſch,
Als einiger Kinder zarte Stimmen oder
Das Blöken einer Kuh oder Ziege,
Die an des Berges Abhang weidend läuten,
Des nächt'gen Angelus unterbrochene Töne,
Die Sohn und Vater mit entblößter Stirne
Anhören, und das dumpfe, hohle Rauſchen
Der Waſſerfälle, die durch Angewöhnung
Das Ohr vergißt und die im allgemeinen
Concert den ew'gen Baß zu brummen ſcheinen.
Die Häuſer ſind in Gruppen da und dort
Zerſtreut und ſcheinen ohne Plan und Abſicht
Der Erd' entſproſſen, wie die Felſen und
Die Bäume; in dem weiten Raum zerſtreut
Sind die Bewohner, arm an Geld, doch reich
An Raum und Sonne; Jeder hat ſein Feld,
Daneben unter einer Eiche ſeine Hütte,
Die Thür' gen Morgen und die Wand gen Abend.
Fußpfade, drauf der Ochſen ſchwerer Holzſchuh
Sich wegt, führen von der einen zu
Der andern und zuletzt zur Kirche, die
Seit zweimal hundert Jahren Tod und Taufe
Des Dorfs Bewohnern angebahnet haben.
Sie ſteht allein am End' des Gottesackers
Mit ihren vieren Mauern, grün von Epheu,
Der bis zum moosigen Dach empor ſich rankt.
Man kann die heilige Hütte in Entfernung
Vom kleinen Acker, der ſie rings umſchließt,
Wo der geweihte Boden, den der Tod
Beſäet, nur einen Hügel oder zwei
In jedem Jahre aufgeworfen zeigt,
Die bald die Malve und die Neſſel deckt,
Der Menſchenaſche erſt entſproß'ne Blumen —
Am niedern Thurme nur erkennen, der
Das Dach beherrſcht, geöffnet den vier Winden,
Die ſeine Stimme in die Ferne tragen.
Daneben wohne ich; mein Haus beſchützt
Der Kirche Schatten vor der Mittagsſonne,
Nußbäume, die dem Nord den Zugang wehren,
Verhüllen es dem Auge derer, die
Vorübergehen. Blöcke von Granit,
Von keinem Meißel zugehauen, ſo,
Wie ſie das Waſſer wälzt, ſind ſeine Mauern;
Die ungeformten Blöcke, ſchwarz vom Alter,
Sind noch bedeckt mit angebornem Moos;
Schmarotzerpflanzen, wie die Münz und Hauswurz,
Und andere, die der Regen in die alten
Gemäuer wurzelt, hängen überall
In Büſcheln nieder und verleihen ihm
Das Ausſehn einer grünen Frühlingswieſe.
Drei Fenſter, oben durch das Dach geſchützt,
Der Morgenſonne zwei, der Abendſonne
Das dritte offen, laſſen ein den Tag.
Des Hauſes Dach, das wohl um eine Elle
Den Mauern vorſteht, hat, ſtatt Ziegeln, Platten
Von Schiefer, deren Rand die blaue Taube
Garnirt, und unter dem Gebälke niſtet
Die Schwalbe. Um dieß Dach zu ſchützen gegen
Des Sturmes Andrang, liegen auf dem Giebel
Granitne Blöcke, deren Laſt die Balken
Des Daches beugt und des Orkans Gewalt
Obgleich ſo hoch auf dem Gebirg gelegen,
Schließt ſein beſchränkter Horizont doch weder
Viel Himmel, noch viel Ebene in ſich.
An einen ſchmalen Hügel angelehnt,
Sieht es nur in ein ſchräges, kleines Thal,
Das, wie ein grüner See, wie ein geräumiges
Baumfeld, ſich in geringe Weite ausdehnt,
Drauf wieder enger und abſchüſſiger
Von Kluft zu Kluft ſich in die Tiefe ſenkt.
Die ſchwarzen Nußbaumſtämm', ein grüner Feldhang,
Der Kirche nackte Mauern und mein Garten,
Des Kirchhofs Kreuz und Furchen, dann ein Wenig
Vom Himmel, — das iſt Alles, was ich ſehe.
Allein wie reich erſetzt an jenem Leben
Natur dem Aug' des Malers und des Dichters,
Was ſie an Fernſicht ihm verweigert hat!
Am Fuß des Hauſes rauſcht ein Waſſerfall,
Und ſpielt den Fels hinunter mit dem Winde,
Der hauchend ſeine weiße Linie biegt,
Und ſpielt behaglich mit dem Wechſelſtrahl
Der Sonne, die in ſeinem Netz ſich fängt,
Und bringt, nachdem er, an den ſpitzen Felſen
Gebrochen, ſich in Waſſerſtaub verwandelt,
Des Gartens durſt'gen Blättern kühlen Thau.
Nicht jenes dumpfe, donnerähnliche
Geräuſch, das größere Bäch' im Sturze wälzen,
Iſt ſein; er hat, bald mehr, bald weniger
Gedämpft, nur ſanftes Klagen, je nachdem
Ein ſchwacher oder heftiger Wind ihn peitſcht
Und ſeiner Stimme Kraft leiht oder nicht.
In den verſchiedenen Tönen ſeiner Stimme
Find't jeder Seelenzuſtand ſeinen Ausdruck;
Die ausgeſpannte Harfe, drin ſich Wind
Und Waſſer ſtets zu neuem Klang vereinen,
Und die bei Nacht, in vielen ſeltſamen Klängen,
Wie eine Melodie des Himmels, von
Der Engel Flügelſchlag begleitet, mir
Erſcheint: Jetzt haſt du meinen Horizont
Im Auge, morgen, meine Schweſter, ſollſt
Du über meine arme Schwelle ſchreiten.

### 2.

Ein Hof geht ihr voran, mit einem Haag
Umgeben, das ein Thor aus Weidgeflecht
Verſchließet ohne Schloß; und drinnen ſind
Zwei Ziegen, Hühner, Tauben und mein Hund,
Der Hüter eines offenen Hauſes, der
Nichts hat zu hüten, niemals Jemand ſchreckt
Und niemals bellt, dem Armen aber ſchmeichelt
Und ihn mit Freude einläßt, Sperlinge,

Die auf und nieder von dem Dache fliegen,
Die Schwalbe, deren Schwinge ſtreift den Trog,
In dem der Schwan ſich badet, draus er trinkt; —
All' dieſe Gäſte, Freunde von der Schwelle,
Die ſie verſammelt, die Familie
Des Eremiten, wohnen ſtill beiſammen;
Die Einen liegen in dem Gras im Schatten,
Die Andern ſonnen ſich an einer Wand;
Es lecken Jene Salz von einer Mauer,
Es picken Dieſe ſonſt im Gras und Stroh;
Drei Bienenkörbe unter einem Dach von Ziegeln
Gen Mittag, dann im Winkel gegen Norden
Und unter einem Baum ein breiter Brunnen,
Deß roſtige Kette den Randſtein geglättet
Und den ein grüner Weinſtock ſchön umrankt;
Hier haſt du das Gemälde; ſieben Stufen
Der Treppe führen zu der Ruheſtätte,
Die vor dem Wind und Schnee ein Vordach ſchützt;
Hier ſetzen ſich bei Tag, mich zu erheitern,
Vertraute Vögel nieder zum Geſang.
Bis hieher, Dank dem Himmel, der Natur,
Den Vettern! hat dein Schweſterblick gelächelt;
Noch dauert deine zarte Täuſchung, aber
Ach! wenn du ſie bewahren willſt, o Schweſter,
So tritt nicht ein! Doch nein, für Herzen, wie
Die eurigen, hab' kein Geheimniß ich.
Könnt' ich vor euch mich meines Elends ſchämen?
Kommt nur, beklagt nicht meine reiche Armuth,
Die Mauern fühlen nicht, wie nackt ſie ſind.
Da kommt zuerſt die Arbeitsſtube, wo
Des Herdes Feuer brennt, wo Martha ſpinnt;
Martha, des heiligen Hauſes lebend Möbel,
Die in's Gefängniß ihrem alten Herrn
Einſt folgte, die ſchon volle dreißig Jahre
In dieſen Mauern eingewurzelt iſt,
Ihr gutes oder trauriges Schickſal theilend,
Mir ohne Lohn, zur Ehre Gottes dienend,
Die Pfarre und den heiligen Ort zugleich
Bewachend, und die, Gottes Bild erblickend
In ihrem Herrn, ſich näher glaubt dem Himmel,
Wenn ſie in Prieſters Nähe dienend lebt;
Nur weniges Geſchirr von Töpfererde,
Holz oder Zinn, wo Martha's fleiß'ge Hand
Man glänzen ſiehet; auf dem Tiſch ein Brot,
Ein ſchwarzes, unter einem weißen Tuche,
Wovon jedweder Bettler eine Schnitte
Erhält; Weintrauben, welche Martha trocknet,
Die mit den grünen Ranken auf den Boden
Gebreitet, deren Saft im Winter ſelbſt
Die Beere gelb da färbt. Von dieſem ländlichen
Salon gelangt man in mein Zimmer, das
Vom Abend Licht erhält; du weißt, daß ich
Von jeher für den Abend Neigung habe,
Daß ich des Lichts bedarf, damit mein Herz
In ſeiner Traurigkeit erheitert werde,
Und daß ich ſchon als Kind gern mit den Augen
Die letzten Strahlen ſaugte, die am Himmel
Erbleichen. Dieſer Stuhl, worauf ich ſitze,
Die Matte, drauf ich ſchlaf, der Tiſch, drauf ich
Dir ſchreib', der Herd, darauf ein Stumpen raucht,
Dann mein Brevier, in ſeinem Kleid von Leder,
Mein Stock, mein Hut und meine Nägelſchuhe,
Auf ihrem Brett ohn' Ordnung meine Bücher,
Die Blumen endlich, des Altares Zierde
Am Sonntag, ſind der Stube ganz Geräthe.
Doch nein, nicht Alles! Faſt hätt' ich vergeſſen
Den Gottesſchmuck, der einzig überragt
Mein niedriges Kamin, dies hölzerne Bild
Des Herrn, für den ich diene, dieſen Chriſt
Mit offenen Armen und geſenktem Haupte,
Den Himmelsfreund, der mir allein Geſellſchaft
In dieſer Wüſte leiſtet, der mir ſagt,
So oft mein Blick zu ihm ſich hebt, was ich
In dieſer herben Wohnung hier erwarte,
Und oft, wenn meine Thränen ſeine Füße
Benetzen, meine Augen trocknet und
Dem ſeinen Frieden wieder leuchten läßt;
Du kennſt ihn, dieſen Chriſt! Es iſt derſelbe,
Den meine Mutter einſt im Todeskampfe
Auf meines Vaters bleiche Lippen drückte.
Es iſt derſelbe, den ich ſpäter ſelbſt
In eines Märtyrers reinem Blut gefärbt;
Von andern Lippen noch trägt er die Spur,
Und Gott iſt Zeug', wie ich ihn glühend küſſe! . . .

### 3.

Du wirſt mich fragen, wovon hier ich lebe?
Auch ich hab' oft mich ſelber ſo gefragt;
Doch groß iſt für den Menſchen und den Vogel
Der Vorſicht Güte: die freiwillige Gabe
Auf dem Altar, dem wieder aufgebauten,
Von Seelen, welche einen Engel ſuchen
Für Fürbitt', ach! und uns ihr Schärflein reichen,
Von einem Brautpaar, das man copulirt,
Von Kindertaufen, kurz des Glückes Zehnten,
Den man der Kirche zuwirft, etwas Geld,
Das ſeinem Geiſtlichen der Biſchof ſchickt,
Der Garten, Weinberg, ein'ge Hufen Wieſewachs,
Kaſtanien- und Nußbaum, Winkel Landes
Rings um das Pfarrhaus, die ich ſelber baue,
Das reicht für mich und Martha und den Hund;
Auf dem frugalen Tiſche fehlet Nichts;
Im Ueberfluß iſt da der Heerde Milch,
Mein weißer Rebwein, meiner Bäume Obſt,
Der Honig meiner Bienen; für den Armen
Iſt Brot gebacken, ſelbſt ein Säcklein Geld
Hat Martha in dem Schranke. Wer mir wohl
Geweiſſagt hätte, daß ein wenig Geld
Mir ſo viel Freude machen könnte! Ich
Bedarf ſein nicht, nehmt's hin, ich trau' es euch! . . .

### 4.

Nun wollt ihr, meine Theuern, wiſſen jetzt,
Wie ich den Abend an den Morgen reihe,
Wie, kaum gefühlt, einförmig ſich die Ringe
Der Tage an der Woche Ketten flechten?
Nun! Jede Stund' erfüllt die eigne Pflicht;
Die Glocke ruft vor Tag mich aus dem Bette,
In ihrer Stimme Schwingung glaube ich
Den Engel, der mein Denken weckt vom Schlaf
Und jedem Tage zuwiegt ſeine Laſt,
Zu hören; am Altare ſammle ich ſofort
Die Häuſer der Umgebung, Greiſe, Kinder,
Einfältige gottesfürcht'ge Frauen; Alle,
Die größern Durſt nach Gott im Herzen fühlen,
Umgeben knieend mich in engem Kreis,
Der Gott der Glaubensdemuth ſteigt auf uns
Herab vom Himmel: o, wie viele Seufzer
Der Sehnſucht ſteigen aus dem Herzen von
Der Erde zu der heil'gen Morgenröthe
Und ihrem göttlichen Gewölb' empor!
Und, o, wie ſüß iſt der Gedank', Schweſter,
Daß, was die Bruſt bedrückt, in dieſer Stunde
Erleichtert und auf Seufzerflügeln
Zum Himmel wird getragen, daß man Jedem
Statt ihrer reiche ein heiliges Geſchenk,
Erbarmen, Liebe, Frieden und Verzeihung!
Daß das Gefäß man dieſes Weihrauchs iſt,
Der volle Korb, aus dem gereicht das Brot,
Als trautes Zeichen für die Himmelsnahrung,
All' dieſes Volk mit reiner Speiſe ſättigt!
Das Wort des Herrn leg' ich in Kürze aus:
Sprichwörtlichkeit liebt dieſes Ackervolk;
Für ſeine Einfalt iſt die Wahrheit im
Gewand von Bild und Gleichniß, von evangeliſchen
Gleichniſſen aufbewahrt. Und hab' ich dann
Der Meſſe frommes Opfer dargebracht,
So geb' ich Kindern Unterricht, ich mache

Zu ihrer Amme mich und tropfenweis
Gießen in ihre Lippen ich die Milch
Einfacher, ſanfter Unterweiſung, die
Mit Freude ſie vernehmen. Iſt die Pflicht
Des Morgens ſo vollbracht, dann geh' ich heim
Zu meinem [illegible] und milchbeſetzten Tiſch
Zu kurzer Ruhe, einem Wandrer gleich,
Der am Mittage hält und Kräfte ſchöpft;
Den Reſt des Tages bin ich auf den Feldern
Beſchäftigt mit der körperlichen Arbeit,
Der Raſt des Geiſtes; ſpalte mit der Karſte
Ein kleines Erdreich, ſä' Gerſte, die
Ein kurzer Sommer reift, mähe meine
Von weit'er Wieſe für die blonde Geiß;
Geſchnitt'ne Halmen breit' ich aus zum Gelben,
Begieß' in rechter Stunde jede Pflanze
Mit feinem Regen, daß ſie fortgedeihe;
Denn von dem Menſchen fordert dieſe Erde
Der Stirne und der Seele Schweiß zugleich.
Am Abend, wenn ein jedes Paar zurück
Geführt von ſeiner Arbeit, wenn der Hirte
Verſammelt ſeine Heerd' und überzählt,
Geh' ich mit dem Breviere in der Hand
Von Thür zu Thüre, wie der Ruf mich führt
Und Zufall, weile länger oder kürzer
Bei jeder Schwelle, ſage Weibern, Kindern
Ein freundlich Wort und Grüßen; überall
Bring' ich ein wenig Balſam für die Leiden,
Dem Leibe Arznei, den Seelen Hoffnung,
Handmittelchen dem Kranken, Lebewohl
Dem Scheidenden, ein Lächeln Jeglichem
Und Allen einen Spruch aus Gottes Mund.
So fließt der Tag mir ab, mich drückt nicht
Der Stunde Blei. Doch wenn allein ich dann
In meiner armen Hütte wiederkehre,
Wenn meine Thüre zugeſchloſſen iſt,
Und wenn die Nacht geſchweiget jeden Lärm,
Nur nicht in meinem Innern: — Schweſter, ach!
Dann fühlet meine Seele ihre Wunden
Und wühlet blutend hin und her Gedanken
Und findet keine Ruhe, wie im Bett
Vergeblich man den Fieberkranken wendet;
Dann kommen ferne Bilder auf mich ein,
Erſcheint ihr mir, du, Schweſter, und die Mutter,
Mit eurem ſüßen Antlitz, eurer Stimme,
Mit eurer Zärtlichkeit und Liebesworten
Und eurem Küſſen, der mich ſanft gelabt,
Und ſo lebendig ragt Vergangenheit
In dieſe Gegenwart, daß ich die Arme
Nach euch ausſtrecke, daß mich Phantaſie
Entrückt zu euch und an die Hand des andern
Ach! abgeſchiednen Weſens, daß ich Alle
Zu ſehn, zu hören, zu berühren wähne:
Und fühl' ich dann ein einſam Kiſſen nur,
So fühl' ich unnennbaren Trennungsſchmerz,
Am Boden windet ſich mein blutend Herz,
Um mich von dieſen Zuckungen zu retten
Und um die ſchlimme Arbeit abzubrechen,
Die mich zerdrückt, ſeh' ich meinen Geiſt,
— Die gleich der Form zum Gehorſam gebracht —
An ſeine Bücher, wie mit einer Kette,
Die von dem Tiſch des Vaters ſind entriſſen,
Worauf die Helle meiner Lampe blinkt,
Indem ſie mich beleuchtet; wie ein Greiſ
Des Zweifels und der Einſamkeit durchwühl' ich
Die Wiſſenſchaft und Zeichen der Vernunft;
Suche ſuch' ich in den Trümmern, welche uns
Als halbverwiſchte Spuren hingeſchwemmt der
Jahrhunderte Geſchichte hinterließ,
Die Spuren eines Pfades aufzuſpüren,
Den ſchwachen Faden, der im Zwielicht ſchier
Verreißt, den ew'gen Plan des Weltenherrn.
Der Sterbliche vergißt, in Staubesloch
Verwandelt ihre Wahle, ihre Reiche
Und ihren Glauben wie ein Traumbild ſcheucht,
Auf ihren eignen Trümmerhaufen ſie
Erhebt, und aus der Lehre, aus der Zeit,
Die ſich unendlich wähnet, eine Steig'
Nur für die dunkle Folgezeit bereitet.
Doch dieſer Faden wird in meiner Hand,
So oft ich an das Räthſel Gottes rühre,
Das jedes Blättlein füllt, verwirrt; der Dinge,
Der Geiſter ewige Bewegung iſt
Für uns nur Staub, nur Nebel, das Geheimniß
Der Zeiten webt im Schatten ſich, das Auge
Des Menſchen dringt nicht in's Unendliche,
Und vor dem Herrn, der unerforſchlich thut,
Iſt Demuth unſre einz'ge Wiſſenſchaft!
Bald müde, dieſe Wunder zu erforſchen,
Neig' Ohr und Herz den heil'gen Barden ich,
Mein Herz lauſcht dieſen melodienreichen
Gemüthern, welche, von dem Himmel fallend,
Gebrochen an der Erde, ihren Schmerz
Aushauchten in unſterblichen Geſängen
Und göttlich ihre Klage liſpelten.
O, dieſe Männer ſind der Menſchheit Stimmen,
Gehorſam beut ſich des Wortes Zauber
Dem leiſen ihrer Stimm' und Harfe dar,
Ein Gotteswink, und ihre Werke werden
Und quillen in den Tönen oder glänzen
In Bildern, ihre Lieder haben ein
Echo in unſerem Herz, ſie gießen auf die Sorgen
Das matte Schmachten, jenes Opium
Des Himmels, welches im Verzückungsdurſt
Vergeblich ſchlürfen möcht' aus ird'ſchem Becher
Der morgenländ'ſche Träumer; aber ſie —
Der Liebesengel bringt aus Gottes Schooß
Auf ihren Altar, daß ſie ſich berauſchen,
Traumbilder ihnen der Unſterblichkeit!
In die gerührte Seele gießen ſie
Mir tropfenweiſ', wie einen Himmelsſchlaf,
Ihr göttlich Träumen; meiner Phantaſie
Gebilde, von ihrem Hauch, ſchwingt ſich nach ihnen
Und oftmals überraſcht ſich meine Lippe,
Wenn ſie den Strom empfängt von ihrem Taumel,
Daß ſie mit ihnen ihre Trauer ſingt,
Wie eine Stimme lockt zum Sang die andre.
Doch öfter, wenn der Gram mich ausgedorrt,
Lies ich aus der Nachfolge Jeſu Chriſti,
Ein dunkles, namenloſes Büchlein, ein
Gefäß von Thon, doch bis zum Rand gefüllt
Mit ſüßem Saft des Evangeliums,
Woraus in's todwunde Gemüth ſich Ströme
Von Menſchlichkeit und Gottesweisheit gießen
In wenig Worten, denn ſich jede Seele,
Die dürſtet, naht und neiget und ſich labt
Von Chriſti Schweiß aus ſeinem Leidenskelch,
Worin ſie, nach Bedürfniß, Strafe, Stärkung
Und Muttermilch und Brot für Starke findet,
Und unterm Kreuz, an das der Menſch ſich ſelbſt
Unwandelbar ſchlägt, zum Ringen und zum Dulden
Aus ihres Heilandes Thränen Kraft ſich trinkt.
So leſend, betend, ſchreibend mich ermattet,
Bald ſchwellenden und liebeüberſtrömten
Gemüthes, bald an meinen Buſen ſchlagend,
Doch eine nur ein Strahl daraus entquillt,
In jedem Becher bittre Hefe nur.
Dann die erlöſchen Lampe Dämmer betrachtend,
Dann an dem Bett auf meine Kniee ſinkend,
Mit Thränen meine Kiſſen netzend, die
Ich mit den Zähnen knirſche, meine Angſt
In halberſtickten Stöhnen unterdrückend,
Dann, wenn vom Schlag mein ganzes Herz iſt Blut,
Gewendet Blicke nach dem Kreuze ſendend,
Die beiden Lippen öffnend, um die Luſt
Der Nacht, die mich erſticket, einzuſchlürfen,
Die Stirne bleich, von kaltem Schweiß entſtellt
In meinen Wachen ohne Ende, — da,

O meine Schweſter, gleich' ich jenem Fauſt,
Der ſich berauſcht im Zaubertrank der Schule,
Dem dienenden Symbole Menſchenwiſſens,
Wenn man in ſeinem finſtern Thurme ihn,
Umgeben von dem magiſchen Geräth,
Verbündet mit den Elementen hätte,
Und er bei Tagesanbruch Nichts mehr fand,
Als ſchwarze Aſche, in der Arbeitsſtube!
Ach, wäre nicht die Gnade noch des Herrn,
Was fände Morgens man in meinem Herzen?
Ja, ich bin Fauſt, o meine Schweſter, doch
In dieſen heißen Nächten von den Engeln
Getröſtet, ſtatt von Geiſtern aus der Tiefe!
Ja, ich bin Fauſt! Doch Fauſt mit einem Gott!
Wie Vieles hätt' ich dir noch zu vertrauen!...
Die Glocke läutet .... Lebe, Schweſter, wohl!
(Herwegh.)

---

## 16.

## Reboul.

### Der Engel und das Kind.

Ein Engel ſtand an einer Wiege;
Sein Antlitz war von Strahlen hell,
Es war, als ob die eignen Züge
Er ſchimmern ſäh' in einem Quell.
„Kind, das mir gleicht,“ ſo ſprach der Engel,
„Zeuch auf mit mir zum ew'gen Licht!
Die Erde bietet dir nur Mängel;
Komm! Deiner würdig iſt ſie nicht!
Auf ihr erlabſt du nur zu Leide;
Selbſt ihre Wonne drückt die Bruſt;
Wie klagend, jauchzt auf ihr die Freude
Und Seufzer hat auf ihr die Luſt.
Kein Feſt auf ihr, das ohne Sorgen!
Es gab noch keinen Sonnentag,
Der Bürge wär' beim nächſten Morgen
Vor Sturmesweh'n und Wetterſchlag!
Und ſollte je der Gram ſich ſetzen
Auf dieſe reine, ſtille Brau?
Und bleichte je mit bitterm Netzen
Die Zähre dieſes Auges Blau?
Nein, folge mir, daß ich dich trage,
Wo brennend Sonn' um Sonne rollt!
Der Himmel ſchenkt dir gern die Tage,
Die du vertrauern hier geſollt!
Daß keine Thräne ſie vergießen,
Die dich genannt ihr einzig Glück,
Daß deinen letzten ſie begrüßen,
Wie deinen erſten Augenblick!
Daß ihre Stirn es nicht verkünden,
Daß hier im Haus ein Auge brach!
O komm! Wer hingeht ohne Sünden,
Sein letzter iſt ſein ſchönſter Tag!“
Und, ſchüttelnd ſeine weißen Schwingen,
Auf zu der Gottheit ew'gen Thron
Erhub er ſich mit ſüßem Klingen ....
Du arme Mutter! ... Todt dein Sohn!
(Freiligrath.)

---

## 17.

## Hugo.

### 1.

### Moſes auf dem Nil.

O meine Schweſtern, jetzt am Morgen iſt die Flut
Am kühlſten! Schweſtern, kommt! In ſeiner Hütte ruht
Der Schnitter; ſtill noch ſind des Fluſſes
Geſtade; Memphis ſchläft; hier unter dem Geſträuch
Sieht euch das Frühroth nur und ſendet lächelnd euch
Die Flammen ſeines keuſchen Kuſſes.
In meines Vaters Schloß glänzt Alles, was die Kunſt
Schuf, doch der Blumenſtrauß erfreut ſich meiner Gunſt
Mehr, als ein Becken von Porphyre;
Kein Lied entzückt, wie das der Vögel, dieſes Ohr;
Dem Rauchwerk des Palaſts, o Schweſtern, zieh ich vor
Den Duft balſamiſcher Zephyre.
O kommt! Die Flut iſt ſtill; am Himmel keine Spur
Von Wolken! Schwimmen laßt im Waſſer den Azur
Von euren dünnen, ſeid'gen Zonen!
Nehmt Kron' und Schleier mit! Dieß iſt ein Tag des Spiels,
Und mit euch ſcherzen will im Schooß des alten Nils
Das jüngſte Kind der Pharaonen.
Schnell! — Aber durch den Duft des Morgennebels — ha!
Was, fern am Horizont, erblick' ich? — Schweſtern, da!
Zaghafte Mädchen, haltet Frieden!
Seid ohne Furcht! Schaut hin, ob es kein Palmbaum ſei,
Der, fortgeſchwemmt vom Strom tief aus der Wüſtenei,
Beſuchen will die Pyramiden.
Was ſag' ich! — Täuſcht mich nicht des Waſſers feuchter Rauch,
So iſt's das Muſchelboot der Iſis, oder auch
Des Hermes Barke, fortgetrieben
Von leichten Winden. — Nein, es iſt ein ſchwacher Kahn,
Und in ihm ſchläft ein Kind, ſo ſtill, wie Kinder an
Der Mutter Bruſt zu ſchlummern lieben.
Es ſchläft, und wer von Fern ſein Schiffchen auf dem Fluß
Furchtlos ſich ſchaukeln ſieht, o meine Schweſtern, muß
Faſt glauben, auf dem Waſſer liege
Ein ſchwimmend Taubenneſt. — O, ſeht das Kind! Wie ruht,
Wie ſchlummert es ſo ſüß! Die ſanfte, tiefe Flut
Wiegt es: ſein Grab iſt ſeine Wiege.
O kommt, es weint! — Herbei, Jungfrau'n von Memphis, ſeht
Erwacht es! — Armes Kind, wer hat dich ausgeſetzt
Und dich den Wellen preisgegeben? —
Auf jeder Seite droht der zorn'ge Strom: — empor
Hält es die Händchen! — Ach, nur eine Wieg' von Rohr,
Schwach, wie es ſelbſt, beſchützt ſein Leben.
Ich will es retten! — Eins der Kinder Iſrael
Iſt's, die mein Vater ſo verfolgt! — Die Schleier! — Schnell!
O, es iſt hart, unſchuld'ge Knaben
Zu tödten! — Armes Kind, das keine Mutter koſt,
Mir ſollſt du, wenn auch nicht, daß du geboren biſt,
Doch, daß du lebſt, zu danken haben. —
Iphis, die Tochter des gewalt'gen Pharao,
Iphis, die lächelnde Prinzeſſin, ſprach alſo
Am Nilgeſtad zu ihren Frauen.
Demüthig dienten ſie der Herrlichen, die ſchlank
Da ſtand, und glaubten, als ihr letzter Schleier ſank,
Des Stromes Tochter ſelbſt zu ſchauen.
Schon zittert unter ihr die Welle, ſie zerbricht das dünne Rohr;
Mit dem Geretteten im Arm tritt ſie hervor
Aus dem geprieſenſten der Flüſſe.
Leiſ' auf den Sand legt ſie das Kind; verwundert blickt
Und lächelnd es umher; denn jede Jungfrau drückt
Auf ſeine Stirne ſcheue Küſſe.
O du, die du von fern ihm ängſtlich folgteſt, du,
Des Kindes Mutter! Gott beſchützt' es! Eil' herzu!
Gleich einer Fremden komm! — Verrathen
Wird dich die Freude nicht! Bedecke ſein Geſicht
Mit Küſſen! Weine nur! Denn noch iſt Mutter nicht,
Die es der Flut entriß zu Thaten!
Als dem Gewaltigen, der Iſrael erſchlug,
Die Fürſtin, freud'gen Schritts und ſtolz von dannen trug
Das Kind, benetzt von Mutterzähren,
Da ſangen vor dem Thron, dem ew'ges Licht entwallt,

In ihre Flügel wie in Schleier eingehüllt,
Die Engel, daß es durch die Sphären
Klang: „Jakob, ſeufze nicht, bald endet dein Exil!
O, weine länger nicht in den unheil'gen Nil!
Bald brichſt du wiederum die Roſen
Des Jordans! Weine nicht! Ob auch Aegypten tobt,
Der Herr zerbricht dein Joch! In's Land, das er gelobt
Dir hat, entfliehſt du bald aus Goſen!
Gen Kanaan führt dich dies Kind, des Sinai
Erwählter; ſeine Hand gießt auf Aegypten die
Zornſchaalen aus; ſie wird zum Siege
Dich führen! — Die ihr Gott nicht kennt, hört, eh' ihr ſprecht!
Durch eine Wiege wird errettet dies Geſchlecht,
Die Welt errettet eine Wiege!"
(Freiligrath.)

### 2.

## Türkiſcher Marſch.

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klingt am Sattel meiner Stute.
Den wahren Sohn des Kriegs ehr' ich und lieb' ich! Graut
Nicht Belial vor ihm? Er küßt mit Furcht und Liebe
Des Vaters Wort! Weh je ſein Turban einem Hiebe!
Sein alter Säbel iſt ihm werth, wie eine Braut,
Sein Dolman iſt durchbohrt von Stichen; ſie bedecken
Ihn ganz: kaum iſt beſä't mit ſo viel bunten Flecken
Des königlichen Tigers Haut.
An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.
An ſeinem Arme tönt und glänzt ein Kupferſchild,
Roth, wie der Mond, wird es von einem Hof umgeben,
Sein Pferd kaut ein Gebiß, an dem Schaumtropfen kleben;
Ein wirbelnd Staubgewölk folgt ihm durch das Gefild,
Sprengt auf dem Pflaſter, daß es bebt, ein ſolcher Streiter,
So ſtaunt das Volk und ſpricht: Es iſt ein Türkenreiter,
O ſeht, wie reitet er ſo wild!
An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.
Wenn hunderttauſend Giaurs zuſammenruft das Horn,
Dann gibt er Antwort, ſiegt und ſtößt mit muth'gem Grimme
In die Trompete, daß weithin ſchallt ihre Stimme;
Er tödtet; jeder Feind, der fällt, mehrt ſeinen Zorn.
Des Kaftans Scharlachroth friſcht mit des Blutes Röthe
Er auf; ſein Roß wird matt; doch daß er mehr noch tödte,
Klopft ſchmeichelnd er's und gibt den Sporn.
An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.
Gern ſeh' ich, ſiegt er, daß, ſobald das Horn verklingt,
Sklavinnen, ſchwarz von Aug' und Wimper, ſich ihm zeigen,
Daß er die Imans, die den Minaret erſteigen,
Bei Nacht Wein trinken läßt und ſelbſt bei Tag ihn trinkt,
Daß nach dem Kampf er ſchwärmt, und, noch vom Schlagen heiſer,
Mit lauter Stimme lacht, und als ein wahrhaft Weiſer
Die Houris und die Liebe ſingt.
An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.
Ernſt ſei er, kühn und ſchnell im Rächen jeder Schmach;
Mehr lieb' er das Geklirr des Schwerts, als was auf Erden
Die Andern lernen, um in Ruhe alt zu werden.
Er denke nicht dem Tag', wo Alles aufhört, nach,
Dem Tage, wo die Sonn' erliſcht, wo Feuergarben
Was ſieht. Furchtlos ſei er! Wohl ihm, wenn lieber Narben
Als Runzeln er beſitzen mag.
An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.
So iſt, Comparagi, Spahi, Timariot,
Der wahre, gläubige Soldat! Wer mit der Zunge
Nur ficht und weibiſch bebt, wenn er zu wildem Sprunge
Sein Thier anſpornen ſoll; wer ſtets beim Aufgebot
Zuletzt erſcheint; wer, wenn ein Feſtungswall erſtiegen,
Die Achſen nicht mit Raub beſchwert, daß ſie ſich biegen,
Daß jede zu zerbrechen droht —
An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute —
Wer gern mit Weibern ſpricht; bei einem Kriegerfeſt
Nicht mitzureden weiß von eines Hengſts Geſchlechte;
Wer außer ſich nach Kraft und Freuden ſucht; wer Nächte
Und Tage ſchwelgeriſch die Dirnen nicht verläßt;
Nicht auf der Reitbahn, nur im Harem wird gefunden,
Den Brand der Sonne ſcheut, lieſ't und den Chriſtenhunden
Den Wein von Cypern überläßt —
An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute —
Der iſt ein Feiger und kein Krieger! Höre mich!
Den ſieht man niemals im Gefecht, wie er die Hacke
Schwingt und den Renner ſpornt, daß er mit der Schabracke
Den Boden ſtreift, ſieht nicht, wie er im Bügel ſich
Aufrichtet! — Er iſt gut zu einem Maulthiertreiber!
Auch mag er Formeln, wie die Prieſter und die Weiber,
Abmurmeln, leiſ' und feierlich!
An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.
(Freiligrath.)

### 3.

## Der Derwiſch.

Ali ritt einſt vorbei. Die höchſten Häupter ſchauten
Zu Boden; jede Stirne war gleich mit der Arnauten
Fuß; „Allah!" ſagte Jedermann.
Da trat ein Derwiſch vor, alt, finſter von Gebärde;
Er machte durch den Schwarm ſich Bahn, des Paſcha's Pferde
Fiel in den Zaum er und hub an:
„Ali-Tepeleni! der Lichter Licht! geſeſſen
Im Divan auf dem Sitz der Erſten! Paſcha, deſſen
Ruhm täglich ſich zu mehren ſucht!
Hör' mich, Weſſir des Heers, Beſitzer von Fregatten!
Erbadner! Schatten deß, der da iſt Gottes Schatten:
Du biſt ein Hund nur und verflucht!
Ein Grablicht, unbewußt dir ſelbſt, erhellt dein Leben:
Wie ein zu voll Gefäß ſieht auf dein Volk mit Beben
Man dich ausgießen deine Wuth!
Wie eine Senſ' im Gras, glühſt du auf ihren Stirnen;
Zum Kitt, um aufzubau'n dein Luſtſchloß, macht dein Zürnen
Ihr Mark, zermalmt in ihrem Blut!
Doch auch dein Tag erſcheint! Gott ſpricht: zu Trümmern werde
Dies Janina! — Weit wird ſich unter dir die Erde
Aufthun und dich verſchlingen! Hör',
Ein eiſern Halsband wirſt am Baum Seyni du finden,
Auf deſſen Aeſten ſich gottloſe Seelen winden;
Die Qual der Hölle quält ſie ſehr!
Nackt wird dein Geiſt entfliehn! dein offnes Schuldbuch zeigen
Wird ernſt ein Dämon dir! o, er iſt ſtreng! verſchweigen
Wird er dir deine Opfer nicht!

Du wirſt ſie ſehn! Sie ziehn dir durch die ſchwarze Pforte
Der Hölle blutig nach, zahlreicher als die Worte,
Die zagend deine Seele ſpricht.
So wird es dir geſchehn! Von deinen feſten Städten
Wird keine dich, auch nicht dein Heerzug wird dich retten,
Und was du ſonſt beſitzen magſt;
Selbſt nicht, wenn ſterbend, gleich dem ſündigen Hebräer,
Mit falſchem Namen du der Hölle Pfortenſteher,
Den himmliſchen, zu täuſchen wagſt!"
In ſeinem Kaftan trug der Paſcha drei Piſtolen,
Sein krummer Säbel hing herab zu ſeinen Sohlen,
Man ſah des Dolchgefäßes Schmelz.
Den Zürnenden ließ er ausreden, neigte ſchweigend
Die träumeriſche Stirn; darauf, vom Pferde ſteigend,
Gab er ihm lächelnd ſeinen Pelz.

(Freiligrath.)

## 4.

## Sarah, die Badende.

Sarah wiegt auf und nieder
Die Glieder
In der Hangmatt', drin ſie ruht.
Sie ſchaukelt über der Welle,
Die helle
Entſprang aus des Iliſſus Flut.
Die ſchwanke Schaukel neigt ſich
Und zeigt ſich
Im Waſſerſpiegel rein,
Und lächelnd ſchauet Sare
Die klare
Schneeweiße Form im Widerſchein.
Die Schaukel ſtreift die Wellen,
Da ſchwellen
Sie an in frohem Gruß,
Weil in der Welle Schooße
Als helle Roſe
Sich taucht der Marmorfuß.
Schon mit dem Fuße ſchlägt ſie,
Bewegt ſie
Ihr zitternd Bild im Quell.
Wie Roſen überhaucht ſich
Und taucht ſich
Sein Alabaſter in die Well'!
Bleib hier verborgen ſtehen,
Dann ſehen
In Stundenfriſt wirſt du entzückt,
Enttaucht dem Wellenſchooße
Die Ahnungsloſe,
Die Arme auf die Bruſt gedrückt.
Dann, wie ein Stern ſo helle,
Der Welle
Die wunderſchöne Maid entſchwebt.
Sie horchet, ob Nichts rauſchet,
Und lauſchet
Mit Schauern von der Luſt durchbebt.
Von dem Gebüſch bedecket,
Erſchrecket
Vor jedem Tone, horcht ſie bang.
Selbſt vor der leichten Schwinge
Vom Schmetterlinge
Wird zur Granate ihre Wang.
Was die des Schleiers Wogen
Entzogen,
Verkündet ihres Auges Glut.
Ihr Aug' umhüllt kein Schleier,
Sein Feuer
Strahlt wie ein Stern in blauer Flut.
Das Waſſer längs der Glieder
Tropft nieder,
Wie von der Pappel auf der Flur.
Als ob zum Tropfenfalle
Sich alle
Perlen gelöſ't aus ihrer Schnur.
Sarah, die ſchöne Träge,
Iſt nicht ſehr rege,
Im holden Spiele eilt ſie nicht.
Sie wiegt ſich ſanft und ſchweiget,
Geneiget
Zur Quelle dann ſie murmelnd ſpricht:
„Ja wär' ich Capitane,
Sultane,
Mit Ambra wär' mein Bad gewürzt,
Das ſprudelnd aus dem Rachen
Der Drachen
Vor einem Marmorthrone ſtürzt.
Mein wär' die ſeidenweiche,
Die reiche
Hangmatt', die ſich elaſtiſch ſchmiegt,
Die ſchwellende Ottomane,
D'rauf die Sultane
Berauſcht von Wohlgerüchen liegt.
Dann unverhüllt durch Lüfte
Und Düfte
Hin wallt' ich, wo die Quelle rauſcht,
Nicht fürchtend, daß im Dunkeln
Ich funkeln
Zwei Augen ſäh', die mich belauſcht.
Denn Jeder würde zagen,
Zu wagen
Den Kopf, als ſolchen Frevels Preis.
Mich ſchützten die Heiducken,
Eunuchen
Dunkel von Haut, die Zähne weiß.
Lang wallten auf den Treppen
Die Schleppen
Von meinem prächtigen Gewand,
Zu der Sandalen Spitzen,
Die blitzen
Von Edelſteinen, wogt ſein Rand." —
So ſtill zur Fürſtin ſchmücket,
Entzücket
Im Traum' ſich Sarah und vergißt,
Daß längſt ſchon auf den Hügeln
Mit Flügeln
Von Licht der Tag entglommen iſt.
Vom Fuß die Tropfen ſpritzen,
Sie blitzen
Wie Edelſteine auf dem Gras,
Weiß in den Zweigen ſchimmert
Und flimmert
Ihr Hemd, von klaren Tropfen naß.
Schon wallen durch die Auen
Jungfrauen
Dort Hand in Hand in leichten Reih'n.
Sie ſchweben auf und nieder,
Die Lieder
Erklingen hell im Morgenſchein.
Und ſcherzend jede Schöne
Die Töne
Des Morgenliedes rufen läßt:
„Sarah, du Indolente,
Verſchwende
Nicht ſo die Zeit beim Erntefeſt."

(Ploennies.)

## 5.

## Die Großmutter.

„Großmutter, ſchläfſt du? Deine Lippen pflegen
Wie betend ſich im Schlafe zu bewegen.
Wie biſt du heute regungslos und bleich?
Die Hände ſtarr auf deiner Bruſt vereinet,

Die nicht dein Athem zu erbeben ſcheinet,
Dem Marmorbild der Schmerzensmutter gleich.
Blick auf, erwache, rede! Wie betrübeſt
Du, Mutter, deine Kinder, die du liebeſt?
Was thaten wir? Wir waren Beide fromm.
Du zürneſt uns? Du hörſt nicht unſre Stimmen?
Sieh dort! die Lampe flackert im Verglimmen,
Und ſchon das Feuer auf dem Heerd verglomm.
Und willſt du Licht und Feuer nicht erhalten,
So müſſen wir erſtarren in dem kalten
Und finſtern Haus; zu ſpät erwachſt du dann,
Auch wir beharren ſtumm in deinen Armen
Und können nicht an deiner Bruſt erwarmen,
Du rufſt die Heiligen vergebens an.
Großmutter, o wie kalt ſind deine Hände!
Wir wollen ſie in unſern wärmen, wende
Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
Da haſt du dein Geſangbuch, nimm es wieder,
Du haſt es fallen laſſen, ſing' uns Lieder —
Du nimmſt es nicht und Nichts erwiederſt du?
Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
Das Bild der Bibel, wo die Heil'gen wohnen
Beim lieben Gott, umſtralt von ſeinem Licht;
Erklär' uns dann die göttlichen Gebote
Und ſprich vom beſſern Leben nach dem Tode —
Was iſt der Tod? — du brichſt das Schweigen nicht!"
So hallte lange noch der Waiſen Klage,
Die Nacht brach ein, ſie wich dem jungen Tage,
Die Thurmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag;
Zur offnen Thüre lauſchend ſah die Kleinen
Am Sterbebette knieen, beten, weinen
Ein Wandrer ſpäte noch am andern Tag.
(Chamiſſo.)

### 6.

## Napoleon der Zweite.

### 1.

Tauſend achthundert elf! — O Stunde, wo mit Zagen
Zahllos im Staube rings die Nationen lagen,
Und beugeten das Knie,
Aufblickten um ein Ja zur Wolke, zittern fühlten
Der Staaten älteſte, und dich, o Louvre, hielten
Für einen Sinai!
Gekrümmt, gleich wie ein Roß das Klirren hört die Sporen
Des Reiters, ſprachen ſie: „Ein Großer wird geboren!
Auf einen Erben harrt das ungeheure Reich.
Was dieſem Manne wird die Hand des Ew'gen bringen?
Ihm, deſſen Looſe die der ganzen Welt verſchlingen,
Der mehr als Cäſar iſt, dem Roma ſelbſt nicht gleich?"
Und als ſie redeten, da mit [illegible] Schooße
Thät auf ſich das Gewölk und nieder ließ der große
Prädeſtinirte ſich;
Die Völker bangten und wagten nur — zu ſchweigen;
Denn ſieh, er dachte, der Welt ein Kind zu zeigen,
Die Arme feierlich.
Und wie ein [illegible] erbebt im Hauch des Windes,
O Invalidendom, ſo krümmte dieſes Kindes
Hauch deiner Weihungen erzitternde Trophä'n;
Und ſein Geſchrei, geſtillt durch einer Amme Singen,
Ließ — Alle ſahen wir's! — hoch auf vor Freude ſpringen
Die eh'rnen Mörſer, die vor deiner Pforte ſtehn!
Und er! Aufblies der Stolz ihm Naſ' und Stirngeäder;
Aufthaten endlich ſich die Arme, welche Jeder
Bisher gekreuzt nur ſah!
Und ſieh', das Kind, gewiegt in ſeines ſtarken Rechten,
Von Blitzen überſchwemmt aus ſeines Auges Nächten,
Lag milde ſtralend da!
Drauf, als er nun gezeigt den Erben ſeiner Throne,
Wie jedem alten Volk, ſo jeder alten Krone,
Rief er, die Könige anſchauend feſt und glüh,
Nicht ungleich einem Aar, der eine ſteile Firne
Erſtieg, aus voller Bruſt und runzellos die Stirne:
— „Mein iſt die Zukunft! Mein iſt ſie!"

### 2.

„Nein, Keines iſt die Zukunft, Sire!
Die Zukunft iſt des Herrn allein!
Die Stunde ſchlägt und ſtets iſt ihre
Mahnung: Es muß geſchieden ſein!
Die Zukunft! O Myſter! Hienieden,
Was uns das Schickſal auch beſchieden,
Ruhm, Glück des Krieges, Liebe, Frieden,
Der Kön'ge Kron' und Prunkgemach,
Der Sieg mit rother Flammenſchwinge,
Des Feldherrn blutbeſpritzte Klinge —
Sie ſind für uns ſo flücht'ge Dinge,
Als nur der Vogel auf dem Dach.
Nein, ſtänd' er auch mit Glück und Macht im engſten Bunde,
Dir bricht die kalte Hand kein Menſch auf vor der Stunde!
Wer, der dein Räthſel kennt?
Du ſchweigendes Phantom, das uns zur Seite ſchreitet,
Verſchleiertes Geſpenſt, deß Abſicht Keiner deutet,
Und das man Morgen nennt!
Ja, Morgen! Könnten wir's begreifen!
Aus was wird Morgen denn beſtehn?
Die Hand des Ew'gen läßt es reifen,
Wir aber müſſen heute ſä'n.
Es lockt die Frucht aus ihrem Keime,
Es zeigt entſchleiert das Geheime,
Es iſt die Deutung unſrer Träume,
Es iſt Paris nach Babylon,
's iſt die zerſchmetternde Balliſte,
Es iſt der Schlag nach deiner Büſte,
Es iſt des Thrones nackt Gerüſte, —
Heut' iſt der Sammet auf dem Thron!
Herr, Morgen iſt das Roß, das ſchäumend ſtürzt zuſammen;
's iſt Moskau's Rieſenbrand, der — ſeine Zungen flammen! —
„Halt, Imperator!" ruft;
's iſt deiner Garde Fall, 's iſt deines Heers Gewinſel!
's iſt Waterloo! Schau hin, es iſt die zweite Inſel!
O Gott, es iſt die Gruft!
Wohl kannſt du, daß die Steine klirren,
Beflügeln deines Roſſes Eil'!
Wohl kannſt du mit dem Schwert entwirren
Der Bürgerkriege wüſten Knaul!
Wohl, o mein Feldherr, kann dein Degen
Der Themſe Mund in Feſſeln legen,
Wohl kann dein Wink den Sieg bewegen,
Daß er dich anerkennt als Herrn!
Wohl kannſt du Wall und Thor zerſtören,
Gebieten ſelbſt den fernſten Meeren,
Und zum Geſtirne deinen Heeren
Beſtimmen deiner Sporen Stern!
Des Herren iſt die Zeit! Dir hat er nur verliehen
Den Raum! — Sieh' da die Welt! Du kannſt ſie ganz durchziehen,
Bekränzt mit jedem Kranz, den ſie für Kön'ge flicht!
Nimm, o Gewaltiger, Europa Karl dem Großen!
Wer hält dich, Mahomet von Aſia's Thron zu ſtoßen?
Du kannſt es! Doch dem Herrn nimmſt du ſein Morgen nicht!

3.

O Wechſel! O Gericht! — Als dieſes Mannes Erbe
Die Krone Roms — ſo nimmt des Bettlers Kind die Scherbe! —
Empfangen hatte, um ein Spielwerk ihm zu ſein;
Als man dem Volk gezeigt, wie ſeine Sterne brennen;
Als es gewundert ſich, wie man ſo groß ſein könne,
Und doch zu gleicher Zeit ſo klein;
Als Weſen ohne Zahl ſein Vater ihm erwärmet;
Als er lebendige Schutzmauern aufgethürmet
Um den ſcharlachnen Pfühl des Neugebornen hin;
Als dieſer Zimmerman, der ſich verſtand auf's Bauen,
Mit rieſ'ger Art beinah' die Welt zurecht gehauen
Nach ſeinem Traum und ſeinem Sinn;
Als weit geöffnet ſchon die väterlichen Hände,
Daß nie vergeh'nden Glanz er ſeinem Sohne ſpende;
Als Alles Freud' und Heil dem Lächelnden verhieß;
Als zu begrüßen einſt die Sohlen dieſes Gottes,
Die Marmorfließe man des prächtigſten Palaſtes
Schon jetzo Wurzeln ſchlagen ließ;
Und als, daß keinen Durſt empfände dieſer Kleine,
Ein güldenes Gefäß voll von der Hoffnung Weine,
Vor ihn und auch vor dich, o Frankreich, man geſetzt, . . .
Eh' ſeine Lippe noch der Schaale Rand berührte,
Kam plötzlich ein Koſak, der lachend es entführte
Und auf die Croupe hob entſetzt!

4.

Ja, kühn flog einſt der Aar, die Wolken zu durchdringen,
Als jählings ihm zerbrach ein Windſtoß beide Schwingen;
Er fiel, dem Wetterſtrahl, der durch die Luft zuckt, gleich.
Damals auf ſeinen Horſt voll Freude ſtürzten Alle;
Raubgierig nahmen ſie, je nach der Kraft der Kralle,
England den alten Aar, den jungen Oeſterreich!
Ihr wißt, was das Geſchlecht der Zwerge that dem Rieſen
Sechs lange Jahr hindurch, gefeſſelt und verwieſen
Sah man fern hinter Afrika
Den Ueberwundenen auf ſeiner Inſel trauern; —
In ſeinem Käfig ſah man dieſen Großen kauern; —
Die Kniee am Kinne, ſaß er da!
O hätt' er Nichts gelitten! . . . Und doch, er that's mit Schmerzen!
Die Löwenherzen ſind die rechten Vaterherzen!
Stets war ſein Denken jener März.*)
Zwei Dinge blieben ihm in ſeiner Wüſtenwildniß,
Schaut hin! ein Planiglob und eines Kindes Bildniß,
Sein Genius und auch ſein Herz!
O, Abends, wenn ſein Aug' ſtier, als erblickt es Geiſter,
Durchirrte das Gemach; wenn ſeine Kerkermeiſter,
Schildwachen aufgeſtellt, bei Tag und Nacht zu ſpähn
Auf ſeines Denkens Flug, nun ſeines Denkens Schatten
Vorüberziehen ſahn auf ſeiner Stirn — was hatten
Sie dieſes kahle Haupt alsdann bewegen ſehn?
Nicht immer, Sire, war's das Epos, welches eben
Mit deinem Degen du gerufen in das Leben;
Nicht immer alter Schlachten Luſt;
Nicht war es allezeit Aegyptens braune Erde;
Kein Scheik der Wüſte ſtets und ſeiner Wilden Pferde,
Die deines biſſen in die Bruſt!
Nicht war es allezeit der Bombe ſchaurig Dröhnen,
Das zwanzig Jahre lang die Feldſchlacht ließ ertönen
Dumpf unter'm Schritt Napoleon's,
Wenn weithin über's Meer zur dunkelrothen Fehde
Sein Hauch die Fahnen trieb, die ſchräg geſenkten jede
Der Maſtbaum ihrer Bataillons!
'S war nicht Madrid und nicht die alte Burg der Czaren;
'S war die Fanfare nicht des plänkelnden Huſaren;
'S war nicht der Bivouak, der auf den Morgen harrt;
'S war nicht ein Tagsbefehl; es waren keine Schanzen,
Noch rothe Lanziers, umſtarrt von ihren Lanzen,
Wie Purpurblumen, die ein Aehrenfeld umſtarrt!
O nein, es war ein Kind, wie Lilien und Roſen!
Es war ein blondes Kind — o, könnt' er ihm liebkoſen!
Halboffnen Mundes ſchläft es feſt;
Indeß die Amm' es wiegt, ſorgſam mit treuem Lieben,
Und einen Tropfen Milch, der ihrer Bruſt geblieben,
Auf ſeine Lippen tröpfeln läßt!
Die Ellenbogen dann lehnt' er auf ſeinen Seſſel;
Sein übervolles Herz brach ſchluchzend jede Feſſel;
Laut weint er, Thrän' auf Thräne fällt . . . —
O, ſei geſegnet, Kind! Haupt, heute ſchon begraben,
Sein Denken, du allein, abwärts gelenkt zu haben
Von dem verlornen Thron der Welt!

5.

Ja, Beide ſchon ſind todt! — Herr, ſtark iſt deine Rechte!
Zuerſt ergriffeſt du den Lenker der Gefechte,
Den Starken auf den Thron;
Drauf haſt den Knaben du dem Oſſuar gegeben;
Zehn Jahre g'nügten dir, das Leichentuch zu weben
Dem Vater und dem Sohn!
Ruhm, Jugend, Stolz — das Grab weiß alle zu erfaſſen!
Etwas gern möchte wohl der Menſch zurückelaſſen
Beim Scheiden aus der Zeit!
Umſonſt! Die Dinge gehn zurück, von wo ſie kamen;
Den Rauch die Luft, den Staub die Erde — heim den Namen
Nimmt die Vergeſſenheit.

6.

O Revolutionen! — Nimmer,
Der ich der Schiffer letzter bin,
Ergründ' im Ringen eurer Trümmer
Und Fluten ich des Ew'gen Sinn!
Euch haßt der Menge blödes Gaffen;
Allein, wer kennt des Ew'gen Schaffen?
Wer weiß denn, ob der Tiefe Klaffen
Und ob der Welle dumpf Geſchrei
Und ob der Trombe ſchrecklich Weben
Und ob des Linienſchiffs Vergehen —
Ob alles Dieß nicht zum Entſtehen,
O Herr, der Perle nöthig ſei?
Doch laſtet dieſes Sturms Verheerung
Auf Fürſten und auf Völkern ſchwer.
Ein Volk, begriffen in Empörung —
O, welch' ein blind' und taubes Meer!
Poet, was ſoll dein Lied der Menge?
Verſchleuß in deiner Bruſt Geſänge,
Die, unvernommen, das Gedränge
Der Flut erbarmungslos verſchlingt!
Im Nebel heiſch wird deine Stimme;
Der Wind entfiedert dich, der ſchlimme,
Du armer Vogel, der im Grimme
Des Sturms auf morſchem Maſte ſingt!
O Nachtorkan, der ewig grollet!
Kein Fleckchen Blau am Himmel mehr!
Wirr in das Bodenloſe rollet
Der Menſchen und der Dinge Heer.
Nichts, was im Wetter nicht zerſchelle!
Was iſt, reißt mit ſich fort die Welle!
Das kahle Haupt, gleichwie das helle,

---

*) Der zwanzigſte März 1815.

Den Kaiſer und des Kaiſers Sohn! —
Sieh', es erliſcht, es löſ't ſich Alles!
Wer wehrt dem Drang des Wogenſchwalles? —
Ziehend verzehrt er dumpfen Schalles
Den Leviathan, wie den Halcyon!

(Freiligrath.)

## 7.

## Lied.

Wenn es einen Raſen gibt,
Deſſen Quellen lachen,
Deſſen Schmelz kein Wetter trübt,
Welchen bunt bedachen
Lilien, Geißblatt und Jasmin,
Die zu jeder Jahrszeit blühn,
O ſo will zum Pfad ich ihn
Deinem Fuße machen!
Wenn es einen Buſen gibt,
Einen kühnen, wachen,
Deſſen Liebe, wenn er liebt,
Kennet kein Erſchwachen;
Wenn er warm und voll Gefühl,
Niemals falſch und niemals kühl,
Ei, ſo will ich ihn zum Pfühl
Deiner Stirne machen!
Gibt es einen Liebestraum,
Einen ohn' Erwachen,
Der ſich, wie des Baches Schaum
Leiſe wiegt den Nachen,
Wenn die Seele wiegen läßt,
Einen Traum, der Gott ein Feſt,
O, ſo will ich ihn zum Neſt
Deinem Herzen machen!

(Freiligrath.)

## 8.

## Das ſchlafende Kind.

Beim niedern Hausaltare
In dem Alkoven ruht
Das Kind, das unſchuld-klare,
In ſeiner Mutter Hut.
Des Schlummers weich' Gefieder
Senkt ſeine roſ'gen Lider,
Der Traum erſchließt ſie wieder
Für Himmelsglanz und Glut.
Da naht vom Schattenlande
Der Träume bunter Reih'n,
Es liegt im Uferlande
Von Gold und Edelſtein.
Es ſieht der Sonnen Drehen,
Es tragen holde Feen,
Die leicht vorüberwehen,
Im Arme Seelen rein.
O Träume! reich an Schöne!
Wie ſtrömt das Waſſer hell,
Wie locken ſüße Töne
Im tiefen Grund der Well'.
Wie hold der Schweſtern Mienen,
Der Vater iſt bei ihnen,
Mit Flügeln, glanzumſchienen,
Fliegt ſeine Mutter ſchnell.
Und Träume, grenzenloſe,
Sie ſprießen raſch empor,
Die Lilie und die Roſe
Blüht auf im Corridor.
Es murmeln Silberwogen,
Von Fiſchlein hell durchzogen,
Von goldnem Schilf überbogen,
Melodiſch in ſein Ohr!
O Kindlein! ſchlaf' in Frieden
Und träume immerhin!
Weißt nicht, was dir beſchieden,
Wohin die Tage zieh'n.
Wie eine Meeresroſe
Liegſt du im Wellenſchooße,
Weißt Nichts von deinem Looſe,
Wohin die Wogen ziehn.
Das Wiſſen und die Ahnung
Sind, Kind! dir unbekannt,
Der Sorgen finſtre Mahnung
Naht nicht der Wiege Rand.
Sie weichet vor dem Scheine
Der Stirn ſo unſchuldreine,
Und Falten ſchreibt ſie keine
Darauf mit glüh'nder Hand.
Wie ſüß der Unſchuld Schlummer!
Die lieben Engelein,
Sie ahnen ſchon den Kummer,
Dein harrend, Kindelein!
Die hülflos dich gewahren,
Umringen dich in Schaaren,
Ihre Thränen fallen, die klaren,
Auf deine Händelein.
Von ihrem Kuß, dem reinen,
Glüht ſeine Lippe hell,
Das Kind ſieht, wie ſie weinen,
Und flüſtert: Gabriel!
Der Engel legt, ſich neigend,
Auf den Mund den Finger ſchweigend,
Dann, auf zum Himmel zeigend,
Entſchweben ſie der Stell'.
Die Mutter wähnt, verdränget
Von Träumen ſei ihr Glück,
An ſeinen Zügen hänget
Sie mit beſorgtem Blick,
Bewundert ſtolz ihr Leben,
Hört einen Seufzer ſchweben
Und ihre Küſſe geben
Dem Lächeln es zurück.

(Ploennies.)

## 9.

## Bitte.

O, wenn ich ſchlafe, nahe meinem Lager,
Wie Laura einſt ſich gab Petrarca kund,
Daß mich dein Hauch vorübergehend ſtreife,
Und bald ſich öffnen wird da mein Mund.
Und über meiner düſtern Stirn, verſchattet
Vielleicht von einem ſchwarzen Traum voll Pein,
Laß deinen Blick wie ein Geſtirn erglänzen!
Mein Traum wird plötzlich voll Strahlen ſein.
Und deine Lippe, hell von einer Flamme,
Hauch' einen leiſen Kuß mir luſtig auf —
Und werde ſo ein Weib aus einem Engel,
Und meine Seele, ſie wachet auf.

( ! )

## 10.

## Unſre Zeit.

Groß iſt unſre Zeit und kräftig
Und von edlem Drang geſchwellt,
Der Gedanke zieht geſchäftig
Als Geſandter durch die Welt;
Und der Arbeit Lärmgekreiſche,
Drin des Menſchen Wort erklingt,
Wie's dem göttlichen Geräuſche
Heil'ger Schöpfung ſich verſchlingt!
Red'voll in der Städte Schranken,
Wie am einſam freien Herd

Hängt der Menſch an dem Gedanken,
 Der als Milch ſein Blut genährt,
 Aus des Marmorblocks Koloſſe,
 Aus der Menge roh und wild,
 Meißelt die Idee, die große,
 Eines Volkes Götterbild.
Die Schaffote ſind zerbrochen
 Und die Kerker ſind verwaiſ't;
 Aufruhr hat ſich ſtill verkrochen,
 Beſſ're Zeiten ahnt der Geiſt.
 Völker haben ihr Entrüſten,
 Wie die Lava der Vulcan:
 Beide müſſen erſt verwüſten,
 Doch befruchten ſie alsdann.
Dichter mit der mächt'gen Leier,
 Scheitel, die ein Gott geweiht,
 Leuchten im Begeiſt'rungsfeuer
 Groß hinab in unſre Zeit.
 Ja, die Kunſt hat ihr Gefieder,
 Wo die Seele freudig lauſcht
 Dem Entzücken und dem Liede,
 Das aus heil'gen Quellen rauſcht.
Stein an Stein muß ſich erheben,
 Sitte hat den Grund gelegt,
 Zu befeſtigen das Leben,
 Das vom Winde ward bewegt;
 Und zwei Säulen der Belehrung
 Hat der Geiſt neu aufgeſtellt:
 Für das Alter die Verehrung,
 Liebe für die Kinderwelt.
Pflicht, die Tochter der Geſetze,
 Weilt bei uns in holder Raſt,
 Schmückt des Hauſes erſte Plätze
 Als ein vielgeliebter Gaſt.
 Selbſt der Bettler, der im Schatten
 Unſrer Vorgebäude ruht,
 Läßt des Herzens Haß ermatten
 Und im Aug' des Neides Glut.
Nicht mehr pocht die ſtrenge Wahrheit
 An verſchloſſ'ne Thüren an.
 Freiheit hat das Wort und Klarheit,
 Die der Geiſt erfaſſen kann:
 Weil er in Begebenheiten
 Täglich leſend ſich vertieft
 Und an Allem neue Seiten
 Und ein neues Deuten trifft.
Während ihr in eure Weiſen,
 Dichter, träumend euch verzückt,
 Wird die Welt durch Dampf und Eiſen
 Aus dem Schwerpunkt fortgerückt.
 Der Erfindung mußten weichen
 So Gewicht als Widerſtand,
 Die an ihre trägen Speichen
 Sonſt den Gang der Welt gebannt.
Die Materie muß ſich fügen,
 Vor des Menſchen geiſt'ger Kraft
 Sich als Sklavin hinzuſchmiegen:
 Er erſinnet, denkt und ſchafft.
 Sein lebend'ger Hauch erſchüttert
 Alle Keime der Natur,
 Wie der Hain im Winde zittert
 Und die Aehre auf der Flur.
Alles wächſt und wird bereichert;
 Jede raſche Stunde hat
 Geiſtesſchätze aufgeſpeichert:
 Schöne Zeit der großen Saat!
 Und vom heitern Uferrande
 Sieht der Menſch ſein Leben ziehn,
 Das als mächt'ger Strom die Lande
 All' durchſchreitet tief und kühn.
Doch in dieſem Weiterſchreiten,
 Reich mit Ruhm und Glanz bedeckt,
 In dem Thatendrang der Zeiten
 Iſt nur Eins, das mich erſchreckt
 Und mit ſtiller Angſt durchdringt:
 Deine Stimme iſt's, o Herr,
 Deren Echo ſchwächer klinget
 Und verſchwindet mehr und mehr!

(Dräxler-Manfred.)

---

## 11.

## Hernani.

### Vierte Handlung.

(Die Gruft zu Aachen, worin ſich das Grabmal Karl's des Großen befindet; große Hallen in lombardiſchem Styl; dicke, niedere Pfeiler, volle Bogen; die Capitäler mit Vögeln und Blumen verziert. — Zur Rechten das Grab Karl's des Großen, mit einer kleinen, niedern, gewölbten Bronzethüre. Eine einzige Lampe, welche an einem Schlußſteine des Gewölbes befeſtigt iſt, erleuchtet die auf der Thüre befindliche Inſchrift: KAROLO MAGNO. — Es iſt Nacht und man ſieht nicht den Hintergrund der Gruft; das Auge verliert ſich zwiſchen den Bogengängen und Pfeilern, welche ſich im Schatten durchkreuzen.)

### Erſte Scene.

Don Carlos, Don Ricardo, in großen Mänteln.

Ricardo
(mit entblößtem Haupte, eine Laterne in der Hand).
Hier iſt's.

Carlos.
Hier alſo kommen die Verſchworenen
Zuſammen? Alſo hier wird meine Hand
In Kurzem ſammt und ſonders ſie erhaſchen?
Ha! Herr Kurfürſt von Trier! alſo hier?
Ihr leihet ihnen dieſen Ort? Wahrhaftig,
Sie hätten keinen beſſern wählen können!
So ſchwarze That gedeiht nur in der Luft
Der Grüfte; trefflich laſſen ſich die Dolche
Auf Gräbern wetzen. — Traun! ihr ſpielet hoch,
Es gilt die Köpfe; nun, ihr Herren Mörder,
Wir wollen ſehn! — Bei Gott! ſie thuen wohl
Daran, für ihr Geſchäft ein Grab zu wählen,
Sie werden ſich ein Stückchen Weg erſparen.
(zu Don Ricardo.)
Erſtrecken dieſe Hallen ſich noch weit
Hier unter'm Boden?

Ricardo.
Bis zum letzten Schloß.

Carlos.
Das iſt ja weiter, als es nöthig iſt.

Ricardo.
Die andern hier auf dieſer Seite reichen
Bis zu dem Kloſter Altenheim.

Carlos.
Wo Rudolf
Lothar vertilgte? Gut. — Nennt noch ein Mal
Die Namen der Verſchwornen mir, Herr Graf!
Wo, wie, warum ſie ſich verſchworen.

Ricardo.
Gotha.

Carlos.
Ich weiß, warum der tapfre Herzog ſich
Verſchwört; er will auf Deutſchlands Kaiſerthron
Nur einen Deutſchen ſehen.

Ricardo.
Hohenburg.

Carlos.
Der Hohenburg, das glaub' ich, wäre lieber
Mit Franz von Frankreich in der Hölle, denn
Mit mir im Himmel.

Ricardo.
Don Gil Tellez Giron.

Carlos.
Caſtilien und unſre liebe Frau!
Er lehnt ſich gegen ſeinen König auf!
Der Schändliche!

**Ricardo.**

Die Rede geht, er habe
Bei Dame Giron euch an jenem Abend,
Als ihr ihn zum Baron erhobt, gefunden.
Er will die Ehre ſeiner zärtlichen
Gemahlin rächen.

**Carlos.**

Muß er denn ſich gleich
Deswegen gegen Spanien empören?
— Wen nennt man weiter?

**Ricardo.**

Neben dieſen macht
Man Vasquez, Biſchof von Avila, namhaft,
Weil ihr das Halsband eures Ordens ihm
Noch nicht verliehen.

**Carlos.**

Ha! Guzman von Lara!
Wenn er Nichts weiter will, als einen Orden,
Den ſoll er haben.

**Ricardo.**

Ferner iſt der Herzog
Von Lützelburg: was ſeinen Plan jedoch,
Den er im Schilde führt, betrifft ...

**Carlos.**

Der Herzog
Von Lützelburg iſt einen Kopf zu groß.

**Ricardo.**

Juan von Haro kommt ſodann; er will
Aſterga.

**Carlos.**

Dieſer Haro's wegen hat
Man ſtets des Henkers Sold verdoppeln müſſen.

**Ricardo.**

Das ſind ſie alle.

**Carlos.**

Graf, das ſind die Köpfe
Bei weitem noch nicht alle! Sieben nur
Habt ihr genannt, das iſt nicht meine Zahl.

**Ricardo.**

O, etliche Banditen, welche Trier
Begleitet oder Frankreich, nenn' ich nicht.

**Carlos.**

Wie? dieſe Männer ohne Vorurtheil,
Die nennſt du nicht? — Sie, deren Dolche ſtets
Bereit ſind, ihre Rollen gut zu ſpielen,
Die immerwährend nach den größern Thalern
Sich drehn, wie nach dem Pole der Magnet.

**Ricardo.**

Verwegene Geſellen hab' ich zwei
Wohl wahrgenommen; dieſe kamen erſt
Vor Kurzem an; ein junger und ein alter.

**Carlos.**

Wie heißen ſie?
(Ricardo gibt durch das Zucken ſeiner Schultern zu verſtehen, daß er es nicht wiſſe.)
Wie alt?

**Ricardo.**

Der Junge mag
Kaum zwanzig Jahre zählen.

**Carlos.**

Schad' um ihn!

**Ricardo.**

Und ſechzig hat der Alte wenigſtens.

**Carlos.**

Des Alters hat der Eine noch zu wenig,
Der Andere zu viel. Nun, deſto ſchlimmer!
Ich werde ſchon für Beide Sorge tragen!
Auf meine Hilfe kann, wenn's nöthig iſt,
Der Henker rechnen! — Aber werd' ich denn
Auch Kaiſer werden?

**Ricardo.**

Das Collegium
Der Wähler iſt in dieſem Augenblick
Verſammelt und berathet.

**Carlos.**

Nun, wen werden
Sie denn ernennen? Franz den Erſten, oder
Den Sachſen, Friederich den Weiſen? — O!
Wohl hat der Luther Recht: 's geht Alles ſchlecht!
Das ſind mir ſaub're Majeſtätenmacher,
Die keine Granden ſchlagend fanden, als
Die gebornen nur! Ein ketzeriſcher Sachſe!
Ein Pfalzgraf, der ein Dummkopf iſt! Ein Primas
Von Trier, der ein Wüſtling iſt! — Der König
Von Böhmen, nun der iſt für mich. — Die Fürſten
Von Heſſen, kleiner noch, als ihre Ländchen!
Nur junge Narren, alte Sünder! — Kronen
Genug, doch Köpfe? ... Ja, die mag man ſuchen.
Die ganze lächerliche Wahlverſammlung
Von lauter Zwergen, traun! ich wollte ſie
In meiner Löwenhaut, wie Hercules,
Von dannen tragen! Zieht den Leutchen nur
Die violetten Mäntel aus, ſie ſtehn
Dann krüppelhafter da, als Triboulet. —
Drei Stimmen fehlen mir, Ricardo, ſieh,
Und Alles fehlt mir! O, ich gäbe Gent,
Toledo, Salamanca, gäbe gern
Drei Städte für drei Stimmen hin,
Wenn ſie ſo wollten! Siehſt du, Freund Ricardo,
Drei Städte ſollen ſie dafür bekommen,
In Flandern oder in Caſtilien!
— Natürlich mit dem Vorbehalt, ſie ſpäter
Zurückzunehmen!
(Ricardo macht eine tiefe Verbeugung und ſetzt den Hut auf.)

**Ricardo.**

Herr,
Ihr habt mich du genannt.
(Von Neuem ſich verbeugend.)
Jetzt bin ich Grande
Von Spanien.

**Carlos** (für ſich).

O du dauerſt mich, ſo geizig
Zu ſein auf Nichts! O eigennütz'ge Brut!
Wie zwiſchen unſern Plänen ſie der ihren
Stets eingedenk! Ja, für ein Titelchen
Verkauften ſie wahrhaftig ihre Seele!
O Eitelkeit, o Eitelkeit! Und Alles
Iſt Eitelkeit; Gott und der Kaiſer nur
Allein ſind groß — und auch der heil'ge Vater!
Die Uebrigen, die Könige ſowohl,
Als Herzoge, was wollen ſie bedeuten?
(zu Ricardo.)
Drei Kanonenſchüſſe, nicht wahr?
(Ricardo verbeugt ſich und geht. — Don Carlos, allein, verſinkt in tiefes Nachſinnen. Er verſchränkt ſeine Arme und läßt das Haupt auf die Bruſt herabſinken; dann erhebt er es wieder und wendet ſich gegen das Grab.)

## Zweite Scene.

**Don Carlos.**

O großer Karl, Verzeihung! — Ernſte Worte
Nur ziemen ſich in dieſen Hallen.
Ja, zürnen wirſt du über dies Geſchwätz,
Das unſer Ehrgeiz wagt auf deinem Grabe.
— Ein herrlich Schauſpiel iſt's fürwahr, den Geiſt
Entzückend, dies Europa, wie er es
Geſchaffen, wie er es uns hinterließ!
Ein ſtolzer Bau! Auf ſeinem Gipfel oben
Zwei Männer, zwei erkorne Häupter, denen
Sich jeder König, welchen nur Geburt
Dazu geſtempelt, unterwerfen muß!
Ja, ja, faſt alle Staaten, Königreiche
Und Herzogthümer, Marquiſate, Lehen
Sind erblich, doch das Volk hat ſeinen Papſt
Und ſeinen Kaiſer. Alles ſchreitet ſo
Voran; der Zufall muß den Zufall ſtets
Verbeſſern, ſo entſteht das Gleichgewicht
Und ſo beſteht die Ordnung überall.

Kurfürſten, goldbedeckt und Kardinäle
In Scharlach, hehrer doppelter Senat,
Vor welchem ſich die Erde beugt, wozu
Sind anders ſie denn da, als nur zur Zierde?
Der Gott will, was er will. Hat ein Gedanke,
Wie ihn die Zeit erheiſcht, ſich ſtill erſchloſſen,
So wächſt er ſchnell und ſchreitet fort und eilt,
Er miſcht in alle Dinge ſich, wird Fleiſch
Und Blut und weiß die Herzen zu gewinnen.
Mit Füßen tritt ihn mancher König zwar
Und legt Gebiß und Zaum ihm an; doch tritt
Er einmal in den Reichstag, in's Conclave,
So ſehen ſtaunend alle Könige,
Wie der Gedanke, den zum Sklaven ſie
Gemacht, ſich über ihre Königshäupter
Erhebt und ſie mit Füßen tritt, entweder
Den Reichsapfel in ſeiner Linken oder
Auf ſeiner Stirne die Tiara. — Ja,
Der Kaiſer und der Papſt ſind Alles; Nichts
Iſt hier auf Erden, als für ſie und durch ſie!
Ein unbegreiflich doch Geheimniß lebt
In ihnen und der Himmel, deſſen Rechte
Sie ſämmtlich haben, gibt die Könige
Und Völker ihnen hin zum großen Schmaus.
In ihren Augen ſchaukelt ſich und reibt ſich
Die ganze Welt; ſie ſchaffen und vernichten;
Der Eine löſ't, der Andere zerhaut;
Die Wahrheit iſt der Eine und die Kraft
Der Andere; ſie haben ihren Grund
In ſich allein und ſind, weil ſie ſind;
Gewaltige Brüder, ſich einander gleich,
Dem Heiligthum, im Purpurkleid der Eine,
Im weißen Kleid der Andre, ſtaunt die Welt
Geblendet Gottes beide Hälften an,
Den Kaiſer und den Papſt! — Der Kaiſer, ich,
Der Kaiſer! Kaiſer ſein! — O Wuth, es nicht
Zu ſein und muthentbrannt ſein Herz zu wiſſen!
Wie überglücklich war der Mann, der hier
Im Grabe ruht, wie groß! In ſeiner Zeit
War Alles ſchöner noch! O welches Loos! —
Und dennoch ſchläft er hier in dieſem Grabe!
So wenig iſt denn Alles, was dahin
Es kommen muß! Ein Fürſt geweſen ſein,
Ein König und ein Kaiſer, ein Held,
Und Alles überſehen haben; lebend
Zum Fußgeſtell das ganze deutſche Reich
Gehabt zu haben; und den Titel Cäſar,
Den Namen Karl der Große; größer noch,
Als Hannibal und Attila, die Welt
Geweſen ſein!... — und doch hieher gekommen!
O buhlt nur emſig um ein Kaiſerreich!
Und ſeht, wie wenig Staub ein Kaiſer iſt!
Erfüllt den Erdkreis mit Geräuſch und Lärm;
Erwerbet euch ein Reich, erweitert es,
Und ſprechet nie: „Es iſt genug!" So hoch
Euch immer euer Stolz erheben mag,
Hier iſt das Ziel!... — Und doch das Reich, das
Reich!
Was liegt mir denn an allem Tod? Ich will
Das Reich und höre mein Gefallen dran.
Zwar flüſtert mir was zu: „Es wird dir werden!"
Es wird mir werden! Hätt' ich es doch ſchon!... —
O Himmel! eines Thurms Anfang ſein,
Allein und aufrecht oben auf der Spitze
Des ungeheuren Gebäudes ſtehn,
Der Schlußſtein ſein von einer Menge Staaten,
Die ſtufenweiſ' auf einander ſind geſchichtet,
Und unter ſich die Könige geſchaart
In dichten Reihen ſehn, auf ihrem Haupt
Die Füße ſtehen haben! Unter dieſen
Die andern Herrſcher, Kardinäle, Dogen,
Markgrafen, Herzoge, ſodann Barone,
Standhäupter, Aebte, Biſchöfe, ſodann
Die Krieger und die Geiſtlichkeit und endlich
In weiter Ferne von dem Gipfel, wo
Wir ſtehen, in der tiefſten Tiefe Dunkel
Die Menſchen dann! — Die Menſchen! nun, das heißt,
Ein Haufen, heißt ein Meer, ein groß Geräuſch,
Gejammer und Geſchrei und manchmal auch
Ein bitt'res Lächeln! — O das Volk, das Volk!
Es iſt ein Ocean, iſt eine Woge,
Die raſtlos fort ſich wälzt — und wirfſt du was
Hinein, ſo wird das Ganze ſich bewegen —
Iſt eine Woge, welche Throne leicht
Verſchlingt und Gräber wiegt in ihrem Schooß;
Ein Spiegel iſt's, worin ein König ſich
Nur ſelten ſchön erblickt! O ſchaute man
Doch manchmal nur in dieſe dunkle Flut
Hinab, man ſähe Reiche ſonder Zahl
Ganz unten in der Tiefe, ſähe Trümmer
Von ungeheuren Schiffen, fortgewälzt
Von Ebb' und Flut; das Meer verſchlang ſie all',
Weil ſie ihm hinderlich und fremd geworden.
Und alles Das beherrſchen und hinauf
Zu dieſem Gipfel ſteigen, wenn man euch
Gewählt, und wiſſen, daß man nur ein Menſch!
Den Abgrund unter ſeinen Füßen haben!
Ich Unglückſeliger! was bin ich denn?
Ich Kaiſer ſein! Mein Gott, ich hätte ja
Am Königſein zu viel! Nur Sterblichen
Von ſeltener Natur wächſt mit dem Glück
Die Seele; doch wer wird mich groß denn machen?
Wer wird mir Richtſchnur ſein und wer Geſetz?
Wer wird mir rathen? —
(Er ſinkt vor dem Grabe auf die Knie.)
Du, du, großer Karl!
Weil Gott, vor welchem jedes Hinderniß
Verſchwindet, unſre beiden Majeſtäten
Einander gegenüber jetzt geſtellt,
So ſtröme du aus deines Grabes Tiefe
Was Großes, Hohes, Schönes mir in's Herz!
O lehre mich die Kunſt, ein jedes Ding
Von allen ſeinen Seiten zu betrachten!
O zeige mir, daß klein nur iſt die Welt;
Denn ſieh, ich wage nicht, ſie anzufaſſen.
O lehre das Geheimniß mich, zu herrſchen,
Und ſage mir, ob's beſſer iſt zu ſtrafen,
Ob's beſſer zu verzeihen! Willſt du? Sprich! —
O hehrer Schatten, Deutſchlands Kaiſer! ſage,
Was kann man thun nach einem Karl dem Großen?
O ſprich und ſollte mir dein mächt'ger Athem
Auch an die Stirne ſchleudern dieſe Thüre
Von Erz! — Und ſagſt du Nichts, ſo laſſe Carlos
Doch wenigſtens dein Haupt, gleich einer Welt,
Erforſchen! Laß nach Luſt und Liebe mich
Dich meſſen, Rieſe; denn hienieden iſt
Das Größte nicht ſo herrlich, als dein Nichts!
Und will dein Schatten nicht erſcheinen, nun,
So rathe deine Aſche mir!...
(Er nähert den Schlüſſel dem Schloſſe.)
Hinein! —
(Er fährt zurück.)
Gott, wenn er wirklich mit mir ſprechen wollte!
Wenn er erwachte! Wenn da drin er wäre
Und nahte mir in ſeiner ganzen Größe
Mit ſtolzem Schritt und wenn zurück ich käme
Mit weißem Haar! Doch — nur hinein!
(Geräuſch von Schritten.)
Man kommt!

Wer wagt es außer mir, zu dieſer Stunde
Die Ruhe eines ſo erhab'nen Todten
Zu ſtören? Horch! wer mag es ſein? —
(Das Geräuſch kommt näher.)
O ſchier
Hätt' ich's vergeſſen! Meine Mörder ſind's!

(Er öffnet die Thüre des Grabes und ſchließt ſie wieder hinter ſich zu. Von verſchiedenen Seiten treten mehrere Männer auf, mit dumpfem Schritt, alle in Mäntel gehüllt und die Hüte in's Geſicht gedrückt.)

### Dritte Scene.

### Die Verſchworenen.

(Sie ſchreiten nach einander zu, reichen ſich die Hände und wechſeln mit leiſer Stimme einige Worte.)

Zweiter Verſchworener.

Halt! Wer da?

Erſter Verſchworener (eine brennende Fackel in der Hand).

Ad augusta *)

Zweiter Verſchworener.

Per angusta. **)

Erſter Verſchworener.

Die Heiligen beſchützen uns!

Dritter Verſchworener.

Die Todten,

Die dienen uns!

Erſter Verſchworener.

Und Gott behüte uns!

(Geräuſch von Schritten im Dunkel.)

Zweiter Verſchworener.

Halt! Wer da?

Stimme im Dunkel.

Ad augusta.

Zweiter Verſchworener.

Per angusta.

(Geräuſch von Tritten. Neue Verſchworene.)

Erſter Verſchworener (zum dritten).

Sieh! Nah'! es ſcheint wohl noch Einer kommen.

Dritter Verſchworener.

Halt! Wer da?

Stimme im Dunkel.

Ad augusta.

Dritter Verſchworener.

Per angusta.

(Neue Verſchworene treten ein und wechſeln mit den andern geheimnißvolle Zeichen.)

Erſter Verſchworener.

Gut! Alle ſind wir nun beiſammen. Gotha,
Erſtatt' jetzt Bericht. Das Lichte harrt
Das Dunkel, Freunde.

(Die Verſchworenen ſetzen ſich in einem Halbkreiſe auf die Gräber. Der erſte Verſchworene geht von Einem zum Andern und Jeder zündet an ſeiner Fackel eine Kerze an, die er in der Hand hält. Dann ſetzt ſich der erſte Verſchworene in der Mitte des Kreiſes ſchweigend auf ein Grab, welches höher iſt, als die andern.)

Der Herzog von Gotha (aufſtehend).

Freunde, Karl von Spanien,
Ein Fremder von der mütterlichen Seite
Begehrt des heiligen deutſchen Reichs.

Erſter Verſchworener.

Ihm werde
Das Grab.

Der Herzog von Gotha (wirft ſeine Fackel auf den Boden nieder und ſie mit dem Fuße auslöſchend).

Mit ſeinem Haupte geſcheh' es ſo,
Wie hier mit dieſer Fackel!

Alle.

So geſcheh' es!

Erſter Verſchworener.

Ihm Tod!

Der Herzog von Gotha.

Er ſterbe!

Alle.

Ja, er fall' als Opfer!

Haro.

Sein Vater iſt ein Deutſcher.

Der Herzog von Lützelburg.

Seine Mutter
Iſt eine Spanierin.

Der Herzog von Gotha.

So iſt er weder
Ein Spanier noch ein Deutſcher. Alſo Tod ihm!

Ein Verſchworener.

Und wenn in dieſem Augenblick die Wähler
Zum Kaiſer ihn ernennten?

Erſter Verſchworener.

Ihn! Nie!

Giron.

Freunde,
So werfen wir ſein Haupt in's Grab hinab,
Die Krone fällt alsdann von ſelber noch.

Erſter Verſchworener.

Wenn einmal er das deutſche Reich gewonnen,
So wird er, wer er ſein mag, hehr und heilig,
Und Gottes Finger nur darf ihn berühren.

Der Herzog von Gotha.

Drum iſt es wohl am beſten, wenn er ſtirbt,
Bevor er hehr und heilig wird.

Erſter Verſchworener.

Die Wahl
Erleb' er nicht!

Alle.

Er ſterbe vor der Wahl!

Erſter Verſchworener.

Wie viel der Arme werden wir bedürfen,
Um ihn auf's Leichentuch zu ſtrecken?

Alle.

Eines!

Erſter Verſchworener.

Wer führt den Stoß?

Alle.

Wir Alle.

Erſter Verſchworener.

Dem Verräther
Verderben! — Einen Kaiſer wählen ſie,
Wir wollen einen Todtenrichter wählen.
Das Loos entſcheide!

(Die Verſchworenen ſchreiben ihre Namen in ihre Schreibtafeln, reißen das Blatt heraus, rollen es zuſammen und werfen es in die Urne eines Grabes; dann ſpricht der erſte Verſchworene.)

Beten wir zuerſt.

(Alle knieen; der erſte Verſchworene ſteht auf.)

Vor Allem glaube der Erkorne
An Gott! Er ſtoße wie ein Römer, ſterbe
Wie ein Hebräer! Trotzen muß er Rad
Und ſcharfen Zangen, auf der Folter muß
Er ſingen, lachen in des Feuers Glut!
Zum Tödten und zum Sterben muß er feſt
Entſchloſſen ſein und Alles thun.

(Er zieht einen Zettel aus der Urne.)

Alle.

Wie heißt er?

Erſter Verſchworener (mit lauter Stimme).

Hernani!

Hernani (aus der Schaar der Verſchworenen heraustretend).

Ha! Gewonnen! Endlich halt'
Ich dich, die ich ſo lange ſchon erſtrebt,
Dich Rache!

Gomez (Hernani auf die Seite nehmend).

Tritt den Stoß mir ab!

Hernani.

O nein,
So wahr ich lebe, nicht! O Herr, beneidet
Um dieſes Glück mich nicht; zum erſten Mal
Fürwahr ja iſt's, daß ſeine Gunſt mir lächelt.

Gomez.

Du biſt ein armer Mann. Gut, Leben, Schlöſſer,
Vaſallen, Alles, hunderttauſend Bauern,
Dreihundert Dörfer geb' ich dir, mein Freund,
Für dieſen Stoß.

Hernani.

Nein!

---

*) Zur Höhe.

**) Durch Enge.

**Der Herzog von Gotha.**
Deines Armes Stoß
Iſt minder ſicher, Greis!

**Gomez.**
Zurück, zurück.
Ihr Alle da! Iſt auch mein Arm nicht feſt,
So iſt's die Seele doch; beurtheilt nicht
Die Klinge nach der zitternden Schritte. (Zu Hernani.)
Du biſt mein Eigenthum!

**Hernani.**
Mein Leben Euch,
Das ſeine mein.

**Gomez** (das Horn vom Gürtel losmachend).
Wohlan denn, hört, Neffe,
Ich gebe dir das Horn zurück.

**Hernani.**
Du gibſt
Das Leben mir zurück? — Wie? — Doch was liegt
Mir denn am Leben? Rache, Rache will
Ich nur; darüber bin ich, weiß es Gott,
Mit mir im Reinen. Meinen Vater muß
Ich rächen ... und vielleicht noch mehr! — Doch willſt
Du ſie zurück mir geben?

**Gomez.**
Wie! Ich gebe
Das Horn zurück.

**Hernani.**
Dann nein!

**Gomez.**
Bedenke, Kind.

**Hernani.**
Herr Herzog, laſſe meine Rache mir.

**Gomez.**
Wohlan, ſo ſei'ſt du denn auf immerdar
Verflucht, weil du mir dieſe Freude raubſt!
(Er befeſtigt das Horn wieder an ſeinem Gürtel.)

**Erſter Verſchworener** (zu Hernani).
Es wäre gut, mein Bruder, dieſen Abend
Don Carlos aufzulauern, eh' man ihn
Zum Kaiſer wählte ...

**Hernani.**
Seid darüber ruhig:
Ich weiß vortrefflich, wie man einen Menſchen
Ins Grab befördert.

**Erſter Verſchworener** (Hernani die Hände auflegend).
Irdiſches Gericht
Laß den Verräther ſterben! Gott mit euch! —
Und wir, wir Alle, Grafen und Barone,
Wir legen drei das Werk, wenn er, bevor
Er ihn getroffen, ſtirbt. Wir wollen ſchwören,
All' ohn' Ausnahm', Alle nach der Reihe,
Mit unſern Dolchen Carlos zu vertilgen.

**Alle** (ihre Schwerter ziehend).
Ja, ſchwören wir!

**Der Herzog von Gotha** (zum erſten Verſchworenen).
Auf was, mein Bruder, ſollen
Wir ſchwören?

**Gomez** (nimmt ſein Schwert an der Spitze und hält es über ſein Haupt).
Schwören wir bei dieſem Kreuze!

**Alle** (ihre Schwerter erhebend).
Er ſterbe ſchmählich ohne Beicht' und Buß'!

(Man hört in der Ferne einen Kanonenſchuß. Alle ſind auf einmal ſtill. Die Thüre des Grabes geht auf. Don Carlos erſcheint auf der Schwelle, bleich, horchend. Ein zweiter Schuß; ein dritter. Er öffnet die Thüre ganz, bleibt aber, ohne einen Schritt vorwärts zu thun, ſtolz und unbeweglich auf der Schwelle ſtehen.)

---

## Vierte Scene.

Don Carlos. Hernani. Don Ruy Gomez. Die Verſchworenen.

**Carlos.**
Ihr Herren, gehet weiter, denn euch hört
Der Kaiſer.
(Alle Fackeln verlöſchen auf ein Mal. Tiefe Stille. Er macht einen Schritt vorwärts; die Finſterniß iſt ſo groß, daß man kaum die Verſchworenen, welche ſtumm und unbeweglich daſtehen, unterſcheidet.)
Still und Nacht! — Die Rotte taucht
Aus Nacht hervor und ſinkt in Nacht zurück.
Wie, glaubt ihr denn, das Alles werde ſo,
Gleich einem Traum vorübergehen! Steht,
Hier iſt er, Karl der Fünfte: Schlaget zu!
Macht einen Schritt! Wir wollen ſehen, ob
Ihr's wagt. O nein, ihr wagt es nicht. Es ließ
Nur blutig eure Fackeln noch geflammt
In dieſem Schatten, jetzt, ein Athemzug
Von mir genügt, ſie ſämmtlich auszulöſchen!
Doch ſeht, erhebt die irren Augen jetzt,
Vermocht' ich's, eure Fackeln zu verlöſchen,
So zünd' ich deren mehr noch an.
(Er klopft mit dem eiſernen Schlüſſel an die Metallthüre des Grabes. Auf dieſen Schlag füllt ſich die Gruft mit Soldaten, welche Fackeln und Hellebarden tragen. An ihrer Spitze der Herzog von Alcala, der Graf von Caſa Palma u. ſ. w.)
Ihr Falken, ſchnell herbei! Herbei! Das Neſt
Iſt ausgeſpürt, gefangen iſt die Beute!
(Zu den Verſchworenen.)
Seht, jetzt erſcheint mein Fackelzug; das Grab
Flammt glühend auf!
(Zu den Soldaten.)
Herbei, herbei, ihr Alle!
Die Frevler ſind auf friſcher That ertappt.

**Hernani** (die Soldaten betrachtend).
Das laß ich mir gefallen! Allein groß
Erſchien er mir allein. Jetzt iſt's ſchon gut.
Ich glaubte wirklich Anfangs Karl den Großen
Zu ſehen, und es iſt nur Karl der Fünfte!

**Carlos.**
He! Connetable Spaniens, Admiral
Caſtiliens, herbei! entwaffnet ſie.
(Die Verſchworenen werden umringt und entwaffnet.)

**Ricardo**
(kommt eiligſt und verbeugt ſich bis zur Erde).
O Majeſtät!

**Carlos.**
Du biſt Palaſt-Alcalde.

**Ricardo** (ſich verbeugend).
Zwei Wähler wünſchen eure Majeſtät,
Im Namen Aller von der goldnen Kammer,
Zu Füßen ihre Wünſche jetzt zu legen.

**Carlos.**
So mögen ſie denn kommen.
(Leiſe zu Ricardo.)
Donna Sol!

(Ricardo grüßt und entfernt ſich. Der König von Böhmen und der Herzog von Baiern, in goldſchimmernden Kleidern, die Krone auf dem Haupte, treten mit Fackeln und Trompetenſchmettern ein. Zahlreiches Gefolge von deutſchen Edelleuten, welche das Reichsbanner tragen, einen zweiköpfigen Adler, mit dem Wappen Spaniens in der Mitte. Die Soldaten bilden zwei Reihen, durch welche die zwei Kurfürſten zum Kaiſer hingehen und ihn mit tiefer Verbeugung begrüßen; er erwidert ihren Gruß, indem er ſeinen Hut lüftet.)

### Fünfte Scene.

Don Carlos, der Herzog von Baiern, der König von Böhmen, Hernani, Don Gomez, die Verschworenen.

Der Herzog von Baiern.
Erlauchter Herrscher! Römerkönig! Kaiser!
Hochheil'ge Majestät! in eurer Hand
Liegt jetzt die Welt; denn euer ist das Reich
Und euch gehöret jener Thron, wonach
Ein jeder Herrscher trachtet. Friederich,
Der Sachsen Herzog, ward zuerst gewählt;
Doch weil er euch für würdiger geachtet,
So schlug er aus den Thron. Empfanget denn
Die Krone jetzt, empfangt den Reichsapfel;
Das heil'ge deutsche Reich bekleidet euch,
O König, mit dem Purpur, gibt das Schwert
In eure Hand und macht euch hehr und heilig.

Carlos.
Ich werde dem Collegium auf dem Rückweg
Mich danken. Geht, ihr Herren! Dank, mein Bruder
Von Böhmen! Schönen Dank, mein lieber Vetter
Von Baiern! Geht! Ich folge.
(Die beiden Kurfürsten küssen dem Kaiser die Hand und entfernen sich.)

Die Menge.
Vivat! Vivat!

Carlos (für sich).
So wäre mir's gelungen! — Alles hat
Mir Platz gemacht. Ich bin jetzt Kaiser! — Ja,
Weil Friederich der Weise nicht gewollt.

---

### Sechste Scene.

Die Vorigen, Ricardo, Donna Sol.

Sol (von Ricardo geführt).
Wo bin ich denn? — Soldaten! ... und der Kaiser! ...
O Himmel! Neuer unerwarteter Schlag!
Hernani! ...

Hernani (für sich).
Donna Sol!

Gomez (an Hernani's Seite).
Sie hat mich nicht
Gesehen!
(Sol eilt zu Hernani; er schreckt sie aber durch einen zurückweisenden Blick zurück.)

Hernani.
Fräulein ....

Sol (den Dolch aus ihrem Busen ziehend).
Immer hab' ich noch
Den Dolch!

Hernani (ihr die Arme entgegenbreitend).
O meine Theure!

Carlos.
Still da, Ihr! —
(Zu den Verschworenen.)
Nun, hat jetzt eure Seele wieder Muth
Gefaßt? — Ja, nöthig ist's, daß ich der Welt
Ein Beispiel gebe. Hier den Castilien
Und Gotha von den Sachsen, und ihr Alle,
Was habt ihr hier begonnen? Sprecht!

Hernani (einen Schritt vortretend).
Die Sache
Ist einfach, Sire. Ihr könnt sie gleich erfahren:
Wir schrieben auf die Mauer Belsazar's
Das Urtheil; (er zieht seinen Dolch und schwingt ihn)
Was des Kaisers ist, das geben
Dem Kaiser wir.

Carlos.
Schon gut!
(Zu Gomez.)
Auch ihr Verräther,
Don Silva?

Gomez.
Welcher von uns Beiden, Sire?

Hernani (sich zu den Verschworenen wendend).
Das Reich und unsre Köpfe .... Was er wünschte,
Das hat er jetzt.
(Zu dem Kaiser.)
Der blaue Königsmantel
Wär' euren Schritten hinderlich gewesen;
Der Purpur steht euch besser, denn man sieht
Das Blut nicht drauf!

Carlos (zu Gomez).
Mein Vetter Silva, wißt,
Ihr habt den Lehnseid verletzt, verdient
Daß euer Wappen werde weggemerzt
Im Wappenbuch des Königreichs. Ihr seid
Des Hochverrathes schuldig, Don Ruy Gomez.

Gomez.
Die König' Roderich erzeugen stets
Die Grafen Julian.

Carlos (zum Herzog von Alcala).
Nur Solche nehmt,
Die Grafen scheinen oder Herzöge,
Die Uebrigen ....
(Die hohen Edelleute treten aus dem Haufen der Verschworenen heraus, Hernani bleibt nach. Der Herzog von Alcala umgibt sie mit Wachen.)

Sol (für sich).
Er ist gerettet! ...

Hernani
(aus dem Haufen der Verschworenen heraustretend).
Ich.
Ich will gezählt sein!
(Zu Carlos.)
Weil sich's um das Beil
Des Henkers hier denn handelt, weil Hernani
Als schlichter Bergbewohner unerkannt
Leicht seinem Tod entschlüpfen könnte,
Weil seinem Schwert mein Haupt nicht hoch genug,
Nur weil man Edelmann muß sein, um sterben
Zu dürfen — nun, so will ich mich erheben!
Gott, der den Thron ertheilt und der ihn dir
Verliehen, hat zum Herzog von Segorbe,
Zum Herzog von Cardona, zum Marquis
Von Monroy, zum Viconde von Gor, zum Grafen
Von Albatera mich gemacht, zum Herrn
Noch vieler andrer Orte, die ich jetzt
Nicht alle nennen kann; ich bin Juan
Von Aragon, Großmeister von Avis,
Ich bin geboren im Exil, mein Vater
Starb auf dem Blutgerüst, von deinem Vater,
Dem König Carlos von Castilien,
Verurtheilt, und ich [illegible],
Der Mord ist zwischen uns Familiensache:
Ihr habt das Blutgerüst und wir, wir haben
Den Dolch. Der Himmel hat zum Herzog mich
Gemacht, zum Bergbewohner das Exil.
Doch weil ich auf den Bergen ohn' Erfolg
Mein Schwert gewetzt und im Waldstrome [illegible]
Gehärtet, (er legt seinen Hut auf) so bedecken wir uns jetzt.
Ihr Granden Spaniens!
(Alle Verschworenen, die spanische Granden sind, bedecken sich zu gleicher Zeit.)
Ja, unsre Köpfe,
Herr König, haben volles Recht, bedeckt
Vor dir zu fallen!
(Zu den Gefangenen.)
Silva, Haro, Lara,
Ihr Männer hohen Stammes und hoher Würden,
Macht Platz Juan von Aragon! Den Platz
Verlang' ich unter Herzogen und Grafen!
(Zu den Höflingen und Wachen.)
Ja, Sire, ich bin Juan von Aragon.
Ihr Henker und ihr Knechte, [illegible]
Die Blutgerüste klein, so macht sie größer.
(Er stellt sich in die Reihe der hohen Edelleute.)

**Sol.**
O Himmel!

**Carlos.**
Die Geſchichte hatt' ich wahrlich
Vergeſſen.

**Hernani.**
Wem der Buſen blutet, hat
Ein beſſeres Gedächtniß, und die Schmach,
Die der Beleidiger in ſeinem Wahn
Vergißt, lebt ewig fort und gährt im Herzen
Des Langbeleidigten!

**Carlos.**
Nun iſt es nicht
Ein Titel über alle andre Titel,
Der Sproſſe ſolcher Väter ſein, die Macht
Genug gehabt, von eurer Väter Rumpfe
Das Haupt zu trennen?

**Sol** (dem Kaiſer zu Füßen fallend).
Sire, Verzeihung! Sire!
Erbarmen, oder tödtet uns zugleich!
Er iſt mein Vielgeliebter, iſt mein Gatte;
In ihm allein nur leb' ich! O, ich zittre! ...
O Sire, erbarmt euch doch und tödtet uns
Zuſammen! Majeſtät! Ich werfe mich
Zu euren kaiſerlichen Füßen nieder!
Ich lieb' ihn ja und er gehört ja mir,
Wie euch der Kaiſerthron! — O Gnade, Gnade!
(Der Kaiſer betrachtet ſie unbeweglich.)
O welcher ſchreckliche Gedanke will
Sich eures Sinnes jetzt bemächtigen?

**Carlos** (mit einem tiefen Seufzer).
So ſteht denn auf, Segorbe's Herzogin,
Und Gräfin von Monroy und Albatera ... —
(Zu Hernani.)
Nun, deine andern Titel, Don Juan?

**Hernani.**
Wer redet ſo? Der König?

**Carlos.**
Nein, der Kaiſer.

**Sol** (aufſtehend).
O Himmel!

**Carlos** (ihr Hernani vorſtellend).
Herzog, grüße deine Gattin!

**Hernani**
(die Augen zum Himmel wendend).
Gerechter Gott!

**Carlos** (zu Gomez).
Mein Vetter, eiferſüchtig,
Ich weiß es, iſt dein Adel zwar, doch kann
Sich Silva wohl mit Aragon vermählen.

**Gomez** (finſter).
Das iſt mein Adel nicht.

**Hernani**
(Sol liebevoll betrachtend und ſie umarmend).
O Gott, wo iſt
Mein Haß?
(Er ſchleudert ſeinen Dolch fort.)

**Sol** (in Hernani's Armen).
Mein Herzog!

**Hernani.**
Liebe fühl' ich nur
In meinem Herzen jetzt, o Donna Sol!

**Carlos** (für ſich, die Hand auf ſeiner Bruſt).
Du ungeſtümes, feuervolles Herz,
Erliſch! und laß jetzt herrſchen den Verſtand,
Den du ſo lang verwirrteſt! Deine Liebe
Und deine Buhlſchaft, ach, ſie iſt hinfort
Nur Deutſchland, Flandern und nur Spanien!
Der Kaiſer gleicht dem Adler ſeines Schildes,
Ein Wappen hat er an des Herzens Stelle!

**Hernani.**
Ha! Ihr ſeid Cäſar!

**Carlos.**
Don Juan, dein Herz
Iſt deines edeln Hauſes würdig .....
(Auf Sol zeigend.)
Würdig
Auch ihrer. — Nieder auf die Kniee, Herzog!
(Hernani kniet. Carlos macht das goldene Vließ von ſeinem Halſe los und hängt es an Hernani's Hals.)
Empfange dieſe Kette.
(Er zieht ſein Schwert und ſchlägt ihm damit drei Mal auf die Schulter.)
Sei getreu!
Zum Ritter mach' ich, Herzog, dich, im Namen
Des heil'gen Stephanus.
(Er hebt ihn auf und umarmt ihn.)
Jedoch du haſt
Ja eine ſüß're, ſchön're Kette jetzt;
Die Kette, die mir fehlt und die ſogar
Die höchſte Würde nicht erzwingen kann,
Die beiden Arme eines Weibs, das Liebe
Empfängt und gibt. Ja, du biſt glücklich jetzt.
Und ich — nun, ich bin Kaiſer.
(Zu den Verſchworenen.)
Meine Herrn,
Vergeſſen hab' ich eure Namen alle,
Und will vergeſſen euren Haß und Zorn.
Verziehen ſei euch Allen Alles, geht!
Das iſt die Lehre, welche mir geziemt
Der Welt zu geben.

**Die Verſchworenen** (auf den Knieen).
Carlos, Ruhm und Heil!

**Gomez** (zu Carlos).
Nur ich, ich bin allein verdammt.

**Carlos.**
Und ich!

**Gomez** (für ſich).
Doch hab' ich keineswegs, wie er, verziehen!

**Hernani.**
Was hat uns Alle denn auf einmal ſo
Verändert?

**Alle.**
Deutſchland lebe hoch! Und Karl
Dem Fünften Ehr' und Preis!

**Carlos** (ſich nach dem Grabe wendend).
Preis Karl dem Großen!
Und Beide laſſet jetzt allein.
(Alle ziehen ſich in den Hintergrund der Bühne zurück.)

---

### Siebente Scene.

**Carlos**
(allein, ſich gegen das Grab neigend).
Nun, biſt
Du denn mit mir zufrieden? Hab' ich denn
Den Königsſchimmer würdig abgelegt?
Ich ſtand allein, verloren, ſtand allein
Vor einem Reich! Es brauſt die ganze Welt,
Sie ſchäumt und brauſ't und ſpinnt Verſchwörungen!
Die Thoren zu beſtrafen, zu bekehren
Der heil'ge Vater! Soliman, Venedig,
Und Luther! Franz der Erſte! Tauſend Dolche,
Die eiferſüchtig in dem Dunkel leuchten!
Und überall geheime Schlingen, Klippen,
Zahlloſe Drohungen und zwanzig Völker,
Von denen eines zwanzig Könige
Mit Macht erſticken würde! Jedes eilt
Und treibt und will voran und Alles drängt,
Und Alles will auf einmal jetzt gethan ſein!
Ich rief zu dir: „Womit ſoll ich beginnen?“
Und du erwiederteſt: „Mein Sohn, mit Milde!“
(Kniet.)

---

## 18.

## Sainte-Beuve.

### Jugendträume.

O ſüßes Hoffen, reizend Sinnen!
Mit fünfzehn Jahren träumt' ich ſo:
Als meine Kindheit im Verrinnen
Und meine Jugend im Beginnen
War, ſah ich Tage, hell und froh!
Doch ach! der Ruhm iſt ausgeblieben,
An eines Andern Bruſt die Braut.
Denkt nicht mehr ihres frühern Liebens,
Und meine Sorgen, ſie betrüben
Die Mutter mir, krank und ergraut.
Ich Armer, weh! ich träumte weiter,
Und als verſchollener Poet
Verzehrt' ich, ein dem Herrn Geweihter,
Mich ſelbſt am Fuß der hohen Leiter —
Ein Opfer, das der Wind verweht.
Sahſt du, wie in des Stammes Boden
Ein Blitzſtrahl traf der Eiche Schaft?
Sie rauchet lange und nach oben
Steigt, von dem Wind emporgehoben,
In dickem Qualm des Stammes Saft.
Wer gibt ihm ſeine Jugend wieder,
Mit ſeiner vollen Krone Pracht,
Der heitern Sänger bunt Gefieder,
An ſeinem Fuß die Liebeslieder,
Den Schatten [illegible] und die Nacht?
Wer gibt mir wieder mein Entzücken,
Wer bringt den Traum mir wieder nah?
Welch Prisma wird vor meinen Blicken
Durch jenen Glanz mein Aug' berücken,
Darin ich Erd' und Himmel ſah?
Iſt es der blauen Wolken Frieden,
Der Duft, daraus der Morgen blickt,
Der Abendröthe goldnes Scheiden,
Der Mädchenwange zart Erglühen,
Mit deſſen Glanz ſich Jeder ſchmückt?
Iſt es die grüne, klare Welle,
Darin das weite Firmament
Sich ſpiegelt wie kryſtall ſo helle?
Ein blaues Aug', eine Quelle,
Daraus verlangender Sehnen brennt?
Doch blaue Augen gibt's noch immer,
Die Welle iſt noch ſpiegelglatt
Und Tau's Glanz erbleicht noch nimmer,
Beſtändiger iſt des Morgens Schimmer,
Der Abendröthe Schein nie matt.
Weh über mich! blind iſt mein Sehen!
In dieſer farbenleeren Welt
Möcht' ich vor Sehnſucht ſchier vergehen,
Den Strahl nur einmal noch zu ſehen,
Der früher meine Bahn erhellt.
Ich ſeh' umſonſt die Abendröthe;
Was ſiehſt du, geiſt'gen Auges kaum?
Seit', Himmel, dunkle Wolken nieder,
Doch gib mein erſtes Licht mir wieder,
Mir, blind, ſo wie es Wolken war!

Kind, [illegible] laß deinen Muth nicht ſinken,
Begrabe die Jugend nicht in einer Trauergruft!
Noch helle Sterne gibt's, die uns von Ferne winken,
Eh' wir zu ſterben ſind bereit.
Die Klage überlaß der Jungfrau, der verführten,
Die ſich, das Haupt geneigt, auf ihre Spindel ſtützt,
In Klagen ſich erſchöpft, die ihrem Wohl gebührten,
In Träume ganz verloren liegt.
[illegible], [illegible], 's iſt Zeit, die Spindel [illegible],
[illegible], weil weit von dir das ſeidne Gewand;
[illegible] entziehe dich den Reizen der [illegible],
[illegible] iſt bald die [illegible] Haut!

Ich weiß, du liebſt im Traum den Lorbeerkranz zu ſchauen;
Doch Dante und Petrarck, hat ſie der Ruhm bedeckt
In jener Zeit, die ſelbſt in ihrer Mächte Grauen
Stadt gegen Stadt das Schwert geſtreckt?
Und ich, träumt' ich denn da, als England ſich erhoben,
Dem Meere gleich, das bald ſich bäumt, bald gräßlich gähnt,
Und als vor ſeinem Grimm die Völker all zerſtoben
Des Fremden, der's ſo oft verhöhnt?
Vergeſſen mußt' ich da das holde Spiel der Minne,
Den Liebesſchmerz, den ich dem Echo klagt' im Wald,
Und dämp'fen mußt' ich ſtreng die liebetrunknen Sinne,
Da 's Feinde zu bekämpfen galt.
Konnt' ſchweifen ich im Hain und hören Liebeslieder,
Am Bache müßig ruhn bei ſchöner Vögel Sang,
Da England weinte und die Stimme meiner Brüder
Mit ihrem Blut zum Himmel drang?
Im Geiſte ſah ich da, wie mit dem feur'gen Schwerte
Der Engel mich vertrieb aus meinem Paradies,
Und wie er an dem Thor den Eingang mir verwehrte,
Daraus der Herr einſt Adam ſtieß.
Umſonſt er über mich, da ich entfloh, ſein Feuer.
O Zion, welche Glut durchwallte mich davon!
In deine Hände leg' die Seel' ich, ein Getreuer
Und Zions vielgeliebter Sohn.
Auf Zion, welches klagt, der Herr ſich wieder neiget
Und dieſes ſtrenge Wort mit ernſter Stimm' er ſpricht:
„Ihr Meereswogen ſtill, ihr trotz'gen Stürme ſchweiget,
Weltliche Lieder tönet nicht!
Fürwahr, kein Zeitvertreib iſt in dieſer Stürme Toben
Die Poeſie und der Poet kein läſſiger Fant,
Das läſſ'ge Lieder klagt ſtatt auf den Arm gehoben
Der kranken Mutter ſchwache Hand.
Und eh' vor ſeinem Blick in ſchweren Staub verſinket
Das theure Vaterland, gilt ihm auch kein Gebet;
Die Leier wirft er fort, kein andrer Degen blinket.
Denn Bürger auch iſt der Poet." —
Er ſchwieg; und da, als wie nach einem Siege,
Sich meine Stimme, zu erhabnem Wort' erhebt,
Und ſprach ihm langſam nach: „Frankreich iſt meine Wiege,
Und Bürger auch iſt der Poet!"

(Dralle)

## 19.

## De Vigny.

### 1.

### Dolorida.

Iſt es die Wolluſt, die die Kerzen angezündet
Zur Wonne, welcher ſich die Heimlichkeit verbündet?
Ihr bleichen Kerzen [illegible] die Gaſſe und der [illegible].
In heißer Sommerzeit der Abendlüfte Schwall
Hält ein von maur'ſcher Art das Fenſter am Balkon,
Es ſcheint, daß Mitternachts aufſteigt Aurora's Kranz.
Wenn Luna ſich erhebt und wenn ihr Silberblick
Des rothen Feuers Glut ſcheucht, abgeſtumpft, zurück,
Denn ihre Flamme iſt neben den ird'ſchen Flammen,
Was keine Farbe iſt, mit [illegible] zuſammen
So wie ein Strom von Milch, der langſam ſich ergießt,
So des geräumigen Gemaches Wänd' umfließt
Das heil'ge Licht und nimmt das Haus ganz gefangen,
Der Polſter blauen Sammet hält ſie rings umfangen,
Die ſeidne Ottoman', auf der das Buch noch liegt,
Die Uhr, die ſich an zwei goldne Gefäße ſchmiegt,
Der Jungfrau ſilbern Bild, von Roſen ganz verdecket,
Und eine Schönheit auf dem Prachtſtuhl hingeſtrecket.

O wie wird in Madrid ein Ritter edler Art
So viele Anmuth ſehn mit ſo viel Kunſt gepaart!

Sie hat für süßern Reiz beim Sternenschimmerglanze
Gestimmt die Guitarr', geschmachtet die Romanze;
In keiner Kirche sah man schön're Augen je
Vom Rosenkranz empor suchen des Himmels Näh'!
Nicht weißre Hände sah auf des Theaters Stufen
Man dem Toreador bereiten Beifall rufen,
Entgleitend marmorweiß schwarzer Mantille Sammt,
Auf welcher mancher Stern, von Gold gestickt, flammt.
Doch, o ihr, die noch nicht der Blick, der Flamm' ge-
tauchet,
Das dunkel glüh'ndem Aug' mit Sehnsucht berauschte,
Schwarzäugiger Spanier, junge Liebhaberschaar,
Wenn ein Ziel im Schmuck des Weins sie Abends war:
Wer von euch lechzte nicht kaum sah beim Heimkehren
Der Dolch der Rache sich in seiner Brust umkehren,
Bei diesem Marmorhals, den Busen und den Arm,
Dem Hauch der Nacht entblößt, zu trinken seinen Kuß,
Vor aus das schwarze Haar, zur Schulter niederfallend,
Dem andern Lande gleich, der Weise Strom um-
wallend!

---

Dolorida ist ganz gehüllt in das Gewand,
Welches zuerst erregt, schamhaft, des Morgens Haar,
Und das der letzte Schutz der Schönheit, sich zu wehren
Gegen vermag den Blick lüsternder Begierden.
Den weichsten Pfühl dem Haupt der Arm, der nackte,
leiht;
Doch offen ist ihr Aug', darum ist schon viel Zeit,
Seit aus dem Zifferblatt es ist gefolgt, so bange,
In seinem Umgestalt, des Stundenzeigers Gange.
Was macht er denn, auf den so lange harrt ihr Schmerz?
Gewiß er liebt nicht mehr, das ihn so liebt, das Herz!
Des Tages kaum einmal sieht sie den gestrengen Gatten
Sie tauschen einen Kuß, einen gleichgültig matten,
Bei ihrem harten Mann; doch ihre Liebe nimmt
Nur zu und feuriger die Qual in ihr erglimmt.
Wenn treu dem Gatte bleibt, o armes Weib, es hätte
Zu leicht ein lüst'ger Wunsch zerrissen der Pflichten
Kette.
Denn eines Weibes Lieb' ist ähnlich einem Meer,
Das, seines Spielzeugs satt, zerstört — umsonst gehemmt,
Die Welt zurückstreut, die ruhige, und dem leichten
Damm nachgibt, den es doch nicht vermag zu weichen.

---

Die Hammeruhr hat längst zwei Uhr geschlagen schon;
O, bei Verlass'nen klingt traurig der Stunden Ton!
Das Herz zuckt, wie gewohnt, vom Trennungsschmerz
zusammen.
Die Lampe flimmert schwach; der verlöschenden Flammen
Glüht mit Zucken, gleich dem Sterbenden, der Blick,
Der letzte, welcher sucht aus's Leben noch zurück.
Dunkel zeigt Alles sich dem Aug', dem kummerkranken,
Sie sieht das Gemälde bewegt im Lichte schwanken;
Ein Schauer fährt sie an, doch keine Thräne bleicht
Ihr Antlitz auch, weichliche und leere Thränen nicht;
Sie bleibt bewegungslos — nur ihre Zähne beißen
— Sie fühlt es nicht — sich ein der Hand, der mar-
morweißen.

---

Die Stunde währt so lang! ein Schritt sie unterbricht;
Die Thür geht auf, er kommt; und sie — sie grüßt
nicht!
Sie zittert nicht, wie sie sein bleiches Antlitz schaut,
Welches zu zeugen scheint von einem Unglück laut;
Ihr Gatte, der so schön, so jung — ist er erschreckt? —
Er schwankt zu ihrem Bett, wie man vom Weine schwankt;
Der seid'ne Mantel drückt zu schwer auf seine Glieder,
Sein langes Schwert wird ihm zur Last und zieht ihn
nieder;
Er sinkt auf's Knie und leis beginnt er seinen Gruß:
„Leb wohl, sag' ich, weil ich, du siehst es, sterben muß;
Leiden, Dolorida! geheime Flammen zehren
An mir, die mir das Blut des Herzens schon zerstören;
Mein Haupt ist schwer und kalt, dumpf meines Auges
Strahl,
Auf meinem Weg hieher fiel nieder ich dreimal.
Doch sehen wollt' ich dich, und als die Fieberhitze
Ueber mein Angesicht goß ihre kalten Blitze,
Sprach ich: ich sterbe, ja! Doch mach' mein Tod ihr klar,
Daß ich auch fern von ihr nicht fern der Liebe war.
So ging ich, bittend nur um Frist von ein paar Stunden
Und einigen Beistand, bis dein Haus ich hab' gefunden;
Nur lebensfreier erst fühl' ich mich, knie'nd vor dir. —
Du lebtest ohne mich — warum denn sterben hier? —
O unerbittlich Herz! ja, du hast Recht zu klagen;
Doch fühle, wie so wild in mir die Pulse schlagen:
Nah' an die Stirne, feucht vom kalten Schweiße ganz;
In meinen Augen schau' des Todes düstern Glanz!
Gib, gib mir deine Hand! o, meinen Namen nenne!
Ein tröstend Wort, wenn nicht ein zärtliches, mir gönne!
Der Jahre Maß hab' ich erreicht zur Hälfte kaum;
Von deinem Mitleid laß dem Sterbenden den Traum!
Im Angesicht des Tods Nachsicht in dir erwache!
Der Tod ist nur der Tod, doch ist er nicht die Rache.
O Himmel, noch so jung! verhärtet so ihr Herz!
Wie viel, bis so es ward, ward es gequält von Schmerz.
O deine Sprache ist die Zeugin meiner Sünden!
Ich lieh, o Schwache, dir die Kraft, die grause, finden.
Komm aber, höre mich, denn ich verdien' es doch,
Daß du verzeihend von mir vernehmst die Beichte noch.
Ich schwöre, sterbend, wie du siehst, und ruf' zum Zeugen
Den Herrn, dess Bild ich seh' sich auf dein Lager neigen,
Und wenn ich aus dem Mark nicht alle Kraft verlor,
Zu seiner Füße Blut heb' ich die Arm' empor,
Ich schwöre, daß mein Herz, von lüst'gem Trieb besessen,
Dein angebetet Bild, auch fern, niemals vergessen;
Selbst die Untreue war erfaßt noch ganz von dir.
Ich sah dich immer stehn zwischen der Schuld und mir;
An einer fremden Brust träumt' ich von deiner Schöne,
Verklärt von meiner Schuld, verschönt durch deine
Thräne.
Verführt durch solche Lust, die fast war wandelbar,
War ich wohl strafbar, ach! doch hab' ich zwanzig Jahr!
— Laß sie in deiner Qual heut Abend sich erblassen! —
Ihre Verzweiflung wär größer als ich's kann fassen,
Ja, ferne dich, sie fühlt mit allen Schmerzen tief;
Theresa nennt sie, als ich deinen Namen rief;
Ich weiß die Krankheit nicht, die mir das Blut macht
brennen.
Doch dich nur wollt' ich heiß in meinen Armen erkennen;
Im letzten Augenblicke sucht' ich, und ohne Neid
Bis durch des Sterbenden Bitten versöhnet du dich,
O sprich, mein Herz erstarrt; und meiner Pein mich rette
Durch einen sanften Blick . . . Was ist der Trank,
der weiße,
Den du so gierig schlürfst . . . hält dich der Wahn-
sinn fest?
— Beim Gift, das gestern ich dir eingeschenkt, der Rest! —
(Pfizer.)

## 2

## Frau von Soubise.

„Den Haken leiht mir, Arkebusier!
  Landsknechte ziehn vorbei! Trägt endlich ihre
  Hand sich ein weißes Kreuz? Wie steht's so gut!
  's ist doppelt, glaub' ich, und so roth von Blut.
  Ja sagt ihr's jetzt; bin ich bei dem Geläute
  Von Notre Dame denn nur halb erwacht?
  Bei Gott! wir zechten wohl zu lange heute,
  Doch galt's Bartholomäusnacht.
Mein Schwert mit goldnen Griffen
  Gebt mir, doch scharf geschliffen,
  Dann bringet mir Gewehr
  Und Rosenkranz daher.

Schon ſeh' ich's dämmern, ſagen
Wenn auf des Feuers Tod,
Und [illegible] beinah der Tag.
— Sagt's meiner Tochter ſagen,
Daß ſchnell ſie werde wach."
So hört man's aus des Schloſſes Fenſter tönen:
Wer kennt nicht ſeiner Stimme mächtig Dröhnen?
Leute, Pagen, Schweizer, Schranzen, laßt geſchwind!
Ihr Armbruſtſchützen laufet! ruft das Geſind'!
Schon ſeh' ich von des hohen Thurms Altane
Maria Anna nahn; ſie geht vorbei;
Senkt bis auf's Pflaſter eure Partiſane,
Grüßt ſie voll Ehrfurcht Jeder nach der Reih'!
Das ſanfteſte der Roſſe
Steht für ſie vor dem Schloſſe,
Da ſie geſtreichelt ſonſt
Des Vaters ſchwarzen Hengſt.
Die Linke an den Mähnen,
Schwingt der ſich auf das Pferd,
Und ſeine Hand am Schwert,
Spricht er: „O Schande! Thränen?
Wer hat dich das gelehrt?

„Mein Kind, bedenk', du biſt von hohem Blut;
In meinem Stamme trifft ein ſtrenger Tadel
Ein Weib, das weint und denk' ich, das mit Recht.
Sie kommt den Jüngling bringen in's Geſchlecht.
Sei ſtark! Weg mit dem Schleier deine Thräne!
Verwiſche, [illegible]! des Herzens Schmerzen ſchnell!
Im tiefen Nebel hüllt vor mir die Seine
Die blauen Wellen . . . . Ich will mehr noch ſehn.
Seht drüben ihr ſich heben
Des Kloſters Thurm und Zinnen
Und dort vom Königsbau
Die Mauern hoch und grau?
Iſt's Feuer los und Kriegen:
Ich glaub', da zittert ſchon
Bei dieſer Glocken Ton!
Den König ſeh' ich neigen,
Grüßt ihn!" — ſpricht der Baron.

Und dann bekreuzet ſich mit frommer Miene,
Geht er hinein zur heil'gen Katharine,
Indeß im Hof die Tochter bleiben muß.
Sie ſetzt ſich; einen Leib berührt ihr Fuß:
— „Ich lebe noch, ich lebe noch, Erbarmen!
O wartet, helft mir, neiget zu mir euch!
Mich rettet, rettet ihr den Geiſt mit Armen,
Denn morgen hör' ich eine Meſſe gleich."
„[illegible] Pagerie,
[illegible] dich dem wahren Gott!"
Spricht ſie verleg'nen Blicks,
Hier iſt ein Kreuzchen,
Der Jungfrau gib dein Herze,
Den König bitte ich;
Hier iſt ein Pferd für dich,
Der [illegible] nimm die Reiſe
Und dann begleite mich."
Dann ſagt ſie dem Gefolge ihren Willen,
In eines Pagen Mantel ihn zu hüllen,
Läßt leicht ihm des Panzers ſchwer Gewicht,
Deckt mit der Sammetkappe ſein Geſicht.
Ein Tuch legt ſie ihm dann auf ſeine Wunde
Mit einem Kreuz und ſpricht ſo ſehr ſie kann:
„Daß er kein Ketzer iſt, wird euch zur Stunde
Hier in der Kirche zeigen dieſer Mann."
Von Sanct Euſtach ihr Hallen;
Wie ſich die Pſalmen hallen,
Die in dem düſtern Gang
Die Prieſter ziehn entlang,
Die hier auf Karren ſchleppen
Leichname, [illegible],
Die mit zerzauſtem Haar
Schier bilden dichte Treppen,
Vom Keller zum Altar.
O gnädig, gnädig ſei Gott dieſen Zeiten!
Den'n Menſchen, welche ſolche Schmach bereiten!
Ein laut Tedeum brüllt der wilde Chor
Und wühlt im Blut und holt ein Herz hervor:
Das Herz iſt's des erwürgten Admirals,
Ein Herz, das um Calvin erlitt den Tod;
Die Menge ſieht's und trinkt, freut ſich des Mahles,
Schickt's um und ſpricht: der Wein iſt's und das Brot.
Ein Mönch, deß Stirn verſteckt
Der Helm, der ſie bedeckt,
Lieſ't von dem hohen Chor
Die heil'ge Meſſe vor.
Wie er am Pulte ſinget,
Das durch den Dom es bebt,
Die Hand zum Segen hebt,
Da von den Fingern ſpringet
Blut, das daran noch klebt.
„Platz! ruft er, damit wir nicht das Verſprechen,
Die Kirchengänger zu verſchonen, brechen;
Macht Platz! Zwei Kinder ſeh' ich nahn da vorn;
Ihr tödtet ſie noch nicht, bei meinem Zorn!
In meinem Schutz ſtehn die, ſo hier verweilen,
Für Alle iſt, ſagt Sanct Paul, das Gotteshaus;
Wir müſſen unſre Aemter ſtrenge theilen,
Und ehrt ihr ſie, gehen ſie hinaus."
„Ich komme ohne Vater,
Doch ihr ſeid mir ein Vater:
(Spricht Anna zweimal ſchon
Mit zitternd leiſem Ton)
Hinein zur Kirch' ſchritt er,
Doch ich muß hierher gehn
Um Gnade zu erflehn
Für dieſen jungen Ritter,
Den hier ihr ſehet ſtehn." —
„Nicht lange Zeit iſt's mehr, ſpricht er im Sterben,
Ich ſterbe, um den Himmel zu erwerben;
Wenn du die Hand mir gibſt — da daß nicht [illegible]
So ſterbe ich als guter röm'ſcher Chriſt.
Vermählt' dich mit dem Herzog von Soubiſe,
Es ſoll dich nicht gereu'n, wirſt du mein Weib:
Ein Tag iſt's. Weh! es tragen meine Füße
In eure Kirche mich, daß ich dein bleib'.
Wie's vor den Augen graut!
Biſt du mir angetraut?
— „O weh!" ſpricht ſie drauf, „ja!"
Und beugt ſich zu ihm nah.
Ein Wort ſchließt ihre Ehe.
Die Augen, angeſtrengt,
Zum letzten Male, trifft
Er auf Marie, ehe
Er ſie für immer ſchließt.
So kam's, daß Anna Herzogin geworden.
Ihr ganzes Leben gab ſie drauf dem Orden
Der Väter Jeſu, dem ſie auch verſchrieb,
Was ihr noch ſonſt an eignen Gütern blieb.
Ein ſchwacher Leib, vom Kummer untergraben,
Er widerſteht, doch er erliegt bald.
Im Kloſter zu Saint Onge liegt begraben
Die Frau und Jungfrau, zwanzig Jahre alt.
(Trolle.)

### 20.

## Quinet.

### Chorgeſang der Sibyllen.

(Aus dem lyriſchen Drama „Prometheus." Thl. 3. Sc. 4.)

Eine Sibylle.

Schweſter der Pythia, auf deinem Dreifuß eile!
Die Furcht, die ſtammelnde, nicht in der Gruft verweile!

Stimm' an der Zukunft hohes Lied!
An deinem heil'gen Worte hängen die Götter zagend,
Und deinem Geiſt, den Flug über die Höhen wagen —
Was iſt es, das zurück ihn zieht?

**Zweite Sibylle.**

Fern vom gemeinen Pfad und vom betret'nen Hügel,
Laß' meiner Seel' ich nun lieb ſchießen alle Zügel;
Zerbrochen ſinkt der [illegible] Altar.
Hin über die Natur meine Gedanken ſtreifen,
Wie Roſſe ſchäumend durch die tiefe Stille ſchweifen,
Eine vom Joch befreite Schaar.

**Der Chor.**

Was für ein Dämon ſchwillt in mir wie Meereswogen?
Der Zukunft Schwert ſchwing' ich gewaltig, bloß gezogen,
Ueber der Götter Häuptern hart.
Ich fühl' in meinem Geiſt den Sturm ſich vorbereiten;
Wenn ich laß' durch die Hand die heil'gen Blätter gleiten,
Wankt plötzlich der Altäre Grund.
Wenn Der die Götter naht, werd' ich, zu langem Träumen
Verdammt, mit ihnen mich in Hades' finſtern Schauern
Der Unterwelt als Gattin weihn?
Werd' ich, in meiner Urn' bewahrend ihre Aſchen,
Ihr farblos Schattenbild mit meinen Thränen waſchen,
Und Prieſt'rin der Vernichtung ſein?
Nein! ich verlaß' die Zeit, dem Leben mich vermählend;
Den neuen Anker mir, entſchleiert'ren Hoffnung, wählend
Aus unvergänglicher Ewigkeit;
Die Sonne ſchwillt und ſchäumt — aus ihrer Purpurſchale,
Süß wie der Honigſeim beim Bienenbacchanale,
Will trinken ich Unſterblichkeit.
O! wie die Lippe mir dürſtet nach neuen Wonnen!
War aller Weihrauch nicht in leeren Dampf zerronnen —
Was könnt' es meiner Sehnſucht ſein?
Des ew'gen Frühlings Thau — o werd' ich niemals fühlen
Der heißen Seele Glut ihn unverſiegbar kühlen?
Zieht Friede nie ins Herz mir ein?
So wie durch das Gebirg die Hirtin irrt, die wunde,
Such' ich entgegen mir aus meiner Seele Grunde
Die Sümpfe Lorbern und den Pfad;
Zahllos Altäre habe verlaſſen ich, raſtlos, flüchtig —
Wann wird der Seel' einmal, ihr, die ſo leidenſüchtig,
Ruhe in meinem Gott zu Theil?

**Eine Sibylle.**

Ihr, Schweſtern, ſeht die Nacht; nicht weiß ich, was mein Sehnen;
Erſchöpft den Wermuthskelch hab' ich der heil'gen Thränen;
Es wechſeln Leben — Tod in mir.
Von meiner Stirne fühl' das Diadem ich ſinken;
O! wer vom Lebensbach der Liebe gibt zu trinken
Der Pflanze, die verſchmachtet ſchier?

**Der ganze Chor.**

Der Gott, der neue Gott, der meinen Puls ſchwellt!
Schneller als der Sturm von Süden
Eilet er herab vom Hügel.
Wie ein Adler hurtig auf meine
Heiß erglüh'nde Stirn er ſich.
Beugt mich unter ſeinen Schwingen;
Und er ſchlägt mich, daß ich ſchwanke,
Und er glüht im Auge mir.
Er iſt's, der die Stimm' mir verklärt,
Der der Adern Blut begeiſtert;
Der den Athem mir entzündet,
Deſſen meine Bruſt iſt voll,
Den ich lieb' in meiner Seele.
Ja, in Allem ihn empfind' ich,
In der Roſenkelche Glut,
In der Völker Thrän' und Blut.
Ihn vernehm' ich in dem Schweigen,
Ihn im Kreis der bekränz'ten Tauben,
Ihn im heb'nden Thyrſusſchwunge,
Ihn in der Bacchantin Sprunge,
Wenn ſie ſich zum Tanzpfahl drängt;
Ihn in der ihm ſchmach'nden Leier,
In des Lorbeerzweigs Feuer,
In ſchlaf'gen Stimmen ſchwerer
Klag', — im Herz, das Sehnſucht ſprengt.
Wohin ſoll ich vor ihm flüchten,
Der in meinem Geiſte webet?
Durchdrungen bebt der Tempel;
Ihm zu lächelt der Altar.
Zwiſchen tauſendfachem Flüſtern
Hör' ich die Granitwände ſchrei'n,
Die, zum Trotz den alten Sagen,
Ihn verkünden der Welt.
In dem jungfräulichen Gürtel
Ueberraſcht er die Veſtalin;
Unterm Triumphatorspurpur
Regt er der Cäſaren Geiſt;
Und bei den olymp'ſchen Spielen
Läßt der ält'ſte Sohn des Herakles
Ihn auf ſeinen Wagen ſteigen.

**Eine Sibylle.**

Erfüllt hab' meinen Geiſt ich mit der Vorzeit Schätzen;
Wie, Schweſtern, wird der Gott der Zukunft ſein?
Gleicht er dem Elfenbein, Silber und Erz der Götzen?
Sammeln auch ſeines Ruhms zerriſſ'ne Purpurfetzen,
Die Trümmer ſeines Reichs wie ein?

**Der Chor.**

So wie die Eiche von Dodona,
Entſprießt er aus der Todtenwelt,
Es wird ſein Laub ſich herrlich färben,
Das ab vom Hauch des Winters fällt.
Sein Haupt wird mit jedem Tage
Verjüngend ſeine Blüthenkränze
Mehr grünen in der Ewigkeit.
In ſeinem Schatten ſicher ſchlafen
Beim Sturm die Völker, wie im Hafen
Gewonnener Unſterblichkeit.

**Eine Sibylle.**

Wird er das Scepter eines Helden,
Die Schwerter ſeiner Krieger ſchwör'n?

**Der Chor.**

Es wird, wie friſch entkeimte Blumen,
Ihm entriſſen das Schickſal ſein,
In ſeinen Worten Thaten liegen!
Er ſpannt den Bogen — Pfeile fliegen —
Er ſpricht — und der Olymp ſteht leer.
Und ſchwinden wird das Sterngewimmel;
Das iſt der wahre Fürſt der Himmel!
Nicht Thron, Altäre nicht hat Er!

**Eine Sibylle.**

Kommt, meine Schweſtern, ihr die Wunde,
Die mich — ich nähre ſie — verzehrt!
Wird Heilung mir von dieſem Gotte,
Der noch als Schatten ſchwankt, gewährt?

**Der Chor.**

Die Pein der ſchlaflos langen Nächte,
Der Todesangſt furchtbare Mächte,
Wo man den Himmel ſchwinden ſah,

Die Braut, fruchtlos ſchien's noch geboren —
Doch iſt nicht ferner auch deinen Schweſtern —
Ich kenne die Verzweiflung, ja!
Gereiſt vom Gott war meine Seele,
Des Glaubens Born darin verſiegt;
Ich ſterb mit jedem Athemzuge!
Nicht ferne jene Zeit mir liegt!
Doch in mein Herz, das kalte, kranke,
Gab neue Stützen ihm Gedanke;
Ich lieb den Tag in meiner Nacht,
In meiner Bruſt, ſo wie am Rande
Der Welt ein Stern, ſprengend die Bande,
Die [illegible] Luft' erwacht.
Die Ahnungen werden, die im Buſen
Vergeſſen ſeyn, ſich wie Nebel leiſ;
Es trifft einmal zu ſpät die [illegible],
Das Ende der langen Hoffnung, ein.
In der einſamen Seele Grunde
Ein tröſtend Wort aus heil'gem Munde
Im Dunkeln ſich verwandeln läßt.
Ueber dem Thron, den Sorgenſtrahlen,
Wird irgend vom Lande ruhen,
Die doch im Himmel hat die Welt.
Denn Alles lebt neu auf im Tone,
Der Weiſen wacht mit ſeinem Ruf,
Er iſt es, der ſeine noch die Herzen
Als das gewaltige Meer erſchuf.
Des Urlands Aug', das ſonnenhelle,
Taucht auch wie in tiefe Quelle
Sich ein den wunderbaren Licht;
Das Verderben, das bisher gewaltet,
Das ein Geſchick lang' uns [illegible],
Verbreitet von neuem Himmel nicht.

### Eine Sibylle.

Ha! wie? Die ew'ge Wonne ſollte
Abkommen auch dem tiefen Schmerz?
Unter dem Trank des ſüßen Himmels
Im Glaſe wieder ſehn mein Herz!

### Der Chor.

Ja, und ſo viel erkauften Thränen,
Aus allen Zeiten kommenden Sehnen
Geboren wird des Ew'gen Sohn,
Wo bisher war ein Born der Qualen,
Da ſchießt die Wonne auch mit Strahlen;
Der Sklave wohnt des Gottes Thron.

### Eine andere Sibylle.

Was man auch dieſer dumpfe Völker
Lang vom Stachel ſehn geträumet,
Ihren [illegible] Aug' zu Jahren
Das helle Sternenbilder nimmt!

### Der Chor.

Man wird empörte Völker ſehen
Und Fürſten, welche nun erliegen,
Ueber Gräbern ſchreiten hin;
Ob von Hellebarden, die im Staube
Verſtoben ſind mit ihrem Raube,
Werden die Neugeborenen zieh'n.

### Eine andere Sibylle.

Bleibt der Verräther bis zum Tode
Welcher Gewißheit kummer Buhle?
Wird ſich mit ſeiner Arme breiten
Auch ſeinen Bund des Starken Recht?

### Der Chor.

Wenn der Tag ſich wird erheitern,
Wird Strahle mit den Rückerblüten
Eintreten in das Kreuzes Haus;
Die bleiche Furchtbarkeit, entfernend,
Das Joch ſich aber vom Nacken ſchüttelt,
Ihr [illegible] Jammerſchleier iſt aus.

### Gebet.

So komm', o neuer Gott! Dich rufen alle Stimmen!
Komm', wie durch's Aethermeer die Schwalben eilend ſchwimmen,
Wenn ſich das Herzens klärt;
Die Welt iſt deine Burg. Was zögerſt du noch immer?
Erfüllen wird vielleicht dein erſtes Kindgewimmer
Den Himmel, der entehrt.
O komm! mit Himmelsmilch wird deinen Mund ich laben,
Säugling der Ewigkeit, dein Lager ſollſt du haben
Im Bau, wo baut's der Tod.
Auf der Sibyllen Schooß, du zartes Kind, komm ſpiele!
Zu deinen Füßen ſchau' in wimmelndem Gewühle
Die Völker ziehn vorbei.
Lächelnd mit deiner Hand wirſt du die Erde beugen;
Du wirſt dich mit dem Schwert des Krieges im Arme zeigen,
Wirſt wägen Recht und Rath.
Mit deinen Thränen wirſt der Menſchen Weh' du lindern,
Das ewige Troſt und Heil der Welt bangen Kindern
Des milderen Sonnen naht.
Doch, o der Zukunft [illegible], o Kind des [illegible],
Wie, wo und wann wirſt du zur Erde niederfahren,
Das euch die Menſchen ſeh'n?
Wer, bald groß, wird zuerſt ſich deinem Scepter beugen?
Wo wird die Herrlichkeit des hohen Gaſts ſich zeigen,
Im erſten Lebenswerde?
Wirſt, wie ein Königskind, im hohen Weh geboren,
Doch eine Verzweiflung' harrt an des Lebens Thoren.
Du kommſt nackt und arm?
Wer wird das Mutterhaus des Gotteskindes zieren?
Wer wird den zarten Fuß auf ihre Pfade führen?
Wer leitet es am Arm?
O! was auch deine Zeit, deine Mutter und dein Name,
Auch deinem Bilde ſpäht Weihen in tiefem Grame
Empor zum Himmel hin!
Es welken, ohne dich, die Roſen der Altäre,
Es bricht, wenn er erwacht, der Stern in jeder Sphäre
Nach dir, der Weiſe Stern.
Nicht aber dunkel doch, o Gott, nach deiner Feier,
In ſeines Herzens Traum, zerreißend jeden Schleier,
Der Menſch voll Ungethum.
Wird den erſchloſſnen Baum mit Blüten von du leuchten?
Deine Gerechtigkeit laß auf ihn niederregnen!
Eingeſchrieben deinen Glauben ihm!

### Eine Sibylle.

Mein Haupt, das gebeugt noch in Jugend ſich verneigte,
Gewölbt, gern bald ſchon beide die Weisheit tauchte
Der ew'ge Gottesglut.
Von meinem Lager ſchwebt die weiſen Todesleier
Am liebſten zeigt mein Geiſt, verhehrt [illegible] Klage,
Den Saum von Gräbern ruht.

### Der Chor.

O laß mit lautem Thau die Herzen, Gott, ſich füllen;
Erlöſend Flügel leg' der Seele an, die Hüllen,
Leben mich meine Bahn.
Der Qualen Zweifel, den die Dämonen entfaſſet,
Mache der Liebe Platz, welche den Herzen ſchenket,
Gehört nicht dir ſie an?
Komm' in die Furchen, wo kein Körnchen keimt vergebens!
Geheiligter Friede du! o Himmelsbrot des Lebens!
Spros' auf den Thränenſaat!
Wann wirſt durchdringen du, Balſam, von deſſen Kräften

Der Seele Krankheit heilt, mit deinen Wunderſäften
Die Blumen und Jungfrau'n all
Du läßt umſonſt die Nacht die Leichenfackeln funkeln;
In unſer zagend Herz ſenke dich, mit den Funkeln,
O Licht von oben her!
So ſah den Sonnenball ich, neue Lichter ſprühend,
Den ſchäumenden Abgrund mit ſeiner Flamm' umglühend,
Tauchen in's tiefe Meer.
Den ſoll'n die Pfade ſein, die Häuſer feſtlich glänzen,
Entgegen ihrem Gott, gekrönt mit Myrthenkränzen,
Sollen die Völker ziehn.
Der Gaſt kommt endlich an; lächelt der Welt entgegen;
Und mit den Lilien ertheilt er ſeinen Segen,
Die ihm zu Füßen blühn.
(Pfizer.)

## 21.

## Desbordes-Valmore (Marceline).

### 1.

### Traum einer Frau.

Willſt neu beginnen du das Leben,
Weib, deſſen Antlitz ſchon ſo bleich?
Willſt neu die Kindheit, die umſchweben
Geſtalten aus dem Schattenreich?
Der Mutterliebe Kuß und Reden,
Die wärmend dich nie von ſich ließ? —
„Ja, wenn ſo kurzes, holdes Eden!
O ja, mein Gott, es war ſo ſüß!“
Willſt aber doch zu ſanften Flügen
In deines Vaters Schirm und Schooß?
Im Duft der Unſchuld ſel'gem Gnügen
Entfalten laſſen ſich dein Loos?
Willſt du erneu'n die ſchönen Zeiten,
Vergleichlich wie ein Paradies? —
„Ja, wenn ſie nicht ſo ſchnell entgleiten;
O ja, mein Gott, es war ſo ſüß!“
Willſt neu Unwiſſenheit du wählen,
Sie lernen aus halbauf'nem Buch?
Die Hoffnung jungfräulicher Seelen,
Vergeſſend Winters Leichentuch?
Und deine Blumen, deine Tauben,
Willſt ſie auch wieder jung gleich dir? —
„Wenn mir der Tod ſie nicht darf rauben,
O ja, mein Gott, gib neu ſie mir!“
Mit Blumen, Duft, Muſik belehnen
Will dich auf's Neu' denn dein Geſchick;
Zur Zeit, die Alles kehrt in Thränen,
Komm denn du Jahr um Jahr zurück.
Die Liebe kehre, gleich erblichen,
Flackernde Lamp' entzünde dich!
„Zur Welt rückkehren nur dem Lieben?
O Heiland, mach erlöſchen mich!“
(Pfizer.)

### 2.

### Ich ſchlief.

Man ſcherzt, man ſchwätzt, man ſcherzet noch,
Er iſt's! o Gott! — um den ich litt;
Doch er kehrt heim, ich lieb' ihn doch:
Macht auf, beeilet euren Schritt!
Wo ſeiner ich ſo oft geharrt,
Erfüll' mit Glanz dich, Stübchen traut!
Er kommt ſogleich — mein Blut erſtarrt;
Er zögert noch, mein Herz pocht laut.
Ich ſeh' Nichts mehr, der Himmel dunkelt,
Horch, ſchwarze Wolk'! ich rief;
Die Arm' weit auf, das Auge funkelt —
O Gott, ein Traum war's und ich ſchlief!
(Dralle.)

### 3.

### Hätt' er's gewußt!

Hätt' er gewußt, wie tief er mich verwundet,
Ihr heißen Thränen, hätt' er euch geſehn;
O hätte nur dies Herz, von ihm erfüllet,
Die Macht behalten, ihm es zu geſtehn.
Unmöglich hätt' er ſo ſich ändern können,
Getäuſchte Hoffnung bracht' ihm keine Luſt;
So treue Liebe mußt' ihn doch beſiegen,
Hätt' er's gewußt.
Hätt' er's gewußt, was man erwarten dürfe
Von einer Seele, rein, warm, nie verſteckt,
Die meine fordert' er, es zu erfahren,
Und Liebe kennt' er, wie er ſie geweckt.
Wohl künden ihm es die geſenkten Blicke,
Hat er es nicht durch meine Scham gewußt;
Werth war ein ſolch' Geheimniß ſeiner Seele,
Hätt' er's gewußt.
O hätt' ich ſelbſt gewußt, wie ſeine Augen
Beherrſchen, wenn ſie einmal faßt der Blick;
Statt ihn zu ſuchen wie die Luft des Himmels,
In andre Länder trüg' ich mein Geſchick.
Es iſt zu ſpät, mein Daſein zu erneuen,
Das Leben koſtet mich die ſüße Luſt;
Doch er, der mir's geraubt, wird ſeufzend klagen:
Hätt' ich's gewußt!
(Wolff.)

## 22.

## Barbier.

### 1.

### Das Jägerrecht.

(Aus den „Jamben.“)

1.

O! als der Sonne Glut heiß auf die großen Platten
Der Quais und Brücken ſich ergoß,
Die Glocken heulten laut, der Kugeln Hagelſchauer
Wild pfeifend durch die Lüfte ſchoß;
Als in der ganzen Stadt, wie einem ſtürm'ſchen Meere,
Das Volk wildgährend ſich erhob
Und das Marſeillerlied dem Munde der Kanonen
Aus Volksmund entgegenſchnob:
Da, o da ſah man nicht, wie heut, von Uniformen
Solch eine ungeheure Zahl!
In Lumpen ſchlugen da die tapfern Männerherzen;
Gewaſchen waren nicht einmal
Die Hände, welche da Musketen blitzſchnell luden;
Der Mund, der gräßlich ſonſt geflucht,
Biß da Patronen ab und rief, geſchwärzt vom Pulver:
Auf, Bürger, auf! den Tod geſucht!

2.

Und all' die ſchönen Herrn mit tricoloren Bändern,
In feinem Leinen, ſaubern Frack,
Die Männlein im Schnürleib, die Weiberangeſichter,
Die nach dem Boulevard-Gand-Geſchmack*) —

---

*) In der von mir benützten Ueberſetzung lautet dieſer Vers eigentlich: „Die nach des [illegible] Heft Geſchmack.“ Da es aber im Original heißt: „Héros du boulevard de Gand“ — ſo habe ich mir die obige Veränderung erlaubt, welche den Reim nicht ſtört.
D. H.

Was thaten ſie, als ſich, durch das Kartätſchenfeuer,
  Des Säbels Opferſtahl geweiht,
Des Pöbels kühner Schwarm, die heilige Canaille
  Erſtürmte die Unſterblichkeit?
Als leuchtend ganz Paris mit Lorbeern ſich bedeckte,
  Zagten in ihrer Haut die Herrn;
Bedeckt von Angſtſchweiß, blaß, das Ohr zuhaltend, ſahn ſie
  Dem Kampf durch Läden zu von fern.

3.

Drum iſt die Freiheit nicht, wie ſonſt, eine Comteſſe
  Vom nobeln Faubourg St. Germain,
Die über einen Schrei entſetzt in Ohnmacht ſinket,
  Die Weiß hier auflegt, dort Karmin;
Sie iſt ein ſtattlich Weib mit hochgewölbten Brüſten,
  Mit eh'rner Stimm', nicht weichlich ſchön,
Mit tiefgebräunter Haut, mit Feuer in den Augen,
  Gewohnt, mit Mannesſchritt zu gehn;
Die ſich am Volksgeſchrei erfreut, an blut'gen Kämpfen,
  An Trommelwirbeln, lang gedehnt,
Am Pulverdampf, am Laut der fernen Sturmesglocken
  Und am Geſchütz, wenn's donnernd dröhnt!
Die die Liebhaber ſich wählt aus dem niedern Volke,
  Die, ihre Gunſt gewährend, ruht
Bei Männern, ſtark wie ſie, und die ſich nur umarmen
  Mit Armen läßt, die roth von Blut.

4.

Die ſtürm'ſche Jungfrau iſt's, die Tochter der Baſtille,
  Die einſt, als ſie ihr ernſtes Amt
Antrat, in kühner Tracht, ein jugendliches Mädchen,
  Fünf Jahre lang ein Volk entflammt;
Die ſpäter, etwas ſatt, die ſie zuerſt erkoren,
  Geſchmack am Kriegesmarſch gewann,
Die Mütze wegwarf und dem zwanzigjähr'gen Feldherrn
  Als Marketend'rin ſich ſchloß an.
Dies Weib iſt's, immer ſchön und nackt, die mit der Schärpe,
  Mit der dreifarbigen, geziert,
In unſern Mauern ſich fand plötzlich ein — die Thräne
  Im Auge plötzlich ſich verliert! —
Die dem empörten Volk der Franken in drei Tagen
  Gab in die Hände eine Kron'
Und die ein Heer zermalmt mit ein'gen Pflaſterſteinen
  Und eingeriſſen einen Thron!

5.

Doch — o der Schmach! — Paris, ſo ſchön in ſeinem Zorne,
  Paris, ſo voll von Majeſtät,
An jenem Tag des Sturms, wo von des Volkes Schnauben
  Das Königthum ward raſch verweht;
Paris, ſo prachtvoll mit der Helden Leichenpompe,
  Mit Gräbern, ſo weit aufgethan,
Seitdem vom Pflaſter, mit den halbzerſchoſſ'nen Mauern,
  Geziert, wie eine alte Fahn';
Paris, die Lorbeerſtadt, nach welcher eiferſüchtig
  Die ganze Welt nur neidiſch ſieht;
Paris, die allerwärts den Völkern heißt „die Heil'ge,"
  Bei deren Nennung Jeder kniet;
Paris: — jetzt iſt's nur noch ein Pfuhl von Häßlichkeiten,
  Nur ein Kloak von Schmutz und Koth,
Die ſtinkenden Lachen, ſchwarz und qualmend von Geſtank,
  Verwälzen ihre Fluth mit Koth.
Ein Winkel, der [illegible] Taglöhner ohne Ehre,
  Schamloſe Händler der Talent',
Eilend von Thür zu Thür, Trepp' auf, Trepp' ab und bettelnd
  Um ein paar Zoll bunter Galon!
Nur eine Halle iſt's von abgenutzten Dielen,
  Wo jeder Schreier, nimmer ſatt,
An einem Stücke zerrt der blut'gen Eingeweide
  Der Macht, die kaum verendet hat!

6.

So, wenn in ſeinem Bau im düſtern Waldgeſtrüppe
  Der Eber hinſank, todeswund,
Wenn er ſchwerkeuchend da im Strahl der heißen Sonne
  Geſtreckt liegt blutig auf dem Grund,
Wenn er vom Schaume weiß, mit ausgereckter Zunge,
  Gelähmt ſchon, ſich nicht rühret mehr
Und ſtirbt und das Signal des Jägerrechts die ganze
  Meute der Hunde ruft daher:
Die ganze Koppel dann wie eine Rieſenwelle
  Springt auf und jeder Rüde heult
Vor Freuden laut, beim Mahl ſich vor mit bloßen Zähnen
  Zu drängen jeder ſich beeilt.
Die ganze Meute dann erhebt ein wüſtes Bellen,
  Das weit von Thal zu Thale rollt;
Der Windhund und der Dachs, die Dogg' und der Moloſſer,
  Sie rufen all' um ihren Sold:
„Wenn hin der Eber ſinkt und ſich im Staube wälzet,
  Ha, Kön'ge ſind die Hunde dann!
Und uns für unſre Müh gebühret des Leichnams Beute,
  Die unſer Zahn und Bell'n gewann.
Auf, auf, kein Jäger mehr iſt da, um uns zu peitſchen
  Zu hängen ſich an unſern Hals;
Auf, in dem warmen Blut, im Fleiſche laßt uns ſchwelgen,
  Genießen wir des üpp'gen Mahls!"
Und alle wühlen ſich mit gierig haſt'gen Schnauzen,
  Arbeitern gleich, wenn hoher Lohn
Zu größerm Eifer ſpornt, ein in des Thieres Weiche,
  Denn jeder will ein Stück davon;
Denn jeder will zurück in ſeinen Hundeſtall liefern
  Mit einem halbzernagten Bein
Und, die dort ſeiner harrt, der eiferſücht'gen Hündin,
  Der Heißen, es entgegenſchrein,
Wenn er das blut'ge Maul ihr zeigt, das feſt noch malmet
  Am Knochen, weggerafft in Eil',
Und vor ſie hin ſein Stück wirft aus den ſcharfen Zähnen:
  „Das iſt vom Königthum mein Theil!"
(Pfizer.)

## 2.

## Das Idol.

(Aus den „Jamben.")

1.

Auf Schürer, auf, geſchwind, bring Kohlen her und Feuer
  Und Eiſen, Zinn und rothes Kupfer!
Auf, nimm die Schaufel voll und tauche [illegible]
  Und nähre mir die Glut, Vulcan;
Gib Nahrung ſtets dem großen Feuerſchlund!
  Um zu bewegen ſeinen Zahn,
Das ſchmelzende Metall zu kauen, zu verſchlingen,
  Was feuerglüh'nd in ſeinen Gaumen rinnt.
Gut, gut, die Flamme iſt dein, hochroth, ungeheuer,
  Unbeugſam, blutigroth gefärbt:
Die vom Gewölbe fällt und aus [illegible] das Kämpfen
  Und jede Woge ſtrömet [illegible].
Nichts gibt's, als Toben mehr, als Heulen, Praſſeln, Krachen.

  Es glühen Kupfer, Eiſen, Blei,
Und Alles löſet ſich, einigt ſich und vermiſchet,
  Als litten Qual dem Henker.
Vollendet iſt das Werk und endlich ſtirbt die Flamme,
  Der Ofen raucht und erliſcht,

Das Erz wallt ſiedend auf, die Pforte öffne, Schürer,
Und laß das Brauſende heraus!
Du, Ungeſtümer, brüll' und fange an den Lauf,
Aus dem Verſtecke tritt hervor;
Auf, auf! Mit einem Schwung, mit einer Quelle Wogen,
Und wie die Flamme des Vulcans,
Da, deiner Lavaflut eröffnet ſich die Erde —
Er ſtürze denn hinein mit Wuth
In deine Form vom Stahl; Erz, geh als Sklav hinunter,
Du kommſt als Kaiſer wieder vor.

## 2.

Der Held Napoleon! Sein großes Bild noch immer!
O, dieſer harte, rauhe Held,
Wie viel hat er uns Blut und Thränen nicht gekoſtet
Und Schmach für einen Lorbeerzweig!
Es war ein Trauertag für das bedrängte Frankreich,
Als von dem hohen Piedeſtal
Gleich dem beſchämten Dieb ſein alterthümlich Abbild
Herab an einem Hanfſeil hing.
Man ſah zu jener Zeit am Fuß der hohen Säule
Auf ein lautſchwirrend Seil gedrängt
Den Armeling bei dem Schall des monotonen Hurrah
Erſchüttern jenes mächt'ge Erz;
Und als, zuerſt das Haupt, nach vielen tauſend Mühen
Der ſtolze, ſäulengleiche Block
Den Fall beſchleunigt' und auf kaltem Pflaſterſteine
Hinrollte ſeinen eh'rnen Leib,
Den Hunnen ſah man da mit ſeinem ſchmutz'gen Felle,
Das Aug' voll wilder Wuth,
Wie vor ganz Frankreich er hin an des Fluſſes Rande
Die Stirn des großen Kaiſers zog.
Ja, Jedem, dem ein Herz in ſeinem Buſen pochet,
Iſt dieſer Tag Gewiſſensbiß;
In Frankreichs Angeſicht iſt dies der ew'ge Flecken,
Der mit dem Tode nur vergeht.
Ich ſah den Ueberfall im Schatten unſres Marmors
Entladen ſeiner Wagen Laſt;
Ich ſah, wie er entriß die Rinde unſern Bäumen
Und ſeinen Roſſen hin ſie warf;
Ich ſah des Nordens Mann, mit wilder, gier'ger Lippe
Auf's Blut zerbeißen unſer Fleiſch,
Zerbrechen unſer Brot und, weinerfüllt, auch athmen
Die Luft hinweg von unſerm Mund;
Dazwiſchen, da, ich ſah unedle Buhlerinnen,
Sah unſre Frau'n, in Unzucht ſchön,
Vor des Koſacken Blick die Brüſte frech enthüllen,
Sich weiden an dem Pelzgeruch.
Doch in der ganzen Zeit des Sinkens und des Kummers,
Bei allem namenloſen Schimpf
Hielt von je mir Haß ich nur ein einzig Weſen:
Verflucht ſeiſt du, Napoleon!

## 3.

O Corſe, ſchlicht behaart, wie ſchön war nicht dein Frankreich
Im Glanz der Sonn' des Meſſidor!
Es war ein Mutterpferd, rebelliſch, unbezwinglich,
Des Zaums und des Gebiſſes bar;
Es war ein wildes Roß mit breitem Hintertheile
Und rauchend noch von Königsblut.
Doch ſtolz, mit freiem Huf den alten Boden ſtampfend,
Und frei war es zum erſten Mal;
Nie hatte eine Hand es leiſe nur berühret,
Es zu beſchimpfen und zu ſchmähn;
Nie trug' ein Sattel noch die breiten, ſtarken Lenden,
Noch ein Geſchirr aus Fremdlingshand;
Jungfräulich war ſein Haar und trotzend ungeordnet,
Der Blick war ſtolz, das Kreuz bewegt;
Gebückt auf ſeine Knie' ſetzt' es die Welt in Schrecken
Durch ſeines Wieherns Donnerton.
Doch du erſchienſt; ſobald du ſeinen Gang geſehen
Und ſeine Lenden, fein gebaut,
Centaur voll Ungeſtüm, da griffſt du in die Mähne
Und ſprangſt geſtiefelt ſchnell hinauf. —
Weil es den Krieg nun liebt und wildes Schlachtgetümmel,
Den Pulverdampf, der Trommeln Schall,
Drum gabſt als Rennbahn du dem Roß die ganze Erde
Und Kämpfe nur zum Zeitvertreib.
Nun keine Ruhe mehr und weder Nacht noch Schlummer,
Stets freie Luft und Arbeit nur;
Es mußte, wie auf Sand, auf Menſchenkörpern gehen,
In Blut bis an die Bruſt getaucht.
Und fünfzehn Jahre lang zerſtampft' im ſchnellen Laufe
Die Generationen es;
Ja, fünfzehn Jahre lief dies Roß mit loſem Zügel
Weit über alle Völker hin.
Doch endlich ward es müd im ruheloſen Laufen,
Ward müd, zu rennen ohne Ziel,
Die Welt zu ſtampfen und gleich einem niedern Staube
Die Menſchen aufzuregen wild.
Mit ganz erſchöpften Knie'n und athemlos und keuchend,
Bei jedem Schritt dem Stürzen nah,
Bat es um Gnade ſanft den wilden Corſenreiter;
Doch, Henker, du erhörteſt's nicht!
Noch ſtärker drückteſt du's mit deinem nerv'gen Schenkel,
Um zu erſticken ſein Geſchrei;
Du ſpannteſt das Gebiß in ſeinem ſchaum'gen Maule,
Die Zähne brachſt du wüthend ihm.
Es ſtieg empor; jedoch an einem Tag des Kampfes,
Nicht achtend ſeines Zügels mehr,
Sank ſterbend es dahin auf ein Kartätſchenlager
Und brach die Rippen dir im Fall.

## 4.

Jetzt hebſt du dich empor von deinem tiefen Falle,
Dem glanzumſtrahlten Adler gleich
Entſchwingſt du dich dem Staub', um Welten zu beherrſchen,
Zum Himmel ſchwebt dein Bild empor.
Nicht iſt Napoleon mehr jener Kronenräuber,
Nicht jener Blutvater mehr,
Der frech und mitleidslos des Thrones Polſter drückte
Auf heil'ger Freiheit weiche Bruſt.
Du biſt der Sklav', des heil'gen Bundes Züchtling,
Der auf dem ſchwarzen Felſen ſtarb,
Und, einer Kugel gleich, das Bildniß Frankreichs ſchleppte,
Wie's unter fremder Geißel lebt.
Nein, nein, Napoleon iſt nicht mehr ſchmachbeſudelt;
Den feilen Schmeichlern ſei's gedankt,
Den Lugenrichtern und den niedern Lobtrompetern,
Cäſar glänzt in der Götter Reih'n.
Es glänzt ſein hehres Bild an allen unſern Mauern,
An allen Straßenecken tönt
Sein Nam' unausgeſetzt, ſowie in wilden Schlachten
Ihn kündigte der Trommel Ton.
Und aus der hohen Stadt, wo Ueberfluß nur waltet,
Kommt, einem alten Pilger gleich,
Paris herzu und beugt am Fuß der ſtolzen Säule
Demüthig ſeine Herrſcherſtirn,
Beladen ſchwer den Arm mit ephemeren Palmen,
Geſchmücket mit der Blumen Pracht
Dies Erz, das Mütter nur mit bitterm Schmerz betrachten,
Das unter ihren Thränen wuchs;
In Tagelöhnerkittel und thöricht, ſinnbetrunken,
Beim Klang der Pfeifen und Schallmei'n
Tanzt freudbewegten Schritts Paris die Carmagnole
Hier um den großen Kaiſer her.

### 2.

So gehet denn vorbei, ihr gütigen Regenten,
Vorbei ihr der Menschlichkeit.
Ihr Weisen, geht vorbei, wie ganz gemeine Köpfe,
Um die Unsterblichkeit nicht glänzt!
Umsonst erleichtert ihr des Volkes schwere Kette,
Umsonst geht, stiller Heerde gleich,
Das Volk euch nach, bequem und ohne Schweiß und Mühe
Und nahet so dem späten Grab;
Wenn euer Stern erbleicht und bei dem Niedersinken
Den letzten Strahl noch von sich wirft,
Dann zeichnet euer Nam', indem er schnell vergehet,
Kaum einen matten Lichtkreis noch.
Vorbei, vorbei, für euch gibt's keine eh'rnen Bilder.
Vergessen wird euch bald das Volk,
Denn es erinnert sich nur an den Mann, der mordet,
Sei's durch das Schwert, sei's durch Geschütz;
Den Arm nur liebt es, der auf düstern, feuchten Fluren
In Menge erntet sein Gebein.
Es liebt den, der es zwingt zum Bau von Pyramiden
Und schwere Stein' es schleppen läßt.
Das Volk — es ist nun doch die Tochter einer Schenke,
Die blauen Wein so gern genießt;
Bei dem Geliebten will sie einen Arm, der herrische,
Nebst Betheurung' und Eifersucht;
In ihrer Hütte und auf ihrem rauhen Lager
Fühlt sie nur heiße, geile Brunst
Für einen kühnen Mann, der mit der Peitsche sie
Vom Morgen bis zum Abend schlägt.
(Förster.)

### 3.

## Nisa.

Steht dort ein Fichtenbaum und drunter, fern von Fluten,
Empfängt den frischen Quell ein Becken, das die Gluten
Des Sonnenstrahls nicht kennt.
Dort, seit das Morgenroth der Fichte Stamm beschienen,
Hing ihre Tunica nachlässig auf im Grünen
Ein Kind von Agrigent.
Sie ruht und wiegt sich dort, nackt wie sie trat in's Leben! —
Das einz'ge Prachtgewand, von dem ihr Leib umgeben,
Des Wassers reiner Flor!
Sie ruht auf Moose dort und auf dem feinen Sande,
Wie eine Nymphe schier, die, ledig der Gewande,
Emportauchet aus dem Rohr.
Warum auch liebt sie, ein Kind von vierzehn Lenzen,
Dem roth die Lippe schwillt, dem blau die Augen glänzen
Und weißen Zähne Schmelz?
Noch ihrer Mutter Ruh' nach Tanz und Blumenpflücken,
Was könnte Nisa wohl, die Kleine, mehr beglücken,
Als Baden im Gehölz?
Sie schaukelt lustig sich; den Wind des Morgens fühlt sie;
Sie denkt an's Wasser nur und mit dem Wasser spielt sie,
Mit ihren Händen schlägt
Und kräuselt sie die Flut in tausendfacher Weise,
Wie Abends oft der Blick in ihrer Schwestern Kreise
Ihr Bild in Falten legt.
Bald möcht' sie schleudern sich, die Schwalben zu ergreifen,
Die den Krystall des Borns mit braunem Flügel streifen
Und hurtig dann entfliehn,
Bald läßt ein schwimmendes Ameischen sie entrinnen,
Läßt es den Rettungskahn des Laubblatts gewinnen
Und heißt es fürder ziehn.
Jetzt einer Rose Kelch entblättert sie mit Lachen;
Die Quelle wird ein Meer, das duft'ge Blätternachen
Bedrohen, Bord an Bord.
Da haucht ihr Mündchen Sturm; die Schiffe wehn zur Küste;
Nur wen'ge retten sich an ihre jungen Brüste,
Gleichwie in einen Port.
Dann lauscht sie still und ernst auf das melod'sche Fliegen
Der Biene, die sich dreist auf ihren Honigzügen
An ihr vorüberschwingt;
Und dann dem Frühgesang, dem lieblichen, der Grille,
Der Heimchen, deren Lied durch des Gehölzes Stille
Wie Lied des Himmels klingt.
Dann endlich schläft sie ein! — Auf ihren Armen liegend,
Ruht aus ihr lockig Haupt. — Halb schwimmend und halb fliegend
Entrollt die blonde Flut.
Dem Schwane gleicht sie so, den, unterm Schilf verborgen,
Ein Mädchen schlummern sieht, wenn er am frühen Morgen
In seinen Federn ruht.
Auf einmal fährt sie auf! — Ein Rascheln und ein Rauschen! —
Ist es ein Menschenfuß? — Sie lauscht mit bangem Lauschen;
Ihr Köpfchen sinkt auf's Knie.
Roth wird sie wie die Frucht des welschen Maulbeerbaumes,
Sie biegt zusammen sich und in des Wellenschaumes
Gekräusel zittert sie.
Doch bald verstummt der Lärm und Nisa, noch erschrocken,
Wagt es, hervorzuspähn aus ihren dichten Locken
Mit feuchtem Augenlid.
Da plötzlich lacht sie auf: — langbärtig aus den Zweigen
Schaut eines Geißbocks Haupt herab mit ernstem Neigen,
Sieht an sie und entflieht.
(Freiligrath.)

### 23.

## Marmier.

### 1.

## Der Straßburger Münster.

Wenn du erklimmst des Domes Felsenmasse,
Erstiegen die erhabene Terrasse;
Sieh' dort den Mann, den ernster Traum umwebt,
Ein Künstlerbildniß ist's, in Stein erbaut,
Dort an der Thür, sieh' himmelwärts es schaut,
Vom geist'gen Dach umwölbt, von Licht umschwebt.
Es ist Erwin! Ein großer Name! — Wisse,
Sein Geist gebar des Doms, des Thurmes Risse,
Die zack'gen Söller, all' der Bogen Reih'n,
Die Pyramide, wo der Adler schwebet,
Auf Felsenklau'n sich groß und mächtig hebet,
Steinblumen in den Lüften zu erstreu'n.
Ruhm dir, Ruhm dir, des Mittelalters Dante,
Der ihm, im Baue dichtend, Geistverwandte!
Dein Meißel zeigt uns eines Dichters Kraft,
Die Schöpfung, Glauben, Kindheit zeigt das Ganze,
Kunst jene Säulen, von Akanthus Pflanze
Umrankt, gleich Rosen, die der Zirkel schafft.
Vierhundert Jahre lud man Stein auf Stein. Es zollte
Heller die Arm', der Reiche seine Schätze,
Den Arm der Handwerksmann, der Christ Gebet,
Die Menge frohnte geistlichem Befehle;

Erſtehen ſollte, wie des Meiſters Seele
  Es ſchuf, dein Werk, das — unvollendet ſteht.
Dein Traum, er war ſo ſchön! Dein Plan gewaltig!
  Zum Bau des Tempelgipfels hochgeſtaltig;
  Was fehlte denn? — Nicht deine Meiſterſchaft,
  Die Schätze nicht Alſatiens, nicht die Hände
  Der Tauſende, nicht Raum, nicht Felſenwände,
  Nicht Kaiſer, Gold — — nur Zeit! nur Glaubenskraft!
Der Glaube, der das Herz erhebt, begeiſtert,
  Der mächt'ge Glaube, welcher Welten meiſtert,
  Der fromme Chriſtenglaube! — er allein
  War's, der den Grundſtein dieſes Domes ſenkte,
  Ihn aufgeführt, der Stein zum Stein verſchränkte,
  Den Thurm erbaut, dann aber hielt er ein.
So ſtehe denn, erhab'ner Dom noch lange
  Mit deiner Kuppel, deinem Säulengange,
  Mit der Apoſtel, Kön'ge, Heil'gen Schar,
  Den knie'nden Jungfrau'n, Raphael-Geſtalten,
  Ein Denkmal der Geſchichte Wechſelwalten;
  Sag' uns, wie groß der Menſch, der gläub'ge, war.
Ruhm, ewig Ruhm dir, der im Schöpfungstraume
  Gott dieſen Dom erbaut! Im mächt'gen Raume
  Erkennt der Beter ſeine Nichtigkeit;
  Der Geiſt erhebt ſich, inn'ger wird der Glaube;
  Gleich dem einſtrömend Volk erregtem Staube,
  Erſchließt ſich ihm die Himmelspforte weit.
Vierhundert Jahr' ſah'n deines Werkes Dauer. —
  Der Glockenklang, der Orgeltöne Schauer,
  Die mächt'ge Stadt, die knieend ruht vor dir,
  Des Rheinſtroms Wogen, die ſich rieſig breiten,
  Die Berge, zeigend deinen Dom von Weitem: —
  Erwin von Steinbach, Alles huldigt dir!
(Gaudy.)

### 2.

### Der Waldſee.

Tiefblauer See, reizvoller Spiegel du,
  Umſäuſelt rings von nie geſtörter Ruh,
  Das Haupt gekrönt mit üpp'ger Blumenfülle;
  Nie waget es das Kind, von Sorgen frei,
  Bei ſeinem Spiel mit fröhlichem Geſchrei
  Zu ſtören deiner Wälder heil'ge Stille.
Noch hat in deiner klar durchſicht'gen Flut
  Das ſchwere Netz, das Ruder nie geruht,
  Kein Nachen hat ſeine Furch' in dir gezogen.
  Den Rieſenarm dehnt rings die Eiche weit,
  Der Waſſerroſe ſchnee'ger Kelch gedeiht
  Und ſchaukelt ſich auf deinen hellen Wogen.
Die Taube ſchwebt, girrt im Gebüſch des Strandes,
  Es taucht der Geſtirne Zauberglanz
  In den Kryſtall als Spiegelbild hernieder.
  Der wechſelnd giebt Waldesdunkel, Blütenpracht,
  Den ſonn'gen Tag, wie die umflorte Nacht
  Und deine ſilbervolle Schaar wieder.
Gleich deiner Flut ſollt' unſre Seele ſein,
  So ungetrübt, ſo ruhig, ſpiegelrein,
  Auch in der Menſchen wirrendem Gewimmel
  Entfremdet dem Getreibe, dem Tumult,
  Entfremdet ſtürmiſcher Begierden Schuld,
  Sich ſammelnd, ruhend, denkend an den Himmel.
(Gaudy.)

### 24.

## Deschamps.

### An das Meer.

Schwarz rollend Meer! vom ſteilen Klippenrande
  Betracht' ich gern den Kahn, der leicht ſich wiegt,
  Und athme ein an deinem Schaumesſaume
  Den Meereshauch, der kühlend mich umſchmiegt.
  Mit meinen liebſten Träumen will ich wallen
  An deinem Ufer, d'rauf der Abend ruht;
  Ich liebe deine ſturmbewegten Hallen,
  Dein Rauſchen kühlet meines Herzens Glut.
  Schwarz rollend Meer! laß wild den Schrei erſchallen:
  Süß fliehe die Zeit bei deiner bittern Flut.
Schwarz rollend Meer! ich brächte hin mein Leben,
  Zu ſehn, wie mächtig deine Woge ſchwillt;
  Mein Geiſt entzückt ſich, mag der Leib auch beben,
  An deinem Reiz, ſo wunderbar und wild.
  Seit jenem Tag, wo deine tiefen Wogen
  Mich ſchwarz umſtarrten in der Blitze Glut,
  Hat unſer See, von Bläue mild umflogen,
  Nicht mehr begeiſtert meiner Dichtung Glut.
  Schwarz rollend Meer, das bald die Welt umzogen:
  Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.
Schwarz rollend Meer! die Stirne nachtumdüſtert
  Erheitert oft ſich, wenn die Venus flammt,
  Dann weichlich deine ſtarke Stimme flüſtert
  Manch heilig Wort, das von der Welt nicht ſtammt;
  Dann kommt die Flut, die Wellen ſpringen, ſchäumen,
  Wie grün bemähnte Roſſe voller Muth,
  Am Klippenrande, wo ſie wild ſich bäumen,
  Bricht ein dämoniſch Lachen ihre Wuth.
  Schwarz rollend Meer, das Pracht und Graun umſäumen:
  Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.
Schwarz rollend Meer! ob deine Wogen ſpringen,
  Ob ſtill du ruhſt, wie ein gemähtes Feld,
  An dir entfalten meiner Seele Schwingen,
  Es ſpricht durch dich der mächt'ge Herr der Welt.
  Der Atheiſt nur kann vor deinem Spiegel
  Den Schöpfer leugnen in verſtocktem Muth.
  Mir ſteigt der Glaube neu aus jedem Hügel,
  Aus deinem Schooß ſtrahlt mir des Himmels Glut.
  Schwarz rollend Meer, du meines Glaubens Siegel:
  Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut!
(Ploennies.)

### 25.

## Muſſet (Alfred de).

### 1.

### Die Andaluſierin.

1.

Wer, der auf Barcelona's Gaſſe
  Mein andaluſiſch Mädchen ſah?
  Wer ſah ſie gehn auf der Terraſſe?
  's iſt meine Löwin, meine blaſſe
  Marqueſa d'Amaegui, ja!
Für ſie hab' ich mich oft gehauen,
  Für ſie Sonette gar gemacht!
  Wie oft, ein Haar nur ihrer Brauen
  Durch's Weh'n des Vorhangs zu erſchauen,
  Hielt ich vor ihrem Fenſter Wacht!
Mein iſt ſie, mein iſt dieſer Wangen,
  Mein dieſer Lippen lechzend Glühn!
  Mein dieſes Auge, ſchwarz verhangen
  Von ſeid'nen Wimpern, mein die langen
  Haarwellen, ſo ihr Hermelin.
Mein, mein ihr Hals, ſchön wie die Wände
  Des Schlafgemachs in üpp'ger Ruh';
  Mein das Gewand um ihre Lende,
  Mein ihre kleinen weißen Hände
  Und mein ihr Fuß im ſchwarzen Schuh!
O, wenn durch ihres Rebos Franzen
  Ihr Auge blitzt mit wildem Brand,
  Bei allen Heiligen im ganzen

Caſtilien, man brächte Lanzen,
Zu rühren nur an ihr Gewand!
Beim Cid, man muß ſie ſehn im weißen
Nachtkleid die prächtige Geſtalt!
Man muß es ſehn dies Schlagen, Beißen,
Wenn unter Küſſen, grimmigen, heißen,
Sie wüthend fremde Worte lallt!
Und, o wie toll iſt ihre Freude,
Wenn ſie am Morgen ſingt und lacht!
Wenn, da ſich in des Strumpfes Seide
Ihr Füßchen ſchlüpft, ihr unterm Kleide
Des Leibchens ſtraffer Atlas kracht.
Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tambourinsgeklirr!
Heut' Abend will ich ſerenaden,
Das Lachen ſollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

2.

O Herrin, es wird helle!
Dein Leibroß, Iſabelle,
Begrüßt dich wiehernd; — ſchau'
Auf der Pikeur' und Läufer
Grünfarb'gen Aermeln ihrer
Stoßfalken ſchwarze Klau'!
Sieh, Pagen und Bereiter,
Der Knecht, der Stuten Leiter,
Ein unbezwinglicher Troß;
Das Haupt vom Buſch umbogen,
So kommen ſie gezogen
Mit Armbruſt und Geſchoß.
O höre deiner ſchnellen
Windſpiel' und Doggen Bellen!
Horch, Piff und Peitſchenhieb!
Zur Jagd, raſch in den Bügel
Den Fuß, ergreif' die Zügel!
Viel Glück zur Jagd, mein Lieb!
Nur nun zuerſt verhülle
Des ſchönen Buſens Fülle
Mit des Habites Grün!
Das meerumſpannt mit ſeinen
Zierlichen Armen ſcheinen
Ein ſüßes Räthſel ihn!
Mit weißer Hand zu kämmen
Dein Haar, laß überſchwemmen
Das dunkelbraune dich;
Dein Haar, ſchnell aufgebunden,
Und in den Abendſtunden
Gelöſt durch dich und mich.
Friſch auf denn, meine Wilde!
Weithin durch das Gefilde
Tönt deines Thiers Geſchnarr.
Und wie den Speer ein Knappe,
So ſchwingt, in bunter Kappe,
Den Sonnenſchirm dein Narr.
Und wenn auch die geſchickte
Schleif' um die goldgeſchmückte
Agraffe wird, geſchwind!
Und in des Mantels Falten
Will tragen ich und halten
Dich wie ein ſchlummernd Kind.

3.

Madrid, du Licht von Spaniens Thalen,
In deinen tauſend Reizen ſtrahlen
Viel tauſend Augen, ſchwarz und blau.
Du weite Stadt der Serenaden,
Viel tauſend kleine Füße baden
Sich Nachts in deines Prado's Thau.
Madrid, und kämpfen deine Stiere,
Dann laſſen tauſend Händchen ihre
Buntfarb'gen ſeidnen Schärpen wehn;
Und in den ſternerhellten, lauen
Lenznächten ſieht man deine Frauen
Auf deinen blauen Treppen ſtehn.
Madrid, Madrid, laß ſie ſich ſehnen!
Ich ſpotte deiner ſtolzen Schönen,
Die muthig tummeln Maul und Pferd!
Denn unter Allen weiß ich Eine;
Laß Braun' und Blonde kommen — Keine
Iſt ihre Fingerſpitze werth!
Und mich nur, wenn die Sterne ſcheinen,
Läßt die Duenna dieſer Einen
Durch ihr vergittert Fenſter! — Wer
Nach zorn'gen Blicken trägt Begehren,
Der nah' ihr nur beim Meſſehören,
Sei Biſchof oder König er.
Denn wiſſet, meine wilde Kleine,
Aus Andaluſien iſt ſie, meine
Wittib mit dunkelm Flammenblick!
Sie iſt ein Teufel und ein Engel,
Braun, der Orange gleich am Stengel,
Und wie ein Vogel flügg und quick!
O, wenn wir zitternd Küſſe tauſchen,
Wenn um mein Haupt mit ſüßem Rauſchen
Entfeſſelt ihre Locken wehn,
Dann muß man ſie mit glüh'nder Wange
Bebend und ſchnell wie eine Schlange
In meinem Arm ſich winden ſehn.
Und fragt ihr, welchem Preis die ſchlanke
Erob'rung ich denn wohl verdanke?
'S war meines Roſſes Mähnenpracht;
Das Loben ihrer Sammtmantille,
Nicht zu vergeſſen auch Vanille-
Bonbons in einer Faſchingsnacht.

4.

Ihr kennt ihr Aug' und ihre Züge,
Ihr kennt die Andaluſierin!
Ihr wißt, daß ich im Arm ſie wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin.
O ſeht ſie, wenn ihr Arm wie eines
Schwans weicher Hals mich feſt umſchlingt;
Wenn, dicht an ihrem Haupte meines,
Die Nacht uns ſüße Träume bringt;
O kommt, ob unſerm Neſt begegnet
Und ſchnäbelt euch, ihr Vögelein!
Durch ihren Schlummer, den Gott ſegnet,
Streu' eurer Flügel Widerſchein.
Preis der Vergeſſenheit gegeben
Sei Alles, nur die Liebe nicht!
Die Wolluſt ruft: vergeßt das Leben!
Der Vorhang ruft: vergeßt das Licht!
O laß uns ruhen, Mund auf Munde!
Hauch' deine Seel' in mich hinein!
O, laß uns ruhn ſo bis zur Stunde,
Wo man uns bringt den Todtenſchrein!
In meiner Seele friſches Bluten
Laß rinnen deinen lichten Geiſt,
Wie ſich in eines Gießbachs Fluten
Der Wieſe Blumenquell ergeußt.
Denn weißt du wohl, wie viele Schmerzen
Ich litt, ach, um zu leben nur?
Siehſt du in meinem wunden Herzen
Des Ueberdruſſes blut'ge Spur?
Gib einen Kuß mir, meine Kleine!
Mit meiner Hand in deinem Haar,
Laß mich erzählen dir beim Scheine
Der Lampe, was mein Unglück war.
Und ſieh, wie gut ich bin, mein Leben!
Daß geſtern du auf meiner Bruſt
Entſchliefſt — ich will es dir vergeben,
Und war's auch, als ich ſchwatzte juſt.

Denn auf des Königs Wort, ſobald es
Wird dunkel in der Hauptſtadt ſein,
Zieht hier im Luſtrevier des Waldes
In's Schloß die Frau Marquiſin ein.
Mein Arm ſei der Geliebten Wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin.
Ihr kennt mein Lied, ihr kennt die Züge
Der braunen Andaluſierin!

(Freiligrath.)

### 2.

### Stanzen.

O, wie gern im Abendſtrahle,
Tief im Thale
Seh' ich, einem Todtenmale
Aehnlich, ſchwarzer Münſter Bau!
O wie gern ich bei den finſtern,
Hohen Münſtern
Auf der Ritter Schwell' im Ginſtern
Kreuz und Weihekeſſel ſchau!
Heim' ihr auf der Pyrenäen
Trotz'gen Höhen,
Alte Kirchen, Mauſoleen,
Die kein Wetter je zerbricht;
Magre Thürm', entblößte Steine,
Die ihr keine
Zeit kennt, ſeid ihr die Gebeine
Staubgeword'ner Berge nicht?
O, wie lieb' ich euch, ihr Thürme!
Wie Gewürme
Winſeln um euch her die Stürme
Machtlos! — Ihr ſteht doch und feſt.
O, wie lieb' ich euch, ihr Gänge!
Heil dir, enge
Stiege, deren Schooß die Klänge
Heil'ger Hymnen tönen läßt!
O, kommt der Orkan gefahren,
Treibt zu Paaren
Wald und Feld, faßt bei den Haaren
Das Gebirg' mit Zorngeſchrei:
Zwei granitne Bäume zwiſchen
Weh'nden Büſchen
Stehn alsdann mit ihren Niſchen
Die zwei Thürme der Abtei.
O, wie gern mit ihren Schildern
Und Gebildern
Mag ich Abends ſich vergülden
Dieſer Thore Reihen ſehn.
O, wie gerne mag ich ſchauen
Dieſe grauen
Heil'gen, die, aus Stein gehauen,
Leiſ' für die Lebend'gen flehn!

(Freiligrath.)

### 26.

## Moreau.

### Die Pächterin.

Der Pächt'rin Preis! Sie iſt ſo ſanft,
So zärtlich von Gemüthe!
Gleich dem Waldvöglein, fern dem Lärm,
Begnügt bei Weißdorns Blüthe;
O mutterloſe Waiſ', o Greis,
Die bettelnd Brot gewinnen,
O ſegnet ihr auf eurem Weg
Pachthof und Pächt'rin drinnen!
Am Herdesfeuer auf der Bank
Darf ſich der Arme laben;
Der große Schrank von Nußbaumholz
Kargt nicht mit ſeinen Gaben.
Dort eines Tages ſaß auch ich
Beſtaubt, Kraft zu gewinnen
Durch kurze Raſt; dann bald: Lebwohl
Pachthof und Pächt'rin drinnen!
So ſchwand mein einz'ger ſchöner Tag,
Schwand mit dem Frührothsſchimmer;
Doch jener Stund' Erinnerung
Iſt Wonne mir noch immer.
Das Auge zu, ſeh' ich den Ort
Noch mit geſchloſſ'nen Sinnen,
Den blüh'nden Hag, den kleinen Wald,
Pachthof und Pächt'rin drinnen.
Wenn Gott, wie unſer Pfarrer müd
Nicht wird uns einzutränken,
Wohlthat, auch an Unwürd'gen, lohnt:
Mög' meiner Schuld er denken!
O laß er Blumen viel das Thal,
Die Hütte Glück gewinnen!
Vor Sturm und Thränen hüte er
Pachthof und Pächt'rin drinnen!
Um ihre Spindel, Winters, ſoll
Ein Schwarm von Kindern wühlen,
Wie Engel um den Rocken der
Der heil'gen Jungfrau ſpielen;
Sie führen ſanft ein Brüderlein
Daher in weißen Linnen
Und ihr Gejauchz erfülle mit Luſt
Pachthof und Pächt'rin drinnen. —
Mein Liedchen, flieg' dahin, des Danks,
Zwar ſchwach, mich zu entled'gen;
Aber im Mai die Nachtigall
Soll ſie dafür entſchäd'gen.
Der Leichenvogel ſoll, erſchreckt
Vom Sang der ſüßen Minnen,
O lange, lange ſchweigen für
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

(Pfizer.)

### 27.

## Ponſard.*)

### Lucretia.

### 1.

#### Act 2. Scene 1.

Ein Gemach im Hauſe des Junius Brutus in Rom.
Brutus ſitzt vor einem Tiſche; es iſt Tag.

**Brutus.**

„Der als der Erſte ſeine Mutter küßt,
Regiert zuerſt." Küßt' ich die Erde nicht?
Erfaßt' ich nicht des Gottes Spruch? Und als
Ich meinen goldgefüllten Stock ihm weihte,
Sprach er nicht: „Brutus bringt ſein Ebenbild,
(Derſelbe Inhalt und dieſelbe Hülle)
Der gleiche Kern in einer gleichen Schale.
Zerbrechen wird der Stock den Scepter, zweimal
Des Narren Name Könige zittern machen."
(Er ſteht auf.)
Des Narren Name: das iſt doch der meine!
Und ſo werd' ich es ſein, der Rom beherrſcht.
Mein Geiſt fliegt wirklich höhern Sphären zu,
Hinaufgetragen vom Orakelſpruch,
Der mir geheimnißvoll das Zeichen gab:

---

*) In Ponſard, welchem ſeine Tragödie „Lucretia" mit einem Schlage zu großer Berühmtheit verholfen, ſcheint das franzöſiſche Drama einen Anlauf nehmen zu wollen, um über die Extravaganzen der Hyperromantik und die Plattheiten der Scribe'ſchen Converſationsſtück-Schule hinweg zu einem edleren Styl zu gelangen.

Ich werde herrſchen, und ich bin es werth.
Ja! ich ſoll herrſchen! Sprach's nicht deutlich ſo?
Schon ſeh' ich, wie ein Sturmwind ſich erhebt!
Tarquin will Alles ſich zu Füßen werfen,
Den Adel Roms zu ſeinem Schemel machen.
Und wo ein Haupt ſich zu erheben wagt,
Haut es mit Tod, verſchmäht's Ermahnung.
Er wagt es [illegible], den Senat zu zwingen;
Denn ſtreitet der ſein altherkömmlich Recht,
So weicht der eiferſüchtige Tyrann
Sein Unrecht ſtumm durch ſeiner Beſten Tod;
Doch zieht ein grollend Wetter ihm entgegen;
Es wächſt der Haß vom dunklen Joch gedrückt,
Und wird auch ſchweigend ſein Befehl erfüllt:
Das Schweigen ſteht gar nahe der Empörung!
Lucretia ſprach wahr: 's iſt was im Gähren. —
Kommt günſt'ge Zeit, kommt nur das rechte Haupt,
Schnell wird der Adel, ſchlecht bedacht vom König,
Zum Kampf ſich rüſten für ſein altes Recht.
Das rechte Haupt bin ich, denn mich erwartet
Der Ehre ſchönſter Preis und ruft zur Rache
Für's Vaterland, den Vater und mich ſelbſt:
Betret' ich die Zukunft, das Vergangne ſtrafend:
Ich will es, meinem Narren-Ruf zum Ruhm.
Geduld! Die Tage ſind noch nicht am Ziel!
Noch iſt die Wuth nicht da, man blickt [illegible].
Das iſt die ſchwüle Stille, gleich dem Schrecken,
Die uns des Himmels nahen Zorn verkündet.
Des Himmels Groll harrt nur des günſt'gen Windes!
Bis dahin ſchlaft auf meinem Amboß, Blitze!
Du edles Blut, das meinen Buſen ſchwellt,
Steig' noch 'mal abwärts in des Vaters Adern,
Und du, geliebtes Rom, bei dem ich ſchwöre,
Rom, deſſen Zukunft herrlich werden ſoll,
Rom, deſſen Größe, komm' ich nur an's Ziel,
Wie's nie die Könige ahnten, ſoll erſtrahlen,
Bewahre du es für deiner Zukunft Heil,
Dir dien' ich an mein edles Blut! Geduldig
Will ich den günſtigen Moment erharren!
Zum Weihtrank nimm die Schmach, die ich getrunken!
Dann tret' ich ſtärker allem Feind entgegen!
In Mitleidsthränen taucht' ich meinen Muth
Und dieſen Quell, aus meinem armen Herzen,
Weckt meine Stirne nie zur Heiterkeit.
Ich hab' mich ſchon gewälzt im ſchmutz'gen Bett;
Und meine Schmach gehört mir nimmer an,
Und nimmer brauch ich meine Wuth zu feſſeln,
Die lodern muß ich zeitlich jetzt zum Zorn!
O daß ein ſcheußlich Wort die Wuth ſo ſanft macht
Im Herzen eines Unglückſeligen!

(Valerius tritt auf.)

**Brutus.**

Ach, ſiehe da! Was bringt Valerius?

**Valerius.**

Freu' dich, mein Freund, dein Sehnen wird erfüllt
Und unſre Worte werden bald zur That.
Bald hat man's ſatt, vor einem Mann zu zittern!
Ich war bei mehreren Edlen Roms und Alle,
Patricier, Ritter und die Senatoren,
Erwartet ſchon vom Sturze des Tyrannen.
Der [illegible] Krieg hat's auf's Aeußerſte gebracht,
Die geiz'ge Rache all' ihr Gut verſchlingt:
Ich ſchürte ihren Groll, erhitzt' ihr Hirn,
Sie wußten noch nicht, wo ſie ſchon verwundet;
Und nach der Wuth die Hoffnung ihnen zeigend,
Ließ ich den Strahl der Freiheit ihnen leuchten;
Schürt eben nicht von ihnen, bis ihr Herz
Den Samen ſchnell wuchernden Verlangens.
Schon ſagt man kühne Worte ſich in's Ohr,
Man fragt ſich ſchon, erwägt, berathet ſich,
Lebhaft ſchon ſchleicht, da die Tarquinier fern,
Durch wenige verdächt'ge Luſt, ihr Streben.
Senator Procul war den Morgen bei mir:
Wagt Keiner vorwärts ſich, weicht doch auch Keiner:
Wir ſtehn am Thor, jetzt iſt der Augenblick,
Die zu ermuthigen, die noch ſchwankend ſind.
Es mangelt uns, ſprach Procul, nur ein Führer. —
Da ſagt' ich ihm: „Der Führer, den ihr ſucht,
Er lebt, er wird zur rechten Zeit ſich zeigen
Und ich gelob' euch, daß er euch genügt."
Und hiermit brach ich ab die Unterredung!
Und gleich darauf — mag's Götterſtimme ſein! —
Und gleich darauf erſehn' ich deine Rückkehr!
Was ſagſt du, Junius? Iſt's nun nicht an dir?
Heißt's jetzt nicht: Handeln!

**Brutus.**

Noch heißt es: Geduld!

**Valerius.**

So ſpricht nur Brutus! Das hör' ich von dir?
Nur Brutus zügelt ſeine Rach' und Strafe!

**Brutus.**

Er zügelt ſie, daß ſie dann muthiger ſei!

**Valerius.**

Wann aber kommt Gelegenheit uns beſſer?
Fern iſt der Zwingherr, der Senat im Groll.

**Brutus.**

Wohl ſteht Tarquinius' Palaſt hier leer,
Doch hat er ihn in's Schlachtfeld nicht verlegt?
Und kehrt er heim, geſchützt von ſeinen Schaaren,
Bald wird ſein Zelt vor unſern Thoren ſein
Und ſelbſt in Rom fehlt ihm die Hilfe nicht,
Für uns iſt der Senat, für ihn das Volk.
Das Volk fühlt wenig ſeines Stolzes Laſt.
Es fürchtet Den nicht, der die Großen ſtürzt.
Tarquinius' Blitz verſchont das ebne Land
Und zündet nur auf hoher Zinnen Spitzen;
Das ſichre Volk ſieht über ſeinem Haupt
Verderbenvoll den königlichen Sturm
In andern Regionen ſich entladen.
Nicht ſorgend für des fernen Kampfes Ausgang,
Sucht's unterdeß ſich ſeine nahe Beute.
Auf dieſe Macht geſtützt führt Tarquin Kriege,
Er lohnt des Volkes Gunſt mit neuen Ländern
Und ohne ſo den Andern zu ſchaden,
Vernichtet ein Jeder gierig ſeine Beute:
Das Volk die Fremden, Tarquin den Senat.
Das Volk ſteht gegen Tyrannei nicht auf,
Bis wenn ſie ihm entehrend droht zu nahen.
Dann öffnet Willkür ſich ein neues Feld
Und ſteigt herab in das Bereich des Pöbels:
Verlaſſen hat ſie dann den ſchlauen Gipfel,
Um in gemeiner Alltagswelt zu ſterben.
Den Mißbrauch der Gewalt haßt man zumeiſt,
Denn gleich droht Aller Augen die Gefahr,
Da ſie in Jedes Heiligthum ſich wagt; —
Sie würden jedem Stand ein Opfer rauben
Und ihr Verletzen des gemeinen Rechts
Hat Jeden ſchmachvoll, heißt auch Jeden fürchten.
Erſt neulich bot Arden ein Beiſpiel dar:
[illegible], ein zweiter Tarquin, ward betroffen
In einem Tempel, und was fünfzehn Jahre
Geheim er hielt, ertrug man fünfzehn Jahre: —
Die Prieſterin ſchändet' er: — den Tag noch fiel er.

**Valerius.**

Doch wann kömmt dieſer Augenblick?

**Brutus.**

Geduld!
Die Ungeſtraftheit ſtachelt ſie, drum hoff' ich! —
Denn ein Verſuch, den der Erfolg gekrönt,
Iſt ein gebahnter Weg zur höchſten Frechheit.

**Valerius.**

So iſt's der Zufall, dem du hoffend trau'ſt,
Und deine tiefe Weisheit hängt an Launen?
Den Plan, den zwanzig dunkle Jahre nährten,
Soll Zufall dir, dein Wille nicht vollenden!
Und wenn Gelegenheit uns nimmer naht?

---

*) Gegen die Zuhörer.

Wenn ein Verrath uns Alle kann verderben?
Haſt du es wohl bedacht?
Brutus.
Wohl überlegt —
Valerius.
Und was beſchloſſen?
Brutus.
Ring es zu vollenden!
Je mehr ich's wäge, wird mein Entſchluß feſter,
Ja Nichts zu wagen für ein ſchnell'res Ende.
Valerius.
Und deines Vaters Mord
Brutus.
Rächt ſpäter ſich.
Valerius.
Und deine Schmach
Brutus.
Ich bin zum Hohn geboren!
Valerius.
Und unſre Freunde, die ich all' ermuntert,
Was werden ſie zur neuen Zög'rung ſagen?
Was ich erwidern, wenn ſie mich befragen:
Warum mein Arm ſo zag, mein Wort ſo bedachtſam!
Brutus.
Sag' ihnen: daß zerſtören wollen, leicht ſei,
Doch nicht bedacht, wie's wieder aufzubau'n!
Und jener Groll vollbringt nur halb ſein Werk,
Der ohne beſſern Grund den Feind erſchlägt.
Und wer ſoll der Tarquinier Platz erhalten?
Soll's der Senat, ſoll es das Volk wohl ſein?
Und wollt ihr einen neuen König wählen,
Wer ſoll es treffen?
Valerius.
Brutus, dich allein.
Brutus.
Das iſt der Ehrgeiz nicht, der mich kann leiten!
Roms Wohl erſtreb' ich nur ſein dauernd Wohl!
Erkenne beſſer, was ich will! Von Rache,
Die wie ſie möglich, ward bisher geſprochen;
Jetzt iſt es Zeit, daß Jeder von uns wiſſe,
Was nach dem Sieg, den ſie errang, geſchehe.
Valerius, kommt es, wie ich will, ſo ſoll
Nicht ich, noch je ein Andrer König ſein.
Tarquin war ein Tyrann: er ſei der letzte! —
Rom, wie es iſt, braucht keinen Herrn mehr!
Als Anfangs, noch bedroht und ſchwach, die Stadt
Stets mußte nur um die Erhaltung kämpfen,
Da war es gut, daß eine ſtarke Macht
Die Unfügſamen den Gehorſam lehrte,
Und doppelt bei rings drohendem Verderben
Die ſtrenge Ordnung feſten Widerſtand.
Die Größe der Gefahr hielt wach den Geiſt
Und nährte ſo den Stolz durch ihren Zwang.
Der neue Sieg gab neuen Muth dem Krieger
Und alle Feinde beugten ſich vor Rom.
An ſeine Mauern ſtürmt der Feind nicht mehr;
Und kältern Muthes ziehen wir in's Feld.
Schlaftrunken macht uns dieſe Sicherheit,
Sie ſchwächt den Geiſt und läßt die Willkür wachſen.
Dem eignen Glück nur fröhnt der Herrſcherſtab,
Seit er für Alle nimmer braucht zu ſorgen.
Befreit von unſrer alten Feinde Droh'n,
Stemmt er ſich jetzt auf ſeiner Bürger Nacken.
Stets kühner macht ihn ſchwaches Widerſtreben,
Rom kam, zu ſchnell erlöſ't, um ſeine Kraft,
Und vom Krieg entwöhnt, fehlt ſeinem Herzen
Des feſſelloſen Volkes wilder Muth.
An unſerm Tiſch, in unſern Häuſern, Kleidern
Herrſcht Weichlichkeit, der alten Sitten ſpottend.
Das Kriegsgewand iſt unſerm Arm zu ſchwer,
Der Gürtel ſelbſt ſchon dünkt uns unbequem;
Der Steinpalaſt höhnt jetzt das Haus von Lehm,
Der kräftigen Ahnen rauhere Behauſung!
Für jede Kraft iſt dieſe Ruhe Gift;
Sie ruft uns laut, an unſer Werk zu gehn.
Selbſt jene Tugend, die am längſten ſtrahlte,
Des Weibes Scham erliſcht in unſrer Zeit.
So nahet Rom der Tod, wenn Ungeheures
Es ſchleunig nicht aus ſeinen Armen reißt,
Der neuen Seele neue Form zu geben,
Daß neu erſtarkt' der Ehre Flamme glühe,
Daß es ſich neu der zarten Scham erinnre.
Gibt es ein Mittel nur — und das iſt: Freiheit.
Mit neuer Thatkraft, wie das erſte Mal,
Wird Rom mit hochgehobnem Stolz erſtehn.
Es lag gefangen, ſeiner Könige Sklavin:
Dem freien wird Italien ſich beugen.
Valerius.
So ſoll das Volk an's Regiment hier kommen?
Brutus.
O nein; das wäre nur ein Tauſch der Knechtſchaft.
Das niedre Volk beherrſcht nur Leidenſchaft,
Es iſt die ſichre Beute jeden Umtriebs.
Wer da zumeiſt dem blinden Haufen ſchmeichelt,
Hat ſeinen Beifall und regiert für ihn; —
Und Ehrgeiz, ſo zum Handeln ſchnell berufen,
Erzeuget nur Verwirrung und Zerwürfniß.
Der Senatoren Vormundſchaft beſtehe,
Wie der Patricier Schutzrecht, immerhin,
Laßt Männer uns erziehen, die ihr Stand
Befähigt, Schutzherrn Anderer zu ſein,
Damit dem niedern Volke beſſ'rer Rath
Bei ihnen werden mag, als durch Empörung!
Kurz, was bisher beſtand, ſoll heilig ſein;
Verpönt ſei'n Rom die Könige allein!
Valerius.
Fahr' fort!
Brutus.
Ich hab' geſehn der Griechen Länder,
Ich war zu Delphi, Sparta und Athen,
Befragte dort Apoll's Orakel und
Hier jenes des Lykurgus und des Solon.
Sparta gibt zweien Königen gleiche Macht
Und läßt ſie drum die Herrſcherwürde theilen,
Daß Jeder ſo, den Andern überwachend,
Ihn zügl' im Böſen und zum Guten ſtähle.
So führt die glücklich feſſelnde Vertheilung
Ihr doppelt Streben zum gemeinen Wohl.
Doch eine Herrſchaft, die zu lange währt,
Läßt einem Willen allzu freien Spielraum.
Des Herrſcherſtabs Gewohnheit zeugt Tyrannen.
Athens Geſetz, iſt's beſſer, hier zu folgen,
Das jedem Regiment ſein Ziel geſteckt.
Hier treibt den Herrſcher ruhmbegier'ger Ehrgeiz
Und Eile findet Zeit nicht zum Verrath.
Da mag der Herrſchaft Mißbrauch Keinen locken,
Denn Jeder fürchtet ſelbſt den Druck zu fühlen,
Wohl wiſſend, wie die Macht ihm ſchnell entgleitet,
Befehlend heut', um morgen zu gehorchen.
Da nun in Beider Art mehr Weisheit liegt,
So mögen wir aus beiden Quellen ſchöpfen
Und Rom, wie Sparta, Zwei am Ruder haben,
Doch ihre Macht auf kürz're Zeit beſchränkt ſein,
Und um Athen in dieſem Punkt zu folgen,
Sei ihrer Doppelherrſchaft Friſt ein Jahr.
Das iſt mein Plan, Valerius, und beſtimmt
Wird er ruhmvolle Zukunft uns bereiten.
Du weißt jetzt meine innerſte Geſinnung:
Sag' mir, ob du verwirfſt ſie oder achteſt?
Valerius.
Egeria ſelbſt gab dir ſo weiſen Rath!
Und mit Begeiſt'rung hör' ich deinen Vorſchlag!
Er iſt des Landes und des Mannes werth,
Als Brutus' Gabe und als Zukunft Roms!
Brutus.
Wohlan! Weck' auf die Geiſter, ihm zu huld'gen!
Er wird ſie feſſeln, wenn ſie ihn vernommen!
Verhaßter nur wird ihnen dann das Joch.

Laßt Hoffnung nahender gerechter Herrſchaft,
Mag' unſre kurze Haft für viele Lehren!
Und halte ja geheim, daß du mich ſprachſt!
Ich ſchenkte mein Vertrauen dir allein!

---

## 2.

### Act 1. Scene 1. 2. 3.

(Frauengemach im Hauſe des Collatinus. Es iſt Nacht. Lucretia. Die Amme. Laodice und andere Sklavinnen.)

**Die Amme.**

Laßt eure Spindeln luſtiger ſchnurren, Mädchen!
Und wickelt neue Wolle auf die Stäbe,
Die ihr die Fäden webt, die Nadeln kreuzend,
Ermuthigt eure Finger! Vorwärts, Kinder!
Daß Maſche ſich an Maſche knüpft und ſo
An jedem Abend ſich das Tuch verlängre. —
Drum eilt euch, dieſen Waffenrock zu fert'gen!

**Lucretia.**

Oft ſchläft der Kriegsmann auf der kalten Erde,
Nur die erſtarrten Glieder Wärme ſuchend,
Die ihm der dichte, weite Mantel bietet.
Macht euer Tagwerk voll und leert die Körbe,
Dann naht uns bälder auch die Zeit der Ruhe;
Doch ſagt mir, denn ich bin ſo wirren Sinnes,
Habt ihr vom Schlachtfeld keine neue Nachricht?
Vernahmt ihr Nichts? Stets wißt ihr mehr,
Als ich in meiner Einſamkeit erfahre.
Sah man nicht Collatin? Sprach man von Schlachten?
Wie Viele gehn zum Kampf, nicht wiederkehrend! —
O Janus, ſchließ' dich, Städte neu bevölkernd,
Der ſtillen Hausfrau gib den Gatten wieder!

**Die Amme.**

Was ſorgſt du dich? O glaub' mir, theures Kind,
Bald kehrt dein Collatin als Sieger heim,
Mit reicher Beute wird er wiederkommen
Und Ueberfluß und Freude hier beleben;
Schützt ihn nicht Romulus und ſind die Schlachten
Den Führern denn ſo ſchrecklich, wie Soldaten?

**Lucretia.**

Ach, dieſe Hoffnung gilt nur läſſigen Führern!
Ein Mann, wie Collatin, verſteckt ſich nicht!
Ihn hält der Schrecken nicht im letzten Treffen
Und nimmer ſchirmet ihn der Feigheit Schild.
Als erſter Kämpfer führt er ſie zur Schlacht,
Ihm droht der Tod mehr als gemeinen Kriegern.
Fürwahr, er ſtirbt mir lieber edlen Tod,
Als daß er lebe, ſeiner Pflicht Verräther!
Ach, das iſt ja mein Stolz und meine Furcht!
Mein Herz iſt ganz erfüllt von ſchwarzer Ahnung,
Vor Schreckensbildern ſchaudert mir der Blick;
Komm', Amme, hör'; ich will dir Alles ſagen!

**Die Amme.**

Sprich, liebes Kind! Die Weiſen mögen alle
Vorahnungen in Wirklichkeit verachten.

**Lucretia.**

Ein Hund hat geſtern Mitternachts geheult.

**Die Amme.**

Ein Todesbote.

**Lucretia.**

Und die Winde pfiffen
Mit ihren Schreckensſtimmen durch die Ebne;
Es ſeufzte manchmal wie mit Menſchenſtimme.

**Die Amme.**

Der Trauer Botſchaft.

**Lucretia.**

Jetzt im tiefſten Winter —
Ich ſah's — ein Blitzſtrahl fuhr am Himmel nieder.

**Die Amme.**

Das geht auf Blut.

**Lucretia.**

O allzu deutlich Zeichen!
Bald werd' ich Schreckensbotſchaft hören müſſen.

**Die Amme.**

Nein, nein! die Furcht für Collatin iſt grundlos.
Hier iſt die Drohung, hier ihr Gegenſtand.
Ihr Götter ſchützet uns! Hier, unter uns hier
Muß Einem ſein Geſchick Verderben drohen.

**Lucretia.**

Heut morgens, als ich mein Gemach verließ,
Schlug mir die Thüre, die ich öffnete,
Die Hand zurück, da doch kein Wind ſie zuwarf,
Sie ſchloß ſich, mich am linken Fuß verletzend.

**Die Amme.**

Geh' nicht vom Hauſe! Denn es ſcheint, Gefahr
Von außen hat der Stoß verkünden wollen.

**Lucretia.**

Ach! die Gefahr zu fliehn, iſt hier kein Ausweg.
Denn ſie verfolgt uns in das tiefſte Haus.
Hör' noch! Mir träumte die vergangne Nacht
So ſchrecklich, daß mich's ungeheuer ängſtigt.
Du leg' mir's aus, du kannſt die Träume deuten.

**Die Amme.**

Die Träume ſind Vorboten Jupiter's
Zu unſrer Warnung; um uns kund zu thun,
Daß etwas Großes ſich ereignen ſoll.
Der wahre Traum kommt aus dem Thor von Horn
Und macht auf lange düſter unſern Geiſt.
So ſcheidet man ihn leicht von falſchen Träumen
Und Seher können ſein Geheimniß deuten.
Gelehrt ward meiner Mutter dieſe Kunſt
Von weiſen Traumauslegern, als wir noch
Im eignen Lande der Cureten wohnten.
Sie aber lehrt' es mich vor langer Zeit,
Da ich noch frei an meiner Ahnen Herd ſaß.
Dann brachte König Servius uns Verheerung,
Nahm unſer Gut und machte uns zu Sklaven.
Doch ſag mir deinen Traum, ich will ihn deuten.

**Lucretia.**

Mir träumt': ich trät' in einen heiligen Tempel
Von vielem Volk umringt. Ganz Rom wohl hatte
Bis auf den letzten Mann hier Platz gefunden.
Um zu genügen immer größerm Andrang,
Schien ſich des Tempels Umfang zu erweitern.
Da ward dem Romulus von ſeinem Prieſter
Geopfert, ſeine Gnade zu erflehen.
Schon lag das Opferthier auf dem Altar,
Schon war ſein Haar mit Mehl und Salz beſtreut,
Der Prieſter goß den Wein ſchon aus der Schale
Ihm auf die Stirne zwiſchen ſeine Hörner
Und ſprach: „O Gott Quirinus, nimm dieß Opfer
Und laß vor andern Völkern Rom erſtarken!“
Er ſchwieg — Erwartung machte Alle zittern.
Plötzlich erſcholl nun eine laute Stimme,
Davon der Tempel bebte: „Fort den Stier!
Was ſoll mir Blut von rohen Thieren frommen?
Gebt Menſchenblut! Als Opfer reines Blut
Von einem Weibe gebt, und Rom wird groß ſein!“
So ſprach der Gott. Im ſelben Augenblick
Verſchwand der Stier, man wußte nicht, wohin,
Und ich lag auf dem großen Opfertiſch
An ſeinem Platz, des Beiles Fall erwartend.
Und wie ich da lag, bleich — kriecht eine Schlange
Aus einer Säule Oeffnung, ſchleicht mir näher
Und über's Pflaſter zieht ſie ihre Kreiſe,
Langſam und langgedehnt, der Beute ſicher.
Sie bäumt ſich auf — zieht ihre eiſigen Knoten
Um meinen Leib; — das Haar ſteigt mir empor!
Ihr feuchter Druck durchbebt mein tiefſtes Mark,
Die Stimme ſtirbt mir in der trocknen Kehle.
Da will ich weichen und vermag es nicht;
Vom Schrecken bin ich ſtarr. Mit Rieſenarmen
Umſchlingt das Ungeheuer mich und hebt
Sein Haupt, aus dem ein ſpitzer Pfeil mir droht.
Sein Aug', ein glühend Feuer, trifft das meine,

Mit Grabgeruch weht mich ſein Athem an,
Sein Pfeil gibt meinem Leib des Todes Hoffnung,
Den Platz erſpähend für den giftigen Biß.
Da kann ich Nichts mehr ſehn! — Mein Mörder war
Entflohn — mein Herz durchbohrt vom Schwert des Todes.
Ein neues Wunder! Tropfen rieſelten
Aus meiner Bruſt auf's blutige Pflaſter nieder,
Aus ihrem Fall entſtanden Kriegerſchaaren
In dichtern Reih'n, als Aehren auf dem Saatfeld.
All' dieſe Krieger, herrlich anzuſchauen,
Führten den Kräuterbüſchel nicht als Zeichen;
Auf ehernen Piken war ein goldner Adler,
Der Nord und Süd und Oſt und Weſt bedrohte. —
Da wacht' ich auf, ſo voll von dieſem Traum,
Daß ich das kalte Schwert noch fühlt' im Buſen,
Ja, ſelbſt noch jetzt durchdringt es mir das Herz! —
Ach, Amme, kannſt du mir die Deutung ſagen?

**Die Amme.**

Laß mich's bedenken, eh' ich Antwort gebe.
Darum — denn Arbeit geht nicht weniger ſchnell,
So ihr ein Lied hilft — will ich es verſuchen,
Darf eine ſüße Stimme dich ermuntern.
(Zu Laodice.)
Du junge Sklavin, Joniens Tochter, der
Die gütige Muſe Harmonie verliehen,
Sing' uns von deinen Heimathliedern eines,
Indeß ich in des Schickſals Dunkel forſche.

**Laodice**
(ſteht auf und nimmt eine Lyra von der Wand).

„Auf der Menſchen Augenlider,
Auf der Götter Geiſtesſchwingen
Trieft des Schlafes Balſam nieder;
Seine ſüßen Träume bringen
Ruhe den gequälten Herzen,
Dran die finſtre Sorge zehrt;
Lohnend für des Tages Schmerzen
Iſt die Freude eingekehrt!
Jetzt wird's laut auf Bergeshöhen,
Die von Wäldern dicht umgeben; —
Muthig wagt ſich zu erheben,
Nimmer zitternd für das Leben,
Scheuer Hirſche Schar im Grünen:
Denn der Waldesjungfrau Pfeil
Lieget kraftlos, auszuführen
Mordluſt mit der Liebe Heil.
Dich, Endymion, den Schönen,
Sucht ſie auf Theſſaliens Boden;
Ihren Buſen füllt ein Sehnen,
Daß, in Wolluſt zu vergehen,
Sie an deiner Seite weilet,
Angekettet deinem Mund; —
Und die keuſchen Wunden heilet
Erſter Liebe Feuerbund!
Wie erquickt der Schlaf den Müden!
Aber, ach, mit rohen Händen
Muß des Lebens Bahn hienieden
Oft ein finſtrer Bruder enden! —
Tod! wie manchen ſtillen Schlummer
Mordete dein giftiger Blick!
Und des treuen Freundes Kummer
Blieb kein Lebewohl zurück." —

**Die Amme.**

Schweig', Unglückſelige! Welch ein Klagelied!

**Die Sklavin.**

Ach, meine Worte ſind ſo thränenleer;
Doch ein Verhängniß leitet meine Leier.

**Lucretia.**

O Schreckenszeichen, was bedeutet ihr?
(Sextus Tarquinius und Sulpicius kommen.)

**Sextus.**

Lucretia! .... Doch weshalb ſo erſchreckt?
Welch bleiche Angſt ſchwebt über deinen Zügen!
Beruhige dich! Ich bin kein Todesbote!
Des Freundes Fuß berührte deine Schwelle.

**Lucretia.**

Vergib, mein Gaſt, dem Bangen eines Weibes!
So unverhofftes Nah'n hat mich erſchüttert.
Sei dennoch mir willkommen.

**Sextus.**

'S iſt ſchon ſpät,
Jedoch mein Abgang hing nicht ab von mir;
So komm' ich denn zu ungewohnter Stunde,
Doch bring' ich Nachricht vom geliebten Gatten,
Von Collatin ....

**Lucretia.**

Von Collatin! Ihr Götter!
Was macht er? wünſcht er? — Meines Gatten Freund!
Zwei, dreimal glücklich macht mich dein Erſcheinen,
Von ihm was weißt du, Sextus, ſprich nur ſchnell!

**Sextus.**

Gleich will ich deiner Ungeduld genügen;
Doch bitt' ich, deine Weiber zu entfernen!
Ich muß mit dir allein ſein!

**Lucretia** (zur Amme).

Laß uns, Amme!
Nimm meine Frau'n mit dir!

**Sextus** (zu Sulpicius).

Sulpicius! Geh!
(Alle ab, außer Lucretia und Sextus.)

**Lucretia.**

Jetzt laß mich hören!

**Sextus.**

Collatin, wie glücklich,
Wie reich hat dich bedacht des Schickſals Urne!
Aurora mag aus ihrem Kleid des Oſtens
Die weißen Tage reichlich dir entfalten;
Den Tag, der dir das Leben gab, begrüßte
Huldreichen Blickes eine gute Göttin!
Denn welch ein Schatz, Lucretia, fehlt dem Mann,
Den du mit deiner Zärtlichkeit beglückſt?
Wie muß ermuthigen ihn dein liebend Herz,
Das ängſtlich ſchlägt, wo ihm Gefahr bedroht!
Das mitten in das Kriegsgeſchrei ihm folgt,
Auf ſeine Wunde Thränenbalſam legend,
Frohlockend bei des Siegers froher Heimkehr,
Pflegſt du mit Schmeichelworten ſeine Ruhe.
O könnt' ich meine Königskrone geben
Für deinen ſüßen Blick, der ihn erheitert;
Das Purpurkleid, den weiten Königsmantel
Für dieß Gewand, das deine Hand ihm webt.
O, wäre mir ſo ſeltnes Glück beſchieden,
Mit geiz'ger Sorgfalt wollt' ich es bewahren!
Da möcht' ich nicht des Kriegers Pflicht erfüllen,
Dem heimiſchen Herd die blutigen Tage raubend.

**Lucretia.**

Muß nicht der Römer folgen Roma's Ruf,
Sextus, für's Vaterland nicht Alles laſſen?
So hält es Collatin und er thut wohl!
Doch bringſt du keine Botſchaft?

**Sextus.**

O gewiß!
Ich denke dran: es ſchwand mir das Gedächtniß!
Ich bin verwirrter, als du glauben möchteſt.
Lucretia! ach, Bewunderung und Neid
Weckt in mir Alles, was ich ſeh' und höre;
Des Saales altherkömmlich würdig Anſehn,
Der keuſchen Göttin Veſta liebes Wohnhaus; —
Die ſtille Halle, leer von Freudentaumel,
Höhnt nicht den Ernſt der väterlichen Laren!
Die Körbe, dieſe Wolle, dieſe Lampe,
Geſchäftige Stunden ſtreng dem Schlafe raubend,
Sehn gern hier Pallas ſchweigend niederſchweben,
Das Oellicht ſchürend zu der nächtigen Arbeit.
Sie kannt', ſo ſchön, ſo weiſe dich zu finden,
Und fürchtet, daß als einer neuen Pallas
Man bald an dich Gebet und Opfer richte.

Was ſoll ich ſagen? Voll von frommer Scheu
Stand' ich an ſein in einem Göttertempel,
Und in der Götterſchar erſchienſt du mir
Als hohe Königin, allmächtig herrſchend.

Lucretia.

Doch, Sextus, ſprich mir jetzt von meinem Gatten,
Von meinem Collatin. Was will er?

Sextus.

Nichts.
Ich komme nicht von ihm.

Lucretia.

Wozu denn ſonſt?
Du ſagteſt doch?

Sextus.

Es iſt nicht von Bedeutung . . .
Doch warum zög' ich? Nichts weiß ich von Rom,
Von Heer und Führern, Nichts von Collatin:
Hier kenn' ich Nichts, als dich und mich allein!
Ich kam zu dir . . . . ich kam . . . . weil ich dich liebe.

Lucretia.

Ha, ew'ge Götter!

Sextus.

Ja, dich lieb' ich! Dulde
Mein kühnes Wort und du verſchmähſt mich nicht.
Ich liebe dich, ſeit ich dein Gaſt geweſen.
Ich kam mit Collatin; war's meine Schuld?
Mich lehrte ein verhängnißvoller Stolz
Die Zauberkräfte eines Blickes kennen.
Dein Bild verfolgt mich! Meine Augen führen
Lucretia ſtets mir vor bei ihrer Arbeit.
Fern oder nah, dich hör' ich ſtets bei mir!
Ich ſehe Nichts mehr als nur dich! Vergebens
Verſucht' ich jetzt, mich ſelber zu bekämpfen:
Ich bin entwaffnet! Venus feſſelt mich!
Dem Wolfe gleich, verletzt vom Speer des Jägers,
Beiß' ich den Mörder, ſelbſt den Tod im Herzen.
Befried'gen muß ich meines Blutes Feuer,
Wo nicht, ſo fall' ich als der Flamme Opfer!

(Lucretia, die während dieſer Rede eine ſtrenge Miene angenommen, verſucht zu ſprechen.)

O hör' mich noch! Die du im Himmel wohnſt,
Dich kann die irdiſche Liebe nicht verblenden!
Du ſtrahlſt der Sonne zu und deine Sterne,
Du keuſche, ſcheuſt die Liſt, wie das Verbrechen.
Hör meinen Vorſchlag: Rom braucht tapfre Helden!
Doch unfruchtbare Ehe raubt ihm Krieger.
Der Fall bei dir iſt Grund zur Eheſcheidung.
Tarquin's Befehl wird deinen Gatten zwingen,
Zu brechen die verrätheriſchen Bande,
Auf die Lucina's zürnend Auge ſchaut.
Geſchieden Beide, ſind wir Beide frei
Und Hymen bindet neu in unſrer Liebe.

(Lucretia macht noch einen Verſuch.)

Und ſprich: Hat Collatin dich je geliebt?
Du liebſt ihn nicht, du kannſt ihn auch nicht lieben;
Lucretia liebt den Mann nicht unter ihr
Und Collatin reicht nicht zu deiner Höhe:
Er, königlichen Bluts, ein Collatinus,
Ließ dennoch König Tarquin ohne Furcht.
Ein koſtbar Gut beſaß er im Geheimen
Und [illegible] ſich rühmend lüftet er den Schleier.
Ein ſolcher Mann faßt deine Bruſt nicht aus,
Du ehrſt in ihm nur deinen eignen Werth.
Ein Wort noch: — Alles darfſt du, ſollſt du wiſſen:
Mir muß Tarquin die Krone überlaſſen;
Ich bin ſie werth! Allein! allein vermag ich
Den kühnen Bau, den er verſucht, zu führen,
Hemmſt du mich nicht im Fluge meines Ruhms!
Denn mein Verlangen ſtählet meinen Geiſt.
Die Römer pflegen jetzt geſäll'ger Sitten
Und ſo wird minder hart mein Joch ſie drücken;
Mit neuen Wünſchen mach' ich ſie bekannt,
Ihr Hoffen lebe von des Herren Lächeln!
Ha, welcher Glanz und welche Majeſtät
In dieſer Herrſchaft voll von Willensmacht.
Schön iſt es: König ſein! Ein ſtolzer Wink
Des Einen Manns gebietet allen Andern.
Und ſeines Willens Gränzen nicht erkennend
Erſtickt ein Wort von ihm ihr ängſtlich Zittern.
Solch eine Größe wartet deines Muths.
Lucretia, ſprich: Du theileſt ſie mit mir!
Mein Plan iſt fertig! Tarquin ſteht mir bei,
Sobald er ſtirbt, ergreif' ich ſeinen Scepter;
Wie er um die Auſpicien unbeſorgt,
Verleih' ich bald den Römern ihre Wahlen.
Ich werde König ſein — und du, Lucretia —
Die Königin . . . . .

Lucretia

(hat ihn nach der erſten Aufregung kalt angehört).

Ich werde mir und meinem Gatten treu ſein!
Dich hör' ich ſprechen und ich mag nicht glauben,
Daß du die ſchwarze Schandthat willſt vollenden,
Daß du als Vetter, Freund und ſelbſt als Gaſt
Den treuen Gaſtwirth magſt ſo ſchmählich ſchänden,
Daß eine Seele birgt ein ſolch' Verbrechen!
Daß man zum Ehmann kommt, ſein Weib zu rauben
Ha, du betrügſt dich! Meinen Gatten ehr' ich
Und lieb' ihn ſtets, wie du ihn auch entwürdigt.
Er iſt erhabener als du, weil er
Gethan nicht hätte, was du wagſt zu thun!
Zu ſehr lieb' ich ihn, um an Zwiſt zu denken,
Wenn ſolche Scheidung auch nicht gottlos wäre.
An deiner Staatskunſt will ich keinen Theil,
Denn ſolche Zügel weiß ich nicht zu führen. —
Doch hör' ich recht, ſo wählſt du Mittel, ſchändend
Den guten König, wie den guten Bürger.
Du ſollſt die Sitten beſſern, nicht verderben,
Erheben, nicht erniedrigen! — Doch, wiſſe,
Daß ich verſchmähe deinen Thron, und lerne
Durch edlern Sinn die Krone dir verdienen!
Leb' wohl!

Sextus.

Du fliehſt mich?

Lucretia.

Nur die neue Schmach!

Sextus.

Beim Gaſtrecht!

Lucretia.

Du beſchmutzeſt ſeine Würde.

Sextus.

Bei meiner Liebe!

Lucretia.

Schweig, kein ſolches Wort!

Sextus.

Fürchte Verzweiflung!

Lucretia.

Mehr fürcht' ich die Schande!
Leb' wohl!

Sextus

(mit lauter Stimme und drohendem Tone).

Nein, bleib'!

(Moment des Stillſchweigens. Lucretia erſchreckt, aber mit Ehrfurcht gebietender Miene. Sextus, beherrſcht von Lucretia's Anblick, geht von der Drohung zur Scheu über.)

Lucretia, heilige Gattin!
Hab' keine Furcht, vergib mir meine Liſt!
Auf's Neue triumphirſt du nach Verdienſt.
Denn mit dem erſten war ich nicht zufrieden.
Dieſelbe Probe in dem eignen Hauſe
Hat mein Vertrau'n auf's Schändlichſte befleckt!
Zwei edle Siege haſt du dir erkämpft:
Du haſt's bewieſen und ich bin beſiegt!
Ich eile, eignen Mundes deinem Gatten
Gleich morgen ſchon den neuen Ruhm zu melden!

Lucretia.

Zu deiner Ehre, Sextus, will ich's glauben!
Doch darf ich länger nicht mit dir hier weilen.

Die Prüfung ging zu weit! Der Anſtand bannt
Bei ſolcher Sprache mich aus deiner Nähe.

### 3.

### Act 3, Scene 1, 2, 3, 4.

(Im Hauſe des Tarquinius Collatinus. Vier Stühle ſtehn bereit; drei ſind beſetzt von Collatinus, Valerius und Brutus. Der vierte iſt leer. Es iſt Tag.)

**Collatinus. Brutus. Valerius.**

**Valerius**
(dem Collatin den unbeſetzten Stuhl zeigend).
Für welchen Vierten ſteht der Stuhl bereit?
Auf weſſen harrt ihr noch?
**Collatinus.**
Ich weiß es nicht;
Doch ſeht den Greis dort aus der Ferne nahn:
Ein würdiger Greis, Lucretia's Vater iſt's.
(Lucretius tritt ein. Alle ſtehen auf.)
**Lucretius.**
O meine Kinder, ſprecht, ſagt es dem Greis!
Was iſt geſchehn? Komm' ich noch nicht zu ſpät?
(Lucretius ſetzt ſich, die Andern bleiben ſtehen und umgeben ihn.)
In tiefſtem Frieden lebt' ich ſtille Tage,
Denn Nichts mehr kann der Welt mein Daſein frommen,
Dem Vaterlande dient' ich einſt; doch jetzt
Mögt ihr ſein Wohl mit beſſrer Kraft beſorgen.
Da bringt man dieſen Morgen mir die Botſchaft,
Daß meine Tochter ſehnlichſt mein begehre.
Wißt ihr, wozu?
**Collatinus.**
Nein; ſeht uns Alle hier,
Ehrwürdiger Greis, wie dich, des Grundes warten.
Auch mir ließ dieſen Morgen in mein Zelt
Sie Botſchaft thun, um wicht'ger Dinge willen.
„Lucretia verlange mein und Brutus
Und eines Freundes, den Brutus wählen ſolle.“
So ſprach der Bote. Brutus nahm Valerius
Im Durchweg mit von Rom. Doch ſonſt
Weiß ich nicht, ob uns Glück, ob Unheil rief!
Lucretia ließ uns bitten, hier zu warten;
Wenn Alle da ſind, will ſie kommen!
**Valerius.**
Seht ſie!
(Lucretia bedeckt mit einem ſchwarzen Schleier, der ihr über das Gewand herab fällt, tritt ein.)
**Lucretius**
(hat ſich erhoben und geht auf Lucretia zu.)
Wie! Aufgelöſ't dein Haar! Den Blick am Boden!
Ein ſchwarz Gewand! Welch ſchreckliches Geheimniß!
Mein Kind! — Sie ſchweigt; im Auge ſchwimmen Thränen.
Was weinſt du?
**Lucretia** (nach einigem Stillſchweigen).
Ueber mich! Mich ſelbſt betraur' ich
Und meine Ehre.
**Collatin.**
Welches Wort, Lucretia!
**Lucretius.**
Ich mag nicht denken, was es ſagen will.
**Collatin.**
Lucretia, ſprich, mein edles Weib!
**Lucretia.**
Ach, nein!
Nicht mehr dein Weib, ich will nicht mehr den Namen.
Todt iſt die Gattin!
**Collatin.**
Todt die Gattin!
**Lucretia.**
Ha!
Was Werth des Leibes Leben, wenn die Scham ſtarb!
Geſchändet iſt der Leib, den du erblickſt;
Doch iſt die Seele rein; ich will's erproben!
Hör, Collatinus, mich! Hör mich, mein Vater!
(Sie legt beſondern Nachdruck auf den Namen Junius.)
Du, Junius, auch und du, Valerius, höre!
Schwört mir bei eurer Rechten, eurer Treue,
Daß Rache erntet des Verbrechens Samen!
**Alle** (die Hand erhebend).
Wir ſchwören es!
**Lucretia.**
Der Schuldige iſt Sextus!
Sextus hat dieſen mächtigen Sturm erregt.
Entgegen mir und ihm, wenn ihr ein Herz habt!
**Brutus.**
O!
**Collatin.**
Sextus!
**Valerius.**
Fahre fort!
**Lucretia.**
Mit falſchem Vorwand
Kam er hier geſtern an bei finſtrer Nacht.
Ich nahm ihn auf. Er war mein Gaſt! O Unheil!
Nachts, als ich ſchlief, naht' er ſich meinem Bett;
Ich wachte auf. Ich ſah ihn; und den Dolch,
Den blanken Stahl auf's Herz mir ſetzend, ſprach er:
„Lucretia, du ſtirbſt, wenn du dich weigerſt!
„Mit dieſem Stahl, der jetzt dein Herz durchbohrt,
„Mord' ich auch einen meiner Sklaven dann.
„An deine Seite leg' ich den Entſeelten
„Und, mit Geſchrei die Thüre öffnend, ruf' ich:
„Hier überraſcht' ich ihre wüſte Liebe,
„So rächt' ich meinen Vetter Collatinus!
„Und ſo wird dir dein Tod nur Schande bringen,
„Unwerth des Grabes wird dein Leib verfaulen.“
**Brutus.**
O!
**Collatin.**
Treuloſer Sextus!
**Lucretius.**
Armes, armes Kind!
**Valerius.**
Abſcheuliche Tarquinier!
**Lucretia.**
Siegreich floh er!
Ich fürchtete den Tod nicht, nur die Schande!
Denn ſtarb ich damals, ſtarb ich ſchmachbeladen,
Und für der Unſchuld ewig Brandmal zog
Der Schuld'ge lachend, ungeſtraft von dannen:
Darum noch leb' ich! — Ich verdiene Strafe;
Doch möge Jedem die gerechte werden!
Bis jetzt nur wollt' ich leben, daß man wiſſe,
Daß mein die Strafe, ſein die Schande ſei.
**Collatinus.**
Hochherzig Weib, was ſprichſt du da von Strafe!
Sie wird dem Unglück nicht, nur dem Verbrechen.
Klag' dich nicht an! Du haſt dich nicht erniedrigt!
Nur wo der Vorſatz war, iſt Schuld zu finden.
Das Bett iſt wohl entweiht, doch rein die Gattin!
Des Leibs Befleckung ließ dir rein die Seele;
Nur größer wird ſie ſo und daß du ſelber
Dich angeklagt, iſt ſchärfrer Beweis.
Ein jedes Weib verbirgt erzwung'nen Ehbruch!
Die ſtumme That ſchleppt Keine vor's Gericht.
Ruhm bringt die Schmach, die ſo ſich offenbart;
Ihr Schamroth überſtrahlet jedes Brandmal.
Ich lieb' dich, arme, ehrenvoll Entehrte!
Komm! Sei zufrieden! Rache ſoll dir werden!
**Lucretius.**
Sei muthig, Kind, erhebe deine Blicke!
Denn ich, als Vater dich, als Greis ermahnend,
Sag dir, du kannſt uns frei in's Auge ſchauen:
Mein Kuß küßt jedes Brandmal dir hinweg!
(Er küßt ſie auf die Stirne.)
Wer klagt, wenn ich gerichtet?

Lucretia.
Dank dir, Vater,
Dank, Collatin! Ein Richter bleibt!
Collatin.
Und welcher?
Lucretia.
Ich ſelbſt! Nicht Schande — Strafe ſei mein Theil!
Nicht ein willkommner Vorwand ſei mein Beiſpiel,
Wenn eine andre Gattin ihren Schwur
Entheiligt einſt, die Mitſchuld nicht zu ſtrafen.
Ihr Kraft von Sextus: ich verlang' es ſo!
Ich ſprach: den Tod nicht fürcht' ich! — Mag er nahen!
(Sie erſticht ſich mit einem Dolche, den ſie in ihrem Gewand verborgen hatte, und fällt.)
Collatinus.
Lucretia!
Lucretius.
Meine Tochter!
Collatinus.
O mein Weib!
Valerius.
O mächtiger Himmel!
Lucretius.
Sie iſt todt!
Collatinus.
Ja, todt!
Brutus
(nimmt den Dolch, den er aus Lucretia's Wunde zieht, und hält ihn empor.)
Bei dieſem Blut, dem reinſten aller Frauen,
Eh' es ein Bube ſchändlich hat vergiftet,
Schwör' ich's und ihr ſeid Zeugen meines Schwurs,
Ihr alle, ewige Götter, daß von nun an
Ich überall, mit Feuer und mit Schwert,
Wie ich nur kann, endlos und ohne Zögern
Tarquin verfolge: ihn, ſein ganzes Haus!
Befreien will ich Rom von dieſem Gift
Und ſo zermalmen Krone ihm und Scepter,
Daß ſie nicht ihm, noch Andern je mehr frommen.
Von heut an, Rom, ſind deine Könige todt!
Ihr, klagt nicht mehr und ſprecht, wie ich geſprochen!
(Er gibt den Andern den Dolch.)
Valerius.
Ach, das war Junius!
Collatinus.
Welch ein Wunder! Götter!
Valerius.
Roms Schickſal ſprach durch ein Orakelwort.
Collatinus.
Wer du auch biſt, der meinen Geiſt entflammt,
Gib, daß mein Wort dem deinen Folge leiſte!
(Er nimmt den Dolch und erhebt ihn.)
Ihr, ewige Götter, ſehet dieſen Stahl,
Der Krieg erklärt den Mördern meines Weibes.
Sie kannten keinen Zügel, ich kein Mitleid.
Vertilgen will ich ſie mit meinem Haß!
Aus ſeinen Wurzeln heb' ich ihren Thron,
Zertrümmert, ihn zum Holzſtoß deiner Aſche,
Lucretia, dir zu weih'n! Valerius, nimm!
Valerius (nimmt den Dolch).
Verflucht mich, Götter, wenn ich Tarquin's ſchone!
Lucretius (nimmt den Dolch).
Gib mir!
Brutus (zu Valerius).
Geh! Rufe Volk zuſammen!
Lucretius.
Kinder!
Hört ſchweigend auf die Schwere meines Fluchs,
Verſchmäht ihn nicht, weil meine Kniee zittern,
Die Kraft entſchwand, mein weißes Haar nur blieb mir;
Mein Arm iſt ſchwach, doch kann mein Mund verwünſchen!
Ihr Götter, die ihr ſtraft im Reich der Nacht,
O, wenn es wahr iſt, daß ihr dort die Bitten
Der Lebenden, die ihre Tage drücken:
So treibt den Mord hinaus in's wüſte Elend,
Daß er im fremden Land Erbarmen bettle!
Unmächtig fleh' er überall um Hilfe,
Vergoſſ'nes Blut mit Thränenſtrömen ſühnend!
Brutus (nimmt den Dolch wieder und nähert ſich Lucretiens Leichnam).
Befriedigt ſei dein Schatten, ſchuldlos Opfer,
Durch dieſe Wünſche, die die Unthat ſühnen!
(Zu Collatinus und Lucretius.)
Schließt ihr die Augen jetzt mit euren Händen!
Und laßt uns dreimal, wie es Brauch, ſie rufen.
(Lucretius und Collatinus nähern ſich ebenfalls dem Leichnam.)
Hör' uns, Lucretia!
Lucretius.
O Lucretia, hör' uns!
Collatinus.
Du höre, hör' uns, o Lucretia.
(Tumult hinter der Scene. Valerius kommt zurück.)
Valerius (zu Brutus).
Das Volk verſammelt ſich; es drängt hierher;
Es ſtürmt das Thor. Was hier beginnen?
Brutus.
Komm!
Laß uns das Thor ihm öffnen!
(Brutus und Valerius öffnen die Vorhänge der Thüre im Hintergrunde des Zimmers und geben von da in den Hofraum, um hier der herandrängenden Menge das Haus zu öffnen. Das Volk ſtürzt auf die Bühne.)
Brutus.
Bürger Roms!
Ein Bürger.
Der blöde Brutus!
Ein anderer Bürger.
Was will er uns ſagen?
Erſter Bürger.
Hört ihn, was er uns Lächerliches bringt.
Brutus.
Nichts mehr vom blöden Brutus, denn der blöde
Sieht von dem Rächer Brutus ſich erſetzt.
Zu meinem Heil warf ich den Menſchen weg,
Zum Heile Roms heb' ich ihn wieder auf.
O Bürger, wendet hierher eure Augen!
Seht, ſeht den Leichnam!
Valerius.
Seht den blut'gen Leichnam!
Brutus.
Das iſt Lucretiens Leichnam ...
Valerius.
Schrecklich Schickſal!
Brutus.
Des edelſten, des unglückſeligſten Weibes!
Wißt, daß ein Menſch bei ihr in dieſer Nacht
Ein Straßenräuber ſich als Gaſtfreund einſchlich;
Den Degen in der Hand, mit Drohungsworten
Beſchmutzte er des keuſchen Bettes Reinheit.
Bewaffnet hat er ſie entehrt ....
Bürger.
O Schandthat!
Brutus.
Sie wollte nicht mehr ohne Ehre leben!
So eben, uns zu ihren Rächern wählend,
Beſtrafte ſie an ſich des Andern Schmach.
Seht dieſen Dolch, an dem ihr Blut noch klebt,
Ich zog ihn ſelbſt aus ihrer reinen Bruſt.
Lucretius.
Ach, du mein armes Kind!
Valerius.
Hört ihren Vater!
Brutus.
Hier iſt nicht Zeit zur Klage, nur zur Rache!
Ein Mann iſt ſtrafbar!
Valerius.
Sterbe der Verfluchte!

**Bürger** (während ſich gegen Brutus drängend).
Nenn', nenn' ihn!

**Brutus.**
Sextus, König Tarquin's Sohn!

**Bürger** (erſchreckt zurückweichend).
Götter!

**Brutus.**
Ja, König Tarquin's Sohn! Solch ein Verrath
Iſt eines Sohns des Königs Tarquin würdig;
Das Werk war Sextus' werth, denn dieß Geſchlecht
Trägt das Verbrechen ſchon im Blut in ſich.
Denkt, Römer, denkt, wie ſeit der erſten Jugend
Tarquin von Unthat ſtieg zu größrer Unthat.
Seht ihn vor euch in ſeiner ganzen Schwärze.
Mit ſeines Bruders Frau erſt Unzucht treibend,
Ermordet er das eigne Weib, den Bruder,
Um über ihren Leichen, ſeinem Schemel,
In's ehrſchänderiſche Bett zu ſteigen.
Heut Wittwer, morgen neu vermählt, entzündet
Die Hochzeitfackel er an beider Holzſtoß.
Doch unermüdet hatt' er frechen Mordes
Noch nicht genug, da Vatermord noch fehlte.
Denkt jener ſchauervollen That, da er,
Der Schwiegerſohn, den guten König Servius
Aus dem Senat riß und vom Säulengang
Hinabwarf auf den Markt, gleich einem Sklaven;
Und wie der König, die zerbrochnen Glieder
Noch einige Schritte ſchleppend, fiel von Tarquin's
Meutern.
Denkt jener Tochter, Tarquin's würdig Weib,
Die frech des Vaters Leichnam überfuhr,
So daß die Straße zur Bezeichnung noch
Von dem Verbrechen scelerata heißt.
Ihr Höllengeiſter, zornige Eumeniden,
Die ihr mit Geißeln peitſcht die Vatermörder,
Nach denen eure Schlangen zielen, ſolltet
Bei ſolchen Schreckensthaten ihr verſtummen? —
Doch Bürger, das war nur des Menſchen Sünde!
Was that er, als er König war von Rom?
Verlaſſen ſteht das Forum; euer Wahlrecht,
Das Romulus euch frei gab, liegt gefeſſelt.
Die einſt Geſetze gaben ſind nun Sklaven,
Der Mund geknebelt und der Schritt in Banden;
Ihr dürft nicht Frieden mehr und Krieg beſtimmen,
Ihr ſchlagt jetzt Bäume, ſeid jetzt Laſtenträger!
O, alte Krieger mit dem Arm voll Wunden
Müßt ihr jetzt ſchmutzige Kloaken putzen!
Denn Roma's Söhne, dieſe edlen Helden,
Beſiegten alle Staaten rings um Rom!
Und die Tarquinier machten dieſe Helden,
O Scham! zu Steineſchneidern, Laſtenträgern!
O nahte uns ein Ende dieſer Schmach!
Verſpräche des Tarquinius Tod uns Ruhe!
Doch ſeine Söhne ... ſie ſind wie der Vater;
Was thun ſie noch, nach dem, was ſie gethan? —
Des Blutes Recht, das Recht der Gaſtfreundſchaft,
Das immer die Barbaren ſelbſt geachtet:
Des reinſten Namens Schild, ein zweiter Wall,
War Sextus an Lucretien nicht heilig!
Vor dieſen ſelbſt nicht wich er ſcheu zurück.
Wann zittert er, der hier nicht hat gezittert?
Dein Muth, Lucretia, zeigt uns unſern Weg!
Es zeigt dein Tod, wie uns geziemt zu leben.
Tarquinius' Brut iſt fern; Rom iſt jetzt unſer;
Uns traut das Volk, für uns iſt der Senat,
Die unzufried'nen Krieger fallen ab
Beim erſten Ruf vom übermüth'gen Führer,
Zu retten hier, mit Rom ergeb'nem Schwert,
Sich Weib und Söhne, die in unſern Händen,
Und mehr als dieß vertheidigen und vor Allem
Die ewigen Götter, zürnend ſolcher Unthat.
Das Wollen nur thut noth! Wohlan! Was wollt ihr?
Wählt, Bürger, die Tarquinier oder uns.

**Valerius.**
Nein! Nichts Tarquinier! Tod der Tyrannei!
Tarquinius ſei verbannt und ſein Geſchlecht!

**Brutus.**
Verbannt auf immer ſei der Thron der Willkür,
Auf den noch größre Unthat ſich kann ſetzen.
Verbannt auf immer ſei Tarquin, mit ihm
Der Platz, der neue Tyrannei beſchützte!

**Valerius.**
Was ſagſt du da?

**Brutus.**
Rom, ſag' ich, iſt befreit!
(Zur Menge.)
Den Königen Tod!

**Bürger.**
Den Königen Tod!

**Brutus.**
Drum vorwärts!

**Valerius.**
Sei unſer Führer, Brutus! Sprich, wir folgen!

**Brutus.**
(Sich gegen Lucretiens Leichnam wendend, den man auf eine Tragbahre legt.)
Nach Rom, nach Rom! — Ihr Manen, die uns ſegnen!
Laßt unſern Zorn an eurem Blut entflammen!
Ihr ſchreitet uns voran, in eurem Zug
Treff' euer erſter Stoß den letzten König!
Wir ziehen feurigen Geiſts, ein einziger Mann,
Als Römer von Collatium nach Rom!

**Bürger.**
Vereinten Geiſtes auf nach Rom, nach Rom!

(Händl.)

## Anhang.

### Volkslieder.

### 1) Ein Mädchen, wie es wenige gibt.

Es war einmal ein Mädchen,
Haltend auf Ehre viel
Und das dem Gutsherrn ſehr gefiel;
Auf ſeinem Weg begegnet's
Dem Gutsherrn. Sonder Scham
Der hergeritten kam.
Er ſprang vom Pferd zur Erde,
Umarmte ſie geſchwind:
„O küſſe mich doch, ſchönes Kind!“
O Gott, ſprach ſie mit Zittern
Zu dem geſtrengen Herrn:
Ach ja, von Herzen gern.
Im Weinberg iſt mein Bruder
Und thät er ſolches ſehn,
So würd' er ſchnell zum Vater gehn;
Steigt, Herr, doch auf den Felſen
Und ſeht in's tiefe Thal,
Dort ſeht ihr ihn zumal. —
Da nun der Gutsherr folgte,
So ſprang das ſchlaue Kind
Wohl auf ſein raſches Pferd geſchwind:
„Will mich dem Herrn empfehlen!“
Und Puff! da iſt ſie fort,
Der gnäd'ge Herr bleibt dort.
Daraus nun könnt ihr lernen,
Wie man die Böſen fängt,
Wenn man nur ernſtlich daran denkt.
Doch ſolche liebe Mädchen,
Voll Tugend, Keuſchheit, Ehr',
Gibt es jetzt gar nicht mehr.

(Wolff.)

## 2) Vom Pfarrer.

Der Teufel hol' den Pfarrer,
  Der uns jeden Tag beſucht.
  Ich glaube gar, daß mein Weibchen
  Dieſer Spitzbub ſelbſt verſucht.
  Zwar er iſt ein guter Chriſt —
  Sagt, ob das wohl nöthig iſt?
Beginnt er anzuſtimmen,
  So macht er ihr ein ſüß Geſicht,
  Und predigt er im Sprengel,
  Guckt er nach unſrer Seite nicht.
  Zwar er iſt ein guter Chriſt —
  Sagt, ob das wohl nöthig iſt?
Als ich ihm jüngſt begegnet,
  Sagt er: Peter, guten Tag!
  Und ſchlich ſich gleich von dannen
  Ganz ſtill nach meinem Taubenſchlag.
  Zwar er iſt ein guter Chriſt —
  Sagt, ob das wohl nöthig iſt?
Der Pfarrer und der Küſter,
  Die ſehn mir gar zu luſtig aus;
  Und da ſie nie zur Arbeit gehn,
  Da werden böſe Dinge draus.
  Ja, ſtreiten ſie nur auch, ſchau, ſchau,
  Da ging ich gleich zu ihrer Frau.

(Wolff.)

## 3) Der dumme Liebhaber.

Mein Schatz der iſt doch gar zu dumm,
  Er ſuchet ſeines Gleichen rum,
  Ich ſchrie faſt drob Zeter!
  Wenn er ein Neſt mit Vöglein find't,
  Fliegen ihm die Jungen fort geſchwind,
  Soll ich Alles ſagen, Hans Peter?
Sonnabend hat er mich gefragt,
  Ob zu ſpazieren mir behagt
  Am Sonntag durch die Gaſſen.
  Ja! ſagt' ich ihm ganz kurz und rund,
  Und dennoch hat er meinen Mund
  Mir ungeküßt gelaſſen.
Er holt' mich zur beſtimmten Zeit
  In ſeinem ſchönſten Feſttagskleid,
  Ganz ſchmuck und fein zu ſchauen.
  Spazieren gingen wir ſofort,
  Von Liebe ſprach er nicht ein Wort,
  Das konnt' ich kaum verdauen.
Als wir nun kamen auf den Wall,
  Waren Soldaten überall
  Verſammelt in der Nähe,
  Sie ſprachen, als ſie mich geſchaut:
  „Die Dirne iſt recht hübſch“ — ganz laut;
  „Die lohnt ſich ſchon der Mühe.“
Mein Schatz, der that, als hört' er's nicht,
  Und wandte rückwärts ſein Geſicht;
  Ich hatt' es wohl vernommen;
  Als er Gemüſe tragen ſah,
  Guckt er das an und ſagte da:
  „Das kann zur Suppe kommen.“
Nachher da zählt' er überall
  Die Kirchen und die Thürme all'
  So recht mir zum Verdruſſe.
  „Von allen Kirchen in der Welt
  Die unſre mir allein gefällt“ —
  Bemerkt er dann zum Schluſſe.
Nun kamen wir noch an ein Haus,
  Es ſchallte eine Geige 'raus,
  Die Leute tanzten drinnen.
  Laß uns hinein, wenn dir's gefällt,
  Sprach ich, doch er: „Das koſtet Geld,
  Ich will mich noch beſinnen.“
Als ich mit ihm zurück nun ging,
  Da kam ein andrer Burſche flink,
  Der that mir freundlich winken
  Und ſagte: „Liebe Marion,
  Wärſt du nicht in Geſellſchaft ſchon,
  Bot' ich dir an zu trinken.“
Zur Antwort ward ihm gleich von mir:
  Ich bin mit dieſem Tropfe hier,
  Mit dieſem dummen Vetter. —
  Gelegenheit, die macht den Dieb,
  So kam's, daß ich bei Jenem blieb
  Und ſprach: Leb wohl, Hans Peter!
Da meint' er: „Ich kann's nicht verſtehn,
  Weshalb du willſt ſchon von mir gehn,
  Es iſt ja hübſches Wetter.“
  Doch ich, ich ſagt' ihm auf den Kopf:
  Er, ſchere dich, du dummer Tropf,
  Leb wohl, leb wohl, Hans Peter!

(Wolff.)

## 4) Das Lied vom Marlbrouk.

Marlbrouk zieht hin zum Kriege,
  Mironton, mironton, mirontaine,
Marlbrouk zieht hin zum Kriege,
  Er weiß nicht, wann er kehrt.
Er kommt zurück um Oſtern,
  An Trinitatis ſonſt.
Vorbei iſt Trinitatis,
  Marlbrouk kommt nicht zurück.
Madame ſteigt auf die Zinne,
  So hoch ſie ſteigen kann;
Sieht ihren Pagen kommen,
  Gekleidet ganz in Schwarz.
Page, hübſcher Page!
  Was bringſt du Neues mir?
Das Neue, das ich bringe,
  Macht eure Aeuglein naß.
Legt ab die Roſarobe
  Und die geſtickten Schuh'.
Herr Marlbrouk iſt geſtorben,
  Geſtorben und im Grab.
Ich ſah zu Grab ihn tragen
  Von Offizieren vier.
Der eine trug den Küraß,
  Der andere ſeinen Schild;
Der ſeinen großen Säbel
  Und der vierte, der trug Nichts.
Rund um des Grabes Hügel
  Da pflanzt' man Rosmarin
Und auf dem höchſten Zweige
  Sang eine Nachtigall.
Als nun die Feier zu Ende,
  Ein Jeder ging zu Bett.
Die Einen mit ihren Frauen,
  Die Andern ganz allein.
Nicht, als ob's daran fehle,
  Ich kenne deren viel
Von Blonden und von Braunen,
  Kaſtanienfarbig auch.
So endet die Geſchichte
  Vom großen Herrn Marlbrouk.
Und wem zu kurz ſie ſcheinet —
  Mironton, mironton, mirontaine —
Und wem zu kurz ſie ſcheinet,
  Fang' ſie von Neuem an.

(Wolff.)

## 5) Wer that deinen Füßen weh?

(Limuſiniſch.)

Wer that deinem Füßlein weh?
  La Marioneta?
  Deiner Ferſe weiß wie Schnee,
  La Marion?

„Sag' euch an, was krank mich macht,
Will kein Wörtlein euch verſchweigen:
Ging zum Roſenbuſch zur Nacht,
Brach ein Röslein von den Zweigen,
Trat auf einen Dorn im Gang,
La Marioneta,
Der mir bis in's Herze drang,
La Marion.
Sag' euch alle meine Pein,
Freund, und will euch nicht berücken;
Ging in einen Wald allein,
Eine Lilie mir zu pflücken;
Traf ein Stachel ſcharf mich dort,
La Marioneta,
War ein ſüßes Liebeswort,
La Marion.
Sag' euch mit Aufrichtigkeit
Meine Krankheit, meine Wunde:
In den Garten ging ich heut,
Wo die ſchönſte Nelke ſtunde;
Hat ein Span mich dort verletzt,
La Marioneta,
Blutet fort und fort bis jetzt
La Marion.“ —
Schöne Dame, wenn ihr wollt,
Bin ein Wundarzt guter Weiſe,
Will die Wund' euch heilen leiſe,
Daß ihr's kaum gewahren ſollt.
Bald ſollt ihr geneſen ſein,
La Marioneta,
Bald geheilt von aller Pein,
La Marion!

(Geibel.)

## 6) Der Wechſelbalg.

(Bretonniſch.)

Schön Marie ſchwer der Kummer drückt,
Ihr kleiner Loïk ward entrückt.
Der Fei iſt jener Raub geglückt.
„Als ich zum Born zu ſchöpfen lief,
Mein Loïk in der Wiege ſchlief;
Als heim ich kam, umſonſt ich rief.
Dafür ward mir der Bengel dort,
Mit rothem Antlitz wie die Kröt',
Der kratzt und beißt und ſpricht kein Wort;
Und immer ſaugen will er gar,
Er iſt vorbei ſchon ſieben Jahr'
Und doch noch nicht entwöhnt fürwahr.
Maria, du auf ſchneeigem Thron,
Du haſt im Arme deinen Sohn,
Biſt glücklich; ich hab' Schmerz und Hohn.
Dein heilig Kind bewahrt'ſt du dir,
Das meine ward entriſſen mir,
Gib, Gnadenmutter, Gnade hier!“ —
„Mein Kind, mein Kind ſei nicht beſchwert,
Dein Loïk iſt unverſehrt,
Dein Loïk zurücke kehrt!
Der kocht zum Schein in einem Ei
Für zehen Knecht' der Meierei,
Zum Sprechen zwingt den Sohn der Fei.
Wenn er geſprochen, ſchlag ihn, ſchlag'!
Schlag' ihn, daß laut er heul' und klag',
Daß ihn die Mutter hören mag.“ —
Was machſt du, meine Mutter, da?
So rief der Zwerg, als er es ſah;
Was machſt du, meine Mutter, da?
„Mein Sohn, was mein Geſchäft hier ſei?
Ich koche hier in einem Ei
Für zehen Knecht' der Meierei.“ —
Mutter, in einem Ei für zehn?
Ich hab' das Ei vor'm Huhn geſehn,
Die Eichel, eh' der Baum mocht' ſtehn.
Die Eichel und das Reis zumal,
Die Eich' im Forſte von Brezal;
Doch Solches ſah ich noch niemal. —
„Du haſt zu viel geſehn, mein Knab!“ —
Klipp klapp, klipp klapp, klipp klapp, klipp klapp!
„Da, kleiner Greis, nun ich dich hab'!“ —
„„O ſchlag' ihn nicht mehr, laß' ihn gehn!
Dem deinen iſt kein Leid geſchehn,
Doch der iſt König unſrer Höh'n!““ —
Und als Marie nach Hauſe kam,
Ihr Kindlein ſchlafend ſie wahrnahm
In ſeiner Wiege wunderſam.
Und wie ſie es erſchaut entzückt
Und es zu küſſen ſich anſchickt,
Da hat das Knäblein aufgeblickt.
Es hebt ſich auf im Bette fein,
Entgegen ſtreckt's ihr die Aermlein:
„Gar lang ich ſchlief, lieb Mutter mein!

(Keller und Seckendorff.)

## 7) Die Weiſſagung Gwenc'hlans.

(Bretonniſch.)

1.

Wann ſinkt die Sonn', das Meer aufwallt,
Vor meiner Thür' mein Lied erſchallt.
Ich ſang, ſo lang ich Jüngling war,
Ich ſing' noch, da grau mein Haar.
Ich ſing' bei Tag, ich ſing' bei Nacht,
Bin doch in tiefes Leid gebracht.
Und wenn geſenkten Haupts ich geh',
Nicht ohne Urſach' iſt mein Weh.
Es bringt nicht Furcht mir ſolche Noth,
Nicht beb' ich etwa vor dem Tod.
Es iſt nicht Furcht, die mich durchbebt,
Schon lang genug hab' ich gelebt.
Sucht ihr mich nicht, dann ich erſchein',
Späht ihr nach mir, umſonſt wird's ſein.
Geſcheh', was immer kommen mag,
Was kommen ſoll, das bringt ein Tag.
Wir gehn dreimal durch Todesnacht
Eh' wir zur Ruhe ſind gebracht.

2.

Ich ſeh' 'nen Eber nahn vom Hain,
Wohl hinkt er ſehr, iſt wund am Bein.
Blut färbt des Rachens offnen Spalt,
Von Alter bleich die Mähne wallt.
Und ſeiner Ferkel ganzes Heer
Grunzt hungrig um den Eber her.
Entgegen kommt des Meeres Roß,
Das Ufer bebt von ſeinem Stoß.
Weiß iſt's wie Schnee an lichtem Glanz
Und Hörner trägt's von Silber ganz.
Wild unter ihm erbrauſt die Flut,
Aus ſeiner Naſe dampfet Glut.
Meerthiere rings geſchart ſind dicht,
Wie um den Teich das Gras ſo dicht.
Halt wohl, halt gut, o Meeresroß!
Stoß auf ſein Haupt, ſtoß mächtig, ſtoß!
Die Füße gleiten aus im Blut,
Triff ſtark, triff ſtärker noch, triff gut!
Blut ſeh' ich ſtrömen gleich dem Bach.
Stoß gut, ſtoß drauf, ſtoß beſſer nach!
Im Blut ſchon bis zum Knie es ſinkt,
Blut rings der ſchmutz'ge Boden trinkt.
Triff ſtärker noch, ſtoß drauf, triff zu!
Viel beſſer morgen iſt die Ruh.
Stoß gut, ſtoß mächtig, Meeresroß,
Triff ihn auf's Haupt, ſtoß mächtig, ſtoß!

3.

Im tiefen Grabe ſanft ich ſchlief,
Um Mitternacht der Adler rief.

Die Jungen rief er all' herbei
  Und andre Vögel mancherlei.
Und rufend sprach er zu der Schar:
  Ausbreitet euer Flügelpaar!
Den Hund' und Schafen nicht das Aas,
  Nein, Chriſtenfleiſch lockt uns zum Fraß.
Sprich, alter Meerrab', laß es ſchau'n!
  Was hältſt du da in deinen Klau'n?
„Vom Haupt des Feindesführers hier
  Die rothen Augen raubt' ich mir.
Die Augen hackt' ich mir zum Schmaus,
  Weil er dir riß die deinen aus." —
Und du, o Fuchs, ſag' an, laß ſchau'n,
  Was hältſt du da in deinen Klau'n?
„Sein Herz nahm ich als Beute dar,
  Das einſt ſo falſch wie meines war,
Das längſt begehrte deinen Tod,
  Das längſt dir brachte Todesnoth." —
Und du, ſag' an, o Kröte, mir:
  In ſeinem Mund, was machſt du hier?
„Ich weile hier und warte fein,
  Bis ihm entfährt die Seele ſein.
So lang ich leb', in mir ſie weilt,
  Bis ihn des Böſen Straf' ereilt,
Daß er dem Barden that vordem
  Zwiſchen Meb-allaz und Porz-gwenn."
(Keller und Seckendorff.)

## 8) Der Baron von Jauioz.

(Bretoniſch.)

1.

Zum Fluß ich ging der Arbeit nach,
  Der Todtenvogel ſeufzt' und ſprach:
„Du biſt verkauft, weißt du es ſchon,
  Tina, an Jauioz, den Baron?" —
Mutter, iſt's wahr, was höre ich,
  Dem Greis Jauioz verkauft ihr mich? —
„Mein Töchterlein, ich weiß es nicht,
  Frag' deinen Vater, was er ſpricht." —
Vater iſt's wahr, berichte mich,
  Lord von Jauioz verkauft bin ich?
„Mein liebes Kind, ich weiß es nicht,
  Frag deinen Bruder, was er ſpricht." —
Lannik, mein Bruder, ſag' mir's gern,
  Bin ich verkauft dem großen Herrn?
„Verkauft, ja, biſt du dem Baron
  Und gleich fortwandern mußt du ſchon.
Ja, ohne Säumen auf die Fahrt,
  Der Kaufpreis ſchon gegeben ward:
An Silberthalern zehn fünfmal,
  Goldgulden eine gleiche Zahl." —
Mein Mütterlein, belehre mich,
  Was für ein Kleid ſoll nehmen ich?
Das weiße, wollene Gewand?
  Gewoben von der Schweſter Hand.
Schwarz oder roth? Das Mieder wohl
  Von ſchwarzer Seid' ich nehmen ſoll?
„Nimm, welches Kleid dir nur gefällt,
  Gleich iſt's, was immer du gewählt.
Das ſchwarze Roß am Thore ſteh',
  Das harret, daß der Tag entflieh';
Dein, bis die Nacht hereinbricht, harrt
  Das ſchwarze Roß, beſtimmt zur Fahrt."

2.

Nicht weit kam ſie den Pfad entlang:
  Da tönt ihr nach der Glocken Klang.
Sie rief, das Auge thränenvoll:
  O heilige Anna, lebe wohl!
Ihr Heimatglocken lebet wohl,
  Mein Ohr euch nicht mehr hören ſoll! —
Als ſie den See der Angſt erſah,
  Hielt eine Schar von Todten da.
Die Todtenſchar in weißem Kleid
  In kleinen Nachen ſtand bereit.
Ein Haufen Todter ſich ihr zeigt,
  Daß ſich ihr Haupt vor Schrecken neigt.
Als ſie durchritt des Blutes Thal,
  Die Todten folgten ihr zumal.
Da ward der Schmerz der Maid ſo groß,
  Daß ihr die Pein die Augen ſchloß;
Da ward der Schmerz der Maid ſo groß,
  Daß ſie in Ohnmacht ſank vom Roß.

3.

„Setz dich zu mir, mein liebes Kind,
  Bis mit dem Mahl ſie fertig ſind." —
Am Feuer ſitzt der Edelmann,
  Schwarz wie ein Rabe angethan;
Weiß Bart und Haar, die Augen glühn,
  So wie zwei Feuerbrände ſprühn.
„Nun iſt das junge Mägdlein hier,
  Das ich ſchon lang erſehnet mir.
Auf, liebes Kind, nun komm mit mir,
  All' meine Schätze zeig' ich dir.
Durch alle Zimmer geh' mit mir,
  Mein Gold und Silber zählen wir." —
Möcht' lieber bei der Mutter gut
  Spän' zählen in des Herdes Glut. —
„Komm, in den Keller ſteigen wir,
  Den beſten Wein kredenz' ich dir." —
Wär' Waſſer mir vom Quell geſchenkt,
  Der meines Vaters Roſſe tränkt! —
„In die Marktlauben geh' mit mir,
  Einen Feſtmantel kauf' ich dir." —
Wär' mir ein Rock von Lein gebracht,
  Den meine Mutter mir gemacht! —
„Zum Kleiderſchrank wir gehn, mein Schatz,
  Zu wählen Borten zum Beſatz." —
Die weißen Treſſen beſſer ſtehn,
  Die ſäumt mein Schweſterlein Helen'. —
„Iſt's alſo, wie dein Mund mir ſagt,
  So bin ich's nicht, der dir behagt.
Ich Thor, warum verſtummt' mein Mund,
  Als ich dich kaufte, nicht zur Stund'?
Als ich dich kaufte mir zur Pein,
  Da gar Nichts Troſt dir mag verleihn!"

4.

Ihr guten Vöglein in der Luft,
  Hört meine Stimme, die euch ruft!
Ihr fliegt in's Dorf, ich bleibe hier,
  Bei euch iſt Luſt, und Leid bei mir!
All' meine Landsleut' grüßt mir ſchön,
  Grüßt Alle, die ihr werdet ſehn;
Lieb Mütterlein, das mich gebar,
  Den Vater, der mein Nährer war,
Lieb Mütterlein, das mich gebar,
  Den Prieſter, der mein Täufer war.
Mein Lebewohl an Jeden ſingt
  Und mein Verzeihn dem Bruder bringt!

5.

Zwei bis drei Monden ſind entflohn,
  Das ganze Haus es ſchlummert ſchon,
Liegt in des ſanften Schlafes Macht,
  Da nahet ſchon die Mitternacht.
Nicht drin ein Laut, nicht draußen Wort,
  Ein Stimmlein an der Thür man hört:
„Um Gott, lieb Mutter, Vater mein,
  Laßt beten für euer Töchterlein!
Und betet auch, nehmt Trauer fein,
  Im Sarg liegt euer Töchterlein!"
(Keller und Seckendorff.)

## 9) Lez-Breiz.

(Bretonniſch.)

1.

Gegen Lorgnez einſt Lez-Breiz, der Held,
Gewaltigen Streit erhub im Feld.
Gott geb' den Sieg in Bretagner Hand
Zur guten Mähre für unſer Land!
Herr Lez-Breiz, alſo bericht't die Sag',
Zum Knappen er ſprach an dieſem Tag:
Steh auf, ſteh auf, o mein Knappe klein,
Und nimm mein Schwert und putze mir's fein!
Helm, Schild und Lanze putze mir gut,
Ich röthe ſie heut mit Frankenblut.
Mit Gottes Hilfe, mit Armes Kraft
Noch heute ſei'n ſie hinweggerafft. —
„Mein lieber Herr, mir ſaget, ich bitt',
Nehmt ihr nicht auch in's Gefecht mich mit?“ —
Was ſpräche dein Mütterlein dazu,
Kämſt nicht mehr zurück zum Dorfe du!
Wenn auf die Erde fließt dein Blut,
Wer ihrem Kummer dann Einhalt thut?
„Um Gott, mein Herr, wenn ihr liebet mich,
So laßt zur Schlacht ihr mich ſicherlich.
Ich fürchte nie der Franzoſen Zahl,
Mein Herz iſt hart und gar ſcharf mein Stahl.
Wer immer will, mag dawider ſehn,
Wo ihr hingeht, will auch ich hingehn,
Wo ihr hingeht, da halt' ich Schritt,
Und wo ihr kämpfet, da kämpf' ich mit!“

2.

Herr Lez-Breiz zog zum Kampf hinab,
Ihm folget allein ſein kleiner Knapp'.
Sanct Anna von Armor's Kirchlein
Da ging zu beten er fromm hinein:
Heil'ge Frau Anna, gebenedeit,
Sehr jung ich einſt euch zuerſt mich weiht',
Ich noch nicht zählte zwanzig Jahr',
Schon zwanzigmal in der Schlacht ich war.
Wir ſiegten All' in jedem Streit
Durch euch, o Jungfrau gebenedeit.
Kehr' ich, wie immer nach Haus zurück,
Gebt ihr mir, o heilige Anna, Glück,
Euch eine Wachsſchnur dann dar ich bring',
Die dreimal eure Mau'r umſchling.
Die dreimal eure Kirch' umzeucht
Und dreimal um euren Kirchhof reicht
Und dreimal gehn ſoll um euer Land,
Sobald ich mich hab' zurückgewandt;
Eine ſammtne Fahne mit Atlas fein
An einer Stange von Elfenbein,
Und ſieben Glocken von Silber noch,
Die Tag und Nacht ob euch läuten hoch;
Und dreimal will ich auf meinen Knien
Zum Quell mit eurem Weihkeſſel hin. —
„Ritter Lez-Breiz, in die Schlacht hinein!
Mit meiner Macht will ich bei dir ſein!“

3.

Da kommt Lez-Breiz und mit ihm ſein Heer,
In eiſernen Panzern Alle ſchwer,
Er reitet ein klein weiß Rößlein,
Mit hanfenem Halfter er lenkt es fein.
Ihn ſelbſt geleit't nur ein Knappe klein,
Er ſoll ein ſchrecklicher Mann wohl ſein.
„Sieh da! Lorgnez, der ſchreitet einher
Und mit ihm naht ein gar zahlreich Heer.
Hinter ihm ein Heer gar groß zu ſehn,
Zehn und noch zehn und wiederum zehn.
Schon ziehn ſie hin zum Kaſtanienwald,
Wir mögen uns ſchwer jetzt wehren bald!“ —
Da magſt wohl ſehen, wie groß ihre Zahl,
Sobald ſie gekoſtet meinen Stahl.
Schlag' an mein Schwert und dein Schwert! jetzt hin!
Der Feindesſchar wir entgegenziehn.

4.

„Ei, glücklichen Tag, Ritter Lez-Breiz!“ —
Ei, glücklichen Tag, Ritter Lorgnez! —
„Ich komme, zu nehmen das Leben dir,
Der König hat es befohlen mir.“ —
Sag' deinem König nur an von mir,
Ich ſpotte ſein und ich trotze dir.
Ich ſpotte dein, wie ich ſpotte ſein,
Trotz deinem Schwert und dem Heere dein.
Geh' heim nach Paris zu ſchönen Frau'n
Und laß in vergoldetem Kleid dich ſchau'n.
Sonſt mach' ich ſo kalt dein Blut zumal
Wie Stein oder wie ein Stückchen Stahl. —
„Ritter Lez-Breiz, ſage mir an wohl bald,
Wie kamſt du zur Welt? in welchem Wald?
Der letzte Knecht in dem Heere mein,
Der ſchlug' den Helm dir vom Haupte dein.“ —
Lez-Breiz, da der Feind ſo trotzig ſprach,
Das Schwert er zog aus der Scheide jach:
Wenn du meinen Vater nicht kannteſt ſchon,
So zeig' ich dir doch, wer iſt der Sohn!

5.

„Wie rennt ihr im Wald! Eil' habt ihr wohl!
Eure Wehr iſt Staubs und Blutes voll;
Kommt, waſcht euch in meiner Siedelei.“ —
Mein Vater, ſagt, wo ein Brunnen ſei,
Für meinen Herrn ſuch' ich einen Trank,
Der müd' vom Kampf darnieder ſank
Auf dreizehn Feinden im Blute roth;
Zuerſt war der Ritter Lorgnez todt.
Ich hab' erſchlagen die gleiche Zahl,
Die Andern nahmen die Flucht zumal.

6.

Nicht gut bretagniſch im Herzen war,
Wer da nicht herzlich gelacht fürwahr!
Zu ſchau'n das Gras von dem Blut ſo roth
Und die verfluchten Franzoſen todt;
Herrn Lez-Breiz zu ſehn da ſitzen trau'n
Und ſich ergötzen, ſie anzuſchau'n.
Man hat dazu dies Lied gemacht,
Daß ſtets man gedenke dieſer Schlacht,
Daß die Bretagner es ſingen wohl
Und daß man Herrn Lez-Breiz ehren ſoll.
So ſoll man es ſingen in der Rund',
Im ganzen Land ſoll es werden kund!

(Keller und Seckendorff.)

## 10) Die Chouans.

(Bretonniſch.)

Die Mädchen, Greiſe, Kinder
Und wer zum Streit nicht zieht,
All', die nicht Waffen tragen:
Sobald der Tag entflieht,
Eh' ſie zu Bette gehen,
Sie fallen auf die Knie,
Für die Chouans manch Pater
Und Ave ſprechen ſie.
Chouans ſind wahre Chriſten,
Sind wahrlich gute Leut',
Für Vaterland und Prieſter
Aufſtanden ſie zum Streit;
Sobald an eure Thüre
Sie kommen, öffnet ſie;
Gebt ihnen Fleiſch und Weißbrod,
Verſagt es ihnen nie! —
Julian mit rothen Haaren
Zur alten Mutter ſprach:

Zu Tinteniak ich gehe,
Mich zieht's zum Kampf ihm nach! —
„Mich ließen deine Brüder,
Verläßt mich nun auch du?
Doch magſt du gehn, Gott's Wille
Geſchehe! Geh' nur zu!“
Darauf aus ganz Bretagne
Die Chouans ſammeln ſich,
Von Dreger und von Gerne,
Von Vennes ſonderlich.
Die Blauen dann ſie trafen,
Von Frankreich her zumal,
Bei Koetlogon, dem Dorfe,
Dreitauſend an der Zahl.
Horch auf! ſchon ſchlägt die Stunde,
Schon tönt der Glocke Schall,
Mit jenen niedern Söldnern
Wir kämpfen noch einmal.
Muth, Söhne der Bretagne!
Muth, und wir wollen ſehn,
Wenn Satan ihnen beiſteht,
Gott ſelbſt für uns wird ſtehn! —
Es kam zum Handgemenge,
Da wie ein Mann er ſchlug;
Sonſt Alle trugen Flinten,
Er einen Stock nur trug,
Dazu den Roſenkranz er
Der heil'gen Anna hatt',
Und ſchlug zu Boden Jeden,
Der ſeinem Arm genaht.
Sein Hut war ganz durchſchoſſen,
Sein Wamms durchſtochen gar,
Von einem Säbelhiebe
Verſchnitten war ſein Haar;
Das Blut aus einer Wunde
Der offnen Seite drang;
Er hört' nicht auf zu ſchlagen,
Dazu er luſtig ſang.
Drauf war er nicht mehr ſichtbar,
Dann ich ihn wieder ſah;
Er ſaß bei einer Eiche,
Gar bitter weint' er da.
Das Haupt er niederneigte
Auf Herrn von Tinteniak,
Der arme Herr erſchoſſen
Auf ſeinen Knieen lag.
Und als der Kampf vorüber
Gen Abend Mann für Mann,
Die Chouans, ſo alt' als junge,
Traten zu ihm heran;
Sie nahmen ab die Hüte
Und ſtanden trüb umher:
Gewonnen iſt die Schlacht uns,
Doch er iſt todt nunmehr.

(Keller und Seckendorff.)

* * *

## 7.

# England,

## Schottland, Irland, Nordamerika.

Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Britte ſein!
Thomſon.

Mein Herz iſt im Hochland!
Burns.

Wie die Lamp' in dem Tempel zu Kildare einſt ſchien
Und brannte durch Zeiten voll Sturm und voll Nacht,
So das Herz, welches Leiden vergebens umziehn:
Sein Geiſt überlebt ſie ſtets friſch und voll Pracht!
Erin, o Erin! ſo glänzend erweiſ't
Durch der Sklavennacht Thränen ſich immer dein Geiſt!
Moore.

Die Pfade durch des Urwalds Pracht,
Der Fluß, der Blumen küßt am Saum,
Der Wind, des Hauch Muſik oft macht
In dem ſonnloſen Raum,
Die Tempel — Baumesſäulenreih'n,
Das grüne Thal im Sonnenſchein,
Das Meer, die dunkle Schlucht: —
An ſolchen Scenen, groß und rein,
Er ſein Ergetzen ſucht.
Street.

# England,

## Schottland, Irland, Nordamerika.

Die engliſche Literatur iſt durchaus national, iſt geſundes, aus dem Mark des Volkes hervorgewachſenes Gewächs. Ihr Grundcharakter iſt der germaniſche, denn das angelſächſiſche Element war kräftig genug, den Einflüſſen der normanniſchen Invaſion Bezugs der Sprache, Sitte, Geſinnung und Poeſie nicht zu erliegen, während ihm die allmälige Beimiſchung des leichtern franzöſiſchen Blutes hinwiederum ſeine Starrheit und Plumpheit benahm. Und wie ſich die Stammeseigenthümlichkeiten der Kelten, Angelſachſen und Normannen in Britannien zu einer glorreichen Nationalität verſchmolzen, ſo ſchloſſen ſich auch die poetiſchen Anſchauungen dieſer Volksſtämme zu jenem trefflichen Grundbau der engliſchen Literatur zuſammen, zu jener Balladenpoeſie, die in ihrer Volksmäßigkeit, Kraft und Naivetät viele Aehnlichkeit mit der deutſchen hat und hier, wie dort, als ächter Grundton die dichteriſche Aeußerung der Nation begleitet, nur von Zeit zu Zeit vor der unmäßigen Nachahmung antiker und ausländiſcher Muſter in den Hintergrund tritt und dann ſogleich wieder mit verſtärkter Kraft hervorbricht, wenn die poetiſche Production ihren naturgemäßen Entwickelungsgang verfolgt. Zwiſchen der deutſchen und engliſchen Literatur ergibt ſich auch noch die weitere Parallele, daß die eine wie die andere ein ächtes Nationaltheater beſitzt, das ſich mit dem Reichthum und der Naturwüchſigkeit ihres dramatiſchen Repertoire keine Bühne der modernen Welt auch nur annähernd meſſen darf.

Die älteſte Periode der engliſchen Literatur, welche bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts herabreicht, ſchwankt unbeſtimmt zwiſchen den tumultuariſchen Anfängen umher, welche der Herſtellung der ſprachlichen Einheit, der Sichtung und Klärung der dichteriſchen Weltanſchauung nothwendig vorangehen mußten. Was uns von den Bardenweiſen in Wales, in Irland und Schottland überliefert worden, bedarf noch vielfach der Aufklärung und werden wir unten mit einigen Worten darauf zurückkommen. Mit der Verſchmelzung des Angelſächſiſchen und Franzöſiſchen zum Engliſchen wurde auch der Grund gelegt zur Einführung der Kunſtpoeſie in England. Als älteſte Repräſentanten derſelben ſind zu erwähnen **Robert Langland**, **John Gower** und **Geoffrey Chaucer** (1328–1400). Der Letztere iſt als der eigentliche Vater der engliſchen Dichtkunſt anerkannt, indem er in ſeinem „Roman von der Roſe“ und in ſeinen „Canterbury-Erzählungen,“ welchen beiden Werken franzöſiſche Fabliaux und italieniſche Novellen zu Grunde liegen, dem engliſchen Idiom zuerſt die poetiſche Weihe gab und die damals in Italien und Frankreich herrſchende dichteriſche Anſchauungsweiſe auch in England einbürgerte. Seine pathetiſche Kraft iſt gering, anerkennungswerth dagegen ſeine ſatiriſche Laune und ſein grobkörniger Witz, Eigenſchaften, die ſich in ſeinen Nachfolgern zu jenem furchtbaren Humor entwickelten, der die engliſche Dichtkunſt zu keiner Zeit mehr verlaſſen und ſich oftmals, beſonders aber in **Jonathan Swift** (1667–1745), zu genialer Satire zugeſpitzt hat.

Von Chaucer's Zeitgenoſſen erreichte ihn keiner und erſt **Surrey**, **Sackville**, **Sidney** und **Spenſer** traten als würdige Fortſetzer des von ihm begonnenen Werkes auf. Beſonders zu beloben ſind die Leiſtungen Philipp Sidney's (1554–1586) und Edmund Spenſer's (geſt. 1599). Der Eine führte durch ſeine „Arkadia“ den Schäferroman in England ein, der Andere ſammelte alle poetiſchen Stoffe und Elemente ſeiner Zeit in dem Brennpunkt ſeines allegoriſchen Heldengedichts „die Feenkönigin“ (Gloriana), welches in der nach ſeinem Namen benannten, ſeither in der engliſchen Dichtung ſo berühmt gewordenen Spenſer-Stanze geſchrieben, zum Theil aber verloren gegangen iſt. Das poetiſche Hauptintereſſe der Nation wandte ſich indeſſen weder der Lyrik, noch dem Epos zu, ſondern dem Drama und dieſer nationalen Theilnahme und Förderung iſt es beizumeſſen, daß ſich aus den rohen Anfängen der „Miracles“ und „Farcen,“ die auch hier, wie anderswo, die Kindheit der dramatiſchen Kunſt ausmachten, die engliſche Schaubühne ſo raſch zu der erſtaunlichen Pracht und Größe entwickelte, die ihr im Zeitalter der Königin Eliſabeth und Jakobs I. eigen iſt. Von den Vorläufern Shakſpeare's, John Lily, Robert Green (geſt. 1592) und Chriſtopher Marlow (geſt. 1593) verdient der letztgenannte als der genialſte ausgezeichnet zu werden, als ein Poet, der ſich mit Glück an ſo tiefſinnigen Stoffen, wie die Sage vom Doctor Fauſt, verſuchte und im Tragiſchen ſowohl als im Komiſchen große Kraft bewährt hat. In William Shakſpeare (geb. am 23. April 1564 zu Stratford am Avon, geſt. am 23. April 1616 ebendaſelbſt) erſtand darauf jener „Herzenskündiger," der in eben dem Grade der Univerſaldichter der modernen Welt iſt, in welchem Homer der Univerſaldichter der antiken war. Hiemit iſt Alles geſagt und hier Weiteres zum Preiſe dieſes Mannes, zu dem wir „wie zu einem Weſen höherer Art hinaufzublicken haben," beibringen zu wollen, wäre um ſo vergeblichere Mühe, als ſeinem Genius in Deutſchland längſt die allgemeinſte Anerkennung geworden. Nur Eines ſei noch bemerkt. Shakſpeare iſt nicht nur univerſeller Dichter, ſondern auch und zwar weſentlich, nationaler Dichter. Die engliſche Nationalität, welche in ſeinen Tagen die entſcheidenden Anläufe zur Erringung ihrer erdeumſpannenden Größe nahm, hat in ihm gleichſam den Propheten ihrer Triumphe gefunden und ſeine poetiſchen Schöpfungen, die wie der Ocean ſchön, gewaltig und unendlich ſind, fielen in die Zeit des glorreichen Aufſchwungs ſeines Volkes, deſſen Flotten von da ab ihre ſiegreichen Flaggen auf allen Meeren entfalteten. Wie in der engliſchen Nation die germaniſche Race ihre bisanhin höchſte ſtaatliche Entwickelung erreichte, ſo hat auch der germaniſche Genius in Shakſpeare ſeinen edelſten Verkündiger erzeugt, und aus der Stammgenoſſenſchaft Englands und Deutſchlands erklärt es ſich leicht, warum der große Brite bei uns eine ſo innige Sympathie, ein ſo beleuchtendes Verſtändniß gefunden. — Auf Shakſpeare's Wegen wandelnd, bereicherten Francis Beaumont (1586—1615), John Fletcher (1579—1625), Philipp Maſſinger (1584—1639) u. A. das nationale Repertoire der engliſchen Bühne, während Ben Jonſon (1573—1637) und ſeine Anhänger das Weſen des Drama in die Nachahmung der Alten ſetzten und ihren Mangel an Genialität und Volksthümlichkeit durch prunkende Gelehrſamkeit zu verdecken ſuchten.

Die dramatiſche Production, die Freude des luſtigen Altengland am Theater erlitt indeſſen einen gewaltſamen Stoß durch die mit Karl's I. Sturz und Tod verbundene Herrſchaft des Puritanismus. Eine bornirte Religionsanſicht verſchloß die Theater, die ſich erſt 1660 bei Zurückkunft der Stuarts wieder öffneten. Die veränderte Stimmung der Zeit gab auch der dichteriſchen Thätigkeit eine andere Richtung; das reflectirende, beſchreibende, polemiſirende Element wurde herrſchend. Die bibliſche Gläubigkeit erſchuf ſich in John Milton (1608—1674), dem Dichter des „verlorenen Paradieſes," und des „wiedergewonnenen Paradieſes," ihren Epiker, der ſich in den Reihen der chriſtlichen Dichter für immer einen hervorragenden Platz geſichert hat, wogegen dem hirnloſen Zelotismus, den afterreligiöſen Parteikämpfen jener Tage durch Samuel Butler (1612—1673) in ſeinem ſatiriſchen Heldengedicht „Hudibras" ein ergötzliches Denkmal geſetzt worden.

Von der Rückkehr der Stuarts datirt die dritte Periode der engliſchen Literatur. Ihr Charakter iſt äußerlicher Prunk, conventionelle Glätte, Unterordnung unter den franzöſiſchen Geſchmack. Einer der Hauptrepräſentanten dieſer Richtung, John Dryden (1631—1701), wäre ein Dichter, wenn Eleganz des Styls allein den Dichter ausmachte. Ihm gegenüber vertraten die Dramatiker Thomas Otway (1651—1685) und Nathanael Lee (1657—1693) den kräftigern, nationalern Ton, der aber gegen die Frivolität der Converſationsſtücke, welche von Wicherley, Congreve u. A. für den ſchamloſen Hof Karl's II. verfaßt wurden, nicht recht aufkommen konnte. Die beſſeren Elemente dieſer Schau- und Luſtſpiele wurden ſpäter durch Richard Brinsley Sheridan (1751—1816) auf den höchſten Gipfel der Ausbildung gebracht. In dem ſogenannten bürgerlichen Trauerſpiel, das auch in Deutſchland ſo vielfach gepflegt wurde, gab der Londoner Goldſchmied Lillo (geſt. 1739) durch ſeine Stücke den Anſtoß und in Joſeph Addiſon (1672—1719) fand die dramatiſche Theorie der Franzoſen ihren ängſtlichſten Befolger. Der fortwährend cultivirten, wenn auch vielfach in Verkrüppelung und Unnatur übergegangenen dramatiſchen Gattung ging die Didaktik zur Seite, welche ja ſchon bei Milton und Butler ſtark vorgeſchlagen. Zwei Dichter traten nach dieſer Seite hin charakteriſtiſch hervor, Alexander Pope (1688—1744), der in ſeinen ſogenannten komiſchen Heldengedichten „der Lockenraub" und „die Dunciade" das geſellſchaftliche Leben und Treiben zum Vorwurf ſeiner poetiſch-ſatiriſchen Reflexion nimmt, und James Thomſon (1700—1748), der Dichter des ſtolzen Nationalliedes „Rule Britannia," welcher in ſeinem Hauptwerk „die Jahreszeiten" aus zum Theil trefflich objectivirter Naturbetrachtung ſeine Didaktik ſchöpft. An Thomſon ſchließt ſich, wenn auch mit ſtärkerer elegiſch-philoſophiſcher Färbung, Edward Young (1681—1765), der Verfaſſer der berühmten „Nachtgedanken," und Thomas Gray (1716—1771) und William Cowper (1731—1800) halfen den beiden ſoeben genannten Dichtern die Rückkehr der engliſchen Poeſie aus der bloß conventionellen Correctheit zur productiven Natürlichkeit vorbereiten. Auch George Crabbe (1754—1832) könnte noch hier eingereiht werden, wenn ſeine dichteriſche Hauptſtärke nicht in der Anatomie der menſchlichen Leidenſchaften beſtände. — Mit dieſen didaktiſchen und naturſchildernden Beſtrebungen begann ſich gleichzeitig der Roman zum Mittelpunkt der ſchönen Literatur Englands zu machen und erhielt in den Charakterzeichnern Samuel Richardſon (1689—1761) und Henry Fielding (1707—1754), in den Humoriſten Lorenz Sterne (1713—1768) und Tobias Smollet (1720—1771), ſowie in dem idylliſch-ſentimentalen Oliver Goldſmith (1729—1774) hochbegabte Pfleger.

Während aber das Intereſſe für den Roman in England vielfach in geiſtloſe Nachahmung, in Leere und Breite ausartete, wurden der engliſchen Poeſie durch die neuerwachte volksthümliche Liederdichtung Schottlands friſche Lebenskräfte zugeführt. Mit Robert Burns (1759—1796) hebt gleichſam eine neue Literaturperiode an. In den Liedern dieſes großen Dichters regt der demokratiſche Genius der Neuzeit zum erſten Mal in höchſter Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſeine Schwingen und wurde die Rückkehr der Poeſie Großbritanniens zur Natur und zum Menſchen mit Entſchiedenheit vollbracht. Burns' Geſänge ſind ein echtes Evangelium der Poeſie. Aus der Quelle, aus welcher er und ſeine Nachfolger bis auf die neueſte Gegenwart herab (Allan Cunningham, Robert Tannahill, James Hogg [geb. 1772], der Ettrickſchäfer, William Motherwell, Robert Nicoll, Alexander Rodger u. a. M.) geſchöpft, aus dem Jungbrunnen des Volkslebens und nationaler Erinnerungen hat auch Walter Scott (1771—1832), der „ſchottiſche Zauberer," ſeine Begeiſterung getrunken. Aus dem markigen Stamm der Volksballaden wuchſen ſeine ſchönen Dichtungen „die Jungfrau vom See" und „das Lied des letzten Minſtrels" hervor, wie nicht minder jene Reihe von hiſtoriſchen Romanen, welche mit Recht die Runde um den Erdkreis gemacht haben. Wetteifernd mit dem berühmten Schotten bauten die Engländer William Wordsworth (geb. 1770), James Montgommery (geb. 1771), Thomas Campbell (geb. 1777), Samuel Coleridge (1772—1834), Robert Southey (1774—1843), Samuel Rogers (geſt. 1832) und John Wilſon (geb. 1789) die Felder der Lyrik, der poetiſchen Naturſchilderung und Erzählung an, ſämmtlich von großem Talent, in Tendenz und Richtung jedoch nach divergirenden Richtungen aus einander gehend. Irland, die Smaragdinſel des Weſtens, ſtellte in Thomas Moore (geb. 1780) einen dichteriſchen Vertreter, von höchſter Bedeutung im ſchmelzend innigen und patriotiſch glühenden Lied (Volksweiſen, religiöſe Geſänge, iriſche Melodieen), in der phantaſievollen Erzählung (Lalla Rookh, die Liebe der Engel) und in verwundender Satire (die Familie Fudge). Sie alle überſtrahlt jedoch George Byron (geb. am 22. Januar 1788 zu London, geſt. am 19. April 1824 zu Miſſolunghi), der Polarſtern der Poeſie der Gegenwart. Byron war und wird immer der Erſte bleiben, welcher, von ſeinem herrlichen „Childe Harold" an bis herab zu ſeinem, nach Goethe's Bezeichnung, gränzenlos genialen „Don Juan," in allen ſeinen Werken das wahrhafte Lebenselement alles Dichtens und Trachtens unſerer Zeit poetiſch erfaßte und künſtleriſch zur Anſchauung brachte — den Zweifel, der die Wahrheit und mit der Wahrheit die Freiheit und Gerechtigkeit gebiert. Er alſo trägt, in ſeinen wundervollen Schöpfungen alle Liebe und allen Haß der Zeitgenoſſen concentrirend, wie kein Anderer das Banner der Gegenwart voran und in ihm ſpiegeln ſich alle Kämpfe, aller Zorn, alle Begeiſterung, alles Sehnen und Hoffen der nach Erlöſung ringenden modernen Welt. Wie ein treuer Knappe zum edlen Ritter verhält ſich zu Byron der tiefſinnige Percy Bysshe Shelley (1792—1822), der mit der Fackel der Poeſie die Abgründe metaphyſiſcher Speculation zu erleuchten ſtrebte. Gleichzeitig mit ihm dichteten der zartfühlende John Keats (geſt. 1820) und der gediegene Volksmann Ebenezer Elliott (geb. 1781), bekannt unter dem Namen des „Korngeſetzdichters." Mit und nach ihnen haben ſich Milman (geb. 1791), Lamb (geb. 1775), White (geb. 1785), Hunt (1184), Pollack (geb. 1799), Barry Cornwall (eigentlich Bryan Waller Procter), Wolfe (geb. 1791), Pringle, Barton, Hood und neueſtens der gehaltvolle und formſchöne Alfred Tennyſon durch epiſche, dramatiſche und lyriſche Leiſtungen hervorgethan. Auch Edward Lytton Bulwer (geb. 1803), der mit Hope, Trelawney, Hook, Dickens (Boz), Morier und Marryat die edlere Gattung der Romandichtung vertritt, hat ſich nicht ohne Glück in gebundener Rede, ſowie auch im Drama verſucht, auf welches unter den Neueren beſonders Shiel, Knowles und Talfourd ihre poetiſchen Kräfte verwandten. Eine Dichterin voll Reichthum der Phantaſie, Glut der Empfindung und von hinreißendem Schwung des Ausdrucks beſaß England in Felicia Hemans (1793—1835), welcher Lätitia Eliſabeth Landon (1804—1838), Lady Bleſſington, K. L. Sarah Norton und Mary Howitt nacheiferten, ohne ſie jedoch zu erreichen. Der anglo-amerikaniſche Zweig der engliſchen Literatur ſcheint ein kräftiges Wachsthum in Ausſicht zu ſtellen. Washington Irving und Fenimore Cooper feſſelten die europäiſche Leſewelt, Paulding und Bird ſtreben, wenn auch mit geringerer Kraft, den Genannten nach, und Dichter wie Percival, Bryant, Longfellow, Street, Drake u. A. haben der Lyrik jenſeits des atlantiſchen Oceans zu einem achtungswerthen Flor verholfen.

Bekanntlich wurde zu Ausgang des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts die literariſche Welt heftig bewegt durch den Namen und die Geſänge des gäliſchen (hochſchottiſchen) Barden Oſſian. Nicht nur mondſüchtige Mädchen und empfindſame Jünglinge trugen ihn im Herzen und auf den Lippen, ſondern ſelbſt ein Dichter wie Goethe und ein Gelehrter wie Herder beſchäftigten ſich auf's Gründlichſte mit dieſem Phänomen. Jetzt freilich iſt der Enthuſiasmus für die Geſänge Oſſian's ziemlich abgekühlt, denn ihre Unechtheit wurde erwieſen. Die Sache verhält ſich, kurz geſagt, folgendermaßen. Bei den keltiſchen Völkerſchaften, welche die Ureinwohner der großbritanniſchen Inſeln bildeten, und von denen die jetzigen Bewohner Irlands und der ſchottiſchen Hochlande abſtammen, waren die mit dem Druidenthume zuſammenhängenden Barden die Träger der geiſtigen Cultur, halbprieſterliche Sänger, welche mit den Propheten der Hebräer verglichen werden können. Aus den durch Tradition unter dem gälischen und irischen Volke fortgepflanzten Ueberbleibseln solcher Bardenpoeſieen formte nun der Schotte James Macpherſon (1738–1796) eine Reihe von epiſch-lyriſchen Geſängen, als deren Dichter er den Oſſian hinſtellte, weil die iriſche Volksſage einem Oſſian (iriſch Oiſin oder Oiſein), Sohn des Königs Finn, viele der uralten Bardenlieder in den Mund legte. Der Beifall, welchen dieſe nebelhaften, melancholiſchen Heldengeſänge fanden, war, wie ſchon erwähnt, außerordentlich und durchaus nicht ganz unverdient, denn Macpherſon hat ſich jedenfalls als einen Dichter erwieſen, obgleich die von dem befangenen Enthuſiasmus vielfach beliebte Zuſammenſtellung ſeines Oſſian mit Homer als völlig unbegründet und anmaßlich zurückgewieſen werden muß. Um den Unterſchied zwiſchen dem ächten keltiſchen Bardengeſang und der Art und Weiſe, wie Macpherſon die Stoffe desſelben erweiterte und behandelte, zu zeigen, folgen unten (im Anhange) die altgäliſche „Ballade von Finns Jagd“ und darauf die „Lieder von Selma“ aus dem Macpherſon'ſchen Oſſian.

---

## 1.

## Altengliſche und altſchottiſche Volksballaden.

### 1.

### Die Chevy-Jagd.

1.

Der Percy aus Northumberland
  Einen Schwur zu Gott that er,
  Zu jagen auf Cheviots Bergen
  Drei Tag' lang rings umher;
  Zum Trotz dem Ritter Douglas
  Und wer je mit ihm wär'.
Die feiſten Hirſch' in ganz Cheviot
  Sprach, wollt' er ſchießen und führen ihm weg!
  „Mein Treu'! ſprach Ritter Douglas,
  Ich will ihm wehren den Weg.
Der Percy dann aus Bamborough kam,
  Mit ihm eine mächt'ge Schaar:
  Wohl fünfzehnhundert Schützen kühn
  Aus drei Bezirken dar.
Es begann am Montag Morgen,
  Auf Cheviots Hügeln hoch;
  Das Kind wehklagt', noch ungebor'n,
  Es war ſehr jammervoll doch.
Die Treiber trieben durch den Wald,
  Zu jagen auf das Thier;
  Die Schützen legten weiter ſich
  Mit breitem Bogen hier.
Dann das Wild flieht durch den Wald,
  Dorthin und da und hier;
  Windhunde ſprangen in Buſch und Baum,
  Zu ſpringen an das Thier.
Es begann auf Cheviots Bergen
  Am Montag Morgens früh;
  Das Eine Stund' Nachmittag war,
  Hatten hundert Hirſche ſie.
Sie blieſen Tod auf'm Feld umher,
  Sie trugen zuſammen ſchier;
  Zur Niederlage der Percy kam,
  Sah das erlegte Thier.
Er ſprach: „Es war des Douglas Wort,
  Mich heut' zu ſprechen hier;
  Doch wußt' ich wohl (und ſchwur zu Gott)
  Er würd' nicht kommen mir.“
Ein'n Squire dann aus Northumberland
  Zuletzt er ward gewahr,
  Der Ritter Douglas kam heran,
  Mit ihm ein' große Schaar
Mit Hellebart und Speer und Schwert,
  Zu ſchauen weit und breit;
  Weit kühner Leut' von Herz und Hand
  Hat nicht die Chriſtenheit.
Wohl zwanzighundert Speeresleut',
  Ohn' einen Fleck und Fehl
  Sie waren geboren längs des Tweed',
  Im Gau von Teviotdal.
„Laßt ab vom Thier, der Percy ſprach,
  Nehmt eurer Bogen wahr;
  Nie hattet ihr, wie jetzt, ſie noth,
  Seit euch die Mutter gebar.“
Der kühne Douglas auf dem Roß,
  Ritt ſeinem Volk voran;
  Seine Rüſtung glänzt wie glühende Glut,
  Nie gab's einen kühnern Mann.
„Sagt, ſprach er, was für Leut' ihr ſeid?
  Oder weſſen Leut' hier ihr?
  Wer gab euch Recht, zu jagen
  In meinem Revier allhier?“
Der erſte Mann, der Antwort gab,
  War Percy kühn und ſchier:
  „Wir wollen nicht ſagen, wer wir ſind,
  Oder weſſen Leute wir;
  Aber jagen wollen wir hier im Feld,
  Zu Trotz den Deinen und dir.
Die feiſten Hirſch' in ganz Cheviot
  Haben wir geſchoſſen und führen ſie weg.“
  „Mein' Treu', ſprach Ritter Douglas,
  Ich will euch wehren den Weg.“
Dann ſprach der edle Douglas
  Zum Herrn Percy ſprach er:
  „Zu tödten dieſe unſchuld'ge Leut',
  Das wäre ja Sünde ſchwer.
Aber Percy du biſt ein Herr von Land
  Und ich vom Stande gleich;
  Laß unſre Leut' beiſeit hier ſtehn
  Und wir zwei fechten allein.“
„Nun Gott mich ſtraf',“ der Percy ſprach,
  „Wer dazu Nein! je ſag';
  Mein Treu', du wackrer Douglas,
  Sollſt nie erleben den Tag.
In England, Schottland, Frankreich
  Hat Keinen ein Weib gebor'n,
  Dem, hilf mir Gott und gutes Glück!
  Ich nicht allein ſtehe vorn.“
Ein Squire dann aus Northumberland,
  Witherington war ſein Nam',
  Sprach: „Soll man's in Südengland ſagen,
  König Heinrich zu mit Scham!
Ihr ſeid zwei reiche Herrn und ich
  Ein armer Squire im Land;
  Und ſoll meinen Herrn im Kampfe ſehn
  Und ſtehn voll Scham und Schand'?
  Nein, traun, ſo lang' ich ſtehen kann,
  Soll fehlen nicht Herz und Hand.“
Den Tag, den Tag, den [illegible]
  Es war noch keiner [illegible]
  Und iſt mehr euer [illegible]
  Und dann ſag' ich euch mehr.

2.

Der Engländer Bogen war geſpannt,
  Ihr Herz war treu genug;
  Der Schuß, den erſt ſie ſchoſſen ab,
  Wohl vierzehn Schotten er ſchlug.

Bei'n Schotten war Graf Duglas,
  Ein Feldherr tapfer g'nug;
  Bei Gott! und zeigt's wohl überall,
  Wo er Weh und Wunden ſchlug.
Der Duglas, wie ein Feldherr ſtolz,
  Theilt dreifach ab ſein Heer;
  Sie brachen hinein an jeder Seit'
  Mit mächtigem Lanzenſpeer.
Durch unſer engliſch Schützenvolk
  Gab's manche Wunde tief;
  Manch wackrer Mann zum Tode ſank,
  Der wohl nicht Aerzte rief.
Engländer ließen die Bogen ſein
  Und zogen ihr Schwert, das glißt;
  Ein graus Geſicht war's anzuſchau'n,
  Wie's auf die Helme blitzt.
Durch reichen Helm und Panzer hart
  Es ſchwirrte dicht und drang;
  Wohl Mancher, der war keck und kühn,
  Zu ihren Füßen ſank.
Zu'ſt legt der Duglas und Percy
  Zuſammen trafen hart,
  Sie hieben friſch mit Mailandſtahl,
  Das Beiden heiß es ward.
Die Zwei, ſie waren die Männer recht,
  Mit Schlägen auf Schlägen es gab;
  Bis Blut aus ihren Helmen ſprang,
  Als regnet' Blut herab.
„Halt ein, du Percy," Duglas ſprach:
  „Ich bring' dich, nimm mein Wort!
  Zum König James in Schottland,
  Mit Grafenwürde dort.
Sollſt deine Löhnung haben frei,
  Ich rath' dir, nimm es an;
  Denn unter Allen, die ich bezwang,
  Biſt du der tapferſte Mann."
„Nein, nimmer," ſagte Lord Percy,
  „Mein erſtes Wort dir's war,
  Daß nie ich weiche einem Mann,
  Den je ein Weib gebar."
Mit dem, da kam ein Pfeil ſo ſchnell
  Von ſtarken Schützen Einem;
  Er hat getroffen den Graf Duglas
  In's Bruſtbein tief hinein.
Durch Leber und durch Lungen beid'
  Der ſcharfe Pfeil ihm drang;
  Daß nimmer er mehr als dies Wort ſprach
  Sein ganzes Leben lang:
  „Fecht's zu, fecht's zu, meine wackre Leut',
  Mein Leben, es iſt vergangen."
Der Percy lehnt ſich auf ſein Schwert
  Und ſah, wie Duglas blich;
  Er nahm den Todten bei der Hand,
  Sprach: Wie iſt weh um dich!
Dein Leben zu retten, ich auf drei Jahr'
  Wollt' theilen gern mein Land;
  Denn beſſern Mann von Hand und Herz
  Trug nicht ganz Northumberland.
Von Allen ſah's ein ſchottiſcher Ritter,
  Hew Montgomeri hieß er;
  Er ſah den Duglas ſterben
  Und griff zum ſtarken Speer.
Er jagt hinan auf einem Courſer,
  Durch hundert Schützen hin;
  Er hielt nicht ſtill und ſäumet nicht,
  Bis er kam zu Lord Percy.
Er legt hinan auf Lord Percy
  Einen Stoß, der war ſo ſchwer,
  Mit ſcharfem Speer von ſtarkem Baum
  Percy durchbohrte er.
Am andern End', daß ein Menſch konnt' ſehn
  Ein' Elle lang den Speer;
  Zwei beſſre Männer, als ſanken hier,
  Hat nirgend ein Land nicht mehr.
Ein Schütze aus Northumberland
  Sah fallen den Lord Percy,
  Er hatt' einen Bogen in der Hand,
  Der Bogen trügt' ihn nie.
Einen Pfeil, der war eine Elle lang,
  Am harten Stahl ſchliff er;
  Einen Schuß ſetzt' er auf Montgomri,
  Der war wohl ſcharf und ſchwer.
Der Schuß geſetzt auf Montgomri,
  Traf mit ſo ſtarkem Stoß,
  Die Schwanenfeder an dem Pfeil
  Vom Blut ſeines Herzens floß.
Da war kein Mann nun, der wollt' fliehn,
  Zum Treffen jeder fährt;
  Sie hieben einander mächtiglich
  Mit beutenvollem Schwert.
Die Schlacht begann in Cheviat
  Eine Stund' vor Veſperzeit;
  Und als die Abendbetglock' klang,
  War noch das Ende weit.
Sie nahmen einander bei der Hand
  Erſt bei dem Mondenlicht;
  Sie heben einander auf und ſtehn
  Konnt' Mancher, Mancher nicht.
Von fünfzehnhundert Schützen kamen
  Nach England zweiundfünfzig;
  Von zwanzighundert Schottleut' kamen
  Nach Schottland fünfundfünfzig.
Die Andern lagen all' erſchlagen,
  Oder konnten aufſtehn nicht:
  Das Kind wehklagt's noch ungebor'n
  Die Jammerklag' geſchicht!
Da lag erſchlagen mit Lord Percy
  Johann von Agerſton,
  Der ſchnelle Roger Hartley,
  Wilhelm, der kühn' Heron.
Georg, der wackre Lovli,
  Ein Ritter, groß von Nam',
  Auch Ralf, der reiche Rugbi,
  Sie lagen All' beiſamm'.
Um Witherington mein Herz iſt weh,
  Er war ſo keck und kühn,
  Als ſeine Beine zerhauen worden,
  Er focht noch auf den Knien.
Da lagen erſchlagen mit Graf Duglas
  Sir Hew von Montgomri,
  Der wackre Davie Liwdal,
  Sein Schweſterſohn lag hie.
Mit ihm auch Karl von Murrei,
  Der keinem Angriff wich,
  Hew Marwell, auch ein Lord von Land,
  Mit Duglas er erblich.
Auch Morgens trugen ſie auf Bahren
  Von Birken und Haſeln weg;
  Wohl manche Witwe weinend kam,
  Trug ihren Eh'mann weg.
Tiwdale mag weinen lautes Weh,
  Northumberland klag' ſehr;
  Zwei Feldherren, als hier fielen,
  Sieht dieſe Gränz' nicht mehr.
Botſchaft kam nach Edinburg
  Zu Schottland's König an:
  „Sein Markgraf Duglas ſei erſchlagen,
  Erſchlagen auf Cheviats Plan."
Die Händ' er rang, er rang ſie ſehr;
  Rief: „Weh! ach weh iſt mir!
  Solch andern Feldherrn find' ich nicht
  Im ganzen Schottland hier."
Botſchaft kam nach London
  Zu König Harry an:
  „Sein Markgraf ſei erſchlagen,
  Erſchlagen auf Cheviats Plan."
„Sei Gott mit ſeiner Seele!" ſprach
  König Heinrich ſchnell darein:

Ich hab' wohl hundert Feldherrn
Wie er im Reiche mein;
Doch Percy, als ich's leben hab',
Sollt du gerächet sein."
Wie wohl der edle König da
Zu Gott thät heil'gen Schwur,
So gab er die Schlacht zu Humbledown
Percy zu rächen nur.
Wo sechsunddreißig schott'sche Ritter
An einem Tag erschlagen
Zu Glendal unter Wolkenflor
Im Feld darniederlagen.
Dies war die Jagd von Cheviot,
Da ward das Hadern born,
Die Alten nennen noch den Ort
Die Schlacht bei Otterborn.

(Herder.)

---

## 2.

## Die Schlacht bei Otterburn.

Es war wohl um Hochsommerzeit,
Wenn die Moorleut' ernten ihr Heu,
Als der mächt'ge Graf von Douglas ritt
Nach England nach Beute frei.
Mit nahm er die Gordons und die Græmes
Und die Lindsay's, die muntern Leut',
Doch die Jardines wollten nicht mit ihm gehn
Und sie bereuen's noch heut'.
Die Thäler von Tyne er sengt und brennt
Und viele vom Theil um Tyne,
Und in die drei Thürme von Redswirefels
Da wirft er hinein den Brand.
Bis Newcastle da zieht er los,
Reitet rings herum auf die Schau:
„Wer ist der Herr in diesem Schloß
Und wer die gebietende Frau?"
Da sprach der stolze Lord Percy drauf,
Hohen Tones sprach er darauf:
„Ich bin der Herr von diesem Schloß,
Mein Weib ist die edle Frau."
„Bist du der Herr von diesem Schloß,
Das steht schön nicht mir an,
Denn eh' ich zurück in die Berge geh,
Muß Einer von uns d'ran."
Er nahm einen Speer in seine Hand,
Er lang und mit Eisen fein,
Und ritt g'rad auf den Douglas zu
In Kampfeswuth und Zorn.
Doch o! wie bleich ward die edle Frau
Weit auf des Schlosses Wall,
Als unten sie sah vor des Schotten Speer
Den stolzen Percy fall'n!
„Und wären wir beid' im freien Feld
Und niemand sah' uns, und zu sehn,
Hätt' ich dich gefangen mit Haut und Haar.
Nun soll doch dein Schwert mit mir gehn!"
„Reit' nun du hinauf nach Otterburn
Und warte drei Tage dort,
Und komm' ich nicht dann, so nenne mich
Einen Ritter ohne Wort."
„Der Otterburn ist ein schöner Born,
Wohl ist's da gar lieblich.
Doch Nichts ist dort in Otterburn,
Zu nähren meine Leut' und mich.
Das Wild rennt frei durch Berg und Thal,
Die Vögel fliegen von Ast zu Ast,
Doch fehlt's an Brot und Kohl, und mir
Und Meinen fehlt es an Rast.
Doch will ich warten auf Otterburn,
Willkommen heiß' ich dich dort
Und kommst du nach drei Tagen nicht,
Hast du gebrochen dein Wort."
„Dahin will ich kommen," stolz Percy sprach,
„Bei der Macht unsrer lieben Frau'n!"
„Da wart' ich deiner," der Douglas sprach,
„Darauf du kannst zu bau'n!"
Sie zogen hoch auf Otterburn,
Auf die braune Heid' hinauf,
Sie zogen hoch auf Otterburn
Und schlugen ihr Lager auf.
Und wer einen wackern Burschen hatt',
Sein Roß auf die Weide schickt' nun,
Und wer keinen wackern Burschen hatt',
Der mußt' es selber thun.
Und kam und sprach ein Edelknab',
Noch eh' der Tag brach an:
„Erwacht, erwacht, mein edler Lord,
Der Percy rückt heran!"
„Das lügst du, lügst du unverschämt,
Das lügst du ganz und gar,
Der Percy für mich und meine Mann'
Noch gestern genüget nicht mal.
Doch hab' ich einen Traum geträumt,
Dort auf der Insel Skye,
Ein todter Mann gewann ein Gefecht,
Mich dünkt, daß selber ich's sei."
Er schnallt sein Schwert breit und gut
Und auf zu Rosse sitzt,
Doch er vergaß den guten Helm,
Der hätt' ihm sein Hirn geschützt.
Als Percy auf den Douglas traf,
Ich glaube, 's bringt Einen in's Grab;
Die Schwerter, die flogen, der Schweiß brach aus
Und Blut rann wie Regen herab.
Der Percy mit seinem breiten Schwert,
Das hieb manche Wunde so scharf,
Das schlug dem Douglas eine Wund' in die Stirn,
Die blutend zu Boden ihn warf.
Da rief er den Edelknaben herbei
Und sprach: „Nun renne geschwind
Und hol' mir Sir Hugh Montgomery her,
Meiner lieben Schwester Kind."
„Mein Neffe gut," der Douglas sprach,
„Was liegt an dem Tod von Ein'm?
Ich hab' einen Schreckenstraum geträumt
Und weiß, der Tag heut' ist dein.
Meine Wund' ist tief und gern ich schlief;
Stell' meiner drei Treffen zum Streit!
Begrab' mich bei dem Farrenkrautbusch,
Dort auf der blumigen Haide!
Begrabe mich bei dem Farrenkrautbusch,
Wohl bei dem Blüthendornstrauch,
Kein lebender Mensch soll's wissen und sehn,
Daß dort eine schottische Leiche!"
Er hob ihn auf, den edeln Lord,
Im Auge die salzige Thrän',
Er barg ihn in dem Farrenkrautbusch,
Daß nicht seine Leut' ihn sähn.
Der Mond schien hell, die Nacht wich schnell,
Zersplittert die Speere umher;
Und mancher tapfre englische Mann
Sah nimmer das Tageslicht mehr.
Die Gordons gut, in englischem Blut
Da tränkten sie Hose und Schuh';
Die Lindsay's flogen wie Feuer umher,
Bis all der Strauß hatt' ein End'.
Montgomery und Percy die trafen sich so,
Daß Keiner von Beiden sich freu't;
Sie schwangen die Schwerter, so schwitzten beide,
Im Blute da schwammen sie Beid'.
„Gib dich, o gib dich, Lord Percy," sprach er,
„Sonst ist's um dein Leben gethan!"
„Und wem denn soll ich ergeben mich,
Wenn's niemals nicht anders geht an?"
„Nicht sollt ihr euch geben an Herrn oder Knecht,
An mich nicht, den vor euch ihr seht,

Ihr laßt euch geben an jenem Dornenbuſch,
Der auf der Haide dort ſteht."
"Ich mich nicht ergeben an Buſch oder Strauch,
Noch an Dorne, das ſchwör' ich euch hie.
Gar an den Grafen Douglas allein
Der an ſeinen Reden, wenn der wären hie!"
Fragt er wohl, Montgomery hieß,
Da ſtach er das Schwert in die Scheide;
Montgomery ein höfiſcher Ritter war,
Im Banne, die geben ſich Beide.
Sie fochten's bei Otterburn
Bis daß es Tageslicht war;
Der Douglas lag im Dornenſtrauch,
Gefangen der Percy war.

(Talvj.)

### 3

## Robin Hood.

Viel Monde gibt's im ganzen Jahr,
Es deucht mich mit es ſei,
Doch der fröhlichſte Mond im ganzen Jahr
Iſt der fröhliche Monat Mai.
Robin Hood, der ſchweift im Walde herum,
Im Walde herum ſchweift er;
Da traf er ein alt einfältig Weib,
Kam weinend des Weges daher.
"Was weinſt du, Alte?" kühn Robin ſprach,
"Was klagſt mit vollem Weh?"
"Drei Junker, ſprach ſie, zu Nottingham,
Die haben erlitten den Tod!"
"Was für eine Kirche raubten ſie aus?
Welchen Prieſter ſchlugen ſie todt?
Was haben ſie für 'ne Jungfrau entehrt?
Wo brachen ſie das heilige Gebot?
Was thaten ſie denn?" ſprach Robin Hood,
"Das laß du mir ſagen alsbald!"
"Ach, weil ſie erſchlugen des Königs Wild
Mit ihrem Bogen im Wald."
"Weißt du wohl noch, Alte," kühn Robin ſprach,
"Wie einſt du mich geſpeiſt und getränkt?
So wahr ich leb' und lebe," ſprach er,
"Das lohn' ich dir doch, was du's erzeigt!"
Robin Hood, der ging nach Nottingham,
Nach Nottingham munter ging er,
Da kam ein alter Pilgersmann
Gegangen des Weges daher.
"Was Neues gibt es, du alter Mann,
Was gibt es im Städtchen?"
Sprach er: "Drei Junker zu Nottingham,
Die müſſen ſie hängen zum Tod."
"Komm, Alter, und tauſch' deine Kleider mit mir,
Komm, tauſch deine Kleider für meine;
Hier haſt du vierzig Schilling gut Silbergeld,
Vertrink ſie im Bier und im Weine!"
"O, meine Kleider ſind gut," ſprach er,
"Deinige neu und geſchickt;
Wer immer du ſeiſt, es nimmermehr
Des Alters zu ſpotten ſich ſchickt!"
"Komm, tauſch' deine Kleider mit mir, alter Kerl,
Komm, tauſch deine Kleider für meine;
Hier haſt du zwanzig Goldſtücke gut,
Bewirthe deine Brüder mit Weine!"
Darauf ſetzt' er auf des Alten Hut,
Der ſtand ihm auf der Spitz;
"Der nächſte kühne Handel," ſprach er,
"Macht, daß du tiefer ſitzt."
Darauf zog er den Rock des Alten an,
Von Flicken ſchwarz, blau und roth,
Er dacht', es wär' ihm keine Schand',
Den Sack zu tragen mit Brot.
Darauf zog er des Alten Hoſen an,
Waren hinten und vorne geflickt;
"Wahrhaftig," ſprach Robin, "der alte Kerl
Hat Hoffart nicht bedacht!"
Darauf zog er des Alten Strümpfe an,
Geflickt an Knöchel und Knie'n;
"So wahr ich lebe," ſprach Robin Hood,
"Ich lachte, wär' es mir zu Sinn!"
Darauf zog er des Alten Schuhe an,
Waren zuſammen Flicken daran,
"So wahr ich lebe," ſprach Robin Hood,
"Die Kleider nicht machen den Mann!"
Kühn Robin ging nach Nottingham 'nein,
Nach Nottingham 'nein ging er;
Da traf er den hohen Sheriff an,
Der ging in der Stadt umher.
"Heil grüße dich, Sheriff," ſprach Robin Hood,
"Heil gib mir die Hand und halt ein,
Was willſt du geben einem alten Mann,
Dein Henker heute zu ſein?"
"Einen neuen Anzug," der Sheriff ſprach,
"Einen Anzug, den kriegſt du von mir;
Ein Anzug und dreizehn Silberpfennig
Sind heut' des Henkers Gebühr."
Da war Robin, der vorher ſich rings herum
Und ſpringt über Stock und Stein.
"So wahr ich lebe," der Sheriff ſprach,
"Das heiß ich einen Sprung 'mal fein!"
"Nie war ich ein Henker im Leben noch,
Noch mocht' ich mich nähren davon;
Verflucht ſei, ſprach kühn Robin Hood,
Wer Henker zuerſt ward für Lohn!
Ich hab einen Sack zum Mehl und Malz,
Einen andern für Gerſte und Korn,
Einen Sack zum Brot, einen Sack zum Fleiſch
Und einen für ein klein winzig Horn.
In meiner Taſche, da hab' ich ein Horn,
Ich kriegt' es von Robin Hood,
Und leg' ich das Horn an meinen Mund,
Das bläſt für dich nichts Gut's."
Das erſte Mal an's Horn er bläſt,
So laut und ſchrill bläſt er,
Da kamen wohl hundert Bogenſchützen
Geſprungen über die Hügel daher.
Das zweite Mal an's Horn er bläſt,
Mit aller Macht er bläſt,
Da kamen wohl ſechzig von Robin's Mann
Geſprungen auch über die Haid.
"Wer ſind die da?" der Sheriff ſprach,
"Die über den Hügel dort kommen?"
"Das ſind meine Diener," ſprach Robin Hood,
"Die kommen, um dich zu beſuchen."
"O nimm die drei Junker, und trau' ich dir wohl,
O nehmt ſie nur mit euch fort!
Nicht gibt's ſolchen Mann noch in Nottingham,
Noch an irgend einem andern Ort."

(Talvj.)

### 4

## Beichte der Königin Eleonore.

Krank lag die Königin Eleonor',
Zu ſterben fürcht' ſie bang,
Da ſchickt ſie eilig nach Frankreich hin,
Zwei Mönche von dort verlangt.
Der König rief ſeine Edlen all,
Mit einem und zwei und drei:
"Ich will mal beichten der Königin,
Graf Marſchall, du ſei dabei!"
"Eine Gnad', eine Gnade," Graf Marſchall ſprach,
"Hier ſchwör ich, wie es auch ſei,
Was auch bekennt die Königin,
Das ſoll's nicht zu Schaden gereich'!"

[illegible]

## 5.

## Weihnachtsballade.

[illegible]

## 6

## Johnie Armstrong

[illegible]

[illegible]

[illegible]

---

[illegible]

## 7.

## Der hölliſche Liebhaber.

[illegible]

Doch ach die Segel, die waren von Taft,
Die schwellte der Ostwind nicht.
Sie segelten nicht eine Stund', eine Stund',
Eine Stund' in das Meer hinaus,
Da ward so gewaltig sein Trübsinn
Und trüb in Thränen sein Aug.
„O still mit solchem Gewimmer, sprach er,
Mit solchem Gewimmer sei still!
Wo auf Welschlands Ufern die Lilie blüht,
Die Lilie ich zeigen dir will.“
„O was für liebliche Hügel sind dort,
Wo die Sonne so herrlich scheint darauf?“
„Das sind die Hügel des Himmels, sprach er,
Wo du nicht mehr kommst hinauf.“
„Und was für ein Berg ist's dort, sprach sie,
So schaurig so kalt und so Schnee?“
„O das ist der Berg der Hölle, sprach er,
Wo wir zusammen hingehn!“
Und wie sie sich wandte und schaute umher,
Da größer und größer er schien!
Bis daß die Masten des mächtigen Schiffs
Nicht mehr überragten ihn.
Der Himmel ward schwarz, laut heulte der Wind,
Es stieg in das Aug' ihr der Schauer
Und, „Weh'!“ heulten die Geister schneeweiß
Da unten im Wellenschaum.
Er brach den Toppmast mit seiner Hand,
Mit dem Knie den Mittelmast ab
Und brach entzwei das mächt'ge Schiff
Und riß es ins Meer hinab.

(Talvj.)

## 8.

## Lord Randal.

„O, wo bist du gewesen, Lord Randal, mein Sohn?
O, wo bist du gewesen, mein schön junger Mann?“ —
„Ich bin gewesen im wilden Wald; Mutter, mach mein Bett bald,
Denn müde bin ich vom Jagen, ich legt' mich gern zur Ruh'.“
„Wo aßest du dein Mittagsbrot, Lord Randal, mein Sohn?
Wo aßest du dein Mittagsbrot, mein schön' junger Mann?“ —
„Ich aß bei meiner Liebsten; Mutter, mach mein Bett bald,
Denn müde bin ich vom Jagen, ich legt' mich gern zur Ruh'.“
„Was aßest du zum Mittagsbrot, Lord Randal, mein Sohn?
Was aßest du zum Mittagsbrot, mein schön' junger Mann?“ —
„Ich aß Aal gekocht in Brüh'; Mutter, mach mein Bett bald,
Denn müde bin ich vom Jagen, ich legt' mich gern zur Ruh'.“
„Was ward aus deinen Bluthunden, Lord Randal, mein Sohn?
Was ward aus deinen Bluthunden, mein schön' junger Mann?“ —
„O die schwollen und sie starben; Mutter, mach mein Bett bald,
Denn müde bin ich vom Jagen, ich legt' mich gern zur Ruh'.“
„O, ich fürcht', du bist vergiftet, Lord Randal, mein Sohn!
O, ich fürcht', du bist vergiftet, mein schön' junger Mann!“ —
„O ja, ich bin vergiftet; Mutter, mach mein Bett bald,
Denn krank bin ich am Herzen und ich legt' mich gern zur Ruh'.“

(Grimm.)

## 9.

## Edward.

Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — O!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie er — O!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Und 's war so stolz und treu — O!
Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh ist mein Herz — O!
Und was für Buße willt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — O!
Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall,
So herrlich sonst und schön? — O!
Ich laß' es stehn, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß' es stehn, bis es sink' und fall',
Mag nie es wiedersehn — O!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? — O!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Ich seh' sie nimmermehr — O!
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!
Fluch will ich euch lassen und höllisches Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch lassen und höllisches Feu'r,
Denn ihr, ihr riethet's mir! — O!

(Herder.)

## 10.

## Die Kindsmörderin.

Unter Blumen ein schönes Fräulein saß,
Eines süßen Kindleins sie da genas
Und sieh, sie zieht da das Messerlein
O, o! so zeugt keine Mutterhand!
O zweimal schaut's auf die Fräulein klein:
„Die Blicke, die stechen ins Herz mir hinein!“
Sie scharrt das Kind unter'm Weißdorn ein
Und wusch ihre Hände mit Thränen rein.

[illegible] als ſie lag vor Gott im Gebet,
Das Kindlein, das [illegible] vor ihr Gebet:
„O Gott, o Gott, wend' ich mich zu dir:
Laß immer das Kind zwiſchen dort und mir!
[illegible] mich nicht an mit dem Brautkleid ſo [illegible]“ —
„Welche Gnade empfange, als du mir [illegible] —
„Das Kindlein, [illegible], nicht um mich [illegible],
Verlorne halt mich hier unten [illegible].“

(Talvj.)

---

### 11

## Die Klage der Gränzerwittwe.

Mein Lieb baut' mir ein ſchönes Haus
Und ziert' es all mit Lilien aus;
Ein ſchmuck'res Haus ward nie erſchaut,
Als mir mein treues Lieb erbaut.
Da kam ein Mann am Mittag her,
Und ſpürt' uns hier, [illegible];
Den König bei [illegible] Nacht,
Der meinen Herrn um's Leben bracht'.
Genug nicht war's an ſeinem Blut,
Beſchlag legt' er auf Hab' und Gut;
Vom Tod entflohn die Diener mein,
In höchſter Noth blieb ich allein.
Ich näht' ſein Grabhemd, [illegible] der Nacht
Hielt ich allein die Leichenwacht;
[illegible] an, Nacht und Tag,
Kein lebend Weſen kam mir nah'.
Auf meine Schultern ich ihn lud,
Ein Weilchen ging, ein Weilchen ruht',
Ich grub ein Grab, legt' ihn zur Ruh,
Deckt' ihn mit grünem Raſen zu.
Doch meint ihr nicht, mein Herz war wund,
Als Erd' ich warf auf den lieben Mann?
O meint ihr nicht, mein Herz war weh,
Als ich mich wandt', um fort zu gehn?
Kein lebender geht mehr mich an,
Seit todt liegt mein geliebter Mann;
Mit 'ner Locke von ſeinem gelben Haar
[illegible] ich mein Herz auf immerdar.

(Talvj.)

---

### 12

## Barthram's Grablied.

Sie ſchoſſen ihn todt am Neunſteinberg,
Wo das Kreuz ſteht ohne den Knauf,
Und ſie ließen ihn liegen in ſeinem Blut,
[illegible] im Bruch.
Sie machten von Zweigen eine Bahr',
Von der grauen [illegible] am Hag,
Und ſie trugen ihn hin zur Frauenkapell'
Und ſie wachten den ganzen Tag.
Eine Dame kam zur [illegible];
Sie [illegible] ihr [illegible],
Sie [illegible] ihr das lang gelbe Haar
Und kniet' an Barthram's Seit'.
Sie wuſch ihn in der Jungfrau Quell,
Seine Wunden wuſch ſie klar;
Und ſie flocht einen Kranz für ſeine Bruſt,
Einen Kranz auch für ſein Haar.
Sie hüllten ihn in ein ſchneeweiß Tuch
Und ſie trugen ihn zur Erd'
Und die grauen Mönche ſangen die Meſſ',
Als ſie ſchritten die Kapell'.
Sie begruben ihn um Mitternacht,
Als der Thau fiel ſtill und kalt,
Als der Espe Blatt zu zittern vergaß
Und der Nebel [illegible].
Sie gruben ſein Grab einen Fuß nur tief,
Wo die Quelle plätſchert laut,

Und ſie deckten ihn zu mit Haideblüth',
Mit Moos und Farrenkraut.
Ein grauer Bruder harrt am Grab
Mit Liebe und mit Gebet
Und ein Mönch wird ſingen für Barthram's Seel',
So lange das Steinkreuz ſteht.

(Freiligrath.)

---

### 2.

## Spenſer.

### Schönheit.

(Aus den „[illegible].“)

Da trat allmählich heran
Im Jugendgewande eine ſchöne Dam',
[illegible] ſah man [illegible] ihr an,
Ihr [illegible], daß ſie vom Himmel kam.
Ihr ſchön Geſicht [illegible] nicht zu ſein.
Ein Engelsantlitz war's aus Himmelsſtrich,
[illegible] wie der Himmel, [illegible] und rein,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Tauſe [illegible],
Das doppelt [illegible] ſich vom [illegible],
Das [illegible] beiden ſanft und lieben macht und Tod.
Die Augen, zwei lebend'ge Flammen, glühn,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] auf der Stirn'.
Sie hatte [illegible] Flammen [illegible]
[illegible] des blonden [illegible] Haar,
[illegible] Majeſtät [illegible]
Den Gott, [illegible] und ſchlägt der Sinne Heer.

Nichts gibt's, was [illegible] Gewalt
So [illegible] Gewalt [illegible],
Als hehre Schönheit; [illegible], will entzückt
In [illegible] Bruſt, ihr Blick zur Ruhe zwingt;
[illegible] Kraft, die ihn durchdringt,
Wenn ihn der Blick, der [illegible],
Wenn ihn der [illegible] Heil umſchlingt,
Sein Herz in [illegible] Wonne ſich erweicht,
Der [illegible] Trotz auch Blut und wilden Grimm [illegible] ſchweigt.

Doch auch erlebt einſt [illegible] Sohn,
Dem jede [illegible] Mannesſtolz,
Der Herzen [illegible] Zeit Lohn,
Der große Herkules, [illegible]
[illegible]
[illegible] Antonius, weil des Kriegers Sinn
[illegible]
Der Schönheit ward ſo hohe Macht verliehn,
Daß ihr [illegible] gibt der Mann vor Ehre hin.

(Pipenmeier.)

---

### 3.

## Shakſpeare.

### 1.

### Sonette.

#### 1.

Vom ſchönſten Weſen wünſchen wir Vermehrung,
Damit der Schönheit Roſ' unſterblich ſei,
Dar, wenn das Reife ſtirbt durch Zeitverheerung,
Sein Bild in zarten Erben ſich erneu'.

[illegible]

(Regis.)

2.

[illegible]

(Regis.)

3.

[illegible]

(Regis.)

4.

[illegible]

(Regis.)

2.

## Aus dem „verliebten Pilger.“

1.

[illegible]

(Regis.)

2.

[illegible]

(Regis.)

3.

## Heinrich der Vierte.

[illegible]

Pr. Heinrich.

Nun, du gemäſteter [illegible], was gibt's?

Falſtaff.

Seid ihr nicht eine Memme? Antwortet mir darauf, und der Poins da!

Poins.

Sapperment, du fetter Wanſt, wenn du mich eine Memme nennſt, ſo erſteche ich dich.

Falſtaff.

Ich dich eine Memme nennen? Ich will dich erſt verdammt ſehen, eh ich dich eine nenne; aber ich wollte tauſend Pfund drum geben, daß ich ſo gut laufen könnte, wie du. Ihr ſeid gerade genug gewachſen in den Schultern, ihr fragt nicht darnach, wer euch den Rücken ſieht: heißt das den Rückenhalt eurer Freunde machen? Hol die Peſt ſolche Rückenhalter! Schickt mir Leute, die mir ins Geſicht ſehen! — Ein Glas Sekt! ich bin ein Schelm, wenn ich heute einen Tropfen getrunken habe.

Pr. Heinrich.

O Spitzbube! du haſt dir kaum die Lippen vom letzten Trunke abgewiſcht.

Falſtaff.

Es kommt Alles auf Eins heraus. Hol die Peſt alle Memmen! ſag' ich nochmals. (Er trinkt.)

Pr. Heinrich.

Was gibt's?

Falſtaff.

Was gibt's? Hier ſind unſer vier, die wir heute früh eine tauſend Pfund erbeutet.

Pr. Heinrich.

Wo ſind ſie, Hans, wo ſind ſie?

Falſtaff.

Wo ſie ſind? Uns abgenommen ſind ſie. An die hundert gegen uns armſelige vier.

Pr. Heinrich.

Was ſagſt du, [illegible]? An die hundert?

Falſtaff.

Ich will ein Schelm ſein, wenn ich nicht mit einem Dutzend von ihnen zwei Stunden lang handgemein war. Ich bin durch ein Wunder davon gekommen. Ich habe acht Stiche durch das Wams gekriegt, vier durch die Beinkleider, mein Schild iſt durchlöchert, mein Degen gehackt wie eine Handſäge: ecce signum! Ich habe mich nie beſſer gehalten, ſeit ich ein Mann bin: alles umſonſt. Hol die Peſt alle Memmen! — Laßt die da reden; wenn ſie mehr oder weniger ſagen, als die Wahrheit, ſo ſind ſie Schelme und Kinder der Finſterniß.

Pr. Heinrich.

Redet, Leute! wie war es?

Gadshill.

Wir Vier fielen ein Dutzend an —

Falſtaff.

Sechzehn wenigſtens, Mylord.

Gadshill.

Und banden ſie.

Peto.

Nein, nein, gebunden wurden ſie nicht.

Falſtaff.

Ja, du Schelm, ſie wurden gebunden, alle bis auf den letzten Mann, oder ich will ein Jude ſein, ein ebräiſcher Jude.

Gadshill.

Wie wir beim Theilen waren, ſo fielen ſechs oder ſieben friſche Leute über uns her —

Falſtaff.

Die banden die andern los, und dann kamen die übrigen.

Pr. Heinrich.

Was, fochtet ihr mit allen?

Falſtaff.

Allen? Ich weiß nicht, was ihr alle nennt; aber wenn ich nicht mit ihrer funfzig gefochten habe, ſo will ich ein Bündel Radieschen ſein. Wenn ihrer nicht zwei und funfzig oder drei und funfzig über den armen alten Hans her waren, ſo bin ich keine zweibeinige Kreatur.

Poins.

Gebe Gott, daß ihr keinen ermordet habt.

Falſtaff.

Ja, da hilft kein Beten mehr. Ich habe zweien die Jacke verſalzen; zweien, das weiß ich, habe ich ihr Theil gegeben, zwei Schelmen in ſteifleinenen Kleidern. Ich will dir was ſagen, Prinz — wenn ich dir eine Lüge ſage, ſo ſpei' mir ins Geſicht, nenne mich ein Pferd. Du kennſt meine alte Parade! So lag ich, und ſo führt' ich meine Klinge. Vier Schelme in Steifleinen fielen mich an —

Pr. Heinrich.

Was, vier? Eben erſt ſagteſt du ja nur zwei.

Falſtaff.

Vier, Heinz, ich ſagte vier.

Poins.

Ja, ja, er ſagte vier.

Falſtaff.

Dieſe Vier kamen alle in einer Reihe und ſtießen vornehmlich nach mir. Ich machte nicht viel Umſtände, ſondern fing alle ihre ſieben Spitzen mit meinem Schilde auf — ſo.

Pr. Heinrich.

Sieben? Es ſind ja eben erſt nur vier.

Falſtaff.

In Steifleinen.

Poins.

Ja, vier in ſteifleinenen Kleidern.

Falſtaff.

Sieben, bei dieſem Degengriff, oder ich will ein Schelm ſein.

Pr. Heinrich (bei Seite).

Ich bitte dich, laß ihn nur, wir werden ihrer gleich mehr kriegen.

Falſtaff.

Hörſt du mich, Heinz?

Pr. Heinrich.

Ja, ich merk' auch drauf, Hans.

Falſtaff.

Das thu, denn es iſt der Mühe werth, daß man drauf hört. Dieſe neun in Steifleinen, wovon ich dir ſagte —

Pr. Heinrich.

Alſo ſchon zwei mehr.

Falſtaff.

Da ich ſie ſo in die Enge getrieben hatte —

Poins.

Da fielen ihnen die Hoſen herunter.

Falſtaff.

Da fingen ſie an zu weichen: ich aber folgte dicht hinterdrein, mit Fuß und Hand, und wie der Blitz hatt' ich ſieben von den eilfen abgefertigt.

Pr. Heinrich.

O ungeheuer! Eilf Steifleinene wachſen aus zweien!

Falſtaff.

Aber als ob es der Teufel haben wollte, kamen drei mißgeborne Schelme in Kendaler Grün hinter mir drein und fielen über mich her — denn es war ſo dunkel, Heinz, daß man nicht die Hand vor den Augen ſehen konnte.

Pr. Heinrich.

Dieſe Lügen ſind wie der Vater, der ſie zeugt, groß wie ein Berg, offenbar, handgreiflich. — Ei, du lehmklößiger Wanſt, du vernagelter Narr, du zotiger, ſchmieriger Talgklumpen!

Falſtaff.

Wie, biſt du toll? biſt du toll? Iſt die Wahrheit nicht die Wahrheit?

Pr. Heinrich.

Ei, wie konnteſt du die Leute in Kendaler Grün erkennen, wenn es ſo dunkel war, daß man die Hand nicht vor den Augen ſehen konnte? Komm, gib uns deinen Grund an: was ſagſt du dazu?

**Poins.**

Eure Gründe, Hans, eure Gründe.

**Falstaff.**

Was, mit Gewalt? Wär' ich auch auf der Wippe oder allen Foltern in der Welt, so sollt ihr's mir nicht mit Gewalt abnöthigen. Mit Gewalt Gründe angeben! Wenn Gründe so gemein wären, wie Brombeeren, so sollte mir doch keiner mit Gewalt einen Grund abnöthigen, was!

**Pr. Heinrich.**

Ich will mich dieser Sünde nicht länger schuldig sein. Diese vollblütige Memme, dieser Bettdrücker, dieser Pferderückenbrecher, dieser Fleischberg —

**Falstaff.**

Weg mit dir, du Hungerbild, du Aalhaut, du getrocknete Ochsenzunge, du Ochsenziemer, du Stockfisch — o hätt' ich nur Odem, zu nennen, was dir gleicht! — Du Schneiderelle, du Degenfutteral, du schäbiches Rapier —

**Pr. Heinrich.**

Gut, hol' ein Weilchen Odem und dann geh wieder dran, und wenn du dich in schlechten Vergleichungen erschöpft hast, so höre nur dies.

**Poins.**

Merk auf, Hans!

**Pr. Heinrich.**

Wir Zwei sahen euch Vier über Vier herfallen; ihr bandet sie und machtet euch ihres Guts Meister. Nun merkt auf, wie eine ganz simple Geschichte euch zu Boden wirft. — Wir Zwei fielen hierauf euch Vier an, mit einem Wort, wir jagten euch von der Beute ab und haben sie, ja, und können sie euch hier im Hause zeigen; und ihr, Falstaff, schlepptet euren Wanst so hurtig fort, mit so behender Geschicklichkeit, und brülltet um Gnade und liefet und brülltet in einem fort, wie ich je ein Bullenkalb habe brüllen hören. Was bist du für ein Sklave, deinen Degen zu zerhacken, wie du gethan hast, und dann zu sagen, es sei im Gefechte geschehen! Welchen Kniff, welchen Vorwand, welchen Schlupfwinkel kannst du nun ausfinden, um dich vor dieser offenbaren Schande zu verbergen?

**Poins.**

Komm, laß doch hören, Hans: was hast du nun für einen Kniff?

**Falstaff.**

Beim Himmel, ich kannte euch so gut, wie der, der euch gemacht hat. Seht doch, ihr Herren, meine Freunde: kam es mir zu, den Thronerben umzubringen? Sollte ich mich gegen den ächten Prinzen auflehnen? Du weißt wohl, ich bin so tapfer wie Herkules; aber denke an den Instinct. Der Löwe rührt den ächten Prinzen nicht an. Instinct ist eine große Sache; ich war eine Memme aus Instinct. Ich werde Lebenslang von mir und dir desto besser denken: von mir als einem tapfern Löwen, und von dir als einem ächten Prinzen. Aber, beim Himmel, Bursche, ich bin froh, daß ihr das Geld habt. — Wirthin, die Thüren zu! Heute Nacht gewacht, morgen gebetet! — Brave Jungen, Goldherzen! alle Titel guter Kameradschaft seien euch gegeben! He, sollen wir lustig sein? Sollen wir eine Komödie extemporiren?

**Pr. Heinrich.**

Meinetwegen! und sie soll von deinem Davonlaufen handeln.

**Falstaff.**

Ah, kein Wort mehr, Prinz, wenn du mich lieb hast!

(Schlegel.)

---

## 4.

## Richard der Dritte.

(Akt 1. Scene 2.)

Straße in London. König Heinrich's VI. Leiche wird in einem offenen Sarge hereingetragen. Edelleute mit Hellebarden begleiten sie, ebenso Prinzessin Anna als Leidtragende.

**Anna.**

Setzt nieder eure ehrenwerthe Last —
Wofern sich Ehre senkt in einen Sarg —
Indessen ich zur Leichenfeier klage
Den frühen Fall des frommen Lancaster.
Du kaltes Bildniß eines heil'gen Königs!
Des Hauses Lancaster erblich'ne Asche!
Blutloser Rest des königlichen Bluts!
Vergönnt sei's, aufzurufen deinen Geist,
Daß er der armen Anna Jammer höre,
Die Eduard's Weib war, deines Sohns, erwürgt
Von jener Hand, die diese Wunden schlug.
In diese Fenster, die dein Leben ließen,
Dein Leben zu entlassen, träuf' ich, ach!
Hülflosen Balsam meiner armen Augen.
Verflucht die Hand, die diese Risse machte!
Verflucht das Herz, das Herz hatt', es zu thun!
Verflucht das Blut, das dieses Blut entließ!
Heilloser Schicksal treffe den Elenden,
Der elend uns gemacht durch deinen Tod,
Als ich kann wünschen Nattern, Spinnen, Kröten
Und allem giftigen Gewürm, das lebt.
Hat er ein Kind je, so sei's mißgeboren,
Verwahrlost und zu früh an's Licht gebracht,
Deß greulich unnatürliche Gestalt
Den Blick der hoffnungsvollen Mutter schrecke;
Und das sei Erbe seines Mißgeschicks!
Hat er ein Weib je, nun so möge sie
Sein Tod um Vieles noch elender machen,
Als mich mein junger Ehgemahl und du! —
Kommt nun nach Chertsey mit der heil'gen Last,
Die von Sanct Paul wir zur Bestattung holten,
Und immer, wenn ihr müde seid, ruht aus,
Derweil ich klag' um König Heinrich's Leiche.

(Die Träger nehmen die Leiche auf. Richard, Herzog von Gloster kommt.)

**Richard.**

Halt! Ihr, die ihr die Leiche tragt, setzt sie nieder!

**Anna.**

Welch schwarzer Zaubrer bannte diesen Bösen
Zur Störung frommer Liebesdienste her?

**Richard.**

Schurken, die Leiche nieder! Bei Sanct Paul,
Zur Leiche mach' ich den, der nicht gehorcht!

**Erster Edelmann.**

Mylord, weicht aus und laßt den Sarg vorbei.

**Richard.**

Schamloser Hund! Steh du, wenn ich's befehle:
Heb' die Hellebarde höher nicht als meine Brust,
Sonst, bei Sanct Paul, schlag' ich zu Boden dich
Und trete, Bettler, dich für deine Frechheit.

(Die Träger setzen den Sarg nieder.)

**Anna.**

Wie nun? Ihr zittert, seid ihr All' erschreckt?
Doch ach! ich tadl' euch nicht: ihr seid ja sterblich,
Und ein sterblich Aug' erträgt den Teufel nicht.
Heb' dich hinweg, du grauser Höllenbote!
Du hattest Macht nur über seinen Leib,
Die Seel' erlangst du nicht: drum mach' dich fort.

**Richard.**

Sei christlich, süße Heil'ge! fluche nicht.

**Anna.**

Um Gotteswillen, schnöder Teufel, geh
Und stör' uns ferner nicht! Du machtest ja
Zu deiner Hölle die beglückte Erde,

Erfüllt mit Fluchgeſchrei und tiefem Weh.
Wenn deine grimm'gen Thaten dich ergetzen,
Sieh dieſe Probe deiner Metzgerei'n.
Ihr Herrn, ſeht, ſeht! Des todten Heinrich's Wunden
Oeffnen den harten Mund und bluten friſch.
Erröthe, Klumpe ſchnöder Mißgeſtalt!
Denn deine Gegenwart haucht dieſes Blut
Aus Adern, kalt und leer, wo kein Blut wohnt;
Ja, deine That, unmenſchlich, unnatürlich,
Ruft dieſe Flut hervor, ſo unnatürlich.
Du ſchufſt dieß Blut, Gott: räche ſeinen Tod!
Du trinkſt es, Erde: räche ſeinen Tod!
Laß, Himmel, deinen Blitz den Mörder ſchlagen!
Gähn', Erde, weit und ſchling' ihn lebend ein,
Wie jetzt dieſes guten Königs Blut,
Den ſein der Höll' ergebner Arm gewürgt.
Richard.
Herrin, ihr kennt der Liebe Vorſchrift nicht,
Mit Gutem Böſes, Fluch mit Segen lohnen.
Anna.
Bube, du kennſt kein göttlich, menſchlich Recht;
Das wild'ſte Thier kennt doch des Mitleids Regung.
Richard.
Ich kenne keins und bin daher kein Thier.
Anna.
O Wunder, wenn ein Teufel Wahrheit ſpricht.
Richard.
Mehr Wunder, wenn ein Engel zornig iſt!
Geruhe, göttlich Urbild eines Weibes,
Von der vermeinten Schuld mir zu erlauben
Gelegentlich daß ich mich zu befrei'n.
Anna.
Geruhe, gift'ger Abſchaum eines Mannes,
Für die bekannte Schuld mir zu erlauben
Gelegentlich zu fluchen dir Verfluchtem.
Richard.
Du, ſchöner, als ein Mund dich nennen kann!
Verleih geduld'ge Friſt, mich zu entſchuld'gen.
Anna.
Du, ſchnöder als ein Herz dich denken kann,
Für dich gilt kein Entſchuld'gen, als dich hängen.
Richard.
Verzweifelnd ſo verklagt' ich ja mich ſelbſt.
Anna.
Und im Verzweifeln würdeſt du entſchuldigt,
Durch Uebung würd'ger Rache an dir ſelbſt,
Der du unwürd'gen Mord an Andern übteſt.
Richard.
Sag', ich erſchlug ſie nicht.
Anna.
So wären ſie nicht todt.
Doch todt ſind ſie und, Höllenknecht, durch dich.
Richard.
Ich ſchlug nicht euren Gatten.
Anna.
Nun wohl, ſo lebt er noch.
Richard.
Nein, er iſt todt und ihn ſchlug Eduards Hand.
Anna.
Du lügſt in deinen Hals; Margaretha *) ſah
In ſeinem Blut dein mörd'riſch Meſſer dampfen,
Das du einſt wandteſt gegen ihre Bruſt,
Nur deine Brüder ſchlugen es beiſeit.
Richard.
Ich war gereizt von ihrer Läſterzunge,
Die jener Schuld legt' auf mein ſchuldlos Haupt.
Anna.
Du warſt gereizt von deinem blut'gen Sinn,
Der nie von Anderm träumt' als Metzgerei'n.
Haſt du nicht dieſen König umgebracht?
Richard.
Ich geb' es zu.
Anna.
Zugibſt du's, Igel? Nun, ſo geb' auch Gott,
Daß du verdammt ſei'ſt für die böſe That!
O, er war gütig, mild und tugendſam.
Richard.
So taugt er, bei des Himmels Herrn zu wohnen.
Anna.
Er iſt im Himmel, wo du niemals hinkommſt.
Richard.
Er danke mir, der ihm dahin verholfen;
Er taugte für den Ort, nicht für die Erde.
Anna.
Du taugſt für keinen Ort, als für die Hölle.
Richard.
Ja, einen noch, wenn ich ihn nennen darf.
Anna.
Ein Kerker.
Richard.
Euer Schlafgemach.
Anna.
Verbannt ſei Ruh' vom Zimmer, wo du liegſt.
Richard.
Das iſt ſie, Herrin, bis ich bei euch liege.
Anna.
Ich hoff' es.
Richard.
Ich weiß es. — Doch, liebe Lady Anna,
Um aus dem raſchen Anlauf unſres Witzes
In einen mehr geſetzten Ton zu fallen:
Iſt, wer verurſacht den zu frühen Tod
Der zwei Plantagenets, Heinrich und Eduard,
So tadelnswerth als der Vollzieher nicht?
Anna.
Du warſt die Urſach' und verfluchte Wirkung.
Richard.
Eu'r Reiz allein war Urſach' dieſer Wirkung,
Eu'r Reiz, der heim mich ſucht' in meinem Schlaf,
Von aller Welt den Tod zu unternehmen
Nur eine Stund' an eurem ſüßen Buſen.
Anna.
Dächt' ich das, Mörder, dieſe Nägel ſollten
Von meinen Wangen reißen dieſen Reiz.
Richard.
Dieß Aug' kann den Reiz nicht tilgen ſehn;
Ihr thätet ihm kein Leid, ſtünd' ich dabei.
Wie alle Welt ſich an der Sonne labt,
So ich an ihm: er iſt mein Tag, mein Leben.
Anna.
Nacht ſchwärze deinen Tag und Tod dein Leben!
Richard.
Fluch', holde Schönheit, dir ſelbſt nicht; du biſt beides.
Anna.
Ich wollt', ich wär's, um mich an dir zu rächen.
Richard.
Es iſt ein Handel wider die Natur,
Sich rächen an dem Manne, der dich liebt.
Anna.
Es iſt ein Handel nach Vernunft und Recht,
Mich rächen an dem Mörder meines Gatten.
Richard.
Der dich beraubte, Herrin, deines Gatten,
That's, dir zu ſchaffen einen beſſern Gatten.
Anna.
Ein beſſrer athmet auf der Erde nicht.
Richard.
Es lebt wer, der euch beſſer liebt, als er.
Anna.
Nenn' ihn.
Richard.
Plantagenet.
Anna.
Ei, hieß ſo er.
Richard.
Derſelbe Name, doch der beſſ'ren Art.

---

*) Die Wittwe Heinrich's des Sechsten.

**Anna.**

Wo iſt er?

**Richard.**

Hier. (Sie ſpeit nach ihm.) Warum ſpeiſt du mich an?

**Anna.**

Wär' es doch tödlich Gift, um deinethalb!

**Richard.**

Niemals kam Gift aus ſolchem ſüßen Ort.

**Anna.**

Niemals hing Gift an einem ſchnödern Molch.
Aus meinen Augen fort! Du ſteckſt ſie an.

**Richard.**

Dein Auge, Herrin, hat mein's angeſteckt.

**Anna.**

O wär's ein Baſilisk, dich todt zu blitzen!

**Richard.**

Ich wollt' es ſelbſt, ſo ſtürb' ich auf einmal,
Denn jetzt gibt es mir lebend'gen Tod.
Dein Aug' erpreßte meinem ſalz'ge Thränen,
Beſchämt' ihr Licht mit kind'ſcher Tropfen Fülle,
Die Augen, nie benetzt von Mitleidsthränen:
Nicht, als mein Vater York und Eduard weinten
Bei Rutlands bangem Jammer, da ſein Schwert
Der ſchwarze Clifford zückte wider ihn;
Noch als dein tapfrer Vater wie ein Kind
Kläglich erzählte meines Vaters Tod
Und zehnmal innehielt, zu ſchluchzen, weinen,
Daß, wer dabei ſtand, naß die Wangen hatte
Wie Laub im Regen: in der traur'gen Zeit
Verwarf mein männlich Aug' die niedre Thräne,
Und was dies Leid ihm nicht entlocken konnte,
Das thut dein Reiz und macht' es blind vom Weinen.
Ich flehte niemals weder Freund noch Feind,
Nie lernte meine Zunge Schmeichelworte,
Doch nun dein Reiz mir iſt geſetzt zum Preis,
Da fleht mein ſtolzes Herz und lenkt die Zunge.
(Sie ſieht ihn verächtlich an.)
Nein, lehr' nicht deine Lippen ſolchen Hohn:
Zum Kuß geſchaffen, Herrin, ſind ſie ja.
Kann nicht verzeih'n dein rachbegierig Herz,
So biet' ich, ſieh', dies ſcharfgeſpitzte Schwert,
Birg's, wenn du willſt, in dieſer treuen Bruſt
Und laß die Seel' heraus, die dich vergöttert;
Ich lege ſie dem Todesſtreiche bloß
Und bitt', in Demuth knieend, um den Tod.
(Er kniet nieder und entblößt die Bruſt; ſie zielt mit dem Degen nach ihm.)
Nein, zögre nicht: ich ſchlug ja König Heinrich,
Doch deine Schönheit reizte mich dazu.
Nur zu! denn ich erſtach den jungen Eduard —
(Sie zielt wieder nach ſeiner Bruſt.)
Jedoch dein himmliſch Antlitz trieb mich an.
(Sie läßt den Degen fallen.)
Nimm auf den Degen oder nimm mich auf!

**Anna.**

Steh, Heuchler, auf! Wünſch' ich ſchon deinen Tod,
So will ich doch nicht ſein Vollſtrecker ſein.

**Richard.**

So heiß' mich ſelbſt mich tödten, und ich will's.

**Anna.**

Ich that es ſchon.

**Richard.**

Das war in deiner Wuth.
Sag's noch einmal, und gleich ſoll dieſe Hand,
Die deine Lieb' aus Lieb' erſchlug zu dir,
Weit treuere Liebe dir zu Lieb' erſchlagen;
Du wirſt an beider Tod mitſchuldig ſein.

**Anna.**

Kennt' ich doch nur dein Herz!

**Richard.**

Auf meiner Zunge wohnt's.

**Anna.**

Vielleicht ſind beide falſch.

**Richard.**

Dann meint es Niemand treu.

**Anna.**

Nun wohl, ſteckt ein das Schwert.

**Richard.**

Gewährſt du Frieden mir?

**Anna.**

Das ſollt ihr künftig ſehn.

**Richard.**

Darf ich in Hoffnung leben?

**Anna.**

Ich hoffe — Jeder thut's.

**Richard.**

Tragt dieſen Ring von mir.

**Anna.**

Annehmen iſt nicht geben.
(Sie ſteckt den Ring an.)

**Richard.**

Sieh', wie der Ring umfaſſet deinen Finger,
So ſchließt dein Buſen ein mein armes Herz;
Trag' beide, denn ſie ſind ja beide dein.
Und wenn dein treuſter Diener eine Gunſt
Erbitten darf von deiner gnäd'gen Hand,
So ſicherſt du ſein Glück ihm zu für immer.

**Anna.**

Was iſt es?

**Richard.**

Daß ihr dies traur'ge Werk dem überlaſſet,
Der größre Urſach', leidzutragen, hat,
Und euch ſogleich nach Crosby-Hof begebt,
Wo ich, nachdem ich feierlich beſtattet
Im Chertſey-Münſter dieſen edlen König
Und reuevoll ſein Grab genetzt mit Thränen,
Mit aller ſchuld'gen Ehr' euch will beſuchen.
Aus mancherlei geheimen Gründen, bitt' ich,
Gewährt mir dies.

**Anna.**

Von ganzem Herzen, und es freut mich ſehr,
Zu ſehn, daß ihr ſo reuig ſeid geworden.
Treſſel und Berkley, kommt, begleitet mich.

**Richard.**

Sagt mir Lebwohl.

**Anna.**

's iſt mehr, als ihr verdient;
Doch weil ihr, euch zu ſchmeicheln, mich gelehrt,
So denkt, ich ſagte ſchon euch Lebewohl.
(Anna ab mit zwei Edelleuten.)

**Richard.**

Nehmt auf die Leich', ihr Herrn.

**Zweiter Edelmann.**

Nach Chertſey, edler Lord?

**Richard.**

Nein, zu den Karmelitern; dort erwartet mich.
(Der Leichenzug geht ab.)
Ward je in dieſer Laun' ein Weib gefreit?
Ward je in dieſer Laun' ein Weib gewonnen?
Ich will ſie haben, doch nicht lang behalten.
Wie? Ich, der Mörder ihres Manns und Vaters,
In ihres Herzens Abſcheu ſie zu fangen;
Im Munde Flüche, Thränen in den Augen,
Der Zeuge ihres Haſſes blutend da;
Gott, ihr Gewiſſen, all dies wider mich,
Kein Freund, um mein Geſuch zu unterſtützen,
Als Heuchlerblicke und der bare Teufel,
Und doch ſie zu gewinnen! Alles gegen Nichts!
Ha!
Entfiel ſo bald ihr jener wackre Prinz,
Eduard, ihr Gatte, den ich vor drei Monden
Zu Tewksbury in meinem Grimm erſtach?
Solch einen holden, liebenswürd'gen Herrn,
In der Verſchwendung der Natur gebildet,
Jung, tapfer, weiſ' und ſicher königlich,
Hat nicht die weite Welt mehr aufzuweiſen:
Und will ſie doch ihr Aug' auf mich erniedern,

Die dieſes Prinzen goldne Blüte brach
Und ſie verwittwet' im betrübten Bett?
Auf mich, der nicht dem halben Eduard gleichkommt?
Auf mich, der hinkt und mißgeſchaffen iſt?
Mein Herzogthum für einen Bettlerpfennig,
Ich irre mich in mir die ganze Zeit:
So wahr ich lebe, kann ich's gleich nicht finden,
Sie find't, ich ſei ein wunderſtattlicher Mann.
Ich will auf einen Spiegel was verwenden
Und ein paar Dutzend Schneider unterhalten,
Um Trachten auszuſinnen, die mir ſteh'n;
Da ich bei mir in Gunſt gekommen bin,
So will ich's auch mich Etwas koſten laſſen.
Doch ſchaff' ich den Geſellen erſt in's Grab
Und kehre jammernd dann zur Liebſten um.
Komm, heitre Sonn', als Spiegel mir zu Statten
Und zeige, wenn ich geh', mit meinem Schatten!
(Schlegel.)

## 5.

## Romeo und Julia.

(Act 2, Scene 2.)

Capulet's Garten. Romeo kommt. Julia erſcheint oben an einem Fenſter.

Romeo.
Was ſchimmert durch das Fenſter dort?
Es iſt der Oſt und Julia die Sonne!
Geh' auf, du holde Sonn'! Ertödte Lunen,
Die neidiſch iſt und ſchon vor Grame bleich,
Daß du viel ſchöner biſt, obwohl ihr dienend.
O, da ſie neidiſch iſt, ſo dien' ihr nicht.
Nur Thoren gehn in ihrer blaſſen, kranken
Veſtalentracht einher: wirf du ſie ab!
Sie iſt es, meine Göttin! meine Liebe!
O wüßte ſie, daß ſie es iſt!
Sie ſpricht, doch ſagt ſie Nichts: was ſchadet das?
Ihr Auge red't, ich will ihm Antwort geben.
Ich bin zu kühn, es redet nicht zu mir.
Ein Paar der ſchönſten Stern' am ganzen Himmel
Wird ausgeſandt und bittet Julia's Augen,
In ihren Kreiſen unterdeß zu funkeln.
Doch wären ihre Augen dort, die Sterne
In ihrem Antlitz? Würde nicht der Glanz
Von ihren Wangen jene ſo beſchämen,
Wie Sonnenlicht die Lampe? Würd' ihr Aug'
Aus luft'gen Höh'n ſich nicht ſo ſchnell ergießen,
Daß Vögel ſängen, froh den Tag zu grüßen?
O wie ſie auf die Hand die Wange lehnt.
Wär' ich der Handſchuh doch auf dieſer Hand
Und küßte dieſe Wange!
Julia.
Weh' mir!
Romeo.
Horch!
Sie ſpricht. O ſprich noch einmal, holder Engel!
Denn über meinem Haupt erſcheinſt du
Der Nacht ſo glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erſtaunten, über ſich
Gekehrten Aug' der Menſchenſöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuſeh'n,
Wenn er dahin fährt auf den trägen Wolken
Und auf der Luft gewölbtem Buſen ſchwebt.
Julia.
O Romeo, warum denn Romeo?
Verläugne deinen Vater, deinen Namen!
Willſt du das nicht, ſchwör' dich zu meinem Liebſten,
Und ich bin länger keine Capulet!
Romeo (für ſich).
Hör' ich noch länger oder ſoll ich reden?
Julia.
Dein Nam' iſt nur mein Feind. Du bleibſt du ſelbſt,
Und wärſt du auch kein Montague. Was iſt
Denn Montague? Es iſt nicht Hand nicht Fuß,
Nicht Arm noch Antlitz, noch ein andrer Theil.
Was iſt ein Name? Was uns Roſe heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften;
So Romeo, wenn er auch anders hieße,
Er würde doch den köſtlichen Gehalt
Bewahren, welcher ſein iſt ohne Titel.
O Romeo, leg' deinen Namen ab,
Und für den Namen, der dein Selbſt nicht iſt,
Nimm meines ganz!
Romeo (näher hinzutretend).
Ich nehme dich beim Wort.
Nenn' Liebſter mich, ſo bin ich neu getauft
Und will hinfort nicht Romeo mehr ſein.
Julia.
Wer biſt du, der du, von der Nacht beſchirmt,
Dich drängſt in meines Herzens Rath?
Romeo.
Mit Namen
Weiß ich dir nicht zu ſagen, wer ich bin.
Mein eigner Name, theure Heil'ge, wird,
Weil er dein Feind iſt, von mir ſelbſt gehaßt.
Hätt' ich ihn ſchriftlich, ſo zerriſſ' ich ihn.
Julia.
Mein Ohr trank keine hundert Worte noch
Von dieſen Lippen, doch es kennt den Ton.
Biſt du nicht Romeo, ein Montague?
Romeo.
Nein, Holde; keines, wenn dir Eins mißfällt.
Julia.
Wie kamſt du her? O ſag' mir, und warum?
Die Gartenmau'r iſt hoch, ſchwer zu erklimmen;
Die Stätt' iſt Tod, bedenk' nur, wer du biſt,
Wenn einer meiner Vettern hier dich findet.
Romeo.
Der Liebe leichte Schwingen trugen mich;
Kein ſteinern Bollwerk kann der Liebe wehren
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann:
Drum hielten deine Vettern mich nicht auf.
Julia.
Wenn ſie dich ſehn, ſie werden dich ermorden.
Romeo.
Ach, deine Augen drohn mir mehr Gefahr,
Als zwanzig ihrer Schwerter; blick' du freundlich,
So bin ich gegen ihren Haß geſtählt.
Julia.
Ich wollt' um Alles nicht, daß ſie dich ſähn.
Romeo.
Vor ihnen hüllt mich Nacht in ihren Mantel.
Liebſt du mich nicht, ſo laß ſie nur mich finden,
Durch ihren Haß zu ſterben wär' mir beſſer,
Als ohne deine Liebe Lebensfriſt.
Julia.
Wer zeigte dir den Weg zu dieſem Ort?
Romeo.
Die Liebe, die zuerſt mich forſchen hieß.
Sie lieh mir Rath, ich lieh ihr meine Augen.
Ich bin kein Steuermann, doch wärſt du fern
Wie Ufer, von dem fernſten Meer beſpült,
Ich wagte mich nach ſolchem Kleinod hin.
Julia.
Du weißt, die Nacht verſchleiert mein Geſicht,
Sonſt färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich ſagen hörteſt.
Gern hielt ich ſtreng auf Sitte, möchte gern
Verleugnen, was ich ſprach: doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebſt du mich? Ich weiß, du wirſt's bejah'n,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn du ſchwörſt,
So kannſt du treulos werden; wie ſie ſagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebſt:
Sag's ohne Falſch! Doch, dächteſt du, ich ſei
Zu ſchnell beſiegt, ſo will ich finſter blicken,

Will widerſpenſtig ſein und Nein dir ſagen,
So du dann werben willſt: ſonſt nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könnteſt denken, ich ſei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer ſein
Als die, die fremd zu thun geſchickter ſind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauſcht in Liebesklagen. Drum vergib!
Schilt dieſe Hingebung nicht Flatterliebe,
Die ſo die ſtille Nacht verrathen hat.

Romeo.

Ich ſchwöre, Fräulein, bei dem heil'gen Mond,
Der ſilbern dieſer Bäume Wipfel ſäumt —

Julia.

O ſchwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren,
Der immerfort in ſeiner Scheibe wechſelt,
Damit nicht wandelbar dein Lieben ſei!

Romeo.

Wobei denn ſoll ich ſchwören?

Julia.

Laß es ganz.
Doch willſt du, ſchwör' bei deinem edlen Selbſt,
Dem Götterbilde meiner Anbetung!
So will ich glauben.

Romeo.

Wenn die Herzensliebe —

Julia.

Gut, ſchwöre nicht. Obwohl ich dein mich freue,
Freu' ich mich nicht des Bundes dieſer Nacht. —
Er iſt zu raſch, zu unbedacht, zu plötzlich;
Gleicht allzuſehr dem Blitz, der nicht mehr iſt,
Noch eh' man ſagen kann: es blitzt. — Schlaf ſüß!
Des Sommers warmer Hauch kann dieſe Knoſpe
Der Liebe wohl zur ſchönen Blum' entfalten,
Bis wir das nächſte Mal uns wieder ſehn.
Nun gute Nacht! So ſüße Ruh' und Frieden,
Als mir im Buſen wohnt, ſei dir beſchieden.

Romeo.

Ach, du verläſſeſt mich ſo unbefriedigt?

Julia.

Was für Befriedigung begehrſt du noch?

Romeo.

Gib deinen treuen Liebesſchwur für meinen.

Julia.

Ich gab ihn dir, eh' du darum gefleht;
Und doch, ich wollt', er ſtünde noch zu geben.

Romeo.

Wollt'ſt du ihn mir entziehn? Wozu das, Liebe?

Julia.

Um unverſtellt ihn dir zurückzugeben.
Allein ich wünſche, was ich habe, nur.
So grenzenlos iſt meine Huld, die Liebe
So tief ja wie das Meer. Je mehr ich gebe,
Je mehr auch hab' ich: beides iſt unendlich.
Ich hör' im Haus Geräuſch; leb wohl, Geliebter!

(Die Amme ruft hinter der Scene.)

Gleich, Amme! Holder Montague, ſei treu!
Wart' einen Augenblick, ich komme wieder.

(Sie geht zurück.)

Romeo.

O ſel'ge, ſel'ge Nacht! Nur fürcht' ich, weil
Mich Nacht umgiebt, dieß Alles ſei nur Traum,
Zu ſchmeichelnd ſüß, um wirklich zu beſtehn.

(Julia erſcheint wieder am Fenſter.)

Julia.

Drei Worte, Romeo; dann gute Nacht!
Wenn deine Liebe, tugendſam geſinnt,
Vermählung wünſcht, ſo laß mich morgen wiſſen
Durch Jemand, den ich zu dir ſenden will,
Wo du und wann die Trauung willſt vollziehn.
Dann leg' ich dir mein ganzes Glück zu Füßen
Und folge durch die Welt dir als Gebieter.

(Die Amme hinter der Scene: Fräulein!)

Ich komme; gleich! — Doch meinſt du es nicht gut,
So bitt' ich dich —

(Die Amme ruft abermals: Fräulein!)

Im Augenblick: ich komme! —
Hör' auf zu werben, laß mich meinem Gram!
Ich ſende morgen früh —

Romeo.

Beim ew'gen Heil —

Julia.

Nun tauſend gute Nacht!

(Sie verſchwindet.)

Romeo.

Raubſt du dein Licht ihr, wird ſie bang durchwacht.
Wie Knaben aus der Schul', eilt Liebe hin zum Lieben,
Wie Knaben an ihr Buch, wird ſie hinweggetrieben.
(Er entfernt ſich langſam. Julia erſcheint wieder am Fenſter.)

Julia.

St! Romeo, ſt! O eines Jägers Stimme,
Den edlen Falken wieder herzulocken!
Abhängigkeit iſt heiſer, wagt nicht laut
Zu reden, ſonſt zerſprengt' ich Echo's Kluft
Und machte heiſrer ihre luft'ge Kehle,
Als meine, mit dem Namen Romeo.

Romeo (umkehrend).

Mein Leben iſt's, das meinen Namen ruft.
Wie ſilberſüß tönt bei der Nacht die Stimme
Der Liebenden, gleich lieblicher Muſik
Dem Ohr des Lauſchers!

Julia.

Romeo!

Romeo.

Mein Fräulein!

Julia.

Um welche Stunde ſoll ich morgen ſchicken?

Romeo.

Um neun.

Julia.

Ich will nicht ſäumen; zwanzig Jahre
Sind's bis dahin. Doch ich vergaß, warum
Ich dich zurückgerufen.

Romeo.

Laß hier mich ſtehn, derweil du dich beſinnſt.

Julia.

Auf daß du ſtets hier weilſt, werd' ich vergeſſen,
Bedenkend, wie mir deine Näh' ſo lieb.

Romeo.

Auf daß du ſtets vergeſſeſt, werd' ich weilen,
Vergeſſend, daß ich irgend ſonſt daheim.

Julia.

Es tagt beinah, ich wollte nun, du gingſt:
Doch weiter nicht, als wie ein tändelnd Mädchen
Ihr Vögelchen der Hand entſchlüpfen läßt,
Gleich einem Armen in der Banden Druck,
Und dann zurück ihn zieht am ſeidnen Faden:
So liebevoll vergönnt ſie ihm die Freiheit.

Romeo.

Wär' ich dein Vögelchen!

Julia.

Ach, wärſt du's, Lieber!
Doch hegt' und pflegt' ich dich gewiß zu Tod.
Nun gute Nacht! So ſüß iſt Trennungswehe,
Ich rief' wohl gute Nacht, bis ich den Morgen ſähe.

(Sie geht zurück.)

Romeo.

Schlaf wohn' auf deinem Aug', Fried' in der Bruſt!
O wär' ich Fried' und Schlaf und ruht' in ſolcher Luſt!
Ich will zur Zell' des frommen Vaters gehen,
Mein Glück ihm ſagen und um Hülf' ihn flehen.

(Schlegel.)

## 6.

## Hamlet.

(Act 3, Scene 1.)

Zimmer im Schloſſe. Hamlet, Ophelia.

Hamlet (auftretend.)

Sein oder Nichtſein, das iſt hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geſchicks erdulden oder,
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerſtand ſie enden. Sterben — ſchlafen —
Nichts weiter! — und zu wiſſen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tauſend Stöße endet,
Die unſers Fleiſches Erbtheil — 's iſt ein Ziel,
Auf's Innigſte zu wünſchen. Sterben — ſchlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt,
Das zwingt uns ſtill zu ſtehn. Das iſt die Rückſicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verſchmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufſchub,
Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
Die Unwerth ſchweigendem Verdienſt erweiſ't,
Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte
Mit einer Nadel bloß? Wer trüge Laſten,
Und ſtöhnt' und ſchwitzte unter Lebensmüh'?
Nur daß die Furcht vor Etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wand'rer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn:
So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen,
Der angebornen Farbe der Entſchließung
Wird des Gedankens Bläſſe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch dieſe Rückſicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren ſo der Handlung Namen. — Still!
Die reizende Ophelia. — Nymphe, ſchließ
In dein Gebet all meine Sünden ein.

Ophelia.

Mein Prinz, wie geht es euch ſeit ſo viel Tagen?

Hamlet.

Ich dank' euch unterthänig; wohl.

Ophelia.

Mein Prinz, ich hab' von euch noch Angedenken,
Die ich ſchon längſt begehrt zurückzugeben.
Ich bitt' euch, nehmt ſie jetzt.

Hamlet.

Nein, ich nicht;
Ich gab euch niemals was.

Ophelia.

Mein theurer Prinz, ihr wißt gar wohl, ihr thatet's,
Und Worte ſüßen Hauchs dabei, die reicher
Die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,
Nehmt dieß zurück; dem edleren Gemüthe
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.
Hier, gnäd'ger Herr.

Hamlet.

Ha ha! Seid ihr tugendhaft?

Ophelia.

Gnädiger Herr?

Hamlet.

Seid ihr ſchön?

Ophelia.

Was meint eure Hoheit?

Hamlet.

Daß, wenn ihr tugendhaft und ſchön ſeid, eure Tugend keinen Verkehr mit eurer Schönheit pflegen muß.

Ophelia.

Könnte Schönheit wohl beſſern Umgang haben, als mit der Tugend?

Hamlet.

Ja freilich; denn die Macht der Schönheit wird eher die Tugend in eine Kupplerin verwandeln, als die Kraft der Tugend die Schönheit ſich ähnlich machen kann. Dieß war ehedem paradox, aber nun beſtätigt es die Zeit. Ich liebte euch einſt.

Ophelia.

In der That, mein Prinz, ihr machtet mich's glauben.

Hamlet.

Ihr hättet mir nicht glauben ſollen; denn Tugend kann ſich unſerm alten Stamme nicht ſo einimpfen, daß wir nicht einen Geſchmack von ihm behalten ſollten. Ich liebte euch nicht.

Ophelia.

Um ſo mehr wurde ich betrogen.

Hamlet.

Geh' in ein Kloſter. Warum wollteſt du Sünder zur Welt bringen? Ich bin ſelbſt leidlich tugendhaft; dennoch könnt' ich mich ſolcher Dinge anklagen, daß es beſſer wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren. Ich bin ſehr ſtolz, rachſüchtig, ehrgeizig, mir ſtehn mehr Vergehungen zu Dienſt, als ich Gedanken habe, ſie zu hegen, Einbildungskraft ihnen Geſtalt zu geben, oder Zeit ſie auszuführen. Wozu ſollen ſolche Geſellen, wie ich, zwiſchen Himmel und Erde herumkriechen? Wir ſind ausgemachte Schurken, Alle; trau Keinem von uns! Geh' deines Wegs zum Kloſter! Wo iſt euer Vater?

Ophelia.

Zu Hauſe, gnädiger Herr.

Hamlet.

Laßt die Thür hinter ihm abſchließen, damit er den Narren nirgends anders ſpielt als in ſeinem eignen Hauſe. Leb' wohl.

Ophelia.

O hilf ihm, güt'ger Himmel.

Hamlet.

Wenn du heirateſt, ſo gebe ich dir dieſen Fluch zur Ausſteuer: ſei ſo keuſch wie Eis, ſo rein wie Schnee, du wirſt der Verläumdung nicht entgehn. Geh' in ein Kloſter! Leb' wohl! Oder willſt du durchaus heirathen, nimm einen Narren; denn geſcheidte Männer wiſſen allzu gut, was ihr für Ungeheuer aus ihnen macht. In ein Kloſter! geh! und das ſchleunig. Leb wohl.

Ophelia.

Himmliſche Mächte, ſtellt ihn wieder her!

Hamlet.

Ich weiß auch von euren Malereien Beſcheid, recht gut. Gott hat euch Ein Geſicht gegeben, und ihr macht euch ein anderes; ihr ſchlendert, ihr trippelt und ihr liſpelt und gebt Gottes Creaturen verhunzte Namen und ſtellt euch aus Leichtfertigkeit unwiſſend. Geht mir! Nichts weiter davon! Es hat mich toll gemacht. Ich ſage, wir wollen Nichts mehr vom Heirathen wiſſen: wer ſchon verheirathet iſt, Alle außer Einem, ſoll das Leben behalten; die Uebrigen ſollen bleiben wie ſie ſind. In ein Kloſter! geh! (Hamlet ab.)

Ophelia.

O welch ein edler Geiſt iſt hier zerſtört,
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muſter,
Das Merkziel der Betrachter: ganz, ganz hin!
Und ich, der Frau'n elendeſte und ärmſte,
Die ſeiner Schwüre Honig ſog, ich ſehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verſtimmte Glocken jetzt;
Dieß hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend,
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich ſah, was ich ſah, und ſehe, was ich ſehe.

(Schlegel.)

## 7.

## Ein Sommernachtstraum.

(Akt 3. Scene 1.)

Wald. Titania, im Elfenhaine ſchlafend. Squenz, Zettel, Schnock, Flaut, Schnauz, Schlucker treten auf.

Zettel.

Sind wir Alle beiſammen?

Squenz.

Aufs Haar; und hier iſt ein prächtig bequemer Platz zu unſrer Probe. Dieſer grüne Fleck ſoll unſer Theater ſein, dieſe Weißdornhecke unſre Kammer zum Anziehen, und wir wollen's in Aktion vorſtellen, wie wir's vor dem Herzoge vorſtellen wollen.

Zettel.

Peter Squenz.

Squenz.

Was ſagſt du, lieber Sapperments Zettel?

Zettel.

Es kommen Dinge vor in dieſer Komödie von Pyramus und Thisbe, die nimmermehr gefallen werden. Erſtlich: Pyramus muß ein Schwert ziehen, um ſich ſelbſt umzubringen, und das können die Damen nicht vertragen. He! Wie wollt ihr darauf antworten?

Schnauz.

Der Kuckuck, ja! ein gefährlicher Punkt.

Schlucker.

Ich denke, wir müſſen das Todtmachen auslaſſen, bis Alles vorbei iſt.

Zettel.

Nicht ein Tüttelchen; ich habe einen Einfall, der Alles gut macht. Schreibt mir einen Prolog, und laßt den Prolog verblümt zu verſtehen geben, daß wir mit unſern Schwertern keinen Schaden thun wollen; und daß Pyramus nicht wirklich todt gemacht wird; und zu mehrerer Sicherheit ſagt ihnen, daß ich, Pyramus, nicht Pyramus bin, ſondern Zettel, der Weber. Das wird ihnen ſchon die Furcht benehmen.

Squenz.

Gut, wir wollen einen ſolchen Prologus haben.

Schnauz.

Werden die Damen nicht auch vor dem Löwen erſchrecken?

Schlucker.

Ich fürcht' es, davor beb' ich auch.

Zettel.

Meiſter, ihr ſolltet das bei euch ſelbſt überlegen. Einen Löwen — Gott behüt' uns! — unter Damen zu bringen, iſt eine greuliche Geſchichte; es gibt kein grauſameres Wildpret als ſo'n Löwen, wenn er lebendig iſt, und wir ſollten uns vorſehn.

Schnauz.

Deßwegen muß ein anderer Prologus ſagen, daß er kein Löwe iſt.

Zettel.

Ja, ihr müßt ſeinen Namen nennen, und ſein Geſicht muß durch des Löwen Hals geſehen werden; und er ſelbſt muß durchſprechen und ſich ſo, oder ſo ähnlich, vernehmen laſſen: „Gnädige Frauen, oder ſchöne gnädige Damen, ich wollte wünſchen, oder ich wollte erſuchen, oder ich wollte gebeten haben, fürchten Sie nichts, zittern Sie nicht ſo; mein Leben für das Ihrige! Wenn Sie dächten, ich käme hieher als ein Löwe, ſo dauerte mich nur meine Haut. Nein, ich bin nichts dergleichen; ich bin ein Menſch wie Andre auch:" — und dann laßt ihn nur ſeinen Namen nennen und ihnen rund heraus ſagen, daß er Schnock, der Schreiner iſt.

Squenz.

Gut, ſo ſoll's auch ſein. Aber da ſind noch zwei harte Punkte, nämlich den Mondſchein in die Kammer zu bringen; denn ihr wißt, Pyramus und Thisbe kommen bei Mondſchein zuſammen.

Schnock.

Scheint der Mond in der Nacht, wo wir unſer Spiel ſpielen?

Zettel.

Einen Kalender! Einen Kalender! Seht in den Almanach! Sucht Mondſchein! Sucht Mondſchein!

Squenz.

Ja, er ſcheint die Nacht.

Zettel.

Gut, ſo könnt ihr ja einen Flügel von dem großen Stubenfenſter, wo wir ſpielen, offen laſſen, und der Mond kann durch den Flügel hereinſcheinen.

Squenz.

Ja, oder es könnte auch Einer mit einem Dornbuſch und einer Laterne herauskommen und ſagen, er komme, die Perſon des Mondſcheins zu defiguriren oder zu präſentiren. Aber da iſt noch ein Punkt: wir müſſen in der großen Stube eine Wand haben; denn Pyramus und Thisbe, ſagt die Hiſtorie, redeten durch die Spalte einer Wand mit einander.

Schnock.

Ihr bringt mein Leben keine Wand hinein. Was ſagſt du, Zettel?

Zettel.

Einer oder der Andre muß die Wand vorſtellen; und laßt ihn ein Bißchen Kalk, oder ein Bißchen Lehm, oder ein Bißchen Mörtel an ſich haben, um Wand zu bedeuten; und laßt ihn ſeine Finger ſo halten, und durch die Ritze ſollen Pyramus und Thisbe wispern.

Squenz.

Wenn das ſein kann, ſo iſt Alles gut. Kommt, ſetzt euch, jeder Mutter Sohn, und probirt eure Parte. Pyramus, ihr fangt an: wenn ihr eure Rede ausgeredet habt, ſo tretet hinter den Zaun, und ſo Jeder nach ſeinem Stichwort.

(Droll erſcheint im Hintergrunde.)

Droll.

Welch hausgebacknes Volk macht hier ſich breit,
So nah der Wiege unſrer Königin?
Wie? Gibt's ein Schauſpiel? Ich will Hörer ſein,
Mitſpieler auch vielleicht, nachdem ſich's fügt.

Squenz.

Sprecht, Pyramus; Thisbe, tretet vor.

Pyramus.

„Thisbe, wie eine Blum' von Giften duftet ſüß —

Squenz.

Düften! Düften!

Pyramus.

„— von Düften duftet ſüß,
„So thut dein Athem auch, o Thisbe, meine Zier.
„Doch horch, ich hör' ein' Stimm', es iſt mein Vater gewiß.
„Bleib' eine Weile ſtehn, ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

Droll (bei Seite).

Ein ſeltneres Stück von einem Pyramus. (Ab.)

Thisbe.

Muß ich jetzt reden?

Squenz.

Ja, zum Henker, freilich müßt Ihr; ihr müßt wiſſen, er geht nur weg, um ein Geräuſch zu ſehen, das er gehört hat, und wird gleich wieder kommen.

Thisbe.

„Umſtrahlter Pyramus, an Farbe lilienweiß,
„Und roth wie eine Roſ' auf triumphirendem Strauch,
„Du muntrer Juvenil, der Männer Zier und Preis,
„Treu wie das treuſte Roß, das nie ermüdet auch,
„Ich will dich treffen an, glaub' mir, bei Nickel's Grab."

Squenz.

Ninus' Grab, Kerl. Aber das müßt ihr jetzt nicht ſagen; das antwortet ihr dem Pyramus. Ihr ſagt euren ganzen Part auf einmal her, Stichwörter und den ganzen Plunder. — Pyramus, tretet auf; euer Stichwort iſt ſchon dageweſen; es iſt: ermüdet auch.

(Zettel mit einem Eſelskopfe und Droll kommen zurück.)

Thisbe.

Ja — „So treu, wie's treuſte Pferd, das nie ermüdet auch."

Pyramus.

„Wenn, Thisbe, ich wär' ſchön, ſo wär' ich einzig dein."

Squenz.

O greulich! erſchrecklich! Es ſpukt hier. Ich bitt' euch, Meiſter, lauft, Meiſter; Hülfe!

(Sie laufen davon.)

Droll.

Nun jag' ich euch und führ' euch kreuz und quer,
Durch Dorn, durch Buſch, durch Sumpf, durch Wald.
Bald bin ich Pferd, bald Eber, Hund und Bär,
Erſchein' als Wehrwolf und als Feuer bald.
Will grunzen, wiehern, bellen, brummen, flammen,
Wie Eber, Pferd, Hund, Bär und Feu'r zuſammen.
(Ab.)

Zettel.

Warum laufen ſie weg? Dieß iſt eine Schelmerei von ihnen, um mich zu fürchten zu machen.

(Schnauz kommt zurück.)

Schnauz.

O Zettel! Du biſt verwandelt! Was ſeh' ich an dir?

Zettel.

Was du ſiehſt? Du ſiehſt deinen eignen Eſelskopf. Nicht? (Schnauz ab.)

(Squenz kommt zurück.)

Squenz.

Gott behüte dich, Zettel! Gott behüte dich! Du biſt transferirt. (Squenz ab.)

Zettel.

Ich merke ihre Schelmerei; ſie wollen einen Eſel aus mir machen, mich zu fürchten machen, wenn ſie können. Aber ich will hier nicht von der Stelle, laß ſie machen, was ſie wollen; ich will hier auf und ab ſpazieren und ſingen, damit ſie ſehen, daß ich mich nicht fürchte. (Er ſingt.)

Die Schwalbe, die den Sommer bringt,
Der Spatz, der Zeiſig fein,
Die Lerche, die ſich luſtig ſchwingt
Bis in den Himmel 'nein —

Titania (erwachend).

Weckt mich von meinem Blumenbett ein Engel?

Zettel (ſingt).

Der Kuckuk, der vor [illegible]
So gern ins Neſtchen heckt,
Und lacht darob mit argem Tück'
Nur manchen Ehmann neckt.

Denn ſein Rufen ſoll eine Art gefährliche Verbrennung ſein, und wem juckt es nicht ein Bischen an der Stirne, wenn er ſich Kuckuk grüßen hört?

Titania.

Ich bitte dich, du holder Sterblicher,
Sing' noch einmal! Mein Ohr iſt ganz verliebt
In deine Melodie; auch iſt mein Aug'
Bethört von deiner lieblichen Geſtalt;
Gewaltig treibt mich deine ſchöne Tugend,
Beim erſten Blick dir zu geſtehn, zu ſchwören:
Daß ich dich liebe.

Zettel.

Mich dünkt, Madame, ſie könnten dazu nicht viel Urſache haben. Und doch, die Wahrheit zu ſagen, halten Vernunft und Liebe heut zu Tage nicht viel Gemeinſchaft. Schade, daß ehrliche Nachbarn ſie nicht zu Freunden machen wollen! Gelt, ich kann auch ſpaßen, wenn's darauf ankommt.

Titania.

Du biſt ſo weiſe, wie du reizend biſt.

Zettel.

Das nun juſt auch nicht. Doch, wenn ich Witz genug hätte, um aus dieſem Walde zu kommen, ſo hätte ich juſt ſo viel, als mir nöthig thäte.

Titania.

Begehre nicht aus dieſem Hain zu fliehn;
Du mußt hier, willig oder nicht, verziehn.
Ich bin ein Geiſt nicht von gemeinem Stande;
Ein ew'ger Sommer ziert meine Lande,
Und ſieh', ich liebe dich! Drum folge mir,
Ich gebe Elfen zur Bedienung dir;
Sie ſollen Perlen aus dem Meer dir bringen,
Und wenn du leicht auf Blumen ſchlummerſt, ſingen.
Ich will vom Erdenſtoffe dich befrein,
Daß du ſo luftig ſollſt wie Geiſter ſein.
Senfſamen! Bohnenblüte! Motte! Spinnweb!
(Vier Elfen treten auf.)

Erſter Elfe.

Hier!

Zweiter Elfe.

Und ich!

Dritter Elfe.

Und ich!

Vierter Elfe.

Und ich!

Alle.

Was ſollen wir?

Titania.

Gefällig ſeid und dienſtbar dieſem Herrn,
Hüpft, wo er geht, und gaukelt um ihn her;
Sucht Aprikoſ' ihm auf und Stachelbeer',
Maulbeeren gebt ihm, Feigen, Purpurtrauben.
Ihr müßt der Biene Honigſack ihm rauben;
Zur Kerze nehmt von ihr ein wächſern Bein
Und ſteckt es an bei eines Glühwurms Schein,
Zu leuchten meinem Freund' Bett aus und ein.
Mit bunter Schmetterlinge Flügelein
Webet fächelnd ihm vom Aug' den Mondenſchein.
Nun, Elfen, huldigt ihm und neigt euch fein.

Erſter Elfe.

Heil dir, Sterblicher!

Zweiter Elfe.

Heil!

Dritter Elfe.

Heil!

Vierter Elfe.

Heil!

Zettel.

Ich flehe euer Gnaden von ganzem Herzen um Verzeihung. Ich bitte um euer Gnaden Namen.

Spinnweb.

Spinnweb.

Zettel.

Ich wünſche näher mit ihnen bekannt zu werden, guter Muſje Spinnweb. Wenn ich mich in den Finger ſchneide, werde ich ſo frei ſein, ſie zu gebrauchen. Ihr Name, ehrſamer Herr?

Bohnenblüte.

Bohnenblüte.

Zettel.

Ich bitte ſie, empfehlen ſie mich Madame Hülſe, ihrer Frau Mutter und Herrn Bohnenſchote, ihrem Herrn Vater. Guter Herr Bohnenblüte, auch mit ihnen hoffe ich näher bekannt zu werden. — Ihren Namen, mein Herr, wenn ich bitten darf.

Senfſamen.

Senfſamen.

Zettel.

Lieber Muſje Senfſamen, ich kenne ihre Geduld gar wohl. Jener niederträchtige und ungeſchlachte Kerl, Rinderbraten, hat ſchon manchen wackern Herrn von ihrem Hauſe verſchlungen. Seid ſie verſichert, ihre Freundſchaft hat mir ſchon oft die Augen übergehen machen. Ich wünſche nähere Bekanntſchaft, lieber Muſje Senfſamen.

Titania.

Kommt, führt ihn hin zu meinem Heiligthume!
Mich dünkt, von Thränen blinkt Luna's Glanz;

Und wenn ſie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriſſ'nen Mädchenkranz.
Ein Zauber ſoll des Liebſten Zunge binden:
Wir wollen ſtill den Weg zur Laube finden.

(Schlegel.)

## 8.

## Lear.

(Act 3, Scene 2.)

Haide. Ungewitter. Es treten auf Lear und der Narr. Später Kent.

Lear.

Blaſ't, Wind', und ſprengt die Backen! Wüthet! Blaſ't! —
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche ſpeit,
Bis ihr die Thürm' erſäuft, die Hähn' erträinkt!
Ihr ſchwefligen, gedankenſchnellen Blitze,
Vortrab vom Donnerkeil, der Eichen ſpaltet,
Verſengt mein weißes Haupt! Du Donner ſchmetternd,
Schlag flach das mächt'ge Rund der Welt! Zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht' auf Eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menſchen.

Narr.

Ach, Gevatter, Hofweihwaſſer in einem trocknen Hauſe iſt beſſer, als dies Regenwaſſer draußen. Lieber Gevatter, hinein und bitt' um deiner Töchter Segen; das iſt 'ne Nacht, die ſich weder des Weiſen noch des Thoren erbarmt.

Lear.

Raſ'le nach Herzensluſt! Spei' Feuer, ſtröm' Regen:
Nicht Regen, Wind, Blitz, Donner ſind meine Töchter:
Euch ſchelt' ich grauſam nicht, ihr Elemente;
Euch gab ich Kronen nicht, nannt' euch nicht Kinder,
Euch bindet kein Gehorſam; darum büßt
Die grauſe Luſt: Hier ſteh' ich, euer Sclav',
Ein alter Mann, arm, elend, ſiech, verachtet:
Und dennoch knecht'ſche Helfer nenn' ich euch,
Die ihr im Bund' mit zwei verruchten Töchtern
Thürmt eure hohen Schlachtreih'n auf ein Haupt
So alt und weiß, als dies. O, o, 's iſt ſchändlich! —

Narr.

Wer ein Haus hat, ſeinen Kopf hineinzuſtecken, der hat einen guten Kopfputz.

Wenn Hoſenlatz will hauſen,
Eh' Kopf ein Dach geſchafft,
Wird Kopf und Latz verlauſen,
Solch' Frei'n iſt bettelhaft;
Und willſt du deinem Ich,
Du Zeh', zum Herzen machen,
Schreiſt über'n Leichdorn weh',
Statt ſchlafen, wirſt du wachen.

— denn noch nie gab's ein hübſches Kind, das nicht Geſichter vor'm Spiegel ſchnitt.

(Kent tritt auf.)

Lear.

Nein! Ich will ſein ein Muſter aller Langmuth.
Ich will Nichts ſagen.

Kent.

Wer da?

Narr.

Nun, hier iſt Gnade und ein Hoſenlatz; das heißt: ein Weiſer und ein Narr.

Kent.

Ach, ſeid ihr hier, Mylord? Was ſonſt die Nacht liebt,
Liebt ſolche Nacht doch nicht: — Des Himmels Zorn
Schreckt ſelbſt die Wandrer der Finſterniß
In ihre Höhlen. Seit ich ward zum Mann,
Erlebt' ich nimmer ſolchen Feuerguß,
Solch Krachen grauſen Donners, ſolch Geheul
Des brüll'nden Regenſturms: kein menſchlich Weſen
Erträgt ſolch Leid und Grau'n. —

Lear.

Jetzt, große Götter,
Die ihr ſo wild ob unſern Häuptern wettert,
Sucht eure Feinde auf: Zittre, du Frevler,
Auf dem verborg'ne Unthat ruht, vom Richter
Noch ungeſtraft! — Verſteck' dich, blut'ge Hand;
Meineid'ger Schalk und du, o Tugendheuchler,
Der in Blutſchande lebt! Zerſcheitre, Sünder,
Der unterm Mantel frommer Ehrbarkeit
Mord ſtiftete! Ihr tiefverſchloſſ'nen Gräu'l,
Sprengt den verhüll'nden Zwinger, fleht um Gnade
Die grauſen Mahner. — Ich bin ein Mann, an dem
Man mehr geſündigt, als er ſündigte.

Kent.

O Gott, mit bloßem Haupt! —
Mein gnäd'ger Herr, nahbei iſt eine Hütte,
Die bietet etwas Schutz doch vor dem Sturm;
Ruht dort, indeß ich in dieß harte Haus —
Weit härter als der Stein, aus dem's erbaut,
Das eben jetzt, als ich nach euch gefragt,
Mir ſchloß die Thür — zurückgeh' und ertrotze
Ihr karges Mitleid.

Lear.

Mein Geiſt beginnt zu ſchwindeln.
Wie geht's, mein Junge? Komm, mein Junge! Friert dich?
Mich ſelber friert. Wo iſt die Streu, Kam'rad?
Die Kunſt der Noth iſt wunderſam; ſie macht
Selbſt Schlechtes köſtlich. Nun zu deiner Hütte. —
Du armer Schelm und Narr, mir blieb ein Stückchen
Vom Herzen noch und das bedauert dich.

Narr.

Wem der Witz nur ſchwach und g'ring beſtellt,
Hop heiſa, bei Regen und Wind,
Der füge ſich ſtill in den Lauf der Welt,
Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag.

Lear.

Wahr, lieber Junge. — Kommt, zeigt uns die Hütte!
(Geht ab.)

Narr.

Das iſt 'ne hübſche Nacht, um eine Buhlerin abzukühlen. Ich will eine Prophezeiung ſprechen, eh ich gehe: —

Wenn Prieſter Worte, nicht Werke häufen,
Wenn Brauer im Waſſer ihr Malz erſäufen,
Wenn der Schneider den Junker Lehrer nennt,
Kein Ketzer mehr, nur der Buhler brennt,
Wenn Richter ohne Falſch und Tadel,
Wenn ohne Schulden Hof und Adel,
Wenn Läſt'rung nicht auf Zungen wohnt,
Der Gauner des Nächſten Beutel ſchont,
Wenn die Wucherer ihr Gold im Felde beſchau'n
Und Huren und Kuppler Kirchen bau'n,
Dann kommt das Reich von Albion
In große Verwirrung und Confuſion:
Dann kommt die Zeit, wer's lebt zu ſehn,
Daß man mit Füßen pflegt zu gehn.

Dieſe Prophezeiung wird Merlin machen; denn ich lebe vor ſeiner Zeit. —

(Baudiſſin.)

## 9.

## Othello.

(Act 4, Scene 3.)

Vorſaal im Schloſſe. Desdemona. Emilia.

Emilia.

Wie geht's nun? Er ſcheint milder, als zuvor.

Desdemona.

Er ſagt, er werde hier ſein ungeſäumt;
Er gab mir den Befehl, zu Bett zu gehen,
Und hieß mir, dich entlaſſen.

Emilia.

Mich entlaſſen! —

Desdemona.
Er will es ſo; darum, gutes Kind,
Gib mein Nachtgewand und lebe wohl!
Wir dürfen jetzt ihn nicht erzürnen.

Emilia.
Hättet ihr ihn doch nie geſehn!

Desdemona.
Das wollt' ich nicht, mein Herz hängt ſo an ihm,
Daß ſelbſt ſein Zorn, ſein Trotz, ſein Eigenſinn —
Komm, ſteck' mich los — mir lieb und reizend dünkt.

Emilia.
Die Tücher legt' ich auf, wie ihr's befahlt.

Desdemona.
's iſt Alles eins. — Ach! was wir thöricht ſind! —
Sterb' ich vor dir, ſo bitt' dich, hülle mich
In eins von dieſen Tüchern.

Emilia.
Kommt, ihr ſchwatzt! —

Desdemona.
Meine Mutter hatt' ein Mädchen, — Bärbel hieß ſie —
Die war verliebt und treulos ward ihr Schatz
Und lief davon. Sie hatt' ein Lied von Weide,
Ein altes Ding, doch paßt' es für ihr Leid;
Sie ſtarb, indem ſie's ſang. Das Lied heut Nacht
Kommt mir nicht aus dem Sinn; ich hab' zu ſchaffen,
Daß ich nicht auch den Kopf ſo häng' und ſinge
Wie's arme Bärbel. Bitt' dich, mach' geſchwind.

Emilia.
Soll ich eu'r Nachtkleid holen?

Desdemona.
Nein, ſteck' mich hier nur los. —
Der Lodovico iſt ein feiner Mann.

Emilia.
Ein recht hübſcher Mann.

Desdemona.
Er ſpricht gut.

Emilia.
Ich weiß eine Dame in Venedig, die wäre barfuß nach Paläſtina gegangen, um einen Druck von ſeiner Unterlippe.

Desdemona (ſingt).
Das Mägdlein ſaß ſingend am Feigenbaum früh,
Singt Weide, grüne Weide!
Die Hand auf dem Buſen, das Haupt auf dem Knie,
Singt Weide, Weide, Weide!
Das Bächlein, es murmelt und ſtimmt mit ein,
Singt Weide, grüne Weide;
Heiß rollt ihr die Thrän' und erweicht das Geſtein;
Leg' dies bei Seite —
Singt Weide, Weide, Weide!
Bitt' dich, mach' ſchnell, er kommt ſogleich —
Von Weiden all' flecht' ich mir nun den Kranz —
O ſcheltet ihn nicht, ſein Zorn iſt mir recht. —
Nein, das kommt ſpäter. — Horch! Wer klopft da? —

Emilia.
Es iſt der Wind.

Desdemona.
Ich nannt' ihn du Falſcher! was ſagt' er dazu?
Singt Weide, grüne Weide!
Seh' ich nach den Mädeln, nach den Buben ſiehſt du. — —
So geh nun fort; gute Nacht! Mein Auge juckt.
Bedeutet das wohl Thränen?

Emilia.
Ei, mit nichten!

Desdemona.
Ich hört' es ſo. — Die Männer, o die Männer!
Glaubſt du, auf dein Gewiſſen ſprich, Emilia,
Daß wirklich Weiber ſind, die ihre Männer
So gröblich täuſchen?

Emilia.
Solche gibt's, kein Zweifel.

Desdemona.
Thät'ſt du dergleichen um die ganze Welt?

Emilia.
Nun, thätet ihr's nicht?

Desdemona.
Nein, beim Licht des Himmels! —

Emilia.
Ich thät' es auch nicht bei des Himmels Licht,
Ich könnt' es ja im Dunkeln.

Desdemona.
Thät'ſt du dergleichen um die ganze Welt? —

Emilia.
Die Welt iſt mächtig weit; der Lohn wär' groß,
Klein der Verſtoß.

Desdemona.
Gewiß, du thät'ſt es nicht! —

Emilia.
Gewiß, ich thäte es und machte es wieder ungethan, wenn ich's gethan hätte. Nun freilich thäte ich ſo etwas nicht für einen Fingerring, noch für einige Ellen Battiſt, noch für Mäntel, Röcke und Hauben, oder ſolchen armſeligen Kram; aber für die ganze Welt — ei, wer hätte da nicht Luſt, dem Manne Hörner aufzuſetzen und ihn zum Weltkaiſer zu machen? Dafür wagte ich das Fegefeuer! —

Desdemona.
Ich will des Todes ſein, thät' ich ſolch Unrecht
Auch um die ganze Welt.

Emilia.
Ei nun, das Unrecht iſt doch nur ein Unrecht in der Welt, und wenn euch die Welt für eure Mühe zu Theil wird, ſo iſt's ein Unrecht in eurer eignen Welt, Ihr könnt es geſchwind zu Recht machen.

Desdemona.
Ich glaube doch, es gibt kein ſolches Weib.

Emilia.
Ei, zehn für eins und noch ſo viel in Kauf,
Die Welt, um die ſie ſpielten, gleich zu füllen.
Allein mich dünkt, es iſt der Männer Schuld,
Daß Weiber fallen. Wenn ſie pflichtvergeſſen
In fremdem Schooß vergeuden unſern Schatz;
Wenn ſie, verſtrickt in laun'ſcher Eiferſucht,
Uns Zwang und Feſſeln, wenn ſie gar uns ſchlagen,
Wenn ſie in Leichtſinn unſer Gut verthun;
Dann ſchwillt auch uns die Galle; wir ſind fromm,
Doch nicht von Rachſucht frei. Sie ſollen's wiſſen,
Wir haben Sinne auch, wir ſehn und riechen
Und haben einen Gaum für ſüß und herbe,
Wie unſre Männer. Was bezwecken ſie,
Wenn ſie uns Andre vorziehn? Iſt es Luſt?
Ich denke, ja. Treibt ſie die Leidenſchaft?
Ich denke, ja. Iſt's Schwachheit, die ſie thört?
Gewiß. Und haben wir nicht Leidenſchaft,
Nicht Hang zur Luſt? Und Schwachheit gleich den Männern?
D'rum, wenn der Mann ſich treulos von uns kehrte,
War's ſeine Bosheit, die uns Böſes lehrte.

Desdemona.
Gut' Nacht! — Nur laß mich, Herr, in fremden Sünden
Nicht eigne Sünde, laß mich Beſſ'rung finden!
(Sie gehen ab.)

(Akt 5. Scene 2.)

Schlafzimmer. Desdemona ſchlafend im Bette. Ein Licht brennt neben ihr. Othello tritt herein.

Othello.
Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!
Laßt ſie mich euch nicht nennen, keuſche Sterne!
Die Sache will's! — Doch nicht ihr Blut vergieß' ich,
Noch ritz' ich dieſe Haut, ſo weiß wie Schnee
Und ſanft wie eines Denkmals Alabaſter.
(Er legt ſeinen Degen ab.)
Doch ſterben muß ſie, ſonſt betrügt ſie Andre.
Thu' aus das Licht und dann — — thu' aus das Licht!
Ja, löſch' ich dich, du flammenheller Diener —

Kann ich dein vorig Licht dir wiedergeben,
Sollt' ich's bereu'n; — doch dein Licht ausgethan,
Du reizend Muſter herrlichſter Natur,
Nie find' ich den Prometheusfunken wieder,
Dein Licht zu zünden. Pflückt' ich eine Roſe,
Nie kann ich ihr den Lebenswuchs erneun,
Sie muß, muß welken. — Dufte mir vom Stamm!
(Er küßt ſie.)
O würz'ger Hauch, der ſelbſt Gerechtigkeit
Ihr Schwert zu brechen zwingt! — Noch einen! einen! —
Sei, wenn du todt biſt, ſo, dann tödt' ich dich
Und liebe dich nachher. — Noch einen und den letzten!
So ſüß war nie ſo tödtlich. Ich muß weinen;
Doch ſind's grauſame Thränen. Dieſer Schmerz
Iſt wie des Himmels, ſtrafend, wo er liebt. —
Sie wacht.

Desdemona.
Wer da? Othello?
Othello.
Ja, Desdemona.
Desdemona.
Wollt ihr zu Bett gehn, mein Gemahl?
Othello.
Haſt du zu Nacht gebetet, Desdemona?
Desdemona.
Ja, mein Gemahl.
Othello.
Kennſt du dich einer Sünde noch erinnern,
Nicht ausgeſöhnt dem Himmel und der Gnade,
So flehe jetzt alsbald.
Desdemona.
Ach, mein Gemahl, was willſt du damit ſagen?
Othello.
Wohl, thu' es nur ſei kurz; ich geh bei Seite.
Nicht möcht' ich deinen Geiſt in Sünden tödten,
Nein, Gott verhüt's! nicht deine Seele tödten.
Desdemona.
Sprichſt du vom Tödten?
Othello.
Ja!
Desdemona.
Dann, güt'ger Himmel,
Erbarm' dich mein!
Othello.
Amen von ganzem Herzen!
Desdemona.
Wenn du ſo ſprichſt, dann wirſt du mich nicht tödten.
Othello.
Hum! —
Desdemona.
Und dennoch fürcht' ich dich, denn du biſt ſchrecklich,
Wenn ſo dein Auge rollt.
Warum ich fürchten ſollte, weiß ich nicht,
Da ich von Schuld Nichts weiß; doch fühl' ich, daß ich fürchte.
Othello.
Denk' deiner Sünde.
Desdemona.
Das iſt zu dir die Herzensliebe.
Othello.
Und dafür ſtirbſt du.
Desdemona.
Grauſamer Tod, der nur um Liebe tödtet! —
Ach, warum nagſt du ſo die Unterlippe?
Dein ganzer Bau erbebt in blut'ger Wuth
Das ſind Vorzeichen; doch ich hoff', ich hoffe,
Sie deuten nicht auf mich.
Othello.
Schweig' und ſei ſtill!
Desdemona.
Ich ſchweige; was begehrſt du?
Othello.
Das Tuch, das ich ſo werth hielt und dir ſchenkte,
Du gabſt es Caſſio.
Desdemona.
Nein, bei Seel' und Leben!
Ruf' ihn herbei und frag' ihn.
Othello.
Behüte, Kind, behüte dich vor Meineid,
Du liegſt auf deinem Sterbebette.
Desdemona.
Ja, doch nicht jetzt zu ſterben.
Othello.
Ja, alsbald.
Drum bekenn' aufrichtig deine Sünde;
Denn jeden Punkt mit einem Eid verleugnen,
Nicht wälzt es ab, noch beugt's der Ueberzeugung Laſt,
Die mich zu Boden drückt. Du biſt am Sterben!
Desdemona.
Dann, Gott, erbarm' dich mein!
Othello.
Ich ſage Amen.
Desdemona.
Auch du erbarm' dich mein! Nie hab' ich dich
Jemals beleidigt, Caſſio nie geliebt,
Als mit der Liebe, die der Himmel ſelbſt
Geſtattet; niemals gab ich ihm ein Pfand.
Othello.
Bei Gott, ich ſah mein Tuch in ſeinen Händen,
Meineidig Weib! Ha! du verſteinſt mein Herz
Und machſt zum Mord, was ich beginnen will,
Was ich als Opfer meinte.
Ich ſah das Tuch.
Desdemona.
So hat er's denn gefunden;
Nie hab' ich's ihm gegeben; ruf' ihn her,
Daß er's bekennt, wie's iſt.
Othello.
Er hat bekannt.
Desdemona.
Was, theurer Herr?
Othello.
Daß er dein Freund geweſen.
Desdemona.
Wie? Unerlaubt?
Othello.
Ja!
Desdemona.
Das kann er nicht ſagen.
Othello.
O nein, ſein Mund iſt ſtumm;
Der treue Jago hat dafür geſorgt.
Desdemona.
O, meine Furcht erklärt mir's. Wie? Er todt?
Othello.
Ob jedes Haar ein Leben war, mein Grimm
Verſchlang ſie alle.
Desdemona.
O Gott, er iſt verrathen, ich verloren!
Othello.
Ha, Metze! Weinſt um ihn vor meinen Augen?
Desdemona.
Verſtoße mich! O tödte mich nur nicht!
Othello.
Nieder mit dir, Metze!
Desdemona.
Tödte mich morgen, laß mich heut noch leben!
Othello.
Kein Sträuben!
Desdemona.
Nur ein Stündchen!
Othello.
Iſt's gethan,
Braucht's keines Zögerns.
Desdemona.
Nur bis ich noch gebetet!

**Othello.**
's iſt zu ſpät!
(Er erwürgt ſie.)

**Emilia** (draußen).
Mein gnäd'ger Herr! He! holla! Gnäd'ger Herr!

**Othello.**
Was für ein Lärm? Nicht todt? Noch nicht ganz todt? —
Ich bin zwar grauſam, aber doch barmherzig,
Nicht möcht' ich dir verlängern deine Qual.
(Er durchbohrt ſie mit dem Dolch.)
So, ſo!

**Emilia** (draußen).
He, holla! Gnäd'ger Herr!

**Othello.**
Wer da?

**Emilia** (draußen).
O beſter Herr, nur auf ein Wort mit euch!

**Othello.**
Ja, 's iſt Emilia. — Gleich! — Jetzt iſt ſie todt.
Gewiß, ſie kommt und meldet Caſſio's Tod;
Der Lärm war groß. — Ha! regſt du dich nicht mehr?
Still, wie das Grab. — Darf ſie herein? — Wär's gut? —
Mir däucht, ſie rührt ſich. — Nein. — Was iſt das Beſte?
Kommt ſie, wird ſie nach meinem Weibe fragen — —
Mein Weib! mein Weib! — Welch Weib? Ich hab' kein Weib.
O unerträglich! O furchtbare Stunde!
Nun, dächt' ich, müßt' ein groß Verfinſtern ſein
An Sonn' und Mond, und die erſchreckte Erde
Sich aufthun vor Entſetzen.

**Emilia** (draußen).
Ich bitt' euch dringend, gönnt mir nur ein Wort,
O beſter Herr!

**Othello.**
O, ich vergaß dich. — Komm herein, Emilia.
Sacht! — Gleich, ſo gleich! — Ich zieh' den Vorhang zu.
Wo kommſt du her? Was haſt du mir zu ſagen?
(Er öffnet die Thüre. Emilia tritt herein.)

**Emilia.**
O lieber Herr, ein ſchnöder Mord geſchah.

**Othello.**
Was? Jetzt?

**Emilia.**
Jetzt eben, Herr!

**Othello.**
Das hat wahrhaftig nur der Mond verſchuldet;
Er kommt der Erde näher, als er pflegt,
Und macht die Menſchen raſend.

**Emilia.**
Caſſio, Herr,
Bracht' einen jungen Venetianer um,
Genannt Rodrigo.

**Othello.**
Was! Rodrigo todt!
Und Caſſio todt?

**Emilia.**
Nein, Caſſio iſt nicht todt.

**Othello.**
Caſſio nicht todt? Dann klingt der Mord verſtimmt
Und rauh die ſüße Rache.

**Desdemona.**
O ungerechter Mord!

**Emilia.**
Gott! Welch ein Schrei war das?

**Othello.**
Das? Was?

**Emilia.**
O heil'ger Gott! Die Stimme meiner Frau!
Helft, helft, o helft! O Theure, ſprecht noch einmal!
O Desdemona, ſüße Herrin, ſprecht!

**Desdemona.**
Ich ſterbe ſchuldlos.

**Emilia.**
O, wer hat die That vollbracht?

**Desdemona.**
Niemand — ich ſelbſt — leb wohl!
Empfehlt mich meinem güt'gen Herrn — — leb wohl!

**Othello.**
Wie, wär' ſie denn ermordet?

**Emilia.**
Gott, wer weiß es?

**Othello.**
Du hörtſt es von ihr ſelbſt, ich that es nicht.

**Emilia.**
So ſagte ſie, ſo muß ich's treu berichten.

**Othello.**
Sie fuhr als Lügnerin zur Flammenhölle!
Ich war ihr Mörder!

**Emilia.**
So mehr Engel ſie
Und du ſo ſchwärz'rer Teufel!

**Othello.**
Sie fiel der Sünd' anheim und ward zur Hure.

**Emilia.**
Nein, du belügſt ſie und du biſt ein Teufel!

**Othello.**
Sie war wie Waſſer falſch.

**Emilia.**
Und du biſt wild wie Feuer, wenn du ſie
Der Falſchheit zeihſt; o, ſie war himmliſch treu!

**Othello.**
Caſſio verführte ſie; frag' deinen Mann.
Verdammt wär' ich zum tiefſten Höllenabgrund,
Wenn ich nicht vorſchritt auf gerechtem Grund
Zu dieſem Aeußerſten. Dein Mann weiß Alles.

**Emilia.**
Mein Mann?

**Othello.**
Dein Mann.

**Emilia.**
Daß ſie die Ehe brach?

**Othello.**
Ja doch, mit Caſſio. Wär' ſie treu geweſen,
Und ſchuf mir eine zweite Welt der Himmel
Aus einem fehllos reinen Chryſolith,
Ich gab ſie nicht dafür.

**Emilia.**
Mein Mann!

**Othello.**
Ja wohl, er war's, der mich zuerſt gewarnt.
Er iſt ein Ehrenmann und haßt den Schlamm
Schandbarer Greuelthat.

**Emilia.**
Mein Mann?

**Othello.**
Wozu die Wiederholung, Weib?
Ich ſage dir, dein Mann.

**Emilia.**
O theure Frau, Bosheit treibt Spott mit Liebe! —
Mein Mann ſagt, daß ſie falſch iſt?

**Othello.**
Weib, er ſagt's,
Dein Mann, dein Mann, verſtehſt du?
Mein Freund, dein Mann, der wackre, wackre Jago.

**Emilia.**
Sagt' er's, mag ihm die gift'ge Seele täglich
Verfaulen um 'nen Gran! Er lügt als Schelm;
Sie liebte nur zu ſehr ihr kläglich Bündniß.

**Othello.**
Ha!

Emilia.
Ihr kein Vergleich!
So werth iſt dieſe deine That des Himmels,
Als ihrer du.

Othello.
Am beſten wohl, du ſchwiegſt.

Emilia.
Du haſt nicht halb die Kraft, mir wehzuthun,
Als ich's zu tragen. Dummkopf, blöder Thor,
Hirnlos wie Koth! Die That, die du gethan —
Was kümmert mich dein Schwert? — Ich mach' es kund
Und galt' es zwanzig Leben. Helft, helft, helft!
Der Mohr hat ſeine Frau erwürgt! Mord! Mord!
(Montano, Gratiano und Jago treten auf.)

Montano.
Was geht hier vor? Was gibt es, General?

Emilia.
O kommſt du, Jago? — Ei, du machſt es ſchön,
Daß Andre ihre Mordthat auf dich ſchieben.

Gratiano.
Was geht hier vor?

Emilia.
Straf' dieſen Böſewicht Lügen, wenn du Mann biſt!
Er ſpricht: Du ſagteſt ihm, ſein Weib ſei falſch;
Ich weiß, das thatſt du nicht, du biſt kein Schelm.
Sprich, denn mein Herz iſt voll.

Jago.
Ich ſagt' ihm, was ich dachte; ſagt' auch Nichts,
Als was er ſelbſt glaubwürdig fand und wahr.

Emilia.
So haſt du je geſagt, ſie ſei nicht treu?

Jago.
Ich that's.

Emilia.
Das war 'ne Lüge, ſchnöde, höllische Lüge,
Bei Gott, 'ne Lüge, recht verdammte Lüge.
Sie falſch mit Caſſio? Sagteſt du, mit Caſſio?

Jago.
Mit Caſſio, Weib. Geh, bänd'ge deine Zunge!

Emilia.
Die Zunge bänd'gen? Reden will ich laut:
In ihrem Bett liegt meine Frau ermordet.

Alle.
O Gott verhüt' es!

Emilia.
Und dein Verhetzen ſtiftete den Mord.

Othello.
Nein, ſtarrt nicht ſo, ihr Herren; 's iſt wirklich wahr.

Gratiano.
Unſel'ge Wahrheit!

Montano.
Ungeheure That!

Emilia.
O Büberei, verruchte Büberei!
Ich denke dran — ich denk' — ich merk's — o Büberei!
Ich dacht' es gleich — — vor Gram möcht' ich mich tödten.
O Büberei!

Jago.
Was, biſt du toll? Geh' gleich nach Haus, befehl' ich.

Emilia.
Ihr edlen Herrn! Vergönnt mir, daß ich rede.
Ihm zu gehorchen ziemt mir, doch nicht jetzt.
Vielleicht geh' ich nie mehr nach Hauſe, Jago.

Othello (auf Desdemona ſtürzend).
O, o, o, o!

Emilia.
Ja, wirf dich hin und brülle,
Weil du gemordet haſt die holdeſte Unſchuld,
Die je den Blick erhob.

Othello.
O, ſie war ſchlecht — —
Ich ſah euch jetzt erſt, Ohm. Ja, dieſe Hand
Hat wirklich eure Nichte umgebracht.
Ich weiß, die That ſteht greulich aus und ſchwarz.

Gratiano.
Du armes Kind! Gut, daß dein Vater ſtarb!
Dein Bündniß ward ihm tödtlich; Gram allein
Zerſchnitt den alten Faden. Lebt' er jetzt,
Der Anblick würd' ihn in Verzweiflung ſtürzen,
Daß er den guten Engel von ſich fluchte,
Sein Seelenheil gefährdend.

Othello.
Ja, es iſt jammervoll! Doch Jago weiß,
Daß ſie die ſchnöde That mit dieſem Caſſio
Wohl hundert Mal beging; Caſſio geſtand's
Und ſie vergalt ihm ſeine Liebesglut
Mit dem Gedächtnißpfand und Brautgeſchenk,
Das ich ihr gab. Ich ſah's in ſeiner Hand.
Es war ein Tuch, ein altes Angedenken,
Das einſt mein Vater meiner Mutter gab.

Emilia.
O all' ihr Himmelsmächte!

Jago.
Willſt du ſchweigen?!

Emilia.
Es muß heraus, heraus! Jetzt ſchweigen? Nein,
Nein, ich will reden, ungehemmt wie Nordwind.
Laß Himmel, Menſchen, Teufel, Alle, Alle
Schmach rufen über mich, ich rede doch.

Jago.
Sei klug und geh' nach Haus!

Emilia.
Ich will nicht.

(Jago macht Miene, ſie zu erſtechen.)

Gratiano.
Pfui!
Den Degen auf ein Weib?

Emilia.
O dummer Mohr! Das Tuch, von dem du ſagſt,
Fand ich durch Zufall und gab's meinem Manne,
Denn oft mit feierlichem Ernſt und Nachdruck
— Mehr, als für ſolche Kleinigkeit ſich ziemte —
Hieß er's mich ſtehlen.

Jago.
Du verdammte Metze!

Emilia.
Sie gab es Caſſio? — Nein, ach nein! Ich fand's
Und gab es meinem Mann.

Jago.
Ausbund, du lügſt!

Emilia.
Bei Gott, ich log nicht, nein, ihr edlen Herrn! —
Blutdürſt'ger Narr! Was ſollt' auch dieſer Tropf
Mit ſolcher guten Frau?
(Jago erſticht ſeine Frau und entflieht.)

Othello.
Gibt's keinen Keil im Himmel,
Als nur zum Donner? — Auserleſ'ner Schurke!

Gratiano.
Sie ſinkt wahrhaftig; er erſtach ſein Weib.

Emilia.
Ja, ja. O legt mich neben meine Herrin!

Gratiano.
Er lief davon, doch ſeine Frau iſt hin.

Montano.
's iſt ein Erzböſewicht. Bewahrt dieß Schwert,
Das ich jetzt hier dem Mohren weggenommen.
Beſetzt die äuß're Thür', laßt ihn nicht durch,
Erſtecht ihn eh' — — Ich will dem Buben nach,
Denn der iſt ein verdammter Hund. (Ab.)

Othello.
Ich bin auch nicht mehr tapfer,
Nein, jeder winz'ge Knab' entführt mein Schwert.

Was ſoll auch Ehre Tugend überleben?
Fahr' Alles hin! —

Emilia.

Was deutete dein Lied?
Hörſt du mich noch? Ich will dem Schwane gleich
In Wohllaut ſterben. Weide, Weide, Weide!
Mohr, ſie war keuſch! ſie liebte dich, Barbar!
So werde Heil mir, als ich Wahrheit rede;
So redend, wie ich denke, ſterb' ich — ſterb' ich.
(Sie ſtirbt.)

Othello.

Ich hab' noch einen Degen hier im Zimmer —
Es iſt ein ſpaniſch Schwert, in Eis gehärtet.
Ha, hier iſt's. — Oheim, ich muß hinaus.

Gratiano (draußen).

Wenn du's verſuchſt, wirſt du es theuer büßen,
Du biſt wehrlos und mußt dich unterwerfen.

Othello.

So komm denn hier herein und ſprich mit mir,
Sonſt mit der nackten Fauſt fall' ich dich an.

Gratiano (hereintretend).

Was willſt du mir?

Othello.

Sieh her, ich hab' ein Schwert!
Ein beſſ'res hat noch nie geſchmückt die Hüfte
Eines Soldaten. Wohl war einſt der Tag,
Wo mir der kleine Arm, dies gute Schwert
Den Ausgang ſchaffte durch mehr Hinderniß,
Als zwanzig Mal dein Zwang. Doch eitles Prahlen!
Wer lenkt ſein Schickſal? Das iſt jetzt vorbei.
Seid nicht erſchreckt, ob ihr bewehrt mich ſeht;
Hier iſt mein Reiſeziel, mein Ankerplatz,
Die fernſte Seemark für mein ruhend Schiff.
Tritt'ſt du zurück in Furcht? Du bangſt umſonſt;
Zück' nur ein Schilfrohr auf Othello's Bruſt,
Er weicht ihm. Wohin ſollt' Othello gehn?
Ach, wie ſiehſt du nun aus, o Kind des Jammers,
Bleich wie dein Tuch! Wenn wir am Thron erſcheinen,
Wird dies dein Bild mich fort vom Himmel ſchleudern,
Wo Furien mich ergreifen. — Kalt, mein Mädchen?
Wie deine Keuſchheit!
O du verfluchter Sklav! Peitſcht mich, ihr Teufel,
Weg von dem Anblick dieſer Himmelsſchönheit!
Stürmt mich in Wirbeln! Röſtet mich in Schwefel,
Waſcht mich in tiefen Schlünden flüſſ'ger Glut!
O Desdemona, Desdemona, todt!
Todt? O! o! o!

(Lodovico, Caſſio, der geführt wird, Montano, Jago, als Gefangener, und Offiziere.)

Lodovico.

Wo iſt der raſche, höchſt unſel'ge Mann?

Othello.

Hier ſteht, der einſt Othello war. Hier bin ich.

Lodovico.

Wo iſt die Natter? Führt den Buben vor!

Othello.

Ich ſeh' ihm auf den Fuß; doch das iſt Fabel —
Biſt du ein Teufel, kann ich dich nicht tödten.
(Er verwundet Jago.)

Lodovico.

Nehmt ihm ſein Schwert.

Jago.

Ich blute, doch ich lebe.

Othello.

Sonſt thät' es mir auch leid. Du ſollſt noch leben,
Denn, wie ich fühl', iſt Tod Glückſeligkeit.

Lodovico.

O du, Othello! ſonſt ſo groß und gut,
Umgarnt von Schlingen eines Böſewichts!
Was ſoll man von dir ſagen?

Othello.

Was man will:
Daß ich ein ehrenvoller Mörder ſei;
Denn Nichts that ich aus Haß, für Ehre Alles.

Lodovico.

Halb hat der Sklav' ſein Bubenſtück bekannt.
Habt Ihr mit ihm in Caſſio's Tod gewilligt?

Othello.

Ja.

Caſſio.

Theurer Herr, ich gab euch niemals Grund.

Othello.

Ich glaub' es und ich bitt' um dein Verzeihn. —
Wollt ihr von dieſem Teufel wohl erfragen,
Warum er Seel' und Leib mir ſo verſtrickt?

Jago.

Fragt mich um Nichts mehr. Was ihr wißt, das wißt ihr.
Von dieſer Stund' an rede ich kein Wort.

Lodovico.

Was? Nicht zum Beten?

Gratiano.

Folter wird dich's lehren.

Othello.

Gut, du thuſt ſo am beſten.

Lodovico.

Ihr ſollt erfahren, Herr, was ſich begab;
Noch glaub' ich, wißt ihr's nicht. Hier iſt ein Brief,
Der ſich in Roderigo's Taſche fand,
Und hier ein zweiter. Jener dort enthält,
Wie Roderigo aufgefordert ward
Zu Caſſio's Tod.

Othello.

Nichtswürdiger!

Caſſio.

Höchſt heidniſch, höchſt verrucht!

Lodovico.

Ein andrer Brief, verſtimmt und voller Zweifel,
Gefunden auch bei ihm; und dieſen, ſcheint's,
Wollt' Roderigo an den Schurken ſenden,
Doch kam indeß wohl Jago ſelbſt zu ihm,
Ihn zu beruhigen.

Othello.

Meuchleriſcher Hund! —
Wie kamſt du, Caſſio, denn zu jenem Tuch
Von meiner Frau?

Caſſio.

Ich fand's auf meinem Zimmer,
Und er geſtand in dieſem Augenblick,
Daß er's dort fallen ließ aus eigner Abſicht
Zu ſchlechtem Zweck.

Othello.

O Thor! o blöder Thor!

Caſſio.

Dann ferner ſteht in Roderigo's Brief
Der Vorwurf, wie ihn Jago aufgehetzt,
Mir auf der Wacht zu trotzen, was bewirkte,
Daß ich ward abgeſetzt, und noch eben ſagt er —
Erwacht vom Scheintod — daß ihn Jago reizte,
Mich anzufallen, und ihn dann erſtach.

Lodovico (zu Othello).

Ihr müßt jetzt mit uns dieſes Haus verlaſſen,
Gewalt und Vollmacht ſind euch abgenommen;
Caſſio befiehlt in Cypern. — Dieſer Bube —
Gibt's irgend eine recht geſchärfte Marter,
Die lang ihn hinhält und erfind'riſch quält,
Die ſei für ihn. — Ihr bleibt in ſtrenger Haft,
Bis über eure That berichtet ward
Dem Staat Venedigs. Geht und führt ihn weg.

Othello.

Gemach! — Nur noch zwei Worte, eh' ihr geht. —
Ich that Venedig manchen Dienſt, man weiß es: —
Nichts mehr davon. — In euren Briefen, bitt' ich,
Wenn ihr von dieſem Unheil Kunde gebt,
Sprecht von mir, wie ich bin — verkleinert Nichts,
Noch ſetzt in Bosheit zu. Dann müßt ihr melden
Von Einem, der nicht klug, doch zu ſehr liebte,
Nicht leicht argwöhnte, doch einmal erregt

Unendlich raſ'te; von Einem, deſſen Hand
Dem niedern Juden gleich die Perle wegwarf,
Mehr werth, als all ſein Volk; deß überwund'nes Auge,
Sonſt nicht gewöhnt zu ſchmelzen, ſich ergeußt
In Thränen, wie Arabiens Bäume thau'n
Von heilungskräft'gem Balſam — ſchreibt das Alles
Und fügt hinzu: daß in Aleppo, wo
Ein gift'ger Türk' in hohem Turban einſt
'nen Venetianer ſchlug und ſchalt den Staat,
Ich den beſchnittnen Hund am Hals ergriff
Und traf ihn — ſo!

(Er erſticht ſich.)

Lodovico.

O blut'ges Ende!

Gratiano.

Umſonſt nun unſer Wort.

Othello (auf Desdemona's Leiche niederſinkend).

Ich küßte dich,
Eh' ich dir Tod gab — nun ſei dies der Schluß:
Mich ſelber tödtend ſterb' ich ſo im Kuß.

(Baudiſſin.)

---

## 10.

## Wie es euch gefällt.

(Act 3, Scene 2.)

Der Ardenner Wald. Orlando kommt mit einem Blatt Papier.

Orlando.

Da häng', mein Vers, der Liebe zum Beweis!
Und du, o Königin der Nacht dort oben,
Sieh keuſchen Blicks, aus deinem bleichen Kreis,
Den Namen deiner Jäg'rin hier erhoben.
O Roſalinde! ſei der Wald mir Schrift,
Ich grabe mein Gemüth in alle Rinden,
Daß jedes Aug', das dieſe Bäume trifft,
Ringsum bezeugt mag deine Tugend finden.
Auf, auf, Orlando! Rühme ſpät und früh
Die ſchöne, keuſche, unnennbare Sie.

(Orlando ab. Corinnus und Probſtein treten auf.)

Corinnus.

Und wie gefällt euch dies Schäferleben, Meiſter Probſtein?

Probſtein.

Wahrhaftig, Schäfer, an und für ſich betrachtet iſt es ein gutes Leben; aber in Betracht, daß es ein Schäferleben iſt, taugt es Nichts. In Betracht, daß es einſam iſt, mag ich es wohl leiden, aber in Betracht, daß es ſtille iſt, iſt es ein ſehr erbärmliches Leben. Ferner in Betracht, daß es auf dem Lande iſt, ſteht es mir an, aber in Betracht, daß es nicht am Hofe iſt, wird es langweilig. Inſofern es ein mäßiges Leben iſt, ſeht ihr, iſt es nach meinem Sinn, aber inſofern es nicht reichlicher dabei zugeht, ſtreitet es ſehr gegen meine Neigung. Verſtehſt du Philoſophie, Schäfer?

Corinnus.

Mehr nicht, als daß ich weiß, daß Einer ſich deſto ſchlimmer befindet, je kränker er iſt, und wem's an Geld, Gut und Genügen gebricht, daß dem drei gute Freunde fehlen; daß des Regens Eigenſchaft iſt, zu näſſen, und des Feuers, zu brennen; daß gute Weide fette Schafe macht und daß die Nacht hauptſächlich vom Mangel an Sonne kommt; daß Einer, der weder durch Natur noch Kunſt zu Verſtand gekommen wäre, ſich über die Erziehung zu beklagen hätte oder aus einer ſehr dummen Sippſchaft ſein müßte.

Probſtein.

So Einer iſt ein natürlicher Philoſoph. Warſt je am Hofe, Schäfer?

Corinnus.

Nein, wahrhaftig nicht.

Probſtein.

So wirſt du in der Hölle gebraten.

Corinnus.

Ei, ich hoffe —

Probſtein.

Wahrhaftig, du wirſt gebraten, wie ein ſchlecht geröſtet Ei, nur an einer Seite.

Corinnus.

Weil ich nicht am Hofe geweſen bin? Euren Grund?

Probſtein.

Nun, wenn du nicht am Hofe geweſen biſt, ſo haſt du niemals gute Sitten geſehen. Wenn du niemals gute Sitten geſehen haſt, ſo müſſen deine ſchlechte ſein, und alles Schlechte iſt Sünde und Sünde fährt in die Hölle. Du biſt in einem verfänglichen Zuſtande, Schäfer.

Corinnus.

Ganz und gar nicht, Probſtein. Was bei Hofe gute Sitten ſind, die ſind ſo lächerlich auf dem Lande, als ländliche Weiſe bei Hofe zum Spott dient. Ihr ſagtet mir, bei Hofe verbeugt ihr euch nicht, ſondern küßt eure Hand. Das wäre eine ſehr unreine Höflichkeit, wenn Hofleute Schäfer wären.

Probſtein.

Den Beweis, kürzlich, den Beweis!

Corinnus.

Nun, wir müſſen unſere Schafe immer angreifen und ihre Felle ſind fettig, wie ihr wißt.

Probſtein.

Schwitzen die Hände unſerer Hofleute etwa nicht und iſt das Fett von einem Schafe nicht ſo geſund wie der Schweiß eines Menſchen? Einfältig, einfältig! Einen beſſern Beweis! her damit!

Corinnus.

Auch ſind unſere Hände hart.

Probſtein.

Eure Lippen werden ſie deſto eher fühlen. Wiederum einfältig! Einen tüchtigeren Beweis!

Corinnus.

Und ſie ſind oft ganz beſchmiert vom Verpflaſtern unſerer Schafe. Wollt ihr, daß wir Theer küſſen ſollen? Die Hände der Hofleute riechen nach Biſam.

Probſtein.

Höchſt einfältiger Menſch! Du wahre Würmerſpeiſe gegen ein gutes Stück Fleiſch! Lerne von den Weiſen und erwäge! Biſam iſt von ſchlechterer Abkunft als Theer, der unſaubere Abgang einer Katze. Einen beſſern Beweis, Schäfer!

Corinnus.

Ihr habt einen zu höfiſchen Witz für mich; ich laſſ' es dabei bewenden.

Probſtein.

Was? Bei der Hölle? Gott helfe dir, einfältiger Menſch! Gott eröffne dir das Verſtändniß! Du biſt ein Strohkopf.

Corinnus.

Herr, ich bin ein ehrlicher Tagelöhner, ich verdiene, was ich eſſe, erwerbe, was ich trage, haſſe keinen Menſchen, beneide Niemandes Glück, freue mich über anderer Leute Wohlergehen, bin zufrieden mit meinem Ungemach und mein größter Stolz iſt, meine Schafe weiden und meine Lämmer ſaugen zu ſehen.

Probſtein.

Das iſt wieder eine einfältige Sünde von euch, daß ihr die Schafe und Böcke zuſammenbringt und euch nicht ſchämt, von der Begattung des Viehes euren Unterhalt zu ziehen, daß ihr den Kuppler für einen Leithammel macht und ſo ein jähriges Lamm einem ſchiefbeinigen alten Hahnrei von Widder überantwortet gegen alle Regeln des Eheſtandes. Wenn du dafür nicht in die Hölle kommſt, ſo will der Teufel ſelbſt keine Schäfer; ſonſt ſehe ich nicht, wie du entwiſchen könnteſt.

Corinnus.

Hier kommt der junge Herr Ganymed, meiner neuen Herrſchaft Bruder.

(Roſalinde, in Männerkleidern, kommt mit einem Blatt Papier.)

Roſalinde (lieſt).

„Von dem Oſt bis zu den Inden
Iſt kein Juwel gleich Roſalinden.
Ihr Werth, beflügelt von den Winden,
Trägt durch die Welt den Roſalinden.
Alle Schilderei'n erblinden
Bei dem Glanz von Roſalinden.
Keinen Reiz ſoll man verkünden,
Als den Reiz von Roſalinden.“

Probſtein.

So will ich euch acht Jahre hinter einander reimen, Eſſens- und Schlafenszeit ausgenommen; es iſt der rechte Butterfrauentrab, wenn ſie zu Markte gehn.

Roſalinde.

Fort mit dir, Narr!

Probſtein.

Zur Probe:
Sehnt der Hirſch ſich nach den Hinden,
Laßt ihn ſuchen Roſalinden.
Will die Katze ſich verbinden,
Glaubt, ſie macht's gleich Roſalinden.
Reben müſſen Bäum' umwinden,
So thut's nöthig Roſalinden.
Wer da mäht, muß Garben binden,
Auf den Karr'n mit Roſalinden!
Süße Nuß hat ſaure Rinden,
Solche Nuß gleicht Roſalinden.
Wer ſüße Roſen ſucht, muß finden
Der Liebe Dorn und Roſalinden.

Das iſt der eigentliche falſche Vers-Galopp. Warum behängt ihr euch mit ihnen?

Roſalinde.

Still, dummer Narr! Ich fand ſie an einem Baume.

Probſtein.

Wahrhaftig, der Baum trägt ſchlechte Früchte.

Roſalinde.

Ich will euch auf ihn impfen und dann wird er Miſpeln tragen; denn eure Einfälle verfaulen, ehe ſie halb reif ſind, und das iſt eben die rechte Tugend einer Miſpel.

Probſtein.

Ihr habt geſprochen, aber ob geſcheidt oder nicht, das mag der Wald richten.

(Celia kommt mit einem Blatt Papier.)

Roſalinde.

Still! Hier kommt meine Schweſter und lieſt; geht mir beiſeit.

Celia (lieſt).

„Sollten Schweigen dieſe Räume,
Weil ſie unbevölkert? Nein!
Zungen häng' ich an die Bäume,
Daß ſie reden Sprüche fein.
Bald, wie raſch das Menſchenleben
Seine Pilgerfahrt durchläuft;
Wie die Zeit, ihm zugegeben,
Eine Spanne ganz begreift.
Bald, wie Schwüre falſch ſich zeigen,
Wie ſich Freund vom Freunde trennt.
Aber an den ſchwanken Zweigen
Und an jedes Spruches End'
Soll man Roſalinde leſen
Und verbreiten ſoll der Ruf,
Daß der Himmel aller Weſen
Höchſten Ausbund in ihr ſchuf.
Drum hieß die Natur ſein Wille
Eine menſchliche Geſtalt
Zieren mit der Gaben Fülle.
Die Natur miſcht alſobald
Helena's Wange, nicht ihr Herz,
Kleopatra's Herrlichkeit,
Atalanta's leichten Scherz
Und Lucretia's Sittſamkeit.
So ward durch einen Himmelsbund
Aus Vielen Roſalind' erſonnen,
Aus manchem Herzen, Aug' und Mund,
Auf daß ſie jeden Reiz gewonnen.
Der Himmel gab ihr dieſes Recht
Und todt und lebend mich zum Knecht.“

Roſalinde.

O gütiger Jupiter! — Mit welcher langweiligen Liebespredigt habt ihr da eure Gemeinde müde gemacht und nicht einmal gerufen: Geduld, gute Leute!

Celia.

Seht doch, Freunde hinter'm Rücken? — Schäfer, geh' ein wenig abſeits. Geh' mit ihm, Burſch.

Probſtein.

Kommt, Schäfer, laßt uns einen ehrenvollen Rückzug machen, wenn gleich nicht mit Sang und Klang, doch mit Sack und Pack.

(Corinnus und Probſtein ab.)

Celia.

Haſt du dieſe Verſe gehört?

Roſalinde.

O ja, ich hörte ſie alle und noch was drüber: denn einige hatten mehr Füße, als die Verſe tragen konnten.

Celia.

Das thut Nichts, die Füße konnten die Verſe tragen.

Roſalinde.

Ja, aber die Füße waren lahm und konnten ſich nicht außerhalb des Verſes bewegen und darum ſtanden ſie ſo lahm im Verſe.

Celia.

Aber haſt du gehört, ohne dich zu wundern, daß dein Name an den Bäumen hängt und eingeſchnitten iſt?

Roſalinde.

Ich war ſchon ſieben Tage in der Woche über alles Wundern hinaus, ehe du kamſt; denn ſieh nur, was ich an einem Palmbaum fand. Ich bin nicht ſo bereimt worden ſeit Pythagoras' Zeiten, wo ich eine Ratte war, die ſie mit ſchlechten Verſen vergaben, was ich mich kaum noch erinnern kann.

Celia.

Räthſt du, wer es gethan hat?

Roſalinde.

Iſt es ein Mann?

Celia.

Mit einer Kette um den Hals, die du ſonſt getragen haſt. Veränderſt du die Farbe?

Roſalinde.

Ich bitte dich, wer?

Celia.

O Himmel! Himmel! Es iſt ein ſchweres Ding für Freunde, ſich wieder anzutreffen, aber Berg und Thal kommen im Erdbeben zuſammen.

Roſalinde.

Nein, ſag', wer iſt's?

Celia.

Iſt es möglich?

Roſalinde.

Ich bitte dich jetzt mit der allerdringendſten Inſtändigkeit, ſag' mir, wer es iſt.

Celia.

O wunderbar, wunderbar und höchſt wunderbarlich wunderbar und nochmals wunderbar und über alle Wunder weg.

Roſalinde.

O du liebe Ungeduld! Denkſt du, weil ich wie ein Mann ausſtaffirt bin, daß auch meine Gemüthsart in Wamms und Hoſen iſt? Ein Zollbreit mehr Aufſchub iſt eine Südſee weit von der Entdeckung. Ich bitte dich, ſag' mir, wer iſt es? Geſchwind und ſprich hurtig! Ich wollte, du könnteſt ſtottern, daß dir dieſer verborg'ne Mann aus dem Munde käme, wie Wein aus einer enghalſigen Flaſche, entweder zu viel auf einmal oder gar Nichts. Ich bitte dich, nimm den Kork aus deinem Munde, damit ich deine Zeitungen trinken kann.

**Celia.**

So könnteſt du einen Mann mit in den Leib bekommen.

**Roſalinde.**

Iſt er von Gottes Machwerk? Was für eine Art von Mann? Iſt ſein Kopf einen Hut werth oder ſein Kinn einen Bart?

**Celia.**

Nein, er hat nur wenig Bart.

**Roſalinde.**

Nun, Gott wird mehr beſcheeren, wenn der Menſch recht dankbar iſt; ich will den Wuchs von ſeinem Bart ſchon abwarten, wenn du mir nur die Kenntniß von ſeinem Kinn nicht länger vorenthältſt.

**Celia.**

Es iſt der junge Orlando, der den Ringer und dein Herz in einem Augenblicke zum Falle brachte.

**Roſalinde.**

Nein, der Teufel hole das Spaßen! Sag' auf dein ehrlich Geſicht und Mädchentreue.

**Celia.**

Auf mein Wort, Muhme, er iſt es.

**Roſalinde.**

Orlando?

**Celia.**

Orlando.

**Roſalinde.**

Ach liebe Zeit! Was fange ich nun mit meinem Wamms und Hoſen an? Was that er, wie du ihn ſahſt? Was ſagte er? Wie ſah er aus? Frug er nach mir? Wo bleibt er? Wie ſchied er von dir und wann wirſt du ihn wiederſehen? Antworte mir mit einem Wort.

**Celia.**

Da mußt du mir erſt Garagantua's Mund leihen: es wäre ein zu großes Wort für irgend einen Mund, wie ſie heut zu Tage ſind. Ja und nein auf dieſe Artikel ſagen, iſt mehr als in einer Kinderlehre antworten.

**Roſalinde.**

Aber weiß er, daß ich in dieſem Lande bin und in Mannskleidern? Sieht er ſo munter aus, wie an dem Tage, wo wir ihn ringen ſahn?

**Celia.**

Es iſt eben ſo leicht, Sonnenſtäubchen zu zählen, als die Aufgabe eines Verliebten zu löſen. Doch nimm ein Pröbchen von meiner Entdeckung und koſte es recht aufmerkſam. Ich fand ihn unter einem Baum wie eine abgefallene Eichel.

**Roſalinde.**

Der mag wohl Jupiter's Baum heißen, wenn er ſolche Früchte fallen läßt.

**Celia.**

Verleiht mir Gehör, werthes Fräulein.

**Roſalinde.**

Fahret fort.

**Celia.**

Da lag er, hingeſtreckt wie ein verwundeter Ritter.

**Roſalinde.**

Wenn es gleich ein Jammer iſt, ſolch einen Anblick zu ſehen, ſo muß er ſich doch gut ausgenommen haben.

**Celia.**

Ruf deiner Zunge: Holla! zu: ſie macht zur Unzeit Sprünge. Er war wie ein Jäger gekleidet.

**Roſalinde.**

O Vorbedeutung! Er kommt, mein Herz zu erlegen.

**Celia.**

Ich möchte mein Lied ohne Chor ſingen, du bringſt mich aus der Weiſe.

**Roſalinde.**

Wißt ihr nicht, daß ich ein Weib bin? Wenn ich denke, muß ich ſprechen. Liebe, ſag' weiter.

(Orlando und Jaques treten auf.)

**Celia.**

Du bringſt mich heraus. — Still! kommt er da nicht?

**Roſalinde.**

Er iſt's! Schlupft zur Seite und laßt uns ihn auf's Korn nehmen.

(Celia und Roſalinde verbergen ſich.)

**Jaques.**

Ich danke euch für geleiſtete Geſellſchaft, aber meiner Treu, ich wäre eben ſo gern allein geweſen.

**Orlando.**

Ich auch, aber um der Sitte willen danke ich euch gleichfalls für eure Geſellſchaft.

**Jaques.**

Der Himmel behüt' euch! Laßt uns ſo wenig zuſammen kommen, wie möglich.

**Orlando.**

Ich wünſche mir eure entferntere Bekanntſchaft.

**Jaques.**

Ich erſuche euch, verderbt keine Bäume weiter damit, Liebeslieder in die Rinden zu ſchneiden.

**Orlando.**

Ich erſuche euch, verderbt meine Verſe nicht weiter damit, ſie erbärmlich abzuleſen.

**Jaques.**

Roſalinde iſt eurer Liebſten Name?

**Orlando.**

Wie ihr ſagt.

**Jaques.**

Ihr Name gefällt mir nicht.

**Orlando.**

Es war nicht die Rede davon, euch zu gefallen, wie ſie getauft wurde.

**Jaques.**

Von welcher Statur iſt ſie?

**Orlando.**

Grade ſo hoch wie mein Herz.

**Jaques.**

Ihr ſeid voll artiger Antworten. Habt ihr euch etwa mit Goldſchmiedsweibern abgegeben und ſolche Sprüchlein von Ringen zuſammengeleſen?

**Orlando.**

Das nicht; aber ich antworte euch wie die Tapetenfiguren, aus deren Munde ihr eure Fragen ſtudiert habt.

**Jaques.**

Ihr habt einen behenden Witz; ich glaube, er iſt aus Atalanta's Ferſen gemacht. Wollt ihr euch mit mir ſetzen, ſo wollen wir zuſammen über unſere Gebieterin, die Welt, und unſer ganzes Elend ſchmähen.

**Orlando.**

Ich will kein lebendig Weſen in der Welt ſchmähen als mich ſelber, an dem ich die meiſten Fehler kenne.

**Jaques.**

Der ärgſte Fehler, den ihr habt, iſt verliebt zu ſein.

**Orlando.**

Das iſt ein Fehler, den ich nicht mit eurer beſten Tugend vertauſchte. — Ich bin euer müde.

**Jaques.**

Meiner Treu, ich ſuchte eben einen Narren, als ich euch fand.

**Orlando.**

Er iſt in den Bach gefallen; guckt nur hinein, ſo werdet ihr ihn ſehen.

**Jaques.**

Da werde ich meine eigene Perſon ſehen.

**Orlando.**

Die ich entweder für einen Narren oder eine Null halte.

Jaques.

Ich will nicht länger bei euch verweilen. Lebt wohl, guter Signor Amoroſo!

Orlando.

Ich freue mich über euren Abſchied. Gott befohlen, guter Monſieur Melancholie! *)

(Jaques ab. Celia und Roſalinde treten hervor.)

Roſalinde.

Ich will wie ein naſeweiſer Lakai mit ihm ſprechen und ihn unter der Geſtalt zum Beſten haben. — Hört ihr, Jäger?

Orlando.

Recht gut; was wollt ihr?

Roſalinde.

Sagt mir doch, was iſt die Glocke?

Orlando.

Ihr ſolltet mich fragen: was iſt's an der Zeit? Es gibt keine Glocke im Walde.

Roſalinde.

Es gibt auch keinen rechten Liebhaber im Walde, ſonſt würde jede Minute ein Seufzen und jede Stunde ein Aechzen den trägen Fuß der Zeit ſo gut anzeigen, wie eine Glocke.

Orlando.

Und warum nicht den ſchnellen Fuß der Zeit? Wäre das nicht eben ſo paſſend geweſen?

Roſalinde.

Mit nichten, mein Herr. Die Zeit reiſet in verſchiednem Schritt mit verſchiedenen Perſonen. Ich will euch ſagen, mit wem die Zeit den Paß geht, mit wem ſie trabt, mit wem ſie galoppirt und mit wem ſie ſtillſteht.

Orlando.

Ich bitte dich, mit wem trabt ſie?

Roſalinde.

Ei, ſie trabt hart mit einem jungen Mädchen zwiſchen der Verlobung und dem Hochzeittage. Wenn auch nur acht Tage dazwiſchen hingehen, ſo iſt der Trab der Zeit ſo hart, daß es ihr wie acht Jahre vorkommt.

Orlando.

Mit wem geht die Zeit den Paß?

Roſalinde.

Mit einem Prieſter, dem es an Latein gebricht, und einem reichen Manne, der das Podagra nicht hat; denn der Eine ſchläft ruhig, weil er nicht ſtudiren kann, und der Andere lebt luſtig, weil er keinen Schmerz fühlt; den Einen drückt nicht die Laſt dürrer und auszehrender Gelehrſamkeit, der Andere kennt nicht die Laſt ſchweren, mühſeligen Mangels. Mit dieſen geht die Zeit den Paß.

Orlando.

Mit wem galoppirt ſie?

Roſalinde.

Mit dem Diebe zum Galgen; denn ginge er auch noch ſo ſehr Schritt vor Schritt, ſo denkt er doch, daß er zu früh kommt.

Orlando.

Mit wem ſteht ſie ſtill?

Roſalinde.

Mit Advocaten in den Gerichtsferien; denn ſie ſchlafen von Seſſion zu Seſſion und werden alſo nicht gewahr, wie die Zeit fortgeht.

Orlando.

Wo wohnt ihr, artiger junger Menſch?

Roſalinde.

Bei dieſer Schäferin, meiner Schweſter; hier am Saum des Waldes, wie Franſen an einem Rock.

Orlando.

Seid ihr hier einheimiſch?

Roſalinde.

Wie das Kaninchen, das zu wohnen pflegt, wo es zur Welt gekommen iſt.

Orlando.

Eure Ausſprache iſt etwas feiner, als ihr ſie an einem ſo abgelegenen Ort euch hättet erwerben können.

Roſalinde.

Das haben mir ſchon Viele geſagt; aber in der That, ein alter geiſtlicher Onkel von mir lehrte mich reden; er war in ſeiner Jugend ein Städter und gar zu gut mit dem Hofmachen bekannt, denn er verliebte ſich dabei. Ich habe ihn manche Predigt dagegen halten hören und danke Gott, daß ich kein Weib bin und keinen Theil an den Verkehrtheiten habe, die er ihrem ganzen Geſchlecht zur Laſt legte.

Orlando.

Könnt ihr euch nicht einiger von den vornehmſten Untugenden erinnern, die er den Weibern aufbürdete?

Roſalinde.

Es gab keine vornehmſten darunter; ſie ſahen ſich alle gleich wie Pfennige, jeder einzelne Fehler ſchien ungeheuer, bis ſein Mitfehler ſich neben ihn ſtellte.

Orlando.

Bitte, ſagt mir einige davon.

Roſalinde.

Nein, ich will meine Arznei nicht wegwerfen, außer an Kranke. Es ſpukt hier ein junger Menſch im Walde herum, der unſre junge Baumzucht mißbraucht, den Namen Roſalinde in die Bäume zu graben, der Oden an Weißdornen hängt und Elegieen an Brombeerſträuche, alle — denkt doch! — um Roſalinden's Namen zu vergöttern. Könnte ich dieſen Herzenskrämer antreffen, ſo gäbe ich ihm einen guten Rath, denn er ſcheint mit dem täglichen Liebesfieber behaftet.

Orlando.

Ich bin's, den die Liebe ſo ſchüttelt; ich bitte euch, ſagt mir euer Mittel.

Roſalinde.

Es iſt keins von meines Onkels Merkmalen an euch zu finden. Er lehrte mich einen Verliebten erkennen; ich weiß gewiß, ihr ſeid kein Gefangener in dieſem Käfig.

Orlando.

Was waren ſeine Merkmale?

Roſalinde.

Eingefall'ne Wangen, die ihr nicht habt; Augen mit blauen Rändern, die ihr nicht habt; ein gleichgiltiger Sinn, den ihr nicht habt; ein verwilderter Bart, den ihr nicht habt; — doch den erlaſſe ich euch,

---

*) Dem melancholiſchen Jaques legt Shakſpeare bekanntlich (Act 2, Scene 7) die berühmte Aeußerung in den Mund:

Die ganze Welt iſt Bühne
Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab,
Sein Leben lang ſpielt Einer manche Rollen
Durch ſieben Acte hin. Zuerſt das Kind,
Das in der Wärt'rin Armen quäkt und ſprudelt;
Der weinerliche Bube, der mit Bündel
Und blankem Morgenantlitz wie die Schnecke
Ungern zur Schule kriecht; dann der Verliebte,
Der wie ein Ofen ſeufzt, mit Jammerlied
Auf ſeiner Liebſten Brau'n; dann der Soldat,
Voll toller Flüch' und wie ein Pardel bärtig,
Auf Ehre eiferſüchtig, ſchnell zu Händeln,
Bis in die Mündung der Kanone ſuchend
Die Seifenblaſe Ruhm. Und dann der Richter,
Im runden Bauche mit Kapaun geſtopft,
Mit ſtrengem Blick und regelrechtem Bart,
Voll weiſer Sprüch' und neuſter Exempel,
Spielt ſeine Rolle ſo. Das ſechſte Alter
Macht den beſockten, hagern Pantalon,
Brill' auf der Naſe, Beutel an der Seite;
Die jugendliche Hoſe, wohl geſchont,
'ne Welt zu weit für die verſchrumpften Lenden;
Die tiefe Männerſtimme, umgewandelt
Zum kindiſchen Diſcante, pfeift und quäkt
In ſeinem Ton. Der letzte Act, mit dem
Die ſeltſam wechſelnde Geſchichte ſchließt,
Iſt zweite Kindheit, gänzliches Vergeſſen
Ohn' Augen, ohne Zahn, Geſchmack und Alles.

Scherr, Bilderſaal der Weltliteratur.

denn, aufrichtig geſagt, was ihr an Bart beſitzt, iſt eines jüngern Bruders Einkommen. — Dann ſollten eure Kniegürtel loſe hangen, eure Mütze nicht gebunden ſein, eure Aermel aufgeknöpft, eure Schuhe nicht zugeſchnürt und Alles und Jedes an euch müßte eine nachläſſige Troſtloſigkeit verrathen. Aber ſolch' ein Menſch ſeid ihr nicht: ihr ſeid vielmehr geſchniegelt in eurem Anzuge, mehr wie Einer, der in ſich ſelbſt verliebt, als ſonſt Jemandes Liebhaber iſt.

Orlando.

Ich wollte, ich könnte dich glauben machen, daß ich liebe.

Roſalinde.

Mich das glauben machen! Ihr könntet es eben ſo gut eure Liebſte glauben machen, was ſie zu thun williger iſt, dafür ſteh' ich, als zu geſtehn, daß ſie es thut; das iſt einer von den Punkten, worin die Weiber immer ihr Gewiſſen Lügen ſtrafen. Aber im ganzen Ernſt, ſeid ihr es, der die Verſe an die Bäume hängt, in denen Roſalinde ſo bewundert wird?

Orlando.

Ich ſchwöre dir, junger Menſch, bei Roſalindens weißer Hand, ich bin es, ich bin der Unglückliche.

Roſalinde.

Aber ſeid ihr ſo verliebt, als eure Reime bezeugen?

Orlando.

Weder Gereimtes noch Ungereimtes kann ausdrücken, wie ſehr.

Roſalinde.

Liebe iſt eine bloße Tollheit und, ich ſage es euch, verdient eben ſo gut eine dunkle Zelle und Peitſche, als andere Tolle; und die Urſache, warum ſie nicht ſo gezüchtigt und geheilt wird, iſt, weil ſich dieſe Mondſucht ſo gemein gemacht hat, daß die Zuchtmeiſter ſelbſt verliebt ſind. Doch kann ich ſie mit gutem Rath heilen.

Orlando.

Habt ihr irgend wen ſo geheilt?

Roſalinde.

Ja, Einen und zwar auf folgende Weiſe. Er mußte ſich einbilden, daß ich ſeine Liebſte, ſeine Gebieterin wäre, und alle Tage hielt ich ihn an, um mich zu werben. Ich, der ich nur ein launenhafter Junge bin, grämte mich dann, war weibiſch, veränderlich, wußte nicht was ich wollte, ſtolz, phantaſtiſch, grillenhaft, läppiſch, unbeſtändig, bald in Thränen, bald voll Lächeln, von jeder Leidenſchaft Etwas und von keiner etwas Rechtes, wie Kinder und Weiber meiſtentheils in dieſe Farben ſchlagen. Bald mochte ich ihn leiden, bald konnte ich ihn nicht ausſtehen, dann machte ich mir mit ihm zu ſchaffen, dann ſagte ich mich von ihm los; itzt weinte ich um ihn, jetzt ſpie ich vor ihm aus: ſo daß ich meinen Bewerber aus einem tollen Anfall von Liebe in einen leibhaften Anfall von Tollheit verſetzte, welche darin beſtand, das Getümmel der Welt zu verſchwören und in einem mönchiſchen Winkel zu leben. Und ſo heilte ich ihn und auf dieſe Art nehme ich es über mich, euer Herz ſo rein zu waſchen wie ein geſundes Schafherz, daß nicht ein Fleckchen Liebe mehr daran ſein ſoll.

Orlando.

Ihr würdet mich nicht heilen, junger Menſch.

Roſalinde.

Ich würde euch heilen, wollt ihr mich nur Roſalinde nennen und alle Tage in meine Hütte kommen und um mich werben.

Orlando.

Nun, bei meiner Treue im Lieben, ich will es: ſagt mir, wo ſie iſt.

Roſalinde.

Geht mit mir, ſo will ich ſie euch zeigen, und unterwegs ſollt ihr mir ſagen, wo ihr hier im Walde wohnt. Wollt ihr kommen?

Orlando.

Von ganzem Herzen, guter Junge.

Roſalinde.

Nein, ihr müßt mich Roſalinde nennen. — Komm, Schweſter, laß uns gehen.

(Schlegel.)

---

## 11.

## Julius Cäſar.

(Act 3, Scene 2.)

Das Forum in Rom. Brutus und Caſſius kommen mit einem Haufen Volks.

Bürger.

Wir wollen Rechenſchaft, legt Rechenſchaft uns ab!

Brutus.

So folget mir und gebt Gehör mir, Freunde.
Ihr, Caſſius, geht in eine andre Straße
Und theilt die Haufen.
Wer mich will reden hören, bleibe hier;
Wer Caſſius folgen will, der geh' mit ihm.
Wir wollen öffentlich die Gründ' erklären
Von Cäſar's Tod.

Erſter Bürger.

Ich will den Brutus hören.

Zweiter Bürger.

Den Caſſius ich: ſo können wir die Gründe
Vergleichen, wenn wir Beide angehört.

(Caſſius mit einigen Bürgern ab. Brutus beſteigt die Roſtra.)

Dritter Bürger.

Der edle Brutus ſteht ſchon oben; ſtill!

Brutus.

Seid ruhig bis zum Schluß.

Römer! Mitbürger! Freunde! Hört mich meine Sache führen und ſeid ſtill, damit ihr hören mögt. Glaubt mir um meiner Ehre willen und hegt Achtung vor meiner Ehre, damit ihr glauben mögt. Richtet mich nach eurer Weisheit und weckt eure Sinne, um deſto beſſer urtheilen zu können. Iſt Jemand in dieſer Verſammlung, irgend ein herzlicher Freund Cäſar's, dem ſage ich: des Brutus Liebe zum Cäſar war nicht geringer als ſeine. Wenn dieſer Freund dann fragt, warum Brutus gegen Cäſar aufſtand, ſo iſt dies meine Antwort: nicht weil ich Cäſar'n weniger liebte, ſondern weil ich Rom mehr liebte. Wolltet ihr lieber, Cäſar lebte und ihr ſtürbet alle als Sklaven, als daß Cäſar todt iſt, damit ihr alle lebet wie freie Männer? Weil Cäſar mich liebte, wein' ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich; weil er tapfer war, ehr' ich ihn, aber weil er herrſchſüchtig war, erſchlug ich ihn. Alſo Thränen für ſeine Liebe, Freude für ſein Glück, Ehre für ſeine Tapferkeit und Tod für ſeine Herrſchſucht. Wer iſt hier ſo niedrig geſinnt, daß er ein Knecht ſein möchte? Iſt es Jemand, er rede, denn ihn habe ich beleidigt. Wer iſt hier ſo roh, daß er nicht wünſchte, ein Römer zu ſein? Iſt es Jemand, er rede, denn ihn habe ich beleidigt. Ich halte inne, um Antwort zu hören.

Bürger.

Niemand, Brutus, Niemand!

Brutus.

Dann habe ich Niemand beleidigt. Ich that Cäſar'n Nichts, als was ihr dem Brutus thun würdet. Die Unterſuchung über ſeinen Tod iſt im Capitol aufgezeichnet; ſein Ruhm iſt nicht geſchmälert, wo er Verdienſte hatte, ſeine Vergehen nicht übertrieben, für die er den Tod gelitten.

(Marcus Antonius und Andere treten auf mit Cäſar's Leiche.)

Hier kommt ſeine Leiche, von Marc Anton betrauert, der, ob er ſchon keinen Theil an ſeinem Tode hatte, die Wohlthat ſeines Sterbens, einen Platz am gemeinen

Leben genießen wird. Wer von euch wird es nicht? Hiermit trete ich ab: wie ich meinen beſten Freund für das Wohl Roms erſchlug, ſo habe ich denſelben Dolch für mich ſelbſt, wenn es dem Vaterlande gefällt, meinen Tod zu bedürfen.

**Bürger.**

Lebe, Brutus! lebe! lebe!

**Erſter Bürger.**

Begleitet mit Triumph ihn in ſein Haus.

**Zweiter Bürger.**

Stellt ihm ein Bildniß auf bei ſeinen Ahnen.

**Dritter Bürger.**

Er werde Cäſar!

**Vierter Bürger.**

In Brutus krönt ihr Cäſar's beſſ're Gaben.

**Erſter Bürger.**

Wir bringen ihn zu Haus mit lautem Jubel.

**Brutus.**

Mitbürger —

**Zweiter Bürger.**

Schweigt doch! ſtille! Brutus ſpricht.

**Erſter Bürger.**

Still da!

**Brutus.**

Ihr guten Bürger, laßt allein mich gehn,
Bleibt mir zu Liebe hier beim Marc Anton.
Ehrt Cäſar's Leiche, ehret ſeine Rede,
Die Cäſar's Ruhm verherrlicht. Dem Antonius
Gab unſer Will' Erlaubniß, ſie zu halten.
Ich bitt' euch, Keiner gehe fort von hier,
Als ich allein, bis Marc Anton geſprochen.

(Brutus ab.)

**Erſter Bürger.**

He, bleibt doch, hören wir den Marc Anton!

**Dritter Bürger.**

Laßt ihn hinaufgehn auf die Rednerbühne.
Ja, hört ihn. Edler Marc Anton, hinauf!

**Antonius.**

Um Brutus' willen bin ich euch verpflichtet.

**Vierter Bürger.**

Was ſagt er da von Brutus?

**Dritter Bürger.**

Er ſagt, um Brutus' willen find' er ſich
Uns insgeſammt verpflichtet.

**Vierter Bürger.**

Er thäte wohl,
Dem Brutus hier nichts Uebles nachzureden.

**Erſter Bürger.**

Der Cäſar war Tyrann.

**Dritter Bürger.**

Ja, das iſt ſicher.
Es iſt ein Glück für uns, daß Rom ihn los ward.

**Vierter Bürger.**

Still! hört doch, was Antonius ſagen kann.

**Antonius.**

Ihr edlen Römer —

**Bürger.**

Still da, hört ihn doch!

**Antonius.**

Mitbürger, Freunde, Römer! hört mich an:
Begraben will ich Cäſar'n, nicht ihn preiſen.
Was Menſchen Uebles thun, das überlebt ſie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.
So ſei es auch mit Cäſar'n! Der edle Brutus
Hat euch geſagt, daß er voll Herrſchſucht war.
Und war er das, ſo war's ein ſchwer Vergehen,
Und ſchwer hat Cäſar auch dafür gebüßt.
Hier mit des Brutus Willen und der Andern —
Denn Brutus iſt ein ehrenwerther Mann,
Das ſind ſie Alle, Alle ehrenwerth! —
Komm ich, bei Cäſar's Leichenzug zu reden.
Er war mein Freund, war mir gerecht und treu,
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann.
Er brachte viel Gefang'ne heim nach Rom,
Wofür das Löſegeld den Schatz gefüllt.
Sah das der Herrſchſucht wohl am Cäſar gleich?
Wenn Arme zu ihm ſchrie'n, ſo weinte Cäſar;
Die Herrſchſucht ſollt' aus härterm Stoff beſtehn.
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann. —
Ihr Alle ſaht, wie am Lupercus-Feſt
Ich dreimal ihm die Königskrone bot,
Die dreimal er geweigert. War das Herrſchſucht?
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann.
Ich will, was Brutus ſprach, nicht widerlegen,
Ich ſpreche hier von dem nur, was ich weiß. —
Ihr liebtet All' ihn einſt nicht ohne Grund:
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern?
O Urtheil, du entflohſt zum blöden Vieh,
Der Menſch ward unvernünftig! — Habt Geduld!
Mein Herz iſt in dem Sarge hier beim Cäſar
Und ich muß ſchweigen, bis es mir zurückkommt.

**Erſter Bürger.**

Mich dünkt, in ſeinen Reden iſt viel Grund.

**Zweiter Bürger.**

Wenn man die Sache recht erwägt, iſt Cäſar'n
Groß Unrecht widerfahren.

**Dritter Bürger.**

Meint ihr, Bürger?
Ich fürcht', ein Schlimm'rer kommt an ſeine Stelle.

**Vierter Bürger.**

Habt ihr gehört? Er nahm die Krone nicht,
Da ſieht man, daß er nicht herrſchſüchtig war.

**Erſter Bürger.**

Wenn dem ſo iſt, ſo wird es Manchem theuer
Zu ſtehen kommen.

**Zweiter Bürger.**

Ach, der arme Mann!
Die Augen ſind ihm feuerroth vom Weinen.

**Dritter Bürger.**

Antonius iſt der bravſte Mann in Rom!

**Vierter Bürger.**

Gebt Acht, er fängt von Neuem an zu reden.

**Antonius.**

Noch geſtern hätt' umſonſt dem Worte Cäſar's
Die Welt ſich widerſetzt: nun liegt er da
Und der Geringſte neigt ſich nicht vor ihm.
O Bürger! ſtrebt' ich, Herz und Muth in euch
Zur Wuth und zur Empörung zu entflammen,
So thät' ich Caſſius und Brutus Unrecht,
Die ihr als ehrenwerthe Männer kennt.
Ich will nicht ihnen Unrecht thun, will lieber
Dem Todten Unrecht thun, mir ſelbſt und euch,
Als ehrenwerthen Männern, wie ſie ſind.
Doch ſeht dieß Pergament mit Cäſar's Siegel,
Ich fand's bei ihm, es iſt ſein letzter Wille.
Vernähme nur das Volk dieß Teſtament,
Das ich, verzeiht mir, nicht zu leſen denke,
Sie gingen hin und küßten Cäſar's Wunden
Und tauchten Tücher in ſein heil'ges Blut,
Ja, bäten um ein Haar zum Angedenken
Und ſterbend nennten ſie's im Teſtament
Und hinterließen's ihres Leibes Erben
Zum köſtlichen Vermächtniß.

**Vierter Bürger.**

Wir wollen's hören, leſ't das Teſtament,
Leſ't, Marc Anton!

**Bürger.**

Ja, ja, das Teſtament!
Laßt Cäſar's Teſtament uns hören.

**Antonius.**

Seid ruhig, lieben Freund'! Ich darf's nicht leſen,
Ihr müßt nicht wiſſen, wie euch Cäſar liebte.
Ihr ſeid nicht Holz, nicht Stein, ihr ſeid ja Menſchen,
Drum, wenn ihr Cäſar's Teſtament erfuhrt,
Es ſetzt' in Flammen euch, es macht' euch raſend,

Ihr dürft nicht wiſſen, daß ihr ihn beerbt,
Denn wüßtet ihr's, was würde draus entſtehn?

**Bürger.**

Lies das Teſtament! Wir wollen's hören, Marc Anton.
Lies das Teſtament, Cäſar's Teſtament!

**Antonius.**

Wollt ihr euch wohl gedulden? wollt ihr warten?
Ich übereilte mich, da ich's euch ſagte.
Ich fürcht', ich thu' den ehrenwerthen Männern
Zu nah, von deren Dolchen Cäſar fiel;
Ich fürcht' es.

**Bürger.**

Sie ſind Verräther! Ehrenwerthe Männer?
Das Teſtament! das Teſtament!

**Zweiter Bürger.**

Sie waren Böſewichter! Mörder! das Teſtament!
Lies das Teſtament!

**Antonius.**

So zwingt ihr mich, das Teſtament zu leſen?
Schließt einen Kreis um Cäſar's Leiche denn,
Ich zeig' euch den, der euch zu Erben machte.
Erlaubt ihr mir's? Soll ich hinunterſteigen?

**Erſter Bürger.**

Ja, kommt nur!

**Zweiter Bürger.**

Steigt herab;

(Antonius verläßt die Roſtra.)

**Dritter Bürger.**

Es iſt euch gern erlaubt.

**Vierter Bürger.**

Schließt einen Kreis herum.

**Erſter Bürger.**

Zurück vom Sarge! von der Leiche weg!

**Zweiter Bürger.**

Platz für Antonius! für den edlen Antonius!

**Antonius.**

Nein, drängt nicht ſo heran, ſteht weiter weg!

**Bürger.**

Zurück! Platz da! Zurück!

**Antonius.**

Wofern ihr Thränen habt, bereitet euch,
Sie jetzt zu vergießen. Dieſen Mantel,
Ihr kennt ihn alle; noch erinnr' ich mich
Des erſten Males, da ihn Cäſar trug,
In ſeinem Zelt, an einem Sommerabend —
Er überwand den Tag die Nervier —
Hier, ſchauet! fuhr des Caſſius Dolch herein,
Seht, welchen Riß der tückiſche Casca machte!
Hier ſtieß der vielgeliebte Brutus durch.
Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,
Schaut er, wie ihm das Blut des Cäſar folgte,
Als ſtürzt' es vor die Thür', um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus ſo unfreundlich klopfte.
Denn Brutus, wie ihr wißt, war Cäſar's Engel.
Ihr Götter, urtheilt, wie ihn Cäſar liebte!
Kein Stich von allen ſchmerzte ſo wie der.
Denn als der edle Cäſar Brutus ſah,
Warf Undank, ſtärker als Verrätherwaffen,
Ganz über ihn: da brach ſein großes Herz,
Und in den Mantel das Geſicht verhüllend,
Grad am Geſtell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäſar.
O meine Bürger, welch' ein Fall war das!
Da fielet ihr und ich, wir Alle fielen
Und über uns frohlockte blut'ge Tücke.
O ja, nun weint ihr und ich merk', ihr fühlt
Den Drang des Mitleids: dieß ſind milde Tropfen.
Was? weint ihr, gute Herzen, ſeht ihr gleich
Nur unſres Cäſar's Kleid verletzt? Schaut her!
Hier iſt er ſelbſt, geſchändet von Verräthern.

**Erſter Bürger.**

O kläglich Schauſpiel!

**Zweiter Bürger.**

O edler Cäſar!

**Dritter Bürger.**

O jammervoller Tag!

**Vierter Bürger.**

O Buben und Verräther!

**Erſter Bürger.**

O blut'ger Anblick!

**Zweiter Bürger.**

Wir wollen Rache! Rache! Auf und ſucht!
Sengt, brennt, ſchlagt, mordet! laßt nicht einen leben!

**Antonius.**

Seid ruhig, meine Bürger!

**Erſter Bürger.**

Still da! Hört den edlen Antonius!

**Zweiter Bürger.**

Wir wollen ihn hören, wir wollen ihm folgen, wir wollen für ihn ſterben!

**Antonius.**

Ihr guten, lieben Freund', ich muß euch nicht
Hinreißen zu des Aufruhrs wildem Sturm.
Die dieſe That gethan, ſind ehrenwerth.
Was für Beſchwerden ſie perſönlich führen,
Warum ſie's thaten, ach! das weiß ich nicht.
Doch ſind ſie weiſ' und ehrenwerth und werden
Euch ſicherlich mit Gründen Rede ſtehn.
Nicht euer Herz zu ſtehlen, komm' ich, Freunde:
Ich bin kein Redner, wie es Brutus iſt,
Nur, wie ihr alle wißt, ein ſchlichter Mann,
Dem Freund ergeben, und das wußten die
Gar wohl, die mir geſtattet, hier zu reden.
Ich habe weder Schriftliches noch Worte,
Noch Würd' und Vortrag, noch die Macht der Rede,
Der Menſchen Blut zu reizen; nein, ich ſpreche
Nur gradezu und ſag' euch, was ihr wißt.
Ich zeig' euch des geliebten Cäſar's Wunden,
Die armen ſtummen Munde, heiße die
Statt meiner reden. Aber wär' ich Brutus
Und Brutus Marc Anton, dann gäb' es Einen,
Der eure Geiſter ſchürt' und jeder Wunde
Des Cäſar eine Zunge lieh, die ſelbſt
Die Steine Roms zum Aufſtand würd' empören.

**Dritter Bürger.**

Empörung!

**Erſter Bürger.**

Steckt des Brutus Haus in Brand!

**Dritter Bürger.**

Hinweg denn, kommt, ſucht die Verſchwornen auf!

**Antonius.**

Noch hört mich, meine Bürger, hört mich an!

**Bürger.**

Still da! Hört Marc Anton! den edlen Marc Anton!

**Antonius.**

Nun, Freunde, wißt ihr ſelbſt auch, was ihr thut?
Wodurch verdiente Cäſar eure Liebe?
Ach nein, ihr wißt nicht. Hört es denn! Vergeſſen
Habt ihr das Teſtament, von dem ich ſprach.

**Bürger.**

Wohl wahr! das Teſtament! Bleibt, hört das Teſtament!

**Antonius.**

Hier iſt das Teſtament mit Cäſar's Siegel.
Darin vermacht er jedem Bürger Roms,
Auf jeden Kopf euch fünf und ſiebzig Drachmen.

**Zweiter Bürger.**

O edler Cäſar! — Kommt, rächt ſeinen Tod!

**Dritter Bürger.**

O königlicher Cäſar!

**Antonius.**

Hört mich mit Geduld!

**Bürger.**

Still da!

**Antonius.**

Auch läßt er alle ſeine Luſtgehege,
Verſchloſſ'ne Lauben, neugepflanzte Gärten

Dieſſeits der Tiber euch und euren Erben
Auf ew'ge Zeit, damit ihr euch ergehn
Und euch gemeinſam dort ergetzen könnt. —
Das war ein Cäſar! — Wann kommt ſeines Gleichen?

Erſter Bürger.

Nimmer, nimmer! — Kommt! hinweg! hinweg!
Verbrennt den Leichnam auf dem heil'gen Platze
Und mit den Bränden zündet den Verräthern
Die Häuſer an. Nehmt denn die Leiche auf!

Zweiter Bürger.

Geht, holt Feuer!

Dritter Bürger.

Reißt Bänke ein!

Vierter Bürger.

Reißt Sitze, Läden, Alles ein!

(Die Bürger ab mit Cäſar's Leiche.)

Antonius.

Nun wirk' es fort. Unheil, du biſt im Zuge:
Nimm, welchen Lauf du willſt!*)

(Schlegel.)

---

## 12.

## Macbeth.

(Act 3, Scene 4.)

Prunkſaal im Schloß, gedeckte Tafel. Es treten auf Macbeth, Lady Macbeth, Roſſe, Lenox, andere Lords und Gefolge.

Macbeth.

Ihr kennt ſelbſt euren Rang: nehmt Platz! Willkommen
Seid ein für alle Mal!

Lords.

Dank eurer Hoheit.

Macbeth.

Wir wollen uns in die Geſellſchaft miſchen
Als aufmerkſamer Wirth. Die Wirthin nahm
Schon ihren Sitz; doch mit Vergünſtigung
Erſuchen wir um ihren Gruß und Willkomm.

Lady Macbeth.

Sprich ihn für mich zu allen unſern Freunden,
Denn herzlich heiß' ich alle ſie willkommen.

(Einer der Mörder Banquo's tritt durch eine Seitenthüre ein.)

Macbeth.

Sieh, ihres Herzens Dank kommt dir entgegen.
Gleich voll ſind beide Seiten. Hier will ich
Mich in die Mitte ſetzen. Ungehemmt
Sei nun die Luſt; gleich ſoll der Becher kreiſen. — —

(Leiſe zu dem Mörder.)

Auf deiner Stirn iſt Blut.

Mörder.

So iſt es Banquo's.

Macbeth.

Viel beſſer draußen an dir, als er hier drinnen.
So iſt er abgethan?

Mörder.

Herr, ſeine Kehle
Iſt durchgeſchnitten; das that ich für ihn.

Macbeth.

Du biſt der beſte Kehlabſchneider; doch
Auch der iſt gut, der das für Fleance gethan;
Warſt du's, ſo haſt du deines Gleichen nicht.

Mörder.

Mein königlicher Herr, Fleance iſt entwiſcht.

Macbeth.

So bin ich wieder krank; ſonſt wär' ich ſtark,
Geſund wie Marmor, feſt wie Fels gegründet,
Weit, allgemein wie Luft und Windeshauch.
Doch jetzt bin ich umſchränkt, gepfercht, umpfählt,
Geklemmt von niederträcht'ger Furcht und Zweifeln.
Doch Banquo iſt uns ſicher?

Mörder.

Ja, theurer Herr, im Graben liegt er ſicher,
In ſeinem Kopfe zwanzig tiefe Wunden,
Die kleinſt' ein Lebenstod.

Macbeth.

Nun dafür Dank! Da liegt
Die ausgewachſ'ne Schlange; das entfloh'ne
Gewürm iſt giftig einſt nach ſeiner Art;
Doch zahnlos jetzt. — Nun mach' dich fort, auf morgen
Vernehm' ich mehr.

Lady Macbeth.

Mein königlicher Herr,
Ihr ſeid kein heitrer Wirth. Das Feſt iſt feil,
Wird nicht das Mahl durch Freundlichkeit gewürzt,
Durch Willkomm erſt geſchenkt. Man ſpeiſ't am beſten
Daheim; doch auswärts macht die Höflichkeit
Den Wohlgeſchmack der Speiſen, nüchtern wäre
Geſellſchaft ſonſt.

Macbeth.

Du holde Mahnerin! —
Nun, auf die Eßluſt folg' ein gut Verdauen,
Geſundheit beiden!

Lenox.

Gefällt es eurer Hoheit, ſich zu ſetzen?

(Banquo's Geiſt kommt und ſetzt ſich auf Macbeth's Platz.)

Macbeth.

Beiſammen wär' uns hier des Landes Adel,
Wenn unſer Freund nicht, unſer Banquo fehlte;
Doch möcht' ich lieber ihn unfreundlich ſchelten,
Als eines Unfalls wegen ihn bedauern.

Lenox.

Da er nicht kommt, verletzt er ſein Verſprechen.
Gefällt's eu'r Majeſtät, uns zu beglücken,
Indem ihr Platz in unſrer Mitte nehmt?

Macbeth.

Die Tafel iſt voll.

Lenox.

Hier iſt ein Platz noch.

Macbeth.

Wo?

Lenox.

Hier, theurer König. Was erſchreckt eu'r Hoheit?

Macbeth.

Wer von euch that das?

Lenox.

Was, mein guter Herr?

Macbeth.

Du kannſt nicht ſagen, daß ich's that. O ſchüttle
Nicht deine blut'gen Locken gegen mich!

Roſſe.

Steht auf, ihr Herrn, dem König iſt nicht wohl.

Lady Macbeth.

Bleibt ſitzen, Herrn, der König iſt oft ſo
Und war's von Jugend an. — O ſteht nicht auf!
Schnell geht der Anfall über; augenblicklich
Iſt er dann wohl. Beachtet ihr ihn viel,
So reizt ihr ihn und länger währt das Uebel.
Eßt, ſeht ihn gar nicht an.

(Leiſe zu Macbeth.)

Biſt du ein Mann?

---

*) Einen wohlthuenden Gegenſatz zu der diaboliſchen Weiſe, in welcher Antonius das Volk gegen Brutus und ſeine Mitverſchworenen aufwiegelt, bildet es, wenn Shakſpeare zu Ende des Stückes den Antonius an der Leiche des Brutus ſagen läßt:

Dieß war der beſte Römer unter Allen.
Denn Jeder der Verſchwornen, bis auf ihn,
That, was er that, aus Mißgunſt gegen Cäſar.
Nur er verband aus reinem Biederſinn
Und zum gemeinen Wohl ſich mit den Andern.
Sanft war ſein Leben, und ſo miſchten ſich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufſtehen durfte und der Welt verkünden:
Dieß war ein Mann!

Macbeth (leiſe zur Lady).
Ja, und ein kühner, der das wagt zu ſchauen,
Wovor der Teufel blaß wird.
Lady Macbeth (leiſe).
Schönes Zeug!
Das ſind die wahren Bilder deiner Furcht:
Das iſt der luft'ge Dolch, der, wie du ſagteſt,
Zu Duncan dich geführt! — Ha, dieſes Zucken,
Dies Starr'n, Nachäffung wahren Schrecks, ſie paßten
Zu einem Weibermärchen am Kamin,
Beſtätigt von Großmütterchen. — O ſchäme dich!
Was machſt du für Geſichter! Denn am Ende
Schauſt du nur auf 'nen Stuhl.
Macbeth (leiſe).
Ich bitt' dich, ſieh! Blick auf! ſchau an! Was ſagſt du?
(Laut.)
Ha! meinethalb! wenn du kannſt nicken, ſprich auch!
Wenn Grab und Beingewölb uns wieder ſchickt,
Die wir begraben, ſei der Schlund der Geier
Uns Todtengruft!
(Der Geiſt geht fort.)
Lady Macbeth (leiſe).
Was! ganz entmannt von Thorheit!
Macbeth (leiſe).
So wahr ich leb', ich ſah ihn!
Lady Macbeth (leiſe).
O der Schmach!
Macbeth (leiſe).
Blut ward auch ſonſt vergoſſen, ſchon vor Alters,
Eh' menſchlich Recht den frommen Staat verklärte.
Ja, auch ſeitdem geſchah ſo mancher Mord,
Zu ſchrecklich für das Ohr: da war's Gebrauch,
Daß, war das Hirn heraus, der Mann auch ſtarb,
Und damit gut.
Doch heut zu Tage ſtehn ſie wieder auf,
Mit zwanzig Todeswunden an den Köpfen,
Und ſtoßen uns von unſern Stühlen: das
Iſt wohl ſeltſamer noch, als ſolch ein Mord.
Lady Macbeth.
Mein König, ihr entzieht euch euren Freunden.
Macbeth.
Ha! ich vergaß — —
Staunt über mich nicht, meine würd'gen Freunde,
Ich hab' ein ſeltſam Uebel, das Nichts iſt
Für Jene, die mich kennen.
Wohlan, Lieb' und Geſundheit trink' ich Allen,
Dann ſetz' ich mich. Ha! Wein her! voll den Becher!
(Der Geiſt kommt.)
So trink' ich auf das Wohl der ganzen Tafel
Und Banquo's, unſers Freunds, den wir vermiſſen.
Wär' er doch hier! Sein Wohlergehn, wie Aller,
Trink' ich: ihm, euch!
Lords.
Wir danken pflichtergeben.
Macbeth.
Hinweg! — Aus meinen Augen! — Laß
Die Erde dich verbergen!
Marklos iſt dein Gebein, dein Blut iſt kalt;
Du haſt kein Anſchau'n mehr in dieſen Augen,
Mit denen du ſo ſtierſt!
Lady Macbeth.
Nehmt dieß, ihr Herren,
Als was Alltägliches, Nichts weiter iſt's,
Nur daß es uns des Abends Luſt verdirbt.
Macbeth.
Was Einer wagt, wag' ich:
Komm du mir nah als zott'ger, ruſſ'ſcher Bär,
Geharn'ſcht Rhinoceros, hyrkan'ſcher Tiger —
Nimm jegliche Geſtalt, nur dieſe nicht —
Nie werden meine feſten Nerven beben.
Oder ſei lebend wieder, fordre mich
In eine Wüſt' auf's Schwert; verkriech' ich mich
Dann zitternd, ruf' mich aus als Dirnenpuppe.
Hinweg!, gräßlicher Schatten!
Unkörperliches Blendwerk, fort! — Ha! ſo. —
(Der Geiſt entweicht.)
Du nicht mehr da, nun bin ich wieder Mann.
Ich bitte, ſteht nicht auf.
Lady Macbeth.
Ihr habt die Luſt
Verſcheucht und die Geſelligkeit geſtört
Durch höchſt fremdart'ge Grillen.
Macbeth.
Kann ſolch Weſen
An uns vorüberziehn wie Sommerwolken
Ohn' unſer mächtig Staunen? Ihr entfremdet
Mich meinem eignen Selbſt, bedenk' ich jetzt,
Daß ihr anſchaut Geſichte ſolcher Art
Und doch die Röthe eurer Wangen bleibt,
Wenn Schreck die meinen bleicht.
Roſſe.
Was für Geſichte?
Lady Macbeth.
Ich bitt' euch, ſprecht nicht; er wird ſchlimm und ſchlimmer,
Fragen bringt ihn in Wuth. Gut Nacht mit eins!
Beim Weggehn haltet nicht auf euren Rang,
Geht All' zugleich.
Lenox.
Wir wünſchen eurer Hoheit
Gut Nacht und beſſ'res Wohl.
Lady Macbeth.
Gut Nacht euch Allen!
(Alle Lords nebſt Gefolge ab.)
Macbeth.
Es fordert Blut, ſagt man; Blut fordert Blut.
Man ſah, daß Fels ſich regt' und Bäume ſprachen;
Auguren haben durch Geheimnißdeutung
Von Elſtern, Kräh'n und Dohlen ausgefunden
Den tiefverborgnen Mörder. — Wie weit iſt die Nacht?
Lady Macbeth.
Im Kampf faſt mit dem Tag: ob Nacht, ob Tag.
Macbeth.
Was ſagſt du, daß Macduff zu kommen weigert
Auf unſre Ladung?
Lady Macbeth.
Sandteſt du nach ihm?
Macbeth.
Ich hört's von ungefähr; doch will ich ſenden:
Kein Einz'ger, in deß Haus mir nicht bezahlt
Ein Diener lebte. Morgen will ich hin
Und in der Frühe zu den Zauberſchweſtern.
Sie ſollen mehr mir ſagen, denn geſpannt
Bin ich, das Schlimmſt' auf ſchlimmſtem Weg zu wiſſen.
Zu meinem Vortheil muß ſich Alles fügen;
Ich bin einmal ſo tief in's Blut geſtiegen,
Daß, wollt' ich nun im Waten ſtille ſtehn,
Rückkehr ſo ſchwierig wär', als durch zu gehn.
Seltſames glüht im Kopf, es will zur Hand
Und muß gethan ſein, eh' noch recht erkannt.
Lady Macbeth.
Dir fehlt die Würze aller Weſen, Schlaf.
Macbeth.
Zu Bett! — Das ſelbſtgeſchaffnes Graun mich quält,
Iſt Furcht des Neulings, dem die Uebung fehlt:
Wahrlich, wir ſind zu jung nur. —
(Sie gehen ab.)

---

(Act 5, Scene 1.)

Zimmer im Schloß zu Dunſinan. Es treten auf ein Arzt und eine Kammerfrau. Später Lady Macbeth.

Arzt.

Zwei Nächte habe ich nun mit euch gewacht, aber keine Beſtätigung eurer Ausſage geſehen. Wann iſt ſie zuletzt umhergewandelt?

**Kammerfrau.**

Seitdem Seine Majeſtät in den Krieg zogen, habe ich geſehen, wie ſie aus ihrem Bett aufſtand, ihr Nachtgewand umwarf, ihren Schreibtiſch aufſchloß, Papier nahm, es zuſammen legte, ſchrieb, das Geſchriebene las, es verſiegelte und dann wieder zu Bett ging; und die ganze Zeit in tiefem Schlafe.

**Arzt.**

Eine große Zerrüttung der Natur! die Wohlthat des Schlafes genießen und zugleich die Geſchäfte des Wachens verrichten. — In dieſer ſchlafenden Aufregung, außer dem Umherwandeln und anderm Thun, was, irgend einmal, habt ihr ſie ſprechen hören?

**Kammerfrau.**

Dinge, die ich ihr nicht nachſprechen werde.

**Arzt.**

Mir könnt ihr's vertrauen; und es iſt nothwendig, daß ihr es thut.

**Kammerfrau.**

Weder euch, noch irgend Jemand, da ich keine Zeugen habe, meine Ausſage zu bekräftigen.
(Lady Macbeth kommt, eine Kerze in der Hand.)
Seht, da kommt ſie! So iſt ihre Art und Weiſe! und, bei meinem Leben, feſt im Schlaf. Beobachtet ſie; ſteht ruhig.

**Arzt.**

Wie kam ſie zu dem Licht?

**Kammerfrau.**

Das brennt neben ihrem Bett. Sie hat immer Licht; es iſt ihr Befehl.

**Arzt.**

Seht, ihre Augen ſind offen.

**Kammerfrau.**

Ja, aber ihre Sinne geſchloſſen.

**Arzt.**

Was macht ſie nun? Schaut, wie ſie ſich die Hände reibt.

**Kammerfrau.**

Das iſt ihre gewöhnliche Gebärde, daß ſie thut, als wüſche ſie ſich die Hände; ich habe wohl geſehen, daß ſie es eine Viertelſtunde hinter einander that.

**Lady Macbeth.**

Da iſt noch ein Fleck.

**Arzt.**

Horch, ſie ſpricht! Ich will aufſchreiben, was ſie ſagt, um hernach meine Erinnerung daraus zu ergänzen.

**Lady Macbeth.**

Fort, verdammter Fleck! Fort, ſag' ich! — Eins, zwei! Nun, dann iſt es Zeit, es zu thun. — Die Hölle iſt finſter! — Pfui, mein Gemahl, pfui! Ein Soldat und furchtſam! Was haben wir zu fürchten, wer es weiß, da Niemand unſre Gewalt zur Rechenſchaft ziehen darf? — Aber wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch ſo viel Blut in ſich hatte?

**Arzt.**

Hört ihr wohl!

**Lady Macbeth.**

Der Than von Fife hatte ein Weib: wo iſt ſie nun? — Wie, wollen dieſe Hände denn nie rein werden? — Nichts mehr davon, mein Gemahl, Nichts mehr davon; du verdirbſt Alles mit dieſem Auffahren.

**Arzt.**

Ei, ei! ihr habt erfahren, was ihr nicht ſolltet!

**Kammerfrau.**

Geſprochen hat ſie, was ſie nicht ſollte, das iſt gewiß. Gott weiß, was ſie erfahren hat.

**Lady Macbeth.**

Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlgerüche Arabiens würden dieſe kleine Hand nicht wohlriechend machen. O! o! o!

**Arzt.**

Was das für ein Seufzer war! Ihr Herz iſt ſchmerzlich beladen.

**Kammerfrau.**

Ich möchte nicht ein ſolches Herz im Buſen tragen, nicht für den Königsſchmuck des ganzen Leibes.

**Arzt.**

Gut, gut! —

**Kammerfrau.**

Gebe Gott, daß es gut ſei!

**Arzt.**

Dieſe Krankheit liegt außer dem Gebiete meiner Kunſt; aber ich habe Menſchen gekannt, die im Schlaf umher wandelten und doch fromm in ihrem Bett ſtarben.

**Lady Macbeth.**

Waſch' deine Hände, leg' dein Nachtkleid an; ſieh doch nicht ſo blaß aus. — Ich ſage es dir noch einmal, Banquo iſt begraben, er kann aus ſeiner Gruft nicht herauskommen.

**Arzt.**

Wirklich?

**Lady Macbeth.**

Zu Bett, zu Bett! Es wird an's Thor geklopft.
Komm, komm, komm, komm, gib mir die Hand! —
Was geſchehn iſt, kann man nicht ungeſchehn machen —
Zu Bett, zu Bett, zu Bett! (Sie geht ab.)

**Arzt.**

Geht ſie nun zu Bett?

**Kammerfrau.**

Unverzüglich.

**Arzt.**

Von Gräueln flüſtert man. — und Thaten unnatürlich
Erzeugen unnatürliche Zerrüttung:
Die kranke Seele will in's taube Kiſſen
Entladen ihr Geheimniß. Sie bedarf
Des Beichtigers mehr noch als des Arztes. — Gott,
Vergib uns Allen! Seht nach ihr; entfernt,
Womit ſie ſich verletzen könnt', und habt
Ein Auge ſtets auf ſie. — So, gute Nacht!
Der Anblick hat mir Schreck und Grauen gemacht.
Ich denk' und darf Nichts ſagen.

**Kammerfrau.**

Nun, ſchlaft wohl! (*)

---

## 4.

## Ben Jonſon.

### Der Alchemiſt.

(Act 2, Scene 1.)

**Perſonen.**

Dunſt, der Alchemiſt.
Lips, ſein Helfershelfer.
Sir Epikur Mammon, Ritter.
Pertinax Murrheim, ein Spieler.

---

Sir Epikur Mammon und Sir Pertinax Murrheim treten auf.

**Mammon.**

Kommt, Sir, ihr ſetzt nun euren Fuß an's Land
In novo orbe. Hier iſt Peru's Küſte!
Von hier gelangt ihr zu den goldnen Minen,
Dem Ophir König Salomo's! Er brauchte
Drei Jahr', um hinzuſegeln; wir zehn Monden.
Heut iſt der Tag, wo ich all meinen Freunden,
Den Feſttagsgruß zurufen will: Seid reich!
Von heut an werdet Spectatissimi!
Ihr ſollt nicht mehr den hohlen Würfel führen,
Noch die treuloſe Karte; nicht hinfort
Verpflichtet ſein, die aufgeputzte Schöne
Dem jungen Erben zuzuführen, der
Frühmorgens dann im Hemde ſiegeln muß;

Nach ihm zu fuchteln, wenn er widerſteht,
Wie er den Wuchrer, der ihm Waaren bringt.
Nicht mehr ſoll Durſt nach Atlas, noch der gier'ge
Hunger nach ſammtnem Futter für den Mantel
Von ſchlichtem Tuch, den ihr bei Frau Auguſten
Verſetzen wollt, euch, meine ruſt'gen Söhne
Des Glücks und Tugend, zwingen, zu verehren
Das goldne Kalb und ganze Nächte knieend
Abgötterei zu treiben mit Trompeten
Und Wein, noch eure Mahlzeit euch zu ſuchen
Bei Pauk' und Trommel; Nichts von alle dem!
Ihr ſollt erblühn als junge Vierzehn'ge,
Euch ſelber eure Liebchen halten, Freunde,
Und die zuerſt verkünd' ich's: Werdet reich!
Wo iſt mein Dunſt? He, holla!

Lips (drinnen).

Sir, er kommt
Im Augenblick.

Mammon.

Das iſt ſein Feuerdrache,
Sein Blaſebalg, der als Zephyr ihm die Kohlen
In Flammen facht, daß er im eignen Centrum
Bewältigt der Natur geheime Kraft.
Ihr ſeid kleingläubig! Dieſe Nacht verwandl' ich
Alles Metall in meinem Haus in Gold
Und morgen früh ſchick' ich zu den Zinngießern,
Kauf' all ihr Zinn und Blei, und nach Lothbury
Um Kupfer.

Murrheim.

Und das Alles ſchafft ihr um?

Mammon.

Ja, und kaufe Devonſhire und Cornwall;
Die ſoll'n ein Indien werden; ſtaunſt du jetzt?

Murrheim.

O nein!

Mammon.

Doch wenn du erſt die Wirkung ſiehſt der großen
Tinctur, von der ein Theilchen, projecirt
Auf hundert vom geringen Erz Mercur's,
Der Venus und des Mondes, all die Maſſe
In reines Gold des Sol verwandeln kann,
Und ſo mit tauſend, ja in infinitum,
Dann wirſt du glauben.

Murrheim.

Ja, wenn ich's geſehn.
Doch wenn mich meine Augen ſo verblenden
Und ich nicht ſelbſt den Anlaß gab, dann ſoll
Sie eine Hure mit dem andern Morgen
Auskratzen, ſchwör' ich dir.

Mammon.

Was fällt dir ein?
Denkſt du, ich fable? Ich betheure dir's,
Wer erſt die Blume ſich des Sol gewonnen,
Den köſtlichen Rubin, das Elixir,
Vollbringt weit mehr; er kann durch ſeine Kraft
Ruhm erwerben, Lieb' und langes Leben,
Und Schutz verleihn und Tapferkeit, ja Sieg,
Wem er nur will. In achtundzwanzig Tagen
Wandl' ich 'nen alten Achtziger zum Kind.

Murrheim.

Natürlich, denn das iſt er ſchon.

Mammon.

Nicht alſo!
Ich ſtell' ihn her, verjüng' ihn gleich dem Adler
Zum fünften Luſtrum, mach' ihn Söhn' und Töchter
Erzeugen, junge Rieſen, wie's die Weiſen,
Die Patriarchen thaten vor der Fluth.
Nur einmal wöchentlich 'ne Meſſerſpitze,
Ein Senfkorn an Gewicht einnehmend, wird er
Ein kräft'ger Mars und zeugt ſich Liebesgötter.

Murrheim.

Das wird dir Dank erwerben bei den alten
Veſtalinnen von Pickhatch,*) die das Feuer
Dort unterhalten.

Mammon.

Das Myſterium iſt's
Des Weltalls gegen jede Anſteckung,
Es heilt die Krankheit aller Art und Urſach',
'nen Monatsſchmerz in einem Tag, ein Jahresweh
In zwölfen, und ein noch ſo altes Uebel
In einem Monat, kräft'ger als die Tränke
All' eu'rer Kräuter kochenden Doctoren.
Ich übernehm's, die Peſt aus dieſem Reich
Zu bannen in drei Monden.

Murrheim.

Dann, verſich'r' ich,
Singen die Komödianten dir ein Loblied
Auch ohne Dichter.

Mammon.

Freund, ich thu's. Zum Anfang
Theil' ich ſo viel durch meinen Diener aus,
Als für ganz London zum Präſervativ
Auf eine Woche hinreicht; jedes Haus
Bekommt ſein Theil und zahlt —

Murrheim.

Wie, der die Röhren
Erbaut, ſich für das Waſſer zahlen läßt?

Mammon.

Du biſt ungläubig!

Murrheim.

Nun, ich habe 'ne Laune,
Nicht mit Gewalt ein Thor zu ſein. Mich ſoll
Dein Stein nicht wandeln.

Mammon.

Pertinax! Mein Murrheim,
Wirſt du der Vorzeit glauben? Documenten?
Ich zeige dir ein Buch, wo Moſes ſelbſt
Und ſeine Schweſter, ja, und Salomo
Von dieſer Kunſt geſchrieben; dann beſitz' ich
Einen Tractat, von Adam ſelbſt verfaßt —

Murrheim.

Was?

Mammon.

Ueber das Myſterium und auf Hochdeutſch.

Murrheim.

Schrieb Adam, Freund, auf Hochdeutſch?

Mammon.

Ja, und das
Beweiſt, dieß ſei die primitive Sprache.

Murrheim.

Was für Papier denn hatt' er?

Mammon.

Cedertafeln.

Murrheim.

Die ſagt man freilich, widerſtehn dem Wurm.

Mammon.

Wie das irländiſche Holz den Spinneweben.
Dann hab' ich auch ein Stück von Jaſon's Vließ,
Dieß war ein alchymiſtiſch Buch, nichts Andres,
Geſchrieben auf ein großes Schaffell, auf
Das Pergament 'nes feiſten ſaft'gen Widders.
So war die Hüfte des Pythagoras,
Pandora's Büchſ' und alle jene Fabeln
Vom Zauber der Medea nur bezüglich
Auf unſer Werk; die Stiere unſer Ofen,
Der immer Feuer ſprüht; unſer Queckſilber
Der Drache, deſſen Zähne ſublimirter
Mercur, gleich jenen weiß und ſcharf und beißend;
Die ſammelt Jaſon ſich in ſeinem Helm
Dem Kolben — ſäet ſie dann in's Feld des Mars
Und ſublimirt ſo oft ſie, bis er ſie
Fixirt hat. Dieß und der hesper'ſche Garten
Und Kadmos' Abenteur, Zeus' goldner Regen,

---

*) Bekannter Sammelplatz für liederliche Weibsperſonen in London.

Jaſon's Belohnung und des Argus Augen,
Der Demogorgon des Boccaz und tauſend
Andre Geſchichten ſind Symbole nur
Für unſern Stein.
(Lips tritt auf.)
Nun ſag', gelingt es uns?
Iſt unſer Tag erſchienen? Klar der Himmel?

**Lips.**

Die Sonne wird in Purpur untergehn,
Denn eure Farb' iſt da. Die rothe Gährung
Hat ihren Dienſt gethan; drei Stunden noch,
Dann ſchaut ihr den Proceß.

**Mammon.**

Mein Pertinax!
Noch einmal ruf' ich laut dir zu: Sei reich!
Heut' ſchaff' ich goldne Barren dir und morgen
Trotz' den Lords. Steht Alles gut, mein Zephyr?
Erglüht der Helm?

**Lips.**

Wie eine ſchwangre Dirne,
Die eben beichten ſoll vor ihrem Herrn.

**Mammon.**

Recht hübſch, mein wind'ger Blasbalg! Wüßt' ich nur
Wo Stoff genug zu ſchaffen zur Verwandlung.
Ganz Devon reicht nicht aus.

**Lips.**

Kauft euch die Dächer
Der Kirchen, Sir.

**Mammon.**

Da haſt du recht.

**Lips.**

Ja wohl;
Laßt ſie barhaupt, wie die Gemeinde drin,
Oder deckt ſie neu mit Schindeln.

**Mammon.**

Nein, mein Balg,
Mit gutem Stroh; das drückt die Balken nicht.
Blasbalg, manumittiren will ich dich
Vom Ofen; will die reine Complexion
Erneu'n, mein Pausback, die in Aſch' erſtarb,
Und dieß Gehirn herſtellen, das vom Dunſt
Der Erze ſchwach geworden.

**Lips.**

Kräftig blies ich
In eurem Dienſt; warf manche Kohle weg,
Wenn's keine buch'ne war; wog mit Sorgfalt,
Die ich gebraucht, damit die Glut beſtändig
Sich gleich erhielt; die blöden Augen hier
Wachten, um eure mannigfalt'gen Farben
Zu ſehen, gnäd'ger Herr: das bleiche Weiß,
Den grünen Löwen und des Pfauen Schweif,
Die Kräh' und weißen Schwan.

**Mammon.**

Und nun enthüllt ſich
Die Blume ſelber? Sanguis agni?

**Lips.**

Ja, Herr.

**Mammon.**

Wo iſt dein Meiſter?

**Lips.**

Liegt und betet, Sir,
Der liebe Mann! Er fleht in frommer Andacht
Um glücklichen Erfolg.

**Mammon.**

Ich ſeh' ein Ziel
All deiner Müh, mein Blasbalg: meines Harems
Vorſteher ſollſt du werden.

**Lips.**

Wohl!

**Mammon.**

Doch, hörſt du,
Als mein Verſchnittener.

**Lips.**

Gut.

**Mammon.**

Denn eine Schar
Von Weibern und Kebsweibern will ich halten
Wie Salomo, der ſo wie ich den Stein
Beſaß, und die Tinctur ſoll einen Rücken
Mir ſchaffen, ſtark wie den des Hercules,
Der funfzig Dirnen ſah in einer Nacht.
Und ſahſt du wirklich Blut?

**Lips.**

Ja, Blut und Geiſt.

**Mammon.**

Luftſchwell'nde Betten will ich, keine Polſter;
Flaum iſt zu hart. Dann mein ovales Zimmer
Mit Bildern angefüllt, wie ſie Tiber
Von Elephantis nahm und Aretin
Nur kühl nachahmte; meine Spiegel künſtlich
Und ſchief geſchnitten, die Figuren zahllos
Mir abzuſchildern, wenn ich unter Scharen
Von Nymphen nackt luſtwandle; will mir Nebel
Von Düften ſchaffen, die den Saal durchwürzen,
Daß wir uns drin verlieren; meine Bäder
Wie Gruben, um hineinzutaumeln; dann
Entſteigen wir der Flut und trocknen uns
In Fadenſommer und in Roſen. — Kam's
Bis zum Rubin? — Wo ich 'nen reichen Bürger
Oder 'nen ſtolzen Ritter mir erſpäh',
Der ein bildſchönes, frommes Weib beſitzt,
Dem Burſchen ſchick' ich tauſend Pfund, der ſoll
Mir Hahnrei werden.

**Lips.**

Und ich bringe ſie?

**Mammon.**

Nein, keinen Kuppler will ich, als die Väter
Und Mütter, denn die machen mir's am beſten,
Beſſer als alle Andern. Und als Schmeichler
Beſtell' ich mir die ſtrengſten, frömmſten Prediger,
Die ich für Geld erlangen kann; als Narr'n
Beehrte Bürger; jene Handvoll Burſchen,
Die ſtets vor aller Welt ſich ſelbſt berühmen,
Als Hof- und Stadt-Galan' und ſolche Frau'n,
Die als die reinſten ſind bekannt, verleumden,
Erkör' ich mir; die halt' ich als Eunuchen
Und fächeln ſoll'n ſie mich mit einem Wedel
Von zehn Straußfedern und mir Kühlung wehn.
Wir woll'n doch leben, Pausback, wenn wir erſt
Den Stein erlangt! All' meine Speiſen laſſ' ich
Auftragen in oſtind'ſchen Muſchelſchalen,
In Schüſſeln von Agat, mit Gold gefaßt
Und rings beſetzt mit trefflichen Smaragden,
Saphiren, Hyazinthen und Rubinen;
Zungen von Karpfen und von Murmelthieren,
Die Füße vom Kameel, in Sonnenwaſſer
Geſotten und in aufgelöſten Perlen,
Apicius' Mittel gegen böſe Sucht:
Und eſſen will ich dieſe Brüh'n mit Löffeln
Von Bernſtein, deren Stiel mit reichem Schmuck
Von Diamanten und Karfunkeln prangt.
Mein Stallknecht ſoll Faſanen ſpeiſen, Schnepfen,
Birkhühner, marinirten Lachs, Lampreten;
Mir ſelber laſſ' ich Bärte von Meeräſchen
Anſtatt Salat bereiten, Schwämm' in Oel,
Die Zitzen einer trächt'gen, fetten Sau,
Schwellend und ſaftig, eben abgeſchnitten,
Mit einer ſcharfen, auserwählten Brühe,
Und dafür ruf' ich meinen Koch und ſag' ihm:
Da haſt du Gold, geh' hin und ſei ein Ritter.

**Lips.**

Ich geh' und ſeh' ein wenig, ob's geſtiegen. (Ab.)

**Mammon.**

Geh! Meine Hemden ſei'n aus Zindeltaft,
So fein und leicht wie Spinngeweb', und all'
Mein ſonſt'ger Anzug ſoll den Perſer ſelbſt
Zum Neid auffordern, wollt' er neue Pracht
Erſinnen für die Welt. Die Handſchuh' will ich

Von Fiſch- und Vogelhaut, vom Harze duftend
Des Paradieſes und von ird'ſcher Luft.
Murrheim.
Und meinſt du, alles dies ſchafft dir den Stein?
Mammon.
Nein, doch der Stein ſchafft mir dies Alles, Freund.
Murrheim.
Doch, hört' ich, fordert der 'nen homo frugi,
'nen frommen, heil'gen, gottesfürcht'gen Mann,
Von ird'ſcher Sünde frei, jungfräulich rein.
Mammon.
Ja, der ihn macht, der iſt ſo; doch ich kauf' ihn.
Mein Einſatz zahlt mir's. Jener gute Narr,
Ein ehrlich, abergläubiſch, ſchlicht Gemüth,
Hat ſchon ſich wund gekniet, die Schuh' vernutzt,
Sich betend abgefaſtet, und mag er das
Auch ferner thun für mich. Da kommt er eben:
Jetzt kein profanes Wort, es wär' ihm Gift.
(Dunſt tritt auf.)
Gut'n Morgen, Vater.
Dunſt.
Werther Sohn, gut'n Morgen;
Auch eurem Freund. Wer iſt's, der mit euch kam?
Mammon.
Ein Ketzer, den ich mitgebracht,
In Hoffnung, Sir, ihn zu bekehren.
Dunſt.
Sohn,
Ich ahne, du biſt geizig, weil du juſt
Zur rechten Stunde kommſt, früh Morgens ſchon
Den Tag vorwegzunehmen. Dies verräth, fürcht' ich,
Unbänd'ge Habſucht, fleiſchliche Geſinnung.
Hab Acht, daß du den Segen nicht verſcheuchſt
Durch deine wilde Haſt: mir wär' es leid,
Säh' ich mein Werk, jetzt der Vollendung nah'
Durch langes Wachen und geduld'ges Müh'n,
Der Höh' entrafft, zu der ich's eifrig liebend
Hinaufgeführt, nachdem ich — ſei der Himmel
Mein Zeuge und du ſelbſt, dem ich mein Inn'res
Eröffnet — keinen andern Zweck verfolgt,
Als nur gemeines Wohl, gottſel'ge Werke
Und Chriſtenliebe, jetzt zur Seltenheit
Geworden unter Menſchen. Und wenn du,
Mein Sohn, mir jetzt mißbrauchen ſollteſt
Und für die eignen Lüſte frech verwenden
So großes, gottgeſchenktes Heil, gewiß
Dann brächt' es Fluch dir, würde deinen ſünd'gen
Geheimen Weg ereilen.
Mammon.
Ja, ich weiß!
Seid unbeſorgt, ich kam nur, dieſen Herrn
Durch euch bekämpft zu ſehn.
Murrheim.
Der allerdings
Ein wenig ſeltſam iſt in ſeinem Glauben
An euren Stein und Täuſchung hegt.
Dunſt.
Wohlan!
Ihm zu erwidern, ſag' ich nur dies Eine:
Wir ſind am Ziel, Sol prangt im Strahlenkleid!
Wir haben den verklärten Geiſt, den Aether
Der vielfach concentrirten Seele; Dank
Dem Herrn, und geb' er Kraft uns! — Ulenſpiegel!
Lips (drinnen).
Herr!
Dunſt.
Schau' mir fleißig auf's Ventil und laß
Die Hitze bis zum Aludel ſich mäßig
Verkühlen.
Lips (drinnen).
Sehr wohl, mein Meiſter.
Dunſt.
Sahſt du nach
Dem Kolben ſchon?
Lips (drinnen).
Nach Lit'ra D?
Dunſt.
Ja wohl;
Von welcher Farbe?
Lips (drinnen).
Weißlich.
Dunſt.
Gieß ein wenig
Eſſig hinein, die Farb' und flücht'gen Stoff
Ihm zu gewinnen; laß das Waſſer auch
Im Glaſe E filtriren und dann ſchütt' es
In's Greifenei: das lothe mir hermetiſch
Und lege es dann in balneo.
Lips (drinnen).
Sehr wohl.
Murrheim (für ſich).
Welch meiſterliche Sprache! Rechtes Rothwelſch!
Dunſt.
Ich hab' ein andres Werk noch, Sohn, von dem
Du Nichts geſehn, das ſeit drei Tagen ſchon
Das Bad der Philoſophen hat paſſirt,
Im mildern Feu'r des Athenor und jetzt
Gediegnen Schwefel anſetzt.
Mammon.
Iſt's für mich?
Dunſt.
Wozu bedürft ihr's, Herr? Ihr habt genug
An dem, was jetzt vollendet.
Mammon.
O, und doch —
Dunſt.
Ei, das iſt Geiz!
Mammon.
Nein, ich verſich'r' es euch,
Ich will's allein zu frommen Zwecken brauchen!
Collegien ſtiften und gelehrte Schulen,
Jungfrau'n vermählen, Hoſpitäler bauen
Und eine Kirche dann und wann.
(Lips kommt.)
Dunſt.
Wie nun?
Lips.
Verzeiht! Nehm' ich ein andres Tuch zum Durchguß?
Dunſt.
Ja, allerdings, und bring' die Färbung mir
Des Glaſes B. (Lips ab.)
Mammon.
Habt ihr ein zweites?
Dunſt.
Ja, mein Sohn, und wüßt' ich,
Daß deine Jugend fromm ſei, ſollt' es nicht
An Mitteln fehlen, ſie mit Ruhm zu krönen:
Doch hoff' ich noch das Beſte. Morgen denk' ich
Im heißen Sande darein C zu färben
Und imbibiren.
Mammon.
Mit dem weißen Oel?
Dunſt.
Nein, mit dem rothen. F ſchwebt gleicherweiſe
Jetzt über'm Helm, in Sanct Marien's Bad
Und macht lac virginis. Der Himmel ſei
Dafür geprieſen! Von dem Niederſchlag
Hab' ich euch Calcinirung ſchon geſchickt;
Aus jenem Kalk gewann ich Salz Mercurii.
Mammon.
Durch Hilfe des rectificirten Waſſers?
Dunſt.
Ja, in Athenor's concentrirter Gluth.
(Lips kommt zurück.)
Nun, welche Farbe zeigt ſich?
Lips.
Schwarzer Grund.

**Mammon.**
Der Krähe Haupt iſt's.
**Murrheim.**
Nein, des Gimpels Haupt.
**Dunſt.**
Nein, 's iſt noch nicht ſo weit. Wär' es doch die Krähe!
Es muß ein Hinderniß —
**Murrheim** (für ſich).
Das ſah ich kommen.
Jetzt ſtellt er ihm die Falle.
**Dunſt.**
Haſt du auch
Gewiß die Maſſen recht mit eingetaucht
Im eignen Menſtruum?
**Lips.**
Ja, und dann vermählt
Und in dem Kolben macerirt ſogleich
Zur Digeſtion geſetzt, wie ihr's befahlt,
Als ich im ſelben Feuer das Liquidum
Des Mars in Fluß gebracht.
**Dunſt.**
So fehlt uns Nichts.
**Lips.**
Der Kolben ſprang, wie ihr's vorausgeſagt;
Und was ich retten konnte, ſammelt' ich
Im Pelikan und ſchloß ihn mit dem Siegel
Des Hermes.
**Dunſt.**
Ja, ſo, glaub' ich, ſagt' ich dir's.
Es wird ein neu Gemiſch entſteh'n.
**Murrheim** (für ſich).
Das Wieſel
Iſt liſtig wie ein Fuchs!
**Dunſt.**
Das ſchadet nicht.
Und ſtürb' es auch, wir haben noch genug
Als Embryo. Hat es das weiße Hemd?
**Lips.**
Ja Herr! 's iſt reif zur Inceratio
Und ſteht noch warm in ſeinem Aſchenbad.
Ich wünſche nicht, daß ihr das Kind ſo jetzt
Umkommen laßt, wenn ich euch rathen darf:
Es ſtört den Reiz; ich warn' euch.
**Mammon.**
Er hat Recht.
**Murrheim** (bei Seite).
Spürt er euch aus?
**Lips.**
Ich hab's mißlingen ſehn
Und kenne das. Was liegt denn an drei Unzen
Von friſchem Erz?
**Mammon.**
Nicht mehr?
**Lips.**
Nein, Sir, nicht mehr
Bedarf's an Gold; Merkur noch etwa ſechs.
**Mammon.**
Geh, hier iſt Geld. Wie viel?
**Lips.**
Fragt meinen Meiſter.
**Mammon.**
Was koſtet's?
**Dunſt.**
Gebt neun Pfund; zehn Pfund iſt ſicher.
**Murrheim.**
Zwanzig am ſicherſten, du Tropf!
**Mammon.**
Hier iſt's!
**Dunſt.**
Dieß wär' nicht nöthig, doch ihr wollt es ſelbſt,
Um bald das Ziel zu ſehn. Denn zwei von unſern
Geringern Werken ſind ſogleich fixirt;
Ein drittes ſchwebt ſchon aufwärts. Geht nun, Ferant.
Steht Luna's Oel in Kemia?
**Lips.**
Ja.
**Dunſt.**
Und auch
Des Philoſophen Eſſig?
**Lips.**
Ja. (Er geht ab.)
**Murrheim.**
Das gibt
Salat noch, denk' ich.
**Mammon.**
Wann beginnt ihr nun
Die Projection?
**Dunſt.**
Mein Sohn, ſei nicht ſo eilig!
Erſt exaltir' ich unſer Elixir
Und häng' es auf in balneo vaporoso,
Dann diſſolvir' ich's, laß es dann gefrieren
Und dann noch einmal thau'n und wieder frieren.
Denn ſeht, ſo oft ich den Proceß erneue,
So manchesmal verſtärk' ich ſeine Kraft.
Als, wenn vorher ein Quentchen hundert wandelt,
Das zweitemal verwandelt es euch tauſend,
Zum dritten zehn, zum vierten hunderttauſend,
Zum fünften aber Millionen Quentchen
Von jedem ſchlechteren Metall in reines
Gold oder Silber; nach genauer Prüfung
So lauter, wie's Natur im Schacht erzeugt.
Laßt gegen Abend euren Vorrath bringen,
Eu'r Meſſing, Zinn und euer Kochgeſchirr.
**Mammon.**
Nicht auch das Eiſen?
**Dunſt.**
Ja, das bringt nur auch;
Wir wandeln alles Erz.
**Murrheim.**
Das glaub' ich euch!
**Mammon.**
Auch meinen Spieß?
**Dunſt.**
Ja, und die Feuerböcke —
**Murrheim.**
Und ſeine Pfannen, Roſt und Keſſelhaken,
Nicht wahr?
**Dunſt.**
Wenn's ihm gefällt —
**Murrheim.**
Ein'n Narr zu ſein!
**Dunſt.**
Wie?
**Mammon.**
Habt Geduld mit dieſem Herrn, ich ſagt' es euch,
Er habe keinen Glauben.
**Murrheim.**
Wenig Hoffnung
Und vollends keine Liebe, macht' ich ſelber
Zum Spiel mich.
**Dunſt.**
Nun ſagt, was habt ihr denn
Bemerkt an unſrer Wiſſenſchaft, mein Herr,
Das ſo unmöglich ſcheint?
**Murrheim.**
Den ganzen Hergang;
Sonſt Nichts. Daß ihr das Gold im Ofen brütet,
Wie die Aegypter ihre Eier!
**Dunſt.**
Sir,
Das Brüten glaubt ihr?
**Murrheim.**
Nun, und wenn ich's thäte?
**Dunſt.**
Und doch ſcheint jenes mir das größre Wunder.
Kein Ei, das nicht vom Vogel weit verſchiedner,
Als die Metalle unter ſich!

Murrheim.
Das läugn' ich;
Denn dazu hat Natur das Ei bestimmt;
Es ist ein Küchlein in potentia.

Tand.
Dasselbe gilt vom Blei und andrem Erz;
Hätten sie Zeit, sie würden Gold —

Mammon.
Und da
Hilft unsre Kunst nur nach!

Tand.
Denn thöricht wär's,
Zu wähnen, daß Natur das Gold sogleich
Vollkommen schuf; Etwas mag ihm vorhergehn;
Ein roher Urstoff.

Murrheim.
Ja, was ist's mit dem?

Tand.
Wir behaupten's —

Mammon.
Recht, nun heiz' ihm ein.
Mahl' ihn zu Staub, mein Vater!

Tand.
Theils als feuchte
Ausdünstung, welche wir das mark'ge Wasser
Benennen, die materia liquida;
Theils als eine zähe, [illegible], compacte
Erdstoff. Die beiden nun, vereinigt,
Gestalten sich zum Element des Goldes,
Das zwar noch nicht als propria materia,
Vielmehr als Keim zu allem Erz und Stein.
Und [illegible] der die mark'ge Flüssigkeit,
Wandelt er sich in Schwefel und Quecksilber,
Die aller andern Erze Väter sind.
Auch kann [illegible] Urstoff nicht so plötzlich
Vom [illegible] Ziel hinauf zum höchsten schreiten,
Gleich Gold zu werden und die Mittelglieder
Zu überspringen; denn Natur erzeugt
Zuerst das Unvollkommne und erst [illegible]
Bringt sie zur Vollendung. Aus dem öl'gen
Luftartigen Theil des Wassers wird Mercur;
Aus derbem, erdigem Stoff der Schwefel;
Der erste zeugt als Mann, derweil der andre
Als Weib gebiert in jeglichem Metall;
Ob Manche zwar ein [illegible]
Thätig zugleich und leidend angenommen.
Die beiden [illegible] ist es, die das Erz
Dehnbar, [illegible] und weichbar machen;
Und auch im Golde sind sie; denn wir können
[illegible] und das Feuer [illegible] in ihnen.
Und solche Formen können wir erschaffen
Jeglicher Art Metall und mehr vollkommner,
Als die Natur sie in der Erde schafft.
Wer sieht nicht schon im täglichen Gebrauch,
Wie durch die Kunst Hornissen, Bienen, Käfer,
Aus [illegible] Aas und Dünger wachsen läßt,
Ja, Skorpionen selbst aus einem Kraut
Durch richtiges Versetzen! Und doch sind das
Lebendige Geschöpfe, weit vollkommner
Und edler, als Metall.

Mammon.
Vortrefflich, Vater!
Nun, wenn er euch mit Gründen angeht, Freund,
Zerstampft er euch im Mörser.

Murrheim.
Haltet ein!
Eh' ich mich stampfen lass', will ich glauben,
Die Alchemie ist eine art'ge Kunst,
Ein Spiel, dem Kartenkunststück vergleichbar,
Um uns mit Zaubermacht zu täuschen.

Tand.
Wie! —

Murrheim.
Was sind
Denn eure wunderlichen Zauberformeln,
Die doch kein Autor gleich dem andern schreibt?
Ihr habt eu'r Elixir, lac virginis,
Den Stein, die Medicin, das Chrysosperma,
Eu'r Sal und Sulphur, und Mercurius,
Den Lebensbaum, das Blut, das Öl der Höhe,
Eu'r Marcasit, Magnesia und Kröte,
Den Drachen und die Krähe, Kräh' und Panther,
Sonn' und Mond, Adrop und Firmament,
Lato, Azoch, Zernich, Heautarit,
Den rothen rothen Mann und weißes Weib,
Sammt euren Brüh'n und Menstruum und Zuthaten
Von Harn und Eierschalen, Frauenblut,
Mannsblut, verbrannten Lappen, Kalk und Dreck,
Pulver von Knochen, Eisenfeil' und Glas
Und einer Welt von fremden Ingredienzen,
Daß man erstickt, sie zu nennen.

Tand.
Der
All' dieß Benennte zeigte dennoch nur
Dasselbe; 's ist ein Kunstgriff unsrer Weisen,
Um zu verhüllen ihre Kunst.

(Baudissin.)

## 5.

# Milton.

## Das verlorene Paradies.

### 1

### Satan und seine Dämonen.

(Aus dem ersten Buch.)

Kaum schloß er seine Red', als Satan schon
Zum Ufer wandelt; das gewicht'ge Schild,
Groß, massenhaft, rund, aus des Aethers Stahl,
Am Rücken hängend; dessen breite Runde
Hing auf den Schultern wie des Mondes Ring,
Wenn ihn im Glas der [illegible] *) schaut
Des Abends von Fiesole's Gebirg'
Und von Valdarno, neue Land' entdeckend,
Mit Flüssen, Bergen auf der fleck'gen Kugel.
Sein Speer, wogegen selbst die größte Tanne,
Auf [illegible] gehauen,
Um eines [illegible] Mast zu bilden,
Nur als ein schwacher Stab erscheinen würde,
Diente ihm als Stütze [illegible]
[illegible] Mergel, der entbrannt, ungleich den Schritten
Auf dem [illegible] des Himmels. Heiß umsengt
Ihn jetzt das Klima, [illegible]
Er duldet schweigend, bis er am [illegible]
Des Feuermeeres stand und seine Schaaren
[illegible], Engel, die nicht [illegible]
[illegible], [illegible] gleich,
Wenn Vallombrosa's Bäche [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Der hohe [illegible]
Des Himmels [illegible], die jetzt verloren,

---

*) Fernrohr.

Nach [illegible] Arbeit die Ermüdung [illegible]
[illegible] kann! Habt ihr den Ort erwählt,
Um tapfer, nach ermattet, [illegible]
[illegible] Muth's der [illegible], weil ihr [illegible]
[illegible] im Schlummer, als ob ihr
Wie in des Himmels Thälern ruhen könntet?
Habt ihr vielleicht geschworen, nach dem Sieger
In so verworfener Lage anzubeten?
Den Cherub und den Seraph schaut er jetzt
In Wogen wälzen mit zerbrochnen Waffen;
Und bald wird auch seine schnellen [illegible] Schaar
Im Vortheil sich ersehn' vom Thor des Himmels
[illegible] [illegible], die jetzt
So schwach, zu Boden treten oder auch
Mit Blitzen, die zusammen sich gefesselt,
Uns an den Boden dieses Abgrunds heften.
Erwacht, steht auf! auf ewig ihr gefallen!
Sie hörten ihn beschämt und hoben sich
Die Schwingen regend, so wie Menschen wohl,
Die [illegible] auf Wachen [illegible],
Im Schlaf erspähet vom eignen Obern, schnell
Aufspringen, eh' recht erwacht sie sind.
Sie merkten ihren schlimmen Zustand wohl,
Empfanden auch die grimmigste Qual,
Doch es gehorchten gleich Unzählige
Der Stimme ihres Feldherrn. Wie vereinst
Die mächtige Ruthe von des Amram Sohn
Geschwungen in Aegyptens Unglückstagen,
[illegible] Heuschrecken herbeirief,
Die sich im Ostwind schnell zusammendrängten
Und auf dem Reich des [illegible] Pharao,
Der Nacht vergleichbar schwebten, alles Thal
Des Nil verfinsternd: so [illegible]
[illegible] unter ihrer Hölle [illegible] Dach
Die bösen Engel zwischen Feuerflammen.
Die oben, unten und rings sich [illegible],
Bis sie auf ein Signal, das mit dem Speer
Ihr Sultan gab, um ihren Lauf zu lenken,
Im Gleichgewicht auf festem [illegible] sich
Sich niederließen und die Flur erfüllten.
Ein Heer, so zahlreich wie's der Norden selbst
Nie aus dem Eis entließ, zu überschwemmen
Die Donau und den Rhein, als seine Söhne
Gleich einer Sündflut zu dem Süden brachen,
Sogar bis zu dem Sand von Lybien.
[illegible] Gebieter, welche sich [illegible],
Die Häupter eilten gleich aus jeder Schaar
Dorthin, wo ihr gewaltiger Feldherr stand,
[illegible], die, als göttlich, Menschenform
Und fürstlich hohe Würde überstiegen.
Die in dem Himmel einst als Mächte thronten,
Ob jetzt auch ihre Namen dort vertilgt,
Die in des Lebens Büchern ausgelöscht
Durch ihr Empörung. Damals führten sie
Noch nicht die neuen Namen, die sich später
Bei Eva's Söhnen, als es Gott gestattet,
Bis zu der Menschen Prüfung [illegible]
Herumwanderten, wo sie durch List [illegible]
Der Menschheit größern Theil dann verführten,
Den Schöpfer und sein Wesen zu verlassen,
Ja, [illegible], sie oft zu Thieren selbst
Sich wandeln [illegible] — [illegible]
Mit [illegible] Religion, mit Prunk und Gold —
Zu Teufeln auch, sie göttlich zu verehren.
Da wurden unter mannigfachen Namen
Den Menschen sie bekannt zum Götzendienst.
O Muse, nenne jener Namen erst,
Die aus dem Schlummer auf dem feurigen Lager
Auf ihres Kaisers Ruf erhoben hat,
Die, wo er stand, [illegible] an der Küste,
Indem ein großer Schwarm entfernt sich hielt.
Die Führer waren sie, die aus der Hölle
Zur Erde kamen, ihre Beute suchend
Und dann in späteren Zeiten ihre Sitze
Dicht bei der Wohnung Gottes, ihre Altäre
Bei seinem [illegible], als Götter selbst
Von Nachbarvölkern doch verehrt; sie wagten,
Jehovah, der aus Zion donnerte
Und zwischen Cherubs thronte, sich zu nahn.
Sie setzten selbst in seinem Heiligthum
Die eignen Bilder auf, entwürdigten
Durch den Gebrauch der Hölle seine Feste
Und trotzten seinem Licht mit Finsterniß.
Moloch zuerst, der schauervolle Fürst,
Mit Blut der Menschen, und der Eltern Thränen
Befleckt, ob [illegible] gleich bei dem Getön
Der Trommeln und der Cymbeln nie vernahmen
Das Schrei'n der Kinder, die zu dem Idol
Durch Feuer kamen. Ihn verehrt' in Rabba
Und dessen [illegible] umströmender Flut
Der Ammonit' in Argob und in Basan,
Bis zu dem Strom des fernen Arnon hin.
Mit solcher Nachbarschaft noch nicht zufrieden,
Verführt' er auch des Königs Salomo
So weises Herz, daß er ihm Tempel baute
Im Angesicht der Wohnung Gottes selbst
Auf jenem Hügel, der mit Schmach genannt.
Dann hat er Hinnom's lieblich schönes Thal,
Das man Gehenna dann, das schwarze, nannte,
Durch seinen Hain der Hölle Bild ertheilt.
Der Nächste nach ihm war Chamos, Moab's Söhne
Von Aroer bis Nebo, bis zur Wüste
Von Abarim im Süden, [illegible];
Sowie in Hesebon und Horonaim
In Seon's Reich, und weiter als das Thal
Von Sibma, das mit Reben rings bekränzt,
Und Eleale, bis zum todten Meer.
Nach Peor hieß er, als er Israel
Auf seinem Marsch vom Nil verführet hat
Zu [illegible] Verehrung, die mit Wehen
Dem Frechen bald geahndet ward. Von dort
Dehnt' er die Orgien auch Moloch's aus
Bis zu des Menschenmörders Moloch Hain,
Auf dem verruchten Hügel; Wollust weilte
Dicht bei dem Haß, bis Josias, fromm und tapfer,
Von dort zur Hölle Beide sie vertrieb.
Mit diesen kamen jene, die vereint
Vom des Euphrates Flut bis zu dem Bach,
Der Syriens Boden von Aegypten trennt,
Baalim und Astoreth als Namen führten,
Die männlich und als weiblich! Denn die Geister
Vermögen ein Geschlecht und beide selbst,
Wie sie nur wollen, leichtlich anzunehmen;
So weich und lauter ist ihr reiner Stoff,
Durch Glieder und Gelenke nie gehemmt,
Noch auf der Knochen spröder Kraft begründet,
Wie lastig Fleisch; sie können [illegible],
In welcher Form sie sich auch formen wollen,
Erweitert und verdichtet, hell und dunkel,
Die luft'gen Zwecke zur Vollendung bringen,
Das Werk der Liebe, wie des Hasses.
Für sie verließ der Stamm von Israel
Oft den lebend'gen Gott und ließ verödet
Den rechtlichen Altar, sich niedrig beugend
Vor thierisch rohen Götzen; dafür wurden
Die [illegible] Häupter auf im Kampf gebeugt
Vor Speeren ihrer Feinde, die verächtlich.
Mit diesen nahte [illegible] Astoreth,
Die von Phöniziern Astarte hieß,
Die Himmelskönigin mit Mondeshörnern,
Zu deren Bild zur Nacht im Mondenschein
Sidonische Jungfrau'n beten und [illegible];
Auf Zion auch besungen, wo ihr Tempel
Auf dem verruchten Berge stand, erbaut
Vom [illegible] König, dessen Herz,
Ob groß, von schönen Heidenfrau'n verführt,
Unreinen Götzen ist anheimgefallen.
Dann folgte Thammuz, dessen Wunde jährlich

[illegible]

### 2.

### Das Paradies und seine Bewohner.

(Aus dem vierten Buch.)

Der Garten.

[illegible]

[illegible]

(Kottenkamp.)

### 6.

## Butler.

## Sir Hudibras und sein Knappe Ralf.

(Hudibras, Gesang I.)

[illegible]

Dies iſt der Mann, ſo der Held
Zum Schirmen trug in's edle Feld.
Die anders denken, irren ſich.
Er war kein Dummkopf, ſchwerlich,
Indeß ſo reich an Witz er war,
Hielt er ihn dennoch für zu rar
Und glaubte ihn bald abzutragen;
Darum er nur an Feiertagen,
So gleichſam wie den feinen Schmuck,
Die Perle Witz zu Markte trug.
Wie Säue grunzen, ſo natürlich
Sprach er Griechiſch, klar und zierlich,
Und wie aus [illegible] [illegible] ſchwirr'n,
Fiel ihm vom Munde das Latein.
In der [illegible] [illegible],
Wie [illegible] [illegible] [illegible],
Hat er ſo wenig [illegible] [illegible],
Daß man ihn für [illegible] hielt;
Ein [illegible] den auch [illegible]
[illegible] manchem [illegible] beſchert.
Er war ein tiefer Logikus
Und feiner Analytikus;
Er unterſcheidet und theilt auf's Haar,
Wo Süd und Nord ſich trennen, dar;
[illegible] wie man [illegible] den Zug ihm [illegible],
Er [illegible] [illegible] ſeinen Sporn.
[illegible] [illegible] er [illegible] [illegible].
Der [illegible] kein [illegible] [illegible] und [illegible];
[illegible] [illegible] er [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] bei dem [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] ſich [illegible]
[illegible] [illegible], ſo wahr ein [illegible] [illegible],
Und wenn er manchmal pflag zu haben
Das Recht, [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] zeigen.
Warum er haben [illegible] und [illegible]
Kam's aber ihm auf Kunſt nicht an,
So ſprach er wie ein ſchlichter Mann
Und aller Schwulſt, gleich dem [illegible],
In Winkel [illegible] zu verrennen.
Doch wenn in Pomp [illegible] er ſprach,
So [illegible] Ton ihm [illegible] gebrach;
Ein [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible];
Es war ein [illegible] [illegible]
Von [illegible] [illegible] und neuer Art,
Engliſch, zum Griechiſch, [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] und der [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible],
Wie [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible], als wenn [illegible] [illegible]
Von [illegible] in die Ohren gehen,
Als wenn [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] ſo [illegible] [illegible].
Er [illegible] [illegible] [illegible] nicht mehr,
Als wenn er [illegible] wär;
[illegible] [illegible] ihm die [illegible] nicht
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] er [illegible]
In [illegible] [illegible] [illegible] [illegible];
[illegible] [illegible] ſie ſo [illegible] [illegible],
Daß [illegible] [illegible] [illegible] ward,
Als [illegible] [illegible] [illegible] [illegible];
[illegible] [illegible] [illegible], wenn er [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
In [illegible] [illegible] er [illegible].
Als [illegible] [illegible] [illegible];

Was mittelſt [illegible]
Im Groſſen Faß und Humpen Bier's,
Erwog durch Sinus Tangens richtig,
Ob Butter ſei und Brot vollwichtig;
So wie er durch Algebra wußte,
Wie viel der Zeiger ſchlagen mußte.
Er trug, ein wahrer Weltweiſer,
Gar vieles Text und Gloſſ' im Kopf;
Er las, wie in dem Sonnenlicht,
Was der [illegible] Autor ſpricht.
Auf jedes ſtrengere Warum
Gebrach ihm niemals ein Darum,
An Wort und Namen war er reicher,
Als [illegible] [illegible], obgleich er
Bei [illegible] Gelegenheit
In [illegible] und [illegible] Zeit
Die Sache bald ſo, bald anders ſagte,
Was oft ein Zweifel veranlaßte.
Ihm ſchufen die Begriffe ſich
Für jedes Ding ſo wunderlich,
Daß er, gleich großen [illegible],
[illegible] [illegible] in dem Traum.
Groß war er auch in Gottes [illegible],
Noch größer als [illegible].
Ein zweiter Thomas [illegible], um das
Nicht auszuſprechen, [illegible] [illegible].
In Nominal- und Real-Wegen
War er dem Teufel überlegen;
Wußt' einen Strick von Sand ſo feſt
Und unzerreißbar als Kabel;
[illegible] Spinnengewebe [illegible] [illegible],
Um ſolche Schädel auszuflicken,
Die, [illegible] im [illegible] Mond,
Oft [illegible] [illegible] und [illegible].
Er [illegible] [illegible], [illegible],
Und hat dann [illegible] [illegible] [illegible].
Als wenn Jemand [illegible] mit [illegible]
[illegible] und [illegible] [illegible] die [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible];
[illegible] zum Beweiſe, daß [illegible] [illegible]
[illegible] war der [illegible] [illegible]
Die Schäfer [illegible] [illegible] kann;
Wenn gleich es nicht [illegible] Schmach
Oft [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
In welchem Land das [illegible]
[illegible] [illegible], wußt' er ganz gewiß
[illegible] [illegible] [illegible] am [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible];
Was Adam [illegible] hat gemacht,
[illegible] ihm in einer Sommernacht,
[illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible],
Ob [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible];
Ob Eva einen Nabel trug,
Wer mit dem [illegible] [illegible] [illegible];
Ob auch die Schlang' vor Adam's Fall
Vier Füß' gehabt nebſt Klau' und [illegible];
[illegible] [illegible] er [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
In [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
In [illegible] [illegible] und [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] er auch [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] mit Buch und Predigt;
Durch Schwert, durch Feuer und Verheerung
Vollkommen heilige Bekehrung.

Die man nie ganz vollenden kann
Nur immer flickt von Neuem an,
Als ob auf ewig Glaubenslehren
Zum [illegible] und gegeben wären.
Ihre [illegible] suchet Heiligkeit
In Zänkereien, Haß und Streit,
Zankt bald um dies und bald um das
Und findet stets ein' [illegible].
Sie sind noch schwärzer Gall' und bissiger
Als Hunde toll und kranke Affen.
Die feiern Sabbat mit mehr Fleiß
Verkehrt als wie auf rechte Weis';
Verdammen Andre, die sie hassen,
Um andern freien Lauf zu lassen,
Sind griesgram drum und so verdrossen,
Als dienten sie Gott nur zum Possen;
Was heute ihre Lust entflammt,
Wird morgen als Greuel verdammt.
So gern sie ihren freien Willen
Als Richtschnur und Gesetz erfüllen,
Nur so verrucht wird es gehalten,
Wenn Andre auch mit Willkür schalten.
Drum zanken sie oft ohne Noth
Mit ihrem eigenen Butterbrot,
Verfolgen Gäns', [illegible] und Hasen
Und lästern [illegible] durch die Nasen.
Apostel dieses Glaubens waren
Im Anfang Schaf und Ross zu Paaren;
An diese schloß ein [illegible] Sinn
Des Ritters Neigung und Verstand,
Als ob er Unsinn und Gleißnerei
Der [illegible] seines Herzens an.
Also begabt und angethan
Im Innern war der theure Mann;
Von seiner äußern [illegible]
Kommt jetzt Meldung, hört nun.
Sein weisheitsvolles Antlitz ward
Geziert von einem edlen Bart,
Den man beim ersten Augenschein
Leicht hielt für einen Ziegelstein.
Der Obertheil war weißlich fahl,
Das Untertheil [illegible] und gelb.
Durch langgedehnte [illegible]
Mag als ein dunkler [illegible] vor.
Das [illegible], Mundwinkel und Kinn
Sich nahm ihrem [illegible].
Der [illegible] mit dem Schwerte
Sich mit dem Staat und Kirch' empörte
Wie Simson's [illegible] wuchs es nur
Der [illegible] zur Schur.
Und hat es nicht gleich mit dahin,
So läßt er nur zum [illegible].
[illegible]
[illegible] [illegible] worden
Durch [illegible] hart und schwer.
Wie [illegible] Barbier,
Er mußte sich [illegible],
[illegible], [illegible], [illegible]
Bei wie ein Eigenthümer [illegible],
Bei es [illegible] Abend [illegible];
Wenn halt geflickt und halb gezerrt,
So lang es [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible]
Am Rücken [illegible] halb Raum;
Denn erst brach auch [illegible] Stab,
Es weit [illegible] [illegible] —
Ein [illegible] [illegible]
Gemacht mit [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible],
So lang [illegible] [illegible] [illegible];
[illegible] aber in [illegible],
[illegible] sich [illegible] Buckel ab.

Der hohe Buckel seines Rückens
Schien unter eigner Last zu beugen;
Trug wie Aeneas seinen Alten
Einst buckelnd, ihn zu erhalten:
So lag dem braven Hudibras
Rücklings ein [illegible],
Das hing, weil ihm ein Schwanzriem' fehlte,
Sich seine Stellung eben wählte.
Zum Gleichgewicht hing vornen her
Ein Bauch, das nicht viel minder schwer
Von Brei und Speck, von Schnaps und Wurst,
[illegible] als Mittel wider Durst,
Wovon doch was zu melden ist,
Wenn nur noch eine kurze Frist
Das Thema auf die Hosen [illegible],
Die er mit Brod [illegible] angefüllt,
Sein [illegible] war [illegible],
Dem wir vor einem [illegible] [illegible].
Denn [illegible], in den Buckel [illegible],
That Hudibras mit Ehren schwören.
Das Hosenpaar von grobem Tuch
Hielt schon mit Noth vom Zerren aus,
Der [illegible], wie uns die Sage lehrt,
Des Ritters [illegible] [illegible].
Sie waren drin gefüllt [illegible]
Mit mancher Art von Mundvorrath,
Mit Käs' und Blutwurst — ein Gericht,
Das ohne die Begier anlacht.
Weil man bei theurer Hudibras
Trug immer in den Hosen was,
So zogen [illegible] Ratt' und Maus
Dahin zum Paradiese aus.
Doch kamen sie ungefähr die Hand
In's Magazin, so [illegible]
Der kleine [illegible] ihm neuer Muth
Und [illegible] es des Ritters Blut,
Daß [illegible] ihn mit Kriegsgewalt
Vertrieb aus seinem [illegible].
Das Ritterschwert mit scharfer Kling'
Ihm nicht am rechten [illegible] hing;
Daß Recht am [illegible] war zu [illegible]
Und Suppenschüssel eben recht;
Auch pflag er [illegible] drin zu sieden,
Um [illegible] und [illegible] weit zu schieden;
[illegible] [illegible] war der [illegible] zu [illegible],
Das [illegible] ihm [illegible] bekam.
Die [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible],
Die [illegible] im [illegible] [illegible]
Vor [illegible] und Kummer [illegible] [illegible].
Die fromme [illegible], ihr [illegible],
[illegible] [illegible] von [illegible] [illegible]
Und war [illegible] die [illegible] lang
Von ihr [illegible] im [illegible].
Weil auch sie [illegible] [illegible] [illegible],
Die [illegible] ihr [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] es [illegible] auf alle [illegible],
Wie [illegible] [illegible], [illegible].
Das kleine Ding [illegible] sich [illegible],
Bald [illegible] es [illegible] [illegible] [illegible],
Bald [illegible] [illegible] des [illegible] Kopf,
Bald [illegible] es aus dem [illegible],
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]
Und [illegible] es die [illegible] [illegible].
Ein [illegible], dem es [illegible] gehört,
Die [illegible] [illegible] es bei [illegible].
Dann lief es weg, wie [illegible] Mann
Und [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] mit dem [illegible],
Der [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible].

[illegible]

(Seldeln.)

## 7.

## Dryden.

### Das Alexanderfeſt oder die Macht der Muſik.

*Eine Ode auf den Cäcilientag.*

Es war beim Königsmahl, da Perſiens Reich'
Erlangte Philipp's Sohn;
[illegible]

[illegible]

[illegible]

## 8.

## Swift.

### Die Beichte der Thiere.

[illegible]

[illegible]

h doch hat er deſſungeachtet
h einen Kirchenſtuhl gepachtet!
ch ſpricht er, ſtreit' in der Moral,
r Tiſchgebet bei jedem Mahl,
ir das Geſinde, ſtets [illegible],
ermal des Tages zum Gebet
r Apotheken meidet er,
bt auch Arzneien nicht gar ſehr,
acht ſeine Kunſt zum Handel nie,
richt die Zeit nicht — durch ſie
are ſein Collega angeſtellt
s Hausarzt —, niemals gibt er Geld,
n anzuempfehlen ſich zu laſſen,
enn ſich mit Schlichen nicht befaſſen,
ie manche ſeiner Herrn Collegen
n ihrer Schmach zu [illegible].
Der Staatsmann ſpricht — ein Zug von Hohn
eht auf dem Munde ihm —: lange ſchon
in ſo aufrichtig ich geweſen,
s ich nur gute Zweck' erleſen,
nat mir die eigne Partei,
aß ich für ſie einſt dankbar ſei.
er Ruhm des Staats, des Volkes Glück
chwebt ſtets als Ziel vor meinem Blick,
in Tory oder Whig iſt mir
uder ganz gleich nach Rechtsgefühl;
Doch hab' ich, ſag' ich's unumwunden,
er wen'gen Beifall ſtets gefunden.
war hat man Lügen viel verbreitet,
Doch nur durch mich ward eingeleitet
Der große Sieg der Patrioten,
ls die Miniſter Schmach uns boten.
erleumdung mußt' ich viel ertragen,
ft wagte man mich anzuklagen,
ch ſei gar für ein [illegible] Herr;
Und dennoch haſſ' ich Nichts ſo ſehr.
ls ich Miniſter, war mein Lohn
Die Dankbarkeit der Nation;
Da mußt' ich Freunde wohl verlegen,
m Aemter paſſend zu belegen.
Doch nie vergaß ich ein Verſprechen:
eiſt ich doch, um's nicht zu brechen,
Ein jegliches ſogleich mir ab.
Man ſagt auch, daß ich im Verlauf
Des öffentlichen Lebens mitten
Um Volksgunſt buhlte; da erwidr' ich,
Daß die Nation ſehr wohl begreift,
Wie ihr durch mich viel Segen reift.
Sie ward mir ihrer Liebe Preis,
Der ich auch liebe ſie gar heiß.
Auch trat ich in den Staatsdienſt ein,
Jetzt iſt mein Reichthum nur noch klein;
Gewiß, bald bin ich ruinirt,
Wird ſo die Wirthſchaft fortgeführt.
O wäre, mich zurückzuziehn,
Vom König Gnade mir verliehn!
Dann iſt mein höchſter Wunſch erfüllt,
Iſt die Berechnung dann enthüllt,
Was ich im Dienſt des Staats verlor,
[illegible]
Ich ſelbſt geſteh' es offen ein
— Es wird wohl keine Sünde ſein —
Freilich wär' ich nie erwieſen,
Zur Aemter Weiſere zu erkieſen.
Nicht recht verfährt der Hochgeſtellte,
Der ſtets nur Vettern ſich geſellte
Bei Hof und in der Aemter Zahl;
Mein Vaterland iſt meine Wahl
Als theure Mutter; Jeder ſchier,
Der tugendhaft, iſt Freund mir.
Rechtſchaffenheit und Biederkeit,
Weiſt Ihr ſich mir wohl Tadel heut,
Hat ſtets mich in der Wahl geleitet,
Daß ich die Weiſen vorgezogen.
Wie zog ich ihnen Freunde vor!
Wann je die Weiſen ich erkor,
War mir mit eigner Vortheil lieb,
Wenn mir zum Wählen Freiheit blieb.
Der Gauner ſchwört, er haſſ' das Spiel,
Das ihm bisweilen nur gefiel
Für einer Stunde Zeitvertreib;
Wohl hat er Grund dazu, beileib!
Denn Mangel an Geſchicklichkeit
Hielt ſtets für ihn Verluſt bereit.
Auch mußt' er leider ja erkunden,
Daß eine Spielerbank' erfunden
Wohl tauſendfachen Kunſtgriff hat.
Man ſchafft bei Seit' ein Kartenblatt,
Falſche Würfel, weiß es ſchlau zu fügen,
Die ſchärfſten Augen zu betrügen.
Kein Wunder, daß er jetzt geſunken:
Man rupft ihn, wenn er angetrunken.

Geſteh' ich's ein: der Mär' Moral
Paßt nicht ganz genau, zumal
Noch iſt der Fabel Stoff nicht wahr
Und ſo abſurd, daß, kennt' ich gar
Den Fabelmacher, den Aeſopus
Herbei citiren, ich ſein Opus
Zu Preßproceſſen denuncirte,
Weil er Pasquille nur edirte
Auf der Vierfüßler edle Heerde.
Ein jegliches Geſchöpf der Erde
Weiß ſo genau, — der Menſch nur nicht —
Was die Natur befiehlt als Pflicht.
So dumm war ja der Eſel nie,
Daß er des Schooshunds Roll' entlieh,
Auf ſeines Herren Schooß ſich ſtreckte,
Nach Marzipan die Zunge reckte;
Ein Tag, womit Reiz und Aß!
Nein! beſſer kennt er ſein Geſchäft:
Er kommt nicht, wenn der Herr ihm pfeift,
Doch Laſten trägt er und es reift
Die Diſtel ihm als Nahrung fein;
So muß er uns doch achtbar ſein.
Es iſt der Stoff des Fabelruhmes
Creatura bipes et implume.*)
Der Moraliſt macht ſehr decent
Den Menſchen hier ein Compliment.
Denn er erhebt ſo eben ein
— Man wird nicht wieder böſe ſein —
Daß der Vierfüßler edle Arten
Zu Menſchen dann nur wann entarten.
(Kottenkamp.)

## 9.

## Pope.

### 1.

### Der Lockenraub.

(Geſang 3.)

Der Au' nah, die immer Blumen zieht,
Wo ſtolz die Themſe viel'ne Thürme ſieht,
Sieht einen herrlichen Palaſt ihr gleißen,
Mit ſeinem nahen Hampton gleich geheißen.
Hier prophezei'n Britannien's Diplomaten
Einheim'ſcher Mädchen Fall, wie fremder Staaten.
Hier, Anna!**) der drei Reiche ſind von dir,
Nimmſt du zuweilen Rath an oder Thee.
Hier ſind ſo Herrn wie Damen meiſt [illegible],
Ergötzen ſich an jenen [illegible];

---

*) Das zweibeinige, unbefiederte Geſchöpf: der Menſch.

**) Die Königin Anna.

Ein bunt Geſpräch verkürzt die Stunden all,
Vom heutigen Beſuch und geſtern Ball;
Der ſpricht vom Ruhm der Britenkönigin,
Die hat vom Indiſchen Zimmerſchirme Sinn,
Ein Dritter hat auf Blick und Mienen Acht,
Mit jedem Worte fällt der Tugend Macht.
Die Pauſen füllen Schnupfen oder Fächeln,
Liebäugeln, Singen, Tändeln ſo und Lächeln.
Inzwiſchen ſenkt ſich die Sonne nieder
Und ſchickt die heißen Strahlen ſchräger nieder;
Der Richter unterſchreibt, der Hunger treibt,
Man hängt den Dieb, damit die Jury ſpeiſ't.
Der Kaufmann geht zurück vom Börſenhaus,
Die Sorgen der Toilette ſind nun aus.
Jetzt brennt Belinda,*) Ruhm davon zu tragen,
Mit zwei verwegnen Herrn den Kampf zu wagen,
Im l'Hombre ſoll ihr Schickſal ſich entſcheiden,
Dann will ihr Herz an künft'gem Sieg ſich weiden.
Drei Banner ſuchen Unheil anzurichten,
Ein jedes zählt die Zahl der heil'gen Neun.
Kaum ſtreckt die Hand ſie, ſtürzt aus hoher Warte
Ein Sylphe hin und ſetzt ſich auf die Karte;
Ariel ſetzt ſich auf einen Matador.
Nach Stand und Rang folgt ihm das ganze Corps,
Dem Sylphen, eingedenk des frühern Standes,
Gilt Reiz zuerſt, wie Mädchen jedes Landes.
Vier König' ſieh! von majeſtätiſcher Art,
Mit grauem Schnurr- und greiſem Backenbart;
Vier ſchöne Damen, Blumen in der Hand,
Als Sinnbild ſanfter Macht für ihren Stand;
Vier Buben, aufgeſchürzt, brave Garde,
Mit [illegible] und ſchmucker Hellebarde
Zweifarb'ge Truppen nahn mit Prunk heran,
Die Schlacht zu ſchlagen auf dem ſammtnen Plan.
Sorgfältig muſternd ſprach die Schöne dann:
„Pique werde Trumpf!“ Sie ſprach und es ward
Trumpf.

Nun gab ſie Befehl ihren Matadoren,
Im Anſehn gleich den Fürſten ſchwarzer Mohren;
Spadille führt, ein unbeſiegter Held,
Zwei wackre Trümpfe von dem grünen Feld;
Zwei andre zwang Manille gleich zum Weichen
Und ging davon als Sieg ein ſeltnes Zeichen;
Jetzt nahm [illegible] die [illegible] die Spaten,
Mit breitem Säbel und entblößten Waden,
Mit männlichem, halb unbedecktem Bein,
Das Obre hüllt ein bunter Schlafrock ein.
Der [illegible], der nach Aufruhr [illegible] ein [illegible],
[illegible]
[illegible] ſelbſt, der König' und Damen ſchlug,
[illegible]
[illegible] durch des Schickſals [illegible] Loos
Fällt von dem Spaten — ſchnell und hilflos.
So weit ſind beide Heere von Belinden.
Da wendet ſich die Partie zum Ueberwinden,
[illegible] die Kraft der kühnen Amazone,
Die mit dem König Spaden theilt die Krone.
Der [illegible] muß weichen oder [illegible].
Trotz ſeinem Stolz und ſeinem wüſten Namen
Was hilft ihm [illegible] ſeine Königskrone,
Die [illegible] ſtolzeſte Gewand?
Die weit der Mantel ihm als Schleppe läßt,
Die er allein von [illegible] Adel hält?
[illegible] bringt der Baron nun voll Gewicht,
Der ſtolze König mit dem Profilgeſicht,
Mit ſeiner Gattin von ſeltner Macht,
Er bricht ſich [illegible] Bahn [illegible].
Treff, Carreau, Cœur liegt wie in manchem Feld
Zerſtreut in Haufen auf dem grünen Zelt,
Wie ein geſchlag'nes Heer in's Weite zieht
Und Aſia's ſammt Afrika's Stämme [illegible]
Und Völker, ungleich ſo an Farb' als Tracht,
Das gleiche Loos zu Bundsgenoſſen macht:
So ſtürzt in Haufen das zerſprengte Heer,
Das Schickſal macht die armen Plätze leer.
Der Carreau-Bube übt der Liſt Gewerbe
Und ſticht — o Schmach! — die Königin von Coeur.
Das Blut verliert ſich von Belinda's Wangen,
Ein Leichenblaß hält ihr Geſicht umfangen,
Sie bebt und zittert; denn des Schickſals Wille
Führt ſcheinbar zum Ruin ſie, zur Codille.
Jetzt ſiehe, wie in zerrüttet krankem Staat,
Ihr Schickſal nur auf Kniffen und Verrath;
Herz As erſcheint, in ihren Händen lauert
Der König, der um ſeine Königin trauert;
Zur Rache ſpringt er voll Wuth und Haß,
Stürzt wie ein Donner nieder auf das As;
Belinda jauchzt, daß himmelan es ſchallt,
Im Wald, Kanal und Haine wiederhallt.
O Sterbliche! ſeid für das Schickſal blind,
Erſt ſeid [illegible] und dann ſchnell glücklich, wie ein Kind!
Bald wird der Ruhm erwartet und verflucht,
Und ewig dann der Siegestag verflucht.
Doch ſiehe, wie der Tiſch voll Schalen ſteht!
Wie ſich die Bohne röſtet, die Mühle dreht!
Die Lampe ſteht auf Japan's Glanzaltar,
Schon lodert ringsum der Feuerzungen Schaar.
Aus Silberkannen fließt der ſüße Trank,
Zu würzig er in Chinataſſen ſank;
Geſchmack und Wohlgeruch entſtrömt den Tiſchen
Und Taß' auf Taſſe macht die Luft erfriſchen.
Der Schönen nahn die Sylphen, wie gewinkt.
Der kühlt die heiße Flut, bevor ſie trinkt,
Der zittert für ihr goldgeſticktes Mieder
Und breitet wachſam drüber ſein Gefieder.
Kaffee, der klug den Diplomaten macht,
Daß er ſelbſt mit geſchloſſ'nen Augen wacht,
Verleiht dem Lord durch Dampf in neues Sinnen,
Wie wohl durch Liſt die Locke zu gewinnen.
Jüngling, halt ein! Der Götter Rach' iſt groß,
Eh' es zu ſpät, denk' an der Scylla Loos;
Als Vogel muß ſie hohe Wolken grüßen
Und ſchwer für des Niſus Haare büßen!
Sobald der Menſch nur Reiz am Unheil fand,
Wie bald iſt dann ein Werkzeug ihm zur Hand!
In dem Moment zog aus brillanter Scheide
Clariſſa ein Geräth mit Doppelſchneide;
Wie in Romanen Damen ihrem Ritter
Die Waffen reichen zu dem Kampfgewitter.
Mit Ehrfurcht nimmt die Gab' er, läßt ſie [illegible]
Und ſteckt die Wehr an ſeine Fingerſpitzen,
Jetzt dicht am Hals geöffnet ſie auf Belinden,
Als ſich der Taſſe Düfte ſie umwinden.
Den Locken naht zum Schutz die Sylphenſchaar
Und tauſend Flügel fächeln um ihr Haar.
Dreimal zupft ſie ein Griff am Ohrgehänge,
Dreimal blickt ſie um ſich und in's Gedränge
Nahet dreimal ſchon ihr Feind. In dem Moment
Sucht Ariel, was in ihrem Herzen brennt;
In ihres Buſens Blumenſtrauß verſteckt,
Hat ihrer Seele Neigung er entdeckt:
Er ſieht darin, wie ſie ſich auch verſtellt,
Ein theures Schätzchen tiefer [illegible].
Beſtürzt und machtlos, bangt ihm für die [illegible],
Seufzt tief er auf und zieht ſich [illegible].
Die blanke Schere ſpreizt der Lord am [illegible],
Die Locke faßt er raſch und [illegible]
Doch eben, als die ſchreckliche [illegible]
Stürzt ſich ein Sylphe thöricht dazwiſchen.
Und wohl! die Schere ſchnitt ihn in zwei Stück
Doch heilt der luftige Sylphe zum Glücke
Und trennt vom ſchönen Haupt das heil'ge Haar
Der Schere Wuth auf immer — immerdar.
Aus ihrem Auge blitzt die Wuthen frei.
Die Luft durchdringt ein banges Angſtgeſchrei.

---

*) Die Heldin des Gedichts.

Zum Himmel kann kein lauter Schrei erlaſſen,
Wenn Gatten oder Lieblingshund' erblaſſen,
Wenn Chinaporzellan vom Simſe fliegt
Und blank in Scherben auf dem Boden liegt.
  Der Sieger ruft: „Der hohe Preis iſt mein!
Siegeskränze müſſen meine Schläfe weihn!
So lang der Vogel ſich in Lüften wiegt,
Sechsſpännig gern die Schöne fährt und fliegt,
So lang man „Atalantis“ noch ſtudirt,
Ein Kiſſchen noch das Bett der Lady ziert,
So lang man Sonntags noch Beſuche macht,
Wenn Wachs den Saal erhellt mit Glanz und Pracht,
So lang ein Rendez-vous noch Mädchen geben,
So lang wird auch mein Ruhm und Name leben!“
  Was Zeit verſchont, das wird vom Stahl getrennt,
Der Menſch zerfällt, wie jeglich Monument.
Der Götter Werk warf einſt dem Stahl zum Raub,
Er ſtürzte Troja's Mauern in den Staub;
Stahl löſt der Menſchenwerke ſchönſten Bund,
Er ſtürzt die Bogen des Triumphs zu Grund.
Was Wunder, wenn der Locken voller Guß
Die Macht des ſtarken Stahles fühlen muß?
(Böttger.)

## 2

## Heloiſe an Abelard.

  Was ſoll in dieſer Zellen Einſamkeit,
Der heiligen Betrachtung nur geweiht,
Wo ewig ſinnend Schwermuth herrſcht, was ſoll
Der Sturm, der in Veſtalenadern ſchwoll?
Was ſchweift mein Sinn noch jenſeit dieſer Halle?
Warum fühl' ich die alten Gluten alle?
Noch lieb' ich! — Kam von Abelard es doch,
Und Heloiſe küßt den Namen noch.
  O theurer Name! mögſt du ewig ruhn,
Nie mehr entſchwebe dieſen Lippen nun;
Birg ihn, mein Herz, tief, wo verſchmolzen mild
Mit Gottgedanken ruht ſein theures Bild:
Nicht ſchreib' ihn, meine Hand — ach, ſchon erſchien
Geſchrieben er — ihr Thränen, tilgt ihn!
Umſonſt, daß weinend im Gebet ſie ſtand,
Das Herz dictirt und ſtets gehorcht die Hand.
  Ihr harten Mauern, rings umſchließend ein
Die Buße Seufzer, ſelbſtgewählte Pein!
Du rauher Fels, beraubt von heil'gen Knieen,
Ihr Höhlen, welche Dornen ſtarr umziehn!
Altäre, welche bleiche Jungfrau'n pflegen,
Ihr Heil'gen, deren Bilder Thränen hegen!
Mag ich auch kalt wie ihr geworden ſein,
So ſtumm und ſtill — noch ward ich nicht zu Stein.
Halb Abelard und halb dem Himmel nur
Gehör' ich an — noch lebt in mir Natur;
Nicht Beten, Faſten, ſtillt des Herzens Drang,
Noch Thränen, die umſonſt geſtrömt ſo lang.
  Kaum öffnete den Brief ich bang, da kamen
Die alten Schmerzen all' mit deinem Namen.
O Name, traurig ſtets! Stets lieb für mich!
Nur ſeufzend immer, weinend nenn' ich dich.
Mir bangt auch, wo ich nur den meinen ſehe,
Daß nicht dabei ein grauſes Unglück ſtehe.
Durch Zeil' um Zeile irrt mein naſſer Blick
Und ſchaut den langen Lauf voll Mißgeſchick:
Bald liebewarm, dann welk in Blüthezeit,
Verſteckt in eines Kloſters Dunkelheit!
Gebot erſtickte hier die beiden Triebe,
Der Leidenſchaften beſte: Ruhm und Liebe.
  Doch ſchreib', o ſchreib' mir Alles, daß ſich einen
Mein Gram dem deinen kann, mein Schmerz dem deinen.
Die Macht wird kein Geſchick, kein Feind entreißen;
Will Abelard ſich minder hold erweiſen?
Noch bin ich reich an Thränen und erhalten
Mag Liebe ſie, die ſonſt der Andacht galten,
Es hat kein beſſer Werk mein Auge nun;
Nur leſen, weinen, bleibt mein einzig Thun.
  Gib dieſen Troſt mir, theile deine Schmerzen,
Ach, nicht getheilt, gib ganz ſie meinem Herzen.
Der Himmel gab die Kunſt der Schrift hienieden
Zum Troſt für Liebende, die man geſchieden;
Was Liebe meint, verkünden dann die Briefe,
Sie leben, athmen aus des Herzens Tiefe.
Der Jungfrau Wunſch vertraun ſie ohne Bangen
Und ſittig nennen ſie all ihr Verlangen;
Der Seelen Einklang pflegend ohn' Ermüden
Wehn Seufzer ſie vom Nordpol bis zum Süden.
  Du weißt, wie ſchuldlos meine Glut erſt brannte,
Da Freundſchaft ich mein ſüßes Lieben nannte;
Aus Himmelsauen ſchienſt du mir entſproſſen,
Ein lichter Strahl, der ſchönſten Seel' entfloſſen.
Dein lächelnd Auge ſtrahlte wunderbar
Wie Himmelslicht, ſo lieblich, ſanft und klar.
Rein ſchaut' ich — Engel lauſchten deinem Sang;
Wie hehr aus deinem Mund die Wahrheit klang!
Wär' fruchtlos wohl dein herrlich Wort geblieben?
Bald lehrt' es, ach! nicht Sünde ſei's, zu lieben!
Von Neuem heiter ſinnlich, wollt' ich dann
Als Engel nimmer, der mir werth als Mann.
Der Heil'gen Glück ſchau' ich nur trüb' und fern;
Für dich verlor ich ja den Himmel gern!
  Wie oft, ermahnt zur Ehe, ſucht' ich nicht
Jedwedem Band, das nicht die Liebe flicht!
Wenn freie Liebe ſolche Bande ſieht,
Hebt ihre lichten Schwingen ſie und flieht.
Laßt der vermählten Frau auch Ehr' und Gut,
Iſt rein ihr Ruf auch und ihr Handeln gut;
Der treuen Glut gilt Alles dies als klein,
Was kann der Liebe Ruhm und Reichthum ſein?
Der Gott, ſieht ſeine Gluten er entweihn,
Zieht rächend jene Leidenſchaften ein,
Auf daß ſie Steuern jenem Throne zollen,
Die in der Liebe mehr als Liebe wollen.
Sollt' auch ein Weltgebieter nach mir ſchmachten,
Ihn, ſeinen Thron, die Welt würd' ich verachten.
Als Kaiſers Gattin möcht' ich nimmer leben,
Nur dem Geliebten will ich mich ergeben;
Gibt's Namen, die noch freier ſind und die
Noch ſüßer als Geliebte, leih' mir ſie!
O ſel'ger Stand! wann Herz zu Herzen ſchwur,
Wann Lieb' iſt Freiheit und Geſetz Natur: —
O, dann iſt Alles unſer und ſo voll,
Der Buſen keinen Wunſch mehr ſtillen ſoll,
Eins hat Gedanken ſchon vorausgeſprochen,
Ein Herz entſpricht des andern Herzens Pochen.
Ja, dies iſt Glück (wofern Glück auf Erden hier)
Und dies Loos ward einſt Abelard und mir.
  Ach, welcher Wechſel! welche Schrecken nah!
Gefeſſelt, blutend muß der Freund [illegible]
Wo, wo war Heloiſe? Ihr, ihr Wort,
Ihr Dolch, ſie hätten Schutz geliehn ihm dort.
Barbar halt ein mit deinem blut'gen Streich!
Die Beide ſchuldig, ſei die Straf' auch gleich.
Ich kann nicht mehr, von Scham und Wuth gepreßt;
Erzähle Thrän' und Wangenglut den Reſt.
  Vergäßeſt du den dunkeln ernſten Tag,
Wo dem das Opferpaar am Altar lag?
Vergäßeſt du die Thränen damals, wo
Ich in der Jugendglut die Welt entfloh?
Altäre bebten und die Lampen bleichten,
Als ſie zum Kuß den heil'gen Flor mir reichten;
Kaum glaubte der Himmel ſeinen Sieg, es ſahn
Die Heil'gen mein Gelübde ſtaunend an.
Doch als ich dieſem Altar nahte hier,
Ruht' auf dem Kreuz mein Aug' nicht — auf dir!
Nicht Gnad' und Andacht — Liebe war mein Theil;
Verlier ich deine Lieb', iſt Alles feil!
Wohlan! es tröſte mich dein Wort, dein Blick,
Denn dieſe mindeſtens ließ dir dein Geſchick.

Laß liebend mich an deine Bruſt noch ſinken,
Noch ſüßes Gift aus deinen Augen trinken,
An deinem Mund' und Herzen laß mich ſäumen,
Gib, was du kannſt — das Andre laß mich träumen.
Ah, nein! lehr' andre Freuden mich, erquicke
Mit andern Reizen meine durſt'gen Blicke,
Laß mich den Himmel ſchauen in ſeinem Glanz,
Den Abelard für Gott ich laſſe ganz.
Denk deiner Heerd', ein frommer Hirt, ſie ſteht
Ergebungsvoll von dir, erzeugt durch dein Gebet;
Der falſchen Welt im Jugendlenz entkommen,
Haſt du in deine Wildniß ſie genommen.
Du bauteſt dieſer heil'gen Mauern Pracht, —
Da lacht ein Eden durch der Wildniß Nacht!
Kein Waiſe ſah des Vaters Güter hier
Verwandt zum Altarſchmuck, zur Kirchenzier;
Kein ſilbern Kreuz, das ſterbend Geiz'ge ſchenken,
Soll hier des Himmels Zorn von ihnen lenken;
Nur ſchlichte Hallen baute frommer Sinn
Und nur des Schweigens Lob erklang darin.
In dieſem ſtillen Bau, — der Welt verſchloſſen! —
Auf hohen Stämmen Moos und Zweige ſproſſen,
Wo ſtete Nacht die hohe Wölbung breitet,
Durch's Fenſter nur ein matter Lichtſtrahl gleitet;
Da hat dein Auge ſüßes Licht ergoſſen,
Von Glorienſtrahlen war der Tag umfloſſen.
Doch jetzt zeigt kein Geſicht Zufriedenheit,
Nur [illegible] Thränen noch und Traurigkeit.
Sieh, ich verſuche frommer Bitten Kraft,
— O frommer Trug der heil'gen Leidenſchaft! —
Wird Andrer Bitten lindern meine Qual?
Komm du, mein Vater, Bruder, Freund, Gemahl!
Die Tochter, Schweſter, Magd erbitte hier
Und die Geliebte, die dies Alles dir!
Die Fichten auf dem Felſen dort, die düſtern,
Gebeugten, während ſie im Winde flüſtern,
Die Bäche, die dort zwiſchen Hügeln wallen,
Die Grotten, die ihr Rieſeln wiederhallen,
Das matte Weben, das die Zweige regt,
Die Seen, die der leiſe Hauch bewegt. —
Dies Alles leiht mir nicht mehr Stoff zum Denken,
Kann nicht mehr Ruh' der bangen Jungfrau ſchenken.
Doch über düſtern Grotten, Waldeshallen,
Den öden Gängen und den Gräbern allen
Sitzt dunkle Schwermuth und ſie reckt ſich zu
Mit Todesſchweigen und mit grauſer Ruh.
Ihr dunkles Daſein trübt die ganze Gegend,
In Schatten alles Laub und Blumen legend,
Den Fall der Waſſer macht ſie dumpfer brauſen
Und überhaucht den Wald mit tieferm Grauſen.
Hier muß ich ewig weilen, ein Beweis
Wie ſeltſam Lieb' erfüllt der Pflicht Geheiß!
Der Tod allein bricht dieſe Feſſel mir
Und dann auch ruht mein kalter Staub noch hier,
Entkleidet aller Schwachheit, Glut, bis einſt
Du [illegible] Sünde dich mit ihm vereinſt.
Ach, Arme! welche Gottes Braut man nennt,
Da doch im Herzen ird'ſche Glut ihr brennt,
O Himmel, hilf! Doch woher dies Gebet?
Iſt's Frömmigkeit? — Verzweiflung, welche fleht!
Selbſt hier, wo ſtrenge Keuſchheit einſam kühlt,
Hat Lieb' Altäre für verbotne Glut.
Ich ſoll bereun und kann nicht, was mir Pflicht;
Ich wein' um ihn — die Schuld beklag ich nicht;
Ich ſeh' die Schuld nur ſünd'ger wieder; Reue
Um alte Luſt erweckt die Luſt auf's Neue;
Bald weint mein Herz, in fromm' Gebet verſenkt,
Dann flucht's der Unſchuld, weil es dein gedenkt.
Das haßt ſie leid, daß es was ſie vermiſſen
Die Liebende, ach, daß ſie ſoll vergeſſen!
Die Sünde haſſe, wie kann ich Sünde laſſen?
Den Schuld'gen liebend, kann die Schuld ich haſſen?
Wie kann dem Theuren von der Sünd' ich ſcheiden,
Wie kann ich bei der Buße Liebe meiden!

Schwer iſt das Werk, die Leidenſchaft zu miſſen,
Aus Herzen, die, wie mein's ſo bang, zerriſſen.
Eh' ſolch ein Herz kann wieder Frieden faſſen
Wie oft muß es nicht lieben, wie oft haſſen!
Wie oft verzweifeln, hoffen, dürſten, immer
Bereun, ach Alles — nur vergeſſen nimmer!
Doch wenn des Himmels Kraft ſich ſein bemeiſtert,
Dann iſt's nicht bloß gerühret; — entzückt, begeiſtert!
Komm' lehre die Natur bezwingen mich,
Vergeſſen Liebe, Leben, mich — und dich.
Erfüll' mein liebend Herz mit Gott allein,
Denn er nur kann noch dir mein Streben ſein.
Welch Glück iſt der Veſtalin zugemeſſen!
Der Welt vergeſſend von der Welt vergeſſen,
Kann Alles ſonnigklar die Reine ſehn!
Gott ſtellt ſie Alles heim, er hört ihr Flehn,
Da wechſelt Müh' und Ruh', es lenkt ihr Wille
Den Schlummer, ſie kann wachen, weinen — ſtille
Sind ihre Wünſche, ruhig all ihr Hoffen
Und ihren Thränen ſteht der Himmel offen.
Von Gnadenſtrahlen iſt ſie ringsum umſchwebt,
Indes ein Engel goldne Träum' ihr webt.
Ihr bringt die edle Roſ' aus Edens Hügel
Und Himmelsduft leihn ihr des Seraphs Flügel;
Der Bräutigam beut ihr den Ring, ein Chor
Von Jungfrau'n ſingt ihr Hymnenlieder vor,
Bei Himmelsharfentönen ſtirbt ſie mild,
Hinſchmelzend in der Seligkeit Gefild.
Weit andrer Träum' iſt ſich mein Geiſt bewußt,
Weit andrer Wonnen, weltlich eitler Luſt;
Wenn mir an jedes Tages Schluſſe ſpendet
Die Phantaſie, was Rache mir entwendet,
Gewiſſen ſchläft dann ein, frei darf ſich regen
Natur und dir eilt meine Seel' entgegen.
O ſüßes Grau'n der Nacht, die Alles weiß!
Wie reizt die glüh'nde Schuld die Sehnſucht heiß!
Dämonen brechen alle Schranken hier
Und wecken jeden Quell der Lieb' in mir.
Ich höre, ſchaue dich, voll Gluterlangen,
Dein Schatten wird von meinem Arm umfangen,
Dann wach' ich — höre, ſeh' Nichts mehr von dir,
Das Traumbild flieht, ſo hart wie du, von mir,
Laut ruf' ich, doch es hört nicht mehr mein Wort;
Die Arme breit' ich, doch es gleitet fort.
Das Auge ſchließ' ich, um zu träumen, wieder;
Ihr ſanften Traumgebilde, ſteigt hernieder!
Umſonſt! Mich dünkt, wir gehn durch Wüſten, ach!
Beweinend Eins des Andern Ungemach.
Wo um verfall'nen Thurm der Epheu rankt
Und über grauſer Tief' ein Felſen wankt.
Da ſteigſt du plötzlich auf, winkſt mir von droben,
Gewölk trennt uns, die Wogen, Winde toben.
Ich ſchrei', erwache — traurig wie zuvor
Find' ich das Leid, das ich im Traum verlor.
Mild, ob auch ſtreng, läßt dein Geſchick dich ſein
Gleichgiltig gegen Luſt und gegen Pein;
Du lebſt in todter Ruh mit gleichem Muth;
Nie hebt dein Puls, es glühet nicht dein Blut.
Still wie die See, eh' noch ein Sturm dort ſtieß
Und eh' der Weltengeiſt ſie wogen hieß;
Sanft wie der Schlaf der Seligen und mild
Wie ſie im Glanze ſchaun des Himmels Bild.
Komm, Abelard! Was fürchteſt du? Das Licht
Der Venusfackel brennt für Todte nicht
Religion verbeut; es iſt Natur
Gehemmt; ſelbſt du biſt kalt — ich liebe nur
Ach, eitle Glut; dem Licht gleich, das man aus
Dem Todten, um zu ſtrahlen, auf ein Grab.
O, welche Bilder ſchau ich allerwärten!
Mag ich auch fliehn, ſie bleiben ſtets [illegible].
Im Hain, am Altar müſſen nah' ſie ſein
Und nehmen Leib und Seele ganz mir ein.
Der Morgen geht in Seufzern hin um dich.
Es ſchleicht dein Bild ſich zwiſchen Gott und mich.

Es tönt mir deine Stimm' in jedem Sange,
Um dich wein' ich beim Beten ſüß und bange.
Wenn aus dem Rauchfaß Weihrauchwolken ſchweben
Die Orgelklänge hoch den Geiſt erheben,
Ja, all' den Pomp ſcheucht' ein Gedank' an dich
Und Alles weicht von meinen Blicken ſich:
In Flammenmeeren ſinkt meine Seele da,
Indeß der Altar flammt und Engel nah'.
  Komm, da ich betend lieg' in tiefen Hallen
Wo fromme Thränen meinem Aug' entfallen,
Da betend ich im Staube lieg', in Beten
Vom Morgenlicht der Gnade ſchon umgeben;
Komm, wenn du kannſt, mit allem Reiz umfangen,
Streit' mein Herz vom Himmel zu verlangen;
Komm und dein ſüßer Blick zerſtöre gleich
All die Gedanken an das Himmelreich.
Nimm meine Thränen, Schutz der Gnade Glück,
Die Buße und Gebete nimm zurück,
Reiß' ich ſchon himmelwärts, o, zieh mich nieder,
Den Teufeln hilf mich Gott entreißen wieder!
  Nein, flieh, ſo weit wie Pol von Pol! laß thürmen
Sich Alpen zwiſchen uns und uns Meere ſtürmen.
Ah, komm nicht, ſchreib' nicht, denk' auch nicht an mich
Und nimmer theile meine Qual um dich.
Deiner Schwüre quitt, nie denk' ich dein;
Vergiß mich, Alles haſſe, was du mein.
Ihr Blicke, lockend, hold — die ich noch ſeh! —
Geliebte, theure Bilder ihr, Ade!
O reine Gnade! Tugend, himmliſch ſchön,
Vergeſſenheit der niedern Sorge! Kind
Des Himmels, Hoffnung, die da ewig lacht!
Der Glaube, der uns hier ſchon ſelig macht!
Ihr freundlich milden ſollt willkommen ſein;
Umfangt und hüllt in ew'ge Ruh mich ein!
  Seht, Heloiſe weint in ihrer Zelle
Bei Todten hier, auf eines Grabes Schwelle,
Ein Geiſt ruft mich in jedem Windesſchauer
Und mehr als Echo ſäuſelt längs der Mauer.
Hier, als ich wach bei matten Lampen war,
Vernahm ich dumpfen Ton dort vom Altar.
„Komm, Schweſter, komm!“ — ſo tönte mir das Wort —
„Dein Ort iſt hier, komm, bange Schweſter, fort;
Einſt bebte, weinte, betet' ich wie du,
Der Liebe Raub — doch nun in heil'ger Ruh;
Still, ſtill iſt Alles hier im ew'gen Schlummer,
Die Liebe weint nicht mehr, nie klagt der Kummer,
Selbſt Aberglaub' iſt hier von Furcht befreit,
Weil Gott, und nicht der Menſch, hier Gnade leiht.“
Ich komm', ich komme! Roſenlauben macht
Bereit und eurer Himmelspalmen Pracht.
Dorthin geh ich, wo auch der Sünder ruht,
Und wo das Herz entflammt von reiner Glut.
Den letzten Dienſt, mein Freund! erzeige du
Und ebne mir den Pfad zur ſel'gen Ruh;
Mein brechend Aug' ſieh, der Lippe Beben,
In deinem Kuſſe ſoll mein Geiſt entſchweben!
Ach nein — komm in dem heiligen Gewand
Mit der geweihten Kerz' in deiner Hand,
Das Kreuzbild zeig' meinen Blicken hier,
Lehr Tod und lerne ſterben dann von mir.
Dann magſt du auf die einſt Geliebte ſehn!
Mich ſchauen, gilt dann nicht mehr als Vergehn.
Sieh, wie die Roſ' meiner Wang' entweicht!
Sieh, wie das Feuer meiner Augen bleicht!
Bis Regung, Puls und Athem ausgeblieben
Und ich ſelbſt Abelard nicht mehr kann lieben.
Beredter Tod! ach, du beweiſeſt klar,
Daß, wenn wir lieben, Staub uns theuer war.
  Und iſt dereinſt dein ſchöner Leib zerronnen,
  Der Grund all meiner Schuld, all meiner Wonnen, —
Dann mag dein Schmerz erſterben im Wonnebeben,
Glanzwolken, Engel ſollen dich umſchweben,
Vom Himmel ſtrahle Glorienſchein auf dich
Der Heil'ge ſchenken Liebe dir, wie ich.
  Daß ein Grab unſre Namen einen möchte,
Sich meine Liebe deinem Ruhm verflöchte!
Nach Jahren dann, wenn all mein Weh vergangen
Und längſt beruhigt dieſes Herzens Bangen,
Geſchieht es, daß ein liebend Paar vielleicht
Bedrängt und bang zu dieſem Kloſter ſchleicht;
Gebeugt dann über dieſes Marmors Stufen,
Trinkt Eins des Andern Thränen und ſie rufen
Dann traurig, mitleidvoll: „O, daß wir nie
Einander lieben, wie ſich liebten die!“
Wenn laute Hoſanna dann ertönen
Vom vollen Chor, der Feier Pracht zu krönen,
Wird eines ſanften Auges Blick wohl fliegen
Auf jenen Stein, wo unſre Reſte liegen.
Vom Himmel wendet Andacht ſich, zu weihn
Uns eine Thrän' und er wird uns verzeihn.
Und lebt in Kummer, gleich dem meinen, bang
Dereinſt ein Sänger, welcher Jahre lang
Ein holdes Bild beklagt, das ihm entrann
Und das er nur im Geiſt noch ſchauen kann;
Lebt einer, der ſo innig liebt, ſo lange,
So meld' er unſre Trauer im Geſange;
Troſt leihn mir dann die ſchönbeſungnen Qualen,
Wer tief ſie fühlt, wird ſie am beſten malen.
(Deickes.)

## 9.

## Thomſon.

### 1.

### Herrſch', Britannia!

Als aus dem Wellenſchooß empor
  Britannia einſt der Himmel rief,
  War dieß des Landes Freiheitsbrief,
  Schutzengel ſangen dieß im Chor:
  Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
  Sklave ſoll kein Britte ſein!
Nationen, nicht wie du beglückt,
  Sind wechſelnd Raub der Tyrannei,
  Indeß du blühſt groß und frei,
  Zu ihrem Schreck und Neid geſchmückt.
  Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
  Sklave ſoll kein Britte ſein!
Erhabner nur wirſt du erſtehn,
  Furchtbarer nur nach fremdem Streich,
  So wie im Sturm feſtſteht die Eich',
  Indeß die Wolken leicht verwehn.
  Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
  Sklave ſoll kein Britte ſein!
Dich zwinge nie Tyrannenthum,
  Strebt dich zu beugen ſeine Wuth,
  Sie wecke nur die edle Glut,
  Sich zum Verderben, dir zum Ruhm.
  Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
  Sklave ſoll kein Britte ſein!
Für dich die Flur des Landmanns ſprießt,
  Im Handel blüht der Städte Pracht,
  Dein iſt des Meeres ſtolze Macht
  Und jeder Strand, den es umfließt.
  Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
  Sklave ſoll kein Britte ſein!
Der Muſen freier Liederſchall
  Den hochbeglückten Strand verſchönt;
  Glückſelig Land, mit Reiz gekrönt,
  Wo Tapferkeit der Schönheit Wall!
  Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
  Sklave ſoll kein Britte ſein!
(Ploennies.)

## 2.

## Winter-Anfang.

(Aus den „Jahreszeiten.“)

Jetzt, wo das freudenleere Reich der Luft
Dem Steinbock der Centaurenſchütze läßt,
Der grimme Waſſermann das Jahr entſtellt,
Hängt an des Himmels fernſtem Rand die Sonne
Und breitet kaum den Tag am Felder aus.
Matt iſt ihr Schein; unwirkſam ſchießt ihr Strahl
In wagerechten Linien kraftlos durch
Die dicke Luft, wenn ſie im Sturmgewölk
Matt, bleich und breit den Mittagshimmel ſäumt;
Bald ſinkt ſie, läßt die hingeſtreckte Welt
Der langen, dunkeln Nacht und ihren Schatten.
Sie kommt erwünſcht, die Nacht, ſeit Lebensglut,
Licht, Leben, Luſt den trüben Tag verließen.
Tiefdunkel, dumpf verhüllen weite Schatten
Und Wolkenſchwall und all das Dunſtgewoge
Des Himmels nun in trübere Umſchleierung
Das Angeſicht der Welt. — So fällt der Winter,
Ein ſchweres Dunkel, drückend auf die Welt,
Gießt ſeinen giftigen Hauch durch die Natur
Und weckt den Samen ſchwarzer Krankheit auf.
Tief ſinkt des Menſchen Seele, lebensſatt,
Von mehr als Schwermuthsſchleiern überſchattet.
Die Heerde trauert; auf gefurchtem Land,
Noch friſch vom Pfluge, ſuchen [illegible]
Die falben Schafe, kräft'ge Wurzeln pflückend.
Den Wald entlang, des Moores Schilf entlang
Erſeufzt der trübe Geiſt des nahen Sturms
Und unter den zerriſſenen, kahlen Klippen
Und wildgebrochenen Bergen [illegible] murmelnd
Die Bäche ahnungsvoll ein hohles Stöhnen,
Das lang im Ohr der Phantaſie erklingt.
Dann kommt des Sturmes Vater, eingehüllt
In ſchwerſte Nacht. Es ſtreichet trüber Regen
Durch die gewölbte, dunſtbeladne Luft,
Schlägt an des Berges Haupt und beugt den Wald,
Der unten murmelnd wogt. Ein brauner See,
Liegt die entfärbte Au; wenn Flut auf Flut
Das hangende Gewölk ergießt und immer
Sich miſchet und in Nacht getaucht das Antlitz
Des heitern Tags verhüllt. Zur Heimat flüchten
Des Himmels Wanderer, außer den, die gern
In den verſteckten Lüften ſpielen oder
Um den getrübten Teich hin flatternd ſtreichen.
Von unbeſchützter Weide ſteht das Vieh.
Bald brüllt es ſehnend nach dem alten Stall,
Bald wiederkaut es in den nahen Schatten.
Hier drängt ſich des Hausgeflügels Volk,
Der ſtammgewohnte Hahn mit ſeinen Weibern,
Nachdenklich, traurig, und der Landmann lehnt
Sich ob der warmen Glut und [illegible]
Erzählt er ſeinen ſchlichten Schwank. Und lacht,
Und plaudert er und achtet nicht des Sturmes,
Der auf dem Dache tobend brauſend heult.
Weit über ſeinen ſchaumgeſchwellten Rand,
Die Trümmer ſeiner Ufer überwallend,
Stürmt endlich der empörte Fluß daher.
Unwiderſtehlich, furchtbar brüllet er
Vom zackigen Gebirg', aus moos'gem Walde
Durch ſchroffe Klippen ſtrömend, ſtrudelnd hallend,
Dann flutet er im [illegible] Thale hin,
Still, ruhig, bis er wieder eingezwängt
Von Nachbarhügeln, er die Bahn ſich bricht,
Wo Waldgebirg den wilden Strom umdrängt.
Dort ſammelt er vereinte Kraft; tief, grimmig
Schäumt, wirbelt, kämpft, donnert er hinab.
Natur! Allmächt'ge! deren kräft'ge Hand
Des wechſelvollen Jahres Zeiten rollt,
Wie mächtig und wie hehr ſind deine Werke!
Mit ſüßem Schaudern füllen ſie die Seele,
Die ſtaunend ſie erblickt und ſtaunend ſingt!
Zu euch, ihr Winde, die ihr ungeſtüm
Zu blaſen anhebt, heb' ich meine Stimme.
Wo iſt eu'r Vorrath, ſagt, gewalt'ge Wehen?
Wo liegen eure luft'gen Waffenkammern,
Womit ihr heulende Orkane rüſtet?
In welcher fernen Himmelsgegend ſchlaft ihr,
Gewiegt in tiefe Ruh, wann's Stille iſt?
Wenn nun die Sonn', von manchem Fleck geſchwärzt,
Der über ihre Strahlenſcheibe zittert,
Am bleichen Himmel ſinkt, dann zuckt rings
Ein farbgeſtreiftes Feu'r. Die Wolken kreiſen
Und taumeln mit dem ſchwindelnden Gewicht,
Wie zweifelnd, welchem Herrn zu folgen iſt.
Langſam und bleich ſteigt dann der Mond im Oſten,
Ein mattes Rund um ſeine ſtumpfen Hörner.
Es ſenden durch die trübe Flut der Luft
Die matten Sterne ein gebrochnes Licht;
Oft ſchießen quer ſie durch das Dunkel hin
Und ſchleppen lang die weiße Lohe nach.
In kurzen Wirbeln ſpielt das welke Blatt
Und tanzend ſchwimmt die Feder auf der Flut.
Mit breiter, himmelangekehrter Naſe
Schnaubt ahnungsvoll die Kuh des Sturmes Luft.
Und ſelbſt der Hausfrau ſagt beim Abendwerk,
Wo ſie gedankenvoll die [illegible] Fäden zieht,
Das Zittern ihres Lichts, des Feuers Kniſtern
Den Sturm vorher. Vernehmlich aber kündet
Das Federvolk der Lüfte ihren Wechſel an.
Aus Oſtens Rachen, wo am Tage ſie
Ihr kärglich Mahl geſucht, drängt eine Schar
Von ſchwer'nden Dohlen ſich in trägem Flug
Und ſucht das ſchirmende Gewölb des Hains.
In ihrem Dickicht heult unausgeſetzt
Die Eule Klaggeſang; zur Höhe wirbelt
Der Waſſerrab' und kreiſet durch's Land dahin.
In Lüften ſchreit der Reiher; wildern Schwunges
Theilt kreiſend flüchtiges Gewölk die Möve.
Ungleich belaſtet mit gebrochnen Wogen
Und dumpf hebt ſich der Ocean; indeß
Vom Ufer, das der Wellenſchlag durchhöhlt,
Vom Waldgebirge eine Stimme kommt,
Die feierlich die Welt ſich ruhen heißt.
Mit ſchnellem Sturz bricht dann der Sturm hervor
Und wirft die ganze tiefgeſtürzte Luft
In einem Strom hinab. Auf's Meer, das weicht,
Senkt ſich die Himmelskraft mit wildem Schlagen
Und hebt vom Grund auf die entfachte Flut.
In Schaum getrieben, ſchäumt wilden Kampfs das Meer
Durch die rings unermeßlich [illegible] Nacht
Auf tauſend grimmigen Wogen hin zu brennen.
Die Waſſerberge flutend an den Wolken
In gräulichem Aufruhr ſchwellend, Wog' auf Wog'
Mit gräßlichem Gebrüll in's Chaos hin
Und jagen Schiffe von den Ankerketten
Weit, wie die Winde durch die brauſende Wüſte
Des mächt'gen Meers, bald fliegen ſie mit Wogen
Die Wog' hinan, bald ſchießen ſie gewaltig
Hinunter in des Abgrunds dunkle Kammern
Und rennend [illegible] ihrem Haupt die Welt
Und wiederkommend [illegible]
In vollem Hauch des Himmels [illegible]
In ſeinen Raſen, wenn [illegible]
Kein täg'licher Stand den Schiffer [illegible]
Und ſie in ihre Trümmer [illegible]
Entfeſſelt bricht [illegible] der Sturm
Der Berg [illegible]
Sich in der Felſen Gewölb, [illegible]
Erſchrocken ſeufzt an [illegible] der Schlacht
Einſam, voll Furcht des [illegible], der Pilger,
Oft fallend, ſtürzt er [illegible]
Tief wogt der ſtämm'ge Wald und weiſt gewaltig
Was vom verblichenen Schmuck geblieben, ab,
Vom Wintersturm zerriſſen und zerſchlagen

Und ſeiner Rieſenglieder rings verſtreut.
So kämpfend durch den weit zerzausten Hain
Sauſt durch das Dickicht hin der Wirbelwind.
Das Strohdach, wie die ſtolze Kuppel, packt
Er ſcharf und wirft ſie auf den Grund hinab.
Erſchrocken flieht der Schlaf, nach Einlaß brüllt
Der wilde Sturm um's ſchwankende Gewölbe.
Dann hört man, heißt es, durch die ſchwere Luft
Gewimmer, ſchrille Töne, ferne Seufzer,
Die, ausgeſtoßen von dem Geiſt der Nacht,
Vor Tod und Weh das Schickſalsopfer warnen.
Gewaltiger Aufruhr herrſcht. Am Himmel ziehn
Gemiſcht mit fliegendem Geſtirn die Wolken.
Die Schöpfung wankt. Bis daß der Schöpfung Herr,
Der einſam im Gewitterdunkel wohnt
Und oftmals furchtbar heiter auf den Flügeln
Der ſchnellſten Winde wandelt, Ruh' gebeut;
Zugleich ſchweigt dann Erde, Luft und Meer.
(Schmitthenner.)

## III.

## Young.

### Nachtgedanken.

(Erſte Nacht. V. 1—116.)

Des Müden ſüßes Heil, balſamiſcher Schlaf!
Ach, gleich dem Menſchen wandelt er bethört
Des Glückes Lächeln nach, vergißt des Grams,
Dem Schmerz flieht er auf ſchnellen Flaumenſchwingen
Und ſucht das Aug', das keine Thräne kennt.
Ich wache — kurz und ſchwer, wie immer, war
Mein Schlaf: wie ſelig die, ſo nicht mehr wachen!
Doch wehe auch, bedroht Traum das Grab!
Entſteig' ich aus der Träume wildem Meer,
Wo ſcheiternd die verzweiflungsvolle Seele
Im Wogenkampf der Schreckensbilder trieb,
Beraubt des Steuers der Beſonnenheit.
Nun lebt es nun, doch Qual löſt Qual nur ab
Und — bitt'rer Tauſch! — noch bitt'rer iſt die neue;
Der Tag zu kurz für meine Pein und, Nacht,
Im Zenith ſelbſt ihres dunklen Reiches,
Iſt gegen meines Schickſals Farbe Sonnenſchimmer.
Nacht, ſchwarze Gottheit! Von dem Ebenthrone
Streckt ſie in ſtrahlenloſer Herrlichkeit
Ihr bleiern Scepter auf die Welt im Schlummer.
Das Schweigen, o wie todt! wie tief das Dunkel!
Das Aug' ſchaut, das Ohr erlauſcht kein Ziel;
Die Schöpfung ſchläft, als ob der Weltenpuls
Des Lebens in der Pauſe der Natur.
Erhabne Pauſ'! Verkünderin ihres Endes!
Und laß die Prophezeiung Wahrheit ſein!
Geſchick! den Vorhang fall'! Ich kann nicht mehr
verlieren.
O Still' und Finſterniß, ihr ernſte Schweſtern!
Du Zwillingsbrut der alten Nacht, die ihr
Den zarten Keim des Geiſtes Vernunft erzieht
Und auf Vernunft den Entſchluß baut — die Säule
Der echten Menſchenherrlichkeit — ſteht bei!
Ich bring' euch meinen Dank im Grab, in ihm,
Eu'r Reich; es ſinkt dort als Weiheopfer
Vor eurem dunkeln Altar dieſer Leib.
Doch was ſeid ihr? — O du, vor dem entflohen
Der Urzeit Stille, als die Morgenſterne
Die junge Bahn des Erdballs jubelnd grüßten!
O du, deß Wort aus dichter Finſterniß
Den Funken, Sonne, ſchlug, o ſchlage Weisheit
Mir in den Geiſt, im Geiſte, der zu dir
Sich ſchwinget, ſeinem Schöpfer, ſeinem Schatz,
Wie Geiz zu ſeinem Gold, indeſſen Andre ſchlummern.
Durch's dichte Dunkel der Natur und Seele,
Die Doppelnacht, ſend' des Erbarmens Strahl,
Mir Licht und Labſal. Leite mein Gemüth,
Das gerne weit von ſeinem Jammer flöhe,
Durch's bunte Spiel von Leben und von Tod
Und hauch' aus jedem Zug der Scenerie
Das Edelſte der Wahrheit in ſein Innres!
Beſeele meinen Wandel wie mein Lied,
Lehr' meine beſte Einſicht weiſe ſein
Der Gradheit lehre meinen beſten Willen,
Und pflanz' in meine Bruſt den feſten Schluß,
Der Weisheit treu die alte Schuld zu löſen.
Laß nicht die Schale deines Zorns, ergoſſen
Auf dies verdammte Haupt, vergeblich ſtrömen!
Eins ſchlägt die Glocke. Nur der Zeit Verluſt
Bezeichnet uns ihr Sein, drum leiht der Menſch
Ihr eine Zunge weiſ'. Wie Engelsruf
Empfind' ich ihn, den feierlichen Schall.
Vernahm ich recht, ſo iſt's die Sterbeglocke
Der Stunden, die von mir dahingeſchieden.
Wohin? Zu Jahren vor der Weltenfluth.
Es iſt das Zeichen, das zur Eile ruft.
Wie viel bleibt noch zu thun! Es fährt entſetzt
Mein Hoffen auf und meine Furcht; ſie ſchauen
Auf ſchmalem Lebensrand hinab — auf was?
Die Tiefe, die kein Menſchenaug' ergründet,
Die dunkle Ewigkeit — unfehlbar mein!
Und kann die Ewigkeit mir angehören,
Dem armen Pfründner einer güt'gen Stunde?
Wie arm, wie reich, wie niedrig, wie erhaben,
Welch Kunſtgeweb', welch Wunder iſt der Menſch!
Wie aber Wunder doch erhaben der,
Der ſo ihn ſchuf! In unſrem Weſen einend
Den ſonderbaren Kampf des Widerſpruchs!
Aus mancherlei Naturen reiche Miſchung,
Feſt ein Band von weit entfernten Welten!
Ein edel Glied der unermeßnen Weſenkette!
Im Weg vom Nichts zu Gott der Mittelpunkt!
Ein Aetherſtrahl, vom Erdendunſt getrübt, —
Obwohl getrübt, entehrt, noch immer göttlich!
Ein bleiches Kinderbild der höchſten Größe!
Des Himmels Erb'! Des Staubes ſchwacher Sohn!
Hilflos Unſterblicher! Unendliches
Inſect! ein Wurm! ein Gott! — Ich bebe vor
Mir ſelbſt und bin im eignen Sein verloren.
Ein Fremdling in der Heimat, wandelt der
Gedanke auf und ab, erſtaunt, entſetzt,
Und wundert ſeines eignen Weſens ſich.
Wie ſchwindelt die Vernunft! O welches Wunder
Iſt Menſch dem Menſchen, kläglich jubelnd, ach!
In Furcht und Luſt erregt, des Wechſels Beute!
Was ſchützt des Lebens Hauch! Was ſtößt ihn aus?
Dem Grab entreißt mich keines Engels Arm
Und Engelſchaaren ſchließen nicht in's Grab.
Mehr als nur Ahnung iſt's: das All erhebt
Als Zeuge ſich. Zwar hält die Glieder ſanft
Des Schlummers Macht, doch mein Geiſt im Tacte
Der Phantaſie auf Zauberfluren ſchwebt,
Durch die Nacht des Waldes klagend ſchleicht,
Von ſchroffer Felſenſpitze ſtürzt, den Pfuhl,
Von Schilf umkränzt, in bitt'rer Angſt durchſchwammen,
Die Klippen aufwärts klomm, im Hauch des Sturmes
Mit wild erträumten Geſpenſterſchaaren tanzt.
Doch ſpricht ſelbſt der irre Flug der Seele
Den Geiſt als ein erhabner Weſen aus,
Als jener Staub, den unſer Fuß betritt,
Thätig, ätheriſch, ſtrebend, unbegränzt
Und ſchuldlos beim Sturz des ſchwereren Gefährten.
Selbſt ſtille Nacht verkündet mich unſterblich,
Selbſt ſtille Nacht verkündet ew'gen Tag.
Zum Menſchenwohl ſchafft Himmelsſorge Alles;
Der dumpfe Schlaf belehrt, der eitle Traum
Umgaukelt nicht vergeblich unſern Sinn.
Warum die Klage denn um Unverlorne?
Warum ſchleicht der Gedanke gramvoll um
Ihr Grab, in glaubenloſem Leid [illegible]?

Sie leben! herrlich leben ſie ein Leben,
Auf Erden unerkannt, unbegriffen.
Und aus dem Aug' voll Liebe träufelt mir
Ihr himmliſch Mitleid, wie, mit größerm Rechte
Den Todten beigezählt. Hienieden Wüſte,
Einöde hier; doch wie bevölkert iſt,
Wie lebendreich das Grab! Hienieden nur
Der Schöpfung Trauergruft, das Leichenthal,
Der kalte Schatten des Lebensbodens
Und der Erinnerung Land, der nicht'gen Schatten!
Auf Erden Alles Schatten, Alles Wahn,
Nur aber ihr; das Gegentheil glaubt Thorheit
Wie iſt das Reich, das keinen Wechſel kennt
  Hier iſt des Daſeins Morgen, Dämmerung.
Das Grauen unſers Tags und ſeine Sterne.
Verſchloſſen bleibt des Lebens Pforte noch.
Nur Tod, der ſtarke Tod, er hebt des Riegels Maſſe,
Er ſprengt die ſchwere Scheidewand aus Thon
Und gibt uns Daſeins Umbrauenen frei:
Denn ſeiner liegt vom edlern Leben fern,
Bis wir, der Keim, der ferne vom Lichte, noch
Nicht Embryo, in irdnem Boden ſchlummert
Ihm gleichen wir, bis wir die Schale brechen,
Die Schale aus Staub, die uns umgibt,
Nur ein in's Leben gehn, der Engel Leben
— O Wonne! — aus der Menſchen Leben auch.
(Bengel-Sternau.)

## 11.

## Gray.

### Elegie, geſchrieben auf einem Dorf-Kirchhof.

Die Abendglocke wiegt den Tag zur Ruh,
  Schwer zieht die Heerde brüllend heim vom Felde;
  Der müde Landmann ſchleicht der Hütte zu
  Und läßt der Dunkelheit und mir die Welt.
Jetzt bläſſet aus der Landſchaft Schimmer weg,
  Die Luft wird feierlich und ſtille ſein,
  Nur noch den trägen Flug der Käfer ſchwirren
  Und ſchläfrig Klingeln lullt die Hürden ein.
Aus jenem Thurm im Epheuumrankten
  Verklagt die Eule trauernd bei dem Mond
  Ihn, der nach ihres Reiches Heimlichkeit
  Nahe, naht ihr alt einſames Reich verhöhnend.
Wo Ulme Schatten wirft und Eibenbaum,
  Auf Moderhügeln ſich der Raſen hebt,
  Für immer ſchlafen in dem engen Raum
  Des Dörfleins Ahnen, die hier einſt gelebt.
Des weihrauchduft'gen Morgens Säuſelhauch,
  Die Schwalbe, zwitſchernd vom Strohdächerrand,
  Des Hahnes Trommeten, des Hornes Schall
  Ruft aus dem tiefen Bett ſie nimmer wach.
Für ſie entbrennt des Herdes Glut nicht mehr,
  Treibt keine Hausfrau abendliche Müh',
  Kein Kind erharrt lallend ihre Wiederkehr,
  Klimmt um den Kuß mit Neid empor am Knie.
Den Waizen ihre Sichel oft gewann
  Und oft die harte Scholle brach ihr Pflug;
  Wie froh in's Feld ſie trieben ihr Geſpann,
  Wie ihre ſtarke Hand die Wälder ſchlug!
Ehrgeiz verſpotte nie ſo dunkles Loos,
  Nützliche Arbeit, niedre Freuden nicht;
  Vornehm belächle nie, wer arm und groß,
  Den Lebenslauf des Armen, kurz und ſchlicht.
Der Wappen Glanz, der ſtolze Prunk der Macht,
  Was Schönheit gab und was Reichthum immer gab,
  Sinkt unvermeidlich einmal in die Nacht.
  Des Ruhmes Pfade leiten nur zum Grab.
Werft nicht auf ſie die Schuld, ihr ſtolzen Herrn,
  Wenn man kein Denkmal auf die Hügel ſtellt,
  Wo durch die langen Kirchgewölbe hin
  Der Chor des Pſalmes Laute tönend ſchwellt.
Bilderreicher Aſchenkrug, beſeelter Stein,
  Bannt er den flieh'nden Hauch in die Geſtalt?
  Kann Ruhm beleben den ſtummen Moder ſchnell?
  Rührt Schmeichelei den Tod, ſo taub und kalt?
Hier ruht vielleicht in unbekanntem Grab
  Manch Herz, erfüllt einſt von des Himmels Feuer,
  Hände, die hätten wohl den Herrſcherſtab
  Geſchwungen und mit Glut durchſtrömt die Leier.
Doch hielt Erkenntniß nie entrollt ihr Buch,
  Reich von dem Raub der Zeiten, ihnen vor;
  Den edlen Drang hemmte der Armuth Fluch,
  Des Geiſtes ſchöpferiſcher Strom gefror.
Gar manchen Edelſtein im reinſten Glanze
  Birgt unergründlich ſchwarz des Meeres Gruft;
  Gar manche Blume muß verborgen blühn
  Und haucht die Süßigkeit in öde Luft.
Manch ein Dorf-Hampden, der auf ſeiner Flur
  Furchtlos dem kleinen Zwingherrn widerſtand,
  Ein Milton ruht hier, ſtumm und ruhmlos nur;
  Ein Cromwell, unbefleckt mit Blut vom Land.
Beherrſchen folgſamen Senates Schluß,
  Verachten drohend Weh und Mißgeſchick,
  Streu'n auf ein lächelnd Land aus Ueberfluß,
  Ihr' Werke leſen in des Volkes Blick,
Verbot ihr Loos; doch ſchrieb es nicht ein Ziel
  Der Tugend vor, auch dem Verbrechen vor;
  Verbot den Weg zum Thron durch Blutgewühl,
  Wo ſich der Menſchheit ſchließt des Mitleids Thor.
Nicht hehlen durften ſie Gewiſſenspein,
  Ertränken edler Scham die Wange nicht,
  Noch füllten ſtolzer Ueppigkeit den Schrein
  Mit Weihrauch ſie, entzündet am Gedicht.
Fern von des tollen Haufens niederm Streit,
  Nachdem ihr Wunſch den Irrweg nie betrat;
  Dahin durch's Thal in kühler Einſamkeit
  Verfolgten ſie geräuſchlos ihren Pfad.
Doch ſelbſt dieß Gebein vor Kränkung ſchützt
  Noch ein gebrechlich Denkmal, hier erhöht,
  Das mit den Reimen, Bildern, roh geſchmückt,
  Um eines Blickes kurzen Zoll euch fleht.
Durch Namen, Jahrzahl hat einfach ſtatt Ruhm
  Und Trauerlied die Muſe ſie geehrt
  Und manchen Bibelſpruch ſtreut ſie herum,
  Der fromm und gut den Landmann ſterben lehrt.
Wer konnt' als Raub der Vergeſſenheit
  Sich gern vom ſüßen Daſeins heitern Theil,
  Verlaſſen beſonnter Räume Heiterkeit
  Und ſchaut nicht ſehnend rückwärts noch einmal!
Noch ſchmiegend ſucht der Geiſt ein theures Herz,
  Um eine Thräne fleht der letzte Blick;
  Vom Hügel ſelbſt ruft die Natur im Schmerz,
  Im Staub noch iſt gewohnte Glut zurück.
Du, welchem ihr ruhmloſer Tod gekränkt,
  Der ihr Geſchick in dieſe Zeilen ſchloß,
  Vielleicht, einſam in Betrachtung verſenkt,
  Fragt ein verwandter Geiſt nach deinem Loos;
So ſpricht vielleicht ein Hirt, dem Locken weiß:
  Oft haben wir früh Morgens ihn geſehn
  Abſchüttelnd haſtig ſchnellen Schrittes den Thau,
  Der Sonne zu begegnen auf den Höh'n.
Dort an dem Fuß der weh'nden Buche, die
  Die hoch die Wurzeln krummt und wunderlich,
  Langhingeſtreckt er ſtreckte ſich am Mittag,
  Auf's Bächlein ſtarrt' er, das vorüberſchlich.
Er ſchweift' am Walde, nun lächelnd Spöttern gleich,
  Und murmelte ſeltſame Phantaſie'n,
  Nun wie Verzweifelnder, in kläglich bleich
  Von Gram, von hoffnungsloſer Liebe Pein.
Doch eines Morgens ſah ich ihn nicht mehr
  Am Hügel, auf der Haid', am Lieblingsbaum,
  Am andern Tag nicht bei dem Bach war er,
  Nicht auf dem Anger, noch am Waldesſaum.

Mit Grabgeſang im Trauerzuge ſah
Man bald ihn tragen hin den Kirchhofspfad;
Tritt her und lies die Schrift — du kannſt es ja —
Die unter altem Dorn der Grabſtein hat:
„Es ruht im Erdenſchooß ſein Haupt ſo mild,
Ein Jüngling, unbekannt dem Glück und Ruhm;
Die Muſe war nicht abhold ſeinem Loos,
Schwermuth erkor ihn ſich zum Eigenthum.
Weich ſein Herz, von liebevoller Glut;
Hold hat's der Himmel auch mit ihm gemeint;
Er gab dem Elend Thränen, all' ſein Gut,
Ihm ward vom Himmel all ſein Wunſch, ein Freund.
Forſcht nicht weiter ſeine Tugend nun
Und ſeine Schwächen grüble nicht der Spott;
Laßt Beide gleich in Hoffnung bebend ruhn
Im Schooße ſeinem Vater, ſeinem Gott!“
(Krais.)

---

## 12.

## Goldſmith.

### Ballade.

(Aus dem „Vicar von Wakefield“.)

„Führ' mich, o Klausner dieſes Thals,
Von öder Bahn zur Stell',
Wo gaſtlich winkend unverrückt
Der Kerze Schimmer hell.
Ich wall', verlaſſen und verirrt,
Mit matt erſchöpftem Tritt,
Und weiter dehnt die Wildniß ſich
Endlos bei jedem Schritt.“
Der Klausner ruft: „Halt ein, mein Sohn,
Gefahr das Dunkel deckt,
Denn treulos winkt dir Nebelſchein
Und lockt dich in den Tod.
Dem obdachloſen Kind der Noth
Schloß nie die Thür' ich noch;
Ob ich auch wenig geben kann,
Gut iſt mein Wille doch.
Drum kehre ein, und was vermag
Die Zell', das theile du,
Mein rauhes Bett, mein einſam Mahl,
Den Segen und die Ruh.
Die Heerden, die das Thal durchziehn,
Weih' ich dem Tode nie.
Die Macht, die mir ihr Mitleid ſchenkt,
Lehrt Mitleid mich für ſie.
Doch ſammelt' ich ein ſchuldlos Mahl
Am grünen Bergeshang
Und Frücht' und Kräuter bring' ich dir
Und Waſſer aus dem Quell.
Nun, Pilger, laß die Sorgen ruhn,
Kurz iſt der irdiſch' Leid,
Es braucht der Menſch nur wenig hier,
Und das nur kurze Zeit.“
Sanft wie der Thau vom Himmel fällt,
Fließt mild ſein Wort und rein;
Beſcheiden neigt der Fremde ſich,
Geht in die Zelle ein.
In einer tiefen Wildniß lag
Die Klauſe einſam dort,
Der Armen und der Nachbarſchaft
Bereiter Zufluchtsort.
Kein Vorrath unter'm Halmendach
Aengſtlich verſchloſſen war,
Die Thüre weicht der Klinke Druck,
Empfängt ein harmlos Paar.
Zur Zeit, wo die geſchäft'ge Meng'
Nun ſucht die Abendruh,
Schürt Feuer jetzt der Klausner, ſpricht
Dem ſtillen Gaſte zu.

Er breitet Frücht' und Kräuter aus
Mit heitrer Freundlichkeit,
Mit Sagen und Legenden kürzt
Er ſeinem Gaſt die Zeit.
Zutraulich ſpielt um ſie herum
Das Kätzchen auf der Erd',
Das Reis am Feuer kniſtert laut,
Die Grille zirpt am Herd.
Doch Nichts übt einen Zauber aus,
Der bannt des Fremden Schmerz,
Und ſeine Thräne fließt, denn tief
Erfüllt der Gram ſein Herz.
Mitfühlend folgt des Klausners Blick,
Wie neu ſein Gram erwacht:
„Was hat, du armer Jüngling, ſprich,
Dir dieſes Leid gebracht?
Irrſt weiter Wildniß du umher,
Verdrängt von Hof und Haus?
Trieb unbelohnte Freundſchaft dich,
Verſchmähte Lieb' hinaus?
Ach, Freuden, die das Glück uns leiht,
Sind leer und dauern nie,
Und wer die armen Dinge ſchätzt,
Iſt leerer noch, als ſie.
Und was iſt Freundſchaft, als ein Schall,
Ein ſüßes Schlummerlied,
Ein Schatten, der dem Glücke folgt,
Doch Thrän' und Elend flieht?
Und Lieb' iſt gar ein leerer Klang,
Der eiteln Schönheit Scherz,
Sie floh die Erde und erwärmt
Nur noch der Taube Herz.
Verachtung weih' den Frauen, wirf
Von dir des Grames Laſt!“ —
Doch als er ſprach, erröthet tief
Der liebverlorne Gaſt.
Erſtaunt erblickt er neuen Reiz,
Der aufſteigt, wechſelnd, ſchnell,
Wie ſich der Morgenhimmel färbt,
Durchſichtig, ſchön und hell.
Verſchämt ſenkt ſich der bange Blick,
Die Bruſt bewegt ſich hebt,
Im holden Fremden ſteht entdeckt
Ein Weib, von Reiz umwebt.
„Vergieb der Fremden,“ ruft ſie da,
„Der unglückſel'gen Maid,
Daß dieſen Ort, den du mit Gott
Bewohnſt, ihr Fuß entweiht.
Doch, ach, dein Mitleid ſchenk' der Maid,
Die Lieb' zum Wandern trieb,
Die Ruhe ſucht und der allein
Zur Seit' Verzweiflung blieb.
Mein Vater war ein reicher Lord
Und lebte bei dem Tyne,
Ich war des Vaters einzig Kind
Und all ſein Gut war mein.
Mich zu gewinnen bald heran
Ein Schwarm von Freiern zog,
Der ſchmeichelnd meine Schönheit pries,
Theils Liebe fühlt', theils log.
Mit reichem Antrag drängten mich
Die Freier jeden Tag,
Mit ihnen zeigte ſich Edwin,
Doch nie von Lieb' er ſprach.
Im einfach ſchlichten Kleid erſchien
Er, rang-vermögenslos;
Doch ſchien durch Weisheit, inn'ren Werth
Er mir vor Allen groß.
Der Thau, der fällt vom Himmel klar,
Die Blum' im Morgenlicht,
An tiefer Reinheit gleichen ſie
Des Jünglings Seele nicht.
Doch Thau und Blume glänzen nur
In unbeſtänd'gem Schein;

Sein war ihr Reiz, Beſtändigkeit
Der Blum', weh mir! war mein.
Des Leichtſinns Künſte übt' ich all'
Mit eitlem Ungeſtüm;
Wohl rührte ſeine Lieb' mein Herz,
Doch Stolz nur zeigt' ich ihm.
Bis troſtlos er durch mein Verſchmähn,
Dem Stolz mich überließ;
Und eine Wildniß ſucht' er auf
Und dort ſtarb er gewiß.
Doch mein der Kummer, mein die Schuld,
Es tilgt mein Tod ſie nur,
Drum durch die Wildniß raſtlos ſuch'
Ich des Geliebten Spur.
Und find' ich ihn, verzweifelnd leg'
Ich dort mich ſterbend hin;
Weil alſo ſtarb Edwin für mich,
Sterb' ich jetzt ſo für ihn." —
„Verhüt' es Gott!" der Klausner rief,
Schließt ſie an's Herz entzückt,
Sie wendet zürnend ſich — — Edwin
Iſt's, der an's Herz ſie drückt.
„Geliebte Angelina, ſieh
Edwin, den Deinen, hier!
Der lang Verlorene gehört
Nun ganz der Lieb' und dir.
Laß halten dich am Herzen mein,
Daß alle Sorgen ruh'n;
Mein Leben und mein Alles du,
Wir ſcheiden nimmer nun!
Nein nie! von dieſer Stunde an
Treu Lieb' uns feſt umflicht;
Der letzte Seufzer deiner Bruſt
Zugleich mein Herze bricht."

(Plönnies.)

## 13.

## Cowper.

### Heldenthum.

's war eine Zeit, als Aetna's ſtille Gluten
Noch unbemerkt im Bergesſchooße ruhten,
Gefahr nicht ahnend, die von unten ſtürmte,
Ihn im Gewölk Schneepyramid' umthürmte;
Noch bebte nicht, vom innern Donner ſchwer,
Der Blüthenhaine Gürtel um ihn her;
Olivengart und Purpurweine ſchienen,
Der Wuth unkundig von gebor'nen Minen,
Dem Landmann, der darnach voll Hoffnung greift,
An ſeinen ſichern Seiten ſtill gereift:
Als eines Tages, der dem jüngſten gleich,
In Feuerwehen kreiſend fürchterlich,
Sein Bauch auswarf den unterird'ſchen Brand,
Daß ringsum See erzitterte und Land.
Aufſteigend hängt der Dünſte ſchwarz Gewimmel
Nun ſeine Schrecken um den Nachbarhimmel;
Durch neblichen Schleier, der den Tag verdunkelt,
Der Blitzesſtrahlen raſche Blendung funkelt.
Doch welche Muſe in mächtigem Geſang
Malt wohl des Gluthſtroms reißend ſchnellen Gang!
Verwüſtung vor ihm und Zerſtörung nur,
Geſtürzte Menſchenwerke ſeine Spur;
Wein- und Oelgarten, Trift und Wald verſchwinden gar
Und alle Reize vom feſtlichen Jahr.
Des Jahres Zeiten, kehrend fruchtlos,
Sehn ungeſtalte, rohe Maſſen bloß;
Kein Boden, reizend für des Landmanns Fleiß;
Kein Blümchen keimt, kein grünes Hoffnungsreis.
Doch deckt's die Zeit — was mag nicht ihr gelingen?
Mit Grün' und heißt das Leben ſich verjüngen.
Die Myrte krönt des Waldes Lichtung wieder,
Die Heerde ſtreckt in Schatten froh die Glieder.
O ſchwankend Glück, unſichrer Zufluchtsort,
O Paradies der Freude, ſchnell verdorrt!
Derſelbe Hauch, der ſtreut umher den Duft,
Bringt Schreckensnoten zum Ohre durch die Luft;
Neu fühlt des eingeſchloßnen Feindes Qual
Der Berg und ſtrömt Verderben über's Thal,
Zehntauſend Hirten klagen ob dem Walten,
Das künft'ge Menſchenalter nur vergalten.
Ihr Herrſcher, die der Ehre Lockung treibt,
Die eurer Sache Recht in Blut ihr ſchreibt,
Zuerſt angreift und doch euch nur vertheidigt,
Ruhmſüchtig, vorſchützend, daß man euch beleidigt,
Seht hier Aetna's Sinnbild glüh'nder Flammen,
Den unheilvoll ehrgeiz'gen Stolz verdammen!
Den Strom, der hin an eurer Grenze ſtreicht
Und kund thut, wie weit eure Herrſchaft reicht,
Umwohnt ein Volk, das, eurem Thun nicht feindlich,
Nur Frieden will, ſich und den Nachbarn freundlich.
Wie tief muß die Unglücklichen gereu'n
Die eine Schuld: Nachbarn von euch zu ſein!
Trommetenſchall, beſchwärmen eure Scharen,
Die mitten durch die reife Ernte fahren;
Mit jedem Schritt zertreten ſie, was Leben
Zu Vielen, Nahrung einem Volk gegeben!
Ein Garten kaum zuvor im Feſtgewande,
Sind hinter ihnen Wildniß nur die Lande;
Hunger und Peſt, ſein erſtgeborenes Kind,
Geſandt zu enden, was das Schwert beginnt;
Und Ruhmgeräuſch, wie Teufel ſeiner werth,
Von Thoren tönt euch, da nach Haus ihr kehrt.
Zwar Ruhe folgt, doch folgt nicht Ueberfluß
Ihr auch ſo ſchnell mit fröhlichem Genuß;
Es zeigt ſich erſt in bittern Mangels Jahren,
Was für Geißeln die Erdengötter waren.
Doch endlich kehrt des Menſchen Fleiß zurück
So groß ſein Durſt nach Wohlſtand und nach Glück!
Spannt alle Sehnen raſcher Arbeit an,
Hält Nachleſ' auf des Raubes weitem Plan,
Baut neu die Städte, rauchend noch in Trümmern,
Daß friſch vom Sonnengold die Zinnen ſchimmern.
Aufblüh'n neu Handel, Kunſt, die ſich erneut
Reizt wieder den Eroberer zum Streit;
Noch einmal lernt die Erde ſich voll Grauſen:
Dem Glück von innen naht Umſturz von außen!
Was ſeid ihr, Herrſcher du und Lorbeerheld,
Als Aetna's zum Verderben eurer Welt?
Natur, entkleidet von dem geſtickten Kleid,
Trägt klagend um verheerte Fluren Leid
Und zeugt nun vor der Wahrheit Richterthrone,
Wie als Zerſtörern euch gebührt die Krone.
Ein Eiland, von des Himmels Schutz umfächelt,
Wo Friede nur und Recht und Freiheit lächelt,
Wo kein Vulcan ausſtrömt die heiße Flut,
Kein Krieger ſeinen Helmbuſch taucht in Blut,
Wo Macht beſchirmt, was reger Fleiß gewonnen,
Daß es nicht wieder plötzlich ſei zerronnen,
Ein Land, das Zwingherrn ſtets vergeblich haßten,
Woll' mir Britannien als Heimat laſſen!

(Kreiß.)

## 14.

## Chatterton.*)

### Die Tragödie von Briſtol
oder
### der Tod des Sir Charles Bawdin

Es blies wohl in ſein Wächterhorn
Der muntre Feuerhahn.

---

*) Thomas Chatterton, „der Wunderknabe," der

Dem frühen Landmann kündigt er
Des goldnen Morgens Nahn.
Der König ſah des Frühroths Strahl
Die Dämmerung durchglühn
Und hört' den Raben krächzend ſchrein:
Ein blut'ger Tag erſchien.
„Recht haſt du,“ ſprach er, „denn bei Gott
Der thront in Herrlichkeit!
Charles Bawdin, ſammt den Spießgeſell'n,
Sie ſollen ſterben heut.“
Die Ritter harrten ſchweigend da,
Kredenzten ſchäumend Bier.
„Geh zum Verräther, ſprich, daß heut
Sein Leben er verlier'!“
Sir Canterlone verbeugte ſich,
Sein Herz war ihm ſo ſchwer;
Doch ging er in des Schloſſes Thor,
Zu Bawdin ging er her.
Und als er kam, die Kinder zwei
Und auch ſein liebend Weib,
Mit heißen Thränen weinten ſie
Um Bawdin's ſtolzen Leib.
„O guter Charles!“ ſprach Canterlone,
„Was ich dir künd', iſt ſchlimm.“
„Sprich kühn, o Mann,“ ſo rief Sir Charles,
„Was ſagt dein König grimm?“ —
„Bevor die Sonn' am Himmel ſteht,
Er ſchwur's bei ſeiner Ehr',
O, daß ich's dir erzählen muß!
Wirſt du nicht leben mehr.“ —
„Wir ſterben Alle,“ rief Sir Charles;
„Das ſchafft mir wenig Leid!
Was frommt mir eine ſpanne Zeit?
Gott Dank, ich bin bereit.
Doch deinem König ſag', daß jetzt
Ich lieber ſterben wollt',
Als wenn ſein feiler Sklav' ich wär'
Und ewig leben ſollt'!“
Drauf ging Sir Canterlone hinaus,
Dem Mayor er gebot,
Was nöthig, zu beſorgen ſchnell
Für Ritter Bawdin's Tod.
Zum König ging Herr Canynge nun,
Sank knieend vor ihm hin
Und bat: „Seid gnädig, edler Fürſt,
Zeigt euren milden Sinn!“
Drauf rief der König: „Sprecht nur fort,
Ihr war't uns ſtets ein Freund;
Wie eu'r Begehr auch möge ſein,
Wir ſind euch wohlgemeint.“ —
„Mein edler Lehnsherr! Gnadet mir
Für einen Rittersmann,
Der, was er Schlimmes auch beging,
Er glaubt es recht gethan.
Er hat ein Weib und Kinder zwei,
Die all' zu Grunde gehn,
Wenn heut, was ihr gedroht ihm habt,
An Bawdin ſoll geſchehn.“ —
„Sprich mir von dem Verräther nicht!“
Der König rief in Wuth;
„Bevor der Abendſtern erſcheint,
Stirbt er in ſeinem Blut.
Gerechtigkeit verlangt ſein Haupt,
So werd' ihr! Darum — nein!
Sprich, Meiſter Canynge, worin ſonſt
Kann ich dir hilfreich ſein?“ —
„O Herr,“ der brave Canynge ſprach:
„Laßt Gott Gerechtigkeit;
Nehmt ihr des Friedens Oelzweig, legt
Das Richterſchwert zur Seit'!
Wenn Gott der Menſchen Bruſt erforſcht,
Die Beſten ſind nicht rein;
Wir ſind ja Alle ſchwach, nur Chriſt
Iſt ſündenlos allein.
Mit Milde fang' die Herrſchaft an,
Feſt wird dein Thron dann ſtehn
Und fort und fort wird dein Geſchlecht
Mit Königen uns verſehn.
Doch wenn mit Blutvergießen du
Beginnſt die Herrſchaft nun:
Die Kron' auf deiner Kinder Haupt
Wird nimmer lange ruhn.“ —
„Fort, Canynge, der Verräther falſch
Verfolgte mich mit Hohn;
Was forderſt du, daß ſolchen Mann
Mein Blutgericht verſchon'?“ —
„Mein edler Herr! Ein hoher Sinn
Schätzt doch die Tapferkeit,
Er achtet auch den ſtolzen Muth
Selbſt unter'm Feindeskleid.“ —
„Canynge, hinweg! Beim ew'gen Gott,
Der mir das Leben gab:
Ich koſte keinen Biſſen Brot,
Bis Bawdin liegt im Grab!
Maria ſei die Zeugin mir,
Heut' iſt ſein letzter Tag!“ —
Da wurden Canynge's Augen naß,
Still mied er das Gemach.
Sein Herz von ſcharfem Gram erfüllt,
Ging zu Sir Charles er dann,
Sank nieder dort auf einen Stuhl
Und ſeine Thräne rann.
„Wir ſterben Alle,“ ſprach Sir Charles;
„Was kümmert's, wann und wie?
Der Tod iſt aller Menſchen Loos,
Nichts Sich'res iſt allhie.
Sprich, guter Freund, warum du nun
So herzerbärmlich weinſt? —
Iſt's für den mir willkommnen Tod,
Daß du ſo kindiſch greinſt?“ —
Und Canynge ſprach: „Ich weine, ach,
Ob deinem frühen Tod;
Laß'ſt hilflos Weib und Kind daheim;
Dieß macht mein Aug' ſo roth.“ —
„Dann hemme deiner Thränen Flut,
Die aus dem Herzen brach;
Den Tod veracht' ich und mit ihm,
Was Edward's Zorn vermag.
Wenn des Tyrannen Machtgebot
Mich bracht' um meinen Leib,
Dann wird mein Gott, dem ich vertrau',
Beſchützen Sohn' und Weib.
Bevor ich ſah das Sonnenlicht,
War dieß Beſtimmung mir.
Wozu der Sterblichen Gemurr
Ob Gottes Rathſchluß hier?
Wie oft ſtand ich in dunkler Schlacht,
Wenn rings ein Kämpe ſank,
Wenn rauchend Ströme Purpurbluts
Der Boden gierig trank!
Und wußt' ich nicht, daß jeder Pfeil,
In leere Luft verſandt,
Auch ſtören könnt' mein Herz und dann
Zu ew'ger Ruh' mich bannt?
Und ſoll ich nun aus Todesfurcht
Verzagen blaß und bleich?

---

ſchlafloſe Seele, ſie unterging in ihrem Stolz.“ wurde geboren 1752 und vergiftete ſich, vom Hunger gedrängt, 1770. Die ausgezeichnetſten ſeiner poetiſchen Leiſtungen ſind jene, welche er in alterthümlicher Sprache verfaßt und als vorgebliche Erzeugniſſe des altengliſchen Dichters Rowley, deſſen Exiſtenz nicht einmal ſicher verbürgt iſt, bekannt gemacht hat. Die eben mitgetheilte treffliche Ballade iſt eines dieſer Gedichte, und der Held derſelben war vermuthlich Sir Baldwin Fulford, ein eifriger Anhänger des Hauſes Lancaſter, der 1461 auf Befehl Eduard's IV. zu Briſtol hingerichtet wurde.

Nein, Kinderſchreck ſchreckt mich, ich bin
An Mannesmuth noch reich.
Ach, edler Heinrich! Gott erhalt',
Schütz' dich und dein Geſchlecht!
Wenn es ſein Wille; doch, wenn nicht,
Wer zweifelt, daß es recht?
Mein braver Freund, es war mein Fehl,
Daß meinem Fürſt und Gott
Ich dient', und daß es ſonder Wank
Bezeugt nun bald mein Tod.
In London-Stadt kam ich zur Welt,
Aus altem Edelhaus,
Und meines Vaters Wappenſchild
Sah reich und vornehm aus.
Ich zweifle nicht, mein Vater wohnt,
Wohin mein Weg mich zieht,
Wo man in Glückes Armen ruht
Und alles Leid uns flieht.
Er lehrte mich: wie Mitleid man
Paart mit Geſetz und Brauch,
Und wies den Unterſchied von gut
Und böſem Grund mir auch.
Er zeigte mir mit weiſer Hand,
Wie man den Armen nährt
Und Hungernden an ſeiner Thür
Den Einlaß nicht verwehrt.
Wer kann nun ſagen, daß ich je
Der Lehr' vergeſſen hätt'?
Und nicht des Tages Schuld bereut,
Bevor ich ging zu Bett?
Ich hab' ein Weib; geh, frage ſie,
Ob ich ihr treulos war?
Und ſieh, ob meines Königs Huld
Verrath in mir gebar?
Enthaltſam war ich immerdar
Zu heil'ger Faſtenzeit.
Warum ſollt' ich bang ſcheiden nun
Aus dieſer Welt voll Leid?
Nein, armer Heinrich! Mir iſt wohl,
Ich ſeh' nicht deinen Tod!
In deiner guten Sache duld'
Ich freudig höchſte Noth.
Leichtſinnig Volk! Unglücklich Land!
Wo nie der Kriegsgott ruht.
So lang ſich Richard's Blut erhebt,
Füllt deine Flüſſe Blut.
Sprich, warſt des Friedens du ſo müd,
Des guten Heinrich's Macht,
Daß du den ruh'gen Tag verſchmähſt
Für Blut und Weh und Nacht?
Was thut's, ob mich ein Schlitten ſchleift,
Ob mich ein Bauer häut?
Ich ſpotte des Verräthers Macht,
Mein Herz iſt ohne Leid.
Was thut's, ob auf dem Pfahl verfault
Mein Leib in freier Luft?
Und ob von meinem Namen ſchweigt
Ein Denkmal in der Gruft?
Dort oben in des Himmels Buch,
Das keine Zeit verweſt,
Da unter Gottes Dienerſchar
Auch meinen Namen leſt.
Drum: willkomm Tod! Für ewig Sein
Laß ich den ird'ſchen Leib.
Lebt wohl, o Welt, ihr Theuren all',
O Söhne! du mein Weib!
So freundlich naht mir nun der Tod,
Wie einſt des Maien Luſt;
Kein Wunſch beſeelt, zu athmen noch,
Die lebensmüde Bruſt." —
Sprach Canynge: „'s iſt ein gutes Ding,
Zum Tod bereit zu ſein
Und zu Gott in den Himmel fliehn
Aus dieſer Welt voll Pein." —

Und nun begann der Glocken Laut,
Der dumpfen Ton erklang;
Der Roſſe Bäumen und Geſtampf
Zum Ohr Sir Charles' ſchon drang.
Und eben vor den Schergen kam
Sein lieb Weib zu ihm vor,
Laut ſchrie ſie und in Thränen ſchwamm
Ihr Auge ganz und gar.
„O liebe Florence, ſei gefaßt!
In Ruh laß ſterben mich,
Bitt' Gott vielmehr, daß jeder Chriſt
Den Tod anſäh' wie ich.
Lieb Weib, hemm' deiner Thränen Flut!
Sie ſchwemmt den Muth mir weg
Und weckt den Wunſch, daß länger noch
An deiner Bruſt ich läg'.
Nur eine Tagreiſ' wandl' ich fort,
Bis hin zum Segensland;
Nun nimm noch dieſen heil'gen Kuß
Als treuer Liebe Pfand!" —
Da bebt' und zitterte Florence,
Schluchzend die Arme ſprach:
„O blut'ger Edward, grauſer Mann,
Das Herz im Leib mir brach!
Und, guter Charles, du windeſt dich
Aus deines Weibes Arm?
Das Beil, das deinen Nacken trifft,
Es end' auch meinen Harm!" —
Nun kamen Diener des Gerichts,
Die letzte Friſt verſtrich;
Zur Gattin wandte ſich Sir Charles,
Sprach mild und feierlich:
„Zum Leben geh' ich, nicht zum Tod,
Blick' du vertrau'nd hinauf!
Zieh' deine Söhn' in Gottesfurcht,
Demuth und Liebe auf!
Führ' ſie auf gleichem graden Pfad,
Auf dem ihr Vater ſchritt.
Florence! Wenn Tod dich trifft — leb wohl! —
Ihr Schergen, nehmt mich mit." —
Da riß Florence das Haar ſich aus
Und raſ't wie toll umher:
„O bleib, Gemahl, Lieb, Leben bleib!" —
Sir Charles, er weinte ſehr.
Zuletzt fiel hart zur Erde ſie,
Todmatt von Gram und Schmerz;
Sir Charles ſchritt nun zur Thür hinaus,
Gewaltſam faßt er Herz.
Auf eine Schleife ſtieg er dann,
Sein Blick war ſtolz und rein,
Daß keiner unter allem Volk
So furchtlos ſchien zu ſein.
Vor ihm ging her der hohe Rath
In Gold und Scharlach ganz,
Die Troddeln flimmerten im Licht,
Verblendend war ihr Glanz.
Die Brüder von Sanct Auguſtin
Erſchienen drauf zur Hand,
Beſcheiden, wie es Mönchen ziemt,
In dunkelbraunem Gewand.
In Reih'n getheilt ertönte laut
Ihr frommer Pſalmengeſang;
Sechs Minſtrels gingen hinterher,
Süß war der Cithern Klang.
Dann kamen Schützen zwanzig fünf,
Die Armbrüſt' ſtraff geſpannt,
Zum Schutz, wenn, Bawdin zu befrein,
Fürſt Heinrich Freunde ſandt'.
Keck wie ein Löwe kam Sir Charles,
Als wüßt er Nichts von Noth:
Zwei Rappen, milchweiß aufgeſchirrt,
Sie zogen ihn zum Tod.
Drauf folgten nochmals zwanzig fünf
Der Schützen ſtark und kühn,

Die Bogen hielten ſie geſpannt
Und ſchritten ruhig hin.
Sanct Jakobs Brüderſchar zunächſt
Kam drauf mit frommem Sang;
Sechs Minſtrels ſchritten hinterher,
Süß war der Lieder Klang.
Der Mayor und die Aldermen
Sie ſchloſſen dann den Zug,
Gefolgt von ihrer Pagenſchar,
Die prächtige Kleider trug.
Und nun der Bürger Menge drang
In wilder Eile nach;
In jedem Fenſter an dem Weg
Neugierig Volk auch lag.
Und als er kam am Kreuz vorbei,
Charles wandte ſich und ſprach:
„O du, der von der Sünd' erlöſt,
Waſch' rein mich dieſen Tag!“
Am großen Münſterfenſter ſaß
Edward im vollen Staat,
Zu ſehn des Bawdin Todesgang
Der muth'gen Herzens naht.
Sobald der Schlitten nah genug,
Daß ihn der König ſah,
Sir Charles er reckt ſich hoch empor,
Rief laut die Worte da:
„Du ſiehſt mich, Edward, falſcher Schuft,
Zum Preis von Hohn und Spott;
Doch bin ich größer nun zur Stund',
Als du, beim ew'gen Gott!
Du trägſt nun eine Krone, die
Dir Liſt und Mord gebracht,
Und haſt zum Tode mich verdammt
Durch angemaßte Macht.
Du denkſt, ich würde ſterben heut',
Und ich war todt bisher;
Ich werde leben bald, gekrönt,
Und ſterben nimmermehr.
Zwar beherrſcheſt du, vielleicht
Auf wen'ge Jahr', dies Land,
Zeigſt, wie entfernt Tyrannenfauſt
Von milder Königshand.
Dein ſchnödes Unrecht, feiler Sklav,
Fall' auf dein Haupt zurück!“ —
Da fuhr der Henkerkarr'n vorbei,
Verſchwand aus Edward's Blick.
In's Antlitz trat des Königs Seel',
Er fuhr erſchrocken auf,
Zu ſeinem Bruder Gloſter ſprach
Er bleich und zagend drauf:
„Wie ſchrecklich auch der Tod erſcheint,
Bei ihm dort keine Spur;
Der Mann iſt größer als ein Fürſt,
Er ſprach die Wahrheit nur.“ —
„So ſterb' er!“ Herzog Richard ſchrie:
„Daß jeder Feind im Reich
Zum Rabenfraße würd' und bög'
Den Hals dem Henkerſtreich!“ —
Die Rappen zogen langſam fort
Bis zu den Hügeln hin;
Das Beil, nach Bawdin's koſtbar'm Blut
Begierig, glitzernd ſchien.
Sir Charles ſchritt zum Schaffot hinan;
So munter er's beſtieg,
Als ob's ein Siegeswagen wär',
Den er gewann im Krieg.
Und zu dem Volke ſprach er noch:
„Ihr ſeht mich ſterben heut',
Weil ich dem rechten König dient'
Mit Muth und Redlichkeit.
So lange Edward herrſcht' im Land,
Hier nie der Kriegsgott ruht,
Es fallen Söhn' und Gatten euch
Und eure Ström' füllt Blut.

Scherr, Bilderſaal der Weltlitteratur.

O, ihr verließt den rechten Herrn,
Als er im Mißgeſchick;
Sterbt für die gute Sach', gleich mir,
O kehrt zu ihr zurück!“ —
Dann demuthsvoll ein fromm Gebet
Sandt' er zum höchſten Gott,
Bat um der Seel' Empfang und Hilf'
In ſeiner letzten Noth.
Drauf kniet' er hin — bog auf den Block
Ruhig ſein Haupt hinab,
Das von dem Leibe hieb mit Eins
Geſchickt der Henker ab.
Zu fließen nun das Blut begann,
Rund um's Schaffot es floß;
Doch's wegzuſpülen Thränen g'nug
Jedwedes Aug' vergoß.
Das Blutbeil ſchnitt den ſchönen Leib
In Theile vier an Zahl,
Jedweden Theil und auch das Haupt
Stack man auf einen Pfahl.
Ein Theil verweſt auf Kynulph-Hill,
Eins auf dem Münſter ſaß
Und ein Theil vor des Schloſſes Thor
Der Raben Brut auffraß.
Ein ſchaurig Bild das letzte bot,
Das auf Sanct Paul's Thor ſaß:
Das Haupt ſah man am hohen Kreuz
Dort in der hohen Straß'.

(Püttmann.)

---

## 15.

## Burns.

### 1.

### Mein Herz iſt im Hochland.

Mein Herz iſt im Hochland, nicht hier iſt mein Herz,
Von Hirſchen des Hochlandes träumt's allerwärts;
Ich jage den Hirſch und verfolge das Reh, —
Mein Herz iſt im Hochland, wo immer ich geh!
Leb' wohl denn, du Hochland! leb' wohl denn, du Nord!
Du Heimat der Stärke, des Edelſinns Hort!
Wo immer ich wandle, wo immer ich bin,
Die Hügel des Hochlands ſind ſtets mir im Sinn.
Lebt wohl denn, ihr Berge, ihr ſchneeigen Höh'n!
Lebt wohl denn, ihr Thäler, ihr Ebenen ſchön!
Lebt wohl denn, ihr Wälder, ſo üppig und kraus!
Lebt wohl denn, ihr Ströme mit lautem Gebrauſ'!
Mein Herz iſt im Hochland, nicht hier iſt mein Herz,
Von Hirſchen des Hochlandes träumt's allerwärts;
Ich jage den Hirſch und verfolge das Reh,
Mein Herz iſt im Hochland, wo immer ich geh!

(Fiedler.)

---

### 2.

### John Anderſon.

John Anderſon, mein Herz, John,
Als du mir wardſt bekannt,
War deine Locke rabenſchwarz
Und hoch die Stirn dir ſtand.
Doch jetzt iſt deine Lock' ſchneeweiß,
Die Stirn ſieht niederwärts;
Gott ſegne mir dein froſtig Haupt,
John Anderſon, mein Herz!
John Anderſon, mein Herz, John,
Vereint wir den Berg erklommen
Und mancher frohe Tag, John,
Iſt zu uns Beiden gekommen,

Laß Hand in Hand uns auch, John,
Nun trippeln niederwärts;
Dann ſchlafen wir ein am Fuße,
John Anderſon, mein Herz!

(Fiedler.)

### 3.

## Mein Annchen iſt weit.

Mit grünem Gewand
Schmückt ſich froh die Natur
Und lauſchet dem Lämmchen,
Das blöckt auf der Flur;
Es zwitſchern die Vöglein
Den Willkomm erfreut,
Mich kann Nichts entzücken —
Mein Annchen iſt weit.
Schneeglöckchen, Maßliebchen
Sie ſchmücken die Au,
Es baden die Veilchen
Sich Morgens im Thau;
So ſüß ſie auch duften,
Mir ſchaffen ſie Leid:
Sie mahnen an Annchen —
Mein Annchen iſt weit.
Du Lerch', die von thauiger
Wieſe dich ſchwingſt,
Dem Schäfer den Gruß
Von dem Morgenroth bringſt;
Du Droſſel, die ſanft jetzt
Ein Morgenlied weiht:
Aus Mitleid laßt ab! — Denn
Mein Annchen iſt weit.
Komm, Herbſt, komm auf grauer,
Auf düſterer Spur
Und ſag' mir, daß ſterbend
Erblaßt die Natur;
Der ſchreckliche Winter,
Wenn's ſtürmet und ſchneit,
Erfreut mich allein — denn
Mein Annchen iſt weit!

(Pieonnied.)

### 4.

## Schotten, Wallace's Kampfgenoſſen!

Schotten, Wallace's Kampfgenoſſen,
Die ihr Blut mit Bruce vergoſſen,
Seid zu ſiegen jetzt entſchloſſen!
Siegt ihr nicht, ſo fallt!
Tag und Stunde ſind erſchienen,
Trübe ſind des Heeres Mienen,
Edward's ſtolze Macht naht ihnen,
Sklaverei, Gewalt.
Wer will treulos jetzt ſich zeigen?
Wer in's Grab als Memme ſteigen?
Wer als Sklave ſich verneigen? —
Fliehen mag' er bald.
Wer für Schottlands Kron' und Rechte
Will das Schwert ziehn im Gefechte?
Fallen frei, doch nicht wie Knechte?
Der zu mir ſich halt'!
Bei der Knechtſchaft Leid und Plagen,
Bei der Söhne Sklaventagen,
Laßt uns jeden Tropfen wagen!
Das macht frei ſie bald!
Macht der Feinde Stolz zu Schanden,
Die Tyrannenketten wanken;
Frei macht uns das Schwert von Banden. —
Drauf! Siegt oder fallt!

(Fiedler.)

### 5.

## Lied.

Wenn überm Berg den Abendſtern
Die Melkerin ſieht ſchweben, o!
Wenn aus der Furche ſchwankt das Roß,
Der Heimat zuzuſtreben, o!
Am Bache dort, wo thaubenetzt
Duftreiche Birken beben, o!
Da treff' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, o!
In dunkler Schlucht, um Mitternacht,
Hinzög' ich ohne Beben, o!
Umarmt' ich dich am Ziele nur,
Mein Lieb', mein Leben, o!
Und wär' die Nacht auch noch ſo wild,
Doch würd' ich vorwärts ſtreben, o!
Doch träf' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, o!
Der Jäger liebt die Morgenzeit,
Der Jagd ſich zu ergeben, o!
Der Fiſcher wählt den Mittag gern,
Sein maſchig Netz zu weben, o!
Mir kann die graue Dämm'rung nur
Das Herze freudig heben, o!
Dann träf' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, o!

(Freiligrath.)

### 6.

## Jeſſy.

Ein Hoch ihr, die ich lieb' ſo ſehr!
Ein Hoch ihr, die ich lieb' ſo ſehr!
Süß wie Verliebter Lächeln iſt dein Gruß
Sanft biſt du wie die Trennungszähr' —
Jeſſy!
Kannſt du auch nie die Meine ſein,
Iſt auch die Hoffnung mir verſagt,
Verzweifeln ſelbſt für dich mir beſſer
Als alles Glück der Welt behagt —
Jeſſy!
Der frohe Tag bringt mir nur Trauer,
Dann denk' ich hoffnungslos an dich;
Doch grüß' ich froh des Schlummers Träume,
Denn da in deinem Arm ich lieg' —
Jeſſy!
Ich leſ' in deinem Engelslächeln,
In deines Auges Liebesglut;
Doch wozu ſoll der Lieb' Bekenntniß?
Denn anders will's des Schickſals Wuth
Jeſſy!
Ein Hoch ihr, die ich lieb' ſo ſehr!
Ein Hoch ihr, die ich lieb' ſo ſehr!
Süß wie Verliebter Lächeln iſt dein Gruß
Sanft biſt du wie der Trennung Zähr'
Jeſſy!

(Fiedler.)

### 7.

## Hans Gerſtenkorn.

Drei Kön'ge gab's im Oſten einſt,
Drei Kön'ge groß im Sein;
Und ſie haben geſchworen 'nen theuren Eid,
Es ſtürb' Hans Gerſtenkorn.
Sie pflügten mit dem Pflug ihn ein
Gar tief, wie ſie gelobt;
Und ſie haben geſchworen 'nen theuren Eid,
Hans Gerſtenkorn wär' todt.

Doch milde der heitre Frühling kam
Und Regen fiel darauf,
Und was ſie Alle ſehr erſtaunt:
Hans Gerſtenkorn ging auf.
Des Sommers heiße Zeit erſchien,
Da ward er ſtark und breit,
Das Haupt mit ſpitz'gem Speer bewehrt,
Zu ſchützen ſich vor Leid.
Der mäß'ge Herbſt kam mild heran,
Da blaßt er und erbleicht,
Die krummen Knie, ſein ſinkend Haupt,
Daß er entkräftet, zeigt.
Die Farbe ſchwand ihm mehr und mehr,
Bald ward er altersſchwach,
Da fingen ſeine Feinde an
Zu nehmen grauſe Rach'.
Sie nahmen Eiſen, lang und ſcharf,
Durchſchnitten ihm die Knie'n
Und banden auf den Wagen feſt
Gleich einem Schelmen ihn.
Und rücklings ſtreckten ſie ihn aus
Und ſchlugen ihn lahm und krumm
Und hingen in dem Wind ihn auf
Und wandten ihn um und um.
Dann füllten ſie ein dunkles Loch
Mit Waſſer völlig an
Und warfen drein Hans Gerſtenkorn,
Drin ſchwamm er, wenn er kann.
Sie legten auf den Boden ihn,
Zu thun ihm Leids noch mehr,
Und da er noch zu leben ſchien,
Sie warfen ihn hin und her.
Sie dörrten über glühendem Feu'r
Das Mark ihm im Gebein;
Doch ein Müller es am ſchlimmſten trieb,
Zermalmt' ihn mit dem Stein.
Und ſie haben genommen ſein Herzblut
Und trinken's rund und rund
Und wie ſie trinken mehr und mehr,
Ihr Frohſinn wächst zur Stund'.
Hans Gerſtenkorn war 'n kühner Held,
Voll edler Thatenluſt,
Denn wenn ihr koſtet nur ſein Blut,
Wird muth'ger eure Bruſt.
Der Mann vergißt darob ſein Leid,
Drob hebet die Luſt ſich auch;
Drob ſelbſt erfreut die Wittwe ſingt,
Die Thräne noch im Aug'.
Hoch lebe drum Hans Gerſtenkorn!
Nehmt All' das Glas zur Hand.
Es fehl' an ſeinem Samen
Nie in Alt Schottland!

(Fiedler.)

## 8.

## Im Gerſtenfelde.

In einer lauen Sommernacht,
Wo hoch die Aehren ſtehen
Und hell der Mond am Himmel lacht,
Thät' ich zu Anne gehen.
Die Stunden floh'n, im Dämmerſchein
Sich Früh zum Spät geſellte,
Ich bitte ſie und ſie ſtimmt ein,
Sie kam zum Gerſtenfelde.
Die Luft war lau, der Wind war ſtill,
Der Mond die Flur erhellte,
Da ſetzt ſie, weil ſie ruhen will,
Sich hin im Gerſtenfelde.
Ich wußt', ihr junges Herz wär' mein
Und Lieb' mit Lieb' vergelte,
Und küßt' und küßt' ihr Mündchen klein
Im bunten Gerſtenfelde.
Ich ſchloß ſie feſt in meinen Arm,
Ihr Herz mein Herz erhellte;
O Segen ihm! es ſchlug ſo warm
Im hohen Gerſtenfelde.
Beim Mond- und Sternenlicht, das klar
Die Nacht zum Tag erhellte,
Sie ſei geſegnet immerdar,
Die Nacht im Gerſtenfelde!
Wohl war ich froh bei Sang und Klang
Im luſt'gen Zechgezelte,
Und wenn nach Arbeit, Noth und Drang
Sich Geld geſellt zum Gelde;
Doch jeder Freude hellſter Stral,
Wie ihn auch Luſt erhellte,
Sie überſtralt die Nacht zumal,
Die Nacht im Gerſtenfelde.
Und Korn und Gerſt' iſt eingebracht,
Das Bier ſchäumt in der Kanne,
Doch ich vergeſſe nie die Nacht
Im Gerſtenfeld mit Anne.

(Kaufmann.)

## 9.

## Die ſchönen Ufer des Ayr.

Schnell ſammelt ſich die ſchwarze Nacht,
Laut brauſt des Sturmes wilde Macht,
Die trübe Wolk' iſt regenſchwer,
Schon fährt ſie über die Ebne her;
Der Jäger jetzt verläßt das Moor,
Das ſcheue Rebhuhn fliegt empor,
Da wander' ich einſam, ſorgenſchwer
Am ſchönen Ufer hin des Ayr.
Der Herbſt trau'rt um die reife Saat,
Die Winters frühe Wuth zertrat;
Durch ſeiner Lüfte ſtilles Blau
Fliegt hin der Sturmwind, wild und grau.
Kein Reifen kalt mein Blut durchrinnt,
Mein Geiſt ob wilden Wogen ſinnt,
Wo Schrecken drohen um mich her,
Fern von dem ſchönen Strand des Ayr.
O nicht der Wogen wilder Brand,
Nicht jenes todesſchwangre Land —
Ob Tod ſich vielgeſtaltig zeigt,
Der Knecht das Elend nicht mehr weicht.
Doch um mein Herz ein Band ſich ſchlingt,
Mein Herz, das manche Wund' durchdringt;
Das Band zerreißt, ſie bluten ſchwer,
Scheid' ich vom ſchönen Strand des Ayr.
Leb wohl, alt Coila's Berg und Thal,
Du haid'ges Moor, ihr Schluchten all,
Wo Phantaſie ſich ruft zurück
Das längſt entſchwundne Liebesglück.
Lebwohl dem Freund und Feind ich ſag',
Dem laſſ' ich Lieb', dem Frieden noch.
Mein Herz zeigt euch die heiße Zähr',
Leb wohl, du ſchöner Strand des Ayr!

(Fiedler.)

## 10.

## Hochlands-Marie.

### 1.

Nun holt mir eine Kanne Wein
Und laßt den Becher ſein von Golde;
Denn einen Trunk noch will ich weihn
Vor meinem Abſchied dir, o Holde!
Am Damme dorten ſchwankt das Boot,
Der Fährmann ſchilt, daß ich verziehe,
Am Baume drüben liegt das Schiff
Und ich muß laſſen dich, Marie!

Das Banner fliegt; in langer Reih'
Sieht glänzen man die blanken Speere;
Von ferne tönt das Kampfgeſchrei
Und ſchon begegnen ſich die Heere.
'S iſt nicht der Sturmwind, nicht die See,
Daß ich am Ufer hier verziehe;
Auch nicht die laute Schlacht — 's iſt nur,
Daß ich dich laſſen muß, Marie!
(Freiligrath.)

### 2.

Himmelsbote, Strahl der Sterne,
Der ob ſchöner Unſchuld wacht,
Wenn ich irr' in weiter Ferne,
Schütz' Marien deine Macht!
Hold, voll Huld und ohne Fehle,
Hold und rein und klar wie du,
Auf Mariens reiner Seele
Mit dem hellſten Scheine ruh!
Laue Lüfte, mild ihr lächelt,
Leiſe weht ihr Kühlung zu;
Linder Hauch, der ſie umfächelt,
Wiege ſanft ihr Herz zur Ruh!
Und ein Engel auf ſie blicke,
Wenn ich irr' am fernen Strand;
Fern von ihr, verbannt vom Glücke,
Sei ihr Herz mein Heimatland.
(Kaufmann.)

### 3.

Ihr Ufer, Höh'n und Ströme rund
Um Schloß Montgomery's Wälle,
Grün iſt eu'r Wald, eure Blumen ſchön
Und klar ſtets eure Welle;
Hier ſtets zuerſt der Sommer prangt,
Pflegt gern hier zu verziehen,
Denn hier den letzten Abſchied nahm
Ich von Hochlands Marien.
Wie lieblich war der Birke Blüh'n,
Wie reich der Dorn ſich ſchmückte,
Als in dem duft'gen Schatten ich
An meine Bruſt ſie drückte!
Uns Beiden ſchien die goldne Stund'
Auf Engelsſchwing' zu fliehen,
Denn lieb, wie Licht und Leben lieb
Hatt' ich Hochlands-Marien.
Mit manchem Schwur und inn'gem Kuß,
Wie ſchieden wir ſo herzlich,
Verſprachen wieder uns zu ſehn
Und trennten uns ſo ſchmerzlich!
Doch ach, unzeit'ger Todesreif
Knickt' meine Blum' zu frühe,
Der Raſen grünt, in kalter Erd'
Ruht nun Hochlands Marie.
O blaß iſt nun die Roſenlipp',
Die oft ich küßt' inbrünſtig,
Und immer fort der feur'ge Blick,
Der auf mir weilt' ſo günſtig.
Vermodernd nun zu ſtummem Staub
Ihr Herz, einſt voller Glühen;
Doch nie in meinem Herzen ſtirbt
Die Lieb' Hochlands-Marien!
(Fiedler.)

### 4.

O Stern du, deſſen ſchwindender Strahl
Den jungen Morgen gern begrüßt,
Du bringſt den Tag mir noch einmal,
Wo ſie des Lebens Schuld gebüßt.
Wo weileſt du in ſel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehſt du, wie von der Seufzer Flut
Der Buſen deines Treuen ſchwillt?
Kann ich vergeſſen jenen Hain,
Wo an des Ayr gekrümmten Strand
Uns einſt in ſeligem Verein
Der Liebe Trennungsſtunde fand?
Ja, Ewigkeit ſelbſt iſt zu ſchwach,
Zu tilgen das Gefühl der Luſt,
Als du, zum letzten Male, ach!
Gelegen haſt an meiner Bruſt.
Sein Ufer küßte der rieſelnde Born,
Von dichtem Grün beſchattet rund;
Die Birke und der Hagedorn
Schlang liebend ſich um unſern Bund.
Sein Blumenbett der Raſen bot,
Der Vögel Lied war Liebesglück,
Als uns zu bald das Abendroth
Mahnt' an den flücht'gen Augenblick.
So ſchwelgt in ſchmerzlichem Genuß
Mein Herz und immer tiefer fühlt
Es ſeine Qual, ſo wie der Fluß
Sich tiefer ſtets ſein Bette wühlt.
Wo weileſt du in ſel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehſt du, wie von der Seufzer Flut
Der Buſen deines Treuen ſchwillt?
(Bockelmann.)

## 11.

## Trotz alledem!

Ob Armuth euer Loos auch ſei,
Hebt doch die Stirn trotz alledem!
Geht kühn dem feigen Knecht vorbei,
Wagt's arm zu ſein trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz niederm Plack und alledem!
Der Rang iſt das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!
Und ſitzt ihr auch beim kargen Mahl
In Zwilch und Lein und alledem,
Gönnt Schurken Sammt und Goldpokal —
Ein Mann iſt Mann trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Trotz Prunk und Pracht und alledem!
Der brave Mann, wie dürftig auch,
Iſt König doch trotz alledem!
Heißt „gnäd'ger Herr" das Bürſchchen dort,
Man ſieht's am Stolz und alledem;
Doch lenkt auch Hunderte ſein Wort,
's nur ein Tropf trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Band und Stern und alledem!
Der Mann von unabhängigem Sinn,
Sieht zu und lacht zu alledem!
Ein Fürſt macht Ritter, wenn er ſpricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Man creirt er nicht,
Der ſteht zu hoch trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Würdenſchnack und alledem
Des innern Werthes ſtolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!
Drum Jeder fleh', daß es geſcheh',
Wie es geſchieht trotz alledem,
Daß Werth und Kern, ſo nah wie fern,
Den Sieg erringt trotz alledem,
Trotz alledem und alledem!
Es kommt dazu trotz alledem,
Daß rings der Menſch die Bruderhand
Dem Menſchen reicht trotz alledem!
(Freiligrath.)

## 12.

### O, wär' mein Lieb' die rothe Roſ'!

O wär' mein Lieb' die rothe Roſ',
Die auf des Schloſſes Mauer glüht!
O wär' ich ſelbſt der Tropfen Thau,
Den man im Kelch der Roſe ſieht!
An ihrer Bruſt die ganze Nacht
Läg' ich und ſchwelgt' in trunkner Luſt;
Bis Morgens, wo der Tag erwacht,
Läg' ich an ihrer ſchönen Bruſt.
O wär' mein Lieb ein Helderſtrauch,
Wie der, voll Blumen jeder Aſt!
O wär' ich ſelbſt ein Vögelein!
Auf ſeinen Zweigen hielt' ich Raſt.
Wie wollt' ich trauern, ſäh' ich ihn
Entblättern des Novembers Wehn;
Wie ſingen, ſäh' blüh'nd und grün
Ich wieder ihn im Lenze ſtehn!

(Freiligrath.)

## 13.

### Der Kiltgang.

Nun, wer klopft an meiner Thür?
Ich, mein Schatz! ſprach Findlay.
Geh' nach Haus! was treibſt du hier?
Gutes nur! ſprach Findlay.
Wie ein Räuber ſchleichſt du doch. —
Raub' auch gern! ſprach Findlay. —
Treibſt vor Morgen Unfug noch —
Allerdings! ſprach Findlay.
Stünd' ich auf und ließ dich ein —
Laß mich ein! ſprach Findlay.
Schlief' ich wohl nicht wieder ein
Dann wohl kein! ſprach Findlay.
Wärſt du bei mir im Gemach
Wär' ich's erſt! ſprach Findlay.
Gingeſt du wohl nicht vor Tag
Freilich nicht! ſprach Findlay.
Aber nimm, bleibſt du die Nacht
Ja, ich bleib'! ſprach Findlay.
Auf dem Heimweg dich in Acht!
Fürchte Nichts! ſprach Findlay.
Aber, was im Kämmerlein
Auch geſchieht, ſprach Findlay;
Halt's geheim, verſchweig' es fein!
Ganz gewiß! ſprach Findlay.

(Freiligrath.)

## 14.

### Tam o' Shanter.

Wenn ſchon die Krämer heimwärts wandern,
Ein durſt'ger Nachbar trifft den andern,
Wenn lang der Markttag hat gewährt
Und Jeder ſucht den eignen Herd:
Dann ſitzen zechend wir gemächlich
Und werden ſelig unausſprechlich,
Vergeſſen ſchott'ſcher Meilen Länge
Und Haid' und Waſſer und Schluchten enge,
Die uns noch trennen von zu Haus,
Wo unſre Frau ſitzt trüb und kraus,
Nach Wolken auf die Stirn ſie treibt,
Sie ſchürt den Zorn, daß warm er bleibt.
Bei Tam o' Shanter ſich's bewährte,
Als Nachts von Ayr nach Haus er kehrte,
Von Ayr, fürwahr dem ſchönſten Städtchen
An wackern Männern, hübſchen Märchen.
O Tam, wie klug hätt'ſt du's gemacht,
Hätt'ſt du des Weibes Rath beacht't,
Hieß ſie dich nicht 'nen Taugenicht,
'nen Zänker und geſchwätz'gen Wicht,
Der nicht ein einzig Mal im Jahr
An einem Markttag nüchtern war,
Der, wenn er Korn zur Mühle bringt,
So lang ſein Geld reicht, ſitzt und trinkt;
Und, wenn der Schmied beſchlagen ſoll,
Sich mit ihm trinkt blitzhagelvoll;
Der bei des Herren Haus am Sonntag
Bei Kirchhof Hannchen trank bis Montag!
Sie prophezeit ihm, daß er fände
In Doons Gewäſſern noch ſein Ende,
Sonſt drehe ein Zauberer jedenfalls
Bei Allways Kirch' ihm um den Hals.
Oft, gute Frau'n, mir weh es that,
Dacht' ich, wie für ſo manchen Rath,
Für manche Predigt, lang und weiſ',
Euch keinen Dank der Ehmann weiß.
Doch nur zur Mär'! — 's war Markttag Nacht,
Als Tam ſich zum Kamin gemacht,
So recht an's Feu'r, das hoch ſich ſtreckte,
Bei ſchäum'gem Ale, das göttlich ſchmeckte,
Und Schuſter Hannes bei ſich hielt' er,
Den alten, durſt'gen, treu'n Gevatter.
Als Bruder liebt ihn Tam, denn trunken
War'n Beid' oft untern Tiſch geſunken.
Bei Sang und Schwatzen kam die Nacht
Und immer beſſ'res Ale man bracht';
Tam und die Wirthin wurden minnig
Mit Blick und Kuß, geheim und innig.
Hans bringet ſchnurr'ge Mähren vor,
Der Wirth, ſtets fertig, lacht als Chor.
Ob brüllt und raſ't der Sturm da drauß,
Tam ſchert ſich drum nicht eine Laus.
Allein die Freude gleicht dem Mohn,
Berührt, iſt todt die Blume ſchon —
Dem Schnee, der in den Fluß fällt nieder,
Erglänzend jetzt, dann nimmer wieder;
Dem Schein des Nordlichts auch ſie gleicht,
Das, eh' man's recht geſehn, entweicht;
Dem Regenbogen, deſſen Farb'
Inmitten wilden Sturms erſtarb.
Niemand hält auf den Strom der Zeiten,
Die Stunde naht, wo Tam muß reiten,
Die Stunde, die den Schlußſtein macht
Im ſchwarzen Bogen dunkler Nacht.
'ne ſchlimm're Nacht, als dieſe da,
Noch nie ein armer Sünder ſah.
Es ſtürmt, als ſtürmt' es nimmer wieder,
Und Regenſchauer praſſeln nieder,
Den Blitzſtrahl ſchnell die Nacht verſchlang,
Der Donner brüllte dumpf und lang —
'ne Nacht, ein Kind ſchon ſäh es ein,
Der Teufel mußt' im Spiele ſein.
Auf Liesſchen, ſeiner grauen Mähr' —
'ne beſſ're ſchwer zu finden wär' —
Tam ſtolpert über Dick und Dünn
Trotz Wind und Blitz und Regen hin;
Bald hält die blaue Mütz' er feſt,
Bald er ein Verslein hören läßt
Und bald bedächtig Wach' er hält,
Daß kein Geſpenſt ihn überfällt.
Jetzt bei der Kirch' Allway möcht' er ſein,
Wo Geiſter Nachts und Eulen ſchrein;
Die Furth hat hinter ſich er lang,
Wo 'n Krämer in den Schnee verſank;
Die Birken und den großen Stein,
Wo Gottfried brach das Nackenbein;
Die Geiſterhaid', den ſtein'gen Ort,
Wo einſt ein Kind umkam durch Mord;
Und auch vorbei am Born es ging,
Wo Mungo's Mutter ſich erhing.
Vor ihm ergießt Doon ſeine Fluth,
Verdoppelt brüllt des Sturmwinds Wuth.

Der Blitz durchzuckt die Himmelsſphär',
Der Donner rollt, und immer näh'r,
Als ſchimmernd durch der Bäume Reihn
Kirch' Alloway blickt mit hellem Schein.
Durch jedes Loch die Strahlen drangen
Und drin ſie jubelten und ſangen.
Hans Gerſtenkorn, du Kühnheitsbringer,
Vor dir ſcheint die Gefahr geringer.
Mit Bier vor keinem Leid wir zagen,
Bei Wein wir's mit dem Teufel wagen.
So ſchäumt das Ale in Tam's Gehirne,
Dem Teufel bot' er frech die Stirne.
Doch Lieschen ſtand wie feſt gefroren,
Bis angereizt durch Ferſ' und Sporen
Sie endlich zuſchritt auf das Licht.
Weh! was ſah Tam für ein Geſicht!
Sah Hexen da mit Zauberern tanzen,
Nicht Cotillon, nach Art der Franzen,
Nein, ſchott'ſcher Tanz nur ganz alleine
Bringt Feu'r und Leben in die Beine.
Und in des Oſtens Fenſter ſaß
In Thiergeſtalt Herr Satanas,
Ein zott'ger Hund, ſchwarz, groß und wild,
Der ihnen auf zum Tanze ſpielt':
Er drückt die Pfeifen, daß ſie tönen,
Bis Dach und Sparren all' erdröhnen.
Und ringsum offne Särge ſtanden,
Die Todten drin in Grabgewanden,
Und jeder, wie durch Teufelstrug,
Ein Licht in kalten Händen trug.
Der kühne Tam bei ihrem Schein
Sah liegen auf dem heil'gen Schrein
Im Galgeneiſen Mörders Bein',
Zwei Kinder, ungetauft und klein,
Ein eben abgeſchnitt'nen Dieb,
Dem offen ſtehn der Mund noch blieb,
Fünf Tomahawks in Mord getaucht,
Fünf Säbel, dran das Blut noch raucht,
Die Schnur, die Jünglings Hals umſchlang,
Den Dolch, der Vaters Kehl' durchdrang,
Dem nahm ſein eigner Sohn das Leben:
Am Heft noch graue Haare kleben,
Und mehr des Schrecklichen und Graſſen,
Als ich in Wort und Reim kann faſſen.
Wie Tam voll Neugier ſtaunt und ſtarrt,
Die Freud' und Luſt ſtets wilder ward.
Der Pfeifer blies ſtets hell und heller,
Die Tänzer flogen ſchnell und ſchneller
Rundum, hoch auf, die Kreuz und Quer,
Die Weiblein ſchwitzten immer mehr,
Bis ab ſie warfen ihre Kleider
Und nun im Hemde tanzten weiter.
Wohlan, Tam, wären ſie geweſen
Recht runde, volle, junge Weſen,
Ihr Hemd, ſtatt ſchmutziger Flanell,
Aus altem Linnen, rein und hell:
Die Hoſen hier, mein einzig Paar,
Einſtmals von Plüſch mit blauem Haar,
Ich zög' ſie ab dem Beine traun,
Könnt' ich die hübſchen Vöglein ſchaun.
Doch ſolche Hexen, alt und häßlich,
Zum Füllentwöhnen gut, ſo gräßlich,
An ihrem Stab ſich dreh'nd und ſchwingend,
O Tam, wie's dir nicht ekelbringend!
Doch Tam, was hübſch war, wohl verſtund.
Ein hübſches Mädchen, voll und rund,
Sich heut zum erſten Mal einfand.
Lang kannt' man ſie an Carricks Strand,
Denn manches Stück Vieh ſchoß ſie todt,
Stürzt' um ſo manches hübſche Boot,
Macht' Korn- und Gerſtenähren leer,
Das ganze Land ſie ſchreckte ſehr. —
Ihr kurzes Hemd, von Paisley-Arbeit,
Ob's auch herniederging nicht gar weit,
Ihr beſtes war's und gerngetragen;
Sie trug's ſchon in den Mädchentagen.
Nicht dachte die Großmutter dein,
Als ſie es kauft der Enklein klein,
Für zwei Pfund Schott'ſch, ihre Habe ganz,
's würd' prangen einſt beim Hexentanz.
Doch hier die Muſe ſenkt die Schwingen,
Denn nimmermehr würd' ihr's gelingen,
Zu ſingen, wie ſie tanzt ohn' Ende,
Denn kraftvoll war ſie und behende,
Und wie Tam daſtand wie verzückt
Und hielt ſein Auge für beglückt.
Selbſt Satan ſchaute gern ſie an
Und blies die Pfeife, was er kann.
Und jetzt ein Luftſprung, dann ein zweiter,
Und Tam's Vernunft hielt's aus nicht weiter,
Los brüllt er: Kurzhemd, brav gemacht!
Im Augenblick war Alles Nacht.
Kaum ſetzte Lieschen ſich in Gang,
Als vor die Höllenbande ſprang.
Wie zornig ſummt der Bienen Schwarm,
Droht ihrem Neſt ein Räuber Harm,
Wie Häschens Todfeind kläfft und bellt,
Wenn plötzlich ſie in's Aug' ihm fällt,
Und wie das Marktgedränge wallt,
Wenn „Fangt den Dieb!“ gar laut erſchallt:
So Lieschen rennt, die Hexen eilen
Ihr nach mit fürchterlichem Heulen.
O Tam, wie ſchlecht wirſt du berathen!
Als Häring werden ſie dich braten.
Umſonſt dein Käthchen auf dich harrt,
Bald trau'rt ſie, daß ſie Wittwe ward.
O Lieschen, deine Schnelle zeig',
Den Schlußſtein auf der Bruck' erreich'!
Den Schwanz weiſ' ihnen, muthig tanz'!
Denn übern Fluß geht nicht ihr Tanz.
Doch, eh' ſie konnt' zum Stein gelangen,
Hatt' ſchon ſie keinen Schwanz mehr hangen;
Denn Nannchen vor den andern allen
Droht über Lieschen herzufallen.
Schon ſprang auf Tam ſie wüthend los,
Doch Lieschens Schnelligkeit war groß,
Ein Sprung den Herrn in's Trockne bringt,
Doch war ihr Schweif hin unbedingt;
Die Hexe faßt' ſie bei dem Rumpf
Und ließ ihr kaum noch einen Stumpf.
Ihr Mutterſöhne, leſet hier
Die wahre Mär' und folget mir:
Wenn's euch gelüſtet nach dem Wein,
Fällt euch ein kurzes Hemde ein,
Denkt: leicht zu theu'r die Freude wär',
Gedenkt an Tam o' Shanter's Mär'!

(Pfizer.)

## 16.

## Baillie (Johanna).

### Gefreit und vermählet und mehr.

Die Braut iſt ſo ſchön und ſo niedlich,
Durch's Haar glatt das Band ſich ihr ſchlang,
Ihr Händchen ſo fein war und zierlich,
Doch netzten ihr Thränen die Wang'.
Neue Spitzen, die machten ihr Sorgen,
Neue Spitzen und Hausrath dazu,
Die Braut, die hat Alles zu borgen,
Hat wahrlich ſo leicht keine Ruh.
Gefreit und vermählet und mehr,
Gefreit und vermählet und mehr,
Und mag denn nicht die ſein zufrieden,
Die gefreit und vermählt iſt und mehr?
Die Mutter zur Stelle nun ſprach:
„Das ſtolze Mädchen war ſchön!

Keinen Heller hatt' ich an dem Tag
Im Beutel, da ich war Braut.
Ei, greif' du zur Spindel nur fleißig,
Die Fäden zieh rund in der Sonnen;
Viel länger, als Erbgut, das weiß ich,
Dauert Gut, das man ſelbſt ſich gewonnen.
Gefreit und vermählet und mehr,
Die Mitgift zwar eben nicht ſchwer;
Ich denke, du kannſt ſein zufrieden,
Das gefreit und vermählt du und mehr."
„Still," ſagte der Vater, der greiſe;
„Sie iſt ja mehr Kind noch, als Frau,
Iſt lange noch klug nicht und weiſe,
Iſt ein Füllen, das kommt von der Au.
Bald Vater, bald Mann nach Belieben
So wie es der Bräutigam wählt —
Da läßt ſich beſtändig noch lieben,
Wenn zwanzig die Frau noch nicht zählt.
Haube bedecket ſo prächtig
Locken, die Wind weit umher.
Bald lachen, bald weinen möcht' ich,
Denk' ich, daß ſie bei uns nicht mehr."
Dann ſprach der Bräut'gam, der ſchlanke,
Und prächtige Worte er macht':
„Ob leer auch die Koffer ich ſchaue,
Reich bin ich, wenn dein Auge mir lacht.
Ein ſtolzer, wenn ich dich bringe,
Obwohl nicht vornehm dein Kleid,
Als hätt' ich mit Purpur und Spitzen
Das reichſte der Mädchen gefreit.
Theuerſtes Mädchen von allen,
Biſt gefreit und vermählet und mehr;
Nun laß dir dein Häuschen gefallen
Und gib dich zufrieden nunmehr!"
Roth ward ſie und lächelt', die Blicke
Verſchämet zur Erde ſie wandt',
Begreifend kaum all' ihr Glücke,
So ſpielt an dem Kleid ihre Hand.
Bald kneipt ſie ihr blaues Leibchen,
Bald zupft ſie am blauen Band,
Dann lächelt ihm zu noch ſein Weibchen
Und ſchnell wie ein Reh fort ſie rannt'.
Gefreit und vermählet und mehr,
Vermählet und Hausfrau nunmehr —
Und kann ſie nicht wohl ſein zufrieden,
Die gefreit und vermählt iſt und mehr!

(Fiedler.)

---

## 17.

## Cunningham (Allan).

### Liebe Lady Anne.

'S iſt Honig auf meines Liebchens Lippen
Und Gold in ihrem Haar,
Ihre Brüſte gehüllt ſind in heil'gen Schlei'r,
Kein Aug' ſie ſieht fürwahr.
Welche Lippe darf küſſen, welche Hand berühren,
Welch liebender Arm umſpannen
Die Honiglippen, die milchweiße Hand
Und den Leib von Lady Annen!
Sie küßt die Lippen des Rösleins roth,
Noch naß von Tropfen Thau!
Keine Lippe, ob vornehm oder gering,
Ihren Mund zu küſſen ſich trau'!
Ein diamantner Gürtel mit goldner Schnall'
Ihren ſchlanken Leib muß umſpannen.
O, ein Kleinod iſt für den Himmel ſie,
Meine liebe Lady Anne.
Ihr Kämmerfenſter voll Blumen prangt,
Gebunden mit Silberdraht,
Und lieblich liegt ſie mitten drein,
Daß entzückt wird, wer ihr naht.
Sie ſchiebt die Locken von ihrer Wang'
Mit milchweißer, milchweißer Hand,
Von Gottes Finger berührt ſcheint die Wang'
Meiner lieben Lady Anne.
Die Morgenwolke mit Gold iſt verbrämt,
Wie die Mütz' auf Liebchens Kopf,
Auf dem Mantel, den meine Liebſte trägt,
Iſt mancher goldige Tropf.
Ihre Brauen ein heil'ger Bogen ſind,
Nicht gemacht von Menſchenhand,
Und Gottes Hauch auf den Lippen ſchwebt
Meiner lieben Lady Anne.
Bin ihres Vaters Gärtnerburſch
Und bin gar arm dabei,
Meiner alten Mutter gehört mein Lohn,
Meiner Mutter und Waiſen zwei.
Meine Dame kommt, meine Dame geht,
Mit voller und gütiger Hand —
O, Gottes Segen fall' auf mein Lieb,
Auf die liebe Lady Anne!

(Fiedler.)

---

## 18.

## Cannahill.

### Düſtrer Winter iſt entflohn.

Düſtrer Winter iſt entflohn,
Sanfte Weſte wehen ſchon,
Hör' der Droſſel Jubelton
In Stanley's Birkenhaine, o!
In Gleniffer's thau'gem Thal
Blühn Schneeglöckchen ohne Zahl,
Blühen wie du allzumal,
Du liebe, herz'ge Kleine, o!
Komm, mein Mädchen, laß uns gehn
Auf Glenkillochs ſonn'ge Höhn,
Laß uns freuen, ewig ſchön,
Genießen im Sonnenſcheine, o!
Hoch aus weißen Wolken ſchallt
Lerchenſang in Newtons Wald,
Weiß der Weide Knoſp' ſich ballt
An Uferrands Geſteine, o!
Durch den Wald die Elfe träumt,
Zarter Farrn die Felſen ſäumt
Und der Bach durch Hagel ſchäumt
Und Freud' erſcheint alleine, o!
Doch der Bäum' und Blumen Blühn,
Vogelſang und Wieſengrün
Kann mit Luſt mich nur durchglühn,
Mit dir, du herz'ge Kleine, o!

(Fiedler.)

---

## 19.

## Hogg,

(der Ettrickſchäfer.)

### Kilmeny.

(Ein Feenmärchen.)

Das Thal durchſchweifte Kilmeny ſchön,
Nicht um Duneira's Männer zu ſehn
Und des Inſelmönches roſigen Schein,
Denn Kilmeny war rein, wie rein kann ſein.
Sie wollte nur hören die Nachtigall
Und pflücken die Blumen am Waſſerfall
Und pflücken die Hagbutt' und Himbeer' auch
Und Nüſſe, die hingen am Haſelſtrauch;
Doch lang mag die Mutter ſchau'n über die Mauern,
Lang mag ſie ſuchen in Waldesſchauern

Und lang mag der Laird von Duneira weinen,
Eh' er Kilmeny ſieht wieder erſcheinen.
Als mancher Tag war genaht und geflohn,
Als mild ſchon der Schmerz, todt die Hoffnung ſchon,
Als Meſſe ſchon war für Kilmeny geſungen,
Als Ausruf und Todtenglock' ſchon erklungen:
Spät, ſpät in der Dämm'rung, als Lärm war erſterbt
Und der Saum an dem weſtlichen Himmel ſich röthet,
Der Wald war ſtill und der Mond verging,
Der Hüttenrauch über der Ebene hing
Wie ein Wölkchen allein in dem Weltenring,
Das Feuer nur glühte mit furchtſamem Schein
Spät, ſpät in der Dämm'rung Kilmeny kam heim.
Kilmeny, Kilmeny, wo wareſt du? ſprich!
Lang ſuchten im Holz und im Thale wir dich,
Bei Waſſerfall, Furth, in den Tiefen und Höh'n;
Doch ſiehſt du ja aus geſund und ſchön.
Woher dein Kleid, wie die Lilie rein,
Und von grünen Birken das Haarband fein?
Und die Roſen mit wunderlieblichem Schein?
Kilmeny, Kilmeny, wo konnteſt du ſein?
Kilmeny ſchaut auf mit lieblicher Mien',
Auf ihrem Antlitz kein Lächeln erſchien,
Ihren Blick und ihr Aug' eine Stille beſiegt
Wie die Still', die auf grüner Ebene liegt,
Wie Nebel an's ruhige Meer ſich ſchmiegt.
Denn wo ſie geweſen, Kilmeny nicht kannt',
Und was ſie geſehen, ſie ſelbſt nicht verſtand.
Geweſen ſie war, wo der Hahn nicht kräht,
Wo Regen nicht fällt und der Wind nicht weht.
Doch die Himmelsharfe zu klingen ſchien,
Es ſpielt' um den Mund ihr 'ne himmliſche Mien',
Wenn ſie ſprach von den lieblichen, ſchönen Geſtalten,
Vom Land, das nimmer noch Sünde enthalten.
Ein Baumgang iſt in jenem Hain
Und in dem Gang iſt ein Wieſengrund
Und in dem Grunde ein Weſen ſtund,
Hat weder Blut, noch Fleiſch, noch Gebein.
Dort ſich Kilmeny niederſtreckt,
Den Buſen mit ſchönen Blumen bedeckt;
Doch die Luft war mild und die Stille tief
Und Kilmeny ſchon gar bald entſchlief.
Mehr wußte ſie nicht, das Bewußtſein ſchwand,
Bis ſie weckten die Lieder im fernen Land.
Da lag ſie auf Lager von Seide ſo fein,
Wo des Regenbogens Farben drein;
Von lieblichen Weſen war rings ſie umkreiſet,
Die früher durch's menſchliche Leben gereiſet.
Und ſie lächelten ſtets und begonnen zu fragen:
Wer hat dieſe Sterbliche zu uns getragen?
Lang bin durch die weite Welt ich gereiſt,
Erwiedert ein ſanfter, ehrwürdiger Geiſt;
Seit tauſend Jahren bei Tag und Nacht
Sorgfältig die Schönen der Erd' ich bewacht,
Ich habe bewacht ſie weit und breit,
Wo immer nur blühet die Weiblichkeit.
Doch Jungfrau'n, fleckenloſe und reine
An Körper und Seele fand ich keine,
Nie fand ich, ſeitdem regieret die Zeit,
'ne Jungfrau in ſolcher Weiblichkeit.
Dies liebe Mädchen nur ſah ich allein
Wie Morgenſchnee ſo fleckenrein;
Durch zwanzig Jahre ſo frei ſie beſtand
Wie die Geiſter, die wohnen in dieſem Land,
Den Männerſchlingen entführt' ich ſie,
Daß Tod und Sünde ſie kenne nie.
Sie drückten die Hand ihr, umarmten ſie gar,
Sie küßten die Wang' ihr und kämmten ihr Haar,
Manch ſchöne Geſpielin trat zu ihr herzu
Und ſprach: Willkommen, Kilmeny, biſt du!
Das Weib iſt frei von der ſchimpflichen Schmach,
Geſegnet ſei, da du geboren, der Tag!
Nun iſt's zu ſehn, nun wird's bekannt,
Was ein Weib ſein kann, dem Geiſterland.
Manch langes Jahr in Sorg' und Leid
Durchſchweiften die Welt wir weit und breit,
Geſandt, zu bewachen der Weiber Leben,
Die Nahrung der ewigen Seele geben.
Wir folgten ihnen beim Dämm'rungsſchein,
Wenn ſie gingen in Waldesſchatten allein;
Bei der Lilienlaub' und dem Bett von Heid'
Erſpähten uns unſichtbare Thränen das Leid.
Wir lullten in Schlaf ihre brennenden Triebe
Oder ſchlichen uns weinend vom Lager der Liebe,
Wir ſahn, wir ſahn — doch die Zeit anbricht,
Wo die Engel erbleichen beim ſchönſten Geſicht.
O dächte der Sterblichen ſchönerer Theil,
An die heilige Wahrheit zu ihrem Heil!
Verwandte Geiſter ſehn's, wenn ſie ſich regen,
Bewachen ſie ängſtlich auf allen Wegen
Und Schmerz um die Schande der Menſchheit ſie hegen.
O, des Mädchens Gebet der Himmel behält
Und den Seufzer, der ſchöne Buſen ſchwellt,
Und der Himmel freut ſich, thut ſchöner Mund
Worte der Wahrheit und Tugend kund,
Und es freu'n ſich unſichtbare Vollgewalten
Der Seele, die rein ſich im Körper erhalten.
Kilmeny, von keinem Makel entſtellt,
Kehrſt je du wieder zurück zur Welt,
Zur Welt voll Sünd' und Noth und Angſt,
Erzähl' von den Freuden, die hier du erlangſt,
Von den Zeichen, die hier deine Augen ſahen,
Von den Zeiten, die ſind, und den Zeiten, die nahen.
Sie erhuben Kilmeny, ſie führten ſie fort,
Sie wandelt im hellen, doch ſonnloſen Ort.
Der Himmel, ein Dom, war kryſtallen und hell,
Des Lebens ſowohl, wie des Lichtes Quell.
Die grünen Felder von ſtrahlendem Glühn
Und die Blumen von immerwährendem Blühn,
Dann tauchten ſie tief in den Strom ihren Leib,
Daß ewig ihr Jugend und Schönheit bleib'.
Sie lächelten freudig, als ſie umzogen
Des Lebensſtromes durchſichtige Wogen.
Und ſie hört anſtimmen da einen Geſang,
Sie wußte nicht wo, doch ſo lieblich er klang,
Wie ein Traum am Morgen, ſo traf er die Ohren:
„Geſegnet der Tag, da Kilmeny geboren!
Nun iſt's zu ſehn, nun wird's bekannt,
Was ein Weib ſein kann, dem Geiſterland.
Die Sonne, die ſcheint in der Welt ſo hell,
Eine Kohle, geborgt von des Lichtes Quell,
Und der Mond, der bei Nacht hat den Himmelsthron
Wie ein goldener Bogen, wie glanzloſe Sonn',
Sie werden verſchwinden, vom Himmel geriſſen,
Und die Engel, die Lüfte durchfliegende, ſie miſſen.
Doch lange, noch lange nach Tag und Nacht,
Wenn ſchon nicht der Sonn' und der Welt wird gedacht,
Wenn der Sünder gegangen ins ſchwere Gericht,
Die Blüthe Kilmeny's auch dann ſchwindet nicht.
Zum grünen Berge dann führten ſie ſie,
Zu ſehen, was Sterbliche ſahen noch nie;
Sie huben auf purpurnen Stuhl ſie empor
Und hießen ſie ſchauen ſo Aug' als Ohr
Und merken die Wechſel durch Geiſterhand,
Denn jetzo ſie lebt im Gedankenland.
Sie ſchaut' und nicht Sonne, nicht Himmel ſie ſah,
Nur ein Dom von Kryſtall, vielfarbig, war da.
Und wieder ſie ſchaut', doch Land ſah ſie nicht,
Nur endloſen Wirbel von Strahlen und Licht.
Und ſtrahlende Weſen gingen und kamen,
Viel ſchneller, als Wind und des Blitzes Flammen.
Sie vermochte den Glanz nicht länger zu ſehn,
Sie blickte von Neuem und neu war die Scen'.
Am Sommerhimmel die Sonne ſtand ſtill
Und Ambrawolken flogen herbei,
Ein liebliches Land zu Füßen ihr war,
Mit grauen Bergen und Seeen klar;
Und das Land hatt' Thäler, beeiſte Höhn

Der tauſend Inſeln in blauen Seen
Sie ſah im Thal das Getreide wogen,
Sah, wie die Hirſche die Flur durchflogen,
Sah manchen Sterblichen müh'n ſich ſehr, —
Ihr ſchien's, ſie ſah das Land ſchon eh'r.
  Eine Dame ſah ſie auf einem Thron,
Die ſchönſte, die je beſchienen die Sonn',
Ein Löwe leckt' ihr die milchweiße Hand
Und ſie hielt ihn an einem ſeidenen Band.
Und zu Füßen ſtand ihr ein Mädchen gar,
Mit ſchmelzendem Aug' und 'nem Silberſtab;
Da kam ein Krieger daher von Weſten,
Zu freien die, die er liebt am beſten;
Den Knaben, ihr Herz zu binden, er ſandt',
Sie nahm ihn auf und lieb ſie ihn nannt'.
Doch wie er ihr ſchmiegt an den Buſen ſich,
Da fühlt ſie den Schmerz wie vom Schlangenſtich.
  Ein mürriſcher, widriger Wicht dann kam,
Der hetzte den Löwen auf ſeine Dam',
Der mit ſchmelzendem Auge das Mädchen fein,
Die weint' eine Thräne und ging vorbei.
Und ſie ſah vor dem Feuer die Königin weichen,
Sah die ſchönſte Blume der Welt erbleichen.
Und ein Sarg auf ferner Ebene ruht
Und es tropfte gleich Regen das rothe Blut.
Da wurde Kilmeny das Herz gar ſchwer,
Sie wandte ſich weg und ſchaute nicht mehr.
Da lachte gewaltig der grimmige Wicht,
Man dämpft' ihn zu Boden, doch ſtarb er drum nicht,
Er reizte den Löwen zu Thaten der Wuth
Und es floß im Reiche des Wildes Blut.
Doch der Löwe ward ſtark, an Gefahren gewöhnt,
Als er ward mit der Roſ' und dem Kleeblatt gekrönt.
Dann lacht' er des Mannes und jagt' ihn hinweg,
Daß auf Bergen mit Hirſchen er weiden mög';
Und dem Himmel der Löwe wollt' widerſtreben,
Doch ſein Ziel war geſetzt und kein Lohn ihm gegeben.
Kilmeny wandt' ab ihre Augen vor Scheu.
Sie blickte von Neuem und die Scene war neu.
Sie ſah um ſich, in ſchöner Entfaltung
Der halben, ſtrahlenden Welt Geſtaltung;
Die Flüſſe floſſen, die Meere rollten,
Die ſündigen Menſchen ein Ziel ſein ſollten.
Sie ſah, wie ein Volk voll Wuth und Rach'
Aus ſeinen Schranken wie Teufel brach.
Die Lilie wuchs und der Adler flog
Und lärmend heran die Raubſchar zog;
Die Wittwen klagten und Blut floß roth
Und dem Menſchengeſchlecht war Verderben gedroht;
Nie zeigt der Adler Furcht noch Scheu,
Bis ihn faßte mit tödtlichen Klauen der Leu.
Da hatte der Adler ſchweren Stand
Als ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt'.
Und flog er nach Süden oder flog er nach Nord,
Die Löwenrachen war da ſofort.
  Mit verſtümmeltem Flügel und Klaggeſchrei
Der Adler ſuchte ſein Neſt auf's Neu.
Lang mag er ſitzen im blutigen Neſte
Und pflegen die wunde Brut auf's Beſte,
Eh' er auf's Neue auf ſich macht,
Zu verſuchen des herrlichen Löwen Macht.
  Zu ſingen, was da Kilmeny geſehn,
Erſcheinungen, die nie auf Erden geſchehn,
Des Sängers Stimme nicht könnt' es tragen
Und der Harfe Saiten würden verſagen.
Doch frei von Sorgen die Menſchen ſie ſah
Und Alles war Lieb' und Eintracht da,
Und ruhig die Sterne des Himmels erbleichen,
Schneeflecken am Wintertage ſie glichen.
  Da verlangte Kilmeny zu ſehn noch einmal
Die Freunde, die blieben im Erdenthal,
Zu melden vom Orte, wo ſie ſich fand
Und den Wundern im unſichtbaren Land,
Zu ſagen den ſchönen Mädchen im Leben,
Die den Himmel liebt, die die Geiſter umſchweben,
Daß, wenn ihre Seele bleibt fleckenrein,
Einſt ewige Schönheit ihr Lohn wird ſein.
Bei fernen Klängen, ſanft und tief,
Kilmeny alsbald geſund entſchlief;
Und als ſie erwacht, da lag ſie im Hain,
Mit Blumen bedeckt, im Thalgrund allein.
Als ſieben lange Jahre entflohn,
Als mild ſchon der Schmerz, todt die Hoffnung ſchon,
Als kaum man noch dacht' an Kilmeny's Nam',
Kilmeny ſpät Abends nach Hauſe kam.
  Und ihre Schönheit war engelgleich,
Doch ihr Auge war ruhig und ſtill zugleich.
Solche Schönheit kein Barde beſingen mag,
Denn drin nicht Stolz und nicht Leidenſchaft lag,
Und der Mädchenaugen ſchwärmendes Strahlen
Sah nie man auf ihrem Antlitz ſich malen.
Und einer Lilie gleich ſie blüht,
Die Wang', wie die Moosroſ' im Regen glüht,
Ihre Stimme gleich fernem Sange klingt,
Der über das Meer in der Dämmerung dringt.
Doch ſie liebt es, zu ſchweifen im einſamen Thal,
Aus der Männer Geſellſchaft ſie weg ſich ſtahl,
Sang heilige Hymnen an einſamer Stell'
Und ſaugt an den Blumen und trinkt von dem Quell;
Doch wo uns erſchien ihr freundliches Bild,
Da freute ſich ſelber der Berge Wild;
Der Wolf ſpielt fröhlich umher im Feld,
Das Königsthier brüllend zu Füßen ihr fällt,
Der Dambirſch ſchmeichelnd zu ihr ſich wandt'
Und ſchmiegt ſich ihr unter die Lilienhand.
Wenn Lieder aus andern Welten ſie ſang
Des Abends, daß rings der Wald erklang,
Von ſüßer Andacht tief begeiſtert,
Da hatte das ganze Thal ſie bemeiſtert.
Die wilden Thiere des Waldes kamen,
Es brachen aus Buchten und Hürden die zahmen;
Voll Staunen und Luſt war der ganze Hain,
Das dumme Vieh ſelbſt ſtimmt' mit ein
Und brüllt' und ſchaute gar ängſtlich umher,
Ob Keiner ihm das Geheimniß erklär'.
Da kamen zuſammen Droſſel und Weih,
Die Amſel flog mit dem Adler herbei,
Vom Felſenneſt flog her der Rabe.
Die Hirſchkuh kam über die Auen im Trabe.
Der Wolf mit dem Böckchen zu ſpielen begann
Und der Fuchs und das Lamm und das Häschen dann
Und Habicht und Reih'r in den Lüften hangen,
Weindroſſel und Stieglitz verließen die Zungen,
Und Alles im feierlichen Kreiſe ſich hält:
Es war wie ein Abend der ſündloſen Welt.
  Ein Mond und ein Tag alſo verlief;
Da ſuchte Kilmeny des Waldes Tief'
Und legte ſich nieder auf Raſen grün
Und nimmer ſie wieder auf Erden erſchien.
Doch die Worte, die ihren Lippen entfahren,
So voller Wunder als Wahrheit waren.
Doch das ganze Land war in Angſt und Noth,
Nicht wiſſend, ob lebend ſie noch, ob todt.
'S war nicht ihre Heimat, drum blieb ſie nicht drein,
Sie verließ die Welt voll Kummer und Pein,
Ging wieder in's Land des Gedankens ein.
(Fiedler.)

---

## 20.

## Motherwell.

### Die Meerjungfer.

Die Nacht iſt ſchwarz und der Wind bläſt ſcharf,
  Weißer Schaum negt meine Braun,
  Und ich fürcht', ich fürchte, lieb Mädchen,
  Daß nimmer das Land wir ſchaun. —

Darauf ſprach das Meermädchen,
Sie ſprach gar froh und frei:
„Nie ſagt' ich ſo meinem Bräutigam,
Daß zu Land die Hochzeit ſei.
Nie ſagt' ich, ein irdiſcher Prieſter
Sollt' ſegnen uns ein zur Eh',
Nie ſagt' ich, ein irdiſch Gebäude
Sollt' halten uns Beide je.“ —
„Und wo iſt der Prieſter, lieb Mädchen,
Soll Erdenmenſch er nicht ſein?“ —
„O es rauſcht der Wind und es brüllt die See
In unſre Hochzeit drein.“ —
„Und wo iſt die Wohnung, lieb Mädchen,
Iſt ſie nicht auf Erden zu ſehn?“ —
„Dort unten,“ ſprach das Meermädchen,
„In den grünen Tiefen der See'n.
Gebaut iſt von Schiffskielen ſie
Und von der Ertrunknen Gebein,
Die Fiſche das Wild ſind in meinem Park
Und die Waſſerwüſte mein Hain.
Meiner Wohnung Dach ſind die Wogen blau,
Der Boden der gelbe Sand,
Weiße Blumen in den Gemächern blühn,
Die nimmer blühn auf dem Land.
Und daß zu erleben, mein Bräutigam lieb,
Ein irdiſches Lieb, das je
Acker auf Acker gab fruchtbaren Lands,
Wie ich ſie dir gebe zur See!
In einer Stunde der Mond geht auf
Und hell das Sternlein lacht,
Dann ſinken wir ſechzig Klafter tief
In der Gewäſſer Nacht.“
Wild, wild der arme Bräutigam ſchrie,
Laut lachte die Braut darein,
Der Mond ſtieg auf und es ſanken die Zwei
In die Silberflut hinein.

(Fiedler.)

## 21

## Nicoll.

### Menſchen ſind Brüder.

O die alte Welt wäre ſo glücklich und ſchön,
Wenn die Menſchen hier unten ſich wollten verſtehn,
Wenn Nachbar zum Nachbar in jeglichem Stand
Spräch': Menſchen ſind Brüder, drum reich' mir die Hand!
Was müſſen wir leben ſo neidiſch und feind?
Da leben wir könnten ſo herzlich vereint?
Spräch Einer zum Andern mit Lieb' und Verſtand:
„Komm, Menſchen ſind Brüder, drum reich' mir die Hand!
Mein Rock zwar iſt grob nur und deiner iſt fein,
Ich trinke nur Waſſer, dir fehlt's nicht an Wein;
Doch mein Herz und dein Herz durch Werth ſind verwandt
Und Menſchen ſind Brüder, drum reich mir die Hand!
Verachteſt du Treubruch und Ehrloſigkeit,
Stehſt du wie ein Felſen der Wahrheit zur Seit',
Auch ich bin für Ehr' und für Wahrheit entbrannt
Und Menſchen ſind Brüder, drum reich' mir die Hand!
Du würdeſt betrügen nicht Weib und nicht Mann,
Auch ich halt' am Rechten, ſo gut als ich kann.
Nennſt Luſt und Lieb' nicht, was ich ſo genannt?
Komm, Menſchen ſind Brüder, drum reich' mir die Hand!
Deine Mutter dich liebte, wie Mutterlieb' kann,
Die meine für mich, was ſie konnt', hat gethan.
Ob hoch und ob niedrig, umſchlingt uns ein Band,
Die Menſchen ſind Brüder, drum reich' mir die Hand!
Wir lieben des Sommertags heitere Gluth,
Das Vaterland iſt uns das edelſte Gut,
Vom Himmel ward Beiden das Leben geſandt —
Komm, Menſchen ſind Brüder, drum reich' mir die Hand!
Hinfälliges Alter uns Beide bedroht
Und hinterher ſchleicht beſtändig der Tod;
Bald liegen wir Beid' in demſelbigen Land —
Komm, Menſchen ſind Brüder, drum reich' mir die Hand!“

(Fiedler.)

## 22.

## Rodger.*)

### Betrag dich gut vor Leuten!

Betrag dich gut vor Leuten,
Betrag dich gut vor Leuten!
Sei nicht ſo ſchamlos und ſo roh,
Zu küſſen mich vor Leuten.
Es machte mir nicht viel Verdruß,
Gäbſt du, gäb' ich dir einen Kuß,
Doch Keiner 's ſehn und hören muß,
Beileibe nicht vor Leuten!
Betrag dich gut vor Leuten,
Was auch geſchieht, wenn's Keiner ſieht —
Betrag dich gut vor Leuten!
Bedenke nur der Leute Schwatz,
Wie Jeder hack' und Jeder kratz'
Um Nichts, als einen bloßen Schmatz,
Den du mir gibſt vor Leuten.
Betrag dich gut vor Leuten!
Sonſt Jung und Alt ſchwatzt mit Gewalt
Nur Uebles von den Leuten.
Nicht daß ich feind wär' einem Kuß,
Ich offen dir dies ſagen muß;
Doch macht mir's wahrlich viel Verdruß,
Quälſt du mich ſo vor Leuten.
Betrag dich gut vor Leuten,
Sind wir allein, ſo mag's drum ſein,
Beileibe nicht vor Leuten!
Ich war ſo frei ſtets mit dir, gelt?
Wie Eine, die auf Sitte hält,
Allein 's empfiehlt nicht in der Welt,
So frei zu ſein vor Leuten.
Betrag dich gut vor Leuten!
Du darfſt es nun nicht wieder thun,
Das merke dir! vor Leuten.
Du ſagſt, daß ſchön mein Antlitz ſei,
Mag ſein; mir iſt es Einerlei —
Mach's nur nicht ſchamroth noch dabei,
Wie du gethan vor Leuten.
Betrag dich gut vor Leuten!
Mit deinem Spaß in Ruh mich laß,
Sei ſittſam vor den Leuten!
Süß ſollen meine Lippen ſein?
Ich ſeh darin nur Schmeichelein;
Doch wie dem ſei, es iſt nicht fein,
Zu proben ſie vor Leuten.
Betrag dich gut vor Leuten!
Iſt wahr dein Wort, gibt's Zeit und Ort,
Allein nur nicht vor Leuten.
Doch liegt dir wirklich was daran,
Daß ich mich küſſen laſſen kann,
Vom Pfarrer hol' 'nen Trauſchein dann,
Daß dein ich werd' vor Leuten.
Betrag dich gut vor Leuten!

---

*) Ich habe die volksthümlichen ſchottiſchen Dichter auf Burns folgen laſſen, ohne das chronologiſche Verhältniß derſelben zur engliſchen Literatur zu berückſichtigen. Die getroffene Anordnung gewährt eine leichtere Ueberſicht ihrer Leiſtungen.

Sind wir vereint, mein lieber Freund,
Dann gib mir zehn vor Leuten!

(Fiedler.)

## 23.

## Scott.

### 1.

### Die Jagd.

(Die Jungfrau vom See, Gesang I.)

Im mondeshellen Quell ſich labend
In Monan trinkt der Hirſch am Abend,
Scharrt tief ſein nächtlich Lager ein
An ſtill Glen-Artney's Schattenhain.
Doch als der Morgenſtrahl ſo ſchön
Mit Purpur malt Benvoirlich's Höhn,
Hallt ſchwer Gekläff aus Bluthunds Munde,
Den Felſenweg hinauf vom Grunde,
Auch hörte man, doch ſchwächer, ſchon
Von Weitem Huf- und Hörnerton.

Gleich wie ein Feldherr auf den Schall:
„Zur Wehr! der Feind erſtürmt den Wall!“
Stürzt von des Haidelagers Raſt
Des Forſtes König auf in Haſt;
Doch ſchüttelt er ſich ab den Thau,
Bevor er flieht in ferner Au,
Streckt wie ein Ritter, ſtolz und frei,
Zum Himmel auf ſein licht Geweih;
Blickt dann in's Thal hinab geſchwind,
Spürt noch geſchwinder nach dem Wind,
Hört noch geſchwind auf's Jagdgewühl,
Das immer näher kam dem Ziel.
Dann, als der erſte Feind erſchien,
Sprang er mit kühnem Satz vom Grün,
Und vorwärts dringend frei und bar
Sucht er das wilde Uam Var.

Da ſtarrt der Hunde Schar und bellt
Und widertönt's von Berg und Feld.
Wie tauſendfach auch iſt der Schall,
Vom Berge ſchallt ſein Widerhall.
Wohl hundert Rüden ſchnauben wild,
Von hundert Roſſen dröhnt's Gefild.
Der luſt'ge Hörnerklang erſcholl,
Von freud'gem Ruf war Alles voll,
Von Waidgeſchrei und Peitſchenknall
Ruft nicht Benvoirlichs Widerhall.
Das Reh entflieht vor dem Geſchrei,
Die Hindin birgt im Neſt ſich ſcheu,
Der Falke blickt vom Hünengrab
Verwundert auf den Lärm hinab,
Bis ſeinem Blick der Zug entſauſt,
Wie Sturmwind durch die Ebne brauſt.
Sein Schall, der ſich am Felſen brach,
Wird ſchwach und ſchwächer allgemach,
Das Schweigen drückt ſein ernſtes Siegel
Auf ſtillen Wald und weiten Hügel.

Schon ſchwächer wird auf Uam Var
Das Sturmgebraus der Jägerſchar,
Und weckt, indem es weiter ſauſt,
Die Kluft, wo Rieſen einſt gehauſt.
Doch eh der ſteile Pfad gewonnen,
Brennt heißer ſchon das Licht der Sonnen,
Und mancher edle Jagdgenoß
Muß halten an ſein keuchend Roß;
Selbſt von den rüſt'gen Jägerhunden
Wird kaum die Hälfte mehr gefunden.
So heftig ſtürmt den Berg hinauf
Des wilden Jagdgefolges Lauf.

Der edle Hirſch hält endlich inne
Dort ſüdlich auf des Berges Zinne,
Wo fern vor unſerm Blick ſich breiten
Des reichbegabten Menteith Weiten.
Sein Auge blicket ängſtlich rund
Umher auf Höh'n und Wieſengrund,
Bis Zuflucht er zuletzt gewahrt
Bei Aberfoyle und bei Lochard.
Doch näher liegt wohl Loch-Achray,
Mit ſeinem Knieholz, dicht am See,
Das ſich verbindet mit den Kiefern
Auf Benvenue's rauhen Klippenſchiefern.
Die Hoffnung bringt ihm Lebensmark,
Er ſchwingt die Glieder, ſchnell und ſtark,
Stürzt weſtwärts unermüdet weiter,
Und weit zurück bleibt Hund und Reiter.

Ich zähl' euch nicht die Roſſe vor,
Die fielen über Cambusmoor,
Nicht wie man krampfhaft riß die Zügel
Beim Aufritt auf Benledi's Hügel,
Wer auf Bochaſtle's Haide ſank,
Und wer den Teith nicht mehr durchdrang.
Denn zweimal war geſchwommen dort
Der edle Hirſch von Bord zu Bord. —
Nur Wen'ge von der Jägerſchar
Verfolgten bis zum Vennachar,
Und an dem Paß von Turk war nur
Ein Reiter noch auf Wildesſpur.

Raſtlos, obgleich allein vom Troß,
Treibt dieſer ſpornend an ſein Roß,
Denn abgeſpannt, vom Laufen heiß,
Beſpritzt mit ſchwarzem Moor und Schweiß,
Laut ſchnaubend, abgemattet, dicht
Der Hirſch vor ſeinem Angeſicht.
Zwei Rüden von Sanct Huberts Zucht,
Schnell, ſtark wie Keine, viel verſucht,
Sind ſchon ſo nah dem flücht'gen Ziel,
Daß faſt gewonnen ſcheint das Spiel.
Denn ſpeerweit kaum von ſeinen Weichen,
Muß ihn der Hunde Maul erreichen.
Doch ſchneller jagt auch nicht der Hund
Und ſchneller flieht auch nicht ſein Fund,
Und ſo entlang des Sees Rand,
Dort zwiſchen Strauch und Felſenwand,
Wird über Stock und Block gerannt.

Wohl ſah der Jäger einen Berg,
Am Schluß des See's, im Augenmerk,
Und dachte, hier muß der Hirſch ſich kehren,
Wo ihm die Höh'n den Paß verwehren,
Wähnt ſchon, daß er umſchloſſen ſei,
Und mißt begierig das Geweih,
Schöpft Athem aus, von Freude bänger,
Zieht er zum Todesſtreich den Fänger.
Doch als er donnernd mit dem Schwerte
Schon ganz dicht auf des Hirſches Fährte,
Springt liſtig, plötzlich umgewandt,
Das Thier von jener Felſenwand,
Und ſchießt in einen finſtern Grund,
Ungangbar für den Hengſt und Hund,
Und ſucht in Troſachs wild'ſter Schlucht,
Ermattet Schutz für ſeine Flucht.
Dort in dem Dickicht hingeſtreckt,
Von Thau und Haidemoos bedeckt,
Hört er der jetzt getäuſchten Hunde
Gebell im hohlen Felſengrunde
Und Widerhall rings in der Runde.

Schon iſt der Jäger nach den Hunden,
Und ſieht wie ihm das Wild verſchwunden,
Als ſtrauchelnd ſein erſchöpftes Roß
Mit einemmal zu Boden ſchoß.
Vergebens blieb des Reiters Mühen
Mit Zaum und Sporn es aufzuziehen,
Denn von ſich ſtreckt's die ſtarren Glieder,
Um niemals zu erheben wieder.
Wie Reu und Wehmuth ihm erfaßt,
Beklagt er ſeines Roſſes Tod:
„Nicht dacht' ich, als am Seineſtrand
„Zuerſt dich lenkte meine Hand,
„Einſt würde ich auf Hochlands Haiden
„An meinem Roß ein Adler weiden!
„Verwünſcht der Tag, verwünſcht die Jagd,
„Die dir, mein Thier, den Tod gebracht.“

Dann lockt und ruft ſein Horn im Grunde
Von eitler Jagd zurück die Hunde
Und mürriſch, ſcheu und traurig ſchritten,
Die um den den Verlornen litten,
Den Kopf und Schweif tief niederhangend
Und dicht ſich an den Herren drangend.
Doch widerhallt noch fort und fort
Des Hornes Klang im tiefen Ort
Aus ihren Träumen ſtört's die Eulen,
Es tönt der Adler ſtreichend Heulen,
Als wilde Antwort ihm ein Mund
Zerſchellt zurück der Ruf im Rund.
Der Jäger eilt jetzt unverdroſſen,
Zu ſuchen nach den Jagdgenoſſen,
Doch weilt er oftmals mit Entzücken
Der Gegend Reize anzublicken.

Es ſchweben über Berg und Klüfte
In gleicher Bahn die Abendlüfte,
Es taucht ſich in der Gluthenſee
Die Felſenſpitz' und jede Höh',
Doch unten in dem tiefern Thal
Blinkt nicht der Sonne Abendſtrahl;
Dort wand der Pfad in Schattennacht
Sich um der Felſenwände Pracht,
Die abgeſplittert ſind vom Blitze,
Vom Thal emporgerichtet ihre Spitze,
Um manche ungeheure Maſſe,
Ein dunkles Bollwerk dieſem Paſſe,
Groß, wie der thür'gen Künſtler Bau,
Kühn einſt gebaut auf Sina's Au.
Es ſcheint, als ob auf allen Spitzen
Der Felſen Thürm' und Zinnen ſitzen
Und Kuppeln ſich mit Minaretten
In wunderbarem Bau verketten
Und Schnörkeleien und Pagoden,
Nur heimiſch morgenländ'ſchem Boden.
Auch war das Feenſchloß nicht leer!
Noch weht kein Banner von ihm her,
Denn aus den Klippenbod'n entfalten,
Weit ob den ungeheuren Spalten,
Indem in Perlenthau ſie glänzen,
Die Brombeern ſich in grünen Kränzen
Und tauſendfarb'ger wilder Strauch
Weht in des Sommers Abendhauch.

Natur läßt wild dem Berg entſprießen,
Frei ſich der Blumen Pracht erſchließen.
Hier drängten wilde Roſen vorn,
Im Haſelbuſch der Hagedorn,
Aus jeder Spalte, eng und grün,
Sieht man Maaslieb und Veilchen blühn.
Dort miſchen Malv' und Nachtviole
(Von Stolz und Strafe die Symbole),
Die dunkle Pracht in dichten Reihn
Auf dem verwitterten Geſtein.
Hinab bei jedem Lüftchen neigen
Sich Birk' und Eſp' mit ihren Zweigen,
Hoch wurzelt im geſpalt'nen Felſen
Die mächt'ge Eiche mit den Elſen,
Doch ſchwebt in einem höhern Raum
Der zweigeſpalt'ne Tannenbaum,
Und läßt, wo Fels und Aether ſtreifen,
Oft himmelan die Zweige ſchweifen,
Und hoch bei weißen Felſenſpitzen,
Wo helle Fähnlein wehn und blitzen,
Da kann des Wandrers Auge ſchauen
Des reinen Himmels blaue Flur;
Als wär's in Feentraumes Glanze,
So wunderlieblich ſchien das Ganze.

Und fernhin, tief im Walde, erſchien
Ein Waſſer aus dem dunkeln Grün,
Kaum bot es einen Durchgang dar
Der wilden Enten Schwimmerſchaar.
Bald in dem Dickicht ganz verſchwindend,
Bald, breit're Flut, das Ufer windend,
Schau'n hohe Felſen, buſch'ge Hügel,
Ihr Antlitz in dem blauen Spiegel.
Und wie der Jäger dringet weiter,
So wird des Stromes Bette breiter,
Auch ſtehn die graſ'gen Höhen bald
Nicht mehr im dicht verworr'nen Wald,
Sie ſchwimmen, von den Well'n umgeben,
Wie Burgen zwiſchen ihren Gräben,
Es trennt ſie bald vom Küſtenland
Der immer breit're Flutenrand,
Bis jede ſo geſchiedne Höh'
Ein Eiland wird im Eiland-See.

Kein Weg, wie auch der Wandrer ſpürt,
Zeigt ſich, der aus dem Grund ihn führt,
Erklimmt er nicht geſchickt den Rand
Der hohen, jähen Felſenwand,
Der Ginſterſtrauch wird ſeine Leiter,
Ihm hilft die Haſelſtaude weiter;
So zu der luft'gen Höh' gelangt,
Im Gluthenmeer der Sonne prangt,
Lebend'gen Goldes flammend Fließen,
Loch Katrine dicht zu ſeinen Füßen;
Wie er ſich krümmend weit hinglänzt,
Von Bucht und Vorgebirg begränzt,
Mit Inſeln, die in Purpur glimmen,
In reinem Wellenlichte ſchwimmen,
Mit Bergen, die, Giganten gleich,
Bewachen dieſes Zauberreich.
Im Süden wälzt der Benvenue
Hinab, des Sees Spiegel zu,
Fels, Hügel, Wall, in wilden Maſſen
Aus frühern Welten uns gelaſſen.
Es decken dichter Forſten Wipfel
Die Spalten und den grauen Gipfel,
Indeß im Norden unbelaubt
Ben-an erhebt ſein rieſig Haupt.

Vom ſteilen Vorgebirge blickt'
Der Fremde ſtaunend und entzückt.
Er rief: „Wie ſollten Fürſten thronen,
„Wie hier die Kirche würdig wohnen!
„Ein fürſtlich Schloß auf dieſer Spitz',
„Im ſanften Thal ein Frauenſitz,
„Auf jener fernen grünen Au
„Der Kloſterthürme heimlich Grau!
„Wie freundlich riefe aus dem Grunde
„Das Jägerhorn die Morgenſtunde,
„Wie ſüß, wenn ſtill der Abend graute,
„Ertönte dann der Zither Laute!
„Wenn mitternächtlich in den Wellen
„Der Mond ſich taucht, den ſilberhellen,
„Wie feierlich dem Ohr der Klang
„Von heil'ger Mette fernem Sang,

„Indeß der ernſte Glockenton
„Rief wach auf jener Inſel ſchon
„Den Klausner aus der Hütte treten,
„Am Kranz bei jedem Laut zu beten.
„Von Flöte, Horn und Glocken, allen
„Soll dem verirrten Wandrer ſchallen
„Ein Ruf zu freundlich lichten Hallen."

„Dann wär' es ſchön zu wandern hier,
„Doch jetzt — verwünſcht das ſchnelle Thier!
„Muß, wie der Klausner, von den Sträuchen
„Ich ſpärlich Abendkoſt mir reichen,
„Die Moosbank wird mir Lagerſtatte,
„Der Eiche Laub mein Himmelbette.
„Es ſei; denn Krieg und Jagd gewähren
„Uns ſelten Raſt, wie wir begehren.
„Ruh'n wir, die Nacht im Wald geborgen,
„Wird uns die Luſt am Sommermorgen.
„Doch Feinde, die wir gern vermeiden,
„Irr'n um vielleicht in dieſen Haiden,
„Verlieren lieber Roß und Thier,
„Als Hochlands Räuber treffen — hier!
„Ich bin allein — das Horn erreicht
„Mir Einen von dem Zug vielleicht.
„Nur — falls das Schlimmſte widerfährt —
„Hat ſich dies Schwert zu ſchön bewährt."

Kaum tönt das Horn zum zweiten Mal,
Als plötzlich unten auf den Schall
Hervor aus einer Eiche Zweigen,
Die von der Inſel Fels ſich neigen,
Gelenkt von einem Mädchen, fliegt
Ein Schiffchen, und zur Bucht hinbiegt,
Die ſanft umſchlingt mit ihrer Windung
Des ſteilen Vorgebirgs Rundung.
Der Wellenſchlag, bemerkbar kaum,
Bewegt der Thränenweide Saum
Und liſpelnd küßt der Fluten Tanz
Der Uferkieſeln weißen Glanz.
Der Kahn berührt den Silberbord,
Grad als der Jäger geht vom Ort,
Und hinter dichtem Schilf gebückt
Die Jungfrau von dem See erblickt.
Das Mädchen horcht, ob noch einmal
Ertönen mag der ferne Schall,
Erhob'nen Haupts, den Blick geſpannt,
Aufmerkſam Aug' und Ohr gewandt,
Die Lippen auf, die Locken wehend,
Wie eine griech'ſche Statue ſtehend,
Schien lauſchend ſie als Nymph' zu halten,
Um ſchirmend ob dem Strand zu walten.

Nie formte kunſtvoll der Hellene,
Mit welcher Anmuth er auch ſiene
Nymph' oder Grazien, ſolche Schöne.
Obgleich die glüh'nden Sonnenſtralen
Mit leichtem Braun die Wangen malen —
Dient doch die Arbeit, die ſie ganz
Umzieht mit friſchem Lebensglanz,
Welch weißer Buſen ihr zu eigen,
Wenn er ſich ſchneller hebt, zu zeigen.
Obgleich nach keines Hofes Sitte
Beſtimmt geregelt ihre Tritte, —
Streift nie ein leicht'rer Fuß den Thau
Vom Haideblümchen auf der Au,
Ja unter ihrer Füße Schweben
Sieht man ſich Veilchen wieder heben.
Obgleich das rauhe Berggebiet
Des zarten Mundes Ton verrieth, —
Wird doch, den Silberlaut zu hören,
Der Horcher gern dem Athem wehren.

Daß eines Häuptlings Kind ſie war,
Zeigt' ihr Gewand, das ſchöne Haar
Und Seid' und goldnes Gürtelpaar.
Wohl ſelten ſolcher Locken Pracht
So wild ein Haargeflecht umlacht,
Schwarz, wie's Gefieder eines Raben,
Die ſelber nicht mag ſchwärzer haben;
Wohl ſelten ſchließend, ein Gewand
Auf ſolcher ſchönen Bruſt ſich fand,
Nie mocht' ein Gurt zuſammen halten
Auf ſolchem reinen Herz die Falten.
Um ihrer Kindlichkeit zu trauen,
Brauchſt nur in Ellens Aug' zu ſchauen,
Es gibt nicht Katrines blauer Spiegel
So treu zurück die Uferhügel
Als jeder Blick, ſo froh und frei,
Zeugt, daß ihr Herz voll Unſchuld ſei;
Gleich, ob voll Freud' das Auge rollt,
Ob es dem Unglück Mitleid zollt,
Ob Kindesliebe drinnen ſtrahlt,
Ob ſich d'rauf brünſt'ge Andacht malt,
Ob ſich ihr reiner Geiſt empört,
Wenn ſie begang'nes Unrecht hört:
Nur ein Gefühl, kaum ſelbſt bewußt,
Barg ſtolz die Maid in ihrer Bruſt,
Und dennoch fühlt ſie rein ſein Brennen —
Soll ich wohl dies Gefühl erſt nennen!

Sie rief hinauf, da ſchon zu lang
Nur ſie verſtummt' des Hornes Klang —
„Vater!" — Ein willig Echo fand
Der Ruf an jeder Felſenwand.
Dann ſchwieg ſie. — Keine Antwort kam. —
„Malcolm, war dein das Horn!" — der Nam'
Ward nicht ſo deutlich ausgeſprochen,
Denn Wiederhall war nur gebrochen.
„Ein Fremder ich!" — ſo ſprechend, trat
Der Jäger aus dem dunklen Pfad.
Erſchreckt ſtößt mit eil'ger Hand
Die Maid den Nachen ob dem Strand,
Und ſo geſchieden zieht ſie ſtumm
Nur dichter ſich ihr Halstuch um.
(So würden Schwäne ſchreckend fliehn
Und dehnend ihre Schwingen ziehn),
Dann ſicher, doch noch etwas ſcheu,
Sucht ſie, wer wohl der Fremde ſei.
Doch die Geſtalt, doch dieſer Blick
Scheucht junge Schönen nicht zurück.

Das ſchöne Mannesalter ſpricht
Aus ſeinem kühnen Angeſicht;
Auch ſpiegelt jugendlich darin
Sich Offenheit und muth'ger Sinn,
Es zeigt ſich muntre Fröhlichkeit,
Ein Geiſt, der nie ein Wagniß ſcheut,
Ein Blick, der Feuer wild, getrieben
Zu grimmem Zorn — zu inn'gem Lieben.
Zur kühnen Luſt der Jagd und Waffen
Sind ſtark die Glieder ihm geſchaffen;
Obgleich ein friedlich Kleid ihn ziert,
Er nur ein Schwert als Waffe führt,
So zeigte doch die hohe Miene
Des Fürſten Stolz, des Kriegers Kühne,
Wie wenn er ſchritt am Seerevier,
In Erz und hoher Federn Zier.
Faſt ſcherzend klagt er ſeine Noth
Von Tod und frühem Abendroth.
Geläufig floß die Rede fort
Und ſchön wie zartes Minnewort,
Doch ſchien er, trotz der feinen Sitten,
Gewöhnt mehr zum Befehl, als Bitten.

Noch ſteht das Mädchen ihn betrachtend,
Doch ruft ſie endlich, Furcht verachtend:
„Daß ſtets Verirrten auf den Höhn
„Hochländ'ſche Hallen offen ſtehn,

„Auch kommt ihr unverhofft nicht fort
„Zur Inſel, unſerm Wohnungsort;
„Ihr Vater kam ſchon früh am Tag,
„Als noch bethaut die Wieſe lag;
„Wo ſich der Berge Gipfel ſcheidet,
„Sind Schnee- und Birkhuhn ſchon erbeutet,
„Auch hing das Netz im See und Fiſche
„Zu eurer Koſt am Abendtiſche.“ —
„Beim heil'gen Kreuze, ſchöne Maid,
„Jetzt irrt ſich deine Gaſtlichkeit!
„Kein Recht hab' ich zur guten Raſt,
„Bereitet dem erwünſchten Gaſt.
„Ein Wandrer, der im Irr'n verlor
„Weg, Freunde, Roß; noch nie zuvor,
„O, ſchönes Mädchen, glaub' es mir,
„Zog ich die ſteile Bergkluft hier,
„Bis an des Sees romant'ſchem Strand
„Im Feenland eine Fee ich fand.“

„Wohl glaub' ich's!“ rief das Mädchen traun,
„Als landwärts kehrt des Kahnes Lauf,
„Wohl glaub' ich's, wie verrathet ihr
„Zuvor des Katrin's Strandrevier;
„Doch geſtern hab' ich ſchon vernommen
„Zuvor von Allan-bane eu'r Kommen
„Ein alter Mann, deß Seherblick
„Sieht in das künftige Geſchick.
„Er ſah eu'r Roß, das grau geſcheckte,
„Wie's todt im Birkenweg ſich ſtreckte,
„Beſchrieb eu'r Weſen, eure Tracht
„Von grünem Lincoln für die Jagd,
„Das kün'ge Horn, ſo bunt vergoldet,
„Das Schwert, wie es gekrümmt gebildet,
„Den Hut, vom Reiherbuſch umwunden,
„Das grimm'ge Paar von ſchwarzen Hunden,
„Und Alles zu bereiten drang
„Er zu des edlen Gaſts Empfang.
„Doch achtet' ich nicht, was er ſang,
„Und glaubt', des Vaters Horn erſchalle
„Vom See her an dem Widerhalle.“

Der Fremde lächelt: „Da ich bin,
„Verkündet in des Sehers Sinn,
„Ein Abenteurer hergekommen,
„So iſt gewiß mein Glück entglommen;
„Doch ſucht' ich gern auch hohe Glück
„Auf dieſer Augen ſchönem Blick.
„Gönnt mir zuerſt den kleinen Kahn
„Zu führen auf der Wellenbahn.“
Das Mädchen, heimlich lächelnd, blickt,
Wie ihn ſo ſchwer die Arbeit drückt,
Denn ſelten wohl, wenn's je geſchah,
Das dieſen Arm man rudern ſah.
Indeſſen kämpft er voller Muth
Und ſchnell durchfliegt der Kahn die Flut,
Laut bellend ſchwimmen allgemach
Die Hunde ihrem Kahne nach.
Nicht lange braucht die dunkeln Flächen
Des Sees das Ruder zu durchbrechen,
Bis ſie am Inſelſtrand ſich finden
Und ſchnell das Boot an's Ufer binden.

Der Fremde ſchaut ſich um am Strand;
Ein dicht Gebüſch umgab den Rand,
Kein Gang bezeugt, auch nicht ein Pfad,
Daß je die Oed' ein Menſch betrat,
Bis ihm die Bergesmaid entdeckt
Den Weg, der ſteil im Wald verſteckt,
Sich durch verworren Dickicht ſchmiegt,
Bis vor uns grün ein Plätzchen liegt,
Wo ſich hinab mit ihren Zweigen
Die Weid' und Trauerbirke neigen;
Ein Obdach ließ für ſchlimme Zeiten
Ein Häuptling einſt ſich hier bereiten.

Geräumig war des Hauſes Gründung,
Doch ſeltſam Bauart und Erfindung;
Von ſolchen Stöcken, als die Hand
Des Arbeitsmannes ringsum fand,
Aſtlos, zum Viereck roh behauen,
Die Eich' und Eſche ihre rauhen
Und hohen Stämme feſt verbinden,
Die Seitenmauern zu begründen,
Indem, um vor dem Wind zu ſchützen,
Mit Lehm und Moos verſtopft die Ritzen,
Gebälk vom leichten Tannenbaum,
Bedeckt als Dach den obern Raum,
Und Schilf mit Haidenkraut verbunden,
Sind einfach drüber hingewunden.
Weſtwärts ſah man am Walde ſtehn
Auch eine Halle, ländlich ſchön,
Geſtützt durch Säulen von Natur,
Den Fichten aus der Bergesflur,
An welche künſtlich Ellens Hand
Jeden, Wein und Epheu wand,
Die holde Blume, wohl bekannt,
Die Jungfrau'n-Laube wird genannt,
Und jede Pflanze, deren Duft
Ertrug des Katrines ſcharfe Luft.
Kaum war ſie hier, im Augenblick
Rief luſtig ſie zum Gaſt zurück:
„Ruf' Gott und Jungfrau an, bevor
„Du trittſt in dieſes Zauberthor.“

„Mein Himmel und Vertrau'n allein
„Mußt du, mein ſchöner Führer ſein!“ —
Kaum trat er ein, als ihm der Klang
Gezuckten Stahls entgegen klang.
Sein Blut erhebt ſich mit Gewalt,
Doch ſchämt er ſich erröthend bald,
Da nur, als Grund des Klangs, im Saal
Gefallen war ein blanker Stahl
Aus ſeiner Scheide, die nun frei
Hinflatternd hing am Hirſchgeweih,
Was man in Jagd und Krieg erlangen,
Davon die Wände ringsum prangen:
Hier hangen Horn und Spieß zur Jagd,
Dort Tartſch und Streitaxt für die Schlacht,
Schwert, Pfeile, Bogen an der Mauer,
Wie auch erſchlag'ner Eber Hauer.
Hier ſtiert der Wolf, als ſucht' er eben,
Des Elenns Stirne iſt umgeben
Von wilder Katzen ſcheck'ger Haut.
Da auch vom Horn des Urs ſchaut:
Zerriſſen Banner aufgeſteckt,
Von dunklen Streifen Bluts befleckt.
Der Otter und des Seehunds Felle
Und andre, bunte, dunkle, helle,
Verbinden ſeltſam wild ſich alle,
Zu ſchmücken dieſe Waldeshalle.

Der Fremde blickt erſtaunt umher
Und hebt die hingeſtell'ne Wehr.
Wohl ſelten war ſo ſtarke Rechte,
Die gradaus leicht dies Eiſen [illegible]
Als er ſo wägt das Schwert [illegible]
Spricht er: „Nur Einen kenn' ich,
„Des Arm von Stahl ſolch' Schwert erhebt
„Geſchwungen hätte im Gefecht.“
Sanft lächelnd ſie zum Gaſt ſich kehrt:
„Das iſt des Schutzherrn altes Schwert,
„Er ſchwingt ſo leicht es und gewandt,
„Wie Haſelruthen meine Hand.
„Wohl zeigte Vaters Wuchs die Pair
„Von Ferragus und Ascabart;
„Doch jetzt, da der Rieſe fort,
„Sind Frau'n und Diener nur im Ort.“ —

Des Hauſes Herrin kam alsbald,
Bejahrt, doch edel von Geſtalt,
Ihr Anſtand und ihr ſtattlich Weſen
Wär' ziemend einem Hof geweſen;
Von Ellen, ehelich nur verwandt,
Wird liebend „Mutter" ſie genannt.
Sie grüßt den Gaſt mit Freundlichkeit
Und iſt zu Allem ſchnell bereit,
Was nur erheiſcht des Wirthes Pflicht,
Doch Stand und Namen fragt ſie nicht.
So ehrte damals man die Gäſte,
Der Todfeind beſucht die Feſte
Des Todesfeinds — und — ohne Frage —
Kehrt ſicher heim er vom Gelage.
Doch nennt der Fremde ſelber ſich:
„Von Snowdoun James Fitz James bin ich,
Herr eines ſchlechten Ritterguts,
Das kaum, in Kampf des Schwerts und Muths
Erhielt der Ahnen Tapferkeit.
Mein Vater fiel in ſolchem Streit,
Und ich, zum Schutze meines Rechts,
Zieh oft im Drange des Gefechts.
Heut mit Lord Moray auf der Pirſch,
In der mich hergelockt ein Hirſch,
Hab ich verloren Zug und Thier —
Mein gutes Roß — und wandre hier." —

Der Ritter hätte gern erfahren,
Wer ſeine edlen Wirthe waren;
Wohl zeigt der ältern Dame Weſen,
Daß ſie an Höfen iſt geweſen;
Reiz und Kindesunſchuld drücken
Sich mehr zwar aus in Ellens Blicken,
Doch Sprach' und Anſtand, edel, frei,
Zeigt, daß ſie höhern Standes ſei.
Nie findet da in niedern Hütten
Den Sinn, die Anmuth, dieſe Sitten.
Wie deutlich auch des Ritters Wink,
Frau Margaret achtet ihn gering;
Und Ellen, luſtig her und hin,
Verkehrt der Frage ernſten Sinn:
„Wir zaubern — draußen fern von Städten
„In öden Haiden, unbetreten,
„Wir bänd'gen Fluthen, Sturm, Gewitter,
„Schrecken ſchnell die irr'nden Ritter;
„Bei unſichtbarer Saiten Klang
„Tönt alle unſer Zauberſang."
Sie ſang und ihre Stimm' begleiten
Der ungeſeh'nen Harfe Saiten:

Krieger ruh'! der Kampf iſt aus,
  Schlumm're, ohne zu erwachen,
Träume nicht vom Schlachtengraus,
  Tagesmüh' und nächtlich Wachen!
In der Inſel Zauberhallen
  Unſichtbare Hände breiten
Dir ein Lager, Töne ſchallen
  Zaubernd dich dem Schlaf zu weihen.
Krieger ruh'! der Kampf iſt aus,
  Träum' nicht mehr von Schlachtengraus;
Schlumm're, ohne aufzuwachen,
  Nachts die Ruh', am Morgen Wachen.
Kein Geräuſch ſoll dich erwecken,
  Klang von Waffen, noch von Roſſen
Nicht dich Horn und Pibroch ſchrecken,
  Reiter muſternd, Stammgenoſſen.
Doch der Lerche gellend Singen
  Schallt vom Feld am frühen Morgen,
Und der Reiher Töne dringen
  Aus dem Schilf, wo ſie verborgen.
Laut'rer Lärm wird dich nicht wecken,
  Nicht der Wächter Ruf dich ſchrecken,
Noch Gewieh'r von Kriegesroſſen,
  Reiterſchaaren, Stammgenoſſen.

Sie ſchwieg — und ſtimmt erröthend dann
Ihr Lied zur Ehr' des Fremden an;
Doch hält noch ihre Stimme auf —
Des ſtockenden Geſanges Lauf,
Bis ſich entwickelnd dieſes Lied
Melodiſch von den Lippen flieht:

Jäger, ruhe nach der Jagd,
  Wenn dich Schlummerfeſſeln binden,
Träum' nicht, wenn die Sonn' erwacht,
  Hornton muß dich weckend finden.
Schlaf', der Hirſch auch liegt im Schlummer,
  Schlafe, bei dir liegt der Hund,
Schlaf' und träume nicht mit Kummer,
  Wie dein Roß liegt todt im Grund,
Jäger, ruhe nach der Jagd,
  Träum' nicht, daß die Sonn' erwacht,
Denn dich früh ſchon wach zu finden,
  Tönt kein Horn in dieſen Gründen.
(Alexis.)

## 2

## Der Einfall.

Der letzte der Stiere war heut' unſer Mahl,
  Kein Wein in der Burg mehr, als hier im Pokal!
  Wohlauf! mit dem Schwert euch umgürtet! von hinnen!
  Gefahr iſt zu wagen und Raub zu gewinnen!
Das Auge, das jüngſt noch mit lächelndem Strahl
  Dem unſern begegnet, blickt trübe durch's Thal,
  Bemüht, vom Thurm durch die Nacht zu erſpähn
  Das bäumende Roß und des Helmbuſches Wehn.
Wie der Wind ſich erhebt, wie der Platzregen rauſcht!
  Der Mond hinter Wolken im Nebeltuch lauſcht!
  So recht, ihr Genoſſen! des Thurmwarts Geſicht,
  Von Dunkel befangen, erſpäht uns dann nicht.
Wie ſtampfen die Roſſe! hört, das iſt mein Scheck!
  Sein Hufſchlag klingt markvoll, ſein Wiehern klingt keck;
  Wie der Blitz des Gewitters in Sturm und in Dampf,
  Soll der Blitz ſeiner Mähne euch führen zum Kampf!
Die Brücke fiel nieder, ſchon tönte das Horn —
  Ein Glas noch und dann gebt den Roſſen die Sporn! —
  Ein ehrenvoll Grab dem Gefallnen voll Muth
  Und Heil dem, der heimkehrt zu Teviot's Flut!
(Freiligrath.)

## 3

## Donald Dhu's Pibroch.

Donald Dhu's Kriegsgeſang!
  Schlachtlied von Donuil!
  Töne mit wildem Klang!
  Wecke Clan Conuil!
  Kommt herbei, kommt herbei,
  Auf zum Gefechte!
  Horcht auf das Kriegsgeſchrei,
  Herren und Knechte!
Meidet die Schlucht, ſo wild,
  Felſige Bahnen!
  Hört, wie die Pfeife ſchrillt!
  Schaut auf die Fahnen!
  Hügel-Plaid, Hochlands-Schwert,
  Kommet hernieder!
  Und wer ſie trägt und ehrt
  Muthig und bieder!
Laſſet die Braut, das Weib!
  Laſſet die Heerde!
  Laſſet des Todten Leib
  Ueber der Erde!
  Laſſet die Jagd, den Teich,
  Barken und Schlingen!

[illegible]

(Freiligrath.)

### 23.

### Vaterlandsliebe.

[illegible]

([illegible])

### 24.

## Wordsworth.

### Sieben sind wir.

[illegible]

[illegible]

(Kannegießer.)

### 25.

## Montgomery.

### Das allgemeine Loos.

[illegible]

[illegible]

(Wolff.)

## 26.

## Campbell.

### 1.

### Der letzte Mensch.

[illegible]

[illegible]

(Freiligrath.)

### 2.

### O'Connor's Kind

oder

### Die Blume der Liebe blutet.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

(Wolff)

### 3

## Roland der Held.

[illegible]

(Freiligrath)

## 27.

## Coleridge.

### 1.

### Der alte Matroſe.

Ein Romanzenlied.

I.

[illegible]

2.

[illegible]

[illegible]

### 3.

[illegible]

### 4.

[illegible]

[illegible]

5.

[illegible]

6.

[illegible]

[illegible]

Zweite Stimme.

[illegible]

Erste Stimme.

[illegible]

Zweite Stimme.

[illegible]

[illegible]

---

7.

[illegible]

[illegible]

(Freiligrath.)

## 2.

## Liebe.

[illegible]

Die Töne, wie das Trauermärchen,
Des Abends balsamreicher Hauch,
Hoffnung und Furcht, die Hoffnung zündet,
Was unerkennbar uns bewegt,
Der zarte Wunsch, stets bezwungen,
Bezwungen und doch stets gehegt.
Sie weint' aus Mitleid und aus Wonne,
Erröthete vor Lieb' und Scham;
Sie hauchte flüsternd meinen Namen,
Den wie ein Traum mein Ohr vernahm.
Ihr Busen wallt. — Sie ging zur Seite,
Da sich mein Blick auf ihr verweilt,
Dann ist sie plötzlich schweren Blickes
Und weinend zu mir hergeeilt.
Sie schließt mich sanft in ihre Arme,
Sie drückt mich leise an sich dicht,
Sie beugt zurück ihr Haupt, aufblickend,
Und schaut mir in das Angesicht.
Theils war es Furcht, theils war es Liebe,
Theils war es auch verschämte List,
Damit ich lieber fühlt', als sähe,
Wie voll ihr Herz erschüttert ist.
Dann sprach ich tröstend, — sie ward ruhig,
Hat ihre Liebe mir vertraut,
Und so gewann ich meine hehre
Und heißgeliebte schöne Braut.

(Fürstenhaupt.)

## 28.

## Southey.

### Thalaba's Leben in der Wüste.

(Aus „Thalaba, der Zerstörer.")

Des Himmels Weisheit war es, die da warf
In ein entlegnes und einsam Zelt
Das Loos Thalaba's.
Am besten konnte da sein Geist
Entfalten seines Willens Kraft;
Da konnt' er von der Welt
Sein Herz bewahren rein und unbefleckt,
Bis zur geschriebnen Stunde makellos
Ein Knecht des Herren er befunden wäre.

Zeit seiner Jugend, wie so schnell entflohst du
In dieser theuern Einsamkeit!
Ist der Morgen schön und regt der frische Hauch
Mit kühlem Strome sein Gesicht —
Sieh, unter schlanker Sykamore dann
Halbgeschloßnen Auges ruhet er sich,
Träumend der Zukunft Traum.
Sein Hund zur Seit' ihm — nun leckt
Mit stummem Schmeicheln seine laße Hand er,
Ein ängstlich und erwartend Aug' nun
Erhebt er, werbend um des Herrn Liebkosen.

Kommt der Regenreiche Vater nun,
Seiner Höhl' entstiegen im fernsten West,
Kommt er in Dunkel und Sturm?
Wenn der Windstoß braust,
Wenn das Wasser füllt
Des Wanderers Tritt im Sand,
Wenn der strömende Guß
Vom Dache fährt,
Wenn in schwereren Falten der Vorhang hängt,
Wenn das Zelt weht hin und wieder:
Im Innern freundlich glüht die Asche dann;
Bekannter Stimmen lieber Ton,
Gesang auch, der die Arbeit mildert,
Und Fried' und Ruh' des Hauses.
Auf trocknem Sande, gleiches Obdach theilend,
Kaut des Kameeles wiederkäuende Zucht;
Aus Moath's Händen läßt das Seil,
Da mit Geduld der Greis
Der Palme starke Fasern flicht; am Heerd
Schüttelt das Mädchen Kaffeefrucht,
Die warmes Düften durch das Zelt verbreitet;
Und während, flink'gen Fingers, Thalaba
Das grüne Körbchen formt, benagt
Zu seinen Füßen ihre Lieblingsziege
Den Zweig, — er duldet's um Oneiza's willen.

Und wenn der Winterwaldbach nun
Abwälzt die tiefgerinnte Bahn,
Schäumend und schwarz von seiner Bergesbeute,
Mit nacktem Fuß auf feuchtem Sand
Besucht ihn Thalaba.
Der rauschende Fluß, das fließende Gebrüll
Erfüllt ihm den bewegten Geist; —
Ein taumelnd, ein schwindelndes Vergnügen!
Oft hält ihn auch ein Frühlingsbach,
Schimmernd am gelben Sand;
Am's hohe Ufer dann gelehnt,
Sieht müß'gen Auges er seine kleinen Wellen
Und lauscht in Ruh' dem ruhigen Fluß;
Indeß im Hauch des Windes über ihm
Das schlanke Rohr sich neigt
Und flatternden Wimpeln gleich
Die schlanken Blätter fliegen läßt.

Nicht reich war Moath und nicht arm; — der Herr
Gab ihm genug und ein zufriednes Herz.
Gehäuftes Gold nicht störte seine Träume,
Doch stets um seine Lagerstatt erblickt' er
Kameele, kennend seinen Ruf,
Und Hausgeflügel, kommend auf Oneiza's;
Ziegen auch, die zweimal des Tags
Die vollen Euter boten ihrer Hand.
Das gute Kind! — Das Zelt, in dem sie wohnten,
Es war ihr Werk, und sie auch flocht
Den Gürtel Thalaba's;
Und wachsen sein Gewand
In ihrem Webstuhl sah der braune Jüngling.
Wie oft nicht sah er sie mit einer Lust,
Der sich Erinn'rung mischte (trieb die Mutter
Des Mädchens vor ins Leben ihm der Anblick?)
Wie oft nicht sah er tränken sie den Vater,
Wie oft, bedacht' er, die leichte Mühle drehn,
Auf breitem Palmblatt nimmer Kuchen rollen
Und, nackten Arms, mit hoher Schnelligkeit
Ihn auf des Ofens glüh'nder Seite legen!

Es ist die kühle Abendzeit;
Die Tamarinde deckt mit Thau
Die junge grüne Frucht.
Die Matte liegt vor ihrem Zelt;
Des alten Mannes ehrwürd'ger Mund
Lies't ab das heil'ge Buch.
Wenn überwölbt sie prangend kein Dom,
Die Marmorwände voll geschickter Wahrheit
Und goldner Zierden! — Fällt das Wort
Mit tieferm Nachdruck aus des Imams Munde,
Wenn Tausende am Versammlungstag
Dem Herrn zu dienen nahn?
Ihr Vater ist ihr Priester auch,
Des Himmels Sterne ihres Richtens Ziel,
Das blaue Firmament
Der hohe Tempel, drin die Gegenwart
Der Gottheit sie erfüllt!

Doch durch des Abends Purpurglut
Scheint matt der weiße Mond.
Der schlaffe Bogen, Köcher auch und Speer
Ruhn an des Zeltes Pfeilerschaft.
Palmblätter knüpfend für des Bruders Stirn
Sitzt die [illegible],

Ihr Vater aber athmet ein
Durch das gewund'ne Rohr
Schläfernden Krautes Duft.
So lauschen sie der Flöte Thalaba's,
Dieweil mit gewandten Fingern er
Schwermüth'ge, bange, süße Töne lockt.
Und wenn die Perlen nun der Poesie
Er an einander reiht, von Lieb' und Weh'
Geschichten hersagt mit entzücktem Antlitz,
Bereiten Armen und verhaltenem Schluchzen;
Dann, wenn der Mond, der seine Stimme leiht,
Oneiza's Dunkel licht,
O, dann mit einem Blick, wie nach der Fabel
Die Straußenmutter auf ihr Ei ihn heftet,
Bis der gespannte Trieb
Dem Lebenslicht entkommt:
In tiefer, athemloser Zärtlichkeit
Ruht auf dem Jüngling so des Mädchens Seele,
So regungslos, mit also brennendem Blick —
Nur dann nicht, wenn aus ihrem Aug'
Sie schnell die schwellende Thräne wischt,
Die rein sein Bildniß trübt.

Sie nannt' ihn Bruder! War es Schwesterliebe,
Wie alle Tage funkeln ließ
Um ihre Knöchel, ihrer Arme Braun
Der Silberringe helle Pracht?
Für eines Bruders Auge war's,
Daß ihre langen Finger so sie färbte,
Als ob der Lampe Licht
Durch Adern ihr und zarte Haut
Mit rosigem Schimmer scheine?
Daß der geschwärzten Wimper Glanz
Ihr Auge schmachtender noch glühen ließ?
Daß ihre glänzenden Locken sie
Mit solchem Stolze schmückte,
Und Festtags mit dem rothen Blumenkranz
Umflocht die schwarzen Wellen?
Wie glücklich, ach! [illegible]
Die Jugend Thalaba's!

(Freiligrath.)

## 29.

## Rogers.

### Der Schiffer.

Der Schiffer seufzet, wenn sein Heimathstrom
 Mit seinen Thürmen klein und klein verbleicht,
 Noch einmal fliegt sein Blick zum Horizont,
 Wenn schwebend er den hohen Mast erstieg.
Und von der Heimat zieht manch theures Bild,
 Ob er im fernen Lande sich erfreut,
 Und zieht um ihn wie Mondenschimmer mild,
 Beständig, nicht verblichen von der Zeit.
Sein Herz, das gleich der Nadel heimwärts strebt
 Durch Meeresbrausen, durch der Träume Weh'n,
 Fühlt von dem letzten Wunsche sich belebt:
 Ihr liebes Lächeln noch einmal zu sehn!
Und wenn der Morgen Allerorts erwacht,
 Das Abendroth auf die Woge sinkt,
 Wenn Ost und Horizont verschwimmend in Nacht,
 Sieht er, wie lächelnd ihm ihr Auge winkt.
Ihr [illegible] Geist folgt durch die Wellenbahn
 Dem kleinen Schiffe sein durch's weite Meer,
 Wenn stürmend ihn umschäumt der Ocean,
 So zaubert sie den Frieden um ihn her.
In ferner Wälder wilder Ströme [illegible]
 Er ihren Namen mit der Sehnsucht Glut,
 Wo Neger flehn, vom Sklavenjoch gequält,
 Und Wilde [illegible] an der Silberfluth.
Doch sieh' er kommt, sein Segel naht schon,
 Erwartungsvoll blickt Manche von dem Söller,
 Und durch die Hütte dringt verworr'ner Ton,
 Ein jeder scheint wie Freundesgruß bekannt.
Sie ist's! Sie ist es selbst! es winkt die Hand!
 Man wirft den Anker, zieht die Segel ein;
 Rasch durch den weißen Schaum springt er an's Land
 Und schließt an's Herz, die er nennt einzig sein.

([illegible])

## 30.

## Wilson.

### Ein Begräbnißplatz

auf der Nordküste von Schottland.

Wie traurig diese Stätte ruht
 Mitten am Strand der Meeresfluth,
 Die leuchtend ihrer Wellen Gold
 Um die tauben, schweigenden Gräber rollt!
 Hier freut das kalte, bleiche Licht
 Die kränkelnden Wildblumen nicht!
 [illegible] des Gebirges [illegible] Biene
 Verirrt einmal um diese Düne;
 Nicht [illegible] sie der todte Ort
 Zu frischeren Blüthen summt sie fort!
 Die Möve nur mit bangem Schreien
 Bricht die sand'gen Hügelreihen,
 Stumm, wie ein Steinbild, stundenlang
 Die Gruft, auf die sie leis sich schwang —
 Ausruhend so durch Nah' und Flug
 Den wilden, wechselnden Besuch,
 Der ihre Wohnung ist und ist
 Vermählt dem [illegible] Kirchhof hier.
Nicht schläft auf diesem stillen Damm
 Irgend ein todter Königsstamm,
 Des Name, jetzt nicht mehr erkannt,
 Verklungen mit der Töne Sand.
 Das Grab hier, noch von Erde braun,
 Ist wie von gestern anzuschau'n;
 So oft als [illegible] lud die Welle
 Das Bahrtuch wehn auf dieser Stelle,
 Und jenes Grabkreuz's [illegible] Maß
 Erwartet den bestimmten Gast.
Kein Kirchlein seh' ich — kein Geläut
 Weiht Sonntags diese Einsamkeit.
 Wie schön die Gräber und wie hehr,
 Die um das stille Gotteshaus her
 In seiner Gnade Schatten schlafen!
 Doch ungetheilt zu jenem Hafen
 [illegible] der Tod sich diese Lieb'!
 Und Nichts sagt, daß die Schiffer je
 Aufschritten einst ein Morgenroth,
 Jetzt hier, sind sie für immer todt —
 Hoffnung, Erinnerung, ihr Leid!
Weißbrüstiger Vogel — in die Wogen,
 Ob auch sich brüstend, [illegible],
 Du, wie ein Geist mit weißen Flügeln
 Ob diesen grabverwachs'nen Hügeln
 Langsam dich schwingest — dein Geschick
 Sagt mir, was diese Stätte sei!
 Die auf der See ihr Schicksal traf
 Legt endlich hier ein [illegible]
 Das alte Meer, die Wellenheere,
 Warf sie auf diese letzte [illegible];
 Hier ruhn sie — auf dem [illegible]
 Kirchhof der scheiternden Matrosen!
Manch alter Seemann, der schon weiland
 [illegible] sah auf manchem Eiland
 Und den [illegible]
 Von seinem [illegible]
 [illegible], sank hier die Kinder [illegible],
 Die auf den [illegible] wird!
 Manch Einer! Alte Männer, denen

Kein Freund, keine Rechte und keine Thränen
Den Tod erschwerten — [illegible]
Und fern von [illegible], starben sie!
Beide zugleich — in Jugendpracht
Wandelnd und in der Mondhell' Nacht,
Trieb zu der Wellenwelt Gräbern
Aufschauend unter fernen Bäumen,
In Sturm und Wogenschlag sich freuend,
Ergebene Wellen nimmer scheuend —
Sie lebten doch auf diesem Strand!
Wie Seetang trugen sie an's Land,
Eine ganze Mannschaft, Ripp' an Rippe,
Im Tod geschleudert auf der Klippe!
Er auch, der Mutter Duft und Traum,
Der all' ihr Hoffen mit sich nahm,
(Ach, Tag und Nacht seit Jahren schon
Weint sie um ihren fernen Sohn!)
Er auch liegt hier im feuchten Grabe,
Der schöne, blondgelockte Knabe;
Jedoch, ein einzig Mal nur ihn zu küssen,
Sie selbst den Himmel möchte missen!
O, klagen könnt' ich, [illegible]!
Denn manche Seele, bleich und nackt,
Sieht hier vor mir mit starrem Aug'!
Und welch beklomm'ner Grabeshauch
Weht in das [illegible] Gedanke
Der kleinen Wellen rings am Strande:
Wie gut mit ihrem Plätschernen
Das Weltmeer seine Todte bettet!
Und sieh! ein Nachen, schmuck und frisch,
Segelt dahin im Sonnenschein!
Frisch von der Dämmerwelt dort
In seine Heimath bringt der Mann,
Hinblick' ich auf die weite Schar,
Die, eilig und des Fanges froh,
Daliegt und weiter Mann bei Mann!
Wieder zum sonnigen Schiffe dann
Mich wendend, daß es klingt von holdem
Wiederholen seiner Hochzeitlieder:
Scheint mir's, als hört' ich in die frischen
Des Todes Stimme leis sich mischen,
Der grimmig, unbemerkt vom Kreise
Der Singenden, Tod hält und weise,
Ausstreckt die rothe Mordeshand
Nach den Gefeierten hier am Strande,
Dann unserm Boot erfaßt und lacht,
Bis euch in einer dunkeln Nacht,
Bei Sturmgebraus und Klippenstrich,
Er ihn hinabzieht tausend Faden tief!

(Freiligrath.)

---

## 31.

## Moore.

### 1.

### Irische Melodieen.

#### 1) Lied eines irischen Mädchens.

Geh, wo Ruhm dir zuwinkt,
Doch wenn der Kranz dir zulacht,
O, dann denke mein!
Wenn von lieblichen Lippen
Dir wird Lob gespendet,
O! dann gedenke mein!
Welche Hand wohl hegt dich,
Liebe Freundschaft pflegt dich,
Holder Blick wohl füllt dich
In Lust und Freud' hinein;
Doch wenn Lust und Wonnen
Fröhlich dich umsponnen,
O, dann auch denke mein!
Wenn du schweifst am Strand,
Dich am Vollmond labend,
O! dann gedenke mein!
Denk', heimwärts gewendet,
Wie uns oft geblendet
Sein Licht! So denke mein!
Wird des Sommers Scheiden
Sich dein Aug' mit Freuden
So wie ehemals weiden
An später Rosen Schein:
Denk', wer dich die weiße
Blume lieben lehrte,
O, dann gedenke mein!
Wenn um dich das letzte
Herbstlaub liegt, das welke,
O, dann gedenke mein!
Schaust du zu der lieben
Herdesflammen Loben,
O, dann gedenke mein!
Und' Musik, erweichend,
All' dein Sein durchschleichend,
Sanft dein Herz beschleichend,
Thaut das Auge dein!
Weisen, die ich sang dir,
Klagt' Erinnerungsklang dir —
O, dann gedenke mein!

(Pfizer.)

---

#### 2) Des Sommers letzte Rose.

Letzte Rose des Sommers —
Noch allein blüht sie dort!
All' die lieblichen Schwestern
Sind welk und sind fort.
Keine Blum' ihrer Gattung,
Keine Knospe mehr lauscht,
Die spiegelt ihr Erröthen,
Mit ihr Seufzer tauscht.
Verlass' ich, nicht will ich
Dich schmachten am Strauch!
Wenn die Lieblichen schlummern,
Geh, schlummre du auch!
Sanft streu' deine Blätter
Auf dem Beet ich umher,
Wo duftlos und todt liegt
Der Schwestern ihr Heer.
So mög' ich auch bald folgen,
Wenn Freundschaft vom Strauch,
Und die Thauperl' am Kelche
Der Liebe zum Raub.
Wenn das treue Herz welket
Und das zärtliche Lob:
Ach! in öder Welt einsam
Wer noch wollte gern da?

(Pfizer.)

---

#### 3) Erin.

Erin! dein Blick, wenn er lächelt und weint,
Gleicht, wie dein Bogen der Iris erscheint!
Hell durch des Schmerzes Nacht,
Trüb wo die Freude lacht,
Zeigt deiner Sonnen Pracht
Thränenvereint!
Erin! der schmerzgeboren Thräne sei fern,
Erin! wir machen durch Lächeln, jetzt schon —
Blick, gleich der Iris Glanz,
Einst deine Farben ganz
Strahlen als Freiheitskranz
Im Himmelsblau.

(Oelkers.)

---

#### 4) Inneres Weh.

Wie ein Strahl ob der Fläche des Wassers hinwallt,
Während unten die Woge rauscht dunkel und kalt,

Es lacht wohl die Wang' ein warmſonniges Licht,
Während dunkel und ſtarrend das Herz innen bricht.
Von ſchlimmer Erinn'rung, von Kummer erfüllt,
Den Schatten ſo Freuden als Schmerzen umhüllt,
Dem das Leben nichts Schlimm'res, nichts Beſſ'res ertheilt,
Den nicht Trauer mehr quält und nicht Freude mehr heilt!
O! das Gefühl bleibt in der Freude ſelbſt auch,
Wie ein Zweig, todt, laublos, in Sommers Gluthauch;
Umſonſt glühn die Strahlen der Sonn' um ihn her,
Wohl erglänzt er im Lichte, doch blüht er nie mehr!
(Oelckers.)

### 5) Komm, ruh' mir am Buſen!

Komm, verfolgtes Geſchöpf, ruh' am Buſen du mir!
Ob die Andern dich fliehn, deine Heimat bleibt hier;
Noch iſt hier das Lächeln, umwölkt nimmermehr,
Und das Herz und die Hand, dein Ali, wie bisher.
O! wozu wär' Liebe, die gleich ſich nicht ganz
Durch Freud' und durch Qualen, durch Schmach und durch Glanz!
Ich weiß nicht, nicht frag' ich, ob bös dies Herz iſt;
Ich weiß nur, dich lieb' ich, was immer du biſt.
Haſt mich deinen Engel in Freuden genannt,
Sei ich dir's auch in Schrecken, der jetzt iſt entbrannt,
Durch Gefahren zu folgen voll Muthe deinem Tritt,
Dich zu ſchützen, zu retten, ſonſt — ſterben auch mit!
(Oelckers.)

### 2

### Nachtbeſuch.

(Venetianiſche Weiſe.)

Hier rudre leiſ, mein Gondolier, nur näh' die Flut ſo ſtill,
Daß es kein Ohr auf Erden hört, als ihr's, zu der ich will.
Nur, daß der Himmel nicht uns ſpräche, wie er in Augen ſpricht,
Was könnt' er ſonſt erzählen nicht von Schwärmern, die wir gleich!
Nun ruhe hier, mein Gondolier, ſtill, ſtill, ich klimme flink
Empor dort zum Balkone hoch, ſteh du hier halbe Wache.
Ach, trügen für den Himmel wir nur halb ſo viele Pein
Als Tag und Nacht für Weiber hier — wir würden Engel ſein!
(Oelckers.)

### 3

### Freiheitslied.

Traurig wird das Herz da wallen,
Traurig, o! traurig, o!
Wo der Freiheit Lieder ſchallen,
Traurig, o! traurig, o!
Da wird Britanniens Wehe
[illegible] ſtimmen,
Mädchens Reiz auch mehr
Lauter ſchimmern —
Doch weiß ich das Land durchhallen
Fröhlich, o! fröhlich, o!
Traurig wird das Herz erbeben,
Traurig, o! traurig, o!
Wo die Sklavenbande weben,
Traurig, o! traurig, o!
Da iſt Britanniens Speer
Die Kraft entronnen,
Mädchens Buſen, ſchwer,
Weint nicht Wonnen —
Lebensblüthe wird entſchwinden,
Traurig, o! traurig, o!
Doch drum von den Herzen allen,
Fröhlich, o! fröhlich, o!
Wie die heimiſchen Quellen fallen,
Fröhlich, o! fröhlich, o!
Wenn zu ſehr auch,
[illegible] erſtorben,
Als der Lebenshauch
Sklaviſch erworben,
Laßt zur Freiheitsfahn' uns wallen
Fröhlich, o! fröhlich, o!
(Oelckers.)

### 4.

### Die Welt iſt all' ein flüchtig Scheinen.

Die Welt iſt all' ein flüchtig Scheinen:
Der Freude Lächeln, falſch und klar,
Der ſtillen Wehmuth bittres Weinen,
O falſcher Thau, o falſches Scheinen —
Nichts, nur der Himmel noch iſt wahr!
Der Ruhm mit ſeinen Sonnenblicken,
Im Dunkel bald verſchwebt er ſich;
Der Schönheit Glanz, der Lieb' Entzücken
Sind Blumen, ach! das Grab zu ſchmücken —
Der Himmel nur glänzt ewiglich!
Und ſo verſchlingt uns Well' um Welle;
Wir ziehn wie ohne Bahn und Spur,
Käm' oft ein Blitz auch, ſeine Helle
Beleuchtet eine nahe Stelle; —
Der Himmel bringt die Ruhe nur!
(Freiligrath.)

### 5.

### Die Vesperhymne.

Horch! wie über's Waſſer hallend
Klar die Vesperhymne klingt!
Näher jetzt und näher ſchallend,
Jubilate, Amen!
Fern und ferner jetzt verhallend,
Bis ſie ſanft dem Ohr verklingt,
Jubilate, Amen!
Jetzt, wie Meereswellen, rollend
An das Ufer treibt ſie hin;
Jetzt, wie fern'ge Brandung grollend,
Weckt die Flur des Todes [illegible].
Jubilate, Amen!
Wieder, horch! wie Wellen rollend,
An das Ufer treibt ſie hin;
Jubilate, Amen!
(Freiligrath.)

### 6.

### Willſt du?

Willſt du kommen zur Laube, ſo ſtille und kühl?
Da kennen uns Roſen voll Glanz und Gefühl.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
kommen, mein Lieb!
Da ruhſt du auf Roſen wohl unter dem Strauch,
[illegible] die Mondnacht, doch lächeln im Aug.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
lächeln, mein Lieb!
Doch ſicher, als Roſen, mein Lieb, iſt kein Mund
Und ſüßer, als Thau, iſt kein Küſſen der Flur.
Willſt du, willſt du, willſt du, willſt du
küſſen, mein Lieb!
(Freiligrath.)

## 7.

## Das Paradies und die Peri.

(Aus „Lalla Rookh“.)

Eine Peri stand in tiefer Pein
Vor Edens Thor im Morgenſchein;
Und wie ſie mit erſtauntem Ohr
Vernahm der Lebensbäche Singen,
Und wie aus dem halboffnen Thor
Ein Lichtſtrahl fiel auf ihre Schwingen,
Da weinte ſie, daß ihr Geſchlecht
Verſcherzt das ſel'ge Bürgerrecht.

Wie glücklich, ſo rief das Kind der Luft,
In der unſterblichen Blumen Duft
Die ſeligen Geiſter hier wallen!
Mein iſt, was im Meer und auf Erden lenzt,
Mir blühen die Sterne; doch hier, hier glänzt
Die ſchönſte Blume von allen!
Ja, der See von Kaſchmir iſt voll Sonnenglanz
Und die Inſel mit der Platanen Kranz,
Wo die Bäche ſo lieblich fallen;
Ja, die Waſſer von Sing-ſu ſo hell und rein
Und ſchimmernd ergießt ſich der Goldfluß drein,
Doch leuchten, das wiſſen die Sel'gen allein,
Die Waſſer des Himmels vor allen!

Ja, ſchwinge die Flügel von Stern zu Stern,
Von Welten zu Welten, ſo weit und ſo fern,
Als die feurigen Gränzen wallen;
Vertheil' ihre Freuden von Zahl zu Zahl,
Jahrtauſende durch; in des Himmels Saal
Wiegt Eine Stunde vor allen!

Der lichte Engel ſah ſie weinen,
Der Wache hält vor Edens Hainen;
Er trat hinzu, der Trauertöne
Belauſchend, ach! und eine Thräne
Blinkt ihm im Auge, gleich dem Thau
Der Himmelsquelle, wenn er ſprüht
Auf jene Blume wunderblau,
Die nur im Paradieſe blüht.
Kind von verirrtem, edlem Blut,
Sprach er, verliere nicht den Muth:
Es ſteht im Schickſalsbuch geſchrieben,
Daß auch die Peri Heil erringt,
Die, was zumeiſt die Sel'gen lieben,
Zu dieſen ew'gen Pforten bringt.
Geh, ſuch es, deine Schuld zu büßen:
Süß iſt's, Erlöſten aufzuſchließen.

Raſcher, wie Kometen rollen,
Die die Sonne küſſen wollen,
Schnell vor allen Sternenbränden,
Welche Nachts die Engel ſenden
Auf die dunkle Schaar der Grimmen,
Die empor zum Himmel klimmen,
So fliegt ſie durch die blaue Halle,
Beglänzt von einem Strahlenlicht,
Das aus des Morgens Augen bricht,
Verweilt ſie über'm Erdenballe.

Wo ſoll ſie nun, in welchen Gründen,
Die Gabe für den Himmel finden? —
Ich kenne jeder Urne Platz,
Rubinen, unzählbaren Schatz
Unter den Säulen von Tſchilminar;
Ich ſchaue die Weihrauch-Inſeln klar,
Manch Klafter unter der Wellen Tanz,
Im Süden des ſonnigen Araberlands;
Weiß, wo die Geiſter einſt verhehlten
Dſchemſchid's Pokal, reich an Juwelen,
Perlenſchaum von dem Lebenstrank:
Doch brächte mir das des Himmels Dank?
Ach, welches Juwel iſt nicht ſchlechter ſchon
Als die Stufen zu Alla's Wunderthron!
Und die Lebenstropfen, wie Nichts, wie Nichts
Im unendlichen Meere des ewigen Lichts!

Sie ſprach's, die Flügel ausgeſpannt
Ob Indiens wonnevollem Land,
Wo Balſam iſt die Luft, die Flut
Auf Ambra und Korallen ruht,
Wo, von der warmen Sonne Kraft,
Des Berges Schooß den Demant ſchafft,
Wo Bächlein blinkend ziehn, mit reichen,
Vermählten Bräuten zu vergleichen,
Wo Nelkenland und Sandelhain
Der Peri's könnt' ein Eden ſein.
Doch blutroth fließt die Welle hier,
Indeß Qualmdünſte einer Gruft
Ob dieſen würz'gen Lauben rauchten,
Der Menſch, des Menſchen Opferthier,
Befleckte jedes Wölkchen Duft,
Das harmlos dieſe Blumen hauchten.
Und wer, du Land voll Sonnenſchein,
Durchwühlt Pagod' und Säulenhain,
Höhlenaltar und Götterbild
Und deine tauſend Throne ſo wild?
Der Mann von Gazna tobt heran!
Die Kronen Indiens in Stücken,
Bezeichnen des Verderbens Bahn;
Hunde läßt er mit Steinen ſchmücken,
Von dem entweihten Hals gezerrt
Manch junger, lieblicher Sultana;
Jungfrau'n im heiligen Zenana,
Prieſter im Tempel läßt er bluten;
Zerſchlagener Altäre ſperrt
Ein goldner Schutt die heil'gen Fluten.

Die Peri, durch den blut'gen Dampf
Des Wahlfelds, ſchaute nach dem Kampf:
Ein jugendlicher Krieger ſtand
Allein am Rand der heim'ſchen Wogen,
Das Schwert zerbrochen in der Hand,
Den letzten Pfeil auf ſeinem Bogen.

Bleib leben, ſprach der Herr der Schlacht,
Und theile mit mir Sieg und Macht.
Der Jüngling ſtand in ſtillem Muth
Und ſtille wies er auf die Flut,
Gefärbt mit ſeines Landes Blut,
Dann ſandt' er ſeinen letzten Bolzen
Zur Antwort nach der Bruſt des Stolzen,
Falſch fliegt der Pfeil, ſo gut geſchnellt,
Der Feind iſt heil, der Jüngling fällt!
Den Ort vergaß die Peri nimmer,
Nur als verdämmert des Kriegers Wuth,
Kam ſie auf einem Morgenſchimmer
Und nahm den letzten Tropfen Blut,
Den letzten, den ſein Herz verſchwendet,
Eh' er den freien Geiſt entſendet.

Sei dies, ſo rief ſie und flog empor,
Mein Einlaßgeſchenk an des Lichtes Thor!
Wohl tränkt oft ſchwarzes Blut die Erde,
Wo Schwerter klirren; doch Blut, im Streit
Der Freiheit fließend, iſt ſo geweiht,
Daß es ſich miſcht mit der reinſten Quelle,
Die da blinkt durch die Lauben der Seligkeit.
O wenn aus der Tiefe der Staubeswelt
Der Himmel theuer ein Opfer hält,
Iſt's der letzte Tropfen, den Freiheit weiht
Aus dem Herzen, das brechend ſein Blut für ſie läßt!

Willkommen — und es nahm die Gabe
Der Engel mit der lichten Hand —
Willkommen iſt der Heldenknabe,
Der ſo ſtarb für ſein Vaterland.
Doch ach, entfalte deine Flügel!
Nicht rührt ſich der kryſtallne Riegel,
Noch heil'ger muß die Gabe ſein,
Die dich in Eden läſſet ein.

Die erste Hoffnung ist verdorrt;
  Die arme Peri fliegt nach Süden,
Zu Afrika's Mondesbergen fort;
  Die Schwingen glättet sie, die müden,

Am Mondesstrome, dessen Wellen,
Verborgen jedem Aug', entquellen
In Fernen ohne Pfad und Ziel,
Wo Wassergeister ihren Nil
Tanzend, den neugebornen Riesen,
Der in der Wiege lächelt, grüßen,
Dort in Aegyptens Palmenhainen,
  Grotten und Königsgräbern nieder
Taucht der verbannte Geist mit Weinen,
Wie sich Möris's Tauben einen,
Und sieht vom Mondlicht wiederscheinen
  Des weißen Pelikan's Gefieder,
Der sich im [illegible] bewegt
Und sanft den blauen Spiegel schlägt.
Ein schöner Anblick! nimmer sah
  Ein Aug' solch eine holde Gegend:
Die Thäler lagen fern und nah,
  Den Schmuck der goldnen Früchte hegend,*
Sonnig im Glanz des Mondes da;
Die Dattelbäume senkten schmachtend,
  Das laubgekrönte Haupt gebückt,
Wie Mädchen, die der Schlaf umnachtend,
  In ihre seidnen Betten schickt;
Die Lilien, jungfräulich rein,
  [illegible] im Bett die ganze Nacht,
Um frisch und glänzend aufzublühen,
  Wenn ihr geliebtes Licht erwacht;
Der Schutt von Tempel und Palast,
Ein hehrer Traum, zerronnen fast,
  Liegt stumm und [illegible] alleine,
    Nur schreit ein Kibitz dann und wann,
Wenn Wolken, die den Mond umringen,
Entweichen. Sieh da in dem Glanz
Sultanna mit den Purpurschwingen
  Still, wie gemeißelt aus dem Steine,
    Schimmernd auf einer Säule ruhn.
Und wer, wer hätte hier gedacht,
In dieser süßen, schönen Nacht,
Daß von dem glühenden Gefieder
Der Pest ein Hauch sich senkte nieder,
  Wie keiner noch die Welt bedräute
  Vom Samumwinde der rothen Wüste!
Von seinem Athem angeweht,
Was in des Lebens Garten steht,
  Gleich Pflanzen, die der Samum küßte,
Verwandelt hinsinkt und vergeht.

Die Sonne schien auf vielen Gassen,
  Die, damals frisch und blühend schön,
Jetzt in dem Hauch der Pest verblichen
  Und nie die Sonne wieder sehn.
Und ach, die Unbegrabnen Fülle,
Worauf das Mondlicht schläft so stille!
Die Geier werden sich zum Fraß
Und schwärmen von so [illegible] Aaß.
Nur die Hyäne, nimmer satt,
Durchschleicht Nachts die öde Stadt
Und hält ihr schreckliches Mahl im Dunkeln;
  Weh, wer am Wege liegt halb todt,
Wenn durch die [illegible] Nacht mit Funkeln
  Das große blaue Auge droht!

Ihr Armen! so sprach der Geist mit Weinen:
  Wie theuer büßt ihr den ersten Fall!
Noch habt ihr Blümchen aus Edens Fluren,
  Doch die Spuren der Schlange bedecken sie all'. —
Rein wird die Luft vom Thränenschauer,
  Der leuchtend durch die [illegible] schießt;
Denn zauberisch wirkt der Thau der Trauer,
  Den solch ein guter Geist vergießt.

Im Schatten von Orangenbäumen,
Wo Frucht und Blüthe sich in Träumen
Zusammen schaukeln in dem Winde,
Wie's Alter tändelt mit dem Kinde, —
Dort liegt sie, an des Teichs Rand,
  Ein Jüngling aus dem frischen Garten,
Von Jenem, der sich ungekannt
  Hinschlich, sein Ende zu erwarten;
Dem Lieb' im Leben ward genug,
  Der will in stiller Nacht ersterben,
Als ob kein Herz ihm jemals schlug,
  Und unbeweint und ungesehen!
Und Niemand da zu seiner Hut!
  Niemand, der ihm die Stirn befeuchtet
Mit einem Tropfen aus der Fluth,
  Die ihm so kühl in's Auge leuchtet.
Ach, keine Stimme, wohlbekannt
  Mit letztem Gruß und Abschiedswort,
Das, wenn verklingt irdischer Laut,
  Im Ohr noch schallt fort und fort,
Das zarte Lebewohl am Strande
Der andern Welt, wenn Alles schwand,
Was lieb war, und dem bangen Geist
Das unbekannte Dunkel zeigt.

Verlaßner Jüngling! Eins allein
  Erheitert seinen Geist im Sterben:
Sie, die er liebte still und rein,
Ach, die sein eigen sollte sein!
  Ist fern, gesichert vor dem Verderben,
Fern in des Vaters [illegible],
Wo kühle Brunnen niederrauschen
Und Lüfte, die gemischt mit vielen
Gewürzigen Arome, sie umspielen,
Rein wie die Lüfte, die sie kühlen.

Doch in dem traurigen Gebüsch
  Wer kommt so leise dort gegangen,
Ein [illegible] der Gesundheit, frisch,
  Mit rothen Rosen auf den Wangen?
Sie ist's! durch's Mondlicht kommt sie still,
  [illegible] den [illegible] Knaben,
Mit dem sie lieber sterben will,
  Als ohne ihn das Weltall haben.
Die Arme schlingt sie um ihr Gut,
  An seinem Munde festgesogen,
Und saugt, zu kühlen seine Glut,
  [illegible] in die Wogen.
Wie wonnig hätt' er einst gedacht,
Es müßte kommen eine Nacht,
  Wo er sich solche Arm' umschlinge,
Die ihm so [illegible] Nah,
  Wie eine Paradiesschwinge,
[illegible]!
Nun giebt er sich, nun flieht er wieder,
Schaudernd, als läg' das Gift der [illegible]
In diesem hingebenden Munde,
Der, abgekühlt in dieser Stunde,
Freiwillig oder ohne Scham
Nie sonst dem seinen nahe kam!*

Laß, die du athmest, laß mein Leben,
  Mich athmen diese sel'ge Luft!
Mag sie mir Tod, Gesundheit geben,
  Wie ist sie süß wie Majoran
[illegible] Blumen, die [illegible]!
  Ja, wär' es Balsam, all' mein Blut,
Du weißt, ich würd's für dich vergießen,
  Ein Tröpfchen Kühlung deiner Glut.
Nein, wende nicht den theuren Blick!
  Bin ich nicht dein? nicht deine Braut?
Nicht die Erkorne, deinem Glück
  Im Tod und Leben angetraut?
[illegible], auf diesem trüben [illegible]
  Der einz'ge Stern, der mir gelacht,

Glaubſt du, daß ich ſie tragen werde,
 Die lange, ſternenloſe Nacht?
Ich lebt' und ließ' ins Grab allein
Dich, der mein Leben iſt? Nein, nein!
Welkt mit dem Stamme nicht das Blatt,
Das ihm gekeimt am Herzen hat.
Dann wende, Herz, zu mir dich wieder,
Eh' ich, wie du, verglühend ende;
O komm, von den noch kühlen Lippen
Den letzten, reinen Hauch zu nippen! —
Sie welkt, ſie ſinkt. Im Qualme der Kluft
Löſcht ſo ein Lämpchen im Leichenduft;
So löſcht von ſeinem gift'gen Munde
Ihr holdes Augenlicht zur Stunde.
Ein Kampf — ein Schmerz — der enden muß:
 Ihr Liebſter iſt nicht mehr am Leben!
Noch einen letzten langen Kuß:
 Sie giebt ihn und erſtirbt im Geben.

Schlaf', ſpricht der Geiſt und empfängt mit Luſt
Den Abſchiedsſeufzer der ſcheidenden Bruſt,
In der das treuſte der Herzen ſchlug:
Schlaf' ſanft in duftiger Träume Flug,
Von ſüßerer Zauberluft umhaucht,
Als die um den einſamen Vogel raucht,
Wenn er ſingt durch die Flammen ſein Schwanenlied
Und in Duft und Tönen von hinnen zieht.

Sie ſpricht's. Von ihren Lippen fließt
 Ein Hauch, unirdiſch, auf die Leichen,
Sie ſchwingt den Strahlenkranz und gießt
 Verklärung auf die ſtillen Bleichen,
Die wie ein heilig Paar geweiht,
 Dem Grab entrückt am jüngſten Morgen,
  In duftberauſchtem Schlummer liegen;
Die Fee bei ihnen, mild und klar,
 Ihr Engel, wachend ohne Sorgen,
  Bis ſie dem Todesſchlaf entſtiegen.

Der Morgen kommt auf Roſenſchwingen,
 Und wieder ſchwebt die Fee empor,
Der Liebe Seufzer hinaufzubringen,
 Des reinen Opfers Flor.
Hoch ſchlug ihr Herz beim Hoffnungsworte,
 Bald iſt die ew'ge Palme dein!
Der Engel lächelt' an der Pforte,
 Als ſie die Gabe bot herein.
Kryſtallne Glocken hört ſie ſchallen
 Von Bäumen, die in Eden ſtehn,
Bewegt von heil'ger Lüfte Wallen,
 Die aus von Allah's Throne wehn.
Die Sternenbecher kann ſie zählen,
 Die an des Sees Ufern ruhn,
Woraus die eingelaſſ'nen Seelen
 Den erſten Trunk des Himmels thun.

Doch ach, ſelbſt Perihoffnung trügt!
Noch iſt das Schickſal unbeſiegt.
Der Schimmer weicht vom Felſenthor:
Noch nicht! der Engel ſprach's mit Leid,
Als er verſchloß den [illegible]:
Treu war die Braut und ihre That,
In Licht ob Allah's Haupt geſchrieben,
Wird lang des Seraph's Auge leſen.
Doch, Peri, ſieh, des Strahlenriegel
Bleibt unbewegt. [illegible]
Noch heil'ger muß die Gabe ſein,
Die dich in Eden läßet ein.

Auf Syrien ruht, dem Roſenland,
Das Abendlicht in ſanftem Brand:
Ein hohes Bild von Glanz und Wonne,
Schwebt über'm Libanon die Sonne;
Sein Scheitel, im [illegible],
 Thront weiß von Schnee, von Winters Zeit,
Doch ruhig ſchläft, im Blumenthale,
 An ſeinem Fuß der Sommer fort.
Von oben, welch ein Blick, zu ſchauen
Auf alle dieſe Zauberauen!
Wie ſchön muß dieſes Glühen ſein,
Dies Leben, dieſer helle Schein!
Gärten, der Flüſſe Silberpfade,
Mit Goldmelonen am Geſtade,
Noch goldner in der Sonne Schimmern;
Eidechſen, glitzernd auf den Trümmern
Der Tempel, ſind geſchäftige Funken,
Als wären ſie vom Lichte trunken;
Noch glänzender die unzählbaren
Felſentaubenſchwärme, Taubenſchaaren
Mit reichen, immer regen Flügeln,
Die bunt den warmen Purpur ſpiegeln
Des Abendroths, als ob ſie ſeien
Durchwirkt mit Demantreihen,
Als ſei ihr farbig Licht erzogen
Aus thränenloſen Regenbogen,
So wie ſie nur im Feenland
Der nie bewölkte Himmel ſpannt!
Und tönend Summen um und um,
Die Hirtenflöte, das Geſumm
Der wilden Biene, die ſich legt
 In Paläſtina's Blumenthalen;
Und Jordans heitres Ufer zeigt
 Und Wälder, voll von Nachtigallen!

Der armen Peri wird kein Friede,
Ihr Herz iſt trüb, ihr Flug iſt müde,
Freudlos ſieht ſie das Licht ſich neigen
Auf jenen Tempel, einſt ſein eigen,
Deſſ' Säulen hehr in Einſamkeit
 Hoch drüber ihre Schatten werfen,
Die Sonnenuhr der Zaub'rin Zeit,
 Um ihr Gedächtniß dran zu ſchärfen.

Hier, in des Sonnentempels Hut,
 Vielleicht daß unter magiſchem Riegel
Ein Amulet, in Feuersglut
Geſchmiedet, eine Tafel ruht
 Mit Salomonis großem Siegel,
  Die ihrem Geiſtesauge weiſ't,
Wo, unter'm Mond, Land oder Welle
Die Gabe birgt an heil'ger Stelle,
Den Zauber, der ſo wunderſchnelle
  Zum Himmel führt den ſünd'gen Geiſt.

Sie lenkt dahin, von Hoffnung trunken;
 Noch lacht des Strahlenaug' im Blauen,
 Eh' in des Weſtens reichen Auen
Die goldnen Lauben ſind verſunken;
Da ſieht ſie, leicht die Flügel ſchwingend
 Durch Balbecks Thal, ein ſpielend Kind,
Froh unter wilden Blumen ſingend,
 Roſig und wild, wie dieſe ſind;
Es jagt mit gier'ger Hand und Miene
Die blauen Nymphen, im Jasmine,
Die ſie umflattern nah und ferne,
Geflügelt Blumen oder Sterne.
Und nah dem Kind, das, müd vom Spiel,
Jetzt ruhend in die Blumen fiel,
Sieht ſie, wie in dem Strom der Sonnen
 Ein müder Mann vom Roſſe ſteigt
Und durſtig ſich zum ſchlichten Brunnen
 Des Imarets herunterneigt.
Dann hebt er raſch die hagre Stirne
 Zum ſchönen Kind, das furchtlos ſitzt,
Obgleich noch nie des Tages Geſtirne
 Ein wilder Angeſicht erhitzt —
Ein grauſ Gemiſch, voll dunkler Wuth,
Dem Wetter gleich, von Nacht und Glut;
Darin die Peri dunkle Mähren
Von Thaten lieſ't, erbarmungsleeren:
Jungfrauenſchmach — gebrochne Schwüre —

Tempelraub — an verruchter Thüre
Der Gäſte Blut! — hier, dort geſchrieben,
Schwarz wie die Tropfen, die der rauhen
Anklageſchrift des Engels ſchwer entfallen,
Eh' Mitleidsthränen wieder waſchen.

Doch lag der Mann der Sünde jetzt,
Als wär' vom Balſamhauch ergetzt
Des Abends, ſtill und ſah in Ruh
Dem Spiel des roſigen Knaben zu.
Doch traf ſein Aug' des Kindes Blick
Das ſah voll wolkenloſem Glück,
  So liſcht' es aus mit fahlem Schimmern,
Wie Fackeln, die die ganze Nacht
Bei ſchnödem Sabbath zugebracht,
  Im reinen Morgenſtrahl verkümmern.

Nun horch'! die Veſperſtimme ruft,
  Indeß die Sonne ſinkt, zum Beten;
Wie ſüß durchwallt der Ton die Luft
  Von Syriens tauſend Minareten:
Vom Blumenbette ſpringt das Kind,
Wo's mit dem Haupte lag ſo lind,
Kniet nieder auf den duft'gen Grund,
  Das Angeſicht gen Süden wendend,
Und liſpt mit reinem Engelmund
  Den ew'gen Namen Gottes ſendend
Mit einem Blick, und Aug' und Hand
Zum glüh'nden Himmel hingewandt,
Als wär's ein Engelkind, verbannt,
Verirrt zu dieſen Blumen nieder
Und ſuchte ſeine Heimat wieder.
Vor ſolchem Himmel, ſolchem Kinde
Hätt' Eblis ſelbſt, der Fürſt der Sünde,
Nicht ein verhaltnes Ach gewonnen
Um ſeines Glück's verlornen Wonnen.

Und was fühlt er, der Sündenmann,
Der dort die Ruhe pflegt? Er kann
Auf manches Jahr voll Schuld und Wuth,
Sich in die dunkle Lebensfluth:
Doch keine lichte Ruheſtätte,
Kein Friedenszweig aus ihrer Weite!
Es hat wohl eine Zeit gegeben,
— Er ſpricht es leiſe, mit Herzensbeben —
Da ich, wie du, beglücktes Kind,
So jung, ſo hold und rein geweſen,
Wie du, gebetet und geglaubt —
Den Blick — doch nun — Er beugt das Haupt;
Das Beſte, was in dieſem Herzen,
  Von Kindheit an zu ſchlafen ſchien,
Gefühl und Hoffnung, Glück und Schmerzen
  Erwachen und er weint, er weint!

O Zauberthränen ſüßer Reue!
  In eurem heiligenden Bad
Fühlt Schuld die einz'ge und das erſte Neue,
  Die ſchuldlos ihrer Seele naht.

Es fällt, ſpricht die Fee, in des Sommers Glanz
Ein Tropfen vom Mond' auf Aegyptenland,
Der ſo heilſamliche Zauber hegt,
So heilende Kraft, daß die Peſt ſich legt
Am Tage, wo ſolche Tropfen fällt.
Der Himmel und Erde Geneſung ſchenkt!
Und ſollten nicht ſo, die Thränen der Sünde,
  Die heiligen Thränen der Reue dies!
Wie fühl' ich ſchon die Peſt' entglühen,
  Ein himmliſcher Balſam vertreibt ſie dir!
Und nun, beim Knaben ſieht ſie knieen,
Demüthig im Gebet verſinken,
Jenen verruchten Sündenknecht,
Die Schuld und Unſchuld Hand zumal,
Und Hymnen durch den Himmel klingen,
Vergebung einer Seele ſingen!

Die goldne Schranke iſt geſprungen,
Noch eh's ihr, im Gebet gelungen;
Da bricht ein Lichtſtrahl, wunderbar,
Nicht Stern noch Sonne ſcheint ſo klar,
Die Thräne, welche warm und hold
Des Sünders Wange niederrollt;
Denn iſt ihr Auge nicht es leuchtet
Wie Nordlicht über Meeresleuchten;
Jetzt die Fee erkennt's entzückt,
Das Lächeln, das der Engel ſchickt
Von Eden, bei der Thränen Wucht
Zum Zeichen ihrer Seligkeit!

Heil, Heil für immer, mein Werk iſt gelungen!
Das Thor iſt erreicht und der Himmel errungen!
O ſelig, ſelig! o wunderſam!
  Wie ſie, ſüß Eden, wie trüb und matt
Sind die Demanthürme von Schadukiam
  Und die duftigen Lauben von Amberabad!

Leb' wohl, du flüchtiger Erdenduft!
  Du verwehſt wie Seufzer der Lieb' in Luft.
Auf dem Tubabaum iſt mein Mahl bereit,
  Sein Duft iſt der Athem der Ewigkeit.
Lebt wohl, ihr Blumen, o ſchöner Traum,
  O Traum ſo vergänglich, mein Brautkranz!
Was ſoll mir der leuchtende Blumenflaum?
  Bei Allah's Thron iſt ein Lotosbaum,
  Da lebt jedes Blatt und iſt Seele ganz.
Heil, Heil für immer! mein Werk iſt gelungen,
  Das Thor iſt erreicht und der Himmel errungen!

(Kaiß.)

---

## 32.

## Byron.

### 1.

### Childe Harold.

#### 1) Harold.

Weiland in Albion lebt' ein junger Mann,
  Der ſich gar oft vom Tugendweg verlor,
  Der Tag um Tag in wüſtem Jubel fand,
  Und laut behelligt der Nacht ſchläfriges Ohr;
  Mit einem Wort, ein unverſchämter Thor,
  Den Luſt und Brunſt allein entzücken mag,
  Und der ſich Nichts zum Augenmerk erkor,
  Als leichte Dirnen, wüſtes Zechgelag
  Und manch Zechgeſell von hoh' und niederm Schlag.
Er hieß der Ritter Harold; ſein Geſchlecht
  Und alten Stamm zu nennen mich nicht freut;
  Genug, daß beide wohl erlaucht und recht
  Und glorreich waren in vergangner Zeit.
  Doch ſchänden kann für alle Ewigkeit
  Ein einz'ger Wicht, was Jahre mochten weihen.
  Was noch ein Herold ſeiner Gruft bereit,
  Wie Reim und Proſa lügend ſich verleihen —
  Den Frevel ſchmücket Nichts, Nichts heiliget die
                                        Sünden!
Im warmen Mittagsſtrahl ſonnt Harold ſich
  Gleich andern Fliegen, gaukelnd leichtgeſinnt,
  Ob, eh' der kurze Tag vom Himmel wich,
  Nicht Sturm ihn umhülle? — Doch kaum verſtrich
  Nur erſt ein Drittheil, als ihm Mißgeſchick
  Das ſchlimmer weit als Elend iſt, ereilt:
  Die Ueberſättigung! Ihm däucht' unleidlich iſt,
  Das länger zu verweil'n im Vaterland,
  Das gleich der Eremitenklauſ' ihm einſam ſtand.
Der Sünde Labyrinth hatt' er durchirrt,
  Doch that er Buße nie; — er liebte Eine,
  Wenn er auch gleich ſich Jede liebte und genoß;
  Doch die er liebte, ach, war nie die Seine!

Ein Glück für sie! Entweiht hätt' ja die Reine
Der Mann, wenn je sie seinen Kuß empfand,
Der ihre Reize hingäb' um gemeine,
Vergeudet' ihr Gut, mit ihrem schönen Land
Sein wüstes schmückt', der nie ein häuslich Glück erkannt!
Der Ritter war im Herzen siech und krank,
Er floh Gelag und der Gesellen Kreis;
Manchmal in's Aug' ihm eine Thräne drang,
Doch machte Stolz den Tropfen schnell zu Eis! —
Ein Träumer, der vom Glück nur wenig weiß,
Will er nun fort aus seiner Heimat scheiden,
Zieh'n über's Meer, in Zonen glühend heiß;
Satt vom Genuß, sehnt' er selbst sich nach Leiden,
Ja, Schatten sucht' er auf, um der Scene Wechsel [illegible].
So zog er fort aus seiner Väter Halle,
Die ehrfurchtswürdig prangt, groß und weit,
So alt sie ist, scheint sie nicht nah dem Falle,
Die mächt'gen Pfeiler zeigen Festigkeit.
Du heilig Haus, durch niedrig Thun entweiht!
Wo Pfaffenthum die Höhl' einst aufgeschlagen,
Sind Mädchen nun zu Tanz und Scherz bereit;
Lügt die Verläumdung nicht aus alten Sagen,
Die Mönche wähnten leicht sich noch in vor'gen Tagen!
Doch oft in tollster Laune Uebermuth
Zog seltsam Schmerz durch Harold's Züge hin,
Als tauchte Erinn'rung tödtlich wilder Wuth,
Ein Groll getäuschter Leidenschaft darin;
Doch Andern blieb verschlossen stets sein Sinn;
Denn war er keiner von den offnen Seelen,
Die die Thränen in ihrem Gram Gewinn;
Er will nicht Trost noch Rath von Freunden wählen
Den Kummer, den er fühlt, [illegible] nicht erzählen!
Ihn liebte Niemand! — Ist auch Hall' und Saal
Von ihm und andern Schwelgern niemals leer,
Er weiß es doch, es lockt bloß das Mahl
Der Parasiten herzlos Schmeichlerheer.
Sein theures Schätzchen selbst liebt ihn nicht sehr;
Es wünschen Frau'n Gepränge nur und Macht,
Wo die sind, wird der Lieb' Gewinn nicht schwer;
Gleich Motten lockt die Mädchen Glanz und Pracht,
Der Mammon macht sein Glück, der Seraph wird verlacht.
Die Mutter liebt' er wohl, doch scheut' er sich,
Vor seiner letzten Fahrt sie noch zu sehn;
Auch seine Schwester liebt' er brüderlich,
Doch nahm er Abschied nicht! Bereit zu gehen,
Ließ ohne Gruß er seine Freunde stehen.
Meint Jemand, er sei hart? Und doch war nicht von Erz
Des Mannes Brust! Ihr, die gefühlt die Wehen,
Zu meiden, was uns werth, kennt diesen Schmerz:
Solch Scheiden heilet nicht, ach nein, — es bricht das Herz!
Sein Haus und Heimat, Erb' und Ländereien,
Die holden Frau'n mit [illegible] Hand,
Mit großen Augen blauem lichten Schein,
Selbst für des Heiligen Klausners Widerstand
Gefährlich, sie, für die er lang' entbrannt
Mit jugendlicher Gluth; den besten Wein
Und was zur innern Ueppigkeit entflammt —
Er ließ es gern, dem Meer sich zu vertrauen,
Der Heiden fernen Strand, der Erde Pol zu schauen! —
Das Segel schwoll und linde Winde wehn,
Als trieben sie ihn gern vom Heimatland;
Kaum sind die weißen Klippen noch zu sehn
Im Wogenschaum verhüllet schon der Strand.
Vielleicht, daß er selbst Reue nun empfand,
Hinweg zu ziehn, doch stumm ruht, was er meint,
In seiner Brust und seine Lipp' entschwand
Kein Klagelaut, indeß viel Mancher weint,
Dem weibisch seinen Gram hinflüstert laut vereint.
Doch als die Sonn', im Meer versinkend, flieht,
Nahm er die Harf': er konnte sie zu Zeiten
Und lockt' manchmal ein ungeschultes Lied,
Wenn Niemand lauscht', aus den bewegten Saiten!
Auch jetzt läßt er die Hand darüber gleiten,
Weil Lebewohl der Dämmrung lieber Pracht;
Und wie die Segel weiß die Schwingen breiten,
Die Küste seinem Blick entflieht, da bracht'
Den Elementen er zuletzt noch gute Nacht:
Leb' wohl, mein Heimathland, leb' wohl,
Du schwindest im blauen Meer!
Der Nachtwind seufzt, die See geht hohl,
Die Möwe fliegt weit umher!
Die Sonne taucht hinab und wir
Begleiten sie; gedacht
Sei ihr ein Lebewohl, und dir,
Mein Vaterland, gut' Nacht!
Nur wenig kurze Stunden noch,
Und neu bricht Tag ans Licht;
Dann grüß' ich Meer und Himmel, doch
Dich, Mutter Erde, nicht! —
Verlassen ist mein gutes Schloß,
Mein Herd d'rin öd' und leer,
Der Hund heult am Thor und grün
Wuchert Unkraut rings umher! —
Komm, kleiner Page, komm und sprich:
Was weinst und klagst du, Kind?
Erschreckt die Wuth der Wogen dich?
Bebst du vor Sturm und Wind?
O, trockne deine Augen dir,
Das Schiff ist schnell und dicht,
So fliegt der beste Falke schier
So schnell und lustig nicht!
„Heul' auch der Wind, wog' auch die See,
Nicht fürcht' ich Sturm noch Flut;
Doch ist's ein Wunder, Herr, daß Weh
Mir tief im Herzen ruht.
Von meinem Vater fort zog ich,
Ach! und der Mutter mein;
Ich habe keinen Freund als dich
Und sie — und Gott allein!
„Mein Vater segnete mich heiß,
Doch klagt er wohl nicht mehr;
Die Mutter aber seufzt, ich weiß,
Lang, bis ich wiederkehr'!" —
Mein junger Freund, gib dich zur Ruh,
Die Thränen ziemen dir;
Wär' ich so unschuldsvoll wie du,
Leicht käm' die Thrän' auch mir!
Komm, wackrer Knappe, komm und sprich:
Warum so bleich die Wang'?
Erschrecken Frankreichs Krieger dich?
Macht dir der Sturm so bang? —
„Meinst du, ich beb' um meinen Leib?
Herr, ich bin nicht so weich!
Doch denken an ein fernes Weib,
Macht treue Wangen bleich! —
„Am See, wo deine Halle ragt,
Wohnt auch mein Weib ganz nah',
Wenn nun mein Söhnlein nach mir fragt,
Was sagt die Mutter da?" —
Genug, genug, mein Knappe, gut!
Dein Leid ist schwerer Art!
Doch ich, bereit mit leichterm Muth,
Ich lache zu der Fahrt!
Um wen, um Liebchen oder Frau,
Traur' ich auch wohl so tief?
Bald trocknet ja das Auge blau,
Das erst noch überlief! —
Mich grämt's nicht, daß die Lust entschwebt,
Gefahr so nahe dräut;
Mein größter Gram ist, daß Nichts lebt,
Um das mein Auge weint. —
Ich bin nun in der Welt allein,
Auf weiter, weiter See;
Was soll ich noch um Andre schrein,

Ward mir ein Seufzer je?
Mein Hund vielleicht heult noch um mich,
Die fremde Hand ihn nährt;
Dann, wann ich heim komm', ſicherlich
Er beißend nach mir fährt!
Mit dir, mein Schifflein, durch den Schaum
Der Flut ſo ſchnell will ich ziehn,
Mir gleich, nach welches Landes Raum,
Nur nicht nach meinem hin!
Willkommen, willkommen, tiefblaues Meer!
Und iſt die Fahrt vollbracht,
Willkommen, ihr Höhlen, ihr Wüſten umher!
Mein Heimatland — gut' Nacht!

## 2) Das Stiergefecht.

Südwärts gibt's Freiheit, wenn auch nicht wie ſeine,
Du, das emporſteigt aus tiefblauem Meer,
O ſchönes Cadiz! — Kaum ſchlägt's Morgens neune,
Zieht Jeder mit dem Roſenkranz einher;
[illegible] um Ablaß wird die Jungfrau ſehr,
«Die einz'ge Jungfrau mein' ich hier im Land;»
Wo's viele Beter gibt, doch Sünder mehr!
Dann wird ſchnellſtens zum Circus hingerannt,
Der Jung und Alt entzückt und hoch und niedern Stand.

Geräumt iſt die Arén' und eben liegt
Der Schauplatz; dicht drängt Kopf an Kopf ſich her!
Lang' eh' das erſte Zeichen noch geſchehn,
Was der Vornehmſte kein Plätzchen leer!
Don's gibt's und Grandes hier und Frau'n noch mehr;
Geübt im Augenſpiel, doch gern bereit,
Die Wunden auch zu heilen! Nie ward, wer
Durch ihren Stolz dem Tode noch geweiht,
Was, hingerückt, davon auch mancher Dichter ſchreit!

Endlich wird's ſtumm! — Da, hoch auf muth'gem Roß,
Mit weißem Helmbuſch, goldnen Sporen, nahn,
In reichen Schärpen, ihre Lanzen bloß,
Vier Ritter, zierlich grüßend, ſich der Bahn!
In ſtolzem Manège ſchicken ſie ſich an,
Denn Jubel lohnt und Blicke ſchöner Frau'n,
«Weiter nicht beſſre Thaten ſchon gethan. —»
Wie man im Spiel heut wird als Sieger ſchau'n;
Kein Ritter kann, kein Held, auf größern Beifall bau'n!

Stolz und gewandt tritt dann der Matador
In voller Pracht, vom Mantel bunt umweht,
Doch nur zu Fuß, bis in die Mitte vor,
Wo er, der Heerde Herrn erwartend, ſteht!
Doch wird die Arene erſt Schritt vor Schritt durchſpäht,
Damit kein Anſtoß ſei. — Er iſt bewehrt
Einzig mit leichtem Speer! — Kein Menſch begehrt
Wohl kühn're That, wenn er das treue Pferd,
Das für den Reiter oft ſein Blut vergießt, entbehrt.

Dreimal tönt der Trompete Ruf — das Thor
Springt endlich auf! Erwartung lauſcht geſpannt
Im weitumfangenen Raum! — Da kommt hervor
Das mächt'ge Thier in kühnem Sprung gerannt,
Blickt wild umher und ſchlägt erzürnet den Sand
Mit lautem Huf. Doch nicht in blindem Muth
Stürzt's auf den Feind! Hoch hin, hoch her gewandt,
Droht es die Stirn, ſchlägt mit dem Schweif voll Wuth,
Röthet ſein erweitert Aug' in ſtolzentflammter Gluth.

Nun ſteht es plötzlich ſtill! — Wie naht es dir?
Jüngling, [illegible] Ergreif den Speer! —
Nun gilt's! — Du ſtirbſt, wenn du jetzt nicht geſchickt
Dein Weichen kennſt. — Das Roß, gewandt zur Wehr,
Weicht aus! — Der Bulle ſchäumt! — Doch ſchon nicht mehr
Schützt er unverletzt! — Ein Purpurſtrom
Quillt aus den Seiten ihm; er weicht — wankt ſchwer —
Naht nicht dem Tode noch —! Stahl trifft auf Stahl,
Mit Lanze Lanze! Laut brauſt er in dumpfer Qual!

Er kehrt zurück! — nicht Speer noch Wurfſpieß frommt,
Nicht des gequälten Roſſes Muth; — Nichts nützt,
Wie kühn auch Mann auf Mann zum Angriff kommt,
Des Kämpfers Stahl, die Kraft, die er beſitzt!
Ein Pferd liegt todt, ein andres, aufgeſchlitzt,
Gräßlich zu ſehn, zeigt unbedeckt und bloß
Des Lebens Quell in blut'ger Bruſt! — Auch jetzt
Bäumt ſich noch ſchwach das todeswunde Roß,
Zwar wankt es, doch ſein Herr blieb unverletzt vom Stoß!

Beſiegt, blut-, athemlos, wüthend zuletzt,
Steht in der Mitte trotzig ſich der Stier,
Strotzend von Pfeil und Lanzen! — Schwer verletzt
Im rohen Spiel, liegt mancher Kämpfer hier.
Da nahn die Matadore ſich dem Thier,
Mit rothen Mänteln, ſchwingen den Speer zur Hand,
Durch Alle ſtürzt noch Einmal, raſend ſchier,
Donnernd der Bull! — Umſonſt! — Schnell deckt Gewand
Sein flammend Aug'! 's iſt aus! — hinſinkt er auf den Sand!

Dort, wo der breite Nacken iſt zu ſehn,
Gefügt dem Rückgrat, trifft der Stoß ihn eben!
Er zögert, weicht — verſucht noch feſt zu ſtehn —
Dann lautlos, regungslos ſinkt ohne Leben
Er unter lautem Jauchzen hin! — Da heben,
Ein Feſt dem Pöbel, ſie das Thier hinauf
Auf reichgeſchmückten Wagen, und es ſchweben
Vier ſcheue Pferd' in zügelfreiem Lauf
Raſch mit der Bürde, die ſchwarz ſtaubet oben auf!

Dies iſt die rohe Luſt, die Spaniens Maid
Und Spaniens Jüngling oft verlockt! — An Blut
Schon früh gewohnt, ergetzt ihn fremdes Leid,
Labt ſich ſein Herz an wilder Rache Glut.
So raſ't im Dorf des innern Streites Wuth,
Und ſtatt geſchaart zu ſtehn dem fremden Feind,
Mancher daheim in nied'rer Hütte ruht,
Verborgnes Unheil ſinnend ſeinem Freund,
Und Herzblut fließt, wo kaum ein Grund zum Zorn erſcheint.

## 3) Am Rhein.

Der burggekrönte Drachenfels
Ragt hoch am vielgewundnen Rheine;
Es rollt die Flut des mächt'gen Quells
Inmitten rebengrüner Haine;
Die Höhn, von Blüthen überſchneit,
Die Fluren reich an Korn und Weine,
Und Städte rings umher zerſtreut,
Mit ihrer weißen Mauern Scheine;
Das Alles drängt zur Schau ſich hier —
Ach, doppelt ſchön, — wärſt du bei mir!

Und blaugeaugte Mädchen los,
Die willig frühe Blumen ſpenden,
Gehn lächelnd durch dies Paradies;
Von manches Wartthurms hohen Wänden
Blickt grau Gebein durch Blättergrün,
Und von den ſteilen Felſenwänden
Schaun hoher Bogen Trümmer hin
In's Thal, nach vollen Rebgeländen;
Nur Eins iſt, das am Rhein gebricht —
Dein zartes Händchen hält' ich nicht!

Geſchenkte Lilien ſend' ich dir,
Obwohl, eh' du ſie noch wirſt ſehen,
Sie längſt verblüht; nimm ſie von mir,
Noch welk wirſt du ſie nicht verſchmähen!
Hab' ich beſtimmt, ſind ſie mir werth!
Es wird dein Geiſt mich hier umwehen,
Wenn ſich dein Blick zu ihnen kehrt,
Und du ſie welkend ſiehſt vergehen,
Und weißt, daß ſie am Rhein gepflückt
Und daß mein Herz ſie deinem ſchickt.

Wie ſtolz der Fluß hier ſchäumt und rollt,
  Der Schmuck von dieſen Zaubergründen!
  Wie ſtets ſich neue Reize hold
  Den tauſend Krümmungen entwinden!
  Die unruhvollſte Bruſt möcht' hier
  Zufrieden ſich ihr Wohnhaus gründen;
  So theuer der Natur und mir,
  Iſt auf der Welt kein Raum zu finden,
  Doch glänzte heller noch der Rhein
  Bei deiner Augen ſüßem Schein! —

### 4) Rom.

Rom, Stadt der Seel', einſame Mutter du
  Verfallner Reiche! O mein Land! Wohl eilen
  Verwaiſ'te Herzen deinem Weichbild zu,
  Dort ihres Buſens kleinen Schmerz zu heilen;
  Doch was iſt unſer Leid? Hört ihr die Eulen?
  Schaut die Cypreſſ' und Trümmer rings verbreitet,
  Der Thron' und Tempel, wo die Füße weilen!
  Was iſt die Qual, die mit dem Tag entgleitet,
  Indeß auf einer Welt, zu Staub verweht, ihr ſchreitet!

Du Völkerniobe! Hier iſt ihr Stand,
  Kronlos und kinderlos, dem Gram verfallen,
  Die leere Urn' in ihrer welken Hand,
  Der lange ſchon der heil'ge Staub entfallen!
  Verödet ſind der Helden Grabeshallen;
  In ſeiner Gruft ruht Scipio's Gebein
  Nicht mehr! Noch immer, alte Tiber, wallen
  Seh' ich dich durch die Marmorwüſtenei'n!
  Thürm' auf die gelbe Fluth und hüll' ihr Elend ein!

Da haben Gothe, Chriſt, Zeit, Krieg, Fluth, Flammen
  Den Stolz der Siebenhügelſtadt erſchlagen,
  Und Stern bei Stern, ſank all ihr Ruhm zuſammen!
  Barbarenfürſten hat ihr Roß getragen
  Zum Capitol hin, wo der Siegeswagen
  Sonſt glänzend zog! Ein Chaos wüſter Trümmer
  Sieht man, voll Schutt, ſtatt Thürm' und Tempel ragen;
  Wo leuchtet in der Oed' ein matter Schimmer?
  Wer ſagt: „Hier iſt, hier war,“ wo zwiefach Nacht für immer! —

Die Nacht der Zeit, der Dummheit finſtrer Weiten,
  Die Tochter iſt der Nacht, ſie Beide breiten
  Rings Dunkel aus; wir ſehn nur, um zu irren!
  Es zeichnet Wiſſenſchaft des Meeres Weiten,
  So wie die Bahn, in der die Sterne gleiten,
  Auf Karten auf; Rom einzig gleicht der Wüſte,
  Wo uns Erinnrung ſelbſt nicht mehr kann leiten,
  Wir jauchzen oft: „Gefunden! Klar iſt's!“ — grüßte
  Uns nicht ein Scheinbild bloß, Ruinen öd' und wüſte.
Du ſtolze Stadt! Dreihundert Tage ihr,
  Wo des Triumphzugs lauter Jubel klang!
  Und jener Tag, wo hohern Ruhmes Zier
  Des Brutus Dolch als Cäſars Schwert errang!
  O Stimme Cicero's, Virgils Geſang,
  Des Livius Geſchicht' — in euch erſtehen
  Muß Rom, da Alles ſonſt die Zeit verſchlang!
  Ach nie wird man das Aug' der Erde ſehen
  So glänzend mehr wie einſt, da Rom noch frei mocht' ſtehen.

### 5) An das Meer.

Roll' an, tiefblauer Ocean, roll' an,
  Durch den zehntauſend Flotten ſpurlos ſtreichen!
  Der Menſch verheert das Land, ſo weit er kann,
  Dich aber nicht! Doch deines Thuns ein Zeichen,
  Schwimmen die Trümmer rings! Nur ſeine Leichen
  Läßt dir der Menſch als der Zerſtörung Pfand,
  Wenn er, dem Regentropfen zu vergleichen,
  Gurgelnd und ſtöhnend in der Fluth verſchwand,
  Vergeſſen, nicht Geläut, nicht Grab, nicht Bahre fand.
Dich zeichnet nicht ſein Schritt; deine Gefilde
  Sind nicht ſein Raub! Auf ſteigſt du, und im Nu
  Schüttelſt du ihn weit weg; und ſeine wilde
  Zerſtörungswuth verachtend, ſchleuderſt du
  Von deinem Buſen ihn den Wolken zu;
  Mit deinem Giſcht läßt du ihn, heulend, fliegen
  Zu ſeinen Göttern, wo bald wohl zur Ruh
  In naher Bai ſich ſeine Träume wiegen,
  Und ſchleuderſt ihn endlich hin an's Land: — Dort mag er liegen!
Kriegsflotten, deren Donner rings die Mauern
  Der Felſenſchlöſſer, rings die Völker beben,
  Kön'ge auf ihren Burgen angſtvoll ſchauern;
  Eichne Leviathan', ließ er, die eben
  Den Lehmkloß, der ſie ſchuf, zum Wahn erheben,
  Er ſei dein Herr und ſein der Kriege Loos;
  Zum Spielwerk ſind ſie deiner Macht gegeben,
  Schneeflocken gleich, ſchmelzend in deinem Schooß,
  Wie der Armada Stolz, Trafalgars Wahn zerfloß.
Rings ſchwanden alle Reiche, deines währt;
  Aſſyrien, Hellas, Rom — was ſind ſie worden?
  Als ſie noch frei, hat ſie dein Sturm verheert,
  Seither Tyrannen! Sklaven, wilde Horden,
  Im fremden Joch, wohnen an deinen Borden;
  Länder vergehen; du, trotz wildem Streit
  Der Wellen, biſt noch anders nicht geworden;
  Der Stirn Azur furchte noch nicht die Zeit,
  Wie dich die Schöpfung ſah, ſo ſtrömſt du noch heut.
Glorreicher Spiegel, wo im Wettertoſen
  Blickt des Allmächt'gen Bild! Zu allen Zeiten,
  Still und bewegt, im Hauch, im Sturm, im Brauſen,
  Am eiſ'gen Pol, in glutdurchflammten Weiten,
  Nachtdunkel, endlos, hehr, — der Ewigkeiten
  Erhabnes Bild, des Unſichtbaren Schrein!
  Des Abgrunds Ungeheuer ſelbſt entgleiten
  Aus deinem Schleim entſproßt! Allwärts herrſcht dein
  Geſetz! So wogſt du fort, hehr, bodenlos, allein!
(Zedlitz.)

## 2.

## Der Corſar.

### 1) Medora's Lied.

Ein ſüß Geheimniß tief mein Buſen hegt;
  Für immer einſam, tritt es nur an's Licht,
  Wenn an dein Herz mein Herz erwidernd ſchlägt —
  Dann, wie zuvor, bricht es ſein Schweigen nicht.
Im Innern hier mit matter Flamme kämpft
  Ein Grablicht, ewig — aber ungeſehn,
  Dem auch Verzweiflung nicht die Strahlen dämpft,
  Die zwar vergebens ſind, wie nicht beſtehn.
O meide nicht mein Grab einſt! Traure mein,
  Denk' weſſen Staube ſich dein Fuß genaht!
  Ach, unerträglich müßte für mich ſein
  Der Gram, daß mich dein Herz vergeſſen hat.
Vernimm mein wärmſtes — ſchwächſtes, letztes Flehn!
  Die Tugend billigt Leid um Todte ſchon —
  Laß — mehr nicht — dann nur eine Thräne ſehn,
  Für ſo viel Liebe letzten — einz'gen Lohn!
(Böttger.)

### 2) Der Ueberfall.

Beturbant thronet Seyd im hohen Saal,
Um ihn der bärt'gen Führer reiche Zahl.
Das Feſt iſt aus, genoſſen iſt das Mahl,
Seid leert noch den verbotnen Goldpokal,
Ein Trank zwar wird gereicht den Andern auch,
Doch leichter Beere Trank nach Moslembrauch.
In Wolken ſteigt aus den Chibouken Rauch
Und Alma tanzt bei wilder Lieder Hauch.
Der nächſte Morgen ſoll die Abfahrt ſchaun,
Im Finſtern iſt den Wellen nicht zu traun,

Und ſchöner mögen auch auf ſeinem Pfühl
Die Schwelger ruhn, als auf dem Blutgewühl.
Zum Feſte geh, wer kann, zum Kampf wer muß,
Und trau' dem Rauſche mehr, als dem Entſchluß,
Wiewohl das Heer, das übermächtig iſt,
Mehr leiſten kann, als kaum ſich Seyd vermißt.

Vorſichtig grüßend tritt der Sklave vor,
Der eben Wache hält am äußern Thor.
Tief beugt er ſich, die Hand berührt den Grund,
Eh' Worte bringend ſich erſchließt ſein Mund:
„Ein Derwiſch iſt dem Räuberneſt entflohn,
Er will euch ſprechen, ſeht, hier iſt er ſchon!"
Auf Seyd's Befehl, daß er willkommen ſei,
Führt ſchweigend man den heil'gen Mann herbei.
Den Arm auf's grüne Wamms gehalten, lenkt
Er matt den Schritt, die Blicke fromm geſenkt,
Mehr alt von Faſten, als der Jahre Pein,
Nicht bleich von Furcht, wohl aber vom Kaſtei'n.
In gottgeweihten ſchwarzen Locken quoll
Das Haar aus hoher Mütze wuchervoll.
Das faltig lange Kleid, das ihn umhüllt,
Deckt eine Bruſt, vom Himmel ganz erfüllt.
Beſcheiden, doch voll Selbſtgefühl und Muth
Trägt er den Blick, der forſchend auf ihm ruht.
Wohl Mancher hätte gern ihn ausgefragt,
Bevor's des Paſcha Willen noch behagt.

„Von wannen kommſt du, Derwiſch?"
Ich entrann
Dem Räuberneſt —
„Gefangen wo und wann?"
„Nach Scio's hin von Scalanova's Hafen
Zog unſer Schiff, doch Allah wollt' uns ſtrafen!
Wir konnten Nichts vor Räubergier erretten
Und unſre Glieder trugen ihre Ketten
So arm, als daß man mich dem Tod erkor,
War's nur die Freiheit, die ich jetzt verlor,
Bis einſt bei Nacht ein Fiſcherkahn erſchien,
Der günſtig und erbötig war zum Fliehn.
Ich nutzte dieß und flüchte nun mich hier; —
Wer, mächtiger Paſcha, bangte noch bei dir?"
„Sprich, ſind die Räuber ſorglich auf der Hut
Für ihre Schanze und für's geraubte Gut?
Und ahnen ſie den Zug, der ihnen droht,
Der ihr Skorpionenneſt in Flammen loht?"
„O Paſcha! daß doch des Gefangnen Augen,
Der Freiheit ſucht, nicht gut zum Spähen taugen!
Ich hörte nur, wie laut die Fluten rollten,
Die mich nicht von der Küſte tragen wollten;
Nach Sonn' und Himmel blickt' ich immerdar,
Für den Gefangnen, ach, zu blau — zu klar!
Und fühlte, daß nur Thränen trocknen konnten,
Wenn ſie ſich in dem Licht der Freiheit ſonnten.
Durch meine Flucht jedoch ward offenbar,
Daß ſie ſich wenig kümmern um Gefahr;
Bei größrer Hut hätt' ich umſonſt gefleht,
Dir zu entgehn, der nun vor dir ſteht.
Die Wächter, die mein Fliehen nicht gewahrt,
Sie ſchlummern auch, wenn deine Macht ſich ſchaart.
Doch, Paſcha, ſchwach und matt ſind meine Glieder,
Nach Koſt und Labung ſehnen ſie ſich wieder;
Drum laß mich ziehn — euch allen Fried' und Heil,
Mir aber werde Ruh' jetzt zu Theil!"
„Halt! Derwiſch! Bleibe — mehr noch frag' ich dich!
So ſetz' dich doch — ich will es — hörſt du? ſprich!
Mehr fragen muß ich; Sklaven, bringt zu eſſen!
Man ſoll dich bei dem Feſte nicht vergeſſen.
Und iſt's vorbei, ſo gib mir klar und ſchlicht
Antwort darauf — denn Räthſel lieb' ich nicht."
Doch was ergreift ſo ſchnell den frommen Mann?
Nicht eben hold ſieht er den Divan an,
Noch ſcheint er aufgelegt zum leckern Mahl
Und die Geſellſchaft iſt ihm blos zur Qual.
Es war ein Anflug bittrer Laune nur,
Der, ſchnell verfliegend, über's Antlitz fuhr;
Er ſetzt ſich ſchweigend und beruhigt nieder,
Die vorige Gleichmuth überkommt ihn wieder.
Verachtend ſieht er, was man aufgetiſcht,
Als wäre Gift der leckern Koſt gemiſcht:
Für Einen, der gefaſtet lange Zeit,
Beſitzt er faſt zu große Mäßigkeit. —
„Was fehlt dir, Derwiſch? Iß! nicht Chriſtenliſt
Harrt deiner, wenn als Gaſt du bei mir biſt!
Warum verſchmähſt du Salz? — Das heil'ge Pfand
Stumpft, kaum getheilt, den Säbel in der Hand,
So daß entzweite Stämme ſelbſt es eint,
Daß Feind bei Feind nur brüderlich erſcheint."
„Salz würzt die Koſt — doch mein Bedürfniß ſtillt
Die Wurzel und der Bach, der lauter quillt,
Gelübde' und Ordensregel dulden nicht,
Daß je man Brot mit Freund und Feinde bricht.
Seltſam gewiß — doch ſollt' es mehr dir ſein,
So trifft ja die Gefahr mein Haupt allein,
Doch eß ich's nie bei Andern, nicht mit Drohn,
Nicht um dein Reich — nicht um des Sultans Thron
Denn der Prophet kann, hielt ich's nicht in Ehren,
Die Pilgerſchaft nach Mekka mir verwehren."
„Wohl! — wie du willſt, doch Eins noch, frommer Mann,
Antworte mir und zieh in Frieden dann.
Wie ſtark ſind — ha! bricht ſchon der Tag herein?
Erhellt die Bucht ein Stern — der Sonnenſchein?
Hinweg! — es ſcheint ein Feuermeer zu ſein!
Verrath! Auf, Wachen, auf! — Die Waffe mir!
Die Flotte zehrt die Glut — und ich bin hier,
Verfluchter Derwiſch! das war dein Verbot?
Spion und Schurke! greift ihn, ſchlagt ihn todt!" —
Auf ſpringt der Derwiſch, als die Flamme wallt,
Erſtaunt ſehn ſie verwandelt die Geſtalt.
Aufſpringt der Derwiſch — doch in andrer Tracht,
Ein muth'ger Krieger brennend auf die Schlacht.
Gewand und Mütze wirft er fort erhitzt,
Der Panzer glänzt — des Säbels Klinge blitzt,
Der ſchwarze Federbuſch, des Helmes Glühn,
Die ſchwärzeren Braun, der Augen helles Sprühn,
Das trifft ihr Auge, wie ein Geiſt der Nacht,
Deß Todes-Streich das Fechten unnütz macht.
Der wilde Lärm, die dunkelrothe Glut,
Die Flammen und die Fackeln auf der Flut,
Das Angſtgeſchrei, das Toben wild verwirrt,
Da Jubel tönt und ſchon das Schwert erklirrt,
Vermengen ſich, als ob die Hölle ſchwirrt.
Die Sklaven angſtvoll hin und her gezogen,
Sehn Blut am Strand nur, Feuer auf den Wogen,
Sie achten nicht des Paſcha's zürnend Schrei'n,
Den Derwiſch, dieſen Satan packen? Nein!
Er ſieht den Schreck und rafft ſich wieder auf,
Er glaubte ſchon beendet ſeinen Lauf,
Denn früher ward die Feuerglut gezündet,
Als ſein Signal den Seinigen es verkündet.
Er ſieht den Schreck — und reißt vom Gurtel ſchnell
Das Horn — ein einz'ger Stoß — doch laut und grell!
Antwort erſchallt. — „Wohl! kühne Schaar, du eilteſt!
Wie konnt' ich glauben, daß du länger weilteſt
Und heute die Gefahr nicht mit mir theilteſt!"
Er ſchwingt den langen Arm — des Schwertes Klang
Macht, nach dem erſten Zaudern, Alle bang;
Sein Grimm vollführt, was ſeine Furcht begann.
Die Menge bändigt kühn der eine Mann.
Zerhau'n blickt mancher Turban hier hervor,
Für's Haupt hebt kaum ein Arm ſich noch empor;
Seyd, ganz von Wuth und Schrecken aufgereizt,
Zieht ſich zurück, obgleich er ſtolz ſich ſpreizt.
Er iſt nicht feig — und doch ſcheut er das Schwert,
Beſtürzung leiht dem Feinde hohen Werth.
Jetzt als im Brand er die Galeeren ſieht,

Rauft ſchäumend er den Bart ſich aus und flieht.
Piraten ſtürzen ſchon in's Harem ein,
Sie nahn — und tödtlich würde Zaudern ſein,
Wie auch das Schrei'n und Stöh'n vor ihrer Wuth
Die Waffe ſtreckt — umſonſt! es fließe Blut!
Dem Horne Konrad's folgen die Corſaren,
Geſchrei und Röcheln vieler Opfer waren
Sammt Gnadenflehn von ſeiner Wuth verbannt
Die Zeugen, wie er gut ſein Amt verſtand.
Sie ſahen ihn noch ganz in Wuth verſetzt,
Ein ſatter Tiger, der das Wild zerfetzt.
Kurz iſt ihr Gruß, noch kürzer ſein Gebet:
's iſt gut, doch noch iſt nicht der Paſcha todt!
Viel iſt gethan, doch bin ich noch nicht ſatt,
Die Flotte brennt, warum nicht auch die Stadt?

---

Nach Fackeln greift bei dieſem Wort der Troß,
Bald brennt an Thor' und Minaret das Schloß,
Von wilder Luſt war Konrad's Auge voll,
Doch ſchwand ſie bald — denn Weiberjammer ſcholl
In Ohren ihm und traf wie Todtenglocken
Das Herz, das nicht vor Blut gerieth in Stocken.
„Auf! brecht in's Harem — doch als Räuber nicht,
Bedenkt, wir haben Frau'n, die das Gericht
Ob ſolcher Unthat rächend dann bedroht.
Wir ſchlagen Feinde, wo es Recht und Noth,
Doch Schwache ſchonen, war uns ſtets Gebot.
O, ich vergaß — der Himmel wird mir grollen,
Wenn durch mein Plaudern Schwache ſterben ſollen.
Mir nach, wer will — ich geh — noch kann es ſein,
Von einem Frevel halten wir uns rein!“
Die Treppen wild hinauf, die Thür geſprengt,
Nicht fühlend, daß die Gluth den Fuß verſengt,
Stockt ihm der Athem, faſt erſtickt vom Rauch
Stürmt haſtig er nun in die Zimmer auch.
Sie ſuchen — finden — retten — Jeder trägt
Im Arm die Beute, die er nicht erſt wägt,
Stützt, wenn ſie ſinkt, beruhigt, wenn ſie bangt,
Sorgſam, wie ſchwache Schönheit es verlangt.
So zähmte Konrad ihren wilden Muth
Und hemmt die Hände, die noch feucht von Blut. —
Doch wer iſt Jene, die im wilden Kampf
Konrad errettet aus dem Qualm und Dampf?
Das Liebchen deſſen, dem den Tod er ſchwur, —
Des Harems Fürſtin — und doch Sklavin nur!
(Böttger.)

## 3.

## Pariſina.

Die Stunde iſt's, wenn auf der Flur
Hellſchmetternd Philomele ſingt,
Die Stunde, wenn der Liebe Schwur
So ſüß in ſeinem Flüſtern klingt,
Wenn Wellenſchlag und leiſer Wind
Muſik einſamen Ohren ſind.
Die Blumen ſind vom Thau beſprengt,
Am Himmel Stern an Stern gedrängt,
Im Waſſer zeigt ſich tiefres Blau,
Im Blättergrün geheim'res Grau,
Am Himmel klarer Dämmerſchein,
So mäßig dunkel, dunkelrein,
Wie immer, wenn der Tag ſich ſchließt
Und vor dem Mond die Dämmerung zerfließt.
Doch nicht um zu lauſchen dem Waſſerfalle,
Verläßt Pariſina nun ihre Halle,
Nicht daß ſie das himmliſche Licht bewacht,
Ergeht ſich die Dame im Schatten der Nacht,
Und wenn ſie in Eſte's Lauben verzieht,
So iſt es nicht, weil es da üppig erblüht;
Sie lauſcht wohl, doch nicht auf die Nachtigall,
Denn ihr Ohr erwartet gleich lieblichen Schall,
Da gleitet ein Fuß durch das dichte Geſträuch —
Und ihr Buſen ſchlägt heftig, die Wange wird bleich,
Da flüſtert's durch's raſchelnde Laub gedrängt —
Und die Röthe kehrt wieder, der Buſen ſteigt
Noch ein Moment und er iſt hier —
Es ſchwand — der Liebſte liegt vor ihr.
Was iſt für ſie nun rings die Welt,
Wo Wechſel Zeit und Raum durchſtiebt?
Was lebt, was Erd' und Luft enthält,
Sind Nichts für Aug' und Gemüth.
Wie Todte achtlos, hat ihr Blick
Von der Umgebung keine Spur,
Es zog ſich Alles ſcheu zurück,
Sie athmen für einander nur:
Die Seufzer ſind, geſchwellt von Luſt,
So tief, daß, wenn er ſich nicht kühlt,
Der ſel'ge Wahnſinn ſprengt die Bruſt,
Die ſeine Glutmacht in ſich fühlt.
Doch — wüßten ſie nicht Schuld, Gefahr
Im Anſturm ſüßen Traums gewahr?
Wer, dem die Macht der Liebe kund,
Verzog, erwog in ſolcher Stund?
Bedachte er, wie kurz ſie ſei?
Und doch — ſie iſt bereits vorbei.
Ach, wir erwachen lang vorher,
Eh' man es weiß, ſie kommt nicht mehr.
Sie fliehn — die Blicke zögern noch —
Den Ort der ſünd'gen Luſt nunmehr,
Sie hoffen — ſchwören — fürchten doch,
Als ob's ihr letztes Scheiden wär'.
Ein Seufzer nun, ein lang Umfaſſen!
Der Mund will nicht vom Munde laſſen!
Der Himmel ſtrahlt in ihr Geſicht —
Sie fürchten, er verzeihe nicht,
Es ſeh' als Zeuge jeder Stern
Auf ihre Schwäche her von fern —
Und Seufzen bald, Umarmen doch
Sie am vertrauten Orte noch. —
Doch ſcheiden müſſen ſie nunmehr
Mit einem Herzen, furchtbar ſchwer
Vom tiefen Schauerfroſt bedrängt,
Der feſt an böſe That ſich hängt.
Und Hugo ging zu Bett — die Bruſt
Lechzt einſam dort nach Azo's Braut;
Ihr Haupt indeß ſinkt ſchuldbewußt
An's Herz des Mann's, der ihr vertraut.
Sie ſchläft — doch wie in Fiebergluth,
Zur Wange jagt ein Traum ihr Blut,
Sie murmelt einen Namen leiſ',
Den ſie bei Tag verſchloſſen hegt,
Und drückt an's Herz den Gatten heiß,
An's Herz, das dem Entfernten ſchlägt.
Und er, durch die Umarmung wach,
Denkt glücklich dem Gedanken nach:
Dieß Seufzen ſei's und dieß Gebet',
Worin ihm ſelig blüh' ſein Loos,
Und weint, von Zärtlichkeit erweicht,
Weil auch ihr Schlaf ihm Liebe zeigt.
Er drückt ſie an ſein Herz ſofort,
Lauſcht jedem abgebrochnen Wort.
Hört — doch warum ſtarrt ſein Geſicht?
Ruft ihn der Engel vor's Gericht?
Ja ſtarre! — Tiefer ſinkt hinab
Der Donner ſchwerlich einſt in's Grab,
Der dich, für immerdar erwacht,
Zum Throne ruft der ew'gen Macht.
Ja ſtarre! — Iſt dein Erdenfrieden
Iſt mit dem Ton von dir geſchieden! —
Dieß Flüſtern eines Namens ſprach
Von ihrer Schuld und ihrer Schmach.
Doch weſſen Name tönt ſo graus
Vom Pfühl? — Wie wenn im Fluthgebraus
Zum Strande die Planke wirft das Meer,
Den Elenden am Riff zerſchmettert,

Der ſinkend dann ſich hebt nicht mehr —
Da hat's die Seele ihm erſchüttert:
Doch welchen Namen? — Hugo's? — Er? —
Fürwahr, das wähnt er nimmermehr:
Ja — Er, der erſten Liebe Lohn,
Sein einziger — mißrath'ner Sohn,
Der Sprößling wilder Jugendzeit,
Bianca's, der betrog'nen Maid,
Die, unerfahren, ihm vertraut,
Ihm, der ſie nicht erhob zur Braut.
Er riß aus ſeiner Haft das Schwert —
Steckt halbentblößt es wieder ein —
Sie iſt — zwar nicht zu athmen werth —
So ſchön doch — kann er Mörder ſein? —
Nicht lächelnd mehr, nicht ſchlummernd, nein —
Er weckt ſie nicht — allein er ſtiert
Jetzt hin auf ſie mit einem Blick,
Der, wär' ſie wach aus ihrem Glück,
In einem Schlaf ihr Sinn erſtickt!
Und heiß aus ſeiner Stirne bricht
Der Schweiß in Tropfen, groß und dicht.
Sie aber ſchläft in ſüßer Lage —
Doch ſchon gezählt ſind ihre Tage.
Und Morgens wird aus manchem Mund
Ihm der Beweis von Allem kund,
Was ſchon zu wiſſen bebt ſein Herz;
Vergangne Schuld und künft'ger Schmerz,
Die Diener, die es lang verhehlt,
Um ſich zu retten, bürden dann
Ihr alle Schuld und Schande auf;
Nichts bleibt geheim, es wird erzählt
Und jeder Umſtand angemerkt,
Der voll beglaubigt und beſtärkt,
Bis Herz und Ohr gefoltert dann
Nicht fühlen mehr noch hören kann.
Auf Aufſchub war er nicht gewohnt;
In ſeinem Prunkgemache jetzt
Der Herr von Eſte's alter Macht
Sich auf den Thron des Richters ſetzt;
Ringsum Wachen und der Edlen Chor;
Und vor ihn tritt das Sünderpaar,
So jung — und ſie, ſo ſchön fürwahr!
Schwertlos — gefeſſelt Hand und Fuß —
Ach, daß ein Sohn ſo ſchauen muß
Des Vaters Angeſicht!
Doch ſo ſoll Hugo ſtehn vor ihm,
Zu hören ſeines Vaters Grimm —
Und ſeiner Schmach Bericht;
Und dennoch ſcheint er nicht gebeugt,
Obwohl noch ſeine Stimme ſchweigt.
Und bleich und ſtill erwartend weg
Von Pariſina ihr Geſchick —
Wie anders jetzt, als da ihr Blick
Schimmernd noch den Saal durchflog,
Wo Hochgeborne Reiz geehrt,
Wo Schönheit nachzuahmen ſchien
In Stimm' und Miene hold und zart,
In Blick und Tracht von ihrer Art
Den Reiz der Königin.
Da — wär ihr Aug' thränenſchwer —
Wohl tauſend Ritter eilten her,
Wohl tauſend Schwerter würden blank,
Und ſie befreit zu ihrem Dank!
Was iſt ſie — was ſind jene nun?
Was ſie befiehlt — wer wird es thun?
Gefühllos, ſchweigend ſteh'n [illegible]
Mit nach der Erde den Blick geſenkt,
Stirne finſter, Arm in Arm verſchränkt,
Mit Lippen, von Verachtung ſchwer,
Die Ritter und die Frau'n umher.
Der einzige Erkor'ne, der
Bei ihrem Blick geſenkt den Speer,
Der — wär' ſein Arm entfeſſelt — Tod,
Stand oder Freiheit ihr erwarb,
Der Einzige, der Liebling hier,
Steht nun in Ketten neben ihr.
Er ſieht nicht, was ihr Aug' beſchlich,
Verzweifelnd mehr für ihn, als ſich;
Die Augenlid', wo ſanft vorhin
Der Veilchen-Adern Spuren ziehn, —
Durchſchimmernd mild den reinſten Schnee,
Der zärtlich nur zu küſſen je —
Nun ſcheint von ihm, durch Blut erhitzt,
Das Aug' gedrückt mehr als beſchützt,
Wo ſchwerer ſtets der Blick ſich füllt,
Weil Thrän' an Thräne wachſend ſchwillt.
Wenn weinte er um ſie auch nun —
Er ließ vor fremdem Blick jedoch
Den Schmerz, wenn er ihn fühlte, ruhn
Und trug die Stirne hart und hoch;
Wie auch die Qual im Herzen ſticht,
Nicht zittern mag er vor Gericht.
Nur ſie iſt's, die ſein Auge ſcheut;
Erinnrung der Vergangenheit —
Schuld — Liebe — ſeine Lage heut' —
Des Vaters Grimm — der Guten Groll
Was hier und jenſeits kommen ſoll —
Ach! ihr auch — Nein! er wagt ihn nicht,
Den Blick in's Leichenangeſicht;
Verrathen wär' der Seelenſchmerz,
Das es zertrümmert ſo ein Herz.
Und Azo ſprach: „Noch geſtern ſchien
Mir Weib und Kind mein Stolz zu ſein;
Doch Morgens ſchwand der Traum dahin
Und Abends wenn ich Keines mein —
Hin ſchleicht mein Leben nun allein.
Wohl — ſei es! — Nimmer wo ein Mann,
Der ſo nicht thut, wie ich gethan?
Die Bande riſſen — nicht durch mich.
Hab' hin; dein Urtheil ſprach ich ſchon:
Der Prieſter, Hugo, harrt auf dich
Und dann — des Frevels Lohn!
Fort! Schick zum Himmel dein Gebet!
Noch eh' die Abendſterne glühn —
Sieh, ob die Sünde dort verziehn,
Ob du die Gnade dort erflehſt!
Kein Fleck auf Erden iſt jedoch,
Wo wir zuſammen, du und ich,
Nur friedlich athmen können noch.
Leb' wohl! Nicht ſterben ſeh' ich dich.
Du aber, Schwache! ſieh' ſein Haupt —
Fort! mehr zu ſagen ſchaudert mich;
Geh'! lüſternes Geſchöpf! nicht ich,
Du biſt's, die ihm ſein Leben raubt.
Geh'! Kannſt du dieſes überleben,
So lebe froh! dir ſei vergeben."
Hier birgt er ſein Geſicht und ſchweigt,
Die Ader ſchwillt an ſeiner Stirn'
Und pocht, wie wenn das Blut zum Hirn
Nachſtrömend ebbt und wieder ſteigt,
Und darum ſteht er nun gebeugt
Und drückt die Hand an's Auge feſt,
Die zitternd es nicht ſehen läßt;
Indeß der Sohn den Arm erhebt
Und kurzen Aufſchub nur erfleht.
Der Vater ſtumm nicht widerſtrebt
Und ihm zu ſprechen nicht verwehrt.
„Der Tod erſchreckt nicht meinen Sinn
Denn oft an deiner Seite ritt
Ich blutbeſpritzt durch Schlachten mit.
Und dieſer Stahl, den aus der Hand
Sonſt muthlos nicht — dein Sklave wand,
Vergoß für dich mehr Blut, als jetzt
Von mir das Beil des Richters netzt.
Du gabſt den Athem, nimm ihn hin!
Ich dank' dir nicht für dies Geſchenk;
Der Mutter blieb ich eingedenk,
Der Herz und Namen du verſchmäht

Der die im Grab, nach kurzer Friſt
Ihr Sohn — dein Nebenbuhler — grubt,
Ihr Herz — es brach, mein Haupt — es fällt;
Doch zeugen wird es vor der Welt,
Die Treue, wie unwandelbar
Die Lieb' und Vatertreue war.
Nicht ſchuldlos fühlt' ich meine Bruſt —
Ich Schuld für Schuld! Sie ward als Braut,
Ein zweites Opfer deiner Luſt,
Mir zugedacht, dir angetraut;
Du ſchauteſt, daß du ſie begehrt
Daß meine Abkunft — deine Schuld —
Verachtend, galt ich dir nicht werth.
Nicht ebenbürtig ihrer Huld;
Mir fehlte ja der Anſpruch ganz,
Zu erben deines Namens Glanz,
Zu ſitzen einſt auf Eſte's Thron.
Doch wenig Sommer! Heller ſtrahlt
Als Eſte wohl mein Name bald
Von eignen Ehren ſchon.
Mein Schwert nur und mein Herz gewann
Gleich ſtolzes Helmgeſchmeide dann,
Als Einer je im ganzen Zug
Von deinen Herrſcherahnen trug.
Nicht immer trägt die Ritterſporen
Am glänzendſten, wer ächt geboren,
Mein Roß, verletzt von ihnen, drang
Den Führern vor von Fürſtenrang,
Wenn im Gefechte jubelvoll
Die Loſung: „Sieg und Eſte!“ ſcholl.
Nicht ſprechen will ich für Vergehn,
Nicht eine Friſt von dir erflehn,
Von Stunden, die doch endlich hin
Im ſorgenloſen Staube ziehn;
Die Zeit, die ſo im Wahnſinn ſchwand,
Hat ebenhin ja nicht Beſtand.
Iſt mein Geburt und Name ſchlecht,
Verſchmäht dein Adel, dein Geſchlecht,
Zu ſchmücken ein Geſchöpf, wie ich —
Sie gruben in mein Antlitz doch
Die Züge meines Vaters noch
Und deine Seele ganz in mich.
Von dir dies ungezähmte Herz,
Von dir — was ſtarrſt du niederwärts?
Von dir iſt alle Kraft entſtammt,
Die Arm und Geiſt erſtarkt, entflammt,
Du gabſt mit Leben nicht allein —
Durch alles dies erſt ward ich dein.
Sieh, was im Leben du verbrochen,
Im Sohn — zu ähnlich dir — gerochen!
Nicht Baſtard bin ich, denn wie dir,
Iſt auch verhaßt Beſchränkung mir,
Und dieſen Athem, ſchnell gewährt,
Wie nun in Haſt zurückbegehrt,
Hab ich nicht mehr als du geſchätzt,
Wenn du den Helm auf's Haupt geſetzt,
Wenn wir dann Arm an Arm geſtritten
Und vorwärts über Leichen ritten.
Nichts war mir die Vergangenheit,
Die wohl die Zukunft nur erneut.
Doch lieber ſtarb ich damals ſchon,
Denn — litt die Mutter auch durch dich
Und nahmſt du auch die Braut dem Sohn —
So bliebſt du Vater doch für mich;
Und klingt auch hart dein Urtheil mir —
Es iſt gerecht — obwohl von dir.
In Schuld erzeugt, in Schmach entſtellt,
Beginnt mein Leben, wie es ſchließt;
Der Vater hat, der Sohn gefehlt
Und Einer nur für Beide büßt.
Zwar arg verletzt' ich Menſchenpflichten,
Doch zwiſchen uns muß Gott auch richten!“
Er ſchwieg — und ſtand, die Arme verſchränkend,
Daß klirrend rings die Feſſeln ſchallen;

Verwundet iſt das Ohr von Allen,
Die hier verſammelt ihn umringen,
Wie ſo die ſchweren Ketten klingen —
Bis dann zu ihr, unſelig reizend,
Sich alle Blicke wieder kehren —
Kann ſie ſein Todesurtheil hören?
Noch ſtand ſie bleich und regungslos,
Lebend'ge Schuld an Hugo's Loos —
Ihr ſtarres Aug' hat unverrückt
Nach keiner Seite noch geblickt,
Mit keiner Wimper noch bedeckt
Und ſchattend ſeinen Strahl verſteckt,
Doch um die blauen Sterne ſing
Zu wachſen an der weiße Ring
Und gläſig ſtarrend ſteht ſie dann,
Als ob zu Eis ihr Blut gerann,
Starrt — ſtarrt — bis eine Thräne glimmt
Und voll, doch langſam im Entſtehn,
Von langer, ſchwarzer Wimper ſchwimmt
Doch hören nicht — man muß es ſehn;
Und wer es ſah, war wie verſteint,
Daß ſo ein Menſchenauge weint.
Sie wollte ſprechen — doch der Ton
Erſtickte in geſchwollner Kehle.
Allein im hohlen Stöhnen ſchon
War ausgeſtrömt die ganze Seele;
Und ſprechen noch — ſie will's allein
Und nieder fällt ſie wie ein Stein,
Ein Bild, das man vom Sockel ſtieß,
Mehr wie ein unbeſeelter Leib,
Ein Monument für Azo's Weib,
Als die belebte Sünderin,
Wo jeder Trieb ein Stachel ſchien,
Zum Laſter zwang, doch Schande dann —
Verzweiflung nicht ertragen kann.
Allein noch lebend — allzufrüh
Erwacht aus der Betäubung ſie,
Doch kaum zur Klarheit — jeder Sinn
War überſpannt von Schmerz und hin
War im Gehirn der Fibern Kraft,
Die, ſo wie Sehnen, naß, erſchlafft,
Die Pfeile ſchnellen fern und irr —
Gedanken ſprühten, weit und wirr,
Was hin, iſt leer — und ſchwarz was naht —
Ein Flimmern nur auf grauſem Pfad,
Wie Blitze durch die Wüſte ziehn,
Wo Stürme ſich zuſammenziehn.
Was Böſes wohl — ihr iſt's bewußt
Liegt tief und kalt in ihrer Bruſt,
Sie weiß von Schuld und Scham — noch mehr!
Daß Jemand ſterben ſoll — doch wer?
Sie hat's vergeſſen. — Athmet ſie?
Und ſieht ſie noch den Himmel? wie —
Und Welt und Menſchen rings umher?
Sind's Feinde, die jetzt finſter her
Die Blicke drehn, die ſonſt entzückt,
Theilnehmend nur nach ihr geblickt?
Ach! Alles war nun trüb verwirrt
Im Geiſte, der voll Unruhe irrt,
Ein Chaos nur von Furcht und Sehnen
Und bald mit Lachen, bald mit Thränen,
Doch ſinnlos ſtets, im höchſten Krampf
War ſie mit dieſem Traum im Kampf —
Denn ſo erſchien es ihr nur, ach!
Umſonſt nur rang ſie jetzt ſich wach.
Die Kloſterglocken klingen,
Doch matt und traurig ſehr;
Im grauen Thurme ſchwingen
Sie dumpf ſich hin und her —
Wie fällt ihr Ton auf's Herz ſo ſchwer!
Horch! Hymnen hört man ſingen
Als ob es für die Todten wär',
Oder ihn, der bald auch lebt nicht mehr!
Ja, für des Leidenden Seele fleht

Hohles Glockengeläut' und der Hymnen Gebet.
Schon iſt er nah dem Todesziel:
Knieend zu Füßen des Prieſters mit Graun —
Traurig zu hören und kläglich zu ſchaun —
Knieend auf bloßer Erde ſo kalt,
Vor ſich den Block und von Wachen umringt;
Und der Henker, der nackt die Arme ſchon ſchwingt,
Daß der Todesſtreich ſicher und ſchnell gelingt,
Fühlt, ob das Beil auch wirklich ſcharf,
Es neu zu ſchleifen nicht bedarf,
Indeß ſich die ſprachloſe Menge verdichtet,
Zu ſehen den Sohn — durch den Vater gerichtet.
Noch eine heiße Stunde blinkt,
Bevor die Sommerſonne ſinkt,
Die dieſen trüben Tag gebracht,
Mit heiterm Strahl ihn angelacht,
Der ſcheidend nun auf Hugo fällt
Und ſein verwirktes Haupt erhellt —
Wie er, die letzte Beichte ſagend,
Zum Prieſter hin, ſein Loos beklagend,
In Büßer-Frömmigkeit gebeugt,
Sein Ohr den Segenslauten neigt,
Wodurch verziehn wird und gereint
Von jedem Fleck der Menſch erſcheint.
Im vollen Strahl der Sonne glüht
Sein Haupt nun, wie er lauſchend kniet,
Und rings der braunen Locken Fülle
Dem nackten Hals noch dient zur Hülle.
Doch heller noch, als ſein Geſicht,
Erglänzt das nahe Beil im Licht —
Gräßlich flimmert ſein Geflitter —
O wie iſt die Stunde bitter!
Schaudernd ſelbſt die Strengſten ſtehn —
Schwarzer That muß Recht geſchehn —
Doch erſchütternd iſt's zu ſehn!
Beſchloſſen hat die Gebete ſchon
Der kecke Buhle — der falſche Sohn;
Ueberzählt ſind Sünden und Roſenkranz,
Und verronnen die letzten Minuten ganz.
Nun wirft er fort des Mantels Hülle,
Geſchnitten wird der Locken Fülle,
Schon fallen alle rings umher,
Den Koller auch, den er trug bisher,
Die Schärpe, die Pariſina gab,
Darf ihn nicht ſchmücken bis in's Grab,
Auch ſie muß weggeworfen ſein.
Verbunden nur das Aug' — doch, nein!
Nicht dieſer Schimpf am Schluß der Bahn
Soll ſeinem ſtolzen Blicke nah'n;
All ſein Gefühl, gedämpft zuvor,
Ruft dieſer Abſcheu nun empor,
Wie ihm der Henker will verbinden
Ein Auge, das nicht mag erblinden,
Als ſcheute es vor Tod zurück:
„Nein — Blut und Hauch iſt dir verfallen —
Mein Arm in Feſſeln. — Laß mich fallen,
Nur mind'ſtens feſſellos den Blick!
Trifft!“ — Und wie das Wort er ſpricht,
Liegt auf dem Block ſein Angeſicht —
Es iſt ſein letztes Wort zugleich.
„Trifft!“ — und blitzend fällt der Streich,
Rollt der Kopf und ſtürzt ſich dumpf
Rückwärts der gebeug'te Rumpf
In den Staub, der löſchen muß
Seiner Adern Blutverguß.
Noch zucken Mund und Auge läßt
Der Todeskrampf — dann ſtehn ſie feſt.
Er ſtarb, wie's ziemt dem Sünder, frei
Von Schaugepräng und Ziererei,
Sprach ſein Gebet mit frommem Blick,
Stieß Prieſterbeiſtand nicht zurück,
Ging hoffend los auf ſein Geſchick;
Und wie er vor dem Mönche kniete,
War Nichts mehr irdiſch im Gemüthe;
Der Vater und die Buhlerin —
Was waren ſie noch dann für ihn!
Verzweiflung war und Schande fort —
Sein Geiſt bei Gott — Gebet ſein Wort,
Bis auf das eine, ihm entflohn,
Als er, entblößt zum Streiche ſchon,
Den Tod mit ſtarrem Blick begehrt —
Noch wie ſein Lebewohl gehört.
Still, wie der Mund, vom Tod verſiegelt,
Hält jede Bruſt den Hauch verriegelt;
Doch zuckte von Mann zu Mann,
Elektriſch kalter Schauer dann,
Wie niederfiel der Todesſtreich,
Der Liebe ſchloß und Sein zugleich,
Und im gepreßten Hauch erſtickt
Zurück in's Herz der Seufzer ſchrickt;
Kein Lärm erſchallt, wie ſonſt zuletzt,
Wenn auf den Block das Meſſer glitt,
Mit ſtarker Macht dem Schlag zerſchnitt.
Nur — Was zerreißt die Stille jetzt
So gräßlich ſchneidend, wild und weit?
Wie um ihr Kind die Mutter ſchreit,
Wenn ihm plötzlich brach ſein Herz,
Hebt der Ton ſich himmelwärts,
Wie in gränzenloſem Schmerz.
Aus Azo's Schloß, durch's Gitter drang
Gen Himmel dieſer Schreckensklang
Und jeder Blick iſt hingewandt —
Allein Geſtalt und Stimme ſchwand.
Es war ein Weib — und nimmermehr
Schrillt ſo Verzweiflung in's Gebet;
Und wer vernahm den wilden Schrei,
Der wünſcht, daß es der letzte ſei.
Und ſeit der Zeit von Hugo's Falle,
Ward in den Lauben, in der Halle
Nichts mehr von Pariſina kund;
Ihr Name war, wie nie bekannt,
Von Ohr und Zunge weggebannt,
Ein Wort, das ungern braucht der Mund.
Nicht Azo ſelbſt, nicht fernerer Ton
Erwähnte je von Weib und Sohn;
Kein Grab, kein Denkmal war ihr Loos,
In ungeweihter Erde bloß
Schlief — mind'ſtens er, der ſchmählich ſchied;
Doch Pariſina's Schickſal barg
Wie Einer ſich eingeſperrt im Sarg:
Ob in ein Kloſter ſie verbannt
Den trüben Weg zum Himmel fand,
Die Reue ließ ihr Sein verzehren
Mit Geißeln — Faſten — Wachen — Zähren,
Ob ſie durch Dolch, durch Schierlingstrank
Für ihre ſchwarze Liebe ſank;
Ob durch den Anblick ſie verdarb,
Durch minder ſchwere Marter ſtarb,
Als auf dem Block ſein Nacken lag;
Ihr Herz getheilt vom herbſten Schlag
Und plötzlich brechend — ſo noch mild
Verſchied ihr ſchmerzzermalmtes Bild —
Davon kann Niemand Kunde geben;
Doch wie ihr Geiſt auch mocht' entſchweben
Mit Schmerz begann und ſchloß ihr Leben.
Und Azo fand noch eine Braut,
Von Söhnen, ſtark und wohl gebaut
Doch Keiner war ſo kühn, ſo ſchön
Wie er, der lang verweſt, zu ſehn;
Und waren ſie's — mit kaltem Sinn
Fiel kaum ſein Blick auf ihr Gedeihn.
Das ſeufzend er bemerkt allein
Nie war ſein Auge naß zu ſchauen,
Nie hob ein Lächeln ſeine Brauen.
Die ſchöne, breite Stirne trug
Des Grämens tief gegrabnen Zug,
Die Furchen, die unzeitig mit
Dem heißen Pflug der Kummer ſchnitt.

In Kreiſen, die zerreibend — ſich
wild der Kampf der Seele legt;
Im wahren Freunde hin und Klage,
Nichts war geblieben, Nichts erworben,
Als wache Nächte, ſchwere Tage,
Am Tod und Tadel abgeſtorben,
Ein Herz, das ſelbſt ſich Tod, mit Hohn,
Nicht brechen wollte, nicht verzagt,
Erweicht nur ſelten ſchien und dann
Für innen fühlte, innen ſann.
Das tiefſte Eis, das je gefror,
Kam an der Fläche nur hervor;
Wenig regt der Strom ſich innen
Und rinnt — und hört nicht auf zu rinnen;
So wohnen in der Bruſt verſchanzt
Gedanken, von Natur gepflanzt,
So tief gewurzelt, ſie von dannen,
Geſchieden Thränen gleich, zu bannen,
Die wir im Steigen nur gehemmt
Und blos in's Herz zurückgedämmt;
Doch nicht verſiegt — weil nicht vergoſſen
Und ſie zum Quell nur zurückgefloſſen
Der innern dort verborgen ſie
Der immerdar auf tiefem Grund,
Nichts — geweint — verſiegt auch nie.
Im Thränenſtrom — je minder kund —
Fortwuchs vom Reiſ der Neigung noch
Das ſie, die er gemordet doch,
Der machtlos, um zu füllen je
Den wüſten Schlund, ſein ganzes Weh,
Verzweifelnd, rings um ſie zu ſein,
Wo ſich vereinte Seelen freun,
Da überzeugt doch ganz und gar,
Daß nur gerecht ſein Urtheil war,
Daß ſie ihr Loos ſich ſelbſt gezimmert
Wie Abel's Altar dort verkümmert.
Das Baumgezweig', verdorbt der Saft,
Beengt behend — gibt eine Kraft,
Worauch der Reiſ noch blüht und lebt,
Der ſeltſam Grün ſich luſtig hebt;
Doch wenn der Blitz herniederglüht
In Wuth die ſchwanken Aeſte ſchlägt
Dann fühlt der Stamm auch den Riß
Und nicht ein Blatt wird wieder grün.

(Hilſcher.)

## 4.

## Manfred.

Act 1, Scene 1.

(Eine gothiſche Galerie. — Mitternacht.)

Manfred allein.

**Manfred.**

Die Lampe muß gefüllt ſein; doch auch dann
Brennt ſie ſo lang nicht, als ich wachen muß.
Mein Schlummer — wenn ich ſchlummre — iſt nicht
Schlaf,
Iſt nur Verfolg des bleibenden Gedankens,
Dem ich nicht widerſtehn kann; hier im Herzen
Iſt wache Nacht; das Auge ſchließt ſich nur,
Um ein zu ſehn — und dennoch lebe ich
Und trage Bild und Form der Athmenden.
Doch Kummer ſollte Lehrer ſein des Weiſen,
Der Gram iſt Kenntniß: wer am meiſten kennt,
Beklagt am tiefſten die unſel'ge Wahrheit,
Daß der Erkenntnißbaum nicht Lebensbaum iſt.
Philoſophie und Wiſſenſchaft, die Quellen
Des Wunders und die Weisheit dieſer Welt
Hab' ich geprobt und hier in meiner Seele
Iſt die Gewalt, die ſie mir dienſtbar macht —
Sie helfen nicht. Ich that den Menſchen Gutes,
Und Gutes auch erfuhr ich unter Menſchen —
Es half mir nicht. Gut oder bös, war Leben,
Kraft, Trieb und Alles ſonſt in andern Weſen
Für mich nur wie der Regen in den Sand,
Seit jener namenloſen Stunde; — furchtlos
Fühl' ich den Fluch, nicht Menſchenfurcht zu haben,
Noch Herzgeklopf durch Hoffnung oder Wunſch,
Noch Liebesdrang zu irgend was auf Erden. —
Doch nun an's Werk!
Ihr mächtig Wirkenden!
Ihr Geiſter rings des unbegränzten Alls!
Die ich geſucht in Finſterniß und Licht;
Ihr, die ihr rings die Welt umgebend hauſt
In feinerer Luft; ihr, denen Wohnung ſind
Die Gipfel unerſteiglicher Gebirge,
Und Erd- und Meeresſchluchten gleich vertraut, —
Ich ruf euch auf mit dieſer Zauberſchrift,
Die mit Gewalt gibt über euch. — Erſcheint!

(Pauſe.)

Wenn's ſo iſt, Geiſter ihr, in Erd' und Luft!
Entweichen ſollt ihr nicht. Bei dieſer Macht,
Als noch euch quälte, beim Tyrannen-Zauber,
Der auf verdammtem Stern geboren ward,
Auf feinem Wracke glutzerſtörter Welt,
Nur einer Hölle, ew'gen Raum durchwandernd!
Beim Fluch, der ſchwer auf meiner Seele laſtet,
Bei dem Gedanken, der nur in mir waltend,
Zwing' ich zu meinem Willen euch. — Erſcheint!

(Man ſieht einen Stern im dunkleren Hintergrunde der Galerie, welcher ſich nicht bewegt, und eine ſingende Stimme wird gehört.)

**Erſter Geiſt.**

Sterblicher! dein Zauber rief
Aus dem Haus von Wolkenduft,
Das die Dämmerung hingehaucht
Und in Gold der Abend taucht,
Mit Azur und mit Karmin
Schmückend meinen Palläſtin —
Mag verzeiht dein Ruf auch ſein —
Ritt ich her auf Sternenſchein,
Folgſam ſei, der mich beſchwört,
Sterblicher! dein Wunſch erhört.

**Zweiter Geiſt.**

Montblanc iſt der König der Berge,
Gekrönt durch ſie von je
Auf dem Felſenthron, im Wolkengewand,
Mit dem Diadem von Schnee;
Als Gurt vom Walde den Leib umſchnallt,
Die Lawine in der Hand
Doch der donnernde Ball hält vor dem Fall
Auf mein Geheiß noch Stand.
Der Gletſcher, kalt und raſtlos, regt
Sich vorwärts Tag für Tag;
Ich aber bin's, der ihn bewegt
Und ihn auch hemmen mag.
Ich bin der Geiſt des Bergs, er muß
Sich bücken tief vor mir
Und zittern bis zum hohlen Fuß
Und was ſoll ich bei dir?

**Dritter Geiſt.**

In der Tiefe der Waſſer,
Wo der Strom ſie nicht hebt,
Wo ein Fremdling der Wind iſt
Und die Seeſchlange lebt,
Wo die Meerfrau mit Muſcheln
Grünes Haar ſich verziert —
Wie der Sturm auf der Fläche
Hat dein Zauber gerührt;
In den Hallen von Korallen
Scholl das Echo ſo tief,
Daß den Geiſt auch des Waſſers
Deinen Wünſchen berief.

Vierter Geiſt.

Wo das ſchlummernde Erdbeb
Auf Feuer noch ruht
Und die Seen von Erdharz
Aufbrodeln im Sud;
Wo die Wurzel der Andes
So tief ſich vergräbt,
Als ihr Gipfel zum Himmel
Sich ragend erhebt;
Da verließ den Geburtsort
Ich auf dein Gebot;
Dein Zauber bezwang mich —
Dein Wunſch ſei Leiter.

Fünfter Geiſt.

Ich bin der Reiter auf dem Wind,
Orkane regt mein Arm;
Die Wetter, die mir folgen, ſind
Noch von den Blitzen warm.
Geſchwindigſt über Land und Flut
Hat mich ein Sturm gebracht;
Die Flotte draußen ſegelt gut —
Doch ſinkt ſie noch heut' Nacht.

Sechster Geiſt.

Mein Wohnort iſt die Finſterniß der Nacht,
Was quälſt du mich an's Licht mit Zaubermacht!

Siebenter Geiſt.

Den Stern, der dein Geſchick regiert,
Hab' ich vor Erdbeginn geführt;
Es war ein Stern, ſo friſch und hell,
Als um die Sonne je gewallt;
Geregelt war und frei ſein Gang,
Nicht ſchön'ren Stern der Raum umſchlang.
Die Stunde kam — er ward ſodann
Ein formlos wandernder Vulkan,
Ein Irrſtern, ein Fluch, ein Ball,
Der drohend taumelt durch das All,
Gerollt von eigner Kraft fortan,
Doch ohne Sphäre, ohne Bahn,
Ein Mißgebild, das leuchtend brennt
Als Scheuſal an dem Firmament.
Und du — in ſeinem Einfluß lebend —
Wurm! dem ich diene widerſtrebend,
Die mich durch Macht, die dein nicht iſt,
Verliehn, daß du mein nur biſt,
Auf kurze Zeit zwang herzugehn,
Wo ſchwache Geiſter knie'n vor dir,
Dem Ding, wie du biſt, Rede ſtehn —
Was willſt du, Sohn des Staubs, von mir!

Die ſieben Geiſter.

Gebirg, Luft, Erde, Meer, Wind, Nacht und Stern
Sind, Sohn des Staubs! Gebot und Wink um dich;
Dein Wunſch beſchwor uns Geiſter her von fern —
Was, Sohn der Sterblichen, was willſt du? ſprich!

Manfred.

Vergeſſenheit.

Erſter Geiſt.

Weſſen? von wem? und wie?

Manfred.

Von dem, was in mir iſt. Du lieſt es ſelbſt!
Ihr wißt es — ich vermag es nicht zu ſagen.

Geiſt.

Wir können nur, was wir beſitzen, geben.
Heiſch' Sklaven, Königsherrlichkeit, Weltbeherrſchung,
Im Ganzen oder theilweis, oder Zauber,
Die Zwang den Elementen thun, wovon
Wir Herren ſind — und Alles ſoll dir werden.

Manfred.

Vergeſſenheit! nur Selbſtvergeſſenheit!
Könnt ihr nicht, was ich will, aus dem verſchwendriſch
Gebotenen, heimlichen Gewalten reißen?

Geiſt.

Es ſteht in unſrer Macht nicht, unſren Kräften;
Doch — du kannſt ſterben.

Manfred.

Wird's der Tod gewähren?

Geiſt.

Wir ſind unſterblich und vergeſſen nicht,
Sind ewig und Vergangenheit iſt uns
Wie Zukunft gegenwärtig. Dies zur Antwort.

Manfred.

Ihr ſpottet; doch die Kraft, die euch berief,
Macht euch zu Sklaven. Höhnt nicht meinen Willen!
Der Geiſt, die Seele, der Prometheus-Funke,
Der Blitz in meinem Weſen iſt ſo leuchtend,
Durchdringend, fernhinblitzend, wie der eure,
Und weicht euch nicht, obwohl in Lehm verkerkert.
Antwortet — oder lernt noch, wer ich bin!

Geiſt.

Die Antwort bleibt dieſelbe; ja ſie liegt
In deinen eignen Worten ſchon.

Manfred.

Wie das?

Geiſt.

Wenn, wie du ſprachſt, dein Weſen unſrem gleicht,
So iſt es Antwort, wenn wir ſagen: Tod —
Wie's nennt der Menſch — hat Nichts mit uns zu thun.

Manfred.

So rief ich euch umſonſt aus euren Reichen —
Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geiſt.

Sprich!
Wir bieten, was wir haben; es iſt dein.
Bedenk' dich, eh' du uns entläßt, und fordre
Reich, Herrſchaft, Macht, Verlängerung der Tage —

Manfred.

Verdammt! was habe ich zu thun mit Tagen?
Sie ſind mir jetzt zu lang ſchon. — Fort! hinweg!

Geiſt.

Verweil'! Wir ſind nun hier und möchten dienen.
Bedenke dich! Steht keine andre Gabe
In unſrer Macht — nicht werthlos deinen Augen?

Manfred.

Nein, keine! — Aber halt noch! Eh' wir ſcheiden
Ich möchte euch von Antlitz ſehn. Ich hör'
Schwermüthig, ſüß iſt eurer Stimmen Klang,
Gleich wie Muſik auf Waſſern — und ich ſehe
Das feſte Bild nur eines klaren Sterns;
Doch ſonſt Nichts. Naht euch, wie ihr ſeid, in der
Gewohnten Bildung. — Einer oder All!

Geiſt.

Wir haben nur Geſtalt in Elementen,
Von denen Seele wir und Grundſtoff ſind:
Doch wähle eine Form — und wir erſcheinen.

Manfred.

Mir bleibt nicht Wahl; denn keine Form der Erde
Iſt häßlich oder ſchön für mich. Der [illegible]
Gewaltigſte von euch ſoll ſich geſtalten,
Wie's ihm am ſchicklichſten bedünkt. — Komm' [illegible]

Siebenter Geiſt
(erſcheinend in der Geſtalt einer ſchönen [illegible])
Sieh her!

Manfred.

O Gott! wenn's ſo iſt und du nicht
Ein Wahnbild biſt und eine Täuſchung
Der Glückliche noch wär' ich. Ich will dich halten!
Wir werden wieder —
(Die Geſtalt verſchwindet.)
Weh'! zermalmt mein Herz
(Manfred ſtürzt bewußtlos hin.)
(Eine Stimme wird in folgendem Zauberſpruche gehört.)
Wenn der Mond auf Wellen ſchimmert,
In dem Gras der Glühwurm glimmert,
Auf dem Grab das Meteor
Und der Irrwiſch auf dem Moor;

Sterne fallend niederſchießen,
Eulen ſchreiend ſich begrüßen,
Schweigend ruht das Laub am Baum,
In des Hügels Schattenraum
Sei mein Geiſt dir aufgelegt,
Meine Macht dir aufgeprägt!
Mag auch tief dein Schlummer ſein,
Schläft doch dein Geiſt nicht ein;
Schatten gibt es, nie entweichend,
Und Gedanken, nie zu ſcheuchend;
Unbekannte Macht umher,
Läſſt nie allein dich mehr;
Wie vom Leichenhemd bedeckt,
Wie in ein Gewölk verſteckt,
Wohne immer, wie in Haft,
Im Bereich der Zauberkraft.
Siehſt du auch mein Kommen nicht,
Fühlen ſoll mich dein Geſicht,
Wie ein Ding, das unſichtbar
Immer bei dir iſt und war;
Und wenn im geheimen Grauen
Ringsum deine Augen ſchauen
Staunend dann gewahre nur
Mich als deines Schattens Spur;
Und die Macht in deiner Bruſt
Sei, was du verbergen mußt.
Einer Stimme Zauberſpruch
Taufte dich mit einem Fluch
Und ein Luftgeiſt nahte ſtumm,
Warf dir eine Schlinge um.
In dem Wind verlautet ſich
Ein Verbot der Luſt für dich,
In der Nacht entbehre du
Ihres Sternenhimmels Ruh,
Und bei Tag und Sonnenſchein
Soll dein Wunſch ihr Enden ſein!
Aus deiner Thränen Lug gewann
Ich einen Saft, der tödten kann;
Aus deinem Herzen preßte ich
Das Blut, das ſchwärzeſt in ihm ſchlich;
Aus deinem Lächeln riß ich fort
Die Schlange, die ſich ringelt dort;
Aus deinem Mund zog ich das Gut,
Das ſtets verderbt den Allen thut;
Dann prüft' ich alle Gifte noch
Und deines blieb das ſchärfſte doch.
Beim Buſenfroſt und Lächeltrug,
Beim Abgrund in dir, voll von Lug,
Beim täuſchend tugendhaften Blick,
Bei der verſchloßnen Heucheltücke,
Bei dieſer Kunſtvollkommenheit,
Die ſcheinbar dich zu Menſchen zeiht,
Bei deiner Luſt an fremder Pein,
Bei deiner Bruderſchaft mit Cain;
Beſchwör' und zwing' ich deinen Geiſt,
Daß du dir ſelbſt die Hölle ſeiſt!
Ich gieß' auf's Haupt dir dieſen Saft,
Der Probe weiht er deine Kraft.
Nie zu ſchlafen, nie zu ſterben,
Sei dein Schickſal und Verderben!
Stets ſoll Tod dir nahen, neckend,
Stets gewünſcht und ſtets doch ſchreckend!
Schon hat Zauber dich umrungen,
Klanglos Ketten dich umſchlungen;
Herz und Hirn durchſchreitend wehe
Dieſes Wort hin. — Nun vergehe!

(Pitſchel.)

## 5

## Cain.

(Act 2. Scene 1.)

(Der unermeßliche Raum.)

Cain und Lucifer.

Cain.

Ich ſchreit' auf Luft und ſinke nicht; doch bangt mir
Zu ſinken.

Lucifer.

Heg' auf mich Vertrauen nur,
So trägt die Luft dich, deren Fürſt ich bin.

Cain.

Kann ich es ohne Schuld und Frevel thun?

Lucifer.

Du ſinkſt nicht, wenn du glaubſt! — ſtirbſt, wenn du
zweifelſt!
So wär' wohl das Gebot des andern Gottes,
Der Dämon mich vor ſeinen Engeln ſchilt.
Die wiederholen dies elenden Weſen,
Die Nichts, was über ihrem Schwachſinn, faſſen;
Dem Worte huld'gen, was ihr Ohr trifft, ſchmähen
Als bös und gut, was ſie ſo nennen hören
In ihrer Knechtſchaft. — Ich will ſolche nicht.
Ob du mich ehrſt, ob nicht: ſollſt Welten ſchauen,
Die jenſeits deiner Welt, und ſollſt nicht büßen
Den Zweifel, die dein Leben überſchreiten,
Durch Qual, von mir verhängt. — Einſt kommt
die Zeit,
Wo, nur auf wenig Waſſertropfen ſchwankend,
Ein Mann ſpricht zu dem andern: „Glaub' an mich,
Und wandl' auf Waſſer!“ und der Mann wird ſicher
Auf Wellen gehn. Ich will nicht ſagen: glaube
An mich; — doch fliege mit mir durch die Weite
Des Raums im gleichen Flug, ſo zeig' ich dir,
Was du nicht wagſt zu läugnen: die Geſchichte
Vergangner, jetziger und künftiger Welten.

Cain.

Gott oder Dämon, oder was du biſt,
Iſt Jenes dort die Erde?

Lucifer.

Kennſt du nicht
Den Staub, woraus dein Vater ward?

Cain.

Wär's möglich?
Die blaue Scheibe, dort im Aether ſchwebend,
Mit der noch kleinern, die ihr immer nah,
Der gleichend, die die Erdennacht erhellt?
Iſt dies das Paradies, wo ſind die Mauern
Und ihre Wächter?

Lucifer.

Zeige mir die Lage
Von Eden.

Cain.

Kann' ich's? Wie dahin wir rauſchen
Gleich Sonnenſtrahlen, wird ſie klein und kleiner;
Und während ſie ſo ſchwindet, hüllt zuletzt
Ein runder Hof ſie ein, wie jenes Licht,
Das voller ſchien als alle Sterne, wann
Von Edens Saum ich ſie betrachtete.
Mich dünkt, daß beide, wie wir uns entfernen,
Sich an die unzählbaren Sterne reihen,
Die um uns ſind, und, wie wir weiter ſchweben,
Zu Myriaden werden.

Lucifer.

Gäb' es Welten,
Die größer als die deinige, bewohnt
Von höhern Weſen, deren Zahl weit mehr
Als deiner dunkeln Erde Staub (obwohl
Vervielfacht zu lebendigen Atomen,)
Zwar lebend, doch zum Tod verdammt und elend:
Was dächteſt du?

Cain.
Stolz wär' ich des Gedankens,
Der das begreift.

Lucifer.
Doch wenn dieß ſtolze Denken
An knechtiſchen Stoff ſich knüpfte, wenn Erkenntniß
Von ſolchen Dingen und der Trieb darnach
Und hohe Weisheit noch, geſchmiedet wär'
An's rohſte, verächtlichſte Bedürfniß,
Ganz Schmutz und Ekel, — und die beſten ſelbſt
Von deinen Freuden ſüße Niedrigkeit,
Nur ein entnervender und ſchnöder Drang
Dich zu verlocken, um auf's Neue Seelen
Und Körper zu erzeugen, ſchon verdammt,
So ſchwach zu ſein und wenige ſo beglückt —

Cain.
Ich weiß vom Tod, daß er ein ſchrecklich Ding,
Wovon die Eltern ſprechen ich gehört,
Als einem ſchlimmen Erbtheil, das ich ihnen
Verdanke ſammt dem Leben (auch ein traurig
Geſchenk, wie ich empfunden!) Aber Geiſt
Iſt es, wie du geſagt (und in mir fühl' ich
Die ahnungsvolle Marter, daß es wahr;)
Dann laß mich ſterben hier! denn Weſen zeugen,
Die Jahre lang nur leiden und dann ſterben,
Das dünkt mich eine Fortpflanzung des Todes,
Vervielfachung des Mordes.

Lucifer.
Ganz ſtirbſt du nicht;
Etwas in dir wird leben.

Cain.
Jener ſprach
Zu meinem Vater nicht davon, als er
Vom Paradies ihn trieb und ſeine Stirn
Mit Tod bezeichnete. Doch [illegible] laß
Das Sterbliche vergehn an mir, damit ich
Im Uebrigen den Engeln gleichen mag.

Lucifer.
Ich bin ein Engel; willſt du ſein wie ich?

Cain.
Ich weiß nicht, was du biſt; doch deine Macht
Und was du zeigſt, liegt außer meiner Macht,
Geht über alle meine Fähigkeit —
Obſchon es unter meinen Wünſchen, meinem
Verlangen liegt.

Lucifer.
Wer ſind ſie, die ſo niedrig
In ihrem Stolze leben, daß bei Würmern
Im Staub ſie wohnen?

Cain.
Und wer du, der ſo
Erhaben wohnt im Geiſt, der die Natur,
Die Ewigkeit beherrſchen kann, — und doch
Bekümmert ſcheint?

Lucifer.
Ich ſcheine, was ich bin;
Und darum frag' ich: möchteſt du unſterblich
Wohl ſein?

Cain.
Du ſagteſt mir, ich müßt' es ſein,
Auch wider Willen. Vorher wußt' ich dieß
Noch nicht; doch muß es ſo ſein, ſo laß mich auch,
Sei es zu meinem Glück nun oder Unglück,
Den Vorſchmack der Unſterblichkeit empfinden.

Lucifer.
Den hatteſt du, bevor ich kam.

Cain.
Wie ſo?

Lucifer.
Durch Leiden!

Cain.
Und die Marter iſt unſterblich?

Lucifer.
Erproben werden wir's und deine Söhne.
Doch ſchau, iſt das nicht herrlich?

Cain.
O du ſchöner
Und unnennbarer Aether! ihr unzähligen
Gehäuften Sternenſchaaren, die ihr euch
Noch immer mehret! Was ſeid ihr und was iſt
Die unbegränzte Wüſte blauer Luft,
Wo ihr dahinwallt, wie ich Blätter einſt
Auf Edens klaren Strömen gleiten ſah?
Ward euch die Bahn verzeichnet oder ſchwebt ihr
In eurem ungebundnen Taumel durch
Ein luftig All endloſer Ausdehnung,
Woran zu denken meiner Seele ſchwindelt,
Bezaubert von der Ewigkeit Gedanken?
O Gott! o Götter! oder was ihr ſeid!
Wie ſeid ihr ſchön! Wie ſchön ſind eure Werke
Und die des Zufalls oder was ſie ſind!
Laßt ſterben mich, ſo wie Atome ſterben,
(Woferne ſie ſterben) oder euch erkennen
In eurer Macht und Weisheit! Würdig iſt jetzt
Mein Geiſt deß, was ich ſeh', mein Staub nur nicht,
Laß mich ſie näher ſchauen oder ſterben!

Lucifer.
Biſt du nicht näher? ſchau zurück zur Erde!

Cain.
Wo iſt ſie denn? ich ſeh nur eine Maſſe
Unzählbar vieler Lichter!

Lucifer.
Dorthin ſchau!

Cain.
Ich kann Nichts ſehen.

Lucifer.
Und doch glänzt ſie noch.

Cain.
Die, dort?

Lucifer.
Ja.

Cain.
Und du willſt mich ſo berichten?
Glühwürmchen, ſo wie Feuerfliegen ſah ich
Im dunkeln Hain, an grünen Ufern ſchwärmen,
Im Zwielicht glühender als jene Welt,
Worauf ſie ſind.

Lucifer.
Du ſaheſt Würmer — Welten
Und Beide glänzend — was denkſt du davon?

Cain.
Daß Beide ſchön in ihrer eignen Sphäre,
Und daß die Nacht, die Beide ſo verſchönt,
Der kleine helle Glühwurm in dem Flug,
Der ewige Stern in ſeiner weiten Bahn,
Gelenkt ſein müſſen.

Lucifer.
Und von wem? wodurch?

Cain.
Zeig mir's.

Lucifer.
Wagſt du's zu ſchauen?

Cain.
Wie weiß ich, was
Ich ſchauen kann? du zeigteſt mir noch Nichts
Was mich vom Fernern abſchreckt.

Lucifer.
Nun, ſo komm!
Willſt irdiſche Weſen, willſt du ew'ge ſchauen?

Cain.
Was ſind ſie?

Lucifer.
Beides theilweis, doch woran
Liegt dir am meiſten?

Cain.
Daran, was ich ſeh'.

Lucifer.
Woran lag dir am meiſten?

Cain.
Was ich nicht ſah,
Doch werde ſehen — an des Todes Räthſel.
Lucifer.
Wie wenn ich dir geſtorbne Weſen zeigte,
Wie ich dir zeigte, die nicht ſterben können?
Cain.
So thu's.

Lucifer.
Fort denn auf unſern mächt'gen Schwingen!
Cain.
Wie rauſchen wir durch's Blau! — Die Sterne ſchwinden!
Die Erde — doch wo iſt ſie? Laß mich ſchaun,
Von der ich komme.
Lucifer.
Sie iſt dir jetzt fern,
Und weniger im All, als du auf ihr;
Doch wähne nicht, du könneſt ihr entfliehn;
Du kehrſt zurück zur Erd' und ihrem Staub;
Das iſt ein Theil von unſrer Ewigkeit.
Cain.
Wo führſt du hin?

Lucifer.
Zu dem, was vor dir war!
Zum Urgebild der Welt, wovon die deine
Nichts als der Reſt.

Cain.
Wie! iſt ſie denn nicht neu?
Lucifer.
So wenig, als das Leben; dieß war eher
Als wir und als die Weſen, die uns größer
Als wir erſcheinen: viele Weſen ſind
Endlos, und viele, die ſich anfangslos
Zu ſein berühmen, waren ſo gering
Wie du; und höhre Weſen ſtarben aus,
Um Platz zu machen ſchlechtern, als uns ahnt;
Denn *Augenblicke* nur und *Raum* beſtehn,
Und müſſen bar von allem *Wechſel* ſein.
Der Tod ſchafft Niemand Wechſel, als dem Staub;
Doch du biſt Staub — und kannſt begreifen nur,
Was ſelber Staub; und dieſen ſollſt du ſchaun.
Cain.
Staub, Geiſt? — Was du nur willſt, ich kann es ſehn.
Lucifer.
Drum fort!

Cain.
Die Lichter ſchwinden ſchnell, und doch
Erſchienen manche größer, da wir nahten,
Und ſahn wie Welten aus.
Lucifer.
Das ſind ſie auch.
Cain.
Sind Paradieſe drin?

Lucifer.
Kann ſein.
Cain.
Und Menſchen?
Lucifer.
Ja, — oder höhre Weſen.
Cain.
So? auch Schlangen?
Lucifer.
Gibt's Menſchen ohne ſie? Soll nur Gewürm,
Was aufrecht wandelt, leben?
Cain.
Wie die Lichter
Zerſtiebn! Wo gehn wir hin?
Lucifer.
Zur Welt der Schatten,
Die Weſen einſt — und Schatten nun für immer.
Cain.
Doch immer dunkler wird's! Die Sterne flohn.
Lucifer.
Und dennoch ſiehſt du.

Cain.
'S iſt ein furchtbar Licht!
Nicht Sonne, Mond, noch das Gewühl der Sterne.
Die Bläue ſelbſt der Purpurnacht erblaßt
Zu düſterm Zwielicht; dennoch ſeh ich dunkle
Gewaltige Maſſen, doch ungleich den Welten,
Die erſt uns nahe, die von Licht umglänzt,
Voll Leben ſchienen, wenn ihr Lichtkreis ſich
Zertheilte, die unebne Form enthüllend
Von tiefen Thälern und gewalt'gen Bergen;
Auch Funkenſprühend manche; manche mächtige
Gewäſſer zeigend; manche dann umgürtet
Von hellen Ringen, Monden, auch wie ſie
Der ſchönen Erde Form annehmend — hier
Iſt Dunkel, furchtbar Alles.
Lucifer.
Aber deutlich.
Du ſuchſt den Tod zu ſehn und todte Weſen?
Cain.
Nicht ſucht' ich's; aber da ich weiß, er iſt
Vorhanden, und da meines Vaters Schuld
Ihn, mich und die uns folgen, zu ihm führt;
So möcht' ich ſchaun auf einmal, was ich einſt
Gezwungen ſehen muß.
Lucifer.
Schau!
Cain.
'S iſt Finſterniß.
Lucifer.
So bleibt es ewig; doch laß uns die Pforten
Nun öffnen!

Cain.
Ungeheure Dünſte wallen
Dahin, — was iſt's?
Lucifer.
Tritt ein!
Cain.
Kann ich zurück?
Lucifer.
Gewiß! wie würde ſonſt der Tod bevölkert?
Sein Reich iſt dünn jetzt, bis ſich's mehrt durch dich
Und durch die Deinen.
Cain.
Weit und weiter breiten
Die Wolken ſich und kreiſen rund um uns.
Lucifer.
Vorwärts!

Cain.
Und du?
Lucifer.
Getroſt! denn ohne mich
Kannſt du nicht über deine Welt. Auf! Auf!
(Sie verſchwinden durch die Wolken.)
(Böttger.)

### 6.

## Don Juan.

### 1) Don Juan's Herkunft und Erziehung.

(Geſang 1. Stanze 5—31.)

Vor Agamemnon lebten Heldenſchaaren,
Seitdem auch Männer, die ihm tapfer, weiſe,
Wenn nicht ſo ganz, doch etwas, ähnlich waren;
Sie boten, leider, keinem Dichter Speiſe
Und man vergaß ſie. — Gott ſoll mich bewahren,
Daß ich ſie läſtre! — nur in meiner Weiſe
Paßt Keiner für mein Lied, das heißt, dieß neue,
Drum ſei's Freund Juan, der mir den Text verleihe.
Es kürzen Epiker in medias res,
(So bahnt Horaz dem Dichter Ries' Chauſſeen;)
Und wenn's beliebt, gibt dann der Held Proteſt
Von Jeglichem, was ihm zuvor geſchehen,

Wenn er nach Mittag im Verdauenstroſes
Bei der Geliebten ſitzt, voll Liebeswehen,
Im Palaſt, Garten, auch in Dämmerhöhlen,
Wo den Beglückten Kaffeehäuſer fehlen.

Gewöhnlich iſt die Art, doch nicht mir eigen;
Ich pflege mit dem Anfang zu beginnen,
Und will auch Ehrfurcht der Methode zeigen,
Denn Sünde wär' es, der Regel zu entrinnen.
So führ' denn ein Vers den andern Reigen,
(Oft koſtete viel Müh', ihn auszuſpinnen)
Der von des Helden Vater Kunde bringt
Und deſſen Frau, was wahrlich ſchöner klingt.

Sevilla war ihm Wiege, jene Stadt,
Berühmt durch Weiber und durch Pomeranzen;
Der Spanier ſpricht: wer ſie geſchaut nicht hat,
Sah Wunder nie. — Dieß geb' ich zu, im Ganzen
Nähm' ich in Spanien Nichts an ihrer Statt;
Nur möcht' ich gern auch wohl in Cadiz tanzen.
Dieß nebenbei. — Juan's elterliches Haus
Nun lag am ſchönen Fluß des ſchönſten Gau's.

Joſe, ſo hieß ſein Vater — Don natürlich —
Hidalgo, von dem edelſten Geblüte,
Wie's Juden-, Mauren-Tropfen ungebührlich
Noch nie befleckt, an gothiſchem Geſtüte
Im Stammbaum trieb; zu Pferde ſaß er zierlich,
Und ſaß auch ab mit höchſter Kennergüte.
Von dieſem war für's Daſein Juan verpflichtet,
Er zeugte ſelbſt .... (wie wird nachher berichtet).

Jetzt ich von ſeiner Mutter. Hochgelahrt
War ſie in jedem Zweig der Wiſſenſchaften,
In allen chriſtlichen Sprachen jeder Art.
Auch konnte ſie mit Tugend ſchön wirthſchaften,
So daß mit Recht gar manch gelehrter Bart
Und frommer Sinn ob ſolcher Eigenſchaften
Viel Neid empfand, wenn ſie beſſer der Zeiten
Sich ſchauten in den eignen Trefflichkeiten.

Ein Goldſchacht ihr Gedächtniß! Calderon
Und Pope ſelbſt zum Theil lag dort geborgen;
Wenn dem Acteur ein Verschen je entronn,
So konnte ſie ſogleich ihm ſolches borgen.
Gedächtnißkunſt war ſolchem Lexikon
Ein nutzlos Ding. Finaigle käm' in Sorgen,
Ob auch Erfinder, ſollt' er bilden müſſen
Aus anderm Hirne je ſo edlen Biſſen.

Ihr Lieblingsſtudium war mathematiſch.
Großmüthig Thaten übte ſie zu Tugenden,
Ihr Witz (ſie trieb auch Witz) war gänzlich attiſch,
Und ernſte Worte wurden zu [illegible].
Sie war ein Wunderthier, wie's emblematiſch
Man nennet. — Barchent, nimmer ſchmutzenden
Trug ſie im Negligé, des Abends Seide,
Auch Stoffe, die ich aufzuzählen meide.

Sie ſprach Latein, jedoch im Ave nur;
Sie kannt' im Griechiſchen das Alphabet,
Studirt' in Frankreichs Dichtern die Natur
Und ſprach Franzöſiſch, etwas incomplet.
Von richt'gem Spaniſch fand man keine Spur,
Sobald ſie ſprach. Der dunkelſte Poet
Erreicht ſie ſchwerlich. Zum Philoſophem
Ward jeder Satz, dem Hörer ein Problem.

Hebräiſch, ſo wie Engliſch war ihr lieb;
Analogieen fand ſie zwiſchen Beiden,
Wovon ſie den Beweis nicht ſchuldig blieb;
Jedoch die Kenner mögen dieß entſcheiden.
Man nehme nur mit Einem hier vorlieb
Und Jeder mag ſich an dem Scharfſinn weiden!
Das Verbum, das hebräiſch „Sein" bedeutet,
Hat ſtets bei uns „Verdammen" eingeleitet!

Zum Preis'gen zög'ren ſich der Weiber Zungen;
Ihr war ein Blick genug; die Homilie
Iſt oft aus ihrem Aug' hervorgedrungen;
Sie glich dem vielbewieſenen Romilly,
Dem Weltorakel der, der ſelbſtbezwungen,
Sich jüngſt gehängt; gewiß, Anomalie,
Die unſrer Erden Eitelkeit bewähret!
(Die Jury hat ihn für verrückt erklärt.)

Kurz, Inez war ein wandelndes Exempel,
Der „Edgeworth" Buch, das aus dem Einband ſchreitet,
Mit der „Frau Trimmerin" Erziehungsſtempel,
Ein „Coelebs-Weib," das Männerjagden leitet,
Für die Moral ein wahrer Ehrentempel,
Wo Argwohn ſich vergeblich abarbeitet.
Sonſt bringt die Schwäche Frauen wohl zum Fallen
Sie war ſehr ſtark — die Schlimmſte drum von Allen.

Doch blieb ſie herrlich, ſonder Parallele;
Mir mangelt gleicher Weiber Citation.
Hoch ſtand ſie über jeder Liſt der Hölle;
Ihr Schutzgeiſt ſelbſt gab auf die Garniſon.
Die kleinſte Regung floß aus reinſter Quelle,
Wie bei den Frauen von weiland Richardſon.
Vergleich mit Irdiſchem wird hier zu Waſſer,
Nur nicht dein „unvergleichbar Oel" Macaſſar.

Vollkommen war ſie, aber dieß fürwahr
Macht Langeweile doch zuletzt hienieden,
Wo aller Menſchen erſtes Elternpaar
Das Küſſen lernte, da den Hain ſie mieden,
Wo Alles Frieden, Unſchuld, Segen war,
Mit ſolchem Zeitvertreib wohl nicht zufrieden.
Auch Don Joſe, als Evens wahres Kind,
Aß gern von Früchten, die verboten ſind.

Er war ein Mann, wie andre Männer viel,
Kein Freund vom Wiſſen und gelehrten Reiſen;
Dort ging er hin, wo's eben ihm gefiel,
Und konnt' auch Inez Neugier nicht begreifen.
Die Welt, gewöhnlich ohne Zartgefühl,
Um einem Einſturz gütig vorzugreifen,
Gab an, zwei Mädchen hab' er ſehr verpflichtet
Selbſt Eins hat Ehzank ſchon angerichtet!

Nun hegte Donna Inez, engelrein,
Gewalt'gen Stolz auf ihre Qualitäten;
Auch muß für eine Heil'ge bitter ſein,
Was ich erwähnt von Immoralitäten;
Dann war die Phantaſie ihr ſuperfein
Und miſchte Schlüſſe mit Realitäten.
Kurz, ſie ließ nie Gelegenheit fürbaß,
Wann der Gemahl in ſchlimmſter Klemme ſaß.

Dieß war nicht ſchwer bei ſolchem lockern Zeiſig,
Der, oft im Unrecht, nie in Acht ſich nahm
Ihr Klugen ſelbſt, ob ſonſt auch noch ſo fleißig,
Seid doch bei Zeiten alſo geiſteslahm,
Daß euch ein Damenfächer (vieles weiß ich)
Das Hirn einſchlagen kann, und wunderſam
Schmerzt ſolch ein Schlag und trifft mit Keulenſchwere
Oft wißt ihr nicht, weshalb die Liebeslehre

Wie Schafe, wenn gelehrte Mädchen je
Mit ungezognen Männern ſich vermählen
Und Andern von der Gentlemen-Linie,
Die bei gelehrtem Streit hinweg ſich ſtehlen
Ich bin ſehr ſchlicht und muß auch als [illegible]
Zugleich den Stand des Hageſtolzen wählen
Doch, o ihr Herren der Damen von [illegible]
Sagt, fühlt ihr den Pantoffel nicht [illegible]

Wohl, Don Joſe und Inez zankten täglich.
Weshalb, iſt ewig unerforſchbar [illegible]
Ob auch gar Viele fragten wohlbedächtig
Die Neugier nur geziemt den [illegible]
Und mir iſt ſolches Laſter unerträglich.
Nur hab' ich Kundſchaft dann und wann getrieben
Um Zänkerei'n Bekannter [illegible]
Da häuslich Kreuz bis jetzt noch nicht mir eigen

Drum legt' ich mich in's Mittel, und fürwahr,
Mit beſtem Willen — [illegible] war mein Lohn!
Verrückt erſchien ſogar das [illegible]
Nie war's zu Hauſe, kam ich in Perſon
Bekannt hat ihr Portier nachher ſogar —
Doch dieß bei Seite. — Nun, ihr [illegible] Sohn
Goß auf das Haupt mir einen Kübelſatz
Von Spülicht, als ich aus der Thüre trat.

Ein lockenköpf'ger Taugenichts, erfahren
In Unheil, war er von der Wiege an.
Die Eltern lagen ſtets ſich in den Haaren,
Nur nicht, wann jenes Schlingels Lob begann.
Wenn ſie, anſtatt zu zanken, weiſe waren,
So ſchickten ſie den jungen Ehrenmann
Zur Schule, ſtrichen derb ihn mit der Ruthe,
Was doch den Knaben kommt zu Gute.
Dem ſchon beſchriebnen Ehepaar nun bot
Auf lange Zeit ſich ein erbärmlich Leben;
Sie wünſchten keine Scheidung, nur den Tod,
Und wußten ſich als Mann und Frau zu geben,
Befolgten öffentlich das Pflichtgebot
Der großen Welt, ſtets nach dem Schein zu ſtreben,
Bis die erſtickte Flamme lichterloh
Sevilla ganz erfüllte mit Halloh.
Der Arzt und Apotheker kam in Eile!
Sie wollte ſie den Mann in's Tollhaus ſchicken,
Doch da Verſtand er zeigte mittlerweile,
So konnte ſie ihn nur „ſehr ſchlecht" erblicken;
Auf jener Fragen ließ ſie dann zum Theile
Die Worte der Verwirrung ſich verſtricken
Und nannt' als Grund der Confuſion ſogar
Die Pflicht zu Gott und Menſchen — Sonderbar!
Es kam ein Tagebuch von ſeinen Sünden
An's Licht mit einem Pack von Liebesbriefen,
So daß die Frau'n (die ſich zuſammenfinden
Bei ſolchem Unglück) ſämmtlich Zeter riefen,
So daß den Fall man ſuchte zu ergründen,
Daß Zeugen auch von Haus zu Hauſe liefen,
Daß Richter, Geiſtliche, daß Advocaten
Den Fall ſich amüſirten zu berathen.
Die beſte, ſanfteſte der guten Frauen
Ertrug mit heiterm Sinn des Mannes Leid,
Wie Sparta's Damen ſinkend konnten ſchauen
Gefall'ne Gatten in dem Leichenkleid
Und auch dabei kein Thränchen ließen thauen;
Sie blickte ſtolz des Gatten Sonderheit,
Sah ſeinen Schmerz mit ſo erhabnem Sinn,
Daß Alle riefen: „Hohe Dulderin!"
Geduld der Freunde, wenn die Welt verdammt,
Bleibt ſicherlich ein edel ſchön Verfahren,
Noch beſſer, will in ihrem Richteramt
Sie mit „Erhaben" euch zuſammenſcharen;
Der dolus, der von den Juriſten ſtammt,
Läßt ſich in ſolchem Fall dann nie gewahren.
Die Rache zwar iſt keine Tugend-Zier,
Doch kränkt man euch, liegt dann die Schuld an mir?
Wird alter Klatſch durch Zank nun aufgerührt,
Mit zwei, drei Lügen ſchöner auch beſpickt,
Glaubt ihr alsdann, daß Tadel mir gebührt,
Sie waren ja der Mär' ſchon eingeſtickt,
Und euer Ruhm wird dadurch angeſchürt,
Wenn man ſelbſt altes Lied dem Grab entrückt.
Die Wiſſenſchaft kann endlich nicht verlieren,
Da ſolcher Klatſch ſich eignet zum Citiren.
Zuerſt nun ſuchten Freunde zu verſöhnen,
Dann auch Verwandte, die's noch ſchlimmer machten,
(Ich weiß nicht, welche je zu ſolchen ſchönen
Stänkereien den beſten Brennſtoff brachten)
Auf Scheidung endlich wirkte von den Söhnen
Des Rechts ein jeder Rath und jeglich Trachten,
Bis ach! Joſé zu früh geſtorben iſt,
Bevor ein Honorar erworben iſt.
Er ſtarb, ſo wie es ſcheint, aus Eigenſinn,
(Ich muß es wenigſtens aus Winken ſchließen
Der Advocaten, die von Anbeginn
Mich dies nach ſeinem Tode merken ließen,
Ob ſonſt auch ſtill von ihrem Geldgewinn;)
Um Aller Koſt an ſolchen Ehekriſen,
An dem Prozeß, dem ſchönſten, zu vergällen
Und ſo das Publikum zugleich zu prellen.
Er ſtarb; mit ihm ſank in die Grabesnacht
Der Welt Geſpräch, der Advocaten Lohn.
Es wurden ſeine Diener fortgejagt,
Sein Haus verkauft. — Von Iſrael ein Sohn
Nahm Joſé's erſtes Mädchen bald in Pacht,
Das and're ein Pfarrer. — Fieberaffection
Hat Joſé's Arzt als Todesgrund erwählt
Und Inez ſich ſeitdem nur ſelbſt gequält.
Er war bei alledem nicht ehrvergeſſen,
Geſteh' ich's nur, der ich ihn wohl gekannt;
Auch geb' ich's auf, die Fehler abzumeſſen;
Sie ſind bereits faſt ſämmtlich hergenannt.
War er aus Leidenſchaft dann wie verſeſſen
Auf Zierlichkeit, in Weisheit nicht brillant
Wie Plato, lag die Schuld an abgeſchloſſener
Erziehung und an böſer Frucht, genoſſener.
Mag noch ſo groß ſein Werth und Unwerth ſein,
Der arme Mann! Sehr viel mußt' ihn verwunden!
Da's weiter zu Nichts hilft, geſteh' ich's ein,
Er konnte nicht vom Seelenſchmerz geſunden,
Wenn am verlaſſ'nen Herd er ſaß allein,
Wo einſt die lieblichen Penaten ſtunden,
Tod oder ein Prozeß mit viel Skandal!
Wie herb! drum war der Tod auch ſeine Wahl.
Juan nun ward Erbe, das Vermögen war
Viel Grundbeſitz und dann auch viel Prozeſſe,
Bei langer Minderjährigkeit fürwahr
Zwei Dinge von dem herrlichſten Poſſeſſe,
In guter Hand. Dies nahm auch Inez wahr,
Und machte ſich zum Vormund im Intereſſe
Der Menſchlichkeit. Auch wird ein einz'ger Sohn
In Händen der Mama ein Salomon.
Inez, als Weib, ſogar als Wittwe weiſe,
Beſchloß, Juan eigne ſich zum Muſterbilde,
Daß er des Stammbaums würdig ſich erweiſe,
(Sie war aus arragon'ſcher Adelsgilde,
Joſé caſtiliſch.) Ritterlicher Weiſe
Studirte für den Fall, daß zum Gefilde
Des Kriegs er müßte, Strategie nach Quellen,
Wie man den Wall erſteigt und Nonnenzellen.
Vor Allem nun hat Inez tief gebrütet
Und jeden Tag auf Pläne ſich beſonnen
Mit dem gelehrten Volk, das ſie gemiethet,
Wie ihr Moral der liebe Sohn gewonnen,
Im Unterrichte würde zart gehütet.
Methoden hat ſie trefflich ausgeſponnen,
Um Juan mit Kunſt und Wiſſenſchaft zu füttern;
Nur durft' er nicht Naturgeſchichte wittern.
In Sprachen und vorzüglich in den todten,
In Wiſſenſchaft, vor Allem in der dunkeln,
In Künſten, welche nimmer Nutzen boten,
Und drum gemeines Handwerk überfunkeln,
Ward ſtets ihm reichlich Nahrung dargeboten.
Doch durft' er Nichts von ſolchen Dingen munkeln,
Die von Geſchlecht und von dem Leben handeln,
Um Tugend nicht in Laſter zu verwandeln.
Sein claſſiſch Studium nur machte Sorgen
Ob unanſtänd'ger Götter und Göttinnen,
Die, ohne Hoſen und Corſet zu borgen,
Einander in dem Alterthume minnen,
Die Lehrer waren wahrlich ſchlimm geborgen,
Mit Droſſeln und andern Schwägerinnen
Und quälten ſich moraliſch mit Apologie,
Denn Inez hegte Schauder vor Mythologie.
Auch iſt Ovid ſehr frei und ungezogen
Anakreon's Moral kein Ehrentempel,
Decenz iſt dem Catullus ausgeflogen,
Die Ode Sappho's gibt ein ſchlimm Exempel,
Obgleich Longinus auch uns vorgelogen,
Kein Hymnus zeige ſo erhab'nen Stempel;
Virgil allein iſt reiner wie Poeten,
Nur nicht: Formosum pastor Corydon.
Lucrez iſt viel zu ſtark für jungen Magen,
Um ihm geſunde Nahrung darzubieten;
Kaum wird er Verſe Juvenals ertragen,
Ob ſie auch Tugend noch ſo ſtreng gebieten

Da ſie ſo oft den ſtärkſten Ausdruck wagen
Und dieſen kaum mit Schlüpfrigkeit vermieden.
Wer's endlich je ein Mann, der die Moral
Gerichtet, Epigramme des Martial?
Juan lernte nun noch deren Editionen,
Die ſehr gelehrte Männer ſchlau purirt
Von Stoff zu grob für Knabenviſionen;
Doch fühlten Jene dann ſich auch geniert
Mit des Poeten Sittenlectionen,
Wann Keuſchheit ſein verſtümmelt Antlitz ziert.
Der ſaubre Stoff ward deshalb aufbewahrt
Im Anhang, der das Suchen euch erſpart.
Dort könnt ihr ihn alsdann auf einmal packen;
Ihr braucht nicht erſt zu ſuchen auf den Seiten;
Er ſteht in Reih' und Glied zum Schabernacken
Der hoffnungsvollen Jugend künft'ger Zeiten,
Bis endlich wen'ger ſtreng um aufzuſchlacken
Ihn Andre an den früh'ren Stellen leiten,
Wo er nicht unverſchämt, impertinent,
Wie Gartengötter, ſteht und mehr decent.
Das Meßbuch auch (ein alt Familienſtück),
War ausgeſchmückt mit allerlei Grotesken,
Der alten Bücher häuf'gem Mißgeſchick.
Wie nun die Leſer von den pittoresken
Verführungen in Kuß und Liebesglück,
Ob auch in gothiſch frommen Arabesken,
Hinwegſahn, weiß ich nicht. Doch ſäuberlich
Nahm's Inez Juan und wahrt' es auf für ſich.
Er nun las Predigten und Sittenlehren
Und Homilien und aller Heil'gen Leben.
An mancher Kirchenvater Styl, den hehren,
Gewöhnt, hatt' er viel Luſt an ihrem Streben.
Wie Glauben man erwirbt und wie ihn mehren,
Kann Keiner ſolche ſchöne Schildrung geben
Wie Auguſtin in ſeinen Confeſſionen,
Die ihm für Jugendſünden herrlich lohnen.
Dies Buch nun blieb für Juan verbotne Waare,
Und Recht wird Jeder ſonder Zweifel haben,
War die Erziehung überhaupt die wahre.
Nie durft' er ſpielen mit den andern Knaben.
Die Mägde hatten ſämmtlich graue Haare
Und ein Geſicht wie wahre Unglücksraben, —
Sie hielt ſchon ſolche bei des Gatten Leben
Auch möcht' ich allen Frau'n die Lehre geben.
Der junge Juan wuchs auf in ſchmucker Art,
Zuerſt ein ſchönes Kind. Im elften Jahr
Verſprach er ſolches Antlitz, wie's ein Bart
So ſchön beſchatten möchte nimmerdar.
Er wuchs allmälig, wurde ſehr gelahrt,
Man ſah in ihm ein Tugendexemplar;
Er war der Fleißigſte der Kirchengänger,
Bei Mutter und bei Lehrern [illegible].
Er war ein ſchönes Kind, wie ich geſagt,
Im zwölften Jahr ein feiner, art'ger Junge;
Obgleich zuerſt ſehr wild und unverzagt,
Ward er gezähmt durch Inez Flammenzunge,
Die zaliſche Natur ihm fortgejagt!
So ſchien's; kurzum, er war im beſten Schwunge,
Und ſeine Mutter hat ihn ſtolz geprieſen,
Da er ſo ſtill und artig ſich erwieſen.
Nur hegt' ich ein'ge Zweifel damals ſchon,
Auch jetzt noch; — doch daran iſt Nichts gelegen;
Den Vater kannt' ich wohl und die Perſon
Nach ihren Eigenſchaften abzuwägen,
Bin ich geſchickt. Jedoch auf ſeinen Sohn
Deshalb zu ſchließen, iſt nicht recht. — Verlegen
Werd' ich, Skandal ſchon wieder nicht zu meiden,
Ich konnt' ihn nie, ſelbſt nicht im Scherze leiden.
Nichts ſag' ich — Nichts — Nur dieſes möcht' ich meinen,
Den Grund, weshalb, will ich für mich behalten.
Bekäm' ich einen Sohn (ich habe keinen,
Gott ſei geprieſen!), den in Lehranſtalten
Ich bilden wollte, ließ ich aber meinen
Die Mutter nicht, ob noch ſo weiſe, ſchalten
Mit Katechismen. Nein, daß Knabenſitten
Er lerne, würd' ich ihn zur Schule ſchicken.
Dort lernt man — gegen Selbſtlob heg' ich Haß,
Sonſt nennt' ich mich. — Schweig' ich vom Ariſto-
Wie von dem Griechiſchen, das ich vergaß,
Die Schule ſcheint der Ort .... — Doch Verbum ſat.
Ja, Manches, was mir ſpäter kam zu Paß,
Gelernt' ich dort. Erlaßt mir das Citat,
Ich bin ja nicht vermählt. Nur dies, zum Schluß,
Ich weiß, wie Jungens man erziehen muß.
Juan war mit ſechszehn Jahren ſchlank und fein,
Raſch wie ein Page, doch an keckem Muth
Von ſolchem Volk bis jetzt noch engelrein.
Zwar ahnte man in ihm des Mannes Blut,
Doch nie geſtand es ſeine Mutter ein.
Sprach man davon, ſo kam ſie gleich in Wuth,
Biß ſich, um nicht zu kreiſchen, auf die Lippe;
Frühreife Frucht ſchien ihr der Tugend Klippe.

(Kottenkamp.)

## 2) Haidie.

(Geſang 1. Stanze 29—30 und 51—71.)

In trautem Schlaf gelagert, Wang' an Wange,
Hat Juan und Haidie der Ruh gepflegt.
Tief war der Schlummer nicht, denn oft und bange
Fuhr Juan auf, von Etwas raſch bewegt,
Das ihn durchſchauern läßt mit grauſem Drange.
Der Mund Haidie's lallt, wie der Bach ſich regt,
Muſik — doch ohne Worte; in ihr Traum
Wehrt ſie ſo ſchön, wie Wind die Roſen kaum
So wie ein tiefer, klarer Bach bewegt
In einer Alpſchlucht wird von wilden Winden,
So wurde jetzt ſie von dem Traum erregt,
Dem Zwingherrn, der den Geiſt kann myſtiſch binden
Nur das zu ſein, was juſt die Seele hegt,
Die wir nicht lenken können im Empfinden.
Seltſames Sein! — (Denn dies muß noch beſtehn:
Bewußtlos fühlen, blinden Auges ſehn!)
Sie träumt, allein am Meeresſtrand zu ſein,
An einen Fels geſchmiedet, ohne Macht,
Vom Platz zu gehn; der Wogen lautes Schrein
Wuchs mächtig, bis es toſend um ſie kracht.
Faſt zu der Lippe dringt die Flut ſchon ein,
Sie ſchnappt nach Luft, doch nimmt darauf nicht Acht
Das Meer, das hoch ſich bäumt — Verderben
Droht jede Welle — doch ſie kann nicht ſterben!
Jetzt wird ſie frei. Schon kann ſie weiter ſchreiten
Auf ſcharfen Steinen, doch mit wunden Sohlen.
Sie wankt, wie ſie auch mag die Füße leiten,
Und Etwas rollt vor ihr, doch ganz verhohlen
Wie in ein Tuch und will ihr Blick entgleiten.
Weiß war's, undeutlich, und wies kaum [illegible]
Sich Hand und Auge; wie ſie auch [illegible]
War's doch entſchlüpft ſtets, wann ſie's einmal [illegible]
Der Traum verwandelt ſich und Haidie ſteht
In einer Höhle, die voll Tropfſtein hing,
Dem Werk der Zeit an [illegible]
Wohin zu brüten nur die Robbe ging.
Es troff ihr Haar, zu Thränen ging entwand
Ihr ſchwarzes Auge ſich; den Fels umfing
Ein düſtrer Schein bei dieſer Tropfen Maſſen,
Die ſchnell zu Marmor ſtarren in dem Faſſen.
Und naß und kalt und leblos ihr zu Füßen,
Bleich wie der Schaum, der auf der Stirn ihm ſtarrt
Die ſie umſonſt jetzt trocknet (ſo der ſüßen
Belohnung einſt, die jetzt nicht ihrer harrt!) —
Lag Juan — und ſein Herz kann ſie nicht grüßen
Mit neuem Schlag; der Wellen Lärmen knarrt
Wie Meeresſirenenſang und macht ſie beben;
Der kurze Traum ſchien ein zu langes Leben!

Wie ſie den Todten anblickt, ändert ſich
Sein Antlitz, wird faſt ihrem Vater gleich,
Bis jeder Zug dann endlich Lambro glich,
Der Blick war ganz an kühner Drohung reich,
Obgleich ihm nicht die Greiſenanmuth wich.
Erwachend fährt ſie auf — was wird ſie bleich?
Welch dunkles Auge wird ſie da gewahr! —
Das ihres Vaters, ſtierend auf das Paar!
Mit einem Schrei erhob ſie ſich und ſtürzte,
Da Freude, Hoffnung, Furcht ſie gleich umwanden,
Daß der, den lange ſchon das Meer umſchürzte,
Aus ſeinem Grabe plötzlich ſei erſtanden.
Vielleicht daß er des Liebſten Leben kürzte;
Wie auch Haidie durch ihres Blutes Banden
Den Vater liebt, war's doch ein Grauenmoment; —
Wem denkt nicht deſſen, wer wie ich dich kennt!
Juan ſpringt auf bei Haidie's lautem Schrein,
Erfaßt die Sinkende, riß von der Wand
Den Säbel, um der Rache den zu weihn,
Durch deſſen Schuld all' dieſer Schreck entſtand.
Lambro, der ſtumm bis jetzt ſah darein,
Lacht ſpöttiſch nun und ſagt: Ein Wink der Hand,
Und tauſend Schwerter nahen ſich mir dann:
Steck' ein, ſteck' ein dein Schwert, du junger Mann!
Haidie umſchlingt ihn: „Juan, es iſt mein —
Lambro, — mein Vater iſt es! Kniet mit mir,
Er wird uns — ja er muß — er muß verzeihn!
O theurer Vater, bei dem Kampfe hier
Von Luſt und Schmerzen, ſollt' es möglich ſein,
Jetzt wo des Kleides Saum ich küſſe dir,
Daß Zweifel meine Wonne mit begraben!
Thu, was du willſt, nur ſchone dieſen Knaben!"
Doch ſtolz und undurchdringlich blieb der Greis,
Die Stimme ruhig, ruhig auch im Blick,
Bei ihm noch nicht des wilden Sinns Beweis;
Er ſah auf ſie, doch gab er nicht Replik,
Kehrt ſich zu Juan, dem das Blut im Kreis
Die Wangen färbt, gelehnt auf ſein Geſchick,
Stand er bewehrt, bereit auf den zu ſpringen,
Den Lambro's Wink zuerſt ihm möchte bringen.
„Jüngling, dein Schwert!" erſcholl's von Lambro wieder.
Drauf Juan: „Nie — ſo lang ich frei von Banden!"
Der Greis erblaßt, doch ſchlägt ihn Furcht nicht nieder,
Dann er ermuntert, ein Piſtol zu Handen:
„Es komme Blut denn über deine Glieder!"
Er prüft, ob nicht der Flintenſtein zu Schanden,
Weil jüngſt das Schloß ſeine Dienſte noch gethan,
Und ſpannt ſodann in aller Ruh' den Hahn.
Es iſt ganz ſeltſam, wie's im Ohr ſtiebt,
Dies Spannen des Piſtols, ſobald ihr wißt,
Daß ein Moment auch dann die Ladung gibt,
Wo die Diſtance vielleicht zwölf Schritte mißt,
(Entfernt, wie jener Gentleman es liebt)
Und das ein früh'rer Freund der Gegner iſt,
Nach einmal oder zweimal dann geſchoſſen,
Wird ſicher das Ohr, wenn nicht verſchloſſen.
Lambro ſchlug an — ein einziger Moment
Schloß den Geſang und auch Don Juan's Leben,
Wenn nicht Haidie raſch ihren Liebling trennt
Vom Vater: „Halt, mir mußt den Tod du geben!
Die Schuld iſt mein! Ihn warf das Element
Zum Strand, nicht ſucht' er ihn! Ich ſchwur' ihm eben;
Ich lieb' ihn, ſterbe mit ihm! Weiß, wer du, —
Trau' deiner Tochter auch die Stärke zu!"
Noch im Moment vorher ganz Lieb' und Thränen
Und Kindlichkeit, und jetzt ſo ernſt und bleich,
Als könnte Nichts von Furcht ſie weiter wähnen,
Der Statue gleichend, bückt ſie um den Streich,
Ihr Wuchs ließ rieſenhaft ſich plötzlich dehnen,
Daß die Geſtalt kaum einem Weibe gleich,
Als legte ſie ein leicht'res Ziel und wand
Zum Vater ſich — nicht hielt ſie ſeine Hand —
Er ſchaut ſie an, ſie ihn. Ganz ſonderbar,
Wie ſie ſich ähneln und im Ausdruck ganz
So beide wild! Nur wenig anders war
Der ſchwarzen Augen ſprühender Wechſelglanz.
Wie eine Löwin ſtellte ſie ſich dar,
Die, wenn auch zahm, nicht ſcheut den blut'gen Tanz.
Des Vaters Blut, das vor ihm aufgeſchoſſen,
Gab Kunde, daß ſie wirklich ihm entſproſſen.
Ich ſprach: ſie glichen ſich an Wuchs und Brau,
Nur an Geſchlecht und Jahren ſich verſchieden,
Selbſt bis auf ihrer Hände zarten Bau
War Aehnlichkeit, wie's ächtem Blut beſchieden,
Und jetzt ſo ganz getrennt, ſo wild und rauh,
Von Freudenthränen ganz und gar gemieden,
Daß kein Gefühl zum Willkomm wohl erwacht.
Dieß zeigt, wie ſtark der Leidenſchaften Macht!
Der Vater zögert, ſteckt dann das Gewehr
Zum Gurtel wieder und bleibt ruhevoll;
Durchbohrend trifft ſein Blick die Tochter ſchwer:
„Ich hegte nicht für dieſen Fremden Groll;
Dieß Unheil iſt nicht mein; beſchimpft ſo ſehr,
Wär' jeder Andre wohl im Rächen toll.
Ich thue meine Pflicht, wie du gethan
Die deine; — Jetz'ges klagt Vergang'nes an.
Entwaffn' ihn! Sonſt, beim Haupt des Vaters, rollen
Soll ſeines vor dir hin gleich einem Balle!"
Er nahm die Pfeife, wie dieß Wort verſchollen,
Und pfiff; die Antwort kam mit gleichem Schalle;
Und wild, obgleich geführt, nahn ſich im vollen
Getümmel, bis zum Kopf bewaffnet alle,
An zwanzig ſeiner Leut' in Reih' und Flanken.
Und er befiehlt: „Fangt oder würgt den Franken!"
Drauf riß er ſeine Tochter ſchnell von dannen,
Und während er ſie hielt mit feſter Hand,
Drängt zwiſchenein die Schar ſich ſeiner Mannen,
Daß ſie umſonſt in ſeinem Arm ſich wand,
Der Schlangenringeln gleichte; darauf umſpannten
Die Räuber ihren Raub mit ſchnöder Hand,
Wie ſich die Natter ſchnellt, — doch ſchon von Allen
Iſt Einer mit durchhau'ner Bruſt gefallen.
Dem Zweiten ward der Backen flugs geſchlitzt,
Der Dritte, der ein kühner alter Degen,
Fängt mit dem Schwert die Hiebe, daß es blitzt,
Und führt ſo gut die Seinen und verwegen,
Daß, eh' man's ſah, der Feind am Boden ſitzt!
Das Blut fing wie ein Bach ſich an zu regen
Aus zwei ſchmerzhaften, tiefen rothen Wunden,
Die er am Arm und auf dem Kopf empfunden.
Sie banden Juan, wo er fiel, und tragen
Ihn aus dem Zimmer weg und auf ein Zeichen
Von Lambro nach dem Strande, wo Schiffe lagen,
Die ſchon vor neun Uhr von dem Lande entweichen.
Man legt ihn in das Boot, die Ruder ſchlagen,
Um eilig eins der Schiffe zu erreichen,
Dort ward in eines er an Bord gebracht
Und von der Mannſchaft gut und ſtreng bewacht.
Wir laſſen Juan jetzt; gerettet zwar,
Litt doch der arme Schelm an argen Wunden,
Obgleich ſein Leid nicht halb ſo drückend war
Als das, was Haidie's Buſen jetzt empfunden.
Sie weinte, raſ't' und ſchrie nicht offenbar,
Gab, auch umringt, ſich nicht für überwunden.
Die Mutter, Maurin, war aus Fez, dem Land,
Wo Alles Eden oder Wüſtenſand.
Oliven ſchütten dort die Ambrafülle
In Marmorbecken, in dem ganzen Land
Sprießt Korn und Obſt und reiche Blumenfülle,
Doch hat auch mancher Giftbaum ſeinen Stand;
Die Mitternacht hört dort des Leun Gebrülle,
Dort ſengt Kameeles Huf der Wüſte Sand;
Sucht wirbelnd Karawanen auszumerzen, —
Und wie das Land iſt, ſind auch dort die Herzen!
Die Sonn' iſt gänzlich Afrika zu eigen
Und glühend iſt der Menſch dort wie ſein Land,
Stark, Gutem ſich, wie Böſem zuzuneigen.

Theilt Mohrenblut stets der Planeten Stand
Und gleich dem Boden pflegt er Frucht zu zeigen.
Ob Schönheit Haidee's Mutter auch umwand,
Lag doch im Blick der Leidenschaften Glut,
Dem Löwen gleich, der an der Quelle ruht.
Ihr Kind jedoch, — umglänzt von [illegible] der Milde,
Wie Sommerwölkchen, silbern, schön und zart,
Bis endlich blitzgefüllt es dem Gefilde
Der Erde Sturm und Wetter offenbart,
Glich noch bis jetzt der Sanftmuth heiterm Bilde,
Allein Verzweiflung bracht' es aus der Art,
Das Feuer sprüht aus den Numideradern,
Wie Samums Gluth mit den Steppen hadern.
Das Letzte, was sie sieht, ist Juans Blut,
Den seine Feinde [illegible] noch [illegible],
Denselben Grund netzt nun des Blutes Flut,
Den sie mit ihm betrat, dem Liebsten, Schönen.
Mehr sah sie nicht. Es löst ihr Lebensmuth
Ihr Zittern löst sich auf in krampfhaft Stöhnen,
Im Arm des Vaters, der sie kaum erhält,
Sinkt plötzlich sie, so wie die Ceder fällt.
Ein Blutgefäß war ihr gesprengt, es fließt
Das dunkle Blut aus ihrem zarten Munde,
Es sinkt ihr Haupt, so wie die Lilie biegt
Vom Regen schwer, der Zofen nasse Runde
Bringt sie zu's Lager, selbst von Schmerz besiegt,
Und reicht mit Mitteln ihre Kräuterkunde.
Doch wirkungslos bleibt Alles, was man bringt,
Bei Einer, die mit Tod und Leben ringt!
So lag sie unverändert lange Tage,
Erkaltet zwar, blieb doch der Mund noch roth,
Noch [illegible] — doch der Puls auch in dem Schlage;
Kein ekles Zeichen kündet sie als todt,
Die Hoffnung tilgt trotz ihrer starren Lage
Noch nicht Verwesung, und ihr Antlitz bot
Den Lebensglauben, — viel zu seelenvoll,
Als je die Erde wohl es fordern soll!
Die Leidenschaft, wie sie der Marmor zeigt,
Durch Kunst gemeißelt, zeigt noch ihren Schimmer,
Doch auch so [illegible], so unbewegt,
Wie Venus Schönheit, welche schön für immer,
Wie uns Laokoons Pein das Herz erregt,
Des Fechters, der in ewigem [illegible];
Ihr ganzer Ruhm ist ihre Lebenskraft,
Doch Lebensausdruck liegt in strenger Haft.
Sie wacht', doch nicht wie Schläfer wohl erwachen,
Wie Todte mehr, — das Leben schien aufs Neu
[illegible] ihr, doch mit Zwang nur anzufachen.
Erinn'rung fehlt, blickt auch ihr Auge scheu;
Will eine Qual das Herz ihr schwerer machen,
Bringt doch zurück kein erstes Schlagen treu
Die Pein nur, nicht die Ursach' von dem [illegible]
Die Furien machten eine kleine Pause.
Ihr Blick sah fest auf manches Angesicht,
Auf manches Zeichen, ohn' es doch zu wissen.
Warum man bei ihr wache, fragt sie nicht,
Nicht, wer zur Seite säß' bei ihrem Kissen;
Zwar sprachlos nicht, wiewohl ihr Mund nicht spricht
Und auch kein Seufzer sich der Brust entrissen;
Umsonst wird nur mit Sorgfalt sie umfangen,
Ihr Hauch nur sagt, daß sie dem Grab entgangen.
Der Mägde Pflege kann sie nicht ermessen;
Ihr Vater wacht, doch sie liegt abgekehrt;
Sie kennt kein Ding mehr und kein Wesen, dessen
Sie früher dachte liebevoll und werth.
Man wechselt oft die Zimmer, doch vergessen
Bleibt immerdar, was früher sie begehrt.
Das Auge, das man gern auf alte Bilder
Gerichtet, wird doch trüber nur und wilder.
Ein Sclave rieth zuletzt zum Spiel der Harfe.
Der Harfner kommt und stimmt sein Instrument.
Als man den erst den Klang, den grellen, scharfen,
Gehört, so wendet sie sich im Moment,
Dann neigt sie sich zur Wand, wie im Bedarfe
Nach Lind'rung, als ob neu der Schmerz entbrennt;
Der Harfner singt ein Inselied sodann
Von alter Zeit, eh' Tyrannei begann.
Mit hagerm Finger schlägt sie an der Mauer
Den Takt zur alten Weise, darauf singt
Von Liebe Jener — dieses Wortes Schauer
Durchbebt sie, die Erinn'rung sie durchdringt,
Und was sie war und ist, ihr wird genauer,
Wenn solches Sein den Namen Sein erringt.
Die Thräne, die ihr dumpfes Hirn ergoß,
Glich Bergesnebeln, der als Regen floß.
O eitler Trost! Zu schnell kam der Gedanke
Und trieb ihr Hirn zum Wahnsinn; aufgestanden,
Als ob sie nie gewesen eine Kranke,
Stürzt feindlich sie auf Alle, die vorhanden.
Sie sprach und schrie nicht, ob zur letzten Schranke
Auch ihre Paroxismen jetzt sich wandten.
Ein Wahnsinn war's, der es verschmäht zu wüthen,
Als man sie schlug selbst, um sie zu behüten.
Bisweilen schien Vernunft sie zu erquicken,
Doch sah sie nie dem Vater in's Gesicht,
Obwohl auf Anders sie mit langen Blicken
Hinstarrte — doch erkannte sie es nicht.
Nahrung und Kleidung sucht sie fortzuschicken;
Ob auch kein Tausch der Zimmer ihr gebricht,
Noch Zeit und Gunst, naht doch des Schlafs kein
Schimmer, —
Die Macht zu schlummern, war geraubt für immer;
Zwölf Tag' und Nächte welkt sie so, bis dann
Entfloh ihr Geist, doch ohne daß im Scheiden
Ein Aechzen, Seufzen oder Qual entrann;
Und die zunächst gewacht bei ihrem Leiden,
Sie wußten Nichts, bis wechselnd sich begann
Ihr Antlitz tief mit Schatten zu bekleiden,
Bis starr ihr Auge ward, so schön und düster
Und nun verlosch das einst lebend'ge Lüster!
Sie starb, doch nicht allein. Ein zweites Wesen
Umschloß sie; — eines Kinds der Sünde, schön
Und sündenlos, wär' nachmals sie genesen,
Doch hatte diese Welt nicht sein [illegible],
Weil's ungeboren sich das Grab erlesen,
Wo Zweig und Blüthe lag geknickt vom Föhn.
Vergebens nun bethaut die Himmelsgnade
Der Liebe todte Frucht und blut'ge Blüthe.
So lebt' und starb sie. Nie wird sie erfahren
Mehr Schmerz und Schmach. Sie war ja nicht gemacht
Für Kummer, der sich zählt nach langen Jahren,
Gleich kalter Herzen, bis in Grabesnacht
Die Alter schleppt; zwar kurz, doch herrlich waren
Die Tag' und Freuden, die sie hier verbracht,
Die lang nicht währten; doch sie schlummert sanft
Wo sie so gern verweilt, am Meeresranft.
(Böttger.)

## 7.

## Lyrische Gedichte.

### 1) Finsterniß.

Mir ward ein Traum, doch war es mehr als Traum.
Da sah verschwunden ich die Sonne und den Raum
Des Universums füllte tiefe Finsterniß
Und bahn- und strahllos schweiften durch die Düsterniß
Die ew'gen Sterne — mondberaubt die Luft.
Dann hing die Erde, gleich 'ner ungeheuren Gruft,
Kalt, schwarz und blind. Der Morgen stieg herauf
Und ging und kam in seinem Kreislauf.
Doch blieb es Nacht und nimmer ward es Tag.
Der Mensch vergaß jetzt jeder Leidenschaft
In dieser Oede, welche bleischwer lag
Auf jedem Herz, daß dessen Puls und Kraft
Gefror zum angstvoll selbstischen Gebet um Licht.
Der Scheiterhaufen grelle Gluth allein durchbricht

Das Dunkel; denn Paläste, Schlösser und die Throne
Gekrönter Kön'ge, gleich dem Bettlerhaus von Thon,
Alles, was brennbar, ging in Flammen auf.
Die um ihr brennend Obdach standen dann zu Hauf
Die Menschen, sich noch 'mal in's Aug' zu schaun.
Glücklich, wer da der Vulkane Höllengraun
Benachbart wohnte. Bangens scheues Hoffen nur
Verblieb den Menschen. Wälder steckten sie in Brand,
Doch Stamm auf Stamm brach krachend die verkohlte Flur
Und schwarzes Dunkel hielt umfangen alles Land.
Von der Verzweiflung fahlen Blitzen
Beleuchtet wurden nun der Menschen Stirnen,
Hier sah man bebend sie im Staube liegen
Dort sah gen Himmel sie ihr Antlitz richten,
Die Wahnsinns Lachen, gleich verbuhlten Dirnen,
Aus ihrem Munde sandten; Andre nährten
Der Scheiterhaufen Glut in Todesängsten,
Jetzt wandten um Gebete sich, im bangsten,
In Flüchen jetzt vergeudend ihren Odem.
Die Glut, des Dunkels giftgefüllter Brodem,
Der machte nun die wild'sten Thiere zahm.
Unter die Menschen zitternd sich der Tiger mischt,
Der Geier kläglich nieder aus den Lüften kam,
Die Riesenschlange, wie um Mitleid flehend, zischt —
Man schlug sie todt zum Mahl.
Der Krieg, der vor Entsetzen kaum geruht,
Schlang sich von Neuem voll mit Menschenblut,
Sich sättigend in Grimm und Qual.
Saß Jeder einsam.
Es gab nicht Liebe mehr, nur ein Gedanke: Tod!
War noch der Welt gemeinsam.
Dahin Gemeinheit, Würde, Wangenroth
Der Hunger fraß die Menschen unverweilt
Den unbegraben modert' ihr Gebein;
Ein Magerer den Magern verzehrt,
Anfiel der Hund den Herren sein.
Bis in die Menschheit Hungers Noth,
An Pest und Seuchen alle Creatur verdarb.
Zwei Männer aber leben noch zuletzt
In einer großen Stadt, und grimmer Haß
Hatt' sie manch Jahr gehegt
Ohn' Unterlaß.
Sie trafen sich bei des Altares Aschenglut,
Und sie zur Flamme anzufachen suchend,
Erkannten sie sich, und in dieser Wuth
Verathmen sie, sich gegenseitig fluchend. —
Leer liegt die Welt, die volkreiche, prächtige,
Ein Chaos nur von Koth,
Jahreszeitlos, baumlos, leblos, die einst so lebensmächtige,

Ein Klumpen Tod!
Die Ströme standen still auf ihrer Bahn
Und regungslos ward See und Ocean,
Es wurden faul die Schiffe auf den Wogen
Und sich davon von der Tiefe eingezogen
Todt Flut und Ebbe,
Die Welt 'ne unaussprechlich todte Steppe,
Es starb in der Moderluft der Winde Zug,
Der Wolken Himmelsschleier riß
Todt Alles, stumm und todt! — Sie war sich selbst genug,
Sie war das All' — die Finsterniß. (Scherr.)

## 2) Lied.

Maid Athens! Beim Trennungsschmerz
Gib, o gib zurück mein Herz.
Oder, seit mir's aus dem Sinn,
Nimm noch alles Andre hin!
Eh' ich scheide, hör' mich so:
*Ζωή μου, σᾶς ἀγαπῶ!* *)

Bei den Locken, ungezwängt,
Von Aegäus Wind umdrängt,
Bei den Wimpern, deren Nacht
Küßt der Rosenwange Pracht,
Bei den Augen, licht und loh:
*Ζωή μου, σᾶς ἀγαπῶ!*
Bei dem sanftgeformten Mund,
Bei dem Wuchse, schlank und rund,
Bei der Blumensprache Kraft,
Was kein Wort so leicht und schafft,
Bei der Liebe, bang und froh:
*Ζωή μου, σᾶς ἀγαπῶ!*
Maid Athens! gedenke mein,
Wenn ich fern und du allein;
Ob ich nach Byzanz gereis't,
Hält Athen doch Herz und Geist.
Von dir lassen! — Nirgendwo!
*Ζωή μου, σᾶς ἀγαπῶ!* (Böttger.)

## 3) Lebewohl.

Lebe wohl, und sei's für's Leben!
Sei's auf Nimmerwiedersehn!
Wirst du mir auch nie vergeben,
Nimmer soll mein Herz dich schmähn.
Läge diese Brust dir offen,
Wo in linden Schlummers Hut,
Den du nie kannst wieder haben,
Einst so oft dein Haupt geruht!
Könntest du dieß Herz ergründen,
Jede Falte, wahr und echt!
Ja, du würdest endlich finden:
Solch ein Hohn war nicht gerecht!
Mag die Welt dir's nicht verdenken,
Mag sie lächeln, daß mich's schmerzt!
Selbst ihr Lob ja muß dich kränken,
Das mit fremden Leiden scherzt.
Ob ich todeswürdig fehlte,
Gab's denn keine andre Hand,
Als die Eine mir vermählte,
Die den Weg zum Herzen fand,
Daß sie dich nicht selbst beraubte!
Langsam sterben Lieb' und Treu',
Doch ein jäher Riß, das glaube,
Bricht die Herzen nicht entzwei.
Ja, das deine bleibt lebendig,
Blutend schlägt das meine fort:
Nimmerwiedersehn! Beständig
Wacht und quält das Eine Wort.
Schmerzen Klagelaut erbebend,
Als der Jammer an der Gruft:
Tod und jeder Morgen lebend
Aus zwei Wittwenkammern ruft.
Willst du Trost beim Kinde sammeln,
Das die ersten Laute spricht,
Lehrst du dann sie Vater! stammeln,
Dessen Obdach ihr gebricht?
Wenn ihr Händchen dir begegnet,
Wenn ihr Mund den deinen drückt,
Denke seiner, der dich segnet,
Seiner, den du einst beglückt!
Sollte sie die Züge tragen
Dessen, den du fortgedrängt,
Wird des Herzens lautes Schlagen
Dir gestehn, an wem es hängt.
Meine Fehler magst du wissen,
Meinen Wahnsinn nimmermehr!
Meine Hoffnung, abgerissen,
Welkt doch immer um dich her.
Ja, der Schlag ist tief gedrungen,
Jener Stolz zerbricht vor dir,
Welchen keine Welt bezwungen;
Selbst die Seele weicht von mir.

---

*) Mein Leben, ich lieb' dich!

Still, denn Worte ſind verloren,
Und die meinen ſind's zumal;
Doch Gedanken, unbeſchworen,
Schweifen über Berg und Thal.
Leb wohl! — in Trennungsſchmerzen,
Fern von jeder heil'gen Pflicht,
Einſam, krank, verdorrt im Herzen,
Bittern Tod erleid' ich nicht!

(Kurz.)

### 4) Die Entſchlafene

Holde Seele, wohn' im Licht,
Die, die lieblichſte von allen
Ihre Erdenhaft durchbricht,
In der Sel'gen Glanz zu wallen.
Engel, ohne Heimat hier,
Biſt du nun dort eingegangen
Und der Schmerz hört auf zu bangen,
Denn dein Gott iſt ja mit dir.
Möge leicht dein Raſen ſein
Und an Grün Smaragden gleichen!
Nichts, was uns gemahne dein,
Soll ein trüber Schatten bleichen.
Junges Grün und Blumen licht
Soll dein Ruhebette treiben,
Doch Cypreſſen nicht und Eiben,
Denn um Sel'ge weint man nicht.

(Kurz.)

### 5) Ode auf Venedig

1.

Venezia! wenn einſt deine Marmorhallen
Gleich mit den Fluten ſind, dann hallt das „Weh"
Der Völker durch die Säle, die verfallen,
Ein lauter Klageruf entlang der See!
Wein' ich, des Nordens Sohn, um dich, was ſollen
Dann deine Söhne? — nicht blos Thränen zollen!
Jedoch in ihrem Schlaf nur murren ſie,
Verſchieden von den Vätern ganz, — gleich wie
Der Ebbe dunkelgrüner Schlamm auch immer
Verſchieden iſt von friſchem Flutenſchimmer,
Der ſchifflos treibt den Schiffer in den Port,
Sind ſie von ihren Ahnen; ſchleichen dort
Gleich Krebſen hin durch ihre feuchten Gaſſen.
O, Todeskampf, — daß beßre Frucht gelaſſen
Die Zeit nicht! Dreizehnhundert Jahr' voll Glück,
Sie ließen Staub und Thränen nur zurück;
Und jedes Monument grüßt den Beſchauer,
Palaſt und Kirch' und Pfeiler, wie in Trauer;
Dein Leu' auch ſelber ſcheint bezwungen ſchon
Und der barbar'ſchen Trommel rauher Ton
Hallt täglich wieder mit dem dumpfen Klang,
Die Stimme deines Zwingherrn, nun entlang
Der ſanften Flut, gewohnt einſt nur Geſänge,
Die unter'm Mondlicht wogte beim Gedränge
Der Gondeln — beim Geſchwätz ſo mancher Schar,
Voll Frohſinn, deren größte Sünde zwar
Das Ueberwallen nur des Herzens war;
Der Strom zu vielen Glücks, der nicht entbehren
Des Alters Hilfe kann, den Lauf zu kehren
Abwärts von der wollüſtig üpp'gen Flut
Süßer Gefühle, kämpfend mit dem Blut.
Doch beſſer ſind ſie als der Irrthum all,
Der Völker Trauerkleider im Verfall,
Wenn grauſenvoll das Laſter iſt erwacht,
Und Scherz nur Wahnſinn iſt, nur mordend lacht;
Wo Hoffnung nur mit falſcher Täuſchung blendet, —
Aufleuchten eines Kranken, eh' er endet,
Wenn Schwachheit aller Qualen letztes Kind,
Der Glieder Apathie, die Anfang ſind
Der ſchwanken, kalten Schar, des Tods Trabanten,
Ihm Puls um Puls und Bein' um Bein' entwandten;
Doch da mit Lind'rung ſie den Leib erſtarren,
Glaubt er, daß ſie den Odem ihm erneuen,
Freiheit hofft er, ſinkt ſchlaff die Kette nieder,
Vom Leben ſchwatzt er dann und wie er wieder
Der Geiſter Aufſchwung fühle — wenn auch matt;
Von friſcher Luft, die er nun nöthig hat;
Er weiß es nicht, wie ſeufzend leis er ſpricht,
Daß, was ſein Finger faßt, er fühle nicht;
So überläuft es kalt ihn — und das Zimmer
Schwimmt rund im Kreis um ihn — ein bunt Geflimmer
Wornach umſonſt er haſcht, ſchwirrt ihm vorbei,
Bis ſchwindelnd nun erſtickt ſein letzter Schrei,
Und Alles Eis und Dunkel iſt, — ſo werden
Wir dann, was wir vor der Geburt, zur Erden.

2.

Für Völker iſt kein Hoffen! — lies die Seiten
Von den Jahrtauſenden — was täglich lehrt,
Die Ebb' und Flut der wechſelvollen Zeiten,
Das ew'ge Sein von dem, — was war, — es kehrt
Uns wenig oder Nichts; — doch trau'n wir Dingen,
Die faulen unter unſrer Laſt, doch bringen
Wir unſre Kraft um, weil mit Luſt wir ringen;
Das eigne Weſen beugt uns; Thiere, die
Zur Feſte hundertweis wir ſchlachten, ſie
Stehn uns ganz gleich — ſie müſſen gehen ſtill,
Und wär's zum Tod, wohin ihr Treiber will.
Die ihr für Kön'ge hinſtreut euer Blut,
Was thun ſie dafür euern Kindern gut?
Ein Erbtheil nur von Sklaverei und Qualen,
Nur blinde Knechtſchaft, wofür Schläge zahlen.
Wie! brennt die glühnde Pflugſchar nicht noch jetzt,
Drauf ihr zu falſchem Urtheil euch geſetzt,
Was ihr für echte Probe habt erkannt,
Die Hand noch küſſen, die euch Schmerz geſandt,
Euch preiſend, als der Glutſtrahl euch bereit? —
Was ihr ererbt von Vätern, von der Zeit,
Als freies Erbe, Thaten der Geſchichte,
Hat andern Urſprung! — Ihr leſ't die Berichte,
Bewundert, ſeufzt und müßt verblutend laſſen!
Die Wen'gen ausgenommen, trotzend Allen,
Und ſchlechter auch als Alle, die entſprungen,
Den Kerkermauern ſich emporgeſchwungen
Durch Unthat, durſtig nach der freiern Flut
Des Freiheitsquells, — indeß die Meng' in Wuth
Vor hundertjähr'ger Dürre, drängt und flucht,
Und Eins dem Andern zu entreißen ſucht
Den Becher, der vergeſſen läßt die Bande,
In denen lange ſie gepflügt im Sande —
Für ſie wär's nicht, wuchs drin ein Korn etwa,
Zu tief gebeugt war dort ihr Nacken ja,
Der Halm der Qual war ihnen nur gelaſſen;
Ja, dieſe Wen'gen, die die Thaten haſſen,
Die ſie verabſcheun, ſie verwechſeln nimmer
Mit ihrer Sache jähen Aufſtand gegen
Naturgeſetze, der, der Peſt gleich, immer
Bald wieder flieht, damit auf's Neue regen
Und ſchaffen mag die Erde, was verloren
In wen'gen Sommern, bis da neu geboren
Geſchlechter ſo wie Städte — ſchön, wenn nicht
Dort blüht die feine Knoſpe, Tyrannei.

3.

Herrſchaft und Ruhm! mit Freiheit throntet ihr
Als hehre Trias einſt auf dieſen Zinnen!
Der größten Völker Bündniß ſtemmte hier,
Als Neid Venezia traf, auf Schwertern Speeren,
Doch ihren Geiſt nicht beugen — denn umfaſſen
Mußt' Alles ihr Geſchick, auch Fremden kannten
Und liebten ſie als Wirthin, fern vom Haſſen,
Obwohl ſie beugend. Auch die Fremden nannten
Venedig lobend, da ſie Fremde ſehen
Aus jeder Zon' und Zeit: — ſelbſt ihr Vergehen
War milderer Art, — da ſie der Liebe Kind,
Trinkt ſie kein Blut und mordet ſie nicht blind,

Doch mochte ſie harmloſerm Sieg ſich leben,
Der Ruhm dem Kreuze brachte, das von oben
Die Banner ſegnete, die ſchwebten immer
Inmitten Erd' und ſchnöden Halbmonds Schimmer;
Wenn dieſer bleich, mag Dank die Erde leihn
Dafür der Stadt, die leidig ſie ſchloß ein
In Ketten, die in deren Ohr nun tönen,
Die Freiheit dankend erſt Venetias Söhnen,
Gemeinſam Weh ward ihr mit Allen gleich:
Geheißen vom Erobrer „Königreich,“
Weiß ſie, was Jeder weiß — und wir zumeiſt —
Wie Tyrannei mit goldnen Worten gleißt!

4.

Der Name Republik iſt weggegangen
Von den drei Brüchen der gequälten Welt:
Sklav' iſt Venetia; — Holland hat empfangen
Ein Scepter und erträgt des Purpurs Prangen;
Iſt Freiheit auch dem Schweizer noch geſellt
Auf ſeinen Höhn, doch iſt ſie bald vorbei;
Zu liſtig iſt ja doch die Tyrannei
Und tritt, wenn ſie erſpäht die günſt'ge Zeit,
Die Funken aus. Ein Land nur, groß und weit,
Deß kräftig Volk fern hält der Ocean
Und das im Dienſt der Freiheit wuchs heran,
Die es erſtritten von den Vätern fand,
Als edles Erbtheil nun für Herz und Hand,
Als Unterſchied von jedem andern Land,
Deß Söhne knien vor'm Herrn zum Staube tief,
Als ob im dummen Scepter Zauber ſchlief
Und tief geheimnißvolles Wiſſen drinnen ruhte; —
Ein großes Land hebt noch in freiem Muthe
Sein Haupt empor, durch Freiheit hoch geehrt,
Jenſeit des Oceans! — es hat gelehrt
Die Esaubrüder, daß die Flagge, dort
Stolz niederwehend von Albion's Felſenport,
Geſtrichen wird vor denen, welche ſich
Durch Blut ihr Recht gekauft. — Beſſer ſo,
Und wär' auch jedes Mannes Blut ein Bach,
Daß flöß' es frei und überſtrömt, als ſchwach
Und träge durch die Adern nur ergoſſen,
Bei Kett' und Schloß wie ein Kanal verſchloſſen
Und, wie der Schlaf des Kranken, ringend fort
Drei Schritt und ſtockend dann: — nein, lieber dort,
Wo die erdrückten Griechen frei noch ſeien
Im heißen Blutbad ihrer Thermopylen,
Als hier im Sumpf ſtehn, — fliegen zu den Freien,
Noch einen Bach dem Ocean leihen,
Ein Geiſt noch zu den Ahnen — oder hier
Ein Freier mehr, Amerika, bei dir!

(Böttger.)

### 6) Sonett auf Chillon.

Du ew'ger Geiſt, dem alle Feſſeln ſchwinden!
Freiheit! im Kerker iſt dein hellſtes Tagen,
Wo du das Herz zur Wohnung aufgeſchlagen,
Das Herz, das Liebe nur zu dir kann binden.
Wenn deine Söhne feuchte Kerker fanden,
Wenn ſie verdammt ſind, Ketten zu ertragen,
Wird doch ihr Märtyrthum im Lande ragen,
Der Ruf der Freiheit fliegt mit allen Winden.
Chillon! dein Kerker glänzt als heil'ge Zelle,
Dein Boden als Altar! denn trotz der Plagen,
So lang der Fuß noch ſchritt, betrat die Stelle,
Als wären Raſen dieſe Plattenlagen,
Einſt Bonniwart! — daß nie die Spur zerſchelle,
Sie ſoll die Tyrannei vor Gott verklagen!

(Böttger.)

### 7) Jephtha's Tochter.

Da Gott und mein Volk es verhängt,
O Vater! daß Tod mich umfängt,
Da dich dein Gelübde befreit,
Triff die Bruſt mir! — ich bin ja bereit.
Nicht klag' ich, nicht traur' ich ja ſchwer,
Und die Berge, ſie ſehn mich nicht mehr: —
Führt die Hand, die geliebte, den Stahl,
So fühl' ich im Tod keine Qual.
Deß, Vater, magſt ſicher du ſein —
Daß das Blut deines Kindes ſo rein
Wie der Segen, von dir noch erfleht,
Wie der Troſt, der mich ſterbend umweht.
Nicht erweiche der Jungfrauen Schmerz
Dem Richter, dem Helden das Herz;
Die Schlacht, die für dich ich beſtand,
Befreite ja Vater und Land!
Iſt dieß Blut, das du gabeſt, verraucht,
Iſt der Ton, den du liebteſt, verhaucht,
Denk' meiner, die Ruhm dir erwarb,
Und vergiß nicht, daß lächelnd ich ſtarb!

(Böttger.)

### 8) Strophen für Muſik.

Keine Freude reicht die Erde,
Der vergleichbar, die ſie nimmt,
Wenn der Jugend Glutempfindung
In ein dumpf Gefühl verglimmt.
Auf der ſanften, jungen Wange
Bleicht die Röthe nicht ſo ſchnell,
Als des Herzens zarte Blüthen,
Eh' verſiegt der Jugend Quell.
Jene Wen'gen, welche ſchwimmen
Auf des Glückes Wrack voll Muth,
Treibend über Sündenklippen
Und der Lüſte Meeresfluth:
Haben den Magnet verloren,
Oder ach! er ſteuert an
Solche Küſten, wohin nimmer
Ihr zerriſſ'nes Segel kann.
Wie der Tod naht ſich die Kälte
Des Gemüthes ungeſäumt,
Fremden Schmerz nicht kann es fühlen,
Da es nicht vom eignen träumt;
Von dem ſtarren Froſt erſtirbet
Dann die Thränenquelle ganz,
Und ob auch das Auge funkelt,
Iſt es doch des Eiſes Glanz.
Ob auch Witz dem Mund entſtrömet,
Ob auch Scherz die Bruſt erhellt
In den mitternächt'gen Stunden,
Denen ſich kein Schlaf geſellt!
Schlingen doch auch Epheuranken
Sich um den zerfall'nen Bau,
Alles grün und friſch von außen,
Doch darunter morſch und grau.
Könnt' ich, wie ich fühlte, fühlen!
Oder wär' ich, was ich war,
Könnt' ich, wie ich weinte, weinen
Um ſo manch' entſchwunden Jahr!
Süß erſcheint der Quell in Wüſten,
Ob er noch ſo ſalzig ſei,
Süß auch wären mir die Thränen
In des Lebens Wüſtenei.

(Böttger.)

### 9) Byron's Schwanenlied.

Zeit wär's, daß unbeweglich bliebe
Dieß Herz in der Verbannung Joch.
Doch ob auch Niemand mehr mich liebe,
Ich liebe doch.
Mein Leben ſteht im gelben Laube,
Der Liebe Blüth' und Frucht iſt hin.
Da ich dem Wurm, dem Gram zum Raube
Auf immer bin.

Die Glut, auf die mein Sein begründet,
Iſt wie vulkaniſcher Natur,
Nicht Fackeln zündet ſie — ſie zündet
Den Holzſtoß nur.
Furcht, Hoffnung, eiferſüchtig Streben,
Der Liebe Wundermacht und Pein
Verſchwand und ließ mir für das Leben
Die Kette allein.
Doch hier ſind all' die Klagen eitel,
In die ſich meine Seele barg,
Wo Ruhm bedeckt des Helden Scheitel
Und ſeinen Sarg.
Ich ſehe Griechenlands Gefilde,
Schwert, Banner in dem ſchönſten Licht,
Der Spartier, todt auf ſeinem Schilde,
War freier nicht.
Wach auf — nicht Hellas, längſt Erwachtes! —
Wach auf, mein Geiſt! denk', wer dein Blut
Geſtärkt, und zieh' in neu entfachtes
Gefecht voll Muth!
Laß nicht von Lüſten dich umwickeln,
Halt männlich deine Seele rein!
Gleichgültig muß der Schönheit Lächeln
Und Groll dir ſein!
Reut dich die Jugend, warum leben?
Stirb in dem Land, wo's rühmlich Brauch,
In Kampf und Schlachten aufzugeben
Den letzten Hauch!
Such dir, was Wenige finden wollen,
Ein Heldengrab, grün übermoost,
Schau um dich, wähle dir die Schollen
Und ſink' getroſt!

(Böttger.)

### 33.

## Keats.

### Dichters Leben.

Sänger ihr von Wonn' und Schmerz,
Ließt auf Erden euer Herz;
Habt, zu neuem Sein erhoben,
Ihr auch, doppelt, Seelen droben?
Ja! und die im Himmel wohnt,
Iſt vertraut mit Sonn' und Mond,
Mit dem Rieſenquell, dem ſtillen,
Mit des Donners wildem Brüllen,
Mit dem Flüſtern der Himmelsbäume,
Und noch einem, den die Räume
Von Elyſium ſchließen ein,
Den Profane nicht entweihn;
Weidend ſuchen ſeine Nähe
Nur Dianens fromme Rehe;
Drunter blaue Glocken blühen,
Die Maßlieben Roſenduft ſprühen,
Und die Roſ' haucht Düfte aus,
Die auf Erden nicht zu Haus.
Da ſingt nicht die Nachtigall
Einen ſinnlos trunknen Schwall —
Nein, melod'ſche Himmelswahrheit
Tönt aus ihrer Töne Klarheit;
Mären, goldene Geſchichten
Aus verſteckten Traumgeſichten.
So lebt droben ihr, und fort
Lebt ihr denn auch hier, wie dort!
Und die Seelen, welche ihr
Auf der Erde ließet hier,
Lehren uns, den Weg durchwandern
Euch, wo ihr mit eurer andern
Seele wohnt, die nicht den Schlummer
Kennt, nicht ird'ſcher Nothdurft Kummer.
Eure Hauchgebornen Seelen
Hier den Sterblichen erzählen
Von der kurzen Pilgerfriſt,
Die nun hinter ihnen iſt;
Ihren Gram und ihre Freuden
Und ihr Trachten und ihr Leiden,
Ihre Schwächen, ihren Ruhm,
Was nur ſpornt zum Heldenthum;
Und ſo lehrt, entflohn zwar, doch
Täglich ihr uns Weisheit noch.
Sänger ihr von Wonn' und Schmerz,
Ließt auf Erden euer Herz;
Doch zum neuen Sein erhoben,
Habt auch, doppelt, Seelen droben!

(Pfizer.)

### 34.

## Shelley.

### Alaſtor.

Luft, Erde, Meer, geliebte Brüder mir!
Wenn eure große Mutter meiner Seele
Nur Etwas gab von jener frommen Kraft,
Zu fühlen eure Liebe, zu vergelten
Mit meiner Neigung Inbrunſt dies Geſchenk;
Wenn jener thauige Morgen, duftende
Mittag und Abend mit der Sonne prächtigem,
Purpurnem Untergang; der Mitternacht
Erhabenes feierliches Schweigen; wenn
Des Herbſtes Sterbeklag' im dürren Hain;
Der Winter, wenn mit reinem Schnee und Kronen
Von ſternigem Eis das graue Gras, das nackte
Geäſt er kleidet; wenn die üppigen Farben
Des Lenzes, wenn er auf die Fluren haucht
Die erſten Küſſe, je mir theuer waren;
Wenn nimmer ich den Vogel, das Inſekt,
Ein ſanftes Thier bewußt beleidigt, ſondern
Sie, meine Brüder, ſtets geliebt; — o, dann
Vergebt mir dieſes ſtolze Ruhmeswort,
Geliebte Brüder, und entziehet mir
Nicht einen Theil jetzt der gewohnten Gunſt!
Mutter der Welt, der unergründlichen!
Weih' dieſes hohe Lied, denn immer liebte
Ich dich und dich allein nur! Deinen Schatten
Hab' ich bewacht und deines Wegs Geheimniß
Und in die Tiefen deiner Räthſel forſchte
Stets meine Seele, meinen Pfühl macht' ich
Auf Leichenſteinen und auf Särgen, wo
Der ſchwarze Tod verzeichnet die Trophäen,
Die er von dir genommen; und ich hoffte
Hier meinen brünſtigen Durſt nach Wiſſenſchaft
Von dir und deinen Kindern zu befriedigen,
Wenn einem Schemen, deinem Boten, ich
Die Kunde von des Menſchenſeins Geheimniß
Abringen könnte. Wenn die Einſamkeit
Der ſtillen Nacht mit dumpfen Schweigen drang
Unheimlich, ſchaurig in die Seele, hab' ich
Gleich dem verwegnen Alchymiſten, welcher
Sein Leben einſetzt gegen eine Hoffnung
Der Finſterniß, mit ernſtem Wort und Blick
Mit meines Herzens keuſcher Braut geſprochen,
Bis Geiſterkuß und wunderſame Thränen
Solch einen Zauber ſchufen, daß die Nacht
Verrathen mußte, was du ihr vertraut. —
Und haſt du auch noch nicht den Schleier mir
Von deines Heiligthumes Innerſtem
Genommen, ward mir in des Traums Gebetwort,
In Dämmerungsviſion und in des Tages
Gedankenwerk genug ſchon offenbart,
Daß ich jetzt heiter und voll Ruhe, gleich
Der längſt vergeſſ'nen Harfe, die vereinſamt
In eines wüſten Tempels Schauern hängt,
Erwarte deinen Odem, große Mutter,
Auf daß mein Lied in Harmonie ertöne

Mit Windeswehen, Meer- und Waldesrauſchen,
Mit lebender Geſchöpfe Stimmen, mit
Des Tages und der Nacht vereinten Hymnen
Und mit dem Lied des tiefen Menſchenherzens.
  Ein Dichter lebt' einſt, deſſen frühes Grab
Nicht Menſchenhand mit frommer Andacht baute;
Es thürmte nur des Herbſtwinds Zauberwirbel
In öder Wildniß eine Pyramide
Von welken Blättern über ſeiner Leiche.
Ein holder Jüngling — keines Mädchens Trauer
Hat ſeines ewigen Schlummers einſam Bett
Mit Trauerkränzen und mit weinenden
Blumen geſchmückt; ſanft, edel, wacker, doch
Hat ſeines dunkeln Tods kein Dichtermund
Mit ſeiner Seufzer Melodie gedacht.
Er lebte, ſang und ſtarb in Einſamkeit.
Es weinten Fremde, wenn ſein Lied erſcholl,
Und Jungfrau'n ſahn den Unbekannten wandeln
Und ſeufzten und verzehrten ſich aus Sehnen
Nach ſeinen glühenden Augen. Doch verlöſchen
Iſt dieſer Sterne milde Gluth, und Schweigen,
Verliebt in dieſer Stimme Ton, verſchloß
Ihre Muſik in ſeiner rauhen Gruft.
  Es nährten ſeiner Kindheit Tage hehre
Geſichte, Silberträume. Jede Schau
Und jeder Ton der allumfaſſenden
Luft und der unermeſſ'nen Erde tönte
In ſeinem Herz im reinſten Echo wieder;
Die Quellen göttlicher Philoſophie
Entflohen nicht vor ſeinen durſtigen Lippen;
Und alles Große, Gute, Schöne, was
Das Ehedem in Wahrheit oder Dichtung
Geheiligt, wußt' und fühlt' er. Als die Kindheit
Entſchwunden war, floh er vom kalten Herde
Und aus dem fremdgewordnen Vaterland,
In unentdeckten Landen wunderſamen
Wahrheiten nachzuforſchen. Furchtlos hat
Sein Fuß durchirrt manche weite Wüſte
Und mancher Wildniß Labyrinth, und ſeines
Blicks, ſeiner Stimme hehre Macht gewann
Von Wilden Obdach ihm und Mahl. Er liebte,
In abgeſchiednen Thälern zu verweilen,
In tiefſter Wildniß ſeine Hütte bauend,
Bis angelockt von ſeines Auges Milde
Das Eichhorn und die Taube nahm aus ſeiner
Harmloſen Hand die dargebotnen Körner,
Und die Gazelle, die zuſammenſchrickt,
Wenn in dem Dickicht rauſcht das dürre Laub,
Die ſcheuen Tritte hemmte, daß ſie ſich
An ſeiner Glieder Wohlgeſtalt ergötze.
Hohe Gedanken leiteten die Schritte
Des Wanderers hin zu den hehren Trümmern
Vergangner Zeiten. Er erblickte Tyrus,
Athen und Balbeck und die Wüſte, wo
Einſt Salem ſtand und Babels Trümmerthürme,
Die ewigen Pyramiden, Memphis, Theben,
Was Wunderſames auf dem Obelisk
Von Alabaſter auf dem Jaſpisgrabmal
Und auf der Sphinxe Trümmerglieder zeugen
Des ſchwarzen Aethiopiens wüſte Hügel.
Er weilte dorten unter den Ruinen
Der Tempel, unter ungeheuren Säulen,
Phantaſtiſchen Bildern übermenſchlicher
Geſtalten, wo des Zodiaks ehernem
Geheimniß marmorne Dämonen wachen,
Wo ringsum an die ſtummen Mauern ihre
Stummen Gedanken Todte hängten, und
Dort forſcht er durch des ganzen Tages Gluth
In dieſen Zeugen von der Erde Jugend, —
Und brütet über dieſen ſtummen Bildern;
Selbſt bis der Mond mit ungewiſſen Schatten
Füllt die geheimnißvollen Hallen, brütet
Und ſchaut er, bis gleich der Begeiſt'rung Strahl
Das Wiſſen ſtrömet in ſein träumend Hirn
Und ſich vor ſeinem Auge der Geburt
Der Zeit erhabenes Geheimniß breitet.
  Ihr täglich Mahl bracht' aus des Vaters Zelt
Ihm eine Maid Arabiens, breitete
Zu ſeinem Lager ihre Decken und
Stahl ſich von Werk und Ruh', um ihn zu pflegen. —
Sie liebt' ihn, doch der Ehrfurcht Scheu verwehrt' ihr,
Sich ihm mit Liebeswort zu nahn; ſie wachte
Ob ſeinem nächtigen Schlaf, ſelbſt ſchlummerlos
Auf ſeine Lippen blickend, deren Oeffnung
Den ruhigen Athemzug unſchuldiger Träume
Entdauchte; wenn des rothen Morgens Licht
Den bleichen Mond noch mehr erbleichen machte,
Floh ſie zu ihrem Zelt, verſtört und matt.
  Der Dichter wanderte mit feurigen Schritten
Durch Sabä, Perſien und Carmaniens Wüſte
Und über jene hochgethürmten Berge,
Aus deren Eiſeshöhlen rollt die Fluth
Des Sind und Oxus; bis in Kaſchmirs Thal,
In ſeinem fernſten, nie betretnen Grund,
Wo unter hohlen Felſen eine Laube
Die balſamduftenden Gewächſe flochten,
Er ſeine müden Glieder ſtreckte. Hier
Kam über ſeinen Schlummer ein Geſicht,
Ein Traum von Hoffnungen, die ſeine Wange
Noch nie geröthet: Ein verſchleiert Mädchen
Saß neben ihm und ſprach mit feierlichen
Und tiefen Tönen. Ihre Stimme glich
Der Stimme ſeines eignen Herzens, wenn
Er ſie vernahm in der Gedanken Schweigen;
Ihre Muſik ertönte, wie wenn Lispeln
Des Windes ſich mit Strömesrauſchen miſcht,
Und web ein Netz aus vielgefärbten Fäden
Und Schillerfarben um ſein innerſt Herz.
Sie ſprach von Wiſſen, Wahrheit und von Tugend,
Von hehren Hoffnungen erhabner Freiheit,
Von ſeinen theuerſten Gedanken allen,
Von Poeſie, ſie eine Dichterin ſelbſt.
Bald zündet ihres reinen Geiſtes Inbrunſt
Durch ſeine Glieder ein durchdringend Feuer;
In mildem Sang erhob ſie ihre Stimme,
Von bebendem Geſchluchz erſtickt, geſänftigt
Von ihrer eignen Inbrunſt. Nur die Hände,
Die ſchönen, waren bloß, und ſie entlockten
Aus wunderſamer Harfe wunderſamen
Geſang, und in den vielverzweigten Adern
Spricht ihr verehrſam Blut in leiſen Worten
Von unſagbarer Meinung. Durch die Pauſen
Der Harmonien ertönten ihre Pulſe,
Und mit des Liedes unterbrochnen Streben
Verſchmolzen ihres Athems wilde Züge.
  Auf einmal ſteht ſie auf, als wenn ihr Herz
Nicht mehr ertragen könnte ſeiner Fülle
Erdrückendes Gewicht. — Er wandte ſich,
Von ihrer Regung aufgeſtört, und ſah
Bei ihrem eignen warmen Licht die glühende
Geſtalt umhüllt von einem wogenden
Schleier gewebten Winds, die bloßen Arme
Geſtreckt gen Himmel, ihre dunkeln Locken
Vom Hauch der Nacht bewegt, die ſtrahlenden
Geſenkten Augen und die offnen Lippen
Von brünſtigem Verlangen bleich und bebend.
Vom Uebermaß der Liebe ſank und ſtöhnte
Sein ſtarkes Herz — erbebend regt er ſich,
Sein ſtöhnend Athmen ſtockt, die Arme breitet
Er aus, um an ſein Herz den wogenden
Buſen zu drücken; — jetzt weicht ſie zurück —
Dann hingeriſſen von der Wonne Macht,
Schließt ſie ihn mit gepreßtem Schrei, wahnwitz'ger
Gebärde wild in ihre Schattenarme. —
Da hüllte Nacht ſich um ſein ſchwindelnd Auge,
Und Finſterniß verſchlang die Viſion.
Der Schlaf, gleich ſchwarzer Fluth, die aufgedämmt
In ihrem Lauf, rollt ſeinen Bann zurück

Auf ſeines Hirnes Leere. Von dem Stoß
Erſchreckt, erwacht, entweicht ihm die Verzückung.
Das kalte, weiße Licht des Morgens, tief
Im Weſt der bleiche Mond, die grellen Hügel,
Das ferne Thal, die leeren Wälder breiten
Sich ſeinem Blick. Wohin ſind ſie entflohn,
Die Paradieſesfarben, die ſich wölbten
Ob ſeinem Lager geſtern Nacht? Die Töne,
Die ihn in Schlummer lullten? Das Geheimniß
Und die Erhabenheit der Erde? Wo
Iſt die Verzückung, wo die Wonne hin?
Die müden Augen ſtarren auf die Oede
Leer, wie des Meeres Mond blickt zu dem Mond
Des Himmels auf. Der Geiſt der Erdenliebe
Hatt' deſſen Schlummer ein Geſicht geſandt,
Der ſeiner Gaben auserleſenſte
Verachtet hat. Voll Haſt verfolgt er nun
Jenſeits des Traumbereichs den flüchtigen Schatten;
Er überſpringt die Gränze. Weh! ach Weh!
War Athem und Geſtalt und Weſen ſo
Verrätheriſch verknüpft? Verloren, ach,
Verloren ewig nun die reizende
Geſtalt im unbetretnen öden Reich
Des dunkeln Schlummers! Führt das ſchwarze Thor
Des Todes ein in dein geheimnißvolles
Eden, o Schlaf? Führt denn der lichte Dom
Von Regenbogenwolken, Bergeshängen,
Die man im klaren Meeresſpiegel ſchaut,
Nur in die ſchwarze Waſſertiefe, während
Des Todes blau Gewölb, mit widrigſten
Gewölken überhängt, wo jeder Schatten,
Der aus der Gruft, der faulenden, entſteigt,
Sein todtes Aug' vor'm gehaßten Tag
Verbirgt, zu deinen Wonnereichen führt?
O Schlaf! Gewaltiger Flut gleich überſtrömte
Der Zweifel ſeinen Geiſt. Das wilde Sehnen,
Das er erweckte, ſtachelte ſein Hirn
Gleich der Verzweiflung.

Während noch der Tag
Am Himmel glänzte, hielt der Dichter ſtummes
Geſpräch mit ſeiner ruhigen Seele. Doch
Nachts kam die Leidenſchaft gleich einem Dämon
Aus einem Fiebertraum und rüttelte
Ihn aus der Ruh' und jagt' ihn in die Nacht,
Gleich einem Adler, welcher von den Ringeln
Der grünen Schlang' umſtrickt, in ſeiner Bruſt
Des Giftes Glut fühlt und durch Tag und Nacht,
Durch Sturm und Ruh' und Wolken ſtürzt mit blindem
Flug durch der Lüfte Wüſteneien, raſend
Vor Folterqualen. Floh der Dichter nun,
Getrieben von dem Schatten ſeines Traums,
Beim kalten Schein der öden Nacht durch ſteiles
Geklüft und ſumpfig Dickicht, mit des Fußes
Achtloſem Tritt die mächtige Schlange ſchreckend.
Der ſpäte Morgen tagte ſeiner Flucht
Und deckte wie zum Spott mit ſeinen Farben
Des Lebens ſeine Todtenwange. Vorwärts
Eilt er, bis er gleich einer Wolke ragen
Von Petra's Höh' am tiefſten Horizont
Den rieſigen Aornos ſah. Durch Balk
Und wo der Partherkönige wüſte Gräber
Den Wind mit ihrem Trümmerſtaube ſchwängern,
Eilt er mit irrem Schritte vorwärts, Tag
Nach Tag durch eine traurige Stundenwüſte;
In ſich den tiefen Kummer tragend, welcher
Stets ſeines Lebens bald verlöſchende
Flamme verzehrte. Seine Glieder waren
Jetzt abgezehrt. Sein [illegible] Haar, verdorrt
Von einem Herbſte wunderſamer Leiden,
Sang mit dem Wind ein Leichenlied. Die Hand
Hing in der welken Haut gleich todtem Knochen,
Und Leben und die Glut, die es verzehrte,
Schien, wie im Ofen heimlich Feuer, nur
Aus ſeinen dunkeln Augen. Die Bewohner
Der Hütten, die mit menſchlich milder Hand
Ihm Nahrung reichten, ſahn mit grauſendem
Erſtaunen ihn vorüberziehn. Der Hirt
Im Hochgebirg, wenn er an ſchwindlichten
Abgrundes Rand ihn ſah, geiſtergleich,
Er glaubte, daß des Sturmes Geiſt mit Augen
Von Blitzen, jachem Odem und mit Füßen,
Die nicht das glatte Schneefeld kräuſelten,
Von ſeinem Laufe ruhte. Das Kind
Barg in der Mutter Kleid ſein fürchtend Antlitz,
Erſchreckt von dieſer wilden Augen Leuchten,
Und träumt von ihrer wunderbaren Glut
In mancher ſpätern Nacht. Doch junge Mädchen,
Von der Natur gelehrt, verſtanden bald
Das Weh, das ihn verzehrte, nannten ihn
Freund oder Bruder, drückten ſcheidend ihm
Die bleiche Hand und folgten ſeinem Wege
Von ihrem Thor mit thränentrüben Augen.

Am öden Strand Chorasmiens, eine weite
Und traurige Wüſte faulender Moräſte,
Verweilt er endlich. Nach des Meeres Küſte
Trieb ihn ſein Geiſt mit Macht. Am Ufer
Des trägen Stroms im dichten Röhricht weilte
Ein Schwan; er ſchwang ſich auf bei ſeinem Nahn
Und ſtieg mit ſtarken Schwingen hoch empor
Zum Himmel, über's unermeßliche
Meer weit ſein glänzendes Gefieder tragend.
Des Dichters Augen folgten ſeiner Flucht.
„Du haſt eine Heimat, ſchöner Vogel!
Du ſchwingſt dich zu dem Neſt, wo dein Geſpons
Den Silbernacken ſchlingt um deinen, und
Mit Augen, die von Liebesfreude leuchten,
Dein Kommen grüßt. Und was bin ich, daß ich
Hier weilen ſollte, mit noch ſüßrer Stimme
Als deines Sterbens Lied, mit größrem Geiſt
Als du, mit ſchönerer Geſtalt begabt,
Um in der tauben Luft, an blinder Erde
Und an den Himmel, der von meines Herzens
Stimme kein Echo gibt, die hohen Kräfte
So eitel zu vergeuden?“ Um den bleichen
Mund ſpielt ein düſter Lächeln wildſten Hoffens.
Ihm war bewußt, daß ſeine theure Beute
Mit Macht der Schlummer feſſelt, und es bot
Der ſtumme Tod, vielleicht ſo treulos als
Der Schlummer, eine ſchattenhafte Lockung
Und ſpottete mit doppelſinnigem Lächeln
Der eignen Reize Wunderſeltſamkeit.

Erſchreckt von ſeinen eigenen Gedanken
Blickt er um ſich. Kein ſchöner Dämon war
In ſeiner Nähe. Ringsum Einſamkeit;
Nur in der eignen Seele Tiefe regten
Geſtalten ſich und Töne grauſer Hehre.
Ein kleiner Nachen an des Ufers Rand
Bot ſich des Auges ungeduldigem Suchen.
Verlaſſen war er lange, denn es gähnte
In ſeinen Borden mancher weite Riß
Und in der Flut Gewog erbebte ſein
Gebrechlich Rippenwerk. Ein ruheloſer
Trieb zwingt ihn in das Boot zu treten und
Einſam den Tod zu ſuchen auf der Wüſte
Der Waſſer, denn er wußte wohl, daß dieſe
Gewaltige Schatten in den ſchleimigen Höhlen
Des völkerreichen Meers zu weben liebt.

Der Tag war ſchön und ſonnig hell. Es ſchwiegen
In ſeines Glanzes Wonne Meer und Himmel
Und von dem Ufer blies mit ſtarkem Hauch
Der Wind, die Wellen ſchwärzend. Von dem Lodern
Des Herzens angetrieben, ſprang der Wandrer
Ins Boot hinab; den Mantel breitet er
Als Segel an den kahlen Maſt und nimmt
Allein und einſam ſeinen Sitz und fühlt,
Wie über's ruhige Meer das Boot dahin eilt,
Gleich Wolkenriegen vor des Sturmes Hauch.
Es floh auf dunklen, ſchaumgekrönten Wellen.

So wie ein Boot in lichten Träumen fliegt,
Von duftigen Winden über glänzendes
Gewölk gejagt. Mit ungeſtümen Stößen
Und wildem Drängen treibt's ein Wirbelwind
Durch ſchäumigen Meeres weiße Wogenkämme.
Die Wellen toben; höher und noch höher
Krümmt ſich ihr zorniger Nacken vor der Geißel
Des Sturmes, wie ſich Schlangen in den Klauen
Des Geiers winden. Voller Ruh und Wonne
Sah er im grauſen Kampf, wo Welle ſich
An Welle bricht, wo Sturm auf Sturm mit Wuth
Herniederfährt und wo die dunkle Flut
Vernichtend ſich in Wirbelſtröme ſtürzt.
Es ſah der Dichter, als ob ihre Geiſter
Zu leiten ſollten zu dem Lichte jener
Geliebten Augen, feſt das Steuer haltend.
  Der Abend kam und ſeine Strahlen färbten
Mit Irisglanz die Schaumesſtröme, welche
Vergänglich ſich ob ſeinem Pfade wölbten
Durch Meereseinſamkeit. Die Dämmerung
Erhob im Oſten langſam ſich und wand
In dunklern Kränzen ihre Locken um
Des Tages ſchöne Stirn und Strahlenaugen;
Dann kam die Nacht, mit Sternen angethan.
Von allen Seiten ſtürzen grauſenvoller
Die tauſend Ströme von der Bergeswüſte
Des Oceans zu allgemeinem Krieg
Herbei, in dräu'ndem Aufruhr, donnernd, wie
Zum Hohn des ruhigen Sternenhimmels. Noch
Floh vor dem Sturm das kleine Boot, wie Schaum
Des Winterſtromes ſteilen Fall hinabſchießt;
Jetzt ſchwebt es auf dem Rand zerſchellter Woge;
Jetzt läßt's weit hinter ſich das berſtende
Gewog, ob deſſen Sturz das Meer erbebt.
Geſichert iſt ſein Lauf, als wäre jene
Gebrechliche Geſtalt, die an dem S
Sich ruht, ein Elementengeiſt und nich
Ein Menſchenſohn.
                    Um Mitternacht der Mond
Ging auf und ſieh! die himmelsnahen Klippen
Des Kaukaſus, deß Eiſesgipfel gleich
Dem Licht der Sonnen unter den Geſtirnen
Erglänzten und um deß durchhöhlten Fuß
Die Wirbel und die Wogen im gewalt'gen
Kampf ewig wüthen und zerſchellen, zeigen
Dem Blicke ſich. — Wer wird ihn retten? — Vorwärts,
Stets vorwärts jagt das Boot — die ſiedende
Flut treibt — die Klippen ſchließen ſich ringsum
Mit ſchwarzen, zackigen Armen, der zerriſſ'ne
Berg dräuet über'm Meer und immer ſchneller,
Mit übermenſchlicher Gewalt, am Abhang
Der glatten Welle gleitend, ward das Boot
Vorwärts getrieben. Eine Höhle gähnte
Dort und verſchlang in ihrem jähen Sturz
In ihrer Tiefe Labyrinth das Meer.
Und weiter jagt das nimmermüde Boot.
„Viſion und Liebe!“ rief der Dichter laut,
„Ich ſah den Pfad, den du gefloh'n. Es ſoll
Der Tod und Schlaf nicht lange mehr uns trennen.“
  Der Nachen folgt' der Höhle Windungen. —
Des Tages Licht ſchien endlich auf die Flut
Des dunkeln Stroms und langſam ſchwamm das Boot
Jetzt auf dem unergründlich tiefen Fluſſe,
Wo jetzt der Wogen Kampf ruht. Wo die Schluchten
Des Berges ihre ſchwarzen Tiefen boten
Dem blauen Himmel, eh' die ungeheure
Flut ſtürzte bis zum Grund des Kaukaſus
Mit einem Donner, der die ew'gen Felſen
Erbeben machte, füllt ſie jenen Schlund
Mit einem ungeheuren Wirbel. Stufe
Auf Stufe hoben ſich die Wirbelfluten
In unermeſſ'nen Kreiſen und zerſchellten
In Wechſelſtürmen an den zack'gen Wurzeln
Gewaltiger Bäume, die die Rieſenarme
Im mächtigen Dunkel über ſie erſtreckten;
Inmitten ſtand ein ſtiller, glatter Teich
In fürchterlich verrätheriſcher Ruhe,
Der jegliches Gewölk verzerrend ſpiegelt.
Gepackt von der Gewalt des ſteigenden
Stroms, treibt das Boot von Stufe ſich auf Stufe
In Schwindelhaſt, bis an dem höchſten Rand
Der Kreiſe, wo durch einen Spalt der Felſen
Die Waſſer überſtrömen und inmitten
Des Wogenkreiſes ein Waſſerſpiegel blieb,
Schwebt ſchaudernd jetzt der Nachen. Wird er ſinken
Hinunter in den Abgrund? Wird des Schlundes
Gewaltiger Widerſtrom ihn jetzt verſchlingen?
Wird er verſinken jetzt? Ein leiſer Stoß
Des Abendwindes füllt ſein Segel wieder,
Und ſieh! ſanft zwiſchen moosbegrünten Ufern,
Auf ruhigen Wäſſern gleitet er, beſchattet
Vom dichten Hain; und horch! der ſchrecklichen
Flut fernes Brüllen miſcht ſich mit dem Winde,
Der in dem tönereichen Hain ſich regt.
Dort, wo das ringsumſchattende Gebüſch
Zurückweicht, eine kleine Matte laſſend,
Schließt ſich die Bucht durch die vereinten Ufer,
Von denen gelbe Blumen ewig blicken
Auf ihre niederwärts geſenkten Augen,
Die in kryſtallner Ruhe ſich beſpiegeln.
Vom Boot erregt, zerſtört der Wellen Schlag
Ihr ſinnig Werk, das nur des Windes Koſen,
Des Graſes Fallen oder eines Vogels
Verirrter Flug und nur ihr eigner Tod
Je hätte ſtören können. Seines Hauptes
Verwelkte Locken ſehnte ſich der Dichter
Mit ihren Glanzesfarben zu verzieren;
Doch in ſein Herz kam Einſamkeit zurück
Und er verweilte nicht. Der ſtarke Trieb,
Der ſich in den geſenkten Augen barg
Und in der Wange Fieberglut, im Siechthum
Des Körpers, hatte jetzt noch nicht ſein Amt
Vollzogen; wie der Blitz in einer Wolke
Aufleuchtet und verweilt, eh' er verſchwindet
Und eh' die Flut der Nacht ſich um ihn ſchließt,
So hängt er dräuend über ſeinem Leben.
  Die Mittagsſonne glänzt jetzt auf dem Wald,
Ein rieſig Schattenungeheur, deß braune
Erhabenheit von einer Schlucht umgeben.
Dort ſpotten unermeßne Höhlen, in
Dem dunkeln Fuß der luftigen Felſenzinnen
Mit ewigem Gebrüll und Widerhall
Des Waldes Klagen. Die verſchlungnen Zweige
Und dichten Blätter weben Dämmerung über
Des Dichters Pfad, wie er von Liebe, Trauer,
Gott oder mächtigerm Tod geleitet, ſich
Im Herzen der Natur ſucht eine Stelle
Der Ruh', ſein Grab und ihre Wiege. Finſtrer
Und finſtrer dunkelt rings der Schatten Nacht.
Die Eich' umfaßt mit ihren Rieſenarmen
Der Buche helles Laub. Die Pyramiden
Der ſchlanken Ceder wölben unter ſich
Erhabne Kuppeln, unter denen tief,
Gleich Wolken unter einem Himmel von
Smaragd, die Blätter wogender Akazie
Und Eiche bleich und zitternd hangen. Gleich
Ruhloſen Schlangen im Gewand von Glut
Und Regenbogen, winden um die grauen
Stämme ſich Paraſiten, in dem Schmuck
Von Millionen Blumenſternen, und
Wie heitre Kinderaugen ihre Strahlen
Mit ſanftem Sinn und unſchuldvoller Liſt
Um derer Herzen flechten, die ſie lieben,
So ranken ſie um die vermählten Zweige,
Noch feſter ſie vereinend. Das Gewebe
Des Laubes ſchafft aus dem tiefen Blau
Des Himmels, aus des Mittags klarem Dunkel
Ein Netzwerk, wechſelnd gleich ſeltſamer Wolken

Geſtalten. Mooſige Sammetmatten ſchwellen
Im Schatten dieſer Dome, duftend mit
Balſamiſchen Kräutern und mit winzigen,
Doch ſchönen Blumen überſtreut. Die Nacht
Des finſterſten Geklüfts entſendet ſeine
Roſengebüſche, mit Jasmin verzweigt,
Ein ſeelberauſchend Düften, das zu holdem
Geheimniß einlud. In dem Thale halten
Das Schweigen und die Dämmerung, Zwillingsſchweſtern,
Hier ihre Mittagswacht und ſchweben durch
Die Nacht, gleich halberblickten Duftgeſtalten.
Und weiter fort ein Brunnen, funkelnd, ſchwarz,
Deß Waſſer war vom lichteſten Kryſtall,
Und der das dichtverwebene Gezweig,
Ein jedes Blatt und jeden Fleck des Himmels,
Der zwiſchen ihnen noch zu ſehen, malt;
Und Nichts verwiſcht ſein Bild im Waſſerſpiegel,
Als ein verirrter Stern, der durch die Oeffnung
Des Laubes blitzt, ein bunter Vogel, der
Im Mondſcheine ruht, ein prächtiges
Inſekt, das regungslos hier ſchwebet, eh'
Den Tag es kennt und eh' es ſeiner Schwingen
Glänzende Pracht dem Aug' des Mittags bot.
An dieſer Stelle kam der Dichter. Er
Erblickte ſeiner Augen bleichen Glanz,
Durch ſeine dünnen Locken abgeſpiegelt
In jener ſtillen Quelle ſchwarzer Tiefe.
So wie das Menſchenherz, das träumend ſchaut
Hin über's düſtre Grab, ſein eigenes
Verrätheriſches Bildniß dort erblickt.
Er hört der Blätter und des Graſes Rauſchen,
Erſchrickt und ſchaut und zittert, daß er fühle
Hier eines ungewohnten Weſens Daſein, das
Des hellen Baches Plätſchern er vernimmt,
Der aus des dunkeln Brunnens Quellen ſtrömt.
Ein Geiſt ſchien neben ihm — nicht angethan
In ein Gewand von Silber oder Licht,
Von irgend einem Weſen dargeliehn,
Das auf der Erd' in Schönheit, Majeſtät
Oder Geheimniß weilt — nur Wälderwogen,
Der ſtumme Bronnen und der Plauderbach,
Das abendliche Zwielicht, das zur Nacht
Sich jetzt verdüſtert, ſind des Geiſtes Sprache,
So ſpricht er zu ihm — als ob ſie allein
Die einzigen Weſen wären — nur . . . als er
Den Blick erhob im Kampfe der Gedanken . . .
Erſchaut zwei Augen er, zwei Sternenaugen
Im Düſter der Gedanken, die mit heiterm,
Azurnem Lächeln ihm zu winken ſchienen.
Dem Licht gehorſam, das in ſeiner Seele
Er glänzte, folgt des Thales Windungen
Der Dichter. In des Waldes Schatten floß
Das Bächlein ſcherzend durch manch grüne Schlucht,
Manchmal rauſcht es mit ernſter Harmonie
Mit hohlen Tönen durch das feuchte Moos,
Dann tanzt es auf dem glatten Kies, wie Kinder
Im Springen lächend, dann durch Ebnen ſchlich es
In ruhigen Wellen; jedes Knoſpe Haupt
Und jedes Kraut abſpiegelnd, welches über
Dem ruhigen Spiegel hing. — „O Bach, deß Quelle
So unermeßlich tief iſt, wohin wendet
Sich dein geheimnißvoller Strom? Du biſt
Ein Bild von meinem Leben. Deine Ruhe,
So dunkel, deine ſprüh'nden Wellen, deine
Abgründe, laut und hohl, dein unſichtbarer
Lauf, deiner Quellen Unergründlichkeit,
Von Allem hab' ich Gleiches, und das Meer,
Das unermeßliche, der weite Himmel,
So leicht iſt's ihnen, mir zu ſagen, welche
Verirrte Wolken, welche ſchleimige Höhle
Hegt deine Waſſer, als das Weltenall
Mir ſagen kann, was meine lebenden
Gedanken einſt bewohnen werden, wenn
Auf deinen Blumen meine todten Glieder
Im Hauch des Windes bleichen.“
An der Seite
Des Bachesufers wandelt er. In's grüne
Moos drückt er ſeinen Fuß, der von der Glut
Des Fiebers zitterte. Gleich Einem, der
Im Wahnwitz von dem Fieberlager ſpringt,
So ſchreitet er, doch nicht gleich ihm, vergeſſend
Des Grab's, in das er niederſteigen muß,
Wenn ſeiner Freude ſchwache Flamme ſich
Verzehrt. Mit haſtig ſchnellen Schritten eilt
Er durch des Waldes Schatten, längs des Ufers
Des wilden Plauderquells, und nun verſchwanden
Des Waldes ernſte Dome. Wechſellos
Und heiter wölbt ſich über ihm der Himmel
Des Abends. Graue Felſen lugten vor
Aus dürrem Moos und hinderten den Lauf
Empörten Bachs. Des Ginſters ſchlanke Stengel
Beſchatteten den rauhen Abhang; Nichts
Als knorrige Wurzeln alter Tannen, ſonder
Gezweig und von dem Blitz getroffen, krallten
Sich in den harten Boden. Ein allmäliger,
Doch grauſer Wechſel. Denn, wie ſchnell die Jahre
Entfliehen, runzelt ſich die glatte Stirn,
Das Haar wird bleich und dünn; wo Sternenaugen
Mit thauigem Glanz einſt ſtrahlten, funkeln jetzt
Mit marmorſtarrem Blick ſie; ſo entſchwand
Von ſeinem Pfad der Blumen Glanz, mit ihren
Balſamiſchen Winden, ihren heitren Tänzen
Doch ruhig folgt er dem Strom, der jetzt
Mit mächtigerer Flut des Grundes Labyrinthe
Durchrollt und durch den Fall der Schluchten ſich
Nagt ſeinen Pfad mit ſchneegeſchwellter Macht.
Auf allen Seiten ragten Klippen nun,
Die ſchwarzen nackten Gipfel in phantaſtiſchen
Geſtalten ſich des Abends Schimmer bietend;
Die Felswand, die des Stromes Bett verfinſtert,
Zeigt oben, in der Mitte wankender
Felsblöcke, ſchwarze Klüfte, Höhlenrachen,
Aus deren Windungen der laute Strom
Zehntauſend Stimmen lockt. Sieh! wo der Rachen
Des Paſſes gähnt, ſchießt niederwärts der Berg
Im jähen Sturz und ſcheint mit ſeinen Haufen
Von Klippen eine Welt zu überhängen;
Denn unten breiten ſich in weiter Ferne,
Vom untergehenden Mond und bleichen Sternen
Beſchienen, inſelreiche Meere, blaue Berge,
Gewalt'ge Ströme, dämmernde Geſilde,
Gekleidet in des bleigefärbten Abends
Feierlich Düſter, und am fernſten Rand
Des Horizontes glühende Hügel, welche
Vermiſchen ihre Flammen mit der Dämmerung
In nackter, ſtrenger Einfachheit erhob
Der Vordergrund ſich als ein Widerſpiel
Der weiten Welt. Im Felſen eingewurzelt
Streckt eine Kiefer ihre ſchwanken Arme
Quer vor den leeren Raum, auf jeden Stoß
Des unbeſtändigen Windes einen Ton nur
Erwidernd und mit dem Geheul, dem Toſen
Und dem Geziſche heimatloſer Ströme
Ihr ernſtes Lied verbindend, weiter fort
Eilt ſchäumend über rauh Geſtein der Strom
Mit breiter Flut und ſtürzt ſich in den Abgrund
Den unermeß'nen, vor den flüchtigen Winden
In Dunſtgewölken ſeine Flut verſchwendend.
Die Mondesſichel ſchwebte tief am Rand
Des Horizonts und ſtrömt ein Glanzgewebe
Ueber die fernen Berge. Gelber Nebel
Erfüllt die unbegränzte Luft und ſchwelgt
Im bleichen Mondſchein bis zur Sättigung.
Kein Stern erglänzt, kein Ton wird jetzt vernommen
Und ſelbſt die grimmigen Stürme, der Gefahr
Geſpielen, ſchlummern in des Abgrunds Armen.
O Sturm des Todes, deſſen unſichtbare

Gewalt durchbrauſet dieſes nächtige Schweigen?
Biſt du, gigantiſches Gerippe, der Ruderer
Von ſeines Laufs Unwiderſtehlichkeit,
In deiner Allmacht der Vernichtung, König
Der ſchwachen Erde, von dem Blutgefild
Der Schlacht, dem peſtumwallten Krankenhaus,
Bis zu des Patrioten heil'gem Lager,
Dem ſchneeigen Pfühl der Unſchuld, dem Schaffot,
Dem Thron, dir rufet eine mächtige Stimme.
Dem Bruder Tod ruft die Vernichtung. Die
Hat ſie, die Welt mit Mördergier durchſtreifend,
Bereitet eine königliche Beute.
Von ihr geſättigt, kannſt du ruhen, und
Der Menſch kann, Blumen oder kriechendem
Gewürm gleich, zu dem Grabe gehn und braucht
Nicht länger nun an deinem dunkeln Altar
Gebrochne Herzen unbeachtet opfern.
Als in das Thor der Waldeseinſamkeit
Der Wandrer eintrat, wußt' er, daß der Tod
Ob ſeinem Haupte ſchwebte, doch noch eh'
Sein hoher, heiliger Geiſt entfloh, verweilte
Er auf den Bildern der erhabenen
Vergangenheit, die ſeiner Seele Ruhe
Durchſchweben, tonreichen Winden gleich,
Wenn ſie in dämmerndem Gemache weben.
Die abgezehrte, bleiche Hand ſtützt er
Auf jener alten Kiefer rauhen Stamm,
Sein müdes Haupt legt er auf einen Stein,
Von Epheu überwachſen. Seine Glieder
Lehn ſchwach und regungslos am ſanften Abhang
Der ſchiefern Kluft. — So ruht er, ſeines Lebens
Geheime Kräfte ruhig fliehen laſſend,
Die Quäler Hoffnung und Verzweiflung ſchlummern.
Es ſtört ſeine Ruhe weder Pein
Noch Furcht des Irdiſchen, und nur der Sinne
Gewahrtes und ſein ſchmerzenreiches Sein
Bebte, immer ſchwächer, ſchwächer quellend, ſeiner
Gedanken Strom, bis nur ein ſchwaches Lächeln
Und ſeines Athems leiſe Züge zeugten
Von ſeinem Leben noch: — Sein letzter Blick
Fiel auf den Mond, deß mächtig Horn am Weſtrand
Der weiten Welt ſchwebt, und deß fahle Strahlen
Sich mit der Nacht vermählen. Jetzo ruht er
Auf den gezackten Hügeln, und ſo wie
Die ungeheure Himmelsſcheibe ſinkt,
Erbebt in ſchwächern, immer ſchwächern Schlägen
Des Dichters Herz, das ſtets in myſtiſcher
Und ſtiller Sympathie ſchlug mit der Flut
Und Ebbe der Natur; und als zwei kleine
Und immer kleinere Glanzespunkte durch
Das Dunkel glänzten, tönte ſchwach und ſelten
Des Athems letztes Seufzen durch das dumpfe
Schweigen der Nacht; — bis auch der kleinſte Strahl
Verblichen war, erbebte noch ſein Herz.
Jetzt ſchweigt es — regt ſich wieder. Doch als nun
Das letzte Licht ſchwand, hüllt' mit düſterſtem
Gewand die Nacht ſich um ein Weſen, ſtumm,
Kalt, regungslos, der leeren Luft gleich und
Der ſtummen Erde. Gleich dem Nebelflor,
Den erſt der Sonne goldne Strahlen färbten
Und der dann grau und ſchwer verdorrend,
Wenn ſie verſank, war jetzt die herrliche
Geſtalt zu ſchaun. Jetzt, ſtarr und ohne Hauch
Der Geiſtlichkeit — Ein ſchwaches Saitenſpiel,
In deſſen tonreichen Saiten irrt
Des Himmels Wind — Ein ſchöner Strom, den einſt
Ein Quell mit tauſendſtimmigen Wellen nährte —
Ein Jugendtraum, den Zeit und Nacht für immer
Verlöſcht hat, aber ſtumm jetzt, todt, vergeſſen.
O wär' Medeas Zauberbalſam mein,
Deß Tropfen aus der Erde Glanzesblumen
Erblühen ließen, aus den kahlen Zweigen
Den neuen Duft der Frühlingsblumen lockten!
O, reichte Gott, verſchwenderiſch in Giften,
Den Kelch dar, den ein Menſchenkind nur trank,
Er, das Geſchöpf des ewigen Zorns, ein Sklave,
Nicht auf den grauſen Fluch ſtolz, den allein
Er trägt, der ewige Weltenwandrer, einſam
Dem Todesträumen gleich! O, wär' der Traum
Des Magikers, wenn er in ſeiner Höhle
Den Zauber ſucht in ſeines Tiegels Aſche
Nach Macht und Leben, ſelbſt wenn ſeine Hand
Schon zittert vor dem Tod, das einzig wahre
Geſetz, das dieſe goldne Welt regiert!
Doch du entſchwandeſt, gleich dem ſchwachen Nebel,
Um den der Morgen goldne Strahlen hüllt —
Ach, du entflohſt! — Der Gute, Milde, Holde,
Des Genius und der Schönheit Kind.
Dem bleichen
Mund, hold im Todesſchweigen noch, den Augen
Des Schlummers Bild im Tode, der Geſtalt,
Die noch der Wurm nicht zu benagen wagt,
Bleib' keine Thräne, ſelbſt nicht in Gedanken,
Und wenn die Farben ſchwanden, wenn das Antlitz,
Das göttliche, vom todten Wind verweht,
Nur noch in dieſes ungeſchminkten Liedes
[illegible] Verſen dauert, möge nicht
Des Sanges hohe Kunſt, zu deß Gedächtniß
Was nun entſchwunden, nicht der Farben oder
Des Marmors Schmerz, in kalten Bildern zeugen
Von ihrer eignen Schwäche. Kunſt und Macht
Des Worts und Alles, was die Erde beut,
Sie alle ſind zu nichtig, den Verluſt
Zu trauern, der in Nacht kehrt ihren Glanz.
Es iſt ein Schmerz, „zu tief für Thränen,“ wenn
Auf einmal Alles wird hinweggeriſſen,
Wenn ein gewalt'ger Geiſt, deß Licht die Welt
Rund umſtrahlte, den Verlaſſ'nen nicht
Der Thränen Troſt, den wilden Aufruhr läßt
Standhafter Hoffnung; ſtarre Ruh' nur, bleiche
Verzweiflung, der Natur gewaltigen Rahmen,
Der Menſchendinge bunte Gewebe drin,
Geburt und Tod, die nicht ſind, was ſie waren.
(Seybt.)

## 35.

## Elliott.

### 1.

### Eine Proletarierfamilie.

Tiſch, Stühle, Bett — ſie nahmen's, gingen dann;
Dämoniſchwild ſah ihnen nach der Mann;
Sein mager Weib ſucht' ihn umſonſt zu halten;
Auf's Bierhaus wieſen ſeiner Stirne Falten —
Hurrah, Brodtax' und England!
Zum ſchwangern Leibe hielt ſie ſtumm die Hand,
Erwacht das Kind dann, das im Winkel ſtand;
Ruft' es und ſchrie, von Schluchzen unterbrochen:
„Was hat mich meine Mutter nicht erſtochen?“ —
Hurrah, Brodtax' und England!
Sie rang ſich auf, zur Kammer ſchlich ſie matt: —
Ach, ihres Jüngſten letzte Schlummerſtatt!
Ja, wer nicht Grab und Prieſter kaufen müßte —
Da lag das Kind ſeit Monden in der Kiſte! —
Hurrah, Brodtax' und England!
Wo aber mag des Todten Schweſter ſein?
Sterbend, o Gott, wo Keine ſtirbt, die rein!
Gefallen ſterbend, fern der Eltern Hauſe: —
„Mutter, o komm!“ ächzt es durch ihre Klauſe. —
Hurrah, Brodtax' und England!
Sieh', vor dem Richter ſteht die Mutter wirr
Und Keiner redet: „Herr, das Weib iſt irr!“
Kalt, ſtumpf die Maſſen, die den Platz umdrängen;
Berauſcht im Schwarme ſieht ihr Mann ſie hängen!
Hurrah, Brodtax' und England!

Bald geht auch er in Kettenwucht einher;
Und wen, Tyrann, und wen erſchlug denn er? —
Die arme Wittfrau, die von Gram verzehrte,
Die von dem Wirthsmann Wochenzins begehrte!
Hurrah, Freetrad' und England!
Getreidhändler ihr in Mangel, Noth und Blut —
O, ſtünde eingegraben, was ihr thut!
Es iſt's! — In Herzen, die verzweifelnd klopfen,
Tief eingebrannt mit heißen, rothen Tropfen! —
Hurrah, Freetrad' und England!

(Freiligrath.)

## 2.

### Grabſchrift.

Halt, Wanderer! Hier dein Bruder, hier
Der Armen Dichter ruht!
Sein Buch war Himmel, Wald und Trift,
Meergrund und Bachesflut.
Den Unterricht des Herzens Weh,
Tyrann und Sklav' ihm gab,
Die Straße, die Fabrik, das Schloß,
Der Kerker und — das Grab!
Gutes dein Bruder allwärts fand;
Und iſt er tadelnswerth?
Er hat von Leiden, Zweifel, Noth
Ausnahme nicht begehrt.
Den ſchwächſten Wurm hat er mit Haß,
Mit Hochmuth nie verletzt,
Doch den geringſten Bauersmann
Den Großen gleich geſchätzt;
Pries den Haushälter, der das Gut
Des armen Mannes mehrt,
Und ſchalt den Räuber, welcher ſtolz
Vom Schweiß des Fleißes zehrt.
Rührig von Hand und Kopf und Herz —
Den Feinden, abgeſinnt,
Der Menſchheit ſagt: Hier liegt, der ſie
Gezeichnet, wie ſie ſind!

(Pfizer?)

## 36.

## Hemans (Felicia).

### 1.

### Was da frei, das iſt mein Traum.

Was da frei, das iſt mein Traum!
Eine Barke, losgewiegt,
Die ſich Bahn macht durch den Schaum,
Wie ein Pfeil zum Ziele fliegt!
Dann ein Hirſch im grünen Wald;
O, wie wiegt er ſein Geweih!
Tauſend Bäche, klar und kalt —
Alles, Alles, was da frei!
Dann ein Aar, der trotzig ſtreicht
Um der ſchroffſten Berge Zug;
Ich erblickt' ihn jüngſt im Kreiß,
Hörte rauſchen ſeinen Flug.
Einen Strom ſchritt ich hinan,
Dicht umweht von Buſch und Baum,
Ohne Segel, ohne Kahn —
Was da frei, das iſt mein Traum!
Ein beglücktes Kind im Hain,
Das mit Blumen ſpielt und Reh'n;
Jäger, die bei Sternenſchein
Durch des Urwalds Dickicht gehn;
Jauchzend Volk auf Siegesſtätten,
Vogelſchlag am grünen Baum; —
O, mein Herz liegt wund in Ketten,
Und was frei, das iſt mein Traum!

(Freiligrath.)

## 2

### Die Stunde des Gebets.

Kind, das ſpielt bei Blumen hold
In der Abendſonne Gold;
Mutter, deren ernſter Blick
Still ihm folgt in heil'gem Glück;
Vater, dem die Abendluft
Von dem Feld der Ernte ruft; —
Im Gebet, eh' noch der Tag ſich neigt,
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt!
Wandrer, der im fremden Land,
Fern von jedem Heimathband;
Trauernder, vom Ton umſchwebt,
Der nicht mehr auf Erden lebt;
Du, Gefang'ner, deſſen Zell'
Nicht durchdringt die Sonne hell;
Schiffer, wenn auf's Meer die Nacht ſich neigt,
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt!
Krieger, der nach heißer Schlacht
Athmet auf, wenn naht die Nacht;
Weib, das auf dem Leichenfeld
Einſam weinend Wache hält;
Ihr, die jauchzet, ihr, die weint,
Dieſes Band euch All' vereint!
Wenn der erſte Stern ſich droben zeigt,
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt!

(Pionnier.)

## 3.

### Des Cid's Leichenzug.

Vor den Thürmen Valencia's tobte der Mohr,
Seine Lanzen umtanz'ten der Veſte Thor,
Die Zelte der Wüſte ſchloſſen ſie ein
Und Kameele zertraten Hispania's Wein,
Denn der Cid ging ein zur Ruh'.
Da war Volk von der Flur, die der Giftwind fegt;
Da war Stadt aus der Schlucht, wo der Leu ſich regt;
Da war Bogen und Pfeil vom Oaſenborn;
Seine Schaaren dröhnte der Wüſte Horn
Des Abends Schlachten zu.
Um die Mitternacht über das dunkle Meer
Verweh'te Geläute, dumpf und ſchwer;
Die Sterne ſchienen auf Flut und Strand
Und das Lager ruhte, vom Streite matt;
Doch die Chriſten ſchlummerten nicht.
Sie legten den Cid auf ſein klirrend Pferd,
Wie zum Kampf ein Krieger war er bewehrt,
Und ſie banden ſein Schwert in die kalte Hand,
Die ſo kühn es ſchwang für ſein Vaterland,
Und ſein Erzſchild funkelte licht.
Da ward Waffnen gehört von Hand zu Hand,
Auf den Wällen ſtanden die Wachen aus,
Und eh' noch erbleichend die Sterne flohn,
Da ragte gepanzert der Todte ſchon
Und von dannen ſchritten ſie frei.
Sie durchzogen ſchweigend der Veſte Bahn
Und es war ein Schritt, wie von Einem Mann
Und ſie ſchritten leiſe, das Schwert in der Hand
Wie der Löwe ſchreitet auf brennendem Sand,
Und ſie gaben kein Feldgeſchrei.
Als des Erzes Stimme dem Thorwart rief
Da war Mondenſchein und das Lager ſchlief
Als hinter dem Letzten das Thor ſich ſchloß.
Da flammte der Morgen auf Mann und Roß
Und die Sonne beſtrahlte das Meer.
Fünfhundert Reiſige ritten voran;
Dann Bermudez, der Held, mit des Heiligen Fahn';
Ihre Seide rauſchte voll Kampfbegier; —
Deine letzte Wahlſtatt, du grün Panier,
Du Standarte, glorreich und hehr.
Und jetzo kam ſtattlich der Campeador,
Wie ein Führer ritt er den Seinen vor;

Seine ſtarren Züge barg das Viſir.
Aber ſtolz und muthig trat auf ſein Thier.
Denn es wußte, wen es trug.
Es trug den Cid und es trug ſein Schwert,
Und Ximena folgt' ihm, bleich und verſtört;
Ihr Auge war ernſt und ihr Wandeln ſchwer,
Um den todten Gemahl trug ſie Leide ſehr,
Doch kein Laut verrieth es dem Zug.
In Valencia war es einſam indeß;
Die Kirchen geleert und aus die Meß'!
Die Straßen öd' und verlaſſen gar!
Und kein Fußfall ſcholl durch den Alcazar;
— So von dannen ſchritten ſie frei.
Sie durchzogen ſchweigend der Wälle Bann
Und es war ein Schritt, wie von Einem Mann;
Und ſie ſchritten leiſe, das Schwert in der Hand,
Wie der Löwe ſchreitet auf brennendem Sand,
Und ſie gaben kein Feldgeſchrei.
Doch nicht lange, da dröhnten die Hügelreih'n;
In die Heiden brachen die Chriſten ein;
Mit der Speere Blitz und der Panzer Schall,
Mit der Roſſe Geſtampf und der Reiter Prall.
Alvar Fannez war es, der kam!
**Wie ein dräuend Gewölk, ohne Trauertalar** —
So vorausgeflogen war er der Schar;
Und der Sturmwind fuhr durch die Zelte hin
Und gefällt lag die Schützenkönigin,
Und wer Bogen und Pfeil für ſie nahm.
Da ergriff ein Schrecken den König Bucar
Und den Troß von Fürſten, der mit ihm war;
Muthlos ihr Herz und ihr Arm erſchlafft;
Keinen Wurfſpieß zu ſchwingen hatten ſie Kraft,
So entſetzlich war, was ſie ſah'n.
Denn es ſchien, wo Minaya zum Sturm gab das Wort,
Als umringten ihn Tauſend und Tauſende dort.
Alle weiß wie der Schnee auf Nevada's Haupt,
Und ſie kämen donnernd herangeſchnaubt,
— Weiße Wellen über den Plan.
Und ein Krieger mit wallendem Federſtrauß
Und mit feurigem Schwerte ritt Allen voraus;
Mit traurigem Schwerte, mit bleichem Panier,
Und ein blutroth Kreuz ſeines Panzers Zier —
So zum Angriff trug ihn ſein Pferd.
Da war Furcht, wo erſcholl ſeines Roſſes Schritt;
Da war Tod, wo der ragende Krieger ritt;
Wo mit Geiſterlicht ſeine Fahne ſchien,
Wo ſein Glutſchwert glomm, da war eitel Flieh'n —
Denn es war keines Menſchen Schwert.
Blutig die Eb'ne, ſo weit man ſah!
Auf der Flucht die Gewalt'gen von Afrika!
's war ein heißer Tag für die Chriſten heut'!
— Sie waren matt um die Abendzeit,
Gleich wie Volk, das Aehren ſchnitt.
Auf der Flucht die Gewalt'gen von Afrika!
Ihre Segel rauſchten — die See war nah!
Ueber's Meer hin tönte der Heiden Schmach; —
So geſchah's, daß der Bogen der Wüſte zerbrach!
In ſein Grab ſo legte ſich Cid!

(Freiligrath.)

### 4.

### Die Indiſche Stadt.

Herrlich in Pracht entſank der Tag,
Wo die Indiſche Stadt in der Ebne lag;
Ihre Krone von Kuppeln, rund gebaucht,
Glomm, wie in flüſſiges Gold getaucht;
Ihre ſäuſelnden Haine, ſchattig und dicht,
Wie ein Strom durchfloß ſie der Sonne Licht,
Bis der Baniane Säulengezelt
Wie ein Münſter glühte, von Fackeln erhellt,
Und die Platane mit funkelndem Grün
Ein Baum aus den Gärten der Genien ſchien;
Bis, ein lodernder Thurm, die Cypreſſe ſich hob
Und bis Funken der Schaft der Palme hob.
Manche Pagode, weiß und hell,
Warf ihr zitterndes Bild auf Strom und Quell,
Von der Lotosblume gebrochen allein,
Wenn im Kelche ſie fing wie roſigen Wein,
Und es aus dann auf ihr Kryſtallbett goß
Das letzte Glühn, das der Sonn' entfloß.
O, manch lieblich Hindu-Kind,
Wie das Reh der Wüſte leicht und geſchwind —
Mit dem Kruge ſchritt ſie durch's Geſträuch,
Flog die Marmorſtufen hinab zum Teich;
Auf die Stauden rings und das friſche Gras
Spritzte der Welle geſchmolzenes Glas,
Und ein Murmeln verrieth, wo auf den Knieen
Still im Gebete lag der Bramin.
Durch des Ortes Wonnen am ſchwanken Stab
Athemlos-froh ſchritt ein Moslem-Knab'.
Er ſah ſchimmern die Stadt am Horizont,
Wie ein Wolkenlager, purpurn beſonnt;
Er fuhr auf, wenn ein Vogel des Waldes Nacht
Pfeilend durchſchoß mit des Fittigs Pracht;
Er ging jauchzend den ſpiegelnden See entlang,
Wo der Wind im gefiederten Rohre ſang;
Bis ſein Weg ihn führte durch Buſch und Baum
Mitten in's Herz dem geweihten Raum.
Da nun lag das Waſſer, ſtill wie ein Kind,
Durch die Felſen geſchützt vor Sonn' und vor Wind;
Alle Farben, die über ihm trug der Hain,
Wies es den Ufern im Wiederſchein.
Jenſeits der Fluten flammender Schwall
Brannte heiß, wie ein Spiegel von Metall;
Doch die Bucht hier voll Friſche und Dämmerung
Schien gemacht für des Schwimmers freudigen Sprung,
Schien gemacht für den Hirſch, wenn das Horn erſchallt,
Und für Alles, was frei iſt im freien Wald.
Wie des Falken Umſchau in blauer Höh',
So des Knaben Blick über Forſt und See;
Wie die Möve taucht in ihr ſchäumend Bad,
Alſo der Sprung, den er jubelnd that,
Hierhin und dorthin auf Blatt und Gras
Spritzt' er behaglich das träufende Naß,
Ließ die Wellen benetzen ſein glänzend Haar —
Wenig, ach, träumt er von Tod und Gefahr!
Seine Mutter indeß vor ihrem Zelt
Sah mit ſtillem Lächeln die ſtille Welt.
Sie, auf der Fahrt nach Mekka's Schrein,
Hatte Raſt geboten in Brama's Hain;
Eine Moslem-Fürſtin, mächtig und ſtolz,
Wollte ſie ruhen im ſäuſelnden Holz;
Denn des Waldes Pracht und die Flut im Falle,
Und der Sonne Spätglühn — ſie liebt' es alle!

---

In der Indiſchen Nacht tiefdunkelm Blau
Aufging der Mond, eine hehre Schau,
Langſam vom See kam der Knabe zurück —
O, was war ihm begegnet? Der Schlange Blick,
Die mit giftigem Ziſchen das Rohr durchſchleicht?
Hatt' ihn der Pfeilſprung des Tigers erreicht?
Nein! — doch wie Einer, der mannhaft ſtritt,
Mit gerauftem Haar, mit wankendem Schritt,
Finſter ſein grollendes Aug' und trüb,
Auf der weißen Bruſt einen klaffenden Hieb,
Wund zum Tode — ſo kehrt er wieder,
So vor der Mutter bleich ſank er nieder.
Rede! was iſt's, daß dein Herzblut rinnt?
Rede! was iſt dir geſchehn, mein Kind?
Auf der Stirne perlt' ihm der Todesſchweiß,
Doch noch könnt' er ſtammeln — noch haucht' er leis
Eine wilde Kampfmär: alſo gerächt
Habe ſich Brama's finſter Geſchlecht!
Blutiger Tod ſei des Moslems Loos,
Der entweihend nahe des Waldes Schoos,

Der mit frecher Beſudlung ſein Lechzen ſtille
In der heiligen Flut — ſo ſei Brama's Wille!
Starr ward ſein Auge, ſtarr ſein Geſicht —
Doch die Mutter ſchrie nicht, zitterte nicht!
Athemlos kniete ſie hin in's Blut,
Wollte küſſend ſtillen die rothe Flut —
Doch die rieſelte zu! fortriß ſie den Geiſt,
Wie ein Strom, der dahin eine Blume reißt!
Dunkel färbte ſie rings den Kies —
Ach, und was nie noch ſich halten ließ,
Was empor ſich ſchwingt, indeß noch warm
Seine Hüll' uns ruht im preſſenden Arm —
Es entwich auch hier! Noch ein Schläfenpochen,
Und das Antlitz war ſeellos, der Blick gebrochen!
Gibt es Worte nicht für dieß Eine Leid?
— Die es ſchmeckten in ſeiner Herbigkeit,
Frage die Tauſende! — Nacht für Nacht
Hatte des Knaben Schlaf ſie bewacht,
Athmend, wie girrende Tauben ſchier,
War er entſchlummert am Herzen ihr;
Drückte ſie Gram — gleich dann, die Luſt
Schmerzlich dämpfend der eignen Bruſt,
Hatt' er beſorgt ihre Kniee umfangen
Und die Thrän' ihr geküßt von den Wittwenwangen;
Hatt' er gelacht ihr, wie Lenzestagen —
Jetzt lag er vor ihr: todt — erſchlagen!
— Ach, zu lieben nur in einer Welt,
Traut ein Jammer, wie der, ſeine Pfeile ſchnellt!
Stumm ihren Todten ſah ſie liegen,
Stumm und gelähmt, mit eiſernen Augen;
Kaum nahm ſie wahr ihrer Diener Rath' —
Ihre Seele ſaß gemummt in ihr Weh'.
Auf die ſchweigende Lippe keinen Kuß
Sah man ſie preſſen; — kein Thränenguß
Rann auf ſein Haupt, das im Tod noch ſchöne —
Zu gewaltig ihr Leid für Kuß und für Thräne!
In das halbgeſchloſſene Auge nur
Sah ſie: — von Antwort keine Spur!
Da verhüllte ſie ſich ſo Stirn wie Brau,
Stürzte ſchreiend hin, die gebrochne Frau!
Aber ein Wechſel, mächtig und tief,
Weckt ihren Geiſt, als er brütend ſchlief!
Wie erhob ſie ſich? — Mit gerechtem Leid,
Wie aus finſtrer Ruh' ein Prophetenweib,
Fuhr ſie empor, ſtolz, feſt und klar,
Warf aus dem bleichen Geſicht das Haar,
Trat mit der Kühnheit plötzlichem Blick
In der wundernden Sklavinnen Kreis zurück,
Ja, zum mächtigen Firmament mit Grollen
Eine Stirne erhebend, zorngeſchwollen,
Drückte ſie feſt und mit krampf'ger Hand
An die ſchwellende Bruſt ihr blutig Gewand,
Rief: „Keine Ruh', kein Schlaf ſoll mich letzen,
Keiner Zähre Naß ſoll mein Auge netzen,
Bis die Stadt hier durch der Meinen Stahl
Liegt, ihres Opfers Todtenmal!
— Deckt die Leiche zu! tragt ſie doch voraus!
Bald ſieht mich wieder dieß Tempelhaus!“
Und ſie zog mit der Bahre heimatwärts,
Ihres Schrittes Kraft war ein brennend Herz;
Von der Sterne Leuchten mild beſchienen,
Sah dem Todten nach der Hain der Braminen.

---

Horch, ein wild Getön! 's iſt der Wüſte Horn!
Um die Indiſche Stadt mit der Rache Zorn
Raſ't es und gellt! Nun, Banner, flieg'!
Krieg nun in Indien! Moslemkrieg!
Der Bramine ſpäht durch der Scharten Ritz: —
Seine Landen durchzieht der feindliche Schütz;
Durch den Pflanzſchatten rings, den dunkeln,
Glitzert des See's und der Speere Funkeln;
Zitternd, gleich wie vom Sturm bewegt,
Biegt ſich das Rohr, wenn der Hengſt es durchfegt,
Und das Lager liegt, wie ein wogend Meer,
Rund um den ſchirmenden Waldraum her.
Ragt ein prächtig Gezelt ſeitwärts im Feld —
Ein verwundet Herz pocht in dieſem Zelt!
— O, ein Herz, das wund, iſt tief ohne Grund!
Der ſein Recht begehrt, laut ſchreit der Mund!
Und wie zorniger Glutwind flammend tödten
Kann der Zorn der Liebe, die man zertreten!
So von Reich zu Reich war ihr Wort gedrungen,
War wie Trompetenſturm erklungen;
Was ſie auch ſprach — ſie war gewiß,
Daß es ein Schwert aus der Scheide riß!
Ha, wie der Tartar zu Roß gleich ſaß!
Nach dem Speer griff der Häuptling Arabia's!
Bis der Wall umfing eine Lanzenkette,
Bis es hieß: „In den Staub die Stadt der Städte!“
— So ihr flackernd Feuer ſchürte die Bleiche.
Kam dann zurück mit des Sohnes Leiche;
Eine fürſtliche Feindin kam ſie gezogen;
Kam mit Heeresmacht, kam mit Banner und Bogen
Aber größ're Macht ſaß auf ihrer Stirn —
Da ſah der Krieger glühn ſein Geſtirn!
Ihres Auges Blitz durch die Zeltenreih'n
Ward vom Heer begrüßt als ein deutender Schein,
Und der ſchwächſte Ton, ihrer Lipp' entflohn,
War Sybillenhauch, war Orakel ſchon.
Bitterer Ruhm! — vom Gram geſchenkt,
Der in Rache Lind'rung zu finden denkt!
Flüchtig und falſch! — das Herz nicht füllen
Kann er, noch auch die Sehnſucht ſtillen,
Die, ein tödtlich Fieber, mit zehrendem Brand
In die Bruſt uns gießt ein zerriſſen Band!
Von der Glorie, die ſie licht umgab,
Wandte ſie widernd und krank ſich ab,
Schon ließ die Stärke der Manera nach
Sie welkte ſchneller von Tag zu Tag.
Ob das Horn erſcholl, ob die Banner wallten
Ach, konnte das ihre Seele halten?
Wie ein Aar, den ein Käfig eng umgattert,
Hatte den Staub ſie wund geflattert,
Bis das Gitter zerbrach, das ſie morſch umfing.
Bis durch Nachtgrau'n heim die Gefangne ging.
Gelb war der Himmel und roſenfarb,
Wie den Abend, an dem ihr Knabe ſtarb
Sie ſah hin vom Pfühl — ach, ihr Herz war matt
Aber Frieden bracht' ihm die Sonne, die ſchied.
Sie ſprach; — ihrer Rede Sterbeton
Schien ein Echo von Stunden, die längſt geflohn
Eine Schlummerweiſe mit ſtillem Harm
Sang ſie hinaus in des Lagers Alarm! —
Oft vor Zeiten zu dem Geſange
Schmiegte ſich an ſie des Todten Wange!
Dachte ſie dran? — Mit Einem Mal
Zuckt' es durch ihren Geiſt, wie ein Strahl
Sie fuhr auf, wie aus Träumen jäh erwacht:
„Daß ihr ſein Grab neben dem meinen macht!
Wenn die Tempel fielen, tief im Schatten
Sollt' ihr am See uns prächtig beſtatten!“
Und ſie fielen! — Sie doch erlebt' es nicht
Todt ſchon fand ſie der wilde Bericht!
O, wohl rächten ihre Geſchwader all
Das gebrochene Herz, das vergoſſene Blut!
Durch die Thore der Stadt mit raſelndem Roſſe
Sprengte der Tartar, der blut'ge Rächer.
Frei flog die Glut um die Marmorquadern
Und die Ströme flammten, wie Kriegesadern.
Durch die breiten Gaſſen ſprang das Schwert,
Wie der Panther auf ſeinen Raub losfährt
Bis ein Trümmergurt um den Wald ſich erhob,
Wo den Sohn und die Mutter man begrub.
In der Ebene lagen Säul' und Thurm,
Bäumen gleich, die gefällt der Sturm;
Buſchwerk rankt am Portal ſich feſt,
Des Rajah Thron war der Schlange Neſt.

Ueber'n Altar hin ſprang das Jungle-Gras
Und das Alles durch einer Mutter Haß!
(Freiligrath.)

### 37.

## Bulwer.

### An die Ideale.

Gleich der Najade in der Griechen Träumen
Wohnt unſichtbar ein Kind der Poeſie
In unſrer Lebensfluten dunklem Strom
Der Seele Nymphe, unſres Dranges Göttin,
Sie läßt den Strom in Melodieen fließen,
Sie macht den Sturm der Saite unterthan,
Läßt Zephyrs Veilchen um die Zelle ſproſſen,
Wo ſüß der Mond den grünen Raſen küßt;
Das Ideal im tiefen Born der Wahrheit
Haucht um ſie Alles jugendliche Klarheit.

Ein Engel ob der dunkeln, dünnen Erde,
Der uns in bleicher Höh' die Heimat zeigt, —
Beſiegerin der Zeit und Angſt, entſtammſt du
Dem Morgen; und die menſchgewordne Liebe,
Dieſelbe Macht, die einſt in Galiläa,
Als mit der grimmen See das Schifflein rang,
Auf zorn'ges Dunkel milde Stille goß
Und ſchweigen hieß der Tiefe wilden Aufruhr,
Sie iſt dir nah mit hellen Sonnenblicken,
Zu lächeln in den Sturm, die Nächte zu erquicken.

Es gibt eine Welt jenſeits der Sichtbarkeit,
Wo die Erinn'rung Hoffnungsfarben trägt,
Der Jugend friſchem Blick mag geiſterhaft
Dies Leben dunken, aber innig ſüß —
Ein Herz nur und ein Traum. Wenn Nebelrund
Die Erde drückt, entfliehen wir dorthin;
Die Luft weht ſanft und golden glüht der Tag
Und Blumen blühen, Wäſſer rauſchen, Vögel
Erwiedern ſich mit frohem Ruf. Der Mittag
Lacht laut hinab die luſt'gen Waſſerfälle.
Kein Menſch iſt dort, doch immer findeſt du
Die Nixe, ihre goldenen Locken flechtend;
Und iſt der Tag hinunter und die Sterne
Sind aus des Himmels duft'ger Nacht gebrochen,
Erblickſt du oft im fernen Dämmerlicht
Die hellen Elfen auf dem Silbergrün;
Und wenn des Morgens roſenfarb'nen Brauen
Der junge Thau entperlt, wenn in den Himmel
Ihr frohes Lied in wild verſchlung'nen Kreiſen
Die erſte Lerche webt, kommt luſtig flötend
Der bärt'ge Faun durchs würz'ge Land daher,
Und nebelähnlich ſinken Duftgeſtalten
Hinab in den kryſtall'nen Quell und ſtill
Zerfließt die Oreade in des Bergs
Umgrünter Höhle.
Dein Werk iſt dies und deine Welt, du holde
Bewohnerin der Herzen; jedes Glaubens
Gebild, wenn ſchon es eitel, wunderbar,
Iſt dein; von dir geboren, doch unſterblich;
Und jeder Drang der ſehnſuchtsvollen Seele,
Der Ewigkeiten Same eingeſtreut
Vom Himmel in die unfruchtbare Erde;
Die Thräne, die dem Gram nicht, nur das Lächeln,
Das nicht der ird'ſchen Luſt entflammet, — Keime,
Die, wäreſt du nicht, all' begraben lägen
Bis man uns einſcharrt, ſteigen aus der Gruft,
Wo deines Odems hold Gebot ſie ruft.

Wir lieben, liebend täuſchen wir uns ewig,
Denn die Gewohnheit nimmt, was uns das Schickſal
Gelaſſen, und in gleichem Maße wie
Die heiße Glut der Leidenſchaft ſich nüchtert,
Erbleicht der Engel vor dem Menſchenblick.
Umſonſt, daß wir hienieden ſehnend ſchmachten
Nach unſres Buſens eingebornem Bild;
Du, die Egeria unſrer innern Welt,
Aus Lenzes Hauch und Sonnenſtrahl geboren,
Du Abklang unſrer ſüß'ſten Herzenstöne,
Du ſcheinſt, doch biſt nicht, in der Menſchenliebe;
Ein Stern erglänzeſt du über'm tiefen Meer
Und unerreichbar biſt du wie ein Stern.
Stets wenden wir das Aug von deinem Licht,
Die Laſt der Erdenbürde mehr zu fühlen,
Nach fernem, dämmerigen Glück zu ſeufzen
Und von dem Staub des Himmels Kunde zu fordern!
So hängt an deine Freuden ſich der Schmerz,
Wie Töne uns durch Wohllaut Thränen rauben.
Doch wenn die Qual, kommt auch der Lohn von dir
Und Phantaſie beſiegt die Erdenklage,
Und ſtets, wie Perſiens zart'ſter Dichter ſprach,
Durchſtrömt der Roſe Hauch gemeinen Lehm.
Entſproßt für uns das Himmelsblümchen nicht,
So hängt ſein Balſam doch an unſrem Staub,
Am ſüßen Duft zeigt ſich die beſſ're Erde,
Und Werth wird ihr durch eine fremde Würze.
So gab dein Zauber ewig helle Namen
An Seelen, denen Schwachheit ward zum Ruhm;
So ſchlug er aus dem Schmerze heil'ge Thränen
Und füllte Rouſſeau's unbefriedigt Herz
Mit reiner Flamme des Prophetenthums!
Und er, der irre Held, der trübe Weiſe,
Um den das Urtheil, das ihn richtet, klagt,
Der junge, ſchöne, deſſen Melodie
Ein Echo nachlief, wo ſein Schatten ging,
Und der mit Wehmuth halb und halb mit Hohn
Das ſtumme Herz der Welt mit Dichterketten
Band an ſein wanderndes Haus; war er nicht dein?
Ganz dein? Nach Schwäche, Irrthum, Kraft,
Nach Ruhm und Allem, was Gedächtniß ihm
In unſrer Bruſt erſchuf? Sein Leben war
Von dieſer Erde nicht; der Luft, die er
Als Odem ſog, gab dein Erſcheinen Licht,
Dein Untergehen ſonnenloſe Nacht.
Beſchlich ihn ſchlangengleich der Erde Weh,
Erzeugte Argwohn ſtaubverwandte Sünde,
Schwand ſein Gemüth in einen kranken Traum,
Bis ihm das Ich ſein Gott ward wie ſein Stoff:
So ſchilt ſein gramvoll Antlitz unſre Rüge,
Als thäten Schmach wir eines Freundes Grab.
Wie Mondenlicht der Fluten Sturm beherrſcht,
Beherrſchteſt, wilder Sänger, du die Bruſt
Und machteſt uns zu deinen Bundsgenoſſen
Und als dein pilgernd Herz zur Ruhe kam
Schien die Natur im ew'gen Lauf zu ſtocken:
Betäubt, erſchrocken ſtanden wir! dein Leben
War von uns ſelbſt ein Theil, ein Sein geworden!
Und Wer kann ſagen, welche Labe dennoch
Die ſtille Nacht der tief verborg'nen Seele
Dir bot, als du an Rheines Wogen ſtandſt,
In Nero's Thurm der Winde Klagen horchteſt,
Den Mond auf des Ilyſſus ſchmales Bett
Sein träumend Licht als Jüngling werfen ſahſt?
Des Ideals Opfer und ſein Prieſter!
Kein Anderer wird deine Freuden meſſen,
In deinen Schmerz kein Andrer niederſteigen.
Zerſchmettert iſt die Harfe, fort der Geiſt
Und aus der Luft ſchwand eine Himmelshälfte!
Doch ewig wird Venedigs rauſchend Meer
Zu Taſſo's Sang dein wildes Lied geſellen;
Dein Schatten wird Ravenna's Flur durchwandern
„Bis ſelbſt das Land von Andacht ſcheint bewegt."
Und wenn die Zukunft, neidiſch auf die Vorwelt,
Einſt des Argeiers ehernen Schlaf zerbricht,
Wird feiervoll dein Name in dem Mund

Der Albaneſer Jünglinge erklingen,
Dein Bild den Traum der Mädchen Joniens
Durchwandeln, und „der Ocavenhügel,“
„Der Liebe Inſel,“ und der alte „Quell
Der Töne“ deinem Lied zur Heimat werden,
Und grau ein früher nicht genannter Ort
Die wilde Oede Miſſolunghi's zeichnen.

---

Doch nicht des Leiergottes Söhnen nur
Ward zugetheilt des Ideales Himmel;
Gewaltigern und ſtrengern Seelen auch
Gebeut dein Ruf, und jede Erdenwahrheit
Trinkt ihre Friſche nur aus deiner Urne.
Im finſtern Kerker, d'rin der hohe Sidney
Die Stunden zählte bis zum Morgen, wo
Mit ſicherm, ungebeugtem Schritte er
Die alte, nimmer wanke Brücke trat,
Die über's ſchauerliche Unſichtbare —
Den Abgrund, der vergangner Zeit Geheimniß
In ſeinem Schooße trägt, — zu unſerm Ziel
Hinüberführt: welche göttliche Gedanken,
Welch weiß verhüllte Träume wachten hier,
Gleich Prieſterinnen Veſta's vor der Glut
Am lichten Altar ſeines hohen Sehnens!
Sein ungefunden Ideal, des Glanz
Durch Eiſenſchranken in ſein Auge brach,
Du, ſeines Herzens angebetete
Erhabene und Schöpferin, o Freiheit,
Du, die um des Atheners Schwert den Zweig
Einſt wandte, der Hipparchos Tod geweiht,
Biſt du mit ihm im Kerker nicht geweſen?
Erfüllteſt du die Finſterniß ihm nicht
Mit hellen Bildern, mächtigen Geſichten
Der künft'gen Zeiten? Liebe für dich ſchuf
Ihm Feſſeln, doch die Flügel, welche du
Mit Adlerſittichen beſiegt, vermochte
Nicht Kettenlaſt zu beugen, ein Gefängniß
Brach'ſt du ihm ein und ſchloſſeſt ihm die Thore
Des Himmels auf; der Todesſtreich ward ihm
Durch dich und todentrückter Ruhm. Der Donner
Zog weit umher, doch durch der Wetterwolken
Zerriſſ'ne Klüfte kam der Zukunft Engel
Und kündete in des Gefangnen Zelle
Der Menſchheit lichterfüllten Gang voraus.
Ja! wenn des Lebens letzte Hoffnung ſinkt
Und ſchreckenvoll die Seele von dem Ufer
Hinausſchickt auf die Nacht der ew'gen Tiefe,
Glimmſt du in einem fernen Stern und leiteſt
Den feuerloſen Kahn. — Vom Blutgerüſt,
Vor dem gehobnen Beil erhebt der Freund
Des Vaterlands zu dir das feſte Aug,
Sieht nicht die Menge drunten, nicht den Henker,
Das Gaffen — Schweigen — Beben — Weinen nicht.
Hell durch die Wüſte ſtrahlt die Feuerſäule
Auf das gelobte Land, das Kanaan
Der Träume ſeiner Bruſt. Der Freiheit Blut
Befreit dem künftigen Geſchlecht den Pfad
Und jeder Tropfen zeugt die Drachenſaat.

---

Biſt du nicht Tröſterin? Verlangen wir
Ein Gut, ſo wirſt du liebend uns geſchweigen
Mit ſeinem grünen Schein. Das Leben iſt
Ein weinend Kind, und deine Mutterſorge,
Es ſtets in ſüße Träume einzuwiegen.
Erheberin und Tröſterin! Haſt du
Der Größe ihren Tempel nicht gebaut
Im Menſchenbuſen? Deines Dienſts entbehrend,
Was wären menſchliche Gedanken? was
Dieß dunkle Eiland in dem Meer der Zeit,
Umhegt von kleinen Nöthen, niederm Streben?
Stand nicht dein Wort in Sternenſchrift am Himmel?
Begeiſterſt du uns doch für Alles, was
Wir edel achten! Poeſie und Glauben;
Der Seele mächt'ger Engel, Ruhm, die Freiheit,
Die nie erliegt: der Wunſch nach einem Sein,
Das beſſer iſt und lichter als das unſre;
Der Drang, die Menſchen groß zu ſehn und glücklich
Und unſres Gleichen zu den Strahlenbildern
Des Himmels zu erheben; das Verlangen,
Hinaus zu dringen über Sterblichkeit
Und zu erklimmen den Olymp: iſt dieß
Nicht all von dir gegeben, nicht dein Werk?
Iſt's nicht der Wunſch, dem Götterruf zu folgen,
Der unſern Stand durchbebt? das Unſichtbare
Zur Glorie der Wirklichkeit zu bringen?
Das Ideal in's Leben zu beſchwören?
Die Träume in dem Haus von Elfenbein
Sind dein, die ungezählte Schar der Nacht,
Der großen Mutter dieſer dunkeln Erde,
Die lieblichen Deſpoten, deren Throne
Sich bauen gegen jede Lebensangſt
Und wunderkräftig, mächtiger als je
Der Menſchen barſches Wort, die Zähren hemmen!
Sie decken auf des Herzens bittre Thränen
Ein lächelnd Luftgeſpenſt, vom Grab zurück
Entbieten ſie die Lieben und umgaukeln
Mit unſres Buſens alten Lenzesfarben
Die kurze Stunde; wie ihr weinend Kind
Die Amme gängelt oder lullt in Schlaf,
So leiten oder ſtillen ſie die Seele.
Sie herrſchen, deine Sklaven über uns:
Was Wunder, daß dem ſüß verwirrten Munde
Die fromme Vorzeit lieh der Zukunft Kunde?

(Moller.)

## 38.

## Landon (Lätitia Eliſabeth).

### 1.

### Der ſpaniſche Page.

Er ein gefangner Knabe und Sie ein Fürſtenkind!
Gleichviel, ſie ſpielten Spiele, arglos, wie Kinder ſind;
Ihr Haar floß oft zuſammen, ſie gingen Hand in Hand,
Doch zuletzt gab goldne Löſung zurück ihn ſeinem Land.
O, lieblich iſt Sevilla, wenn Sommerlüfte wehn,
Doch ſchön auch iſt Kenilla und prächtig anzuſehn.
Wie ſprühn die Silberdächer, wie glühn die Minarets!
Um die Granatbaumgärten ein einzig Blütennetz!
Doch ſeine Pracht auch ſchwindet: ein Heer hat es umſtellt;
In den Lüften weht das Rothkreuz und das Horn der Chriſten gellt.
In den Staub mit dir, du Veſte, die im Sonnenſcheine ſtand,
Deine ſingenden Silberquellen fülle Blut bis an den Rand!
Grimmen Sinns der Chriſtenführer, eine Waiſe jung und kühn,
Seines Hauſes Fall zu rächen, in die Feldſchlacht zieht es ihn.
Er ſelbſt einſt war gefangen, bis ihn ſpaniſch Gold befreit;
Es zurückzuholen hundertfach, ſteht ſein Kriegesvolk bereit.
Der Kampfruf ſcholl herüber bis wo ein Mädchen lag,
Welkend wie alles Schöne; — ach, es währt nur Einen Tag!
Sie lag auf ſeidnen Kiſſen in ſtiller Träumerei;
Sie träumte von Glück und Kindheit, da vernahm ſie Wehgeſchrei.
Sie fuhr empor, ſie fragte, die Sklaven ſchwiegen nicht;
Eine flücht'ge, dunkle Röthe überzog ihr bleich Geſicht.
Sie rief nach ihren Freunden, ſie ſprach manch leiſes Wort:
So weht im Winde ſäuſelt ihre Silberlaute dort!

Und wieder barg ihr Haupt ſie in des Kiſſens Roth;
Sie ſenkte matt die Wimper — ſie ſchwieg — es war der Tod!

Und noch denſelben Abend, eh' die Sonne purpurn ſank,
Wand langſam ſich die Hügel ein Leichenzug entlang;
Sie ziehn einher mit Singen, die Todte tragen ſie,
Die Wachen ſtehn und lauſchen der Trauermelodie;
Sie tragen ſtill die Leiche vor des Chriſtenführers Zelt;
Bleich wird er, als ſein Auge auf die bleichen Züge fällt.
Als wär's im ruhigen Schlummer, ſo lag das Maurenkind;
Ernſt, mit gefalteten Händen, wie des Frommen Hände ſind;
Ihr ſchwarzes Haar geſcheitelt auf der Stirne lichter Höh';
Ihre kalte Wange kälter als Marmor oder Schnee.
Doch ſüßer, als Lebend'ge, traf ſie des Kriegers Blick;
Erinnerung umſchwebte ſie und früh'rer Tage Glück!
Er kannte die Gefährtin, die Geſpielin fromm und rein,
Des Kindes Treu' bewahrte ſie — ſie war im Tode ſein!
„Sie bringt ihr mit in's Lager, zu löſen Staat und Blut?" —
Keine Antwort! — um die Zelte ein tiefes Schweigen war!
Was das todte Mädchen wollte, Er allein hat es gewußt;
O, die Liebe nur kann leſen in der Liebe dunkler Bruſt!
O, wie redet dieſe Lippe, die dem Schweigen doch geweiht!
Von dem Glück der Kindheit ſpricht ſie, von des Todes Heiligkeit!
Er verhüllt ſein dunkles Antlitz, eine Mannesthräne fällt —
Um des todten Mädchens willen ſchont die Maurenſtadt der Held.
(Freiligrath.)

## 2.

## Das unbekannte Grab.

Ich weiß, wo einſam Einer ruht —
O Gott, wie ſtill der Ort!
Um Orchis nur und Fingerhut
Entſchwirrt die Biene dort.
Nie fällt die Morgenſonne drauf,
Ihr wehrt's ein grauer Stein;
Doch iſt vollbracht des Tages Lauf,
Dann kommt er roth im Abendſchein.
Die Lüfte glüh'n, die Halme beben,
Als wäre Hoffnung dort und Leben.
Dort ſchläft ein Mann, der im Geſang
Zurück uns ließ ſein Herz,
Sein Herz, das Dem in uns nur klang,
Was aufſtrebt himmelwärts,
Und was durch ſeine Saiten fuhr,
Was Dichteradern ſchwellt,
Der Jugend Luſt, der Liebe Schwur —
Noch tönt es mächtig durch die Welt;
Doch keinen Namen hat er ſich erworben,
Bar ſeines Ruhms iſt er geſtorben.
Viel Lieder hörſt du, ſüß und voll,
Von Munde zu Munde ziehn,
Doch ihres Dichters Ruf verſcholl,
Längſt ſchon vergaß man ihn.
Die Sage nur, gebückt und grau,
Hält Wacht an ſeiner Gruft;
Ihr Weinen iſt der Blume Thau
Und ihre Mahnung Blumenduft;
Die er geliebt, ein werth Vermächtniß
Hält die Natur in Ehren ſein Gedächtniß.
Es iſt ſo ſchön, doch faß' ich's kaum:
Daß ſolch ein Geiſt, wo er gelebt,
Zuletzt mit jedem Elfentraum
Des Ortes innig ſich verwebt!

Die Waldung prangt noch eins ſo grün,
Die Roſe regt ein leiſes Wehn,
Für Lieb' und Recht ein wärmer Glühn
Erfüllt uns im Vorübergehn;
Gebiete ein Herz nur eine Zeile,
Ein Schrein iſt's, drin der Namenloſe weile!
(Freiligrath.)

## 39.

## Hood.

## Das Lied vom Hemde.

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen ſchwer und roth,
In ſchlechten Hadern ſaß ein Weib,
Nähend für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufſah ſie wirr und fremde;
In Hunger und Armuth flehentlich
Sang ſie das Lied vom Hemde. —
„Schaffen! Schaffen! Schaffen!
Sobald der Haushahn wach!
Und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Sterne glüh'n durch's Dach!
O, lieber Sklavin ſein
Bei Türken und bei Heiden,
Wo das Weib keine Seele zu retten hat,
Als ſo bei Chriſten leiden!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis das Hirn beginnt zu rollen!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Augen ſpringen wollen!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum —
Dann über den Knöpfen ſchlaf' ich ein
Und nähe ſie fort im Traum.
O Männer, denen Gott
Weib, Mutter, Schweſtern gegeben:
Nicht Linnen iſt's, was ihr verſchleißt,
Nein, warmes Menſchenleben!
Stich! Stich! Stich!
Das iſt der Armuth Fluch:
Mit doppeltem Faden näh' ich Hemd,
Ja, Hemd und Leichentuch.
Doch was red' ich nur vom Tod,
Dem Knochenmanne! — Ha!
Kaum fürcht' ich ſeine Schreckgeſtalt,
Sie gleicht meiner eigenen ja!
Sie gleicht mir, weil ich faſte,
Weil ich lange nicht geruht.
O Gott, daß Brot ſo theuer iſt
Und ſo wohlfeil Fleiſch und Blut!
Schaffen — Schaffen — Schaffen!
Und der Lohn? Ein Waſſerhumpen,
Eine Kruſte Brot, ein Bett von Stroh,
Dort das morſche Dach und — Lumpen!
Ein alter Tiſch, ein zerbrochner Stuhl,
Sonſt Nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand ſo bar — 's iſt ein Troſt ſogar,
Wenn mein Schatten nur drauf fällt.
Schaffen — Schaffen — Schaffen —
Vom Früh- zum Nachtgeläut!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Wie zur Straf' gefangne Leut'.
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis vom ewigen Bücken mir ſchwindlich wird,
Bis das Hirn mir ſtarrt und die Hand!
Schaffen — Schaffen — Schaffen
Bei Decembernebel fahl,
Und Schaffen — Schaffen — Schaffen
In des Lenzes ſonnigem Strahl —

Wenn zwitſchernd ſich an's Dach
Die erſte Schwalbe klammert,
Sich ſonnt und Frühlingslieder ſingt,
Daß das Herz mir zuckt und jammert!
O, draußen nur zu ſein,
Wo Veil' und Primel ſprießen,
Den Himmel über mir
Und das Gras zu meinen Füßen!
Zu fühlen wie vordem,
Ach, eine Stunde nur,
Eh' noch es hieß: Ein Mittagsmahl
Für ein Wandeln auf der Flur!
Ach ja, nur eine Friſt,
Wie kurz auch — nicht zur Freude!
Nein, auszuweinen mich einmal
So recht in meinem Leide!
Doch zurück, ihr meine Thränen!
Zurück tief in's Gehirn!
Ihr kommt mir ſchön! netzet beim Näh'n
Mir Nadel nur und Zwirn!" —
Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen ſchwer und roth,
In ſchlechten Hadern ſaß ein Weib,
Nähend für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufſah ſie wirr und fremde;
In Hunger und Armuth flehentlich —
O, ſchwang' es laut zu den Reichen ſich! —
Sang ſie dies Lied vom Hemde.
(Freiligrath.)

## 40.

## Milman.

### Hymne der Juden.

(Aus dem dramatiſchen Gedicht „Belſazar".)

Des Donners Gott! von deſſen Wolkenſitz
Laut der Verheerung Sturmeswehen eilt;
Vater der Rache, deſſen blut'ger Fuß,
Wie auf der Kelter, auf den Welten weilt!
Die Heere harren deines Winks zur Schlacht;
Nicht eher packt das Raubthier ſeine Jagd,
Nicht eher rafft des Hungers grimme Macht,
Bis du dem Land das „Schuldig" zugetheilt.
Du Gott des Regenbogens! deſſen Ruf
Beſänftigt wilden Sturmes lautes Toben;
Vater der Gnade! der ein Eden ſchuf,
Wo vormals wüſte Wildniß ſich erhoben.
Dir rauſchen Quellen in dem öden Sand,
Es tönen Cymbeln in der Jungfrau'n Hand,
Marmorne Städte krönen rings das Land
Und Tempel heben ſich, um dich zu loben.
Auf Juda, Herr! ſchoß deiner Blitze Strahl,
Streitwagen raſſeln durch geſtürzte Hallen,
Die Jugend mordet des Aſſyrers Stahl,
Es klagt der Feind ſelbſt über, die gefallen.
Paläſte ſanken da in Schutt zuſammen,
Es wurden Sklaven, die vom Fürſten ſtammen,
An deinen Tempeln loderten gier'ge Flammen,
Dich ſah man in des Schickſals Wolke wallen.
Dein Bogen, Herr! wird Juda wieder ſtrahlen,
Es hebt ihr Haupt die kronenloſe Stadt;
Dir werden Lieder wiederum erſchallen,
Wo Grabesſtille dumpf gebrütet hat.
Auf Salems Zinnen wird dein Sonnſtrahl blicken,
An Carmels Au' die Jungfrau Blüten pflücken,
Im Abendwehn den Brauthain ſich zu ſchmücken;
Und Engelsruf durch Zion wieder wallen.
Es gab dein Zorn uns in des Fremdlings Hand
Und Sklaven mußten wir die Heimat meiden
In Feſſeln ließen wir das holde Land; —
Die Väter will in ſtiller Gruft beneiden,
Wer unter Thränen fremdes Brot genießt,
Dem nicht das trübe Auge matt ſich ſchließt;
In ſtiller Mitternacht die Zähre fließt,
Wo Euphrats Flut umſchatten bleiche Weiden.
Der Schmerzempfangne wird in Luſt geboren
Und deine Gnade, Herr, wird heim uns leiten;
Wer als ein zartes Kind entfloh, verloren,
Wird, eh' er ſtirbt, durch Salems Straßen ſchreiten
Kanaans Traube wird uns wieder blinken;
Wir Hermons Bienen ſüßen Honig trinken,
Wir werden dort andächtig niederſinken,
Wo, Herr! um deinen Cherubthron ſich Strahlen
breiten.
(Wolff.)

## 41.

## Pollock.

### Das Unglück einer Jungfrau.

(Aus dem epiſch-didaktiſchen Gedichte „Der Lauf der Zeit".)

Das Unglück einer Jungfrau künd' ich dir.
Geliebt vom Vater, ihrer Mutter Stolz,
In ſtillem Frieden lebte ſie, ſo ſchön,
So leichten Herzens und ſo gut, ſo jung,
Daß kaum das Herz den Augen trauen mochte,
Wenn ſie im Morgenthau die Roſe brach,
Ob Fleiſch und Blut und Wirklichkeit es ſei,
Ob eine heilige Erſcheinung in
Der Weiblichkeit vollendeter Geſtalt.
Doch kurz war ihre Blüte, war ihr Glück.
Ein Mann ſieht ihre Lieblichkeit, und in
Unheiliger Begierd' entbrennend, ſpricht er ſie
Mit Heuchlerworten an, ſie ſei ſein Leben,
Sein Himmel ihre Gunſt, ihr Zorn ſein Tod.
Mit ſchwülſt'ger Schmeichelei bethöret er
Ihr weiblich Herz, ihr unerfahren Alter,
Verführt die Arme und verläßt ſie; denn
Ein ausgemachter Böſewicht war er
Und Laſterthaten fähig, welche keine Reue
Entſühnt. — Bald ſieht der Vater ihre Schmach,
Sein Herz wird Stein. Aus ſeinem Hauſe ſtößt er ſie
In kalter Winternacht, mit wildem Fluche
Ihr Ohr erſchütternd, jede Rückkehr unterſagend.
Auf grüner Klippe wurde todt
Am Meeresſtrand ihr Kind gefunden;
Auf ſeiner kleinen Wange war zu Eis
Die Thrän' geronnen, welche die Natur
Den armen Kleinen weinen lehrte,
Und in den Torf ſein Aermchen eingefroren.
Denn Wahnſinn hatte in der Stunde der Geburt
Die unglückſel'ge Mutter überfallen!
Hin legte ſie ihr Kind, gleichgültig gegen
Sein Schickſal und ihr eignes. — Viele Tage
Des Jammers lebte ſie und weinte nicht.
Man ſah ſie oft am Meeresſtrande gehen,
In bloßer Hand verwelkte Blumen tragend, die
Im Frühling ſie gepflückt; wenn Einer fragte:
Warum? hob ſie zu lächeln an und ſprach
Es ſeien ihre Schweſterlein und werden
Ihr Grab bewachen, wenn ſie ſterbe.
Von Vater, Mutter, von der Heimat, vom
Verführer ſprach ſie nie, von ihrem Kinde,
Von Himmel, Ewigkeit und Hölle nie.
In öder Einſamkeit hielt ſie ſich auf,
Sah immer auf die welken Blumen
Und ſprach mit ihnen, bis ſie ſchwand
Zu einem Schatten, und von Jammer, den
Kein Herz faßt, aufgerieben, endete.
Verlaſſen von den Menſchen, nicht vom Geiſte,
Der wundervoll die Herzen heiligt und
Die ſchwere Schuld der Armen ſühnt.
Ihr Vater fluchte jenem Tage, wo

Ein ſünd'ger Stolz die Tochter ausſtieß, welche
Der Herr des Himmels anzunehmen würdigte.
In ihrem heil'gen Blicke las an dieſem Tag
Der Falſche, der ſie einſt betrogen, voll
Verzweiflung der Verdammniß Urtheil.
([illegible])

## 42.

## Wolfe.

### Das Begräbniß des Sir John Moore.

Es dröhnt' keine Trommel, kein Trauerklang hallt',
Als zum Wall mit dem Todten wir lenkten;
Keine Abſchiedsſalve der Krieger erſchallt',
Als den Helden in's Grab wir verſenkten.
Wir gruben bei nächtlichem Schweigen ihn ein,
Den Grund wühlten auf Bajonnette;
Das zitternde Mondlicht erhellte allein
Und die düſtre Laterne die Stätte.
Es ſchloß ſich kein Sarg über'm Herzen ihm zu,
Kein Leichengewand durft' er tragen,
Er ging als ein ächter Soldat zur Ruh,
Um die Schulter den Mantel geſchlagen.
Wir ſprachen ein kurzes Gebet nur am Grab,
Doch kein Wörtchen von Schmerz oder Sorgen;
Wir blickten nur feſt auf den Todten hinab
Und dachten voll Ahnung an morgen.
Wir dachten beim Lager, ſo eng und ſo kalt,
Als wir wölbten ſein einſames Kiſſen:
„Ueber's Haupt ſchreiten Fremdling' und Feinde ihm bald,
Wenn hinweg uns die Wellen geriſſen.
Sie werden mit Leichtſinn des Geiſts, der entſchwand,
Zu ſpotten beim Staub ſich erfrechen;
Doch im Grabe, gegraben von Britenhand,
Wird der Spott ſeine Ruhe nicht brechen.“
Als bald erſt das traurige Werk war vollbracht,
Ermahnte zum Scheiden die Stunde
Und dumpfer Kanonenton trug durch die Nacht
Herüber vom Feinde uns Kunde.
Geſchmückt mit des Schlachtfelds noch blutiger Wund'
In das Grab ohne Inſchrift noch Steine
Legten traurig und leiſe wir ihn auf den Grund,
Mit ſeinem Ruhm ließen wir ihn alleine.
(Ploennies.)

## 43.

## Pringle.

### König Löwe.

Willſt du des Löwen Höhle ſehn?
In die Wüſte mußt du gehn,
Wo der ſchilfumwachſne Quell
Aus dem Felſen ſtrömet hell,
Zu den Pinien, die am Rand
Schimmern weit durch braunen Sand.
Dicht am Rande hingeſtreckt
Liegt der grimme Leu verſteckt,
Harrend, bis der Tag ſich neigt
Und die Beute ihm ſich zeigt.
Die Giraffe, ſchlank und groß,
Neigt ſich, trinkt dort ahnungslos.
Mit wilder Freude ſpringt alsbald
Auf ſie der Leu. Die Wüſte hallt
Vom Kampfgeſchrei, das ſie durchdringt;
Denn ſtark iſt ſie, die um's Leben ringt.
Sie beugt ſich, ſpringt dann toll von dannen,
Um abzuſchütteln den Tyrannen.
Dann jagt ſie, wie vom Sturm beſchwingt,
Im Wahn, daß Eile Rettung bringt;
Stolz auf ihr reitend reißt im Lauf
Der Mörder ihr die Seiten auf.
Das Leben gilt's, ſein Machtgebot
Spornt mächtig ſie in dieſer Noth.
Das Leben gilt's, in Todeshaſt
Trägt ſterbend ſie die Rieſenlaſt.
Von Grauen, Pein und Durſt entbrannt,
Schlägt wild ihr Huf der Wüſte Sand.
Umſonſt — — die heiße Erde trinkt
Ihr ſtrömend Blut, die Kraft entſinkt.
In ihre Adern eingekrallt
Hat ſich der Leu, ihr Blut entwallt;
Es bricht die Bruſt, vom Schaum und Blut
Bedeckt — ſie ſchwankt, es ſinkt der Muth;
Sie fällt und zuckt in Todesſtöhnen,
Zerfleiſcht von ihres Feindes Zähnen,
Der ſchwelgt in ihrer Todespein.
Harrend umziehn in düſtern Reihn
Die Geier ſchon den grauſen Ort —
Geſättigt geht der König fort.
(Ploennies.)

## 44.

## Bleſſington (Lady).

### Hoffnung.

Hoffnung, wohin wanderſt du?
Schwebſt du einem Kinde zu?
Lockſt du es mit Zaubertönen,
Mit dem Angeſicht, dem ſchönen?
Gleißnerin, ſo hold und ſchön,
Willſt zum Trauernden du gehn
An das Schmerzenslager, ſagen:
Schlaf', bald wird der Frühling tagen?
Schwebſt du über Meeresſchaum
Mit dem ſüßen Heimattraum?
Flüſterſt durch der Stürme Wehen:
Schiffer, wirſt die Heimat ſehen?
Zauberſt du entſchwundnes Glück
Bangem Liebenden zurück?
Daß er wähnt, in Roſenlauben
Sie zu ſehn voll Lieb' und Glauben.
Oder weckſt im Hörnerklang
Du des Kriegers Thatendrang,
Zeigſt ihm Lorbeern? — Willſt mit Schätzen
Du den Geizhals wohl ergötzen?
Oder ſchwebſt du durch die Nacht
Zu dem Dichter, der da wacht,
Den umſchwebt der Schatten Reigen,
Ihm ein ruhmvoll Grab zu zeigen?
Träume, Träume nur darfſt ſenden,
Schmeichlerin, dein Zauberſtab;
Aber laß' ſie immer enden,
Täuſche hold mich bis zum Grab!
(Ploennies.)

## 45.

## Howitt (Mary).

### Blumenlieder.

#### 1) Der Ginſter.

O, die Ginſterblum', die Ginſterblum'!
Keine Blume im Wald iſt bunter!
Und lieblich iſt's am Sommertag,
Zu liegen mitten drunter!
Ich weiß das Land, wo Blumen ſich
Zu Purpurlauben wölben,
Ich weiß, wo ſie wie Sonnen glühn,
Die rothen und die gelben.

Ich weiß, wo ſchöne Damen ſteh'n
  Bei Palm' und bei Olive;
  Die bunten Blumen, Strauß auf Strauß,
  Und das ſind ihre Briefe.
Doch dieſer Blum' gleicht keine Blum'
  In alt' und neuen Tagen;
  Sie wird als wie ein goldner Kranz
  Vom wickenen Stamme getragen.
Und immer um meiner Mutter Thür'
  Da glühen ihre Büſche
  Hinab in's Thal, wo Quellenſtrahl
  Sie wiegt in ſeiner Friſche.
Nehmt alle mir — nur laßt mir die
  Und den Vogel drin, ſo luſtig!
  Ich lieb' ihn, weil den Ginſter liebt
  Der Hänfling dunkelbrüſtig.
Ihr ſagt, die Roſ' iſt Königin!
  Ihr preiſt die Roſe Saron's,
  Ihr preiſt der Lilie Marmorkelch
  Und die goldne Ruthe Aaron's.
Ja, preiſt ſie nur! Mir gilt es gleich,
  Ich gönn' euch eure Freude!
  Der Ginſter iſt die Blum' für mich,
  Der Ginſter auf der Haide.
O, die Ginſterblum', die Ginſterblum'!
  Keine Blum' im Wald iſt bunter
  Und lieblich iſt's, am Sommertag
  Zu liegen mitten drunter!

### 2) Die Glockenblume.

Sie wächſt am Haideſaum,
  Wächſt unterm Waldesbaum,
  Wie eine Glock' im Geräuſch des Windes;
  Leicht wie im Spätjahrwinde
  Fliegende Flocken ſind,
  Sanft wie das Blauaug' eines Dichterkindes.
Das iſt die Blume juſt,
  Die uns in tiefſter Bruſt
  An liebe Stellen webet ein ſüß Gedenken;
  Nennt mir dies Glöckchen nur:
  Blick', wie's ſchmückt die Flur,
  Wird ſich ihr Bild in meine Seele ſenken.
Felſen und Strandrevier
  Treten vor's Auge mir;
  Da ſieht man's hoch auf ſchroffer Klippe winken.
  Wald auch und Siedlerzell,
  Grünet uns und, ach, der Quell,
  An den der wunde Damhirſch kam zu trinken.
Während von Buſchwerk kraus
  Dehnt ſich das Haidemoor aus;
  Da liegen Jäger matt mit ihren Hunden,
  Hirtenbub, leicht geſchürzt,
  Hütet ſein Vieh und kürzt
  Mit Träumereien und Blumen ſich die Stunden.
Wieſen und Weideland,
  Dorfkirchlein und Trommelwand,
  Wo Kreuzesbanner flatterten mit Ruhme;
  Trümmer, zermorſcht und faul,
  Portale vom Löwenmaul;
  Das Alles naht, nennt man die Glockenblume.
Waldgewächs mancherlei
  Bricht um den Rain frei;
  Schafgarbe dort mit den gezahnten Blättern;
  Mauſeohr, beträuft mit Thau,
  Auch die Cichorie blau,
  Dazu der Epheu, der ſich übt im Klettern.
Glöckchen, auch du biſt hier!
  Biſt mir die liebſte Zier
  Des alten Gemäuers rings auf Thurm und Veſte!
  Wehſt, wenn ein Lüftchen kaum
  Zittert im Lindenbaum,
  Der auf dem Hügel hebt die breiten Aeſte.
Seh' ich ſo lieb und ſchön,
  Glöckchen, im Wald dich ſtehn,
  Dich und die andern all' im Sommerregen:
  Dank dann erfüllt mein Herz,
  Daß Blumen allerwärts
  Der liebe Gott geſäet hat, uns zum Segen!

(Freiligrath.)

## 46.

## Cornwall.

### 1.

### Seemannslied.

  Das Meer, das Meer, das offne Meer,
Blau, friſch und frei wohl rings umher,
Weit, ohne Feſſel, ohne Band,
Umſtrömt's der Erde Uferland.
Hoch auf zu den Wolken wirft's ſpielend den Schaum
Dann liegt's wie gewiegt in friedlichem Traum.
Ich bin auf dem Meer, ich bin auf dem Meer!
Ich bin, wo ich gern immer wär',
Hoch oben blau, tief unten blau
Und Schweigen rings, wohin ich ſchau'.
Und ſcheucht der Sturm der Wogen Ruh',
Was kümmert's mich? Ich ſchlafe zu.
Ich liebe die Well', die wilde Well',
Sprizt ſie den Schaum um's Mondlicht hell,
Umſauſt ſie mich mit Sturmesmacht,
Erzählt mir von der Tiefe Nacht.
Ich lieb's, rauſcht wild die Flut empor,
Wenn fährt daher der Stürme Chor.
Den Strand begrüßt' ich nimmermehr,
Daß mir nicht theurer ward das Meer,
Dann flog ich an ſeine wogende Bruſt,
Wie der Vogel heim zu dem Neſt mit Luſt.
Und die See iſt mir Mutter und war's von je,
Denn geboren ward ich auf offner See.
Es ſchäumte die Welle, voll blut'ger Pracht
Schien der Mond, als zum Leben ich einſt erwacht;
Der Wallfiſch rauſchte, der Seehund ſchnob,
Der Delphin ſeinen goldigen Rücken erhob;
Nicht vernahm man ſo ſtürmiſchen Jubelruf je,
Als der einſt bewillkommt das Kind der See.
Lebt' fünfzig Jahre, in Ruh' und Streit,
Ein Wanderleben ſeit jener Zeit,
Hab' Reichthum genug, daß ich wähle nach Luſt,
Doch nie hat nach Wechſel geſeufzt die Bruſt.
Und kommt einſt der Tod, mich zu ſuchen, her,
Er komme auf freiem, auf offnem Meer.

(Plönnies.)

### 2.

### Tippo Saib's letzter Tag

Ein Sultan noch des halben Orients
Erhob er ſich. — Die Wachen fuhren auf.
Aus ſeinem Fiebertraume jener Krieger
Voll Furcht und voll Eroberung, — weithin
Durch Schloß und Schloßhof klagte die Trompete.
Und Janitſchare, Soldat und Sklav' und Hadern,
Gehorſam ihrer Trauermelodie,
Kamen heran. — Er unerſchrocken ſchritt
Durch ſeine Bogen und, den dunklen Arm
Aus durch die Halle ſtreckend, ſcharfen Blicks
Auf die bewehrte Menge blitzt' er Schweigen
Und ſtumme Ehrfurcht; Wort der Rache flog
Von ſeiner Zunge: Ruhm und Gold dem Tapfern,
Doch dem Verräther Tod und Schmach verhieß er. —
So ſtand er dort, ein [illegible],
Von ſeiner braunen Ritterſchaft umhalbkreiſt;

Im Anſehn wie ein indiſch Götzenbild,
Oder wie Satan, der die Cherubim
Streiten heißt im Pandämonium
Und in den Waffen ruft die ganze Hölle.
Am lichten Tag ausbarg die Sonne nun;
Da ſah man viel Geſchäftigkeit und Töne
Des Krieges brauſten dicht heran; zuerſt
Des Roſſes Wiehern; dann die Trommel, rollend
In Zwiſchenräumen, dann des Hornes Schrei
Und rauh Befehlwort; dann, im Takt ſich nähernd,
Des Kriegers ſtiller, feſter, gleicher Schritt;
Geklirr von Schwertern; Hurrah doch, das Rad,
Das mit Geraſſel das Geſchütz einherträgt. —
Den grimmen Tag zog aus der finſtre König!
Wie tapfer focht er! — Einem Sklaven gleich,
Gab er ſich Preis und machte Muth den Seinen; —
Die Kugeln ſchlugen tief in ſeine Bruſt,
Doch er hielt aus, und das war edel, das
War königlich! — Mit ſeinem Leben kauft' er
Sich einen Namen heut und Feindes Achtung! —
Am Abend ward er ſchwach, ſehr ſchwach; — zurück
Trug ihn ſein Volk; ſie weinten laut: er war
Ihr alter Feldherr; und, wie auch ſein Leben,
Zudem hatt' er ſie geliebt; — ſie ſetzten
Auf ſeinen Thron ihn: alſo war ſein Wunſch!
Da ſaß er nun, ein dunkel Marmorbild;
Sein Auge gläſern, krampfig aufgeriſſen,
Wie eines Todten! — Inn're Qual verrieth
Der Lippen Zucken, doch entſchloſſen ſchien er,
Zu leiden als ein König nur! — Ein Feind
Hat ihm der Stirne Diadem entriſſen;
Doch er ſchaut um, ſteht auf — ein Zornerröthen
Färbt ſeine Wange — Zückt dann! — Streckt ſein
Schwert! —
Er ſchwingt es hoch, er führt den letzten Streich; —
Dann ſinkt er leblos! — Ha! — ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durch's Gehirn
Des Stolzen fährt ſie; ach, und Alles, was
Von dem gewalt'gen Herrſcher übrig bleibt,
Das weit und breit des Ganges Bord erſchüttert
Und bis nach Perſien hin die Wüſtenei
Mit ſeinem Donnern aufgeſchreckt: ein Name!
(Freiligrath.)

## 47.

## Tennyſon.

### 1.

### Mariana.

Mit Mooſe dick umkruſtet ſtand
Im Garten jeder Blumenſtock;
Der Schlinge, die den Pfirſich band,
Entfallen war ihr morſcher Pflock.
Der Wind durchſtrich die Scheune frei,
Die Klink' am Thore knarrt' und ſchlug
Und wehend Gras am Giebel trug
Das Dach der öden Meierei.
Sie ſagte nur: „Mich flieht der Friede;
Mein Theil hier iſt die Noth!
Er kommt nicht! Ich bin müde, müde;
Ich wollt', ich wäre todt!“
Sie weinte mit des Abends Thauen,
Sie weinte wenn das Frühlicht ſchien;
Sie konnte nicht zum Himmel ſchauen
Bei Abendroth und Morgenglüh'n.
Nur nach der Fledermäuſe Schwirren,
Wenn kalt und feucht der Nachtwind blies,
Zog ſie den Vorhang auf und ließ
Ihr Auge durch das Dunkel irren:
Sie ſagte nur: „Mich flieht der Friede;
Mein Theil hier iſt die Noth!
Er kommt nicht! Ich bin müde, müde;
Ich wollt', ich wäre todt!“
Manchmal der Eule Klageſchlag
Vernahm ſie — dann war Alles ſtill,
Der alte Haushahn ſchrie vor Tag,
Vom Kamp her ſcholl der Kuh Gebrüll.
Es war ein dumpfes Einerlei;
Sie lag halb wach und halb im Schlaf,
Bis ſie der Stral des Morgens traf,
Aufdämmernd um die Meierei.
Sie ſagte nur: „Mich flieht der Friede;
Mein Theil hier iſt die Noth!
Er kommt nicht! Ich bin müde, müde;
Ich wollt', ich wäre todt!“
Einen Steinwurf in das Feld hinein
Mit ſchwarzen Waſſern ſchlief ein Teich;
Den überkrochen, rund und klein,
Sumpfmooſe grün und zäher Laich.
Eine Pappel bebt' an ſeinem Saum
Mit weißen Blättern, wie beſchneit;
Im öden Lande Meilen weit
Mit knorrigem Aſt der einz'ge Baum.
Sie ſagte nur: „Mich flieht der Friede;
Mein Theil hier iſt die Noth!
Er kommt nicht! Ich bin müde, müde;
Ich wollt', ich wäre todt!“
Und fuhr der Nachtwind durch's Gefild,
Hing tief der Mond im Wolkenmeer,
Dann flog des Baumes Schattenbild
Im weißen Vorhang hin und her.
Und ſtand der Mond noch tiefer — tief
Am Horizont — dann lagen Zweig
Und Blatt auf ihrer Stirne bleich
Und auf dem Bett, in dem ſie ſchlief.
Sie ſagte nur: „Mich flieht der Friede;
Mein Theil hier iſt die Noth!
Er kommt nicht! Ich bin müde, müde;
Ich wollt', ich wäre todt!“
Thürknarren ohne Unterlaß
Durchzog das träumeriſche Haus;
Die Fliege ſummt' am Fenſterglas,
Im Täfelwerke pfiff die Maus.
Vor ihrem innern Auge glitt
Manch alt Geſicht die Wand entlang;
Manch olde Stimme rief im Gang
Und leis erſcholl manch alter Tritt.
Sie ſagte nur: „Mich flieht der Friede;
Mein Theil hier iſt die Noth!
Er kommt nicht! Ich bin müde, müde;
Ich wollt', ich wäre todt!“
Der ew'ge Pendelſchlag der Uhr,
Der Sperling, der am Dache ſchrie,
Der Wind, der durch die Pappel fuhr,
Ach, Alles das verwirrte ſie!
Doch was ihr Herz am meiſten haßte,
Das war die Zeit, wann durch den Saal
Dickſtaubig lief der Sonne Stral,
Zur Stunde, wo der Tag erblaßte.
Dann weinte ſie: „Mich flieht der Friede;
Mein Theil hier iſt die Noth!
Er kommt nicht! Ich bin müde, müde;
O Gott, wär' ich nur todt!“
(Freiligrath.)

### 2.

### Lady Clara Vere de Vere.

Lady Clara Vere de Vere,
Verzeihung, daß ihr mich nicht fingt!
Zur Kurzweil brechen wolltet ihr
Ein Dorfherz, eh' zur Stadt ihr gingt!

Verlacht ihr heiß, doch kalt wie Eis
Merkt' ich die Liſt und wich zurück;
Ob ihr von hundert Grafen ſtammt,
Ihr fehlt mir nicht zu meinem Glück!
Lady Clara Vere de Vere,
Auf Pergament- und Wappenkram,
Auf Rang und Namen ſeid ihr ſtolz —
Mir iſt es eins, woher ich kam!
Ja, eins und gleich! Und nicht um euch
Brech' ich ein Herz, das Mehr begehrt!
Ein einfach Mädchen, hold und fromm,
Iſt hundert Wappenſchilder werth!
Lady Clara Vere de Vere,
Ich bin ſo zahm nicht, als ihr glaubt!
Und wärt ihr Königin der Welt,
Vor euch doch ſenkt' ich nie mein Haupt!
Zur Probe nur den Sohn der Flur
Nehmt ihr auf's Korn! — So rächt er ſich:
Der Marmorleu an eurem Thor
Sieht euch nicht kälter an, als ich!
Lady Clara Vere de Vere,
Was denk' ich nur an jenen Tag?
Nicht dreimal ward die Linde grün,
Seit Lorenz todt darunter lag!
Ihr habt geliebt, ihr habt umſtrickt!
Auf's Zaubern mögt ihr euch verſtehn!
Allein ſein ſchußzerſchmettert Haupt
Hättet ihr kaum wohl angeſehn!
Lady Clara Vere de Vere,
Als er ſo dalag bleich im Moos —
Nun, ſeine Mutter iſt ein Weib,
Und Leidenſchaft macht rückſichtslos!
Ein bitter Wort vernahm ich dort,
Doch will ich's nicht verrathen hier.
Sie war ſo kühl und ruhig nicht,
Wie das Geſchlecht der Vere de Vere!
Lady Clara Vere de Vere,
Ein Geiſt verfolgt euch allerwärts:
An eurer Schwelle haftet Blut —
Ja doch, ihr bracht ein harmlos Herz!
Nach kaltem Plan legt ihr ihn an —
So wurde der Beſcheidne kühn;
Dann ſaht ihr fremde auf ihn herab,
Und ſchlugt mit euren Ahnen ihn!
Ahnen! Clara Vere de Vere:
O, wie mit Lächeln hoch im Blau'n
Der Gärtner Adam und ſein Weib
Auf all den Plunder niederſchau'n!
Was adlig ſein! Der iſt's allein,
Der wirklich edel iſt und gut!
Ein Herz wiegt Grafenkronen auf,
Und ſchlichte Treu' normänniſch Blut!
Ich kenn' euch, Clara Vere d. Vere!
Ich weiß es, wie ihr lechzt und ſiecht!
Weiß, wie der Stunden Einerlei
Auf euren hellen Wimpern liegt!
Ihr ſtrahlt, ihr glüht — doch ſeid ihr müd!
Doch quält euch, was ihr ſelbſt nicht wißt!
So ſchlecht benutzt ihr eure Zeit,
Daß ihr wohl Ränke ſchmieden müßt!
Clara, Clara Vere de Vere,
Drückt euch die Zeit ſo überaus:
Nahn keine Bettler eurem Thor?
Seht ihr nicht Arme Haus bei Haus?
O, zu den Waiſen tretet hin!
O, lehrt ſie leſen, lehrt ſie nähn!
Bittet den Himmel um ein Herz
Und laßt den Bauertölpel gehn!

(Freiligrath.)

---

## 3.

## Godiva.

Ich wartete zu Coventry des Bahnzugs;
Ich hing mit Volk und Kellnern auf der Brücke
Und blickt' auf die drei ſchlanken Thürme; — dort
Des Ortes alte Sage formt' ich alſo: —
Nicht wir allein, die jüngſte Saat der Zeit,
Männer von geſtern, die wir das Vergang'ne,
Raſch wie ein Rad ſich dreht, zu Boden ſprechen
Und dieß und das von Recht und Unrecht plappern:
Nicht wir allein erbarmten uns des Volks
Und knirſchten zornig, ſahn wir's überſteuert:
Nein — Sie, die Liebliche vor tauſend Sommern,
Godiva, Gattin jenes grimmen Earl's,
Der Herrſcher war in dieſem Coventry,
That mehr und litt mehr und erreichte mehr.
Denn als er ausſchrieb eine ſchwere Steuer
Und alle Mütter ihre Kinder brachten,
Jammernd: „Wir ſterben Hunger, wenn wir zahlen!"
Da ſuchte ſie und fand ſie ihren Herrn,
Wo er, allein, inmitten ſeiner Hunde,
Die Halle maß, ſein Bart zwei Schuhe vor ihm
Und eine Elle hinter ihm ſein Haar.
Sie ſagt' ihm Alles, ſagt' ihm: „Sie verhungern,
Daferne ſie zahlen!" — was ihm ſeltſam ſchien.
„Um Solche," hohnt' er, „nicht den kleinen Finger
Ritzteſt du dir!" Sie drauf: „Ich ſtürb' um ſie!"
Er lacht' und ſchwur bei Peter und bei Paul,
Dann faßt er tändelnd ihren Demantohrring:
„Ach, ach, du ſprichſt!" — „Nein," rief ſie, „prüfe mich!
Ich thue, was du willſt, um ſie!" — Sofort
Aus einem Herzen, rauh wie Eſau's Hand,
Zürnt er: „So reite nackt denn durch die Stadt,
Und ich erlaſſe dieſen Zoll!" und murrend
Schritt er von dannen, hin durch ſeine Hunde.
Als ſie allein nun war, da, wie wenn Winde
Aus Nord und Süd losraſen auf einander,
Bekämpften ihre Leidenſchaften ſich
Für eine Stunde — bis das Mitleid ſiegte.
Und einen Herold ſandte ſie hinaus;
Den hieß ſie künden zu Trompetenſchall
Den harten Preis; doch daß ſie willig ſei
Das Volk zu löſen! Drum, bei ſeiner Liebe
Anflehe ſie's, daß bis zur Mittagszeit
Kein Auge frech zur Straße niederſchau'n,
Kein Fuß die Straße frech betreten möge!
Zu Hauſe halten wolle Jeder ſich,
Die Thür verriegelt, zugemacht das Fenſter!
Dann floh ſie in ihr innerſtes Gemach
Und hakte los dort die verbundnen Adler,
Die ihr der Earl geſchenkt: ihr Gürtelſchloß.
Bei jedem Athemholen hielt ſie inne,
Faſt wie ein Sommermond, der aus Gewölk
Schamhaft hervortritt. Schüttelnd dann ihr Haupt
Ergoß ihr wellig Haar ſie bis auf's Knie;
Zog raſch ſich aus; ſtahl ſich die Trepp' hinab,
Und, wie ein Sonnenſtrahl, von Säul' zu Säule
Glitt ſie und huſchte, bis am Thor ſie ſtand.
Dort ihren Zelter traf ſie: Purpurnes
Deckt' ihn, mit Golde prächtig blaſonirt.
Dann ritt ſie fort, mit Keuſchheit angethan.
Die Lüfte ſchwiegen und der leiſe Wind,
In Ehrfurcht lauſchend, wagte kaum zu athmen.
Die Drachenhäupter an des Palaſt Dach's
Metall'nen Rinnen ſchienen ihr zu blinzeln;
Des Hofhunds Bellen macht' ihr Antlitz flammen
Und ihres Zelters Hufſchlag jähe Schrecken
Durch ihre Pulſe! Dann die Spalten rings
Der blinden Mauern! Ach, und die phantaſt'ſchen
Neugier'gen Giebel! Doch ſie hielt ſich aufrecht,
Bis ſie vom Feld her durch das graue Stadtthor
Den blüh'nden Flieder weiß erglänzen ſah.

Dann ritt ſie heim, mit Keuſchheit angethan.
Ein Kerl', ein roher, niedriger Geſell,
Stichwort und Sprüchwort aller Folgezeit,
Ein Löchlein bohrend, lauerte — doch plötzlich,
Eh' ſeine Augen ihren Willen hatten,
Befiel ihn Blindheit — Blindheit für all' Zeit!
So hat die Macht, die edle Thaten ſchützt,
Den ſchnöden Mißbrauch eines Sinns gezüchtigt;
Sie aber wußt' es nicht und ritt vorbei.
Da auf einmal, mit zwölf gewalt'gen Schlägen,
Von hundert Thürmen klirrt' und hämmerte
Schamlos der Mittag — ein Schlag nach dem andern!
Doch grade da beſchritt ſie ihr Gemach,
Trat dann hervor in Kron' und Purpurkleid
Vor ihren Herren, nahm hinweg die Steuer
Und ſchuf ſich lächelnd einen ew'gen Namen.
(Freiligrath.)

## 4.

## Die Schweſtern.

Wir waren zwei Töchter aus einem Haus;
Sie war die Schönſte, ſie ſtach mich aus. —
Wie weht der Wind über Thurm und Höhn! —
Sie fiel, er war ein ſtattlicher Mann;
Ich meine, die Rache ſtand wohl mir an —
O, der Earl war ſchön zu ſehn!
Sie ſtarb, ſie ging in die ewige Glut;
Sie miſchte mit Schmach ihr altes Blut. —
Wie heult der Wind über Thurm und Höhn! —
Ganze Wochen und Monde, Tag und Nacht,
Seine Lieb' zu gewinnen war ich bedacht —
O, der Earl war ſchön zu ſehn!
Ich gab ein Feſt, er war beim Schmaus,
Ich gewann ſeine Lieb', ich bracht' ihn nach Haus. —
Wie brüllt der Wind über Thurm und Höhn! —
Und nach dem Eſſen, die Kleider los,
Da legt' er ſein Haupt in meinen Schooß:
O, der Earl war ſchön zu ſehn!
Seine ſchwarzen Wimpern küßt' ich zur Ruh,
Auf meiner Bruſt, da ſchloß er ſie zu. —
Wie wüthet der Wind über Thurm und Höhn! —
Ich haßte ihn mit der Hölle Haß,
Aber ſeine Schönheit gefiel mir baß:
O, der Earl war ſchön zu ſehn!
Aufſtand ich in der ſtillen Nacht,
Blank hab' ich und ſcharf meinen Dolch gemacht. —
Wie raſ't der Wind über Thurm und Höhn! —
Halb im Schlafe war er, kein Laut in der Burg,
Da ſtieß ich ihn dreimal durch und durch:
O, der Earl war ſchön zu ſehn!
Ich kämmt' und lockte ſein ſchönes Haar;
Er ſah ſo groß, als er todt nun war.
Wie weht der Wind über Thurm und Höhn!
In ein Bahrtuch hüllt' ich den todten Mann,
Seiner Mutter zu Füßen legt' ich ihn dann:
O, der Earl war ſchön zu ſehn!
(Freiligrath.)

## 5.

## Ein Grablied.

Schlaf', dein Acker iſt beſtellt!
Falte deine Hände du
Auf dem Herzen! ſchlummre zu!
Laß ſie toben!
Weißer Birke Schatten fällt
Auf dein Grab, mit Grün umwoben.
Laß ſie toben!
Sorg' und Leumund kränkt dich nicht;
Nur des kalten Wurmes Zahn
Taſtet dich im Bahrtuch an.
Laß ſie toben!
Schatten rieſelt ſtets und Licht
Auf dein Grab, mit Grün umwoben.
Laß ſie toben!
Nimmer wirſt du dich herum;
Singt die Biene nicht zur Stund'
Süßer, als Verläumdermund?
Laß ſie toben.
Nimmer ſchauſt du trüb und ſtumm
Aus dem Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!
Heuchler thun um dich gerührt;
Süßrer Thau vom Geisblatt rinnt,
Als Verrätherthränen ſind.
Laß ſie toben!
Frühlingsregen muſicirt
In dem Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben.
Wirr ſich rankend blühn um dich
Brombeerroſen, zart und bleich,
Weiß- und Schlehdorn auch zugleich —
Laß ſie toben!
Alle Flechten duftend ſich
In das Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!
Hahnenfuß auf leichtem Stiel,
Glockenblum' und Primel ſpäht
Ueber das geſtickte Beet —
Laß ſie toben!
Kön'ge haben keinen Pfühl,
Wie das Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben!
Worte wandern dort und hier;
Sprache, die durch Gott uns quillt,
Ach, ihr Mißbrauch trübt dein Bild —
Doch laß ſie toben!
Grill' und Heimchen zirpen dir
In dem Grün, das dich umwoben —
Laß ſie toben! (Freiligrath.)

## 48.

## Percival.

### An den Adler.

Du, mit dem macht'gen Flügelpaar,
Wohnſt hoch in freier Luft,
Wo ihr Banner ſchwingt der Stürme Schaar,
Wo der Wind den Wolken ruft.
Dein Thron iſt auf der Bergesſpitz',
Die Luft dein endlos Feld,
Die Felſenzack' dein Königsſitz,
Die Wolken ſind dein Zelt.
Du ſitzeſt in den Strahlen hell,
Im gold'nen Mittagslicht,
Der Sonne glüh'nder Flammenquell
Verſengt dein Auge nicht.
Die Schwingen ausgebreit im Wind,
Streifſt über'm Wogenreich',
Das untergeh'nde Schiff geſchwind,
Dem Todesengel gleich.
Von ragend hoher Klipp' herab
Schau'ſt in die Brandung hin;
Da läßt das Rauſchen nimmer ab,
Endlos die Fluten zieh'n.
Auf's Neue dann dein Flügel kreiſt,
Trägt fern dich über's Meer,
Gleich einem lichtumfloſſ'nen Geiſt
Schwebſt du dann frei und hehr.
Myriaden Wogen eilend ziehn,
Doch eileſt du voran;
Zieh'ſt über tauſend Gräbern hin,
So raſch wie der Orkan.

Und wenn der Nachtſturm ſchwarz erwacht,
Mit Schreckensahnung reift,
Dann, wie ein flücht'ger Traum der Nacht,
Dein Flug vorüberſchweift.
Du Fürſt der gränzenloſen Luft,
Dein Name kaiſerlich
Zu Kampf und Ruhm die Kühnen ruft,
Sie ſchaaren ſich um dich.
Dein gold'nes Flügelpaar, es flog
Einſt vor den Römern her,
Vom fernen Nil Egyptens zog
Es hin zum weiten Meer.
Für dich ihr Kampf, für dich ihr Fall,
Der ihren Schwur empfing,
Des Kriegers Blick, im Hörnerſchall,
An dir noch ſterbend hing.
Jahrhunderte voll Schrecken war
Dein Bild Symbol der Macht,
Bis daß der Sturm, der tauſend Jahr
Heranzog, wild erwacht.
Da rollt heran die Zornesflut,
Umbrauſ't die Völker weit;
Die Welt lodt auf in Kriegesglut,
Der Tod deckt das Gefild.
Den König wie den Sklaven ſchlingt
Die mächt'ge Flut hinab,
Den Tapfern wie den Feigen zwingt
Der Tod in's blut'ge Grab.
Und wo warſt du dann, freier Aar? —
„Ueber'm Meer dort, im Weſten fern,
Wo über der Freiheit Wiege klar
Ging auf ein goldner Stern.
Jahrhunderte auf ödem Strand
Saß, wacht' ich dort allein;
Die Welt, die Dunkelheit umwand,
Gedachte nicht mehr mein.
Da zog 'ne kühne Schaar heran
Auf unbekanntem Meer;
Mein Auge ſah es gleich ihr an,
Daß ſie brav und tapfer wär'.
Um die willkomm'ne Barke flog
Ich, wie ſie naht' dem Strand,
Dann, gleich der Lerche, fröhlich zog
Ich auf zum Himmelsrand.
Es ward die kleine kühne Schaar
Zur mächtigen Nation,
Ich führte ſie durch die Gefahr —
Mir klingt ihr Lied zum Lohn.
Hoch über Feld und See und Meer,
Vor ihrer Waffen Glanz,
Zieht meines Auges Zauber her,
Führt ſie zum Siegeskranz.“

(Plönnies.)

---

## 49.

## Bryant.

### Thanatopſis.

Verſchiedne Sprache redet die Natur
Mit dem, dem ihre ſichtbare Erſcheinung
Lieb und vertraut. Für ſeine heitern Stunden
Hat ſie der Freude Stimmen und ein Lächeln
Und eine Schönheit voll Beredtſamkeit!
In ſeine dunklen Träume geht ſie ein
Mit holder Sympathie, die unbemerkt
Den Stachel ihnen raubt. Wenn über dich
Gedanken an die bittre Todesſtunde
Vernichtend kommen und wenn Trauerbilder
Von Agonie, von Bahr' und Leichentuch,
Erſtickender Nacht, und von dem engen Haus
Dich ſchaudern machen, daß dein Herz erkrankt, —
Dann unter'n freien Himmel geh' und lauſche
Der Lehre der Natur, wenn rings ertönt —
Aus Erd' und Waſſern, aus der Lüfte Tiefen —
Der ernſte Ruf: Noch kurze Zeit, und dich
Sieht die allſeh'nde Sonne nimmermehr
In ihrem Lauf. Der kühle Erdengrund,
Der die beweinte Leiche trägt im Schooß,
Und nicht das Rund des Oceans bewahrt
Dein Bild. Die dich genährt, die Erde, will
Zurück den Leib, daß wieder Erd' er werde.
So jede Menſchenſpur verwiſcht, aufgebend
Dein eigenthümlich Sein, geh'ſt du, auf ewig
Dich mit den Elementen zu vereinen.
Dem ſtarren Felſen wirſt du Bruder ſein,
Dem trägen Erdreich, das der rauhe Landmann
Pflügend zerreißt, zertritt. Die Eiche ſchickt
Die Wurzeln aus, die deine Form durchbohren.
Doch gehſt zu deinem ew'gen Ruheplatz
Du nicht allein; noch kannſt erſehnen du
Ein prächt'ger Lager. Denn du legſt dich nieder
Zu Patriarchen früh'rer Zeit, zu Herrſchern,
Den Mächtigen der Welt, zu Weiſen, Guten,
Zu Huldgeſtalten, zu der Vorzeit Sehern —
In ein großartig Grab. Die ſonnenalten,
Felſengerippten Berge und die Thäler,
Nachdenklich ſtill dazwiſchen ausgeſtreckt,
Ehrwürd'ge Wälder, majeſtät'ſche Ströme,
Klagende Bäche, die erfriſchend ziehn
Durch Wieſen, wie der alte Ocean,
Der melancholiſch, grau das All umfließt,
Sind alle nur der feierliche Schmuck
Vom großen Menſchengrab. Die goldne Sonne,
Der Sterne zahllos Heer und die Planeten
Seh'n auf des Todes Trauerwohnungen
Jahrtauſende herab. Es wird die Zahl,
Die auf der Erde wallt, zu Nichts, verglichen
Mit jener großen, die im Schooß ihr ruht.
Zur Wüſte eile auf des Morgens Schwingen;
Verlier' im Urwald dich, dem angemeſſ'nen,
Wo ſtrömt der Oregon, der nur das Rauſchen,
Das eig'ne hört — ſonſt keinen Laut. — Die Todten
Sind dort; Millionen birgt die Einſamkeit,
Seitdem zuerſt die Zeit ſie niederlegte
Zur letzten Ruh; — ſie herrſchen dort allein.
So wirſt du ruh'n. Und ob von Lebenden
Du unbemerkt auch ſcheideſt, deinen Tod
Kein Freund beachtet? Alle, die da leben,
Sie theilen einſt dein Loos. Der Frohe ſcherzt,
Wenn du dahin; der Sorge düſt'res Brüten
Beſteht, und Einer wie der And're folgt
Dem lockenden Phantom; doch Alle laſſen
Sorge und Luſt; ſie kommen All' und ſchlagen
Bei dir ihr Lager auf. Im langen Zug
Der Zeiten werden alle Erdenſöhne,
Der Jüngling in dem Lenzesglanz, der Mann
Scheidend in voller Kraft, Matron' und Jungfrau,
Das matte Alter, wie die holde Kindheit,
Die in der Unſchuld Lächeln knickt der Tod,
Mit dir vereint, durch Jene, welche noch
Den Todten folgen, trifft die Reihe ſie.
Leb' ſo, daß, wenn an dich der Ruf ergeht
Zu folgen der zahlloſen Caravane,
Die nach dem Schattenreiche wallt, wo Jeder
Sich einen Platz ſucht in der Todeshalle,
Du nicht gehſt, wie bei Nacht der mürriſche Sklav
Den man zum Kerker peitſcht. Gehalten fromm,
Beſchwichtigt durch unwandelbaren Glauben,
Sollſt deinem Grab du nahen, jenem gleich,
Der mit des Lagers Vorhang ſich umhüllt
Und ſich zu ſchönen Träumen niederlegt.

(Plönnies.)

## 50.

## Longfellow.

### Excelſior.

Die Nacht ſank auf der Alpen Joch,
Da zog durch's Dorf ein Jüngling noch;
Der trug ein Banner in der Hand,
Auf dem der fremde Wahlſpruch ſtand:
Excelſior!
Trüb ſeine Stirn; ſein Aug' ein Schwert,
Das blitzend aus der Scheide fährt;
Wie klingend Erz melodiſch tief
Der Stimme Ton, mit der er rief:
Excelſior!
Rings in den ſtillen Hütten glomm
Der Schein des Herdes, traut und fromm;
Geſpenſtiſch reckten ſich im Kreis
Die Gletſcher — doch er ſeufzte leis:
Excelſior!
Der alte Dörfner ſprach: „O laß!
Eng und gefährlich iſt der Paß!
Schwarz droht der Sturm, der Gießbach ſchwoll!“
Als Antwort klang es, tief und voll:
Excelſior!
Das Mädchen ſprach: „Bleib', müder Gaſt!
In meinen Armen halte Raſt!“
Sein blaues Auge ſtrahlte feucht;
Doch wieder ſang er, ungebeugt:
Excelſior!
„Weich' aus der dürren Kiefer Aſt!
Flieh der Lawine zorn'gen Ball!“
Dieß war des Landmanns letztes Wort;
Doch in den Bergen klang es fort:
Excelſior!
Frühmorgens, als zum Herrn um Kraft
Flehte Sanct Bernhards Brüderſchaft,
Da tönte, wie aus tiefer Gruft,
Ein Rufen durch die bange Luft:
Excelſior!
Und, ſpürend, unter'm Schnee zur Stund'
Fand einen Wandersmann der Hund;
Noch hielt er in der eiſ'gen Hand
Das Banner, drauf der Wahlſpruch ſtand:
Excelſior!
Dort, in des Zwielichts kaltem Wehn,
Dort lag er leblos, aber ſchön;
Herab vom Himmel, klar und fern,
Fiel eine Stimme, wie ein Stern:
Excelſior! (Freiligrath.)

## 51.

## Street.

### Der Anſiedler.

Der Siedler ſchwang ſein Beil ſo blank
In Wüſten, wo kein Laut iſt wach;
Des Waldes Titanenſchaar — ſie ſank
Mit donnerndem Gekrach;
Der Adler mit Gekreiſch entflog
Dem Neſt, das ſich zum Sturze bog
Mit ſeines Laubdachs Pracht,
Und ein der erſte Sonn'ſtral zog
In Wolfes Höhlennacht.
Rauh war die Tracht und ſtark der Leib
Deß, der ſich mühte hier ſo ſchwer;
Es ſchafft' des Waidwerks Zeitvertreib
Die rohe Kleidung her.
Die Seel' in dieſem Leib ſprach Hohn
Dem Putz, der dort hat ſeinen Thron,
Wo Menſch und Menſch ſich drängt;
Die Haut des friſchen Wildes ſchon
Des Waldes Herrn umhängt.
Die Pfade durch des Urwalds Pracht,
Der Fluß, der Blumen ſäet am Saum,
Der Wind, deß Hauch Muſik oft macht
In dem ſonnloſen Raum, —
Die Tempel — Baumarkadenreihn,
Das grüne Thal im Sonnenſchein,
Das Moor, die dunkle Schlucht —
In ſolchen Scenen, groß und rein,
Er ſein Ergetzen ſucht.
Sein Dach hebt ſich an heiterm Ort;
Am dunkeln Forſt das Korn er ſtreut!
Gewächs, das nicht im Wald kommt fort,
In Sonn' und Regen gedeiht.
Der Rauch, ſich kräuſelnd über'm Thal,
Gebrüll, Geblök und Glockenhall
Die Landſchaft wie verjüngt,
Die, ein lebendiges Denkmal,
Von der Verwandlung ſingt.
Das Veilchen weckte, Lenz, dein Gruß!
Roth wuchs die Roſe in die Höh;
Der Mais geldt' in des Herbſtſtrals Kuß,
Der Winter brachte Schnee;
Der Einſame noch dort ſich müht,
Die Luft durchtönt ſein Pfiff, ſein Lied;
Er ſchwingt in raſchem Zug
Das Grabſcheit oder hin er zieht
Am Hügel mit dem Pflug.
Er ſteht Gewitters wilde Glut
Tobend auf ſelbſtgebrochnem Pfad,
Sengend das Land, den Wald, voll Wuth
Wo es verheerend naht;
Steht zu der Windsbraut Ungeſtüm,
Die Föhren niederreißt im Grimm,
Das Licht des Tages ſtellt,
Wenn ſie, ein fegend Ungethüm,
Heulend vorüberfährt.
Sein Wolfshund bellt, die Büchſe knallt,
Des Bären Brummen nicht mehr droht;
Voll Blut und Schweiß die Klauen krallt
Der Panther und erliſcht im Tod.
Der flücht'ge Hirſch ſtürzt todeswund,
Der junge Wolf beißt in den Grund,
Der Biber, tödtlich matt
Vom Blei, ſinkt, Klagen in dem Mund,
In ſeine Waſſerſtatt.
Ein karges Loos! doch Preiſes werth!
Als ſcholl der Freiheit Aufgebot:
Hat er am kühnſten ſich bewährt
In Kampf und Blut und Tod!
Er färbte Bunkershill mit Blut,
Hielt feſt in trübſter Zeit den Muth
Und ſah aus dunkler Wolke
Bei Yorktown leuchten der Sonne Glut
Ob einem befreiten Volke!
(Pfizer.)

## 52.

## Irving.

### Die Fälle des Paſſaic.

Im friedlichen Thal, grün von Wäldern umhegt,
Wo ein heimliches Plätzchen Natur angelegt,
Wo der Hirſch hat ſein Lager, die Ringtaub' ihre Brut,
Rollte ſchweigend der Paſſaic die klare Flut.
Keine mächtige Ausſicht erſtaunte den Blick,
Nicht bebt' er vor Wundern ſchauernd zurück,
Stets ſchwankte die Ulme, das Waldblümlein glänzte,
Grün den reinen Fluß das Ufer umkränzte.
Doch der Geiſt, der da herrſchend im ſchwarzen Wald
Hatt' im finſtern Dickicht ſeinen Aufenthalt,

Der an Seenen ſich freut, wo der Wirbelwind ſauſt,
Wo Donner und Blitz und der Sturm erbrauſt:
Ganz glühend kam er vom feurigen Streite,
Wo die Söhne des Lichts ſtritten und die Rothhäute,
In's Ohr ihm der Krieger Hurrah noch ſchlug,
Den triefblutigen Skalp als Trophäe er trug.
Unwirthig ſein Blick ob der Landſchaft hingleitet,
Mit dem duftenden Flor, ſanft die Schatten gebreitet,
Wo der Paſſaic durch Grün ſeinen Schlangenlauf hat
Mit durchſichtigem Waſſer, ſein Spiegel ſo glatt.
Er ſpaltet den Berg, drückt nieder den Wald,
Zwingt in rauhe Kanäle den Fluß mit Gewalt;
Er zerriß den Felsblock, den Abgrund er ſchuf,
Warf die Welle hinab mit verzweifelndem Ruf.
Monden ſind ſeitdem verfloſſen zahlloſe;
Cultur hat geſänftigt das Wilde, das Große;
Der Weißen Art hat den Urwald gelichtet
Und den Zauber der düſtern Schatten vernichtet.
Doch die Fremden mit ſtaunenden Augen noch ſehn
Den geborſtenen Fels, den Wald auf den Höhn,
Und es fährt an der Klippe ſie ſchwindliger Traum,
Wo kopfüber der Fluß ſtürzt begraben in Schaum.
(Pfizer.)

## 53.

## Drake.

### Die amerikaniſche Flagge.

Als Freiheit von ihrer Berge Höhn
Ihr Banner in der Luft ließ wehn,
Zerriß ſie der Nacht Azurkleid,
Drauf pflanzend die Sterne der Herrlichkeit;
Des Himmels glänzend Gürtelband
Sie um die prächt'gen Farben wand;
Das reine Himmelsweiß ſtreifte ſie
Mit Stralen von der lichten Früh,
Dann, von der Sonne, wo er war,
Rief ſie, als Träger, ihrem Aar,
Und gab ihm in die mächt'ge Hand
Das Symbol von ihrem Lieblingsland.
Großer Monarch der Wolken, du!
Der droben ſchwebt in Königsglanze;
Des Sturms Trompeten hörest zu,
Und ſiehſt des Blitzes flücht'ge Lanze;
Wenn wild des Sturmes Krieger wettern,
Des Himmels Donnertrommeln ſchmettern;
Du Sonnenſohn, dein Amt iſt's, dein:
Zu ſchirmen das Panier der Frei'n,
In gelbem Schwefeldampf zu ſtreiten,
Den Streich der Schlacht zurückzuweiſen,
Zu ſchaffen, daß es hold, gewogen,
Hoch flattre, ſo wie Regenbogen
Am nächtlichen Gewölk des Krieges,
Herolde des erſehnten Sieges.
Der Tapfern Banner! flattre offen,
Ein Pfad für des Triumphes Hoffen,
Wenn die Signaltrompet' erſchallt,
Das Heer im Marſch lang, glänzend wallt
Eh' trübt mit ſeiner Lebensflut
Das blanke Bayonett das Blut:
Blickt dorthin jedes Kriegers Auge,
Wo deine Himmelsglorien glühn!
Kriegswuth aus deinem Glanz er ſauge,
Wenn er im Sturm muß vorwärts ziehn.
Wenn brüllender Geſchütze Dampf,
Ein graues Bahrtuch, hüllt den Kampf,
Der blut'ge Säbel zuckt zum Streich,
Der Mitternacht Sternſchnuppen gleich:
Dann flamm' in Meteores Licht,
Daß zitternd fliehn des Auslands Kinder
Vor jedem Arm, der mannhaft ficht
Unter ſo ſchönem Todesſchauer!
Flagge des Meers! Zur See deck' immer
Die Tapfern deiner Sterne Schimmer;
Wenn Tod, ſcheuchend des Sturmes Vögel,
Schwarz rauſcht um die geblähten Segel,
Wenn die Wellen fliehn in wildem Schreck
Vor'm Schiffsbord, ſchon zum Sinken leck:
Schau' jeder Todgeweihte doch
Zum Himmel und zu dir auf noch,
Noch ſinkend deine Farben zu ſehn
Ob ſeinem Grab im Triumphe wehn.
O Flagge! freier Herzen Vertrauen,
Von Engelshand der Kraft verliehen,
Am Himmel deine Sterne wir ſchauen,
In Himmelsart deine Farben glühen.
Weh' ſtolz, o Fahne, unverwandt!
Wo iſt der Feind, der den Sieg je raubt uns,
Wenn der Fuß ſteht auf der Freiheit Land,
Der Freiheit Banner weht um's Haupt uns!
(Pfizer.)

# Anhang.

## Oſſian (Oiſin).

## 1.

### Die Ballade von Finn's Jagd.

O Patrik! ob auch bitterer Schmerz bei der Erinnerung jäh erwacht,
Erzähl' ich meinem Worte treu dir doch die wunderbare Jagd.
Im ſpeergeſchmückten Alwin zecht der Finnier Schar, geſangumrauſcht,
Am Schachbrett wird die Kunſt erprobt, im Spiele Glück und Gut getauſcht.
Und Finn, der Fürſt, tritt unbemerkt hinaus auf Alwin's grüne Au'n.
Da läßt in windesſchnellem Lauf ſich eine ſchlanke Hindin ſchau'n.
Er ſchickt die Doggen flink und treu Sgeolan und Bran auf ihre Spur,
Derweil von Jagd und Hindin Nichts der Freunde treue Schar erfuhr.
Die Hunde nur und Luno's Sohn, ſein gutes Schwert, begleiten ihn.
Die Hindin ſieht er vor ſich hin bis nach Sliev' Gullin's Bergwand fliehn.
Da war's, wo plötzlich ſie aus Finn's und ſeiner Doggen Blicken ſchwand;
Sie machen Halt und wiſſen nicht, ob ſie ſich rechts, ob links gewandt.
Doch ſtürmt' er ſelbſt zur Rechten fort, die Hunde links auf gutes Glück;
O Patrik! wollte Gott ihm wohl, wie zog er da ſich raſch zurück!
Finn ſpäht umher, da lockt ein Laut der Klage nach Loch Sliev' ihn [illegible].
Er ſieht ein blendend ſchönes Weib, das jammernd ſitzt am Ufer dort.
Die Wangen friſchen Roſen gleich, der Purpurbeer' ihr ſüßer Mund,
Der Hals wie Frühlingsblüthen weiß, der ſchnee'ge Buſen glatt und rund,
Goldglanz ihr Haar, ihr Aug' ein Stern, der mild vom blauen Himmel blickt.
O Patrik, wenn du ſie geſehn, ihr Zauber hätt' auch dich umſtrickt.
Und ſtetig zu der Schönen trat der Hort der Helden, Finn, und ſpricht:
„Mit Gunſt, holdſel'ge Herrin, ſahſt du meine raſchen Doggen nicht?"

„Mich kümmern Jagd und Hunde nicht, mich kümmert nur mein eigner Schmerz;
Nur des Verluſtes herbes Weh, o Heldenherrſcher, füllt mein Herz.“
„So ſtarb der theure Gatte dir? So wäre vielleicht ein ſüßes Kind,
Das Pfand der Treue, dir geraubt? O Herrin, ſag' mir's an geſchwind!
Du Huldin mit der ſchnee'gen Hand, o nenn' es mir, dein bittres Leid!
Steht Hilf' in eines Mannes Macht, ſieh Finn zum Helfen raſch bereit.“
Und ihm erwiederte das Weib mit weißer Hand und goldnem Haar:
„So wiſſ', ich wein' um einen Ring, der meines Lebens Wonne war.
Vom Finger fiel er in den See; o König, hochgeſinnt und mild,
Mein theures Kleinod ſchaffe mir, ſonſt wird mein Jammer nie geſtillt.“
Wie Finn die ſanfte Bitte hört, ſchnell wirft er von ſich ſein Gewand
Und ſucht im tiefen See den Schatz des Weibes mit der ſchnee'gen Hand.
Er taucht wohl fünfmal auf den Grund, er ſpäht nach allen Seiten hin,
Da findet glücklich er den Ring, will heim nun zur Gebieterin.
Doch wie er ringsum nach ihr ſchaut, hin ſchwand ihm Jugendfriſch' und Kraft,
An's Ufer ſchleppt er ſich mit Müh', ein Greis, dem Herz und Arm erſchlafft.
Wie ſolchem Zauber Finn erlag, noch zechten wir in Almin's Saal;
Bei Sang und Spiel verrauſchte die Zeit und Keiner miſſt' ihn noch beim Mahl.
Da fährt Caoilt' empor und ſieht erſchrocken unter uns ſich um:
„Wo iſt der edle Cumhals-Sohn?“ Im Speiſeſaal ward es ſtill und ſtumm.
Und Conan nimmt das Wort, der Sohn des Morni, tückiſch frechen Sinns:
„Willkommne Botſchaft wär's, nicht mehr zu ſeufzen unterm Joche Finn's.
Was Cumhal's Sohn war, jetzt werd' ich's, Caoilte, Held der raſchen That!
Ich erbe Ruhm und Macht von ihm, ich wandle ſeinen Herrſcherpfad.“
Der Finnier Hohngelächter ſcholl des Wichtes toller Prahlerei,
Blieb auch um des Verſchwundnen Loos voll Sorgen jedes Herz dabei.
In Haſt und Angſt von Almin macht ſich auf der Mannen tapfre Schaar,
Zu forſchen nach dem Helden Finn und ſeinem edlen Doggenpaar.
Caoilt und mir als Führern folgt des Finnier Heer, raſch ging es fort.
Sliev' Guillin war im Flug erreicht, doch keinen Fürſten ſah'n wir dort.
Nordwärts vom Berge lauſchen wir und ſpähen weithin rings im Kreis.
Da finden wir am Rand des See's wohl einen abgelebten Greis
Hohläugig, matt und abgezehrt, ein Bild des blaſſen Elends, ſchlich
Er zitternd dort am Ufer hin, kaum aufrecht halten konnt' er ſich.
Wir wähnen, daß zum See herab er kam, ein armer Fiſcher wohl,
Und daß vom bittern Mangel ihm die Wange ſo gar bleich und hohl.
Und ſorgend fragen wir ihn, ob er einen Helden kühn und ſchön
Nicht mit zwei Doggen birſchen ſah auf Wildes Spur durch Thal und Höh'n?
Und ſchamvoll ſenkt der Finnierheld das Haupt, die Rede fällt ihm hart,
Bis er Caoilte's treuem Ohr ſein Elend zögernd offenbart.
Wie Finn's Geſchick ſein Heer vernimmt, nicht weiß es, ob's den Ohren trau';
Dreimal erſchallt des Schreckens Ruf; die Dachſe ſuchen ſcheu den Bau.
Der feige Kahlkopf Conan nur frohlockt ob unſres blut'gen Grams,
Er läſtert Finn's, des Helden Haupt, ſpricht Hohn dem Ruhm des Finnierſtamms.
„Wärſt du fürwahr der ſtolze Finn, vom Rumpfe flög' dein zitternd Haupt
Dir, der voll Neid den Heldenruhm, der mir gebührte, frech geraubt.
Nicht leid iſt mir's, dich ſo zu ſehn, o glichen alle Finnier dir!
Wie wüſch' ich im verhaßten Blut ſo freudig meine Klinge hier.
Seit Cumhal's Blut zur Erde von Mac Morni's goldnem Schilde rann,
Lebt Morni's hoher Heldenſtamm, verachtet, fern von dir, im Bann.“
Drauf unſer Führer: „Dächt' ich nicht an Finn allein und an ſein Leid,
Ha, Conan, toller Kahlkopf, frech im Wortzank, zitternd in der Schlacht.“
Drauf Jener: „Nimmer ſtopfſt den Mund mir Oiſin's glattes Bübchen traun!
Was thut denn der geprieſ'ne Finn, als auf zermalmtem Daumen kau'n?
Nicht Boiſchne's, mein Stamm donnert' einſt dem Heer voran im Schlachtendrang.
Dein vorlaut Bübchen, Oiſin, lernt Singſang von dir und Schellenklang.
Prahl', Oscar, nicht mit eitlem Muth, der, thatenſcheu, in Worten tobt,
Vor dieſer ritterlichen Schaar werd' unſre Tapferkeit erprobt.“
Und Oscar, grimmig, zieht ſein Schwert, doch Conan trollt verzagt ſich fort,
Im dichtſten Haufen zu entgehn der Strafe für ſein Läſterwort.
Laut höhnt der Finnier Schaar, doch legt ihr Fürwort ſie bei Oscar ein;
Conan, dem feigen Kahlkopf, läßt verachtend Gnad' er angedeih'n.
Wohl zwei, wohl dreimal fragt Caoilt': „O Cumhal's Sohn, wie iſt's geſchehn?
Hat dich Thuatha's Zauberkraft zu dem gemacht, wie wir dich ſehn?“
„Den böſen Fallſtrick,“ ſpricht jetzt Finn, „hat Guillin's Tochter mir gelegt,
Da ſie, im See nach ihrem Ring zu ſuchen, ſchlau mein Herz erregt.“
Sein Läſtern gut zu machen, ſtellt ſich Conan grimmig und betrübt:
„Wir gehn nicht, bis die Zauberin gebüßt, was ſie an Finn verübt.“
Auf unſern Schilden trugen wir ihn ſanft nach Guillin's Höhle hin,
Bereit, zu trotzen ihrer Kunſt und Heil zu ſchaffen unſerm Finn.
Fünf Tage und fünf Nächte braucht's, bis wir der Höhle Grund erreicht,
Bis blendend in der Anmuth Glanz die ſchlanke Guillin ſich uns zeigt.
Den Becher mit dem Heiltrank bot ſie ihm mit zitternd ſcheuer Hand;
O Wonn', als Cumhal's Sohn auf's Neu' nun ſchön und kräftig vor uns ſtand!

Als freundlich uns ſein Auge ſtrahlt, ſchier wollten wir vor Luſt vergehn.
Den Stern der Ritter, frei vom Bann, der Flammenwaffen werth zu ſehn.
Dreimal erſcholl der Freude Ruf, die Dächer ſuchten ſchon den Bau.
Sprich, hagrer Patrik, ward die Sage dir je verkündet ſo genau?

(Elliſſen)

## 2.

## Lieder von Selma.

Stern der ſinkenden Nacht,
Schön glänzt im Weſten dein Licht!
Du hebſt aus Wolken dein lockiges Haupt,
Schreiteſt ſtattlich den Hügel entlang!
Warum blickſt nach der Haide du hin?
Gelegt hat ſich der ſtürmiſche Wind,
Fernher dringt des Waldſtroms Gemurmel,
Rauſchende Wogen brauſen am Felſen,
Fliegen des Abends ſchwärmen auf ſchwachen,
Luftigen Schwingen durch das Gefild!
Wonach blickſt du, du ſchönes Licht?
Doch du lächelſt und ſchwindeſt hinweg.
Die Wogen umgaukeln mit Freuden dich
Und baden das liebliche Haar dir.
Leb' wohl, du ſchweigender Strahl,
Erwecke das Licht in Oſſian's Geiſt!
Und es erwacht in all' ſeiner Kraft,
Meine geſchiedenen Freunde ſeh' ich,
Sie ſammeln ſich wieder am Lora-Strom,
Wie ſonſt in den Tagen der Vorzeit.
Wie eine Säule nebliger Feuchte
Naht ſich Fingal; um ihn die Helden.
Sieh' auch die Barden des ſüßen Geſanges,
Ullin, den Greis, und den ſtattlichen Ryno,
Alpin, mit der melodiſchen Stimme,
Und Minona mit ſanfter Klage.
Meine Freunde, wie ſeid ihr verändert
Seit den feſtlichen Tagen von Selma,
Da um den Preis des Geſanges wir buhlten,
Wie Frühlingslüftchen, die ſanft am Hügel
Wechſelnd beugen das liſpelnde Gras!
Minona trat in Schönheit hervor,
Geſenkten Blickes und weinenden Aug's,
Ihr Haar floß ſanft im Zuge des Winds,
Der unſtät hauchte vom Hügel.
Die Seelen der Helden trauerten tief,
Als ihrer Stimme Wohllaut erklang.
Denn oftmals ſahen ſie Salgar's Grab
Und die enge, finſtere Wohnung
Der ſchönen weißbuſigen Kolma;
Kolma, einſam verlaſſen am Hügel
Mit all ihrer Stimme des Wohllauts,
Zu kommen hat Salgar verſprochen ihr,
Aber die Nacht ſank ringsum herab!
O höret die Stimme von Kolma jetzt,
Da ſie allein auf dem Hügel ſaß!

### Kolma.

Es dehnt ſich die Nacht. Ich bin allein,
Verlaſſen auf ſtürmiſchem Hügel!
Der Wind ſauſt in den Gebirgen wild,
Es brüllt der Strom den Felſen herab,
Keine Hütte ſchirmt mich vor Regen,
Verlaſſen auf ſtürmiſchem Hügel.
Erſchein' doch, o Mond, aus deinem Gewölk,
Erſcheinet ihr nächtlichen Sterne!
Leite mich irgend ein Licht zu dem Ort,
Wo ermüdet vom Jagen des Wildes
Mein Geliebter einſam ruht.
Ungeſpannt ſein Bogen bei ihm,
Um ihn die ſchnaubenden Hunde.
Aber hier muß ich ſitzen allein
An dem Felſen des mooſigen Stromes.
Es brüllt der Strom, es rauſcht der Wind,
Nicht hör' ich die Stimme des Theuren!
Warum zögert mein Salgar noch?
Vergaß der Sohn des Berges ſein Wort?
Hier iſt der Fels, hier iſt der Baum
Und hier der brüllende Waldſtrom!
Hier zu ſein mit der Nacht verſprachſt du,
Ach, wo hat ſich mein Salgar verirrt?
Mit dir wollt' ich entfliehen dem Vater,
Mit dir dem ſtolzen Bruder entfliehn!
Feind ſind unſre Geſchlechter ſich lange,
Doch nicht feind ſind, Salgar, wir uns.
Schweig' ein Weilchen, o Wind, ein Weilchen,
Schweig' ein Weilchen, du brauſender Strom,
Daß meine Stimme ringsum ertöne
Und mein verirrter Wandrer mich hört.
Salgar, ich bin's! — Kolma, ſie ruft dich,
Hier iſt der Baum und hier iſt der Fels!
Salgar, Theurer, Geliebter, hier bin ich,
O warum ſäumſt du, zu kommen zu mir?
Sieh, hervor tritt der ſtille Mond,
Im Thal erglänzt die wallende Flut,
Grau dämmern die Felſen den Hügel hinauf,
Doch ſeh' ich ihn auf der Höhe nicht,
Seine Hunde ſpringen nicht vor ihm her,
Hier muß ich ſitzen allein, allein! —
Wer liegt dort auf der Haide bei mir?
Biſt du's, mein Geliebter, mein Bruder? —
O meine Theuren, redet zu mir —
Nicht Antwort geben ſie Kolma!
O redet zu mir, ich bin allein,
Meine Seele wird gefoltert von Angſt! —
Ach ſie ſind todt! Ihre Schwerter ſo roth!
O mein Bruder, mein Bruder!
Warum erſchlugſt meinen Salgar du?
Warum, Salgar, du meinen Bruder?
Ihr waret mir Beide ſo lieb, ſo lieb!
Schön warſt unter Tauſend des Hügels du,
Und er war furchtbar in wüthender Schlacht!
O ſprecht mit mir, hört meine Stimme!
Meine Geliebten, erhöret mich!
Doch ach, ſie ſchweigen, ſchweigen für immer,
Kalt iſt, kalt wie die Erd' ihre Bruſt!
Vom Felſen des Hügels herab,
Vom Gipfel der ſtürmiſchen Höh'n,
O redet, ihr Geiſter der Todten,
Redet, mich ſoll es nicht ſchrecken!
Wohin gingt zur Ruh' ihr ein?
In welcher Schlucht des Gebirges ſoll
Ich die Geſchiedenen finden?
Kein ſchwacher Laut ertönt im Wind,
Nicht Antwort hallt verweht im Sturm!
Ich ſitz' in meinem Gram allein
Und harre des Morgens mit Thränen.
Errichtet, ihr Freunde der Todten, die Gruft,
Doch ſchließt ſie nicht, bis Kolma kommt.
Mein Leben flieht wie ein Traum dahin,
Was ſollt' ich länger hier weilen?
Mit meinen Freunden will ich hier ruhn
Am Strome des hallenden Felſens!
Wenn Nacht herab auf den Hügel ſich ſenkt
Und die Haide der Wind durchſtreift,
Soll mein Geiſt im Luſthauch ſtehen
Und betrauern der Freunde Tod.
In der Hütte hört mich der Jäger,
Fürchtet und liebt die Stimme von mir;
Süß ſoll um die Freunde ſie klagen,
Denn ſie waren mir Beide ſo lieb!

Alſo erklang, Minona, dein Lied,
Sanft erröthende Tochter von Torman!
Unſre Thränen floſſen um Kolma,
Unſre Seele ward traurig und ſtill.
Ullin kam mit der Harfe daher
Und gab den Geſang uns von Alpin.
Lieblich war die Stimme des Alpin,
Ryno's Geiſt ein feuriger Stral.
Doch ſchon ruhten im engen Haus ſie,
Ihre Stimme verhallt' in Selma.
Ullin kehrt' einſt zurück von der Jagd,
Eh noch die Helden gefallen,
Ihren Wettgeſang hört' er am Hügel.
Sanft war, aber traurig ihr Lied.
Sie klagten den erſten der Helden,
Sie klagten um Morar's Fall.
Sein Geiſt war Fingal's Geiſte gleich,
Sein Schwert dem Schwerte von Oscar.
Er fiel und es klagte ſein Vater
Und thränenreich war der Schweſter Aug',
Minona's Aug' war thränenreich,
Der Schweſter des herrlichen Morar.
Sie trat zurück vor Ullin's Geſang
Wie im Weſten der Mond,
Der, wenn er den Regen vorausſieht,
Sein ſchönes Haupt in Gewölke hüllt.
Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zugleich
Und das Lied der Trauer ertönte.

### Ryno.

Wind und Regen ſind vorüber,
Still und heiter iſt der Mittag
Und die Wolken ſind zertheilt;
Wechſelnd fliegt am grünen Hügel
Unbeſtändig hin die Sonne;
Röthlich fließt der Strom im Thale,
Süß iſt, Strom, dein Murmellaut,
Aber ſüß're Stimmen hör' ich,
Alpin's, des Geſanges Sohn,
Der die Todten ſchwer beklagt!
Alter beugte ſchon das Haupt ihm,
Roth von Thränen iſt ſein Auge.
Alpin, o du Sohn der Lieder,
Warum auf dem ſtillen Hügel,
Warum biſt du ſo allein,
Klagend, wie der Wind im Walde,
Wie die Well' am öden Strand?

### Alpin.

Meine Thräne gilt den Todten,
Meine Stimme den Verſchiedenen!
Schlank biſt auf den Höh'n du, Ryno,
Schönſter von der Haide Söhnen,
Doch wie Morar wirſt du fallen,
Trauer wird dein Grab umſchweben
Und kein Hügel wird dich kennen,
Ungeſpannt dein Bogen liegen
Müßig in der Halle!
Flüchtig warſt du, wie ein Reh,
Furchtbar wie ein Feuerſchein,
Einem Sturme glich dein Grimm!
Und dein Schwert im Schlachtgefilde
War ein wildes Wetterleuchten,
Deine Stimm', ein Strom nach Regen,
War der Donner ferner Hügel.
Manche ſanken deinem Arme,
Deines Zornes Glut verzehrt' ſie,
Doch wenn du vom Kampfe kehrteſt,
Glänzte friedlich deine Stirn.
Dein Geſicht war gleich der Sonne
Nach dem Regen; gleich dem Monde
In der ſchweigend ſtillen Nacht!
Ruhig wie des Meeres Buſen,
Wenn der laute Wind vertobt!
Eng' iſt deine Wohnung jetzt,
Düſter deine Ruheſtätte,
Und dein Grab mißt kaum drei Schritte,
Du, der einſt ſo groß du war'ſt!
Nur vier Steine mooſ'gen Hauptes
Sind dein einzig Denkmal noch!
Ein faſt ganz entlaubter Baum nur,
Langes Gras im Winde flüſternd,
Zeigen noch des Jägers Auge
Des ſo mächt'gen Morar's Grab.
Wahrlich, tief ſankſt du, o Morar!
Keine Mutter klagt um dich mehr,
Keines Mädchens Liebesthräne!
Todt iſt ſie, die dich geboren,
Morren's Tochter iſt gefallen!
Wer iſt Jener dort am Stabe,
Deſſen Haupt vor Alter weiß,
Deſſen Auge roth von Thränen,
Der bei jedem Schritte wankt?
Ach dein Vater iſt es, Morar,
Vater nur des einz'gen Sohnes;
Er vernahm von deinem Schlachtruhm,
Er vernahm den Sturz der Feinde,
Er vernahm den Ruhm des Sohnes —
Und von ſeiner Wunde Nichts?
Wein', o Vater Morar's, weine!
Denn dein Sohn, er hört dich nicht!
Tief iſt ja der Todten Schlummer,
Und ihr Bett von Staube niedrig.
Nimmer hört er deine Stimme,
Nicht erweckt ihn je dein Ruf!
O wann wird's im Grabe Morgen,
Der den Schläfer wachen heißt?
Lebe wohl, du tapf'rer Krieger,
Sieger in dem Felde du!
Doch das Schlachtfeld ſieht dich nimmer,
Nimmer wird des Waldes Dunkel
Deines Stahles Glanz erleuchten!
Deinen Sohn haſt du verlaſſen,
Doch im Liede lebt dein Name,
Hören ſoll von dir die Nachwelt,
Hören einſt, wie Morar fiel.

Es erwachte die Trauer Aller rings,
Am lauteſten brach Armin's Seufzer hervor;
Er gedachte des eignen Sohnes Tod,
Der fiel in den Tagen der Jugend.
Karmor, des hallenden Galmal Fürſt,
Saß nahe dem Helden und ſagte:
„Warum bricht Armin's Seufzer hervor,
Iſt dir ein Grund denn zur Trauer?
Erklingt nicht des Liedes ſüßer Ton,
Zu laben das Herz und zu ſchmelzen?
Es gleicht dem ſanften nebligen Duft,
Der dem See entſteigend auf's Thal ſprüht,
Die zarten Blumen tränket der Thau,
Doch die Sonne kehret voll Kraft zurück
Und die leichten Nebel zerſtieben.
Warum biſt du ſo traurig, Armin,
Des meerumfloſſenen Gorma Fürſt?" —
„Wohl bin ich traurig — und nicht gering,
Nicht klein iſt der Quell meines Leides!
O Karmor, du verlorſt keinen Sohn,
Keine Tochter verlorſt du voll Schönheit!
Kolgar lebt dir ja noch, der Held
Und Annira, das ſchönſte der Mädchen.
Es blüht deines Hauſes Gezweig.
Doch Armin iſt der Letzte des Stammes,
Dein Bett, o Daura, iſt dunkel
Und tief dein Schlaf in dem Grabe!
Wann erwachſt du mit deinem Geſange,
Mit deiner melodiſchen Stimme?

Erhebt euch, ihr Winde des Herbſtes, und ſtürmt,
Ihr Ströme brüllt,
Brüllt, Stürm', im Wald meiner Eichen!
Durch zerriſſene Wolken wall', o Mond,
Zeig' uns wechſelnd dein blaſſes Geſicht,
Erinnere mich jener furchtbaren Nacht,
Wo all meine Kinder gefallen,
Wo Arindal fiel, der mächtige Held,
Und Daura, die Liebliche, hinſank!
Daura, mein Kind, du warſt ſo ſchön!
So ſchön wie auf Fura's Hügeln der Mond,
Weiß wie der eben gefallene Schnee
Und ſüß wie das hauchende Lüftchen.
Arindal, dein Bogen war ſtark
Und ſchnell war dein Speer im Gefild,
Dein Blick gleich dem Nebel auf Wellen,
Dein Schild dem röthlichen Sturmgewölk!
Armar, im Kampfe berühmt,
Warb ernſt um die Liebe von Daura,
Sie widerſtand ihm nicht lang,
Denn ſchön war die Hoffnung der Freunde.
Erath grollte, der Sohn Odgal's;
Denn Armar erſchlug ſeinen Bruder;
Er kam verkleidet als Schiffersmann,
Schön trieb ſein Nachen durch's Meer ihn,
Weiß waren die Locken vor Alter ihm
Und ruhig ernſt blickte ſein Antlitz.
„O ſchönſte der Mädchen," ſprach er zu ihr,
Die Tochter Armin's, unfern in der See
Steht dort ein Fels, daneben ein Baum,
Deß Frucht von Weitem röthlich erglänzt,
Dort wartet Armar auf Daura,
Ich komme zu holen die Liebe."
Sie ging und rief nach Armar eit.
Nur die Stimme des Felſens gab Antwort:
Armar, mein Lieber, mein Lieber ſprich,
Was quälſt du ſo peinlich mit Angſt mich?
O höre, Sohn Armnart's, höre mich,
Denn Daura iſt's, die dich gerufen!
Lachend floh der Verräther an's Land;
Sie hob die Stimme, ſie rief voll Angſt
Nach ihrem Vater und Bruder,
Armin, Arindal, will Keiner von euch
Daura, die Zitternde, retten?
Ueber's Meer drang ihre Stimme,
Arindal, mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab,
Rauh in der Beute der Jagd.
An ſeiner Seite raſſelten Pfeile,
In der Hand den mächtigen Bogen,
Fünf graue Hunde folgten ihm nach:
Den wilden Erath ſah er am Strande,
Er faßt' und band an den Eichbaum ihn,
Seinen Leib umſchnallten Riemen,
Er füllte mit Stöhnen die Winde.
Arindal befährt mit dem Boote die Fluth,
Um an's Land zu holen die Schweſter.
Doch Armar kam ingrimmig herbei
Und drückt den befiederten Pfeil ab:
Er klang und bohrte ſich tief in ſein Herz,
Arindal, o du mein geliebter Sohn!
Du ſankſt für den Verräther Erath,
Das ſchlanke Ruder liegt plötzlich ſtill,
Er ſinkt am Felſen nieder und ſtirbt.
Wie war, o Daura, dein Gram ſo groß,
Als, o Daura, des Bruders Blut
Zu den Füßen dir floß!
Die Wellen zerſchmettern das Boot,
Es ſtürzet ſich Armar in's Meer
Sie zu retten oder zu ſterben.
Da ſtürmt ein Windſtoß vom Hügel herab,
Er ſank und erhob ſich nicht wieder! —
Allein auf dem Felſen, vom Meere gepeitſcht,
Scholl meiner Tochter Jammern und Klagen;
Vielmals und laut ertönt ihr Schrei'n,
Doch ihr Vater konnt' ſie nicht retten.
An dem Ufer ſtand ich die Nacht durch,
Sah ſie beim matten Lichte des Mondes,
Hörte die ganze Nacht durch ihr Schrei'n,
Laut brauſ'te der Wind und der Regen klatſcht'
Hart an die Seite des Hügels;
Ihre Stimme ward ſchwach, eh' der Morgen erſchien,
Wie ein Abendlüftchen ſtarb ſie dahin,
Das verweht im Graſe der Felſen,
Erſchöpft von Jammern ſchied ſie dahin
Und ließ, Armin, dich ganz allein!
Dahin iſt meine Kraft im Kampf
Und mein Stolz hin unter den Mädchen.
Wann die Stürme des Berges erbrauſen,
Wann der Nord die Wellen emporſchwellt,
Sitz' ich am brüllenden Ufergeſtade
Und blicke zum Felſen des Unheils hin.
Oftmals ſeh ich im Sinken des Mondes
Meiner Kinder ſchwebende Geiſter,
Halb nur ſichtbar wandeln ſie Beide
Traurig zuſammen in düſtrem Geſpräch. —
Spricht Keins von euch ein tröſtendes Wort?
Ach, ihren Vater beachten ſie nicht!
Wohl bin ich traurig und nicht gering
Iſt, Karmor, der Grund meines Leidens!"
So erſchollen die Worte der Barden voreinſt
In den Tagen des Liedes, als Fingal noch
Den Sagen lauſchte der Vorzeit,
Die Harfen kamen vom Hügel herab,
Die lieblichen Töne zu hören.
Doch prieſen die Stimme von Kona ſie,
Die erſte von tauſend der Barden,
Jetzt lähmt das Alter die Zunge mir,
Es ſchwindet dahin meine Seele.
Zuweilen hör' ich der Barden Geiſt
Und hör' ihre lieblichen Lieder,
Doch das Gedächtniß vergeht meinem Sinn,
Ich höre die Mahnung der Jahre,
Sie ſagen, indem ſie vorüberziehn:
Warum denn ſinget Oſſian noch,
Bald wird er liegen im engen Haus,
Dann preiſt ſeinen Namen kein Barde!
Ihr dunklen Jahre, rollt heran,
Meine Freude bringt euer Lauf;
Oeffnet Oſſian's tiefes Grab,
Denn geſchwunden iſt ſeine Kraft!
Des Liedes Söhne gingen zur Ruh,
Nur meine Stimme bleibt noch zurück.
Wie ein Windhauch, der am rauſchenden Fels
Einſam noch klingt, wenn die Stürme verweht,
So ſäuſelt leiſe das dunkle Moos
Und der ferne Schiffer ſieht nur noch
Die ſanft ſich bewegenden Bäume.

(Böttger.)

## 8.

# Deutſchland.

Daß keine, welche lebt, mit Deutſchlands Sprache ſich
In den zu kühnen Wettſtreit wage!
Sie iſt, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es ſage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutſcher Wendung reich;
Iſt, was wir ſelbſt in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forſchte, waren,
Geſondert, ungemiſcht und nur ſich ſelber gleich.

**Klopſtock.**

Unſere Literatur hat eine Erſcheinung aufzuweiſen, welche die Literatur keines Volkes der Erde mit ihr theilt: ſie iſt zweimal zur höchſten Blüthe ihrer Vollendung emporgewachſen, ſie hat zweimal in dem Glanze einer heitern, friſchen, kräftigen Jugend geſtralt — mit einem Worte: ſie hat, nicht wie die Literatur der übrigen Nationen, nur eine, ſie hat zwei claſſiſche Perioden gehabt; zweimal iſt es uns vergönnt geweſen, auf der Höhe der Zeiten zu ſtehen und in dem vollen Bewußtſein reicher Lebenskräfte unſer geſammtes inneres und äußeres Leben in dichteriſchen Kunſtwerken mit einfacher Treue und großartiger Wahrhaftigkeit abzuſpiegeln.

**Vilmar.**

# Deutſchland.

Das reiche Gemüthsleben, welches das deutſche Volk zu allen Zeiten beurkundet hat, legt ein gewichtigeres Zeugniß für das Alter unſerer Poeſie ab, als es die mageren Nachrichten, die ſich bei Tacitus darüber vorfinden, zu thun vermögen. Dem deutſchen Herzen iſt es ſo natürlich, ſeine träumeriſche Innigkeit im Liede zu ergießen. Freilich iſt durchaus kein Werth auf die Verſicherungen überpatriotiſcher Hellſeher zu legen, welche in den altdeutſchen Eichenwäldern einen förmlich organiſirten Sängerorden, die ſogenannten **Barden**, entdeckt haben wollen, dagegen aber liegt kein vernünftiger Grund vor, die Ueberlieferung zu bezweifeln, der zufolge die alten Deutſchen nicht nur die feſtlichen Vorkommniſſe des Lebens mit Geſang begleiteten, ſondern auch ſchon in früheſter Zeit die Erinnerung an die Thaten ihrer großen Helden, z. B. des Teut und Mann, ſpäter des Armin, in Liedern fortpflanzten. Solcherlei Lieder ſchloſſen ſich im Laufe der Zeit zu Stammſagen zuſammen, welche die Familientraditionen eines ganzen Heldengeſchlechtes umfaßten, und dieſe Stammſagen erweiterten ſich während der Völkerwanderung, dieſem Verjüngungsproceß Europa's, zu Sagenkreiſen, in denen durch das dichteriſche Gewand der Mythe und Sage das hiſtoriſche Geſchick ganzer Völker durchſchimmert. Die bedeutendſten dieſer Sagenkreiſe ſind die gothiſche Dietrichſage und die burgundiſche Siegfriedſage, jene dem Süden, dieſe dem Nordweſten Deutſchlands angehörend und vielfach mit ſkandinaviſchen Sagen zuſammenhängend. Dieſen beiden Sagenkreiſen, ſowie dem ſpäter hinzugekommenen Sagenkreis von Karl dem Großen entſtammt vornehmlich unſere volksmäßige nationale Heldendichtung.

Die drei älteſten, auf uns gekommenen Erzeugniſſe derſelben ſind 1) das Hildebrandlied, 2) das Lied von **Walther von Aquitanien**, welches uns leider nur in einer lateiniſchen, durch den St. Galliſchen Mönch Eckehard (geſt. 974) verfaßten Bearbeitung des Originals erhalten worden, und 3) das in angelſächſiſcher Sprache gedichtete Lied von den Thaten des Jütenkönigs **Beowulf**, welches ſchon darum von großer Wichtigkeit iſt, weil es uns in ſeiner Form (Stabreim oder Alliteration) die urſprüngliche Norm germaniſcher Poeſie zeigt.

Die Erwähnung von Eckehard's Waltharius führt uns auf den Umſtand hin, daß unſerer Dichtung leider eine volksmäßige Fortentwickelung verſagt war, daß ſie baldigſt in die Hände der Geiſtlichkeit überging, die darauf ausgehen mußte, ſie mit chriſtlichen Einflüſſen zu inficiren, das Heidniſche, alſo das Urſprüngliche und wahrhaft Nationale, in ihr zu unterdrücken und das Intereſſe des Volkes für poetiſche Aeußerung vorwiegend auf das theologiſche Gebiet hinüberzuſpielen. An der Spitze der literariſchen Leiſtungen der Geiſtlichen ſteht die berühmte Uebertragung eines Theils der Bibel in's Gothiſche durch den Biſchof Ulfilas (geſt. 388). Ihm folgten in Ueberſetzung und Paraphraſirung bibliſcher Schriften Rabanus Maurus, Notker Labeo, Williram und Otfried, ein elſäſſiſcher Mönch, der gegen den Ausgang des 9. Jahrhunderts zu in althochdeutſcher Mundart und — was ſehr bedeutſam iſt — in gereimten Verſen eine „Evangelienharmonie" verfaßte, die das Leben Jeſu vollſtändig enthält. Ein Gegenſtück dazu bildet die niederdeutſche Evangelienharmonie „Heliand (Heiland)", die von einem oder vielleicht von mehreren Sachſen gedichtet wurde und an poetiſchem Gehalt ſämmtliche Mönchsdichtungen jener und der folgenden Zeiten, als die „Kaiſerchronik", den „Lobgeſang auf den heiligen Hanno", eine Menge von Legenden u. ſ. f. weit überragt. Indeſſen begnügte ſich der einmal erwachte dichteriſche Eifer der Geiſtlichen nicht lange mit ausſchließlich kirchlichen Stoffen, ſondern griff auch nach weltlichen, beſonders ſolchen, die ſich mit der Religion leicht in Verbindung bringen ließen. So wurde König Ludwigs III. Sieg über die Normannen in dem „Ludwigsliede" gefeiert, ſo gab die Erinnerung an Karls des Großen Siege über die Saracenen in Spanien dem Pfaffen Konrad um 1175 Veranlaſſung, ſein Rolandslied zu dichten. Weiterhin wurden volksmäßige Sagen, wie die vom Herzog Ernſt und vom König Rother, von den Geiſtlichen aufgenommen und endlich holten ſie ſich geſchichtliche Stoffe aus dem Alterthum herüber, um ſie zum Theil vortrefflich zu bearbeiten, wie z. B. im 12. Jahrhundert der Pfaffe Lamprecht mit der Geſchichte Alexanders des Großen that. Sein Werk fand in der Bearbeitung antiker Stoffe durch weltliche Dichter (Heinrich von Veldecke, Herbort von Fritzlar, Rudolf von Hohenems, Konrad von Würzburg) mehrere Seitenſtücke, die aber ſchon weit mehr von dem romantiſchen Geiſt durchdrungen ſind und die Motive des Ritterthums in das Alterthum hineintragen.

Es hatte ſich nämlich inzwiſchen die große geiſtige Revolution vollendet, welche Europa eine neue Geſtaltung gab. Die Mythologie des Chriſtenthums, welche in dem Maria-Cultus ihre Spitze fand, die gläubige Begeiſterung, womit insbeſondere die germaniſchen Stämme die Geheimniſſe der neuen Religion in ſich aufnahmen, die angeborene hochherzige Weiſe, in welcher ſie Manneskraft und Thatenluſt mit den ſänftigenden Geſetzen dieſer Religion in Einklang zu bringen trachteten — dieſes Alles mußte ſie für die Ergreifung und Ausbildung des Ritterthums höchſt empfänglich machen. Die Kreuzzüge brachten daſſelbe zu ſeiner höchſten Blüthe und in dieſem Zuſammenfluten der europäiſchen Völkerfamilie zu einem gemeinſamen poetiſchen Unternehmen, in dieſem Austauſche der Sitten, Sagen, der Gefühls- und Denkweiſe des Nordens und des Südens, des Morgen- und des Abendlandes, eröffneten ſich die Quellen, welche zu dem Strom der ritterlichen oder höfiſchen Dichtung des deutſchen Mittelalters zuſammenrannen. Der erweiterte Blick des Wiſſens, die zarten Beziehungen der beiden Geſchlechter, die Freude am Wunderbaren, an Abenteuern und Waffenglanz, die angeſtammte Luſt an Heldenſage und Liederkunſt, die Gunſt, welche das dichteriſche Talent Seitens der öffentlichen Meinung genoß, die veredelteren Lebensformen, endlich die liberale Theilnahme ausgezeichneter Großen: das Alles wirkte bildend und ermunternd auf Dichtung und Dichter. Tonangebendes Princip der Poeſie wurde das Verhältniß der Geſchlechter, die Minne. Das Ritterthum erhob, entgegen der antiken Lebensanſicht und Gewohnheit, das Weib zur Krone der Schöpfung und conſequenterweiſe mußte die Frau Minne die Sonne werden, an welcher ſich die Begeiſterung der ritterlichen Dichter entzündete. Dabei machte ſich ein gewiſſer kosmopolitiſcher Drang geltend; man ſuchte in der Fremde nach Stoffen umher, weil man die einheimiſchen, die altnationalen, aus welchen überall noch das ſtarre, unfrauenhafte, ungalante Heidenthum hervorlugte, für die höfiſche Behandlungsweiſe zu ſpröde fand. So kam es, daß die drei großen ritterlichen Heldendichter, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg brittiſche Sagenſtoffe zu vollendeten Kunſtwerken geſtalteten, Hartmann ſeinen anmuthsvollen „Iwein," Wolfram ſeinen großartigen „Parzival," Gottfried ſein wunderſames Gedicht von „Triſtan und Iſolde," in welchem er der chriſtlichen Myſtik und Askeſe gegenüber, die Wolfram vertritt, als genialſter Wortführer der Natur und Leidenſchaft und des echt Menſchlichen auftritt. Sein Werk iſt unſtreitig die koſtbarſte Perle unſerer mittelalterlichen Literatur und wird die Herzen der Menſchen erfreuen, ſo lange ſie für Geiſt und Schönheit empfänglich ſind. — Vor, mit und nach den drei genannten Dichtern waren Ulrich von Zazichofen („Lanzelet"), Wirnt von Gravenberg („Wigalois"), Konrad von Würzburg („Trojanerkrieg"), Konrad Flecke („Flos und Blanchflos"), Rudolf von Ems („der gute Gerhard") und Andere als höfiſche Epiker thätig, jedoch mit ſehr verſchiedenem, theilweiſe ſehr untergeordnetem Erfolge, und mit dem Erlöſchen des ritterlichen Geiſtes zur Zeit des Kaiſers Maximilian verlief ſich auch das höfiſche Epos in die langweilige, troſtloſe Oede des allegoriſchen Ritterromans („der Theuerdank" von Melchior Pfinzing und der „Weißkunig" von Max Treizſauerwein).

Zugleich mit dem höfiſchen, kunſtmäßigen Epos gelangte die ritterliche Lyrik zu hohem Flor, von ihrem Grundton die Bezeichnung „Minnegeſang, Minnelied" entlehnend. Als der Urheber des Minnegeſangs, d. h. als der erſte Dichter, welcher die höfiſche Bildung der Zeit, die feineren Formen und künſtlicheren Versmaße und Reimarten in Deutſchland einführte, wird von den ſpätern Minneſängern allgemein Heinrich von Veldecke anerkannt. Im Ganzen genommen iſt übrigens der deutſche Minnegeſang nicht ſehr erquicklich; die mannhafte oppoſitionelle Tendenz, welche die Lyrik der Troubadours auszeichnet, fehlt hier und das ewige Singen vom Gehen des Winters und vom Kommen des Frühlings oder umgekehrt, das fortwährende Geſeufze von Minne und wieder Minne und abermals Minne muß denn doch in die Länge ſehr langweilig werden. Die Form der Minnelieder iſt meiſt eine ſehr kunſtreiche, allein es birgt ſich hinter derſelben nur zu oft die größte Gedankenarmuth. Natürlich findet dieſer Tadel auf die beſſeren der Minneſänger keine Anwendung und aus dem Kreiſe der beſſeren — Dietmar von Aiſt, H. v. Veldecke, Friedrich von Huſen, Heinrich von Morungen, Chriſtian von Hamle, Reinmar der Alte u. A. — iſt insbeſondere Walther von der Vogelweide nicht nur als ausgezeichneter Dichter, ſondern auch als mannhafter Denker und hellſehender Patriot hervorzuheben. Später nahm der Minneſang didaktiſche Elemente in ſich auf und dieß rettete ihn noch eine Zeit lang vor der gänzlichen Verwilderung und dem Ungeſchmack, welchem er zu Anfang des 14. Jahrhunderts anheimfiel. Beſonnene und wohlmeinende Männer mußten ſchon früher mit dem in Lüge und Unſittlichkeit ausartenden Minnegeſang in Conflict kommen und ihrer Oppoſition gegen die einreißende Minneliederlichkeit, ſowie gegen die ſich breitmachende, verlogene und hohle Gelehrſamkeit ihrer Zeit verdanken wir die Erzeugniſſe unſerer mittelalterlichen Lehrdichtung: z. B. den „wälſchen Gaſt" des Thomaſin Zirkler (Zerklære), „Freidanks Beſcheidenheit," die didaktiſchen Poeſieen des Striker, den „Renner" des Hugo von Trimberg, den „Edelſtein" des Ulrich Boner, „das Narrenſchiff" des Sebaſtian Brandt, welche letztere Werke ſchon aus dem Mittelalter in die Reformationsperiode hinübergreifen und auf die Satire derſelben anregend einwirken.

Durch eine ſeltſame Fügung erhielten zu einer Zeit, wo das höfiſche Ritterthum, das Liebäugeln mit der Fremde und die Alles beherrſchende Frau Minne an der Tagesordnung waren, unſere altnationalen Heldenlieder aus den Kreiſen der Siegfrieds- und Dietrichſage ihre jetzige Geſtalt. Im Anfang des 13. Jahrhunderts fanden dieſe großartigen Stoffe Bearbeiter, welche bei allem erſichtlichen Eifer der Aufgabe lange nicht gewachſen waren und nur allzuviel von dem Geiſte ihrer Zeit in dieſe uralten Heldenlieder hineinlegten, ihre Urſprünglichkeit trübend, ihre volksmäßige Reinheit mit ungehörigen Zuthaten verletzend, alles nach ihrem Sinne Anſtößige ausmerzend und das Ganze nach Kräften verchriſtlichend, d. h. hier verderbend. Die Heldengeſänge der Siegfried- und Dietrichſage wurden in dieſer Art von einem unbekannten Bearbeiter — von dem fabelhaften Heinrich von Ofterdingen kann keine Rede ſein — im Nibelungenlied verſchmolzen, welches trotz dieſer Bearbeitung in einer ungünſtigen Zeit den Titel des deutſchen Nationalepos durchaus verdient, und die Sagen der Nord- und Oſtſeeländer wurden in der Gudrun zu einem, ziemlich loſe verknüpften Ganzen zuſammengeſtellt, das den Nibelungen würdig zur Seite ſteht. Im 15. Jahrhundert, wo die Dichtung, nach vollbrachter Abſtufung von der ritterlichen Lyrik zur bürgerlichen Didaktik, wieder mehr zum Volk zurückkehrt und der Geſchmack am Nationalen wieder erwacht, wurden auch die übrigen Heldenſagen der alten Zeit umgedichtet, und zwar mitunter von ſehr talentloſen Menſchen, erweitert und in Sammelwerken zuſammengeſtellt. Ein ſolches Sammelwerk iſt das Heldenbuch — im Gegenſatz zu dem Nibelungenlied und der Gudrun, welche das große Heldenbuch ausmachen, auch das kleine Heldenbuch genannt, — deſſen epiſche Geſänge vom hörnernen Siegfried, vom Roſengarten u. ſ. w. ſpäter in die Proſa der Volksbücher umgewandelt wurden, deren Literatur auch von anderen Seiten her reichliche Zuflüſſe erhielt und außerordentlich anſchwoll. Auch im Volkslied zeigt ſich um dieſe Zeit eine neue, höchſt erfreuliche Productivität.

Der Verfall der ritterlichen Poeſie, das Mächtigwerden der bürgerlichen Elemente in derſelben — welche übrigens in der Form des Meiſtergeſangs bald zu ſtagnirendem Formelweſen vertrockneten — das Wiederauftauchen der volksthümlichen Dichtungen, der in der Literatur laut werdende oppoſitionelle Demokratismus: alle dieſe Symptome kündigten in der literariſchen Thätigkeit Deutſchlands eine neue Geſchichtsperiode an. Die Reformation, d. h. der Verſuch, das kirchliche, politiſche und ſociale Leben neu zu geſtalten, trat in Kampf mit den Inſtituten des Mittelalters und führte, wenn auch im Ganzen ſchmählich geſcheitert, im Einzelnen dennoch dem geſellſchaftlichen Organismus eine Maſſe neuer Lebenskräfte zu. Die deutſche Literatur mühte ſich, an dem Verjüngungsproceſſe Theil zu nehmen, allein es fehlte ihr in gleichem Maße, wie der Reformation überhaupt, an einem die Umſtände bewältigenden Genie, an einem wahrhaft ſchöpferiſchen Geiſte. Eine ſtraffe, dem aus langem Schlafe aufgerüttelten Gedanken günſtige Form war in der Sprache der Bibelüberſetzung von Luther gegeben, mit der Sprache aber auch zugleich ein Inhalt, der die deutſche Nation ganz und gar von nationaler, freier Entwicklung ab- und auf die dürre Haide der Theologie hinausführte, auf welcher ſich die Maſſe des Volks heutzutage noch im Kreiſe herumdreht oder herumgedreht wird.

Einem Zweige der Literatur mußte indeſſen die Sturm- und Drangperiode der Reformation reichliche Nahrung geben, nämlich der Satire, und es iſt von Bedeutung, daß gerade am Ende des 15. Jahrhunderts das uralte germaniſche Thierepos, deſſen älteſter Darſtellung wir bei der niederländiſchen Literatur begegnen werden, und welches neben lateiniſchen Bearbeitungen ſchon im 12. Jahrhundert in Heinrich dem Glichſäre einen hochdeutſchen Dichter gefunden, unter dem Titel „Reineke Vos" in niederdeutſcher Sprache dem Volke wieder erneuert wurde. Ob Nikolaus Baumann, ob Heinrich von Alkmar der Verfaſſer des Reineke Vos war, ſteht dahin, gewiß aber iſt, daß dieſes merkwürdige, von tiefſter Welt- und Menſchenkenntniß zeugende Buch, die ſatiriſche Richtung der Zeit, in welcher es erſchienen, mächtig förderte; es führt recht eigentlich den Reigen der Satiriker, wie ſie in Thomas Murner (geſt. 1536; „Narrenbeſchwörung und Schelmenzunft), in dem herrlichen, an der deutſchen Miſere zu Grunde gegangenen Ulrich von Hutten (geb. 1488, geſt. 1523; zahlreiche Schriften in Verſen und Proſa), in dem genialen deutſchen Rabelais Johann Fiſchart (geſt. 1591; „Geſchichtklitterung," „das glückhafte Schiff," „Flohhatz," „Jeſuwiderhütlein," „der Bienenkorb u. ſ. f."), in den Fabuliſten Burkard Waldis (geſt. 1555) und Erasmus Alberus (geſt. 1553) und in dem Thierepiker Georg Rollenhagen (geſt. 1609; „Froſchmäusler") auftraten.

Die Reformationszeit begründete in ihrer volksthümlichen Derbheit das deutſche Drama, im Gegenſatz zu der untergegangenen idealen Ritterdichtung, die ſich vornehmlich dem Epos zugewandt. Allerdings reichen die Anfänge der dramatiſchen Spiele in das Mittelalter hinauf, wo ſie, wie in andern Ländern, aus der kirchlichen Liturgie hervorgegangen waren (Myſterien, Oſterſpiele) und zuletzt auch eine polemiſche Färbung angenommen hatten; allein poetiſche Berechtigung erhielt das Drama erſt durch Hans Sachs (1494—1576), dieſen hochbegabten Schuſter aus Nürnberg, der in Fabel und Schwank, Erzählung und Meiſtergeſang, Geſpräch und Allegorie, Trauerſpiel und Luſtſpiel eine vielſeitige, erleuchtete und für die Entwicklung der Literatur höchſt ſegensreiche Thätigkeit entfaltet hat. Nikolaus Manuel und Jakob Ayrer wetteiferten im Drama mit ihm. — Außerdem nahm, nach Luthers einflußreichem Vorgang, die dichteriſche Wirkſamkeit hauptſächlich das Kirchenlied zum Vorwurf und hier leiſteten Juſtus Jonas, Erasmus Alberus, Paul Speratus, Michael Weiß, vor Allen aber ſpäter Paul Gerhard (geſt. 1676) proteſtantiſcherſeits Ausgezeichnetes, während die religiöſe Dichtung der Katholiken in Friedrich von Spee und Johann Scheffler (Angelus Sileſius) talentvolle Pfleger fand. Beiderlei Richtungen ſetzten ſich lange Zeit fort und haben bis auf den heutigen Tag herab immer wieder zahlreiche Erneuerer gefunden.

Die triſte Barbarei des dreißigjährigen Krieges mußte auch der deutſchen Literatur höchſt unheilvoll werden, und wie dieſer Krieg die politiſche Exiſtenz Deutſchlands dem Auslande preisgab, ſo verurſachte er auch die Fremdherrſchaft über unſere Literatur. Das Volkslied, ſtets die echteſte Quelle nationaler Poeſie, verſtummte allmälig, die Gelehrten ſuchten in ſklaviſcher Befolgung mißverſtandener Kunſtregeln des Alterthums einzig das Heil, vernachläſſigten vaterländiſche Sprache und vaterländiſchen Literaturſchatz und leiſteten der geiſtloſeſten, platteſten Nachahmung ſchlechter franzöſiſcher und italieniſcher Muſter allen möglichen Vorſchub. Die Poeſie ſank zu einer faden Tändelei mit Schäferorten und Hirtennamen herab und ihre Pfleger ſchwammen haltlos in dem zähen Meere ſüßlicher Albernheit und ſchwülſtiger Alexandriner umher, welchem auch einzelne kräftigere Naturen, wie Georg Rudolf Weckherlin (geſt. 1651) und Julius Wilhelm Zinkgref (geſt. 1635) nicht völlig ſich entwinden konnten.

Mit dem Schleſier Martin Opitz (geſt. 1639) läßt man gewöhnlich die Geſchichte der neueren deutſchen Literatur anheben. Man hat ihn „den Vater und Wiederherſteller der Dichtkunſt“ genannt und ſein Ruhm, ſein Einfluß als Haupt der erſten ſchleſiſchen Dichterſchule war groß unter ſeinen Zeitgenoſſen. Sein Streben war ein gutgemeintes, aber ſein Vermögen ein ſchwaches; als Poet unbedeutend, hat er dagegen als Metriker und Sprachreiniger unbeſtreitbare Verdienſte. Sein Grundſatz, daß die Poeſie, indem ſie ergetze, zugleich auch nutzen und belehren müſſe, räumt der Lehrrichtung ein ganz unverhältnißmäßig großes Feld ein und wirklich hat er auch in dieſer Richtung, wie etwa im beſchreibenden Gedicht, die genießbarſten ſeiner Sachen geſchrieben. An dichteriſcher Kraft, an Geſinnung und Charakter überragt ihn Paul Flemming (geſt. 1640) weit. In den Gedichten deſſelben hören wir nach langer Unterbrechung zum erſten Mal wieder Naturlaute der Poeſie, während die Schüler Opitz's mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen ſich durchaus in kalter und ſteifer Formkünſtelei verloren. Indeſſen hatten Opitz's und ſeiner Freunde Bemühungen um die Literatur und ihre Anerkennung wenigſtens talentvollern Nachfolgern einen Boden geſchaffen, auf welchem ſich das wieder erwachte Intereſſe an dichteriſcher Production ausbreiten konnte. So fanden die Mitglieder der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule, Andreas Gryphius, Chriſtian Hofmann von Hofmannswaldau und Kaspar von Lohenſtein, ſchon bereitwillige Aufmerkſamkeit für ihre zahlreichen Producte. Der gemüthvollſte und phantaſiereichſte Poet unter den ſo eben genannten iſt Gryphius (geſt. 1664), der hauptſächlich als Dramatiker thätig war; Hofmannswaldau (geſt. 1679) that ſich als eleganter Nachbildner römiſcher Lyriker hervor und Lohenſtein (geſt. 1683) entwickelte im Trauerſpiel und Roman jenes breitmäulige Pathos, welches ſeinen Namen mit Schwulſt gleichbedeutend gemacht hat. Satiren ſchrieben Lauremberg und Rachel und in den Sinngedichten Friedrichs von Logau (geſt. 1655) erreichte die nüchtern verſtändige didaktiſche Richtung, welche Opitz angeſtrebt, eine ſcharfe und blanke epigrammatiſche Spitze. Reichere, aber ungebundenere Talente zogen die proſaiſche Form der ſteifen Alexandrinergrandezza vor und ſo gab Samuel Greifenſon von Hirſchfeld (Hans Jakob Chriſtoffel v. Grimmelshauſen, geſt. 1676) in ſeinem Schelmenroman „Simplicius Simpliciſſimus“ ein ergötzliches und zugleich ergreifendes Gemälde der durch den dreißigjährigen Krieg über Deutſchland gebrachten Verwilderung, während Johann Michael Moſcheroſch mit ſeinen ebenfalls in Proſa geſchriebenen ſatiriſchen „Geſichten Philanders von Sittewald“ einen höchſt werthvollen Beitrag zur Sittengeſchichte ſeiner Zeit lieferte. Derartige Leiſtungen blieben indeſſen zu vereinzelt, als daß ſie die Dichtkunſt vor dem ſchmählichen Looſe, platte Hofdichterei zu werden, hätten bewahren können. Erſt mit dem Hamburger Brockes (geſt. 1747) regt ſich, nachdem der begabte Günther (geſt. 1723) in Zerfahrenheit, Ausſchweifung und Noth frühzeitig untergegangen, wieder ein beſſerer Geiſt. Brockes trat gegen die Grundſätze der Schleſier, wie gegen die blinde Nachahmung der franzöſiſchen Tonangeberei eines Boileau in entſchiedene Oppoſition, wollte dem Gefühl und der Sinnlichkeit ihre poetiſchen Rechte zurückgegeben wiſſen, wodurch er dem anmuthigen, heitern und gemüthreichen Friedrich v. Hagedorn (geſt. 1754) den Weg bahnte, und begründete die beſchreibende Naturdichtung, in welcher er als Vorgänger des ernſten, kräftigen Naturmalers und Didaktikers Albrecht v. Haller (geſt. 1777) erſcheint.

Inzwiſchen hatte ſich die deutſche Wiſſenſchaft aus dem heilloſen Zuſtand, in welchem ſie ſich zu Anfang des 18. Jahrhunderts befand, aufgerafft. Die Leibnitz-Wolf'ſche Philoſophie eröffnete neue Bahnen, die aufklärenden Beſtrebungen von Chriſtian Thomaſius (geſt. 1728) und ſeinen Geſinnungsgenoſſen durchdrangen den alten Sauerteig der Vorurtheile und ſchufen Raum für eine freiere Bewegung der Geiſter. Zwar wandelte die Literatur, vertreten von dem harmloſen Satiriker Rabener (geſt. 1771), von dem frommen, ſanften Fabeldichter und Moraliſten **Gellert** (geſt. 1769), deſſen Fußſtapfen **Lichtwer** und **Pfeffel** folgten, von dem Nachahmer des Engländers Pope **Friedrich Wilhelm Zachariä** (geſt. 1777), noch die alten, ausgetretenen Wege, zwar übte noch der abgeſchmackte Pedant **Gottſched** ſein vorlautes literariſches Patronat, allein es erſtanden jetzt den abgelebten, unerſprießlichen und verkehrten Grundſätzen, welche ſich ſeit Opitz in der Literatur breit gemacht, tüchtige und ſtreitſame Feinde in den beiden Zürichern **Bodmer** (geſt. 1783) und **Breitinger** (geſt. 1776), denen ſich der geniale Satiriker **Liscow** (geſt. 1760) in dem Kampfe gegen das herrſchende literariſche Elend geſellte. Der bloß formellen, der Verſtandespoeſie wurde Fehde geboten und derſelben Natur, Phantaſie und der friſche Schlag des Menſchenherzens als Grundbedingungen der Dichtkunſt entgegengeſtellt. Auf die Naturſchilderei der Engländer ward hingewieſen, die Geltung franzöſiſcher Poetik verworfen, auf die altdeutſchen Literaturſchätze aufmerkſam gemacht. Dieſe kritiſchen Beſtrebungen der Schweizer fielen zum Glück in eine Zeit, in welcher ſich die europäiſche Geſellſchaft überhaupt zu einem Häutungsprozeß bereitete, in eine Zeit, in welcher hochbegabte Männer nach allen Seiten und Richtungen hin die Vernichtung veralteter Irrthümer in's Werk ſetzten. Die literariſche Revolution vollbrachte ſich demnach glücklich und es fehlte jetzt nur an einem wahrhaften Dichter, der an die Stelle des überwundenen Alten und Schlechten wirklich Neues und Beſſeres ſetzen würde. Dieſer Dichter kam. Es war Klopſtock.

Mit **Friedrich Gottlieb Klopſtock** (1724—1803) beginnt thatſächlich die neue Geſchichte, die claſſiſche Periode unſerer Literatur. Tiefe Gefühlswärme, chriſtliche Glaubensinnigkeit, glühender Patriotismus und mannhafter Freimuth bilden die Elemente von Klopſtock's Dichtungen, die er, um auch äußerlich ſchon entſchieden mit der Vergangenheit zu brechen, in die Versformen der Alten kleidete, wobei ſich der Reichthum und die Biegſamkeit der deutſchen Sprache aufs Glänzendſte beurkundete. Klopſtock's eigentliche Natur war lyriſch und deshalb haben ſeine Oden mit Recht in weit größerer Geltung ſich erhalten, als ſein zuletzt in die unklarſte Pſalmodie verſchwimmender „Meſſias," deſſen erſte Geſänge einſt die Nation berauſchten, und ſeine gänzlich verfehlten dramatiſchen Arbeiten. Die von ihm angeregte „ſeraphiſche" Dichtung hat eine Unmaſſe von wäſſerigen Nachahmungen verurſacht. Selbſt der alte Bodmer dichtete noch in der Manier Klopſtock's eine „Noachide," während ſein Landsmann **Geßner** die Klopſtock'ſche Empfindſamkeit in ſeinen „Idyllen" zu einem ſüßen Brei zuſammenrührte. Auch Klopſtock's Deutſchthum verwirrte viele ſchwache Köpfe und ſeine Schilderungen aus der deutſchen Vorzeit gaben, verbunden mit den Einflüſſen des damals bekannt gewordenen Oſſian, den **Denis**, **Kretſchmann** u. A. Veranlaſſung, mit Harfenſchlagen und Bardengebrüll ein großes Spectakel zu machen. Klopſtocks Chriſtlichkeit trieb **Lavater** auf die Spitze, der dann in dem witzigen **Lichtenberg** ſeinen humoriſtiſchen Gegenſatz fand. Klopſtock ſelbſt fand einen entſchiedenen Gegenſatz in **Chriſtoph Martin Wieland** (1733—1813), der nach kurzem Wandeln auf dem ſeraphiſchen Pfade ſich zur heitern Philoſophie der Grazien bekehrte und in einer langen Reihe von Werken im anmuthigſten, zuweilen leichtfertigen Ton einen durch die Geſetze der Schönheit gezügelten Epikuräismus predigte. Am ernſteſten und nachhaltigſten hat ſich ſeine Dichterkraft in dem romantiſchen Epos „Oberon" bewährt. Wielands begabteſter Schüler iſt **Wilhelm Heinſe** (geſt. 1803). Er ſtand mit dem liebenswürdigen Anakreontiker **Gleim** (geſt. 1803) in Verbindung, welcher einen Kreis von Lyrikern um ſich verſammelte, zu dem **Peter Uz** (geſt. 1796), **Ewald Chriſtian von Kleiſt** (geſt. 1759), **Johann Georg Jacobi** (geſt. 1814), **Karl Wilhelm Ramler** (geſt. 1798), ſowie auch **Friedrich von Cronegk** und **Anna Louiſe Karſch** ſich zählten. Das durch Klopſtock wieder erweckte Nationalgefühl in der Literatur fand in **Gotthold Ephraim Leſſing** (1729—1781) ſeinen Erweiterer und Begründer, durch Leſſing, der mit der einen Hand die Pagoden des Unſinns und ſchlechten Geſchmacks niederriß und mit der andern Bauwerke voll lichter Harmonie aufführte, der uns nicht allein von der franzöſiſchen Theaterwirthſchaft befreite, ſondern auch ein deutſches Drama ſchuf, der, ein wiſſenſchaftlicher Heros, die Gelehrſamkeit zur Sache des Volks machte und mit ſchärfſter Kritik und gediegenſter Vielſeitigkeit die gute Sache der Freiheit auf den verſchiedenſten Gebieten verfocht. Die deutſche Nation ſchuldet ihm unendlich viel. Leſſings Thätigkeit wurde von **Johann Gottfried Herder** (1744—1803) aufgenommen und fortgeſetzt. Humanität war Herder's Loſungswort, und wie er überall dem Urſprünglichen nachforſchte, ſo iſt er für unſere Poeſie weniger durch ſeine eigenen Gedichte, als durch ſeine Enthüllung und Geltendmachung der Volkspoeſie aller Völker und Zeiten vom heilſamſten Einfluß geweſen, während er nach der andern Seite hin für Geſchichte und Philoſophie anregend gewirkt hat. Auf dem durch Leſſing und Herder bereiteten Boden erſtand jetzt **Johann Wolfgang Göthe** (1749—1832), das umfaſſende, zeugungskräftige Genie, welches ſich aus dem verworrenen „Sturm und Drang" ſeiner Jugendgenoſſen, der **Lenz**, **Klinger**, **Maler Müller**, ſiegreich zu künſtleriſcher Vollendung hinaufrang und in Lyrik, Drama und Epos die vollendetſte Verſchmelzung helleniſcher Formenſchönheit mit deutſchem Geiſt und Gemüth erreichte. Das iſt wahre Claſſik und darum iſt Göthe Deutſchlands größter Dichter. Sein edelſter aber und wirkſamſter iſt **Friedrich Schiller** (1759—1805), der Liebling der Nation, der bald mit Göthe zu wetteifern begann und in deſſen Werken jene heilige Begeiſterung lodert, welche die endliche Befreiung und Erlöſung der Völker nicht nur prophezeit, ſondern auch erringen lehrt. Dieſen unſern beiden Dichterheroen ging würdig zur Seite Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825), der, nach dem Vorgange der Hermes, Hippel, Thümmel u. A., den humoriſtiſchen Roman ausbildete und das Gold ſeiner Poeſie leider nur zu verſchwenderiſch ausſtreute, die Fülle ſeiner Phantaſie, den unerſchöpflichen Strom ſeines liebevollen Herzens zu formlos ergoß.

An zum Theil ältere Richtungen ſchloſſen ſich die Mitglieder des Göttinger Dichterbundes, der kernhafte Johann Heinrich Voß (1751—1826), meiſterlicher Ueberſetzer der Alten und Dichter naturgemäßer Idyllen, als welcher er Peter Hebel's (1760—1826) liebliches Talent erweckte, der ſanfte, ſchwermüthige Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty (geſt. 1776), die Brüder Chriſtian und Friedrich v. Stolberg, ferner Cramer, Hahn, Miller (Verfaſſer des Thränenromans „Siegwart") und Boje. In Verbindung mit dieſem Kreiſe ſtanden auch Gotter und Käſtner, näher aber noch der wackere Wandsbecker Bote Matthias Claudius (geſt. 1815) und der geniale volksmäßige Balladendichter Gottfried Auguſt Bürger (geſt. 1794).

Ein Geiſtesverwandter Schillers begegnet uns in Friedrich Hölderlin (1770—1843), der in der Manier ſeines großen Landsmanns zu dichten begann, bald aber zu unabhängiger, von dem Mark des Hellenenthums genährter, ergreifend ſchöner Lyrik ſich hinaufſchwang. Die Vorliebe für antike Form theilen mit ihm Ludwig Neuffer (geb. 1769) und Ladislaus Pyrker (geb. 1772), welcher als Epiker kein gewöhnliches Talent bewährt hat. Kernhafter iſt der etwas ältere Johann Gottfried Seume (1763—1810), deſſen Dichtung noch ganz in der vorgöthiſchen Zeit wurzelt. Dagegen bewährt ſich die Lyrik von Chriſtoph Auguſt Tiedge (Verfaſſer der populären Lehrdichtung „Urania" (1752—1840), Theobul Koſegarten (geſt. 1818), Siegfried Auguſt Mahlmann (geſt. 1826), Friedrich Matthiſſon (geſt. 1831) und Johann Gaudenz von Salis (geſt. 1834), vorwiegend auf dem Gebiet der Elegie.

Als Gegenſatz gegen die deutſche Claſſik bildete ſich gegen Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die „romantiſche Schule," welche auf das Mittelalter, auf Katholicismus, Ritterthum und orientaliſche Myſtik zurückwies und für die Vergangenheit gegen Gegenwart und Zukunft Partei nahm. Das Hauptverdienſt dieſer Schule wird immer darin beſtehen, daß ſie auf höchſt geiſtvolle Weiſe die poetiſchen Schätze der Fremde bei uns einbürgerte. Koryphäen der Romantik ſind: Auguſt Wilhelm Schlegel (1767—1846), der uns den Shakeſpeare ſo meiſterhaft verdeutſchte, Friedrich Schlegel (1772—1829), Ludwig Tieck (geb. 1773), der begabteſte und vielſeitigſte Dichter der Schule, Zacharias Werner (1768—1823), Friedrich von Hardenberg genannt Novalis (1772—1801). Auch der Philoſoph Schelling dichtete unter dem Namen Bonaventura in romantiſchem Sinne und die Grundſätze der Schule wirkten in den Dichtungen von Ernſt Schulze (geſt. 1817), Achim von Arnim (geſt. 1831), Clemens Brentano (geſt. 1842),*) Friedrich de la Motte Fouqué (geſt. 1843), Heinrich von Kleiſt (1776—1811, äußerſt talentvoller Dramatiker) fort und verſtiegen ſich in den Romanen Callot-Hoffmann's zu einem krankhaften Ueberreiz. Krankhaft war auch die Art und Weiſe, in welcher nach Werner's ſchlimmem Beiſpiel Müllner und Houwald das Drama behandelten (Schickſalstragödie); ſogar der begabte Grillparzer verlor ſich auf dieſen Abweg, während Matthias von Collin mehr an Schillers Vorbild feſthielt. Unzweifelhaft iſt, daß die romantiſche Schule bedeutend auf die patriotiſchen Sänger eingewirkt, welche in den Kämpfen gegen Napoleon als Herolde auftraten und aus deren Kreis insbeſondere Theodor Körner (1791—1813), Ernſt Moritz Arndt (geb. 1769) und Max von Schenkendorf (1784—1817) ruhmvoll hervortreten. Auch die Lyrik unſeres vortrefflichen und allgeliebten Balladenmeiſters Ludwig Uhland (geb. 1787) — dem Guſtav Schwab (geb. 1792) und Juſtinus Kerner (geb. 1786) als geiſtverwandte Freunde und Mitſtrebende nahe ſtehen — entzündete ſich an dem Feuer des Patriotismus, wie nicht minder Friedrich Rückert (geb. 1789), der größte deutſche Sprachvirtuos und vielſeitigſte, fruchtbarſte Lyriker, die deutſchen Streiter mit ſeinen geharniſchten Jugendklängen zum Kampfe gegen die Franzoſen anfeuerte und begleitete. Adalbert von Chamiſſo (1781—1838), der zum Deutſchen gewordene Franzoſe, trat aus der romantiſchen Märchenwelt, in welcher er zuerſt gewandelt, bald in das kampfbewegte Leben der Gegenwart heraus, dagegen haftet die klangvolle Lyrik Joſeph's von Eichendorff (geb. 1788) mit Wohlgefallen an der romantiſchen Waldeinſamkeit und ihm geſellt ſich in fröhlicher, friſcher Naturſchwelgerei Wilhelm Müller (1794—1827). Ein nach dem Höchſten ſtrebender und es in ſeinen reifern Werken auch erreichender Epigone der Romantik iſt der markige Karl Immermann (1796—1840), wogegen der formſchöne, gedankentiefe und freiheitdurſtige Auguſt von Platen (17[illegible]—18[illegible]) als entſchiedener Gegner der Romantik, beſonders der vielfachen Verzerrung derſelben, auftrat und in ſeinen ſtreng gehaltenen Dichtungen mit glänzendem Erfolg nach helleniſcher Gediegenheit und Naturwahrheit trachtete. Die ſocialen Conflicte, die Gegenſätze zwiſchen der Wirklichkeit und den romantiſchen Illuſionen, den Zwieſpalt zwiſchen den Forderungen des Gemüths und denen der Convenienz bringt die witzſchimmernde, Gott, Welt, Menſchen und Geſchichte, ja am Ende ſogar ſich ſelbſt in koloſſaler Perſiflage auflöſende Poeſie Heinrich Heine's

---

*) Arnim und Brentano erwarben ſich bekanntlich das große Verdienſt, zuerſt eine umfaſſende Sammlung der deutſchen Volkslieder („des Knaben Wunderhorn") veranſtaltet zu haben.

(geb. 1799) zur Anſchauung und die von ihm gebrochene Bahn verfolgten **Heinrich Laube**, **Karl Gutzkow**, **Guſtav Ferdinand Kühne** (alle Drei neueſtens vorwiegend dem Drama zugewandt), ferner **Theodor Mundt**, **Ludolf Wienbarg** u. A. Einſamer ſtehen der ſturm- und drangvolle **Chriſtian Grabbe** (1801—1836) und der tiefſinnige, kräftige **Julius Moſen** (geb. 1803). Der reiche Dichtergeiſt von **Nikolaus Lenau** (Niembſch von Strehlenau, geb. 1802) hat ſich in die Tiefen philoſophiſcher Naturbetrachtung eingewühlt und mit Vorliebe Befreiungsverſuche der Menſchheit zu Stoffen erkoren; die philoſophiſche Richtung erwählten gleich ihm auch **Leopold Schefer** (geb. 1784), der liebeglühende Pantheiſt, und der freimüthige **Friedrich von Sallet** (1812—1843). **Franz von Gaudy** (1800—1840) bewies, daß unter gewiſſen Bedingungen auch in Deutſchland ein Beranger möglich wäre. **Ferdinand Freiligrath** (geb. 1810) erſchloß in farbenprangenden Gemälden die Wunder des Meeres, der Wüſte und des Urwalds und wandte ſich dann der politiſchen Poeſie zu. Dieſe, zu welcher vorzüglich Platen den Anſtoß gegeben, war durch den bilderkühnen **Anaſtaſius Grün** (A. von Auersperg, geb. 1806) bald zu einer poetiſchen Macht geworden, deren Banner **Hoffmann von Fallersleben** (geb. 1798), **Karl Beck** (geb. 1817), **Georg Herwegh** (geb. 1816), **Franz Dingelſtedt** (geb. 1814), **Ernſt Robert Prutz** (der nach Platen's, Gruppe's und Heinrich Hoffmann's Vorgang auch die Form der ariſtophaniſchen Komödie handhabte), **Ludwig Seeger**, **Emanuel Geibel**, ſowie neueſtens **Moritz Hartmann**, **Alfred Meißner** u. A. dem Feinde unter großem Beifall entgegentrugen. Einen ſtarken Contraſt zu dieſen kampfheiſchenden Liedern bilden vereinzelte Leiſtungen ſolcher Poeten, deren Muſe dem toſenden Schlachtfeld der Gegenwart entweicht und an ländlicher Stille ihre Freude hat oder gern in den Hallen der Vorzeit weilt; ſo **Karl Simrock's** „Wieland der Schmied,“ ſo **Eduard Mörike's** (geb. 1804) ſchönes „Idyll vom Bodenſee“ und der von **Herrmann Kurtz** gedichtete Schluß der unvollendeten Dichtung des Meiſters Gottfried von Straßburg. Manche Poeten, von denen Bedeutendes zu erwarten war, ſind frühzeitig geſtorben, wie **Wilhelm Waiblinger** (1804—1830) und **Wilhelm Hauff** (1802 bis 1827), oder haben ſich zur Hiſtorik gewandt, wie **Guſtav Pfizer** (geb. 1807) und **Wilhelm Zimmermann**. Uebrigens iſt der lyriſche Flor der Gegenwart überreich, die Romandichtung hat einestheils durch die genialen transatlantiſchen Schildereien von **Charles Sealsfield**,*) anderntheils durch die einheimiſchen Dorfgeſchichten (**Jeremias Gotthelf**, **Berthold Auerbach**, u. A.) kräftigende Zuflüſſe bekommen, im Drama regt ſich ein ſchöner Wetteifer dichteriſcher Kräfte und berechtigen beſonders die Leiſtungen von **Friedrich Hebbel** (geb. 1803) zu großen Erwartungen. Freilich, ein durchſchlagender Genius, der alle Beſtrebungen, Schmerzen und Hoffnungen der Zeit zu einem großartigen Kunſtwerk geſtaltete, fehlt uns und ſo hat ſich das Intereſſe der Nation dermalen vom literariſchen Gebiet ab und vorwiegend dem politiſchen zugewandt, was keineswegs zu bedauern iſt.

# I.

# Das Mittelalter.

## 1.

## Die volksmäßige Heldendichtung.

### 1.

### Das Hildebrandslied.*)

„Ich will zu Land ausreiten,“
Sprach Meiſter Hildebrand;
„Wer thut den Weg mir weiſen
Gen Bern wohl in die Land?
Sie ſind mir unkund geweſen
Gar manchen lieben Tag,
In zweiunddreißig Jahren
Frau Uten ich nicht geſach.“ —
„Willen zu Land ausreiten,“
Sprach Herzog Amelung,
„Was begegnet dir auf der Haiden?
Ein ſtolzer Degen jung.
Was begegnet dir in der Marke?
Der junge Hildebrand.
Ja, ritteſt du ſelbzwölfte,
Von ihm würd'ſt angerannt.“ —
„Rennet er mich denn an
In ſeinem Uebermuth,
Zerhau' ich ſeinen grünen Schild,
Das thu' ihm nimmer gut.
Zerhau' ihm ſeine Bande
Mit einem Schirmenſchlag,
Um daß er einen ganzen Tag
Seiner Mutter zu klagen hab'.“ —
„Und das ſolltu nicht thun,“
Sprach von Bern Herr Dieterich;
„Der junge Hildebrand
Iſt mir von Herzen lieb.

---

*) Sealsfield hat ſich in der Vorrede zur neueſten Ausgabe ſeiner Schriften, wie bekannt, mit Beſtimmtheit als alleiniger Verfaſſer derſelben genannt, was mich beſtimmt, eine irrthümliche Behauptung zu widerrufen, die ich in meiner Schrift „Poeten der Jetztzeit“ (S. 320) aufgeſtellt habe und auf die man ſich früher mehrfach berufen hat. Ich ließ mich nämlich, obgleich mir die perſönliche Bekanntſchaft mit dem trefflichen Sealsfield früher die Ueberzeugung verſchafft hatte, daß nur er jene meiſterhaften Schilderungen transatlantiſcher Natur und Sitte verfaßt haben könnte, durch die ehrenwörtliche Verſicherung eines Mannes, der die Sache möglicherweiſe beſſer wiſſen konnte, als viele Andere, zu der am angeführten Orte geäußerten, unbegründeten Anſicht verleiten, ein Deutſcher, der Amerika nie geſehen und dem Sealsfield die Rohſtoffe geliefert hätte, ſei eigentlich der Verfaſſer der Sealsfield'ſchen Werke.

*) Dieſes ſeinem innern Weſen nach uralte Heldenlied gehört in der vorliegenden Faſſung, welche ihm der Volksdichter **Kaspar von der Roen** gab, dem Ende des 15. Jahrhunderts an. Sein Inhalt bietet eine intereſſante Parallele zu der Epiſode des perſiſchen Schahnameh, welche den Zweikampf Ruſtem's mit ſeinem Sohn Suhrab ſchildert. (Siehe S. 71 ff. des Bilderſaals!)

Sollſt freundlich ihm zuſprechen,
Wohl durch den Willen mein,
Daß er dich laſſe reiten,
So lieb es ihm mag ſein." —
Da er zum Roſengarten ausreit
Wohl in der Berner Mark,
Da kam er in große Arbeit;
Von einem Helden ſtark,
Von einem Helden junge
Ward er da angerannt:
„Nun ſag du mir, viel Alter,
Was ſuchſt in Vaters Land?
Du führſt einen Harniſch lauter und rein,
Recht wie ein Königskind,
Du machſt mich jungen Helden
Mit ſehnden Augen blind.
Du ſollt'ſt daheime bleiben
Und ha'n gut Hausgemach
Bei einer heißen Glute." —
Der Alte lacht' und ſprach:
„Sollt' ich daheime bleiben
Und haben gut Hausgemach?
Iſt mir doch all' mein' Tage
Zu reiſen aufgeſagt,
Zu reiſen und zu fechten
Bis auf meine Hinnenfahrt;
Das ſag' ich dir, viel Junger,
Drauf grauet mir der Bart." —
„Dein'n Bart will ich ausraufen,
Das ſag' ich dir, alter Mann,
Daß dir dein roſenfarben Blut
Soll über die Wangen gahn.
Dein'n Harniſch und dein'n grünen Schild
Mußt du mir hier aufgeben;
Dazu auch mein Gefangner ſein,
Willſt du behalten dein Leben." —
„Mein Harniſch und mein grüner Schild,
Die ha'n mich oft ernährt,
Ich traue Chriſt vom Himmel wohl,
Ich will mich deiner erwehr'n." —
Sie ließen von den Worten
Und zogen zwei ſcharfe Schwert,
Was die zwei Helden begehrten,
Des wurden ſie gewährt.
Ich weiß nicht, wie der Junge
Dem Alten gab 'nen Schlag,
Daß ſich der alte Hildebrand
Von Herzen ſehr erſchrack.
Er ſprang hinter ſich zurücke
Wohl etlich Klafter weit:
„Nun ſag du mir, viel Junger,
Den Streich lehrte dich ein Weib!" —
„Sollt' ich von Weibern lernen,
Das wäre mir immer Schand',
Ich habe viel Ritter und Grafen
In meines Vaters Land!
Auch ſind viel Ritter und Grafen
An meines Vaters Hof,
Und was ich nicht gelernet hab',
Das lern' ich aber noch." —
Er nahm ihn in der Mitten,
Da er am ſchwächſten was,
Und ſchwang ihn ſo zurücke
Wohl in das grüne Gras.
„Nun ſage du mir, viel Junger,
Dein Beichtvater will ich ſein;
Biſt du ein junger Wölfinger,
Von mir ſollſt du geneſen ſein.
Wer ſich an alten Keſſeln reibt,
Empfahet gerne Rahm;
Alſo geſchieht dir Jungen
Von mir viel alten Mann.
Dein'n Geiſt mußt hier aufgeben
Auf dieſer Haiden grün,
Das ſag' ich dir gar eben,
Du junger Helde kühn!" —
„Du ſagſt mir viel von Wölfen,
Die laufen in das Holz,
Ich bin ein edler Degen
Aus Griechenlande ſtolz.
Meine Mutter heißt Frau Ute,
Eine gewalt'ge Herzogin,
Und Hildebrand der Alte
Der liebſte Vater mein!" —
„Heißt deine Mutter Frau Ute,
Ein' gewalt'ge Herzogin,
Bin ich Hildebrand der Alte,
Der liebſte Vater dein." —
Er ſchloß auf ſeinen grünen Helm
Und küßt' ihn auf den Mund:
„Nun muß es Gott gelobet ſein,
Wir ſind noch Beid' geſund!" —
„Ach Vater, liebſter Vater,
Die Wunden, die ich euch geſchlagen,
Die wollt' ich dreimal lieber
An meinem Haupte tragen." —
„Nun ſchweig', mein lieber Sohne,
Der Wunden wird wohl Rath;
Nun muß es Gott gelobet ſein,
Der uns zuſammfügt hat." —
Das währte von der None
Bis zu der Veſperzeit;
Bis der junge Hildebrand
Gen Berne daher reit't.
Was führt er auf ſein'm Helme?
Von Gold ein Kreuzelein.
Was führt er an ſeiner Seiten?
Den liebſten Vater ſein.
Er führt ihn in ſeiner Mutter Haus,
Setzt ihn oben an den Tiſch
Und bot ihm Eſſen und Trinken,
Das däucht ſeiner Mutter unbillig.
„Ach Sohne, liebſter Sohne mein,
Der Ehren iſt zu viel,
Daß du einen gefangnen Mann
Setzeſt oben an den Tiſch." —
Nun ſchweiget, liebſte Mutter,
Und hört, was ich euch thu ſagen;
Er hätte mich auf der Haiden
Schier gar zu Tod geſchlagen.
Nun hört mich, liebſte Mutter,
Kein Gefangner ſoll er ſein,
Es iſt Hildebrand der Alte,
Der liebſte Vater mein!
Ach Mutter, liebſte Mutter,
Nun bietet ihm Zucht und Ehr'!" —
Da hub ſie an zu ſchenken
Und trug's ihm ſelber her.
Was hatt' er in ſeinem Munde?
Von Gold ein Ringelein,
Das ließ er in den Becher ſinken
Der lieben Frauen fein.

## 2.

## Walther von Aquitanien.

(Eilftes und zwölftes Abenteuer.)

Die Sonne war geſunken,
Der heiße Tag vollbracht,
Nun kam heraufgezogen
Des Mondes volle Pracht.
Da ging mit ſich zu Rathe
Der weiſe Weigand.*)

---

*) Held, Kämpe.

Was ihm am beſten wäre
Bei der Sachen ängſtlichem Stand:
Die ſtille Nacht verbringen
In ſeinem Felſenberg
Oder heimwärts ziehen
Durch öd' Geſtrüpp im Forſt.
Lang ſchwankt' er unentſchieden
Auf hoher Sorgen Meer
Und wog' das Ein' und Andre
Im Geiſte prüfend hin und her.
Am meiſten war ihm Hagen
Verdächtig und der Kuß,
Wie ihn der König herzte
Bei der Beredung Schluß.
Nicht wußt' er zu ergründen,
Was ihre Abſicht ſei:
Sind ſie gen Worms geritten,
Um mehr der Kämpfer herbei
Zu holen? Oder liegen
Sie noch im Hinterhalt? —
Sich zu verirren ſorgt' er
Dabei im tiefen Wald,
Daß er vielleicht in's Dornicht
Geriethe, daß die Wuth
Der wilden Thier' ihm raubte
Die Maid, ſein köſtliches Gut.
Dieß all im Geiſt erwogen
Hat er gedankenvoll,
Als zu entſchloſſener Rede
Seine Stimme jetzt erſcholl:
„Ich bleib' auf dieſer Höhe
Bis uns der Morgen tagt,
Damit der ſtolze König
Vor ſeinen Freunden nicht ſagt:
Ich ſei ihm entronnen
Zur Nachtzeit als ein Dieb.“
Er ſprach's und ſchwang die Waffe
Zu manchem ſchnellen Hieb
Durch Dornen und Geſtrüppe:
Die Straße zu verhaun
Zum engen Felſenthore
Hatt' er ſie niedergehaun.
Mit heißen Seufzern kehrt' er
Sich zu den Leichen dann
Und fugte jedem Leibe
Sein Haupt wieder an.
Jetzt kniet' er hin, gen Morgen
Gekehrt das Angeſicht,
Das bloße Schwert in Händen
Beginnt er Gebete und ſpricht:
„O du der Dinge Schöpfer,
Der Alles weiß und ſieht
Und ohne deſſen Willen
Auf Erden Nichts geſchieht,
Ich danke dir, Allvater:
Mich hat dein ſtarker Arm
Vor Tod und aller Schande
Bewahrt im feindlichen Schwarm.
Jetzt aus bewegtem Herzen
Vernimm mein Flehn mit Huld:
Dem Schuldigen vergibſt du
Und züchtigſt nur die Schuld:
O laß in deinem Reiche
Verlangt mich wiederſchaun
Die meinem Schwert gefallen
Ich hier erblicke mit Graun.“ —
Nachdem er ſo gebetet,
Erhob er ſich und trieb
Zuſammen, was von Pferden
Der Gegner übrig blieb,
Und band ſie feſt mit Weiden;
Nur ſechs noch, nicht mehr,
Denn drei entführte Gunther
Und zwei durchbohrte ſein Speer.

Da löſt' er ſich den Gürtel
Und hob, der müde Gaſt,
Vom dampfenden heißen Leibe
Der ſchweren Rüſtung Laſt.
Dann Hildegunden grüßend
Mit froher Stimme laut
Sucht er das Leid zu ſtillen
Der tiefbekümmerten Braut.
Nach ſolcher Tagsbeſchwerde
War ihnen Stärkung Noth.
Sie fanden in den Schreinen
Den Wein und auch das Brot.
Es war zur ſpäten Stunde;
Der Degen dachte nun
Auf ſeinem Schild gelagert
Die müden Glieder zu ruhn.
Da bat er die Geliebte,
Daß ſie getreue Wacht
Beim erſten Schlaf ihm hielte:
„Den andern Theil der Nacht,
Wo mehr Gefahr uns dräuet,
Will ich dein Wächter ſein.“ —
Da ſaß ſie ihm zu Häupten,
Beruhigt ſchlummert' er ein;
Sie aber hielt die Lider
Sich offen mit Geſang.
Der erſte Schlummer währte
Dem Helden nicht zu lang:
Da dehnt' er nicht die Glieder,
Er ſprang empor geſchwind
Und hieß nun auch der Ruhe
Genießen Heriger's Kind.
Geſtützt auf ſeine Lanze
Vertrieb der Held die Zeit,
Die Pferde jetzt umgehend
Und jetzt die ſchöne Maid.
Auch trat er wohl zum Walle
Mit lauſchendem Ohr
Und hoffte ſtets, es färbe
Sich bald das öſtliche Thor.
Als nun am Himmel leuchtend
Erſchien der Morgenſtern
Und kaum der Tag ergraute;
Die Sonne war noch fern,
Da hatte ſchon die Gräſer
Ein kühler Thau genetzt:
Zum erſten Tagwerk wandte
Der kühne Jüngling ſich jetzt.
Hin lehnt' er ſeine Lanze
Und trat auf's Leichenfeld,
Die Waffen der Erſchlagnen
Zu ſammeln ging der Held;
Nur Spangen, Schwerter, Helme,
Den Harniſch und den Schild,
Den Gürtel auch; die Kleider
Ließ er den Schlummernden mild.
Damit belud der Ritter
Der fremden Roſſe vier.
Die Braut erweckend hob er
Sie auf das fünfte Thier;
Er ſelbſt beſchritt das ſechſte:
Den Riemen zog er nach
Am Zügel, als er jetzt
Den Wall der Dornen durchbrach.
Doch erſt zur Ferne ſandt' er
Der klaren Augen Strahl,
Mit ſcharfen Ohren lauſcht' er
Hinunter in das Thal,
Ob er kein Flüſtern hörte,
Nicht leiſer Männer Schritt,
Nicht einen Zaum erklingen,
Eines Hufes ehernen Tritt.
Als Alles ſchwieg, entließ er
Die Säumer aus dem Thor

Mit ihrer ſchweren Bürde,
Die Maid auch ſandt' er vor,
Dann kam er ſelbſt geritten
Im vollen Waffenſtaat.
Der Löwe mit den Schreinen
Zuletzt die Straße betrat.
Sie waren tauſend Schritte
Geritten oder mehr,
Die bange Jungfrau blickte
Mit Sorgen rings umher.
Da ſah ſie dort vom Hügel
Zwei raſche Männer nahn;
Vor Schreck erbleichend trieb ſie
Zur Flucht den Bräutigam an:
„Nun naht uns, lang verſchoben,
Der Tod! Sie kommen, flieh!“
Da wandte ſich Herr Walther
Und gleich erkannt er ſie.
Er ſprach: „So Viele ſtarben,
Die ich vom Pferde ſtach,
Und ſollt' ich jetzt für Ehre
Mit Spott erwerben und Schmach?
Aus tiefen Wunden lieber
Erblühe mir der Tod,
Eh' ich dem Land entlaufe
Nach feiger Furcht Gebot.
Auch wär' es noch zu frühe,
Verzweifelt' ich am Heil.
Groß iſt die Noth, doch hab' ich
Wohl auch am Glücke noch Theil.
Nimm du den Zaum des Löwen,
Der unſre Schätze trägt,
Und eile zu dem Haine,
Der dort die Wipfel regt;
Ich will der Feinde harren
An dieſem Bergeshang:
Wie auch das Ende werde,
Sie finden feurigen Empfang.“ —
Da folgte dem Gebote
Das edle Frauenbild.
Mit eingelegter Lanze,
Mit aufgehobenem Schilde
Verſucht er in den Waffen
Das unbekannte Roß. —
Wie nun mit dem Gefährten
Vom Hügel Gunther niederſchoß,
Mit ſtolzen Worten fuhr er
Von fern den Helden an:
„Hei, grimmer Feind, willkommen
Uns hier auf offnem Plan.
Jetzt fletſcheſt du die Zähne
Nicht länger wie ein Hund
So wüthig uns entgegen
Aus dem unnahbaren Schlund.
Jetzt gilt's, im Freien fechten,
Wenn dir der Muth noch reicht;
Laß ſehen, ob das Ende
Dann wohl dem Anfang gleicht.
Zwar weiß ich, daß um Lohn du
Das Glück, die Wege, rangſt
Und darum nicht zu ſtreiten
Noch zu vertragen verlangſt.“
Da entgegnete dem König
Der Held mit keinem Wort,
Wie taub, zu dem Gefährten
Gewandt, ſprach er ſofort:
„Mit dir hab' ich zu reden,
Hagen, halt' einmal!
Was iſt, daß deine Freundſchaft
So unverſeh'ns mir ſtahl?
Als aus dem Hunnenreiche
Ich vor mir rief das Loos,
Da riſſeſt du mit Schmerzen
Von meiner Bruſt dich los.
Was that ich dir zu Leide,
Daß du mir Feind biſt jetzt?
Ich hatte große Hoffnung
Auf dich, ach eitle! geſetzt.
Wenn du dem Elend, dacht' ich,
Den Freund entflohn vernähmeſt,
Daß du mit Bruderküſſen
Ihm gleich entgegenkämeſt,
Ihn dringend einzuladen
In deines Hauſes Raſt
Und heim zu ſeinem Vater
Dann zu geleiten den Gaſt.
Ich ſorgte gar, du möchteſt
Mir allzugütig ſein;
Deine Gaben abzulehnen
Schuf meinem Herzen Pein.
Das fremde Land durchſtreifend
Hab' ich zum Troſt gemeint:
Im Frankenlande find' ich,
Wenn Hagen lebt, keinen Feind.
Denk' unſrer Jugendſpiele,
Denk' unſrer Kinderluſt,
Wie wir geſellig aßen
Und ſchliefen Bruſt an Bruſt.
Stets hielten wir zuſammen
Und gingen Hand in Hand;
Als unzertrennlich waren
Wir allen Leuten bekannt.
Wir wurden Bundesbrüder
Und miſchten unſer Blut:
Da galt uns dieſe Freundſchaft
Wohl für das höchſte Gut;
Daheim und vor dem Feinde
Bewies ſich oft ihr Werth.
Was iſt daraus geworden?
Wie hat die Welt ſich verkehrt?
Vergaß ich doch des Vaters
In deinem Angeſicht,
Vergaß der lieben Heimat
Und ſüßer Kindespflicht.
Wie, tilgſt du aus dem Herzen
Die oft gelobte Treu?
Ein Meineid wär's, die Götter
Zu erzürnen trage Scheu!
Thu' mir in dieſer Stunde
Nicht Haß ſtatt Liebe kund,
Und ewig unverbrüchlich
Beſteh' der Freunde Bund.
Reich' mir die Hand, ſo ſollſt du
Mir hochgeprieſen ſein.
Ich fülle dir den Schildrand
Mit des Goldes röthlichem Schein.“ —
Doch finſter blickte Hagen,
Ingrimmig ſprach er bald:
„Jetzt ſprichſt du lieblich, Walther;
Erſt übteſt du Gewalt.
Du haſt die Treu gebrochen;
Vor meinen Augen ſchlug
Mir deine Hand den Neffen
Und der Genoſſen genug.
Und ſage nicht, du habeſt
Mich nicht ſogleich erkannt;
Du ſaheſt meine Farben
An Helm und Schildesrand
Und kannteſt an der Haltung
Den Mann, wie am Geſicht;
Doch ließ ich Alles gehen,
Nur Eins verzeih' ich nicht:
Du brachſt mir eine Blume,
So zart, ſo lieb, ſo werth,
So theuer meinem Herzen,
Mit unbarmherz'gem Schwert,
So daß du ſelbſt der Erſte
Gebrochen unſern Schwur;

Ich nehme keine Schätze
Dafür, das wiſſe nur.
Von deinen Händen fordr' ich
Des theuren Neffen Blut.
Das ſehn, ob dir alleine
Denn blühen Kraft und Muth.
Ich will dir's auch erſtreben,
Oder zeigen, was ich kann!" —
Da ſprang von ſeinem Roſſe
Dieſer wunderkühne Mann.
Das Gleiche that Herr Gunther;
Da ſäumt' auch nicht der Held.
Den Kampf zu Fuß zu kämpfen
Sah man die Drei geſellt.
Sie ſtanden All' und deckten
Wie vor dem Todesſtreich
Sich ſorglich mit den Schilden,
In Erwartung ſtumm und bleich.
Zur zweiten Tagesſtunde
War's, daß ihr Streit begann,
Vereint die beiden Helden
Wider den einen Mann.
Da brach zuerſt den Frieden
Hagen und warf den Speer
Aus ganzer Macht, den ſcharfen,
Auf Alpker's Sprößling daher.
Als Walther ſah', er könne
Nicht ſtehn des Wurfes Kraft,
Denn gleich der Windsbraut ziſchend
Und ſauſend fuhr der Schaft,
Bog er den Schild entgegen
Mit Fleiß, vom blanken Erz
Als wie vom glatten Marmor
Glitt er danieder erdenwärts
Und bohrte bis zum Nagel
Sich in den Boden ein.
Da warf mit kühnem Herzen,
War ſeine Kraft auch klein,
Der ſtolze König Gunther
Den eſchenen Speer.
Der fuhr kaum in den Schildrand;
Hernieder hing die Stange ſchwer.
Leichtſchüttelnd brachte Walther
Ihn aus dem wunden Holz.
Dies Zeichen ſchlug darnieder
Der Frankenhelden Stolz;
Doch wich der Schmerz dem Zorne,
Das Schwert ſie zückten wild
Und ſprangen auf den Gothen
Mit vorgehaltenem Schild.
Doch Walther, der den Angriff
Mit der Lanze von ſich wies,
Sein Antlitz drohte ſchrecklich
Und ſchrecklich war ſein Spieß;
Die kurzen Schwerter reichten
Nicht an den kühnen Mann.
Es war nicht wohl erſonnen,
Was da Herr Gunther begann.
Seinen Speer, der an der Erde
Zu Walthers Füßen lag,
Den hätt' er, dem ein zweiter
Zu Wurf und Stoß gebrach,
Gern heimlich aufgehoben;
So ſtünd' er auch bewehrt
Wie Jener mit der Lanze,
Statt mit dem armslangen Schwert.
Da winkt er dem Gefährten
Den Helden zu beſtehn,
So möcht' er unterdeſſen
Den Diebſtahl wohl begehn.
Gar wohl verſtand Herr Hagen
Des Königs ſtummen Wink;
Da ſchritt er vor geſchwinde
Und war zum Angriff flink.
Da barg die Klinge Gunther
Im grünen Sammethaus
Und ſtreckte nach der Lanze
Die Rechte ſchmählich aus,
Und ſchon ſie aufzuheben
Gedacht er von dem Feld,
Da gewahrte ſein Beginnen
Der ungleich ſtärkere Held.
Der Held behutſam kämpfte
Mit Vorſicht und Geſchick,
Er vergaß der Klugheit nimmer,
Nicht einen Augenblick.
Als ſich der König bückte,
Merkt' er die Abſicht gleich
Und trieb den Hagen von ſich
Mit einem dräuenden Streich,
Sprang dann zurück und ſetzte
Gemach den linken Fuß
Auf die entzog'ne Lanze,
Die den König fangen muß.
Schon wanken ihm die Kniee,
Da fährt ihn Walther an
Und hebt das Schwert, nun war es
Um König Gunther gethan.
Der hungrigen Hölle
Hätt' er ihn zugeſandt;
Doch Hagen kam und deckte
Den Herrn mit ſeinem Rand
Nach Walther's Antlitz ſchnellend
Der bloßen Schneide Stahl.
Indem ſich Jener ſchirmte,
Erhob ſich Gunther noch einmal
Wie ein vom Tod Erſtand'ner,
Zitternd und bleich vor Schreck.
Den beiden Kampf erneuen
Doch gleich die Beiden keck,
Den Gewaltigen bedrängend
Bald einzeln, bald vereint.
Und hat er jetzt dem Einen
Das Haupt zu ſpalten gemeint,
So ſpringt der Andre drohend
Herbei und wehrt den Streich.
Er that dem wilden Bären
Und ſie den Hunden gleich.
So währt ihr heißes Streiten
Wohl bis zum neunten Gang;
Heiß ſchien die Sonne nieder:
Herrn Walthern dauert' es lang.
Schier fühlt' er von der Sorge
Sein ſtarkes Herz berührt.
Er ſprach: „Wenn andre Wege
Nicht bald das Glück uns führt,
So täuſchen ihre Liſten
Zuletzt mich müden Mann."
Mit lauter Stimme ſprach er
Alsbald zu Gunthers Unterthan:
„O Hagedorn, du grüneſt,
Damit du ſtechen mögſt.
Wie gern mit ſchlauen Sprüngen
Du Fälſcher mich betrögſt!
Doch will ich's ſchon vertreiben,
Daß du mir näher kommſt.
Mit deinen Kräften weiß ich
Wie große Dinge du frommſt.
Doch bin ich's müd', vergebens
In ſolcher Noth zu ſtehn." —
Er ſprach es und entſandte
Den Speer wie Sturmeswehn.
Der fuhr durch Hagens Schildrand
Und durch ſein Eiſenkleid;
Doch that er ihm am Leibe
Kein übermäßig Leid:
Zu gut Geſchmeide trug er
Am Harniſch und am Rand.

Allein dem Speer im Fluge
Kam Walther nachgerannt
Mit hoch entblößter Klinge,
Die er auf Gunther ſchwang.
Der Hieb war ungeheuer,
Der da dem Helden gelang.
Der Schild war weggeſchlagen
Und durch die Hüfte glitt
Der Stahl und nahm dem König
Den ganzen Schenkel mit,
Daß er zu Boden ſtürzte
Und lag auf ſeinem Schilde
Dem Schrecklichen zu Füßen,
Der es zu enden gewillt.
Der Tronjmann ſah erbleichend
Dem Herrn das Ende drohn.
Die blut'ge Klinge wieder
Erhob ſchon Alpker's Sohn,
Den Liegenden zu tödten,
Der unbehütet war;
Doch Hagen lief, nicht achtend
Der eignen Lebensgefahr,
Herbei, den Streich zu wehren
Mit ſeinem eignen Haupt.
Jetzt war noch einzuholen
Walthern nicht mehr erlaubt:
Die Klinge fuhr hernieder
Auf Hagen's Eiſenhut;
Da ſprühten helle Funken!
Doch war der Helm ſo gut
Geſchmiedet und gehärtet,
Er brach nicht von dem Schlag,
Gebrochen war die Klinge,
Die halb am Boden lag,
Halb in der Luft noch klirrte.
Unwillig ſah der Held
An Hagen's ſtarker Helmzier
Die gute Klinge zerſchellt.
Er vergaß im Zorn der Vorſicht
Den einen Augenblick
Und mußt' es theuer büßen:
So wollt' es das Geſchick.
Da er die Klinge mißte,
Verſchmäht' er auch das Heft;
Es aus der Hand zu werfen,
Das war ſein letztes Geſchäft.
Das künſtliche Getriebe,
Hinflog's zu Boden weit.
Das ſah der grimme Hagen
Und nutzte wohl die Zeit:
Er ſchlug im Nu ihm [illegible]
Herab die rechte Hand,
So weit durch Siegesthaten
Der Erde Völkern bekannt.
Da lag der Krieger Schrecken,
Des Helden ſtarke Fauſt.
Herr Walther ſah's betroffen,
Doch eher daß ihm grauet,
Er konnt' auch hier nicht weichen.
Dann ſein Geiſt blieb hell;
Da ſchob er in den Schildrand
Den Stumpf, den blutenden, ſchnell
Und zückte mit der Linken
Das kurze Hunnenſchwert,
Das ihm die rechte Hüfte,
Wie ihr vernahmt, bewehrt.
Grimmige Rache nahm er
An ſeinem Feind damit,
Daß ihm die Lippe ſpaltend
Der rechte Schlag durchſchnitt.
Sechs Backenzähne ausriß,
Dazu das Aug' ausſtieß.
Da trug die Wund' ein Jeder,
Die ihn wohl ruhen hieß.

Sie ſtreckten hin die Waffen,
Des grimmen Kampfes ſatt.
Mit heilen Gliedern Keiner
Verließ die blut'ge Statt.
Wo zwei gewaltige Helden,
An Muth und Kräften reich,
Sich maßen, zwei Gewittern,
Die ſich begegnen, gleich;
Ein dritter ſtand nicht ferne,
Das war kaum halb ſo ſchwer.
Sie kämpften gerne länger,
Sie konnten aber nicht mehr.
Da ſchloſſen ſie denn Frieden
Und Jeder gab ein Pfand:
Hier lag des Königs Schenkel,
Hier Walther's rechte Hand,
Dort Hagens zitternd Auge —
Nun rathet unverweilt:
Hatten ſie nicht brüderlich
Die Hunnenſchätze getheilt?
Die Helden ſaßen aufrecht.
Der Dritte war zu ſchwach.
Und trockneten mit Blumen
Des Blutes heißen Bach.
Herr Walther rief der Jungfrau,
Sie kam mit bleichem Mund;
Mit linnenen Verbandtüchern
Verband ſie Alles, was wund.
Darauf gebot ihr Trauter
Dem ſchönen Mägdelein:
„Kredenz' uns jetzt zur Sühne
Den kühlen Labewein.
Der Erſte trinke Hagen,
Das iſt ein guter Held,
Wenn er, wie er geſchworen,
Die Schwüre redlich auch hält.
Dann reiche mir den Becher,
Der mehr als Alle litt;
Des Trankes Reige theile
Dem Frankenkönig mit.
Bei unſern Heldenſpielen
Vergoß er wenig Schweiß,
Mag ihn die Wunde kühlen;
Vom Kämpfen ward er nicht zu heiß.“
In Allem ihm willfahrte
Die Tochter Herrichs.
Obwohl des Tranks begierig,
Verbat Herr Hagen ſich's:
„Nicht mir gebührt die Ehre,
Erſt bring' ihn deinem Herrn,
Er iſt mir überlegen,
Den Preis geſteh' ich's gern,
Nicht über mich nur ragt er,
Ueber Alle doch hinaus.“
Da begann der dorn'ge Hagen
Mit Walthern neuen Strauß,
Mit unbezwungenem Muthe,
Wiewohl am Leibe krank.
Sah man die Helden ſcherzen
Bei des Weines heiterndem Trank?
Wie ſie zuvor die Hiebe
Gewechſelt und den Speer,
So tauſchten ſie nun Worte,
Der Witz flog hin und her.
Der Franke ſprach: „In Zukunft
Wenn du der Hirſche erjagſt,
Von deren Leder Handſchuh
Du zahllos gewinnen magſt,
So fülle dir den rechten
Mit des Hirſches zartem Haar;
So glaubt man dich zweihändig,
Und doch iſt es nicht wahr.
Es war ſo viel Gerede
Von deiner ſtarken Fauſt:

Es kann geſchehn, daß Manchem
Noch vor dem Scheinbilde grauſt.
Bald gilt an deinem Hofe
Ein nagelneuer Brauch:
Du ſiehſt nun mit der Linken,
Die Andern werden's auch;
Und wer noch mit der Rechten
Sein Weib umarmt und küßt,
Der iſt ein Hochverräther,
Der zappeln muß am Strick." —
Nun war die Reih' an Walther,
Daß er die Lanze warf:
„Wie blickſt du in die Zukunft
Mit einem Aug' ſo ſcharf!
Ich kann mit meinen beiden
Doch beſſer prophezei'n:
Vernimm, du ſollſt ein König
Unter Blinden künftig ſein.
Da wirſt auf einer Seite
Dem Dienervolk mißtrau'n,
Beim Gruß mit queren Blicken
Auf deine Helden ſchau'n.
Wenn ich den Hirſch erjage,
Verfehlt die Sau dein Spieß.
Aus alter Freundſchaft rathen
Will ich, Tronjer, dir dies:
Sobald du heimkommſt, hole
Dir Milch und Mehl herbei;
Die laß zuſammen kochen,
So gibt es einen Brei.
Dein Auge wird dich ſchmerzen,
Da kommt der Brei dir recht;
Beginnt dich dann zu hungern,
So ſchmeckt die Pappe nicht ſchlecht."
So erneu'n ſie unter Scherzen
Im Blut die Brüderſchaft
Und immerdar bewahrte
Sie fürder ihre Kraft.
Den lahmen König heben
Die Beiden dann auf's Pferd,
Bevor gen Worms die Franken,
Der Held zur Heimat ſich kehrt.
Da empfing man wohl den Kühnen
Mit ſeiner ſchönen Braut;
Auch ward ihm Hildegunde
Bald feſtlich angetraut.
Sie liebten ihn im Lande,
Wo nach des Vaters Tod
Er dreißig Jahre glücklich
Dem Volk der Gothen gebot.

(Simrock.)

## 3.

## Beowulf.

### Beowulf's Kampf mit dem Drachen.

Da riß ſich von dem Rand empor der ruhmvolle Kämpe,
Der Harte unter Helme die Heerbrünne trug
In die Steinklippen; der Stärk' er vertraute
Nun, des einzelnen Mannes: nicht iſt das des Argen That!
Vom Wall da ſah er — er, der Waffenkämpfe,
Der Mild' ein Guter, in Menge beſtanden,
Kampfgetümmel, wo Kämpen fielen —
Er ſah im Steinbogen Strom aus dem Bronnen
Brechen, von dem Berge. Dieſes Borns Flut war
Heiß vom Hadefeuer.[1] Nicht zum Hort er konnte,
Unverſehret einige Zeitfriſt,
Zur Tiefe kommen vor des Drachen Lohe.
Aus der Bruſt da ließ er in der Brunſt des Zornes,
Der Wedergeaten Wart, Worte gehen;
Starkherzig ſtürmt' er. Die Stimme begann
Grimmhell zu erſchallen unter'n grauen Stein,
Zu Haß aufregend. Der Hortwart[1] vernahm
Des Mannes Anreiz; nicht war mehrere Zeit da
Friede dem Flehen. Mit Freiſe[2] ging
Des Ungethümes Athem aus von dem Steine,
Der heiße Hildebrodem; der Hügel erdröhnte.
Der Kämpe im Berge da den Kampfſchild wandte
Gegen den grau'nhaften Gaſt, der Geaten Herrſcher.
Da war des Halsbeugers[3] Herz begierig,
Streit zu ſuchen. Den Stahl ſchwang auf
Der kühne Kampffürſt, der Könige Nachlaß
Mit bitterer Ecke. Beiden war da,
Den Grimmgeſinnten, Grau'n vor einander.
Starkmuthig ſtand unter'm ſtarren Rande
Der Wehrmänner König; der Wurm da bog ſich
Schnell zuſammen, in Schlauheit lauernd;
Begann drauf brennend, gebogen, zu ſchreiten,
Zum Streite zu ſtapfen. — Wohl der Stahlrand barg
Leib und Leben für lützelre[4] Zeit
Dem mähren König, als ſeine Meinung wähnte.
Zu dieſer Friſt, am früheſten Tage
Er walten ſollte, wie's ihm Wurd[5] nicht ſchrieb,
Des Heiles im Hadkampfe. Die Hand ſchwang auf
Der Geaten Herrſcher, den Grauvollen ſchlug er
Mit dem alten Erbſchwerte, daß die Ecke erweichte,
Die braune, am Beine und minder einſchnitt,
Als der Dietkönig[6] Durft deß hatte,
Der Harſtbedrängte. Da kam dem Hügelwarte[7]
Nach dem Grimmſchwange Grimm zum Herzen;
Feuer ſchoß er, fernhin ſprangen
Streites Lohen; nicht der Hehre den Sturm lobte,
Der Geaten Goldſchwert. Das Gundſchwert verſagte
Das nackte, beim Neidwerke, wie's nimmer ſollte,
Das urgute Eiſen: nicht war's ohne Fahrt[8].
Sich bürzte[9] der Hortwart, die Bruſt vom Hauch ihm ſchwoll,
Von neuer Stimme. Noth erduldete,
Vom Feuer umfangen, der eh dem Volke gebot.

Nicht in Haufen ſtehn die Handgeſellen,
Der Edlinge Söhne, um ihn ſtanden
In Wolfkampfweiſe; in den Wald ſie flohen,
Das Alter zu ſchützen. Doch ihrer Einem wallte
Der Sinn in Sorgen: der Sippe Kraft Nichts
Je wenden kann dem, der wohl denket.
Wiglaf hieß er, Weohſtans Sohn,
Der liebe Lindkämpe[10], der Leute der Skilfinge[11],
Der Mag Aelfheres. Er ſah den Mannkönig
Unter Helmes Haube Hitze dulden:
Da der Ehren gedacht' er, die er einſt ihm gab,
Des wonnigen Wohnſitzes der Wägmundinge,
Aller der Volkrechte, wie ſie ſein Vater hatte;
Nicht konnt' er da verhalten; den Handrand[12] er griff,
Die gelbe Linde, das Gundſchwert er zog.
Sagte den Gefährten — der Sinn ihm trauerte —
„Alles mir zu Muthe kommt! Bei der Methvertheilung
Einſt wir verhießen unſerm Herrſcher
Im Bierſaale, der uns Bauge gab,
Daß wir ihm die Gundkleinode vergelten wollten,

---

[1] Hadefeuer = Kampffeuer, weil die Drachen im Kampfe feuerſpeiend gedacht werden.

[1] Hortwart heißt der Drache als Schatzwächter.
[2] Freiſe = Schrecken.
[3] Halsbeuger = Drache.
[4] lützelre = kleinere.
[5] Wurd = Schickſal.
[6] Dietkönig = Volkkönig.
[7] Hügelwart = Drache.
[8] Nicht war's leichter Kampf.
[9] Sich bürzen = ſich ſtoßweiſe vorwärts ſchnellen.
[10] Lindkämpe = Schildträger.
[11] Skilfinge = Schweden.
[12] Handrand = Schild.

Wenn ihm dieſer Art Bedürfniß käme,
Die Helm' und harten Schwerter. Als er uns im Heer erkor
Zu dieſer Ausfahrt nach eignem Willen,
Mahnte[1] er unſers Ruhmes und gab dieſe Ringe mir,
Weil er uns für gute Heerkämpen anſah,
Für harte Helmträger, obgleich der Herrſcher für uns
Dieſes Ellenwerk[2] einſam hinaus
Zu führen ſich vornahm, der Volkeshirte,
Weil er Muthwerk' unter Menſchen die meiſten übte,
Tapfere Thaten. Nun iſt der Tag kommen,
Daß unſer Mannkönig der Macht bedarf
Guter Gundmannen: laſſet geh'n uns denn,
Helfen dem Hildeführer, ob heiß auch ſei
Der grimme Gluthſchauer! Gott weiß an mir,
Daß mir's iſt um Manches lieber, daß meinen Leichnam
Bei meinem Goldgeber die Gluth umarme.
Nicht dünkt es rühmlich mir, daß den Rand wir tragen
Heim zur Halle, wenn wir hier nicht können
Den Feind fällen, den Fürſten erhalten
Des Wedervolkes. Ich weiß es ſicherſt,
Nicht wären's Altgebräuche, daß er einzeln ſollte
Für der Geaten Jugend Gram ertragen,
Sinken im Kampfe: uns ſei Schwert und Helm,
Brünne und Kampfkleid beiden gemeinſam!" —
Da drang er durch den Walrauch[3], den Wehrhelm er trug
Dem Herrſcher zu Hülfe. Der Held da ſagte:
„Beowulf, lieber, leiſt' Alles wohl,
Wie du im Jugendalter je verhießeſt,
Daß du nimmer ließeſt, weil lebend du wäreſt,
Dein Weſen ſich wandeln. Sollſt nun, Werkberühmter,
Einmüthiger Edling, mit aller Macht
Dein Leben wahren: ich leiſte dir Beiſtand."
Nach dieſen Worten der Wurm grimmvoll kam,
Der eisliche Unhold, zum andern Male,
In Feuerwogen fah[4], die Feinde zu ſuchen,
Die leiden Männer. In Lohwellen brann
Der Bord zum Rande, die Brünn' auch konnte
Dem jungen Geerkämpfen nicht zu gute kommen;
Aber der Mag[5] in Jugend unter ſeines Mages Schild
Ellenhaft eilte, da ſein eigner ihm
In den Gluten ſchmolz. Da nun der Gundkönig
An Lob gedachte, an Leibes Stärke,
Hieb mit der Hildbarte, daß ſie im Haupte ſtand,
Durch Neidgrimm genöthigt; doch Nägling[6] zerbarſt,
Geſchweigte[7] beim Schlage, das Schwert Beowulfes,
Das greiſe, graufahle. Nicht ihm die Gabe ward,
Daß ihm eiſerne Ecken konnten
Helfen im Hildekampfe; war die Hand zu ſtark,
Die, wie der Kampfſchwerter jedes, wie kund mir ward,
Im Streich übernahm, wenn er zu Streite trug
Wunderhartes Waffen; nicht ward's ihm wohler drum!
Da ward der Dränger zum dritten Male,
Der Feuerdrache, furchtbar; der Fehde gedenkend,
Naht' er auf den Ruhmreichen, da er ihm reichlich vergalt,
Heiß und kampfgrimm all den Hals er umfing
Mit bittern Biſſen. Blutfarb er ward
Vom Lebensſafte, aber'n Leib hin wogt' er.
In des Volkskönigs Noth
Immerfort der Eorl[8] Ellen bewährte,
Kraft und Kühnheit, wie von ihm kund es war.
Nicht des Hauptes er hütete, aber die Hand entbrann
Des muthigen Mannes, als nach ſeiner Macht er half.
Den Neidgaſt noch er da nieder ſchlug
Der Held im Heerwart, daß das helle Schwert,
Das geſchilderte, eindrang und das Feuer mählig
Zu ſinken begann. Da auch ſelbſt der König
Waltete ſeines Witzes; den Walſachs er ſchwang,
Den bittern, beidſcharfen, den er an der Brünne trug;
Da ſpellt'[1] der Weder Schirm den Wurm inmitten.
Den Feind ſie fällten, die Ferchkraft[2] niederzwang;
Sie Beid' ihn da zerbrochen hatten,
Die Mag-Edlinge[3].

(Ettmüller.)

## 4.

## Die Niebelungen.

### 1) Wie Siegfried erſchlagen ward

(Sechzehntes Abenteuer.)

Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birſchen in den Tann.
Mit ihren ſcharfen Spießen wollten ſie jagen gehn
Bären, Schwein und Büffel: was konnte Kühnres geſchehn?
Da ritt auch mit ihnen Siegfried mit ſtolzem Sinn.
Man bracht ihnen Speiſe mancherlei dahin.
An einem kalten Brunnen verlor er bald den Leib:
Brunhild hatt' es gerathen, Gunthers des Königs Weib.
Da ging der kühne Degen, wo er Kriemhilden fand.
Schon war aufgeſäumet das edle Birſchgewand
Für ihn und die Geſellen: ſie wollten über Rhein.
Da konnte Kriemhilden nicht übler zu Muthe ſein.
Seine liebe Traute küßt' er an den Mund:
„Gott laſſe mich dich, Fraue, noch wiederſehn geſund
Und mich auch deine Augen; mit holden Freunden dein
Verkürze dir die Stunden: ich kann nun nicht bei dir ſein!"
Da gedachte ſie der Märe, ſie durft' es ihm nicht ſagen,
Die ſie Hagen ſagte: da begann zu klagen
Die edle Königstochter, daß ſie das Leben gewann.
Wie da manche Thräne dem wunderſchönen Weib entrann.
Sie ſprach zu dem Recken: „Laßt euer Jagen ſein.
Mir träumte heunt von Leide, wie euch zwei wilde Schwein
Auf der Haide jagten: da wurden Blumen roth.
Daß ich ſo bitter weine, das thut mir ſchrecklich Noth.
Ich fürchte ſehr und bange vor Etlicher Verrath:
Hier ſind gewißlich welche, die man erzürnet hat:
Die können uns verfolgen mit feindlichem Haß.
Bleibt hier, mein lieber Herre, mit Treue rath' ich euch das."
„Meine liebe Traute, ich kehr' in kurzer Zeit.
Ich weiß nicht, daß hier Jemand mir Haß trag' oder Neid.
Alle deine Freunde ſind insgemein mir hold,
Auch verdient' ich von den Degen wohl nimmer andern Sold."
„Nicht doch, lieber Siegfried, wohl fürcht' ich deinen Fall.
Mir träumte heunt von Leide, wie über dir zu Thal
Fielen zwei Berge, daß ich dich nie mehr ſah:
Und willſt du von mir ſcheiden, das geht mir inniglich nah."
Er umfing mit Armen das tugendreiche Weib,
Mit heißem Kuſſe herzt' er ihren ſchönen Leib.
Dann nahm er Urlaub und ſchied in kurzer Stund:
Sie erſah ihn leider darnach nicht wieder geſund.

---

[1] Mahnen = reden, bewegen.
[2] Ellenwerk = Heldenwerk.
[3] Walrauch = Kampfrauch.
[4] Fah = bunt.
[5] Mag = Verwandter.
[6] Beowulfs Schwert; ſein zweites hieß Hrunting.
[7] Geſchweigen = verlaſſen, untreu werden.
[8] Wiglaf.

[1] Spellt = ſpaltete.
[2] Ferchkraft = Lebenskraft.
[3] Mag-Edlinge, d. i. verwandte Helden.

Da ritten ſie von dannen in einen tiefen Tann.
Der Kurzweil willen folgte manch kühner Rittersmann
Gunthern, dem Könige, und Siegfrieden nach.
Geiſelher der Gute daheim mit [illegible] pflag.
Auch Saumroß zog beladen vor ihnen über Rhein,
Das den Jagdgeſellen das Brot trug und den Wein,
Das Fleiſch mit den Fiſchen und Speiſe mancher Art,
Wie ſie ein reicher König wohl haben mag auf der Fahrt.
Da ließ man herbergen bei dem Walde grün
Vor des Wildes Wechſeln die ſtolzen Jäger kühn,
Wo ſie da jagen wollten, auf breitem Angergrund.
Da war auch Siegfried kommen: das ward dem Könige kund.
Von den Jagdgeſellen ward umhergeſtellt
Die Wart an allen Enden: da ſprach der kühne Held,
Siegfried der ſtarke: „Wer ſoll uns in den Tann
Nach dem Wilde weiſen, ihr Degen kühn und wohlgethan?“
„Wollen wir uns ſcheiden,“ hub da Hagen an,
„Eh wir beginnen zu jagen hier im Tann?
So mögen wir erkennen, ich und die Herren mein,
Wer die beſten Jäger bei dieſer Waldreiſe ſein.
Die Leute und die Hunde, wir theilen uns darein:
Dann fährt, wohin ihn lüſtet, Jeglicher allein,
Und wer das Beſte jagte, dem ſagen wir den Dank.“
Da weilten die Jäger bei einander nicht mehr lang.
Da ſprach der Herre Siegfried: „Der Hunde hab ich Rath.
Ich will nur einen Bracken, der ſo genoſſen hat,
Daß er des Wildes Fährte ſpüre durch den Tann:
Wir kommen wohl zum Jagen!“ ſo ſprach der Kriemhilde Mann.
Da nahm ein alter Jäger einen Spürhund
Und brachte den Herren in einer kurzen Stund,
Wo ſie viel Wildes fanden: was des vertrieben ward,
Das erjagten die Geſellen, wie heut noch guter Jäger Art.
Was da der Bracke ſcheuchte, das ſchlug mit ſeiner Hand
Siegfried der kühne, der Held von Niederland.
Sein Roß lief ſo geſchwinde, daß ihm nicht viel entrann:
Das Lob er bei dem Jagen vor ihnen Allen gewann.
Er war in allen Dingen mannhaft genug.
Das Erſte von den Thieren, die er zu Tode ſchlug,
Das war ein ſtarkes Halbſchwein, wohl mit eigner Hand;
Nicht lang darauf der Degen einen ungefügen Leuen fand.
Als den der Bracke ſcheuchte, ſchoß er ihn mit dem Bogen
Und dem ſcharfen Pfeile, den er darauf gezogen;
Der Leu lief nach dem Schuſſe kaum dreier Sprünge lang.
Seine Jagdgeſellen, die ſagten Siegfrieden Dank.
Darnach ſchlug er wieder einen Büffel und einen Elk,
Der ſtarken Ure vier und einen grimmen Schelk.
So ſchnell trug ihn die Mähre, daß ihm Nichts entſprang:
Hinden und Hirſche wurden viele ſein Fang.
Einen großen Eber trieb der Spürhund auf.
Als der flüchtig wurde, da kam in ſchnellem Lauf
Derſelbe Jagdmeiſter und nahm ihn wohl auf's Korn:
Anlief den kühnen Degen der Eber in großem Zorn.
Da ſchlug ihn mit dem Schwerte der Kriemhilde Mann:
Das hätt' ein andrer Jäger nicht ſo leicht gethan.
Als er ihn gefället, fing man den Spürhund.
Da ward ſein reiches Jagen den Burgunden allen kund:
Da vernahm man allenthalben Lärm und Getos.
Von Leuten und von Hunden ward der Schall ſo groß,
Man hörte widerhallen den Berg und auch den Tann.
Vierundzwanzig Hunde hatten die Jäger losgethan.
Da wurde viel des Wildes vom grimmen Tod ereilt.
Sie wähnten es zu fügen, daß ihnen zugetheilt
Der Preis des Jagens würde: das konnte nicht geſchehn,
Als bei der Feuerſtätte der ſtarke Siegfried ward geſehn.
Die Jagd war zu Ende und doch nicht ganz und gar.
Die zu der Herberg wollten, brachten mit dar
Häute mancher Thiere, dazu des Wilds genug.
Hei! was man zur Küche vor das Ingeſinde trug!
Da ließ der König künden den Jägern wohlgeborn,
Daß er zum Imbiß wolle; da wurde laut in's Horn
Einmal geſtoßen: alſo ward bekannt,
Daß man den edeln Fürſten bei den Herbergen fand.
Da ſprach der König Siegfried: „Nun räumen wir den Wald.“
Sein Roß trug ihn eben, die Andern folgten bald.
Sie verſcheuchten mit dem Schalle ein Waldthier fürchterlich,
Einen wilden Bären; da ſprach der Degen hinter ſich:
„Ich ſchaff' uns Jagdgeſellen eine Kurzweil.
Da ſeh' ich einen Bären: den Bracken löſ't vom Seil.
Zu den Herbergen ſoll mit uns der Bär:
Er kann uns nicht entrinnen und flöh' er auch noch ſo ſehr.“
Da löſ'ten ſie den Bracken, gleich ſprang der Bär hindann.
Da wollt' ihn erreiten der Kriemhilde Mann:
Er fiel in ein Geklüfte: da konnt' er ihm nicht bei;
Das ſtarke Thier wähnte von den Jägern ſchon ſich frei.
Da ſprang von ſeinem Roſſe der ſtolze Ritter gut
Und begann ihm nachzulaufen. Das Thier war ohne Hut,
Es konnt' ihm nicht entrinnen, er fing es allzuhand;
Ohn' es zu verwunden der Degen eilig es band.
Kratzen oder beißen konnt' es nicht den Mann.
Er band es auf den Sattel; aufſaß der Schnelle dann;
Er bracht' es zu dem Feuer in ſeinem hohen Muth
Zu einer Kurzweile, der Degen edel und gut.
Er ritt zur Herberge in welcher Herrlichkeit!
Sein Spieß war ungefüge, ſtark dazu und breit;
Eine ſchmucke Waffe hing ihm herab bis auf den Sporn;
Von rothem Golde führte der Degen ein ſchönes Horn.
Von beſſerm Birſchgewande hört' ich nimmer ſagen.
Einen Rock von ſchwarzem Zeuge ſah man ihn tragen
Und einen Hut von Zobel, reich war der genug.
Hei! was für Borten an ſeinem Köcher er trug!
Von einem Panther war darüber gezogen
Ein Vließ des Ruches wegen. Auch trug er einen Bogen,
Den man mit einer Winde mußte ziehen an,
Wenn man ihn ſpannen wollte, er hätt' es ſelbſt denn gethan.
Von der Haut des Luchſes war ſein ganz Gewand,
Das man von Kopf zu Füßen bunt überſtreuet fand.
Aus dem lichten Rauchwerk zu beiden Seiten hold
Schien an dem kühnen Jäger manche Borte von Gold.
Auch führt' er Balmungen, das breite ſchmucke Schwert:
Das war ſcharf und ſchneidig, Nichts blieb unverſehrt
Wenn man es ſchlug auf Helme; ſeine Schneiden waren gut.
Der herrliche Jäger, der trug gar hoch ſeinen Muth.
Weil ich euch der Märe ganz beſcheiden ſoll,
So war ſein edler Köcher guter Pfeile voll,
Mit goldenen Röhren, die Eiſen händebreit.
Wen er damit getroffen, dem war das Ende nicht weit.
Da ritt der edle Degen waidlich aus dem Tann.
Ihn ſahen zu ſich kommen die in Gunthers Bann.
Sie liefen ihm entgegen und hielten ihm das Roß;
Da führt' er auf dem Sattel einen Bären ſtark und groß.
Als er vom Roß geſprungen, löſ't er ihm das Band
Vom Mund und von den Füßen: die Hunde gleich zur Hand

Begannen laut zu heulen, als ſie den Bären ſahn.
Das Thier zum Walde wollte: das erſchreckte manchen Mann.
Der Bär in die Küche von dem Lärm gerieth;
Hei! was er von dem Feuer der Küchenknechte ſchied!
Gerückt ward mancher Keſſel, zerſtreuet mancher Brand;
Hei! was man guter Speiſen in der Aſche liegen fand!
Da ſprangen von den Sitzen die Herren und ihr Bann.
Der Bär begann zu zürnen; der König wies ſie an
Der Hunde Schar zu löſen, die an den Seilen lag:
Und wär' es wohl geendet, ſie hätten fröhlichen Tag.
Mit Bogen und mit Spießen, man verſäumte ſich nicht mehr,
Liefen hin die Schnellen, wo da ging der Bär;
Doch wollte Niemand ſchießen, von Hunden war's zu voll.
So laut war das Getöſe, daß rings der Bergwald erſcholl.
Der Bär begann zu fliehen vor der Hunde Zahl;
Ihm konnte Niemand folgen als Kriemhilds Gemahl.
Er erlief ihn mit dem Schwerte, zu Tod er ihn da ſchlug.
Wieder zu dem Feuer das Geſind den Bären trug.
Da ſprachen Die es ſahen, er wär' ein ſtarker Mann.
Die ſtolzen Jagdgeſellen rief man zu Tiſch heran:
Auf einem ſchönen Anger ſaßen ihrer genug.
Hei! was man Ritterſpeiſe vor die ſtolzen Jäger trug!
Die Schenken waren ſäumig, ſie brachten nicht den Wein;
So gut bedienet mochten ſonſt Helden nimmer ſein.
Wären ihrer Manche nicht ſo falſch dabei,
So wären wohl die Recken aller Schanden bar und frei.
Da ſprach der Herre Siegfried: „Mich verwundert ſehr,
Man bringt uns aus der Küche doch ſo viel daher,
Was bringen uns die Schenken nicht dazu den Wein?
Pflegt man ſo der Jäger, will ich nicht Jagdgeſelle ſein.
Ich hätt' es wohl verdienet, betrachte man mich gut.“
Von ſeinem Tiſch der König ſprach mit falſchem Muth:
„Man ſoll euch künftig büßen, was heut uns muß entgehn:
Die Schuld liegt an Hagen, der will uns verdurſten ſehn.“
Da ſprach von Tronje Hagen: „Lieber Herre mein,
Ich wähnte, das Birſchen ſollte heute ſein
Zu dem Spechtsharte: den Wein ſandt' ich dahin.
Heut gibt es Nichts zu trinken; doch vermeid' ich's künftighin.“
Da ſprach der Niederländer: „Ich ſag' euch wenig Dank:
Man ſollte ſieben Saumer mit Meth und Lautertrank
Mir hergeführet haben; konnte das nicht ſein,
So hätte man uns beſſer geſiedelt näher dem Rhein.“
Da ſprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter ſchnell,
Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell:
Daß ihr mir nicht zürnet, da rath' ich hinzugehn.“
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge geſchehn.
Siegfried den Recken zwang des Durſtes Noth,
Den Tiſch er wegzurücken ſo zeitiger gebot:
Er wollte vor die Berge zu dem Brunnen gehn.
Da war der Rath aus Argliſt von den Recken geſchehn.
Man hieß das Wild zuſammen und fahren in das Land,
Das da verhauen hatte Siegfriedens Hand;
Wer es auch ſehen mochte, ſprach Ehr' und Ruhm ihm nach;
Hagen ſeine Treue ſehr an Siegfrieden brach.
Als ſie von dannen wollten zu der Linde breit,
Da ſprach von Tronje Hagen: „Ich hörte jederzeit,
Es könne Niemand folgen Kriemhilds Gemahl,
Wenn er rennen wolle: hei! ſchauten wir das einmal!“
Da ſprach von Niederlanden Siegfried der Degen kühn:
„Das mögt ihr wohl verſuchen: wollt ihr zu Wette hin
Mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geſchieht,
Soll Der gewonnen haben, welchen man gewinnen ſieht.“
„Wohl, laßt es uns verſuchen,“ ſprach Hagen der Degen.
Da ſprach der ſtarke Siegfried: „So will ich mich legen
Hier zu euern Füßen nieder in das Gras.“
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!
Da ſprach der kühne Degen: „Ich will euch mehr noch ſagen:
All mein Geräthe will ich mit mir tragen,
Den Speer ſammt dem Schilde, dazu mein Birſchgewand.“
Das Schwert und den Köcher er um die Glieder ſchnell ſich band.
Abzogen ſie die Kleider von dem Leibe da;
In zwei weißen Hemden man Beide ſtehen ſah.
Wie zwei wilde Panther liefen ſie durch den Klee;
Man ſah bei dem Brunnen den kühnen Siegfried doch eh.
Den Preis in allen Dingen vor Manchem man ihm gab.
Da löſt' er ſchnell die Waffe, den Köcher legt' er ab,
Den ſtarken Wurfſpieß lehnt' er an den Lindenaſt:
Bei des Brunnens Fluſſe ſtand der herrliche Gaſt.
Siegfriedens Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt' er nieder wo der Brunnen floß:
Wie ſehr ihn auch dürſtete, der Held nicht eher trank
Bis der Wirth getrunken; dafür gewann er übeln Dank.
Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte ſich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er ſich hindann.
Alſo hätt' auch gerne der kühne Siegfried gethan.
Da entgalt er ſeiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug Hagen beiſeite von dem Degen werth.
Dann ſprang er ſchnell zurücke, wo er den Wurfſpieß fand
Und ſah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.
Als Siegfried der Degen aus dem Brunnen trank,
Schoß er ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde ſprang
Das Blut ſeines Herzens hoch an Hagens Staat.
Kein Held begeht wieder alſo große Miſſethat.
Den Wurfſpieß im Herzen ließ er ihm ſtecken tief.
Wie im Fliehen Hagen da ſo grimmig lief,
So lief er wohl auf Erden nie vor einem Mann!
Als ſich der ſtarke Siegfried der großen Wunde beſann,
Der Held in wildem Toben von dem Brunnen ſprang;
Ihm ragte von den Schultern eine Speerſtange lang.
Nun wähnt' er da zu finden Bogen oder Schwert:
So hätt' er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienſt gewährt.
Als der Todwunde das Schwert nicht mehr fand,
Da blieb ihm Nichts weiter als der Schildesrand:
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagen an:
Da konnt' ihm nicht entrinnen König Gunthers Unterthan.
Wie wund er war zum Tode, ſo kräftig doch er ſchlug,
Daß von dem Schilde nieder wirbelte genug
Des edeln Geſteines; der Schild zerbrach auch faſt:
So gern gerochen hätte ſich der herrliche Gaſt.
Geſtrauchelt war da Hagen von ſeiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erſcholl im Wiederhall.
Hätt' er ſein Schwert in Handen, ſo wär' es Hagens Tod.
Sehr zürnte der Wunde, es zwang ihn wahrhafte Noth.
Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr ſtehn;
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergehn,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von ſchönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann:
Das Blut von ſeiner Wunde ſtromweiſ' nieder rann.
Da begann er Die zu ſchelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten mit Untreue ſeinen Tod.

Da ſprach der Todwunde: „Weh, ihr böſen Zagen,
Was helfen meine Dienſte, da ihr mich habt erſchlagen!
Ich war euch ſtets gewogen und ſterbe nun daran:
Ihr habt an euern Freunden leider übel gethan.

Die ſind dadurch beſcholten, was ihrer auch geboren
Wird nach dieſem Tage: ihr habt euern Zorn
Allzuſehr gerochen an dem Leben mein.
Mit Schanden ſollt geſchieden ihr von guten Recken ſein."

Hinliefen all die Ritter, wo er erſchlagen lag:
Es war ihrer Vielen ein freudeloſer Tag.
Wer irgend Treue kannte, von dem ward er beklagt:
Das hatt' auch wohl um Alle verdient der Degen unverzagt.

Der König von Burgonden beklagt' auch ſeinen Tod.
Da ſprach der Todwunde: „Das thut nimmer Noth,
Daß Der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann:
Er verdient groß Schelten, er hätt' es beſſer nicht gethan."

Da ſprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was euch reut:
Nun hat zumal ein Ende unſer ſorglich Leid.
Nun mag's nicht Manchen geben, der uns darf beſtehn;
Wohl mir, daß ſeiner Herrſchaft durch mich ein End iſt geſchehn."

„Ihr mögt euch leichtlich rühmen," ſprach der von Niederland;
„Hätt' ich die mörderiſche Weiſ' an euch erkannt,
Vor euch hätt' ich behalten Leben wohl und Leib.
Mich dauert Nichts auf Erden als Frau Kriemhilde, mein Weib.

Nun mag es Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Der nun auf alle Zeiten beſcholten iſt davon,
Daß ſeine Freunde Jemand meuchleriſch erſchlagen:
Hätt' ich Zeit und Weile, das müßt' ich billig beklagen."

Da ſprach im Jammer weiter der todwunde Held:
„Wollt ihr, edler König, je auf dieſer Welt
An Jemand Gutes üben, ſo laßt befohlen ſein
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein.

Laßt ſie des genießen, daß ſie eure Schweſter ſei:
Bei aller Fürſten Tugend, ſteht ihr mit Treue bei!
Mein mögen lange harren mein Vater und ſein Mann:
Es ward am lieben Freunde nimmer übler gethan."

Die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß.
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
Denn des Todes Waffe ſchnitt immer allzuſehr.
Auch mußte bald erſterben dieſer Degen kühn und hehr.

Als die Herren ſahen, der Degen ſei todt,
Sie legten ihn auf einen Schild, der war von Golde roth;
Da gingen ſie zu Rathe, wie es ſollt' ergehn,
Daß es verhohlen bliebe, es ſei von Hagen geſchehn.

Da ſprachen ihrer Viele: „Ein Unfall iſt geſchehn;
Ihr ſollt es Alle hehlen und Einer Rede ſtehn:
Als er allein ritt jagen, der Kriemhilde Mann,
Da ſchlugen ihn die Schächer, als er fuhr durch den Tann."

Da ſprach von Tronje Hagen: „Ich bring ihn in das Land:
Mich ſoll es nicht kümmern, wird es ihr auch bekannt.
Die ſo betrüben konnte Brunhildens hohen Muth;
Ich werde wenig fragen, wie ſie nun weinet und thut."

Da harrten ſie des Abends und fuhren überrhein:
Es mochte nie von Helden ſo ſchlimm gejaget ſein.
Ihr Beutewild beweinte noch manches edle Weib,
Sein mußte bald entgelten viel guter Weigande Leib.

(Simrock.)

### 2) Wie die Burgonden zu den Hunnen fuhren.

(Fünfundzwanzigſtes Abenteuer.)

Die ſchnellen Burgonden begannen ihren Zug:
Da ward im ganzen Lande das Treiben groß genug;
Beiderſeits der Berge weinte Weib und Mann,
Wie auch das Volk gebahrte, ſie fuhren fröhlich hindann.

Nibelungens Helden zogen mit ihnen aus
In tauſend Halsbergen: die hatten dort zu Haus
Viel ſchöne Frauen gelaſſen und ſahn ſie nimmermehr.
Siegfriedens Wunden, die ſchmerzten Kriemhilden ſehr.

Da lenkten mit der Reiſe auf den Mainſtrom an
Hinauf durch Oſtfranken die in Gunthers Bann.
Hagen war ihr Führer, der war da wohl bekannt;
Ihr Marſchall war Dankwart, der Held von Burgondenland.

Da ſie von Oſtfranken nach Schwanenfelde ritten,
Da konnte man ſie kennen an den ſtolzen Sitten,
Die Fürſten und die Freunde, die Helden lobeſam!
An dem zwölften Morgen der König an die Donau kam.

Es ritt von Tronje Hagen den Andern all' zuvor;
Er hielt den Nibelungen wohl den Muth empor.
Da ſchwang der kühne Degen ſich nieder auf den Sand,
Wo er ſein Roß in Eile feſt an einem Baume band.

Die Flut war ausgetreten, die Schiff' verborgen:
Die Nibelungen kamen in große Sorgen,
Wie ſie hinüber ſollten! Das Waſſer war zu breit.
Da ſchwang ſich zu der Erde mancher Ritter allbereit.

„Uebel," ſprach da Hagen, „mag dir hier geſchehn,
König an dem Rheine: du magſt es ſelber ſehn,
Das Waſſer iſt ergoſſen, zu ſtark iſt ſeine Flut:
Ich fürchte wir verlieren noch heute manchen Recken gut."

„Hagen, was verweiſ't ihr mir?" ſprach der König hehr,
„Um eurer Tugend willen, erſchreckt uns nicht noch mehr.

Ihr ſollt die Furt uns ſuchen hinüber in das Land,
Daß wir von hinnen bringen Beides, Roß und Gewand."

„Mir iſt ja noch," ſprach Hagen, „mein Leben nicht ſo leid,
Daß ich mich möcht ertränken in dieſen Wellen breit:
Es ſoll von meinen Händen erſterben mancher Mann
In König Etzels Landen: wozu ich gute Luſt gewann.

Bleibet bei dem Waſſer, ihr ſtolzen Ritter gut.
Ich ſelber will die Fergen ſuchen bei der Flut,
Die uns hinüber bringen in Gelfratens Land."
Da nahm der ſtarke Hagen ſeinen guten Schildesrand.

Er war wohl gewaffnet: den Schild er mit ſich trug,
Den Helm aufgebunden, der glänzte licht genug;
Ueberm Harniſch führt' er eine breite Waffe mit,
Die an beiden Schärfen auf's allergrimmigſte ſchnitt.

Er ſuchte hin und wieder nach einem Schiffersmann.
Er hörte Waſſer gießen: zu lauſchen hub er an:
In einem ſchönen Brunnen that das manch weiſes Weib;
Sie wollten ſich da kühlen und badeten ihren Leib.

Hagen ſie gewahrend, wollt' ihnen heimlich nahn:
Die ſtürzten in die Wellen, als ſie ſich deß verſahn:
Daß ſie ihm entronnen, freuten ſie ſich ſehr;
Er nahm ihnen ihre Kleider und ſchadet' ihnen nicht mehr.

Da ſprach das eine Meerweib, Hadburg ward ſie genannt:
„Hagen, edler Ritter, wir machen euch bekannt,

Wenn ihr uns zum Lohne die Kleider wieder gebt,
Was ihr bei den Heunen auf dieſer Hoffahrt erlebt.“
Sie ſchwebten wie die Vögel vor ihm auf der Flut.
Ihr Wiſſen von den Dingen däuchte dem Helden gut:
Da glaubt' er um ſo lieber, was ſie ihm wollten ſagen.
Sie beſchieden ihn darüber, was er begann ſie zu fragen.
Sie ſprach: „Ihr mögt wohl reiten in König Etzels Land;
Ich ſetz euch meine Treue dafür zum Unterpfand:
Es fuhren niemals Helden noch in ein fremdes Reich
Zu ſolchen hohen Ehren, in Wahrheit, das ſag ich euch.“
Die Rede freute Hagen in ſeinem Herzen ſehr:
Die Kleider gab er ihnen und ſäumte ſich nicht mehr.
Als ſie umgeſchlagen ihr wunderbar Gewand,
Vernahm er erſt die Wahrheit von der Fahrt in Etzels Land.
Da ſprach das andre Meerweib mit Namen Siegelind:
„Ich will dich warnen, Hagen, Aldrianes Kind.
Um der Kleider willen hat meine Muhm gelogen;
Und kommſt du zu den Heunen, ſo biſt du ſchmählich betrogen.“
Wieder umzukehren, wohl wär es an der Zeit,
Dieweil ihr kühnen Helden alſo geladen ſeid,
Daß ihr ſterben müßet in König Etzels Land:
Die da hinreiten, haben den Tod an der Hand.“
Da ſprach wieder Hagen: „Ihr trügt mich ohne Noth:
Wie ſollte ſich das fügen, daß wir Alle todt
Bei den Heunen blieben durch Jemandes Groll?“
Da ſagten ſie dem Degen die Märe deutlich und voll.
Da ſprach die Eine wieder: „Wohl muß es ſo geſchehn:
Keiner von euch Degen wird die Heimat wieder ſehn,
Als des Königs Kapellan: das iſt uns wohl bekannt,
Der kommt geborgen wieder heim in König Gunthers Land.“
Da ſprach mit grimmem Muthe der kühne Recke Hagen:
„Das ließen meine Herren ſchwerlich ſich ſagen,
Daß wir bei den Heunen verlieren All' den Leib;
Nun zeig uns über's Waſſer, du allerweiſeſtes Weib.“
Sie ſprach: „Willſt du nicht anders und ſoll die Fahrt geſchehn,
So ſiehſt du überm Waſſer eine Herberge ſtehn;
Darinnen wohnt ein Fährmann und nirgend ſonſt umher.“
Der Mär, um die er fragte, glaubte nun der Degen hehr.
Dem unmuthsvollen Recken rief noch die Eine nach:
„Nun wartet, Herr Hagen, euch iſt gar zu jach;
Vernehmt noch die Kunde, wie ihr kommt durch das Land.
Der Herr dieſer Marke, der iſt Elſe genannt.
„Sein Bruder iſt geheißen Gelfrat, der Held,
Ein Herr im Baierlande: nicht ſo leicht es fällt,
Wollt ihr durch ſeine Marke: ihr mögt euch wohl bewahren
Und ſollt auch mit dem Fährmann gar beſcheidentlich verfahren.
Der iſt ſo grimmes Muthes, er läßt euch nicht gedeihn,
Wollt ihr nicht verſtändig bei dem Helden ſein.
Soll er euch über holen, ſo gebt ihm guten Sold:
Er hütet dieſes Landes und iſt Gelfraten hold.
Und kommt er nicht bei Zeiten, ſo ruft über Flut
Und ſagt, ihr heißet Amelreich: das war ein Degen gut,
Der ſeiner Feinde willen räumte dieſes Land:
So wird der Fährmann kommen, wird ihm der Name bekannt.“
Der übermüthige Hagen dankte den Frauen hehr.
Der Degen ſchwieg ſtille, kein Wörtlein ſprach er mehr.
Dann ging er bei dem Waſſer hinauf an dem Strand,
Wo er auf jener Seite eine Herberge fand.
Laut begann zu rufen der Degen über Flut:
„Nun hol mich über, Ferge,“ ſprach der Degen gut,
„So geb ich dir zum Lohne eine Spange Goldes roth.
Mir thut das Ueberfahren, das wiſſe, in Wahrheit Noth.“
Es brauchte nicht zu dienen der reiche Schiffersmann,
Lohn nahm er ſelten von Jemanden an;
Auch waren ſeine Knechte zumal von ſtolzem Muth.
Noch immer ſtand Hagen auf dieſer Seite der Flut.
Da rief er ſo gewaltig, der ganze Strom erſcholl
Von des Helden Stärke, die war ſo groß und voll:
„Mich Amelreich hol über: ich bin es, Elſes Mann,
Der ſtarker Feindſchaft willen aus dieſen Landen entrann.“
Hoch an ſeinem Schwerte er ihm die Spange bot;
Die war ſchön und glänzte von lichtem Golde roth,
Daß man ihn überbrächte in Gelfratens Land.
Der übermüthige Ferge nahm ſelbſt das Ruder in die Hand.
Derſelbe Schiffmann hatte neulich erſt gefreit.
Die Gier nach großem Gute ein böſes Ende leiht:
Er dachte zu verdienen Hagens Gold ſo roth;
Da litt er von dem Degen den ſchwertgrimmigen Tod.
Der Fährmann fuhr gewaltig hinüber an den Strand,
Den er nennen hörte, als er den nicht fand,
Da hub er an zu zürnen: als er Hagen ſah,
Mit grimmem Ungeſtüme zu dem Helden ſprach er da:
„Ihr möget euch wohl nennen mit Namen Amelreich:
Deß ich mich hier verſehen, dem ſeht ihr wenig gleich.
Von Vater und Mutter war er der Bruder mein:
Nun ihr mich betrogen habt, ſo müßt ihr dieſſeits ſein.“
„Nein, um Gottes willen,“ ſprach Hagen dagegen,
„Ich bin ein fremder Ritter, beſorgt um andre Degen.
Nun nehmt, den ich geboten, freundlich hin den Sold
Und fahret uns hinüber: ich bin euch wahrhaftig hold.“
Da ſprach der Fährmann wieder: „das kann nun nicht ſein;
Es haben viel Feinde die lieben Herren mein:
Drum fahr ich keinen Fremden hinüber in das Land;
Wenn euch das Leben lieb iſt, ſo tretet an den Strand.“
„Nein, thut das nicht,“ ſprach Hagen, „traurig iſt mein Muth;
Nehmt von mir zum Lohne die goldne Spange gut
Und fahrt uns über, tauſend Roſſ' und auch ſo manchen Mann.“
Da ſprach der grimme Fährmann: „Das wird nimmer gethan.“
Der Fährmann hob ein Ruder, ſtark, groß und breit,
Und ſchlug es auf Hagen; dem that es leide,
Daß er im Schiffe niederſtrauchelt' auf das Knie.
Solchen grimmen Fährmann fand der von Tronje noch nie.
Noch ſtärker zu erzürnen den kühnen Fremdling, ſchwang
Er ſeine Ruderſtange, daß ſie ganz zerſprang,
Auf das Haupt dem Hagen; er war ein ſtarker Mann.
Davon der Elſenferge bald großen Schaden gewann.
Mit grimmigem Muthe griff Hagen gleich zur Hand
Zur Seite nach der Scheide, wo er ein Waffen fand.
Er ſchlug das Haupt vom Rumpf ihm und warf es auf den Grund.
Bald macht' er dieſe Mären auch den Burgonden kund.
Im ſelben Augenblicke, als er den Fährmann ſchlug,
Glitt das Schiff zur Strömung; das war ihm leid genug.
Eh er es richten konnte, fiel ihn Ermüdung an;
Da zeigte große Kräfte König Gunthers Unterthan.

Er verſucht' es umzukehren mit ſchnellem Ruderſchlag,
Bis ihm das ſtarke Ruder in der Hand zerbrach.
Er wollte zu den Recken ſich wenden an den Strand;
Da hat er keines weiter: wie bald er es zuſammen band
Mit ſeinem Schildriemen! das war eine Borte ſchmal.
Da kehrt' er nach dem Walde das Schifflein zu Thal.
Da fand er ſeine Herren harren an dem Strand;
Da giengen ihm entgegen viel der Degen auserkannt.
Mit Gruß ihn wohl empfiengen die ſchnellen Ritter gut:
Sie ſahen in dem Schiffe rauchen noch das Blut
Von einer ſtarken Wunde, die er dem Fährmann ſchlug:
Da wurde von den Degen gefraget Hagen genug.
Als der König Gunther das heiße Blut erſah
In dem Schiffe ſchwimmen, wie balde ſprach er da:
„Wo iſt denn, Herr Hagen, der Fährmann hingekommen?
Eure ſtarken Kräfte haben ihm wohl das Leben benommen."
Er ſprach mit Lügenworten: „Als ich das Schifflein fand
Bei einer wilden Weide, da löſ't es meine Hand:
Ich habe keinen Fergen heute hier geſehn,
Es iſt auch Niemand Leides von meinetwegen geſchehn."
Da ſprach von Burgonden der Degen Gernot:
„Heute muß ich bangen um lieber Freunde Tod,
Da wir keinen Schiffmann hier am Strome ſehn:
Wie wir hinüber kommen, drob muß ich in Sorgen ſtehn."
Laut rief Hagen: „Legt auf den Boden dar,
Ihr Knechte, das Geräthe: mir gedenkt noch, daß ich war
Der allerbeſte Ferge, den man am Rheine fand:
Ich will euch wohl hinüber bringen in Gelfratens Land."
Daß ſie deſto ſchneller kämen über Flut,
Da banden ſie die Roſſe; ihr Schwimmen ward ſo gut,
Daß ihnen auch nicht Eines die ſtarke Flut benahm.
Einige trieben ferner, als ihnen Müdigkeit kam.
Sie trugen zu dem Schiffe ihr Gold und auch den Staat,
Da ſie der Hofreiſe nicht wollten haben Rath.
Hagen fuhr ſie über; da bracht' er an den Strand
Manchen zieren Recken in das unbekannte Land.
Zum erſten bracht' er über tauſend Ritter hehr,
Dazu auch ſeine Recken; dann kamen ihrer mehr.
Neuntauſend Knechte, die bracht' er an das Land:
Des Tages war unmüßig des kühnen Troneiers Hand.
Da er ſie wohlgeborgen brachte über Flut,
Da gedachte jener Märe der ſchnelle Degen gut,
Die ihm verkündet hatte das wilde Meerweib:
Das gieng des Königs Kapellan gar nah an Leben und Leib.
Bei ſeinem Weihgeräthe er den Pfaffen fand,
Auf dem Heiligthume ſich ſtützend mit der Hand:
Das kam ihm nicht zu Gute, als Hagen ihn erſah;
Der gottverlaſſ'ne Prieſter litt große Beſchwerde da.
Er ſchwang ihn aus dem Schiffe mit eilender Gewalt.
Da riefen ihrer Viele: „Halt! Herr Hagen, halt!"
Geiſelher der junge hub zu zürnen an;
Er wollt' es doch nicht laſſen, bis er ihm Leides gethan.
Da ſprach von Burgonden der Degen Gernot:
„Was hilft euch nun, Herr Hagen, des Kaplanes Tod?
That dieß anders Jemand, dem ſollt' es werden leid:
Was verſchuldete der Prieſter, daß ihr ſo wider ihn ſeid?"
Der Pfaffe ſchwamm nach Kräften, er hoffte zu entgehn,
Wenn ihm nur Jemand hülfe: das konnte nicht geſchehn.
Denn der ſtarke Hagen, gar zornig war ſein Muth,
Stieß ihn zu Grunde wieder: das däuchte Niemanden gut.
Als der arme Pfaffe hier keine Hilfe ſah,
Da kehrt' er ſich zurücke; Beſchwerde litt er da.
Ob er nicht ſchwimmen konnte, doch half ihm Gottes Hand,
Daß er wohlgeborgen hin wieder kam an das Land.
Da ſtand der arme Prieſter und ſchüttelte ſein Kleid.
Daran erkannte Hagen, ihm habe prophezeit
Gewiſſe Todesmäre das wilde Meerweib.
Er dachte: „Dieſe Degen verlieren Leben und Leib."
Als ſie das Schiff entladen und weggetragen dann
Was darauf beſeſſen der dreien Fürſten Bann,
Schlug Hagen es in Stücke und warf es in die Flut:
Das wunderte gewaltig die Recken edel und gut.
„Was thut ihr das, Bruder?" ſprach da Dankwart,
„Wie ſollen wir hinüber bei unſerer Widerfahrt,
Wenn wir von den Heunen reiten an den Rhein?"
Später ſagt ihm Hagen, das könne nimmermehr ſein.
Da ſprach von Tronje Hagen: „Ich that es mit Bedacht:
Wenn wir einen Feigen in dieſes Land gebracht,
Der uns entrinnen möchte in ſeines Herzens Noth,
Daß er in dieſen Wogen finde ſchmählichen Tod."
(Simrock.)

### 3) Wie Hagen und Volker der Schildwacht pflagen.

(Dreißigſtes Abenteuer.)

Der Tag, der hatt' ein Ende und nahet ihnen die Nacht;
Den wegemüden Recken nun ihre Sorg' erwacht,
Dieweil ſie ſollten ruhen und in ihr Bette gahn:
Das beredete Hagen und ſagt' es den Herren an.
Gunther ſprach zum Wirthe: „Gott laſſe wohl euch leben!
Wir woll'n zu ſchlafen gehen, ihr mögt uns Urlaub geben;
Gebietet ihr's, ſo kehren zum frühen Morgen wir."
Es ſchied vielfröhlichen Muthes der Wirth von den Gäſten hier.
Drängen allenthalben die Gäſte man da ſah;
Volker der vielkühne da zu den Heunen ſprach:
„Wie waget ihr's, den Recken wohl vor die Füße zu gahn?
Und wollt ihr's euch nicht meiden, ſo wird euch Leid gethan.
So ſchlag' ich euer Etlichen ſo ſchweren Geigenſchlag,
Daß, hat er einen Treuen, er es der beweinen mag.
Nun weichet uns, ihr Recken! traun, dünket das mich gut;
Es heißen alle Degen und ſind nicht gleich gemuth!"
Nun der ſtarke Fiedeler alſo zornig ſprach,
Hagene der vielkühne wohl hinter ſich da ſah;
Er ſprach: „Euch rieth zum Guten der kühne Spielemann;
Ihr ſollt, Kriemhilden Helden! zu eurer Herberg gahn.
Was ihr da habt im Willen, ich wähn', es Niemand thu'.
Und wollt ihr was beginnen, ſo kommt uns morgen fruh;
Und laßt uns Landesfremde für heute haben Gemach:
Traun, dünkt mich, das von Helden mit Willen ſtets geſchach."
Da brachte man die Gäſte in einen weiten Saal;
Den fand man wohlbereitet den Helden überall
Mit reichen Lagerſtätten, mächtig lang und breit;
Es ſann Frau Kriemhild ihnen auf allergrößtes Leid.
Manch ſchmuckgeſteppte Decke aus Arras man da ſah
Von klarem Atlasſtoffe und manch ein Bettelach
Wohl von arabiſcher Seide, ſo die beſten mochten ſein:
Borten lagen darüber, die gaben herrlichen Schein.

Hermelinener Decken vielmanche man da ſah,
Dazu von ſchwarzem Zobel: darunter ihr Gemach
Des Nachts ſie nehmen ſollten bis an den lichten Tag:
Ein König mit ſeinem Gefolge nimmer ſo herrlich lag.
„O weh der Nachtherberge! (ſprach Geiſelher das Kind)
Und wehe meiner Freunde, die mit uns kommen ſind!
Wie auch es meine Schweſter ſo gütlich uns erbot:
Ich fürchte, wir müſſen Alle durch ſie noch liegen todt.“
„Nun laſſet eure Sorgen!“ — ſprach Hagene der Degen.
„Ich will für heute Nacht noch der Schildwacht ſelber pflegen:
Ich trau', euch wohl zu hüten, bis daß uns kommt der Tag:
Deß ſeyd ohn' alle Bange: dann wend' es, wer's vermag!“
Da neigten ſich ihm Alle und ſagten deß ihm Dank;
Sie gingen zu den Betten. Die Weile war nicht lang.
Da ſich geleget hatten zur Ruh die waidlichen Mann:
Hagene der vielkühne, der Held ſich waffnen begann.
Da ſprach zu ihm der Fiedeler, Volker der tiere Degen:
„Verſchmäht ihr's nicht, Herr Hagen! ſo wollt' ich mit euch pflegen
Der Schildwacht heute Nacht durch, bis an den Morgen fruh.“
Vielminniglich ſagte Volkern mit Dank der Held es zu:
„Nun lohn' euch Gott vom Himmel, viellieber Degen hehr!
In allen meinen Sorgen begehrt' ich Niemand mehr,
Außer euch alleine, wie ſehr ich käm' in Noth!
Ich will's euch wohl verdienen, mir wend' es denn der Tod.“
Da gürteten ſie ſich Beide in lichtes Stahlgewand,
Da nahm von ihnen Jeder den Schild in ſeine Hand
Und gingen aus dem Hauſe hin vor die Thüre ſtahn;
Da pflagen ſie der Gäſte, das war mit Treuen gethan.
Volker der vielſchnelle wohl zu des Saales Wand
Seinen Schild den guten, den lehnt' er von ſeiner Hand;
Zum Saale ging er wieder, er griff nach ſeiner Geigen:
Da dient' ſeinen Freunden, ſo war's dem Helden eigen.
Unter der Thür des Hauſes hinſaß er auf den Stein;
Es möcht' ein kühnerer Spielmann wohl nie und nimmer ſein.
Da ihm der Saiten Tönen ſo wunderſüß erklang,
Die ſtolzen Landesfremden ſagten es Volkern Dank.
Da klungen ſeine Saiten, daß all das Haus erdos:
Die Kunſt und ſeine Stärke, die waren beide groß.
Süßer und ſanfter zu geigen er begann:
Da entſchwebt' er in den Betten vielmanchen ſorgenden Mann.
Nun ſie entſchlafen waren und als er das erfand,
Da nahm der Degen wieder den Schild in ſeine Hand
Und ging aus dem Gemache wohl vor den Thurm zu ſtahn
Und hütete die Gäſte vor den Kriemhilden Mann.
Des Nachtes wohl inmitten oder ob es eh geſchah,
Volker der vielkühne, einen Helm er ſcheinen ſah
Von fern aus einer Finſtere: traun, die Kriemhilden Mann
Die hätten an den Gäſten vielgerne Schaden gethan.
Da ſprach der kühne Fiedeler: „Viellieber Freund, Herr Hagen!
Es ziemet dieſe Sorge mitſammen uns zu tragen;
Ich ſehe gewaffnete Leute dort vor dem Hauſe ſtehn:
So wie ich mich verſinne, ſie wollen uns beſtehn.“
„So ſchweiget!“ — ſprach der Hagen — „und laßt ſie näher baß.
Eh unſer ſie inne werden, ſo wird hier Helmesfaß
Verrücket von den Schwertern durch unſer Beider Hand:
Sie werden der Kriemhilde vielübel heimgeſandt.“
Einer der Hunnen-Recken vielbalde das erſah,
Daß die Thüre war behütet; wie hurtig er da ſprach:
„Deß wir da hatten Willen, traun, das mag nicht ergehn!
Ich ſehe dort den Fiedeler wohl auf der Schildwache ſtehn.
Der trägt auf ſeinem Haupte einen Helm von gutem Glanz,
Lauter und vielfeſte, von hartem Stahle ganz;
Ihm lohen die Panzerringe, ſo wie das Feuer thut.
Auch ſtehet bei ihm Hagen: deß ſind ſie in guter Hut.“
Sofort ſie kehrten rückwärts, da Volker das erſah.
Zu ſeinem Heergeſellen zorniglich er ſprach:
„Nun laßt mich zu den Recken wohl von dem Hauſe gahn
Und will ich Märe fragen der Frau Kriemhilden Mann.“
„Nein, um meine Liebe!“ — ſprach Hagen ihm entgegen —
„Kommet ihr von dem Hauſe, dieſe vielſchnellen Degen,
Sie bringen mit den Schwertern euch leicht in ſolche Noth:
Ich müßt' euch helfen und wär' es all meiner Freunde Tod.
So wir mit ihnen Beide dann kämen in den Streit,
Ihrer Zween oder Viere, in einer kurzen Zeit
Sprängen ſie zu dem Hauſe und thäten uns ein Leid
Dort an den ſchlafenden Recken, wir klagten's in Ewigkeit!“
Da ſprach hinwieder Volker: „So laſſet das geſchehen
Daß wir ſie bringen innen, daß wir ſie han geſehen,
Damit es nimmer läugnen die Kriemhilden Mann,
Daß ſie ſo ungetreulich vielgerne hätten gethan.“
Sofort da rufte Volker ihnen dahin entgegen:
„Wie geht ihr alſo gewaffnet, ihr vielſchnellen Degen?
Wollt ihr auf Strauchmord reiten, ihr Kriemhilden-Mann?
Da ſollt ihr mich zu Hilfe und meinen Geſellen han!“
Da antwortet' ihm Niemand; viel zornig war ſein Muth
„Pfui, ihr zagen Böſen!“ — ſprach da der Degen gut —
„So wolltet ihr im Schlafe mit Mord uns fallen an!
Das ward ſo guten Helden bisher vielſelten gethan!“
Da ward der Königinne die Märe recht geſagt;
Daß die Boten fehlgeworden, ward ſchwer von ihr geklagt;
Da fügte ſie es anders; vielgrimmig war ihr Muth
Deß mußten ſeit verderben viel Helden kühn und gut.
(Pfizer.)

### b) Wie die Burgunden in dem großen Saal mit den Hunnen ſtritten

(Dreiunddreißigſtes Abenteuer.)

Sobald der kühne Dankwart trat unter die Thür vom Saal,
Dem Etzelen Hofgeſinde er wohl zu weichen befahl.
Mit Blute war beronnen alle ſein Gewand.
Er trug ein ſcharf Gewaffen blank in ſeiner Hand.
Da rufte der ſtarke Dankwart vielaut dem Degen zu:
„Herre Bruder Hagen, zu lange ſitzt du!
Dir unde Gott vom Himmel klag' ich unſere Noth:
Ritter unde Knechte ſind in der Herberge todt!“
Er rief ihm hin entgegen: „Wer hat das gethan?“
„Das that der Herre Blödel und alle ſeine Mann;
Auch hat er's ſehr entgolten, ſolches will ich euch ſagen:
Ich han mit meinen Handen ſein Haupt ihm abgeſchlagen.“

's iſt ein kleiner Schaden," — ſprach Hagen ihm entgegen —
„Wofern man ſolche Märe ſaget von einem Degen,
Wenn er von Recken-Händen verlieret ſeinen Leib:
Soll deſto minder klagen um ihn manch waidlich Weib.
'z ſagt mir, Bruder Dankwart, wie ſeid ihr alſo roth?
Ich wähne, daß von Wunden ihr leidet große Noth.
Iſt irgend wer im Lande, der euch es hat gethan,
Ihn friſte der üble Teufel, es muß ihm an's Leben gahn."
„Ihr ſeht geſund mich ſelber, mein Gewand iſt Blutes naß,
Von anderer Mannen Wunden iſt mir geſchehen das,
Deren alſo Manchen ich heute hab' erſchlagen,
Wenn ich's beſchwören ſollte, nie könnt' ich ſie Alle ſagen."
Er ſprach: „Bruder Dankwart, ſo hütet uns der Thür
Und laßt von Hunnen Keinen uns kommen da herfür;
Ich rede mit den Recken, wie deß uns zwinget Noth:
Von ihnen unverdienet liegt unſer Geſinde todt."
„Soll ich der Kämmerer werden," — ſo ſprach der kühne Mann —
„Alſo mächtigen Königen vielwohl ich dienen kann;
So pflege ich der Stiege wohl nach den Ehren mein."
Den Degen der Kriemhilde konnte Nichts leider ſein.
„Mich nimmt deß mächtig Wunder," — hub Hagen wieder an —
„Was nun die Hunnen-Degen hier innen zu raunen han?
Ich wähne, ſie gern entbehrten deß, der zur Thüre ſtaht
Und der die Hofmäre geſagt den Burgonden hat.
Ich han vernommen lange von Frauen Kriemhilden ſagen,
Wie daß ihr Herzeleiden ſie wolle nicht ertragen;
Nun trinken wir zur Minne und zahlen des Königs Wein:
Der junge Vogt der Hunnen, der muß der Erſte ſein!"
Da ſchlug das Kind Ortlieben Hagen der Recke gut,
Wie daß an dem Schwerte zur Hand ihm floß das Blut
Und daß der Königinne das Haupt ſprang in den Schooß:
Da hub ſich unter Degen ein Mord vielgrimm und groß.
Dann ſchlug er auch dem Pfleger den ſchwinden Schwertes Schlag
Mit beiden ſeinen Händen, der da des Kindes pflag,
Daß ihm das Haupt alsbalde wohl vor den Tiſch hinlag:
Es war ein jammerhafter Lohn, den er dem Pfleger wog.
Er ſah vor Etzelen Tiſche dort einen Spielemann,
Hagen in ſeinem Zorne dahin zu eilen begann;
Er ſchlug auf ſeiner Geigen ihm ab die rechte Hand:
„Das habe dir zur Botſchaft in der Burgonden Land!"
„So weh mir meiner Rechten!" — ſprach Wärbel Spielemann —
„Herr Hagene von Tronje, was hab' ich euch gethan?
Ich kam auf große Treuen in euerer Herren Land;
Wie kling' ich nun die Töne, ſeit ich verloren die Hand!"
Hagen achtete wenig, fidelt' er nimmermehr;
Da frumt' er in dem Hauſe mordgrimmigen Schaden ſchwer
Wohl an den Etzelen Recken, deren er ſo viel erſchlug:
Traun, bracht' er in dem Saale zu Tod der Recken genug.
Volker, der vielſchnelle, von ſeinem Tiſche ſprang:
Ihm laut ſein Fiedelbogen *) in ſeiner Hand erklang;
Da ſtrebte übermächtig Gunthers Spielemann:
Hei, was er ſchneller Hunnen zu Feinden ſich gewann!
Auch ſprangen von den Tiſchen die dreie Könige hehr:
Sie wollten es gerne ſcheiden, eh' Schadens würde mehr;
Es ſchwochtens mit allen Sinnen nicht wenden die drei Mann,
Da Volker und Herr Hagene ſo ſehr zu wüthen begann.
Sobald der Vogt vom Rheine ungeſchieden ſah den Streit:
Da ſchlug der Fürſte ſelber manche Wunde weit
Durch lichte Panzerringe den grimmen Feinden ſein;
Er war ein Held zu Handen, deß gab er klaren Schein.
Da kam auch zu dem Streite der ſtarke Gernot:
Traun, gab er von den Hunnen vielmanchem Held den Tod
Mit einem ſcharfen Schwerte, das von Rüdiger er bekam;
Er ſchuf den Etzelen Recken des grimmigen Schadens Gram.
Der junge Sohn Frau Uten heran zum Streite ſprang:
Herrlich ſein Gewaffen ihm durch die Helme klang
Den König Etzels Recken wohl aus dem Hunnenlande;
Da that vielmächtige Wunder des kühnen Giſelhers Hand.
Wie kühn ſie Alle waren, die König' und ihre Mann:
Doch ſah man vor ihnen Allen Giſelheren ſtahn
Im Streite gegen die Feinde; er war ein Helde gut:
Er fällte da mit Wunden Vielmanchen in das Blut.
Auch wehrten ſich vielſehre des König Etzels Mann:
Da ſchaute man die Gäſte hauend im Sturme gahn
Mit den vielliechten Schwertern hin durch des Königs Saal;
Man hörte allenthalben vom Wuffe großen Schall.
Nun wollten die daraußen zu ihren Freunden darin:
Sie nahmen an den Thürmen alda vielkleinen Gewinn;
So wären die darinnen vielgerne vor den Saal:
Dankwart ließ ihrer Keinen treppenaufwärts noch zuthal.
Deß hub ſich von den Thürmen gewaltiger Gedrang
Und von den guten Schwertern vielgroßer Helmeklang;
Da kam der kühne Dankwart in eine große Noth:
Deß waltete ſein Bruder, wie ihm ſeine Treu gebot.
Viellaut von Tronje Hagen rufte da Volkern an:
„Sehet ihr dort, Geſelle! meinen Bruder ſtahn
Wohl vor den hunniſchen Recken unter den ſtarken Schlägen?
Freund, friſtet mir den Bruder, eh wir verlieren den Degen!"
„Das thu' ich ſonder Fehle!" ſo ſprach der Spielemann.
Alſo begann er fiedelnd den Pallaſt durch zu gahn;
Ein hartes Schwert vielofte ihm in der Hand erklang:
Die Recken von dem Rheine ſagten ihm großen Dank.
Volker der vielkühne zum Marſchall Dankwart ſprach:
„Ihr habt erlitten heute vielgroßes Ungemach;
Mich hieß euer Bruder Hagen für Hilfe zu euch gehn:
Wollt ihr nun ſein draußen, ſo will ich innert ſtehn."
Dankwart der ſchnelle Degen ſtand außerhalb der Thür,
Wehrt' ihnen ihre Stiege, was immer kam dafür:
Deß hörte man Waffen hallen den Helden in der Hand;
So that auch innert Volker von Burgondenland.
Laut hörte den kühnen Fiedeler man über die Menge ſagen:
„Der Saal iſt wohl beſchloſſen, lieber Freund Herr Hagen!
Traun, iſt alſo verſchränket des König Etzelen Thür —
Von zweier Helden Handen zehn tauſend Riegel dafür.

---

*) D. h. Schwert: Fiedelbogen; Schwert.

Nun von Tronje Hagen die Thüre ſah in Hut:
Den Schild warf auf den Rücken der werthe Degen gut;
Allerſt begann er rächen, was ſeine Freunde betroffen:
Da mochten ſeine Feinde vielwenig zu leben hoffen.
Als der Vogt von Berne das Wunder recht erſah,
Daß Hagene der ſtarke ſo manchen Helm da brach:
Der König der Amelungen *) ſprang auf eine Bank;
Er ſprach: „Hie ſchenket Hagen den allerböſeſten Trank!“
Der Wirth mit Recht da hatte der großen Sorgen genug,
Was man ihm lieber Freunde vor ſeinen Augen ſchlug! —
Weil er ſich kaum vor den Feinden erwehrte der Todespein;
Er ſaß in großen Aengſten: was half ihm König ſein?
Kriemhild die gewaltige rief Dieterichen an:
„Hilf, vieledeler Ritter! mit dem Leben mir hindann.
Um aller Fürſten Tugend von Amelungenland!
Denn erreicht mich Hagene, ich habe den Tod zur Hand.“
„Wie ſoll ich euch gehelfen,“ — ſprach Herr Dieterich —
„Edele Königinne? Nun ſorge ich um mich!
Es ſind ſo ſehr erzürnet des König Gunthers Mann,
Daß ich zu dieſen Zeiten Niemand befrieden kann.“
„Nein doch, Herre Dieterich! edeler Ritter gut:
Laſſe du heute ſcheinen den tugendlichen Muth,
Daß du mir helfeſt von hinnen, oder ich bleibe todt.
Mich zwingen Jammers Aengſte, mir gehts an Lebens Noth!“
„So will ich das verſuchen, ob ich euch helfen kann,
Obwohl in langen Zeiten ich nie geſehen han
So bitterlich erzürnet manchen Helden gut;
Ich ſehe durch die Helme von Schwertern ſpringen das Blut.“
Mit Kraft begunnte rufen der Ritter auserkorn,
Daß ſeine Stimm' erdröhnte gleich wie ein Büffelhorn
Und daß die weite Hofburg von ſeiner Kraft erdos:
Die Stärke Dieterichs war ſonder Maßen groß.
Da hörte König Gunther rufen dieſen Mann
In dem vielharten Sturme; lauſchen er begann,
Er ſprach: „Die Dieterichs Stimme iſt in mein Ohr gekommen.
Ich wähne, unſere Degen haben ihm Wen benommen.
Ich ſeh' ihn auf dem Tiſche winken mit der Hand;
Freunde mein und Sippen von Burgundenland!
Laſſet ab vom Streite, laßt hören und ſehen,
Was hier von meinen Mannen dem Degen ſei geſchehen?“
Da der König Gunther bat und auch gebot,
Ließen ſie ab mit Schwertern inmitten Streites Noth;
Das war Gewalt vielmächtig, daß Niemand mehr da ſchlug;
Der Vogt vom Rhein den Berner raſch um die Märe frug.
Er ſprach: „Vieledler Dieterich! Was iſt euch gethan?
Laßt mich aus dem Hauſe mit euerem Frieden gahn
Von dieſem harten Streite, und das Geſinde mein!
Deß will ich ſonder Fehle euch immer dienſtlich ſein.“
„Wie flehet ihr ſo ſehre?“ — ſprach da Herr Wolfhart —
„Traun, hat die Thür der Fiedeler nimmer geſperret ſo hart,
Wir ſchließen ſie ſo weit noch, daß All' herfür wir gahn!“
„Nun ſchweig!“ — ſprach Herre Dieterich — „du haſt den Teufel gethan.“

Da ſprach der König Gunther: „Erlauben ich euch will
Ausfahrt aus dem Hauſe Wenig' oder Viel',
Ohne meine Feinde, die ſollen hier beſtahn:
Sie han mir bei den Hunnen ſo recht zu Leide gethan.“
Sobald er das erhörte: er unter den Arm beſchloß
Die edele Königinne, ihre Bange die war groß;
Da führt' er unter dem andern Etzelen mit hindann;
Auch ging mit Dieterichen vielmancher waidliche Mann.
Sofort da ſprach der edele Markgrafe Rüdiger:
„Soll'n aber aus dem Hauſe nicht Andere kommen mehr,
Die euch doch gerne dienen? Das laßt uns hören, Degen!
So ſollen gute Freunde ſtätigen Friedens pflegen.“
Deß antwortet' ihm Giſelher von Burgundenland:
„Frieden und Sühne ſei euch von uns erkannt,
Dieweilen ſtät in Treuen ihr ſeid und eure Mann;
Ihr ſollt mit eueren Freunden furchtlos von hinnen gahn.“
Nun der Herre Rüdiger räumte den Etzelen Saal,
Fünfhundert' oder Mehre folgeten ihm zuthal;
Es war das von den Herren aus Treuen ihm gethan,
Wodurch der König Gunther noch großen Schaden gewann.
Da ſah ein Hunnen-Recke den König Etzel gahn
Nah bei Herrn Dietriche; deß wollt' er genoſſen han.
Dem gab der ſchnelle Fiedeler wohl einen ſolchen Schlag,
Daß raſch das Haupt ihm nieder vor Etzels Füßen lag.
Nunmehr der Wirth des Landes kam vor das Haus hindann.
Da kehrt' er hin ſich wieder und blickte Volkern an.
„O weh mir dieſe Gäſte! dieß iſt 'ne grimme Noth
Daß meine Recken vor ihnen ſoll'n Alle liegen todt.
Ach wehe dieſes Feſtes!“ — ſprach dann der Fürſt zuhand —
„Da fechtet Einer innen, der Volker iſt genannt,
Gleichwie ein wilder Eber, und iſt ein Spielemann.
Nur daß ich nun und nimmer ſo leiden Gaſt gewann.“
Sie hatten, die ſie wollten, gelaſſen vor den Saal:
Da hub ſich innerhalben großer Waffenſchall;
Die Gäſte ſchwer errochen, was ihnen eh geſchah.
Volker der vielkühne, hei! was er Helme zerbrach!
Gegen den Schall ſich kehrte Gunther der König hehr:
„Hört ihr die Töne, Hagene, die Volker dorten der
Fiedelet mit den Hunnen, wer zu den Thüren gaht?
Es iſt ein rother Anſtrich, den er an dem Bogen hat.“
„Mich reuet ohne Maßen,“ — ſprach Hagene dagegen —
„Daß jemals ich bei Hofe den Platz nahm vor dem Degen;
Ich war ja ſein Geſelle und er auch war der mein.
Und kommen wir heim, wir müſſens in Treuen ſonder ſein.
Nun ſchau, vielhehrer König! Volker iſt dir hold:
Wie willig er verdienet dein Silber und dein Gold!
Sein Fiedelbogen ſchneidet ihm durch den harten Stahl.
Er bricht wohl von den Helmen die leuchtende Zier zuthal.
Ich ſah nie einen Fiedeler alſo herrlich ſtahn,
Gleichwie der Degen Volker heute hat gethan;
Es hallen ſeine Weiſen durch Helm und Schildesrand.
Traun, ſoll er reiten gute Roſſ' und tragen herrlich Gewand.“
Wie viel der Hunnen Leute geweſen in dem Saal,
Deren war am Leben nicht Einer dann zumal;
Deß war der Schall geſchweigt, daß Niemand hub den Streit:
Die Schwerter von Handen legten die kühnen Recken gemeit.

(Soltau.)

---

*) Oſtgothen.

### 5) Wie Rüdiger erschlagen ward.

(Siebenunddreißigste Abenteuer.)

Es hatten wider Morgen die Gäste gut gethan:
Der Gotelinden Gatte *) ging zu Hof heran,
Da sah er beiderseitig den grimmen Schaden schwer,
Das weinte inniglichen der getreue Rüdiger.

„So weh mir," — sprach der Recke — „daß ich Leben je gewann!
Um diesen großen Jammer hier Niemand scheiden kann;
Wie gern ich's frieden wollte, der König thut es nicht,
Dieweil er seiner Leiden je mehr und mehr ersicht."

Da sandte nach Dietrichen der gute Rüdiger,
Ob sie's noch wenden konnten wohl bei dem König hehr.
Da entbot ihm der von Berne: „Wer kann dazwischen stahn?
Es will's der König Etzel Niemanden scheiden lan."

Da sah ein Hunnen Recke Rüdigeren stehn,
Den Held mit weinenden Augen, und er hatt' es viel gethan;
Der sprach zur Königinne: „Nun sehet, wie er steht,
Der doch Gewalt am meisten allhier bei Etzelen hat;

Und dem Alles dienet, die Leute und das Land,
Wie ist so viel der Burgen an Rüdiger gewandt,
Deren er vielmanche vom König haben mag:
Er schlug in diesem Sturme noch nimmer löblichen Schlag!

Mich dünkt, ihn kümmert wenig, wie hier die Sache steht,
Seitdem daß er die Fülle nach seinem Willen hat.
Man gesteht ihm, er sei kühner als Jemand mag sein:
Davon er in diesen Nöthen gab viel üblen Schein."

Mit schwerbetrübtem Muthe der vielgetreue Mann,
Den er das reden hörte, blickte den Degen an;
Er gedachte: du sollst es büßen, du sprachst, ich sei verzagt!
Traun daß du deine Mären bei Hof zu laut gesagt.

Die Faust er begann zu zwingen, da lief er stracks ihn an,
Einen Schlag vielkräftig schlug er dem hunnischen Mann:
Also, daß er ihm plötzlich lag vor den Füßen todt;
Da war auf's Neu gemehret des König Etzelen Noth.

„Hin, du feiger Schwätzer!" — so sprach der Rüdiger —
„Ich habe doch zur Gnüge Leid und Herzensschwer.
Daß ich allhie nicht fechte, was verweisest du mir das?
Traun, wär ich diesen Gästen mit vollem Recht gehaß,

Und Alles, was ich vermöchte, das hätt' ich ihnen gethan:
Wär's nicht, daß ich die Recken daher geführet han:
Traun, war ich ihr Geleite in meines Herren Land:
Deß darf mit ihnen nicht streiten mein unglückhafte Hand."

Da sagte zum Markgrafen Etzel der König hehr:
„Wie habt ihr uns geholfen, vieledeler Rüdiger!
Nun schon so viel der Todten wir hier zu Lande han;
Nicht mehr wir deren bedürfen, ihr habt vielübel gethan."

Da sprach der edle Ritter: „Traun, kränkt' er mir den Muth
Und hat er mich bescholten an Ehren und an Gut,
Daß ich von deinen Handen so Vieles habe genommen;
Das ist nun dem Verläumder zum Theil unstattlich kommen."

Da kam die Königinne und hatt' es auch gesehen,
Was von des Helden Zorne dem Hunnen war geschehen;
Sie klagt' es sonder Maßen, ihr Augen wurden naß;
Sie sprach zu Rüdigeren: „Wie han wir verdienet das,

Daß ihr mir und dem Könige noch mehret unser Leid?
Nun habt ihr, edler Rüdiger, gelobt uns jederzeit,
Ihr wolltet um uns wagen die Ehre und das Leben;
Ich hört' euch viele Recken den Preis vielwillig geben.

Ich mahne euch der Gnaden und was ihr mir geschworen,
Da ihr mir zu Etzeln riethet, Ritter auserkoren!
Daß ihr mir wolltet dienen, bis an unser Eines Tod:
Der ward mir armen Weibe nimmer so mächtig noth."

„Das ist euch sonder Läugnen, ich schwur euch, edel Weib!
Daß ich um euch wollt' wagen die Ehre und den Leib;
Daß ich die Seele verliere, das hab' ich euch nicht geschworen!
Ich brachte zu diesem Feste die Fürsten hochgeboren."

Sie sprach: „Gedenke, Rüdiger! der großen Treue dein,
Der Stätigkeit und der Eide: daß du den Schaden mein
Und alle meine Leiden wolltest rächen immerdar."
Da sprach der Held: „Viel selten versagt' ich euch fürwahr."

Etzel, der Gewaltige, zu flehen auch begann:
Sie boten sich zu Füßen allbeide da dem Mann.
Den edlen Markgrafen in Unmuth man ersah;
Der vielgetreue Recke in schwerem Jammer sprach:

„O weh mir Gottes Armen, daß ich dieß erlebet han!
Aller meiner Ehren, deren muß ich ab nun stahn,
Der Treuen und der Sitte, welche mir Gott gebot;
O wehe, Gott vom Himmel, daß mir's nicht wendet der Tod!

Welches ich dann von Beiden gelassen oder begann,
So hab' ich immer böslich und auch vielübel gethan;
Laß ich sie aber Beide, schilt alle Welt mich hie;
Nun geruhe mich zu weisen, der mir das Leben verlieh!"

Da baten sie unablässig, der König und sein Weib:
Deß mußten fürder Recken verlieren ihren Leib
Von Rüdigeres Handen, da auch der Held erstarb.
Ihr mögt das hier wohl hören, wie jammerhaft er warb.

Er wußt', er gewinne Schaden und unerträglich Leid;
Er hätte dem König Etzel vielgerne versagt den Streit
Und auch der Königinne. Vielleicht er fürchtete das,
Wenn ihrer Wen erschlüge, trüge die Welt ihm Haß.

Er sprach zum König Etzel da der vielkühne Mann:
„Herr König, nehmt hinwieder, was immer von euch ich han!
Das Land zusammt den Burgen, Nichts soll mir deß bestehn;
Und will auf meinen Füßen ich in die Fremde gehn."

Da sprach der König Etzel: „Wer alsdann hülfe mir?
Das Land zusammt den Leuten, das geb' ich Alles dir,
So du mich rächest, Rüdiger, wohl an den Feinden mein!
Du sollst ein König gewaltig beneben Etzelen sein."

Da sprach hinwieder Rüdiger: „Wie soll ich das anfahn?
Heim nach meinem Hause ich sie geladen han;
Trank, Speis' und meine Gabe ich ihnen gütlich bot:
Wie sollt' ich wider die Gäste nun rathen auf ihren Tod?

Wohl wähnen leicht die Leute, wie daß ich sei verzagt; —
Keinen meiner Dienste hab' ich ihnen versagt,
Den hochgebornen Fürsten und ihren guten Mann;
Auch grämt mich die Verwandtschaft, die ich geworden han:

Giselher, dem Degen, ich gab die Tochter mein;
In dieser Welt sie konnte nicht baß verwendet sein,
Auf Zucht und auch auf Ehre, auf Treue und auf Gut;
Ich sah nie jungen König so tugendlich gemuth."

Da sprach hinwieder Kriemhild: „Vieledeler Rüdiger!
Nun lasse dich erbarmen unseres Schadens schwer,
Meines und auch des Königs! gedenke wohl daran,
Wie daß ein Wirth noch nimmer so leide Gäste gewann."

Da sprach der gute Markgraf wider das edle Weib:
„Es muß es heute zahlen des Rüdigeres Leib,
Was ihr und auch mein Herre mir Liebes habt gethan;
Darum so muß ich sterben, das steht nicht länger an.

---

*) Der Markgraf Rüdiger.

Wohl weiß ich, daß noch heute meine Burgen und mein Land
Euch müſſen ledig werden alle von Einer Hand;
Ich befehl' in eure Gnade mein Weib und meine Kind
Und alle die Verwaiſten, die zu Bechelaren ſind."
„Nun lohne," — ſprach der König — „dir Gott, Herr Rüdiger!"
Es wurden froh ſie Beide, die Königin und er:
„Uns ſollen deine Leute vielwohl empfohlen ſeyn,
Auch trau' ich meinem Heile, du friſteſt das Leben dein."
Da legt' er auf die Wage die Seele und den Leib!
Da begannte zu weinen des König Etzels Weib.
Er ſprach: „Ich muß euch leiſten, wie ich gelobet han;
O wehe meiner Freunde, die ich ungern muß beſtahn!"
Man ſah ihn von dem Könige vieltraurigen Muthes gehen;
Da fand er ſeine Recken vielnahe bei ihm ſtehen;
Er ſprach: „Ihr ſollt euch waffnen, alle meine Mann!
Die kühnen Burgunden, die muß ich, leider beſtahn!"
Sie hießen balde ſpringen, wo man ihr Gewaffen fand;
Ob Helmes Dach es wäre oder des Schildes Rand:
Von ihrem Heergeſinde ward's ihnen dargetragen;
Seit hörten leide Märe die ſtolzen Gäſte ſagen.
Gewaffnet ward da Rüdiger mit fünfmalhundert Mann,
Darüber zwölf der Recken, die ſah man mit ihm gahn;
Die wollten Preis erwerben wohl in des Sturmes Noth:
Sie wußten nicht die Märe, daß ihnen ſo nah der Tod.
Da ſah man Rüdigeren unter Helme gahn;
Es trugen ſcharfe Schwerter die kühnen Markgrafs-Mann,
Dazu vor ihren Handen die lichten Schilde breit:
Das ſah der Fiedeler Volker, es war ihm mächtig leid.
Auch Geiſelher, der junge, ſah ſeinen Schwäher gehn
Mit aufgebundnem Helme. Wie möchte man da verſtehn
Was er damit wohl meinte, als Alles nur zu Gut?
Deß ward der edle König von Herzen frohgemuth.
„Nun wohl mir ſolcher Freunde!" — ſprach Geiſelher der Degen —
„Die wir gewonnen haben dabei auf dieſen Wegen;
Uns kommt vielwohl zu Frommen das Weib, das ich empfing:
Lieb iſt mir, meiner Treuen! daß die Trauung ergieng."
„Nicht weiß, wes ihr euch tröſtet?" — entgegnet der Spielemann —
„Wo ſaht ihr um Sühne jemals ſo manchen Helden gahn
Mit aufgebundnem Helme, die Schwerter in der Hand?
Verdienen an uns will Rüdiger ſeine Burgen und ſeine Land!"
Wie daß der kühne Fiedeler die Rede voll da ſprach:
Rüdiger, den edelen, man vor dem Hauſe ſah;
Seinen Schild den guten, den ſetzt' er vor den Fuß:
Da mußt' er ſeinen Freunden verſagen Dienſt und Gruß.
Der edle Markgrafe rief da hinein zum Saal:
„Ihr kühnen Nibelungen, nun wehrt euch überall!
Ihr ſolltet mein genießen, jetzt ihr entgeltet mein.
Ehvor wir waren Freunde, der Treu' will ich ledig ſeyn."
Dieſer Mär erſchraken da die nothhaften Mann,
Dieweil von ihnen Keiner Freude dadurch gewann,
Daß ſtreiten wollte mit ihnen der, dem ſo hold ſie waren;
Sie hatten ſchon durch Feinde vielgroße Arbeit erfahren.
„Nun wend' es Gott vom Himmel," — ſprach Gunther da, der Degen —
„Daß ihr der Gnaden ſollet euch wider uns entwegen
Und der vielgroßen Treue, wie wir doch wären gemuth.
Ich will euch baß vertrauen, daß ihr es nimmer thut."
„Traun, kann ich es nicht laſſen!" — ſprach da der kühne Mann —
„Ich muß nun mit euch ſtreiten, weil ich's gelobet han.
Nun wehret euch, kühne Helden, ſo lieb euch ſei der Leib!
Mir wollt' es nicht erlaſſen des König Etzelen Weib."
„Ihr widerſagt zu ſpät uns," — ſo ſprach der König hehr —
„Nun müſſ' euch Gott vergelten, vieledeler Rüdiger!
Die Treue und die Minne, die ihr uns habt gethan,
Wenn ihr noch an dem Ende es wolltet gütlicher lan.
Sollten wir ſtets verdienen, was ihr uns habt gegeben
Ich und meine Sippen, ſo ihr uns ließet leben.
Gedenkt der herrlichen Gabe, der ihr uns brachtet bei
In Etzels Land zu den Hunnen, vieledeler Rüdiger!"
„Wiewohl ich des euch gönnte," — ſprach Rüdiger der Degen —
„Daß ich euch meiner Gabe die Fülle durfte wägen,
Mit alſo willigem Muthe, als ich's im Wunſche han:
So würde mir deßhalben nun nimmer Schelte gethan."
„Erwendet, edeler Rüdiger!" — ſo ſprach da Gernot —
„Dieweil ein Wirth es Gäſten nimmerdar erbot
Alſo recht minnigliche, als ihr uns habt gethan;
Deß ſollt ihr wohl genießen, wenn wir bei Leben beſtahn."
„Das wollte Gott," — ſprach Rüdiger — „vieledler Gernot,
Daß ihr bei Rheine wäret, ich aber wäre todt
Mit etelichen Ehren, ſeit ich euch ſoll beſtahn.
An Freunden ward von Freunden noch nimmer übler gethan."
„Nun lohn' euch Gott, Herr Rüdiger!" — ſprach wieder Gernot —
„Eurer vielreichen Gabe. Mich kränket euer Tod;
Soll hier an euch verderben ſo tugendlicher Muth.
Hier trag' ich eure Waffe, ihr gabt ſie, Ritter gut;
Die hat mir nie verſaget in aller dieſer Noth,
Unter ihrer Schneide liegt mancher Ritter todt;
Sie iſt wohllauter und ſtäte, herrlich und gut;
Ich wähne, ſo reiche Gabe nimmer ein Recke thut.
Und wollt ihr nicht erwenden und wollet uns beſtahn,
Schlagt ihr mir Einen der Freunde, die ich hier innen han,
Mit eurem eignen Schwerte ſo nehm' ich euch den Leib;
Dann jammert ihr mich, Rüdiger, und euer herrliches Weib."
„Das wollte Gott, Herr Gernot, und möcht' es ſo ergahn,
Daß aller euer Wille wär' allhie gethan
Und daß gerettet wäre euerer Freunde Leib!
Traun, ſoll euch wohl vertrauen meine Tochter und mein Weib."
Da ſprach von Burgunden der ſchönen Ute Kind:
„Was thut ihr ſo, Herr Rüdiger? Die mit mir kommen ſind,
Die ſind euch Alle gewogen; ihr greifet übel an.
Euere ſchöne Tochter wollt ihr verwittwen [illegible]
Wollt ihr und euere Recken mit Streite mich beſtehn,
Wie recht unfreundlich laßt ihr den [illegible] uns ſehn
Von dem, daß ich euch traute vor allen andern Mann.
Darum ich euere Tochter zur Fraue mir gewann."
„Gedenket euer Treuen, vieledeler König hehr,
Entſend' euch Gott von hinnen!" — ſo ſprach da Rüdiger —
„Und laſſet dann die Jungfrau nimmer entgelten mein:
Durch eure eigne Tugend geruht, ihr gnädig zu ſein."
„Das ſollt' ich billig thun," — ſprach Geiſelher das Kind —
„Die Hohen, meine Sippen, die noch hier inne ſind:

Sollen die durch euch erſterben, ſo muß geſchieden ſein
Dieſe vielſtäte Freundſchaft zu dir und der Tochter dein."
Nun müſſ' uns Gott genaden!" — ſprach der kühne Mann.

Da huben ſie die Schilde, als wollten ſie hierdann
Zum Streite mit den Gäſten in den Kriemhilden-Saal;
Da rief viellaut Herr Hagene von der Stiege her zuthal:

„Bleibet eine Weile, vieledeler Rüdiger!"
— Alſo ſprach da Hagene — „wir wollen reden mehr,
Ich und meine Herren, wie deß uns zwinget Noth:
Was mag geholfen Etzelen unſer, der Fremden, Tod?
Ich ſteh' in großen Sorgen," — ſprach dann hinwieder Hagen —

„Den Schild, den mir gegeben Frau Gotelinde zu tragen,
Den haben mir die Hunnen zerhauen an der Hand:
Ich führete ihn freundlich daher in Etzelen Land.
Daß aber Gott vom Himmel mir nun geruhen wollte,
Daß alſo guten Schildrand ich annoch tragen ſollte,
Wie den du haſt vor Handen, vieledler Rüdiger!
So bedürft' ich in dem Sturme nicht anderes Panzers mehr."

„Gerne wollt' ich dienlich dir ſein mit meinem Schilde,
Wenn ich ihn dir zu bieten getraute vor Kriemhilde:
Doch nimm ihn hin du, Hagene! und trag' ihn an der Hand;
Hei! ſollteſt du ihn führen in der Burgunden Land!"

Als er ihm alſo willig den Schild zur Gabe bot:
Da ward genug der Augen von heißen Thränen roth;
Es war die letzte Gabe, die ſeitdem jemals mehr
Geboten einem Degen der Markgraf Rüdiger.
Wie grimmig Hagen wäre und auch wie zornig gemuth:
Doch erbarmt' ihn die Gabe, welche der Degen gut
Nach ſeinen letzten Stunden ſo nah, da hatte gethan!
Vielmancher edle Ritter mit ihm zu trauern begann.

„Nun lohn' euch Gott vom Himmel, vieledler Rüdiger!
Es wird ja eures Gleichen wohl nun und nimmer mehr,
Der heimatloſen Recken noch alſo herrlich gebe!
So gebiete Gott, daß allzeit eure Tugend lebe.
Wehe mir dieſer Märe!" — ſprach wieder dann Herr Hagen —
„Wir hätten anderer Schwere ſchon alſo viel zu tragen:
Soll'n wir mit Freunden ſtreiten, ſei Gott geklagt der Streit!"
Da ſprach der Markgraf Rüdiger: „Das iſt mir inniglich leid!"

„Nun lohn' ich euch der Gabe, vieledeler Rüdiger!
Wie gegen euch auch ſchalten hier dieſe Degen hehr,
Daß nimmer euch berühret im Streite meine Hand,
Ob ihr ſie Alle ſchlüget, die von Burgunden Land."
Da neigte ſich ihm mit Züchten der gute Rüdiger:
Sie weinten allenthalben, daß dieſe Herzensſchwer'
Hier Niemand ſcheiden konnte; das war eine mächt'ge Noth:
Vater aller Tugenden lag mit Rüdigeren todt!

Da ſprach herab vom Hauſe Volker der Spielmann:
„Seit mein Geſelle Hagen euch Frieden hat gethan,
Sollt ihr ihn alſo ſtäte auch haben von meiner Hand;
Das habt ihr wohl verdienet, da wir kamen in das Land.

Vieledeler Markgrafe! ſeid Bote mir forthin!
Die Spangen rothes Goldes mir gab die Markgräfin,
Daß ich ſie tragen ſollte zu dieſer Feſtlichkeit:
Die mögt ihr ſelber ſchauen, daß ihr deß mir Zeuge ſeid."
„Das wolle der allmächtige Gott," — ſo ſprach da Rüdiger —
„Daß euch die Markgräfinn noch geben ſolle mehr!
Die Märe ſag' ich gerne der trauten Fraue mein,
Seh' ich geſund ſie wieder; deß dürft ihr ſicher ſein."
Als er ihm das gelobte, den Schild hub Rüdiger;
In Muth der Held erhob ſich, da ſäumt' er nimmermehr;
Da lief er zu den Gäſten, wohl einem Degen gleich.
Da ſchlug der mächtige Markgraf vielmanchen ſchwinden Streich.

Volker unde Hagen die traten ihm aus Wegen,
Da weil ihm das gelobet hatten die beiden Degen;
Noch fand er alſo Kühnen dort bei den Thürmen ſtahn,
Daß Rüdiger zu ſtreiten mit großer Sorge begann.
Durch mordgierigen Willen, ſo ließen ihn herein
Gunther und Gernot; ſie hatten Helden Sinn;
Da ſtund zurücke Giſelher, fürwahr es war ihm leid:
Er verſah ſich noch des Lebens, drob mied er den Schwäher im Streit.

Da ſprangen zu den Feinden Herrn Rüdigeres Mann,
Man ſchaute nach dem Herren vielingentlich ſie gahn;
Die ſchneidenden Gewaffen ſie trugen in der Hand:
Deß barſt da manch ein Helmdach und herrlicher Schildesrand.

Da ſchlugen die Vielmüden manch ſchwinden Schwertes-Schwang
Denen von Bechelaren, der tief gewichtig drang
Durch die feſten Panzerringe bis auf des Lebens Blut:
Sie thaten in dem Sturme die herrlichen Werke gut.
Das edele Heergeſinde war ganz nun kommen herein:
Volker unde Hagen, die ſprangen bald dahin;
Sie gaben Frieden Niemanden, außer dem Einen Mann:
Durch ihrer Beiden Hände das Blut durch die Helme rann.

Wie ſo recht grimmiglich viel Schwerter drin erklangen!
Wie viel der Schildes-Spangen da von den Schlägen ſprangen!
Deß ſtob ihr Schildgeſteine verhauen in das Blut:
Sie fochten alſo grimmig, daß nimmermehr man's thut.

Der Vogt von Bechelaren ging hinwärts und hindann,
Als Einer, der mit Kräften im Sturme werben kann:
Dem zeigte ſelben Tages wohl gleich der Markgraf ſich
Und daß er ſei ein Recke vielkühn und löblich.
Hie ſtanden dieſe Recken, Gunther und Gernot:
Sie ſchlugen in dem Streite vielmanchen Held zu Tod;
Giſelher und Dankwart, die nahmen wenig Acht:
Deß ward Vielmancher von ihnen zum jüngſten Tag gebracht.

Vielwohl erzeigte Rüdiger, daß er war ſtark genug,
Kühn und wohlgewaffnet; hei, was er Helden ſchlug!
Das ſah ein Burgunde, deß zwang ihn Zornes Noth:
Darnach begonnte nahen des edlen Rüdigers Tod.
Gernot, der ſtarke, den Helden rief er an;
Da ſprach er zum Markgrafen: „Ihr wollt von meinen Mann
Mir Nichts am Leben laſſen, vieledeler Rüdiger!
Das ſchmerzt mich ohne Maßen, nicht anſehn kann ich's mehr.

Nun mag euch euere Gabe fürwahr zu Schaden kommen,
Seit ihr mir meiner Freunde ſo Manchen weggenommen;
Nun wendet euch zurücke, vieledel kühner Mann!
Eure Gabe wird verdienet, wie allerhöchſt ich kann."
Bevor zu ihm der Markgraf herangekommen ganz,
Vielliechte Ringe mußten verlieren erſt den Glanz;
Da ſprangen zu einander die ehregehrenden Mann:
Ein Jeder ſich zu ſchirmen vor ſtarken Wunden begann.
Es waren ſo ſcharf die Schwerter, ſie konnte Nichts entwegen;

Da ſchlug Herrn Gernoten Rüdiger der Degen
Durch kieſelhartes Helmdach, daß niederfloß das Blut:
Solches vergalt ihm ſehre der Ritter kühn und gut.
Die Rüdigeres Gabe er hoch in der Hand erſchwang;
Wie wund er war zum Tode, er ſchlug ihm einen Schwang

Durch den vielguten Schildrand bis auf das Helmgeſpann:
Dadurch erſterben mußte der Gotelinden Mann.
Traun, ward nie übler gelohnet ſo reicher Gabe mehr!
Da fielen Beid' erſchlagen, Gernot und Rüdiger,
Zu gleicher Stund' im Sturme durch ihrer Beiden Hand;
Allerſt erzürnte Hagen, da den großen Verluſt er fand.
Da ſagte der von Tronje: „Es iſt uns übel kommen!
Wir haben an ihnen Beiden ſo großen Schaden genommen,
Den nimmer wir verwinden, noch ihre Leut' und Land; —
Die Rüdigeres Helden ſind der Burgonden Pfand!"
„O wehe meines Bruders, der todt mir liegt hier!
Das kommt zu allen Zeiten als leide Märe mir;
Auch muß mich immer ſchmerzen mein Schwäher Rüdiger:
Der Schaden iſt beidenthalben und der große Jammer ſchwer."
Nunmehr der junge Giſelher ſah ſeinen Bruder todt:
Die in dem Saale waren, die mußten leiden Noth:
Der Tod, der ſuchte ſehre, wo ſein Geſinde ſei:
Es blieb von ihm der Recken nicht Einer länger frei —
Gunther unde Giſelher und Hagene zumal,
Dankwart unde Volker, die guten Helden all,
Die gingen wo ſie fanden die zween erſchlagenen Mann:
Daſelbſt dann unter den Helden Weinen und Jammer begann.
„Der Tod uns mächtig raubet!" — ſprach Giſelher das Kind —
„Nun laſſet euer Weinen und gehn wir an den Wind,
Daß uns ſtreitmüden Recken die Ring' erkühlen können.
Traun, wähn' ich, Gott will länger uns nicht das Leben gönnen."
Da ſitzend, dorten lehnend man ſah vielmanchen Degen.
Sie waren wieder müßig. Da waren todt gelegen
Die Rüdigeres Helden, zergangen das Getös;
So lang die Stille währte, daß Etzelen es verdroß.
„O wehe dieſer Dienſte!" — ſo ſprach des Königs Weib —
Die ſind nicht alſo ſtäte, daß unſerer Feinde Leib
Denſelben müßt' entgelten durch Rüdigeres Hand:
Er will ſie wieder bringen in der Burgonden Land.
Was hilfet, König Etzel! daß wir getheilet han
Mit ihm, was nur er wollte? Der Held hat miſſethan,
Der uns da ſollte rächen, der will der Sühne pflegen."
Deß antwortet' ihr Volker, der vielzierliche Degen:
„Dem iſt nicht alſo, leider, vielreiche Fürſtin, traun!
Getraut' ich mich, der Lüge zu zeihen ſolch edle Fraun:
So hättet ihr von Rüdiger teufliſch gelogen!
Er iſt, und ſeine Degen, mit der Sühne ganz betrogen.
Er hat gethan ſo willig, was ihm der König gebot,
Daß er mit dem Heergeſinde iſt hier gelegen todt.
Nun ſeht allum, Frau Kriemhilde! wer euer Gebot beſtellt?
Gedient hat bis zum Ende euch Rüdiger der Held.
Und wollt ihr das nicht glauben, man ſoll's euch ſehen lan!"
Zu ihrem Herzeleide, ſo ward es da gethan:
Man trug den Held verhauen, wo ihn der König ſah;
Dem Etzeln Heergeſinde nimmer ſo leid geſchah!
Nunmehr ſie ſahn den Markgraf daher als Todten tragen: —
Es könnte nimmer ein Dichter ſchildern oder ſagen
Alle die Klaggebärden von Frauen und auch von Mannen,
Die ſich durch Herzensjammer allda zu zeigen begannen.
Des König Etzelen Jammer, der ward da alſo groß:
Des mächt'gen Königs Stimme, wie eines Leun, erdoß
Mit herzeleidem Rufe! Alſo that auch ſein Weib.
Sie klagten übermächtig um des guten Rüdigers Leib.
(Kollen)

## 5.

## Gudrun.*)

### 1.

Weihnachten war's, als Hilde
Verkündete den Tag,
Wo ſie es rächen ſollten,
Daß todt ihr Gatte lag.
Da klagte ſie's den Freunden
Und allen ihren Mannen,
Wie man die liebe Tochter
Ihr führte einſt von dannen.

---

*) Da die „Gudrun" weniger allgemein bekannt iſt als die Nibelungen, ſo ſetze ich folgende überſichtliche Inhaltsanzeige des Gedichtes her, welches in die drei nur loſe zuſammenhängenden Theile: „Hagen," „Hilde," „Gudrun," zerfällt.

1) Hagen, der Sohn Sigebant's, König von Irland, wird bei einem Feſte von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Inſel getragen, wo er durch einen Zufall entkommt und von drei Königstöchtern, welche durch gleiches Schickſal dahin gekommen, kümmerlich ernährt, aber im Umgang mit wilden Thieren ſtark und gewandt wird. Nach Jahren werden Alle von einem vorbeiſegelnden Schiffe nach Irland gerettet, wo Hagen die Regierung erhält und ſich mit einer der drei Jungfrauen, Hilde aus Indien, vermählt. 2) Ihre Tochter, gleichfalls Hilde geheißen, wird vom Vater ſo gehütet, daß er ihr keinen Freier gönnt. Er tödtet die Freiwerber und will nur den als Eidam anerkennen, der ihn im Kampfe beſiegt. Auch Hetel, König von Hegelingen, wünſcht ſie zum Weibe. Die Werbung übernehmen drei ſeiner Mannen, die in kaufmänniſcher Verkleidung nach Irland gehen, wo Wate durch ſeine Stärke, Fruote durch ſeine Freigebigkeit und Horand durch die Lieblichkeit ſeines Geſanges, dem ſelbſt die Vögel lauſchen, Gunſt erlangen. Horand findet endlich Gelegenheit, bei Hilden die Werbung ſeines Gebieters anzubringen und ſie zur Flucht zu bewegen. Hagen ſetzt den Flüchtigen nach und holt ſie ein, willigt aber endlich in die Vermählung und läßt ſeiner Tochter eine der drei Jungfrauen, die Hildburg, als Geſpielin zurück. 3) Hetel erhält von Hilde zwei Kinder, einen Sohn, Ortwein, und eine Tochter, Gudrun. Um die Hand des ſchönen Mädchens werben viele Freier, darunter Hartmuth von der Normandie, allein Keinem gewährt ſie der Vater. Als nun aber Herwig, ein benachbarter Fürſt, mit bewaffneter Macht in Hegelingen einfällt, ſchenkt Gudrun ihm ihr Herz und wird mit Herwig verlobt. Bald darauf benutzt Hartmuth einen Kriegszug Hetel's, um während ſeiner Abweſenheit die Gudrun zu rauben und nach der Normandie zu entführen. Unverweilt eilt der Vater mit ſeinen Helden den Räubern nach. Auf dem Wülpenſand wird er von Hartmuth's Vater Ludwig erſchlagen und die Blüthe ſeiner Mannſchaft mit ihm. Eine neue Generation muß heranwachſen, bevor der Rachezug gegen die Normänner unternommen werden kann. Unterdeſſen wird Gudrun nach der Normandie abgeführt. Da ſie ſich aber ſtandhaft weigert, dem Hartmuth ihre Hand zu reichen, wird ſie von der Mutter deſſelben, von der böſen Gerlinde, mißhandelt und zu den niedrigſten Dienſten einer Magd und Wäſcherin gezwungen, wobei ihr Hildburg treulich Hülfe leiſtet. Endlich kommt die Rettung. Ortwein und Herwig gelangen, als Kundſchafter ausgeſandt, an den Ort, wo die Jungfrauen waſchen. Es folgt eine rührende Erkennungsſcene, worauf Gudrun ſtolz die Gewänder in's Meer wirft und dann nach der Burg zurückkehrt, weil ihre Retter ſie nur durch ſiegreichen Kampf gewinnen wollen. Um der Strafe zu entgehen,

Da eilten Hildens Boten
Zuerſt in Herwig's Land.
Er wußte wohl, warum ſie
Ihm waren zugeſandt.
Entgegen ging er ihnen,
Die er von fern ſah kommen;
Mit großer Freude hatte
Die Botſchaft er vernommen.
„Ihr Boten ſollt der Herrin
Viel Grüße von mir ſagen:
Wohl will ich es nicht länger
Von Hartmuth mehr ertragen,
Daß er ſo viele Jahre
Hält meine Maid gefangen.
Nicht mehr mag's einen Andern
Nach dieſer Fahrt verlangen."
Die ſchöne Herrin Hilde,
Da ihr die Hilfe Noth,
Hin zu dem Dänenlande
Den Freunden ſie's entbot,
Daß dort die ſchnellen Recken
Nicht länger ſäumen ſollten,
Die nach der ſchönen Gudrun
Zur Normandie mit wollten.
Daß er daran gedenke,
Ließ ſie Horanden melden,
Daß er verwandt dem König,
Er ſelbſt mit ſeinen Helden
Der lieben Tochter möchten
Sie jetzt ſich wohl erbarmen,
Eh' ſie noch liegen müßte
In König Hartmuth's Armen.
Da ſprach der kühne Degen:
„Frau Hilden ſollt ihr's ſagen,
Daß ich es ſühnen wolle
Mit manches Weibes Klagen;
Mit meiner Mannſchaft kam'
Ich hin zu ihr geſchwind;
Es ſoll darum noch weinen
Gar mancher Mutter Kind." —
Die Boten ritten eilig
Alsbald zum Jütenland,
Wo man auf einer Aue
Den jungen Ortwein fand;
Bei einem breiten Fluße,
Wo man viel Vögel ſah,
Mit ſeinem Falkner beizte
Der junge König da.
Die Falken ließ er fliegen
Und eilig ritt er hin,
Wo ihm bekümmert wurde
Sehr bald ſein froher Sinn,
Als er die Boten grüßte,
Wie ſchnell ſie's ihm geſtanden,
Daß ſie zu allen Zeiten
Die Königin weinend fanden.
Sie ſende viele Grüße,
Die Mutter treu und gut,
Und wie geſonnen wäre
Der Recke in ſeinem Muth,
Und wie viel ſeiner Mannen
Er wolle mit ſich bringen,
Zur Normandie zu ziehen
Vom Lande Hegelingen?
Da ſprach der Degen Ortwein:
„Mit Recht mahnſt du mich ſehr;
Ich will von hinnen führen
Ein großes breites Heer
Mit vielen guten Helden,
Mit zwanzigtauſend Mannen:
Die führ' ich, käme Keiner
Auch jemals wieder von dannen." —
Da ſah man aller Enden
Die reiten in das Land,
Nach denen ihre Boten
Frau Hilde ausgeſandt.
Wie ſie ihr dienen möchten,
Befliſſen ſie ſich ſehr.
An ſechzigtauſend Helden
Erſchienen oder mehr.
Genug mit ihnen fuhren,
Deren Vater war erſchlagen;
Die kühnen Waiſen wollten
Der Rache nicht entſagen.
Auch weinten viele Frauen
Im Land zu Hegelingen,
Möcht' ihnen Gott im Himmel
Die Kinder wieder bringen.

### 2.

Nun laſſen wir die Degen
Und geben zu vernehmen,
Wie die ſonſt frohen Maide
Sich mußten jetzt bequemen,
Zu waſchen die Gewänder
Fern im Normannenlande.
Gudrun und Hildburg wuſchen
Zu aller Zeit am Strande.
An einem Faſtnachtstage
Geſchah's zur Mittagszeit,
Ein Vogel kam geſchwommen;
Da ſprach Gudrun die Maid:
„O weh, du ſchöner Vogel,
Es jammert dein mich ſehr,
Daß du hier ſchwimmſt." So ſagte
Die Königstochter hehr.
Da ſprach der ſchöne Vogel:
„Du magſt dem Wort wohl trauen,
Du Mägdlein in der Fremde:
Bald wirſt du Freunde ſchauen.
Und willſt du mich befragen
Nach deinem Heimatlande,
Ich komme dir als Bote,
Den Gott zum Troſt dir ſandte."
Da ſprach die Gottverlaſſ'ne:
„Hat Chriſtus dich geſandt
Uns armen Heimatloſen
Zum Troſt in dieſes Land,
So laſſe mich vernehmen,
O Bote, du mein guter,
Lebt irgend noch Frau Hilde,
Der armen Gudrun Mutter?"
Da ſprach der hehre Bote:
„Gern mag ich dir's geſtehen,
Frau Hilden, deine Mutter,
Hab' ich geſund geſehen.
Da ſie hieher zu Frommen
Ein größres Heer dir ſandte,
Als je that eine Wittwe
Für ihre Anverwandte."

---

verſprechen Gudrun der Gerlinde, in die Vermählung mit Hartmuth zu willigen. Allein während der Nacht umringen die Hegelingen die Burg und erheben einen mächtigen Kampf, in welchem Ludwig durch Herwig's Hand fällt. Schon hat Gerlinde den Tod der Gudrun befohlen und deren Leben dem Thäter verheißen, als Wate die Burg erſtürmt und die Königin erſchlägt. Den Schluß bildet die Heimfahrt und eine dreifache Vermählung. Ortrun, Hartmuth's Schweſter, die allein gegen Gudrun theilnehmend und freundlich geweſen war, wird mit Ortwein verbunden, Gudrun mit Herwig und Hildburg mit Hartmuth. — Weber: „Geſch. d. deutſchen Literatur." S. 12. — Die Ueberſetzung der Gudrun in's Neuhochdeutſche von Friedrich Koch, der die mitgetheilten Proben entnommen ſind, ſchien mir den Vorzug vor den früheren Ueberſetzungen zu verdienen, weil ſie ſich ſtreng an den von Müllenhoff gereinigten Urtext des Gedichtes anſchließt und die vielfachen ſpäteren Einſchiebſel wegläßt.

Da ſprach das ſchöne Mägdlein:
„Viel edler Bote hehr,
Laß dich es nicht verdrießen,
Ich will dich fragen mehr:
Lebt irgend noch Herr Ortwein,
Der Fürſt vom Jütenland?
Und Herwig, mein Geliebter?
Das hätt' ich gern erkannt."
Da ſprach der ſchöne Vogel:
„Das thue ich dir kund.
Ortwein und Herwig beide
Sind wohl noch und geſund.
Ich ſah ſie auf dem Meere
Hinſteuern durch die Wogen,
Die Helden, die am Ruder
Mit gleichen Kräften zogen."
Sie ſprach: „Ich hörte gerne,
Haſt du dieß auch vernommen,
Wird von dem Dänenlande
Der kühne Horand kommen
Mit ſeinen Helden, die mich
So lang in Noth hier ließen?
Sie ſind ſo kühn, nicht ſollte
Mich Arme das verdrießen." —
„Es kommt vom Dänenlande
Horand der Neffe dein,
Stark in dem wilden Kampfe
Er und die Recken ſein.
Er ſoll das Banner tragen
Der Hilde in ſeiner Hand.
So kommen die Hegelingen
Zu König Hartmuth's Land."
Da ſprach hinwieder Gudrun:
„Und kannſt du das mir ſagen,
Lebt Wate noch von Stürmen?
Ich würd' es nicht beklagen.
Deß freuten wir uns Alle,
Wenn dieſes auch geſchähe,
Daß ich den alten Frute
Bei meiner Fahne ſähe."
Da ſprach zu ihr der Bote:
„Dir kommt in dieſes Land
Von Stürmen der alte Wate,
Der hält in ſeiner Hand
Ein ſtarkes Steuerruder
Mit Fruten in einem Kiele.
Nicht ſuche beſſre Freunde,
Als die, im Kampfgewühle."
Da mußte ſie verlaſſen
Der Gottesbote hehr.
Die heimatsfernen Frauen
Die fragten da nicht mehr.
Doch lag auf ihrem Herzen
Noch großen Kummers Schwere,
Wo die erſehnte Mannſchaft
Zu ihrer Hilfe wäre.

3.

Die arme Königstochter
Hinfort gebettet lag.
Sie konnten kaum erwarten,
Bis wieder ſchien der Tag.
Und ſchliefen deſto minder,
Sie mochten daran denken,
Ob bald der Vogel würde
Zum Land die Ritter lenken.
Nach der Gewohnheit gingen
Sie früh hinaus zum Strand.
Da fanden ſie und wuſchen
Von Neuem die Gewand,
Die ſie getragen hatten
Hernieder an das Meer.
In ihrer großen Hoffnung
Da täuſchten ſie ſich ſehr.
Nach langem Harr'n und Warten
Da ſahn ſie auf den Wogen
Zwei Mann in einer Barke.
Kein Heer kam angezogen.
Da ſprach die edle Hildburg
Zur Maid, der ſchönen, reichen:
„Ich ſeh' dort zwei, die mögen
Wohl deinen Boten gleichen."
Da ſprach die Gottverlaſſ'ne:
„Ich weiß nicht, was ich thu'.
Hildburg, Geſpielin, traute,
Gib deinen Rath dazu.
Soll ich von hinnen weichen,
Daß man mich hier nicht finde
In dieſer Schmach? Eh' zähle
Man ſtets mich zum Geſinde."
Da wandten ſie ſich Beide
Und gingen eilends fort.
Doch waren ſchon ſo nahe
Die Männer jenem Ort,
Daß ſie die ſchönen Frauen
Am Strande konnten ſehen.
Sie merkten's, wie ſie wollten
Schnell von den Kleidern gehen.
Sie ſprangen aus der Barke
Und riefen ihnen nach:
„Ihr edlen Wäſcherinnen,
Was eilt ihr? Geht gemach,
Denn wir ſind fremde Leute,
Das mögt ihr an uns ſpüren.
Fliehet ihr, die reichen Kleider
Könnt ihr dann leicht verlieren."
Sie gingen in ihren Hemden,
Die waren naß den Beiden —
Nie mußten die edlen Frauen
Sonſt ſolchen Kummer leiden —
Es flatterten die Haare,
Verwirrt von Märzes Winde.
Mocht's regnen oder ſchneien,
Weh war es dem Geſinde.
Der edle Ritter Herwig
Einen guten Morgen bot
Den heimatsfernen Maiden —
Wohl war der ihnen noth.
Nicht hatten guten Morgen
Noch guten Abend ſie;
Die minniglichen Maide
Gelinde ließ es nie.
„Laßt euch es nicht verdrießen
Und nehmet unſer Gold,
Vier ſchöne gute Spangen;
Dieß werde euer Sold,
Wenn ihr uns, edle Frauen,
Nicht Antwort wollt verſagen.
Wir geben ſie euch gerne,
Doch hört auf unſre Fragen."
„Gott laſſe eure Spangen
Euch ſelber wohl gedeih'n!
Wir nehmen Nichts zum Lohne",
So ſprach das Mägdelein.
„Nun fraget, was ihr wollet,
Wir müſſen ſchnell von dannen.
Sieht man uns bei euch bleiben,
Wir möchten Leid gewinnen."
„Wer herrſcht in dieſem Erbe
Und dieſem reichen Land?
Wem ſind die guten Burgen?
Wie iſt der Herr genannt,
Der euch ſo ſchlecht bekleidet
Zu waſchen hier geheißen?
Hätt' er Etwas auf Ehre,
Deß ſollt' ihn Keiner preiſen." —

„Hartmuth, ſo heißt der Eine
Der Fürſten; in ſeiner Hut
Stehn rings die weiten Lande
Und Burgen feſt und gut.
Der andere heißt Ludwig
Von den Normannenreichen.
Ihm dienen hier im Lande
Viel Helden ohne Gleichen.“ —
„Wir ſähen ſie ſehr gerne,“
Erwiederte Ortwein.
„Mögt ihr uns nicht beſcheiden,
Viel ſchönes Mägdelein,
Wo hier in ihrem Lande
Die Fürſten beide weilen,
Daß, eines Königs Boten,
Wir gleich zu ihnen eilen.“
Gudrun, die Königstochter,
Den Helden ſagten ſie:
„Als ich ſie in der Veſte
Verlaſſen heute früh,
Da ſchliefen ſie noch in Betten
Mit vierzighundert Mannen.
Ich weiß nicht, ob ſie irgend
Geritten ſind von dannen.“ —
Oft blickte König Herwig
Die Jungfrau forſchend an.
Sie ſchien ſo ſchön dem Degen
Und auch ſo wohlgethan,
Daß es in ſeinem Herzen
Ihn oft zum Seufzen brachte.
Sie glich ſo ſehr der Einen,
Der ſehnlich er gedachte.
Da ſprach hinwieder Ortwein:
„Iſt euch das nicht bekannt,
Daß nicht Gefang'ne kamen
Herüber in dieſes Land?
In ſtarker Heerfahrt brachte
Man ſie zu dieſen Reichen.
Die armen Frauen hatten
Da Jammer ohne Gleichen.“ —
Sie ſprach: „Die ihr da ſuchet,
Die hab' ich wohl geſehn
In großem Weh und Elend:
Das will ich euch geſtehn.“ —
Sie war ja ſelbſt der Heimat
Von Hartmuth mit entriſſen
Gudrun, daß ſie darüber
Beſcheid wohl mochte wiſſen.
Da ſprach der König Herwig:
„Nun ſehet, Herr Ortwein,
Sollt' eure Schweſter Gudrun
Noch je am Leben ſein
In irgend einem Lande
Auf allen Erdenreichen,
So iſt es die, nie ſah ich
Ein Mädchen ſo ihr gleichen.“
Sie ſprach: „Wie ihr auch heißet,
Ihr ſcheinet löblich mir,
Und Einem, den ich kannte,
Dem ſeid ſehr ähnlich ihr.
Von Seeland ihm, dem König,
Herwig war er geheißen.
Sollt' er noch leben, wird er
Der Knechtſchaft uns entreißen.“
Da ſprach der edle Ritter:
„Nun ſehet meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet,
Herwig bin ich genannt.
Damit ward ich verlobet,
Gudrunen ſollt' ich minnen.
Seid ihr denn meine Gattin,
So führ' ich euch von hinnen.“
Sie lächelte in Wonne
Und ſprach, das Mägdelein:
„Das Gold ich wohl erkannte,
Vorher war es ja mein:
Nun ſollt ihr gleichfalls ſchauen,
Was mein Geliebter ſandte,
Als ich noch fröhlich lebte
In meines Vaters Lande.“
Er blickte nach ihrem Finger.
Da er den Ring erſah
Herwig, der edle Ritter,
Zu Gudrun ſprach er da:
„Mich hat auch anders Niemand,
Als Fürſtenblut getragen.
Nun hab' ich Freud' und Wonne
Nach vielen Schmerzenstagen.“
Da mit dem Arm umſchloſſen
Hielt er die hehre Maid.
Was ſie einander ſagten,
Sie fühlten Freud' und Leid.
Nicht weiß ich, wie oft er küßte
Die arme Königin
Und auch die ſchöne Hildburg,
Die Maid von edlem Sinn.
Da ſprach der König Herwig:
„Wohl mögen wir geſtehen,
Uns iſt auf dieſer Reiſe
So großes Glück geſchehen,
Daß es uns beſſer konnte
Wohl nimmermehr gelingen.
Nun woll'n wir ſie in Kurzem
Weg von der Burg hier bringen.“ —
Nicht war den Rittern länger
Am Strand der Aufenthalt.
Da rief die arme Gudrun
Herwigen nach alsbald:
„Eh' war ich deine Beſte,
Nun haſt du mich zum Beſten.
Du läß'ſt mich hier, wer ſoll ich
Mich armes Kind getröſten?“ —
„Ich hab' dich nicht zum Beſten,
Du ſollſt die Beſte ſein.
Viel edle Königstochter,
Verhehl die Reiſe mein.
Ich ſteh' am Saale morgen,
Eh' daß die Sonne ſcheint,
Mit achtzigtauſend Recken:
Glaub', es iſt treu gemeint!“

### 4.

Schon glänzte es am Himmel
Vom lichten Morgenſterne,
Da ſchaute von einem Fenſter
Ein Mägdlein in die Ferne.
Da ſah ſie Helme leuchten
Und viel der lichten Schilde
Rings um die Burg: von Waffen
Erglänzte das Gefilde.
Da ging ſie ſchnell hinwieder,
Wo ſie die Herrin fand:
„Wacht auf, viel edle Gudrun,
Denn rings das ganze Land
Und dieſe Burg von Feinden
Wird überall umſeſſen.
Nicht hatten daheim die Freunde
Uns Arme hier vergeſſen.“
Sie hatt' es kaum geſprochen, —
Das Volk noch meiſtens ſchlief —
Als kräftig von der Zinne
Der Wächter Ludwig's rief:
„Wohlauf, ihr ſtolzen Recken,
Wohlauf, Herr, zu den Waffen!
Von Normandie die Helden
Ihr habt zu lang geſchlafen!

Den Ruf vernahm Gerlinde,
Ludwigens Weib, alsbald.
Sie ließ den König ſchlafen
Und ohne Aufenthalt
Lief ſie in aller Eile
Selbſt nach der Warte hin.
Da ſah ſie viele Gäſte;
Leid war's der Teufelin.
Sie eilte ſchnell hinwieder,
Wo ſie den König fand:
„Wacht auf, wacht auf, Herr Ludwig,
Dein Schloß und auch dein Land
Umgeben wie eine Mauer
Ringsum ſehr ſchlimme Helden,
Das Lachen Gudrun's müſſen
Wir theuer heut' entgelten.“
Nicht dacht' er erſt zu wecken
Vom Schlafe ſeine Mannen.
Ludwig und Hartmuth beide
Sie gingen ſchnell von dannen
Und ſchauten aus dem Fenſter.
Als ſie das Heer erblickt,
Sprach Hartmuth: „Unſerer Veſte
Sind ſie ſehr nah gerückt.
Da ſeh' ich eine Fahne,
Noch weißer denn ein Schwan,
Und viele goldne Bilder.
Erſchauet ihr daran,
Die meine Schwiegermutter,
Frau Hilde hat geſandt;
Eh' Abend wird aus Morgen,
Iſt uns ihr Haß bekannt.
Noch eine breite Fahne
Schwankt in dem Winde dort
Von himmelblauer Seide;
Vertrauet meinem Wort,
Die bringet uns Herr Herwig
Von Seeland her zum Strande —
Seeblätter ſchweben drinnen —
Er rächt bald ſeine Schande.“ —
„Wohlauf, ihr meine Mannen,“
Rief Hartmuth,“ euch zu wehren!
Die grimmen Gäſte ſollen
Des Ruhmes bald entbehren,
Daß ſie zu meiner Veſte
So nahe ſind gegangen. —
Wir wollen ſie an der Pforte
Mit Schlägen wohl empfangen.“
Da ſprangen von den Betten,
Die man noch liegen fand,
Sie riefen, daß man brächte
Ihr lichtes Streitgewand.
Sie wollten für ihren König
Zum Schutz des Landes ſtreiten.
Viertauſend Recken ſah man
Zum Kampfe ſich bereiten.

5.

Es nahte nun dem Streite
Der Held von Stürmeland
Begann ein Horn zu blaſen,
Daß man es über'n Strand
Durch ſeine ſtarken Kräfte
Wohl hörte dreißig Meilen.
Die Hegelingen ſah man
Zu Hildens Banner eilen.
Er blies zum andern Male;
Das that der Held deswegen,
Daß ſich in ihre Sättel
Nun ſchwängen alle Degen
Und ihre Scharen zeigten,
Wohin ſie ſollten eilen.
Niemals im Streit vermochte
Man kühnern Greis zu ſehen.
Es blies zum dritten Male
Mit großer Kraft der Alte,
So daß die Fluten wogten,
Der Werder weit erſchallte,
Daß ſelber aus den Mauern
Eckſteine möchten gleiten.
Mit Hildens Banner hieß er
Horanden vorwärts ſchreiten.
Sehr fürchteten ſie Woten:
Es ward da Niemand laut;
Man hörte ein Roß wohl wiehern.
Des Königs Herwig Braut
Stand oben an der Zinne:
Man ſah ſehr ſtattlich reiten
Die Helden, die jetzt wollten
Mit Hartmuth tapfer ſtreiten.
Nun war gekommen Hartmuth
Mit ſeiner Schar hervor.
Sie gingen wohlgewaffnet
Die Helden vor das Thor.
Die fremden Maide ſahen
Und die heimiſchen den Schein
Der Helme aus den Fenſtern:
Hartmuth war nicht allein.
Man ſah den kühnen Ritter
Herreiten vor dem Heer.
Wenn er ein Kaiſer wäre,
Er könnte nimmermehr
Sich ſtattlicher gebaren:
Ihm glänzte in der Sonnen
Die Rüſtung, noch nicht war ihm
Sein hoher Muth zerronnen.
Da hatte ſich Ortweinen
Herr Hartmuth auserkoren.
Wiewohl er ihn nicht kannte,
Doch trieb er mit den Sporen
Sein Roß, daß es gewaltig
Ihn brachte zu Ortweinen,
Den Speer geſenkt, da ſah man
Bald lichte Panzer ſcheinen.
Aufſprangen ihre Roſſe;
Da hob ſich großer Klang
Vom Schwerterkampf der Kön'ge;
Sie verdienten großen Dank,
Daß ſie den Kampf erhoben
Nach Ritterweiſe Beide.
Sie waren kühn und wollten
Nicht weichen von dem Streite.
Da ſah Horand, der Däne,
Den Bruder Gudrun's wund.
Da hob er an zu fragen:
„Wer war's, der ungeſund
Mit ſcharfen Waffen machte
Im Streit den lieben Herrn?“
Hartmuth begann zu lachen,
Sie waren ſich nicht fern.
Ortwein ſprach ſelbſt: „Das that mir
Hartmuth mit ſeinen Schlägen.“
Da gab das Banner Hildens
Von ſich der gute Degen,
Daß er wohl tragen konnte
Sich ſelbſt zu großer Ehre,
Dem Feind zum Weh; Hartmuthen
Verfolgte er, der Hehre.
In ſeiner Nähe hörte
Hartmuth da Schwerterklang
Er ſchaute, wie ſo reichlich
Das Blut aus Wunden drang
Von manchem lieben Helden.
Der fiel zu ſeinen Füßen.
Er ſprach: „Der Helden Schaden
Den ſollt ihr mir büßen.“

Da kehrte er hinwieder,
Wo er Herauden ſah.
Durch ihre große Stärke
Ereignete ſich's da,
Daß ihnen von Panzerringen
Vor Augen Funken flogen
Und auf den Helmesſpangen
Sich krumm die Schwerter bogen.
Er machte wund Herauden,
Wie eh' es auch geſchah
Dem kühnen König Ortwein.
Ein rother Bach floß da
Aus ſeinen Ringen nieder
Durch Hartmuth's ſtarke Hand.
Er war ſo kühn, wer wollte
Noch trachten nach ſeinem Land?

6.

Laut rief der König Herwig:
„Iſt Jemand das bekannt,
Wie heißt dort jener Alte,
Der hat mit ſeiner Hand
So viel der tiefen Wunden
Hier manchem Held gehauen
Durch ſeine Kraft? Es müſſen's
Beweinen ſchöne Frauen.“
Das hörte König Ludwig,
Von Normandie der Herr:
„Wer iſt's, der in dem Kampfe
Nach mir gefragt ſo ſehr?
Ich bin geheißen Ludwig
Von dem Normannenlande
Und ſtreite mit den Feinden,
Daß mir's bringt keine Schande.“ —
„Und Herwig iſt mein Name:
Du nahmeſt mir mein Weib.
Die mußt du wieder geben,
Sonſt büßt es mit dem Leib
Und Leben von uns Einer,
Dazu der Recken mehr.“
Da ſprach der König Ludwig:
„Du drohſt mir gar zu ſehr.
Du haſt mir deine Beichte
Ganz ohne Noth gethan.
Noch viele Helden gibt es
Hier, denen ich abgewann
Ihr Glück und ihre Freunde;
Und darauf kannſt du bauen,
Ich ſchaff' es, daß du nimmer
Magſt küſſen deine Frauen.“
Nach dieſer Rede liefen
Sie ſich einander an
Die beiden reichen Kön'ge.
Wer irgend Glück gewann,
Er mußt' es von der Jugend
Im harten Kampf erringen.
Denn beiderſeits viel Helden
Sah man zu ihnen ſpringen.
Ein braver Held war Herwig,
Im Streite kühn genug.
Hartmuthens grimmer Vater
Den jungen König ſchlug,
Daß er begann zu ſtraucheln
Vor König Ludwig's Hand.
Der hätt' ihn gern geſchieden
Vom Leben und ſeinem Land.
Und wären nicht ſo nahe
Herwigens kühne Mannen,
Die ihm mit Eifer halfen,
Nicht konnte er von dannen.
Es hätt' ihn vor dem Ende
Nichts mögen von ihm ſcheiden;
Vom alten Ludwig mußte
Er ſchlimmen Tod erleiden.
Doch ſolches Unglück wurde
Von Herwig abgewandt.
Als wieder er nach dem Falle
Feſt auf den Füßen ſtand,
Da eilte er, nach der Zinne
Des Schloſſes hinzuſehen,
Ob ſeine Heißgeliebte
Dort etwa möchte ſtehen.
Er dacht' in ſeinem Herzen:
Ach, was mußt' ich erleiden?
Wenn meine liebe Gudrun
Geſehen dieſes Streiten,
Erleb' ich je die Stunde,
Daß ich ſie will umfahen,
Sie wird es mir verweiſen,
Mit Minne ihr zu nahen.
Daß mich der greiſe Ludwig
Hier nieder hat geſchlagen,
Deß ſchäm' ich mich gewaltig. —
Sein Banner hieß er tragen
Nach dem Normannenkön'ge
Vor allen ſeinen Mannen.
Sie drangen zu den Feinden:
Die ſollten nicht von dannen.
Der alte Ludwig hörte
Den Schall in ſeinem Rücken,
Da wandte er ſich hinwieder
Zu ihm mit grimmen Blicken.
Er hörte auf den Helmen
Der Schwerter viel erſchallen.
Es mochte wohl den Seinen
Der Beiden Grimm mißfallen.
Gudrun's geliebter Degen
In Helm mit Schildesrand
Erreichte den König Ludwig.
Er ſchlug mit kräft'ger Hand
Ihm ſolche tiefe Wunde,
Daß er vergaß zu ſtreiten.
Der alte Ludwig mußte
Da grimmen Tod erleiden.
Herwig mit ſolchen Kräften
Das Schwert herniederſchwang,
Daß alsbald von der Achſel
Das Haupt dem König ſprang.
Nun hätt' er's wohl vergolten,
Daß er vor ihm gefallen.
Todt lag er: ſchöne Augen
Die mußten überwallen.

7.

Da ſprach zu ſeinen Recken
Hartmuth, der kühne Degen:
„Nun kommt mit mir von dannen,
So Mancher iſt erlegen,
Der uns erſchlagen wollte
Hier in dem harten Streiten.
Nun wenden wir uns zur Veſte,
Zu harr'n dort beſſ'rer Zeiten.“
Sie hatten viele Degen
Gelaſſen hinter ſich,
Gehörten ihnen die Lande,
Sie konnten ſicherlich
Nicht beſſer ſtehn im Kampfe:
Zur Burg ſie wollten gehen;
Dort ſahn ſie mit tauſend Helden
Den ſtarken Wate ſtehen.
Er war bis an die Pforte
Mit Ungeſtüm gegangen,
Wohin auch Hartmuth führte
Die Seinen voll Verlangen.

Sie konnten’s nicht brechen,
Es wollte kaum gelingen;
Sie ſahen von der Mauer
Herab viel Steine dringen.
Da ſah Herr Hartmuth Waten
Stehn vor der Veſte Thor.
Er ſagte: „Was wir haben
Verdienet hie zuvor,
Das will ſich heute wahrlich
Sehr ſchlimm an uns bekunden.
Schon Viele ſind gefallen,
Beſorgt ſind die Geſunden.
Ich kann jedoch nicht fliegen,
Die Federn fehlen mir;
Nicht in die Erde kann ich,
Was auch geſchehe hier.
Auch können vor den Feinden
Wir nicht hinab zur See.
Ich ſag’ euch meinen Willen,
So gut, als ich’s verſteh’.
Es kann nicht anders werden,
Ihr edlen Ritter gut;
Steigt nieder von den Roſſen
Und hauet heißes Blut
Aus lichten Panzerringen.
Das laßt euch nicht verdrießen!“ —
Sie ſprangen von den Roſſen,
Die ſie zurückeſtießen.
„Nun zu,“ rief König Hartmuth,
„Ihr Helden allzumal!
Sei’s gut und oder übel,
Geht näher an den Saal.
Ich muß zum alten Wate,
Wie es mir auch gelinge;
Ich will verſuchen, ob ich
Zurück vom Thor ihn bringe.“
Da zückten ſie die Schwerter
Und zogen ſchnell von dannen,
Der junge König Hartmuth
Und alle ſeine Mannen.
Er ſtand dem alten Wate:
Den Helden ehrt’ es ſehr.
Die Schwerter klangen; es ſtarben
Der Ritter deſto mehr.

8.

Von dem Normannenlande
Rang klagend ihre Hände
Ortrun das junge Mägdlein;
Daß ſie das Leid ihr wende,
Ging eilig ſie zu Gudrun,
Die Königstochter hehr.
Sie fiel ihr vor die Füße;
Sie klagte den Vater ſehr.
Sie ſprach: „Laß dich erbarmen,
Du edles Fürſtenkind,
So viele von den Meinen,
Die hier geſtorben ſind.
Denk’, wie dir’s war, da ehe
Dein Vater ward erſchlagen.
Nun hab’ ich Arme heute
Den meinen zu beklagen.
Ach ſiehe, edles Mägdlein,
Wie arg iſt dieſe Noth:
Mein Vater, meine Freunde
Sie ſind faſt alle todt.
Nun ſehe ich auch Waten
Hartmuthen ſehr gefährden.
Verliere ich den Bruder,
Muß ich zur Waiſe werden.
O laſſe mir das frommen“ —
So ſprach das edle Kind —
„Als Keiner dich beklagte
Von Allen, die hier ſind.
Du keinen Freund mehr hatteſt,
Ich war allein dir Freund,
Und ſtets bei deinen Leiden
Hab’ ich um dich geweint.“
Da ſprach die Tochter Hildens:
„Das haſt du oft gethan;
Doch nicht begreif’ ich, wie ich
Dem Streite wehren kann
Ich wäre denn ein Recke,
So daß ich Waffen trüge,
Dann ſchüfe ich’s, daß Keiner
Den Bruder dir erſchlüge.“
Sie weinte voller Aengſten.
Wie ſie ſo theuer bat!
Bis endlich an das Fenſter
Die Tochter Hetel’s trat;
Sie winkte mit den Händen
Und fragte nach der Märe,
Ob Einer von Hegelingen
Hier in der Nähe wäre.
Darauf gab Herwig Antwort,
Der edle Ritter gut:
„Wer ſeid ihr, edle Jungfrau,
Die ſolche Frage thut?
Der Hegelingen Keiner
Iſt in der Näh’ zu ſehn.
Wir ſind von Seeland, Mägdlein,
Sagt uns, was ſoll geſchehn?
Seid ihr es ſelber, Gudrun,
Ihr die Geliebte mein?
Ich will euch immer gerne
In euren Dienſten ſein.
Ich bin es, Herwig, dem ihr
Zum Troſt noch ſollt gedeihn,
Und laß es euch wohl ſchauen,
Ich möcht’ euch gern befrei’n.“
Sie ſprach: „Wollt ihr mir dienen,
Ihr auserwählter Held,
So hoff’ ich, daß euch darum
Nicht etwa Zorn befällt.
Es flehen hier ſo dringend
Mich an die ſchönen Maide,
Daß man den jungen Hartmuth
Vom alten Wate ſcheide.“
„Ich will dir’s gerne leiſten,
Geliebte Königin!“ —
Laut rief von Seeland Herwig
Zu ſeinen Recken hin:
„Nun zieht zu Watens Feinde
Alsbald mit meinen Fahnen.“
Man ſah ihn mit den Seinen
Schnell einen Weg ſich bahnen.
Es war da von ihm Schweres
Im Frauendienſt gethan.
Laut rief der König Herwig
Den alten Wate an:
„Vergönnet, lieber Wate,
Mein Freund, daß ich hier ſcheide
Den grimmen Streit; euch bitten
Die minniglichen Maide.“
Mit Zorne ſagte Wate:
„Herr Herwig, gebet hin!
Soll ich den Frauen folgen,
Wo hätt’ ich meinen Sinn.
Wollt’ ich der Feinde ſchonen!
Für mich that ich das ſelten.
Nicht folg’ ich; ſeinen Frevel
Muß Hartmuth jetzt entgelten.“
Um der Geliebten Willen
Da zwiſchen Beide ſprang
Herwig der kühne Ritter;
Man hörte Schwerterklang.
Ergrimmet ſehr war Wate;

Er mochte es nicht leiden,
Wagt's Einer, von den Feinden
Im Kampfe ihn zu ſcheiden.
Da ſchlug er König Herwig
Mit einem ſchweren Schlag,
Daß er, der's ſcheiden wollte,
Vor ihm am Boden lag.
Da ſprangen ſeine Recken
Und halfen ihm von dannen:
Gefangen ward Herr Hartmuth
Von Waten und ſeinen Mannen.

### 9.

Ingrimmig tobte Wate:
Er ging nun vor den Saal
Und nahte ſich der Pforte.
Man hörte vielen Schall
Vom Jammer aller Enden,
Dazu von Schwerterklingen.
Da Hartmuth war gefangen,
Nichts konnten ſie vollbringen.
Wie oft ſie drängen wollten
Die Feinde von der Burg
Mit Werfen und mit Schießen,
Drang Wate doch hindurch
Und nahm im Sturm die Veſte.
Da wurden aufgehauen
Die Riegel aus der Mauer:
Es weinten ſchöne Frauen.
Von Dänemark Herr Horand
Der Hilda Banner trug,
Gefolgt von vielen Recken —
Deren hatte er genug —
Zum allerbeſten Thurme
In einen weiten Saal,
Den dort für den höchſten hielten
Die Helden allzumal.
Es wurden reiche Zimmer
Gewaltſam aufgeſchlagen.
Man hörte lautes Lärmen
Und vieles Schrein und Klagen.
Doch war den Gäſten allen
Nicht überein zu Muthe:
Die ſchlugen Wunden, Andre
Die ſtrebten nach dem Gute.
Das Blut an allen Orten
Aus den Gemächern floß.
Ihre Freunde, die das ſahen,
Wie ſehr es ſie verdroß!
Da kam in großem Kummer
Ortrun, das Mägdlein hehr,
Zu Gudrun; ſie beſorgte
Des großen Schadens mehr.
Ihr Haupt ſie nieder neigte
Vor ihr der ſchönen Maid.
Sie ſprach: „Geliebte Gudrun,
Dir ſei im Herzen leid
Mein übergroßer Kummer;
Laß mich hier nicht verderben!
Hilft mir nicht deine Güte,
So muß ich noch hier ſterben!“
„Ich will dich gerne retten,
Wenn ich's im Stande bin;
Ich gönn' dir alle Ehre
Und jeglichen Gewinn.
Ich will dir Frieden ſchaffen
Und Rettung dir bereiten.
Tritt mir nur deſto näher
Mit deinen Frau'n und Maiden.“ —
Ortrun, das Mägdlein, ſagte:
„Das thue ich mit Freuden.“
Sie wurde da gerettet
Mit dreiunddreißig Maiden.
Und zweiundſechzig Degen
Die ſtanden bei den Frauen;
Wenn die nicht wichen, hätten
Die Gäſte ſie wohl zerhauen.
Auch kam herbeigeeilet
Die übele Gerlind.
Die bot ſich zur Leibeignen
Gudrun, Frau Hildens Kind.
„Nun rette uns, Königstochter,
Vor Waten und ſeinen Helden!
Bei dir ſteht es alleine,
Sonſt müſſen wir's entgelten.“
Da ſprach die Tochter Hildens:
„Nun hör' ich euch begehren,
Daß ich euch Gnad' erweiſe;
Wie möcht' ich's euch gewähren?
Nie habt ihr eine Bitte
Mir je gewährt auf Erden;
Ihr hattet niemals Gnade,
Nie kann ich hold euch werden.“
Der alte Wate ſchaute
Sie da von ungefähr
Und mit den Zähnen knirſchend
Schritt er alsbald daher.
Er hatte ſcharfe Augen,
Einen ellenbreiten Bart.
Der Held war Allen furchtbar,
Sobald ſie ihn gewahrt.
Er faßte ſie bei den Händen
Und zog ſie fort von ihnen.
Die böſe Gerlind machte
Dazu betrübte Mienen.
Er ſprach in wildem Zorne:
„Ihr, Königin hoch und hehr,
Für euch ſoll meine Herrin
Wohl waſchen nimmer mehr!“ —
Sie hatten nun das Streiten
Beendigt überall.
Da ging der König Herwig
Hinein in Ludwig's Saal
Mit ſeinen Kampfgenoſſen.
Blutroth kam er gegangen.
Von Gudrun ward der Recke
Da minniglich empfangen.
Das Schwert der edle Degen
Sich von der Seite band,
Er warf die Waffen nieder
In ſeinen Schildesrand.
Da kam er eiſenroſtig
Gegangen zu den Frauen,
Um die er auf der Wahlſtatt
Der Wunden viel gehauen.

(Koch.)

### 6.

## Der Roſengarten.*)

### Viertes Abenteuer.

### Wie der Mönch Ilſan aus dem Kloſter genommen ward.

Noch hatten ſie nicht alle die Zwölf beiſammen dort:
„Wie bringen wir aus dem Kloſter den Mönch, den edlen, fort?
Hier mag kein Bote frommen, wir müſſen ſelber hin:
Ihn kann nur der Berner aus ſeiner Kutte ziehn.“

---

*) Kriemhild, die Tochter des Königs Gibich zu Worms, ladet den König Dietrich von Bern (Verona) mit zwölf Mannen zum Kampf mit den Hütern ihres Roſengartens. Als Lohn werden den Siegern Roſenkränze und Küſſe verheißen. Dietrich und ſeine Helden beſiegen die Burgunden. Die Hauptfigur des

Auf ſaßen bald die Herren, die Recken allbereit;
Dietrichens Reiſen war gar Manchem leid.
Da huben ſich die Herren gen Iſenburg auf die Fahrt,
Wo der Mönch um Roſen dem Kloſter entnommen ward.
Da ritt zu allervorderſt Meiſter Hildebrand;
Herr Dietrich von Berne kam hinterdrein gerannt
Ecker und Schiltrand ſelber trug der Degen hehr;
So ritt auch Meiſter Hildebrand; mit ihnen ritt Niemand mehr.
An dem zweiten Morgen, eine Weile noch davor,
Waren die Herren gekommen gen Iſenburg an's Thor.
Da der Mönch die Meſſe wollt' ſingen in der Frůh!
Die Herren mit den Schilden ſtießen eilends hinzu.
Hildebrand begann zu klopfen: „Laßt mich alsbald herein;
Ich will auch ein Prediger hier in dem Kloſter ſein.“
Da rief der Mönch da drinnen: „Wer klopft uns an das Thor?
Geſchwinde geht mir ſchauen, wer draußen ſteht davor.
Bringt mir meinen Harniſch, dazu mein gutes Schwert;
Was ſie dann ſuchen wollen, deß werden ſie gewährt;
Nur meinen Helm den lichten,“ ſprach der Mönch Ilſan:
„Daß ſie das Kloſter zwingen, das wehr' ich, wenn ich kann.
„Nun hab' ich meinen Harniſch,“ ſprach der Mönch Ilſan,
„Wär' ihr denn zweiunddreißig, ich griff euch Alle an.
Mein Schwert denn zerbreche mir in den Händen mein.
Wir wollen in dem Kloſter von ihnen ungeheiſſen ſein.
„Geſchwinde geht mir ſchauen, was vor der Pforte ſei.“
„Herr, es iſt ein Alter und führt der Wölfe drei
Und eine goldne Schlange auf des Helmes Dach.“ —
„Waffen, immer Waffen! das iſt mein Bruder Hildebrand.“
„Bei ihm hält ein Junger auf einem ſchnellen Pferd,
Mich dünkt an ſeiner Haltung, er ſei ein Degen werth.
Der führt auf dem Schilde einen Leun, der ſchreckte mich.“
„Er mag es wohl vollbringen: es iſt mein Herre Dieterich.“
Da trat vor die Pforte der Mönch Ilſan.
Eine graue Kutte hatt' er über den Ringen an,
An den Beinen trug er zwei dicke graue Hoſen;
So trat er vor die Pforte, der Märe wollt' er loſen.
„Gerechte Bruder!“ ſprach Meiſter Hildebrand.
„Nun geleite dich der Teufel!“ ſprach der Mönch Ilſan.
„Daß du das Jahr lang reiteſt und kommſt nicht einen Tag!
Du ſaumeſt bei Frau Uten hier beſſer Gemach.“
„Das thät' ich, wenn ich könnte,“ ſprach Meiſter Hildebrand,
„Kriemhild, die ſchöne, hat nach uns geſandt,
Daß wir kommen ſollen zu ihrer Luſtbarkeit.“
„Es ſcheint wohl, lieber Bruder, daß ihr ein Narr ſeid.
Ihr wärtet es im Kloſter nicht ſprechen, dünket mich.
Geſchieht euch was zu Berne, mein Herr Dieterich?“
„Mein Herr will dich bitten,“ ſprach Meiſter Hildebrand,
„Daß du die Fahrt ihm leiſteſt, die ihm gelobt deine Hand.“
Da gab's ihm ſeine Treue und ſchwur ihm einen Eid,
Wenn er reiten wollte, ſo wär' er ihm bereit.“
„Nun mag ich nicht mehr reiten,“ ſprach der Mönch Ilſan;
„Doch kann ich mich entſinnen, daß ich den Schwur gethan.
Iſt es euch Noth zu Berne, ſo will ich mit euch fahren;
Nach Worms am Rhein die Reiſe, die will ich lieber ſparen.“
Da ſprach Hildebrand der alte: „Lieber Bruder mein,
Bruderlicher Treue gemahnt ſollſt du ſein.
Es ſteht in dem Briefe, den uns die Magd entbot,
Mir und meinem Herrn ward Hilfe nie ſo Noth.“
„Helfet eurem Bruder,“ ſprach Herr Dieterich:
„Wollt ihr daheim verbleiben, es beſchimpft euch ſicherlich.“
Da ſprach der kühne Ilſan: „Viel lieber Bruder mein,
Will mir's der Abt erlauben, ich folg' euch an den Rhein.
Käm' ich in den Garten, da entgält es mancher Mann:
Ich weiß, daß ich die Zwölfe wohl allein beſtehen kann.“
„Ich will euch gerne helfen,“ ſprach der Mönch Ilſan.
„Nun ſchaut lieber Herre, was ich zum Streit gewann.“
Da zog er ab die Kutte und warf ſie in das Gras:
Hei, wie gute Waffen Ilſan der Mönch noch beſaß.
„Was tragt ihr unter den Hoſen?“ ſprach Meiſter Hildebrand.
„Da trag' ich, lieber Bruder, mein altes Sturmgewand.“
Da ſchaute der von Berne Mönch Ilſans Schwert:
„Eines guten Predigerſtabes ſeid ihr dabei gewährt.
Wem ihr den Bann entſchlaget mit eurem Predigerſtab,
Ich geb' euch meine Treue, es folgt ihm bis in's Grab.
Wüßten es am Rheine die Burgunden hehr,
Eh' ſie euch beichten wollten, ſie würden Ketzer ehr.“
„Wir wollten gen Wormes reiten zu ſchaun des Rheines Fluß,
Nach einem Roſenkranze, nach einer Frauen Kuß.
Das wiſſet lieber Herre, es wird alsbald vollbracht.
Kriemhild ſoll noch wünſchen, ſie hätt' es nimmer erdacht.“
„Trägt ſie nach deutſchen Recken, das ſollt ihr glauben mir,
Um Roſen und um Blumen ſo ſehnliche Begier,
Wir wollen ſie beſuchen mit manchem kühnen Mann,
Der ihnen von den Augen das Moos wohl blaſen kann.
Gerudert abzuſteigen, lieber Herre mein,
Und wollt ihr bei mir eſſen, ich geb' euch guten Wein.
Die Mönche müſſen's zahlen, die hier im Kloſter ſind:
Die Andern eſſen Gerſte; ich ſah darum mich blind.“
Da ward geſetzt zu Tiſche von Bern Herr Dieterich,
Und jenſeits ihm entgegen, das wiſſet ſicherlich,
Hildebrand der alte, ein auserwählter Mann.
Da pflag der Beiden fleißig der gute Mönch Ilſan.
Da kam der Abt zuſammen mit ſeiner Brüderſchaft,
Sie hatten zu gebieten über des Mönches Kraft.
Da ſprach der von Berne, ein Fürſt ſo tugendlich:
„Laßt ihr ihn nicht ziehen, ich zerſtör' euch ſicherlich.“
Da ſprach der Abt: „Herr Dietrich, es iſt nicht unſer Recht,
Daß wir fechten ſollen, es ziemt kei'm Gotteesknecht.
Wir ſollen ſpät und frühe zu dienen ſein bereit
Dem Gott, der uns geſchaffen hat; der Mönch ſoll nicht zum Streit.“
Der Mönch Ilſan verſetzte: „Herr Abt, auf meinen Eid,
Geſchieht dort in den Roſen dieſen werthen Recken Leid,
(Ich wollt' es wohl verhindern, ließt ihr mich auf den Plan),
Die Brüder müſſen's entgelten, wenn ich es ſagen kann.“
Da erſchrack der Abt der Mähre: „Lieber Bruder mein,
Wollt ihr mir dannen bringen ein Roſenkränzelein,
So büß' ich eure Sünden, dieweil ihr ferner ſeid.“
Der Rede mußte lachen Herr Dieterich von Bern.
Da gab der Mönch zur Antwort: „Habe das auf meinen Eid,
Euch ſoll bei meiner Heimkehr ein Kränzlein ſein bereit.
Mich wolle denn im Garten Niemand mit Streit beſtehn;
Nur kann ich Roſen pflücken, die ſollen euch nicht entgehn.
Nun laßt mich Urlaub nehmen, ich muß an den Rhein.“
Schließt mich in eu'r Gebete, ihr lieben Brüder mein.

---

Gedichts iſt der Mönch Ilſan, welcher, als Repräſentant des unverſchlachten Humors der ſtreitenden Ritterzeiten, eine Lieblingsgeſtalt der volksmäßigen Heldendichtung geweſen zu ſein ſcheint.

Und bittet Gott vom Himmel, daß er mir gebe Heil,
So bring' ich euch vom Rheine der Roſen ein gutes Theil.

Euer ſind zweiundfünfzig, hab' ich es recht erſehn:
Auf ſo manchen Recken will ich dort beſtehn.
Schickt mich dann Gott her wieder, ihr lieben Brüder mein,
So bring' ich euer Jedem ein Roſenkränzelein."

Da ſprachen ſie einhellig, die ganze Bruderſchaft,
Daß ſie ihm Heil erwünſchten und Glück durch Gottes Kraft.
Als ſie gegeſſen hatten und getrunken überall,
Da zog man Schimmings Bruder, ein Roß ihm aus dem Stall.

Mit einem Schwert umgürtet ſtand bald der Mönch Ilſan;
Ueber den Harniſch zog er eine Kutte wohlgethan.
Dann ließ er ſich bringen einen Schild und einen Sper:
Die hatt' er oft geſchwungen, das war nun lange her.

Das gute Roß Benig ward jetzt von ihm beſchritten;
Die Herren nahmen Urlaub, eh' ſie von dannen ritten.
Ihm folgte vor das Kloſter der Abt mit manchem Mann:
Sie begannen all' zu fluchen dem ſtarken Mönch Ilſan.

Sie baten Gott vom Himmel, das will ich euch ſagen,
Daß er nimmer wieder käme und würde todt geſchlagen.
"Er that uns viel zu leide in unſrer Bruderſchaft:
Nun werd' er erſtochen und nimmer ſieghaft.

Der Mann hat ſolche Stärke, wir ſind an ihm betrogen,
Er hat uns mit den Ohren ſo oft umhergezogen,
Wenn wir nicht leiſten wollten, was er uns gebot,
Er bracht' uns in dem Kloſter in Angſt und große Noth."

(Simrock.)

### Zwölftes Abenteuer.

### Wie der Mönch Ilſan in's Kloſter heimkehrte.

Von dannen fuhr vermeſſen mancher Degen gut,
An den Zwölfen fehlte Keiner, die man zum Rheine lud.
Da ſie gen Berne kamen, dieſe kühnen Degen,
Sie wurden wohl empfangen von den Leuten allerwegen.

Sie lebten in hohen Ehren, nach ritterlichen Sitten;
Deß freuten ſich die Herren, daß ſie am Rhein geſtritten.
Turnieren und Stechen und ander Ritterſpiel,
Das trieben die Recken noch ferner bis an das Ziel,

Daß ſie Urlaub nahmen von dem Fürſten gut.
Ein Jeder fuhr zu Lande von dannen wohlgemuth.
Da ſprach wohlgezogen der Mönch Ilſan:
"Edler Fürſt von Berne, nun laßt mich Urlaub empfahn.

Ich muß in meinen Orden! gen Iſenburg zurück:
Ich gelobte meinen Brüdern, hatt' ich im Streite Glück,
So wollt' ich Jedem bringen ein Roſenkränzelein:
Sie ſollten für mich ſingen und auch zur Mette ſein."

Da ſprach der Vogt von Berne, ein Degen unverzagt:
"Mein Dienſt und meine Habe, die iſt dir unverſagt,
Die theil' ich mit dir gerne, du werther kühner Mann;
Du haſt in dieſen Tagen mir Liebes viel gethan."

Er ſegnete den Berner und den alten Hildebrand
Und kam in großer Eile gen Iſenburg gerannt.
Da er an's Kloſter klopfte, das hörten drin die Zagen:
Da erſchracken ſeine Brüder, daß er nicht war erſchlagen.

Da ließ er vor ſich kommen die Brüder allzumal.
"Die Roſenkränze bring' ich, zweiundfünfzig an der Zahl.
Die will ich euch geben, ihr lieben Brüder mein,
Daß eure Häupter alle gekrönet ſollen ſein."

Aufſetzt er da den Brüdern die Roſenkränzelein:
Sie mußten alle ſchreien, ſo drückt' er ſie hinein,
Jeglichem in die Platte; die Herrn bekreuzten ſich:
Was ſie gebeten hatten, ging Alles hinter ſich.

Ueber Stirn und Ohren rann ihnen rothes Blut.
"Ich mußt' auch Noth erleiden, wenn es euch wehe thut.
Da wir Gebrüder heißen, wohl billig dünkt es mich,
Daß ihr auch Pein erduldet um die Kränze ſo wie ich.

"Nähmt ihr ſie ohne Schmerzen, die Roſenkränzelein;
Es wär' euch große Sünde, ihr lieben Brüder mein.
Nun ſeid ihr hübſche Knaben, die Krone ſteht euch fein;
Wer mehr begehrt zu haben, der hole ſie ſich am Rhein.

"So wird er wohl inne, was ſolch ein Kränzlein werth.
Mir hat ſie für mein Fechten die Königin verehrt."
Der Abt und der Prior und der ganze Convent,
Die wurden hold dem Mönche, den man da Ilſan nennt.

Thät er ihnen wehe, gar ſchmerzlich Ungemach,
Sie durften's nicht geſchehen, ihm Keiner widerſprach.
Im Zorne zu den Brüdern ſprach der Mönch Ilſan:
"Nun helft mir die Sünden büßen, die ich gethan."

Das mußten ihm geloben die Brüder lobeſam,
Daß er nicht ſollte toben und wieder wäre zahm.
Doch waren Etliche, die wollten nicht davon;
Er ſprach in großem Zorne: "Ihr ſollt den Lohn empfahn.

"Habt ihr die Kränz' empfangen und treibt nun ſolch ein Weſen,
Ich häng' euch über Stangen, will euch andre Veſper leſen."
Er knüpfte ſie zuſammen mit ihren Bärten greis
Und hing ſie an die Stange: "Da hängt ihr reihenweis."

Die Brüder in dem Orden, ſie ſchrieen alle laut:
"Er wird uns noch ermorden, das böſe Teufelskraut."
Ihr Schreien half mit nichten, er kehrte ſich nicht dran,
Sie mußten ſich verpflichten, zu beten für den Mann.

Zur Veſper und zur Metten mußten ſie für ihn gehn,
Wollten ſie ſich retten, ſonſt wär's um ſie geſchehn.
Sie bogen ihre Kniee mit Singen und mit Leſen
Und büßten ſeine Sünden: da ließ er ſie geneſen.

(Simrock.)

## 2.

## Die geiſtliche (epiſch-didaktiſche) Dichtung.

### Aus der altſächſ. Evangelienharmonie „der Heliand" (Heiland).

### 1) Die Verkündigung Maria's.

Da gewährte Gott,
Was er der Menſchheit
Gemeldet lange Zeit zuvor,
Der allmächtige, höchſte,
Und verheißen ihr hatte,
Daß er ſein himmliſches Kind
Nieder in die Welt
Seinen eigenen Sohn
Herſenden wolle,
Zu löſen und zu ledigen
Die Lebenden alle
Von der Strafe der Sünde.
Da ſandt' er ſeinen Boten
Nach Galiläaland,
Gabriel hieß er
Des Allwaltenden Engel,
Wo ein Weib er wußte,
Eine minnige Magd,
Maria mit Namen,
Eine mannbare Dirne.

Ein Degen auch hatte
Sie erkoren, Joſeph;
Guten Geſchlechts,
Die Tochter Davids,
Die theure, ſie war
Schon anvertraut ihm,
Als der Engel Gottes
Zu Nazarethburg
Beim Namen ſie nannte,
Entgegen ihr trat
Und von Gott ſie grüßte.
Heil dir, Maria! ſprach er,
Du biſt deinem Herren lieb,
Dem Waltenden theuer,
Du weiſe, verſtändige,
Du Weib voll Gnaden,
Du, der Weiber aller
Auserwählte, geweihte,
Sei nicht weibiſchverzagt!
Nichts Fährliches bring' ich,
Heuchelei nicht noch Heimtück'.
Du ſollſt unſers Herren ſein,
Mutter unter Mannen,
Ein Mannkind ſoll dir werden
Vom Herrn des Himmels.
Heiland ſoll er heißen
Mit Namen bei den Menſchen.
Nie endet und nimmer
Das weite Reich,
Das er wird verwalten,
Der mächtige Meiſter.
Doch die Magd traun ſagte
Zu dem Engel Gottes,
Die alleredelſte,
Heilſelige, heitre:
Was ſoll ich? ſo ſprach ſie,
Wie werd' ich doch Mutter?
Nie Mannes kundig
Mein Lebtag war ich!
Da ließ ſich verlauten
Allwalters Bote,
Dem Weib antwortend:
Zu dir ſoll der heilige Geiſt
Von der Himmelsau kommen,
Durch Gottes Kraft
Ein Kind du gebären
Zur Welt allhier.
Des Waltenden Kraft
Soll dich vom höchſten
Himmelskönige
Beſchatten mit Strahlen.
Schöneres erſchien nie
Im Menſchengeſchlecht
Als durch Macht Gottes
In der weiten Welt hier.
Da ward des Weibes Sinn
Zugewandt dem Wunſch
Und Willen Gottes
Nach Gabriels Begehr.
Ganz ergeb' ich mich, ſprach ſie,
Bereit, mich zu richten
Nach dem Rathſchluß Gottes,
Denn des Höchſten bin ich,
Nur hoffe zu vollenden
Das Werk auf dein Wort,
Da es der Will' und Wunſch iſt
Meines Herren
Und mein Herz nicht zweifelt
Mit Wort und Weiſe. —
So erwies, wie ich hörte,
Willfährig das Weib ſich
Dem Willen Gottes
Mit gutem Glauben
Und glimpflichem Sinn.
Und mit lauterer Treue
Trug den heiligen Geiſt ſie,
Das Kind im Schooß,
Und verſchwieg es in der Bruſt nicht
Und ſagt' es ſelber
Aufrichtigen Sinns,
Daß der Strahl ſie beſchattet
Der ſchöpferiſchen Kraft
Des Heiligen vom Himmel.

## 2) Die Hochzeit zu Kana.

— Fuhr drei Nächte nachher da
Dieſes Volkes Stammherr
Nach Galiläaland,
Wohin zu der Gauleute einem
Das Kind Gottes geladen war.
Dort ſollte eine Braut ausgegeben werden,
Eine maldliche Magd.
Maria war dort
Mit dem eigenen Sohne,
Das ſelige Weib,
Des Mächtigen Mutter.
Der Mannen Gebieter
Ging dorthin mit ſeinen Jüngern,
Gottes eigenes Kind,
In das hohe Haus,
Wo der Heerbann trank,
Die Juden, im Gaſtſaal.
Es war den Gauleuten
Dort auch bekannt,
Daß er Gotteskraft hatte,
Hilfe vom Himmel,
Heiligen Geiſt,
Des Waltenden Weisheit.
Die Wehrmänner freuten ſich,
Waren voll Luſt,
Die Leute bei einander,
Muntere Mahlgenoſſen.
Mundſchenken gingen
Und ſchenkten aus Schalen,
Trugen ſchieren Wein
Mit Humpen und Henkglas.
Traumherrlich war
Der Herren Feſtfreude.
Die Volkskinder bei ihm
Auf den Bänken begannen
Aufs Beſte die Gaſtmahlsluſt.
Waren in Wonnen.
An Wein da gebrach es
Den Mahlgenoſſen, an Moſt.
Nicht das Mindeſte war
Noch irgend im Hauſe,
Damit es den Heergenoſſen
Die Schenken brächten.
Die Geſchirre waren
Leer und ledig.
Nicht lange da währt' es,
Daß traun es wahrnahm
Der Weiber ſchönſte,
Die Mutter des Chriſt.
Und zu ihrem Kinde ging ſie,
Mit ihrem Sohne zu ſprechen
Und ſagt' anhebend,
Daß die Wehrmänner da
Nicht Wein mehr hatten
Für die Gäſte beim Gaſtmahl,
Und begehrte von ihm,
Daß der heilige Chriſt
Hilfe gewähre
Den Wehrmannen zu Willen.
Antwortete ſtracks
Gottes mächtiges Kind,

Der Meiſter erwidernd:
Was geht mich und dich an, ſprach er,
Dieſer Männer Getränk,
Dieſer Wehrleute Wein?
Wozu ſprichſt du, o Weib, ſo viel davon,
Mahnſt mich vor dieſer Menge?
Noch iſt nicht meine
Zeit gekommen.
Da erkannte ſie wohl
In ihrem Herzen,
Die heilige Frau,
Daß den Worten zufolge
Des Waltenden Sprößling,
Der Heilande beſter,
Helfen würde;
Hieß da den Wärtern,
Der Weiber ſchönſte,
Den Schenken und Schalken,
Die der Geſchäfte dort walteten
Daß in Worten und Werken
Sie genau wahrnähmen,
Was der heilige Chriſt
Ihnen heißen würde,
Zu leiſten den Leuten.
Leer ſtanden da
Der Steinkrüge ſechs.
Da in Stille gebot er,
Der mächtige Gottesſohn,
Daß da der Mannen viele
Gewiß nicht wahrnahmen,
Als die Wort' er ſprach.
Er hieß da die Schenken
Mit ſchierem Waſſer
Die Gefäße füllen,
Mit den Fingern ſodann
Selbſt ſegnete er ſie,
Mit ſeinen Händen
Schuf er zu Wein es,
Hieß in einen Schoppen es thun
Und mit Schalen es ſchöpfen.
Und zu den Schenken da ſprach er,
Hieß, daß ſie's den Gäſten,
Die beim Gaſtmahl waren,
Den Heeresfürſten,
Zu Handen gäben
Vollgefüllt
Für des Volks Vornehmſte
Dort nach dem Wirthe.
Wie der da des Weines trank,
Unterließ er nicht zu ſagen
Vor der Leute Menge
Zu dem Bräutigam,
Sagte, daß ſie den beſten Moſt immer
Allen Edlen jedweder
Zu Anfang pflege
Den Gäſten zu geben.
Der Gaumänner Herz
Wird erweckt von dem Wein,
Daß ſie wonnig erfreute
Traumes Trunkenheit.
Auftrage nachher man
Das leichte Getränk,
Das iſt hier zu Lande Sitte.
Da haſt du nun wunderlich
Dein Wirthsgelage
Zugemeſſen der Menge.
Den Mannen läſſeſt du
All deines Weines,
Den werthloſeſten,
Von den Truchſeſſen
Auftragen zuerſt
Und den Gauleuten geben,
Nun die Gäſte geſättigt,
Die Herren von Range
Berauſcht ſchon ſind,
Und fröhlich das Volk,
Vertragen läſſeſt du nun hier
Der Getränke treflichſtes,
Das ich traf in meinem Leben
Irgendwo hier.
Das mußteſt heute zuerſt du
Geben und gönnen.
Aller Gäſte jedweder
Nahm dann es mit Dank. —
Da ward der Degen mancher
Gewahr nach den Worten,
Seit des Weines ſie tranken,
Daß der heilige Geiſt
In dem Hauſe hierinnen
Ein Zeichen gezeigt.
Seit der Zeit verehrten
Sie mehr ihn als Meiſter,
Daß er Gottesmacht habe,
Gewalt in dieſer Welt.
Weit kund da ward es
In Galiläaland
Den Judenleuten,
Wie er ſelbſt da verwandelt,
Der Sohn des Höchſten,
Das Waſſer in Wein.
Das war der Wunder erſtes,
Das er dort in Galiläa
Den Judenleuten
Als Zeichen zeigte.
Seit der Zeit nicht mag man
Ausſprechen wahrlich,
Was ſpäter dem Volk er
Wunders erwies,
Der waltende Chriſt,
In Gottes Namen,
Den Judenleuten,
Alle Tage lang,
Und belehrte ſie
Für das Himmelreich,
Und den Höllenzwinger
Wehrte ab er mit Worten,
Hieß ihnen, des wahren Gottes
Ew'ges Leben zu ſuchen,
Wo das Licht der Seelen iſt,
Des Herrn Traumwonne
Und Tagesſchimmer,
Gottes Ebenbild,
Und der Geiſter mancher
Nach Wunſche wohnt,
Der hier es wohl bedenkt,
Daß er hier halte
Des Himmelskönigs Gebot.

### 8) Der Tod Johannes des Täufers.

Da gelüſtete es
Den Landeshirten,
Wie er Wonne den Wehrmännern
Gewähre zumeiſt.
Das muthwillige Mädchen
Zum Mahle berief er da,
Seines Bruders Tochter,
Als zu Tiſch er ſaß;
Vom Wein verwogen,
Zu dem Weibe ſprach er da,
Vor der Gauſchaft ſie grüßend,
Und bat mit Begier ſie,
Daß vor den Geladenen
Sie zur Luſt ſich erhebe,
Fröhlich im Feſtſaal.
Laß das Volk hier ſehen,

Wie du gelernt haſt,
Der Leute männiglich
Zu beluſtigen auf den Dielen,
Erfüllſt dies Geſuch du mir,
Mein Wort vor den Wehrmannen hier.
Fürwahr! dann will ich
Dir feſt vor dem Volk
Verſprechen und vollführen,
Daß ich will nachher
Dir bewilligen,
Was du nur forderſt hier
Vor den Tafelgenoſſen,
Und wenn um der Herrſchaft
Hälfte du bäteſt
Meines Reiches;
Doch thu' ich's und der Recken keiner
Möcht' es mit Worten wenden;
Und wäre es geſchehn ſo,
Da wäre ſofort dem Mädchen
Das Gemüth gewandt,
Das Herz ihrem Herrn gemäß,
Das trennen im Hauſe ſie,
In dem Gaſtſaal
Sie begonne den Tanz.
Wie da zu Lande
Bei den Leuten und dem Volke
Es löblich und herlich,
Leicht und lieblich tanzte da
Die Dirn' auf der Diele.
Das däuchte der Degen
Menge anmuthlich.
Als die Magd nun
Zu Danke gedient
Der Dienſtmannen Könige
Und den Fürſten allen,
Die ſich befanden dort,
Den guten Gaumannen,
Nach der Gabe verlangte da
Die Magd auch vor den Mannen,
Und zur Mutter ging ſie
Und befragte ſie
Befliſſentlich,
Um was ſie den Burgwart
Bitten ſolle.
Ihrem Willen gemäß
Wies Jene ſie an,
Nichts eher zu begehren
Vor der Gauſchaft
Dort in der Halle
Als das Haupt des Johannes,
Gelöſ't von dem Rumpfe.
Allen Recken war das harmvoll,
Den Mannen im Gemüth,
Als die Magd ſie hörten
So ſprechen, dem König desgleichen.
Sein Verſprechen doch mocht' er,
Sein Wort nicht wenden.
Seine Waffenträger hieß er da
Aus dem Gaſtſaal gehen
Und hieß ſie den Gottesmann
Des Leibes ledigen.
Da nicht lange währt' es,
Daß man das Haupt
In die Halle brachte
Des Volksberathers
Und es reichte der Dirne,
Der Magd vor der Menge;
Die trug der Mutter es hin.
Das war das Ende
Von allen Edelen
Weiſeſtem, der je
In die Welt hier kam,
Deß irgend eine Frau
Sich erfreute als Kindes,
Ein Weib vom Manne,
Unerwogen den Einen,
Den die Dirne trug,
Die der Degen keiner
Erkannt in der Welt.

(Kannegießer.)

## 3.

## Die kunſtmäßige (ritterliche, höfiſche) Heldendichtung.

### 1.

### Hartmann von der Aue.

#### 1

#### Iwein.[*]

(Vers 3201–3251.)

Die Härte, mit der Lunete
Den guten Ritter ſchmähte,
Ihr raſches Zurückekehren,
Der jähe Sturz all' ſeiner Ehren,
Dann daß ſie alſo von ihm ſchied
Und weder ihn tröſtet' noch ihm rieth;
Die grimme Kränkung und Schmach,
Als ſie ihm die Treu' abſprach;
Die verſpätete Reue
Und die große Treue
Seines feſten Muthes;
Der Verluſt des Gutes,
Die Sehnſucht nach dem Weibe,
Die nahmen ſeinem Leibe
Beides, die Freude und den Sinn.
Nach dem Einen treibt und drängt's ihn hin,
Er möchte von aller Welt getrennt
Hinausziehn, wo ihn Keiner kennt;
Und Niemand hörte Märe,
Wohin er kommen wäre.
Da ward er ſich ſelber verhaßt,
Denn ſeines Vergehens Laſt
Möchte kein Andrer für ihn tragen;
Sein eignes Schwert hätt' ihn erſchlagen.
Von allem Aeußern abgelenkt
Brütet er ganz in ſich verſenkt,
Und als ihn Niemand erſah,
Schweigend ſtahl er ſich da
Bis fern vom Lager und Gezelt
Er hatt' erreicht das freie Feld.
Da wurden die Schmerzen ihm ſo groß,
Daß in das Hirn ihm ſchoß
Ein Raſen und tobende Sucht;
Da brach er alle Sitt' und Zucht.

---

[*] Der Inhalt des herrlichen Ritterepos [illegible] der Ritter mit dem Löwen, [illegible] ein Ritter von der Tafelrunde des König Artus, tödtet bei einem wunderbaren Brunnen den Beſitzer desſelben und heirathet [illegible] durch Vermittlung der Zofe Lunete. Mit ſeinem Freunde Gawan [illegible] auf Abenteuer ausgezogen, vergißt er die angelobte Zeit der Heimkehr und wird, durch eine von Laudine abgeſchickte Botſchaft ſeiner Frau daran erinnert, wahnſinnig. Durch eine Zauberſalbe von ſeinem Irrſinn geheilt, befreit er aus dem Rachen eines Lindwurms einen Löwen, welcher ihm fortan ein treuer Begleiter wird. Der Ritter bekämpft nun den Rieſen Harpin, erſcheint gefangenen Frauen auf einer Burg als Retter und Streiter für eine Jungfrau, der ihre Schweſter ihr Eigenthum vorenthalten will. Für die letztere tritt Gawan als Kämpfer auf und die beiden Kämpfer erkennen ſich erſt nach unentſchieden gebliebenem Gefechte. Hierauf kehrt Iwein zu Laudine zurück.

Abzerrt' er ſein Gewand,
Daß er bloß ward wie eine Hand.
So lief er über's Gefilde
Nackt hinaus und ſuchte die Wilde.
  Als die Jungfrau ſich heimgewandt,
Viel Kummer der König da empfand
Ueber Herrn Iwein's Schwere.
Er fragte, wo er wäre;
Denn er wollt' ihm mit Troſt beiſtehn
Und befahl, nach ihm zu gehn.
Und als ihn Niemand ſah,
Viel ſehr vergeblich blieb es da,
Wie man ihn ſucht' und nach ihm rief,
Während er in den Wald entlief.
Er war ein Degen kühn bewährt,
In ſeiner Faſſung nie geſtört;
Aber wie mannhaft er immer war
Und wie unwandelbar
In ſeinem Leben und Sinne,
Doch bewältigt' ihn Frau Minne,
Daß ihm ein ſchwaches Weib
Seele verkehrt' und Leib.
Er, den man ſonſt recht als Demant
Aller Rittertugend erfand,
Lief nun umher gar balde
Als ein Verrückter im Walde.
  Nun wollte Gott, der Gute,
Der ihn aus ſeiner Hute
Nicht völlig entließ, für ihn das thun,
Daß er ihm zuſchickt' einen Garzun,*)
Der einen guten Bogen trug;
Den nahm er ihm ab und Pfeile genug.
Als der Hunger ihn nicht ließ ruhn,
Da that er, wie die Tollen thun;
Kein anderes Wiſſen iſt ihnen kund,
Als allein um ihren Mund.
Er traf unbändig ſcharf und wohl.
Auch war die Waldung Wildes voll.
Nur wo ihm das erſchien als Ziel,
Da ſchoß er auch der Maſſen viel.
Auch mußt' er ſelbſt es fangen
Und ohne Bracken erlangen:
Dann hatt' er auch Keſſel nicht noch Schmalz,
Weder Pfeffer noch Salz.
Seine Brühe war die Hungersnoth,
Die Alles ihm briet und ſott
Und ſüße Speiſen bereiten lehrt:
Alſo hat er dem Hunger gewehrt.
Solches Leben er lange pflag.
Da lief er an einem mitten Tag
Zu einem neuen Gereute,
Da fand er nicht mehr Leute,
Als einen einzigen Mann;
Derſelbe ſah ihm das wohl an,
Er ſei der Sinne nicht mächtig:
Drum flüchtet er ſich bedächtig
Nah bei in ſeine Klauſe hinein.
Auch da nicht glaubt' er ſicher zu ſein
Und verriegelte ſchnell die Thür.
Da ſtellt der Tolle ſich dafür.
Der daucht dem Siedler allzu groß.
Er dachte: Thut er einen Stoß,
So wird er die Thür' ausheben
Und vergreift ſich an meinem Leben.
Ich Armer, wie rett' ich mich?
Zu allerletzt beſann er ſich:
Ich will ihm meines Brotes geben,
So läßt er vielleicht mich am Leben.
  Ein Fenſter hatt' er in der Wand,
Dadurch ſtreckt' er die Hand
Und legt' auf ein Brett ihm ein Brot.
Das ſtillte ihm des Hungers Noth;
Während ihm ſonſt, das mag Gott wiſſen,
Nicht hätte genügt ſo ſchmaler Biſſen.
Was wollt ihr, daß ein Toller thu'? —
Er aß das Brot und trank dazu
Eines Waſſers, das er fand
In einem Eimer an der Wand,
Und leerte ihn auf einen Zug.
Der Einſiedel große Angſt da trug.
Er flehte zu Gott viel ſehr,
Daß er in Zukunft ihn nicht mehr
Heimſuche mit ſolchem Gaſt;
Denn er hatte noch nicht gefaßt,
Wie's mit dem Ritter ſei bewandt.
Nun zeigt ihm der Tolle zu Hand,
Daß ein Verrückter und ein Kind
Gar lenkſam zu gewohnen ſind.
Er war noch juſt ſo weiſe,
Daß er wegen der Speiſe
Wieder hinkam nach zween Tagen
Und bracht' ein Reh getragen,
Das warf er hin vor die Thür.
Das machte, daß ihm der Siedler hiefür
Deſto williglicher bot
Sein Waſſer und ſein Brot;
Er fürchtet' ihn ſchon nicht ſo ſehr,
Sorgt' beſſer für ihn, als vorher,
Und hielt's ihm ferner ſo bereit.
Auch vergalt ihm Jener die Müh' allzeit
Mit ſeinem Wilde, das er fing.
Das ward ſo gut, als es eben ging,
Gebraten bei dem Feuer;
Nur war der Pfeffer da theuer,
Das Salz und auch der Eſſig.
Später war er nicht läſſig,
Daß er zu Markt die Häute trug,
Und kauft' er ihn Beiden genug,
Was ihnen zum Leben war noth,
Salz und beſſeres Brot.
  So weilte der Unweiſe
Im Wald mit ſolcher Speiſe,
Bis endlich der edle Thor
Gebräunt ward wie ein Mohr
An ſeinem ganzen Leibe.
Wenn ihm von theurem Weibe
Viel Liebes ſonſt geſchah,
Wenn er an hundert Speere brach
Und Feuer aus den Helmen ſchlug,
Mit Mannheit aus dem Kampfe trug
Viel oft ſich Dank und Preiſe,
Wenn er einſt höfiſch war und weiſe,
Edlen Gemüths und reich: —
Dem iſt er nun viel wenig gleich.
  Jetzt lief er ledig beider,
Der Sinne wie der Kleider,
Bis einſt zu ſeiner Stunden
Schlafend ihn hatten gefunden
Drei Frauen, wo er lag.
Es war um einen mitten Tag,
Noch in guter Maße
Im Felde von der Straße,
Auf der ſie geritten waren.
Kaum mocht' ihn da gewahren
Die eine Frau von den Drei'n,
Da hielt ſie gleich den Zelter ein,
Stieg ab und ſah ihn emſig an.
Nun wußte die Kunde Jedermann,
Wie er verloren wäre;
Das war eine gänge Märe
Von ſeinen Leiden und Thaten;
Drum hatte ſie gleich auf ihn gerathen.
Doch war's ihr noch nicht völlig klar.
Da nahm ſie endlich an ihm wahr
Eine Narbe breit,
Die ſeit langer Zeit

---

*) Page, Knappe (Garçon).

An dem Ritter war bekannt,
Und nannt' ihn mit Namen zuhand.
  Sie ſprach alsbald zu den Zwei'n:
Frauen, ſeht Herr Iwein,
So liegt er ohne Zweifel hie
Oder ich ſah ihn noch nie. —
Ihr höfiſcher Sinn und ihre Güte
Betrübten ihr Gemüthe,
Daß ſie vor großen Schmerzen
Und aus viel treuem Herzen
Viel ſehr zu weinen begann,
Daß einem alſo werthen Mann
Solch Elend ſollte geſchehn
Und er ſo ſchmachvoll ward geſehn.
  Es war die Eine dieſer Drei
Gebieterin über die andern zwei.
Nun ſprach die Magd zu ihrer Frauen:
Herrin, ihr mögt wohl ſchauen,
Daß er den Sinn verloren.
Von edlerem Blut geboren
Mag nimmer ein Ritter ſein,
Als mein Herr Iwein,
Den wir hier ſehn ſo elend leben.
Ihm ward ein Zaubertrank gegeben
Oder es iſt durch Minne gekommen,
Daß ihm der Sinn benommen.
Und weiß ich ſo ſicher als meinen Tod,
Daß ihr alle eure Noth,
Die euch ſtraflos und ungeſcheut
Der Graf Aliers ſo lange dräut
Und noch zu bringen ſich rüſtet,
Alsbalde hättet gefriſtet,
Wenn dieſer Ritter würde geſund.
Mir iſt ſein Mannheit völlig kund:
Wüßt' ich ihn wieder hergeſtellt,
Er hätt' euch gleich den Feind gefällt,
Und ſollt ihr jemals Rettung finden,
Er kann allein ſich's unterwinden.
  Die Frau war des Troſtes froh.
Sie ſprach: Und iſt die Krankheit ſo,
Daß ſie den Sitz im Hirne hat,
So weiß ich für ihn viel guten Rath,
Denn eine Salbe hab' ich ſtehn,
Die von Morganen, der weiſen Feen,
Bereitet ward mit eigner Hand.
Um die nun iſt es ſo bewandt,
Daß, wo an Hirnſucht Einer litt,
Würd' er beſtrichen damit,
So ward er gleich zur Stund'
Hergeſtellt und geſund. —
So hielten ſie Rath zur Stelle
Und ritten ſofort und ſchnelle
Nach der Salbe alle Drei;
Denn ihr Haus lag nahe dabei,
Kaum weiter als einer Meilen:
Dann ward ohne Verweilen
Die Jungfrau wieder zurück geſandt,
Die ihn ſchlafend alldo noch fand.
  Die Frau befahl ihr bei ihrem Leben,
Als ſie ihr mitgegeben
Die Büchſe mit der Salben,
Daß ſie ihn allenthalben
Nicht ſollt' beſtreichen damit;
Nur wo er die Entzündung litt,
Da hieß ſie den Balſam ſtreichen,
So werde die Sucht entweichen
Und der Ritter des Wahnſinns quitt und frei.
Nicht mehr als eben genügend ſei,
Solle ſie verwenden allhie,
Und ausdrücklich verlangte ſie,
Daß ſie den Reſt ihr trage zurück,
Der ſei vielleicht noch Vielen zum Glück.
Auch ſandte ſie mit ihr hindann
Friſche Kleider, Sayett in Gran
Und feine Leingewande zwei,
Schuh und Hoſen von wollnem Say.
  Nun ritt ſie alſobalde,
Daß ſie ihn in dem Walde
Annoch ſchlafend da fand,
Und zog ein Pferd an der Hand,
Das viel ſanft und eben trug,
Auch war der Zaum ihm reich genug,
Sattel und Zeug von reinem Golde,
Daß er hinreiten ſollte,
Wenn Gott ihr das gewährte
Und ihr Gebet erhörte.
  Als ſie ihn liegen ſah wie zuvor,
Keinen Augenblick ſie da verlor;
Sie heftet' an einem der Aeſte
Der Roſſe Zügel feſte
Und ſchlich zu ihm heran ſo ſacht,
Daß er mit nichten erwacht.
Mit der viel edlen Salben
Beſtrich ſie ihn allenthalben
Ueber das Haupt und die Füße.
Ihr Wille war ihm viel hold und ſüß.
Daß ſie alſo lange rieb,
Bis Nichts mehr in der Büchſen blieb.
Da hatt' es keine Noth,
Daß man ihr's ſo ſtrenge verbot;
Denn wie ſie's für ihn im Willen trug,
Däucht' ihr Alles noch nicht genug,
Und wär' es ſechsmal mehr geweſen;
So gerne ſah ſie ihn geneſen.
  Als ſie die Salbe verſtrichen,
Viel ſchnelle war ſie drauf entwichen,
Weil ſie das wohl erkannte,
Wie ſehr Erröthen und Schande
Einem edlen Manne wehe thut.
Drum barg ſie ſich in höfiſchem Muth,
Daß ſie ihn ſah und er ſie nicht.
Sie gedachte, wenn das geſchicht,
Daß er erwacht und kommt zu Sinnen
Und wird hernach deß innen,
Daß ich ihn alſo nackt geſehn,
So iſt viel übel mir geſchehn;
Denn das beſchämt ihn ſo ſehr,
Daß er mich nimmermehr
Mit Willen hernach anſieht.
Alſo zeigte ſie ſich nicht,
Bis ihn die Salbe ganz durchdrungen
Und ſeinen irren Sinn bezwungen.
  Aufrichtet' er ſich alsbald,
Und als er ſchaut' ſeine eigne Geſtalt
Und ſich ſo ſchwarz und ſchrecklich ſah,
Zu ſich ſelber ſprach er da:
Biſt du's, Iwein? oder wer?
Hab' ich geſchlafen bis hieher?
Weh, o weh mir, und ach!
Wär' ich lieber noch nicht wach!
Traun im Traume ward mir gegeben
Ein viel reiches Heldenleben.
Hei, was ich hoher Ehren pflag,
Während ich ſchlafend lag!
Mir träumte gewalt'ge Rittertugend.
Ich hatte edle Geburt und Jugend,
Ich war ſchön von Geſtalt und reich
Und dieſem Leibe viel ungleich.
Ich war höfiſch und weiſe
Und hatte viel manche harte Reiſe
Durch meinen Ritterdienſt erjagt,
Wenn mir der Traum nicht Lügen ſagt.
Ich erkämpfte, was ich begehrte,
Mit Speer mir und mit Schwerte.
Ich allein gewann mit meiner Hand
Eine ſchöne Frau, ein reiches Land;
Und leider, wenn mir recht geträumt,
Hab' ich gar bald ſie dann verſäumt,

Als der König Artus war gekommen
Und hatte mich von ihr genommen.
Herr Gawan war mein Gefährt' und Freund,
Wie mir's in meinem Traume ſcheint.
Sie gab mir Urlaub auf ein Jahr —
Ich weiß wohl, daß iſt Alles nicht wahr! —
Da blieb ich länger ohne Noth,
Bis ſie mir ihren Zorn entbot,
Und träumte da gar ſchwer und wilde;
Aus all dem wirren Wahngebilde
Bin ich jetzt eben erwacht.
Mich hatte mein Schlaf gemacht
Zu einem reichen Herrn,
Alle Noth lag mir fern;
Wär' ich in ſolchen Ehren begraben!
Es wollte mich nur zum Narren haben;
Wer da glaubt an Träume,
Dem werden ſie eitel Schäume.
Traum, wie ſo wunderlich du biſt!
Reichthum ſchaffſt du in kurzer Friſt
Einem, der ſo ärmlich lebt,
Der nie nach hohen Ehren geſtrebt.
Wenn er dann erwacht,
So haſt du ihn gemacht
Zu einem Thoren wie mich.
Und dennoch mein' ich feſtiglich,
Wie rauh ich ſei und bauernhaft,
Hätt' ich nur eines Speeres Schaft
Und wäre gewappnet und beritten,
Ich könnte nach ritterlichen Sitten
Eben ſo wohl gebahren
Als Alle, die jemals Ritter waren. —
So fremd geworden war er ſich,
Daß ſein Gedächtniß ihm ganz entwich;
Und was er als Ritter errungen,
All' ſeine Züg' und Wanderungen,
Dies Alles ſagt' er ſich nunmehr,
Sei von ihm nur geträumt vorher.
Er ſprach: Mich hat gelehrt
Mein Traum, ich wäre geehrt,
Könnt' ich zu Waffen kommen.
Er hat mir meinen Stolz genommen;
Denn ob ich ein armer Bauer bin,
Kämpft und turnirt mein ganzer Sinn.
Mein Herz iſt meinem Leib ungleich,
Mein Leib iſt arm, mein Herze reich.
War denn ein Traum mein ganzes Leben?
Oder wer hat mir gegeben
Solche Häßlichkeit und Ungeſtalt? —
Ich aber die volle Gewalt
Ritterlichen Muthes;
Zwar an Schönheit und Fülle des Gutes
Fehlt es durchaus mir leider! —
Als er die friſchen Kleider
Zur einen Seite ihm liegen ſah,
Wundert ihn das und er ſprach:
Dies ſind Kleider, wie ich genug
Sie oft in meinem Traume trug;
Ich ſeh' hier Keinen, weß mögen ſie ſein?
Ich bedarf ihrer ſehr; gut, die ſind mein.
Ob ich ſie wohl auch tragen kann?
Denn vormals ſtand mir herrlich an
In meinem Traume reich Gewand. —
Alſo kleidet er ſich zuhand.
Und als er bedeckt die ſchwarzen Glieder,
Da glich er einem Ritter wieder.
Nun erſah die Jungfrau das,
Wie er ehrbar und ohne Tadel ſaß.
Sie ſteigt zu Pferd mit klugem Sinn
Und reitet ihres Weges hin,
Als ſei ſie eben vorausgeſandt,
Und führt einen Zelter an der Hand.
Weder ſprach ſie noch ſah ſie auf ihn
Als er gradaus ſie ſah ziehn,
Da wär' er aufgeſprungen,
Dafern ihn nicht bezwungen
Jene ſelbige Schwachheit,
Alſo daß er ſo ſchnell bereit
Nicht vom Boden ſich rafft,
Als fühlt' er noch die alte Kraft,
Und rief ihr noch eine gute Weil'.
Sie aber that, als habe ſie Eil
Und acht' auf den Wandrer nicht,
Bis daß er nochmals zu ihr ſpricht:
Da machte ſie Halt
Und gab ihm Antwort alsbald.
Sie ſprach: Wer ruft mir? wer? —
Er ſprach: Frau, kehrt zurück hieher —
Sie ſprach: Herre, ich will. —
So wendet ſie und hält ſtill
Und ſpricht: Gebietet über mich,
Was ihr wünſchet, das thue ich. —
Und fraget ihn Märe,
Wie er dahin kommen wäre.
Da ſprach Herr Iwein
(Wie er deß wohl trug den Schein):
Ich fand erkrankt und matt
Hier im Wald eine Ruheſtatt.
Noch kann ich euch nicht berichten,
Durch was für Wundergeſchichten
Ich ward hieher getragen;
Doch mag ich das wohl ſagen,
Daß ich ungerne hier bin:
Fraue, führt mich mit euch hin,
So behandelt ihr mich gar liebvoll
Und dien' ich dafür euch wie ich ſoll. —
Ritter, das ſei euch zugeſagt
Und meine Fahrt für euch vertagt.
Mich hatte meine Frau geſandt,
Die iſt auch Herrin über dies Land;
Zu der führ' ich euch mit mir.
Ich verhelf' euch wohl, daß ihr
Ausruht nach eurem Ungemach.
So ſtieg er zu Pferd und ritt ihr nach.
Nun führte ſie ihn hindann
Zu ihrer Frau, der nie ein Mann
Alſo willkommen war.
Man ſchuf ihm gute Pfleg' alldar
An Kleidern, Speiſen und Baden,
Bis daß all' ſein Schaden
Kaum noch an ihm erſchien.
Hier hatt' Herr Iwein alle Müh'n
Und Drangſal überwunden
Und gute Wirthin funden.

(Baudiſſin.)

## 2.

## Der arme Heinrich. *)

### Eine legendenhafte Novelle.

Sie eilt mit dem geliebten Herrn
Die ferne Straße gen Salern,
Ach, der zu neuem Leben geht,
Auf deſſen bleichem Antlitz ſteht

---

*) Der Inhalt dieſer Dichtung, deren Kataſtrophe und Schluß hier mitgetheilt wird, iſt folgender: Den ſchwäbiſchen Ritter Heinrich trifft zur Strafe ſeines weltlichen Dünkels die unheilbare Krankheit der Mieſelſucht. Die ſchöne und keuſche Tochter eines Dienſtmanns iſt bereit, für den armen Heinrich ihr Leben zum Opfer zu bringen, indem ſie nach dem [illegible] Ausſpruch eines berühmten Arztes zu Salerno ſich das Herz will ausſchneiden laſſen, um mit ihrem Blut den Kranken zu heilen. Schon ſteht der Arzt mit dem geſchärften Meſſer vor ihr, als das Opfer unterbrochen wird, indem Gott an

Der Gram, der Kummer und die Noth;
Und ſie, die ſuchet ihren Tod,
Auf ihrem blühenden Geſicht
Erglänzt der Freude heitres Licht.
Mit Freundesworten, frohem Scherz
Sucht ſie zu ſcheuchen ſeinen Schmerz
Und ihm die trübe Zeit zu würzen
Und ihm den weiten Weg zu kürzen.
So kam die Maid mit ihrem Herrn
Und ihren Dienern gen Salern.
Und ohne Weilen ſteht ſie ihn,
Vor jenes Meiſters Hand zu ziehn,
Der ihm die Heilung zugeſagt.
Und es geſchah. Die treue Magd
An ſeiner Hand, tritt unverweilt
Der kranke Herr zum Meiſter hin
Und ruft ihm wieder in den Sinn,
Was er ihm einſt verheißen habe.
Er ſpricht: „Die Jungfrau will zu Grabe,
Das Leben mir zu retten, gehn,
Wenn ihr denn wollt, ſo mag's geſchehn.“
Der Meiſter ſchüttelte ſein Haupt,
Wie Einer, welcher nimmer glaubt,
Was doch ſein eignes Auge ſieht.
Er ſpricht zuletzt: „Mein Kind, wer rieth
Dir dies zu thun, haſt du bedacht,
Was du verſprichſt? Hat dich gebracht
Zu dieſem Schritt das Drohn des Herrn?“ —
„Nein,“ rief die Maid; „ich thu' ihn gern,
Und Niemand hat gerathen mir,
Aus eignem Antrieb bin ich hier.“
Der Meiſter nahm ſie bei der Hand
Und führte ſie durch eine Wand
In eine andre Kammer ein,
Wo er mit ihr nun ganz allein.
Dort ſprach er: „Sinnbethörtes Kind,
Sag an, was macht dich ſo geſinnt,
Daß du dein junges Leben
Dem Tode willſt ergeben?
Biſt du gezwungen, ſag' es mir
Und glaube feſt, ich helfe dir.
Bedenk' auch dies, daß durch dein Sterben
Dein Herr ſein Heil nicht kann erwerben,
Wenn's nicht geſchieht mit freiem Muthe.
Vergebens dann, daß du verblute
Dein junges Leben, daß den Tod
Du trugſt, dein Herr der bleibt in Noth.
Bedenke dir's, ich will dir ſagen,
Welch große Pein du mußt ertragen:
Erſt mußt du nackt und bloß
Dich meinen Augen zeigen, groß
Wird deine jungfräuliche Scham
Dann ſein; doch größer wird dein Gram,
Wenn ich an Füßen und an Armen
Dich binden muß und ohn' Erbarmen
Dir dein lebendig Eingeweide,
Dein Herz dir aus dem Leibe ſchneide.
Mit deinen Augen wirſt du ſehen
Das Meſſer, eh's um dich geſchehen.

Mich ſchnitten mehr als Todesſchmerz,
Bis ich gelöſt dein zuckend Herz.
Wie iſt dir, Maid, kannſt du's ertragen?
Weh dir, du Arme, nur mit Zagen
Kann ich es denken. — In der Qual
Schwankſt du bei dir ein einzig Mal,
Reut dich die That nur haaresbreit,
So iſt's umſonſt, umſonſt dein Leid,
Die Qual, der Tod und all mein Thun —
Du weißt genug — entſcheide nun.“
Es blickt die Maid ihn freundlich an
Und ſpricht: „Mein lieber Herr, daran,
Was ihr mir ſagt, hab' ich gedacht,
Längſt eh' man mich hieher gebracht.
Doch dank' ich euch, daß ihr mir klar
Geſagt, was kommt, und wißt, fürwahr,
Mit all' dem, was ihr vorgebracht,
Habt ihr mich ſchier verzagt gemacht.
Ihr ſelber ſcheint mir zu verzagt,
Nach Allem, was ihr mir geſagt,
Das Werk hinaus zu führen.
Wohl einem Weibe mag gebühren
So haſenhafte Worte machen.
Verzeiht mir, Herr, ich möchte lachen,
Daß ihr mit eurer Meiſterſchaft
Habt minder Muth und minder Kraft,
Als ich, ein armes ſchwaches Weib,
Der's über Leben geht und Leib.
Vertraut ihr euch zu ſchneiden,
Ich trau mir's wohl zu leiden;
Die große Qual, die grimme Pein,
Von der ihr ſprecht, muß arg wohl ſein,
Daß ſie euch alſo eingenommen.
Ich wäre nicht zu euch gekommen,
Wenn ich nicht von mir ſelber wüßte,
Daß ich ertrüge, was ich müßte,
Und ohne Reue, ohne Zagen
Es könnte dulden und ertragen.
Ei ja, mir iſt bei euren Klagen
So ſchwach geworden, ich muß ſagen:
Ihr ſeht mich hier ſo ängſtlich ſtehn,
Als ſollte ich — zu Tanze gehn.
Wißt, lieber Herr, 's gibt keine Noth,
Die nicht beendet wird vom Tod.
Kein Leid — in eines Tages Friſt,
Das nicht vom Leib zu dulden iſt.
Soll ich den einen Tag nicht geben,
Wie ſchwer er ſei, für ewiges Leben?
Friſch, Meiſter, ſeht, ich thu' es gern.
Und wißt ihr, daß ihr meinem Herrn
Geſundheit könnet wiedergeben,
Mir helfend in das ewige Leben,
So thut es ſchnell und laßt erkennen,
Daß ſie mit Recht euch Meiſter nennen.
Was ich beginne, thu' ich gern
Für meinen lieben guten Herrn.
Im Namen Gottes, der wird mir
Dort oben lohnen und euch hier.
Je ſchwerer dieſes Werk euch fällt,
Je beſſer wird's der Herr der Welt
Euch lohnen; darum zögert nicht
Und thut als Arzt nun eure Pflicht.“
Der Meiſter eilte ſchweigend fort
Und ging zurück zu jenem Ort,
Wo er den kranken Mann gelaſſen.
„Nun möget friſchen Muth ihr faſſen,
Die Maid iſt euch ſo zugethan.
Es iſt fürwahr kein leerer Wahn.
Euch wird geholfen durch den Tod
Der Maid von aller eurer Noth.“
Der arme Heinrich ſaß verſtört,
Ob er des Meiſters Wort nicht hört,
Denn er erwiedert ihm kein Wort;
Der Meiſter eilet wieder fort.

---

dem ſeinen Willen kein Genügen hat. Heinrich wird um ſolcher aufopferungsvollen Liebe willen geneſt und heirathet das Mädchen.

Hartmann's „armer Heinrich“ iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden. Goethe hat ſeinen unverhohlenen Ekel vor dieſem Gedichte ausgeſprochen, die Romantiker dagegen haben es in die Wolken erhoben. Unſeres Erachtens iſt für uns Moderne im „armen Heinrich“ das der widerliche Umſtand, daß das Mädchen nicht etwa durch die Liebe zu Heinrich, ſondern vielmehr durch jene, allerdings in ihrer Zeit begründete, chriſtliche Glaubensſeligkeit, durch unirdiſche Sehnſucht nach dem ewigen Leben in den Opfertod getrieben wird. Die Erzählung übrigens als ſolche iſt meiſterhaft.

Er ging zurück zum Mägdelein
Und ſchloß ſich ſorgſam mit ihr ein,
Damit nicht Heinrich etwa ſähe,
Was ſeiner Retterin geſchehe.
Er ſprach zu ihr: „Leg' ab dein Kleid."
Da freute ſich die treue Maid,
Und ſchon in wenig Augenblicken
Erſchien ſie vor des Meiſters Blicken
So bloß, wie ſie ihr Gott geſchaffen.
Nur ihre Unſchuld iſt ihr Waffen.
Sie fürchtet ſich und ſchämt ſich nicht:
Sie ſteht vor Gottes Angeſicht,
Dem ſie ihr junges Leben
Will hin als Opfer geben.
Als ſie der Meiſter alſo ſah,
In ſeinem Herzen ſprach er da,
Daß noch kein ſchöner Weſen
Je auf der Welt geweſen.
Er fühlte mit der Armen
So inniges Erbarmen,
Daß ihm der Muth zum Werk verzagte
Und er es kaum zu ſchaffen wagte.
Doch hieß er ſie ſich legen dann
Auf einen hohen Tiſch, daran
Er ſie mit feſten Stricken band.
Darauf faßte er mit ſeiner Hand
Ein ſcharfes Meſſer, lang und breit.
Er prüft' die Schneide beiderſeit.
Wohl war es ſcharf, doch nicht genug.
Deßhalb er Sorge um ſie trug,
Er trug Erbarmen ihrer Noth
Und wollte ſanfter ihren Tod.
Drum griff er noch nach einem Stein
Und ſchliff das Meſſer auf ihm fein.
Herr Heinrich hört mit Entſetzen
Das Meſſer auf dem Steine wetzen.
Er ſpringt empor, ein wilder Schmerz
Ergreifet um die Maid ſein Herz.
Er ſoll ſie lebend nimmer ſehn,
Durch die ihm ſolches Heil geſchehn.
Er denkt an ihren treuen Sinn
Und eilet zu der Thüre hin
Und will hinein — ſie iſt verſchloſſen.
Da hat ſein Auge ſich ergoſſen
In heißen Thränen, umgeſtaltet
Fühlt er ſein Innres, es entfaltet
Ein neues Leben ſeine Bruſt.
Er denkt: „Soll meines Herzens Luſt,
Die holde ſüße reine Maid,
Für mich dem Tode ſein geweiht?
Willſt du, ein Thor, den Höchſten zwingen,
Von ihm Geſundheit dir erringen?
Glaubſt du, daß Jemand Einen Tag
Zu leben ohne ihn vermag?
Und wenn dir Gott nun helfen wollte,
Sag an, warum ſie ſterben ſollte.
Es kann Gott alles, was er will.
Drum halte aus geduldig ſtill.
Verſuche nicht mit neuen Sünden
Den Ewigen, ſeinen Zorn entzünden
Nur kannſt du, doch zu ſeiner Gnade
Geleite nur der Buße Pfade."
Er war entſchloſſen alſobald
Und ſchlug die Thüre mit Gewalt
Und rief dem Meiſter: „Laßt mich ein."
Der Meiſter ſprach: „Das kann nicht ſein,
Ich habe wichtiger zu thun."
Doch Heinrich ſchrie: „Nein, laſſet ruhn,
Was ihr begonnen, hört mich an."
„So ſagt mir's durch die Thüre dann."
„Nein, laßt mich ein, ich ſchwör' euch zu,
Es iſt um meine ewige Ruh."
Da ließ der Meiſter ihn herein
Und Heinrich ſah das Mägdelein
Dort auf dem Tiſch gebunden liegen,
Bereit, den Tod zu überſiegen.
Da ſprach er: „Meiſter, höret mich.
Dies Kind iſt alſo wonniglich,
Ich kann ſein Sterben nicht erſehn.
Gott's Wille mag an mir geſchehn.
Was ich verſprach, will ich euch geben,
Doch laßt die treue Magd am Leben."
Da nun die Jungfrau hört' und ſah,
Daß nicht der Tod an ihr geſchah,
Und als ſie los der Meiſter band,
Ward ſie betrübt; mit ihrer Hand
Zerraufte ſie ihr Haar und ſchrie
So kläglich, daß, wer ſie geſehn,
Gemeint, ihr wär' groß Leid geſchehn.
Sie ſchrie: „O weh mir Armen,
Ich finde kein Erbarmen!
Ich habe, ach, verloren
Das Heil, das mir erkoren,
Die reiche Himmelskrone,
Die ich gehofft zum Lohne.
Nun erſt bin ich geſtorben,
Nun erſt bin ich verdorben!
O Schmach und Schande über mich,
Und Schmach und Schande über dich,
Der meine Ehre mir entriſſen,
Durch den ich muß den Himmel miſſen,
Der ſelber ſich in's Elend bringt
Und meine Krone mir entringt."
Auf's Neue hub ſie an zu flehn,
Daß man es ließ' an ihr geſchehn.
Warum allein ſie hergekommen.
Und als ſie wiederum vernommen,
Daß ihr der Wunſch verſaget werde,
Schrie ſie mit kläglicher Geberde,
Schalt ihren heißgeliebten Herrn:
„O wie erloſch mein Freudenſtern!
Ach, meines Herrn verzagter Sinn
Macht mich ſo elend, als ich bin.
Wie hat man mich belogen,
Wie habt ihr mich betrogen,
Es hieß, ihr wäret bieder, gut
Und hättet feſten Mannesmuth:
Nun, helf' mir Gott, es war erlogen,
Es iſt die Welt in euch betrogen.
Ihr ſeid ein ſchwacher, zager Mann
Der nicht einmal erſehen kann,
Was doch ein Weib erdulden mag!
Was that ich euch bis dieſen Tag!
Wie wüßtet ihr, daß man mich band.
Es war doch dieſe dicke Wand
Hier zwiſchen uns. Ach, Herr, ihr wißt,
Daß euch durch mich zu helfen iſt,
Laßt es geſchehn, denn keine Zweite
Giebt's wohl, die euch ihr Leben weihte.
Mehr als mir ſelber bin in Liebe
Ich euch ergeben, was denn triebe
Mich ſonſt? drum laſſet euch erbarmen
Und gönnet doch den Tod mir Armen!"
Wie ſehr ſie flehte ihn und bat,
Er ging nicht ab von ſeinem Rath,
Sie mußte wider Willen
Zuletzt die Klage ſtillen
Und ſich darein ergeben,
Daß ſie behielt das Leben.
Herr Heinrich that als braver Mann,
Blieb treu dem Muth, den er gewann,
Er legte ſelbſt das Kleid ihr an,
Gab ſeinen Lohn dem Arzte dann
Und zog nach ſeinem Heimatlande,
Obſchon er wußte, neue Schande
Erwart' ihn dorten, Schimpf und Spott,
Er trug's geduldig, weil es Gott

Es über ihn verhangen,
Wie es mit ihm ergangen.
  So war er durch die reine Maid
Von ſeiner Krankheit doch befreit,
Zwar nicht von ſeines Leibes Leid,
Doch von des Herzens Hartigkeit.
Nun erſt war all ſein Uebermuth
Erlegen ganz, ein höher Gut,
Als jemals ihm entſchwunden,
Das war von ihm gefunden:
Des reinen Herzens Reuigkeit,
Das Gott vertraut ob Schmerz und Leid.
  Die arme Maid dagegen war
Verſenkt in Kummer ganz und gar,
Ihr Kopf und Herz war wüſt und wirr,
Sie ward ſchier an ſich ſelber irr,
Ihr däuchte, daß in Schand' und Spott
Gewandelt ſei ihr Bau'n auf Gott.
Sie fleht' in ihrem Herzen
Erlöſung dieſer Schmerzen.
  So kam die Jungfrau und der Mann
Des Nachts bei einer Herberg' an.
Sie wachten Jedes ſtill allein
Bei ſich in ſeinem Kämmerlein.
Es dankte wohl der Rittersmann,
Daß er ſein Herz ihm abgewann,
Daß er durch Prüfung und durch Leid
Von Eitelkeit ihn ganz befreit.
Die Jungfrau lag auf ihren Knie'n
Und ſprach zu Gott und klagte ihn,
Warum er ſie mit ihrer Gabe
Nicht gnädig angenommen habe,
Da ſie doch habe Nichts zu geben,
Als nur ihr nacktes armes Leben?
Sie flehte: Ach, bin ich nicht rein
Genug, um, Heiliger, dein zu ſein?
So reinige, o Gott, mein Herz
Und laß mich nicht vergehn in Schmerz
Und gib mir, Vater, doch ein Zeichen,
Daß deine Gnade zu erreichen
Mir irgend noch gelingen werde,
Derweil' ich noch auf dieſer Erde!
  Und Gott, der in das Herze ſchaut,
Der Niemand läßt, der ihm vertraut,
Der ſah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
Die ſeine Prüfung treu beſtanden,
Die würdig, daß ſie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröſtet, wenn ſie weinen,
Der ſchied die frommen Beiden
Von allen ihren Leiden:
Indeß er ſchlief in ſeiner Kammer
Ward Heinrich frei von allem Jammer,
Und trat am andern Morgen,
Erlöſt von allen Sorgen,
Rein und geſund hin vor die Maid,
Da ſchwand auch ihr ihr Herzeleid.
  Sie ſchaut ihn an und ſchaut ihn wieder
Und ſinkt auf ihre Kniee nieder
Und rief: „Es ſei der Herr geprieſen,
Er hat uns große Gnad' erwieſen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn Er hat mir's zurückgegeben.“
  Herr Heinrich zieht mit frohem Sinn
Nun wieder zu der Heimat hin.
Mit jedem Tage kehrt zurück
Ein Theil von ſeinem Jugendglück,
Sein Leib blüht auf, ſein ganzes Weſen
So ſchön wie nimmer es geweſen.
Und Allen, die ihm einſt vor Jahren
Befreundet und gewogen waren,
Läßt er die frohe Kunde ſagen,
Daß nun vorüber wär' ſein Klagen,
Daß Gottes Allbarmherzigkeit
Aus ſeinem Elend ihn befreit.
Da mußten Alle froh ſich weiſen
Und Gottes große Gnade preiſen.
  Da kamen ſie gefahren
In reichen, frohen Schaaren,
Sie ritten und ſie gingen
Auf daß ſie ihn empfingen.
Kaum ihren Augen trauten
Sie, wie ſie ihn erſchauten,
Das war ein fröhlich Wiederſehn,
Schier ein vom Tode Auferſtehn.
Der brave Bauer, der den Herrn
Vormals gepflegt ſo treu und gern,
Der blieb bei dieſem hohen Glücke
Mit ſeinem Weibe nicht zurücke.
Sie fanden da den beſten Lohn
Für ihre Treue. Sie, die ſchon
Nichts anders hofften als allein
Den Herrn zu ſehen, traten ein
Und ſahn die Jungfrau bei ihm ſtehn,
Die friſch und fröhlich anzuſehn,
Die mit den Armen ſie umſchlang
Und jubelnd an ihr Herze ſank.
Sie küßten ihren rothen Mund,
Und küßten ihn vor Freude wund,
In ihren Herzen ward es licht,
Es ward ihr lachend Angeſicht
Von hellen Thränen übergoſſen,
Die jetzt vor Luſt und Wonne floſſen.'
  Dem edlen Ritter gaben
Die wackern, biedern Schwaben,
An die er einſt vertheilt ſein Gluck,
Nun ungefordert gern zurück,
Was ſie von ihm empfangen.
Und ſo iſt es ergangen,
Daß er zu allen Ehren
Vermocht zurück zu kehren.
Doch nie vergaß er deſſen,
Was Wunder Gottes Gnad' und Macht
An ſeinem Leibe einſt vollbracht.
  Die Guten, die ihm wohlgethan
Und die ſich ſeiner nahmen an
In ſeines Elends ſchwerer Zeit,
Vergaß er nicht. Das Herzeleid,
Das einſtens ſie um ihn getragen,
Lohnt er nun in des Glückes Tagen;
Er gab das Haus, den Hof, das Feld
Sammt Vieh und Knechten, die's beſtellt,
Als freies Eigenthum den Guten,
Die nun ohn' alle Sorge ruhten,
Daß einſt ein andrer Herr erſchiene,
Dem es ſich minder freudig diene.
Er blieb dem guten treuen Kind
Auch immerdar gar wohl geſinnt
Und weilte oft und gern bei ihr
Und gab ihr manche ſchöne Zier
Als Zeichen ſeiner Dankbarkeit
Und ſeiner Gunſt aus alter Zeit.
  So etwa war ein Jahr vergangen,
Als all' die Seinen in ihn drangen,
Ein braves Weib ſich zu erkuren
Und ſie als Gattin heimzuführen.
Da ſprach er: „Wohl, es däucht mich gut
Der Rath, den ihr mir treulich thut.“
Und ließ an ſeine Freunde ſenden,
Daß ſie die Sache möchten enden
Und ſagen, was ſie ihm wohl riethen.
Da ließ er bitten und gebieten
Und alle ſeine Sippen kamen
Und alle ſeine Mannen nahmen

Gehorſam des Befehles wahr.
Da kamen ſie in großer Schar
Und Heinrich trat zu ihnen hin
Und ſprach: „Ihr Herren, ich hab' im Sinn
Nach eurem Wunſch mich zu vermählen,
Nun helfet eine Braut mir wählen.“ —
Da huben ſie zu rathen an
Der andern rieth da Jedermann,
Sie ſtritten hin und ſtritten her
Und ſtritten wie und ſtritten wer,
Wie ſtets die Leute thaten,
Wenn's galt, ſich zu berathen.
Da ſprach der arme Heinrich laut:
„Laßt, liebe Herren, jetzt die Braut
Und ſagt erſt euch: ihr Alle wißt,
Wie ich vor einer kurzen Friſt
Von ſchwerem Leid geſchlagen war
Und ſchien verloren ganz und gar,
So daß mich alle Leute flohn
Gleich einer Peſt mit Fluch und Hohn.
Nun aber ſcheut nicht Mann und Weib
Mich mehr, da ein geſunder Leib
Durch Gott mir wieder ward zu Theil;
Nun rathet mir zu meinem Heil,
Was ſoll ich thun, um Gott zu preiſen,
Daß er mir Gnade wollt' erweiſen?“
Da ſprachen Alle ohne Schwanken:
„Ihr ſollt in Worten und Gedanken
Euch Gott dem Höchſten ganz zu eigen
Ergeben, und in Werken zeigen,
Daß ihr ihm gänzlich zugethan.“
Da ſprach er: „Nun, ſo hört mich an!
Die Jungfrau, die hier vor euch ſteht,
Die ich umfange, wie ihr ſeht,
Sie iſt's, der ich zu danken habe
Des reichen Gottes Gnadengabe.
Gott lob die reine Frömmigkeit
Der tugendhaften treuen Maid,
Daß er zum Lohne ihrer Tugend
Mir wiedergab das Glück der Jugend,
Das ich für immer ſchon verloren.
Darum hab' ich die Maid erkoren,
Die frei wie ich, zum Weibe mein.
Will Gott die Gnade mir verleihn
Und wißt, mag ich ſie nicht erlangen,
So ſoll mich nie ein Weib umfangen.
Denn Alles, was ich jetzo bin,
Nahm ich durch ihre Tugend hin.
Drum bitt' ich euch um Gottes Willen,
Mir meinen höchſten Wunſch zu ſtillen,
Ich bitte, laßt euch Allen
Hier meine Wahl gefallen.“
Da war im Rath mit einem Mal
[illegible] alles Rathens Qual;
Die Herren waren gern zufrieden,
Wie ſich Herr Heinrich ſelbſt entſchieden.
Da fehlt' es auch an Pfaffen nicht,
Die thaten gerne ihre Pflicht.
Sie gaben ihm die ſüße Maid
Zum treuen Weib in Freud' und Leid
Und ſprachen Gottes Segen
Zu ihren Lebenswegen.
Die Beiden ſahen gottergeben
Ein langes noch und frohes Leben
Und gingen endlich noch zugleich
Nach kurzem Leid in's Himmelreich.
Es möge einſt uns Allen
Daſſelbe Loos noch fallen,
Zum Lohn, den ſie bekamen,
Verhelfe Gott uns! Amen.

(Marbach.)

## 2.

## Wolfram von Eſchenbach.

### 1.

### Parzival. *)

#### 1) Parzival's Jugend und Ausfahrt.

Es betrübt mir Seel' und Leib,
Daß ſo Mancher heißet Weib,
Die Stimme lauter allen hell,
Doch viele ſind zum Falſche ſchnell.

---

*) Der weſentliche Inhalt dieſer großartigen Heldendichtung iſt folgender:

„Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapferer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor deſſen Sturm kein Herz und keine Rüſtung beſteht und den die Unruhe ſeiner Thatenluſt von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem ſie das Kind in der Einſamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo ſeine [illegible] Natur in der Sehnſucht durchbricht, mit der er dem Geſange der Vögel lauſcht, eine ſelige Freude, die er ſich aber durch Ungeſtüm und Einfalt, eben wie ſein ſpäteres Lebensglück, hier und da verſcherzt, indem er die Sänger erſchießt. Das Einzige, was ihm in ſeiner Wüſte den Geiſt beſchäftigen konnte, war eine kindliche Belehrung, die ihm ſeine Mutter über Gott gibt, den ſie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt und als den Nothhelfer. So glänzend fuhr nun einſt die ihm lang verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens ſtreifend an ihm vorüber, als er die erſten Ritterleute an ſeinem Aufenthalte vorüberziehen ſah, die ihm ſtrahlend ſchienen wie der Gott, von dem ihm ſeine Mutter geſagt. Nun hält ihn Nichts mehr, ſich in dies reizende Leben zu werfen, und ſeine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu ſich zurückzuführen, wenn ſie ihn recht lächerlich in die Welt ſchickt, die ihm ſo feierlich lockend ſchien. Sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greiſen und Bewerbung um Frauengruß und Ring. In täppiſcher Unbeholfenheit wirft er ſich nun in Abenteuer, voll des Thatentriebs friſcher Jugend, und voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenkappe angedeutet wird, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Situationen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erſte Eintritt in die Welt wegen des Contraſtes der Einbildung in dem Jünglinge mit der Realität immer etwas Komiſches und zugleich Rührendes an ſich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nicht genau den glänzenden Bildern ſeiner jugendlichen Phantaſie entſpricht, zieht er ſich bei der erſten Täuſchung, als ihm an dem erſehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye abſtößt, in ſich zurück und ſeine Unbefangenheit ſchwindet, da die Rathſchläge des alten Gurnemanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt deſſen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenſtand finden, deſſen ſie ſich, aber noch mit der ganzen Unſchuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigen. So mit ſich beſchäftigt und in ſich zurückgezogen, verträumt er das Glück, das ihm auf der Burg des Grals bereitet war, und recht ſchnell wird ihm das verlorene Heil von Sigunen verkündet. Je größer die Täuſchung, je näher der junge Abenteurer dem gewünſchten Ziele war, deſto mehr warf er ſich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und ſtille Selbſtverſenkung. Wie ihm vorher das fromme [illegible] Vorſchriften, das Anhängen an die mütterlichen [illegible], der [illegible] Streben nach weltlicher Ritterſchaft, das Erwerben einer Gattin und ſeine keuſche Liebe den [illegible] nach des Grales bald würdig, bald unwürdig machten, ſo wirft er jetzt die Liebe zu Gott und das Vertrauen auf den Helfer ab, der ſich ihm ſo wenig gnädig zeigen wollte, bewahrt aber ſeine treue und reine Liebe, verſchmäht andere Schönheit,

Andre ſind von falſchem Wandel:
Alle theilt ſich dieſer Handel.
Daß die mit gleichem Namen prangen,
Das hat mein Herz mit Scham befangen.
Weibheit, dein ordentlicher Brauch
Treue hielt und hält ſie auch.
 Viele ſprechen, Armuth
Sei zu keinem Dinge gut;
Wer ſie um Treue will erleiden,
Der mag doch Höllenfeuer meiden.
Armuth trug ein Weib um Treu:
Da ward ihr immer wieder neu
Dort im Himmelreich gegeben.
Nun werden ihrer wenig leben,
Die jung der Erde Reichthum
Ließen um des Himmels Ruhm.
Ich kenne Keinen, der das will.
Mann und Weib ſind mir gleichviel:
Sie gleichen Alle ſich darin.
Frau Herzeleid, die Königin,
Floh ihrer dreien Landen fern.
Sie trug der Freuden Mangel gern.
Aller [illegible] ſo ganz an ihr verſchwand,
Daß ihr nicht Ohr noch Auge fand.
Ein Nebel war ihr die Sonne;
Sie mied die weltliche Wonne.
Auch war die Nacht ihr wie der Tag,
Ihr Herz nur herben Kummer pflag.
 Sie zog ſich mit des Jammers Gewalt
Aus ihrem Land in einen Wald,
In der Wüſtenei von Soltane;
Nicht der Blumen wegen auf dem Plane:
Ihr Herz erfaßte Leid ſo ganz,
Sie kehrte ſich an keinen Kranz,
Ob er roth war oder fahl.
Sie flüchtete dahin zumal
Des werthen Gahmurets Kind.
Leute, die da bei ihr ſind,
Müſſen reuten und pflügen.
Ihre Pflege konnte wohl genügen
Dem Sohn. Eh' der Verſtand gewann,
Rief ſie ihr Volk zu ſich heran,
Wo ſie Mann und Weib zumal
Bei Leib und Leben anbefahl,
Daß von Rittern ſchwieg ihr Mund:
„Denn wär' es meinem Herzlieb kund,
Was ritterliches Leben wär',
So hätt' ich Kummer und Beſchwer.
Drum legt die Hände klug in Haft
Und hehlt ihm alle Ritterſchaft.“
 Allen Leuten ſchuf das Sorgen.
Der Knabe wurde ſo verborgen
In der Wüſte von Soltan erzogen,
Um königlichen Brauch betrogen
Außer in dem einen Spiel:
Der Bogen und die Bolzen viel
Schnitt er ſich mit eigner Hand
Und ſchoß die Vögel, die er fand.
Wenn er jedoch das Vöglein ſchoß,
Dem erſt Geſang ſo laut entfloß,
So weint' er laut und raufte gar
Mit Raufen ſein unſchuldig Haar.
Sein Leib war lauter und helle;
Auf dem Plan an der Quelle
Wuſch er ſich alle Morgen.
Nicht eher meint' er ſich geborgen,
Bis ob ihm war der Vöglein Sang.
Die Süße ihm das Herz durchdrang.
Das hob' ihm ſeine Brüſtlein auf;
Mit Weinen lief er in das Haus.
Die Königin ſprach: „Wer that dir's an?
Du wärſt ja draußen auf dem Plan.“
Da wußt' er ihr kein Wort zu ſagen.
So geht es Kindern noch in unſern Tagen.
 Solches macht' ihr viel zu ſchaffen.
Einſt ſah ſie ihn nach Bäumen gaffen,
Davon der Vogel Lied erſcholl.
Sie ward wohl inne, wie ihm ſchwoll
Von dem Geſang die junge Bruſt;
An ſeiner Art lag ſolch Geluſt.
Frau Herzleid trug den Vögeln Haß
Seitdem; ſie wußte nicht um was.
Sie wollt' ihr Singen gern beſchränken.
Ihre Bauern und Enken
Schickte ſie mit Netz und Stangen,
Vöglein zu würgen und zu fangen.
Die Vöglein waren gut beritten,
Sie haben den Tod nicht all erlitten;
Etliche blieben noch am Leben,
Die hört' man neuen Sang erheben.
 Der Knabe ſprach zur Mutter: „Mein,
Was gibt man Schuld den Vögelein?“
Er erbat ihnen Frieden gleich zur Stund'.
Seine Mutter küßt' ihn auf den Mund.
Sie ſprach: „Was brech' ich ſein Gebot,
Der doch iſt der höchſte Gott?
Sollen Vöglein trauern meinethalb?“
Der Knappe ſprach zur Mutter bald:
„Hehre Mutter, was iſt Gott?“
„Das ſag' ich, Sohn, dir ohne Spott:
Er iſt noch lichter denn der Tag,
Der einſt Antlitzes pflag
Nach der Menſchen Angeſicht.
Sohn, vergiß der Lehre nicht
Und fleh' ihn an in deiner Noth:
Deſſen Treu' uns immer Hülfe bot.
Ein Andrer heißt der Hölle Wirth,
Der ſchwarz, Untreu nicht meiden wird.
Von dieſem wende die Gedanken
Und auch von des Zweifels Wanken!“
 Seine Mutter unterſchied ihm gar,
Was finſter iſt, was licht und klar;
Waldein dann eilt' er hin zu ſpringen.
Das Gabilot[*] auch lernt' er ſchwingen.

---

und als Gawein am Hofe des Artus die Tafelrunde zum Zuge nach Caſtel Marveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken an den Gral erwacht, treibt ihn ſeine Demuth, [illegible] Natur auf ſeinen unſcheinbaren Weg, während Gawan nach [illegible] abzieht. Der Dichter begleitet nun den Letzteren, der mit weltlichem Sinn, mit Kraft und Geſchick ausgerüſtet, dem Parzival entgegengeſetzt wird, daß die ganze ausſchweifende Epiſode in der That ein unentbehrliches Gegengewicht des Gedichtes iſt. Nun wird der Inhalt und die Bedürfniſſe auf die Fahrt nach dem Gral, dem Parzival aber ſein inneres Drama; der Zweite gehören die Thaten der [illegible] und der Minne in dem Waffenkampf und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einſamkeit zu Trevrizent und hören die Geſchichte ſeiner geiſtigen Heilung und Zerknirſchung; dem Gawan thut ſich die Welt voll Wunder auf und voll bedenklicher Abenteuer, den Parzival umgibt ſie mit mehr Nüchternheit. Trevrizent wird Parzival's Lehrer und Erzieher; er führt ihn über den Gral auf und lehrt ihn ſeinen Jammer; er lehrt ihn das Vertrauen zu Gott wieder finden und den Zweifel überwinden; er heißt ihn den weltlichen Ritterdienſt ablegen. So wird er fähig zum König des Grals [illegible], daß ihm nur der Trieb ſeiner älteren Natur und die Gnade von Gott des [illegible] Glückes theilhaftig machte, wird er jetzt in den Kampf mit den [illegible] Gawan, [illegible] und ſeinem Halbbruder Feirefiz gebracht, die ſich dem [illegible] an ritterlicher Kraft und Kunſt gleich zu übertreffen bewieſen, ohne darum jenen höheren Preis und Name dem erlangen zu können.“

**Gervinus**, Geſch. d. poet. Nationallit. d. Deutſchen, 3. Ausg. Bd. 1. S. [illegible].

---

[*] Ein leichter Wurfſpieß.

Damit er manchen Hirſch erſchoß,
Davon der Mutter Haus genoß.
Ob man Grüne ſah oder Schnee,
Dem Walde that ſein Schießen weh.
Hört aber fremde Märe:
Wenn er das Wild erſchoß, das ſchwere,
Ein Maul hätt' an der Laſt genug,
Die er unzerlegt nach Hauſe trug.
Er kam auf ſeinem Waidegang
Eines Tages einer Halde entlang
Und brach zum Blatten einen Zweig.
In ſeiner Nähe ging ein Steig.
Da vernahm er Schall von Hufſchlägen:
Er begann ſein Gabilot zu wägen.
„Was hab' ich," hub er an, „vernommen!
Daß nun Gefahren wollten kommen!
Der Teufel grimm und zorniglich:
Ich beſtünd' ihn ſicherlich.
Meine Mutter Schrecken von ihm ſagt:
Mich dünkt, ſie iſt auch zu verzagt."
So ſtand er da in Streites Begehr.
Seht, da trabten dorther
Drei Ritter in der Rüſtung Glanz,
Vom Haupt zu Fuß gewappnet ganz.
Der Knappe wähnte ſonder Spott
Jeglicher wär' ein Herrgott.
Wohl ſtand er auch nicht länger hier,
Er warf ſich in den Pfad aufs Knie;
Mit lauter Stimme rief er gleich:
„Hilf Gott, da biſt wohl hilfereich."
Der Vorderſte zürnte darum und ſprach,
Als ihm der Knapp' im Wege lag:
„Dieſer täppiſche Waleiſe
Wehrt uns ſchnelle Weiterreiſe."
Da kam einher gallopirt,
Mit Helm und Harniſch wohl geziert,
Ein Ritter, welchem Zeit gebrach:
Streitgerecht ritt er denen nach,
Die ihm ſchon weit vorausgekommen.
Zwei Ritter hatten ihm genommen
Eine Frau aus ſeinem Lande:
Das dünkte dieſen Ritter Schande.
Der Jungfrau Leid betrübt' ihn ſchwer,
Die erbärmlich ritt vor ihnen her.
Die Dreie war'n ihm unterthan.
Er ritt ein ſchönes Kaſtilian.
An ſeinem Schild war wenig ganz.
Er hieß Karnachkarnanz,
Le Comte Ulterlec.
Er ſprach: „Wer ſperrt uns hier den Weg?"
So fuhr er dieſen Knappen an;
Dem ſchien er wie ein Gott gethan:
Er ſah noch niemals lichtre Schau.
Sein Wappenrock benahm den Thau.
Mit goldrothen Schellen klein
Waren an jeglichem Bein
Ihm die Stegreif' erlängt
Und zu rechtem Maß gelangt.
Sein rechter Arm von Schellen klang,
Wenn er ihn rührt' oder ſchwang;
Er war von Schwertſchlägen hell.
Der Degen war zur Kühnheit ſchnell.
Alſo dieſen Wald durchſtrich
Der Fürſt gerüſtet wonniglich.
Aller Mannesſchöne Blumenkranz,
Den fragte da Karnachkarnanz:
„Knappe, ſaht ihr hier vorüberfahren
Zwei Ritter, die nicht können wahren
Das Geſetz der Rittergilde?
Gewaltthat tragen ſie im Schilde
Und ſind an Würdigkeit verzagt:
Sie entführten eine Magd."
Was er auch ſprach, doch hielt ihn noch
Der Knapp für Gott; ſo wollt' ihn doch
Die Königin, Frau Herzeleid,
Die von lichtem Schein ihm gab Beſcheid.
Da rief er laut ſonder Spott:
„Nun hilf mir, hilfreicher Gott!"
Niederwarf ſich zum Gebet
Le Fils du Roi Gahmuret.
Da ſprach der Fürſt: „Ich bin nicht Gott;
Doch leiſt' ich gerne ſein Gebot.
Vier Ritter möchteſt du hier ſehn,
Wenn du beſſer könnteſt ſpähn."

Der Knappe fragte fürbaß:
„Du nennſt Ritter: was iſt das?
Haſt du keine Gotteskraft,
So ſage: wer gibt Ritterſchaft?" —
„Die theilt der König Artus aus.
Junker, kommt ihr in ſein Haus,
So mögt ihr Ritters Namen nehmen,
Daß ihr's euch nimmer habt zu ſchämen.
Ihr ſeid wohl ritterlicher Art." —
Von den Helden er beſchauet ward:
Da ſahn ſie Gottes Kunſt und Fleiß.
Von der Aventür' ich weiß,
Die mich mit Wahrheit deß beſchied,
Daß Mannesantlitz nie gerieth
So ſchön wie ſeins von Adams Zeit:
Drum lobten Frauen ihn weit und breit.

Da hub der Knappe wieder an,
Das ſein zu lachen der begann:
„Ei, Ritter gut, was ſoll dieß ſein?
Du haſt ſo manches Ringelein
An den Leib gebunden dir,
Dort oben und auch unten hier."
Der Knapp befühlte mit der Hand,
Was er eiſern an dem Fürſten fand.
Den Panzer wollt' er gern beſchauen:
„Meiner Mutter Jungfrauen
Wohl an Schnüren Ringlein tragen,
Die nicht ſo in einander ragen."
Noch ſprach der Knappe wohlgemuth
Zum Fürſten: „Wozu iſt dieß gut,
Was ſich an dir ſo wohl will ſchicken?
Ich kann es nicht herunterzwicken."
Da wies der Fürſt ihm ſein Schwert:
„Nun ſieh', wer Streit mit mir begehrt,
Deß erwehr' ich mich mit Schlägen.
Gegen ſeine muß ich's an mich legen
Und dieſer Schild behütet mich
Vor dem Schuß und vor dem Stich."
Wieder ſprach der Knappe laut:
„Hätten die Hirſche ſolche Haut,
Sie verſehrte nicht mein Gabilot:
So fiele doch mancher vor mir todt."
Die Ritter zürnten, daß er ſprach
Mit dem Knappen, welchem Sinn gebrach.
Da ſprach der Fürſt: Gott hüte dein!
O wäre deine Schönheit mein!
Dir hätte Gott genug gegeben,
Beſäßeſt du Verſtand daneben:
Die Gottesgabe liegt dir fern." —
Da ritt er weiter mit den Herrn.
Gleich galt's dem Knappen, wer nun ſchoß
Im Wald die Hirſche klein und groß;
Heim zu der Mutter lief er wieder
Und ſagt' es ihr. Da fiel ſie nieder;
Seiner Worte ſie ſo ſehr erſchrack,
Daß ſie bewußtlos vor ihm lag.
Als darauf die Königin
Wieder kam bewußten Sinn,
Wie ſie zuvor auch war verzagt,
Doch ſprach ſie: „Sohn, wer hat geſagt
Dir von ritterlichem Orden?" —
„Mutter, ich ſah vier Männer licht,
Lichter iſt Gott ſelber nicht:

Die ſagten mir von Ritterſchaft.
Artus' königliche Kraft
Soll mich mit ritterlichen Ehren
Des Schildes Amt und Pflichten lehren."
Das war ihr neuen Leids Beginn.
Die Arme ſann her und hin,
Wie ſie eine Liſt erdächte
Und ihn von ſolchem Willen brächte.
Der einfältige Knappe werth
Bat die Mutter um ein Pferd.
Das begann ſie heimlich zu beklagen.
Sie gedacht: „Ich will ihm Nichts verſagen;
Aber grundſchlecht muß es ſein.
Es gibt noch Leute," fiel ihr ein,
„Die gar leiſe Spötter ſind.
Thorenkleider ſoll mein Kind
An ſeinem lichten Leibe tragen:
Wird er gerauft dann und geſchlagen,
So kehrt er wohl in kurzer Friſt." —
O weh der jammervollen Liſt!
Da nahm ſie grobes Sacktuch
Und ſchuf daraus ihm Hemd und Bruch,
Aus einem Stück doch geſchnitten
Bis zu des blanken Beines Mitten;
Eine Kappe dran für Haupt und Ohren:
So trugen damals ſich die Thoren.
Zwei Ribbalein ſtatt Strümpfen auch
Aus Kalbshäuten friſch und rauch
Zog man ſeinen Beinen an.
Da weinten Alle, die es ſahn.
Die Königin mit Wohlbedacht
Bat ihn zu bleiben noch die Nacht:
„Du darfſt dich nicht von hinnen heben,
Ich muß dir erſt noch Lehren geben:
Du ſollſt auf ungebahnten Straßen
Dich nicht auf dunkle Furth verlaſſen;
Iſt ſie aber ſeicht und klar,
So hat der Durchritt nicht Gefahr.
Du ſollſt auch guter Sitte pflegen
Und Jeden grüßen auf den Wegen.
Will dich ein grauweiſer Mann
Zucht lehren, wie ein Solcher kann,
So folg' ihm gerne mit der That
Und zürn' ihm nicht: das iſt mein Rath.
Eins laß dir, Sohn, befohlen ſein:
Wo du guter Frauen Ringelein
Erwerben magſt und ihr Grüßen,
Da nimm's: es kann dir Leid verſüßen.
Magſt du auch ihren Kuß erlangen
Und herzend ihren Leib umfangen,
Das giebt dir Glück und hohen Muth,
Wenn ſie keuſch iſt und gut.
Du ſollſt auch wiſſen, Sohne mein,
Daß der ſtolze kühne Lähelein
Zwei Länder dir hat abgefochten,
Die dir ſonſt nun zinſen möchten:
Waleis und Norgals.
Deiner Fürſten Einer, Turkentals,
Den Tod von ſeiner Hand empfing;
All' dein Volk er ſchlug und fing." —
„Das räch' ich, Mutter, will es Gott:
Ihn verwundet noch mein Gabilot."
Des Morgens ſchien des Tages Licht,
Der ſtolze Knappe ſäumte nicht;
Herr Artus ihm im Sinne lag.
Sie küßt' ihn oft und lief ihm nach.
Das größte Herzleid ihr geſchah,
Da ſie den Sohn nicht länger ſah.
Der ritt hinweg: wem mag das freu'n!
Da fiel die Fraue falſchesrein
Zur Erde, wo ſie Jammer ſchnitt,
Bis ſie den Tod davon erlitt.
Ihr getreulicher Tod
Bewahrte ſie vor der Hölle Noth.
O wohl ihr, daß ſie Mutter ward!
So fuhr die lohnergiebige Fahrt
Dieſe Wurzel aller Güte,
Aus der das Reis der Demuth blühte.
Weh uns, daß uns nicht verblieb
Ihre Sippe bis zum eilften Glied!
Drum muß man ſo viel Falſchheit ſchau'n.
Doch ſollen die getreuen Frau'n
Heil erwünſchen dieſem Knaben,
Den ſie hier ſehn von ihr traben.
So fuhr der Knappe wohlgethan
In den Wald von Brizljan.

(Simrock.)

## 2) Parzival in der Burg des Gral's

Selbſt trug das Roß den Zaum empor
Ueber Blöcke, Sumpf und Moor;
Nicht führt' es ſeines Reiters Hand.
Uns macht die Aventiure bekannt,
Er ritt denſelben Tag ſo weit,
Ein Vogel hätte Arbeit,
Wollt' er's auf einmal überfliegen.
Will mich die Märe nicht betrügen,
So glich ſein Ritt kaum ſo dem Flug
Des Tages, da er Ither'n ſchlug,
Und ſpäter, als er von Graharz
Ritt in das Königreich Brobarz.
Hört nun, wo er Herberg nahm.
An einen See er Abends kam,
Fiſcher ankerten daran;
Ihnen war das Waſſer unterthan.
Wohl hören mochten ſie ſein Fragen,
Denn unfern vom Geſtade lagen
Sie noch, da ſie ihn reiten ſahn.
Einen ſah er in dem Kahn
In ſo herrlichem Gewande,
Wenn ihm dienten alle Lande,
Es wäre ſchwerlich noch ſo gut.
Von Pfauenfedern war ſein Hut.
An dieſen Fiſcher wandt' er ſich
Und ermahnt' ihn bitterlich,
Daß er ihm riethe, Gott zu Ehren
Und ſeine Zucht zu bewähren,
Wo er träfe Herberg an.
Zur Antwort gab der traur'ge Mann
Und ſprach: „Herr, unbewußt iſt mir,
Wo dreißig Meilen weit von hier
Das Land bebaut und erbaut ſei.
Ein Haus nur kenn' ich nahebei,
Zur Herberg darf ich es empfehlen;
Noch könnt ihr heut' kein andres wählen.
Dorten, wo die Felſen enden,
Müßt ihr euch zur Rechten wenden.
Wenn ihr hinkommt an den Graben,
Der läßt euch ſchon nicht weiter traben:
Heißt die Brücke niederſenken:
So mögt ihr in den Burghof lenken."
Er that, wie ihm der Fiſcher rieth;
Mit Urlaub er von dannen ſchied.
Der ſprach: „Wenn ihr euch nicht verirrt,
So bin ich ſelber euer Wirth:
So danket wie wir euch verpflegen.
Nur hütet euch vor falſchen Wegen:
Ihr könntet bei der Halde
Leicht irre reiten im Walde.
Unlieb geſchähe mir doch daran."
Da hob ſich Parzival hindann
Und fand mit wackerlichem Traben
Den rechten Weg bis an den Graben.
Da war die Zugbrück' aufgezogen,
Die Burg um Veſte nicht betrogen.

Wie auf der [illegible] gezieht,
[illegible] mit grün vom Wind geweht.
Drang' ein Heer hinein mit Sturm,
Manch hoher Saal, manch schöner Thurm
Stand da in wunderbarer Wehr;
Und wären alle Völker her,
Sie hätten drin um solche Noth
In dreißig Jahren noch kein Brot.
Ein Knappe hatt' ihn wahrgenommen
Und frug ihn, wo er hergekommen,
[illegible] vor dem Wall.
„Der Fischer," sprach da Parzival,
„Hat mich zu euch hergesandt.
Ich neigte dankbar seiner [illegible],
Da er mir Herberg hier gedacht.
Er will, daß ihr die Brücke senkt,
Daß ich reite zu euch ein."
„Herr, ihr sollt willkommen sein,
Da der Fischer es versprach,
Man beut euch Ehr' und Gemach,
Um den, der euch sandte, zu Gefallen,"
Sprach der Knappe und ließ die Brücke fallen.
In die Burg ritt der Kühne,
[illegible] eines weiten Angers Grüne
Unzerstampfet im Ritterspiel;
Kurzen Grases stand da viel.
Da ward nicht oft Buhurt geritten,
Mit Panieren hin und her gestritten
Wie auf dem Anger zu Abenberg.
Selten war hier fröhlich Werk
[illegible] zu langer Zeit:
Sie hatten Noth und Herzeleid.
Den Gast ließ man's nicht entgelten:
Ihn empfingen Ritter jung und alt,
Kleiner Junker volle Zahl
Sprang ihm nach dem Zaum zumal;
Ein Jeder that' auch das Beste,
Sie hielten ihm den Stegreif feste,
[illegible] von dem Roß.
Ritter führten ihn in's Schloß,
Wo sie ihm schufen gut Gemach.
Entwappnen wollt' man ihn darnach.
Als er mit Zucht entwappnet ward,
Da sie den Jungen ohne Bart
Erschauten alle männiglich,
[illegible] ihn männiglich.
Um Wasser bat der junge Mann.
Da er den Rost sich abgewann
Wusch vom Angesicht und Händen,
Da [illegible] er Jung und Alt zu [illegible]
Wie eines zweiten Tages Helle.
So saß der wonnige Geselle.
Man trug ihm einen Mantel her,
Der von arab'schem Pfellel war
Und von allem Tadel leer;
Offen blieb der Schnüre [illegible],
Als ihn überwarf der Degen,
Er brachte ihm neues Lob zuwegen.
Da sprach der Kammerwärter klug:
„Repanse de Schoie war's, die ihn trug,
Meine Frau, die Königin:
Er ist von ihr euch geliehen,
Denn euch ist noch kein Kleid geschnitten.
Wohl mocht' ich sie's mit Ehren bitten,
Denn ihr seid ein werther Mann,
Wenn ich's recht erkennen kann."
„Gott lohn' euch, Herr, daß ihr mir [illegible]
Wenn ihr recht mich beschaut.
So mag das erst [illegible] sein:
Gottes Kraft gibt solchen Schein."
Man schenkt' ihm ein und pflegt' ihn so,
Die Traurigen waren mit ihm froh.
Sein Rüstzeug war beiseit getragen,
Das wollt' er später schwer beklagen.
„Herr, [illegible]

Da er Scherzes hier sich nicht versah.
Allzu [illegible] machte da
Ein immer weidlicher Mann
Mit seinem Scherzen wohlgethan
Den Wirth, als sprach' er es im Zorn.
Das Leben hätt' er schier verlor'n
Von dem jungen Parzival.
Da er kein Schwert von lichtem Strahl
Nicht mehr bei sich liegen fand,
Da zwang er so zur Faust die Hand,
Daß von Nägeln Blut entsprang
Der ihm zum Ärmel überdrang.
„Nicht doch, Herr," sprach die Ritterschaft,
„[illegible] Mann muß [illegible] zu lachen schafft,
Wie traurig wir auch anders sei'n.
[illegible] Anfortas vernommen,
Daß der Fischer sei gekommen.
Geht hin, ihr seid ihm werther Gast;
Schüttelt ab des Zornes Last."

Hundert Kronen [illegible]
In dem Saal, in dem sie gingen,
Mit vielen Kerzen besteckt;
Es war auch rings überdeckt
Mit kleinen Kerzen die Wand.
Hundert Ruhebetten fand
Man an den Seiten aufgeschlagen,
Darauf hundert Kissen lagen;
Je vier Gesellen trug ein Sitz,
Die Plätze [illegible] ein [illegible],
Davor ein Teppich hingestreckt;
[illegible]
[illegible] unerschrocken.
[illegible] war nicht vergessen:
Die hatte nicht das Geld gedauert,
Von Marmor waren aufgemauert
Drei viereckige Feuerrahmen.
Da brannt' ein Holz, das man mit Namen
Lignum aloe.
Wer sah je große Feuer je
[illegible] gleichen zu Wildenberg?
Es war fürwahr ein kostbar Werk.
Der kranke Wirth selber hat
Vor der mittelsten Feuerstatt
Auf einem Spannbett Platz genommen.
Es war [illegible] gekommen
Zwischen ihm und der Freude,
Sein Leben war ein morsch Gebäude.

In den Saal kam gegangen,
Wo er ward wohl empfangen,
Der Gast, [illegible],
Parzival der Waleise.
Ihn ließ der Wirth nicht lange stehn,
Er bat ihn, nah' heran zu gehn
Und zu sitzen: „Hier an meine Seite;
Setzt' ich euch in fernere Weite,
Das hieß' euch allzu fremd gethan."
So sprach der jammerreiche Mann.

Des Wirthes Siechthum brauchte beider:
Große Feu'r und warme Kleider;
Weit und lang, von Zobel schwer,
So mußte außen und innen sein
Der Mantel und der Pelz darauf.
Der geringste Balg wär theu'r zu Kauf;
Schwarz- und Grauwerk fand man da.
Um das Haupt des Wirthes sah
Man die [illegible] Mütze gehn,
Von Zobel, theuer zu erstehn.
Oben um die Mitte gingen
Arabische Borten in goldenen Ringen
Und von der Spitze niederschien
Als Knopf ein leuchtender Rubin.
Ritter sahen da genug,
Als man Jammer vor sie trug.

Herein zur Thür' ein Knappe ſprang,
Eine Lanze trug er, die war lang,
(Die Sitte war zur Trauer gut):
Die Schneide wieder tropfte Blut
Und lief am Schaft bis auf die Hand,
Wo es am Aermel verſchwand.
Da ward geweint und geſchreit
Ueberall im Saale weit und breit;
Nicht dreißig Völkern möcht's gelingen
Mit Kehl' und Augen zu vollbringen.
Er trug den Speer in ſeinen Händen
Umher an allen vier Wänden
Bis wieder zu des Saales Thür',
Wo der Knappe ſprang herfür.
Da war geſtillt des Volkes Noth,
Dem erſt der Jammer gebot,
Da es die Lanze dort erkannt,
Die der Knappe trug in ſeiner Hand.
Währt es nun euch nicht zu lang,
So mach' ich hier den Anfang,
Daß ihr vernehmet und erfahrt,
Wie herrlich da gedienet ward.
Zu Ende an dem langen Saal
Erſchloß ſich eine Thür von Stahl;
Zwei werthe Kinder traten ein;
Vernehmt, wie die geſchaffen ſei'n:
Daß ſie wohl gäben Minneſold,
Wem ſie um Dienſte wären hold.
Das waren Jungfrauen klar,
Kränzelein über bloßem Haar;
Die Blumen hielt ein lichtes Band.
Jedwede trug in ihrer Hand
Einen Leuchter von Gold.
Ihr Haar in blonden Locken rollt.
Auf jedem Leuchter brannt ein Licht.
Vergeſſen wollen wir nicht
Von der Jungfrauen Kleid zu ſagen,
Das ſie vor den Rittern tragen.
Die Gräfin von Tenabroc,
Von braunem Scharlach war ihr Rock;
So war auch ihr Geſpiel geziert.
Das weite Kleid war abgeſchnürt
Mit zweien Gürteln, da wo ſchlank
Die Frauen hoch und ſchmal und ſchwank.
Nun trat eine Herzogin daher
Und ihr Geſpiel. Sie trugen nicht ſchwer
An zweien Stollen von Helfenbein.
Ihr Mund gab feuerrothen Schein.
Alle Viere neigten ſich;
Zwei legten bedächtiglich
Vor den Wirth die Stollen hin.
Das war ihr Dienſt, wie es ſchien
Dann traten ſie gepaart zurück
Und waren klar und hell von Blick.
Die Viere trugen gleiches Kleid.
Nun verſäumen nicht die Zeit
Andrer Frauen zweimal vier.
Was hatten die zu ſchaffen hier?
Vier mußten grobe Kerzen tragen;
Die andern durften's nicht verſagen,
Sie trugen einen theuern Stein,
Die Sonne warf hindurch den Schein.
Sein Name iſt uns wohl bekannt:
Es war ein Granatjachant
So lang [illegible] ſo breit, daß er's wohl litt,
Als ihn ſo dünne geſchnitt
Der ihn zum Tiſchblatt verfügte,
An dem der Wirth zu eſſen pflegte.
Die Jungfrauen traten alle acht
Vor den Wirth, indem ſie ſacht
Wie zum Gruß ihr Haupt bewegten.
Die Viere dann die Tafel legten
Auf der Stollen ſchneeweiß Helfenbein,
Das zuvor man trug herein.
Man ſah ſie züchtig wieder gehn
Und bei den erſten Vieren ſtehn.
Röcke grün wie Gras zu ſchauen
Trugen dieſe acht Frauen
Aus edlem Sammt von Azagauc
Lang und weit, ſo will's der Brauch.
Ein theurer Gürtel ſchmal und lang,
In der Mitte ſie zuſammenzwang.
Dieſer acht Jungfrauen klug
Auf dem Haupt jegliche trug
Ein Blumenkränzlein wohlgethan.
Von Nonel der Graf Iwan
Und Jernis, der Herr von Reile,
Ihre Töchter über manche Meile
Hatte der Gral in Dienſt genommen.
Man ſah die Jungfrauen kommen
In gar wonniglichem Staat.
Zwei Meſſer, ſchneidig wie ein Grat,
Trugen die Jungfrauen beide
Auf zweien Zweheln daher.
Von Silber iſt die Kling' und weiß
Und nicht verſäumt von Künſtlerfleiß,
Geſchärft, gewetzt zu ſolcher Glätte,
Daß es wohl Stahl geſchnitten hätte.
Vor dem Silber trugen die Frauen werth,
Die auch der Gral zum Dienſt begehrt,
Lichter, daß es heller ſei,
Vier Kinder alles Tadels frei.
So gingen dieſe Sechſe nun;
Höret, was ſie ſollen thun.
Sie grüßten. Zweie trugen dar
Auf die Tafel wunderklar
Das Silber und legten's nieder.
Dann gingen ſie mit Züchten wieder
Zu den erſten Zwölfen hin.
Wenn ich recht berichtet bin,
Hier ſollen achtzehn Frauen ſtehn.
Nun ſieht man neue Sechſe gehn
In Kleidern, die man ſchwer bezahlt:
Es war zur Hälfte Plialt,
Zur Hälfte Pfell von Ninive.
Sie und die Sechſe, die ich eh'
Gedacht, trugen getheilte Tracht,
Jeder Theil aus anderm Stoff gemacht.
Nach dieſen kam die Königin.
Ein Glanz von ihrem Antlitz ſchien,
Sie wähnten All', es wolle tagen.
Ein Kleid ſah man die Jungfrau tragen
Von Pfellel aus der Arabie.
Auf grünem Kiſſen von Achmardi
Trug ſie des Paradieſes Fülle
So den Kern wie die Hülle.
Das war ein Ding, das hieß der Gral,
Irdiſchen Segens vollſter Strahl.
Repanſe de Schoie hieß,
Von der der Gral ſich tragen ließ.
Der Gral war von ſolcher Art:
Sie hat das Herz ſich rein bewahrt,
Der man gönnt des Grals zu pflegen;
Die durfte keine Falſchheit hegen.
Lichter kamen vor dem Gral,
Die waren ſchön und reich zumal,
Sechs lange Gläſer hell und klar,
Drin brannte Balſam wunderbar.
Da ſie gemeſſ'nen Schrittes herfür
Zur Tafel kamen vor die Thür,
Die Königin verneigte ſich
Und jede Jungfrau züchtiglich,
Die da Balſamgläſer trug.
Die Königin ohne Falſch und Trug
Legte vor den Wirth den Gral.
Die Mähre ſpricht, daß Parzival
Sie hab' andächtig lang beſchaut,
Der der Gral war anvertraut;

Er hatt' auch ihren Mantel an.
Die Sieben gingen auch hindann
Und ſtunden bei den achtzehn Erſten.
Da nahmen Alle die Hehrſte
Zwiſchen ſich: zwölf ſtunden ihr
Zu beiden Seiten, ſagt man mir.
Da ſtand die Magd die Krone tragend,
Schön aus den Geſpielen ragend.
All' den Rittern zumal,
Die da ſaßen in dem Saal,
Ließ man von Kämmerlingen
In goldenen Becken Waſſer bringen.
Immer vier bedienten einen
Und ein Junker, ein kleiner,
Der eine weiße Zwehle trug.
Man ſah da Reichthum genug.
Der Tafeln mußten hundert ſein,
Die man zur Thüre trug herein.
Man legte jegliche ſchier
Vor der werthen Ritter vier;
Tiſchlachen blendend weiß
Legte man darauf mit Fleiß.
Der Wirth nun ſelber Waſſer nahm;
Er war am frohen Muthe lahm.
Da wuſch ſich Parzival zugleich
Eine ſeidne Zwehle buntreich
Hielt ein Grafenſohn ihm hin;
Den ſah man hurtig niederknien.
Wo keine Tafel war geſtellt,
Vier Knappen ſah man da geſellt,
Daß ſie zu dienen nicht vergäßen
Denen, die da oben ſäßen.
Zwei mußten knieend ſchneiden,
Die andern thaten's nicht vermeiden,
Sie trugen Trank und Speiſe dar
Und nahmen ihrer dienend wahr.
Hört mehr von Pracht und Reichthum ſagen:
Vier Karrchen mußten tragen
Manchen goldnen Becher dar
Jedem Ritter, der zugegen war.
Die wurden rings umhergezogen;
Von vier Rittern ward das Gold
Auf die Tafel hingeſetzt.
Ein Schreiber folgte zuletzt,
Dem war das Amt aufgetragen,
Daß er es wieder in den Wagen
Legte, wenn gedienet wäre.
Nun vernehmet andre Märe.
Hundert Knappen man gebot,
Die nahmen in weißen Tüchlein Brot
Ehrerbietig vor dem Gral.
Zurück dann traten ſie zumal
Und vertheilten vor die Tiſche ſich.
Man ſagte mir, ſo ſag' auch ich
Auf euren eignen Eid:
Was vor dem Grale war bereit
(Sollt' ich Wen damit betrügen,
So müßtet ihr mit beiden lügen)
Wonach Jeder bot die Hand,
Daß er Alles fertig fand,
Speiſe warm, Speiſe kalt,
Speiſe neu und wieder alt,
Fiſch und Fleiſch, Wild und Zahm.
Es iſt kein wahres Wort daran!
Hör' ich Manchen ſprechen.
Der will ſich allzuviel erfrechen.
Der Gral war aller Tugend Born,
Weltlicher Süße ein voller Horn.
Er that es dem beinahe gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich.
In kleine Goldgefäße kam,
Was man zu jeder Speiſe nahm,
Pfeffer, Salz und Brühe;
Der Genügſame, der Fraß,
Alle hatten da genug;
Höflich man es vor ſie trug.
Moraß, Wein, Sinopel roth,
Wonach den Napf ein Jeder bot,
Was er Trinkens mochte nennen,
Das konnt' er gleich daran erkennen,
Alles durch des Grales Kraft.
Die herrliche Geſellſchaft
Ward bewirthet von dem Gral.
Wohl bemerkte Parzival
Den Reichthum und das große Wunder;
Doch nicht zu fragen unterſtund er.
(Simrock.)

## 3) Gawan's Abenteuer im Caſtel Marveil

Gawan war ſo verwegen,
Daß er zu Haus der Noth entgegen
Männlich ging und unverzagt,
Wie ich euch vorausgeſagt.
Er fand das Schloß gerammer Weiſe;
Von den vieren jede Seite
Stand mit Gebäuden wohl zur Wehre.
Um Feindesſtürme nicht eine Beere
Gäb' es wohl in dreißig Jahren,
So wenig hätt' es zu befahren.
In der Mitte lag ein Anger;
Das Lechfeld iſt nicht langer.
Viel Thürme ragten hoch empor.
Die Märe meldet uns: als vor
Dem Saale Gawan draußen ſtand,
Da war das Dach bis an den Rand
Bunt wie der Pfau'n Gefieder:
So ſchillernd blickt' es nieder.
Weder Regen noch der Schnee
Thaten dem Glanz des Daches weh.
Innen war der Saal geziert,
Mit allem Reichthum ausſtaffirt.
Die Fenſterſäulen wohl zu loben,
Die hoch Gewölbe darauf erhoben.
Ruhebetten ohne Zahl
An den Wänden überall;
Ueberdecken waren von mancher Art,
Wie man ſie ſchöner nie gewahrt;
Die Frauen hatten da geſeſſen: *)
Jetzt hatt' es keine vergeſſen.
Sie waren all' hinweggegangen.
Er ward von ihnen nicht empfangen,
Der doch Heil und Freiheit brachte,
Als Gawan zu ihnen gedachte.
Sie hatten ihn doch wohl geſehen:
Konnt' ihnen Lieberes geſchehen!
Dennoch dankt' es noch den allen;
Er kam ſo ihnen zu Gefallen.
Doch hatten ſie nicht Schuld daran.
Nun ging mein Herr Gawan
In dem Saale hin und her,
Zu ſchau'n, was da ſo ſchönes wär'.
Da ſah er dort an einer Wand,
Ob zur rechten oder zur linken Hand,
Eine Thüre weit aufgethan:
Da ſollt' ihm die Entſcheidung nahn,
Ob er hohen Preis erwürbe
Oder um den Preis erſtürbe.
Nun trat er in das Zimmer ein;
Dem war des Eſtrichs Schein
Wie Glas ſo ſchlüpfrig und ſo klar.
Da die Merveil darinne war,
Das wunderbare Bette.
Dem liefen auf der Glätte

---

*) Die Frauen, welche Gawan auf Caſtel Marveil (schâtel merveil) aus der Gewalt des Zauberers Klinſchor (Klingsohr) befreien will.

Von Rubin vier Scheiben rund und hell:
Selbſt der Wind war nicht ſo ſchnell
Als die Rollen waren hergeſchoben.
Den Eſtrich muß ich auch loben:
Von Sardonix, Jaſpis, Chryſolith
Gewirket, wie es Klinſchor rieth,
Der ſolches Werk hatt' erdacht
Und durch weiſe Zaubermacht
Herbeigeholt aus manchen Landen
Die Steine, die da brennend ſtanden.
So ſchlüpfrig war der Eſtrich,
Auf den Füßen konnte ſich
Kaum erhalten Herr Gawan.
Nun mußt' er auf gut Glück ihm nahn;
Doch ſo oft er zu ihm trat,
Fuhr das Bett von der Statt,
Wo es eben Stoß genommen.
Wohl fühlte da Gawan ſich beklommen,
Zumal der Schild ihm läſtig ward,
Den ſo dringend ihm empfahl der Wirth.
Wie komm' ich, dacht' er, denn zu dir?
Springſt du hin und her vor mir,
Ich will dich ſchon bezwingen,
Daß ich auch weiß zu ſpringen.
Eben ſtand vor ihm das Bette:
Zum Sprunge bot er ſich zur Wette
Der Sprung auch glücklich mitten drein.
Der Schnelle mag kein Wunder ſein,
Wie das Bette [illegible] bald lenkt.
Wider die vier Wände ging's,
Daß ein [illegible]
Die Burg erſchallt von dem Getöſe.
Er ritt da manchen Ritt der Ritter:
Furchtbarer donnert kein Gewitter,
Die Poſaunen aller Welt zumal,
Bließe keiner an der Zahl
Und blieſen ſie aus Hungersnoth
Um das liebe Stücklein Brot,
Nicht lauter könnt' es krachen.
Gawan mußte wachen,
Wenn er gleich im Bette lag.
Wie ſich der Held bewahren mag?
Er hätte gern den Lärm geſtillt;
Doch zog er über ſich den Schild;
So lag er da und ließ ihn walten.
Der Höchſte hat das vorbehalten
Und den die Hülfe nie verdroß,
Wenn ihm Trauern zum Heil erſchloß,
Der keiner Hülfe Noth gewann,
Der weiſe, [illegible] Mann,
Wie dem Kummer bekannt,
In Hulde hielt er Gawans Hand.
Denn die iſt der Hülfe reich
Und der Helfer hilft ihm gleich.
Das ward an Gawan nun bewährt;
Der ſeinen Preis noch hoch gemehrt
Durch ſeine Kraft und Güte,
Den bat er, daß er ihn behüte.
Gleich mußte das Krachen enden.
Von allen vier Wänden
Gleich entfernt war die Stätte,
Wo das wundervolle Bette
Stand auf dem Eſtriche hehr.
Noch litt er größere Noth dabei:
Fünfhundert Schleuderwaffen,
Die in verborgenen Lüften hingen,
Wurden plötzlich geſchwungen.
Da kamen Steine geflogen
Auf das Bette, wo er lag;
Der Schild, dem die Stöße nicht gebrach,
Schützte dennoch ſeine Glieder.
Es waren Wackenſteine,
Hart genug, ſchwer und rund;
Der Schild ward hier und da doch wund.

Die Steine waren auch verthan.
Nie empfunden hatt' er bis heran
So ſcharfe Würfe, wie da flogen.
Nun waren auch zum Schuſſe Bogen
Geſpannet, fünfhundert oder mehr.
Die zielten allzumalen her
Auf das Bette, wo er lag.
Wer ſolche Noth beſtand, der mag
Wohl wiſſen, was Pfeile ſind.
Vorüber ging's jedoch geſchwind;
Die Schüſſe waren bald verſtoben.
Wer ſich Gemächlichkeit mag loben,
Verſuch' in ſolchem Bette nicht,
Das ihm nicht viel Gemach verſpricht.
Jugend möchte wohl ergrauen,
Müßte ſie die Mühe ſchauen,
Die Gawan in dem Bette fand.
Doch fühlt' er noch in Herz und Hand
Sich keine Schwäche regen.
Der Stein' und Pfeile Regen
War nicht gänzlich an ihm abgeglitten;
Gequetſcht und hier und da geſchnitten
War er durch die Panzerringe.
Schon wähnt' er, darum ginge
Nun ſeine Noth zu Ende,
Da mußten ſeine Hände
Noch Preis erwerben im Streit.
Denn ſiehe, zu derſelben Zeit
Erſchloß ſich vor ihm eine Thür:
Ein ſtarker Bauer trat herfür,
Ein entſetzlicher Mann.
Von Fiſchhäuten hatt' er an
Eine Mütze und ein Oberkleid
Und derſelben Stoffs zwei Hoſen weit.
Einen Kolben in der Hand er trug,
Die Keule dicker, als ein Krug.
Der ſchritt gerad' auf ihn daher;
Nicht war es eben ſein Begehr;
Seines Kommens ihn verdroß,
Gawan dachte: Der iſt bloß;
Da hab ich beſſ're Wehr und Wat. —
Er richtete ſich auf, ſo gut
Als ſeine Mattigkeit es litt.
Zurück trat Jener einen Schritt,
Als wollt' er ſchleichen aus dem Haus,
Und rief in ſeinem Zorn doch aus:
„Von mir ſoll euch kein Leid geſchehn,
Doch will ich gleich zu ſorgen gehn,
Daß ihr zu Pfand das Leben gebt.
Der Teufel weiß, wie ihr noch lebt:
Hat der euch vor dem Tod bewahrt;
Doch bleibt euch Sterben ungeſpart:
Das bring' ich euch wohl innen,
Laßt mich nur erſt von hinnen.“
So trat der Bauer aus dem Haus.
Mit dem Schwerte ſchlug im Saus
Gawan vom Schilde ſich die Schäfte.
Die Pfeile waren durch die Reifen
Des Schildes weit hindurch gedrungen,
So daß ſie in dem Schirmen klangen.
Gefährlich ſollte jetzt die Probe
Wie wenn zwanzig Trommeln ſchlagen
Zum Tanz bei einem Feſte,
Dem kühnen Muth, der nie
Den niemals noch der Zweifel Schwere
Verwundet hatte, noch verletzt,
Dacht' er: Was ſoll mir geſchehen?
Hier könnt' es übel wohl ergehn.
Will ſich mein Leid noch mehren?
Hier gilt es ſich zu wehren. —
Er blickte nach des Bauern Thür:
Ein ſtarker Löwe ſprang herfür,
Einem Roſſe gleich an Höhe.
Gawan, der ungern flohe,

Den Schild ergriff er bei dem Riemen,
Wie es zur Wehre ihm mochte ziemen,
  Indem er auf den Estrich sprang.
Der starke Löwe hatte lang
Gefastet, Hunger macht' ihn grimm,
Und doch erging es hier ihm schlimm.
Grimmig sprang er auf den Mann,
Zur Wehre stellte sich Gawan.
Er hatt' ihm schier den Schild entrungen,
Durch den Schild war gedrungen
Beim ersten Griff seine Tape.
Der Griff hat selten eine Tape
Durch solche Härte gethan.
Mit Zucken wehrte sich Gawan,
Der ihm ein Bein vom Leibe schwang:
Der Leu auf dreien Füßen sprang;
Im Schilde blieb sein vierter Fuß.
Unterschied des Blutes Guß,
Daß es den ganzen Estrich nässte:
Nun stand er auf dem Boden feste.
Da sprang der Leu empor an ihm,
Seine Nase schnaubte ungestüm,
Als er zahnbleckend stöhnte.
Wenn man ihn so gewöhnte,
Gute Leute zu verschmausen,
Da möcht' ich ungern mit ihm hausen.
Im Kampf um Tod und Leben auch
Mißfiel Gawanen solcher Brauch.
  Er hatt' ihn schon so schwer verletzt,
Allenthalben war benetzt
Das Gemach mit seinem Blut.
Aufsprang der Leu mit zorn'gem Muth
Und wollt' ihn zucken unter sich.
Gawan gab ihm einen Stich
Durch die Brust bis an die Hand,
Davon des Löwen Zorn verschwand:
Er stürzte nieder und war todt.
So hat Gawan die große Noth
Ueberwunden im Streit.
Nun gedacht' er um die Zeit
Bei sich: Was wäre mir nun gut?
Ich säß' nicht gern in diesem Blut!
Auch will ich vor dem Bett mich wahren,
Es weiß so toll umherzufahren,
Ich setze mich nicht wieder drein,
Da müßt' ich wahrlich unklug sein.
  Doch so betäubt und sinnberaubt
Von den Würfen war sein Haupt,
Auch war ihm durch die Wunden
Des Blutes so viel geschwunden,
Daß seine trotzige Kraft
Jetzt allmälig ihm erschlafft,
Bis er schwindelnd zusammenbrach.
Das Haupt ihm auf dem Löwen lag,
Der Schild fiel nieder unter ihn.
Besaß er jemals Kraft und Sinn,
Jetzt sind ihm beide weit entführt:
Wer hat so unsanft ihn berührt?

(Simrock.)

### 2.

## Titurel.

### Schionatulander und Sigune.*)

Der stolze Gahmuret
  Erzog sie mit einander
  In seiner Kemenate.
  War der junge Schionatulander
  Nur zu schwachem Sinne noch getrieben,
  Er konnte doch der Herzensnoth
  Von Sigunens Minne nicht entfliehen.
O wehe! sie sind noch
  Zu jung solchen Aengsten.
  Wo die Jugend von der Minne
  Ergriffen wird, da währt sie am längsten.
  Das Alter mag der Minne leicht entsagen;
  Die Jugend zwingt der Minne Band,
  Sie kann sich ihrer Kraft nicht entschlagen.
Weh, Minne, was verschont nicht
  Deine Kraft die Kinder!
  Einer, der nicht Augen hat,
  Würde dich doch spüren, ein Blinder.
  Zu vielfach, Minne, bist du stets gewesen;
  Alle Schreiber schrieben
  Deine Art nicht aus, noch dein Wesen.
Auch den Mönch im Kloster
  Ueberwindet Minne.
  Sie zwingt den Einsiedel
  Selbst zu gehorsamem Sinne;
  Keine Regel hält sie im Zaume;
  Sie zwingt den Ritter unter'm Helm;
  Ihr genüget an dem engsten Raume.
Der Minne Macht bewältigt
  Die Nähe wie die Weite;
  Minne hat auf Erden Haus;
  In den Himmel gibt sie gut Geleite;
  Minne ist allwärts, außer in der Hölle.
  Der starken Minne lahmt die Kraft,
  Wird Wankelmuth und Zweifel ihr Geselle.
Ohne Wank und Zweifel
  Sah man die Beiden,
  Schionatulander
  Und Sigunen, in der Liebe Leiden;
  Große Freude mischte sich darunter.
  Es wird zu lang, sonst sagt' ich euch
  Von kindlicher Minne manches Wunder.
Verschämte Zucht und ihres
  Geschlechts erehrte Weise
  (Aus lauterer Liebe stammten sie)
  Hielt sie in dem angestammten Gleise,
  Daß sie außen sich der Minne erwehrten
  Vor der Merker Augen
  Und in den Herzen innen sich verzehrten.
Schionatulander
  War in der Minne weise
  Durch manche süße Botschaft,
  Die der Franzeisen Königin Anflise
  Heimlich einst der Anschewein gesendet:
  Er brachte sie und wandte
  Oft Beider Noth: wär' seine nun gewendet!
Schionatulander
  Hatt' es oft erfahren
  Bei seinem Oheim Gahmuret,
  Wie der zu sprechen wußt' und zu gebahren
  Und wie er sich von Kummer konnte scheiden:
  Das rühmten die Getauften hier,
  Das rühmten dort von ihm die werthen Heiden.
Die je geminnet haben
  Und Minneleid getragen,
  Von magdlichem Kummer
  Hört nun und Jünglingsschmerzen sagen.
  Davon will ich euch Abenteuer künden,
  Allen, die der Sehnsucht Pein
  Je herzliche Liebe ließ ergründen.
Der süße Schionatulander
  Genannte,
  Als seiner Gespielin
  Huld sein lebend Herz übermannte,
  Da sprach er: „Sigune, hilfereiche,
  Hilf, süße Magd, daß deine Hand
  Mir aus diesen Sorgen Hilfe reiche.
Tochter von Katelangen,
  Laß mich deß genießen,

---

*) Dieses Bruchstück des fragmentarischen Titurel ist unstreitig die Perle der Wolfram'schen Poesie.

Man ſagt, du ſei'ſt der Art entſtammt,
Die es niemals mochte verdrießen,
Mit Minnelohn dem Helfer zu gewähren,
Der Minnenoth durch ſie entflog:
Die Sitte ſollteſt du an mir bewähren."
„Dous Ami, nun ſprich
Süßer Freund, was du meineſt,
Das bitten, ob du ſolche
Gewährung gegen mich beſcheineſt,
Daß ich Gebet der Klage müßt' ertheilen.
Biſt du des Schadens nicht gewiß,
So ſollteſt du dich nicht übereilen." —
„Gnade ſoll man ſuchen
Da, wo ſie wohnet.
Herrin, ich ſuche Gnade:
Nun ſieh', wie deine Gnade mir lohnet.
Freundſchaft halten ziemt verſtänd'gen Kindern;
Aber Ungnade,
Wem könnte die wohl Schmerzen lindern?" —
Sie ſprach: „Du ſollſt um Linderung
Deinen Schmerz da kunden,
Wo man dir beſſer helfen mag
Als ich. Du möchteſt ſonſt dich verſünden,
Wenn du begehrſt, daß ich den Schmerz dir heile.
Denn ich bin eine Waiſe,
Land und Leuten fern, ach, manche Meile!" —
„Ich weiß wohl, daß dir Leut' und Land
Gebrochen, ihrer Frauen;
Das begehr' ich Alles nicht:
Nur laß dein Herz durch deine Augen ſchauen,
So daß es meines Kummers Noth bedenke:
Nun hilf, eh' deiner Minne Flut
Mir das Herz und die Freuden ertränke." —
„Wer ſolche Minne hat, daß er
Durch Minne gefährde
So lieben Freund, wie du mir biſt,
Mir der liebſte Freund auf der Erde,
Solch gefährlich Ding iſt mir nicht Minne.
Gott weiß wohl, ich wußte
Nie von der Minne Verluſt noch Gewinne.
Minne iſt das ein Er?
Kannſt du Minne beſchreiben?
Iſt das ein Sie? Und kommt mir
Minne, wo ſoll ich mit ihr bleiben?
Soll ich ſie verwahren bei den Docken?
Fliegt ſie uns auf die Hand?
Oder iſt ſie wild? Ich kann ihr wohl locken." —
„Herrin, ich hörte ſagen
Von Frauen und von Mannen,
Minne kann auf Alt und Jung
Den Bogen ſo meiſterlich ſpannen,
Daß ſie mit Gedanken tödtlich ſchießet:
Sie trifft ohne Fehlen
Was da läuft, ſchleicht, fliegt oder fließet.
Ich konnte, ſüße Magd, bisher
Minne nur aus Mären:
In Gedanken wohnt die Minne;
Das kann ich mit mir ſelber nun bewähren.
Dein treibt ſie wundervolle Liebe.
Minne ſtiehlt mir Freude
Aus dem Herzen gleich einem Diebe." —
„Schionatulander,
Mich zwingen Gedanken,
Wenn du mir aus den Augen kommſt,
Daß ich an den Freuden muß erkranken,
Bis ich dich heimlich wieder angeſehen.
Darum traur' ich in der Wochen
Nicht einmal, ſo oft iſt mir's geſchehen." —
„So darfſt du, ſüße Magd, mich
Nicht fragen nach Minne;
Du erfährſt wohl ohne Fragen
Von der Minne Verluſt und Gewinne.
Sieh, wie die Minne Freude lehrt in Schmerzen,
Thu' der Minne ihr Recht, daß
Uns die Minne nicht verderbe in den Herzen." —
Sie ſprach: „Kann die Minne
Die Herzen ſo beſchleichen,
Daß ihr nicht Mann, nicht Weib noch Magd
Mit Behendigkeit mög' entweichen:
Weiß denn Jemand, was die Minne ſuchet
An Leuten, die ihr Schaden nie
Gethan, daß ſie ihre Freude ſchwächet?" —
„Wohl iſt ſie gewaltig
Der Jungen wie der Greiſen;
Kein Meiſter lebet,
Der ihre Wunder alle möge preiſen.
Laß uns um ihre Hilfe Beide werben
Mit wandelloſer Freundſchaft:
So kann mit Wank uns Minne nicht verderben."
„O weh, könnte Minne
Doch andre Hilf' erzeigen,
Als daß ich meinen freien Leib
In dein Gebot dir gäbe zu eigen!
Deine Jugend war zu Dienſt mir nie befliſſen:
Du mußt mich unter Schildesdach
Erſt verdienen, das ſollſt du wiſſen!" —
„Herrin, wenn ich erſtarke,
Die Waffen zu führen,
In ſüß und ſaurer Arbeit
Will ich heut und immer mich rühren,
Daß mein Dienſt nach deiner Hilfe ringe;
Deine Hilfe thut mir Noth:
Hilf denn, daß mir an dir gelinge." —
So hatt' ihre Minne
Den Anfang genommen
Mit Worten, in den Zeiten
Da Pompejus vor Baldag zu kommen
Sich gerüſtet mit gewalt'gem Heere
Und Ipomedon, der Werthe:
Da zerbrachen ſie viel neue Speere.
Gahmuret entſchloß ſich,
Auch dahin zu fahren,
Nur mit eignem Schilde:
Nicht entbot er ſeine ſtolzen Schaaren,
Denn er trug wohl dreier Länder Kronen.
So trieb ihn Minne in den Tod,
Den empfing er von Ipomidonen.
Schionatulanders
Herz war beklommen,
Da ihm Sigunens Minne
Hohen Muth und Freude benommen.
Er mußte doch mit ſeinem Oheim ſcheiden.
Das war Sigunens Herzeleid
Und ſeins; nachſtellte Minne den Beiden.
Urlaub nahm der junge Fürſt
Von der Magd verborgen.
„O weh, wie ſoll ich's erleben,"
Sprach er, „daß die Minne mich der Sorgen
Erled'gen müſſe und vom Tode ſcheiden?
Wünſche Glück mir, ſüße Maid:
Ich muß von dir hinaus zu den Heiden." —
„Ich bin dir hold, getreuer Freund;
Nun ſprich: iſt das Minne?
So ſoll ſich immer
Mir erneu'n der Wunſch nach dem Gewinne,
Der uns Beiden hohe Freud' erwürbe
Eh brennen alle Waſſer,
Eh' die Minne meinerſeits verdürbe." —
Viel Lieb blieb allda,
Lieb ſchied von dannen.
Nie hört' ich ſagen
Von Maiden, Frau'n, noch männlichen Mannen,
Die ſich herzlicher möchten minnen;
Das ward an Sigunen
Parzival bei der Lieben wohl innen.

Von Kingrivals der König
Gahmuret verstohlen
Von Freunden und von Mannen schied:
Seine Fahrt blieb ihnen All' verhohlen.
Nur zwanzig Kuchenkinder jung und weise
Und achtzig Harnischknappen
Ohne Schild hatt' er erwählt zur Reise.
Viel schöne Rosse, Goldes viel,
Von Azagoug Gesteine,
Folgt' ihm auf die Fahrt; sein Schild
Sonder andern Schild, ganz alleine.
Immer sollt' ein Schild Gesellen kiesen,
Daß ein andrer Schild ihm Heil
Wünschte, wenn dieser Schild sollte verliesen.
Ihr Lieb' und seine
Minne waren fremde
Doch noch nie geworden.
Ihm gab die Königin ihr blankes Hemde
Von Seide, wie es ihren Leib berühret,
Den blanken, und das Braune roth.
Das ward vor Baldag in die Schlacht geführet.
Aus Meraalis durch Spanien
Gen Sevilla der Veste
Zog des kühnen Gandein Sohn,
Der den Augen Wassers viel entpresset,
Da man den Ausgang hörte seiner Reise.
Die Getauften wie die Heiden
Sprachen stets von seinem hohen Preise.
Das red' ich nach der Wahrheit,
Nicht nach leerem Wahne.
Nun laßt uns auch gerufen
Des jungen Fürsten aus Graswaldane,
Wie seinem Herzen alle Freud' entzogen
Sein keusches Lieb Sigune,
Wie Bienen stets aus Blumen Süße sogen.
Liebliche Siechheit,
Die er trug von Minne,
Verlust des hohen Muthes
Bei der Sorgen reichlichem Gewinne,
Sah man Den von Graharz schmerzlich peinen.
Den Tod nähm' er lieber,
Wie sein Vater Gurzgri von Mabonagreinen.
Wie manche Tjost durch Feindesschild
Mit des Speerbruchs Krache
Seine Hand auch führte,
Sein Leib ist doch zu solchem Ungemache
Zu schwach, da ihn die Minne schwächt und kränket,
Und sein Gedank' an liebliche
Liebe so unvergeßlich gedenket.
Wenn andere Junker
Auf Feldern und Straßen
Turnierten und tanzten,
So mußte er's vor Herzweh unterlassen;
An allen Freuden ließ ihn Minne siechen.
Aufstehen lernt ein Kind am Stuhl,
Erst aber muß es hin zu ihm kriechen.
Nun trag' er hohe Minne!
So muß er auch denken
Den Sinn emporzurichten
Und aller Falschheit fernab zu lenken
Die Ehre, in der Jugend wie im Alter;
Eh' mancher Fürst das lernte,
Man lehrte einen Bären eh' den Psalter.
Schionatulander
Trug lang sein Leid verborgen,
Eh' der werthe Gahmuret
Inne ward der verhohlenen Sorgen,
Wie seinen nächsten Blutsfreund Kummer drückte;
Sommer und Winter quält' er sich,
Wie auch der Erde wechselnd Kleid sich schmückte.
Die angestammte Schönheit,
Sein Anstand, sein Geschicke,
Sein Angesicht, die lichte Haut,
Seiner Augen leuchtende Blicke,
Die schied der Gram von ihrem lautern Glanze:
Ihn zwang nicht halbe Neigung,
Die mächt'ge Liebe war es, die ganze.
So ward auch Gahmuretens
Herz eins bedränget
Von der Minne Feuer;
Die hatt' ihm ihre Flammenglut versenget
Die lautre Haut, bis all ihr Schein entschwunden.
Von der Minne Hilfe wußt' er wohl;
Er kannt' auch ihre zwangenden Stunden.
Wie listig sei die Minne,
Sie muß sich entdecken,
Wer Augen hat und Minne kennt,
Dem kann sich ihre Kraft nicht verstecken.
Sie ist als Winkelmaß auch ohne Tadel,
Sie stickt und zeichnet wunderreichen,
Noch besser als Stift oder Nadel.
Gahmuret gewahrte
Den verborgenen Kummer,
Der aus Graswaldan dem jungen
Delphin *) die Freude nahm und den Schlummer.
Er zog ihn auf das Feld beiseit mit Fragen:
„Wie hat Anflisens Knabe sich?
Seine Trauer gibt mir kein Behagen.
Ich habe Theil an deinen
Seufzern, deinen Thränen.
Der römische Kaiser
Und der Großherr aller Sarazenen,
All' ihr Reichthum kann es mir nicht wehren,
Was dich in Kummer brachte,
Das muß auch meine Freude verzehren."
Wohl möchtet ihr nun schauen
An Gahmuretens Miene,
Könnt' er nur, er hülfe
Gern dem jungen, liebenden Delphine.
Er sprach: „O weh, wo ist der Schein geblieben
Deines lautern Angesichtes?
Die Minne will sich selbst in dir betrüben.
Ich spür' an dir die Minne:
Die Spur ist tief geschlagen.
Hehl' mir nicht deine Heimlichkeit,
Da wir so nahe Verwandtschaft tragen.
Wir sind ein Fleisch und Blut durch rechte Sippe,
Näher als von der Mutter,
Die da erwuchs aus der gestohlnen Rippe.
Du Minnebronnen, frisches
Reis der Minneblüthe!
Wie muß mich nun dauern
Anflise, die dich aus weiblicher Güte
Mir ließ; als hätte dich ihr Schooß geboren,
So hielt sie dich an Kindesstatt:
Stets war dir ihre Gunst unverloren.
Birgst du mir deine Heimlichkeit,
Wie muß das beschweren
Mein Herz, das stets dein Herz auch war;
Deine Treue kann es auch nicht ehren,
Daß du mir so große Noth verhehlest;
Deiner Stete trau' ich es nicht zu,
Daß du so wankelmüthig dich verfehlest." —
Der Knappe sprach in Sorgen:
„So will ich nur denken,
Wie mir dein Frieden bleibe
Und mich dein Zorn nicht ferner dürfe kränken:
Aus Zucht verbarg ich dir all' meine Schmerzen.
Nun nenn' ich dir Sigunen:
Die hat es angethan meinem Herzen.
Meine Bürd' erleichtern kannst du,
Willst du's nicht versagen.
Nun gedenke der Französin:
Hab' ich Sorge je für dich getragen,
So nimm mich jetzt aus dieser Noth, den Kranken;
Der Leu träumt im Schlafe
Nicht so schwer, als meine wachenden Gedanken.

---

*) Dauphin.

Auch sei gemahnet, ich bitte,
  Meer und Land [illegible]
  Die zu lieben, nicht aus Armuth:
  Ich bin von Land und Leuten gewichen
  Und von [illegible], meiner weißen [illegible],
  Das kommt mir nun Alles
  Bei dir zu gut; laß deine Hilfe schauen!
Du magst mich wohl [illegible]
  Der [illegible] Banden.
  Trug ich einst lichten Helm und Schild
  Mit herrlicher Pracht in den Landen
  Und soll mit starker Hand den Preis erringen,
  Ach dahin ist mein Preis, auf daß
  Dein Schirm mich schütze vor Siegfrieds Zwingen."
„Ei, schwacher Knappe", wie viel je viel
  Des Waldes auch verderben
  In Liedern deine Hand,
  Sollst du die Minne der Edlen erwerben,
  Welche Minne lohnt aus dem Verderben:
  [illegible] Herr wird sie eh'r
  Als dem verzagten Recken zum Gewinnst.
Doch hör' ich gerne, daß dein Herz
  So hoch dir achtet;
  Wie hat ein Baum die Rede
  Wohl noch je so wonniglich verschimmert?
  Blühte schöner Blum' auf Aue und Wiesenanger?
  Hat dich mein Mädchen bezwungen,
  O weh dir der lieblichen Kunde!
Ihre Mutter Schoysiane
  War [illegible] verziehen,
  Das Gott und seine Kunst mit Fleiß
  Sie so schön und so minniglich erkohren,
  Schoysianens Glanz, den sonnenhellen,
  Den hat Sigune, Kiot's Kind,
  An sich; das Recht, hör' ich Alle zählen
Kiot, der in schwerer Noth
  Stets sich Preis errungen,
  Der Fürst von Katelangen,
  Eh' seine Kraft Schoysianens Tod bezwungen:
  Der Beiden Tochter mag ich wahrhaft grüßen
  Siegerin Sigune,
  Wo man zwischen Maiden wählt, den süßen.
Die dir hat [illegible], mein [illegible]
  Du Sieg an ihr erringen
  Mit freundlicher Treue.
  Ich will auch bald auf deine Seite bringen,
  Daß sie dir leuchtet, ohne weitere Mahne;
  Durch Sigunens Glanz soll deine
  Farb' erbleichen gleich einer lichten Blume."
Schionatulander
  Begann da zu sprechen:
  „So will mir deine Treue
  Aller meiner Sorgen Bande brechen,
  Nun ich darf mit deinem Willen minnen
  Sigunen, die mit langer
  Freude Huld und fröhliche Sinnen."
Da durfte wohl der Hoffnung
  Auf Hilfe sich vermessen
  Schionatulander.
  Nun laßt uns nicht der großen Noth vergessen,
  Die Kiot's und Schoysianens Kind getragen,
  Bevor sie gleichen Trost empfing:
  Sie mußte aller Freude lang entsagen.
Da von Katelangen
  Die Fürstin war bezwungen
  Von der strengen Minne,
  Mit Schmerzen allzulang hat sie gerungen,
  Wie sie es vor ihrer Muhme hehle.
  Die Königin ward inne
  Mit Erschrecken, was Sigunen fehle.
Wie eine thauige Rose
  Auch bei der Röthe,
  So wurden ihr die Augen,
  Ihr Mund, ihr Angesicht empfand die Röthe.

  Da konnte die Verschämte nicht ersticken
  Die Lieb in ihrem Herzen;
  Das verging nach dem [illegible] Blicken.
Da sprach zu ihr die Königin
  Aus liebendem Herzen:
  „O weh mir, Schoysianens Kind,
  Ich trug bisher zu viel andre Schmerzen,
  Da von dem [illegible] ich mußte scheiden,
  Nun wächst zu meinem Kummer
  Ein neuer Dorn, da ich dich sehe leiden.
An Land oder Leuten
  Was ist dir geschehen?
  Oder will dir mein Trost
  Und anderer Verwandten entgehen,
  Daß du keine Hilfe magst erlangen?
  Wo blieb dein sonnenhafter Glanz?
  Weh, wer hat den gestohlen deinen Wangen?
Verwaistes Kind, nun mußt du
  Muhme mich erbarmen.
  Von deiner [illegible] Krone
  Zähle man mich immer zu den Armen,
  Bis ich's erwirke, daß dein Kummer schwindet
  Und mein spähendes Auge
  Den wahren Grund deines Leides findet."
„So muß ich mit Sorgen
  All meine Angst dir künden:
  Daß du mich darum weniger liebst,
  Gewiß, das dürfte sich an mir versünden;
  Ich weiß mich ja nicht mehr davon zu scheiden.
  Bleibe mir gewogen,
  Liebe Mutter! das geziemt uns Beiden,
Gott soll dir lohnen!
  Niemals hat dem Kinde
  Eine Mutter größere Zärtlichkeit
  Erboten, als ich an dir hier hatte,
  Wenn ich gleich an Freuden jetzt erkrankte;
  Hier war ich keine Waise;
  Deiner mütterlichen Güte will ich's danken.
Keines Rathes, keines
  Trostes, keiner Hulden
  Bedarf ich mit einander,
  Seit ich um den Freund muß Jammer dulden,
  Viel qualenvolle Noth; sie ist zu peinlich
  Er knüpft mein schweifend Denken
  An seinen Strick; all mein Sinn ist ihm heimlich.
Nach dem lieben Freunde
  Ist all mein Sehnen
  Aus den Fenstern auf die Straße,
  Ueber Haid' und nach den lichten Auen
  Blickend, ich erreich' ihn allzu selten;
  Darum müssen meine Augen
  Des Freundes Minne weinend theu'r entgelten.
So geh' ich von dem Fenster
  Hinauf an die Zinnen
  Und schaue ostwärts, westwärts,
  Ob ich sein nicht Kunde mag gewinnen,
  Der mein Herz schon lang hat bezwungen.
  Man mag mich zu den alten
  Liebenden zählen, nicht zu den jungen.
Wenn ich dann auf wilder Flut
  Im Nachen gleite,
  So tragen meine Blicke
  Wohl über dreißig Meilen in die Weite,
  Ob ich solche Kunde mag erjagen,
  Die des Leids um meinen
  Jungen süßen Freund mich könnt' entschlagen.
Wo blieb meine Freude?
  Warum ist geschieden
  Aus meinem Herzen hoher Muth?
  Ach und Weh bereitet unsern Frieden
  Ich wollt' es gern alleine für ihn leiden;
  Doch weiß ich, daß auch ihn zu mir
  Verlangen ziehet, muß er gleich mich meiden.

Ach mir, wie konnt' es kommen?
So fern iſt mein Getreuer,
Um den ich bald erkalte;
Bald lodre wie im lohernden Feuer;
So entzündet mich Schionatulander.
Seine Minne gibt mir Hitze
Wie Kazimentin dem Wurm Salamander." —
„O weh!" ſprach die Königin;
„Zu klage Mär' iſt dieſe:
Bin ich an dir verrathen?
Nun ſpräch' ich die Franzöſin, Anfiſe,
Hat ſich vielleicht ihr Zorn an mir gerochen?
All' deine weiblichen
Worte ſind aus ihrem Munde geſprochen.
Schionatulander
Iſt ein Buch ohne Tafel.
Doch nimmermehr erlaubten
Dürfte ſich ſein Reichthum und ſein Adel,
Daß er ſo jung an deine Minne dächte,
Wenn der ſtolzen Königin
Anfiſe Haß ſich nicht an mir rächte.
Sie hat dies Kind erzogen, ſeit
Es von der Bruſt gekommen;
Daß ihre Tücke nicht den Rath,
Durch den ſo weh dir ward und beklommen,
„So mahn du ihm, er dir viel Freud' erwerben.
Biſt du ihm hold, ſo laß darum
Deinen jungen Leib nicht verderben.
Thu's ihm zu Lieb', laß weiter
Klarheit erkunden
Aug', Kinn und Wange,
Wie geziemt es allen jungen Jahren.
Wenn ſo lichter Haut der Schein erliſchet?
Du haſt kurzen Freuden
Allzuviel der Sorgen beigemiſchet.
Hat der Talfin, der junge,
Viel Kreuze dir verbreitet,
Er kann die Freuden auch verleihen.
Lieb und Gutes viel auf ihn vererbet
Hat ſein Vater und die Talfinette
Mahaude, ſeine Mutter,
Und die Königin, ſeine Muhme, Schoette.
Ich klage nur, du wurdeſt
Ihm lieb allzufrühe;
Du wirſt den Kummer erben,
Den Mahaude trug um den Talfin Gurzgrie.
Ihre Augen ſahn's zu allen Stunden,
Wie er den Preis in manchem Land
Sich erwarb, den Helm auf's Haupt gebunden.
Schionatulander's
Preis wird hoch noch ſteigen;
Er ſtammt von Leuten, die den Preis
Nie ließen liegen, nicht einmal ſich neigen;
Stets wuchs er in die Breit' und in die Länge.
Nun ſorge, daß er Freud' und Troſt
Und nicht Kummer über dich verhänge.
Wenn das Herz bei ſeinem Anblick
In der Bruſt dir erlachte,
Das nimmt mich nicht Wunder:
Wie ſchickt' er ſich ſo ſchön, wenn ihn bedachte
Der Schild, wie hielt er ſich im Feuerregen
Der Funken, die den Helmen
Entſprühten von ſeines Schwertes Schlägen!
Kein Maler malt' ihn, wie er
Beim Lanzenſpiel geſeſſen!
An eines Mannes Antlitz
War wohl nie ſo wenig vergeſſen.
Daß ein Weib ihn liebe, wenn ich's kenne,
Sein Schein mag deine Augen
Erfreu'n: deine Minne ich ihm gönne." —
Da war Minn' erlaubet,
Herz an Herz geſchloſſen
Ohne Wank der Minne
War Beider Herz zu minnen unverdroſſen.

„O wohl mir, Muhme," ſprach ſie mit frohem Sinne,
„Daß ich Den von Graharz
Vor aller Welt mit deinem Urlaub minne!"
(Simrock.)

---

## 3.

# Gottfried von Straßburg.

## Triſtan und Iſolde.*)

### 1.

### Triſtan's Kampf mit Morold.

Als Triſtan zum Gefechte
Nach ritterlichem Rechte,
Nach altem Brauch zu Kampf und Streit
Wohl und zu Preiſe war bereit:

---

*) „Triſtan iſt der Sohn Riwalin's von Parmenien und Blancheflur's, der Schweſter des Königs Marke von Cornwall; der Sohn eines nicht durch die Ehe verbundenen Liebespaares. Sein Vater fällt vor ſeiner Geburt, ſeine Mutter ſtirbt aus Gram, nachdem ſie ihn geboren. Der getreue Marſchall Rual nimmt das verwaiſte Kind zu ſich. Mit dem ſiebenten Jahre wird Triſtan einem weiſen Mann übergeben, um fremde Sprache in fremden Ländern zu lernen und der Bücher Lehre anzufangen. Auch lag er emſig dem Harfenſpiel ob und daneben allen ritterlichen Künſten. Wir werden hier eingeführt in die Erziehung und das Leben eines höfiſchen Ritters, der, im Gegenſatz zu dem einſam und in rein menſchlichen Gefühlen emporgewachſenen Parzival, mit literariſchem Unterricht, mit feinen Manieren und weltmänniſchen Sitten erzogen wird. Wunderbar ſchnell wuchs der Knabe in ſeiner Ausbildung und wegen ſeiner Schönheit und Anmuth entführten ihn norwegiſche Kaufleute, um ihn zu verkaufen; doch als ſie einen ausbrechenden Sturm für eine Strafe des Himmels hielten, ſetzten ſie den jungen Triſtan aus und überließen ihn ſeinem Schickſal. Er befand ſich in Cornwall und kam an Marke's Hof, wo er ſich als Kindes, gewandtes Bürſchchen, durch ſeine zierliche Art zu jagen, durch ſeine Kunſtfertigkeit und Gewandtigkeit allgemein beliebt machte. Da kommt endlich auch Rual, der ſeinen Triſtan überall geſucht hatte, und entdeckt dem König und Triſtan den wahren Thatbeſtand. Auf Rual's Bitte läßt der König ſeinen Neffen zum Ritter ſchlagen und hier folgt in einer berühmten Stelle das Lob deutſcher Dichter, die würdig wären, Triſtan's Schwertleite zu verherrlichen. Nachdem Triſtan die Ritterwürde erhalten hatte, zieht er aus, um den Tod ſeines Vaters an Morgan zu rächen; dieſen erſchlägt er und erobert ſeine väterlichen Lande wieder. Darauf befreit er Cornwallis von einem furchtbaren Tribut an Irland, den der gewaltige Morold eintrieb. Im Zweikampf tödtete er dieſen, wird aber ſelbſt von der vergifteten Waffe des Feindes getroffen und verfällt in eine unheilbare Krankheit. Nur Morold's Nichte, die zauberkundige Iſolde in Irland, kann Hilfe gewähren und dieſe weiß er ſich zu verſchaffen, indem er, als Spielmann verkleidet, ſich an den Strand von Dublin ausſetzen läßt und durch ſein Harfenſpiel und ſeinen Geſang Zutritt erhält zu der Königin Iſolt, welche ihm Heilung verſpricht, wenn er die junge Iſolt in ſeiner Kunſt unterrichte. Iſolt wird Meiſterin der holden Kunſt und Triſtan geheilt, der unter dem Vorwand, Weib und Kinder wiederſehen zu wollen, entlaſſen wird. Nach Cornwallis zurückgekehrt, bringt er die junge Iſolt in Vorſchlag, Marke's Gemahlin zu werden. Er übernimmt ſelbſt die Werbung und erkämpft die junge Königin durch die Erlegung eines Drachen, der das Land verwüſtete, und führte Iſolt als Braut ſeines Oheims und Königs nach Cornwallis über. Bisher war Triſtan verherrlicht als Sänger, als Ritter, als Verfechter der Freiheit in der Ueberwindung Morold's, als Sieger über Ungeheuer im

Wer Beide, Mann und Eiſen,
Wohl konnte prüfen und preiſen,
Der ſah und Alle ſahen's an,
Daß Beide, das Eiſen und der Mann,
Ein ſchöner Bild ergaben nie,
Wiewohl dies aber erſchien allhie,
Dennoch erſchien es gar viel baß,
So wie er auf dem Roſſe ſaß
Und ſeinen Speer zu Handen nahm.
Da war das Bild erſt wonneſam,
Da war der Ritter an Zierde reich
Ueber und unter dem Sattel gleich.
Die Arme hatten Weite,
Die Schultern gute Breite;
In den Sattel konnte er wohl,
Wie man im Sattel ſchweben ſoll,
Sich ſetzen und ſich fügen.
Neben des Roſſes Bügen
Schwebten die ſchönen Beine her,
So ſtrack und ſchlecht als wie ein Speer.
Da ſtund das Roß, da ſtund der Mann
So recht wohl eins dem andern an,
Als ob ſie, nicht zu ſcheiden,
Mit einander wären, die Beiden,
Gewachſen und geboren.
Die Geſtalt war auserkoren.
Und doch, wie auserleſen
Er von Geſtalt geweſen,
So war doch innerhalb der Muth
So rein geartet und ſo gut,
Daß edlerer Muth und reinere Art
Vom Helme nie bedecket ward.
  Nun war den Kämpfern beiden
Ein Ort zum Kampf beſchieden,
Eine kleine Inſel in dem Meer,
So nah dem Ufer und dem Heer,
Daß man wohl in die Nähe ſah,
Was auf der Inſel dort geſchah.
Und war auch der Befehl geſchehn,
Daß Niemand ohne dieſe Zween
Dar auf die Inſel käme,
Bis der Kampf ein Ende nähme;
Das nahmen auch Alle wohl in Acht.
Und alſo wurden dargebracht
Zwei Schifflein, waren eng und klein,
Daß Jegliches mochte genügend ſein,
Daß es ein Roß und einen Mann
Gewaffnet trüge mitdannen.
Nun, dieſe Schiffe die hielten dort.
Morold ſaß in dem einen fort;
Das Ruder nahm er an die Hand,
Schiffte jenſeits an das Land,
Und als er auf den Werder kam,
Sein Schifflein er zu Strande nahm,
An das Geſtade band er das,
Auf ſein Roß er balde ſaß,
In ſeine Hand nahm er den Speer,
Ritt über den Werder hin und her,
Begann er zu puniren
Fröhlich zu laiſiren,
Und waren ſeine Poneiſe
In dem ernſtlichen Kreiſe
So ſpielend und ſo ringe,
Als ob es zu Schimpf erginge.
  Nun Triſtan auch zu Schiffe kam,
Sein Ding darein er zu ihm nahm,
Beide ſein Roß und ſeinen Speer:
Wenn in dem Schiffe da ſtund er,
König, begann er, Herre Mark,
Nun ſorget mir nicht allzuſtark
Um meinen Leib und mein Leben:
Wir müſſen es Gott ergeben.

---

der Erlegung des Drachen in Irland. Seine Heldenthaten zeigen ihn noch als einen Jüngling, in welchem noch keine innere Regung laut geworden iſt. Er ſieht jene Iſolt zum erſten Mal kalt, er führt ſelbſt dem Marke, um ſie zu werben, er ſelbſt übernimmt die gefährliche Werbung und führt ſie glücklich aus. Jetzt tritt aber auf der Meerfahrt der verhängnißvolle Zaubertrank ein, welchen die alte Iſolt Brangänen mitgegeben, damit ſie ihn ihrer Tochter und deren Gemahl am Hochzeitstag in den Wein ſchütten ſollte, um Beide dadurch unauflöslich an einander zu feſſeln. Eines Tags aber vergreift ſich auf der Fahrt nach Cornwallis eine der Mägde und ſchenkt arglos Iſolden und Triſtan den Zaubertrank ein und beſtimmt dadurch das Geſchick derſelben auf immer. Der Trank deutet ſymboliſch das plötzliche Erwachen der ſchlummernden Liebe an und hier zeigt ſich des Dichters Kunſt in der Seelenmalerei, um den Ausbruch der Gefühle in Iſolt darzuſtellen. Triſtan und Iſolt erklären ihrer innerſten Herzens Neigung nach einander an und doch iſt Iſolt ſchon verlobt und zwar mit Triſtan's Oheim, aber die Liebenden können nicht von einander laſſen. Hier beginnt daher der dunkle Schatten der Sage, welche ſich darſtellt in einer Reihe von Liſtthaten und Täuſchungen des argwöhniſchen Gemahles Marke. Triſtan erſcheint jetzt in der Gewalt jener allmächtigen, gewaltſam wirkenden Regungen der erſten Liebe, die ſich hier in ihrer unwiderſtehlichen Stärke offenbart, indem ſie den Leichtſinn zweier Seelen verſöhnt und an ſeine Stelle Treue bis zum Tode ſetzt, aber zugleich auch den ſchönen Bund zweier Verwandten trennt und in ſchmählichem Verrath verletzt, den edelſten Charakter verdirbt und den thatenluſtigen Triſtan, den Retter ſeines Oheims, den Eroberer ſeines eigenen Landes, den Drachentödter, plötzlich der Welt entzieht, ſo daß ſeine ganze Thatkraft aufhört und er nur Sinn hat für die kleinen Machinationen, die ihm ſein neues Bündniß mit Iſolt eingibt. Marke, fortwährend getäuſcht und betrogen, entläßt endlich die beiden Liebenden von ſeinem Hofe und überläßt ſie ihrem Geſchick. Sie ziehen in einen einſamen Wald und finden ihre Stätte in einer ſchönen, geräumigen Höhle, wo ſie ein idylliſches Leben führen, über welche die friſche, geſunde Freude an dem Leben in der Natur verbreitet iſt. In dieſem Leben der Minne ſieht ſie Marke und läßt ſie, von ihrer Unſchuld überzeugt, an ſeinen Hof zurückkehren. Dieſe Rückberufung in die Welt führt aber in Folge neuer Täuſchung die Trennung der Liebenden herbei und Triſtan durchzieht nun Spanien, Deutſchland, Frankreich in mancherlei Abenteuern; endlich kommt er an den Hof des Herzogs von Arundel und wird Genoſſe von deſſen Sohn Kaedin. Dieſer hatte eine ſchöne Schweſter Iſolde mit den weißen Händen. Triſtan wird durch ihre Reize, durch ihren Namen, durch wiederaufkeimende Reue über ſein früheres Verhältniß gerührt und die Gewohnheit der Liebe treibt ihn zur Untreue und gibt ihn der rächenden Vergeltung Preis. Mit dem Entſchluß von Triſtan's Vermählungsabſicht bricht Gottfried's Gedicht ab. Fortgeſetzt iſt daſſelbe um 1240 durch Ulrich von Türheim, und genauer und vollſtändiger, wenn in Gottfried's Stil, durch Heinrich von Freiberg. Triſtan heiratet die Iſolde mit den weißen Händen, aber ſein Ring erinnert ihn an die blonde Geliebte und er vermeidet jede Gemeinſchaft mit der Angetrauten. Endlich, als er ſeinem Schwager Kaedin zu einem verbotenen Umgang mit der Gattin eines [illegible] Ritters Nampotenis behülflich iſt, wird er tödtlich verwundet. Er ſandte deshalb nach England, die blonde Iſolt zu holen. Ein weißes Segel ſollte verkünden, wenn ſie käme. Ein weißes Segel taucht auf am Horizonte. Ein Schiff, mit Iſolde, die an's Land eilen will. Die [illegible] ſtatt Triſtan ſchwarz erklärt es. Da ſtirbt er. Die blonde Iſolt kommt, findet den Geliebten todt, ſinkt über ihn, bedeckt ihn mit ihren Küſſen und ſtirbt. Marke, der jetzt erſt erfährt, wie die Liebe der Todten durch den Zaubertrank hervorgerufen iſt, baute für ſie ein Kloſter und ließ auf ihrem Grabe einen Roſenſtrauch und eine Weinrebe pflanzen, die ihre Zweige in einander verſchlangen. — [illegible] „Handbuch der Geſchichte der deutſchen National-Literatur“, Bd. I S. 73.

Unſere Angſt die nützt hier klein.
Noch mag es uns beſſer beſchieden ſein,
Als man es uns hat zugedacht.
Unſer Sieg und Glück und unſre Macht,
Die ſteht auf keiner Ritterſchaft
Denn auf der Einen Gotteskraft.
Laßt alle Furcht und Aengſte ſein:
Ich mag ja noch gar wohl gedeihn.
Mir iſt zu dieſem Dinge
Mein Muth gar leicht und ringe.
So thut auch ihr und gehabt euch wohl:
Es geht doch nicht anders als es ſoll;
Und aber, wie mein Ding ſtehe
Und wie es zu Ende gehe,
So befehlet ihr doch heute
Euer Land und eure Leute
Dem, auf dem meine Sachen ſtehn:
Gott ſelbſt, der mit mir möge gehn
Zu Ring und zu Gerichte.
Der bringe Recht zu Rechte!
Ja, Gott muß mit mir ſiegen
Oder ſieglos mit erliegen.
Der möge walten und wagen.
  Er bot' ihm ſeinen Segen.
Sein Schifflein ſtieß er ab vom Ort
Und fuhr in Gottes Namen fort.
Da ward ſein Leib und auch ſein Leben
Von manchem Munde Gott ergeben.
Ihm ward von mancher edlen Hand
Manch guter Segen nachgeſandt.
Und als er an's Geſtade ſtieß,
Sein Schifflein er hinſchweben ließ
Und ſetzte ſich auf ſein Roß zur Stund.
Gleich war auch Morolt auf dem Grund:
Sag an, ſprach er, was ſoll mir das?
Aus welchem Anſchlag und um was
Haſt du das Schiff ſo laſſen gehn? —
Das iſt darum von mir geſchehn:
Hier iſt ein Schiff und hier zween Mann
Und iſt auch da kein Zweifel dran,
Wofern nicht Beide bleiben hie,
Daß traun doch ihrer einer nie
Von dieſem Werder wiederkehrt:
So hat doch, der von dannen fährt,
An dieſem Einen Schiffe genug,
Das dich daher zum Werder trug.
Morolt ſprach aber: Ich hör' es wohl,
Daß dies unwendig verbleiben ſoll,
Und muß der Streit denn für ſich gehn.
Getrauteſt du davon abzuſtehn
Und ſchieden wir mit Minnen
Auf ſolchen Vertrag von hinnen,
Daß mir von beiden Landen
Mein Zinsrecht bliebe zuhanden,
Das däuchte mir dein Glück zu ſein;
Denn wahrlich, mir thut's im Herzen mein
Gar leid, daß ich dich ſchlagen ſoll;
Mir gefiel kein Ritter noch je wohl,
Den ich mit Augen jemals ſah. —
  Sprach der gemuthe Triſtan da:
Der Zins muß abſein und vorbei.
Willſt du, daß Sühne beſprochen ſei?
In Treuen, ſprach der Kühne,
So wird Nichts aus der Sühne,
So kommen wir nicht zu Minnen:
Der Zins muß mit mir von hinnen.
So fangen wir aber, ſprach Triſtan,
Gar ſehr unnütze Teiding an.
Morolt, ſeit daß du mein Gebein
Zu ſchlagen ſo gewiß willſt ſein,
So wehr dich, willſt du geneſen:
Hie gilt kein andres Weſen. —
Das Roß warf er im Bogen
Und kam daher geflogen
Aus einer Wendung grade
Auf pfeilgeradem Pfade
Nach ſeines Herzens Begehre
Und mit geſenktem Speere;
Mit fliegenden Schenkeln kam er her.
Zu beiden Seiten das Roß nahm er
Mit Knöcheln und mit Sporen.
Hat Morold Zeit verloren?
Dem ging es um das Leben nun:
Der that recht, wie ſie Alle thun,
Die zu rechter Mannhaftigkeit
Mit allen Sinnen ſind bereit.
Er nahm auch eine Kehre
Nach ſeines Herzens Begehre
Wohl bald hin und bald wieder.
Sein Speer flog auf und nieder.
So kam er im Flug dahergerührt,
Wie Einer, den der Teufel führt.
Beide, das Roß und auch der Mann
Kamen Triſtanen fliegend an
Wohl ſchneller, als ein Falke thut:
So begehrte ſeiner auch Triſtan's Muth.
Sie kamen mit gleichem Muth und Begehr
Und kamen im gleichen Fluge her,
Daß ſie die Speere zerſtachen,
Daß die an den Schilden brachen
Wohl zu tauſend Stücken.
Da ging es an ein Zücken
Der Schwerter von den Seiten.
Zu Roſſe war dies Streiten:
Gott ſelber möchte es gerne ſehn.
  Nun höre ich's allwärts ſo verſtehn
Und heißt's auch in der Märe,
Als es ein Zweikampf wäre,
Und Alle hören oder leſen,
Hier ſeien nur zween Mann geweſen.
Ich weiß euch aber zu dieſer Zeit,
Daß es vielmehr ein offener Streit
Von zweien ganzen Rotten was;
Obgleich ich Solches niemals las
In der Märe von Triſtanden,
Bewähre ich's doch zuhanden.
Morold, wie uns die Wahrheit doch
Geſagt hat ſtets und heute noch,
Der hatte für vier Männer Kraft:
Dieß war vierfache Ritterſchaft.
Das war die Streitkraft einerſeit.
Auf der andern Seite ſtand ſo der Streit:
Das eine war Gott, das zweite Recht,
Das dritte war ihr beider Knecht
Und ihr bewährter Lehensmann,
Der wohlgemuthe Held Triſtan;
Das vierte das was williger Muth,
Der Wunder in den Nöthen thut.
Auf dieſer Seite, auf jener vier:
Aus dieſen bilde ich dort und hier
Zwo ganze Rotten, das ſind acht Mann,
So übel als ich doch bilden kann.
  Sonſt hattet ihr wohl die Märe
Gehalten für eine ſchwere,
Daß auf zween Roſſen zwo Schaaren
Zum Schlagen möchten fahren:
Nun habt ihr für wahr vernommen,
Daß hie zu Hauf gekommen
Unter Einem Helme jewederſeit
Vier Ritter oder Vierritterſtreit.
Die ritten von jeder Seite
Stark auf einander zum Streite.
Alſo kam eine Ritterſchaft,
Morolt mit ſeiner Viermannskraft
Triſtanden wie ein Donner an.
Derſelbe leidige Teufelsmann
Der ſchlug ſo kräftiglich auf ihn zu,
Daß er ihm Sinn und Kraft im Nu

Mit ſeinen Schlägen hätte benommen,
Wär ihm der Schild nicht zu gut gekommen,
Worunter er ſich mit Liſten
Konnte ſchirmen und friſten.
Nicht Helm noch Halsberg war ſein Glück,
Und auch kein anderes Waffenſtück
Hätte ihm irgend Schutz getragen:
Er hätte ihn durch die Ringe erſchlagen;
Er wollte ihm nicht ſo viel Athem gönnen,
Daß er vor Schlägen aufſehn können.
  So ging er ihn mit Schlägen an,
Bis er's mit Schlägen von ihm gewann,
Daß Triſtan ob der Schläge Noth
Den Schild zu ferne von ſich bot
Und allzuhoch die Schirmung trug,
Bis er ihm durch die Hüfte ſchlug
Und einen häßlichen Schlag da ſchwang,
Der ihm hart an das Leben drang,
Daß ihm das Fleiſch und Gebeine da
Durch Panzerhoſen und Halsberg ſah,
Und daß das Blut aufblitzte
Und über den Werder ſpritzte.
Wie nun? ſprach Morold, willſt du geſtehn?
Hieran magſt du wohl ſelber ſehn,
Daß Niemand Unrecht führen ſoll:
Nun erweiſt ſich dein Unrecht wohl.
Nun denk' noch drauf, willſt du gedeihn,
In welcher Weiſe es möge ſein;
Denn wahrlich, Triſtan, dieſe Noth
Die führt dich kläglich in den Tod,
Wofern ich es nicht wende;
Durch Weibs noch Mannes Hände
Wird dein Leib nimmermehr geſund;
Du biſt von einem Schwerte wund,
Das tödtlich und gelüppet iſt.
Nicht Arzt noch Arztes Kunſt und Liſt
Errettet dich aus dieſer Noth,
Nur meine Schweſter kann's, Iſot,
Die Königin von Irenland:
Die kennet viel und mancherhand
Wurzeln und aller Kräuter Kraft,
Dazu auch ärztliche Meiſterſchaft;
Die kennt das Gift, die weiß die Kunſt,
Der Andern Rath iſt Wind und Dunſt.
Ohne die haſt du kein Gedeihn.
Willſt du mir nun gehorſam ſein
Und zugeſtehn den Zins fortan,
Meine Schweſter, die Königin,
Die ſelber muß dich heilen
Und ich will mit dir theilen
Geſelliglich, was ich habe,
Und weigern keine Gabe,
Die du begehrſt mit Herz und Mund.
  Da ſprach Triſtan: In keiner Stund
Geb' ich mein Recht und meine Ehr
Um dich noch deine Schweſter her.
In meiner freien Hand hab' ich
Zwei freie Lande gebracht vor dich:
Die fahren mit mir von hinnen,
Oder ich muß gewinnen
Noch größern Schaden, ja gar den Tod.
Auch bin ich noch nicht zu ſolcher Noth
Getrieben mit dieſem Einen Schlag,
Daß ich nichts Andres erwählen mag.
Der Kampf iſt ſtät und Beide
Noch lange nicht am Entſcheide.
Dein Zins iſt dein Tod oder der mein:
Da kann kein anderer Ausweg ſein.
  Hiermit ſchoß er ihn wieder an.
Nun denkt aber vielleicht ein Mann
(Ich ſelber muß die Rede thun):
Gott und Recht, wo ſind ſie nun,
Triſtanens Streitgeſellen?
Daß ſie ihm nicht Hülfe ſtellen,
Das will mich Wunder nehmen,
Gut wär' es, wenn ſie kämen:
Ihre Rotte und Genoſſenſchaft
Die iſt worden ſehr ſchadhaft;
Und kommen ſie nicht alſogleich,
So kommen ſie zu ſpät zum Streich;
Darum ſo mögen ſie kommen ſchier!
Sie reiten zweene gegen vier
Und ſtreiten um's bloße Leben.
Das iſt gar hingegeben
An Zweifel und Gefährden.
Sollen ſie erlöſet werden,
So muß es in kurzer Stunde ſein.
Gott und Recht, nun reiten ſie ein
Mit richtigem Urtheile,
Ihrer Rotte zum Heile,
Ihren Feinden zum Falle.
Nun begannen ſich Alle
Gleichmäßig zu rotten.
Die viere gegen den vieren
Und rufften aus, Schar wider Schar.
Und Triſtan, da er ward gewahr
Der guten Kampfgeſellen
Begann ſein Muth zu ſchwellen:
Ihm brachte ſeine Genoſſenſchaft
So friſches Herze, wie neue Kraft.
Das Roß er mit den Sporen nahm
Und alſo hergelaufet kam,
Daß er nach ganzer Herzensluſt
Stechend mit ſeines Roſſes Bruſt
So hart an den Gegner prellte,
Daß er ihn zur Erden fällte
Zuſammt dem Roß mit Schalle,
Und als er von dem Falle
Ein wenig zu ſich gekommen war
Und wieder wollte zum Roſſe dar,
Da war auch Triſtan munter
Und ſchlug ihm den Helm herunter,
Daß er hinflog all über den Plan.
Hiemit ſo lief ihn Morold an:
Durch die Coverture er ſchlug
Triſtanens Roſſe ab den Bug,
Daß es unter ihm darnieder ſaß;
Er that nicht übler und that nicht baß,
Sondern ſprang ſeitwärts weiter
Morold, der gewiegte Streiter,
Den Schild zum Rücken kehrte,
Wie ihn ſein Witz es lehrte;
Er griff mit der Hand darnieder,
Den Helm, den nahm er wieder;
Er dachte in ſeiner Weislichkeit
Und machte ſich dazu bereit,
So er wieder zu Roſſe käme,
Daß er den Helm aufnähme
Und ritte aber Triſtanden an.
Nun er den Helm zu ſich gewann
Und eilte zu dem Roſſe dar
Und dieſem ſchon ſo nahe war,
Daß er griff nach dem Zügel
Und auch bereits im Bügel
Mit ſeinem linken Fuße ſtund
Und faßte den Sattel mit der Hand:
Da hatte ihn Triſtan auch erritten
Und traf ihm auf dem Sattelbogen
Das Schwert zuſammt der rechten Hand,
Daß beide flogen in den Sand
Mit Ring zumal der Schneide;
Und unter dieſem Falle
Gab er ihm aber einen Schlag
Da wo des Helmes Rücken lag;
Der fuhr ſo mächtig nieder,
Daß er die Waffe wieder
Mit einer Scharte zog zurück
Und von dem Schwert ein Splitterſtück

In ſeines Feindes Schädel blieb,
Das auch ſeither Triſtanden trieb
In Sorgen und in große Noth:
Es brachte ihm nahezu den Tod.
Da Morold, der troſtloſe Herr,
So ohne Kraft, ſo ohne Wehr
Taumelnd hin und wieder ging
Der ſchon ſein Leib zum Falle hing:
Wie nun, wie nun? ſprach da Triſtan,
So Gott dir helfe, Morold, ſag an,
Iſt dir nun dieſe Märe kund?
Mich dünket, du ſeiſt ſchmerzlich wund;
Ich wähne, daß dein Ding übel ſteh.
Wie's auch mit meiner Wunde geh,
Dir thäten gute Wurzeln Noth:
Was deine Schweſter, Frau Iſot,
Von Arzeneien hat geleſen,
Deß wird dir Noth, willſt du geneſen.
Gott, der wahre, gerechte
Und ſein Gebot, das echte,
Die haben dein Unrecht wohl bedacht
Und Recht an mir zu Licht gebracht.
Der möge mein auch fürbaß pflegen!
Dieſe Hoffahrt die iſt erlegen.
Da trat er gegen ihn fürbaß,
Das Schwert nahm er und faßte das
In ſeine beiden Hände
Und ſchlug dem Feind zum Ende
Das Haupt zuſammt der Kuppen ab.
Darauf er ſich zur Bucht begab,
Wo er Moroldens Schifflein fand;
Da ſaß er ein und fuhr zu Strand
Nach dem Geſtade und zu dem Heer;
Alda vernahm er an dem Meer
Große Freude und Klage,
Beide, wie ich euch ſage:
Deß Glück an ſeinem Siege lag,
Dem Heer war ein glückſeliger Tag
Und große Freude erſtanden dort;
Sie klatſchten mit Händen fort und fort,
Lobten Gott mit dem Munde
Und ſangen zu der Stunde
Gen Himmel Siegeslieder.
Dem fremden Volk hinwieder,
Den leiden Gäſten vom Irland,
Die da waren auf den Zins geſandt,
Hatte es ſehr zu Leide gelagt.
Von dieſen ward ſo viel geklagt
Als die von Kornwall ſangen.
Sie wanden und ſie rangen
Den Jammer zwiſchen den Händen gar,
Die jammernde heimatloſe Schaar,
Die klagenden Irlandsmannen.
Dieweil ſie wollten von dannen
Zu Schiffe gehn mit Leid und Schmach,
Da eilete Triſtan ihnen nach
Und trat ſie am Geſtade an:
Gehet hin, ihr Herren, ſprach Triſtan,
Empfahet eures Zinsrecht dort
Auf dem Werder und bringt es fort
Und richtet eurem Herrn zu Haus
Von meinem Ohm, dem König, aus
Und von Kornwall und Engelland,
Daß ſie ihm ſenden den Preſent
Und entbieten ihm auch dabei:
Wofern es je ſein Wille ſei
Und er gedenke und begehr'
Seine Boten wieder her
Nach ſolchem Zins zu ſenden,
Nädelich, mit leeren Händen
Sollen ſie uns nicht kehren,
Vielmehr mit gleichen Ehren
Scheiden wie ſie von hinnen,
Wie ſchwer wir's auch gewinnen. —
Während er aber ſprach und ſtand,
Deckte er mit dem Schildesrand
Weislich ſo Blut als Wunde.
Daß Keiner empfing die Kunde,
Das gerieth ihm auch hernach zum Glück,
Denn Jene kehrten ſo zurück,
Daß ihrer Keiner es ward gewahrt:
Sie machten ſich alsbald auf die Fahrt
Und fuhren nach dem Werder fort
Und fanden bald ihres Herren dort
Einen zerhackten Mannen,
Den führten ſie auch von dannen.
(Kurtz.)

## 2.

## Der Minnetrank.

Indeß Triſtan die Reiſe*)
Betrieb mit allem Fleiße,
Die Zubereitung leitete,
Indeſſen ſo bereitete
Iſot**), die weiſe Königin,
In einem Glasgefäße drin
Einen Trank der Minnen:
Mit alſo feinen Sinnen
War der erdichtet und vollbracht,
Mit ſolcher Wunderkraft bedacht,
Daß, wer davon mit Jemand trank,
Der mußte den ohne ſeinen Dank
Vor allen minnen und meinen,
Der wieder den, den Einen:
Ihnen war Ein Tod und Ein Leben,
Eine Trauer und Eine Freude gegeben.
Den Trank den nahm die Weiſe
Und ſprach zu Brangänen leiſe:
Brangäne, ſprach ſie, Nichte mein,
Laß dir nicht ſchwer die Rede ſein:
Du ſollſt mit meiner Tochter hin:
Darnach ſo ſtelle deinen Sinn:
Was ich dir ſage, das vernimm:
Das Glas mit dieſem Tranke nimm,
Das habe du in deiner Hut
Und hüte es über alles Gut.
Sieh, daß es auf der Erde
Kein Auge inne werde.
Bewahre fleißig zu jeder Stund,
Daß Niemand es bringe an ſeinen Mund.
Wende Fleiß an und achte ſtark:
Wenn Iſolde und König Mark
Mit Minne ſind kommen überein,
So ſchenke ihnen den Trank für Wein,
Und laß ſie beide trinken da.
Bewahre, das verſteht ſich ja,
Daß Keinen ſonſt der Fürwitz ſticht.
Du ſelbſt auch trinke mit ihnen nicht.
Es iſt ein Trank der Minnen,
Das habe in deinen Sinnen.
Iſolden ich dir befehle
Viel theuer auf deine Seele.
Sie iſt mein liebes Leben:
Wir ſeien dir beide ergeben
Auf alle deine Seligkeit:
Hiermit genug für allezeit. —
Traun, Frau, ſprach Brangäne froh,
Steht nur beider Wille ſo,
So will ich gerne mit ihr fahren,
Ihre Ehre und all' ihr Ding bewahren

---

*) Von Irland, wo Triſtan für ſeinen Oheim Marke, König von Cornwall, um die blonde Iſolde geworben, nach dem ſogenannten Lande.

**) Iſolde's Mutter, Königin von Irland.

So ich auf's Allerbeſte kann.
Urlaub und Abſchied nahm Triſtan
Und ſeine Leute hie und dort,
Sie ſchieden ab von Weiſefort
Mit großer Freude und Herrlichkeit.
Da gaben ihnen das Geleit
Um Iſotens willen zum Hafen hin
Der König und die Königin
Und all' ihre Maſſenie.
Seine unverhehlte Amie,
Seine unverkannte Herzensnoth,
Die lichte wonnigliche Iſot
War weinend zu allen Zeiten
Triſtanden an der Seiten;
Ihr Vater und Mutter beide
Die brachten mit manchem Leide
Dieſelben kurzen Stunden hin.
Manch Auge begann aus treuem Sinn
Zu ſtrömen und zu werden roth.
Iſolt war manches Herzens Noth,
Sie brachte viel manchem Herzen
Heimliche Wehen und Schmerzen.
Die weinten um die Beide,
Ihrer Augen Wonne, Iſolde.
Da ward vereint geweinet,
Sie beweinten vereinet
Viel Augen und viel Herzen
Mit offnen und ſtillen Schmerzen.
Und aber Iſot und aber Iſot,
Die Sonne und ihr Morgenroth,
Und auch die ſtolze Brangäne,
Der Vollmond gegen jene,
Da ſie ſich mußten ſcheiden,
Die Eine von den Beiden,
Da wurden Jammer und Leid erkannt:
Das getreuliche feſte Band
Schied ſich mit manchem Leide.
Iſolde küßte ſie Beide
Und hielt ſie lang umſchloſſen.
Nun das Triſtan's Genoſſen
Und auch von iriſcher Seite
Der jungen Frau Geleite
Waren zu Schiff gekommen,
Hatten Urlaub genommen,
Da fuhr zuletzt auch Triſtan hin;
Die lichte junge Königin,
Die ſchöne Blume von Irland,
Iſolde, die ging an ſeiner Hand
Gar unfroh und mit traurigem Sinn.
Sie neigten ſich nach dem Lande hin
Und baten Gott, mit Segen
So Leut als Land zu pflegen:
Worauf der Kiel das Meer gewann.
Mit hoher Stimme ſie huben an
Und ſungen einmal oder zwier:
In Gottes Namen fahren wir!
Und ſtrichen hin ihre Gleiſe.
  Nun war zu ihrer Reiſe
Den Frauen nach Triſtan's Rathe
Eine Schiffkemenate
Zu Wohnung und Gemächlichkeit
In ihrem Kiele da bereit.
Da hielt ſich die Königinne
Mit ihren Jungfrauen inne,
Und ſelten mit ihnen ſonſt ein Mann,
Als unterweilen Herr Triſtan.
Derſelbe ging je und je dahin
Und tröſtete die Königin,
Da ſie in ihren Thränen ſaß
Sie weinte und klagte ohn' Unterlaß,
Daß ſie alſo von ihrem Land,
Da ihr die Leute wären bekannt,
Und all' ihren Freunden ſchiede,
Mit fremdem Volk hinziehe,
Und wiſſe nicht wohin noch wie.
Da tröſtete je Triſtan ſie
Aus ganzem Herzensgrunde
Zu jeder Zeit und Stunde,
So er zu ihrer Trauer kam,
Zwiſchen die Arme er ſie nahm
Gar ſüße und gar leiſe,
Und aber nur in der Weiſe,
Wie ein Mann ſeine Herrin ſoll.
Der Getreue der verſah ſich wohl,
Daß er der Schönen wäre
Ihr Troſt zu ihrer Schwere.
Und aber, ſo oft als es erging,
Daß er mit Armen ſie umfing,
So gedachte je die ſchöne Iſot
An ihres Ohm Moroldens Tod
Und ſprach je alsdann wider ihn:
Laßt gehen, Meiſter, hebt euch hin!
Thut eure Arme weg von mir,
Ihr ſeid mir ſehr beſchwerlich, ihr!
Warum denn rühret ihr mich an? —
Ei, Schöne, hab' ich da mißgethan? —
Ja, ihr, denn ich bin euch gehaß. —
Selige, ſprach er, und um was? —
Ihr habt meinen Ohm erſchlagen. —
Das iſt ja doch vertragen. —
Das iſt all' Eins und ich haß euch doch,
Denn ich wär' ohne Schwere noch
Und ohne Sorgen, wär't nicht ihr;
Ihr mutterſeelenallein habt mir
All' dieſen Kummer zugefügt
Mit eurer Liſt, die da trügt und lügt.
Was hat euch mir zu ſchaden geſandt
Von Cornewall in Irland?
Die mich von Kind an haben erzogen,
Denen habt ihr mich abbetrogen
Und führet mich, weiß nicht wohin.
Ich weiß nicht, wie ich verkaufet bin,
Noch weiß ich, was aus mir werden ſoll. —
Nein, ſchöne Iſolt, gehabt euch wohl.
Ja mögt ihr doch lieber in fremdem Land
Eine reiche Königin ſein genannt,
Denn in der Heimat arm und ſchwach,
In fremdem Land Ehr und Gemach,
Und Niedrigkeit im Vaterreich:
Die zwei, die ſchmecken ja nicht gleich.
  Ja, Meiſter Triſtan, ſprach die Magd,
Ich nähme eh, was ihr auch ſagt,
Eine mäßige Sache
Mit Liebe und mit Gemache,
Denn Mühſal, Ungemach und Leid
Bei großem Reichthum und Herrlichkeit. —
Ihr redet wahr, Herr Triſtan ſprach:
Wo man aber zu dem Gemach
Die Herrlichkeit kann haben,
Die ſeligen zwo Gaben
Die laufen zuſammen baß gemein,
Denn ihrer jegliche ſo allein.
Nun ſprechet: wär es dahin gekommen,
Daß ihr hättet mit Zwang genommen
Den Truchſäßen zu eurem Mann,
Frawe, wie ſtände es aber dann?
Ich weiß, da wäret ihr meiner froh
Und danket ihr mir irgend ſo,
Daß ich euch trat zur Seite
Und euch von ihm befreite? —
Deß wird euch ſpäte, ſprach die Magd,
Von mir je Dank und Lohn geſagt:
Denn habt ihr mich von ihm befreit,
So habt ihr mich überſchüttet ſeit
So ſehr mit Leid und Schwere,
Daß mir's noch lieber wäre,
Ich hätte ihn genommen,
Als mit euch fortzukommen:

Denn wie auch tugendlos er ſei,
Wohnte er mir eine Weile bei,
So ließe er jeden böſen Brauch.
Weiß Gott, davon erkennt ich auch,
Wie lieb daß ich ihm wäre. —
Triſtan ſprach: Solche Märe
Geht abenteuerliche Spur,
Daß jemals wider die Natur
Ein Herze Tugendwerke thu'.
Da gehört viel Müh und Noth dazu:
Die Welt glaubt nimmermehr daran,
Daß Unart jemals arten kann.
Schöne, ſeid ohne Sorg und Leid,
Ich will euch fürwahr in kurzer Zeit
Einen König zum Herren geben,
An dem ihr Freude und ſchönes Leben,
Gut, Tugend zu allen Stunden
Und Ehre ſollt haben funden.
  Inmittelſt ſtrichen die Kiele hin,
Sie hatten auch gleich von Anbeginn
Guten Wind und gute Fahrt.
Nun war die Frauenſchar ſo zart,
Iſolde und ihr Geſinde,
Im Waſſer und im Winde
War ungewohnt der Mühſal.
Nicht lange, ſo kamen ſie allzumal
In eine ungewohnte Noth.
Triſtan, ihr Meiſter, da gebot,
Daß man zu Lande ſchalte
Und eine Ruhe halte.
In eine Bucht nun fuhren ſie ein,
Da ging die Mannſchaft insgemein,
Sich zu ergötzen an das Land;
Nun ging auch Triſtan allzuhand,
Seine lichte Frauen
Zu grüßen und zu ſchauen.
Und als er zu ihr niederſaß
Und ſie da redeten dieß und das
Von ihrer Beider Dingen,
Bat er einen Trunk zu bringen.
Nun aber war Niemand darin
Ohne ſeine Königin,
Als etliche kleine Jungfräulein.
Und eine ſprach: Seht, hier ſteht Wein
In dieſem Gefäß, ich meine. —
Nein, da war Nichts von Weine,
Obgleich man wähnte, es wäre.
Es war die währende Schwere,
Die endeloſe Herzensnoth,
Von der ſie endlich lagen todt.
Nun war ihr aber das nicht kund:
Sie ſtund auf und ging hin zur Stund,
Wo Glas und Trank, nicht wohl fürwahr,
Verborgen und aufgehoben war.
Ihrem Meiſter Triſtan bot ſie es hin,
Er aber bot es der Königin.
Sie trank mit Zaudern, ihr war ſo ſchwer,
Und gab es ihm, da trank auch er,
Und wähnten Beide, es wäre Wein.
Inmittelſt trat auch Brangäne ein,
Das Glas erkannte ſie zur Stund,
Da ward ihr die ganze Märe kund,
Darüber ſie ſich ſo ſehr vernahm,
Daß ſie von allen Kräften kam
Und recht wie todt zu ſchauen war.
Mit todtem Herzen ging ſie dar:
Sie nahm das leide unſelige Glas
Und ging von dannen und warf das
Hinab in die tobende wilde See:
O weh mir Armen! ſprach ſie, o weh,
Daß ich zur Welt je ward geboren!
Ich Arme, wie hab ich nun verloren
Meine Ehre und meine Treu.
Trage Gott ewiglich Leid und Reu,
Daß ich zu dieſer Reiſe kam,
Daß mich der Tod nicht von hinnen nahm,
Da ich zu dieſer argen Fahrt
Mit Iſolden beſchieden ward!
O weh Triſtan und o weh Iſot,
Der Trank iſt euer Beider Tod!
  Nun daß die Jungfrau und der Mann,
Die Beiden, Iſolde und Triſtan,
Den Trank getrunken, was geſchah?
Da war auch der Welt Unmuße da,
Minne, die Herzensjägerin,
Und ſchlich in ihre Herzen hin,
Eh ſie es wurden je gewahr.
Sie ſtieß die Siegesfahne dar
Und zog die Beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit.
Sie wurden Eins und Einerlei,
Die vor geweſen waren Zwei;
Sie trugen nicht mehr geſpaltnen Sinn:
Iſoldens Haß der war dahin.
Die ſtarke Sühnerin Minne
Die hatte ihre Sinne
Von Haß alſo gereinet,
Mit Liebe alſo vereinet,
Daß Jegliches dem Andern war
Vollkommen wie ein Spiegel klar.
Sie hatten Beide ein Herze,
Sein Schmerze war ihr Schmerze,
Ihr Schmerze war der ſeine;
Sie waren eine Gemeine
An Liebe und an Leide,
Und bargen ſich's doch Beide.
Das that der Zweifel und die Scham:
Sie ſchämte ſich, er war ſich gram,
Sie zweifelt' an ihm und er an ihr.
Wie blind auch ihre Herzensgier
Zuſammenfloß in einer Glut,
So hatten ſie doch keinen Muth
Zum erſten Wort und zum Beginn.
Das heimlichte ihnen ihren Sinn.
  Triſtan, da er die Minne empfand,
Da gedachte er allzuhand
Der Treuen und der Ehren
Und wollte von dannen kehren.
Nein, dachte er jetzt und fort bei ſich,
Laß ſein, Triſtan, beſinne dich
Und vor der Sünde dich bewahr'! —
Da wollte doch immer das Herze dar.
Wider ſeinen Willen kriegte er,
Begehrte wider ſein Begehr:
Sie zog ihn ab, ſie zog ihn an.
Der verirrte, der verfangene Mann
Verſuchte es in den Schlingen
Mit währendem vielem Ringen
Und hielt auch lange aus im Streit.
Der Getreue hatte ein doppelt Leid,
Davon ihm großes Weh geſchah:
Wenn er ihr in die Augen ſah,
Und ihm die ſüße Minne
Sein Herz und ſeine Sinne
Begunnte zu verſehren,
Gedachte er je der Ehren:
Die zog ihn ab von ſolchem Bann.
Nun trat ihn aber alsbald an
Minne, ſeine Erbkönigin,
Die zwang und nahm ihn wieder hin.
Ihn mühten ſtets aufs Neue
Seine Ehre und ſeine Treue:
Noch näher ihm aber die Minne trat
Die ihm weher als wehe that;
Sie fügte ihm mehr zu Leide,
Denn Treue und Ehre Beide.
Sie ſah ſein Herze lachend an
Und nahm ſein Auge in ihren Bann;

Wenn er ſie aber nicht erſah,
So war das Leid noch größer da.
Gar oft bewegte er ſeinen Muth,
Nach Art wie der Gefangne thut,
Wie er möchte ledig ſein der Qual,
Und dachte oft und manches Mal:
Lenke dein Herz hin oder her,
Verwandle und wechsle dein Begehr,
Minne und meine anderswo,
Da hielt die Schlinge, vor der er floh.
Er nahm ſein Herze und ſeinen Sinn
Und ſuchte Aenderung darin:
Da war je Nichts darinne,
Denn Iſolde und die Minne.
Iſolde auf gleiche Weiſe
Verſuchte es auch mit Fleiße,
In ſehnigem Weh entbrannte,
Da ſie den Leim erkannte
Der verlockenden Minne,
Und ſah, daß ihre Sinne
Darein verſenket waren.
Sie wollte ſich bewahren,
Sie ſtrebte fort aus ihrem Bann:
Da klebte aber der Leim ihr an,
Der zog ſie immer nieder.
Die Schöne ſtrebte wider
Und ſträubte ſich bei jedem Tritt:
Sie folgte gar nicht gerne mit,
Verſucht es an manchen Enden;
Mit Füßen und mit Händen
Kehrte und wehrte ſie ſich ſehr
Und verſenkte je mehr und mehr
Ihre Hände und Füße
In die viel blinde Süße
Des Mannes und der Minne.
Ihre verſtrickten Sinne
Konnten ſich nicht entwinden,
Nicht Weg noch Brücke finden
Auf halben Fuß, auf halben Tritt,
Da nicht die Minne folgte mit.
Wohin ſie auch gedachte
Und ſich Gedanken machte,
So war nicht dieß noch das daran:
Als Minne ſtets und ſtets Triſtan.
Und blieb all' das verſchwiegen:
Das war ein ſtetes Kriegen
Zwiſchen den Augen und dem Sinn:
Die Scham, die jagte die Augen hin,
Die Minne zog Sinn und Herze dar.
Und dieſe widerſtreitende Schaar,
Magd und Mann, Minne und Scham,
Die war an ihr ſehr irreſam:
Die Magd den Mann begehrte,
Und ab die Augen kehrte,
Die Scham die wollte minnen,
Und that es Niemand innen.
Was mochte das helfen? Scham und Magd,
Wie alle Welt zuſammen ſagt,
Die ſind ein ſo hinfällig Ding,
Haben eine Dauer ſo gering,
Daß ſie nicht lange widerſtehn.
Iſolde ließ ſich den Krieg vergehn
Und that ſo, wie es um ſie ſtand:
Die Siegloſe ergab zuhand
Ihren Leib und ihre Sinne
Dem Manne und der Minne.
Sie blickte unterweilen dar
Und nahm verſtohlen ſeiner wahr,
Ihre klaren Augen und ihr Sinn
Die lebten nun in Frieden hin.
Ihr Herz und Augen die ſtahlen
Gar heimlich zu vielen Malen
Und minnevoll ſich zu dem Mann.
Der Mann der ſah ſie wieder an
Mit innigen Gebärden.
Er begann auch das zu werden,
Da Minne ſich ſeiner nicht verzieh.
Mann und Magd, ſo gaben die
Zu jeder Zeit und jeder Stund
Wenn ihnen Nichts im Wege ſtund,
Einander Augenweide.
Die Minnenden däuchten Beide
Einander ſchöner, denn zuvor:
Das bringt der Minne Recht hervor.
Es herrſchet heuer und herrſchte fernd
Und ward jahraus jahrein erlernt
Von den Minnenden allen,
Daß ſie ſich baß gefallen,
So Minne an ihnen ſich bekleibt,
Die Blumen und den Wucher treibt
Lieblicher Süßigkeiten,
Denn in den Erſtlingszeiten.
Die wucherhafte Minne
Die wächſt nach dem Beginne.
Das iſt der Same, den ſie ſäet,
Von dem ſie nimmermehr vergeht.
Sie dünket ſchöner ſeit, denn vor:
So kommt der Minne Recht in Flor.
Däuchte Minne je ſeit, wie vor,
Vergänge bald der Minne Flor.

(Kurtz.)

---

## 3.

### Der Minne Recht.

Die Kiele ſtießen vom Geſtad
Und fuhren fröhlich ihren Pfad,
Nur daß die blinde Minne
Hatte zwei Herzen drinne
Von ihrer Straßen abgelenkt,
Die in Gedanken tief verſenkt
Waren bekümmert Beide
Von jenem lieben Leide,
Daß ſolche Wunder ſtellet,
Den Honigſchmack vergallet,
Die Süßigkeiten ſäuert,
Was da will thauen, feuert,
Das Sänftende durchſchmerzet,
Alle Herzen entherzet
Und alle die Welt verkehret, —
Das hatte ſie verſehret,
Triſtanden und Iſolden,
Mit einer Noth, die Holden,
Und in ſeltſamer Weiſe:
Sie hatten auf der Reiſe
Nicht Ruhe weder hie noch da,
Bis Eines je das Andre ſah.
Wenn aber das geſchahe,
Ging's ihnen aber nahe:
Sie konnten unter ſich, die Zwei,
Den Willen nicht vereinen frei;
Das ſchuf die Fremde und die Scham
Die ihnen ihre Luſt benahm.
So ſie mit ſtillen Blicken,
Mit Blicken in Minneſtricken,
Einander ſollten nehmen wahr,
Da ward ihre Farbe wandelbar
Dem Herzen gleich und gleich dem Sinn.
Minne, die werthe Färberin,
Die däuchte es nicht damit genug,
Daß man's in edlen Herzen trug
Verbergen und verſtohlen;
Sie wollte unverhohlen
Vor Augen zeigen ihre Gewalt:
Die war an den Zweien manigfalt.
Ihre Farbe ſich nicht lange glich,
Nicht lange glich ihre Farbe ſich:

Sie wechſelten oft und allzugleich
Bleich wieder Roth, Roth wieder bleich.
Sie wurden bleich, ſie wurden roth,
Wie ihnen Minne die Farbe bot.
Daran erkannte Jedweder wohl,
Wie man an Solchem mag und ſoll,
Daß Etwas wohl von Minne
In ſeinem Herz und Sinne
Auf das Andere gewendet war.
Und begannen auch wonnebar
Einander zu betrachten,
Nach Zug und Zeit zu trachten,
Daß ſie ſich raunend geſellten.
Der Minne Jäger ſtellten
Einander mit manchem Blicke
Ihre Netze und Stricke,
Ihre Warte und Lage
Mit Antwort und mit Frage.
Sie trieben viel Redens zuſammen hin.
Iſoldens Rede und ihr Beginn
War recht nach mägdlicher Weiſe:
Sie kam ihrem Trauten leiſe
Al rings herum von Weitem an,
Von Anfang mahnte ſie ihn dran,
Wie er zuerſt gen Develin
In einem kleinen Schifflein hin
Geſloſſen wund und alleine kam,
Wie ihre Mutter ihn zu ſich nahm
Und wie er auch genas durch ſie
Und Alles, was ſich zutrug hie,
Und wie ſie ſelbſt in ſeiner Hut
Allewege lernte ſchreiben gut
Latein und lernte Saitenſpiel.
Des Umſchweifs war und der Rede viel,
Die ſie ihm ſagte weit und breit
Von ſeiner Kraft und Mannhaftigkeit,
Auch vom Serpant in jenem Thal
Und wie ſie ihn erkannte beide Mal,
So in dem Bad als in dem Teich.
Die Rede war unter ihnen gleich:
Sie ſprach zu ihm und er ſprach zu ihr.
Ah, ſprach Iſolde, da ſich's mir
Doch darbot mit ſo gutem Fug,
Daß ich euch da nicht im Bade ſchlug,
Gott Herre, wie konnt ich alſo thun!
Hätt ich gewußt, was mir kund iſt nun,
Das wäre geweſen euer Tod. —
Warum denn? ſprach er, ſchöne Iſot?
Was wirret euch, was wiſſet ihr? —
Was ich weiß, ja, das wirret mir,
Was ich ſehe, das thut mir weh:
Mich müdet der Himmel und die See,
Leib und Leben beſchweren mich. —
Da bügte ſie und lehnte ſich
Mit dem Ellenbogen an ihn hin:
Das war der Kühnheit ein Beginn.
Die Augen licht und ſpiegelklar
Die füllten ſich verholen gar,
Ihr Herz begann zu quellen,
Ihr ſüßer Mund zu ſchwellen,
Ihr Haupt das ſank darnieder.
Ihr Freund begann herwieder
Mit Armen ſie zu umfahen,
Doch ihr nicht dreiſt zu nahen,
Nicht mehr als in Gaſtes Weiſe.
Er ſprach gar ſüß und leiſe:
Ei, Schöne, Süße, ſaget mir,
Was wirret euch, was klaget ihr?
  Der Minne Federſpiel, Iſot,
Lameir, ſprach ſie, das iſt meine Noth,
Lameir beſchweret mir den Muth,
Lameir iſt was mir wehe thut. —
Nun ſie ſo ofte ſprach das Wort,
Da bedachte er fort und fort,
Beſah nach allen Seiten hin
Deſſelben Wortes Laut und Sinn.
Er begann ſich zu entſinnen,
Lameir das hieße minnen,
Lameir bitter, la meir das Meer:
Der Sinn der däucht ihm ein ganzes Heer.
Er ließ Eins von den Dreien
Und fragte nach den Zweien:
Die Minne die verſchwieg er gar,
Die doch ihr Beider Herrin war,
Ihr Beider Troſt, Ziel und Begehr,
Und ſprach von Nebelluft und Meer.
Ich wähne, ſprach er, ſchöne Iſot,
Meer und Nebel ſind eure Noth,
Euch wirren Meer und Nebelwind,
Ich wähne, die zwei euch bitter ſind. —
Nein, Herre, nein! was ſaget ihr?
Keins von Beiden wirret mir,
Mir dunket weder Luft noch See,
Lameir alleine thut mir weh!
  Nun er auf den Grund dem Worte kam
Lameir, und Minne drin vernahm,
Gar heimlich ſprach er da zu ihr:
In Treuen, Schöne, ſo iſt auch mir,
Lameir und ihr, ihr ſeid meine Noth.
Herzefraue, liebe Iſot,
Ihr Eine und eure Minne,
Ihr habt mir meine Sinne
Verkehret und benommen,
Ich bin vom Weg gekommen
So ganz und gar, ſo irr und blind,
Daß ich mich nimmer zurechte find'.
Mich müdet und mich irret,
Mir ekelt und mir wirret,
Alles, worauf mein Auge fällt.
Ja, iſt in dieſer ganzen Welt
Nichts meinem Herzen lieb, denn ihr! —
Iſold ſprach: Herre, ſo ſeid ihr mir!
  Nun Triſtan und die Königin
In ihnen erkannten *einen* Sinn,
*Ein* Herze und einen Willen,
Begann das ihnen zu ſtillen
Und auch zu eröffnen ihr Ungemach.
Jedweder ſah, Jedweder ſprach
Das Andre freier und kühner an,
Der Mann die Magd, die Magd den Mann.
Die Fremde war unter ihnen hin:
Er küßte ſie und ſie küßte ihn
Mit ſüßem Herzensgruße.
Das war der Minnebuße
Ein Anfang und ein ſeliger Schank.
Jedweder ſchenkte, Jedweder trank
Die Herzensbuße mit geizigem Zug.
So ſie gewannen Statt und Fug,
So ging der Tauſch und der Handel an,
Schleichwaaren wurden aufgethan,
So heimlich und ſo wohlbeſtellt,
Daß Niemand in der ganzen Welt
Ihren Willen und Muth erfand,
Als ſie, der er doch war bekannt.
Das war Brangäne, die weiſe,
Die warf ihre Blicke leiſe
Und warf ſie ofte heimlich dar,
Und nahm ihre Heimlichkeiten wahr,
Und dachte oftmals bei ſich ſtill:
O weh, nun ſeh' ich was werden will!

(Kurtz.)

## A.

### Das Gottesgericht *)

König und Fürſten ſchieden nun
Von dem Concilium insgemein.
Iſolde blieb zurück allein
Mit Sorgen und mit Leide:
Sorge und Leid, alle beide,
Waren ihr Eine Schwere:
Sie ſorgte um ihre Ehre;
So beſchwerte ſie das verholene Leid,
Daß ſie nun ihre Unwahrheit
Offen ſollte bewähren.
Mit dieſen zweien Schweren
Wußte ſie nicht wo aus noch ein:
Da legte ſie beide, Furcht und Pein,
Zu Handen des viel gnädigen Chriſt,
Der da hilfreich in den Nöthen iſt;
Dem vertraute ſie ihre Laſten
Mit Beten und mit Faſten,
Und befahl ihm ihre Angſt und Noth.
In dieſen Dingen hatte Iſot
Ihrem Herzen eine Liſt geſucht,
Im Vertrauen auf Gottes höf'ſche Zucht:
Sie ſchrieb einen Brief zuhanden
Und entbot darin Triſtanden,
Wie ihm's nur wäre füglich,
Daß er käme unverzüglich
Des Tages früh gen Karliun,
Und, wenn ſie ſollte landen nun,
Am Geſtade ihrer nähme wahr. —
Nun dieß geſchah. Triſtan kam dar
Und harrte am Strand in Pilgertracht,
Sein Antlitz unkenntbar gemacht,
Gefärbt und aufgeſchwellet,
Leib und Gewand verſtellet.
Nun Iſolde und Marke kamen,
Ihr Angelände nahmen,
Da erſah ihn Iſolde auf dem Strand
Und hatte ihn auch ſobald erkannt;
Und als das Schiff an's Geſtade ſtieß,
Gebot die Königin und hieß,
So der Waller zur Stätte
Genügliche Kräfte hätte
Und es mit Willen thäte,
Daß man um Gott ihn bäte,
Daß er ſie trüge auf ſeiner Hand
Von der Schiffbrücken hinab an's Land;
Sie wollte ſich nicht in dieſen Tagen
Von einem Ritter laſſen tragen.
So riefen ſie ihn Alle an:
He, geht her näher, guter Mann!
Tragt meine Frauen an's Geſtad! —
Er leiſtete, was man ihn da bat:
Seine Frauen, die Königin,
Die nahm er an ſeinen Arm dahin
Und trug ſie hinüber an das Land.
Iſolde raunte ihm in's Ohr zuhand,
Wenn er ans Ufer käme,
Daß er einen Fall da nähme
Und fiele mit ihr zur Erden.
Was auch draus ſollte werden,
Er that ſo: wie er an's Geſtad
Und auf das Land vom Brette trat,
Der Waller nieder zur Erden ſank
Und fiel, als wär's ohn' ſeinen Dank,
Und war alſo dahin gerollt,
Daß er der Königin Iſolt
In den Armen und zur Seiten lag.
Da hieß es: laufe wer da mag.
Des Geſindes kam eine große Schar
Mit Stecken und mit Stäben dar,
Daß nahe zu übler Märe
Der Waller gekommen wäre.
Nein, nein! laßt ſtehn! ſprach aber Iſot,
Der Waller that es nur aus Noth;
Er iſt unmächtig, ſchwach und krank
Und ſtrauchelte ohne ſeinen Dank.
Nun ſagten ſie ihr Alle
Huld und Ehre mit Schalle
Und lobten's im Gemüthe,
Daß ſie ſich mit Ungüte
Nicht rächte an dem Armen da.
Iſolde lächelnd ſprach: Nun ja,
Welch Wunder wäre auch daran,
Wenn dieſer arme Wallersmann
Mit mir Scherz wollte treiben? —
Dieß begannen ſie ihr zu ſchreiben
Zur Tugend und zu höfiſchem Sinn.
Da ward geehrt die Königin
Und ward gelobt von manchem Mann;
Und Marke der ſah Alles an
Und hörte dieß und hörte das.
Iſold ſprach aber da fürbaß:
Nun weiß ich nicht, wie es werden ſoll:
Euer Jeder der ſieht nun wohl,
Daß ich das nicht verreden kann,
Daß ohne Marken nie ein Mann
Mir ſei in den Arm gekommen
Noch einer habe genommen
Sein Lager an meiner Seiten. —
So trieben ſie's im Reiten
Und war der arme Waller
Der Spott und die Märe Aller
Bis Karliun: da gab's ein Ziel.
Da waren der Barone viel,
Waren Pfaffen und Ritterſchaft,
Gemeines Volks eine große Kraft,
Biſchöfe und Prälaten,
Die da die Handlung thaten
Und ſegneten das Gerichte.
Die waren verſammelt dichte
Und harrten da der Feſtlichkeit.
Das Eiſen das war auch bereit.
Die gute Königin Iſolt
Die hatte ihr Silber und ihr Gold,
Und was ihr war zuhanden
An Pferden, Schmuck, Gewanden,
Dahin gegeben um Gottes Huld,
Daß Gott an ihr der wahren Schuld
Zur Stunde nicht gedächte
Und ſie zu Ehren brächte.
So war ſie zu dem Münſter kommen
Und hatte ihr Amt allda vernommen
Mit inniglichem Muthe,
Die Weiſe, Schöne, Gute.
In tiefer Andacht lag das Weib.
Sie trug zunächſt auf bloßem Leib
Ein hären Hemde, rauh und ſchwer,
Ein wollen Röcklein drüber her,
Das nahezu zwo Hände
Ob den Knöcheln ging zu Ende;
Die Ermel aufgezogen
Bis an den Ellenbogen;
Arme und Füße waren bar.
Manch Aug und Herz nahm ihrer wahr

---

*) König Marke war dem Liebesverſtändniß ſeines Neffen und ſeiner Frau auf die Spur gekommen und hatte ein Concilium der Biſchöfe und Barone ſeines Landes verſammelt, um über die ſchlimme Sache zu entſcheiden. Aufgefordert, ihre Unſchuld durch die Feuerprobe zu erweiſen, erklärte ſich Iſolde hiezu bereit. In der Erzählung von dem Verlauf der Feuerprobe beweiſt Gottfried in glänzendſter Weiſe, wie hoch er über der Bildung ſeiner Zeitgenoſſen ſtand. Er treibt mit dem ſogenannten Gottesgericht ſeinen unverholenen Spott.

Und erbarmte ſich des Weibes,
Des Gewandes und bloßen Leibes
Ward da viel wahrgenommen.
Nun war auch das Heilthum kommen,
Auf das ſie den Eidſchwur ſollte thun.
Alſo hieß man die Schöne nun
Ihre Schuld an dieſen Sünden
Gott und der Welt verkünden.
Nun hatte Iſolde Ehr und Leben
An Gottes Güte ganz ergeben:
Sie bot ihr Herze und ihre Hand
Furchtſam, ſo wie es um ſie ſtand,
Dem Heilthum und dem Eide.
Hand und Herze, beide
Ergab ſie Gottes Segen
Zu bewahren und zu pflegen.
  Nun waren vom Geſinde
Viele ſo ungelinde,
Daß ſie der Königin ihren Eid
Gern hätten auferlegt zu Leid,
Ja zu Schaden und zu Falle.
Die bittere Neidgalle,
Der Truchſäße Mariodo,
Derſelbe verſuchte es ſo und ſo,
Wie er's lege zu ihrem Schaden an.
Dawider war aber mancher Mann,
Der ſich ſelbſt an ihr ehrte
Und ihr's zu gute kehrte.
So ging um den Eid der Königin
Der Streit und das Kriegen her und hin:
Der war ihr bös und Jener gut,
Wie man bei ſolchen Dingen thut.
König Herre, ſiel die Königin ein,
Mein Eid muß doch geſtellet ſein,
Was man auch redet und was man ſagt,
Wie euch gefället und behagt.
Darum ſo ſeht nun ſelber zu,
Wie ich die ſpreche oder thu',
Ob ich auch mit dem Eide
In eurem Dank beſcheide:
Ihr Aller Reden das iſt zu viel.
Vernehmet, wie ich euch ſchwören will:
Daß meines Leibes nie kein Mann
Keine Gemeinſchaft nie gewann,
Noch daß mir in keinen Zeiten
Im Arme noch zur Seiten
Ohn' euch kein Mann, kein lebendiger, lag,
Als der, um den ich weder mag
Den Eid thun noch verleugnen
— Ihr ſaht es ſich ereignen —
Der mir da lag im Arme,
Der Pilgersmann, der arme:
So helfe mir der Jungfrau Kind
Und all die Heiligen, die da ſind
Zu unſerem Glück und Heile,
Bei dieſem Gottdurtheile.
Iſt nicht genug, gebietet nur,
Herre, ich beſſre euch den Schwur,
So oder ſo, wie ihr es wollt.
  Nein, ſprach der König, Frau Iſolt,
Es dünket mich genug hieran,
So weit ich mich beſinnen kann.
Nun nehmet das Eiſen auf die Hand,
Und wie ihr uns habt verbenannt,
So helfe euch Gott in dieſer Noth. —
Amen, ſprach die ſchöne Iſot. —
In Gottes Namen ſie griff es an
Und trug es, daß ſie's nicht verbrann.
Da war wohl offen erkläret
Und all der Welt bewähret,
Daß der viel tugendhafte Chriſt
Hanthierlich wie ein Ermel iſt:
Er fügt ſich bei und ſchmiegt ſich an,
So man es mit ihm fügen kann,
Alſo geſüge und alſo wohl,
Als er mit allem Rechte ſoll.
Er iſt allen Herzen gleich bereit
Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit.
Iſt es Ernſt oder iſt es Spiel,
Er iſt je ſo wie man ihn will.
Das war hie wohl zu ſchauen
An der geſügen Frauen:
Die ernährte ihre Trüglichkeit
Und ihr gelüppeter falſcher Eid,
Den ſie zu Gott gethan, daß ſie
An ihren Ehren wohl gedieh
Und ward von Grund an abermal
Von ihrem Herren und Gemahl
Geminnet und geehret,
Gepreiſet und gehehret
Von Land und Leuten beiden.
Weß er ſich konnte beſcheiden,
Doran ihr Herze war gewandt,
Das war ſein Wille allzuhand.
Er bot ihr Ehre und bot ihr Gut;
All ſein Herze und all ſein Muth
Die waren auf ſie gewandt allein
Ohn' alle Falſchheit treu und rein.
Sein Zweifel und ſein böſer Wahn,
Die waren aber hingethan.

(Kurz.)

### 5.

### Liebe in der Wildniß.*)

Es kehrten die Drei in guter Ruh
Immer und immer der Wildniß zu
Durch Wald und Haide und ritten ſo
Beinahe der Tagereiſen zwo.
Da war Triſtanden ein hohler Schlund
In einem wilden Berge kund,
Den er zu einer Stunden
Von Aventüre funden;
Da hatte ihn einſt beim Jagen
Sein Weg dahin getragen.
Dieſelbe Höhle die war weiland
Unter der heidniſchen Zeit im Land,
Vor Korineis Jahren,
Da Rieſen noch Herren da waren,
Gehauen in den wilden Berg;
Da hatten ſie Obdach und Geberg,
So ſie ſich mit Heimlichkeiten
Der Göttin Minne weihten.
Wo ſo eine Höhle funden ward,
Dieſelbe war mit Erz verwahrt
Und wurde der Minne nach benannt
La Foſſure a la gent amant,
Der Minnenden Grotte, ſo ſagen wir.
Der Name war auch gebührlich ihr.
Auch nennt uns der Aventüre Mund
Die Grotte ein gewölbtes Rund,
Weit, hoch, mit aufrecht gradem Streben,
Schneeweiß und ringsum gleich und eben.

---

*) Die durch Iſolden's Sieg in der Feuerprobe eingelullte Eiferſucht Marke's war bald wieder aufgeregt worden. Er verbannte die Liebenden von ſeinem Hofe und ſie zogen, von dem treuen Kurvenal begleitet, in die Einöde. Die Schilderung des Zuſammenlebens Triſtan's und Iſoldens in der Wildniß iſt ohne Frage das Lieblichſte, Anmuthigſte, Zarteſte, was die deutſche Poeſie ſeit ihrer Exiſtenz bis auf den heutigen Tag hervorgebracht hat. Nur die Geſpräche Schionatulander's und Sigune's, ſo wie Sigune's und Herzeleide's in dem erſten Titurel-Fragment Wolfram's von Eſchenbach — (Siehe oben Seite 635) — können damit wetteifern.

Das Gewölbe, das ſchloß ſich oben,
So daß es war zu loben,
Und auf dem Schluß eine Krone war,
Die war gezieret wunderbar
Mit Geſchmeide und edlen Steinen,
Das gab ein Leuchten und Scheinen.
Der Eſtrich unten war glatt und gleich,
Blank wie ein Spiegel, ſchön und reich,
Von Marmor, grün wie Auen
Im Frühling anzuſchauen.
Ein Bette ſtand inmitten,
Rein aus Kryſtall geſchnitten,
Hoch, weit, wohl auferhaben,
Mit Schriften rings ergraben,
Und ſagt uns auch die Märe,
Daß es geweſen wäre
Geweiht der Göttin Minne.
An der Grotten oben inne
Da waren kleine Fenſterlein
Des Lichtes wegen gehauen ein,
Die gaben Helle im Felſenhaus.
Und da man einging oder aus,
Da war eine eherne Thür dafür,
Und außen ſtanden ob der Thür
Vieläſtiger großer Linden drei,
Und oben keine mehr dabei;
Aber überall hin zu Thal
Da ſtanden Bäume ohne Zahl,
Mit Laub und Aeſten ſtrebend,
Dem Berge Schatten gebend.
Und einhalb war eine Pläne,
Da floß eine Fontäne,
Ein friſcher kühler Bronne
Durchlauter wie die Sonne.
Da ſtanden auch drei Linden drob,
Die waren ſchön und ganz zu Lob
Und ſchirmeten den Bronnen
Vor dem Regen und vor der Sonnen.
Auch waren auf der Auen
Lichte Blumen zu ſchauen
Und grünes Gras bei ihnen.
Die kriegten gar ſüß und ſchienen
Eins gegen das andre widerſtreit.
Auch fand man da zu ſeiner Zeit
Das ſchöne Vogelgetöne.
Das Getöne, das war ſo ſchöne
Und ſchöner denn an jedem Ort.
Augen und Ohren hatten dort
Weide und Wonne Beide,
Die Augen ihre Weide,
Die Ohren ihre Wonne.
Da war Schatte und Sonne,
Da waren Luft und Winde
So ſanft und ſo gelinde.
Von dieſem Berg im Kreiſe
Wohl eine Tagereiſe
War Alles wüſte und wilde,
Felſen ohne Gefilde.
Da war keine Gelegenheit
Von Wegen noch Stegen weit und breit.
Doch wie auch unwegſam und rauh,
So lebte Triſtan und die Frau,
Seine traute Begleiterin,
Dennoch in dieſe Oede hin
Und nahmen ſich Herberge
In dem Felſen und in dem Berge.
Nun ſie ſich niederließen dort,
Sandten ſie Kurvenalen fort,
Am Hofe zu ſagen Märe,
Und wo es noch nöthig wäre,
Daß Triſtan und die ſchöne Iſot
Mit Jammer und mit großer Noth
Gen Irland ſeien gefahren,
Allda zu offenbaren
Ihre Unſchuld wider Leut' und Land,
Und befahlen, daß er ſich allzuhand
Bei Hofe niederließe,
Wie ihn's Brangäne hieße,
Und entböte mit treuem Sinne
Ihre Freundſchaft und ihre Minne
An die Reine, die Getreue,
Ihre Freundin ohne Scheue,
Und erforſchete auch im Stillen,
Wie es ſtünde mit Marke's Willen,
Ob er nicht einen argen Rath
Zu irgend einer argen That
Wider ihr Leben richtete;
Daß er das gleich berichtete
Und daß er auch allzuhanden
Iſolden und Triſtanden
In ſeine Gedanken nähme
Und je zurücke käme
Mit ſo gethanen Mären,
Die da entſcheidend wären,
Je einmal inner zwanzig Tagen —
Was brauche ich euch nunmehr zu ſagen!
Er leiſtete was man ihm gebot.
Hiemit war Triſtan und Iſot
Eingezogen zu Hauſe
In dieſer wilden Klauſe.
  Viel Manchen treibt jetzunder
Der Fürwitz und das Wunder,
Und hat mit Fragen große Noth,
Wie ſich Triſtan und ſeine Iſot,
Die armen zween Gefährten,
In dieſer Wüſte ernährten.
Des will ich ihn berichten
Und ſeinen Fürwitz ſchlichten:
Sie ſahen Beide einander an,
Und Jedes Speiſe davon gewann:
Der Wucher, den das Auge trug,
Bot ihnen Leibesnahrung genug;
Sie aßen Nichts darinne
Als hohen Muth und Minne.
Um's Eſſen und um's Trinken war
Das minnende wohlgemuthe Paar
In gar geringen Sorgen.
Sie hatten ja verborgen
Innen in den Gewanden
Die beſte Speiſe zuhanden,
Die man auf Erden haben kann.
Die trug ſich ihnen von ſelber an,
Je friſch und je auf's Neue:
Das war die reine Treue,
Die gebalſamte Minne,
Die dem Leib und dem Sinne
So inniglich wohl, ſo ſanfte thut,
Die da befeuert Herz und Muth;
Die war ihre beſte Nahrung hie
Fürwahr, und ſelten nahmen ſie
Sonſt eine Speiſe wahr, als der,
Von der das Herze ſein Begehr,
Das Auge ſeine Wonne nahm,
Und die auch recht dem Leibe kam;
Hiemit ſo hatten ſie genug.
Liebe zog ihnen ihren Pflug,
Ging ihnen ſo auf jedem Schritt
Und zu jeglicher Stunde mit,
Und ſpendete, was man haben muß,
Zu leben in Fülle und Ueberfluß.
  Auch machte es ihnen wenig Pein,
Daß ſie in der Wüſte ſo allein
Und ohne Leute lebten hin.
Nun, weß bedurften ſie auch darin!
Was ſollte Jemand zu ihnen dar!
Sie hatten eine gerade Schar:
Sie waren Eins und Eines
Und bedurften weiter Keines.

Hatten ſie einen dazu erleſen,
So wären ſie ungerad geweſen
Und mit dem Ungeraden
Ueberlaſtet und beladen.
Ihrer beider Genoſſenſchaft
Die war den beiden ſo ſcharenhaft,
Daß der geſegnete Artus nie
Daheim bei ſeiner Maſſenie
Ein Feſt gewann um ſeinen Thron,
Daß ihnen größere Luſt davon
Und Wonne wär entſtanden.
Man hätte in allen Landen
Nicht Eine Freude funden,
Die ſie zwei zu den Stunden
Zum Haushalt unter ihnen zwein
Hätten gekauft um ein Glasringlein.
Was Jemand konnte ertrachten,
Für's ſchönſte Leben achten,
In jeglichem Land und Himmelsſtrich,
Das hatten ſie Alles da bei ſich.
Sie hatten um ein beſſer Leben
Nicht eine Bohne hergegeben,
Wenn's nicht um die Ehre geweſen wär'.
Und weß bedurften ſie auch da mehr?
Sie hielten Hof, ſie hatten Gut,
Darauf die Freude all' beruht.
Ihr ſtetes Ingeſinde
Das war die grüne Linde,
Der Schatte und die Sonne,
Die Aue und der Bronne,
Blumen und Gras, Laub und Blüth,
Was tröſtet Augen und Gemüth.
Ihr Dienſt das war der Vogelſchall,
Die kleine reine Nachtigall,
Droſſel und Amſel obendrein
Und andere Waldvögelein,
Der Zeiſig und Galander:
Die dienten wider einander
In die Wette und in Widerſtreit.
Dieß Geſinde diente zu aller Zeit
Ihrem Ohr und ihrem Sinne.
Ihre Hochzeit war die Minne,
Die übergüldete ihre Luſt
Und brachte ihnen in Aug' und Bruſt
Des Tags wohl manche Stunde
Artuſens Tafelrunde
Mit aller ihrer Maſſenie.
Was bedurften ſie beſſere Nahrung die
Dem Muthe und dem Leibe?
Da war doch Mann bei Weibe,
So war auch Weib bei Manne:
Da fehlte keine Spanne.
Sie hatten, was ſie ſollten,
Und waren, da ſie wollten.
Nun treiben aber ihrer g'nug
Ihr Weſen mit Lärm und wenig Fug,
Dazu ich doch nicht ſtimmen will.
Sie ſagen: zu ſothanem Spiel
Da gehöre noch andere Speiſung bei.
Da weiß ich nicht recht, ob's ſo ſei.
Mich dünket es genug hieran.
Iſt aber hie ein anderer Mann,
Der Nahrung, die da baß macht ſatt,
An dieſem Leben erforſchet hat,
Der rede, wie es ihm bewußt:
Ich ging auch je und je mit Luſt
Alſo gethane Lebensbahn;
Da dünkte es mich genug daran.
Nun ſoll euch nicht verdrießen,
Wenn ich euch will erſchließen,
Mit welchem Sinn ich meine,
Daß die Grotte im Geſteine
Bereitet war in ihrem Maß.
Sie war, wie ich zur Stunde las,
Gewölbt, weit, hoch, mit graden Streben;
Schneeweiß und ringsum gleich und eben.
Die runde Wölbung drinne
Das iſt Einfalt in Minne;
Einfalt die ziemt der Minne wohl,
Die keinen Winkel haben ſoll;
Der Winkel, der an der Minnen iſt,
Das iſt Argheit, falſche Kunſt und Liſt.
Das Weite, das iſt der Minnen Kraft,
Denn ihre Kraft iſt unendehaft.
Die Höhe, das iſt der hohe Muth,
Der ſich auf in die Wolken thut;
Demſelben iſt auch Nichts zu viel,
Dieweil er hinauf ſich heben will,
Wo ſich der Tugenden Zug und Guß
Zuſammen wölbt in einem Schluß;
Und der zerſchällt auch nimmer,
Die Tugenden die ſind immer
Mit Lobe ſo vereinet,
Gekrönet und geſteinet,
Daß wir, die nieder ſind gemuth,
Wir, deren Muth ſich niederthut
Und an dem Eſtrich ſchwebet,
Ja, weder ſchwebt noch klebet, —
Wir ſchauen immer auf gen Berg
Und ſchauen oben an das Werk,
Das da aus ihrem Lob beſteht,
Von ihren Tugenden niedergeht,
Die ob uns in den Wolken ſchweben,
Und ihren Schein hernieder geben.
Da ſchau'n wir nach den Wunderdingen,
Und hievon wachſen uns die Schwingen,
Mit denen der Muth in die Höhe fleugt,
Fliegend aus Tugenden Lob erzeugt.
Die Wand war weiß und eben ganz,
Das iſt der Wahrheit Art und Glanz.
Deren Weiße und gleicher Schein
Soll nimmermehr geſprenkelt ſein;
Auch ſoll ihr kein Argwohn böſer Sachen
Weder Bühel noch Grube machen.
Der Eſtrich, der von Marmor war,
Der gleicht der Stete ganz und gar
An Grüne und an Feſte:
Der Sinn iſt ihm der beſte
An Glätte und Farbenſcheine:
Die Stete ſei, die reine,
Mit Rechte ſaftgrün als wie Gras,
Glatt und durchlauter als wie Glas.
Das Bett inmitten drinne
War der kryſtallenen Minne
Nach ihrem Namen recht benannt,
Er hatte ihr Recht viel recht erkannt,
Der ihr machte aus Kryſtall bereit
Ihr Lager und ihre Gelegenheit:
Die Minne ſoll auch kryſtallen, rein,
Durchſichtig und durchlauter ſein.
Innen an der ehernen Thür
Da gingen auch zween Riegel für.
Eine Klinke war auch innen
Mit kündiglichen Sinnen
Hinausgeleitet durch die Wand,
Wo ſie auch Triſtan erfand;
Die meiſterte ein Heftelein,
Das da von außen ging hinein,
Und ſie handhabte hin und her,
Nicht Schloß daran noch Schlüſſel war,
Und will euch ſagen warum:
Das Schloß das fehlte darum,
Was man Geräthes für die Thür,
Ich meine außerhalb dafür,
Zum Hemmen oder Verſchließen thut,
Das deutet alles auf falſchen Muth:
Eingehn zur Thür der Minnen,
Wen man nicht einläßt drinnen,

Das iſt nicht Minnen Art noch Zug,
Das iſt Gewalt oder iſt Betrug.
Darum ſo ſteht dem Minnenthor
Dieſelbe eherne Thüre vor,
Die Niemand kann gewinnen,
Er gewinne ſie denn mit Minnen.
Auch iſt ſie ehern, merket hie,
Daß kein Gerüſte gegen ſie,
Weder von Gewalt noch Kraft,
Weder von Liſt noch Meiſterſchaft,
Von Falſchheit noch von Lüge,
Zum Sprengen oder Brechen gnüge.
Und innen die zween Riegel,
Der Minne zwei Inſiegel,
War jeder dem andern zugewandt:
An einem Ende jeder Wand,
Von Cedernholz der eine,
Der andre von Helfenbeine.
Vernehmet die Deutung beider:
Der eine von der Ceder
Der meinet an der Minne
Die Weisheit und die Sinne,
Der Riegel von Helfenbeine
Die Keuſchheit und die Reine.
Mit dieſen zwein Inſiegeln,
Mit dieſen reinen Riegeln
Iſt zugethan der Minnen Haus,
Falſch und Gewalt geſchloſſen aus.
Die heimliche Handhabe,
Von der ich geſprochen habe,
Die von außen ging zur Klinken hin,
Das war eine Spille, war von Zinn,
Dagegen mit Recht die Klinke war
Von lauterem Golde ganz und gar.
Feil und Klinke, dieſe und das,
Die konnten beide nimmer baß
In ihrer Weiſe ſein vollbracht.
Das Zinn, das iſt die Willensmacht
Zu heimlich ſtillen Dingen,
Das Gold iſt das Gelingen.
Zinn und Gold ſteht wohl hier an:
Seinen Sinn, den mag ein jeder Mann
Nach ſeinem Willen leiten,
Schmälern oder breiten,
Kürzen oder längen,
Weiten oder engen,
So oder ſo, her und hin,
Mit leichter Mühe, gleich wie Zinn;
Und iſt da wenig Schaden dran.
Wer aber mit rechter Güte kann
Auf Minne wenden ſeinen Sinn,
Fürwahr, den trägt dieß Heil von Zinn,
Das arme ſchlechte Stücke
Trägt ihn zu goldenem Glücke
Und lieber Aventüre.
Oben in die Feſtüre
Da waren nur drei Fenſterlein,
Dadurch die Sonne mit ihrem Schein
Gar heimlich konnte ſchauen,
Durch den ganzen Stein gehauen.
Dieſelben deuten Güte,
Demüthiges Gemüthe
Und Zucht. Zu dieſen Dreien ein
Da geht und lacht der ſüße Schein,
Der ſelige Gaſt der Hehre,
Der Lichter beſtes, Ehre,
Und erleuchtet die Feſtüre
Hoflicher Aventüre.
Auch hat es Sinn und ſteuget fein,
Daß die Feſtüre ſo allein
In dieſer wüſten Wildniß lag.
Was man dem wohl vergleichen mag,
Daß Minne und ihre Gelegenheit
Nicht liegen an der Straße breit,
Noch nahe beim Gefilde:
Sie lauſchet in der Wilde.
Zu ihrer Klauſe iſt die Fahrt
Mit Noth und Mühſal wohl verwahrt.
Die Berge liegen um ſie her
In manchen Bogen kreuz und quer
Verſchoben hin und wieder;
Die Steige ſind auf und nieder
Uns armen Märtyrern allen
Mit Felſen ſo zerfallen,
Daß, gehn wir nicht recht dem Pfade mit,
Verſiehen wir's an einem Tritt,
Wir aus dem Irrgewinden
Uns nimmer zurechte finden.
Wer aber mag ſo ſelig ſein,
Daß er zur Wildniß kommt hinein,
Was er auch Müh' und Arbeit fand,
Die iſt glückſelig aufgewandt.
Er findet da des Herzens Spiel;
Und was das Ohr vernehmen will
Und was dem Auge lachen ſoll,
Deß Alles iſt die Wildniß voll.
Das Paar, das treue holde,
Triſtan und ſeine Iſolde,
Sie hatten in der Wilde
In Wald und zu Gefilde
Ihre Muße und Unmüßigkeit
Gar ſüß beſtellet und bereit:
Sie waren zu allen Zeiten
Einander an der Seiten.
Des Morgens in dem Thaue
So ſchwebten ſie zur Aue,
Da Blumen und Gras zuhanden
Vom Thau erkühlet ſtanden.
Die kühle Prärie im Morgenſchein
Die mußte dann ihr Vergnügen ſein.
Da wandelten ſie her und hin,
Sprachen zuſammen mit holdem Sinn
Und lauſchten unter'm Gange
Dem ſüßen Vogelſange.
Und alsdann nahmen ſie einen Schwang
Hin, da der kühle Bronne klang,
Und lauſchten ſeinem Klange,
Seinem Gleiten und ſeinem Gange
Zur Pläne mit ſtillen Fluten;
Da ſaßen ſie und ruhten
Und lauſchten dem Gießen
Und ſchauten auf das Fließen,
Und das war ihre Wonne.
Als aber die lichte Sonne
Begann ſich zu erheben,
Die Hitze herab zu ſchweben,
So gingen ſie zur Linden
Nach den kühlen Winden;
Die ſpendete ihnen aber Luſt
Außen und innerhalb der Bruſt.
Sie erfreuten Sinn und Augen hie.
Die Linde fächete für ſie
Luft und Schatten mit ihrem Blatte
Die Winde machte ihr kühler Schatte
Gar ſüß, kühl und gelinde.
Die Ruhebank der Linde
Das war von Blumen und Graſe
Der beſtgemalte Waſe,
Der je um eine Linde war.
Da ſaßen ſie zu einander dar,
Die ſehnenden Getreuen,
Ihre Mären zu erneuen
Von Sehnenden, die vor Jahren
Durch Liebe verdorben waren.
Sie beredeten und beſagten,
Sie betrauerten und beklagten
Die thraciſche Phyllis und ihr Weh
Und was die arme Kanace

Durch Minne ward Schmerzen inne
Und Byblis, der aus Minne
Zu ihrem Bruder das Herze brach.
Sie ſprachen von dem Ungemach
Der Königin von Sidone,
Der ſehnenden Didone,
Der ihre Liebe zu Leid gedieh.
Mit ſolchen Mären waren ſie
Unmüßig unter Stunden.
  So ſie aber ſolcher Kunden
Vergeſſen wollten und fröhlich ſein,
So ſchlichen ſie zur Klauſen ein
Und nahmen aber zu Handen,
Daran ſie ihre Freude fanden,
Und ließen dann erklingen
Ihr Harfen und ihr Singen
Mit ſehnlichem ſüßen Gruße.
Da wechſelten ſie Unmuße
Mit Handen und mit Zungen:
Sie harfeten und ſie ſungen
Leiche und Noten der Minne.
Sie wandelten darinne
Ihr Wonneſpiel, wie's ihnen kam.
Welches von ihnen die Harfe nahm,
So war es je des Andern Art,
Daß es ihm je gar ſüß und zart
Und ſehnlich dazu die Noten ſang.
Auch lautete jedweder Klang
Der Harfen mit der Zungen,
So ſie in einander klungen,
So ſüß und lieblich überein,
Daß ihre Klauſe wohl und fein
Zur ſüßen Minne ward benannt
La foſſure a la gent amant.
  Was aber von der Foſſure
Von alter Aventüre
Vorhin je war bemäret,
Das ward erſt hie bewähret.
Die wahre Wirthin, Minne,
Die hatte ſich darinne
Nun erſt recht an ihr Spiel gemacht:
Was eh' darinne ward vollbracht
Von Kurzweil oder Minnenſpiel,
Das lief nicht hin zu dieſem Ziel:
Es war nicht in des Herzens Schrein
So lauter noch ſo herzensrein,
Wie das Spiel dieſer Beiden hie.
Mit Minne die Zeit verbrachten ſie,
Das Minnende leben nimmer baß:
Sie thaten Nichts denn alles Das,
Wozu ſie ihr Herz und Wille trug.
  Der Kurzweil gab's am Tag genug,
Die ſie da ſuchten und funden:
Sie ritten unter Stunden,
Wenn das war ihr Behagen,
Mit der Armbruſt auf das Jagen,
Und birſchten in der Wilde
Nach Vögeln und nach Wilde.
Auch gingen ſie zu Zeiten
Dem Rothwild nachzureiten
Mit Hiudan ihrem Hunde,
Der ſonſt mit ſtummem Munde
Nicht war gewohnt zu jagen.
Nun aber in kurzen Tagen
Von Triſtan hatte gelernt die Birſch
So auf das Thier als auf den Hirſch,
Nach jeder Art von Wilde,
Durch Wald und durch Gefilde,
So daß er auf der Föhrte lief,
Und doch nicht anſchlug oder rief.
Mit dem vertrieben ſie manchen Tag,
Nicht etwa, wie man glauben mag,
Aus Nothdurft und zum Unterhalt:
Der Kurzweil ihr Gebirſche galt,
Die ihnen aus dem Jagen floß.
Sie übten Bracken und Geſchoß,
Das weiß ich und iſt mir wohl bewußt,
Vielmehr zu ihres Herzens Luſt,
Und ihren Muth zu ſtillen,
Als um der Nahrung willen.
Ihr Geſchäft und ihre Unmüßigkeit
War allewege und allezeit
Nichts als was ihnen Luſt gebar
Und ihrem Muth geziemlich war.
Unter währender dieſer Zeit
Hatte groß Ungemach und Leid
Der trauervolle Marke;
Deß Trauer war eine ſtarke.
Er trauerte um Ehr' und Weib,
Und ward ihm täglich Seel' und Leib
Je mehr und mehr beſchwerlich,
Ehre und Gut entbehrlich.
So ritt er in ſelben Tagen
Zum ſelben Walde jagen,
Mehr um ſein Leid zu ſtillen,
Denn Abenteuers willen.
Nun ſie zum Walde kamen,
Die Jäger die Hunde nahmen
Und ſandten da ein Rudel ſtehn;
Da ließen ſie die Hunde gehn
Und an derſelben Stunde
Schieden des Königs Hunde
Einen ſeltnen Hirſch ab von dem Troß,
Der hatte die Mähne wie ein Roß,
War weiß, groß, wuchtig ungemein,
Die Stangen unanſehnlich klein,
Kaum wieder aufgeſproſſen,
Als ob er ſie abgeſtoßen
Erſt hätte vor gar kurzer Zeit.
Den jagten ſie in Widerſtreit
Und mit Gewalt nachtrabend
Bis tief hin in den Abend.
Zuletzt verfehlten ſie die Spur
Alſo, daß ihnen der Hirſch entfuhr
Und ſeine Flucht hin wieder nahm,
Von dannen er auch zur Grotte kam
Hinſetzend über Geſtein und Gras.
Alldahin floh er und genas.
  Nunmehr verdroß es Marken ſehr,
Dazu die Jäger noch viel mehr,
Daß ihnen ſo am Hirſch geſchah,
Da man ihn doch ſo fremde ſah
An der Farbe und am Mähnenhaar,
Und war unmuthig die ganze Schar.
Sie koppelten die Hunde wieder
Und ließen ſich die Nacht da nieder,
Denn ihnen war Allen Ruhe Noth.
Nun hatte auch Triſtan und Iſot
Den ganzen Tag lang wohl vernommen
Den Schall, der in den Wald war kommen
Von Hörnern und von Hunden,
Und dachten an den Stunden,
Es könne Niemand als Marke ſein.
Da hatten ſie große Noth und Pein:
Mit ſchwerem Herzen ſorgten ſie,
Sie wären ihm verrathen hie.
  Des andern Tages in der Fruh
Da fuhr der Jägermeiſter zu,
Eh daß er ſähe das Morgenroth;
Seinen Unterthanen er gebot,
Daß man warte, bis es tage,
Und ihm alsdann nachjage.
An ſeine Leine nahm er dar
Einen Bracken, der ihm gefällig war,
Und brachte ihn auf die Fährte.
Der leitete ihn und kehrte
Manch unwegſame Pfäde
Ueber Felſen krumm und gerade,

Ueber Gras und über Geſtein empor
Und hinunter, da ihm der Hirſch zuvor
Geſtrichen und geflohen war;
Dem folgte er auf der Fährte dar,
Bis daß die Schlucht ein Ende nahm,
Die Sonne in die Höhe kam:
Da war er auf Triſtan's Plane
Und ſah bei der Fontäne.
Deſſelben Morgens war Triſtan dort
Und ſein Geſpiel geſchlichen fort,
Bei Händen traut befangen,
Und kamen hingegangen
Gar früh und in dem Thaue
Auf die geblümte Aue
Und in das wonnigliche Thal:
Galander und Nachtigall zumal
Begannen zu organiren,
Ihr Geſinde zu ſalwiren;
Sie grüßten freudig die Helden,
Triſtanden und Iſolden.
Die wilden Waldvögelein
Die hießen ſie willkommen ſein
Gar ſüß in ihrem Lateine.
Manch ſüßem Vöglein kleine
Dem waren ſie da hochwillkommen.
Sie hatten ſie alle angenommen
Gar wonniger Unmuße:
Den Geliebten zweien zum Gruße
Sangen ſie von dem Reiſe
Ihre wonnebringende Weiſe
In manchen Wandelungen
Mit mancher ſüßen Zungen,
Die da ſchanzeit und diſcanteit
Ihre Schanzune und Refloit
Den Liebenden zur Wonne.
Sie empfing der kühle Bronne,
Der gegen ihre Augen ſchön entſprang
Und ſchöner in ihre Ohren klang,
Raunend ihnen entgegen ging,
Mit ſeinem Raunen ſie empfing:
Er raunete gar ſüße
Gegen ſie ſeine Grüße.
So grüßten ſie auch die Linden
Mit den viel ſüßen Winden,
Erfreuten außen und innen
Ihre Ohren und ihre Sinnen.
Die Bäume mit ihrer Blüthe,
Die Aue, die lichterglühte,
Die Blumen, das ingrüne Gras
Und Alles, das da blühte, das
Sah ihnen lachend in's Angeſicht.
Auch grüßte ſie, funkelnd im Morgenlicht,
Der Thau mit ſeiner Süße:
Der kühlte ihre Füße
Und ſänftete ihre Herzen gar.
Als deſſen genug geſchehen war,
So ſchwebten ſie wieder in's Geſtein
Und kamen unter ſich überein,
Was ſie thäten zu dieſer Stunde,
Da ſie ſorgten von Herzensgrunde
Und fürchteten, wie es auch geſchah,
Daß irgend Jemand ihnen nah
Durch dieſe Hunde käme,
Ihre Heimlichkeit vernähme.
Da fand nun Triſtan einen Sinn
Und wurden ſie Beide einig drin.
Sie gingen zu ihrem Bette wieder
Und legten ſich da wieder nieder,
Von einander wohl manche Spanne,
Recht ſo wie Mann bei Manne,
Nicht wie man ſiehet Mann und Weib
Da lag einander Leib und Leib
Zuwider, wie man ſelten pflegt.
Auch hatte Triſtan noch gelegt
Sein bloßes Schwert hin zwiſchen ſie.
Hinwärts lag er, herwärts lag ſie,
Sie lagen ſonder, eins und ein:
So ſchliefen ſie zuſammen ein.
Der Jäger, von dem ich ſprach zur Stund,
Der zum Brunnen kam mit ſeinem Hund,
Der ſpürte in dem Thaue,
Da Triſtan und ſeine Fraue
Vor ihm gegangen waren hin,
Hiemit ſo fiel er auf den Sinn,
Es wäre des Hirſchen Wechſel nur:
Er ſtieg vom Roß und nahm die Spur
Und ging demſelben Pfade mit
Recht in der Zweite Schritt und Tritt
Bis hin vor der Foſſüre Thür.
Da gingen zween Riegel aber für:
Er konnte da nicht fürbaß kommen.
Nun ihm der Weg da war benommen,
Verſuchte er's im Bogen krumm
Und ging um die Grotte rings herum
Und fand von Aventüre
Oben an der Foſſüre
Ein verborgenes Fenſterlein:
Da lugte er mit Furcht hinein
Und ſah zuhand darinne
Das Geſinde der Minne,
Nichts als ein Weib und einen Mann.
Die ſah er auch mit Wunder an,
Ihn däuchte von dem Weibe,
Daß nie von Weibes Leibe
Ein Geſchöpf ſo auserkoren
Wurde zur Welt geboren.
Jedoch ſah er unlange dar,
Denn alsbald er da ward gewahr
Das Schwert, das dalag alſo bloß,
Da war ſein Schrecken aber groß,
Und machte ſich von hinnen,
Ihm däuchte, es ſei da drinnen
Etwas von wilden Dingen;
Das begann ihm Furcht zu bringen.
Er kehrte den Felſen wieder nieder
Und ritt hin zu den Hunden wieder.
Nun war auch der König balde
Seinen Jägern im Walde
Auf ſeiner Fährte zuvor geritten
Und traf ihn auf dem Wege mitten.
Seht! ſprach der Jäger athemlos,
Herr König, ich habe euch Märe groß:
Ich habe in dieſen Stunden
Schön Abenteuer funden. —
Sag' an, was Aventüre? —
Eine Minnenfoſſüre. —
Wo fandeſt du die oder wie? —
Herre, in dieſer Wildniß hie. —
In dieſer wüſten Wilde? — Ja. —
Iſt aber jemand Lebendes da? —
Ja, Herre König, es iſt allhier
Eine Göttin und ein Mann bei ihr:
Die liegen auf einem Bette
Und ſchlafen in die Wette.
Der Mann iſt wie ein andrer Mann,
Nur hab' ich meinen Zweifel dran,
Ob ſein Geſchlafe nebenbei,
Ob das ein menſchlich Weſen ſei:
Die iſt ſchöner denn eine Feine:
Vom Fleiſche noch Gebeine
Konnte auf dieſer Erden
Nichts alſo Schönes werden.
Und aber ein Schwert, ſchön, blank und bar,
Das liegt da zwiſchen ihnen dar,
Ich weiß nicht, Herre, mit welchem Sinn. —
Der König ſprach: Weiſe mich hin. —
Der Jägermeiſter führte ihn fort
Hin durch die Wilde bis an den Ort.

Da er vom Roſſe geſprungen war.
Der König ſprang auf den Raſen dar
Und ſchritt empor zur Pforte;
Der Jäger hielt am Orte.
Nun Marke der kam hin zum Thor,
Das ließ er, wandte ſich davor
Nach außen am Steingewende:
Und an des Geſteines Ende
Da nahm er manche Kehre
All' nach des Jägers Lehre.
Da fand er auch ein Fenſterlein,
Und ſandte die Augen auch hinein
Zu Liebe und zu Leide.
Die ſah er auch da, Beide
Liegend auf dem Kryſtall empor
Und immer noch ſchlafend wie zuvor.
Er fand ſie wie ſie auch Jener fand,
Wohl von einander abgewandt,
Das dahin, das dorthin gekehrt,
Und zwiſchen ihnen das bloße Schwert.
Er erkannte den Neffen und ſein Weib:
Sein Herz in ihm und all' ſein Leib
Die erkalteten beide,
Vor Liebe und auch vor Leide.
Dieſe fremde Gelegenheit
Die war ihm lieb und war ihm leid:
Lieb meine ich ob dem guten Schein,
Als wären ſie von Schulden rein,
Leid, daß er ſie doch beiſammen ſah.
In ſeinem Herzen ſprach er da:
Gnädiger Gott und Herre mein,
Was mag an dieſen Dingen ſein?
Wenn unter ihnen geſchehen iſt,
Was ich argwöhnte ſo lange Friſt,
Wie können ſie alſo liegen dann?
Ein Weib ſoll doch dem lieben Mann
In den Armen zu allen Zeiten
Lieben an ſeiner Seiten:
Wie liegen dieſe Gelieben ſo?
Und aber ſprach er, halb ſchon froh:
Iſt denn Etwas an der Geſchicht?
Iſt die Schuld oder iſt ſie nicht? —
Hiemit war aber der Zweifel da:
Schuld? ſprach er, meiner Treuen, ja.
Schuld? ſprach er, meiner Treuen, nein.
Dies trieb er ſo mit dieſen zwein,
Bis aber der pfadloſe Mann
Marke zu zweifeln neu begann
An ihrer Beider Minne.
Minne, die Sühnerinne,
Die kam dazu geſchlichen,
Schön und wohl aufgeſtrichen
Mit wandelbarem Fleiße;
Da trug ſie auf das Weiße
Gemalt in ihren Zügen
Das goldne Wort der Lügen;
Mit ihrer beſten Farbe, Nein!
Das leuchtete mit goldnem Schein
Dem König in ſein Herze.
Von ſeinem andern Schmerze,
Dem ungenehmen Worte Ja
Sah Marke keine Spur mehr da;
Das war mit einmal hingethan,
Da war kein Zweifel mehr noch Wahn:
Der Minne Uebergolderin,
Die goldne Unſchuld zog ihn hin,
Sie zog ihm Augen und Sinne
Mit lockendem Gewinne
Hin da der öſterliche Tag
All ſeiner Herzensfreuden lag.
Er ſchaute auf die holde
Seines Herzens Wonne Iſolde;
Auch ſah er an ihr in voriger Zeit
Nie ſolche Schöne und Lieblichkeit.

Die Märe ſpricht von Glühen,
Weiß nicht von welchen Mühen,
Daß ſie erhitzet ſollte ſein:
Ihre Farbe leuchtete und ihr Schein
So ſüße und ſo leiſe
Wie eine gemiſchte Roſe
All in die Höhe zu dem Mann;
Ihr Mund der glühete und brann
Wie feurige Kohlen brennen.
Ja, nun kann ich erkennen,
Was dieſe Mühe geweſen:
Sie war, wie ich geleſen,
Des Morgens in dem Thaue
Geſchwebet zu der Aue
Und war davon entbronnen.
So kam auch von der Sonnen
Ein kleiner Stral gegangen,
Der ſchien ihr auf die Wangen
Und leuchtete ihr auf Kinn und Mund.
Zwei Wunder hatten ſich an der Stund
Zu einem Spiel verbündet,
Sich Licht an Licht entzündet.
Die Sonne und die Sonne
Die hatten eine Wonne
Und eine Hochzeit angericht
Iſolden zu einem Wunderlicht.
Ihr Kinn, ihr Mund, ihre weiße Haut
War ſo recht wonniglich, ſo traut,
So lieblich und ſo anmuthvoll,
Daß Marken Muth und Herze ſchwoll:
Ihm kam ein Verlangen und ein Gelüſt,
Er hätte ſie gar zu gern geküßt.
Minne die warf ihre Flammen an,
Minne entflammete den Mann
Mit der Schöne ihres Leibes:
Die Schöne dieſes Weibes
Die lockte ihm ſeine Sinne
Zu ihrer Lieb' und Minne.
Sein Auge das ſtund immerdar,
Er nahm mit ganzem Herzen wahr,
Wie ſchön aus den Gewanden
Ihr Hals und Buſen ſtanden,
Ihre Arme und ihre Hände.
Sie hatte ohne Gebände
Ein Schapel auf, das war von Klee.
Sie däuchte ihren Herren mehr denn je
Luſtſam gethan und wonnebar.
Nun er der Sonnen ward gewahr,
Die ihr von oben durch den Stein
Auf's Antlitz fiel mit lichtem Schein,
Da ſorgte er von Herzen,
Es möcht' ihre Farbe ſchwärzen.
Nahm Gras, Laub, Blumen, was er fand,
Verſtopfte das Fenſter mit eigner Hand
Und bot ihr ſeinen Segen,
Bat ihren Gott zu pflegen,
Und weinend ſchied er, dieß gethan.
Er kehrte als ein betrübter Mann
Zu ſeinen Hunden wieder,
Legte ſein Jagen nieder
Und hieß zur ſelben Stunden
Die Jäger mit den Hunden
Wieder zu Hauſe kehren hin.
Das that er aber mit dieſem Sinn,
Daß niemand Anders käme dar,
Der ihrer würde allda gewahr.

(Kurtz.)

## 6.

## Das vollkommene Weib.

Von allen Dingen auf dieſer Welt,
Die je der Sonne Licht erhellt,

Iſt keins ſo ſelig wie das Weib:
Die ſtets ihr Leben und ihren Leib
Und ihre Sitten dem Maß ergibt,
Sich ſelber ehret und ſich liebt;
Und all die Weile und all die Friſt,
Daß ſie ihr ſelber willkommen iſt,
So iſt es billig auch dabei,
Daß ſie der Welt willkommen ſei.
Die ihrem Leib zuwider thut,
Die ſo beſtellet ihren Muth,
Daß ſie ihr ſelbſt muß grollen,
Wer wird die minnen wollen?
Die da ſich ſelbſt entehret
Und das der Welt bewähret,
Was Liebe oder was Ehren
Soll Jemand an die kehren?
Man leichet das Verlangen,
Das ſchon iſt aufgegangen,
Und will das weſenloſe Leben
An ein gehehrtes Weſen geben.
Nein, nein, das iſt nicht Minne, nein,
Das muß der Minne Feindin ſein,
Die aller Ehren bloße,
Die böſe zugelloſe:
Die fordert Weibes Würde nicht,
Nach dem Sprichwort, das da Wahrheit ſpricht:
Die Manchem Minne ſinnet,
Die iſt Manchem ungeminnet. —
Die darauf ſtellt die Sinne,
Daß alle Welt ſie minne,
Die minne zuerſt ſich ſelber nur
Und zeige der Welt der Minne Spur:
Iſt es der echte Minnentritt,
Alle die Welt, die minnet mit.
  Ein Weib, die ihre Weiblichkeit,
Sich ſelbſt beſiegend, dazu weiht,
Daß ſie der Welt gefalle,
Die ſoll die Welt auch alle,
Zieren, würden und ſchönen,
Täglich blumen und krönen
Mit Lob und hohen Ehren,
Ihre Ehre mit ihr mehren;
Zu wem ſie mag ſich neigen,
Wem ſie gar wird zu eigen
Mit Leib und Herz und Sinne,
Mit Liebe und mit Minne,
Der ward zum Heil geboren,
Ja der iſt auserkoren
Zu lebendem Heil je mehr und mehr.
Das lebende Paradies hat der
In ſeinem Herzen begraben;
Der darf keine Sorge haben,
Daß ihn der Hagbuſch fange,
So er nach den Blumen lange,
Daß ihn der Dorn je ſteche,
Ehe er die Roſen breche.
Da iſt kein Hagbuſch und kein Dorn,
Da iſt dem Kind der Diſtel, Zorn,
Kein Leben zubeſchweren;
Da hat der roſige Frieden
Alles, was Herbe und Zorn bedeutet,
Dorn, Diſtel, Hagbuſch ausgereutet.
In dieſem Paradieſe
Iſt Nichts, was giftig ſprieße,
Da grünt und wächſt ein guter Kraut,
Als was das Auge gerne ſchaut,
Es ſteht gar in der Blüthe
Weiblicher Huld und Güte.
Da iſt kein Obſt darinne,
Als Treue nur und Minne,
Iſt Ehre nur und Würde da.
In ſolchem Paradieſe, ja,
Das ſo voll Freud' ohn' Ende
Und ſo gemaiet ſtände,
Da konnte wohl ein ſeliger Mann
Seines Herzens Freude ſchauen an
Und ſeiner Augen Wonne ſehn.
Was wäre auch Anders dem geſchehn,
Als Iſolden und Triſtanden?
Und wer mir folgte zuhanden,
Der dürfte ſein Leben geben
Um keines Triſtan's Leben;
Denn wahrlich, ein rechtſchaffen Weib,
Wem die ſich ergibt mit Ehr' und Leib
Und beides in ſeine Hände legt,
Ach, wie ſie ihn dann von Herzen pflegt!
Wie hat ſie ihn in ſo ſüßer Pflege,
Wie hält ſie alle ſeine Wege
Von Diſtel frei und Dorne,
Von allem ſehnenden Zorne!
Wie wahrt ſie ihn vor der Herzensnoth,
So gut als ihren Freund Iſot!
Und halt' ich wahrlich auch dafür:
So Einer ſuchet mit Gebühr,
Wie man wohl ſoll nach Golde,
Es lebte noch manche Iſolde,
An der man gar Alles fände,
Was man zu ſuchen verſtände. (Kurtz.)

## 7.

## Scheiden und Meiden.

  Es war einſt am Mittage,
Die Sonne ſchien und leider ſehr,
Daß auch verbrannte ihre Ehr'.
Da ſchien zweifältiger Sonnenſchein
Der Königin in ihr Herz hinein
Und verbrannte ihre Sinne;
Die Sinne und die Minne,
Der ſehnende Muth, die heiße Zeit,
Die quälten ſie im Widerſtreit.
Nun wollte ſie dem Kampfe,
Dem Muth und dem Sommerdampfe,
Mit einer Kunſt entſpringen
Und fiel recht in die Schlingen.
Sie ging zu dem Baumgarten hin,
Nach ihrer Wonne zu trachten drin,
Und ſuchte allda Schatten,
Der ihr käme zu Statten
Und hielte ihr Hilfe und Schirm bereit,
Da Kühle wäre und Einſamkeit.
Und alſobald daß ſie den fand,
Hieß ſie ein Bette dar zuhand
Gar ſchön und reichlich machen
Mit Decke und mit Leilachen;
Da wurde Purpur und Bliant
Und königliches Bettgewand
Ueber das Bett geſpreitet.
Nun daß dieß war bereitet
Meiſterlich aus dem Grunde,
Da legte ſich la blunde
In ihrem Hemd, die Schöne, drein.
Die Jungfrau'n hieß ſie insgemein
Entweichen aus dem Garten
Und nur Brangänen warten.
  Triſtanden ward entboten,
Daß er käme zu Iſoten
Und wiche um Nichts von ſeinem Pfad.
Nun that er recht wie Adam that:
Das Obſt das ihm ſeine Eva bot,
Das aß er und mit ihm den Tod.
Er kam. Da ging Brangäne fort
Und ſetzte ſich zu den Frauen dort,
So bang und ſchwer im Herzensgrund.
Den Kämmerern ſie gebot zur Stund,
Die Thüren all zu ſchließen,
Und daß ſie Niemand ließen

Den ſie nicht hieße laſſen ein.
Man ſchloß die Thüren insgemein;
Und als Brangäne niederſaß
Da bedachte ſie aber das
Und beklagt es in ihrem Muth,
Daß keine Furcht und keine Hut
An ihrer Frauen was verfing.
Unter dieſen Gedanken ging
Der Kämmerer einer für die Thür,
Und ſtand auch nicht ſo bald dafür,
Da ging der König gegen ihn her
Und fragte nach der Königin ſehr
Mit ungeduldiger Mähr.
Nun ſprach der Fräulein jede:
Sie ſchläfet, Herre, ich wähne. —
Die verſunkene Brangäne
Fuhr auf und ſchwieg, im Herzen krank,
Das Haupt ihr auf die Schulter ſank,
Hände und Herz entfielen ihr.
Der König ſprach aber: Nun ſaget mir,
Wo ſchläfet ſie, die Königin? —
Sie wieſen ihn zum Garten hin,
Und Marke kehrte hin zuhand,
Da er ſein Herzeleid erfand:
Weib und Neffen die fand er
Mit Armen in einander
Geſtrickt, wie Schlang und Schlange,
Ihre Wange an ſeiner Wange,
Ihr Mund an ſeinem Munde.
Was ihm da kam zur Kunde,
Was ihn die Decke ſehen ließ,
Was ſich außerhalb der Tücher wies
Dort an dem obern Ende,
Da ſah er Arme und Hände,
Sah Bruſt und Schulter beide
So nahe in ſeinem Leide
Gedrängt und geſchloſſen,
Und wäre ein Werk gegoſſen
Von feſtem Erz, von Golde ſchwer,
Man fände nie und nimmermehr
Einen beſſern Fug und Schluß darin.
Herr Triſtan und die Königin
Schliefen in ſüßem Glühen,
Weiß nicht nach welchen Mühen.
Der König, da er ſein Ungemach
So offen ſah und ſeine Schmach,
Da kam ihm erſt von Grunde
Sein Herzeleid zur Kunde.
Nun war das Aug ihm aufgethan,
Hin war der Zweifel und der Wahn,
Die er eh' bekriegen mußte:
Er wähnte nicht, er wußte:
Ja weß er je zuvor begehrt,
Das war ihm Alles nun gewährt.
In Treuen aber, es iſt mein Wahn,
Ihm hätte da viel baß gethan
Ein Wähnen denn ein Wiſſen.
Weß er je war befliſſen,
Zu kommen von der Zweifelnoth,
Das war ihm nun ſein lebender Tod.
So ging er ſtill von dannen:
Seinen Rath und ſeine Mannen
Die nahm er zu ſich an der Stund,
Hub an und machte ihnen kund,
Daß ihm verkündigt wäre
Für eine wahre Märe,
Herr Triſtan und die Königin
Die wären bei einander drin:
Sie ſollten Alle mit ihm dar
Und ſollten nehmen der Beiden wahr,
Daß, ſo man's alſo fände dort,
Man ihm die Beiden alſofort
Zu Recht und Gerichte ſtellte,
Wie's nach dem Landrecht gelte.
Nun war das nicht ſo ſchier geſchehn,
Daß er ſich [illegible] vom Bett zu gehn,
Und war davon noch gar nicht fern,
Da erwachte Triſtan, ſah den Herrn
Vom Bette gehn. Da ſprach Triſtan:
Ach, Gute, was habt ihr gethan,
Getreuliche Brangäne!
Weiß Gott, Brangäne, ich wähne,
Dieß Schlafen geht uns an den Leib,
Iſolde, erwachet, armes Weib,
Erwachet, Herzenskönigin mein!
Ich wähne, wir müſſen verrathen ſein. —
Verrathen, ſprach ſie, Herre, wie? —
Mein Herre, der ſtund ob uns hie:
Er ſah uns Beide und ich ſah ihn.
Er geht von uns jetzo dahin
Und zwar verſeh ich mich ſo viel,
Daß er mir an das Leben will:
Er will zu dieſen Dingen
Helfer und Zeugen bringen:
Sein Werben geht auf unſern Tod,
Herzensfraue, ſchöne Iſot,
Nun müſſen wir uns ſcheiden
So jähe, daß uns Beiden
So gut auf dieſer Erden
Nimmer wird, nimmer werden.
Nun nehmet in eure Sinne,
Wie jämmerliche Minne
Wir haben gehalten bis zur Stund:
Seht, daß die bleibe auf feſtem Grund:
Laßt mich aus eurem Herzen nicht,
Denn, was dem meinen je geſchicht,
Daraus ſo kommt ihr nimmer:
Iſolde, die muß immer
In ihres Triſtan's Herzen ſein.
Nun ſehet, Herzensfreundin mein,
Wie mich verzehrt die Ferne,
Die Fremde von meinem Sterne.
Vergeſſet mein in keiner Noth!
Süße Freundin, ſchöne Iſot,
Gebietet mir und küſſet mich.
Sie trat ein wenig hinter ſich.
Mit Seufzen ſprach ſie zu ihm hin:
Ach, Herre, unſer Herz und Sinn
Die waren ja viel zu lange
Von Einem Erz und Klange,
Als daß ſie ſollten lernen,
Was Fremden und Entfernen,
Und lernen, was vergeſſen ſei.
Ihr ſeid mir fern oder nahe bei,
So ſoll doch in dem Herzen mein
Kein Leben und nichts Lebendes ſein,
Denn Triſtan, mein Leib und mein Leben.
Herre, ich hab euch nun lang ergeben
Beide, mein Leben und meinen Leib:
Nun ſehet, daß kein ander Weib
Mich jemals von euch ſcheide:
Wir ſollen uns immer Beide
In der Liebe und in der Treuen
Stätigen und erneuen,
Die lange und alſo lange Friſt
So rein an uns geweſen iſt.
Und nehmet hin dieß Ringelein:
Das laſſet euch ein Denkmal ſein
Der Treuen und der Minne,
So ihr je eure Sinne
In der Ferne dazu gewinnet,
Daß ihr eine Andre minnet,
Daß ihr gedenket mein dabei,
Wie meinem Herzen jetzo ſei.
Gedenket an dieß Scheiden,
Wie nah es geht uns Beiden
An Leib und Herz mit bitterm Streit.
Gedenket mancher ſchweren Zeit,

Die ich um euretwillen ſah,
Und laßt euch Niemand mehr ſo nah
Wie eure Freundin Iſolde ſein,
Um keine Seele vergeßet mein.
Wir Zwei wir haben Lieb und Leid
So herzlicher Geſelligkeit
Getragen bis auf dieſen Tag,
Daß es uns billig dünken mag,
Wir tragen ſie fort bis an den Tod.
Herre, es wäre ohne Noth,
So ich euch weiter mahnen wolle:
Wenn je mit ihrem Freund Iſold
Ein Herze war und Eine Treu,
So iſt es immer friſch und neu,
Muß immer auf einem Grunde ruhn.
Doch will ich eine Bitte thun,
Nach welchem End und Land ihr fahrt,
Daß ihr euch meinen Leib bewahrt:
Denn wenn ich des verluſtig bin,
So bin ich, euer Leib, dahin.
Mich aber, euern Leib, will ich,
Um euretwillen, nicht um mich,
In Fleiß und ſchöne Hut ergeben:
Denn euer Leib und euer Leben,
Das weiß ich wohl, das liegt an mir:
Ein Leib und Leben ſind ja wir.
Nun gedenket treulich zu jeder Friſt
Iſoldens, die euer Leben iſt,
Laßt mich an euch mein Leben ſehn,
So es auf's Schierſte kann geſchehn,
Und ſeht das eure auch an mir:
Unſer beider Leben das führet ihr.
Nun gehet her und küſſet mich:
Triſtan und Iſolde, ihr und ich,
Wir zwei ſind immer Beide
Ein Weſen in Lieb und Leide.
Der Kuß ſoll ein Inſiegel ſein,
Daß ich euer ſein ſoll und ihr mein
In Stete und Treue bis an den Tod,
Nur ein Triſtan und eine Iſot!

(Kurz.)

## 8.

## Gottfried über ſeine dichtenden Zeitgenoſſen.

Hartmann von der Aue,
Ah, der kann Mären bauen
Und kann ſie außen und innen
Mit Worten und mit Sinnen
Durchfärben und durchſchmücken!
Wie ſeine Reden zücken
Recht auf der Aventüre Sinn!
Wie fließen rein und lauter hin
Seine kryſtallenen Wörtelein!
Sie ſind's und mögen es immer ſein!
Sie treten ſittig zu dem Mann
Und ſchmiegen ſich dem Herzen an
Und heimeln Einem reinen Muth.
Wer gute Rede kann für gut
Verſtehn und recht erfaſſen,
Muß dem von Aue laſſen
Sein Reis und ſeinen Lorbeerkranz.
Auf der Weidhaide wer den Tanz
Will machen mit dem Haſen,
Hoch ſpringen und weit graſen,
Mit Worten würfeln, wie's Gott beſcheert,
Und, unſrer Stimmen unbegehrt,
Wahnhoffnung zu dem Kranze faſſen,
Der möge uns nur den Wahn belaſſen,
Wir wollen auch bei der Wahl nicht fehlen.
Wir, die die Blumen helfen wählen,
Mit denen dieſes Ehrenreis
Durchflochten iſt in Blumenweis.
Wir wollen wiſſen, was er begehr!
Was es auch ſei, er trete her
Und ſtecke ſeine Blumen dar:
So nehmen wir an den Blumen wahr,
Ob ſie ſo ſchön am Kränzlein ſtehn,
Daß wir's ihm müſſen zugeſtehn
Und dem von Aue herunterziehn.
Nun aber Keiner noch erſchien,
Dem's beſſer ſtünde, zu dieſer Friſt,
Helf Gott, ſo laſſen wir's wo es iſt.
Das Reis das darf uns Keiner haſchen,
Seine Rede ſei denn wohl gewaſchen,
Und eben jedes Wort und ſchlicht,
Daß Keiner den Hals darüber bricht,
Der ſchön und aufrecht auf dem Plan
Mit ebenen Sinnen kommt heran.
Die aber in Mären wildern*)
Und wilde Mären bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Und Gold von ſchlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchſen ſchwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus ſchütteln,
Die ſind's! Vom Strunke kommt ihr Schatte,
Und nicht vom grünen Lindenblatte;
Die ſchirmen uns nicht mit Laub und Aeſten,
Ihr dürrer Schatten thut den Gäſten
Viel ſelten in den Augen wohl.
Wenn man die Wahrheit ſagen ſoll,
Daran erwarmet keine Bruſt,
Darin liegt keine Herzeluſt.
Ihre Rede hat die Farbe nicht,
Die edlen Herzen dunket licht.
Dieſelben wilden Jäger
Sie müſſen Wortausleger
Mit ihren Mären laſſen gehn:
Wir können ſie nicht ſo verſtehn
Mit Augen und mit Ohren:
Auch iſt die Zeit verloren,
Daß man im ſchwarzen Buche
Nach Noten und Gloſſen ſuche.
Noch ſind der Farbenmeiſter mehr:
Bliker von Steinach tritt einher
Mit Worten, luſt- und wunderſamen.
Die ſtickten Frauen an dem Rahmen
Von Gold und auch von Seiden;
Man könnte ſie überkleiden
Mit griechiſchen Borten.
Er hat den Preis von Worten:
Sein Sinn der iſt ſo rein und klar,
Ich wähne daß ihn wunderbar
Feien haben geſponnen
Und ihn in ihrem Bronnen
Geläutert und geweihet:
Er iſt fürwahr gefeiet.
Seine Zunge mit den Harfenſaiten
Die hat zwo ganze Vollkommenheiten;
Das ſind die Worte und der Sinn;
Die zwei die harfen zuſammen hin
Und folgen ihrer Märe Gang
In ſeltnem Preiſe mit Einem Klang.
Der Rede Meiſter, ſeht dort,
Mit ſinnreich ausgedachtem Wort
Wie er am Umhang Wunder bringt,
Wie ihm der Meſſerwurf gelingt
Mit wohlgefügten Reimen!
Wie kann er Reime leimen,
Als wären's einander gewachſen an!
Fürwahr, es iſt und bleibt mein Wahn.

---

*) Die folgende Stelle (bis zur Erwähnung Blikers von Steinach) iſt bekanntlich auf Wolfram von Eſchenbach gemünzt.

Er müſſe Buch und Schriftbuchſtaben
Zur Federn angebunden haben,
Denn wollt ihr ſeiner nehmen wahr,
Seine Worte die ſchweben gleich dem Aar.
Wer nun? Es ſind doch Viel' geweſen,
An Rede reich, von Sinn erleſen.
Wen ſoll ich auferwecken?
Heinrich von Veldeken,
Der ſprach aus ganzem Sinne!
Wie ſang er wohl von Minne!
Wie ſchön er meißelte ſeinen Sinn!
Ich wähne, daß er die Weisheit hin
Vom Born des geflügelten Roſſes nahm,
Von dem die Weisheit alle kam.
Ich hab' ihn ſelber nicht geſchaut;
Es geben aber die Beſten laut,
Die noch zu ſeinen Jahren
Und ſeither Meiſter waren,
Ein Zeugniß ihm und einen Preis:
Er impfete das erſte Reis
In unſrer deutſchen Zungen;
Davon ſind die Aeſte entſprungen,
Von denen die Blumen kamen,
Daraus die Meiſter nahmen
Den Sinn zu ſchönem Funde;
Und iſt dieſelbe Kunde
So mannigfach verbreitet,
Von Gau zu Gau geleitet,
Daß Alle, die nun ſprechen,
Die beſten Kränze brechen
Von Blumen und von Reiſen
An Worten und an Weiſen.
Der Nachtigallen der ſind viel,
Von denen ich nun nicht reden will:
Sie gehören nicht zu dieſer Schar.
Damit geb' ich nichts Anders dar,
Als was ich immer ſagen muß:
Sie können alle ihren Gruß
Und ſingen wohl zu Preiſe
Ihre ſüße Sommerweiſe.
Ihr Ton iſt lauter und iſt gut,
Sie geben der Welt einen hohen Muth
Und thun ſo recht dem Herzen wohl.
Die Welt die wäre ſtumpf und hohl
Und käme außer allen Schwang
Ohne den lieben Vogelſang;
Der mahnet und mahnet einen Mann,
Der je zu Freuden Muth gewann,
An Alles Gute und Liebe,
Und ſpielt mit manchem Triebe,
Der edlen Herzen ſanfte thut.
Das wecket freundlich holden Muth;
Hievon kommt inniglicher Drang,
Wenn ſpricht der ſüße Vogelſang
Der Welt von ihren Freuden allen.
Nun ſaget von den Nachtigallen:
Die ſind zu ihrem Amt bereit
Und können alle ihr ſehnend Leid
So wohl beſingen und beſagen;
Welche ſoll denn das Banner tragen,
Seit die von Hagenaue,
Der ganzen Schar Leitfraue,
Die aller Töne beſten Zug
Verſiegelt auf der Zungen trug,
Der Welt alſo verſtummet iſt?
An die gedenk ich zu jeder Friſt.
Ich wähne von ihren Tönen,
Den ſüßen und den ſchönen,
Daß wohl des Orpheus ſüßer Mund,
Dem alle Töne waren kund,
(Davon er ihr beſcheerte,
Und ſie das Wunder lehrte
So mancher Wandelungen)
Aus ihrem Mund erklungen.
Seit man nun dieſe nicht mehr hat,
So gebt uns aber einen Rath,
Ein frommer Mann der leg ihn dar:
Wer leitet nun die liebe Schar?
Wer weiſet dieß Geſinde?
Ich wähne, daß ich ſie finde,
Die nun das Banner führen ſoll:
Ihre Meiſterin die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei, was die über die Haide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder ſie uns bringet!
Wie fein ſie organiret,
Ihr Singen moduliret!
Ich meine aber in dem Ton,
Der klinget von jenem Berg und Thron,
Da wo die Göttin Minne
Gebietet drauf und drinne.
Die iſt bei Hofe Kämmererin,
Die ſoll ſie leiten fürohin;
Die weiſet ſie nach Wunſche wohl,
Die weiß wohl, wo ſie ſuchen ſoll
Der Minnen Melodiern.
Sie und die mit ihr ziehen,
Die mögen alſo ſingen,
Daß ſie zu Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr ſehnendes Klagen:
Und das geſcheh' noch in meinen Tagen!
(Kurtz.)

## 4.

## Die Minneſänger.

### 1.

### Dietmar von Aiſt.

Es ſtund eine Frau alleine
Und wartete über Haide
Und wartete ihres Liebes,
Da erſah ſie Falken fliegen:
„So wohl dir, Falke, daß du biſt,
Du fliegeſt, wohin dir lieb iſt,
Du erwähleſt dir in dem Walde
Einen Baum, der dir gefalle;
Alſo hab' auch ich gethan
Ich erwählte mir ſelber einen Mann,
Den erwählten meine Augen,
Das neiden ſchöne Frauen;
O weh, wie laſſen ſie mir nicht mein Lieb.
Wohl begehrte ich doch ihres kleinen Trautes niemals nie.
So wohl dir, Sommerwonne,
Das Gevögel-Sang iſt geſunde,
Alſo iſt der Linde ihr Laub,
Jährlich trüben ſich auch
Meine wohlſehenden Augen.
Mein Traut, du ſollſt dich berauben
Aller andern Weibe,
Denn, Held, die ſollſt du meiden.
Da du mich erſt ſaheſt,
Da dünkte ich dir doch wahrlich
So rechte minniglich gethan,
Deſſen mahne ich Dich, lieber Mann.

### 2.

### Heinrich von Veldeke.

#### 1.

Die ſehnenden Gedanken,
Habet meine Sinn' allgemeine

Ganz ohne Wanken
Beſorgen immer das Eine,
Wie ich ihr beſcheine,
Daß ich nun lange
Mit Sange
Sie meine
In [illegible] Muthe
Die Gute,
Die Reine.
Selig ich wäre
Und voll Freuden in meinem Muthe,
Wollte meine Schwere
Bedenken die Wohlgemuthe,
Die Wohlbehute
Vor falſchen Dingen.
Mit Singen
Ich anmuthe,
Daß ſie mein hüte
Mit Güte,
Die Liebe, ſie Gute.
Wohl mir der Sinne,
Die mir jemals riethen die Lehre,
Daß ich ſie minne
Je länger und je mehre,
Daß ich ihre Ehre
Recht als ein Wunder
Beſonder
So hehre
Minne und meine,
Die Reine,
Die Selige, Hehre.
Meine Hände ich falte,
Mit Treue beachtend, auf ihre Füße,
Daß ſie, wie Iſolde
Triſtanden, ſie mich tröſten müſſe
Und alſo grüße,
Daß ſie mit Scherzen
Meine Schmerzen
Mir büße
Und ſie mich ſcheide
Von Leide,
Die Liebe, ſie Süße.

## 2.

Der Winter thät wohl manchem Herze Leide,
Nun hat ihn überwunden Wald und Haide
Mit ihrem farbenvollen grünen Kleide,
Und auch mein Gram mit ihm von hinnen ſcheide.
Und wenn der Mai die kalte Zeit beſchließet
Und Thau die Wieſenblumen kühl begießet
Und durch den Wald ein Singen fließet,
Mein Herz der Freuden viele dann genießet.
Mein Lieb mag dann mich gern zur Linde bringen,
Nahe will ihn meiner Bruſt ich zwingen,
Er ſoll heimlich Blüthen niederſchwingen,
Um ein Kränzchen will ich mit ihm ringen.
Ich weiß es wohl, er wird es gerne ſchenken,
Wird meines Herzens Luſt und Lieb' gedenken,
Er wird mich nicht mit Trauer kränken,
Wird mit Blumen Beide uns bedenken.
Ich will ihn mit blanken Armen drücken,
Meinen rothen Mund an ſeinen ſchicken,
Meine Augen ſollen ſich beglücken,
Die ſo recht was Liebes nirgends ſonſt erblicken.

## 3.

## Konrad von Kirchberg.

Mai iſt kommen in das Land,
Der der Sorgen uns entband,
Kinder, Kinder ſeid ermahnt,
Schaut die Wonne mannigfalt.
Auf der lichten Haide breit
Da hat er uns ausgeſtreut
Manche ſchöne Blümlein weit.
Kam auch in den grünen Wald;
Da hört man die Nachtigall
Auf dem blüthenvollen Reiſe
Singen zauberiſchen Schall.
Berg und Thal
Schmückte ſich der Mai zum Preiſe:
Freut euch, Jungen!
Knoſpen ſind geſprungen —
Singet den Reihen
Und werdet froh des lichten Maien!
Auf, ihr Kinder, laßt uns gehn,
In der Schar voll Freuden ſtehn
Auf der Flur, wo Roſen ſchon
Duftend aus dem Graſe dringen.
Leget an der Ehren Kleid!
Dem die Lieb durch Liebe freut,
Gibt der Maie Süßigkeit.
Lauſchet wie die Vögel ſingen,
Wie es ſanft erklingen thut;
Freuet euch, ihr ſtolzen Freien,
Denn ich ſah des Maien Glut
Nie ſo gut.
Tanzet froh in langen Reihen,
Freut euch, u. ſ. w.
Und auch ihr, wenn auch ſchon Mann,
Auf, wohlauf, und Alle dann
Zu den Kindern auf den Plan!
Dort entweicht ein jeder Schmerz,
Dort wird Jeder wohl geſund,
Den die Liebe machte wund.
Mancher roſenrothe Mund
Blickt und lacht dort in ſein Herz,
Wo man Blumen in dem Klee
Findet auf den grünen Auen,
Die nun wieder ſo wie eh'
Ohne Weh
Sproßten in des Maien Thauen.
Freut euch, u. ſ. w.
Ach, die Liebe, wo ſie ſei,
Immer wär' ich gern dabei!
Sehe, ſo würd' ich ſorgenfrei;
Der ich meine Liebe ſinge,
Fröhlich in des Maien Glut,
Bräch' ich einen Schattenhut.
Aller Güter höchſtes Gut
Iſt die Lieb' — ihr Lob erklinge —
Gern dien' ich um ihren Dank.
Tadellos, voll keuſcher Reine
Iſt die Lieb' und ohne Wank.
Ohne Dank
Sing' ich ihr, die ich da meine.
Freut euch, Jungen!
Knoſpen ſind geſprungen —
Singet den Reihen
Und werdet froh des lichten Maien!
([illegible])

## 4.

## Kaiſer Heinrich.

Ich grüße mit Geſang die Süße,
Die ich nicht meiden will noch mag,
Der ich des Herzens frohe Grüße
Wohl bringen möchte jeden Tag.
Wer dieſes Lied nun ſingt vor ihr,
Die ich ſo ſchwer vermiſſe hier,
Sei's Weib oder Mann,
Der habe ſie gegrüßt von mir.
Mir iſt wohl Alles unterthan,
Wenn ich bei der Geliebten bin,

Doch ſcheid' ich von ihr, ach dann
Iſt Reichthum und Gewalt dahin.
Dann iſt nur Kummer meine Habe, —
Geh' bald am Schmerzen, bald am Freudenſtabe,
Doch in Luſt und Leid
Will ich ſie lieben bis zum Grabe.
Da ich ſie nun ſo heiß verehre
Und ewig ſie im Herzen trage
Und ſehnſuchtsvoll ſie oft entbehre, —
Was tief mich ſtürzt in bittre Klage —
Was gibt ſie mir dafür zum Lohne?
Ach, ob ich in ihrem Herzen wohne!
Eh' ich ſie verlier'
Verlier' ich lieber meine Krone.
Der irrt ſich ſehr, der es nicht glaubt,
Daß manchen Tag ich möcht' erleben,
Der ohne Krone ſäh' mein Haupt —
Wär' ſie mir nur in Lieb' ergeben.
Verlier' ich ſie, was hätt' ich dann?
Dann taugt' ich weder Weib noch Mann,
Und mein beſter Troſt
Wär' dann, geächtet ſein im Bann.

(Rollett.)

## 5.

## Heinrich von Morungen.

Sie iſt zu allen Ehren ein Weib wohl erkannt,
Schöner Gebärde mit edler Züchtigkeit,
So daß ihr Lob in dem Reiche umgeht.
Wie der Mond wohl ferne über Land
Leuchtet des Nachts wohl licht und breit,
So daß ſein Schein all die Welt umfaht:
So iſt mit Güte umfangen die Schöne,
Daß man ſie hat
Vor allen Weiben zur Krone.
Dieß Lob beginnet viel Frauen verſchmahn,
Daß ich die meine vor allen andern Weib
Hab zu einer Krone geſetzet ſo hoch
Und ich davon keine ausgenommen han;
Deß iſt viel lauter vor Falſche ihr der Leib,
Schlank wohl gewachſen viel herrlich und froh.
Deß muß ich in ihren Gnaden bleiben,
Gebietet ſie ſo,
Meine Liebſte vor allen Weiben.
Gott laſſe mir ſie viel lange leben geſund,
Die ich an weiblicher Treue noch ſtets fand,
Seit ſie mein Leid zu einer Frauen erſehn.
Wohl ihr viel Süßen, viel roth iſt ihr Mund,
Ihre Zähne weiß ebene, viel ferne erkannt;
Durch die mir alle Untreue mußte vergehn,
Als man ſie lobte alſo reine und weiſe,
Sanfte und ſchön;
Darum ich ſie noch preiſe.
Ihre Tugend reine iſt der Sonne gleich:
Die trüben Wolken bekommen wohl Glanz,
Wenn in dem Maien ihr Schein iſt ſo klar,
Deß werde ich ſteter Freude viel reich,
Deß überleuchtet ihr Lob alſo ganz
Weiber und Frauen, die beſten fürwahr,
Die man benenne im deutſchen Lande
Hier oder dar,
So iſt ſie es die beſſer Erkannte.

## 6.

## Reinmar der Alte.

Ich altre nun von Tage zu Tage
Und bin doch um Nichts weiſer, denn ſonſt heuer,
Und hätt' ein Andrer meine Klage,
Dem riethe ich ſo, daß es wäre eine Rede theuer.
Und gebe mir ſelber böſen Rath;
Ich weiß viel wohl, was mir den Schaden gemachet hat,
Daß ich ihr nicht verhehlen konnte, wie mir
War. Das hab ich ihr geſagt ſo viel,
Daß ſie es nicht mehr hören will.
Nun ſchweige ich und neige ihr.
Ich wähnte ſonſt, es wäre ihr Spott,
Die mir von Minne das große Leiden geſtunden,
Das entgelte ich ſehre, nun helfe mir Gott,
Da ich die Wahrheit an mir ſelber hab' erfunden.
Mir iſt kommen in das Herze mein
Ein Weib, ſoll ich der ein ganzes Jahr noch unlieb ſein
Und ſoll das alſo lange ſtahn,
Daß ſie mein nicht nimmt wahr,
So muß meine Freude von ihr gar
Vielleicht ohn' allen Troſt zergahn.

## 7.

## Chriſtian von Hamle.

Der Maie kommt mit Schalle,
Die Vöglein ſingen alle,
Von mancher Farbe reich
Iſt die Haide wonnegleich.
Das mag ſich nicht vergleichen
Den ſüßen wonniglichen
Reinen Frauen gut,
Die vor Falſche ſind behut.
Ein Kuß von rothem Munde
Der freuet von Herzensgrunde,
Dazu ein Umfang
Von zwei ſchönen Armen blank.
Wer Zucht und Ehre minne,
Der habe in ſeinem Sinne,
Daß er von Frauen ſoll
Zu allen Zeiten ſprechen wohl.
Er ſoll ſie lieblich grüßen
Mit ſanften Sprüchen, ſüßen,
So beginnet ſein zu pflegen
Mancher wonnigliche Segen.
Von rothem Mund ein Lachen
Mag alles Trauern ſchwachen,
Ihrer ſpielenden Augen Fund
Machet ein Herze lieblich wund.
Weichet dem lichten Scheine!
Munde roth wie die Rubeine,
Wänglein farbigt, gar
Minniglichen und dabei klar
Tragen ſüße Frauen;
Man ſoll ſie gerne ſchauen
Für Alles, das nur lebet.
Ihr Lob in hohen Würden ſchwebet;
Mit hunderttauſend Munden
Kann Niemand voll ergründen
Der Frauen Würdigkeit,
Ihr Lob und Ehre breit.

(Tieck.)

## 8.

## Walther von der Vogelweide.

### 1.

Heißt mich froh willkommen ſein!
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte ſind's allein,
Die ihr noch vernahmt: jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht ſcheut,
Will ich Manches ſagen, was die Herzen freut;
Seht, daß ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutſchen Frau'n
Solche Dinge, daß ſie alle Welt
Noch begier'ger wird zu ſchau'n;
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ich von den Süßen?
Sie ſind mir zu hehr.
Darum beſcheid' ich mich und bitte ſie Nichts mehr,
Als daß ſie mich freundlich grüßen.
Lande hab' ich viel geſehn,
Nach den Beſten blickt' ich allerwärts;
Uebel möge mir geſchehn,
Wenn ſich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch.
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutſche Zucht geht über alle!
Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die Beſten ſein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu ſchauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, ſo ſchwör' ich: ſie ſind beſſer hier
Als der andern Länder Frauen.
Züchtig iſt der deutſche Mann,
Deutſche Fraun ſind engelſchön und rein;
Thöricht, wer ſie ſchelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer ſein:
Zucht und reine Minne,
Wer die ſucht und liebt,
Komm in unſer Land, wo es noch beide gibt:
Lebt' ich lange nur darinne!

### 2.

Ihr Fürſten, edelt euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde ſanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut ſo Mancher muß zu euren Dienſten kehren;
Seid milde, friedfertig, laßt euch ſtets in Würde ſchauen,
So loben euch die reinen, ſüßen Frauen;
Scham, Treue, Milde, Zucht ſollt ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und ſchaffet Recht, wenn Arme klagen;
Glaubt nicht, was euch die Lügenbolde ſagen,
Folgt gutem Rath, ſo dürft ihr auf das Himmelreich vertrauen.

### 3.

Ich ſaß auf einem Steine,
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen ſtand;
Es ſchmiegte ſich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht' ich ſorglich lange
Dem Weltlauf nach und ird'ſchem Heil;
Doch wurde mir kein Rath zu Theil,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß ihrer keins verdürbe.
Die Zwei ſind Ehr' und weltlich Gut,
Das oft einander Schaden thut,
Das Dritte Gottes Segen,
An dem iſt mehr gelegen: —
Die hätt' ich gern in einen Schrein.
Ja leider mag es nimmer ſein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichthum und mit Ehre
Je wieder in daſſelbe Herz;
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute;
So Fried' als Recht ſind todeswund:
Die Dreie haben kein Geleit, die Zwei denn werden erſt geſund.

### 4.

Nun wachet All'! Es naht der Tag,
Vor dem die Welt erzittern mag,
Die Chriſtenheit, die Juden und die Heiden.
Viel Zeichen wurden ausgeſandt,
Daran wir ſeine Näh' erkannt,
Wie uns die Schrift untrüglich kann beſcheiden.
Die Sonne hat den Schein verkehrt,
Untreu den Samen ausgeſtreuet
Allwärts über Feld und Rain.
Der Vater bei dem Kinde Untreu findet,
Der Bruder ſeinen Bruder lüget,
Die Geiſtlichkeit in Kutten trüget,
Statt Gott der Menſchen Herz zu weihn.
Gewalt ſiegt ob, des Rechtes Anſehn ſchwindet:
Wohlauf! Hier frommt nicht müßig ſein!

(Simrock.)

### 5.

Durchſüßt und geblümet ſind die reinen Frauen,
Es ward mir nichts ſo Wonnigliches anzuſchauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien, Roſenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vöglein Sang,
Das iſt gegen ſolche wonnevolle Freude krank
Wo man eine ſchöne Fraue ſieht, das kann trüben Muth erleuchten.
Und leſchet alles Trauern zu derſelben Stund,
Wann lieblich lachet in Liebe ihr ſüßer rother Mund
Und Strahlen aus ſpielenden Augen ſchießen in Mannes Herzensgrund.
Viel ſüße Fraue, hochgelobt mit reiner Güte,
Dein keuſcher Leib gibt fruchtbar Hochgemüthe,
Dein Mund iſt röther denn eine lichte Roſe in Thaues Blüthe!
Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen,
Daß man ihnen wohl ſoll ſprechen und dienen zu allen Stunden,
Der Welt Hort mit wonniglichen Freuden gebunden
An ihnen liegt; ihr Lob iſt lauter und klar, man ſolle ſie ſchauen;
Für Trauer und für Ungemüthe iſt Nichts ſo gut
Als anzuſehen eine ſchöne Fraue wohlgemuth,
Wenn ſie aus Herzensgrunde ihrem Freunde ein lieblich Lachen thut.

### 6.

Bin ich von dir geliebt?
Das weiß ich nicht; aber ich minne dich.
Eines iſt mir betrübt:
Du ſiehſt an mir vorbei und über mich:
Das ſollſt du vermeiden,
Denn ich mag nicht erleiden
Solche Liebe ohne großen Schaden:
Hilf mir tragen, ich bin zu viel beladen.
Soll es ſein dein Verdacht,
Daß dein Auge mich ſelten anſicht,
Haſt du es darum gemacht,
So verweiſ' ich es dir nicht.
So neig' mit mir das Haupt
Das ſei dir erlaubt,
Und ſieh nieder an meinen Fuß,
Wenn du nichts Beſſeres mögeſt, das ſei dein Gruß.
Wenn ich alle ſchaue,
Die mir ſollten mit Recht wohl behagen,
Bleibſt du doch meine Fraue,
Das mag ich wohl ohne Rühmen ſagen.
Edel und reiche
Sind ſie allgeleiche,

Dazu tragen ſie hohen Muth,
Leicht ſind ſie beſſer — du biſt gut.

(Tieck.)

### 7.

Unter den Linden
An der Haide
Die Blumen auf dem grünen Grund
Sie mögen es künden,
Wo wir Beide
Geſeſſen zwiſcher Liebe Bund.
Vor dem Wald im ſtillen Thal
— Tandaradei —
Sang dazu die Nachtigall.
Ich war gegangen
Zu der Wieſe,
Da harrte ſchon der Traute mein,
Da hab' ich empfangen
Tauſend Grüße
Und mir ward kund die Liebe ſein.
Ob er mich wohl oft geküßt!
— Tandaradei —
Seht, wie roth der Mund mir iſt.
Er hatte geſchmücket
Au' und Weide
Mit Blumen eine Lagerſtatt,
Daß, wer ſie erblicket,
Der noch heute
Daran ſein ſtill Ergötzen hat;
Denn die Roſen zeigten's klar
— Tandaradei —
Wo mein Haupt gebettet war.
Wie wir koſten, wie wir ſcherzten,
Wüßt' es Jemand —
Verhüt' es Gott! — ſo ſchämt' ich mich;
Wie ſüß wir uns herzten,
Niemand, Niemand
Erfährt es je, als er und ich
Und ein klein Waldvögelein
— Tandaradei —
Das wird wohl verſchwiegen ſein.

(S.)

### 9.
## Der von Kürenberg.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr;
Ihr wißt, wie zahm und ſtetig
Der ſchöne Vogel war.
Als ich ihm ſein Gefieder
Mit Seide reich umwand,
Hub er ſich in die Wolken
Und flog in fernes Land.
Mein Falk, ich ſah dich wieder,
Stolz war dein Flug und hoch.
Du führſt an deinem Fuße
Den ſeidnen Riemen noch
Und Gold um dein Gefieder;
Doch mich vermeideſt du.
Gott ſende jedem Herzen
Sein heitres Liebchen zu.
Bewegt iſt meine Seele,
Mein Auge thränenvoll,
Daß ich von meiner Schönen
Und Guten ſcheiden ſoll.
Verleumder, die mich trennten,
Euch ſtürze Gott in Leid!
Gott lohne, wer mich ausſöhnt,
Mit Lieb' und Seligkeit!

### 10.
## Markgraf Heinrich von Meißen.

Nun ſollſt du, liebe lange Sommerzeit,
Mir wieder ohne Luſt und Minne ſcheiden!
Der Lieben klagt' ich meine Traurigkeit;
Umſonſt! die Harte ſchuf mir neues Leiden.
Doch ſtrahlt ihr minnigliches Bild
Vor allen Schönen
In meinem Herzen zart und mild —
Ach, wehe! lohnt ſie nicht mein Sehnen!
Wünſcht aber mich die Zauberin geſund,
O daß ihr rother Mund mir gütlich lache!
Entſpränge doch von meines Herzens Grund,
So wär' ich ganz erlöſt von Ungemache.
Verſäumt ſie, mir nach langer Noth
Glück zu verkünden,
Der Minne Glück, ſo bin ich freudentodt;
Soll ich nicht ſterben, muß ich Gnade finden.
Als ich zuerſt die Wunderholde ſah,
Da brannt' ihr Mund, daß ſich mein Herz entflammte.
Von Lieb' und Wonne trunken ſtand ich da;
O ſüßes Au, von dem mein Leiden ſtammte!
Ich werde nimmermehr geſund
Von meinen Wunden,
Mich heile denn ihr roſenrother Mund,
Deß trauter Kuß hilft mir allein geſunden.

### 11.
## Herzog Johann von Brabant.

Gar ungleich ſtehet uns der Muth,
Mir und des Waldes Vögelein:
Sie lockt in ſtille kühle Hut
Der Weſte Laub und Blüthenſchein,
Darunter dieſen lichten Mai
Geſang, Gezwitſcher und Geſchrei
Nach eigner Weiſe zu erneuen
Und ihrer Liebe ſich zu freuen. —
Immer dienen ohne Lohn,
Das iſt jämmerlich.
Wiſſet, ach, der Unglücksſohn,
Der es muß, bin ich.
Der Preislichen entwank' ich nie,
Ich bleibe feſt und acht' es Pflicht;
Doch ihrem Treuen lohnte ſie
Des wunden Herzens Dienſte nicht.
Ich trage meinen Schmerz umher
Und lieb' und leide ſtündlich mehr.
Erbarmen, Königin der Minne!
O walte, daß ich Troſt gewinne!
Immer dienen ohne Lohn,
Das iſt jämmerlich.
Wiſſet, ach, der Unglücksſohn,
Der es muß, bin ich.

### 12.
## Markgraf Otto von Brandenburg.

Räumt den Weg der Schönſten aller Frauen!
Laßt die Tugendreiche mich erblicken!
Meines Herzens Kaiſerin zu ſchauen,
Könnte wohl ein Kaiſer hochentzücken.
Ueber Sterne ſoll mein Loblied ſteigen,
Meinen Himmel kann ich nicht verſchweigen;
Wo ſie wohnt, dem Lande muß ich neigen.
O Frau Minne, ſüße Botin, ſage
Meiner Hehren, daß ich ſie nur minne,

Die nur ewig in Gedanken trage
Nur auf eure Huldigungen ſchaur.
Wollt ihr ſüßer Mund mir lieblich lachen,
Meine Trauer müßte Angſt erſchwachen
Und zu beſſerm Leben ich erwachen.
Ach, die Blümlein ſaſſen auf der Haide
Und die Reine duldet kein Umarmen,
Troſt, Frau Minne, Troſt im Doppelleide!
Laß mein Lied des Kranken ſich erbarmen!
Wiſſet, daß ihr Lächeln ſchon mich heilte;
Wenn ſie gar ein Küßchen mir ertheilte:
Frühling blieb's und alle Sorg enteilte.

(Weiſſe.)

## 13.

## Schenk Ulrich von Winterſtetten.

„Ich rathe was Schönes,"
Sprach ein altes Weib,
„Was der Schenke ſinget?
Wundern muß es mich,
Wie mir des Getönes,
Daß mir durch den Leib
Und die Seele dringet —
Es iſt widerlich.
Denn ſie geben keine Ruhe Tag und Nacht
In dieſer Gaſſen.
Wie doch hat er eine ſolche Weiſ' erdacht;
Du ſollſt ihn laſſen!"
Dieſes hört' ich ſo;
Aller Dinge, dacht' ich,
Wärſt du anderswo!
„Hört," ſprach die Junge,
„Du biſt ihm gehaß.
Doch um was? Beſcheide
Mich, o Mütterlein!
Wenn er ſüßer Junge
Singet dies und das,
Wem thut er's zu Leide?
Er muß fröhlich ſein."
„Ja, ſo weckt' er ſonach dich [illegible]
Aus reinem Bette.
Kommt der Teufel wieder her, ſo laß' ich dich;
Sieh, wer dich rette!" —
Dieſes hört' ich ſo;
Aller Dinge, dacht' ich,
Wärſt du anderswo!
„Mutter, gute, liebe,"
Sprach das Mägdelein,
„Er iſt traun unſchuldig,
Er kam hold und lieb,
Nicht gleich einem Diebe,
Sondern an den Reih'n
Mich zu mahnen huldig,
Der ich ihm ſchuldig blieb." —
„Meine Treue," ſprach die Mutter, „er iſt hold
Nur ſein Beſchreiten;
Hüt' dich, daß keine Reihen und ihr Zeit
Dir nicht verleiten." —
Dieſes hört' ich ſo;
Aller Dinge, dacht' ich,
Wärſt du anderswo!
„Sieh' du nur den Leuten
In ihrer Thorheit bei,"
Sprach die Alte weiter,
„Ungerathnes Kind!
Was ſoll das bedeuten?
Du biſt allzu frei,
Wenn dich Thorenlieder
Thören ſo geſchwind.
Während du, der Schenke ſinge dir den Sang,
Den er da ſinget?
Du biſt nicht die Schönſte, die er je bezwang
Und noch bezwinget." —
Dieſes hört' ich ſo;
Aller Dinge, dacht' ich,
Wärſt du anderswo!
Da begann zu ſingen
Wonnig ich ein Lied
Aus roſenrothem Munde
Die viel ſtolze Magd,
Daß ſie ſich erſchwingen,
Wo ſie von Sorgen ſchied,
Ein Schenkenlied zur Stunde
Sang ſie unverzagt.
„Weh mir," ſprach die Mutter, „was beginnſt du?
Willſt du von hinnen?
Dir liegt in dem Sinn der Schenk; was ſinnſt du?
Willſt du entrinnen?" —
„Ja, Mutter, es iſt ſo,
Ich will in die Roſen
Oder anderswo!"

## 14.

## Steinmar.

Wenn ich kommen will von Sorgen,
So gedenk' ich an ein Weib,
Der ſo ſchön an jedem Morgen
Steht ihr tugendlicher Leib,
Daß ſo hoch mein Muth entſchwebt,
Wie den edlen wilden Falken
Sein Gefieder in die Luft erhebt.
Preis des Frauenthums! Die Ehre
Hat von dir das deutſche Land,
Leichten kannſt du Herzensſchwere
Und entbinden Sorgenband.
An dir müſſen alle Frauen
So den Ehrenantheil haben,
Wie am Maienglanz die Sommerauen.
Wähnt' ich nicht, vom Himmelreiche
Lachte mich ein Engel an?
Da ich ſah die Minnegleiche,
Alle Noth war abgethan,
Aller Freuden ward ich voll,
Als wie aus dem Fegefeuer
Eine Seele, die zum Himmel ſoll.

## 15.

## Konrad von Würzburg.

### 1.

Zu dem Fuchs ein Affe ſprach:
Freund, mein Hintrer hat kein Dach,
Gib mir doch das Stück von deinem Schweife,
Das dir hänget in den Miſt.
Nein, ſprach Fuchs, wie lang er iſt,
Doch ſoll bleiben mir allein der ganze.
Ich thu' dir, wie der Karge thut, der noch in Noth und Ehren
Lieber birgt die reiche Habe,
Eh davon er eine Gabe
Einem Armen läßt zu Troſte werden.

### 2.

In eines Menſchenfreſſers Haus im Wald zwölf Schächer kamen;
Von denen fraß er wehrlos elf, die ſchier ein Ende nahmen.

Nicht wollt' er erlahmen,
Bis auch der Letzte ſei verzehrt.
Da wehrte ſich der Zwölft' und als ein Held wollt' er gebahren.
Da ſprach der Menſchenfreſſer: Jetzt magſt du die Wehre ſparen;

Als zwölf eurer waren,
Warum habt ihr euch nicht gewehrt?
Dem vergleicht ſich ein Geſchlecht, das ein Gewalt'ger zwingen will.

Soll' es nicht von ihm ſich laſſ'
Allmälig unterkriegen!
Anſtemm' es mit einander ſich, wenn er's beginnt zu biegen!

Wenn es unter ſeine Ruthe ſich will einzeln ſchmiegen,
So wird's ihm erliegen
Am Ende ganz, wie er's begehrt.

### 3.

Scharfer Eſſig wird wohl aus dem beſten Wein,
Wenn er ſich verkehrt;
Wie es mit mir ſelber ſtehet, hat mich ein
Beiſpiel ſo gelehrt.
Ja, ich ſah's mit Trauer.
Mein Gemüth wird ſauer.
Ungeſchmackte Welt, zu klein
Haſt du meinen guten Wein geehrt.

## 16.

## Reinmar von Zweter.

### 1.

Ein Herz, ein Leib, ein Mund, ein Muth
Und eine Treu' und eine Liebe wohlbehut,
Wo Furcht entſchleicht und Scham entweicht und Zwei ſind Eins geworden ganz;
Wo Lieb' mit Lieb' iſt im Verein:
Da denk' ich nicht, daß Silber, Gold und Edelſtein
Die Freuden übergeltet, die da dieſer lichter Augen Glanz.
Da wo zwei Herzen, die die Minne bindet,
Man unter einer Decke findet,
Und wo ſich Eins an's Andre ſchließet:
Da mag wohl ſein des Glückes Dach.
Wohl ihm, dem je ward ſolch Gemach!
Ich weiß gewiß, daß Gott das nicht verdrießet.

### 2.

Gewalt hat wohl des Leibs Beſchluß,
Doch ledig ungefangen muß
Sie den Gedanken gehen laſſen.
Nie Kaiſer, König, war ſo hehr,
Daß er's gewehrt mit ſtarker Wehr,
An ſeinem Fehltritt ihn zu faſſen.
Gewalt, die du auf Unrecht Unrecht erwieſt,
Was hilft dir's, daß du hier und dort zwei loſe Mäuler ſtopfeſt,
Wenn tauſend Herzen dich dafür nur deſto ärg'rer haſſen!!

### 3.

Die Liebe zwinget Weib und Mann;
Kein Wunder iſt darin.
Da ſie den Himmel zwingen kann,
Warum nicht Menſchenſinn?
So zwingt der Schatz auch ſeinen Knecht,
Daß er ihm dienen muß;
Das edle Gold hat ſolch ein Recht,
Es iſt ein Zauberfluß.
Nicht minder zwingt des Weines Kraft
Und nimmt die Sinne ganz;
Es iſt ein holder Lebensſaft
Und wundermild ſein Glanz.
Doch Eines wundert mich allein,
Ein wunderliches Spiel,
Wie eines todten Würfels Bein
Ein lebend Herz erwühlt.
Wie eines Würfels todtes Bein
Ein lebend Herz bethört,
Daß es mit jedem Sinn allein
Ihm eigen angehört.

### 4.

Zweifel iſt ein übler Zimmerer,
Nie war üblerer noch ſchlimmerer;
Zweifel bauet ſelten aus,
Nie mit ſtarker Säul' ein Haus.
Zweifel immer hat zu meſſen,
Wohnet immer Was vergeſſen,
Rückt und ſchiebet früh und ſpät,
Häuft vergebens viel Geräth.
Zweifels Grund iſt nirgends feſt. —
Will mich nicht der Zweifel laſſen,
Ich nicht faſſen
Ein Vertrauen,
Werd' ich nie ſo Großes bauen
Als des kleinſten Vogels Neſt.

### 5.

Gerne gewähren, ungerne bitten,
Niedres verbeißen, Hohes leiſten:
Sind ſtolzer Ehre beſte Sitten,
Der nur ein Edler ſich mag erdreiſten.

### 6.

Ein ledig Weib ſoll um den Mann
Nicht werben, es ſteht ihr nicht an,
Die Liebe will's nicht leiden.
Doch daß ſie ſich beſcheiden
In Tugend kleid', in Zucht und Sitt',
In Huld und Anmuth, und damit
Des Mannes Herz gewinne,
Das ſteht wohl an der Minne.
(Rückert.)

## 17.

## Ulrich von Lichtenſtein.

Hoher Muth und ſüße Minne,
Tröſtet mich und huldigt ihr
Ohne Falſch mit ſtetem Sinne!
Ach, vielleicht gelingt es mir
Daß ihr kleiner Purpurmund
Thut mir Himmelswonne kund.
Hoher Muth, ſei wohl empfangen!
Raſt in meines Herzens Grund
Und vollführe mein Verlangen!
Du biſt mir ein goldner Fund.
Meine Fröhlichkeit, vergangen,
Hinterließ nur Thränen mir,
Doch ſie kam zurück mit dir.
Hoher Muth, nach deiner Lehre
Ward ich und verzagte nie!

Voll Beſcheidenheit und Ehre,
Herz und Weiblichkeit iſt ſie,
Ja, die Sanfte, Gute, Hehre,
Iſt mein Augenſtern und Licht:
Sie zu lieben reuet nicht.
Hoher Muth und ihr, o Reine,
Woget ganz in meiner Bruſt!
Dieſem glücklichen Vereine
Dank' ich neue Lebensluſt.
Schöner, freundlicher iſt Keine,
Und ihr ſchweſterlich Geleit
Liebe, Zucht und Würdigkeit.
Hoher Muth, in meinem Herzen
Magſt du heiſen und regiern.
Und, vergeſſend aller Schmerzen,
Hüpft es jugendlich in mir.
Lacht und koſen, ſagt und ſcherzen,
Holde, ſcherz' und lache mit mir!
Euer bin ich für und für.

(Wolff.)

## 18.

## Johann Hadloub.

### 1.

In dem grünen Klee
Sah ich die Holde gehn,
Ach, was ward da Wonne wach!
Aus dem Blüthenſchnee
Fühlt' eine Glut ich wehn,
Die hinein in's Herz mir brach.
Sie, die Blume,
Und die Blumen klein
Leuchteten einander an mit Ruhme,
Daß die helle Wonn' aufging;
Nie umfing
Mich ſo lichter Schein.

### 2.

Mich dünkt, der müßt' ſehen
Die Schön' in ihrer Luſt
In meinem Herzen ſtehen,
Wer mir aufbräche die Bruſt:
So herrlich und erhaben,
So lieblich und ſo fein! —
Daß ich ſie ſo mag haben,
Das wirget mir nicht klein.
Das muß ſie mir doch gönnen,
Wie auch ſie ſich fremdet mir;
Nie hab' ich ſuchen können,
Was ich ſonſt noch ſuch' an ihr.

### 3.

Ach, liebkoſen ſah ich ſie ein Kindelein,
Davon ſich mein
Gemüth erhebt.
Sie umfing es und ſie drückt' es an ſich nah
Und mir geſchah
So weh darob.
Sie nahm ſein Antlitz in die Hände weiß,
Drückt' es an den Mund und an ihr Wangenpaar,
Sie küßt' es gar
So recht mit Fleiß.
Und es that auch, wie ich hätte ſelbſt gethan,
Ich ſah's umfahn
Auch ſie fürwahr.
Unermeßlich ihrer Wonne ſchien es nicht.
Sein Angeſicht
Ward freudenklar.
Wie hätt' ich mögen ohne Neid es ſehn!
Ach, gedacht' ich, wär' ich dieſes Kindelein,
Dem ſie ſo fein
Läßt lieb geſchehn!
Dann gewahrt' ich, wie das Kindlein von ihr kam.
An mich ich's nahm
So lieblich auch.
Wonnig däuchte mich, wie ſie's gedrückt an ſich;
Ich drückt's an mich
Nach ihrem Brauch.
Umfing es ſanft, wie ſie's zuvor umfing,
Küßt' es an die Stelle, wo ihr Kuß noch ſaß;
O wie mir das
Zu Herzen ging!

(Rückert.)

## 19.

## Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob.

### 1.

So lob' ich hier der werthen Frauen reine,
Ich lob' die zarten Frauen ſchön,
Die ich mit Treue meine;
Sie tragen wohl der Ehren Kron'.
Wo ward auf Erden ihr Lob gemeſſen?
Und ſoll ich dann von zarten Frauen ſingen,
So mögt ihr hören, ob ich's kann;
Gott laß' es mir gelingen!
Ich wollt', es lebt' auf Erden kein Mann,
Der ſich gen einer Frauen hat vergeſſen.
Ich lob' die Frauen früh und ſpat,
Ihr Lob das will ich immer mehren.
Ein Mann, der Frauen-Huld nicht hat
Und der mich von den Frauen ab wollt' kehren,
Den wollt' ich furbaß mit Geſang hie letzen:
Ich lob' die werthen Frauen zart,
Sie können uns wohl alles Leids ergetzen.

### 2.

Ich lob' die Frau für des Spiegels Wonne;
Dem Manne bringt ſie große Freud';
Recht als die klare Sonne
Durchleucht't den Tag zu dieſer Zeit,
Alſo erfreut die Frau des Manns Gemüthe.
O reines Weib, dein Lob ich fürbaß ehre,
Der Mann, der iſt nicht Frauen hold,
Der nicht ihr Lob thut mehren.
Ich ſtell' es über Silber und Gold,
Ihr Lob das ſteht in alſo reicher Blüthe.
O Frau, du ſelten reicher Hort,
Daß ich dir hie ſprich aus meinem Munde:
Ich lob' ſie in des Himmels Port,
Ihr Lob zu End' ich nimmer bringen konnte.
Des lob' ich hier die Frauen zart mit Rechten,
Und wo im Land ich immer fahr',
Muß ſtets mein Herz für zarte Frauen fechten.

## 5.

## Die Lehrdichtung. *)

### 1.

### Aus den Ermahnungen des Winsbecken.

1.

Sohn, liebe du von Herzen Gott,
So kann dir's nimmer mißergehn;
Er hilft dir (aus) Leid und aller Noth.
Sieh' dir der Welt Verfahrung an!
Wie ihren Anhang ſie trügen kann
Und welchen Lohn zuletzt ſie beut,
Das laß zu ſehr bedenken dich:
Sie gibt zum Lohn der Sünden Tod;
Wer ihr nach Willkür folgen will,
Der wird an Leib und Seele todt.

2.

Sohn, merke: wie das Kerzenlicht,
Dieweil es brennet, ſchwindet gar,
Ingleichen ganz auch dir geſchieht
Von Tag zu Tag; — ich ſag' dir wahr —
Deß nimm in deinen Sinnen wahr
Und richte hier dein Leben ſo,
Daß deine Seele dort wohl fahr'.
Wie hoch an Gut auch wird dein Nam',
Dir folgt von dannen Nichts, denn nur
Ein leinen Tuch für deine Scham.

3.

Sohn, willſt du zieren deinen Leib,
So daß er ſei dem Unfug gram,
So lieb' und ehre gute Weib',
Alle Sorgen ſcheuchen ſie tugendſam;
Sie ſind der wonnigliche Stamm,
Von dem wir Alle ſind geboren.
Der hat nicht Zucht noch rechte Scham,
Der Solches nicht an ihnen preiſt;
Er iſt zu rechnen zu den Thoren,
Und hätt' er Salomonis Geiſt.

(Scherr.)

### 2.

### Aus Freidank's Beſcheidenheit.

### Von Gott.

Gott dienen ohne Wank
Iſt aller Weisheit Anfang.
Wer um die kurze Lebensfriſt
Die ewigen Freuden vergißt,
Der hat ſich ſelber ſehr betrogen
Und baut auf einen Regenbogen.
Wer die Seele will bewahren,
Der muß die Selbſtſucht laſſen fahren.
Wer Gott liebet, wie er ſoll,
Deß Herz iſt aller Tugend voll;
Wer aber ohne Gott will leben,
Der wird nicht viele Ehr' erſtreben.
Wer Gott nicht fürchtet alle Tag',
Deß Muth iſt nicht vom rechten Schlag.
Wer da lebt in Gottes Gebot,
In dem iſt Gott und er in Gott.
Gott höhet alle Gute
Und niedrigt Hochgemuthe.
Gott iſt verborgen Nichts allwärts,
Vor Gott liegt offen jedes Herz,
Es ſei übel oder gut.
Was Jemand im Geheimen thut
Oder was im Herzen wird erdacht,
Vor Gott wird Alles an's Licht gebracht.
Alle Welt von ihm Lohn empfaht
Im Maß, wie ſie gedient ihm hat.
Auf ſeinem Wege ſelten fällt,
Wer ſein Vertrau'n auf Gott geſtellt.
Wir ſollen mit allen Sinnen
Gott fürchten und minnen.
Der Welt ihr Drohen und ihr Zorn,
Die ſind an Gott gar ſehr verlor'n;
Man muß ihm leben und ihn bitten,
Er fürchtet Niemands Unſitten;
Mit dem kleinſten Theil von ſeiner Kraft
Gott mehr, als die ganze Welt mag, ſchafft.

(Scherr.)

### 3.

### Ein Beiſpiel des Strickers.

Einem Mann zerbrach ſein Axtſtiel;
Da bat er alle Bäume viel
Um einen Stiel, der wär' recht feſt.
Sie gaben ihm eines Oelbaums Aſt,
Worauf der Mann in aller Haſt
Den ganzen Wald umhieb und brach.
Die Eiche da zur Eiche ſprach:
Mit Recht ſind wir verrathen,
Weil unſerm Feinde wir wohlthaten;
Wer ſeinem Gegner anhilft wieder,
Zu Boden drückt der ſelbſt ſich nieder.

(Scherr.)

### 4.

### Aus Ulrich Boner's Edelſtein.

### Fabel von einem Pfaffen und einem Eſel.

Ein Pfaff war jung und dabei ſo klug,
Als einem Pfaffen iſt genug;
Er war ſtolz und hochgemuth,
Seine Stimme däuchte ihm ſehre gut.
Des Singens er ſich ſehr befliß,
Er wähnte, Niemand ſänge gewiß
So ſchön wie er; das war ſein Rath
Und darum ſang er früh und ſpat
Und war ſo recht vor Singen toll.
Ob auch ſein Sang nicht gefiele wohl
Den Leuten, dennoch er heftig ſang. —
Dazu ihn ſeine Narrheit zwang.
Nun einmal aber ſo geſchah's:
Vor'm Altar über alle Maß
Laut ſang er, und es ſtand daneben
Eine Frau, die hatte ihr Eſ'lein eben
Verloren vor drei Tagen;
Drob that ſie ſehr untröſtlich klagen.
Da ſie der Pfaffe weinen ſah,
Er voller Güte zu ihr ſprach:
Saget Fraue, was weinet ihr?
Was mag es ſein? Das ſaget mir! —
Er wähnte, ſie wär' in Andachtsbrunſt
Gefallen ob ſeiner Singekunſt.
Drum ſagt' er: Soll ich euch ſingen mehr? —
Nein, Herr, es thut mir weh gar ſehr! —
Warum? das ſollt ihr mir nun ſagen. —
Herr, Herr, ſprach ſie; ich muß euch klagen,
Worüber ich geweinet hab.
Meinen Eſel, meine beſte Hab',

---

*) Siehe auch im vorigen Abſchnitt (die Minneſänger) Walther von der Vogelweide, Konrad von Würzburg und Reinmar von Zweter.

Den haben die Wölfe gefreſſen;
Das kann ich nicht vergeſſen.
Wenn ihr nun ſinget ſo gleich,
So iſt eure Stimme völlig gleich
Der Stimme, die mein Eſel hatt';
Drum mahnet ihr mich auf der Statt
An meinen Eſel. Herre mein,
Mich wundert, wie das mag ſein,
Daß eure Stimm' gleicht ganz und gar
Meines Eſels Stimm' — 's iſt wunderbar!
Der arge Pfaffe kam in Schand',
Seine Eſelsſtimme ward erkannt.
Doch er gefiel ſich ſelbſten wohl,
Wie billig das ein Eſel ſoll — —
Der wähnet, daß er der Beſte ſei,
Dem wohnet Thorheit nahebei. (Scherr.)

## 5.

## Aus dem Renner des Hugo von Trimberg.

### Die Wallfahrt des Fuchſes, des Wolfes und des Eſels.

Ein Wolf, ein Fuchs und ein Herrgotts-Roß
Die wollten nach Rom; ihre Reu' war groß.
Und als genaht ſie nun der Stadt,
Da ſprach der Wolf: Seit Gott uns hat
Mit ſeiner Gnade hergebracht,
Eines Dinges hab' ich mich bedacht,
Nämlich es däucht gebührlich mir,
Daß zuvor beichten wir,
Bevor wir den Papſt anſehen. —
Der Fuchs ſprach: Traun, das ſoll geſchehen;
Denn der Papſt hat viel zu ſchaffen
Mit Laien und mit Pfaffen,
So daß er hat nur wenig Muße:
Drum laßt uns beichten und legen Buße
Und ihn dann bitten, daß er's beſtätt
Durch Wort und durch unſre Gebet. —
Da ſprach der Wolf: So ſoll es ſein
Und Jeder beichte den andern Zwein
Die größte Sünde, die er gethan.
Und ſo will ich denn fangen an:
Ich that eine Sünd', ob der ich han
Große Furcht. Es hatt' ein Mann
Eine Mutterſau an dem Rhein,
Die hatte zwölf kleine Ferkelein,
Die lagen in einem kalten Stall
Und ſchrieen jämmerlich zumal
Tagüber oft nach ihrer Ammen,
Wenn dieſe lief mit vollen Wammen
Durch die Felder, während ihre Jungen
Mit bitterlichem Hunger rangen.
Das jammerte mich gar ſehre, ach!
Und an der Mutter nahm ich Rach'.
Eines Tags, als ich ſah der Jungen Noth,
Da ging ich und biß die Alte todt
Und füllte mit ihr meinen Magen.
Jetzt laßt euch große Sünde klagen:
Als ich darnach nun ging in mich,
Wie gar ſo arg geſündigt ich,
Da erbarmten mich die Ferkelein
Unſäglich und ihre Hungerspein,
Und, ihnen zu helfen aus aller Noth,
Biß ich ſie ſammt und ſonders todt
Und aus übergroßem Herzeleide
Begrub ich ſie in meinem Eingeweide.
Mit weinenden Augen ich auch das thate;
Nun legt mir Buße für meine Sünde. —
Sprach der Fuchs: So ich recht gehört,
Seid ihr nicht eben ſehr beſchwert;
Eure Abſicht, ſeht, die war ja gut,
Wie mancher fromme Mann ſo thut,
Der in ſeinem Herzen Erbarmen
Verſpürt mit Waiſen und Armen.
Drum ſollt ihr bauen vor unſerm Kloſter;
Und beten ein andächtig Paternoſter;
Das reinet euch von aller Schuld.
Jetzt hört auch meine Beicht' mit Huld
Von einer Sünd', die mich ſehre zwinget
Und mir viel manchen Seufzer bringet.
In einem Dorfe hatt' ein Bauer
Einen Hahn, der war ſo dalbig und ſauer,
Daß er die andern Hahnen im Kreiſe
Verletzte auf alle Weiſe;
Wenn er ſeine zwölf Frauen umherjagte,
Bei Tag und Nacht einen Lärm er verübte,
Daß von ſeinem Schreien wurde betäubt
Weinender und kranker Leute Haupt.
Solche Unthaten that mir weh im Herzen,
Und als ich eines Tags ſah ſcherzen
Den Hahn mit ſeinen Geſpielen im Garten,
Da ſprang ich ihn an den Schwarten
Und trug ihn eilends über die Barre
Hinweg in eine andere Pfarre,
Denn in ſeiner Pfarre fürchtet' ich den Bann,
Weil ich das Leben ihm abgewann.
Darnach ſchrieen des Hahnen Weib'
Alle Tage Zeter über meinen Leib.
Das betrübte meine Sinnen
Und ich rächte mich gar wohl an ihnen,
Indem ich eine nach der andern fraß:
Was ſollte mich rächen, wenn nicht das,
Wenn ſie trugen gegen mich Haß?
Herre, nun gebet mir Ablaß
Für die große Miſſethat. —
Sprach der Wolf: Da wird wohl Rath.
Des Hahnen Schreien und Hochmuthspracht
Iſt zu einem guten End' gebracht.
Wie ich die Sach' betrachten kann,
Haſt du nicht ſehre übel gethan;
Doch faſte an dreien Freitagen,
Wenn du vermagſt kein Fleiſch zu erjagen.
Ich glaub' dir wohl, ſo wie du mir. —
Wohlan, Herr Eſel, beichtet auch ihr! —
Ich weiß nicht, was ich beichten ſoll;
Ihr wiſſet Beide ſelber wohl,
Daß ich bin der Müllner Genoß;
Meine Müh' und Arbeit iſt ſo groß,
Daß ich von Leid nicht genug kann ſagen.
Ihr ſeht mich auf und abe tragen
Waſſer, Holz, Korn und Miſt
Und was ſonſt täglich zu tragen iſt
Auf einer Burg, einer hochgelegnen,
Wo auf mich Armen Schläge regnen
Statt Dank für meine ſchwere Arbeit.
Ich beging eine Sünde, die iſt mir leid
Und hat mich auch gar oft gereut.
Ein Knecht, der mein pflag alle Zeit,
Ging einmal vor mir durch den Schnee,
Da that mir Froſt und Hunger weh;
Und ich ward gewahr, daß Stroh ihm hier
Ueber ſeinen beiden Schuhe ſtand.
Davon zupft' ich heraus ein Theil,
Das war ſein Schaden und mein Unheil.
Dieſer Sünde bin ich ſchuldig.
Nun ſeid gegen mich geduldig
Und legt mir Buße gnädiglich. —
Schrie'n Fuchs und Wolf: Weh dir ewiglich,
Verräther! Was haſt du gethan!
Du haſt verdorben einen Mann,
Dem ſeine Füße ſind erfroren;
Dadurch haſt du deine Seele verloren,
Drum ſoll dein Leib auch nicht geneſen,
Der Dieb und Verräther iſt geweſen. —
Und alſo nahmen ſie dem Eſel das Leben. —
Solcherlei Buße thun auch aufgeben

In Klöſtern komme uns keine Pfaffen,
Wer hat ſie nicht weggeſchieden,
Wird den und der genadiabert,
Bis er Leib und Seele verlieret
Als wie der Eſel um kleine Schuld:
Der Fuchs aber behält des Wolfes Huld.
(Scherr.)

## 6

## Aus Sebaſtian Brandt's Narrenſchiff.

### Von der Kinder Zucht.

Wer ſeinen Kindern überſieht
Ihren Muthwill und ſie ſtrafet nicht,
Dem ſelbſt zuletzt viel Leids geſchieht.
Der iſt in Narrheit ganz verblind't,
Der nicht mag Acht han, daß ſeine Kind
Mit Züchten werden unterricht't,
Und er des Lehrens achtet nicht,
Daß ſie irr' gehn ohne Straf',
Wie von dem Hirten gehn die Schaf',
Und ihnen all' Muthwill überſicht
Und meint, ſie berühren der Strafe nicht,
Sie ſeien noch nicht bei den Jahren,
Daß in den Ohren ſie bewahren,
Was man ihnen ſag', ſie ſtraf' und lehr'.
O großer Thor, merk' auf und hör':
Der Jugend Gedächtniß iſt nicht gering,
Sie merket wohl auf alle Ding.
Was man in neue Häfen ſchütt't,
Denſelben Geſchmack verläßt ſie nit.
Ein junger Zweig der läßt ſich biegen,
Doch wenn man einen alten zu biegen
Sich unterſteht, ſo bricht er entzwei.
Ziemliche Straf' bringt kein Geſchrei;
Die Ruthe der Zucht treibt ohne Schmerz
Die Narrheit aus des Kindes Herz.
Ohne Strafe wird ſelten Jemand belehrt,
Alles Uebel wächst, dem man nicht wehrt.
Eli war gerecht und lebt' ohn' Sünd',
Aber daß er nicht geſtraft ſein Kind,
Drum ſtraft' ihn Gott, daß er mit Klag'
Starb und ſein Sohn an einem Tag.
Weil man die Kind' nicht ziehen will,
Drum find't man Catilina's viel.
Um die Kind' ſtünd's beſſer offenbar,
Gäb' man Schulmeiſter ihnen, wie war
Phönix, den Peleus ſeinem Sohn
Achilles ſucht' und zu wollt' thun.
Philipp durchſuchte Griechenland,
Bis er ſeinem Sohn einen Meiſter fand;
Dem größten König in der Welt
War Ariſtoteles zugeſellt,
Der war von Plato lang belehrt,
Wie Plato Sokrates gehört.
Allein die Väter unſrer Zeit,
Weil ſie verblendet ganz der Geiz,
Die nehmen ſolche Meiſter ſchon,
Die ihnen zu Narren machen die Söhn'
Und ſchicken ſie wieder heim nach Haus
Noch närriſcher, als ſie kamen heraus.
Es iſt zu wundern gar Nichts dran,
Daß Narren närriſche Kinder han.
Krates, der Alte ſprach, wenn es ihm
Zuſtünd', wollt' er mit heller Stimm'
Schreien: Ihr Narren unbedacht,
Ihr habt auf Güterſammeln Acht
Und achtet nicht auf eure Kind',
Für die ihr Reichthumſammler ſind;
Aber euch wird zuletzt der Lohn,
Wenn eure Söhne balde ſchon
Treiben Züchten und Ehren noch
Und thut in allen Dingen nach,
Wie ſie von Jugend auf han gelebt.
Dann wird des Vaters Herz bewegt
Und zehrt ihn auf, daß er ohne Nutz
Gleichen einem Winterbutz.*)
Stecke in der Buben Rott'
Laſtern und ſchmähen Gott;
Die Narren hängen an ſich Säck',
Die Dirnen verzieren Rock und Röck',
Die Buben praſſen Tag und Nacht:
Das wird aus ſolchen Kindern gemacht,
Die man nicht in der Jugend zieht
Und mit einem Meiſter wohl verſieht.
Denn Adelung, Würd' und Gut der Ehre
Entſpringt allein aus guter Lehre.
Ein löblich Ding iſt adlig ſein,
Aber iſt fremd und iſt nicht ſein,
Es kommt von frühern Eltern her.
Reichthum auch iſt köſtlich ſehr,
Aber das iſt des Glücks Zufall
Und tanzt auf und ab wie ein Ball.
Ein hübſch Ding iſt der Ruhm der Welt,
Allein der Ruhm er ſteigt und fällt.
Schönheit des Leibes man groß acht't,
Und währet doch oft kaum über Nacht.
Gleich der Geſundheit ſüß iſt Lieb'
Und ſtiehlt ſich weg doch wie ein Dieb.
Große Stärke gilt für koſtbar' Hab',
Und nimmt doch durch Alter und Krankheit ab.
Darum iſt Nichts unſterblich mehr
Und bleibend, als die gute Lehr'.
Gorgias fragt', ob ſelig wär'
Von Perſien der mächtig Herr?
Sprach Sokrates: Nicht weiß ich das,
Ob Lehr' und Tugend er beſaß.
Als wenn er damit ſagen wollt':
Wer nicht der Tugendlehre hold,
Dem nützet Nichts Gewalt und Gold.
(Scherr.)

## Anhang zum Mittelalter.

## 1.

## Ein Weingruß

von

### Hans Roſenblut.

Nun grüß' dich Gott, du edles Getrank,
Erfriſch' mir meine Leber — ſie iſt krank —
Mit deinen geſunden heilſamen Tropfen.
Du kannſt mir all' meine Trauer verſtopfen.
Selig ſei der Winzer, der um dich hackt,
Selig ſei der Leſer, der dich abzwackt
Und dich in einen Kübel legt,
Selig ſei der, der dich in die Kelter trägt,
Selig ſei der Kufer und die Hand,
Die dich mit Reifen umband
Und dir gemacht ein hölzern Haus,
Selig ſei der, der dich zapfet aus,
Selig ſei der Wirth, der das Schenken erdacht,
Selig ſei der Bot', der dich hergebracht,
Selig ſei der, der dich hat eingeſchenkt!
Unſelig ſei der, der das erdenkt,
Daß man das Maß ſoll machen klein.
Nun behüt' dich Gott vor dem Hagelſtein
Und vor des kalten Reifes Froſt,
Du ganz Labung, du halbe Koſt!
Selig müſſen die Alle ſein,
Die da gerne trinken Wein!

---

*) Winterbutz = Faſtnachtsnarr

Frauen und Gott allein Wein beſcheren
Und Speiſe, damit ſie den Leib ernähren,
So will ich denn der Gott' ſein, der die [illegible]
Und mit einem tüchtigen Trunk ſich [illegible].
(Scherr.)

## 2

## Über Zauberei.

Welcher Menſch da glaubt an Vogelgeſchrei,
Daß da Sterben bedeute [illegible];
Der Glauben hat an Wolfsbegegnen,
Daß ſie das [illegible] ſollen [illegible],
Und Glauben hat an verworfenen Tag,
An welchem Gott allen Glück verſag;
Und glaubt, daß Feuer heilſam ſei
Für [illegible] und für den [illegible];
Und an's Schuhwerfen über's Haupt:
Wer an ſolche Zaubereien glaubt
Und es in der letzten Beichte nicht geſteht,
Den wirft man am jüngſten Tag zu der linken Hand
Tief in den verfluchten hölliſchen Grund. —
Dafür iſt Beicht' und Buß' gar geſund.
(Scherr.)

## 3

## Der Traum.

### Ein Meiſtergeſang in des Regenbogens überlangem Ton.

1.

(Stoll.)

Einmal lag ich
In Schlafes Qual;
Mich däucht', ich war
Auf einem Berg
Vor einem königlichen Palaſt.
Der war durchbauen gar
Nach meiſterlichen Sinnen;
Bildwerk zierlich
Stund überall
Am Palaſt ſtolz,
Der war von Marmelquader.

(Gegenſtoll.)

Fein war das Dach
Von Kupfer braun,
Kryſtallenklar
Das Fenſterwerk.
Zu oberſt an der Burg der glaſt
Von Gold ein' Sonnenuhr.
Gulden waren die Zinnen.
Ringweis ich ſah
Darum ein' Zaun
Von Cederholz.
Die Pforten war von [illegible].

(Abgeſang.)

Ich trat auf die Schlagbrucken
Und ſah ein' Tanz
Von minniglichen Bilden
In dieſem Palaſt ſchön;
Da war ich ſtehn
Zu dieſer Pforten
Und blicket heimlich hinein.
Die klaren Fräulein ſpielten,
Freundliche Wort'
Wurden gehört,
Die adeligen Jungen
Nach den Drommeten, Pfeifen
Höflich ſprungen;
Ihr' Jeder hat
Von Hermelin
Ein köſtlich Schauben,
Ring, Ketten, gulden Borten.
Heimlich was der Frauen Geberde,
Darauf jede ein' Roſenkranz;
Der Männer fürſtliches Gewand
Von Sammet, Seiden und Taffent,
Damaſt und gulden Stucken,
Von Perlen glänzen Kränze
Auf den Hauben.
Im Herzen mein
Dacht', möcht' ich bei der Schaar ſein!
Ich wollt' mich miſchen unter [illegible]
Und thät gehn,
Das was mir frei geladen.

2.

(Stoll.)

Ich kam herein
Und ſah die Tiſch'
Mit Pfellertuch
Bedecket all';
Mit Teppich war der Saal geziert,
Mitten-inn im Palaſt
Ein kaiſerlich Credenze
Von Cyperwein,
Wildpret und Fiſch;
Bereitet war
So überköſtlich Speiſe.

(Gegenſtoll.)

Sieh, mannig Blum'
War da geſtreut,
Himmliſcher Ruch
War in dem Saal.
Zu Tiſch man [illegible]
Manchem edlen Gaſt,
Zu edler Reverenze
Ein' große Summ'
Der Dienſtleut'
Dienten der Schaar
Nach Art höfiſcher Weiſe.

(Abgeſang.)

Als ein End' hatt' das Mahl,
Stunden ſie auf,
Ein Sommerreihen ſprungen.
Gar liebliches Geſang
Mit Freud' erklang;
Ihre Melodie
Die concordiret luſtiglich
Gleich engeliſchen Zungen.
Auch ſah ich viel'
Der Ritterſpiel'
Von Rittern und von Knechten
Mit Laufen, Springen, Ringen,
Kämpfen, Fechten,
Künſtlich, gelenk
Mit großem Gepränge.
Nach dem einließen
Sie auch ein' Mummerei,
Verputzet, daß man ſie nicht kannt';
Zumal ein wohlgezierter Hauf
Die hatten ein' Maruſckatanz,
Ihr' Zween ſah ich gerüſtet ganz
In Harniſch über all';
Die kunnten ſtechen, brechen
Mit den Spießen
Gar ritterlich.
In einen Winkel ſchmog („ſchmiegt") ich mich,
Mein Herz vor Freuden zittert, [illegible],
Hupfet, ſprang
Vor Wonn' in dieſem Saale.

### 3.

(Stoll.)

Schon, indem kam
Hinein der Tod;
Mit dem er trug
Ein' Senſen ſcharf
Und ſchlich grauſam hinein den Saal
Und mähet ab und auf;
Bald ſtarbe, wen er trafe,
Ein Ende nahm
Die fröhlich Zeit',
Jedermann floh
Und aus dem Saal ſich machet.

(Gegenſtoll.)

Traurig Geſchrei
War ihr Geſang,
Der Tod ſie ſchlug,
Zu Haufen warf;
Da ward manch rothes Mündlein fahl;
Groß ward der Todten Hauf'.
Mir däucht' mich im Schlafe,
Wie daß ich frei
Gerade ſprang
In Graben hoch,
Indem ich auferwachet.

(Abgeſang.)

Und dacht' mir heimlich eben,
Der Traum bedeut'
Die Wolluſt dieſer Welte,
Die Pracht, Gewalt und Ruhm
Iſt, wie ein' Blum'
In ihrer Zierde
Durch ſanft Regen und kühlen Thau
Aufwächſet in dem Felde;
So reiſſig Dürr'
Und kalte Luft
Geſchwind aber ſie iſt blaſen,
Bald ſie verſchmoret, dorret:
In der Maßen
Reichthum und Kunſt,
Freud', Lieb' und Gunſt,
Ehr' und Gewalte,
Gepräng, Geſchmuck und Würde,
Auf dieſer Erden aller Stand,
Steht es in Glück und blühet heut',
So nehmet es doch morgen ab
Und kommet endlich in das Grab;
Dem Fleiſch und Blut iſt geben,
Das muß verderben, ſterben,
Jung und alte,
Mann und Frau.
Auf das vergänglich Hier nicht bau',
Das als ein Traume, Schaume
Kommet um, —
Fleuch, zeuch zum ewigen Leben!
(Wunderhorn, Bd. 2. S. 226.)

---

### 4.

## Das Lied von dem Siege bei Murten.

Von

**Veit Weber.**

Mein Herz iſt aller Freuden voll,
Darum ich aber ſingen ſoll
Und wie es iſt ergangen;
Mich hat verlanget Tag und Nacht,
Bis ſich der Schimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich han verlangen.
Der Herzog von Burgund genannt
Der kam für Murten hingerannt:
Sein' Schaden wollt' er rächen,
Den man ihm vor Granſen hat gethan;
Seine Zelten ſpannt' er auf den Plan,
Murten wollt' er zerbrechen.
Thurm und Mauern ſchoß er ab;
Darum man ihm gar wenig gab:
Sie ließen es Gott walten,
An Männern drinnen nicht gebricht's,
Um den Burgunder gaben's Nichts;
Die Stadt han ſie behalten.
In einer Nacht da ſtürmt er faſt,
Ließ ihnen weder Ruh noch Raſt,
Murten wollt' er haben.
Doch kamen die Welſchen in große Noth,
Wohl ihrer tauſend blieben todt;
Mit Welſchen füllt man die Graben.
All', die in Murten waren drein,
Die han groß Ehre g'leget ein,
Will ich von ihnen ſagen;
Und welcher es vermöcht' am Gut,
So rieth' ich das in meinem Muth,
Man ſollt' ihn zum Ritter ſchlagen.
Ein edler Hauptmann wohl erkannt,
Von Bubenberg iſt er genannt,
Er hat ſich ehrlich gehalten;
Sein' Büchſenmeiſter ſchoſſen wohl:
Fürbaß nach ihm man umſehn ſoll,
Wo man eine Stadt will b'halten.
Da ward den Eidgenoſſen bekannt,
Wie Murten wäre hart berannt;
Dem Bunde thät man ſchreiben:
Sie ſollten kommen, es thät noth.
Sobald man ihnen das enbot,
Daheim wollt' Niemand bleiben.
Dem edlen Herzog hochgebor'n
Von Lothring dem macht' es Zorn,
Des Welſchen Ungefüge.
Er kam mit manchem Edelmann
Bei den frommen Eidgenoſſen an;
Seiner Ehr' that er Genüge.
Des Fürſten Züg' aus Oeſterreich,
Straßburg und Baſel desgleich
Und andrer Bundgenoſſen,
Die kamen in einer großen Schaar
Wohl zu den Eidgenoſſen dar;
In Noth woll'n ſie's nicht laſſen.
Ein ſtattlicher Kriegsvolk ſah ich nie
Zuſammenkommen auf Erden hie
In kurzer Zeit alsbalde.
Sie brachten Büchſen ohne Zahl,
Viel' Hellebarten, breit und ſchmal;
Von Spießen ſah man ein' Walde.
Da man zählt von Chriſt fürwahr
Tauſend vierhundert und ſiebzig Jahr
Und das ſechſte war gekommen,
An einem Samſtag — ich euch ſag' —
An der zehentauſend Ritter Tag
Schuf man gar großes Frommen.
Da es war an dem Morgen früh,
Da rückte man gen Murten zu
Durch einen grünen Walde.
Deß wurden die in Murten froh;
Den Herzog fand man gewaltig da;
Ein Schlachten begann alsbalde.
Eh man kam durch den Wald ſo grün,
Da ſchlug man Manchen zum Ritter kühn,
Die man thut wohl erkennen.
Der Herzog von Lothring war der Ein';
Sie red'ten alle zuſammen gemein:
Wir wollen voran rennen!

Ein ſchneller Mord der ward gethan,
Wie man den Feind ließ' greifen an;
Da hört' ich Manchen ſprechen:
Ach Gott, wann hat ein Ende die Tag'?
Nun iſt es doch ſchon um Mittag;
Wann ſollen wir hauen und ſtechen?
[illegible]glicher trug ſein Banner ſtark,
Dahinter ſich Niemand verbarg:
Sie waren voll Mannes Muthe.
Männiglich gedacht' in ſeinem Sinn,
Wie man den Tyrannt wollt' legen hin
Recht in ſein rothes Blute.
Die Vorhut die zog vornen dran;
Darunter waren zwei ſchöne Fahn',
Entlibuch war die eine,
Die andre Thun mit ſeinem Stern;
Die waren bei einander gern:
Man ſah wohl Fliehen keine.
Die Ritter rannten vornendrein,
Sie legten ihre Lanzen ein,
Als ſie ihr'n Feind erſahen;
Auf ihr Geſchütz han's nicht gebaut,
Sie wagten Alle ihre Haut,
An ſie that man ſich machen.
Die Büchſen ſchoſſen zmitten an,
Sie liefen mit ihnen vorne dran,
Die langen Spieß desgleichen.
Von Hellebarten kam große Noth.
Damit ſchlug man die Feinde todt,
Die armen und die reichen.
Sie wehrten ſich eine kleine Zeit,
Darnach ſah man ſie fliehen weit,
Gar Viele wurden erſtochen
Der Fußknecht' und der Küriſſer;
Das Feld lag voller Gleſ' und Speer',
Die an ihnen wurden zerbrochen.
Der Eine floh hin, der Andre her,
Wo er wähnt', daß er verborgen wär';
Man tödtet ſie in den Buſchen.*)
Ein' größre Noth ſah ich nie eh';
Ein' große Schar lief in den See,
Wiewohl ſie's nicht mocht' dürſten.
Sie wateten drein bis an das Kinn,
Dennoch ſchoß man auf ſie hin,
Als ob ſie Enten wären.
Man ſchifft' zu ihnen und ſchlug ſie todt,
Der See der ward von Blute roth;
Jämmerlich hört' man ſie plärren.
Gar Viele klommen auf die Bäum',
Wiewohl man ihrer achtet kaum;
Man ſchoß ſie wie die Krähen;
Man ſtach ſie mit Spießen überab,
Ihr Gefieder ihnen kein' Hilfe gab,
Der Wind mocht' ſie nicht wehen.
Die Schlacht dehnt ſich zwei Meilen weit,
Dazwiſchen lagen viel welſche Leut'
Zerhauen und zerſtochen.
Des danket Gott nun früh und ſpat,
Daß er der frommen Geſellen Tod
Zu Granſon hat gerochen.
Wie viel' nun aber gekommen um,
Nicht ganz genau weiß ich die Summ';
Doch hab ich gehöret ſagen,
Daß man hab' der Welſchen Mann
Sechsundzwanzigtauſend auf dem Plan
Erkannt und auch erſchlagen.
Nun aber glauben wir dem Wort:
Fürwahr auf der Eidgenoſſen Ort
Sind nicht zwanzig Mann umkommen:
Daraus man wohl erkennen mag,
Daß Gott behüt' Nacht und Tag
Die Kühnen und die Frommen.

### 5.

## Aus dem „Spiel von Frau Jutten, welche Papſt zu Rom geweſen.“ *)

Von

**Theodor Schernbergh.**

### 1.

(Hie führet ein römiſcher Rathsherr ſeinen Sohn, welcher von dem Teufel beſeſſen iſt, zu Papſt Jutten, um mit Gott den Teufel auszutreiben, und der Teufel offenbaret es, daß Papſt Jutta ein Weib iſt und ein Kind trägt.)

**Rathsherr.**

Heiliger Vater und Herre,
Ich klage euch klägliche ſehre,
Daß meinen Sohn, der hier vor euch ſteht,
Der böſe Geiſt beſitzen thät
Und peinigt ihn von Herzen ſehr.
Drum bitt' ich euch, heiliger Vater und Herr,
Daß ihr ihn wollet entbinden
Von ſolchem böſen Feinde
Durch Gott und Sanct Nicolaum, den heiligen Mannreiche,
Daß Gottes Gnade zu uns ſchleiche.

**Papſt Jutta.**

Das kann ich jetzund nicht vollenden,
Sondern will euch meine Cardinal' ſenden,
Die können das wohl thun,
Denn ich bin jetzt nicht geſchickt dazu;
Die ſoll'n ihn wohl entbinden
Von ſolchem böſen Feinde.

**Rathsherr.**

So laſſet bald geſchehen das,
Damit mein Sohn werde baß,
Und ſehet an die große Pein,
Die da leidet der liebſte Sohn mein,
Auf daß er möge entbunden werden
Allhie auf dieſer Erden.

**Papſt Jutta.**

Nun gebiet' ich allen meinen Cardinalen,
Die da mit mir ſind in dieſem Saale,
Daß ihr das nicht verlanget
Und euer Gebet zu Gott ſendet
Und entbindet dieſem Römer ſeinen Sohn durch Gott
Der da iſt beladen mit großer Noth
Von des böſen Teufels Gewalt,
Der mit ihm treibt Jammer mannigfalt.

**Der Teufel in dem Beſeſſenen.**

Nun ſchweig' du Papſt mit deinem Klaffen
Und gebeut nicht deinen Pfaffen,
Denn ſie ſollen mich nicht von hier treiben;
Auch ſo will ich wohl hierinne bleiben,
Bis daß du ſelber kommeſt
Und mir die Gewalt benehmeſt:
Das ſag' ich dir auf dieſer Fabel
Und wär'n ſie noch ſo wohlgelahrt.

---

*) In den Geſträuchen, Hecken.

*) Der Gegenſtand dieſes ſchauſpielartigen Stückes, welches um's Jahr 1480 verfaßt wurde, iſt die bekannte Geſchichte von der Päpſtin Johanna, auf welche ſich die Proteſtanten lange Zeit viel zu gute thaten, bis die neuere Forſchung die Ungeſchichtlichkeit dieſer Sage dargethan hat. Es gibt allerdings noch ältere Anfänge der dramatiſchen Poeſie in Deutſchland, als die dramatiſirte Legende von der Päpſtin Johanna, nämlich Myſterien (Oſterſpiele) und Faſtnachtſpiele, allein ich muß aus naheliegenden Gründen darauf verzichten, hier Proben aus denſelben mitzutheilen.

So ſoll'n ſie mich nicht verdringen,
Noch mit Gewalt bezwingen.
Darum ſoll'n ſie laſſen ihr Klaffen gehn,
Sonſt ſoll es ihnen mit mir nicht wohl ergehn.

**Papſt Jutta.**

Weil daß du das nicht willſt thun,
So muß ich ſelber kommen dazu
Und muß verſuchen, ob ich dich könnt' vertreiben,
Daß du nicht länger magſt hie bleiben.
Darum ſo gebiete ich dir alsbald,
Du böſer Teufel ungeſtalt,
Daß du dieſen Mann räumeſt
Und dich nicht länger ſäumeſt.

**Der Teufel in dem Beſeſſenen.**

Weil ich denn räumen ſoll allhier,
So höret All' in dieſem Saal von mir.
Daß ich das nicht durch ſein Gebieten thu',
Sondern weil es Gott will haben nun;
Das ſpreche ich ſicherlich.
Nun höret zu Alle gleich,
Die die in dieſem Saal verſammelt ſind:
Der Papſt der trägt fürwahr ein Kind,
Er iſt ein Weib und nicht ein Mann.
Daran ſollt ihr keinen Zweifel han;
Darum ſeid ihr ſämmtlich betrogen
Und mit Blindheit umzogen.
Der ſoll ſie nun allzuhand
Vor euren Augen werden geſchand't,
Und ihre Schand' ſoll ſich erzeigen
Jetzund in dieſem kühlen Maien,
Darum weil ſie mich hat vertrieben,
Sonſt wär' ſie ſicher wohl vor mir blieben.

**Papſt Jutta.**

Nun ſchweig, du böſer Valant.
Du haſt mich ſehr und viel geſchand't
Und wollt'ſt mich gerne han geſchanden
Und mit viel Laſter zuwenden.
Darum weil du das nicht kannſt thun,
Fügeſt du mir ſolche Gefährde zu,
Der ich doch wohl entbehr',
Du böſer Betrüger.

**Der Teufel in dem Beſeſſenen.**

Ich will dein Betrüger ſein,
Bis das ergehet der Wille mein.
Seit daß du Päpſtin biſt genannt,
Muß ich von dir weichen zuhand;
Kommſt du aber wieder in meine Gewalt,
Ich will dir's vergelten hundertfalt
Und will dich ſetzen gar unſachte nieder,
Und machſt du dich noch ſo fromm und bieder.
(Der Teufel fährt aus und verſchwindet.)

### 2.

(Der Tod kommt zu Papſt Jutten.)

**Der Tod.**

Ich bin dir lange nachgekrochen
Manches Jahr und manche Wochen,
Jetzt hab' ich dich nun ergriffen hier,
Darum ſollſt du mir nicht entfliehn.
Ich will mit dir machen ein Spiel
Nach all' meiner Luſt, wie ich will,
Denn Gott hat mir Erlaubniß geben,
Daß ich dir nehmen ſoll dein Leben;
Weil du haſt wider ihn gethan
Und biſt gegangen wie ein Mann
Und haſt ſolch' Unfug in der Chriſtenheit getrieben
Und biſt nicht ein Weibsbild blieben,
Auch daß du dich haſt überſehen,
Daß du mußt mit ſchwangerm Leibe gehen
Und trägſt ein Kind alſo verborgen,
Darum will ich dich bringen in Sorgen,
Und ſollſt hier kläglich ſterben auf dieſer Erden
Und vor allen Leuten zu Schanden werden.

**Papſt Jutta.**

Weil ich denn nun ſterben muß
Und dafür iſt keine Buß',
Deß ſtehe ich in großer Noth.
Darum erbarm' dich mein, du ewiger Gott,
Daß die bitter Marter dein
An mir armen Sünder nicht verloren ſein
Und ſieh' an dieß große Leid
Und beweiſe mir, Herr, deine Barmherzigkeit.
Auch ſieh' an, Herr, meine Schmerzen,
Die ich leide in meinem Herzen;
Dazu, lieber Herr Jeſu Chriſt,
Bedenk' heut' und zu aller Friſt,
Daß da geſündigt hat mancher Mann,
Der doch deine Huld wieder gewann.
Adam brach das erſte Gebot,
Das vergabſt du ihm, lieber Gott;
Petrus hat die Seligkeit mit dir,
Der dich doch dreimal verleugnet gar ſchier;
Thomas war ein Zweifler,
Du vergabſt ihm, lieber Herr;
Paulus der that manch Leid
Zuvor der Chriſtenheit
Und kam doch zu deinen Gnaden
Ohne allen Schaden;
Matthäus, der vom Zoll entrann,
Dem vergabſt du, Herr, ohne Wahn;
Theophilus ſich dem Teufel ergab,
Du halfeſt ihm, Herr, darab;
Maria Magdalena vieler Sünde pflag,
Und hatt' doch mit dir manchen guten Tag;
Zachäus der war ungerecht,
Und ward doch dein Werk und Knecht;
Longinus dich durch dein Herze ſtach,
Daß es Maria anſah,
Und hat doch Gnade bei dir funden
Zu derſelben Stunden;
Der Schächer, der mit dir am Kreuze ſtarb,
Deine Gnade da erwarb.
Das ſind Alle geweſen ſündige Mann,
Die doch nun die Seligkeit von dir han;
Vergib mir auch die Sünde mein,
Barmherziger Gott, durch die Marter dein
Und laß mich, Herr, nicht verderben
Und in meinen Sünden ſo kläglich ſterben.

**Der Tod.**

Was hilft dich dein großes Klaffen?
Du mußt doch mit mir wallen,
Und könnteſt noch ſo wohl bitten und flehen,
So muß doch mein Will' an dir ergehen.

**Papſt Jutta** (ſingt).

Maria, Mutter reine,
Aller Sünder Tröſterin;
Ich klage dir gemeine,
Daß ich ein Sünder bin;
Deß weine ich wohl Blut ſo roth,
Meine Augen Thränen gießen;
Ach bitt' für mich dein liebes Kind,
Deß laß' mich, Frau, genießen.
Nun ich denn ſoll ſterben,
So hilf, Maria, himmliſche Königin, mir erwerben
Deines lieben Kindes Barmherzigkeit,
Die doch manchem Sünder iſt bereit.
Darum, du keuſche Jungfrau reine,
Befehle ich mich dir alleine

Und bitt' für mich den barmherzigen Gott,
Wenn ich ſtehe in großer Noth
Und bin aller Sünden voll;
Deß will ich mich an dich erhol'n,
Wenn du biſt voll der Barmherzigkeit,
Erbarm' dich über mein Herzeleid
Und verleihe mir, Mutter und Frau,
Daß mir Gott ſende den Himmelsthau
Und laſſe von mir ſeinen Zoren,
Thut er das nicht, bin ich verloren.
Das bitt' für mich, Mutter hehre,
Durch deine mütterliche Ehre.

Maria.

Ich will all' dieſen Tag
Bitten für dich, was ich mag;
Ich hoffe, du ſollſt Gnade finden
Bei meinem lieben Kinde,
Daß es gnädiglich ſich erbarme
Ueber dich Sünderin arme.

Papſt Jutta.

Nun will ich gerne leiden
Jetzund zu dieſen Zeiten,
Was mir zuſendet der ewige Gott,
Dazu anthut der bittre Tod
Um meine Sünde, die ich habe gethan.
Darum beſcheid' ich ohn' argen Wahn
Meine Seele zuhand
Maria zu einem Pfand.
Ich hoffe, ſie laſſe ſie nicht verderben,
Dazu ewiglich erſterben,
Und will mich in Geduld kehren
Zu der Himmelskönigin, der hehren.
Nun tröſte mich der ewige Gott
Und helfe mir aus aller Noth.

Der Tod.

Nun höre auf mit deinem Klaffen;
Ich muß mein Geſchäfte ſchaffen
Allhier an dieſer Statt,
Denn du machſt mich mit deinem Reden matt.
Daß du in päpſtlichem Weſen haſt geſtanden,
Deß ſollſt du werden zu Schanden.
Nimm hin den Schlag an das Ohr zuhand,
Es wird dir wohl bekannt,
Warum ich bin geſchickt zu dir.
Das ſollſt du gänzlich glauben mir.

(Der Tod ſchlägt Papſt Jutten nieder.)

## II.

# Die Reformationszeit.

### 1.

### Nikolaus Baumann. (?)

### Eine Fabel aus „Reineke Vos“. *)

Zwei Jahre iſt es ungefähr,
Da kam ein Lindwurm einſt hieher;
Dieſelbe Schlange oder Wurm
Klagte hier mit großem Sturm,
Es ſei ein Mann mit dem Recht nicht zufrieden,
Das zweimal wider ihn entſchieden.
Zugegen war derſelbe Mann;
Hört, wie die Klage ſich entſpann.
Als einſt die Schlange durch ein Loch,
Das ſie in einem Zaun ſah, kroch,
Lag da ein Strick: da blieb ſie hangen
In dieſem Strick und war gefangen.
Sie hätte gewiß das Leben gelaſſen,
Ging nicht der Mann juſt dieſe Straßen.
Die Schlange rief: ich bitte dich,
Laß dich erbarmen und löſe mich!
Da ſprach der Mann: ich will dich erhören,
Wenn du geloben willſt und ſchwören,
Du wolleſt mich nicht verletzen hernach;
Mich erbarmt dein Leid und dein Ungemach —
Die Schlange war dazu bereit
Und ſchwur ihm einen theuren Eid,
Ihm nicht zu ſchaden in keinem Dinge.
Da half er ihr aus ihrer Schlinge.
Sie gingen zuſammen den Weg entlang.
Die Schlange war vor Hunger krank.
Da ſchoß ſie nach demſelben Mann
Und wollt' ihn zerreißen und eſſen dann.
Mit genauer Noth der Mann entſprang.
Da ſprach er: Iſt nun das mein Dank,
Daß ich dir half aus deinem Leid?
Du ſchwurſt mir einen theuren Eid,
Daß du mir nimmer wollteſt ſchaden.
Die Schlange ſprach: Ich bin beladen
Mit Hunger, der mich zwingt dazu,
Ich kann verantworten, was ich thu';
Hungersnoth kennt kein Gebot. —
Als ihm die Schlange ſo gedroht,
Da ſprach der Mann: So bitt' ich dich,
Verſchone nur ſo lange mich,
Bis uns die Leute begegnet kommen,
Die nicht um Schaden noch um Frommen
Unſern Rechtsſtreit wollen ſcheiden. —
Die Schlange ſprach: Das mag ich leiden.
Sie gingen fort über einen Graben,
Da fanden ſie Pflückebeutel, den Raben,
Mit ſeinem Sohne Quackeler.
Da ſprach die Schlange: Kommet her! —
Sie ließen die Sach' an ſein Ermeſſen;
Der Rab' entſchied, den Mann zu eſſen.
Er beachte wohl ſein eignes Glück:
Er hätt' auch gern gehabt ein Stück.
Die Schlange ſprach: Ich gewann den Proceß
Und darf mich Niemand ſchelten deß.
Da ſprach der Mann: Wen wundert dieß,
Daß mich ein Räuber zum Tode wies!
Doch weiſ' er das Recht uns nicht allein,
Ich gehe mit dir vor Vier oder Neun.
Die Schlange ſprach: Ich will's gewähren.
Da begegneten ſie dem Wolf und dem Bären
Der Mann ſtund zwiſchen dieſen allen;
Er dachte: Das wird nicht gut ausfallen.
Bei Fünfen der Sechſte ſtand der Mann,
Von denen Keiner ihm Gutes gann:
Die Schlange, zwei Raben, Wolf und Bär.
Die ſtanden bedrohlich um ihn her.
Als nun Bär und Wolf, die Beiden,
Die Sache richten ſollten und ſcheiden,
Sprachen ſie: Tödte die Schlange den Mann,
Hungersnoth befiehlt es ihr an;
Noth und Zwang bricht Treu und Eid.
Den Mann ergriff da Sorg' und Leid,
Denn Alle ſtanden ihm nach dem Leben.
Da wollt' ihn die Schlange mit Ringeln umgeben
Und ſpritzte Gift und Geifer auf ihn:
Kaum mocht' ihr noch der Mann entfliehn.
Er ſprach: Groß Unrecht willſt du begehn
Mir nach dem Leben ſo zu ſtehn.

---

*) Die Mittheilung einer längeren Probe aus dem berühmten Thierepos verſpare ich auf den folgenden (9.) Abſchnitt (Literatur der Niederlande), damit der Fuchs den Leſern auf einem Boden vor Augen trete, welcher ſeine eigentliche Heimat iſt.

Kein Recht dazu erwarbſt du noch.
Die Schlange ſprach: Was ſprichſt du doch!
Dir ward zweimal das Recht gewieſen.
Ja, ſprach der Mann, doch nur von dieſen,
Die ſelber rauben und ſtehlen.
Meine Sache will ich dem König befehlen;
Bringt mich vor ihn: ob krumm, ob ſchlicht
Sei ſein Beſcheid, ich wehre mich nicht.
Verlier' ich bei ihm wieder Fug,
So geht es mir dann noch ſchlecht genug.
Da ſprach der Wolf mitſammt dem Bären:
Da wird ſich unſer Spruch bewähren:
Der Wurm gewähre die Friſt dir gern.
Sie meinten, käm' es vor die Herrn
Zu den Hof, die würden entſcheiden
Wie ſie entſchieden zwiſchen den Beiden.
Mit Urlaub, Herr, ihr ſelber wißt,
Wie der Mann hieher gekommen iſt
Mit der Schlange, dem Bären, der Raben zwei;
Aber der Wölfe kamen drei:
Denn Iſegrim brachte zwei Kinder mit,
Von welchen der Mann das Meiſte litt,
Nimmerſatt und Eitelbauch
Die kamen mit dem Vater auch,
Und hofften, man würd' ihnen Antheil gönnen;
Ihr wißt wohl, was ſie leiſten können.
Sie heulten und waren plump und grob;
Ihr verbotet ihnen den Hof darob.
Da flehte der Mann zu euern Gnaden:
Die Schlange wollte ſeinen Schaden
Für die Wohlthat, die er ihr gethan;
Sie vergeſſ' jetzt, ſo ſprach der Mann,
Was ſie geſchworen, die theuern Eide.
Sie that' ihm, ließ' er ſie, Nichts zu Leide.
Die Schlange ſprach: Ich geb' es zu;
Doch zwang mich Hungersnoth dazu;
Die Noth, ihr wißt, kennt kein Gebot.
Da war't ihr, Herr, in großer Noth,
Wie ihr die Sachen ſolltet ſcheiden,
Daß Keiner Unrecht müßte leiden.
Unrecht ſchien's eurer fürſtlichen Krone,
Daß man dem Mann mit dem Tode lohne,
Der Hilfe gewährt in großer Noth;
Doch dachtet ihr auch an des Hungers Gebot.
Da frugt ihr bei euern Räthen an.
Die meiſten ſprachen wider den Mann,
So möchten ſie nach ihrem Willen
Selbſt ihren Hunger an ihm ſtillen.
Da habt ihr Boten allzuhand
An Reineke, dem Fuchs, geſandt.
Was die Andern ſprachen über die Beiden,
Sie konnten den Fall doch nicht entſcheiden.
Ihr legtet Alles in Reineken's Hände
Und ſpracht, das Urtheil, das er fände,
Das ſollte gelten in dieſem Streit.
Reineke gab da dieſen Beſcheid:
Herr, laßt uns an die Stelle gehn,
Wo der Mann die Schlange zuerſt geſehn.
Seh' ich die Schlange dann gebunden,
Wie ſie war in jenen Stunden,
Da der Mann zuerſt ſie fand,
Das Urtheil ſprech' ich dann zuhand.
Da ward die Schlange ſo gebunden,
Wie ſie der Mann zuerſt gefunden,
Dazu auch an demſelben Ort.
Nun ſind ſie, ſprach er, wieder dort,
Wo ſie waren, eh' der Streit begonnen;
Keiner hat verloren, noch gewonnen.
Das Urtheil iſt nun bald gefällt:
Es mag der Mann, wenn's ihm gefällt,
Die Schlange löſen, das ſteht ihm frei;
Will er nicht, iſt's Einerlei:
So laß' er ſie gebunden ſtehn
Und möge ſeiner Wege gehn;
Denn einmal bracht' es ihm übeln Lohn,
Daß er zuerſt ihr half davon.
So hat der Mann nun freie Wahl,
Ganz wie er hatte dazumal.

(Simrock.)

## 2.

## Thomas Murner.

### Der Teufel iſt Apt.

Das iſt freylich ein frembder orden
  darinn der Teüfel apt iſt worden
Da hort nit hin das heilig creütz
  der apt müß wenchen ſunſt beſetz
Bettbücher lügt verbergent all
  das unſer Apt nit druber fall
Wie dunckt das eüch ſo frembde mer
  ob der Teüfel apt ſchon wer
Man findt wohl ſemlich bey prelaten
  die vil teüfeliſcher thaten
Denn der teüfel uß der hellen
  geiſtlich prelaten ſagen wellen
  blaſen heülen doch zwilch ſellen
Und innigklichen rennen, beiſſen
  den armen leüten durch den weigen
Mit zweinzig, dreiſſig, viertzig pferden
  ſind das geiſtlich prelatiſch berden!
  wenn die biſchoff jäger werden
Und die hunt die metten ſingen
  mit heulen den nocturnſt volbringen
In cloſtern thund das auch die ebt
  ich weiß wohl wie man drinnen lebt
Die cloſter ſeind geſtiffet worden
  zu halten ein geiſtlichen orden
So wolt ir yetzund fürſtlich boren
  wert ihr dauß ir tragt die oren
Und müſſen ſchmale pfennig wert eſſen
  der teüfel hat eüch gar beſeſſen
Das ir doch nö geiſtlichen gaben
  vil mer hunt gezogen haben.
Denn brüder in dem cloſter ſind
  oder ſunſt geiſtliche kind
Und hond das cloſter gar vergifft
  die pfründen uff die hunt geſchifft
Wolan, wolan was wölt ir wetten
  die brüder werden euch ein metten
Einmal ſingen von euwertwegen
  das euch der teüfel gibt den ſegen
So er doch eu das abt iſt worden
  in euwerm ſo ſchelligen orden.

## 3.

## Martin Luther.

### 1.

### Eine feſte Burg.

Ein feſte Burg iſt unſer Gott
  Ein gute wehr und waffen
  Er hilfft uns frey aus aller not
  Die uns itzt hat betroffen.
  Der alt böſe Feind
  Mit ernſt er's itzt meint,
  Gros macht und viel liſt
  Sein grauſam rüſtung iſt,
  Auff erd iſt nicht ſeins gleichen.
Mit unſer macht iſt nichts gethan
  Wir ſind gar bald verloren:

Es ſtreit für uns der rechte man,
Den Gott hat ſelbs erkoren.
Fragſtu wer der iſt?
Er heiſt Jheſus Chriſt,
Der HERR Zebaoth,
Und iſt kein ander Gott,
Das felt mus er behalten.
Und wenn die welt vol Teufel wer,
Und wolt uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſol uns doch gelingen.
Der Fürſt dieſer welt
Wie ſawr er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht,
Ein wörtlein kan in fellen.
Das wort ſie ſollen laſſen ſtan
Und kein dank dazu haben.
Er iſt bei uns wol auf dem plan
Mit ſeinem geiſt und gaben.
Nemen ſie den leib,
Gut, ehr, kind und weib:
Las faren dahin,
Sie habens kein gewin.
Das Reich mus uns doch bleiben.

### 2

## Ein Kinderlied auf die Weihenachten vom Kindlein Jeſu.

Von Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mär;
Der guten Mär bring ich ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will.
Euch iſt ein Kindlein heut geborn
Von einer Jungfrau auserkorn,
Ein Kindelein ſo zart und fein:
Das ſoll eur Freud und Wonne ſein.
Es iſt der Herr Chriſt, unſer Gott:
Der will euch führn aus aller Noth;
Er will eur Heiland ſelber ſein,
Von allen Sünden machen rein.
Er bringt euch alle Seligkeit
Die Gott der Vater hat bereit,
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.
So merket nu das Zeichen recht,
Die Krippen, Windelein ſo ſchlecht:
Da findet ihr das Kind gelegt
Das alle Welt erhält und trägt.
Des laßt uns alle fröhlich ſein,
Und mit den Hirten gehn hinein
Zu ſehn was Gott uns hat beſchert,
Mit ſeinem lieben Sohn verehrt.
Merk auf, mein Herz, und ſieh dort hin:
Was liegt doch in dem Krippelein?
Wes iſt das ſchöne Kindelein?
Es iſt das liebe Jeſulein.
Sei willekomm, du edler Gaſt!
Den Sünder nicht verſchmähet haſt,
Und kommſt in's Elend her zu mir:
Wie ſoll ich immer danken dir?
Ach Herr, du Schöpfer aller Ding,
Wie biſt du worden ſo gering,
Daß du da liegſt auf dürrem Gras,
Davon ein Rind und Eſel aß.
Und wär die Welt vielmal ſo weit,
Von Edelſtein und Gold bereit,
So wär ſie doch dir viel zu klein
Zu ſein ein enges Wiegelein.
Der Sammet und die Seiden dein,
Das iſt grob Heu und Windelein;
Darauf du König ſo groß und reich
Her prangſt als wär's dein Himmelreich.
Das hat alſo gefallen dir
Die Wahrheit anzuzeigen mir
Wie aller Welt Macht, Ehr und Gut
Für dir nichts gilt, nichts hilft noch thut.
Ach mein herzliebes Jeſulein,
Mach dir ein rein ſanft Bettelein
Zu ruhen in meines Herzens Schrein,
Daß ich nimmer vergeſſe dein;
Davon ich allzeit fröhlich ſei
Zu ſpringen, ſingen immer frei
Das rechte Suſaninne ſchon,
Mit Herzensluſt den ſüßen Ton.
Lob Ehr ſei Gott im höchſten Thron
Der uns ſchenkt ſeinen eingen Sohn.
Deß freuen ſich der Engel Schar,
Und ſingen uns ſolchs neues Jahr.

### 4.

## Ulrich von Hutten.

### Aus der „Klag und Vermahnung wider den Gewalt des Bapſts.“

All Ding der Bapſt hat Uebermacht,
Wer deß dann hat zum beſt' gedacht,
Den hat er mit dem Bann erſchreckt,
Ich hoff, es ſeyen ſchon erweckt
Viel teutſcher Herzen, werden ſich
Der Sachen nehmen an, als ich.
Ich hab je gut Vermahnung g'than,
Ich hoff, ſie laſſen mich nit ſtahn.
Den ſtolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt euch werfet uf,
Wir wellens halten in Gemein,
Laßt doch nit ſtreiten mich allein;
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr werthen Teutſchen regt die Hand,
Jetzt iſt es Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen: Gott will's han!
Herzu, wer Mannes Herzen hat,
Geb ferner nit den Lügen ſtatt,
Damit ſie han verkehrt die Welt!
Vor hat es an Vermahnung g'fehlt,
Und einem der euch ſagt den Grund,
Kein Lay euch damals weiſen kunnt,
Und waren nur die Pfaffen g'lehrt,
Jetzt hat uns Gott durch Kunſt beſchert,
Daß wir die Bücher auch verſtahn,
Wohlauf, iſt Zeit, wir müſſen dran!
Da uns die G'ſchrift noch unbekannt,
Die hatten's all's in ihrer Hand.
Und was ſie wollten, was der Glaub
Das Volk ſie machten blind und taub
Was bald ein Schlechter überredt,
Die Wahrheit ſchmählich unterliegt
All Predig war auf ihren Nutz
Da leid't die Wahrheit manchen Trutz.
Dann wer die ſagen wollt und lehrt,
Wäre von denſelben bald [illegible],
Als Huſſen g'ſchah im Böhmer Land,
Den habens für ein Ketzer g'brannt,
Um daß er bleib' auf Chriſti Lehr,
Und acht nit auf die Pfaffen mehr,
Sagt von dem Geiz und Uebermuth,
Unkeuſchheit und der Kirchen Gut,
Von G'walt des Bapſt, der ihm nit ziemt,
Und was er von den Chriſten nimmt,
Und wie das geiſtlich Recht geſetzt,
Dardurch die heilig G'ſchrift verletzt,

Solch's war die Wahrheit, iſt's auch noch,
  Die Pfaffen wurden zornig doch,
Huß ward citirt, und kam bereit,
  Der Kaiſer Siegmund gab im G'leit,
Und hielt ihm's, als noch mancher thut,
  In dem nit iſt ein fürſtlich Muth;
Doch dieß ihn ſolch's der Pfaffen Rath,
  Der Chriſtum auch verdammet hat,
Sie ſprachen, er wäre ſchuldig nit
  Zu theilen Ketzern Glauben mit
Wiewohl man dem ei'm Feind als wohl,
  Als guten Freunden halten ſoll;
Drum wär er g'weſt ein Ketzer ſchon,
  Man hätt' ihm das unbillig g'than,
Alſo iſt Huſſen worden g'lohnt.
  Hieronymo ward nit verſchont,
Um daß er hätt' ein gleiche Sach.
  Seither hat niemand g'wöllt hiernach,
Und förchten all des Feuers Pein,
  Bis jetz und unſer etwan zween
Wer weiß, was jedem iſt beſcheert,
  Wir haben ja viel Leut bekehrt,
Darum ich hoff, es hab nit Noth,
  Wär mir dann ſchon gewiß der Tod,
Noch wöllt ich als ein frommer Held,
  Der Wahrheit legen Spieß und Schild,
Und den Tyrannen widerſtreb',
  Von welchen niemands frei mag leb'
Die ſchrecken uns mit ihrem Bann,
  Den mancher fürcht und geht von dann;
Ich bin des aber nit gewohnt,
  Wie wohl ſie handeln faſt geſchwind,
Mit daß ich Gottes Straf veracht.
  Ich ſprich: ihr Bannen hat kein Macht
Denn wie kann andre ſtrafen der
  Iſt ſelbeſt von den Sünden ſchwer.
Und ſtoßen mich von 's Himmels Thron,
  Der ſelbeſt iſt ſo weit davon.

Ich ſag, wir ſöllen's gar nit thun,
  Und acht, die Zeit ſei eben nun,
Gott hab's geſpart auf dieſe Zeit,
  Daß werd' dies Nation gefreit,
Und g'worfen ab dies harte Joch,
  Darunter man beſchwerlich zog.
Ich hoff, kung Carlen geh' uns mit,
  Laß ſelbs ſich unterdrucken nit,
Darum ich ihm bereit zu gut
  Kein Arbeit ſparen, noch mein Blut,
Und ruf all fromme Teutſchen an,
  Wohlauf, herzu! wer will mit gahn,
Die Ketzerei zu nehmen hin,
  Die treibt der Pabſt uf ſeinen G'winn
Dem wöll'n wir nehmen Hochfahrt ab,
  Uf daß er gut Gewiſſen hab;
So b'halten wir bei uns das Geld
  Das ſonſt hinein gen Rom hinfällt,
Und wird der chriſtlich Glaub gemehrt,
  Die neuen Lugen abgekehrt.
Wo einer dann ein Pfaff will ſein,
  Muß haben nit allein den Schein,
Mit Werken er auch folgen ſoll,
  Dann wird's erſt ſtehn im Glauben wohl.
Hierum all' Fürſten ich vermahn',
  Den edlen Carolum voran,
  Daß ſie ſich ſollichs nehmen an,
Den Adel und die frommen Stätt';
  Dann, wem dies nit zu Herzen geht,
Der hat nit lieb ſein Vaterland,
  Ihm iſt auch Gott nicht recht bekannt,
Herzu, ihr frommen Teutſchen all,
  Mit Gottes Hilf der Wahrheit Schall,
Ihr Landsknecht und ihr Reuter gut,
  Und all, die haben frommen Muth,
Den Aberglauben tilgen wir
  Die Wahrheit wiederbringen hier;
Und d'weil das nit mag ſein in gut,
  So muß es koſten aber Blut,
Da nähm ihm keiner B'ſchwerniß ab,
  Wiewohl ich's ſelbs geſuchet hab,
Hett zu erkunden ander Maß,
  Nun aber nit will helfen das,
So muß man thun, was tugen will;
  Wohlauf, es iſt die Zeit und Ziel,
Wir haben Schimpfs gehabt genug,
  Und ſehen nun ihr Liſt und B'trug,
Glaub niemand fürtermehr ihr Sag,
  An dieſer Sach kein Mann verzag!
Ob ſie ſchon von der Prieſterſchaft,
  Die iſt mit heiliger Weih' behaft,
Und ſagen werden lange Mär,
  Die ſoll ihm keiner machen ſchwer,
Denn Gott ſein Geiſt läßt hauſen nit,
  Da hat die Seel ein ſolchen Sitt,
Wo aber Prieſter leben wohl,
  Da weiß man, wie man's halten ſoll,
Denn weit iſt Gottes Weih' von den',
  Die liegen in der Sünden Pön,
Und treiben Schand und Ungebuhr,
  Auf Freud und Wohlluſt denken nur,
Als man die Pfaffen leben ſicht,
  Den keiner ſchier nach Ehren ficht,
Die treiben gar nit Prieſters Amt;
  Doch mein ich ſie nit alleſammt,
Den Frommen wöll'n wir bieten Ehr,
  Sie lieben allzeit faſt und ſehr.
Den Böſen aber, wie ich ſag,
  Von den' ich hie und immer klag,
Die ſoll man ſtrafen, das iſt Noth;
  Wer's thut, ihm will's belohnen Gott
Da ſoll kein Frommer zweifeln an,
  Dann, ob nit käm mehr Nutz darvan,
  So iſt's doch recht und wohlgethan,
Der bös Exempel andern gebe,
  Daß man den von den Leuten ſchiebe,
Und tilget ab, auf daß nit mehr
  Verführet werd ein ganzes Heer.
Hierum ich wieder repetir,
  Wer dieſen Handel treibt mit mir
In gleichem Vorſatz und Gemüth,
  Mit reinem G'wiſſen, aller Güt,
Daß komm ein Beſſerung darab,
  Der wird Gott zu eim Helfer hab';
Drum her, ihr Teutſchen, nehmt ein Herz,
  Ihr habt gelitten großen Schmerz,
Daß Müßiggänger ſonder Zahl
  In Freuden lebten überall,
Die weder Leuten nutz, noch Gott,
  Deß leiden Andre Armuths Noth,
So viel der Bettel-Orden ſind,
  Die ſtets aufſtreiben Gut geſchwind,
Und mehrt der Hauf ſich täglich noch,
  Iſt wider Chriſtus Predigt doch.
Nur einen Orden Gott wollt han,
  Da ſchreibt Sankt Paulus ernſtlich von,
Ich mag's euch weiſen, daß ihr's leſt,
  Seit Bettel-Orden ſeind geweſt,
So hat es nie geſtanden wohl
  Im Glauben, als man ſehen ſoll;
Seht an, was treiben's in der Beicht,
  Denn, wer daſſelbig achtet leicht,
Der hat der Sachen nit Verſtand,
  Ich will geſchweigen großer Schand,
Die da geſchicht. Sie ſchwatzen's ab
  Beid' Weib und Mannen Gut und Hab,
Wo dann ein frommer ſterben muß,

Ins Kloſter geben iſt ſein Buß;
Alſo kommt Gut von uns auf die,
Die brauchen, was ſie mögen hie,
Das ander alls gen Rom man trägt.
Iſt niemand hie, den ſolchs bewegt?
Iſt niemand, der darzu wöll' thun?
Wohlauf, ihr frommen Teutſchen nun,
Viel Harniſch han wir, und viel Schwert',
Viel Hellebarten und auch Pferd,
Und ſo hilft freundlich Mahnung nit,
So wöllen wir die brauchen mit,
Nit fraget weiter jemands nach,
Mit uns iſt Gottes Hulf und Rach,
Wie Heiden, die ſeind wider Gott,
Wohlauf, dorzu, es hat nit Noth!
Wir haben aller Sachen Fug,
Gut Urſach, und derſelben g'nug:
Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das chriſtlich Volk mit Lügen b'ſchwert;
Die Lügen wöll'n wir tilgen ab,
Uf daß ein Licht die Wahrheit hab';
Die war verfinſtert und verdämpft:
Gott gab ihm Heil, der hie mit kämpft.
Das hoff ich mancher Ritter thu',
Manch Graf, manch Edelmann darzu,
Manch Bürger, der in ſeiner Stadt
Der Sachen auch Beſchwerniß hat,
Uf daß ichs nit anheb umſunſt.
Wohlauf, wir haben Gottes Gunſt,
Wer wöllt in ſolchem bleiben d'heim?
Ich hab's gewagt, das iſt mein Reim!
A M E N.
Dirumpamus vincula eorum et projiciamus a nobis jugum ipsorum.

## 5.

## Hans Sachs.

### 1.

### Das Narrenſchneiden,

ein Faßnachtsſpiel mit drei Perſonen.

Der Arzt
(tritt ein mit ſeinem Knecht, und ſpricht):
Ein guten Abend, Ich bin dort niden
Von einem werden mann beſchiden
Wie etlich Kranck verhanden wern
Die hätten einen Arzet gern.
Nun findt ſie hie Fraw oder Mann
Die mögen ſich mir zeigen an
Sie haben faul Fleiſch oder den Stein
Die Hußn oder den Zipperlein
Den Meuchler oder trunken zu vil
Den grimmb gewunnen ob dem Spiel
Gelſucht oder das ſehnen
Das lauffend, krampff, mit böſen Zenen
Und ſonſt für Kranckheit was es ſey
Dem hilff ich durch mein Artzeney
Umb ringe Zalung unbeſchwert
Weil ich das bin ein Artzt bewert
Wie ir das Brieff und Sigel ſecht
(Er zeigt Brieff und Sigel.)
Der Knecht
(ſicht hin und her, und ſpricht):
O Herr wir ſind nit gangen recht
Ich ſich kein Krancken an dem ort
Secht ir die Leuth nicht ſitzen dort
All frölich, friſch, geſundt und frey
Sie dorffen keiner Artzeney
Hettens ein Hofierer darfür
Und wern wir drauſſen vor der Thür
Das deucht uns beiden ſein am beſten

Der Arzt (neiget ſich und ſpricht):
Gott gſegn den Wirtt mit ſeinen Geſten
Weil wir haben verfelt das Hauß
Bitt wir letzt uns zum beſten auß
Das nemb wir an zu groſſem Danck.
(Inn dem kompt der großbauchet Kranck an zweien Krucken, der Knecht ſpricht):
Mein Herr ſchaut zu hie kommt der Kranck.
Der Kranck.
O Herr Doctor ſeit ir der Mann
Von dem ich lang gehöret han
Wie ir heilt jedermann ſo fein
So komb ich auch zu euch herein
Weil gros geſchwollen iſt mein Leib
Als ſey ich ein großbauchet Weib
Und rürt ſich tag und nacht in mir
O mein Herr Doctor ſchawet ir
Ob es doch ſey die Waſſerſucht
Oder was ich trag für ein Frucht
Und ſchawet ob mir zu helffen ſey
Durch ewer heylſam Artzeney
Weil euch der Kunſt iſt nit zerrunnen.
Der Arzt (ſpricht):
Haſt du gefangen deinen Brunnen
So gib und laß mich den beſehen.
Der Kranck
(geibt im das harnglaß, und ſpricht):
Ja lieber Herr das ſoll geſchehen
Nemmt hin und bſchawet den Brunnen fein
Der Arzt
(beſicht den Brunnen, und ſpricht):
Geſell dein Brunn iſt trüb und gelb
Es liegt dir warlich in dem Magen.
Der Kranck
(greifft den Bauch und ſpricht):
Es thut mich in dem Bauch dort nagen
Und iſt mir leichnam hart geſchwollen.
Der Arzt.
Geſell wenn wir dir helffen ſollen
So muſt du warlich für den Tort
Ein Tränklein trinken über ort
Das will ich dir ſelbert zu richten.
Der Kranck.
Ja lieber Herr ſorgt nur mit nichten
Ich hab offt vier maß außgetruncken
Das ich an Wenden heim bin ghunken.
Solt ich erſt nicht ein Tränklein mügen.
Der Arzt.
Geſell daſſelb wirt gar nicht tügen
Du haſt forthin der zu vil tagen
Geſammelt ein in deinen Magen
Das iſt dir als darin verlegen
Des muß ich dir dein Magen fegen.
Der Kranck (ſetzt ſich und ſpricht):
Ja Herr und wenn ir das wellt than
So heiſt hinauß gehn jedermann
Es wurd gar leichnam übel ſtincken.
Der Knecht.
So merk du muſt ein Tränklein trinken
Das wird dir fegen den Magen rein
Der Kranck.
Was wird es für ein Tränklein ſein
Iſt es Wein, Mät oder weiß Bier
Mein lieber Herr, und ſagt ichs ſchier
Jetzt hett ich eben gleich ein Durſt.
Der Arzt.
Du muſt vor eſſen ein Leberwurſt
Darnach nimmſt du den tranck erſt billich
Nemblich ein viertel Buttermillich
Temperirt mit eim viertl ſommer Bier
Das muß einnemmen des tags zwier
Daſſelb wird dir dein Magen raumen.
Der Kranck.
Herr nun hab ich zweihundert pfennwerth
Tranck Bier und Buttermilch darzu

Das macht mir im Bauch ein unruh
Und rumpelt mir in meinem Bauch
Und raumbt mir wol den Magen auch
Treibt mich wol zwölfmal auf den Kübel
Und tut mich in dem Leib so übel
Noch ist mir jezund nichts deß baß.

Der Arzt (spricht):
Knecht lang mir her das Harnglaß
Das mich der Krankheit baß nachsehen.
(Er schaut den Harn und spricht):
Soll ichs nit zu eim wunder jehen
Der Mensch steckt aller voller Narren.

Der Knecht.
Mein Juncker so ist gar nit zu harrn
So muß man euch die Narren schneiden.

Der Kranck.
Dasselbig muß ich gar wol leiden
Der Arzt hat mir vor versprochen
Wo wolln die Narren in mich sein krochen
Das weiß ich armer Krancker gern.

Der Arzt.
Die Ding will ich dir baß bewern
Seh hin und trinck dein eigen Harm
Dieweil er noch ist also warm
So wern die Narren in dir zabeln
Wie Ameis durch einander krabeln.

Der Kranck
(trinkt den Harn und spricht):
O Herr Doctor jezt prüf ich wol
Und daß ich steck der Narren vol
Sie haben in mir ein gezeich
Als ob es weren lauter freich
Ich glaub es wern die Wurm sein.

Der Knecht
(reicht im ein Spiegel und spricht):
Schau doch in diesen Spiegel mein
Du glaubst doch sunst dem Arzet nicht.

Der Kranck
(schawt in Spiegel und greift jm selb an die Narrenohren, und spricht):
Erst sich ich wol was mir gebricht
Heilft mir es gscheh gleich wie es wöll.

Der Knecht.
Sol man dich schneiden lieber Gsell
So must du dich dem Arzt voran
Ergeben fur ein todten Mann
Dieweil das schneiden ist gferlich.

Der Kranck.
Für ein todtn mann gib ich mich schwerlich
Stürb ich, das wer meiner Frawen lieb
Für kein todtn Mann ich mich dargieb.

Der Knecht.
Wo du dann wirst zu lang verharrn
Daß uberhand nemen in dir die Narrn
So wurdens dir den Bauch aufreissen.

Der Kranck.
Da wärd mich erst der Teufel bscheissen
Weil es je mag nit anders sein
So facht nur an und schneidet drein
Doch must ir mich vorhin bescheiden
Wz gibt man euch vom Narrn zuschneiden.

Der Arzt.
Ich will dich schneiden gar umbsunst
An dir bewern diese Kunst
Mich dunckt du seist ein armer Mann
Knecht schick dich nur, so wöll wir dran.

Der Knecht
(legt seinen Zeug auß und spricht):
Herr hie liegt der Zeug allersammen
Zangen, schermesser und bluschwammen
Zu ladung salbe und köstlich Würz.

Der Kranck.
Mein Herr das man mich nit verkürz
Gebt mir doch vor zuletzt zutrincken.

Der Arzt.
Knecht schaw so bald ich dir thu wincken
So schleuß im dhantzwel umb den Halß
So will ich anfahen nochmals.

Der Knecht
(bindt den Krancken mit der Handzwehl um den Hals und spricht):
Gehab dich wol jezt wirdt es gehn
Beiß auf einander fest die Zeen
So magst du es dest baß erleiden.

Der Arzt (spricht):
Halt her das Beck so will ich schneiden.
(Er schneidt, der Kranck schreyt):
Halt, halt, deß angst, du thust mir wee.

Der Knecht.
Das hat man dir gesaget eh
Es were nit sein wie Küchlein essen.
Wilt dich die Narren lassen fressen!

Der Arzt
(greift mit der Zangen in Bauch, zeucht den ersten Narren herauß, und spricht):
Schaw mein Gsell wer ein großer troll
Wie hat er so ein gschwollen Kopf.

Der Kranck
(greift sein Bauch und spricht):
Jezt dunckt mich gleich es sey mir baß.

Der Arzt (spricht):
Wiewol will ich dir glauben das
Der Narr hat dich hart aufgeblicht
Er übet dich in Hoffart stett
Wie hat er dich so groß aufblasen
Hochmütig gemacht übermaßen
Stolz, üppig, eygensinnig und prechtig
Rumisch, geudisch, sam seist du mechtig
Nicht wunder wer und wilt du es wissen
Er hett dir lengst den Bauch zerrissen.

Der Knecht.
Mein lieber Herr schaut baß hinein
Ob nicht mehr Narren drinnen sein
Mich dunckt sein Bauch sei noch nichts kleiner.

Der Arzt
(schawt jm inn Bauch und spricht):
Ja freilich hierinn ligt noch einer
Halt lieber halt jezt kompt er auch.

Der Kranck.
Du thust mir wee an meinem Bauch.

Der Knecht.
Potz leichnam halt und thu doch harrn
Schaw wie ein viereckigten Narrn
Sag, hat er dich nit hart gedrücket!

Der Kranck.
Ja freilich nun bin ich erquicket
Nun weiß ich je auch gern wer
Der groß viereckt Narr auch wer.

Der Arzt
(reicht im in der Zangen, und spricht):
Das ist der Narr der Geizigkeit
Der dich hat trücket lange Zeit
Mit fürkauff, arbeitn, reitn und lauffen
Mit sparen, kratzen als zu hauffen
Das noch ein ander wird verzehrn
Der dir gundt weder guts noch ehrn
Ist dann denn nit ein bitter leiden
So laß dir kein Narren mehr schneiden.

Der Kranck (greift in die Seiten und spricht):
Herr Doctor, hie thut mich noch nagen
Ein Narr, den hab ich lang getragen.

Der Knecht.
Hört, hört, der nagt gleich wie ein mauß.

Der Arzt
(greift nein, zeucht in herauß und spricht):
Schaw ich hab diesen auch herauß.

Der Kranck.
Mein lieber Herr, wer ist derselb
Narr, so dürr, mager, bleich und gelb.

**Der Arzt.**
Schaw dieſer iſt der neidig Narr
Der machet dich ſo untrew gar
Dich frewet des Nechſten ungluck
Und braucheſt vil heimiſcher tuck
Des nechſten gluck dir bracht dir ſchmertz
Alſo nagſt du dein eigen Hertz
Mich wundert das der geld unflat
Dein Hertz dir nit abgfreſſen hat.
**Der Kranck.**
Herr Doctor es iſt endlich war
Er hat mich freſſen lange Jar.
**Der Knecht.**
Mein Geſell ſchaw ſelb und prüff dich ſehr
Ob du nit habſt der Narren mehr
Es iſt dir je dein Bauch noch groß.
**Der Kranck** (greifft ſich und ſpricht):
Da gibt mir einer noch ein ſtoß
Was mag das für ein Narr geſein?
Nur her greifft mit der Zangen nein.
**Der Arzt**
(greifft nein und zeucht).
**Der Kranck** (ſchreit):
O weh laß mir den lenger drinnen.
**Der Arzt**
(zeucht den Narren auß und ſpricht):
So halt du kompſt von deinen ſinnen
Schaw wie kompt ſo ein groß gewenlich
Das iſt der Narr der unkeuſch
Mit tanzen, bulen und hofiern
Meiden und ſehnen thet dich vexiern
Meinſt dein ſach wer heimlich auffs beſt
So es all Menſchen von dir weſt
Des muſt noch ſchandt und ſchaden leiden
Thet ich den Narrn nit von dir ſchneiden.
**Der Kranck.**
Ich mein daß ein Zigeuner ſeiſt
Weil all mein Heimlichkeit du weiſt
Noch dunckt mich es ſteckt einer hinten
Mein Herr ſchawt ob jr in möcht finden.
**Der Arzt**
(greifft nein und ſpricht):
Potz angſt wie iſt der Narr ſo feucht
Er weret ſich und vor mir fleucht
Ich muß jn mit gewalt rauß zucken.
**Der Kranck.**
O wee du thuſt mir wee am Rucken
Laß nein er hat mich lang ernert.
**Der Arzt**
(zeucht den Narren auß und ſpricht):
Der hat dir ſchier dein Gut verzehrt
Es iſt der Narr der Füllerey
Der dir lang hat gewonet bey
Und dich gemachet hat unmeſſig
Vernaſcht, verſoffen und gefreſſig
Dein Leib bekrenckt, dein ſinn beſchwert
Dein Magen giwlt, dein Beutel gleert
Bracht dir Armut und vil unrats
Was wolteſt du lenger des unflats.
**Der Kranck.**
O dieſer Narr rewt mich erſt ſehr.
**Der Knecht.**
Meinſt du haſt keinen Narren mehr.
**Der Kranck.**
Ich hoff ſie ſind nun all heraus
Heilt mich zu, laß mich heim zu haus.
**Der Knecht** (lacht und ſpricht):
Mich dunckt ich ſeh noch einen grenen
Herr Doctor jr dörfft ſein nit ſchonen
Er iſt noch ſtarck und mags wol leiden
Thut jm den Narrn auch rauß ſchneiden.
**Der Arzt**
(greifft nein und ſpricht):
Halt her laß mich den auch rauß brechen
Der thut mir in die Zangen ſtechen
Knecht hilff mir feſt halten die Zangen
Laß uns den Narren herauß fangen.
**Der Kranck.**
O wee der ſticht mich in die ſeitten
Reiß jn herauß, helfft mir bey zeitten.
**Der Arzt** (ſpricht):
Halt ſtill, ſey guter ding und harr
Das iſt der ſchellig zornig Narr
Das du muchſt niemandt überſehen
Vil hader und zanck thetſt du an dreen
Zun Geſellſchafft macheſt vil auffrhur
Dein hand dir offt ſeudlewet wur
Was wolteſt du denn das Tillappen.
**Der Kranck.**
Ey lieber laß mich heimhin ſappen
Es hats jetz gar, heilt mich nur zu.
**Der Knecht.**
Mein guter freundt halt du jetzt ruh
Zwickt dich jetzund gar keiner meh.
**Der Kranck.**
Im Ruck thut mir noch einer weh
Der iſt wol als ein groß Backſcheit
Helfft mir des ab, es iſt groß zeit.
**Der Arzt** (greifft nein und ſpricht):
So halt nur ſtill und ſey auch keck
Schawt zu wol weret ſich der Geck.
(Er zeucht jn rauß, der Knecht ſpricht):
Schaw zu wie hecht der Narr den Kopf
**Der Arzt.**
Es iſt der allerfeulest tropf
Hat dich gemacht in alle weg
Unleiſſig, werckloß, faul und treg
Langweilig, ſchleffrig und unnutz
Verdroſſen allerding verzug
Hett ich dein nit geſchnitten ab
Er hett dich bracht an Bettelſtab
Mein guter Mann, nun ſag an mir
Entpfindſt keins Narren mehr in dir.
**Der Kranck**
(greifft ſich und ſpricht):
Kein Narr mich in den Bauch mehr ſtert
Doch iſt mein Bauch noch groß und hert
Was das bedeut iſt mir verborgen.
**Der Arzt**
(greifft den Bauch und ſpricht):
Sey guter ding und laß mich ſorgen
In dir ſteckt noch das Narren Neſt
Sey keck und halt dich an gar veſt
Du muſt noch ein Walckwaſſer leiden
Ich will das Neſt auch von dir ſchneiden.
**Der Kranck.**
O langt mir her ein Rebenſafft
Mir iſt entgangen all mein Krafft
Ich lig da inn eim kalten ſchweiß
Zu halten ich gar nit mehr weiß
O laß mir nur das Neſt zu frid.
**Der Knecht.**
Mein freundt du verdirbſt warlich nit
Schnit man das Neſt dir nit heraus
So brüteſt du jung Narren auß
So wåre dein ſach denn wider da.
**Der Kranck.**
So ſchneidt mich nur mit in das Neſt
So will ich gleich die Marter leiden
Das Neſt auch von mir laſſen ſchneiden.
**Der Arzt**
(greifft mit der Zangen nein und ſpricht):
Halt veſt, halt veſt, lieber halt veſt
Es iſt ſo groß und angelachſen
Und iſt im Leib dir angewachſen
Schaw jetzund kompt der groß unform
Schaw wie ein wilder wuſter Worm
Schaw wie thut es voll Narren wimmeln
Oben und unden als vol Krimmeln
Die thet du alle noch gebern.

Der Kranck.
Was weren das für Narren wern?
Der Knecht.
Allerley Gattung, als falsch Juriſten
Schwarzkünſtner und die Alchamiſten
Finanzer, Alefanzer und Trugner
Schmeichler, ſpotfögler und lügner
Wucherer, Eebrecher und neidiſch
Grob, eifrer, unzüchtig und hewniſch
Undanckbar, ſtocknarren und geck
Fürwitzig, leichtfertig und frech
Wrenet und germiſch die allzeit ſorgen
Böß zaler die doch gern borgen
Eifrer ſo hüten irer Frawen
Die on not rechten und on nuz bawen
Spieler, Bogſchützen und Waidleut
Die vil verthun nach kleiner Beut
Summa ſummarum wie ſie nannt
Doctor Sebaſtianus Brandt
Inn ſeinem Narrenſchiff zu farn.
Der Arzt (ſpricht):
Vor ſolchen Narren uns zu bewarn
Mein Knecht ſo würffe das unziefer
Inn die Pegnitz hinnein ie tieffer
Ie beſſer iſt und laß ſie baden.
Der Kranck.
Mein Herr helft mir zu meinen ſchaden
Mich dunckt ich hab jezt gute rhu.
Der Arzt
(hefft im zu und ſpricht):
So halt ich will dich heften zu
Nun magſt du wol frölich aufſtehn
Schaw kanſt du an dein Krucken gehn.
Der Kranck (ſteht auf und ſpricht):
Mein Herr ich bin gar gſund und ring
Vor frewden ich gleich hupf und ſpring
Wie hetten mich die Narren beſeßen
Sagt, hett ichs trunken oder geßen
Fort wollt ich meiden ſolche ſpeis.
Der Arzt.
Weiſt nicht man ſpricht nach alter weiß
Das jedem gfelt ſein weiß ſo wol
Des iſt das Landt der Narren vol
Von dem kamen die Narren dein
Das dir gefiel dein ſinn allein
Und lieſt dein eigen willen raum
Hieltſt dich ſelber gar nit im zaum
Was dir gefiel das theiſt du gleich
Der Kranck.
O Herr Doctor gar künſtenreich
Ich merck ewer Kunſt die iſt ſubtil
Ich thet ie als was mir gefiel
Es brecht mir gleich nuz oder ſchaden
Nun ich der Narren bin entladen
So will ich furbaß weislich handeln
Fürſichtiglich leben und wandeln
Und volgen guter Lehr und rath
O wie ein zal in dieſer Statt
Weiß ich armer und reicher Knaben
Die auch mein ſchwere Kranckheit haben
Die doch ſelber entpfinden nicht
Noch wiſſen was in doch gebricht
Die will ich all zu euch beſcheiden
Das ir in müſt den Narren ſchneiden
Da werdt ir Gelts gnung uberkommen
Weil ir von mir nichts habt genommen
Sag ich euch danck ewer milten Gab
Der ich ſcheid mit wiſſen ab.
(Er geht ab.)
Der Knecht (ſchreiet auß):
Nun hört ob iendert einer wer
Der dieſer Arzeney beger
Der ſuch uns in der Herberg hie
Bei eim der heiſt, ich weiß nit wie
Dem wölln wir unſer Kunſt mittheiln
Und an der Narrenſucht zu heilen.
Der Arzt (beſchleußt).
Ihr Herren weil ir jezt habt vernommen
Viel Narren von den Krancken kommen
Die bei im wuchſen vor vil Jarn
Vor ſolcher Kranckheit zu bewarn
Laß ich zulezt ein gut Recept
Ein jedlicher dieweil er lebt
Laß er ſein vernunft Meiſter ſein
Und reit ſich ſelb im Zaum allein
Und thu ſich fleißiglich umbſchawen
Bei reich und arm, Mann und Frawen
Und wem ein ding übel ansteh
Das er deſſelben müßig geh
Richt ſein gedanken, wort und that
Nach weiſer Leuthe Lehr und rath
Zu pflanzt ſey ich im trew und ehr
Das als denn bey im nimmermehr
Gemelter Narren keiner wachs
Wünſcht euch mit guter nacht Hans Sachs.

## 2.

## Der Pawer mit dem Himel und Hell, und ſeinem Eſel.

### Schwank.

Es ſteht im Buch der kleinen Wahrheit
Ein Pawer zanckt ſich auf ein zeit
Und ſeim Pfarrherr ungherſam was
Die urſach des zancks dieſes was
Das er die Glocken weyhen ſolt
Der Pawer das nit leyden wolt
Und ſprach: ſie weren vor geweicht
Wann der Pfaff war gelehret ſeicht
Der Pfarrherr das dem Pfleger ſagt
Und den Pawern gar hart verklagt
Wie er ſo gar ungherſam wer
Bald nach dem Pawern ſchicket er
Der Pfleger ihn ſehr zannet an
Warumb er nicht wer unterthan
Der Pawer ſprach: Beſſer ich bin
Und in drei ſtucken uber ihn
Erſtlich ich einen Eſel hab
Iſt gſcheider dann der Pfarrherr graw
Zum andern, inn meinem Hauſe alt
Hab ich den Himel in meim gwalt
Zum dritten, hab ich auch die Hell
Inn meim Haus, und als ungefell
Der Pfleger ſprach: Erkler mir das
Auf das ich mag verſtehn deß baß
Der Pawer ſprach: Der Eſel mein
Geht ſelb zu dem Brunnen allein
Wenn er im gnug trincket zumal
Geht er wider heim in ſein ſtal
Die kunſt der Pfarrherr kan nit wol
Im wirtshaus ſauft er ſich ſtad vol
Das er kan weder ſtehn noch gehn
Das ihn heim müßen füren zwen
Darbey gar fleißig ich bewer
Mein Eſel gſcheider ſein wann er
Zum andern, ich den Himel hab
Inn meinem Haus uralt und grab
Mein Anfrau ungehöret und blind
Die gar iſt worden wie ein Kind
Der ich auswart mit allem Fleiß
Mit gliger, kleydung, tranck und ſpeiß
Wiewol ich ſelb bluterm bin
Streck ich ir für Hauptgut und gwinn
Solliches wird am Jüngſten gricht
Bezalet, wie Gott ſelber ſpricht

Und wirt den Himel geben ein
Den die alſo barmhertzig ſein
Da wirt ich auch in dieſer zal
Erinnert nach dem Jammerthal
Zum dritten hab ich inn meim Hauß
Die Hell mit ſolchem qual und grauß
Das iſt mein arg boßhafftig Weib
Die teglich peinigt meinen leib
Mit grein und zanken immer zu
Hab Tag und Nacht vor jr kein rhu
Als ob ich in der Helle wer
Deß bin ich gweltiger dann er
Weil ich Himel und Helle hab
Und das daheim mein Eſel grab
Geſcheiter iſt dann unſer Pfaff
Hoff darnach zu entgehn der ſtraff
Darauff der Pfleger jhn quittiert
Den Pfaffen darnach mit vexiert
Der war aber nit guets quachs
Im gſchach nit unrecht ſpricht Hans Sachs.

## 6.

## Burkard Waldis.

### Fabel von dem Wolff und dem Lamb.

Ein Wolff het glauffen in der Sonnen
Und kam zu einem kalen Brunnen,
Als er nun tranck, ſich weit umbſah
Wardt er dort niden an dem Bach
Eins Lambs gewar, das auch da tranck
Gar zorniglich der Wolff zuſprang,
Und ſprach: du trübſt das Waßer mir
Das ich nicht trincken kan für dir.
Das Lamb erſchrack und ſprach, Herr nein
Herr, wellet nicht ſo zornig ſeyn,
Und kein Gewalt wider mich üben
Wie kann ich euch das Waßer trüben!
Das Waßer welchs ich truncken hab
Das fleußt von euch zu mir herab,
Hab euch hiemit nichts zu verdrießen
Drumb laßt mich meiner Unſchult genießen,
Wenn ich ſchon wolt, könnt ich doch nicht
Euch etwas ſchaden thun hiemit.
Der Wolff ſprach, ſchweig du böſes Thier
All deine freundte haben mir
Von anbegin zuwidern than
Dein Vater und deiner Mutter Man
Kundt mit in kommen nie zurecht
Ir ſeit ein böß verflucht geſchlecht
Meins ſchadens wil ich mich jetzt erholen
Du muſt mir heut das gleich bezalen.

Der Wolff zeigt die Tyrannen an,
Das Lamb, die armen Unterthan,
Denn ſo geſchicht noch heut bei Tag
Wo der groß übern kleinen mag
Wirft er auff in ſein Ungedult
Unangeſehn, ob er hab ſchuldt,
Doch hat der ainveltig allzu viel
Den man zur antwort nicht ſtatten will
Wenn man gern ſchlagen wolt den Hundt
Findt ſich der knüttel ſelb zur ſtundt
Die Hundt das Brot den kindern nemen
Die alten laßens wol bezemen
Der Weih die Tauben thut bekriegen
Und leßt ſicherlich die Rappen fliegen,
Und wo der Zaun am niedrigſten iſt
Da ſteigt man uber zu aller friſt.

## 7.

## Johann Fiſchart.

## 1.

### Klage eines Flohes.

(Aus der Flöhhatz.)

Darumb, o hoher Jupiter,
Mich armes Thierlein nun gewähr.
Seh an, wie ich geplaget bin,
Das ich weiß weder auß noch hin
Wann du nicht werſt, ſo ſtünd ich bloß.
Mann ſtellt mir nach auff alle Stroß;
Mann verfolget mich alſo ſehr,
Als ob der ärgſte Bub ich wer.
Hab doch kein nie kein Roß geſtolen,
Und keinen umbgebracht verholen.
Het ich Löwen und Bären weiß,
Daß ich die Menſchen nider reiß,
Oder ſtiel, wie der Wolff die Schaf,
So verdienet ich vielleicht Straff;
Aber ich bin unſchuldig deſſen;
Noch muß das Leberle ich han geſſen:
Und muß gethan han die gröſt Schmach
Und bin doch nicht ſo groß darnach.
Ich muß allein Haar laſſen gar,
Hab doch am gantzen Leib kein Haar.
Seh, wie ich nur bin zugericht!
Ey das nicht drob der Himmel bricht!
Ich ſih keim ehrlichen Floh mehr gleich.
Ich bin ein Lebend Todtenleich
Das macht ein unzarts Frawenbild
Die wol heißt ein hart raubes Wild,
Wiewol ein linden Beltz trägt an,
Thut ſie kein lindes Hertz doch han.

## 2.

### Aus dem „Glückhaften Schiff.“ [*]

— Da gieng es daher in der wog,
Als ob es in dem Waſſer flog,
Die Ruder giengen auff und ab,
Schnell das ein anſehen gab,
Als ob ein frembdes ungwont Geflügel
Da auß dem Waſſer rhürt die flügel.
Die Limmat, welche der entſpringt
Vom Mönchberg, der Uri umringt,
Und durchs Linthal fur Glaris laufft,
Unnd in dem Oberſee erſaufft,
Aber im Zürchſee fur kommt wider,
Und ſtarck fur Baden laufft hernider,
Die wolt ſich ernſtlich etwas ſtrauſen,
Erzeigt ſich wild mit rauſchen brauſen,
Dann jr war ungwont ſolch ſchnell ſchiffen,
Und het ſie gern ein weil ergriffen,
Von jnen zu erfahren beſcheidt,
Was ſolches eylen doch bedeut,
Ob jre Landzucht, Zürch vileicht,
Groß not lit, das man von jr weicht.

---

[*] Der Stoff dieſer epiſchen Schilderung iſt folgender: Zwiſchen den Städten Straßburg und Zürich hatten lange freundſchaftliche Beziehungen gewaltet. Die gegen das Ende des 16. Jahrhunderts etwas geſtört worden zu ſein ſchienen. Um nun die Straßburger darauf aufmerkſam zu machen, wie ſchnell ſie im Nothfall mit ihrer Hilfe zur Hand ſein könnten, kochten die Zürcher bei Gelegenheit des großen Schützenfeſtes, welches am 21. Juni 1576 zu Straßburg abgehalten werden ſollte, einen Hirſebrei, ſetzten ſich mit demſelben zu Schiff und brachten ihn noch warm nach Straßburg.

Aber eh ſie es hat erforen
Kamen ſie ſchnell auſz jr in d'Aaren.
Die Aar beim höchſten gbürg entſpringt,
Dem Gotthart, der in d'Wolcken dringt,
Und ſich wie ein Fiſchangel windt
Durch Brienz und Thunerſee geſchwind,
Und umringt Bern die landreich Statt,
Die wol ein Berenmuot zwar hatt,
Beides: in pflanzung warer lehr,
Und ſchirmung irer Land mit wehr.
Folgendes bei Arberg ſich krümpt eben,
Die alt Statt Solthurn zu umbgeben,
Welche auch König Zürich bawt
Zuo eim ſal, des Thurn man noch ſchawt.
Ja in die Aar, ſo gibt den namen
Dem Argau, ein recht Adelſamen.
Dieſelb Arig hat ſie geleit
Jnn Rein, mit ſchnäller fertigkeit.
Da frewten ſich die Reiſzgferten,
Als ſie den Rein da rauſchen hörten,
Und wünſchten auf ein newes Glück,
Das Glücklich ſie der Rein fortſchick,
Und grüſzten jn da mit Trommeten:
„Nun han wir deiner hilff vonnöten,
O Rein, mit deinem hellen Fluſz:
Dien du uns nun zur fürdernuſz!
Laſz uns genieſſen deiner Gunſt,
Dieweil du doch entſpringſt bei uns,
Jm Vogelberg bei den Luchmannen,
Jm Rheingierland, den alten Auen,
Und wir dein Thal, dadurch du rinnſt,
Mit bawfeld zieren, dem ſchönſten dienſt!
Schaff diſz Wagſchifflin nach begeren
Wir wölln dir es doch verehren,
Weil es gen Straſzburg, dein zird
Darfür du gern laufſt mit begird,
Weil es dein ſtrom ziert und erregt,
Gleich wie ein Gſtein in Ring verlegt!“
Der Rein mocht diſz kaum hören aus,
Da wund er umb das Schiff ſich kraus,
Macht umb die Ruder ein weit Rad,
Und ſchlug mit frewden ans geſtad,
Und lieſz ſein rauſchend Stimm da hören,
Draus man mocht diſe Wort erklären:
Friſch dran, jr lieben Eydgenoſſen!
Sprach er, friſch dran! ſeit unverdroſſen!
Alſo folgt ewren Vorfaren
Die diſz thaten vor hundert jaren!
Alſo muſz man die Rhuem erjagen,
Wann man den Alten will nachſchlagen.
Von ewrer Vorfaren wegen
Seit jr mir willkomm hie zugegen.
Jr ſucht die alt Gerechtigkeit,
Die ewer Alten han bereit,
Dieſelbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten han gewonnen.
Jch weiſz, ich werd noch offtmals ſehen,
Solchs von ewren nachkommen gſchehen.
Alſo erhelt man nachbarſchafft;
Dann in der Schweitzer eigenſchafft
Iſt nachbarliche freundlichkeit,
Und in der Not ſtandhafftigkeit.
Jch hab vil ehrlich leut und Schützen,
Die auf mich in Schiff thäten ſitzen,
Geleit gen Straſzburg auf das ſchieſſen:
Dafür mit frewden ich thu flieſſen.
Aber keine hab ich geleit
Noch heut des tags mit ſolcher Frewd.
Fahr fort! fahr fort! laſzt euch nichts ſchrecken,
Und thut die leuten daran ſtrecken.
Die Arbeit trägt davon den Sieg,
Und macht das man doch roher Krieg
Mit Fama, der Rumgöttin herlich:
Den wz gſchicht ſchwärlich, dz wirt ehrlich.

Mit ſolchen leuten ſolt man ſchiffen
Durch die Meerwirbeln und Meertiefen,
Mit ſolchen forcht man kein Meerwunder
Und kein wetter wie ſehr es tunder,
Mit ſolchen dorfft man ſich vermeſſen,
Das eine fremde ſich nicht freſſen;
Dann diſe alles überſtreiten
Durch jr unverdroſſen arbeiten.
Mit diſen Knaben ſollte einer
Werden des Jaſons Schiffart gmeiner
Jn die Jnſul zum Gulden Wider!
Da wüſzt er, das er käm herwider.
Weren diſe am Meer geſeſſen,
So lang wer unerſucht nicht geweſen
America, die newe Welt;
Dann jr Begir het dahin gſtellt.
Laſzt euch nicht hindern an dem thun,
Das auff die haut euch ſticht die Sunn,
Sie will euch manen nur dadurch,
Das jr ſchneit dapffer durch die furch,
Dann ſie ſeh gern, das jr die geſchicht
Volbrächten bei jr in ſchein und liecht,
Damit ſie auch Rhuom davon trag,
Gleich wie ich mich des Rhümen mag.
Die Blatern, die ſie euch nun brennt,
Und die jr ſchaffet in der hend
Werden euch dienen noch zu Rhum
Wie zwiſchen Dornen eine blum.
Jr dörfft euch nicht nach wind umbſehen,
Jr ſeht, der wind will euch nachwähen.
Gleichwie euch nun diſz wetter libt,
Alſo bin ich auch unbetrübt,
Jr ſehet in mein waſſer klar,
Gleichwie ein Spiegel, offenbar.
So lang man wird den Rein abfaren
Würd keiner ewer lob nicht ſparen,
Sonder wünſchen, daſz ſein Schiff lif,
Wie von Zürch das Glückhaffte ſchiff. —
Wol an „friſch dran! jr habt mein gleit
Und ewer ſtandhafft frewdigkeit,
Die ſtraſz auf Straſzburg ſey euch offen,
Jr werd erlangen was jr hoffen:
Was jr euch heut ſelb nomen vor
Das würd den abend euch noch wor,
Heut werd jr die Statt Straſzburg ſehen
So war ich ſelbs herzuo werd nähen,
Heut werd jr als wolkommen gäſt
Zuo Straſzburg noch ankommen reſch.
Nun liebs Wagſchifflin lauf behend,
Heut würſt ein glückſchiff noch genent,
Und durch dich werd ich auch gepriſen,
Weil ich ſolch trew dir hab bewiſen.“
Solch ſtimm der Geſellſchaft ſeltſam war
Und ſchwieg drob ſtill erſtaunet gar.
Es daucht ſie das ſie die Stimm fül,
Als wann ein wind blies in ein hül;
Derhalb jagt ſie jr an ein muot,
Gleich wie das Horn und ruffen thut
Des Jägers, wann es weit erſchallt
Den Hunden inn dem finſtern wald,
So ſie im tiefen Thal verlauffen,
Und die Berg auf und ab durchſchnauffen,
Alsdann zu erſt die wedel ſchaumpt,
Und kommen auf die ſpur ungſaumpt,
Alſo war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu rudern erſt ein grimm,
Thäten ſo ſtark die Rüder zucken,
Als wolten faſſen ſie an rucken,
Jn gleichem zug, in gleichem flug
Der Steurmann ſtünd feſt an dem pflug
Und ſchnitt ſolch furchen inn den Rein,
Das das underſt zu oberſt ſchein.
Die Sonn het auch jr freüd damit,
Daſz ſo dapffer das Schiff fortſchritt,

Und ſchin ſo hell in d' Rüder rinnen,
Daß ſie von fern wie Spiegel ſchienen,
Das geſtad ſchertzt auch mit dem Schiff,
Wann das Waſſer dem land zulieff,
Dann es gab einen widerthon,
Gleich wie die Ruder thäten gon!
Ein Rinck die ander trib ſo gſchwind,
Daß ſie eim Underm gſicht verſchwind.
In der Rein warff auch auß klein wellen,
Die dantzten umb das ſchiff zu gſellen,
In ſumma: alles freudig war,
Die Schiffart zu vollbringen gar.

---

## 8.

# Georg Rollenhagen.

## Aus dem „Froſchmäusler."

### 1) Der Fröſche Schlachtordnung.

Des Königs Rath ward auch veracht,
Und die Schlachtordnung ſo gemacht,
Daß in der Mitt die leichten Knaben,
Solten ihren Standt und angriff haben.
Zur Seiten aber die ſchwer gerüſten,
So die Mäus zu dringen wuſten.
Häuptmann Mehrtang ſolt vornen an,
Mit dreyen Fähnlein zum Angriff hahn,
Die alle Bogenſchützen waren,
Und im Steinwerffen wol erfahren,
Auß Hollandt und Seelandt ankommen,
Als ſie den newen Krieg vernommen.
Das Häuptfähnlein war ein Seeblatt,
Drei Heringsköpff das Wapen hat,
Mit dem Reim: Wilt Ehr davon tragen,
So muſtu den Kopff daran wagen.
Damit trat Mülinger herfür,
Und war der andern Ehr und Zier.
Dem folgten in der Mitte die Schützen,
Die Steinwerffer zur Seit beſchützen.
Mit dem Befehl das der Vorman,
Die Steinwerffer erſt fingen an,
Den Feind lockten auß dem Vortheil,
Darnach die Schützen in der eyl,
So bald die Feind wolten anlauffen
Gliedweiß abſchoſſen in den hauffen,
Und die vorn ſtunden niderfielen,
Lieſſen die hindern auch abzielen.
Wenn das geſchehen, wider aufſpringen,
Den Feind mit newen Pfeilen empfangen,
Biß der Feind zu nahe zu rück heran
Als denn ſolten die letzten Mann,
Zu rück nach dem See hinab fliegen,
Zur lincken Seit wider außbiegen,
Sich an des Feindes Nachtrab machen,
Das dient zum Sieg in allen Sachen,
Fürſt Waſſerfrewd und ſolt ſie regieren,
Und zu den Feind an und ab führen.

Nach dieſen ſahe man ziehen an,
Zur Rechten den Feldoberſten Kon,
Und etlich tauſent Frieſiſch Fröſch,
Deren ein jeder ſaß zu Roß,
Lang Spieß führten und kurtze Degen,
Hielten ſich wunderlich verwegen,
Ein weiß Milchtuch war ihr Hauptfahn,
Das ein Kuhmagt hat fallen lahn,
Da ſie im Graben wuſch die Gelten,
Darein ſie ſonſt die Milch hinſtellten,
Das Wapen ein Rothkrötlein,
Der Reim: Kreugſt nicht, ſo biſtu mein.
Zur lincken Hand zog auch daher,
Der Feldmarſchalck mit ſeinem Heer,
Fürſt Morbar mit den Reuters Knaben,
Die ankommen waren auß Schwaben.
Führten Schwerter, Armbruſt und Hammer
Wolten den Mäuſen bringen Jammer.
Ihr fürnehm Fahn war ein Schnuptuch,
Das ehemals ein ſchön Mägdlein trug,
Und bei den kühlen Brunn vergaß,
Bey dem ſie mit ihrem Buhlen ſaß.
Das Wapen ein roth Regenwurm,
Der Reim: der Wurm erhelt den Sturm.

Hinter dieſen folgt die Blutfahn,
Gemahlt von roten wilden Mann.
Darnach rückt der König daher
Mit ſeiner ſtarcken Leib Guarden,
Drunter viel Schweitzer aufwarten,
Mit Degen und mit Hellebarten,
Die führt Marcon ein tapffer Mann,
Ein hübſcher Hörpger wolgethan.

Auch war da mit keulen beſtellt,
Auß Ditmarſen manch ſtarcker Helt.
Darnach mit Gurtelbeil und Krücken,
So wohnen an der Seeſten brücken.

Endlich die Engelländiſchen Schützen,
Mit ihren Wattmanniſchen Mützen,
Mit ihren Fenrich Kroß genant,
Der führt ſie auß dem Schiff aufs Land,
Denn Seewaſſer mocht er nicht lecken,
Es wolt ihm gar zu ſaltzig ſchmecken,
Biß man die Oberſt Heuptfahn,
Auch für dem König ſahe hergahn,
Ein gülden haut von einer Schlangen,
Darein ſahe man ein Wapen hangen,
Drey gelbe Waſſerlilgen fein,
Im blawen feldt mit dieſem Reym:
Wer dieſe Blumen friſch wil ſehen,
Der muß darnach ins Waſſer gehen.

Der König auch bewahret ward,
Von Fürſt Watrachs und Quarrat.
So auß der Marck, Caßuben, Wenden,
Und von des Havellandes enden,
Viel Reuter, und viel Knecht mitbrachten,
Und den König großmütig machten.
Führeten ein gelb Marcomyr Wapen,
Mit dreyen ſchwartzen Krötenquappen.
Ein Reym: Wir ſterben nicht umbſonſt,
Mangelt die gunſt, ſo brauche deine kunſt.

Zu letzt nach allem kam gelauffen,
Mancherley Volk den groſſen hauffen,
Auß Brabant, Hollant, Polen, Reuſſen,
Auß Liefland, Churland und auß Preuſſen.
Die ſolten Spieß und Gabeln brauchen,
Die Mäuß in das See Waſſer tauchen.
Biß das ſie all wurden umbbracht,
So ware der Fröſch Ordnung gemacht.

---

### 2) Wie Fröſch und Mäuſe zuſammentreffen

Als ſich der Lerm alſo anfieng,
Das Kriegsvolck friſch zuſammengieng,
Gleich wenn das Eys mit einem Knall,
Im groſſen Sturm bricht überall,
Und mit eim gepraſſel entzweybricht,
Da man ſichs am wenigſten verſicht,
So war Mehrtang und ſeine Mann,
Mit Stein und Pfeilen tapffer dran,
Warffen von ſich, ſchlenderten, ſchoſſen,
Es fiel ſo dick als Hagelſchloſſen,
Und kam manch Mauß auff den Rücken,
Das ſie die Nas ins Gras muſt bücken.

Das Spaniſche Weiſsfähnlein macht auch,
Den Fröſchen einen böſen rauch.
Mit ſeinen ſtarken Katzenbogen,
Davon ſchwinde Bolzen flogen.
Aber das Schwartz Fehnlein blieb aus,
Das koſtet manche ſtolze Maus.
Denn es hielt zwiſchen Pferd und Berg,
Stieg gegen der lincken auff die Zwerg,
Und kont nicht brauchen ſein geſchoß,
Welchs Milchramlecker ſehr verdroß.
Rieff, halt die Schild all oberwert,
Das euch nicht das geſchoß gefehrt.
Eilt mutig auff den Feindt hinein,
Sonſt wir allſamt verrathen ſein,
Damit lieff er zum Feind hinan,
Fehnrich Stolzer der kühne Mann,
Sezt mit dem Doppelſoldern nach,
Und hoffet gar gewonnen ſach.
Inſonderheit weil ſie die Schützen,
Da funden auff der Erden ſitzen,
Und ihr Armbruſt von newen ſpannen.
Die kunten ſie bald vbermannen,
Stachen in ſie wie in die Hund,
Ehe ſich einer auff richten kunt.

Wie das Mohrlang erſt ward gewar,
Sprach er nun hats kein gefahr,
Wir finden das wir han geſucht,
Wendt euch, vnd nemt zum See die flucht.
Damit theilten ſich die Hoffleut,
Parzan, und Mordar zu der ſeit,
Die Schützen flohen nach dem See;
Das bracht den Meuſen groß weh.

Denn Milchramlecker kriegt ein Muth,
Diewiel der anfang war ſo gut,
Und drang zun Fröſchen heftig ein,
Wie auff die' Hund ein zornig Schwein.
Norſling ſolgt auch in groſſer eil,
Und acht es für beſonder Heil,
Das die Frösch ſo bald die Flucht geben,
Das die Hoffleut zogen darneben,
Als wenn ſie zun ſeiten außließen,
Und zu keiner gegenwehr grieffen.

Als aber die Frösch kamen an den See,
Gefiel ihnen die Flucht nicht meh,
Sondern wichen zur lincken Hand,
Hinder den Berg ins ſicher Land,
Und lieſſen der Meuß hellen hauffen,
Vom Bier biß ans Waſſer lauffen,
Da empfieng ſie der Hinderhalt,
Das ihm das Hertz im Leib erkalt,
Rieffen Ihr Kabemelcker willkommen,
Ewr ankunfft haben wir gern vernomen
Nun tritt mit frewden in das Bad,
Darnach euch lang geſchmeget hat.

Ewrs Königs Sohn wundert ſich ſehr,
Das ihr nicht kamt zu ſeiner Ehr,
Halfft ihn beſingen und begraben,
Darauff wir langſt gewartet haben,
Und ſtachen damit auff ſie los,
Gaben ihn auch viel ſtarcken Stoß,
Und hackten mit ihren Handbarten,
Ihnen erſchrecklich durch die Schwarten.
Und ob ſie gleich ſich gar vermegen,
Wehrten mit Helbarten und Degen,
Ging es ihnen doch wie dem Hirſch,
Der mit den Hunden kempffet friſch,
Stürzt doch vnverſehns ins Netz,
Das ihm der Jäger heimlich ſetzt.

Denn zu beiden ſeiten der Feindt,
Es mit ihnen getrewlich meint,
Von hinden zu ſie hoch beſchwert,
Ihr ſelbſt eigen Hoffleut und Pferd,
Zur Augen hatten ſie den See,
Das thet dem Milchramlecker weh,
Verſucht ob er zur lincken Hand,
Dadurch die Frösch ſchützen gerandt,
Nicht Nachfolgen kunt vnd durchbrechen,
Fieng an grimmig vmb ſich zu ſtechen,
Und ſtieß mit ſeines Degens Knopff,
Dem Mehrlang hinden auff den Kopff,
Das er ſich ſtrecket in den Sand,
Solchs ſahe Mortangen Leutenant,
Und ſtach ihn wider nach der Kehlen,
Vermeint es ſolt der ſtich nicht fehlen,

Aber Milchramlecker brach ihn bald,
Mit ſeinem Schilde mit gewalt,
Und hieb den Frösch hindurch die Stirn,
Das er verſchut Leben und Hirn.
Da lieſſen die Frösch mit den Beylen,
Als die Vogel nach der Nacht Eulen,
Warffen und ſchlugen auff den Mann,
Biß er ein hieb im Rücken bekam,
Darauß ihm Lung und Leber quall,
Und gab ſein Leben auff im fall,
Lag im ſand mit wahrloſen Henden,
So muſt der groſſe Muth ſich enden!
Viel ander Meuß blieben auch Todt,
Oder kamen in Waſſers noth,
Das ſichs nicht anders anſehn ließ,
Die Frösch hetten den Sieg gewiß

Darumb etlich ſchon rieffen da,
Quack, quack, quack, quack, quictoria!
Den Fehnrich Stolzern mit dem drang,
Der nachdruck in das Waſſer zwang,
Da ihn der Doppelſoldner kein,
Zum ſchutz viel kont behülfflich ſein.
Die Frösch aber griffen tapffer an,
Zapten nach dem Fehnlein und Mann,
Der ſich noch wehrt wie ein Helt,
Und damit er würde gefelt,
Warffen ſie ihme Angeſicht vol Koth.
Wie er nun ſahe die groſſe Noth
Want er ſich in ſein Fehnlein gut,
Zu ſterben wie ein trewes Blut.
Groſſe, tapffer, rühmliche thaten,
Allzeit groſſe gefahr bey ſich hatten.

## 9.

## Georg Rudolf Weckherlin.

### Soldatenlied.

Friſch auff, ihr dapfere Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit Teutſchem blut,
Ihr, die ihr noch mit friſchem muht,
Beleibet, ſuchet groſſe thaten!
Ihr Landsleut, ihr Landsknecht friſch auff,
Das Land, die freyheit ſich verlieret,
Wann ihr nicht muthig ſchlaget drauf,
Und überwindend triumfieret.
Der iſt ein Teutſcher wol geboren,
Der von betrug und falſchheit frey,
Hat weder redlichkeit, noch trew,
Noch glauben, noch freyheit verloren;
Der iſt ein Teutſcher ehren wehrt,
Der wacker, hertzhafft, unverzaget,
Für die freyheit mit ſeinem ſchwert
In einige gefahr ſich waget.
Dan wan ihn ſchon die feind verwunden,
Und nemen ihm das leben hin,
Iſt Ruhm und Ehr doch ſein gewihn,
Und Er iſt gar nicht uberwunden:
Ein ſolcher Tod iſt ihm nicht ſchwer,
Weil ſein gewiſſen ihn verſüſſet,

Und Er erwirbet lob und ehr,
Indem Er ſein Blut ſo vergieſſet.
Sein Nam und Ruhm allzeit erklingen
In allem Land, in jedem Mund;
Sein leben durch den Tod wird kund,
Weil ſein Lob die Nachkömmling ſingen:
Die edle freyheit iſt die frucht,
Die Er dem Vatterland verlaſſet;
Da der verzagt durch ſeine flucht
Wird gantz verachtet und gehaſſet.
Alſo zu leben und zu ſterben
Gilt dem auffrechten Teutſchen gleich:
Der Tod und Sig ſeind ſchoen
Durch beed kan er ſein heyl erwerben.
Hingegen kleben allen dank
Die Flüchtigen und der Verrähter
Und ihnen folget ein geſtank,
Weil ſie verfluchte übelthäter.
Wolan derhalb, ihr wacker Teutſchen,
Mit Teutſcher fauſt, mit Teutſchem muht
Dämpfet nu der Tyrannen wuht,
Zerbrecht ihr Joch, band und peitſchen;
Unüberwindlich rühmet ſie
Ihr titul, torheit und ſtolzieren;
Aber ihr Heer mit ſchlechter müh
Mag (überwindlich) bald verlieren.
Ha! fallet in ſie! ihre fahnen
Zittern auß forcht: ſie trennen ſich,
Ihr böſe ſach helt nicht den ſtich,
Drumb zu der flucht ſie ſich ſchon mahnen;
Groß iſt ihr Heer; klein iſt ihr glaub,
Gut iſt ihr zeug; bös ihr gewiſſen;
Friſch auff, ſie zittern wie das laub,
Und weren ſchon gern außgeriſſen.
Ja! ſchlaget auff ſie, liebe Brüder,
Iſt die müh groß, ſo iſt nicht ſchlecht
Der Sig und Beut: und wol unrecht
Zu thun, ſeind ſie von ihr vil müder.
So ſtraf, O Teutſches hertz und hand,
An die Tyrannen und die Boeſen:
Die freyheit und das Vatterland
Muß du auf dieſe weiß erloeſen.

## 10.

## Martin Opitz.

### 1.

### Lied.

Iſt jemand zu erfragen
Ein Schäffer umb den Rein,
Der ſehnlich ſich beklagen
Muß über Liebespein,
Der wird mir müſſen weichen,
Ich weiß ſie plagt mich mehr:
Niemand iſt mir zu gleichen,
Und liebt er noch ſo ſehr.
Es iſt vorbey gegangen
Faſt jetzt ein volles Jahr,
Daß Phyllis mich gefangen
Mit Liebe gantz und gar;
Daß ſie mir hat genommen
Gedanken, Muth und Sinn:
Ein Jahr iſts daß ich kommen
In ihre Liebe bin.
Seyt dem bin ich verwirret
Geweſen für und für,
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir;
Das Feld hab' ich verlaſſen,
Geliebt die Einſamkeit,
Hab' alles müſſen haſſen
Worumb ein Menſch ſich frewt.
Nichts hab' ich können ſingen
Als nur ihr klares Licht;
Von ihr hab' ich zu klingen
Die Lauten abgericht;
Wie ſehr ich ſie muß lieben,
Und ihre große Zierde
Das hab' ich faſt geſchrieben
An alle Bäwm' allhier.
Kein Trinken und kein Eſſen,
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur ſtets geſeſſen
Und habe mich beklagt;
In dieſem ſchweren Orden
Verendert alles ſich,
Die Heerd' iſt mager worden,
Und ich bin nicht mehr ich.
Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Iſt gar nicht zu gewinnen,
Als wer ich ihr nicht werth!
Da doch was ich geſungen
Im Vatterlande erſchallt,
Und auch mein Thon gedrungen
Biß durch den Boehmer Waldt.
So hab' ich auch darneben,
Ich habe was bei mir,
Das ich nicht wollte geben
Umb aller Vieh allhier
Das an des Neckers Rande
Im grünen Graſe geht;
Mein Lob wird auf dem Lande
Und in der Statt erhöht.
Jedoch nach dieſem allen
Frag' ich nicht ſonders viel,
Der Phyllis zu gefallen
Ich einig ſingen wil,
Weil nichts iſt das auff Erden
Mir ohne ſie gefellt:
Kan ihre Gunſt mir werden,
So hab' ich alle Welt.

### 2.

### Aus dem „Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges.“

Des Donners harte Kraft, wie die Gelehrten ſagen,
Pflegt in den Lorberbaum gar nimmer einzuſchlagen:
So iſt auch für der Macht des Glückes in der Zeit
Der Tugend grünes Laub verſichert und befreit.
Sie leſt ſich ſonderlich im Creutz und Unglück ſehen:
Wann alles knackt und bricht, wann alle Winde wehen,
Wann Sturm und Wetter kömpt, da tritt ſie dann herein,
Macht daß ein jeder ſchawt auff ſie und ihren Schein.
Die Sternen pflegen ſich bei Tage nicht zu rühren,
Bei Nachte ſiht man ſie den gantzen Himmel zieren:
So iſt die Tugend auch wann ſie in ſchweren Streit,
Die ſonſt zu guter Zeit wie gleich vergraben leit.
Sie helt des Glückes Zorn für lauter Schimpf und Schertzen.
Sie wird durch keine Qual, durch keine Leibes-Schmertzen
Aus ihrer Burg verjagt: Sie gibt ſich nimmer bloß.
Kein Streit noch Widerpart iſt ihrer Macht zu groß.
Wie ſolte ſie auch nicht Gewalt in Leiden haben?
Wir wiſſen ja gar wol von den Spartaner-Knaben
Wie ſehr man ihnen hat mit Schlägen zugeſetzt,
Noch gleichwohl haben ſie kein Auge nicht genetzt.
Die Frawen pflegten auch in Indien vorzeiten,
Nachdem ihr Mann verſchied, ſelbſt unter ſich zu ſtreiten,
Die vor die Liebſte dann von allen ward erkant,
Sprang zu ihm in die Glut, und ward mit ihm verbrant.
Wie ſol doch manches Weib in ihren Kindesnöthen

So übermännlich ſeyn, und auch gar kaum erreichen
In ihrem Angeſicht, ob ſchon die Laſt ſie dringt:
Da ihr Weichlichkeit doch verzagt ſeyn mit ſich bringt.
Was ſieht man auch nicht die wilden Thiere leiden?
Wie lauffen ſie herumb in allen dicken Heyden,
Durch Hecken, Puſch und Berg? Was Hunger ſtehn ſie aus?
Wie ſchlägt Reiff, Eiß und Schnee zu Winter in ihr Hauß?
Was dulden ſie doch nicht von wegen ihrer Jungen?
Wie werden ſie von uns nicht ohne Blut bezwungen?
Diß helt die Stirne für, das ſchärffet ſeinen Zahn,
Das zeigt ſein ſtarckes Horn, das ſpricht die Klawen an:
Was ſchwach und furchtſam iſt behilfft ſich mit dem Lauffen:
Die Lowen halten Fuß: So iſt es mit dem Hauffen
Der Menſchen auch bewandt: Wer ſchwer iſt, ſucht den Sieg
Auff den der Feind nicht kan, und wirfft den Schild hinweg.
Gleich wie der Wind die Sprew biß in die Lufft entführet,
Und ſtrewt ſie hin und her, den Weitzen nicht berühret:
So nimbt ein feiger Menſch, gar leichtlich das Panier
Das auch ein Haſe ſucht; Ein Held ſteht nach Gebür,
Thut nichts das ſchändlich iſt, und das ſich nicht geziemet,
Weicht von der Tugend nicht. Iſt Cato gleich berühmet,
So fällt er endlich doch in Ungerechtigkeit,
Umb daß er aus der Welt ſich reiſſet vor der Zeit.
Es iſt wol Lobens werth daß er den greiſſen Haaren,
Den Augen die für nichts noch je erſchrocken waren
Zur Schmach, dem Ceſar nicht zu Fuſſe fallen wil
Und überwunden ſeyn, das Unrecht iſt zu viel.
Er ſticht ſich endlich ſelbſt, und als man ihn verbunden,
Muß doch das Pflaſter fort, er greiffet in die Wunden,
Wirfft wie ein toller Hund die Därmer in den Schoß
Und leſt den ſtoltzen Geiſt aus ſeinem Kercker loß.
Ein Kriegsmann darff nicht fort, es ſey denn zugegeben
Durch ſeinen Capitain; Wir ſollen aus dem Leben
Es gehe wie es wil, auch eher nicht entfliehn
Biß uns des Lebens Herr erlaubet fortzuziehn.
Muß Tullius nicht auch mehr als ihm anſteht klagen,
Nachdem ihn Clodius will aus der Stadt verjagen?
Wie weibiſch ſtellt ſich doch der ſonſten groſſe Mann?
Er ſieht ſo ſeltzam aus, hat alte Kleider an,
Iſt bleich, er ſeufftzet, weynt, fällt allen zu den Füſſen,
Daß, die er beugen wil, der Kleinmuth laſſen müſſen.
So ſtürtzt den tapffern Sinn die eigene Gefahr,
Der vor ſo unverzagt in frembden Fällen war.
Was ſol, du wahres Bild der wolberedten Zungen,
Was ſol dann dieſes ſeyn? Wo wirſt du weg gedrungen?
Von meinem Rom: von Rom? Iſt Rom die gantze Welt?
Iſt nicht noch hier und dar genungſam Land und Feld?
Was ſpricht denn Sokrates, nachdem er ſoll bekennen,
Von welcher Gegend er ſich pflege her zu nennen?
Ich? ſagt er; von der Welt. Ein witziger Verſtand
Helt alles wie's hier iſt vor unſer Vaterland,
Iſt nirgend frembder Gaſt, iſt überall daheime:
Kein Platz iſt weit und breit dahin er ſich nicht reime.
So fahren ſicherlich ietzt hin ietzt wieder her
Die Vögel durch die Lufft, die Fiſche durch das Meer.
Iſt auſſen-ſeyn ſo viel? Was thun wir die wir reyſen?
Wir pflegen uns gewiß gutwillig zu verweiſen,
Iſt nicht der ſchöne Baw der Erden das Gemach
Und ſtoltze Hauß für uns? Der Himmel unſer Dach?
Iſt nicht die Sonne gut zu ſpiegeln die Geſichter,
Muß ja ein Spiegel ſeyn? Sind uns nicht helle Lichter
Am Himmel aufgeſteckt, viel tauſend an der Zahl?
Iſt nicht das grüne Feld ein wolgeputzter Saal
Mit Blumen außgewirckt, mit Bäumen ſchön umbringet?
Iſt nicht die volle See die reichlich Speiſe bringet,
Die Brunnen ſtarcken Tranck? Iſt Mittag Mitternacht,
Iſt Aufgang, Niedergang nicht weit genung gemacht?
Ein enger Sinn leſt ſich an einen Winckel binden,
Und meynt es ſey kein Ort mehr in der Welt zu finden
Da auch gut wohnen iſt; Da ſelbſt iſt Noth und Pein
Wo Tugend, wo Gedult, wo Langmut nicht kan ſeyn
Der Freunde wegen auch ſich kräncken und betrüben
Daß die genommen ſind, das heiſſet alſo lieben
Wie einen den ein Weib erquicket und ergetzt,
Der alle ſeine Luſt auf die Berührung ſetzt.
Der liebet ſeinen Freund, der, wann er ſchon muß ſcheiden,
Ihn gleichwol bey ſich hat, und durch Gefahr und Leiden
In ſeinem Hertzen trägt, ſich da mit ihm beſpricht:
Den nimbt kein Abſchied weg, der Todt auch ſelber nicht.
Kömpt nun das Unglück her, und heißt uns Urlaub nehmen,
Wir wollen gerne gehn, und uns mit nichten grämen;
Es zeucht doch dieſen fort der lange widerſtrebt.
Wer iſt ein Pilgram hier? Ein jeder ſo da lebt.
Hinauff und über uns ſol unſer Sinn ſich richten,
Soll lernen Haß und Neid und allen Fall vernichten,
Sol immer eines ſeyn, nicht zittern und nicht ſtehn
Wie kleine Kinder thun, wann daß ſie Larven ſehn.
Es ſind auch anders nicht als Larven alle Sachen
Umb welcher willen wir uns Leid und Kummer machen:
Des leichten Glückes Gunſt iſt wie des Meeres Schaum
Der brauſet und zergeht; iſt wie ein ſüſſer Traum,
Der ehe man erwacht entwiſchet aus den Sinnen.
Das etwas unſer ſeyn das wir behalten können,
Das nicht verlohren wird, das immer eigen bleibt,
Das keine Fewersbrunſt, kein Schiffbruch von uns treibt.
Der Feind hat dir dein Schloß, dein Hauß hinweg geriſſen:
Fleuch in der Mannheit Burg, die wird er nicht beſchieſſen.
Er hat den Tempel dir verwüſtet aus und aus.
GOtt ſchleuſt ſich nirgend ein, ſey du ſein reines Hauß.
Er hat dich von der Luſt der Bücher weg getrieben:
Schaw ob du in das Buch des Lebens biſt geſchrieben.
Er hat den Acker dir verheeret weit und breit:
Der Acker des Gemüts trägt auch bey Winterszeit.
Er hat die Tochter dir durch Noth und Zwang geſchändet:
Gut, daß er es nur nicht mit ihrer Gunſt vollendet,
Er hat dein Weib erwürgt: Viel wünſchen ihnen das,
Er hat dein Kind entleibt: Der Menſch iſt Hew und Graß.
Er hat das Vieh hinweg: Das Brot iſt doch verblieben.
Er hat das Brot auch fort: Der Todt wird keinen Dieben.
Er hat dein Geld geraubt: Behalt du nur den Muth.
Er hat dich ſelbſt verwundt: Die Tugend gibt kein Blut;
Man mag ſie wie man wil, verfolgen, meiden, haſſen,
Sie helt ihr groſſes Wort: Sich nicht bewegen laſſen.
Iſt einer Eichen gleich, je öffter man ſie ſchlägt,
Je mehr man ſie behäwt, je mehr ſie Äſte trägt
Sie iſt wol außgerüſt ſich doch empor zu ſchwingen,
Mit Flügeln der Vernunfft, von dieſen ſchwachen Dingen;
Dient GOtt, ehrt ihn allein, thut nur was ihm behagt,
Iſt über alle Macht, wird keines Menſchen Magd.
Sie ſteht und wird auch ſtehn. Im Hertzen ligt verborgen
Was nicht genommen wird, was frey iſt aller Sorgen:
Diß was heraußen iſt, was niemand halten kan,
Mag fliehen wann es wil, es geht uns gar nicht an.

## II.

## Paul Flemming.

### 1.

### Nach des VI. Pſalmes Weiſe.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen,
Der alles kann und hat.

Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbſt geben Rath und That.
Nichts iſt es ſpat und frühe
Um alle meine Mühe;
Mein Sorgen iſt umſonſt.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach ſeinem Willen machen;
Ich ſtell's in ſeine Gunſt.
Es kann mir nichts geſchehen
Als was er hat erſehen
Und was mir ſelig iſt.
Ich nehm' es, wie er's giebet;
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' auch ich erkieſt.
Ich traue ſeiner Gnaden,
Die mich für allem Schaden,
Für allem Uebel ſchützt.
Leb' ich nach ſeinen Sätzen:
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.
Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchſtreichen meine Schuld,
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht ſtracks das Urtheil ſprechen,
Und haben noch Geduld.
Ich zieh in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich beſtellt;
Sein Segen wird mich laſſen,
Was gut und recht iſt, faſſen,
Zu dienen ſeiner Welt.
Bin ich in wilder Wüſten,
So bin ich doch bey Chriſten,
Und Chriſtus iſt bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorte, ſo auch hier.
Er wird zu dieſen Reiſen
Gewünſchten Fortgang weiſen,
Wohl helfen hin und her;
Geſundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und alles nach Begehr.
Sein Engel, der Getreue,
Macht meine Feinde ſcheue,
Tritt zwiſchen mich und ſie.
Durch ſeinen Zug, den frommen,
Sind wir ſo weit nun kommen,
Und wiſſen faſt nicht wie.
Leg' ich mich ſpäte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir ſtößt zu Handen,
So tröſtet mich ſein Wort.
Hat er es denn beſchloſſen:
So will ich unverdroſſen
An mein Verhängniß gehn.
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen:
Ich will ihn überſtehn.
Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu ſterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut.
Es ſey heut oder morgen:
Dafür laß ich ihn ſorgen;
Er weiß die rechte Zeit.
Gefällt es ſeiner Güte,
Und ſagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergeblichs zu:
So werd' ich Gott noch preiſen
Mit manchen ſchönen Weiſen
Daheim in meiner Ruh.
Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erſcheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, ſeyn;
Wird beiderſeits gewähren,
Was unſer Wunſch und Zähren
Ihn bitten überein.
So ſey nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der dich geſchaffen hat!
Es gehe, wie es gehe;
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

### 2

## Ein getreues Herze.

Ein getreues Herze wiſſen
Hat des höchſten Schatzes Preis.
Der iſt ſelig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.
Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
Anders, als man will und meint,
Ein getreues Herz hilft ſtreiten
Wider alles, was iſt feind.
Mir iſt wohl u. ſ. w.
Sein Vergnügen ſteht alleine
In des Andern Redlichkeit,
Hält des Andern Noth für ſeine,
Weicht nicht auch bei böſer Zeit.
Mir iſt wohl u. ſ. w.
Gunſt die kehret ſich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum das zerſtäubt,
Schönheit läßt uns bald zurücke,
Ein getreues Herze bleibt.
Mir iſt wohl u. ſ. w.
Eins iſt da ſeyn und geſchieden,
Ein getreues Herze hält,
Giebt ſich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.
Mir iſt wohl u. ſ. w.
Nichts iſt ſüßers, als zwei Treue,
Wenn ſie eines worden ſeyn.
Dies iſt's, des ich mich erfreue:
Und ſie giebt ihr Ja darein.
Mir iſt wohl u. ſ. w.

### 3.

## Auf Herren Timothei Poli neugebohrenen Töchterleins Chriſtinen Ihr Abſterben

Iſt denn wieder ſchon verblichen?
War es doch kaum recht gebohren
Das geliebte ſchöne Kind.
Ja, Sobald es her iſt kommen,
Sobald iſt es auch genommen.
Schaut doch, was wir Menſchen ſind.
Etwan, wie ein Tauſendſchönlein,
Das gemahlte jungen Söhnlein,
Mit dem frühen Tag entſteht,
Welches, wie es mit ihm wachet,
Mit ihm ſcheinet, mit ihm lachet,
So auch mit ihm untergeht.
Alſo biſt du verborgen,
Blümlein, um den ſechſten Morgen:
Liegeſt todt nun hingeſtreckt,

Und haſt durch das ſchnelle Scheiden
Deinen frommen Eltern beyden
Ein ſehr langes Leid erweckt.
Klagt, betrübte, wie Ihr ſollet,
Sie iſt doch, wo ihr hin wollet.
Uns iſt übel, Ihr iſt wol.
Ihr Geiſt der iſt voller Prangen.
Nur ihr Leib iſt hingegangen
Wohin alles iſt und ſol.
Wo ſelbſt die Natur hinſtrebet,
Wo die große Welt hingehet,
Der eilt auch die Kleine zu.
Sterben und geboren werden
Iſt das ſtete Thun der Erden.
Nun ihr Tod iſt ihre Ruh.
Babels Mauren ſind verſunken
Rhodus ſein Koloß ertrunken.
Nilus Werke gingen ein,
Sterblich waren alle Wörter,
Wie die Meiſter. Wie itzunder
Wir, und künftig alle ſeyn,
Aſſur wurde theil den Perſen,
Dies dem Griechen. Deſſen Ferſen
Folgte nach die ewge Stadt.
Doch, wie ewig ſie geweſen,
Kann man hören, ſehn und leſen.
Schein iſt's was ſie ewigs hat.
Alles wird darümm gebohren,
Daß es wider ſey verlohren.
Nichts bleibt allzeit, was ſo iſt.
Alles, was ſich angefangen,
Gehet ſtets in dem Verlangen,
Daß es ſeinen Zeit erkieſt.
Sterben iſt der Weg zum Leben;
Fönix wird es Zeugniß geben,
Selbſt ſein Vater, ſelbſt ſein Kind.
Soll es morgen wider tagen,
So wird heute hingetragen,
Wo viel tauſend andern ſind.
Es iſt alles Gottes Gabe,
Alles, was ich itzunt habe,
Hab' ich vormals nicht gehabt.
Der irrt, der es ewig gläubet,
Wucher iſts, ſo lang es bleibet,
Was uns unſern Sinn erlabt.
Als Gott ſie euch überreichet,
Habt ihr euch mit ihm vergleichet,
Daß ſie dennoch ſeine ſey,
Daß Er, wenn Er auch nur wolte,
Sie hin wider nähmen ſolte,
Müſtet ihr ihm ſtellen frey.
Und, die Wahrheit rund zu ſagen;
Neid iſts, daß wir ſie beklagen.
Wol dir, o du kurzer Gaſt,
Wol dir, die du in ſechs Tagen
Eines jeden Alters Plagen
Gänzlich überſtanden haſt.
Kleine Tochter ſey nun ſelig.
Und zeuch uns auch ſtets allmählig
Nach dir auf und Himmel an.
Daß auch wir der Zahl der Frommen
In die du biſt aufgenommen,
Balde werden zugethan.
Dieſen Korb voll Anemonen,
Die der Froſt ſtets ſoll verſchonen,
Streuen wir auf deine Gruft.
Schlaffe ruhſam in dem kühlen,
Umm dich der ſoll ewig ſpielen
Die geſunde Meyen Luft.

### 4.

### Neuer Vorſatz.

Welt, gute Nacht, mit allem deinem Weſen
Gehab dich wohl; wo auch dem übel wohl,
Das du biſt, iſt. Was acht ich deinen Groll?
Nun hab ich mich einſt durch dich durchgeleſen.
Gott Lob und Dank, Ich bin einmal geneſen.
Wol mir fortan. Ich bin des Himmels voll.
Du thuſt kein gut, und zwingſt ihn, daß er ſoll
Dich lehren aus mit des Verderbers Weſen.
Welt, du Dunſt. Von itzt an ſchwing ich mich
Frey, ledig loß, hoch über mich und dich.
Und alles das, was hoch heißt, und dir heißet.
Das höchſte Gut erfüllet mich mit ſich.
Macht hoch, macht reich. Ich bin nun nicht mehr Ich
Trutz dem, das mich in mich zurücke reißet.

### 5.

### An ſich.

Sey dennoch unverzagt, gib dennoch unverlohren,
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid,
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat ſich gleich wieder dich Glück, Ort und Zeit verſchworen.
Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren.
Nim dein Verhängniß an. Laß alles unbereut.
Thu, was gethan muß ſeyn, und eh' man dirs gebeut.
Was du noch hoffen kanſt, das wird noch ſtets gebohren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und ſein Glücke
Iſt ihm ein ieder ſelbſt. Schau alle Sachen an:
Diß alles iſt in dir, laß deinen eiteln Wahn,
Und eh du fürder gehſt, ſo geh' in dich zurücke.
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt, und ſich beherrſchen kan,
Dem iſt die weite Welt und alles unterthan.

### 6.

### Grabſchrift.

Ich war an Kunſt, und Gut, und Stande groß und reich.
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren,
Frey, meine. Kunte mich aus meinen Mitteln nehren,
Mein Schall floh überweit. Kein Landsmann ſang mir gleich.
Von Reiſen hoch gepreiſt, für keiner Mühe bleich.
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut diß alles wird verſtören,
Diß, deutſche Klarien, diß ganze dank ich Euch.
Verzeiht mir, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde,
Ich ſag Euch gute Nacht, und trette willig ab,
Sonſt alles iſt gethan, bis an das ſchwarze Grab.
Was frey dem Tode ſteht, das thu er ſeinem Feinde,
Was bin ich viel beſorgt, den Athem aufzugeben?
An mir iſt minder nichts, das lebet, als mein Leben.

## 12.

## Simon Dach.

### Aennchen von Tharau.

Aennchen von Tharaw iſt die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet, in Lieb' und in Schmerz;
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut! —
Du, meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!
Käm' alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnet, bey einander zu ſtahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſeyn.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'! —
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum! —
Recht als ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn erſt Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß,
Nach manchen Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut! —
Du meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut! —
Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'! —
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum!

## 13.

## Paul Gerhardt.

### 1.

### An das Angeſicht des Herrn Jeſu.

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt, zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron',
O Haupt, ſonſt ſchön gezieret
Mit höchſter Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch ſchimpfieret;
Gegrüßet ſeiſt du mir!
Du edles Angeſichte,
Davor ſonſt ſchrickt und ſcheut
Das große Weltgewichte,
Wie biſt du ſo beſpeit?
Wie biſt du ſo erbleichet?
Wer hat dein Augenlicht,
Dem ſonſt kein Licht nicht gleichet,
So ſchändlich zugericht't?
Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Iſt hin, und ganz vergangen,
Des blaſſen Todes Macht
Hat Alles hingenommen,
Hat Alles hingerafft;
Und daher biſt du kommen
Von deines Leibes Kraft.
Nun was du, Herr, erduldet,
Iſt alles meine Laſt;
Ich hab' es ſelbſt verſchuldet,
Was du getragen haſt.
Schau her! hier ſteh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat;
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'!
Es dient zu meinen Freuden
Und kommt mir herzlich wohl,
Wenn ich in deinem Leiden;
Mein Heil, mich finden ſoll.
Ach möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben!
Wie wohl geſchähe mir!
Ich danke dir von Herzen,
O Jeſu, liebſter Freund,
Für deines Todes Schmerzen,
Da du's ſo gut gemeint.
Ach gieb, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu',
Und wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende ſey!
Wann ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir!
Wann ich den Tod ſoll leiden,
So tritt du dann herfür!
Wann mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſeyn:
So reiß' mich aus den Aengſten
Kraft deiner Angſt und Pein!
Erſcheine mir zum Schilde,
Zum Troſt in meinem Tod,
Und laß mich ſehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth!
Da will ich nach dir blicken;
Da will ich glaubensvoll
Dich feſt an mein Herz drücken:
Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl.

### 2.

### Vertrauen auf Gott.

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.
Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's ſoll wohlergehn;
Auf ſein Werk mußt du ſchauen,
Wenn dein Werk ſoll beſtehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten ſeyn.
Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und ſieht,
Was gut ſey oder ſchade
Dem ſterblichen Geblüt;
Und was du dann erleſen,
Das treibſt du, ſtarker Held,
Und bringſt zum Stand und Weſen,
Was deinem Rath gefällt.
Weg' haſt du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, willſt thun.
Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerſtehn;
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er ihm vorgenommen
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziel.
Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und ſey unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit:

So wirſt du ſchon erblicken
Die Sonn' der ſchönſten Freud'.
Auf, auf! Gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht.
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Biſt du doch nicht Regente
Der Alles führen ſoll;
Gott ſitzt im Regimente,
Und führet alles wohl.
Ihn, ihn laß thun und walten!
Er iſt ein weiſer Fürſt,
Und wird ſich ſo verhalten,
Daß du dich wundern wirſt,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.
Er wird zwar eine Weile
Mit ſeinem Troſt verziehn,
Und thun an ſeinem Theile,
Als hätt' in ſeinem Sinn
Er deiner ſich begeben,
Und ſollt'ſt du für und für
In Angſt und Nöthen ſchweben,
So frag' er nichts nach dir.
Wird's aber ſich befinden,
Daß du ihm treu verbleibſt:
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gſten gläubſt,
Er wird dein Herze löſen
Von der ſo ſchweren Laſt,
Die du zu keinem Böſen
Bisher getragen haſt.
Wohl dir, du Kind der Treue!
Du haſt und trägſt davon
Mit Ruhm und Dankgeſchreye
Den Sieg und Ehrenkron';
Gott giebt dir ſelbſt die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du ſingſt Freudenpſalmen
Dem, der dein Leid gewandt.
Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unſrer Noth;
Stärk' unſre Füß' und Hände,
Und laß' bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen ſeyn!
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

## 14.

## Johannes Riſt.

### Schrecken der Ewigkeit.

O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwerdt, das durch die Seele bohrt!
O Anfang ſonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende;
Mein ganz erſchrocknes Herz erbebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt.
O Ewigkeit, du machſt mir bang,
O ewig, ewig iſt zu lang,
Hie gilt fürwahr kein Scherzen.
Drum, wenn ich dieſe lange Nacht
Zuſammt der großen Pein betracht',
Erſchreck' ich recht von Herzen;
Nichts iſt zu finden weit und breit
So ſchrecklich als die Ewigkeit.
Was acht' ich Waſſer, Feu'r und Schwerdt!
Dieß Alles iſt kaum nennenswerth,
Es kann nicht lange dauern.
Was wär' es, wenn gleich ein Tyrann,
Der funfzig Jahr' kaum leben kann,
Mich endlich ließ vermauren?
Gefängniß, Marter, Angſt und Pein,
Die können ja nicht ewig ſeyn.
Wenn der Verdammten große Qual
So manches Jahr, als an der Zahl
Hie Menſchen ſich ernähren,
Als manchen Stern der Himmel hegt,
Als manches Laub die Erde trägt,
Noch endlich ſollte währen:
So wäre doch der Pein zuletzt
Ihr recht beſtimmtes Ziel geſetzt.
Nun aber, wenn du die Gefahr
Viel hundert tauſend, tauſend Jahr'
Haſt kläglich ausgeſtanden,
Und von den Teufeln ſolcher Friſt
Ganz grauſamlich gemartert biſt,
Iſt doch kein Schluß vorhanden;
Die Zeit, die Niemand zählen kann,
Die fänget ſtets von neuem an.
Ach Gott, wie biſt du ſo gerecht!
Wie ſtrafſt du einen böſen Knecht
So hart im Pfuhl der Schmerzen,
Auf kurze Sünden dieſer Welt
Haſt du ſo lange Pein beſtellt!
Ach, nimm dieß wohl zu Herzen,
Betracht es oft, o Menſchenkind:
Kurz iſt die Zeit, der Tod geſchwind!
Ach, fliehe doch des Teufels Strick;
Die Wolluſt kann ein'n Augenblick
Und länger nicht ergetzen.
Dafür willt du dein arme Seel'
Hernachmals in des Teufels Höll',
O Menſch, zu Pfande ſetzen!
Ja ſchöner Tauſch! Ja wol gewagt,
Das bey den Teufeln wird beklagt!
So lang' ein Gott im Himmel lebt
Und über alle Wolken ſchwebt,
Wird ſolche Marter währen.
Es wird ſie plagen Kält' und Hitz',
Angſt, Hunger, Schrecken, Feu'r und Blitz,
Und ſie doch nie verzehren;
Dann wird ſich enden dieſe Pein,
Wenn Gott nicht mehr wird ewig ſeyn.
Wach' auf, o Menſch, vom Sündenſchlaf;
Ermuntre dich, verlornes Schaf;
Und beſſ're bald dein Leben!
Wach' auf! es iſt doch hohe Zeit;
Es kommt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.
Vielleicht iſt heut der letzte Tag;
Wer weiß noch, wie man ſterben mag?
O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwerdt, das durch die Seele bohrt!
O Anfang, ſonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Nimm du mich, wenn es dir gefällt,
Herr Jeſu, in dein Freudenzelt!

## 15.

## Friedrich von Spee.

### Lob Gottes aus Beſchreibung der fröhlichen Sommerzeit.

Jetzt wicklet ſich der Himmel auf,
Jetzt bewegen ſich die Räder,

Der Frühling rüſtet ſich zum Lauf,
Umgürt't mit Roſenkleider.
O wie ſo ſchön, wie friſch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügſam ſtreichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott! ich ſing' von Herzen mein:
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.
Du ſchnelle Poſt, o ſchöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen!
O reines Rad auf reinem Bronn,
Mit zartem Glanz beſchlagen!
Jetzt ſchöpfeſt uns den beſſen Schein,
So Winters war verloren,
Da Rad und Eimer ſchienen ſeyn
Vor Kält gar angefroren.
O Gott! u. ſ. f.
O reines Jahr! o ſchöner Tag!
O ſpiegelklare Zeiten!
Zur Sommerluſt nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör' die Muſik ſchon
Wie ſichs mit Ernſt bereite,
Daß uns empfang mit ſüßem Ton
Und lieblich hin begleite.
O Gott! u. ſ. f.
Für aus die ſchöne Nachtigal
Den Sommerlauf begrüßet;
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft verſüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Buſch, Heck und Feld durchſtreifen;
Die Felder ſchon ſeyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott! u. ſ. f.
Wer legt nun ihr den Ton in Mund
Dann laut und dann ſo leiſe?
Wer zirklet ihn ſo rein und rund
So mannigfaltig Weiſe?
Wer meſſet ihn den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag faſt ohne Ruh
So freudigs Tireliren?
O Gott! u. ſ. f.
Jetzt laufen wieder ſtark und feſt
Zu Winterzeit geſtanden
All Fluß und Wäſſer in Arreſt
Beſtrickt in Eiſes Banden.
Jetzt kalte Luft und ſtarre Wind
Uns wieder ſind verſöhnet;
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.
O Gott! u. ſ. f.
Jetzt öffnet ſich der Erdenſchooß,
Die Brünnlein fröhlich ſpringen;
Jetzt Laub und Gras ſich geben bloß,
Die Pflänzlein auher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen
Welch uns der Sommer mit Gewalt
Aus Licht wird kündlich bringen?
O Gott! u. ſ. f.
Die Blümlein ſchau wie ſtetens an
Auf wunderlichen ſich arten,
Violen, Roſen, Tulipan,
All Kleinod ſeyn im Garten.
Jacinthen und Gamanderlein,
Dann Saffran und Lavendel,
Auch Schwertlein, Gilgen, Nägelein,
Narcis und Sonnenwendel.
O Gott! u. ſ. f.
Co da, du gülden Kaiſers Kron,
Aus vielen auserkoren,
Auch Tauſendſchön und Wiederton,
Naſturz und Ritterſporen,
Jelängerlieber Sonnenthau,
Baſilien, Brunellen,
Aglenen auch und Bärenklau,
Dann Mohnſaam Glock und Schellen.
O Gott! u. ſ. f.
Nein, ſaget an, ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wiſſen:
Weil ihr an euch kein Farb geſpart,
Wer hat euch vorgeriſſen?
Wo nahmet ihr das Muſter her
Davon ihr euch copeyet?
Das Vorbild wollt ich ſchauen gern
Welchs ihr habt conterfeyet.
O Gott! u. ſ. f.
Wer mag nun je gebohren ſeyn
So reich von ſcharfen Sinnen,
Der auch das g'ringſte Pflänzelein
Nur ſchlechtlich dürft beginnen?
Die Wahrheit ſag ich rund und glatt,
Dem wird all Sinn zerrinnen,
Wer nur auch dächt ein einzig Blatt
Aus Menſchenkunſt erſpinnen.
O Gott! u. ſ. f.
Das Feld und Wieſen feucht und feiſt,
Mit Bächlein viel zerſpalten,
Die Sonn wann ſie vorüberreiſt
Mit ihrer Schön aufhalten;
Nun wundert ſich der Himmel ſelb
Wie zierlich unterſtralet
Mit Gras und Früchten grün und gelb
Das Erdreich ſich gemahlet.
O Gott! u. ſ. f.
Wer treibet aus Getreid und Gras?
Wer locketts an die Sonnen?
Weils [illegible] der Erd' verwirret ſaß,
Wer hats hinausgeſponnen?
Wer ſchärft den Aehren ihre Spitz?
Wer thut die Körnle zählen?
Wo nehmens doch die Kunſt und Witz
Daß nie der Art verfehlen?
O Gott! u. ſ. f.
Die ſtolze Bäum in Wälden wild
Sind zierlich ausgebreitet:
O nur aus Erd geſchnitzte Bild,
Ohn Werk und Zeug bereitet,
Wer thät in Luft euch richten auf?
Wer gab das Grün den Zweigen?
Wo war ſo viel der Farb zu Kauf?
Für Wunder muß ich ſchweigen.
O Gott! u. ſ. f.
Wie auch die zahm und fruchtbar Bäum
Sich freudig werden zieren
Mit weichem Obſt, mit Kinderträum,
Nuß Aepfel Kirſch und Biren:
Die Biren gelb, die Aepfel roth,
Wie Purpur die Granaten,
Die Pferſich bleich wie falber Tod,
Die Kirſchen ſchwarz gerathen.
O Gott! u. ſ. f.
Des Obſts ich ſchier ohn Zahl erblick,
Und thut ſich immer mehren;
Citronen Quitten Pflaumen dick
Daß alle Näſt beſchweren,
Pomranzen gülden von Geſtalt
Sind viel in warmen Landen:
Da leucht mit Gold wohl mancher Wald,
Als neulich hab verſtanden.
O Gott! u. ſ. f.
Der Rebenſtock voll Trauben ſchwer
An Pfählen lieblich ſcheinet
Als gleich ein wohlgewaffnet Heer
An Spießen angeleinet.
Da ſammlet ſich das Rebenblut

An ſüßen Traubenzähren;
Die machen uns den friſchen Muth,
Was will man mehr begehren?
O Gott! u. ſ. f.
Die reine Kluß kryſtallenklar,
Verbrämt mit grünen Weiden,
Von Schatten ſchier bedecket gar,
Die Sonnenhitz vermeiden.
Sich üben dort mit Schwimmen viel
In Schnee gefärbte Schwanen;
Dort haltens ihre Freudenſpiel
Auf glatten Waſſerplanen.
O Gott! u. ſ. f.
Die Thier auf grünen Feldern breit
Sich friſch und freudig zeigen;
Das Wild in dunklen Wäldern weit
Dem Jäger zeigt die Feigen;
Die Vögel auch in freiem Zug
In Lüften freudig ſpielen.
O Gott! u. ſ. f.
Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lüſten wirds ergötzet;
Ergötzet wird faſt jeder Sinn,
Und Alles wunder ſchätzet.
Ohn Maß iſt alle Welt geſchmückt;
Wer Künſtler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt wird gar verzückt,
Das Haupt thut niederſenken.
O Gott! u. ſ. f.
Drum lobet ihn, ihr Menſchenkind,
Bei nun ſo ſchönen Zeiten;
All Traurigkeit nun ſchütt in Wind,
Spannt auf die beſten Saiten;
Auf Harf und Lauten taſtet frey,
Schneidt an die ſüße Geigen;
Mit reiner Stimm und Orgeliſchen
Thut ihm all Ehr erzeigen!
O Gott! ich ſing von Herzen mein:
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn!

## 16.

## Johann Scheffler.

## (Angelus Sileſius.)

### 1.

### Aus „der verliebten Pſyche.“

(Die Pſyche rufet Jeſu ſehr begierlich.)

Komm mein Herze, komm mein Schatz,
Komm mein grüner Freudenplatz,
Komm mein Leitſtern, komm mein Licht,
Komm mein liebſtes Angeſicht:
Komm mein Leben, meine Seele,
Komm mein wahres Balſam-Oele.
Komm mein Manna, komm mein Trank,
Komm mein lieblichſter Geſang,
Komm mein Arzney für den Fluch,
Komm mein edeler Geruch:
Komm mein Röslein, meine Blume,
Komm mein Garten voller Ruhme.
Komm mein König, komm mein Held,
Komm mein Himmel, meine Welt,
Komm mein Bräut'gam, komm mein Kuß,
Komm mein Heil und güldner Fluß,
Komm mein Hirte, meine Weide,
Komm mein Jeſus, meine Freude.

### 2.

### Aus dem „Cherubiniſchen Wandersmann.“

**1) Gott allein kann vergnügen.**

Weg, weg, ihr Seraphim! ihr könnt mich nicht erquicken:
Weg, weg, ihr Engel all; und was an euch thut blicken:
Ich will nun eurer nicht; ich werfe mich allein
Ins ungeſchaffne Meer der bloßen Gottheit ein.

**2) Du mußt, was Gott iſt, ſein.**

Soll ich mein letztes End, und erſten Anfang finden,
So muß ich mich in Gott, und Gott in mir ergründen,
Und werden das, was er: ich muß ein Schein im Schein,
Ich muß ein Wort im Wort, ein Gott im Gotte ſein.

**3) Ich bin wie Gott, und Gott wie ich.**

Ich bin ſo groß als Gott, Er iſt als ich ſo klein:
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht ſeyn.

**4) Es iſt kein Tod.**

Ich glaube keinen Tod: ſterb ich gleich alle Stunden,
So hab ich jedesmal ein beſſer Leben funden.

**5) Gott ſtirbt und lebt in uns.**

Ich ſterb' und leb auch nicht, Gott ſelber ſtirbt in mir,
Und was ich leben ſoll, lebt er auch für und für.

**6) Gott iſt das, was Er will.**

Gott iſt ein Wunderding, Er iſt das, was er will,
Und will das, was Er iſt, ohn' alle Maaß und Ziel.

**7) In dir muß Gott geboren werden.**

Wird Chriſtus tauſendmal zu Bethlehem gebor'n,
Und nicht in dir; du bleibſt noch ewiglich verlor'n.

**8) Man ſoll zum Anfang kommen.**

Der Geiſt, den Gott mir hat im Schöpfen eingehaucht,
Soll wieder weſentlich in Ihm ſtehn eingetaucht.

**9) Das Weh' entſteht aus dir.**

Gott iſt ja nichts als gut: Verdammniß, Tod und Pein,
Und was man Böſe nennt, muß, Menſch, in dir nur ſeyn.

**10) Die Weite der Seelen.**

Die Welt iſt mir zu eng, der Himmel iſt zu klein:
Wo wird doch noch ein Raum für meine Seele ſeyn?

**11) Gott iſt nichts (Creatürliches).**

Gott iſt wahrhaftig nichts: und ſo er etwas iſt,
So iſt er nur in mir, wie Er mich ihm erkieſt.

**12) Die gelaſſene Schönheit.**

Ihr Menſchen lernet doch vom Wieſenblümelein,
Wie ihr könnt Gott gefall'n, und gleichwohl ſchöne ſeyn.

## 17.

## Friedrich von Logau.

### Sinngedichte.

#### 1.

Hoher Stamm und alte Väter
Machen wohl ein groß Geſchrey:
Moſes aber iſt Verräther,
Daß dein Urſprung Erde ſey.

#### 2.

Wozu iſt Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Muth,

Wer's hat, hat Sorglichkeit,
Wer's hat gehabt, hat Leid.

3.

Unſre Welt und dieſe Zeit
Steckt voll Ehr und Redlichkeit,
Weil der Sünden ganzer Stamm
Neulich Adelsbriefe nahm.

4.

Weil das Leben bei uns bleibt, brauchen wir das Leben:
Kommen wir in Himmel nicht, kommen wir daneben.

5.

Ein raſches Pferd nur immer jagen,
Ein ſaubres Kleid nur immer tragen,
Den nahen Freund nur immer plagen
Hat niemals langen Nutz getragen.

6.

Ein Reis vom Narrenbaum trägt Jeder an ſich bei:
Der Eine deckt es zu, der Andre trägt es frey.

7.

Lutheriſch, Päpſtiſch und Calviniſch, dieſe Glauben alle drey
Sind vorhanden; doch iſt Zweifel, wo das Chriſtenthum dann ſey.

8.

Willſt du fremde Fehler zählen, heb' an deinen an zu zählen:
Iſt mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

9.

Ein Kind vergißt ſich ſelbſt; ein Knabe kennt ſich nicht;
Ein Jüngling acht't ſich ſchlecht; ein Mann hat immer Pflicht;
Ein Alter nimmt Verdruß; ein Greis wird wieder Kind:
Was meinſt du, daß doch dies für Herrlichkeiten ſind?

10.

Die Weltgunſt iſt ein See,
Darinnen untergeht
Was wichtig iſt und ſchwer:
Das Leichte ſchwimmt daher.

*11.

Deutſchen ſind ſo alte Leute,
Lernen doch erſt reden heute;
Wann ſie lernen doch auch wollten,
Wie recht deutſch ſie handeln ſollten.

12.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herum getrieben:
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides ſelbſt zerrieben.

13.

Iſt die deutſche Sprache rauh? Wie daß ſo kein Volk ſonſt nicht
Von dem liebſten Thun der Welt, von der Liebe lieblich ſpricht?

14.

Aus wird gehen alle Luſt, auf wird hören alles Klagen,
Wann die Uhren in der Welt alle werden gleiche ſchlagen.

15.

Polyglottus kann viel Sprachen: wo viel Sprachen, da viel Worte:
Wo viel Worte, da viel Sinnen, und das Herz an keinem Orte.

16.

Ein Alter liebt die Thaler, ein Junger liebt ſie auch;
Nur jener zum Verſtecken, und dieſer zum Gebrauch.

17.

Guter Wein verderbt den Beutel, böſer ſchadet ſehr dem Magen:
Beſſer aber iſt, den Beutel, als den guten Magen plagen.

18.

Die Welt iſt rund und läuft herum:
Drum ſind die Leute ſchwindeldumm.

19.

Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, liebeln, gütteln, kürmeln, lachen.

## 18.

## Andreas Gryphius.

### 1.

### Ermordete Majeſtät oder Carolus Stuardus, König von Großbritannien.

#### Die fünfte Abhandlung.

**Poleh**

(kommt raſend mit halbzerriſſenen Kleidern und einem Stock in der Hand auf den Schauplatz gelaufen)

Umſonſt! weicht! es iſt aus! rennt, hier iſt nichts zu hoffen!
Was ſucht man? laßt mich loß! der Grund reißt! Styx iſt offen!
Geſchehn! es iſt geſchehn! mein König! nicht um dich;
Nein! nein! ach leider nein! es iſt geſchehn um mich!
Du ſtirbſt ohn' Schuld; und ich leb' allem Recht zuwider!
Brecht Felſen! Himmel blitz' auf die verfluchten Glieder!
Wie druckt mich Carol's Blut, das noch vergoſſen ſoll!
Wie pocht mein brennend Herz! nur Stuart, der iſt wohl!
O was! warum hab ich! wie hab ich mich erkühnet!
Was hab ich nicht vor Straf, und Strang und Glut, verdienet!
Ach leider! fiel ich denn dem tollen Hals-Gericht!
Ach weh! wer kommt mir dort ſo blutig vor Geſicht?
Was Feuer rauchet hier? was ſchwirren dort vor Ketten?
Wer will mich gegen mir in ſolcher Angſt vertreten?
Halt auf! halt! halt ein, Herr! daß man die Trommel rühr!
Der König kommt gerüſt'! daß man die Stück auflade!
Trompet und Picquen fort! gebt Loſung! Laßt uns leben!
Dringt an! laßt uns den Feind hier unter Augen geben!

Trarara! Trarara, Tra, tra, tra, ra, ra, ra!
Trarara! paff, paff, puff! paff! Iſt der Feldherr nah?
Paff, paff! der Hauffe fleucht! der König wird geſchlagen!
Laß, laß uns (ſehn wir noch?) erhitzten Muths nachjagen!
Wo ſteckt, wo kommt er hin? was ſchau ich? er verſchwind.
Wie wird mir? iſt's ein Traum? Ja Träume, Dunſt und Wind
Beſtreiten ſelber mich und mein verletzt Gewiſſen.
Mein Hertz wird lebend noch in dieſer Bruſt zeriſſen;
Verflucht ſey dieſe Stund in der ich mich erklärt
Vor dich, du Mord-Schaar! ach! ach daß ein raſend Schwerdt
Die Lufftröhr mir zerſchlitzt, eh ihr mich angehöret!
Ach daß der ſchnelle Blitz mich Himmel ab verzehret?
Eh ich, Verräther, mich zu euren Rotten gab!
Ach daß die lichte Gluth! ach daß ein ſcheußlich Grab
Mich lebend eingeſchluckt, eh ich mich ließ verführen!
Komm Angſt, ſo groß du biſt! laß, weil ich hier, mich ſpühren
Was unter-irrdiſche Qual, die dort die Geiſter nagt,
Die in dem Schwefel-Pfuhl verzweiffelnd raſen plagt.
Weh mir! was ſchau ich dort? weh mir! die Rach erſcheinet!
Der Straffen Wetter blitzt! heult Richter! Mörder weinet!
Wen ſchleifft man? Caren, dich? Wer hängt hier? Harriſen?
Wie Hugo? fällſt du auch in den verdienten Lohn?
Wie zittert noch dein Hertz in grauſer Hencker Händen?
Wo wird man deinen Kopff, wo die vier Stück hinſenden?
In die man dich vertheilt. Hier brennt dein Eingeweid.
Leid' Hewlet, deſſen Fauſt den Blut-Kelch voll von Neid,
Dem König hat gewährt! die wüten Augen ſtarren!
Laßt uns, ihr Richter, nicht die grauſen Tag erharren!
Eilt mit mir in die Grufft, wofern des Lebens Ziel
Sich biß dorthin erſtreckt, wofern dem Jammer-Spiel
Der Tod euch nicht entzeucht; ſo ſucht am fernen Strande
Ein ſicher Wohnhauß! Ach! ſagt an, in welchem Lande
Man nicht die grauſe That einſtimmig ſchon verflucht?
Da euch die Rache nicht mit Band und Dolchen ſucht?
Steig Doriſlaer vermummt mit auf das Traur-Gerüſte!
Vermummte ſtoſſen dir die Klingen durch die Brüſte,
Kennt in neu Albion; der Seuche grimme Schaar,
Verfolgt euch Abgekränckt' auf eure Todten-Bahr!
Welch ſcheußlich Anblick! hier prangt Cromwels blaſſe Leiche
Nebſt Iretons Geripp' an einer Galgen Eiche.
Fort! gönnt dem Bradshaw nicht die ſichre Nacht der Grufft!
Henkt ihn zu einem Schand- und Schau-Spiel in die Lufft!
So muß ihr in dem Port den Port der Ruhe miſſen!
So heiſt das ſtrenge Recht die feſten Särg entſchlieſſen!
Worin mit Specerey die Glieder eingehüllt?
Würd' anders nicht an euch der Schluß der Rach' erfüllt?
Nein! nein! laß weils noch Zeit uns dieſem Sturm entweichen!
Mich ſol der ferne Schlag der Donner nicht erreichen.
Du, der du über uns mit hellen Augen wachſt
Und durch die ſchwartze Lufft mit glantzen Schlägen krachſt;
Du, der du unter uns die grimmſten Urtheil hegeſt?
Und die Verächter ſtets mit ſchärffſter Qual belegeſt:
Seyd Zeugen, daß ich nicht der rauhen Straffen acht.
Der Welt nur bin ich gram; die Erd iſt mir veracht.
Diß Leben ſchmertzt mich mehr denn ein unendlich Sterben.
Glaubt jemand was es ſey in ſolcher Angſt verderben?
Und ſuch ich dennoch nicht ein Ende dieſer Noth?
Wo? wie? was ſchau ich dort? ſetzt der gerechte Gott,
Den Fürſten wieder ein, nach ſo viel herben Stürmen?
Ach freylich! Gottes Hand pflegt Götter zu beſchirmen!
Wen krönt der Biſchoff? Wie? Wem ſchwert man? ſeh ich recht?
Erwürgter frommer Fürſt? dich oder dein Geſchlecht?
Worzu nunmehr biſher mit Mord und Schwerdt getobet?
Und Freyheit unverſchämt in ſtrengem Dienſt gelobet?
Wer folgt? Wer ſprenget mir Blutstropffen in Geſicht?
Weh mir! wo rett ich mich? der untre Kerker bricht!
Die Thems brennt Schwefel-blau! ich ſchau die Sonne zittert!
Der Tag verſchwartzt! die Burg, ja London wird erſchüttert!
Von hier! was hab ich, ach! was Land mit dir zu thun?
Kanſt du, zu meiner Straff in deiner Grufft nicht ruhn?
Armſelger Wentwort! Ach! du haſt durch unſer Wüten,
Ein unverdiente Straff (ich ſteh es zu) erlitten!
Was ſuchſt du ferner? Ach! Ach Geiſter tragt Geduld!
Hab ich an eurem Tod denn nur alleine Schuld?
Und fordert ihr allein eur Blut von meinen Händen?
Ertz-Biſchoff, ſeufftze nicht! ich wil das Traur-Spiel enden.
Laß Wentwort, laß mich gehn! warum verlegt man mir,
(Erzörnte Geiſter!) dort und dar die freye Thür?
Laſt! laſt mich offnen Weg zu eurer Rache finden;
Laſt, Wentwort, Mittel mich zu meiner Straff ergründen.
Iſts möglich daß ihr noch um mich Verfluchten ſchwebt?
Und euch aus eurer Ruh, nur mir zur Angſt begebt?
Mein Biſchoff! Nein! du biſt zu ſelig nur verſchieden.
Mein Wentwort! Nein! du ruhſt in unbewegtem Frieden!
Mein Hertzens Angſt vermummt ſich nur zu meiner Pein;
Erfreute Geiſter, ach! in euren Todten-Schein.

---

Der König. Juxton. Thomlinſon. Hacker. Die Hencker. Die Jungfrauen an den Fenſtern.

**Erſte Jungfrau.**
O ſchrecklich Schau-Gerüſt!
**Zweite Jungfrau.**
Soll Carl den Platz betreten!
**Dritte Jungfrau.**
Soll er, wo vor ſein Volck ihn ſchier pflag anzubeten,
In höchſter Schmach vergehn?
**Vierte Jungfrau.**
Fällt er in ſeinem Land?
Für ſeiner eignen Burg? durch eines Henckers Hand?
**Erſte Jungfrau.**
Ach hätte, werther Printz, das Schwerdt dich hingenommen,
Da wo auf blanckem Feld Heer gegen Heer ankommen!
Ach! hätte dich bey Wicht die tolle See bedeckt;
So würde nicht dein Tod mit ſo viel Schmach befleckt.
**Siebente Jungfrau.**
Der Tod hat keine Schmach! die Schmach liegt auf den Richtern,
Sein Unſchuld läſt ſich ſchaun vor tauſend Angeſichtern.
Man wird an ſeiner Stirn, an den Geberden ſehn,
Den unbefleckten Geiſt, die Tugend die wir ſchmehn,
Die wir, wenn Gottes Rach wird Himmel ab erſcheinen,
Noch werden mit viel Reu in heiſſer Angſt beweinen.
**Erſte Jungfrau.**
Herr ſcheub diß Urtheil auf, biß mein Geſicht erblaſt!
Wo nicht, ſo nimm nur bald der Glieder ſchwere Laſt
Von dem gepreſten Geiſt.
**Fünfte Jungfrau.**
O Schweſtern! O! ſie kommen!
**Zweite Jungfrau.**
Die Majeſtät hat gantz ſein Antlitz eingenommen.

Und ſtreicht, indem ſie nicht in Purpur ſtünkeln kann,
Mit unerſchöpftem Glanz die ſchönen Glieder an.

Fünfte Jungfrau.

Izt ſiht er nach dem Kloz auf dem er ſoll verſchwinden!

Carol.

Ob denn kein höher Pleck in Britten mehr zu finden!

Erſte Jungfrau.

Der vor drei Königreich mit höchſter Macht beſaß;
Hat kein bequemer Pleiz zu ſeinem Tod, als das.

Carol.

Man wird uns leider! hier nicht viel Gehöre gönnen;
Drum zeugt uns Themiſſon. Wir hätten ſchweigen können;
Iedennoch zu entgehn dem raſenden Verdacht,
Als wenn durch eigne Schuld wir in die Noth gebracht:
Erfordert unſre Pflicht, durch die wir Gott verbunden,
Und Reich und Vaterland, daß in der letzten Stunden
Ich darthu: daß ich ſey ein Mann ohn arge Liſt,
Daß ich ein guter Prinz, und unverfälſchter Chriſt.
Was nöthig aber hier von Unſchuld viel zu handeln?
Es weiß wer Athem zeucht, und was nach uns wird handeln.
Er weiß der alles weiß, der Welt und Welt bewegt,
Und der ſchon über mich ein großes Urtheil hegt,
Daß wir zum erſten das grimme Schwerdt erwiſchet,
Daß auf die Freyheit uns kein Eifer angefriſchet,
Der Parlamente Macht iſt nie durch uns verlegt,
Sie haben ſich vorher uns grimmig widerlegt.
Sie ſuchten aus der Fauſt das Kriegs-Recht uns zu winden;
Die ſich noch überzeugt durch ihr Gewiſſen finden,
Daß es das meine war. Gilt unſer Wort nicht hier:
So red an Carlen ſtatt ſo wol, als ihr Papier.
Wer beyder Unterſchrift wil redlich überlegen,
Wird ſonder Weiſſe ſehn, wer nach dem erſten Degen
In heiſſem Vorſatz grieff. Entdeck es großer Gott!
Ich aber: ich verzeih und will den hohen Spott
Der Blutſchuld nicht auf ſie und ihre Köpfe ſchieben.
(Die ſonder mögen ſeyn!) vielleicht Reuſt dis Getrüben,
Die [illegible], beyderſeits aus nicht-getreuem Rath!
Und überzeugt der Geiſt, daß wir durch dieſe That
Nichts mindſt nicht beſchwert und möchten wohl vernehmen:
Daß ſie ſich vor ſich ſelbſt nicht etwa dorften ſchämen.
Diß aber, dis ſey fern: daß Carl ſich je verübt,
Und nicht in ſeiner Noth des Höchſten Urtheil ſpür.
Der Höchſt iſt ja gerecht! und, pflegt gerecht zu richten,
Auch durch nicht rechten Schluß, den Ungerecht' erdichten.
Wie Wentwort durch uns fiel. Ja nicht verdichte Pein:
Es mag kein herber Tod ißt unſer Straffe ſeyn.
Wir müſſen durch den Spruch, durch den er hingeriſſen:
Unſchuldig, wider Recht, auch Blut, für Blut vergießen.
Und geben Hals für Hals. Doch klag ich niemand an
Weil ich, ein rechter Chriſt, von Chriſto lernen kann
Wie man verzeihen ſoll. Sagt wenn ich nun erbleichen:
Sagt Juxton, wenn die Seel' aus dieſer Angſt gewichen,
Wie willig ich vergab dem welcher mich verletzt,
Dem der mich unterdrückt, dem der das Mord-Beil wetzt,
Dem, der nach meinem Tod ſich Tag und Nacht bemühet
Vielleicht mir unverſteckt. Doch ſteht's, der alles ſiehet.
Ich forſche nicht mehr nach. Schreib ihnen dis nicht an,
Gott! ewig guter Gott. Wer nur verzeihen kan
Erfüllt nicht alle Pflicht. Mein Leben dringt noch weiter!
Ich wünſche daß die Nacht zerreiß' ein helles Heiten,
Daß ihr verſtockter Herz den ſchwarzen greuel Fleck,
Und wie es ſich verſtucht bey klarem Licht entdeck.
In Wahrheit Eigen-Nutz hat ſchrecklich hier gefrevelt,
Und Gottes Donner-Keil auf ſeinen Kopf geſchwefelt!
Ich aber fleh für euch! und bitt', als jener rieff,
Der unter rauhen Sturm der harten Steine entſchlieff:
Vergib erzürnter Gott! hilff ihre Sinnen lencken!
Laß ſie nach rechtem Weg und wahrem Friede dencken.
Daß ſich mein Unterthan in höchſter Angſt erquick,
Mein Unterthan, den ich bey letztem Augenblick
Befehl in deine Gunſt. Wer wird den Wunſch entdecken!
Ich hoff er werde noch viel aus dem Schlaff erwecken,
Die dieſer Wind einwiegt. Eur Weg iſt ganz verkehrt!
Ich ſeh und alle Welt, daß ihr das Reich verhert,
Um durch ein raſend Schwerdt die Cronen zu gewinnen,
Zu theilen Land und Land. Wer lobt ein ſolch Beginnen?
Wenn man ohn rechtes Recht, ohn Urſach um ſich greifft,
Wird man nicht jenem gleich, der Thetis Schaum durchſtreifft
Und wider Völcker Recht die freye Flacke hindert,
Und die durch Sand und Thal zuſtackten Seegel plündert?
Philetas rieb dis ſelbſt dem großen Griechen ein:
Wer härter raubt als ich muß mehr ein Rauber ſeyn.
Solt euch auf dieſen Weg ein heilig Fortgang ſegnen?
Solt euch die wahre Ruh' auf dieſem Pfad begegnen?
Nein ſicht! wo ihr nicht Gott und den Fürſten gebt,
Was beyder eigen iſt: ſo fällt, was um euch ſchwebt,
Diß Wetter über euch. Ihr müſt dem Fürſten geben,
Und denen, die nach ihm ihr Erbrecht ſoll erheben,
Und denen, über die der Fürſt den Scepter führt,
Was Prinz' und Prinzen Erb', und Unterthan gebührt.
Gebt Gott ſein eigne Kirch'! Ihr ſelbſt habt ſie zuſtreuet;
Sie wird durch Gottes Wort und Ordnung nur erfreuet.
Mein Rath kommt hier zu kurz. Setzt einen Reichs-Tag an,
Und hört was unerſchreckt ein jeder ſagen kan,
Der mehr des Höchſten Ehr' als ſeinen Nutz beherzet,
Und nicht mit ſeinem Heil und aller Wohlfahrt ſcherzet.
Wer führt das grimme Beil? Laß! laß es unverlegt,
Daß es nicht vor der Zeit werd an den Hals gelegt.
Diß was mein eigen iſt, wil ich nicht ferner rühren,
Ich rede nicht für mich. Euch mag das Recht anführen!
Es zeig' euch eure Pflicht. Was nun das Volck angeht:
Zeigt der, der für ſein Volck und Volckes Freyheit ſteht;
Der deſſen Freyheit mehr als Eigennutz betrachtet:
Wenn man des Volckes Heil und Leben recht beachtet,
Und wie es recht beherrſcht, und treu verſichert hält;
So hat es ſeinen Wunſch. Wer nach dem Scepter ſtellt,
Reiſt alle Schrancken durch, und ſucht ein ſchrecklich Ende,
Weil Prinz und Unterthan doch unvermiſchte Stände:
Verſucht auch was ihr könnt: nennt Unterdrucken frey;
Wenn Albion betraurt, daß es gezwungen ſey.
Und darum erſchein ich hier! hätt' ich die Kronen ſchlieſſen:
Daß man die Grund-Geſetz und Ordnung ganz zerriſſen,
Wenn mir des Lägers Trotz, und unbeherrſchte Macht,
Und Frevel je beliebt, man hätte ſich bedacht
Mich auf dem Traur-Gerüſt zum Opffer vorzuſtellen,
Zum Opffer für diß Volck. Herr laß kein Urtheil fällen
Auf die verblendete Schaar, vor welch ich dir mein Blut
Hingeb', und den für Kirch und Reich verliebten Muth:
Verzeiht. Ich halt euch auf! wir wollen Zeit begehren,
Um uns zu guter Nacht was beſſer zu erklären;

Man gibt uns die nicht nach. Doch was ſind Worte noth,
Dafern die Unſchuld ſpricht, und zeiget mit dem Tod.
Die hat euch itzt entdeckt mein innerſtes Gewiſſen,
Die wünſcht, wo ihr ja noch könnt etwas heilſams ſchlieſſen:
Daß euer Rath forthin dem Reich erſprießlich ſey,
Und eure Seele ſelbſt von grauſer Schuld befrey.

Juxton.

Ob zwar ſein Gott'sdienſt, Herr, durch alle Welt erſchollen,
Doch, weil Verleumdung denn auch raſend ſchertzen wollen,
Benehm' er durch ein Wort der Schlangen dieſes Gift.

Carol.

Gar recht erinnert! was diß hohe Werck betrifft,
So glaub' ich feſt, es ſey der Erden unverborgen:
Wie mein Gewiſſen ſteh, daß ſeine Seelen-Sorgen
Auf Gottes Hertze legt, dem ich, wie je und eh',
Auch ſterbend, als ein Kind der Kirch', entgegen geh',
Der Kirchen, die vorhin in Albion geblühet,
Die nun ſich in der Irr und höchſtem Kummer ſiehet.
Ich mißbrauch eurer Zeit!

Erſte Jungfrau.

Die Mörder kommen an!

Zweite Jungfrau.

Vermummt. Weil Boßheit nicht das Licht vertragen kann.

Carol.

Wir haben rechte Sach' und einen Gott voll Gnaden.

Juxton.

Der aller Fluch und Neid auf ſeinen Sohn geladen.

Carol.

Man martert uns nicht mehr, als euch das Blut-Recht heiſt.
Wir ſchreyen den Höchſten an. Verzeuch biß ſich der Geiſt
Dem Schöpfer anvertrau. Wenn wir die Händ' ausſtrecken
Thu deinen Schlag getroſt. Langt uns das Haubt zu decken.

Dritte Jungfrau.

Diß iſt die letzte Cron! wohin verfällt die Pracht!
Wohin der Erden Ruhm! wohin der Thronen Macht!

Carol.

Wird unſer langes Haar auch wohl dein Richt-Beil hindern!

Hencker.

Ja!

Erſte Jungfrau.

Soll man noch den Schmuck des höchſten Haubtes mindern!

Sechſte Jungfrau.

Er ſtreicht die Locken ſelbſt unzaghaft auf die Seit
Und ſteckt die Flechten auf.

Carol.

Weg alle Traurigkeit!
Wir haben ja uns zu erquicken
Ob unſer Sachen gutem Recht,
Und an dem Gott der an wird blicken
Voll Gnad' und Liebe ſeinen Knecht.

Juxton.

Den Schauplatz muß mein Fürſt zum letztenmahl beſchreiten,
Den Schauplatz herber Angſt und rauher Bitterkeiten,
Den Schauplatz grimmer Pein! auf dem ein jeder findt,
Daß alle Majeſtät ſey Schatten, Rauch und Wind.
Der Schauplatz iſt zwar kurtz! doch wird in wenig Zeiten
Auf kurtzer Bahn mein Printz das ferne Reich beſchreiten,
Den Schauplatz höchſter Luſt. Auf dem die Ewigkeit
Mit Freuden ſchwangrer Ruh krönt unſer Seelen Leid.

Carol.

Wir ſcheiden aus der trüben Nacht des Zagens:
Zu dem gewünſchten Licht der ſchönſten Sonne!
Wir ſcheiden aus dem Kercker herbes Klagens,
In das gezierte Schloß der höchſten Wonne!
Wir gehn aus dem Zagen-Lande in der Engel weites Land,
Wo kein ſchmertzend Weh betrübet den ſtets-unverrückten Stand.

Niemand wird die Cron anſprechen:
Niemand wird den Scepter brechen,
Niemand wird das Erbgut kräncken,
Daß der Himmel uns wird ſchencken.
Nimm Erden, nimm was dein iſt von uns hin!
Der Ewigkeiten Cron iſt fortan mein Gewinn.

Achte Jungfrau.

Wol dieſem! deſſen Cron der Abſchied ſo vergröſſet.

Carol.

Schau' ob der Nacken nun von allem Haar entblöſſet.

Siebente Jungfrau.

Er gibt den Mantel weg.

Dritte Jungfrau.

Weg ab mit dieſem Kleid
Was dich bißher umhüllt, dein überſchweres Leid!

Vierte Jungfrau.

Er nimmt das Ritter-Band und Kleinod von dem Hertzen!

Sechſte Jungfrau.

Der Höchſt' entbinde dich, mein Fürſt, von deinem Schmertzen.

Carol.

Fahrt wol mit dieſem Band, Welt, Scepter, Cron und Stab.

Ade beherrſchtes Reich! wir legen alles ab.
Laßt unſerm ältern Sohn, diß Ritter-Ehren-Zeichen,
Nechſt meinem Petſchaft-Ring zum Denkmahl überreichen.

Nehmt ihr, weil auf der Welt ich nichts mehr geben kann,
Diß Kettlein Thomliſſon, diß Uhrwerck Harrington.
Bleibt Biſchoff, bleibt gegrüßt, ſeid eindenk meiner Worte.

Vierte Jungfrau.

Da ſteht die Tugend bloß.

Fünfte Jungfrau.

Iſt niemand an dem Orte,
Der mit dem letzten Dienſt den groſſen Fürſten ehr!
Nein! er entdeckt ſich ſelbſt!

Sechſte Jungfrau.

Sind keine Diener mehr!

Dritte Jungfrau.

Der, ſo viel tauſend vor beherrſcht durch einig Wincken:
Von dem fällt alles ab noch vor dem Niederſincken!

Zweite Jungfrau.

Da geht der werthe Printz zu ſeinem Mord-Altar.

Erſte Jungfrau.

Der Britten Opfer-Platz und letzten Todten-Bahr!

Carol.

Steht dein Block feſt?

Hencker.

Er iſt, mein Fürſt, recht feſt geſetzet.

Carol.

Hat uns Albion keines höhern werth geſchätzet?

Hencker.

Er mag nicht höher ſeyn.

Carol.

Wenn ich die Händ' ausbreit',
Verrichte deinen Streich!

Zweite Jungfrau.

O Schandfleck aller Zeit!
Sol der Britten Majeſtät ſich ſo tieff zur Erden neigen!
Und ihr drey-bekröntes Haubt vor des Henckers Füſſen zeigen!

Carol.

O König der uns durch ſein Blut
Der Ehren ewig Reich erwarb!
Der ſeinen Mördern ſelbſt zu gut
An dem verfluchten Holtze ſtarb,

Vergib mir was ich je verbrochen,
Und laß die Blutſchuld ungerochen,
Nimm nach den überhäufften Leiden,
Die Seele die ſich dir ergiebt,
Die keine Noth kann von dir ſcheiden;
Die, Herr, dich, wie du mich geliebt,
Auf in das Reich der großen Wonne!
Erfreue mich du Lebens-Sonne!
Erhalt mich unerſchöpfte Macht;
Hier lieg ich! Erden gute Nacht!

Erſte Jungfrau.
Da liegt des Landes Heil.
Vierte Jungfrau.
Da liegt des Landes Leben;
Zweite Jungfrau.
Und aller Prinzen Recht!
Dritte Jungfrau.
Wer wird! wer kan erheben
Was der geſchwinde Streich in einem Nu zerknickt!
Fünfte Jungfrau.
Was die gekürzte Leich mit ihrem Fall erdrückt!
Sechſte Jungfrau.
Ach! beweint nicht deſſen Körper, der ein großer Reich empfangen,
Weint über dem, was Gott hat über uns verhangen!
Alle Jungfrauen.
O Jammer! O! O großer Schmerzen Peſt.
Zweite Jungfrau.
Ach Himmel! Ach!
Alle Jungfrauen.
Ach tauſendfaches Weh!

---

Die Geiſter der ermordeten Könige.
Die Rache.

Erſter Geiſt.
Rach! Rache großer Gott!
Zweiter Geiſt.
Rach! Rach.
Dritter Geiſt.
Herr komm zur Rache!
Vierter Geiſt.
Rach über unſer Blut!
Fünfter Geiſt.
Herr richte meine Sache.
Alle.
Rach! Rache! Rache! Rach! Rach! über dieſen Tod!
Sechſter Geiſt.
Rach über dieſen Fall und aller Prinzen Noth!
Erſter Geiſt.
Erſcheine Recht der großen Himmel!
Erſchein' und ſitz zu Gericht,
Und hör' ein ſeufzend Weh-Getümmel,
Doch mit verſtopften Ohren nicht.
Zweiter Geiſt.
Willſt du die Ohren ferner ſchließen,
Siehſt du nicht, wie man Throne bricht;
So laß doch dieſes Blutvergießen,
Gerechter, ungerochen nicht.
Alle.
Rach Himmel! übe Rach!
Erſter Geiſt.
Rach König aller Götter.
Vierter Geiſt.
Rach, aller Prinzen Prinz!
Sechſter Geiſt.
Rach über Uebelthäter!
Fünfter Geiſt.
Rach über unſer Angſt.
Zweiter Geiſt.
Rach über aller Noth.
Siebenter Geiſt.
Rach über diß Gericht.
Alle.
Rach über Carles Tod.
Die Rache.
Die Donner-ſchwangre Wolken brechen;
Und ſprützen um und um zertheilte Blitzen aus!
Ich komme Tod und Mord zu rächen!
Und zieh' diß Schwerdt auf euch ihr Hencker und ihr Haus!
Weh zitternd Albion! Die Rache
Schwört bey der Götter Gott und deines Königs Blut;
Daß auf dein Grund-Verderben wache,
Ein unerhörter Grimm und Plagen-volle Fluth.
Reiß auf du Schlund beſtürzter Erden!
Laß ab die ihr bemüht die Schuldigen zu quälen!
Aus Engelland wird Helle werden,
Hört was die Rach euch will, ihr Furien befehlen!
Komm Schwerdt! komm Bürger-Krieg! komm Flamme!
Reiß aus der Tiefe vor geſchwinde Ketzerey!
Kommt weil ich Albion verdamme!
Ich geb Irne preiß und Britten Vogel-frey!
Ihr Seuchen! ſpannt die ſchnellen Bogen!
Komm! komm geſchwinder Tod! nimm alle Gränzen ein!
Der Hunger iſt voran gezogen,
Und wird an Speiſen Statt in dürren Gliedern ſeyn!
Komm Zwytracht: Hetze Schwerdt an Schwerdter!
Komm Furcht beſieg' all End' und Oerter.
Komm Eigenmord mit Strang und Stahl,
Komm Angſt mit allzeit neuer Qual.
Ihr Geiſter! lauft! weckt die Gewiſſen,
Aus ihren ſichern Schlafen auf!
Und zeigt warum ich eingeriſſen
Mit der geſammten Straffen Hauf!
Ich ſchwöre noch einmal bey aller Prinzen König
Und der entſeelten Leich, daß Albion zu wenig
Zu dämpfen meine Gluth. Daß Albion erſäuft,
Wo es ſich reuend nicht in Thränen ganz verſäuft.

---

## 2.

## Eine Scene aus dem Scherzſpiel „Horribilicribrifax.“

Horribilicribrifax. Daradiridatumtarides.

Horribilicribrifax.
Und wenn du mir bis in den Himmel entwicheſt, und ſchon auf dem linken Fuß des großen Beeren ſäßeſt, ſo wolte ich dich doch mit dem rechten Spornleder erwiſchen, und mit zweyen Fingern in den Berg Aetna werfen.

Daradiridatumtarides.
Corpo della Madonna! meineſt du, daß ich vor dir gewichen? Und wenn du des großen Carolo Bruder, der große Roland ſelbſt, und mehr Thaten verrichtet hätteſt als Scanderbeck, ja in die Haut von Tamerlanes gekrochen wäreſt, ſollteſt du mir doch keine Furcht einjagen.

Horrib.
Ich? ich will dir keine Furcht einjagen, ſondern dich in zwey und ſiebenzigmal hundert tauſend Stücke zerſplittern, daß du in einer See, von deinem eignen Blut, erſticken ſolleſt. Io ho vinto l'inferno e tutti i Diavoli.

Darad.
Ich will mehr Stücker von dir hauen, als Sternen itzund am Himmel ſtehen, und will dich alſo tractiren, daß das Blut von dir fließen ſoll, biß die oberſte Spitze des Kirchthurms darinn verſunken.

Horrib.
Per non lasciare per oltre passar questo orgoglio arrogante, will ich die ganze Belagerung von Troja mit dir ſpielen.

Darad.
Und ich die Zerſtörung von Conſtantinopel.

Horrib.

*Io spero vincere e tutore*, doch laß ich dir ſo viel Zeit, befiehl deine Seele Gott, und bete ein Vater unſer.

Darad.

Sprich einen engliſchen Gruß und hiermit ſtirb.

Horrib.

Du wirſt zum wenigſten die Reputation in deinem Tode haben, daß du von deſſen unüberwindlicher Hand geſtorben, der den König in Schweden niedergeſchoſſen.

Darad.

Tröſte dich mit dem, daß du durch deſſen Hand hingerichtet wirſt, der dem Tilli und Pappenheim den Reſt gegeben.

Horrib.

So hab ich mein Schwerdt ausgezogen in der Schlacht vor Lützen.

Darad.

*Morbleu, me voila en colere! mort de ma vie! je te tuerai par ma foy.* So hab ich zur Wehre gegriffen in dem Treffen vor Nördlingen.

Horrib.

Eine ſolche Poſtur machte ich in der letzten Niederlage vor Leipzig.

Darad.

So lief ich in den Wall-Graben, als man Glogau hat eingenommen.

Horrib.

Ha! ha! Iſt er nicht *quello Capitano*, mit dem ich Kugeln wechſelte bey der Schlacht?

Darad.

O! iſt er nicht derjenige Signeur mit dem ich Brüderſchaft machte zu Schlichtingheim?

Horrib.

*Ah mon signeur, mon frere!*

Darad.

*Ah fratello mio illustrissimo!*

Horrib.

Behüte Gott, welch ein Unglück hätte bald geſchehen ſollen!

Darad.

Welch ein Blutvergießen! *massacre et carnage*, wenn wir einander nicht erkennet hätten!

Horrib.

*Cavaglieri et Cortesi Huomi* können leicht unwiſſend zuſammen gerathen.

Darad.

*Les beaux Esprits* lernen einander durch vergleichen *rencontre* erkennen.

## 19.

## Chriſtian Hofmann von Hofmannswaldau.

### 1.

### Abſchied.

Es will die ungerathne Zeit,
Daß ich zwei Lippen ſoll verlaſſen,
Da Tugend, Lieb' und Freundlichkeit
Als treue Schweſtern ſich umfaſſen,
Wo ſchöne Roſen ſtehn,
Die auch im Winter nicht vergehn.
Ich kann faſt nicht von deiner Hand
Den ſchwachen Arm zurücke ziehen,
Ich fühle, wie ein fremdes Band
Sich mich zu feſſeln will bemühen.
Die Ohren klingen mir:
Getreuer Damon bleibe hier.
Ich kenne meine Fehler wohl,
Ich muß die Schuldigkeit vermeiden,
Ich weiß, daß ich dir folgen ſoll,
Doch mein Verhängniß heißt mich ſcheiden.
Mit einer ſolchen Schuld
Hat auch die Ungedult Gedult.
Mein Geiſt iſt dir genug bekannt,
Du weißt ja meine treue Sinnen,
Hätt ich dich auf das grüne Land,
Wie ich gewünſcht, begleiten können,
So ſagt' ich gar gewiß:
Es iſt dein Feld mein Paradies.
Doch iſt gleich Hand und Fuß nicht frei,
So weiß mein Geiſt kein Band zu nennen,
Er reißt der Zeiten Garn entzwei,
Und wünſcht dir freudig nachzurennen;
Mein Geiſt wird dir allein
Viel näher als der Schatten ſein.
Der Gipfel, ſo ſich itzt bewegt,
Das Rauſchen, ſo dein Ohr verſpüret,
Wird durch der Seufzer Trieb erregt,
Die meine matte Zunge führet,
Ich weiß, daß jedes Blatt
Mit meiner Noth Erbarmniß hat.
Doch ſchwebt Erbarmniß auch um dich,
So brich nicht gänzlich mein Gelücke,
Und denk in meiner Noth auf mich;
Gieb mir ein halbes Wort zurücke,
Ein Wort, ſo mir beliebt,
Und wieder neue Kräfte giebt.

### 2.

### Sie weinete.

Es brach der Lesbie das Seufzen durch den Mund,
Die Roſen hatten hier den Lilien weichen müſſen,
Man ſah der Thränen Bach auf beiden Wangen fließen,
Ein heißes Ach und Weh quoll aus des Herzens Grund.
Ich ſchaute, wie der Schmerz in ihren Augen ſtund,
Wie ihre Strahlen ſich durch Angſt verkrochen ließen,
Es lag die Freundlichkeit in Ohnmacht zu den Füßen,
Und ihr verworren Haar that ihre Wehmuth kund.
Ich fühlte dieſe Noth auf meine Seele dringen,
Es griff die kalte Pein auch meine Geiſter an,
Und weil die Wehmuth nicht mit Freiheit reden kann,
So konnt ich endlich nichts, als dieſen Reim erzwingen:
Wie meinen Geiſt belebt der Schönen Augenſchein,
So ſoll ihr Weinen itzt auch meine Sündfluth ſeyn.

### 3.

### Lesbiens Wohnſitz.

Ganz traurig, halb entzückt und mit gekränkten Füßen,
Saß Sylvius und ſprach: Ich fühle Todesmacht,
Die ſo mich in das Joch der ſüßen Pein gebracht,
Die weiß ich dieſen Tag nicht billig zu begraben.
Ach, daß die Stunden nicht wie meine Thränen fließen!
Daß das Verhängniß nicht mit mir ein Ende macht,
Weil alles über mir in einem nun erwacht,
Und mein verdammtes Licht kann keinen Troſt genießen.
So ſaß er und entſchlief, die Augen fielen zu,
Er war ohn' allen Troſt, er ruht ohn' alle Ruh.
Er ſchlief dem Auge nach, es wachten Pein und Schmerzen,
Ihm ſtieß ein ſüßer Schall die matten Augen auf.
Mein Sylvius getroſt und hemme deinen Lauf;
Nicht ſuche Lesbien, ſie wohnt in deinem Herzen!

## 20.

## Daniel Caspar v. Lohenſtein.

### Aus „Ibrahim Baſſa".

(Aſien wird in Geſtalt einer Frauen von den Laſtern angefeſſelt auf den Schau-Platz geführet.)

Weh! Weh! mir Aſien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeyen;
Wo ich den tieffen Schwermuths-See,
Den ſo viel Ach ſelbſt mein bethränt Geſicht verſpeyen;
Wo ich mich ſelbſt mit Heul'n und Zetter-Ruffen,
Durch ſtrengen Urtheils-Spruch verdammen kan!
So nihm dis lechzend Ach, beſtürtzter Abgrund an!
Beſtürtzter Abgrund! O die Glieder trieffen
Voll Angſt-Schweiß! Ach des Ach's! der laue Brunn der dürren Adern ſchwellt
Den Jäſcht der Purpur-Flutt! Mein Blutt-Schaum ſchreibt mein Elend in den Sand!
Entthronte Königin! entzepterte Beherrſcherin der Welt!
Geſtürztes Aſien! aus Ichts in Nichts und Staub-verſtäubtes Land!
Ja wol aus Ichts, als mein gekröntes Haupt,
Ein Haupt ſo viel gekrönter Häupter war;
Als ich noch mit Siegs-Palmen war belaubt,
Und aller Welt Geſetze reichte dar:
Als noch gelenckt zu dieſen Füßen
Europens Haupt und Africa mein Zepter muſten küſſen;
Als mein Gebot wie Stahl und Glutt durchdrang,
Und Donner zwang.
Ach! aber ach! ſo hoch als ich beym Tugend-Gipfel
In Gold geſtückten Kleidern ſtand;
So tieff hat ſich das Spiel verwandt.
Es ſtarb mein Ruhm! ſo ſchlägt die Zeit die grünen Wipfel
Von den bejahrten Zedern ab.
Man ſchmückt mich ja noch wohl mit dieſem Purpur-Rocke,
Mit Infeln, Kron und Königs-Stab
Hals, Achſeln, Hände und Haupt; wo man mit ſolchem Schmucke
Mich nicht nur ſpöttlich ſchminckt, und äfet und gebeitz't,
Doch auch gezeigt: daß dis Beſchönungs-Kleid
Mich nicht beſchämpt:
So trag' ich's doch nur zu Vermummung meiner Flecke,
Zur Brand- und Schandmahls-Schminck', und meiner Schalckheits-Decke.
Wiewol ich weiß: daß man die Naſe rümpft
Und Mäuler auf mich krümmet
Ich weiß nicht, wie? wol rennet.
Und prächtgen Schmuck, der außen gleißt und ſchimmert,
Daß der Sere von den Wipfeln ſeid'ne Wolle teuſelt ab;
Daß der Tyrer Schnecken-Farbe, Ganges Schaum-Schweiß Perlen hab';
Der Inder Gold: des bin ich nicht bekümmert.
Wird wer den Außen-Glanz beim innern Glieder-Koth beſehen,
Der wird mich viel verächtlicher noch ſchmähen.
Mich ſchmertzt's, und ich beſchwere es auch mit dieſem langen Seufzer-Qualme,
Wenn ich mich wie aus einem Traum und Qualme
Auf mich, als ich noch in der Blüthe war, beſinn'.
War ich nicht Aſien, die gröſt' und ält'ſt' und ſchönſte meiner Schweſtern!
Hat Neid und Eiferſucht mich für der Themis Richt-Stul können läſtern!
Der Menſchen Anherr hielt mich erblich inn'.
Hat alles All, den Oſt und Weſt, und Süd und Nord nicht ſchlüſſen,
Mich ſelbſt nicht oft mit ſeinem Glanz erfüllt
Und ſich ſelbſt-ſtändig in mich ein verhüllt!
Lufft, Himmel, Erde, Meer, Glutt, Felder, Wälder, Klippen wiſſen
Mit ſtummer Zunge nachzuſprechen:
Daß ſie geſehn die Sonne ſtehn,
Gewölckte Feuer-Säulen gehn,
Die Felſen berſten, Klippen brechen,
Den Regen Blut, die Wellen Mauern werden.
Weh! weh! mir Aſien! ach weh!
Stund jemand auf dem Schau-Saal dieſer Erden
So hoch gepflanzt zur Ehren-Höh?
Mein Mund hat Kirch und Volck den Gottesdienſt gelehrt.
Die Welt hat unſern Arm als Kronen-Herrn verehrt.
Das zwölff-bekrönte Haupt, des Halſes Alabaſter,
Pflügt unter Gog und Magogs Joch.
Der freie Nacken iſt verkoppelt an die Laſter,
Für denen ich kaum athme noch.
Den Zepter und die Hand, die vor nichts mörderiſch's mißhandelt,
Hat ſich mir in Metall und blutt-durſtig Ertzt verwandelt.
Das dürre Hertze ſchwimmt in Flamm und Glutt;
Der Glieder Ketten ſchwirren, die ſtählernen Gelenck' erſchüttern,
Der Beiner ſchwere Fuß tritt nur verknickt durch ſein erbittern,
Die treue Zunge leckt geliefert Blutt;
Die welcke Trau-Bruſt,
An die die Schoriers Sohn der Schöpfer angehangen,
Giebt Hunger, Krieg und Peſt, als Engeln, Molch und Schlangen
Vergiffte Lebens-Koſt.
Geitz, Mord-Luſt, Geld-Durſt, Haß und was der Abgrund zeiget,
Wird all's an mir geſäuget.
Fragt Sterbliche, nach Kind- und Eltern-Mördern,
Und die durch Dolch und Gifft, und Strang und Schwerdt,
Der Freunde Reyh', und Brüder-Schaar begehrt,
Ins Bein-Hauß für beſtimmter Zeit zu fördern.
Fragt, Fürſten, fraget noch, nach denen die die Klauen,
Und Luſt zu herrſchen durch des Herrſchers Bruſt gehauen.
Ach! tauſend Würme wol, die ſich alſo beſtecket,
Hat meine Schoos gedecket.
Da! Blutthund! da! unmenſchlich Menſch! verzweifelter Tyrann!
Durch teufliſch Gemüth! Ertzt-Mörder, Solymann!
Ertzt-Mörder! Ach! hab' ich
Dich Tiger-Thier, dich Wurm, mit meiner Milch geſogen?
Hab' ich dich, Drache, mich zu freſſen auferzogen?
Dich, Kinder-Mörder, dich?
Was ſtiffteſt du, du Greuel dieſer Zeit!
Auf Ibrahims gerechten Kopf für Leid?
Blitzet ach! blitzet ach! Wolcken, und machet den von umbſtrickelten Ketten mich los
Donner ach! Donner! zerſchlag und zerſplittre mich in einen zertrümmerten Stein

## 21.

## Joachim Rachel.

### Aus der Satire „die Kinderzucht."

Was wider Tugend lauft, und die Vernunft kann ſtraffen,
Das ſehn die Jungen erſt von ihren alten Affen.
Hat Kritz die Karten lieb; das Kind weiß insgemein,
Was Schuppen, Rauten, Kleeb, was Paſt und Kamir ſeyn.
Verſtehet Peters gern, iſt klug in allen Stücken,

Und ſucht die Würfel wohl; das Kind ſpielt mit den Preiſen.
Welch Kind gewohnet ſich hernach zum grünen Kraut,
Das nichts als Neckarwein und Weingebrannes ſchaut:
Das von dem Vater ſieht, wie er die Schnecken ſchlinget,
Die Spargel bald abbeißt, den Stör zu Tiſche bringet,
Artiſchockenblätter klaubt, das Straußenhirn zerbricht,
Die Karpfenzunge ſucht, die rohen Auſtern nicht?
Wie kann doch Ratilus die Knaben Sanftmuth lehren,
Der keinen Lautenklang, noch Spiel, ſo gern mag hören,
Als der Karbatſchen Streich: die für Sirenen preiſt,
So oft man auf den Knecht als wie ein Henker ſchmeißt:
Recht ein Antiphates dem zitternden Geſinde,
Der niemals fröhlich iſt, als wenn er nur geſchwinde
Die Folter bringen ſieht: der nie kein einzig Wort,
Als nur mit Hagel, Blitz und Donner! bringet fort.
Lockt' oder Augenwink, die Julian' aus Meißen,
Mit Recht ſein ungehabt, und ſo lang' Jungfrau heißen,
Die von zehn Jahren an, bei Tag und ſpäter Nacht,
Dem Buhler einen Brief von ihrer Mutter bracht?
So geht es von Natur. Das Böcklein folgt dem Rammen,
Der Apfel fällt nicht weit gemeinlich von den Stammen.
Der Mutter Abriß iſt die Tochter insgemein:
Wie ihr Thais iſt, ſo wird ihr Kind auch ſeyn.
Nur wenigen hat das der höchſte Gott gegeben,
Aus ſonderlicher Huld, daß ſie vom böſen Leben
Der Eltern abwärts gehn, als wenn gemeine Peſt
Von tauſenden kaum zehn unangeſteckt läßt.
Drum ſcheut und fürchtet euch, ihr Alten, vor den Jungen,
Laßt kein unehrbar Wort entfahren von den Zungen.
Ein Kind hört gar genau: Es merkt das zarte Herz
Und denkt gar lange nach dem ungeſalznen Scherz.
Vor Kindern ſollen wir uns jederzeit entſehen
Mehr als vor großen Herrn; weil auch ihr' Engel ſtehen
Dem höchſten Gott zu Dienſt. Weg, Flucher, Läſtermund,
Nachtſchwärmer, Säufer, Garſthammel, geiler Hund,
Wo zarte Kinder ſeyn! Es ſey in keiner Zechen
Der Vater und der Sohn. Wie kann der Bachkrebs ſprechen:
Geh g'rade vorwärts hin, mein Kind, nicht hinter dich!
Mocht' es nicht ſprechen: du, mein Vater, lehre mich,
Und geh' mir g'rade vor! — Wie kann ein Alter ſchlagen
Und ſtrafen ſeinen Sohn, daß er in vierzehn Tagen
Kaum einmal nüchtern iſt, der ſelber ſucht den Schmaus,
Und ſäuft im Fleribus zwei Dutzend Gläſer aus?
Wenn dich ein fremder Gaſt will kommen heimſuchen,
Da geht das Treiben an mit Schelten und mit Fluchen:
„Magd, kehr' die Stuben aus, räum' alles von dem Tiſch.
„Thu weg das Spinngeweb' mit einem Federwiſch,
„Spül' alle Becher aus, vergiß die ſilbern Kannen
„Und großen Humpen nicht! Geh, Hurenkind, von dannen!
„Daß dich der Hagel ſchlag'! Zünd' etwas Mahir an,
„Und fege bald hinweg, was dort der Hund gethan!“
Du Narr, iſt dir ſo viel und doch daran gelegen,
Daß einem fremden Gaſt nichts Kahles liegt im Wegen,
Warum läßt du dir nicht die höchſte Sorge ſeyn,
Daß auch dein ganzes Haus ſey aller Laſter rein:
Daß alles ordentlich und richtig möge ſtehen,
Damit dein zartes Kind nichts ärgerlichs mag ſehen?
Es preiſet dich die Stadt und hält dich Ehren werth,
Daß du mit einem Sohn die Bürgerſchaft verehrt:
Jedoch, ſo fern du ihn mit Fleiß haſt aufgezogen,
Dem Lande Dienſt zu thun, zum Handwerk oder Bogen,
Zum Pflugſchaar oder Schwerdt, wo nicht? zu einem Mann,
Der mit Verſtand und Rath zum Beſten dienen kann;
Der klug und tüchtig iſt, die Unſchuld zu verfechten,
Verſteht den Kaiſer Cod. zuſammt den Landesrechten,
Der nicht bei Tauſenden zu Leipzig hat verzehrt,
Und bringt Geſchicklichkeit kaum dreier Heller werth.
Daran liegt mächtig viel, mit welcher Lehr' und Leben,
Zu welchen Sitten du pflegſt Unterricht zu geben,
Und leiten deinen Sohn. Der Storch ſtreicht an den Bach
Und ſucht die Schlangen auf, und geht den Fröſchen nach,
Verſorgt damit ſein Neſt. Sobald die Jungen fliegen,
Befleißen ſie ſich auch, dergleichen Raub zu kriegen.
Der Raben Mutter ſucht am Galgen ihr Gewinn,
Und trägt das blutig Aas den kahlen Jungen hin.
So thut ihr Kleines auch, ſobald es ſich kann ätzen,
Und weiß auf einen Baum ihr eignes Neſt zu ſetzen.
Der Adler ſäugt ein Reh, das lernet auch ſein Kind,
Sobald die Fittig' ihm nur recht erwachſen ſind.
Petronius war toll mit Häuſer aufzubauen,
Mocht' lieber nichts als Kalk, als Stein und Meißel ſchauen,
Macht' Häuſer wie ein Schloß, nahm ganze Straßen ein,
Und ſollte mit Gewalt das Geld verſchwendet ſeyn.
Noch blieb den Erben gnug. Der Sohn riß alles nieder,
Was kaum gemachet war, und baut es herrlich wieder.
Jetzund beſitzt er nach vielem Ungemach
Ein Häuslein ohne Thür, und gleichfalls ohne Dach.
Wie aber kommt doch dies? Nach allen böſen Dingen,
Nach allen Laſtern pflegt die Jugend ſelbſt zu ringen,
Darf keines Treibers nicht. Nur zu dem Geiz allein
Will ſie gemeinlich nur und faſt gezwungen ſeyn.
Vielleicht bethöret ſie das ernſtlich Sauerſehen,
Weil er der Tugend gleich pflegt ſittſam herzugehen,
Will häuslich ſeyn genannt, nicht fröhlich oder wild,
Der Arbeit zugethan, die leere Säckel füllt.
Drum wird dem Geizigen der Ruhm auch beigemeſſen,
Daß er ſehr räthlich ſey, dem Saufen, Spielen, Freſſen,
Und aller Hoffahrt feind, weil er ſo ſorglich ſpart,
Und jedes Geſtenkorn wie einen Schatz verwahrt.
Das lobet Jedermann, inſonderheit die Greiſen,
Die Jugend auf den Weg des Reichthums anzuweiſen:
„Dem folge nach, mein Kind!“ Als wenn allein auf Geld
Die höchſte Seligkeit der Menſchen ſey geſtellt.
Doch wie ein Anfang [illegible]n allen andern Dingen,
So hat dies Laſter auch [illegible] Anfang vom Geringen,
Und nimmt gemählich zu. Denn willſt du Meiſter ſeyn,
So lerne wohl zuvor der Knaben Einmal Ein.
So bald ein tauſend Mark zuſammen iſt gehäget,
Und tauſend noch dazu, der Grund iſt ſchon geleget.
Zwei doppelt machen vier, und zweimal vier ſind acht:
Freund, Kurzweil, guten Tag', und gut Bier, gute Nacht!
Da fängt er ernſtlich an zu ſchaben und zu kratzen,
Er gibt die Gräten nicht den Hunden oder Katzen.
Er ſchmälert dem Geſind' ihr zugetheiltes Brot,
Er ſelber leidet Durſt und ſchwere Hungersnoth.
So viel das Geld ihm wächſt, ſo wachſen auch die Sorgen.
Er ſpart den Heringsſchwanz bis auf den andern Morgen,
Er frißt das weiße Brod, und trinkt den beſten Wein,
Der in ganz Frankenland den Hunden iſt gemein.
Konfekt iſt viel zu theu'r. Er zeichnet alle Stücken,
Er ſchleußt den Knoblauch weg, ſammt einer halben Bricken,
Er ſetzt ſiebenzig Speck, ſchön wie arabiſch Gold,
Darauf kein Bettler ihm zu Gaſte kommen wollt'.
Iſt der nicht doppelt toll? iſt der nicht ganz von Sinnen,
Der Andern ſparen will, und nichts für ſich gewinnen;
Der nimmer ſatt ſich ſieht, hat keinen guten Tag,
Nur darum, daß er reich am Gelde ſterben mag.

Inzwiſchen wächſt der Schatz, und nimmt bei großen Haufen
Durch Monatzinſen zu, da geht es an ein Kaufen.
Ein Landgut iſt zu ſchlecht zu nähren ſolchen Mann
Der nächſte Meierhof der ſteht ihm trefflich an,
Und jener noch dazu, kommt ſo viel hundert Morgen:
Der Nachbar leidet Noth; du kannſt ſo lange borgen,
Bis dir das Pfand verbleibt; der Weinberg träget wohl:
Der Schade! daß wir nicht die Mühle werden ſoll,
Und jener grüne Wald. Er handelt, kauft und zwinget,
Bis daß er dies und das, und alles an ſich bringet.
Iſt denn der Nachbar hart, und will des Handels nicht,
So hat er Pferde, Küh und Ochſen abgericht,
Die Schweine müſſen ihm den ganzen Weinberg pflügen.
Dergleichen Schelmenſtück hat manches fruchtbar Land,
Dem rechten Erben ab, dem andern zugewandt.
Und ob man gleich ihn ſchilt, obgleich in allen Zechen,
Die Leute rund heraus von dieſem Schinder ſprechen,
So achtet er's doch nicht. Was, ſpricht er, liegt daran,
Ob mich die Mißgunſt beißt, die mehr nicht ſchaden kann,
Als eine magre Laus? Ein' Hülle von den Linſen
Iſt beſſer als das Lob der Tugend ohne Zinſen,
Als daß ein Jeder ſagt: O welch ein frommer Mann,
Der nur bei Käſ' und Brod ſo genügſam leben kann!
So wirſt du denn, o Narr, Angſt, Schwermuth, Qual und Leiden,
Gicht, Fieber, Zipperlein, und alles Unglück meiden,
Wenn du nur pflügen magſt mehr Aecker an der Zahl,
Als vorer Latium die Römer allzumal?
Da, wie der Römer Heer in Afrika noch ſiegte,
Als Pyrrhus und ſein Volk Italien bekriegte,
Als der Moloſſer Zug und ſeine große Macht
Der Römer tapfres Volk in Furcht und Harniſch brachte:
Wer damals getreu und redlich ward erfunden,
Und zum Gefängniß brachte die allermeiſten Wunden,
Ein adlicher Soldat, von etwa ſechzig Jahr,
Der bei dem Krieg ſchon ſchwerweiß geworden war:
Dem wurden endlich kaum zwei Morgen Land gegeben,
Davon er ſeiner Zeit geruhig möchte leben.
Und dies war nicht verſchmäht, als gar zu ſchlechtes Lehn,
Für ſolche Treu und Dienſt. Es nährte ſich davon
Der Hausherr und ſein Weib ſammt etwa ſieben Kleinen;
Es ſaß an einem Tiſch der Knecht auch mit den Seinen.
Der große Biertopf ſtund, und gab den heißen Rauch,
Die Kanne war von Holz, die hölzern Löffel auch.
Jetzund iſt ſo viel Land nicht gut zu einem Garten,
Und daher kommt, daß wir der Tugend abzuwarten
So träg und ſchläfrig ſein, daß kein Betrug noch Liſt,
Kein Raub noch Schelmenſtück und alles arges mehr iſt,
Darin der Geiz uns treibt. Es pflegt in alten Tagen
Ein frommer Landsmann ſo zu ſeinem Völklein ſagen:
Kommt, Kinder, danket Gott, der uns in Feier und Ruh
Mit dieſen Hütten deckt, und giebt das Brot dazu.
Laßt einen [illegible], von armen Leuten leben:
Der Purpur iſt für den, der ſich von Blut muß nähren:
Du weißt nicht, welche Pracht ein grober Kittel ſey,
Der ein Gewiſſen deckt von aller Bosheit frei.
Wer ſo lebt, als wie ich, der wird ſich nicht bemühen,
Was ſchädlich iſt zu thun, noch diebiſch an ſich ziehen,
Was eines andern iſt. Die allzu große Pracht,
Die iſt es, die jetzund ſo manchen Schelmen macht.
Das war der Alten Lehr.

---

## 22.

## Johann Chriſtian Günther.

### Studentenlied.

Brüder! laßt uns luſtig ſein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenſchein
Unſer Laub verkläret:
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Roſen jetzo bricht,
Dem iſt der Kranz beſcheeret.
Unſers Lebens ſchnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schickſals Eiferſucht
Macht ihr ſtetig Flügel;
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleicht ſchnitzt man ſchon
An unſers Grabes Riegel.
Wo ſind dieſe? ſagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben alſo, gleich wie wir,
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie ſind in ein ander Land
Aus dieſer Welt gefahren.
Wer nach unſern Vätern forſcht,
Mag den Kirchhof fragen;
Ihr Gebein, ſo längſt vermorſcht,
Wird ihm Antwort ſagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh' die Morgenglocke ſchallt,
In unſre Gräber tragen.
Unterdeſſen ſeid vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinkt, bis euch das Bier beſiegt,
Nach Manier der Alten.
Fort, mir wäſſert ſchon das Maul,
Und ihr andern ſeid nicht faul,
Die Mode zu erhalten.

---

## 23.

## Barthold Heinrich Brockes.

### Betrachtungen einer ſonderbar-ſchönen Winterlandſchaft.

(Aus „Irdiſches Vergnügen in Gott.")

Wie jüngſt ein tiefer Schnee gefallen,
Und gleich ein Regen drauf; bald aber wiederum
Ein ſchneller Froſt entſtand; erſtarrt' vor deſſen Grimm
Der Schnee, der eben ſchmolz. Da ſchien nun, wie Kryſtallen,
Der Bäume glatte Schaar,
Die faſt im Augenblick, als wie beharniſcht, war.
Es wuchſen Wunder ſchnell ſo groß' als kleine Sproſſen,
Von einem bald bereits erſtarrten Naß befloſſen,
Und ringsum eingefaßt und eingeſchloſſen.
Sie waren ganz mit klarem Eis bedecket;
Das allerkleinſte Zweiglein ſtecket
In einer Eis-Kryſtallnen Stangen,
Die ſieben Mal ſo dick, als wie es ſelbſt. Daher
Die Aeſte denn, dieweil das Eis ſo ſchwer,
Gebogen all' herunter hangen.
Wodurch der Bäume Heer
Den Palmen an Figur, an Glanz den Leuchter-Kronen
Von einem Berg-Kryſtall, die deß Palaſt ſind, glich.
Die ganze Landſchaft ſah daher verwunderlich,
Hell, prächtig, herrlich aus. Zumal
Wie bei dem Untergang der niedre Sonnenſtral
Ja, durch, und an die klare Glätte fiel.
Es iſt faſt auf der Welt kein ſchöner Augen-Ziel.
Der Glanz, den König' oder Kaiſer
An Koſtbarkeiten zeigen können;
Sind nichts bei dieſem Glanz zu rechnen, nicht zu nennen.
Ein Wald von Berg-Kryſtall, voll Diamantner Reiſer
Sind überall zur Schau geſtellt.

Ein Dreßdniſch grün Gewölb' war jetzt die ganze Welt:
Weil nichts, als ſpielende Brillanten,
Als ſchütternde geſchliff'ne Diamanten,
So weit man ſah, zu ſehen.
Ich mußte hier jedoch der Menſchen Meinung lachen,
Die ſo viel Prahlerei von Edelſteinen machen.
Wie leicht kann, dacht' ich, die Natur
Juwelen überall bereiten!
Der Härte fehlet ja dem Eiſe nur,
Sonſt hat es alle Koſtbarkeiten,
Pracht, Schimmer, Waſſer, Feu'r und Schein,
Die alle rare Seltenheiten,
Die im ſo hoch geſchätzten Demant ſein.
Man ſtell' ſich einen Saal, voll Leuchter an der Wand
Von oben ganz herab, von allerhand
Faſt rund, bald eckigten Corallen
Von klaren Berg-Kryſtallen,
In deren rein-geſchliff'nen Spitzen
Viel tauſend helle Kerzen blitzen,
Einſt in Gedanken vor; ſo wird der bunte Schein
Doch ſchwach, bei dieſem Glänzen, ſein,
Das auf der Erd' jetzt allgemein.
Da alle Bäume, alle Hügel,
Wie Leuchter-Kronen, helle Spiegel,
Die ſelbſt der Sonnen Wunder-Strahl
An allen Orten trifft, bemalt, durchdringet, ſchmückt
Im ungemeſſ'nen Erden-Saal,
In einem hellen Glanz und Schein
Erſtaunlich anzuſehen ſein.
Es wird mein Auge faſt entzückt,
Da ich zur ſelben Zeit, im Garten, die Allee
Auf gleiche Weiſe,
Durch den ſo ſchnell geſchmelz'nen Schnee,
In einem hell-beſtrahlten Eiſe,
Licht ſchimmern, feurig funkeln ſeh.
Sie war nicht anders anzuſchauen,
Als wie ein Weg, den man, im Bergwerk, aus Juwelen
Von Diamanten ausgehauen.
Wenn man durch fließenden geſchmolzenen Kryſtall
Die Bäume ganz gezogen hätte;
So könnten ſie in einer beſſern Glätte,
Als wie ſie damals überall,
Unmöglich funkeln, blitzen, glänzen.
Mein Leſer, glaube nicht, daß mein Erzählen
Zu weit ſei ausgedehnt. Es iſt wahrhaftig wahr,
Und bin ich nicht geſchickt,
Daß es, durch meinen Kiel, ſo prächtig, ähnlich klar
Und ſchön genug wird ausgedrückt.
Doch hab' ich auch den Froſt ſogar ausnehmend ſchön,
Nur bloß ein einzigs Mal, geſehn.
Daß alle Schönheit doch ein Etwas, welches wild
Und rauh und fürchterlich, zugleich uns zeigte.
Denn da ein jeder Baum ſich ganz herabwärts beugte,
War Weg und Steg verſperrt. Hierüber fiel mir ein:
Wie muß doch dem zu Muthe ſein,
Der jetzt durch Wälder reiſen muß!
Ich ſtellte mir
Davon viel gräßliches und ſehr gefährliches für.
Doch haſt du bald darauf, geliebter Clovius,
Den eben, über mein Verhoffen,
Dies Ungemach betroffen,
Es mir weit ſchrecklicher, als ich mir, vorgeſtellt.
Kurz: wirklich war, zu dieſer Zeit, die Welt
Mit Schönheit und Gefahr, mit Luſt und Laſt erfüllt.
Sie war ein lieblich Schrecken-Bild:
Entſetzlich angenehm, erſchrecklich ſchön
(Man ſage, was man will) war alles anzuſehn.
Des Eiſes ſchöner Glanz, das, durch die ſchwere Laſt
So manchen Aſt
So ſehr beſchwert', und abwärts beugte
Ja viele gar zerbrach, zerknickte,
Und manchen ganzen Baum ſogar zur Erde drückte,
War mir nicht nur ein Beiſpiel mancher Schönen,
Die oft durch eig'ner Schönheit Pracht
In Unglück kommt, und wird zu Fall gebracht:
Es ließ zugleich dieß lieblich rauhe Weſen,
Vom Zuſtand unſrer Welt, mir eine Lehre leſen.
Wie in ſo ſchönem Froſt ſich Pein und Schein vereinet
Das unſre Aug' erſchrecket und erfriſcht;
So iſt mit Gutem auch das Böſe ſtets vermiſcht.
Daher, was jener ſagt, die Wahrheit, wie es ſcheinet:
„Im Himmel, ſpricht er, iſt vollkommne Seeligkeit,
„Und in der Hölle nichts, als Qual.
„Auf Erden findet ſich hingegen Luſt und Leid
„Auf allemal.
Vergeht nun gleich des Winters ſchöner Schimmer
Viel eh' noch, als die Unbequemlichkeit:
So währet doch auch der ſcharfe Froſt nicht immer,
Es jagt ihn ſammt dem kalten Nord
Zu rechter Zeit der frohe Frühling fort.
Darum verzweifle nicht, wenn rauhe Winde wehn,
Doch ſei auch nicht zu ſtolz, wenn alles ſtill und ſchön!
Vielmehr gedenk, ſowohl im Sturm, als in der Stille:
Es muß ſo ſein, es iſt des Schöpfers Wille.
Laß dich den Glanz zu Troſt, den Froſt zur Demuth bringen,
Und denke: Wunderbar iſt Gott in allen Dingen.

---

## 24.

## Friedrich von Hagedorn.

### 1.

### Die Empfindung des Frühlings.

(Dreifaches Triolett.)

Du Schmelz der bunten Wieſen!
Du neu begrünte Flur!
Sei ſtets von mir geprieſen,
Du Schmelz der bunten Wieſen!
Es ſchmückt dich und Cephiſen
Der Lenz und die Natur,
Du Schmelz der bunten Wieſen,
Du neu begrünte Flur!
Du Stille voller Freuden!
Du Reizung ſüßer Luſt!
Wie biſt du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du weckeſt in uns beiden
Die Sehnſucht treuer Bruſt.
Du Stille voller Freuden!
Du Reizung ſüßer Luſt!
Ihr ſchnellſten Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr ſchnellſten Augenblicke!
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt,
Ihr ſchnellſten Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!

---

### 2.

### Johann, der Seifenſieder.

Johann, der muntre Seifenſieder
Erlernte viele ſchöne Lieder,
Und ſang mit unbeſorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wenn er aß, ſo mußt' er ſingen;

Und wenn er ſang, ſo war's mit Luſt
Aus vollem Hals und freier Bruſt.
Beim Morgenbrot, beim Abendeſſen
Blieb Ton und Triller unvergeſſen;
Der ſchallte recht, und ſeine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarſchaft.
Man horcht; man fragt: Wer ſingt ſchon wieder?
Wer iſt's? der muntre Seifenſieder.
Im Leſen war er anfangs ſchwach;
Er las nichts, als den Almanach.
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und ſchlief, dem Nachbar gleich zu ſein,
Oft ſingend, öfter leſend, ein.
Er ſchien faſt glücklicher zu preiſen,
Als die berufnen ſieben Weiſen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das ſich ſchon für den achten hält.
Es wohnte dieſem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, ſtolz und ſteif und bürgerlich,
Im Schmauſen keinem Fürſten wich:
Ein Garkoch richtete Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der ſtets zu halben Nächten fraß,
Und ſeiner Wechſel oft vergaß.
Kaum hatte mit den Morgenſtunden
Sein erſter Schlaf ſich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmſt du dort ſchon wieder,
Vermaledeiter Seifenſieder?
Ach wäre doch zu meinem Heil
Der Schlaf hier, wie die Auſtern, feil!“
Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und ſpricht: „Mein luſtiger Johann,
Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein Jeder eure Waare;
Sagt: wie viel bringt ſie euch im Jahre?“ —
„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil ſei.
So rechn' ich nicht! Ein Tag beſcheeret,
Was der, der auf ihn kommt, verzehret.
Dies folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Dreihundert fünf und ſechzig Mal.“
„Ganz recht; doch könnt ihr mir's nicht ſagen
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?“ —
„Mein Herr, ihr forſchet allzuſehr:
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie's dann fällt; mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer ſie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit ſehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifenſieder.“
Dies ſchien den Reichen zu erfreun.
„Hans,“ ſpricht er, „du ſollſt glücklich ſein.
Jetzt biſt du nur ein ſchlechter Prahler
Da haſt du baare fünfzig Thaler,
Nur unterlaſſe den Geſang!
Das Geld hat einen beſſern Klang.“
Er dankt, und ſchleicht mit ſcheuem Blicke,
Mit mehr als diebiſcher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und ſchwenkt das Geld,
Das Geld, den Urſprung ſeiner Freude,
Und ſeiner Augen neue Weide.
Es wird mit Hunger oft beſchaut
Und einem Kaſten anvertraut,
Den Band und ſtarke Schlöſſer hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorſicht ſelbſt bewacht.
Sobald ſich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater ſich beweget,
Durchſucht er Alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein loſer Dieb beraubt,
Bis oft geſtoßen, oft geſchmiſſen,
Sich endlich beide packen müſſen;
Sein Mops, der keine Kunſt vergaß,
Und wedelnd bei dem Keſſel ſaß,
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, ſo weich von Tatzen.
Er lernt zuletzt, je mehr er ſpart,
Wie oft ſich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit ſcheiden,
Die nur in reine Seelen ſtrahlt,
Und deren Glück kein Geld bezahlt.
Dem Nachbar, den er ſtets geweckt,
Bis der das Geld ihm zugeſteckt,
Dem ſtellt er bald aus Luſt zur Ruh
Den vollen Beutel wieder zu,
Und ſpricht: „Herr, lehrt mich beſſ're Sachen,
Als ſtatt des Singens Geld bewachen!
Nehmt immer euren Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden!
Ich tauſche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich geweſen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifenſieder.“

## 25.

# Albrecht von Haller.

### Aus dem beſchreibenden Gedicht „die Alpen.“

Wenn Titans erſter Strahl der Felſen Höh vergüldet,
Und ſein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigſten gebildet,
Von dem erhabnen Sitz von einem Berg erblickt.
Durch den zerfahrnen Dunſt von einer dünnen Wolke
Eröffnet ſich im Nu das Schauſpiel einer Welt.
Der weite Aufenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt alles auf einmal, was ſein Bezirk enthält.
Ein ſanfter Schwindel ſchließt die allzuſchwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht zu durchſtrahlen taugen.
Ein angenehm Gemiſch von Bergen Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Geſicht.
Die blaue Ferne ſchließt, ein Kranz begläntzter Höhen
Worauf ein ſchwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah' Gebürg die ſanft erhobnen Hügel
Wovon ein laut Geblöck im Thale wiederhallt:
Bald ſcheint ein breiter See ein meilen langer Spiegel,
Auf deſſen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öffnet ſich ein Strich begrünter Thäler,
Die hin und her gekrümmt ſich im Entfernen ſchmälern.
Dort ſenkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt.
Sein froſtiger Kryſtall ſchickt alle Strahlen wieder,
Den die geſtiegne Hitz im Krebs umſonſt beſtürmt.
Nicht fern vom Eiſe ſtreckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein ſanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und ſeine Hügel ſind von hundert Heerden ſchwer.
Den nahen Gegenſtand von unterſchiednen Zonen,
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.
Hier zeigt ein ſteiler Berg die Mauer-gleichen Spitzen.
Ein Wald-Strom eilt hindurch, und ſtürzet Fall auf Fall.
Der dick beſchäumte Fluß dringt durch der Felſen Ritzen
Und ſchießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall.

Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beſtändig Thau.
Die Gemſen ſehn erſtaunt im Himmel Ströme fließen,
Die Wolken überm Kopf, und Wolken untern Füßen.
Doch wer mit einem Aug, das Kunſt und Weisheit ſchärfen,
Den großen Bau der Welt, des Weiſen Grund betracht,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn ſtaunend ſtehen macht.
Laßt des Verſtandes Licht, der Erde Gruft erheitern,
Die Silber-Blumen trägt und Golden Bächen ſchenkt;
Durchſucht das holde Reich der bunt-geſchmückten Kräutern,
Die ein verliebter Weſt mit frühen Perlen tränkt.
Ihr werdet alles ſchön und doch verſchieden finden,
Und den zu reichen Schatz ſtets graben, nie ergründen.
Wann Phöbi helles Licht durch flücht'ge Nebel ſtrahlet,
Und von dem naſſen Land der Wolken Thränen wiſcht,
Wird aller Weſen Glanz mit einem Licht bemahlet,
Das auf den Blättern ſchwebt, und die Natur erfriſcht.
Die Luft erfüllet ſich mit reinen Ambra Dämpfen,
Die Florens bunt Geſchlecht gelinderen Weſten zollt,
Der Blumen ſcheckicht Heer, ſcheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmel-Blau beſchämt ein nahes Gold.
Ein ganz Gebürge ſcheint gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, geſtickt mit Regenbogen.
Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit über niedern Chor der Pöbel-Kräuter hin,
Ein ganzes Blumen-Volk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt, bückt ſich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand.
Der Blättern glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem lichten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchönre Seele.
Hier wirft ein niedrig Kraut der Blättern grauen Nebel,
Den die Natur gewebt, im Kreuze hingelegt.
Die holde Blume zeigt die zwei vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebildeter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blat in Finger ausgekerbet
Auf eine helle Bach den grünen Wiederſchein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiße Strahlen ein;
Smaragd und Roſen blühn, auch auf zertretner Heyde,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpur-Kleide.
Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ein beſtänd'ger Froſt das kalte Thal entlaubt,
Wird holer Felſen Gruft mit einer Pracht geſchmücket,
Die keine Zeit verſehrt, und die kein Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterirrdſchen [illegible]
Wölbt ſich der feuchte Leim mit funkelndem Kryſtall,
Ein Fels vom Edelſtein, wo tauſend Farben ſpielen,
Blitzt durch die düſtre Luft und ſtrahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welſche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier, und wächſt zum Berge.
Im Mittel eines Thals vom Himmel hohen Eiſe,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron geſetzt,
Entſpringt ein reicher Brunn mit ſiedendem Gebräuſe,
Raucht durch das welke Gras, und ſengt, was er netzt.
Sein lauter Waſſer rinnt voll flüchtger Metallen,
Ein heilſam Eiſenſalz vergüldet ſeinen Lauf.
Ihn wärmt der Erde Gruft, und ſeine Adern wallen
Vom innerlichen Streit vermiſchter Salzen auf.
Umſonſt ſchlägt Wind und Schnee um ſeine Flut zuſammen,
Sein Weſen ſelbſt iſt Feu'r und ſeine Wellen Flammen.
Dort aber wo im Schaum der ſtrudelreichen Wellen
Der ſchnelle Rhodan gedurſte Wälder weicht,
Rinnt der Gebürgen Gruft mit unterird'ſchen Quellen,
Davon der ſcharfe Schweiß das Salz der Felſen ſchmelzt.
Des Berges hoher Bauch gewölbt mit Alabaſter
Schließt zwar das kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein ſein regend Naß zermalmt das Marmor-Pflaſter,
Dringt durch der Klippen Fug, und eilt gebraucht zu ſeyn.
Die Würze der Natur, der Ländern reichſter Segen,
Beut ſelbſt dem Volk ſich an, und ſtrömet uns entgegen.
Aus Furkens kaltem Haupt, wo ſich in beide Seen
Europens Waſſer-Schatz mit ſtarken Strömen theilt,
Entſpringt die helle Aar, die durch beſchäumte Höhen
Mit ſchreckendem Geräuſch und ſchnellen Fällen eilt:
Der Bergen reicher Schacht vergoldet ihre Hörner,
Und färbt die lautre Flut mit Königlichem Erzt,
Der Strom fließt ſchwer von Gold, und wirft gediegne Körner
Wie ſonſt nur grauer Sand gemeiner Ufer ſchwärzt:
Der Hirt ſieht dieſen Schatz, er rollt zu ſeinen Füßen,
O Beyſpiel vor die Welt! er ſiehts, und läßt ihn fließen.
Verblendte Sterbliche! die das zur nahen Baare
Geiz, Ehr' und Wolluſt ſtets an eitle Namen hält,
Die ihr die vom Geſchick beſtimmte Handvoll Jahre
Mit immer neuer Sorg' und läßrer Müh vergällt,
Die ihr die Seelen-Ruh in hohen Stürmen ſuchet,
Und an die Klippen nur das irre Steuer richt,
Die ihr was ſchadet, wünſcht, und was euch nutzt, verfluchet,
Ach öffnet ihr zuletzt die ſchlafen Augen nicht!
Seht ein verachtet Volk bey Müh und Armuth lachen,
Und lernet daß die Natur allein kann glücklich machen.

## 26.

## Chriſtian Fürchtegott Gellert.

### 1.

### Die Güte Gottes.

Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!
Iſt der ein Menſch, den ſie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erſtickt, der ihr gebührt?
Nein, ſeine Liebe zu ermeſſen,
Sey ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergeſſen;
Vergiß, mein Herz, auch ſeiner nicht!
Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, deſſen Rath ich oft verwarf.
Wer ſtärkt den Frieden im Gewiſſen?
Wer giebt dem Geiſte neue Kraft?
Wer läßt mich ſo viel Glück genießen?
Iſt's nicht ſein Arm, der alles ſchafft?
Schau', o mein Geiſt, in jenes Leben,
Zu welchem du erſchaffen biſt,
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig ſehn wirſt, wie er iſt.
Du haſt ein Recht zu dieſen Freuden;
Durch Gottes Güte ſind ſie dein.
Sieh, darum mußte Chriſtus leiden,
Damit du könnteſt ſelig ſeyn!
Und dieſen Gott ſollt' ich nicht ehren,
Und ſeine Güte nicht verſtehn?
Er ſollte rufen; ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?

Dein Will' iſt mir in's Herz geſchrieben;
Dein Wort beſtärkt ihn ewiglich.
Gott ſoll ich über alles lieben,
Und meinen Nächſten gleich als mich.
Dies iſt mein Dank, dies iſt ſein Wille
Ich ſoll vollkommen ſeyn, wie er.
So lang ich dies Gebot erfülle,
Stell' ich ſein Bildniß in mir her.
Lebt ſeine Lieb' in meiner Seele,
So treibt ſie mich zu jeder Pflicht;
Und ob ich ſchon aus Schwachheit fehle,
Herrſcht doch in mir die Sünde nicht.
O Gott, laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen ſeyn!
Sie ſtärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröſte mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und ſie beſieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

## 2.

## Fabeln.

### 1) Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menſchen fand,
Der nicht geſtottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder ſah den Uebelſtand;
Hier, dacht' er, wird man dich im Gehn bewundern müſſen,
Und gieng einher mit ſteifen Füßen.
Er gieng, ein Jeder ſah ihn an,
Und alle lachten, die ihn ſahn,
Und jeder ſchrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielt's für ſeine Pflicht,
Den Vorwurf von ſich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden ſprechen hört.
Er ſtammelt nicht; genug zur Schande,
Man ſpottet ſein im ganzen Lande.
Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſehn.
Vergebens wird's ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht ſind, uns ſagen.
Wir ſelber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger iſt, als wir.

### 2) Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die ſchon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten ſich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit verteufelten Ränken
Einander bis auf's Blut zu kränken;
Denn jener brannte von dem Spahn,
Woran der Andre ſich den Taback angezündet,
Aus Haß den ſeinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erſinnet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten ſie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum ſie ſolche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte ſich's denn offenbaren,
Warum ſie, ſeit ſo vielen Jahren,
So heimlich unverſöhnlich waren.
Was war der Grund? der Brodneid? War es nicht?
Nein. Dieſer ſang: Verwahrt das Feuer und das Licht,
Allein ſo ſang der Andre nicht.
Er ſang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieſer ſo verſchiednen Art,
An die ſich beid' im Singen zänkiſch banden,
Aus dem verwahret und dem bewahret,
War Spott, Verachtung, Haß und Rach, und Mord entſtanden.
Die Wächter, hör ich viele ſchreyn,
Verfolgten ſich um ſolche Kleinigkeiten?
Das müßten große Narren ſeyn.
Ihr Herren! Stellt die Reden ein,
Ihr könnet ſonſt unglücklich ſeyn!
Wißt ihr denn nichts von ſo viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleichviel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

## 27.

## Magnus Gottfried Lichtwer.

### Fabel von den Katzen und dem Hausherrn.

Thier' und Menſchen ſchliefen feſte,
Selbſt der Hausprophete ſchwieg,
Als ein Schwarm geſchwänzter Gäſte
Von den nächſten Dächern ſtieg.
In dem Vorſaal eines Reichen
Stimmten ſie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menſchen raſend machen kann.
Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Tact erbärmlich ſchön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten ſich, ihm beyzuſtehn.
Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Ziſchen, heulen, ſprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Hauß erwacht.
Dieſer ſpringt mit einem Prügel
In dem finſtern Saal herum,
Schlägt um ſich, zerſtößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um,
Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne;
Blinder Eifer ſchadet nur!

## 28.

## Johann Adolph Schlegel.

### Die Krähe.

Als eine Kräh' einſt ihr Gefieder
Mit Pfauenfedern ausgeſchmückt,
Beſah ſie ſich, von ſich entzückt,
Und hieß die Pfauen ihre Brüder,
Und miſchte ſtolz in ihre Schaar ſich ein,
Und glaubte ſchon der Juno Pfau zu ſeyn.
Die Pfauen ſahen dies, beraubten ihr Gefieder
Des Schmucks, den ſie geborgt, und mit ihm aller Pracht.
Der kaum geweſene Pfau ward eine Krähe wieder,
Und ſelbſt von Schweſtern ausgelacht.

Als einſt ein Reimer ſeine Lieder,
Mit fremder Kühnheit ausgeſchmückt,
Beſang er ſich, von ſich entzückt.
Da hieß die Dichter ſeine Brüder,
Er drängte ſtolz in ihre Zunft ſich ein,
Und dünkte ſich ein Haller ſchon zu ſeyn.
Die Dichter ſahen dies, beraubten ſeine Lieder
Des Witzes, den er ſtahl. Wo war nun ſeine Pracht?
Der neue Haller ward ein ſchlechter Reimer wieder,
Und ſelbſt von Dunſen ausgelacht.

## 29.

## Chriſtian Felix Weiße.

### Der Elephant.

Ein Elephant, dem man längſt nachgeſtellt,
Da er manch Reis- und Weizenfeld,
Wo er es nicht ganz aufgezehret,
Durch ſeinen ſchweren Tritt verheeret,
Fiel einſt in einen tiefen Schacht,
Den man zum Fang ſchlau angebracht,
Indem man ihn aufs künſtlichſte verſtecket,
Und überall mit Strauch und Moos bedecket.
Nun wußt' er nicht, wie ihm geſchah;
Denn, da er keinen Ausweg ſah,
Von eingeſchloſſen allen Enden,
Konnt' er ſich vorwärts nicht, nicht rückwärts wenden.
Was war zu thun? Sein Ungemach
Beſeufzt er unter Weh und Ach!
Jetzt fiel eine Maus denſelben Weg hinunter;
Doch raffte ſie ſich auf, und keck und munter
Lief ſie die nächſte Wand hinauf,
Und ſah voll Mitleid auf den Elephanten nieder.
Er rief ihr nach: „O glücklich Thier!
Du hebſt dich leicht von deinem Falle wieder;
Wohl dir und wehe mir!
Denn ſtürzt ein Großer, unſer einer,
Erhebt er ſich ſo leicht nicht, als du Kleiner!“

Beneide nicht die Großen dieſer Welt!
Der Strauch hebt ſich im Sturm, die Eiche liegt gefällt.

## 30.

## Konrad Gottlieb Pfeffel.

### Die beiden Griechen.

Zwei Griechen, welche durch das Band
Der Sympathie verbrüdert waren
Verließen jung ihr Vaterland,
Und ſuchten Glück bei den Barbaren.
Das Schickſal trennte ſie; Porphyr
Kam nach Illyrien, ward Kriegsknecht, Officier,
Emir, Feldmarſchall, Großvezier,
Und kurz, in Zeit von zwanzig Jahren
Beſtieg er als der Schwiegerſohn
Des Königs den ererbten Thron.
Aret, der nichts von ihm erfahren,
Kam als ein armer Philoſoph,
Vom Unglück ſtets verfolgt, an ſeines Freundes Hof,
Der eben Audienz ertheilte.
Was ſeh' ich? Himmel! rief Aret,
Der weinend ihm entgegen eilte,
Porphyr! mein Bruder? — Was! fiel Seine Majeſtät
Ergrimmend ihm ins Wort; hinweg mit dieſem Tollen,
Der unſern Stand vergißt! Vielleicht hat gar ein Feind
Sich hinter ihm verbergen wollen.
Vergieb mir, ſprach Aret, ich hätte keinen Freund
Auf einem Throne ſuchen ſollen!

## 31.

## Friedrich Wilhelm Zachariä.

### Der Renommiſt.

(Aus dem erſten Geſang.)

Zum blauen Hecht trug ihn*) Calmucks geſchwinder Lauf.
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er ſetzte ſich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tiſch, die Handſchuh auf die Erde.
„Armſel'ger! (ruft er aus) in Leipzig biſt du nun?
Ja, hier, wo Alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renommiſt allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man faſt nicht weiß, daß Burſche Degen tragen?
O! wie beſeufz' ich nicht mein widriges Geſchick,
Denk ich, mein Jena, noch an deine Luſt zurück!
O Schickſal! wär' es doch dein mir geneigter Wille,
Doch Schnurren, doch Pereat!“ — Hier ſchwieg er plötzlich ſtille,
Und warf ſein ſchweres Haupt in ſeine tapfre Hand.
Die ſtarren Augen ſahn verwirret nach der Wand.
Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Laſt, der ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geſchärften Stahl,
Der auf dem Tiſche lag, zieht ihn, und wetzt dreimal,
Aus dem zerritzten Gyps ſchlug funkenreicher Schimmer,
Und wüthend ſchleudert er ihn in das öde Zimmer.

Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein;
Ihr Angeſicht erblaßt bei ſeines Degens Schein.
„Befehlen Sie Etwas?“ — Er ſprach mit wilden Mienen:
„Kennſt du die Krone wohl?“ — Sie ſagt: „Mein Herr, zu dienen!“
„So geh dahin (fuhr er mit rauhem Baſſe fort)
Und bringe dies Billet an den beſtimmten Ort.
Allein du ſollſt durchaus nicht meinen Namen ſagen;
Ich bin incognito! Sei ſtumm bei ihren Fragen.“
Sie eilt mit Schrecken fort. Die Stimme, die es ſprach,
Ließ in der feigen Bruſt ein ſtill Entſetzen nach.
Doch die Geſandtſchaft ſchien ihr angenehm und wichtig;
Die alte Iris ward zum Erſtenmale flüchtig;
Zum Erſtenmal verlor der jungferliche Gang,
Bei Eil' und Dämmerung, den affectirten Zwang.

An drei Jenenſer war die Einladung gerichtet.
Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen ſchon gekannt,
Verknüpft in Jena noch ein feſtes Freundſchaftsband,
Sie waren ſeines Ruhms und ſeines Glücks Schatten,
Berühmt, wie er, durch Bier- und Renommiſtenthaten,
Auch relegirt, wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der jen'ſchen Freiheit Bild.
Wer ſich nur unterſtund, ſie tückiſch anzublicken,
Dem drohte ſchon voll Wuth ihr Auge zu zerſtücken.
Ihr Stichblatt, das die Hand an ihrem Degen deckt,
War wie Meduſens Schild, der mit dem Anblick ſchreckt;
Ein Stichblatt eigentlich, in Noth ein Suppenteller;
Und wer es ſah, ging auch im pan'ſchen Schrecken ſchneller.
Bei ihnen hieß vergnügt, ſo viel, als wild und toll.
Drei Naſen waren ſtets von Wurzner Naſſe voll.
Ihr Singen war ein Schrein, und ihre Freude Raufen,
Sie haßten Buch und Fleiß, und ihr Beruf war Saufen.

In jen'ſcher Lebensart traf ſie das Mädchen an.
Sie opferten mit Schrein dem Bacchus und Vulkan,
Und ſaßen hoch und ſtolz, gleich unterird'ſchen Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in Wettern.
Ein Jeder las erſtaunt, ein Jeder fragt und rieth,
Was für ein Fremder ſie noch nach dem Hecht beſchied;

---

*) Den Renommiſten Raufbold.

Allein des Schickſals Buch blieb unerklärt verſchloſſen.
Sie warfen Alle ſich bald taumelnd und verdroſſen
In ihren Oberrock, und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. „Wie? Bruder, ſeh ich recht?“
Sogleich ſprang Jeder zu. „Ja, Bruder,“ ſchrie ein Jeder.
„Der Teufel hole mich! er iſt's, wir ſehn ihn wieder.“
Es drückt ſich Mund auf Mund, es raſſelt Bart an Bart,
Und jeder ſteht erſtaunt ob ſeiner Gegenwart.
„Kerl,“ ſprach zuletzt von Torf, „wie kömmſt du angezogen!
Die Manichäer ſind gewiß von dir betrogen!
Du biſt ein Teufelskerl! So manchen armen Tropf
Preßt und bezieht ſchon dein canaillöſer Kopf.
Doch biſt du relegirt, ich wollte wohl drauf ſchwören.
Mich dünkt, das Vögelchen hab ich ſchon ſingen hören.
Doch ſage mir, warum liegt Alles um dich her?
Warum der Degen bloß? Was ſoll dies Mordgewehr?“
Er ſchwieg, und Raufbold ſprach: „Laßt euch zuſammen nieder!“
Sie thaten's, er fuhr fort: „Ihr wißt es, werthen Brüder,
Wie oft mein muth'ger Arm für Jena ſich gewagt,
Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich ſie gejagt;
Ihr wißt, wie ſorgſam ich für unſre Freiheit wachte,
Wenn ſie ein neu Edict uns zu entreißen dachte;
Dafür hab' ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
Warum? weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
Dreimal hatt' ich mich nun auf offnem Markt geſchlagen,
Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davon getragen;
Kein Andrer war, wie ich, in Stoß und Hiebe ſchnell;
So kömmt Beelzebub im ſchielichten Pedell,
Man forderte mich vor, ich mußte höflich ſchweigen,
Ich bot zwölf Thaler an, nichts konnte mich beſchagen.
Ich ſollt', ich mußte fort. Gleich ward mein Pferd beſtellt.
Und die Philiſter ſind von mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr ſeht, in dieſes Neſt gekommen.
Zwar hab ich mit Verdruß den dummen Weg genommen,
Allein was war zu thun, ihr waret Alle hier.
Bleib' ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?“

Wie, wenn ein großes Volk von Neuern wird bewegt,
Sich der zu der Partei, der zu der andern ſchlägt,
Ein murmelndes Getös die ſtille Luft durcheilt;
Die Zwietracht drauf das Volk in zwei Parteien theilt,
Davon die eine will, was Jener Mund verneinet,
Bis ſich zuletzt das Heer der Streitenden vereinet:
So war auch hier der Streit; es folgte Wort auf Wort.
Der Eine ſprach: Bleib hier; der Andre ſprach: Zieh fort.
Doch Raufbold ſelber war ſchon insgeheim entſchloſſen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genoſſen.
Zuletzt fing Banner an: „Hört, was mein Anſchlag iſt,
Herr Bruder, höre zu. Du biſt ein Renommiſt;
Dies iſt genug, bleib hier, es wird dich nicht gereuen;
Du kannſt den Leipzigern Staub in die Naſen ſtreuen.“
„Wie? (fiel ihm Krach in's Wort, von Darjes gelehrt)
Dies iſt die beſte Welt; ſie wird nicht umgekehrt;
Zwei Dinge werden wir nie völlig ähnlich finden;
Denn das, was iſt, das iſt. Wer kann mich überwinden?
Wann unſer Raufbold bleibt, ſo weiß ich Alles ſchon,
So iſt die ratio ſufficiens davon. —“
„Pedante (rufte Torf) laß deine magern Schlüſſe,
Wär' es ein Wunder wohl, daß die Geduld uns riſſe?
Herr Bruder Raufbold, thu, was dir am klügſten dünkt.
Jetzt iſt der beſte Rath, legt euch, ihr Narren, und trinkt.
Und trinkt, und trinkt, (ſchrien auch die Andern um die Wette)
Und ſauft, und ſaufet euch bis morgen in das Bette.“
Sogleich brüllt Raufbold laut: „Schafft Bier!“ Der Hausknecht kam,
Der in den krummen Arm zwo grüne Loſen nahm.
Er brachte Bier, Tobak, zwei Karten und vier Pfeifen,
Und ein koſtbares Stück, ein Paßglas mit zween Greifen.
Zween Vögel, die ſo oft die Chroniken geziert,
Und oft im Alterthum mit Rittern Krieg geführt.
Sie zierten dieſes Glas, wie ſie ein Pfeil verfehlet,
Und ſie ein Ritter dann mit ſeiner Lanz' entſeelet.
„Nun, Brüder, (rief der Wirth) zieht eure Jacken aus,
Denn heute geb ich euch den jen'ſchen Abſchiedsſchmaus.“
Er ſagt's, und alsbald lag auf dem Nebentiſche
Stock, Kleider, Handſchuh, Hut in ſeltſamem Gemiſche.
Man trank nach altem Brauch, mit Schwüren voller Kraft,
Auf die Beſtätigung der alten Brüderſchaft.
Zum Zeichen ew'ger Treu ward jeder Hut durchſtochen,
Und mit Geſchrei und Lärm jedwedes Glas zerbrochen.
„Nun, Brüder, iſt es Zeit, brecht auf, es iſt vier Uhr!
(So ſprach von Torf, als er von ſeinem Stuhle fuhr)
„Laßt uns zu Hauſe gehn, der Schlaf ſcheint ſich zu regen.“
Man taumelt auf, und ſucht Stock, Kleider, Hut und Degen.
Doch eh man gänzlich ſchied, ſo füllte man das Glas
Noch einmal oben an mit braunem Gerſtennaß.
„Es lebe Jena hoch!“ — Torf trank; im Augenblicke
Zertrümmerte er das Glas in tauſend kleine Stücke.
Krach nimmt den ganzen Reſt der Pfeifen in die Hand,
Und ſchleudert, wie ein Zeus, ſie krachend an die Wand,
Daß der zerbrochne Thon faſt alle Winkel füllte,
Und des Zerſtörers Wuth erſt durch Ruinen ſtillte.

Ermüdet von Geſang, und Saufen und Geſchrei,
Gehn die Verwüſter nun, und taumeln alle Drei,
Mit ungewiſſem Schritt durch Glas- und Pfeifentrümmer,
Bis auf den weiten Markt, bei heller Lampen Schimmer.
Sie eilen nun zur Ruh, da Andrer Aug' erwacht,
Und rufen brüllend aus: Herr Bruder, gute Nacht!“

## 32.

## Abraham Gotthelf Käſtner.

### Sinngedichte.

#### 1) Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgeſungen;
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.

#### 2) Auf Keppler's Tod.

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Keppler ſtieg, und ſtarb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

#### 3) Auf einen Trauerſpieldichter

Den Zweck des Trauerſpiels, den weiß er zu erreichen:
Das Mitleid mit dem Stück und Furcht vor mehr dergleichen.

#### 4) Was Hippokrene auf deutſch heißt.

Ein Gallier, der galliſch nur verſtand,
Und das allein reich, ſtark und zierlich fand,
(Das Deutſche hat er ſtets durch ſchalen Spott entehrt,
Weil ihn für dies Verdienſt ein deutſcher Hof ernährt);
Den bat ich: Nennt mir doch auf galliſch Hippokrene!
„Herr Deutſcher, könnt ihr mich im Ernſt ſo ſeltſam fragen!
Der Gallier behält die griech'ſchen Töne.“ —
Nun wohl, Monſieur; wir können Roßbach! ſagen.

### 33.

## Johann Arnold Ebert.

### Griechiſches Skolion.

Seht, wie Zeus durch Regengüſſe
Alles überſchwemmt!
Seht, der Lauf der ſchnellſten Flüſſe
Wird durch Eis gehemmt!
Seht, die Luft iſt ſchon dem Winter
Völlig unterthan.
Auf, den Froſt nicht zu empfinden,
Zündet Feuer an!
Doch man muß nach meinem Dünken
Nun auch fröhlich ſeyn.
Gebt uns reichlich Wein zu trinken,
Aber guten Wein.
Der — ihr kennt ihn, den ich meine —
Süß und mild und leicht,
Nicht ſo bald wie andre Weine
Uns zu Kopfe ſteigt.

### 34.

## Konrad Arnold Schmid.

### Der Siegesfürſt.

Erhebet die prächtigen Pforten der Siege!
Erweitert mit Jauchzen die Thore der Welt!
Das Reich iſt nun Gottes, nun ruhen die Kriege!
Er naht ſich, der König, der Held!
Er naht ſich; der ſiegende Tod wird zu Schanden,
Er weiſt uns vergeblich ſein drohendes Grab.
Es fallen den Knechten des Todes die Banden
Von zitternden Händen herab.
Sie tragen, für Feſſel, jetzt fröhliche Palmen,
Und Hoffnung umſtrömet, für Seufzer, die Bruſt.
Das Heulen der Kerker verkehrt ſich in Pſalmen,
Den Kummer verjaget die Luſt.
Die Boten der ewigen Herrlichkeit eilen,
Sie bringen Verſöhnung und himmliſche Pracht.
Wie Blitze die ſchüchternen Wolken zertheilen,
Zertheilt ſich die traurende Nacht.
In ſtiller Empfindung dringt, nahe den Schmerzen,
Unfaßliche Wolluſt in Thränen hervor;
Voll mildeſter Zärtlichkeit ſchwingen die Herzen
Sich dir, o Erlöſer, empor.
Dich, Heiland, dich ſuchet der Frommen Beſtreben,
Wie feſt um den Ulmbaum der Weinſtock ſich ſchlingt.
Dir folget die Liebe durch Tod und durch Leben,
Die Liebe, die Alles bezwingt.

# III.

# Die neue Zeit.

### 1.

## Friedrich Gottlieb Klopſtock.

### 1.

### Aus dem „Meſſias.“

(Geſang 2).

Satan ging indeß, mit Dampf und mit Wolken umhüllet,
Hin durch Joſaphats Thal und über das Meer des Todes,
Stieg von da auf den waldichten Karmel, vom Karmel gen Himmel.
Dort durchlief' er mit grimmigem Blick den göttlichen Weltbau,
Daß er, nach ſo vielen Jahrhunderten ſeit der Erſchaffung,
In der Herrlichkeit Strahle, die ihm der Donnerer anſchuf!
Gleichwohl ahmt' er ihn noch, und äffete ſeine Geſtalten
Durch ätheriſchen Glanz, daß die Morgenſterne, wie dunkel
Und verworfen er ſei, in ſtillem Triumphe nicht ſähen.
Doch dieß helle Gewand war ihm bald unerträglich; er eilte,
Aus der ſchreckenden Schöpfung Bezirk zu der Hölle zu kommen.
Jetzo hatt' er ſich ſchon bei den äußerſten Weltgebäuden
Stürmiſch heruntergeſenkt. Unermeßlich dämmernde Räume
Thaten vor ihm wie unendlich ſich auf. Die nennt er den Anfang
Weiterer Reiche, die Satan durchherrſcht! Hier ſah er von ferne
Flüchtigen Schimmer, ſo weit die letzten Sterne der Schöpfung
Noch das unendliche Leere mit ſterbendem Strahle durchirrten.
Doch hier ſah er die Hölle noch nicht. Die hatte die Gottheit
Ferne von ſich, und ihren Geſchöpfen, den ſeligen Geiſtern,
Weiter hinunter in ewige Dunkelheit eingeſchloſſen.
Denn in unſerer Welt, dem Schauplatz ihrer Erbarmung,
War kein Raum für Orte der Qual. Der Ewige ſchuf ſie
Furchtbar, zu dem Verderben, zu ſeinem ſtrafenden Endzweck
Weit hinreichend, vollkommen. In drei erſchrecklichen Nächten
Schuf er ſie, und verwandte von ihr ſein Antlitz auf ewig.
Zween der heldenmüthigſten Engel bewachten die Hölle.
Dieß war Gottes Befehl, da er ſie mit mächtiger Rüſtung
Segnend umgab. Sie ſollten den Ort der dunkeln Verdammniß
Ewig in ſeinem Kreiſ' erhalten, damit der Empörer
Kühn mit ſeiner verſtärkerten Laſt nicht die Schöpfung beſtürmte,
Und das Antlitz der ſchönen Natur durch Verwüſtung entſtellte.
Wo an der Pforte der Hölle mit herrſchendem Auge ſie ruhen,
Dort her ſenkt ſich ein ſtrahlender Weg, wie von Zwillingsquellen,
Hell die Wogen, ein Strom, den noch die Wendung nicht krümmte,
Gegen den Himmel gekehrt, nach Gottes Welten hinüber,
Daß in der Einöd' hier es ihnen an heiliger Freude
Ueber die mannigfaltige Schöne der Schöpfung nicht fehle.
Neben dieſem leuchtenden Weg' eilt Satan zur Hölle,
Reißet ergrimmt durch die Pforte ſich, ſteigt in dampfendem Nebel
Auf den hohen gefürchteten Thron. Ihn ſah kein Auge
Unter den Augen, die Nacht und Verzweiflung trübe verſtellten.
Zophiel nur, ein Herold der Höll', entdeckte den Nebel,
Welcher herauf ſich zog die erhebenden Stufen, und ſagte
Einem, der neben ihm ſtand: Kommt Satans oberſte Gottheit
Etwa zur Hölle zurück? Verkündigt der dampfende Nebel
Jene Rückkehr, welcher die Götter ſo lange ſchon harrten?

Als der Herold noch ſprach, floh ſchnell die umhüllende Dämmrung
Rings von Satan; er ſaß auf Einmal mit zornigem Antlitz
Fürchterlich da. Gleich eilte der flüchtige ſklaviſche Herold
Gegen das Feuergebirg, das ſonſt mit Strömen und Flammen
Satans Ankunft weit, auf den überhangenden Felſen,
In den zerrodeten, verſunkenen Thälern umher, ankündet.
Zophiel ſtieg auf Flügeln des Sturmes durch die Höhlen des Berges
Gegen die dampfende Mündung empor. Ein feuriges Wetter
Machte darauf den ganzen Bezirk der Finſterniß ſichtbar.
Jeder erblickt' in ſchimmernder Fern' den ſchrecklichen König.
Alle Bewohner des Abgrunds kamen. Die Mächtigſten eilten,
Neben ihm auf den Stufen des Throns ſich niederzuſetzen.
Die du mit Ruh' voll Feuer und Ernſt zu der Höll' hinabſiehſt,
Weil du zugleich im Angeſicht Gottes Klarheit erblickeſt
Und Zufriedenheit über ſich ſelbſt, wenn er Sünder beſtrafet,
Zeige ſie mir, Sionitin, und laß die mächtige Stimme
Rauſchend, gleich Sturmwinden, wie Wetter Gottes, ertönen.
Adramelech kam erſt, ein Geiſt, verruchter, als Satan,
Und verdeckter. Noch brannte ſein Herz von grimmigem Zorne
Wider Satan, daß dieſer zuerſt zur Empörung ſich aufſchwang.
Denn er hatte ſchon lange bei ſich Empörung beſchloſſen.
Wenn er was that, er that's nicht, Satans Reiche zu ſchützen:
Seinetwegen verübt' er es. Seit unermeßnen Jahren
Hatt' er darauf ſchon gedacht, wie er ſich zu der Herrſchaft erhübe,
Wie er Satan entflammte, mit Gott von Neuem zu kriegen;
Oder ihn in den unendlichen Raum auf ewig entfernte;
Oder zuletzt, wär' alles umſonſt, durch Waffen bezwänge.
Da ſchon, als die gefallenen Engel den Ewigen flohen,
Sann er darauf. Da ſie alle ſchon der Abgrund einſchloß,
Kam er zuletzt, und trug vor ſeinem kriegeriſchen Harniſch
Eine leuchtende goldene Tafel, und rief durch die Hölle:
Warum fliehen die Könige ſo? In hohem Triumphe
Solltet ihr, o Krieger, für unſre behauptete Freiheit,
In die neue Wohnung der Pracht und Unſterblichkeit einziehn!
Da der Meſſias und Gott den neuen Donner erfanden,
Und, in ihr Kriegsgeſchäft vertieft, euch zornig verfolgten,
Stieg ich in's Allerheiligſte Gottes, da fand ich die Tafel
Voll vom Schickſal, das unſre künftige Größe verkündigt.
Sammelt euch, ſeht die himmliſche Schrift! So redet das Schickſal:
Einer von denen, die jetzt Jehovah als Sklaven beherrſchet,
Wird, daß er Gott ſei! erkennen; wird den Himmel verlaſſen,
Und mit ſeinen vergötterten Freunden im einſamen Raume
Wohnungen finden. Die wird er zwar erſt mit Abſcheu bewohnen;
Wie der, der ihn vertrieb, eh' ich ihm die Welten erbaute,
Lange, dies war mein herrſchender Wille! das Chaos bewohnte.
Aber er ſoll nur die Reiche der Hölle muthig betreten;
Denn aus ihr entſtehen ihm einſt gleich herrliche Welten.
Die wird Satan erſchaffen, doch ſoll er den göttlichen Scepter
Selber von mir vor meinem erhabenen Throne empfangen.
Alſo ſaget der Götter Gott, ich, der ich allein mit
Alle Bezirke des Raumes, mit ihren Göttern und Welten,
Rings, mit meiner vollkommenſten Welt, unendlich umgränze!
Aber ihm glaubte die Hölle nicht, zwang ſich umſonſt, es zu wähnen.
Gott vernahm die Stimme des Läſternden, ſprach zu ſich ſelber:
Auch der erſchütterte Sünder iſt meiner Herrlichkeit Zeuge!
Und mit Eile ging das Gericht vom Angeſicht Gottes.
Tief in der innerſten Höll' erhebt ſich ein leuchtender Klumpen
Aus dem flammenden Meer, geht unter in's Meer des Todes.
Der erhub aus der Laufbahn ſich in donnernden Kreiſen,
Faßt' Adramelech, und ſtürzt' in das Meer des Tods ihn. Da wurden
Sieben Nächte, ſtatt einer. Die Nächte lagen im Abgrund.
Lange darauf erbaut' er der oberſten Gottheit den Tempel,
Wo er, als ihr Prieſter, die goldene Tafel des Schickſals
Ueber den hohen Altar geſtellt hat. Die alternde Sage
Glaubt zwar keiner; doch kommen, die Adramelech verehren,
Sklaviſche Heuchler, dahin, und beten ſein luſtiges Unding,
Wenn er da iſt, gebückt, und wenn er weg iſt, mit Hohn an.
Von dem Tempel kam Adramelech, und ſetzt auf dem Throne
Mit verborgenem Grimm an Satans Seite ſich nieder.
Darauf eilt Moloch, ein kriegriſcher Geiſt, von ſeinen Gebirgen,
Die er, käme der donnernde Krieger, ſo nennt er Jehovah,
In die Gefilde der Hölle, ſie einzunehmen, herunter,
Sich zu vertheidigen, ſtolz mit neuen Bergen umthürmt hat.
Oft wenn der traurige Tag an des flammenden Oceans Ufern
Dämpfend hervorſteigt, ſehen ihn ſchon die Bewohner der Hölle,
Wie er unter der Laſt, von Getöſ' umſtürmt, und von [illegible].
Mühſam geht, und ſich dem hohen Gipfel des Berges
Endlich naht. Und wenn er alsdann die neuen Gebirge
Auf die Höh', der Hölle Gewölben entgegengethürmt hat,
Steht er in Wolken, und wähnt, indem ein zertrümmerter Berg noch
Hallet, er donner' aus den Wolken! Ihn ſehn die Erdebezwinger
Unten erſtaunend an. Er rauſchet von den Gebirgen
Durch ſie gewaltig einher. Sie weichen, geflügelt von Ehrfurcht,
Vor dem Krieger. Er ging, von ſeiner tönenden Rüſtung
Dunkel, wie der Donner von ſchwarzen Wolken, umgeben.
Vor ihm bebte der Berg, und hinter ihm ſanken die Felſen
Zitternd herab. So ging er, und kam zu dem Thron des Empörers.
Belial erſchien nach ihm. Er kam verſtummend
Aus den Wäldern und Au'n, aus denen Bäche des Todes
Dunkel von nebelndem Quell nach Satans Throne ſich wälzen.
Dort bewohnt's Belial. Umſonſt iſt alle ſein Mühſal,
Ewig umſonſt, des Fluches Gefild' wie die Welten des Schöpfers
Umzuſchaffen. Ihn ſiehſt du mit hohem erhabenen Lächeln,
Ewiger, wenn er jetzt den furchtbar brauſenden Sturmwind

Sehnſuchtsvoll, hinſinkenden Arms, gleich fühlenden Weſen,
Der ſich über zu fahren am traurigen Bach' arbeitet.
Denn der brauſt unaufhaltſam daher, und Schreckniſſe Gottes
Rauſchen ihm auf den verderbenden Flügeln; und öde Verwüſtung
Bleibt ungeſtalt im erſchütterten Abgrund hinter ihm liegen.
Grimmig denkt Belial an jenen unſterblichen Frühling,
Den die himmliſche Flur, wie ein junger Seraph, umlächelt,
Ach, ihn bildet' er gern in der Hölle zu nächtlichem Thal nach!
Doch er ergrimmt, und ſchweigt vor Wuth; denn die traurigen Auen
Liegen vor ihm in entſetzlicher Nacht unbildſam, und öde,
Ewig unbildſam, unendliche, lange Gefilde voll Jammer.
Trauernd kam Belial zu Satan. Noch brannt' er vor Rachſucht
Wider den, der von himmliſchen Au'n zu der Höll' ihn hinabſtieß,
Und, ſo dacht' er, mit jedem Jahrhundert ſie ſchrecklicher machte.
Satans Rückkehr ſaheſt auch du in deinen Waſſern,
Magog, des todten Meeres Bewohner. Aus brauſenden Strudeln
Kam er hervor. Das Meer zerfloß in lange Gebirge,
Da ſein kommender Fuß die ſchwarzen Fluthen zertheilte.
Magog fluchet dem Herrn; der wilden Läſterung Haß brüllt
Unaufhörlich aus ihm. Seit ſeiner Verwerfung vom Himmel
Flucht er dem Ewigen. Voll der Rachſucht will er die Hölle
Daur' es auch laſtende Ewigkeiten, doch endlich vernichten.
Jetzo, da er das Trockne betrat, da warf er verwüſtend
Noch mit ſeinen Gebirgen ein ganzes Geſtad' in den Abgrund.
Alſo verſammelten ſich der Hölle Fürſten zu Satan.
Wie Eilande des Meeres aus ihren Sitzen geriſſen,
Rauſchten ſie hoch, unaufhaltſam einher. Der Pöbel der Geiſter
Floß mit ihnen unzählbar, wie Wogen des kommenden Weltmeers
Gegen den Fuß gebirgter Geſtade, zum Thron des Empörers.
Tauſendmal tauſend Geiſter erſchienen. Sie gingen und ſangen
Eigne Thaten, zur Schmach und unſterblichen Schande verurtheilt.
Unterm Getöſ' geſpaltner (ſie hatten Donner geſpalten!)
Dumpfer, entheiligter Harfen, verſtimmt zu den Tönen des Todes,
Sangen ſie's her. So rauſchen in mitternächtlicher Stunde
Grimmige Schlachten von tödtenden und von ſterbenden Streitern
Furchtbar umher, wenn brauſend auf ehernen Wagen der Nordwind
Gegen ſie fährt, und gebrüllt von dem Wiederhall' ihr Gebrüll wird.
Satan ſah, und hörte ſie kommen. Vor wilder Entzückung
Stand er mit Ungeſtüm auf und überſah ſie alle.
Fern bei dem unterſten Pöbel, erblickt' er in ſpottender Stellung
Gottesleugner, ein niedriges Volk. Sein ſchrecklicher Führer,
Gog, war darunter, erhabner, als all' an Geſtalt, und an Unſinn.
Daß das Alles ein Traum, ein Spiel ſei irrer Gedanken,
Was es im Himmel geſehen, Gott, erſt Vater, dann Richter,
Das zu wähnen, reizt' es ſich, krümmt' es ſich, wand es ſich wüthend.
Satan ſah ſie mit Hohn. Denn mitten in ſeiner Verkehrung
Fühlt' er doch noch, daß der Ewige ſei. Bald ſtand er voll Tiefſinn,
Sah bald langſam ringsumher, und ſetzte ſich wieder.
Wie auf hohen unwirthlichen Bergen drohende Wetter
Langſam und verweilend ſich lagern, ſaß er, und dachte.
Ungeſtüm that ſein Mund ſich itzt auf, und tauſend Donner
Sprachen aus ihm, da er ſprach. Wenn ihr's, o furchtbare Scharen,
Wenn ihr's noch ſeid, die mit mir die drei erſchrecklichen Tage
Auf der himmliſchen Ebn' aushielten; ſo hört im Triumphe,
Was ich euch jetzt eröffne von meiner Zögrung auf Erden.
Aber nicht dieſes allein, ihr ſollt auch den mächtigen Rathſchluß
Hören, Jehovah zur Schmach zu verherrlichen unſere Gottheit.
Eh ſoll die Hölle vergehn, und eh der ſeine Geſchöpfe
Der vor dieſem einmal im nächtlichen Chaos gebaut hat,
Um ſich vernichten und wieder allein in der Einſamkeit wohnen,
Eh er die Herrſchaft über die ſterblichen Menſchen uns abzwingt.
Götter, ſtets unbeſiegt, unſterblich wollen wir bleiben,
Wenn er auch gegen uns ſeine Verſöhner zu Tauſenden ſchickte,
Wenn er auch ſelbſt, ein Meſſias zu werden, die Erde beträte.
Doch wem zürn' ich? Wer iſt der neue, geborne Jehovah,
Der die Gottheit, ſogar im ſterblichen Leib, umherträgt,
Daß darüber die Götter ſo ſinnen, als ob ſie von Neuem
Hohe Gedanken ihrer Vergötterung und Schlachten erſännen?
Sollte der Ewigen Einer, um uns den Sieg zu erleichtern,
Aus den Schößen ſterblicher Mütter, die bald die Verweſung
Nach zertrümmert, auf uns, wie er kommt, zu kämpfen hervorgehn?
Das wär' möglich? Er handelte ſo, den Satan bekriegt hat?
Zwar ſtehn Einige hier, die vor ihm mit Zagen entflohen,
Und aus morſchen Gerippen gequälter Sterblichen wichen;
Furchtſame, bebt vor dieſer Verſammlung, hüllt euch das Antlitz
In verdienter Scham! die Götter hören's, ihr flohet!
Warum flohet ihr ſo, Elende? Was nennet ihr Feind,
Euer und meiner unwürdig, den Sohn des ewigen Gottes?
Doch daß ihr wißt, wer er ſei, der unter den Iſraeliten
Auch gern Gott war, ſo höret von mir die Geſchichte des Stolzen!
Hör' du es auch in hohem Triumphe, Verſammlung der Götter!
Unter dem Volke des Jordans iſt ſeit undenkbaren Zeiten
Eine prophetiſche Sage geweſen; denn unter der Sonne
Hat von allen Völkern dieß Volk am meiſten geträumet!
Nach der Prophezeihung entſpringt von ihnen ein Heiland,
Welcher ſie von den umliegenden Feinden auf ewig erlöſet,
Und vor allen Landen ihr Reich zu dem herrlichſten Reich macht.
Und ihr wißt, daß vor wenigen Jahren von unſrer Verſammlung
Einige kamen, verkündeten, daß ſie auf Tabors Gebirgen

Hörte feiernde Engel geſehn, die hätten den Namen
Jeſus unausſprechlich genannt mit Entzückung und Ehrfurcht,
Daß die Cedern davon bis in die Wolken erbebten,
Daß die Palmenhaine der Hall der Jubelgeſänge
Ganz durchrauſchte, und Jeſus, Jeſus! Tabor erſchallte.
Drauf ging übermüthig der Stolz und wie im Triumphe,
Wandelt' er nieder den Berg zu der Iſraelitinnen Einer,
Grüßte ſie, wie man Unſterbliche grüßt, und ſagt' ihr voll Ehrfurcht,
Siehe, von dir ſoll ein König entſtehn, ſo die Herrſchaften David's
Mächtig ſchützen und Iſraels Erde verherrlichen würde.
Er hieß Jeſus, ſo ſollten ſie nennen den Sohn der Götter;
Ewig ſollte die Macht des großen Königes dauren!
Dieſes vernahmt ihr. Warum erſtaunten die Götter der Hölle,
Da ſie es hörten? Ich ſelbſt, ich habe viel mehr noch geſehen:
Doch Nichts ſchreckt mich! Ich will euch Alles muthig entdecken.
Nichts will ich euch verſchweigen, damit ihr ſehet, wie feurig
Sich mein Muth in Gefahren erhebt; ſind es anders Gefahren,
Wenn ſich ein ſterblicher Träumer auf unſerer Erde vergöttert.

Jetzt ſah er an ſich des Donners Narben und zagte!
Doch [illegible] er ſich von Neuem empor zu ſchwellen,
Und er begann: Dort wartet' ich auf des göttlichen Knaben
Hohe Geburt! Bald wird aus deinem Schooße, Maria,
Dacht' ich, der Göttliche kommen. Geſchwinder, als fliegende Blicke,
Schneller noch, wie Gedanken der Götter, vom Zorne beflügelt,
Wird er gen Himmel erwachſen. Er deckt in ſeiner Erhebung
Jetzt mit einem Fuße das Meer, mit dem andern den Erdkreis!
Wägt in der ſchrecklichen Rechte dann den Mond und die Sonne,
In der Linken die Morgenſterne! Da kommt er und tödtet!
Mitten in Stürmen, die er aus allen Welten herbeirief,
Rauſcht er zum Sieg unaufhaltſam daher. Ach, fliehe nun, Satan!
Fliehe, damit er dich nicht mit ſeinem allmächtigen Donner
Unterm Fuße, bis du durch tauſend Erden geworfen,
Sinnlos, bezwungen, ja todt, in dem Unermeßlichen liegeſt.
Seht, ſo dacht' ich, ihr Götter; allein ihm gefiel es noch jetzt,
Daß er ein Menſch, ein weinendes Kind, wie die Söhne des Staubs blieb,
Welche ſchon bei ihrer Geburt die Sterblichkeit weinen.
Zwar ſang ſeine Geburt ein Chor der himmliſchen Geiſter.
Denn ſie kommen bisweilen herab, die Erde zu ſehen,
Wie mir deucht; die Gräber zu ſehn und Hügel der Todten,
Wo vordem Paradieſe nur blühten; dann kehren ſie thränend,
Und, ſich zu trocknen, mit feiernden Liedern zurück in den Himmel.
Alſo war es auch jetzt. Sie eileten, ließen den Knaben,
Oder hielt ihr's ſo lieber, den Herrn der Himmel im Staube.
Traun! entfloh er vor mir, ich ließ ihn immer entfliehen;
Einen ſo furchtſamen Feind zu verfolgen, war meiner nicht würdig.
Unterdeß ließ ich, nicht müßig zu ſein, durch meinen Erwählten
Meinen König und Opferprieſter, Herodes, zu Bethlem
Säuglinge würgen. Das rinnende Blut, der Sterbenden Winſeln
Und der untröſtbaren Mütter Verzweiflung, der Leichname Ausfluß,
Der mit Seelen vermiſcht mir wallend entgegen dampfte,
Waren mir, dem Vater des Elends, ein liebliches Opfer.
Wandelt nicht dort der Schatten Herodes? Verworfene Seele,
War es nicht ich, der in dir den Gedanken, die Bethlehemiten
Wegzuwürgen, erſchuf! Kann etwa des Himmels Beherrſcher
Seiner Bildungen mühſames Werk, die unſterblichen Seelen,
Vor mir ſchützen, daß ich ſie mit meiner verborgnen Begeiſterung
Nicht umſchatte; und über ſie nicht zum Verderben mich breite?
Ja, Verlaßner, dein klagendes Winſeln, dein banges Verzweifeln
Und der Seelen Geſchrei, die du ſonſt unſchuldig erwürgteſt,
Daß ſie ſündigend ſtarben und dir und dem Schaffenden fluchten,
Iſt nun deinem befriedigten Herrſcher ein liebliches Opfer.
Als er ſtarb, verſammelte Götter, da kehrte der Knabe
Aus Aegyptens Gefilde zurück. Die Jahre der Jugend
Lebt' er im Schooß der zärtlichen Mutter, in welcher Umarmung,
Unbekannt. Kein jugendlich Feuer, kein edles Erkühnen
Trieb ihn zu Unternehmungen an, ſich furchtbar zu machen.
Doch, ihr Götter, im einſamen Wald, an dem öden Geſtade,
Wo er oft war, da hat er vielleicht auf Dinge geſonnen,
Die, aus ſchreckender Ferne, den Untergang der Hölle
Drohe, und von uns erneuerten Muth und Wachſamkeit fordern!
Seht, dieß glaubt' ich vielleicht, hätt' er ſich mit tiefen Gedanken
Mehr beſchäftigt, als mit der Betrachtung der Blumen und Felder
Und der Kinder um ihn und mit dem ſklaviſchen Lobe
Deſſen, der ihn mit den Würmern aus niedrigem Staube gemacht hat.
Ja, ich wäre vor Ruh und langer Muße vergangen,
Hätte mir nicht der Menſchen Geſchlecht ſtets Seelen geopfert,
Die ich, vom Himmel vorüber, hierher zur Bevölkerung ſandte.
Endlich ſchien es, als ſollte er nun auch merkwürdiger werden.
Gottes Herrlichkeit kam, als er einſt am Jordan herumging,
Strahlend vom Himmel. Die hab' ich mit dieſen unſterblichen Augen
Selbſt am Jordan geſehn! Kein Bild, kein himmliſches Blendwerk
Hat mich getäuſcht! Sie war's, wie ſie von dem Throne des Himmels
Durch die langen betenden Reihn der Seraphim wandelt.
Aber warum und ob ſie, dem Erdenkinde zu Ehren,
Oder, um unſre Wachſamkeit auszuforſchen, herabſtieg,
Dieſes entſcheid' ich nicht. Zwar hört' ich gewaltige Donner,
Donner mit dieſer Stimme vereint: Das iſt mein Geliebter,
Siehe, der Sohn nach meinem Herzen! Der war wohl Eloa
Oder einer vom Thron, der, mich zu verwirren, es ausrief;

Gottes Stimme war's nicht! Denn, bei der unterſten Hölle!
Und bei ihrer nächtlichſten Nacht! ſie tönte mir anders,
Als er uns Göttern einſt den Sohn der Ewigkeit aufdrang.
Auch weiſſagt' ihm ein äußrer Prophet, der erſt in der Wüſte
Menſchenfeindlich die Felſen durchirrt, er rief ihm entgegen:
Sieh Gottes Lamm, das der Erde Sünde verſöhnet!
Der du von Ewigkeit biſt, du, der ſchon lange vor mir war,
Sei mir gegrüßt! Aus dir, o du der Erbarmungen Fülle!
Nehmen wir Gnad' um Gnade. Durch Moſes ward das Geſetz kund;
Aber durch den Geſalbten des Herrn kommt Wahrheit und Gnade.
Iſt das nicht hoch und prophetiſch genug? So iſt es, wenn Träumer
Träumer drängen, da bauen ſie ſich ein heiliges Dunkel;
Und dann ſind wir unſterblichen Götter viel zu geringe,
Bis in das innre Gebäu der Geheimniſſe durchzuſchauen.
Will er uns nicht den erhabnen Meſſias, den König des Himmels,
Jenen Donnerer Gottes, der in der gewaltigen Rüſtung
Wider uns ſtritt, bis wir die neuen Welten erreichten,
Unſern mächtigen Feind und erhabenen Widerſacher,
Will er ihn nicht in jene Geſtalt, die wir tödten, verkleiden?
Zwar er ſelbſt, das Erdegeſchöpf, von dem der Prophet träumt,
Dünkt ſich nicht wenig zu ſein. Oft hält der Kranke, die ſchlummern,
Die für Todte, geht hin, und rufet ſie wieder in's Leben!
Aber das iſt nur Beginn. Einſt folgen größere Thaten!
Denn er will das ganze Geſchlecht der ſterblichen Menſchen
Von der Sünd' und dem Tode befrein, der Sünde, die allen
Eingepflanzt, und immer empörend, und ungeſtüm immer,
Wider Gott in ihren unſterblichen Seelen ſich auflehnt,
Unbezwingbar der ſklaviſchen Pflicht; von dem Tode, der Alle,
Der das ganze Geſchlecht, ſo oft wir ihm winken, durchwürget,
Will er ſie Alle befrein: euch alſo auch, ihr Seelen,
Die ich ſeit der Schöpfung zu mir, wie Wogen des Weltmeers,
Sammle, wie Sterne, wie Gott anbetende ſklaviſche Sänger.
Ja euch auch, die quälet die ewige Nacht des Abgrunds,
Und in der Nacht des Strafenden Feuer, im Feuer Verzweiflung,
In der Verzweiflung Ich'! euch will von dem Tod' er befreien!
Wir, wir werden alsdann, der Gottheit Vergeſſer, und Sklaven,
Liegen vor ihm, vor ihm, dem neuvergötterten Menſchen
Was der mit dem allmächtigen Donner von uns nicht erzwinget,
Wird der aus des Todes Gebiet unbewaffnet vollenden.
Auf, Verwegener! befreie dich erſt, dann wecke die Todten.
Er ſoll ſterben, ja ſterben! er, der Satans Gebiete
Eigenmächtig vom Tode befreit. Dich leg' in den Staub ich,
Bleich und entſtellt, in der Todten Staub! Dann will ich den Augen,
Die nicht ſehn, die Dunkel und Nacht nun ewig umnebeln,
Sagen: ach, ſeht, da erwachen die Todten! will ich den Ohren,
Die nicht hören, die ewig nun ſind dem Tone geſchloſſen,
Sagen: Ach, dort, es rauſchet das Feld, die Todten erwachen!
Und der Seele, wenn ſie nun aus dem Leibe geflohn iſt,
Und zu der Hölle verfleucht, dort auch zu ſiegen, ſich wendet,
Ruf' ich noch im furchtbaren Sturm, mit donnernder Stimme:
Eile, du ſiegeſt auf Erden! ſo eile, du feſſelteſt Götter!
Dich erwartet Triumpheinzug! die Pforten der Hölle
Thun vor dir einladend ſich auf! dir jauchzet der Abgrund!
Gegen dich wallen in feiernden Chören Seelen und Götter!
Gott muß entweder jetzt, da ich hier bin, eilend die Erde,
Und mit der Sterbenden ihn, und die Menſchen gen Himmel erheben:
Oder ich führ' es hinaus, was meine Weisheit mir eingab!
Oder ich thu', was ich mächtig beſchloß, und ich end' und vollbring' es!
Er ſoll ſterben! So wahr ich des Todes Erhalter und Schöpfer
Unbezwingbar durchlebe die kommenden Ewigkeiten:
Er ſoll ſterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verweſung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen, ausſtreun.
Sehe den Entwurf von meinem Entſchluß. So rächet ſich Satan!

Satan ſprach es. Indem ging von dem Verſöhner Entſetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einſamen Gräbern der Gottmenſch.
Mit dem Laute, womit der Wüthende endigte, rauſchte
Vor dem Fuße des Meſſias ein wehendes Blatt. An dem Blatte
Hing ein ſterbendes Würmchen. Der Gottmenſch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke ſandt' er dir, Satan, Entſetzen!
Hinter dem Schritt des geſandten Gerichts verſank die Hölle
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So ſchreckt' ihn der Gottmenſch.
Nur die Satane ſahen ihn; wurden zu Felſengeſtalten.

Unten am Throne ſaß einſiedleriſch finſter und traurig
Seraph Abdiel Abbadona. Er dachte die Zukunft
Und den Beginn voll Seelenangſt. Vor ſeinem Geſichte,
Das in trauerndes Dunkel, in ſchreckliche Schwermuth ſich hüllte,
Sah er Qualen gehäuft auf Qualen zur Ewigkeit eingehn.
Jetzo erblickt er die vorige Zeit; da war er voll Unſchuld
Jenes erhabneren Abdiels Freund, ſo den Tag der Empörung
Eine ſtrahlende That, vor Gottes Auge, vollführte.
Denn er verließ die Empörer allein und unüberwindlich;
Kam zu Gott. Mit ihm, dem edelmüthigen Seraph,
War ſchon Abbadona dem Blick der Feinde Jehovahs
Faſt entgangen; doch Satans bedonnernder rollender Wagen,
Der, zu Triumphen zurück ſie zu führen, ſchnell um ſie herkam,
Und der Trommetenden Kriegsgetön, der ſie ungeſtüm einlud,
Und die Heerſchar, jeder von ſeiner Götterſchaft taumelnd,
Uebermannten ſein Herz und riſſen ihn hin zu der Rückkehr.
Hier noch wollt' ihn ſein Freund mit Blicken redender Liebe
Fortzueilen bewegen; allein, von künftiger Gottheit
Trunken, erkannt' Abbadona die vormals mächtigen Blicke
Seines Freundes nicht mehr. Er kam in dem Taumel zu Satan.

Jammernd denkt er, und in ſich verhüllt, an dieſe Geſchichte
Seiner heiligen Jugend, und an den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück. Der Ewige ſchuf ſie auf Einmal.
Damals beſprachen ſie ſich mit angeſchaffner Entzückung
Unter einander: Ach, Seraph, was ſind wir? Woher, mein Geliebter?
Sahſt du zuerſt mich? Wie lange biſt du? Ach, ſind wir auch wirklich?
Komm, umarme mich, göttlicher Freund, erzähle, was denkſt du?
Und da kam aus ſtrahlender Fern' die Herrlichkeit Gottes
Segnend nieder. Sie ſahen um ſich unzählbare Schaaren
Neuer Unſterblicher wandeln; und wallendes Silbergewölk hob
Sie zu dem Ewigen auf. Sie ſahen ihn, und nannten ihn Schöpfer!
Dieſe Gedanken marterten Abbadonna. Sein Auge
Floß von der jammernden Thräne. So floß von Bethlehems Bergen
Rinnendes Blut, da die Säuglinge ſtarben. Er hatte mit Schauer
Satan gehört: doch duldet' er's nicht, und erhub ſich zu reden.
Dreimal ſeufzet' er, eh' er ſprach. Wie in blutigen Schlachten
Brüder, die ſich erwürgten, und da ſie ſtarben, ſich kannten,
Neben einander aus zerſchlagner Bruſt ohnmächtig ſeufzen.
Traurig begann er, und ſprach: Ob mir gleich dieſe Verſammlung
Ewig entgegen wird ſein; ich will's nicht achten, und reden!
Reden will ich, damit des Ewigen ſchweres Gericht nicht
Ueber mich auch komme, wie, Satan! es über dich kam.
Ja, ich haſſe dich, Satan! dich haſſ' ich, du Schrecklicher! Mich, mich!
Dieſen unſterblichen Geiſt, den du dem Schöpfer entriſſeſt,
Fordr' er, dein Richter, ewig von dir! Unendliches Wehe
Schrei' in der Abgrundskluft, in der Nacht, der Unſterblichen Heerſchaar,
Satan! und laut mit dem Donnerſturme, ſie Alle, die, Satan!
Du verführet haſt! laut mit des Todes Meere ſie Alle
Ueber dich! Ich habe kein Theil an dem ewigen Sünder!
Gottesleugner! kein Theil an deiner äußern Entſchließung,
Gott den Meſſias zu tödten. Ha, wider wen, du Empörer!
Haſt du gewüthet? Iſt es wider den nicht, der, du bekennſt es
Selber, wie ſehr du dein Schrecken auch übertünchſt, viel furchtbar,
Mächtiger iſt, als du? O ſendet den ſterblichen Menſchen
Gott Befreiung vom Elend und Tode: du hältſt ihr nicht Obſtand!
Und du willſt des Meſſias Feind, den willſt du erwürgen?
Kennſt du ihn, Satan, nicht mehr? Hat dich des Allmächtigen Donner
Nicht genug an dieſer erhobenen Stirne gebrandmalt?
[illegible] Gott ſich nicht vor uns Ohnmächtigen ſchützen?
Wir, die zum Tode die Menſchen verführeten: wehe mir, wehe!
Ich that's auch! wir wollen uns wider ihren Erlöſer
Wüthend erheben! den Sohn, den Donnerer wollen wir tödten?
Ja, den Reſt zu einer vielleicht zukünftigen Rettung,
Der noch in der Linderung der Qual, den wollen wir ewig
Uns, ſo vielen vordem vollkommnen Geiſtern, verwüſten?
Satan! ſo wahr wir alle die Qual gewaltiger fühlen,
Wenn du dieſe Wohnung der Nacht und der dunkeln Verſammlung
Königlich nennſt, ſo wahr kehrſt du mit Schande beladen,
Statt des Triumphs, zurück von Gott und ſeinem Meſſias!

Grimmiger hört', und gedankenlos, und trotz'ge, den furchtbaren Satan!
Wollte jetzt von den Höhen des Throns der thürmenden Felſen
Einen gegen ihn ſchleudern; allein die ſchreckliche Rechte
Sank ihm zitternd in Zorne dahin, er ſtampft' und erbebte.
Dreimal bebt' er vor Wuth, ſah dreimal Abbadonna
Ungeſtüm an, und ſchwieg. Vor Grimm ward dunkel ſein Auge,
Ihn zu verachten, ohnmächtig. Mit muthigem Ernſte, nicht zornig,
Blieb Abbadonna vor ihm, und mit traurendem Angeſicht ſtehen.

Aber Gottes, der Menſchen, und Satans Feind, Adramelech,
Sprach: Aus lautern Wettern will Ich mit dir reden, Verzagter,
Ha! zudonnern ſollen die Ungewitter die Antwort!
Darfſt du die Götter ſchmähn? Darf einer der niedrigſten Geiſter
Wider Satan, und mich, aus ſeiner Tiefe ſich rühren?
Wirſt du gequält; ſo wirſt du von deinen niedern Gedanken,
Sklav, gequält! Entfleuch, Kleinmächtiger, aus den Gebieten
Unſerer Herrſchaft, wo Könige ſind! Entfleuch in die Leere!
Laß dir da vom Allmächtigen Reiche des Jammers erſchaffen!
Bringe da die Unſterblichkeit zu! Doch du ſtürbeſt wohl lieber!
Stirb denn, vergeh', anbetend, du Sklav, gen Himmel gebücket!
Der du mitten im Himmel für einen Gott dich erkannteſt,
Und dem großen Allmächtigen kühn bot mit [illegible] Grimme
Widerſtandeſt, künftiger Schöpfer unzählbarer Welten.
Komm, komm, Satan! wir wollen den kleinen niedrigen Geiſtern
Unſeren furchtbaren Arm durch Unternehmungen zeigen,
Die, wie ein Wetter, auf Einmal ſie blenden und niederſchlagen!
Komm! Labyrinthe verborgener Liſt, verwirrt zum Verderben,
Zeigen ſich mir! Der Tod iſt darin, kein öffnender Ausgang
Und kein Führer ſoll ihn den Labyrinthen entreißen.
Aber entflöh' er auch unſerer Liſt, gäbſt, du auf dem Throne,
Aus zu entrinnen, ihm Götterverſtand: ſo ſollen im Grimme
Feurige Wetter ihn ſchnell vor unſeren Augen vernichten!
Wie die Wetter, womit wir einſt den Geliebteren Gottes,
Seinen glücklichen Job, vor dem Antlitz des Himmels beſtritten,
Fleuch, fleuch, Erde, wir kommen mit Tod und Hölle bewaffnet!
Wehe dem, der auf unſerer Welt ſich wider uns auflehnt.

Alſo ſprach Adramelech. Nun fiel die ganze Verſammlung
Satan auf Einmal mit Ungeſtüm bei. Gleich ſtürzenden Felſen
Stampft' ihr gewaltiger Fuß, daß die Tiefe darunter erbebte.
Jauchzend erhuben um ſich ſie, und ſtolz auf nahe Triumphe,
Fürchterliches Stimmengetös. Das rufte vom Aufgang
Bis zu dem Niedergange. Der Satane ganze Verſammlung
Williget ein, den Meſſias zu tödten! Seitdem Gott ſchuf, ſah
Eine That, wie dieſe, die Ewigkeit nicht. Ihr Erfinder,
Satan, und Adramelech, voll Rache und grimmigen Tiefſinns,

Stiegen vom Throne. Aus den Stufen kracht's, wie erſchütterter Fels kracht,
Da ſie wandelten. Brüllender Zuruf wälzt ſich, empöret
Mehr die Empörer, begleitet ſie dumpf zu der Pforte des Abgrunds.

## 2.

## Oden.

### 1) An Fanny.

Wenn ich einſt todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Iſt eingeſunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schickſal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint haſt,

Und ſtill anbetend da, wo die Zukunft iſt,
Nicht mehr hinauf blickſt, wenn mein erſung'ner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Meſſias!

Nun auch verweht iſt, oder von Wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward:
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange ſchon todt biſt, und deines Auges

Stillheitres Lächeln und ſein beſeelter Blick
Auch iſt verloſchen, wenn du, vom Volk nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan haſt,

Des Nachruhms werther, als ein unſterblich Lied,
Ach wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt haſt, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edleren!

Dann wird ein Tag ſein, den werd' ich auferſtehn!
Dann wird ein Tag ſein, den wirſt du auferſtehn!
Dann trennt kein Schickſal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, beſtimmteſt.

Dann wägt, die Wagſchal in der gehob'nen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonieen!

Wenn dann du daſtehſt jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir! ſäume nicht, bis mich erſt
Ein Seraph bei der Rechten faſſe,
Und mich, Unſterbliche, zu dir führe.

Dann ſoll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir ſtehn, dich mit Namen nennen

Und dich umarmen! Dann, o Unſterblichkeit,
Gehörſt du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht ſingt,
Kommt, unausſprechlich ſüße Freuden!
So unausſprechlich, als jetzt mein Schmerz iſt.

Rinn unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Cypreſſe ruft!
Ihr andern, ſeid der ſchwermuthsvollen
Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!

### 2) Hermann und Thusnelda.

Ha, dort kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! ſo ſchön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!

Komm'! ich bebe vor Luſt! reich mir den Adler
Und das triefende Schwert! komm', athm' und ruh' hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu ſchrecklichen Schlacht!

Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrock'ne
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! ſo hat dich
Niemals Thusnelda geliebt!

Selbſt nicht, da du zuerſt im Eichenſchatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßteſt!
Fliehend blieb ich und ſah dir
Schon die Unſterblichkeit an,

Die nun dein iſt! Erzählt's in allen Hainen,
Daß Auguſtus nun bang mit ſeinen Göttern
Nektar trinket! daß Hermann,
Hermann unſterblicher iſt!

„Warum lockſt du mein Haar? Liegt nicht der ſtumme
Todte Vater vor uns? O hätt' Auguſtus
Seine Heere geführet; er
Läge noch blutiger da!“

Laß dein ſinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz' in Locken drohe!
Siegmar iſt bei den Göttern!
Folg' du, und wein' ihm nicht nach!

### 3) Die Sommernacht.

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder ſich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn;

So umſchatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten und ich ſeh' in dem Walde
Nur es dämmern und es weht mir
Von der Blüthe nicht her.

Ich genoß einſt, o ihr Todten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verſchönt warſt von dem Monde
Du, o ſchöne Natur!

### 4) Schlachtgeſang.

Wie erſcholl der Gang des lauten Heers
Von dem Gebirg in das Thal herab,
Da zum Angriff bei dem Waldſtrom das Kriegslied,
Zu der vertilgenden Schlacht und dem Siege den Befehl rief!

Mit herab zu großer Thaten Ernſt,
Zu der unſterblichen Rettung Ruhm!
Die am Gebirg und bei dem Strom ſtolz erwarten
Und im Getöſe der Schlacht mit dem Donner in dem Arm ſtehn —

O Tyrannenknechte ſind ſie nur!
Und vor dem Drohn des gezückten Stahls,
Vor dem Herannahn und dem Ausſpruch der Freien,
Die ſich dem Tode gelaſſener heiligen, entfliehn ſie.

### 5) Der Zürcherſee.

Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verſtreut, ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.
Von des ſchäumenden See's Traubengeſtaden her,
Oder, floheſt du ſchon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strale
Auf dem Flügel der Abendluft,
Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter ſein,
Süße Freude, wie du! gleich dem beſeelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.
Schon lag hinter uns weit Uto, an deſſen Fuß
Zürch im ruhigen Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge,
Voll von Reben, vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte ſich fern ſilberner Alpen Höh'
Und der Jünglinge Herz ſchlug ſchon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der ſchönen Begleiterin.
Hallers Doris, die ſang, ſelber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleiſt innig wie Gleimen liebt,
Und wir Jünglinge ſangen
Und empfanden wie Hagedorn.
Jetzo nahm uns die Au in die beſchattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Inſel krönt;
Da, da kameſt du, Freude,
Vollen Maßes auf uns herab!
Göttin Freude, du ſelbſt! dich, wir empfanden dich,
Ja, du wareſt es ſelbſt, Schweſter der Menſchlichkeit,
Deiner Unſchuld Geſpielin,
Die ſich über uns ganz ergoß.
Süß iſt, fröhlicher Lenz, deiner Begeiſtrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn ſich dein Odem ſanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.
Ach, du machſt das Gefühl ſiegend, es ſteigt durch dich
Jede blühende Bruſt ſchöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!
Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beßre, ſanftere Luſt, wenn er Gedanken winkt,
Im ſokratiſchen Becher
Von der thauenden Roſ' umkränzt;
Wenn er dringt bis in's Herz und zu Entſchließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weiſen iſt.
Reizend klinget des Ruhms lockender Silberton
In das ſchlagende Herz und die Unſterblichkeit
Iſt ein großer Gedanke,
Iſt des Schweißes der Edlen werth.
Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch ſein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her;
Dann ihr ſanfteres Herz bilden und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's ſanfte Herz —
Iſt, beim Himmel, nicht wenig,
Iſt des Schweißes der Edlen werth!
Aber ſüßer iſt noch, ſchöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wiſſen ein Freund zu ſein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!
Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umſchattungen,
In den Lüften des Walds und mit geſenktem Blick
Auf die ſilberne Welle,
That ich ſchweigend den frommen Wunſch:
Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einſam von mir verſtreut,
Die in ſeligen Stunden
Meine ſuchende Seele fand;
O ſo bauten wir hier Hütten der Freundſchaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! der Schattenwald
Wandelt' uns ſich in Tempe,
Jenes Thal in Elyſium!

### 6) Mein Vaterland.

So ſchweigt der Jüngling lang,
Dem wenige Lenze verwelkten,
Und der dem ſilberhaarigen thatenumgebenen Greiſe,
Wie ſehr er ihn liebe, das Flammenwort hin[illegible].
Ungeſtüm fährt er auf um Mitternacht,
Glühend iſt ſeine Seele,
Die Flügel der Morgenröthe wehen, er eilt
Zu dem Greiſe und ſagt es nicht.
So ſchweig auch ich. Mit ihrem eiſernen Arm
Winkte mir ſtets die ſtrenge Beſcheidenheit.
Die Flügel wehten, die Laute ſchimmerte
Und begann von ſelber zu tönen; allein mir bebte die Hand.
Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen:
Fliegen den kühnen Flug,
Reden, kann es nicht mehr verſchweigen,
Was in der Seele mir glüht!
O ſchone mein — dir iſt dein Haupt umkränzt
Mit tauſendjährigem Ruhm; du hebſt den Tritt der Unſterblichen
Und geheſt hoch vor vielen Landen her —
O, ſchone mein! Ich liebe dich, mein Vaterland!
Ach, ſie ſinkt mir, ich hab' es gewagt!
Es bebt mir die Hand die Saiten herunter!
Schone, ſchone! Wie wehet dein heiliger Kranz,
Wie gehſt du den Gang der Unſterblichen daher!
Ich ſeh' ein ſanftes Lächeln,
Das ſchnell das Herz mir entlaſtet:
Ich ſing' es mit tönendem Freudenruf dem Widerhall,
Daß dieſes Lächeln mir ward.
Früh hab' ich dir mich geweiht. Schon da mein Herz
Den erſten Schlag der Ehrbegierde ſchlug,
Erkor ich unter den Lanzen und Harniſchen
Heinrich, deinen Befreier, zu ſingen.
Allein ich ſah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit ſie vor, ſie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menſchengeſchlechts.
Noch geh' ich ſie, und, wenn ich auf ihr
Des Sterblichen Bürde erliege,
So wend' ich mich ſeitwärts und nehme des Barden Telyn
Und ſing', o Vaterland, dich dir!
Du pflanzteſt dem, der denket, und ihm, der handelt
Weit ſchattet und kühl dein Hain.
Steht und ſpottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büſch' um ſich her —
Wen ſcharfer Blick und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht in deinem Schatten, ſein Märchen ſie,
Die Zauberruthe, die nach dem heiteren Geiſte,
Dem neuen Gedanken zuckt.
Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone,
Oft das Land an der Thems' in die dünneren Wälder.
Warum ſollten ſie nicht? Es ſchienen ja bald
Andere Stämme dir auf!
Und dann, ſo gediehen ſie ja dir an. Du ſandteſt
Deine Krieger hin. Da klangen die Waffen; da tönte
Schnell ihr Ausſpruch: Die Gallier heißen Franken,
Engelländer die Britten!
Lauter noch ließeſt du die Waffen klingen. Die hohe Rom
Ward zum kriegeriſchen Stolz ſchon von der Wölfin geſäugt;
Lange war ſie Welttyrannin. Du ſtürzteſt,
Mein Vaterland, die hohe Rom in ihr Blut!
Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht, wie du.
Sei nicht allzugerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu ſehen, wie ſchön dein Fehler iſt!
Einfältiger Sitte biſt du und weiſe,
Biſt ernſtes, tieferes Geiſtes. Kraft iſt dein Wort,
Entſcheidung dein Schwert. Doch wandelſt du gern es in die Sichel und triefſt,
Wohl dir, von dem Blute nicht der andern Welten!
Mir winket ihr einſamer Arm! Ich ſchweige,
Bis etwa ſie wieder ſchlummert,
Und ſinne dem edeln ſchreckenden Gedanken nach,
Deiner werth zu ſein, mein Vaterland.

## 2.

## Chriſtoph Martin Wieland.

### 1.

### Aus „Gandalin.“

(Achtes Buch.)

Ihm hatten die freundlichen Waldesgötter
Zwei Stunden ſein geſenktes Haupt
Auf ihren Schooß zu legen erlaubt,
Als eine Hand voll Roſenblätter,
An ſeine Wangen mit leichter Hand
Geworfen, ihn weckten. Sein Erſtaunen,
Da Sonnemon im Morgengewand,
Bekränzt wie Flora, die langen braunen
Locken bald mit einem Band
Gefeſſelt, bald am weißen Nacken
Hinwallend, mit hoch erröthenden Backen
Und lieblichen Blicken, vor ihm ſtand —
Sein ſüßes Erſchrecken, und was er empfand,
Indem ſie ihm ihre Grazienhand
Zum Aufſtehen reichte, — und ſein Entzücken
Und ſeine Angſt — o Mutter Natur,
Wie könnt' ich das Alles in Worte drücken!
So eine Scene fühlt ſich nur.
Mit ungewöhnlicher Huld und Würde
In ihrem Weſen, Blick und Ton
Führt ihn die ſchöne Sonnemon
Zu einem Sitz, wo Eppich und wilde
Reben, zum ſelbſt gewachſenen Dach
Verwebt, der Sonne den Paß verſagen.
Im Gehen hat ſie ihn, ihr Betragen
Bei ſeinem Empfang im Vorgemach
Dem leidigen Zwang der Etikette
Und dem beſchwerlichen Mückenſchwarm
Der Höflinge beizumeſſen. „Sie hätte
So gerne ſich ihm mit offenem Arm
Entgegengeſtürzt, den lieben Getreuen
So gern an ihren Buſen gedrückt!
Allein vor ſo viel Zeugenreihen
Hätte ſich's freilich nicht wohl geſchickt.
Doch nun, da keine Laurer uns hören,
Jetzt hör' und laß von dir mich hören,
Was nach ſo langer Trennung das Herz
Uns eingibt! — Nichts von altem Schmerz,
Nichts, das den ſüßen Augenblick trüben
Könnte! von Zweifeln und Fragen Nichts.
Ob du auch immer treu geblieben!
Die Antwort ſteht mit Zügen des Lichts
Auf deiner offenen Stirne geſchrieben.“
Dies war zu viel! — Mit jedem Blick,
Mit jedem Wort ein feuriger Zwick
In ſeine ſchuldbewußte Seele!
Es war zu viel! — Wie grauſer Duft
Schwamm's ihm um's Aug'; er ſchnappte nach Luft,
Ihm ſchlug das Herz bis an die Kehle,
Und wär' ihm der gute Genius
Der Liebe mit einem Thränenguß
Nicht eilends noch zu Hülfe gekommen,
Es hätt' ein trauriges Ende genommen.
Was iſt dir, rief ſie: — Gandalin!
Du weinſt? Du ächzſt? — Gandalin!
Was iſt dir? Rede! Woher dieß Zagen?
„O Nichts mehr, Sonnemon! — Ich kann,
Du Engel, ich kann dich nicht ertragen.
Nicht dieſen Blick, nicht dieſen Ton!
O daß ich leben muß, zu ſagen,
Es dir zu ſagen: Sonnemon, du ſiehſt mich:
Ich bin deiner Liebe
Nicht werth! — Und doch — O Gott der Liebe,
Du weißt, wie bis in's dritte Jahr
Jeder auch meiner geheimſten Triebe,
Mein Wachen und Schlaf, ihr heilig war;
Wie alle Reize der ſchönſten Geſtalten
Zurück von dieſem Herzen prallten,
Worin ſie unverrückt gethront!
Und wie ich bis zum zehnten Mond
Des dritten Jahres ausgehalten,
Armſel'ger Ruhm! was hilfſt du mir?
Ein Augenblick hat dich vernichtet!
Und wie? — Du hielteſt für erdichtet,
Wenn jeder Andre, als ich, es dir erzählte.“ —
Und nun begann er treulich
Ihr Alles zu beichten, Stück für Stück,
Wie's mit Je länger je lieber ihm neulich
Ergangen, vom erſten Augenblick
Bis zu der unverhofften Erſcheinung
Der geſtrigen Nacht.
Mit großer Ruh
Hört ſie ihm bis zum Ende zu.
Und, Soll ich (ſpricht ſie) meine Meinung
Dir ſagen? — Du warſt nie ungetreu,
Und biſt es noch nicht; daß mich immer
Geliebt und Alles iſt Feerei,
Was dir mit dieſem Frauenzimmer
Begegnet iſt.
„Ach, könnt' ich hiervon
Mich überzeugen! rief der Ritter.
Oft dacht' ich's auch — und täuſchte mich
Damit. Zumal, wenn ſie zur Cither
So lieblich ſang; dann glaubt' ich dich
Zu hören, und ach! ihr gegenüber
Empfand ich Alles, was ich für dich
Empfunde — quälte mich ſelbſt darüber,
Verdammte, ſo bald ich von ihr ging,
Ihr Bild aus meinem Herzen, — und fing
Gleich wieder Feuer, ſowie ich wieder
In ihren Zauberzirkel trat.“
Sehr abenteuerlich in der That!
Rief Sonnemon, erröthend und nieder
Die Augen ſchlagend — doch, ſage mir frei,
Wenn ich die kleine Schwärmerei
Nun überſehe, — denn Hexerei
That augenſcheinlich das Meiſte dabei —
Und wenn ich, quittiren mit deiner Treu',
Mit dieſem Kuſſe dir verzeihe:
Was ſagſt du? —
„Daß ich zu elend bin,
Das Leben länger zu ertragen!
Du Engel von Güte! was kann ich ſagen?
Noch ſchwebt ſie mir zu ſtark im Sinn,
Die geſtrige Nacht — Ach! Ihr zu Füßen
Lag ich, wie jetzt zu deinen hier,
Wünſchte die Liebe, die ich ihr
Bekannte, mit meinem Blute zu büßen,
Und liebte ſie doch! und fühlte mich,
Mit Allmacht zu ihr hingezogen! —
Ach, Sonnemon! — ich habe dich,
Und ach! — mich hat mein Herz betrogen.
Und nun, was bleibt mir übrig, als
Zu ſterben?“
Das gute Fräulein konnte
Sich kaum enthalten, ihm an den Hals
Zu fallen, ſo mächtiglich begonnte
Die Liebe für ihn in ihrer Bruſt
Zu ſprechen; doch hielt ſie noch die Luſt,
Ihm, was ſie fühlte, zu geſtehen,
Zurück, und: Höre mich, ſagte ſie;
Die Dame wird dich wiederzuſehen
Wünſchen —
„O! — unterbricht er — nie
Soll dieß mit meinem Willen geſchehen!“
Es ſoll! ich will's! — erwiederte ſie —
Das Zauberweſen muß vergehen!
Ja, Gandalin, du ſollſt ſie ſehen
Und mich dazu! — und wenn alsbald

Dein Herz ſich nicht entſcheiden kann,
So muß ich — Nichts davon verſtehen.
Mit dieſem Worte verließ ſie ihn,
Verrätheriſch lächelnd, und — war verſchwunden,
Eh' Gandalin von ſeinen Knien
Sich zu erheben Kraft gefunden.
Ihr Lächeln, und wie ſie ſich betrug
Beim ganzen Handel, war Lichts genug.
Allein, ihm blieben die Augen gebunden,
Verwirrter als je in ſeinem Sinn
Kommt er nach Hauſe, irrt aus einem
Zimmer in's andere — weiß in keinem,
Was er gewollt — ſteht auf, ſitzt hin,
Wird ausgekämmt und angezogen,
Setzt ſich zu Tiſche, ißt, und — weiß
So wenig davon, als wäre ſein Geiſt
Zum Mann im Mond hinaufgeflogen.
Nie ward ihm, ſeit er Luft geſogen,
Ein Abend ſo unerträglich lang.
Bald hofft er von der Kataſtrophe
Alles, bald wird ihm wieder ſo bang,
Als naht er ſeinem Untergang
Mit jeder Sekunde. — Wo bleibt die Zofe!
Was ſäumt ſie? fragte er wohl hundertmal
In einer Stunde, — wie wartende Kinder
Am Niklasabend — und ſchauderte nicht minder,
So oft ein Auftritt auf dem Saal
Sich hören läßt. — Und wie ſie endlich,
Ein Blendlaternchen in der Hand,
Sich einſtellt, ward er wie die Wand
So weiß und zitterte ſo ſchändlich,
Wie Doktor Fauſt im Faſtnachtsſpiel,
Da ſeine letzte Viertelſtunde
Zu Ende läuft, ſein ſchreckliches Ziel
Nun da iſt und zum Höllenſchlunde
Ihn unter Blitz und Donnergetoß
Der böſe Feind nun holen ſoll.
„So machen Sie doch! Was ſoll das Zaudern?
Herr Ritter! ich glaube gar, ſie ſchaudern?
Ha, ha! nun merk' ich's! Sie wiſſen's ſchon? —
Man möcht' uns gern die Volte ſchlagen.
Die ſchöne Gräfin Sonnemon —
Sie komme nur! hat Nichts zu ſagen!
Sie wird an unſerm Siegeswagen
Gar ſtattlich ziehn! — Nur friſch gewagt,
Herr Ritter, und ſprechen, ich hab's geſagt:
So bald mein Fräulein Je länger je lieber
Den Schleier fallen laſſen wird,
So iſt auf einmal der Streit vorüber,
Oder — ich hätte mich ſehr geirrt!“
Der Ritter, ohne der Klappermühle
Ein Ohr zu leihen, ſteht, wie beim Spiele
Ein Mann, der viel verloren hat
Und nun verſucht iſt, auf ein Blatt
Sein ganzes Hab und Gut zu wagen,
Tiefſinnig, in ſich hinein gekehrt,
Steht er im Zweifel — Plötzlich ſchlägt
Er auf und denkt: Ich will es wagen!
Ein einz'ger Augenblick voll Muth
Macht alles Geſchehene wieder gut.
Ja, Sonnemon, ich will dich rächen!
Die Stolze, die dir Hohn zu ſprechen
Vermeint — entſchleiert ſoll ſie ſehn
Und im Moment, wo ſie zu ſiegen
Gewiß iſt — ſich verworfen ſehn!
Ein ſchnell aufloderndes Vergnügen
Fliegt über ſeine Wangen hin,
Indem er Muth und feſten Sinn
Sich zutraut, dieſen Sieg zu ſiegen.
Er folget nun im groben Trab
Der führenden Iris auf und ab
Durch unbekannte Winkelgaſſen,
Die wenig Gutes vermuthen laſſen;
Auch half das Blendlaternchen mehr
Zum Dunkelmachen als zum Leuchten.
So ging's nun lange hin und her,
Bis ſie ein Hinterpförtchen erreichten.
Die Zofe klopft. Es thut ſich auf
Und ſchließt ſich wieder. Der Ritter tappt
Die lange Wendeltreppe hinauf
Und dumpfe Ahnungen hemmen den Lauf
Von ſeinem Blut, er bebet, ſchnappt
Nach Athem und bleibt wohl dreimal ſtehen,
Indem ſie durch die lange Reih'
Von ſchwach beleuchteten Zimmern gehen.
„Viel Glücks! — Die Reiſ' iſt nun vorbei,“
Spricht Iris, indem ſie ein großes Zimmer
Ihm öffnet, und hinter ihm wieder ſchließt.
Nun denket, da ein Strom von Schimmer
Aus hundert Kerzen entgegen ihm ſchießt,
Und vor ihm ſteht das nämliche Zimmer,
Worin ſich, nahe bei Paris
Je länger je lieber zuerſt ihm wies,
Die Decke mit goldenen Körben, Früchten
Und Blumen juſt wie dort ſtaffirt
Und mit den nämlichen Bibelgeſchichten
Die Wände ringsum tapezirt
Und neben einem kleinen Tiſche
Das nämliche Ruhbett in der Niſche
Und drauf, im nämlichen Ueberzug
Je länger je lieber mit ihrem Schleier;
Nun, bitt' ich, denkt, ob unſerm Freier
Das Herz im Buſen höher ſchlug?
Er wurde ſo überraſcht von allen
Den Wunderdingen, ſo überhäuft,
Daß er, um nicht zu Boden zu fallen,
Kaum einen Lehnſtuhl noch ergreift.
Die Dame, nachdem ſie ihm, ſich zu faſſen,
Ein paar Minuten Zeit gelaſſen,
Dankt ihm im ſanfteſten Liebeston
Für dieſen letzten Beweis von Achtung,
Und daß er aus Liebe zu Sonnemon
Doch wenigſtens nicht mit kalter Verachtung
Ein Herz, das ihm zu widerſtehn
Nicht Kraft gehabt, beſtrafen wollen.
„Ich will nicht klagen — nicht mein Vergehen
Durch Bitten und Mitleid noch erhöhen:
Du hätteſt in dein Herz zu ſehen
Mir eher vielleicht geſtatten ſollen;
Mir ſagen ſollen mit guter Art,
Es ſei verſagt — wer weiß, wir hätten
Uns Beide vielleicht viel Schmerz erſpart!
Ich hätte mich vielleicht noch retten
Können! — Doch all dies, Gandalin,
Iſt Schickſal, wir konnten ihm nicht entfliehn.
Ich weiche — ſie ſagte dieß mit immer
Getrübterer Stimme — ich weiche der Noth
Und täuſche mich nicht! Ich ſeh's, kein Schimmer
Von Hoffnung bleibt mir — als vom Tod!
Du ſcheinſt gerührt? — Dich zu betrüben
War nicht mein Wille; doch, laß noch dies
Mich ſagen — den Troſt, dich ewig zu lieben,
Den ſüßen Troſt, raubt mir gewiß
Kein Schickſal! Und auch der Wahn iſt ſüß:
Laß Sonnemon den Wahn mir gönnen,
Den Traum der ſchmeichelnden Phantaſie,
Du hätteſt, wäre dein Herz noch frei
Geweſen, vielleicht mich lieben können!“
Hier wird ſie ſo von Empfindung gedrückt,
Daß ihr die Rede im Mund erſtickt.
Ich hätte vielleicht dich lieben können?
— Ruft Gandalin ängſtlich, als ob ſein Herz
Zerſpringen wollte vor Lieb' und Schmerz —
O könnt' ich dieſe Bruſt zerreißen
Und in mein Herz dich ſchauen heißen!
Ob ich dich liebe? Wie ängſtigt mich
Dieß grauſame Zweifeln! Wohlan, ſo höre,
Was ich zu deinen Füßen ſchwöre —

Wie wohl ich nicht begreife, wie
Dieß Alles möglich iſt, und wie
Durch welche allmächtige Sympathie
Du mich bezaubert hätteſt — doch, höre,
Was ich bei dieſer Hand, die ich
Hier faſſe, bei jeder brennenden Zähre,
Die auf ſie fällt, gelob' und ſchwöre:
Ich liebe Sonnemon und dich;
Ihr Beide herrſcht in meiner Seelen,
Als hätt' ich nur für euch allein
Ein Herz, und zwiſchen euch zu wählen
Wird ewig mir unmöglich ſeyn!
O laßt mich! — Unwerth euch zu lieben,
Unwerth von euch geliebt zu ſeyn!
Unfähig mit getheilten Trieben
Euch glücklich zu machen, zu meiner Pein
Und zu der eurigen — euch zu lieben
Verdammt — o laßt mich, laßt mich fliehn,
Mich fern von euch in Gram verzehren,
Und möchte der Name Gandalin
Nie wieder eure Ruhe ſtören!
So ſpricht er, liegend auf ſeinen Knien,
Und Thränen, wie glühende Tropfen, ſtürzen
Auf ihre Hand. — Das Fräulein kann
Nicht länger ſeine Qual zu kürzen
Sich ſäumen. — Du wunderbarer Mann!
Und hätteſt du vor Sonnemon's Ohren
Uns Beiden all dieß auch geſchworen?"
O! ruft er, wäre ſie doch hier!
„Da iſt ſie! — Siehe ſie vor dir!"
Und ſiehe! Mantel und Schleier wallen
Von ihren Schultern — und — Sonnemon
— O Lieb' um Liebe! o ſüßer Lohn
Der ſchwerſten Prüfung! — Sonnemon
Läßt ſich in ſeine Arme fallen.

## 2

## Aus „Oberon."

(Geſang 5.)

Schon tönen Cymbeln, Trommeln, Pfeifen,
Geſang und Saitenſpiel vom Hochzeitſaale her;
Schon nickt des Sultans Haupt, von Weinrauſch doppelt ſchwer,
Und freier ſchon beginnt die Freude auszuſchweifen.
Der Braut allein theilt ſich die Luſt nicht mit,
Die in des Bräut'gams Augen glühet:
Als, eben da ſie ſtarr auf ihren Teller ſiehet,
Herr Hüon in den Saal mit edler Dreiſtheit tritt.
Er naht der Tafel ſich und alle Augenbraunen
Ziehn ſich erſtaunt empor, den Fremden anzuſchauen.
Die ſchöne Rezia, die ihre Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ernſten Blick geſenkt;
Auch der Kalif, den Becher juſt zu leeren
Beſchäftigt, läßt ſich nicht in ſeinem Opfer ſtören:
Nur Babekan, von ſeines nahen Falls
Kein guter Geiſt verwarnt, reckt ſeinen langen Hals.
Sogleich erkennt der Held den loſen Mann von geſtern,
Der ſich vermaß, der Chriſten Gott zu läſtern:
Er iſt's, der links am goldenen Stuhle ſitzt
Und ſeinen Nacken ſelbſt der Straf' entgegen bieget.
Raſch, wie des Himmels Flamme, blitzt
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden fliegt,
Und hoch aufbrauſend überſpritzt
Sein Blut den Tiſch und den, der ihm zur Seite liegt.
Wie der Gorgone furchtbars Haupt
In Perſeus Fauſt den wild empörten Scharen
Das Leben ſtracks durch ſeinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch ſchwillt der Aufruhr, ſchnaubt
Die Mordluſt ungezähmt im Buſen der Barbaren;
Doch Perſeus ſchüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,
So ſtarrt der Dolch in jeder blut'gen Hand
Und jeder Mörder ſteht zum Felſen hingebannt:
So ſtockt auch hier, beim Anblick ſolcher kecken
Verrätheriſchen That des frohen Blutes Lauf
In jedem Gaſt. Sie fahren allzuhauf,
Als ſäh'n ſie ein Geſpenſt, von ihren Sitzen auf
Und greifen nach dem Schwert. Allein, gelähmt vom Schrecken,
Erſchlafft im Ziehn der Arm und jedes Schwert bleibt ſtecken!
Ohnmächt'gen Grimm im ſtarren Blick,
Sank ſprachlos der Kalif in ſeinen Stuhl zurück.
Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,
Schreckt Rezien aus ihrer Träumerei:
Sie ſchaut beſtürzt ſich um, was deſſen Urſach ſei;
Und, wie ſie ſich nach Hüon's Seite kehret,
Wie wird ihm, da er ſie erblickt!
Sie iſt's, ſie iſt's! ruft er, und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und ſeinen Turban fallen,
Und wird von ihr erkannt, wie ſeine Locken wallen.
Er iſt's! beginnt auch ſie zu rufen, doch die Scham
Erſtickt den Ton in ihrem Roſenmunde.
Wie ſchlug das Herz ihr erſt, da er geflogen kam,
Im Angeſicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebesvoll in ſeine Arme nahm,
Und, da ſie glühend bald, bald blaß wie eine Büſte,
Sich zwiſchen Lieb' und jüngferlichem Gram
In ſeinen Armen wand, ſie auf die Lippen küßte!
Schon hatt' er ſie zum zweiten Mal geküßt;
Wo aber nun den Trauring her bekommen!
Zum Glücke, daß der Ring an ſeinem Finger iſt,
Den er im Eiſenthurm dem Rieſen abgenommen,
Zwar, wenig noch mit deſſen Werth vertraut,
Schien ihm, dem Anſehn nach, der ſchlechtſte kaum geringer;
Doch ſteckt er ihn aus Noth itzt an des Fräuleins Finger
Und ſpricht: So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!
Er küßt mit dieſem Wort die ſanft bezwungne Schöne
Zum dritten Mal auf ihren holden Mund.
Ha! ſchreit der Sultan auf und knirſcht und ſtampft den Grund
Vor Ungeduld, ihr leidet, daß der Hund
Von einem Franken ſo mich höhne!
Ergreift ihn! Zaudern iſt Verrath!
Und, tropfenweis erpreßt, verſöhne
Sein ſchwarzes Blut die ungeheure That!
Auf einmal blitzen hundert Klingen
Zu Hüon's Aug', und kaum erhaſcht er noch,
Eh' ſie im Sturm auf ihn von allen Seiten dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er ſchwingt es dräuend; doch
Die ſchöne Rezia, von Lieb' und Angſt entgeiſtert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Bruſt zum Schild
Der ſeinigen — der andre Arm bemeiſtert
Sich ſeines Schwertes. Zurück, Verweg'ne, ſchreit ſie wild.
Zurück! es iſt kein Weg zu dieſem Buſen
Als mitten durch den meinen! ruft ſie laut;
Und ihr, noch kaum ſo ſanft wie Amors holde Braut,
Gibt die Verzweiflung itzt die Augen von Meduſen.
Vermeſſ'ne, haltet ein, ruft ſie den Emirn zu,
Zurück! — O ſchone ſein, mein Vater! und, o du,
Den zum Gemahl das Schickſal mir gegeben,
O ſpart mein Blut in euer beider Leben.
Umſonſt! des Sultans Wuth und Dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt ſein Schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängſtlich Schrein
Durchbohrt ſein Herz. Was bleibt ihm, ſie zu ſchützen,
Noch übrig, als ſein Horn von Elfenbein?
Er ſetzt es an den Mund und zwingt mit ſanftem Hauche
Den ſchönſten Ton aus ſeinem krummen Bauche.
Auf einmal fällt der hochgezückte Stahl

Aus jeder Hand; in raſchem Taumel ſchlingen
Der Emirn Hände ſich zu tänzeriſchen Reihen;
Ein lautes Huſſa ſchallt bacchantiſch durch den Saal
Und Jung und Alt, was Füße hat, muß ſpringen;
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl:
Nur Rezia, beſtürzt, dies Wunderwerk zu ſehen,
Beſtürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon ſtehen.
Der ganze Divan dreht im Kreis
Sich ſchwindelnd um; die alten Baſſen ſchnalzen
Den Tact dazu; und, wie auf glattem Eis,
Sieht man den Iman ſelbſt mit einem Hämmling walzen.
Noch Stand, noch Alter wird geſpart;
Sogar der Sultan kann der Luſt ſich nicht erwehren,
Faßt ſeinen Großwezir beim Bart
Und will den alten Mann noch einen Bocksprung lehren.
Die nie erhörte Schwärmerei
Lockt bald aus jedem Vorgemache
Der Kämmerlinge Schaar herbei,
Sogar das Frauenvolk und endlich gar die Wache.
Sie all' ergreift die luſt'ge Raſerei;
Der Zaubertaumel ſetzt den ganzen Harem frei;
Die Wärter ſelbſt in ihren bunten Schürzen
Sieht man ſich in den Reihn mit jungen Nymphen ſtürzen.
Als Eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Athems faſt beraubt.
Welch Wunder! ruft ſie aus, und juſt in dem Momente,
Wo Nichts als dies uns Beide retten könnte!
Ein guter Genius iſt mit uns, Königin,
Verſetzt der Held. Indem kommt, durch die Haufen
Der Tanzenden ſein treuer Scherasmin
Mit Athem gegen ſie gelaufen.
Kommt, keucht er, lieber Herr! Wir haben keine Zeit,
Dem Tanzen zuzuſehn; die Pferde ſtehn bereit,
Die ganze Burg iſt voll, die Thüren alle offen
Und unbewacht, was ſäumen wir?
Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur Flucht bepackt als wie ein laſtbar Thier.
Sei ruhig, ſpricht der Held, noch iſt's nicht Zeit zu gehen,
Erſt muß das Schwerſte noch geſchehen.
Die ſchöne Rezia erblaßt bei dieſem Wort,
Ihr ängſtlich Auge ſcheint zu fragen und zu bitten:
„Warum verziehn? warum am ſichern Port
Des Untergangs verziehn? O laß mit Flügelſchritten
Uns eilen, eh' der Taumelgeiſt zerrinnt,
Der unſrer Feinde Sinne bind't!“
Doch Hüon, unbewegt, begnügt ſich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand feſt an ſein Herz zu drücken.
Allmälig ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach;
Die Köpfe ſchwindelten, die Beine wurden ſchwach,
Kein Faden war von allen Tänzern trocken
Und, in der athemloſen Bruſt
Geſchwellt, begann das dicke Blut zu ſtocken.
Zur Marter ward die unfreiwill'ge Luſt.
Durchnäßt, als ſtieg er gleich aus einer Badewanne,
Schwankt der Kalif auf ſeine Ottomanne.
Mit jedem Augenblick fällt, ſtarr und ohne Sinn,
Da, wo rings um die Wand ſich Polſter ſchwellend heben,
Ein Tänzer nach dem andern hin.
Emirn und Sklaven ſtürzen paarweiſ' neben
Göttinnen des Serails, ſo wie's dem Zufall däucht,
Als ob ein Wirbelwind ſie hingeſchüttelt hätte.
So lag zugleich auf einem Ruhebette
Der Stallknecht und die Favoritin feucht.
Herr Hüon macht die Stille ſich zu Nutze,
Die auf dem ganzen Saale ruht;
Läßt ſeine Königin, nah bei der Thür, im Schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf ſeiner Hut
Zu ſein gebeut; gibt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Elfenbein und naht ſodann der Stelle,
Wo der Kalif, vom Ball noch ſchwach und matt,
Auf einem Polſterthron ſich hingeworfen hat.
In dumpfer Stille liegt mit ausgeſpannten Flügeln
Leiſ' athmend die Erwartung rings umher.
Die Tänzer all', von Schlaf und Taumel ſchwer,
Bemühen ſich die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzuſehn, der ſich nach ſolcher That,
Mit unbewehrter Hand und bittenden Geberden
Dem zagenden Kalifen langſam naht.
Was, denkt man, wird aus dieſem Allem werden?
Er läßt ſich auf ein Knie vor dem Monarchen hin
Und mit dem ſanften Ton und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiſer Karl, von dem ich Dienſtmann bin,
Läßt ſeinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden
Und bittet dich — verzeih! mir fällt's zu ſagen hart!
Doch, meinem Herrn den Mund, ſo wie den Arm zu leihen,
Iſt meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen
Und eine Hand voll Haar aus deinem Silberbart.“
Er ſpricht's und ſchweigt und ſteht gelaſſen
Des Sultans Antwort abzupaſſen.
Allein, wo nehm' ich Athem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu ſchildern?
Wie ſeine Züge ſich verwildern!
Wie ſeine Naſe ſchnaubt! mit welchem Ungeſtüm
Er auf vom Throne ſpringt! wie ſeine Augen glotzen
Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern ſtrotzen!
Er ſtarrt umher, will fluchen und die Wuth
Bricht ſchäumend jedes Wort an ſeinen blauen Lippen.
Auf, Sklaven! reißt das Herz ihm aus den Rippen!
Zerhackt ihn Glied für Glied! zapft ſein verruchtes Blut
Mit Pfriemen ab! weg mit ihm in die Flammen!
Die Aſche ſtreut in alle Winde aus.
Und ſeinen Kaiſer Karl, den möge Gott verdammen!
Was? ſolchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?
Wer iſt der Kerl, der gegen mich ſich brüſtet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So ſehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüſtet,
Und wagt's, ſie ſelber auszuziehn?
Der Menſch muß unter ſeiner Mütze
Nicht richtig ſein, verſetzt ein alter Khan:
So Etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreimalhunderttauſend Mann.
Kalif von Bagdad, ſpricht der Ritter
Mit edlem Stolz, laß Alles ſchweigen hier
Und höre mich! Es liegt ſchon lange ſchwer auf mir
Karl's Auftrag und mein Wort. Des Schickſals Zwang iſt bitter:
Doch ſeiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo iſt die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.
Hier ſteh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und ſteh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entſchließe dich, von Mahomet zu weichen,
Erhöb' das heil'ge Kreuz, das edle Chriſtenzeichen,
In Babylon und nimm den wahren Glauben an.
So haſt du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.
Dann nehm' ich's auf mich ſelbſt, dich völlig loszuſprechen
Von jeder andern Forderung,
Und der ſoll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und ſo jung
Du hier mich ſiehſt, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daß Einer mit mir iſt,
Der mehr vermag, als alle deine Schaaren.
Wähl' itzt das beſte Theil, wofern du weiſe biſt!

Indeß, an Kraft und Schönheit einem Boten
Des Himmels gleich, der jugendliche Held,
Uneingedenk der Lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft ſpricht, ſo muthig dar ſich ſtellt:
Beugt Rezia von fern, mit glühend rothen
Entzückten Wangen, liebevoll
Den ſchönen Hals nach ihm, doch ſchaudernd, wie der Knoten
Von all den Wundern ſich zuletzt entwickeln ſoll.
Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort geſprochen,
So fängt der alte Schach wie ein Beſeſſ'ner an
Zu ſchrei'n, zu ſtampfen und zu pochen
Und ſein Verſtand tritt gänzlich aus der Bahn.
Die Heiden all' in tollem Eifer ſpringen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräun
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.
Doch Hüon, eh' ſie ihn erreichen, reißt in Eile
Der Männer einem raſch die Stange aus der Hand,
Schlägt um ſich her damit als wie mit einer Keule
Und zieht, ſtets fechtend, ſich allmälig an die Wand.
Ein großer goldner Napf, vom Schenktiſch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr:
Schon zappeln Viel' am Boden um ihn her,
Die ſeinem Grimm zu nah gekommen.
Der gute Scheraſmin, der an der Thüre fern
Zum Schutz der Schönen ſteht, glaubt ſeinen erſten Herren
Im Schlachtgedräng' zu ſehn und überläßt voll Freude
Sich einen Augenblick der ſüßen Augenweide:
Doch bald zerſtreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angſtgeſchrei; er ſieht der Heiden Raſen,
Sieht ſeines Herrn Gefahr, ſetzt flugs das Hifthorn an
Und bläſt, als hing' ihm ab, die Todten aufzublaſen.
Die ganze Burg erſchallt davon und kracht
Und ſtracks verſchlingt den Tag die fürchterlichſte Nacht.
Geſpenſter laſſen ſich wie ſchnelle Blitze ſehen
Und unter wildem Donner ſchwankt
Des Schloſſes Felſengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln Trunknen gleich, Gehör, Geſicht vergehen,
Der ſchlaffen Hand entglitſchen Schwert und Speer
Und gruppenweiſ' liegt Alles ſtarr umher.
Der Sultan, übertäubt von ſo viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen;
Sein Arm iſt nervenlos, ſein Athem ſchwer,
Sein Puls ſchlägt matt und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal ſchweigt der Sturm; ein lieblich ſäuſelnd Wehen
Erfüllt den Saal mit friſchem Lilienduft
Und, wie ein Engelsbild ob einer Todtengruft,
Läßt Oberon ſich itzt auf einem Wölkchen ſehen.
Ein lauter Schrei des Schreckens und der Luſt
Entfährt der Perſerin; ein unfreiwillig Grauen
Bekämpft in ihr das ſchüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Bruſt
Gefaltet, ſteht ſie glühend neben
Dem Jüngling da, dem ſie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der ſüßen Schuld jungfräulich ſich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen zu erheben.
Gut, Hüon, ſpricht der Geiſt, du haſt dein Ehrenwort
Gelöſt, ich bin mit dir zufrieden.
Zum Ritterdank iſt dir dieß ſchöne Weib beſchieden!
Doch, eh' ihr euch entfernt von dieſem Ort,
Bedenke Rezia, wozu ſie ſich entſchließet,
Eh' ſie vielleicht mit unfruchtbarer Reu'
Die raſche Wahl verführter Augen büßet!
Zu bleiben oder gehn läßt ihr das Schickſal frei.
So vieler Herrlichkeit entſagen,
Verlaſſen Hof und Thron, dem ſie geboren ward,
Und ſich, auf ungewiſſe Fahrt,
In's weite Meer der Welt mit einem Mann zu wagen
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbeſtand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schickſals Schläge tragen,
— Und ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand! —
Da lohnt ſich's wohl, vorher ſein Herz genau zu fragen.
Noch, Rezia, wenn dich die Wage ſchreckt,
Noch ſteht's bei dir, den Wunſch der Liebe zu betrügen:
Sie ſchlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, ſobald mein Stab ſie weckt.
Der Sultan wird dir gerne, was geſchehen,
Verzeihn, trotz dem, was er dabei verlor,
Und Rezia wird wieder, wie zuvor,
Von aller Welt ſich angebetet ſehen.
Hier ſchwieg der ſchöne Zwerg. Und bleicher, als der Tod,
Steht Hüon da, das Urtheil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der Grauſame, bedroht.
Zu Aſche ſinkt das Feuer ſeiner Wangen.
Zu edel oder ſtolz, vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebesworten zu beſtechen,
Starrt er zur Erde hin mit tief verhalt'nem Schmerz
Und läßt nicht einen Blick zu ſeinem Vortheil ſprechen.
Doch Rezia, durchglüht von ſeinem erſten Kuß,
Braucht keines Zunders mehr, die Flamme zu erhitzen.
Wie wenig däucht ihr noch, was ſie verlaſſen muß,
Um Alles, was ſie liebt, in Hüon zu beſitzen!
Von Scham und Liebe roth bis an die Fingerſpitzen,
Verbirgt ſie ihr Geſicht und einen Thränenguß
In ſeinem Arm, indem, hochſchlagend von Entzücken,
Ihr Herz empor ſich drängt, an ſeines ſich zu drücken.
Und Oberon bewegt den Lilienſtab
Sanft gegen ſie, als wollt' er ſeinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündniß legen,
Und eine Thräne fällt aus ſeinem Aug' herab
Auf beider Stirn. So eil' auf Liebesſchwingen,
Spricht er, du holdes Paar! Mein Wagen ſteht bereit,
Bevor das nächſte Licht der Schatten Heer zerſtreut,
Euch ſicher an den Strand von Askalon zu bringen.
Er ſprach's, und eh' des letzten Wortes Laut
Verklungen war, entſchwand er ihren Augen.
Wie einem Traum entwacht, ſteht Hüons ſchöne Braut,
Den ſüßen Duft begierig aufzuſaugen,
Der noch die Luft erfüllt. Drauf ſinkt ein ſcheuer Blick
Auf ihren Vater hin, der wie in Todesſchlummer
Zu ſtarren ſcheint. Sie ſeufzt und wehmuthsvoller Kummer
Miſcht Bitterkeit in ihres Herzens Glück.
Sie hüllt ſich ein. Herr Hüon, dem die Liebe
Die Sinne ſchärft, ſieht nicht ſo bald
Ihr Herz beklemmt, ihr ſchönes Auge trübe,
So drückt er ſie mit zärtlicher Gewalt,
Den rechten Arm um ihren Leib gewunden,
Zum Saal hinaus. — Komm, ſpricht er, eh' die Nacht
Uns überraſcht und jeder Arm erwacht,
Den, uns zu lieb', der Geiſt mit Zauberſchlaf gebunden.
Komm, laß uns fliehn, eh' uns den Weg zur Flucht
Ein neuer Feind vielleicht zu ſperren ſucht;
Und ſei gewiß, ſind wir nur erſt geborgen,
Wird unſer Schutzgeiſt auch für dieſe Schläfer ſorgen.
Dieß ſprechend trägt er ſie mit jugendlicher Kraft
Die Marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,
Den Oberon zu ihrer Flucht verſchafft,
Und eine ſüß're Laſt hat nie ein Mann getragen.
Die ganze Burg iſt furchtbar ſtill und leer
Wie eine Gruft und leichenähnlich liegen
In tiefem Schlaf die Hüter hin und her;
Nichts hemmt der Liebe Flucht; der Wagen wird beſtiegen:
Doch traut das Fräulein ſich dem Ritter nicht allein;
Mit Scheraſmin ſteigt auch die Amme haſtig ein,
Sie, die zum erſtenmal ſo viele Wunder ſiehet,
Die arme Frau weiß nicht, wie ihr geſchiehet.
Wie wird ihr, da ſie rückwärts ſchaut

Und ſieht, an Pferde Statt, vier Schwanen vor dem Wagen,
Regiert von einem Kind! — Wie ſchaudert ihr die Haut,
Da ſie empor gelüpft und durch die Luft getragen
Sich fühlt und kaum zu athmen ſich getraut
Nur nicht begreifen kann, wie, ohne umzuſchlagen,
So ſchwer bepackt, der Wagen ſich erhebt
Und, leichter als ein Kahn, auf leichten Wolken ſchwebt.

## 3.

## Johann Ludwig Wilhelm Gleim.

### 1.

### Amor und Bachus.

Bachus ſtreitet ſich mit Amor,
Ob es Ernſt iſt oder Scherz!
Ernſt muß es wohl ſein, ſie ſtreiten
Sich um dieß mein Herz!
Bachus mag den Sieg gewinnen,
Ihn zu geben ſteht bei mir,
Aber nein, vertragt euch lieber
O ihr Götter! ihr.
Denn lieb' ich euch alle Beide,
Alle Beide könnt ihr mich
Glücklich machen, o vertraget
Euch doch nur, bitt' ich.
Laßt mich trinken, laßt mich lieben,
Beides laßt mich doch zugleich.
O ihr allerliebſten Götter!
O vertraget euch!
Euch zu Ehren, o ihr Götter!
Trink ich mir in Lieb' und Wein
Einen Rauſch, und meine Doris
Küßt mich, ſchenkt mir ein.

### 2.

### Das Hüttchen.

Ich hab' ein kleines Hüttchen nur;
Steht feſt auf einer Wieſenflur
An einem Bach, der Bach iſt ſchön;
Willſt mit in's Hüttchen gehn!
Am Hüttchen klein ſteht groß ein Baum,
Vor welchem ſiehſt das Hüttchen kaum;
Schützt gegen Regen, Sturm und Wind
All' die darinnen ſind.
Sitzt auf dem Baum 'ne Nachtigall,
Singt von der Lieb' mit ſüßem Schall,
Daß Jeder, der vorüber geht,
Horcht, lange ſtille ſteht.
Du Kleine mit dem blonden Haar,
Die längſt ſchon meine Freude war,
Ich gehe, rauhe Winde wehn,
Willſt mit in's Hüttchen gehn!

### 3.

### Siegeslied nach der Schlacht bei Prag.

(1757.)

Victoria! mit uns iſt Gott,
Der ſtolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht iſt unſer Gott;
Er liegt, Victoria!
Zwar unſer Vater iſt nicht mehr,
Jedoch er ſtarb ein Held,
Und ſieht nun unſer Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.
Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland;
Sein alter Kopf war kaum ſo weiß,
Als tapfer ſeine Hand.
Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff ſie eine Fahn',
Hielt ſie empor an ihrem Schaft,
Daß wir ſie Alle ſahn.
Und ſagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geſchütz!“
Wir folgten alle, Mann für Mann,
Geſchwinder wie der Blitz.
Ach! aber unſer Vater fiel,
Die Fahne ſank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel,
Glückſeliger Schwerin!
Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber ſtürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.
Du, Heinrich, wareſt ein Soldat,
Du fochteſt königlich!
Wir ſahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!
Der Pommer und der Märker ſtritt
Mit rechtem Chriſten-Muth,
Roth ward ſein Schwert, auf jedem Schritt
Floß dick Pandurenblut.
Aus ſieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär,
Da, Friederich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.
Dacht' in dem mörderiſchen Kampf
Gott, Vaterland und dich,
Sah tief in ſchwarzem Rauch und Dampf
Dich, ſeinen Friederich,
Und zitterte, ward feuerroth
Im krieg'riſchen Geſicht, —
(Er zitterte für deinen Tod,
Für ſeinen aber nicht!) —
Verachtete die Kugelſaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn!
Nun dankt Er Gott für ſeine Macht,
Und ſingt: Victoria!
Und alles Blut aus dieſer Schlacht
Fließt nach Thereſia!
Und weigert ſie auf dieſen Tag,
Den Frieden vorzuziehn;
So ſtürme, Friedrich, erſt ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien!

## 4.

## Ewald Chriſtian von Kleiſt.

### Aus dem beſchreibenden Gedicht „der Frühling.“

Komm, Muſe! laß uns im Thale die Wohnung und ländliche Wirthſchaft
Des Landmanns betrachten. — Hier ſteigt kein pariſcher Marmor in Säulen
Empor und bückt ſich in Kämpfern. Hier folgt kein fernes Gewäſſer
Dem mächtigen Rufe der Kunſt. Ein Baum, worunter ſein Ahnherr
Drei Alter durchlebte, beſchattet ein Haus, von Reben umkrochen,

Durch Dornen und Hecken beſchützt. Im Hofe dehnt ſich ein Teich aus,
Worin, mit Wolken umwälzt, ein zweiter Himmel mich aufnimmt,
Wenn jener ſich über mir ausſpannt; ein unermeßlicher Abgrund!
Die Henne jammert am Ufer mit ſtruppigen Federn, und locket
Die jüngſt gebrüteten Entchen; ſie fliehn der Pflegerin Stimme,
Durchplätſchern die Fluth und ſchnattern im Schilf. Langhälſige Gänſe
Verjagen von ihrer Zucht mit hochgeſchwungnen Flügeln
Den zottigen Hund: nun beginnen ihr Spiel die goldhaarigen Kinder
Verſtecken im Waſſer den Kopf, und hangen mit rudernden Füßen
Im Gleichgewichte. — Dort läuft ein kleines geſchäftiges Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitſchreitenden Hühnern.
Nun ſteht es und täuſcht ſie leichtfertig mit eitelem Wurfe, begießt ſie
Nun plötzlich mit Körnern und ſieht ſie vom Rücken ſich eſſen und zanken.
Dort lauſcht in dunkler Höhle das weiße Kaninchen und drehet
Die rothen Augen umher. Aus ſeinem Gezelt geht lachend
Das gelbe Täubchen und kratzt mit röthlichen Füßen den Nacken
Und rupft mit dem Schnabel die Bruſt und untergräbet den Flügel
Und eilt zum Liebling auf's Dach. Der Eiferſüchtige zürnet
Und dreht ſich um ſich und ſchreit. Bald rühret ihn die ſchmeichelnde Schöne,
Dann tritt er näher und girrt. Viel Küſſe werden verſchwendet!
Jtzt ſchwingen ſie lachend die Flügel und ſäuſeln über den Garten.
Ich folge, wohin ihr mich führt, ihr zärtlichen Tauben, ich folge.
Wie ſchimmert der blühende Garten, wie duften die Lauben! wie gaukelt
In Wolken von Blüthen der fröhliche Zephyr! Er führet ſie gen Himmel,
Und regnet mit ihnen herab. Hier hat der verwegene Schiffer
Die wilden Gewächſe der Mohren nicht hingepflanzt; ſeltene Diſteln
Durchblicken die Fenſter hier nicht. Das nutzende Schöne vergnüget
Den Landmann und etwa ein Kranz. Dieß lange Gewölbe von Nußſtrauch
Zeigt oben voll laufender Wolken den Himmel und hinten Geſilde
Voll Seen, und buſchigter Thäler, umringt mit geſchwollenen Bergen.
Mein Auge durchirrt den Auftritt noch einmal und muß ihn verlaſſen;
Der nähere ziehet mich an ſich. — O Tulipane, wer hat die
Mit allen Farben der Sonne den offenen Buſen gefüllet?
Ich grüßte dich Fürſtin der Blumen, wofern nicht die göttliche Roſe,
Die tauſendblättrige ſchöne Geſtalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedornten Thron und den ewigen Wohlgeruch hätte.
Hier lacht ſie bereits durch die Knoſpe mich an, die geprieſene Roſe.
Hier drängt die Mayenblume die Silberglöckchen durch Blätter;
Hier reicht mir die blaue Jacinte den Kelch voll kühler Gerüche!
Hier ſtrömt der hohen Viole balſamiſcher Ausfluß, hier ſtreut ſie
Die goldnen Stralen umher. Die Nachtviole läßt immer
Die ſtolzeren Blumen den Duft verhauchen; ſie ſchließet bedächtig
Ihn ein und hofft am Abend den ganzen Tag zu beſchämen.
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht wie die furchtſamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderern ſpornt, die, tugendhaft wegen der Tugend,
Im ſtillen Schatten verborgen, Gerüche der Gütigkeit ausſtreun.
Seht hin, wie brüſtet der Pfau ſich dort am funkelnden Beete!
Die braunen Aurikelgeſchlechter, beſtreut mit glänzendem Staube,
Stehn gleich den dichten Geſtirnen: aus Eiferſucht geht er darneben
Und öfnet den gräulichen Kreis voll Regenbogen und wendet
Den farbewechſelnden Hals. Die Schmetterlinge voll Wolluſt
Und unentſchloſſen im Wählen, umflattern die Blumen, und eilen
Auf buntem Flügel zurück und ſuchen wieder die Blüthe
Der Kirſchenreiſer, die jüngſt der Herr des Gartens durchſägten
Schleeſtämmen eingepfropft hatte, die itzt ſich über die Kinder,
Von ihnen geſäuget, verwundern. — Das Bild der Anmuth, die Hausfrau,
In jener Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand,
Die Freude lächelt aus ihr; ein Kind, der Grazien Liebling,
Verhindert ſie ſchmeichelnd, am Halſe mit zarten Armen ihr hangend,
Ein anderes tändelt im Klee, ſinnt nach und ſtammelt Gedanken.
  O dreimal ſeliges Volk, das keine Sorge beſchweret,
Kein Neid verſuchet, kein Stolz! Dein Leben fließet verborgen,
Wie klare Bäche durch Blumen dahin. Laß Andre dem Pöbel,
Der Dächer und Bäume beſteigt, in Siegeswagen zur Schau ſein,
Gezogen von Elephanten; laß Andre ſich lebend in Marmor
Bewundern oder in Erz, von knieenden Sklaven umgeben.
Mir iſt der Liebling des Himmels, der, fern vom Getümmel der Thoren
Am Bache ſchlummert, erwachet und ſingt. Ihm malet die Sonne
Den Oſt mit Purpur, ihm hauchet die Wieſe, die Nachtigall ſingt ihm;
Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden Saaten,
Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an ſein Traubengeländer.
Mit Arbeit würzt er die Koſt, ſein Blut iſt leicht, wie der Aether,
Sein Schlaf verfliegt mit der Dämmerung, ein Morgenlüftchen verweht ihn. —

## 5.

## Peter Uz.

### Der Patriot.

Von allen Helden, die der Welt
  Als ewige Geſtirne glänzen,

Vor jenen Tauſenden, die Ruhm und Sieg bekränzen,
O Patriot, biſt du mein Held;
Der du, von Menſchen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande ſchenkeſt,
Nur ſeine Leiden fühlſt, nur ſeine Größe denkeſt,
Nur lebſt und ſtirbſt fürs Vaterland!
Umſonſt ſucht von der Tugend Bahn
Der Eigennutz dich zu verdrängen
Und führet wider dich mit Jauchzen und Geſängen
Die lockende Verführung an;
Und ihr Gefolg, die goldne Pracht,
Den ſtolzen Reichthum mit der Ehre
Im purpurnen Gewand und einem Freudenheere,
Das um die ſüße Wolluſt lacht.
Siegprangender, als Cäſar war,
Schlägt ſich durch dieſen furchtbarn Haufen
Die große Seele durch, mit Gold nicht zu erkaufen,
Nicht zu erſchüttern durch Gefahr.
Denn wie ein Fels, der unbewegt,
Wenn Wogen ſich auf Wogen thürmen,
Im Oceane ſteht und ruhig in den Stürmen
Den ganzen Zorn des Himmels trägt;
So ſtehſt du mit feſtem Muth
Und trotzeſt ohne Freund, verlaſſen,
Dem Grimm der Mächtigen, der Böſen, die dich haſſen,
Und ihrer ungerechten Wuth.
Das Vaterland beglückt zu ſehn,
Iſt dir die göttlichſte der Freuden,
Iſt dir Ambroſia, ſelbſt in den bitterſten Leiden,
Wenn Bürger dich undankbar ſchmähn;
Bis dich der Himmel wieder ruft,
Die lichte Wohnung wahrer Helden;
Nur, wer du wareſt, wird des Volkes Thränen wieder melden,
Verſtrömt um deine ſtille Gruft.
Unrühmlich, unbeweint im Tod,
Vermodern in vergeſſ'nen Höhlen
Die Bürger ſchlimmer Art, in deren kleinen Seelen
Nur niedrer Eigennutz gebot.
Die Schändlichen! das Vaterland,
Das ihnen, was ſie hatten, Leben,
Ruh', Ehr' und Ueberfluß mit milder Huld gegeben,
Erfuhr des Unglücks rauhe Hand
Und rief ſie auf, voll Zuverſicht
Bei dieſen dringenden Gefahren,
Laut jammernd und bethränt, mit wild zerſtreuten Haaren
Zum Beiſtand, und erhielt ihn nicht.
Undankbar wichen ſie zurück,
Verachten den erzürnten Himmel
Zu niedrigem Gewinn und dachten im Getümmel
Nur ſich und ihres Hauſes Glück.
Ihr Haus entflieht der Rache nicht,
Die endlich den Verbrecher findet:
Was mit verruchter Hand ein Böſewicht gegründet,
Zerſtört ein andrer Böſewicht.
Des Bürgers Glück blüht mit dem Staat
Und Staaten blühn durch Patrioten:
Athen beſiegten Stolz und Eigennutz und Rotten,
Noch eh' es Philipp's Ehrſucht that.
Und ſo fiel Rom, die Königin
Der Könige von allen Zonen;
Geſtürzt von ihrem Thron und ihre goldnen Kronen
Nahm ein erkaufter Barbar hin.
Oft, wann in ſchauervoller Nacht
Ihr Schutzgeiſt ihren Schutt umfliegt,
Erblaſſend überſieht, wie Rom im Staube lieget,
In Trümmern ſeiner alten Pracht,
Und dann die großen Thaten denkt,
Die ſein geliebtes Volk vollbrachte,
So lang für's Vaterland der Bürger Liebe wachte,
Von grauer Weisheit ſanft gelenkt;
Als, taub für Silber und Verrath,
Ein Curius und Scipione
Und die Fabricier und männlichen Catone
Noch lebten für den freien Staat:
Dann klagt er laut, ſie ſind nicht mehr:
Des Coloſſeums öde Mauern
Beginnen rund umher antwortend mitzutrauern,
Tiefbrauſend, wie ein ſtürmiſch Meer.
Sie ſind nicht mehr und Rom ſtarb nach:
Erhoben durch die Patrioten,
Fiel mein geliebtes Rom, als allen Bürgerrotten
Ein patriotiſch Herz gebrach;
Daß dieſer Fall der großen Stadt
Die ſichern Völker warnend lehre,
Der größte Staat ſei ſchwach, der ungezählte Heere
Doch keine Patrioten hat.

## 6.

## Johann Friedrich von Cronegk.

### Ermunterung zu weiſer Freude.

Flieh die niedrigen Sorgen
Und das ſtolze Geräuſch der Stadt!
Damis, flieh, für Tyrannen
Iſt die knechtiſche Welt gemacht.
Keine römiſche Seele
Fühlt dich, göttliche Freiheit, mehr!
Und kein Brutus kommt wieder
An der Tiber verwais'ten Strand.
Murrend, aber vergebens,
Seufzt das Volk bei der Freiheit Bild,
Schon zu Ketten gewöhnet,
Sie zu brechen nicht ſtark genug.
Als der letzte der Römer
Sich den Dolch in die Bruſt gedrückt,
Schwang die göttliche Freiheit,
Sich zum Pol von der Welt empor.
Nur in ruhigen Hainen
Bleibt ihr einſamer Fußtritt noch:
Dorten hat ſie zuletzt noch
Sanft mitleidend zurückgeſehn.
Komm! Dir winket die Freude,
Nicht mit Purpur und Gold geſchmückt,
Leicht im weißen Gewande,
Ungekünſtelt, durch Unſchuld ſchön.
Keine Krone von Lorbeern
Drückt die ſittſame Stirne ſtolz;
Vom muthwilligen Weſten
Wird das flatternde Haar zerſtreut.
Weisheit, Mutter der Freude!
Strahl der Gottheit! erfülle mein Herz!
Bald tiefſinnig, bald ſcherzhaft,
Immer Weisheit, ſich ſelbſt nur gleich!
Nein! das iſt nicht die Weisheit,
Die betrübt über Alles ſeufzt.
Nein! das iſt nicht die Weisheit,
Die der Fleiß bei der Lampe ſucht.
Glücklich leben, iſt Weisheit;
Gott verehren, ihr höchſter Werth.
Nicht im Witz, im Verſtand nicht,
In den Herzen nur wohnet ſie.
Hier im friedſamen Thale
Scherzt die ſchüchterne Weisheit gern,
Wo die lächelnde Muſe
Sich mit thauvollen Reien freut.

## 7.

# Karl Wilhelm Ramler.

## Pygmalion.

(Eine Cantate.)

Abgöttin meiner Seele! wie?
Mit jedem Morgen ſchöner? — Ach, Eliſe!
Auch leblos biſt du liebenswürdiger, als dieſe,
Von der ich deinen Namen lieh!
So ſchön gebaut war meine junge Schweſter nicht;
Auch ſaß auf ihrem Augenlide
Nicht dieſe warme Zärtlichkeit;
Auch hatte ſie das ſüße Lächeln nicht,
Das an dem Munde dieſes Wunders hängt. —
Glückſeliger bin ich bei dir,
Glückſeliger, wenn dieſen glatten Nacken hier
Mein unbeſcholt'ner Arm umfängt,
Als in den Myrtenlauben
Der Nymphen unſrer Flur.
Ach! daß ich dich verlaſſen muß!
Ach! daß ich, Sterblicher, als du
Unheiligen dich überlaſſen muß! —
Geſpielin, Freundin, Liebe!
O! winke mir nur einmal zu.
Weil doch kein Gott die Zunge dir entbindet:
Daß dich mein Seufzen rührt, dein Buſen Lieb' empfindet.
  Ihr Götter, welche Phantaſie'n!
 O! Wahnſinn! . . . Wahnſinn, den ich liebe! . . .
 Ihn hauchte mir ein Dämon ein. —
 Hoff' ich bei dir auf Gegenliebe,
 Fühlloſer, tauber Marmorſtein?
  Biſt du zur Strafe mir ſo ſchön geglückt?
 Hat dir ein Gott in dieſe Wangen
 Dieß Lächeln mir zur Qual gedrückt? —
 Was ſagt dieß zärtliche Verlangen,
 Das dir aus beiden Augen blickt?
 Nicht wahr? „Wir leiden gleiche Pein."
  Ihr Götter, welche Phantaſie'n!
 O! Wahnſinn! . . . Wahnſinn, den ich liebe! . . .
 Ihn hauchte mir ein Dämon ein. —
 Hoff' ich bei dir auf Gegenliebe,
 Fühlloſer, tauber Marmorſtein?
Nicht taub, nicht fühllos, nein!
Ihr Auge gibt mir zärtliche Beweiſe! . .
Ihr Mund will ſprechen . . . . Horch! dringt nicht ganz leiſe
Der feinſte Silberton hervor?
Trennen ſich die halb geſchloſſ'nen Lippen nicht? . . .
Sie öffnen ſich! — Ach! daß mein irdiſch Ohr
Nicht fähig iſt, den zarten Laut zu faſſen!
Mich hört ſie; denn ihr Auge ſpricht;
Die Stirne denkt; — ſie denkt gewiß. —
Iſt nicht in jedem Baum ein Geiſt enthalten?
Warum nicht auch ein Geiſt
In dieſer ſchönſten aller menſchlichen Geſtalten?
Dieß iſt ja die Geſtalt der Cypria,
Die ich bei Nacht in Träumen ſah,
Die jeden Morgen um mich ſchwebte,
Indem mein arbeitſamer Stahl
Ihr dieſen Marmor nachzubilden ſtrebte. —
Nun führt' ich nicht einmal,
O wunderbares Schickſal! ſtatt des Meißels
In meinen Händen einen Pfeil?
Der war aus Amors Köcher! . . . Ach! es muß ein Theil
Der Gottheit, Liebe muß in dieſem Bilde wohnen;
Ein Keim von Lieb', ein Embryo von Geiſt . . . .
Ja, ja!
Schon iſt er der Entwicklung nah.
Ich darf nur dieſem kalten Haupte Leben,
Nur Wärme dieſem Herzen geben. —
Hat nicht Prometheus ſeinen Thon
Durch einen Feuerfunken
Zum Leben angefacht?
Hat nicht der Juno Sohn,
Hephäſtos, Erd' und Weisheit
In ein geſeel'tes Bild gebracht?
Hat nicht Deukalion
Aus ungeformten Steinen
Ein Volk hervorgebracht? — —
Ach! armer Sterblicher!
Was iſt dein Feuer, was dein Odem,
Ohn' eines Gottes Macht? —
Verlaſſener Pygmalion!
Wer von den Göttern wird dein Werk vollenden?
Wer wird ein himmliſch Licht in dieſe Sterne ſenden?

 O Venus Urania! bracht' ich nur dir,
 Sobald Aurora mich weckte,
 Sobald mich Hesperus hier
 Am Buſen Eliſens entdeckte,
 Nur dir auf jedem Altar,
 Im Hain, am Ufer, auf Höhen, auf Wieſen,
 Wo nur ein heil'ger Stein, wo nur ein Raſen war,
 Das erſte Weihrauchopfer dar:
 So höre mein Gebet: Belebe mir Eliſen!
 Hab' ich die Töchter dieſer Inſel je
 Zu deinem reinen Dienſt beſchworen;
 Hab' ich dein Cypern vom Altar
 Der Aftergöttin abgezogen;
 Hab' ich zu tadelloſen Prieſterinnen dir
 Die jüngſte Blüte meines Volks erkoren:
 O Göttin! ſo begnadige
 Mit dieſem einzigen Geſchenke deinen Freund!
 Laß Blut in dieſe Wangen rinnen!
 Geuß Feuer in dies Auge!
 Erweiche dieſe Bruſt! — — —
Nein, Aphrodite, nein,
Du kannſt mich nicht erhören:
Die Macht, die dir das Schickſal gab, iſt allzu klein. —

Doch wie? Beherrſcherin der Sphären!
Des Meeres! aller Erdebewohner? — — Nein,
Du willſt mich nicht erhören!
Du willſt nicht! Dieſe würde ſchöner ſein,
Als deine ganze göttliche Geſtalt . . . o Himmel!
Der Boden wankt! das offne Gewölbe zittert!
Ein Strahl, ein Schwefelkeil . . er zielt auf mich!
Eliſe . . Wehe mir! ſie wird zerſplittert!
Ich ſchaudere! die Gottheit nahet ſich. — — —

Wo bin ich? leb' ich? . . rund umfloſſen
Von himmliſchen Gerüchen? . . .
Ha! welch ein reiner Strom von Licht
Iſt über meinem Bildniß ausgegoſſen! . .
Ihr Götter! iſt's ein Traum? . . ihr Angeſicht . .
Es röthet ſich! . . ihr Auge lebt! . .
Mit einem tiefen Seufzer hebt
Ihr Buſen ſich empor!
Entzückendes Vergnügen! tödte mich nicht eh',
Bis ich ſie an mein Herz gedrückt.
Nun hebt ſie Haupt und Hand
Voll freudiger Erkennung in die Höhe.
Dankt ſie der Göttin? Ja, ſie dankt! ſie dankt!

Nun ſenkt ſie Haupt und Hand
Herab; bewundert nun den neuen Leib,
Betaſtet ihr in Purpurflor
Verwandeltes Gewand . .
O gute Göttin, nun erblickt ſie mich!

Erſchrick' nicht! ich bin dein,
Dein bin ich, meine Liebe!
Du biſt für mich lebendig, du biſt mein!
Gieb mir die Hand, — wie weich! wie warm! —
Und ſteig herab und komm in meinen Arm! — — —
Jetzt fühlſt du doch? jetzt fühlſt du meinen Kuß, Eliſe? —

Schlägt dieſes Herz vor Furcht? ſchlägt es vor Liebe? —
Fühlſt du, wie meines ihm entgegen ſchlägt? —
Wie? meine Braut! du kannſt mir Nichts zur Antwort
geben! —
Ach! bald ſollſt du mir Antwort geben!

Bald ſollen dieſe Lippen mich
Pygmalion! mein Trauter! nennen;
Bald ſoll dein ſüßer Mund mir zärtlich ſagen können:
Pygmalion! ich liebe dich!
Sobald dein Aug' erwacht, will ich dich laſſen hören:
Ich liebe dich!
Und eh' dein Aug' entſchläft, ſollſt du noch einmal hören:
Ich liebe dich!

Bald ſollen dieſe Lippen mich
Pygmalion! mein Trauter! nennen;
Bald ſoll dein ſüßer Mund mir zärtlich ſagen können:
Pygmalion! ich liebe dich!

Ja, dieſe leichte Mühe,
Dieß ſelige Geſchäft,
Dieß kindliche Vergnügen
Gebiett mir meine Göttin vor.

Allgütige! wofern dich hier
Noch dein ambroſiſches Gewölk umhüllt,
So ſiehe hier mich in den Staub gebückt;
Mit Freudenthränen dank' ich dir!

O Venus Amathuſia,
Die du die grenzenloſen Wünſche
Des ſchönſten Sterblichen erfüllteſt,
Nimm an das Meinige, was ich dir opfern kann,
Nimm meinen frommen Dank,
Nimm meinen lauten Lobgeſang
Für deine Schöpfung an!

## 8.

## Johann Georg Jacobi.

### 1.

### Litanei auf das Feſt aller Seelen.

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet ſüßen Traum,
Lebensſatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber ſchieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!
Die ſich hier Geſpielen ſuchten,
Öfter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verſtand:
Alle, die von hinnen ſchieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falſcher Freund verließ
Und die blinde Welt verſtieß:
Alle, die von hinnen ſchieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
Und der Jüngling, dem, verborgen,
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' in's Grab gelegt,
Auf ſein Grab die Kerze trägt:
Alle, die von hinnen ſchieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
Alle Geiſter, die, voll Klarheit,
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen ſchieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
Und die nie der Sonne lachten,
Unterm Mond auf Dornen wachten,
Gott, im reinen Himmelslicht,
Einſt zu ſehn von Angeſicht:
Alle, die von hinnen ſchieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
Und die gern im Roſengarten
Bei dem Freudenbecher harrten,
Aber dann, zur böſen Zeit,
Schmeckten ſeine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen ſchieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
Auch, die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke ſandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entſchlaf'ne Welt:
Alle, die von hinnen ſchieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!
Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet ſüßen Traum,
Lebensſatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber ſchieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

### 2.

### Vertrauen.

Die Morgenſterne prieſen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wieſen
Viel tauſend Jahre ſchon;
Es glänzten Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beſchien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.
Es weckte mich kein Morgen,
Es ſchien kein Erdentag
In's Dunkle, wo verborgen
Der Ungeborne lag;
Noch ſang der Vogel keiner
Mir ſeinen Liederruf —
Doch Er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erſchuf.
Er winkte mir in's Leben,
Er weihte mich zur Luſt,
Zum erſten Wonneleben
An einer Mutter Bruſt;
Er war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit ſüßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.
Da grüßt' ich ſie mit Weinen
Und ſchwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne ſcheinen,
Und Treue zog mich groß.
Mit Gottes Segen freute
Sich Anger, Buſch und Feld;
Mein Lobgeſang ertönte
Zum Vater dieſer Welt.
Der Tag kann nun verfärben,
Der Morgen wieder grau'n;
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich ſicher trau'n.
Und wenn ich ſchlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in ſeiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.
Dann opfert manche Blüte
Mein Grab, o Vater, dir;
Es preiſen deine Güte
Die Vögel über mir.

So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich ſonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.
Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erdenweisheit nicht;
Jedoch bei dir iſt Leben,
Iſt Liebeskraft und Licht.
Du ſtreuſt der Schöpfung Saaten!
Und was dich Vater heißt,
Das ruht in deinen Händen;
Empfange meinen Geiſt!

## 9.

## Friedrich Wilhelm Gotter.

### Epiſtel an einen Freund.

Freund, welcher Nordwind, ſchwarz vom Gifte,
Streut ſeines Aushauchs bange Düfte
Auf deines Lebens ſchönſte Zeit
Und raubet dem verwaiſten Herzen
Den Eifer und die Thätigkeit?
Tief wühlende, geheime Schmerzen
Zernagen langſam deine Kraft,
Dein ganzes Triebwerk iſt erſchlafft.
Du denkſt — zerriſſene Gedanken
Durchkreuzen ſich, von Troſte leer.
Du gehſt und deine Schritte wanken,
Und hinter dir hinkt Reue her.
Verlaſſen, ſcheu, dich ſelbſt verzehrend,
Durch Nichts zum Leben angefacht,
Am Morgenroth die Nacht begehrend,
Noch matt von der, die du durchwacht,
Gleichgiltig, wenn ein Tag verloren,
Vor jedem neuen Tage bang:
Verzeihe meines Herzens Drang,
O du, vor Allen mir erkoren!
Und lauſche mit geneigten Ohren
Der Freundſchaft tröſtendem Geſang,
Dem Rath, den die Vernunft geboren!
Und du, die mit gelinder Hand
Mir tiefe Wunden oft verband,
O Göttin! — Wohlthun iſt dein Name —
O Freundſchaft! jeder Tugend Same!
Du, unſers Weſens beſter Theil,
Erhab'ne Leidenſchaft des Weiſen!
Dir fleh' ich, deine Macht zum Heil
Des beſten Mannes zu beweiſen!
O! lächle mir Erhörung zu,
Daß wir dich Schöpferin der Ruh',
Und Schutzgöttin des Lebens preiſen!
Ein Herz, das lang' im Stillen litt,
Mit Schwachheit und mit Irrthum ſtritt,
Wenn weihſt du es zum Heiligthume,
Gewährſt dich zum ſchönern Ruhme,
Wenn unter Leidenſchaften groß,
In gifterfüllter Kräuter Schooß
Blüht ſo die edle, kleine Blume,
Fort aus der Freundſchaft Heiligthume,
Ihr Stolzen, deren kalte Bruſt
Nicht brüderliche Nachſicht nähret,
Die ihr aus Furcht nur Tugend ehret,
Und ſchuldlos bleibt, weil keine Luſt
Das matte Blut in euch empöret!
Das Paar der erſten Freunde war
Gewiß ein unglückſelig's Paar;
Zwei Seelen ihres Daſeins müde,
Durch gleiche Leiden ſich verwandt,
Von gleicher Neigung lang entbrannt;
Sie fanden ſich, und fanden Friede,
Und ſchlangen ſchmelzend Arm in Arm,
Und tranken, von Empfindung warm,
Sich ihres Herzens tiefſte Schwäche,
Und miſchten ihre Thränenbäche,
Und drückten ſich, zum ew'gen Bund,
Der Treue Kuß auf ihren Mund.
Folg' ihrem Beiſpiel! Laß uns weinen!
Laß meine Wehmuth mit der deinen
In lauten Klagen ſich vereinen!
Wie? hat des Schickſals Tyrannei
Sogar die Thränen dir entriſſen?
Weh' dir! Auch ihren Troſt zu miſſen!
Du gränzeſt an den Finſterniſſen
Unheilbarer Melancholei.
Auf! ſprenge dieſes Schlummers Bande,
Der deinen Geiſt gefeſſelt hält.
Wer leidet, iſt noch auf der Welt.
Fühlloſigkeit ſchwebt ſchon am Rande
Der Gruft. O, brich, wie ein Vulcan,
Nach dumpfer Stille, los. Es ſchlage
Des Unmuths Flamme himmelan!
Es übertäube deine Klage
Den ſturmempörten Ocean!
Verzweifle! Fluch' im bittern Wahn,
Dem milden Vater deiner Tage —
Der ganzen Welt! Ja ſchon' im Grimm
Selbſt meiner nicht! Dein Ungeſtüm,
Er wird mich ſchmerzen — Nicht erſchrecken.
Doch dieſer Zuſtand ſträubt mein Haar.
Er iſt der Gipfel der Gefahr,
Den ſchon des Todes Schatten decken;
Wo unſer Geiſt, durch nichts erfriſcht,
Verſchmachtend — in ſich ſelbſt erliſcht.
Den Steuermann, ſeit langen Jahren
Mit den unzähligen Gefahren
Der ungetreuen See vertraut,
Ihn, dem vor Stürmen nicht mehr graut,
Verläßt der Muth, wenn Todtenſtille
Den Aether füllt, das Schiff erſtarrt,
Und Kunſt und Fleiß und guter Wille
Unthätig auf Befreiung harrt,
Der Weſt das ſchlaffe Segel fühlet,
Und matter Schaum das Ruder ſpület.
Erfahrener Eifer, weiſer Muth
Beſtehen, ohne feiges Zittern,
Den Kampf mit Stürmen und Gewittern.
Sie ſind die Bilder unſrer Wuth;
Ihr Toben ſchweigt, es ſinkt die Flut,
Und bei des jungen Morgens Helle
Entdeckt des Bootmanns wacher Blick
Das nahe Land und preiſt ſein Glück.
So riſſen Fehler, Unglücksfälle
Ein edles Herz von Tugend los;
So wirft ſelbſt der Verzweiflung Welle
Es wieder oft in ihren Schooß.
Glaubſt du, der Menſchheit Elend drücke
Nur dich? (Oft iſt's der Selbſtſucht Wahn.)
O ſieh' mit unbefangnem Blicke
Die Menſchen, deine Brüder, an.
Sie kämpfen alle, leiden, klagen;
Der Glücklichſte hat ſeine Plagen,
Der Freiſte ſeine Sklaverei;
Der Eine wirklich; Andre zagen
Vor Schrecken ihrer Phantaſei.
Es ſehn, es hören alle Zonen
Des Kummers Spur; der Schwermuth Ach!
Monarchen weinen hoch auf Thronen,
Der Landmann unterm Hüttendach!
Oft fließet die geheime Thräne
Bei eines Grabes dunkler Scene,
Von Menſchenaugen ungeſehn;
Oft wird ſie grauſam ſtark erſticket;
Die ſelbſt, die kaum das Licht erblicket,
Beweinen, daß ſie es geſehn.

Doch, Freund, in dieſe Saat von Kummer
Iſt auch Vergnügen eingeſtreut;
Der Hoffnung Reiz, der ſüße Schlummer,
Der Treue erhabne Zärtlichkeit,
Was lehren ſie uns nicht vergeſſen?
Nein, ganz an Freuden arm iſt nie
Das Loos, dem Stande zugemeſſen.
Der Himmel ſchenkte dir Genie;
Genie, ſeltenſtes Geſchenke,
Es hat dich nicht voll ſchwarzer Ränke;
Nicht zum Beherrſcher einer Macht,
Nicht groß, nicht reich, nicht arm gemacht.
O dank' ihm durch ein frohes Leben,
Erkenn', erfülle deine Pflicht
Als Menſch, als Bürger, als Gemahl,
Als Vater! Jede deine Regung
Verlach' es! Ruhn wird deine Qual,
Der Sturm in deiner Bruſt ſich legen.
Umſonſt ſucht der Sophiſten Chor
Der Tugend Samen auszurotten
Und bitter jeder Pflicht zu ſpotten.
Leih' ihrem Gebot nicht dein Ohr!
Gott ſelbſt gab uns der Pflichten Bande.
Durch ſie bereiten wir uns vor
In jenem väterlichen Lande.
Dem Sklaven nur ſind ſie zur Laſt,
Ihm, wünſcht' er ſich des Thieres Raſt.
Voll Dankes übt ſie der Weiſe,
Ihm hat ſie auf der ... Reiſe
Aufmunterung, Erquickung, Speiſe,
Sein letzter Wunſch, wenn er erblaßt.
Wer iſt ſo tief in Schmerz verſunken,
Dem auch nicht Eines Friedens Funken,
Im Innerſten der leeren Bruſt,
Vielleicht ihm ſelbſt noch unbewußt,
Des Hauchs der Freundſchaft wartend, glimmte?
Nicht eine Saite ſeiner Bruſt
Mit ihrem ſanften Tone ſtimmte?
O daß ich der Melodie ſei,
Die durch die ſtumme Zauberei
Dein krankes Herz unmerklich täuſche,
Und endlich, frei von eitler Pracht
Und von ermüdendem Geräuſche,
In einer Laube heiter Nacht,
Wo ſchweigende Betrachtung wacht,
Dich mit der Freude wieder ſöhne!
Doch daß kein Weiß von ihrem Bild
Und ihrer Wange Glut zurück
Verſcheucht, ſie nicht verhöhne —
Verſchönt ſie ſich die junge Schöne!
Der Blinde, der die Finſterniß,
Die ihn umwölkte, kaum zerriß,
Wagt nicht an hellen Sommertagen
Sein ſchwaches, blinzelndes Geſicht
Hervorzuwagen in das volle Licht.
Er übt die Blicke, die noch zagen,
Der Sonne Feuer zu ertragen,
An Orten, wo ihr Strahl gedämpft
Mit braunen Schatten dämmernd kämpft.
Laß dich ſein kluges Zaudern lehren,
Die Sicherheit dich nicht bethören;
Freund, eile langſam zum Genuß!
Vergleiche dich auf allen Schritten
Dem Bauwerk, deſſen Bau gelitten,
Und das, will er's nicht ganz zerrütten,
Der Meiſter langſam beſſern muß!
Des Lebens Becher zu genießen,
In welchem Wohl und Wehe fließen,
Und dies durch jenes zu verſüßen,
Das iſt des Weiſen Wiſſenſchaft,
Der ſich auch Glück im Unglück ſchafft.

## 10.

## Gotthold Ephraim Leſſing.

### 1.

### Sinngedichte.

#### 1) Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man ſagt, ſie ſchwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar ſchon ſchwarz, als ſie es kaufte, war.

#### 2) Auf eine lange Naſe.

O aller Naſen Naſ'! ich wollte ſchwören,
Das Ohr kann ſie nicht ſchnauben hören.

#### 3) Die poetiſche Krönung.

„Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen,"
Sprach Hermann, „Schönaich darf es wagen
Und ſingt ein ſchläfrig Lied von mir." —
„Sei ruhig," hat Apoll geſprochen;
„Der Frevel iſt bereits gerochen,
Denn Gottſched krönet ihn dafür."

### 2.

### Eine Fabel.

Der Adler Jupiter's und Pallas' Eule ſtritten.
„Abſcheulich Nachtgeſpenſt!" — „Verſchreiner, darf ich bitten:
„Der Himmel hegt mich und dich?
„Was biſt du alſo mehr, als ich?"
Der Adler ſprach: „Wahr iſt's, im Himmel ſind wir beide;
Doch mit dem Unterſcheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug!"

### 3.

### Aus dem Luſtſpiel „Minna von Barnhelm oder Soldatenglück."

(Act 1. Scene 8, 9, 10, 11, 12.)

1.

Tellheim. Juſt.

**Tellheim.**

Biſt du da?

**Juſt**

(indem er ſich die Augen wiſcht)

Ja!

**Tellheim.**

Du haſt geweint?

**Juſt.**

Ich habe in der Küche meine Rechnung geſchrieben und die Küche iſt voll Rauch. Hier iſt ſie, mein Herr!

**Tellheim.**

Gib her.

**Juſt.**

Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menſchen mit Ihnen keine haben; aber —

**Tellheim.**

Was willſt du?

**Juſt.**

Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abſchied vermuthet.

**Tellheim.**

Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und lieſt.) „Was der Herr Major mir ſchuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem erſten dieſes an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf." — Gut, und es iſt billig, daß ich dieſen laufenden Monat ganz bezahle.

**Juſt.**

Die andere Seite, Herr Major —

**Tellheim.**

Noch mehr? (Lieſt.) „Was dem Herrn Major ich ſchuldig: An den Feldſcheer für mich bezahlt 25 Thlr., für Wartung und Pflege während meiner Cur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeſchoſſen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geſchenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vorſtehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major ſchuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, du biſt toll! —

**Juſt.**

Ich glaube es gern, daß ich ihnen weit mehr koſte. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu ſchreiben. Ich kann ihnen das nicht bezahlen, und wenn ſie mir vollends die Livree nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — ſo wollte ich lieber, ſie hätten mich in dem Lazarethe krepiren laſſen.

**Tellheim.**

Wofür ſiehſt du mich an? Du biſt mir Nichts ſchuldig und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es beſſer haben ſollſt, als bei mir.

**Juſt.**

Ich bin ihnen Nichts ſchuldig und doch wollen ſie mich verſtoßen?

**Tellheim.**

Weil ich dir Nichts ſchuldig werden will.

**Juſt.**

Darum? nur darum? — So gewiß ich ihnen ſchuldig bin, ſo gewiß ſie mir Nichts ſchuldig werden können, ſo gewiß ſollen ſie mich nun nicht verſtoßen. — Machen ſie was ſie wollen, Herr Major, ich bleibe bei ihnen; ich muß bei ihnen bleiben. —

**Tellheim.**

Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungeſtümes Weſen gegen Alle, von denen du meinſt, daß ſie dir Nichts zu ſagen haben, deine tückiſche Schadenfreude, deine Rachſucht — —

**Juſt.**

Machen ſie mich ſo ſchlimm, wie ſie wollen, ich will darum doch nicht ſchlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte Etwas winſeln. Ich ſtieg herab und griff nach der Stimme, ich glaubte ein Kind zu retten und zog einen Pudel aus dem Waſſer. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umſonſt. Ich prügelte ihn von mir, umſonſt. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, ſtieß ich ihn mit dem Fuße; er ſchrie, ſah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Biſſen Brot aus meiner Hand bekommen und doch bin ich der Einzige, auf den er hört und der ihn anrühren darf. Er ſpringt vor mir her und macht mir ſeine Künſte unbefohlen vor. Es iſt ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, ſo höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu ſein.

**Tellheim** (bei Seite).

So wie ich ihm! Nein, es gibt keine völlige Unmenſchen! — — Juſt, wir bleiben beiſammen.

**Juſt.**

Ganz gewiß! — Sie wollten ſich ohne Bedienten behelfen? Sie vergeſſen Ihrer Bleſſuren und daß ſie nur eines Armes mächtig ſind. Sie können ſich ja nicht allein ankleiden. Ich bin ihnen unentbehrlich und bin — — ohne mich ſelbſt zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt — für ſeinen Herrn betteln und ſtehlen kann.

**Tellheim.**

Juſt, wir bleiben nicht beiſammen.

**Juſt.**

Schon gut!

---

### 2.

### Ein Bedienter. Tellheim. Juſt.

**Der Bediente.**

Bſt! Kamerad!

**Juſt.**

Was gibt's?

**Der Bediente.**

Kann er mir nicht den Officier nachweiſen, der geſtern noch in dieſem Zimmer (auf eines an der Seite zeigend, von welcher er herkommt) gewohnt hat?

**Juſt.**

Das dürfte ich leicht können. Was bringt er ihm?

**Der Bediente.**

Was wir immer bringen, wenn wir Nichts bringen, ein Compliment. Meine Herrſchaft hört, daß er durch ſie verdrängt worden. Meine Herrſchaft weiß zu leben und ich ſoll ihn deßfalls um Verzeihung bitten.

**Juſt.**

Nun ſo bitte er ihn um Verzeihung, da ſteht er.

**Der Bediente.**

Was iſt er? Wie nennt man ihn?

**Tellheim.**

Mein Freund, ich habe euern Auftrag ſchon gehört. Es iſt eine überflüſſige Höflichkeit von eurer Herrſchaft, die ich erkenne, wie ich ſoll. Macht ihr meinen Empfehl. — Wie heißt eure Herrſchaft? —

**Der Bediente.**

Wie ſie heißt? Sie läßt ſich gnädiges Fräulein heißen.

**Tellheim.**

Und ihr Familienname?

**Der Bediente.**

Den habe ich noch nicht gehört, und darnach zu fragen, iſt meine Sache nicht. Ich richte mich ſo ein, daß ich meiſtentheils alle ſechs Wochen eine neue Herrſchaft habe. Der Henker behalte alle ihre Namen! —

**Juſt.**

Bravo, Kamerad!

**Der Bediente.**

Zu dieſer bin ich erſt vor wenig Tagen in Dresden gekommen. Sie ſucht, glaube ich, hier ihren Bräutigam.

**Tellheim.**

Genug, mein Freund. Den Namen eurer Herrſchaft wollte ich wiſſen, aber nicht ihre Geheimniſſe. Geht nur!

**Der Bediente.**

Kamerad, das wäre kein Herr für mich!

---

### 3.

### Tellheim. Juſt.

**Tellheim.**

Mache, Juſt, mache, daß wir aus dieſem Hauſe kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame iſt mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm dieſen Ring, die einzige Koſtbarkeit, die mir übrig iſt, von der ich nie geglaubt hätte, einen ſolchen Gebrauch zu machen! — Verſetze ihn! laß dir achtzig Friedrichsd'or darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreißig betragen. Bezahle ihn und räume meine Sachen — Ja, wohin? — Wohin du willſt. Der wohlfeilſte Gaſthof der beſte. Du ſollſt mich hier neben an auf dem Kaffeehauſe treffen. Ich gehe; mache deine Sache gut. —

**Juſt.**

Sorgen Sie nicht, Herr Major! —

**Tellheim** (kömmt wieder zurück.)

Vor allen Dingen, daß meine Piſtolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergeſſen werden.

**Juſt.**

Ich will Nichts vergeſſen.

**Tellheim** (kömmt nochmals zurück.)

Noch eins: nimm mir auch deinen Pudel mit; hörſt du, Juſt! —

---

## 4.

**Juſt.**

Der Pudel wird nicht zurückbleiben. Dafür laß ich den Pudel ſorgen. — Ha! auch den koſtbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Taſche, anſtatt am Finger? — Guter Wirth, wir ſind ſo kahl noch nicht, als wir ſcheinen. Bei ihm, bei ihm ſelbſt will ich dich verſetzen, ſchönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert ſich, daß du in ſeinem Hauſe nicht ganz ſollſt verzehrt werden! — Ah —

---

## 5.

### Paul Werner. Juſt.

**Juſt.**

Sieh da, Werner! guten Tag, Werner! willkommen in der Stadt!

**Werner.**

Das verwünſchte Dorf! Ich kann's unmöglich wieder gewohnt werden. Luſtig, Kinder! luſtig; ich bringe friſches Geld! Wo iſt der Major?

**Juſt.**

Er muß dir begegnet ſein, er ging eben die Treppe herab.

**Werner.**

Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun, wie geht's ihm? Ich wäre ſchon vorige Woche bei euch geweſen, aber —

**Juſt.**

Nun? was hat dich abgehalten? —

**Werner.**

Juſt — haſt du von dem Prinzen Heraklius gehört?

**Juſt.**

Heraklius? Ich wüßte nicht.

**Werner.**

Kennſt du den großen Helden im Morgenlande nicht?

**Juſt.**

Die Weiſen aus dem Morgenlande kenn' ich wohl, die um's Neujahr mit dem Sterne herumlaufen. —

**Werner.**

Menſch, ich glaube, du lieſeſt eben ſo wenig die Zeitungen, als die Bibel? — Du kennſt den Prinzen Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Perſien weggenommen und nächſter Tage die ottomanniſche Pforte einſprengen wird? Gott ſei Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg iſt! Ich habe lange genug gehofft, es ſollte hier wieder losgehen. Aber da ſitzen ſie und heilen ſich die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß ich wieder ſein! Kurz — (indem er ſich ſchüchtern umſieht, ob ihn Jemand behorcht) im Vertrauen, Juſt, ich wandere nach Perſien, um unter Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

**Juſt.**

Du?

**Werner.**

Ich, wie du mich hier ſiehſt! Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken; und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären. Freilich begreife ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb ſo luſtig ſein kann, als einer wider den Franzoſen; aber dafür muß er auch deſto verdienſtlicher ſein, in dieſem und jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels mit Diamanten beſetzt —

**Juſt.**

Um mir von ſo einem Säbel den Kopf ſpalten zu laſſen, reiſe ich nicht eine Meile. Du wirſt doch nicht toll ſein und dein ſchönes Schulzengericht verlaſſen? —

**Werner.**

O, das nehme ich mit! — Merkſt du was? — Das Gütchen iſt verkauft — —

**Juſt.**

Verkauft?

**Werner.**

St! — hier ſind hundert Ducaten, die ich geſtern auf den Kauf bekommen; die bring ich dem Major —

**Juſt.**

Und was ſoll der damit?

**Werner.**

Was er damit ſoll? Verzehren ſoll er ſie; verſpielen, vertrinken, ver — wie er will. Der Mann muß Geld haben, und es iſt ſchlecht genug, daß man ihm das Seinige ſo ſauer macht! Aber ich wüßte ſchon, was ich thäte, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Ich dächte: hol' euch hier Alle der Henker, und ginge mit Paul Wernern nach Perſien! — Blitz! — der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch ſchon ſeinen geweſenen Wachtmeiſter Paul Werner nicht kennt. Unſere Affaire bei den Katzenhäuſern —

**Juſt.**

Soll ich dir die erzählen? —

**Werner.**

Du mir? — Ich merke wohl, daß eine ſchöne Dispoſition über deinen Verſtand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Ducaten, gib ſie dem Major. Sage ihm, er ſoll mir auch die aufheben. Ich muß jetzt auf den Markt, ich habe zwei Winſpel Roggen herein geſchickt; was ich daraus löſe, kann er gleichfalls haben —

**Juſt.**

Werner, du meinſt es herzlich gut, aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine Ducaten und deine hundert Piſtolen kannſt du auch unverſehrt wieder bekommen, ſobald als du willſt.

**Werner.**

So? hat denn der Major noch Geld?

**Juſt.**

Nein.

**Werner.**

Hat er ſich wo welches geborgt?

**Juſt.**

Nein.

**Werner.**

Und wovon lebt ihr denn?

**Juſt.**

Wir laſſen anſchreiben, und wenn man nicht mehr anſchreiben will und uns zum Hauſe herauswirft, ſo verſetzen wir, was wir noch haben, und ziehen weiter. — Höre nur, Paul; dem Wirthe hier müſſen wir einen Poſſen ſpielen.

**Werner.**

Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabei! —

**Juſt.**

Wie wär's, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tragödie kömmt, aufpaßten und ihn brav durchprügelten? —

Werner.

Des Abends? – aufpaſſen? – ihrer Zwei Einem? – Das iſt Nichts. –

Juſt.

Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf anſteckten? –

Werner.

Sengen und brennen? – Kerl, man hört's, daß du Packknecht geweſen biſt und nicht Soldat; – pfui!

Juſt.

Oder, wenn wir ihm ſeine Tochter zur Hure machten? Sie iſt zwar verdammt häßlich. –

Werner.

O da wird ſie's lange ſchon ſein! Und allenfalls brauchſt du auch hierzu keinen Gehilfen. Aber was haſt du denn? Was gibt's denn?

Juſt.

Komm nur, du ſollſt dein Wunder hören!

Werner.

So iſt der Teufel wohl hier gar los?

Juſt.

Ja wohl, komm nur!

Werner.

Deſto beſſer! Nach Perſien alſo, nach Perſien.

---

### 4.

## Aus dem Trauerſpiele „Emilia Galotti."

(Aufzug 5, Auftritt 5, 6, 7, 8.)

### 1.

Der Prinz. Marinelli. Odoardo Galotti.

Der Prinz.

Ach, mein lieber, rechtſchaffener Galotti, – ſo Etwas muß auch geſchehen, wenn ich ſie bei mir ſehen ſoll. Um ein Geringeres thun ſie es nicht. Doch keine Vorwürfe.

Odoardo.

Gnädiger Herr, ich halte es in allen Fällen für unanſtändig, ſich zu ſeinem Fürſten zu drängen. Wen er kennt, den wird er fordern laſſen, wenn er ſeiner bedarf. Selbſt jetzt bitte ich um Verzeihung –

Der Prinz.

Wie manchem Andern wollte ich dieſe ſtolze Beſcheidenheit wünſchen! – Doch zur Sache: ſie werden begierig ſein, ihre Tochter zu ſehen. Sie iſt in neuer Unruhe wegen der plötzlichen Entfernung einer ſo zärtlichen Mutter. – Wozu auch dieſe Entfernung? Ich wartete nur, daß die liebenswürdige Emilie ſich völlig erholt hätte, um Beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir dieſen Triumph um die Hälfte verkümmert, aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen laſſen.

Odoardo.

Zu viel Gnade! – Erlauben ſie, Prinz, daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannigfaltigen Kränkungen erſpare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guaſtalla für ſie bereit halten.

Der Prinz.

Um die ſüßen Kränkungen des Freundes und des Mitleids, würde es Grauſamkeit ſein, ſie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude ſie nicht erreichen ſollen, dafür, lieber Galotti, laſſen ſie mich ſorgen.

Odoardo.

Prinz, die väterliche Liebe theilt ihre Sorge nicht gern. – Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren jetzigen Umſtänden einzig ziemt. – Entfernung aus der Welt; – ein Kloſter, – ſobald als möglich.

Der Prinz.

Ein Kloſter?

Odoardo.

Bis dahin weine ſie unter den Augen ihres Vaters.

Der Prinz.

So viel Schönheit ſoll in einem Kloſter verblühen? – Darf eine einzige fehlgeſchlagene Hoffnung uns gegen die Welt ſo unverſöhnlich machen? – Doch allerdings: dem Vater hat Niemand einzureden. Bringen ſie ihre Tochter, Galotti, wohin ſie wollen.

Odoardo (gegen Marinelli).

Nun, mein Herr?

Marinelli.

Wenn ſie mich ſogar auffordern!

Odoardo.

O mit nichten, mit nichten.

Der Prinz.

Was haben ſie Beide?

Odoardo.

Nichts, gnädiger Herr, Nichts. – Wir erwägen bloß, welcher von uns ſich in ihnen geirrt hat.

Der Prinz.

Wie ſo? – Reden ſie, Marinelli.

Marinelli.

Es geht mir nahe, der Gnade meines Fürſten in den Weg zu treten. Doch wenn die Freundſchaft gebietet, vor Allem in ihm den Richter aufzufordern –

Der Prinz.

Welche Freundſchaft? –

Marinelli.

Sie wiſſen, gnädiger Herr, wie ſehr ich den Grafen Appiani liebte; wie ſehr unſer beider Seelen in einander verwebt ſchienen –

Odoardo.

Das wiſſen ſie, Prinz? So wiſſen ſie es wahrlich allein.

Marinelli.

Von ihm ſelbſt zu ſeinem Rächer beſtellt –

Odoardo.

Sie?

Marinelli.

Fragen ſie nur ihre Gemahlin. Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen: und in einem Tone! in einem Tone! – Daß er mir nie aus dem Gehöre komme dieſer ſchreckliche Ton, wenn ich nicht Alles anwende, daß ſeine Mörder entdeckt und beſtraft werden!

Der Prinz.

Rechnen ſie auf meine kräftigſte Mitwirkung.

Odoardo.

Und meine heißeſten Wünſche! – Gut, gut! – Aber was weiter?

Der Prinz.

Das frag' ich, Marinelli.

Marinelli.

Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber geweſen, welche den Grafen angefallen.

Odoardo (höhniſch).

Nicht? wirklich nicht?

Marinelli.

Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege habe räumen laſſen.

Odoardo (bitter).

Ei! Ein Nebenbuhler?

Marinelli.

Nicht anders.

Odoardo.

Nun dann, – Gott verdamm' ihn, den meuchelmörderiſchen Buben!

Marinelli.

Ein Nebenbuhler, und ein begünſtigter Nebenbuhler –

Odoardo.

Was? ein begünſtigter? – Was ſagen ſie?

Marinelli.

Nichts, als was das Gerücht verbreitet.

Odoardo.

Ein begünſtigter! Von meiner Tochter begünſtigt?

Marinelli.

Das iſt gewiß nicht. Das kann nicht ſein. Dem widerſprech' ich, trotz ihnen. — Aber bei dem Allem, gnädiger Herr, — denn das gegründetſte Vorurtheil wiegt auf der Wage der Gerechtigkeit ſo viel als Nichts; — bei dem Allem wird man doch nicht umhin können, die ſchöne Unglückliche darüber zu vernehmen.

Der Prinz.

Ja wohl; allerdings.

Marinelli.

Und wo anders? Wo kann das anders geſchehen, als in Guaſtalla?

Der Prinz.

Da haben ſie Recht, Marinelli; da haben ſie Recht. — Ja ſo: das verändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr? Sie ſehen ſelbſt —

Odoardo.

O ja, ich ſehe — Ich ſehe, was ich ſehe. — Gott! Gott!

Der Prinz.

Was iſt ihnen? Was haben ſie mit ſich?

Odoardo.

Daß ich es nicht vorausgeſehen, was ich da ſehe. Das ärgert mich, weiter Nichts. — Nun ja; ſie ſoll wieder nach Guaſtalla. Ich will ſie wieder zu ihrer Mutter bringen, und bis die ſtrengſte Unterſuchung ſie freigeſprochen, will ich ſelbſt aus Guaſtalla nicht weichen. Denn wer weiß, — (mit einem bittern Lachen) wer weiß, ob die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu vernehmen.

Marinelli.

Sehr möglich! In ſolchen Fällen thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu wenig. — Daher fürchte ich ſogar —

Der Prinz.

Was? Was fürchten ſie?

Marinelli.

Man werde vor der Hand nicht verſtatten können, daß Mutter und Tochter ſich ſprechen.

Odoardo.

Sich nicht ſprechen?

Marinelli.

Man werde genöthigt ſein, Mutter und Tochter zu trennen.

Odoardo.

Mutter und Tochter zu trennen?

Marinelli.

Mutter und Tochter und Vater. Die Form des Verhörs erfordert dieſe Vorſichtigkeit ſchlechterdings. Und es thut mir leid, gnädiger Herr, daß ich mich gezwungen ſehe, ausdrücklich darauf anzutragen, wenigſtens Emilien in eine beſondere Verwahrung zu bringen.

Odoardo.

Beſondere Verwahrung? — Prinz! Prinz! — Doch ja; freilich, freilich! Ganz recht: in eine beſondere Verwahrung! Nicht, Prinz? nicht? O wie fein die Gerechtigkeit iſt! Vortrefflich!

(Fährt ſchnell nach dem Schubſacke, in welchem er den Dolch hat.)

Der Prinz

(ſchmeichelnd auf ihn zutretend).

Faſſen ſie ſich, lieber Galotti —

Odoardo

(bei Seite, indem er die Hand leer wieder herauszieht)

Das ſprach ſein Engel!

Der Prinz.

Sie ſind irrig; ſie verſtehen ihn nicht. Sie denken bei dem Worte Verwahrung wohl gar an Gefängniß und Kerker.

Odoardo.

Laſſen ſie mich daran denken: und ich bin ruhig!

Der Prinz.

Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier iſt die Strenge der Geſetze mit der Achtung gegen unbeſcholtene Tugend leicht zu vereinigen. Wenn Emilia in beſondere Verwahrung gebracht werden muß: ſo weiß ich ſchon — die allerunverdächtigſte. Das Haus meines Kanzlers. — Keinen Widerſpruch, Marinelli! — Da will ich ſie ſelbſt hinbringen. Da will ich ſie der Aufſicht einer der würdigſten Damen übergeben. Die ſoll mir für ſie bürgen, haften. — Sie gehen zu weit, Marinelli, wirklich zu weit, wenn ſie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi und ſeine Gemahlin?

Odoardo.

Was ſollt' ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieſes edeln Paares kenn' ich. Wer kennt ſie nicht? — (Zu Marinelli) Nein, mein Herr, geben ſie das nicht zu. Wenn Emilia verwahrt werden muß, ſo müſſe ſie in dem tiefſten Kerker verwahrt werden. Dringen ſie darauf, ich bitte ſie. — Ich Thor, mit meiner Bitte! Ich alter Geck! — Ja wohl hat ſie Recht, die gute Sibylle: Wer über gewiſſe Dinge ſeinen Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!

Der Prinz.

Ich verſtehe ſie nicht. — Lieber Galotti, was kann ich mehr thun? — Laſſen ſie es dabei: ich bitte ſie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! Da ſoll ſie hin; da bring' ich ſie ſelbſt hin; und wenn ihr da nicht mit der äußerſten Achtung begegnet wird, ſo hat mein Wort Nichts gegolten. Aber ſorgen ſie nicht. — Dabei bleibt es! Dabei bleibt es! — Sie ſelbſt, Galotti, mit ſich, können es halten, wie ſie wollen. Sie können uns nach Guaſtalla folgen; ſie können nach Sabionetta zurückkehren, wie ſie wollen. Es wäre lächerlich, ihnen vorzuſchreiben. — Und nun, auf Wiederſehen, lieber Galotti! — Kommen ſie, Marinelli: es wird ſpät.

Odoardo

(der in tiefen Gedanken geſtanden).

Wie? ſo ſoll ich ſie gar nicht ſprechen, meine Tochter? Auch hier nicht? — Ich laſſe mir ja Alles gefallen; ich finde ja Alles ganz vortrefflich. Das Haus eines Kanzlers iſt natürlicherweiſe eine Freiſtatt der Tugend. O, gnädiger Herr, bringen ſie ja meine Tochter dahin; nirgends anders als dahin. — Aber ſprechen wollt' ich ſie doch gern vorher. Der Tod des Grafen iſt ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man ſie von ihren Eltern trennt. Ihr jenen auf gute Art beizubringen, ſie dieſer Trennung wegen zu beruhigen: muß ich ſie ſprechen, gnädiger Herr, muß ich ſie ſprechen.

Der Prinz.

So kommen ſie denn —

Odoardo.

O, die Tochter kann auch wohl zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden ſie mir ſie nur, gnädiger Herr.

Der Prinz.

Auch das! — O Galotti, wenn ſie mein Freund, mein Führer, mein Vater ſein wollten!

(Der Prinz und Marinelli gehen ab.)

## 2.

Odoardo Galotti

(ihm nachſehend, nach einer Pauſe).

Warum nicht? — Herzlich gern. — Ha! ha! ha! — (Blickt wild umher.) Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub', ich war es ſelbſt. — Schon recht! Luſtig, luſtig! Das Spiel geht zu Ende. So oder ſo! — Aber — (Pauſe) wenn ſie mit ihm ſich verſtände? Wenn es das alltägliche Poſſenſpiel wäre? Wenn ſie es nicht werth wäre, was ich für ſie thun will? — (Pauſe.) Für ſie thun will? Was will ich denn für ſie thun? — Hab' ich das Herz, es mir zu ſagen? — Da denk' ich ſo was! So was, was ſich nur denken läßt.

Fröhlich! Fort, fort! Ich will ſie nicht erwarten. Nein! — (Gegen den Himmel.) Wer ſie unſchuldig in dieſen Abgrund geſtürzt hat, der ziehe ſie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (Er will gehen und ſieht Emilien kommen.) Zu ſpät! Ah! er will meine Hand, er will ſie!

### 7.

### Emilia. Odoardo.

**Emilia.**

Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie ſo unruhig, mein Vater?

**Odoardo.**

Und du ſo ruhig, meine Tochter?

**Emilia.**

Warum nicht, mein Vater? Entweder iſt Nichts verloren, oder Alles. Ruhig ſein können und ruhig ſein müſſen; kommt es nicht auf Eines?

**Odoardo.**

Aber, was meinſt du, daß der Fall iſt?

**Emilia.**

Daß Alles verloren iſt; — und daß wir wohl ruhig ſein müſſen, mein Vater.

**Odoardo.**

Und du wärſt ruhig, weil du ruhig ſein mußt? — Wer biſt du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So ſollte der Mann und der Vater ſich wohl vor dir ſchämen? — Aber laß doch hören: was nennſt du Alles verloren? — Daß der Graf todt iſt?

**Emilia.**

Und warum er todt iſt! Warum! Ha, ſo iſt es wahr, mein Vater? So iſt ſie wahr, die ganze ſchreckliche Geſchichte, die ich in dem naſſen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo iſt meine Mutter? Wo iſt ſie hin, mein Vater?

**Odoardo.**

Voraus; — wenn wir anders ihr nachkommen.

**Emilia.**

Je eher, je beſſer. Denn wenn der Graf todt iſt, wenn er darum todt iſt — darum! was verweilen wir noch hier? Laſſen Sie uns fliehen, mein Vater!

**Odoardo.**

Fliehen? — Was hätt' es dann für Noth? — Du biſt, du bleibſt in den Händen deines Räubers.

**Emilia.**

Ich bleibe in ſeinen Händen?

**Odoardo.**

Und allein; ohne deine Mutter, ohne mich.

**Emilia.**

Ich allein in ſeinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Ich allein in ſeinen Händen? — Gut, laſſen Sie mich nur, laſſen Sie mich nur. — Ich will doch ſehen, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Menſch iſt, der einen Menſchen zwingen kann.

**Odoardo.**

Ich meine, du biſt ruhig, mein Kind.

**Emilia.**

Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig ſein? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht ſollte? Dulden, was man nicht dürfte?

**Odoardo.**

Ha! wenn du ſo denkſt! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer geſagt: das Weib wollte die Natur zu ihrem Meiſterſtücke machen. Aber ſie vergriff ſich im Thone, ſie nahm ihn zu fein. Sonſt iſt Alles beſſer an euch, als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe iſt, ſo habe ich meine in ihr wieder gefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Unterſuchung, — o des hölliſchen Gaukelſpiels! — reißt er dich aus unſern Armen und bringt dich zur Grimaldi.

**Emilia.**

Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen, will mich bringen: will! will! — als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

**Odoardo.**

Ich ward auch ſo wüthend, daß ich ſchon nach dieſem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einem von Beiden — Beiden! — das Herz zu durchſtoßen.

**Emilia.**

Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieſes Leben iſt Alles, was die Laſterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie dieſen Dolch.

**Odoardo.**

Kind, es iſt keine Haarnadel.

**Emilia.**

So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

**Odoardo.**

Was? Dahin wär' es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Beſinne dich. — Auch du haſt nur Ein Leben zu verlieren.

**Emilia.**

Und nur Eine Unſchuld!

**Odoardo.**

Die über alle Gewalt erhaben iſt. —

**Emilia.**

Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, iſt Nichts: Verführung iſt die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als Eine. Auch meine Sinne ſind Sinne. Ich ſtehe für Nichts. Ich bin für Nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es iſt das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob ſich ſo mancher Tumult in meiner Seele, den die ſtrengſten Uebungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? Nichts Schlimmers zu vermeiden, ſprangen Tauſende in die Fluten und ſind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir dieſen Dolch.

**Odoardo.**

Und wenn du ihn kennteſt dieſen Dolch! —

**Emilia.**

Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund iſt auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

**Odoardo.**

Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn.)

**Emilia.**

Und da! (Im Begriffe, ſich damit zu durchſtoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

**Odoardo.**

Sieh, wie raſch! — Nein, das iſt nicht für deine Hand.

**Emilia.**

Es iſt wahr, mit einer Haarnadel ſoll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu ſuchen, und bekommt die Roſe zu faſſen.) Du noch hier? — Herunter mit dir! du gehöreſt nicht in das Haar Einer — wie mein Vater will, daß ich werden ſoll!

**Odoardo.**

O meine Tochter! —

**Emilia.**

O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie ſonſt? — (In einem bittern Tone, während daß ſie die Roſe zerpflückt.) Ehedem wohl gab es einen Vater, der, ſeine Tochter von der Schande zu retten, ihr den erſten den beſten Stahl in das Herz ſenkte — ihr zum zweitenmal das Leben gab. Aber alle ſolche Thaten ſind von ehedem! Solcher Väter gibt es keine mehr.

Odoardo.

Doch, meine Tochter, doch! (indem er ſie durchſticht) — Gott, was hab' ich gethan!

(Sie will ſinken und er faßt ſie in ſeine Arme.)

Emilia.

Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert — Laſſen ſie mich ſie küſſen, dieſe väterliche Hand.

4.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz

(im Hereintretend).

Was iſt das? — Iſt Emilien nicht wohl?

Odoardo.

Sehr wohl, ſehr wohl!

Der Prinz

(indem er näher kommt).

Was ſeh' ich? Entſetzen!

Marinelli.

Weh mir!

Der Prinz.

Grauſamer Vater, was haben ſie gethan!

Odoardo.

Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — War es nicht ſo, meine Tochter?

Emilia.

Nicht ſie, mein Vater — Ich ſelbſt — ich ſelbſt —

Odoardo.

Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia.

Ah — mein Vater —

(Sie ſtirbt und er legt ſie ſanft auf den Boden.)

Odoardo.

Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt ſie ihnen noch? Reizt ſie noch ihre Lüſte? Noch, in dieſem Blute, das wider ſie um Rache ſchreiet? (Nach einer Pauſe.) Aber ſie erwarten, wo das Alles hinaus ſoll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich ſelbſt kehren werde, um meine That wie eine ſchaale Tragödie zu beſchließen? — Sie irren ſich. Hier! (Indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich ſelbſt in das Gefängniß. Ich gehe und erwarte ſie als Richter — Und dann dort — erwarte ich ſie vor dem Richter unſer Aller.

Der Prinz

(nach einigem Stillſchweigen, unter welchem er den Körper mit Entſetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli).

Hier! heb' ihn auf. — Nun? du bedenkſt dich? — Elender! — (Indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt.) Nein, dein Blut ſoll mit dieſem Blute ſich nicht miſchen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! ſag' ich. — Gott! Gott! — Iſt es zum Unglücke ſo Mancher nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind; müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?

---

5.

## Aus dem Schauſpiel „Nathan der Weiſe."

(Aufzug 3, Auftritt 5, 6, 7.)

1.

Scene: ein Audienzſaal im Palaſte des Saladin.

Saladin und Nathan.

Saladin.

Tritt näher, Jude! — Näher. — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!

Nathan.

Die bleibe deinem Feinde!

Saladin.

Du nennſt dich Nathan?

Nathan.

Ja.

Saladin.

Den weiſen Nathan?

Nathan.

Nein.

Saladin.

Wohl! nennſt du dich nicht; nennt dich das Volk.

Nathan.

Kann ſein: das Volk.

Saladin.

Du glaubſt doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke?
Ich habe längſt gewünſcht, den Mann zu kennen,
Den es den Weiſen nennt.

Nathan.

Und wenn es ihn
Zum Spott ſo nennte? Wenn dem Volke weiſe
Nichts weiter wär', als klug? und klug nur der,
Der ſich auf ſeinen Vortheil gut verſteht?

Saladin.

Auf ſeinen wahren Vortheil, meinſt du doch?

Nathan.

Dann freilich wär' der Eigennützigſte
Der Klügſte. Dann wär' freilich klug und weiſe
Nur Eins.

Saladin.

Ich höre dich erweiſen, was
Du widerſprechen willſt. — Des Menſchen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennſt du;
Haſt du zu kennen wenigſtens geſucht;
Haſt drüber nachgedacht: das auch allein
Macht ſchon den Weiſen.

Nathan.

Der ſich Jeder dünkt
Zu ſein.

Saladin.

Nun der Beſcheidenheit genug!
Denn ſie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, ekelt.

(Er ſpringt auf.)

Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!

Nathan.

Sultan, ich
Will ſicherlich dich ſo bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundſchaft würdig bleibe.

Saladin.

Bedienen? wie?

Nathan.

Du ſollſt das Beſte haben
Von Allem; ſollſt es um den billigſten
Preis haben.

Saladin.

Wovon ſprichſt du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schweſter. — (Das der Horcherin!)
Ich habe mit dem Kaufmann Nichts zu thun.

Nathan.

So wirſt du ohne Zweifel wiſſen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde
Der allerdings ſich wieder regt, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverholen . . .

Saladin.

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Geſteuert. Davon weiß ich ſchon, ſo viel
Ich nöthig habe. — Kurz: —

Nathan.

Gebiete, Sultan.

Saladin.
Ich heiſche deinen Unterricht in ganz
Was Anderm; ganz was Anderm. — Da du nun
So weiſe biſt: ſo ſag' mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Geſetz
Hat dir am meiſten eingeleuchtet?

Nathan.
Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.
Und ich ein Muſelmann.
Der Chriſt iſt zwiſchen uns. — Von dieſen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre ſein. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht ſtehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen: oder, wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einſicht, Gründen, Wahl des Beſſern.
Wohlan! ſo theile deine Einſicht mir
Dann mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die dieſe Gründe
Beſtimmt, — verſteht ſich, im Vertrauen, — wiſſen,
Damit ich ſie zu meiner mache. — Wie?
Du ſtutzeſt? wägſt mich mit dem Auge? — Kann
Wohl ſein, daß ich der erſte Sultan bin,
Der eine ſolche Grille hat; die mich
Doch eines Sultans eben nicht ſo ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willſt du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir. —
(Ob ſie wohl horcht? Ich will ſie doch belauſchen;
Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk' nach!
Geſchwind, denk' nach! Ich ſäume nicht, zurück
Zu kommen.

(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem ſich Sittah begeben.)

### 2.

Nathan (allein).
Hm! hm! — wunderlich! — Wie iſt
Mir denn? — Was will der Sultan? was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will ſie ſo, — ſo baar, ſo blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein ſo neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Brett
Nur zählen darf; das iſt ſie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, ſo ſtriche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer iſt denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was iſt für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er ſtürzte mit
Der Thür ſo in's Haus! Man pocht doch, hört
Doch erſt, wenn man als Freund ſich naht. — Ich muß
Behutſam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz
Stockjude ſein zu wollen, geht ſchon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muſelmann? — Das wär's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder bloß, ſpeiſt man
Mit Märchen ab. — Er kommt. Er komme nur!

### 3.

Saladin und Nathan.

Saladin.
(So iſt das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geſchwind zurück? Du biſt zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun ſo rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.
Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.
So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie Alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.
Ja, ja! wenn's nöthig iſt und nützt.

Saladin.
Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel:
Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.
Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.
Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.
Ja, gut erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.
Schon wieder
So ſtolz beſcheiden? — Mach'! erzähl', erzähle!

Nathan.
Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Oſten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nämlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem Geliebteſten;
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebſte ſei; und ſtets der liebſte,
Ohn' Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde.
Verſteh' mich, Sultan.

Saladin.
Ich verſteh' dich. Weiter!

Nathan.
So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte, ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſo lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwei
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet insgeheim zu einem Künſtler,
Bei dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,

Zwei andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden insbeſondere;
Giebt jedem insbeſondere ſeinen Segen, —
Und ſeinen Ring, — und ſtirbt. — Du hörſt doch,
Sultan?

Saladin
(der ſich betroffen von ihm abwandte)
Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.
Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt.
Kaum war der Vater todt, ſo kommt ein jeder
Mit ſeinem Ring und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſein. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(Nach einer Pauſe, in welcher er des Sultans
Antwort erwartet.)
Faſt ſo unerweislich, als
Uns itzt — der rechte Glaube.

Saladin
Wie? das ſoll
Die Antwort ſein auf meine Frage? . . .

Nathan
Soll
Mich bloß entſchuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterſcheiden, die
Der Vater in der Abſicht machen ließ,
Damit ſie nicht zu unterſcheiden wären.

Saladin.
Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterſcheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speiſ' und Trank!

Nathan.
Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht.
Denn gründen alle ſich nicht auf Geſchichte?
Geſchrieben oder überliefert! — Und
Geſchichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun weſſen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigſten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir ſind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuſcht, als wo
Getäuſcht zu werden uns heilſamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. —
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Chriſten. Nicht? —

Saladin.
(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht;
Ich muß verſtummen.)

Nathan.
Laß auf unſre Ring'
Uns wieder kommen. Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte Jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſein; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laſſ': eh' müſſ' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſei, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wiſſen; ſich ſchon rächen.

Saladin.
Und nun der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.
Der Richter ſprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwei
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? O, ſo ſeid ihr alle drei
Betrogene Betrieger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin.
Herrlich! herrlich!

Nathan.
Und alſo! fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie ſie liegt. Hat von
Euch Jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube Jeder ſicher ſeinen Ring
Den ächten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle Drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er Zwei nicht drücken mögen,
Um Einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eifre Jeder ſeiner unbeſtochenen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindern äußern:
So lad' ich über tauſend, tauſend Jahre
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſ'rer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich, und ſprechen: Geht! — So ſagte der
Beſcheid'ne Richter.

Saladin.
Gott! Gott!

Nathan.
Saladin.
Wenn du dich fühleſt, dieſer weiſere
Verſprochne Mann zu ſein! . . .

Saladin
(der auf ihn zuſtürzt und ſeine Hand ergreift, die er bis
zu Ende nicht wieder fahren läßt)
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan
Was iſt dir, Sultan?

Saladin
Nathan, lieber Nathan!
Die tauſend, tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſei mein Freund!

## 11.

## Johann Gottfried Herder.

### 1.

### Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit: was hält ſie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen ſchnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang iſt unſer Leben,
Laßt uns Roſen auf ihn ſtreu'n.
Roſen; denn die Tage ſinken
In des Winters Nebelmeer.
Roſen, denn ſie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Roſen ſtehn auf jedem Zweige
Jeder ſchönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt ſein Leben hat.
Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greiſes Schlaf' umzieht
Und um ſie in friſchem Glanze
Wie im Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt ſüß,
Und die lauen Lüfte ſpielen
Freundlich uns in's Paradies.

### 2.

### Das Kind der Sorge.

Einſt ſaß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und ſann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.
„Was haſt du, ſinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte dich, Gott."
„Wohlan denn! Lebe! — Es lebet!
Und mein ſei dieſes Geſchöpf!"
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr."
„Mein Finger hat es gebildet" —
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als ſie ſo ſprachen,
Da trat auch Tellus hinan.
„Mein iſt's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind."
„Wohlan, ſprach Jupiter, wartet,
Dort kommt ein Entſcheider, Saturn."
Saturn ſprach: „Habet es Alle!
So will's das hohe Geſchick.
Du, der das Leben ihm ſchenkte,
Nimm, wenn es ſtirbet, den Geiſt.
Du, Tellus, ſeine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, ſeiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geſchenkt.
Du wirſt, ſo lang' es nur athmet,
Es nie verlaſſen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage ſich mühen in's Grab."
Des Schickſals Spruch iſt erfüllet
Und Menſch heißt dieſes Geſchöpf.
Im Leben gehört es der Sorge;
Der Erd' im Sterben und Gott.

### 3.

### Der Tod.

(Ein Geſpräch an Leſſing's Grabe.)

Himmliſcher Knabe, was ſtehſt du hier? die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde geſenkt; aber die andere flammt
Dir auf deiner ambroſiſchen Schulter an Lichte ſo herrlich!
Schöneren Purpurglanz ſah ja mein Auge noch nie!
Biſt du Amor? —
„Ich bin's! doch unter dieſer Umhüllung,
Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen den Genien ſahn die gütigen Götter
Keinen, der ſanft, wie ich, löſe das menſchliche Herz.
Und ſie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöſe,
Ihnen ein bitter Geſchoß, ſelbſt in den Becher der Luſt.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die ſchweigende Seele
Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf."
„Aber wo iſt dein Bogen und Pfeil?" Dem tapferen Weiſen,
Der ſich ſelber den Geiſt längſt von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich löſche die glänzende Fackel
Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Dieſe andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.
„Und wer iſt der Weiſe, dem du die Fackel der Erde
Hier gelöſchet, und dem jetzt die ſchönere flammt?"
Der iſt's, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides
Selber ſchärfte den Blick, daß er die Götter erſah.
Mich erkannte Leſſing an meiner geſenkten Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an.

### 4.

### Das Ich.

Willſt du zur Ruhe kommen, flieh', o Freund,
Die ärgſte Feindin, die Perſönlichkeit.
Sie täuſchet dich mit Nebelträumen, engt
Dir Geiſt und Herz und quält mit Sorgen dich,
Vergiftet dir das Blut und raubet dir
Den freien Athem, daß du, in dir ſelbſt
Verzehrend, dumpf erſtickſt von eigner Laſt.
Sag' an: was iſt in dir Perſönlichkeit?
Als in der Mutter Schooß von zweien du
Das Leben nahmſt und, unbewußt dir ſelbſt,
An fremdem Herzen, eine Pflanze, hingſt,
Zum Thiere getrieben und ein Menſchenthier
(So ſaget man) die Welt erblickteſt; da
Erblickteſt ſie noch nicht; ſie ſahe dich,
Von deiner Mutter lange noch ein Theil,
Der ihren Athem, ihre Küſſe trank,
Und an dem Lebenshauch, an ihrer Bruſt
Empfindung lernte. Sie trennte dich
Allmählig von der Mutter, eignete
In tauſend der Geſtalten dir ſich zu,
In tauſend der Gefühle dich ihr zu,
Den immer Neuen, immer Wechſelnden.
Wie wuchs das Kind? Es ſtrebte Fuß und Hand
Und Ohr und Auge ſpähend immer neu
Zu formen ſich. Und ſo getrieben du
Zum Knaben, Jünglinge, zum Mann und Greis.
Im Jünglinge, was war vom Kinde noch?

Was war im Knaben ſchon vom Greis und Mann?
Mit jedem Alter tauſchteſt du dich um;
Kein Theil des Körpers war derſelbe mehr,
Du täuſchteſt dich mit dir; dein Spiegel ſelbſt
Enthüllte dir ein andres, neues Bild.
  Verlangteſt du, ein Jüngling, nach der Bruſt
Der Mutter? Als die Liebe dich ergriff,
Sahſt du die Braut wie deine Schweſter an?
Und als der Traum der Ehre fort dich riß,
Verlangteſt in die Windeln du zurück?
Schmeckt dir die Zuckerbirne, wie ſie dir,
Dem Kinde, ſchmeckte? Und die innre Welt
Der Regungen, der lichten Phantaſie,
Des Anblicks aller Dinge, iſt ſie noch
Dieſelbe dir, wie ſie dem Knaben war?
  Ermanne dich. Das Leben iſt ein Strom
Von wechſelnden Geſtalten. Welle treibt
Die Welle, die ſie hebet und begräbt.
Derſelbe Strom, und keinen Augenblick
An keinem Ort, in keinem Tropfen mehr
Derſelbe, von der Quelle bis zum Meer.
  Und ſolch ein Traumbild ſoll dir Grundgebäu
Von deiner Pflicht und Hoffnung, deinem Glück
Und Unglück ſein? Auf einen Schatten willſt
Du bauen dich? und einer Wahngeſtalt
Gedanken, Wirkung, Zweck des Lebens weihn?
  Ermanne dich. Nein, du gehörſt nicht dir!
Dem großen, guten All gehöreſt du.
Du haſt von ihm empfangen und empfängſt;
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich ſelbſt, dich ſelbſt; denn ſieh du liegſt, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieſer Mutter Bruſt
Und hängſt an ihrem Herzen. Abgetrennt
Von allem Lebenden, was dich umgab
Und noch umgibt, dich nähret und erquickt,
Was wäreſt du? Kein Ich. Ein jeder Tropf'
In deinem Lebensſaft; in deinem Blut
Ein jedes Kügelchen, in deinem Geiſt
Und Herzen jeder regende Gedank'
Und Fertigkeit, Gewohnung, Schluß und That
(Ein Triebwerk, das du ſelbſt nicht kennſt),
Jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug
Des Angeſichtes iſt ein fremdes Gut,
Dir angeeignet, doch nur zum Gebrauch
Da, immer wechſelnd, ſtets verändert ſchleicht
Der Eigner fremden Gutes durch die Welt.
Er legt Kleider und Gewohnheit ab,
Verändert Sprache, Sitten, Meinungen,
Wie ſie der Zeiten raſtlos geh'nder Schritt
Ihm aufdringt, wie die große Mutter ihm
In ihrem Schooße bildet Herz und Haupt.
  Was iſt von deinen jeden tauſenden
Gedanken dein? Das Reich der Genien,
Ein großer untheilbarer Ocean,
Als Strom und Tropfe ſtrömt er auch in dich
Und bildete dein Eigenſtes. Was iſt
Von deinen jeden lebentauſenden
Empfindungen das Deine? Lieb' und Noth,
Nachahmung und Gewohnheit, Zeit und Raum,
Verdruß und Langeweile haben dir
Es angeformt und angegoſſen, das
In deinem Keim du neu es formen ſelbſt
Hat's Große, Gute, da hat's beſſ're All.
Dahin zieht mächt'ger Hebel; dahin
Jedweder Trieb der lebenden Natur.
Verlangen, Wunſch und Sehnen, Thätigkeit
Und Neugier und Bewunderung und Brunſt.
Und Mutterliebe. Das vom innern Keim
Die Knospe ſich zur Blum' entfalt' und einſt
Die Blum' in tauſend Früchten wieder blüh',
Den großen Wandelgang des ew'gen Alls
Beſeelend Luft und Sonne, Nacht und Tag,
Das Ich erſtirbt, damit das Ganze ſei. — —

  Was iſt's, daß du mit deinem armen Ich
Der Nachwelt hinterläſſeſt? Deinen Namen?
Und hieß er Raphael; an Raphael's
Gemälden ſelbſt vergäß' ich gern den Mann
Und rief' entzückt: ein Engel hat's gemalt.
  Dein Ich? Wie lange kann und wird es dann
Die Nachwelt nennen? Und am Namen liegt's?
So nennet ſie mit dir auch Mävius
Und Bavius, Star und Nero, Heroſtrat.
  Nur wenn uneingedenk des engen Ichs
Dein Geiſt in allen Seelen lebt, dein Herz
In tauſend Herzen ſchläget; dann biſt du
Ein ewiger, allwirkender, ein Geiſt,
Und auch, wie Gott, unſichtbar namenlos.
  Perſönlichkeit, die man den Werken eindrückt,
Die kleinliche, vertilgt im beſten Werk
Den allgemeinen ew'gen Genius,
Das große Leben der Unſterblichkeit.
  So laſſet denn im Wirken und Gemüth
Das Ich uns mildern, daß das beſſre Du
Und Er und Wir und Ihr und Sie es ſanft
Auslöſchen und uns von der böſen Unart
Des harten Ich unmerklich ſanft befrei'n.
In allen Pflichten ſei uns erſte Pflicht
Vergeſſenheit ſein ſelber! So geräth
Uns unſer Werk und ſüß iſt jede That,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht,
Verſchlungen in ein weites Labyrinth
Der Sterbenden, ſei unſer Geiſt ein Ton
Im Chorgeſang der Schöpfung, unſer Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.
  Wenn einſt mein Genius die Fackel ſenkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um Manches, nur
Nicht um mein Ich. Was ſchenkt er mir damit?
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis?
Verbindet ſind ſie und ich trinke froh
Die Schale Lethe's. Mein Elyſium
Soll kein vergang'ner Traum von Mißgeſchick
Und kleinem krüppligen Verdienſt entweihn.
Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich beladende,
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was ſie ſelbſt mir gab
Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich.

---

### 5.

## Die wiedergefundenen Söhne.

(Legende.)

Was die Schickung ſchickt, ertrage;
  Wer ausharret, wird gekrönt.
  Reichlich weiß ſie zu vergelten,
  Herrlich lohnt ſie ſtillen Sinn.
  Tapfer iſt der Löwenſieger,
  Tapfer iſt der Weltbezwinger,
  Tapferer, wer ſich ſelbſt bezwang.
Placidus, ein edler Heide,
  Reich an Tugend und Vermögen,
  Beiſtand war er jedem Armen,
  Unterdrückten half er aus.
  Wie er einſt den Feind bezwungen,
  Wie er einſt das Reich gerettet,
  Rettet' er, wer zu ihm floh.
Aber ihn verfolgt' das Schickſal,
  Armuth und der Böſen Neid.
  „Daß dem Neid uns und der Armuth
  Still entgehn!“ ſprach Placidus.
  „Auf! laß uns dem Fleiße dienen!“

Sprach ſein Weib, „und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!“
Alſo gingen ſie; im Walde
Traf ſie eine Räuberſchaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange ſucht der Held ſie auf:
„Placidus,“ rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Buſen,
„Dulde dich, du findeſt ſie!“
Und er kam vor eine Hütte;
„„Kehre, Wandrer, bei mir ein!““
Sprach der Landmann, „„du biſt traurig;
Auf und faſſe neuen Muth!
Wen das Schickſal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, ſiegt.““
Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in ſeinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus!“ rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Buſen,
„Dulde dich, du findeſt ſie!“
So verſtrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entſprang.
„Wo iſt Placidus, mein Feldherr?“
Sprach der Kaiſer, „ſuchet ihn!“
Und man ſucht' ihn nicht vergebens,
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schickſals Stunde ſchlug.
Zween ſeiner alten Diener
Kommen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Geſicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, ſtatt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmal.
Alsbald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer,
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Großen Sinnes nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern ſeinen Treuen,
Seinen Tapferſten im Heer.
Als nach ausgefocht'nem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Dringt mit zween ſeiner Helden
Eine Mutter ſich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, ſieh' hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia!
„Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich ſie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieſer Hütte —
Komm und ſchau'! — erzog ich ſie.
Glaubte dich uns längſt verloren;
Deine Söhne hier ſtatt deiner,
Deiner werth erzog ich ſie.
„Als die Poſt erſcholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Aufgeweckt vom Todtentraume
Rief ich die Jünglinge.
„Zieht! Verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters werth!“
„Und ich ſeh', ſie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm;
Die du unerkannt von Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, ſieh' hier deine Söhne,
Und dein Weib Eugenia!“
Was die Schickung ſchickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der [illegible]
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Chriſtlich wandt' er ſeinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preiſend Sanct Euſtachius.

## 12.

## Matthias Claudius.

### 1.

### Abendlied.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.
Wie iſt die Welt ſo ſtille
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.
Seht ihr den Mond dort ſtehen?
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön!
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.
Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte
Und ſuchen viele Künſte
Und kommen weiter von dem Ziel.
Gott, laß uns dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſein!
Woll'ſt endlich ſonder Grämen
Aus dieſer Welt uns nehmen
Durch einen ſanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unſer Herr und unſer Gott!
So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt iſt der Abendhauch.
Verſchon' uns Gott mit Strafen
Und laß' uns ruhig ſchlafen
Und unſern kranken Nachbar auch!

### 2.

### Rheinweinlied.*)

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europa, ihr Herren Zecher!
Iſt ſolch ein Wein nicht mehr.
Er kommt nicht her aus Ungarn noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'ſch ſpricht;

---

*) Die Autorſchaft dieſes allbeliebten Liedes wurde in neuerer Zeit dem Wandsbecker Boten beſtritten und von mehreren Seiten der einem [illegible] Sander, zugeſchrieben. Ob mit Recht oder Unrecht, bleibt noch zu entſcheiden.

Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein ſich holen!
Wir holen ihn da nicht.
Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut!
Wie wär' er ſonſt ſo edel und ſo ſtille,
Und doch voll Kraft und Muth!
Er wächſt nicht überall im deutſchen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.
Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein,
Iſt's aber nicht; man kann dabei nicht ſingen,
Dabei nicht fröhlich ſein.
Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Wein finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen,
Und etwas Läuſegold.
Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und ſein Küſter
Auf ihm die Kreuz und Quer.
Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben:
Geſegnet ſei der Rhein!
Da wachſen ſie am Ufer hin, und geben
Uns dieſen Labewein.
So trinkt ihn denn und laßt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich ſein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läg',
Wir gäben ihm den Wein.

## 13.

## Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty.

### 1.

### Lebenspflichten.

Roſen auf den Weg geſtreut
Und des Harms vergeſſen!
Eine kurze Spanne Zeit
Iſt uns zugemeſſen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf ſeinem Grabe.
Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht ſie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.
Laſſet keine Nachtigall
Unbehorcht verſtummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauſcht entſummen.
Schmeckt, ſo lang' es Gott erlaubt,
Kuß und ſüße Trauben;
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kommt, auch ſie zu rauben.
Unſerm ſchlummernden Gebein,
Von dem Tod umgattert,
Duftet nicht der Roſenhain,
Der am Grabe flattert;
Tönet nicht der Wonneklang
Angeſtoßner Becher,
Noch der frohe Rundgeſang
Weinbekränzter Zecher!

### 2.

### Elegie auf ein Landmädchen.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab,
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, ſo der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.
Ihre Lieben, voll des Mißgeſchickes,
Denken nicht an Pfänderſpiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden naſſen Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach, kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen biſt,
Und im Himmel iſt kein Geiſt verklärter,
Als die Seele Röschens iſt.
Wie ein Engel ſtand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wieſenblumen waren ihr Geſchmeide
Und ein Veilchen ihres Buſens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Dieſe Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieſer Bach.
Sittſamkeit umfloß, wie Mondenſchimmer,
Ihre Roſenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unſchuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.
Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Erlen in den Buchenhain;
Unter'm Grün, durchſtralt von Himmelsbläue,
Flogen ſie den deutſchen Ringelreih'n.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an ſeinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth.
Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach;
Bis die Kühlung kam und Abendröthe
Durch die falben Weidenwolke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War ſein Taggedanke, war ſein Traum;
Wie ſich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben ſich die Engel kaum.
Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen
Und die Grabgeſänge heben an;
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit ſeinem Liederbuche,
Naſſen Auges, an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.
Schlumm're ſanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht, wie Harfenliſpel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab erzieht!
Und im Gipfel dieſer Kirchhofslinde
Girr' ein Turteltaubenpaar.

### 14.

## Friedrich Leopold von Stolberg.

### Romanze.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolf's Heldenarm,
Rudolf's, den die Schlacht erfreute,
Rudolf's, welchen Frankreich ſcheute
Und der Sarazenen Schwarm.
Er, der Letzte ſeines Stammes,
Weinte ſeiner Söhne Fall;
Zwiſchen moosbewachſ'nen Mauern
Tönte ſeiner Klage Trauern
In der Hallen Widerhall.
Agnes mit den goldnen Locken
War des Greiſes Troſt und Stab:
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte ſie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.
Ach! ſie weinte ſelbſt im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenſter ſchien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne;
Und die Dirne liebte ihn!
Aber Horſt, der hundert Krieger
Unterhielt im eignen Sold,
Rühmte ſeines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfocht'nen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.
Einſt beim frohen Mahle faßte
Albrecht ihre weiche Hand;
Ihre ſanften Augen ſtrebten
Ihn zu ſtrafen; ach! da bebten
Thränen auf das Buſenband.
Horſt entbrannte, blickte ſeitwärts
Auf ſein ſchweres Mordgewehr:
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer ſprühte
Aus den Augen wild umher.
Trotzend warf er ſeinen Handſchuh
In der Agnes keuſchen Schooß:
„Albrecht, nimm! Zu dieſer Stunde
Harr' ich dein im Eichengrunde!“
Kaum geſagt, ſchon flog ſein Roß.
Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig auf, beſtieg ſein Roß;
Küßte ſich des Mädchens Zähre,
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre,
Aus dem blauen Auge floß.
Röthlich ſchimmerte die Rüſtung
In der Abendſonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde
Und die Hirſche flohn in's Thal.
Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes ſich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edeln Albrecht ſinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.
Bang von leiſer Ahnung ſpornet
Horſt ſein ſchaumbedecktes Pferd!
Höret nun des Hauſes Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt und ſtürzt ſich in ſein Schwert.
Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt ſie ſo zwei lange Tage
Thränenlos und ohne Klage
Und verſchied im ſtummen Harm.

---

### 15.

## Gottfried August Bürger.

### Lenore.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen:
„Biſt untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willſt du ſäumen?“
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geſchrieben,
Ob er geſund geblieben.
Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.
Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelſchall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.
Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch Keiner war, der Kundſchaft gab,
Von Allen, ſo da kamen.
Als nun der Zug vorüber war,
Zerraufte ſie ihr Rabenhaar
Und warf ſich hin zur Erde
Mit wüthender Geberde.
Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß ſich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was iſt mit dir?“
Und ſchloß ſie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin iſt hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —
„Hilf, Gott, hilf! Sieh' uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunſer!
Was Gott thut, das iſt wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt ſich unſer!“ —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun iſt's nicht mehr von Nöthen.“ —
„Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament!
Kein Sacrament kann Leben
Den Todten wieder geben.“ —
„Hör', Kind! wie, wenn der falſche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich ſeines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, ſein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib ſich trennen,
Wird ihn ſein Meineid brennen.“ —
„O Mutter, Mutter! Hin iſt hin!
Verloren iſt verloren!
Der Tod, der Tod iſt mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!

Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Grauß!
Bei Gott iſt kein Erbarmen!
O weh, o weh mir Armen!" —
„Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge ſpricht,
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach! Kind, vergiß dein irdiſch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —
„O Mutter! Was iſt Seligkeit?
O Mutter! Was iſt Hölle?
Bei ihm, bei ihm iſt Seligkeit
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Grauß!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht ſelig werden." — —
So wüthete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorſehung
Vermeſſen fort zu hadern,
Zerſchlug den Buſen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.
Und außen, horch! ging's trap trap trap,
Als wie von Roſſes Hufen;
Und klirrend ſtieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! — und horch! der Pfortenring
Ganz loſe, leiſe, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich dieſe Worte:
„Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfſt, Liebchen, oder wachſt du?
Wie biſt du gegen mich geſinnt?
Und weineſt oder lachſt du?"
„Ach, Wilhelm, du? So ſpät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommſt du her geritten?"
„Wir ſatteln nur um Mitternacht;
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe ſpät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen." —
„Ach, Wilhelm, erſt herein geſchwind!
Den Hagedorn durchſauſt der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebſter, zu erwarmen!" —
„Laß ſauſen durch den Hagedorn!
Laß ſauſen, Kind, laß ſauſen!
Der Rappe ſcharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hauſen.
Komm, ſchürze, ſpring' und ſchwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen." —
„Ach, wollteſt hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf ſchon angeſchlagen." —
„Sieh hin, ſieh her! Der Mond ſcheint hell,
Wir und die Todten reiten ſchnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut in's Hochzeitbette." —
„Sag' an, wo iſt dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier! ... Still, kühl und klein! ..
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, ſchürze, ſpring' und ſchwinge dich!
Die Hochzeitgäſte hoffen;
Die Kammer ſteht uns offen." —
Schön Liebchen ſchürzte, ſprang und ſchwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter ſchlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre hurre, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.
Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? ... Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach nein! — Doch laß die Todten!" —
Was klang dort für Geſang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! Horch Todtenſang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.
„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib,
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küſter, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff' und ſprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!" —
Still Klang und Sang .... die Bahre ſchwand ..
Gehorſam ſeinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben
Und Kies und Funken ſtoben.
Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? ... Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach! Laß ſie ruhn, die Todten." —
Sieh da! ſieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb ſichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Geſindel. —
„Sa! Sa! Geſindel, hier! Komm hier!
Geſindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wenn wir zu Bette ſteigen!" —
Und das Geſindel, huſch huſch huſch!
Kam hinten nachgepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch
Durch dürre Blätter raſſelt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben
Und Kies und Funken ſtoben.
Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? .. Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„O weh! laß ruhn die Todten!" — —

„Rapp'! Rapp'! mich dünkt, der Hahn ſchon ruft…
Bald wird der Sand verrinnen…
Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenluft…
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette thut ſich auf.
Die Todten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle.“ — —
Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichenſteine
Rund um im Mondenſcheine.
Ha ſieh! ha ſieh! im Augenblick,
Huhu, ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.
Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp,
Und ſprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft.
Lenoren's Herz mit Beben,
Rang zwiſchen Tod und Leben.
Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rund um herum im Kreiſe
Die Geiſter einen Kettentanz
Und heulten dieſe Weiſe:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig;
Gott ſei der Seele gnädig!“

## 16.

## Johann Heinrich Voß.

### Der ſiebzigſte Geburtstag.

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnſtuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchten voll ſchwellender Haare geziert war:
Tamm, ſeit vierzig Jahren in Stolp, dem geſegnetem Freidorf,
Organiſt, Schulmeiſter zugleich und ehrſamer Küſter,
Der faſt Allen im Dorf, bis auf wenige Greiſe der Vorzeit,
Einſt Taufwaſſer gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung geſpielt und hinweg ſchon Manchen geſungen.
Oft nun faltend die Händ' und oft mit lauterem Murmeln
Las er die treffenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmälig
Starrte ſein Blick und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.
Feſtlich prangte der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und ſilberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geſchmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt und, von dem Pfarrer
Auserſehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateiniſche Schul' und die theure Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz
Und ſeit Kurzem vermählt mit der wirklichen Tochter des Vorfahrs.
Ferner hatte der Sohn zur Verherrlichung ſeines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Fracht und ſtärkende Weine geſendet,
Auch in dem Briefe gelobt: er ſelbſt und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verſchneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen ſie Beide, das Feſt mit dem Vater zu feiern
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine verſiegelte Flaſche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh ſich geſpendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die ſie ſo gern noch ſähen und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch ſprachen ſie fort von Tagen des Grams und der Tröſtung
Und wie ſich Alles umher auflöſ' in behagliches Alter.
„Gutes gewollt mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir ſelbſt, du Trauteſte; Solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer geſagt, wenn du weineteſt: Frau, nur geduldig!
Bet' und arbeit'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer iſt aller Beginn; wer getroſt fortgehet, der kommt an!“
Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernährt' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balſamiſche Trank, der glühende, löſte dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete ſüße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geſchäft ſie ruheten und mit Bewirthung
Stattliche Gäſt' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und gewühlt und mit feinerem Sande geſtreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenſter und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptiſch
Und das beſtäubte Gewächs am ſonnigen Fenſter gereinigt,
Knoſpende Roſ' und Levkoj' und ſpaniſchen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten geſcheuert die zinnernen Teller und Schüſſeln
Auf dem Geſims; auch hingen ein Paar bettiniſche Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Meſſing,
Beſen und Mandelholz und die zierliche Elle von Nußbaum,

Aber das grüne Klavier, vom Greiſe geſtimmt und beſaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und ſchimmerte; unten befeſtigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Knöpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüſſelſchilden von Meſſing —
Ihre ſelige Mutter, die Küſterin, kauft' ihn zum Brautſchatz —
Hatte ſie abgeſtäubt und mit glänzendem Wachſe gebohnet.
Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein zungelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläſer mit eingeſchliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Taſſen und Kopfel.
Als ſie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binſenbeflochtenen Spinnſtuhl,
Langſam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leiſ' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht ſtörte das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo ſah ſie hinaus, wie die ſtöbernden Flocken am Fenſter
Rieſelten und wie der Oſt dort wirbelte, dort in den Eichen
Rauſcht', und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Schneeufer.
Lange, mit ernſtem Geſicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand ſie vertieft in Gedanken und plauderte halb, was ſie dachte:
„Lieber Gott, wie es ſtürmt und der Schnee in den Gründen ſich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reiſen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Menſch wohl jagte bei ſolchem
Wetter den Hund aus der Thür, wer ſeines Viehs ſich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Feſt mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu beſonders
Wühlt mir das Herz! Und ſieh, wie die Katz' auf dem Tritte des Tiſches
Schnurrt und das Pfötchen ſich leckt und Bart und Nacken ſich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!“ —
Sprach's und trat an den Spiegel, die feſtliche Haube zu rücken,
Welche der Vater verſchob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwieſpalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkeln, ſie auf den Enkel.
„Nicht ganz ſchäme ſich meiner die Frau im modiſchen Kopfzeug!“ —
Dachte ſie leiſ' im Herzen und lächelte ſelber der Thorheit.
Neben dem ſchlummernden Greis, an der anderen Ecke des Tiſches,
Deckte ſie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drilliſch,
Stellete dann die Taſſen mit zierlichen Blumen in Ordnung,
Auch die blecherne Doſ' und darin grobklumpigen Zucker
Trug ſie heraus aus dem Schrank und ſcheuchte die ſummenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verſchont zur Wintergeſellſchaft;
Auch dem Geſimſ' enthob ſie ein Paar Thonpfeifen mit Poſen,
Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als ſie drinnen nunmehr den Empfang der Fremden bereitet,
Ging ſie hinaus vorſichtig, damit nicht knarre der Drücker,
Aus der Geſindeſtube darauf, vom ſummenden Spinnrad,
Rief ſie, die Thür' halb öffnend, Marie, die gehorſame Hausmagd,
Welche gehaſpeltes Garn von der Wind' abſpulte zum Weben,
Haſtigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Leiſer ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umſchwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen geſcharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl wärmet im Rücken,
Daß ich friſch (denn er ſchmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee!
Heize mit Elen dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräuſch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Glut, dann ſchiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fort glimme, dem leidigen Froſte zur Abwehr!
Siebzigjährige ſind nicht Fröſtlinge, wenn ſie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter!
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun!“ —
Und der Ermahnenden folgte Marie und ſprach im Herausgehn:
„Barſch durchſchüttelt der Oſt; wer im Sturme hinaustritt, iſt unklug:
Nur ein wackeres Paar, wie das unſrige, dammelt hindurch wohl!
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schornmäckchen und Bläming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen ſich krauein.“
Sprach's; und ſobald ſie dem Ofen die funkelnden Kohlen entſcharret,
Legte ſie Feurung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Puſtend, und ſchimpfte den Rauch und wiſchte die thränenden Augen.
Emſig ſtand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd ſchwitzten die Bohnen und bräunten ſich, während ein blauer
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schornſteins,
Schüttete Bohnen darauf und feſt mit den Knieen ſie zwängend,
Hielt ſie den Rumpf in der Linken und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälteriſch ſammelnd,
Goß ſie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte ſie nun die raſſelnde Mühl' in dem Umlauf

Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater!
Denke auch, Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters!
Hol' er vor dunkeler Nacht! Sonst geht ihm der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splittere! Bring' ihm das Beil und berede ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenschlag und seh, ob der Schlitten nicht ankommt!"
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußigter Mauer das Beil und den mächtigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Dann an den Garten hinab und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs knurrte der Dogg' und winselte; aber, sobald er
Wärme noch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen und streckt' andere beide Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror, und sie sagt' in der Eile den Auftrag.
„Splittere Holz für die Gans und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkler Nacht! Sonst geht dir der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!
Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlinglad' hin:
„Splitter', Marie, und Karpfen verschaff' ich dir früher, denn Noth ist!
Wenn an dem heutigen Tage sich tückisch zeiget der Fischer,
Treib' ich den Igel ihm aus und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten: ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Und ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Geklingl' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten bereits die muthigen Roß' in den Hofraum,
Blank geschirrt und der Schlitten mit bald schon offenem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen!" daher. „Willkommen, ihr Kinderlein!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann von den Kindern,
Selbst sich zu schonen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" sprach sie, „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht Feinde und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
Sprach's und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Küßte das Töchterchen dann aus bärenfelligem Fußsack
Und liebkosete viel, mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuscht' mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Daß mit herzlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecke,
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!"
Sprach's und führte sie leis in der Schule geändertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! An's Herz willkommen noch ein Mal!
Ihr, uns Alternden Freud', in Freud' auch altet und greiset
Stets einmüthigen Sinns und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Herzensgesicht! Denn ich duze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm und gleich soll der Kaffee bereit sein!"
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkos't' die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn du gebarst und erzogst mit dem wackeren Sohn Zacharias,

Der an Wuchs und Gemüth, wie er ſagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb! Ich will auch artiges Kind ſein.
Fröhliches Herz und rothes Geſicht, das hab' ich beſtändig,
Auch wenn der Oſt nicht weht. Mein Väterchen ſagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich wäre noch krank vor lauter Geſundheit."
 Jetzo ſagte der Sohn, ſein Weib darſtellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt ſie auf Glauben! So zart und geſchlank, wie ſie daſteht,
Iſt ſie mit Leib und Seele vom edelſten Kerne der Vorwelt.
Daß ſie der Mutter nur nicht das Herz abſchwatze des Vaters!
Komm' denn und bring' als Gabe den zärtlichſten Kuß zum Geburtstag."
 Schalkhaft lächelte drob und ſprach die zierliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Beſſeres bring' ich im Korbe
Unſerem Vater zur Luſt und dem Mütterchen, ohne dein Wiſſen!"
 Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die lauernde Mutter
Oeffnete leiſe die Thür' und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing an der trautesten Kinder Umarmung.

## 17.

## Johann Peter Hebel.

### Aus den „Alemanniſchen Gedichten."

### 1) Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſeit:
 „Jez hani alli ſchlofe gleit;
 „Sie ſin vom Schaffe her und hi
 „Gar ſölli müed und ſchläfrig gſi,
 „Und 's goht mer ſchier gar ſelber ſo,
 „I ka faſt uf kei Bei me ſtoh."
So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
 Se ſinkt er aben in d'Mitternacht;
 Der Sunntig ſeit: „Jez iſch's an mir!"
 Gar ſtill und heimli bſchließt er d'Thür,
 Er duſelet hinter d'Sterne no,
 Und cha ſchier gar nit obſi cho.
Doch endli ribt er d'Augen us,
 Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
 Sie ſchloft im ſtille Chämmerli;
 Er pöpperlet am Lädemli;
 Er rüeft der Sunne: „d'Zit iſch do!"
 Sie ſeit: „I chumm enanderno. —
Und liſli uf de Zeche goht,
 Und heiter uf de Berge ſtoht
 Der Sunntig, und 's ſchloft Alles no;
 Es ſieht und hört en Niemes goh;
 Er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt
 Und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"
Und wemmen endli au verwacht,
 Und gſchlofe het die ganzi Nacht,
 So ſtoht er do im Sunne-Schi'
 Und luegt eim zu de Fenſtern i
 Mit ſinen Auge mild und guet;
 Und mittem Maien uffem Huet.
Drum meint er's treu, und was i ſag,
 Es freut en, wemme ſchlofe mag
 Und meint, es ſeig no dunkel Nacht,
 Wenn d'Sunn am heitre Himmel lacht.
 Drum iſch er au ſo liſli cho,
 Drum ſtoht er au ſo liebli do.
Wie glitzeret uf Gras und Laub
 Vom Morgethau der Silberſtaub!
 Wie weiht e friſche Maieluft,
 Voll Chrieſi-Blueſt und Schlehe-Duft!
 Und d'Immli ſammle flink und friſch,
 Sie wüſſe nit, aß's Sunntig iſch.
Wie pranget nit im Garte-Land
 Der Chrieſi-Baum im Maie-Gwand,
 Gel-Veieli und Tulipa
 Und Sterneblueme nebe dra
 Und gfüllti Zinkli blau und wiß,
 Me meint, me lueg ins Paradies!
Und 's iſch ſo ſtill und heimli do
 Men iſch ſo rüehig und ſo froh!
 Me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
 E Gute Tag und Dank der Gott,
 Und 's git gottlob e ſchöne Tag,
 Iſch Alles, was me höre mag.
Und 's Vögeli ſeit: „Frili jo!
 „Potz tauſig, jo, do iſch er ſcho!
 „Er dringt jo in ſi'm Himmels-Glaſt
 „Dur Blueſt und Laub in Hurſt und Naſt!"
 Und 's Diſtelzwigli vorne dra
 Het 's Sunntig-Röckli au ſcho a.
Sie lüte weger 's Zeiche ſcho,
 Der Pfarrer, ſchint's, will zitli cho.
 Gang, brech mer eis Aurikli ab,
 Verwüſchet mer der Staub nit drab,
 Und Chüngeli, leg die weidli a,
 De mueſch derno ne Meje ha!

### 2) Hans und Verene.

Es gfallt mer numme eini,
 Und ſelli gfallt mer gwis!
 O wenni doch das Meitli hätt,
 Es iſch ſo flink und dunderſnett,
 So dunderſnett,
 I wär im Paradies!
'S iſch wohr, das Meitli gfallt mer,
 Und 's Meitli hätti gern!
 'S het alliwil e frohe Muth,
 E Gſichtli het's, wie Milch und Bluet,
 Wie Milch und Bluet
 Und Auge wie ne Stern.
Und wenni 's ſieh vo witem,
 So ſtigt mer's Bluet in's Gſicht;
 Es wird mer übers Herz ſo chnapp
 Und 's Waſſer lauft mer d'Backen ab,
 Wohl d'Backen ab,
 I weiß nit, wie mer gſchicht.
Am Zistig früeih bim Brunne
 So redt's mi frei no a:
 „Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
 „Es iſch der näume gar nit recht.
 „Nei gar nit recht!"
 I denk mi Lebtig dra.
I ha's em ſolle ſage,
 Und hätti 's numme gſeit!
 Und wenni numme richer wär,
 Und wär mer nit mi Herz ſo ſchwer
 Mi Herz ſo ſchwer,
 'S gäb wieder Glegeheit.
Und uf und furt, jez gangi,
 'S ſchafft duſſe im Salat
 Und ſag em's, wenni näume cha,
 Und luegt es mi nit fründli a,

Nit fründli e,
So bin i morn Soldat.
En arme Kerli bini,
Arm bini, ſell iſch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho
Und ſufer gwachſe wäri jo.
Das wäri jo,
Mit ſellem hätt' ſe G'fohr.
Was wiſplet in de Hürſt,
Was rüehrt ſi ehtersch dort?
Es wiſperlet, es rauſcht im Laub,
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
I glaub, i glaub,
Es het mi Nämmer ghört.
„Do bini jo, do heſch mi,
„Und wenn de mi denn witt?
„I ha's ſcho ſieder Spötlig gmerkt;
„Am Ziſtig heſch mi völlig bſtärkt,
„Jo völlig bſtärkt."
Und worum ſeiſch's denn nit?
„Und heſch nit rich an Guete,
„Und heſch nit rich an Gold,
„En ehrli Gmüeth iſch über Geld,
„Und ſchaffe chaſch in Hus und Feld,
„In Hus und Feld,
„Und lueg, i bi der hold!"
O Vreneli, was ſeiſch mer,
O Vreneli, iſch's ſo?
De heſch mi uſem Fegfür g'holt,
Und länger hätti 's nümme tolt,
Nei nümme tolt,
Jo frili willi, jo!

## 3) Das Habermuß.

'S Haber-Mueß wär fertig, ſe chömmet ihr Chinder und eſſet!
Betet: Aller Augen —, und gent mer ordeli Achtig,
Aß nit eim am zweite Topf 's Ermeli ſchwarz wird.
Eſſet denn, und ſegnich's Gott, und wachſet und trüeihet!
D' Haber-Chörnli het der Aetti zwiſche de Furre
Gſeiht mit fleißiger Hand und abeg'eget im Früeih-Johr.
Aß es gwachſen iſch und zitig worde, für ſel cha
Euer Aetti nüt, ſel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme Chinder, es ſchloft im mehlige Chörnli
Chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke Schnüfli.
Nei, es ſchloft und ſeit kei Wort und ißt nit und trinkt nit,
Bis es in de Furre lit, im luckere Bode.
Aber in de Furren und in der fechtige Wärmi
Wacht es heimli uf us ſim verſchwiegene Schlöfli,
Streckt die zarte Gliedli und ſuget am ſaftige Chörnli
Wie ne Mutter-Chind, 's iſch Alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli ſchöner und ſtärcher,
Und ſchlieft us de Windlen, es ſtreckt e Würzeli abe,
Tiefer aben in Grund, und ſucht ſi Nahrig und find't ſi.
Jo und 's Chiimli wunderig, 's möcht nummen au wiſſe,
Wie's denn witer oben iſch. Gar heimli und furchtſem
Güggelet's zum Boden us. — Potz tauſig, wie gfallt's em!
Uſe lieber Hergott, er ſchickt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und ſagem fründli Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's ſchmecktem wohl, und 's ſtreckt ſi gar ſchön.
Sieder ſtrehlt ſi d'Sunnen, und wenn ſie gwäſchen und gſtrehlt iſch,
Chunnt ſie mit der Strickete füre hinter de Berge,
Wandlet ihre Weg dort an der himmliſche Landſtroß,
Strickt und lueget aben, aß wie ne fründlige Mutter
No de Chindline luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
Und es thuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe
„So ne ſchöni Frau, und doch ſo gütig und fründli!"
Aber was ſie ſtrickt? He, Gwülch us himmliſche Düfte!
'S tröpfelt ſcho, ne Sprützerli chunnt; druf regnet's gar ſtill.
'S Chiimli trinkt bis gnung; druf wird e Hälmli und trochnet's,
Und es ſeit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
Um ke Prieß! Do blibi, geb, was no us mer well werde!"
Eſſet, Chindli, gſegn' es Gott! und wachſet und trüeihet!
'S wartet herbi Zit ufs Chiimli. Wulken an Wulke
Ziehn am Himmel Tag und Nacht und d'Sunne verbirgt ſi.
Uf de Berge ſchneit's, und witer nide hurniglet's.
Schöcheli ſchoch, wie ſchnatteret jez und briegget mi Chiimli,
Und der Boden iſch zue und 's het gar chümmerli Nahrig.
„Iſch denn d'Sunne gſtorbe, ſeit es, aß ſie nit cho will?
„Oder förcht ſie au, es frier ſie? Wäri doch bliebe,
„Wo ni gſi bi, ſtill und chlei im mehlige Chörnli
„Und deheim im Boden und in der fechtige Wärmi."
Lueget, Chinder, ſo gohts! Der werdet au no ſo ſage,
Wenn der us chömmet und unter fremde Lüte
Schaffe müent und reble und Brod und Plunder verdiene!
„Wäri doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe."
Tröſtich Gott! 's nimmt au en End, und ebbe wirds beſſer,
Wie's im Chiimli gangen iſch. Am heitere Mai-Tag
Weiht's ſo lau und d'Sunne ſtigt ſo chräftig vom Berg uf,
Und ſie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
Und jez iſch em wohl und 's weiß nit z'blibe vor Freude,
Nootno prangt d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
Nootno duftet 's Chrieſi-Bluſt und grüenet der Pflume-Baum,
Nootno wird der Rogge buſchig, Weizen und Gerſte,
Und mi Häberli ſeit: „Do blib au nit dehinte!"
Nei, es ſpreitet d'Blättli us, wer het em ſi gwobe?
Und jez ſchießt der Halm, — wer tribt in Röhren an Röhre
'S Waſſer us de Wurzle bis in die ſaftige Spitze?
Endli ſchlieft en Aehri us und ſchwankt in de Lüfte —
Sag mer au ne Menſch, wer het an ſeine Fäde
Do ne Chnöpfli ghenkt und dört mit chünſtlige Hände?
D'Engeli, wer denn ſuſt? Sie wandle zwiſche de Furen
Uf und ab vo Halm zue Halm und ſchaffe gar fleiß.
Jez hangt Bluſt an Bluſt am zarte ſchwankende Aehri
Und mi Haber ſtoht, aß wie ne Brüütli im Chilch-Stuhl.
Jez ſin zarti Chörnli drin und wachſen im Stille
Und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, ſie chömme z'Stubete zu'nem,
Luege, was er macht, und ſinge: Sie Popeie!
Und 's Sant-Wurmli chunnt. Potz tauſig, mittem Laterneli,
Z'Nacht am Räni z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli ſchlofe.
Eſſet, Chinder, ſegn' es Gott, und wachſet und trüeihet!
Sieder het me gheuet und Chrieſi gunne no Pfingſte;
Sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
Sieder hen ſie Rogge gſchnitte, Weizen und Gerſte,
Und die arme Chinder hen barfis zwiſchen de Stupfle
Gſtaffeni Aehri gleſen und 's Müeßli derne ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Vollmehligi Chörner
Het er gſchwankt und gſeit: „Jez iſch's mer afange verleidet,
„Und i merk, mi Zit iſch us, was thueni ellei do,
„Zwiſche de Stupfel-Rüeben und zwiſche de Grumbiere-Stude?"
Druf iſch d'Mutter uſen und 's Gſerſtli und d' Pfumi,
'S het ein ſcho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli hemmeren brocht und in der ſtaubige Schüre
Hei ſie'n droſcht vo früeih um Zwei bis z'Oben um Vieri

Drei iſch's Müllers Eſel cho und hetten in d'Mühli
G'holt und wieder bracht, in ſchöne Chorn vermahle.
Und mit friſcher Milch vom junge ſcheckige Chueli
Hetten's Muetterli g'chocht im Töpfli. — Gelter, 's iſch guet gſi?
Wüſchet d'Löffel ab und bett eis: Danket dem Herren —
Und jez gohnt in d'Schuel, dört hangt der Oſter am Simſe!
Faß mer fliß, gent Achtig und lehret, was men ich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, ſo chömmet der Zibberli über.

## 18.

## Heinrich Wilhelm v. Gerſtenberg.

### Aus „Ugolino Gherardeſca."*)

(Schluß der Tragödie.)

Scene: Ein ſchwach erleuchtetes Gemach im Thurm.
Ugolino und ſeine Söhne Anſelmo und Gaddo.

**Ugolino.**

Sie iſt da, die feierliche Stunde! Die mächtige, die gewiſſe, ſie iſt da! Nun, Gherardeſca! Nun, wenn du ein Mann biſt, die entſcheidende, feierliche Stunde iſt da! Wann wird dieſer edle Aſt vom Stamme geriſſen? Der Schrecken hat den unglücklichen Knaben getödtet. Warum zürnt ich? o Himmel! er wußte wohl nicht, was er that. Anſelmo, mein Sohn Anſelmo! du ängſtigſt mich. Sohn des Entſetzens! ach, biſt du der dritte dieſer Leichname?

**Anſelmo**
(ſeines Vaters Knie umfaſſend).

Sei milde! ſchone, ſchone!

**Ugolino** (ihn aufrichtend).

Betrübe mich nie wieder ſo!

**Anſelmo.**

Nie! eher du magſt mich zertreten wie einen Skorpion. Ein reißendes Thier brüllt in meinem Eingeweide! ich will mit ihm kämpfen; kämpfen will ich mit dem reißenden Thiere! Aber ach, mein Vater! warum muß Gaddo hungern? Dich hungert nicht, ſagteſt du; warum ſoll Gaddo hungern? Betrachte Gaddo, mein Vater!

**Ugolino.**

Kann ich den Hilfloſen ſehen, den ich nicht zu retten weiß? Lieber will ich dieſen Entbundenen ſehen!

**Anſelmo.**

Dieſer Entbundene iſt Franceſco.

**Ugolino.**

Die hier im Sarge iſt deine Mutter. Zween ſind hier Leichname der Todten; drei tappen noch an ihrer Grabſtätte. Franceſco verließ mich ſchnell.

**Anſelmo.**

Er ſtarb in meinem Arme.

**Ugolino.**

Der Großmüthige! ich ſollt' ihn nicht ſterben ſehen! warum ſah ich ihn geſtorben! Hier iſt keine Erquickung! Nirgend ein Winkel, der mir nicht einen Gegenſtand des Grauens darbeut. So weit die Schöpfung reicht, iſt kein Ort, von dem der Elende ſeinen Blick abwende, als der Ort der ewigen Finſterniß und dieſer!

**Anſelmo.**

O ſieh! ſieh mein Vater! Gaddo bewegt ſich vorwärts. Was iſt dem Kinde?

**Ugolino.**

Daß ich mit Blindheit geſchlagen wäre! mein Auge Nichts ſähe, mein Ohr Nichts hörte. Sind alle Leiden der Erde in eine einzige Stunde zuſammengedrängt?

**Gaddo**
(kriecht zu ſeinem Vater hin, deſſen Zipfel er faßt).

Nur ein Broſämchen, mein Vater! nur eins, oder ich ſterbe zu deinen Füßen!

**Ugolino** (zitternd).

O Gott!

**Gaddo.**

Ach, Anſelmo! hilf mir meinen Vater erbitten, der Tod ſitzt auf meinen Lippen; warum ſoll ich Hungers ſterben?

**Anſelmo**
(den andern Zipfel auffaſſend und gleichfalls knieend).

Um deiner Liebe willen laß Gaddo nicht Hungers ſterben!

**Gaddo**

Schier verſchmacht' ich, bin doch nicht vaterlos, noch mutterlos! Gib mir, daß dein Vater im Himmel dir's wiedergebe!

**Anſelmo.**

Da dich ſelbſt nicht hungert, o Verſorger! gib Gaddo von deinem Vorrathe! Laß den Wolf hungern. Der Wolf mag hungern. Aber o du mit der finſtern Stirne! warum dieſes fromme, ſanftmüthige, ſchweigende Lamm?

**Gaddo.**

Schon ein halber Biſſen wird mir das Leben retten! Ja die Hälfte eines halben Biſſens wird mich retten!

**Anſelmo.**

Als der Mangel ferne von uns war, ſtrömten die Schätze des Gottes wie ein Sommerregen herab! herab auf den gierigen Adler! herab auf das [illegible] dürſtende Kind!

**Gaddo**
(indem er kraftlos niederſinkt).

Hier will ich mein Leben ausſchmachten! hier auf dieſer Stelle. Den Troſt ſoll man mir doch nicht nehmen, daß ich zu meines Vaters Füßen ſterbe; (mit gebrochner Stimme) Gott ſegn' ihn!

**Ugolino.**

Mark und Bein kann es nicht aushalten!
(Er ſinkt bei ſeinen Kindern zu Boden.)

**Anſelmo.**

Jenſeits, wo ſie am Styx ſchweben, iſt die Ausſicht. So pflegte unſre theure Mutter zu ſagen. Jenſeits iſt die Ausſicht!

**Gaddo.**

Engel Gottes, der du mich hier abfordern willſt, laß ein Blümchen unter meines Vaters Füßen aufblühen! (mit ſchwächerer Stimme) ein geknicktes, kleines Blümchen! (küßt ſeines Vaters Füße) So blühe mein Leichnam!

**Anſelmo.**

Getroſt, ſchöner Sterbender! Das Leben iſt der Thränen nicht werth! Was ſagte unſre Mutter? Die Sicherheit blüht nicht unter der Sonne des [illegible]! Jenſeits iſt die Ausſicht!

**Ugolino.**

Ihr Mütter der Kinder und Säuglinge! ihr Weiber mit zartfühlenden Herzen! Menſchengeſchlecht! heult zum Monde auf! heult zu ihm auf, der heiter als der Mond iſt! zu ihm, der eure Wehklage hören kann! klagt's dem Allwiſſenden, daß dies Loos ein Loos der Kinder und Säuglinge iſt! Und du, bläſſe Bewohnerin dieſes Sarges! (kniet vor dem Sarg hin) Heilige unter den Heiligen! Verklärte am Thron! wenn du auf mich herabſiehſt! [illegible] die Leiden deines Ugolino!

**Anſelmo.**

Armer, neugeborner Unglücklicher! umſonſt! der Alte hat ſeine Zähne gewetzt und du mußt ſterben!

**Ugolino.**

Wenn er ſtirbt; wenn der Unſchuldige ſtirbt, für eure Verbrechen ſtirbt! Hungers! Hungers! ſtirbt; o

---

*) Vgl. S. 197 des Bilderſaals der Weltliteratur.

Ugolino! o Ruggieri! wo iſt eine Verdammniß, die euch Grauſamen, euch wider dieſe duldende Unſchuld Verſchwornen nicht gebührt?

Anſelmo.

Mit Verwünſchungen ſpricht er das Todesloos über dich aus! Aber deine gebrochnen weißſchimmernden Augen reden eine Sprache; und wohl mir, daß ich ſie verſtehe!

Ugolino
(nimmt Gaddo in ſeine Arme).

Ich laſſe dich nicht, Engel! nicht aus meinem Arme ſollſt du mir entſchlüpfen. Ringender! willſt du die Hölle auf deinen Vater herabrufen?

Anſelmo.

Es reißt ihm das Herz aus dem Leibe! Gleich. Nun haſt du's! Dieß Zucken kenn' ich. Fahre wohl, ſchöner Knabe, fahre wohl!

Ugolino.

Verderben komm' über mein Haupt! (Läßt Gaddo ſinken und tritt zurück.)

Anſelmo.

Friſch! du Vater deiner Kinder, wohlthätiger Saturnus; dieſen haſt du gewiß! Aber warum ſchwankſt? warum bleich und mit entſtelltem Antlitze? warum wendeſt du deine gelben Blicke? warum nagſt du deine Hände? Will er ſein Fleiſch von ſeinem Gebein abnagen, ſeinen Hunger zu ſtillen? Sieht er mich denn nicht? ich bin ja der einzige Uebriggebliebene! Ich kann ihm nicht entſchlüpfen, und ich will nicht! Er nagt an ſeinem Fleiſch! Beim Styx! große Schweißtropfen fallen von der Stirn auf die zernagten Hände Saturn's, des Niedergebeugten! Kann er mich nicht abmähen? Warum ſäumt er? Oder ſoll ich mein Fleiſch ihm darbieten? So will's die kindliche Pflicht! ich ſoll mein Fleiſch ihm darbieten! Ich fühle mich von Mitleiden und Erbarmen durchdrungen, dieſen Alten ſo ungewöhnlich hungern zu ſehen. Ich weiß auch, was Hunger iſt. Nein, ich kann's nicht aushalten! (er hängt ſich an ſeines Vaters Arm) Mich! mich! mich verzehre, du eisgrauer Alter! Sieh, dein einziger Zurückgebliebener lebt. Mir laß das Verdienſt, deinen Hunger zu ſtillen!

Ugolino
(in einer Art von Betäubung)

Ruggieri! Ruggieri! Ruggieri!

Anſelmo.

Schwer liegt die Hand des Schreckens an meinem Nacken! Gott der Götter! Du, den ich in der Angſt meines Todes — Es iſt Ugolino! (Er ſträubt ſich im Arme ſeines Vaters.)

Ugolino.

O, hab ich dich ſo in meinen Armen! Schuppigtes Ungeheuer! hab ich dich endlich in meinen Armen! Nun winde dich, Hyder! umſtricke meine Schenkel! umſtricke meine Arme! Gherardesca ſoll mit männlicher und mit vereinigter Fauſt auf dich treffen! Schuppigtes, vielköpfiges Ungeheuer! Siehſt du? ha! ſiehſt du? ſiehſt du?

Anſelmo (ſtirbt).

Ugolino
(ſtreckt den Arm nach ihm aus und ſchlägt ihn zu Boden).

Alſo treffe dich —

Anſelmo
(ſchwimmt in ſeinem Blute)

Ugolino.

Der Sterbenden Geächz! der Kinder Wehklag' im Leichengefilde! das Gewinſel der Weiber und ihrer Säuglinge! o Sieger Ugolino! Alles wieder ſtill! Kein Hauch mehr in der Luft! Keine Kühlung um meine Schläfe! und mir iſt beſſer! Doch meine Augen ſind mit Blindheit geſchlagen! Wo find' ich meine Laute!
(Nachdem er einige Griffe auf der Laute gethan, wird eine ſanfte, traurige Muſik gehört.)

Iſt's Ruggieri, der Leichenbeſtatter? Dieſe Harmonien ſchweben noch um den Hungerthurm. Oder ſeid ihr's, ihr wenigen Rechtſchaffenen, die ihr unter Ugolino's martervollem Kerker weinet?
(Die Muſik fährt fort.)

Franceſco iſt am Gift geſtorben, ſagſt du? was iſt's mehr? Wär' er vom Schwert, vom Dolch, vom Beil geſtorben, würd' er weniger todt ſein? Lern' es, mein Sohn! Vergiften, Ermorden, Hinrichten iſt ein heiliges Vergnügen: es iſt ein biſchöfliches Vergnügen! Wie iſt das? Bin ich hier allein? Wer dieſer Jüngling an der blutigen Mauer?
(Anſelmo ſchreit, da ſein Vater ſich ihm nähert. Dieſer fährt voll Entſetzen zurück.)

Verflucht ſei das Weib, das mich gebar! Verflucht die Wehemutter, die das Wort ausſprach: Der Knabe lebt.

Anſelmo.

Nur vergiß mich nicht, du hungernder Vater! nur mich verkenne nicht.

Ugolino.

Und hab' ich — O Furchtbarſter, in deiner Rache! Hier liege, Mörder! (Er wirft ſich heftig neben Anſelmo hin.) Hier weihe dich der Erde auf ewig!
(Er ſpreitet ſeine Arme über den Boden aus. Die Muſik fährt fort.)

Anſelmo! (wehklagend) einſt mein Anſelmo! einſt Freude und Labſal meiner Augen! Dein Vater iſt's, der dich in's frühe Grab ſandte, die Klage des Mörders eilt von einer Leiche zur andern. Fluch ihm! Sie wird's ewig!

Anſelmo.

Dich, Hungernder, werd' ich nicht ſterben. Heil ihm!

Ugolino.

Auf mich rauſche daher! Hungertod daher! Ich bin müde und lebensſatt! Hier ſollſt du den morſchen Gebeinkaſten finden. Hier zerſtieb er, bis die Gerichtspoſaune dieſen Staub und dieſen und dieſen erweckt! Hier vermiſch' er ſich mit der Verweſung der Unſchuldigen, die hier, hier und hier und hier um mich her zerſtreut liegen! Und Peſtilenz, Peſtilenz, du Verweſungsluft der Gherardesca's! ſei jedem Piſaner, der dich eintrinkt! Mit dieſem Vermächtniß —

Anſelmo
(indem ſich die Muſik entfernt).

Wonnegeſang! Wonnegeſang!
Iſt am Ziel denn nicht Vollendung?
Nicht im Thale des Tods Wonnegeſang?

Ugolino.

Ich hebe meine Augen zu Gott auf! Meine zerriſſ'ne Seele iſt geheilt. — Mit dieſem Vermächtniß — mit dieſem Vermächtniß — Himmel und Erde! eines Verhungernden! langſam, langſam, unter jeder Gewiſſensangſt! Was? Tage und Nächte lang angeſtarrt von jenen weit offenen Augen deiner Erſchlagenen und auch Verhungerten? was? Nein! nein, nein! bei allen Schauern des Abgrundes! nein! Ich will es nicht aushalten! beim allmächtigen Gott! ich will nicht! (Er hebt ſich ſchnell, wie um gegen die Mauer zu rennen.) Du im Himmel (ſinkt aber plötzlich zurück). Ha! (Mit zum Himmel erhobnen Augen) Mein Herr und mein Richter! Ha! Ugolino! noch lebſt du! noch — lebſt du! Klein zwar nun, und nun dir verächtlich, und nun unwürdig des Prüfungsſtandes! Aber ich lebe! Schwur ich's? bei dem allmächtigen Gott ſchwur ich's? O Schwur, wie ihn nie die Verzweiflung geſchworen hat! Drei Tage dieſer Dämmerung, Ugolino! drei Nächte dieſer Dämmerung! Dieſe Felslaſt auf meinem Herzen, ſie nicht abwälzen? Ja, es iſt ſchwer! Oder Jahrtauſende jenſeits in der Finſterniß der Finſterniſſe? Jahrtauſende lang an allen Wänden aller Felſen meine Stirne zerſchmettern? Wehe mir! in jeder ſchamvollen Erinnerung meiner unſterblichen Seele ſterben? und wieder leben und wieder ſterben? Ach! es iſt grauenvoll! Jahrtauſende lang in der ſchwarzen Flamme des Reinigers? und neue Jahrtauſende lang? und vielleicht eine Ewigkeit lang, zitternd vor dem furchtbaren Antlitze des

Rächers? Nur wie würde der mitverdammte Piſaner die Zähne blöken! Wie würde der Mitverdammte die Zähne blöken! Vergib mir! vergib mir, o mein Richter und Erbarmer! vergib mir. Sind nicht meine armen unſchuldigen Kinder gefallen? Armer Gaddo! da wand er ſich; da umher liegen die Leichname! armer Franceſco! und meine Gianetta! meine Gianetta! und — und — (mit erſtickter Stimme) ſie murrten nicht! So hingedrängt der Verweſung! So ſie! kein Murren in ihrer Seele! Ach, was wär's, wenn ſich der Verbrecher empörte!

(Er weint bitterlich und verhüllt ſich das Haupt. Die Muſik wird klagender.)

Eine unmännliche Thräne! (in edler Stellung.) Kannſt du die Bande der ſieben Sterne zuſammenbinden? Oder das Band des Orion auflöſen? Kannſt du den Morgenſtern hervorbringen zu ſeiner Zeit? oder den Wagen am Himmel über ſeine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren iſt? Oder kannſt du ihn meiſtern auf Erden?

(Die Muſik endigt erhaben.)

Ich will meine Lenden gürten, wie ein Mann. Ich hebe mein Auge zu Gott auf. Meine zerriſſ'ne Seele iſt geheilt. Mit dir Hand in Hand, du Nahverklärter! (Anſelmo umfaſſend.) Und dann ſeid mir geprieſen, die ihr dieſen Leib der Verweſung hinwarft! Ganz nahe bin ich am Ziel!

## 19.

## Friedrich Maximilian Klinger.

### Aus dem Schauſpiel „Sturm und Drang.“

(Aufzug 1, Auftritt 1.)

Zimmer in einem Gaſthofe. Wild, La Feu und Blaſius treten in Reiſekleidern auf.

**Wild.**

Heida! nun einmal Tumult und Lärmen, daß die Sinnen herumfahren wie Dachfahnen beim Sturm. Das wilde Geräuſch hat mir ſchon ſo viel Wohlſein entgegengebrüllt, daß mir's wirklich anfängt ein wenig beſſer zu werden. So viel hundert Meilen gereiſet, um dich in vergeſſenden Lärmen zu bringen. — Tolles Herz! du ſollſt mir's danken! Ha! tobe und ſpanne dich dann aus, labe dich im Wirrwarr! — Wie iſt's Euch?

**Blaſius.**

Geh zum Teufel! Kommt meine Donna nach?

**La Feu.**

Mach die Illuſion, Narr! es ſollt' mir nicht fehlen, ſie von meinem Nagel an mich zu ſchläfern, wie einen trocknen Wecker. Es lebe die Illuſion! — — Ei! ei, Zauber meiner Phantaſie, ich wandle in den Roſengärten, von Phyllis Hand geführt —

**Wild.**

Täuſch' dich recht, närriſcher Junge!

**La Feu.**

Es ſoll mir nicht fehlen, das ſchwarze verrauchte Haus gegenüber mit ſammt dem alten Thurm, in ein Feenſchloß zu verwandeln. Zauber, Zauberphantaſie! — (lauſchend) Welch liebliche geiſtige Symphonieen treffen mein Ohr? — — Beim Amor! ich will mich in ein alt Weib verlieben, in einem alten baufälligen Haus wohnen, meinen zarten Leib in ſtinkenden Miſtlachen baden, blos um meine Phantaſie zu ſchären. Ich kenne alte Hexe da, mit der ich ſchwärmen könnte? Ihre Runzeln ſollen mir zu Wellenlinien der Schönheit werden; ihre herausſtehenden ſchwarzen Zähne zu marmornen Säulen an Dianens Tempel; ihre herabhangenden ledernen Zitzen Helenens Buſen übertreffen. Einen ſo entgegentreten, wie mich! — He, meine phantaſtiſche Göttin! — Wild, ich kann dir ſagen, ich hab mich brav gehalten, die Tour her. Hab Dinge geſehen, gefühlt, die kein Mund geſchmeckt, keine Naſe gerochen, kein Aug' geſehen, kein Geiſt erſchwungen. —

**Wild.**

Beſonders wenn ich dir die Augen zubände. Ha! ha!

**La Feu.**

Zum Orkus! du Ungeſtüm! — Aber ſag mir nun auch einmal, wo ſind wir in der wirklichen Welt jetzt? In London noch?

**Wild.**

Freilich. Merkeſt du denn nicht, daß wir uns eingeſchifft? Du warſt ja ſeekrank.

**La Feu.**

Weiß von Allem Nichts. Bin an Allem unſchuldig. Lebt denn mein Vater noch? Schick doch einmal zu ihm, Wild, und laß ihm ſagen, ſein Sohn lebe noch. Käme ſo eben von den vorweltlichen Gebirgen aus Friesland. Weiter Nichts.

**Wild.**

Aus Friesland?

**La Feu.**

In welchem Viertel der Stadt ſind wir denn?

**Wild.**

In einem Feenſchloß, La Feu. Siehſt du nicht den goldnen Himmel? die Amors und Amoretten? die Damen und Zwergchen?

**La Feu.**

Bind mir die Augen zu! (Wild bindet ihm zu) Wild! Eſel! Wild! Ochſe! nicht zu hart! (Wild bindet ihn los) He! Blaſius, lieber, biſſiger, kranker Blaſius, wo ſind wir?

**Blaſius.**

Was weiß ich?

**Wild.**

Um euch auf einmal aus dem Traum zu helfen, ſo wißt, daß ich euch aus Rußland nach Spanien führte, weil ich glaubte, der König fange mit dem Mogol Krieg an. Wie aber die ſpaniſche Nation träge iſt, ſo war's auch hier. Ich packte euch alſo wieder auf und nun ſeid ihr mitten im Kriege in Amerika. Ha, laßt mich's nur recht fühlen, auf amerikaniſchem Boden zu ſtehn, wo Alles neu, Alles bedeutend iſt. Ich trat an's Land — O! daß ich keine Freude rein fühlen kann!

**La Feu.**

Krieg und Meer! o meine Gebeine! o meine Schöngeiſter! — So gib mir doch ein Feenmärchen! o weh mir!

**Blaſius.**

Daß dich der Donner erſchlüg, toller Wild! was haſt du wieder gemacht? Ich Donna Iſabella noch? He! willſt du reden, meine Donna!

**Wild.**

Ha! Ha! Ha! du wirſt ja einmal ordentlich aufgebracht.

**Blaſius.**

Aufgebracht? Einmal aufgebracht? Du ſollſt mir's mit deinem Leben bezahlen, Wild! Was? bin meines Lebens ein freier Menſch. Geht Freundſchaft ſo weit, daß du in deinen Raſereien einen durch die Welt ſchleppſt wie Koppelhunde? Und in der Kutſche zu ſitzen, die Piſtole vor die Stirn zu halten, immer fort. Marſch! Marſch! In der Kutſche eſſen, trinken und den Athem ausgeben. In Krieg und Getümmel von meinen Poſſen weg, vom Einzigen, was mir übrig blieb?

**Wild.**

Du liebſt ja Nichts, Blaſius.

**Blaſius.**

Nein, ich lieb' Nichts. Ich hab's ſo weit gebracht, Nichts zu lieben, und im Augenblick Alles zu lieben, und im Augenblick Alles zu vergeſſen. Ich betrüg alle Weiber, dafür betrügen und betrogen mich alle Weiber. Sie haben mich geſchunden und zuſammengedrückt, daß Gott erbarm! Ich hab' alle Figuren angenommen. Dort war ich Stutzer, dort Wildfang, dort tiefſinnig, dort empfindſam, dort Engländer, und meine größte

Sonnette machte ich, da ich Nichts war. Das war bei Donna Iſabella. Um wieder zurück zu kommen — deine Piſtolen ſind geladen —

Wild.

Du biſt ein Narr, Blaſius, und verſtehſt keinen Spaß.

Blaſius.

Schöner Spaß das! Greif zu! ich bin dein Feind, den Augenblick.

Wild.

Mit dir mich ſchießen? Sieh, Blaſius, ich wünſchte jetzt in der Welt Nichts, als mich herum zu ſchlagen, um meinem Herzen einen Lieblingsſchmaus zu geben. Aber mit dir? Ha! Ha! (hält ihm die Piſtole vor) Sieh in's Mundloch und ſag, ob dir's nicht größer vorkommt, als ein Thor in London? Sei geſcheidt, Freund. Ich brauch und lieb' euch, und ihr mich vielleicht auch. Der Teufel konnte keine größer Narren und Unglücksvögel zuſammenführen, als uns, deswegen müſſen wir zuſammen bleiben, und auch des Spaßes halber. Unſer Unglück kommt aus unſerer eigenen Stimmung des Herzens. Die Welt hat dabei gethan, aber weniger als wir.

Blaſius.

Toller Kerl! ich bin ja ewig am Bratſpieß.

La Feu.

Mich haben ſie lebendig geſchunden und mit Pfeffer eingepökelt. — Die Hunde!

Wild.

Wir ſind nun mitten im Krieg hier, die einzige Glückſeligkeit, die ich kenne, im Krieg zu ſein. Genießt der Scenen, thut was ihr wollt.

La Feu.

Ich bin nicht für'n Krieg.

Blaſius.

Ich bin für Nichts.

Wild.

Gott mach' euch noch matter! — Es iſt mir wieder ſo taub vor'm Sinn. So gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel ſpannen laſſen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir iſt ſo weh wieder. O könnte ich in dem Raum dieſer Piſtole exiſtiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte. O Unbeſtimmtheit! wie weit, wie ſchief führſt du den Menſchen!

Blaſius.

Was ſoll's aber hier am Ende noch werden?

Wild.

Daß ihr Nichts ſeht! Um aus der gräßlichen Unbehaglichkeit und Unbeſtimmtheit zu kommen, wollt' ich fliehen. Ich meinte, die Erde wankte unter mir, ſo ungewiß waren meine Tritte. Alle gute Menſchen, die ſich für mich intereſſirten, hab ich durch meine Gegenwart geplagt, weil ſie mir nicht helfen konnten. —

Blaſius.

Sag lieber: nicht wollten.

Wild.

Ja, ſie wollten. Ich mußte überall die Flucht ergreifen. Bin Alles geweſen. Ward Handlanger, um Etwas zu ſein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerem Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Raſt. Die Berkleys aus Engelland irren verloren in der Welt. Ach! und ich finde die Herrliche nicht, die einzige, die ich liebe. — Seht, ſo ſtehe ich voll Kraft und Geſundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, als Volontair, da kann ſich meine Seele ausrecken, und thun ſie mir den Dienſt und ſchießen mich nieder — gut dann!

---

## 20.

# Friedrich Müller.

## Chor aus dem Schauſpiele „Golo und Genovefa."

Chor.

Klarer Liebesſtern,
Du leuchteſt fern und fern
Am blauen Himmelsbogen:
Dich rufen wir heut Alle an;
Wir ſind der Liebe zugethan:
Sie hat uns ganz und gar zu ſich gezogen.

Zwei Stimmen.

Still und hehr die Nacht;
Des Himmels Augenwacht
Hat nun den Reihn begangen.
Schweb' doch hinauf wie Glockenklang!
Der Liebe ſanfter Nachtgeſang
Klopft an des Himmels Pfort' voll brünſtigem Verlangen.

Eine Stimme.

Die ihr dort oben brennt
Und keuſche Flammen kennt,
Ihr Heiligen mit reinen Zungen,
Erheitert unſer Herz!
Wir dulden, dulden bittern Schmerz;
Wir haben ſchwer gerungen.

Zwei Stimmen.

Klopft ſanft mit deinen Flügeln an,
Klopft ſanft, und ihm wird aufgethan.

Eine Stimme.

Die ihr die lange Nacht
Dort unten ſchwer durchwacht,
Ihr Seelen treuer Liebe,
Behaltet eure Flammen rein:
Der Liebesgott wird euch gnädig ſein;
Er wägt ſchon eure Triebe.

Chor.

Wie Auferſtehung klang das Wort,
Klang doch herab von Himmels Pfort',
Drang tief hinein durch Mark und Bein.
Ach hebet All, ach hebet All,
Hienieden tief im Thränenthal
Behaltet Herz und Flammen rein:
Der Liebesgott will euch gnädig ſein;
Er wägt nun eure Triebe.

Drei Stimmen.

Wie Strahlen durch die Lüfte gehn,
Wie Wetter hoch in Wolken ſtehn,
Wie Summen von der Kirchuhr ſchwer
(Herz, ſchauerſt ſtill und hehr)
Die Liebeswag' am Himmel ſinkt,
Die Hoffnung ſich zum Erdball ſchwingt.

Eine Stimme.

Die ihr die lange Nacht
Dort unten ſchwer durchwacht,
Ihr Seelen treuer Liebe,
Behaltet Herz und Flammen rein:
Der Liebesgott will euch gnädig ſein;
Gewägt ſind eure Triebe.

Zwei Stimmen.

Was ward uns für ein Troſt zu Theil?
Wo liegt der Hoffnungshafen?

Zwei Stimmen.

Euch ward ſehr hoher Troſt zu Theil:
Fragt, die da drunten ſchlafen.

Drei Stimmen.

Da regt ſich's um die Gräber laut
Wie Wogenſchall im Windesweben,
Wie's Morgens über Wieſen graut
Wenn Nacht und Tag am Scheiden ſtehn;

Es heben ſich tauſend Zungen:
Wir haben geduldet die lange Nacht,
Haben ſie mit Schmerzen durchwacht,
Haben's ſchwer errungen.
Chor.
Nun fühlen wir auch der Liebe Genuß,
Jauchzen und freu'n uns am Ueberfluß;
Nun zählen wir all die Thränen,
Eine jede verweint ein Perlenſchatz klar,
Der uns in Ruh beſchieret war;
Ein Kuß ein jedes Sehnen,
Im Regenbogen unſer Gewand
Geſchmückt von treuer Liebe Hand.
Drei Stimmen.
Die ihr auf dieſer Welt das Leid
Getrennter Lieb' und Zärtlichkeit
Auch duldet treu und rein,
Brecht ſüße Blüt' und Blumen ab
Und ſtreut's herum an unſer Grab
Und auf den Leichenſtein.
Denn ſelig ruhet hier ein Paar,
Das auf der Erde auch geſchieden,
Sich ohne Ruhe, ohne Frieden
In ſtiller Liebe Schmerzen immerdar
Ihr jung friſch Leben hingeweint,
Bis ſie ein ſüßer Tod allhier vereint,
Laßt ſachte rinnen eure Zähren!
Gedenkt an uns bei eurer Qual!
Auch eure Ruheſtunde kommt einmal:
Nicht ewig können Menſchenleiden währen.
Chor.
Wir hoffen, ach wir hoffen All
Zur letzten Nacht im Todtenthal.
Zwei Stimmen.
Am Firmament
Hat's nun vollend't,
Dahin iſt bald der Sternlein ſüßes Prangen;
Die Nacht beſchließt nun ihren Lauf
Und Morgenroth zieht ſchon die Flügel auf
Und ſtreicht ſich froh die Thränen von den Wangen.
Chor.
Ach Hoffnung, ach verlaß' uns nicht!
Wenn ſterbend unſer Aug nun bricht,
Halt du uns feſt umfangen!
Wir hoffen, ach, wir hoffen All
Ins Morgenroth im Todtenthal:
Schon trocknen unſre Wangen.

## 21.

# Johann Wolfgang Göthe.

## 1.

## Lyrik.

### 1) Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt Alles, was du liebteſt,
Weg, warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamſt du nur dazu!
Feſſelt dich die Jugendblüte,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.
Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Veränderung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

### 2) Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da Alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du haſt geweint.
„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz.“
Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.
„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt.“
So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.
„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.“
Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.
„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

### 3) Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und ſchaue hinab in das Thal.
Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.
Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll.
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.
Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch Alles iſt leider ein Traum.
Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen
Und weit in das Land hinaus.
Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

### 4) Nachtgeſang.

O gib vom weichen Pfühle
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenſpiele
Schlafe! was willſt du mehr?
Bei meinem Saitenſpiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle —
Schlafe! was willſt du mehr?
Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr
Aus irdiſchem Gewühle;
Schlafe! was willſt du mehr?
Vom irdiſchen Gewühle
Trennſt du mich nur zu ſehr,
Bannſt mich in dieſe Kühle;
Schlafe! was willſt du mehr?
Bannſt mich in dieſe Kühle,
Gibſt nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willſt du mehr?

### 6) Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.
Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dir's nicht einmal?
Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß!
Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

### 6) An den Mond.

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geſchick.
Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit;
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.
Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.
Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!
Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh',
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodieen zu,
Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.
Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,
Was von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

### 7) Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſein!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hieher gebracht.
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.
So glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen Eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des echten Weins!
Auf in der holden Stunde
Stoßt an und küſſet treu
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!
Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?
Genießt die freie Weiſe
Und treuen Bruderſinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unſer Bund geſtört.
Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unſre Bruſt.
Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles ſteigt und fällt,
Wir bleiben lange, lange!
Auf ewig ſo geſellt.

### 8) Kophtiſches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſein!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!
Merlin der Alte im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat euch mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!
Und auf den Höhen der Indiſchen Lüfte
Und in den Tiefen ägyptiſcher Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

### 9) Künſtlers Abendlied.

Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.
Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nur Freudenquell genießet;
Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.
Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieſes enge Daſein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

### 10) Beherzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.
Eines ſchickt ſich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

### 11) Lied des Harfenſpielers.

(Aus „Wilhelm Meiſter.")

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

### 12) Mignon's Lied

(Aus „Wilhelm Meiſter.")

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn?
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?
Kennſt du es wohl?
Dahin! dahin!
Möcht' ich mit dir,
O mein Geliebter, ziehn.
Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! dahin!
Möcht' ich mit dir,
O mein Beſchützer, ziehn.
Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! dahin!
Geht unſer Weg!
O Vater, laß uns ziehn!

### 13) Philine's Lied.

(Aus „Wilhelm Meiſter.")

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht;
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht!
Wie das Weib dem Mann gegeben,
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.
Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut, ſich zu zerſtreuen;
Zu was Anderm taugt er nicht:
Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämm'rung fließt
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt;
Wenn der raſche, loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;
Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefang'nen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:
Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh' und Sicherheit verſpricht!
Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage
Und die Nacht hat ihre Luſt.

### 14) Wiederfinden.

(Aus dem „weſtöſtlichen Diwan.")

Iſt es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!
Ach! was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.
Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhabner Schöpfungsluſt.
Und er ſprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.
Auf that ſich das Licht: ſo trennte
Scheu ſich Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend aus einander fliehn.
Raſch in wilden, wüſten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr in ungemeſſ'nen Räumen
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.
Stumm war Alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſtenmal,

Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erſt aus einander fiel.
Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich, was ſich angehört,
Und zu ungemeſſ'nem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, ſei es Raffen,
Wenn es nur ſich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.
So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.
Beide ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

### 15) Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.
Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Haſt du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?
Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?
Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?
Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

### 16) Meine Göttin.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſein?
Mit Niemand ſtreit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltſamſten Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde:
Der Phantaſie.
Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörin.
Sie mag, roſenbekränzt,
Mit dem Lilienſtengel,
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leicht nährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüten ſaugen.
Oder ſie mag
Mit fliegendem Haar,
Und düſterm Blicke,
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd,
Den Sterblichen ſcheinen.
Laßt uns Alle
Den Vater preiſen!
Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne,
Unverwelkliche Gattin
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!
Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.
Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
Im dunkeln Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen,
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.
Uns aber hat er
Seine gewandteſte
Verzärtelte Tochter,
Freu't euch! gegönnt!

Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus.
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!
Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundin:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin, Hoffnung!

### 17) Grenzen der Menſchheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.
Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſicheren Sohlen
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.
Steht er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.
Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle
Und wir verſinken.
Ein kleiner Ring
Begrenzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeins
Unendliche Kette.

### 18) Römiſche Elegie.

O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, ſie klingt von weichen Geſängen
Und mir leuchtet der Mond heller, als nordiſcher Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter Vater, den Gaſt?
Ach! hier lieg' ich und ſtrecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht ſagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Haſt du einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna ſie auch! Die herrlichſten Gaben
Theilt als ein Mädchen ſie aus, wie es die Laune gebeut.
Biſt du der wirthliche Gott? O dann ſo verſtoße den Gaſtfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin verſteigeſt du dich?“ — Vergib mir; der hohe
Capitoliniſche Berg iſt mir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich ſpäter,
Ceſtius' Mal vorbei, leiſe zum Orkus hinab.

### 19) Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeiſten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wanderers,
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute
Segnend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeiſt von den ewigen Töchtern
Zeus', und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinn'rung
Eingeſchrieben und noch ſchön durch die Liebe verklärt.

Ja, ſchon ſagt mir getrübt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und graues Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß.
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Bretter-Gerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nannteſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir britiſches Dichter-Gebilde,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang, dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug ich die Augen auf und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund,
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir und Alles und Jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, ſo riefſt du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie Alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in Allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz.
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühling reichet der Sommer
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, dem köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klagt ein Greis Kinder und Enkel umſonſt,
Steht ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloßen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! Das Mädchen
Wächſt zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sei mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn. —
Alſo ſprachſt du und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſein und ſtehn und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworr'nen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart, noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt du mein und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gerne; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treu'ſte der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter Geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeinſam Geſchick.

Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an und trete würdig zu ihnen!
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor.
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

## 20) Epigramme und Sprüche.

Böcke, zur Linken mit euch! ſo ordnet künftig der Richter;
Und ihr Schäfchen, ihr ſollt ruhig zur Rechten mir ſtehn!
Wohl! Doch Eines iſt noch von ihm zu hoffen; dann ſagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber geſtellt!

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt wie der Menſch ſo der Hund.

### Das deutſche Reich.

Deutſchland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf.

### Deutſcher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutſche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen euch aus.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, das kann ich dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer, als Redner und Buch.

Alle Blüten müſſen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüten und Frucht zugleich gebet ihr, Muſen, allein.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrthum,
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

Gleich ſei Keiner dem Andern, doch gleich ſei Jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſei Jeder vollendet in ſich.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.

Ob du der Klügſte ſeiſt; daran iſt wenig gelegen:
Aber der Biederſte ſei, ſo wie bei Rathe, zu Haus.

Willſt du in's Unendliche ſchreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willſt du dich am Ganzen erquicken,
So mußt das Ganze im Kleinſten erblicken.

Nicht Jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du ſiehſt, die Spinnen bauen luft'ge Wege.

Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Benutze redlich deine Zeit!
Willſt was begreifen, ſuch's nicht weit.

Zwiſchen heut und morgen
Liegt eine lange Friſt;
Lerne ſchnell beſorgen,
Da du noch munter biſt.

Thu nur das Rechte in deinen Sachen;
Das Andre wird ſich von ſelber machen.

Es ließe ſich Alles trefflich ſchlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Die Zeit, ſie mäht ſo Roſen als Dornen;
Aber das treibt immer wieder von vornen.

## 2.

## Epik.

### 1) Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldenen Becher gab.
Es ging ihm Nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.
Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.
Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale
Dort auf dem Schloß am Meer.
Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.
Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

### 2) Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht?“
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
„Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif.“ —
„„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen ſind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.““
Mein Vater, mein Vater! und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind.“ —
„„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.““
Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh es genau,
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau.“
„„Ich lieb' dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt,
Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.““ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —
Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält im Arme das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

### 3) Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Flut empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.
Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.
Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?
Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

### 4) Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth iſt die größte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben;
„Meine Seele ſollſt du haben!“
Schrieb ich hin mit eignem Blut.
Und ſo zog ich Kreiſ' um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zuſammen:
Die Beſchwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.
Und ich ſah ein Licht von Weitem,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.
Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der ſchönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böſe ſein.
„Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt mit ängſtlicher Beſchwörung
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäſte!
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sei dein künftig Zauberwort.“

### 5) Der Gott und die Bajadere.

Mahadeh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechſten Mal,
Daß er unſers Gleichen werde,
Mitzufühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich Alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.
Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit bemalten Wangen,
Ein verlornes, ſchönes Kind.
„Grüß' dich, Jungfrau!“ — „„Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus;““ —
„Und wer biſt du?“ — „„Bajadere,
Und dieß iſt der Liebe Haus.““
Sie rührt ſich, die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich und reicht ihm den Strauß.
Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
„„Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſein.
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.““
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.
Und er fordert Sklavendienſte;
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte

Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Blüthe
Bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.
Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden, das ſchöne Geſpinnſt.
Spät entſchlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Raſt,
Findet ſie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie raſet und rennet und theilet die Menge.
„Wer biſt du? Was drängt zu der Grube dich hin?“
Bei der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
„Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor Allen!
Ach, nur eine ſüße Nacht!“
Es ſingen die Prieſter: „Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten;
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.
Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O, nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O, nehmet den Jüngling in Flammen zu euch.“
So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

### b) Die Braut von Korinth.

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.
Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.
Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter; nur die Mutter wacht.
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen prangt,
Eh' er es verlangt!
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.
Aber bei dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich auf's Bette legt;
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür herein bewegt.
Denn er ſieht bei ſeiner Lampe Schimmer
Tritt mit weißem Schleier und Gewand
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz- und goldnes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.
„Bin ich,“ rief ſie aus, „ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nicht vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell, ſo wie ich kam.“
„Bleibe, ſchönes Mädchen!“ ruft der Knabe,
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind:
„Hier iſt Ceres', hier iſt Bacchus' Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind.
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe; komm und laß,
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind.“
„Ferne bleib, o Jüngling, bleibe ſtehen!
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan!
„Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.“
Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
„Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht?
Sei die Meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.“
„Mich erhälſt du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schweſter gönnt man dich.
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt!
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.“
„Nein! bei dieſer Flamme ſei's geſchworen: —
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus;
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.

Liebchen, bleibe hier!
Feier gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus."—
Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen,
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
„Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar."
Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde,
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſein.
Gierig ſchlürfte ſie mit blaſſem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.
Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der, wie ſie, nun haſtig lüſtern trank.
Liebe fordert er beim ſtillen Mahle;
Ach, ſein armes Herz war liebekrank.
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.
Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
„Ach! wie ungern ſeh ich dich gequält!
Aber, ach! berührſt du meine Glieder,
Fühlſt du ſchaudernd, was ich dir verhehlt:
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis
Iſt das Liebchen, das du dir erwählt."
Heftig faßt' er ſie mit ſtarken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:—
„Hoffe doch, bei mir noch zu erwarmen,
Wärſt du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt du nicht und fühleſt mich entbrannt?"
Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt,
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen,
Eins iſt nur im Andern ſich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.
Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebeſtammelns Raſerei.
Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß: —
„Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt du wieder da?" Und Kuß auf Kuß.
Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind: —
„Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind?" —
So zur Thür hinein.
Bei der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.
Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſts Gewalt
Hebet die Geſtalt
Lang und langſam ſich im Bett empor.
„Mutter! Mutter!" ſpricht ſie hohle Worte:
„So mißgönnt ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?
„Aber aus der ſchwer bedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.
„Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.
„Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.
„Schöner Jüngling, kannſt nicht länger leben!
Du verſiecheſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.
„Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu!"

## 7) Eine Parabel.

### 1.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule
Erhub ſich einſt von ſeinem Stuhle
Und hatte feſt ſich vorgenommen
In beſſre Geſellſchaft zu kommen;
Deswegen er, im nahen Bad,
In den ſogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm widerführ';
Macht daher dem erſten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts Schlechts;
Aber hinten hatt' er nicht geſehen,
Daß da auch wieder Leute ſtehn,
Gab Einem zur Linken in den Schooß
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er ſchnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt,
So ſtößt er gleich einen Andern an,
Er hat wieder Jemand was Leids gethan.
Und wie er's dieſem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem Andern verſchüttet,
Und complimentirt ſich zu ſeiner Qual
Von hinten und vorn ſo durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geiſt
Ungeduldig die Thüre weiſt!

Möge doch Mancher in ſeinen Sünden
Hievon die Nutzanwendung finden.

### 2.

Da er nun ſeine Straße ging,
Dacht' er: ich machte mich zu gering;
Will mich aber nicht weiter ſchmiegen,
Denn wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen.
So ging er gleich ſelbander drein
Und zwar nicht über Stock und Stein,
Sondern über Aecker und gute Wieſen,
Zertrat das Alles mit ſchweren Füßen.
Ein Bauer begegnet ihm ſo
Und fragt nicht weiter wie? noch wo?
Sondern ſchlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.
Bin ich doch gleich wie neu geboren!
Rief unſer Wanderer hochentzückt.
Wer biſt du, Mann, der mich beglückt?
Möchte mich Gott doch immer ſegnen,
Daß mir ſo tröſtliche Geſtalten begegnen!

## 6) Aus „Hermann und Dorothea."

(Geſang 7.)

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal in's Auge, die ſchnellverſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbei, und ſchien dem Pfad in's Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf, wendete langſam
Nach dem Dorfe ſich zu und ſtaunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Geſtalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Feſt betrachtet' er ſie; es war kein Scheinbild, ſie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: ſo ſchritt ſie geſchäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er ſprach zu ſeiner Verwunderten alſo:
„Find' ich dich, wackeres Mädchen, ſo bald auf's Neue beſchäftigt,
Hülfreich Andern zu ſein und gern zu erquicken die Menſchen?
Sag', warum kommſt du allein zum Quell, der doch ſo entfernt liegt,
Da ſich Andere doch mit dem Waſſer des Dorfes begnügen?
Freilich iſt dieß von beſonderer Kraft und lieblich zu koſten.
Jener Kranken bringſt du es wohl, die du treulich gerettet?"
Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: „So iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo Vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und ſehet doch ſelber, wer eure Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten;
Daß ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt,
Sag' ich euch dieß: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;
Denn ein Jeglicher denkt nur, ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und raſch, und nicht des Folgenden denkt er."
Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten
Beide ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten ſich zu und grüßten ſich freundlich im Spiegel.
„Laß mich trinken," ſagte darauf der heitere Jüngling,
Und ſie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten ſie Beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:
„Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erſt dich geſehn? wie biſt du gekommen?"
Denkend ſchaute Hermann zur Erde. Dann hob er die Blicke
Ruhig gegen ſie auf und ſah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verſtand und gebot verſtändig zu reden.
Und er faßte ſich ſchnell und ſagte traulich zum Mädchen:
„Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwidern.
Deinetwegen kam ich hieher! was ſoll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unſre Geſchäfte ſind vielfach.
Alle Felder beſorg' ich, der Vater waltet im Hauſe
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthſchaft.
Aber du haſt gewiß auch erfahren, wie ſehr das Geſinde
Bald durch Leichtſinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer ſie nöthigt zu wechſeln und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen dich ſah in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Geſundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verſtändigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hauſe, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienſt. Nun komm' ich, dir aber zu ſagen,
Was ſie wünſchen, wie ich. — Verzeih' mir die ſtotternde Rede."
„Scheuet euch nicht," ſo ſagte ſie drauf, „das Weitre zu ſprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad heraus; mich kann das Wort nicht erſchrecken:
Dingen möchtet ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu verſehen das Haus, das wohlerhalten euch daſteht;
Und ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; ſo ſoll die Antwort auch kurz ſein.
Ja, ich gehe mit euch und folge dem Rufe des Schickſals,

Meine Pflicht iſt erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, ſie freuen ſich Alle der Rettung;
Schon ſind die Meiſten beiſammen, die Uebrigen werden ſich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimat
Wiederzukehren; ſo pflegt ſich ſtets der Vertriebne zu ſchmeicheln;
Aber ich täuſche mich nicht mit leichter Hoffnung in dieſen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage verſprechen:
Denn gelöſt ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht!
Kann ich im Hauſe des würdigen Mannes mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wieder gebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen und mich von ihnen empfangen."
Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſein, in dem Wahn ſie zu laſſen,
In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens:
Und ſo ließ er ſie ſprechen und horchte fleißig den Worten.

„Laßt uns," fuhr ſie nun fort, „zurückkehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch iſt es am rinnenden Quell ſo lieblich zu ſchwätzen."
Alſo ſtanden ſie auf und ſchauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück und ſüßes Verlangen ergriff ſie.
Schweigend nahm ſie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
„Laßt ihn," ſprach ſie; „es trägt ſich beſſer die gleichere Laſt ſo.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er ſoll mir nicht dienen.
Seht mich ſo ernſt nicht an, als wäre mein Schickſal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh, ſie dienet den Eltern
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr ſind, wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß ſie ſich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und ſo zu Schmerzen Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde
Und ſie ſollen es nicht; doch ſollen ſie dankbar es einſehn."

## 3.

## Drama.

### 1) Aus „Götz von Berlichingen."

(Schluß.)

Scene: Heilbronn, im Thurm.

Götz. Eliſabeth.

**Eliſabeth.**

Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir, dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verglühſt in dir ſelbſt. Komm', laß uns nach deinen Wunden ſehen; ſie beſſern ſich um Vieles. In der muthloſen Finſterniß erkenn' ich dich nicht mehr.

**Götz.**

Suchteſt du den Götz? Der iſt lange hin. Sie haben mich nach und nach verſtümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was iſt an dem? — Was hört ihr von Georg'en? Iſt Lerſe nach Georg'en?

**Eliſabeth.**

Ja Lieber! Richtet euch auf; es kann ſich Vieles wenden.

**Götz.**

Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am beſten, was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaiſers und meine Wunden. — Es iſt Alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen; ich hoffte, ſie ſollte ſein, wie mein Leben. Sein Wille geſchehe!

**Eliſabeth.**

Willſt du nicht was eſſen?

**Götz.**

Nichts, meine Frau. Sieh, wie die Sonne draußen ſcheint!

**Eliſabeth.**

Ein ſchöner Frühlingstag.

**Götz.**

Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteſt, mich in ſein klein Gärtchen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft!

**Eliſabeth.**

Gleich! Und er wird's wohl thun.

---

Gärtchen am Thurm.

Maria. Lerſe.

**Maria.**

Geh' hinein und ſieh', wie's ſteht. (Lerſe ab.)

Eliſabeth. Wächter.

**Eliſabeth.**

Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria, was bringſt du?

**Maria.**

Meines Bruders Sicherheit. Ach, aber mein Herz iſt zerriſſen! Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem

Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr, die Fürſten werden ihm zu mächtig; man ſagt, er ſei eingeſchloſſen und belagert.

**Eliſabeth.**

Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen Nichts merken.

**Maria.**

Wie ſteht's um ihn?

**Eliſabeth.**

Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm; — und Georg iſt todt.

**Maria.**

Georg! der goldne Junge!

**Eliſabeth.**

Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr, ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. — Georg! Hätten ſie ſich Alle gehalten wie er, ſie hätten Alle das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel' wurden erſtochen und Georg mit; er ſtarb einen Reitertod.

**Maria.**

Weiß es Götz?

**Eliſabeth.**

Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehn Mal des Tags und ſchickt mich zehn Mal des Tags zu forſchen, was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

**Maria.**

O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erde!

Götz. Lerſe. Wächter.

**Götz.**

Allmächtiger Gott! Wie wohl iſt's Einem unter deinem freien Himmel! wie frei! — Die Bäume treiben Knoſpen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln ſind abgehauen; meine Kraft ſinkt nach dem Grabe!

**Eliſabeth.**

Darf ich Lerſe'n nach deinem Sohn in's Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt?

**Götz.**

Laß ihn; er iſt heiliger als ich; er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahnte mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns und eine Nachkommenſchaft von edeln, tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. Du haſt ihn nicht erhört und ich bin der Letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr, als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den euern; jetzt hältſt du mich aufrecht. Ach, daß ich Georg'en noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! Ihr ſeht zur Erde und weint — er iſt todt — Georg iſt todt! — Stirb, Götz — du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach, fingen ſie ihn unter den Mordbrennern und er iſt hingerichtet?

**Eliſabeth.**

Nein; er wurde bei Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw' um ſeine Freiheit.

**Götz.**

Gott ſei Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau! ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht! Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thüren. Es kommen die Zeiten des Betrugs; es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder! Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Selbitz ſtarb und der gute Kaiſer und mein Georg! — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit! Freiheit! (Er ſtirbt.)

**Eliſabeth.**

Nur droben, droben bei dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

**Maria.**

Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß.

**Lerſe.**

Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!

## 2) Aus „Fauſt."

### 1.

Studirzimmer. Fauſt. Mephiſtopheles.

**Fauſt.**

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?

**Mephiſtopheles.**

Ich bin's.

**Fauſt.**

Herein!

**Mephiſtopheles.**

Du mußt es drei Mal ſagen.

**Fauſt.**

Herein denn!

**Mephiſtopheles.**

So gefällſt du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen!
Denn dir die Grillen zu verjagen,
Bin ich als edler Junker hier,
In rothem, goldverbrämtem Kleide,
Das Mäntelchen von ſtarrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, ſpitzen Degen;
Und rathe nun dir, kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen,
Damit du, losgebunden, frei,
Erfahreſt, was das Leben ſei.

**Fauſt.**

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdenlebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu ſpielen,
Zu jung, um ohne Wunſch zu ſein.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
„Entbehren ſollſt du; ſollſt entbehren!"
Das iſt der ewige Geſang,
Der Jedem an die Ohren klingt,
Den, unſer ganzes Leben lang,
Uns heiſer jede Stunde ſingt.
Nur mit Entſetzen wach' ich Morgens auf;
Ich möchte bitter Thränen weinen,
Den Tag zu ſehn, der mir in ſeinem Lauf
Nicht einen Wunſch erfüllen wird, nicht einen;
Der ſelbſt die Ahnung jeder Luſt
Mit eigenſinn'gem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Bruſt
Mit tauſend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht ſich niederſenkt,
Mich ängſtlich auf das Lager ſtrecken;
Auch da wird keine Raſt geſchenkt;
Mich werden wilde Träume ſchrecken.
Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach Außen Nichts bewegen;
Und ſo iſt mir das Daſein eine Laſt,
Der Tod erwünſcht, das Leben mir verhaßt.

**Mephiſtopheles.**

Und doch iſt nie der Tod ein ganz willkommner Gaſt.

**Fauſt.**

O, ſelig Der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er nach raſch durchraſ'tem Tanze

In eines Mädchens Armen findet!
O, wär' ich vor des hohen Geiſtes Kraft
Entzückt, entſeelt dahingeſunken.

Mephiſtopheles.

Und doch hat Jemand einen braunen Saft
In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Fauſt.

Das Spioniren, ſcheint's, iſt deine Luſt.

Mephiſtopheles.

Allwiſſend bin ich nicht; doch Viel' iſt mir bewußt.

Fauſt.

Wenn aus dem ſchrecklichen Gewühle
Ein ſüßbekannter Ton mich zog,
Den Reſt von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog:
So fluch' ich Allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umſpannt
Und ſie in dieſe Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geiſt ſich ſelbſt umfängt!
Verflucht das Blenden der Erſcheinung,
Die ſich an unſre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Beſitz uns ſchmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht ſei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polſter uns zurechte legt!
Fluch ſei dem Balſamſaft der Trauben!
Fluch jener höchſten Liebeshuld!
Fluch ſei der Hoffnung! Fluch dem Glauben
Und Fluch vor Allem der Geduld!

Geiſter-Chor (unſichtbar).

Weh! Weh!
Du haſt ſie zerſtört,
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmer in's Nichts hinüber
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In deinem Buſen baue ſie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephiſtopheles.

Dies ſind die Kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Luſt und Thaten
Altklug ſie rathen!
In die Welt weit
Aus der Einſamkeit,
Wo Sinnen und Säfte ſtocken,
Wollen ſie dich locken.
Hör' auf, mit deinem Gram zu ſpielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt.
Die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Menſch mit Menſchen biſt.
Doch ſo iſt's nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu ſtoßen.
Ich bin keiner von den Großen:
Doch willſt du, mit mir vereint,
Deine Schritte durch's Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen,
Dein zu ſein, auf der Stelle.
Ich bin dein Geſelle
Und, mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Fauſt.

Und was ſoll ich dagegen dir erfüllen?

Mephiſtopheles.

Dazu haſt du noch eine lange Friſt.

Fauſt.

Nein, nein! Der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes willen,
Was einem Andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr in's Haus.

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.

Fauſt.

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag, was will und kann, geſchehn!
Davon will ich Nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.

Mephiſtopheles.

In dieſem Sinne kannſt du's wagen.
Verbinde dich; du ſollſt in dieſen Tagen
Mit Freuden meine Künſte ſehn;
Ich gebe dir, was noch kein Menſch geſehn.

Fauſt.

Was willſt du, armer Teufel, geben?
Ward eines Menſchen Geiſt, in ſeinem hohen Streben,
Von Deinesgleichen je gefaßt?
Doch, haſt du Speiſe, die nicht ſättigt, haſt
Du rothes Gold, das ohne Raſt,
Queckſilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt;
Ein Mädchen, das an meiner Bruſt
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet;
Der Ehre ſchöne Götterluſt,
Die wie ein Meteor verſchwindet.
Zeig' mir die Frucht, die fault, eh' man ſie bricht,
Und Bäume, die ſich täglich neu begrünen!

Mephiſtopheles.

Ein ſolcher Auftrag ſchreckt mich nicht;
Mit ſolchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe ſchmauſen mögen.

Fauſt.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So ſei es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag;
Kannſt du mich mit Genuß betrügen:
Das ſei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Topp!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!

Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei;
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſei die Zeit für mich vorbei!
Mephiſtopheles.
Bedenk es wohl, wir werden's nicht vergeſſen!
Fauſt.
Dazu haſt du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen,
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder weſſen.
Mephiſtopheles.
Ich werde heute gleich, beim Doctor-Schmaus,
Als Diener meine Pflicht erfüllen.
Nur Eins! — Um Lebens oder Sterbens willen
Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus.
Fauſt.
Auch was Geſchriebnes forderſt du, Pedant?
Haſt du noch keinen Mann, nicht Manneswort gekannt?
Iſt's nicht genug, daß mein geſproch'nes Wort
Auf ewig ſoll mit meinen Tagen ſchalten?
Raſt nicht die Welt in allen Strömen fort
Und mich ſoll ein Verſprechen halten?
Doch dieſer Wahn iſt uns ins Herz gelegt;
Wer mag ſich gern davon befreien?
Beglückt, wer Treue rein im Buſen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beſchrieben und beprägt,
Iſt ein Geſpenſt, vor dem ſich Alle ſcheuen.
Das Wort erſtirbt ſchon in der Feder,
Die Herrſchaft führen Wachs und Leder.
Was willſt du, böſer Geiſt, von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder ſchreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frei.
Mephiſtopheles.
Wie magſt du deine Rednerei
Nur gleich ſo hitzig übertreiben?
Iſt doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichneſt dich mit einem Tröpfchen Blut.
Fauſt.
Wenn dies dir völlig G'nüge thut,
So mag es bei der Fratze bleiben.
Mephiſtopheles.
Blut iſt ein ganz beſondrer Saft!
Fauſt.
Nur keine Furcht, daß ich dies Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade das, was ich verſpreche.
Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmäht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lange vor allem Wiſſen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Mit einander wechſeln, wie es kann;
Nur raſtlos bethätigt ſich der Mann!
Mephiſtopheles.
Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt.
Beliebt euch, überall zu naſchen,
Im Fliehen Etwas zu erhaſchen,
Bekomm' euch wohl, was euch ergetzt!
Nur greift mir zu und ſeid nicht blöde!
Fauſt.
Du höreſt ja, von Freud' iſt nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen;
Und was der ganzen Welt zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen;
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen' Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.
Mephiſtopheles.
O, glaube mir, der manche Tauſend Jahre
An dieſer harten Speiſe kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Menſch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unſer Einem, dieſes Ganze
Iſt nur für einen Gott gemacht!
Er findet ſich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniß gebracht
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.
Fauſt.
Allein ich will!
Mephiſtopheles.
Das läßt ſich hören!
Doch nur vor Einem iſt mir bang:
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.
Ich dächt', ihr ließet euch belehren,
Aſſociirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken ſchweifen
Und alle edeln Qualitäten
Auf euren Ehrenſcheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirſches Schnelligkeit,
Des Italieners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch' einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokoſmus nennen!
Fauſt.
Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt,
Der Menſchheit Krone zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?
Mephiſtopheles.
Du biſt am Ende — was du biſt.
Setz' dir Perrucken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was du biſt.
Fauſt.
Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menſchengeiſts auf mich herbei gerafft,
Und wenn ich mich am Ende niederſetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.
Mephiſtopheles.
Mein guter Herr! Ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;
Wir müſſen das geſcheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! Freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H— — die ſind dein;
Doch Alles, was ich friſch genieße,
Iſt das d'rum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.
D'rum friſch! Laß alles Sinnen ſein,
Und g'rad mit in die Welt hinein!

Ich ſag' es dir: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt;
Und rings umher liegt ſchöne, grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.
Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich, das Stroh zu dreſchen, plagen?
Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich Einen auf dem Gange!

Fauſt.

Mir iſt's nicht möglich, ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange;
Der darf nicht ungetröſtet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köſtlich ſtehn.
(Er kleidet ſich um.)
Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache dich zur ſchönen Fahrt bereit.

### 2.

Gretchens Stube. Gretchen allein.

Gretchen
(ſingt am Spinnrad).

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.
Wo ich ihn nicht hab',
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.
Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt;
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.
Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.
Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.
Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt
Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck
Und, ach, ſein Kuß!
Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.
Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach, dürft' ich faſſen
Und halten ihn!
Und küſſen ihn,
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarethe. Fauſt.

Margarethe.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarethe.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann;
Allein ich glaub', du hältſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will Niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarethe.

Das iſt nicht recht; man muß d'ran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarethe.

Ach, wenn ich Etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarethe.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſein.

Margarethe.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen
Und wer bekennen:
„Ich glaub' ihn"?
Wer empfinden
Und ſich unterwinden,
Zu ſagen: „Ich glaub' ihn nicht"?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt;
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann, wie du willſt,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott;
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt Alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Margarethe.

Das iſt Alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt Das der Pfarrer auch,
Nur mit ein Bißchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen!

**Margarethe.**

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

**Fauſt.**

Lieb's Kind!

**Margarethe.**

Es thut mir lang' ſchon weh',
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

**Fauſt.**

Wie ſo?

**Margarethe.**

Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer, inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So Nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig' Geſicht.

**Fauſt.**

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

**Margarethe.**

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne, dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

**Fauſt.**

Es muß auch ſolche Käuze geben.

**Margarethe.**

Wollte nicht mit Seinesgleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein
Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an Nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frei, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

**Fauſt.**

Du ahnungsvoller Engel du!

**Margarethe.**

Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſein.

**Fauſt.**

Du haſt nun die Antipathie.

**Margarethe.**

Ich muß nun fort.

**Fauſt.**

Ach, kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hangen
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen.

**Margarethe.**

Ach, wenn ich nur alleine ſchlief'!
Ich ließ dir gern heut' Nacht den Riegel offen!
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief;
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt.

**Fauſt.**

Du Engel, das hat keine Noth!
Hier iſt ein Fläſchchen. Drei Tropfen nur
In ihren Trank, umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

**Margarethe.**

Was thu' ich nicht um deinetwillen!
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

**Fauſt.**

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

**Margarethe.**

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt Nichts mehr übrig bleibt.
(Ab.)

**Mephiſtopheles** (tritt auf).

**Mephiſtopheles.**

Der Grasaff'! Iſt er weg?

**Fauſt.**

Haſt wieder ſpionirt?

**Mephiſtopheles.**

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechiſirt;
Hoff', es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob Einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken: duckt er da, folgt er uns eben auch.

**Fauſt.**

Du Ungeheuer; ſiehſt nicht ein,
Wie dieſe treue, liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr ſeligmachend iſt, ſich heilig quäle,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll!

**Mephiſtopheles.**

Du überſinnlicher, ſinnlicher Freier,
Ein Mägdelein naſeführet dich.

**Fauſt.**

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

**Mephiſtopheles.**

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr, ſie weiß nicht, wie;
Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

**Fauſt.**

Was geht dich's an?

**Mephiſtopheles.**

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

---

### 3.

Zwinger. In der Mauerhöhle ein Bild der Mater dolorosa. Blumenkrüge davor.

Gretchen (friſche Blumen in die Krüge ſteckend).
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!
Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.
Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein' und deine Noth.
Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein!
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!
Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Buſen hier!
Ich bin, ach! kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.
Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut' ich mit Thränen, ach,
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach!

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett ſchon auf.
Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

## 4.

Kerker. Fauſt mit einem Bund Schlüſſel und einer Lampe vor einem eiſernen Thürchen.

Fauſt.
Mich faßt ein längſt entwohnter Schauer,
Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt ſie, hinter dieſer feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderſt, zu ihr zu gehen!
Du fürchteſt, ſie wieder zu ſehen!
Fort! dein Zagen zögert den Tod heran.

(Er ergreift das Schloß. Es ſingt inwendig:)

Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich 'geſſen hat!
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein',
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein,
Fliege fort, fliege fort!
Fauſt (aufſchließend).
Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauſcht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh, das rauſcht.
(Er tritt ein.)
Margarethe (ſich auf dem Lager verbergend).
Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!
Fauſt (leiſe).
Still! Still! Ich komme, dich zu befreien.
Margarethe (ſich vor ihn hinwälzend).
Biſt du ein Menſch, ſo fühle meine Noth!
Fauſt.
Du wirſt die Wächter aus dem Schlafe ſchreien!
(Er faßt die Ketten, ſie aufzuſchließen.)
Margarethe (auf den Knieen).
Wer hat dir, Henker, dieſe Macht
Ueber mich gegeben?
Du holſt mich ſchon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Iſt's morgen früh nicht zeitig genug?
(Sie ſteht auf.)
Bin ich doch noch ſo jung, ſo jung!
Und ſoll ſchon ſterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun iſt er weit;
Zerriſſen liegt der Kranz, die Blumen zerſtreut.
Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein' Tage nicht geſehen!
Fauſt.
Werd' ich den Jammer überſtehen!
Margarethe.
Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.
Ich herzt' es dieſe ganze Nacht;
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich; es iſt bös von den Leuten!
Ein altes Märchen endigt ſo;
Wer heißt ſie's deuten?

Fauſt (wirft ſich nieder).
Ein Liebender liegt dir zu Füßen,
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.
Margarethe (wirft ſich zu ihm).
O, laß uns knie'n, die Heil'gen anzurufen!
Sieh, unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!
Fauſt (laut).
Gretchen! Gretchen!
Margarethe (aufmerkſam).
Das war des Freundes Stimme!
(Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.)
Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll Niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,
An ſeinem Buſen liegen!
Er rief: Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappern der Hölle,
Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.
Fauſt.
Ich bin's!
Margarethe.
Du biſt's? O, ſag' es noch ein Mal!
(Ihn faſſend.)
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers, der Ketten?
Du biſt's; kommſt, mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſten Male ſah,
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.
Fauſt (fortſtrebend).
Komm' mit! Komm' mit!
Margarethe.
O weile!
Weil' ich doch ſo gern, wo du weileſt.
(Liebkoſend.)
Fauſt.
Eile!
Wenn du nicht eileſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.
Margarethe.
Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund! — ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang
Und du mich küßteſt, als wollteſt du mich erſticken?
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich dich!
(Sie umfaßt ihn.)
O weh'! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich d'rum?
(Sie wendet ſich von ihm.)
Fauſt.
Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!
Margarethe (zu ihm gewendet).
Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?
Fauſt.
Ich bin's! Komm' mit.
Margarethe.
Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schooß.

Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheu'ſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befrei'ſt?
Fauſt.
Komm', komm! Schon weicht die tiefe Nacht.
Margarethe.
Meine Mutter hab' ich umgebracht;
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?
Dir auch — du biſt's! Ich glaub' es kaum.
Gib deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! Ach, aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht,
Iſt Blut dran.
Ach, Gott! Was haſt du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum.
Fauſt.
Laß das Vergangne vergangen ſein!
Du bringſt mich um.
Margarethe.
Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beſchreiben;
Für die mußt du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,
Meinen Bruder ſogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit! —
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt.
Niemand wird ſonſt bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu ſchmiegen,
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's, als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als ſtießeſt du mich von dir zurück;
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.
Fauſt.
Fühlſt du, daß ich es bin, ſo komm'!
Margarethe.
Da hinaus?
Fauſt.
In's Freie.
Margarethe.
Iſt das Grab drauß',
Lauert der Tod, ſo komm'!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O, Heinrich, könnt' ich mit!
Fauſt.
Du kannſt! So wolle nur! Die Thür ſteht offen.
Margarethe.
Ich darf nicht fort; für mich iſt Nichts zu hoffen.
Was hilft es, fliehen? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend, betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend, in der Fremde ſchweifen;
Und ſie werden mich doch ergreifen!
Fauſt.
Ich bleibe bei dir.
Margarethe.
Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links, wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.
Beſinne dich doch!
Nur einen Schritt, ſo biſt du frei!
Margarethe.
Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein;
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht; der Kopf iſt ihr ſchwer;
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr;
Sie ſchlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!
Fauſt.
Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen;
So wag' ich's, dich hinweg zu tragen.
Margarethe.
Laß mich! Nein; ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja Alles zu Lieb' gethan.
Fauſt.
Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!
Margarethe.
Tag! Ja, es wird Tag! Der letzte Tag dringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſein!
Sag' Niemand, daß du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh' meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn,
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich; man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt, wie das Grab!
Fauſt.
O, wär' ich nie geboren!
Mephiſtopheles (erſcheint draußen).
Auf, oder ihr ſeid verloren!
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern;
Der Morgen dämmert auf.
Margarethe.
Was ſteigt aus dem Boden herauf!
Der! Der! Schick' ihn fort!
Was will Der an dem heiligen Ort?
Er will mich!
Fauſt.
Du ſollſt leben!
Margarethe.
Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!
Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Komm'! komm'! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.
Margarethe.
Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.
Mephiſtopheles.
Sie iſt gerichtet!
Stimme (von oben).
Iſt gerettet!
Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Her zu mir!
(Verſchwindet mit Fauſt.)
Stimme (von innen, verhallend).
Heinrich! Heinrich!

### 3.

## Aus „Torquato Taſſo."

(Akt 5, Scene 4 und 5.)

Garten. Prinzeſſin. Taſſo. Später Alphons, Leonore und Antonio.

**Prinzeſſin.**

Du denkſt uns zu verlaſſen oder bleibſt
Vielmehr in Belriguardo noch zurück
Und willſt dich dann von uns entfernen, Taſſo?
Ich hoffe, nur auf kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom?

**Taſſo.**

Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt,
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele Tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunſt,
Die Jeden nährt, die den geſunden Geiſt
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird ſie mich. Ich eile fort!
Nach Neapel will ich bald!

**Prinzeſſin.**

Darfſt du es wagen?
Noch iſt der ſtrenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

**Taſſo.**

Du warnſt mich recht, ich hab' es ſchon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich ſchleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tauſende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hauſe kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinüber eilen.
Dort wohnet meine Schweſter, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich ſtill, und trete dann
Auch ſchweigend an das Land, ich gehe ſacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serſale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße, ſie
Bezeichnet mir das Haus. So ſteig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und ſchauen
Das wilde Haar, den düſtern Fremdling an.
So komm ich an die Schwelle. Offen ſteht
Die Thüre ſchon, ſo tret' ich in das Haus —

**Prinzeſſin.**

Blick' auf, o Taſſo, wenn es möglich iſt,
Erkenne die Gefahr, in der du ſchwebſt!
Ich ſchone dich; denn ſonſt würd' ich dir ſagen:
Iſt's edel, ſo zu reden, wie du ſprichſt?
Iſt's edel, nur allein an ſich zu denken,
Als kränkeſt du der Freunde Herzen nicht?
Iſt's dir verborgen, wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schweſtern dich zu ſchätzen wiſſen?
Haſt du es nicht empfunden und erkannt?
Iſt Alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Taſſo! Wenn du ſcheiden willſt,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

**Taſſo** (wendet ſich weg).

**Prinzeſſin.**

Wie tröſtlich iſt es, einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreiſen will,
Ein klein Geſchenk zu geben, ſei es nur
Ein Mantel, oder eine Waffe!
Dir kann man Nichts mehr geben, denn du wirfſt
Unwillig Alles weg, was du beſitzeſt.
Die Pilgermuſchel und den ſchwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählſt du dir, und gehſt
Freiwillig arm dahin, und nimmſt uns weg,
Was du mit uns allein genießen konnteſt.

**Taſſo.**

So willſt du mich nicht ganz und gar verſtoßen?
O ſüßes Wort, o ſchöner, theurer Troſt!
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, verſetze
Mich nach Conſandoli, wohin du willſt!
Es hat der Fürſt ſo manches ſchöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und ihr betretet kaum
Ihn Einen Tag, vielleicht nur eine Stunde.
Ja, wählet den entfernteſten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht beſuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt.
Dort ſchickt mich hin! Dort laßt mich euer ſein!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbſt mit Brettern und mit Ziegeln decken,
Und mit verbundnem Rohre wohl verwahren!
Es ſollen ſchöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln ſchlagen, rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen ſein.
Und laßt mir auch die Sorge des Palaſtes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenſter öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden ſchade,
Die ſchön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel ſäubern;
Es ſoll das Eſtrich blank und reinlich glänzen;
Es ſoll kein Stein, kein Ziegel ſich verrücken;
Es ſoll kein Gras aus einer Ritze keimen!

**Prinzeſſin.**

Ich finde keinen Rath in meinem Buſen,
Und finde keinen Troſt für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? Möchte mir
Ein heilſam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns.
Das treuſte Wort, das von der Lippe fließt,
Das ſchönſte Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich laſſen, und verlaſſen kann
Mein Herz dich nicht.

**Taſſo.**

Ihr Götter, iſt ſie's doch,
Die mit dir ſpricht und deiner ſich erbarmt?
Und konnteſt du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du biſt's! und nun ich bin es auch.
O fahre fort, und laß mich jeden Troſt
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O ſprich: was ſoll ich thun?
Damit dein Bruder mir vergeben könne,
Damit du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen möget? Sag' mir an.

**Prinzeſſin.**

Gar wenig iſt's, was wir von dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzu viel zu ſein.
Du ſollſt dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen Nichts von dir, was du nicht biſt,
Wenn du nur erſt dir mit dir ſelbſt gefällſt.
Du machſt uns Freude, wenn du Freude haſt,
Und du betrübſt uns nur, wenn du ſie fliehſt;
Und wenn du uns auch ungeduldig machſt,

So ist es nur, daß wir dir helfen möchten,
Nur, leider! jetzt, daß nicht zu helfen ist.
Wenn du nicht selbst des Freundes Hand ergreifst,
Die, sehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

**Tasso.**

Du bist es selbst, wie du zum ersten Mal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegen kamst!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet sich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt sich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie ist's, sie steht vor mir. Welch ein Gefühl!
Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste, reinste Wahrheit faßt?
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht' ich zu bekämpfen; stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Sein, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, dem du so ganz gehörst.

**Prinzessin.**

Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Glut, die mich erschreckt.

**Tasso.**

Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?
Mit jedem Wort erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und Alles dank' ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machst
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mir
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderstehlich zieht es mich zu dir,
Und unaufhaltsam dringt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin.
(Er fällt ihr in die Arme und drückt sie fest an sich.)

**Prinzessin**
(ihn von sich stoßend und hinwegeilend)

Hinweg!

**Leonore**
(die sich schon eine Weile im Grunde sehen lassen, herbeieilend.)

Was ist geschehen? Tasso! Tasso!
(Sie geht der Prinzessin nach.)

**Tasso**
(im Begriff, ihnen zu folgen.)

O Gott!

**Alphons**
(der sich schon eine Zeit lang mit Antonio genähert.)

Er kommt von Sinnen, halt' ihn fest!
(Ab.)

**Antonio.**

O stünde jetzt, so wie du immer glaubst,
Daß du von Feinden rings umgeben bist,
Ein Feind bei dir, wie würd' er triumphiren!
Unglücklicher, noch kaum erhol' ich mich!
Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still;
Wir haben Nichts, womit wir das vergleichen.

**Tasso** (nach einer langen Pause).

Vollende nur dein Amt, ich seh', du bist's!
Ja, du verdienst das fürstliche Vertrau'n;
Vollende nur dein Amt und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen ist, noch langsam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleischt!
Du bist ein theures Werkzeug des Tyrannen;
Sei Kerkermeister, sei der Marterknecht,
Wie wohl, wie eigen steht dir beides an!
(Gegen die Scene.)
Ja, gehe nur, Tyrann! Du konntest dich
Nicht bis zuletzt verstellen, triumphire!
Du hast den Sklaven wohl gekettet, hast
Ihn wohl gespart zu ausgedachten Qualen:
Geh nur, ich hasse dich, ich fühle ganz
Den Abscheu, den die Uebermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.
(Nach einer Pause.)
So seh ich mich am Ende denn verbannt,
Verstoßen und verbannt als Bettler hier!
So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es fest!
Mein einzig Gut ist nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte;
Das mir noch blieb, vom Hunger mich zu retten!
Jetzt seh ich wohl, warum ich feiern soll.
Es ist Verschwörung, und du bist das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tausend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergesse;
Drum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum soll ich mich und meine Sinne schonen.
O werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!
Abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,
Die unsichtbar und rastlos mich umspann,
Allein abscheulicher ist es geworden.
Und du, Sirene! die du mich so zart,
So himmlisch angelockt, ich sehe nun
Dich auf ein Mal! O Gott, warum so spät!
Allein wir selbst betrügen uns so gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menschen kennen sich einander nicht;
Nur die Galeerensklaven kennen sich,
Die eng an eine Bank geschmiedet keuchen;
Wo Keiner was zu fordern hat und Keiner
Was zu verlieren hat, die kennen sich;
Wo Jeder sich für einen Schelmen gibt,
Und seinesgleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die Andern höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen.
Wie lang verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerin, die kleine Künste treibt.
Die Maske fällt, Armiden seh' ich nun
Entblößt von allen Reizen — Ja, du bist's!
Von dir hat ahnungsvoll mein Lied gesungen!
Und die verschmitzte kleine Mittlerin!
Wie tief erniedrigt seh' ich sie vor mir!
Ich hör' nun die leisen Tritte rauschen,
Ich kenne nun den Kreis, um den sie schlich.
Euch alle kenn' ich! Sei mir das genug!
Und wenn das Elend Alles mir geraubt,
So preis' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

**Antonio.**

Ich höre, Tasso, dich mit Staunen an,
So sehr ich weiß, wie leicht dein rascher Geist
Von einer Grenze zu der andern schwankt.
Besinne dich! Gebiete dieser Wuth!
Du lästerst, du erlaubst dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen ist,
Doch das du selbst dir nie verzeihen kannst.

**Tasso.**

O sprich mir nicht mit sanfter Lippe zu:
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!

Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme!
Ich fühle mir das innerſte Gebein
Zerſchmettert und ich leb', um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läſtrung nur ein leichter Schmerzenslaut.
Ich will hinweg, und wenn du redlich biſt,
So zeig' es mir und laß mich gleich von hinnen.

**Antonio.**

Ich werde dich in dieſer Noth nicht laſſen;
Und wenn es dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

**Taſſo.**

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtrebe nicht, ſo iſt mir wohl. —
Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederholen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſcherzte.
Sie gehn hinweg. — O Gott, dort ſeh' ich ſchon
Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt;
Die Reiter ſind voraus. Dort fahren ſie;
Dort gehn ſie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte,
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh, dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie. —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht geneſ' ich wieder. Nein;
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht
Nicht mehr begegnen!

**Antonio.**

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung ſteht.
Du biſt ſo elend nicht, als wie du glaubſt.
Ermanne dich, du giebſt zu viel dir nach.

**Taſſo.**

Und bin ich denn ſo elend, wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor dir mich zeige?
Iſt Alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebäude
In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfältig
Mich zu zerſtreu'n, zu unterſtützen?
Iſt alle Kraft erloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt Alles da: und ich bin Nichts!
Ich bin mir ſelbſt entwandt, ſie iſt es mir!

**Antonio.**

Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich, erkenne, was du biſt!

**Taſſo.**

Ja, du erinnerſt mich zur rechten Zeit!
Hilft denn kein Beiſpiel der Geſchichte mehr?
Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt,
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, Alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt;
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen,
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide.

**Antonio**
(tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand).

**Taſſo.**

O edler Mann, du ſteheſt feſt und ſtill;
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk' und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm; die Welle flieht
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich; es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe.
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr
Und ſchäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf —
Ich faſſe dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

## 22.

## Chriſtian Friedr. Daniel Schubart.

### Der ewige Jude.

Aus einem finſteren Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald ſind's zweitauſend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitſchte.
Als Jeſus einſt die Laſt des Kreuzes trug,
Und raſten wollt' vor Ahasveros Thür,
Ach! da verſagt' ihm Ahasver die Raſt,
Und ſtieß den Mittler trotzig von der Thür';
Und Jeſus ſchwankt', und ſank mit ſeiner Laſt.
Doch er verſtummt'. — Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin, und ſprach im Grimme:
„Die Ruh' haſt du dem Menſchenſohn verſagt;
Auch dir ſei ſie, Unmenſchlicher, verſagt,
Bis daß er kommt!"
Ein ſchwarzer, höllentflohner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,
Von Land zu Land. Des Sterbens ſüßer Troſt,
Der Grabesruhe Troſt iſt dir verſagt!
Aus einem finſteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er ſchüttelte den Staub
Aus ſeinem Barte, nahm der aufgethürmten
Todtenſchädel einen, ſchleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und ſcholl
Und ſplitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha, noch
Sieben Schädel rollten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die," mit ſtierem,
Vorgequollnem Auge raſt's der Jude:
„Und die — und die — ſind meine Weiber — Ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die"
Brüllt' Ahasver, „ſind meine Kinder, ha!
Sie konnten ſterben! — Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht ſterben! — Ach, das furchtbarſte Gericht
Hängt ſchreckendbrüllend ewig über mir.
„Jeruſalem ſank. Ich knirſchte den Säugling,
Ich rannt' in die Flammen. Ich fluchte dem Römer;
Doch, ach! doch ach! der raſtloſe Fluch
Hielt mich am Haar, und — ich ſtarb nicht.
„Rom, die Rieſin! ſtürzte in Trümmer;
Ich ſtellte mich unter die ſtürzende Rieſin,
Doch ſie fiel — und zermalmte mich nicht.
Nationen entſtanden und ſanken vor mir:
Ich aber blieb, und ſtarb nicht!
Von wolkenumgürteten Klippen ſtürzt' ich
Hinunter in's Meer; doch ſtrudelnde Wellen
Wälzten mich an's Ufer, und des Seins

Flammenwirbel durchflog mich wieder.
Hinab ſah ich in Aetna's grauſen Schlund,
Und wüthete hinab in ſeinen Schlund;
Da heult' ich mit den Rieſen zehn Monden lang
Mein Angſtgeheul, und geißelte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. — Ha! zehn Monden lang!
Doch Aetna gohr, und ſpie in einem Lavaſtrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Aſch', und lebte noch.
„Es brannt' ein Wald. Ich Raſender lief
In brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch ſengte nur die Flamme mein Gebein,
Und — verzehrte mich nicht.
„Da miſcht' ich mich unter die Schlächter der Menſchheit,
Stürzte mich dicht in's Wetter der Schlacht,
Brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbeſiegten Deutſchen;
Doch Pfeil und Wurfſpieß brachen an mir,
An meinem Schädel ſplitterte
Des Sarazenen hochgeſchwung'nes Schwert.
Kugelſaat regnete herab an mir,
Wie Erbſen auf eiſerne Panzer geſchleudert.
Die Blitze der Schlacht ſchlängelten ſich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelſen Hüften,
Der in Wolken ſich birgt. —
Vergebens ſtampfte mich der Elephant;
Vergebens ſchlug mich der eiſerne Huf
Des zornfunkelnden Streitroſſes.
Mit mir borſt die pulvergeſchwängerte Mine,
Schleuderte mich hoch in die Luft!
Betäubt ſtürzt' ich herab und fand mich geröſtet
Unter Blut und Hirn und Mark,
Und unter zerſtümmelten Aeſern
Meiner Streitgenoſſen wieder.
„An mir ſprang der Stahlkolben des Rieſen,
Des Henkers Fauſt lähmte an mir; —
Des Tigers Zahn ſtumpfte an mir,
Kein hungriger Löwe zerriß mich im Circus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen,
Ich zwickte des Drachen blutrothen Kamm;
Doch die Schlange ſtach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drache — und mordete nicht!
„Da ſprach ich Hohn den Tyrannen,
Sprach zu Nero: Du biſt ein Bluthund!
Sprach zu Chriſtiern: Du biſt ein Bluthund!
Sprach zu Muley Ismael: Biſt ein Bluthund!
Doch die Tyrannen erſannen
Grauſame Qualen, und würgten mich nicht.
„Ha! Nicht ſterben können! Nicht ſterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühn!
Den Staubleib tragen — mit ſeiner Todtenfarbe
Und ſeinem Siechthum, — ſeinem Gräbergeruch
Sehen müſſen durch Jahrtauſende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verſchlingend! —
Ha! nicht ſterben können! Nicht ſterben können! —
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Haſt du in deinem Rüſthauſe
Noch ein ſchrecklicheres Gericht? —
Ha, ſo laß es niederdonnern auf mich! —
Mich wälz' ein Wetterſturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an ſeinem Fuße
Ausgeſtreckt lieg'
Und keuch' — und zuck' und ſterbe!!" —
Und Ahasverus ſank. Ihm klang's im Ohr,
Nacht deckte ſeine borſt'gen Augenwimper.
Ein Engel trug ihn wieder in's Geklüft.
„Da ſchlaf' nun," ſprach der Engel, „Ahasver!
Schlaf' ſüßen Schlaf! Gott zürnt nicht ewig!"

## 23.

## Friedrich Schiller.

### I.

### Lyrik.

### 1) An die Freude.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt;
Alle Menſchen werden Brüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Chor.
Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund.

Chor.
Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur;
Alle Guten, alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.
Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wolluſt ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub ſteht vor Gott.

Chor.
Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahneſt du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.
Froh, wie ſeine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an.
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Chor.
Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beſſ're Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſein.
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreu'n.
Groll und Rache ſei vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſei verziehn;
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.
Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth.
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreiſt!
Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen:
Dieſes Glas dem guten Geiſt!

Chor.
Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preiſt,
Dieſes Glas dem guten Geiſt
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind!
Männerſtolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut:
Dem Verdienſte ſeine Kronen!
Untergang der Lügenbrut!

Chor.
Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei dieſem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu ſein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Böſewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten ſollen leben!
Brüder, trinkt und ſtimmet ein:
Allen Sündern ſoll vergeben
Und die Hölle nicht mehr ſein.

Chor.
Eine heitre Abſchiedsſtunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen ſanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

## 2) Sehnſucht.

Ach, aus dieſes Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich ſchöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.
Harmonieen hör' ich klingen,
Töne ſüßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balſam zu;
Goldne Früchte ſeh' ich glühen,
Winkend zwiſchen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.
Ach, wie ſchön muß ſich's ergehen
Dort, im ew'gen Sonnenſchein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß ſie ſein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwiſchen brauſt,
Seine Wellen ſind gehoben,
Daß die Seele mir ergrauſt.
Einen Nachen ſeh' ich ſchwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Friſch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland.

## 3) Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.
All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerſtabe
Zog ich fort mit Kinderſinn.
Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort,
Wandle, rief's, der Weg iſt offen,
Immer nach dem Aufgang fort.
Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangſt, da gehſt du ein,
Denn das Irdiſche wird dorten
Himmliſch, unvergänglich ſein.
Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer ſtand ich ſtill,
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich ſuche, was ich will.
Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.
Und zu eines Stroms Geſtaden
Kam ich, der nach Morgen floß,
Froh vertrauend ſeinem Faden,
Warf ich mich in ſeinen Schooß.
Hin zu einem großen Meere
Trieb mich ſeiner Wellen Spiel,
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.
Ach! kein Steg will dahin führen,
Ach! der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren
Und das Dort iſt niemals Hier.

## 4) Die Gunſt des Augenblicks.

Und ſo finden wir uns wieder
In dem heitern, bunten Reih'n,
Und es ſoll der Kranz der Lieder
Friſch und grün geflochten ſein.
Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes erſten Zoll?
Ihn vor Allen laßt uns ſingen,
Der die Freude ſchaffen ſoll.
Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geſchmückt?

Daß den Purpurſaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?
Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen ſetzt,
Iſt der Geiſt nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.
Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß, das Glück,
Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.
Von dem allererſten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Iſt ein Lichtgedanke nur.
Langſam in dem Lauf der Horen
Füget ſich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geiſt geboren,
Will das Werk empfunden ſein.
Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel ſchwebt,
So iſt jede ſchöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düſtern Grabe
Schließt die Nacht ſie wieder ein.

### 5) Die Macht des Geſanges.

Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen,
Und Eichen ſtürzen unter ihm.
Erſtaunt mit wolluſtvollem Grauſen
Hört ihn der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Flut vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht:
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.
Verbündet mit den furchtbar'n Weſen,
Die ſtill des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſtehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.
Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude mit Gigantenſchritt,
Geheimnißvoll nach Geiſter Weiſe,
Ein ungeheures Schickſal tritt,
Da beugt ſich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöſe
Verſtummt und jede Larve fällt;
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verſchwindet jedes Werk der Lüge:
So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern iſt er eigen,
Ihm darf nichts Irdiſches ſich nahn,
Und jede andre Macht muß ſchweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es ſchwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.
Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz;
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

### 6) Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch inhaltſchwer
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch ſtammen ſie nicht von Außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde;
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.
Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!
Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt' er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen ſtreben;
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.
Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume ſchwebt
Lebendig der höchſte Gedanke;
Und ob Alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.
Die drei Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von Außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde;
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

### 7) Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!
Da der Dichtung zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand, —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.
Wo jetzt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen goldnen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät.
Dieſe Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberſchaum.
Jener Lorbeer wand ſich einſt um Hilfe,
Tantals Tochter ſchweigt in dieſem Stein,
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomela's Schmerz aus dieſem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die ſie um Perſephonen geweint,
Und von dieſem Hügel rief Cythere,
Ach umſonſt! dem ſchönen Freund.

In Deukalions Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrha's ſchöne Töchter zu beſiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenſtab.
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund:
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.
Finſtrer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt,
Glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war Nichts heilig, als das Schöne,
Keiner Freude ſchämte ſich der Gott,
Wo die keuſch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.
Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlungne, ſeelenvolle Tänze
Kreiſ'ten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.
Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein
Und des Wirthes braune Wangen laden
Luſtig zu dem Becher ein.
Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt' ein Genius.
Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen
Und des Thraziers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.
Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiums Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn,
Linus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.
Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederfoderer der Todten
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar,
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.
Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.
Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordes ſchauerlichem Wehn,
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! ſie wiederhallen leer!
Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geiſtes, der ſie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.
Morgen wieder neu ſich zu entbinden,
Wühlt ſie heute ſich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachſen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.
Ja, ſie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe, nahmen ſie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entſeelte Wort.
Aus der Zeitflut weggeriſſen ſchweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.

### b) Das Lied von der Glocke.

Feſtgemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Friſch, Geſellen! ſeid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben;
Doch der Segen kommt von oben.
Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort;
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt;
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.
Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Doch recht trocken laßt es ſein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe!
Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenſtube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängniß bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.
Weiße Blaſen ſeh' ich ſpringen;
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß.
Laßt's mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß;
Auch vom Schaume rein
Muß die Miſchung ſein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es im Schlafesarm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchooße
Die ſchwarzen und die heitern Looſe,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.
Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,
Er ſtürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe.
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus;
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn.
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n;
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und iſt von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönſte ſucht er auf den Fluren,
Womit er ſeine Liebe ſchmückt.
O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit!
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit;
O daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!
    Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
    Dieſes Stäbchen tauch' ich ein;
    Sehn wir's überglas't erſcheinen,
    Wird's zum Guſſe zeitig ſein.
      Jetzt, Geſellen, friſch!
      Prüft mir das Gemiſch,
    Ob das Spröde mit dem Weichen
    Sich vereint zum guten Zeichen.
Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach! des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.
Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen. —
Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe,
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus;
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn;
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.
  Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauſes weitſchauendem Giebel
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Siehet der Pfoſten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.
    Wohl! Nun kann der Guß beginnen;
    Schön gezacket iſt der Bruch.
    Doch, bevor wir's laſſen rinnen,
    Betet einen frommen Spruch!
      Stoßt den Zapfen aus!
      Gott bewahr' das Haus!
    Rauchend in des Henkels Bogen
    Schießt's mit feuerbraunen Wogen.
Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht;
Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,
Einher tritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn ſie losgelaſſen,
Wachſend ohne Widerſtand,
Durch die volkbelebten Gaſſen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm!
Roth, wie Blut,
Iſt der Himmel;
Das iſt nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule;
Durch der Straße lange Zeile
Wächſt es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell iſt die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Waſſerwogen.

Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht;
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte ſie im Wehen
Mit ſich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke;
Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehen.
  Leergebrannt iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.
  Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe;
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben
Und ſieh! ihm fehlt kein theures Haupt.
   In die Erd' iſt's aufgenommen,
   Glücklich iſt die Form gefüllt;
   Wird's auch ſchön zu Tage kommen,
   Daß es Fleiß und Kunſt vergilt?
    Wenn der Guß mißlang?
    Wenn die Form zerſprang?
   Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
   Hat uns Unheil ſchon getroffen!
 Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann ſeine Saat
Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Loos.
  Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wanderer auf dem letzten Wege.
  Ach! die Gattin iſt's, die theure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die ſie blühend ihm gebar,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt —
Ach! des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſt auf immerdar,
Denn ſie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauſes Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde liebeleer.
    Bis die Glocke ſich verkühlet,
    Laßt die ſtrenge Arbeit ruhn;
    Wie im Laub der Vogel ſpielet,
    Mag ſich Jeder gütlich thun.
     Winkt der Sterne Licht,
     Ledig aller Pflicht,
    Hört der Burſch die Veſper ſchlagen;
    Meiſter muß ſich immer plagen.
Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgeſtirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden ſtiller,
Um des Lichts geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Geſetzes wacht.
  Heil'ge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,
Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
  Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund;
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund;
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
  Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!
Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!
    Nun zerbrecht mir das Gebäude!
    Seine Abſicht hat's erfüllt, —
    Daß ſich Herz und Auge weide
    An dem wohlgelungnen Bild.
     Schwingt den Hammer, ſchwingt,
     Bis der Mantel ſpringt!
    Wenn die Glock' ſoll auferſtehen
    Muß die Form in Stücken gehen.
 Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühend Erz ſich ſelbſt befreit!

Blind wüthend mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſtne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus!
Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.
Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft;
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhilfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher;
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr; es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.
Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern,
Aus der Hülſe, blank und eben,
Schält ſich der metall'ne Kern!
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's, wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.
Herein! Herein!
Geſellen alle, ſchließt den Reihen!
Daß wir die Glocke taufend weihen;
Concordia ſoll ihr Name ſein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.
Und dies ſei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, ſchweben
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme ſein von oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und ſtündlich mit den ſchnellen Schwingen
Berühr' im Fluge ſie die Zeit;
Dem Schickſal leihe ſie die Zunge;
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß Nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt.
Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt ſich, ſchwebt!
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute!

---

### 9) Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich ſtrahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn ſo lieblich beſcheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, ſäuſelnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich ſich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Geſpräch freudig ſich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durſtigen Blick labt das energiſche Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmuth ſich auf.
Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummt die geſchäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt brauſt's aus dem nahen Gebüſch, tief neigen der Erlen
Kronen ſich, und im Wind wogt das verſilberte Gras;
Mich umfängt ambroſiſche Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach ſchattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landſchaft,
Und ein ſchlängelnder Pfad leitet mich ſteigend empor.
Nur verſtohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparſames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraſchend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabſehbar ergießt ſich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abſtürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir ſeh ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwiſchen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig ſicher den Wandrer dahin.
Lächelnd fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, ſieh! die des Landmanns Eigenthum ſcheiden,
In den Teppich der Flur hat ſie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Geſetzes, des menſchenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verſchwand.
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,

Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;

Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefild,

Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden

Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.

Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,

Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,

Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.

Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,

Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab.
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder

Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,

Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.

Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher;

Regel wird Alles und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung;

Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,

Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.

In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,

Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,

Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.

Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,

Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend

Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,

Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,

Hier auf dem theuern Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen

In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor Allen

Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,

Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,

Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran.
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,

In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,

Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.

Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,

Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.

Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,

Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest

Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.

Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,

Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.

Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,

Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.

Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,

In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.

Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,

Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls,

Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,

Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.

Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,

Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,

Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,

Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,

Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.

Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,

Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,

Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,

Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein;
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,

Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,

Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,

Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch die Aether dem Strahl,

Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem ſtummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Feſſeln zerbricht der Menſch, der Beglückte! Zerriß' er
Mit den Feſſeln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen ſie lüſtern ſich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom,
In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küſte verſchwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt ſich entmaſtet der Kahn,
Hinter Wolken erlöſchen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend iſt Nichts mehr, es irrt ſelbſt in dem Buſen der Gott.
Aus dem Geſpräche verſchwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt ſelbſt auf der Lippe der Schwur,
In der Herzen vertraulichſten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt ſich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unſchuld ſchielt der Verrath mit verſchlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Läſterers Zahn.
Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg,
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug ſich
Angemaßt, der Natur köſtlichſte Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang ſich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verſtummen ſich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Geſetzes Geſpenſt ſteht an der Könige Thron,
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle beſtehn,
Bis die Natur erwacht und mit ſchweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen
Und des numidiſchen Walds plötzlich und ſchrecklich gedenkt;
Aufſteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menſchheit
Und in der Aſche der Stadt ſucht die verlorne Natur.
O ſo öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menſchlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe ſeh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Baſalt hofft auf die bildende Hand.
Brauſend ſtürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felſens,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüſtet ſich Bahn.
Wild iſt es hier und ſchauerlich öd'. Im einſamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menſchlicher Mühen und Luſt.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich ſchaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechſelt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz,
Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährſt an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter;
Unter demſelben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geſchlechter
Und die Sonne Homer's, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

### 10) Epigramme.

#### Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir iſt ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

#### Das Unwandelbare.

„Unaufhaltſam enteilet die Zeit.“ — Sie ſucht das Beſtänd'ge.
Sei getreu und du legſt ewige Feſſeln ihr an.

#### Das Höchſte.

Suchſt du das Höchſte, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was ſie willenlos iſt, ſei du es wollend — das iſt's!

#### Unterſchied der Stände.

Adel iſt auch in der ſittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was ſie thun, edle mit dem, was ſie ſind.

#### Der Schlüſſel.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh', wie die Andern es treiben;
Willſt du die Andern verſtehn, blick' in dein eigenes Herz.

#### Freund und Feind.

Theuer iſt mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich ſoll.

### Die Philoſophieen.

Welche wohl bleibt von allen den Philoſophieen? Ich weiß nicht;
Aber die Philoſophie, hoff' ich, ſoll ewig beſtehn.

### Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

### Das Diſtichon.

Im Hexameter ſteigt des Springquells flüſſige Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

### Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich ſchuf die Liebe, die zärtlich ſchmachtende dreimal
Fliehest du ſchamhaft und kehrſt dreimal verlangend zurück.

### Wiſſenſchaft.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.

## 2.

## Epik.

### 1) Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Geſänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund Apoll;
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.
Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poſeidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt ſich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geſchwader ziehn.
„Seid mir gegrüßt, befreundte Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
Mein Loos, es iſt dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach:
Sei uns der Gaſtliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"
Und munter fördert er die Schritte
Und ſieht ſich in des Waldes Mitte;
Da ſperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muß er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.
Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!"
Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder;
Da rauſcht der Kraniche Gefieder.
Er hört, — ſchon kann er nicht mehr ſehn, —
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es und ſein Auge bricht.
Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer ſind.
„Und muß ich ſo dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!"
Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidons Feſte;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fordert ſeine Wuth,
Zu rächen des Erſchlagnen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.
Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erſchlagen?
That's neidiſch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu ſagen,
Der alles Irdiſche beſcheint.
Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte;
Und während ihn die Rache ſucht,
Genießt er ſeines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreiſt in jene Menſchenwelle,
Die dort ſich zum Theater drängt.
Denn Bank an Bank gedränget ſitzen, —
Es brechen faſt der Bühne Stützen, —
Herbeigeſtrömt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da;
Dumpf brauſend wie des Meeres Wogen:
Von Menſchen wimmelnd wächſt der Bau
In weiter ſtets geſchweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.
Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammen kamen?
Von Theſeus' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phokis, vom Spartanerland,
Von Aſiens entlegner Küſte,
Von allen Inſeln kamen ſie
Und horchen von dem Schaugerüſte
Des Chores grauſer Melodie,
Der ſtreng und ernſt nach alter Sitte
Mit langſam abgemeſſnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten keine ird'ſchen Weiber,
Die zeugete kein ſterblich Haus,
Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über Menſchliches hinaus.
Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen
Der Fackel düſterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bäuche blähn.

Und ſchauerlich gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder ſchlingt.
Beſinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:
„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht;
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht!
„Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten, —
Verſöhnen kann uns keine Reu', —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."
So ſingend tanzen ſie den Reigen
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hauſe ſchwer,
Als ob die Gottheit nahe wär';
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langſam abgemeſſ'nem Schritte,
Verſchwinden ſie im Hintergrund.
Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd jede Bruſt und bebet
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.
Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in ſchwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.
„Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug?
Was iſt's mit dem? Was kann er meinen?
Was iſt's mit dieſem Kranichzug?" —
Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesſchlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar!
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen
Und ihn, an den's gerichtet war!"
Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Buſen gern bewahren.
Umſonſt! der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal
Und es geſtehn die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

## 2) Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen."
Der König ſpricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?"
Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Iſt Keiner, der ſich hinunter waget?"
Doch Alles noch ſtumm bleibt, wie zuvor.
Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert ſchauen.
Und wie er tritt an des Felſen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Waſſer, die ſie hinunter ſchlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzen ſie ſchäumend dem finſtern Schooße.
Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt;
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht
Und Flut auf Flut ſich ohn' Ende drängt
Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.
Doch endlich, da legt ſich die wilde Gewalt
Und ſchwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend ſieht man die brandenden Wogen
Hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.
Jetzt ſchnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling ſich Gott befiehlt.
Und — ein Schrei des Entſetzens wird rings gehört,
Und ſchon hat ihn der Wirbel hinweg geſpült;
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt ſich der Rachen, er zeigt ſich nimmer.
Und ſtille wird's über dem Waſſerſchlund,
In der Tiefe nur brauſet es hohl.
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen
Und es harrt noch mit bangem, mit ſchrecklichem Weilen.
Und würfſt du die Krone ſelber hinein
Und ſprächſt: Wer mir bringet die Kron',
Der ſoll ſie tragen und König ſein!
Mich gelüſtete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.
Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerſchmettert nur rangen ſich Kiel und Maſt
Hervor aus dem Alles verſchlingenden Grab.
Und heller und heller, wie Sturmes Sauſen,
Hört man's näher und immer näher brauſen.
Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht
Und Well' auf Well' ſich ohn' Ende drängt
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzt es brüllend dem finſtern Schooße.

Und ſieh'! aus dem finſt'ren fluthenden Schooß,
Da hebet ſich's ſchwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emſigem Fleiß;
Und er iſt's, und hoch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.
Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das himmliſche Licht;
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er iſt da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der ſtrudelnden Waſſerhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“
Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar.
Zu des Königs Füßen er ſinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:
„Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigten Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich
Und der Menſch verſuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!
„Es riß mich hinunter blitzesſchnell;
Da ſtürzt' mir aus felſigtem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelſtroms wüthende Macht
Und wie einen Kreiſel mit ſchwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerſtehen.
„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchſten ſchrecklichen Noth
Aus der Tiefe ragend ein Felſenriff;
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an ſpitzen Korallen,
Sonſt wär' er in's Bodenloſe gefallen.
„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finſterniß da.
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig ſchlief;
Das Auge mit Schaudern hinunter ſah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.
„Schwarz wimmelten da, in grauſem Gemiſch
Zu ſcheußlichem Klumpen geballt,
Der ſtachlichte Roche, der Klippenfiſch,
Des Hummers gräuliche Ungeſtalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entſetzliche Hai, des Meeres Hyäne.
„Und da hing ich und war's mir mit Grauſen bewußt,
Von der menſchlichen Hilfe ſo weit,
Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
Allein in der gräßlichen Einſamkeit,
Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.
„Und ſchaudernd dacht' ich's: — da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil; er riß mich nach oben.“
Der König darob ſich verwundert ſchier,
Und ſpricht: „Der Becher iſt dein,
Und dieſen Ring noch beſtimm' ich dir,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein,
Verſuchſt du's noch ein Mal und bringſt mir Kunde,
Was du ſahſt auf des Meers tiefunterſtem Grunde.“
Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie fleht:
„„Laßt, Vater, genug ſein das grauſame Spiel!
Er hat euch beſtanden, was Keiner beſteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüſte nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beſchämen.““
Drauf der König greift nach dem Becher ſchnell,
In den Strudel ihn ſchleudert hinein:
„Und ſchaffſt du den Becher mir wieder zur Stell',
So ſollſt du der trefflichſte Ritter mir ſein,
Und ſollſt ſie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen!“
Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er ſiehet erröthen die ſchöne Geſtalt
Und ſieht ſie erbleichen und ſinken hin;
Da treibt's ihn, den köſtlichen Preis zu erwerben,
Und er ſtürzt hinunter auf Leben und Sterben.
Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt ſie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt ſich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Waſſer all,
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

## 3) Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk? Was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet ſich im Sturm zuſammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menſchentroß
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geſchleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache ſcheint es von Geſtalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.
Und tauſend Stimmen werden laut:
„Das iſt der Lindwurm, — kommt und ſchaut! —
Der Hirt und Heerden uns verſchlungen!
Das iſt der Held, der ihn bezwungen!
Viel Andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch Keinen ſah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter ſoll man ehren!“
Und nach dem Kloſter geht der Zug,
Wo Sanct Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe ſind verſammelt worden.
Und vor den edlen Meiſter tritt
Der Jüngling mit beſcheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und ſpricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei iſt dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe in's Gefilde,
Froh walle auf dem Felſenſteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“
Doch ſtrenge blickt der Fürſt ihn an
Und ſpricht: „„Du haſt als Held gethan;
Der Muth iſt's, der den Ritter ehrt,
Du haſt den kühnen Geiſt bewähret.
Doch ſprich! Was iſt die erſte Pflicht,
Des Ritters, der für Chriſtum ficht,
Sich ſchmücket mit des Kreuzes Zeichen?““
Und Alle rings herum erbleichen;
Doch er mit edlem Anſtand ſpricht,
Indem er ſich erröthend neiget:
„Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.“
„„Und dieſe Pflicht, mein Sohn,““ verſetzt
Der Meiſter, „„haſt du frech verletzt,
Den Kampf, den das Geſetz verſaget,
Haſt du mit frevlem Muth gewaget!““ —
„Herr, richte, wenn du Alles weißt,“
Spricht Jener mit geſetztem Geiſt;

„Denn des Geſetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch Liſt und klug gewandten Sinn
Verſucht' ich's, in dem Kampfe zu ſiegen.
„Fünf unſres Ordens waren ſchon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrteſt du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier;
Ja, ſelbſt im Traum der ſtillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beſchloß, es friſch zu wagen.
„Und zu mir ſelber ſprach ich dann:
Was ſchmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leiſteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit dem Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen ſich das Blut nicht dauren.
„Iſt nur der Sarazen es werth,
Daß ihn bekämpft des Chriſten Schwert?
Bekriegt er nur die falſchen Götter?
Geſandt iſt er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth, von jedem Harm
Befreien muß ſein ſtarker Arm;
Doch ſeinen Muth muß Weisheit leiten
Und Liſt muß mit der Stärke ſtreiten.
So ſprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geiſt es ein,
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden!
„Und trat zu dir und ſprach das Wort:
„„Mich zieht es nach der Heimat fort.““
Du, Herr, willfahrteſt meinen Bitten
Und glücklich war das Meer durchſchnitten.
Kaum ſtieg ich aus am heim'ſchen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künſtlers Hand
Getreu den wohlbemerkten Zügen
Ein Drachenbild zuſammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Laſt
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein ſchuppigt Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar ſchirmet.
„Lang ſtrecket ſich der Hals hervor
Und gräßlich wie ein Höllenthor,
Als ſchnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet ſich des Rachens Weite,
Und aus dem ſchwarzen Schlunde dräun
Der Zähne ſtachelichte Reihn;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen ſprühen Blitze,
In eine Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß ſich ſchlänge.
„Und Alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein ſcheußlich Grau:
Halb Wurm erſchien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwählt' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, ſchnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze ſie zu wildem Grimme,
Zu faſſen ihn mit ſcharfem Zahn,
Und lenke ſie mit meiner Stimme.
„Und wo des Bauches weiches Vließ
Den ſcharfen Biſſen Blöße ließ,
Da reiz' ich ſie, den Wurm zu packen,
Die ſpitzen Zähne einzuhacken.
Ich ſelbſt, bewaffnet mit Geſchoß,
Beſteige mein arabiſch Roß,
Von adeliger Zucht entſtammet,
Und als ich ſeinen Zorn entflammet,
Raſch auf den Drachen ſpreng' ich los
Und ſtachl' es mit den ſcharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geſchoß,
Als wollt' ich die Geſtalt durchbohren.
„Ob auch das Roß ſich grauend bäumt
Und knirſcht und in die Zügel ſchäumt
Und meine Doggen ängſtlich ſtöhnen,
Nicht raſt' ich, bis ſie ſich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emſigkeit,
Bis drei Mal ſich der Mond erneut;
Und als ſie Jedes recht begriffen,
Führ' ich ſie her auf ſchnellen Schiffen.
Der dritte Morgen iſt es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen,“
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk beſtanden.
„Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes friſch erneuter Schmerz:
Zerriſſen fand man jüngſt die Hirten,
Die nach dem Sumpfe ſich verirrten,
Und ich beſchließe raſch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath;
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Beſteige den verſuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde friſch entgegen.
„Das Kirchlein kennſt du, Herr, das hoch
Auf eines Felſenberges Joch,
Der weit die Inſel überſchauet,
Des Meiſters kühner Geiſt erbauet.
Verächtlich ſcheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel ſchließt es ein,
Die Mutter mit dem Jeſusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen ſteigt
Der Pilgrim nach der ſteilen Höhe;
Doch hat er ſchwindelnd ſie erreicht,
Erquickt ihn ſeines Heilands Nähe.
„Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Iſt eine Grotte eingeſprengt,
Vom Thau des nahen Moores befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauſete der Wurm und lag,
Den Raub erſpähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauſes Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksſtraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.
„Den Felſen ſtieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den ſchweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Chriſtuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte
Und nieder ſteig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe ſcheidend die Befehle,

Und ſchwinge mich behend auf's Roß
Und Gott empfehl' ich meine Seele.
„Kaum ſeh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs ſchlagen meine Doggen an
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet ſich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes ſcheußliche Geſtalt,
Und ſonnet ſich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden ſie ſich pfeilgeſchwind,
Als es den Rachen gähnend theilet
Und von ſich haucht den gift'gen Wind
Und winſelnd wie der Schakal heulet.
„Doch ſchnell erfriſch' ich ihren Muth,
Sie faſſen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus ſtarker Fauſt den Speer verſende,
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet ſich mein Roß und ſcheuet
An ſeinem Baſiliskenblick
Und ſeines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entſetzen ſpringt's zurück
Und jetzo war's um mich geſchehen: —
„Da ſchwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell iſt des Schwertes Schneide bloß,
Doch alle Streiche ſind verloren,
Den Felſenharniſch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon ſeh' ich ſeinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen:
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An ſeinen Bauch mit grimm'gen Biſſen
Sich warfen, daß es heulend ſtand,
Von ungeheurem Schmerz zerriſſen.
„Und eh' es ihren Biſſen ſich
Entwindet, raſch erheb' ich mich,
Erſpähe mir des Feindes Blöße,
Und ſtoße tief ihm in's Gekröſe,
Nachbohrend bis an's Heft den Stahl.
Schwarzquellend ſpringt des Blutes Strahl,
Hin ſinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Rieſenballe,
Daß ſchnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugeſtärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich ſtehn,
Und todt im Blute liegt der Drache.“
Des Beifalls lang gehemmte Luſt
Befreit jetzt aller Hörer Bruſt,
So wie der Ritter dies geſprochen;
Und zehnfach am Gewölb gebrochen
Wälzt der vermiſchten Stimmen Schall
Sich brauſend fort im Wiederhall.
Laut fordern ſelbſt des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenſtirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen:
Da faltet ſeine Stirne ſtreng
Der Meiſter und gebietet Schweigen
Und ſpricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, ſchlugſt du mit tapfrer Hand.
Ein Gott biſt du dem Volke worden,
Ein Feind kommſt du zurück dem Orden,
Und einen ſchlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieſer Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpenſt'ge Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt:
Denn er iſt's, der die Welt zerſtöret.
„Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck!
Denn wo der Herr in ſeiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes-Blöße,
Da ſtifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieſes Ordens Bund,
Der Pflichten ſchwerſte zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf ſich mit ſeinem Kreuz nicht ſchmücken.“
Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch ſchweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von ſich das Gewand
Und küßt des Meiſters ſtrenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Da ruft er liebend ihn zurück
Und ſpricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir iſt der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieſes Kreuz: es iſt der Lohn
Der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen!“

## X.

## Drama.

### 1) Aus dem Trauerſpiel „die Räuber.“

(Act 4, Scene 1 und 2.)

#### 1.

#### Ländliche Gegend um das Mooriſche Schloß.

Karl Moor und Koſinsky kommen.

**Moor.**

Geh' voran und melde mich. Du weißt doch noch Alles, was du ſprechen mußt?

**Koſinsky.**

Ihr ſeid der Graf von Brand, kommt aus Mecklenburg, ich euer Reitknecht — Sorgt nicht, ich will meine Rolle ſchon ſpielen. Lebt wohl! (Ab.)

**Moor.**

Sei mir gegrüßt, Vaterlandserde! (Er küßt die Erde.) Vaterlandshimmel! Vaterlandsſonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! ſeid alle, alle mir herzlich gegrüßt! — Wie ſo köſtlich wehet die Luft von meinen Heimatgebirgen! wie ſtrömt balſamiſche Wonne aus euch dem armen Flüchtling entgegen! — Elyſium! dichteriſche Welt! Halt ein, Moor! dein Fuß wandelt in einem heiligen Tempel. (Er kommt näher.) Sieh da, auch die Schwalbenneſter im Schloßhof — auch das Gartenthürchen! — und dieſe Ecke am Zaun, wo du ſo oft den Lauſcher belauſchteſt und neckteſt — und dort unten das Wieſenthal, wo du der Held Alexander deine Macedonier in's Treffen bei Arbela führteſt und erſtürmteſt den graſigen Hügel, von welchem du den perſiſchen Satrapen niederwarfſt — und deine ſiegende Fahne flatterte hoch. (Er lächelt.) Die goldenen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden — da warſt du ſo glücklich, warſt ſo ganz, ſo wolkenlos heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner Entwürfe! Hier ſollteſt du wandeln dereinſt, ein großer, ſtattlicher, geprieſener Mann — hier dein Knabenleben in Amalia's blühenden Kindern zum zweiten Male leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böſe Feind ſchmollte dazu! (Er fährt auf.) Warum bin ich hieher gekommen? daß mir's ginge wie dem Gefangenen, den der klirrende Eiſenring aus Träumen der Freiheit aufjagt — nein, ich gehe in mein Elend zurück! — Der Gefangene hat das Licht vergeſſen, aber der

Traum der Freiheit fuhr über ihm wie ein Blitz in die Nacht, der ſie finſterer zurückläßt — Lebt wohl, ihr Vaterlandsthäler! einſt ſaht ihr den Knaben Karl und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe — jetzt ſaht ihr den Mann und er war in Verzweiflung. (Er dreht ſich ſchnell nach dem äußerſten Ende der Gegend, allwo er plötzlich ſtille ſteht und nach dem Schloß mit Wehmuth hinüber blickt.) Sie nicht ſehen, nicht einen Blick — und nur eine Mauer geweſen zwiſchen mir und Amalia — Nein! ſehen muß ich ſie — muß ich ihn — es ſoll mich zermalmen! (Er kehrt um.) Vater! Vater! dein Sohn naht — weg mit dir, ſchwarzes, rauchendes Blut! weg, hohler, graſſer, zuckender Todesblick! Nur dieſe Stunde laß mir frei — Amalia! Vater! dein Karl naht! (Er geht ſchnell auf das Schloß zu.) — Quäle mich, wenn der Tag erwacht, laß nicht ab von mir, wenn die Nacht kommt — quäle mich in ſchrecklichen Träumen! nur vergifte mir dieſe einzige Wolluſt nicht! (Er ſteht an der Pforte.) Wie wird mir? was iſt das, Moor? Sei ein Mann! — — Todesſchauer — Schreckenahndung — —

(Er geht hinein.)

---

## 2.

### Galerie im Schloß.

Räuber Moor. Amalia treten auf.

**Amalia.**

Und getrauten ſie ſich wohl, ſein Bildniß unter dieſen Gemälden zu erkennen?

**Moor.**

O ganz gewiß. Sein Bild war immer lebendig in mir. (An den Gemälden herumgehend.) Dieſer iſt's nicht.

**Amalia.**

Errathen! — Er war der Stammvater des gräflichen Hauſes und erhielt den Adel vom Barbaroſſa, dem er wider die Seeräuber diente.

**Moor**

(immer an den Gemälden).

Dieſer iſt's auch nicht — auch der nicht — auch nicht Jener dort — er iſt nicht unter ihnen.

**Amalia.**

Wie? Sehen ſie doch beſſer! ich dachte, ſie kennten ihn —

**Moor.**

Ich kenne meinen Vater nicht beſſer! Ihm fehlt der ſanftmuthige Zug um den Mund, der ihn aus Tauſenden kenntlich machte — er iſt's nicht.

**Amalia.**

Ich erſtaune. Wie? Achtzehn Jahre nicht mehr geſehen und noch —

**Moor**

(ſchnell mit einer fliegenden Röthe).

Dieſer iſt's! (Er ſteht wie vom Blitz gerührt.)

**Amalia.**

Ein vortrefflicher Mann.

**Moor**

(in ſeinem Anblick verſunken).

Vater! Vater! vergib mir! — Ja, ein vortrefflicher Mann! — (Er wiſcht ſich die Augen.) Ein göttlicher Mann!

**Amalia.**

Sie ſcheinen viel Antheil an ihm zu nehmen?

**Moor.**

O ein vortrefflicher Mann — und er ſollte dahin ſeyn?

**Amalia.**

Dahin! wie unſere beſten Freuden dahin gehn — (Sanft ſeine Hand ergreifend.) Lieber Herr Graf, es reift keine Seligkeit unter dem Monde.

**Moor.**

Sehr wahr, ſehr wahr — und ſollten ſie ſchon dieſe traurige Erfahrung gemacht haben? Sie können nicht dreiundzwanzig Jahre alt ſeyn.

**Amalia.**

Und habe ſie gemacht. Alles lebt, um traurig wieder zu ſterben. Wir intereſſiren uns nur darum, wir gewinnen nur darum, daß wir wieder mit Schmerzen verlieren.

**Moor.**

Sie verloren ſchon Etwas?

**Amalia.**

Nichts! Alles! Nichts — wollen wir weiter gehen, Herr Graf?

**Moor.**

So eilig? Weß iſt dieß Bild rechter Hand dort? mich däucht, es iſt eine unglückliche Phyſiognomie.

**Amalia.**

Dieß Bild linker Hand iſt der Sohn des Grafen, der wirkliche Herr — kommen ſie, kommen ſie!

**Moor.**

Aber dieß Bild rechter Hand?

**Amalia.**

Sie wollen nicht in den Garten gehn?

**Moor.**

Aber dieß Bild rechter Hand? — Du weinſt, Amalia?

**Amalia** (ſchnell ab).

**Moor.**

Sie liebt mich! ſie liebt mich! Ihr ganzes Weſen fing an ſich zu empören, verrätheriſch rollten die Thränen von ihren Wangen. Sie liebt mich! — Elender, das verdienteſt du um ſie! Steh' ich nicht hier wie ein Gerichteter vor dem tödtlichen Block? Iſt das der Sopha, wo ich an ihrem Halſe in Wonne ſchwamm? Sind das die väterlichen Säle? (Ergriffen vom Anblick ſeines Vaters.) Du, du — Feuerflammen aus deinem Auge — Fluch, Fluch, Verwerfung! — Wo bin ich? Nacht vor meinen Augen — Schreckniſſe Gottes — Ich, ich hab' ihn getödtet! (Er rennt davon.)

**Franz von Moor**

(in tiefen Gedanken).

Weg mit dieſem Bild! weg, feige Memme! Was zagſt du und vor wem? Iſt mir's nicht die wenigen Stunden, die der Graf in dieſen Mauern wandelt, als ſchlich immer ein Spion der Hölle meinen Ferſen nach — Ich ſollt' ihn kennen! Es iſt ſo was Großes und Oftgeſehenes in ſeinem wilden, ſonnverbrannten Geſicht, das mich beben macht — Auch Amalia iſt nicht gleichgültig gegen ihn! Läßt ſie nicht ſo gierig ſchmachtende Blicke auf dem Kerl herumkreuzen, mit denen ſie doch gegen alle Welt ſonſt ſo geizig thut? Sah ich's nicht, wie ſie ein paar diebiſche Thränen in den Wein fallen ließ, den er hinter meinem Rücken ſo haſtig in ſich ſchlurfte, als wenn er das Glas mit hinunterziehen wollte? Ja, das ſah ich, durch den Spiegel ſah ich's mit dieſen meinen Augen. Holla, Franz! ſieh dich vor! dahinter ſteckt irgend ein verderbenſchwangeres Ungeheuer!

(Er ſteht forſchend dem Portrait Karls gegenüber.)

Sein langer Gänſehals — ſeine ſchwarzen, feuerwerfenden Augen, hm! hm! — ſein finſteres, überhangendes, buſchigtes Augenbraun. (Plötzlich zuſammenfahrend.) Schadenfrohe Hölle! jagſt du mir dieſe Ahnung ein? Es iſt Karl! ja jetzt werden mir alle Züge wieder lebendig — Er iſt's! trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — Tod und Verdammniß! (Auf und ab mit heftigen Schritten.) Hab' ich darum meine Nächte verpraßt, — darum Felſen hinweggeräumt und Abgründe eben gemacht, — bin ich darum gegen alle Inſtinkte der Menſchheit rebelliſch worden, daß mir zuletzt dieſer unſtäte Landſtreicher durch meine künſtlichſten Wirbel tölple — Sachte! nur ſachte! Es iſt nur noch Spielarbeit übrig — Bin ich doch ohnedies ſchon bis an die Ohren in Todſünden gewatet, daß es Unſinn wäre, zurückzuſchwimmen, wenn das Ufer ſchon ſo weit hinten liegt — an's Umkehren iſt doch nicht mehr zu denken — Die Gnade ſelbſt würde an den Bettel gebracht und die unendliche Erbarmung bankerott werden, wenn ſie für meine Schulden all' gut ſagen wollte — Alſo vorwärts wie ein Mann — (Er ſchellt.) — Er verſammle ſich zu dem Geiſte ſeines Vaters und komme! der Todten ſpott' ich. — Daniel! He, Daniel! —

## 2) Aus dem Trauerſpiel „Don Carlos.“

(Act. 3. Scene 10.)

Das Cabinet des Königs.

König Philipp II. und der Marquis von Poſa. Der Marquis geht dem König, ſobald dieſer eintritt, entgegen, läßt ſich vor ihm auf ein Knie nieder, ſteht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm ſtehen.

König
(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung).
Mich ſchon geſprochen alſo?

Marquis.
Nein.

König.
Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Danke? In meinem
Gedächtniß drängen ſich der Menſchen viel.
Allwiſſend iſt nur Einer. Euch kam's zu,
Das Auge eures Königes zu ſuchen.
Weßwegen thatet ihr das nicht?

Marquis.
Es ſind
Zwei Tage, Sire, daß ich in's Königreich
Zurück gekommen.

König.
Ich bin nicht geſonnen,
In meiner Diener Schuld zu ſtehn — Erbittet
Euch eine Gnade!

Marquis.
Ich genieße die Geſetze.

König.
Dieß Recht hat auch der Mörder.

Marquis.
Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

König (für ſich).
Viel Selbſtgefühl und kühner Muth, bei Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überſchäumt — Ihr tratet
Aus meinen Dienſten, hör' ich?

Marquis.
Einem Beſſern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.

König.
Das thut mir leid. Wenn ſolche Köpfe feiern,
Wie viel Verluſt für meinen Staat — Vielleicht
Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geiſtes würdig iſt.

Marquis.
O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menſchenſeelen, ſeinem Stoff, geübt,
Beim erſten Blicke wird geleſen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die eure königliche Majeſtät
Durch dieſe ſtolze Meinung auf mich häufen;
(Er hält inne.)
Doch —

König.
Ihr bedenket euch.

Marquis.
Ich bin — ich muß
Geſtehen, Sire — ſogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieſer Welt gedacht,
In Worte ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von dieſem Schritte Gründe anzugeben.

König.
So ſchwach ſind dieſe Gründe? Fürchtet ihr
Dabei zu wagen?

Marquis.
Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erſchöpfen, Sire — mein Leben höchſtens.
Die Wahrheit aber ſetz' ich aus, wenn ſie
Mir dieſe Gunſt verweigern. Zwiſchen ihrer
Ungnade und Geringſchätzung iſt mir
Die Wahl gelaſſen. Muß ich mich entſcheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von ihren Augen gehen.

König
(mit erwartender Miene).
Nun?

Marquis.
Ich kann nicht Fürſtendiener ſein.
(Der König ſieht ihn mit Erſtaunen an.)
Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn ſie
Mich anzuſtellen würdigen, ſo wollen
Sie nur die vorgewogne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beifall, den ſie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck ſein. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erſchüf ich ſelbſt, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht ſein ſollte.
Und iſt das ihre Meinung? Können ſie
In ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber ſoll zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künſtler könnte ſein? — Ich liebe
Die Menſchheit, und in Monarchieen darf
Ich Niemand lieben, als mich ſelbſt.

König.
Dieß Feuer
Iſt lobenswerth. Ihr möchtet Gutes ſtiften.
Wie ihr es ſtiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weiſen gleich viel heißen. Suchet euch
Den Poſten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt, dieſem edeln Triebe
Genug zu thun.

Marquis.
Ich finde keinen.

König.
Wie?

Marquis.
Was eure Majeſtät durch meine Hand
Verbreiten — iſt das Menſchenglück? Iſt das
Daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
Die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
Erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
Das ſie noch reich genug iſt, auszutheilen,
Und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
Die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
Die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht dieſem gleichen.
Doch, was der Krone frommen kann — iſt das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen ſie nicht, Sire, Glückſeligkeit,
Die ſie uns prägen, auszuſtreun! Ich muß

Mich weigern, dieſe Stempel auszugeben —
Ich kann nicht Fürſtendiener ſein.
König (etwas raſch).
Ihr ſeid
Ein Proteſtant.
Marquis (nach einigem Bedenken).
Ihr Glaube, Sire, iſt auch
Der meinige.
(Nach einer Pauſe.)
Ich werde mißverſtanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie ſehen
Von den Geheimniſſen der Majeſtät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer ſichert ſie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu ſchrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht.
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünſche
Verweſen hier.
(Die Hand auf die Bruſt gelegt.)
Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,
Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen: das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche [redacted].
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löſcht es aus.
König.
Bin ich der Erſte,
Der euch von dieſer Seite kennt?
Marquis.
Von dieſer —
Ja!
König
(ſteht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber ſtehen. Für ſich)
Neu zum wenigſten iſt dieſer Ton!
Die Schmeichelei erſchöpft ſich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. — Warum nicht?
Das Ueberraſchende macht Glück. — Wenn Ihr
Es ſo verſtehet, gut, ſo will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den ſtarken Geiſt —
Marquis.
Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig ſie von Menſchenwürde denken,
Selbſt in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und
Mir däucht, ich weiß, wer ſie dazu berechtigt.
Die Menſchen zwangen ſie dazu; die haben
Freiwillig ihres Adels ſich begeben,
Freiwillig ſich auf dieſe niedre Stufe
Herabgeſtellt. Erſchrocken fliehen ſie
Vor dem Geſpenſte ihrer innern Größe,
Gefallen ſich in ihrer Armuth, ſchmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, ſie mit Anſtand tragen.
So überkamen ſie die Welt. So ward
Sie ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten ſie in dieſer traurigen
Verſtümmlung — Menſchen ehren?
König.
Etwas Wahres
Find' ich in dieſen Worten.
Marquis.
Aber, Schade!
Da ſie den Menſchen aus des Schöpfers Hand
In ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieſer neugegoſſnen Creatur
Zum Gott ſich gaben — da verſahen ſie's
In Etwas nur: Sie blieben ſelbſt noch Menſch —
Menſch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort,
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — [redacted]
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tauſch! Unſelige
Verdrehung der Natur! — Da ſie den Menſchen
Zu ihrem Saitenſpiel herunter ſtürzten:
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?
König.
Bei Gott,
Er greift in meine Seele!
Marquis.
Aber ihnen
Bedeutet dieſes Opfer Nichts. Dafür
Sind ſie auch einzig — ihre eigne Gattung —
Um dieſen Preis ſind ſie ein Gott. — Und ſchrecklich,
Wenn das nicht wäre — wenn für dieſen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie Nichts gewonnen hätten! wenn die Freiheit,
Die ſie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das ihre Wünſche reifen kann? Ich bitte,
Mich zu entlaſſen, Sire. Mein Gegenſtand
Reißt mich dahin. Mein Herz iſt voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
Dem ich es öffnen möchte.
(Der Graf von Lerma tritt herein und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Könige. Dieſer gibt ihm einen Wink, ſich zu entfernen, und bleibt in ſeiner vorigen Stellung ſitzen.)
König
(zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen).
Redet aus!
Marquis (nach einigem Stillſchweigen).
Ich fühle, Sire, — den ganzen Werth —
König.
Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu ſagen.
Marquis.
Sire!
Jüngſt kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und, Vater dieſes Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich ſein! — Da ſtieß
Ich auf verbrannte menſchliche Gebeine —
(Hier ſchweigt er ſtill; ſeine Augen ruhen auf dem Könige, der es verſucht, dieſen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde ſieht.)
Sie haben Recht. Sie müſſen. Daß ſie können,
Was ſie zu müſſen eingeſehn, hat mich
Mit ſchaudernder Bewunderung durchdrungen.
O, Schade, daß, in ſeinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geiſt
Des Opferers ein Loblied anzuſtimmen!
Daß Menſchen nur — nicht Weſen höh'rer Art —
Die Weltgeſchichte ſchreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipp's Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann verſöhnt mit Fürſtengröße wandeln,
Der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen
Und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſein.
König.
Wann, denkt ihr, würden dieſe menſchlichen
Jahrhunderte erſcheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und dieſe Ruhe gönn' ich den Flamändern.
Marquis (ſchnell).
Die Ruhe eines Kirchhofs! Und ſie hoffen,
Zu endigen, was ſie begonnen? hoffen,
Der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Geſtalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — ſich dem Rade
Des Weltverhängniſſes, das unaufhaltſam

In vollem Laufe rollt, entgegenwerfen?
Mit Menſchenarm in ſeine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tauſende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelſter. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Eliſabeth
Und fruchtbar blüht durch Künſte unſers Landes
Britannien. Verlaſſen von dem Fleiß
Der neuen Chriſten, liegt Granada öde
Und jauchzend ſieht Europa ſeinen Feind
An ſelbſt geſchlagnen Wunden ſich verbluten.
(Der König iſt bewegt; der Marquis bemerkt es und
tritt einige Schritte näher.)
Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit
Und ſäen Tod? Ein ſo erzwungnes Werk
Wird ſeines Schöpfers Geiſt nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umſonſt
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umſonſt ein großes königliches Leben
Zerſtörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Menſch iſt mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
Und wiederfordern ſein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Buſiris wirft
Er Ihren Namen, und — das ſchmerzt mich: denn
Sie waren gut.

**König.**

Wer hat euch deſſen ſo
Gewiß gemacht?

**Marquis** (mit Feuer).

Ja, beim Allmächtigen!
Ja — ja — ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Laſſen Sie,
Großmüthig, wie der Starke, Menſchenglück
Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen — Geiſter reifen
In Ihrem Weltgebäude! Geben ſie,
Was ſie uns nahmen, wieder! Werden ſie
Von Millionen Königen ein König!
(Er nähert ſich ihm kühn und indem er feſte und feurige
Blicke auf ihn richtet.)
O, könnte die Beredſamkeit von allen
Den Tauſenden, die dieſer großen Stunde
Theilhaftig ſind, auf meinen Lippen ſchweben,
Den Strahl, den ich in dieſen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet! Werden ſie uns Muſter
Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals
Beſaß ein Sterblicher ſo viel, ſo göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem ſpan'ſchen Namen.
Gehn ſie Europens Königen voran!
Ein Federzug von dieſer Hand, und neu
Erſchaffen wird die Erde. Geben ſie
Gedankenfreiheit! —
(Sich ihm zu Füßen werfend.)

**König**

(überraſcht, das Geſicht weggewandt und dann wieder
auf den Marquis geheftet).
Sonderbarer Schwärmer!
Doch — ſtehet auf — ich —

**Marquis.**

Sehen ſie ſich um
In ſeiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm und läßt
Noch in den todten Räumen der Verweſung
Die Willkür ſich ergetzen — Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes
Erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — Sie müſſen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künſtler, wird man nicht gewahr, beſcheiden
Verhüllt er ſich in ewige Geſetze!
Die ſieht der Freigeiſt, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? ſagt er: die Welt iſt ſich genug!
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr,
Als dieſes Freigeiſts Läſterung, geprieſen.

**König.**

Und wollet ihr es unternehmen, dieß
Erhabne Muſter in der Sterblichkeit,
In meinen Staaten nachzubilden?

**Marquis.**

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen ſie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach ſo lang — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — ſtellen ſie der Menſchheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor geweſen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Menſch, ſich ſelbſt zurückgegeben,
Zu ſeines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhabne, ſtolze Tugenden gedeihen —
Dann Sire, wenn ſie zum glücklichſten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann iſt
Es ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

**König** (nach einem großen Stillſchweigen).

Ich ließ euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als ſonſt in Menſchenköpfen,
Malt ſich in dieſem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßſtab euch nicht unterwerfen.
Ich bin der Erſte, dem ihr euer Innerſtes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieſer
Enthaltung willen, ſolche Meinungen,
Mit ſolchem Feuer doch umfaßt, verſchwiegen
Zu haben bis auf dieſen Tag — um dieſer
Beſcheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergeſſen, daß ich ſie erfahren,
Und wie ich ſie erfahren. Stehet auf!

## 3) Aus dem Schauſpiel „Wilhelm Tell.“

Aufzug 4, Scene 3.

Die hohle Gaſſe bei Küßnacht. Man ſteigt von hinten zwiſchen Felſen herunter, und die Wanderer werden, ehe ſie auf der Scene erſcheinen, ſchon von der Höhe geſehen. Felſen umſchließen die ganze Scene, auf einem der vorderſten iſt ein Vorſprung mit Geſträuch bewachſen.

**Tell** (tritt auf mit der Armbruſt).

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ich's. — Die Gelegenheit iſt günſtig.
Dort der Hollunderſtrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen,
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen.
Ich lebte ſtill und harmlos. — Das Geſchoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord. —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt, in gährend Drachengift haſt du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuren haſt du mich gewöhnt. —
Wer ſich des Kindes Haupt zum Ziele ſetzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.
Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beſchützen, Landvogt. — Da, als ich den Bogenſtrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grauſam teufeliſcher Luſt
Mich zwangſt, auf's Haupt des Kindes anzulegen —

Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſein ſollte. — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heil'ge Schuld, ich will ſie zahlen.
Du biſt mein Herr und meines Kaiſers Vogt,
Doch nicht der Kaiſer hätte ſich erlaubt,
Was du. — Er ſandte dich in dieſe Lande,
Um Recht zu ſprechen — ſtrenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderiſchen Luſt
Dich jedes Gräuels ſtraflos zu erfrechen. —
Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen.
Komm du hervor, du Bringer bitt'rer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn. — Und du,
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt.
Nur jetzt noch halte feſt, du treuer Strang,
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu verſenden.
(Wanderer gehen über die Scene.)
Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier iſt keine Heimat — Jeder treibt
Sich an dem Andern raſch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz. — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düſtre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem ſchwer beladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menſchen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und meines iſt der Mord!
(Setzt ſich.)
Sonſt, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch Etwas,
War's eine ſchöne Alpenblume, war's
Ein ſeltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden Weg ſitzt er mit Mordgedanken,
Des Feindes Leben iſt's, worauf er lauert.
Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen, eure holde Unſchuld
Zu ſchützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen ſpannen!
(Steht auf.)
Ich laure auf ein edles Wild — Läßt ſich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu ſtreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagſprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er ſich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armſelig Gratthier zu erjagen;
Hier gilt es einen köſtlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
(Man hört von ferne eine heitre Muſik, welche ſich nähert.)
Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel,
Ich habe oft geſchoſſen in das Schwarze
Und manchen ſchönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenſchießen — Aber heute will ich
Den Meiſterſchuß thun und das Beſte mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.
(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet ſie, auf ſeinen Bogen gelehnt, Stüſſi, der Flurſchütz, geſellt ſich zu ihm.)

**Stüſſi.**
Das iſt der Kloſtermei'r von Mörliſchachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann,
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imiſee,
Und dieſe Nacht wird hoch geſchwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's iſt jeder Biedermann geladen.
**Tell.**
Ein ernſter Gaſt ſtimmt nicht zum Hochzeithaus.
**Stüſſi.**
Drückt euch ein Kummer, werft ihn friſch vom Herzen.
Nehmt mit was kommt, die Zeiten ſind jetzt ſchwer,
Drum muß der Menſch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.
**Tell.**
Und oft kommt gar das eine zu dem andern.
**Stüſſi.**
So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genung. — Ein Rufft iſt gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärniſch eingeſunken.
**Tell.**
Wanken auch
Die Berge ſelbſt? Es ſteht Nichts feſt auf Erden.
**Stüſſi.**
Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da ſprach ich einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Horniſſen, die fallen auf ſein Roß,
Daß es für Marter todt zu Boden ſinkt
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.
**Tell.**
Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben.
(Armgart kommt mit mehreren Kindern und ſtellt ſich an den Eingang des Hohlwegs.)
**Stüſſi.**
Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf ſchwere Thaten wider die Natur.
**Tell.**
Dergleichen Thaten bringet jeder Tag,
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.
**Stüſſi.**
Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh
Und ungekränkt daheim ſitzt bei den Seinen.
**Tell.**
Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.
(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)
**Stüſſi.**
Gehabt euch wohl. — Ihr wartet hier auf Jemand?
**Tell.**
Das thu' ich.

**Stüſſi.**
Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr ſeid aus Uri? Unſer gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.
**Wanderer** (kommt).
Den Vogt erwartet heut' nicht mehr. Die Waſſer
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.
**Tell** (ſteht auf).
**Armgart** (kommt vorwärts).
Der Landvogt kommt nicht!
**Stüſſi.**
Sucht ihr was an ihn?
**Armgart.**
Ach freilich!

**Stüſſi.**
Warum ſtellet ihr euch denn
In dieſer hohlen Gaſſ' ihm in den Weg?
**Armgart.**
Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

**Frieshardt**
(kommt eilfertig den Hohlweg herab und ruft in die Scene.)
Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.
(Tell geht ab.)
**Armgart** (lebhaft).
Der Landvogt kommt!
(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. Geßler und Rudolph der Harras zeigen ſich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)
**Stüſſi** (zum Frieshardt).
Wie kamt ihr durch das Waſſer,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?
**Frieshardt.**
Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwaſſer.
**Stüſſi.**
Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?
**Frieshardt.**
Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —
**Stüſſi.**
O bleibt, erzählt!
**Frieshardt.**
Laßt mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden. (Ab.)
**Stüſſi.**
Wär'n gute Leute auf dem Schiff geweſen,
In Grund geſunken wär's mit Mann und Maus,
Dem Volk kann weder Waſſer bei, noch Feuer.
(Er ſieht ſich um.)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich ſprach?
(Geht ab.)
**Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd.**
**Geßler.**
Sagt, was ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht in's Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm ſanft zu thun — Gehorſam
Erwartet er; der Streit iſt: ob der Bauer
Soll Herr ſein in dem Land oder der Kaiſer.
**Armgart.**
Jetzt iſt der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(Nähert ſich furchtſam.)
**Geßler.**
Ich hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen, dieſe kenn' ich längſt.
Ich hab' ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeigehn müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug' und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie vergeſſen.
**Rudolph.**
Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —
**Geßler.**
Die abzuwägen, iſt jetzt keine Zeit!
— Weitſicht'ge Dinge ſind im Werk und Werden;
Das Kaiſerhaus will wachſen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
So oder ſo — Es muß ſich unterwerfen.
(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder.)
**Armgart.**
Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!
**Geßler.**
Was drängt ihr euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!
**Armgart.**
Mein Mann liegt im Gefängniß,
Die armen Waiſen ſchrei'n nach Brod — Habt Mitleid,
Geſtrenger Herr, mit unſerm großen Elend!
**Rudolph.**
Wer ſeid ihr? Wer iſt euer Mann?
**Armgart.**
Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —
**Rudolph** (zum Landvogt).
Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' euch, gebt ihn los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.
(Zu der Frau.)
Euch ſoll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.
**Armgart.**
Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechſten Mond liegt er im Thurm
Und harret auf den Richterſpruch vergebens.
**Geßler.**
Weib, wollt ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!
**Armgart.**
Gerechtigkeit, Landvogt! Du biſt der Richter
Im Lande an des Kaiſers Statt und Gottes.
Thu' deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffeſt, ſo erzeig' ſie uns!
**Geßler.**
Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!
**Armgart**
(greift in den Zügel des Pferdes).
Nein, nein, ich habe Nichts mehr zu verlieren.
— Du kommſt nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht geſprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willſt. — Wir ſind
So grenzenlos unglücklich, daß wir Nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen. —
**Geßler.**
Weib, mach' Platz!
Oder mein Roß geht über dich hinweg.
**Armgart.**
Laß es über mich dahin gehn — da —
(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft ſich mit ihnen ihm in den Weg.)
Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern. — Laß die armen Waiſen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es iſt das Aergſte nicht, was du gethan. —
**Rudolph.**
Weib, ſeid ihr raſend?
**Armgart** (heftiger fortfahrend).
Trateſt du doch längſt
Das Land des Kaiſers unter deine Füße!
— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Beſſeres, als hier
Im Staub zu liegen —
(Man hört die vorige Muſik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)
**Geßler.**
Wo ſind meine Knechte?
Man reiße ſie von hinnen oder ich
Vergeſſe mich und thue, was mich reut.
**Rudolph.**
Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg iſt geſperrt durch eine Hochzeit.
**Geßler.**
Ein allzumilder Herrſcher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen ſind noch frei,
Es iſt noch nicht ganz, wie es ſoll, gebändigt —
Doch es ſoll anders werden, ich gelob' es:
Ich will ihn brechen dieſen harten Sinn,
Den kecken Geiſt der Freiheit will ich beugen.
Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen. — Ich will —

(Ein Pfeil durchbohrt ihn, er fährt mit der Hand an's Herz und will ſinken. Mit matter Stimme.)
Gott ſei mir gnädig!

**Rudolph.**

Herr Landvogt — Gott, was iſt das? Woher kam das?

**Armgart** (auffahrend).

Mord! Mord! Er taumelt, ſinkt! Er iſt getroffen!

**Rudolph** (ſpringt vom Pferde).

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr ſeid
Ein Mann des Todes! —

**Geßler.**

Das iſt Tell's Geſchoß.

(Iſt vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm geglitten und wird auf der Bank niedergelaſſen.)

**Tell**
(erſcheint oben auf der Höhe des Felſens).

Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!
Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden.
(Verſchwindet von der Höhe. Volk ſtürzt herein.)

**Stüſſi** (voran).

Was gibt es hier? Was hat ſich zugetragen?

**Armgart.**

Der Landvogt iſt von einem Pfeil durchſchoſſen.

**Volk** (im Hereinſtürzen).

Wer iſt erſchoſſen?

(Indem die Vorderſten vom dem Brautzug auf die Scene kommen, ſind die Hinterſten noch auf der Höhe und die Muſik geht fort.)

**Rudolph der Harras.**

Er verblutet ſich.
Fort, ſchaffet Hülfe! Setzt dem Mörder nach!
Verlorner Mann, ſo muß es mit dir enden,
Doch meine Warnung wollteſt du nicht hören!

**Stüſſi.**

Bei Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

**Viele Stimmen**

Wer hat die That gethan?

**Rudolph der Harras.**

Raſt dieſes Volk,
Daß es dem Mord Muſik macht? Laßt ſie ſchweigen.
(Muſik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)
Herr Landvogt, redet, wenn ihr könnt. — Habt ihr
Mir Nichts mehr zu vertrauen?
(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da ſie nicht gleich verſtanden werden.)
Wo ſoll ich hin?
Nach Küßnacht? Ich verſteh' euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig — Laßt das Irdiſche!
Denkt jetzt, euch mit dem Himmel zu verſöhnen.
(Die ganze Hochzeitgeſellſchaft umſteht den Sterbenden mit einem fühlloſen Grauſen.)

**Stüſſi.**

Sieh, wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen ſind gebrochen.

**Armgart**
(hebt ein Kind empor).

Seht, Kinder, wie ein Wütherich verſcheidet!

**Rudolph der Harras.**

Wahnſinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an dieſem Schreckniß weidet?
Helft — legt Hand an. — Steht mir Niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Bruſt zu ziehn?

**Weiber** (treten zurück).

Wir ihn berühren, welchen Gott geſchlagen!

**Rudolph der Harras.**

Fluch treff' euch und Verdammniß!
(Zieht das Schwert.)

**Stüſſi**
(fällt ihm in den Arm).

Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes iſt gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir ſind freie Menſchen.

**Alle** (tumultuariſch).

Das Land iſt frei!

**Rudolph der Harras.**

Iſt es dahin gekommen?
Endet die Furcht ſo ſchnell und der Gehorſam?
(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)
Ihr ſeht die grauenvolle That des Mords,
Die hier geſchehen. — Hülfe iſt umſonſt —
Vergeblich iſt's dem Mörder nachzuſetzen.
Uns drängen andre Sorgen. — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiſer ſeine Feſte retten!
Denn aufgelöſt in dieſem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' iſt zu vertrauen.
(Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erſcheinen ſechs barmherzige Brüder.)

**Armgart.**

Platz, Platz! Da kommen die barmherzigen Brüder.

**Stüſſi.**

Das Opfer liegt — die Raben ſteigen nieder.

**Barmherzige Brüder**
(ſchließen einen Halbkreis um den Todten und ſingen in tiefem Ton).

Raſch tritt der Tod den Menſchen an;
Es iſt ihm keine Friſt gegeben,
Es führt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinem Richter ſtehen!

(Der Vorhang fällt.)

## 24.

## Wilhelm von Humboldt.

### Der innigſte Wunſch.

Wenn ſehnſuchtsvoll nach Etwas wird gerungen,
Iſt's nicht Begierde blos, es zu empfangen,
Es iſt ein grundurſprüngliches Verlangen,
In das die Seele gänzlich iſt verſchlungen.
Von Sehnſucht iſt der Buſen tief durchdrungen,
Wenn ſüßen Liebeglühens zartes Bangen
Erröthend färbt der Jungfrau holde Wangen,
Wenn ihr der Gegenliebe Wort erklungen.
Mit Sehnſucht wünſcht man ſich zum Schooß der Erde,
Daß Staub zu Staub und Geiſt zu Geiſte werde
Und Himmliſches vom Irdiſchen ſich trenne.
Allein am heftigſten die Sehnſucht glühet,
Daß, was das Erdenlicht, als Schatten fliehet,
Im Himmliſchen ſich wieder liebend kenne.

## 25.

## Chriſtoph Auguſt Tiedge.

### Aus dem Lehrgedicht „Urania.“

### 1) An die Hoffnung.

Die du ſo gern in heil'gen Nächten feierſt
Und ſanft und weich den Gram verſchleierſt,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel ſeine Thränen zählt!
Wenn, längſt verhallt, geliebte Stimmen ſchweigen,
Wenn unter ausgeſtorbnen Zweigen
Verödet die Erinnrung ſitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert
Und, von der Mitternacht umſchauert,
Sich auf verſunkne Urnen ſtützt.

ie blick er auf, das Schickſal anzuklagen,
Wenn ſcheidend über ſeinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkenſaumes
Von einer nahen Sonne ſehn!

---

### 2. An die Nacht.

Heil'ge Nacht, du fahreſt deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsſtrom.
Wohnet Licht nur Friede nur dort oben?
Iſt hienieden Alles Traum?
Traumgeſtalten gleich, vorbei geſchwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weiheſtunden
Unſers zarteſten Gefühls.
Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, ſchwindend, an der öden Grenze
Dieſes Lebens niederlegt?
Ruhe, Ruh! dich ſuch' ich, holder Friede!
Suche dein Geſtirn am Himmel auf,
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger ſeinen Lauf.

---

## 26.

## Friedrich von Matthiſſon.

### 1.

### Der Abend.

Purpur malt die Tannenhügel
Nach der Sonne Scheideblick;
Lieblich ſtrahlt des Baches Spiegel
Hesperus' Fackelglanz zurück.
Wie in Todtenhallen düſter
Wird's im Pappelweidenhain;
Unter leiſem Blattgeflüſter
Schlummern alle Vögel ein.
Nur dein Abendlied, o Grille,
Tönt noch aus bethautem Grün
Durch der Dämmrung Zauberhülle
Süße Trauermelodien.
Tönſt du einſt im Abendhauche,
Heimchen, auf mein frühes Grab
Aus der Freundſchaft Roſenſtrauche
Deinen Klaggeſang herab:
Wird mein Geiſt noch ſtets dir lauſchen,
Horchend wie er jetzt dir lauſcht,
Durch des Hügels Blumen rauſchen,
Wie dies Sommerlüftchen rauſcht.

---

### 2.

### Mondſcheingemälde.

Der Vollmond ſchwebt im Oſten;
Am alten Geiſterthurm
Klimmt bläulich im bemooſten
Geſtein der Feuerwurm.
Der Linde ſchöner Sylphe
Streift ſchon in Lunens Glanz.
Im dunkeln Uferſchilfe
Webt leichter Irrwiſchtanz.
Die Kirchenfenſter ſchimmern,
In Feldern wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wieſenborn;
Im Lichte weben die Ranken
Der öden Felſenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umſchleiert weißer Duft.
Wie ſchön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs beſäumt,
Der hier durch Binſenſtellen,
Dort unter Blumen ſchäumt,
Als toſende Caſcade
Des Dorfes Mühle treibt
Und weit vom lauten Rade
In Silberfunken ſtäubt.
Durch Fichten ſenkt der Schimmer
So bleich und ſchauerlich
Auf die bebuſchten Trümmer
Der Waſſerleitung ſich,
Beſtrahlt die rothen Eiben
Der kleinen Meierei
Und halb die blauen Scheiben
Der gothiſchen Abtei.
Wie ſanft verſchmilzt der blaſſen
Beleuchtung Zauberſchein
Die ungeheuren Maſſen
Gezackter Felſenreihn,
Dort wo in milder Helle,
Von Immergrün umweht,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe ſchwebt.
Der Elfen Heere ſchweifen
Durch Feld und Wieſenplan,
Es deuten Silberſtreifen
Dem Schäfer ihre Bahn:
Er weiß am Purpurkreiſe,
Vom Wollenvieh verſchmäht,
In welchem Blumengleiſe
Ihr Abendreihn ſich dreht.
Bald bergen, bald entfalten
In lieblicher Magie
Sich wechſelnd die Geſtalten
Der regen Phantaſie.
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond! an deinem Licht,
Die ſie in Feenträumen
Um unſre Schläfe flicht.

---

## 27.

## Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis.

### 1.

### Das Grab.

Das Grab iſt tief und ſtille
Und ſchauderhaft ſein Rand.
Es deckt mit ſchwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.
Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in ſeinem Schooß.
Der Freundſchaft Roſen fallen
Nur auf des Hügels Moos.
Verlaßne Bräute ringen
Umſonſt die Hände wund;
Der Waiſe Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.
Doch ſonſt an keinem Orte
Wohnt die erſehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.
Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr ſchlägt.

### 2.

### Letzter Wunſch.

Wann, o Schickſal, wird wohl endlich,
Wie mein letzter Wunſch gewähret:
Nur ein Hüttchen, ſtill und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Herd;
Und ein Freund, bewährt und weiſe,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach, und Sie! das ſeufz' ich leiſe,
Zur Gefährtin Sie dazu.

Wenn ich noch ein Gärtchen hätte,
Bauten wir's mit eigner Hand.
Statt geſchorener Boskette
Und der Hagebuchenwand,
Dämmert uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Rebengrün bedeckt,
Tief in Silbertannen-Schatten
Vor des Neiders Blick verſteckt.

Statt Kanäl' und Gartenteiche,
Nur ein Röhrenbrunnen-Trog!
Statt Alleen und Taxusſträuche,
Sträuche, die ich ſelbſt erzog;
Durch ein Gatter, auf den Pfädchen,
Durch den Vorhof, eng und klein,
Eilt' ich, ſtatt nach Marmorſälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

Bei des heitern Morgens Friſche
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Waſſer im Gebüſche,
Nachtigallen-Melodei'n.
Auch begänne ſie Geſänge,
Wäre Philomel' entflohn,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr ſüßer Ton.

Unterm Strauch voll Hageroſen,
Auf dem rothbeblümten Klee,
Könnten wir ſo traulich koſen
Wie auf ſeidnem Kanapee.
In dem Duft entblühter Bohnen,
Unter Pappeln, hoch und ſchlank,
Bauten wir, trotz goldnen Thronen,
Eine kleine Bretterbank.

Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab' entroff,
Kräuter, die vom Beet' ſie pflückte,
Milch, die ſie in Schalen goß:
Ha! bei ſolchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie ſtolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schale
Nur aus weißem Buchenholz.

Mit den holden Dörferinnen,
Nach der Weidenpfeife Schall,
Einen Maientanz beginnen,
Wär' uns mehr, als Maskenball.
Lieber, als der Prunk der Bühnen
Dem verwöhnten Städterſchwarm,
Wär' ein Pfänderſpiel im Grünen
Mir an meines Mädchens Arm.

In geſtirnten Sommernächten,
Wann der Mond die Schatten hellt,
Wallte ſie an meiner Rechten
Durch das thaubeträufte Feld.
Oft zum milden Abendſterne
Hub' ich den entzückten Blick:
Oefter lenkt' ich ihn, wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

Vieles wünſcht' ich ſonſt vergebens!
Jetzo nur zum letzten Mal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal,
Stille Ruh' in eigner Wohnung
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das, der Treue zur Belohnung,
Auf mein Grab ein Veilchen ſtreut.

### 28.

## Siegfried Auguſt Mahlmann.

### Sternhelle Nacht.

Gottes Pracht am Himmelsbogen
Iſt in Sternen aufgezogen,
Welch ein heilig ſtilles Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!
Kannſt du noch dein Auge ſenken?
Deines armen Lebens denken
Und was irdiſch dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden,
Hat dich ſeiner werth gefunden,
Iſt ein Vater, der dich liebt.
Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er ſeinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammenmeere
Wandeln, wo ſein Auge ſchaut.
Seine Liebe ſpricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie ſein Auge ſie vergißt.
Allem Daſein, allem Leben
Hat er dieſen Troſt gegeben:
Halleluja, daß du biſt!

### 29.

## Johann Martin Uſteri.*)

### 1.

### Rundgeſang.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht!
So mancher ſchafft ſich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet ſie
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.
Freut euch des Lebens u. ſ. f.
Wenn ſcheu die Schöpfung ſich verhüllt
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So ſcheint am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! ſo ſchön!
Freut euch des Lebens u. ſ. f.
Wer Neid und Mißgunſt ſorgſam flieht,
Genügſamkeit im Gärtchen zieht,
Dem ſchießt ſie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.
Freut euch des Lebens u. ſ. f.
Wer Redlichkeit und Treue übt
Und gern dem ärmern Bruder gibt,
Da ſiedelt ſich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.
Freut euch des Lebens u. ſ. f.
Und wenn der Pfad ſich fürchterlich engt
Und Mißgeſchick uns plagt und drängt,

---

*) Geb. 1763 zu Zürich, geſtorben ebendaſelbſt 1827.

So reicht die holde Freundſchaft ſtets
Dem Redlichen die Hand. —
Freut euch des Lebens u. ſ. f.
Sie trocknet ihm die Thränen ab
Und ſtreut ihm Blumen bis in's Grab,
Sie wandelt Nacht in Dämmerung
Und Dämmerung in Licht.
Freut euch des Lebens u. ſ. f.
Sie iſt des Lebens ſchönſtes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand!
So wallt man froh, ſo wallt man leicht
In's beſſ're Vaterland.
Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht!

## 2.

### De verliebt Rechemeiſter.

(Züricher Mundart.)

Denk i a's Vreneli,
Wird's mir ſo wunderli,
Hätt's au ſo gern, und iſt
Doch nud für mich.
Hocke ſo mängiſt da,
Fahne denn z'rächnen a:
Was han i denn für mich
Und es für ſich?
Ich bin arm, es iſt rich;
Zelli, das iſt nud gliech!
Aber das ſäg i zum
Troſt mer denn drauf:
Ob i brav Thaler ha
Oder's verdiene cha,
Roſſe vo Roſſe gahe
Dreeli uf.
Es iſ hübſch, i bi leie:
Iſt wohl en' Unterſcheid!
Aber da ſäg i zum
Troſt mer denn drauf:
Schön iſt veränderli,
Ich blibe wie'n i bi,
Roſſe vo Roſſe gahe
Dreeli uf.
Wenn i nu wüſſe thät,
Ob em das ſäge ſött!
Aber i fürchte 'n es
Seite mir drauf:
„Nimm di, ſo dankſt mer's nüt,
Darum ſo mag i di nüt,
Roſſe vo Roſſe gahe
Dreeli uf!"

## 30.

## Auguſt Fried. Ernſt Langbein.*)

### Das große Loos.

„Frau," ſagte Meiſter Till, „ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt; ſo ſchlimm ſtehn unſre Sachen.
Doch führten wir auch jemals Haus und Hof,
Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Ei, laß uns nicht ſo ſchläfrig ſein!
Laß uns noch heut' ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieſes Thürchen ſchleicht gewiß das Glück herein,
Und bringt uns Gold- und Silberhaufen."
Frau Till, ein Weiblein guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kommt an, wird heilig aufbewahrt
Und unſer Pärchen borgt und ſpart,
Um nach und nach den Einſatz zu erſchwingen.
Doch das papierne Pförtchen ſtand
Ein halbes Jahr Fortunen offen
Und immer noch ließ ſie, als wär's ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Einzug hoffen.
Hell krähte jetzt der muntre Hahn
Den Ziehungstag des großen Looſes an
Und Till ſprang jubelnd aus dem Bette:
„Heh, Weibchen, freue dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekommt kein Menſchenkind, als wir.
Ein goldner Traum hat mir's verſprochen
Und Träume halten gern ihr Wort.
Bemüh' dich nicht, für mich Kaffee zu kochen;
Ich will gleich fort, ins Lotteriehaus fort:
Zum letzten Mal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflaſterweg: denn ſteht das Glück uns bei,
Alsdann ade, Fußgängerei!
Ich laſſe ſtracks mir eine Sänfte holen
Und mache mich vor Stolz ſo ſchwer wie Blei.
Die Sänfte, Kind, ſei dir ſo gut als Brief und Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickſt du ſie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüſſeln, Topf und Tiegel,
Und Schrank und Tiſch und Stuhl und Spiegel,
Wirf, wie man ſagt, das ganze Haus
Zum Fenſter Schlag auf Schlag hinaus!
Was ſollen wir den alten Plunder ſchonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen." —
Er rannte fort und ſeine Gattin ſprach:
„Karl, lauf' dem Vater ſchnell an's Lotteriehaus nach
Und laure vor der Thür, bis man vom Saal hernieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft;
Dann aber komm' im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft!" —
Das Knäblein hatte ſchier drei Stunden lange Weile
Und hörte noch von dem, was es begierig dort
Erwartete, kein ſtummes Wort;
Doch plötzlich ſprang in höchſter Eile
Jemand die Trepp' herab und oben rief's: „Fort, fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geſchwind, um Gottes willen!" —
Karl fragte ſchnell: „„Für wen, mein lieber Mann?""
Der Renner flog vorbei und fuhr ihn unſanft an:
„Für wen denn ſonſt, als Meiſter Tillen?"
Der Bube lief ſo ſchnell weg von der Thür,
Als ritt der flüchtige Courier
Auf Doctor Fauſt's berühmtem Mantel.
Die Mutter harrte ſein mit flammender Begier
Und ſchwärmte, da er ſtammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftſtich der Tarantel.
Sie ſprang bacchantiſch-wild, mit aufgelöſtem Haar,
Und ſchleuderte durch's Fenſter, was im Zimmer
Wand-, niet- und nagelfeſt nicht war.
Mit Brummen überſtieg das Sänftenträger-Paar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.
Man öffnet jetzt das kleine Haus
Und denkt, Herr Till wird flink heraus,
Gleich einem jungen Böcklein, ſpringen: —
Doch welch ein Schreck! — Er liegt darin
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als ſollte man für ihn die Todtenmeſſe ſingen.
Man ſpritzt ihm Waſſer in's Geſicht,
Man heult und ſchreit ihm in die Ohren:
Vergebens! Er ermannt ſich nicht,
Er ſcheint für dieſe Welt verloren.
Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, erweckt durch ſchreiendes Getümmel,
Die Augen mählig wieder auf,

---

*) Geb. 1757, geſt. 1835.

Und ſeine Gattin rief: „O tauſend Dank dem Himmel!
Ja, Männchen," fuhr ſie fort, „ward dir vor Freude ſchwül!
Ja, ja, das große Loos iſt traun kein Puppenſpiel!
Doch hätt' ich dich darüber in der Blüthe
Des Lebens eingebüßt (davor mich Gott behüte!)
So wär' die Lotterie dennoch ein böſes Spiel!"
„Das iſt ſie!" ſprach er matt; „ich fiel
In Ohnmacht über — unſre Niete." —
Das große Loos
Warf einem reichen Mann Fortuna in den Schooß.
Man munkle, wie man will, von dieſer Menſchenklaſſe,
Daß ſie ſich mit Gefühl und Mitleid nicht befaſſe;
Mich freut's, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein andres Liedchen ſingen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Till's tragi-komiſche Geſchichte,
Da rief er ſeufzend aus: „Der arme, gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verſchulden,
Daß er vor Gram vergeht! — Geſchwind, geſchwind, Johann,
Lauft hin und bringt ihm — dieſen Gulden!" —

## 31.

## Johann Gottlieb Seume.

### Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Cultur noch frei, im Buſen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebec's übereiſten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne ſchlaue Rednerkünſte,
So wie man ihm bot, die Felſenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu ſeinen tiefverſteckten Horden
In die Arme ſeiner braunen Gattin.
Aber ferne noch von ſeiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der ſchrecklichſte der Donnerſtürme.
Aus dem langen, rabenſchwarzen Haare
Troff der Guß herab auf ſeinen Gürtel
Und das grobe Haartuch ſeines Kleides
Klebte rund an ſeinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm ſich leget,"
Bat er mit der herzlichſten Geberde
Den geſittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hauſe finden!" —
„„Willſt du, mißgeſchaffnes Ungeheuer,""
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„„Willſt du, Diebsgeſicht, mir aus dem Hauſe!""
Und ergriff den ſchweren Stock im Winkel.
Traurig ſchritt der ehrliche Hurone
Fort von dieſer unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der ſpäte Abend
Ihn in ſeine friedliche Behauſung
Und zu ſeiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde ſetzt er bei dem Feuer
Sich zu ſeinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regenſturm, der ihn ereilte,
Und der Grauſamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen ſie an ſeinen Knieen,
Schloſſen ſchmeichelnd ſich um ſeinen Nacken,
Trockneten die langen ſchwarzen Haare
Und durchſuchten ſeine Waidmannstaſche,
Bis ſie die verſprochnen Schätze fanden.
Kurze Zeit darauf hatt' unſer Pflanzer
Auf der Jagd im Walde ſich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er ſchwer auf manchen jähen Felſen,
Um ſich umzuſehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in dieſe Wildniß brachte.
Doch ſein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen ſchwarzen Felſenwänden.
Aengſtlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächſten Berges
Noch ein kleines, ſchwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude ſchlug in ſeinem Herzen
Und er faßte Muth und nahte leiſe.
„Wer iſt draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„„Freund, im Walde hab ich mich verirret,""
Sprach der Europäer furchtſam ſchmeichelnd;
„„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewiſſen Wege!""
„Kommt herein!" verſetzte der Unbekannte,
„Wärmt euch! Noch iſt Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binſenlager,
Schreitet finſter trotzig in den Winkel,
Holt den Reſt von ſeinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und friſchen Bärenſchinken,
Um den ſpäten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns ſpeiste,
Fröhlich, wie bei einem Kloſterſchmauſe,
Neben ſeinem Wirth der Europäer.
Feſt und ernſthaft ſchaute der Hurone
Seinem Gaſte ſpähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wolluſt trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muſchelſchale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Mooſe
War des Pflanzers gute Lagerſtätte
Und er ſchlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wildſter Krieger,
Schrecklich ſtand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor ſeinem Gaſte,
Und erweckt' ihn und der Europäer
Griff beſtürzt nach ſeinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit ſüßem Morgentranke.
Als er lächelnd ſeinen Gaſt gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte ihm der Europäer;
Finſter blickend blieb der Wilde ſtehen,
Sahe ſtarr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, feſter, ernſter Stimme:
„Haben wir vielleicht uns ſchon geſehen?"
Wie vom Blitz getroffen ſtand der Jäger
Und erkannte nun in ſeinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hauſe jagte,
Stammelte verwirrt Entſchuldigungen.
Ruhig lächelnd ſagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden ſind doch beſſ're Menſchen!"
Und er ſchlug ſich ſeitwärts in die Büſche.

## 32.

## Ludwig Theobul Koſegarten.

### Agathon an Kelzione.

(Gerettet.)

Zauber, welcher neunmal mich umwunden,
Talisman, der meine Kräfte band,
Welches Dämons Hauch biſt du zerſchwunden,
Biſt zerſprengt von welches Heros Hand?
Weggeblaſen iſt der Kerkerbrodem,
Welcher ſchwül und ängſtend auf mir lag.
Lebensluft umweht mich, Lebensodem;
Golden glänzt mir der entflorte Tag.
Wo ſind nun die täuſchenden Gebilde,
Wo die Gaukel meiner Phantaſie?
Wo die Füll' von Friſch' und Huld und Milde,
Falſche, die des Dichters Wahn dir lieh?
Wo des hohen Ideales Züge,
Das ſein Rauſch in dir verwirklicht ſah?
Mit dem Rauſche ſchwand des Rauſches Lüge
Und entzaubert ſtehſt du vor mir da.
Wie? dem Geiſt Praxiteles entrungen
Hätte ſich ſüßſchmerzend dieſe Frau?
Aus dem Meißel Polyklet's entſprungen,
Wär' unſträflich dieſer Götterbau?
Dieſe Formen trotzten jedem Tadel?
Dieſes Auge ſonder Ruh' und Glanz,
Dieſe Stirne ſonder Sinn und Adel,
Kämpften mit Niobe's um den Kranz?
Dieſes, wähnt' ich, ſei der Wuchs Dianens?
Dies der Gang, den Atalanta flog?
Dies der Marmorbuſen Hermionens,
Draus Oreſt Heroen Frohheit ſog?
Dies der honigreiche Mund Athenens,
Dem Beredſamkeit und Güt' entquoll?
Dies die Linien Anadyomenens,
Als ſie blendend dem Giſchaum entſchwoll?
Alſo lächelten die Charitinnen
Jedem Horcher durch das Ohr in's Herz?
Alſo wechſelten die Pierinnen
Spielend frohen Ernſt und weiſen Scherz?
Aus des Aethers reinſtem Duft gewebe
Wäre dieſe Seele, dieſer Leib? —
Nein, die Göttin iſt in Dunſt zerſtoben
Und geblieben iſt ein ſterblich Weib.
Dejanirens Lieb', Iſmenens Güte,
Iphigeniens himmelklarer Sinn,
Jene Unſchuld, jene Schöne blühte,
Wie ich wähnt', in dieſer Heuchlerin.
Jeder Tücke, wähnt' ich, jedes Zwanges
Sie ſei ledig; blank und frank und frei
Sei nicht Daphne werther des Geſanges,
Als es dieſe meines Hymnus ſei.
Wie der Künſtler an dem Ideale
Seines Geiſtes hängt mit ſüßem Hang,
Wie aus Hebens nektarvoller Schale
Der Alcide die Vergötterung trank;
Alſo hing an ihr ich mit Entzücken,
Ihr verlobt, vertraut mit Schwur und Eid,
Lautern ſchöpft' ich aus den falſchen Blicken
Die Verdammniß und die Seligkeit.
Ihr zu dienen ſonder Dank und Spende,
Ihr zu frohnen ſonder Sold und Lohn,
Ihr zu huld'gen ſonder Ziel und Ende
Däucht' ein Loos mir wie kein Königsthron.
Was an Schätzen mir die Vorzeit lehnte,
Trans zu zinſen an die Afterzeit,
Zinſ' und zahlt' ich einzig ihr und wähnte
Anſpruchfrei mich ihr die Ewigkeit.
Und ſie zahlt' auch mir mit manchen Blicken,
Manchem meinungreichen Wink und Gruß,
Manchem heuchleriſchen Händedrücken,
Manchem halbgewährten, halbvergönnten Kuß.
Kärglich zahlte ſie. Und was die Schlaue
Geſtern zahlte, nahm ſie heut zurück.
Willig trug ich ihre Laun' und ihre Laune;
Glaubt' ich doch an ihrer Liebe Glück!
Ihrer Liebe? Nimmer noch geliebet
Hat dies Weib, und nun und ewiglich
Wird von dieſem Weibe Nichts geliebet,
Als ſein eignes armes, hohles Ich.
Nein, zeronnen iſt der Traum, zeronnen,
Welcher fünfzig Monden mich bethört,
Und das Netz, das magiſch mich umſponnen,
Zauberin, iſt durch dich ſelbſt zerſtört!
Von den wundgeriebnen Hüften fallen
Schon die roſt'gen Ketten klirrend ab.
Freudiger des Lebens Bahn zu wallen,
Raff' ich auf mich aus der Knechtſchaft Grab;
Fühle ſchon mit wolluſtvollem Dehnen
Der gelähmten Muskeln Federkraft,
Rege ſchon die kampfentwohnten Sehnen,
Von der langen Sklaverei erſchlafft.
Dem Entkerkerten ſei geſegnet, Sonne!
Dem Entſchwommnen ſei willkommen, Strand!
Angetragen von des Wettkampfs Wonne,
Schreit' ich rüſtig in den Schrankenſand;
Wie Alkmänens Sohn, der Rieſenzähmer,
Sich dem Arm der Lyderin entſchlang,
Hydern würgt', Ais' Doggen zähmte,
Und gewaltig den Olymp errang.

## 33.

## Friedrich Hölderlin.

### 1.

### Das Schickſal.

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo ſich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber ſchwand,
Als nun des Schickſals eh'rne Rechte,
Die große Meiſterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geſchlechte
Den langen, bittern Kampf gebot:
Da ſprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er ſie, die ſchöne Spur
Zu ſeiner Tugend ſchwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geiſter höchſte Gabe,
Der Tugend Löwenkraft, begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.
Es kann die Luſt der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeihn;
Und nur in ſeinem Blute lernte
Der Kämpfer frei und ſtolz zu ſein.
Triumph! die Paradieſe ſchwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schoos,
Wie Sonnen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen ſich Heroen los.
Der Noth iſt jede Luſt entſproſſen
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebſte, was mein Herz genoſſen,
Der holde Reiz der Menſchlichkeit;
So ſtieg, in tiefer Fluth erzogen,
Wohin kein ſterblich Auge ſah,
Still lächelnd aus den ſchwarzen Wogen
In ſtolzer Blüthe Cypria.
Durch Noth vereiniget, beſchwuren,
Vom Jugendtraume ſüß berauſcht,
Den Todesbund die Dioskuren
Und Schwert und Lanze ward getauſcht;

In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute theilten
Die Liebenden Unſterblichkeit.
Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beſchämt und ruhmlos läßt ſie nicht
Die Kraft der Jünglinge verſchmachten,
Gibt Muth der Bruſt, dem Geiſte Licht;
Der Greiſe Haupt verjüngt ſie wieder;
Sie kommt wie Gottes Blitz heran
Und trümmert Felſenberge nieder
Und wallt auf Rieſen ihre Bahn.
Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich iſt, beſteht.
O du, Geſpielin der Koloſſen,
O weiſe zürnende Natur,
Was je ein Rieſenherz beſchloſſen,
Es keimt in deiner Schule nur;
Wohl iſt Arkadien entflohen:
Des Lebens beſſ're Frucht gedeiht
Durch ſie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.
Für meines Lebens goldnen Morgen
Sei Dank, o Pepromene, dir!
Ein Saitenſpiel und ſüße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabſt du mir!
Die Flammen und die Stürme ſchonten
Mein jugendlich Elyſium
Und Ruh' und ſtille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligthum.
Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nun vom Kampf und Schmerz
Die Blüth' am grenzenloſen Stamme,
Wie Sproſſe Gottes, dieſes Herz!
Beflügelt von dem Sturm erſchwinge
Mein Geiſt des Lebens höchſte Luſt,
Der Tugend Siegesluſt verjünge
Bei kargem Glücke mir die Bruſt!
Im heiligſten der Stürme falle
Zuſammen meine Kerkerwand
Und herrlicher und freier walle
Mein Geiſt in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieſes Herz!

## 2.

## Der blinde Sänger.

Wo biſt du, Jugendliches, das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wach, doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.
Sonſt lauſcht' ich um die Dämmerung gern, ſonſt harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umſonſt!
Nie täuſchten mich, du Holdes! deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamſt du,
Kamſt allbeſeligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne, wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.
Mir grünten ſonſt die Lauben, es leuchteten
Die Blumen, wie die eigenen Augen, mir,
Nicht ferne war das Angeſicht der
Lieben und leuchtete mir und droben
Und um die Wälder ſah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war;
Nun ſitz' ich ſtill allein, von einer
Stunde zur anderen und Geſtalten
Aus Lieb' und Leid der helleren Tage ſchafft,
Zur eignen Freude, nun mein Gedanke ſich
Und ferne lauſch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.
Denn hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt und der Boden
Unter ihm dröhnt und der Berg es nachhallt.
Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen und ihm nach tönt ihr,
Ihr, meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geiſt, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, ſo geleit' ich
Gerne den Sicheren auf der Irrbahn.
Wohin? wohin? ich höre dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's!
Wo endeſt du? und was, was iſt es
Ueber den Wolken? und o wie wird mir!
Tag! Tag! Du über ſtürzenden Wolken! ſei
Willkommen mir! es blühet mein Auge dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geiſtiger rinnſt du nieder,
Du goldner Quell aus heiligem Kelch! und du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und du
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einſt, o nahet,
O kommt, daß euer, euer die Freude ſei,
Ihr Alle! daß euch ſegne der Sehende!
O nehmt, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das Göttliche mir vom Herzen!

## 3.

## Menſchenbeifall.

Iſt nicht heilig mein Herz, ſchöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich ſtolzer und wilder
Wortreicher und leerer war?
Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltſamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es ſelber ſind.

## 4.

## Der Tod für's Vaterland.

Du kommſt, o Schlacht! ſchon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunſt und des Arms, doch ſichrer
Kommt über ſie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten ſchlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Lähmen die Kniee der Ehrloſen.
O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tods!
Umſonſt zu ſterben, lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich zu fallen am Opferhügel
Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland — und bald iſt's geſchehn! Zu euch
Ihr Theuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und ſterben, zu euch hinunter!
Wie oft im Lichte dürſtet' ich euch zu ſehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich iſt's hier unten.

## 5.

## An die Deutſchen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitſch' und Sporn
Auf dem Roſſe von Holz muthig und groß ſich dünkt.
Denn ihr Deutſchen, auch ihr ſeid
Thatenarm und gedankenvoll.
Oder kommt, wie der Stral aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! ſo nehmt mich,
Daß ich büße die Läſterung.

## 6.

## Sokrates und Alkibiades.

„Warum huldigeſt du, heiliger Sokrates,
„Dieſem Jünglinge ſtets? kenneſt du Größeres nicht?
„Warum ſiehet mit Liebe,
„Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?"
Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte,
Hohe Jugend verſteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weiſen
Oft am Ende zum Schönen ſich.

## 7.

## Rückkehr in die Heimat.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! ſo ſeid ihr's wieder.
Du ſtiller Ort! in Träumen erſchienſt du fern
Nach hoffnungsloſem Tage dem Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr, Geſpielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!
Wie lang' iſt's, o wie lange! des Kindes Ruh'
Iſt hin und hin iſt Jugend und Lieb' und Glück,
Doch du, mein Vaterland, du heilig-
Duldendes, ſiehe, du biſt geblieben!
Und darum, daß ſie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehſt du, Theures! die Deinen auch,
Und mahnſt in Träumen, wenn ſie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.
Und wenn im heißen Buſen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünſche beſänftiget
Und ſtille vor dem Schickſal ſind, dann
Gibt der Geläuterte dir ſich lieber.
Lebt wohl denn, Jugendtage, du Roſenpfad
Der Lieb' und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und ſegne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

## 8.

## Hyperion's Schickſalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.
Schickſallos, wie der ſchlafende
Säugling, athmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller
Ewiger Klarheit.
Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewiſſe hinab.

## 9.

## Der Wanderer.

Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin ſchlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einſam und kahl blickt aus der Höhe ſein Haupt.
Ach! nicht ſprang, mit erfriſchendem Grün, der quellende Wald hier
In die ſäuſelnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche ſtürzten hier nicht in melodiſchem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal ſchlingend den ſilbernen Strom.
Keiner Heerde verging am plätſchernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel geſanglos,
Aengſtig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Waſſer rief ich dich an, Natur, in der Wüſte,
Waſſers bewahrete mir treulich das fromme Kameel,
Um der Haine Geſang, um Geſtalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimiſcher Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umſonſt; du erſchienſt mir feurig und herrlich.
Aber ich hatte dich einſt göttlicher, ſchöner geſehn.
Auch den Eispol hab' ich beſucht; wie ein ſtarrendes Chaos
Thürmte das Meer ſich da ſchrecklich zum Himmel empor.
Dort in der Hülle von Schnee ſchlief hier das gefeſſelte Leben
Und der eiſerne Schlaf harrte des Tages umſonſt.
Ach! nicht ſchlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalion's Arm um die Geliebte ſich ſchlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Buſen
Und in Regen und Thau ſprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du biſt zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebſt du in langſamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und Nichts zu pflegen in ſorgender Liebe,
Alternd im Kinde ſich nicht wiederzuſehn, iſt der Tod.
Aber vielleicht erwarmſt du dereinſt am Strale des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf ſchmeichelt ſein Odem dich auf;
Daß, wie ein Samenkorn, durchbrichſt du die eherne Hülle
Und die ſproſſende Welt windet ſich ſchüchtern heraus.
Deine geſparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Roſen glühen und Wein ſprudelt im kärglichen Nord.

Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat,
Und es wehen, wie einſt, zärtliche Lüfte mich an.
Und das fiebernde Herz beſänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einſt mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, ſchönen
Lebens der Welt, es erfriſcht, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon, umfangſt du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einſt, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächſt ohne den Weinſtock,
Nieder in's ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Und wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch an's freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nähret von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.
Still iſt's hier; kaum rauſcht von fern die geſchäftige Mühle
Und vom Berge herab knarrt das gefeſſelte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Senſ' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's ſchmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einſt liebend mein Vater erzog;
Wo ich froh, wie das Eichhorn, ſpielt' auf den lispelnden Aeſten
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur! wie biſt du treu mir geblieben.
Zärtlich pflegend, wie einſt, nimmſt du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihen die Pfirſiche mir, noch wachſen gefällig
Mir an's Fenſter, wie ſonſt, feſtliche Trauben herauf.
Lockend röthen ſich noch die ſüßen Früchte des Kirſchbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige ſich ſelbſt.
Schmeichelnd zieht mich wie ſonſt in des Waldes unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad oder hinab an den Bach.
Und die [illegible] [illegible] du mir, es wärmt mich und ſpielt mir
Um das Auge, wie ſonſt, Vaterlandsſonne! dein Licht;
Feuer trink' ich und Geiſt aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig läſſeſt du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einſt mir die Bruſt erwecktest vom Schlafe der Kindheit
Und mit ſanfter Gewalt höher und weiter mich triebſt,
Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiſer,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruhn.

## 34.

## Johann Ladislaw Pyrker.

### Aus dem Heldengedicht „Rudolph von Habsburg."

### Horneck der Sänger ſingt die fromme Handlung des Kaiſers, wie er dem Prieſter ſein Roß bot.

Nun trat im langen Talare der heilige Sänger
Leiſe herein. Er trug die tönende Harfe mit Vorſicht
Unter dem Arm und grüßte die Schar, vor Allen den Kaiſer
Tief und mit innigem Blick! Erſtaunt beſann der Beherrſcher
Deutſchlands ſich. Ihm ſchien: als hätt' er ihn früher geſehen;
Nur vom laſtenden Alter gebeugt und ergrauet an Haaren
Stand er, ein Fremdling, vor ihm, da ließ er mit freundlichen Mienen
Auf den niedrigen Stuhl am Zelteingange ſich nieder;
Langte die Harfe hervor und fuhr mit flüchtigen Fingern
Ueber die Saiten dahin, die herzerſchütternden Lautes
Tönten. Still ward's darauf in dem Zelt' und es ſtockte der Odem
Allen umher in der Bruſt, da er jetzt den feierlich ernſten,
Heiligen Sang begann im Klange der bebenden Saiten:
„Laut erbrauſet der Sturm und jagt tiefhangende Wolken
Ueber die finſteren Berge hinaus. Der laubige Hochwald
Triefet, der Gießbach rauſcht, vom donnernden Regen geſchwollen.
Sieh, dort ruhete nun, aus dem Sattel geſtiegen, ein Ritter,
Nach ermüdendem Waidwerk aus. Von dem heiteren Antlitz
Strahlt ihm der Heldenmuth — aus den bläulichen Augen die Wahrheit;
Liebe und Treu! Er ſah in die Fluten: ſie rauſchten und brauſten,
Eilten im Fluge dahin und er dachte des fliehenden Lebens.
Aber der Knappe horcht; laut winſelt der [illegible] Schweißhund
Denn kein Wild aufſtrieb er im Forſt und der Ritter erhebt ſich
Heim zu ziehn in die Burg, wo ſein die Liebenden harren.
Jetzt erreicht Geklingel ſein Ohr. Von dem anderen Wald her
Naht dem Ufer ein Prieſter des Herrn! im ſchimmernden Chorrock
Und mit goldenem Kelch' an der Bruſt, nachſchreitend dem Meßner
Eilig, das Engelsbrot zu dem ſterbenden Manne zu tragen.
Doch jetzt ſchaut er, voll Angſt, umher: denn ſiehe, der Gießbach

Schwemmte den Steg aus dem Grund', und drüben aufjammert die Hausfrau:
Hörbar pochte der Tod an der Thür' und es lechzte der Gatte
Nach der Labung, die ihn auf die Reiſ' in die Ewigkeit ſtärkte.
Schnell entblößt' er die Füß' an des Ufers felſigem Abhang,
Dort die rauſchende Fluth kühn durchzuwaten entſchloſſen.
Aber der Ritter kam in Eile herüber und bot ihm
Feſt anbetend den Heiland der Welt, das geſattelte Streitroß
An zu heiligem Dienſt, und kehrte, vergnügt, zu den Seinen.
Als der Abend ſank und die Welt in roſigem Schimmer
Duftete, ſieh, da führte der Prieſter das Roß an dem Zügel
Ueber den Burghof her, und ſagt' es dem Ritter mit Dank heim!
Aber er ſprach: „Was dünkt dich? Nein, nicht diene dieß Reitpferd
Fürder zu ſchnöderem Gebrauch, das meinen Erlöſer getragen:
Denn nun ſei's der Kirche des Herrn mit dem Feld' an dem Weiher
Frei geſchenkt, daß hinfort kein Wildbach mehr auf den Pfaden
Jenes unwirthbaren Raums, in dem heiligſten Amte dich hemme!“
D'rauf der Prieſter begann: „So vergelt' es dir Gott, der Erbarmer,
Edeler Herr, was du mit erbarmendem Sinn an dem Diener
Seiner Kirche gethan: ſtets mög' es dir glücklich ergehen!
Ha, wie ſagt es der Geiſt mir? ich ſehe mehr [illegible] dies Geheimniß
Dir in den Tiefen des Herzens bewahrt: dir zieret die Scheitel
Würdig dereinſt die Krone des heiligen römiſchen Reiches!
Herrſchen wird dein Geſchlecht auf dem herrlichſten Thron in die Zukunft
Endlos hin. Dein dauernder Ruhm erfüllet den Erdkreis!“
Endete ſo: da ſahn zugleich die verſammelten Helden
Staunend dem Kaiſer in's Aug' und erkannten des Grafen von Habsburg
Fromme That enthüllt, die er ſtets verſchwiegen voll Demuth.
Aber er ſtürzte herbei und drückte mit heißer Umarmung
Lange den heiligen Greis an die Bruſt; dann rief er bewegt ſo:
„Wahrlich, du biſt's, Ehrwürdiger, der an dem rauſchenden Wildbach
Mir mit dem Herrn erſchien, dort Glück und Segen zu ſpenden!
Möge die ewige Huld dir hier und dort ihn vergelten!“
Jener beugte die Stirn' auf Rudolphs Hand, ihm die Thränen
Bergend, und wankte hinaus, in dem einſamen Zelte zu ruhen.

---

## 35.

## August Wilhelm Schlegel.

### 1.

### Der Bund der Kirche mit den Künſten.

Vom Himmel kommt ein hohes Weib geſchritten,
Zur Linken weder ſchauend noch zur Rechten;
Ruh' iſt und Maß in ihren feſten Tritten,
Die unabirrend gehn die Bahn des Rechten;
Sie ſcheint nicht zu befehlen, noch zu bitten,
Doch wenn ſie ſpricht, kann Niemand mit ihr rechten.
Zu ihren Füßen decken Cherubinen
Sich mit den Flügeln, brünſtig ihr zu dienen.

Noch Kranz noch Diadem am Haupt ihr prangen,
Die Mitra iſt der Stirne aufgedrückt;
Ihr Leib, vom ſchlichten Kleide ſtreng umfangen,
Mit prieſterlichen Zeichen nur geſchmückt.
Die Stola ſieht man von den Schultern hangen,
Die Taub' im Dreieck auf der Bruſt geſtickt.
Der Stab, den ſie als Hirtenſtab geneiget,
Das Purpurkreuz im Banner oben zeiget.

Ihr Weg iſt nach der Griechen Land gerichtet,
Auf des Parnaſſus fabelhafte Höhn,
Wovon ſo viel die eitle Welt gedichtet;
Dort waren einſt die Eitelkeiten ſchön.
Apollo's alter Dienſt iſt längſt vernichtet,
Daß dürr, verwildert ſeine Haine ſtehn;
Getrübt ihr Waſſer den berühmten Bornen,
Die murrend ſchleichen unter Sumpf und Dornen.

Hier ſind, verſchmäht, die Künſte hingeflohen,
Und läſſig ruht nun die geübte Hand,
Seit hingeſtürzt die Götter und Heroen,
Auf deren Dienſt ſie allen Fleiß verwandt.
Das Hohe ſank, das Niedre ward zum Hohen:
Sie glauben ſich auf ewig ſchon verbannt,
Weil jeder Blick, vom Sinnentrug entblendet,
Sich ſehnend nur nach Geiſt und Wahrheit wendet.

Zerriſſen iſt der Regenbogenſchleier
Der Malerei, verlöſcht mit düſterm Flore,
Und halbentſaitet der Muſik die Leier;
Geſpalten tönen dumpf der Syrinx Rohre,
Die Bildnerei entbehrt Prometheus Feuer;
Es fehlt die ſtolzeſte vom ganzen Chore,
Architektur, wie Niobe verſteinet,
Auf Steinen, deren Umſturz ſie beweinet.

Und wie ſie ſo im Grame ſich verſenken,
Tritt jene Hehre mitten unter ſie,
Und ſpricht: „Euch ziemte, Andres zu bedenken;
Was ihr bejammert, kehret wieder nie.
Ein tiefres Weh ſollt' eure Herzen kränken,
Weil euer Zauber Reiz der Sünde lieh,
Und weil ihr auf des Irrthums Schlangenpfade
Die Sterblichkeit verlockt vom Ziel der Gnade.

Doch ſäßt ihr tauſend Jahr in Aſch' und Staub,
Schmucklos, das Haar zerſtreut, mit nacktem Fuße:
Erlegt wird nie dem Himmel euer Raub,
Durch Thaten übt ihr eine hehre Buße.
Ihr waret ſtolz auf eures Lorbeers Laub,
Die Palme winket euch mit ſchönerm Gruße.
Verlorne Schweſtern, weiht euch meinem Dienſte,
So lad' ich euch zu himmliſchem Gewinnſte.“

Sie ſagt's, und ſtaunend horcht ihr jede Nymphe,
Sie faſſen ſtaunend ihr nachdrücklich Wort.
Erröthend erſt, daß ihren Ruhm zum Schimpfe
Wahrheit verwandelt, ziehn ſie gerne fort;
Dann, aufgemuntert von dem ernſten Glimpfe,
Sehn ſie in ihr ein neues Heil und Hort,
Und flehn fußfällig, daß ſie möge lehren,
Ganz ihr zu leben und ſie recht zu ehren.

Sie ſprach: „Ihr wißt, wie, die für Götter galten,
Der Völker Weltlichkeiten, mit Verſpotten
Die erſten Jünger Chriſti Empörer ſchalten,
Bemüht, mit jeder Qual ſie auszurotten,
Sie mußten auf der Flucht Verſammlung halten,
Bei Nacht in Gräbern oder Felſengrotten,
Wo die vor der Tyrannen Drohn Verſtummten
Nur leiſe Hymnen und Vigilien ſummten.

Doch Feinde fodern ſelbſt, was Gott beſchloſſen:
Erlittnes Kreuz erhöhte nur das Kreuz,
Das Blut der Märtyrer hat es begoſſen,
Und wie ein Baum erwuchs das theure Kreuz.

Roms Adler kam raubgierig angeſchoſſen;
Sein blut'ger Schnabel ſucht [illegible] das Kreuz,
In deſſen Schatten fromme Millionen
Vom Aufgang bis zum Niedergange wohnen.
Drum ziemt es ſich, daß Jubelſtimmen ſchallen,
Wo ſich Gemeinden Gläubiger vereinen.
Der Trübſal Höhlen wurden Siegeshallen,
Da muß des Heiles Sonne ſichtbar ſcheinen.
Nicht, weil ſie ſich in goldner Pracht gefallen:
Einfalt und Demuth lehrte Chriſt die Seinen;
Nein, daß vom himmliſch geiſtigen Exempel
Ein Bild und Abglanz ſei der ird'ſche Tempel.
Denn in den lichtätheriſchen Bezirken,
Wovon nur Dämmerung hier unten graut,
Hat ſich die Gottheit mit allmächt'gem Wirken
Ein heil'ges Haus, geräumig genug, erbaut,
Die ganze Welt der Geiſter zu umzirken,
Die ſich in ihrem Anſchaun ſelig ſchaut.
Es ſtrahlt der Bau in allerreinſter Klarheit
Und ruhet auf Grundveſten ew'ger Wahrheit,
Die bis in unerforſchte Tiefen reichen,
Wo Dunkel grenzet an die alte Nacht.
Der Hölle Pforten müſſen ihnen weichen
Und hier verliert Vergänglichkeit die Macht.
Gerechtigkeit und Stärke ſonder Gleichen
Als Mau'r und Graben den Palaſt bewacht;
Der Weisheit Stufen ſich zu ihm erheben,
Und Mäßigung macht rings den Boden eben.
Aus Glauben hat die Tugenden Pilaſter
Und zur Umarmung will die Liebe dienen:
Die Säulen prangen weiß von Alabaſter,
Die Wände glühn mit flammenden Rubinen;
Die Bedeckung ziert mit ſmaragdnem Pflaſter
Den Gang' im Tempel und doch über ihnen
Sieht man das Dach aus mildeſten Saphiren
Sich in der Kuppel Mittelpunkt verlieren.
An dieſem Hof des himmliſchen Monarchen
Iſt Jeglicher nach Werth' und Rang begnadet,
Mit Herrlichkeiten, Thronen, Hierarchen,
Die ihrem Urſprung wie durch Wahl [illegible];
Auf goldnen Stühlen Heilige, Patriarchen,
Die Märtyrer, im Blute weiß gebadet;
Dann, bis hinunter zu den ſpät Gebornen,
Die durch das Kreuz erretteten Verlornen.
Doch, wo ſie hingeordnet, nah und fern,
In Allen lebet Eine Lieb', Ein Willen;
Und jedem frommen Chore nahet es gern,
Den ew'gen Durſt nach ſeiner Art zu ſtillen.
Kein Wohllaut ſchallt ſo dem Ohr des Herrn,
Wenn ihren tiefen Lobgeſang' entquillen,
Wenn wechſelnd, vielſtimm'ge Pſalmodieen
Durch Himmelsräume, hoch verſchwebend, ziehen.
Stets „dreimal heilig" dem Dreieinen ſchallet
Preis ſeiner Tochter, Mutter, Braut, Maria.
Der einſt zu ihr als Bot' herabgewallet,
[illegible] ſie [illegible] entzückt: Gegrüßt, Maria!
Daß es aus allen Herzen widerhallet:
Von gleicher Lieb' entglüht: Gegrüßt Maria!
Geheimer Weihrauch wälzt ſich auf zum Throne
Und jeder neiget ſich aus ſeligem Strome.
Vor dem, der, ein Gott, geboren ward vom Weibe,
Iſt zwiefach gegenwärtig unter ihnen;
[illegible] er nur ſpricht mit ſeinem Blut und Leibe,
Geheimnißvoll ſich opfernd ſelbſt, zu ſühnen,
Wo ſich die ſel'ge Tugend nur: ich glaube,
Nicht: ich begreife, zu ſagen darf erkühnen.
So wird im Tag, den keine Nacht umdüſtert,
Des hohen Tempels ſeiner Dienſt [illegible].
Wohlan, ihr Künſte! es gebührt euch wieder,
Wenn ihr dem Thun bereiten würdig wollt,
Wenn ihr vom Himmel auf die Erde nieder
Die Heiligkeiten, bildlich tragend, holt,
Schon regt in euch Begeiſtrung ihr Gefieder,
Verſchönt denn, wie ſich Irdiſches [illegible],
Daß ihr, vom Ueberſchwenglichen verwirret,
Nicht bei den ungewohnten Flügen irret.
Form und Verhältniß darfſt du nicht vertauſchen
Zu deinem neuen Zweck, Architektur,
Die du, voll Sinn, verſtanden abzulauſchen
Gebilden herrlich dauernder Natur.
Wie Harmonien in Harmonieen rauſchen,
Gebrauch' in höherem Verein ſie nur;
Vergiß und laß vergeſſen alter Schranken,
Die auf das Ew'ge zielenden Gedanken.
Kein Götterbild ſoll hier im Dunkeln thronen,
Von fern verehrt in ſchauerlicher Pracht;
Kein andres, heitres, wie im Freien wohnen,
Von Säulen nur umringt und überdacht,
Dem draußen, unter eines Haines Kronen
Die Opferflammen würden angefacht.
Nein, zahllos ſoll die betenden Gemeinden
Der lichte, doch geſchloßne Bau befreunden.
Laß deine Hallen denn des Volkes Wellen
In breitem, ungehemmtem Strom empfangen;
Stuf' über Stufe laß den Chören ſchwellen
Und die Altäre hocherhaben prangen;
Dem Tempel gib als Kinder rings Kapellen,
Einſamer Andacht ſtiller nachzuhangen;
Und laß, wetteifernd mit dem Sterngewölben,
Den hohen Dom ſich in der Mitte wölben.
Und ſolch Gebäu erfüllend zu durchdringen,
Weih' auch, Muſik! der Töne reichen Bau.
Verhältniß aus Verhältniß laß entſpringen,
Geſondert, wechſelnd, doch vereint genau.
Wie alle Sphären rein zuſammen klingen,
Doch jede Kugel aus kryſtallnem Bau
In eignem Ton: ſo mußt du in Gewittern
Der Harmonie die Seelen tief erſchüttern.
Der Himmel wird dir eine Heil'ge leihn
Zur Hüterin von deinen vollen Chören:
Es wird der Liebe vielverſchlungnen Reihn
Durch neue Kunſt Cäcilia hold beſchwören.
Der Menſchen Stimmen tragend im Verein,
Wird ihrem Druck aus den metallnen Röhren
Ein ſüßer Wind des Wohllauts athmend ſteigen
Und ſich mit jenem heben oder neigen.
Ihr aber, der Geſtalten Bildnerinnen
Mit Meißel oder Pinſel, ſeid bemüht
Mit reinem und wahrhaftigem Beginnen
Um das, was Jeder gegenwärtig ſieht.
Was hier der Fromme nur im Traum wird innen,
Wenn ſeinem Wunſch ein inn'res Licht entglüht.
Zeigt ihnen jedes würd'ge Haupt der Väter,
Apoſtel, Märt'rer, Heil'ge, Wunderthäter.
Und Jene ſelbſt, die unter ihrem Herzen
Des Gottes Sohn getragen, und den Sohn,
Ihn bilde du, Sculptur, aus weichen Erzen,
— Doch ſelbſt das härtſte würde weich, wie Thon
Wie er erblaßt mit namenloſen Schmerzen
An ſeinem reinen Leib der Sünde Lohn,
Und wie, noch ſchön in halbverwelkter Schöne,
Am Kreuze hing die Zier der Menſchenſöhne.
Du, Malerei! darfſt unter den Geſchichten
Der Sinnenwelt dich ſpielend zu ergehn.
Die ſchönſten Wunder geiſtlicher Gedichten
Von Neuem unter deiner Hand geſchehn.
Was jede Zeit' erzeugt in den Berichten,
Das glänzend nun gezeigt die Augen ſehn.
Der alt' und neue Bund ſammt den [illegible]
Gemälde ſprechend von der Tempel Mauern.
Mit deinen Werken wird kein [illegible] ſich [illegible],
Dir weihten ſich viel herrlich hohe Geiſter,
Selbſt Ordensbrüder in der Zell' erwählten
Dein Werkzeug, durch entzückten Eifer [illegible].
Doch, wie du magſt durch Land und Zeiten ſtreifen,
Zwei bleiben dennoch die erkornen Meiſter:
An ihren Namen ſollſt du ſie erkennen,
Weiſſagend will ich ſie nach Engeln nennen.

Nach Michael, der einſt, von Muth beflügelt,
Siegshaft den Drachen in die Tiefe warf,
Wird Jener heißen, den die Furcht nie zügelt
Und deſſen Geiſt wie Blitze raſch und ſcharf.
Durch ſeines Pinſels Zuge wird entſiegelt,
Was bange Sterblichkeit kaum ahnen darf:
Des Heilands Kunft, die weckenden Poſaunen,
Des Todes Tod und der Natur Erſtaunen.
Und Raphael, ein Engel von den ſieben,
Die vor Gott ſtehn, der doch beſcheidentlich
Verborgen dem Gefährten war geblieben,
Dem er zum Boten treu erboten ſich,
Und als der Dank für ſein hilfreiches Lieben
Nun überfloß, mit leiſem Wort entwich;
Der, wollt' er gleich ſich ganz als Menſch erweiſen,
Genähret ward von unſichtbaren Speiſen:
Er leiht den Namen einem holden Strahle
Der Lieb' und Kunſt, den ſtill ein Jüngling hegt.
Als ob mit Geiſt er, nicht mit Farben, male,
Wird tiefe Seel' in jeden Zug gelegt.
Oft ladet er die Andacht zu dem Mahle,
Wo hohes Antlitz, reiner Blick ſie pflegt,
Wo jenes Weib erſcheint, der Gottheit Freude,
Ihr Kind die ihr' und aller Weſen Weide.
So eilt, ihr Schweſtern und verſchmäht mit nichten
Den kleinſten Ort: jedennoch müßt ihr euch
Vor Andern gern der großen Stadt verpflichten,
Der weltlich einſt, nun geiſtlich keine gleich:
Und in der Stadt euch auf den Tempel richten,
Den jene Schlüſſel öffnen, die im Reich
Des Himmels löſen können oder binden.
Dort ſollt ihr mich, euch Beifall winkend, finden.“
Die Hohe ſprach's und wandte ſich zum Himmel,
Von wannen ſie herabgekommen war.
Nun regte ſich mit freudigem Gewimmel
Zu neuen Thaten die vereinte Schar.
Sie ſtellten in dem irdiſchen Getümmel
Manch heil'ges Werk mit reinem Streben dar:
Wie das, wovon es Gleichniß, überſchwenglich;
Wie die, ſo es geboten, unvergänglich.

## 2

## Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und ſtelle ſie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore ſchweben auf und nieder.
Dann ſchlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechſelnd, jegliches von dreien.
In ſolcher Ordnung, ſolcher Zahl gedeihen
Die zarteſten und ſtolzeſten der Lieder.
Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Weſen dünket,
Und Eigenſinn die künſtlichen Geſetze.
Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegenſätze.

## 3.

## Arion.

Arion war der Töne Meiſter,
Die Zither lebt' in ſeiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geiſter,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er ſchiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Geſtaden,
Zum ſchönen Hellas heimgewandt.
Zum Freunde zieht ihn ſein Verlangen:
Ihn liebt der Herrſcher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich geſinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen.
Viel kann verlieren, wer gewinnt.“
Arion ſprach: „„Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie ſei auch vieler Tauſend Luſt.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einſt mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!““
Er ſteht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm;
„„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß ſie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geſchenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäſte Schwarm.““ —
Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menſchen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüſtern,
Nach ſeinen Schätzen lüſtern!
Doch bald umringen ſie ihn laut.

„„Du darfſt, Arion, nicht mehr leben:
Begehrſt du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonſt wirf dich in das Meer hinab.““
„„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.““

„„Nein, nein, wir laſſen dich nicht wandern,
Du wärſt ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethſt du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn, wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.““ —

„„Gewähret mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich, nach Zitherſpieler Sitte,
Wie ich gelebet, ſterben mag.
Wann ich mein Lied geſungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!““
Die Bitte kann ſie nicht beſchämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch ſolchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„„Und wollt ihr ruhig lauſchen,
Laßt mich die Kleider tauſchen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.““ —
Der Jüngling hüllt die ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.
Die Zither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er ſcheint erquickt die Luft zu trinken,
Er ſtrahlt im Morgenſonnenſchein,
Es ſtaunt der Schiffer Bande;
Er ſchreitet vor zum Rande
Und ſieht in's blaue Meer hinein.
Er ſang: „„Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.

Elyſiums Heroen,
Dem dunkeln Strom enthoben,
Ihr Friedlichen, ſchon grüß' ich euch!
— Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich laſſe meinen Freund zurück.
Du gingſt, Euridicen zu finden;
Der Hades barg dein ſüßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchteſt du der Sonne Blick. —
— Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter ſchauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erſchlagen,
Erblaſſet, wenn ich untergeh'!
Den Gaſt, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!" —
So ſprang er in die tiefe See.

Ihn decken alſobald die Wogen,
Die ſichern Schiffer ſegeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte ſie ein Zauberwort:
Eh' Fluten ihn erſticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn ſorgſam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrauſe
Ward ſtummen Fiſchen nur verliehn;
Doch lockt Muſik aus ſalz'gem Hauſe
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft beſtricken,
Mit ſehnſuchtsvollen Blicken
Dem ſüßen Klange nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menſchenliebend fromme Thier;
Er ſchwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen ſpringen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin ihn ſanft entladen,
Der ihn geleitet uferwärts,
Da wird dereinſt an Felsgeſtaden
Das Wunder aufgeſtellt in Erz.
Jetzt, da ſich jedes trennte
In ſeinem Elemente,
[illegible] ihm Arion's volles Herz:

„Leb' wohl! und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannſt nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galathea zügeln;
Du wirſt ſie ſtolz und heilig ziehn."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einſt er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus' Zinnen;
Er wandelt ſingend durch die Flur.
Mit Lieb' und Luſt geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Bruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tauſend Luſt.
Zwar falſche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben:
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann ſpricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander ſtaunend horcht.
„Soll Jenen ſolch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umſonſt die Macht geborgt?
Die Thäter zu entdecken
Mußt du dich hier verſtecken:
So nahn ſie wohl ſich unbeſorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Beſcheidet er ſie zu ſich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert ſeine Wiederkehr." —
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke." —
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar,
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müſſen ihm zu Füßen ſinken:
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden!
Er iſt zum Gotte worden.
O ſchläng' uns nur die Erd' hinein!"

„Er lebet noch, der Töne Meiſter,
Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geiſter:
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes euern Muth!"

## 4.

## Rom.

(An Anne Louiſe Germanie von Staël.)

Daß du das Leben geſchlürft an Parthenope's üppigem Buſen,
Feire den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am entwölkten Azur hüllet ſich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrſcht mit den ſiebengehügelten Zinnen
Bis zu dem Meer jenſeits, dort vom Sabinergebirg'.
Aber den Wanderer leitet ein Geiſt tiefſinniger Schwermuth
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth.
Von uralter und ältſter Zeit, unerwecklich entſchlummert,
Fehlet dem Ort Nachhall, bleibet der Stein Monument.
Faſt in der Enge Beginn fand Zuflucht hier vom Clivus.
Hier im genügſamen Reich waltete gütiger Saturn,
Drüben erbaute ſich dann ſein Sitz, zweiſtirniger Janus;
Nach Jahrtauſenden noch heißet der Hügel von ih-
Ferner, ein hirtlicher Held Arkadiens, wohnte Evander
Sich anſiedelnd hieher; Amphitryoniſch
Wort, aus Iberien kommend, bekämpfte unter dem Steinbruch
Pallantium's zur Schmach, tödtend, im Felſengeklüft
Cacus, der Nachbarn Schrecken, den flammauſchnaubenden Räuber:
Alle collegiſch verwerft darum noch Weltreich umher.
Endlich erſchwollen die Siegel aus Pferchen: weit ſie zweifangend
Ebnete landeinwärts Thybris den Wellenerguß.
Denn wohl wußt' er beſtimmt den Gebieter der Troiſchen Laren,
Fruchtbar an Weltherrſchaft Ilion's Aſche zu ſäh'n.
Aber Lavinium wurde nur erſt, dann Alba gepflanzet,
Keiner der Sterblichen noch hatte von Roma gehört.

Langſam reifte zum Licht die Geburt; es verſuchte das Schickſal
Vieles darum: wie gab's eine gewaltigere.
Mavors muß ſich liebend entglühn, die Veſtale gebären,
Erſt ſich der Wölfin Gier mildern in Mütterlichkeit.
Eh' die weihende Furche der Pflugſchar formte den Umkreis
Jener romuliſchen Stadt rings um den Berg Palatin.
Doch wie der Halbgott gleich in der Wieg' einſt Schlangen erwürgte,
Wies, unmündig und klein, ſchon ſie den hohen Beruf.
Die zwölf Geier des Zeus, ſo Romulus ſah zu der Rechten,
Ueber den Erdball einſt ſollten ſie breiten den Flug.
Nicht durch rohe Gewalt: Rom wußte den Tod zu verachten,
Aber das Leben zugleich ehrt' es mit Sitt' und Geſetz.
Der das Aſyl aufthat, der Genoß lupercaliſcher Räuber,
Ordnete Väter und ward ſelber zum Vater Quirin.
Dann der erſinnende Numa, der heimlichen Nymphe Vertrauter,
Heiligte Alles in Kraft würdiger Religion.
Hütten genügten den Bürgern annoch, als, trotzig den Laſten
Schon verſorgend, die Stadt manches gemeinſame Werk
Bauen gelernt: viereckig gebau'n nach etruriſchem Richtmaß,
Ohn' anfügenden Kitt Maſſen auf Maſſen gelegt,
Hob ſich die Ringmau'r ebnen, vertieften ſich Wölbungen unten.
Mit Bollwerken umdämmt wallte der Fels Capitol.
Viele Verfaſſungen ſtürzten dahin; doch ſtehn die Gemäuer,
Welch einſt Ancus begann oder Superbus entwarf.
Bald nun erſchienen der Decier Muth und die Weile des Fabius.
Häupter, vom Pflug oft her, oder vom Herde, geholt,
Kamen, erſtritten, ſiegten, verrichteten oder bezähmten
Und dann kehrten ſie heim, ſtill, zu dem Rindergeſpann.
Rüſtigem Alter noch troff abhärtender Schweiß; doch ſchienen
Unter dem greiſen Gelock Runzeln der Stirn Diadem.
Traun auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und Weltherrn,
Weil ſie im Abglanz ihn heller am wirklichſten ſah.
Oft zwar drängte ſie Noth, doch Jene verzweifelten nimmer,
Denn die geheiligte Scheu wandte von ihnen die Furcht.
Mit der Gelübde wuchs Jenem der Muth; ſich für Alle dem Tod weihte,
Schien einfältige Pflicht ihnen in häuslicher Bruſt.
Wolluſt preiſen für Tugend, die Weisheit klügelnder Griechen,
Schuf dem Fabricius Graun; nicht das gewaltige Thier.
Wacht nur bewahrt, o Römer, die Zucht! Nach Zeiten, da Trotz euch
Frech in's Antlitz bot, kommen gefährlichere.
Bald wird eure Geſchicht' Ein einziger langer Triumphzug
Nur der ermüdete Blick zählt das Eroberte kaum.
Euch reift Ernte des Ruhms; euch hat Carthago gewuchert.
Gleichwie der trunkene Gott euch Alexander geſiegt.
Zu Schiedsrichtern der Völker beſtellt, und der Könige Schrecken,
Falls ihr die Wage gerecht hieltet, ſo möchtet ihr wohl
Stets obwalten den Dingen noch Zeus' untadliger Vollmacht;
Doch zu des Glücks Verwurf macht ihr das hohe Gemüth.
Nicht der Samniter, des Galliers Wuth, nicht Hannibal dämpfte euch.
So will's euer Geſchick: ſelbſt nur erlieget ſich Rom.
Wer nie bebte vom Eiſen, vom Golde nur wend' er den Blick ab,
Deſſen bethörender Glanz beugt Völkernatur.
Doch es verlernt zu entbehren und wähnt den Beſitz zu ertragen?
Herr ſein ſelbſt ſein, gilt's, oder von Allem der Sklav.
Nie zu erſättigen ſchwelgt die Begier; die erkünſtelten Laſter,
Der aus der Fremde geſchickt, kauft unerſchwinglicher Preis.
Feil iſt Allen der Staat: die Craſſus, am Saum des Patriziats;
Stolz will ſchaltende Macht, Spiele der Pöbel und Brot.
Scaurus und Fabius heißt ihr wie ſonſt; doch erröthen der Ahnen
Bildniſſ' im Vorſaal euch; immer entartetere
Stempel ſich prägt das verderbte Geſchlecht. Ohnmächtige Wächter,
Die dem entfeſſelten Strom Schranken entgegengeſtellt!
Alles ja folget dem Strudel; das Recht wird falſches Gewebe,
Freiheit wildes Gelüſt, Larve die Religion.
Was dem Gemüth einprägten die biederen Bräuche der Vorzeit,
Sind Buchſtaben in Erz; dennoch erliſcht die Schrift.
Was wohl dürfte beſtehn, wenn römiſche Tugend und Freiheit
Niedergeſtürzt! Nichts bleibt unter dem Menſchengeſchlecht.
Auch ſo fielen ſie groß. Als Bürgerentzweiung in Roms Blut
Tauchte das römiſche Schwert, ſah die bejammerte Welt
Alles gebändigt, nur nicht die erhabene Seele des Cato,
Was frei leben verſagt, ſterben doch lehrten ſie frei.
Solcherlei Trümmer entkamen der Tugenden Schiffbruch: nirgends
Hat ſich die Stoa wie hier würdige Schüler gezählt.
Immer noch will ſich bewahren der Thatkraft mächtiger Nachdruck,
Im ausſchweifenden Thun kühner Gedanken Entwurf.
Dies Zeitalter, entwöhnt der Bewunderung, huldigt dem Erhabnen.
Aus den Gemäuern hinaus fühlet ſich Roms Majeſtät
Zeuge in Forum und Circus, Theater und Hall' und Triumphbögen,
Jegliches edle Gebild griechiſcher Architectur.
Zwiſchen die Säulen und Giebel nun drängen ſich marmorne Männer,
Redender Statuen Volk dienet, gefangen erhöht.
Denn es verſammelt die einzige Stadt, was Länder geziert hat:
Was, anmuthigen Hauch leihend, der Grieche geformt,
Was tiefſinnig und ernſt, der Aegyptier; wachend am Tempel
Liegt der baſaltene Löw' und die granitene Sphinx.
Aus äthiopiſchem Steinbruch einſt von Seſoſtris entbohrt,
Weit von Syene herab, lernte der Sonn' Obelisk
Ueber die See hinfahren, den Nil für den Tiber vertauſchen,
Mit nachahmendem Strahl grüßen ein fremdes Geſtirn.

Heute noch ſpricht es umſonſt in verborgenen Hieroglyphen,
  Aber es macht ſich kund, wer zu vernehmen es weiß,
Vom [illegible] der Zeit, urweltlichen Menſchengedanken,
  [illegible] Reich [illegible] und des lebendigen Nichts!
Doch dein Nichts ſchwellt an zum Giganten die [illegible] Willkür.
  Was wohl bliebe zurück, nicht von Tribunen verſucht!
Jene, die Rom durchwachten mit allbeſtimmender Machtſchaft,
  Heben den Altaren [illegible] ſeiner Frevel enthüllt.
Weihrauch dampften Altäre der Feind' anbetender Dämonen,
  Bis ſie der Schmach bewußt plötzlich entgötterten Meer.
Freilich, es wogt unweigerlich das Volk an den eigenen Zielen
  Zückt den feindſeligen Dolch, welcher im Innern ihm wühlt,
Jagt, zu [illegible] verbündet's im aufreizenden Amphitheater,
  Zürnen hinaus, ſchließt, ſeht' an die Wolken geſchärft;
Ueber dem Haupt hin wallt des Vorhangs entrollter Purpur,
  Daß von den Weiblichen nicht ſchade der ſonnige Strahl.
Unten zu Füßen ſitzt, [illegible] Augen [illegible],
  Zwei Wildlinge und Weib und der [illegible] Leo.
Jenem Schauſpiele [illegible] lauern unwillig die Thiere
  Steig nur, wenn er gefällt, wirft dem Erlauern der Kaiſer.
Afrika hat ſich erſchöpft zu Gebilden des glühenden Weltreichs,
  Tiger und Luchs und Hyän', auch des Nords Elephant
Aechzt, verendend und wund, Mitleid durch Jammergebete.
  Der ſonſt ſelten im Feld römiſche Heere bedrängt.
Grauſamer Sport! Es erkennt die Menge in dem Bilde ſich ſelbſt nicht.
  Nicht für die Freiheit mehr, noch der Verbündeten Schaar,
Noch Grabmale der Väter geſchützt, willfahrend des Herrn Wink,
  Wird der entwürdigte Krieg gladiatoriſcher Scherz.
Sie weiht Schulen der Fechter, zur Weihe von [illegible] Meiſtern
  Gegen einander geſtellt, ſchlagen Legionen Legionen,
Ob ſie das Reich ausbieten, die prätorianiſchen Banden,
  Nur um des knechtiſchen Lohns Preis das verhandelte Blut.
Jene, die ſonſt zahlreicher der Welt Einwohner bekämpften,
  Jetzt an die Grenze der Welt, rauhen Barbarengeſchlecht.
[illegible] der Augen des Wolfs funkelt in dem Lager der [illegible]:
  Jetzt umlauern ſie dem Reich hinter verſchanzendem Wall,
Furchtbare Rächer [illegible], zwiſchen von den Roſſen bedrängt,
  Schreibet ſie vor ſich her, nicht zu erbitterter Flucht.
Aber den ſiegrigen Spuren des Hufs folgt hungrig der Schakal,
  Heult in der Nacht laut auf, witternd den Leichengeruch,
Den ſie ſo lange gemiert, der ſie der [illegible] Furchen.
  Oft auch Probe gefühlt ſeines gewaltigen Horns.
Er bricht endlich hervor, reißt hin durch jegliches Dickicht
  Und will ſelber den Feind ſuchen in deſſen Gebiet.
Nicht halbzahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
  Wild wie der Heimat Wald, heiſcht er entſcheidenden Kampf.
Ueber die Alpen herab ſchon wälzen ſich neue Teutonen,
  Doch kein Marius naht! Aber ein bleiches Geſpenſt
Schwebt in des Heeres Nachtrab, winkt hin zu den nordiſchen Horden —
  Varus, er iſt's! — wo er einſt dieſe Verderber erprobt.
Rom ſoll fallen, ſo ward's in der himmliſchen Rathe beſchloſſen,
  Nur vollziehn ihr Gericht ſoll das germaniſche Schwert.
Attila ſchreckt von fern, doch würdigt' er nicht zu erobern:
  Deutſche begehrt' er zu Bund, Römern gebot er Tribut.
Aber es ſchickt Carthago vandaliſche Flotten dem Tiber;
  So weit hat ſich des Glücks rollendes Rad gewandt.
Was ſchon Scipio dort, anſchauend die eigne Verwüſtung,
  Als in der Nacht, grauenvoll, krachte der Flamme Ruin,
Und in den Wolken des Dampfs aufſtieg Frohlocken und Wehruf,
  Aus dem homeriſchen Lied ahnenden Sinns prophezeit:
„Einſt wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinſinkt,
  Priamos auch und des ſpeerſchwingenden Priamos Volk!“
Jetzt geſchieht's: kaum hebet ihr Haupt aus den rauchenden Trümmern,
  Schmucklos, lang und beſtäubt, ach! die Monarchin der Welt,
Roma, der Pallas Geſpielin, ihr ähnlich an Schild und der Lanze,
  Leichter geſchürzten Gewands nach Amazonengebrauch.
Die ſonſt Jupiters Winke gelauſcht von dem wallenden Helmbuſch,
  Sitzt [illegible] nun jetzt über zerbrochnen Trophä'n.
Nach viel grauſenden Nächten, als Alles verheert und geraubt war,
  Alles entvölkert, zuletzt kam die verlaſſene Ruh.
Leiſe [illegible] umhaucht ſie die halb noch verödeten Hügel,
  Welche, wie Gräbern geziemt, Tellus mit Roſen geſchmückt.
Friedlicher mögen ſie nun hinſinken, die letzten Ruinen
  Längſt zu verſchwiſtertem Schutt ſenkt ſich Stein und Gebälk.
Sieh, hier ſenkte herab ſich die heilige Straße, wo einmals
  Der vom capeniſchen Thor trug ſie den Pomp des Triumphs,
Feldherr, Krieger und Volk, und gefeſſelter Könige Jammer,
  Oft vor dem [illegible] ſchon ſchnaubender Roſſe Geſpann,
Bis die geweihten Ehren des Zugs, der [illegible] Gewahrung
  Unter dem [illegible] Jovis Capitolio!
Jetzt ein verſäumter und einſamer Pfad, wo träge das Saumthier,
  Ländliche Waare zur Stadt ſchleppend, den Treiber ernährt.
Sieh das Palatium drüben, das alle Paläſte benannt hat,
  Wo, weil Einer nur galt, wachſend des Einzigen Haus

Romulus Rom einnahm und die alten Penaten hinaustrieb
Und dem bethörten Geluſt Nero's zu enge noch ſchien,
Kann's kein Auge noch blenden, ein epheuumranktes Gemäuer,
Mit Weinreben bekränzt, Stauden und Gartengewächs?
Neben dem Vorgemach nun ſpielen der Winzerin Kinder
Und das Gewölbe bewahrt ländliches Ackergeräth.
„Weichet," ſo rief aus begeiſterter Bruſt die Sibylle von Cumä,
Als glorreichen Beruf ſie dem Dardaner ſang:
„Weil es vergönnt iſt, weichet, ihr Stiere das Gras von den ſieben
„Höh'n! denn bald ſoll hier ſtehen die herrlichſte Stadt."
Nun iſt's wieder vergönnt: Jahrhunderte brachten im Kreislauf,
Stets umwandelnd, den Stand früherer Zeiten zurück.
Dorthin lagert die Mittagsruh in dem niedern Velabrum
Heerden, im Forum ſogar tönt das Rindergebrüll.
Schau an dem graſigen Hügel die Weidenden; wo ſie des Cacus
Höhle ſich ſorglos nah'n unter dem Hang Aventins!
Am hochſtämmigen Bau und den ſtirngleichragenden Hörnern
Scheinet der Landſchaft Vieh noch ausoniſche Zucht.
Und es beſchämet der Menſchen Gebild. Sind dies die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd und dem ſtrebenden Roß,
Wie kein ſelber zu ſporen hinunter gezogen in's Marsfeld,
Drängt ſich in engem Verſteck dürftiges und demüthiges Volk.
Was auch möge geſchehn, ein geduldig erwartender Haufe;
Verlier der Vorzeit Geiſt, verlier des Tages zugleich.
Tränkte Agrippa ſie nicht mit dem Thau jungfräulicher Quelle,
Auf Schwibbogen deren luftige Wege geführt,
Möchten ſie wohl hinſchmachten im Durſt des verſengenden Hundsſterns
Oder ſie ſchöpften ihr Naß aus in ſumpfigem Schilf.
Eine Rundhütte der alten, die Zier der erneuerten Tempel,
Sehn Grabmälern, erſtaunt, ſich wie Altäre verehrt;
Borget ihr porphyrne Säulen genug und von numidiſchem Marmor:
Borgt von den Ahnherrn auch hohe Geſinnung einmal;
Aber umſonſt. So ſah ich verdorrt apenniniſche Eichen,
Welchen ſich Epheu rings, Bacchus geſelliges Laub,
Schlang um die Aeſte zu lockerem Schmuck; wohl trägt es die Krone,
Doch nie dringet die Kraft mehr von der Wurzel in's Haupt.
So auch ſpielt die Natur hier gern in gefälligen Gaben,
Während zu männlicher That Ernſt dem Gemüthe gebricht.
Einzig die bildnerin Kunſt wetteiferte noch mit der Vorwelt,
Als, in dem Schooße der Nacht langem Vergeſſen geweiht,
Jene helleniſche Pallas erſtand; an erhab'nen Gebilden
Wies ſich ergiebig der Geiſt, nicht ja der Boden allein.
Raphael dichtete liebend, prophetiſch erſann Buonarotti,
Wölbte des Pantheons Dom hoch in den Aether hinauf.
Aber ſie auch ſchwand hin, die erheiternde Blüthe. Geweſen
Iſt Roms Wahlſpruch; nennt, welches Beſtreben ihr wollt.
Gähnend entſchleichet die Zeit, als hätte ſie Nichts zu erwarten.
Stets ruht Janus am Seil, fern von dem Ziel gedrängt.
Janus erſcheint hier ſelber, der Gott der Beginne, verſtümmelt:
Sein vorſchauend Geſicht löſchte der Jugendlichkeit
Hoffnungen aus, formlos, unkenntlicher Züge; die andre
Rückwärts ſchauende Stirn furchet unendlicher Gram.
Welches Geräth noch bracht' Augurien? welche Sibylle
Deutete Zukunft wohl ſolchem verſunkenen Sein?
Altert die Welt? und indeß wir Spätlinge träumen, entflieht ſich
Ihr hinfälliger Bau ſchon in letztlichem Brand?
Mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beſchluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt. —
Alſo ſang ich am Fuße des Ceſtius Todtenpyramide,
Weil allmälig ihr Schatt' unter den Gräbern verſchwomm.
Dämmerung entfaltete rings den graulichdüſteren Mantel,
Um den Betrachtenden ſchwieg tiefere Feierlichkeit:
Ferneher ſäuſelten nur wehmüthig dunkle Cypreſſen,
Und mitleidend, ſo ſchien's, wankte der Pinie Haupt.
Stumm war alles Gewühl und Getöſ' unruhigen Treibens,
Leiſeren Pulsſchlag kaum ſpürte die ganze Natur
Und faſt ſchauerte mir, ob nicht den Lebendigen fremd ich
Ohn' eindrückende Spur wandelt' im Schattengebiet.
Schwermuthvoller Moment, wann ſinkend, des Tages Monarchin
Sammt dem beſeelenden Licht Formen und Farben entrückt;
Alles, gedämpft und erblaßt, mahnt unſer entſchwindendes Daſein.
Nur kein Hoffen erhebt über den irdiſchen Stand;
Noch nicht funkeln die Sterne und gleichſam zwiſchen das Leben
Dränget ein Grabland ſich und die Unſterblichkeit ein.
Doch, wie die heilige Nacht mit verbreiteten Augen herabſchaut,
Ahnet der ſtrebende Geiſt freudige Wiedergeburt.
Trauernd begegnete ſo dein Blick mir, edle Gefährtin,
Jener entzückende Strahl göttlichen Doppelgeſichts.
Wahrheit wohnet in ihm und die liebende hehre Begeiſt'rung,
Weiche, zur Wonne den Schmerz, ſelber in Thränen erglänzt.
Wem du botſt der Freundſchaft Hand, kann nimmer verzweifeln,
Wann ungläubiger Hohn macht zum Phantom das Gefühl.
Zartheit begegnet in tiefem Gemüth, beim Guten das Schöne,
Kennſt du der Huld Anbetung gleich wie der Größe Gewalt.
Mit vielfarbigem Zauber umgiebſt du den Dichter; es hemmt nicht,
Was Nationen entfernt, deinen geflügelten Geiſt.
Laß denn zwiſchen mich dir, Mittheilerin großer Gedanken,
Wann das beredte Geſpräch begeiſterten Lippen entſtrömt!
Viel von erhabenen Männern der Vorwelt wollen wir reden,
Von Mitlebenden auch oder den Opfern der Zeit.

Und wenn unter den Weiſen, die rein für das Ganze gewirket,
  Wir anſtaunen den Geiſt mildeſter Väterlichkeit,
Streng in der eigenen Bruſt, langmüthig dem Wahn und dem Undank,
  [illegible] wie ein Schutzgeiſt ſchwebt über dem Menſchengeſchlecht:
Dann [illegible] Geiſtes gebildeter, welchen zu kennen
  Nicht mir gegönnt war, ach! welchen ich ewig beweint.

# 36.

## Friedrich Schlegel.

### 1.

### Bei der Wartburg.

Auf dieſen Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes,
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
Da ſchauten ſie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder ſchatten
In Ferne vor Nebel ſchimmernd,
Und dunkle Gebirge Erleuchtung harren,
In [illegible] Sturme [illegible] tiefer lauſchen
Freuden
Wie aus hohem Meiſters dunklem Geheimniß.
  Voll von Gedanken und ſelig
Siehet der Mann
Im glühenden Sommer am Waſſer,
Den Keim von den Augen ſich trocknend,
Schwer erſtiegene
Die ſchwindelnde Auge
Schwarze Wolken,
Kirchengebilde und Mühlen,
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels,
Und lächelt in Freuden
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet,
Bald ſchwärzlich, bald ſilbern,
Durch grünende Auen.
Die luſtigen Dörfer zur Seite
Und ſtattliche Städte
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpiel;
Langſam dann zum Thal geſtiegen
Auf allen Straßen und Wegen
Deutſches Reichthum in vollem Triumphe,
Waaren und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Irdiſches [illegible] Segen.
  Wenn der Frühling ſtrahlet,
Da ſchweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald verliert er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht.
Da begegnet ihm anmuthig
Aus hellem verklärteren Augen,
Wohl bemerkt er das Zeichen:
Denn himmliſch naht ihm
Aus Waldesgrunde
Die hohe Frau ſeines Herzens,
Die ſchweigende redet,
Statt ächter Worte
Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.
Und Weibe, vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſelige Augen,
Ruhen vom Frühling im Schooße.
Kräftig umarmt den Helden die Jugend
Und inmitten der Freunden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerte
Alle Laſter zu tilgen:
Muthig nimmt er die Waffen.
Auch der Freunden kehrt er am Abend
In ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freuen.
Wenn aber die fromme Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe ſtarren wie Eiſen,
Im weißem Lande die Wälder ſchimmern:
Dann denken bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geſchichten,
Wie Zwerge kundlich in Höhlen leben,
Leben im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe,
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Märchen.
  So lebten die Väter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes,
Und ſchieden ſie endlich,
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,
Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie zum Himmel
Zu Chriſtus und Karl dem Großen.
Voll Ehrfurcht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt,
Ganz brünſtig zu ſchauen
Den himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er ſich dann
Und trat voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt
Und Roland und Reinold gebietet,
Ihm volle Becher des Trankes zu reichen.

### 2.

### Das verſunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine
  Liegt eine tiefe See;
  Stiller, wie die, iſt keine
  Unter des Himmels Höh.
  Einſt lag auf einer Inſel
  Mitten darin ein Schloß,
  Bis krachend mit Gewinſel
  Es tief hinunter ſchoß.
Da ſind't nicht Grund und Boden
  Der Schiffer noch zur Stund',
  Was Leben hat und Odem
  Ziehet hinab der Schlund —
  So ſchritten zween Wandrer
  Zu Abend da heran,
  Zu ihnen trat ein andrer,
  Bot ihnen Gruß ſodann.
„Kennt, wie vor grauen Tagen
  Das Schloß im See verſank,
  Ihr mir die Kunde ſagen,
  So habet vielen Dank.
  Ich wandre ſchon ſeit Jahren
  Die Lande aus und ein,
  Manch Wunder zu bewahren
  In meines Herzens Schrein.“ —
Der Jüngſte von den Zween
  Bereit der Frage war.

Er sprach: „Das soll geschehen,
So wie ich's heute that.
Als noch die Burgen standen,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Begrub er den stolzen Muth.
„Warum er das mag halten,
Hat Keiner noch gefragt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eigne Missethaten
Ihn riefen in den Schatten,
Wo Keiner ihm mag rathen
In seinem Grabesmund."
So sprach von jenen Leiden
Der Jüngling an dem Ort,
Der [illegible] von Leiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Nimmt Jeder seinen Lohn.
„Wohl ist's, es dunkeln Geister
Da unten wunderbar,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter aus uns [illegible],
War ehrenreich und recht,
Doch zähmen alte Lieder
Das edle Geschlecht.
„Aus das in schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er die Schauer,
Der Freude weit verbannt.
Und des Gesanges Zittern
Sind seine einz'ge Lust;
Aus diese Weisen schlagen
Einsam an seine Brust.
„Wohl uns Weisen tönen
Eine volle Klag' und Schmerz,
Steigt einsam wehet dort unten,
Wenn sie gerührt das Herz.
Dann Alles, was vergangen,
Schwebt lebend vor dem Blick,
Es bringt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.
„Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft weit und hell,
Aus wird des Menschen Himmel,
Geht unter in dem Quell.
Wie in den Schwermuthswogen
Das Licht im Rohr hält,
Hat dies schon überflogen
Die Bäume dieser Welt.
„So dünkt mich, daß die Weisen,
Durch Wein in ihrem Mund,
Ihn, des Gesanges Meister,
[illegible] den Schlund,
Wie lebn, wie jenes Schwere
Des Lebens Wein verändert,
Schnell fliehen in die Ferne
Und der Gesang erklingt.
„Wenn alle Zukunft eben,
Auch die Vergangenheit,
Legt eben hin sein Hoffen,
Fliehet aus der [illegible] Zeit;
Und wenn er nicht so dachte,
Er habe das Ird'sche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin." —
So traten nun die Beide
Tiefer im dunkeln Wald,
Wie er des Dankes sie beide,
Erkannt der Eremit' alsbald. —

„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Geleiten euch allzugleich." —
Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie von Weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr bannend Ohr.
Der Eremit' ist nicht zu sehen,
Doch schwimmt ein Wolkenbild
Hoch über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie Träume [illegible]
Sehn sie, die oben nachschaun,
Rauschen empor die Wogen,
Sehn es mit Lust und Grauen.

---

## 37.

# Ludwig Tieck.

### 1.

### Andacht.

Wenn das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt, —
Wenn im prächt'gen Morgenscheine
Feuerbrünstig die Sonne grüßt, —
O dann weint ich Jubellieder
In's Getöse der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preist den Schöpfer nur.
Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Aus das laute Herz in mir
Hat dem Ewig erwachen wollen,
Ihr und [illegible] für uns [illegible].
Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wehet manch Schall;
Und wir sollten nicht besingen,
Da der Schöpfer überall!

### 2.

### Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbaren Ton:
Ade, ich fliege nun davon.
Weit! weit!
Reis' ich noch heut.
Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust,
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?
Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: Ach, der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.
Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,

Nein! nein!
Ich und dieſes Frühlingsbildchen.

---

3.

### Zuverſicht.

Wohlauf! es geht der Sonnenſchein
Hinaus in Gottes ſchöne Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!
Es bleibt der Strom nicht ruhig ſtehn,
Gar luſtig rauſcht er fort;
Hörſt du des Windes munteres Wehn?
Er brauſt von Ort zu Ort.
Es eilt der Mond wohl hin und her,
Die Sterne ab und auf,
Sucht über'n Berg und geht in's Meer,
Wie muntr in ihrem Lauf.
Und, Menſch, du ſitzeſt ſtill daheim
Und ſehnſt dich nach der Fern';
[illegible]
[illegible]
Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und ſuch' es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Er wird dich ſchützen der Himmel ein,
[illegible]
Und jedes Herz wird glücklich ſein
Und finden, was es ſucht.

---

4.

### Nacht.

Im Mondenſcheine, in ſtiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er ſeufzt und weint und ſchleicht ſo ſacht
Und ruft die Sterne an.
Mein Buſen pocht, mein Herz iſt ſchwer
In ſtiller Einſamkeit,
Mir unbekannt, woher, wohin,
Durchwandl' ich Freud' und Leid.
Ihr Bilder goldner Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch ſo gerne!
Da ſinkt es glänzend um ihn her
Und dichter wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht ſein Herz ſo ſchwer,
Er raffet ſich neu erwacht.
O Menſch, du biſt gut und nah,
Doch einſam biſt du nicht;
Getroſt und nur, dein Auge ſieh
Dir ſtrahlt [illegible] Licht.
Ihr Bilder goldner Sterne
Seid ihr nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
[illegible] die Sterne.

---

5.

### Der Troſtloſe.

(Aus dem [illegible] „[illegible]")

Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden ſproſſen,
Wünſch' ich bald mein Grab zu ſehn.
Dort im ſtillen, abgelegnen Thal
Such' ich Ruh für meines Herzens Qual.
Daß ſie dich ja doch verließen
Und ſie war ſo ſüß und ſchön!
[illegible] Thränen [illegible] gefloſſen
Und ſie [illegible] ſich verſchmähn —
Suche Ruh für meines Herzens Qual,
Dort ein Grab im ſtillen grünen Thal.
Doch nur ich ward verlaſſen,
[illegible] Verſchmähn —
Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Dort im ſtillen einſam grünen Thal
Such' zum Troſte [illegible] Grab zumal!

---

6.

### Phantaſus.

Wer iſt dort der alte Mann,
In einer Ecke tief gebunden,
Daß er ſich nicht rührt, nicht regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sieht und erkennet jede Miene.
Der Alte iſt unverwüſtlich,
Um ihn in dunklen Zellen
Ein weiter Mantel geſchlagen.
Es iſt der träumer Phantaſus,
Ein wunderlicher Alter,
[illegible] ſeiner närriſchen Laune;
Sie haben ihn tief gebunden,
Daß er nur keine Poſſen treibt,
Vernunft im Denken nicht ſtört,
Den armen Menſchen nicht irrt,
Daß er ſein Tagesgeſchäft
In Ruhe vollbringt,
Mit dem Nachbar verſtändig ſpreche
Und nicht wie ein Thor erſcheine.
Denn der Alte hat gar was Eigens im Sinn,
Immer tändelt er mit dem Spielzeug
Und [illegible]
[illegible]

Der alte Mann ſchweigt und runzelt die Stirn,
Als wenn er die Worte ungern vernähme,
Schielt mein Blick langweilig,
Was in ſeinem Kram nicht taugt.
Der Menſch handelt, denkt, die Pflicht
Wird jedes Mal von ihm geübet,
Bis in die Augen des Abends hinein,
Leiſe Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel [illegible]
Da ſie den Schimmer merken.
Vernunft muß ruhn und wird zu Bett gebracht,
Schlummer ſingt ihr ein Wiegenlied:
„Schlafe ruhig, mein Kind, morgen iſt auch noch ein Tag.
Mußt nicht Alles auf einmal denken,
Bin unermüdet und das iſt ſchön,
Wirſt auch immer weiter kommen,
Wirſt deinem lieben Menſchen Ehre bringen,
Er ſchätzt dich auch über Alles,
Schlaf ruhig, ſchlaf ein." —
„Wo iſt meine Vernunft geblieben?" ſagt der Menſch,
„Geh', Erinnerung, und ſuch ſie auf!"
Erinnerung geht und trifft ſie ſchlafend,
Gefällt ihr die Ruhe auch,
Nickt über der Geſchichte ein.
„Nun werden ſie gewiß dem Alten die Hände frei machen,"
Denkt der Menſch und fürchtet ſich ſchon.
Da kommt der Schlaf zum Alten geſchlichen
Und ſagt: „Mein Bruder, du mußt erwachen,

Wenn bis die Glieder nicht fest gebildet sind.
Pflicht, Vernunft und Verstand bringen dich ganz herunter
Und du bist gewaltig wie ein Kind."
Indem macht der Schlaf ihm schon die Hände los
Und der Alte schmunzelt: „Die haben mir viel zu schaffen;

Mühsam hab' ich sie erzogen,
Aber nun verachten sie mich alten Mann,
Glauben, ich werde kindisch,
Sei zu gar Nichts zu gebrauchen.
Da, mein Puppchen, nimmt dich wohl noch an,
Wir Beiden bleiben immer gute Kameraden."
Der Alte hebt auf und ist die Hände frei,
Er schüttelt sich vor Freude;
Er breitet den weiten Mantel aus
Und nach allen Seiten hangen wunderliche Sachen,
Die er mit Wohlgefallen ansieht.
Er hebt den Mantel auf und schwingt ihn weit umher,
Eine bunte Tapete ist der weite Saum,
Den lustigen Phantasus in seinem Leibe
Und weiß sich vor Freuden nicht zu lassen
Und Glück und Verlangen hängt er Schleier,
Läßt eben auch den hinnen Zauber gucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln.
Wenn gehn Romanzen im Garten spazieren
Und Ritter schauen Blumen in der Hand.
Dann singt der Alte ein seltsam Lied
Und stimmt mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Mensch sieht seinen Spielen zu
Und freut sich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Dingen herrlich macht.
Jauchzt: „Nicht lang, mein lieber Alter!"
Und der Alte läßt sich nicht lange bitten:
Schöne Gestalten treten herein,
Auch die dunklen Magierinnen an Ketten
Und läßt sie auch der Feuer gerne scheinen.
Tummeln sich Riesen und Zwerge,
Kleinen Engel in Wolken oben,
Liebesrittern und Waldhörner gehn durch einander,
Verschiedene Schönen sehen im Tanzen.
Die Wangen roth, die Busen weiß,
Das Gewand aus bunteren Streifen gewebt.
Ein Heer von Gebärden hüpft und tanzt.
Alle Völker kommen von Osten wieder,
Schildes, die weiß Gehen, versammeln sich zum Spiel
Und entzücken sich, wie Knaben.
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er spricht den Engel: „Laß deine Thoren tanzen,
Dein Zauber, Mensch, deine Geschöpfe.
Sieh, ich will dir goldene Kugel schenken,
Ein ganzes Spiel, wie Glocken Kugeln tragen,
Männerchen, die von selbst immer auf den Beinen stehn.
Warum willst du dich des Lebens nicht freuen?
Dann bleiben wir beisammen,
Vertreiben mit Gespräch die Zeit,
Ich lehre dich tausend Dinge,
Von denen du noch Nichts weißt."
Das dunkelste Spielwerk flicht dem Menschen in die Augen.

Er reckt die Hände gierig aus;
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reibt die Augen und gähnt und erhebt sich:
„Wo ist mein lieber Mensch?
Ist er in neuen Thoren erstickt? so ruft sie.
Der Alte hört die Stimme und fängt an zu zittern,
Der Mensch schämt sich, läßt Kegel und Kugel fallen,
Vernunft tritt in's Gemach
„Ist der alte Wirrwarr schon wieder los geworden?"
Ruft Vernunft aus — „Läßt du dich immer wieder fangen
Von dem kindischen Greise, der selber nicht weiß,
Was er beginnt?" —
Der Alte fängt an zu weinen.
Der Mantel wieder umgeschlagen,
Ihm um die Schultern gehängt,
Arm' und Beine festgebunden,
Sitzt wieder grämlich da,
Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm Alles wieder in's Kleid gesteckt;
Und Vernunft macht 'ne trockene Miene,
Der Mensch muß an die Geschäfte gehn,
Sieht den Alten nur von der Seite an
Und zuckt die Schultern über ihn.
„Warum verachtet ihr mir den lieben Menschen?"
Schmollt der alte Phantasus.
„Ihr werdet ihn matt und dürr noch machen,
Wird vor der Zeit kindisch werden,
Kein Leben nicht genießen,
Kein holder Traum hat ihn gewiegen.
Der ist gut mit ihm gemeint,
Er vergißt sich, und macht' es gern mit mir halten.
Aber ihr Ueberklugen
Habt ihm meinen Umgang verleidet,
Und weiß nicht, was ihr mit ihm wollt.
Schlaf ist weg und Freude habe mit ihr."

### 7.

## Prolog zu dem Lustspiel „Kaiser Octavianus."

([illegible] Eine Schaar von Reitern zieht durch den Wald.)

Chor.

Auf, tapfere Männer,
Und folget dem Herzen!
Es tönen und schon
Trommeten von Fernen.
Die Fahnen im Winde
Verkündigen Gewalt,
Das Echo im Walde
Den Frühling gefunden —
Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Ein Ritter.

Wie hoch das Herze schlägt,
Wie frei das Herz sich regt,
Wenn ich den Panzer trage,
Die goldne Sonne scheint;
Wohlan, wo bist du, Freund?
Horch du die Jubelklänge?
Durch die die hohe Menge
Schreiten die Brüder,
Die ziehen mit Gepränge
Sich Minne gen einhold heim
Im Walde!
(Ziehen vorüber.)

(Ein Zug von Schäfern und Schäferinnen, tanzend und singend, mit Flöten und Schalmeien.)

Schäfer.

Der Maitanz ist begonnen,
Der Baum hat seine Grüne,
Die Blätter schon gewonnen,
Wir tanzen alle Knaben;
O daß der Mai erschienen,
Daß wir die goldnen Gaben
Bald möchten wieder haben!
Fort mit dir, Winter kalte,
Komm wieder, Sonnenschein,
Fließt wieder, Bäche, munter
Den grünen Plan hinunter,
Singt wieder Vögelein
Im Walde.

Schäferinnen.

Nun sehe, er ist gekommen,
Das goldne Kind, der Mai.

Iſt Alles zuſammengekommen,
Daß Lieb' iſt eingenommen,
Die Sterne ſind ſo nah,
Es klingt und Alles wieder,
Schon ſingen Frühlingslieder,
Die lieben Blätter rauſchen
Vom Hügel hergeſchwommen,
Die Quellen alle lauſchen
Die dunklen Melodien,
Die goldnen Blumen blühen
Im Walde.

Vereinigtes Chor.

Der Winter floh, ein Schatten,
Nur daß die Erde lag,
Nun blüht der grüne Schmuck,
Nun ſieht man auf den Matten
Im hellen Blüthenſchauern,
Das Wild, die Vögel fliehen,
Eins nach dem Andern ziehen
Und liebend ſich begegnen.
Gegrüßt ſei, heitrer Mai!
Die Luſt' iſt kein Geheimniß,
Wenn ich den Frühling liebe,
Weil auch mein Leben neu,
Der Liebe Tempel iſt
Im Walde.
(Gehen vorüber.)

Der Dichter (tritt auf).

Wie ſehnſuchtsvoll habt ihr mein Herz gezogen,
Dem lieblichen grünen Walde zugelacht,
Von Büſchen weit hat neue Luſt gewacht,
Die Blumen ſchauen ſich in kleinen Wogen,
Ein blau Geſtalt erſcheint der Himmelsbogen,
Der blühende Erde liebend hergelacht,
Die Sonne zeigt, daß ſie die Welt gemacht,
Sie hat die Blumen blühen aufgezogen,
Die Pflanzen glänzen, Wolkenwogen lachen,
Die muntern Thiere regen ſich in Sprüngen,
Der Vogel ſingt, vom grünen Zweig umſäuſelt,
Wenn Thiere, Wälder, Blumen, Blut erwachen,
Dann heben auch die Menſch die Stimm' erklingen,
Der Dichter fühlt vom Wohllaut ſich umkräuſelt.

Chor
(von der einen Seite, mit Trompeten, wie in der Ferne).
Der Liebe Tempel iſt
Im Walde.

Der Dichter.

Es lebt der Wald von wunderbaren Klängen,
Die Blumen tönen, die Trommete Klänge
Entgegnen laut des Waldvögleins Geſänge,
Dem Frühling und dem Muth wird Gruß geſungen,
Die Farben ſind hier ſüße empor geſchwungen,
Im blauſten Chor tummelte ſich die Menge,
Dort ſingt ein Schäferchor Liebesgeſänge
Und Blumen, Herz und Wald in Eins erklungen,
Dein giebt ſich Duft von Baum- und Blumenblüthe,
Es brennt der Wald im hellen, grünen Feuer
Und Geiſter in den Zweigen ſich entzünden,
Da regt die Poeſie ſich im Gemüthe,
Es greift der Dichter nach der goldnen Leier,
Er will ſein volles Herz der Welt verkünden.
Der Chor, zu im Thale ertönen! — tönen,
Triumphlieder über meinem Haupte heben — eben!
Die alte Zeit kommt mir in meine Sinnen — innen
Gefühle wunderſel'ger Stunden — Stunden
Im Herzen tief und mich bezwangen — Wangen
Und ſüße Lippen, Pulſe, lechzen — lechzen
Der Sehnſucht ſtillere Gefühle — fühle!

Ein Liebender (tritt auf).

Hier iſt der Buſch, das ſilberne Gebüſche,
Wo einſt bei einer ſchönen Morgenfriſche,
Ach, meiner ew'gen ſel'gen Haus
Die ſilberne die Hände ſich verbannt,
Wie ihre Gunſt die Schäferin gedacht.

Alle Wünſche, alle Träume
Waren herrlich nun geſtillt,
Das Verlangen war erfüllt,
Lieblich rauſchten grüne Bäume,
Und gab ich, die Spur zu finden,
Alles liegt nun von dem Glücke,
Jene Zeit kommt mir zurücke,
Mußte ſie ſo ſchnell verſchwinden?
Daß wie war die Stunde liebe,
Als ſich unſre Blick' erkannten,
Unſre Herzen ſchnell entbrannten,
Sich begegneten die Liebe.
Jeder Frühling ſagt mir wieder,
Kommt der Herbſt, daß ich vermiſſen,
Kommt der Winter, daß ich glänzen
Manche Schönheit bei den Jungen
Und die Sieg'er trieb vergeſſen,
Aber wenn die Blumen ſproſſen,
Wenn die Nachtigallen ſingen,
Muß ſie wieder mich bezwingen,
Ach den ſchönen Frevel büßen.
Fließet, fließet, meine Thränen
Herz verzehrt im vollen Sehnen,
Nimmt die Augen noch umnebeln,
Leben, lei' doch auf im Sehnen.

Ein Pilgrim (tritt auf).

Was heute war, iſt morgen ſchon verſchwunden,
Es wechſeln ohne Raſt die bunten Stunden,
Vergangen eilend endlos durch die Welt
Und weiß nicht wo, weiß nicht, wem ſie fällt
Sie treibt mit Freuden, Herrlichkeit und Kummer,
Wir eil'n zu hin, wo irgend Menſchen wohnen,
Unglück und Leid und Thränen und das Lachen,
Sind die Begleiter, die den Pilger wachen,
Sie kommen's nicht, was kommen, was gekommen,
Sie kommen und ſterben, verweilen wie der Wind.
Ohne Ruhe ewig wandelnd
Gehe ſo fort, weiß nicht wohin,
Und mit nichts iſt ein Sinn.
Nur nach blinden Launen handelnd,
Im Land haben Sagen ſtand ſo
Himmelwärts die Thränen Land
Und den Jammer, meine [illegible]
Durch ein heilig Glück erkannt ſie.
Dann ſah ich auf allen Wegen,
Daß die laute Welt verlaſſend
Und das Kreuz Heilwanken faſſend
Wall' ich einem Ziel' entgegen.

Der Dichter.

Durch Himmelsbläue die rothen Wolken ziehen,
Verlangend von der Sonne Abendküſſen,
Jetzt ſieht man ſie in hellem Feuer glühen,
Und wie ſie ſich ein ſeltſam Bildniß malen:
So ehemals Helden, große Thaten blühen,
Aufſteigend aus der Zeiten goldnen Schalen,
Doch wie ſie noch die Welt am Himmel ſchmückten,
Fliehen ſie wie Wolken und ein ſchnell Entrücken
Was vieler ſeltene Schimmer will verrathen,
Die Bildniß, die ſich durch einander drängt,
Die Glanzgeſtalten, die ſo herrlichen Thaten,
Kann nur der Dichter offenbarend ſagen,
Es wechſeln die Geſtalten, wie die Zeiten,
Sind ſie euch Räthſel, müßt ihr ihn nur fragen,
Ewig bleibt Liebe in ſeinem Herz errichtet,
Was die Natur ſchafft und im Traum vernichtet,
Es wohnt in ihr nur dieſer ewige Wille,
Zu wechſeln mit Gebären und Erzeugen,
Vom Chaos zieht ſie ab die dunkle Hülle,
Sie weckt die Töne auf aus ihrem Schweigen,
Ein Lebenskraft regt ſich die alte Stille,
In der Gebilde auf und nieder ſteigen,
Der Phantaſie ſchaut in das ewige Weben,
Wie aus dem Tode kömmt ein neues Leben.

Der Ritter (kommt zurück).
Die Feinde ſind entflohn, die muth'gen Krieger
Gehn ohne Blut, mit unzerſchlagnem Helm
Zurück in's Vaterland. — Schon wird es Abend,
Die laue Luft zieht durch die Blätter labend,
Auf Harniſch und auf Schild erglänzt der Schein,
Der Himmel funkelt wie ein rother Wein,
Der lockend im Pokal von Golde ſchwimmt
Und Glanz von ihm in ſeine Röthe nimmt.
Ein Hirtenmädchen (kommt).
Das Feſt iſt vorüber,
Schon winken von ferne
Die lieblichen Sterne
Des Abends herüber.
Nun klinget die Flöte
Noch zärtlicher drein,
Im lieblichen Schein
Der ſinkenden Röthe.
Die Knaben beginnen
Wohl liebliche Töne,
Will Jeder die Schöne
Mit Liedern gewinnen.
Mich laſſen ſie gehen,
Folgt keiner zum Hain,
Ich muß nun allein
Im Walde hier ſtehen.
Ich bin noch ein Kind,
Drum darf ich es wagen
Mein Leiden zu klagen
Dem nächtlichen Wind.
Im künftigen Lenze
Der Schäfer mich ſucht,
Dann nehm' ich die Flucht,
Er windet mir Kränze,
Dann fürcht' ich die Buchen,
Die finſtere Eiche,
Er wird im Geſträuche
Im Dunkeln mich ſuchen.
Ein Reiſender (tritt auf).
So leg' ich hier den ſchweren Bündel nieder,
Der mir den Weg faſt zu beſchwerlich macht.
Ich habe nun der Länder gnug geſehn
Und will mich im Erinnern ſchon ergötzen.
Nichts geht doch der Bequemlichkeit zuvor.
Wie freu ich mich auf meine alten Freunde,
Auf die Verwandten und auf Frau und Kinder
Und Nachbarn, ihnen Alles zu erzählen;
Die größte Luſt kommt immer hinten nach.
Ein zweiter Reiſender (tritt auf).
Weit hinaus treibt mich das Sehnen,
Wundervolles Land zu ſchauen;
Keiner darf ſich ſelbſt vertrauen,
Oder ſich als weiſe wähnen;
Das erfordert manche Mühe,
Mancherlei muß man erfahren
Und oft ſieht man erſt nach Jahren:
Alles waren eitle Dünſte.
Darum will ich in die Weite,
Manches Glück wird mir begegnen,
Auch mag's manchmal Schläge regnen,
Meiſt folgt Morgen auf das Heute.
Jeder führt Etwas im Schilde
Und umſonſt iſt Nichts auf Erden,
Darum acht' ich nicht Beſchwerden,
Wenn ich mich nur etwas bilde.
Ritter.
Beglückt, wer mit den aufgeſpannten Flügeln
Sein Schiff dahin auf ebnem Meere führt,
Er ſieht um ſich die große Fläche ſpiegeln
Und wird von keiner bleichen Furcht berührt,
Er lenkt den Kiel nach ſeiner Heimat Hügeln,
Den Lauf untrüglich der Magnet regiert,
Die Sterne lenken an dem Himmelsbogen,
Gehorſam ſeinem Winde, wie die Wogen.
Erſter Reiſender.
Was hab' ich nun von meiner ganzen Reiſe,
Als daß ich nunmehr weiß, was ich nicht wußte,
Wodurch mir jetzt die Zeit noch länger währt!
Als ich den Weg vor meinen Füßen hatte,
Dacht' ich, es müſſe was Beſonderes werden,
Nun, da ich endlich denn zurückgekehrt,
Dünkt mir das Ganze nicht der Rede werth.
Zweiter Reiſender.
Wundervolle Berge warten
Meiner und die Waſſerfälle,
Glänzend ſpringt wohl manche Quelle
In dem blumgezierten Garten.
Bäume rauſchen, Gemſen klimmen
Oben ſchwindlig am Geſteine,
Freundlich ſind im Mondenſcheine
Städte da mit Thürm' und Zinnen.
Manches wird ſich noch begeben,
Mancher Rauſch und manche Schöne,
Mancher Zwiſt, den ich verſöhne,
Fügt ſich luſtig in mein Leben.
Ein Küſter (tritt auf).
Da hab' ich nun auf weiten Wegen
Hin und zurück reiſen müſſen,
Das iſt mir herzlich ungelegen,
Denn meine Beine müſſen's büßen.
Und Alles aus dem dummen Grunde,
Weil unſre Uhr nicht richtig geht,
So daß ſie immer eine Stunde
Nach dreien Stunden ſtille ſteht.
Das Dach iſt nicht ganz regendichte
Und immer ſcheut das Dorf die Koſten,
Das macht die Uhr nun ganz zunichte,
Denn Werk und alle Räder roſten.
Kommt in Tumult drauf die Gemeine
Und Alle machen groß Geſchrei,
Es iſt zwölf Uhr, ſo ruft der Eine,
Der Andre ſchwört, es ſei ſchon drei.
Die Einheit fehlt dem ganzen Werke,
Es läuft nun gegen alle Regeln
Und Keiner iſt's, der ſich nicht merke,
Denn jedes Beichtkind wird zum Flegel.
Man kann nun nicht zu rechten Zeiten
Die liebe Kinderlehre halten,
Mit Sicherheit die Glocken läuten,
Da ſich die Dinge ſo geſtalten.
Die Ordnung iſt nun auch begraben,
Und Alles ſchwimmt in Anarchie,
Und bis auf die Currende-Knaben,
Lebt Jeder wie das liebe Vieh.
Doch iſt die Uhr nur erſt im Stande,
Und das geſchieht in kurzer Friſt,
So weiß doch Jedermann im Lande,
Woran er mit ſich ſelber iſt.
Erſter Reiſender.
Das iſt gewiß, Nichts in der ganzen Welt
Geht über eine recht bewährte Uhr.
Warum? Man weiß dann ſtets in jeder Stunde,
Wie viel die Glocke eigentlich geſchlagen,
Man ißt dann nicht zu ſpät und nicht zu früh,
Man geht zur rechten Zeit zu Bette,
Man treibt's Studiren niemals über Nacht,
Und da das Leben aus der Zeit beſteht,
So muß man auch beſtändig darnach ſehn,
Wie viel es an der Zeit iſt in der Welt.
Zweiter Reiſender.
Ach! und dann das dumpfe Läuten,
Das vom Kirchhof ſchon herüber
Einem kann ſo viel bedeuten,
Nichts auf Erden iſt mir lieber.
Und die ernſten Glockenſchläge
In der ſtillen Mitternacht
Machen alles Grauſen rege,
Wenn ich grade noch gewacht.

Nie möcht' ich die Stätten miſſen,
Wo auf meinen weiten Gängen
Will ich allenthalben weilen,
Wo noch wohl die Glocken hängen.

### Der Dichter.

Es klingt ein altes Lied mir in mein Ohr,
Drum tretet, eilt nicht allzu ſchnell von hinnen,
Ich fühle ſchon bezaubert meine Sinnen,
Im Wunderglanze ſteigt das Bild empor.
Es thun ſich Thiere, Länder, Meer' hervor,
Da glänzen Burgen, feenhafte Zinnen,
Ein Held will mit dem Rieſen Schlacht beginnen,
Ein Wandersmann, der ſich im Wald verliert,
Es ziehen wilder Heiden rohe Schaaren,
Die Chriſtenheit in Herzen all' entbrannt,
Doch Liebe hat den Helden angelacht,
Ein ſchönes Frauenbild mit goldnen Haaren,
Die Augen, wie der reinſte Diamant,
Das kühne Herz dem Glauben dargebracht.
Doch ſchaut, welch Bildniß reitet durch den Wald?
Iſt's eine Jägerin, die dem Wild nachrennet?
Die Kriegesgöttin, die im Zorn entbrennet,
Den Feind verfolgt mit fliegender Gewalt?
Iſt es die Liebe, die den Aufenthalt
Des Himmels läßt und unſrer Erde gönnet,
Daß man ſie wiederum als Göttin kennet?
Noch nie ſah ich ſo herrliche Geſtalt.
Mein Herz erbebt in freudigem Entzücken,
Mich zieht an ſich das wunderbare Weſen,
So mächtig groß, ſo lieblich doch und mild.
O rede doch, du herrlich Frauenbild,
Ich bin von jenem Leiden gleich geneſen,
Wenn du mich würdig hältſt, mich anzublicken.

### Erſter Reiſender.

Mir deucht, ſo glaub' ich immer, in der Schonung,
Die abgelegen vom andern Walde iſt,
Der Jäger kommt, und Alle abzuſtrafen:
Ich hab' ſo viel Erfahrung doch gewonnen
Auf meinen Reiſen, daß ich mich mit Klugheit
Vor allem Schaden hüt'. Ich geh nach Hauſe.
(Geht ab.)

### Zweiter Reiſender.

Ich verweile mich zu lange,
Wie die Zeit ſo ſchnell vergeht,
Meine Stunde ſtille ſteht.
Die Betrachtung macht mir bange,
Warum ſoll ich hier noch harren?
Die Geſellſchaft macht mir Reue,
Und nun kommen vollends Neue,
Endlich wird man gar zum Narren.
(Geht.)

### Der Küſter.

Ich frage nur: kann ſich die Uhr mir beſſern?
Wenn das nicht iſt, ſo ſuch' ich einen Meiſter,
Der wieder Alles in die Richtung bringt,
Was uns den Kopf nur gar zu ſehr verwirrt.
(Geht ab.)

### Der Dichter.

Halt an, du wunderbares Bild! wer biſt du,
Auf dieſem weißen, königlichen Zelter?
Mit Federbüſchen in dem Winde flatternd,
Die weiße Bruſt mit blauem Schleier ſchmückend,
Im Munde Lächeln, in den Augen Ernſt,
Auf rothen Wangen Thronen für die Liebe?
Mir iſt, ich kenne dich, doch biſt du fremde,
Ich habe nie ſo Wunderherrliches,
So Liebliches geſehn, in fremder Tracht.

### Die Romanze (auf einem Pferde).

### Romanze.

Hältſt du mir des Roſſes Zügel
Auf in meinem ſchnellen Jagen?
Wer ich bin, will ich nach Wahrheit
Dir jetzt ohne Säumen ſagen.
Mit dem Namen nennt man mich nur,
Wenn man von mir ſpricht, Romanze.
Ich durchzieh die Welt mit Freuden,
Streue Luſt aus, wo ich wandle.
Meine Eltern will ich nennen,
Glaube heißt mein edler Vater
Und die Mutter iſt die Liebe,
Die den Glauben nahm zum Gatten;
Beide haben mich erzeuget,
Als ſie ſehnſuchtsvoll entbrannten,
Und an meiner Mutter Brüſten
Wuchs ich auf, in ihren Armen.
Als die neue Lehr' erblühte,
Hochroth wehten Chriſtenfahnen,
Kreuze drein die Krieger führten,
Und die Heidengötter ſanken,
Floh die Venus, die betrübte,
Nach dem einſam dunkeln Walde,
Venus, aus dem Meer geboren,
Trauernd, daß kein Tempel ſtande,
Wo man der Verführerin
Opfer noch und Weihrauch brannte;
Und voll Trug hüllt ſie die Glieder
In die büßenden Gewande.
Wie ein Pilgermädchen heilig
War ſie gänzlich umgewandelt,
So fand ſie ein Eremite,
Der mit ihr durch Felſen wallte.
Venus war erfreut des Truges
Und ihr weltlich Herze lachte,
Als der fromme Mann erglühte,
Seine Brunſt geſtand im Wahne.
Drauf gebar ſie nach neun Monden
Liebe mit dem Heil'genglanze,
Aber ſie ward eingeſchloſſen
In der Felſenklüfte Spalten,
Daß ſie keinen Trug erkanne
Und die Liebe nicht verwandle;
Selbſt erzog, ernährt ſich dieſe
Von dem ſüßen Himmelsmanna,
Und ſie blühte auf, ein heiliger
Ueberirdiſch ſchöner Garten;
Drauf vermählte ſich der Glaube
Mit der ſüßen, die ſo zarte,
Denn er ſprach: Wen ſoll ich freien?
Alle Mädchen, die ich ſahe,
Alle Frauen, die ich kenne,
Hält die Eitelkeit gefangen,
Von der Welt und von der Sünde
Losgeriſſen, muß ich loben
Streit für Gott und Chriſt und [illegible],
Hält mein Herz in goldnem Bande;
Wenn ich nun die Gattin wähle,
Die nach Erdenfreuden trachtet,
Wird mein ſtiller Sinn von jener
Wie die Sehnſucht wohl verachtet.
Da erblickt' er die Holde,
Meine Mutter, als er ſahe,
Daß ſolch Bild auf Erden wohne,
Wünſchte er ſich ihre Gnade.
Und ſie gingen durch die Welt hin,
Liebe wie die Sonnenſtrahlen,
Wie des Mondes ſanfte Lichter
Schien der Glaube durch die Thäle.
Neue Liebe, neues Leben
Schuf den Menſchen neue Sprache.
Liebevoll war Glauben immer,
Glauben war ein Liebsgedanke.
Das bezwang die härtſten Herzen,
Alle zu dem Kreuze kamen:
Ewig, ewig ſei die Liebe!
Rief voll Inbrunſt nun der Vater;
Ewig ſei der Glauben blühend!
So die hohe Mutter ſange.

Daß die frommen Menſchen riefen
Zu den beiden Wünſchen: Amen!
Dichter.
Steig von deinem Roß alsbalde,
Biſt du wohl vom Jagen müde.
O erwünſcht, daß ich dich ſehe,
Das macht meiner Seele Friede.
Immer war nach dir mein Sehnen,
Schöne Tochter hoher Liebe,
Süßes Kind des ſanften Glaubens,
Unvermuthet kommſt du wieder.
Aber ſage mir, du Holde,
Wenn es dir alſo gefiele,
Blieben denn die Eltern einſam,
Haben ſie der Freunde viele?
Romanze.
Von dem Roſſe will ich ſteigen,
Hier im zarten Graſe ſpielen:
Bald erſcheinet mein Gefolge,
Tapferkeit, Scherz, Glaub' und Liebe.
Die zwei erſten, die ich nannte,
Sind uns ſehr getreue Diener,
Eine werthe Magd dem Vater
Iſt die Tapferkeit beſchieden.
Er allein mit tiefer Inbrunſt
Konnte nicht das Schwert regieren,
Denn es ziemte ſeiner Rechten,
Kreuz und Oelzweig nur zu führen.
Tapferkeit ergab ſich ihme
In den allertreuſten Dienſten,
Jeden Ganges geht das Mägdlein,
Streit für ihn iſt ihre Zierde.
Liebe fühlte, wie die Andacht,
Beten, heilige Gefühle,
Sie in Demuth würden wandeln,
Weil ihr Herz zu oft gerühret,
Sprach: wo find' ich einen treuen
Und mir froh ergebnen Diener?
Daß ich irrdiſch, inneres Leben
Und verſchönt die Erde ſpüre?
Da kam hüpfend Scherz gelaufen,
Sprach: ich fühl' mein Herz erglühen,
Ueberwunden von der Schönheit,
Will ich ewig nach dir ziehen.
Giebt es Liebe ohne Scherzen,
Kann man ſcherzen ohne Liebe?
Meines Waſſer fließt erzeugend,
Aus dem Waſſer Blumen blühen,
So ſteht Scherz im Lohn der Mutter,
Bei dem Vater dient die Hohe,
Ich das Kind voran, mir folgen
Tapferkeit, Glaub', Scherz und Liebe.
Glauben und Liebe (treten herein).
Glauben.
Ei, du böſes wildes Kindlein,
Sage doch, wo biſt du blieben?
Romanze.
Ritt voran durch grüne Waldung,
Durch die ſanften Thale hüben.
Liebe.
Fliehſt du uns, geliebte Tochter,
Biſt du gern von uns geſchieden?
Romanze.
Nichts kann mich von dir zertrennen,
Nie bin ich von euch vertrieben,
Meine Liebe iſt euch ewig,
Aber gern ſchein' ich zu fliehen,
Dann vermerk' ich, wie ihr Liebe
Mir nach durch die Thäler ziehet. —
Jener dort mit ſüßem Kreuze
Und dem ſchönen Chriſtusbilde,
Eine Taube auf dem Herzen,
Iſt der Glaube, wie du ſieheſt,
Hat er nicht recht Vateraugen?
Muß man nicht Vertrauen fühlen?
Sieh, in dieſem holden Lächeln
Kann man recht die Sehnſucht fühlen.
Jene dort, ſo wie Madonna,
Die zur Erde ſteigt hernieder,
Alle Herzen an ſich lockend,
Iſt die Mutter mein, die Liebe.
In der Hand hat ſie zwei Blumen,
Eine Roſe, eine Lilie,
Die mit inn'ger Liebesſehnſucht
Immer zu einander blühen.
Roſe lächelt voll Verlangen,
Wird von Freude angetrieben,
Lilie hat den heil'gen Willen,
Reiner Glanz iſt ihr beſchieden.
Beide Blumen trägt die Mutter,
Beiden iſt ſie treu geblieben,
Will die Rothe trunken machen,
Schaut ſie ihre Schweſter trüben.
Will die Bleiche Frommes ſprechen,
Sanft erheitern, ſanft betrüben,
Schaut ſie auf die Rothe ſehnlich
Und ihr Auge lachet wieder.
Recht ein Herz ſpricht aus den Augen,
Senken ſie ſich golden nieder,
Wer ſie anſchaut kann nicht ſorgen,
Denn ihr Blick iſt allzulieblich.
Was die Frühlingsſonne meinet,
Wer nicht Worte kann erſinnen,
Was die zarten Blumen wollen,
Wonach alle Farben zielen,
Das verkünden dieſe Augen,
Und die goldnen Augenlider.
Spürſt du nicht, ſie tragen Worte,
Frühling, Blume, Sonn' im Blicke?
Und ſo klingt dieſelbe Sprache
In dem Schwung der ſchönen Glieder,
Jede Falte des Gewandes
Fließt zu Füßen rührend nieder.
Glauben.
Ja ich bin, den Du beſchrieben,
Kennt ihr, Menſchen, wohl den Glauben?
Lange herrſcht' ich hier auf Erden;
Habt ihr noch die alten Augen?
Sehnſucht ſiehe, ſo wie Pfeile
Fliehn vom Bogen, mich zu ſchauen.
Damals wollte jedes Herze
Nur durch meine Hülfe bauen.
Nicht auf Erde, nicht auf Zeitlich
Ging ihr innigſtes Vertrauen,
Blumen, Geiſt und Menſchen ſelber
Sind nur Miſchung aus dem Staube.
Jenſeit Allem, was du denkeſt,
Fühleſt, höreſt, oder ſchaueſt,
Lagen, die du erſt verließeſt,
Deine vaterländ'ſchen Auen.
Pilgerin.
Ach, wie froh, daß du erſchienen,
Ich, die ſeligſte der Frauen,
Ich mit meinem Pilgerſtabe
Nahe dir mit heil'gem Schauer.
Willſt mich Arme nicht verwerfen?
Du biſt meine feſte Mauer,
Lange ſucht' ich dich vergebens,
Hier beruhigt ſich die Trauer.
Liebe.
Sind noch welche, die mir trauen,
Die ſich meinem Dienſt ergeben,
Leben, wie die ſtillen Prieſter,
Ewig mir geweihtes Leben?
Vormals waren alle Thaten,
Alles kühne Heldenſtreben,
Alle Kämpfe, die geſchahen,
Alle Lieder, alle Weiſen,

Nur von meinem Hauch ermuntert,
Nur von meinem Geiſt erreget,
Blühend ſtanden alle Gärten,
Liebe ſchmückte alle Wege.
Keiner war, der mich nicht kannte,
Hingegeben ſüßem Sehnen,
Inbrunſt glänzte in den Augen,
Herz des Lichtes, Wurzel, Quelle!
Der Liebende.
Wenn die holde Stimme rufet,
Konnte da wer widerſtehen?
O wer zag' ſich zurücke,
Wenn die lieben Fahnen wehen?
Wenn du willſt mein Hauptmann heißen,
Will ich gern im Heere ſtehen,
Alle Wünſche bleiben zu dir,
Niemals will ich von dir gehen.
Glaube.
Wenn du glaubſt und niemals zweifelſt,
Wirſt du jetzt dein Glücke ſehen.
Liebe.
Die du längſt geſucht, ſie ſteht dort,
Gehe zu ihr, freundlich rede.
Der Liebende.
Himmel! ſie, die Theure, iſt es!
Pilgerin, willſt du mich kennen?
Pilgerin.
O, wie könnt' ich dich verleugnen?
Dich nicht meinen Liebſten nennen?
Beide.
Alle waren wir uns nahe,
Nur wir glaubten uns ſo ferne,
Uns und trennte keine Weite,
Nur die allernächſte Nähe.
Ja, wir haben uns gefunden
Und nun mag uns Nichts mehr trennen,
Scheiden kann nicht Raum und Zeit, die
Sich in Glaub' und Lieb' erkennen.
Glaube.
Doch wo bleibt das kühne Märchen?
Tapferkeit, ſo komm von dorten!
Liebe.
Scherz, herbei zu mir behende!
Warum hältſt du dich verborgen?
Tapferkeit und Scherz (treten herein).
Scherz.
Sieh, hier iſt dein treuſter Diener.
Tapferkeit.
Dir bin ich berufen worden.
Scherz.
Eilend komm' ich hergelaufen.
Tapferkeit.
Weilten auf dem Hügel droben.
Romanze.
Jenes Mädchen in dem Harniſch,
Blankem Helm auf dunkler Locke,
Löwe ihr zur Seite gehend,
Und die Brüſte ſchön erhoben,
Tapferkeit wird ſie genennet;
Niemals iſt genug zu loben
Ihre Schönheit, die ſo furchtbar
In den kühnen Augen wohnet.
Schild und Panzer, Eichenzweige
Zieren ſie, Wehrgehänge golden,
Was der Vater ſagt, das thut ſie,
Angereizt von ſeinem Lobe. —
Jener, der ein Knabe ſcheinet,
Iſt vor langer Zeit geboren,
Aber nimmer kann er altern,
Jugend bleibt dem Scherz zum Lohne.
Um die Liebe buhlt der Junge,
Die erfreut ſich an dem Holden,
Alles jauchzt an ihm, vom Haupte
Bis hernieder zu den Sohlen.
Wen er anrührt, wird geſunden,
Fühlt erfriſcht den Todesodem,
Keine Macht kann ihn bezwingen,
Unglück trotzt er und dem Tode.
Wo er weilet, iſt der Frühling,
Lacht er, Blumen aufgebrochen;
Leid und Jammer, Weheklage
Flieht dem weg, den er erkoren.
Alle Märchen weiß er, ſchöne,
Er iſt ſelber wie gewoben
Aus den reinſten Phantaſieen,
Von dem Lichte aus geboren.
Liebe.
Warum biſt du mir entwichen,
Diener, der du Treu' gelobet?
Glaube.
Dienerin, du bleibſt an meiner
Seite, geh mir nicht verloren.
Liebe.
Immer muß ſie dich begleiten,
Scheint es faſt, du könnteſt ohne
Gattin leichter fröhlich leben,
Als ohn' ſie, die herrlich thronen
Muß in deiner Bruſt, ich neide
Ihr die allerſchönſte Krone,
Mehr, als mich, daß du ſie immer
Zum Vertrauten auserkoren.
Glaube.
Nie kann mich dein Vorwurf treffen,
Aber daß du mit dem Sohne
Mit dem Knaben ewig tändelſt,
Und wenn nicht von ihm betrogen,
Doch verwirren kannſt am Ende,
Daß du Thorheit eingeſogen:
Möchteſt einſt vergeſſen leicht,
Daß wir in dem Himmel wohnen.
Romanze.
Will erſchein' ich, gegen Glauben,
Gegen Liebe raſch und rohe,
Dennoch bind' ich ſie zuſammen,
Bin die Eintracht dieſer Hohen.
Zürne Keiner ob dem Andern,
Du nicht ob dem jungen Sohne,
Mutter du nicht ob der Jungfrau,
Ihr müßt bei einander wohnen.
Niemals kann die Liebe zweifeln,
Glauben traut nicht dem Argwohne,
Ich bin euer Kind, vereine,
Treue, Vater, Magd, die Hohe.
Tapferkeit.
Biſt du dort ein Kriegsmann worden?
Trägſt du Panzer ſammt dem Helme?
Ritter.
Freudvoll war ich immerdar
Und von Herzen dir ergeben,
Keine höhre Luſt mir wiſſend,
Als den Geruf der Trommete,
Schilder in der Sonne ſpiegelnd,
Kriege auf der grünen Ebne.
Tapferkeit.
Immer ward ein Mann erfunden
Und es lohnt dir einſt die Ehre.
Ritter.
Alles will ich fahren laſſen
Will der Ruhm nur mein gedenken.
Scherz.
Du im leichten Hirtenkleide,
Willſt du mir nicht näher treten?
Komm und ſag' mir, wer du ſeyeſt,
Daß ich deine Augen ſehe.
Hirtenmädchen.
Immer haſt du mir gefallen
Und mir iſt, daß ich dich kenne,
Meine aber, daß wir künftig

Mehr uns werden kennen gerne.
Die Geſpielen ſind gegangen
Nach den grünen Fluren ferne,
Nennen mich die kleine Unſchuld,
Weil ich noch nicht faſſen lerne,
Aber Lieb' und Luſt zum Dinge,
Wie man wohl zu ſagen pfleget,
Macht die Arbeit ſehr geringe
Und ich will gern Lehre nehmen.
Scherz.
Kleine Unſchuld, du gefällſt mir,
Immer möcht' ich bei dir leben,
Wie du Mädchen, ſo ich Knabe,
Beide gleiche Kinder eben.
Mädchen.
Freundlich wollen wir zuſammen
Viele Märchen, Poſſen reden.
Scherz.
Lieblich wollen wir zuſammen
Durch die grünen Felder gehen.
Mädchen.
Und wer Blumen ſieht am Waſſer,
Soll ſie für den Andern leſen.
Ritter.
Süßes Mädchen, zartes Kindchen,
Jetzo muß ich zu dir ſprechen:
Willſt du nicht mein Liebchen heißen,
Muß mein Herze innen brechen.
Mädchen.
Du gefällſt mir, muß ich ſagen,
Schild und Harniſch und der Degen
Und der Helm mit ſeinem Buſche,
Nicht iſt mir das Geld entgegen:
Willſt du wohl mein Liebſter heißen,
Da ich nur ein hirtlich Mädchen!
Ritter.
Kann was ſchöner ſich verbinden,
Als der Muth mit Unſchuld, Scherze!
Romanze.
Und du ſtehſt ſo einſam Knabe,
Gar Nichts ſagt zu dir dein Herze?
Dichter.
Wer empfindet, wer entzückt iſt,
Kann er glühend Worte reden?
Wenn dein Blick mein Herze anlacht,
Bin ich nicht mehr auf der Erden.
Was ich wollte, was ich ſuchte,
Was mir Keiner konnte geben,
Seh ich ſpielend dich umſchweben.
Wenn du lächelſt, will die Seele
Fort aus dem Gefängniß ſtreben,
Sich in deine Lippen fangen,
In die rothen Feſſeln legen:
Mit dem Lächeln aufzublühen,
Sich in goldne Freiheit heben,
Mit dem leiſen Seufzer wieder
In dem holden Kerker leben.
Kannſt du mir gewogen ſein?
Möchteſt du mich nicht verſchmähen?
O dann würd' ich in der Freude
Ueberſelig untergehen.
Du biſt Liebe, du biſt Glauben,
Du biſt Tapferkeit und Scherzen,
Wenn ich deinen Blick empfinde,
Kann ich Alles leicht verſtehen.
Jeder hat, was er gewünſchet,
Nach dem Herzen ſich erwählet,
Willſt du günſtig mir erſcheinen,
Hab' ich nicht des Glücks verfehlet.
Romanze.
Wenn du dieneſt, wenn du treu bleibſt,
Will ich dich mit Muth beſeelen,
Bleibe meiner eingedenk,
Wenn die Andern mich verſchmähen.
Einmal hab ich dich durchleuchtet,
Nun mußt du mir treu beſtehen
Und dein Herze wird geläutert,
Wie der Blick durch Silber gehet.
Feige denen, die nie dienten,
Liebe ſie mit voller Seele.
Wer da will ein Prieſter heißen,
Muß des Tempels nie vergeſſen. —
Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

---

## Muſik.

Mit Trompeten kommen die Krieger auf der einen, die Schäfer mit Flöten auf der andern Seite zurück. In der Mitte ſtehen Glauben und Liebe, zur Seite des Glaubens Tapferkeit, zwiſchen ihnen der Liebende und die Pilgerin, neben der Liebe der Scherz, zwiſchen dieſen der Ritter und das Hirtenmädchen, im Vorgrunde der Dichter und die Romanze.

Chor der Krieger.
Ueber die Berge, über die Bäume,
Schwebt des Mondes goldner Flimmer,
Durch den Wald ſenkt ſich der Schimmer,
Drin erwachen zarte Träume.
Geiſter ſchweifen ſacht
Durch die grüne Nacht
Im Walde.
Chor der Schäfer.
Der Tag verſteckt ſich in den Schatten,
Mondenlicht will uns verkünden,
Daß ſich Traum und Wahrheit gatten,
Sich die Geiſter wieder finden,
Die auf Erden hier geſchieden,
Die das Irdiſche getrennt;
Wenn Mondſchein brennt
Dann wandeln ſie in Frieden
Im Walde.
Liebe.
Liebe läßt ſich ſuchen, finden,
Niemals lernen oder lehren,
Wer da will die Flamm' entzünden,
Ohne ſelbſt ſich zu verzehren,
Muß ſich reinigen der Sünden.
Alles ſchläft, weil er noch wacht,
Wann der Stern der Liebe lacht,
Goldne Augen auf ihn blicken,
Schaut er trunken von Entzücken
Mondbeglänzte Zaubernacht.
Tapferkeit.
Aber nie darf er erſchrecken,
Wenn ſich Wolken dunkel jagen,
Finſterniß die Sterne decken,
Kaum der Mond es noch will wagen,
Einen Schimmer zu erwecken.
Ewig ſteht der Liebe Zelt,
Von dem eignen Licht erhellt;
Aber Muth nur kann zerbrechen,
Was die Furcht will ewig ſchwächen,
Die den Sinn gefangen hält.
Scherz.
Keine Liebe hat geſungen,
Dem ein trüber Ernſt beſchieden,
Flüchtig ſind die goldnen Stunden,
Welche immer den vermieden,
Den die bleiche Sorg' umwunden.
Wer die Schlange an ſich hält,
Dem iſt Schatten vorgeſtellt,
Alles, was die Dichter ſangen,
Nennt der Arme, eingefangen,
Wundervolle Märchenwelt.

Glauben.
Herz im Glauben aufgeblühend
Fühlt zuerſt die goldnen Scheine,
Die es lieblich in ſich ziehend
Macht zu eigen ſich und ſeine.
In der ſchönſten Flamme glühend
Iſt das Opfer angefacht,
Wird's dem Himmel dargebracht,
Hat dich Liebe angenommen,
Auf dem Altar hell entglommen
Steig' auf in der alten Pracht!
Allgemeiner Chor.
Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

## 39.

## Friedrich Georg von Hardenberg.

## (Novalis.)

### 1.

### Das Lied vom Wein.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.
Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schoß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.
Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.
Es nahe Keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.
Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.
So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn,
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihn flehn.
Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand;
Verſchwiegener Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.
Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut;
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.
Er ſpritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.
Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.
Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

### 2.

### Mädchenlied.

Sind wir nicht geplagte Weſen?
Iſt nicht unſer Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erleſen,
In Verſtellung nur geübt,
Dürfen ſelbſt nicht unſre Klagen —
Sich aus unſerm Buſen wagen.
Allem, was die Eltern ſprechen,
Widerſpricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen,
Fühlen wir der Sehnſucht Schmerz;
Möchten gern die ſüßen Knaben
Feſt an unſerm Herzen haben.
Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrei ſind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Außer ſüßen Träumen noch?
Will man ſie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen ſie von dannen.
Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einſamkeit
Und zu unſern Kiſſen treten
Sehnſucht und Gefälligkeit.
Könnten wir wohl widerſtreben
Alles, Alles hinzugeben?
Unſre Reize zu verhüllen
Schreibt die ſtrenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen!
Quellen ſie nicht ganz empor?
Bei der Sehnſucht innerm Beben
Muß das beſte Band ſich geben.
Jede Neigung zu verſchließen,
Hart und kalt zu ſein wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu ſein,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?
Groß ſind eines Mädchens Plagen,
Ihre Bruſt iſt krank und wund
Und zum Lohn für ſtille Klagen
Küßt ſie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt ſich wenden
Und das Reich der Alten enden?

### 3.

### Symbolum.

Was paßt, das muß ſich ründen,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſein;
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.
Gib treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

### 4.

### Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimniß der Liebe,

Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Iſt den irdiſchen Sinnen Räthſel;
Wer aber jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens ſog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt Alles Leib,
Ein Leib,
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete
Und in duftiges Fleiſch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich,
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genoſſene
Inniglicher und näher.
Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele,
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle
Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut.

## 5.

## Hymne an die Nacht.

Ueber der Menſchen weitverbreitete Stämme herrſchte vor Zeiten ein eiſernes Schickſal mit ſtummer Gewalt. Eine dunkle, ſchwere Binde lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde, der Götter Aufenthalt und ihre Heimat. Seit Ewigkeiten ſtand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Rieſe trug die ſelige Welt. Feſt unter Bergen lagen die Urſöhne der Mutter Nacht, ohnmächtig in ihrer zerſtörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeſchlecht und deſſen Verwandte, die fröhlichen Menſchen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den kryſtallenen Grotten ſchwelgte ein üppiges Volk. Flüſſe, Bäume, Blumen und Thiere hatten menſchlichen Sinn. Süßer ſchmeckte der Wein von ſichtbarer Jugendfülle geſchenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachſend in vollen goldenen Garben; der Liebe heiliger Rauſch, ein ſüßer Dienſt der ſchönſten Götterfrau. Ein ewig buntes Feſt der Himmelskinder und der Erdebewohner rauſchte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geſchlechter verehrten kindlich die zarte, tauſendfältige Flamme, als das Höchſte der Welt. Ein Gedanke nur war es, ein entſetzliches Traumbild:

Das furchtbar zu den frohen Tiſchen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten ſelbſt die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Bruſt mit Troſt erfüllte.
Geheimnißvoll war dieſes Unholds Pfad,
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe ſtillte;
Es war der Tod, der dieſes Luſtgelag
Mit Angſt und Schmerz und Thränen unterbrach.
Auf ewig nun von Allem abgeſchieden,
Was hier das Herz in ſüßer Wolluſt regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnſucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beſchieden,
Ohnmächtig Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genuſſes
Am Felſen des unendlichen Verdruſſes.
Mit kühnem Geiſt und hoher Sinnenglut
Verſchönte ſich der Menſch die grauſe Larve,
Ein ſanfter Jüngling löſcht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende wie ein Wehn der Harfe.
Erinnerung ſchmilzt in kühler Schattenflut:
So ſang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthſelt blieb die ew'ge Nacht,
Das ernſte Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt ſich. Des jungen Geſchlechts Luſtgarten verwelkte, hinauf in den freieren, wüſten Raum ſtrebten die unkindlichen, wachſenden Menſchen. Die Götter verſchwanden mit ihrem Gefolge. Einſam und leblos ſtand die Natur. Mit eiſernen Ketten band ſie die dürre Zahl und das ſtrenge Maß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüte des Lebens. Entflohn war der beſchwörende Glaube und die allverwandelnde, allverſchwiſternde Himmelsgenoſſin, die Phantaſie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erſtarrte Flur und die erſtarrte Wunderheimat verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten ſich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmliſches Zeichen; den Schleier der Nacht warfen ſie über ſich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß, in ihn kehrten die Götter zurück, ſchlummerten ein, um in neuen, herrlicheren Geſtalten auszugehen über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit nie geſehenem Angeſicht die neue Welt. In der Armuth dichteriſcher Hütte, ein Sohn der erſten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlandes ahnende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerſt der neuen Welt Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten ſie ihm mit Glanz und Duft, den höchſten Wundern der Natur. Einſam entfaltet das himmliſche Herz ſich zu einem Blütenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt und ruhend an dem ahnungsſeligen Buſen der lieblich ernſten Mutter. Mit vergötternder Inbrunſt ſchaute das weiſſagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach ſeinen Geliebten, den Sproſſen ſeines Götterſtammes, unbekümmert über ſeiner Tage irdiſches Schickſal. Bald ſammelten die kindlichſten Gemüther, von inniger Liebe wunderſam ergriffen, ſich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues, fremdes Leben in ſeiner Nähe. Unerſchöpfliche Worte und der Botſchaften fröhlichſte fielen wie Funken eines göttlichen Geiſtes von ſeinen freundlichen Lippen. Von ferner Küſte, unter Hellas heiterem Himmel geboren, kam ein Sänger nach Paläſtina und ergab ſein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling biſt du, der ſeit langer Zeit
Auf unſern Gräbern ſteht in tiefem Sinnen;
Ein tröſtlich Zeichen in der Dunkelheit;
Der höhern Menſchheit freudiges Beginnen.
Was uns geſenkt in tiefe Traurigkeit,
Zieht uns mit ſüßer Sehnſucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ew'ge Leben kund:
Du biſt der Tod und machſt uns erſt geſund!

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indoſtan, das Herz von ſüßer Liebe trunken, und ſchüttete es in feurigen Geſängen unter jenem milden Himmel aus, daß tauſend Herzen ſich zu ihm neigten, und die fröhliche Botſchaft tauſendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abſchied ward das köſtliche Leben ein Opfer des tiefen menſchlichen Verfalls; er ſtarb in jungen Jahren, weggeriſſen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und ſeinen zagenden Freunden. Der unſäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund. In entſetzlicher Angſt nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, ſchwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal ſah er freundlich nach der Mutter; da kam der ewigen Liebe löſende Hand und er entſchlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brauſende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten; entſiegelt ward das Geheimniß; himmliſche Geiſter hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel ſaßen bei dem Schlummernden, aus ſeinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erſtieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; ſehen dich noch immer, freudig erſchreckt, auferſtehn und ſich mit dir; ſehen dich weinen mit ſüßer Inbrunſt an der Mutter ſeligem Buſen, ernſt mit den Freunden wandeln, Worte ſagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; ſehen dich eilen mit voller Sehnſucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menſchheit, und der goldnen Zukunft unverſieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach in himmliſchem Triumphe; ſie war die Erſte in der neuen Heimath bei dir. Lange Zeiten entfloſſen ſeitdem, und in immer höherem Glanze regte deine neue Schöpfung ſich und Tauſende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnſucht und Treue, dir nach, wallen mit dir und der himmliſchen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmliſchen Todes und ſind in Ewigkeit dein.

Gehoben iſt der Stein,
Die Menſchheit iſt erſtanden;
Wir Alle bleiben dein
Und fühlen keine Banden.
Der herbſte Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schale,
Wenn Erd' und Leben weicht
Im letzten Abendmahle.
Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle;
Die Jungfrau'n ſind zur Stelle,
Um Oel iſt keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge ſchon,
Und riefen uns die Sterne
Mit Menſchenzung' und Ton.

Nach dir, Maria, heben
Schon tauſend Herzen ſich;
In dieſem Schattenleben
Verlangten ſie nur dich;
Sie hoffen zu geneſen
Mit ahnungsvoller Luſt,
Drückſt du ſie, heil'ges Weſen,
An deine treue Bruſt.

So Manche, die ſich glühend
In bittrer Qual verzehrt
Und, dieſer Welt entfliehend,
Nach dir ſich hingekehrt;
Die hülfreich uns erſchienen
In mancher Noth und Pein:
Wir kommen nun zu ihnen,
Um ewig da zu ſein.

Nun weint an keinem Grabe
Vor Schmerz, wer liebend glaubt;
Der Liebe ſüße Habe
Wird Keinem mehr geraubt.
Die Sehnſucht ihm zu lindern,
Begeiſtert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm ſein Herz bewacht.

Getroſt, das Leben ſchreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt ſich unſer Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein;
Wir werden ſie genießen
Und lichte Sterne ſein.

Die Lieb' iſt freigegeben
Und keine Trennung mehr,
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unſer Aller Sonne
Iſt Gottes Angeſicht.

## 39.

## Ludwig Achim von Arnim.

### Von der Pfalz im Rhein.

Auf einem Felſenſteine
Steht wie ein Körnlein Salz
So ſteil weiß im Rheine
Ein Schloß, das heißt die Pfalz.
Und rings in dem Keſſel von Felſen,
Da ſiedet das Waſſer im Grund,
Ich rathe euch Wagehälſen:
Verbrennt euch nicht den Schlund.
Es glänzen da ſieben Thürme,
Von ſieben Streitern bewacht
Und wie der Feind ſie beſtürme,
Der alte Thürmer lacht.
Die alten Salme tanzen
Aus friſcher Helden Muth,
Denn wenn die Bräute trauern,
Da füttern ſie ihre Brut.
Wenn ſich ein Schiffer will retten,
Dem wirft in den ſiedenden Strom
Der Thürmer die ſtärkſten Ketten
Daß er hinüber komm.
Und zeigt ihm da die Thüre,
Doch wer nicht fliegen kann,
Der braucht der Leitern viere
Bis zu der Thür hinan.

Und iſt er eingetreten,
Da ſtehen vier eiſerne Mann,
Die ſtehen noch eh' er kann beten,
Hält ſie der Thürmer nicht an.
Sie ſcheuen keinen Degen
Und haben dennoch kein Herz,
Stahlfedern ſie bewegen,
Sie ſind gegoſſen aus Erz.

Drin treibt ein Bächlein ſchnelle
Von einer Mühle den Gang,
Die Blumen glänzen ſo helle
Am ſchwarzen Gemäuer entlang.
Da ſitzt auf einem Löwen
Des letzten Grafen Sohn:
An ſolchen gefährlichen Höhen
Iſt das der ſicherſte Thron.

Des Hauſes Schwerter ich wetze
In ſtiller Sicherheit
Und zeige dem Knaben die Schätze
Des Hauſes von Zeit zu Zeit.
Ich ſag ihm von Vater und Mutter
Und von des Unſterns Macht,
Das iſt ein Heldenfutter,
Was ſtählern die Herzen macht.

Die Kammern im Schloß ſind enge,
Gewölbet von ſchimmerndem Stein,
Es glänzt ihr Silbergepränge
Wie Mondenſchein im Rhein.
Ein Bett iſt da auserſehen
Zu gebären die Kindelein,
Die von dem Stamm ausgehen
Der Pfalzgrafen zum Rhein.

Der Gräfin nahen die Wehen;
Die möchte in ihrer Noth
Den Sternenhimmel noch ſehen,
Da ſieht ſie den Unſtern ſo roth.
Den Andern ſchlägt viel Wunden,
Eh' er wieder einſteckt ſein Schwert;
Die Gräfin hat Kränze gewunden,
Die hat ſie mit Thränen genährt.

Sie weckt auf den Grafen:
„Die Kränze hätt' ich ſo gern
Der Jungfrau von Bornhofen
Verehrt, weil ich fürchte den Stern."
Ich trage die Sorge im Herzen,
Sie ſchützt mein Kindlein klein,
Daß deine Augen als Kerzen
Ihr leuchten zum Ehrenſchein.

Sie legt dem Grafen die Kränze,
Es waren ſieben, ans Haupt,
Auf daß er herrlich drin glänze,
Das war ihr nicht erlaubt:
Denn was der Jungfrau zu Ehren,
Das bleib auch ihr allein,
Wie kann ſie Bitten gewähren
Auf Opfer, die nicht ſind rein.

Ach, welch ein bitteres Leiden,
Wenn von dem Herrn die Frau
In Kindesnöthen ſoll ſcheiden,
Ob ſie ihn wieder ſchau',
Der Graf läßt ſich zum Nachen
Herab und fährt ihn allein,
Wo ſich die Wellen brechen,
Da kennt er jeden Stein.

Er iſt ſo ſicher an Kräften,
So herrlich von Angeſicht,
So glücklich in allen Geſchäften,
Der Unwetter achtet er nicht.
Er freuet ſich der Fluten,
Er ſchlägt ſie mit ſtarker Hand
Mit Rudern wie mit Ruthen,
Sie ſpiegeln des Unſterns Brand.

Er kennt von jedem Schloſſe
Der Thürmer Loſungsgeſchrei,
Die nächtlichen Feuer der Floſſe,
Nur der Unſtern iſt ihm neu.
Denn überall am Rheine
Verkünden das Ende der Welt
Die falſchen Propheten beim Weine; —
Wohl Keinem das Scheiden gefällt.

Auf jenem Taubenwörthe,
Wo's Turteltäubchen lacht,
Vor Zeiten der Schiffer hörte
Der Nonnen Geſang in der Nacht.
Dort ſtand im lichten Hage
Das heilige Jungfrauenhaus:
Da ſtehn vor'm jüngſten Tage
Die Nonnen alle hinaus.

Sie meinen, im großen Lärmen
Ihr Schutzpatron nicht hört,
Was ſie noch ſündigen und ſchwärmen
Und ihnen den Himmel nicht wehrt.
Sie ſahen ein Schifflein fahren,
Der Pfalzgraf ſaß darein,
Weil leicht die Ufer waren,
Sprangen ſie gleich in den Rhein.

Sie ſprangen wie Sirenen
Rings um des Schiffes Rand,
Sie ſahen den männlich Schönen,
Sein Ruder ſtille ſtand;
Käth, Lieſe, Lore, Anne,
Marlene, Gertraut, Fränz,
Sie warben bei dem Manne
Um der Gräfin ſieben Kränz'.

„Der Jungfrau ſoll ich ſie bringen,
Sie ſind euch alle zu groß,
Ihr dürft ſie ja doch nicht ſchwingen,
Ihr ſeid ja nackt und bloß."
„Wir dürfen ſie wohl ſchwingen,
Wir dürfen dich laſſen dafür,
Kein Biſchof kann uns bezwingen,
Der jüngſte Tag iſt vor der Thür."

Sie traten ſo künſtlich das Waſſer
Und ſchwankten mit ihrer Bruſt,
Es ſchien der Mond viel blaſſer,
Die Sterne blinzeln voll Luſt.
Der Pfalzgraf will da gern ſehen
Ihr Spiel, — da pocht ihm ſo ſchnell
Sein Herz und das Ruder bleibt ſtehen,
Der Unſtern glänzet ſo hell.

Sie ſtehlen mit weichen Händen
Die ſieben Kränze ihm ab,
Dies Ringelreihen wird enden
In einem gar dunklen Grab.
Er gab da ſieben Küſſe
Und that es dann Jeder kund:
Ach, daß ich ſtets vermiſſe
Der Gräfin rothen Mund.

Kein Gold iſt Kuß der Reinen,
Wie Blei iſt euer Werth;
O möchtet ihr verſteinen,
Daß Keinen ihr mehr bethört.
Daß jeder Schiffer ſchreie
Und euch von ferne flucht,
Ihr böſen ſieben Feien,
Daß ihr den Grafen verſucht.

Die weiſſen Mädchen weinen,
Er ſchaut ſich nicht mehr um,
Und alle zu verſteinen
Der Wirbel im Kreiſe herum.
Er eilt in bitterem Zorne
Bei Bornhofen landet er an —
Die Muttergottes am Borne
Frägt da den trotzigen Mann:

„Wo ſind die Kränze geblieben,
Die deine Frau mir verehrt,
Es waren die Kränze ſieben,
Womit ſie dein Haupt hat beſchwert.“
„Ich ließ die Kränze fallen
Aus Schrecken in den Rhein,
Wo ſeine Waſſer wallen
Wie Moſt vom jungen Wein.“
„Du haſt mir Lügen vertrauet,
Die Frau hat mir's geklagt,
Sie hat vom Himmel geſchauet
Wie du die Kränze verbracht.“
Dem Grafen ſchwindeln die Sinne,
Er wendet ſein Schiff ſtromauf,
Daß er den Rückweg gewinne
Der Rhein hat mächtigen Lauf.
Ich ſtand an wilden Bächen,
Die ſtürzten in den Rhein,
Ich ſah die Ruder ihm brechen
Bei heller Blitze Schein.
Ich ſah in dem Gewitter
Des Rheines wilden Lauf,
Was hält den kühnen Ritter
Im Sturm der Wellen auf?
Es hielten die ſteinernen Arme
Von ſieben Frauen ihn feſt,
Ach, daß ſich Gott erbarme,
Sein Muth ihn gar verläßt.
Ich ſah da ſtürzen den Ritter
Den Leib ins eigne Schwert,
Ich ſah da ſchwimmen die Splitter
Vom Ruder, den Nachen verkehrt.
Ich ſah auf beiden Bergen
Den Ankern überm Rhein;
Er wollt ſich drin verbergen,
Ich ſah, er fiel hinein.
Er leuchte in den Flammen
Wie eine Kohle aus,
Da ſchien der Rhein zu bluten,
Es brannte das heilige Haus.
Bis daß aus den ſieben Steinen
Ein Kirchlein dem Herren iſt erbaut,
Da muß dem Verderben ſich weihen
Der Schiffer, der ihnen vertraut.
Wollt oft in frommen Liedern
Zur Kirche ihm bauen mein Herz,
Und wär' da des Grabes ſo müde,
Sang lauter Buhlenſcherz.

---

### III.

## Clemens Brentano.

### Die luſtigen Muſikanten.

Da ſind wir Muſikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn;
Von unſern Pfeifen luſt'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drein;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.
Die Fenſter gerne ſich erhellen
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns ſtill zuſammenſtellen
Zum frohen Werk in den Kreis.
Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drein;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.
In unſern herzlich frohen Weiſen
Hat nimmer Alt und Jung genug.
Wir wiſſen Alle hinzureißen
In unſrer Töne Zauberzug.
Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drein;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.
Doch ſind wir gleich den Nachtigallen,
Sie ſingen nur bei Nacht ihr Lied;
Bei uns kann es nur luſtig ſchallen,
Wenn uns kein menſchlich Auge ſieht.
Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drein;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren
Und meinen Vater ſchon man todt;
Mein Sang ergötzet eure Ohren
Und ſchweigend wein' ich auf mein Brot.
Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drein;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Mutter.

Iſt's Nacht? Iſt's Tag? Ich kann's nicht ſagen;
Am Stabe führet mich mein Kind;
Die hellen Becken muß ich ſchlagen
Und ward von vielem Weinen blind.
Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drein;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die beiden Brüder.

Ich muß die luſt'gen Triller greifen
Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
Euch muß ich frohe Weiſen pfeifen
Und möchte gern begraben ſein.
Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drein;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schweſter trägt mich auf dem Arm;
Aufs Tambourin muß raſch ich pochen;
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm!
Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin,
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen drein;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern!
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

## 41.

## Friedrich de la Motte Fouqué.

### Eine Nordlandsgeſchichte.

#### 1.

#### Des Königs Begehr.

Harald, der junge Königsſohn,
Hochſchlank beim Fürſtenmahle
Saß freudig auf ererbtem Thron
Und trank aus goldner Schale.
Und nach gewohnter Nordlandsart
Stand rings mit Harfen dichtgeſchaart
Ein Heer von Sangeshelden,
Viel reicher Weiſen kund;
Die thaten Sagen melden
Aus mannigfachem Mund.
Nur Einer ſang ein Liedlein gut,
Ein Lied von ſolchen Dingen,
Wie Jugendherz und Jugendmuth
Am liebſten hört erklingen.
Er ſang wohl von der ſchönſten Maid
In allen Marken nah und weit:
„Ein König iſt ihr Vater,
Hütt', Hof, Gericht und Bann,
Ihr Pfleger und Berather
Ein ſchlichter Bauersmann.
Da wohnt ſie auf der graſ'gen Flur
Und liebt's, wie andre Hirten,
Zu gehn auf Morgens thau'ger Spur,
Mit Blumen ſich zu gürten;
Doch wenn zuletzt die ernſte Nacht
Mit tauſend Augen iſt erwacht,
Hört Gyda Worte ſprühen
Aus ihres Pflegers Mund,
Drin tiefe Kräfte glühen
Und manch ein Zauberbund.
Dann brennt in Furcht und doch in Luſt
Der ſüßen Augen Bläue,
Dann ſchmiegt ſich um die zarte Bruſt
Das Goldhaar, wie voll Scheue;
Halb Anmuth iſt ſie und halb Graus.“ —
Da bricht entflammt der König aus:
„„Du ſollſt nicht länger weilen,
Im dunkeln Zauberreich!
Du ſollſt mein Bette theilen,
O ſchöner Lilienzweig!
„„Fort, Boten über's Salzmeer hin,
Mir Gyda zu erwerben!““
„Herr, ſag' uns deutlich deinen Sinn,
Wie ſoll'n um ſie wir werben?“
„„Was werben! Bin ich König nicht?
Der König will's, der König ſpricht,
Und aller Mädchen beſtes
Als Buhlin kommt in's Haus.““ —
Das war der Schluß des Feſtes;
Die Boten zogen aus.

#### 2.

#### Der Jungfrau Antwort.

„Öde Haide! Finſtre Nacht!
Fremde Küſte!
Niemand hier, der gaſtlich wacht?
Der uns treu zu ſagen wüßte,
Wo des Herdes Flamme lacht?“ —
„„Fremde Boten, müd'ge Schar,
Ihr Verirrten!
Tretet ein, des Zagens bar.
Moos'ges Hüttendach des Hirten
Nahmt ihr nicht im Dunkel wahr.““ —
Und die an der Pforte ſtand
In der Hütte,
Gold von Haar und Schnee von Hand,
Schlank an Leib und hold an Sitte,
Strahlte Licht durch's nächt'ge Land.
„Wohnt ſo heller Kerze Schein
Bei den Hirten?
Unterm Moos der Edelſtein?
Du, die mild uns will bewirthen,
Wahrlich du mußt Gyda ſein.“
„„Gyda bin ich, Gyda heißt
Euch willkommen.
Ruht euch! Ihr ſeid weit gereiſt,
Morgen ſei von mir vernommen,
Wer euch her zu Gyda weiſt.““
„Königsminne zögert nicht;
Froh erbangend
Hör' und gleich, du ſchönes Licht!
Buhle, weil zu dir verlangend
König Haralds Minne ſpricht.“
„„König Harald? König der
Kleiner Marken
Wen'ge Bauern, ſchwach an Wehr,
Enger Ströme ſchmale Barken
Sind ihm Hofhalt, Flott' und Heer.
„„König? Nein! Ein König heißt,
Wem ergeben
Sich ein ganzes Land erweiſt
Und vor dem die Völker beben,
Wenn er grimm die Lippe beißt.
„„Norwegs weitgeſtreckte Gau'n
Muß befehligen
Ganz allein durch Berg' und Au'n,
Wer ſich will als überſeligen
Herrn von Gyda's Reizen ſchau'n.
„„Dann erſt ſchließen Gleich und Gleich
Ehverbindung.““ —
Und die Boten, zornesbleich,

Schauten nach des Köchers Mündung,
Kehren nach den Schwertern gleich;
Wollten dieſ zu ſtolze Reiſ
Keck entzünden.
Da begann ein zorn'ger Greiſ
Hoch am Meerdach ſich zu rühren.
Schwang den Feuerbrand im Kreiſ.
Und alsbald der ganze Strand
Lohte von Flammen.
Hirten kommen rings gerannt,
Strömen zahllos wild zuſammen,
Hellebard' und Speer zur Hand.
Spöttiſch warnend ſpricht die Maid:
„Auf, ihr ſchnellen
Helden, hier gilt's Hurtigkeit!“
Dunkel fort auf dunkeln Wellen
Schiffen die in Zorn und Leid.

### 3.

### Das Gelübde.

„Nun hat die Maid alſo geſprochen.
Wie jetzt euch's von den Lippen tönt?“
„Ja, Herr, mit übermüth'gem Pochen
Hat ſie dich und dein Reich verhöhnt.
O lenk' uns wieder an den Strand
Mit einer Schar von muthigen Recken,
Zu thun in ihrer Schmach der Kecken
Mit Kraft und deine Macht bekannt.“
„Was Schmach! Was Strafe! Ruhmeskronen
Und jede Zier und Feſt und Schmauſ,
Das ſoll den Spruch der Maid belohnen!“
So rief der junge König aus.
„O du, Walküre, mir geſandt,
Mich winkend zu der Ehre Pforten,
Du ſprachſt es aus mit klaren Worten,
Was längſt mir hat im Sinn gebrannt.
„So ſchwör' es denn mit Gluthenwogen
Ein weitbekannter Hekla vor;
Friſch auf! In's Kampfesfeld gezogen
Und werft mein Banner friſch empor!
Mein Banner, dem mein eignes Blut
Ihm purpurroth die Farbe gebe,
Wenn ich's nicht bald ſo hoch erhebe,
Daß Norweg dient dem Haraldsmuth.
„Und du, mein krauſes Haar, ſollſt wallen
In wilder Freiheit ſtürm'gem Spiel
Und ſollſt vor keiner Scheere fallen,
Bis ich erreicht das ſtolze Ziel.
In deinem furchtbar finſtern Dunkel
Schreit' ich, ein Wolkengeiſt, durch's Feld;
Man ſchaut nicht ihn, nur das Gefunkel
Vom Schwerterblitz, der Heere fällt.“

### 4.

### Die Schlachten.

Das Lied reißt 'nen blutigen Teppich auf;
Sind Harald's Siege gewoben drauf.
Zuerſt war die Schlacht in Orkadal,
Da hielten die Geier ein reiches Mahl,
Und weil der Harald den Sieg gewann,
Ward König Gryting ein Haraldsmann. —
Dann ward in Drontheim rüſtig geſtritten;
Acht Mal iſt Harald in's Feld geritten
Und ſtreckte der Könige acht in den Sand;
Da ward ihm Drontheim ſein eigenes Land. —
Es herrſchten zwei Brüder in Naumadal,
Die hielten allzwei verſchiedene Wahl,
Denn als der Harald anzog mit Macht
Und ihn die beiden zu Kampf gebracht,
Da ging der Ein' in des Hügels Grund,
Ließ hinter ſich ſchließen ihn zur Stund';
Als König er ſchritt in's ewige Haus
Und kam fortan da nimmer heraus.
Der Andre hat ſich dem Harald ergeben,
Dafür ließ der Harald ihm Gut und Leben.
So wählten die Brüder in Naumadal;
Verſchiedener Sinn, verſchiedene Wahl. —
Bei Solſkel dann ward gefochten frei,
Da fielen der wackern Könige zwei;
Des einen Sohn war Solſi genannt,
Der iſt aus der blutigen Schlacht gerannt,
Nicht um des ärmlichen Lebens Luſt,
Nein, Rache tragend in heißer Bruſt.
Wohl rief er zum neuen, fährlichen Lauf
Die Fürſten Audbiorn und Arnvid auf;
Was half's? Es ſtand zu des Haralds Seiten
Noch einmal der Sieg in allen Streiten,
Die Götter hatten geworfen das Loos;
Da ſanken vor ſeinem gewaltigen Stoß
Die Tapfern blutig in Well' und Sand,
Die Blöden unmuthig in's ehrne Band. —
Der König Wemund ſaß Nachts beim Feſte,
Um ihn wohl neunzig der tapfern Gäſte;
Da traten die Haraldskämpfer ans Thor
Und lockten die zehrende Flamme hervor
Und zwiſchen der Flamme feindlicher Pracht
Verging der König in blutiger Nacht. —
Was half's euch Gothen, daß Pfahlesreihn
Ihr dicht gerammt in das Flußbett ein!
Der Harald ſtieg von den Schiffen aus,
Trug über das Feld hin Mord und Graus;
Da mußtet ihr doch mit den Klingen kommen,
Ward Sieg und Freiheit von euch genommen,
Denn Rani fiel, euer beſter Degen;
Wo die Wurzel kracht, iſt der Stamm erlegen.
O Gyda, Gyda, du ſchönes Weib,
Vor deinen Worten fällt mancher Leib! —
Zuletzt in Hafurs ſalziger Bucht
Ha'n ſie's noch 'mal zu Schiffe verſucht,
Ha'n muthig geſtritten, viel Herren und Knechte,
Mit Schwertern gefragt nach dem alten Rechte.
Doch es blieb der Sieg ſeinem Schooßkind treu;
Ueber Norweg ſchritt der Herrſcher neu,
Saß hoch und feſt auf dem ehrnen Throne
Ob wolkigen Locken die güldne Krone,
Doch ſtets im Herzen das ſüße Leid
Um die ſtolze, ſchlachtenheiſchende Maid.

### 5.

### Der Verein.

Die Schöne pflückt ſich Blüten
Am Meeresſtrand,
Flicht ſie zu Schattenhüten
Mit zarter Hand.
Da kommt auf grünen Wogen,
Vom Wind geſchwellt
Die Segel, hergezogen
Harald, der Held.
An Hüttendaches Spitzen
Erſcheint ein Greiſ,
Läßt keine Brände blitzen,
Doch Flaggen weiß.
Und Hirten ſtehn in Heeren
Entlängs die Flur,
Doch dies Mal nicht mit Speeren,
Mit Blumen nur.
Sie ſingen: „Sei willkommen,
Du Kronenhaupt!
Haſt dir den Preis genommen,
Wo's blutig ſtaubt,
Haſt dir den Sieg errungen,
Die ſchlanke die Maid;

Nun weiſe, liebumſchlungen,
Da weiſt ſich's gut."
Auf Reden bald des herben
Tönt Gyda's Mund:
„„Dir iſt das Minnewerben,
Das rechte, kund.
Es ſind die tapfern Waffen,
Es iſt der Streit,
So Rittern Gunſt verſchaffen
Von zarter Maid.""
Tief neigt der ſtolze Freier
Sich ihrem Wort;
Da wünſcht den Lockenſchleier
Von ihm ſie fort
Und bringt die ſcharfe Scheere
Und faßt ſein Haar;
Doch ſpricht der Fürſt der Heere
„„'s geht nicht, fürwahr!
„„Das muß ein Held entſcheiden
Und ſeine Maid,
Ob es, mein Haar zu ſchneiden,
Iſt an der Zeit.
Mir allen Kummer wenden
Kannſt du, mein Licht;
Doch mein Gelübd' beenden,
Das kannſt du nicht.
„„'nen Thron thät ich erbauen
Um deine Huld;
Schafft dir mein Anblick Grauen,
Hab' nur Geduld,
Mußt frein mich hinterm Schilde
Von dieſem Haar.""
Treu bot dem ſüßen Bilde
Die Hand ſie dar.

### 6.

### Des Gelübdes Löſung.

„Reginwald, du alter Held,
Sieh, vor deiner hohen Feſte
Haben Zwei ſich hingeſtellt,
Zwei verwunderliche Gäſte,
Ein' iſt himmliſch zartes Weib
Und ein Ritter ihr Geſelle,
Doch der Locken wild Gefälle
Birgt ſein Haupt und ſchier den Leib." —
„„Auf, ihr Pforten allzumal!
Becher her vom reinſten Golde!
Heut in meinen alten Saal
Führt der Harald ſeine Holde!""
Und der Wirth geht hocherfreut
Seinem Königsgaſt entgegen:
Hier iſt dein, du edler Degen,
Was dein hoher Mund gebeut.
„Held, du weißt wohl, jungen Frau'n
Iſt man gerne zu Gefallen;
Keiner hier erweckt ein Grau'n
Der Gelübdeslocken Wallen.
Denkſt du nun, daß meine Hand
That nach meines Mundes Eiden,
Gut, ſo wollt die Locken ſchneiden,
Drum ich Grimmhaar dich genannt.""
„„Grimmhaar? Nein, da ſprach man ſchlecht,
Schönhaar ſollſt du künftig heißen,
Das iſt wohl des Haares Recht,
Trotz ſo viel der Kronen gleißen;
König Schönhaar, neige dich,
Daß ich dir die Siegbelaubte
Bürde löſe von dem Haupte,
Dir gehorchend, ehrend mich.""
Und wie Lock' auf Locke fällt,
Strahlt der König, wie aus Fluten
Eine junge Frühlingswelt:
Sternenfunkeln, Roſengluten.
Hulden binden den Holden zu,
Bis vor ſüßer Lieb' Erwarmen
Gyda ruft in ſeinen Armen:
„O mein Held, wie ſchön biſt du!"
Reginwald, der Alte, lacht:
„„Ja, die Frauen mögen's ahnen,
Daß die Schönheit in der Schlacht
Blüht und unter blut'gen Fahnen.
Männer, Weiber, ſchließt den Bund
Und die Welt geweiht zum Rechten:
Kühner Degen ſoll erfechten,
Was geſprochen holder Mund!""

## 42.

## Friedr. Wilh. Joſeph Schelling.

## (Bonaventura).

### Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland.

Die müden Glieder neigen ſich zur Erde
Und bald kann ich dieß Schweigen nicht mehr brechen!
Es fleht mich an mit flehender Geberde
Das ſtumme Bild und drängt mich noch zu ſprechen:
Warum, o Erde, hatt'ſt du keinen Mund
Und warſt ſo träg', die Frevelthat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit ſtummem Glanz erfüllen,
Iſt das Verbrechen auch mit euch im Bund?
Kann nur der Menſch, was er geſehn, enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falſcher Eidſchwur und ein feiger [illegible]
Laß mich nicht ſterben, Gott, in meinen Sünden.
Nimm dieſe Laſt von der gedrückten Seele
Und laß dieß Blatt den rechten Leſer finden,
Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich geſehn, und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Frevelthat verhehle.
Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann kräft'ger der Gedanke ſich entzündet;
Als einſam ich beim Wort des Herrn gewacht,
Auf das am nächſten Morgen ich's verkündet'!
Daß unverſehns zwo dräuende Geſtalten,
(Wie es geſchehn, hab' ich noch nie ergründet)
Indem ich ſinnend ſitz', vor mir halten,
Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte.
Wo war't ihr da, ihr ſchirmenden Gewalten?
War abgewendet eure heil'ge Rechte,
Den Frommen eine feſte Burg und Mauer
Vor böſem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon ſank ich in des ſtarren Todes Trauer;
Die Seele wandte ſich zum ew'gen Lichte,
Die Glieder aber löste kalter Schauer.
Doch während ſo das Härt'ſte ich erdichte,
Das Aeußerſte zu dulden ſchon mich rüſte,
Geſchah es mir, wie ich wahrhaft berichte.
Es iſt ein Ort nicht fern der Meeresküſte,
Verwittert ſteht der Kirche alt Gemäuer
In des Gefildes dürrer ſand'ger Wüſte,
Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbrand
Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.
Dahin zu kommen in dem nächt'gen Strand
Befahl der Eine: „Willſt die Glieder laben,
So folge mir zu ſpätem Hochzeitſchmaus.
Du kannſt das wohl nicht alle Tage haben."
Der Andre ſprach: „Nimm dieſes Gold und eile;
Wo nicht, ſo biſt du morgen ſchon begraben."
Indem ich mich bedenkend noch verweile,
Werd' mit Gewalt und Dräu'n ich fortgezogen;
Der Weg iſt wohl von einer halben Meile.

Die Sterne ſtanden an des Himmels Bogen,
Sonſt war die Nacht von keinem Lichte heiter
Und fernher tosten dumpf die Meereswogen.
Doch unſres Weges einz'ger ſichrer Leiter
War ſeiner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn ſchnell durch's Dunkel gingen die Begleiter.
Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reiſe, hielten die Gefährten;
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie ſprachen mit einander durch Geberden,
Traun gaben ſie den Augen eine Hülle,
Wodurch ſie nur die inn're Nacht vermehrten.
Ich wurde nun in meiner Seele ſtille
Und wiederholte gläubig ſtets die Worte
Voll Troſt und Kraft: Herr, es geſcheh' dein Wille!
Und bald gelangt' ich zu dem ſtillen Orte,
Wohin ſo oft voll Andacht ich gegangen,
Und auf ein Zeichen öffnet ſich die Pforte.
Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet kenn' ich alle Schritte
Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.
Ich hört' verſtändlich, als wären's Menſchentritte,
Und leiſe Laute durch die Stille ſchweben,
Doch hatt' ich Muth zur Deutung nicht, noch Bitte.
Jetzt aber ſchien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meiſter
Und dachte: nun wird ſich's zum Ende geben.
Es machte Furcht und Schrecken ſelbſt mich dreiſter,
Daß ich die Stimme herzhaft ſo erhoben:
„Seyd abgeſchiedne ihr, doch gute Geiſter,
Die Gott den Herrn und Jeſum Chriſtum loben,
So ſprecht, was treibt euch noch, zurückzukehren
In dieſe Welt von jener Welt dort oben?
Doch ſeid ihr nicht aus jenen ſel'gen Sphären,
Wer gab euch Macht, euch alſo zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieſes Orts zu ſtören?"
Doch hört' ich, kaum war dieß vergönnt zu ſprechen,
Ein ſchrecklich Wort mir an das Ohr getragen
Und ſtark wie Ketten durch das Herz mir brechen.
Es galt nicht weiter Fragen mehr noch Klagen,
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn ſelbſt die Kraft des Wollens war zerſchlagen.
Die Hülle fällt und ſchon ſteht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare
Und wartend auf den prieſterlichen Segen;
Das Mädchen mit dem friſchen Kranz im Haare,
Zwar ſchön, doch bleich, als käm ſie aus dem Grab,
Der Jüngling in der erſten Blüt' der Jahre.
Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein friſch geöffnet Grab.
Und nah' und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals ſonſt geweſen.
Es waren eigne ſeltſame Geſichter,
Worin man glaubt, ein fernes Land zu leſen:
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern
So fremd und unbekannt war Tracht und Weſen.
Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton, als ſonderbare Klänge,
Dergleichen auch den ſtärkſten Sinn erſchüttern.
Und als verſtummen Orgel und Geſänge,
An Sprach' und Weiſe keinen zu vergleichen,
Sah ich zum Altar drängen ſich die Menge,
Das Mädchen gegen mich ſich freundlich neigen,
Mit einem Blick — ich werd' ihn immer ſchauen —
Und dieſer Blick ſchien mir ein willig Zeichen.
Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
Des Mädchens kalte todtenblaſſe Hand,
Um ſie dem ſchönen Jüngling anzutrauen.
Wie war's, daß ich das Zittern nicht verſtand,
Als ihre Hand zu ſeiner ſich gewendet?
Und warum knüpft' ich ſolch unſelig Band?
Kaum war der letzte Segensſpruch vollendet,
(In griech'ſcher Zunge, wie man mir befohlen)
So wurden mir die Augen neu verblendet,
Woraus ſich Thränen nicht umſonſt geſtohlen.
So ſchied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann ließen ſie ein Crucifix ſich holen,
Auf das ich mußt' mit heller Stimm' und laut
Ein ewig Schweigen dieſer Nacht geloben,
Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
Dieß war mir noch die härteſte der Proben,
Und als auch dieſen Zwang ich überſtanden,
Ward ich zur Kirche ſtill hinausgeſchoben.
Nun frei, löſt' ich ſogleich mich von den Banden,
So mir die Augen ſtarr und feſt umzogen,
Die ſich alsbald empor zum Himmel wandten.
Die Sterne ſtanden noch am Himmelsbogen,
Sie ſahen auf des alten Dorfes Trümmer
Und näher brausten laut die Meereswogen;
Und in der Kirche war noch ſchwacher Flimmer,
Doch bald drauf ſah ich's dunkel drinnen werden,
Und es erſtarb des Lichtes letzter Schimmer.
So legt', ermüdet von der Nacht Beſchwerden,
Kraftlos und ſchwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Noch eine Weile und ich hör' ein Schallen:
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber,
Es dauchte mir, als wär' ein Schuß gefallen.
Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
In allen Gliedern ſchien es mich zu packen,
Ich ſah noch Einmal in die Nacht hinüber,
Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und fliehend ſchnell durch Dornen, Schilf und Moor,
Als ſäße Tod und Hölle mir im Nacken,
Kam ich vor meines Hauſes offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltſam nieder,
Doch früh am Morgen riß es mich empor.
Nicht Ruh' noch Raſt für die zerſchlagnen Glieder:
Noch eh' die Sonn' emporſtieg an dem Himmel,
Stand ich ſchon vor der alten Kirche wieder.
Verſchwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel,
Die Kirche färbte ſich mit goldnem Saume,
Es legte ſich der Sinne wild Getümmel.
Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume.
War es des heitern Morgens friſche Kühle,
Die alte Still' in dieſem heil'gen Raume,
War es der Troſt der himmliſchen Gefühle,
Die dieſer Ort ſo oft auf mich ergoſſen
In mancher Leiden ſchwerer, banger Schwüle?
Mir war die Nacht wie ein Geſicht zerfloſſen.
Zur Reue war das Herz dem Glauben offen,
Und ſchon hatt' ich die Kirche aufgeſchloſſen.
Der erſte Punkt, auf den das Aug' getroffen,
Iſt jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
Ich grabe hin und öffn' es ſtark im Hoffen,
So tief iſt mir das Zutrau'n eingedrückt —
Ich öffn' und ſchaue — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt!
Die bleiche Braut, ſo ich dem Tod verbunden.
Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
Nicht ſchwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran ſo viele Qualen ſaugen,
Was hinderte dich damals abzuſterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,
Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmälig mich zerſtören,
Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?
Und ſo viel Jahre mußt' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
Und ſo mir ſelbſt den Weg zu Gott verwehren!
Indeß der Tod ſchon meine Stunden zählet
Und vor mich ſtellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einſt vermählet.
O ſelig Jeder, welchem ſanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewiſſen
In inn'rer Bruſt der Friede Gottes quillt!

Den dieſen Frieden mußt' ich lange miſſen.
O Quell des Heiles, unerſchöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme fließen!
Wend' ab von mir den lang' getragnen Zorn,
Laß ſchlafen endlich, laß ſich endlich brechen
Des Herzens Noth und des Gewiſſens Dorn.
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen.
Nun neigt dich auch des Sünders flehen Bitten.
Laß dieſe Schrift zur fernen Zukunft ſprechen
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten.

## 43

## Heinrich von Kleiſt.

### 1

### Das Käthchen von Heilbronn.

(Act 4. Scene 2.)

Schloß Wetterſtral. Platz, bloß mit Bäumen bepflanzt, am äußeren zerfallenen Mauerring der Burgen. Vorn ein Hollunderſtrauch, der eine Art von natürlicher Laube bildet, worunter von Feldſteinen, mit einer Strohmatte bedeckt, ein Sitz. An den Zweigen ſieht man ein Hemdchen und ein Paar Strümpfe u. ſ. w. zum Trocknen aufgehängt. Käthchen liegt und ſchläft. Der Graf vom Stral tritt auf.

Graf vom Stral.

Gottſchalk hat mir geſagt, daß Käthchen wäre wieder da. Kunigunde zog eben, weil ihre Burg niedergebrannt iſt, in die Thore der meinigen ein; da kommt er und ſpricht: unter dem Hollunderſtrauch läge ſie wieder da und ſchliefe; und hat mich mit thränenden Augen, ich möchte ihm doch erlauben, ſie in den Stall zu nehmen. Ich ſagte, bis der alte Vater, der Theobald, ſie aufgefunden, würd' ich in der Herberge ihr ein Unterkommen verſchaffen; und indeſſen hab' ich mich herabgeſchlichen, um einen Entwurf mit ihr auszumitteln. — Ich kann dieſem Jammer nicht mehr zuſehen. Dies Mädchen, beſtimmt, den herrlichſten Bürger von Schwaben zu beglücken, wiſſen will ich, warum ich verdammt bin, ſie, einer Metze gleich, mit mir herumzuführen; wiſſen, warum ſie hinter mir herſchreitet, einem Hunde gleich, durch Feuer und Waſſer, mir Elenden, der Nichts für ſich hat, als das Wappen auf ſeinem Schild. — Es iſt mehr, als der bloße ſympathetiſche Zug des Herzens; es iſt irgend von der Hölle angefacht, ein Wahn, der in ihrem Buſen ſein Spiel treibt. So oft ich ſie gefragt habe: Käthchen! Warum erſchrakſt du doch ſo, als du mich zuerſt in Heilbronn ſahſt? hat ſie mich immer zerſtreut angeſehen und dann geantwortet: Ei, geſtrenger Herr! Ihr wißt's ja! — — — Dort iſt ſie! — Wahrhaftig, wenn ich ſie ſo daliegen ſehe mit rothen Backen und verſchränkten Händchen, ſo kommt die ganze Empfindung der Weiber über mich und macht meine Thränen fließen. Ich will gleich ſterben, wenn ſie mir nicht die Peitſche vergeben hat — ach! was ſag' ich? wenn ſie nicht im Gebet für mich, der ſie mißhandelte, eingeſchlafen! — — — Doch raſch, ehe Gottſchalk kommt und mich ſtört. Dreierlei hat er mir geſagt: einmal, daß ſie einen Schlaf hat, wie ein Murmelthier; zweitens, daß ſie, wie ein Jagdhund, immer träumt, und drittens, daß ſie im Schlaf ſpricht; und auf dieſe Eigenſchaften hin will ich meinen Verſuch gründen. — Thue ich eine Sünde, ſo mag ſie mir Gott verzeihen.

(Er läßt ſich auf den Knieen vor ihr nieder und legt ſeine beiden Arme ſanft um ihren Leib. — Sie macht eine Bewegung, als ob ſie erwachen wollte, liegt aber gleich wieder ſtill.)

Gr. v. Stral.

Käthchen, ſchläfſt du?

Käthchen.

Nein, mein verehrter Herr.
(Pauſe.)

Gr. v. Stral.

Und doch ſind dir die Augenlider zu.

Käthchen.

Die Augenlider?

Gr. v. Stral.

Ja, und feſt, dünkt mich.

Käthchen.

Ach, geh!

Gr. v. Stral.

Was? Nicht? Du hätt'ſt die Augen auf?

Käthchen.

Groß auf, ſo weit ich kann, mein beſter Herr;
Ich ſeh dich ja, wie du zu Pferde ſitzt.

Gr. v. Stral.

So! — Auf dem Fuchs — nicht?

Käthchen.

Nicht doch! Auf dem Schimmel.
(Pauſe.)

Gr. v. Stral.

Wo biſt du denn, mein Herzchen? Sag mir an.

Käthchen.

Auf einer ſchönen grünen Wieſe bin ich,
Wo Alles bunt und voller Blumen iſt.

Gr. v. Stral.

Ach, die Vergißmeinnicht! Ach, die Kamillen!

Käthchen.

Und hier die Veilchen; ſchau! ein ganzer Buſch.

Gr. v. Stral.

Ich will vom Pferde niederſteigen, Käthchen,
Und mich in's Gras ein wenig zu dir ſetzen?
— Soll ich?

Käthchen.

Das thu, mein hoher Herr.

Gr. v. Stral (als ob er riefe).

He, Gottſchalk! —
Wo laß ich doch das Pferd? — Gottſchalk! Wo biſt du?

Käthchen.

Je, laß es ſtehen. Die Lieſe läuft nicht weg.

Gr. v. Stral (lächelt).

Meinſt du? — Nun denn, ſo ſei's!
(Pauſe. — Er raſſelt mit ſeiner Rüſtung.)
Mein liebes Käthchen.

(Er faßt ihre Hand.)

Käthchen.

Mein hoher Herr!

Gr. v. Stral.

Du biſt mir wohl recht gut.

Käthchen.

Gewiß, von Herzen.

Gr. v. Stral.

Aber ich — was meinſt du?
Ich nicht?

Käthchen (lächelnd).

O Schelm!

Gr. v. Stral.

Was, Schelm! Ich hoff' —?

Käthchen.

O geh! —
Verliebt ja, wie ein Käfer, biſt du mir.

Gr. v. Stral.

Ein Käfer! Was! Ich glaub' du biſt —?

Käthchen.

Was ſagſt du?

Gr. v. Stral (mit einem Seufzer).

Ihr Glaub' iſt, wie ein Thurm, ſo feſt gegründet! —
Sei's! Ich ergebe mich darein. — Doch Käthchen,
Wenn's iſt, wie du mir ſagſt —

Käthchen.

Nun? Was beliebt?

Gr. v. Stral.

Was, ſprich, was ſoll daraus werden?

Käthchen.
Was daraus ſoll werden?
Gr. v. Stral.
Ja! haſt du's ſchon bedacht?
Käthchen.
Je nun.
Gr. v. Stral.
Was heißt das?
Käthchen.
Zu Oſtern, übers Jahr, wirſt du mich heuern.
Gr. v. Stral (das Lachen verbeißend).
So! Heuern! In der That! Das wußt' ich nicht!
Katheinchen, ſchau! — Wer hat dir das geſagt?
Käthchen.
Das hat die Mariane mir geſagt.
Gr. v. Stral.
So! Die Mariane! Ei! — Wer iſt denn das?
Käthchen.
Das iſt die Magd, die ſonſt das Haus uns fegte.
Gr. v. Stral.
Und die, die wußt' es wiederum — von wem?
Käthchen.
Die ſah's im Blei, das ſie geheimnißvoll
In der Sylveſternacht mir zugegoſſen.
Gr. v. Stral.
Was du mir ſagſt! Da prophezeite ſie —?
Käthchen.
Ein großer, ſchöner Ritter würd' mich heuern.
Gr. v. Stral.
Und nun meinſt du ſo friſchweg, das ſei ich?
Käthchen.
Ja, mein verehrter Herr.
(Pauſe.)
Gr. v. Stral (gerührt).
Ich will dir ſagen,
Mein Kind, ich glaub', es iſt ein Anderer.
Der Ritter Flammberg. Oder ſonſt — Was meinſt du?
Käthchen.
Nein, nein!
Gr. v. Stral.
Nicht?
Käthchen.
Nein, nein, nein!
Gr. v. Stral.
Warum nicht? Rede!
Käthchen.
Als ich zu Bett ging, da das Blei gegoſſen,
In der Sylveſternacht, bat ich zu Gott,
Wenn's wahr wär, was mir die Mariane ſagte,
Möcht' er den Ritter mir im Traume zeigen.
Und da erſchienſt du ja, um Mitternacht,
Leibhaftig, wie ich jetzt dich vor mir ſehe,
Als deine liebe Braut mich zu begrüßen.
Gr. v. Stral.
Ich wär' dir —? Herzchen! Davon weiß ich Nichts.
— Wann hätt' ich dich —?
Käthchen.
In der Sylveſternacht —
Wenn wiederum Sylveſter kommt, zwei Jahr.
Gr. v. Stral.
Wo? In dem Schloß zu Stral?
Käthchen.
Nicht! In Heilbronn,
Im Kämmerlein, wo mir das Bette ſteht.
Gr. v. Stral.
Was du da ſchwatzt, mein liebes Kind! — Ich lag
Und obenein todtkrank im Schloß zu Stral.
(Pauſe — Sie ſeufzt, bewegt ſich und lispelt Etwas).
Gr. v. Stral.
Was ſagſt du?
Käthchen.
Wer?
Gr. v. Stral.
Du.
Käthchen.
Ich? Ich ſagte Nichts.
Gr. v. Stral (für ſich).
Seltſam, beim Himmel! In der Sylveſternacht —
(er träumt vor ſich nieder)
— Erzähl' mir doch Etwas davon, mein Käthchen!
Kam ich allein?
Käthchen.
Nein, mein verehrter Herr.
Gr. v. Stral.
Nicht? — Wer war bei mir?
Käthchen.
Ach, ſo geh!
Gr. v. Stral.
So rede!
Käthchen.
Das weißt du nicht mehr?
Gr. v. Stral.
Nein, ſo wahr ich lebe.
Käthchen.
Ein Cherubim, mein hoher Herr, war bei dir,
Mit Flügeln, weiß wie Schnee, auf beiden Schultern,
Und Licht — o Herr! das funkelte! das glänzte! —
Der führt' an ſeiner Hand dich zu mir ein.
Gr. v. Stral (ſtarrt ſie an).
So wahr als ich will ſelig ſein, ich glaube,
Da haſt du recht!
Käthchen.
Ja, mein verehrter Herr!
Gr. v. Stral (mit beklemmter Stimme).
Auf einem härnen Kiſſen lagſt du da,
Das Bettuch weiß, die wollne Decke roth?
Käthchen.
Ganz recht, ſo war's!
Gr. v. Stral.
Im bloßen leichten Hemdchen?
Käthchen.
Im Hemdchen? — Nein.
Gr. v. Stral.
Was! Nicht?
Käthchen.
Im leichten Hemdchen?
Gr. v. Stral.
Mariane, riefſt du?
Käthchen.
Mariane, rief ich!
Geſchwind! Ihr Mädchen! Kommt doch her! Chriſtine!
Gr. v. Stral.
Sahſt groß mit ſchwarzem Aug' mich an?
Käthchen.
Ja, weil ich glaubt', es wär ein Traum.
Gr. v. Stral.
Stiegſt langſam,
An allen Gliedern zitternd, aus dem Bett
Und ſankſt zu Füßen mir —?
Käthchen.
Und flüſterte —
Gr. v. Stral (unterbricht ſie).
Und flüſterteſt, mein hochverehrter Herr!
Käthchen (lächelnd).
Nun! Siehſt du wohl? — Der Engel zeigte dir —
Gr. v. Stral.
Das Mal — Schützt mich, ihr Himmliſchen! Das
haſt du?
Käthchen.
Je freilich!
Gr. v. Stral (reißt ihr das Tuch ab).
Wo? Am Halſe?
Käthchen (bewegt ſich).
Bitte, bitte.
Gr. v. Stral.
O ihr Urewigen! — Und als ich jetzt,
Dein Kinn erhob, ins Antlitz dir zu ſchauen?

Käthchen.
Ja, da kam die unſelige Mariane
Mit Licht — — — und Alles war vorbei;
Ich lag im Hemdchen auf der Erde da
Und die Mariane ſpottete mich aus.
Gr. v. Strahl.
Nun ſteht mir bei, ihr Götter! ich bin doppelt!
Ein Geiſt bin ich und wandele zur Nacht!
(Er läßt ſie los und ſpringt auf.)
Käthchen (erwacht).
Gott, meines Lebens Herr! Was widerfährt mir!
(Sie ſteht auf und ſieht ſich um.)
Gr. v. Strahl.
Was mir ein Traum ſchien, nackte Wahrheit iſt's:
Im Schloß zu Strahl, todtkrank am Nervenfieber
Lag ich darnieder und hinweggeführt
Von einem Cherubim, beſuchte ſie
Mein Geiſt in ihrer Klauſe zu Heilbronn!
Käthchen.
Himmel! Der Graf!
(Sie ſetzt ſich den Hut auf und rückt ſich das Tuch zurecht.)
Gr. v. Strahl.
Was thu' ich jetzt? Was laß ich?
(Pauſe.)
Käthchen (fällt auf ihre beiden Kniee nieder).
Mein hoher Herr, hier lieg' ich dir zu Füßen,
Gewärtig deſſen, was du mir verhängſt!
An deines Schloſſes Mauer fandſt du mich,
Trotz des Gebots, das du mir eingeſchärft;
Ich ſchwör's, es war, ein Stündchen nur zu ruhn,
Und jetzt will ich gleich wieder weiter gehn.
Gr. v. Strahl.
Weh mir! Mein Geiſt, von Wunderlicht geblendet,
Schwankt an des Wahnſinns grauſem Hang umher!
Denn wie begreif' ich die Verkündigung,
Die mir noch ſilbern wiederklingt im Ohr,
Daß ſie die Tochter meines Kaiſers ſei?
Gottſchalk (draußen).
Käthchen, He, junge Maid!
Gr. v. Strahl (erhebt ſie raſch vom Boden)
Geſchwind erhebe dich!
Mach dir das Tuch zurecht! Wie ſiehſt du aus?

## 2.

## Der Schrecken im Bade.

### Idyll.

Johanna.
Fritz, doch von Liſt durchtrieben iſt die Grethe,
Wie Kein' im Dorf mehr! „Mütterchen,“ ſo ſpricht ſie,
Und gleich, als ſcheute ſie den Thau der Nacht,
Knüpft ſie ein Tuch geſchäftig ſich um's Kinn:
„Laß doch die Pforte mir, die hintre, offen;
Denn in der Hürd' ein Lamm erkrankte mir,
Dem ich Lavendelöl noch reiben muß.“
Und huſch! ſtatt nach der Hürde, die Verrätherin,
Drückt ſie zum Seegeſtade ſich hinab. —
Nun heiß, fürwahr, als ſollt' er Ernten reifen,
War dieſer Tag des Mai und Blumen gleich
Fühlt jedes Glied des Menſchen ſich erſchlafft. —
Wie ſchön die Nacht iſt! Wie die Landſchaft rings
Im milden Schein des Mondes ſtill erglänzt!
Wie ſich der Alpen Gipfel umgekehrt
In den kryſtallnen See darnieder tauchen.
Wenn das die Gletſcher thun, ihr guten Götter,
Was ſoll der arme herzentglühte Menſch?
Ach! Wenn es nur die Sitte mir erlaubte,
Vom Ufer ſänk' ich ſelbſt herab u[illegible]älzte
Wolluſtig, wie ein Hecht, mich [illegible]r Flut!
Margarethe.
Fritz! — Faßt nicht Schrecken, wie des Todes, mich!
— Fritz, ſag' ich, noch einmal: Maria — Joſeph!
Wer ſchwatzt dort in der Fliederhecke mir?
— Seltſam, wie kurz die Silberpappel flüſtert!
Huſch und Lavendelöl und Hecht und Sitte:
Als ob's von ſeinen rothen Lippen käme!
Fern im Gebirge ſteht der Fritz und lauert
Dem Hirſch auf, der uns jüngſt den Mais zerwühlte!
Doch hätt' ich nicht die Büchſ' ihn greifen ſehen,
Ich hätte ſchwören mögen, daß er's war. —
Johanna.
Gewiß! Diana, die mir unterm Spiegel,
Der Keuſchheit Göttin, prangt, im goldnen Rahmen
Die Hunde liegen lechzend ihr zur Seite;
Und Pfeil und Bogen gibt ſie, jagdermüdet,
Den jungen Nymphen hin, die ſie umſtehen;
Sie wählte ſich, der Glieder Duft zu friſchen,
Verſtändiger den Grottenquell nicht aus.
Hier hätt' Aktäon ſie, der Menſchen Keckſter,
Niemals entdeckt und ſeine junge Stirn
Wär ungehörnt, bis auf den heut'gen Tag.
Wie einſam hier der See den Felſen klatſcht!
Und wie die Ulme, hoch vom Felſen her,
Sich niederbeugt, von Epheu umrankt und Flieder,
Als hätt' ein Eiferſücht'ger ſie verwebt,
Daß ſelbſt der Mond mein Gretchen nicht und nicht,
Wie ſchön ſie Gott der Herr erſchuf, kann ſehn!
Margarethe.
Fritz!
Johanna.
Was begehrt mein Schatz!
Margarethe.
Abſcheulicher!
Johanna.
O Himmel, wie die Gute taucht! O ſeht doch,
Wie das Gewäſſer heftig mit Geſtrudel,
Sich über ihren Kopf zuſammenſchließt!
Nichts, als das Haar vom ſeidnen Band umwunden,
Schwimmt mit den Spitzen glänzend oben hin!
In Halle ſah ich drei Halloren tauchen,
Doch das iſt Nichts, ſeit ich die Magd erblickt!
Ei Mädel! Du erſtickſt ja! Margarethe.
Margarethe.
Hilf! Rette! Gott mein Vater!
Johanna.
Nun! Was gibt's? —
Ward, ſeit die Welt ſteht, ſo Etwas erlebt!
Krieg ich's, ſo ſchon doch her, der junge Jäger,
Der morgen dich, du weißt, zur Kirche führet. —
Umſonſt! Sie geht ſchon wieder in den Grund!
Wenn wiederum die Nacht ſinkt, kenn' ich ſie
Auswendig, bis zur Sohl' herab, daß ich's
Ihr, mit geſchloſſ'nem Aug' beſchreiben werde:
Und heut, von ohngefähr belauſcht im Bade,
Thut ſie, als wollte ſie den Schleier nehmen:
Und nie erſchaut von Männeraugen ſein.
Margaretha.
Entſetzlicher! Pfui, Häßlicher!
Johanna.
Nun endlich!
In dein Geſchick doch endlich fügſt du dich.
Du ſetzeſt dich, wo rein der Kiesgrund dir,
Dem Golde gleich, erglänzt und hältſt mir ſtill.
Warum, mein Herzenskind, auch bebteſt du?
Der See iſt dir, der weite, ſtralende,
Ein Mantel, in der That ſo züchtiglich,
Als jener ſammtene, verbrämt mit Gold,
Mit dem du Sonntags in der Kirch' erſcheinſt.
Margarethe.
Fritz, liebſter aller Menſchen, hör' mich an.
Willſt du mich morgen noch zur Kirche führen?
Johanna.
Ob ich das will?
Margaretha.
Gewiß? begehrſt du das?

Johanna.
Ei, allerdings! Die Stick' iſt ja beſtellt.
Margarethe.
Nun geh, ſo geh' ich, lege dein Käſtig weg!
Geh' gleich vom Tiſch, ſchleunig, augenblicklich!
Laß mich allein!
Johanna.
Ach, wie die Schultern glänzen,
Ach, wie die Arme, als ſäh' ich ſie im Traum,
Hervorgehn ſchimmernd, wenn die Welle ſinkt!
Ach, wie das Haar der Nixchen, reich verſchränkt
Das ganze Kind, als wär's aus Wachs gegoſſen,
Wie auf dem Seegrund ſchwebend aufrecht halten!
Margarethe.
Nun denn, es mag die Jungfrau mir verzeihn!
Johanna.
Du ſiehſt heraus? Ach, Gretchen! Du erſchreckſt mich!
Hier an den Erlbaum drück' ich das Geſicht
Und obendrein noch ſchließ' die Augen zu.
Denn Alles, traun, auf Erden möcht' ich lieber,
Als mein geliebtes Herzenskind erzürnen.
Geſchwind, geſchwind! Das Hemdchen hier — da liegt es!
Das Röckchen jetzt, das blaugeſtreifte!
Die Strümpfe auch, die ſeidnen, und auch die Bänder,
Worin ein flammend Herz verzeichnet iſt!
— Und noch das Tuch! Nun, Gretchen, biſt du fertig?
Kann ich mich wenden, Kind?
Margarethe.
Schamloſe, du!
Geh hin und ſuche für dein Bett dir morgen,
Welch eine Dirn im Orte dir gefällt.
Mich, wahrlich, wirſt du nicht zur Kirche führen!
Denn wiſſe: welchen Aug' mich nackt geſehn,
Sieht weder nackt mich noch bekleidet wieder!
Johanna.
Gott, Herr, mein Vater, in ſo großer Noth
Bleibt auf der Welt zum Troſt mir Nichts, als Eines.
Denn in das Brautbett morgen möcht' ich wohl,
Was leugnet ich's; doch Herzchen, wiſſ' auch du:
In Sigismunds, des Großwechslers, nicht in deins.
Margarethe.
Was ſagſt du?
Johanna.
Was?
Margarethe.
Sieh da, die Schäferin!
Johanna iſt's, die Magd, in Arigens Kleidern!
Und ich, in eines Ritters Pelz geſteckt,
Mit Arigens tiefer Männerſtimme mich!
Johanna.
Ha, ha, ha, ha!
Margarethe.
Das hätt' ich wiſſen ſollen!
Das hätte mir, als ich im Waſſer lag,
Der kleine Finger zuckend ſagen ſollen!
So hört' ich, als du ſprachſt: „Ei ſieh, die Nixe!
Wie ſie ſich wälzet!" „Nur: Was meinſt du, Kind;
Soll ich herab zu dir zum Ufer ſteigen?"
Geſagt: „Komm her, mein lieber Fritz, warum nicht?
Der Tag war heiß, erfriſchend iſt das Bad
Und auch an Platz für Beide fehlt es nicht:"
Daß du zu Schanden würd'ſt, du Unverſchämte,
An mir, der dreimal Aergeren, geworden.
Johanna.
So! Das wär' ſchön geweſen! Ein züchtig Mädchen, wiſſe,
Soll über ſolche Dinge niemals ſcherzen;
So lehrt es irgendwo ein ſchwarzes Buch. —
Doch zeigt das Mieder her; ich will es neſteln:
Daß er im Ernſt uns nicht, indeß wir ſcherzen,
Fritz hier, der Narr, lauſchend überraſche.
Denn auf dem Rückweg ſchleicht er hier vorbei,
Und ſchade wär es doch — nicht wahr, mein Gretchen?
Müßt' er dich auch geſchauet nie wieder ſehn.

---

## 44.

## Friedrich Max v. Schenkendorf.

### 1.

### Der Landſturm.

Die Feuer ſind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windesbraut, ſei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!
O zeuch durch unſre Felder
Und reinige das Land,
Durch unſre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott geſandt!
Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberiſch umwoben
Von blauem Wolkenduft,
Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtsvolle Schar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!
Die Wetter oft ſich brachen
Von eurem Glockenklang;
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt wie Brautgeſang.
Das Land iſt aufgeſtanden,
Ein herrlich Opferfeſt —
Iſt frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr feſt.
Wo, Tod, ſind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In dieſem heil'gen Krieg?
Beſchritten iſt der Grenze
Geweihter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.
Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchſte Gut,
Wir ſetzen dran, wir geben
Mit Freuden unſer Blut.
Du liebende Gemeine,
Wie ſonſt am Tiſch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich ſtrahlt dein Stern!
Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Loſung Jubelton:
„Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter,
Hie Schwert des Herrn und Gideon!"

### 2.

### Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.
Magſt du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führeſt deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?
Auch bei grünen Bäumen,
In dem luſt'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Iſt dein Aufenthalt.
Ach, [illegible] ein Leben,
Wenn [illegible] weht und klingt,
Wenn dein ſtilles Weben
Wonnig uns durchdringt;
Wenn die Blätter rauſchen

Süßen Freundes Gruß,
Wenn wir Blicke tauſchen,
Liebeswort und Kuß.
Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf;
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnſucht auf.
Aus den ſtillen Kreiſen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweiſen,
Was es denkt und minnt.
Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.
Wo ſich Gottes Flamme
In ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig ſich verbinden,
Weilt ein frei Geſchlecht.
Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
Zu dem Licht empor.
Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebſten fallen,
Wenn die Freiheit ruft;
Das iſt rechtes Glühen,
Friſch und roſenroth,
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.
Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb und Luſt,
Wolleſt gern dich ſenken
In die deutſche Bruſt.
Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
Dir die deutſche Art.

### 3.

### Der Straßburger Münſter.

In Straßburg ſteht ein hoher Thurm
Der ſteht viel hundert Jahr
Es weht um ihn ſo mancher Sturm,
Er bleibet feſt und klar.
So war auch wohl die fromme Welt,
Die ſolches Werk gedacht,
Zu dem ſie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.
Wie ſich, ein ew'ges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem, ein heller, ſchlanker Stral,
Der Thurm gen Himmel ſtrebt
So war auch einſt das deutſche Reich,
So war der deutſche Mann,
Auf ſtarkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.
Und wie den feſten Bau umgibt
Die ſchöne Heil'genwelt,
So hatte Jeder, was er liebt',
In ihren Schutz geſtellt.
Wir wollen vor dem Altar [illegible]
Ein fromm Gelübde th[illegible]
Daß nimmermehr ſoll [illegible]es Joch
Auf deutſchem Nacken ruhn.
Wir ſprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünſtiges Gebet,
Daß Gott der Deutſchen ſtarker Hort
Verbleibe fort und fort.
Daß, wie der Thurm, der deutſche Sinn
Entwachſe ſeiner Zeit
Und nach dem Himmel ſtrebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.
Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unſern Blick
Und ſchauen nach des Wasgau's Höhn,
Wie nach dem Thurm, zurück.
Die Bundesfahn' in Feindesland?
Der Thurm in welſcher Macht?
O nein! ſie ſtand voraus geſandt
Als kühne Vorderwacht.
Wir retten euch, wir haben's Eil,
Vergaß euch doch kein Herz,
O Wolkenſäul', o Feuerſäul',
Schaut immer heimatwärts.

### 4.

### Das Lied vom Rhein.

Es klingt ein heller Klang,
Ein ſchönes deutſches Wort
In jedem Hochgeſang
Der deutſchen Männer fort;
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutſche Herz geſchworen. —
Wie oft ſein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.
Das iſt der heil'ge Rhein,
Ein Herrſcher, reich begabt,
Deß Name ſchon, wie Wein,
Die treue Seele labt.
Es regen ſich in allen Herzen
Viel vaterländ'ſche Luſt und Schmerzen,
Wenn man das deutſche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felſenkind.
Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von ſeinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Feſſeln lag der Held geſchlagen;
Sein Zürnen und ſein ſtolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauſcht,
Von Geiſterſchauern hehr umrauſcht.
Was ſang der alte Held? —
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, ſchnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht.
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willſt du nimmer wieder kehren,
Mein, ach! geſtorbenes Geſchlecht
Und mein gebrochnes, deutſches Recht?
„O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutſchland vor mir lag
Und auf und ab am Ufer wallten
Die ſtolzen adligen Geſtalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!
„Es war ein frommes Blut
In jener Rieſenzeit,
Voll kühnem Leuen Muth
Und mild als eine Maid;
Man ſingt es noch in ſpäten Tagen,
Wie den erſchlug der arge Hagen:
Was ihn zu ſolcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's verſenkt.
„Du Sänger! wache fort!
Bald iſt dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort

Erbebt wohl, wann er ſoll.
Es wird in dir die Seele grauſen,
Wann meine Schrecken dich umbrauſen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!"
Erfüllt iſt jenes Wort:
Der König iſt nun fort,
Der Nibelungen Hort
Erhebt und glänzet neu!
Es ſind die alten deutſchen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutſche Kaiſerthum!
Wir huld'gen unſerm Herrn,
Wir trinken ſeinen Wein,
Die Freiheit ſei der Stern!
Die Loſung ſei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue ſchwören:
Wir müſſen ihm, er uns gehören!
Vom Felſen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer.

## 45.

# Karl Theodor Körner.

## 1.

## Aufruf.

Friſch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du ſollſt den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Friſch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat iſt reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchſte Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gaſſe! — Waſch' die Erde,
Dein deutſches Land, mit deinem Blute rein!
Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen;
Es iſt ein Kreuzzug, 's iſt ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen;
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winſeln deiner Greiſe ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter ſchreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.
Zerbrich die Pflugſchar, laß den Meißel fallen,
Die Leier ſtill, den Webſtuhl ruhig ſtehn!
Verlaſſe deine Höfe, deine Hallen! —
Vor deſſen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will ſein Volk in Waffenrüſtung ſehn;
Denn einen großen Altar ſollſt du bauen
In ſeiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert ſollſt du die Steine hauen,
Der Tempel gründe ſich auf Heldentod.
Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht geſtählt;
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wolluſt fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgſamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den ſchönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.
So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir erſtehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutſchen Sache,
O ruft ſie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luiſe, ſchwebe ſegnend um den Gatten;
Geiſt unſers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutſchen freien Heldenſchatten,
Mit uns, mit uns und unſrer Fahnen Flug!
Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch ſchlägt dein Herz, hoch wachſen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch ſtehſt du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht und ſchmücke
Auch unſre Urne mit dem Eichenkranz!

## 2.

## Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hör's näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſteren Reihn,
Und gellende Hörner ſchallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.
Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald
Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt,
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.
Wo die Reben dort glühen, dort brauſt der Rhein,
Der Wütherich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell, wie Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſt'gen Armen hinein
Und ſchwimmt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.
Was brauſt dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.
Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.
Die wilde Jagd und die deutſche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

## 3.

## Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heitres Blinken?
Schauſt mi[illegible] ſo freundlich an,
Hab' mei[illegible]ude dran. Hurrah!
„Mich trägt [illegible]ackrer Reiter,
Drum blink' ich auch ſo heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte ſehr." Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärſt du mir getraut,
Als eine liebe Braut. Hurrah!
„Dir hab' ich's ja ergeben,
Mein lichtes Eiſenleben,
Ach wären wir getraut!
Wann holſt du deine Braut?“ Hurrah!
Zur Brautnachtsmorgenröthe
Ruft feſtlich die Trompete;
Wenn die Kanonen ſchrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein. Hurrah!
„O ſeliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen,
Du, Bräut'gam hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich.“ Hurrah!
Was klirrſt du in der Scheide,
Du helle Eiſenfreude,
So wild, ſo ſchlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrſt du ſo? Hurrah!
„Wohl klirr' ich in der Scheide;
Ich ſehne mich zum Streite,
Recht wild und ſchlachtenfroh.
Drum Reiter, klirr' ich ſo.“ Hurrah!
„Laß mich nicht lange warten!
O ſchöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth
Und aufgeblühtem Tod.“ Hurrah!
So komm' denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus. Hurrah!
„Ach, herrlich iſt's im Freien,
Im rüſt'gen Hochzeitreihen,
Wie glänzt im Sonnenſtrahl
So bräutlich hell der Stahl!“ Hurrah! —
Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutſchen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm!
Nehmt's Liebchen in den Arm! Hurrah!
Erſt that es an der Linken
Nur ganz verſtohlen blinken:
Doch an die Rechte traut
Gott ſichtbarlich die Braut. Hurrah!
Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Kuß von Eiſen
An eure Lippe feſt.
Fluch! wer die Braut verläßt! Hurrah!
Nun laßt das Liebchen ſingen,
Daß helle Funken ſpringen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eiſenbraut! Hurrah!

### 4.

### Treuer Tod.

Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu ſtreiten,
Da zieht er noch vor ſeines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abſchied will er von ihr ſcheiden.
„O weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Troſt und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe.“
Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen,
Er ſammelt ſich zu ſeines Kaiſers Macht,
Und muthig blickt er auf die kleinen Reihen.
„Mich ſchreckt es nicht, was uns bedroht,
Und wenn ich auf der Wahlſtatt bliebe!
Denn freudig geh ich in den Tod
Für Vaterland und meine Liebe!“
Und furchtbar ſtürzt er in des Kampfes Gluth,
Und Tauſend fallen unter ſeinen Streichen,
Den Sieg verdankt man ſeinem Heldenmuth,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Strömt' hin, mein Blut, ſo purpurroth,
Dich röthen meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur, treu bis zum Tod,
Dem Vaterland und meiner Liebe.“

## 46.

## Ernſt Moritz Arndt.

### 1.

### Das Vaterlandslied.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? Iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe glüht?
Iſt's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland, iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland, Weſtphalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer, iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's, was der Fürſten Trug zerklaubt,
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
„So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt!“
Das ſoll es ſein,
Das, wackrer Deutſcher, ſoll es ſein!
Das iſt der Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt.
Das ſoll es ſein,
Das, wackrer Deutſcher, ſoll es ſein!
Das iſt der Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälſchen Tand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund.
Das ſoll es ſein,
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein,
O Gott vom Himmel, ſieh' darein,

Und gib uns ächten, deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein,
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

2.

### Das Feuerlied.

Aus Feuer ward der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein,
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenket ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!
Was ſoll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Waſſer, ohne Saft und Kraft,
Gemacht für Fröſche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Wurmerſchaft?
Für Menſchen muß es friſcher ſein,
D'rum ſchenket Wein und bringet Wein!
O Wonneſaft der edlen Reben,
O [illegible] für jede Pein,
Wie matt und wäßrig wär' das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenſchein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündeſt deine Lichter an!
Es wären Glaube, Liebe, Hoffen,
Und alle Herzensherrlichkeit
Im naſſen Jammer längſt erſoffen,
Und alles Leben hieße Leid,
Wärſt du nicht in der Waſſernoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod!
D'rum dreimal Ruf und Klang gegeben,
Ihr frohen Brüder, ſtimmet an:
Dem friſchen, kühlen Wein im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann.
Ruft Wein! Klingt Wein! Und aber Wein!
Und trinket aus und ſchenket ein!
Aus Feuer ward der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein!
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenket ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!

3

### Das Eiſenlied.

Gold ſchreit die feile Welt,
Und Gold macht feige Knechte;
Gold iſt auf Glanz geſtellt,
Sein Klang lähmt Mannes Rechte.
Drum lob' ich mir das Eiſen!
Ein ſchwarzes, braun Metall,
Thut's herrlich ſich erweiſen
Auch ohne Glanz und Schall.
Es ſtellt den Pflug in's Land,
Die Erde zu bezwingen;
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf ſchnellen Meeresſchwingen.
Es baut dem Menſchen Sitze,
Gräbt ihm das ſtille Grab!
Es zieht des Donn'rers Blitze
Aus dem Gewölk herab.
Wenn Zucht und Sitte ſtiebt
Und Männerzorn' erſchlaffen,
Wenn Trug für Ehre giebt
Und Gold gebeut für Waffen,
Wenn Uebermuth mit Jammer,
Mit Schmach erfüllt die Welt,
Schlägt drein der Eiſenhammer,
Es falle, was da fällt!
Dann wird's die ſchönſte Wehr,
Des Mannes Heil und Freude,
Als Schwert, als Schild, als Speer,
Als jedes Bruſtgeſchmeide,
Und faßt des Glückes Wage
Und ſtürzt Tyrannei,
So macht's mit Einem Schlage,
So macht es blutig frei.
Bleib, Eiſen, Männern hold!
Laß Knechte Gold begehren!
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergehn.
Drum Preis ſei dir gegeben,
O Eiſen, ſchwarz und ſchön!

4.

### Das Blücherlied.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall in fliegendem Saus;
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd;
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.
O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter, wie greiſender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſein.
Er iſt der Mann geweſen, als Alles verſank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch ſchwang.
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart:
Franzoſen zu weiſen die deutſche Art.
Er hat den Schwur gehalten, als Kriegsruf erklang.
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel ſich ſchwang.
Da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.
Bei Lützen, auf der Aue, er hielt ſolchen Strauß,
Daß vielen Tauſend Wälſchen die Haare ſtanden kraus,
Daß Tauſende liefen gar haſtigen Lauf;
Zehntauſend entſchliefen, die nie wachen auf.
Bei Katzbach an dem Waſſer, da hat er's auch bewährt,
Da hat er vielen Tauſenden ſchwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen! den Wallfiſch zum Grab! —
Bei Leipzig auf dem Plane, o ſchöne Ehrenſchlacht!
Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze, nicht Burg.
Sie mußten wieder ſpringen wie Haſen über's Feld,
Und hinterdrein ließ klingen ſein Huſſa! der Held.
Da brach er den Franzoſen in Trümmer Glück und Macht;
Da liegen ſie ſo ſicher nach letztem harten Fall,
Da ward' der alte Blücher ein Feldmarſchall.
Drum blaſet, ihr Trompeten, Huſaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Sturmwind im Saus!
Du reite Glück entgegen zum Rhein und über'n Rhein!
Du alter tapferer Degen! und Gott ſoll mit dir ſein.

5.

### Zorn und Liebe.

Wer nie im Zorn erglühte,
Kennt auch die Liebe nicht;
Die Lieb' iſt ſüße Blüthe,
Die bitterm Zorn entbricht.
Wie Roſen blühn aus Dornen
Und wunderlich ſtehn,
So ſteht auf ſcharfen Zornen
Auch Liebe wunderſchön.

Wie, wer will Roſen pflücken
Muß ſtreiten mit dem Dorn,
Pflückt Liebe, pflückt Entzücken
Der Liebe nur der Zorn;
Durch Gluth und heiße Thränen
Und Arbeit und Gefahr
Wird ihr unendlich Sehnen
Allein hienieden klar.
Wohlan, wenn ſo die Looſe
Und hier geworfen ſind,
So greif' ich nach der Roſe,
Dem hellen Dornenkind,
So ring' ich nach der Liebe,
Dem ſüßen Himmelsſchein,
Wenn auch die Welt ſich hübe,
Mitringer drum zu ſein.
So blühe, Roſe, blühe!
Blüh', Liebe, ſcharf im Dorn!
Komm' du, mein Blitz, und ſprühe!
Sprüh', ſprühe, edler Zorn!
Komm', Stolz, und nimm die Waffen
Der Arbeit und der Noth!
Was frommte dir der Schlaffen
Lebendig-todter Tod!

## 6.

## Der König von Burgund.

Es ritt mit ſtolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kommt ein Knab' gegangen
Und grüßt mit ſüßem Mund,
Und ſpricht: „Gott grüß dich, König!
Du Schöner von Burgund!
Mach deine Feinde wenig!
Dich ſtark zu jeder Stund!“
Und ſpricht: „Gott ſenk' dir, König,
In mir den lieben Sinn!
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin.
Der König ſprach zum Knaben:
„„Was willſt du in dem Krieg,
Wo Adler nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?
„„Was wagſt du, holder Knabe,
An Jahren jung und zart?
Das Feld wird dir zum Grabe,
Der Weg iſt dir zu hart.
„„Geh mit den feinen Füßen
Zurück ins Blumenthal,
Und horche dort dem ſüßen
Geſang der Nachtigall.
„„Pfleg' mit den feinen Händen
Den blüh'nden Rebenſtock,
Und näh' des Leines Enden
Zu einem Schäferrock.““
„O König, zart von Leibe
Iſt meine Jugend wohl;
Doch ſie nicht von dir treibe,
Sie fühlt ſich Muthes voll.
„Wohl Hunderttauſend ſitzen
So ſtolz um dich zu Roß,
Viel tauſend Schwerter blitzen
Und Köcher voll Geſchoß:
„Doch von den Allen Keiner
Iſt mehr dir zugethan,
Als ich hinfort, dein kleiner
Dir dienender Kumpan;
„Doch von den Allen Keinen
Bekümmert ſo dein Streit,
Als deinen zarten Kleinen,
Der dir den Gruß entbeut.“
„„O Knabe, deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich,
Doch wiſſ', die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich.
„„Die ſchönen blauen Augen
Verlohnen keinen Feind,
Denn die, ſo Schwerter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint.““
„O Herr, klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,
So wiſſ', in deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.
„Laß ſich den Schein entfärben,
Der dieſe Wangen ſchmückt;
Ja laß mich für dich ſterben,
So dünk' ich mich beglückt.“
„„O Knab', ſoll ich dich nehmen,
So melde, ob du kannſt,
Womit zur Zeit der Schemen
Du mir die Sorgen bannſt;
„„Womit im Brand der Sonne
Du mir die Schläfe kühlſt
Und für der Träume Wonne
Mich ſanft in Schlummer ſpielſt.““
„Herr König, zwar geringe
Iſt meiner Gaben Loos;
Doch macht zu allem Dinge
Die fromme Liebe groß.
„Ich kann die Laute ſchlagen,
Ich kann das Harfenſpiel,
Womit ſeit manchen Tagen
Ich Vielen wohl gefiel;
„Auch kann ich luſtig ſingen
Und zwitſchern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein.
„Auch kann ich künſtlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerter und durch Lanzen
Und in dem Reigenring;
„Auch weiß ich Wundermähren
Aus alter, grauer Zeit,
Die Sorgen zu bethören
Stracks durch Geſchwätzigkeit;
„Auch richt' ich ſchnelle Falken
Zum Vogelfange zu,
Und von den Marſchalken
Haſt keinen flinkern du.“
Der König nimmt den Knaben,
Und kleidet ihn in Stahl,
Und läßt ihn bei ſich traben
In Nacht und Sonnenſtrahl.
Sein Schwert muß er ihm tragen,
Ihm zäumen früh ſein Roß;
Iſt ihm in wenig Tagen
Der Liebſt' im ganzen Troß.
Beim Mahl muß er ihm ſingen
Zum goldnen Harfenſpiel
Und oft von alten Dingen
Erzählen lang und viel.
Und wann von ſeinen Braven
Ein Jeder heimwärts geht,
So muß der Knabe ſchlafen
Zunächſt an ſeinem Bett.
So zieht er als Begleiter
Des Jagens luſtig mit.
Und warnt das Horn die Streiter
Vor nahem Feindesſtreit;
Im Glanz der Waffen ſprengen
Die Reiſigen voran
Und Heldenherzen drängen
Sich friſch zum Kampf heran.
Und König Rudolf's Rechte
Trifft manches tapfre Herz

Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzenſcherz;
Viel Mütter müſſen weinen
Und Bräute, jung und hold,
Den Tag, der, zu beſcheinen
Die Todten, aufwärts rollt.
Da faßt ein ſtarker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zerſprengt den Schild in Scheiter,
Zerſplittert ſeine Wehr;
Treibt ihn mit ſtolzem Grimme —
Das Feld iſt Königsgrab —
Und ohne Hauch und Stimme
Er fällt vom Roß herab.
Erbleichend hält der Knabe
Und ſpannet ſein Geſchoß —
„Nimm letzte Liebesgabe!“
Er ſchießt den Mann vom Roß;
Wirft dann in heißen Thränen
Sich auf des Königs Leib,
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib;
Reißt von den goldenen Locken
Des Helmes Decke ſchnell,
Damit das Blut zu ſtocken,
Das rinnt vom Panzer hell;
Reißt mit den blut'gen Händen
Des Hemdes weißen Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von ſeines Buſens Schrein.
Und ſieh! des Königs Wangen
Färbt neues Lebensroth —
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.
Und ſieh'! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes Zug,
Das Lieb' in Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug;
Und faßt ſie gar behende
Und drückt ſie an ſein Herz,
Und ruft: „„Hier, Treue, ende
Dein langer ſüßer Schmerz!
„„Und wärſt in Bettlerhütten
Die kleinſte Magd im Land,
Du biſt durch Muth und Sitten
Mit Königsglanz verwandt.““
„Mein König!“ ſtammelt leiſe
Das holdverſchämte Weib,
„Vergieb mir meine Weiſe!
Mir hinfort gnädig bleib!
„Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs deine Magd heran;
Wohl aus der Fürſten Mitte
Erkore ſie ein Mann.
„Mein Vater heißt Graf Walther,
Wohnt im Ardennerwald;
Doch zog mein jungers Alter
Der Liebe Allgewalt.
„Du weißt, wie ich gewesen,
Wenn bei Tag und Nacht
Mich Liebesmuth erkühnet
In wilder Knabentracht.“
„„Ich weiß es, es ſoll wiſſen
Das ganze Männerheer.
Du ſchläfſt auf meinem Kiſſen
Hinfort nicht einſam mehr.
„„In meinen ſüßen Armen,
Du ſüße Königin,
Laß ewig mich erwarmen
Im frommen Liebesſinn.
„„Die oft mein Roß gezäumet,
Mich oft in Schlummer ſang,
Nun bei mir ſchläft und träumet
All', all' ihr Lebenlang.““

## 47.

## Ernſt Schulze.

### 1.

### Jägerlied.

Was blitzt in den Büſchen ſo hell, was ſchallt
In dem grünen Gehege ſo munter?
Was zieht hervor aus dem dunkeln Wald
Und fern von den Bergen herunter?
Wir ſind die Jäger, wir ziehn von Haus
Und wollen zum Feind in das Feld hinaus,
Zum Krieg,
Zum Sieg
Und zum Siegesſchmaus.
Von dem luſtigen Harzwald kommen wir her,
Wo nach Gold und nach Silber ſie graben,
Und frommet das Gold und das Silber nicht mehr,
Nur die Freiheit wollen wir haben,
Drum ließen wir Andern den thörichten Wahn
Und haben mit Eiſen uns angethan,
Nur das Schwert
Hat Werth
Auf der blutigen Bahn.
Schön iſt's, zu lieben, zu trinken ſchön,
Schön iſt's, zu ſchlummern im Grünen;
Doch fröhlicher iſt's, in der Schlacht zu ſtehn
Und ſich Braut' und Kranz zu verdienen;
Hell lodert wie Liebe des Kampfes Glut,
Und wo Viele ſchlummern, da ſchläft ſich's gut,
Und es trinkt,
Wer ſinkt,
Sei's Wein, ſei's Blut.
Oft haben wir wohl in der dunkeln Nacht
Bei Stürmen und Regenſchauern
Hoch auf dem Fels und in Schluchten gewacht,
Um das ſtreifende Wild zu belauern,
Jetzt ziehen wir muthig im Sonnenlicht
Und ſehen dem Feind in das Angeſicht;
Sei's Jagd,
Sei's Schlacht,
Uns kümmert's nicht.
Mag fliehen der Feige durch Wald und Feld
Wenn die ſtärkere Zahl ihn beſtreitet;
Wo das Wild uns in Scharen entgegenprellt,
Da wird was Rechtes erbeutet.
Und wenn auch unzählig der Feind uns droht,
Uns blitzt aus den Händen der ſichere Tod;
Ein Knall,
Ein Fall,
Das iſt Jägergebot.
Drum haltet zuſammen und ſtehet feſt,
Der Eine den Andern zu decken!
Wenn nur vom Freunde der Freund nicht läßt,
Kann wenig der Feind uns erſchrecken.
Doch ſteht dein Nam' auf dem tödtlichen Blei,
So fliegt dir auch nimmer die Kugel vorbei;
Vom Freund,
Vom Feind,
Es iſt einerlei.
Denn der größte Jägersmann iſt der Tod,
Der will an der Luſt nur ſich laben;
Wohl färbt er mit Blute die Haiden roth,
Doch die Beute läßt er den Raben.
Und er ſauſt und brauſt mit Sturmes Gewalt
Hoch über die Berg' und über den Wald;
Und es bebt,
Was lebt,
Wenn ſein Jagdhorn ſchallt.
Doch was frommt's, vor dem mächtigen Jäger zu fliehn,
Der nimmer vorüber geſchoſſen!
Viel rühmlicher iſt es uns, mitzuziehn,

Dem Starken als ſtarke Genoſſen.
Und wenn er auf uns auch den Bogen ſpannt,
Wer kühn ihm das Angeſicht zugewandt,
Der fällt
Als Held
Von des Helden Hand.

## 2.

## Elegie.

Haſt du noch nimmer geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück.
Ach, ſie hat mich geküßt! In roſenfarbenem Glanze,
Raſch von den Horen beſchwingt, ſchwimmet mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leiſe vor Sehnſucht.
Weniges redete der Mund, Vieles der ſchmachtende Blick,
Zagen beklemmte mein Herz und die Hoffnung kämpfte gewaltſam
Gegen die Furcht und es hob raſch ſich die klopfende Bruſt.
Aber vom Auge der Holden entfunkelte ſüße Gewährung;
Siehe, das reizende Weib beugte ſich ſchüchtern herab.
Schlang um den Glücklichen leiſe den feſſelnden Arm und mit Lächeln
Hob ſie, wie bebt' ich ſo gern, ſanft an die Bruſt mich empor.
Nimm, du haſt es verdient, ſo ſprach ſie mit ſüßem Geliſpel
Und ihr roſiger Mund nahte dem meinigen ſich.
Glühend weht' um die Lippen der Hauch und ein brennender Kuß ſank
Langſam, gleich des Nectars Schwinden, in's Herz mir hinab;
Ach, wie bebt' ich vor Luſt und ſchauderte, wähnte zu ſterben
Und doch hatt' ich noch nie reiner und ſchöner gelebt.
Seliger Rauſch! O möcht' ich doch einſt ſo ſcheiden, in ſolchem
Taumel! ich tauſchte den Tod gern für die Schätze der Welt.
Lang noch wünſcht' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mir vom beglückenden Ziel winkte dem ſehnenden Geiſt;
Und dann ſänk' ich dahin, von deinen Armen umſchlungen,
Und im glühenden Kuß ſchwebte die Seele dahin;
Kein Elyſium fordert' ich dann und bange vermied' ich
Lethe's dunkele Flut, gleich dem betäubenden Gift,
Sinnend lehnt' ich mich hin auf roſige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genoſſene Glück,
Fühlte den ſeligen Kuß noch Ewigkeiten und tauſchte
Für des Olympiers Thron ſelbſt die Erinnerung nicht.
Haſt du noch nimmer geliebt, ſo gehe und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück.

## 3.

## Sonett.

Der Sänger lag von ſtillem Schlaf umfangen,
Von langem Leid war Wang' und Mund ihm bleich;
Doch blühend kam durch's duftige Geſträuch
Mit ihren Frau'n die Königin gegangen.
Ihr Auge blieb wehmüthig an ihm hangen,
Das ſtolze Herz, es ward ihr mild und weich,
Sie neigte ſich, der ſchlanken Blume gleich,
Und küßte ſanft den blaſſen Mund und Wangen.
Da flüſterten die Frauen hier und dort:
Wie mag ſich doch die friſche Roſe nieder
Zum bleichen Kelch der Nachtviole neigen!
Doch ſinnig ſprach die Herrin dieſes Wort:
Nicht küßt' ich ihn, ich küßte nur die Lieder,
Die blühend heiß von dieſen Lippen ſteigen.

## 48.

## Ludwig Uhland.

### 1.

### Lieder.

#### 1) Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlöſſer all' herab.
Die Sonne ſtrahlt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir,
Ich bin der Knab' vom Berge!
Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus,
Er brauſt vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf,
Ich bin der Knab' vom Berge!
Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied;
Ich bin der Knab' vom Berge!
Sind Blitz und Donner unter mir,
So ſteh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!
Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, tret' in's Glied
Und ſchwing' mein Schwert und ſing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

#### 2) Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.
Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder
Und der Knabe lauſcht empor.
Droben bringt man ſie zum Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

#### 3) Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.
Anbetend knie ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungeſehn
Und beteten mit mir.
Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich,
Das iſt der Tag des Herrn!

### 4) Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.
Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

### 5) Trinklied.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauschet und was brauset.
So denken wir an den wilden Wald,
Darein die Stürme sausen,
Wir hören, wie das Jagdhorn schallt,
Die Roß' und Hunde brausen,
Und wie der Hirsch durch's Wasser setzt,
Die Fluten rauschen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüsse schmetternd fallen.
Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauschet und was brauset.
So denken wir an das wilde Meer
Und hören die Wogen brausen,
Die Donner rollen drüber her,
Die Wirbelwinde sausen.
Ha! wie das Schifflein schwankt und dröhnt,
Wie Mast und Stange splittern
Und wie der Nothschuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!
Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauschet und was brauset.
So denken wir an die wilde Schlacht,
Da fechten die deutschen Männer,
Das Schwert erklirrt, die Lanze kracht,
Es schnauben die muthigen Renner.
Mit Trommelwirbel, Trommetenschall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Da stürzt vom Kanonenknall
Die Mauer sammt dem Thurme.
Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauschet und was brauset.
So denken wir an den jüngsten Tag
Und hören Posaunen schallen,
Die Gräber springen vom Donnerschlag,
Die Sterne vom Himmel fallen.
Es braust die öde Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere
Und oben in der goldnen Luft
Da jauchzen die sel'gen Chöre.
Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauschet und was brauset.
Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenschlage
Und nach der deutschen Männer Schlacht,
Und nach dem jüngsten Tage?
So denken wir an uns selber noch,
An unser stürmisch Singen,
An unser Jubeln und Lebehoch,
An unser Becher Klingen.
Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauschet und was brauset.

### 6) Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.
Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.
Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!
Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.
Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend hascht es ein.
Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.
Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.
Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

### 7) Wanderung.

Ich nahm den Stab, zu wandern,
Durch Deutschland ging die Fahrt,
Man pries mir ja vor Andern
Der Deutschen Sinn und Art.
Dem Lande blieb ich ferne,
Wo die Orangen glühn;
Doch kannt' ich jenes gerne,
Wo die Kartoffeln blühn.
Ich kam zum Fürstenhofe,
Wo man die Künste kränzt,
Wo Prunksaal und Alkove
Von Götterbildern glänzt.
Ein Baum, der nicht im groben
Volksboden sich genährt,
Nein, einer, der nach oben
Sogar die Wurzeln kehrt;
Ich ging zur Hohenschule,
Da schöpft' ich reines Licht,
Wo vom Prophetenstuhle
Die wahre Freiheit spricht:
Wo uns der Meister täglich
Den innern Sinn befreit,
Indeß ihm selbst erträglich
Der ird'sche Leib gedeiht.
Ich schritt zum Sängerwalde,
Da sucht' ich Lebenshauch;
Da saß ein edler Staare
Und pflückt' am Lorbeerstrauch.
Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz.
Ich ging zur Tempelhalle,
Da hört' ich christlich Recht:
Hierinnen Brüder Alle,
Da draußen Herr und Knecht!

Der Hochgeborne Giebel
War, und dick, ſchwieg dabei!
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge ſei.
Ich kam zum Bürgerhauſe,
Gern denk' ich dran zurück,
Fern vom Parteigebrauſe
Blüht Tugend hier und Glück,
Lebt häuslich froh, wie heute!
Wär' hier vom Belt zum Rhein
Ein Haus voll guter Leute,
Ja! ein Gutleuthaus ſein.
Ich ging zum Hoſpitale,
Da fand ich Alles nett,
Viel Gemüſ' und Kraut zum Mahle
Und reinlich Krankenbett;
Auch ſorgt' ein ſchön Erbarmen
Für manch verwahrlost Kind.
Wer denkt des Volks von Armen,
Die altverwahrlost ſind?
Ich ſah im Ständeſaale,
Da ſchlief ich ein und träumt',
Ich ſei noch im Spitale,
Den ich doch längſt geräumt.
Ein Mann, der dort im Fieber,
Im kalten Fieber lag,
Er rief: „Nur Nichts, mein Lieber,
Nur Nichts vom Bundestag!"
Ich machte mich zum Weile,
Das nach dem Feſtplatz zog,
Wo durch die Staubeswolke
Manch dürrer Renner flog;
Da lernt es, daß die Eile
Den Reiter überſtürzt,
Und daß man gut die Weile
Mit Wurſt und Bier ſich kürzt.
Ein Adler, Flügel ſtreckend,
War Reichspanier hievor,
Ich ſah ihn noch, wie lebend,
Zu Nürnberg an dem Thor.
Jetzt kriegt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlſpruch iſt: „Gott geb's!"
Das Wappen iſt die Schnecke,
Schildhalter iſt der Krebs.
Als ich mir das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus;
Wenn einſt das Heil gekommen,
Dann reiſ' ich wieder aus;
Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnſucht Hand
Als Schatten noch durchſchweben
Mein freies Vaterland.

## 2.

## Sonette.

### 1) An den Unſichtbaren.

Du, den wir ſuchen auf einſamen Wegen,
Mit forſchenden Gedanken nicht erfaſſen,
Du haſt dein heilig Dunkel einſt verlaſſen
Und trateſt ſichtbar deinem Volk entgegen.
Welch ſüßes Heil, dein Bild ſich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufaſſen!
O ſelig, die an deinem Mahle ſaßen!
O ſelig, der an deiner Bruſt gelegen!
Drum war es auch kein ſeltſames Gelüſte,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande ſtießen,
Wenn Heere kämpften an der fernſten Küſte:
Nur um an deinem Grabe noch zu beten
Und um in frommer Inbrunſt noch zu küſſen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

### 2) Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es ſagen?
Doch wunderbar ergriff mich's dieſe Nacht;
Die Glieder ſchienen ſchon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben ſchlagen.
Den Geiſt befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geiſt, der ſtets ſo ſicher ſich gedacht;
Erloſchen jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.
Wie? hielten ſchwere Träume mich befangen?
Die Lerche ſingt, der rothe Morgen glüht,
In's rege Leben treibt mich neu Verlangen.
Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend friſch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

## 3.

## Eine Gloſſe.

### Die Nachtſchwärmer.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle;
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.
Göthe.

### Der Unverträgliche.

Stille ſtreif' ich durch die Gaſſen,
Wo ſie wohnt, die blonde Kleine;
Doch, ſchon ſeh' ich Andre paſſen
Und mir war's im Dämmerſcheine,
Einer würd' hinein gelaſſen.
Regt es mir denn gleich die Galle,
Daß ſie Andern auch gefalle?
Sei's! doch kann ich nicht verſchweigen,
Jeder hab' ein Liebchen eigen!
Eines ſchickt ſich nicht für Alle.

### Der Hilfreiche.

Zu dem Brunnen, mit den Krügen
Kommt noch ſpät mein trautes Mädchen,
Muß mit raſchen, kräft'gen Zügen
Huſch! die Ketten um das Rädchen!
Ihr zu helfen, welch Vergnügen!
Ja! ich zog mit ganzem Leibe,
Bis zerſprang des Rädchens Scheibe.
Iſt es nun auch ſtehn geblieben,
Haben wir's doch gut getrieben,
Sehe Jeder, wie er's treibe!

### Der Vorſichtige.

Zwölf Uhr! iſt der Ruf erſchollen
Und mir ſinkt das Glas vom Munde,
Soll ich jetzt nach Haus mich trollen
In der ſchlimmen Geiſterſtunde,
In der Stunde der Patrollen?
Und daheim zum Zeitvertreibe
Noch den Zank von meinem Weibe!
Dann die Nachbarn, häm'ſche Tadler! —
Nein! ich bleib' im goldnen Adler,
Sehe Jeder, wo er bleibe!

### Der Schwankende.

Ei! was kann man nicht erleben!
Heute war doch Sommerhitze
Und nun hat's Glatteis gegeben;
Daß ich noch auf's Pflaſter ſitze,
Muß ich jeden Schritt erbeben:
Und die Häuſer taumeln alle,
Wenn ich kaum an eines pralle.
Hüte ſich in dieſen Zeiten
Wer da wandelt, auszugleiten,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

## 4.

## Balladen und Romanzen.

### 1) Der Schäfer.

Der ſchöne Schäfer zog ſo nah
Vorüber an dem Königsſchloß;
Die Jungfrau von der Zinne ſah,
Da war ihr Sehnen groß.
Sie rief ihm zu ein ſüßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!“
Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth!
Wie weiß die Arme dir!“
Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb,
Da ſah er hin, bis in der Höh
Erſchien ſein holdes Lieb.
Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“
Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch ſie erſchien nicht mehr.
Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunterſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

### 2) Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten ſie ein.
„Frau Wirthin, hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?“ —
„Mein Bier und Wein iſt hell und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“ —
Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.
Der Erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:
„Ach, lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“
Der Zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte ſich ab und weinte dazu:
„Ach, daß du liegſt auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“
Der Dritte hub ihn wieder ſogleich
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:
„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut
Und werde dich lieben in Ewigkeit!“

### 3) Der blinde König.

Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme,
Auf ſeinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:
„Gib, Räuber, aus dem Felſenverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied, ſo ſüß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haſt du ſie weggeraubt,
Dir iſt es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“
Da tritt aus ſeiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er ſchwingt ſein Hünenſchwert empor
Und ſchlägt an ſeinen Schild:
„„Du haſt ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter
Und keiner kämpft um ſie?““
Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm,
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn ſo warm:
„„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.““
„O Sohn! der Feind iſt rieſenſtark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir iſt edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
Die Flut mich armen Greis!“
Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König ſteht und lauſcht
Und Alles ſchweigt umher;
Bis drüben ſich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeſchrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.
Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab ſo ſcharfen Laut.“
„„Der Räuber iſt gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor Allen,
Du ſtarker Königsſohn!““
Und wieder wird es ſtill umher,
Der König ſteht und lauſcht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauſcht.“
„„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In ſonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.““
„Willkommen!“ — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wonnig ſein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singſt mir den Grabgeſang.“

### 4) Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.
Und als er ſie ſchwinget nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſein.“
Ei! denket der Graf, euer kaiſerlich Gnaden,
So habt ihr mich darum zum Tanze geladen!

Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.
Um Eberſtein's Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßt ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.
Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſei die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.
„Herr Kaiſer! beſchleicht ihr ein ander Mal Schlöſſer,
Thut's Noth, ihr verſtehet auf's Tanzen euch beſſer.
Euer Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſein."
Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.
Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſein."

### 5) Bertran de Born.

Droben auf dem ſchroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr ſteht gefeſſelt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamſt du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?
Steht vor mir, der ſich gerühmet
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geiſtes nöthig ſei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"
„Wie du ſagſt, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.
Deine Tochter ſaß im Saale,
Feſtlich, eines Herzogs Braut,
Und da ſang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut;
Sang, was einſt ihr Stolz geweſen,
Ihres Dichters Sehnſucht laut,
Bis ihr leuchtend Brautgeſchmeide
Ganz von Thränen war bethaut.
Aus des Oelbaums Schlummerſchatten
Fuhr dein beſter Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgeſängen
Ich beſtürmen ließ ſein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montfort's Thor.
Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der ſcharfe, kalte Stahl —
Daß er ſtarb' in deinem Fluche,
Das war ſeines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal.
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.
Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht haſt du den Arm gebunden,
Seit der Geiſt mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er ſich noch aufgerafft."
Und der König ſenkt die Stirne:
„Meinen Sohn haſt du verführet,
Haſt der Tochter Herz verzaubert,
Haſt auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt;
Weg die Feſſeln! Deines Geiſtes
Hab' ich einen Hauch verſpürt."

### 6) Die Bidaſſoabrücke.

Auf der Bidaſſoabrücke
Steht ein Heil'ger, altersgrau,
Segnet rechts die ſpan'ſchen Berge,
Segnet links den fränk'ſchen Gau.
Wohl bedarf's an dieſer Stelle
Milden Troſtes himmelher,
Wo ſo Mancher von der Heimat
Scheidet ohne Wiederkehr.
Auf der Bidaſſoabrücke
Spielt ein zauberhaft Geſicht:
Wo der Eine Schatten ſiehet,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Roſen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand;
Jedem iſt das Elend Andrer,
Jedem glänzt ſein Vaterland.
Feierlich rauſcht die Bidaſſoa
Zu der Heerde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend ſteigt hernieder
Eine Schar zum Flußgeſtad,
Müde, mit zerriſſ'ner Fahne,
Blut bezeichnet ihren Pfad.
Auf der Bidaſſoabrücke
Lehnen ſie die Büchſen bei,
Binden ſich die friſchen Wunden,
Zählen, wer noch übrig ſei?
Lange harren ſie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächſet nicht.
Einmal wirbelt noch die Trommel,
Und ein alter Kriegsmann ſpricht:
„Rollt die Fahne denn zuſammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum erſten Male wandert
Dieſen Grenzweg ihre Schar;
Nicht zum erſten Male ſucht ſie
Eine Freiſtatt in der Fern',
Doch ſie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günſt'gen Stern.
„Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führet,
Heute, da wir Alle bluten,
Mina! bliebſt du unberührt;
Ganz und heil iſt uns der Retter,
Noch verbürgt iſt Spaniens Glück;
Schwimmen wir getroſt hinüber!
Einſt noch kehren wir zurück."

Mina ſetzt ſich auf dem Steine,
  Mute ſah er dort und ſtill,
  Blickt noch einmal nach den Bergen,
  Wo die Sonne ſinken will:
  Seine Hand, zur Bruſt gehalten,
  Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
  Aus der [illegible]
  Brechen alle Wunden auf.

## 7) Harald.

Vor ſeinem Heergeſinde ritt
  Der kühne Held Harald,
  Sie zogen in des Mondes Schein
  Durch einen wilden Wald.
Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
  Die hoch im Winde wallt,
  Sie ſingen manches Siegeslied,
  Das durch die Berge hallt.
Was rauſchet, lauſchet im Gebüſch?
  Was wiegt ſich auf dem Baum?
  Was ſenket aus den Wolken ſich
  Und taucht aus Stromes Schaum?
Was wirft mit Blumen um und um?
  Was ſingt ſo wonniglich?
  Was tanzet durch der Krieger Reihn?
  Schwingt auf die Roſſe ſich?
Was koſt ſo ſanft und küßt ſo ſüß?
  Und hält ſo lind umfaßt?
  Und nimmt das Schwert und zieht vom Roß
  Und läßt nicht Ruh noch Raſt?
Es iſt der Elfen leichte Schar;
  Hier hilft kein Widerſtand,
  Schon ſind die Krieger all dahin,
  Sind all im Feenland:
Nur er, der Beſte, blieb zurück,
  Der kühne Held Harald,
  Er iſt vom Wirbel bis zur Sohl'
  In harten Stahl geſchnallt.
All ſeine Krieger ſind entrückt,
  Da liegen Schwert und Schild,
  Die Roſſe, ledig ihrer Herrn,
  Sie gehn im Walde wild.
In großer Trauer ritt von dann
  Der ſtolze Held Harald,
  Er ritt allein im Mondenſchein
  Wohl durch den weiten Wald.
Vom Felſen rauſcht es friſch und klar,
  Er ſpringt vom Roſſe ſchnell,
  Er ſchnallt vom Haupte ſich den Helm
  Und trinkt vom kühlen Quell.
Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
  Verſagt ihm Arm und Bein;
  Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
  Er nickt und ſchlummert ein.
Er ſchlummert auf demſelben Stein
  Schon manche hundert Jahr,
  Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
  Mit grauem Bart und Haar.
Wenn Blitze zucken, Donner rollt,
  Wenn Sturm erbrauſt im Wald,
  Dann greift er träumend nach dem Schwert,
  Der alte Held Harald.

## 8) Der Caſtellan von Coucy.

Wie der Caſtellan von Coucy
  Schnell die Hand zum Herzen drückte,
  Als die Dame von Fayel
  Er zum erſten Mal erblickte!
Seit demſelben Augenblicke
  Drang durch alle ſeine Lieder,
  Unter allen Weiſen, ſtets
  Jener erſte Herzſchlag wieder.
Aber wenig mocht' ihm frommen
  All die ſüße Liederklage,
  Nimmer darf er dieſes hoffen,
  Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.
Wenn ſie auch mit zartem Sinn
  Eines ſchönen Liedes ſich freute,
  Streng und ſtille ging ſie immer
  An des ſtolzen Gatten Seite.
Da beſchließt der Caſtellan
  Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
  Und mit drauf gehefte'tem Kreuz
  Seines Herzens Schlag zu ſtillen.
Als er ſchon im heil'gen Lande
  Manchen heißen Tag geſtritten,
  Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
  Trifft ihm noch das Herze mitten.
„Höre du mich, getreuer Knappe!
  Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
  Zu der Dame von Fayel
  Sollſt du es hinübertragen!“
In geweihter, kühler Erde
  Wird der edle Leib begraben;
  Nur das Herz, das müde Herz,
  Soll noch keine Ruhe haben.
Schon in einer goldnen Urne,
  Liegt es, wohl einbalſamiret,
  Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
  Der es ſorgſam mit ſich führet.
Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
  Blitze zucken, Maſte ſplittern,
  Aengſtlich klopfen alle Herzen,
  Eines nur iſt ohne Zittern.
Golden ſtrahlt die Sonne wieder,
  Frankreichs Küſte glänzet drüben,
  Freudig ſchlagen alle Herzen,
  Eines nur iſt ſtill geblieben.
Schon im Walde von Fayel
  Schreitet raſch der Urne Träger,
  Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
  Sammt dem Rude wilder Jäger.
Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
  Dem ein Pfeil im Herzen ſteckt,
  Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
  Vor dem Knappen hingeſtreckt.
Sieh! der Ritter von Fayel,
  Der das Wild in's Herz geſchoſſen,
  Sprengt heran mit Jagdgefolg
  Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.
Nach dem blanken Goldgefäße
  Faſſen gleich des Ritters Knechte;
  Doch der Knappe tritt zurück,
  Spricht mit vorgehaltner Rechte:
„Dies iſt eines Sängers Herz,
  Herz von einem frommen Streiter,
  Herz des Caſtellans von Coucy,
  Laßt dies Herz im Frieden weiter!
Sterbend hat er mir geboten:
  Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
  Zu der Dame von Fayel
  Soll ich es hinübertragen.“
„Jene Dame kenn' ich wohl!“
  Spricht der eiferſücht'ge Jäger
  Und entreißt die goldne Urne
  Haſtig dem erſchrocknen Knappen!
Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
  Reitet fort in finſterm Grimme,
  Hält ſo eng das treue Herz
  An das heiße, rachevolle.
Als er auf ſein Schloß gekommen,
  Mußten ſich die Köche ſchürzen,
  Mußten gleich den Hirſch bereiten
  Und ein ſeltnes Herze würzen.

Dann, mit Blumen reich bedecket,
Bringt man es auf goldner Schale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame ſitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.“
Wie die Dame kaum genoſſen,
Hat ſie alſo weinen müſſen,
Daß ſie zu vergehen ſchien
In den heißen Thränengüſſen.
Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß ſie melancholiſch machen;
Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich euch bewirthe!
Herz des Caſtellans von Coucy,
Der ſo zärtlich Lieder girrte!“
Als der Ritter dies geſprochen,
Dieſes und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame ſich,
Spricht mit feierlicher Stimme:
„Großes Unrecht thatet ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber ſolch ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.
Manches tritt mir vor die Seele,
Was verlängſt die Lieder ſangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.
Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl iſt mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speiſe,
Seit mich dieſes Herz genähret.
Aber euch wünſch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters.“ —
Dieſes Alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

## 9) Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böſes deutet der Sterne Schein,
Drum ſchaff' du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau mit der zarten Hand!“
„Mein Vater, willſt du Schlachtgewand
Von eines Mägdleins ſchwacher Hand?
Doch ſchlag ich dir den harten Stahl,
Ich ſpinn' und web' im Frauenſaal.“
„Ja! ſpinne, Kind, in heiliger Nacht!
Den Faden weiß der höllischen Macht!
Draus web' ein Hemde, lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit.“
In heiliger Nacht, im Vollmondſchein,
Da ſpinnt die Maid im Saal allein.
„In der Hölle Namen!“ ſpricht ſie leis',
Die Spindel rollt in feurigem Kreis.
Dann tritt ſie an den Webeſtuhl
Und wirft mit zarter Hand die Spul;
Es rauſcht und ſauſt in wilder Haſt,
Als weben Geiſterhände zu Gaſt.
Als nun das Heer anritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog ſeltne Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, ſchaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.
Ihm weicht der Feind, wie einem Geiſt,
Wer bot' es ihm, wer heißt ihn dreiſt,
An dem das härteſte Schwert zerſchellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prallt!
Ein Jüngling ſpringt ihm vor's Geſicht:
„Halt, Würger, halt! mich ſchreckſt du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunſt,
Dein Werk iſt Tod, dein Zauber Dunſt.“
Sie treffen ſich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft vom Blut;
Sie haun und haun ſich in den Sand
Und Jeder durch des Andern Hand.
Die Tochter ſteigt hinab in's Feld:
„Wo liegt der herzogliche Held?“
Sie find't die todeswunden Zwei,
Da hebt ſie wildes Klaggeſchrei.
„Biſt du's, mein Kind? Unſel'ge Maid,
Wie ſpanneſt du das ſchlimme Kleid?
Haſt du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“
„Die Hölle hab' ich wohl genannt;
Doch nicht jungfräulich war die Hand.
Der dich erſchlug, iſt mir nicht fremd.
So ſpann' ich, weh! dein Todtenhemd.“

## 10) Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.
Jüngſt ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig ſich dehnet,
Aus der Verderbniß dieſer Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingeſehnet.
Wo in der Wildniß Alles ſchwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnſucht ſtieg,
Je näher, voller klang es nieder.
Mein Geiſt war ſo in ſich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich ſo hoch hinaufgekommen.
Mir ſchien es mehr denn hundert Jahr,
Daß ich ſo hingeträumet hätte;
Als über Nebeln, ſonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.
Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll und glühend,
Und eines Münſters hoher Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und ſeines Thurmes Spitze ſchien
Im ſel'gen Himmel zu verſchweben.
Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte ſchütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menſchenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derſelbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geſchlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit ſchwankem Schritt und freud'gem Zagen.
Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern,
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.
Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchſtrahlet,
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;

Doch als ich wieder ſah empor,
Da war geſprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.
Was ich für Herrlichkeit geſchaut
Mit ſtill anbetendem Erſtaunen,
Was ich gehört für ſel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Poſaunen:
Das ſteht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach ſich treulich ſehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

### 11) Tell's Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fährt erſt der Schnee zu Thal.
Euch ſtellt, ihr Alpenſöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eiſes Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit vor.
Da brauste der wilde Schächen
Hervor aus ſeiner Schlucht
Und Fels und Tanne brechen
Von ſeiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Strande hing,
Hat weggeſpült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.
Und eben ſchritt ein Andrer
Zur Brücke, da ſie brach;
Nicht ſagt der greiſe Wandrer,
Wirft ſich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerſchnelle,
Trägt ihn zum ſichern Ort;
Das Kind entſpringt der Welle,
Den Alten reißt ſie fort.
Doch als nun ausgetoben
Die Flut den todten Leib,
Da ſtehn um ihn, erhoben
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in ſeinem Grunde
Des Rothſtocks Felsgeſtell,
Erſchallt's aus einem Munde:
Der Tell iſt todt, der Tell!
Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See
Und trüg' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verſchied,
Des Todten Haupt im Arme,
Sprach' ich mein Klagelied:
„Da liegſt du, eine Leiche,
Der Alles Leben war;
Die trieft noch um das bleiche
Geſicht das greiſe Haar.
Hier ſteht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.
Die Kraft derſelben Liebe,
Die du dem Knaben trugſt,
Wars auch, die dich zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn ſchlugſt.
Sie ſchlummerte, nie erſchrocken,
War Vaters Herz dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.
Wärſt du noch jung geweſen,
Als du den Knaben fingſt,
Und wärſt du dann geneſen,
Wie du nun untergingſt,
Wir hätten draus geſchloſſen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch ſchön iſt nach dem großen
Das ſchlichte Heldenthum.
Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch iſt zu ihm gedrungen
Ein ſchwacher Ruf der Noth.
Der iſt ein Held der Freien,
Der, wenn der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, ſich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.
Geſund biſt du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hilfereichen, frommen,
Verließ dich erſt dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt:
Für dieſes Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.
Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem ſichern Stahl,
Dort ſteht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du geſtorben,
Dem Kind ein Heil zu ſein,
Haſt du dir nur erworben
Ein ſchmucklos Kreuz von Stein.
Weithin wird lobgeſungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch ſpäte Zeit;
Doch ſteigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wider
Das Lied von deinem Tod."

### 12) Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt ſchmettern Feſtdrommetenſchall,
Er hebt ſich an des Tiſches Bord
Und ruft in trunkner Gäſte Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"
Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauſes älteſter Vaſall,
Nimmt zögernd aus dem ſeidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kryſtall,
Sie nennen's: das Glück von Edenhall.
Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk Rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis
Und purpurn Licht wird überall,
Es ſtrahlt aus dem Glücke von Edenhall.
Da ſpricht der Lord und ſchwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kryſtall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
Drein ſchrieb ſie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!
„Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir ſchlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"
Erſt klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Geſang der Nachtigall,
Dann wie des Waldſtroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.
„Zum Horte nimmt ein kühn Geſchlecht
Sich den zerbrechlichen Kryſtall;

Er dauert länger ſchon, als recht.
Stoßt an! mit dieſem kräft'gen Prall
Verſuch' ich das Glück von Edenhall."
Und als das Trinkglas gellend ſpringt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäſte ſind zerſtoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.
Ein ſtürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erſtieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kriſtall,
Das zerſprungene Glück von Edenhall.
Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerſtörten Hall',
Er ſucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er ſucht im grauſen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.
„Die Steinwand, — ſpricht er — ſpringt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas iſt der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einſt gleich dem Glücke von Edenhall."

## 13) Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein.
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt du doch, Helene,
Mein theures Töchterlein!
Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!"
Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.
„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Kränzlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!"
Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!"
Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb an's Fingerlein.
„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!"
Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.
„Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteht,
Tritt, ſchöne Maid, herzu,
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuck meiner Liebſten;
Sie iſt ſo ſchön, wie du."
Es war an einem Sonntag früh,
Drum hat die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſonderer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.
Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt ihr auf den goldenen Kranz,
Er ſteckt ihr an das Ringlein,
Dann faßt er ihre Hand.
„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.
„Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.'"

## 14) Des Sängers Fluch

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß ſo hoch und hehr,
Weit ragt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen in Regenbogenglanz.
Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.
Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.
Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſei bereit, mein Sohn!
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm' an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz."
Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.
Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll.
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.
Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.
Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin, zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der goldenen Lieder, ein Blutſtrahl hoch aufſpringt.
Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.
Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt,
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:
„Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!
Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.
Weh dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſei vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“
Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verſchwundener Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.
Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

---

## 5.

## Konradin.

### Ein dramatiſches Fragment.

Vorhalle vom Tempel. Konradin, Friedrich von Baden, der Truchſeß von Waldburg mit ſchwäbiſchem Gefolge, ſteigen aus dem Schiffe. Galvano Lancia, Marſchall von Sicilien, mit ſeinem Sohne; Zaïde, ſaraceniſcher Jüngling; Frangipane, römiſcher Freiherr, mit ſeiner Tochter Julia. Jungfrauen mit Blumenkörben und Muſik, apuliſcher Adel, Saracenen, Volk, zu feſtlichem Empfange verſammelt.

**Konradin.**

Apul'ſcher Boden, freudig ſei gegrüßt!
O Erde, die du dem Geliebteren
Noch unſerm Hauſe warſt, ich küſſe dich
Inbrünſtig, wie der Bräutigam die Braut!
Land meiner Väter, du gelobtes Land,
Wie breiteſt du dich blühend vor mir aus,
Vom reinſten Himmel feſtlich überwölbt
Und in dem Meere deine Schönheit ſpiegelnd!

**Galvano.**

Er iſt's, er iſt's! Ja, der iſt Konradin!
Sieh hin, mein Sohn Galotto! ſieh! er iſt's,
Der ſchwäb'ſche Jüngling, den erwartete,
In deß Verheißung ich dich auferzog.
Seht Alle hin! o wer erkennt ihn nicht!
Die hehre Stirn, des Auges geiſtig Feuer,
Die goldnen Locken, um die Schulter wallend;
Ja! das iſt hohenſtaufiſches Geſchlecht.
Der einz'ge Sprößling iſt's des Herrſcherſtammes,
Des geiſtesmächt'gen, dem kein andrer gleicht,
In dem die Trefflichkeit nie ausgeblüht
Und große Väter große Söhne zeugten.
Stellt mir ihn her, den Dränger dieſes Landes,
Den ſtolzen Anjou, ſtellt ihn neben Dieſen,
Und ſagt mir: wo iſt königlich Geblüt?
(Gegen Konradin vortretend.)
Erlauchter Jüngling, tauſendmal willkommen!
Die Boten, die wir jüngſt nach dir geſandt,
Sie brachten erſt nur ein Gewand von dir,
Daß unſre Sehnſucht ſich erſättige,
Bis du uns ſelbſt erſchieneſt. Dieß Gewand,
Wir trugen es umher, wir faßten's an,
Wir küßten es gleich einem Heiligthum.
Und nun, Heil dieſem Tag! erſcheinſt du ſelbſt.
Laß jetzt mich deine Hand ergreifen, küſſen,
Mit heißen Freudenthränen ſie benetzen.

**Konradin.**

Wer biſt du? nenne dich, ehrwürd'ger Greis,
Den das Entzücken zu verjüngen ſcheint!

**Galvano.**

Ein treuer Diener war ich deinen Vätern,
Galvano Lancia, Marſchall von Sicilien.
O welche Angedenken dringen jetzt,
Bei deinem Anblick, mächtig auf mich ein!
In Wehmuth und in Wonne ſchmelz' ich hin.

**Konradin.**

Galvano Lancia? der geprieſ'ne Held,
Der meinem Haus ein halb Jahrhundert lang,
In Glück und Noth, mit Rath und That, gedient,
Der Friedrich's, Konrad's, Manfred's Schlachten focht —

**Galvano.**

Und in den deinen gern verbluten wird.

**Konradin.**

Was konnte mir Erwünſchteres begegnen,
Als daß am Eingang meiner neuen Bahn
Der vielerfahrne Greis dem Jünglinge
Die ſichre Rechte bietet! Leite mich!
Du kennſt die Gänge, die wir Staufen gehn.

**Galvano.**

Es ſey des Löwen Gange. — Theurer Fürſt!
Was ich, der Greis, dir leiſten kann, es iſt
Das Mindeſte. Die hier verſammelt ſtehn,
Die Blüthe von Apuliens Adel, ſie
Erwarten deinen Wink, mit ihren Schwertern
Dich einzuſetzen in dein Königsrecht.

**Zaïde.**

Laß, Herrlicher, auch mich dein Knie umfaſſen,
Laß mich den Staub von deiner Sohle küſſen!
Du Sohn des Lichtes! Blick' ſegne mich!
Dem Meer entſtiegſt du, wie der goldne Tag,
Vor dem das Grau'n der Mitternacht entweicht.

**Konradin.**

Steh' auf, dann laß mich wiſſen, wer du biſt.

**Zaïde.**

O dein geringſter Knecht, deß Name nicht
Vor dir genannt zu werden würdig iſt.
Den Saracenen, die Luceria's Burg
Bewohnen, bin zum Häuptling ich geſetzt.
Dein großer Ahn, o Herr, der zweite Friedrich,
Deß Ruhm mit Sternenſchrift geſchrieben ſteht,
Hat uns den ſchönen Wohnplatz dort gewährt.
Ihm war des Morgenlandes Weisheit hold;

Er ſprach die Sprache der Mauren, er
Verſchmähte nicht, in unſrer Tracht zu gehn,
Er ließ uns Tempel unſerm Gotte baun;
Er leuchtet' Allen, wie der Sonne Licht,
Wie Allah ſelber, der allwaltende.

Konradin.

Ich kenn' euch. Manfred floh in euren Schoß,
Als von den Chriſten er verlaſſen war,
Ihr aber trugt ihn jubelnd auf den Händen.

Tarſe.

Gebeut, o Herr, durch welchen Kampf und Sturm
Wir dich auf unſern Schultern ſollen tragen!
Dort meine Bogenſchützen brennen längſt,
Den Pfeil in deiner Feinde Herz zu ſchärfen.

Frangipane.

Die Stätte, Fürſt, die du gewürdiget
Der Anfahrt am apuliſchen Geſtad,
Ich trage von Neapel ſie zu Lehn
Und preiſen muß ich das Geſchick, daß mir
Die Ehre ſolch erhabnen Gaſtes gönnt.
Mein Nam' iſt Johann Frangipane, nicht
Darf ich mir ſchmeicheln, dir bekannt zu ſein,
Doch mein Geſchlecht ward dir vielleicht genannt,
Es iſt zu Rom verbürgert und hat oft
Aus ſeinen Thürmen, die wir dort erbaut,
Der Ghibellinen Sache durchgefochten,
Sei's gegen der Gewalt des [illegible],
Sei's gegen guelfiſchen Adels Uebermuth.

Konradin.

Sollt' ich der Frangipane nicht gedenken?
Noch, wahrlich, ſteh' ich nicht ſo hoch und feſt,
Um Freunde zu verleugnen.

Frangipane.

Mög' es denn,
Erlauchter, dir gefallen, von den Mühen
Der Seefahrt auszuruhn in meinem Hauſe,
Das dort ſich im Orangenhaine birgt!
Dich zu begrüßen und dich einzuladen,
Iſt meine Tochter Julia hergeeilt
Mit andern Jungfraun dieſes Küſtenlands.
Tritt näher, Julia, führe ſelbſt das Wort.

Julia.

Wir grüßen dich als König, hoher Herr,
Und bald, wir hoffen's, wirſt du in dem Dome
Vor allem Volk die Königsweih' empfahn.
Doch bis die Krone dann, die goldne,
Dein Haupt empfangen wird, ſo laß geſchehn,
Daß eines Mädchens zage Hand mit Blumen
Als König dieſes Landes dich bekrönt!
Wohl mag ein Blumenkranz das Land bedeuten,
Das blüthenreiche, wo du herrſchen wirſt.
(Sie bekränzt ihn.)
Und ſo, gekrönter König, zeuch mit uns
In meines Vaters Haus, wo Geſang
Und Saitenſpiel und Tanz geordnet iſt,
Die Feier deiner Krönung zu begehn.

Konradin.

Der Kranz, womit mich eure Hand geſchmückt,
Berauſcht die Schläfe mir nur wie ein Traum,
Wie eine Ahnung künft'ger Herrlichkeit,
Die ich erwerben ſoll durch Muth und [illegible].
Noch iſt zu Feſten mir nicht Zeit gegönnt,
Noch darf ich nicht im Kreiſe der Frauen weilen,
Noch muß ich raſtlos dringen auf mein Ziel.
Wann erſt der Sieg mit ſeinem Kranz gewunden,
Dann kehr' ich wieder, dann erinnert mich
An eurer Minne Reigen und Geſang!
Es liebten meine Väter ſtets und ehrten
Das Lied, womit man edle Frauen ehrt,
Und Kaiſer Heinrich ſang: „Wie hätte mir
Die Krone, ſollt' ich meine Süße meiden!"
Ich ſelbſt, im erſten Frühling meiner Jahre,
Hab' an der Minne Weiſen mich verſucht,
Und wenn ich einſt vom Feld des Sieges kehre,
Dann reicht die Saiten mir! mein erſtes Lied
Soll, ſchöne Julia, deine Anmuth preiſen.
(Julia und die Uebrigen ziehen ſich zurück. Konradin und Friedrich von Baden bleiben allein im Vordergrund.)

Konradin.

O Friedrich, du Genoſſe meiner Jugend!
In deine treue Bruſt ergoß ich ſonſt
Die bittern Klagen über mein Geſchick.
Laß jetzt mein freudig überſchwellend Herz
Sich dir entſchütten, hilf mein Glück mir tragen!
Wie anders, Friedrich, als in jener Zeit,
Da ich zu Landshut, an des Oheims Hofe,
Unherrlich, einſam, erblos, vaterlos!
Die Mutter ſah mich nur mit Thränen an;
Die meiner Väter Gnade groß gemacht,
Verachtend ſchritten ſie an mir vorbei.
Die Sänger, die von Hof zu Hofe wandern,
Sie ſangen von der Hohenſtaufen Fall,
Als wär' es eine Mär' aus alten Tagen
Und wär' ich ſelbſt nicht von den Lebenden.
Wie anders nun! wie offen liegt die Welt
Vor mir, wie blüthenhell, wie lebensvoll!
Hier lacht mir Jugendluſt und Thatenruhm
Und jede Hoffnung, jedes ſchönſte Ziel;
Und dieſes Haupt, das trauernd niederhing,
Es hebt ſich in der Blumen friſchem Schmucke.

Friedrich.

Auf deinen Hoffnungen, o Konradin,
Beruhn die meinigen, ein gleiches Loos
Verbindet uns; des Erbes Räuber beide
Dir Karl, mir Ottokar; hier in Apulien
Erobr' ich Oeſtreich; leih' ich dir den Arm,
Du leihſt mir einſt den deinen, mächtigern.
Doch wenn der Anfang deines Glückes, wenn
Des Landes Schönheit minder mich ergreift,
Wenn du mich oft in Gram verſunken ſiehſt:
Du weißt ja, in der deutſchen Heimat blieb
Die junge Gattin mir, kaum anvermählt,
Wo dieſe weilt, iſt mir das ſchönſte Land.

Konradin.

Von Allem, was die Zukunft Herrliches
Mir bringen mag, iſt doch das Höchſte dieß:
Wenn ich die Freunde, die in meiner Noth
Mich aufgerichtet, die in meinen Kämpfen
Zu mir gehalten, wenn ich mit der Fülle
Des Dankes einſt ſie überſchütten kann.

Truchſeß

(der ſich während des Letztern genähert).

Du theilſt Gnaden aus, du glaubſt ſchon
Den Thron, während ich, [illegible],
Die Angſt des Herzens nicht verhehlen kann.
Der Auftrag deines Ohms und deiner Mutter,
Der [illegible], weiſt mich nach [illegible],
Wo ich verſprochen muß, den Herrn zu führen
Des heil'gen Vaters, der den Bann dir ſchleudert.
Doch da ich ſeh', dem Schiff entſtiegen, dich
Dem Schwung der Freunde überlaſſen muß,
So ſagt mein Wort und ſchweigen kann ich nicht,
Bevor ich dir, dem Freudetrunknen,
Ein Wort der Warnung an das Herz gelegt.

Konradin.

Sprich, lieber Truchſeß! Stets noch hat dein Wort
Bei Konradin ein offnes Ohr gefunden.

Truchſeß.

Sohn meines Herren! dieſes wälſche Land,
Das dich mit ſeinem falſchen Schimmer blendet,
Was iſt es, als ein übertünchtes Grab!
Leg' dich in ſeine Blumen und es wird
Die gift'ge Viper dir die Ferſe ſtechen.
Entſchlummre ſanft, in lauer Nacht, beim Klange
Verbuhlter Lauten, und der Mann entſchreckt
Der Scorpion, die tödliche Tarantel;
Der Sonne Glutſtrahl brennt Seuchen und

Und ſchlägt den Leib mit Ausſatz und Geſchwür.
Der Boden ſelbſt, auf dem du wohnen willſt,
Iſt trügeriſch, da drunten gähnt die Hölle,
Der Abgrund reißt ſich auf und ſpeiet Flammen,
Die Erde bebt und über deinem Haupte
Bricht das Gewölb zuſammen, ſtürzt der Thurm.
An jeder Ecke lauert Meuchelmord;
Der Weiber brennend Auge gibt das Mark
Des Helden auf; der Freundesbecher iſt
Vergiftet und die Hoſtie ſelbſt iſt Gift.

Konradin.

Du maleſt falſch.

Truchſeß.

[illegible] der Tod
Nach Macht und Schätzen und nach eitlem Ruhm!
Verwünſchter Sinn, der uns nach Fremdem ſpornt,
Indeß ſchmachvoll das Heimiſche verdirbt!
Wie oft, wie oft ſchon zog das deutſche Heer,
Erleſ'ne Männer, ſchmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Zierde, der Mütter Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Wälſchlands Fluren
Dahinzuſchwinden, wie das Sommergras!
Wo ſind ſie, deine Väter, meine Fürſten?
Das deutſche Heimatland verſchmähten ſie,
Um Gift zu ſaugen in Italiens Gärten.
Gift ſchlürfte Heinrich aus dem klaren Quell;
Wenn Friedrich es nicht aus dem Becher trank,
So trank er's aus des liebſten Freundes Verrath;
Dein Vater ſchlürfte Gift für Arzenei,
Was heilen ſollte, würgt' ihn ſo dahin,
Da er die Stärke der Geburt verſuchte.
Wenn dich, auch dich — nein! nein! ich darf ihn nicht
Ausdenken, dieſen gräßlichen Gedanken.

Konradin.

Wozu nur dieſe Bilder des Entſetzens!

Truchſeß.

Als Heinrich mit Conſtanzen ſich zu Mailand
Vermählt' und in dem Kreis ital'ſcher Großen
Zu Tiſche ſaß, da traten in den Saal
Geſandte, die vom ſchwäb'ſchen Lande kamen.
Sie ſchenkten ihm zur Hochzeit eine Wiege
Von Silber, ſchön durchbrochen und verziert,
Ein künſtlich Werk der Schmiede zu Gemünd.
Die Wiege ſollt' ihn mahnen, daß ihm ſelbſt
Von ſeinem Hauſe Deutſchland Wiege ſei.
So möcht' auch ich dich mahnen, Konradin,
Daß du, von dieſes fremden Landes Zauber
Umſtrickt, nicht deine Wiege gar vergeſſeſt.
O denk' an jenen Berg, der hoch und ſchlank
Sich aufwärts ſchwingt, aller ſchwäb'ſchen Berge ſchönſter,
Der auf dem königlichen Gipfel hoch
Der Hohenſtaufen alte Stammburg trägt!
Der weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünes, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen ſchimmernd, herrenreiche Triften,
[illegible] Waldgebirg, und nach der Ferne
Die nahen Alpen [illegible]
Dann Städte, in den Burgen, in den Thälern,
Gewerbſames Geſchlecht, treudeutſche Männer,
Die Frauen aber ſittig und tugendſam,
Ja, wie uns Walther ſang, den Engeln gleich.

Friedrich.

Den Engeln gleich! O was erregſt du mir
Die Sehnſucht, die ich kaum beſchwichtiget?

Truchſeß.

Hätt' ich ſie nimmer [illegible]!
O Konradin! warum verließeſt du
Die Hohenburgen, die dir in Deutſchland gehören?
Die Gaugrafthümer, die nun [illegible]
Sich zanken, und den Deutſchen keine [illegible],
Der Edle wird zu [illegible] umgewandelt,
[illegible] der [illegible] unter der Natur,
Schon dreimal ward nun bis in [illegible]
[illegible], Hohenſtaufen lebt und noch.

Nur deine Jugend ſchien noch nicht erſtarkt,
In ſtürmiſcher Zeit das Steuer zu ergreifen.
Du aber harreſt nicht und machſt dich auf,
Den Lockungen des fernen Landes folgend.
Gefahrvoll iſt die Bahn, die du beſchreiteſt,
Und ſchwer, o ſchwer iſt dieſer Abſchied mir.

Konradin.

Du haſt, o Freund, die Stammburg mir genannt,
Den Horſt, aus dem die Adler ſich geſchwungen;
Sie iſt nicht mehr mein eigen; was auf mich,
Das Wenige, von unſerm Stammgut kam,
Veräußert ward es und zu Pfand geſetzt,
Um die apul'ſche Heerfahrt zu beſtreiten.
Doch wenn mir Andres nicht zum Erbe blieb,
Das Eine blieb: der angeſtammte Geiſt,
Der Strebende, der Nichts verloren gibt.
Mir blieben die Entwürfe meiner Väter.
Der Hohenſtaufen Tagwerk iſt nicht klein.
Ich muß es früh beginnen, wie die Vorfahrn
Es früh begonnen. Nicht das einz'ge Land
Iſt unſer Ziel. Von jedem Fleck der Erde
Kann unſer Streben ausgehn. Hat zuerſt
Italien mich gerufen, in Apulien
Beginn' ich meine Bahn; doch wo ſie ende,
Das liegt verhüllet in der Zukunft Schooß.
Du weißt, was uns das Lied geſungen: König
Und Adler, ſiegreich ſchwebend, [illegible]!
Drum lebe wohl! vollführe dein Geſchäft!
Ihr aber laßt die Banner vorwärts fliegen.

---

## 49.

## Guſtav Schwab.

### 1.

### Des Fremden Königreich.

Der König feiert am Meer das Spiel,
Es nahen Ritter und Fürſten viel,
Die Flut ſie rollt und rauſchet,
Die Sonne lächelt und lauſchet.
Der König ſprach: „Sind lang ich ſo gut,
Doch ſucht' ich mein junges Königsblut
Von Kraft und von Liebe ſchäumen,
Heut möcht' ich den Jüngſten träumen!
O ſäh' ich Einen kämpfen, wie mich!
Wollt' Einem das Ziel ſo königlich!
Auf legt' ich ihm wohl die Krone,
Wie einem leiblichen Sohne!
Schaut her, wie ſtrahlt mein Purpurgewand,
Wie leuchtet das Band an meiner Hand! —
Ich gäb' ihm den Mantel vom Leibe,
Dazu die Tochter zum Weibe.“
Da hoben ſich Alle vom Fürſtengeſchlecht,
Sie warfen den Speer, ſie kämpften gerecht.
Doch ſo iſt's Keinem gelungen,
Wie einſt der Alte gerungen.
Des Jünglings Blick irrt auf der Flut,
Der Greis erſchauet ſich nicht Jünglingsmuth,
Da kommt auf den wallenden Wogen
Ein Schifflein herangeflogen.
Drin ruhet mächtig ein rüſtiger Mann
Und hält er die Wellen in ſeinem Bann,
Den Nachen hat er ans Land geſchwungen,
Iſt rüſtig heraufgeſprungen.
Ein Jüngling iſt's im leichten Rock,
Mit braunem Haupt und goldnem Gelock,
Er trägt kein ritterlich Waffen,
Iſt doch zum Kampfe geſchaffen.
Die Ritter ſtaunen im Harniſch blank,
Da war doch keiner ſo ſtark und ſchlank.

Die Augen waren, die blauen,
So blitzend an ſeinem zu ſchauen.
Und kecklich tritt er in den Kreis,
Das Haupt er neigt vor dem König leis,
Doch vor der Maid, der ſüßen,
Da beugt er es, tief zu grüßen.
Dem König er gefiel ſo ſehr,
Er ließ ihm reichen Schild und Speer:
„Du biſt ein herrlicher Knabe,
Am kühnern Kampfe dich labe.“
Da warf er den Speer mit leichtem Schwung,
Da rang er mit Fürſtenſöhnen jung,
Mit ſeinen Armen, wie Schlangen,
Hielt er die Gegner umfangen.
Wohl hat er getroffen das ferne Ziel,
Hat niedergerungen der Ritter viel,
Vor ſeiner Stärk' und Schöne
Verblichen die Heldenſöhne.
Und roſigroth die Jungfrau ward
Und dem König däucht' er von echter Art,
Er zog von Schulter und Rücken
Den Mantel ab, ihn zu ſchmücken.
Er hieß ihn treten zum hohen Thron:
„So ſprich, von wannen du biſt, o Sohn!
Dein Arm und dein Blick und die Thaten
Die haben dich mir verrathen!“
Der Knabe ſchaut an ſein Purpurkleid,
Anſchaut' er die roſige, lächelnde Maid,
Nichts hat er auf weiter Erden —
Denkt doch ein König zu werden.
Er ſprach: „Mein Reich liegt fern ſo ſehr,
Weit drüben im tiefen, dunkeln Meer,
Dort ſteigt es aus dem Schaume.“
Der Jüngling ſprach wie im Traume.
Doch ragt ſein Haupt aus dem Purpur hehr,
Als ob er darin geboren wär',
Es ſteht dem lockigen Sohne,
Als fehlt' ihm ſchon lang die Krone.
Da rief der König: „Dein Blut iſt ächt,
Fürwahr, du biſt von Fürſtengeſchlecht,
Ich geb dir den Purpur vom Leibe,
Nimm hin die Tochter zum Weibe!
Ja, ſetze ſie nur in deinen Kahn,
Du ruderſt mächtig, ſo rudre voran,
Beginnt der Morgen zu grauen,
So folg ich, dein Reich zu ſchauen!“
Sie ſpringen in's Schiff wohl Hand in Hand,
Der Kahn, er fliegt hinaus vom Strand,
Es rudert durch Tag und Nächte
Des Knaben gewalt'ge Rechte.
Die Jungfrau liegt ihm am Herzen weich,
Sie forſcht und forſcht nach des Buhlen Reich:
Sein Blick der Anker zu Grunde,
Als ſucht er es tief im Sunde.
Was hebet ſich dort im Abendlicht?
Ein Fels iſt's, dran ſich die Woge bricht,
Was ſchaut herab in die Welle?
Eine Burg mit öder Schwelle.
„O ſchiffe vorüber am Eiland grau,
Vorüber ſchnell am verfallenen Bau,
Wo, Beid' einander zum Grauſen,
Nur Räuber und Geiſter hauſen!“
Da ſpricht er: „Lieb, was wirſt du bleich?
O Lieb, das iſt mein Königreich!
Hier mußt du Königin werden,
Kein anderes hab' ich auf Erden!
Mein Vater war wohl ſtolz und reich,
Jetzt liegt er unter dem Hügel bleich,
Erſchlagen, nicht ſanft geſtorben,
Sein Hab' und Gut verdorben.“
Und ſicher lenkt der Buhle den Kahn
Durch brauſende Wogen die wilde Bahn,
Durch der Felſen zackige Zinken,
Wo mooſige Thürme winken.
„O Knabe, wo iſt das Brautgemach?“ —
„„Dort zwiſchen den Mauern ohne Dach!““
„Wo harren die Edelknaben?“ —
„„Dort fliegen und krächzen die Raben!““
Da ſchaut er ſie an, der Knabe ſpricht:
„O Maid, es kann dir gefallen nicht,
Nicht kann dich mein Reich ergötzen,
Du ſiehſt es an mit Entſetzen!
Und eh' du verfluchest das Leben dein,
Eh' laß uns zuſammen begraben ſein,
Eh' laß zu den Felſenriffen
In den Strudel nieder uns ſchiffen!“
Er hält ſie im Arme bleich und ſtumm,
Er dreht das Schiff in den Wellen um
Tief zwiſchen den ſteinernen Rippen;
Dann ſchleudert er's an die Klippen. —
Mit Segeln voll, mit Maſten lang,
Mit frohen Flaggen, mit Freudengeſang
Heranzieht ohne Sorgen
Des Königs Schiff am Morgen.
Der Greis ſucht ſeiner Tochter Reich,
Er ſieht nicht an das Eiland bleich,
Er ſchifft im Hauch des Windes
Wohl über das Grab des Kindes.

## I.

## Das Opfer.

In einem Reich gen Morgen
Da glühte der Sonne Brand,
Da ſchaut in ſchweren Sorgen
Der König auf ſein Land:
„Es lechzen alle Felder,
Verſiegen geht der Fluß,
Es dorren ab die Wälder,
Weh, daß ich es ſchauen muß!
„Was hilft mir Scepter tragen?
Kann ich zum Strome: Fleuß!
Kann ich zur Wolke ſagen:
Die kühle Flut ergeuß! — ?“
So hat er lang in Kummer
Von Tag zu Tage gewacht,
So ſeufzt er ohne Schlummer
Von Nacht zu heißer Nacht.
Und als nun ohne Wolke
Sechs Monden glänzte die Luft,
Tritt er hinaus zum Volke,
Das zu den Göttern ruft.
Es ſchallten Trauerpſalme,
Davon kein Strauch genas,
Und welk ſtand jede Palme,
Als wäre ſie junges Gras.
Die fetten Aecker darben,
Kein Dampf ſteigt aus dem Kraut,
Verdürrt ſtehn, ohne Farben,
Die Blumen, wohin er ſchaut.
Nicht weht ein Strom von Düften
Aus den Gewürzen mehr,
Nicht ſingt mehr in den Lüften
Der bunten Vögel Heer.
Und unter den Zelten lagen
Die Menſchen krank und matt,
Von glüh'nder Peſt geſchlagen
Auf ſchwüler Lagerſtatt.
Und war die Sonne geſunken
Nach langem, heißem Lauf,
So ſprühten die trüben Funken
Der Scheiterhaufen auf.
Da deckte mit beiden Händen
Der König ſein Geſicht:
„Ihr Götter, kann ich wenden
Vom Volke den Jammer nicht?

Gebt mir ein gnädig Zeichen,
Vor keiner Laſt will ich,
Vor keiner Schmach erbleichen,
Nur, ob euer Himmel, ſprich!“
Da ſprachen zu ihm die Götter
Durch ſeiner Prieſter Mund:
„Da wiſch des Landes Meiſter
Und ſchleußt mit uns den Bund,
Wenn zu des Volkes Heile
Das Opfer da geſtellt,
Das unter des Prieſters Beile
Uns recht willkommen fällt!“
Er läßt Altäre zieren,
Der Hundert führt man drei
Von Schafen und von Stieren,
Die ſtattlichſten herbei.
Kein Hauch vom Berge wehet,
Keine Wolk’ am Himmel ſtand,
Mit lautem Schalle flehet
Der König und ſein Land.
Doch als die Prieſter heben
Den blanken Opferſtahl,
Die Thiere begannen zu toben
Und ſtarben in Wuth und Qual.
Es ſchaut auf das Gewimmel
Und auf das Blut, das floß,
Mit blauem Auge der Himmel
Hernieder erbarmungslos.
Der König in tiefer Trauer
Ging wieder in ſein Haus,
Durchwachte die Nacht in Schauer
Und trat früh Morgens heraus.
„Ich weiß,“ ſprach er mit Stöhnen,
„Nicht anders kommt uns Heil,
Eh’ von des Landes Söhnen
Zween fallen von dem Beil!“
Zween Knaben widerſtrebend,
Bringt man, der Jugend Licht: —
„Weh!“ ruft der König bebend,
„Der Himmel will ſie nicht!
Die Opferflamme dunkelt,
Der Rauch verhüllt ſie ganz!
Da droben aber funkelt
Die Sonn’ in hellerem Glanz!“
Den König faßt ein Grauen,
Doch ſpricht er aus das Wort:
„So bringt mir drei Jungfrauen,
Die Knaben führet fort!“
Drei Mägdlein, jung, unſchuldig,
Führt man herbei bekränzt,
Sie neigen ſich geduldig,
Nur ihre Thräne glänzt.
„Laßt ab, laßt ab!“ ruft wieder
Der König zagend aus:
„Die Flamme ſinket nieder
Erliſcht in Dampf und Graus!“
Und gräßlich tönt die Klage
Des Volkes in die Luft,
Der König verſchließt drei Tage
Sich in der Väter Gruft.
Nur an dem vierten Morgen
Tritt er an’s Tageslicht,
Gewichen ſind die Sorgen
Von ſeinem Angeſicht.
Dem Purpur und der Krone
Hat er den Glanz erlaubt,
Er ſitzt auf ſeinem Throne
Mit hohem, freiem Haupt.
Er ſpricht: „Ich hab ein Zeichen,
Ich weiß, was ich ſoll thun;
Mir ſagten’s der Väter Leichen,
Die in der Halle ruhn.
Es liegt in Balſamdüften
Jung, frölich von Geſtalt,
Dort Mancher in den Grüften
Und ich bin grau und alt.“
Er ſtieg von ſeinem Throne,
Zu Boden warf er ſich,
Bleich wurde da die Krone, —
Der Sonne Schimmer wich;
Und wie er vor dem Volke
Inbrünſtig betend fleht,
Da ſtieg empor als Wolke
Sein heiliges Gebet.
Er ſprach: „Ihr Götter! funden
Hab’ ich das Opfer gut:
Man heilt des Volkes Wunden
Nicht mit des Volkes Blut.
Empfangt, empfangt mein Leben
Und laßt von eurem Sitz
Die Wolken ſegnend beben,
Mir aber ſchickt den Blitz!“
Und als er aufſtand, fertig,
Den Tod erfleh’nd als Gunſt,
Umarmt allgegenwärtig
Den Himmel dunkler Dunſt.
Kein Blitz zuckt ihm entgegen,
Es legt ſich nur der Staub,
Es ſäuſelt nur der Regen,
Still durch der Bäume Laub.
Die Menge ſtaunt und lauſchet,
Der Wind kühlt ab die Glut,
Der Regen ſtrömt und rauſchet,
Er wird zu Guß und Flut.
Durch Bart und graue Locken
Der Strom dem König quillt,
Sein Auge bleibt nicht trocken,
Von ſel’ger Thrän’ es ſchwillt.
Die Vögel fangen zu ſingen,
Die Kräuter zu duften an,
Der Fluß ſich zu ſchwellen, zu ſchlingen
In ſeiner alten Bahn.
Es tönen der Prieſter Lieder,
Der Dichter Harfe klingt,
Das Volk es wirft ſich nieder,
Den Scepter der König ſchwingt.

## 3.

## Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beiſammen ſind;
Es ſpielet das Kind, die Mutter ſich ſchmückt,
Großmutter ſpinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte ſo ſchwül!
Das Kind ſpricht: „Morgen iſt’s Feiertag,
Wie will ich ſpielen im grünen Hag,
Wie will ich ſpringen durch Thal und Höhn,
Wie will ich pflücken viel Blumen ſchön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr’s, wie der Donner grollt?
Die Mutter ſpricht: „Morgen iſt’s Feiertag,
Da halten wir Alle fröhlich Gelag,
Ich ſelber, ich rüſte mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Luſt nach Leid,
Dann ſcheint die Sonne wie Gold!“ —
Hört ihr’s, wie der Donner grollt?
Großmutter ſpricht: „Morgen iſt’s Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, ſie ſpinnet das Kleid,
Das Leben iſt Sorg’ und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er ſollt!“,
Hört ihr’s, wie der Donner grollt?
Urahne ſpricht: „Morgen iſt’s Feiertag,
Am liebſten morgen ich ſterben mag;
Ich kann nicht ſingen und ſcherzen mehr,
Ich kann nicht ſorgen und ſchaffen ſchwer,

Was thu ich noch auf der Welt?“
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?
Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht.
Es flammt die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Stral mit einander getroffen ſind.
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen iſt's Feiertag.

---

## 4.

## Die Schlacht am Speicher.

(Aus „Der Appenzeller Krieg“)

In dem grünen Speicherwald,
Drunter ſchmucke Häuſer liegen,
Werden freie Männer bald
Fröhlich ſterben oder ſiegen.
Von dem Sternenhimmel ſieht
Gott auf ſie, der Herr der Schlachten,
Wo das fromme Häuflein kniet,
Betend hier zu übernachten.
„Wenn es ſein mag,“ flehen ſie,
Laß, o Herr, uns hier geneſen!
Oder ſei der Boden hie
Uns zum Kirchhof auserleſen!
Wer ſich fliehend umgewandt,
Werd' auf fremder Erd' erſchlagen!
Nicht das freie Vaterland
Soll im Schooße Solchen tragen.“
Und der erſte Sonnenſtral
Lächelt, wie ſie ſprechen Amen,
Als die Feinde von dem Thal
Nach den Höhn geſtiegen kamen:
Vorn die Edeln, hoch zu Roß,
Die im Sattel ſtählern ſitzen;
Ihnen folgt ein kecker Troß
Leichtbewehrter Bogenſchützen.
Doch ſie ſind die letzten nicht,
Die bergan behende laufen:
Hinten erſt im Sonnenlicht
Glänzen die gewalt'gen Haufen;
Dicht wie Blumen ſtehn im Lenz,
Funkeln Helme, winken Hüte:
Conſtanz, Ravensburg, Bregenz,
Sendet ſeiner Männer Blüte.
Und die Kirche ſchickt den Bann
Fluchend in des Hirten Ohren!
Pfaffe, Bürger, Edelmann
Haben Schmach ihm heut geſchworen.
„Will der Bauer,“ ſprechen ſie,
„Gegen uns ſein Haupt erheben!
Nieder muß er auf das Knie,
Muß erſt betteln um ſein Leben.“
Hättet ihr geſchauet ihn,
Ei, wie würdet ihr ihn loben!
Denn er lag ſchon auf den Knien;
Jetzt erſt hat er ſich erhoben.
Ja, vor Gott hat er gekniet;
Doch vor euch denkt er zu ſtehen,
Ob er ſchon zurück ſich zieht,
Klug verborgen auf den Höhen.
Einſam trifft der Feind den Wald;
Ein Verhau von wenig Stämmen
Macht ihm keinen Aufenthalt,
Kann den raſchen Zug nicht hemmen:
Aus der Städter rüſt'gen Reihn
Treten vor die Zimmerleute,
Stoßen ihn mit Lachen ein:
„Appenzell, biſt unſre Beute!“
Sieh da! von den höchſten Höhn
Raſſelt es mit Steinen nieder,
Wie im Sturme Schloßen gehn,
Und zerſprengt die vordern Glieder.
Und die Roſſe bäumen ſich,
Drängen an's Gehölz den Reiter;
Und wenn vornen Einer wich,
Weichen hinten zehen Streiter.
Dann in den verwirrten Zug
Schießt der Pfeil und ſchiebt die Lanze,
Jetzt herunter erſt im Flug
Stürmt der Hirt vom Bergeskranze;
Auf die dichten Haufen ein
Haut er mit dem ſtarken Arme,
Und vergebens muß es ſein,
Wehrt ſich Einer aus dem Schwarme.
Denn es fliegt der Alpenhirt
Hüpfend auf die Felſenſtücke,
Daß kein Streich, kein Schuß verirrt
Ferne ſeinem ſichern Blicke;
Bis des Kloſters Knechte fliehn,
Die zuerſt wie feige Weiber
Stürzen auf die Andern hin,
Wie auf's ſcheue Vieh die Treiber.
Hunderte (ſie möchten's gern)
Kommen drunten nicht zum Schlagen,
Und die Hirten ſehn von fern:
Schnelle Gemſen gilt's zu jagen.
Hier und dort als edles Wild
Hält ein Häuflein noch von Rittern,
Dem die Bruſt von Grimme ſchwillt,
Daß die Andern feige zittern.
Doch erliegen ſie dem Streit
Oder fliehen mit dem Heere.
Da zerreißt ſein Wappenkleid
Wem noch lieb iſt Ritterehre:
„Neben Pfaffen kämpften wir,
Neben Söldnern ſchnöder Städte:
Weiche von uns, Stammeszier!
Fall zu Boden, goldne Kette!“
Endlich ſteht nur Einer noch
Als des Ahnenruhms Bewahrer,
Stolz, von Wuchſe rieſig hoch,
Vom Geſchlecht der edlen Blarer.
Ein dreifältig Panzerhemd
Deckt ihn wider alle Streiche;
Seinen Rücken angeſtemmt,
Ficht er unter einer Eiche.
Den beſchleicht vom Berge ſich
Doch zuletzt ein Hirtenjunge:
„Hilft mir Gott, ſo fäll' ich dich!“
Hebt die Schleuder dann zum Schwunge;
Einen ſpitzen Stein er ſchießt
Ihm ſo flink durch's Helmesgitter,
Daß das Blut ſich d'raus ergießt
Und zu Boden ſtürzt der Ritter.
D'rauf herab hat ſich die Flucht
In Sanct Gallens Thal gezogen;
Zwanzig Hirten in die Schlucht
Sind ihr kühnlich nachgeflogen,
Werfen einen Feuerbrand
Vor den Thoren in die Mühle,
Und gemach aus Feindesland
Ziehn ſie in der Morgenkühle.
Nur kein Schwert, kein Schild mehr klirrt:
Auf dem Speicher weidet wieder
Still der Appenzeller Hirt,
Schaut in beide Thäler nieder,
Höret aus dem Appenzell
Freien Volkes Jubel ſchallen;
Nur ein Todtenglöcklein hell
Tönt herüber aus Sanct Gallen.

## 50.

## Juſtinus Kerner.

### 1.

### Poeſie.

Poeſie iſt tiefes Schmerzen
Und es kommt das ächte Lied
Einzig aus dem Menſchenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.
Doch die höchſten Poeſieen
Schweigen wie der höchſte Schmerz,
Nur wie Geiſterſchatten ziehen
Stumm ſie durch's gebrochne Herz.

### 2.

### Alte Heimat.

In einem dunkeln Thal
Lag jüngſt ich träumend nieder,
Da ſah ich einen Stral
Von meiner Heimat wieder.
Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen;
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!
Wie war mein Heimatland
Voll Gold und Roſenhelle!
Doch bald der Traum verſchwand,
Schmerz trat an ſeine Stelle.
Da irrt' ich weit hinaus
In's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, ſuch' das Haus,
Und find' es nicht vor Thränen.

### 3.

### Die Mühle ſteht ſtille.

Herr Irrwing reitet Nachts durch's Thal der Mühle,
Ein Lichtſtral folgt ihm und ein Windhauch kühle.
Herr Irrwing denkt: das iſt des Mondes Licht;
Da haucht es hohl: „Der Mondſtral redet nicht!“
Die Mühle ſteht ſtille.
Herr Irrwing denkt: das iſt des Baches Tönen!
Da haucht es hohl: „Vom Bach aus Blut und Thränen!“
Herr Irrwing ſpornt ſein Roß zu ſchnellem Lauf,
Doch plötzlich geht ihm inneres Schauen auf.
Die Mühle ſteht ſtille.
„Das iſt nicht Mondenſtral, nicht Baches Wogen,
Geſpenſtig kommt ein Weib mir nachgeflogen,
Vom Leichentuch getragen, bleich und wund,
Ein kalter Hauch entſtrömet ihrem Mund.“
Die Mühle ſteht ſtille.
Herr Irrwing läßt dem ſcheuen Roß die Zügel,
Der Geiſt doch auf des Leichentuches Flügel
Ereilt ihn bald und hauchet in die Luft:
„Schnell wie kein Vogel fliegt ein Geiſt der Gruft.“
Die Mühle ſteht ſtille.
Und wie Herr Irrwing ſchaut, ſieht er geſpalten
Des Geiſtes Haupt, er ſiehet in den kalten,
Geſprengten Schädel, tief bis auf den Grund,
Da haucht alſo des Geiſtes kalter Mund:
Die Mühle ſteht ſtille.
„Schon dieſe Spalte, draus entfloh mein Leben,
Sie hat mein Mann, John Walling, mir gegeben,
Der Müller dort, den Sarg ſchlug ſelbſt er zu
Und ſprach: ‚Ein Schlag gab ihr die ew'ge Ruh!‘“
Die Mühle ſteht ſtille.
„Nun irr' ich ungeroch'nes Weib als Schatte,
Johannen's jüngern Leib umfängt mein Gatte,
Die trägt den Goldkranz mein im Haare dicht,
Der trinkt er zu mein röm'ſches Glas ſo licht.
Die Mühle ſteht ſtille.
„Die ſchläft im Bette mein, hat all mein Habe,
Hungrig mein Knäblein weint auf meinem Grabe.
Herr Irrwing! daß ihr meinen Worten glaubt,
Werft euren Goldring mir in's offne Haupt!“
Die Mühle ſteht ſtille.
Herr Irrwing ſpricht: „In Jeſu Chriſti Namen
Werf ich den Goldring mein in's Haupt dir. Amen!“
Er wirft den Goldring in der Spalte Blut,
Zuklappt der Schädel laut, der Wurf war gut.
Die Mühle ſteht ſtille.
Der Geiſt verſchwindet, aus leſcht alle Helle,
Ein kalter Graus Herrn Irrwing packt zur Stelle,
Er braucht zu ſpornen nicht ſein weißes Roß,
Von ſelber rennt es vor des Richters Schloß.
Die Mühle ſteht ſtille.
„Herr Richter,“ ſpricht er, „eine Bitt' ich habe,
Kommt auf den Kirchhof mit zu Elsbeth's Grabe!“
Sie graben lange da, ſie graben tief,
Bis zu dem Sarge, drin Frau Elsbeth ſchlief.
Die Mühle ſteht ſtille.
Sie brechen auf den Deckel, daß es ſchallte,
Da liegt die Leiche mit des Schädels Spalte,
Herr Irrwing ſpricht: „So war's!“ und plötzlich rollt
Hell aus der Spalte Irrwing's Ring von Gold.
Die Mühle ſteht ſtille.
Was ſammeln ſich die Raben dort in Banden?
John Walling hat die blut'ge That geſtanden;
Hoch auf dem Berge bleichet ſein Gebein,
Frau Elsbeth ging in Gottes Himmel ein.
Die Mühle ſteht ſtille.

### 4.

### Stille Thränen.

Du biſt vom Schlaf erſtanden
Und wandelſt durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.
So lang du ohne Sorgen
Geſchlummert ſchmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen
Viel Thränen niedergoß.
In ſtillen Nächten weinet
Oft Mancher aus den Schmerz
Und Morgens dann ihr meinet,
Stets fröhlich ſei ſein Herz.

### 5.

### Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun ihr Lieben!
Geſchieden muß ſein.
Ade nun ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.
Die Sonne, ſie bleibet
Am Himmel nicht ſtehn,
Es treibt ſie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einſamen Strand,
Die Stürme, ſie brauſen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
  Der Vogel dort zieht,
  Und ſingt in der Ferne
  Ein heimatlich Lied.
  So treibt es den Burſchen
  Durch Wälder und Feld,
  Zu gleichen der Mutter,
  Der wandernden Welt.
Da grüßen ihn Vögel
  Bekannt über'm Meer,
  Sie flogen von Fluren
  Der Heimat hieher,
  Da duften die Blumen
  Vertraulich um ihn,
  Sie trieben vom Lande
  Die Lüfte dahin.
Die Vögel die kennen
  Sein väterlich Haus;
  Die Blumen einſt pflanzt' er
  Der Liebe zum Strauß,
  Und Liebe die folgt ihm,
  Sie geht ihm zur Hand:
  So wird ihm zur Heimat
  Das fernſte Land.

### 6.

### Hohenſtaufen.

Es ſteht in ſtiller Dämmerung
  Der alte Fels, öd' und beraubt;
  Nachtvogel kreiſt in trägem Schwung,
  Wehklagend um ſein moosig Haupt.
Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
  Mit ihm der Sterne klares Heer,
  Umſtrömt den Fels ein ſeltſam Licht,
  Draus bilden ſich Geſtalten hehr.
Die alte Burg mit Thurm und Thor
  Erbauet ſich aus Wolken klar,
  Die alte Linde ſproßt empor
  Und Alles wird, wie's vormals war.
So Harfe wie Trompetenſtoß
  Ertönt hinab in's grüne Thal,
  Gezogen kommt auf ſchwarzem Roß
  Rothbart der Held, gekleid't in Stahl.
Und Philipp und Irene traut,
  Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
  Ein Vogel ſingt mit ſüßem Laut
  Vom ſchönen griech'ſchen Heimatland.
Und Konradin, an Tugend reich,
  Der ſüße Jüngling, arm, beraubt,
  Im Garten ſteht er ſtumm und bleich:
  Die Lilie neigt ihr trauernd Haupt.
Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
  Den bleichen Tag der rothe Hahn,
  Da ſteht der Fels gar öd' und kahl,
  Verſchwunden iſt die Burg fortan.
An ihrer Stätt' ein Dornbuſch ſteht,
  Kalt weht der Morgen auf den Höhn, —
  Und wie der Fels, ſo kalt und öd',
  Scheint rings das deutſche Land zu ſtehn.

### 7.

### Die ſchwäbiſche Dichterſchule.

„Wohin ſoll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann,
Daß ich eure Dichterſchule, gute Schwaben! finden kann?"
Fremder Wanderer! o gerne will ich Solches ſagen dir:
Geh durch dieſe lichten Matten in das dunkle Waldrevier,
Wo die Tanne ſteht, die hohe, die als Maſt einſt ſchifft durch's Meer;
Wo von Zweig zu Zweig ſich ſchwinget ſingend luſt'ger Vögel Heer;
Wo das Reh mit klaren Augen aus dem dunkeln Dickicht ſieht
Und der Hirſch, der ſchlanke, ſetzet über Felſen von Granit;
Trete dann aus Waldes Dunkel, wo im goldnen Sonnenſtrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Thal;
Wo ein goldnes Meer von Aehren durch die Ebnen wogt und wallt,
Drüben in den blauen Lüften Jubelruf der Lerche ſchallt;
Wo der Winzer, wo der Schnitter ſingt ein Lied durch Berg und Flur:
Da iſt ſchwäb'ſcher Dichter Schule und ihr Meiſter heißt — Natur!

### 8.

### Letzte Bitte.

Tief in Waldeinſamkeit ein Grab! ein Grab!
  Von allen Menſchen ferne, ja! recht ferne!
  Da ſenkt den müden Sänger bald hinab,
  Wann funkeln durch's Gezweig die Abendſterne.
Dann aber geht und laßt das Grab in Ruh'!
  Verborgen und vergeſſen werd' die Stätte!
  Epheu und Moos deck' ganz den Hügel zu
  Und nur das wunde Reh find' ihn zum Bette.

## 51.

## Friedrich Rückert.

### 1.

### Dichterſelbſtlob.

Ich bin König eines ſtillen Volkes von Träumen,
  Herrſcher in der Phantaſieen Himmelsräumen,
Kaiſerkron und Königskerze mir zu Füßen
  Blühen auf, mich, ihren Oberherrn, zu grüßen.
Um die dunklen Locken farb'ge Wolkenbogen
  Sind, ein buntgeſteintes Diadem, gezogen.
Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
  Meinen Ohren ihre ew'gen Liebesklagen.
Alle Brunnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
  Von Geheimniſſen mit mir ſich zu beſprechen.
An der Linken trag' ich Salomonis Siegel,
  Mit der Rechten heb' ich Dſchemſchid's Weltenſpiegel.
Alle Geiſter ſind des Siegels Unterthanen
  Und die Schöpfung ſchwört zu meinen Sonnenfahnen.
Gegen Nacht und Finſterniß in Kampfesſchranken
  Führ' ich eine Schar von leuchtenden Gedanken:
Kommt und helft den Himmel auf der Erde ſtiften,
  Helft den Tod mir tödten und das Gift entgiften.
Jeden Baum des Lebens ſoll mein Hauch beblättern
  Und die Schlang' am Stamme ſoll mein Arm zerſchmettern.
Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
  Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden.
Wer dem Druck der Tyrannei muß draußen weichen,
  Eine Freiſtatt biet' ich ihm in meinen Reichen.
Dort iſt Mühſal, Drang, Verfolgung, Noth und Kummer;
  Hier iſt Frieden, Eintracht, Stille, Ruh' und Schlummer.
Ihr Bewohner Dſchinniſtan's, Peris und Dſchinnen,
  Baut mir hier ein Wanderſchloß mit goldnen Zinnen.

Bauet mir den Weltpalaſt mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt ſoll ſchimmern.
Bauet ſo viel Zimmer mir als Nationen;
Jede ſoll mit ihrer Luſt in einem wohnen.
Bauet ſo viel Dächer mir als Himmelszonen;
Jede ſoll mit ihrer Pracht auf einem thronen.
In der ſieben Prunkgemächer Tepp'che wirken
Soll man Wunderwerk' aus ſieben Weltbezirken.
Malerei ſoll Frühlingsglanz an Wänden weben,
In den Niſchen ſollen Marmorbilder leben.
Und Muſik ſoll mit den ew'gen Sphärentönen
Alle Lebensſtimmen der Natur verſöhnen.
O ihr Geiſter, um das Zauberſchloß den Garten
Pflanzt mit Bäumen und Gewächſen aller Arten.
Nachtigallen aller Zonen mit den Roſen
Aller Himmel laſſet mir zuſammen koſen.
O ihr Götter Hindoſtans, die ihr in Blumen-
Kelchen wohnet, kommt zu euern Heiligthümern!
Ihr, gewebt aus Mondesſtralen, Silph' und Elfen,
Sollet auch mir meinen Park bevölkern helfen.
O ihr dem Olymp entſtürzten Griechengötter,
Rettet her zu mir euch gegen eure Spötter.
Bau die Mauern meines Gartens, o Amphion!
Die Delphine meiner Fluten zügl', Arion!
Zähme meines Haines Wild mit Saiten, Orpheus!
Und die Schaaren meines Traumvolks führ', o Morpheus!

## 2.

## Die ſterbende Blume.

Hoffe! du erlebſt es noch,
Daß der Frühling wiederkehret.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbſtes Wind verheeret,
Hoffen mit der ſtillen Kraft
Ihrer Knoſpen winterlang,
Bis ſich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entſprang. —
„Ach, ich bin kein ſtarker Baum,
Der ein Sommertauſend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab ſie deckt.“ —
Wenn du denn die Blume biſt,
O beſcheidenes Gemüth,
Tröſte dich, beſchieden iſt
Samen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensſtaub verſtreu'n,
Aus dem Staube wirſt du noch
Hundertmal dich ſelbſt erneu'n. —
„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich ſind;
Ewig iſt das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geſchwind;
Aber ſind ſie, was ich war,
Bin ich ſelber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.
„Wenn einſt die der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geſchick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du ſprichſt ſchon
Ihnen in die Herzen zu;
Warum noch mit froſt'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelſt du?
„Weh' mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß in's Aug' ich dir geſchaut,
Bis es mir das Leben ſtahl!
Dieſes Lebens armen Reſt
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krampfhaft feſt
Mich in mich und dir entfliehn.
„Doch du ſchmelzeſt meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein ſiechend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja du ſonneſt noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank ich dir es jetzt.
„Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich ſommerlang gelebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geſchwebt;
Augen, die mein Glanz erfriſcht,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Die aus Duft und Glanz gemiſcht
Du mich ſchufſt, dir dank ich's heut.
„Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließeſt du mich blühn im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch ich noch,
Und er ſoll kein Seufzer ſein;
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur ſchönen Welt hinein.
„Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, ſpann' dein blaues Zelt,
Mein vergrämtes ſinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer ſchlaf ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzuſtehn.“

## 3.

## Eine Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing ſcheu zu werden
Und that ſo ganz entſetzlich ſchnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen ſah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken ſchnauben,
Das mußt ihm die Beſinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er ſtürzte nicht, er ſchwebte noch.
Gewachſen war ein Brombeerſtrauch
Aus des geborſtnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann ſich feſt that klammern
Und ſeinen Zuſtand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und ſah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt oben faſſen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da ſah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entſperrtem Rachen,
Der drunten ihn verſchlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen ſollte.
So ſchwebend in der Beiden Mitte,
Da ſah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerſpalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da ſah er ſtill ein Mäuſepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.

Er ſah die ſchwarze mit der weißen
Abwechſelnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zauſten, gruben, wühlten,
Die Erd ab von der Wurzel ſpülten;
Und wie ſie rieſelnd niederrann,
Der Drach im Grund aufblickte dann,
Zu ſehn, wie bald mit ſeiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angſt und Furcht und Noth,
Umſtellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Luſt nicht wehren.
Er ſah nicht des Kameeles Wuth
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuſe Tückeſpiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauſchen
Und unter ſich den Drachen lauſchen
Und neben ſich die Mäuſe nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie däuchten ihm zu eſſen gut,
Aß Beer auf Beerlein wohlgemuth
Und durch die Süßigkeit im Eſſen
War alle ſeine Furcht vergeſſen.
Du fragſt: wer iſt der thöricht Mann,
Der ſo die Furcht vergeſſen kann?
So wiß, o Freund, der Mann biſt du;
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es iſt der Drach im Brunnengrund
Des Todes aufgeſperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es iſt des Lebens Angſt und Noth.
Du biſt's, der zwiſchen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß ſchweben;
Die Beiden, ſo die Wurzeln nagen,
Dich ſammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuſe heißen Tag und Nacht.
Es nagt die ſchwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwiſchen dieſem Graus und Wuſt
Lockt dich die Beere Sinnenluſt,
Daß du Kameel die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuſe Tag und Nacht
Vergiſſeſt und auf Nichts haſt Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haſcheſt,
Aus Grabes Brunnenritzen naſcheſt.

## 4

## Frühlingslied.

Der Frühling lacht von grünen Höhn,
Es ſteht vor ihm die Welt ſo ſchön,
Als ſeien eines Dichters Träume
Getreten ſichtbar in die Räume.
Wann ſchöpferiſch aus Morgenduft
Der Sonne Strahl die Weſen ruft,
Hebt jedes Herz ſich, jede Blume,
Empor zum lichten Heiligthume.
Wann Abendroth den Purpur webt,
Darin die Sonne ſich begräbt,
Schließt ſich befriedigt jede Blüte
Und Sehnſucht ſchlummert im Gemüthe.
Vom Morgen bis zur Nacht entlang
Iſt all ein Kampf der Sonne Gang;
Ein Kampf, die Schöpfung zu geſtalten,
Durch Licht zur Schönheit zu entfalten.
Die Sonn' iſt Gottes ew'ger Held,
Mit goldner Wehr im blauen Feld,
Und zu dem lichten Heldenwerke
Erneut der Frühling ihr die Stärke.
Die Sonn' am Tag, der Mond bei Nacht,
Sie ringen all mit Wechſelmacht,
Die Sonne, Roſen roth zu ſtralen,
Und Lilien weiß der Mond zu malen.
Der Himmel ein ſaphirnes Dach
Der Flur ſmaragdenem Brautgemach,
Wo ſich im Spiegel von Kriſtallen
Schaut Roſe Braut mit Wohlgefallen.
Die Morgenröthe wirkt ihr Kleid,
Der Morgenthau reicht ihr Geſchmeid,
Der Morgenwind, ihr kecker Freier,
Küßt ſie erröthend unter'm Schleier.
Der Frühling gibt im Garten Tanz
Und alle Blumen nahn im Glanz,
Wo Mädchen vorzuſtellen haben
Die Roſen und Jasmine Knaben.
Das Veilchen birgt in Duft ſich ſtill,
Weil aufgeſucht es werden will;
Die Roſe glühend zeigt ſich offen,
Wie könnte ſie Verbergung hoffen?
Des Paradieſes Pforten ſind
Nun aufgethan im Morgenwind
Und auf die Erde ſtrömt von Oſten
Der Duft, den ſonſt die Sel'gen koſten.
Die Lauben Edens werden leer,
Zur Erd hernieder zog ihr Heer,
Wo nun die Engel ſchöner wohnen
In Roſenzelt und Lilienkronen.
Nun lebt, berührt vom Liebeshauch,
Das Leben neu und Todtes auch;
Der ſtarre Fels vor Sehnſucht bebet,
Bis auch ein Epheu ihn umwebet.
O Frühlingsodem, Liebesluſt,
O Glück der felſentreuen Bruſt,
Die ein Geliebtes an ſich drücket,
Das dankbar ſie mit Kränzen ſchmücket.
In dieſer Stille der Natur,
Wo Liebe ſpricht und Friede nur,
Sei fern den ſchweigenden Gedanken
Des Menſchenlebens lautes Zanken.
Wie ſie die Sinne ſich verwirrt
Und wie in Wüſten ſich verirrt,
Wie ſie die Freude ſich verkümmert
Und wie das Daſein ſich zertrümmert.
Und wie die Welt, ſo iſt ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston,
Der auf's verworrene Getriebe
Der Zeit ſich wandt' und nicht auf Liebe.
Die Liebe iſt der Dichtung Stern,
Die Liebe iſt des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgeſungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.
Weg Abenteuer und Ritterpracht!
Im Himmel gilt nicht ird'ſche Macht.
Erob'rer, Helden, Weltvernichter,
Geht, ſucht euch einen andern Dichter.
Du, Freimund,*) laß den eitlen Schwall,
Sing Lied' als wie die Nachtigall,
O trachte ſtill in reinen Tönen
Dein eignes Daſein zu verſchönen.

---

*) Rückert trat in ſeiner Jugend unter dem Dichternamen Freimund Reimar auf.

## 5.

### Herbſtlied.

Schön im goldnen Aehrenkranz
Hat der Sommer uns geblüht;
Flüchtig kreiſt des Jahres Tanz
Und der Sommer flieht.
Haſcht den letzten Sonnenſtral,
Der aus düſtrer Wolke dringt,
Eh' ſie euch zum letzten Mal
Neidiſch ihn verſchlingt.
Brecht die Blum' am Wieſenquell,
Die noch trinkt das matte Licht,
Brüder, brecht die Blume ſchnell,
Eh' ein Froſt ſie bricht!
Traut dem nächſten Lenze nicht,
Der die Blumen neu erweckt;
Wißt ihr, ob im Lenze nicht
Erde ſchon euch deckt!
In den dunkeln Schooß hinab
Dringt kein Gruß der Frühlingsluft
Und die Blum auf eurem Grab
Iſt euch ohne Duft.

## 6.

### Die Zwei und der Dritte.

Phantaſie, das ungeheure Rieſenweib,
Saß zu Berg,
Hatte ſtehen neben ſich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verſtand
Seitwärts ſtand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.
Phantaſie ſich halben Leibs zum Himmel hob,
Einen Stern
Faßte ſie und ſchwang ihn, daß es Funken ſtob
Nah und fern.
Fiel der Witz
Wie ein Blitz
Drüber her und faßt' den Schein
In die kleinen Taſchen ein.
Phantaſie zur Wolke, die vorüberflog,
Streckt die Hand,
Sich die Wolke purpurn um die Schultern zog
Als Gewand.
Witz verdeckt
Trauer ſteckt;
Wo ſich nur ein Fältchen rückt,
Witz hervor mit Lachen guckt.
Phantaſie mit Donnerſturm thut auf den Mund,
Witz verſtummt;
Schweigt die Rieſin, thut ſogleich der Zwerg ſich kund,
Pfeift und ſummt.
Der Verſtand
Hält nicht Stand,
Geht und ſpricht: das mag ich nicht,
Denn das ſieht wie ein Gedicht.

## 7.

### Hymne.

(Geibel.)

Flammt empor in euren Höh'n, Morgenſonnen, lobt den Herrn!
Rauſcht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Die ihr, ohne zu verglühn, lang geflammt vor ſeinem Blick,
Ohne zu verrinnen, lang hingeronnen, lobt den Herrn!
Der ein mannigfaltiges Leben ſchau'n will außer ſich:
Alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!
Alle Tropfen ſeiner Huld, die zu Perlen ſich geformt,
Funken Lichtes, die zu Gold ſind geronnen, lobt den Herrn!
So viel Halme von dem Thau ſeiner Gnade trunken ſind,
So viel ſich an ſeinem Stral Welten ſonnen, lobt den Herrn!
Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
Trauben, deren Blut der Herbſt preßt in Tonnen, lobt den Herrn!
Raupe, die das Blatt benagt, haftend an dem grünen Zweig,
Puppe, zur Verwandlung reif eingeſponnen, lobt den Herrn!
Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüten naſcht,
Schmetterlinge, die in's Licht ſchon zerronnen, lobt den Herrn!
Geiſter, eingeengt in Nacht oder aufgeflammt in's Licht,
Herzen, ſchmeckend Lebensluſt, Todeswonnen, lobt den Herrn!
Die ihr mit dem Flügelſchlag glühender Begeiſtrung treibt
Oder fördert euer Werk ſtill beſonnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, deß Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächſt,
Die ein unſcheinbarer Fleiß hat geſponnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, der loben ſich gern in allen Sprachen hört,
Der [illegible] ſeines Lobs hat erſonnen, lobt den Herrn!
Alle, die ihr euren Gott fühlet, ahnet, denket, ſchaut,
Die ihr ſinnt, was niemals wird ausgeſonnen, lobt den Herrn!
Wenn in des Gemüthes Nacht euch ſein erſter Schimmer brach,
Oder wenn ihr euch im Glanz habt verſonnen, lobt den Herrn!
Alle Stimmen, die des Sangs Woge ſchwellet himmelan,
Lobt mit allen rauſchenden Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Alle Seelen, in der Glut des Gebetes Weihrauch gleich,
Lobt mit allen brennenden Morgenſonnen, lobt den Herrn!

## 8.

### Vierzeilen.

1.

Wenn Jemand liebt und im Vertrau'n
Davon zu Andern ſpricht er,
Wird er die Hörer ſchlecht erbau'n,
Oder er iſt ein Dichter.

2.

Wehe dem, der zu ſterben geht,
Und keinem Liebe geſchenkt hat,
Dem Becher, der in Scherben geht
Und keinen Durſt'gen getränkt hat.

3.

Die Wahrheit iſt im Wein;
Das heißt: In unſern Tagen
Muß Einer betrunken ſein,
Um Luſt zu haben, die Wahrheit zu ſagen.

### 9.

### Sicilianen.

1.

In Meeres Mitten ſteht ein Altar,
Gebaut aus Perlenmuſcheln und Korallen,
Wohin man ſieht an einem Tag im Jahr
Meerbräute mit Meerbräutigamen wallen.
Die Bräute tragen langes, grünes Haar
Und haben Augen, leuchtend wie Kriſtallen.
Ein Prieſter ſteht und ſegnet Paar um Paar;
Wozu im Windzug Meeresorgeln hallen.

2.

Der Lenz iſt meiner Liebſten blum'ges Kleid;
Wie ſchwillt vor Luſt es, weiß ſie zu umſchließen!
Der Morgen iſt ihr glänzendes Geſchmeid;
Wie blitzt es, Strahlen um ſie her zu gießen!
Des Baumes Knoſpen ſind ein ſüßes Leid,
Das gern ſich möcht' an ihrem Blick erſchließen,
Und alle Blumen ſind ein heißer Neid,
Weil Roſen nur auf ihrer Wange ſprießen.

### 10.

### Wein und Weinen.

(Terzinen.)

Hör an und lern' in deinem Geiſt erkennen,
Wie tief die Wahrheit in dem Worte ſpielt,
Das blöde Weisheit wohl mag Zufall nennen.
Wenn ſich dein Aug' im eignen Balſam kühlt
Von feinem Schmerz, ſo nenneſt du es Weinen;
Ein ſanfter Thau, bei dem man Thränen fühlt.
Und wenn der mütterliche Schooß aus reinen
Glutadern dir die Milch der Freude ſchickt,
So wird auch ſie in deinem Mund zu Weinen.
Wie Schmerz und Luſt in Eines ſich verſtrickt,
So Wein und Weinen iſt in Eins erklungen;
Wenn du es weißt, ſag', welches mehr erquickt!
Die ſchönſte Thräne, welche ſich durchdrungen
Von Sonneninbrunſt, die die Erde weint,
Als goldner Wein iſt ſie für dich entſprungen.
Die ſchönſte Rebe, welche dir erſcheint
Vom Paradies und es dich läßt genießen,
Iſt Liebe, die mit dir ſich weinend eint.
So viel der Beeren an der Traube ſprießen,
Sind ſo viel Thränen, die geronnen hangen,
Um mild an deinem Kuße zu zerfließen.
So viel im Auge Thränen dir zergangen,
Als ſo viel Trauben werden ſie gewonnen
Die einſt am Baum der Liebe fruchtend prangen.
Hat nicht der Rebſtock Augen ſelbſt gewonnen,
Um dieſer Augen Thränenſaft vom Zecher
Zu brauen wunderbar zum Rauſch der Wonnen!
Hat nicht das Auge ſich gehöhlt zum Becher,
Der mit dem milden Wein ſich ſüßend ſchwillt,
Von dem geſänftigt Haſſer wird und Rächer!
Ja ſelbſt die Sonne kann ihr leuchtend Bild
Nicht ſchöner als in dem Kriſtalle ſchauen,
Der aus dem Aug' und aus der Rebe quillt.
So laß, o Sohn des Staubs, die reinen, lauen
Geſchwiſterfluten um dein Leben ſchwellen,
Um dich mit Himmelsahnung zu bethauen,
Bis ſelbſt du tauchſt in des Himmels Quellen.

### 11.

### Ritornelle.

1.

Blüte der Mandeln!
Du fliegſt dem Lenz voraus und ſtreuſt im Winde
Dich auf die Pfade, wo ſein Fuß ſoll wandeln.

2.

Zierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weg gegangen,
Biſt du zurückgeblieben als ein Flöckchen!

3.

Beſcheidenes Veilchen!
Du ſagſt: „Wann ich gehe, kommt die Roſe.“
Schön, daß ſie kommt, doch weile noch ein Weilchen.

4.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienſt im Garten;
Du biſt der Prieſter unter der Familie.

5.

Lilienſtengel!
Zu einem Strauße biſt du nicht geſchaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

6.

Roſe im Dorne!
Du denkſt, daß der Dorn dich ſolle ſchützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

7.

Blüte der Nachtviolen!
Am Tage läßt ſie keinen Duft ſich ſtehlen,
Doch Abends gibt ſie einen wie verſtohlen.

8.

O Myrtenkrone!
Dein Loos iſt ſchön; du dienſt der Lieb' im Leben,
Der Unſchuld dieneſt du im Sarg zum Lohne.

9.

Blüte der Reben!
Vergiß nicht, was du mir im Mai verſprochen,
Du wollſt mir im October Trauben geben.

### 12.

### Geharniſchte Sonette.

1.

Der Mann iſt wacker, der, ſein Pfund benutzend,
Zum Dienſt des Vaterlands ſetzt ſeine Kräfte;
Nun denn, mein Geiſt, geh' auch an dein Geſchäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.
Wie kühne Krieger jetzt, mit Stirnblick trutzend,
In Reihn ſich ſtellend heben ihre Schäfte,
So ſtell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharniſchte Sonette ein paar Dutzend.
Auf denn, die ihr aus meines Buſens Ader
Entquellt, wie Rieſen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauſchenden Geſchwader!
Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
Und ruft, mit donnernd in dem großen Hader,
Erſt: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

2.

Wir ſchlingen unſre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und ſchwören;
Ihr Alle, die ihr lebet, ſollt es hören,
Und wenn ihr wollt, ſo hört auch ihr's, ihr Todten.

Wir ſchwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren;
Und dieſe Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu ſenken, als vom Feind zerſchroten.
Wir ſchwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach ſeinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen ſoll nach ſeinem Lohne,
Noch heim gehn, eh' der Krieg, der nimmerſatte,
Ihn ſelbſt entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn beſtatte.

3.

Deß tröſt' ich mich, daß zwar, wenn zu den Thoren
Des Todes ſinkt der Menſch, der einzle, nieder,
Er dann ſo wenig als die Blume wieder
Herauf gebracht kann ſein vom Tanz der Horen;
Daß aber wohl, gleich ſo wie kahl geſchoren
Ein Baum von Neuem treibet ſeine Glieder,
Ein Vogel treibt von Neuem ſein Gefieder,
So auch ein Volk kann werden neugeboren.
Du Volk der Deutſchen, Phönix ſonder Gleichen,
Du biſt mit Ruhm gealtert ein Jahrtauſend,
Doch Niemand ſoll mit Hohn ſehn deine Leichen.
Beſteig den Holzſtoß, nicht vorm Tode grauſend!
In Flammen ſoll die Schwäch' und Alter weichen,
Und du hervorgehn, neu in Jugend brauſend.

## 13.

## Das ruft ſo laut.

O wie ruft die Trommel ſo laut!
Wie die Trommel ruft in's Feld,
Hab' ich raſch mich dargeſtellt,
Alles Andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was ſonſt mich rief,
Gar danach nicht umgeſchaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.
O wie ruft die Trommel ſo laut!
Aus der Thüre ruft mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, ſchweiget ſtill,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich hör' nur Einen Laut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.
O wie ruft die Trommel ſo laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich ſonſten bei ihr ſaß,
Steht die Braut und ruft in Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!“
Kann nicht hören, ſüße Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.
O wie ruft die Trommel ſo laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder gute Nacht!
Drüben der Kartätſchenſchuß
Ruft mit lautem Todesgruß,
Doch mein Ohr iſt zugebaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.
O wie ruft die Trommel ſo laut!
Nichts ſo laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft;
Ruft ſie auch zu Tod und Gruft,
Hat mir nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

## 14.

## Die drei Geſellen.

Es waren drei Geſellen,
Die ſtritten wider'n Feind
Und thäten ſtets ſich ſtellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oeſterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,
Davon ſein Land mit gleicher
Gewalt ein Jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht der von Oeſtreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutſchland war er nur.
Und als die Drei einſt wieder
Standen in Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätſchenſaat der Feind.
Da fielen alle Dreie
Auf Einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
„Hoch lebe Oeſterreich!“
Der Andre, ſich entfärbend,
Rief: „Preußen lebe hoch!“
Der Dritte, ruhig ſterbend,
Was rief der Dritte doch?
Er rief: „Deutſchland ſoll leben!“
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie ſanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich Beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten ſich an ihn;
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: „Deutſchland hoch!“
Und Beide mit dem Dritten
Riefen's und lauter noch.
Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenſtengel,
Und liegen ſah die Drei.
Er ſah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie ſie im Todesbunde
Gerufen: „Deutſchland hoch!“
Da ſchlug er ſeine Flügel
Um alle Drei zugleich
Und trug zum höchſten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

## 15.

## Barbaroſſa.

Der alte Barbaroſſe,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterird'ſchen Schloſſe
Hält er verzaubert ſich.
Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.
Er hat hinab genommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.
Der Stuhl iſt elfenbeinern,
Darauf der Kaiſer ſitzt;
Der Tiſch iſt marmelſteinern,
Worauf ſein Haupt er ſtützt.
Sein Bart iſt nicht von Flachſe,

Er iſt von Feuersglut,
Iſt durch den Tiſch gewachſen,
Worauf ſein Kinn ausruht.
Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.
Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.
Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen
Verzaubert hundert Jahr.“

### 16.

## Die hohle Weide.

Der Morgenthau verſtreut im Thale
Sein blitzendes Geſchmeide;
Da richtet ſich im erſten Strahle
Empor am Bach die Weide.
Im Nachtthau ließ ſie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.
Die Weide hat ſeit alten Tagen
So manchem Sturm getrotzet,
Iſt immer wieder ausgeſchlagen,
So oft man ſie geſtutzet.
Es hat ſich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet
Und jedes Stämmchen hat ſich wieder
Mit eigner Bork' umrüſtet.
Sie weichen aus einander immer,
Und wer ſie ſieht, der ſchwöret,
Es haben dieſe Stämme nimmer
Zu Einem Stamm gehöret.
Doch wie die Lüfte drüber rauſchen,
So neigen mit Geflüſter
Die Zweig' einander zu und tauſchen
Noch Grüße wie Geſchwiſter;
Und wölben überm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.
Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermiſſeſt,
Da jeden Frühling auszuſchlagen
Du dennoch nie vergiſſeſt?
Du gleicheſt meinem Vaterlande,
Dem tief in ſich geſpaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zuſammen doch gehaltnen.

### 17.

## Wanderlied.

Dem Wandersmann gehört die Welt
In allen ihren Weiten,
Weil er kann über Thal und Feld
So wohlgemuth hinſchreiten.
Die Felder ſind wohl angebaut
Für Andre und von Andern;
Ihm aber, der ſie ſich beſchaut,
Gehören ſie jetzt beim Wandern.
Durch Wieſen ſchlängelt ſich ein Pfad,
Wie zwiſchen Blumenbeeten.
Ich weiß nicht, weſſen Fuß ihn trat;
Er iſt für mich getreten.
Und neben in das Gras hinein,
Wo ſie wohl Futter holen;
Das Grün iſt auch beim Wandern mein,
Ein Teppich für meine Sohlen.
Der Baum, der hier am Wege ſteht,
Wem mag er Frucht erſtatten?
Doch weil mein Weg vorüber geht,
So gibt er mir den Schatten.
Sie haben ihn hieher geſetzt
Wohl nicht zu meinem Frommen;
Ich aber glaube, daß er jetzt
Sei eigens für mich gekommen.
Der Bach, der mir entgegen rauſcht,
Kommt her, mich zu begrüßen,
Durch Reden, die er mit mir tauſcht,
Den Gang mir zu verſüßen,
Und wenn ich ſeiner müde bin,
Er wartet auf mein Winken,
Gleich wendet er ſich zur Rechten hin
Und ich zieh' fort zur Linken.
Die Lüfte ſind mir dienſtbar auch,
Die mir im Rücken wehen,
Sie wollen doch mit ihrem Hauch
Mich fördern nur im Gehen.
Und die in's Angeſicht mich küßt,
Sie will mir auch nicht ſchaden:
Es iſt die Ferne, die mich grüßt,
Zu ſich mich einzuladen.
Der Regen und der Sonnenſchein
Sind meine zwei Geſellen,
Die, Einer hinterm Andern drein,
Abwechſelnd ein ſich ſtellen.
Der Regen löſcht der Straße Staub,
Die Sonne macht ſie trocken;
Daneben wollen Gras und Laub
Sie aus dem Boden locken.
Und ſpannt in ihrem Wechſelſpiel
Sich aus ein Regenbogen,
Komm' ich, entgegen meinem Ziel,
Darunter hergezogen.
Der Bogen iſt für mich geſpannt,
Weil ich darunter walle.
Zu Trägern ſind die Berg' ernannt,
Daß er auf mich nicht falle.
Und wo ein Dorf entgegen tritt,
Da hör' ich Glocken läuten;
Sie meinen ſelber mich damit,
Was könnt' es ſonſt bedeuten?
Sie läuten etwa einer Braut,
Vielleicht auch einem Todten;
Ich aber deut' auf mich den Laut:
Ein Gruß wird mir geboten.
So zieh ich im Triumphgeſang
Entlang die lange Straße:
Und nie wird mir um Etwas bang,
Das ich im Rücken laſſe.
Wie Eines hinter mir entweicht,
So kommt gleich her das Andre;
Und nie hab' ich das End' erreicht
Der Welt, ſo weit ich wandre.

### 18.

## Aus dem „Liebesfrühling.“

### 1.

Roſe, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebſten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.
Aller Glanz, ergoſſen,
Aller Thau der Frühlingsflur,
Liegt vereint beſchloſſen
In dem Kelch der Roſen nur.

Alle Farben ringen,
  Alle Düft' im Lenzgefild,
  Um hervorzubringen
  Im Verein der Roſe Bild.
Roſe, Meer und Sonne
  Sind ein Bild der Liebſten mein,
  Die mit ihrer Wonne
  Faßt mein ganzes Leben ein.
Alle Ströme haben
  Ihren Lauf auf Erden bloß,
  Um ſich zu begraben
  Sehnend in des Meeres Schooß.
Alle Quellen fließen
  In den unerſchöpften Grund,
  Einen Kreis zu ſchließen
  Um der Erde blühendes Rund.
Roſe, Meer und Sonne
  Sind ein Bild der Liebſten mein,
  Die mit ihrer Wonne
  Faßt mein ganzes Leben ein.
Alle Stern' in Lüften
  Sind ein Liebesblick der Nacht,
  In des Morgens Düften
  Sterbend, wenn der Tag erwacht.
Alle Weltenflammen,
  Der zerſtreute Himmelsglanz,
  Fliehen hell zuſammen
  In der Sonne Strahlenkranz.
Roſe, Meer und Sonne
  Sind ein Bild der Liebſten mein,
  Die mit ihrer Wonne
  Faßt mein ganzes Leben ein.

### 2.

Ich war am indiſchen Ocean
  Einſt eine Palm' entſprungen,
  Da warſt die blühende Lian'
  Um meinen Schaft geſchlungen.
Ich war einmal ein Rebenaſt
  In Erans ſchönſter Laube,
  Da hatteſt du auf mir die Raſt
  Gewählt als girrende Taube.
Du warſt einſt ein Morgenduft
  Um Schiras Roſenbeete,
  Da war ich eine Morgenluft,
  Die ſpielend dich verwehte.
Du warſt auf Sina's Weideflur
  Die einſame Gazelle,
  Ich fand im Thaue deine Spur
  Und ward dein Spielgeſelle.
Ich war ein lichter Tropfen Thau,
  Und als ich niederſtäubte,
  Warſt du ein Blumenkelch der Au
  Und nahmſt mich in's Gemüthe.
Ich war ein klarer Frühlingsquell,
  Ich hab' es nicht vergeſſen,
  Du ſtandeſt und trankeſt meine Well',
  Als ſchlankſte der Cypreſſen.
Ich war ein Funken Gold im Schacht,
  Da hab' ich ganz alleine
  Zum Ringe mich und dich gemacht
  Zu meinem Edelſteine.
Ich war einmal ein Mondenſtrahl,
  Du Abendſternes Blinken,
  Da ſaheſt du viel tauſendmal
  Mich dir von ferne winken.
Du warſt vor mir auf der Flucht
  Vor meinem Blick geſchwunden,
  Ich habe damals dich geſucht,
  Nun hab' ich dich gefunden.

### 19.

## Aus den „öſtlichen Roſen.“

### 1) Das Weinhaus.

Manch Jahr iſt's her, ſeit mein letztes Buch
  Verſetzt für rothen Wein iſt
  Und über die Schenke durch meinen Spruch
  Gekommen ein Heiligenſchein iſt.
Mein Bethaus, Wohn- und Arbeitshaus
  Iſt nun beiſammen im Weinhaus;
  Und eh'r bringt hier kein Menſch mich heraus,
  Als einſt der Tod in's Gebeinhaus.
Bei unſerem ſouverainen Wirth
  Bin erſter Günſtling ich worden;
  Er hat mich geziert, daß es klirrt und flirrt,
  Mit ſämmtlichen Weinhausorden.
O einſicht- nachſichtsvoller Monarch!
  Er läßt uns freie Begierde,
  Und wenn wir es treiben recht bunt und arg,
  Das rechnet er uns zur Zierde.
Ihr Weiſen aus anderen Monarchien,
  Wo man euch knappet die Zügel,
  Ihr müßtet in unſeren Freiſtaat ziehn,
  Um frei zu regen die Flügel.
Kommt und vertrinket die Bücher auch,
  Und habt ihr im Kopfe Schriften,
  So beizet ſie aus mit des Weines Hauch,
  Damit ſie nicht Unrath ſtiften.

### 2) Gnoſis.

Kommt, daß ihr im Frühlingshauch
  Lernt die rechte Gnoſis.
  Sehet, es brennt der Roſenſtrauch
  Mit dem Feuer Moſis.
Glut! in der die Schöpfung brennt,
  Ohne zu verbrennen;
  Tauch' dich, Herz, in's Element,
  Lieb' und lern' erkennen.
Winter Ariman gedämpft
  Hielt das Sonnenfeuer,
  Doch der lichte Frühling kämpft
  Nun als Welterneuer.
Wißet, daß ihr alleſammt
  Ihm Mitkämpfer werdet,
  Wenn, von Lieb' und Rauſch entflammt,
  Ihr euch froh geberdet.
Ob die Welt geſpalten ſei
  In die große Zweiheit?
  Hat doch jedes kleine Zwei
  Sich zu einen Freiheit!
Zieh es dich zurücke klug
  Aus der Allgemeinheit,
  Liebespaar! ihr ſeid genug
  Zu der All- und Einheit.

### 20

## Die Cypreſſe.

Die Cypreſſ' iſt der Freiheit Baum,
  Weil ſie keine Früchte trägt
  Und ruhig ſchwankt im Himmelsraum,
  Wenn man die Frucht von den andern ſchlägt.
Die Cypreſſ' iſt der Freiheit Baum,
  Weil ſie trägt ein einfaches Kleid;
  Der Frühling ſtickt ihr nicht bunt den Saum,
  Drum trägt ſie im Herbſte nicht Leid.
Die Cypreſſ' iſt der Freiheit Baum,
  Weil man ſie dir pflanzt auf's Grab.
  Dein Leben war im Kerker ein Traum,
  Bis der Tod dir die Flügel gab.

### 21.

## Drei Paare und Einer.

Du haſt zwei Ohren und Einen Mund;
Willſt du's beklagen?
Gar Vieles ſollſt du hören und
Wenig drauf ſagen.
Du haſt zwei Augen und Einen Mund;
Mach dir's zu eigen!
Gar Manches ſollſt du ſehen und
Manches verſchweigen.
Du haſt zwei Hände und Einen Mund;
Lern' es ermeſſen!
Zweie ſind da zur Arbeit und
Einer zum Eſſen.

### 22

## Welt und Ich.

Wo auf Weltverbeſſerung
Wünſche ſühn ſich lenken,
Willſt du nur auf Wäſſerung
Deines Würzchens denken?
Wenn man erſt die Welt gemacht
Ganz zum Paradieſe,
Kommt's von ſelber über Nacht
Auch an deine Wieſe.
Doch es muß zum großen Hort
Der das Kleinſte tragen.
Haſt du nicht ein gutes Wort
Etwa mit zu ſagen?
Auch das Wort iſt eine That,
Wie ſich Mancher rühmet,
Nur ein Hauch des Frühlings hat
Stets die Welt beblümet. —
Blühe, was da blühen mag,
Unter euren Hauchen!
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Lieben brauchen.
Möge Jeder ſtill beglückt
Seiner Freuden warten:
Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Garten.

### 23.

## Die Klanggeiſter.

Heute kamen die Klanggeiſter
Meiner perſiſchen Sangmeiſter,
Die mich hatten geflohn lange,
Wie vorm ernſteren Ton bange,
Oder nur mich beſucht hatten,
Aehnlich ſtreifenden Flachſchatten
Ueber ſommernden Fruchtmatten.
Aber heute nun Stand haltend,
Mich umſchwebten ſie [illegible],
Wie zu dienen mit Kunſtchören,
Wenn ich wollte mit Gunſt hören;
Und ich mußte den Plan loben,
Wie zu ſingen ſie anheben
Und im Tanze die Bahn ſtreben.
Erſtlich nun aus dem Chorreigen
Sah ich Einen hervorſteigen,
Einen, ſtolz wie auf Kriegsbühnen,
Hoch herſchreitenden Siegskühnen;
Und im raſſelnden Schildklange,
Der mir und dem Gehör bange
Macht', entſcholl es dem Wildſange:
Wie auf Feindeshaupt im Kampf die Klinge klang,
Schlangen gleich um Nacken ſich die Schlinge ſchlang,
Wie der Stahl am Panzer donnernd ſchlug den Schlag,
Daß ein Blitz hervor aus jedem Ringe rang!
Als ob ein Geweb er webe, wob der Staub,
Und das Blut, als ob ein Springquell ſpringe, ſprang.
Und der Recke reckte ſich und ſchlief den Schlaf,
Ueber den des Geiers Gier die Schwinge ſchwang.
Und bezwungen liegt, von hartem Zwang gezwängt,
Der ſich rühmte, daß ihn nimmer zwinge Zwang.
Als nun der mit dem Klingklange
War vom kriegriſchen Singſange
Abgetreten, da blieb aber
Hinter ihm auch ein Liebhaber
Nicht zurück, der mit ſchmerzreichen
Tönen, ſpielenden, ſcherzgleichen,
So mir machte das Herz weichen:
Baum der Lieb', um den ich mich als Winde wand,
Als der Lenz um's Haupt die Blumenbinde band!
Meinem Garn entgangenes bebendes Hind,
Daß wie Lenzluſt ſtrich durch's blumenlinde Land!
Am Geſtade, wo des Lebens Welle wallt,
Fand ich dich die Perl' und dein Geſtade Sand.
Wie verrauſchte ſchnell der Rauſch, wie flüchtig flog
Der Genuß, o wie dein Grund geſchwinde ſchwand!
Abgeblättert hat den Baum der herbe Herbſt,
Und dein Nam' allein blieb an der Rinde Rand.
Nur in dieſem Liebespfand empfänd' ich noch,
Welches Glück ich, daß ich nie mehr finde, fand.
Als auch dieſer im Zickzacke
Sich getrollt mit dem Schnickſchnacke,
Kam noch, bald wie ein Einſiedler,
Einer, bald wie ein Weinfiedler,
Hob den Edelgeſteinbecher,
Als Aufmunterungseinſprecher,
Mir, dem läſſigen Weinzecher:
Geben Wolken den Weinreben
Thau, ſo geben die Reben Wein.
Leben kann nur der Wein geben;
Laß für's Leben dir geben Wein!
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod ſinnt auf Lebenraub!
Herbſt, nicht raube die Weintraube,
Eh' ich raube der Traube Wein!
Mich umlaube die Weinlaube,
Der Prophet mir erlaube Wein!
Daß ich in's Blut der Trauben tunk',
Iſt beſſer, als Edens Taubentrunk.
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod ſinnt auf Lebenraub!
Alles Andre ſind Scheinwonnen,
Nur in Tonnen iſt Wonnenſchein;
Alles Andre ſind Scheinſonnen,
Wie im Brennen der Sonnenſchein.
Gib nicht dein Herz dem Wonnentand,
Lehne dich feſt an die Tonnenwand!
Daß ich in's Blut der Trauben tunk',
Iſt beſſer als Edens Taubentrunk.
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod ſinnt auf Lebenraub!

### 24.

## Aus dem Lehrgedicht „die Weisheit des Brahmanen."

### 1.

Die Flamme wächſt vom Zug der Luft und wehrt den Zug!
So hält ſich Leidenſchaft durch Leidenſchaft im Flug.

Das Feuer ſchürt der Wind und löſcht das Feuer wieder;
So kämpfet Leidenſchaft die Leidenſchaft darnieder.

Wie ſtill die Lampe brennt am windbeſchirmten Ort,
So ein beruhigt Herz in Andacht fort und fort.

2.

Wenn das Erhabne faßt die junge Menſchheit an,
Spricht ſie im hellen Traum: Das hat der Gott gethan.

Und wenn ſie zum Gefühl des Schönen dann erwacht,
Bekennt ſie freudig ſtolz: Es hat's der Menſch vollbracht.

Und wenn zum Wahren einſt ſie reift, wird ſie erkennen,
Es thut's im Menſchen Gott, der nicht von ihm zu trennen.

3.

Stell' dich in Reih' und Glied, das Ganze zu verſtärken,
Mag auch, wer's Ganze ſieht, dich nicht darin bemerken.

Mag auch, wer's Ganze ſieht, dich nicht darin bemerken;
Das Ganze wirkt und du biſt drin mit deinen Werken.

Stell' dich in Reih' und Glied und ſchare dich den Scharen;
Nur theilſt du nicht den Ruhm, ſo theilſt du die Gefahren.

Wird nicht der Muſterer den Einzelmann gewahren,
Mit Luſt doch wird er ſehn vollzählig ſeine Scharen.

Damit im Concerte dir nicht fehlet eine Lanze,
Heb deine fein und ſei gefaßt auf jede Schanze.

Sei nur ein Blatt im Kranz, ein Ring im Ringeltanze,
Fühl' dich im Ganzen ganz und ewig wie das Ganze.

4.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmſt, ſo geht es dir noch ſchlimmer.

Nur wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und verſteh:
Es iſt ihm ſelbſt nicht wohl, ſonſt thät er dir nicht weh.

Und kränkt die Liebe dich, ſei dir's zur Lieb' ein Sporn;
Daß du die Roſe haſt, das merkſt du erſt am Dorn.

5.

Zwei Spiegel ſind, worin ſich ſelber ſchaut mit Wonne
Die hohe Himmels- und die hehre Geiſterſonne:

Ein Spiegel iſt das Meer, von keinem Sturm empört,
Ein andere das Gemüth, von keinem Drang verſtört.

6.

Wie Blaſen in dem Strom auftauchen und zergehn,
So ſah die Phantaſie Götter und Gott erſtehn.

Die Kunſt, das wirre Spiel der Phantaſie zu mildern,
Bezaubernd bannte ſie den Geiſt in Marmorbildern.

Des Sinnbilds Mißgeſtalt will Nichts ſein, nur bedeuten;
Der Wohlgeſtalt gebührt's, Anbetung zu erbeuten.

Doch ſoll der Allgeiſt nicht im engen Haus verkümmern,
Muß mit dem falſchen Schein die Schönheit ſelbſt zertrümmern.

Wenn der verſöhnte Geiſt frei mit unſchuld'gem Spiel
Vergöttert die Natur, dann iſt die Kunſt am Ziel.

## 52.

## Adelbert von Chamiſſo.

### 1.

### Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und ſchüttle mein greiſes Haupt;
Wie ſucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergeſſen geglaubt?
Hoch ragt aus ſchatt'gen Gehegen
Ein ſchimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die ſteinerne Brücke, das Thor.
Es ſchauen vom Wappenſchilde
Die Löwen ſo traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.
Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter dieſen Fenſtern
Verträumt' ich den erſten Traum.
Ich tret' in die Burgkapelle
Und ſuche des Ahnherrn Grab:
Dort iſt's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.
Noch leſen umflorte Augen
Die Züge der Inſchrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht vorüber auch bricht.
So ſtehſt du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und feſt in dem Sinn,
Und biſt von der Erde verſchwunden,
Der Pflug geht über dich hin.
Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich ſegne dich mild und gerührt
Und ſegn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.
Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenſpiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchſchweifen
Und ſingen von Land zu Land.

### 2.

### Tragiſche Geſchichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, ſo iſt's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink ſich umgedreht,
Und wie es ſtund, es annoch ſteht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er ſchnell ſich anders 'rum,
's wird aber noch nicht beſſer drum —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich wie ein Kreiſel fort,
Es hilft zu Nichts, in einem Wort:
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Und ſeht, er dreht ſich immer noch
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

### 3.

### Canon.

Das iſt die Noth der ſchweren Zeit!
Das iſt die ſchwere Zeit der Noth!
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit!
Das iſt die Zeit der ſchweren Noth!

## 4.

## Der alte Müller.

Es wüthet der Sturm mit entſetzlicher Macht,
Die Windmühl ſchwankt, das Gebälk erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Der Meiſter iſt nicht, der alte, zur Hand,
Er ſteht an der Felswand ſchwindligem Rand.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Da ſteht er allein, mit dem Winde vertraut,
Und ſpricht mit den Lüften vernehmlich und laut.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Er ſchüttelt im Sturme ſein weißes Haar,
Und was er da ſpricht, klingt ſonderbar.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
„Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Was bringſt du mir Neues, verkünd' es geſchwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Du haſt mich gewiegt, du haſt mich genährt,
Du haſt mich geliebt, du haſt mich gelehrt.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Du haſt mir die Worte wohl hinterbracht,
Die Worte der Weisheit, von Thoren verlacht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Ihr Thoren, ihr Thoren, die faßtet ihr nicht,
Die faßte der Wind auf, der gab mir Bericht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Das Wort wird That, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm, wer zweifelt daran?
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind,
Und was du auch bringeſt, vollend' es geſchwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Das Maß iſt voll, die Zeit iſt aus;
Jetzt kommt das Gericht in Zerſtörung und Graus.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!" —
Der Wirbelwind faßt den Alten zumal
Und ſchleudert zerſchmettert ihn tief in das Thal.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!
Zerſchellt iſt der Mühle zerbrechlicher Bau
Und Wogen und Sand bedecken die Au.
Hilf, Himmel, erbarme dich unſer!

## 5.

## Der Bettler und ſein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund;
So ſchlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was ſoll nun wieder die Schinderei?
Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groſchen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.
Und wann ich erkrankt und wann ich verarmt,
Wer hat ſich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir ſich geſellt?
Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt,
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wenn ich hungrig gemurrt,
Getroſt gehungert und nicht geknurrt?
Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geſchieden ſein;
Du biſt, wie ich, nun alt und krank,
Ich ſoll dich erſäufen, das iſt der Dank!
Das iſt der Dank, das iſt der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdenſohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nie gemacht.
Das iſt der Strick, das iſt der Stein.
Das iſt das Waſſer — es muß ja ſein.
Komm her, du Köter, und ſieh mich nicht an,
Nur noch ein Fußſtoß, ſo iſt es gethan. —
Wie er in die Schlinge den Hals ihm geſteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge ſogleich zurück
Und warf ſie ſchnell um ſein eigen Genick.
Und that einen Fluch gar ſchauderhaft
Und raffte zuſammen die letzte Kraft
Und ſtürzt' in die Flut ſich, die tönend ſtieg,
In Kreiſe ſich zog und über ihm ſchwieg.
Wohl ſprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er ſie winſelnd und zerrend her,
Wie ſie ihn fanden, da war er nicht mehr.
Er ward verſcharret in ſtiller Stund,
Es folgt' ihm winſelnd nur der Hund;
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingeſtreckt und iſt da verreckt.

## 6.

## Salas y Gomez.

### I.

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des ſtillen Meers, ein Felſen kahl und bloß,
Verbrannt von ſcheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingeſtell ohn' alles Gras und Moos,
Das ſich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhſtatt im bewegten Meeresſchooß.
So ſtieg vor unſern Blicken ſie empor,
Als auf dem Kurik: „Land im Weſten! Land!"
Der Ruf vom Maſtkorb drang zu unſerem Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen ſtand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da friſcher Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beſchloſſen, den Verſuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu ſein mir angetragen.
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit ſchlichten Worten ſagen.
Wir legten bei, beſtiegen wohlbewahrt
Die ausgeſetzten Boote, ſtießen ab
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felſengruppe,
Wir ſetzten auf das Trockne unſern Stab.
Und eine rechts und links die andre Truppe,
Vertheilten ſich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber ſtieg hinan die Felſenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit geſtreckten Hälſen ſich beſannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferſtein, indeſſen
Die Blicke den Geſichtskreis rings umſpannten.
Und wie die Wüſtenei ſie erſt ermeſſen
Und wieder erdwärts ſich geſenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergeſſen.
Es hat die Hand des Menſchen eingegraben
Das Siegel ſeines Geiſtes in den Stein,
Worauf ich ſteh'. Schriftzeichen ſind's, Buchſtaben,
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reihn,
Es will mich dünken, daß ſie lang beſtehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger ſein.
Und nicht zu leſen! — deutlich noch zu ſehen
Der Tritte Spur, die ſie verlöſchet faſt.
Es ſcheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Raſt,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierſchalen!
Wer war, wer iſt der grauſen Wüſtenei Gaſt!
Und ſpähend, lauſchend ſchritt ich auf dem kahlen

Geſtemmt einher zum andern Felſenhaupte.
Das zugewendet liegt den Morgenſtralen.
Und wie ich, der ich ganz mich einſam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferſtiegen,
Die mir die Ausſicht von dem Abhang raubte,
Da ſah ich einen Greiſen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahr', möcht' ich ſchätzen, alt,
Des Züge, ſchien es, wie im Tode ſchwiegen.
Nackt, lang geſtreckt die rieſige Geſtalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt getragen von des Felſen Wänden,
Im ſtarren Antlitz Ruh', die breite Bruſt
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie entſetzt, mit ſchauerlicher Luſt
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entfloſſen mir die Thränen unbewußt,
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zuſammen brachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und ſtellten, bald verſtummend, ſich zum Kreis,
Die fromm die Feier ſolchen Anblicks ehrten.
Und ſeht, noch regt ſich, noch athmet leis,
Noch ſchlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wunderſame Greis.
Er ſchaut uns zweifelnd, ſtaunend an, beſtrebt
Sich noch zu ſprechen mit erſterbendem Munde. —
Umſonſt! er ſinkt zurück, er hat gelebt.
Es ſprach der Arzt, bemüh't in dieſer Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es iſt vorbei."
Wir aber ſtanden betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüſtenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in ſpan'ſcher Zunge ſind geſchrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Haſt zu unſern Booten;
Wie dort er lag, iſt liegen er geblieben.
Es diene der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruheſtätte wie zum Monumente,
Und Friede ſei dir, Schmerzensſohn, entboten!
Die Hülle gibſt du hin dem Elemente.
Allnächtlich ſtralend über dich entzünden
Des Kreuzes Sterne ſich am Firmamente
Und, was du litteſt, wird dein Lied verkünden.

## 2.

## Die erſte Schiefertafel.

Mir ward von Freud' und Stolz die Bruſt geſchwellt,
Ich ſah bereits im Geiſte hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der geſammten Welt.
Der Edelſteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reiche Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, dieſe Erdenmacht,
An welcher ſich das Alter liebt zu ſonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater zugedacht
Und ſelber hätt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurſt'gen Jugend Glut
Und wär geruhig worden und beſonnen.
Sie ſchalt nicht ferner mein zu leichtes Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen ſanft umruht.
Es ſprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauſes Schranken
Und fühlte keinen Wunſch ſich ferner regen.
So webten überreich vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht
Und ſah die Sterne durch das Thauwerk ſchwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der ſo die Segel ſpannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je ſchnellern Laufs gemacht.
Da ſchreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das ſchwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug ſchäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und ſah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und ſchaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewäſſer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und ſagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da ſchien mir, daß in tiefem Schlaf ich ſchliefe
Und ſei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich ſolchem Schlafe zu entziehen
Und ich beſann mich, ſchaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgeſpieen.
Und wie vom Todesſchlaf ich auferſtand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu erſteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur ſich zeigen,
Die dieſen einſam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einſam ſelbſt ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen brandten,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu ſehen,
Woſelbſt es lange Jahre noch geſtanden,
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführten ſeewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geſchehen.
Ich aber dachte: nicht an ſolchem Ort
Wirſt lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geſchick ereilte dort.
Nicht alſo, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich ſo mit meiner Pein
Und kratze mit den ſcharfen Muſchelſcherben
Auf dieſen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu ſterben."

## 3.

## Die andere Schiefertafel.

Ich ſah vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Oſten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen ſich der Wellenſchlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein ſtarrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne ſich erheben ſollte.
Die Vögel auf den Neſtern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blaſſer
Erloſch der Schimmer in der Brandung Schaum,
Es ſonderte die Luft ſich von dem Waſſer,
In tiefem Blau verſchwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward naſſer.
Nun trat die Pracht der Sonne ſelbſt hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen ſenkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts ſeinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du ſtrafſt gelinde.

Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde,
Du öffnest mir das Grab und führst auf's Neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchstem Rücken,
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Vermögens möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich ehr'gen Dorfes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut'.
Nach Süden — — ? wohl! sie müssen ja den Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahnung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos Nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht
Und ich verhöhnt mich wußte und betrogen;
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

### 3.

### Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein anderes an.
Geduld! Die Jahre ziehen öd' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in die blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
Ein leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Wann sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht!
Was schüttelst du im Winde deine Locken!
Ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
Ich seh' dich an und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume [redacted]
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut
Es hat der Tod ja Alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grauenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschweret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nacht genossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.
Sie bricht hervor und Jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Ruh' euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich ausgeathmet auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen!
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen:
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

## 53.

## Joseph von Eichendorff.

### 1.

### Sehnsucht.

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand

Und hörte aus weiter Ferne
Ein Poſthorn im ſtillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mit reiſen könnte
In der prächtigen Sommernacht!
Zwei junge Geſellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern ſie ſingen
Die ſtille Gegend entlang:
Von ſchwindelnden Felſenſchlüften,
Wo die Wälder rauſchen ſo ſacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich ſtürzen in Waldesnacht.
Sie ſangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Geſtein
In dämmernden Lauben verwildern,
Paläſten im Mondenſchein,
Wo die Mädchen am Fenſter lauſchen,
Wenn der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verſchlafen rauſchen
In der prächtigen Sommernacht.

### 2.

### Heimweh.

(An meinen Bruder.)

Du weißt's, dort in den Bäumen
Schlummert ein Zauberbann
Und Nachts oft, wie in Träumen,
Fängt der Garten zu ſingen an.
Nachts durch die ſtille Runde
Weht's manchmal bis zu mir,
Da ruf' ich aus Herzensgrunde,
O Bruderherz, nach dir.
So fremde ſind die Andern,
Mir graut im fremden Land,
Wir wollen zuſammen wandern,
Reich' treulich mir die Hand!
Wir wollen zuſammen ziehen,
Bis daß wir wandermüd'
Auf des Vaters Grabe knieen
Bei dem alten Zauberlied.

### 3.

### Der Gärtner.

Wohin ich geh' und ſchaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg' hinab in die Aue:
Viel ſchöne, hohe Fraue,
Grüß' ich dich tauſendmal.
In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, ſchön und fein,
Viel Kränze wohl draus wind' ich
Und tauſend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.
Ihr darf ich keinen reichen,
Sie iſt zu hoch und ſchön,
Die müſſen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen
Bleibt ewig im Herzen ſtehn.
Ich ſchein' wohl froher Dinge
Und ſchaffe auf und ab,
Und, ob das Herz zerſpringe,
Ich grabe fort und ſinge
Und grab' mir bald mein Grab.

### 4.

### Das Gebet.

Wen hat nicht einmal Angſt befallen,
Wenn Trübniß ihn gefangen hält,
Als müßt' er ewig raſtlos wallen
Nach einer wunderbaren Welt?
All' Freunde ſind lang fortgezogen,
Der Frühling weint in einem fort,
Eine Brücke iſt der Regenbogen
Zum friedlich ſichern Heimatsport.
Hinauszuſchlagen in die Töne,
Lockt dich Natur mit wilder Luſt,
Zieht Minne, holde Frauenſchöne
Zum Abgrund ſüß die ſel'ge Bruſt;
Den Tod ſiehſt du verhüllet gehen
Durch Lieb' und Leben himmelwärts,
Ein einzig Wunder nur bleibt ſtehen
Einſam ob deinem öden Schmerz. —
Du ſelt'ner Pilger, laß dich warnen!
Aus ird'ſcher Luſt und Zauberei,
Die freud- und leidvoll dich umgarnen,
Strecke zu Gott die Arme frei!
Nichts mehr mußt du hienieden haben,
Himmliſch betrübt, verlaſſen, arm,
Ein treues Kind, dem Vater klagen
Die ird'ſche Luſt, den ird'ſchen Harm.
Es breitet dieſe einz'ge Stunde
Sich über's ganze Leben ſtill,
Legt blühend ſich um deine Wunde,
Die niemals wieder heilen will.
Treu bleibt der Himmel ſtets dem Treuen,
Zur Erd' das Ird'ſche niedergeht,
Zum Himmel über Zaubereien
Geht ewig ſiegreich das Gebet.

### 5.

### Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebſte iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.
Sie hat mir Treu verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein ſprang entzwei.
Ich möcht' als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus
Und ſingen meine Weiſen
Und gehn von Haus zu Haus.
Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um ſtille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.
Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will
Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill!

### 6.

### Die falſche Schweſter.

Meine Schweſter, die ſpielt' an der Linde —
Stille Zeit, wie ſo weit, ſo weit!
Da ſpielten ſo ſchöne Kinder
Mit ihr in der Einſamkeit.
Von ihren Locken verhangen
Schlief ſie und lachte im Traum,
Und die ſchönen Kinder ſangen
Die ganze Nacht unter'm Baum.

Die ganze Nacht hat gelogen,
Sie hat mich ſo falſch gegrüßt,
Die Engel ſind fortgeflogen
Und Haus und Garten ſtehn wüſt.
Es zittert die alte Linde
Und klaget der Wind ſo ſchwer,
Das macht, das macht die Sünde —
Ich wollt', ich läg' im Meer!
Die Sonne iſt untergegangen
Und der Mond im tiefen Meer,
Es dunkelt ſchon über dem Lande,
Gute Nacht! ſeh' dich nimmermehr!

### 7.

## Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt;
Dem will er ſeine Wunder weiſen
In Berg und Wald und Strom und Feld.
Die Trägen, die zu Hauſe liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wiſſen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Laſt und Noth um Brot.
Die Bächlein von den Bergen ſpringen,
Die Lerchen ſchwirren hoch vor Luſt,
Was ſollt' ich nicht mit ihnen ſingen
Aus voller Kehl' und friſcher Bruſt?
Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Beſt' beſtellt!

### 8.

## Der Jäger Abſchied.

Wer hat dich, du ſchöner Wald,
Aufgebaut ſo hoch da droben?
Wohl den Meiſter will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erſchallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!
Tief die Welt verworren ſchallt,
Oben einſam Rehe graſen,
Und wir ziehen fort und blaſen,
Daß es tauſendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!
Banner, der ſo kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Haſt du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!
Was wir ſtill gelobt im Wald!
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutſch Panier, das rauſchend wallt,
Lebe wohl,
Schirm' dich Gott, du ſchöner Wald!

### 54.

# Wilhelm Müller.

### 1.

## Frühlingseinzug.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängſtlich durch das Haus,
Er windet bang ſich in der Bruſt
Und kramt zuſammen ſeinen Wuſt
Geſchwinde, geſchwinde.
Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Er ſpürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zauſen an dem weißen Bart
Nach ſolcher wilden Buben Art,
Geſchwinde, geſchwinde.
Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja ſchon —
Horcht, horcht, es iſt ſein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geſchwinde, geſchwinde.
Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerſchaft im Sold;
Die ruft er ſich zur Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geſchwind, geſchwinde.
Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein pausbackig rothes Kind
Und bläſt, daß Alles klingt und klirrt,
Bis ſeinem Herrn geöffnet wird,
Geſchwinde, geſchwinde.
Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenſchein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein;
Der ſanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engſten Ritzen auch
Geſchwinde, geſchwinde.
Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Zum Angriff ſchlägt die Nachtigall
Und horch und horch, ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Bruſt —
Herein, herein du Frühlingsluſt
Geſchwinde, geſchwinde!

### 2.

## Est est!

(Romanze.)

Dort an dem Bolſenerſee
Auf des Flaſchenberges Höh,
Steht ein kleiner Leichenſtein
Mit der kurzen Inſchrift drein:
„Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.“
Unter dieſem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutſchem Blut,
Deutſchem Schlund und deutſchem Muth,
Der hier ſtarb den ſchönſten Tod.
Seine Schuld vergeb' ihm Gott!
Als er reiſt' im welſchen Land,
Vielen ſchlechten Wein er fand,
Welcher leicht, wie Waſſer, weg
Und die Lippen ſchief ihm zog.
Und er rief: „Ich halt's nicht aus!
Lieber Knappe reit' voraus!
Sprich in jedem Wirthshaus ein
Und probire jeden Wein;

Wo er dir am beſten ſchmeckt,
Sei für mich der Tiſch gedeckt;
Und damit ich find' das Neſt,
Schreib' an's Thor mir an ein Est."
Und der Knappe ritt voran,
Hielt vor jedem Schenkhaus an,
Trank ein Glas von jedem Wein:
War der gut, ſo kehrt' er ein;
War der ſchlecht, ſo ſprengt' er fort,
Bis er fand den rechten Ort.
Alſo kam er nach der Stadt,
Die den Muskateller hat,
Der im ganzen welſchen Land
Für den beſten wird genannt;
Als von dieſem trank der Knecht,
Dünkt' Ein Est ihm gar zu ſchlecht.
Und mit feuerrothem Stift
Und mit rieſengroßer Schrift
Malt er nach des Weins Gebühr
Est Est an der Schenke Thür!
Ja, nach anderem Bericht
Fehlt die dritte Sylbe nicht.
Der Ritter kam, ſah, trank,
Bis er todt zu Boden ſank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp
Gruben ihm ein ſchönes Grab
Hart an dem Bolſenerſee
Auf des Flaſchenberges Höh'.
Und ſein Knapp', der Koſtewein,
Setzt' ihm einen Leichenſtein
Ohne Wappen, Stern und Hut,
Mit der Inſchrift kurz und gut:
„Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est."
Als ich nach dem Berge kam,
Eine Flaſch' ich zu mir nahm
Und die zweite trug ich fort
Nach dem weltberühmten Ort,
Wo der deutſche Ritter liegt,
Der vom Est Est ward beſiegt.
Selig preiſ' ich deine Ruh',
Ritter, guter Freiherr, du,
Der du hier gefallen biſt
Von dem Trank, der doppelt iſt,
Doppelt iſt in Kraft und Glut,
Goldnes Muskatellerblut.
Jahr für Jahr an jenem Tag,
Wo dein Leib dem Geiſt erlag,
Ziehe, was trinkt in Hof und Haus,
Feierlich zu dir hinaus
Und begieß' mit reinem Wein
Dir den Hügel und den Stein.
Aber jeder deutſche Mann,
Welcher Est Est trinken kann,
Denke dein bei jedem Zug,
Und ſobald er hat genug,
Opfr' er fromm dem edlen Herrn,
Was er ſelbſt noch tränke gern.
Alſo hab' ich's auch gemacht
Und dem dieß Lied erdacht.
Lieber ſingen Eins beim Wein,
Als im Grab beſungen ſein.
Propter nimium Est Est
Liegt manch Einer ſchon im Neſt.

---

## 3.

## Alexander Ypſilanti auf Munkacz.

Alexander Ypſilanti ſaß in Munkacz's hohem Thurm;
An den morſchen Fenſtergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge zogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürſt erſeufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!"
An des Mittags Horizonte hing ſein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!"
Und er öffnete das Fenſter, ſah in's öde Land hinein;
Krähen ſchwärmten in den Gräbern, Adler um das Felsgeſtein.
Wieder fing er an zu ſeufzen: „Bringt mir Keiner Botſchaft her
Aus dem Lande meiner Väter?" — Und die Wimper wird ihm ſchwer —
War's von Thränen, war's von Schlummer? und ſein Haupt ſank in die Hand.
Seht, ſein Antlitz wird ſo helle — Träumt er von dem Vaterland?
Alſo ſaß er und zum Schläfer trat ein ſchlichter Hellenenmann,
Sah mit freudig ernſtem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypſilanti, ſei gegrüßt und faſſe Muth!
In dem engen Felſenpaſſe, wo gefloſſen iſt mein Blut,
Wo in einem Grab' die Aſche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut geſiegt.
Dieſe Botſchaft dir zu bringen ward mein Geiſt herabgeſandt.
Alexander Ypſilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!'"
Da erwacht der Fürſt vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!"
Und er fühlt, von Freudenthränen ſind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauſcht ob ſeinem Haupte und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenſter und die Schwingen in dem Mondenſtral er wiegt.

---

## 4.

## Epigramme.

### 1.

Frag' den Grashalm, der der Sonne regenſchwer entgegenzittert,
Ob er heute wünſchen möchte, daß es geſtern nicht gewittert!

### 2.

Aus der engſten Kammerzelle kannſt du in den Himmel ſehn,
In dem kleinſten Vaterlande lernt der Menſch die Welt verſtehn;
Fühl' erſt groß dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
Und im Großen, wie im Kleinen, wird dein Maß das rechte ſein.

### 3.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menſchen Seele feſt,
Wie des Thaues Perlentropfen an der Roſe ſüßem Neſt.
Aber wenn er auf die Erde mit den dürren Blättern ſinkt,
Folgt er gern dem Stral der Sonne, die ihn liebend in ſich trinkt.

### 4.

Lieber dem Bettler den Brotſack tragen,
Als mit dem vornehmen Pöbel ſich plagen;

Beſſer riecht verſchimmelt Brot,
Als der raffinirte Koſt.

5.

Jeder hat ein Ziel vor Augen, dem er nachläuft bis zur Gruft;
Aber oft iſt's eine Feder, die er aufblies in die Luft.

6.

Der Schneeball und das böſe Wort,
Sie wachſen, wie ſie rollen fort.
Ein' Handvoll wirf zur Thür hinaus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

---

## 55.

## Karl Immermann.

### 1.

### Vorſpiel der Mythe „Merlin."

Hohe Klippen und Landſchaft. In der Ferne Gehöfte.

Satan und Lucifer auf den Klippen.

Lucifer.
Warum, du Fürſt im finſtern Land,
Haſt du dich einſamlich verbannt
Von unſerm wilden, bunten Feſt
In dieſes kahle Felſenneſt?
Du hängſt, gleich einer dunkeln Wolke
Von Klippen in das platte Land;
Komm, Herr, zurück zu deinem Volke,
Das bittend mich zu dir geſandt!
Satan.
Bin ich der Fürſt, hab' ich zu ſorgen
Für unſres Reiches Dau'rbarkeit;
Das Volk denkt nur an Heut und Morgen,
Der Herrſcher denkt der ganzen Zeit.
Lucifer.
Wir ſah'n's, dich faßt' ein grimmig Leid,
Als bei des Sternes Heiligkeit
Die Könige vom frühen Oſten
Gekniet an jener Krippe Pfoſten.
Der Stern, der Hüttendampf, die Lichter,
Gekrönte Stirnen, Schäfergeſichter,
Die ſchöne Mutter, blau und roth,
Das Gold, das Stroh, der Glanz, die Noth!
Es gab ein wunderlich Gemeng',
Die Farbe kam faſt in's Gedräng',
Man merkt', hier war Etwas geſchehn,
Was alle Tage nicht zu ſehn.
Wir Kleinen ſchauten lachend zu,
Die Bruſt zerſchlugeſt, Großer, du
Und ſtießeſt einen Seufzer aus,
Der unſren Scherz verkehrt' in Graus.
Seitdem nun wandelſt du durch Wüſten,
Hockſt unter'm Samum bei'm Gethier,
Wenn wir dich, deine Knechte, grüßten,
Tritt in das Aug' die Thräne dir,
Vor der wir, gleich verzagten Zwergen,
Uns in den Eulenflügeln bergen.
Satan.
Wenn Satan weint, ſo hat er Grund.
Lucifer.
Thu' auf, o König, deinen Mund!
Dein Feuer iſt es, was uns nährt,
Wir ſind ſchon bleich und halbverzehrt.
Auf! Bleibe nicht in dir verſchloſſen,
Haſt du nicht tauſend Streitgenoſſen?
Satan.
Es bringen Millionen Wilden
Nicht einen Kieſelſtein vom Ort;
Und aller Sprachen alle Sylben
Sind noch kein einzig zeugend Wort. —
Was ein Tyrann in Güte ſagt,
Das widerruft er, wenn es behagt;
Trotz dem Tyrannen, der nicht hält,
Was er in ſeinem Zorn geſprochen!
Er übergab mir dieſe Welt,
Sie ſteht; er hat den Eid gebrochen.
Lucifer.
Bracht' eine Jungfrau in die Wochen,
Seltſame Reiſe eines Gotts!
Wir hielten's werth nur unſres Spotts,
Für eines Greiſen Grillenſpiel.
Was iſt darum zu ſorgen viel?
Was kümmert uns der Thorenſchwank?
(Kirchengeſang in der Ferne.)
Satan.
Die Antwort gibt dir dieſer Sang.
Schlucht, Felſen, euer ſteinern Thor,
Schnee, ſpreite dich als Decke vor,
Ihr Donner, brüllet rauhen Chor!
Schnee, Felſen, Donner ſchützt mein Ohr!
O Erde, Tochter meiner Flammen,
Mußt du in Stöhnen rinnen zuſammen?
Mein froh Metall, meine lichten Stein',
Soll euch der Pfaff am Rock entweihn?
O wilde Luſt und Jugendbrunſt,
O nackte Leiber, freche Kunſt,
O Heldenzorn und Heldenſtimm',
O todesherrlicher Königsgrimm,
Verjammert Alles in ſumpfes Ach,
In heil'ges, dumpfes Ungemach!
Weißt du es nun? Haſt du's gewittert,
Warum dein Herrſcher zürnt und zittert?
Der droben ſtand der Welt zu weit,
Er konnt' ſie mit dem Arm nicht langen,
Die unergründ'te Ewigkeit
Iſt aber jetzt in's Fleiſch gegangen.
Die Menſchen führt der Menſch zum Streit,
Den Teufel hält der Gott gefangen!
Lucifer.
So lang in meinem Amt es glückt,
Iſt der Triumph ihm noch zerſtückt.
So lang mein Sturm die Saaten knickt,
So lang meine Flamm' um Scheuren zückt,
So lang meine Flut den Deich erdrückt,
So lang meine Peſt in Krampf und Beulen brütet,
Sind vor des Paradieſes Rückkehr wir behütet.
Satan.
Und was haſt du mit Sturm, Flamm', Flut und Peſt geſchafft,
Bleibt aufrecht ſtehn des Menſchen geiſt'ge Kraft?
Ich ſage dir: Es fällt ein Schimmer
In unſre Schöpfung und beleuchtet Trümmer!
Kannſt du ſie nicht mit unſern Wundern treiben,
Was wird uns bleiben?
Was ſchafft'ſt du heut?
Lucifer.
Ich traf Iberias
Mit Hunger, Kummer, Dürre, Mauſefraß.
Satan.
Und hörſt, ſie ſingen Lob- und Dankeslieder:
„Der Herr hat es gegeben, nahm es wieder."
Und ſiehſt, ſie wall'n im Thal zu Jenes Preis,
Dem nicht die Hölle war zu ſchwarz und heiß,
Der bis zum Ungeheu'r-gegürteten Kreiſe drang
Und über Eden ſelbſt die Fahne ſchwang.
Nun, Phosphoros, du ſchweigſt?
Lucifer.
Was ſoll ich ſagen?
Den Titan haſt du ſelbſt in mir erſchlagen. —

Denn es iſt wahr, es geht ein Fächeln
Koſeſend über's Erdenrund,
Mit ſanftem, friſchem, mildem Lächeln
Beſchwören ſie den neuen Bund.
Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weiſen,
Die Steine ſelbſt ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht empor zu reiſen.
Die Pforte reckt ſich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen dein Gerüchte;
Die kurze Säule wächſt zum Pfeiler ſchlank
Und trägt, ein Baum, grünende Blumen, Früchte!
Satan.
Da mein Geſelle ſingt und ſchwärmt,
Wer wird's den Menſchen noch verdenken!
Lucifer.
O Herr, ich weiß, ich bin zu lenken
Zu leicht vom Pfad, bin raſch erwärmt,
Du biſt der ewig Feſt' und Stäte,
Ich ſpiel' als Duft und Kranz um Alles
Und ſeit dem großen Tag des Falles
Ich nur mit ſtetem Fuß auftrete.
Doch nehm ich auch den Eindruck an
Veränderliches in meiner Bahn,
Ein Wort von dir in mir doch trifft
Des Innern urlebend'ge Schrift,
Und mich beſchämt und reuevoll,
Sprich, was ich muß, ſag', was ich ſoll!
Iſt, großer Meiſter, unſre Zeit zu Ende,
So gib es lauter kund
Und glaub', daß Keiner ſich der Deinen wende
Vom alten Bund.
Laß unſre Arm' uns in einander ſchlingen!
Was wandelbar, mag er bezwingen,
Am Lichte funkle ſeines Lichtes Pracht,
Doch wir verſchmähn's und walten in der Nacht!
Satan.
Wenn unſre Sache ſchon verloren wäre,
So wiſſe du, ich hätte ſtolz geſchwiegen
Und wär' mit meiner Ehre ſtumm geſtiegen
In's Letzte, Tiefſte, in die große Leere;
Und da die Welt nur ruht auf meiner Schwere,
So wäre ſie mir wohl gefolgt die Stiegen
Und keine Veſte hätte dann, die hehre,
Erhaltlos in den Lüften können fliegen! —
Ich hab' geſinnt, hab's offenbart,
Das Wort der mir zur That jetzt wird,
Lang war es ſchon in mir geſtaltet
Und dieß Geſpräch hat es entfaltet.
Erſt ſchwankt die Gerte, dann wird ſie ſteif,
Ich focht' es in mir ſelber reif.
Siehſt du den Hof?
Lucifer.
Den großen braunen?
Das Haus ſcheint unter Ziegeln, dauern,
Es ſchaut aus den Fenſtern, blank.
Geräum'ge Ställe ziehn entlang
Dem Platz, die froh bemalten Mauern,
Und Alles iſt gebaut zum Dauern.
Der Born, gefaßt von Marmelſtein,
Gibt Waſſer, kalt, kryſtallenrein,
Im Eimer ſchöpfen's Magd und Knecht,
Ruhig und friedlich, ſchlecht und recht.
Sie tragen's hin, ſie geben's der Heerde,
Die ſchimmert, die brüllt mit luſt'ger Geberde,
Und rings um Hauſes und Stalles Segen
Iſt zartes, lockres Land gelegen,
Beſchattet von des Gedeihens Wucht:
Am Zweig die Frucht, am Boden die Frucht!
Da iſt ein rechtes Wohlbehagen
Ringsum gebreitet nach allen Winden.
Das ſteht, als könn' es nicht vergehn,
Man möcht' doch einmal dazu ſehn!
Jetzt tritt ein ſtattlicher Mann in die Thür,
Er blickt aus ſanften Augen herfür.
Satan.
Des Hauſes Beſitzer iſt der Mann,
Dem neuen Glauben zugethan.
Er iſt von allen Zweifeln geſchieden,
Ganz rund und in ſich ſelbſt zufrieden.
Lucifer.
Bei unſrem Trotz! Welch neues Bild!
Zum Alten tritt ein Mägdlein mild,
Die ſchönſte Jungfrau, die ich ſah
Auf meinen Zügen, hie und da!
Die Stirn thut ſo in Unſchuld ſcheinen,
Daß ich mich ſchäme faſt der meinen.
Der goldnen Locken liebes Licht
Verklärt das Milch- und Blutgeſicht;
Jetzt drückt ſie auf die Hand des Alten
Die Lippen, weich und roth geſpalten.
Satan.
Sie iſt die Tochter dieſes Reichen,
An Reizen mag ihr Keine gleichen,
Sie iſt mit Sittſamkeit geziert,
Von keinem Traume noch berührt.
Lucifer.
Sie geht mit leichtem, kleinem Schritt,
Der Vater gibt ihr den Segen mit.
Satan.
Zur Wüſte geht ſie, zum Eremiten.
Ich werd' ihr gleich den Gruß entbieten.
Ich will . . . .
Lucifer.
Was willſt? — Was wirſt du thun?
Du ſchweigſt. O Herr, warum ſchwebt's nun
Auf einmal, gleich 'nem düſtern Rauch
Vor deinem großen, ſtrahlenden Aug'?
Satan
(gen Himmel drohend).
Daß uns Nichts bleibt, als nachzuäffen!
Er hat das Erſinnen, hat das Treffen.
Doch was ihm glückt', kann uns gelingen,
Wir wollen uns, wie er, verjüngen.
Er war zu ſchwach, ſie nach ſich zu ziehn,
Da ſchuf er den Sohn, jetzt kennen ſie ihn.
Der Menſch hat mit ihnen gelebt und gelitten,
In die Göttlichkeit iſt er zurück dann geſchritten.
Der Weg iſt gewieſen, bezeichnet die Bahn
Und Alle vermögen, was Einer gethan.
So wollen wir gleichfalls uns zeugen den Erben,
Der Menſch iſt nur durch den Menſchen zu werben.
Lucifer.
Soll ich mit ſauſenden, brauſenden Plagen
Haus, Feld, Heerde und Leiber ſchlagen?
Soll ich den Boden dir röthen in Angſt und in Blut,
Darin gedeiht unſre Brut?
Satan.
Du ſollſt das laſſen.
Des Bettlers Praſſen
Ziemet mir nicht.
Ein König ſpricht,
Was dann geſchieht.
Lucifer.
Soll ich mit lüſternem Flüſtern umſäuſeln
Dieſer Maid unſchuldige Bruſt?
Soll ich vor ihr heuchelnd und ſchmeichelnd kräuſeln
Schemen der Luſt?
Soll ich, ſie rührend, verführend, leihen und weihn
Sein und Schein?
Satan.
Ich muß es verneinen;
Laß das den Kleinen,
Kleinlich bemüht
Um ſchwaches Gemüth,
Krankes, verworrnes Geblüt!
Ich bin der Herrſcher und bin ich es noch.

Lock' ich nicht, zwing' ich das Opfer in's Joch.
Kreuch du zurück, verſammle meinen Reigen
Und ſetzt euch um den Thron auf erzne Stühle;
Laßt euren Sinn zu den Gedanken neigen,
Vor denen ihm ſelbſt wird im Himmel ſchwüle!
Denkt die Verdammniß, denkt, was wir verloren,
Denkt, was aus unſerm Schlund empor geboren,
Denkt, was mislang, zerſprang, verkam und wich:
So harr't auf mich!

(Sie verſchwinden.)

## 2.

### Wüſte. Höhleneingänge.

Candida. Placidus.

Placidus.
Hätt' ich dich heut doch nicht erblickt,
Mein frommes Kind, du kamſt zwar oft,
Ein flinkes Wüſtentäubelein
Und bracht'ſt in deinem lieben Munde
Von draußen mir gelinde Kunde;
So möcht' ich hier und draußen ſein.
Doch heut iſt's ſpät. Die Sonne glühet
Schon roth und lange Schatten ziehet
Der kleine Tamariskenſtrauch
Weit über'n Sand im Abendrauch.
Schon flieht die Antilope weit,
Weil fern der Löw' im Lager brüllt,
Der Schakal ſteht auf jenen Hügeln,
Heim treibt der Strauß mit Ruderflügeln.
Die Balſamſtaude ſchickt den Duft,
Ihr Schlummeropfer in die Luft.
Capella fängt ſchon an zu funkeln,
Wie find'ſt den Rückweg du im Dunkeln?
Candida.
Meine Ruhſtatt wollt' ich haben hier.
Placidus.
Hier in der Oede, Kind, bei mir?
Candida.
Bei deiner Höhle liegt die zweite,
Gedeckt von Stauden, Felsgebreite.
Herberge drin der Wandrer find't,
Herberge heute drin dein Kind.
Placidus.
Du Närrchen, welch ein Scherz iſt das?
Ei, ruh in deinem weichen Bette.
Candida.
Ich hab' mir lang gewünſchet das,
O daß die Raſt ich immer hätte!
Mein Kämmerlein iſt dumpf und klein,
Der Sterne Licht fällt nicht hinein,
Hier iſt es weit, hier iſt es groß,
Der Himmel liegt dem Auge bloß,
Zu Haus ein Jeder reden will,
Die Wüſte weiß zu horchen ſtill.
Placidus.
Was wird der Vater dazu ſagen?
Candida.
Der hat es mir nicht abgeſchlagen.
Ich bat ihn drum, weil er heut Feſt
Mit ſeinen Freunden hält in Freuden.
Er weiß es ſchon, ich kann's nicht leiden.
Placidus.
Sind denn ſo wild bei euch die Gäſt'?
Candida.
Das ſind ſie nicht, ſie reden munter,
Doch geht's deshalb im Haus nicht bunter.
Haſt du die Schnecke wohl betrachtet?
Sie iſt ein Thierchen, ſehr verachtet;
Ich ſah ſie ſtets mit Freuden an,
Sie lehrt uns, was man ſoll und kann.
Du magſt ſie noch ſo leis berühren,
Sie wird es auf der Stelle ſpüren;
Sie ſcheut ſich, bebt recht inniglich,
Und ſchmiegt ſich, zart, verſchämt in ſich.
Placidus.
Die Schneck' iſt wohl ein gutes Thier,
Doch andres Gleichniß lehrt ſie dir.
Der Schnecke Häuslein iſt nur ſchwach,
Es ſchirmt vor keinem Ungemach.
Der kleinſte Knabe ſchlägt's zu Stücken,
Der kleinſte Vogel kann's zerpicken.
Mein liebes Kind, du biſt ſo jung,
Du wirſt noch Manches ſehn und hören.
Noch Schlimmres, als des Gaſtmahls Prunk,
Darf deine Seele nicht verſtören.
Die Welt iſt da und wir ſind drin;
Wir müſſen durch das Leben hin.
Wir ſollen Hand und Fuß ihm geben,
Nicht ſchneckengleich am Boden kleben.
Candida.
Und du haſt dich doch ſelbſt geweiht,
Mein Vater, ernſter Einſamkeit.
Placidus.
Auf meinem Scheitel ſechzig Jahre,
Auf deinen Wangen ſechzehn Lenze,
Auf meinem Haupte keine Haare,
Um deine Schläf' der Locken Kränze!
Dem Krieger Recht zur Ruh erwarben
Die kümmerlich geheilten Wunden;
Die Falten meiner Stirn ſind Narben,
So ich in manchem Strauß gefunden.
Candida.
Iſt dir's ſo übel denn ergangen?
Placidus.
Laß das, mein Kind, es iſt vergangen.
Candida.
Wie mitten in der ſand'gen Fläche
Das grüne frohe Plätzchen liegt!
Hier ſprießen Blumen, quellen Bäche,
Und rings der Staub, der taube, fliegt.
Placidus.
Sie ſagen, einſt war die Wüſte Meer,
Eilande aber die Oaſen!
Da wich in die Ferne das große Meer
Und ſtehen blieben die kleinen Oaſen.
In ewiger Wandlung iſt das Ungemeine
Und am Orte bleibt nur das Geringe, das Kleine.
Drum ſind die Menſchen auch immer hie;
Die Schiffe fahren nun weit von hie,
Aber mit andrem Schiffe treibt
Jetzt des Menſchen nimmer müßiger Geiſt.
Durch der Einöde weiße Rippen,
Durch die meilengedehnten, heißen Klippen
Schreitet der Kameele ſchlurrender Zug,
Die Waar' auf dem Rücken, zu Handel und Trug.
Die Thiere ſchrei'n, ſehn die Siedelei
Und dann hält's hier, trinkt's und dann zieht's vorbei.
Candida.
Dein Gärtlein ganz von Lilien blinkt,
Haſt du die Lilien ſo lieb?
Placidus.
Ich habe zu ihnen rechten Trieb.
Die ſchöne Blume wiegt und ſchwingt
Sich auf dem Halme, wundereigen,
Im Kelch iſt ſo ein heil'ges Schweigen.
Man kann ſie nicht zu Kränzen binden,
Wie Roſen, dann iſt's um ſie gethan,
Doch Nachts ob ihrem Kelche zünden
Sich feine, leichte Flämmchen an. —
'S iſt Abend und ſchon naht der Thau;
Da du es, Candida, beſchloſſen,
Rüſt' ich dir in der Höhle Bau
Das Lager von Moos und Kräuterſproſſen.
(ab.)

Candida.

O daß ich ſchwebte auf dem Stengel,
Die leichte luftgenährte Blume!
Daß meine Seel', ein ſpiel'nder Engel,
Aufflammte zu des Kelches Ruhme!
O daß den Fuß mir nicht mehr drückte
Die rauhe, kieſelharte Erde!
O daß mein Auge nicht mehr blickte
Auf Scherz und Schmerz, Luſt und Beſchwerde.

(Satan tritt ein.)

Satan.

Ich grüß' dich, Jungfrau, mit des Eifers Gruß.

Candida.

Wer biſt du, Ungethüm?

Satan.

Der Herr vom Fuß.
Bald wirſt du mehr von meinen Thaten wiſſen,
Im Sclavendienſt für ein gewalt'ges Müſſen.

Candida.

Ich weiß von dir und deinen Thaten Nichts,
Entſetzlich Scheuſal ſchrecklichen Geſichts.
Ja weiche nur! Auch weiche bis zum Monde,
Wir fürchten nicht mehr dich, nicht deine Archonte.

Satan.

Ich bin der König und du biſt die Magd;
Und deine Blüthe meinem Gaumen behagt.

Candida.

Ich bin die Magd des Herrn und in dem Bade
Des Jordans fand ich eines Andern Gnade.

Satan.

Dies Waſſer trocknet ab mein ſiegend Feu'r.

Candida.

Weich', du blasphemiſch Ungeheu'r!

Satan.

Ich konnte mich in bunten Kleidern ſchwingen,
Geliebt'ne Puppen laſſen dir erklingen.
Doch rauh und ungethüm, gekleidet ſchlecht,
So wirbt der Herr, denn das iſt Herrenrecht.
Drum durch den Dampf des Abends ruf' ich dir:
Vor morgen früh ſchon gehörſt du mir.
Denn weil du ſchön und lieblich, keuſch und rein,
Drum eben ſollſt du meine Buhle ſein!
Noch biſt du Maid, doch morgen biſt du Weib
Und Satan freuet ſich an deinem Leib. —
Auf, brodle, Naphtha, aus der Tiefe Schatz!
Und mir bezeichnen der Verkünd'gung Platz.

(Eine Flamme aus dem Boden. Satan verſchwindet.)

Candida.

War dies ein Traum?
Nein, hier geſchah's! — Noch glaub' ich's kaum.
Hier kam er, drohnt' er, ſchrie vor Wuth.
Daß deine Kinder, o mein Heiland, wachen gut!

Placidus (tritt ein).

Nun, Candida!

Candida.

O Vater!

Placidus.

Was iſt? Verwundert glänzt die Wang'.

Candida.

Glänzt ſie? Nun denn! . . . .

Placidus.

Ward dir alleine hier ſo bang?

Candida.

Ich hab' die Bangigkeit
Weit weg gebannet,
Mich hat die Herrlichkeit
Hoch überſpannet!

Placidus.

Das Lager iſt fertig, zur Ruh zu gehn,
Dieſe Worte kann ich nicht verſtehn.

Candida.

Weil dir verſchloſſen iſt
Der Schrein der Tugend!
Trat nicht zu Jeſu Chriſt
Der Feind verſuchend?

Placidus.

Hilf Herr! Was ſoll das wilde Singen
Von den geheimnißvollſten Dingen?

Candida.

Die Jungfrau ſteht im Schutz
Der höchſten Mächte,
Trotz ſchäumt voll nicht'gem Trutz
Der Kraft-Geſchlechte!
Weiſſagung geht hervor
Aus Jungfraun Munde,
Einhorn, das flücht'ge Thier,
Folgt, gleich dem Hunde;
Das Boot verſinket nicht
Darin ſie fähret;
Sündern wird, die ſie ſpricht,
Verzeihn gewähret.

Placidus.

Bitt' ſelber, daß dir werde verziehn.
All' was wir haben, iſt geliehn,
Und brauchen wir's, wie unſer Eigen,
Wird ſich der rechte Beſitzer zeigen.
Dem Hochmuth folgt ſogleich die Straf',
Gut' Nacht! Beſchirmet ſei dein Schlaf. (Ab.)

Candida.

Stets wird den Weiſeſten, ſcheu,
Das Wunder fehlen,
Doch ewig zeigt ſich's neu
Den heil'gen Seelen!
Fällt nicht ein Licht herab
Auf meine Scheitel?
Oeffne dich, ſüßes Grab!
Die Welt iſt eitel.

(Sie geht in die Höhle.)

Satan (tritt ein).

Mit Fehlern macht man mir zu ſchaffen viel,
Doch reinſte Reinheit iſt mir nur ein Spiel.

(Er blickt zur Höhle.)

Schlafend? Sie hält die Hände fein gefalten.
Trennt euch! So! Dieſer Zauber wär' geſpalten.
Im Taumel ſchlug ſie nicht einmal das Kreuz,
Wehrlos Gewand beſchützt wehrloſen Reiz.
Fall ab, Gewand, wie Zunder! Herb, friſch, kalt
Erſcheineſt du, jungfräuliche Geſtalt!
Verbrauchtes Land gebieret nur den Zweifel,
In unberührter Erde wirkt der Teufel!
Fliegt, Nebel, aus der hohlen Wolke Riß
Und deckt dies große Werk der Finſterniß!

(Nacht und Nebel, die die ganze Gegend bedecken.)

Kirchengeſang (in der Ferne).

O sanctissima,
O piissima,
Dulcis virgo Maria!
Mater amata,
Intemerata,
Ora, ora pro nobis!

(Die Nebel fallen. Morgen.)

Placidus
(tritt aus ſeiner Höhle. Er trägt Lilien in der Hand).

Die Nacht war wild und träumeriſch,
Gottlob, da lacht der Morgen friſch!
Ein dichter Nebel, die Ausſicht hemmend,
Lag um die Höhlen, giftbeklemmend.
Ich hab' mein Lager ſo bereitet,
Daß es von Weſt nach Oſt ſich breitet,
Damit der Sonne jüngſtes Licht
Mir fällt ſogleich in's Angeſicht;
Heut ſah ich nicht das erſte Feu'r,
Die Dünſte webten einen Schlei'r.
Ich hatte einen böſen Schlummer,
Mir träumte von der Jugend Kummer
Und alte Schuld, die längſt verblich,
Hob ihren Finger gegen mich.

Da iſt es mir denn nun vergolten,
Wie hab' ich nicht das Kind geſcholten,
Statt geiſtlich mit ihr durchzuwachen,
Mild, mildes Licht ihr anzufachen!
Wir ſind denn leider einmal ſo;
Wir dünken uns auf dem Berge froh
Und unſer höchſtes, größtes Bezeigen
Iſt nur ein ſtätes, mühſel'ges Steigen. —

(Er betrachtet die Lilien.)

Die armen Lilien hat der Wind
Auch abgebrochen über Nacht;
Es blüht die Lilie auf geſchwind,
Geſchwinder hat's der Wind gemacht.
Die allgemeine Zerſtörung trifft
Die Segensblume, die Blume voll Gift!

Candida's Stimme.

Wehe! Wehe! Ach, mir Armen! Hölle, ſind das deine Wehen?
Ach, was iſt, was iſt, o Grauſen! dem zertretnen Wurm geſchehen?

Placidus.

Welche Töne! Welche Stimme! Rufſt dort nicht Candida?

Candida (tritt auf).

Weiche, Gott, in deine Tiefen! Nur der Teufel bleib' uns nah!

Placidus.

Heilige des Himmels! Thörin! biſt du raſend und beſeſſen?

Candida.

Weg das Menſchliche! Ich aber will mich an mir ſelbſt ermeſſen.

Placidus.

Was iſt denn geſchehn?

Candida.

Ich weiß nicht! Aber du, du wiſſe das:
Dieſe Erd' iſt nicht von Erde! Dieſer Boden iſt von Glas;
Und ich ſchaue durch zum Abgrund! Und da ſitzt ein tapfrer Rieſe
Auf dem Thron, erbaut von Schmerzen, in der ew'gen Qualenwieſe,
Und die düſtern Helden ſitzen rings umher auf Stuhl und Bank
Und die Hölle ſingt dem Kön'ge einen ſchönen Lobgeſang!
Und die Mauer ſeh' ich ragen von jahrtauſend alten Sünden
Und zahlloſe Seufzer wehen, die nicht konnten Ruhe finden.
Dieſes herrliche Gebiete ſchließet ein der Strom der Gräul,
Im Unendlichen dann woll'n ſich ungeborne Sündenknäul.
Deine Frevel, alter Heuchler, mehren auch der Tiefe Schätze,
Denn ich ſeh' ſie und du glaub' es, denn dir ſagt es eine Metze!
Warum trägſt du dieſe Lilien? Todte Jungfernangeſichter!
Wollt ihr ſpotten? Ich zertret' euch, leichenernſte Sittenrichter!

(Sie entreißt ihm die Lilien und zertritt ſie.)

Fluch dem Himmel! Fluch der Erde! Allem Fluch, was Leben heißt!
Du allein, mein ſtarker Bräut'gam, ſei gelobet, ſei gepreiſt!

Placidus.

Ewiger, mein Mund verſtummet. Du erkenneſt deine Wege,
Und du weißt, was ich anbetend ſtumm zu deinen Füßen lege.

Candida.

Ich zerbrech' in meinem Jammer, doch die Stücke kittet neu
Luſt an dem, was ich erlitten, und zur Wonne wird die Reu'!
Hätt' ich mich noch ſelber, gäb' ich wieder doch mich ſo verloren,
Aber freilich wünſcht' ich lieber, daß ich nimmer wär' geboren!
Giebt es Nichts denn, was mich feſthält in dem weiten Ring der Zeit?
Ach, die Thräne! Ja, du Thräne! letzter Freund der Sterblichkeit!
O ſo fließet meine Thränen! Sendet, meine Augen, ſendet
Aus das ungeheure Elend in den Bach, der nimmer endet.
Löſt euch, meine jungen Glieder! Werdet Zähren, Fleiſch und Bein!
Ach, vielleicht ſind dieſes Waſſers Fluten wieder klar und rein,
Wenn die Seele, abgewaſchen, in die Flut dann niederſinket,
Iſt's ein See, der in dem Thale zwiſchen Halmen glänzt und blinket,
Und die Wogen fragen ſchüchtern dann zum Himmel auf, dem blau'n:
Willſt du dein geliebtes Antlitz bald in meinem Spiegel ſchau'n?

---

## 2.

## Aus „Triſtan und Iſolde.“ *)

### Mittagszauber.

Vom Hafen, wo der Wimpel fliegt
Des Schiffes, das die Welle wiegt,
Und deſſen Segel Winde ſtreicheln,
Gelind in's Meer den Kiel zu ſchmeicheln,
Vom Zwinger, draus geſchäftig-laut
Die Träger nach den Ufertreppen
Das Gut der ſtolzen Königsbraut
In Packen roll'n, in Kaſten ſchleppen,
Vom Portal und vom Frauengemach,
Dein Lebewohl mit O! und Ach!
Die Fräulein, ſo Iſolt' geleiten,
Den Bleibenden zum Schmerz bereiten;
Von des gewölbten Saales Flur,
Darin Lord Stenverait, Graf Moor
Den letzten Humpen leeren traulich
Mit ihrer neuen Freunde Schar
Und Triſtan lächelnd und beſchaulich
Zum Fenſtereck gegangen war,
Dort, weil er müde vom Bankette,
Zu ſpielen mit dem Reih'r-Barette;
Von all dem Lärmen und Gebraus
Im Hafen, Zwinger, Saal und Haus,
Vom Packen, Rennen, Fragen, Schicken,
Vom Scheidetrunk, vom Abſchiednicken,
Von Trennungsſchmerzes lauten Weh'n
Im ſummenden Volkes Bienenſchwarme,
Schleich, trautes Lied, auf ſachten Zeh'n
Mit leiſe vorgeſtrecktem Arme
Durch jenes dunkeln Ganges Zeil
Dich in des Schloſſes fernſten Theil,
Der weit von den bewohnten Flügeln
Sich einſam ſtrecket zwiſchen Hügeln.

---

*) Vgl. oben Seite 633 ff. des Bilderſaals. Leider hat Immermann's frühzeitiger Tod die Vollendung ſeiner genialen Erneuerung der herrlichen Dichtung Gottfrieds von Straßburg verhindert.

Man heißet ihn den Geiſterbau.
Sie meiden ihn. Im Abendgrau
Durchklingt es ihn wie Lachen, Weinen,
Es deucht daran. Die Sage ſpricht,
Man ſehe Nachts bei rothem Scheinen
Im Fenſter oft ein fremd Geſicht.
Die Kön'gin geht zu ſtillen Thaten
Allein in tiefe Kemenaten.

Die Thür weht auf, mein Gott! Schließ' ein!
Denn dir darf Nichts verborgen ſein.
Du ſchweifeſt nun im hohen Zimmer;
Sag an, was ſiehſt du in dem Flimmer
Der Mittagsſonne? Wände kahl,
So ſeltſam grau, ſo ſtill bemalet,
Die Kön'gin ſteht im leeren Saal
Und ihre ernſte Stirn bekränzet
Ein heil'ges Miſtelkrautgewind,
Umflechtend grün die goldne Bind'.

Im weißen Haar, das frei und leiſe
Hinunterhängt zu Leib und Schooße,
Aus weitem Faltenſchwarzgewand
Streckt ſich hervor die magre Hand,
Sie gießet ein die Funkelwelle
Des hohen Firnweins zum Grund
Des Silberbechers, welcher helle
Den Schein wirft auf die Tafel rund,
Das einzige Geräthe dorten.
Was braut ſie hinter feſten Pforten?

Da hört kein wüſter Teufelskram:
Ihr Blick iſt groß und wunderſam,
Sie ſinnt, horchet dann zur Seiten
Und von dem Gang naht leiſes Schreiten,
Brangäne tritt herein voll Schreck
Und ſtocket zögernd an der Thüre.
Nur näher, ſpricht die Kön'gin, weck'
Zu deinem Buſen Muth und fühle
Dich alſo, wie dir [illegible],
Auf die dein Auge zagend ſchaut.

Weil du verſtändig weißt zu ſchweigen,
Die treuſte biſt im Fräuleinreigen,
Darum beſtell' ich dich anher,
Mir beizuſtehen. Gänzlich leer
Iſt, glaube mir, dein blödes Zagen;
Die heil'ge Miſtel kränzet mich,
Die nimmer böſe Hexen tragen,
Die Binde ſchmückt mich prieſterlich,
Sie zeuge dir, daß um verruchte
Hexenzeichnung nicht ich dich erſuchte.

'S iſt Arzenei von der Flammenrichte
Der hohen Sonne im Zenith
Entzündete, was in dem Tranke,
Den ich bereite, glüh' als Funke.
Das höchſte Wunder, deſſen Kraft
Ein innerliches Herz entbindet,
Quillt nicht im ſchlimmen Kräuter Saft
Am Kreuzweg, die man Nachtens barg;
Es läßt ſich treffen nur und fahn,
Wenn Mittags träumt der alte Pan.

Heute träumt er. Leiſe, leiſe
Gehn wir auf unſre Suche-Reiſe!
Mark iſt ein Greis, Iſolt' iſt jung,
Da muß ich bitten Heiligung
Des Bundes, trotz dem weiß und blonden
Gelocke durch die tiefſte Kunſt.
Schon lange harrte ich, ſeit Monden
Auf ächt' und rechte Stunde Gunſt.
Die ſchlug. Ich geh'; du aber faſſe
Den Becher, folge mir, und laſſe
Dich unterwegs durch Nichts beirren.
Was Sonne zeugt im Haus des Irr'n! —
Um alle Heil'gen! ruft Brangäne,
Welch Schreckniß droht! — Du biſt im Wahne,
Antwortet ihr die Königin.
Nicht werden Larven, Ungeſtalten,
Nicht Spukgeſpenſter her und hin
Vor dir die wirren Tänze halten.
Nein, holdeſter Geſichter Schau,
Verkörperte Seufzer jeder Frau,
Die allerſüßeſten Lieblichkeiten,
Sie können's ſein, die zum Verleiten
Vielleicht ſich gaukelnd zeigen. Doch
Dich irre Nichts! Den Becher hoch
In deiner Hand, mit feſtem Fuße
Tritt du in meine Spuren ein,
Blick weg von aller Zauber Gruße
Und hüte dieſen edeln Wein.
Ich ſuche für ſein Gold, das klare,
Die Würze jetzt, das Unnennbare.
Die Kön'gin geht voran. Es bebt
Noch ſtets Brangäne, doch ſie hebt,
Gezwungen von der Herrin Willen,
Den Becher auf. Hinab die ſtillen
Und dunkeln Stufen eines Gangs
Steigen die Frauen beid'; es ſpottet
Der Widerhall, gewohnt des Klangs
Schon lange nicht im Gang, verrottet,
Mit hohlem Schalle nach dem Tritt
Und thut, als gingen Viele mit.
Brangäne ſchöpft mit tiefem Zuge
Da draußen Athem. In die Fuge
Wirft ſie der Pforte Riegel ein;
Sie ſind nun in dem ſonn'gen Frei'n.
Die Kön'gin thut ſich auf zum Wandern
Durch öde, menſchenleere Stell'n,
Von einer Senkung bis zur andern
Durchmeſſen ſie die Hügelwell'n,
Darin kein Menſch, kein Thier, kein Schatten
Begegnet, ſie ſich ſelbſt nur hatten.
Denn zwölf Uhr Mittag iſt's. Und grad
Zum Scheitel klomm am Himmelspfad
Das Tagsgeſtirn. Senkrecht begluthe
Sein Strahlen, was ſich draußen mühte.
Schwanger von Hitze iſt die Luft,
Sie treibt ein Zittern nur ein Kräuſeln,
Das doch in Laubern, Halmen ruft
Hervor kein Regen und kein Säuſeln;
Nichts rühret ſich in Wieſ' und Feld,
Die Senſe ward bei Seit' geſtellt.
Denn Sonne trieb von der Beſchwerde
Im Kern den Mäh'r zu ſeinem Herde.
Den Boten, der ſich laben will,
Zwingt ſie, am Weg zu ruhen ſtill;
Sie bannt dem Fuhrmannspferd zum Maule
Den weißen Schaum, der Kärner ſetzt
Die Hacke auf, dem müden Gaule
Vergönnet er den Halt für jetzt.
Als ſie die Zeugen ſo entjaget,
Sinnt auf ſeltſames Ding und zaget.
In ſolcher Mittagsbrüteſchwül'
Ergriff mich oft ein Schau'rgefühl.
Mir wurde dann im todten Schweigen
So abgeſchieden, fern und eigen!
Wenn aber Feld als Schüler jung
Ich ſchritt mit meinem Reiſeranzen
Durch Korn und Wieſenniederung,
Durch Birkenholz und Tannenpflanzen,
So träumt' ich wohl, das Räthſel mich
Begrüßen müßten ſichtbarlich.
Im Korne zwiſchen ſeinen Aehren
Durchſichtlich es mich beſchlich. Kehren
Die mannigfaltigſten Geſicht'
Aus ihm hervor die Blumen nicht?
Steht es nicht wie des Waldes Mauer,
Und ladet zum Verborgnen ein?
Und lebt doch nur ſo kurze Dauer,
Die Ernte kommt, es fällt der Hain

Der ſchlanken Halmen, darauf ſauſet
Der Wind in Stoppeln, wo Nichts hauſet.
Im Mittagsbrande, glühend ſtumm
Da gehen Mittagsgeiſter um,
Nicht mit den Ketten klirr'nd beſchwerlich,
Zwar luſtig oft, doch meiſtens ehrlich.
Es hat am treuen, goldnen Licht
Satan ſein ſchwarzes Spiel verloren,
Aus Schieferſchluften aber bricht,
Auf Bergeshalden wird geboren
Manch Etwas, das als Blum', als Stein
Bringt Unordnung zur Welt herein.
Doch göttlich ſüße! Zu dem Grabe
Kann's führen, aber ſel'ge Habe
Nimmt der Entſchlafne, nimmt ſein Du,
Sein Liebes, mit zur ew'gen Ruh. —
In ſolchen Mittagswunderzeiten
Da hört wohl ein Sonntagskind
Erſtaunet plötzlich ganz vom Weiten
Den himmliſch-ſanfteſten Glockenton,
Es ſcheint zu läuten vom Gebirge
Und droben ſteht doch keine Kirche.
Vom Strome geht die Frau nach Haus,
Mit Fiſchen, kühl gedeckt, zum Schmaus
Und an dem Steig, den Berg herunter
Ruft es auf einmal: Horch! munter
Von einer Eiche grünem Aſt.
Sie blickt empor, ein Vöglein ſitzt,
Ein weißes, kraus; im Andern faſt
Wie eine Schwalbe, auch geſchlitzet
Den Schweif, wie die. Es gibt ihr Lehr',
Die ſie vergeſſen hinterher.
Dort in der Hütte iſt es einſam,
Weil zu Verſchwiegenem gemeinſam
Die Eltern ausgegangen ſind;
Marlieschen wiegt das kleine Kind,
Da ſchleicht ein alt Graumütterchen
Durch Sonnenſtäubchen an den Herd,
Es koſtet Kindes Futterchen,
Dann iſt es weg, wie fortgekehrt.
Marlieschen ſpeiſt das Klein'; es lachet —
So gut war's ihm noch nie gemacht.
Bergmännchen kochen um die Stund',
Ein Rauch entſteigt dem Höhlenſchlund.
Der arme Pflüger, deſſen Mühe
Nicht fertig wurde in der Frühe,
Er pflügt und ſeufzt im Mittagsſchweiß;
Ihr freilich braucht nicht Brot zu ſuchen!
Den Pflugſterz wend't er; da liegt weiß
Ein Tüchlein und darauf ein Kuchen
In friſcher Furche. Angehört
Sein Seufzer ward und ihm beſcheert.
Nicht immer freilich läuft's ſo nahrhaft
Und artig ab. Das iſt ein wahrhaft
Geſchichtchen auch, daß Einer ging
Am Waſſer durch, und darin fing
Es an Geniſte zum Erſtaunen.
Er rief: Gott helf! Da lacht' es grell.
Ein Andrer fand am Weg 'nen braunen
Ganz kleinen Mann — der weinte hell
Am Boden liegend — hob aus Mitleid
Ihn auf und tracht' ihn ſeinen Schritt weit.
Es hockt' ihm auf das böſ' Kerlein
Und ritt den Mann zu Dorf hinein.
Dann ſprang es ab, war eine Wurzel;
Ganz müde war vom kleinen Purzel
Der Mann, das Reitroß des Kobolds. —
Der arme Schäfer traf es beſſer,
Der Schatten ſucht' im grünen Holz.
Er ſchnitt ſein Käs und Brod; das Meſſer
Fiel aus der Hand ihm und er bückt'
Es aufzuheben ſich. Entzückt
Ließ er im Gras das Meſſer liegen,
Denn einer blauen Blume Wiegen
Wiegt' ihm in's Herz die Seligkeit,
Macht' ihm die Bruſt von Träumen weit,
Die ſeinen Stecken ihm zum Scepter
Und ſchufen ſeinen Hut zur Kron',
Umwandelten die Bäum', als lebt' er
Im Königsſchloß von Babylon.
Die Blume nahm er — doch verweile
Nicht bei dem Schäfer, Lied, und eile
Der Kön'gin nach! Ihr blitzend Aug'
Schaut grade vorwärts, Korn und Strauch
Durchmißt ſie, ſteigt empor die Hügel,
Glutzitternde. Wie Kranichs Flügel
Die Triebe führen auf der Bahn,
Die Stab und Säule nicht gewieſen,
Nach Landen, die noch nimmer ſahn
Des Vogels Blicke; alſo ziehen
Vorwärts der weiſen Frauen Seel'
Geheime Führer ohne Fehl.
Was hat ſie dort dem Specht genommen,
Der eben war zum Neſte kommen?
Er fliegt ihr nach und ſchreit und lärmt,
Wie wenn er um 'nen Raub ſich härmt.
Sie hält's verborgen unter'm Schleier.
Es ſchwächt wohl ſeine Kraft der Tag,
Nicht kümmert ſie der grüne Schreier
Und unverrückt dem Ziele nach
Geht ſie in dem gewieſnen Gleiſe
Und ſinget eine tiefe Weiſe:
„Als Gott der Herr gehoben
Die Fraue aus dem Mann,
Da hat er ihr von droben
Den Odem zugethan,
Den er dem Erſtgemachten
In Gnaden eingehaucht,
Und Beide ſind vom ſachten
Gottwehen durchgeſaugt.
Als Eins im Andern ſpürte
Nun gleichen Hauches Fluß,
Da lechzt' ihr Mund, erkürte
Den erſten Liebeskuß."
Sie ſchweigt, denn hinter ihr Brangän'
Schreit auf vor Freuden, weil ihr nahn
Zwei Kindlein, wie ſie nie geſehen
So ſchön auf nackten Füßchen ſtehen.
Mit Lächelblick ſie winken ihr,
Sie zeigen ihr Kornblumenhänge,
Verweilen will ſie. Fort von hier!
Ruft die alte Kön'gin ſtrenge.
Phantome ſind's der Sommerglut!
Brangäne folgt mit Zögermuth.
„Die äußern Erdenſchranken
Stehn zwiſchen du und du,
Sie ſperren die Gedanken
Des Ein' und Andern zu.
Doch ward geſtürzet nieder
Die Schrankenwand von Noth,
So ſtrömet hin und wieder
Die Liebe bis zum Tod.
Keins kann vom Andern bleiben,
Das ſchrankenlos geſehn
Im Anderen das Treiben
Von Gottes Odemwehn."
Sie ſchweigt, denn wieder ſchreit frohlockend
Brangäne auf. Noch ſüßer lockend
Nahn der vier nackte Kinderlein
So lieb und zart, ſo ſchön und fein,
Mit ſolchem ſanften Wink und Grüßen,
Die Haare gelb ſo blumenvoll,
So Unſchuldsreiz von Kopf zu Füßen,
Daß all ihr Mädchenherze ſchwoll.
Fort! ruft die Alt' in ſtrengem Muthe,
Nur Schemen ſind's der Roggen-Drute.
„Drum, ſteht Iſold' in Marke,
Was Gott in ihn verſchloß,

Liebt in Zieſen Marke,
Was Gott in ſie erzog;
So kann von Mark Zieſe
Ablaſſen nimmermehr
Und Marke'n iſt Zieſe
Zu ewigem Begehr.
So leihet ſich zur Jugend
Am Gottesband in ihr;
Und ſolches Bundes Jugend
Zu wecken, geben wir."
Sie ſchweigt, denn überlaut erklingt
Brangänen's Freudenſchrei. Es ſpringt
Quer über'n Weg aus blüh'ndem Korne
Ein Dutzend nackter Kinder vorne.
Dem Reigen folgen Stierchen zwei,
Milchweißer Farbe, ſolche Thierchen,
So klein, daß aus den Gräſern frei
Nicht ſahn die Horn der Zwergesſtierchen.
Sie ziehn ein Wägelchen, das knackt,
Mit Säckchen, Bündelchen bepackt
Von Trespe und Lolch und Schwindelhaber
Und anderm böſen Wenn und Aber
Der vollen reinen Körnerfrucht.
Zuſammen iſt das da gebracht
Ganz ordentlich und hübſch verſchnüret
Mit Bändchen und geladen auf,
Das Wäglein aber lenkt und führet
Ein Weiblein, das ſteht oben drauf
Im Strohhütlein und Schnitterkleidchen,
Im Miederchen; ein Erntemaidchen.
Ein Kindlein ruht in ihrem Arm,
Ein Körbchen bei. Ihr ſcheint ſo warm,
Das liebliche Geſichtlein bräunet
Als hätt' ſie ſich recht abgeerntet,
Mit ihren Kleinen oft den Lolch
Und Trespe und Haber auszuziehen.
Dem Wäglein folgt ein groß Gewimmel
Von Männlein, Weiblein. Alle tragen
Senſchen und Körbchen, Strohhütlein,
Höschen und Wämmschen, Miederlein.
Ein Zügelchen, ſo nett und zierlich,
So allerliebſt und ſo manierlich,
Hat nie ein ſterblich Aug' erſehn!
Es iſt ein Treten, Fahren, Gehn,
Ein Trippeln, Hüpfeln, Roll'n der Räder
Quer über'n Weg, und dennoch bleibt
An keinem Plätzchen haften Jeder,
Wie auch das Weiblein eifrig treibt
Die Stierlein, wie um die Schräubchen
Der kleinen Naben wirbeln Stäubchen.
Die Kindchen ſpringen froh voran,
Doch kommen die Beinchen nicht von dann'n!
Die Stierchen ſtampfen mit den Hüfchen
Ein Fleckchen Stroh und zartes Rufchen:
Juhu! ſingt wie zur Schalmei
Der Kleinen aus des Mundes Röschen.
Die Schnitterchen trippeln nach; vorbei
Kommt aber Nichts, die gelben Höschen,
Die blauen Röcklein, Miederchen roth,
Das rennet und krabbelt, als wäre Noth.
Die Erntefracht der Aehrenwagen
Weiß vor dem Wetterſturm zu bergen;
Und kommt doch, wie gemalt, Nichts fort!
Ein Bißchen, das ſich regt, am Ort
Doch bleibt, und zieht und doch nicht rücket!
Ein Sommerträumchen, hingeküßt! —
Es iſt die Roggenmuhm! Sie pflücket,
Was, Unkraut, zwiſchen Aehren wächſt,
Den Trespe, den Lolch, den Schwindelhaber
Und all die böſen Wenn und Aber
Der vollen, reinen Körnerfrucht
Das Schnitterweibchen emſig ſucht.
Sie ſchafft ſo fleißig wie der Bauer,
Dem ſeine Zinſen werden ſauer.
Im Korne geht ſie um und ſeuf't
Mit ihren kleinen Hinterſaſſen,
Was röthlich, bläulich unnütz glänzt,
Darnieder in des Roggens Gaſſen;
Dann harken ſie's und hauſen's ſchwer
Dem Wäglein auf, dem Stiergefährt
Das ſeitwärts hält, vor dem's Geſpännchen
Abfüttert dann und wann ein Männchen
Mit einem Kichererbſenblatt,
Die Stierlein haben davon ſatt
Auf ein Paar Stunden. Woll'n ſie trinken,
Schöpft in der Blum', die Fingerhut
Geheißen iſt, von [illegible] Blinken
Das Männel einen Eimer gut,
Schleppt ſich damit und gibt dem Joche
Den Labetrunk der Arbeitswoche.
So mäht geheim die Roggenbraut,
Wenn Pan zu Mittag träumen thut,
Doch ſchafft ſie ſo nur auf den Breiten,
Die frommer Leute Frucht bereiten,
Der Leute, welche beten, eh'
Sie ſä'n, und treiben keinen Wucher,
Wo aber Einer geizet zäh'
Und iſt ein Schwörer und ein Flucher,
Da wendet ſie die Deichſel ab
Und ſtreut wohl gar als ſchlimme Gab'
Auf ſeine Felder Klettenſamen,
Sezt Quecken, Mehlthau, welchen nahmen
Die Händchen von des Krummen Halm,
Streicht ſie den Aehren auf. Ein Qualm
Erhebt ſich aus den gelben Weizen,
Wo das Geſpenſtlein alſo ſchar't;
Doch wo ſie naget, ei, da ſchwellen
Die Aehrchen froh der Roggenſaat
Daher, dahin, wie Glockenſpiele
Gehängt an allerzärtſte Stiele.
Nun iſt das Wägelchen bepackt
Mit Säckchen, Bündchen, daß es knackt,
Stellt ſie ſich drauf und fährt nach Hauſe
Die Ernte ein. Wo ihre Klauſe?
Was ſie mit ſolcher Ernte macht?
Das ſoll ſie, ſeh' ich ſie, geſtehen.
Für jetzo iſt's zu viel gefragt.
Drum duldet noch der Neugier Wehen!
Begegnet ihrem Heimzug was,
Mann oder Weib, ſo treibt ſie Spaß,
Wie mit Brangäne ſie vollführte,
Die nicht ſich von der Stelle rührte,
Weil Roggenmuttchen, unbewegt,
Mit ihrem Zug den Weg verlegt.
Jenſeit des Zuges ſang die Alte,
Die Königin: Was hemmet dich?
Ach, rief Brangäne, Herrin ſchalte
Mit mir nicht ſchlimm! Ich fürchte mich
Das Wägelchen hier umzuſtoßen,
Zu treten Einen dieſer Großen,
Von denen in der Taſch' bequem
Ich ſechs Perſonen mit mir nähm'.
Die Kön'gin wandte ſich und reichte
Brangäne über dieſes leichte
Fuhrwerkchen hin die kräft'ge Hand,
Daß unter beider Arme Bogen
Wie unter einem Thore ſtand
Das Weiblein auf den ſtaub'gen Zehen.
Dann rief die Alt': Hinweg den Scherz!
Sie zog Brangänen, deren Herz
Erbebte, daß ſie den Gefährlichen
Verletzte Hals und Bein und verſehren!
Doch wunderbar! Ihr zitternd Knie
Schritt vorwärts ungehemmt, als wie
Durch dünne Luft und Sonnenſcheinen.
Sie ſtieß an keines Wagens Rad,
Sie hörte nicht Schrei noch Weinen,
Es rauſchte auch keines Säckchens Blatt.

Hinwärts, ſah ſie zurück. Nur Flimmer
Sah ſie von Luft in Sonnenſchimmer.
Mit großem Schritte ſtieg empor
Den Berg die Kön'gin, der erſter
Den Fuß in Felſern unabſehlich.
Sein Gipfel aber blühte fröhlich
Von rother Haide und Safran,
Das gelb und roth die Kuppe feuert,
Ein Feld ſtand drinnen himmelan.
Hier, ſprach die Alt', iſt eingeſchwert
Der höchſte Segen, den Natur
In tauſend Jahren treibt nur.
Nun kommt ſogleich das Ungethüme,
Das heil'ge, wirft das ungeſtüme
Kleinod des Feldes aus dem Moore
Dem Becher ein! — Die Schlange bunt,
Gekrönt mit der Smaragdenkrone,
Sie wohnt im irr'ſchen Paradies.
Den Felſen dort umringt die Zone,
Die aus die vier Hauptwaſſer ließ;
Drin ſchattet noch die Palm und Dorn
Den Löwen bei dem Lamm, dem blöden.
Die Abgottſchlange aber ſchlingt
Sich um den Baum, den ſie beringt,
Wie Lucifer den wölb'ſchen Reifen
Einſt that an Lilith's Finger ſtreifen,
Des ſteingewordnen Lichtes Kern
Trägt ſie in den gewichten Lippen.
Ich habe, was mich macht zum Herrn
Der Schlang', zum Pförtner dieſer Klippen,
Sie öffnen ſich, wenn ich was ſag',
Und ſprech' ich, folgt die Schlange gleich.
Halt feſt den Becher und dein Herz!
Dir bricht nicht Habe von Plag' und Schmerze;
Ich hielte ſelber den Pokal,
Doch eine Jungfrau will die Wahl
Der hohen Heimlichkeit. — Geſprochen
Dieß Wort, geht ſie zum Felſen hin,
Hält ihm was vor. Als wenn ſich Knochen
Verſchieben, rucken, kracht es drin.
Es trifft ſich der Granit zum Spalte,
Hinein geht die beherzte Alte.
Und alſobald, wie ſie darin,
Schließt ſich der zauberwun'dne Stein.
Brangäne ſchaut umher in Aengſten,
Nun ward ihr doch am allerbängſten,
Da ſie allein auf dieſer Kupp',
Ihr unbekannt, obgleich ſo nahe
Dem Schloſſe ſich der Berg erhub,
Daß man der Schlote Rauchen ſahe.
Sie denkt: Ob Alchen wohl mit kommt?
Da kracht der Fels auf's Neu' — es kommt!
Die Augen ſchließt ſie, kalte Hände
Halten empor des Weines Spende,
Indem ſie kniet auf ihr Knie,
Dem Schreck erliegend, der Magie.
So blind, ſo ſtumm, ſo überm Kopfe
Den Becher haltend, in der Bruſt,
Der eil'gen, kaum noch das Geklopfe
Des Herzens fühlend, unbewußt,
Gewahrt zugleich, hört ſie ein Schreiten,
Hört ſie ein leiſes, mächt'ges Gleiten.
Das Schreiten iſt der Königin,
Das Gleiten kennet nicht der Sinn,
Der ihr noch blieb. Es gleitet leiſe
Um ſie in einem weiten Kreiſe,
Doch enger zieht der Kreis ſich dann,
Und höher ſteigt um ſie das Gewinde.
Wo's kreiſet, rauſcht der Heidenplan,
Es iſt, als ſpielt' um ſie ein Züngeln,
Dann ſteigt es glatt an ihr empor
Und wie ein Odem ſtreift's ihr Ohr.
Durchaus umſchnürt von allen Seiten
Vom Ringelſchlich, vom glatten Gleiten,
Iſt ſie als wie umſchränkt vom Band,
Des Äußern Schreck, des Innern Brand.
Jetzt hebt ſich über ihr ein Schweres
Und hebt des Bechers Deckel auf,
Es fällt was klingt darin! Ach, wär' es,
So fiebert ſie — der große Kauf
Des Heimlichen? — Sie hört ſtöhnen
Die Kön'gin, wie berauſcht vom Schönen.
Langſam von ihr die Ringel fall'n
Allmälig abwärts, langſam wall'n
Von ihr hinweg die glatten Kreiſe,
Entſchnürter ſie, erſt näher, leiſe
Dann rauſchend ferne durch das Kraut.
Und immer ferner wird's durchſchlichen,
Bis endlich ſie den Gleitelaut
Erſterben weiß und fortgewichen!
Doch iſt erlaubt zu ſchauen jetzt?
Das weiß ſie nicht, obgleich ſie frei.
Die Kön'gin rührt ſie. Gewärtig
Spricht ſie, iſt nun der Zauber, fertig
Des Trankes, den du kriegen läßt.
Wenn Marke'n du den Brauttrunk heißt
Nach ſeiner erſten Nacht. Dann reiche
Den beiden Gatten dieſen Trunk!
Erbebe nicht nunmehr und weiche
Von hinnen! In Ermüdung
Der Mutter dankte ſolcherweiſe!
Nun Gott befohlen, Glück zur Reiſe!
Auf ſpringt Brangäne. Herrlich blühn
Wie roſenrothes Alpenglühn
Der alten Kön'gin bleiche Wangen —
Nachglanz Entzückens, das vergangen!
Die Sonne läßt den Alpen nach,
Nimmt Urlaub ſie, ein höh'res Glänzen;
Geheimes Wunder hoher That
Umſchwebt noch mit ſeinen Kränzen
Die Greiſin, hebt ihr das Genick,
Strahlt von der Stirn, flammt aus dem Blick.
Sie hat den Becher ſchon gedeckt
Mit ſeinem Deckel. Darauf ſtreckt
Sie aus die Hand zum letzten Kuß.
Brangäne küßt ſie und ihr Fuß
Geht dann hinab vom Berg mit Schwanken.
Die Kön'gin aber bleibt, verſenkt
In ihre ſchweigſamen Gedanken,
Die Seel' aus Lebens Born getränkt,
Auf Berges Haupt. Am Felſen nieder
Legt ſie ſtill ſinnend ihre Glieder.
Es braucht nicht, daß zur Stadt ſie kam,
Weil ſie bereits den Abſchied nahm
Von ihrer Tochter ſchon am Morgen.
Die läßt nun ziehn ſie ohne Sorgen.
Brangäne langt im Hafen an,
Ein Scharlachlaken um den Becher.
Das Schiff umſchaukelt Nahe auf Nahe
Gefüllt mit Menſchen. Bäume, Dächer
Sind all' bedeckt von treuen Ir'n,
Die der Prinzeſſin ſalutir'n.
Trompeten heben an Geſchmetter.
Iſolde tritt zum Schiff die Bretter,
Im Diadem, wie ſich gebührt,
Von beiden alten Lords geführt.
Des Purpurmantels Schleppe tragen
Die Fräulein, welche mit ihr gehn.
Weiß ſcheint der Hermelin am Kragen,
Seltſam des Schillerkleides Wehn.
Sie tritt in's Schiff, grüßt noch zurücke,
Dann ſenkt ſie züchtig ihre Blicke.
Triſtan folgt nach im Reiſ'baret
Und ſpringet in das Schiff vom Brett.
Dann kommen, die der Barke dienen,
Herr Gouvernal iſt auch bei ihnen.
Brangäne ſchleicht hinterher,
Bedacht, wie ſie der Kön'gin bewegt

Durch ihren Uebermuth. Schon am Leib
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Die Haut, [illegible] Pfunde
[illegible]
[illegible]
Und legt ihn [illegible] in einem Schrein.
Doch wenn ſie [illegible] Dunkel,
[illegible]
Ihr Haar [illegible] Gewand.
[illegible] zu der Mauer [illegible]
„[illegible]“ vom Thurm, vom [illegible] —
[illegible], die Zeugl [illegible].

---

## 56.

## Franz Grillparzer.

### Aus dem Trauerſpiel „das goldene Vließ.“ *)

### Fünfter Aufzug.

Vorhof von Kreons Burg. Im Hintergrunde die Burg, [illegible] und noch rauchend. [illegible]. König Kreon [illegible] Gora aus dem Palaſte. [illegible] um ihn.

König.

Heraus mit dir! du wußteſt's, die meiner Tochter
Das Mordgeſchenk geſendet, [illegible]!
O Tochter! O Kreuſa, o mein Kind!
(Gegen die Trümmer.)
Du wußt'ſt?

Gora.

Ich wußt's! Unbewußt
Trug ich den Tod in dein Haus.

König.

Unbewußt!
O glaube nicht, der Strafe zu entgehn!

Gora.

Glaubſt du, mich ſchreckte deine Strafe?
Ich hab' [illegible] Augen
Die Kinder liegen jetzt in ihrem Blut,
Gemordet von der, die ſie gebar,
Von der, die ich erzog, Medeen!
[illegible]!

König.

Kreuſa! O mein Kind! du Reine! Arme!
[illegible], Unſchuldige,
Daß du den Tod [illegible]?

Gora.

Um deine Tochter klag' ich nicht; [illegible]!
[illegible]!
Ich klag' um meine Kinder, meine Lieben,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

König.

[illegible]!
[illegible]?
[illegible]
[illegible]!

Wilde Flamme [illegible]? Nur langſam,
— [illegible] ſie an den Sparren fort.
[illegible] und dennoch wär' ſie fort?
[illegible]
[illegible]? Ich kann's, ich darf's nicht glauben!
[illegible] Augen [illegible] unwillkürlich hin
Und immer glaub' ich, jetzt und jetzt und jetzt
Muß ſie ſich zeigen, [illegible] in ihrer Schönheit,
[illegible] durch die ſchwarzen Trümmer;
[illegible]? — Du! — So ſprich!
Dreh' nicht die Augen ſo im Kopf herum!
Mit Worten [illegible]! — Iſt ſie todt?

Magd.

Todt!

König.

Du ſahſt's?

Magd.

Ich ſah's. Sah wie die Flammen,
Verzehrend [illegible] aus dem Goldgefäß,
Nach ihr —

König.

Genug! — Sie iſt nicht mehr!
Kreuſa! O mein Kind! O meine Tochter!
Einſt — noch als Kind — verbrannte ſie die Hand
Am Opferherd und angſtvoll ſchrie ſie auf.
Ich hört' es, lief, ſchloß ſie in meinen Arm,
Die heißen Finger mit den Lippen [illegible];
Da lächelte ſie, trotz ihrer bittern Thränen,
Und leiſe ſchluchzend ſprach ſie: 's iſt nicht viel,
Was thut der Schmerz? Nur brennen, brennen nur!
Und nun —
(Zu Gora.)
Wenn ich das Schwert hier zwanzig Mal
Dir ſtieß' in deinen Leib — was iſt's dagegen?
Und wenn ich ſie, die Gräßliche — Wo iſt ſie,
Die mir mein Kind geraubt?
Ich ſchälte dir
Die Antwort mit der Seel' aus deinem Mund,
Wenn du mir nicht geſtehſt: wo iſt ſie hin?

Gora.

Ich weiß es nicht und mag es auch nicht wiſſen,
[illegible] ſie in ihr Verderben.
Was wollt ihr? Tödtet mich! Ich mag nicht leben!

König.

Das findet ſich, doch vorher noch geſteh' du!

Jaſon (kommt [illegible]).

Wo iſt ſie? [illegible]! Medea!
(Mit dem bloßen Schwerte in der Hand auftretend.)
Man ſagt mir, ſie wär' eingeholt! Wo iſt ſie?
[illegible]! Wo iſt deine Herrin?

Gora.

Fort.

Jaſon.

Hat ſie die Kinder?

Gora.

Nein!

Jaſon.

Wo ſind ſie?

Gora.

Todt!
[illegible] Verräther! Todt!
[illegible],
[illegible],
[illegible]
[illegible]
[illegible]!
[illegible]
[illegible]
[illegible] Verräther!
[illegible]
[illegible]!
Habt ihr es nicht umſonſt mit Zögerungen

---

*) [illegible]

Des schändlichen Verraths, das edle Weib,
Bis ohne Ausweg, in Verzweiflungswuth,
Sie, überdrungen einer Welt, die Krone,
Des hohen Hauptes königlichen Schmuck,
Mißbraucht zum Werkzeug ungewohnten Mords?
Klagt nur die Götter, klagt sie ob euch selbst!

(Zum König.)

Dein Kind, was sucht' es eines Andern Bett?

(Zu Jason.)

Was freit'st du sie, daß du sie nicht geliebt?
Und liebtest du sie, was verließ'st du sie?
Das Alter, mich hat ihre That verdammen,
Euch Beiden widerstrebt nur euer Recht!
Ihr spottet nun nicht mehr der Kolcherin, —
Ich mag nicht länger leben auf der Erde:
Zwei Kinder todt, das dritte kindesmörderisch.
Tödtet mich nur fort, und wißt ihr, tödtet mich:
Daß etwas Freundliches hab' ich nun gewußt,
Hab' ich geliebt doch, das Vergeltung ist.

(Sie geht ab, von Einigen begleitet.)

(Pause.)

König.

That ich ihr Unrecht — bei den hohen Göttern,
Ich hab' es nicht gewußt! — Nun bin zu jähen Trümmern.
Laß mir die Reste suchen meines Kindes
Und sie bestatten in der Erde Schooß.

(Zu Jason.)

Du aber geh', wohin der Fuß dich trägt;
Befleckter Nähe, merk' ich, ist gefährlich.
Hätt' ich dich nie gesehn, dich nie genommen
Mit Brautschätzen in mein gastlich Haus!
Du hast die Tochter mir genommen: geh!
Daß du nicht auch der Klage Trost mir nimmst!

Jason.

Du stößt mich fort?

König.

Ich weise dich von mir.

Jason.

Was soll ich thun?

König.

Das wird ein Gott dir sagen!

Jason.

Wer stillt meinen Durst? Wer unterstützt mich?
Mein Haupt ist wund, verletzt vom Brandes Duft!
Wie, Alles schweigt? Kein Führer, kein Geleiter?
Zeigt Niemand mir, dem einst so Viele folgten?
Geht, Schatten meiner Kinder, geht voran,
Und leitet mich zum Grab, das meiner harrt!

(Er geht.)

König.

Nun auf, an's Werk! Dann trauert ewiglich!

(Auf der anderen Seite ab.)

(Wilde, einsame Gegend, von Wald und Felsen umschlossen, mit einer Hütte.)

(Der Landmann auftretend.)

Landmann.

Wie schön der Morgen aufsteigt. Güt'ge Götter!
Nach all den Stürmen dieser finstern Nacht,
Hebt eure Sonne sich in neuer Schönheit.

(Er geht in die Hütte.)

(Jason kommt wankend, auf sein Schwert gestützt.)

Jason.

Ich kann nicht weiter! Wüst mein Haupt — es brennt,
Es glüht das Blut — am Gaumen klebt die Zunge;
Ist Niemand hier? Soll ich allein verschmachten?
Dort ist die Hütte, die mir Obdach bot,
Als ich, ein reicher Mann, ein reicher Vater,
Hierher kam, unermeßlicher Hoffnung voll!

(Anpochend.)

Nur einen Trunk! Nur einen Ort zum Sterben!

(Der Landmann kommt heraus.)

Landmann.

Wer pocht? — Wer bist du Armer? todesmatt!

Jason.

Nur Wasser! — Einen Trunk! — Ich bin der Jason,
Des Widder-Vließes Held! Ein Fürst! Ein König!
Der Argonauten Führer, Jason bin ich!

Landmann.

Bist du der Jason, so heb' dich von hinnen!
Beflecke nicht mein Haus, da du's betrittst.
Der meines Königs Tochter du getödtet,
Nicht findest Schutz vor seines Volkes Thür.

(Er geht hinein, die Thüre schließend.)

Jason.

Er geht und läßt mich liegen hier am Weg;
Im Staub, getreten von des Wanderers Füßen!
Dich ruf' ich, Tod, führ' mich zu meinen Kindern!

(Er sinkt nieder.)

(Medea tritt hinter einem Felsenstück hervor und steht mit einem Mal vor ihm, das Vließ wie einen Mantel um ihre Schultern tragend.)

Medea.

Jason!

Jason (halb emporgerichtet).

Wer ruft? — Ha, seh ich recht? Bist du's?
Entsetzliche! du trittst noch vor mich hin?
Mein Schwert! Mein Schwert!

(Er will aufspringen, sinkt aber wieder zurück.)

O weh mir! Meine Glieder
Versagen mir den Dienst! — Gebrochen! — Hin!
Laß ab! du triffst mich nicht! Ich bin ein Opfer
Für eines Andern Hand, als für die deine.
Wo hast du meine Kinder?

Medea.

Meine sind's!

Jason.

Wo hast du sie?

Medea.

Sie sind an einem Ort,
Wo ihnen besser ist, als mir und dir.

Jason.

Todt sind sie, todt!

Medea.

Dir scheint der Tod das Schlimmste!
Ich kenn' ein noch viel Ärgeres: elend sein.
Hätt'st du das Leben besser nicht geachtet,
Als es zu achten ist, wir wär'n nun anders.
Drum tragen wir! Den Kindern ist's erspart!

Jason.

Das sagst du und stehst ruhig?

Medea.

Ruhig? Ruhig!
Wär' dir mein Busen nicht auch jetzt verschlossen,
Wie er dir's immer war, du sähst den Schmerz,
Der endlos wallend wie ein brandend Meer
Die einzeln Trümmer meines Seins verschlingt
Und sie, verhüllt in Grauen der Verwüstung,
Mit sich wälzt in das Unermeßliche.
Nicht traur' ich, daß die Kinder nicht mehr sind,
Ich traure, daß sie waren und daß wir sind.

Jason.

O weh mir, weh!

Medea.

Du trage, was dich trifft,
Denn wahrlich unverdient trifft es dich nicht!
Wie du da vor mir liegst auf der nackten Erde,
So lag ich auch in Kolchis einst vor dir
Und bat um Schonung; doch du schontest nicht!
Mit blindem Frevel griffst du nach den Loosen,
Ob ich dir zurief gleich: du greifst den Tod!
So habe denn, was fordernd du gewollt:
Den Tod. Ich aber scheide jetzt von dir

Auf immerdar. Es iſt das letzte Mal,
In alle Ewigkeit das letzte Mal,
Daß ich zu dir nun rede, mein Gemahl.
Leb wohl! Nach all den Freuden früh'rer Tage,
In all' die Schmerzen, die uns jetzt umnachten,
In all' dem Jammer, der noch künftig droht,
Sag' ich dir Lebewohl, mein Gatte.
Ein kummervolles Leben bricht dir an,
Doch was auch kommen mag: Halt aus
Und ſei im Tragen ſtärker als im Handeln!
Willſt du im Schmerz vergehn, ſo denk' an mich
Und tröſte dich an meinem größern Jammer,
Die ich gethan, wo du nur unterlaſſen.
Ich geh' hinweg, den ungeheuren Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchſtoß wäre Labſal, doch nicht ſo!
Medea ſoll nicht durch Medeen ſterben.
Mein früh'res Leben, eines beſſern Richters
Macht es mich würdig, als Medea iſt.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar,
Von wo das Vließ einſt Phryxus weggenommen,
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das ſelbſt die Flamme nicht verletzt
Und das hervorging, ganz und unverſehrt,
Aus der Korintherfürſtin blut'gem Brande.
Dort ſtell' ich mich den Prieſtern dar, ſie fragend:
Ob ſie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob ſie mich ſenden in die ferne Wüſte,
Zu längerem Leben dauernd längere Qual.
Erkennſt das Zeichen du, um das du rangſt?
Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir ſchien!
Was iſt der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was iſt der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!
Der Traum iſt aus, allein die Nacht noch nicht.
Ich ſcheide nun, leb' wohl, mein Gatte!
Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unglück ſcheiden wir. Leb wohl!

Jaſon.

Verwaiſt! Allein! O meine Kinder!

Medea.

Trage!

Jaſon.

Verloren!

Medea.

Dulde!

Jaſon.

Könnt' ich ſterben!

Medea.

Büße!
Ich geh' und niemals ſieht dein Aug' mich wieder!
(Indem ſie ſich zum Fortgehen wendet, fällt der Vorhang.)

## 57.

## Karl Auguſt Georg Max v. Platen-Hallermünde.

### 1.

### Lieder.

#### 1) In der Nacht.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht
Und fühlte mich fürder gezogen;
Die Gaſſen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte ſacht
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gothiſchen Bogen.
Der Mühlbach rauſchte durch felſigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke;
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten ſo ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.
Es drehte ſich oben, unzählig entfacht,
Melodiſcher Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht;
Sie funkelten ſacht
In der Nacht, in der Nacht
Durch täuſchend entlegene Ferne.
Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter auf's Neue;
O wehe, wie haſt du die Tage verbracht!
Nun ſtille du ſacht
In der Nacht, in der Nacht
Im pochenden Herzen die Reue!

#### 2) Gruß dir, Venus!

Inbrünſtige fromme Gebete
Dir, Kypria, ſend' ich empor,
Da ich deine Flur betrete,
Die Heimat dir eigen zuvor!
Du lächelſt noch immer dem Gruße
Der Gläubigen innig und mild;
Nie konnten die Wogen der Buße
Verdrängen das göttliche Bild.
Noch wird in den ſterblichen Adern
Von dir die Begier noch entfacht,
Noch ſtehn die gewaltigen Quadern,
Die Tempel, die Säulen der Pracht.
So glänzte die Sonne hernieder,
Als einſt dem Meer du erſchienſt:
Du kommſt! Es erneut ſich wieder
Der ſchöne lebendige Dienſt!
Dich ſeh' ich, o Kypris, erſcheinen
Im feſtlichen Zuge der Luſt;
Die Götter der Liebe, die Kleinen,
Umflattern die wonnige Bruſt.
Dein Wagen, um welchen ſie koſen,
Rollt längs des entzückten Geſtads,
Mit Reben und üppigen Roſen
Umflochten die Speichen des Rads.
Erregt an des Lenzes Erwärmung,
Indeß du die Welten umfliegſt,
Ruht Alles in deiner Umarmung,
O heilige Liebe, du ſiegſt!

#### 3) Ein Polenlied.

O kommt im Verein,
Ihr Männer, o kommt!
Vernehmt, was allein
Den Geächteten frommt.
Zieht aus von dem Land
Der Geburt, zieht aus
Und ſchleudert den Brand
In das eigene Haus!
Landflüchtig genug
Euch laden ſie ein;
Nehmt Schwert mit und Pflug
Und der Väter Gebein.
Euch winket herbei
Manch ſchönes Gefild,
Wo ein Volk ſchlägt frei
Auf mächtigem Schild;
Wo nie ein Deſpot
Die Geißel gezückt
Und der Knechtſchaft Noth
Kein Herz noch zerdrückt.
Es baue der Knecht
Den verödeten Strand,
Ein feiges Geſchlecht
Im entvölkerten Land.

Er krieche, dem Thier,
Dem verachteten, gleich —
Ihr pflanzt das Panier
In der Freiheit Reich.

### 4) An einen Ultra.

Du rühmst die Zeit, in welcher deine Kaste
Genoß ein ruhig Glück? —
Was aber, außer einer Puderquaste,
Ließ jene goldne Zeit zurück?
Kann bloß Vergangnes dein Gemüth ergötzen,
Nicht frische, warme That?
Was blickst du rückwärts nach den alten Götzen
Wie Julian, der Apostat?
Es führt die Freiheit ihren goldnen Morgen
Im Strahlenglanz herbei!
Im Finstern, sagst du, schlief sie lang verborgen:
Das war die Schuld der Tyrannei.
Wer spräche laut, wenn's ein Despot verwehret,
Der Allen schließt den Mund?
Selbst Christi Wort, das alle Welt verehret,
War lang nur ein geheimer Bund.
Nicht Böse bloß verbergen ihre Thaten,
Auch Tugend hüllt sich ein:
Das Vaterland, auf offnem Markt verrathen,
Weint seine Thränen ganz allein!
Den Herrscher, sagst du, soll ein Scepter zieren,
Das unumschränkt befiehlt,
Als könnt' ein Mensch es zwischen wilden Thieren,
Nach denen seine Flinte zielt!
Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Glutgedanke
Vulkanisch und unsterblich fort!
Umsonst, Verstockter, tadelst du das Neue,
Allmächtig herrscht die Zeit:
Zwar eine schöne Tugend ist die Treue,
Doch schöner ist Gerechtigkeit!
Und ist es neu, was einst der Weltgemeinde
Freiheit verliehn und Glanz
Vor jenem sanften Karl und seinem Feinde,
Dem schnöden Unterdrücker Franz? —
Und sollt' ich sterben auch wie Ulrich Hutten,
Verlassen und allein,
Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten:
Nicht lohnt's der Mühe, schlecht zu sein!

## 2.

## Balladen.

### 1) Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!
Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!“
Sangen's und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

### 2) Der alte Gondolier.

Es lehnt sich auf den Stufen
Der seebespülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle,
In weißer Locken Zier:
Und gerne steht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf seine Fragen jede
Der alte Gondolier.
Er spricht: ich habe rüstig
Lagun' und Meer befahren;
Doch hab' ich nun seit Jahren
Kein Ruder eingetaucht:
Es hängt die welsche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.
Es ist der Herr des Hauses
Nach fernen Himmelsstrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Aus unsrer Väter Land;
Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.
Er stand in besten Jahren,
Als er von uns geschieden;
Doch, lebt er noch hienieden,
So ist's ein greiser Mann.
Er sprach: und soll ich dienen,
So sei's in fremden Ländern:
Hier soll mit Ordensbändern
Mich schmücken kein Tyrann!
Wir blieben, ach, und schauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die schnöde Bande
Nach schnell gebrochnem Eid!
Wir sahn, wie jene Wilden
Den Bucentaur zerschlugen,
Und unsre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!
Wir sahn den Marcuslöwen
Vom hohen Strand entführen,
Wir sahn, wie man mit Schwüren
Und mit Gelübden scherzt!
Wir sahn geplündert von Frevlern,
Was würdig schien der Dauer,
Wir sahn an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.
Doch lieb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquickt im Morgenschimmer
Die Glieder schwach und alt.
Von meines Herrn Palaste
Vermochte ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend
 Und wie ich als Minute
 Geleitet der Wanderzeit
 Der Stürme und Sonnenluſt,
 Und wie blühend Lande
 Und jene Zauberworte
 Mit ihrem ſchönen Worte
 Venedigs Arſenal.
O heitrer Tag, als Eine's
 Hermann die Alpen theilte
 Und ihm entgegen eilte
 Der Dom Sanct Marcus!
 Gedenk' ich jener Zeiten,
 Wird meine Seele milder!
 Es ſchwebt jene Bilder
 Wie Engel um mich her!

### 3.

### Ghaſeln.

1.

Im Waſſer wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrſt du, Freund, ſobald du ſagſt, ſie ſchwanke hin und her!
Es wurzelt ja ſo feſt ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

2.

Die Fiſche ſchwimmen und Alles iſt gut,
Die Lerchen ſingen und Alles iſt gut,
Drum laß, o Schenke, kredenze den Wein,
Den ſüßen, reinen, und Alles iſt gut;
Die Sonnenwangen entflammen den Freund
Und mich die Reinen, und Alles iſt gut:
Dein Schwärmen, Lieben und Zürnen und Glühe,
Dein Lachen, Weinen und Alles iſt gut;
Des Hafis Lieder, ich rühme ſie laut,
Du rühmſt die meinen, und Alles iſt gut.

3.

Hold und mild zu Liebe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
 Daß die Freude könnt' entſpringen, wo dem Buſen keine entſprang;
Nicht den Geiſt, der ſcharf und bitter in des Lebens Mark dringt,
 Nicht die rauhen Mißgebilde ſeiner Seele voll Geſang'
Hält mit ehrerbietig und ſchmeichelnd, ja mit Liebe empfing ſie mich.
 Während ſie am zarten Saume ihre ſchönſten Kränze ſchlang!
Wie indeſſen, wenn's im Buſen Schmerzensmorgen wühlte, wehte,
 Tönte ſelbſt der Scherz als Klage, wenn ich tiefe Schmerzen ſang.
Doch getroſt! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
 Wird mein Schatten glänzend wandeln vieles deutſche Volk entlang.

### 4

### Sonette.

### 1) Venedig.

Hier ſeht ihr freilich keine grünen Auen
 Und keimt auch nicht im Duft der Rose Garten,
 Doch was ihr ſeht an kleinen Gebäuden,
 Vergeßt ihr hier und wünſcht es kaum zu ſchauen.

Die heil'ge Nacht beginnt gemach zu thauen,
 Um auf den Markus Alles einzuladen:
 Da ſieh unter herrlichen Arkaden
 In langen Reihn Venedigs ſchönſte Frauen.
Doch auf des Platzes Mitte wurde geſchwinde,
 Wie Gaukeleien das Geſicht zu malen,
 Sich Schar an Schar, Muſik verhaucht gelinde.
Indeſſen wehn auf ehrnen Piedeſtalen
 Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
 Die von Venedigs altem Ruhme ſtralen.

### 2) Wunſch.

Ich möchte, wenn ich ſterbe, wie die lichten
 Geſtirne, ſchnell und unbewußt erbleichen,
 Erliegen möcht' ich des Todes Streichen,
 Wie Zeuxis und wie Pindaros verblichen.
Ich will es nicht im Leben oder Dichten
 Den großen Unerreichlichen erreichen,
 Ich möcht', o Freund, ihm nur im Tode gleichen;
 Doch hör' nun die ſchönſte der Geſchichten!
Er ſaß im Schauſpiel, vom Geſang bewegt,
 Und hatte, der ermüdet war, die Wangen
 Auf ſeines Lieblings ſchönes Knie gelegt:
Als nun der Chöre Melodien verklangen,
 Will wecken ihn, der ihn ſo ſanft gehegt,
 Doch zu den Göttern war er heimgegangen.

### 5

### Oden.

### 1) Der beſſere Theil.

Jung und harmlos iſt die Natur, der Menſch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Sünde;
Denn verlieh ihm auch die gereifte Weisheit
 Tod und Stillung.
Rings von Haus auf wenigen verließ die Hoffnung
Ihr Phantom. Ausgewandert der Menſch in fremden
Himmelsſtrich; doch zeiget er jetzt die Noth und
 Gram die Noth aus.
Stolz um Freiheit buhlt das Gemüth, um Ruhmes,
Doch um uns liegt etwas, wie ein Netz, Verſchwendung,
Keine Kraft, ſelbſt Jugend vermag der Zeit nicht
 Immer zu ſiegen.
Manchen Flug wagt menſchliches Wiſſen, das doch
Kaum ein Blatt aufſchlägt in dem Buch des Weltalls:
Bis du ja, Mildthätiger entlang, erwartet
 Noch vom Orion!
Nein — nur deshalb lebte der Mann der Weisheit,
Den die Welt dankbar den Erlöſer nannte,
Zuverſicht auf höhere Waltens Allmacht,
 Lehrte den Glauben.
Thätigkeit lebt Räthſel und baut das Menſchheit
Schönes Werk, doch ſchmälte ſie kaum ein Volles,
Liebend Herz nicht, weil es erwählt den beſſern
 Theil, wie Maria.

### 2) Kaſſandra.

Deinem Volk ſei'n Klagen geweiht, Europa!
Aus dem Nebel ſchwanket in neuem Schrecken
Dich ein Geiſt fort, ewig umwölkt erlöſcht er
 Beides und Freiheit.
Kaum verlief allmälig im bittern Zeitlauf
Jener Zwingburg ſtolzes Tun in Trümmern,
Wo das Weltreich Zeichen dem Jugendmuth
 Schaurig von Gottheit;
Sieh, da keimt ſchon, unter dem Hauch des Nordpols,
Leichen Unheils wuchernder Same leiſ' auf;
Doch als Giftbaum ragt in die Luft bereits das
 Ruſſiſche Scheuſal!

Selbſt vom Pfeil lebloſer Begeiſterung trägt
Dieſer Strom, der Alles erſtickt, auf ſeiner
Woge, weiß und, [illegible] Sitz [illegible]
[illegible] und Ab ihm!
Wenn trüb'n, wie nun ſie zeitigt, der Menſchheit
Langen Halß [illegible], und [illegible]
Reiht im Wettlauf mächtiger Rauſchens ſich
Wunder an Wunder!
Noch einmal, wie's kommt [illegible] alte Kabel,
Ueber'm Pont [illegible] [illegible]
Dem Geſpann [illegible] mit [illegible]
Schauernd [illegible].
Zwar der Hahn [illegible], aber er weckt die Welt nicht!
Selbſt des [illegible] [illegible] [illegible]
Unter [illegible], [illegible], [illegible],
Schaut [illegible] an!

## 6.

## Bilder Neapels.

Fremdling, komm in das große Neapel und ſieh's und ſtirb!
Schlürfe Ruhe, genieße des beweglichen Augenblicks
Leichten Traum, des Gewimmels verzeihlichen Wahnſinn mit
Und was Theilnahme ſonſt an dem Leben ein Dämon weckt:
Ja, hier lerne genießen und dann, o Beglückter, ſtirb! —
Am Poſilippo umher, an dem lachenden Quell entlang,
Unabſehlich bekränzt von dem laubigen Weingewölb,
Liegt von Schiffen und bunten Fiſchkähnen ein weißer Kreis;
Wo ſich zwiſchen die Felſengeſtalte des Bacchus Laub
Drängt und Holz ſich erhebt in die Woge des Palmenſchafts. —
Stattlich ziehn von den Hügeln herab ſich die Weingänge
Nach dem Meer und doch wie ein Garten erſcheint das Land!
Dort nun magſt du die See von der Höh' und den Berg beſchaun,
Der ſein eiliges Haupt in den rispenden Rauch verhüllt,
Dort auch Meere und Myrten erziehn und der Aloe
Starken Wuchs, und genießen die Kühle des Morgenwinds. —
Jene Schlöſſer beſchirmen und bändigen ſich die Stadt:
Dort Sanct Elmo, wie droht's von dem granitnen Berg herab!
Jenes andere, rings von Gewäſſer umplätſchert, eins
War's des Caſtellſ [illegible], des entthronten Auguſtulus
Schwaches Aſyl, in die Welt hinausgeſchickt. —
Wo du gehſt, es ergreift [illegible] die Menſchen ſich:
Willſt zum Strande du folgen [illegible] und die Fiſcher ſehn,
Wie mit vereinter Kraft an das Ufer ſie ziehn das Netz,
Singend, [illegible] [illegible], [illegible] Dank?
Nun ſchon lauert der betende Mönch an dem Vorplatz,
Heiſcht ſein Theil von dem Fang und die Fiſcher reichen's ihm.
Hier Weiber ſitzen, in geſchäftiger Plauderluſt,
Eigen unter den Thüren, die Spindel zur Hand, umher.
Sieh, da zeigt ſich ein heiteres Paar und es geht im Nu
Caſtagnetten hervor und beginnt die buhleriſche
Tarantella, den üppigen Tanz, und es bildet ſich
Um die Beiden ein Kreis von Zuſchauenden rund umher;
Mädchen kommen ſogleich und ergreifen das Tamburin,
Dem einladenden Ohr der Zuhörenden iſt's Muſik;
Plötzlich wendet die Schöne ſich um, und der blühende
Jüngling auch. Wie er ſpringt! wie er leicht und behend ſich dreht.
Ganymed, Feuer im Blick! Und [illegible] ihr die Roſe zu.
Aenuich aber verlöſcht den Begeiſterten nie, ſie zähmt
Dein wolluſtiges Auge mit ewiger Allgewalt:
Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehn
Angeborenes Maß, dem verbildeten Norden fremd! —
Durch's Gewühle nun Mach', ein Gewanderter, drängſt du dich,
Enge Gaſſen hindurch; der Verkäufer und Käufer ſchrein
Ringsum. Horch, wie ſie preiſen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich Alles, die Sache, der Menſch und die Seele ſelbſt.
Das Caroſſin vor ſtattlichem Pferdegeſpann, wie ſchwer's
Wagenlenker von ſich, und der barfüße Knabe, der
Mal die Kutſche zugleich, [illegible] Diener zu ſein, ſich ſetzt.
Sieh, dort hängt der Capuziner ein belebter Menſch
Von dem Gürtel [illegible] ein anderer [illegible].
[illegible] Löffeln [illegible] und es miſcht ein Bettler die
[illegible] [illegible], [illegible] das Geſicht mit dem Tuche bedeckt.
Dort ſteht müßiges Volk um den hölzernen Pulcinell,
Der vom Marionettengehäuſe poſſirlich glotzt;
Hier Weiſſager mit ihrer gezähmten Schlangenbrut, —
Alles ſammelt im Kreiſe ſich hier: der geſchäftige
Garkoch brät, er [illegible] den [illegible] nicht;
Ihm [illegible] ein Maccaroniverſchwender, der heiße [illegible]
Schlingend gierigen Mundes. An die Ecke der Straße dort
Legt ihr Tiſchchen mit [illegible] die Wechslerin,
Hier den Stuhl der gewandte Barbier und er ſchabt, nachdem
Sich [illegible] dem [illegible] Stuhl er das Tuch geſpannt,
Dort im Schatten die [illegible] des [illegible] Schreiberpults,
[illegible] bereit zu Briefe und [illegible] und Liebesbrief:
Ob ein Knabe [illegible] bei ſeinem Geliebten [illegible]
[illegible] oder ein [illegible] Weib den verwieſenen
Gatten ſuche, [illegible] nach [illegible] Jahr, ihn,
Der [illegible] Gemach in dem [illegible] [illegible] quält
[illegible] und den Lohn, der [illegible] Jugend [illegible]
Bettet. — [illegible] die [illegible] Wolke, Schmerz! —
Nach dem Molo bewegt ſich die Menge, wo [illegible]
[illegible] die [illegible] der [illegible] Tapeten.
[illegible] ſieh du und ſieh in dem [illegible] Wellenſpiel;
Schiffe kommen und gehn, es [illegible] den [illegible] Blick
Auge Matroſen, es lädt die Barke dich ein zur Fahrt.
Den Erzähler [illegible] [illegible] es. Jung und Alt,
[illegible], Knaben, von Gott [illegible] und [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], in [illegible] [illegible]:
Roland ſingt er, er ſingt das [illegible] Schwert Rinaldo's;
Oft durch Glocken erklärt er die ſchwierigen Stanzen, oft
Unterbrechen die Hörer mit wüthigem Ruf den Mann.
[illegible], o Homer! Wenn im Kreiſe vorüber man dich
[illegible] von Thor zu Thor: o ſo könnteſt du hier
Ein [illegible] Volk und ein [illegible] Firmament! —
Mancher Dichter verbleicht, in der Ferne des Nords erzeugt,
Schleicht hier unter dem Himmel des Glücks und dem Heimatland
Stimmt er ſüßen Geſang und getragenen Accenten,
Den ich heute vermag zu genießen und morgen noch,
Der genommen an [illegible] mit den Jahren, wie deutſcher Wein:
Freiheit ſingt er und männliche Würde der freien Zeit,
Schmach dem Heuchler und Fluch dem Verräther und Tyrann, der

[illegible], welche des Menſchengeſchlechtes Verderb,
[illegible]
[illegible]
[illegible] — Wie [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Doch der Morgen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Jene heilige Stadt, [illegible]

### 7.

### Ein Feſtgeſang.

(Von [illegible] Friedrich [illegible].)

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Doch zurück blieb mancher [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Auf dem Zweig [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

### 8.

### Epigramme.

#### 1) Die wahre [illegible]

Nicht wo [illegible]
Doch wo [illegible]
Pöbel und Zwingherrſchaft [illegible]
Hebt ein geläutertes Volk über den Pöbel empor.

### 2) Geiſterfurcht.

Dieſer entſetzlichen Furcht vor dem Geiſt, ihr Guten, entſchlagt euch:
Kommt ihm näher, er iſt lieblich und ohne Gefahr.

### 3) Griechen und Pietiſten.

Religion in des Griechen Gemüth war ſittliche Haltung:
Aber ſie ward Handwerk, ſchwatzender Pöbel, in der.

### 4) Papſtthum.

Wäre der Geiſt nicht frei, dann wär' es ein großer Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Seelen regiert.

### 5) Byron's Don Juan.

Für dein reizendes epiſches Lied daß wohl du verdient hätt'ſt,
Glorreich über dem Staub griechiſcher Sänger zu ruhn.

### 6) Triumph.

Einer Lawine vergleich ich den Dichter, es wälzt ja der Feind ſelbſt
Raſch ihn weiter: es kommt eine gerechtere Zeit.

### 7) Auferſtehung.

Möge die Krämer verſchonen der wiedererwachende Chriſtus;
Aber die Pfaffen zuerſt peitſch' er zum Tempel hinaus!
Weil das feige Geſchlecht ihn ſtets ein geduldiges Lamm ſchilt,
Zeig' er ſich ihm ſchreckhaft als ein gewaltiger Leu.

### 8) Selbſtlob.

Wie? Mich ſelbſt je hätt' ich gelobt? Wo? Wann? Es entdecke
Irgend ein Menſch jemals eitle Gedanken in mir?
Nicht mich ſelber, ich rühmte den Genius, welcher belebt mich,
Nicht mein Sterbliches, mein flüchtiges, irdiſches Nichts!
Weil ich beſcheiden und ſtill mich ſelbſt für viel zu gering hielt,
Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Gaſt.

## 9.

## Schlußparabaſe des Luſtſpiels „der romantiſche Oedipus."

Wenn ſtreng der Poet, voll feurigen Spotts, der empor ſich ſchraubenden Ohnmacht
Schwerfälligen Wahn, der platt, wie er iſt, den begeiſterten Schwärmer ſogar noch
Will ſpielen, wie einſt in die Saiten Apoll's des Silen's Mauleſel hineingriff;
Wenn ſtreng der Poet ihn ſtrafte, verdient er den Dank und die Liebe der Mitwelt.
Da die Feinde zumal nur die Hefe des Volks und die Stimmengeber in Deutſchland
Ihn tief in den Staub ziehn möchten, damit er verliere ſich unter der Mehrzahl,
So geziemt es gewiß der befreundeten Schar, um ſo mehr ihn rettend zu flüchten,
Auf prangendem Schild ihn tragend empor, den Beherrſcher des Worts in der Dichtkunſt!
Seit älteſter Zeit hat hier es getönt, und ſo oft im erneuenden Umſchwung
In verjüngter Geſtalt aufſtrebte die Welt, klang auch ein germaniſches Lied noch.
Zwar lange verhallt iſt jener Geſang, den einſt des Arminius Heerſchar,
Anſtimmend gejauchzt in des Siegs Feſtſchritt, auf römiſchen Gräbern getanzt ihn;
Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karl's wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erſt als zarteſte Jungfrau
Daſteht und verſchämt, voll ſchüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann ſie zuletzt, durch's Leben geſtählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graus'nvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.
Auch liſpelt um euch der melodiſche Hauch aus ſpäteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
An den Höfen erſcholl der Geſang damals aus fürſtlichem Mund und der Kaiſer,
Dem als Mitgift die Geſtade Homer's zubrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton! Kaum aber erloſch ſein Stamm in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinſterbend, erlag capetingiſcher, teufliſcher Unthat,
Schwieg auch der Geſang und die göttliche Kunſt fiel unter die Meiſter des Handwerks.
Spät wieder erhub ſie die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt, aus Deutſchlands Gau'n, der begeiſterte ſächſiſche Mönch trug;
Doch ſtrebte ſie nur langſamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich, Jahrhunderte lang, preisgab der unendlichen Rohheit;
Weil Wechſel des Lauts erſt hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodiſche rheiniſche Mundart.
Doch ſollte das Wort um ſo reicher erblühn und es lehrte zugleich es Melanchthon
Den gediegenen Klang, den einſt anſchlug die beglückteſte Muſe von Hellas.
Nur ſo reifte heran die germaniſche Kunſt, um entgegen zu gehn der Vollendung!
Lang ſchlich ſie dahin, lang ſchleppte ſie noch nachahmende Feſſel und ſeufzte,
Bis Klopſtock nahte und die Welt fortriß in erhabener Odenbeflügelung
Und das Maß herſtellt und die Sprache befeilt und befreit von der galliſchen Knechtſchaft,
Zwar ſtarr noch und derb und zuweilen verhöhnt, auch nicht Jedwedem genießbar;
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Göthiſcher Sanftheit.
Manch großes Talent trat ſpäter hervor und entfaltete himmliſchen Reichthum;
Doch Keiner erſchien, in der Kunſt Fortſchritt, dem unſterblichen Paare vergleichbar:
Keuſch lehnt Klopſtock an dem Lilienſtab und um Göthe's erleuchtete Stirne
Glühn Roſen im Kranz! Kühn wäre der Wunſch, zu erſinnen verwandte Belohnung!
Anſprüchen entſagt gern unſer Poet, Anſprüchen an euch! An die Zukunft
Nicht völlig und ſtets wird löblicher That auch löblicher Lohn in der Zukunft!
Er beneidete nie die gefeierte Schar um ein rauſchendes Zeichen des Beifalls,

Wenn lallenden Tons ſie zu ſtammeln begann die geſtotterte Phraſe der Unkunſt;
Denn er hörte ſie wohl und er kannte ſie wohl und verbiß die gerechte Verachtung;
Nie wird er ſie nun mehr hören vielleicht und er wandelt im Garten Europa's,
Der ſchadlos ihn für manchen Verluſt, für manches verkannte Gedicht hält:
In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abſtürzt voll ſtäubenden Schaums,
Geht gern er allein, und weiter kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenſeits des Gebirgs,
Dann ſpornt zum Geſang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts.

58

## Joſeph Chriſtian von Zedlitz.

1.

### Die nächtliche Heerſchau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour ſein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emſig auf und ab.
Mit ſeinen entfleiſchten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveil' und Zapfenſtreich.
Die Trommel klinget ſeltſam,
Hat gar einen ſtarken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.
Und die im tiefen Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;
Und die der Nilſchlamm decket
Und der arabiſche Sand:
Sie ſteigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.
Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter ſein Grab
Und ſchmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.
Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei:
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.
Es grinſen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.
Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr ſein Grab,
Kommt langſam hergeritten,
Umgeben von ſeinem Stab.
Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid
Und einen kleinen Degen
Trägt er an ſeiner Seit'.
Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht ſich die Truppen an.
Die Reihen präſentiren
Und ſchultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.
Die Marſchäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr ſagt dem Nächſten
In's Ohr ein Wörtchen leis;
Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich“ iſt die Parole,
Die Loſung: „Sanct Helena!“
Dieß iſt die große Parade
Im elyſäiſchen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäſar hält.

2.

### Byron.

(Aus den „Todtenkränzen.“)

Sein Athem war nicht Wehn der Sommerlüfte,
Die fächelnd aus den Lindenwipfeln dringen,
Vom Blüthenhauch gewürzt anmuth'ger Düfte;
Sein Lied war furchtbar wie Gewittergrauen,
Wenn es daher gefegt auf mächt'gen Schwingen
Die raſchen Stürme bringen,
Und ſchwere Wolken ſchauernd ſich entladen
Vom Hagel, den ihr dunkler Schooß getragen.
Der Ernte Segen ſehn wir rings zerſchlagen
Und Regenſtürme die Gefilde baden.
Nur wo der Schleier des Gewölks zerriſſen,
Lacht blauer Himmel aus den Finſterniſſen.
So wie die grauſen Lieder der Dämonen
Zum Wahnſinn treiben durch die wilden Klänge,
So fühlen wir das tiefſte Mark erbeben,
Vernimmt das Ohr die furchtbaren Geſänge;
Und wie in den verbannten Regionen
Des dumpfen Luftraums denen, die drin ſchweben,
Der Athem ſtockt und Leben
Und Blut entquillet den gepreßten Lungen:
So ſtirbt die Seele angſtvoll, zu entrinnen
Dem Zauberkreis mit betäubten Sinnen,
Bis daß der Magus, der den Kreis geſchlungen,
Wenn's ihm genehm iſt, unſre Angſt zu enden,
Hohnlachend hebt den Stab, den Bann zu wenden.
Wohl löſt der Schmerz ſich in gerechte Klagen,
Wenn unſre Seele weilt vor ſolchem Bilde.
Nicht ein ſangreicher Schwan, der über Auen
Hinſchwebt und grüne, lachende Gefilde,
Sehn wir durch heitre Lüfte dich getragen;
Gleich dem einſamen Aar biſt du zu ſchauen
In öder Wüſte Grauen,
Der ſich vom Fels, auf dem er horſtet, ſchwinget
Und hoch und höher ſteigt, bis unſern Blicken
Die weitgedehnten Flügel ihn entrücken
Hin, wo das Auge, das ihm folgt, nicht dringet.
Doch nicht die Sonne ſtrebt er zu erreichen!
Er ſpäht mit ſcharfem Blick umher — nach Leichen!
Unglückliches Gemüth, deß trüber Spiegel
So grell entſtellt die Bilder widerſtrahlet,
Die Leben und Natur mit heitern Zeichen
In hellen Farben lieblich hat gemalet!
Wohl auf der Stirne glänzt das Meiſterſiegel,
Dem [illegible] gegeben in den Geiſterreichen,
Doch freut es dich, im Gleichen,
Unſichern Schein die Seele zu beirren!
Nicht mehr dich ſelbſt vermag ich zu erkennen!
Prometheus' Bild ſcheint vor dem Blick zu brennen,
Doch ſeltſam wechſelnd ſeh' ich's ſich verwirren!
Biſt du Prometheus, der die Wunden fühlet?
Biſt du der Geier, der ſein Herz durchwühlet?

## 59.

## Ludwig Bechſtein.

### Der Noah Indiens.

Manus, Wiwaswa's Königsſohn,
Saß, ein Weiſer, auf goldenem Thron;
Ein Fürſt der Männer im Ehrenkranz,
Aehnlich der Pradſchapati an Glanz.
Durch Kraft, durch Gewalt und Herrlichkeit,
Durch Buße zumal und Glückſeligkeit
Uebertraf er den Ahn und den Vater weit.
Mit emporgehobenen Armen ſtand
Der Männerbeherrſcher im Inderland
Und übte, ſtehend auf einem Fuße,
Eine Jahresreihe ſchreckliche Buße,
Die ſtreng und groß er ſich auferlegt,
Das Haupt geſenkt, den Blick nicht bewegt.
Zu ihm, dem Büßer von Wiwaswa's Geſchlechte,
Dem Regen durchnäßte des Haares Geflechte,
Der jahrelang ſtand mit erhobener Rechte,
Zu ihm, dem Weiſen, dem Starken, dem Guten,
Sprach einſt aus der Wirini Fluten
Ein Fiſch die folgende Rede ſinnig:
„O Glückſeliger, büßend innig,
Ein kleines, furchtſames Fiſchlein bin ich,
Fürchte mich vor den ſtarken Haien,
Darum ſoll Rettung mir angedeihen!
Die Kleinen werden von Großen bedrängt,
So ſind uns ewige Looſe verhängt;
Darum aus meiner Furchtfülle,
Zumal aus wildem Flutgebrülle
Befreie mich dein gütiger Wille!
Befreie mich, den Verſinkenden,
Den in Angſt und Zagen Ertrinkenden.
Gern auch will ich, wird Rettung vollbracht ſein,
Auf freundlichen Gegendienſt dir bedacht ſein!“
Als von dem Fiſch, der zum Ufer geſchwommen,
Der Wiwaswatide die Rede vernommen,
Neigte ſich der Mitleiderfüllte
Zu der Flut, die den Fiſch verhüllte,
Zu dem muſchelbeſä'ten Strande,
Nahm jenen Fiſch heraus mit der Hand,
Und dann warf er den Hülferufer,
Den er gebracht an des Waſſers Ufer,
In ein weites Gefäß hinein,
Das hell glänzte wie Silberſchein,
Ja, wie leuchtender Mondesſtrahl,
Drin er pflegte den Fiſch zumal,
Den er väterlich liebreich hegte;
Drinnen wuchs nun der Wohlgepflegte.
Aber darauf nach langer Zeit
Wuchs der Leib des Fiſches ſo weit,
Daß ihn des Raumes Mangel engte
Und zu Manus ſprach der Bedrängte:
„O Glückſeliger, Lieber, Guter,
Männerbeherrſcher, Götterdeuter,
Wiwaswatide königlich,
An andern Ort hin bringe mich!“
Und es nahm aus des Erzes Band
Den Sanftflehenden Manus Hand,
Die rein war wie Himalayaſchnee,
Und trug ihn nach einem tiefen See.
Dort in der Fluten räumiges Bette
Warf ihn der Zwinger irdiſcher Stätte.
Aber der Fiſch, der fröhlich freie,
Wuchs und wuchs vieler Jahre Reihe.
Eine Meile breit und lang drei Meilen
War der See! der ſturmüberhauchte,
Doch es konnte in ihm nicht weilen
Länger der Fiſch, der Lotosaugte;
Denn das waſſerwogige Land
Füllte der Fiſch allerwärts aus
Und er konnte ſich nimmer regen,
Nimmer die blauen Waſſer bewegen,
Und nun ſehend Manus, den Königsſohn,
Redet der Fiſch mit ſanftem Ton:
„Bringe mich doch, Glückſeliger, Guter,
Männerbeherrſcher, Götterdeuter,
Zu des Meeres Gattin, o Herr,
Zur Ganga bringe mich, Gütiger!
Dort will ich wohnen, ein Wogentrüber,
Oder, wie du es meinſt, o Lieber;
Denn mir ziemet, dir zu gehorchen
Sonder Murren von Abend zum Morgen.
Durch dich ward ich ein Wachſender, Großer,
Und dir dien' ich, du Sündenloſer.“
Alſo vom Fiſch mit Reden begrüßet,
Trug ihn Manus, der ſtandhaft büßet,
Hin, wo Ganga die Wellen rollte,
Hin, wo der Fiſch, der gewaltige, wollte.
Und es wuchs in der Ganga noch immer
Größer und größer der Flutendurchſchwimmer,
Goldig leuchtend wie Sonnenſchimmer;
Bis er, ſehend den Manu, den hellen,
Wieder ihm rief aus den Gangawellen:
„O Glückſeliger, Guter, Trauter,
Von Göttern und Menſchen gern Geſchauter,
Soll ich nicht ſterben, ein Wogenbegrabener,
O ſo bringe mich fort, Erhabener!
Wirf mich in's weite Meer hinein,
Denn das Gangabett iſt mir zu klein,
Für die Gangaflut bin ich zu groß,
Trage mich fort in den Meeresſchooß!
O ſei mir gnädig, du Beglückter,
Bußebewährter, Glanzgeſchmückter!“
Und herausnahm aus der Gangaflut
Den Fiſch der Wiwaswatide gut
Und übergab ihn der Meereshut.
Lang war der Fiſch viele Paraſangen,
Aber nach Wunſch zu tragen, zu fangen,
Und wohlduftend wie Muſk und Narden,
Wie Siriſchablumen im Gangagarten.
Als nun der Fiſch die Meerflut fühlte,
Die den Mächtigen ſchmeichelnd umſpülte,
Sprach er heraus zu Manus, dem König,
Lächelnd gleichſam und wohlgetönig:
„O Glückſeliger, Guter, Treuer!
Göttern geſegnet und Menſchen theuer,
Du mein Leib mir Verklärender!
Du mir Erhaltung Gewährender:
Höre von mir, was ich dir ſage,
Was du thun ſollſt zur Zeit der Klage.
Bald, du Seliger, Königlicher,
Biſt auf dem Feſten du nicht mehr ſicher,
Denn Feſtes ſowohl wie Bewegliches,
Wird erfahren ein klägliches
Trübes Loos, und nicht Mauer, nicht Dämmung
Wird aufhalten die Ueberſchwemmung,
Die herbrauſen wird ſonder Hemmung.
Darum verkünd' ich zum höchſten Heile
Dir des Unheils drohende Pfeile.
Allem, was Erde Lebendes trägt,
Was ſich regt und was nicht ſich regt,
Allen, die den Boden bedecken,
Naht die Zeit unendlicher Schrecken. —
„Baue ein Schiff, eine Waſſerveſte,
Maſt- und ſeilverſehen aufs Beſte,
In dieſes, Manus, ſteige hinein
Mit der ſieben Riſchis glänzendem Schein;
Alle Samen auch, groß und klein,
Wie die Bramanen nannten die Arten,
Sammle in's Schiff, die Wohlbewahrten,
Und du ſelber, im Schiffe ſtehend,
Sei mir immer entgegenſehend,
Einſiedlerliebling, Seliger, Seher!
Dann will ich nahen gehörnt, o Büßer!

Daran erkenne mich, Sündenhaßer,
Nicht ohne mich überfährst du die Waſſer.
  Manus aber, der Rede zu lauſchen,
Neigte ſein Haupt zu dem Fluthenrauſchen,
Zu des Meers zitternder Erde
Und dann ſprach er mit Demuthgeberde:
  „Was du befiehlſt, ich vollbringen werde!
Wogenbeherrſcher, du wunderthätiger,
Sei mir zu Meer und zu Land ein Gnädiger!"
  Manus nun, der [illegible],
Nach des Fiſches Rath zu thun beſchloß,
Bauete ein Schiff, ein feſtes, prächtiges,
Seilverbundenes, rudermächtiges,
Und er ſammelte alle die Samen,
Die die Brahmanen genannt mit Namen,
Und befuhr, der Schönbrauenbogige,
Freudig das Meer, das ſchäumenwogige.
  Als nun Manus das Werk vollbracht,
Und des Fiſches im Schiff gedacht,
Kam der Fiſch, der Gedankenſpäher,
Durch die Wogen dem Schiffer näher,
Bergen ähnlich das Meer bedeckend,
Sturmesähnlich das Horn hoch ſtreckend,
Wie ſich verkündet der göttlich Hehre,
Alſo ſchwamm er im Waſſermeere.
Manus band nun am Kopfe vorn,
Ein ſtarkes Seil an das Rieſenhorn,
Drauf, gebunden mit jenem Seile,
Zog der Fiſch in ſauſender Eile,
Schnaubend, wie Elephantenbrunſtwuth,
Manus' Schiff durch die Meeresfluth,
Die mit tanzenden Wogen wallende,
Die mit brüllenden Waſſern ſchallende.
Und das Schiff, von der Stürme Mund
Angehaucht, ſchoß hinab zum Grund,
Bald ein ſegelndes, bald ein verſunkenes,
Wie ein zitternd wankendes Weib, ein trunkenes.
  Weder die Erde ſichtbar war,
Noch der Weltgegenden Richtung klar.
Alles war rings nur Waſſergewimmel,
Schaum und Luft und ſturmvoller Himmel.
  In ſo beſchaffener ganzer Welt
Ward geſehen Manus, der Held,
Mit dem Schiff und den ſieben Weiſen,
Mit dem Fiſch in geſchwellten Gleiſen.
Viele Reihen der Jahre lang
Zog der Fiſch das Schiff durch des Wogendrang,
Durch der Wellen wildes Gebrülle,
Ohne Maß durch die Waſſerfülle.
  Wo der höchſte Gipfel des Himawan
Sein Haupt erhebt in die Wolkenbahn,
Dorthin zog der Fiſch, der vergnügte,
Endlich das Schiff, das ſchaukelnde.
Langſam er dann zu den Weiſen ſprach,
Lächelnd zumal, wie ein heiterer Tag:
„Bindet ſogleich das Schiff hier an
An dem höchſten Gipfel des Himawan!"
  Und gebunden ward, auf des Fiſches Wort,
Am Gipfel hält des Schiffes Bord.
Dieſer Gipfel, ſo wunderſam,
Wohin der Fiſch mit dem Meerſchiff kam,
Wird noch heute genannt: „Naubandhanam." *)
Dann ſprach er zu den Weiſen ſanft der Gnädige,
Mit ſtillen Blicken der Wunderthätige:
„Ich bin Brahma, der Weſen Herr!
Nichts iſt höher, als ich, und gewaltiger.
Ich war's, der euch in Fiſchgeſtaltung
Schenkte aus der Gefahr Erhaltung.
Manus aber ſoll Creaturen,
Götter und Menſchen und Aſuren
Schaffen und aller Welten Naturen,
Was beweglich und unbewegt,
Was ewig ruht und ſich lebend regt.
Schaffen wird er der Weſen Menge
Durch übermäßiger Buße Strenge,
Meine Gnade, die ewig richtige,
Wird ihm ſchirmen das Werk, das wichtige!"
  Als die Rede vom Fiſch geſprochen war,
Ward augenblicklich er unſichtbar.

---

*) Schiffsbindung.

---

## 60.

## Leopold Schefer.

### Aus dem „Laienbrevier."

### 1.

Nur, wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird ſie zur Harmonie.
Hier nah vor meinen Füßen weint ein Kind
Und rings im Garten ſingen hundert Vögel;
Dort morſchet eine altbejahrte Eiche
Und drunter nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort ſchallen Grabgeſänge
Vom Schlafgemach der Todten und vom Walde
Her ſeh' ich eine luſt'ge Hochzeit ſchweben;
Nun ſeh' ich ſelbſt durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — ſeh, und durch den Spalt
Zwei kleine blühnde Kinder ſtill ſich wundern,
Und oben ziehn die Wolken, unbekümmert
Um all' das unten, ihren ew'gen Weg.
Wie miſchen die Gefühle ſich im Herzen
Zu ſchönem Ebenmaß und Götterruhe!
Der Geiſt des ſchönen All's iſt mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern, ſteh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

### 2.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menſchenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegenwandelt,
Da jedes Kind, daß, aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt, wie dieſe Erde,
Jung, wie die Blumen, an der Erde ſtill
Mit Blumen ſpielt. Denn weißt du, wer es iſt?
Es iſt ein Wunder, wie die Blume, nur
Ein größeres und lieblicheres. Und willſt du,
So grüße auch die Roſe! Willſt du auch,
So küſſe ſie: „Im Namen Gottes!" Gehe
Nicht ſtumm und dumpf am Steine ſelbſt vorüber.
Denn wiſſe, ſchau und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie ſind!" Du träumſt ein Sandkorn nicht hinweg.
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor dir;
Sie ſind in einem Himmelreich mit dir,
Sie ſind Genoſſen deines Lebens, ſind
Wie du in dieſen feſten Zauberbanden,
Daraus ſie Nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin ſie bleiben, wie ſie ſich auch wandeln.
Was da iſt, iſt ein unausſprechbar Wunder.
Und willſt du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greiſe, den ſie ſanft im Sarge
Vorübertragen. Willſt du eine Thräne
Ihm weinen oder dir, vielleicht der Erde,
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei
Des Wunders, daß ſie dir in's Auge trieb!

### 3.

Auch du kannſt Wunder thun; ſieh' alle Weiſen
In allen Zeiten thaten Wunder einſt
Und thun ſie immerfort. Sie machen Blinde
Zu Sehenden, zu Hörenden die Tauben,
Die Kranken heilen ſie und ſprengen Ketten
Der Sklaven und bereiten allen Armen
Das Himmelreich. — Vernunft allein thut Wunder,
Gewalt der Wahrheit zwingt des Menſchen Herz

Wie viel Geſchlechter blühten! Wie viel Völker
Bekommen Augen! Wie viel Legionen
Der Cherubim bedienen jetzt den Sohn
Des Paradieſes! Wie viel Teufel fahren
Jetzt in die Säue, ſtürzen ſich in's Meer
Des Unſinns und der Lüge! Glaubet nur:
„Ihr werdet größre Wunder thun, als ich!“

### 4.

Nun iſt ein großer Wunderſaal eröffnet,
Der Frühlingsſaal! ſo groß, daß See und Inſeln,
Die Hügel Troja's und dein Vaterland,
Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen!
So alt, daß Abel ihn erkennen würde;
So neu, daß ihn der Silbergreis beſtaunt,
Der achtzigmal durch ſeine Pracht gewandelt;
So warm, daß Bathſeba noch einmal gern
Umwölkt von feinen Düften badete;
So reich, daß Salomo nur ſchauen möchte
Den Weinſtock Augen und die Feigen Blätter
Gewinnen! und der Saal ſo licht, daß droben
Die Lerche ſelbſt die graue Lerche ſieht,
Die unter ihrem wolkenhohen Liede
In grüner Saat, im ſtillen Neſte brütet;
So bald verſchloſſen, daß die Hyacinthe
Hervorzubrechen eilt und abzublühn;
Daß jede Welle unaufhaltſam fließt,
Als habe ſie nicht auf ein Weilchen Zeit!
So ſchön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde! — Und ſo lieb! —
Die Todten, Priamus und Helena,
Und Karl der Große und Napoleon,
Sie möchten im Gefängniß ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fenſterchen nur haben,
Um einen Blick hinauszuthun zum Himmel —
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelſtündchen lang das Bienenſurren
Und das Geruf der Vögel anzuhören,
Zu weinen und nach langem Schlaf erquickt
Sich wieder hin zu langem Schlaf zu legen,
Dem ſchweren Schlaf der Todten! — Doch da ſiehſt
In dieſer Werkſtatt ſolcher Wunderwerke,
In der kein Hammerſchlag erklang, kein Pinſel
Wo übrig ſteht — kein Meiſter ſichtbar ſchuf —
Und doch iſt Alles fertig! Wunderſam!
Nur Wolken fliegen weg: die Wälder grünten!
Nur Waſſer rauſchten fort: die Wieſen ergrünten!
Nur Lüfte ſtrichen aus: die Wolken brachen!
Und lächelnd, ſtill, als ob ſie Nichts gethan,
Steht hell die Sonn' am Himmel, doch auch ſichtbar
Den Menſchen! Aber der, der Alles thut,
Der Meiſter iſt nicht einmal ſichtbar, lächelt
Selbſt nicht einmal — der Frühling iſt ſein Lächeln!

### 5.

Um mich im Graſe weidet ſanft ein Lamm,
Ein ſogenannt unſchuldiges — doch iſt es
Ein gräßlich Ungeheuer für die Blumen,
Die es zertritt, zerreißt, zermalmt, verſchlingt,
Wie kaum der Tiger jemals Lämmer würgt.
Wie groß iſt dieſen Blumen ſchon das Lamm!
Wie ehrfurchtswürdig iſt dem Lamm der Hund,
Wie göttergleich dem Hund erſcheint der Menſch,
Der ſichtbar wie allmächtig um ihn wandelt,
Ihn ſichtbar nährt, beſchützt, ihm freundlich iſt!
Du aber ſtehſt, o Menſch, ſo götterbar,
So ſchutzlos; über dir das leere Blau,
Und was da lebt, liegt Alles unter dir.
O hätte doch der Erde großes Kind
Auch einen ſolchen Halbgott, ſolchen Vater,
Wie ſeine kleinen Kinder an ihm haben! —
Und ſieh, dieß Wunder — dieſer Rieſe iſt!
Er lebt! Ein ganz Geſchlecht der Rieſen wohnt
Bei Menſchen, auf der Erde ſichtbar wandelnd.
Der Menſch hat ſeine Götter neben ſich
Auf Erden, die ſie hold mit ihm betreten,
Rein zu demſelben Sonnenlichte ſchaun;
Und daß man ihnen glaube: — im Geſchlecht
Der Menſchen ſelber wachſen ſie empor!
Wie aus dem Eiervolk der Alligator,
Wie aus dem Baumgeſchlecht die Rieſenpalme,
Wie Platinagekorn im Gold! Sie ſind
Schutz, Retter, Rath, Troſt, Halt der Menſchenkinder,
Um welche ſich die Knaben ſammeln, welche
Die Männer freudig anſchaun und ſie hören.
Wer ſind denn nun des Menſchenvolkes Rieſen?
— Wie Gold nicht alle Maſſen Goldes zwar,
Jedoch im Fingerring ſelbſt wahres Gold iſt,
Wie Liebe iſt des Gottes Göttlichkeit —
So ſind die Liebevollen, Weiſen, Guten
Die wahrhaft Göttlichen, Halbgötter, Götter;
Und ſo ſind ſie genannt in alten Schriften.

### 6.

Aus allen Dichtern ſeit der grauen Urzeit,
Aus den Gedichten ſelber und den Märchen,
Aus allen Weiſen, die ihr Wort geſprochen,
Aus ihren Worten ſelbſt und Weiſſagungen,
Aus allen Malern, die ihr Bild gemalt,
Aus allen Guten, die ihr Werk gethan,
Aus allen Kämpfern, die den Kampf gekämpft
Mit Leibern, Seelen, Drachen und Tyrannen, —
Aus allem wird der Menſch, das einzige
Von allen Weſen, das noch immer wächſt,
Wenn Fels und Wolke, Löwe und Cypreſſe,
So wie ein Ei den Eiern allen gleichen.
Drum traue du dem Mann, der ſpricht: Nicht Einer
Der Menſchen alle war der Menſchen Höchſter,
Noch was er lehrte, wird das Letzte ſein,
Noch was er ſchuf, das wird das Schönſte bleiben;
Du glaubeſt dem und liebeſt den, der groß
Im großen Geiſt; den großen Menſchen dir
— Wenn jetzt auch in Gedanken nur — erbaut
Zum Wundermal und zur Geduld der Menſchheit!
Nun ſiehe ruhiger den Einen baun,
Den Andern ſchiffen; Jenen dort im Tempel
Sich ſeine Menſchengötter fromm bereichern,
Den tadeln; Jenen loben; Dieſen ſteigen,
Den fallen und begraben; ſieh' ſie Alle
Als Erz zu einer großen Glocke an,
Die einſt des Himmels volle Stimme hat,
Drin jedes Korn der Eine Gotteshall
Durchklingt, den jedes in ihr von ſich tönt
Mit Kraft und Silberſchall der ganzen Glocke.

### 7.

Du haſt mich hier herausgeſandt, o Vater,
Und hier nun leb' ich unter deinen Wolken,
Dort deinem ſchönen Himmel gegenüber,
Auf deiner feierlich geſchmückten Erde!
Du haſt mir Macht gegeben über Geiſter,
Die mir zu dienen angewieſen ſind,
Gewalt, ſelbſt über deine lieben Kinder;
Nicht nur die Roſe, die ich brechen kann,
Nicht nur die Blumen, drauf ich wandeln mag —
Ich kann den Menſchen, wenn ich will und möchte,
Zerſtören, fort von dieſer Erde ſchicken!
Ich kann die Seele, die mich liebet, kränken;
Selbſt ganze Städte kann ich mit der Fackel
Von deines heil'gen Feuers Glut vertilgen,
Vergiften ihre Kinder aus dem Brunnen,
Und niemand wehrt mir — niemand wüßt' es ja,
Als ich und du! Ich kann mir ſelbſt mich opfern
Und deine Hallen ſprengen vor der Zeit!

Und du, du mußt, ob auch mit Widerwillen,
Du mußt das Grab mir öffnen und die Hallen
Der Todten, aller Seligkeiten voll,
Und noch den Becher der Unſterblichen
Mir reichen — noch mit abgewandtem Antlitz!
O neige dich zu mir! das himmliſch ſchöne,
Das reine Antlitz neige ſtets zu mir:
Und was auf Erden, was bei Menſchen dir,
Was dir von fern nur ähnelt, wie dein Schatten,
Das will ich ehren! lieben ſo wie dich!
Sei du es in Geſtalt der Kinder nun,
Sei du es in Geſtalt der ſchönen Jungfrau,
Sei du es in Geſtalt des Silbergreiſes,
Sei du es in Geſtalt des blinden Bettlers,
Ja ſei es in Geſtalt der Schwalbenmutter,
Der bunten Taube, jener Lerche droben —
Ich will ſie auf den Händen tragen, koſtbar,
Als hätt' ich dich, ſo klein, ſo hold, ſo eigen!
Sei du es in Geſtalt des Regenſtromes,
Ich will dem heil'gen Waſſer aus den Wolken
Ein Weglein ſchaufeln, daß es munter rinne,
Sei du's in meiner eigenen Geſtalt,
Sei du's in meinem Geiſt und meinem Denken —
Ich will mich ſelber, will dich alſo ehren,
Daß dich zu ehren meine Ehre ſei,
Daß dich zu freuen meine Freude ſei,
Daß dein zu ſein mir ewig Leben ſei.

8.

Wenn du's ſo weit bringſt, daß du Feinde haſt,
Dann lob' ich dich; weil noch nicht Alle gut ſind.
Wenn du es auch verſchweigſt, doch ſchäme dich
Nicht, daß du Feinde haſt — wer Feinde nicht
Ertragen kann, iſt keines Freundes werth.
Die müſſen Feind' ſein: die der Knechtſchaft wollen!
Die müſſen Feind' ſein: die die Wahrheit fürchten!
Die müſſen Feind' ſein: die das Recht verderben!
Die müſſen Feind' ſein: die von Ehre weichen!
Die müſſen Feind' ſein: die nicht Freunde haben!
Die müſſen Feind' ſein: die nicht Feinde haben,
Weil, um für ſich Verzeihung zu gewinnen,
Die Welt zu leicht vergibt. Die müſſen Feind' ſein!
Nur welche du nicht Freund biſt. Stark ertrage
Die Schlechten Feindſchaft; ſie iſt ſchwach und nichtig.
Und ſtehſt du da als reiner warmer Strahl
Des Himmelsfeuers, dann erwärmeſt du
Die Guten und ſie ſchließen ſich an dich.
Da aber ſei der Feinde wahrſter Freund
Und laſſe nicht von ihnen ab mit Worten
Und Blicken, Beiſpiel, ſelbſt mit langem Schweigen,
Zurückgezogenheit, die ſchwerem Tadel!
Der Gute iſt des höchſten Lobes werth,
Die Thoren zu gewinnen weih' dem Guten.
Und ſieh, es bitten für die Unglückſel'gen
Ihr Vater — ihre Mutter und der Greis!
Es bitten ihre Lieben — ihre Kinder,
Es bittet dich ihr eigner ſchöner Blick!
Es bittet dich ein Gott in deiner Bruſt:
Laß nicht von deinen Brüdern ab, mein Kind!

## 61.

## Wilhelm Wackernagel.

### Weinlied.

Menſchenbildner, welch ein Schlafen
Dich befing,
Als der Hirt mit ſeinen Schafen
Noch zur ſelben Tränke ging,
Als ſich noch der Hügel ſenkte
Ungeputzt,
Keine Hand die Rebe lenkte,
Ungebunden, zugeſtutzt.
Traurig hing der Menſch am Boden
Feſtgeleimt,
Denn ihm war von Gottes Odem
Noch kein Flügelpaar gekeimt;
Schlich umher in düſterm Jammer,
Unbewegt,
Weil der Bildner ſeinen Hammer
Aus der Hand in Ruh gelegt.
Strich nur wie ein weh'nder Schatte
Ueber's Feld,
Denn noch kein Odyſſeus hatte
Ihm den Becher hingeſtellt,
Daß er mit begier'gen Lippen
Kraft und Muth,
Sinn und Leben möchte nippen
Aus der blutig rothen Fluth —
Bis er ſah mit einem Male,
Was ſie meint,
Wenn mit langem, warmem Strahle
An den Berg die Sonne ſcheint;
Bis er unverſehens die Roſe
Auch belauſcht,
Wie ſich eines Tags die Loſe
War in kühlem Thau berauſcht.
Als er nun die Höh'n bepflanzte,
Als die Fluth
Um den Fuß des Keltrers tanzte
Stark und feurig, kühn und gut,
Als im Becher ſchwamm der milde,
Süße Seim:
Da erſt ward zum Menſchenbilde
Dieſes Bild von Staub und Leim.

## 62.

## Adolf Stöber.

### Deutſche Sprüchwörter.

Morgenſtund' hat Gold im Mund —
Drum, was könnt ihr Beſſres thun,
Als ihr trinkt ein Gläschen nun
Gleich in dieſer frühen Stund'?
Ja, wenn eure durſt'gen Lippen
Goldnen Weins die Fülle nippen,
Treibt ihr's recht und macht es kund:
Morgenſtund' hat Gold im Mund! —
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläſer ſchenken!
Das wollen wir vollbringen
Und friſch die Gläſer ſchwingen!
Brüder, merket auf: der Krug
Geht zum Brunnen, bis er bricht —
O, ſo geht zum Brunnen nicht,
Thut des Waſſers keinen Zug!
Wollt ihr lang euch friſch erhalten,
Müßt ihr euch zum Weine halten;
Denn der Krug, vergeßt es nicht!
Geht zum Brunnen, bis er bricht.
Das wollen wir u. ſ. f.
Müßiggang, ja Müßiggang
Iſt des Teufels Ruhebank —
Fläſchchen, Flaſchen aus dem Schrank!
Rundgeſang und Gläſerklang!
Eingeſchenkt und ausgetrunken!
Nur nicht müßig hingeſunken!
Denn, mir graut's, Müßiggang
Iſt des Teufels Ruhebank. — —
Das wollen wir u. ſ. f.
Alte Liebe roſtet nicht —
Schon vor Jahren liebten wir

Dieſen Wein, den goldnen hier;
Nun, ihr Brüder, iſt es Pflicht,
Daß wir dieſem guten alten
Kameraden Treue halten;
Trinkt, bis jeder Zeuge ſpricht:
Alte Liebe roſtet nicht!
Das wollen wir u. ſ. f.

## 63.

## Auguſt Stöber.

### Die Salzburger (1738).

Auf hoher Alm, im Alpenroſengarten
Kniet eine fromme Schaar in heil'gem Sang.
„O Herr, laß oben deines Troſts uns warten,
Da unten rings das Todeswort erklang.
Die Bundeslad' iſt uns, die Schrift gerettet;
Ehr' in den Höh'n dir, Gott und Jeſu Chriſt!
Du haſt von Schmach und Sünden uns entkettet,
O bleib' auch jetzt, da's Abend worden iſt!"
Und aus dem Thale gellt ein wüſtes Rufen,
Ein Mordgedröhn zur Bergesſchlucht hervor
Und über jäher Felſen zack'ge Stufen
Bricht eine Rotte grimmen Fluchs empor.
Die Büchſe knallt, die Säbel fliegen grollend,
Sie hauen ein — da bebt, da dröhnt der Grund!
Vom Berggeſtein wälzt die Lawine rollend
Dumpfdonnernd ſich herab zum Alpengrund.
Der Gemſenjäger, der die Alm' erſtiegen
Im Frühroth, hat die Todten rings erblickt:
Die Bibel hatten die noch vor ſich liegen
Und die den Säbel blutig noch gezückt.

## 64.

## Auguſt Adolf Ludwig Follen.

### 1.

### Arnold Struthan von Winkelried bei Sempach (1386).

Im Harſt von Unterwalden, da ragt ein Heldenbaum,
Hochhäuptig über Alle, die ſelbſt gewaltig kaum:
Schön ſteht er, wie der Engel des Herren von Edens Baum;
Finſter und verſchloſſen, faſt grauſig anzuſchauen,
Er lehnt an ſeiner Lanze, als gält' ihm nicht der Streit;
Er ſchaut wohl nach den Bergen, ſchaut in die alte Zeit,
Wo [illegible] und [illegible], wie Schlachttrommete ſcholl,
Gar frei die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth ſchwoll!
Es blickt wohl ſeine Seele nach ſeiner Väter Saal,
Wo in dem Kreis der Kleinen ſein züchtiglich Gemahl,
In Thränen für ihn betend, [illegible],
Ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor Allem minnt;
Er ſchaut wohl durch der Felsſchlucht Zacken und Wolkenrand,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechterhand! —
Nun werden ſeine Blicke mit Düſterniß erfüllt,
Wie wann ſich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.
Bewegt im tiefſten Herzen ward dieſer Schweizermann;
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele ſann:
Das ward noch nie geſonnen, das ſingt kein irdiſch Lied;
Denn dieſer Mann iſt Arnold Struthan von Winkelried!
Das war ſein Ahn, der Struthan, der laut gewieſenen Sagen,
Des Landes Angſt und Plagen, den Lindwurm hat erſchlagen;
Er that, was Keiner mochte, im kühnen Rittermuth,
Das iſt, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.
Ein Andrer ſeiner Väter war auf dem Rütli ſchwur,
Dort wo am tiefen Waſſer auf heiliger Wieſenflur
Im Mondſchein iſt erwachſen, im engelreinen Reiz
Das treu unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.
Herr Arnold löſt den Panzer, der ſeine Bruſt umſpannt;
Er ſtund vom Haupt zur Sohle im lichten Stahlgewand;
Es fällt die ſchwere Brünne klirrend in's Gefild
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenſchild.
So wendet ſich Herr Struthan zu ſeinem theuren Volke
Und ſchmolz aus ſeinem Auge des Harms und Zweifels Wolke
Und ſchmolz aus ſeiner Seele, wie Oel im Flammenfluß,
Der alte Wahn der Sünde, zerſchmolz das Will und Muß.
Ihm iſt, als ſchaut er lauſchend verſchwimmend Edens Baum,
Den Kreuzesbaum des Lebens durchbrechen Zeit und Raum;
Sieg thront auf ſeiner Stirne; das Heldenauge glüht,
Wie an dem erſten Morgen die Sonne Glut geſprüht.
So aber hat der Arnold ſein großes Herz erſchloſſen:
„Geſtrengen und biederben, lieben Eidgenoſſen!
Sorgt mir um Weib und Kinder; will euch 'ne Gaſſe machen!"
Und an die Feinde ſpringt er, wie der Ahnherr an den Drachen!
Da ſcheint der Held zu wachſen, breit übermenſchlich lang.
Im ſchauerlichen Funkeln mit Einem Satze ſprang
Gen Feind des Drachentödters Kind in gräßlicher Geberde
Und unter dem Helden bebend erjauchzt die Schweizer Erde!
Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren ſeine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenſchloß
Auf Sodom und Gomorrha im Zorn herunterſchoß.
Und ſeiner langen Arme rieſenhafte Kräfte
Umklammern, weitausgreifend, Ritterlanzenſchäfte;
So drückt er ſeinen Armvoll Tod, o Lieb in Todesluſt!
Drückt all die blanken Meſſer in ſeine große Bruſt.
Er ſtürzt, ein rieſiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder
Und rings die Kampfes Bäume zermalmend wirft er nieder.
Dein Arnold ſtirbt: du lebſt und bebſt in Mutterſchmerz, o Helde;
Doch welker lebt dir, Oeſtreich, das Herz im Eiſenkleide!
Wie wenn in ſchwüle Wetternacht Berg und Thal ſich vermummt,
In tiefen Athemzügen des Lebens Mund verſtummt;
Dann plötzlich durch die Finſter fährt der Wetterſchein,
So brennt mit Einem Schlage der ganze Donnerſchein;
Also zerſtäubt, wie Höhenrauch, Zweifel, Angſt und Wehe
Und jede Schweizerſeele iſt wieder aufgethan;
Und was da ſchlief im Herzen in wundertiefer Nacht,
Bricht aus in tauſend Augen, iſt Licht zum Licht erwacht! —
Ein Augenblick Erſtaunen; Schlachtendonner ſchwieg;
Dann ſchrein aus Einem Munde die Schweizerhaufe: „Sieg!"
Und ab den Höhen wälzt ſich heißwogende Waffenmaſſe:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf, durch die Struthans-Gaſſe!"

Und, über Arnold's Nacken fährt in den weiten Spalt,
Wie Keile wuchtend Stoß auf Stoß, Schweizer-Sturmgewalt!
Und über Arnold's Leiche bricht durch in wilder Haſt
Und Oeſterreichs Eiſenmauer aus Band und Fuge barſt!
Es lag der große Todte, wie es Geſtalt von Wogen
Sich regt die ſtäubende Brück; wohl ſchwankt und dröhnt der Bogen;
Wohl donnert's aus der Tiefe, Dampfwolken heben ſich;
Doch ſicher trägt die Brücke zum ſchönen Wälſchland dich.
Weiß, daß der Regenbogen, der Wetterleuchten macht,
Ferne des Himmels Klarheit aus mildem Auge lacht,
Wenn daß er uns verkündet den hohen Friedensgruß,
Mit all den bunten Farben alsbald er bleichen muß.

## 2.

## Siegeslied zur Feier der Schlacht an der Katzbach.

An der Katzbach, an der Katzbach,
Hurrah, gab's ein luſtig Tanzen!
Walzer, wilde Wirbelwalzer
Tanzten dort die ſchmucken Franzen.
Denn dort ſtrich den großen Brummbaß
Euch ein alter, deutſcher Meiſter:
Marſchall Vorwärts, Fürſt von Wahlſtatt,
Gebhart Lebrecht Blücher heißt er.
Ja, Marſch! Nur vorwärts ruft er,
Dort kann auch der Gebhart geben;
Lebrecht heißt der Walſtatt Meiſter,
In ihm lebt das echte Leben!
Alſo ſchriebſt du, kühner Blücher,
Manchen Wälſchen mit dem Säbel
In des Todes ſchwarze Bücher,
Schlachtengott im Pulvernebel!
„Blücher, Katzbach“ jauchzt Germanen
In der Becher Feſtgetöne!
Jubel, Jubel, daß der Ahnen
Sternenzelt, Walhalla dröhne!

## 65.

# Abraham Emanuel Fröhlich.

## 1.

## Fabeln.

### 1) Vettern.

Melone ſprach zu Reben:
„Wir ſind in Allem gleich:
Des Blattes Rankenwinden,
Iſt Vettern nicht gegeben,
Die wir ſo zahlreich.“
„Doch wird man zwiſchen Beiden,
Erwiderten die Reben,
Noch immer unterſcheiden,
Wenn ſterben deine Düfte,
Wir blühn erſt recht im Wein
Mit Gold und Purpurſchein,
Und hauchen Roſendüfte!“

### 2) Propheten.

„Halt ein mit Liederklange!“
Sprach aus dem Schlaf die Maus
Zur Amſel, die mit Sange
Begrüßt' ihr Sommerhaus.
„Der Winter kann nicht weichen,
Es ſind noch viele Zeichen,
Wind, Wolken, Eis und Schnee,
So weit ich ringsum ſeh'.“
„Und zög' er nicht von hinnen,
Spricht froh die Sängerin;
Der Lenz iſt in mir innen
Erwacht mit Lenzes Sinn.
Doch kommt er! Es erſpähen
Propheten fernes Licht,
Die Siebenſchläfer ſehen
Es in der Nähe nicht.“

### 3) Die Sanften.

Des Morgennebels Wölklein ſprach
Zu dem im Sturz ergrimmten Bach:
„Du biſt ja nicht derſelbe mehr!
Dort oben gingſt du ſo gemach
Und ſtill durch's Blumenfeld einher.
Du ſollteſt deine Kraft bezwingen,
So leicht in Zorn dich laſſen bringen!“
Doch, als am Abend dick und ſchwer
Der Nebel ſchwebte wieder her
Und über die erlittne Glut
Laut donnernd ausbrach ſeine Wuth;
Da ſagt der Bach: „Ei, ei wie wild
Begrüßeſt du dein Lenzgefild!
Sieh nun, daß auch ein ſanft Gemüth
Durch Unbill tief in Zorn erglüht.“

### 4) Diplomatik.

„Warum ſind uns Doppelzungen?“
Wundert eins der Schlangenjungen.
Und die Mama ſagt ihm: „Jung;
Eine wär' uns nicht genug;
Denn wir ſind unendlich klug!“

### 5) Liebe der Feinde.

Getödtet hat der Hund
Dem Reh die lieben Jungen;
Es ſelber war, ſchon wund,
Dem Feinde kaum entſprungen
Und barg ſich lange Zeit
In Waldeseinſamkeit.
Einſt kam es auf die Flur;
Da rief der Hund ihm zu:
„Was meideſt du die Leute?
Vergiß der alten Streite!
Du rühmſt dich ſanfter Triebe, —
Zeig' ſie durch Feindesliebe.“
„Das wiſſen wir von je,
Erwiderte das Reh;
Es wünſchen alle Diebe,
Daß man ſie wieder liebe!“

### 6) Der Studirte.

Seinen Heil'gen liebt der Eſel:
„Er mög' ihn von den Beſchwerden
Seines Eſelthums befrein
Und zum Pferde laſſen werden.“
Als es ſo nicht mochte ſein,
Ließen ihn die Eltern führen
Zur Araberpferdeweide,
Sich zum Roſſe zu ſtudiren.
Doch auch hier fand er nur Freude
An der Diſtel und dem Dorne
Und ihm blieb das Angeborne.
Traun bei der [illegible]
Tröſtet' er ſich mit den Seinen:
Er könnt' doch als Pferd erſcheinen,
Nur von einer eignen Art.

### 7) Diebesmäntler.

Ein Lamm ward weggebracht
In einer dunkeln Nacht;
Und nur des Diebes Spur
Entdeckt man auf der Flur.
Da wird zum Augenzeichen
Von ſeiner [illegible]
Der Fuchs dorthin geſchickt,
Doch in der Spur erblickt
Er ſeines Vetters Fuß,
Der ihm auch helfen muß;
Drum mit gewandtem Schwanz
Verwedelt er ſie ganz.

### 8) Kehlen wie Seelen.

Als die Nachtigall den Jungen
Ihre Lieder vorgeſungen,
Hat ein Eſel, wohlgeehrt,
Dies Geheimniß abgehört:
„Mangelt euch nicht das Empfinden,
Werdet ihr die Weiſe finden,
Welche jedes Herz entzückt."
Und der Eſel iſt beglückt;
Denn in dieſen Frühlingstagen
Fühlt auch er ſein Herze ſchlagen,
Und in [illegible] Gründen
Hebt er an, das zu verkünden.
Aber alle Thier' entfliehn
Dieſem ungeheuren Ton.
Als er ſolches Elend klagte,
Lachte Nachtigall und ſagte:
„Freilich paßet deine Kehle
Ganz genau zu deiner Seele;
Denn du denkſt nur Eſeleien
Und verkündeſt ſie durch Schreien."

### 9) Junker Lieutenant.

Als die Hunde mit [illegible] drohten,
Hat der Hirſch dem Haſen geboten:
„Du nimmſt die ungeſchlachten Bauern,
[illegible] mit ſcharfen Hauern,
Mir zum Dienſte ſie zuzurichten."
Und im Gefühle ſo hoher Pflichten
Lief der Haſ' ſogleich zum Schneider:
„Flugs mach' mir neue und feine Kleider,
Die mir knapp um die Hüften ſitzen,
Die mir beſonders den Nacken ſchützen!"
So kommt er dann zu ſeinen Soldaten,
Macht ihnen vor die Heldenthaten:
Legt auf die Hinterläuf' ſich gar zierlich,
Streicht ſich das rothe Schnäuzchen manierlich,
Lehrt ſie zu Seiten und rückwärts ſpringen.
Doch den Bauern will's nicht gelingen,
Denn wo die Hunde ſind angedrungen,
Iſt auch Niemand wie Er geſprungen.

### 10) Der Reformator.

Das Thal ſchaut auf zum Höhn:
„Was wirft denn wohl Geſellen
Lawinen ab den Höhn,
Die Bäche zu empören,
Die Matten zu zerſtören!
Kannſt du denn nicht gelind
Den Winterſchnee zerthauen?"
„Nein!" ruft der Frühlingswind,
„Dort liegen noch die großen
Schneewolken in dem Land;
Groß iſt der Widerſtand,
Mit dem die Norde kämpfen.
Wollt' ich ſie gütlich dämpfen
Und ſollte nur gemach,
Tropfweiſe, nach und nach
Der Schnee geſchmolzen werden,
Wär's Maien nicht auf Erden.
Des Kampfgetümmels Spuren
Deck' ich mit grünen Fluren."

## 2.

## Die Schlacht bei Marignano.

1515.

(Aus „Zwingli." Geſang 3.)

Nach auf des Königs*) Lager ziehn jetzt die Schweizer an,
Still, ohne Waffenklirren, geſenket Speer und Fahn';
Daß man ſie nicht erſpähe herab vom Lager Wall:
Auch ſind von Buſch und Bäumen gedeckt ſie annoch überall.

In dreien Haufen ſchreiten die Schweizer ſo einher,
Von vorn und beiden Seiten woll'n auf den Feind ſie her:

Hier Zürich, Zug und Glarus; rechts der Waldſtätte Arm;

Links Baſel, Aar- und Thurgau und Chur und Schinners Reiterſchwarm.

Voran der Mitte ziehen zehn leichte Büchſen bloß,
Ein Knabenſpiel entgegen dem feindlichen Geſchoß;
Doch ſeine Waffe kennet der Büchſen Hauptmann gut,
Der Zürcher Peter Füßli, ein Held von feſtem Glaubensmuth.

Er führet Spruch und Zeichen, vom Papſt geweiht, bei ſich.

Die machen, oft erprobet, feſt gegen Schuß und Stich.

Da drängt der Seinen Mancher mit Bitten ſich herbei,

Daß ſeinen Zauberſegen er einem Jeden was verleih'.

Und Spruch und Zeichen küſſet ein Jeder noch zuvor,
Legt an das Herz den Zauber und ſchreitet kühner vor.

Und um die Büchſen ſchreitet die allerkühnſte Macht,
Die Freiſchar der Verlornen, bereit zum ſchwerſten Kampf der Schlacht.

Das iſt das Volk der Buben, das früh dem Haus entfloh,

Nur Schlachtenhandwerk lernte, nur kampf- und beutefroh;

In Hitz und Froſt gehärtet, von Kräften wunderbar,
War keck ihr Muth noch größer als jede Schreckniß der Gefahr.

Sie überragen Alle das hochgewachſ'ne Heer;
Kein Sohn vermag im Ringen, im Lauf und Sprunge mehr;

Freiwaltend, ſchnell und ſicher, gleich Blitzen iſt ihr Schwert.

Von ritterlichen Fechtern, den kühnſten haben ſie's bewährt.

Sie tragen auch Gewaffen, die heißen, ſo man weiß,
Aus ihren ſchwerſten Kämpfen der [illegible] Preis.

An ihrer Seite Schwerter und Dolche goldgeſchmückt,
Die waren auf ſie ſelber von Herrn und Fürſten ſchon gezückt.

Küraſſe blank von Silber und hellgeſchliffnem Stahl,
Manch reiche Helmeszierde ſpielt da im Sonnenſtrahl;
Ab jedem Helm zum Nacken wallt weißer Federn Glanz.

---

*) Franz I. von Frankreich.

Und unter ſchwarzen Bannern ſind ſie gehüllt in Schwarz ganz.
Jetzt nahe ſchon dem Lager erſpähen ſie den Raum
Auf hoher Bäume Wipfeln auf eines Hügels Saum:
Sie ſehn hinab die Fläche, ſo weit das Auge geht,
Das Blachfeld, deſſen Dörfer mit den Gezelten überſä't.
Sie ſehn den Wall des Lagers hier bei Sanct Julian,
Die königlichen Zelte dann bei Marignan
Und fern im dritten Theile die Sachſe Hinterhut.
Sie ſehn, wie ohne Sorgen der Feind am Abend trunken ruht,
Doch auch mit Hag und Graben das Lager rings umſchanzt
Und hinterm Walle hundert Geſchütze aufgepflanzt,
Dazwiſchen ganze Reihen von Schützen ſchaargezählt
Zum Schirm den Gegenſchützen und all den Gegnern ungezählt.
Und hinterm Walle ſehen ſie wohlbekannte Tracht:
Die deutſchen Lanzenknechte, des Lagers Vorderwacht;
Schon ihrer ſind ſie Viele denn all das Schweizerheer,
Auch haben ſie, an dieſem zu rächen ſich, Luſt und Begehr.
Zunächſt den Lanzenknechten ſtellt hinterm Wall ſich vor
Die weitberühmte Bande, der Geldern ſchwarze Schaar,
Schwarz iſt ihr Herz und ſchwarz auch die Hand von Mord und Brand
Und ſchwarz von Haupt zu Sohle iſt all ihr Zeug und Kriegsgewand. —
Derweil ſind alle Haufe der Schweizer angerückt,
Nun wird die Fahn' erhoben und nun das Schwert gezückt.
Noch Zürch ſteht Zug und Glarus inmitten da vom Kern;
Hier gehn nicht ohne Schwerter die Prieſter nächſt den Bannerherrn.
Da ruft den Hauptleuten der Kirchherr Zwingli zu:
„Befehlt doch zum Gebete noch eine kurze Ruh'!
Wie haben ſo begonnen, verloren iſt die Schlacht,
Wenn Gott nicht allbarmherzig ſelbſt unſre Sache beſſer macht.“
„So reichet mir drei Schollen!“ ruft Ammann Steiner aus;
Und ruft vom Roß hinunter, beſiegend das Gebrauß,
Zuerſt den Staub der Schollen er auf die Häupter ſtreut:
Zum Kirchhof, Eidgenoſſen, ſoll dieſes Feld uns werden heut.
Im Namen Gott des Vaters, im Namen Gott des Sohns
Und Gott des heil'gen Geiſtes!“ und ruft noch vollen Tons:
„Denk' heimzukehren Keiner; wir ſiegen ſterbend nur
Und ruhn in Gott, wenn ſterbend wir halten ihm geſchwornen Schwur.
Empfehlen wir die Seele dem Herren Jeſu Chriſt,
Ihm, der in bittern Leiden auch uns geſtorben iſt!“
Da faſſen mit einander die Schaaren auf die Knie'
Und mit erhob'nen Armen inbrünſtiglich noch beten ſie:
„Erbarm' dich, Herr, erbarme! thu' deine Hilf' uns kund!
Sei mit uns armen Sündern jetzt in der Sterbeſtund'!
Dein Will' geſcheh'! erlöſe du uns von aller Noth!
Denn dein iſt Kraft und Herrſchaft und Sieg in Ewigkeit, o Gott!“
Derweil ward man der Schweizer vom Wall herab gewahr;
Bald fliegen auf Staubwolken von mancher Reiterſchaar
Und Feuerzeichen ſteigen; es brennt Sanct Julian;
Die Lanzenknechte rennen zum Kampfe auf den Wall heran.
Aufſpringend vom Gebete dringt nun im jähſten Lauf
Hinan zu Wall und Graben das Schweizerheer zuhauf;
Die Landeshörner ſtürmen; wild toſt das Heergeſchrei
Und ihre Büchſen ſchmettern: Staub, Rauch und Dampf braust rings herbei.
Nun donnert auch das Feuer vom Wall her allzumal,
Die Schweizer unterlaufen's das erſt' und zweite Mal;
Weg über ihre Häupter gehn all die Bäll' und Stein,
Deß ſtürmen ſie noch raſcher und hört man ſie noch wilder ſchrein.
Jetzt gilt es über den Graben, doch iſt er tief und breit;
Sie fanden ihn wohl mannstief und drei Mannslängen weit;
Der Freiſchar Viele machen da wie im Flug den Sprung,
An deren Lanzenſchäften gelingt es Hunderten der Schwung.
Die andern Tauſend drängen durch Waſſer ſich und Schlamm,
Indeß die Hintern fällen zur Brücke Stamm an Stamm:
Vom Wall herab erſchoſſen ſind Viel' in ſchneller Zeit
Und Viele ſind verwundet, von Pfeilen Alle überſchneit.
So grimmer treiben ein ſie die Schütte und Schanzen all',
Die Büchſenknechte morden und werfen ſie vom Wall;
Die beiden Büchſen nehmen ſie ſelber an die Hand
Und wenden ſie und ſchleudern in's Lager der Geſchütze Brand.
Nun auf die ſchwarze Bande ſtürzt der Verlornen Hauf.
Doch ſteht ſie, daß im Anlauf des Haufens Keil zerbarſt;
Da wendet ſich die Freiſchar in's Feld als wie zur Flucht
Und ihnen nach die Schwarzen mit loſen ihrer Glieder Wucht.
Da, wieder kehrend, fahren die Schweizer auf ſie dar;
Da hebt ſich an ein Kämpfen als einer Höllenſchaar:
Würgengel blut'gen Brandes und die der finſtern Nacht
Die ringen rieſenkräftig, in unerhörter Wuth entfacht.
Wie ſchwarze Donnerwolken der Blitze Feu'r durchfährt,
Fährt durch die ſchwarze Bande der rothen Schützen Schwert;
Wie ſchwarze Donnerwolken zerreißt der rothe Strahl,
Zerreißt die ſchwarzen Banden der rothen Kämpfer Arm und Stahl.
Die Wolke weicht dem Sturme, wie ſie auch dicht ſich ballt.
Da ſieht vom rothen Scheine man rings ſie eingehüllt;
So weicht die ſchwarze Bande vom rothen Volk umringt,
Bis anderen Geſchwadern ſich anzuſchließen dann ihr glückt.
Die Lanzenknecht' inzwiſchen hat Sturmlauf angerannt,
Erſchüttert tief; doch haben ſie wieder ſich ermannt:
Mann gegen Mann gehn Schläge um Schläge, Stich um Stich,
Als wollten beide Heere zur Stelle gleich vernichten ſich.
Da ruft Marx Rouſt, als eben die Sonne untergeht:
„Macht ihnen Feierabend, ſonſt wird's für uns zu ſpät!“

Das iſt, als ob den Seinen er reichte kühlen Wein,
So friſch hau'n ſie von Neuem ſich tiefer in die Keil' hinein.

Da muß der Connetable, der Herzog Bourbon ſehn,
Wie hart ſie an das Banner und ſeinen Bruder gehn;
Der ringt; die zarte Wange jedoch wird lilienweiß
Und roth des Banners Lilien, getränkt von ſeiner Wunden Schweiß.

Wie hart der Schlag, nicht beugt er des Connetables Muth,
Franz, ſeinem Herrn und König, zu weihn das eigne Blut,
Er rächet ſeinen Bruder mit äußerſter Gewalt,
Wie ſchmählich auch der König ihm nachmals ſolche Treu' vergalt.

So ſteht zur linken Seite Trivulzio's Macht gerückt,
Der Kardinal hat auf ſie ein ſcharfes Schwert gezückt;
Doch mehr als ſeine Reiter hilft ihm zu ſelber Stell',
Die Kraft von Aar- und Thurgau und flinkes Volk aus Appenzell.

Die dringen unter Roſſe und auf den Meſſerſtich
Bäumt ſich der Hengſt und ſchleudert den Reiter hinter ſich.
Und Mann und Roß zerſchmettert der Kolben und das Beil,
Der Dolch fährt im Gewimmel durch Ring und Helm in Pfeiles Eil.

Da laſſen zum Beiſtehn Trivulzio ſie nicht Raum,
Da kann er ihrer Streiche ſich ſelbſt erwehren kaum;
Sie nehmen ihm zur Seite gefangen ſeinen Sohn,
Das Leben kaum ihm laſſend um den verſprochnen großen Lohn.

Dort aber, wo Waldſtätten nun ſteht zur rechten Hand,
Iſt für die Landsknechte der allerſchwerſte Stand;
In Schlachtluſt hat auch Richmuth und Hug und Jauch entbrannt,
Sie ſtehn voran, erweiſend, wie Zagheit ihnen unbekannt.

Da zeigt der alte Kätzi ſich aller Ehren reich,
Wo er mit ſeinen Schwägern, lehrt er den beſten Streich.
Der Feind ſieht allenthalben des Zauberers Geſtalt,
Das Feuerantlitz mächtig vom weißen Bart und Haar umwallt.

Und Püntiner aus Uri, von Wuchs rieſenhaft,
Gewiegt im Ritterweſen voraus die Meiſterſchaft,
Mit ſeinem langen Schwerte, mit ſeinem ſcharfen Schlag
Legt er bei Schwaden nieder, was nur ſein Schwung erlangen mag.

Hier iſt's, allwo zuerſt es dem Landsknecht graut,
Wo er zurückgeworfen ſich um nach Hilfe ſchaut. —
So ſchreitet vor der Schweizer nun rings mit Luſtgeſchrei,
Als träf' mit jedem Schritte nach vorn ihm neue Hilfe bei.

Nun ſchlug das Ungewitter auch an des Königs Ohr;
Doch ſprang er von der Tafel faſt zweifelnd noch empor.
Da drängen ſich die Boten: Der Feind iſt ſchon am Wall!
Er hat ihn ſchon erſtürmet; er bricht in's Lager überall!

Nun war auch aus Venedig der Freiherr Alvian
Zu Tafel mit dem König; er ſieht die Feinde nahn
Und ſprengt hinweg, dem König durch's Dunkel noch der Nacht
In Eil herbeizuführen Venedigs hilfbereite Macht.
Bald ſitzt auch ſchon zu Roſſe der König kampfbereit
Und friſche Heereshaufen führt er hinaus zum Streit,
Die ritterlichſten Herren und wilder Völker Schwarm,
Darunter viele Tauſend, die Büchſen im geübten Arm.

Die Landsknechte dränget indeß das Schweizerheer
Und über eigne Todte und Wunde ſtürmt's einher.
Da ſieht auch viel der Seinen der Zwingli ſterbend wund
Und beut das heilig Zeichen zum Kuß und letzten Troſt dem Mund.

Und der da fährt von hinnen, deß Blick reißt er empor,
Wo weithin durch den Himmel das Kreuz noch ſtrahlt wie vor,
Das Kreuz in blut'gen Flammen, obgleich der Sonne Licht
Schon lang' iſt untergangen und Stern an Stern hervor nun bricht.

Deß ſchaut der junge Steiner, der Zuger Kapellan,
Zur Seite ſtets dem Zwingli, auch ſtaunend himmelan:
„Es iſt, ſagt er mit Schauer, ein unheilvoll Geſicht!“
„Es iſt, als kennt', ſagt Zwingli, das Schweizerkreuz erlöſchen nicht!“

So miſchen ſie ſich wieder mit Schwertern in den Streit,
Der jetzt noch ſchreckenvoller ringsum ertoſt und ſchreit.
Des Königs Andrang brandet wie Sturm am Felſenrand;
Ein Augenblick — und Haufen zerſchellter Trümmer ſieht das Land.

Nun aber bricht das Feuer neu in die Schweizer los
Aus tauſenden der Büchſen und donnerndem Geſchoß,
Als flammte eine Waldung mit Krachen rings umher;
Da fallen ihrer Viele, Nichts hilft des guten Schwertes Wehr.

„Nehmt untern Fuß das Feuer!“ ruft's durch die Schweizerreih'n,
Und friſchen Sprunges rennen ſie in die Schützen ein;
Und mit dem Arm geladnen Keul-, Schwert- und Dolch-Geſchoß
Vergelten ſie die Schüſſe mit hundertfachem Schlag und Stoß.

Der König iſt ingrimmig, daß er zurückgeprallt,
Er eint und ordnet wieder die ganze Heeresgewalt;
Jetzt ſoll ein letztes Stürmen das Lager ihm befrei'n
Und über Wall und Graben der Feind zurückgeworfen ſein.

Die Schweizer ſehn Geſchwader her rennen ohne Zahl,
Sie ſehen das Gefunkel des Stahls im Mondenſtrahl,
Des Fußvolks dunkle Reihen in Nebel und in Nacht,
Als ſollten ſie noch kämpfen mit Geiſtern jetzt der Mitternacht.

Erwartend nicht der Feinde Angriffs-Trompetenſtoß,
Gehn ſie wie ausgeruhet auf ihre Keile los,
Als wären wie mit Weine vom Thaue ſie erwacht,
Als wären ihre Todten erſtanden und verhundertfacht.
Da gilt kein Widerſtehen; der erſte Damm bricht ein;
Da rennt der König ſelber her in die Vorderreihn;
Bald iſt erkannt die Goldkron, die ſeinen Helm umflicht,
Des Mantels Demantlilie, die blitzend ſcheint im Mondenlicht.

Er hat vor Stoß und Schlägen g'nug zu erwehren ſich,
Durch Panzer dringt und Koller ihm mancher Lanzenſtich;
Da ſprengen, ihren König zu ſchützen in Gefahr,
Die beiden allerkühnſten, zwei weltberühmte Helden dar.
Graf Imbercourt, dem nie noch Schlag oder Stoß gefehlt,
Der in jedweder Mühſal des Kampfes ſich geſtählt,

Der ſchwertbepanzert wandelt zu Luſt im Sonnenbrand,
Als ob durch Waldesſchatten er ſich erging im Jagdgewand.
Der Ritter iſt der Bayard, die Kron' im Ritterthum,
Der Ritter ohne Tadel und Furcht heißt er darum;
Der König hat geſchrieben ihm auf des Schildes Feld:
Für eines Heeres Stärke gilt ſeinem König dieſer Held.
Dem Imbercourt wird's ſchwül nun allhier in kühler Nacht,
Wo in des Wetters Schlägen Speer, Schild und Helm zerkracht;
Nicht ſchützt vor Donnerkeilen die ſtärkſte Fechterhand;
Zerſchmettert ſtürzt er nieder in den blutüberſtrömten Sand.
Und der ſonſt einem Heere allein ſich ſetzt zur Wehr,
Der findet Seinesgleichen allhier ein ganzes Heer:
Hier ohne Furcht und Tadel kämpft Bau'r und Ritter gleich.
Nicht Furcht kennt hier der Schweizer, nur ohne Tadel iſt kein Streich.
Doch der ſonſt ohne Tadel und der kein Fürchten kennt,
Iſt's, der im Mordgewühle von ſeinem Herrn ſich trennt,
Er ziehet ſich zurücke, ſteigt ab vom Roſſe ſacht,
Wirft ab der Rüſtung Hemmniß; ihn rettet nur die finſtre Nacht.
Denn nun die Nebel ſteigen und Mond und Stern verſchwand,
Hat [illegible] Zerwerren, wo er ſtand;
Tief haben ſich die Schweizer rings in den Feind gedrängt.
Da ſtehn ſie nun im Dunkel, wie Freund und Feind der Kampf gemengt,
Frägt wer in fremder Zunge den Nachbar: „Wer biſt du?"
Muß mit dem Dolch er Antwort empfahn im gleichen Nu:
Und denen ſelbſt die Nacht nicht abkühlt des Mordens Grimm,
Erſchlagen viele Freunde, erkennend erſt des Wunden Stimm'.
„Wo ſtehen unſre Schaaren?" wird nun umſonſt gefragt,
Nicht weiß der Feind, wohin er im Weichen ward gejagt,
Der Schweizer nicht, wohin er gedrungen iſt im Streit,
Ob noch das Heer beiſammen, ob es zerſtreuet und wie weit.
Der König, müd zum Sinken, thut, wie der Söldner thut:
Zum leichenvollen Graben beugt ihn des Durſtes Gluth.
Dann, als er noch anordnend des Feldherrn Pflicht erfüllt,
Schläft einer auf dem Karren, in's rauhe Zelttuch eingehüllt.
Nach ihren Schaaren fragen die Fürſten durch die Nacht
Und ſuchen wieder ordnen die weit zerſtreute Macht.
Die Haufen ſtehn zuſammen, Geſchütz wird aufgeführt,
Rings ſchmettern die Trompeten und Pauk' und Trommel wird gerührt.
Doch zeigt ſich hier und drüben kein Feu'r noch Lichtlein an;
Dem Feinde könnt's verrathen die Stärke und den Plan.
Wie um uns her im Dunkel das Schickſal Netze flicht:
Wir ſpüren wohl ſein Weben, doch, wie entgehn ihm, ſehn wir nicht.

Erſt jetzo nach dem Kampfe hebt an der Schweizer Noth:
Sie haben ja zur Stärkung nicht einen Biſſen Brot;
Sie trieſen, da durchwatet ſie tiefer Graben Flut,
Vom Schweiße ſind ſie trieſend und eignem und der Feinde Blut.
Auch wehet ſcharf der Nachtwind her über's naſſe Feld
Und fühlet ſich vom Froſte geſchüttelt mancher Held:
Doch nur die Zweige beben des Eichenwaldes im Wind,
Da Stamm und Aſt und Wurzel im Sturm auch unbeweglich ſind.
So ſtehn ſie Ruck' an Rücken gelehnt und Arm an Arm,
Zum Ausruhn ſich zu ſtützen und ſich zu geben warm;
Raſch gehn die auf und nieder, die ſchlagen, [illegible]
Um ihren Leib die Arme abwehrend ſo den naſſen Froſt.
All' ſehn ſie in den Himmel: „Käm' doch des Tages Schein,
Daß ſiegend oder ſterbend wir löſen dieſe Pein!"
Doch keine Dämm'rung taget: Zuweilen nur durchbricht
Anzeigt wie Wetterleuchten die Nacht des Kreuzes Wunderlicht.
„Dieß ruft uns, ſagen Viele, Muth zu im blut'gen Schlag!"
Die Andern: „Blutig kommt uns der Kreuzerhöhungstag!"
Und Mancher, ſeines Frevels in dieſem Land bewußt,
Vergißt den Spott und grauenvoll ſchlägt und bekreuzt er ſich die Bruſt.
Daß ſich zuſammenfinde der Eidgenoſſen Macht,
Schrei'n nun die Landeshörner wie Leuen durch die Nacht;
Und wo das Horn von Uri brüllt wie des Stromes Fall,
Dorthin entbeut zum Rathe Marx Röuſt die Heeresführer all.
Derweil kommt wegeskundig zurück der Kardinal,
Aus Mailand Hilf' zu bringen und ein erquickend Mahl;
Da ſehn ihn Lanzenknechte, doch kennen ſie ihn nicht
Und laſſen los ihn wieder, da ſchlau er ihre Sprache ſpricht.
Durch's Leichenfeld dann ſprengt er, Bach, Wald und finſtre Nacht,
Und klopfet bald am Thore zu Mailand an mit Macht
Und klopfet an dem Herzog; doch wie er bat und rief,
Nicht läßt die Stadt ſich ſtören: ſie träumen ſüß und ſchlafen tief.
Er ſprengt von dannen wieder und ruft: „O weh der Stadt,
Die ſo zum Herrn den Schläfer, zu Bürgern Jammer hat!"
Und auf dem Schlachtfelde ruft ihm der Andern lauter Streit,
Wo der: „Zurück nach Mailand!" und der: „Hinein zum Kampfe!" ſchreit.
Er ſelber ſagt: „Viel beſſer, wir kehren gleich zur Stadt
Und holen Hilf' und Speiſe; das Heer iſt abgematt!"
Desgleichen räth auch Zwingli und ſagt: „Im Rücken liegt
Uns noch die Macht Venedigs und ſiegend werden wir beſiegt."
Nun aber kaum ein Schimmer der Dämm'rung blickt heran,
Sind ſchon, auch ohne Führer, die Schaaren eins im Plan.

Und wieder tief in Keilen geht an den Feind der Lauf
Zum friſchen Morgengruße, bevor die Sonne ſteigt herauf.
Solch Stürmen iſt dem Feinde wie kalter Morgenwind;
Die Schweizer aber, wie ſie erfroren, hungrig ſind,
Woll'n ſchnell erwarmen wieder in des Gefechtes Glut,
Durſt gibt und Hunger ihnen blutlechzender Leoparden Wuth.
Als wie der Strom, der plötzlich ſchreckhaft zurücke blieb,
Sich ſtauet und dann losbricht, ein Wald- und Felsgeſchieb:
So ſchäumend, brüllend, ſtäubend iſt ihres Stromes Stoß;
Ein Strom mit Fels und Stämmen, ſo naht zermalmend ihr Geſchoß.
Gleichwie, bevor die Sonne des Erntetags erſteht,
Die Schar der Mähder lang ſchon durch naſſe Schwaden geht,
So ſchritten mähend vorwärts die Schweizer durch die Au
Und waten immer tiefer im dampfendwarmen rothen Thau.
Nun ſteigt aus Purpurwolken die Sonn' in rother Glut
Und ſehn ſich übergoſſen die Heere wie mit Blut.
Da jauchzen auf die Schweizer, ſie haben gutes Licht,
Es blitzt mit ſcharfer Blendung dem Feinde grad in's Angeſicht.
Und tiefer tritt zurück er zur recht- und linken Hand;
So feſter hält die Mitte rings um den König Stand;
Hier drängen ihn die Zürcher Lavater, Walder ſchwer,
Thumyſen, Schwyzer, König und Schinz und Räf mit Schwert und Speer;
Und auch die Göldli laſſen ihn wenig Freundſchaft ſehn,
Wie ſie mit Hau'n und Stechen ihm ſcharf zu Leibe gehn.
Mit ihnen Georg Berger und Ziegler, Stapfer auch,
Seyſtab und der von Muſchach; ſcharf zielet Zupli durch den Rauch.
Marx Röuſt, der Bürgermeiſter, iſt todt von Schlag und Stich.
Da wehrt ſich für den Vater ſein Diethelm ritterlich,
Dem andern Bürgermeiſter, Herrn Felix Schmidt, erſchlägt
Die Ueberzahl der Feinde den Sohn, der Zürichs Fahne trägt.
Da trifft den Fürſten Talmont von Schmied auch Schlag um Schlag.
Wie treu ihn Latremouille, ſein Vater, ſchützen mag;
Er iſt ſein einz'ger Erbe und mit ihm ſtürzt ſein Haus;
Aus ſechzig Wunden ſtrömet dem Jüngling da ſein Leben aus.
So iſt dem Herzog Guiſe umſonſt ſein Hilferuf.
Er wird vom Pferd geriſſen, geſchleudert unter'n Huf;
Nur wenn ſich nicht geworfen auf ihn der Edelknecht,
So wäre hier verblutet das nachmals grauenvoll Geſchlecht.
Die Eidgenoſſen ſtehen nicht minder rings bedroht;
Schon kämpft auch Amman Steiner von Zug in Todesnoth;
An ſeine Seite drängen ſich ſeine Söhne her,
Hans und der Prieſter Werner und Michael, der Bannerherr.
Graf Camerre hält dem Vater das Haupt auf's Roß gedrückt
Und mit dem andern Arme das Schwert auf ihn gezückt,
Da haut ihm Hans die Linke herab mit ſtarkem Streich,
Doch in den eignen Nacken empfängt den Todesſtoß er gleich.
Nun Michael den Grafen vom Roß hinunter ſchwingt,
Iſt er von deſſen Rittern mit Streich und Stoß umringt,
Er ſtürzt und ſterbend reicht er dem Vater noch die Fahn';
Da ſteht von Wetterhauſen geängſtet auch der Kapellan.
Den Hartbedrängten ſpringet ihr Freund, der Zwingli, bei,
Doch wie er nur gewaltig, ſchlägt er ſie wieder frei;
Und mit des Schwertes Zunge ſpricht er ſo ſtreng und gut,
Wie wider Lug und Treu er mit ſeines Wortes Schärfe thut.
So glüht der Kampf, je höher die Sonne, immer mehr;
Schon Mittag iſt es jetzo, der Himmel wolkenleer;
Heiß brennt die glühenden Becher der Helm' und Panzer Stahl,
So grimmer hau'n die Schweizer nach Blut in ihres Durſtes Qual.
Und ſchon kommt von der Rechten, wo Rägi ficht, herbei
Durch all das Schlachtgetümmel ein hohes Siegsgeſchrei:
Er bringt alldort die Scharen der Hinterhut zum Fliehn
Und droht, in ſchnellem Jagen den König ſelber zu umziehn.
Der König ſchaut mit Grauen in das Gewirr zurück;
Und ſieht den Kern auch wanken, abwenden ſich das Glück: —
Da ſteiget, fern im Rücken der Schweizer, Staub empor
Und rennt da Alviano mit ſeinen Tauſenden hervor.
Da wenden ſich zur Linken Chur, Baſel, Appenzell,
Dem erſten Andrang wehren gewaltig ſie und ſchnell;
Viel Adel aus Venedig fällt hier in Blut und Staub,
Der da voran im Rennen erjagen woll'n das Lorbeerlaub.
So unermüdlich hier auch annoch der Schweizer ficht,
Der Cardinal vorleuchtet und Sieg und Heil verſpricht:
Ihr übermenſchlich Wogen hält doch nicht ab ſie lang
Den Strom der friſchen Kräfte und der Geſchütze Ueberdrang.
Das Banner ſinkt von Baſel: es hat der Büchſe Stein
Hans Bär, dem Bannerherren, zerſchmettert Fuß und Bein;
Nun aber Zeit hat Keiner, wie er das Banner beut,
Da hat er es zerriſſen und in das Blut es hingeſtreut.
So reißt auch Moriz Gerber aus Appenzell vom Schaft
Herab ſein Landesbanner mit ſeiner letzten Kraft
Und birgt's in ſeinem Buſen, ſo hat er ausgehaucht,
So finden es die Feinde in ſeines Herzens Blut getaucht.
So werden hier die Scharen des Cardinals geſprengt
Und iſt mit ſammt den Seinen Marx Röuſt auch hart umdrängt;
Kein Rufen gilt und Ordnen; die Scharen löſen ſich:
G'nug hat ſich zu erwehren ein Jeder gegen Hieb und Stich.
Vierhundert Zürcher können zu einem Landhof fliehn,
Um den wie eine Feſtung ſich hohe Mauern ziehn;
Hier treten ſie mit Büchſen durch das verlaßne Thor,
Wo königliche Führer getafelt hatten Tags zuvor.

Sie laben gute Speiſe, was ihnen kein Verdruß,
Und wälſcher Weine haben ſie einen Ueberfluß,
Und durch die müden Glieder ſtrömt wieder friſches Blut,
Doch ſchießen ſie durch Fenſter und Lücken noch einmal ſo gut.
Und in der Schar, die dichter ſich dränget um das Haus,
Sinkt manches goldne Banner, manch hoher Federſtrauß,
Und um die Mauern krachen die Büchſen Knall um Knall
Und in die Säle fliegen die Hagelſteine Ball um Ball.
Doch fällt der Zürcher Einer zurück in das Gemach,
Die guten Schützen rächen den Einen zehenfach:
Sie haben da ein Schießen, wie wenn ein ganzer Fluß
Gewitters vor dem Treiber entgegenſtrömt dem ſichern Schuß.
Doch jetzt fliegen Brände geſchleudert in das Haus
Und lange nicht, ſo qualmt es und brechen Flammen aus;
Der Feind erhebt ein Jauchzen; der Zürcher ſäumet nicht;
Doch dieſer Feind iſt ſtärker, der nun durch alle Fugen bricht.
Das Waſſer fehlt, ſie ſtürzen Wein in der Flammen Wuth
Und dampfend, ſpringend treten ſie auf der Balken Glut,
Mit Schild und Speeren werfen ſie Brände aus dem Saal,
Sie raſen durch die Hallen, durch Rauch und Qualm und Feuersqual.
Verſengt ſind Bart und Locken, es brennet ihr Gewand,
Sie ſtehen rings in Flammen, in einer Hölle Brand.
Da bricht, ſich faſt erdrückend, die Menge durch das Thor,
Doch dieſes Augenblickes gewärtig ſteht der Feind davor.
Der Maſſen wirft darnieder und rückwärts ſein Geſchoß
Und nachdrängt über Leichen durch's Thor ſich der Franzoſ;
Da ſchlägt es Brände und Flammen zuſammen all das Haus
Und ſchlägt ein Schrei zum Himmel mit einer Feuerwolke Graus.
Der müde Schweizer weichet derweilen überall,
Gedrängt von der Geſchoſſe und Völker Ueberſchwall;
Schon wendet hier und dorten zur Flucht ſich eine Schar,
Vergeblich ſtehn die Andern und ſtellen dann allein ſich vor,
Jedoch, wie ſo verlaſſen für ihn der Andre ficht,
Vermag dies anzuziehen auch der Geringſte nicht;
Sich wenden wieder um ſich in all dem Mord und Tod
Und zeigen auch die Schwachen die höchſte Kraft in höchſter Noth.
Die Schwyzer dringen wieder dem Amman Kätzi nach,
Der, Streng und Arm zerſchmetternd, in Bogenſchützen brach;
In ſeinem Schlag und Blicke bleibt Sieg und Graun gebannt
Und dunkel Strobelbogen ſind auf den weißen Bart geſpannt.
Sein Schild iſt vom Geſtöber der Pfeile überfaßt
Und wie mit Erz die Scheibe des Schützen an ſich faßt.
So laſſen ihm die Pfeile, er will ſie ſchütteln los,
Da fliegt in die Bruſt ihm der Widerhaken manch Geſchoß.
Und mit den letzten Kräften führt er noch manchen Schlag,
Wie mancher Pfeil vom Herzen ihm auch da ragen mag,
Und mit dem letzten Schlage fällt hin der Greis und Held,
Der hochbetagt noch kämpfte, wie dort als Mann in Murtens Feld.
Anjetzt fällt auch der Venner Klaus Wirz aus Unterwald
Und ſchwebt in Feindeshänden das Schlüſſelbanner bald;
Da dringet in die Spieße, geling' es oder fehl's,
Und holt zurück das Banner der Kaplan Erhart Lindenfels.
Nun aber wird auf einmal das Horn von Uri ſtumm,
Auf's Leben muß ſich wehren der junge Imhof drum;
Er iſt der ſchönſte Senne, blauäugig, goldnen Haars,
Im Schwingen und im Rennen der Feſte Sieger jeden Jahrs.
Er einzig kann das Landhorn erſchallen, daß es tönt
So grauenvoll, wie's zu Granſon Karln von Burgund gedröhnt.
Schon hält's der Feind ergriffen am goldbeſchlagnen Rand;
Die ſchwere Silberkette ſchlang Imhof ſchnell noch um die Hand.
Und in der Rechten ſchwinget ein Feuerrad ſein Schwert;
Doch was aus Arme fliegen und wie er ſich erwehrt:
Nur ſtärkre Hände greifen rings nach dem Zauberhorn;
Mit ihm, ſo heißt es, geht noch den Schweizern auch der Sieg verloren.
Schon hat die Silberkette zerfleiſchet ihm die Hand;
Blut fließt ihm aus den Augen, Blut trieſet ſein Gewand
Und Keiner kann ihm helfen, ein Jeder iſt umringt;
Doch will er lieber ſterben, eh daß man ihm das Horn entringt.
„Hier rette! rette!“ rufet er übermächt'gen Tons;
Der Vater fern erkennet die Stimme ſeines Sohns.
Er ſchlägt ſich durch verzweifelt, doch wie heran er rennt,
Sieht hin den Sohn er ſtürzen, die treue Hand vom Arm getrennt.
Und von dem Feind mit Jubel erhoben Horn und Hand;
Da ſtürzt er nach, zu retten das Heiligthum dem Land,
Dem es, auch in Italien, einſt Karl der Große gab,
Das immer Sieg nur tönte durch die Jahrhunderte hinab.
Nicht mehr iſt's zu erringen, was er auch Lanzen brach;
Da ſinkt er um ſo jäher dem theuren Sohne nach.
Und Uri weicht, ergriffen vom Graun geheimer Macht;
Der Pontner nur deckt ſie und er allein beſteht die Schlacht
Und ſtehet, wie einſt rettend der Tell im Schächenbach
Im Wetterwogenſturze, im Berg- und Felſenkrach:
Wer ihm ſich naht, den ſtürzt der ungeheure Mann
Mit einem Walle wieder von heißen Leichen umgeben.
Doch liegt endlich ingrimmig auf ihn der ganze Sturm;
Gleichwie wird angefahren als gegen einen Thurm:
Er fällt, im Heldenmuthig den unbezwungenen Muth,
In unbezwungner Rechte des Flammenſchwertes rothe Gluth.
Die Lanzenknecht' erheben von Hohn und Rachewuth
Und Speer und Schwerter tauchen ſie in des Helden Blut;
Sie ſpalten ihm und fällen mit Kraft die Heldenbruſt
Und ſtampfen drauf die Roſſe, verübend ihrer Rohheit Luſt.

Derweil zurückgetreten ſchart ſich das Schweizerheer
Und weiſet dem Verfolger die ungebrochne Wehr;
Eroberte Geſchütze gehn in der Hinterhut
Und der Verlornen Freiſchar; ihr weißer Strauß
trieft nun von Blut.

Und in des Heeres Mitte trägt aus dem blut'gen Feld
Verwundete Genoſſen getreu der müde Held,
Und in des Heeres Mitte glänzt manche Fürſtenzier,
Eroberte Streitroſſe und prangt manch' königlich
Pannier.

Sie müſſen oft ſich wenden und laſſen wohl es ſehn,
Sie werden nur im Blute des Feindes untergehn.
Da heißt der König ruhen die große Schlacht und ſieht
Mit Staunen und Bewundern, wie da einher der
Schweizer zieht.

Geſtanden Nacht und Tage im ungeheurſten Kampf,
Ruhlos, in Durſt und Hunger, in Froſt und Glut
und Dampf,

Und Keiner ohne Wunden und Keiner ohne Schmerz
Gehn noch ſie ſtolzen Schrittes, als wären ſie von
Stahl und Erz.

Und trotzig iſt ihr Blick noch, ihr Anblick ſchreckerfüllt,
In Staub und Rauch und Brandmal und Schweiß
und Blut gehüllt,

Zerhackt die naſſen Schwerter, zerfetzt die blut'ge
Fahn':

So ziehn ſie hin und ſchreiten, als gingen ſie die
Siegesbahn.

Trivulzio ſpricht zum König: „Was ich in Schlachten
fand

Sie waren gegen dieſe all' eitel Kindertand;
Mit Menſchen nicht, wir fochten hier eine Rieſen-
ſchlacht

Und wären hin, zog' mit uns nicht der Geſchütze
Uebermacht."

Der König ſagt, der hoch ſich des blut'gen Sieges freut:
„Ich dank', zum Ritter hab' ich mich ſelbſt geſchla-
gen heut;

Drum gebe mir, Herr Bayard, auch eingedenk des
Tags,

Hier auf dem Schlachtfeld ſelber die Weihe nun des
Ritterſchlags."

---

## 66.

## Karl Simrock.

### 1.

### Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein!
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.
Siehſt die Mädchen ſo frank und die Männer ſo frei,
Als wär' es ein adlig Geſchlecht;
Gleich biſt du mit glühender Seele dabei,
So dünkt es dich billig und recht.
Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen ſo ſchön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom;
In den Bergen wie klimmſt du zu ſchwindelnden
Höh'n

Und blickſt hinab in den Strom.
Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und haſt du ihr Lächeln geſehn
Und grüßt dich die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, ſo iſt es geſchehn.
Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus;
Nun ſingſt du nur immer: Am Rhein, am Rhein!
Und kehrſt nicht wieder nach Haus.

---

### 2.

### Der Fang der Schildjungfrauen.

(Aus „Wieland der Schmied.")

#### Erſtes Abenteuer.

Es ſaßen drei Brüder, zu Norweg in der Mark,
Von elbiſchem Geſchlechte, heldenkühn und ſtark.
Sie waren keinem Könige noch Fürſten unterthan:
Den kunſtreichen Männern getraute Niemand zu nahn.
Wieland hieß der Eine, von dem mein Lied genannt,
Der iſt in allen Sagen der Völker wohlbekannt.
Selbſt in welſchen Zungen rühmt ihn das Heldenlied,
So gut Geſchmeide wirkte der unvergleichliche Schmied.
Der Andre hieß Eigel; der fehlte nie das Ziel,
Den Vogel aus den Lüften zu holen war ihm Spiel;
Den beſten aller Schützen hat ſchwer die Zeit ge-
kränkt,

Ihm ſeinen Ruhm entwendet und ihn an Fremde
verſchenkt.

Der Dritte führte weder den Hammer noch den Pfeil,
Mit ſeiner Wunderſalbe ſchuf er wieder heil
Was je entzwei geweſen, krank oder wund:
Helfrich war ſein Namen, er machte Todte geſund.
Die drei Brüder gingen einſt an des Meeres Flut,
Sich im Bad zu kühlen, wie man im Sommer thut,
Und wie ſie wonnig ſchwammen das Seegeſtad ent-
lang,

Da hörten ſie ein Rauſchen, das in den Lüften er-
klang!

Schwere Flügelſchläge, wie wenn der Aar ſich hebt,
Mit breiten Schwingen fachend, daß rings die Luft
erbebt;

Doch diesmal fuhr es nieder, ſie hörten es genau,
Nicht hundert Schritt von ihnen, dort bei der grü-
nenden Au.

Und über'm Waſſer glänzt' es, lichter als der Schnee,
Denn auf und nieder ſchwebten drei Fräulein in
der See.

Nach Eigeln ſah ſich Wieland: der winkt den Brü-
dern ſtumm

Als wollt' er ſagen: Schwimmen wir um das Eiland
herum.

Sie durften nicht reden, denn wohl meilenweit
Trägt den Schall die Welle und traun, ein Herzeleid
Wär es für die Brüder, mißläng die Mädchenjagd;
Die ſchwammen immer weiter und weiter leuchten-
der Pracht.

Die Brüder inzwiſchen erreichten das Geſtad,
Wo Jene ſich entkleidet. Da lag der Frauenſtaat,
Drei Schwanenkleider lagen am Strand in einer
Schluft:

Die hatten ſie getragen ſo weit daher durch die Luft.
„Gewiß, es ſind Walküren," ſprach da Wieland,
„Die unterm Schilde fechten, Schildjungfraun ge-
nannt:

Die kamen nur zu kämpfen und ſind der Minne
gram;

Doch wären ſie noch wilder, wir machen ſie, hoff'
ich, zahm." —

„Die Eine ſcheint verwundet: einen Streifen roth wie
Blut,"

Sprach Helfrich der junge, „ſeh ich in der Flut:
Auch iſt der Kleider Eines von friſchem Blute roth
Hier unterm Schwanenflügel: die bewahr' ich vor
dem Tod."

„So iſt dir," ſprach Eigel, „geborgen ſchon dein Theil,
Sie folgt dir um ſo lieber, macht deine Kunſt ſie
heil.

Doch ſchau, wie ſie ſich wenden, ſchon kehren ſie
zurück:

Ihr Gefieder ſteht zu Pfande, ſie werden nie wieder
flück." —

„Die Meine bleibt dahinten," ſprach da Helferich,
„Die Arme wird verbluten; mir jammert ſie mich!
Ich eil' ihr zu Hilfe, ihr Sterben wär mir leid;
Ihr Bruder unterdeſſen wahrt mir dies blut'ge Kleid."
Mit einem Heilkraute ſtürzt' er ſich in's Meer,
Gewandter Taucher ſchwamm er unter den Wellen her
Und faßte die Dritte mit ſtarkem Arm gewandt
Und trug ſie, die ſich ſträubte und mit ihm rang, an den Strand.
Ohnmächtig am Ufer, die Jüngſte lag ſie da
Mit goldgelben Locken. Eine Buche war nah;
Als er ſein Kraut verwendet, nahm er davon den Baſt,
Die Wunde zu verbinden und nun erſt gönnt' er ſich Raſt.
Die Schweſtern derweilen ſchwammen nach der Bucht,
Wo ihre Kleider lagen, doch in beſtürzter Flucht
Wandten ſie ſich wieder, als ſie die Brüder ſahn
Da rief aber Wieland: „Ihr müßt doch endlich heran!
„Eure Schweſter iſt uns Geiſel, die unſer Bruder pflegt
Und ſchon auf ſeinen Armen, die Bewußtloſe trägt;
So wollen wir euch tragen auf Händen, wenn ihr lebet,
In Lieb und feſter Treue; ihr ſeid's, wir wiſſen es werth.
„Wir haben auch eure Kleider: ihr entfliehet uns nicht."
Doch iſt in Wind geſprochen, was man zu Spröden ſpricht.
Sie ſchwammen immer weiter und weiter lichter Pracht;
„So müſſen auch wir beginnen," ſprach Wieland, „die Mädchenjagd.
„Nun iſt an dir die Reihe, Bruder Helferich,
Der Kleider uns zu wahren." In die See ſtürzten ſie ſich
Und mit gewalt'gen Stößen den edeln Schweſtern nach:
„Wenn wir ſie nicht erreichten, es wär uns ewige Schmach."
Schon vor Verlangen gab ihnen Kraft und Muth
Und Floſſen an die Ferſen. So theilten ſie die Flut,
Wie der Falk die Lüfte, auf Beute ſchießend, theilt;
Die ſchnellſten Schweſtern bleiben doch von ihnen ereilt.
Sie doppelten die Kräfte und ſchoben pfeilgeſchwind
Ueber die wilden Wogen, als wehte ſie der Wind.
Nun laſſen wir ſie ſchwimmen und ſehn nach Helferich,
Der mit keinem Schritte von der ſchönen Schildmagd wich.
Da drang ihr durch die Glieder des Wundkrautes Kraft
Und rief zum Leben wieder die Geiſter, die erſchlafft;
Zwei blaue Augen blickten Helferichen an;
Da lag ſie auf dem Schooße, ach, einem wildfremden Mann.
Sie will ſich ihm entringen, doch Jener hielt ſie feſt
Mit ſtarken Armes Schlingen an ſeine Bruſt gepreßt:
„Du öffneſt deine Wunden, ſträubſt du dich ſo wild;
Ich habe ſie verbunden und das Blut iſt wieder geſtillt." —
„Hilfe," rief ſie, „Hilfe!" — „Hier bin ich, Helferich;
Dir iſt ja ſchon geholfen und der dir half, war ich.
Hier kann dich Niemand hören; doch machſt du mir's zu bunt,
So ſchließ ich dir mit Küſſen deinen perlenreichen Mund."
Je dringender er mahnte, je lauter ſie ſchrie;
Sie rang ſich übermächtig los von ſeinem Knie:
Da mußt' er ihr bewältigen den wunderſchönen Leib:
Da ward die Walküre des edeln Helferich Weib.
In der Felſengrotte lag ſie und ſchluchzte tief,
Ein Strom heller Thränen ihr von der Wange lief;
In ihres Herzens Jammer hub ſie zu klagen an:
„Was hab ich dir, Verräther, was hab ich dir doch gethan,
„Womit dich wohl beleidigt, daß du mich wehrlos fingſt!
Nun gar die Königstochter zu deiner Minne zwingſt,
Unwürdiger, nur zu ſchauen mein klares Angeſicht!
Doch Odin wird es rächen und Thor, der im Donner ſpricht." —
„Zu Thor will ich nicht ſchwören, noch zu Odin's Macht,
Doch Freia ſoll hören, was mir das Herz gedacht,
Und Wara, die die Schwüre der Liebenden vernimmt,
Was, eh ich dich berührte, der Sinn voraus mir beſtimmt.
„Schon als ich dich erjagte, noch eh ich dich erſchaut,
Hofft' ich in dir zu finden die herzgeliebte Braut;
Doch als ich dich in Schöne ſo herrlich prangen ſah,
Der deine Wunden heilte, dem verwundetſt du da.
„Nun will ich's doch geloben, die Götter zeugen mir,
Nie ein Weib zu freien, find ich es nicht in dir:
Du darfſt dich mein nicht ſchämen, hohe Königin,
Da auch von Königsſtamme und in Niemands Gehorſam bin.
„Laß dieſen Ring dir bürgen, ſein heller Edelſtein —
Doch ſiehe, Bruder Eigel naht mit der Schweſter dein.
Sie landeten dort oben, wohin der Strom ſie trieb;
Was wetteſt du, ſie iſt ihm auch mehr als Leib und Leben lieb?
„Nun ſage, Freund Eigel, wo Bruder Wieland weilt?
Hat er das ſchnellſte Mägdelein mit Schwimmen nicht ereilt?"
Er ſprach: „Du weißt, ich ſchaue wohl ſieben Meilen weit,
Doch längſt uns aus den Augen war er und die holde Maid!" —
„Nun muß ich um den Bruder in Angſt und Sorgen ſtehn,"
Sprach Helferich der junge, „es könnt ihm ſchlimm ergehn,
Daß ihn Ran entführte zu Helas Todtenreich!
Wären beide ſicher, wir eilten ihm zu Hilfe gleich." —
„Wir durften ſie," ſprach Eigel, „ſich ſelbſt nicht anvertraun,
Wir hätten ſie verloren — da glaub ich was zu ſchaun.
Dort am fernſten Rande des Meeres regt es ſich:
Nun jauchze, Bruder, jauchze, es iſt Wieland ſicherlich
„Mit ſeiner lichten Beute." Und als es näher kam,
Da war es wohl ein Wunder, wie laut man ſie vernahm
Den theuern Bruder grüßen mit Jubel und Geſang;
Aus vollen Kehlen tönte des Willkomms fröhlicher Klang.
Auch Wieland ſang entgegen ein ſchallendes Siegeslied,
Das ihre Freude mehrte, ſie ganz von Sorge ſchied.
Nun mögt ihr gern vernehmen, was der Recke ſprach,
Als er mit ſeiner Bürde die Wellenſchaume durchbrach:
„Wohl ſeh ich mit Freuden, wie euch das Glück gelacht,
Nicht ſchwer iſt euch geworden, mich dünkt, die Mädchenjagd;
Doch mir erging es anders, ich kam in große Noth,
Nur durch ein ſeltſam Wunder entging ich drohendem Tod.
„Nicht wollt' ich ſie erreichen, die mir ſo wohl gefiel,
Sie ſcherzte mit den Wellen, als wär's ein loſes Spiel;
Zwar kam ich immer näher und ſah ſie endlich nah,
Doch bei der Rieſenkufe in die Brandung fiel ich da.

„Da galt kein Widerſtreben, ein Strudel faßte mich
Und trug den Unmächtigen, dem Sinn und Muth entwich,
In Ran's unſel'ge Veſte. Ich ſah ſie, ſchilfgekrönt,
Und hört' auch ihre Stimme, die heiſer und übel tönt.

„In einer blauen Grotte zog es mich aus der Flut:
Sie ſaß auf dem Throne, der war roth wie Glut,
Bei Aegir, ihrem Gatten. Er ſah mich an ſo wild;
Sie aber blickte gräßlich, ein ſchauerlich Angſtgebild.

„Da ſchwammen ihre Töchter, neun Wellenmädchen, her
Und trugen mich Flüchtigen durch das empörte Meer.
Darunter war eine, Wachilde genannt,
Die ſah mich kaum von ferne, ſo hatte mich ihr Blick erkannt.

Da ſprach ſie zu den Andern: „Mir, Schweſtern, laßt dieß Paar,
Dafür will ich euch danken in Treuen immerdar,
Ich werd' euch gerne wieder mit Dienſten unterthan.“
Deß wurde ſie gewähret von den Töchtern der blauen Ran.

„Da zog ſie uns beiſeite zur Laube von Kriſtall,
Die zierten goldne Leiſten und Latten überall,
Korallenäſte liefen umher wie am Spalier;
Sie ſprach: „Mein Enkel Wieland, ich hielte gerne dich hier;

„Doch weil ich dulden müßte meiner Schweſtern Spott
Und du dich aufwärts ſehneſt, ſo ſchütze dich ein Gott:
Ich werde dich geleiten und deine lichte Braut.“
Da ward mir unterwegens noch manch Geheimniß vertraut.

„Als wir das Licht des Himmels hier oben wieder ſahn,
Da ſchied von uns die Tochter Aegir's und der Ran.
Sie gab an euch, ihr Brüder, mir holde Grüße mit;
Wie ſchnell ich nun mit dieſer die blauen Wogen durchſchnitt!

„So dank ich's Wachilden, daß ich nicht ertrank;
Doch laßt uns jetzt nach Hauſe, dieweil der Abend ſank:
Ich ſehne mich, zu koſen der ſchönen Jungfrau Leib;
Wie grimm ſie ſich geberdet, ſie wird noch heute mein Weib.“ —

„Das bin ich nicht geſonnen,“ ſo ſprach das Mägdelein,
„Ich ſchlafe wohl drei Sommer und Winter noch allein!
Darauf im vierten Jahre fragt einmal wieder nach,
Ob einen Mann ich brauche.“ — Die Andre begann und ſprach:

„Wie iſt euch in Treuen mein Magdthum nicht ſo leid,
Daß ich es Egeln gönnte: von dem wohl bleib ich Maid.“ —
„Was ſchweigt unſre Schweſter,“ ſprach Irne, „doch ſo ſtill!
Was iſt wohl hier ergangen, daß ſie Helferichens Minne will!“ —

„An mir iſt Nichts ergangen, als was an euch ergeht,
Bevor die Sonne morgen erröthend aufersteht:
Dann iſt an mir die Reihe zu ſpotten, glaubet mir;
Sie ſind einmal die Stärkern, ſonſt wären wir drei nicht hier.“

„Das wird ſich Alles finden,“ ſprach Wieland, „folgt uns nur;
Von eurem Uebermuthe bleibe morgen nicht die Spur,
Daß ihr uns nicht entfliegt, verbirgt uns eu'r Gewand;
Das muß, ſo ihr's nicht löſet, bei uns beſtehen zu Pfand.“

## 67.

## Ludwig Ettmüller.

### Aus „Karl der Große und das fränkiſche Jungfrauenheer.“

### Die Herrſchau.

Wer Anmuth weiß zu ſchätzen, wer blühenden, ſtolzen Leib
Mit Luſt erblickt, der folge mir jetzt. Nur daß ſein Weib
Zuvor es ihm erlaube! Leicht gäb's ſonſt einen Zwiſt;
Und beſſer bleibt zu Hauſe, dem's mitzugehn verboten iſt.

Der Nachmittage ſchönſter war's, traun! im ganzen Jahr;
Blau war des Himmels Wölbung, die Sonne ſchien ſo klar,
Koſende Lüfte hauchten ſo kühlend und ſo friſch;
Und froh war Alles, munter, wie tief im Waſſer ein Fiſch.

Noch ſaßen mit dem Kaiſer die Jungfraun dort beim Mahl.
Es kreiſten um die Tiſche die Schälein ohne Zahl,
Es ſchenkten holde Knaben der Traube ſüßen Saft:
Man aß, man trank, man ſcherzte: kein Zünglein lag jetzt in Haft.

Nachdem man zwo der Stunden am Mahle ſich erfreut,
Da rückt den Stuhl der Kaiſer. Der Jungfraun Schar zerſtreut
Sich plötzlich; die vertheilen ſich in der weiten Stadt
Und jene gehn zum Lager, das man draußen errichtet hat.

Bald dröhnten Hörner, Trommeln, Pauken und Zinken hell
Durch Achens weite Mauern. „Nun, liebe Herren, ſchnell!“
Begann zu ſeinen Freunden der weiſe Kanzelar,
„Daß wir zu Hofe kommen, bevor uns drängt der Mägde Schar.“

Sie hatten gleich nach Tiſche im Stadthaus ſich vereint,
Daß ſie zur Herrſchau gingen. Der Räthe jeder meint
Man könne ſein bedürfen, leicht thu's der Weisheit noth
Bei jungem Uebermuthe, obgleich ſie Karl nicht entbot.

„Hui! ſeht!“ begann da Lantfrid, „wie ſtürmt das toll daher!
Ei du mein lieber Himmel! die greift euch ohne Wehr,
Die fängt der wilde Heide. Wer hätt' es je gedacht!
Er dankt uns, daß der Jungfraun ſo viel wir ihm in's Land gebracht!“

„Der Kaiſer iſt beſeſſen!“ rief Wafrid ganz ergrimmt,
„Daß er das Reich des Feuers beraubt, das hell da glimmt,
Ob Alte nur er ſchickte, das möchte ſein; jedoch
Das iſt die ſchönſte Jugend! Ich ſag' ihm meine Meinung noch!“

Da vor das Haus ſie traten, da ſprangen ſchon herbei
Ringsher von allen Seiten die Jungfraun kühn und frei.
Sie kommen in hellen Haufen, da ſie der laute Schall
Zur Schau berief und Neugier, und manche büßt die Haſt mit Fall.

Die würdigen Räthe wurden zu Boden ſchier gerannt:
So kriegeriſcher Eifer in allen war entbrannt.
Jedoch zum Glücke noch jeder der Füße mächtig war,
Sonſt wären ſie, traun! erlegen der ungeſtümen Mädchenſchar.

Der Schrangen lagen fünfzig am Boden oder mehr.
Die keine Beulen hatten, die klagten ſonſt es ſehr.

Bei Manchem auch erregte die Sage heimlichen Scherz
Und Manche gar verloren ſammt dem Gleichgewicht ihr Herz.
Wer ſiegt, den überſchwemmen ſie raſch, bis angelangt
Sie hat, wo dann am Schafte des Reiches Fahne prangt.
Wohl freute deß die Bürger der Jungfrau'n Eifermuth
Und keinem bangte weiter bei ſolchem Heere vor Feindes Wuth.
Doch bald nach kurzem Wogen in Reihen ſind geſchaart
Der Jungfrau'n leuchtende Menge, mit Brünnen wohl bewahrt.
An fünfzighundert Reihen erblickte man in Wehr,
In jeder hundert Jungfrau'n, und alle kamen fertig her.
Man ſah die ſtolzen Schaaren durch breite Gaſſen ziehn,
Die Führerinnen alle durch ihre Reihen gehn.
Da glänzen goldne Schilde, da blinkt manch breiter Spieß:
Der Heiden Trotz würde ſchwinden, wenn Karl dieß Heer dort ſehen ließ.
Hier zeigte ſich jung Hrothtrud, dort glänzte Sieglind,
Hier ſah den Speer man wogen des alten Engel's Kind;
Dort meiſterte an den Zügeln die kühne Hrothmund;
Hier tanzte Roſſes Spuren am Helm von Baiern Hildegund.
Da ſieht man Thiewerſinen und Thuriſhilden dort
Die ſtolzen Reihen führen. Hier drückt des Schildes Ort
Brunhild mit kräftigen Händen im harten Boden ein,
Lehnt ſich ſtolz darüber und freut ſich an der Waffen Schein.
Auch Thiedrat, Waltrud, Ethelrat, Ermentrud, Irmentrud,
Berchta, Hrotmunt, Hiltrud, Gundhild, Reginſwind
Schritten durch die Schaaren und theilten Zettel bald,
Bald dieß auf dieß den Jungfrau'n und richteten grad der Speere Wald.
„Nicht minder ſind gewaltig Rothild, Walthild,
Haſtrat, Adelheit, Ella, die Jungfrau'n kühn und mild
Und andere noch in Menge, die gar nicht erſt genannt
Turpin, der fromme Biſchof; ſie waren minder ihm bekannt.
„Auf weißem Roß, in Waffen und rothem Golde gehüllt,
Erſcheint jetzt Kaiſers Emma. Manch lauter Ruf erſchallt
Die langen Gaſſen Aachens, als man die Maid erblickt;
Auch manch ein ſchneller Seufzer ſteigt auf; doch wird er bald erſtickt.
„Wie kaiſerlich, wie prächtig! nie ward mir Gleiches kund!"
„O dürft' ich ſo zu Roſſe mich wiegen!" „Drall und rund
Iſt ſie, das muß ich rühmen!" „Die ſo den Zügel führt,
Da will um viel ich wetten, daß ſie kein Buch noch hat gerührt!"
So riefen Mägdlein, Männer und ſcheltende Mütterlein:
Die freute, dieſe reizte und die verdroß der Schein:
So geht's! Nicht Allen Alles gefällt zu jeder Friſt;
Was Einem iſt recht nach Wunſche, das Andern leicht zuwider iſt.
Doch hatten die Führerinnen viel Mühe hier und dort,
Daß ſie die Jungfrau'n hielten Jedwed' an ihrem Ort:
Sie liefen gar zu gerne zur wunderholden Maid,
Daß ſie genau von Allem der Mutter gäben einſt Beſcheid.

Da kamen geritten Hrothild und Fromut, auserſehn
Ihr beizuſtehn im Felde. So konnt' es denn geſchehn,
Daß dieſe ſtolz zu Roſſe ſich zeigten vor dem Schwarm:
Sonſt gingen alle zu Fuße, ſie waren reich oder arm.
Auf ſchwarzem Roß ſaß Hrothild, auf braunem Fromut. Reich
Von Silber glänzten Beide. Sie waren alle gleich
An Reiz, die Reiterinnen und ſchwierig wäre die Wahl,
Ob die des Preiſes werther, ob jene: Wahl hat immer Qual.
Da wurden denn die Blicke der Mädchen zweifelhaft:
Es lockt an dieſen Jungfrau'n der Glanz mit gleicher Kraft.
Nach Hrothild dieſe ſchauten, nach Emma Jene hin
Und Andere hin nach Fromut: man kennt die Mädchen darin.
„O ſeht, wie herrlich Emma!" „Nein Hrothild ſchöner iſt!"
So ſcholl's durch alle Reihen, ſo ſcholl's zu jeder Friſt.
Die Jungfrau'n aber ritten die Straßen all entlang
Und grüßten die ſtolzen Paare bei Horngetön und Trommelklang.
Als nun das Heer gemuſtert, beſichtigt jeder Spieß,
Jedweder Schild geprüft war; da „Vorwärts! Marſch!" es hieß.
Da ziehn mit klingendem Spiele die Reihen ernſt und ſtolz
Zur Pfalz, wo Karl am Thore hieß zimmern ein Gerüſt aus Holz.
Die Trommeln, Hörner, Zinken ſchallen dem Heer voran.
Drauf an des Heeres Spitze beſchreitet zu Roß die Bahn
Maid Emma, voll der Würde; zur rechten Hand ihr ſchlägt
Hrothild's Rappe den Boden; zur linken der Braune, der Fromut trägt.
Dann kam des Reiches Fahne, von Seide wie Blut ſo roth,
Worin der ſchwarze Adler ſich ſtolz den Blicken bot.
Ein Schwert und eine Kugel in ſeinen Klau'n er hebt
Zum Zeichen, daß er herrſchend ob all der breiten Erde ſchwebt.
Des Reiches Fahne Hrothaid jetzt trägt, des Kaiſers Kind
Und Jungfrau'n viermal dreißig der Fahne Wächter ſind,
Geführt von Hrothtrud, Berchta, Hiltrud und Thiodrat;
Ein Häuflein vor der Fahne, eins rechts, eins links, eins nach ihr trat.
Jetzt nahn die fränkiſchen Mädchen, geführt von Reginſwind:
Ihr Fähnlein flattert luſtig in Lüften bald vor [illegible]
Dann folgen die Schwabenmaide, die leitet Ethelrath:
Die rothen Leoparden des Fähnleins zeugen von kühner That.
Die Baiermägdlein kommen. Mit einem Roſenkranz
Hat Hildegund ihr Fähnlein geſchmückt zu frommem Glanz.
Dann ziehn die holden Kinder aus Alemannenblut
Stolz unter ihrem Fähnlein, geführt von Jungfrau Garmut.
Der Thüringe kühne Töchter — ſie leitet Thuriſhilt —
Nahn jetzt mit dem Löwenfähnlein; wie glänzt da Helm und Schild!
Dann reihn ſich all die Kühnen, die hergeſandt Burgund
Und Hrothmund würdig leitet; ſie macht das ſchräge Kreuz auch kund.

Mit breiten Helmbarten nahn Frieslands Töchter jetzt,
Von Irmintrud, der Schönen, geführt, die Streit ergötzt.
Dann folgen der Flämings Maide, die leitet Irmenlind;
Mit rothen Waffenröcken bedeckt all ihre Brünnen ſind.
Von Mainz die Mägdlein führte heran jetzt Irmengard:
Die tragen ſcharfe Schwerter von Stahl, breit und hart,
Dann folgen die Cölner Mädchen mit Jungfrau Waldhild:
Stolz prangt in ihrem Fähnlein ein Eilftauſend-Jungfraunbild.
Von Trier die Streiterinnen drauf Jungfrau Gliemer führt
Im Rock, den noch vergebens hat jedes Schwert berührt.
Dann laſſen ſich von Augsburg die Mägdelein ſtattlich ſchau'n:
Maid Waltrud führt ſie fröhlich; die wollen manchen Helm verhau'n;
Die Regensburger Jungfraun nun folgen, Maid für Maid
In blauem Waffenrocke, geführt von Adelheid.
Stolz ſchwebt das Straßburgbanner daher von ſtolzer Schar
Umringt, die Thenreiterin, die Meide, führt zum Kampfe dar.
Drauf acht der Rotten folgen der Jungfraun, die mit Wehr
Die kühnen Langobarden vom Kaiſer ſandten her.
Acht Fähnlein glänzten luſtig hoch in der blauen Luft
Und Wälſchlands Wohlgerüche verbreiten rings ihren Duft.
Von Mailand kamen dieſe, von Bergamo jene da,
Die ſind von Como, Lodi, und die von Mantua.
Pavia ſchickte viele, Cremona jene her,
Auch Brescia ſandte Töchter, wohl ausgerüſtet mit blanker Wehr.
Jetzt nahn ſich Galliens Jungfraun, zehn Rotten wohlgeſchaart
Mit Streitbeil, Pfeil und Bogen bewehrt nach Keltenart.
Doch auch der Awarn Pfeile ſchießen ſie ſehr geſchickt;
Sie kommen fröhlich plaudernd, und jede munter um ſich blickt.
Die ſind der Cevenen, die der Galeten Blut;
Die haben Ambianer, die Bellowaker Muth;
Die ſind von Aeduerahnen; die vom Arvernerſtamm;
Die Allobrogerinnen; die wandeln an des Ligers Damm.
Nun kommt das Heergepäcke, des ſteht in Gisla's Hut,
Die Wagen mit Kiſten und Kaſten, worin man ſpäter thut
Die Brote, Würſte, Schinken. Auch Fäſſer gibt es hier,
Die man auf Karl's Befehle dann füllt mit Wein, Meth und Bier.
Dreitauſend fromme Nonnen erblickt man hier beim Troß;
Da ſie nicht fechten wollten, vom Heer man aus ſie ſchloß.
Doch wenn mit Zauberkünſten der Feinde wähnt das Heer
Zu hemmen, hofft man Hülfe von ihrer geiſtlichen Wehr.
Zwar wollten die Gottes-Kinder der Kaiſertochter nicht
Sich Anfangs fügen: ſie ſtanden nur in des Papſtes Pflicht.
Dieß manche keck ſich hören. Doch Emma ſprach das Wort:
„Ich bin hier Papſt und Kaiſer und wer nicht folgt, den jag' ich fort!"
Da ſie den Ernſt gewahrten, da fügten ſie ſich denn:
Man achtete hier kein Murren, kein Aber und kein Wenn.
Und ſelbſt das manche klagte: die Kirche ſei bedrückt,
Half Nichts: ſie mußten lernen, wie man den ſtarren Nacken bückt.
In ſolcher Folge ziehn jetzt die Jungfraun nach der Pfalz,
Von ſtarken Hüften alle und keine lendenhalz.
So zogen ſie hin am Thore, wo Karl im Schatten ſaß
Und mit erfreuten Blicken das Heer der Jungfraun maß.
Im Halbkreis um den Kaiſer ſah man die Räthe ſtehn,
Dieweil das Ding nicht wollte nach ihren Köpfen gehn,
So ſchaun ſie ſehr verdroſſen in all die Freude drein.
Wenn das ſo fortgeht, fürchten ſie bald ein ſanftes Mad zu ſein.
Und rings in weitem Bogen da ſteht der Schranken Troß.
Hei wie ſo manches Herzlein glühende Blicke ſchoß
Hin auf das Heer der Jungfraun! doch machten ſie wenig Schmerz;
Denn weil ſie Brünnen trugen, brannte ſie keiner in das Herz.
Jedwede Rotte ſenkte der Speere Wald ſofort
Und jede Führerin neigte das Schwert, ſobald der Ort
Erreicht war, wo der Kaiſer ſich huldvoll niederließ.
Zur Seite ſtund ihm Einhard, den Karl die Jungfraun zählen ließ.
Sobald die Speere ſanken, hinab das Schwert ſich wand,
So winkte der hohe Kaiſer gnädiglich mit der Hand.
Damit erwiederte freundlich der Herr der Jungfraun Gruß.
„Er iſt die Huld ja ſelber!" Das jede Maid geſtehn ſich muß.
Als nun das Heer im Glanze vorbeigeſchritten war,
Da ſprengten Emma, Hrothild und Fremut wieder dar.
Sie hielten vor dem Kaiſer und grüßten züchtiglich,
Und alſo hub Maid Emma zu reden an und neigte ſich.
„Das Heer, mein Herr und Kaiſer, es ſteht zur Fahrt bereit:
Wir ziehn zum heiligen Kampfe mit voller Freudigkeit.
Wir ſind des Winkes gewärtig und harren auf das Wort;
Es wäre, traun! uns Allen genehm und ging es heut' noch fort."
Sie ſprach's, doch Karl verſetzte: „So ſchnell nicht mag es ſein;
Noch muß ich euch verſorgen mit Schinken, Brot und Wein.
Doch wißt, nach dreien Tagen ſo ziehen wir kühn in's Feld;
Bis dahin wird ergetzen mein Kochen Alle für wenig Geld.
Wohlan! ſo lad' ich, Jungfraun, euch alle für heut' zum Tanz.
Und fehlen euch auch die Buhlen, ich kenne ſo manchen Schranz,
Der euch die wunderlichſten, die ſchönſten Sprünge zeigt.
Laßt euch's denn gefallen: wir bleiben ſtets euch geneigt."

## 68.

## Wilhelm Hauff.

### Soldatenliebe.

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,

So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb!
Als ich zur Fahne fortgemußt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich an's Herz gedrückt.
Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht.
Jetzt, bei der Lampe mildem Schein,
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern'.
Doch wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt,
Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut!
Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund'
Und löſt mich ab zu dieſer Stund';
Schlaf' wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein!

## 69.

## Wilhelm Waiblinger.

### 1.

### Aus den griechiſchen Erzählungen.

1.

Einen Trunk, Kalenaiere,
Reinen Cyprer aus dem Keller!
Und vom grünen Gartenthore
Feigen auf dem Silberteller!
Denn es war des Tages Schwüle
Meinem Feuerblut zu drückend,
Darum, Kreterwein, o kühle
Mich mit deinem Geiſt entzückend!
Eure Weisheit, arme Thoren,
Mögt ihr nur bei euch behalten,
Wein, dir und Kalenaieren
Sind die höheren Gewalten!
Mögt ihr ſtatt des wahren Lebens
Euch am bloßen Abbild freuen;
Ich will's nicht und nicht vergebens,
Wahrlich, mich ſoll's nicht gereuen.
Weg mit dieſen Thorengrillen,
Die ſich Weisheit ausgeboren,
Laßt mich meinen Becher füllen,
Einen Kuß Kalenaieren!
Staubbedeckte Bücherbände,
Möge Mancher gern drin blättern,
Aber ohne Maß und Ende
Will ich, Leben, dich vergöttern.

2.

Fluch, Erde, deinen kleinen Freuden,
Womit du Menſchenſinn bethörſt!
Fluch deinen Schmerzen, deinen Leiden,
Womit du Menſchenkraft verzehrſt!
Fluch dir, wenn du mit Sinnenreizen
Des Lebens Luſt und Fülle zeigſt,
Wenn du mit ewig kaltem Geizen
In's Tiefſte unerbittlich ſteigſt!
Wenn du für karge Bettlergaben
Dem Armen Ruh' und Frieden nimmſt,
Wenn du, ſtatt liebend ihn zu laben,
Hinab zum Todesfenſter klimmſt!
Fluch dir, wenn deine Morgenhelle
Des Abends Heiterkeit verſpricht
Und dürſtend nach der Lebensquelle,
Matt des Betrognen Auge bricht!
Fluch, wenn mit deiner Mächte Lodern,
Die Sündende durch bewölkte Luft
Auf Felſen, die im Thale modern,
Hinunterſtürzen in die Kluft!
Wenn du mit Blüth' und Blumenhecken,
Mit deiner Eichen ſtolzem Bau,
Mit deiner Sternenheere Flecken,
Mit Sonn' und Mond und Himmelsblau
Zur ew'gen Urkraft willſt uns bringen,
Die frei in ihren Tiefen webt,
Zu der wir nie hindurch uns ringen,
Wie heiß der kühne Geiſt auch ſtrebt.
Fluch, wenn mit namenloſer Liebe
Du das getäuſchte Herz durchſtrömſt,
Wenn du die göttlich zarten Triebe
Mit kalten Lebensfragen zähmſt!
Fluch ſei den ſel'gen Kinderwonnen,
Die ſelbſt nicht feſt der Glaube hält,
Der goldnen Zeit, die uns zerronnen,
Der reinen, ungetrübten Welt.
Fluch ſei dem Licht, das dieſen Jammer
So unbarmherzig hell beſcheint!
Verflucht ſei jede Lebensklammer,
Die Geiſter noch mit Geiſtern eint!
Verflucht die lügenhafte Seele,
Die einen Erdengott ſich fühlt
Und froh, daß ſie der Gram nicht quäle,
Im Bilderbuch des Schickſals ſpielt!
Fluch ſei den Todtengräberinnen,
Der Ruhe, der Zufriedenheit,
Fluch, wenn ſie ſelbſt ein Herz umſpinnen,
Das blutend eine Schuld bereut!
Fluch jedem Donner, jedem Blitze,
Der das verderbte Glüh'n nicht dämpft,
Und Fluch ſei noch der letzten Stütze
Für's Herz, das mit dem Tode kämpft.

### 2.

### Ave Maria.

Unterſank, o Roma, die Sonne deinen
Sieben Hügeln. Langſam erſcheint die Nacht ſchon
Und ein Tag verſchwindet von deinem Leben.
Ave Maria!

Deinem Leben! welch ein Gedank', o Roma!
Aufbewahrt im Buche der Ewigkeit ruht
Jeder deiner Tag' und die Weltgeſchichte
Deine nur iſt ſie!

Alſo, Allumarmende, ſtreckt der Vater
Seine Arm', Okeanos um die Erde,
Ihnen ſinkt die ſcheidende Sonn' entgegen.
Ave Maria.

Welch' ein Ernſt! wie wandelt die Nacht, die alte,
Deines Schickſals Geiſt zu vergleichen, aus des
Coloſſeums ſchreckhaft geborſtnem Sarge
Dämmernd hervor ſchon!

Hell entſtrahlt, gebadet im friſchen Nachtblau
Jovis Stern dem Himmel, mit Wehmuth blickt er
Seine Tempeltrümmer am Capitol an.
Ave Maria.

Halb im Mondſchein, halb in der Dämmerung ſchon
Graut der Cäſarn ſäulenbedecktes [illegible]
Und im Zwielicht wandelt noch eines Mönches
Einſamer Schatten.

Und von hundert Kirchen zumal ertönet
Fern und nahes Glockengeläut dem Tage
Schwermuthsvoll und feierlich noch ſein Grablied:
Ave Maria.
Dumpf antwortend folgt ein gewalt'ger Nachhall
In der Seel', ein bebend Gefühl, als klängen
Eben drei Jahrtauſenden dieſer Roma
Glocken zu Grabe.

Und man denkt der Stunde, da vor's Gericht ſie
Treten, wenn der ewigen Stadt und mit ihr
Auch der Welt zum letzten Mal ſchaurig tönet:
Ave Maria.

### 4.

### Lied aus Capri.

Ich habe dich geliebt
Und Treue bis zum Grabe dir geſchworen,
Und doch hab' ich dein Herz ſo ſchwer betrübt.
Zu leben ohne dich,
Ich ſchwur und glaubte, daß ich's nicht vermöchte,
Und dennoch leb' ich, lebſt du ohne mich.
Blüht mir auch andres Glück,
Hab' ich auch längſt mein ſchwankend Herz vergeben,
So weint es doch, ſehnt ihm dein Bild zurück.
Auf heitres Wiederſehn!
War unſer ſchluchzend Wort beim letzten Kuſſe,
Und dennoch wird und mag es nie geſchehn.
Du litteſt lang und ſchwer.
Doch daß die Zeit mein ſchmerzlich Angedenken
Nicht längſt vertilgt, wer gäbe mir Gewähr!
Drum däuchte mir denn faſt,
Solch eine Liebe, ſolch ein Wechſelglühen
War uns im Frühling eine Blumenluſt.
Nun, da ſie abgeblüht,
So kränzen wir das Haupt mit friſchen Roſen
Und bleiben glücklich, auch wenn ſie verglüht.

## 70.

## Eduard Mörike.

### 1.

### Die Herbſtfeier.

Auf! im traubenſchwerſten Thale
Stellt ein Feſt des Bacchus an!
Becher her und Opferſchale,
Und des Gottes Bild voran!
Flöte mit Geſang verkünde
Gleich des Tages letzten Reſt,
Mit dem Abendſtern entzünde
Sich auch unſer Freudenfeſt!
Braune Männer, ſchöne Frauen
Soll man hier verſammelt ſehn,
Greiſe auch, die ehrengrauen,
Dürfen nicht von Ferne ſtehn;
Knaben, ſo die Krüge füllen,
Und, daß er vollkommen ſei,
Treten zögernd auch die ſtillen
Mädchen unſerm Kranze bei.
Noch iſt vor der nahen Feier
Süß beklommen manche Bruſt,
Aber weiter bald und freier
Uebergibt ſie ſich der Luſt.
Thaut euch nicht wie Frühlingsregen
Lieblicher Gedankenſchwarm?
Erdenleben, laß dich hegen,
Uns iſt wohl in deinem Arm!
Wahrlich und ſchon mit Entzücken
Iſt der Gott in vollem Lauf,
Schließt vor den erwärmten Blicken
Seine goldnen Himmel auf.
Amor auch hat Nichts dawider,
Wenn ſich Wang' an Wange neigt,
Und der Mund im Tact der Lieder
Sich dem Mund entgegen beugt.
Mädchen! ſchlingt die wildſten Tänze!
Reißt nur euren Kranz entzwei!
Ohne Furcht, denn ſolche Kränze
Flicht man immer wieder neu;
Doch den andern, den ich meine,
Nehmt, ihr Zärtlichen, in Acht!
Und zumal im Mondenſcheine,
Und zumal in ſolcher Nacht.
Laßt mir doch den Alten machen,
Der ſich dort zum Korbe bückt
Und den Krug mit hellem Lachen
Kindiſch an die Wange drückt!
Wie ſein kleiner Sohn geſchäftig
Sorge um den Zecher trägt
Und ihm mit der Fackel kräftig
Den gekrümmten Rücken ſchlägt!
Aber ſchaut nach dem Gebüſche,
Wo gedrungner Epheu webt,
Wie ſich dort das träumeriſche
Marmorbild des Gottes hebt!
Laſſet uns ihm näher treten,
Schließt mit Fackeln einen Kreis!
Flehet zu ihm in Gebeten,
Doch geheimnißvoll und leiſ'.
Wie er lächelnd abwärts blicket!
Er beſinnet ſich nur kaum.
Herrlicher! dein Auge nicket,
Doch dieß Alles iſt kein Traum:
Luna ſucht mit frommer Leuchte
Dich, o ſchöner Jüngling hier,
Schöpfet zärtlich ihre feuchte
Klarheit auf die Stirne dir.
Wie der Menſchen, ſo der Götter
Liebſter Liebling heißeſt du!
Selber Zeus rief ſeinem Vetter
Herrliches Willkommen zu;
Dumpf iſt des Olympus Dröhnen,
Aber wie melodiſch Gold
Muß ſein ſtarres Erz ertönen,
Wenn dein Thyrſus auf ihm rollt.
Und eh' Mars im Kriegerſchwarme
Sich zur Ebne niederläßt,
Schleppet er in ſeine Arme
Dich, wie die Geliebte, feſt,
Fühlet nun an Göttermarke
Sich gedoppelt einen Gott,
Dann erſt brüllt der Himmliſch-Arge
Todesluſt und Siegerſpott.
Wie die Alle dienen müſſen,
Schmiegt auch Eros hohe Macht
Leiſe dort zu ihren Füßen,
Oder ſchauert auf und wacht.
Und Apollo mit der Leier
Unſer Welt und Sternenbahn
Gern aus dem verklärten Feuer
Deines holden Wahnes an.
Herr! wie müſſen wir dich loben?
Soll mit wild geſchlagner Bruſt
Die Mänade um dich toben?
Fliehſt du unſrer keuſchen Luſt?
Gib, o Fürſt, gib uns ein Zeichen,
Daß wir deine Kinder ſei'n!
Wunderthäter ohne Gleichen,
Laß ein Wunder uns erfreu'n!
Tritt in unſre bunte Mitte,
Oder winke mit der Hand,
Wandle drei gemeßne Schritte
Längs der hohen Rebenwand!
— Ach, er läßt ſich nicht bewegen …
Aber horcht, es bebt das Thal!
Ja, das iſt von Donnerſchlägen:
Horch und ſchon zum dritten Mal!
Selber Zeus hat nun geſchworen,
Daß ſein Sohn uns günſtig ſei,
So iſt kein Gebet verloren,
So iſt der Olymp getreu!

Doch nach ſolcher Götterfülle
Ungeſtümem Ueberſchwang
Werden alle Herzen ſtille,
Alle Chöre zauberbang.
Stimmet an die letzten Lieder!
Und ſo, Paar an Paar gereiht,
Steiget nun zum Fluß hernieder,
Wo ein feſtlich Schiff bereit!
Auf dem vordern Rand erhebe
Sich der Gott und fahr' uns an.
Und der Kiel, mit Rudern, ſchwebe
Durch die mondbeglänzte Bahn!

## 2.

## Aus dem „Idyll vom Bodenſee.“

Geſang 5. Tone und Margareth.

Schwinde nunmehr, o mein Lied, ſeitwärts auf beweglichen Schwingen!
Sieh am hellen Geſtade hinab, dann über das Fruchtfeld
Schweif' den Pfaden hinauf, der gemach aufſteiget zum Waldſaum.
Dort in der Frühe des Hochzeittages, da noch auf den Wäldern
Blinkte der Thau und kühlenden Duft noch hauchte die Erde,
Stand bei den Eichen die hübſche Schäferin, harrend alleine,
Wie ſie wohl manchmal that an der Stelle des öfteren Brunnens.
Denn längſt war ſie geübt in den ſämmtlichen Künſten des Handwerks:
Wußte geſchickt den unfolgſamen Stier mit der Schippe zu lenken,
Stieß in das Pfeifchen und ſchickte mit tüchtigen Worten den Schafhund
Hinter den irrenden Haufen herum und ſie ſtoben zuſammen.
Auch wenn der Bauer den Pferch aufſchlug für die Nacht auf dem Felde,
Trieb ſie die Pflöck' in den Grund mit kräftig geſchwungenem Schlägel.
Doch jetzt hatte ruhigen Blicks ihr Aug' auf der Berge
Morgenlich ſtrahlenden Reih'n, die mit ſchneeigen Häuptern zum hohen
Himmel ſich drangen: und jetzo die fruchtbaren Uferländer
Ging ſie entlang und den herrlich beſonnten Spiegel durchlief ſie,
Welcher, vom Dunſte befreit, ſchon wärmender Strahlen ſich freute.
Nur vereinzelten Fiſcher im Kahn, dort ſchwand in die Ferne
Winzig ein Segel, indeß ſchnell wachſend ein anderes nahte.
Hier auch andere begegneten ſich und kreuzten die Wege.
Rauch ſtieg auf von den Dächern des Dorfs und tönend Getöſe
Kam undeutlich herauf von Menſchen und Thieren; die Peitſche
Knallt' nur es krähte der Hahn. Doch weit in den blauenden Himmel
Ueber dem See und über dem wilden Geflügel des Ufers
Kreiſte der Weiher empor, dem Säntisgipfel ſich gleichend.
Aber im Walde, zunächſt bei der Schäferin, ſangen die Vögel.
Jetzt, indem nach dem Dorfe ſie ſah, kam hinter den Föhren
Tone, der Schiffer, hervor und trat in die offene Straße.
Da ſprach Jene verwundert für ſich: Ja wahrlich er iſt es!
Sagten die Mädchen doch jüngſt, er wäre verreiſen auf heut.
Trotzig geht er einher und getroſt, doch wie ihm zu Muth ſei,
Dünkt er mich auf ein Neu's und muß ich denken, er ziehet
Weit in die Welt und kommt nicht mehr. Das aber iſt Thorheit,
Weiß ich wohl. Wie ſchön dem wandernden Buben der breite
Strohhut läßt mit dem hängenden Band — er hat ihn das erſte
Mal heut auf — und mit ſilbernen Knöpfen die Jacke von Sammet!
Traute, was haſt du gemacht, ſo wackeren Jungen verlaſſen!
Alſo ſprach Margarethe, die Schäferin, mit ſich alleine,
Während er nah und näher heraufkam unten im Fahrweg.
Aber o welches von euch, ihr webenden Lüfte des Morgens,
Hebet ihm das Wort zu Ohr? Denn mit einmal ſchaut er herüber,
Stand und ſchaute nach ihr: da ſchien er ſich erſt zu bedenken,
Sprang dann über den Graben und ſtieg in der Furche des Kornfelds
Grade den Hügel herauf. Von Schrecken gelähmet, das Mädchen
Duckte ſich nieder, am Stamm der gewaltigen Eiche ſich bergend,
Saß und zog ihr kurzes Gewand an die Knöchel der Füße
Haſtig hinab, denn baarfuß war in den Schuhen die Hirtin,
Gleich dann ſtand er vor ihr und bot ihr die Zeit und ſie gab's ihm
Mit ſchamlächelndem Munde zurück, unſicher die braunen
Augen erhebend, ſie glänzten ihr hell im Schatten des Baumes.
Und er ſagte ſogleich: Nach Buchhorn muß ich dem Vater;
Giebſt du mir Nichts in der Stadt zu beſtellen? Es ſei was es wolle.
Dasmal nicht, erwiederte ſie: dankenswerth iſt der Antrag. —
Hierauf wechſelten ſie gleichgiltige Reden; doch abſeits
Waren die ſtillen Gedanken gekehrt und auf anderen Pfaden
Hin und wieder betrafen ſie ſich und ſahen ſich alsbald
Scheu. Nun ſchwiegen ſie gar, und er, an die Eiche ſich ſchmiegend,
Blickte von oben auf ihre Geſtalt. Da quoll ihm der Buſen
Bang und wallte ganz vor ſehnender Liebe das Herz ihm,
Welche zuvor ihm ſchon mit Verheißung leiſe genaht war,
Wenn dem Einſamen oft das liebliche Bild Margarethens
Sich vor die Seele geſtellt mit Troſt und Schmerzgeberde.
Ach wie drang es ihn jetzt in überſchwenglicher Rührung
Auf einmal ſein ganzes Gemüth vor ihr zu entdecken!
Aber ihm fehlte der Muth und er fand nicht, wie er begänne,
Endlich mit Noth, nur daß er nicht blöd und ſeltſam erſcheine,
Frug er, ſich zwingend zum Scherz, mit erheiterter Miene das Mädchen:
Margreth', ſingen wir nicht bald wieder zuſammen den Kehrreim,
Wie dort, wo ich im Schiff euch fuhr und das Käthchen in's Aug' traf?

Traun, hier säng' es sich schön und Niemand nähm' es ihm übel.
Doch das erröthende Kind am Boden mit spielendem Finger
Rupfte das Moos und sagte die ungeheuchelten Worte:
Nicht gern, Tone, das glaub' mir heut am wenigsten denk' ich
Gern an den leidigen Tag. Ich bin nicht Schuld, es ist wohl wahr:
Aber, hat es mit euch auf ein End' gehn sollen, ich sagt' es
Gleich und sage noch jetzt — ich hätt' doch können davon sein.
Rede mir nicht so! versetzte der Jüngling rasch mit bewegter
Stimme: Dein Wort kränkt mich; denn so Gott will, warest du damals
Mir zum glücklichen Zeichen dabei, und wahrlich umsonst nicht
Muß ich zuerst dir wieder am heutigen Morgen begegnen,
Der zu Schmerzen mir nur, zu Verdruß und Beschämung gemacht schien.
[illegible], ich lüge dir nicht, ich sah seit Wochen ihn kommen,
Eben als sei es ein Tag wie ein anderer; siehe, so ist mir
Völlig gewendet der Sinn! Noch kaum zwei Monate bin ich
Los von der [illegible] und schon so viel Jahre mir däucht es.
Ja ich denke zurück und kann mich in dem Vergangnen
Selbst nicht wieder und kann nicht wieder das Mädchen erkennen,
Das mich bethört, um das verzweifelte Liebe zuletzt noch
Dreizehn Tag' und Nächte mit [illegible] mich [illegible] und würgte!
— Wahrhaft sei es dir Alles bekannt! Doch mitten im Jammer
War ich entlassen der Pein; mich stieß ein plötzlicher Muth an,
Hoffnung kam in mein Herz, ich weiß nicht wie so, noch von wannen.
Denn Nichts war mir bewußt, darnach ich irgend begehrte,
Nein, vielmehr, nur wie oft noch im Angesichte des Winters
Hell aus nacktem Gezweig ein Frühlingsvogel die Stimme
Hebt und zumal im Busen die staunende Freude dir wecket,
Also war ich erfreut und gewiß glückbringender Zukunft.
Meinem Geschäft nach ging ich getrost und gesellte mich bald auch
Zur Kameradschaft wieder, wie vordem. Einmal, am Sonntag,
Hieß mich der Fischer mit ihm die Käthe besuchen in ihrer
Stube; da plauderten wir, und er, wie er immer zu thun pflegt,
Nahm vom Schranke herunter das Buch mit alten Geschichten,
Las ein Stück um das andere laut und plauderte wieder
Zwischen hinein. Indem so sah ich im Fenster ein braunes
Näglein stehn im Glas, und ich lobt' es, weil es so schön roch.
Sagte die Käth': Dir sei es geschenkt! ich hab' es von Einer,
Die verdrießet es nicht, weil du's bist, Tone; die Schäf'rin
Gab mir's gestern, sie hat sie von allen Farben im Garten. —
Sagt's, und redete noch, da kamst du just mit der Walburg
Langsam die Gasse herab im Gespräch und am Hause vorüber.
Alle wir sahen dir nach mit wohlgefälligen Blicken,
Dich, und im Hinschau'n kam mir ein Wort des herzlichen Lobes
Und dein Name mir über den Mund — so rührte dein Bild mich
In der Seele! so schön warst du! ach recht wie der Friede
Selber erschienest du mir! — Ich war wohl etwan ein wenig
Stille geworden; da blickten die Zwei sich mit heimlichem Lachen
An, doch thaten sie nicht so fort, noch sagten sie Etwas.
Und bald ging ich hinweg. Von Stund an aber, o Schäf'rin,
Kamst du mir nicht aus dem Sinn und war mein erstes Gedenken
Früh im Erwachen an dich, und mein letztes an dich, wenn ich einschlief,
Müd' von saurer Tagsarbeit. Schau, jegliche Nacht fast
Weint' ich im Traum vor dir mit tausend Thränen mein Herz aus!
Aber am Tag, wie sollt' ich zu dir mich finden? Ich sah dich
Kaum in der Kirche einmal und kaum auf der Straße von Weitem.
Und mein Unglück machte mich blöd', ich wollte dich meiden
Eher als dir nachgehn. Doch heut, da ich dort von der Straße
Dich auf dem Hügel allein bei deinen Schafen erblickte,
Dacht' ich: du willst nur hinauf, sie sehen und grüßen, und mehr nicht!
Denn so sprach ich bei mir in zweifelnder Seele noch gestern:
Hüte dich wohl, ihr so bald und mit Einem Mal zu verrathen
Was dich im Innern bewegt! Nur seltsam gewiß und unglaublich
Müßte so plötzlicher Wandel das ehrbare Mädchen bedünken;
Ja sie scheute vielleicht und bliebe dir flüchtig für immer.
Unfreiwillig jedoch und trotz dem beschworenen Vorsatz,
Margreth, sagt' ich dir Alles heraus, ich konnte nicht anders!
Aber so denke von mir darum nicht schlimmer als vordem.
Kennst du mich doch und weißt, wie Alles gekommen von Anfang.
Sprich mir ein freundliches Wort! nur so viel, daß du nicht unhold
Von mir denkst! ich lasse dich dann und gehe zufrieden.
Sprach es der Fischer, und hielt sich nicht mehr: an die Seite der Hirtin
Sank er darnieder in's Moos; sie aber bedeckte mit ihren
Händen das schöne Gesicht voll Glut und die strömenden Augen.
Himmlische Freude durchdrang, unfaßbare, welche dem Schmerz gleicht,
Ihr wie betäubendes Glockengeläut' den erschütterten Busen.
Staunend blickte der Jüngling auf sie und rührte schüchtern
Ihr an die Achsel: Was ist dir? frug er in steigender Ahnung,
Nahm ihr die Hände hinweg vom Gesicht und es lachten die klaren
Augen ihn an, mit Thränen gefüllt unsäglicher Liebe.
Aber der Jüngling umschlang mit brünstigen Armen das Mädchen
Fest, und sie küßten einander und hingen ein Weilchen sich also
Schweigend am Hals und fühlten die stärkeren Schläge des Herzens,
Luden auf's Neue sich an und herzten einander und lachten
Voll von unschuldiger Lust und schienen sich selber ein Wunder.

Tauſendfältig ſofort mit Worten bekräftigten Beide
Sich, was wieder und wieder zu hören die Liebenden freuet.
Ruhig indeſſen am Abhang weideten nieder die Schafe,
Vom aufmerkſamen Wächter bewacht; auch ſchaute die Hirtin,
Oft verbergend ihr Haupt, nach der Schar, ob kein's ſich verlaufe.
Hoch ſtand aber die Sonne, ſchon ſechs Uhr ſchlug es im Dorfe,
Und es gemahnte die Zeit jetzt, ach, den Schiffer zum Abſchied.
Jedesmal ſagt' er bereits Lebwohl und immer von Neuem
Hielt er die Hand, die beſcheidene, feſt und hub er von vorn an.
Endlich erhoben ſie ſich und gelehnt an das Mädchen, der Jüngling
Sah in die Gegend hinaus. Ach, wie viel anders erglänzten
Jetzo die Berge vor ihm! und der See und der herrliche Morgen!
Ihn durchzuckte ſein Glück, ein inneres Jauchzen verſetzte
Hob in der Bruſt ihm den Odem, er ſeufzete tief und küßte
Margarethchen die Stirne noch einmal, ging dann und kehrte
Nach drei Schritten ſich um und ſagte die bittenden Worte:
Gib ein Zeichen mir mit auf den Weg, ein Blatt von der Eiche,
Oder was immer es ſei von dir, zum tröſtlichen Zeugniß
Dieſer Stunde, damit ich im Stillen daran mich beſtärke!
Sprach's und löſte zugleich die ſilberne Schnalle von ſeinem
Hemde, die breit, herzförmig, er vorn an dem Halſe getragen;
Reichte ſie ihr und das willige Mädchen geſchwinde beſonnen,
Sah am Boden zunächſt, am knorrigen Fuße des Eichbaums
Liegen die Taſche, darin ihr Morgenbrod und ihr Perlkranz
War, aus Bein, in Meſſing gefaßt, ein theueres Erbſtück
Noch von der Ahne; den nahm ſie heraus und drückte die Lippen
Innig darauf, gab dann in die Hand dem Liebſten das Kleinod,
Der es begierig empfing und ſogleich am Herzen verwahrte,
Wie ſie die ſilberne Schließe verwahrt am wärmenden Buſen.
Jetzo mit lang aushaltendem Kuß erſt trennte das Paar ſich.

## 71.

## Friedrich Theodor Viſcher.

### 1.

### Der Erſte.

Dich möcht' ich kennen, ſtolzer Götterſohn,
Der du zuerſt im ungeheuren Schmerz,
Dem ew'gen Fluch, der blaſſen Furcht zum Hohn,
Den Stahl gezückt auf das eigne Herz,
Der du zuerſt geboren und erfaßt
Den Muthgedanken, den kein Menſch noch trug,
Von dir zu ſchleudern dieſes Lebens Laſt,
Den Blitz, der noch in keine Seele ſchlug;
Den wilden Schrei, der durch die Himmel ſchallt,
Den Bruch mit Allem, was das Herz erfreut,
Den Sturz, den jede lebende Gewalt,
Den Erd' und Höll' und Himmel uns verbeut.
Vor meinem Auge richtet ſich empor,
Die Blicke rollen göttlich ſtolz und wild,
Umflattert rings von grauſer Larven Chor,
Dein aufgerecktes, blutbeſpritztes Bild.
Zum Himmel blickſt du und dein Auge ſagt:
Du Sonne dort, meinſt du, ich liebe dich?
Zur Erde blickſt du, und die Stirne klagt:
Du Thörin, du, warum gebarſt du mich?
Sie aber trägt den harten Vorwurf nicht,
Und ſendet leis, wie durch des Traumes Thor,
Umfloſſen ſüß von roſenfarbnem Licht,
Bekannte Bilder, Hand in Hand, hervor,
Der Kindheit Unſchuld und der Freundſchaft Glück,
Der erſten Liebe ſüßes Herzeleid,
Die Hoffnung mit dem weiten, großen Blick,
Des Glaubens Kraft und ſtille Seligkeit;
Sie ſchauen ihn mit blauen Augen an,
Sie ſchütteln trüb das blonde Lockenhaupt,
Als fragten ſie: welch' unglückſel'ger Wahn
Hat unſerem Reich den lieben Freund geraubt?
Wehmüthig lächelt er — zum Letztenmal,
Der alte Zorn, ein ſtolzer Leu', erwacht,
Die Waffe blitzt, es ziſcht ein rother Strahl,
Er ſtürzt zuſammen in die ew'ge Nacht.

### 2.

### Fauſt'ſche Stimmen.

Einſt wird die Weltpoſaune dröhnen
Und mächtig aus des Engels Mund,
Ein lauter Donner, wird es tönen:
Du Erde, öffne deinen Schlund!
Sie ſchüttelt träumend ihre Glieder
Und alle Gräber thun ſich auf
Und geben ihre Todten wieder,
Die kommen ſtaunend Hauf zu Hauf.
Dann, wann den großen Spruch zu ſprechen
Der Ew'ge ſich vom Stuhl erhebt
Und aller Menſchen Herzen brechen,
Wenn Todesangſt die Welt durchbebt
Und laut erkracht des Himmels Krone,
Wenn ringsum Schweigen fürchterlich:
Dann will ich ſtehn vor deinem Throne
Und fragen: warum ſchufſt du mich?

O ſprich, warum denn ſoll ich leben?
Was ſoll der Finger, der mir droht?
Nichts iſt mein Denken, Wollen, Streben,
Und was ich bin, iſt eitler Tod.
Die Wonne beut mir ihre Schalen
Und keine Freude ſieht mein Herz;
Ich lieg in tauſend heißen Qualen
Und fleh um einen Tropfen Schmerz.
Ein neues Schwert iſt jede Stunde,
Das mich im tiefſten Buſen trifft,
Es wird an dem verfluchten Munde
Der Liebe Becher ſelbſt zu Gift.
Nichts ruhet aus. In tollem Schwanken
Wahnſinnig dreht die Welt um mich,
Kein Ende haben die Gedanken
Und das, ja das iſt fürchterlich.

## 72.

## Guſtav Pfizer.

### 1.

### Der ſterbende Kosmopolit.

So brechet aus, der Seele Klagen!
Und fraget meiner Jugend Gott:

Wie ſoll ich's deuten, wie ertragen?
Iſt's Fügung? iſt's des Schickſals Spott,
Daß man mich aus der Menſchheit Bunde,
Den Einſamen, hinausgedrängt?
Daß über meiner letzten Stunde
Nicht ein geliebtes Auge hangt?
Du grüner Wald, in dem zur Stunde
Ein heißes Leben kühl erliſcht!
Du ſtiller Ort, mit deſſen Grunde
Sich meine Aſche bald vermiſcht!
Ihr Wellen, die ihr wie mit Klagen,
Vielleicht um mich hinunterrollt!
Ihr ſollt es doch den Menſchen ſagen,
Daß ich mit ihnen nicht gegrollt.
Ein edler Geiſt entſagt dem Lobe,
Weil heil'ger Sturm die Mären treibt;
Doch ernſt und bitter wird die Probe,
Wenn auch die Liebe außen bleibt,
Wenn mit den Stürmen, mit den Klippen
Die eigne Mannſchaft ſich verſchwört
Und wenn das Ohr von theuren Lippen
Die Worte der Verdammung hört.
O ſüßes Bild, das mir die Tage
Der Jugend hell und froh gemacht,
Oft ſeufzte dich meine Klage,
Wohl öfter als ich ſelbſt gedacht!
Von Mängeln frei und rein vom Staube,
So ſtandſt du glänzend oft vor mir;
Das Herrlichſte, an was ich glaube,
Ich gab es, o Geliebte, dir.
Die Wünſche, die mein Herz erfaßten,
Haſt du zu ehren nicht gelernt!
Wohl weiß ich, wie du den Phantaſten
Mit leichter Art von dir entfernt.
Ach, ſo gern hab' ich dich beſchuldigt —
Man mißt den ſchönen Traum mit Schmerz —
Doch dann — nicht länger dir gehuldigt:
Die Wahrheit forderte mein Herz.
Jetzt wußt' ich es; nicht einer Grille
Der Jugendliebe Opfer galt!
Es war der tiefſte, heil'ge Wille
Und theuer hab' ich ihn bezahlt.
Doch wenn die Bruſt in Sehnſucht krankte —
Mehr hab ich noch, als ich verlor!
Am ſtolzen Baum der Jugend rankte
Des Geiſtes Rebe ſich empor.
Was war die Thorheit, der man grollte?
Daß ich mein ſelbſtgepflanztes Brot
Von meinem Acker eſſen wollte
Und nicht erpreßt von Andrer Noth;
Nicht leiſe ſprach, wenn ich vom Haß,
Wenn ich von Liebe war beſeelt;
Daß ich die peinlich enge Straße
Entnervter Höflichkeit verfehlt!
Daß ich, was thöricht und was kränklich,
Für klug nicht und geſund erkannt,
Und was ich ſchaute, unbedenklich
Mit ſeinem Namen gleich benannt,
Daß ich den Tadel in dem Munde,
Zuwider altem Recht und Fug,
Und doch in meines Herzens Grunde
Die Hoffnung beßrer Zeiten trug.
So hat der Liebe tiefes Streben
Den Jüngling wahrlich nicht verwöhnt!
Nur immer mehr hat mich das Leben
Mit der Geliebten ausgeſöhnt.
Die ſich dem Dienſt der Menſchheit weihen,
Ich weiß, was man von ihnen ſpricht;
Ich lernte dulden und verzeihen,
Doch widerrufen kann ich nicht!
Ich ſchwang in blutigen Gefechten
Hoch das Panier von Waſhington;
Nein, deine Enkel zu entknechten,
Stiefmütterliches Albion!
Vom Polenkampf die heiße Wunde
Verkühlt' ich in Sibiriens Schnee;
Von Kosziusko's bleichem Munde
Hört' ich: „Finis Poloniae!“
Ich ſchaute der Baſtille Trümmer,
Vom Licht der Freiheit roth erhellt,
Begrüßte ſie im Morgenſchimmer
Auf Roacuche's blut'gem Feld.
Entgegen zog ich Deutſchlands Dränger,
Zu rächen alte, tiefe Schmach;
Das Vaterland der alten Sänger
Rief der betagten Fechter wach.
Nicht Kampf und Blut war meine Freude
Und nicht nach Lorbeern ging mein Geiz.
Gern trennt' ich mich vom Waffenkleide
Und prahlte nicht mit eh'rnem Kreuz.
Für meines Volks bedrohte Rechte
Spart' ich die freie Rede nicht,
Ich tröſtete die ſchwarzen Knechte
Durch meines reinern Glaubens Licht.
Ich ruhte nicht bei fremdem Golde
Auf weichem Pfühl behaglich aus,
Ich nährte mich von meinem Solde
Und grub mein eignes Feld zu Haus.
Der Bach, von dem ich trank, er kehrte
Nicht Nachbarhütten brauſend um;
Das Eiſen, das ich ſchwang, verſehrte
Nicht fremden Glückes Heiligthum.
Mich heilte nicht beſorgte Pflege,
Wenn ich für fremde Wohlfahrt litt;
Die Wandrer zogen ihrer Wege
Gleichgiltig, mit beeiltem Schritt.
Und dennoch treu und unerkaltet
Schlug für die Menſchheit dieſes Herz,
Trug immer friſch und unveraltet
Sprach zu dem Indianen ihr Schmerz.
Und wie man hört von edlen Roſſen,
Daß ſie ſich Adern aufgewühlt
Und mit dem Blut, der Bruſt entfloſſen,
Des Durſtes heiße Qual gekühlt:
So letzt' ich, wenn in ſchwerer Stunde
Das Leben ſeinen Glanz verlor,
Oft aus der Seele tiefem Grunde
Der Dichtung rothen Strahl hervor.
Ihr, die ihr nüchtern und geſchäftig
Dem Sänger ſeine Luſt vergällt,
Wißt: richtend wirkt die Seele kräftig
Und Träume deuten uns die Welt!
Wie in des Lenzes grünem Laube
Die Frucht des Herbſtes ſich verbirgt:
So zieht dem Sieg voran der Glaube!
Den Helden zeugt des Dichters Geiſt!
Und wie der Schwalben muntre Schaaren
Von einem ew'gen Frühling träumt,
Obwohl ſchon oft in frühern Jahren
Dem Winter ſie das Feld geräumt:
So ſah ich, oft vom Schnee betroffen,
Der Garten mir begrub und Haus,
Doch ſtets mit ungebeugtem Hoffen
Nach neuer goldner Zeit hinaus.
Vom Ungemach in Süd und Norden,
Bei Menſchen, ungeſchlacht und wild,
Sind meine Wangen braun geworden,
Mein Angeſicht erſcheint nicht mild;
Und ſanft doch, wie die erſte Blüthe,
Die ſproßet aus des Frühlings Grund,
Bin ich im innerſten Gemüthe
Und Segen wohnt auf meinem Mund.
Geſtalten ziehen bunt vorüber!
Sie winken mir, ſie grüßen mich;
Ich komme bald! mein Blick wird trüber —
Ha, ſchönes Bild, erkenn' ich dich?
Es ſind die Züge der Geliebten,
Die mich ſo lange nicht verſtand;

Jetzt reicht ſie ſcheu dem Verächter,
Verlaſſen, glüht's heiß die Hand.
Und brennend iſt die Liebesflammen,
Die ich der Menſchheit Dienſt geweiht,
Vor einem Bilde ſich zuſammen,
Und dennoch bleibt das Herz mir weit,
Ein Leben, das ich, hoch geweihet,
Verpfändet für der Völker Glück;
Und den geliebten Augen ſanft
Gibt's als Unſterblichkeit zurück.

### 2.

### Sonett.

Zu herrſchen gilt es eher zu befreien;
Nur durch die Maſſe trotzt man den Gefahren:
Drum möchten Fürſten ſie und Mittelmann ſparen,
Doch ſtehn im eignen Lager auf Parteien.
Du ſchreiteſt vor mit Zweien oder Dreien,
Die bisher eines Sinnes mit dir waren;
Doch willſt du dein Geheimniß offenbaren,
So wirſt du mit dem Letzten dich entzweien.
Du willſt im Hauſe Gottes Frieden ſuchen:
Dort hörſt du ſchmetternd von des Prieſters Munde
Am gräßlichſten, wer anders glaubt, verfluchen.
Doch mußt nicht um Gunſt, verleugnend, werben,
Und eh' dein Herz du zwingſt zu falſchem Bunde,
Erwähle dir, als Eremit zu ſterben.

### 3

### Ghaſel.

Du lobeſt oft, in welchen Rauſch ich ſinke,
Wenn ich den Becher deiner Nähe trinke;
Ich nenne mich mit Wonne deinen Sclaven,
Mehr, als Befehle, ſind mir deine Winke;
Dein Wort beflügelt jeden meiner Schritte,
Das Zagen weicht, wenn nur erſcheint der Blinke
Dein Reiz entbehrt am liebſten jedes Schmuckes
Und deine Tugend jeder Tugendſchminke;
Ich weiß es wohl, wie deine Huld und Güte
Mein doch im weiten Lande noch gedenke.
Wohl Niemand ſieht, daß mir zu ewigem Loſe
Der leuchte Stern des höchſten Glückes blinke;
Ich ſchweige mit dem Grab: wenn meine Rechte
Dein Herz beraubt, erlaubt es nicht die Linke.

## 73.

## Wilhelm Zimmermann.

### Das verlorene Paradies.

Der Himmel hell von Roſen
Und hell das Waſſer glüht,
Es ſingen die Matroſen
Ihr frohes Abſchiedslied.
Die Winde luſtig wehen
Schon hin ſie fern vom Strande,
Sie ſchiffen, zu erſehen
Ein ſtilles, ſtilles Land.
Der Weiſe ſprach: Auf Erden
Iſt noch das Paradies,
Nur wem erlaubt es werden,
Es barg ſich gewiß.
Der König hört die Kunde,
Mit allen Sinnen gleich
Möcht', gebietend zur Stunde,
Er nach dem Wunderreich.
Und hundert Schiff' geſchwinde
Entſendet er ſofort,
Ob er das Eiland finde,
Nach Oſt, Süd, Weſt und Nord.
Voll Siegesmuth ſie dringen
In's weite Meer hinaus,
Es fliegt mit Adlerſchwingen
Die Hoffnung kühn voraus.
Nach Monden und nach Jahren
Die Schiffe ſtehn am Strand;
Die Erde iſt umfahren,
Gefunden nicht das Land.
„Und wär' es nach der Hölle,
Es muß gewonnen ſein!"
Der König ruft's und ſchnelle
Schifft er ſich ſelber ein.
Es wiegen leicht die Wellen
Das Fahrzeug hin und her
Und die Gedanken ſchwellen
Sich höher auf dem Meer.
Schwebt wolkenhoch der Reiher,
Tief unten Meeresbrut,
Der König ſteht am Steuer
Durchfurcht die mächt'ge Flut.
Und ſchneller fliegt und ſchneller
Der Segel blüh'nder Schnee,
Und immer weit und heller
Der Himmel und die See.
Der König ſtaunend ſiehet
Vom Steuer tief hinab,
Da glühet und da blühet
Das kalte Wellengrab.
Die Auen, die ſonſt ruhten
In tiefer Nacht verdeckt,
Sind hier von lichten Gluten
Der Sonne aufgeweckt.
Geheime Blumen kühlen
In Silberbächen ſich
Und tauſendfarbig ſpielen
Hier Bäume feierlich.
Der König ſchaut und ſchauet
Den Garten blühn und glühn,
Von fremder Luſt durchthauet
Entzückt's bezaubert ihn.
„Wo Meer und Himmel glühet
Am ſelig ſtillen Ort,
Hier oder nirgend blühet
Das Paradies noch fort."
Er ſpricht es, und das Steuer
Entſinket ſeiner Hand,
Ihm iſt des Auges Feuer
Bezaubert und gebannt.
Nicht ſieht er, wonnetrunken,
Das halbverborgne Riff,
Zerbrochen und verſunken
Iſt ſchnell das Königsſchiff.

## 74.

## Hermann Kurz.

### 1

### Mann und Weib.

(Aus dem Schluß von „Lieben und Leiden.")

Mannesherz iſt ein ſeltſam Ding!
Ihm iſt keine Labung zu gering,
Den Durſt zu ſtillen, der ewig flammt,
Die Sehnſucht, die vom Himmel ſtammt.
Der Mann, der Alles verloren hat,
Iſt ſich mit Luſt am Staube ſatt:
Wenn ihm Gott, Lieb' und Freiheit fehlen,

Kann er noch Steckenpferde quälen,
Die enge Bruſt voll Eigenſucht,
Haſcht er nach jeder kleinen Frucht,
Die winkend ihm in's Auge ſticht,
Ein armes Stündchen Luſt verſpricht,
Und hat er dran gefühlt den Sinn,
Wirft er das Spielzeug wieder hin.
Seine Unruh mag er in dem nicht'gen,
Dem lauten Treiben leicht beſchwicht'gen
Und immer thut er doch ſein Ich,
Auch in der Liebe nicht, von ſich.
Das freilich, ſo hat es Gott beſtellt,
Die Wurzel iſt, die da ſprengt die Welt.
Kaum, wie ſich auch die Looſe ſchwärzen,
Sucht Einer am gebrochnen Herzen.
Ein Weib, das liebet, iſt nicht mehr
Ein Ding von Staube, grob und ſchwer:
Sie brach der Erde bleiern Banden
Und iſt in Himmelsluft erſtanden.
Wie iſt ihr Herz ſo ſtill und rein:
Ihr Du nimmt all ihr Weſen ein,
Nur das iſt ſtark, ihr andres Ich,
Und in ihm wohnt Gott ſichtbarlich.
Ihr Lieben, das nichts Eignes kennt,
Iſt Sterben, Opfer, Sacrament,
Ein Gottesdienſt, das iſt ihr Lieben!
Drum kann ihr Glück nie ganz zerſtieben:
Wenn ihre Sterne all' erblaßen,
So iſt ſie nicht getäuſcht, verlaßen,
Mit dürft'gem Ich arm, bloßgeſtellt:
Im Herzen ihre wahre Welt
Bleibt, wie ſich auch das Auge feuchte,
Ein Tempel mit der ewigen Leuchte,
Drin hat und für mit lauterm Weihn
Die Gottheit waltet ungeſehn,
Wo ihr im Schrein verlornen Gut
Im Weſen unverloren ruht,
Unſterbliche Glut vom Himmelsfunken,
Den ſie aus Staub und Nichts getrunken!
Ja eher, bricht zu tief die Pein
Zu nächtlich über ſie herein,
Da quillt ſtatt Thränen Blut, da ſchwellen
Zurück zum Herzen ſeine Wellen,
Der Liebe zart Gefäß zerſpringt,
Eh es unheilig Luſt durchdringt,
Der Tempel ſtürzt und liegt begraben,
Eh ihn Nachtgeiſter geſchändet haben.
Die Frau, die ſpielt mit ihrer Treu,
Die reinigt Beichte nicht noch Reu.
Sie nicht! Die arme Sünderin,
Die ihren Leib der Luſt gab hin,
Sie büßt und betet die Nächte lang,
Beſtimmt, wie Leben den Tod bezwang,
Und ſieht im ſtrahlenden Morgenlicht
Der ew'gen Welt. Sie nicht! Sie nicht.
In ihrem Buſen nagt ein Wurm,
Ein Flüſterwort, doch laut wie Sturm,
Todkalt und heiß wie Höllenpein,
Ruft ihr in's Ohr und ſchläft nicht ein:
Du biſt dein kleines Kleinod los,
Das Welt und Himmel in ſich ſchloß,
Den heiligſten, einzigen Hort verſchwendet,
Das Herz und Treu und Gott geſchändet!
Der Mann geht manche Lebensſpur,
Das Weib lebt in der Liebe nur.
Ihm laden Pilgerſtraßen viel:
Ob Schuld, ob Weh, ihm winkt ein Ziel,
Zu bergen ſich vor Rächerpfeilen,
Die ſchmerzverletzte Bruſt zu heilen,
Ob er hilfbegehrend wirkt und ſchafft,
Ob er mit lauter Heldenkraft
Des Geiſtes Nerv, des Herzens Blut
Zum Opfer gibt mit freiem Muth
Für ſeines Volkes Schmerz und Klagen,
Für Sonnen, die der Menſchheit tagen,
Er kann in Thaten Ruhe finden,
Kann büßen, kämpfen, überwinden.
  Und doch, ſo lang er hienieden lebt,
Wie er auch wirkt und wie er ſtrebt,
Aufragend über Leut' und Land
Um einen Kopf, um eine Hand,
In Reden und Thaten wundergroß,
Das Herz, das Herz bleibt heimatlos!
Wie Mancher, der, ein Mann, ein Held,
Nach außen leuchtet vor der Welt,
Im Herzen gleicht er dem Waiſenkind,
Einſam, verwildert, irr und blind.

---

## 2.

## Gottfried von Straßburg.

Seit ſich die Erde dreht im Ring,
Und da ſie noch im Mittel hing,
Iſt mir kein Meiſter offenbar,
Dem ſo das Wort gehorſam war.
Die größten aller Zeiten,
Wenn ſie zu Heimlichkeiten,
Zu innerſten Geweben
Von Herz und Menſchenleben,
Zu Wundern, die im dunkeln
Schooße der Erde funkeln,
Mit Sange fahren nieder,
So laſſen ſie ihre Lieder
Aus dumpfer Ferne läuten,
So wiſſen ſie zu deuten,
Mit einem mächtigen Worte
Auf die verſchloßne Pforte,
Dahinter das Geheimniß ruht,
Daß wir's, im ahnungsvollen Muth,
Doch nicht mit Augen leiblich ſehn.
Er aber bleibt davor nicht ſtehn:
Wo Andre enden, da hebt er an,
Und handhabt, wie kein andrer Mann,
Mit ſeinen ſüßen, friſchen,
Gefügen, zauberiſchen
Verslein, die ſchalkhaft blinken,
Des Thores goldne Klinken,
Daß es ſich öffnet weit und groß.
Da läßt er uns im Felſenſchooß
Auf nie gekannten Auen
Kryſtallne Wunder ſchauen.
Kein Schwanken hier, kein Stilleſtand!
Er führt uns an der treuen Hand
Weit, weit hin durch den ſtillen Raum
Und nicht in ſinnenhalbem Traum:
Ja, nicht umſonſt durch's Felsgeſtein
Hieb er die heimlichen Fenſterlein,
Darnach in die dunklen Hallen bricht
Das helle ſichre Tageslicht,
Das befangne Herz im Zauberſaal
Anheimelnd mit lebenswarmem Strahl.
Und hat er ſo im Wunderſchacht
Den fernſten Winkel hell gemacht,
Da kommt er aus dem Felſenſpalt,
Ein klarer Fluß, hervorgewallt,
Und eilt mit perlendem Schaume munter
Ueber Fels und Stein in's Thal hinunter,
Gleitet mit ſanftem Rieſeln
Hin über weißen Kieſeln,
Durch Waldesdämmerungen,
Wo Stamm mit Stamm verſchlungen,
Vorbei an grünen Auen,
Wo Ritter und zarte Frauen
Sich ſchaaren zu Troſt und Tänzen
Und bunte Zelte glänzen,
Und jeglichem Geſtade

Auf fernem Schlingelwinde
Schwimmet er von ſeinem Gehöft an,
Den er im tiefen Feld gewann
Ihr ſeht ihn nach den Todten,
Den tief gefangen Weiden,
Und den drückenden Boden,
Zwölf marmelnen Wellengräbern,
Hört ihr die Winde ſchellen,
Den Strauß, der die Halden
Der Welten läßt mit Schnee,
Die macht alle Trauer,
Die ſuchte er was keine leben,
Die Schmerz er bei der Freunde weinen?
Wie kreiſt's in ſeinen Wellen nach,
Wie ſchmerzlich ſah, daß jede Ach!
Woher wenn reißt er ſeine Wogen?
Er weitet ſich in ſchönem Bogen;
Noch aber mit mancher Wunderſchau,
Vorüberzieht ſchroff, geſtaltet grau,
Zuletzt ein ſtiller blauer See,
Da endet jede Trauer, — Weh,
Er ſchwimmet hin' in voller Pracht,
Endlich entriſſen in der Nacht!

## 75.

## Alexander von Württemberg.*)

### 1.

### Lied eines Friedensſoldaten.

Wenn doch die Trommeln tönten,
Die mir das Herze ſchlug,
Dann das Walzen ich gewönne
Mein Roß im weiten Ring.
Dann eil' ich an der Spitze
Gleich dem geſchoſſnen Blitz,
Des Nachts kühle Welle
Mir hält die Schmerzen heiß.
Von Außen Nichts als Frieden,
Doch im Gemüthe Krieg,
Den wildeſten hienieden
Und zweifelhaft der Sieg.
Wenn plötzlich vom Extreme
Der Schlachttrompete Ruf,
Das Blachfeld rings erdröhnte
Von ſchnellem Roſſehuf
Und wenn die Völker ſchlügen
Nun eine große Schlacht,
Die Wahrheit aus Lügen
Beſiegt nach langer Nacht:
Dann hätt' ich wohl gefunden
Für meine wunde Bruſt
Den Sturm, um zu geſunden,
In hoher Siegesluſt.
Und wäre mir beſchieden
Ein blutig Kriegerloos,
Ich fände dann im Frieden
Dem Herbſtlaub in den Schooß.
Ich gäbe meinem Leben
Den Ruhm der Welt zurück;
Das Vaterland zu heben
Iſt doch das höchſte Glück!

### 2.

### Lied des Sturms.

Des Morgens [illegible] hat mir das Mark durchzogen,
Ich bin zu einem Ro[illegible] nach [illegible] geflogen.

Den Brautkranz lieber ſchling' ich auf an Arabiens Küſte,
Und laß mein Wolkenbanner über der großen Wüſte
Die alte Fahne ſchütt'. Es zogen Karawanen
Zu des Propheten Grab die frommen treuen Araber,
Sie ſitzen dicht daher in dicht gedrängten Schaaren
Auf feierlichem Kameel, auf wilden Dromedaren.
Voran ein tapfrer Scheik, auf hohem Araberroſſe,
Gebietet ſtolzen Blicks dem buntgemiſchten Troſſe.
Im Flug begann ich nun von den ſturmerfüllten Bergen
Und ließ den heißen Sand zu hohen Wirbeln ſteigen.
Bald war der lange Zug verhüllt in dichtem Staube,
Die Karavane fiel der Wolke Brunſt zum Raube.
Der Scheik allein entfloh auf ſeinem flücht'gen Pferde,
Ein herrlich Thier, ſo gut hat viele ſchlechte Erde.
Der Renner wäre wol für meine Wolkenroſſe
Auf fernem Himmelsbahn ein würdiger Genoſſe.
In ſeinem Sterne ſtrömt geſchmolzner Stahl im Glühen
Und tauſend Leben ihm das wilde Herz durchſprühen.
Der Mähnenhals ſo ſcharf, wie eines Schwertes Kanten,
Der Huf ſeines Beins ſo hart, wie Diamanten,
Der Muskeln ſchönes Spiel wetteifert mit dem Willen,
Des Reiters wilden Haß durch ſchnellen Lauf zu ſtillen.
Die ſeidnen Mähnen ihm das leichte Haupt umwallen,
So hatt' ich nie zuvor an einem Roß Gefallen!
In raſender ſchnellſter Flucht jagt' ich den edeln Schimmel,
Ich jagte ſchneller wie Kometen durch den Himmel.
Es glüht ſein Augenſtern nur wie bei den Kometen
Kein hin im Silberglanz des Schweifes Haare wehten.
Ein Tiger rauſcht vorbei nach flüchtiger Gazelle,
Ich reiße beide [illegible] mit beider Sandeswelle.
Der Scheik auf ſeinem Roß iſt mir davon geflogen,
In der Oaſe Grün iſt heimlich er gezogen.
Ich aber ſtürmte fort, fort durch die heiße Wüſte,
Mit lautem Donnerwort den kecken Reiter grüßte.

## 76.

## Heinrich Heine.

### 1.

### Lieder.

1.

Du biſt wie eine Blume
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.
Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So ſchön und rein und hold.

2.

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Es träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

3.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

---

*) Geb. 1801, geſt. 1844.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.
Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.
Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.
Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.
Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

4.

Sie haben dir viel erzählet
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben ſie nicht geſagt.
Sie machten ein großes Weſen
Und ſchüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Böſen
Und du haſt Alles geglaubt.
Jedoch das Allerſchlimmſte,
Das haben ſie nicht gewußt;
Das Schlimmſte und das Dümmſte,
Das trug ich geheim in der Bruſt.

5.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre
Und hat ſich mit dieſer vermählt.
Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.
Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

6.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägeſt im Grab;
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.
Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumt', du verließeſt mich;
Ich wachte auf und ich weinte
Noch lange bitterlich.
Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du wärſt mir noch gut;
Ich wachte auf und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

7.

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der Mai;
Ich ſtehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Baſtei.
Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in ſtiller Ruh';
Ein Knabe fährt auf dem Kahne
Und angelt und pfeift dazu.
Jenſeits erheben ſich freundlich
In winziger, bunter Geſtalt
Luſthäuſer und Gärten und Menſchen
Und Ochſen und Wieſen und Wald.
Die Mägde bleichen Wäſche
Und ſpringen im Gras herum;
Das Mühlrad ſtäubt Diamanten,
Ich höre ſein fernes Geſumm.
Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.
Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Morgenroth,
Er präſentirt und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt.

8.

Du ſchönes Fiſchermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und ſetze dich nieder,
Wir koſen Hand in Hand.
Leg' an mein Herz dein Köpfchen
Und fürchte dich nicht zu ſehr,
Vertrauſt du dich doch ſorglos
Täglich dem wilden Meer.
Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

9.

Das iſt ein Flöten und Geigen,
Trompeten ſchmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebſte mein.
Das iſt ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schalmei'n;
Dazwiſchen ſchluchzen und ſtöhnen
Die guten Engelein.

10.

Die Jahre kommen und gehen,
Geſchlechter ſteigen in's Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.
Nur einmal noch möcht' ich dich ſehen
Und ſinken vor dir auf's Knie
Und ſterbend zu dir ſprechen:
Madame, ich liebe Sie!

11.

Im Traume ſah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der ſonſt ſo blühende Leib.
Ein Kind trug ſie auf dem Arme,
Ein andres führt ſie an der Hand,
Und ſichtbar iſt Armuth und Trübſal
Am Gang und Blick und Gewand.
Sie ſchwankte über den Marktplatz
Und da begegnet ſie mir
Und ſieht mich an und ruhig
Und ſchmerzlich ſag' ich zu ihr:
Komm mit nach meinem Hauſe,
Denn du biſt blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir ſchaffen Speiſ' und Trank.

Ich will noch einmal [illegible] wandern
Die Straße, wo [illegible],
Das Zimmer [illegible] dich ſelber,
Du [illegible], unglückliche [illegible].
Ich will dir [illegible] erzählen,
Wie ich dich geliebet hab,
Und dann zu [illegible], da will ich
Sterben auf deinem Grab.

12.

Es blaſen die blauen Huſaren
Und reiten zum Thor hinaus;
Da komm ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Roſenſtrauß.
Das war eine wilde Wirthſchaft,
Kriegsvolk und Landesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag!

13.

Nun iſt es Zeit, daß ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' ſo lang als ein Komödiant
Mit dir geſpielt die Komödie.
Die prächt'gen Kuliſſen, ſie waren bemalt
Im hochromantiſchen Stile,
Mein Rittermantel hat golden geſtrahlt,
Ich fühlte die feinſten Gefühle.
Und nun ich mich gar ſäuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als ſpielt' ich noch immer Komödie.
Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Bruſt
Den ſterbenden Fechter geſpielet.

14.

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.
Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen ſprießen.
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag', ich laß ſie grüßen.

15.

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei ſchöne Augen,
Sie haben ſich wider mein Herz verſchworen.
Der Frühling und zwei ſchöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube, die Roſen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieſe Verſchwörung.

16.

Daß du mich liebſt, das wußt' ich,
Ich hatt' es längſt entdeckt;
Doch als du mir's geſtanden,
Hat es mich tief erſchreckt.
Ich ſtieg wohl auf die Berge
Und jubelte und ſang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.
Mein Herz iſt wie die Sonne
So flammend anzuſehn,
Und in ein Meer von Liebe
Verſinkt es groß und ſchön.

17.

Ein ſchöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der ſüßen Troſt herniederlacht
Und neues Leben mir verſpricht —
O, lüge nicht!
Gleichwie das Meer dem Mond entgegenſchwillt,
So fluthet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

18.

Auf dieſem Felſen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Teſtament;
Das Leid iſt ausgelitten.
Vernichtet iſt das Zweierlei,
Das uns ſo lang bethöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.
Hörſt du den Gott im finſtern Meer?
Mit tauſend Stimmen ſpricht er.
Und ſiehſt du über unſerm Haupt
Die tauſend Gotteslichter?
Der heil'ge Gott, der iſt im Licht,
Wie in den Finſterniſſen;
Und Gott iſt Alles, was da iſt;
Er iſt in unſern Küſſen.

19.

Das Fräulein ſtand am Meere
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.
Mein Fräulein, ſei'n Sie munter!
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück.

20.

Jugend, die mir täglich ſchwindet,
Wird durch raſchen Muth erſetzt,
Und mein kühn'rer Arm umwindet
Noch viel ſchlankre Hüften jetzt.
That auch Manche ſehr erſchrocken,
Hat ſie doch ſich bald gefügt;
Holder Zorn, verſchämtes Stocken
Wird von Schmeichelei beſiegt.
Doch, wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beſte mir dabei.
Iſt es die verſchwundne, ſüße,
Blöde Jugendeſelei?

21.

Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort ſo hoch, die Veilchen nickten ſanft.
Es war ein Traum.
Das küßte mich auf deutſch und ſprach auf deutſch
Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang — das Wort: „Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

## 2

## Nordſeebilder.

### 1) Frieden.

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,

Das Meer war ſtill,
Und ſinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumeriſch ſinnend — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, ſchaute ich Chriſtus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er rieſengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte ſein Haupt in den Himmel,
Die Hände ſtreckte er ſegnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Bruſt
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß ſeine Gnadenſtrahlen
Und ſein holdes, liebſeliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.
  Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
Am Roſenbande das gleitende Schiff,
Und zogen es ſpielend an's grüne Ufer,
Wo Menſchen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.
  O Friedenswunder! Wie ſtill die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräuſch
Der ſchwatzenden, ſchwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menſchen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo ſich Zwei begegneten,
Sahn ſie ſich an verſtändnißinnig,
Und, ſchauernd in Liebe und ſüßer Entſagung,
Küßten ſie ſich auf die Stirne,
Und ſchauten hinauf
Nach des Heilandes Sonnenherzen,
Das freudig verſöhnend ſein rothes Blut
Hinunterſtrahlte,
Und dreimalſelig ſprachen ſie:
Gelobt ſei Jeſu Chriſt!

## 2) Seegeſpenſt.

  Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und ſchaute, träumenden Auges,
Hinab in das ſpiegelklare Waſſer,
Und ſchaute tiefer und tiefer —
Bis tief, im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbeſtimmter,
Kirchenkuppel und Thürme ſich zeigten,
Und endlich, ſonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländiſch,
Und menſchenbelebt.
Bedächtige Männer, ſchwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrauſen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Geſichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathhaus',
Wo ſteinerne Kaiſerbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne von langen Häuſerreih'n
Mit ſpiegelblanken Fenſtern,
Stehn pyramidiſch beſchnittene Linden,
Und wandeln ſeidenrauſchende Jungfrau'n,
Ein goldnes Band um den ſchlanken Leib,
Die Blumengeſichter ſittſam umſchloſſen
Von ſchwarzen, ſammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.
Bunte Geſellen, in ſpaniſcher Tracht,
Stolziren vorbei und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verſchollnen Gewändern,
Geſangbuch und Roſenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauſchendem Orgelton.
  Mich ſelbſt ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer,
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beſchleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz,
Mir iſt als würden ſeine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langſam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerſtadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholiſch menſchenleer iſt,
Nur daß am untern Fenſter
Ein Mädchen ſitzt,
Den Kopf auf den Arm geſtützt,
Wie ein armes, vergeſſenes Kind —
Und ich kenne dich armes, vergeſſenes Kind!
  So tief, ſo tief alſo
Verſtecktest du dich vor mir,
Aus kindiſcher Laune,
Und konnteſt nicht mehr herauf
Und ſaßeſt fremd unter fremden Leuten
Jahrhunderte lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich ſuchte
Und immer dich ſuchte,
Du Immergeliebte,
Du Längſtverlorene,
Du Endlichgefundene
Ich hab' dich gefunden und ſchaue wieder
Dein ſüßes Geſicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlaſſen
Und ich komme hinab zu dir
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz — —
  Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Capitain
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
Doctor, ſind Sie des Teufels?

## 3) Im Hafen.

  Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat
Und hinter ſich ließ das Meer und die Stürme
Und jetzo warm und ruhig ſitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.
  Wie doch die Welt ſo traulich und lieblich
Im Römerglas ſich wiederſpiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt in's durſtige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeſchichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor Allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.
  O, wie ſchön! wie ſchön biſt du, Geliebte!
Du biſt wie eine Roſe!
Nicht wie die Roſe von Schiras,
Die hafisbeſungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Roſe von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte; —

Du biſt wie die Roſ' im Rathskeller zu Bremen!
Das iſt die Roſe der Roſen,
Je älter ſie wird, je lieblicher blüht ſie,
Und ihr himmliſcher Duft, er hat mich beſeligt,
Er hat mich begeiſtert, er hat mich berauſcht,
Und hielt mich nicht feſt, am Schopfe feſt,
Der Rathskellermeiſter von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!
Der brave Mann! wir ſaßen beiſammen
Und tranken wie Brüder,
Wir ſprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir ſeufzten und ſanken uns in die Arme
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe,
Ich trank auf das Wohl meiner bitterſten Feinde
Und allen ſchlechten Poeten vergab ich,
Wie einſt mir ſelber vergeben ſoll werden;
Ich weinte vor Andacht und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,
Schweigend predigen und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.
Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender
Denn all die ſtolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeſchmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer geſagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbeſten Geſellſchaft,
Lebte beſtändig der König des Himmels.
Halleluja! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.
Du braver Rathskellermeiſter von Bremen!
Siehſt du, auf den Dächern der Häuſer ſitzen
Die Engel und ſind betrunken und ſingen;
Die glühende Sonne dort oben
Iſt nur eine rothe, betrunkene Naſe,
Die Naſe des Weltgeiſts,
Und um die rothe Weltgeiſts-Naſe
Dreht ſich die ganze, betrunkene Welt.

---

### 2. Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne ſteigt
Hinab in's weitaufſchauernde
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, roſig angehaucht,
Wallen ihr nach, und gegenüber
Aus herbſtlich dämmernden Wolkenſchleiern,
Ein traurig todtblaſſes Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, ſchimmern die Sterne.
Einſt am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um ſie her die Sterne,
Die kleinen unſchuldigen Kinder.
Doch böſe Zungen ziſchelten Zwieſpalt
Und es trennte ſich feindlich
Das hohe leuchtende Ehpaar.
Jetzt am Tage, in einſamer Pracht,
Ergeht ſich dort oben der Sonnengott,
Ob ſeiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbeſungen
Von ſtolzen, glückgehärteten Menſchen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter
Mit ihren verwaiſten Sternenkindern,
Und ſie glänzt in ſtiller Wehmuth,
Und liebende Mädchen und ſanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.
Die weiche Luna! Weiblich geſinnt
Liebt ſie noch immer den ſchönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauſcht ſie hervor aus leichtem Gewölk
Und ſchaut nach dem Scheidenden, ſchmerzlich,
Und möchte ihm ängſtlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —“
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In ſein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böſe, ziſchelnde Zungen
Brachten alſo Schmerz und Verderben
Selbſt über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln ſie, qualvoll,
Troſtlos unendliche Bahnen,
Und können nicht ſterben,
Und ſchleppen mit ſich
Ihr ſtrahlendes Elend.
Ich aber, der Menſch,
Der niedriggepflanzte, der Todbeglückte,
Ich klage nicht länger.

---

### 3.

### Götterdämmerung.

Der Mai iſt da mit ſeinen goldnen Lichtern
Und ſeidnen Lüften und gewürzten Düften
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüthen
Und grüßt aus tauſend blauen Veilchenaugen
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenſchein und Morgenthau,
Und ruft herbei die lieben Menſchenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem erſten Ruf;
Die Männer ziehn die Nankinghoſen an
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen,
Die Frauen kleiden ſich in Unſchuldweiß,
Jünglinge kräuſeln ſich den Frühlingsſchnurrbart,
Jungfrauen laſſen ihre Buſen wallen,
Die Stadtpoeten ſtecken in die Taſche
Papier und Bleiſtift und Lorgnett' und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schaar
Und lagert draußen ſich auf grünem Raſen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachſen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der luſt'gen Vögelein
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.
Zu mir auch kam der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Thür' und rief: Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küſſen!
Ich hielt verriegelt meine Thür' und rief:
Vergebens lockſt du mich, du ſchlimmer Gaſt;
Ich habe dich durchſchaut, ich hab' durchſchaut
Den Bau der Welt und hab' zu viel geſchaut
Und viel zu tief und hin iſt alle Freude
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich ſchaue durch die ſteinern harten Rinden
Der Menſchenhäuſer und der Menſchenherzen
Und ſchau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Geſichtern leſ' ich die Gedanken,
Viel ſchlimme. In der Jungfrau Schamerröthen

Seh' ich geheime Luſt begehrlich zittern,
Auf dem begeiſtert ſtolzen Jünglingshaupt
Seh' ich die bunte Schellenkappe ſitzen;
Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde und ich weiß nicht,
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich ſehe durch den Grund der alten Erde,
Als ſei ſie von Kryſtall, und ſeh' das Grauſen,
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich ſtrebt. Ich ſeh' die Todten,
Sie liegen unten in den ſchmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angeſicht,
Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer.
Ich ſeh', der Sohn ſetzt ſich mit ſeiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab,
Spottlieder ſingen rings die Nachtigallen,
Die ſanften Wieſenblumen lachen hämiſch,
Der todte Vater regt ſich in dem Grab,
Und ſchmerzhaft zuckt die alte Muttererde.
Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich ſeh' die Gluth in deinem Buſen wühlen,
Und deine tauſend Adern ſeh' ich bluten,
Und ſeh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorſtrömt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich ſeh' die Rieſenſöhn' der alten Nacht,
Sie ſteigen aus der Erde dunkelm Schlund
Und ſchwingen rothe Fackeln in den Händen
Und legen ihre Eiſenleiter an
Und ſtürmen wild hinauf zur Himmelsveſte
Und ſchwarze Zwerge klettern nach und kniſternd
Zerſtieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend ſtürzen nieder
Auf's Angeſicht die frommen Engelſchaaren.
Auf ſeinem Throne ſitzt der bleiche Gott,
Reißt ſich vom Haupt die Kron', zerrauft ſein Haar —
Und näher drängt heran die wilde Rotte;
Die Rieſen werfen ihre rothen Fackeln
In's Reich der Ewigkeit, die Zwerge ſchlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken;
Die winden ſich und krümmen ſich vor Qualen
Und werden bei den Haaren fortgeſchleudert.
Und meinen eignen Engel ſeh' ich dort
Mit ſeinen blonden Locken, ſüßen Zügen
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entſetzlich häßlich ſchwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinſend ſeine edlen Glieder,
Umſchlingt ihn feſt mit zärtlicher Umſchlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durch's ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel ſtürzen
Zuſammen — und es herrſcht die alte Nacht.

## 4.

## Romanzen.

### 1) Der wunde Ritter.

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb;
Ein Ritter lag liebeswunde,
Doch treulos iſt ſein Lieb.
Als treulos muß er verachten
Die eigne Herzliebſte ſein,
Als ſchimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.
Er möcht' in die Schranken reiten
Und rufen die Ritter zum Streit:
Der mag ſich zum Kampf bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeiht!
Da würden wohl Alle ſchweigen,
Nur nicht ſein eigner Schmerz;
Da müßt' er die Lanze neigen
Wider's eigne klagende Herz.

### 2) Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen,
Und als ſie kamen in's deutſche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.
Da hörten ſie beide die traurige Mär,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Beſiegt und zerſchlagen das tapfre Heer,
Und der Kaiſer, der Kaiſer gefangen.
Da weinten zuſammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine ſprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"
Der Andre ſprach: „Das Lied iſt aus,
Auch ich möcht' mit dir ſterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."
„Was ſchert mich Weib, was ſchert mich Kind!
Ich trage weit beſſres Verlangen;
Laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind, —
Mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!
„Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt ſterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.
„Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollſt du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.
„So will ich liegen und horchen ſtill,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einſt ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Roſſe Getrabe.
„Dann reitet mein Kaiſer wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann ſteig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiſer, den Kaiſer zu ſchützen."

### 3) Ein altes Liedchen.

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.
Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.
Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

### 4) Spatz und Spätzin.

„Im Anfang war die Nachtigall
Und ſang das Wort: Züküht! Züküht!
Und wie ſie ſang, ſproßt' überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth.
Sie biß ſich in die Bruſt, da floß
Ihr rothes Blut und aus dem Blut
Ein ſchöner Roſenbaum entſproß;
Dem ſingt ſie ihre Liebesgluth.
Uns Vögel all' in dieſem Wald
Verſöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Roſenlied verhallt,
Geht auch der ganze Wald zu Grund."

Es [illegible] zu ſeinem [illegible]
Im [illegible] der alte [illegible];
Die [illegible] [illegible] manchmal [illegible],
Sie lieſt auf ihrem [illegible].
Sie iſt ein [illegible] [illegible] Weib
Und [illegible] [illegible] und [illegible] nicht.
Die Alte geht zum [illegible]
Den [illegible] [illegible].

### 5) Die Wallfahrt nach Kevlaar.

#### 1.

Am Fenſter ſtand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willſt du nicht aufſtehn, Wilhelm,
Zu ſchaun die Proceſſion?“ —
„Ich bin ſo krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und ſeh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —
„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Roſenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“
Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Köllen am Rheine,
Da geht die Proceſſion.
Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet ſie,
Sie ſingen Beide im Chore:
Gelobt ſeiſt du, Marie!

#### 2.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr beſtes Kleid;
Heut' hat ſie viel zu ſchaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.
Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferſpend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächſerne Füß' und Händ'.
Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund.
Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher ſpielt jetzt die Bratſche,
Dem dort kein Finger war heil.
Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete d'raus ein Herz.
„Bring' das der Mutter Gottes,
Dann heilt ſie deinen Schmerz.“
Der Sohn nahm ſeufzend das Wachsherz,
Ging ſeufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:
„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir ſei mein Leid geklagt!
Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.
Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die iſt todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.
Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch ſpät und früh
Inbrünſtiglich beten und ſingen:
Gelobt ſeiſt du, Marie!“

#### 3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein,
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leiſe geſchritten herein.
Sie beugte ſich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze,
Und lächelte mild und ſchwand.
Die Mutter ſchaut' Alles im Traume
Und hat noch mehr geſchaut;
Sie wachte auf aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten ſo laut.
Da lag dahingeſtrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es ſpielt' auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.
Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, ſie wußte nicht wie;
Andächtig ſang ſie leiſe:
Gelobt ſeiſt du, Marie!

### 6) Bergidyll.

#### 1.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.
In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin ich!
Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.
Und die lieben, blauen Sterne
Schaun mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.
Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zither,
Und er ſingt die alte Weiſ'.
Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.
„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten iſt es gar zu ſchön.
Hier dagegen iſt es einſam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.
Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind.“
Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.
Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummet,
Und die Zither klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:
„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht!
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Engel bei dir Wacht.“

### 2.

Tannenbaum mit grünen Fingern
Pocht an's niedre Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.
Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.
„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.
Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.
„Auch bezweifl' ich, daß du glaubeſt,
Was ſo rechter Glauben heißt,
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?“ —
Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;
Der die ſchöne Erd' erſchaffen
Und die ſchönen Menſchen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.
Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich ſchon,
Und begriff und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;
An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.
Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt!“
Dieſer that die größten Wunder
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen
Und zerbrach des Knechtes Joch.
Alte Todeswunden heilt er
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.
Er verſcheucht die böſen Nebel
Und das dunkle Hirngeſpinnſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinſt.
Tauſend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.
Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſehn?
Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

### 3.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.
Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hell'rem Licht,
Und es glüht die Purpurroſe,
Und das liebe Mädchen ſpricht:
„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.
„Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch und läßt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.
„Und die Katz' iſt eine Hex',
Denn ſie ſchleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfallnen Thurm.
„Dort hat einſt ein Schloß geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz.
„Da verwünſchte Schloß und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten drin.
„Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort;
„So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;
„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit.“ —
Alſo blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.
„Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küßt und ſchweigt am End'.
Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt, als hätt' ich
Sie ſchon früher mal geſchaut.
„Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitz' wie im Traume.
Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Ja, ich glaube von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort.
Siehſt du, Kindchen, wie ſchon dämmert
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.
Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
D'raus hervor ein Blumenwald;
Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.
Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie kryſtallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.
Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnſuchtgluth;
In der Lilien Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Oder ja, ich hab' vergessen
[illegible]
[illegible]
[illegible]

## 5.

## Zeitgedichte.

### 1. Wie geht es daheim?

„Nachtwächter mit langfüßigen Sätzen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?“
Vortrefflich geht es, der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.
Nicht oberflächlich, wie Frankreich, blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.
Der Dom zu Köllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.
Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief im Rhein der Nibelungshort.
Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schweizer halten fest sein Haupt.
Auch eine Flotte will Gott uns bescheren,
Die patriotische Überkraft
Wird lustig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.
Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Zensur.

### 2. Zur Beruhigung.

Wir schlafen ganz wie Brutus schlief —
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäsars Brust das kalte Messer;
Die Römer waren Tyrannenfresser.
Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak.
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack,
Ein jedes Volk hat seine Größe;
In Schwaben kocht man die besten Klöße.
Wir sind Germanen, gemütlich und brav,
Wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten,
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten.
Wir sind so treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf sind wir stolz;
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals sich ein Brutus finden.
Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäsar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäsar suchen —
Wir haben gute Pfefferkuchen.
Wir haben sechsunddreißig Herrn
— Ist nicht zu viel — und einen Stern
Trägt jeder schützend auf seinem Herzen
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.
Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigentümlich gehört den Fürsten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.
Wenn unser Vater spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät;
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

## 6.

## Aus „Deutschland, ein Wintermärchen.“

### 1.

Ein feuchter Wind, ein kahles Land,
Die Chaise wackelt im Schlamme,
Doch singt es und klingt es in meinem Gemüte:
Sonne, du klagende Flamme!
Das ist der Schlußreim des alten Lieds,
Das oft meine Amme gesungen —
„Sonne, du klagende Flamme!“ das hat
Wie Waldhornruf geklungen.
Es kommt im Lied ein Mörder vor,
Der lebt' in Lust und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt,
An einer grauen Weide.
Des Mörders Todesurteil war
Genagelt am Weidenstamme;
Das haben die Rächer der Feme getan —
Sonne, du klagende Flamme!
Die Sonne war Kläger, sie hatte bewirkt,
Daß man den Mörder verdamme.
Ottilie hatte sterbend geschrien:
Sonne, du klagende Flamme!
Und denk' ich des Liedes, so denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten;
Ich sehe wieder ihr braunes Gesicht,
Mit allen Runzeln und Falten.
Sie war geboren im Münsterland
Und wußte, in großer Menge,
Gespenstergeschichten, grausenhaft,
Und Märchen und Volksgesänge.
Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einsam auf der Heide saß
Und die goldnen Haare strählte.
Die Gänse mußte sie hüten dort
Als Gänsemagd, und trieb sie
Am Abend die Gänse wieder durch's Tor,
Gar traurig stehen blieb sie.
Denn angenagelt über dem Tor
Sah sie ein Roßhaupt ragen,
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das sie in die Fremde getragen.
Die Königstochter seufzte tief:
O Falada, daß du hangest!
Der Pferdekopf herunter rief:
O wehe! daß du gangest!
Die Königstochter seufzte tief:
Wenn das meine Mutter wüßte!
Der Pferdekopf herunter rief:
Ihr Herze brechen müßte!
Mit stockendem Atem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernster und leiser
Zu sprechen begann und vom Rotbart sprach,
Von unserem heimlichen Kaiser.
Sie hat mir versichert, er sei nicht tot,

Wie da glauben die Gelehrten,
Er hauſe verborgen in einem Berg
Mit ſeinen Waffengefährten.
Kyffhäuſer iſt der Berg genannt
Und drinnen iſt eine Höhle;
Die Ampeln erhellen ſo geiſterhaft
Die hochgewölbten Säle.
Ein Marſtall iſt der erſte Saal
Und dorten kann man ſehen
Viel tauſend Pferde, blank geſchirrt,
Die an den Krippen ſtehen.
Sie ſind geſattelt und gezäumt,
Jedoch von dieſen Roſſen
Kein einziges wiehert, kein einziges ſtampft,
Sind ſtill, wie aus Eiſen gegoſſen.
Im zweiten Saale auf der Streu,
Sieht man Soldaten liegen,
Viel tauſend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegeriſch trotzigen Zügen.
Sie ſind gerüſtet von Kopf bis Fuß,
Doch alle dieſe Braven,
Sie rühren ſich nicht, bewegen ſich nicht,
Sie liegen feſt und ſchlafen.
Hochaufgeſtapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harniſche, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkiſche Feuergewehre.
Sehr wenig Kanonen, jedoch genug
Um eine Trophäe zu bilden,
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe iſt ſchwarz-roth-gülden.
Der Kaiſer bewohnt den vierten Saal,
Schon ſeit Jahrhunderten ſitzt er
Auf ſteinernem Stuhl, am ſteinernen Tiſch,
Das Haupt auf den Armen ſtützt er.
Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Iſt roth, wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Brauen zuſammen.
Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig ſich rütteln.
Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: zu Pferd'! zu Pferde!
Sein reiſiges Volk erwacht und ſpringt
Lautraſſelnd empor von der Erde.
Ein Jeder ſchwingt ſich auf ſein Roß,
Das wiehert und ſtampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt
Und die Trompeten rufen.
Sie reiten gut, ſie ſchlagen gut,
Sie haben ausgeſchlafen.
Der Kaiſer hält ein ſtrenges Gericht,
Er will die Mörder beſtrafen. —
Die Mörder, die gemeuchelt einſt
Die theure, wunderſame,
Goldlockige Jungfrau Germania —
Sonne, du klagende Flamme!
Wohl Mancher, der ſich geborgen geglaubt
Und lachend auf ſeinem Schloß ſaß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang
Dem Zorne Barbaroſſa's! — — —
Wie klingen ſie lieblich, wie klingen ſie ſüß,
Die Märchen der alten Amme!
Mein abergläubiſches Herze jauchzt:
Sonne, du klagende Flamme!

## 2.

Ein feiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelſpitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz,
Sie waten im Koth und ſchwitzen.
Der Poſtillon ſtößt in ſein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drei Reiter zum Thor hinaus!" —
Es wird mir ſo dämmrig zu Muthe.
Mich ſchläferte und ich entſchlief,
Und ſiehe! mir träumte am Ende,
Daß ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiſer Rothbart befände.
Er ſaß nicht mehr auf ſteinernem Stuhl,
Am ſteinernen Tiſch wie ein Steinbild;
Auch ſah er nicht ſo ehrwürdig aus,
Wie man ſich gewöhnlich einbild't.
Er watſchelte durch die Säle herum
Mit mir im trauten Geſchwätze;
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir ſeine Curioſa und Schätze.
Im Saale der Waffen erklärte er mir
Wie man ſich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Roſt
Mit ſeinem Hermeline.
Er nahm einen Pfauenwedel zur Hand
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harniſch, gar manchen Helm,
Auch manche Pickelhaube.
Die Fahne ſtäubte er gleichfalls ab
Und er ſprach: „Mein größter Stolz iſt,
Daß noch keine Motte die Seide zerfraß
Und auch kein Wurm im Holz iſt."
Und als wir kamen in den Saal,
Wo ſchlafend am Boden liegen
Vieltauſend Krieger, kampfbereit,
Der Alte ſprach mit Vergnügen:
„Hier müſſen wir leiſer reden und gehn,
Damit wir nicht wecken die Leute;
Wieder verfloſſen ſind hundert Jahr
Und Löhnungstag iſt heute."
Und ſiehe! der Kaiſer nahte ſich ſacht
Den ſchlafenden Soldaten
Und ſteckte heimlich in die Taſch'
Jedwedem einen Ducaten.
Er ſprach mit ſchmunzelndem Geſicht,
Als ich ihn anſah verwundert:
„Ich zahle einen Ducaten per Mann,
„Als Sold, nach jedem Jahrhundert."
Im Saale, wo die Pferde ſtehn
In langen, ſchweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiſer ſich die Händ',
Schien ſonderbar ſich zu freuen.
Er zählte die Gäule, Stück vor Stück
Und klätſchelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängſtlicher Haſt
Bewegten ſich ſeine Lippen.
„Das iſt noch nicht die rechte Zahl,"
Sprach er zuletzt verdroſſen —
„Soldaten und Waffen hab' ich genug,
Doch fehlt es noch an Roſſen.
„Roßkämme hab' ich ausgeſchickt
In alle Welt, die kaufen
Für mich die beſten Pferde ein,
Hab' ſchon einen guten Haufen.
„Ich warte bis die Zahl complet,
Dann ſchlag' ich los und befreie
Mein Vaterland, mein deutſches Volk,
Das meiner harret mit Treue."
So ſprach der Kaiſer, ich aber rief:
Schlag' los, du alter Geſelle,
Schlag' los, und haſt du nicht Pferde genug,
Nimm Eſel an ihrer Stelle.
Der Rothbart erwiederte lächelnd: „Es hat
Mit dem Schlagen gar keine Eile,
Man baute nicht Rom in einem Tage,
Gut Ding will haben Weile.
„Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langſam wächſt die Eiche,

Und chi va piano va sano, ſo heißt
Das Sprichwort im römiſchen Reiche.“

## 3.

Das Stoßen des Wagens weckte mich auf,
Doch ſanken die Augenlider
Bald wieder zu und ich entſchlief
Und träumte vom Rothbart wieder.
Ging wieder ſchwatzend mit ihm herum
Durch all' die hallenden Säle;
Er frug mich dies, er frug mich das,
Verlangte, daß ich erzähle.
Er hatte aus der Oberwelt
Seit vielen, vielen Jahren,
Wohl ſeit dem ſiebenjährigen Krieg
Kein Sterbenswort erfahren.
Er frug nach Moſes Mendelsſohn,
Nach der Karſchin, mit Intereſſe
Frug er nach der Gräfin Dubarry,
Des fünfzehnten Ludwig's Maitreſſe.
O Kaiſer, rief ich, wie biſt du zurück!
Der Moſes iſt längſt geſtorben,
Nebſt ſeiner Rebekka, auch Abraham,
Der Sohn, iſt geſtorben, verdorben.
Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Chriſtenthum,
Iſt ſchon Capellenmeiſter.
Die alte Karſchin iſt gleichfalls todt,
Auch die Tochter iſt todt, die Klenke;
Helmine Chezy, die Enkelin,
Iſt noch am Leben, ich denke.
Die Dubarry lebte luſtig und flott,
So lange Ludwig regierte,
Der Fünfzehnte nämlich, ſie war ſchon alt
Als man ſie guillotinirte.
Der König Ludwig der Fünfzehnte ſtarb
Ganz ruhig in ſeinem Bette,
Der Sechzehnte aber ward guillotinirt
Mit der Königin Antoinette.
Die Königin zeigte großen Muth,
Ganz wie es ſich gehörte,
Die Dubarry aber weinte und ſchrie
Als man ſie guillotinirte. — —
Der Kaiſer blieb plötzlich ſtille ſtehn
Und ſah mich an mit den ſtieren
Augen und ſprach: „Um Gotteswill'n,
Was iſt das, guillotiniren?“
Das Guillotiniren — erklärte ich ihm —
Iſt eine neue Methode,
Womit man die Leute jeglichen Stands
Vom Leben bringt zu Tode.
Bei dieſer Methode bedient man ſich
Auch einer neuen Maſchine,
Die hat erfunden Herr Guillotin,
Drum nennt man ſie Guillotine.
Du wirſt hier an ein Brett geſchnallt; —
Das ſenkt ſich; — du wirſt geſchoben
Geſchwinde zwiſchen zwei Pfoſten; — es hängt
Ein dreieckig Beil ganz oben;
Man zieht eine Schnur, dann ſchießt herab
Das Beil, ganz luſtig und munter; —
Bei dieſer Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.
Der Kaiſer fiel mir in die Red':
„Schweig ſtill, von deiner Maſchine
Will ich Nichts wiſſen, Gott bewahr',
Daß ich mich ihrer bediene!
„Der König und die Königin!
Geſchnallt! an einem Brette!
Das iſt ja gegen allen Reſpect
Und alle Etiquette!
„Und du, wer biſt du, daß du es wagſt,
Mich ſo vertraulich zu duzen!
Warte, du Burſchchen, ich werde dir ſchon
Die kecken Flügel ſtutzen!
„Es regt mir die innerſte Galle auf,
Wenn ich dich höre ſprechen,
Dein Odem ſchon iſt Hochverrath
Und Majeſtätsverbrechen!“
Als ſolchermaßen in Eifer gerieth
Der Alte und ſonder Schranken
Und Schonung mich anſchnob, da platzten heraus
Auch mir die geheimſten Gedanken.
Herr Rothbart — rief ich laut — du biſt
Ein altes Fabelweſen,
Geh', leg' dich ſchlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlöſen.
Die Republikaner lachen uns aus,
Seh'n ſie an unſerer Spitze
So ein Geſpenſt mit Zepter und Kron',
Sie riſſen ſchlechte Witze.
Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutſchen Narren verdarben
Mir ſchon in der Burſchenſchaft die Luſt
An den ſchwarz-roth-goldnen Farben.
Das Beſte, wäre du bliebeſt zu Haus,
Hier in dem alten Kyffhäuſer —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiſer.

---

## 11.

# Franz von Gaudy.

## 1.

## Die große Firma.

Das größte Handlungshaus in dieſer Welt,
Das ſich ſchon volle ſechs Jahrtauſend' hält,
Die Firma, die, ſo lang die Erde ſteht,
Floriret und blüht, bis ſie zu Ende geht —
Hut ab! — ich nenne ſie! Der [illegible],
Der Papſt, Rothſchild, ja der Medici —
Der fürſtlichſte — Credit, er reichet keine
An den — der Firma: Lump & Compagnie.
Das iſt ein Haus! In Nord, Süd, Oſt und Weſt
Hat's ſeine Commanditen. Jedes Neſt
Iſt von dem einen bis zum andern Thor
Der Firma menſchenwimmelndes Comptoir.
Ob ſchwarz, roth, grün die Flaggen auf den Maſten,
Ob vor Archangel, ob vor Damaskus —
Des Schiffraums Ballen, der Kameele Laſten
Gehn für die Firma: Lump & Compagnie.
En gros und en detail treibt ſie Verkehr,
Nichts iſt zu leicht der Firma, Nichts zu ſchwer:
Mit Bibeln, mit Schwertern, gel'hrtem Vieh,
Mit Kronenſteinen, Talg und Perſe,
Mit Freiheitsbriefen, vaterländ'ſchen Weinen,
Mit Schuhwerk und Ellen handelt ſie,
Und der Artikel wechſelt bis auf einen:
„Das Ehrgefühl“ bei Lump & Compagnie.
Und wuchern wird ſie bis zum Weltgericht,
Dann ſchlägt die Stunde, wo die Firma bricht,
Dann reißet die Geduld dem alten Herrn
Und ſeine Donnerſtimme ruft: „Bankerot!
Packt, ihr Geſchäfter Satans, Jud' und Chriſten!
Nach eurem Flammen-Kerker ſchleppet ſie!
Ich hab' es ſatt!“ — Nur aus den Partierliſten
Streicht er die Firma Lump & Compagnie.

### 2.

## Was geht's dich an?

Lieb' ich dich herzlich, ſprich, was geht's dich an?
Wenn ich dir ſchweigend folg' und nur von Ferne,
Wenn ich das Auge nicht verwenden kann
Von meiner Liebe, meines Lebens Sterne —
Was geht's dich an?
Lieb' ich dich ſchmerzlich, ſprich, was geht's dich an?
Du nennſt dich frei von Schuld, wenn ich mich gräme —
Du lösteſt ſelbſt glückloſer Liebe Bann,
Du ſprichſt mich los — doch wenn ich's nicht vernehme —

Was geht's dich an?
Lieb' ich vergeblich, ſprich, was geht's dich an?
Nicht Hoffnung iſt's, nicht Troſt, den ich begehre
Holdſelig neigſt du dich dem fremden Mann —
Wohl leb' ich's — nur wenn ich mich ſtumm vergeben —

Was geht's dich an?

### 3.

## Entſchuld'gen ſie, Frau Gräfin.

Jüngſt wurde, nach glaubwürd'ger Zeugen Kunde,
Aus ihrem ſchönen, küſſenswerthen Munde
In excluſiv-adeliſcher Aſſemblée
Das Todesurtheil über mich geſprochen;
Ihr zartes Händchen hat den Stab gebrochen,
Weil mir mein Wein mehr mundet als ihr Thee. —
In dieſem Punkt, entſchuldigen ſie mich,
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.
Wie kann (dies war ihr zweiter, hört' ich, Tadel)
Wie kann ſich nur ein Sproß von altem Adel
Hingeben ſo ignobler Paſſion?
Da handelt er in Verſen, in Novellen
Von Schneidern und Gott weiß was für Geſellen —
Ziemt ſo trivialer Stoff wohl dem Baron?
Ach! in dem Punkt, entſchuldigen ſie mich,
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.
Ja freilich ſollt' ich preiſen in die Leier,
So oft zur fürſtlichen Geburtstagsfeier
Erſchoſſen wird der Bürger Morgenſchlaf.
Ich ſollte laute Hymnen jubeln, wenn der
Gotha'ſche genealogiſche Kalender
Aufſchwillt, mehrt' ihn auch nur ein ſimpler Graf. —
Doch in dem Punkt, entſchuldigen ſie mich,
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.
So viele Junker jüngſt geſucht den Boden
Beim Pferderennen, ſo viel ſapph'ſche Oden —
Für einen Pindar iſt das Feld zu weit!
Dumpf ahn' ich wohl die hochpoet'ſchen Quellen
In Routs, in déjeuners dansants, in Bällen —
Nur leider läßt mich kalt die Herrlichkeit:
Denn in dem Punkt, entſchuldigen ſie mich,
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.
Ich fühl' es klar, ich ſteh' mir ſelbſt im Lichte.
Mein iſt die Schuld, wenn weder die Gedichte
Der Hof, noch meine Novelletten kennt,
Ja, wenn ich wollte ſtandesmäßig ſingen,
Ich könnt' es weit, wohl bis zum Hofrath bringen
Und auf Prologe kriegt' ich ein Patent —
Doch in dem Punkt, entſchuldigen ſie mich,
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.
Leicht möglich, daß ein Elf im Schlaf der Amme
Mich tauſchte, daß der Sproß aus edlem Stamme
Die Schneiderſcheere zähneknirſchend ſchwingt,
Indeß der Wechſelbalg, anſtatt dem Adel
Weihrauch zu ſtreuen, von der ſchlanken Nadel
Und von der Luſt des friſchen Wanderns ſingt;
Denn in dem Punkt, entſchuldigen ſie mich,
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.
Frei, wie der Vogel, frei iſt der Geſelle,
Heut' ſchlürft er Wein und morgen aus der Quelle,
Beim Meiſter heut', im Buſch iſt morgen Raſt;
Auch er rennt auf der Bahn mit Hinderniſſen,
Doch drückt das Ränzel ihn, nicht das Gewiſſen —
Beglückt, wer mit dem Riemen löst die Laſt;
Nur in dem Punkt, entſchuldigen ſie mich,
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.
Das freut des Lebens ſich mit ganzer Seele,
Das ſchwärmt und tanzt und ſingt aus voller Kehle,
Das zeigt das Ohr bei jedem Fiedelſtrich!
Das Tiſchchen deckt ſich ihr in jedem Städtchen,
Ein anderes Schätzchen, heißt es, anderes Mädchen —
Frau Gräfin, ſolchen Kauz beneide ich!
Denn in dem Punkt, entſchuldigen ſie mich
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.
Mag ihre Huld die Grüße mir verzeihen,
Frau Gräfin, *meine* Leute ſind die freien,
Die ſpärlich nur in unſern Stand geräth.
Nur Freien gelten meine freien Lieder,
Und eh' es kommt an Unſereinen wieder —
Bis dahin, fürcht' ich, iſt es *mir* zu ſpät;
Denn in dem Punkt, entſchuldigen ſie mich,
Da denk' ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.

### 4.

## Ewigkeit.

In einem Kloſter, das im Schwedenland
Hart an den Marken zauberkund'ger Finnen
Der Vorhut gleich von Chriſti Streitern ſtand,
Lebt' einſt — zwölfhundertjähr'ge Nebel ſpinnen
Sich um die Sage — Petrus Kerichegrund,
Ein Meiſter, dunklen Räthſeln nachzuſinnen.
Die Laute, die, ſo weit der Erden Rund
Durchweht von Seufzern, auf zum Himmel ſteigen,
Der Völker Sprachen, hegte Petri Mund.
Die Zukunft las er aus der Sterne Reigen,
Und ob im Thierkreis feindlich oder mild
Dem Neugebornen ſich Aſpecte neigen.
Die Wunderkraft, die dem Juwel entquillt,
Wenn ihm der Runen Zauber aufgeprägt!
Das Wort, das nur der rechten Stunde gilt;
Den Saft, der ſich im Mark der Pflanze regt,
Erkannt' er, Wurzel, Dolde, Schale, Kern,
Die ſchleichend Gift, die Gegengift gehegt.
Und dennoch, wie in Wolkennacht ein Stern,
Verſank ſein Geiſt in nebelhaftes Brüten —
Der Demuth Friede blieb dem Forſcher fern.
Einſt, als im Morgenlichte die Wipfel glühten,
Schritt Petrus ſinnend aus dem Kloſterthor;
Es war im Lenz, und Wald und Anger blühten.
Im Laube ſchmetterte der Vogel Chor,
Kein Wölkchen ſchattete des Himmels Bläue.
Da richtete der Mönch den Blick empor:
„O Herr, ſo kehrt dein Frühling denn auf's Neue —
Dem Sommer folgt der Herbſt, bis Winter dann
Das Feld mit todtem Silber überſtreue.
Doch deiner Ewigkeit erſtarrter Bann —
Dies ſtete Gleich — — unendlicher Gedanke,
Den nur die Gottheit ſelbſt umſpannen kann —
Kein Menſchenherz — ich fühl's, mein Glaube ſchwankt — —
Erbarme dich, Herr! gib mir einen Blick,
An dem mein blöder Geiſt empor ſich ranke;
Ich ſcheue nicht den Tod ſo nah' dem Grab,
Nur vor dem ew'gen Eins muß ich verzagen,
Theilt es äonenlang kein Wechſel ab.
Nicht Schlaf, nicht Wachen, keine Luſt, kein Klagen —
Auf deine Herrlichkeit fort, immerfort
Zu ſchauen, weſſen Sinn vermag's zu tragen!
Nur ewig — Ewig! Sinnverwirrend Wort!

Wem ſchon zu träg des Tages Stunden ſchleichen,
Wird ihm zur Folter nicht die ew'ge Dauer?" —
Da blickt er auf. Verſchwunden ſind die Eichen,
Schwermüth'ger Föhrenwälder Immergrün
Verdrängt ein Blüthenwald von Myrtenſträuchen.
Die Ceder ſchwingt ſich in die Lüfte kühn,
Vieläſtig wiegen Palmen ihre Kronen,
Die Blüthen duften, die Orangen glühn.
„Hat, fragt der Mönch, mich in des Südens Zonen
Ein Traum entrückt? Seit wann der Zauberhain
In meines Schwabens eiſ'gen Regionen?" —
Da tönt hoch aus der Wolke glockenrein
Ein Klang wie ſüdwärts ziehnder Schwäne Lieder,
Wie Elfenſang beim Tanz im Mondenſchein.
Ein Vogel mit goldſchillerndem Gefieder,
Des Paradieſes lack'ges Wunderkind,
Senkt auf den Palmenzweig ſich flatternd nieder.
Er ſingt. Seine Wundertöne ſind
Wie wenn der Aeolsharfe goldne Saiten
Mit leiſem Kuß berührt der Abendwind.
Bald klagend, trauernd, ſehnend, ſchluchzend gleiten
Der Töne Wellen in des Lauſchers Ohr,
Bald freudig, wie Verheißung beſſrer Zeiten,
Bald hochaufjubelnd wie der Sieger Chor,
Bald ſchmerzlich ſeufzend, gleich der Mutter Stöhnen,
Wenn ſie den Sohn, den Einzigen, verlor.
Und ſelig ſchauernd horcht der Mönch den Tönen,
Mit Thrän' im Aug' bei thränenvollem Sang,
Still lächelnd, wenn die Klänge mild verſöhnen.
Der Vogel ſchwieg und Petri Bruſt entrang
Der Seufzer ſich: „Dürft' ich dem Sänger lauſchen
Aeonen durch, wie jetzt minutenlang."
Drauf kehrt er heim, um Süd mit Nord zu tauſchen,
Die Fichtennadel für das Palmenblatt,
Hört wieder Sturm durch Eichenwipfel rauſchen.
Des Waldes Saum erreicht er müd' und matt;
Doch dort kein Kloſter — iſt es wohl das Münſter,
Das er vor Stunden erſt verlaſſen hat?
Der Glockenthurm ſchaut jetzt ergraut und finſter
Hernieder; ſeinen greiſen Scheitel ſchmückt
Ein Kranz von Epheu, von goldblühndem Ginſter.
Das Kirchendach, die Fenſter ſind verrückt,
Verſchoben iſt die Steinbank an der Schwelle,
Am Boden liegt des Heil'gen Bild zerſtückt.
Und haſtig ſtürzt der Mönch nach ſeiner Zelle;
Den Kreuzgang findet er — die Klauſe nicht,
Und Mauer thürmt ſich an des Pförtchens Stelle.
Und dem von Schreck beklemmten Buſen bricht
Ein Schrei. Die Mönche nahn — ſie kommen Alle —
Er ſtarrt ſie an — er kennt nicht ein Geſicht.
Betroffen ſtehn die Brüder in der Halle,
Stumm ſchauend auf den ſeltſam fremden Mann,
Stumm lauſchend ſeiner Klagen fremdem Schalle.
„Wo iſt Johannes? Bruder, ſagt mir's an!
Den Prior mein' ich," fragt jetzt Petrus bebend;
„Sind all' die Alten fort? Wohin? Seit wann?" —
Drauf der Mönche älteſter Antwort gebend:
„‚Fried heißt unſer Probſt. Doch thu' mir kund,
Wer biſt du, ſolche eitle Frag' erhebend?'" —
„Des Kloſters Bruder, Petrus [illegible],
Der in den Wald gezogen erſt vor Stunden.
Ihr zweifelt? Lügen konnte nie mein Mund." —
Da ſprach der Greis: „‚Vom [illegible] befunden
Die Chroniken, daß vor eintauſend Jahr
Ein ſolcher ſpurlos in dem Wald verſchwunden.
Wärſt du's! Die Zeit iſt anders als ſie war;
Doch wenn Geſchlecht auch auf Geſchlecht verwehte,
Des Herrn Erbarmen währet immerdar.'" —
Da hob die Hände Petrus zum Gebete:
„Unwürdig bin ich, Gott, ſo ſeufzt er bang,
Daß ich vor deines Thrones Schwelle trete.
Mir Thoren war die Ewigkeit zu lang,
Um dich und deine Herrlichkeit zu ſchauen —
Und tauſend Jahr' lauſcht' ich des Vogels Sang.
Lebt wohl! Ich will mir eine Zelle bauen
Im Walde, wo ich entzückt vernahm das Lied
Des Boten aus des Paradieſes Auen." —
Er ſprach's und ging. Da ſank ſein Augenlid;
Der tauſendjähr'ge Traum verrann, und leiſe
Von todverfallnem Leib die Seele ſchied. —
Still ſprachen ihr Gebet die Mönch' im Kreiſe.

---

### 5.

## Die Schlacht bei den Pyramiden.

(Aus den „Kaiſerliedern.")

Sieh, an fernem Horizonte wachſen wunderſame Zacken
Aus dem wüſten Plan; der Himmel ruht auf ihrem Felſennacken.
Sind es Wolken, regungsloſe, die des Zaubers Spruch gebannt,
Jetzt der Gletſcher eiſ'ge Spitzen ſchauen auf Aegyptens Sand? —
Nein, du ſiehſt des Stolzes Säulen, ſiehſt des Despotismus Tempel,
Siehſt den auf der Völker Stirne ewig glühnden Sklavenſtempel,
Siehſt die Male, die den Namen überdauert ihrer Herrn,
Siehſt die ſtolz'ge Marmorhalle von zu Staub zerfallnem Kern.
Jene ſtarren Rieſenhäupter, die im Morgenſtrahl ſich baden,
Während noch den Fuß der Nächte ſiedend ſchlürfen die Cikaden,
Die des Nilgotts Schlange ſtreben wie dem Hauch giftſchwangern Windes,
Unerreicht vom Flug des Geiers — [illegible] Pyramiden ſind's. —
Und die blinkend helle Linie an dem Fuße der Koloſſen,
Sind es Reiter, durch die Ebne ſtürmend auf windſchnellen Roſſen,
Oder ſind es Nebelſtreifen, die der Sonne Strahl beſcheint,
Trugbild dieſes Wunderlandes, Wüſtenſpiegel? — Nein, der Feind.
Ja, er naht! Die Wüſte zittert unter ſeiner Renner Hufen.
Durch die Glieder der Franzoſen hör' ich Bonaparte rufen:
„Schließet eures Vierecks Mauern! Von der Kön'ge Felſengrab
Schauen jetzt auf eure Thaten drei Jahrtauſende herab!"
Allah jauchzend, Säbel ſchwingend, Bügels Zacken in die Flanken
Ihrer Pferde grabend, ſtürzen Mammeluken jetzt auf Franken,
Alſo ſtürmt der Nordwind heulend auf der Eiche Leben ein,
Die mit wurz'gem Arm umklammert hält des Felſens Urgeſtein.
Wehen flatternd in den Lüften Wogen der Roſſe Schweifmähnen;
Aus dem ſchlanken Bau der Rüſte quillt die ſchwellende Kraft des Lebens,
Feuer leuchtet aus dem Auge, Schaum beſpritzt das Goldgebiß,
Kaum gelenkt von Reiters Händen, der des edlen Thieres gewiß.
Von der Muſelmanen Haupte, von des Turbans ſeid'nem Schleier
Glänzt das funkelnde Geſchmeide, nicht der ſchwanke Buſch vom Reiher,
Und des Stahles Mondesſichel, ſchimmernd hauchend zarten Duft,

Funkelt in der Hand des Kriegers, blitzſchnell ziſchend durch die Luft.
Alſo brauſ't die nie beſiegte, ſtolze Ritterſchaft der Sonne,
Heulend wie der Wüſte Raubthier, auf die fränkiſche Colonne,
Auf die feuerſprüh'nde Hecke, rings vom Bajonnet umſtarrt,
Die zu ſprengen der Mamm'lucke machtlos ſeinen Streithengſt ſpornt.
Wie die Brandung brauſt der Prachtſturm, wenn des Meeres Woge hämmert
An der Strebepfeiler Quadern hoch hinangerauſcht, zornig ſchäumend,
Das Gewühl der hohlen Brandung, Welle, die ſich donnernd bricht,
Nichts erſchüttert den Gewalt'gen; weil dem Fremden er ſein Licht.
Aber raſtlos jagt von Neuem Murat-Bey die [illegible]
Auf die fränkiſchen Phalangen. Die zu Boden ſchon Geſunknen
Schleudern tückiſch ihre Dolche; mit dem Halſe kämpft das Roß —
An der Heldenmauer ſplittert Pferdeshuf und Wurfgeſchoß.
Wie ein flüſſ'ger Goldſtrom werfen jetzt vom ſand'gen Palmenhügel
Sich der Kavalier' Schwadronen thalwärts mit verhängtem Zügel.
Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter, Kling' auf Klinge, Pferd auf Pferd,
Stahlhelm gegen Seidenturban, Pallaſch gegen Säbelſchwert.
Gleich dem Löwen, der im Sprunge auf der Antilope Nacken
Sich geſchwungen und in's ſammtne Fell begräbt der Klauen Zacken,
Der des Halſes Bug zermalmet, bis das Opfer röchelnd ſinkt,
Mordet jetzt der Panzerträger, der mit dem Osmanli ringt.
Nur des Halbmonds Glanz erbleichet; ſeine Krieger wanken, weichen,
Suchen in des Niles Welle Zuflucht vor den Eiſenknechten,
Färben, rudernd mit zerfleiſchtem Arm, den roll'nden Strom mit Blut. —
Die der Franken Stahl verſchonte, ſchlingt hinab die falſche Flut.
Durch Kahira's Thore ziehen, die des Welttheils Loos entſchieden;
Sie, die Pulverrauch-geſchwärzten Sieger bei den Pyramiden.
Von dem Thron der Pharaonen weht dreifarbiges Panier,
Und des Morgenlandes Völker huld'gen dem Sultan Kebir.

## 78.

## Heinrich Stieglitz.

### Unſere Zeit.

1.

Gar Viele hör' ich klagen
Die Zeit und ihre Noth,
Und mit Verzweiflungsfragen
Sich ſelbſt und Andre plagen,
Was uns noch Alles droht.
Auf Kanzeln und in Schulen
Dies Leichencarmen klingt,
Viel tauſend Heerespulen,
Viel tauſend Zungen buhlen,
Wer es am hohlſten ſingt.
Gar ſeltſam mag erſcheinen
In dieſen Chören, gleich
Von Jammer und von Weinen
Ein Lied im Groß und Kleinen,
An ſtolzer Hoffnung reich.
Nicht, daß ich nicht erkenne
Die allgemeine Noth;
Sie fühl' ich wohl und nenne
Sie laut und frei und brenne
Dem Löſungs-Morgenroth.
Sich weit und frei bewährend
In rüſt'ger Thätigkeit,
Feſt und ideennährend,
Geſtalt' und kräftegährend,
So ſeh' ich unſre Zeit.
Wie ſie ſich auch entfalte,
Dem Einen bleibt ſie treu,
Was auf dem Siegespfade
Der Held der [illegible]
Erhob zum Feldgeſchrei:
Vorwärts! und nie zurücke!
Wie Mancher auch ſich hemmt
Und manche Kettenbrücke
Mit Stern und Orden ſchmücke,
Vorwärts und ungehemmt! —

2.

Wie könnt ihr nur verzagen
So ohne Herz und Kraft
In ſchweren großen Tagen
In Kunſt und Wiſſenſchaft!
Wie könnt ihr, da im Nächſten
Sich Alles drängt und regt,
Nur zweifeln, daß im Höchſten
Ein neuer Pulsſchlag ſchlägt! —
Ihr ſagt, in Kriegsgefahren
Gedeiht die Muſe nicht,
Und habt doch ſelbſt erfahren
Manch herrlich Kampfgedicht;
Ihr ſagt, im Drang der Schlachten
Hat Kunſt kein Vaterland,
Und iſt des Helden Trachten
Doch Nichts ſo nah verwandt.
Was aber iſt das Klingen
Der Waffen im Gefecht
Zum Kampf, den Geiſter ringen
Um ihr geheiligt Recht!
Was iſt ein Stückchen Erde,
Um das der Streit entbrannt,
Zum großen Opferherde
Des Geiſtes Vaterland!
Seht, welche Mächte richten
In dieſem Weltgericht!
In trüben Nebelſchichten
Seht ihr Saturnus nicht?
Seht auf dem Sonnenwagen
Dort deſſen Augen ſchon
Durch Morgenwolken ragen
Des Lichtes heitren Sohn.
Mit ſeinem alten Wahne
Im unauflösbar'n Bund
Thut drüben der Titane
Sein dunkles Trachten kund;
Im Dienſte treu'ſter Klarheit
Geſellt um den Altar
Der ewig jungen Wahrheit
Der jungen Götter Schaar.
Und während zum Gefechte,
Dem rieſigen, bereit,
Sich die gewalt'gen Mächte
Nahn dem Entſcheidungsſtreit,

Hörſt du's hier unten klingen
Wie Ruf zum Weltgericht?
Der Völker Schaaren ringen
Dem Ohre am Weltenlicht. —
Wen ſolcher Kampf nicht mahnet
An eine große Zeit,
Wer hier nicht jubelnd ahnet
Gewähr der Ewigkeit,
Wer hier ſich nicht durchſchüttert
Vom mächt'gen Pulsſchlag fühlt,
Iſt werth, daß dumpf umgittert
Er Kerkers Welt durchwühlt.
Ihr aber, denen feurer
Und höher wogt die Bruſt,
Ihr ahnt die nahe Feier
In dieſer Jugendluſt,
Ihr aber in tiefen Schlägen
Der geiſtentſprungnen Kraft
Ein neues großes Regen
In Kunſt und Wiſſenſchaft.

### 3.

Es iſt ein vollgewaltig Glühen,
Das unſre Jugendmark durchdringt,
Kein weltverachtend Flammenſprühen,
Kein Wortgepränk, das hochtönend klingt.
Wir wollen nicht in wilden Stürmen
Vergeuden ein errungenes Gut,
Nicht Trümmer hoch auf Trümmer thürmen
Mit bitterm Trotz, mit roher Wuth.
Was uns durchbebt in trüben Jahren,
Als wir erwachen ſahn die Zeit,
Als von den Kämpfern wir erfahren,
Wo gleich berechtigt weit und breit
Sich Fürſt und Volk zur That verbündet,
Vertrauen des ſchönen Bundes Gewähr,
Das hat ſo tief das Herz entzündet,
Daß es erkaltet nimmermehr.
Was auch durch ſchmerzliches Verlangen
Der trunkne Wahn ſeitdem zerſtört,
Weil ſich des [illegible] bleiche Wangen
Durch [illegible] hat empört
Und neidiſch unſrem Glück wehret,
Was trüber Zwietracht Farbe trägt,
Wir halten feſt und unerſchüttert
An dem, was uns ſo hoch erregt.
Wir halten an die Zeit, die große,
Wie ferne noch ſo reich und groß,
Die friedlich liegt im Mutterſchooße
Der Zukunft unergründlich Loos.
Wir halten uns an die Verheißung,
Die uns [illegible] Befreiung,
Der an des [illegible] Wandrung
Mit ſeinem Sterne Hoffnung lag.
Dann mögen Greiſe zagend beben,
Der Geiſt gilt es jung und alt,
Die friſchen Kraft lebendig leben
Glaubt nicht an Ruhe und nicht an Halt;
Dem Tag nur glaubt ſie, der zum Schaffen,
Dem Licht nur, das zum Wirken mahnet,
Sie hat nicht Zeit zum müß'gen Gaffen,
Sieht überall den Weg gebahnt.
Das Ziel, das einſt Viel' erkannten,
Sind mächt'ge Saat der jungen Zeit;
Gereift, noch viele Herzen brennen,
Die dieſem Ziel ſich nun geweiht!
Was ſonſt ſich begeiſtert ahnen,
Wird trotz der bangen Zweifel wahr,
Sie ſchwingen hoch die Siegesfahnen
Um den geweihten Altar.

## 79.

## Chriſtian Grabbe.

### 1.

### Aus dem Trauerſpiel „Hannibal.“

(Schluß.)

Villa vor Bithyniens Hauptſtadt. Zimmer.

Hannibal ſitzt an einem Tiſche.

**Hannibal.**

Karthago — ſei, wie du willſt, doch meine Vaterſtadt und mir doppelt theuer, weil du jetzt ſo unglücklich ſein mußt! — (Aufſtehend): Heimlich Geſchleich! Es kreucht! Ohr, trügſt du mich? — Es iſt Turnu! Von Karthago? Hannibal mach' dich gefaßt, ſei härter als die Eiche und ſchaure nicht mit allen Blättern, wenn die Wetter heranziehen! (Er öffnet die Thüre): Komm!

**Turnu.**

O Herr, du!

**Hannibal.**

Mäßige dich!

**Turnu.**

Kann's nicht, Herr, Held, Vater, Mutter, du mir Alles!

**Hannibal.**

Welche Nachricht bringſt du?

**Turnu.**

Mich ſchickt Alitta.

**Hannibal.**

Ah, dann ſteht es noch gut mit Karthago. Die hätte ſeinen Untergang nicht überlebt.

**Turnu.**

Sie trug mir auf, dir zu erzählen, wie Alles geſchehen.

**Hannibal.**

Erzähle!

**Turnu.**

Die Scipionen haben lang genug Karthago vergeblich erobern wollen.

**Hannibal.**

(Für ſich): Alſo endlich abgezogen? (Laut): Melde es mir, ſo viel du kannſt, nach der Reihe.

**Turnu.**

Als die Römer vor die Stadt kamen, machten ſie einen Höllenlärm, daß Einem Aug' und Ohr weh wurden. Brandſchiffe glühten auf den Hafen los —

**Hannibal.**

Und?

**Turnu.**

Plappern! Dann kamen ſie mit bedeckten Thürmen an die Mauern gewackelt, große Eiſenbalken daraus hervor, wir aber ſchmiſſen Pechkränze darauf und Thurm und Mannſchaft verbrannte.

**Hannibal.**

Ihr habt euch brav gewehrt.

**Turnu.**

Das mein' ich. Leider waren unſere Waffen bald zerlegt, unſere Munition erſchöpft. Da kam das Weibervolk und brachte neue.

**Hannibal.**

Weiter!

**Turnu.**

Schrecklich war's: jeder Tempel ſummte von ihm wie ein Weiberwerk. Tag und Nacht keine Ruh'; die Eine zupfte Verband für die Wunden, die Andere bejammerte die Todten, die Dritte ſchliff Speere und ſo alle. Nur Alitta ſtickte bloß Ehrenzeichen für die Heldenthaten der Männer und ſie that klug, denn hatte ſie ſo einem Tapfern eins angeheftet, ſo ging er tauſendmal tapferer fort, als er gekommen war.

**Hannibal.**

Die Römer?

**Turnu.**

Waren nicht müßig. Sie rammten unsern Hafen zu.

**Hannibal.**

Ihr?

**Turnu.**

Gruben in einer finstern Nacht einen neuen, rechts ab vom alten. Da fingen die Scipionen wieder zu bauen an. Schlaf, Essen, Trinken, [illegible] von Tag und Nacht [illegible] auf den Kampf um Blut, bis —

**Hannibal.**

Die Scipionen erstürmten?

**Turnu.**

Bewahre; ſie brachen endlich Breſche.

**Hannibal.**

Breſche!

**Turnu.**

Wurden auch heftig beſtiegen.

**Hannibal.**

Ich ahne weiter.

**Turnu.**

Als Giſgon und Braſidas gefallen

**Hannibal.**

Die ſind todt!

**Turnu.**

Es ſtarb kein Held [illegible] nach ihnen. Und als ſich kein waffenfähiger Mann ſich noch wehren konnte, erhoben ſich abermals die Weiber, Alitta an ihrer Spitze.

**Hannibal.**

Ah!

**Turnu.**

Weiterhin iſt unerzählbar, Herr. Die Römer wurden ſchmählich [illegible]. Sie wußten ſchon, [illegible] mit keinem Schwerte in der Hand zu haben, da ſammelt ſich das Weibsvolk in den Paläſten und verbrannt ſich, [illegible], bis [illegible] und die Stadt mit Haus und Hof. [illegible]

**Hannibal.**

Wie kamſt du aus der Stadt?

**Turnu.**

Da Alitta mir zu ſterben [illegible], ſchlich ich mich zu den Römern und that, als gehört' ich zu Maſiniſſa's Negern —

**Hannibal.**

Das dir!

**Turnu.**

Ich, und da ſah ich die brennende Stadt erſt recht [illegible]! Bei Tag ſchien die Sonne [illegible] durch den Dampf, bei Nacht wurden die [illegible], wie das Weiß meiner Augen, [illegible] vor dem Feuer, [illegible]. Und die Paläſte [illegible], die Flammen reckten ſich nach dem Himmel, als wollten ſie ihn mitverbrennen.

**Hannibal**

(macht eine vergebliche Anſtrengung, zu ſprechen).

**Turnu.**

Die Wipfel des Atlas [illegible] vor dem [illegible] Feuer, mit ihren Klippen. [illegible] die Thiere der Wälder und Wüſten; [illegible] Schlangen [illegible] ſich auf den Bäumen, Löwen, [illegible] in's Feuer —

**Hannibal.**

Die Scipionen?

**Turnu.**

Die hatten es gut. Sie kamen zu Zeiten und es ſah prächtig aus, wenn die brennende Stadt in dem [illegible] des Jammers, der auf einer Anhöhe des Lagers ſtand, ſich abſpiegelte. [illegible] Als er aber in der ſiebenundzwanzigſten Nacht kam, wurde er wehmüthig — die Stadt erloſch und mit es fielen ihm mit ihren letzten Funken Thränen aus dem Auge.

**Hannibal.**

Gut weinen, die Römer. Zur bequemſten Zeit, wenn ſie Alles gewonnen haben!

**Turnu.**

Herr, laß mich abtrocknen — du bekommſt da ein Thränchen in's Auge —

**Hannibal.**

Pah! Ein altes Augenübel.

**Turnu.**

Habe das früher nicht an dir bemerkt. — Dann ſprach der jüngere Scipio auch Verſe — ein ſchmächtiger Kerl, der immer hinter ihm [illegible] ich glaube Terenz, ſchrieb ſie in eine Wachstafel; [illegible] in der Hand hielt.

**Hannibal.**

Verſe? — O ich errathe. (Declamirt:)

„Einſt wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinſinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs."

Machte der Bube aus Karthago eine Homeriſche Reminiscenz!

**Ein Bote**

(tritt [illegible]).

Herr, guter Herr, verlache mich nicht. Es kommt ein Römerling, reich geſchmückt, [illegible], mit ihm [illegible] Männer mit Netzen, mit ihm viele Krieger unſeres Königs, und der ganze Palaſt iſt ſchon umſtellt.

**Hannibal.**

Auch meine unterirdiſchen Ausgänge?

**Bote.**

Sind verrathen! (Ab.)

**Hannibal**

(nachdem er einen Augenblick an's Fenſter getreten).

Turnu, es kommen Römer. Pruſias hat mich ihnen feig überliefert.

**Turnu.**

Kein Mittel, daß ich dem Pruſias an den Hals komme?

**Hannibal.**

Ueberlaß ihn nur ſich. [illegible] hat er Strafe genug.

(Er zieht eine Giftflaſche hervor.)

Gift.

**Turnu.**

Müſſen wir denn?

**Hannibal.**

Du biſt es nicht, den ſie verfolgen. Rette dich.

**Turnu.**

Ohne dich? Ich bleibe bei dir.

**Hannibal.**

Dennoch?

**Turnu.**

Wir werfen das alte Kleid ab, wie die Schlangen im Frühjahr, und ſollt ſehen, wir bekommen [illegible] ein anderes.

**Hannibal.**

Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir ſind einmal darin. Trink!

**Turnu**

(nachdem er getrunken).

Da nimm den Reſt — es ſchmeckt kräftig. Teufel, was wird? Dreh' ich mich um die Welt oder die Welt ſich um mich? Ich ſchwinge — und doch wenn an die Sonne [illegible] es iſt — beides Eins — [illegible]!

(Er ſtirbt.)

Hannibal.

Du haſt überwunden. — Nun, Gemme, entziehe dich auch ein verkommener, geächteter Mann, der dem ihr gereicht, daß ihm ſogar Leben raubt. — (Er nimmt den Saft des Giftes.) Wird zu einer Seligkeit! — Ei, wirkt es noch nicht bei mir? — Das währt lange! — Da, da — es kommt — ſchwarzer Pluto, wer biſt du?

(Er ſtirbt.)

## 2.

## Aus dem Schauſpiel „die Hermannsſchlacht.“

Morgen. Die römiſchen Legionen im Marſch. Varus und Hermann zu Pferde vor ihnen. Die deutſchen Hülfstruppen rechts und den Seiten.

Varus.

Der Zweig, den du mir erzählſt, iſt abſcheulich. Er beweiſt, welche Wildheit noch unter Naturmenſchen, woraus doch großentheils dein Volk beſteht, wohnen kann. Es wäre mir faſt lieber, ſie zu einem feineren, entgegengeſetzten Vergnügen [illegible] nicht. — Was? — Horch, bald ſo weit mein Auge blickt, undurchdringliche Forſte und darauf ewiger Sumpfboden?

Hermann.

Die Römer ſind lang vor der Ankunft unſeres Heeres und haben auf Angſt die Rohren zu beſetzen vergeſſen.

Varus.

Wir Brukterer hinter uns, vor uns, um uns werden lebendig!

Hermann.

Von den Flüchtlingen.

Varus.

Flüchtlinge? in Waffen.

Hermann.

Gönn' ihnen die. Sie retteten das Beſte, was ſie beſaßen, ihren letzten Schutz und ihre letzte Wehr.

Varus.

Dein Heerbann reicht an ihnen?

Hermann.

Ich will ſie befragen.

Varus.

Ohne meinen Befehl?

Hermann.

Der Deutſche thut das Gute gern zu viel, auch unaufgefordert.

Varus.

Der Germane iſt noch viel zu dumm, als daß er nicht anklagen möchte, ehe er Etwas beginnt. Hole die Leute ſofort von dem Bergweg zurück, und ich will ihnen diesmal ihr Inſubordinationsverbrechen verzeihen.

Hermann.

Quintilius Varus, das Verzeihen iſt an uns. [illegible] an meinen Landsleuten und an mir!

(Er ſprengt auf die zur Rechten liegende Cheruskerſchaar zu, die ihn mit Freudengeſchrei empfängt.)

Werden wir endlich eine Nacht und Tag wie nicht mehr die Lehre vom Heiden [illegible] Angreifen! — Marſen, Cherusker, Chatten, ihr Nationen alle, die ich um mich ſehe — Seht nur, es gibt noch genug Brüder und Schweſtern in des Vaterlandes weitem Gau! Ihr [illegible] Gebeine der Cimbern, Teutonen und Ambronen, erinnert ihr ſo leicht und ſo lange die Gräber von Aquä Sextiä und Verona? Daß das Blut eurer Gefallenen wenig [illegible] nach Rache hungere? Nehmt's mein Ahn, der Teutobod, der Freude an ſeinem Arme, als ihn Marius durch die Straßen der Tiberſtadt führte, wie ein wildes Thier, das man dem Pöbel zu ſeinem Zeitvertreibe zeigt? Wird's mir und euch nicht bald eben ſo oder gar noch ſchlimmer ergehen? — Schämt euch vor meinem Pferde! Ihr zaudert und überlegt. Es ſchäumt bereits vor Zorn.

Ein alter Cherusker.

Drückt auch dem Pferd nicht ſo hart die Sporen in den Balg. Das Thier fühlt wie ein anderer Menſch.

Hermann.

Es iſt da, der Tag der Rache, und Roms Siegestraum iſt aus! Ihr, meine Unterthanen, leiſtet keine Hülfe von mir, einem angeborenen Herrſcher, und duckt euch vor unter fremde Tyrannei? Pfui!

Viele Cherusker.

Er wird wieder wahr!

Hermann.

Wer's immer! Welch ein Dummkopf wär' ich, wüßt' ich was [illegible] eben mein Volk? Kein Joch, und wär' es Herrſchermacht und weltreichend wie der Himmelsbogen, ſoll feſten und weiter zwängen oder einſchnüren. Jene Matten da unten hier in der Tiefe unſerer Thäler und Gebirge. Und hinter ihnen die Männer des Varus, welche ſie ſelbſt aufſuchten, hier auf die Höhe mir. Cherusker, Brukterer, Marſen, Sigambrer und viele andere edle Stämme, gegenüber liegen von der Höhe die [illegible] Speere unſerer Verbündeten und dort im Mittag regen ſich auf den Hügeln ſchon die verſtärkten römiſchen Reiter, um den Weg der [illegible], [illegible] Manöver, wenn wir Etwas davon entlaſſen ſollten, mit Schwertern in verſchiedenen Empfang zu nehmen. Nur der [illegible], welcher aber Böhmen ſeinen [illegible] erlangt hat, bleibt trotz allem [illegible] und nur auf Geheiß auf mich. Marbod, [illegible] um uns, ich begnüge mich gern mit der zweiten Stelle. Doch kommen wir mit vereinter Kraft, ſo haben wir allein Ehre.

Ingomar.

Wärſt du nicht mein Neffe und [illegible] es ſich für einen Oheim, dem Schweſterkind zu loben, ich lobte Jener, da daß es [illegible] eingerichtet, als ich gedacht hätte.

Ein Alter.

Aber, aber —

Hermann.

Was haſt du auf der Zunge?

Der Alte.

Du haſt den Kaiſer jahrelang getäuſcht und betrogen!

Hermann.

Betrog er uns nicht auch? Ich gebrauchte gleiche Waffen gegen gleiche. Macht ihr mit eurem Meſſer es beſſer, wenn euch ein Bär mit ſeinen Zähnen packt?

Der Alte.

Ein Kaiſer und ein Bär iſt ein Unterſchied. Ich ſage Nichts. Nur vielleicht beſſer und edler, iſt und beſſer und edler, als —

Hermann.

Halt's Maul mit deinen [illegible] Verſtändlichkeiten. Geh' in deine Reihe!

(Der Alte entfernt ſich. Hermann [illegible] zu ſeinen Truppen.)

Weg der Schleier, werft die Toga!

(Er wirft die Chlamys.)

Kettel, fort mit dir!

(Er zerreißt die [illegible].)

Römerſchwert, ich trug dich zu lang an mir!

(Er wirft das Schwert weg.)

Her, urdeutſches Erbe! Ich will ein deutſches Schwert, breit und dick und dreimal ſo lang als dieſe [illegible]. O hätt' ich meinen Harniſch und meine alten Waffen!

Ein greiſer Knecht.

Hier iſt Wehr, Mantel, Schild und Schwert.

Hermann.

Wohl! — Arnold, mein alter, treuer Bursch, wie kommt das?

Arnold.

Das kommt so. Als du abzogst und von uns gingst, dacht' ich, er kehrt schon wieder, weil unter dem [illegible] Volk schon zur Bekennung gelangen; er hat mir seine Kleidung und seine Waffen anvertraut, um sie zu putzen, und bei seiner Abreise zwar vergessen, nach ihnen zu fragen; ich aber will jeden Morgen daran bürsten und glätten, wie heut, er könnte jeden Nachmittag zurück sein und sich hineinstecken wollen.

Hermann.

Daß du dich fleißig gemüht hast, sieht man. Der Schild ist abgeschabt, als wär' er siebenhundertmal umgedreht, und der Hermelin hat siebzehn Jahre — [illegible], weiße nicht bei über meinem Schoß. Du hast es gut gemeint. Zurück nimm viele Rede Gold und meine Liebe.

Arnold.

Wenn du erlaubst, so theil' ich das Alles mit meinen Gesellen.

Hermann.

Das sei. Rüstung mehr.

(Er legt sich den Mantel um.)

So, wie warm wird' ich!

(Er ergreift Schild und Speer.)

Nun, seh' zu, wie mit Germanen zu siegen oder zu fallen weiß!

Die Deutschen

(durch einander).

Auch in unsern Kleidern wieder! Nun ist er auch in unsern Zeiten. Hoch Hermann!

(Sie heben ihn in ihre Schilde.)

Hermann.

Bin ich in euren Zeiten, braucht ihr das nicht auszuschreien. Gebieter's [illegible] so bleib' ich [illegible]. Aber kommt der Feind, so wird Macht beim Kampf nicht schaden. Und er naht!

Aus

## Heinrich Laube.

### Die Karlsschüler.

(Act 1, Scene 3.)

Saal. Links und rechts je zwei Seitenthüren. Im Hintergrunde eine bis auf den Boden reichende Fensterthüre, durch die man den Garten sieht. Zwei hohe Erker im Vordergrunde links und rechts.

Herzog Karl. Schiller.

Herzog

(steht links an dem Tische, sich nachdenkend. Schiller steht auf der rechten Seite hinter dem Tische. Pause. Endlich sieht der Herzog auf und betrachtet Schiller. Dann sagt er:)

Geh' er hin und öffne er die Thür zum Vorzimmer!

Schiller

(geht und öffnet die zweite Thür links).

Herzog

(dreht sich dorthin um und ruft mit starker Stimme).

General Rieger!

(Während Rieger auf der Schwelle erscheint und bis in die Mitte des Zimmers kommt, bleibt der Herzog vorn, Schiller bleibt unbeweglich.)

Rieger.

Durchlaucht.

Herzog

(ohne sich umzusehen).

Hieher!

Rieger

(tritt nahe zu ihm).

Herzog (halblaut).

Warte dort, wie ich dir befohlen! Wenn du mich fortreiten siehst, ohne daß ich dich nochmals gerufen, so besteige dein Pferd und folge friedlich auf deine Festung heim. Ruf ich dich aber noch ein Mal und sage dir: „Es bleibt beim Alten," so handle nach Commandantenweise, wie ich dir befohlen.

Rieger.

Zu Befehl, Durchlaucht.

Herzog

(winkt, Rieger geht ab wieder an Schiller vorbei und in's Zimmer. Kurze Pause).

Schließe!

Schiller

(schließt das Zimmer).

Herzog

(geht über die Bühne zum Fenster rechts und legt sich [illegible]. Schiller, und dieser kommt bis in die Mitte des Zimmers).

Wie alt ist er?

Schiller.

Dreiundzwanzig Jahre.

(Herzog für sich.)

Und richtet schon solchen Unheil an!

(Laut.)

Einer von euch sagte gestern, die Menschen ließen sich nicht regieren. Was hat er denn werden wollen, ehe ich mich seiner angenommen?

Schiller.

Ich wollte Prediger werden, Durchlaucht.

Herzog

(sieht ihn von der Seite an).

Schiller.

Ich habe mir schon als Knabe eine schwarze Schürze vorgebunden und bin auf den Stuhl und gestiegen — was hab' ich zu sagen gewußt als andächtiger Knabe! Es war also nur der Trieb, ein volles Herz auszuschütten, die Wunder der Welt zu verkünden und die Menschen aufzurufen zur Sammlung, Begeisterung und Thätigkeit. So ist es noch in mir, Durchlaucht. Ich glaube, ich könnte [illegible], Gutes und Großes zu bewirken.

Herzog

(halb für sich).

Ich glaube, wahrhaftig, es wäre ihm besser gewesen! Im schwarzen Talar die heiße Rhetorik und dann hinaus mit den [illegible] in die tiefen Nebel zwischen Diesseits und Jenseits. Verzagte und Satan, Himmel und Hölle vertragen mehr, als wir auf Erden.

(Laut und streng.)

Was soll denn nun aus ihm werden? Ein Poet, daß Gott erbarme!

Schiller.

Ein Prediger von der Schaubühne herab durch die begeisterte Stimme des Schauspielers. Durchlaucht, eine bedeutende Zukunft für deutsches Schauspiel öffnet sich unserem Vaterlande. Schröder hat in Hamburg vorgearbeitet, Kaiser Joseph hat ihn jetzt an die Burg berufen, Dalberg wirkt in Mannheim und ein Herzog von [illegible] ist der Mann dazu, in Deutschland solche neue lebensvolle Epoche für Literatur und Kunst gründlich zu fördern.

Herzog

(ihn anhörend, ohne Heftigkeit).

Zum Aufschwung euerer wilden und rohen Gedanken!

(Ihn streng ansehend.)

Er ist doch wohl verrückt! Steht hier, um sich für Leib und Leben zu verantworten wegen eines frechen Werks und solcher Verbreitung desselben, und begehrt keine [illegible] damit, unerhörte Dinge zu begehren! — Deutsches Theater! Narrheit! Schaff' er erst eine gebildete deutsche Sprache! Schaff' er erst Geschmack! Ihr Schwaben, die kein Satan zum guten Geschmack erziehen wird, ihr wollt ein deutſches Theater machen! Schwabenſtreiche könnt ihr machen, weiter Nichts!

**Schiller.**

Schwabenſtreiche ſind beſſer, als Puppenſpiel.

**Herzog.**

Schweig er ſtill, bis ich ihn frage. Deutſches Theater! Den Voltaire habt ihr neben euch gehabt und lernt doch Nichts! Der junge Goethe, von welchem der von Weimar ſolch Aufhebens macht, hat mir bei ſeiner Durchreiſe hier geſagt, er hätte in Straßburg die Franzoſen ſtudirt und was bringt er zu Stande? Iſt's nicht ein kläglich Ding mit dieſem Clavigo? Ein Frauenzimmer ſiecht fünf Akte lang an der Schwindſucht! Auf ſo einen geſchmackloſen Einfall geräth man nur bei uns. Und das ſpricht von deutſchem Theater!

(Aufſtehend.)

Das Publikum verderben, verwirren, aufregen, das allein könnt ihr mit euren wüſten Phantaſtereien und das Handwerk ſoll euch gelegt werden.

(Umhergehend.)

**Schiller.**

Durchlaucht —?

**Herzog.**

Stillſchweigen. — Wie iſt er auf die abſcheuliche Idee dieſer Räuber gekommen?

**Schiller.**

Im ſchwäbiſchen Magazin ſtand eine Geſchichte, wie ein verſtoßener Sohn ſeinen Vater rettete —

**Herzog.**

Und —

**Schiller.**

Und ich hatte im großen Britten Shakeſpeare geleſen, welche Leidenſchaften ein Drama bilden könnten —

**Herzog.**

Immer dies verwünſchte England! und —

**Schiller.**

Und — ich war Karlsſchüler!

**Herzog.**

Nun, was ſoll das?

(Stützt ſich auf die Stuhllehne.)

**Schiller.**

Ich ward als Schüler in ſoldatiſcher Disciplin gehalten, wie ein Sklave, der keinen eignen Gedanken, keinen eignen Willen haben durfte, und weil doch erregt von eignen Gedanken, wie doch erhoben von eigner Willenskraft und zuletzt ſolchen Wegs —

**Herzog.**

In Empörung?

**Schiller.**

Ja, in innere Empörung! — Sei's denn geſagt! — Ich bin zu dieſer Unterredung gekommen mit vollem Vertrauen auf meine gute Sache und auf Ihr edles Herz, Durchlaucht. Ich habe mich nicht wollen laſſen durch Abmahnung, Warnung und Einſchüchterung, ich habe gehofft, meinem und dem allgemeinen Intereſſe zu nützen durch offene, muthige Rede. So ſei denn Alles geſagt, was ich auf dem Herzen habe, vielleicht zündet ein Funke Wahrheit in Ihrer Seele — ja, in innere Empörung gerieth ich über mein Schickſal und das Schickſal meines Vaterlandes. Ich fühlte mich gemißhandelt Tag und Nacht bis in die innerſte Seele hinein. Das Ideal eines Volksfreundes ward mir ſpöttiſch verziehen; denn in der Karlsſchule, hieß es, ſoll es kein Volk und keine [illegible] geben. Willſt du vollkommen ſein, ſo werde Juriſt oder Mediciner. Ich war arm, die Aufnahme galt uns für die größte Wohlthat, beſonders weil ich nur bürgerlicher Herkunft war. Ich mußte die Hand küſſen, welche mir die ſtrahlende Zukunft raubte; ich ward Juriſt und verwarf mit Schmerzen jeden edlen Ruf, der meinem tiefſten Wunſche entſprochen wäre. Aber ich war nicht nur arm, ich war auch ein ungewandter und nun vollends eingeſchüchterter Knabe, der wegen ſeines linkiſchen Weſens fortwährend geſcholten und geſtraft wurde. War das meine Schuld? Warum gab die Natur gerade mir ein ungeſtüm inneres und ein ſo träg nachhinkendes äußeres Weſen? So ward meine Jugend ein fortdauerndes Leiden und als ich mich endlich mühſam in die aufgezwungene Bahn gefunden, da hieß es wiederum halt! Kein Juriſt! Mediciner ſoll der Burſch werden, das paßt beſſer für den armen Teufel, und zum zweiten Male gewaltſam wurde der Ruck meines Innern erzwungen, ob auch alle Fugen in mir krachten und ſchmerzten. Was da! hieß es, der Menſch iſt eine Maſchine, man dreht ſie und ſtellt ſie und zwingt ſie im Gang. Der Menſch iſt keine Maſchine! ſchrie es auf in meiner Bruſt und ſchrie es ſo lange, bis wir Alle wußten, ſolche Erziehung ſei Mißhandlung, bis wir Alle feſt entſchloſſen waren, uns aufzulehnen. Wär's nun ein Wunder, daß die verſchrobene Seele krampfhaft hineingeriſſen wurde in wilde Phantaſieen, wär's nun ein Wunder, daß wir Ideale ausbrüteten von ungethümer Natur?! Die Seele braucht Speiſe und Trank, wie der Leib, das Ideal iſt ihre Speiſe und Trank. Konnte unſer Ideal dem Herrn der Karlsſchule wohlgefällig werden? Vor unſern Augen war Kampf und Gewalt gegen die Vertreter des Landes, vor unſern Augen Verhöhnung des Freiheitsgedankens, welcher jenſeits des Meeres ſchwer ſeine Siege erficht, vor unſern Augen Verhöhnung deutſchen Dranges nach eigener Literatur und Kunſt, vor unſern Augen all und überall Druck auf Hirn und Herz, mußte da nicht jener entſetzliche Zuſtand in uns entſtehen, welcher die Augen ſchließt und blind mit dem Haupt gegen die Schranke rennt, mußten da nicht die Räuber entſtehen, welche man nun ſo entſetzlich findet?! Sie mußten entſtehen und die deutſche Karlsſchule iſt die Mutter des Stücks, der Herzog von Würtemberg iſt der Vater deſſelben!

(Pauſe.)

(Es donnert.)

**Herzog.**

Wenn du horchſt, Franziska, ſo erfährſt du, daß ich Recht gehabt, und daß er reif iſt, wie ich mir gedacht.

(Er geht hinten nach dem Alkoven, als wolle er nach dem Wetter ſehen, geht dann raſch auf die andere Thüre links zu, als wolle er Wache rufen, bleibt aber zögernd ſtehen, betrachtet wie mitleidig Schiller und kommt an ſeinen Platz zurück, das Folgende mild, aber immer verhalten ſprechend.)

Du dauerſt mich, mein Sohn, durch deine Dreiſtigkeit. Ich hätte es lieber geſehen, wenn ich dich verachten gekonnt, du biſt aber wohl für Nichts zu brauchen, nicht ein Mal zum Befehlen! denn du übertreibſt Alles, wie du die Wildheit und Immoralität deiner Räuber übertrieben haſt — ſiehſt du dies ein?

**Schiller.**

Durchlaucht, ich ſehe ein, daß das Buch in der Schilderung ſeiner Menſchen übertrieben iſt. Aber unmoraliſch iſt es nicht.

**Herzog.**

So?

**Schiller.**

Die Welt wird im Innerſten bewegt, aber es wird das Laſter furchtbar beſtraft und die Tugend geht triumphirend hervor.

**Herzog.**

Und du glaubſt, ſo'n ein Stück werde dem deutſchen Publikum gefallen?

**Schiller.**

Ich — hoffe es.

**Herzog.**

Ich fürchte es nicht! So tief iſt der Sinn des Volkes noch nicht verdorben, und ſolche Empörung fände nur in jungen überſpannten Köpfen einen Anklang. Gewänne es wirklich, dann müßten wir Herren des Landes von unſern Stühlen herab und in die Gräber hinunterſteigen, um euch Platz zu machen. Verſtehſt du mich?

**Schiller.**

Ja, Durchlaucht.

**Herzog.**

Und nun höre meine aufrichtige ganze Meinung über dein Werk! Wenn ich Gott ſelbſt und im Begriff wäre, dieſe Welt zu ſchaffen und ich ſähe voraus, daß deine Räuber in dieſer Welt geſchrieben und mit Beifall aufgenommen werden ſollten (mit funkelndem Blick) — ich ließe dieſe Welt ungeſchaffen.

**Schiller.**

Durchlaucht! —

**Herzog** (ebenſo).

So tief iſt meine Abſcheu! Nun wirſt du's begreiflich und gerecht finden, daß ich auf gründliche Abhilfe oder Strafe denke.

**Schiller.**

Mein Fürſt! —

**Herzog** (ſtrenger).

Bin ich in Wahrheit dein Fürſt, ſo folge mir. Ich ſehe aus dem zweiten Stück, welches man im Manuſcript bei dir gefunden, daß du auf dem begonnenen Wege des Aufruhrs fortwandelſt. Dies zweite Stück heißt die „Verſchwörung von Fiesko,“ republikaniſches Trauerſpiel. — Mein Sohn, auf dieſem Wege wirſt du vielleicht ein großer Dichter, vielleicht, — ich bezweifle es; denn ich vermiſſe Maß und Schönheit — aber du wirſt und das iſt wahrſcheinlich, iſt für mich gewiß, du wirſt ein großer Staatsverbrecher —

**Schiller.**

Durchlaucht! —

**Herzog.**

Der ein ſchmähliches Ende nimmt! — Willſt du an meiner Hand umkehren? Ich will dir die Hand dazu bieten. — Dein Herz iſt ſchöner Regungen fähig — ich kenne deine Geheimniſſe und will deshalb nicht ſchelten —

**Schiller.**

Mein Fürſt!

**Herzog.**

Ich will dich deshalb nicht ſchelten. Weil dein Herz die wahre Liebenswürdigkeit erkennen und empfinden kann, deshalb will ich deine Beſſerung für möglich halten —

**Schiller.**

O mein Fürſt!

**Herzog.**

Willſt du Beſſerung verſprechen?

**Schiller.**

O, mein Gott! — Was heißt Beſſerung?

**Herzog.**

Das heißt Aenderung.

**Schiller.**

Aenderung?

**Herzog.**

Totale!

**Schiller.**

Aenderung! — Wie ſoll ich — wie kann ich ſie zu Wege bringen? Ich bin ja nur Etwas, indem ich — eben Schiller bin, der Menſch mit eben dieſen und dieſen Empfindungen, Erfahrungen, Anſichten und Wünſchen — wie kann ich mich gänzlich ändern, ohne mich gänzlich zu verlieren — ?

**Herzog.**

Das wird meine Sorge ſein. Jeder Menſch iſt zu ändern, ſonſt wär' er nicht zu regieren —

**Schiller.**

O nein —

**Herzog.**

Still, und hör' er zu! Er muß mir künftig Alles zeigen, was er ſchreibt, ehe er es durch den Druck oder ſonſt wie veröffentlicht.

**Schiller.**

Cenſur!

**Herzog.**

Damit ich es entweder unterdrücken oder ihm die nöthigen Aenderungen angeben kann.

**Schiller.**

Nemliche Cenſur! — Aber wir jungen Leute haben ja eine ganz andere Welt in unſerm Herzen, als die wirkliche Welt, als die Welt eurer Durchlaucht iſt!

**Herzog.**

Die ſoll euch eben ausgetrieben werden!

**Schiller.**

Das heißt, wir ſollen vernichtet werden!

**Herzog.**

Er ſoll ferner bei höchſter Leibesſtrafe nicht mehr mit dem Auslande verkehren durch irgend eine Schrift, ja nicht durch irgend eine Zeile — will er mir Beides verſprechen?

(Kurze Pauſe.)

**Schiller** (leiſe).

O meine Täuſchung! — Verſprechen, daß ich zertreten laſſe, was Lebendiges, was Eigenthümliches in mir iſt, verſprechen, daß ich mein beſſeres Selbſt tödten laſſen will — (ausbrechend) beim allmächtigen Gott im Himmel, das kann ich nicht!

**Herzog** (heftig).

Nicht?

(Sich zuſammen nehmend.)

Ueberleg' er ſich's! Sein ganzes Leben ſteht auf dem Spiele! Das Herzensleben wie das bürgerliche.

**Schiller.**

Das Herzensleben — O Gott! — — Nein!! — Nein! Lieber ſterben, als verderben!

**Herzog** (verachtend).

So fahre hin!

(Stehen bleibend und mit voller Kraft.)

Für dieſe Welt biſt du verloren.

([illegible])

**Schiller.**

Verloren, weil ich nicht Sclave werden will.

**Herzog.**

Weil er ſeinem Fürſten und Herrn widerſtrebt.

**Schiller.**

Die Welt meines Geiſtes gehört meinem Vaterlande, meiner Nation.

**Herzog.**

Sein Vaterland und ſeine Nation bin ich!

**Schiller.**

Das ſind Sie nicht! — Verzeihung! Aber ich muß ſagen, was ich weiß! Der Größte und Gewaltigſte iſt nur ein Theil des Ganzen und nur der Tyrann überhebt ſich deſſen und taſtet an das verſchleierte Bild des Weltgeiſtes, des Vaterlandes und der Zukunft.

**Herzog.**

Und reißt den Schleier herunter vom Gößenbilde und ſtürzt es ſammt den Phantaſtereien in den Abgrund! — Solch ein Tyrann will ich ſein, ſo wahr der Himmel über uns donnert!

**Schiller.**

Nur wenn dies Gößenbild „Weltgeiſt, Vaterland und Zukunft“ eine Wahrheit iſt und den Tyrannen mit einem Weltgerichte in Staub und Tod [illegible] bei der [illegible]!!

(Kurze Pauſe.)

Dieß Bild iſt eine Wahrheit, Fürſt! Vergreifen Sie ſich nicht an der Zukunft, Sie ſind auch nur ein ſterblicher Menſch!

**Herzog**

(mit größter Kraft).

Verwegener — ! —

(Kurze Pauſe.)

(Nahe zu ihm tretend und ihn mit den Blicken meſſend, Anfangs leiſe.)

Thörichter Schüler! Ich bin als Herr was Beſſeres, denn ihr. Das willſt du verleugnen und daher der tödtliche Zwieſpalt. Bringt ihr die Welt einmal zu eurem Unglauben, dann ſehet zu, wie's euch bekommt. Ich will nur wenn's nicht erleben und will dafür ſorgen, daß ich's nicht erlebe — (ausbrechend) wenn ich ihm jetzt den Kopf vor die Füße legen laſſe, ſo kräht kein Hahn darnach, ich kann's; Gott gab ſeine Zukunft in meine Hand, ich mach' ihn, zu was ich will, wenn ich will zur Leiche, ich bin ſein Herr!

Schiller
(erſchrocken, halblaut).

Ebenſo wäre der Mörder auf der Landſtraße mein Herr, weil er mich tödten kann! (Gefaßt) Herzog von Württemberg. Sterben iſt kein Kinderſpiel und Sie haben dem höhern Richter Rechenſchaft zu geben.

Herzog.

Die werd' ich geben!

Schiller.

Sie werden nicht einer zornigen Wallung gehorchen! Sie werden mein Herr ſein in einem größern Sinne! Mit Wahrſcheinlichkeit ſtehe ich einſt an ihrem Sarge! Was werd' ich ſagen können an der ſterblichen Hülle deſſen, der mein Fürſt und väterlicher Erzieher geweſen — ?

Herzog
(ſieht ihn einen Augenblick groß an).

Sag' er, die Hülle dieſes Fürſten hatte ein ſtarkes Herz, welches mir nicht gefehlt, aber der Mann that nach ſeiner Einſicht ſeine vollkommene Schuldigkeit. Das ſag' er mit gutem Gewiſſen, wenn er mich überlebt. General Rieger!

(Rieger erſcheint an der Schwelle.)

Es bleibt beim Alten!

(Zu Schiller, nachdem er bis über die Mitte des Theaters hinausgekommen iſt.)

Und ſomit Gott befohlen, Poet der Zukunft! Er hat das letzte Mal zu ſeinem Herzoge geſprochen!

(Wendet ſich zum Abgehen).

Schiller
(aufſchreiend.)

Das letzte Mal!! — — Wohlan! So ſei denn dieſer Leib von euch zertrümmert! Die Räuber ſind ſchon jenſeit Württembergs. Gott, o Gott gebe, daß ſolcher Geiſt in Wahrheit dorten walte, dann wird er über meinem Kerker, über meinem Grabe ſchweben; der Dichter ſtirbt, die Dichtung aber nicht und wer ſie tödten will, ſtirbt wie Prometheus ein ewiges Sterben, einen ewigen Tod.

(Der Herzog iſt wie betroffen ſtehen geblieben und winkt nun mit einer Handbewegung Schiller, ſich zu entfernen. Der Vorhang fällt.)

## 81.

## Karl Gutzkow.

### Aus der Tragödie „Nero."

Große Halle mit mehreren Seitenthüren und einer Hauptthüre im Hintergrunde. In der Mitte eine Tribüne.

Chor der Dichter.

Er naht! er naht!
Schlingt einen Reigen,
Ihm zuzuneigen,
Daß unſer Blut,
Daß unſre Wonne
Nur ſei ein Bogen
Von ihm, der Sonne,
Ringsum gezogen!
Beugt eure Knie!
Der Rücken ziehe
Sich krumm zuſammen!
Laßt Nichts zu helle
Auflodernd flammen!
Auf alle Fälle
Ruft jetzt euch heiſer,
Apollo hoch! hoch unſer Dichter-Kaiſer!

Nero
(ſtürzt mit leidenſchaftlicher Geberde durch die Flügelthür).

Bin ich Tyrann? Ja, wär' ich's nur, dann ſchliche,
So oft der Schlaf von meinem Auge wiche,
Doch ein Geſpenſt, ein böſer Schatte,
Wie eine aufgeſchreckte Ratte
Von meinem Lager und die Thüre knarrte
In ihrer Angel, daß die längſt erharrte,
Sehnſüchtig angeruf'ne Höll' ich wachen
Und mich beſchützen ſäh' in meinen Sachen!
Doch bleibt ſie aus; in dieſem Hauſe ſchreit
Nichts als der Widerhall der Einſamkeit;
Ob endlich nicht die graue Stille ſchwände,
Wirft ſich ein leeres Echo an die leeren Wände.
Dies Schweigen, dieſe Ruhe tödtet mich.
Komm, fürchterliche Furie! doch ſprich!
Sprich, daß dies heiße überkochend Herz
Nicht ewig fort ſich ſelber ſieden,
Sprich, wie des Korybanten lärmend Erz,
Nur im Getümmel find' ich meinen Frieden.
Man nennt mich eine giftgeſchwollne Kröte,
Man ſagt, ich liebe Blut, wohin ich träte,
Die Erde Ströme wälzten rothe Wellen,
Seitdem es Gott gefiel, mich auf den Thron zu ſtellen.
Ich ſehe Nichts; wo ſind die andern Manen,
Die racheſchnaubenden Geſpenſter,
Die mit dem blaſſen Mond mir ſäh'n in's Fenſter
Und mir doch ja durchkreuzten meine Bahnen?
Ich weiß nicht Ruhe; lebet, ruf' ich, lebt!
Wenn euern Rumpf mein tödtend Wort begräbt,
Damit vom Leben mir ein Schatte doch geworden,
Wüßt' ich kein ander Mittel, als zu morden.

Chor der Dichter.

O allſeitiger,
Objectivſter,
Unvermeidlicher
Muſenprieſter!

Nero.

Was gibt es wieder da für Greul?
Ich glaube gar ein Menſchenknaul
Liegt auf dem Boden hingekauert,
Auch ſind ſie ſtill; ſie ſchweigen — wie's mich ſchauert!

Chor der Dichter.

Wir ſind ja die wohlbekannten
Parnaßtrabanten,
Der Lyra angeſtellte Kammermuſikanten;
O wolleſt in Frühlingsliedern
Du ſüß erwidern
Den Gruß, die dargebracht von treuen Muſenbrüdern.

Nero.

Ihr ſeid's? O ſtehet auf, nehmt meinen Gruß!
Bringt ihr von draußen euern Liederfluß?
Wie ſingt die Nachtigall? Was ſpricht der Hain?
Belauſchet ihr die Mott' im Mondenſchein?
Wie iſt's? Wie waltet die Natur?
Iſt ſie noch ſtets der Liebe Spur?
O daß ich euch jetzt ſehe! Ja es flattern
Aus meiner Seele Gattern
Gedanken, frei von Kerkerluft,
Hinaus in ſonnenhelle Frühlingsluft.
Wir ſchlagen dieſe Pulſe, dieſe Flügel,
Die mich empor zum Himmel tragen!
O tretet her, nehmt an, dies ſei ein Hügel,
Ein Hügel, wo wir oft im Graſe lagen,
Umringt mich, lüftet eure Bruſt,
Laßt eure Locken wehn vom Wind zur Luſt.

Im traulichen Vereine,
Wie einſt im düſtern
Kloſterhaine,
Laßt uns flüſtern
Von der Natur, von jedem reinen Triebe,
Von Unſchuld, Freundſchaft und von Liebe!

**Erſter Bote** (tritt auf).

Die Sclaven weigern ſich,
Piſonis Frevel zu bekennen.

**Nero.**

Und deßhalb fragt ihr mich?
Laßt ihnen die Gelenke trennen
Durch die Tortur, die Sohlen blutig brennen!
Was fragt ihr mich!
(Zu den Dichtern gewendet.)
So ging ich jüngſt mit zwei Geſellen,
Um Lerchen auf dem Felde nachzuſtellen.
Wir ſtanden hoch in einem Weingehege
Und ſahn in's Thal, in das Gekrümm der Wege,
Wie war ſo ſchön, was wir nun ſahen:
Der grüne Hügel, rings umfahen
Von üppigen Terraſſen, fern ein Bach,
Der in ein Wäldchen ſchlüpfte allgemach.
Wie das ſo geht: ein Jeder ſuchte Worte,
Um eben auszudrücken, was am Orte
Ihn ſo gefeſſelt hielt. Der Eine ſprach:
Spür' ich dem Grund des Zaubers nach,
So möchte wohl das bunte Farbenſpiel,
Wie Eines ſchattig ſich in's Andre malt,
Und Jedes doch im eignen Lichte ſtrahlt,
Hier ſein der Schönheit erſtes Anfangsziel.
Der Zweite ſchüttelte das Haupt
Und ſprach: Wenn ihr erlaubt,
So liegt der Zauber wohl in dieſer Linie,
Die ihr z. B. jetzt hier von der Pinie
Hinunter zieht, am Boden dichtgehalten,
So weit das Auge nur mag walten.
So findet ihr Erhöhung und Vertiefung,
Ausbreitung, Dickung und Verſchiefung.
Der mathematiſche Calcül, ihr Herrn,
Iſt mein Compaß und Schönheitsleitſtern.
Ich aber ſchwieg erſt; denn ich wußte,
Daß Alles in der Welt nur todte Kruſte,
Wenn innen nicht ein weicher Kern.
Das Echo der Natur bleibt Jedem fern,
Deß Seelenſpiel nicht zart beſaitet iſt,
Das Herz nur iſt es, das das Schöne mißt;
Und ſo ſprach ich, damit ich ſtumm nicht bliebe,
Denn nur dieß Eine Wort: Wie ſchön iſt doch die Liebe!

**Zweiter Bote.**

Der alte Lateranus ſtottert
So eben ſeine Schuld heraus.

**Nero.**

So laßt ihn, wie das Gelb' im Eie rottert,
Bald auf, bald ab, ſo hin und her,
Nicht ganz, nicht halb, mit Dolch und Speer
Ausſtoßen, was des Todes Graus,
So daß als Ordensband und Glanzgeſchmeide
Er ziehe um die Bruſt ſein Eingeweide!

(Bote ab. Nero ſpricht dieſe Intermezzi wie im Traume. Die Dichter erblaſſen und weichen zurück. Er aber fährt unbefangen und mit naivem Accente in ſeinen Phantaſieen fort.)

Meine beſten Verſe ſchrieb ich in einen Band
Von Pergament, mit goldnem Schnitt und Rand,
Und bin, ein Dichter von der Zehe bis zum Scheitel,
Auch wie ein Dichter auf meine Verſe eitel.
Nun hat zwar Amaryllis noch bis jetzt
Sich nur an Legenden und Prieſterſagen ergötzt;
Doch wagt' ich's einmal, jenes Heft
Ihr anzuvertrauen zum Leſegeſchäft.
Sie ſollte ſehn, wie ich ſie ſchon verſtand,
Da mir ihr Anblick noch war unbekannt.
Noch blieben zwar nur ſchüchtern unſre Blicke,
Die Hand, die ich ergriff, zog ſie zurücke;
Sie wich mir aus; gewohnt, zu ſiegen,
Vermied ſie, meiner Werbung zu erliegen.
Sie las das Buch. Ich hatt' es wieder,
Durchflog die jetzt erſt ausgeſprochenen Lieder
Und fand, gleichſam als Leſezeichen,
Im Pergament von ihren vollen Locken
Einen einzigen dünnen Seidenflocken.
Da mußte mich die Hoffnung ſchnell erreichen:
Hab' ich dich erſt an einem Haar,
Gehörſt du bald mir ganz und gar.

**Dritter Bote.**

So hat auch Subrius ſich nun erklärt
Und zugeſtanden, daß im Lager der Legionen
Noch viele ſeiner Mitverſchwornen wohnen.

**Nero.**

Nun denn, ſo ſoll der Griff am Schwert,
Womit getrennt wird jetzt ſein Rumpf,
Sich oben ſtatt des Kopfes zeigen im Triumph,
Daß jeder ſeiner Gunſt ſchon eingepfarrte
Soldat erblicke der Verſchwörungen Standarte.

(Die Dichter ſtehen immer weiter zurück, ohne daß es Nero merkt.)

Ja, das ewige Lied der Liebe! Dieſe Wunden,
Der Welt ſo tief geſchlagen, daß
Noch nach Jahrtauſenden ſie nicht geſunden,
Und Lied' noch jedes Auge feuchtet naß!
Die Lieb' iſt unergründlich wie ein Schatz im Meer;
Wer auch der Liebe größter Meiſter wär',
Kann oftmals das nicht wiſſen, was zu wiſſen
Man eben wieder Schüler wird werden müſſen.
O ſelig, wem der Liebe Sonnenſtrahl
Sich mit dem erſten Brand in's Herze ſtahl!
Wer mit dem erſten klar empfundnen Worte,
Sich angekommen fühlte an der Pforte
Von einem Paradies, wo Liebe Leben
Und Leben Moſt iſt von der Liebe Reben!
Der Jungfrau Reiz liegt in dem Ueberraſchen,
Wie Alles anders endet, als ſie es begann;
Wie eine bunte Wolke, die naiv zu haſchen
Sie dacht', ihr unbewußt — in Schaum und Scham zerrann;
Wie ſie oft überfällt ein plötzlich Sinnen,
Will ſie ein altgewohntes Spiel beginnen,
In das kaum eine einzige traumerſchreckte Nacht
Doch plötzlich einen ernſten Sinn gebracht!
Und ſelig jener Knabe, der am Bande
Der erſten Lieb' ein Mädchen zieht,
Das an des friſchen Lebensbechers Rande
Nur allerwärts ſein Bild ſich ſpiegeln ſieht!
Daß ſie nicht weiß, ward ihr die Welt bewußt,
Durch den, der ruht an ihrer Bruſt,
Ward' dieſes ganze üppig volle Leben
Recht zu verſtehn, durch ihn ihr erſt gegeben!
Daß ſie nicht weiß, wie alle dieſe Gaben,
Die ſie doch ſelber nicht beſaß,
Die ſie aus ſeinen Blicken las,
Er nur von ihr erſt will empfangen haben!
O gebt mir jene Welt zurück,
Dieß bunte Spiel von Schöpfung und von Hoffen,
Das ich ſo reich an meines Mädchens Blick,
An ihr nur ſo unendlich angetroffen!

**Vierter Bote.**

Jetzt iſt's gewiß, auch euer Lehrer,
Der alte Seneca, war ein Verſchwörer.

**Nero.**

Wer iſt denn dieſer ewige Ruheſtörer!
Schickt meinem afterweiſen Geiſtbethörer
Ein Meſſer in das Haus, er ſoll ſich ſetzen
Als Negation in eine Badewanne
Vom Holze einer guten jungen Tanne
Und ſich die Adern ſelber dann verletzen!

(Schon ſteht Nero ganz allein. Die Dichter ſind, ohne daß er es merkte, ſcheu von ihm ſchüchtern zuſammengetreten.)
Was ich beſucht', iſt nur der eine Schmerz,
Daß Alles in der Welt nicht grabeswärts,
Nein, zu des Greiſes müdem Tritte ſchreitet;
Das erſte Grün, von Liebe noch erweitert,
Sich einſt nicht ſchmücken ſoll mit friſchen Roſen
Und Blättern, die wir jetzt im Spiel verloſen.
Wenn auch ein friſches Mädchen meine Tochter iſt,
Die ſich mit Kindesliebe an mich ſchmiegt:
Wer iſt es, den ſie koſend in mir küßt?
Der ſie erzeugte oder der ihr Herz bewegt?
Mit meinem grauen Haar zu ſpielen,
Verlangt ihr Sinn, der, arglos nur der Liebe Zoll,
Nur will, daß ſie in ſeinem wühlen,
An ihm die Kunſt zu küſſen lernen ſoll.
Wie konnt' ich eine Scene tragen,
Wie ich ſie jüngſt erlebt! Es war in Tagen,
Wo von dem Winterherrn Alles flieht
Und hinaus vor's Thor in's Freie zieht,
Wo ſich beim neuen Frühlingsſonnenbrodem
Die Schöpfung regt im lockern Boden.
Da ſah ich an der Kuppe einen Greis,
Hinfällig, lächelnd, leis
Sich lehnen an ein todtes Poſtament.
Rings um ihn her, da tobt und rennt
Ein munterer Schwarm von jugendſtrahlenden Knaben.
Und wie ſie hin und her ſich jagen, haben
Sie dicht am Greiſe
Gezogen ihres Spieles regelloſe Kreiſe.
Da greift ein kecker Burſch die Krücke
Und nimmt, als gilt' es ſeinem Glücke
Entgegen, ſie als Steckenpferd —
Ein kahler Knochen hier ein Schwert!
Ein Wanderſtab hier der Hoffnung Schleife!
Ein Jugendkuß auf Kirchhofsſeite!
Ein Widerſpruch, daß an den todten Steinen
Der Greis die Stirn' verdeckt' und mußte weinen!
Wie trag' ich dies? O ewige Mächte,
Daß ein Entzücken mir den Tod einſt brächte,
Daß ich, indeß ich Liebe würde,
Noch in dem Arm der Liebe ſtürbe!
Das Haupt umkränzt, im lachenden Genießen,
Bei Küſſen, die mein brechend Auge ſchließen!

Fünfter Bote.
Jetzt iſt zum Spruche Alles reif;
Sie ſcheiterten an ihren Lücken.
Ihr Thun liegt in den letzten Zügen.

Nero.
Zum Tode Piſo! dort ſein ganzer Schweif!
Mord und Entſetzen über Alle,
Die ſich verwickelten in ſeinem Falle!
Spült die Straßen aus, eröffnet die Canäle,
Daß es dem Blut an Durchzug nirgends fehle!
Ihr könnt die ganze Welt heut' an die Tiber laden:
Die Sonne zuckt, ich will in Blut und Schaum und Purpur baden!
(Bote ab. Die Dichter, den Sturm des Tigers erwartend, drücken ſich an die Wände, vor Entſetzen bleichen als Todte.)

Nero
(ſtreicht ſich über die Stirn ſinnend und das Haar wegſcheitelnd.)
Was iſt? Sprach ich vom Tode nicht?
Von meinem? von Blut? von Roſen?
Hört ich die Parze nicht, die ſpricht?
Den Gott, der Helm umſchlingt von Todesloſen?
Bin ich allein? Es iſt, als wenn dort Knaben
Verblaßte Schatten an den blaſſen Wänden.
Ich fühl's, von meinen Sinnen
Will Nebel, der ſie trübte, rinnen.
Ich kam hierher — ſo — nein ſo —
Ich ſah hier Männer, die viel leeres Stroh
Gedroſchen, aberwitzige Reime
Von Blumen, Käfern, Honigſeime.
Die Furcht, die hier gewiſſe Kehlen packte,
Bracht' meine Phantaſieen aus dem Takte.
Ich fühlte wohl, wie was von Bosheit ſich
Herum um meine abgelauſchten Worte ſchlich!
Jetzt bin ich wieder im Zuſammenhang
Und ſehe, wie ich meinen Sang
Nicht beſſer kröne, daß auch Nichts ihm fehle,
Als wenn ich Menſchen, halb von Leib und Seele,
Die Objectives gern vermeiden,
Nun zwing', einmal recht objectiv zu leiden.
Man führ' ſie ab, die tugendhaften Schelme,
Und zieh' aus meinem ſchwarzen Todeshelme
Je fünf und fünf zu Charons Nachen
Ein Ueberfahrtsbillet; doch ſoll'n ſie wachen
Noch bis zum andern Morgen und verzweifelnd zählen,
Wen wohl des Hahnen Schrei als Fünften möchte wählen.
(Schleicht ab.)

## 82.

## F. Guſtav Kühne.

### Scenen aus „Kaiſer Friedrich in Prag."

### 1.

(Platz in Prag. Deutſche Studenten kommen die Straße gezogen, lärmend und ſingend.)

Chor der Studenten.
O ich betrübter Freiersmann,
Ich ſuch' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends finden kann,
Iſt ſie mir ſchon getraut.
Du biſt nicht fern, du biſt nicht nah,
Wo find' ich dich, Germania?
Germania!
Du biſt nicht ſchön, du biſt nicht jung
Und doch lieb' ich dich ſehr.
Daß ich dich lieb', iſt mir genung
Und das betrübt mich ſchwer.
Ich ruf' nach dir, du alte Braut,
Ich ruf' dich ſtill, ich ruf' dich laut,
Germania!
Ich ſuche dich am Donauſtrand
Und auch beim Vater Rhein,
Ich ſuche dich im Böhmerland,
An Elbe, Weſer, Main,
Allüberall Germania
Und doch nicht hier und doch nicht da,
Germania!
Ach, biſt du ſchon verwelkt, verweil
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm doch endlich allerweil,
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch ſind deine Freier da!
Germania!

(Maximilian, des Kaiſers Sohn, in der Tracht der Studenten, ſpringt aus der Wache auf den Platz, mitten unter den Haufen.)

Max.
Vivat Germania, Brüder!

Alle.
Vivat, Prinz Max!
(Sie umringen ihn ſtürmiſch.)

Max (lachend).
Ich ſtahl mich wieder fort vom Lotterbett.
Mein Pater Burda ſchläft und ſchnarcht. Er träumt
Vom Paradies und von Gott Amors Wundern,
Mit denen er ſein Jenſeits ſich bevölkert.
Er hat gut träumen, er iſt alt und dürr.
Ich aber ſtieg zum Fenſter 'naus, die Wand

Entlang und athme Luft. Da ſchlägt der Hofhund
Laut an und eh' ich ihm die Kehle würge,
Zerreißt er mir das Wamms. Seht her, ſeht her!
Wie'n Lotterbube lief ich durch die Gaſſen.
Doch bin ich frei für dieſe Nacht und morgen
Ganz früh miſch' ich mich unter das Geſinde,
Noch eh' der Hahn gekräht.

Chor der Studenten.

Jungfrau, Jungfrau Germania,
Auch iſt hier dein Freier da,
Germania!

Max (lachend).

Ihr ſingt für mich das Lied. (Ernſt.) 'ne alte Schöne,
Bei Gott! das heil'ge römiſch deutſche Land!
Könnt' ich es faſſen nur mit beiden Armen,
Ich hob' es hoch bis an die Sternenwelt!
Doch hört, im Grunde lieb' ich friſche Wangen.
Das alte Deutſchland grämelt gar zu ſehr.
Und dort im alten äußern Mönchernſt,
Wo man ſich Weisheit kauft für theure Jugend, —
Ein ſchlechter Handel! —
Dort, ſaht ihr ſie nicht wieder?

Einer.

Wen, mein Fürſt?

Max.

Die räthſelhafte Kleine. Dort, dort wohnt ſie,
Im hohen Erker dieſes ruß'gen Bau's.

Student.

Sie lebt mit einer alten Dienerin
Wie Uhu und ſein Kamerad. Mein Prinz,
Wir ließen euch den Spielraum frei.

Max.

Hoho!
Weil ihr 'ne andre Fährte habt? Wir leben
Auf Raub, weil wir geiſtlich Nichts erwiſchen.
Hier, hier! Die Fenſter ohne Licht! — Wer nu
Ein Kater wär', den Giebel zu erklettern!
Bei Gott, die Krone dieſes Erkers reizt
Mich mehr, als meines Erblandes Diadem.
Wlaska!

Student.

Sie geht, wie Eulen, nur des Nachts ſpazieren,
Ihr könnt ſie hier erlauern, kommt ſie heim.

Max.

Iſt ſie Minerva's Eule, gut, ſo könnt ihr,
Studenten von Prag, um ihre Gunſt wohl buhlen.
Ich geb' ſie preis, ich hab' kein Recht auf ſie.
(Wlaska tritt im Hintergrunde auf mit einer Dienerin, die eine Leuchte trägt.)

Max.

Da kommt was hergewandelt. Still, Raubritter,
Wir wegelagern.
(Wlaska will über die Bühne.)

Max.

Sie will in's Haus, ſie iſt's.
Macht einen Kreis, wir wollen ſie umzingeln,
Und ſteht mir bei, ich fürchte mich vor Weibern.
(Die Studenten ſchneiden ihr den Weg ab; ſingend.)
Wir ſind die Könige der Welt,
Wir geben ihr Geſetze.

Student.

Ihr müßt Tribut uns geben, ſchönes Kind.
Gebt Jedem einen Kuß der Reihe nach.
(Die Alte ſchreit und will fliehen.)

Alle.

Halt, halt! Wer ſchreit, den binden wir.
(Sie ſchließen den Kreis.)

Student.

Die Alte ſchreit nur, weil ſie neidiſch iſt.
Sie fürchtet überſehn zu werden.

Wlaska.

Bleib, Moila, bleib!
(Sie ſieht ſich ſtolz im Kreiſe um.)
Wer wagt es, Frauenehre anzutaſten?
(Sie nimmt der Alten die Leuchte, geht feſt und ſtolz im Kreiſe herum. Alle ſchweigen erſchreckt, indem ſie ſo Muſterung hält und vor Max ſtehen bleibt.)
Euch, Herr, vertrau ich mich. Ihr ſeht mir aus
Darnach, daß ihr ein Weib beſchützen könnt.
Schirmt mich vor Zumuthungen ſchnöder Art!
Deutſche ſeid ihr? Was heiſcht die Ritterpflicht,
Die man den Frauen ſchuldet? Soll ich fechten
Für meine Freiheit? Wohl, ſo nehmt den Handſchuh!

Max.

Halter! Hier iſt der meine. Doch bedarf's
Auch deſſen nicht. Ich geb' mein Wort als Pfand.
Gebt Raum, ihr Herrn, die Dame ſchütz' ich ſelber.

Student.

Nun, Gott befohlen, Herr! —
(Lachend zu den andern Studenten.)
Gott Amor mein' ich.
Dem blinden Gott mag er empfohlen ſein,
Der führt ihn ſicher in ein warmes Neſt!
(Die Studenten ziehen ſingend ab. — Wlaska will gehen.)

Wlaska.

Ich dank' euch, Herr. Gehabt euch wohl.

Max.

Wlaska!

Wlaska.

Ihr kennt mich, wie?

Max.

Der Wlaska gibt es Viele,
Bleibt doch des Vaters Name noch verhüllt! —
(Er nähert ſich ihr.)
Könnt ihr verzeihn?

Wlaska.

Verzeihn? Ich hab' zu danken.

Max.

Daß ich euch ſchützte, that ich dem Geſchlecht,
Das ehren ſoll des Ritters Herz und Hand.
Was ich verbrach an euch, galt der Perſon.

Wlaska.

Verbrach, ſagt ihr?
(Sie winkt der Dienerin; dieſe entfernt ſich.)
Ihr ſeht, ich ſtaune.

Max.

Ich hab' euch lange ſchon verfolgt, hielt euch
Für Beute, wie ſie Abenteurer lieben.
Ich nahm euch für ein flatternd Ding, 'nen Vogel,
Der rechtlos, heimatlos kein Neſt beſitzt,
Sich fangen läßt, iſt nur der Käfig golden.

Wlaska.

Ihr irrt euch, frei iſt rechtlos nicht. Ich leb'
So ſtill, weil ich den Glanz der Welt mißachte
Und unberührt ſein will vom Lärm des Lebens.

Max.

Ich folgt' euch lang auf euren Wegen. Geſtern
Gingt ihr zum Dom. Ich wollt' euch beten ſehn.
Ihr aber ſeid vielleicht zu ſtolz, um euch
Vor Gott zu neigen. Ihr ſaht euch trotzig um.
Ihr ſeid zu ſchön, geſchloſſen und vollendet.
Wo Glück und Schönheit Eins, da braucht kein Gott
Vom Himmel erſt zu ſteigen. Ihr tragt ihn in euch,
Nicht ſchmerzenreich, nicht angſt- und gramgequält,
Wie er am Kreuz der Welt Mitleid erbittet,
Rein, ſelbſtgenügſam, Glück und Freude ſtrahlend.
— O wendet euch nicht fort. Ich könnte beten,
Derweil ihr ſo im Glanz des dunkeln Augs
Euch zu mir neigt. Fürwahr, ich habe Andacht,
Drum haltet ſtill und laßt mich tiefer ſchaun.
Ich fühl's, wie ſchwer ich an mir ſelbſt geſündigt,
Euch ſo zum Spiel nur in eu'r Aug' zu blicken,
Wie ich gethan, nahte ich zufällig euch.

Wlaska.

Darf ich nicht wiſſen, wer ihr ſeid?

Max.

Was Name!

Ich bin ich ſelbſt, ein Menſch aus Gottes Hand,
Von Gottes Gnaden, wenn ihr wollt — und ihr?
Wlaſta.
Von Gottes Ungnad', könnt' ich eher ſagen.
Max.
Wozu ein Aushängſchild, das man den Gaffern,
Die nie ſich um den Inhalt gern bekümmern,
Hinhält.
Wlaſta.
Den meinen wißt ihr doch!
Max.
Hab' ihn
Erlauſcht, als ihr mit eurer Dirne ſpracht.
Wlaſta.
So lebt denn wohl, bis ich den euern zu
Erlauſchen Luſt bezeige. Lebt wohl, Herr Unbekannt.
Max.
Ich heiße Max.
Wlaſta (ſpottend).
Der Name gibt es viele,
Bleibt doch des Vaters Name noch verhüllt.
Max (ſcherzend).
Mit meinen eignen Waffen wollt ihr fechten?
Wlaſta.
Nur ebenbürtig halt' ich euch, Herr Max,
Und ſchlag' euch in die Flucht mit gleichen Waffen.
Max.
Beſiegt nennt mich, nicht in die Flucht geſchlagen.
Und wollt ihr im Triumph von dannen ziehn,
Ich folg' euch als Gefangner nach. Darf ich?
Wlaſta.
Genug des Spiels! Ich bin zu ernſt zum Spielen
Und ihr — ihr ſeid zu ſpieleriſch zum Ernſt.
Gehabt euch wohl, Herr Max.
Max.
Wlaſta!
(Wlaſta wendet ſich im Abgehen und ſtreckt ihm die Hand entgegen. Er eilt auf ſie hin und küßt ihre Fingerſpitzen.)
Wlaſta.
So lebt denn wohl, auf Wiederſehn!
Am Tag beſucht ihr mich. Ich wohne hoch,
So hoch, ihr könntet dort nach Sternen ſuchen.
Max.
Nach deinen Augen ſuch' ich, holder Stern!
(Wlaſta geht in's Haus.)
Ich bin beſiegt. Der Pfeil hat mich getroffen,
Ich lockte ihn zum Spiel aus dem Geſchoß,
Nun ſitzt er feſt und brennt.
(Oben iſt Licht.)
Dort brennt's im Stübchen.
In ihrem Herzen brennt es nicht, ſie iſt
Sich ſelbſt genug, unbeugſam, ſtolz und feſt.
Drum eben lieb' ich ſie. Ernſt wird das Spiel.
Die Krone dieſes Hauſes wird mein Ziel,
Laß dich erfaſſen, laß mich König ſein!
Glück, leuchte mir mit deinem Sternenſchein.

### 2.

(Zimmer in Wlaſta's Wohnung, ärmlich und eng; mit einem Fenſter. Rolla tritt auf, ſchleicht an die Thüre links und horcht. Bald darauf tritt Wlaſta ein.)

Rolla.

Schon wach! — Sie legte kaum ſich ſchlafen und nun ſchon wieder fertig mit der Ruhe, die arme Herrin! So auch mit Speiſ' und Trank, mit alle dem, was Seel' und Leib zuſammenhält. — Kaum weiß man's recht, wovon ſie lebt. Von Luft? Die zehrt, die ſättigt nicht. Von Thränen und von traurigen Gedanken? Ach Gott, davon wird man wohl ſatt, wohl überſatt und lebensſatt. Mir iſt's ein Räthſel, wie ſie ſo beſteht. Ein Weſen höheren Standes hat doch ganz anderes Bedürfniß, andre fünf Sinne. Auch Herz und Kopf ſitzt, glaub' ich, auf ganz anderer Stelle bei den Hohen, als bei uns gemeinen Leuten. Ich wär' nicht mehr lebendig, wenn ich wie Wlaſta lebte.

(Wlaſta tritt ein.)
Rolla
(ihr entgegen gehend und ihr die Hand küſſend).
Schon fertig angekleidet, Herrin?
(Wlaſta ſetzt ſich und winkt der Alten, ſich zu entfernen; Rolla ab.)
Wlaſta (aufſehend).
Ich ſchlief die Nacht nicht. Geiſter hielten Wache
Und ſchüttelten mich auf aus wilden Träumen.
Mein Vater! Ach! wir waren ſchon geſtürzt,
Verjagt aus unſren königlichen Hallen.
Wir irrten tief im Thal. Hoch oben ſtand
Das Königsſchloß in dunkelrothen Flammen
Und über ihm am weiten Himmelsbogen,
Ein feurig Nordlicht, hing die goldne Krone.
Wir kletterten den Felſenpfad hinan
Zum Hradſchin durch's Gewirr der bangen Nacht.
Der König vor uns — plötzlich ſtand er oben,
Hell leuchtend auf den Zinnen ſeiner Burg.
Helft, Böhmen, helft! Mein Königsmantel brennt!
So ſchrie er laut und ſtand in lichter Glorie,
Im Flammenmeer, das durch die Lüfte zuckte.
Ich ſank mit Felsgeröll hinab zur Tiefe,
Klomm wieder aufwärts, bis ein jäher Blitz
Mein Haupt zerſpaltet und ich ſinnberaubt
Hinunter ſchwindle und mein eigner Schrei
Mich aufjagt aus dem Traum der wüſten Qual.
— Du armes Königskind! Die ſchwülen Bilder,
Die dir der Schlaf durch deine Sinne taumelt,
Sind all dein Erbtheil von der goldnen Zeit,
Da Podiebrad auf Böhmens Throne ſaß.
— O laß doch ab von dieſem Feuerſtrahl
Und ſieh dich um in deiner Wirklichkeit!
Hülle in Dunkel deine wilden Wünſche
Und kleide deinen Sinn in ſtilles Schwarz.
Was will dein Himmel immer noch gewittern,
Wenn dein Veſuv ſchon längſt ſich ausgetobt!
(Sie ſetzt ſich. Pauſe. Dann tritt Max raſch ein.)
Max.
Wlaſta!
Wlaſta (aufſpringend).
Herr Max!
Max.
Ihr habt es mir geſtattet.
Wlaſta.
So früh ſchon wach?
Max.
Ich ſchlief nicht dieſe Nacht.
Wlaſta.
Ihr ſchlieft nicht?
Max.
Nein, ich ſchwärmte an der Moldau,
Schaut' in den Mond und in die Well' hinunter
Und dachte nach, wie ſchön die Schöpfung iſt,
Daß doch in ihr ſich ſtets zwei Weſen finden.
Kann ſich der Mond nicht in den Fluten ſpiegeln,
Was nützt da oben ihm im leeren Raum
Der Luft ſein einſam freudenloſes Funkeln.
— Und ihr, Wlaſta, was dachtet ihr die Nacht?
Wlaſta.
Ihr fröhlich heitrer Mann! — Ich dachte Nichts.
Max.
Nichts, — Nichts? — Das iſt doch gar zu wenig.
Nichts
Im reichen, übervollen Strom des Lebens!
Glaubt mir, es gibt Nichts, das ein Nichts bloß wäre.
Es ſteckt doch Etwas ſelbſt im kleinſten Raum.
Und in den Zwiſchenräumen, in den Poren
Der Welt, da ſitzen juſt erſt recht die Götter.
Das iſt griechiſche Weisheit, wie's die Bücher
Uns lehren. Nichts iſt nicht.

**Wlaska.**

— Ich dachte nicht an euch.

**Max.**

Nun ſeht, das ſagt ihr mir im vollen Zorn.
Nicht meiner denken, Wlaska, heißt mir zürnen.

**Wlaska** (für ſich).

Was drängt er ſich in meines Herzens Stille!

**Max.**

— Ich lieb' euch, Wlaska.

**Wlaska.**

Habt ihr ein Recht dazu?

**Max.**

Ein Recht? — Die Frage ſtellte kein Gelehrter,
So lang die Menſchheit ſich Geſetze ſchmiedet,
Ketten für Willkür und für wilden Grimm.
Gott ſchuf die Welt. — Ob er ein Recht dazu?
Hat ſie das Recht, zu fragen, ob er Recht?
— 's gibt einen ſtillen Grundvertrag für Alles,
Was Leben heißt, da gilt nicht Frag', noch Antwort,
Und wer nach Recht da fragt, der hat ſchon Unrecht.
Des Daſeins tiefſter Rechtsgrund bleibt Geheimniß.
Gott ſchuf die Welt. Aus Liebe ſchuf er ſie.
Zur Liebe rief er ſie aus Chaosnacht.
Stellt ihr den Zweck des Lebens erſt in Zweifel,
So zweifl' ich lieber an dem Recht des Zweifels.
Zu Häupten euch ſteht hell und ſchön ein Stern,
Zu euren Füßen blüht in Luſt die Blume,
Er leuchtet und ſie blüht, und ihr — ihr lächelt,
Das iſt der ſtille Grundvertrag des Glücks.
Ihr laßt es euch gefallen, Blühn und Leuchten,
Und fühlt euch groß im Wunderglanz der Welt.

(Wlaska wendet ſich ab und ſinkt ſchluchzend auf's Ruhebett. Max eilt beſorgt ihr zu Hilfe.)

**Max.**

Um Gott, was iſt euch, Wlaska?

**Wlaska** (weinend).

Ihr ſpottet mein!

**Max.**

Ich euer ſpotten? Wie?
Wenn ich das Recht mir ſuchte, euch zu lieben?

**Wlaska**

(hat ſich ſchnell wieder zuſammengerafft).

Ihr preiſt den Sonnenſchein des Glücks. Wer ſtill
Und ſchon in Nacht ſich hüllt, ſcheint euch verdammt.
Wen nicht der Gott berührt mit ſeinem Stab,
Gilt euch Verbrecher. Geht, ihr Schmetterling,
Ihr buhlt um Glück, um Schein und bunten Schimmer.
Was drängt ihr euch in meine dunkle Nacht!
Hier iſt kein Spiel des Glücks, kein Farbenglanz,
Hier iſt kein Sonnenſchein voll Luſt und Liebe.

**Max.**

— Nach Regenſchauern ſteigt der Friedensbogen,
Der erd- und himmelwärts die Welt verſöhnt.

(Wie er ſie berührt, fährt ſie zurück.)

**Wlaska.**

— Ich lieb' euch nicht.

**Max**

(mit Adel und Würde, doch ohne Kälte).

Wer könnt' euch zwingen wollen?
Ich wärme mich am Glanz der eignen Flamme,
Die mir ein Gott in meinem Herzen zündet.
Und ob verſchmäht, bin ich doch der Beglückte.
Ihr ſeid nicht reif zum Glück, drum liebt ihr nicht! —
Seid wie ihr ſeid, ihr kränkt nicht mein Gefühl.
Kommt, plaudern wir von minder wicht'gen Dingen,
Sonſt wird uns Herz und Zunge ſchwer.

(Stummes Spiel mit den Augen. Wlaska ſtarrt ihn an.)

Ihr ſtarrt
Mich an, als müßt' eu'r Blick mich erſt zerſpalten,
Um mir in's Herz, in eine Felſenkluft,
Zu ſehn! — (Wlaska ſchweigt.) Nun denn, laßt mich von hinnen ziehn.
Ihr hört mich nicht; doch neidet ihr mein Glück,
Des Quell ihr ſeid, ohn' ſeine Kraft zu kennen.
So mag's der Sonne ſein, die Kälte fühlt
Und Wärme weckt im ganzen Kreis der Schöpfung.
Lebt wohl! (Er reicht ihr die Hand.)

**Wlaska.**

Max!

**Max.**

Wlaska!

(Sie ſtürzt an ſein Herz.)

**Wlaska.**

Verzeiht mir, bring' ich Unglück euch. Es hängt
Ein ew'ger Thau an meinen Wimpern. Ach!

(Max drückt ſie ſtumm an ſich.)

Unglück iſt doch ein Frevel der Natur!
Es ſperrt den Herzensſchlag, gießt Blei in's Hirn,
Es lähmt den Fittich, hält am Staube feſt.
— Ihr flattert über mir, ein lichter Aar!

**Max.**

Der Aar wird ſeine Beute ſicher tragen,
Kenn' ich euch ganz und weiß um euern Schmerz.

**Wlaska**

(raſch ſich ſeinen Armen entziehend).

Den berg' ich euch, den ſollt ihr nimmer tragen.
Ich lieb' euch nur, ſo lang ihr mich nicht kennt.

**Max.**

Geheimniß hab' auch ich. Und was ich euch
Verhehlen muß, will mir kein Glück mehr dünken,
Jetzt, wo ich euch mit meinen Armen faſſe.

**Wlaska.**

So ſchweigt und laßt den Zauber ruhig walten,
Der wie ein Bann auf unſern Seelen liegt. —
Dem Gott des Schweigens baute man Altäre,
Ihm laßt uns opfern. Schweigend halten wir
Das Glück, den ſeltnen Gaſt, im Hauſe feſt.

**Max.**

Du ſtolzes Böhmenherz, komm, laß dich küſſen!
Die Lippenſprache wirſt du lernen müſſen.
Die Liebe löſt die Geiſter, die gebannten,
Die Liebe ſchmelzt ſelbſt feſte Diamanten.

(Umarmung.)

(Nach einer Pauſe blickt Nella durch den Vorhang der Thür.)

**Nella** (flüſternd).

Man ruft nach euch! — Sie hören nicht, — ſo ganz in Glück verſunken!

(Sie iſt eingetreten und ſchleicht näher.)

Hört! Hört! (Max und Wlaska fahren auf.) Ein Prieſter ſchickt und harrt auf euch.

**Max.**

Um uns zu trauen?

**Nella** (für ſich).

So raſch, wie junges Blut doch iſt!

**Max.**

Doch nein, mein Prieſter Beichtiger, der Pater Burda, läßt mich rufen. O, mein Gewiſſensrath! Ich ſoll ihm beichten, daß ich dich liebe, beichten einem Prieſter, der nie gewußt, wie heilig Liebe iſt! — Hört, ihr müßt wiſſen, ich bin ſo jung noch, unerzogen wie ein Reis, das man, damit der Wind es nicht zerknickt, an einen alten knorrigen Stamm feſtbindet. Hahaha! Es iſt ein luſtig Bündniß zwiſchen uns; mitunter nur zerreißt der Baſt, der Alt und Jung zuſammenknötet! (Zur Dienerin.) Nun gut, ich komme gleich! — (Zu Wlaska.) Der Pater, hört! macht mir die Hölle heiß. Dafür mal' ich ihm meinen Himmel aus ſo ſchön und lockend, daß ihm angſt wird und er ſchier vor Neid verſtummt. — Leb wohl, mein Paradies, mein Herz! (Er küßt Wlaska und geht.) Wo iſt der Burſch, der nach mir ſucht?

## X.

(Eine Halle. Der Kaiſer, Florio, Page des Kaiſers, und Max. Im Hintergrunde Pater Burda.)

**Kaiſer.**

Nun, Sohn, erzählt, wie ging es euch in Prag?

Fleißig ſtudirt? Die Bücher ſtark geritten?
— Die Wiſſenſchaft, das Leben zu erfaſſen,
Lernt ſich wohl ſpäter erſt, aus Büchern nicht,
Als Mann erſt, wenn die Hirngeſpinnſte ſchwinden.
Ich habe nie aus Büchern viel gelernt,
Ich ſuchte immer nur zu handeln, Max,
Das Wiſſen lähmt, nur Thaten ſind lebendig.
Max.
Mein Fürſt und Vater, ja, ich fühl's mit euch.
Vom Kopf zum Arm, vom Herzen zum Entſchluß
Iſt noch der Weg zu lang, ein Sprung thut noth.
Kaiſer.
Ein Sprung? — Da muß man erſt die Kluft ausmeſſen.
Max.
Der Muth reicht aus, wird der Verſtand zu Schanden.
Kaiſer.
Der Muth? Nun ja, man muß ihn nie verlieren.
Max.
Wir ſind das reichſte von allen Völkern,
Eins für das Höchſte immerdar erglüht,
Nur wird es uns nicht raſch genug zur That.
Kaiſer.
Raſch zwingt man Nichts, man muß ſehr langſam handeln.
Nie heftig, aber unabläſſig, ſtetig,
So wie der Tropfſtein ſein Gebild erſchafft;
Es tropft, es tropft und wird doch hart wie Stein.
Max.
O ſagt das nicht! Es muß ſich raſch geſtalten.
Was Millionen heiß und ſtark bewegt,
Das wird ein Strom, der nur in's Meer ſich mündet.
Hemmt ihn — er ſpottet euer, lacht und ſchäumt.
Kaiſer.
Von wem denn ſprichſt du, lieber, guter Sohn?
Max.
Eu'r Bild iſt falſch, mein kaiſerlicher Vater.
Queckſilber nehmt, theilt es in Kügelchen
Und ſeht, es faßt ſich wieder raſch und heftig.
So werden ſich die deutſchen Stämme finden,
Ertönt der Ruf der Ehre und der Pflicht.
Man ſchilt uns träg. Wir thun's um große Zwecke.
Um heil'ger Zwecke willen ſtehn wir auf.
Kaiſer.
— Als hätt' er ſchon ganz Deutſchland in der Taſche!
— Zuvor biſt du noch nicht 'mal röm'ſcher König.
Max.
Wer es auch wird, ich leih ihm Herz und Hand.
Kaiſer.
Thor, Thor! Ein Erbſtück muß die Krone werden!
— Auch gaben mir die Fürſten ſchon ihr Wort,
Man ſtimmt für dich.
Max.
Herr, euern Plan in Ehren,
Nicht als eu'r Sohn will ich das Wort der Fürſten,
Frei ſei die Wahl! So ſtell' ich ſelbſt mich hin.
Kaiſer (für ſich).
Ein hübſcher Junge! Troubadour und Ritter!
— War auch 'mal ſchlank und ſtrebte in die Höhe!
— Spricht der beim Reichstag ſo, dann ſtimmen ſie
Erſt recht für ihn. — ich kenne meine Deutſchen, —
Sie ſind allein durch Edelmuth zu zwingen!
Sonſt ſind ſie eiſenhart und lederzäh.
Bei Gott! Der kecke Burſch hat Ehr' im Leibe.
Das iſt ſehr ſchätzbar, wo es nutzbar iſt.
(Laut.) Nun hört 'mal, Max! Seid ihr nun röm'ſcher König,
So ſeid ihr doch — verzeiht! noch weiter Nichts.
Von ſolchem Titel ſtirbt man, lebt man nicht.
Man muß dazu ſich Land und Leut' erwerben.
Ein lieber Erbherr vom geringſten Dorfe,
Als Kaiſer aller Deutſchen länderlos!
Ja, wenn zur Titelkrone ſo ein Böhmen,
Ein Ungarland hinzugeſchlagen würde!
So aber — pfüt! — ein Ding wie Luft und Schaum.
Sei ruhig, Max! Ich ſorge für den Inhalt,
Sonſt ſtirbt die hübſche Form den Hungertod.
Böhmen und Ungarn — ſeht: euch ſchwillt der Kamm!
Max.
In Böhmen wie in Ungarn wählt das Volk.
Für heilig unantaſtbar gilt dieß Recht.
Kaiſer ([illegible])
Wer will ein Recht antaſten! Verruf wär's! —
(Schlau, doch lächelnd.)
Ein Recht iſt wie ein Stahl. Biegt man, es bricht.
Man muß es erſt im Feuer langſam glühn,
Um es zu ſchmieden. — (Er ſchweigt.)
Max.
Nun, die Schmiede heißt?
Kaiſer
(vertraulich, mit lauernder Freundlichkeit).
— Der König Wladislaw, mein guter Freund, —
Der wahre Dolores zu mir [illegible], —
Hat längſt den Wunſch gehegt, ſein einzig Kind
Uns anzutrau'n, dem Hauſe Habsburg mein' ich.
Hätt' ich den Huſten nicht — den böſen Huſten —
Ja, ſtraf' mich Gott! Ich könnt' — nun, ſei nur ruhig,
Du ſollſt ſie haben, ſei nur nicht ſo ſtürmiſch!
(Max wendet ſich ab.)
Da ſind die Briefe von des Königs Hand.
Er liegt zu Felde mit den Türken, ſein
Gemahl iſt krank, Ulrike kommt allein.
Bis Prag ging ich auf halbem Weg entgegen
Dem ſchönen Königskind vom Ungarnland.
Max.
Nie, wie mein Fürſt, geb' ich die Hand zum Bunde,
Bin ich nicht ihre freie Wahl. Auch hier
Iſt mir das Wahlrecht heilig. Es verlangen —
Kaiſer.
Sie wird dich wählen, ſei nur unbeſorgt!
Max.
Ich leg' den Eid euch ab: ohn' ihre Wahl —
Kaiſer.
Ei ſtraf' mich Gott! Man ſieht ſich, ſpricht ſich, man
Gefällt ſich leicht.
Max (für ſich).
Wohl ſtraf' dich Gott dafür!
Kaiſer.
Sie wird ſchon morgen hier ſein, ſchreibt man mir.
Max (für ſich).
O Wlaſta! Wlaſta!
Kaiſer.
Nun, was habt ihr denn?
Max.
Ulrike heißt ſie, ſagtet ihr nicht ſo?
Kaiſer.
Ulrike.
Max (für ſich).
Ich werd' es ihr entdecken, daß
Mein Herz nicht mehr mir ſelbſt gehört. Bei Gott,
Sie wird's verſchmähn, Hand ohne Herz zu fordern.
Kaiſer (für ſich).
Was ſo ein Jüngling ſchwärmt und tobt und ſicht
Und doch — der Jugend nur gehört die Welt.
Wir Alten ſorgen uns in Aengſten ab,
Erraffen mühſam, halten zäh zuſammen,
Wo Jugend raſch im Flug das Feld erobert.
Max.
Mein Vater!
Kaiſer.
Sohn?
Max.
Hat man die Hand noch frei
Wenn man das Herz vergab?
Kaiſer.
Herz, was iſt Herz?
Der fleiſch'ge Klumpen mit dem Uhrwerk drin?
Max.
Herz freilich iſt der ganze, volle Menſch!

Kaiſer.
Nun, den vergißt man nicht, der bleibt uns eigen.
Dem leih' ich die Gedanken, dem die Hand.
Dem ſteht mein Aug zu Dienſten, doch Ich ſelbſt
Bleib nur im eignen Dienſt. So iſt's mein Sohn.

Max.
O ihr ſeid alt und klug. Jugend iſt Unglück.
Ich bin unglücklich. Vater, ein Gefühl —

Kaiſer.
Das gibt ſich, iſt die ſchöne Braut erſt da.

Max.
Nennt ſie nicht ſo, bevor ich ſie gewählt
Aus freiem Drang der innerſten Natur!
(Der Kaiſer mißt ihn kalt und ſtreng von oben bis unten, dann wendet er ſich ab und ſagt ſpottend:)

Kaiſer.
Aus freiem Drang der innerſten Natur!
(Er wendet ſich zu Florio, ergreift deſſen Hand und ſtreicht ihm den Scheitel.)
Das iſt ſo'n Burſch aus freiem Drang des Innern.
Haha! — (Ernſt.) Verzeih mir Gott den freien
Drang! —
Nun, Burſch, was machſt? Sag', haſt mich lieb?

Florio.
Euch lieb?
Wofür? Weil ihr mit falſcher Münze zahlt?

Kaiſer.
Haha! Die wälſchen Gulden! Nimm ſie doch
Als Schaugepräng! Bin ich dir doch Nichts ſchuldig!

Florio.
Wär ich euch ſchuldig, Herr, ſo liebt' ich euch.
Man liebt nur, wo man ſchuldig iſt.

Kaiſer.
Seht mir!
Die Creatur wird dreiſt. Der Junge thut,
Als hätt' er ſchon den Lauf der Welt geſehn.

Max (vortretend).
Auch mir iſt fremd der kluge Lauf der Welt.
Den Lauf des Bluts, der Ehre Herzſchlag kenn' ich
Und der ſagt mir, daß Hand und Herz nicht feil.
Die Tochter Ungarns denkt gewiß wie ich.
Verhandeln läßt ſich nicht ein Königskind.
Und was mich ſelbſt betrifft, — ich lieb' ein Weib —
Ich weiß, ſie iſt nicht ebenbürtig uns,
Doch riß' ich nicht ſo ſchnell die Seele los;
An ſie iſt all mein Lebensglück gefeſſelt.
Wenn ihr —

Kaiſer (ſtreng).
Nicht weiter, Prinz von Oeſterreich!
Den Trödel, den ihr mit 'nem Weibe habt,
Den werft bei Seit'. Pfui doch, ſich zu verlieben!
Haſt du wohl Zeit dazu? Kindiſch Liebesdrang!
Lieb' Sonne, Mond, das ganze Firmament,
Die Millionen lieb', die du beherrſchſt,
Die Länder lieb', das weite, große Meer,
Den Raum, wo's fleucht, die Luft, wo's fleugt, das lieb'!
Ein Weib füllt doch wohl nicht die Welt dir aus!

Max.
Was Herz zu Herzen treibt, das führt zu Gott.
Ich fühle mich gehoben und geſühnt,
Wenn ich mich ſchaue in dem zweiten Selbſt.
Euch ward das Aug' nie feucht, kein Glaubenslicht
Hat wie 'nen Tempel euch den Geiſt erhellt,
Blieb euch der Drang der Seele fremd, mein Vater!

Kaiſer
(ſchweigt und ſieht ſich rund um. Dann mit einer Handbewegung kalt und feſt).
Ihr ſeid entlaſſen, Prinz, gehabt euch wohl.

Max.
Es ſoll' euch läſtig nicht, was ſchwer mich drückt.
Ich berg' es ſtill, wie einen heil'gen Schmerz.
(Verbeugt ſich und geht ruhig, gefaßt und edel ab.)

---

## 83.

# Georg Büchner.

### Aus „Danton's Tod.“

Die Conciergerie.

Lacroix und Hérault auf einem Bette, Danton und Camille Desmoulins auf einem andern.

Lacroix.

Die Haare wachſen Einem ſo und die Nägel; man muß ſich wirklich ſchämen.

Hérault.

Nehmen Sie ſich ein wenig in Acht, Sie nieſen mir das ganze Geſicht voll Sand.

Lacroix.

Und treten Sie mir nicht ſo auf die Füße, Beſter. Ich habe Hühneraugen.

Hérault.

Sie leiden noch an Ungeziefer?

Lacroix.

Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre!

Hérault.

Nun, ſchlafen Sie wohl; wir müſſen ſehen, wie wir mit einander zurechtkommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln. Schlaf! — So zerren Sie nicht ſo am Leintuch, es iſt kalt da unten.

Danton.

Ja, Camille, morgen ſind wir durchgelaufne Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille.

Das Rindsleder, woraus, nach Platon, die Engel ſich Pantoffel geſchnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch danach. — Meine Lucile!

Danton.

Sei ruhig, mein Junge.

Camille.

Kann ich's? Glaubſt du, Danton?! Kann ich's? Sie können die Hände nicht an ſie legen. Das Licht der Schönheit, das von ihrem ſüßen Leibe ſich ausgießt, iſt unlöſchbar. Sieh, die Erde würde nicht wagen, ſie zu verſchütten, ſie würde ſich um ſie wölben, der Grabdunſt würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Kryſtalle würden wie Blumen um ihre Glieder ſprießen und helle Quellen in Schlaf ſie murmeln.

Danton.

Schlafe, mein Junge, ſchlafe!

Camille.

Höre, Danton, unter uns geſagt, es iſt ſo elend, ſterben zu müſſen. Es hilft auch zu Nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus ſeinen hübſchen Augen ſtehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton.

Du wirſt ſie ohnehin offen behalten. Samſon drückt Einem die Augen nicht zu. Der Schlaf iſt barmherziger. Schlafe, mein Junge, ſchlafe!

Camille.

Lucile, deine Küſſe phantaſiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen ſinken und ſchließen ihn feſt ein.

Danton.

Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken ſchiebt ſie die Wände enger um mich, bis ſie ſo eng ſind wie ein Sarg. Ich las einmal als Kind ſo eine Geſchichte, die Haare ſtanden mir zu Berg. Ja, als Kind! Das war der Mühe werth, mich ſo groß zu füttern und mich warm zu halten. Bloß Arbeit für den Todtengräber! — Es iſt mir, als röch' ich ſchon. Mein lieber Leib, ich will mir die Naſe zuhalten und mir einbilden, du ſeieſt ein Frauenzimmer, das vom Tanzen ſchwitzt und dir Artigkeiten ſagen. Wir haben uns ſonſt ſchon mehr mit einander die Zeit vertrieben. Morgen biſt du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf iſt ausgeſpielt. Morgen biſt du eine leere Flaſche, der Wein iſt ausgetrunken, aber ich habe keinen Rauſch davon und gehe nüchtern zu Bette. Das ſind glückliche Leute, die ſich noch betrinken können. Morgen biſt du eine durchgerutſchte Hoſe, du wirſt in die Garderobe geworfen und die Motten werden dich freſſen. — Ach, das hilft nichts! Ja wohl, es iſt ſo elend, ſterben zu müſſen. Der Tod äfft die Geburt; beim Sterben ſind wir ſo hülflos und nackt wie neugeborene Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grabe ſo gut wimmern, wie in der Wiege. Camille! (Indem er ſich über ihn bückt.) Er ſchläft, ein Traum ſpielt zwiſchen ſeinen Wimpern. Ich will den goldnen Thau des Schlafes ihm nicht von den Augen ſtreifen. (Er erhebt ſich und tritt ans Fenſter.) Ich werde nicht allein gehen, ich danke dir, Julie. Doch hätte ich anders ſterben mögen, ſo ganz mühelos, ſo wie ein Stern fällt, wie ein Ton ſich ſelbſt aushaucht, ſich mit den eigenen Lippen todtküßt, wie ein Lichtſtrahl in klaren Fluten ſich begräbt. Wie ſchimmernde Thränen ſind die Sterne durch die Nacht geſprengt; es muß ein großer Jammer in dem Auge ſein, von dem ſie abträufelten.

Camille.

O!

(Er hat ſich aufgerichtet und taſtet nach der Decke.)

Danton.

Was haſt du, Camille?

Camille.

O! o!

Danton (ſchüttelt ihn).

Willſt du die Decke herunterkratzen?

Camille.

Ach du, du? O halt mich! Sprich, du!

Danton.

Du bebſt an allen Gliedern, der Schweiß ſteht dir auf der Stirne.

Camille.

Das biſt du, das ich; ſo — das iſt meine Hand! ja, jetzt beſinn' ich mich. O Danton, das war entſetzlich!

Danton.

Was denn?

Camille.

Ich lag ſo zwiſchen Traum und Wachen. Da ſchwand die Decke und der Mond ſank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßte ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte ſich geſenkt, ich ſtieß daran, ich betrachtete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entſetzlich, Danton.

Danton.

Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke; das ſahſt du.

Camille.

Meinetwegen; es braucht gerade nicht viel, um Einen das Bischen Verſtand verlieren zu machen. Der Wahnſinn faßte mich bei den Haaren. (Er erhebt ſich.) Ich mag nicht mehr ſchlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buche.)

Danton.

Was — — nimmſt du?

Camille.

Die „Nachtgedanken.“

Danton.

Willſt du zum voraus ſterben? Ich nehme die „Pucelle.“ Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betſtuhl, ſondern wie aus der Kammer eines Mädchens wegſchleichen.

## 84.

## Julius Moſen.

### 1.

### Friſch, mein Lied!

Friſch, mein Lied, wie Schwerterklang!
Böſem Feinde wird angſt und bang;
Steig' empor an allen Ecken,
Deine Stimm' ſei friſch und frei!
Geh, die Trägen aufzuwecken,
Rufe Jung und Alt herbei,
Unermüdlich! Kling unbändig!
Mach' die Herzen all lebendig!
Iſt ein Kerker feſt und hoch,
Friſch, mein Lied, erklimm ihn doch!
Wo unſchuld'ge Männer liegen
Tief in Ketten und in Nacht,
Wie der Engel ſollſt du fliegen,
Der auch Petrus frei gemacht,
Und dein Wort ſoll alſo ſchallen,
Daß herab die Ketten fallen.
Schlag', mein Lied, den argen Knecht,
Dem das freie Wort zu ſchlecht;
Straf' ihn mit dem eignen Witze,
Mit dem eigenen Verrath,
Mit der eignen Degenſpitze,
Mit der eignen Uebelthat!
Wie ein Glas ſein Herz zerſpringet,
Deſſen eignen Ton man ſinget.
Friſch, mein Lied, wie Wetterſchein
In die Männerſchlacht hinein!
Wo die jungen Helden ſtreiten
Für das heil'ge Vaterland,
Sollſt du an der Spitze ſchreiten,
Flammen ſprühn in Herz und Hand,
Wo die ſchärfſten Zungen fragen
Und Kanonen Antwort ſagen.

### 2.

### Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutſchland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.
Die Hände auf dem Rücken
Der Sandwirth Hofer ging,
Mit ruhig feſten Schritten,
Ihm ſcheint der Tod gering,
Der Tod, den er ſo manchesmal
Vom Iſelberg geſchickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol.
Doch als aus Kerkergittern
Im feſten Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er ſtrecken ſah,
Da rief er laut: Gott ſei mit euch,
Mit dem verrathnen deutſchen Reich
Und mit dem Land Tyrol!
Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun der Sandwirth Hofer
Schritt durch das finſtre Thor.
Der Sandwirth noch in Banden frei,
Dort ſtand er feſt auf der Baſtei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort ſoll er niederknieen:
Er ſprach: das thu' ich nit!
Will ſterben, wie ich ſtehe,
Will ſterben, wie ich ſtritt,
So wie ich ſteh' auf dieſer Schanz;
Es leb' mein guter Kaiſer Franz,
Mit ihm das Land Tyrol!
Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm ein Grenadier;
Andreas Hofer betet
Zum letzten Mal allhier.
Dann ruft er laut: So trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

## 3.

## Der Waſſerneck.

Der Dichter.

Schleicht nicht dort der Müller wieder
Meinem armen Bächlein nach!
Göß' der Neck doch auf ihn nieder
Hurtig Rache, Noth und Schmach,
Eh' er noch mit ſeinen Tücken
Mag den Waſſergeiſt beſtricken!
O, zerbrich ihm doch die Ruthen
Und zerreiß' ihm auch das Buch!
Zieh' ihn ſchnell in deine Fluthen,
Eh' mit böſem Zauberſpruch
Es dem Alten mag gelingen,
Dich in ſeinen Dienſt zu zwingen!

Der Müller.

Und ſo habe
Ich dich endlich, Waſſerknabe!
Warſt du ſonſt ſo faul und arg,
Muß nunmehr ein Fluthenſchwall
Sprühen in die Räder all'.
Sonſt bin ich dir ſelber karg:
Magſt du weinen und dich kränken,
An den Meiſter ſollſt du denken!

Des Müllers Tochter.

Wenn die Sonne untergeht,
Schleicht der Vater in die Kammer
Wo das Bächlein draußen ſteht,
Schluchzet wie in herbem Jammer,
Weiß nicht wie!
Und was will der Vater drinnen?
Trug den Waſſerkrug hinein.
Was er da wohl mag beginnen,
Was wohl pocht im Herzen mein,
Wie noch nie?

Der Müller.

In die Radſtub' ſpringt die Fluth,
Schreiet mit Gebraus:
Haſt du noch mein Kind in Hut?
Gib's heraus!
Und das treibet und das mehlt
Ohne Ruh und Raſt
Und es drängt ſich ungezählt
Gaſt an Gaſt.
Doch der kleine König ſteht
Im kriſtallnen Glas;
Und der Müller, Müller mäht
Nun ſein Gras.

Des Müllers Tochter.

Ob ich in die Kammer gehe,
Steckt der Schlüſſel auf?
In das braune Schränkchen ſehe? —
Was hab' ich gethan!
Ach, was leuchtet hier im Schreine
Und was funkelt in dem Glas?
Und wie kommt es, daß ich weine?
Und da drinnen, was iſt das?
Iſt es doch, als wenn ich flöge,
Als ob eine Hand
Mich nun in den Garten zöge!
Da iſt grünes Land!
Heb' ich nun das Glas empor
In den Mondenſchein!
Ach, zwei Augen ſchau'n hervor
In mein Herz hinein.
Meine ganze Jugendwelt
Und der Knabe gar,
Der am Bach mir zugeſellt
Oft und heimlich war!
In dem Bache war ſein Haus
Und wenn er mich ſah,
Kam er freundlich gleich heraus,
Lachend war er da!

Der Dichter.

Hältſt dein Heil du in den Händen,
Blicke ſcheu nicht mehr zurück!
Laß es nicht dabei bewenden
Und vollende ſchnell dein Glück!
Brich entzwei die böſen Schranken
Vor der goldnen Märchenwelt!
Schwinge dich auf Blumenranken
In das helle Sternenzelt!
Haſt du Muth, dich loszuringen
Von der Erde Qual und Wahn,
Hebet dich auf Geiſterſchwingen
Mächtig Liebe himmelan.

Des Müllers Tochter.

Alſo thu' ich ab den Riegel? —
Wie geſchiehet mir?
Und nun dieſes letzte Siegel —
Wehe mir!

Der Dichter.

Herrlich ſich ein Jüngling ringet
Aus dem Glas hervor,
Der das zarte Märchen ſchwinget
An ſein Herz empor.
Um den weißen Nacken ſchaukelt
Ihm die Lockennacht,
Um die ſchlanken Glieder gaukelt
Der Gewänder Pracht.
Hoch mit funkelheller Krone
Brauſt empor ein Waſſerbaum,
Hebet donnernd auf dem Throne
Beide in des Himmels Raum.

Der Müller.

Schläft die ganze Mühle ein,
Nicket mit dem Kopf?
Sollt' der Neck entronnen ſein
Aus dem Zaubertopf?
Jedes Rad wie eingefroren,
Mühl' und Müller ſind verloren!

Chor der Mäuſe und Fliegen.

In der Mühle iſt es aus
Und wir ſchwänzeln
Und wir tänzeln
Schnell hinaus;
Und wir ſurren
Und wir ſchnurren
Aus dem Haus.
Gab es hier auch gut zu eſſen,
Haben wir es nun vergeſſen.
Müller, ade!

Der Müller.

Und was muß ich draußen ſehen?

Und das brauſet — weh und ach!
Grade nach dem Himmel gehen
Seh' ich da den Mühlenbach.
Willſt du, Nixe, mir entführen
Auch mein Töchterlein dabei?
Muß ich Alles denn verlieren?
Leute, helft! herbei!

Chor der Geiſter.

Rieſelt, ihr Bäche! Brauſet, ihr Meere!
Leuchte, plötzlicher Wetterſchein!
All' der Geiſter Wolkenheere
Müſſen in den Lüften ſein.

Der Müller.

Geiſter, Gauner, Dichter, Diebe
Richten mich zu Grund!
Nur die Liebe, ach, die Liebe
Iſt mit in dem Bund!

Chor der Geiſter.

Hand in Hand
Ueber Meer und Land!

Der Müller.

Geiſter! Gauner! Dichter! Diebe!

Chor der Geiſter.

Ewig, ewig iſt die Liebe!

### 4.

## Aus dem epiſchen Gedicht „Ahasver."

### Jeruſalems Erſtürmung.

### 1.

Aufblickt der Löwe, der im Schlaf gelegen,
Es rauſcht am Baum, um ſeinen Stamm hinauf
Sieht er den Schweif der Schlange ſich bewegen;
Ingrimmig zieht er ſeinen Leib zuſammen,
Er biegt das Haupt, es blitzet ſein Gebiß,
Sein Auge rollt in todeswuth'gen Flammen;
Die Schlange ziſcht; es ſpielen ihre Zungen,
Ihr Haupt zuckt über ihm, ſie ſtürzt herab,
Und von zwei Knoten iſt er jach umſchlungen:
So von den Bergen grauſig hergeringelt
Lag auch die alte Rieſenſchlange Rom
Und hielt Jeruſalem zum Tod umzingelt.
O welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen!
Aus tauſend Herzen ſprang ſo hoch das Blut,
Als wären unverſiegbar ſolche Bronnen.
Aufgeht die Sonne, unterſinkt ſie wieder,
Sie ſieht nur Kampf und Fall, ſie ſteigt empor;
Im Kampfe ſtehen immer neue Glieder.
Doch in die Mauern jetzt zurückgezwänget
Hat auf die Mauern wieder ſich das Volk
So wie zu einem Feſtſpiel vorgedränget.
Zurück! zurück von der dreifachen Mauer
Der Römer Drang und Sturm, es prallt zurück
So der Geſchoſſe wüſter Hagelſchauer.
Sturmböcke vor! Gewaltig iſt ihr Toſen!
Sie wuchten ſchwer, da pochen ſie hinan,
Ein Jubelruf, — und Breſche iſt geſtoßen.
Wagt Rom an einen Bienenkorb zu pochen,
Was Wunder, daß ein Rächerſchwarm ſogleich
Geſchwader iſt im Hui hervorgebrochen!
Aufgeht die Sonne, untergeht ſie wieder,
Sie ſieht nur Kampf und Fall, ſie ſteigt empor,
Im Kampfe ſtehen immer neue Glieder.
Doch mußte wieder Iſrael entweichen,
Um ſich geſchlungen einen blut'gen Kreis,
Ach, einen Ring von Sterbenden und Leichen!
Und um die zweite Mauer galt's zu wetten,
Mit ſeinen Leibern deckt ſie Iſrael;
Sie iſt gerettet, kann der Tod ſie retten.
Sturmböcke vor! Die fangen an zu pochen,
Geſchwungen hoch, entſetzlich iſt die Wucht,
O weh! die zweite Mauer iſt gebrochen.
Doch wie ein Sturm, der an den Wald ſich ſtemmet
Und alle Bäume vor ſich niederwirft,
Von einem alten Wartthurm wird gedämmet:
So Titus hier. Mocht' er ſich ſelbſt nicht ſchonen,
Doch warf ihn blutend Iſrael zurück,
Ihm blutend hinterdrein die Legionen.
Und Ahasver begann hinab zu höhnen:
Wohin, ihr Römer? Iſt die Luft zu ſcharf?
O, lernt euch an Jeruſalem gewöhnen!
Wollt ihr um Blutrubine mit uns mäkeln?
Um Tod ſind feil die Steine, zaudert nicht,
An eure Hälſe ſolchen Schmuck zu häkeln!
Doch Titus, ſeine Augen finſter rollend
Und anſchlagbrütend, ſaß in ſeinem Zelt
Und ſprach nach langem Sinnen für ſich grollend:
Und wenn der Baum der Axt nicht unterläge,
Nicht der Gewalt, ſo weicht er der Geduld,
So nagt ihn doch zu todt die dünne Säge.
Und wenn die Adler nicht den Steinbock zwingen,
So werf' ich Geier ihm in das Genick,
So muß der Hunger hungrig ihn verſchlingen!
Es fliegt ſein Wort, mit hunderttauſend Händen
Beginnt das Werk, lebendig jeder Stein,
Gehorſam ſtürzt er aus den Felſenwänden.
Weit von den Bergen eine Menſchenkette
Rollt Blöcke her, die Steine thürmen ſich
Und heben ſich einander um die Wette.
Es fliegt ſein Wort, von hunderttauſend Hauen
Bricht auf das Land, als gält' es, um die Stadt
Noch eine neue Stadt emporzubauen.
Das Laſtthier ächzt, es regt ſich jede Kelle,
Und jeder Hammer zehnfach auf einmal;
Verändert iſt urplötzlich jede Stelle.
Es ſcheint, als ob auf urgewalt'gen Rücken
Titanen aus der Erde Thurm um Thurm
Im wilden Spiel zum Himmel wollten rücken.
Zugleich wird dieſer Schreckensbau bedecket
Abwechſelnd von dem Heer und wie ein Ring
Eng um die Stadt mit Macht emporgeſtrecket;
Ein Rieſenkerker, der ein Volk umfangen,
O, eine Kette und daran die Stadt
Zum fürchterlichen Hungertod gefangen!
Welch Grauſen, wenn man ſolcher Angſt gedenket:
Verſchloſſen in den Sarg drei Ellen tief
Scheintodt zu liegen in die Gruft geſenket,
Und das Entſetzen, aufzuwachen endlich,
Von Luft und Licht, von Allem abgetrennt,
Betrogen um das Leben alſo ſchändlich!
Ach, Niemand hört das wilde, dumpfe Pochen
Und Niemand der Verzweiflung Weheruf!
Zur Menſchheit iſt die Brücke abgebrochen.
So war Jeruſalem nunmehr begraben,
Lebendig eingemauert, ſeiner Noth
Hohn ſchrieen nur von Oben noch die Raben.
O, wie wär' ſolches Elend auszuſprechen!
So ſchneidend klingt des Sängers Harfe nicht,
Kaum wagt er noch in Thränen auszubrechen.

### 2.

Oft wird ein Schiff zum Wrack vom Sturm zerſchlagen
Und ohne Maſt und Steuer weit umher
Faſt ſchaukelnd von dem Ocean getragen.
Die Schiffer, halb verdurſtend und verhungernd,
Sehn vor ſich nur das Meer und hinter ſich
Das Heer der Haye ſchwimmen, gräßlich lungernd;
Da überſchleicht ein Wahnſinn ihre Seelen,
Sie wechſeln Blicke, o entſetzlich wahr!
Und Keiner kann die Mordluſt mehr verhehlen.
Und wie ſie heimlich ihre Meſſer wetzen,
Erſchrickt der Himmel, bäumt ſich auf das Meer
Und die Natur im innerſten Entſetzen.

So furchtbar ſtille ward es auf den Straßen
Jeruſalems und Hunger, Noth und Tod
Begannen grauſam ein furchtbares Raſen;
Und zwiſchen Erd' und Himmel lag geſponnen
Ein ſchwärzlich gelber, wüſter Nebeldunſt,
In ſich hineingeknäuelt und geronnen.
Dahinter peſtkrank ſtand in trüben Wolken
Die todesbleiche Sonne, um ſie her
Wie kranke Kinder fieberheiße Wolken.
Auf allen Treppen und aus allen Zimmern
Stieg Tag und Nacht von plötzlich Sterbenden
Zum eh'rnen Himmel Wehgeſchrei und Wimmern.
Und vor den Thüren ſah man noch mit matten,
Langſamen Schritten wieder Andere
Vorüber wanken, gleich lebloſen Schatten;
Und wer zu Boden fiel, erſtand nicht wieder,
Zu todesmüd das Haupt, es waren müd,
Zu todesmüd, zu todesſchwer die Glieder.
Wer auf der Straße fiel, war dort geſtorben,
Zum Sterbekiſſen hat er einen Stein,
Zum Sarg und Grab die Straße nur erworben.
Was iſt der Jugend liebliche Geberde?
Und was des Reichthums Glanz und Herrlichkeit?
Verweſungsfarbenſpiel der armen Erde.
Entſtellt bis zum Entſetzen, weggezogen
Von der Natur war jede Hülle nun,
Die Hülle, die ſo reizend ſonſt gelogen.
Nur Ahasver in dieſen Leichenhallen
Blieb unberührt, nur grimmiger erregt,
Und ſprach mit ſich, mit Gott und Welt zerfallen:
Trägſt du, Natur, nicht Blitze in den Händen,
Dazu das Weltmeer und den Sturm zugleich,
Doch läſſ'ſt du deine Kinder alſo ſchänden?
Und könnteſt doch mit tauſend Donnerwettern
Die Felſen alle mächtig mit Gewalt,
Dein ganzes Web ihm in den Himmel ſchmettern!
Wie eine ſchlechte Magd mit ſeinen Füßen
Stößt er dich weg; denn wieder kommſt du ihm,
Um ſeines Mantels Purpurſaum zu küſſen.
Doch in den Judenmännern war getödtet
Jeglich Gefühl, nur nicht der Drang zum Mord,
Starr waren ſonſt die Herzen, ganz verödet.
Doch wie wenn Thauwind anfängt herzublaſen
Nach langem Winterfroſt, der Strom im Zorn
Des Eiſes Feſſel ſprengt mit heft'gem Raſen
Und in des Waſſers Drang und ſtarker Dämmung
Rings die Gehöfte, Stadt und Dorf zugleich
Mit einem Mal begräbt in Ueberſchwemmung,
Zuweilen auch mit fürchterlichem Brauſen
Auf einer Scholle eine Wiege trägt,
Darin ein ſchlafend Kind durch Todesgrauſen:
So donnerte um Lea die Empörung,
So ſangen ihr ein gräßlich Minnelied
Die bandenloſen Geiſter der Zerſtörung.
Ihr langes Haupthaar unterm Kinn gebunden,
Durch die verſchlungnen Hände hatte ſie
Als wie zu einer Feſſel es gewunden.
Ihr Angeſicht durchſichtig weiß, faſt blinkend,
Schien wie der Mond aus dunklem Wolkenzug,
Die ſchmerzensvollen Blicke aufwärts ſendend;
Ach, aufwärts nur in todesſtiller Klage,
Ach, aufwärts zu dem irren Ahasver,
Mit weher, doch unausgeſprochner Frage!
Und leiſer ſprach er: Um das einzig Gute
Beneid' ich dieſen Gott, daß er kein Herz
Und kein Erbarmen fühlt in ſeinem Blute.
O Kind, könnt ich mein Herz, mein Herz dir reichen,
Um dich zu retten von dem Hungertod,
Wie gern wollt ich im Tod für dich erbleichen!
Im Todeszucken, ach, unendlich lange,
Im Todeskrampf des Opfers, das ſie fing,
Freut ſich noch heimlich tückiſch eine Schlange!
Ich kann ihr nicht, ich mag ihr nicht beneiden,
Ihr nicht und Gott nicht die gemeine Luſt,
An ſolchen Todesängſten ſich zu weiden.
Doch Lea ſchweigt, ſie hat ihn nicht verſtanden,
In wildem Traume zuckt ihr Gehirn
Und in des Fiebers ſchmerzlich ſchweren Banden.
Wie zwiſchen Lilien rothe Mohne glühen
Zur ſchwülen Mittagstageszeit, ſo brennend heiß
Beginnen ihre Lippen aufzublühen.
Sie haben auch die Brunnen abgegraben,
Sprach Ahasver für ſich, könnt' ich ſie nur
Mit einem Tropfen Waſſer noch erlaben!
In der Verzweiflung endlos wilden Peinen
Brach Ahasver jetzt unaufhaltſam aus,
Ach, in ein unermeßlich herbes Weinen!
Mit Thränen war ihm eine Hand gefüllet.
Und heft'ger weinend ſprach er in ſich ſelbſt:
Ach, Salz hat Keinem noch den Durſt geſtillet!
Du wilder Gott, haſt du dieß Kind gegeben,
Wie du gedräut', um mich zu prüfen nur,
So ſorg dafür und ſchaff' ihm auch das Leben!
Aufging die Thür. Da kam hereingeſprungen,
Der treue Ruben und im Freudenſchrei
Hielt Lea und den Vater er umſchlungen.
Und habt ihr Durſt — rief er — ich will euch tränken,
In dieſem hohlen Kürbis bring' ich Wein
Und darf ich euch doch dieſes Brot hier ſchenken!
Und Leben leuchtet auf in Lea's Augen,
Auf ihres Bruders Händen ruht der Blick,
Die in den kühlen Wein den Biſſen tauchen.
Gar freundlich übergab er ihr die Krume,
Die nahm ſie hin und ſie genoß davon
Wie von dem Abendthau die welke Blume.
Woher bringſt du die wunderbare Gabe?
Fragt Ahasver, wie kommſt du jetzt daher?
Wo weilteſt du ſo lange, holder Knabe?
Und Ruben ſprach zu ſeinem Vater leiſe:
Ergriffen auf der Flucht fand ich ſtatt Tod
Des großen Titus Gnade, Trank und Speiſe;
Und ſo entließ er mich auch zu den Meinen,
Um mich mit euch im letzten ſchweren Kampf,
Mich mit der Vaterſtadt im Tod zu einen.
Vor ſeiner Augen wilde Feuerbrände
Schlug Ahasver in unermeßnem Leid
So feſt wie Klammern ſeine Rieſenhände.
Doch Lea hat den Biſſen kaum genoſſen,
So hatte Ruhe, ſüße Schlafesruh'
Sich über alle Glieder ihr ergoſſen.
In Sommernacht, in luftlos ſüßem Schweigen
Beginnen wohl auf grünem Wieſenplan
Die Feen einen zaubermächt'gen Reigen.
Da hauchen mild und lauſchend alle Bäume
Und leiſe ſchleichen ſich in jedes Herz
Die guten oder auch viel böſe Träume.
Solch Schweigen hielt auch jetzt die Drei umfangen,
Ein Jedes ſchien von einem andern Traum,
Nur Ahasver in wilder Qual gefangen.
Da plötzlich hörten ſie von Ferne ſchmettern
Der Römer Schlachtenhörner hundertfach,
Geſchrei und Kampf an allen Enden wettern;
Horch, klirren ſchon einher die Sclavenketten?
Rief Ahasver, — zu wenig lebten noch,
Die Mauer zu beſetzen und zu retten!
Die Arme hat um Lea er geſchlagen
Und Ruben hebt an ſeine Bruſt ihr Haupt,
So ward empor zum Tempel ſie getragen.
Und hinterher in Sturmes Ungewittern
Scholl Fuſt auf Takt des Römerheeres Schritt,
Daß ſelbſt die Erde nun begann zu zittern.

### 3.

Dort in Jehovah's Tempel, wunderprächtig
Wie ein Opal in helles Gold gefaßt
Und aller Herrlichkeiten übermächtig!

Dort in dem Allerheiligſten, wo immer
  Mit ſieben Armen hell der Leuchter ſtand
  Gleich der Planeten ſiebenfachem Schimmer;
Dort, wo zwölf Brote lagen zum Symbole
  Der Himmelszeichen und im Rauchfaß ſich
  Bei dreizehn Spezereien glomm die Kohle;
Dort um den viergehörnten Altar gingen
  Die Prieſter unabläſſig rings umher
  Im Opferwerk mit Beten und mit Singen.
Wie der Poſaune Donner zum Erſchrecken
  Scholl ihr Geſang, als müßt' er alſogleich
  Die Gräber ſprengen und die Todten wecken.
So ging ihr Kreis und ſo ſcholl ihre Stimme:
  Gewaltiger in dunkler Wetternacht
  Und angethan zur Rache und zum Grimme,
Du gehſt einher und Libanon zerſplittert,
  Der Sirion hüpft wie ein junges Reh,
  Und Iſrael liegt vor dir da und zittert.
Und deine Stimme haut wie Feuerflammen,
  Du ſchüttelſt deine Hand und Sündflut ſtürzt
  Sich über die Gebirge jach zuſammen.
Barmherziger, halt an die Wetterwolke
  Und ſteig herab zum Schirme und zum Hort!
  O, ſei barmherzig deinem armen Volke!
Gewaltig liegen gegen uns die Heiden,
  Mit Hohngelächter gegen dich und uns,
  Uns zu verderben; Herr, willſt du es leiden?
Streck aus die Hand und ſtürze Feuergluten
  Wie Drachen über ſie, ſtreck aus die Hand,
  Erſäufe ſie mit allen Meeresfluten!
Schütt hin ihr Blut, daß wir mit bloßen Füßen
  Auf Purpur gehen in dein Heiligthum,
  Dich, großer Gott, in deiner Macht zu grüßen!
So gingen ſie, ſo ſangen ſie im Kreiſe,
  Von Außen das Geſchrei der Kämpfenden
  Begleitete wie Sturmgeheul die Weiſe.
Und wie die Prieſter in dem Opferwerke,
  So rang von Außen mit dem Feind das Volk
  Maßlos in der Verzweiflung Rieſenſtärke.
Gebrochen war das Thor, noch nicht gebrochen
  War Ahasver, weh Jedem, der ihm naht!
  Er ſtößt zurück, von ſchnellem Schwert erſtochen.
Es kam die Nacht, der Kampf ging immer weiter;
  Der Morgen kam, o ein entſetzlich Licht!
  Es bebten aus einander jetzt die Streiter.
So vieles Elend auf ſo kleinem Raume,
  So vieles Blut hat noch ein Teufel nicht
  Geſehn in ſeinem allerwildſten Traume.
Es ſchien, als hätt' in eine einz'ge Schale
  Das Elend einer ganzen Jammerwelt
  Ein böſer Geiſt geſammelt ſich zum Mahle.
Doch immer gingen noch in ihrem Kreiſe
  Die Prieſter um den Altar, ſangen noch
  Mit heiſ'rer Stimme ihre alte Weiſe:
Gewaltig liegen gegen uns die Heiden,
  Mit Hohngelächter gegen dich und uns,
  Uns zu verderben; Herr willſt du es leiden?
Streck aus die Hand und ſtürze Feuergluten
  Wie Drachen über ſie, ſtreck aus die Hand,
  Erſäufe ſie mit allen Meeresfluten!
Da wiederum begann der Kampf von Außen,
  Ach wiederum und wiederum der Sturm
  In fürchterlicher Melodie zu brauſen.
Die Prieſter gingen rings in ihrem Kreiſe,
  Und ihr Geſang war wie der Raben Schrei,
  Wie das Gezisch der Natter ihre Weiſe!
Schütt hin ihr Blut, daß wir mit bloßen Füßen
  Auf Purpur gehen in dein Heiligthum,
  Dich, großer Gott, in deiner Macht zu grüßen!
Da ſteigt urplötzlich eine Feuerhelle
  Im Allerheiligſten im Nu empor,
  Von böſer Hand geſtiftet an der Stelle,
Und von des Tempels Zinne ſchallt ein Lachen
  So höhniſch, ach, und ſo verzweiflungsvoll:
  Da kommt der alte Gott mit ſeinen Drachen!
Denn ſeine Zunge haut wie Feuerflammen,
  Jetzt wär' es Zeit, daß er die Sündflut auch
  Mit einem Nu goſſ' über uns zuſammen!
Und Rauch und Feuer mit einander ſteigen,
  Erheben ſich gleich einem Rieſenpaar,
  Zu tanzen einen fürchterlichen Reigen.
Da ſchrillt ein Jammerſchrei, das Herz zerreißend,
  Im Tempel auf; ein Echo ſchlägt ihm nach,
  Rings durch die Stadt mit tauſend Stimmen kreiſend.
Ein zweiter Wehſchrei — Erd' und Himmel dröhnen
  Und von dem eignen Stahle hingeſtreckt,
  Hört man die Sterbenden im Tempel ſtöhnen.
So wie der Scorpion den Stachel wendet
  Schnell gegen ſich, wird er zum Tod bedrängt,
  So hat die Schar der Wächter drin vollendet.
Nun war es todtenſtill. Mit Sengenfarbe
  Verwandelte ſich jetzt das Heiligthum
  In eine große, goldne Feuergarbe.
Darüber flogen wunderſchöne, viele
  Hellbunte Funken, Schmetterlingen gleich,
  Die ſich einander jagten, wie zum Spiele.
Nun todtenſtill — bis auf des Feuers Kniſtern,
  Bis auf das Rauſchen, wenn zur Erntezeit
  Die Senſen in dem Waizenfelde flüſtern.
Nun todtenſtill — bis auf des Feuers Praſſeln,
  Bis auf das Schrillen, wenn zur Erntezeit
  Die Senſen an verborgne Steine raſſeln.
Ringsum ſtand ſtarr der Römer Heer voll Grauen,
  Gleich Marmorbildern, ruhig, hoch und ſtolz,
  Als gält' es eine Tragödie zu ſchauen.
Doch unter ihnen ſah man nur den Einen,
  Matthias händeringend auf dem Kniee
  Und hinter ſeinem Schilde bitter weinen, —
Matthias, der als Chriſt von hier vertrieben,
  Als Feind zurückgekommen, dem nun Nichts
  Von ſeiner Liebe, als das Leid geblieben.
Da plötzlich ſah man auf dem Tempel oben
  Aus wilder Feuersbrunſt drei Menſchen noch,
  Ach, Lea, Ruben, Ahasver gehoben.
Und wie erſchrocken alle Flammen wichen,
  Zurück gebäumt vor ihnen, daß ſie dort
  Im Feuerſtrome ſchönen Göttern glichen;
Und in Verzweiflung war hineingeſprungen
  Matthias in die Glut, hindurch, empor
  Und bis zu ihnen glücklich vorgedrungen.
Willkommen ſei du zärtlichſter der Freier!
  Rief Ahasver und warf ihn jäh von ſich
  Zurück, hinunter in das wüſte Feuer.
Aufſchrieen ſeine Kinder vor Entſetzen,
  Und Beide ſchleudert Ahasver ihm nach
  Und rief: Hier, ſchnöder Gott, kannſt du dich letzen!
Und weiter rief er: Spring empor Verderben!
  Und weiter ſchrie er unterſinkend aus:
  So ſtirbt der letzte Jude, dürft' er ſterben!
Da ſchlugen bis zum Himmel auf die Flammen:
  Es traten ſelbſt die Römer ſcheu zurück
  Und ſchauderten vor jähem Schreck zuſammen.

## 85.

## Nikolaus Lenau.

### 1.

### Aus den „lyriſchen Gedichten.“

1) Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungsloſen,
  Weilt des Mondes holder Glanz,
  Flechtend ſeine bleichen Roſen
  In des Schilfes grünen Kranz.
Hirſche wandeln dort am Hügel,
  Blicken in die Nacht empor;
  Manchmal regt ſich das Geflügel
  Träumeriſch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick ſich ſenken;
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken,
Wie ein ſtilles Nachtgebet!

### 2) Winternacht.

Vor Kälte iſt die Luft erſtarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart. —
Nur fort, nur immer fortgeſchritten!
Wie feierlich die Gegend ſchweigt!
Der Mond beſcheint die alten Fichten,
Die, ſehnſuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.
Froſt! friere mir in's Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh mag drinnen ſein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!
Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heiſcht von ihr ſein blutig Futter.
Nun brauſen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten ſie ſich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wildem Klagen!
Laß deine Todten auferſtehn
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß ſie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgeſind aus Norden!

### 3) Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenſprunge
Und lächelt ſeinen Gruß;
Und ſchickt ſich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.
Er gibt ſie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte ſchilt,
Die der in ſeiner Eiſesfalle
So ſtreng gefangen hielt.
Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geſchwätz
Und ſpötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Geſetz.
Den Jüngling freut es, wie die raſchen
Hinlärmen durch's Gefild
Und wie ſie ſcherzend ſich enthaſchen
Sein aufgeblühtes Bild.
Froh lächelt ſeine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie ſchlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.
In ihren Buſen greift der Loſe
Und zieht ihr ſchmeichelnd keck
Das ſanfte Veilchen und die Roſe
Hervor aus dem Verſteck.
Und ſein geſchmeidiges Geſinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“
Er zieht das Herz an Liebesketten
Raſch über manche Kluft
Und ſchleudert ſeine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

### 4) Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüſtert ihr ſo bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde
Und ſchaurig klagt der trüben Welle Gang:
Das iſt des holden Frühlings Todesſtunde!
Der Himmel, finſter und gewitterſchwül,
Umhüllt ſich tief, daß er ſein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch ſein Kind, ſein liebſtes, Philomele.
Wenn ſo der Lenz frohblühet, ſchmerzlich ahnt
Das Herz ſein Paradies, das es verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.
Der Himmel blitzt und Donnerwolken ziehn,
Die lauten Stürme durch die Haine toſen;
Doch lächelnd ſtirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut ſtill verſtrömend, ſeine Roſen.

### 5) Der Herbſt.

Rings ein Verſtummen, ein Entfärben!
Wie ſanft den Wald die Lüfte ſtreicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuſchmeicheln!
Ich liebe dieſes milde Sterben.
Von hinnen geht die ſtille Reiſe,
Die Zeit der Liebe iſt verklungen,
Die Vögel haben ausgeſungen
Und dürre Blätter ſinken leiſe.
Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Neſter, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen ſtets, die müden.
In dieſes Waldes leiſem Rauſchen
Iſt mir als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichſtill vergnügtes Tauſchen.

### 6) Unmuth.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Beſtahl mit frecher Lügenſtirne
Mein junges Leben um ſein Glück.
Nun iſt's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug in's Herz mir ſchnitt,
Hab' ich das ſüße Kind erſchlagen
Und mit dem Leben bin ich quitt.
Nicht mehr zum Luſtſchloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was ſie iſt:
Ein ſchwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod habe Dank! — auf kurze Friſt.

### 7) Die Zweifler.

Zwei Freunde traten ſchweigend ein
In einen blüthenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Stral im Reigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien ſchwellend ſich hervorzudrängen.
Aus Büſchen rief die Nachtigall
Hervor in ſchmerzlich ſüßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod ſanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben ſoll.
Die Freunde ſchwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd ſprach;
Viel Blumen ſtanden bunt herum
Und wiegten ihre Häupter ſtumm,
In das geſchwätzig muntre Rauſchen
Des Baches froh hinabzulauſchen,
Wie Kinder lauſchen, froh geſpannt,
Dem Wandrer, der von fernem Land,

Von ſchönen Wundern viel erzählt
Auf ſeiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall! du flehſt vergebens
Um Dauer dieſes Wonnelebens!
Bald glüht dein letztes Abendroth,
In ſeinem Durſte wird der Tod
Hinweg dein ſüßes Lied auch trinken,
Da wirſt vom ſtillen Aſt du ſinken!
Ihr lieben Blümlein! trauert nicht
Dem Mädchen, daß der Wandrer bricht;
Seht, ſeht, ſchon ſchwillt er brauſend an,
Im Walde ſchon die Stürme nahn;
Der Donner kommt und voller ſchwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schooß!
Wie dort die Weinranke bebt,
Nun ſich zu ihr der Wilde hebt!
Sie ſchwankt in ihrem Blüthenkleid,
Da ſie der Sturm hochſteigend wiegt:
So wiegt der Burſche ſeine Maid,
Wenn mit ihr zum Tanz er fliegt. —
Der eine von den Freunden ſang
Hinunter in den Wogendrang
Und ſeine Stimme nun begann
So trüb, ernſt, wie Grabgeſang:
Vergänglichkeit! wie rauſchen deine Wellen
Dahin durch's Lebensthalgewind ſo laut!
In deine Wirbel ſtürzen alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz ſich dir entgegenbaut!
Es wächſt dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klingt der dumpfe Wellenſchlag,
Doch wie die Flut auch unaufhaltſam flute,
Iſt Mancher doch, der ſie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer freſſen
Und es zum Meer hinwandert, unermeſſen;
Doch ſtehn an deinem Ufer ſtolze Thoren,
In ihren Traum „Unſterblichkeit“ verloren.
Am Ufer? — nein! es iſt von deinem Bronnen
Tiefinnerſt jede Creatur durchronnen;
Es brauſt in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne ſtillem Scheine,
Aufſchauernd mich mit zitterndem Verlangen,
Daß rettend meinen Geiſt ſie einſt empfangen:
Ich habe mich getäuſcht! ich ſeh' erbleichen
Die Sterne ſelbſt und zitternd rückwärts weichen,
Sie hören, wie die Woge brauſt, ſie ahnen,
Daß ſie nicht ſicher ſind auf ihren Bahnen;
Sie ſchauen, wie es wächſt, das graue Meer,
Und fürchten wohl: mir ſagt's ihr zitternd Blinken —
Einſt wird vom wilden Flug ihr ſtrahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, hineinverſinken.
Dann brütet auf dem Ocean die Nacht,
Dann iſt des Todes großes Werk vollbracht;
Dann deckt und ſtarrt zu Eis die graue Flut,
Worin der Wunſch des ganzen Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie Alles nun ſo ſtill, ſo dunkel iſt;
Er ſchreitet dann voll ſelbſtzufriedner Freude
In ſeine Welt, in ſeine Nacht hinein,
Und es erhellt des Eiſes ſtille Haide
Nur noch von ſeines Lächelns Widerſchein! —
Der Andre ſprach: Mir gilt es gleich,
Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenſeits auch ein mildes Licht,
Es fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit ſeinem Zorne niederſchlägt.
Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe ſich der große Herr
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß ſie von dieſer Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in unſrer Bruſt voll Wunden
So traute Herberg hier gefunden. —
So lang dies Herz auf Erden ſchlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verſchwinden —
Ein Troſt der Sehnſucht werth zu finden.
Und ſchlaf' ich einſt im Grab ſo tief,
Noch tiefer, denn als Kind ich ſchlief,
So mag der Tod ſich immerhin
Davor als Wächter ſtellen hin:
Er ſteht am ſtillen Grabverließ,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch iſt es anders mir beſchloſſen,
Soll drüben neu mein Leben ſproſſen:
Werd' ich gelaſſen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

## 8) Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düſtre Wolke dort, ſo bang, ſo ſchwer;
Wie auf dem Lager ſich der Seelenkranke,
Wirft ſich der Strauch im Winde hin und her.
Vom Himmel tönt ein ſchwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzelt manches Mal, —
So blinzen Augen, wenn ſie weinen wollen —
Und aus der Wimper zuckt ein ſchwacher Strahl. —
Nun ſchleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leiſe Nebel über's Haideland.
Der Himmel ließ, nachſinnend ſeiner Trauer,
Die Sonne läſſig fallen aus der Hand.

## 9) Die Haideſchenke.

Ich zog durch's weite Ungerland;
Mein Herz fand keine Freude,
Als Dorf und Buſch und Baum verſchwand
Auf einer ſtillen Haide.
Die Haide war ſo ſtill, ſo leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin gewitterſchwer
Und leiſe Blitze flogen.
Da hört' ich in der Ferne was,
Ein dunkles, meilenweites;
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.
Und als ſie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Bei nahenden Gewittern.
Herjagte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu tollem wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.
Der Rappe peitſcht den Grund geſchwind
Zurück mit ſtarken Hufen,
Wirft aus dem Wege ſich den Wind,
Hört nicht ſein ſchreiend Rufen.
Gewonnen iſt in ſtrenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd bezwingt des Reiters Kraft,
Um ſeinen Bauch geſchlagen.
Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verſchwanden — eh' die Wolkennacht
Mit einmal ſie verſchlungen.
Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu ſehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen ſchwarzes Wehen.
Die Wolken ſchienen Roſſe mir,
Die eilend ſich vermengten,

Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchſprengten.
Der Sturm, ein wackrer Roſſeknecht,
Sein muntres Liedel ſingend,
Daß ſich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel ſchwingend.
Schon rannten ſich die Roſſe heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen
Und auf die Haide ſank ihr Schweiß
In ſchweren Regentropfen.
Die Dämmerung brach nun herein,
Wie winkt' von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.
Es ſchwieg der Sturm, das Wetter ſchwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Haideland
Der junge Regenbogen.
Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch vom Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenſter blinken.
Am Giebel tanzte wie berauſcht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauſcht,
Hört' ich Geſang und Geiger.
Bald kehrt' ich ein und ſetzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte ſich
Der Tanz im raſchen Fluge.
Die Dirnen waren friſch und jung
Und hatten ſchlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Burſche — waren Räuber.
Die Hände klatſchen und im Takt
Hell klingt des Spornes Eiſen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig holde Weiſen.
Ein Räuber ſingt: „Wir ſind ſo frei,
So ſelig, meine Brüder!"
Am Jubeln ſeines Mundes vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.
Der Hauptmann ſitzt, auf ſeinen Arm
Das braune Antlitz ſenkend,
Er ſcheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an ſein Schickſal denkend.
Das Feuer ſeiner Augen bricht
Hindurch die finſtern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büſche iſt zu ſchauen.
Wächſt aber Sang und Sporngeklirr
Nun lauter den Genoſſen,
Seh' ich das leere Weingeſchirr
Ihn kräftig niederſtoßen.
Ein Mädel ſitzt an ſeiner Seit',
Scheint ihm als Kind zu ehren
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.
Auf ihren Reigen ruht ſein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf ſeines Kinds Geſchick
Mit heimlichem Beklagen. —
Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freunde ſanftes Koſen ſteigt
Laut auf zum höchſten Brande;
Und ſelbſt des Hauptmanns Angeſicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht
Und ging hinaus beklommen.
Die Haide war ſo ſtill, ſo leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich ſah der Sterne ſtrahlend Heer,
Des Mondes Helle ſchweben.
Der Hauptmann auch entſchlich dem Haus,
Mit wachſamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,
Ob er nicht höre ſchon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leiſe nicht der Grund verrieth
Anſprengende Huſaren.
Er hörte Nichts, da blieb er ſtehn,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu ſehn,
Als möcht' er ſagen gerne:
„O Mond im weißen Unſchuldskleid!
„Ihr Sterne dort unzählig!
„In eurer ſtillen Sicherheit,
„Wie wandert ihr ſo ſelig!"
Er lauſchte wieder — und er ſprang
Und rief hinein zum Hauſe
Und ſeiner Stimme Macht verſchlang
Urplötzlich das Gebrauſe.
Und eh' das Herz mir dreimal ſchlug,
So ſaßen ſie zu Pferde
Auf und davon im ſchnellſten Flug,
Daß rings erbebt' die Erde.
Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Geſellen
Und ſpielten alte Lieder mir
Rakoczy's, des Rebellen.

## 10) Der Steyrertanz.

Robert.
Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhauſe,
Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Geſangen.
Heut ließ die Sonne ſprühen
Die Sommer-ſcharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf ſteilen Bergespfaden;
Wir wollen uns erfriſchen
Und für des Leibes Müden
Am raſchen Wanderſtabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquicken wir die Seele
Mit heitern Geſprächen.
Heinrich.
Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überſpringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in ſeiner hohen
Geheimnißvollen Heimat
Manch ſcheues Alpenblümlein,
So einſam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Beſucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.
Robert.
Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenmaſt des Kalkes,
Vom ſchwarzen Bett des Abgrunds
Hob' ich gepflückt Gedanken,
Wie welke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.
(Sie treten in's Haus.)
Jäger.
Seid ſchön gegrüßt, ihr Herren,
Glückſelig guten Abend!
Robert.
Wollt ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.
Willkommen mit von Herzen!
Nur iſt's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,
Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt euch ſchon bequemen
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht ein Gaſt belegt hat,
's wird ſicherlich Raum genug ſein.

Heinrich.
Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überſchauen,
Auch dort den Jägerburſchen,
Den ſchlanken, ſchönen, ſtarken;
Auf ſeinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfedern;
Aus ſeinem hellen Auge
Blitzt ihm ein Siegesſtrahl;
Die Gemſe, die ſein Blick ſieht
In ihrer Felſenheimat,
Wird nicht mehr lange weiden
Die ſüßen Alpenkräuter;
Die Dirne, die ſein Blick ſieht,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alme
Mit leichtem, freiem Herzen.

Robert.
Das iſt der beſte Schütze
Im bayriſchen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es ſchlügen
Geſchicke mir und Thaten
So ſcharf getreu zuſammen,
Wie dieſem wackern Jäger
Sein Blick und ſeine Kugel.

Heinrich.
Er iſt der beſte Schütze
Und iſt der friſchſte Tänzer
Von dieſen Burſchen allen.
Wie er die ſchöne Dirne
So leicht und ſanft und ſicher
Im frohen Kreiſe tummelt!
Und löſt das luſt'ge Paar
Hinſchwebend vor den Augen,
Harmoniſcher Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Die Finger und ſie dreht ſich
Um ſeine Hand im Kreiſe,
Die Demuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In ſtiller Mannshaltung
Und läßt das liebe Mädchen
Leicht wechſelnd aus der Rechten
In ſeine Linke gleiten.
Und nimmt die Kreisbewegte
Herum in ſeinem Rücken,
Läßt ſich von ihr umtanzen,
Bis wieder er ſich umgeſehn
Ringsum und um mit Liebe
Das ihr im Tanze lagen:
Da ſchwindet mir der Kreis
Von allen meinen Freunden!

Robert.
Nun laſſen ſich die Beiden
Zugleich an beiden Händen
Und drehen ſich geſchwinde,
Sich durch die Arme ſchlingend
Und blicken ſich dabei
Glückſelig in die Augen,
Als wollten ſie ſich ſagen:
So wollen wir verbunden,
Das ſo einander ſchwingend,
Hinſchwingen leicht und fröhlich
Durch's wechſelvolle Leben!

Heinrich.
Hoch da den Jäger jauchzen!
Zu enge iſt der Seele
Die Burg ihres Leibes
Und jubelnd überbrauſen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.
Siehſt du die Alt' ihn ſtampfen?
Im Freudenübermuthe
Gibt er der Erde ſchallend
Den Fußtritt der Verachtung:
„Du kriegſt nur unſre Aſche!"
Und ihr ſein helles Jauchzen
Und flammend blickt ſein Auge
Der Liebſten in das Auge,
Unſterblichkeit gewiß:
„Wir haben uns auf ewig!" —
Die Blicke dieſer Beiden
Sind mir gewiſſe Bürgſchaft
Daß mein unſterblich Leben
Was ſich geliebt auf Erden,
Muß dort ſich wiederfinden.

Heinrich.
Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Aus ſeiner Bergesrede,
Wie die verſchwiſterten möchte
In einem andern Leben
Die himmliſchen Gebirge
Und dort ſie alle haben,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie dieſe Muſikanten
Mit Geig' und Zither ſpielen
Den luſt'gen Steyeriſchen,
Den erſten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholen,
Nur wechſelnd in der Tonart:
Meinſt du, der alte Geiger,
Dem die Geſtirne tanzen
Auf dieſem Weltenboden,
Wird unſer Erdenleben,
Wenn's einmal abgeſpielt iſt,
Noch einmal 'runterſpielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert.
Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im ſchönen Liede Gottes;
Doch wie das ſchöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen ſich am Grabe;
Und was im Erdenleben
Mit ihm zuſammenklang,
Wird einſt mit ihm erklingen
In ſeligen Accorden
Im Strome des ew'gen Liedes.

### III. Meeresſtille.

Sturm mit ſeinen Donnerſchlägen
Kann mir nicht, wie du,
So das tiefſte Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!
Du allein nur kannſt beleben
Und den ſchönen Wahn
Seliger Muſik der Sphären,
Stiller Ocean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ergreifend,
Daß der Seele wohl ihr eigne
Träumen klingen hört;
Daß im Chor geschloßnen Mundes
Doch mein Herz erschrickt,
Das Gebrummel heil'gen Bannes
Jeder an sich trägt.

### 12) Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn
Und in der Grabesnacht hinuntersehn
Mit trüben Augen, todtenbleichen Wangen.
Das Erdenheimweh läßt uns traurig hangen,
Das Heil und Leid der Erde mild umwehn;
Das Himmelsheimweh ruft's herüberwehn
Wie Morgenluft, nach der wir uns verlangen.
Dies Doppelheimweh trat an Fuß des Sängers,
Zusammenfließet in meine eigne Thräne
Ein leichtes Weinen und ein schweres Schreiten.
Vielleicht ist meine unerforschlich Ich
Der schärfsten Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten scheiden.

## 2.

## Aus „Johannes Ziska."

Wer zum heil'gen Kampf berufen,
Ist glückselig dann zu preisen,
Wenn er vor sich einen Feind hat,
Trunk zu schlagen mit dem Eisen;
Wer nicht streitet nur mit Worten,
Die er zweifelnd muß verlieren
Windverloren, Wetterlosen;
Wer da weiß, wohin zu hauen.
Ziska, wunderbarer Böhme!
Schwinge fröhlich Lanz' und Keule!
Führen hat die rasche Wirkung
Ströme Bluts und Sterbgeheule. —
Wieder hat er, Tod verbreitend,
Einen Zug hindurch geschlagen,
Möchte in der Nacht nun Ruhe
Weiter ziehen mit Behagen.
Vorwärts treibt er seine Schaaren
Auf den nachtverhüllten Pfaden,
Um der Freiheit, seinem Liebchen,
Aufzuspielen Serenaden
Mit der Feldschlacht, seiner Orgel,
Die er weiß so scharf zu greifen,
Pulverrauch und Donnerwetter
Statt die zarten Orgelpfeifen.
Doch es wandelt leise immer
Ein Gewitter in der Schlucht,
Und zuweilen über's Thal weg
Fegt ein Blitz in weiter Flucht.
Hemmend lagert sich das Dunkel
Um die Wagenburg, die Nacht,
Die Geschütz' am Boden ruhen
Und die Wunden der Gefecht.
Ziska spricht: „O wie so lästig
Dieser schöne Blitz entfährt!
Könnt' ich doch hier an die Tanne
Nageln ihn mit meinem Schwert!
„Daß ich Gottes Welt befreie,
Zahle deine Nachtschatt,
Frevler, kennt euch doch die Mauer
Trachten meiner Lagerstatt!"
He! ein Blitz, ein feuerheißer!
Herrlich strahlen aus der Nacht
Die finstern Schreckgestalten,
Ziska's Herz im Busen lacht.

Donner rollen, fern verhallend,
Und des Himmels rother Blitz,
Dem Gewitter lauscht die Freiheit,
Rachgekrönt, mit Reiterblick:
„Könnt' ich fliegen wie die Wolken
Nächtens in ungehemmter Fahrt!
Könnt' ich auf verlöschende Sterne
Schleudern meine Lebensfackel!"
Schauergeister hebt die Nacht,
Flammelnd im Gewitterregen,
Manche Streiter, schlachtermüdet,
Schnarchen unter ihren Wägen;
Unter Ingrimm im Gehölze
Singen Todesvögel;
Ziska harrt des Morgengrauens
Unter einer alten Fichte.

## 3.

## Aus „Faust."

Schenke am Meeresstrand. Faust. Mephistopheles. Görg, Michel, Kurt, Hans und andere Matrosen. Dirnen, Spielleute u. s. w.

**Kurt.**
Das Schiff ist hin, nach uns mit Mann,
Der Mann schwamm glücklich noch heran.

**Michel.**
Denkt Keiner mehr an unsern Capitaine!

**Hans.**
Wie ließ er sich auch doch so sehr
Verrathen schmeißen in das Meer!
Mit seiner harten Zucht von weichen Thränen!

**Görg.**
Wie so der Tod, der Jägerschuft,
Mit seinem Haar, vom Sturm gebleicht,
Wie's Meerstrandvöglein hinter mit geht,
Der Haar so weiß hinunterschaute,
War's ihr doch Mut recht verfeinert!

**Kurt.**
Das war denn auch kein schlechter Spaß,
Ich war bis in die Seele naß,
Ich war so naß und durchgeweicht,
Daß ich mich sehnte nach der Beicht.

**Görg.**
Da lagt ihr mit gerungnen Händen,
Geliebter Michel, armer Sünder;
Nun in den Armen vieler Dirnen
Scheint ihr's dem Teufel abgestritten.

**Michel.**
Schlich dir nicht auch, trotz deinem Trotz,
Die Furcht, feiner Tollenflug,
So ein Gebetlein in den Bart?

**Görg.**
Dafür bin ich zu kalt, zu hart,
Ich bete Nichts, ich halte Nichts,
Will's nimmer halten, ei, so bricht's!

**Hans.**
Sag, Görg, hast du auch nicht gelacht!

**Görg.**
Ich bete nie, denn sucht' ich mir,
Sing' hell nach einer Melodie,
Im ödsten Sturm, in tiefster Nacht.

**Hans.**
Mehr ist der Fluch der Seele werth,
Als für die Faust ein scharfes Schwert.

**Görg.**
Der Lebensgang ist Schlachtengang,
Drum zagte nicht und sei nicht bang,
Liebt der gefährlichste Meineid
Und über sich mit Teufel und Fluch,
Zerschmettert er die auch ein Bein,
So sollst du nicht der Bube sein,

Der auf dem [illegible] [illegible] ſucht,
Den [illegible] nach dem [illegible] ſucht.

Kurt
([illegible] [illegible] am [illegible])

[illegible] mich mit [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] aufgeführt.
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] und [illegible],
Wo wir [illegible] [illegible] [illegible]
Der [illegible] [illegible] die Wein.
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] ich [illegible] [illegible] an meinem [illegible],
[illegible] mich, [illegible] [illegible] [illegible]!

Michel ([illegible] [illegible]).

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] meiner [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!

Görg.

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Michel.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!

Görg.

[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!

Peter.

[illegible], [illegible] [illegible] [illegible]!
[illegible] mich [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible].

Görg.

Wir [illegible] [illegible] [illegible] noch.

Mephiſtopheles
([illegible], [illegible] [illegible] [illegible].)

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] Jahren
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Peter.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! — [illegible] [illegible]!
([illegible] [illegible] [illegible].)

[illegible] ([illegible] [illegible]).

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mich,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Kurt.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Faust
([illegible] [illegible] [illegible]).

Du [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!

[illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!

Faust.

[illegible], [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible];
Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Ein [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!

Fauſt.

Du kreiſchſt wie ein [illegible] [illegible],
Ein kleines Weibchen, liebe Seele,
Erlaube, daß ich dich [illegible] quäle.

Görg
(legt ſich mit ſeiner Tänzerin an Fauſt's Tiſch.)

Komm, Kind, und laß dein Blut [illegible],
Setz dich zu mir.
(Zu Fauſt.)
Euch trink' ich's zu!

Fauſt.

Ich fange an dir ein Wohlgefallen,
[illegible] an, mein wackrer Bruder du!
Du ſprachſt zuvor ein tüchtig Wort
Vom Leben; Bruder, fahre fort,
Erzähle weiter mir ein Stück,
Was du vom Leben hältſt und ſeinem Glück!

Görg ([illegible]).

Sie haben mich in dunkler Nacht
In dieſe Welt hereingebracht,
Ich weiß kein Wort, auf welchen Wegen,
Iſt just auch nichts daran gelegen.
Nun bin ich da, hab' meinen [illegible],
Der iſt gut genug, iſt gerade recht,
Denn [illegible] ich auch dem [illegible]
[illegible] [illegible], iſt mir die Welt zu ſchlecht.

Fauſt.

Sag an, glaubſt du an einen Gott?

Görg.

Du frageſt mich im [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] mir [illegible] [illegible] [illegible].
Doch denkt' ich dich [illegible] [illegible] mit Spott.
Ich glaube — [illegible],
Bei gutem Wein wohl an den Gott,
Ich glaube, daß ein [illegible] [illegible],
Wenn ich zu viel Gewalt'ges [illegible],
([illegible].)
Wie [illegible] ich zu [illegible] [illegible],
Wenn ich zu viel vom Weine tränke;
([illegible] [illegible] [illegible] [illegible].)
Ich glaub' an [illegible] [illegible] Rock,
Ich glaube, daß ich [illegible] muß.

Fauſt.

An Gott vor Allem glaubſt du nicht?

Görg.

Ich ſchaute nie ſein Angeſicht,
Niemals [illegible] ſeine Stimme Klang;
Wenn er von mir was haben will,
So [illegible] er nicht ſo [illegible],
So gab er mir ein Zeichen lang.

Fauſt.

Gab er dir nicht im Berg und Thal,
In blauer Luft, im [illegible],
Im großen Meer, im [illegible],
Daß er da herrlich, ein deutlich Zeichen!

Görg.

Daß iſt das mir zum Zeichen kommen,
So muß es früher [illegible] kommen,
Daß ich von ihm erſt [illegible] [illegible]:
Was ſagt Berg, Thal, Luft, Meer und Sterne!
Das Alles iſt mir vor der [illegible]
Nur eben Stein, Luft, Meer und Land,
Was ich nicht faſſe und [illegible],
Darf nicht dem Herzen in die Nähe.

Mephiſtopheles.

Ihr [illegible] wohl in [illegible] Zeiten
Durch [illegible] [illegible] [illegible];
[illegible] [illegible] auch an den [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!
So [illegible] [illegible] Berg und Thal nicht an
Und nicht der Luft, dem [illegible]
Und nicht dem [illegible] Firmament,
Was [illegible] der Menſch für Größer kennt.
Man hat daraus hervorgebracht

Den Wunderſchnapps, die Arznei,
Der mit betäubend ſüßer Macht
Dem Menſchenwolf zu Kopfe geht,
Thut e i n e n herzhaft tiefen Zug
Vom dreimal abgezognen Geiſt.
Gebt Acht, wie euch im Taumel kreiſt
Das ſchwache Haupt, ihr habt genug.
Das iſt ein tiefer Rauſch, den man
Im Grabe kaum verſchlafen kann.
Seht meinen Freund hier, Doctor Fauſt,
Wie hat er doch im Schädel erwiſcht,
Bis da der tolle Schwarm gebrauſt,
Hat ſeinen Gott gepackt ſo gräulich!
Das war, verzeiht euch Gott, mein Lieber,
Noch immer was vom Glaubensfieber;
Es war der Seele krankhaft Rütteln,
Den alten Rauſch herauszuſchütteln.

Fauſt.

Ein Herz hat Ruh, das nie geglaubt;
Wie glücklich, wem die bitt're Trauer,
Die ſeinen Glauben ihm beraubt,
Gleich Traum verſchwand im Grabesſchauer!

Görg.

Noch wankt es unter deinem Fuß,
Des Lebens tiefer, ſchwerer Grund.
Pflück' ich ein Weib, macht mir's mehr Scrupel nicht,
Als bräch' ich dieſer Wachtel hier den Kragen;
Mein Liebesgarn iſt grobe Zuverſicht,
Mein Trinken unverwüſtliches Behagen.

Fauſt.

Glückſelig iſt, wer unverwacht
Hinunterträumt in jene Nacht,
Wem noch ein gläubiges Gebet
Wie Frühlingsluft von fern — ſein Licht ausweht.

Görg.

Mein edler Freund, ich glaube faſt,
Daß du zu viel getrunken haſt,
Zwar nicht vom Wein, den wie ein Kranker
Du kaum benippt haſt mit Erbrechen,
Wohl aber jenes Wundertrankes,
Von dem dein Kamerad geſprochen.

Fauſt.

Der Seligſte von Allen iſt,
Wer ſchon als Kind die Augen ſchließt,
Wen Luſt nie auf die Erde ſtillt,
Wer von der warmen Mutterbruſt
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt!

Görg.

Schon bricht die wilde Luſt die letzten Schranken;
Die Weiber haben hier ſo [illegible],
Dabei ſo ungeſchlacht und bärenſtimmig,
Man überhört die eigenen Gedanken.

Lieschen
(die ſchönſte Dirne, zu Fauſt).

Ihr ſeid ein herrlicher Mann, o faßt
Zum Tanz mich, dem ſchönſten in meinem Leben!
Leicht werd' ich und flüchtig und umgewebt,
Wie die Stunden des Glückes dahin auch ſchweben.
O tanzt doch! Hört die luſtigen Geigen!
Umſchlinge mich, Schönſter, zum ſeligen Reigen!

Fauſt.

Laß ab von mir, ich tanze nicht;
Mich freut kein luſtiges Geſicht,
In deinem Aug' ſteht es klar,
Daß deine ganze Luſt nicht wahr;
Im tiefen Aug' der trübe Schatten,
Den mir dein Lächeln täuſchend hüllet,
Das iſt das dunkle Bild vom Gatten,
Vom Mutterglück, das du verſchüttet.
Was dich in meine Nähe trug,
Das war vielleicht Verwandtſchaftszug:
Wir beide traten auf der Reiſe
Weit aus dem vorgeſchriebnen Gleiſe,
Denn was dem Mann Erkenntnißkraft,
Iſt für das Weib die Mutterſchaft;
Läßt er damit getroſt ein kleines Stück
Der großen Welt, wozu er zum Heil geboren;
Sie faßt die ganze Welt im Mutterglück,
Und thut ſie's nicht, iſt ſie verloren.

Hans.

Hurrah! ſo hab' ich keine noch durchwacht,
O lebensheiße, volle, dunkle Nacht!

Michel (Hans umarmend).

Du biſt der Tollſte von uns Allen,
O laß mich um den Hals dir fallen.

Görg.

Fauſt, biſt du denn ein Weiberfeind?
Die ſchöne Dirn' kam dir mit feiner Art,
Du ſtießeſt ſie zurück ſo ſchnöd und hart,
Dort ſteht ſie nun im Winkel ſtill und weint.
Daß ſie nun weint, kann mich nicht rühren,
Das Mädel hat zu dieſer Stunde
So viel gelacht ohne Grund,
Mag ſie nun auch zum Wechſel Thränen führen.
Doch haſt du etwa einen Keuſchheitspackt,
So ſag' ich's offen, Freund, 's iſt abgeſchmackt.

Fauſt.

Ich habe auf der See die langen Tage
Mir überdacht des Lebens manche Frage,
So konnt' ich auch die Liebesluſt betrachten
Und mag damit nicht weiter mich befaſſen,
Die Luſt ſoll ſich der Stolz nicht ſchrecken laſſen
Von der Natur, auch wenn ſie wollte ſchenken;
Doch will ſie nicht, es iſt ein Mäklergriff,
Die überall genau ſie rechnen heißt;
Wer ihr die Liebesluſt nicht unverdroſſen
Heimzahlt in treuer Sorge für die Sproſſen,
Hat ſie geprellt und muß bezahlen
Die Mäklerin mit Herzensqualen.
Und bin ich dieſes Handels ſatt,
Der ich für die erblichne Dirne
Vertrag genug im Herzen litt,
Bis ich dem Jammerthale entſtieg, die Reue.

Mephiſtopheles.

Mein Fauſt, der iſt gedankenkrank;
Doch iſt kein ſchwarzer Perrückenſchwank
Die Schranken ſchlechter Zeitenſtreich,
Ich lag im Meeresgrund Traumesthal,
Nun ſieht er gar dunkel die Natur
Die Liebesluſt als Krämerwerk.

Görg.

Ei was Natur! wer iſt denn die?
Wo ſteckt ſie denn? ich ſah ſie nie;
Noch ſo ein abgezogner Geiſt,
Der euch im trunknen Kopfe kreiſt?

Mephiſtopheles (zu Görg).

Längſt hätt' ich gern, doch wagt' ich's nicht,
Euch meine Freundſchaft angetragen.

Görg.

Ihr ſeid mir der falſchſte Wicht,
Der mir verkam in meinen Tagen!
(zur Dirne.)
Komm, Märel, tanzen wir eins 'rum!

Dirne.

Nun ſeht, ſchon ward mir angſt und bang
Von eurem ernſthaften Gebrumm;
Geſcheidter iſt der Fiedelklang.

Fauſt.

Der Görg da ſprach ſo manches Wort,
Das mich beſchäftigt fort und fort.
Ein voller Mann! er ſteht ſo feſt,
Ob Gott ihn und Natur verläßt. —
Nun will ich in die Nacht hinaus,
Zu laben mich am Sturmgebrauſ. (Geht ab.)

Hans.

Seht nur den Kerl an, wie er tollt!
Er dreht die Dirne unter Küſſen,

Er drückt ſie zärtlich an das Herz
Und [illegible] der Erd', ob er ſie wehr'
[illegible] unter ſeinen Armen
Das [illegible] [illegible] himmelwärts.
Kurt.
O ſchönes Kind! ſo lange ich ewig [illegible]!
O ſüßes Kind! dich lieb' ich [illegible]!
O könnte doch mein [illegible] [illegible]
[illegible] und zu einem Sterne,
Der [illegible] durch die Himmelsweiten
[illegible] [illegible] alle Ewigkeiten.

## 4.

## Aus „Savonarola."

### Sein Tod.

Als kaum der frühe Morgen dämmert,
Wird auf dem Marktesplatze laut
Geſägt, gezimmert und gehämmert,
Von [illegible] Händen [illegible] gebaut.
Doch heute gilt es keiner [illegible],
Die [illegible] [illegible] an [illegible] Platz
Das [illegible] Volk zum [illegible] [illegible]
Mit all ſein' [illegible] [illegible] Schatz.
Die [illegible] mit dem [illegible]
[illegible] die [illegible] hat [illegible]:
Die [illegible] und drei Tribunale,
Die [illegible] den Scheiterhauf.
Savonarola's [illegible] [illegible],
[illegible] von Schmerz und [illegible] Spott,
Die [illegible] [illegible] [illegible]
Und mit [illegible] am Schafott.
Der Biſchof von [illegible] [illegible]
Jetzt auf das erſte Tribunal,
Von ſeinen Mönchen [illegible],
Zu thun, was ihm der Papſt befahl.
Der Biſchof ließ, bevor die Weihen
Empfangt das weltliche Gericht,
Der [illegible] ſie entkleiden;
Mit feierlichem [illegible] er ſpricht:
„Im Namen Gott des Vaters, Sohnes
Und heil'gen Geiſtes, und in Kraft
Des römiſchen Apoſtelthrones,
Girolamo, wirſt du beſtraft:
Wirſt du des geiſtlichen Gewandes
Und aller Weihen, jeder Macht
Und jeder Gnad' des [illegible],
Weil du das [illegible] und [illegible] gebracht:
[illegible], [illegible] und [illegible],
Daß dich die Kirch' aus ihrem Kreis,
Die du [illegible] und [illegible];
[illegible] gibt ſie dich den [illegible] preis!" —
Jetzt nimmt, in umgekehrter Reihe,
Die Kirche, was ſie gab, zurück.
Vom Geiſt zu [illegible] Gewand und Weihe
Wird ihm entzogen, Stück für Stück.
Da ruft ein Mönch: „[illegible]! [illegible]! [illegible]!"
Und auch der Papſt ihm das [illegible],
[illegible] ihm vom Leibe die [illegible],
[illegible], Alba, Skapulier.
[illegible] folgt der [illegible]
Der Schande [illegible] Verlauf:
Es [illegible] ſein Auge himmliſch heiter
Nach ſeinem Gott zum Himmel auf.
[illegible], was er [illegible] empfangen,
Wird ihm entzogen [illegible]
Und [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible].
Der Biſchof ruft: „Dich [illegible];
Die Kirche [illegible] [illegible] dich los!
Die Kirche, [illegible] nach [illegible]!
Die Kirche triumphierend [illegible]."

Er ſpricht: „Die Kirche muß ich meiden,
Die ſtreitende noch im Streite lebt;
Von jener kannſt du mich nicht ſcheiden,
Die triumphierend ewig lebt!"
Und wie Girolamo getragen
Getroſt der Schande bittern Schmerz,
So trägt ihn ſchweigend, ohne Zagen,
Domenico, das treue Herz.
Nun er ſteht da im Ketzerkleide,
Entweiht, beraubt, verhöhnt zumal;
Und jetzo werden alle Beide
Geführt an's zweite Tribunal.
Des Papſtes Commiſſarien fanden
Den beiden Brüdern kurz zuſammen,
Daß wegen ihrer ſchwarzen Sünden
Der Papſt als Ketzer ſie verdammt.
Doch [illegible] wird [illegible],
Daß ſie des Papſtes Heiligkeit
[illegible] im [illegible] [illegible],
Daß ſie der Zeit von Schuld befreit:
„Der Papſt, verleihend [illegible] [illegible],
[illegible] gnädig auch den [illegible]
[illegible] als [illegible] gelten,
[illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] Stand!"
Die Ceremonie nimmt ihr [illegible]
Am dritten [illegible], hier hören ſie,
[illegible], ſo [illegible], auf ihr [illegible],
Den [illegible] der [illegible].
Domenico nimmt mit [illegible]
Nun noch [illegible] ſein [illegible],
Er [illegible] [illegible] und [illegible]
Im [illegible] [illegible].
Die [illegible] auf dem [illegible]
Iſt nicht das [illegible] Angeſicht,
Der an dem [illegible] [illegible]
Voll [illegible] zuſammenbricht;
Noch iſt es nicht das ehrne [illegible]
[illegible], voll Glut und Kraft,
Dem noch die [illegible] [illegible]
Von [illegible] [illegible] [illegible].
Sein [illegible] iſt ein [illegible] [illegible],
Sein Schweigen [illegible] [illegible],
Ein [illegible] aus dem [illegible],
Das [illegible] ihm [illegible].
Nun iſt ſein Auge [illegible] [illegible]
Und [illegible] ſich die [illegible] malt:
Das iſt der himmliſche Willkommen,
Der auf den [illegible] [illegible].
Nur als er [illegible] Schaaren [illegible]
Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Nach ihm die [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] er den [illegible] [illegible]:
„Verbrennt man mich, ihr [illegible]!
Wenn meine Aſche [illegible] der Wind,
So [illegible], [illegible] [illegible] aus [illegible]
Dem ſchönen Frühling Gottes [illegible]!" —
Wer drängt ſo [illegible] durch die Schaaren?
Wer iſt der alte graue Mann,
Der von der [illegible], wunderbaren
Geſtalt den Blick nicht wenden kann?
Es iſt der [illegible] [illegible],
[illegible] des [illegible] [illegible] [illegible],
Und ſeinem Auge [illegible] das [illegible],
[illegible] er auf den [illegible] [illegible].
Und als an ihm der [illegible] [illegible]
So [illegible] [illegible],
Als ihm ſein Auge [illegible] und [illegible]
In's [illegible] Auge [illegible]:
Da fühlt der [illegible] ſich [illegible],
Ihm iſt der Blick mit [illegible]
In's [illegible] Herz gedrungen,
Die Liebe iſt in ihm erwacht.
Dem [illegible] voll [illegible] [illegible]
Wird nun der [illegible] Geiſt [illegible],

Girolamo macht' ihn gesunden,
Hat Christus ihm in's Herz gedrückt.
Der Alte ruft: „Laß dich umfassen!
Ich glaube dir! mit dir ist Gott!
Man geht so selig und gelassen
Nun für Christus in den Tod!"
Er will ihm nach, doch drängt die Menge
Unwillig den verdammten Greis;
Durchdringend schreit er im Gedränge:
Girolamo! Heil dir und Preis!
„O laßt mich los! o laßt mich knieen
Mit ihm zu seinen Füßen mich!
Er soll, bevor er stirbt, mich segnen!
Jesus Christus! segnet mich!
Wollt ihr das Wasser ihm verwehren,
Wehret ihm zu sprechen sein Geschick,
So segn' er mich in meinen Zähren,
Er segne mich mit seinem Blick!"
Girolamo hört sein Begehren,
Er spricht zum Juden freundlich:
„Ich taufe dich in deinen Zähren
Und segne mit dem Kreuze dich!"
Nun steigen auf's Schaffot die Streiter,
Domenico entschlossen, fromm,
Girolamo spricht auf der Leiter
Noch laut das Glaubenssymbolum.
Und als sie an den Gipfel kamen,
Da spricht Girolamo den Schluß:
„[illegible] Amen!"
Und gibt dem Henker den letzten Gruß.
Nun stehn, umringt von Henkersknechten,
Die Brüder auf dem Brettergerüst,
Domenico mit der Rechten
Das Volk noch einmal segnend grüßt.
Die Schergen sich geschäftig rühren
Und enden bald die Todesqual;
Sie fesseln hier mit Ketten, schnüren
Die Brüder je an einen Pfahl.
Ein letztes Mal die Sonne leuchtet
Am Scheiterhaufen, ihren goldnen
Schimmerschleier auf das starre Gesicht
Und streift, vom warmen Hauche des Winds.
Die Knechte zünden auf ein Zeichen
Die Scheiterhaufen mit dem Span,
Die Winde durch's Gesträuche streichen
Und fachen schnell das Feuer an.
Niemand wird mehr auf Erden schauen,
Girolamo, dein Angesicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
Im frommen klaren Augenlicht;
Der Schmerzenszug an deinem Munde,
Den auch dein Lächeln nie verwischt,
Den keine heit're Lebensstunde
Von den beredten Lippen wischt;
Die Heilsgedanken, düster leuchtend,
Die Augen strahl'n, den tiefen Blick,
Den, suchend immer weiterleuchtend,
Dein mächtiger Gedanke trieb!
Die himmlische Gedankeneinheit,
Die Strahlen aus dem Schmerze schien,
Die blumenhafte Sinnesreinheit
Auf deinem Antlitz — ist dahin!
Das gottdurchwehte Entzücken,
Das deinen Antlitz oft verklärt;
Die Sehnsucht, Alles zu beglücken,
Die seine Stärke sich verzehrt;
Das ist verloren und vergangen,
Das Alles wird verbrennen zu Staub!
Die Flammen züngeln auf wie Schlangen,
Verzehren hastig ihren Raub.
Doch plötzlich hat, die Flammen trennend,
Der Wind den Rauch zurückgerollt,
Die rechte Hand erhebt sich brennend,
Ob sie das Volk noch segnen wollt'. —

Allmälig löschen jetzt die Flammen;
Verglommen ist der letzte Brand,
Der Scherge fegt den Rest zusammen
Und eilt damit zum Arnostrand.
Was nicht der Wind, den Feuerquellen
Entladet, der Erde wiedergab,
Die Asche streu'n sie in die Wellen,
Mißgönnend ihr ein stilles Grab. —
Doch kann der Henker nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Zieht mächtig fort und fort — und siegt.

---

## 5.

## Aus „Die Albigenser."

### Das Credo der Albigenser.

Zum Greise jetzt tritt der „Neue Sohn," sich neigend,
Darauf der „Jüngere Sohn", gebückt, ehrfurchtig schweigend.
„Der Helfer" naht zuletzt und führt an seiner Hand
Zur Weih' den Schüler ein, der trägt ein schwarz Gewand.
Dem hält der Greis auf's Haupt das Neue Testament
Und mahnt ihn feierlich: Sprich, was dein Herz bekennt![*]
Wer ist der Grund der Welt? kannst du die Frage lösen?
„Die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen."
Glaubst du ein Weltgericht? — „Wenn's Holz geschlagen worden,
So wie es fällt, so liegt's, nach Süden oder Norden."
Was ist der Seelen Loos? — „Sie sind von Gott gefallen
Und müssen ihren Weg durch Welt und Sehnsucht wallen,
Bis sie der Heiland läßt die Luft der Heimat trinken
Und, selbst vergessen sich, in Gottes Herz versinken."
Bekenne noch, eh' wir die Weih' an dir vollenden,
Wie du die Kirche denkst und ihre Sacramenten!
„Die Kirche ist der Welt entgegen und zuwider,
Sie läutet ihm zu Grab' und singt ihm Sterbelieder.
Der Kirche Abendmahl ist nur gebacknes Brot,
Die letzte Oelung kann Nichts ändern an dem Tod,
Das Sacrament der Eh' ist weiter nur Vortheil,
Wenn sie auch vor der Welt bewahrt der Schande Theil;
Denn selten einmal blüht die Liebe dem Geweihten,
Die Himmelsblüthe welkt, wenn schon die Priester schreiten.
Die Taufe weiht das Kind, — den Pflanzenkeim der Wiegen, —
Sie mahnet uns, der Mutter das Kind an's Herz zu legen.
Ich schwöre keinen Eid, denn nichtig sind die Schwüre,
Im Seelenwetter bald zerweichen solche Schnüre.
Verachte jeglich Bild, zumal das Kreuzeszeichen,
Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.

---

[*] Der Name Albigenser war ein gemeinsamer, unter welchem die katholische Kirche jener Zeit die verschiedenen Sekten, moralisch und dogmatisch divergirenden Ketzereien zusammen begriff. Sie glaubten nicht bloß einen Dualismus; auch sollen überhaupt durch das nachfolgende Bekenntniß nur einzelne die höheren Stufen ihrer Abweichung vom kirchlichen Dogma angedeutet werden.

Gott gleicht nicht einem Knecht, der ſklaviſch folgt der Schrift,
Statt ſeines Namens malt ein [illegible] und [illegible]. —
Nach langem Schlafe regt ſich [illegible] der Gedanke,
Doch [illegible] ihn noch und hemmt die Zeit mit ihrer Schranke.
Weg, was wir meinen, auch ſich [illegible] noch mit [illegible],
Die helle Forſchung iſt's, wenn wir uns bekennen.
Wir laſſen uns von Gott nicht hemmen mehr und fordern,
Es gilt, das höchſte Recht auf Erden zu [illegible];
[illegible] werden wir [illegible] die heilige Geſchichte,
Die erſt lebendig wird im Geiſt und ſeinem Lichte;
[illegible] Früchte ſoll der Menſch [illegible]
[illegible] Schritte, des [illegible] Herz, be- fahren.
Der volle [illegible] iſt erſchienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menſchenbild muß erſt vollendet werden.
Und wird das Heil der Welt Erlöſung ſich vollbringen,
Wenn Gott und Menſch im Geiſt lebendig ſich durchdringen.
Mag auch das Inſelbild, der Wunderſchein von [illegible],
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;
Wenn alle Zeugniſſe von Jeſus auch zerbrächen,
Der Gottmenſch iſt der Kern, das Herzlicht aller Welten.
So nehmet mich nun auf in eurer Haus, ihr Heiden!
Ich laſſe mich von euch, bis euch zum [illegible] werden!" —
So ſprach der Prophet; der Greis in [illegible]
[illegible] „Predigung" ihm mit [illegible] Hand;
Das ſieben Mal er ſpricht mit [illegible] Sinn
Vom Evangelium Johannis des Propheten;
Das ſieben Mal der Greis das [illegible] ſpricht
Und haucht ihm [illegible] den Odem in's Geſicht.
Jetzt [illegible] im Winkel [illegible]
Und auf die Schar von Gott den Blitz [illegible].
Wer nahm dem Regenbogen? Wer [illegible] der Rache Pfeile?
Es iſt ein [illegible], der Mönch von [illegible].
Die Hoſie [illegible], die Heere zu [illegible],
Der Sänger läßt dem Herz in Strömen überfließen:
„[illegible] und das [illegible], das [illegible], zu [illegible]."
Was iſt nach Jeſus ziehn, nach gerader Schönheit [illegible].
Mit ſchwarzem Angeſicht, mit Hörnern, [illegible],
Die wird ſich [illegible] in einer [illegible],
Bewaffnet mit dem Schwert, Teufel und Blutgeſchrei,
Die Schlangen um den Leib, ein [illegible] Gewürme.
So [illegible] ein Götze hin mit [illegible] Geberde,
Die [illegible], auf einem [illegible].
Der große Götze iſt's der [illegible] Zeiten,
[illegible] ſo [illegible] durch's [illegible]!
Wo von der Götter Blut mit [illegible] Hufen [illegible],
Da [illegible] den [illegible], worauf der Menſch ge- baut;
[illegible] des [illegible] Wüſten [illegible],
Da [illegible] die grüne Saat der [illegible] [illegible].
Die [illegible] [illegible] [illegible] und die Sie- ben,
Die [illegible] [illegible] [illegible], noch eh' ſie [illegible] mei- nen;
Eh' ſie den Tag beglückt mit [illegible] Geſängen,
Eh' ſie der Sonne zu die [illegible] [illegible].
Die Götter [illegible]; vom [illegible] [illegible],
Ward eine Schlange los und ihrem Gott [illegible];
Die Schlange fiel zur Erd' und kriecht durch weite Strecken,
Als Peſt [illegible] zu lehren und zu ſchrecken.
Und eine zweite fuhr, gleich dem [illegible],
Die andern kennt ein Volk als Hungersnoth zu Grauen;
Und eine dritte ward geſchleudert, zückt und tobet
Durch Menſchenherzen fort, die ſie als Krieg verlobet.
Die vierte aber fiel, die allerſchlimmſte Schlange,
Und zog vom Morgenland nach [illegible];
Sie heißet Pfaffenthum und liegt auf ihrer [illegible]
Der [illegible] [illegible] an Gott in's Herz den giftigen Zahn."

## 86.

## Anaſtaſius Grün.

### 1.

### Aus den „Gedichten."

### 1) Der letzte Dichter.

„Wann werden die Poeten
Des Singens einmal müd?
Wann endlich ausgeſungen
Das alte, ew'ge Lied?
Iſt nicht ſchon längſt geleeret
Des Ueberfluſſes Horn,
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erſchöpft ſchon jeder Born?" —
So lang der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht
Und nur ein Menſchenantlitz
Zu ihm empor noch ſieht;
So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd ſchlägt;
So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen ſprüht,
Ein Buſen noch dem Frieden
Und der Verſöhnung glüht;
So lang die Nacht den Aether
Mit Sternenſaat beſä't
Und noch ein Menſch die Züge
Der goldnen Schrift verſteht;
So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch ſehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauſchet
Und einen Müden kühlt;
So lang noch Lenze grünen
Und Roſenlauben blühn,
So lang noch Wangen lächeln
Und Aug' von Freude ſprühn;
So lang noch Gräber trauern
Mit den Cypreſſen dran,
So lang ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:
So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poeſie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem ſie die Weihe lieh.
Und ſingend einſt und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Menſch hinaus; —
Noch hält der Herr die Schöpfung
In ſeiner Hand fortan
Wie eine friſche Blume
Und blickt ſie lächelnd an.

[illegible]

---

## 2) Die Brücke

[illegible]

---

## 3) [illegible]

[illegible]

## 4) [illegible]

[illegible]

## 5) [illegible]

[illegible]

## 6) [illegible]

[illegible]

Da faßt der Sehnſucht tiefe Macht
  Des jungen Kriegers Herz,
  Wie's zieht in ſtiller Vollmondnacht
  Den Wand'rer heimenwärts.
Oft meint er einen Blick zu thun
  In fernes Vaterland,
  Wenn nicht ganz andre Bilder nun
  [illegible] gemahnt!
Auf raſchem Pferd der Spahi Zahl,
  Die dort vorüber brauſt,
  Das Standgewehr und Säbelſtahl
  Und [illegible] ſie umſauſt!
Der Aga, der im Mondſchein
  Am Strand die Pfeife raucht,
  Die als Musketenrohr hinan
  Des Feindes Salven ſchmaucht!
Da ſtemmt die Flinte der Soldat
  Zum Gegner angeſchnellt,
  Daß aus dem [illegible] Gebet'
  Ein banges Seufzen ſchellt!
„O daß ich läg' bei [illegible] Leib
  Hier todt als Grenzſoldat!
  Wie ein alt Krankenwärterweib
  Bei einem Hoſpital!
„Die Brücken ſchlagt, ihr Pontonier,
  Zur Wagen nur für Roß!
  Mit Schiffen der, Tſchaikiſten ihr,
  Zur Mannſchaft und für Troß!
„Die Schlachten unſrer Väter ſind
  Noch auszukämpfen dort;
  Ein gutes Chriſtenſchwert gewinnt
  Noch Arbeit fort und fort!
„Herr Hauptmann, dort von der Moſchee
  Droht noch der halbe Mond;
  Auf, pflanzt das heil'ge Kreuz zur Höh,
  Das droben würd'ger thront!
„Herr Pfaff, in Irrwahn's Schleiern ſeht
  Manch ſchönes Haupt umflort,
  Das ſich zu beugen brünſtig fleht
  Zum Born der Taufe dort!" —
Mit Wundern ſchwanger geht die Zeit!
  Wer hätt' es wohl gedacht,
  Daß ſolch ungläub'ge Türkenmaid
  Zu guten Chriſten macht!

### 7) Poeſie des Dampfes

Ich höre Lieder, ehrenwerthe, klagen,
  Seh' edle Angeſichter ſich verſchleiern,
  Prophetiſch trauernd, daß in unſern Tagen
  Der Proſa Weltreich ſeinen Sieg will feiern;
Daß Poeſie, entſetzt, nun fliehen werde,
  Auf ſchwarzgerauchten Eiſenbahn entjagen,
  Entfahrt auf Dampffregatten unſrer Erde,
  Auf Dampfkaroſſen ſeine [illegible]! —
Ei, wart ihr denn ſo hold den krummen Wegen,
  Daß ihr ſo ſehr die geraden ſcheuen könnt?
  Und iſt euch's Poeſie, auf Holperſtegen
  Zu kriechen, wenn zu fliegen euch vergönnt?
So macht euch auf, wohlan, auf allen Gleiſen
  Der Poeſie, der flücht'gen, nachzujagen,
  Und ſattelt mit Gebiß und Strang und Eiſen
  Das Roß, das edle, freie, vor den Wagen!
Die Heid' entlang! Laßt eures Leibs Gebeine
  Des Auferſtehungstages Rütteln ahnen,
  Der Roſſe Schnauben, Peitſchenknall und Steine
  Im Staubgewölk euch des Verlornen mahnen!
Springt dort in's Boot, laßt rudern eure Knechte,
  In ſaurem Schweiß den Schiffer laßt nicht zagen!
  Ob eure Brüder euch, die Ruderknechte,
  Von der verlornen Poeſie nicht ſagen?
Beſteigt ein Schiff und fangt die Launenflüche
  Des wind'gen Windgotts auf im Segeltuche,
  Als ob ein Bettler mit dem Hut bebende
  Des Wanderers milden Zoll zu haſchen ſuche!
Will er's, ſo liegt mürriſch mit ſchlaffem Segel,
  Seid feſtgefroren in den Sommertagen!
  Vielleicht daß Delphin euch und Seevögel
  Von Jener, ſo ihr ſuchet, weiß zu ſagen!
Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
  Auf ſchwarzem Schwan, dem Dampfſchiff, ſingend ſchwimmen,
  Den Becher ſchwingend voll des goldnen Weines,
  Dir, Menſchenwerk, den Siegeshymnus ſtimmen!
Wie dir der Feuergeiſt die Flammenkrone
  Herab vom ſtolzen Haupt hat reichen müſſen,
  Wie du dem Erdengeiſte, ſeinem Sohne,
  Das ehrne Herz ſelbſt aus der Bruſt geriſſen;
Wie du zu Beiden ſprachſt: Ihr ſollt nicht raſten!
  Daß fürder Menſch nicht Menſchen knechten möge,
  Auch, Feuer du und trage ſeine Laſten!
  Leb', Eiſen du und wandle ſeine Wege!
Ich weiß, daß deines Wandels Flammengleiſe
  Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
  So wie des Heil'genſcheines Glutenkreiſe
  Kein Löckchen am Madonnenhaupt verſengen.
Nein, Amt der Poeſie in allen Tagen
  Iſt's, hoher Geiſt, dein Streben zu verſchönen,
  Wie der Victoria Goldbild überm Wagen
  Des Triumphators ſchwebt', um ihn zu krönen. —
Schon ſeh' ich dort entlang des Gaues Straßen
  Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
  Wie ſchwergewordne Elephantenmaſſen
  Thürm' und Geſchwader tragen fort zu Siegen,
Der ſchwarzen Nadel Schlote hoch erhoben,
  Dampfſchnaubend, rollend, wie die Wetterwolke!
  Die Fahnen, ſiegestrunken, jauchzend oben!
  Willkomm gelichtet alle Bahn vom Volke!
Wenn auch auf ſeinem alten Lindenſitzen
  Die dort den Dorfespatriarchen ſehen,
  Nicht ſchauer's, mag er, was der Geiſt beſchieden,
  Die Augen ſchließend, Sonntags jetzt verehren;
Nicht ſchauer's, wenn er, was er dort ſah leſen,
  Des Glaubens wandelnden Altar muß nennen;
  Wenn er im Rauchgewölk, dem flücht'gen, leſen,
  Die Glut, die ew'ge, die ihn zeugt, ſieht brennen!
Und wenn er deutend ſieht, daß die Minerve,
  Die jetzt des Volks olymp'ſchem Haupt entſprungen,
  Nie gen den Vater die Geſchoſſe werfe,
  Nie ſei von ſeiner Dränger Sold gedungen!
Nur wenn er ahnt, daß ſie in ſchönern Tagen,
  Weiht er ſelbſt einſt [illegible] im Geſchicke,
  Dem Enkel werde zu erſiegen wagen
  Ein glorreich Vaterland und heil'ge Rechte;
Dann beten ihn und ahnen ſo im Stillen,
  Wie ſich gelenkt vor uns des Dampfes Wolke,
  Als heil'ger Tempelvorhang, zu verhüllen
  Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke.

## 2

## Aus dem Romanzenkranz „Der letzte Ritter."

### Die Schlacht bei Dornach.

Ihr ſeht wohl einſt Schloß Dornach, die Rieſenlind' am Thor,
  Im Schloß die frohen Leute, am Baum den Sängerchor,
  Seht jetzt die öden Hallen, — kein Arm den Becher ſchwingt!
  Seht jetzt die ſtille Linde, — kein Sänger, der Lieder bringt!
Doch unten in dem Thale des Fürſtenbergers Heer,
  Mit Schwertern und Hellebarden, wie Halme im Aehrenmeer!

[illegible] die Schweizer [illegible] und [illegible]
Das Wogen [illegible], als [illegible] die Schnitter zum [illegible]!
Der [illegible] lächelnd dem [illegible] gebot:
„Bringt doch den Schnittern ſelbern ihr Stückchen Morgenbrot!“
Er rief, ihr ſtolzen Ritter, ſonſt Muth und Zeitung euch,
Der Schweizer holt's wohl ſelber und bringt den Dank zugleich.
Doch, lang läßt er nicht warten und zahlt mit Erze blank,
Wohl zieht ihr jetzo gerne: O Schweizer, hab den Dank!
Zwar rund iſt das Gepräge der Münze, die er bringt,
Doch ſeht, wie blank ſie glänzet und hell, wie rein ſie klingt!
Ha! Schwert, du biſt die Münze, die für Tyrannen gilt,
Ein freies Volk der Wechsler, [illegible] das Schlachtgefild!
Im Schweizervolk auch ſpart ſich die Münze heute nicht,
Manch deutſcher Träger ſtürzte wohl unter des Erzes Gewicht.
Wer iſt's, der dort vor Allen durch's Schlachtgedränge brauſt,
Wie die gewalt'ge Windsbraut an ſtolzeſte Fichten ſauſt!
So ſiegbegeiſtert ſtürmet ein Reiter nur! — O nein!
Das iſt der Fürſtenberger, der ſich vor ſeinen Reihn.
Im flatternden ſchwarzen Mantel mit einem Kreuze weiß,
Erſcheint wie ein wandelnd Sargtuch ein Mann aus der Schweizer Kreis!
Das iſt vom Zug der Dechant. Gelobt ſei Jeſus Chriſt!
Willkommen Ihro Hochwürden, willkommen zu dieſem Zwiſt!
Erſt ſchwang er nur den Wedel, geweihten Waſſers voll,
Daß jedes Haupt der Gläub'gen im Drang dem Weihbronn zollt;
Ha, wie er's Schwert jetzt ſchwinget, wie's Blut [illegible],
Das iſt der Wedel und Weihbronn, womit die Freiheit tauft!
Seht dort den ſtattl'gen Helden, ſchon ſinkend auf Leichenhöh'n,
Wie auf dem Fels die Eiche im [illegible]!
Die Schweizer ſind's wohl alle, — ein Schweizer iſt es nicht!
Das iſt der Fürſtenberger; ha, wie ſo gut er ficht!
Doch, wie das Horn ſo gräßlich des Jägers [illegible] ſchallt!
Sturm, Sturm! ruft kräft'gen Tones der Schwyzer und Unterwald;
Ha, Schützenvolk aus Uri, du zielſt weit und gut!
O Solothurner Winzer, die Traube gibt ſchon Blut!
Was weht da für ein Banner vor Allen hoch daher?
Im purpurrothen Felde ein grimmer, ſchwarzer Bär!
Ja, dieſes Bern, du wähleſt dein Banner klug und gut,
Dein grimmer Bär, der watet jetzt tief im rothen Blut.
Dort mit gebrochnem Haupte ſinkt Einer auf den Plan,
Seht, ſelbſt im Tod ſchwebt Lächeln noch um des Helden Mund;
Wer dieſe [illegible] ein Schweizer iſt's! — O nein!
Der Fürſtenberg iſt's, ſtöhnt in Schmerz und Todespein.
„Ihr ſchweizeriſchen Schnitter, ihr ſchnittet bis auf's Blut!
Ihr ſchweizeriſchen Dreſcher, ihr dreſchet derb und gut!“
Er ſtöhnt's und ſtirbt inmitten der Leichen ſeiner Schaar,
Im Tod noch treu ihr Herzſchild, wie er's im Leben war.
Wie Garbenhaufen liegen gefällt die Ritter ſchon,
Ihr Führer in der Mitte als purpurrother Mohn;
Auf's öde, wüſte Saatfeld blickt ſtill das Abendroth,
Die Schnitter aber ſchweigend verzehren ihr Veſperbrot.
Seht dort das graue Beinhaus, das iſt der Freiheit Scheune,
Da häufte ſie als Aehren die bleichenden Gebeine;
Wenn einſt der erſte Morgen des ew'gen Lenzes naht,
Erſteht in Hall' auch wieder, o Freiheit, deine Saat!

---

## 3.

## Aus den „Spaziergängen eines Wiener Poeten.“

### Sieg der Freiheit.

Freiheit iſt die große Loſung, deren Klang durchjauchzt die Welt;
Traun, es wird euch wenig frommen, daß ſo lang ihr taub euch ſtellt!
Milde und bittend ſprach ſie einſtens; eure Taubheit zwang ſie jetzt,
Daß ſie in Kanonendonner nun ihr Wort euch überſetzt.
Freiheit, die erkorne Jungfrau, ſchwingt das Banner unſrer Zeit;
Daß ſo lang ihr blind euch ſtellet, o fürwahr, es hilft nicht mehr!
Da ihr nicht geſehn das Banner, als es weiß und rein und hell,
Ei was Wunder, wenn mit Blute ſie's gefärbt nun roth und grell!
Ihr nur habt die ſchöne Jungfrau mit dem Kriegesgott gepaart!
Waffenſpiel und Blutgewühle ſind wohl ſonſt nicht ihre Art;
Aber ſiegen muß ſie immer! dies bleibt ihre Art und Macht,
Lieber Spinnen in dem Hauſe, oder Speere in der Schlacht!
Wenn mit Rocken nicht und Spindel, dann mit Wort und Blicken ſüß,
So als erzgeſchuppte Pallas mit dem Schwert und Schild gewiß!
Und bei uns auch wird ſie ſiegen, ja ich kenn' es laut und frei!
Wunſch und Hoffnung meines Herzens ziehen gern den Sieg herbei!
Dort auf dem ruſſiſchen Boden mag wohl ein Weſen es ſein,
Der die Luft mit Flammenruthen wieder fegt hell und rein!
Dort auf ſtürmereichem Meere tobt ſich erſt das Wetter aus,
Eh' erhellt, gereint, geläutert prangt des Aethers blaues Haus!
Doch in unſrem Nebenlande, [illegible] und Wiſchenau,

Saugt ein lauer Frühlingsregen, friſche Luft und Morgenthau!
Fürchtet nicht die edle Gährung; gährt ja doch auch unſer Wein,
Daß er zwiefach dann erquicke, doppelt golden, ſüß und rein!
Nicht das Schwert ſei unſre Waffe, nein, das Wort, Licht und Geſetz!
Denn der fröhlich heitre Sieger iſt der ſchönſte Siegerheld!
Lebt den Lenz, den Freiheitshelden, lernt von ihm es, wie man ſiegt,
Wenn mit dem Tyrannen Winter er im harten Kampfe liegt!
Ein Despote iſt der Winter, gar ein arger Obſcurant,
Denn in ſeine langen Nächte hüllt' er ewig gern das Land;
Winter iſt ein arger Zwingherr; in den eiſ'gen Feſſeln feſt
Hält des Lebens Freiheitsadern, friſche Quellen er gepreßt.
Sieh, im Lager überrumpelt hat den trägen Alten ſchnell
Jetzt mit ſeinem ganzen Heere Lenz, der fröhliche Rebell!
Sonnenſtrahlen ſeine Schwerter, grüne Halme ſeine Speer'!
O wie ragen und wie blitzen Speer' und Schwerter rings umher!
Seine Trommler und Trompeter das ſind Fink' und Nachtigall,
Seine Marſchſtücke pfeifen Lerchen hoch mit lautem Schall.
Bomben ſind die Blumenknoſpen, Kugel iſt der Morgenthau!
Wie die Bomben und die Kugeln fliegen über Feld und Au!
Aus den Farbeleien, denen die drei Farben ſchon zu viel,
Zeigt er keck des Regenbogens grelles, buntes Farbenſpiel!
Als Cocarden jener Freiheit hat er Blüthen ausgeſä't,
Ha, wie rings das Land voll bunter, farbiger Cocarden ſteht!
Ringsum hat die Städt' und Dörfer der Rebell in Brand gelegt;
Ja, im goldnen Sonnenbrande glänzen hell und blank ſie jetzt!
Trüber Kaiſerns hoch ſein Bannerfähnchen blau und leuchtend weht,
Drin als Schild ein Roſenwölkchen mit der Inſchrift: Freiheit! ſteht.
Hei, der Winter iſt geſchlagen! und mit ſeinem [illegible],
Seinem Froſte, ſeinen Nächten, flieht er fort nun aus dem Land!
Frei und fröhlich zieht dort ſeiner raſch der junge Sieger ein,
Mit Geſang und grünen Kränzen, Blüthenwetter und Sonnenſchein!
Und in grüne Farbe kleidet er Gebirge, Thal und Hain:
Freiheit geb' ich euch und Gleichheit! Gleich beglückt ſollt All' ihr ſein! —
Solch ein heitrer Sieg des Lichtes krone dich, mein Oeſterreich,
Und dem ſchönſten Frühlingstage werde deine Freiheit gleich!

### 4.

### Aus „Schutt."

#### 1) Der Gefangene.

Gebt mir ein Buch! — Sie wollen kein's mir gönnen!
So mag mein Aug' im Buch des Himmels blättern,
Das dem Gefangnen ſie nicht rauben können,
Und leſen, Herr, in deinen ew'gen Lettern!
Ich ſeh' den Aether rein und leuchtend blauen
Und ſeh' das Abendroth in Flammen zittern,
Thau's mild der Englein Thränen niederthauen,
Ich ſeh's, — doch aus des Kerkers Eiſengittern;
Seh' ziehn die Wolke mit der Bruſt voll Segen,
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,
Die Sterne ſich im goldnen Wirbel regen,
Ich ſeh's, — doch durch des Kerkers Eiſenſtangen.
Ich ſeh' die Morgenwolke leuchtend ſteigen
Und mitleidsvoll der Roſen Bild und Reize,
Die längſt entbehrten, meinem Auge zeigen!
Ich ſeh's, — doch durch des Gitters ehrne Kreuze.
Ich ſah die Wetter, die uns ausgeſtritten,
Ich ſeh' den Regenbogen flammend ſchweben;
Des Himmels lichter Grund doch iſt durchſchnitten,
Ach, von des Kerkergitters ſchwarzen Stäben!
Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die ſchönſten Stellen, heiligſten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit ſchwarzem Strich durchkreuzt von Menſchenhänden.

#### 2) Die Beichte.

Im Beichtſtuhl ſitzt ein Prieſter zu Gerichte,
Glaubt nicht des Jünglings roſ'gem Angeſichte!
Ein Eisfeld iſt ſein Herz, das kalte, rauhe,
Ein Spiegel, drin ſich nur der Himmel ſchaue!
Wie eine Wüſte iſt's, die ſchrankenloſe,
Die öde, kahle, ohne Quell und Roſe,
Drauf nur die Pyramide: Gott ſich hebet,
Doch einſam, düſter, groß und unbelebet.
Ein keckes Mägdlein kniet an ſeinen Boden,
Ihr Herz ihm offen und reuig aufzuſchließen:
Drin hat die Sünd' ein Gärtlein, ein gar ſchönes
Voll Veilchendecken und voll Quellgetönes.
Nun ihre Worte von Beichte beginnen
Und von den roſ'gen Lippen lispelnd rinnen,
Da wird es ihm, als rieſ'le eine Quelle
Durch ſeinen Wüſtenſand ganz friſch und helle.
Und wie ſie ſchüchtern ſpricht von ſel'gem Rauben,
Da möchte wohl mit Fug der Arme glauben,
Es habe Lenz mit ſeinen Roſen allen
Den Gletſcher bombardirend überfallen. —
Das Mädchen ſchritt entſühnt ſchon längſt von hinnen,
Er ſitzt im Stuhle noch in tiefem Sinnen,
Umſäuſelt ſüß von keimenden Gedanken;
Die Pyramide, ach, beginnt zu wanken!
Und aus den wieder grünen Wüſtenſchollen
Iſt Blatt an Blatt und Zweig an Zweig entquollen,
Als Laube ſtill und kühl ſein Haupt umwuchernd,
Viel ſüße, heil'ge Wonnemärchen flüſternd.
Und an den Zweigen ſchaukelnd auf und nieder
Singt eine Nachtigall gar ſeltne Lieder;
Es iſt ſein Herz! — — Wenn Nachtigallen ſchlagen,
Wer weiß, iſt's Jauchzen, iſt's ein ſtilles Klagen!

## 87.

## Karl Beck.

### 1.

### Aus „Gepanzerte Lieder."

#### 1) Der Sultan.

Kein Gott, als Gott — der Dichter ſein Prophet!
Mein Koran iſt das Buch der Weltgeſchichte.

Ich wende mich im brünſtigen Gebet
Nach Sonnenaufgang mit dem Angeſicht.
Ein Fakir bin ich, ſtill und ſturmbewegt,
Mein Herz; die Hände gefaltete Geſtalten;
Die Sonne hat um meine Stirn gelegt
Den Turban in geheimnißreiche Falten.
Mir ſchickt die Morgenſonne, die Nacht,
In's Schlafgemach die zauberähnlichen Wolken:
Die leichtgeſchürzten Träume wehen ſacht
Und Kuß auf Kuß und freundlich ſüße Roſen.
Sie fallen mit dem Paradieſesduft Geiſt
Friſch mit der Blüte duftendem Gewürze,
Sie plaudern um mich her und ſchäkern dreiſt,
Wenn ich in's kühle Bad der Dichtung ſtürze,
Und Sang und Tanz, Gelag und Saitenſpiel,
Ein Blick's und Lachen, Sinnen und Erkennen,
Und mit der Bräute ſchönſter lieb' ich viel,
Bis hoch im Blau des Morgens Strahlen brennen.

So zog ich von Genüſſen zu Genuß,
Der Traum des Glaubens hielt mich ſanft umſchattet,
Die Liebe gab mit ihrem wärmſten Kuß,
Im Arm der Hoffnung lag ich weichgebettet.
Die Luſt vertauſcht' ich mit dem Zweifel.
Vom Traume des Aufruhrs ließ ich gern mich locken,
Mich reizte ſeines Ringens goldner Stral,
Der Kranz im Haar und ſeines Wortes Glocken.
Da ſchreckte mich ein ſchrilles Angſtgeſchrei
Aus meines Volkes ſchmachtenden Reihen:
Der Träume Ketten, das Leben, nicht befreit! —
Das war ein wildes, unaufhörlich Aechzen!
An den geliebten Träumen zog ich nur
An der Erinnerung ſchwankem Kindesfaden,
Wie war ſo kalt der Kuß von ihrem Mund!
Wie waren ſie gebleicht und reif zum Grabe! —

Ich ſah ein Weib. Ihr Buſen wallte voll,
Weit groß das Aug', erwartungsreich die Sterne,
Das Angſtgeſchrei des langen Jammers ſcholl:
O klage nicht, o klage nicht der Ferne!
Sitzt wehmuthvoll im zerriſſenen Haus,
An der Gewohnheit, des Glückes Pforten;
Doch tiefe Zerknirſchung ſinnet ſich aus,
Ach und verzehrt ſich mit ihren Laſten.
Ich aber war ihr ſelig angetraut,
Mit heißem Zauber hielt ſie mich umſchloſſen;
Im Rauſch des Kuſſes ſang die holde Braut
Die Märchen, ihrem Jugendquell entſproſſen.
Sie bot ſich ſtill! Ach, ihres Lebens Drang,
Ihr Leben, ihr Gedanken, ihr Begierden
Und ihre Märchen mitleidſüchtig lang,
Ich ſchrieb ſie hin mit meinem reichen Leben.

### 2) Ein Donnerſchlag.

Wen's mächtig zieht in's Meer hinaus, in's weite,
Wo, vom Orkan gepeitſcht, die Wogen ſchäumen,
Der kann nicht ſtill auf trockenem Lande ſäumen,
Wo Liebe ſich ergeht im Gartenflor,
Wo zu Schalmeien ſanft die Bäche fließen
Und Blumen lieblich auf im Raume ſchießen.
Der muß mit Stürmen kämpfen, mit Orkanen;
Die Ruhe iſt ein Weib, gleich kann ſie ſingen,
Gebären nur, nicht ſchaffen, nicht erzeugen;
Der muß des Schickſals heimatloſem Schwanken
Zu leicht in ſeines Willens Stahl zerſchlagen,
Bis rings umher die hellen Funken tanzen.
Mich trieb's hinaus in's Stürmen und in's Grauen,
Wo Felſen ſtürzen, Waſſerſtröme klirren;
Auf des Gedankens Schiffen möcht' ich fern,
Ein Aar, in's tiefe Thal hinunterſchauen;
Kein [illegible], das [illegible] im ſchönen Hafen
Auf eines Mädchens Buſen einzuſchlafen.

### 3) Börne's Tod.

Nicht rechten möcht' er mit dem Glücke,
Das nimmer ihm ſein Loos gelacht,
Wenn zog er an des Lebens Brücke
Mit andern Seelen in die Nacht.
Das Täubchen ſucht die höhern Kreiſe,
Nicht fragend, ob's gelingen ſei!
Doch nur der Vogel auf der Reiſe,
Der heimatloſe, der iſt frei.
Wie einſt Themiſtokles die Schiffe
Durch Brand zerſtörte in der Bucht,
Daß er, zu ſiegen im Begriffe,
Den Weg verſperrte ſich zur Flucht:
So hat auch er im fernen Lande,
Von einer Welt beſtaunt, gehört,
Mit ſeines Wortes Freiheitsbrande
Den Weg zur Heimat ſich zerſtört.
Nicht möcht' er rechten mit der Liebe,
Daß ſie ſein Herz verödet ließ,
Daß ſie um lebenswarme Triebe
Beim harten Tag ihn betteln hieß.
Mag ruhn bei ſanftem Wellenkoſen
Ein Schiffchen in geſchloſſner Bai;
Doch nur im Sturm, im liebeloſen,
Im Sturm der Nacht, da iſt es frei.
Nur mit dem Schickſal möcht' er rechten,
Daß es den Donner ihm verſagt,
Die große Arbeit auszurichten,
Bis einſt der Freiheit Sonne tagt.
Was nützt ein Wetterleuchten im Sange!
Ein Blitz im Worte ſchlägt noch nicht;
Wohl röthet er des Sklaven Wange,
Doch ſchmilzt er ſeine Ketten nicht.
Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob ſeiner Hülle Kerker ſprang —
Ob auch ſein Geiſt auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet ſei —
Er wird den Gott zurück befragen:
Iſt man in deinem Himmel frei?

### 2

## Aus „Der fahrende Poet."

### Schiller und Göthe.

O Schiller, Schiller, dem im Geiſteſchwunge
Das arme Herz mit warmen Pulſen ſchlug,
O, du warſt der Prophet, der ewig junge,
Der ſchon voran der Freiheit Fahne trug.
Als alle Welt ſich aus dem Kampf geſtohlen,
Die kleinen Seelen ſich dem Herrn empfohlen,
Warſt du verſchwenderiſch mit deinem Blut;
Dein tiefſtes Lieben und dein wärmſtes Leben
Haſt du für eine Welt dahin gegeben.
Sie nahm das Opfer kalt und wohlgemuth,
Denn ſie begriff nicht deinen tiefen Gram;
Sie hörte nur die Melodie der Lieder,
Wenn an ihr Ohr die Liebesweiſe kam,
Die du geſchwellt mit blutig rothen Adern.
O Göthe, Held, den Alle hoch verehren!
Ob ſich der Himmel ſchied und ruhig ſchallt,
Fiel unter deinem Fuße, dem dreiſten,
Schlug dir ein Herz voll glühender Gewalt,
Wer hat die beiden Thränen ausgezählt,
Die deine ſtolze Bruſt in ſich verbarg?
Dein Auge war mit ſeinen Perlen karg,
Drum wurde willig deine Bruſt geſtählt. —
Du ſchufſt den Fauſt, und Deutſchland iſt der Fauſt,
Es iſt der weltumſchwung'ne deutſche Geiſt,
Der in beſtaubten Bücherſchränken hauſt
Und baut und baut und dennoch niederreißt.

Zwei Riesenberge, staunet ihr im Leben,
Von aller Welt bestaunet und bewundert;
Denn neben euch vermöchte das Jahrhundert
Kein neues Riesenhaupt so hoch zu heben.
Du ein Vulkan, der glühend sich verzehrte,
Um dann in Trauerwolken aufzurauchen;
Doch er ein Gletscher, der in Ruh begehrte
Das Haupt in Morgenrothespracht zu tauchen;
Du zogest, donnernd aus dem tiefsten Herzen,
Des Geistes Flammen durch die dunkle Nacht
Und Meer und Land bestrahlte deine Pracht.
Er aber ließ um sich die Welschen scherzen,
Die Reize ziehn im friedlichen Kreise,
Die Sonnen spielen auf des Hauptes Eis.

## 3.

## Aus „Stille Lieder.“

### 1) An der Donau.

Und ich sah dich reich an Schmerzen
Und ich sah dich jung und hold,
Wo die Treue wächst im Herzen,
Wie im Schacht das edle Gold,
An der Donau,
An der schönen, blauen Donau.
In den Sternen Gott's geschrieben:
Daß ich finden dich gemußt,
Um auf ewig dich zu lieben,
Und ich las es mir zur Lust
An der Donau,
An der schönen, blauen Donau.
Wieder ward mein Herz blühend,
Der verschmähte todte Strauch,
Knospen kommen feuerglühend,
Nachtigallen kamen auch
An die Donau,
An die schöne, blaue Donau.
Aber balde ziehst du weiter,
Ziehst mit leicht beschwingtem Schritt,
Nimmst zum Himmel mir die Leiter,
Nimmst mir meine Götter mit
Von der Donau,
Von der schönen, blauen Donau.
Wo das Märchen und die Weise
Dich als Schwester kennt und nennt,
Ziehst du hin, du [illegible],
Nach dem bunten Triest,
Auf der Donau,
Auf der schönen, blauen Donau.
Wenn ich denke, daß du scheidest,
Daß so frühe scheiden mußt —
Zieht ein ungemessen Leiden
Grenzenlos durch meine Brust,
Wie die Donau,
Wie die tiefe, blaue Donau.
Wenn ich dann zu Nacht alleine
Dichtend in die Wellen schau —
Steigt beim blassen Mondenscheine
Auf die schmucke Wasserfrau,
Aus der Donau,
Aus der schönen, blauen Donau.
Lockend rauschet das Gewässer
Und sie singt mit süßem Ton:
Dichterkind, dir wär' es besser,
Lägst du tief hier unten schon
In der Donau,
In der kühlen, blauen Donau.

### 2) Knecht und Magd.

Es lüstete nicht den Verwaisten, den Ball in die Lüfte zu schlagen,
Ach, war er doch selber ein Ball, vom Sturme des Schicksals getragen;
Er fing die Vöglein nicht, die singend im Laube nisten,
Er spähte, wie sie, nach Körnern umher, sein Leben zu fristen.
Er schleppte die Dielen hinan die Berge, mit Scheiten beladet,
Den Eimer, mit Wasser gefüllt, und hat erst am Abend gerastet,
Hat frierend den mächtigen Hund um's bergende Lager bereitet,
Das spinnende Kätzlein, das Gott mit wärmendem Felle bekleidet.
Er reifte heran, es ward sein Geschick, sich im Dienste zu plagen,
Im farbigen Kleid ein farbiges Elend im Leben zu tragen;
Zu lächeln im Leid, zu füttern den Hund, zu satteln den Schecken,
Ein Blümlein der Sünde zu Nacht an die Brust des Gebieters zu stecken.
Er dachte mit redlichem Sinn, sein wonniges Liebchen zu freien;
Sie hatte nicht Hände wie Sammt, sie hatte die Dielen zu scheuern,
Es floß statt des würzigen Duft's der Rauch in die wallenden Locken,
Die zarte Sohle, wie schien sie so plump in den bäurischen Socken.
Ihr Bildniß sandte sie nicht, noch Briefe mit seidenen Bändchen,
Er schenkte kein Ringlein ihr und brachte kein girrendes Ständchen;
Sie sahen sich spärlich, sie blieben getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wenn die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.
Sie alterten rasch, doch jugendlich blieb ihr gläubig Vertrauen,
Ihr Hoffen, es war wie die Blümchen im Korn, die schönen, die blauen,
Und daß es [illegible] [illegible] so schaust's am sonnigen Morgen
Ein [illegible], ein Eheglück, ein Altersglück verborgen,
Ach, nur im Traume schien's den [illegible] Seelen,
Als würden sie dienen nicht mehr, als dürften sie selber befehlen!
Ihm war's, als ein Bürger vor ihm den Hut in Demuth gerückt
Und freundlich Herr ihn genannt und tief vor ihm sich gebückt.
Und als sie gespart und zusammengescharrt die Kreuzer und Gulden
Und als sie den Priester gefragt nach jahrelangem Gedulden,
Da kauft sie die Spindel, den Flachs, um schneeiges Linnen zu spinnen,
Da kauft er die Hütte, mit Rohricht gedeckt, und sie wohnten darinnen,
Sie starrten in's zögernde Licht, die Alten, die Endlichvereinten;
Es war nicht die Wonne der Liebe, daß sie nun lachten und weinten:
Das war ja vorüber, sie waren getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wenn die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.
Sich küssen! sie thäten es schämig! Sich necken! Sie thaten es leise!

Ach, Blumen waren es wohl, doch waren es Blumen im Eiſe;
Ein Tanz auf Krücken, o Gott! ein armer verfallener Falter,
Der halb ein blühendes Kind und halb ein verwelkender Alter.
Es iſt nicht Wonne der Liebe, daß ſie nun jauchzen und beben.
Nein! nur daß am eigenen Herd die eigenen Pfähle ſich heben.
Nur Gott iſt ihr Herr, der die Sterne heraus zu leuchten, wenn's nachtet,
Den Knecht, der die Kette zerbricht, mit ſeligem Auge betrachtet.

### 4.

## Aus „Ungariſche Melodieen."

### Das rothe Lied.

Sechs dreijährige Hengſte ziehn
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzoſen
Stolz im goldenen Wagen drein.
Träumt, auf's Haupt die Krone zu heben,
Flammet ſein Antlitz lichterloh;
Von der Heimat muthigen Reben
Träumt der Herzog von Bordeaux.
Nachdem die Weiſen laut und luſtig,
Zogen die Geiger, hielt der Sand,
Zogen an einer Schenke vorüber
Einſam gebettet im Haideland.
Aus dem Gehöft mit flatternder Mähne
Stürzen Zigeuner mit Weib und Kind;
Herr, du hebſt, und nimmer wähne,
Daß wir Räuber und Mörder ſind.
Ehrlich ſind wir, fromme Chriſten,
Von den Händen in den Mund
Leben wir, arm und ſtill und niſten
Heimatlos auf fremdem Grund.
Heiter, beherzt das Inſtrumente
Jauchzt wie ein Lied mit Macht und Pracht,
Daß ein verirrter fremder Studente
Lauſcht auf der Haide bei Nebel und Nacht.
Feuriges und Liebes hat er gepfiffen,
Herr, wir haben die Melodie
Flugs auf den Saiten nachgegriffen,
Keiner lernt der Zigeuner ſie.
Was uns ſo bang an jenem Abend,
[illegible]! und Niemand wußte warum!
Weiber, keine Rede habend,
Schlichen um unſre Hütten herum.
Wünſchend der Nacht des Herrn Schwingen,
Wünſchten mit Schmerzen den Sonntag her,
Da wir wollten das Liedlein ſingen,
Hochroth, ſchön, wie keines mehr.
Da wir's ſpielten friſch in der Schenke,
Hat der Wirth mit den Gäſten gezecht,
[illegible] Krug in's Gehirn das Getränke
Und ein Herre ſchien der Knecht. —
Traurig lacht er und nickt und winket,
Und ſie geigen mit mächtigem Zug —
Und er jubelt, die Thräne blinket,
[illegible] ruft er: Genug — genug!
Und er ſchleudert die Blumen zur Erde
Und es rinnen die Augen aus —
Schaut die Haide mit banger Geberde
Ringen und ſchwinden das goldne Haus.
Was ihn ſchmerzt, wer kann es wiſſen!
Was ein ſchönes Lied verſpricht!
Daß es ein Zauberband zerriſſen,
Aber die herrlichen Saiten nicht.
Daß es den Ohm vom herrlichen Throne,
Freiheit predigend, trug zum Schaffot;
Daß es dem Ohm die theure Krone
Niedergewettert, ein Blitz von Gott;
Daß er ſelber ein flüchtiger König —
Gellt ihm Allons enfants! in's Ohr.
Singt auf den Haiden unaufhörlich
Ihm des Zigeuners Geige vor. —
Sechs dreijährige Hengſte ziehn
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzoſen
Traurig im goldenen Wagen drein.

### 5.

## Aus „Lieder vom armen Mann."

### Anna Marie.

Zertrümmert iſt ihr Fenſterlein,
Kein Meiſter will es verglaſen;
Sie leimt davor ein weißes Blatt,
Der Regen ſchäumt und macht es ſatt,
Die Stürme blaſen und raſen.
Ach, Anna Marie, ſie kann nicht mehr
Im Kranze die Röslein binden,
Denn ihre Schmach iſt laut und groß:
Ein Knäblein wimmert in ihrem Schooß —
Der Vater, wer will ihn finden?
„Was trug ſie das Näschen ſo ſtolz zur Schau!"
So eifert die Wittwe drüben;
„Was trug ſie die Blumen von Haus zu Haus!
Nun ſelber geknickt und zerpflückt heraus" —
So geifert die Jungfer drüben.
Sie hat ihn geliebt, den leichten Mann,
Nun lebt er im fremden Lande;
Doch ruht er an dieſer und jener Bruſt
Und liebelt und ſchwärmt — und hat die Luſt —
Die Mädchen haben die Schande.
O, dieß gebrochene Knöſpelein,
Um das die Wetter grollen, —
Die Armuth, die ſo ehrlich blieb —
Sie hätten dem frechen Ehrendieb
Zum Herzen ſprechen ſollen.
Es kam des geadelten Wechslers Frau
Mit einem Junker wieder,
Sie ſuchte die Amme mit reichem Gewinn,
Mit begehrlichem Blick, mit Huld im Sinn
Und auf den Lippen die Lieder.
Nun, Anna Marie war jung und mild;
Am Lieben wird's nicht fehlen:
Sie hat ja geliebt, drum kennt ſie den Traum
Vom [illegible], vom knoſpenden Baum
Und von den bezauberten Seelen.
Sie gibt ihr ſprudelnd geſundes Blut
Dem kleinen durſtigen Praſſer;
Die Frucht von ihrem eigenen Leib
Ernährt ein ärmliches Bauernweib
Mit Schlägen und mit Waſſer.
Der Junker gedeiht; die Mutter jauchzt,
In Thränen lächelt die Amme;
Sie kauft mit ihrem geringen Lohn
Das Hemd und das Kleid dem fernen Sohn,
Dem hingeopferten Lamme.
Und darf ſie des Sonntags zum Kind hinaus,
Den Säugling an den Brüſten,
Und ſieht das bleiche verkümmerte Bild;
Dann iſt's ihr, ob die Himmliſchen wild
Nur ewig ſie ſtrafen müßten!
Sie hätſchelt und küßt mit zitternder Gier
Und weint auf den Kleinen —
Der kennt und will die Mutter nicht —
Ach, und an ihre traurige Pflicht
Mahnt ſie des Junkers Weinen.
Die Wochen gehn, das Jahr iſt um

Und um iſt ihre Pflege.
Man ſchreibt ihr in's Zeugniß: ehrlich und gut,
Man ſchenkt ihr einen verwitterten Hut —
Kann gehen ihrer Wege.
Ihr Kind iſt todt. Sie will ſie nicht
Zu Kränze die Myrten brechen.
Da kommt ein altes Weib daher:
„Mein Töchterchen, Dienen iſt gar ſo ſchwer —
Was willſt du bei den Schächern!
„Ich hab' ein herrliches Kämmerlein,
Hab' Perlen für die Haare,
An Eſſen und Trinken fehlt es nie,
Die Luſt iſt groß!" — O Anna Marie,
Daß Gott dich in Gnaden bewahre!

## 88.

## Ferdinand Freiligrath.

### 1.

### Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren!

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemens glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl dieſe Hand;
Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethro's dämmerndes Gebiet;
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Raſt bei dem Buſche, der geglüht;
Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus
Strömt' ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Geſängen aus;
Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein großes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrſcht' ich, ein Zauberer, im Sand.
Nomaden ſind ja meine Leſer,
Zu deren Geiſt die Wildniß ſpricht,
Die vor dem Samum, dem Zerſtörer,
Sich werfen auf das Angeſicht;
Die allzeit auf den Roſſen hängen,
Abſteigend nur am Wüſtenbronn;
Die mit verhängten Zügeln ſprengen
Von Aden bis zum Libanon;
Die Nachts, als nimmer müde Späher,
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anſchau'n des Himmels goldne Schrift;
Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sina's glanzverlornen Höhn,
Die oft des Wüſtengeiſtes Schemen
In Säulen Sandes wandeln ſehn;
Die durch den Riß oft des Geſteines
Erſchau'n das Flammen ferner Stern —
Ha, Männer, denen gleich wie meines
In heißen Schädeln brennt das Hirn.
O Land der Zelte, der Geſchoſſe!
O Volk der Wüſte, kühn und ſchlicht!
Beduin, du ſelbſt auf deinem Roſſe
Biſt ein phantaſtiſches Gedicht!
Ich irr' auf mitternächt'ger Küſte;
Der Norden, ach! iſt kalt und klug.
Ich wollt', ich läg' im Sand der Wüſte,
Gelehnt an eines Hengſtes Bug.

### 2.

### Löwenritt.

Wüſtenkönig iſt der Löwe! Will er ſein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen;
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauſcht das Laub der Sykomore.
Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte wechſelnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einſam ſchweift durch die Karroo,
Wenn im Buſch die Antilope ſchlummert und am Strom das Gnu:
Sieh! dann ſchreitet majeſtätiſch durch die Wüſte die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen ſie die heiße, ſchlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt ſie durch der Wüſte nackte Strecken,
Knieend ſchlürft ſie langen Halſes aus dem ſchlammgefüllten Becken.
Plötzlich regt es ſich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marſtallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürſt beſtiegen?
In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne;
Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt.
Sieh! wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!
Sieh! die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen;
Starr aus ihrer Höhlung treten ihre Augen; rieſelnd fließen
An dem braungefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die ſtille Wüſte klopfen.
Gleich der Wolke, deren Leuchten Iſrael im Lande Yemen
Führte, wie ein Geiſt der Wüſte, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine ſandgeformte Trombe in der Wüſte ſand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her!
Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberiſch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.
Zagend auf lebend'gem Throne ſehn ſie den Gebieter ſitzen,
Und mit ſcharfer Klaue ſeines Sitzes bunte Polſter ritzen;
Raſtlos, bis die Kraft ihr ſchwindet, muß ihn die Giraffe tragen!
Gegen einen ſolchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüſte Saume [illegible] ſie hin und [illegible].
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speiſe.
Ueber [illegible], fern am Ufer, ſieht man [illegible] glimmen.
So verſchmachtet der Thiere König nächtlich ſeines Reiches Grenzen.

### 3
### Mirage.

Mein Auge [illegible] ermattend des Hafens wimmelndes Gewirr,
Doch keines [illegible] ſich auf meines Pfades [illegible].
„Von reinen Wellen hör' ich oben in einer [illegible] Nacht;
Ein Bild aus dem Gebiete [illegible], das [illegible] Schmuck hervorgebracht!" —
Wohlan, ich trage meine [illegible] in's [illegible] meiner ſichern Hand!
Die Wimper ſinkt, die Schläfe [illegible] — ſieh da, die Erde glüh'nder Sand!
Die [illegible] drücken [illegible] des [illegible], wenn ich [illegible] bin;
In [illegible] des [illegible] und die [illegible].
Wie [illegible] durch das [illegible]! Von [illegible] und [illegible].
[illegible] — [illegible] der [illegible]!
Die [illegible], im [illegible] [illegible] Oberfläche
Und des [illegible] entlangt dem [illegible] mit [illegible].
Sie [illegible] im [illegible], wo ſich [illegible] und [illegible];
[illegible] hat ſie [illegible] der [illegible]!
[illegible] Wüſt' [illegible] in der [illegible].
Was ſie [illegible]. Wie am [illegible] es die [illegible].
Das [illegible] — wie zum [illegible] ein [illegible]!
Auf dem [illegible], [illegible] die [illegible].
Die [illegible] Wüſt' dem [illegible].
Den in des [illegible] Fuß ein [illegible].
Und [illegible] der [illegible];
[illegible], [illegible] und [illegible], die [illegible].
Wer iſt es, der den [illegible] mit [illegible]?
Es iſt der [illegible] und [illegible].
Die [illegible], Gott [illegible], er blieb [illegible].
[illegible] an ſeinem Gurtel ſich gehängt.
Wie [illegible] die Augen noch, als er ſie [illegible] auf's [illegible]!
[illegible] die Wüſte ſie, wie man am [illegible] ein [illegible].
Der [illegible], den [illegible] der [illegible] Schweiß [illegible].
Er wird vom [illegible] Geleit der [illegible].
Er [illegible] ſich in der [illegible], er [illegible] der [illegible] Thau;
Mit ſeinem [illegible] er die [illegible] der [illegible].
Und auch der Emir [illegible]: — das Blut im [illegible] und [illegible].
Sein Auge [illegible] und [illegible].
Mit einem letzten [illegible] er die [illegible].
Und plötzlich [illegible] mit [illegible] in's [illegible] er [illegible].
Sie aber [illegible] um. — Ha, was iſt das? — Du [illegible]?
Der Himmel, der vom [illegible] — ſieh da, er [illegible] ſich im [illegible]!
Wo blieb der Wüſte [illegible]? — [illegible]!
Es iſt ein Schimmern, wie des Meeres, das ſich am [illegible]!
Es [illegible] wie ein Strom; es [illegible]!
Ein [illegible], [illegible] es; — [illegible] der Nil!
Doch nein, [illegible] — iſt es [illegible]?
Wo, oder wär' es gar das Meer mit [illegible]?
[illegible]! 's iſt Waſſer ja! Wach' auf! [illegible].
Wach' auf, o Herr, und [illegible] und [illegible]!
Ein [illegible], ein [illegible] und [illegible]!
Die [illegible], [illegible] die [illegible]!
Am [illegible] Thore [illegible] Wehr;
Den [illegible] und [illegible] von [illegible];
Auf ihrer [illegible] ſich [illegible] Schiffe [illegible].
Und [illegible] ſie [illegible] und [illegible].
[illegible], meine [illegible]! Wach' auf, [illegible] die [illegible]!" —
Noch einmal hob er ſeinen Blick; dann [illegible]: „die [illegible]!
Ein [illegible], [illegible] als der Strom! [illegible]."
Er ſchwieg — das Meer verſchwand — auf ſeine [illegible] das Weib! —
Im [illegible] von [illegible] der [illegible];
Des [illegible] in [illegible] Ohr.
Auf [illegible], als das [illegible] mit [illegible].
Er [illegible] zum [illegible].

### 4
### An das Meer.

O Meer, verließeſt du nicht den [illegible],
Den heil'gen Purpur, [illegible] Wogen [illegible],
Den [illegible] und [illegible]?
O [illegible] Meer, lag nicht in deiner grauen Flut
Die [illegible], die mit [illegible]
[illegible] des [illegible]?
O du, des [illegible] Sohn,
Purpur, [illegible] du nicht [illegible] Thron
Im Land der [illegible] und der [illegible]? —

O Meer, dein dunkler Schooß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; iſt nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarſt du nicht ſelbſt Aphroditen?
Ja, du biſt reich! ich ſah bis auf den Grund dich, Meer!
Wie dem von Tyros du die Muſchel gabſt, daß er
Den Purpur auf die Wolle drückt:
So haſt du meinem Blick dein Innres aufgethan,
So liehſt du im Geiſt mich deine Pracht empfahn,
Auf daß ſie meine Lieder ſchmücke.
Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruhn,
Die Perle, die man einſt in dich verſenkt, die Truh'n,
Die durch das blaue Waſſer blinken;
Die Drachen, deren Mund bläuliche Flammen ſpeit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Schaalſchneckenbett
Das anvertraute Gut behüten;
Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umſpannt, die keine Augen ſahn,
Als meine, die mit ihren Jungen
Das Eis des Nordpols leckt! — es ſchmilzt von ihrem Hauch,
Die Gleicherſonne ſengt durch's Waſſer ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umſchlungen;
Die Städte, die dein Mund in deine Tiefe riß —
(Als Wächter fletſchen am Thor den Fremden das Gebiß
Meermänner mit blutigen Blicken —);
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mond beißend verſchluckt,
Wenn er vom Himmel ſinkt in Stücken;
Das Grab Neptun's, in das, als er geſtorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als jeder ſich an Heil'ge wandte,
An Fiſchefänger auf dem See Genezareth
Und nicht an ihn mehr, dem der Achäer das Fett
Von bunten Stieren einſt verbrannte —
Sein Grab, in welches ihn ertrunkne Römer und
Hellenen — ſie auch, die der rothgefärbte Sund
Bei Salamis verſchlang — begruben,
Sich drüber legten und — o welch ein Leichenſtein! —
Aus ihrem eigenen vermoderten Gebein
Dem todten Gott ein Mal erhuben;
Die Flaſchen, die der Ring des Salomo verſchloß,
Die ſeit Jahrtauſenden dein Waſſer ſchon umfloß;
Die Krüge, gläſern oder irden,
In denen Geiſter ſind, entſetzlich von Geſtalt,
Die, losgelaſſen, ſich, o Weltmeer, mit Gewalt
In lichte Flammen legen würden: —
All' hab' ich es geſehn! — du haſt dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Scheiden.
Du leihſt den Purpur mir: mein Lied iſt das Gewand,
Auf dem er glühen ſoll, ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben.
Sieh, wie es funkelt! Seh, ſchon glänzt es purpurroth,
Schon glühet es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China ſchmückt vor Canton!
Schon geht es, buntgeſchuppet, in ſeiner Pracht einher;
Dem Goldfiſch iſt es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich ſonnt im Buſen von Biscaya.

## 5.

## Fieber.

„Nur Waſſer, o! das kühlt! — die Plage
Fällt nachgerade mir zur Laſt!
Das Maul des Arzts und ſeine Klage
Sind mir bis in den Tod verhaßt!
Jetzt an den Puls, jetzt eine Pille —
Fort mit der Hand, armſel'ger Tropf!
Ja, Waſſer, Waſſer! Eiſe, Eiſe! —
Du Narr, das Glas bis an den Kopf!

Endlich, der Zauber iſt bezwungen!
Mein treuſter Wurf hat ihn gebannt,
Dem Wüſtenwolf bin ich entſprungen —
O, welch ein Schweben! welch ein Land!
Der Wald von Duft durchzogen! golden!
Die Sonne birgt ſich — der Strom!
Das Feld voll ſammtverſtäub'ger Dolden!
Der Himmel ein ſaphirner Dom!
Wie liegt ſich's unter dieſen Bäumen!
Ach, ich bin matt! wie weht mein Haar!
Zu trinken! — Ha, Pokale ſchäumen
Von Mädchen reichen ſie mir dar!
Ach, laßt mich ſchlummern! — Sie bekränzen
Die Stirne mir; die ſchlanken Arm'
Umfängt mich; iſt das Schwerterglänzen?
Zurück, ohnmächt'ger Sklavenſchwarm!
Wer will in meiner Ruh' mich ſtören?
Ich grinſ' ihn an, ich ſtreck' ihm Hohn
Und dieſe Klinge ſoll ihn lehren,
Was er gewagt mit ſolchem Drohn.
Erſchallt, Trommeten! Singt, Janitſcharen!
Beduinenvolk, heran! Flinten, Pracht!
Auf ihren Schimmeln reiht die Schaaren
Der Schwärmer auch, vorwärts zur Schlacht!
O ſeht, wie perlet aus den Wunden
Das Blut, wie ſteigt es himmelan!
Die Streiter alle ſind verſchwunden,
Ein Blutmeer überſchwemmt den Plan.
Wie brauſt es! Hilf, daß ich entrinne!
Vor meinem Aug' ſchwimmt's purpurroth.
Die Flut ergreift mich — mitten inne
Auf einer Inſel ſteht der Tod.
Zu ſeinen Füßen ſpült die Welle
Mich auch; — laß ab, laß ab! — Das Thor,
Des Himmels dort, hier das der Hölle!
Und neben ſteigt ein Riff hervor.
Er winkt mich mit verruchtem Lachen
Den Armen zu — ſie packen mich!
Des Himmels Engel und die Drachen
Der Hölle ſtreiten ſich um mich.
O Gott, o Gott! — wie ſie mich recken!
Ihr glaubt wohl, daß ihr Eiſen ſchreckt?
Hierhin und dorthin! — Flammen lecken
Und unter mir aufzuckend gähnt
Das ew'ge Nichts! — Wohin entrinn' ich?
Sie laſſen los, ſie ſtürzen doch
Mich in den Abgrund — ha, wo bin ich?
Bei euch! ſeid ihr es? o, bleibt noch!
O geht nicht fort! — da kommt er wieder!
Seht ihr ihn nicht? Es iſt der Tod!
Er beugt ſich grinſend zu mir nieder;
O, ſteht mir bei in dieſer Noth!
Zurück! was legſt du mir die Kehle
Auf's Haupt? — ein Tuch zu decken? — Weich,
Daß meine Seel' der Teufel hole,
Wenn ſie hinausfährt! — Waſſer doch!“
Wahnſinnig ſprang er auf vom Lager,
Pochend die Bruſt, die Fauſt geballt,
Die Augen rollend, ſchlaff und hager
Die halbbekleidete Geſtalt.
Wirr um die bleichen Schläfe hingen
Die Haare; brennend, bräunlich roth
Das Antlitz. „Tod, nun laß uns ringen!“ —
Er ſank zuſammen, er war todt!

## 6.

## Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kiſſen
Ruht die Jungfrau, ſchlafbefangen,
Tiefgeſenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binſenſtuhle
Steht der Kelch, der reich geſchmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, friſchgepflückte.
Brütend hat ſich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergoſſen,
Denn der Sommer ſcheucht die Kühle
Und die Fenſter ſind verſchloſſen.
Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leiſes Flüſtern;
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauſcht es lüſtern.
Aus den Blüthenkelchen ſchweben
Geiſtergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen ſie und Schilde.
Aus dem Purpurſchooß der Roſe
Hebt ſich eine ſchlanke Frau;
Ihre Locken flattern loſe,
Perlen blitzen drin, wie Thau.
Aus dem Helm des Eiſenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.
Auf der Haube nickt die Feder
Von dem ſilbergrauen Reiher.
Aus der Lilie ſchwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', iſt ihr Schleier.
Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger ſtolz gegangen;
Licht auf ſeinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.
Prangend aus der Kaiſerkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet ſeine Jäger.
Aus den Blättern der Narziſſe
Schwebt ein Knab' mit trübern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küſſe
Auf des Mädchens Mund zu drücken.
Doch um's Lager dreh'n und ſchwingen
Sich die andern wild im Kreiſe,
Dreh'n und ſchwingen ſich und ſingen
Der Entſchlafnen dieſe Weiſe:
„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Haſt du grauſam uns geriſſen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, ſterben müſſen.
O, wie ruhten wir ſo ſelig
An der Erde Mutterbuſen,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenſtralen heiß uns küßten;
Wo uns Lenzeslüfte fächelten,
Unſre ſchwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen ſpielten,
Unſerm Blätterhaus entſteigend.
Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh' wir ſterben,
Mädchen, trifft dich unſre Rache!“
Der Geſang verſtummt; ſie neigen
Sich zu der Entſchlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leiſe Flüſtern wieder.
Welch ein Rauſchen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geiſter es umhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!
Da begrüßt der Sonne Aufblick
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kiſſen ſchlummert
Kalt die lieblichſte der Leichen.
Eine welke Blume ſelber,
Noch die Wange ſanft geröthet,
Ruht ſie bei den welken Schweſtern —
Blumenduft hat ſie getödtet!

### 7.

### Prinz Eugen, der edle Ritter.

Zelte, Poſten, Werda-Rufer!
Luſt'ge Nacht am Donauufer!
Pferde ſtehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner ſchwer.
Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen ſeiner Pferde
Liegt das Oeſtreich'ſche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tſchakos weht die Feder,
Leutenant würfelt und Cornet.
Neben ſeinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiſerliche Feldſtandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!
Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz' dem ganzen Heere
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch geſetzt die Noten;
Drum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!“
Und er ſingt die neue Weiſe
Einmal, zweimal, dreimal leiſe
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:
„Prinz Eugen, der edle Ritter!“
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart ſtreichen
Und ſich auf die Seite ſchleichen
Zu der Marketenderin.

### 8.

### Der ausgewanderte Dichter.

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horſten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte ſchüttelnd.
Ich wohne förder einſam in den Forſten,
Die Menſchen fliehend und die Föhren rüttelnd.
Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege,
Von keinem Herde bin ich dort geſchieden;
Mein erſtes Haus mit Hammer und mit Säge
Bau' ich mir ſelber bei den Atlantiden.
Kunſtlos und rauh; — vom Felſen reiß' ich Farren-
Und andrer Kraut, daß ich die Fugen ſtopfe;
Die moos'ge Rinde laß' ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.
Ein leiſes Wehn ſpielt mit den dürren Blättern —
Geiſt dieſer Wälder, ſei mit meiner Hütte,
Daß ſie Orkan und Blitze nicht zerſchmettern,
Daß ſie der Schnee des Berges nicht verſchütte!
Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß ſie nicht gleich ſei dieſer Spur der Klaue
Des Elenthieres auf dem Schneegefilde!

In einer ſolchen Werkſtatt iſt gut zimmern.
 Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze;
 Die Büſche blitzen und die Zweige ſchimmern,
 Und jede Tann' iſt eine ſtarre Lanze.
Mit rieſ'gem Nacken an den Himmel ſtemmen
 Die Berge ſich; ſtill, doch belebt, die Auen.
 Am Strome drunten, auf den ſchnee'gen Dämmen,
 Seh' ich den Biber ſeine Hütten bauen.
Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Renngeweihen;
 Der Biſon bückt ſich, daß den Schnee er lecke;
 Das Birkhuhn ſchwirrt und von der Hinde ſcheuen
 Hufſtritten ſtäubt des Bodens Flockendecke.
Der bunte Luchs tritt dreiſt aus ſeiner Höhle;
 Der Trab des Elens donnert durch die Föhren —
 Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
 Ich dicht' es dämmernd — doch wer wird es hören!

---

Hinaus, hinaus! der Frühling iſt gekommen,
 Der Schnee des Winters rieſelt von den Kuppen;
 Der Alligator iſt an's Land geſchwommen
 Und ſonnt am Ufer ſeine grünen Schuppen.
Die Fiſche ſpringen und die Vögel ſchlagen;
 Die Knoſpen berſten und die Kräuter ſchießen;
 Die Wipfel all', auf denen Tauben klagen,
 Streu'n ihre Blüthen ſäuſelnd mir zu Füßen.
Die Hirſche wandeln thalwärts mit den Kühen;
 Die Auerhähne ſchütteln ihre Kämme.
 Mit ihrem Hofſtaat durch die Büſche ziehen
 Die Königinnen wilder Bienenſtämme.
Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
 Friſch in den Wald! umrankt mich, ihr Ranken
 Und ſegnet mich! — ein Weiſel will ich ſchweifen,
 Umſchwärmt von meinem Hofſtaat, den Gedanken.

---

Oft wandl' ich Abends auf die ſteilſten Höhen,
 Einſam mit meinem Lied' und meinem Grimme,
 Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
 Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.
Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
 Die ich mit Freunden hundertmal geſungen,
 In dieſe Wälder hab' ich ſie getragen,
 Drin nie zuvor ein deutſches Lied erklungen.
Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
 Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
 Wie flüſterten der alten Bäume Wipfel,
 Als ſie vernahmen Ludwig Uhland's Lieder!
Wie ſtutzten und hoben ihre Hörner
 Die Hirſch' im Thal, als auf den Bergen oben
 Sich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
 Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!
O, ſchmerzlich klang wohl manches mir, dem Wandrer!
 Hier Heimatlieder! — dennoch, als ſie klangen,
 Stand ich, ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
 Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

---

Ich lag heut Nacht in ſüßen, ſtillen Träumen
 Von meiner Heimat und von meinen Lieben;
 Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
 Wo ich wohl wünſchte, daß ſie mich begrüben.
Der Todten und der Lebenden Geſtalten,
 Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
 Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
 Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.
Ich fuhr empor: es war mein Jagdgefährte:
 „Du ſchliefſt wohl tief, daß gar Nichts du vernommen.
 Komm! denn wir ſind den Biſons auf der Fährte
 Und durch den Winipeg ſind ſie geſchwommen.“

---

Ich bin nun lange drüben wohl vergeſſen;
 Wer jetzt noch lauſchte meinen erſten Klängen?
 Ich wäge ſinnend meine Wehr, indeſſen
 Gewappnet Andre in die Rennbahn ſprengen.
Im Geiſt erblick' ich ihrer Roſſe Bäumen
 Und ihrer Helme Federbuſchgezitter;
 Es rüttelt mich aus meinen tiefſten Träumen
 Der Klang des Schwertes, das ſie ſchlägt zum Ritter.
Nehmt hin den Dank! — ich hab' ihn abgeſchworen! —
 Und doch beim Blitzen eurer Harniſchzierde
 Und beim Erklirren eurer goldnen Sporen
 Erwacht in mir die alte Kampfbegierde.
Denn nicht verroſten ließ ich meine Waffen;
 Ich weiß ſie rüſt'ger, als vordem, zu ſchwingen;
 Noch einmal möcht' ich mich zuſammenraffen
 Und auf dem alten Tummelplatze ringen.
Mein Schwert geſchliffen hab' ich in der Oede,
 Bewehrt mit Liedern hält ſich meine Rechte,
 Ich bin bereit zu einer Geiſtesfehde —
 Wie, wenn ein Schiffer mein Cartel euch brächte!
Wohlan, zum Wettſtreit meine Lenden gürt' ich;
 Ihr, in den Schranken, prüfet meine Wehre!
 Sprecht zu den Rittern: „Er iſt ebenbürtig,
 Sein Tomahawk iſt würdig eurer Speere!“

---

Ich ſonne mich im letzten Abendſtrahle
 Und leiſe ſäuſelt über mir die Rüſter.
 Du jetzt, mein Leben, wandelſt wohl im Saale,
 Der Teppich rauſcht und ſtrahlend flammt der Lüſtre.
Nun Alles naht ſich, feiernd dich zu grüßen,
 Und Alles huldigt deiner milden Schöne,
 Sie legen Alles, Herrin, dir zu Füßen,
 Auf daß dein Lächeln dieſen Abend kröne.
O, laß es dringen auch in dieſe Wildniß,
 Send' es herüber tauſende von Meilen!
 Vor meine Seele treten laß dein Bildniß;
 Zuckt auch mein Herz — es wird ja doch nicht heilen!
So in des Kreiſes athemloſer Stille
 Mit deiner Harfe ſaßeſt du vor Zeiten!
 Das iſt dein Auge! — deiner Locken Fülle
 Ergießt ſich dunkel auf die lichten Saiten.
Das iſt dein Singen. Durch die prächt'gen Räume
 Glühend und innig fluten meine Lieder! — —
 Im Abendwinde ſchütteln ſich die Bäume;
 Schwarz auf den Urwald ſenkt die Nacht ſich nieder.

---

Allein, allein! — und ſo will ich geneſen?
 Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
 Allein, allein! — o Gott, ein einzig Weſen,
 Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!
In meinem Dünkel hab' ich mich vermeſſen:
 Ich will ſie meiden, die mein Treiben ſchelten;
 Mir ſelbſt genug will ich dieß Volk vergeſſen;
 Fahr' hin, o Welt! im Herzen trag' ich Welten! —
Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
 Mein Herz iſt einſam und mein Aug' iſt trübe.
 Es reuet mich, was frevelnd ich geſprochen;
 Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.
Allein, allein! — und ſo will ich geneſen?
 Allein, allein! — und das der Wildniß Segen!
 Allein, allein! o Gott, ein einzig Weſen,
 Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen! —

---

Die Indianer ſitzen um die Flamme
 Und ſchüren düſter ſie, ſchweigſame Schürer.
 Da plötzlich — wohl der Aelteſte vom Stamme —
 Spricht zu den Andern alſo einer ihrer:
In Frieden ruh' er, den wir heut begruben
 Dort, wo den Urwald ſäumet die Savannah!
 Nie einem Weißen, dieſem gleich, erhuben
 Ein Mal vom Lorenz wir zum Suſquehannah!
Er war nicht, wie die Andern ſeiner Farbe;
 Drum zu den Rothen hat er ſich geſchlagen.
 In unſern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
 Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was macht' ihm ſein? — mit ſeinen Jagdgeräthen
Stand oft er ſinnend unter einem Baume
Und ſtarrt' er ſeitwärts in das Holz und treten,
So fuhr er auf und folgt' uns wie im Traume.
Auch fand er einſam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büſche ſahn ihn die Genoſſen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen floſſen.
Der Worte keines haben wir verſtanden,
Doch deutlich ahnten wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.
Verſtanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns Reiz, zu hören ſie, verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schildes, den im Wind der Aſt ſchlägt, dran er hanget.
Und um ſich ſchaut' er, war er nun zu Ende,
Und ſah erſt recht, daß Keiner ihn vernommen.
Dann ſenkt' er ſtumm ſein Antlitz in die Hände
Und iſt zum Wigwam ſtill zurückgekommen.
Zu Vätern zog er, den wir nicht mehr ſehen!
Laßt eine Hütt' auf ſeinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt weſtwärts, denn ſein letztes Flehen
War: „Krieger, o, nach Morgen laßt mich ſchauen!“

## 9.

## Vom Harze.

(Neuere Gedichte, 1843.)

O ſtille, grüne Heide!
Die Blätter flüſtern ſacht;
Der Hirſch hat ſeine Ruhe
Zum Waldrand ſchon gebracht.
Zum Waldrand in die Saaten!
Da ſteht und dampft er ſchon!
Im Buſch ruhn die Koſſathen,
Der Vater und ſein Sohn.
Der Alte wiegt in Händen
Den roſt'gen Flintenlauf.
„Ein Hirſch von vierzehn Enden!
Fritz, Schwerenoth, halt' drauf!“
Der Junge drückt — ein Knallen —
Das heiß' ich gute Pirſch!
Sie ſehn zur Erde fallen
Den vierzehnend'gen Hirſch.
Aufſtöbern rings die Rüde —
Der Alte ruft: „O Glück!“
Stürzt vor und ſtemmt die Kniee
Auf das erlegte Stück.
„Ei, Burſch, du zielteſt wacker,
Sieh ſelber, grad' auf's Blatt!
Gott ſegn' es unſerm Acker!
Der frißt ſich nicht mehr ſatt.
Dem iſt kein Korn mehr nütze,
Der biegt kein Hälmlein mehr.
Der — nun, was gaffſt du, Fritze?
Raſch, gib die Stricke her!
So — Fuß an Fuß gebunden!
Fühl' doch, er wird ſchon kalt.“ —
Da tritt mit Beil und Hunden
Der Förſter aus dem Wald.
Hilf Gott! — Der kennt die Schliche!
Nun gilt's! Aufſpringt das Paar,
Reißt aus und läßt im Stiche
Die Doppelläufe gar.
Der Förſter bleibt nicht hinten,
Nachruft er: „Steh', Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
Hab' ich die Schützen nicht?“
Umſonſt! — Da raſch zur Wange
Hebt er der Büchſe Wucht;
Zielt kalt und feſt und lange —
Was — Menſchen? — auf der Flucht?
Gleichviel! er drückt — ein Knallen —
Hollah, das heiß' ich Glück!
Den Alten ſieht er fallen,
Er traf ihn in's Genick.
In ſeiner eignen Gerſte
Da liegt der knochige Mann;
Als ob das Herz ihm berſte,
Aufſtöhnt er dann und wann.
Sein Blut, dem Wamms entquollen,
Rinnt ab in Furch' und Spur,
Warm ſickert's durch die Schollen —
Was denkt die Lerche nur?
Sie ſitzt im ſtillen Neſte,
Da ſchießt das Blut herein!
Aufſchwirrt ſie gleich zur Veſte,
Blut an den Flügelein!
Sie läßt vor Gott es blitzen
Im erſten Sonnenblick,
Sprengt auf die Halmenſpitzen
Es ſchmetternd dann zurück.
Das iſt ein kräftiger Regen,
Das iſt ein koſtbar Sprühn!
Das iſt ein Lerchenſegen
Der macht die Saaten grün!
Der tropft auch auf den Jungen,
Der herraſt über's Feld
Und heulend dann umſchlungen
Den todten Vater hält.
Fort, Burſch! Was noch umklammern
Die ſtarre Mannsgeſtalt!
Fort nun und laß dein Jammern —
„Fühl' doch, er wird ſchon kalt!“
Zurück vom blauen Munde
Mit deinem rothen! — Sieh',
Ankeuchen ſchon die Hunde —
Herrgott, zum „Halali!“ —
Stracks ruhn auf einem Karren
Der Hirſch und auch der Mann.
Zum Roth- und Schwarzwildſcharren
Fort geht es durch den Tann;
Fort geht's in einer Hetze,
Der Förſter pfeift und lacht —
Warum nicht? — Die Geſetze
Vollſtreckt' er nur der Jagd!
Drum macht ihm keine Trauer
Des Jungen wild Geknirſch —
Vergeſſen wird der Bauer,
Gegeſſen wird der Hirſch!
Ihm ſelbſt wird die Medaille; —
Ja ſo, das fehlte noch:
Den Fritzen, die Canaille,
Wirft man in's Hundeloch.
Da ſtarrt er trüb durch's Gitter;
Ein Lei'rer ſteht am Thor,
Der ſingt zu ſeiner Zither
Ein Lied den Leuten vor:
„Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd!“

## 10.

## Im Irrenhaus.

Nun noch in dieſe Kammer tritt! —
Ein einzig Fenſter gibt ihr Helle.
Starr wie ein Steinbild von Granit
Daſteht der Inſaß dieſer Zelle.
Daſteht er wie ein Todter ſchier —
Nichts, was ihn ſtörte, was ihn weckte!
Sein gläſern Auge funkelt hier
Wie Macbeth's, als ihn Banquo ſchreckte.

Da jach kommt Leben in den Stein!
Er ſpringt zurück — was muß er ſchauen?
Von wannen nur dringt auf ihn ein
Haarſträubend dieſes wüſte Grauen?
Er hält die Hände ſchirmend vor,
Als ſäh' er Schwerter oder Flammen;
Er ſchüttelt ſich und heult empor
Und bricht mit Klagelaut zuſammen.
Und ruft: „Hab' ich euch doch erreicht!
Was braucht ihr fürder mich zu quälen?
Wer ſchickt euch, daß ihr mich verfolgt,
Blutrünſtige Gedankenſeelen?
Wer hat den Rückweg euch gebahnt
Aus eurem Nichts, ihr trotzigen Dinger,
Daß an die Schlachtzeit ihr mich mahnt,
Drin euch hineinwies dieſer Finger?
Lautlos, wie Aehren, ſankt ihr hin,
Legionenweis — ha, welch ein Mähen!
Nie kam mir damals in den Sinn,
Ihr könntet wieder auferſtehen!
Nu — ob ihr's könnt! Im Palaſt hier
Erfuhr ich's, drin ich gern ſonſt wohne,
Seit ihn für treue Dienſte mir
Anwies als Eigenthum die Krone.
Ein prächt'ger Bau! Doch ganz und gar
Ein Spukhaus eben, will mich dünken.
Weh — eine zorn'ge Leichenſchaar,
Stürmt ihr heran, mein Blut zu trinken!
Anſtürmt ihr, abgehetzt und bleich,
Doch auf den Stirnen Muth und Klarheit;
Zwei hohe Weiber führen euch,
Die Freiheit, glaub' ich, und die Wahrheit!
Ja doch, die ſind's! — Nur ſie ſo quollt
Aus Schädeln ihr, tollkühnen, frechen!
Dreiſt ihr Geſetz habt ihr entrollt
Und jetzt wollt ihr den Hals mir brechen?
Hohnlachend jetzt den Todesſtoß
Nach meinem Herzen wollt ihr führen —
Fort, ihr Geſindel, laßt mich los!
Ich will mit euch capituliren.
Ja — aber wie? — der Teufel weiß!
Halt — hab' ich euch denn nicht verboten?
Was denn umſteht ihr mich im Kreis?
Ihr ſeid ja todt! fort zu den Todten!
Fort — hier bin ich im Recht — erlaubt —
Bückt euch — ich will euch nur zertreten —
Weh mir, ihr ſchüttelt ernſt das Haupt!
Ihr ſagt: Der Geiſt läßt ſich nicht tödten!
Der Geiſt? — nicht tödten? — Ah, ich Thor!
Mir gleich, was ſie für Reden führen!
Und doch — wer raunt mir denn in's Ohr:
Nicht tödten, aber wohl verlieren! —
Ja ſo, den Geiſt — ſo mein' ich's auch —
Wie iſt mir denn? — ich ſteh' geſchlagen!
Was kann ein armer Cenſor auch
Dem Geiſte nur vom Geiſte ſagen?
Ihr lacht, Geſindel? — Alleſammt
Flugs in den Staub vor mir geſunken!
Hui da, was wollt ihr nur? — Verdammt,
Zu mächtig ſind mir die Halunken!
Die Wahrheit ſchlägt mich in's Geſicht,
Die Freiheit bindet mir die Fäuſte,
Umraſſeln die Gedanken dicht —
Weh — wie geſchieht mir? — Fluch dem Geiſte!
Nein, Gnade, Gnade! Laß die Hand!
Los! O, wie Viele waren härter,
Als ich!“ — — Er fliegt hinan die Wand —
Da faßt den Raſenden der Wärter.
Gebändigt hat ihn Jack' und Schnur,
Auf ſeinem Lager ſeh' ihn kauern!
Komm nun, er war ein Werkzeug nur,
Laß uns nicht richten — nur bedauern!

---

## 11.

## Requiescat.

Wer den wucht'gen Hammer ſchwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer ſtroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werg und Flachſe
Hinter'm Webeſtuhl ſich müht,
Daß ſein blonder Junge wachſe: —
Jedem Ehre, Jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder naſſen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch deſſen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, ſei nicht vergeſſen!
Ob in enger Bücherei
Dunſt und Moder ihn umſtäube;
Ob er Sclav' der Meſſe ſei,
Lieder oder Dramen ſchreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeſchmack vertire;
Ob er in gelehrter Frohn
Griechiſch und Latein docire: —
Er auch iſt ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe! ſorge!“
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Noth
Wie die Andern muß er ringen
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen.
Manchen hab' ich ſo gekannt;
Nach den Wolken flog ſein Streben:
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Wechſelt er zwiſchen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn geſpornt
Und gepeitſcht hat ihn der Mangel.
Alſo ſchrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde ſchwangen!
Nachtigall und Droſſel ſchlug,
Lerche ſang und Habicht kreiſchte:
Er hing über ſeinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiſte!
Dennoch, ob ſein Herz auch ſchrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieſes auch iſt Poeſie,
Denn es iſt das Menſchenleben!“
Und wenn gar der Muth ihm ſank,
Hielt er feſt ſich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich thu', iſt für die Meinen!“
Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus ſein Ringen, aus ſein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor ſich raffen!
Nachts oft von der Muſe Kuß
Fühlt' er ſeine Schläfe pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!
Lang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf ſeinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angeſichts
Irrt ſein Weib und irrt ſein Samen —
Bettlerkinder erben Nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
  Ehre jeder Hand voll Schwielen!
  Ehre jedem Tropfen Schweiß,
  Der in Hütten fällt und Mühlen!
  Ehre jeder nassen Stirn
  Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen,
  Der mit Schädel und mit Hirn
  Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

---

### 12.

## Irland.

„Am Pfahl der Kette liegt das Boot,
  Das Segel träumt, das Ruder lungert.
  Das macht, der Fischerbub ist todt;
  Das macht, der Fischer ist verhungert.
  Denn Irlands Fisch ist Herrenfisch,
  Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
  Leer aber bleibt des Hungers Tisch —
  So starb der Fischer, so sein Range.
„Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;
  Welch ein Gedräng von Rind'n und Schafen!
  Der Hirt, von Lumpen schlecht verhüllt,
  Treibt sie an's Meer zum nächsten Hafen.
  Denn Irlands Vieh ist Herrenvieh:
  Das — statt Paddy's Knochen stärke
  Und seiner Kinder brechend Knie —
  Der Grundherr schickt's auf fremde Märkte.
„Traun, ist sein Viehstand ihm ein Born
  Der Ueppigkeit und des Genusses,
  Und jeglich Kuh- und Ochsenhorn
  Wird ihm ein Horn des Ueberflusses.
  Er läßt in London und Paris
  Den Spieltisch unter'm Gold sich biegen; —
  Sein Volk, das er zu Hause ließ,
  Fällt unterdeß wie Winterfliegen.
„Hurrah! Halloh! Nun Erin's Jagd!
  Paddy, lang' zu! Das nenn' ich Ziemer!
  Wildpret! auch das wird fortgebracht
  Hinüber mit dem ersten Steamer!
  Denn Irlands Wild ist Herrenwild!
  Es füllt des Grundherrn Bauch und Taschen —
  Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
  Hilf Gott! ist selbst zu schwach zum Haschen.
„So hegt der Herr, das Hirsch und Ochs,
  Das Feld, daß ihn kein Bauer mäste!
  Statt auszutrocknen seinen Bog —
  Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste!
  Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
  Drauf Halm an Halm sich wiegen konnte;
  Er läßt ihn schnöd dem Wasserhuhn,
  Dem Kiebitz und der wilden Ente.
„Ja, doch bei Gottes Fluche: — Sumpf
  Und Wildniß vier Millionen Aecker!
  Ihr aber seid blasirt und stumpf,
  Faul und verfault — Euch weckt kein Wecker!
  O, reich Land ist Herrenland;
  Drum stehn die Mütter an den Wegen,
  Den todten Säugling im Gewand
  Und flehn noch, ihn in's Grab zu legen."
So scholl die Klage Tag und Nacht,
  Es gellt' es Connaught durch und Leinster,
  Der West hat mir den Schrei gebracht —
  Er trug ihn schrill bis vor mein Fenster.
  Matt, wie ein angeschossner Weih,
  Herschwebt' er über Höhn und Sunde —
  Der Schrei der Noth, der Hungerschrei,
  Der Sterbeschrei aus Erin's Munde.
Erin — da liegt sie auf den Knien,
  Bleich und entstellt, mit weh'ndem Haare,
  Und streut des Shamrocks welkend Grün
  Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
  Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
  Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
  Mehr noch, als Harold Byron's Rom,
  „Die Niobe der Nationen."

---

### 89.

## Gottfried Kinkel.

### Aus „Otto, der Schütz."

#### 1) Liebesnacht.

Kennt ihr der Nacht geheimes Beben,
Das flüsternd durch die Blätter rauscht?
Wenn still der Schöpfung innig Leben
In Lust sich senkt und Liebe tauscht.
Um Liebe fleht aus kalten Mauern
Der Unke glockenheller Laut,
Der Nachtigallen Klagen schauern
Vom Busch herauf so heiß und traut;
Es stöhnt das Wasserhuhn im Schilfe
Den Sehnsuchtslaut aus voller Brust,
Des Abends leichtbeschwingter Sylphe
Sucht die Genossin seiner Lust.
Es eint der lichtdurchstrahlte Käfer
Dem glüh'nden Würmchen seinen Glanz
Und selbst den Schlaf durchwebt dem Schläfer
Der Traum mit buntem Liebeskranz.
Denn auch des Menschen tief Gemüthe
Wird von der schwülen Nacht geweckt
Und duftet auf gleich dunkler Blüthe,
Wenn keusch die Nacht sein Sehnen deckt.
Dann klingen aus des Sängers Munde
Die heiße Lust, der stille Schmerz
Und offen schließt der nächt'gen Stunde
Das Weib sein tiefgeheimstes Herz.
Was streng der wache Tag geschieden,
Was scharfe Satzung herb getrennt,
Die Nacht vereint's im süßen Frieden,
Die nur das Recht der Minne kennt.
  Dicht unter hohen Schlosses Warten
Liegt mondbestrahlt des Grafen Garten.
Viel Blumen drin von fremder Art
Verspenden Düfte stark und zart.
Tief unten liegen kühle Lauben
Durchgirrt von sanften Turteltauben;
Es senken Stufen sich zum Rhein,
Der rauscht mit leisem Plätschern drein.
Dort bei der Harfe sitzt und wacht
Schön Elsbeth um die Mitternacht.
Es schmelzen mild die weichen Töne
Durch Mondenlicht den Strom entlang,
Bald wie der Geister bang Gestöhne,
Bald wie verlorner Sphärenklang.
Herr Walther von der Vogelweide
Und Wolfram du, von Eschenbach,
Von eurem Jubel, eurem Leide
Klingt in die Gruft das Lied euch nach.
Wie Lurlei auf der Felsenbrüstung
In ihrer Schönheit grauser Rüstung
Die Schiffer zu den Klippen lenkt
Und kühl in nasse Gruft versenkt:
So schwoll in Elsbeth's lichten Klängen
Mit wildem Gram die eigne Qual,
Als lüde sie mit Zaubersängen
Den Liebsten mit in's Todesthal.
Zuletzt mit tiefsten Tönen leise
Sang sie ein Lied, das sie erfand,
In das nach alter Klageweise
Sie all die grausen Schmerzen wand:
  Grünt der Wald und röthet sich die Haide,
Winter steht mit seinem Flimmerkleide,

An der Halde ſchmolz der Schnee,
Wo die wilden Vöglein lockend ſchlagen,
Geht des Königs Kind mit leiſen Klagen:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!
 Laß mich weinen, traute Waldesſtille,
Hold iſt mir des lock'gen Knappen Wille
Und ich weiß nicht, wie's ergeh';
Zu dem Armen neigt ſich mir die Seele,
Weh was frommt, daß ich mir's ſelber hehle!
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!
 Da ſcholl's vom Rhein zu ihrem Ohr,
Der Zither Klang kam hell empor;
Es wiegte ſich im leichten Kahn
Dort Otto auf der Spiegelbahn.
Schnell faßt' er künſtlich Wort und Weiſe
Und ſang in gleichen Zeilen leiſe:
 Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte ſchweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes ſchlankem Reh.
Sieht die Maid er, naht ſich bang und ſchweigend
Und er ſeufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!
 Rings von Minne ſchlagen Nachtigallen,
Minne lockt in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnſucht brennend Weh.
Locken dich in deiner Felſen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Geſänge?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!
 Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe graſen dort an grüner Halde,
Fiſchlein ſchwimmen tief im See.
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken
Und der Wald ein dichtes Dach uns ſchenken —
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!
 Und Otto ſchwieg, der Ton verklang,
Doch zürnend ſcholl der Maid Geſang:
 Stolzer Knabe! frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen!
Fleuch, daß ich dich nimmer ſeh'!
Trug ich ſtill dich im verzagten Herzen,
Trag' ich ewig nun der Trennung Schmerzen.
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!
 Und wie die ſtolze Maid den Ton geendet,
Erhebt ſie ſtolz ſich aus der Ruh'
Und ungebrochnen Muthes wendet
Den Schritt ſie raſch dem Schloſſe zu.
Doch Otto in verzagtem Schmerz
Riß wild die Zither an ſein Herz,
Daß ihren ſcharfgeſpannten Saiten
Des Jammers Töne bang entgleiten.
Er wirft ſie grimmig in den Nachen
Und faßt das Ruder zorngemuth
Und treibt es, daß die Bohlen krachen
Und kochend ſchäumt die dunkle Flut.
Dort in des Nachtwinds Schmeichelweben
Hoch auf dem düſtern Mauerrand
Sieht er hinweg die Holde ſchweben
Im mondenhellen Lichtgewand.
So lang er noch ihr Bildniß ſchaute,
Quoll Luſt ihm tief aus bangem Gram;
Doch als verſchwunden war die Traute,
Verzagen bald ihn überkam.
 Wie wenn des Stromes Flut ſich hebt
Und rauſchend auf zum Felſen ſtrebt,
Doch bald mit lautem Donnerhalle
Zur Tiefe bricht in jähem Falle:
So tobt auch er. Er weiß es, ach,
Daß ſie auch brennt in gleichen Gluten;
Das ſprudelt wild in ihm, doch jach
Verſprühen auch die raſchen Fluten:
Denn ſcheuchte ſie mit ſcharfem Wort
Nicht mitleidlos den Armen fort?
Er ſchaute nicht des Mondes Glanz,
Der jede aufgehüpfte Welle
Bekränzte mild mit goldnem Kranz
Und Netze ſpann aus Strahlenhelle;
Verloren war ihm alle Pracht
Der zaubermächt'gen Sommernacht.
Der Kahn treibt langſam am Gelände,
Ihn kümmert nicht mehr Fahrt noch Strich,
Er legt ſein Haupt in beide Hände
Und ſchluchzt und weinet bitterlich.
Da kommt ein Lüftchen leis geflogen,
Umſpielt ihm kühl die heiße Stirn,
Ein Seufzer, den ſie eingeſogen
Auf ihres Schloſſes hoher Firn,
Wo ſie am offnen Fenſter ſtand
Und nach dem fernen Nachen blickte
Und zu ihm über Strom und Land
Sehnſücht'gen Gruß zu Nacht noch ſchickte —
Sie ſelber, ach, ſo tief betrübt,
Weil ſie ſolch hart Gericht geübt!
Ihr Odem quillt zu ihm heran,
Zerſprengt der Schmerzen dumpfen Bann
Und löſt den Gram in Wehmuth auf;
Die bricht heraus in mächt'gem Lauf
Und in der wilden Thränen Luſt
Verſtrömt die übervolle Bruſt.

## 2) Die Reiherbeize.

Den ſtillen Fluten bin ich hold,
Die mitten in des Waldes Düſter
Licht glänzen von des Mittags Gold,
Umrauſcht vom leiſen Schilfgeflüſter.
Am Grunde, wohin die Sonne klar
Die ungebrochnen Strahlen ſpendet,
Sproßt eine volle Pflanzenſchaar,
Die Blatt und Blumen aufwärts ſendet.
Am dünnen ſchlangengleichen Stiel
Schwankt bleich die milde Waſſerroſe,
Sie iſt der Fluten lieblich Spiel,
Sie ſchaukeln ſie im Wiegekoſe.
Tief bei der Pflanzenwurzeln Nacht,
Da iſt der Fiſche kühle Wohnung;
Doch taucht der Reiher mit Bedacht
Hinab und würgt ſie ohne Schonung,
Bis ihn des Falken Schlachtruf ſchreckt
Und aufjagt von der leckern Speiſe,
Der drohend ſeine Fänge reckt
Und ihn umſchwebt in ſcharfem Kreiſe.
Solch Bild der Wildniß ſchaut' ich viel,
Der Reiher lebt und ſein Verderber;
Doch ach, vorbei das Federſpiel,
Vorbei die Jagd mit Falk und Sperber
Und traurig rauſcht der Wald die Frage:
Wo blieben ſie, die frohen Tage?
 Schön Elsbeth mit dem Schützen ritt
In's Thal hinab mit leiſem Schritt,
Schon witterten den Waſſerduft
Die Falken, gierig nach dem Raube,
Und ſchrien wild nach Licht und Luft,
Laut ſchüttelnd die verhaßte Haube.
Schon zeigte ſich des Waidwerks Ziel;
Der kleinen Waſſervögel viel
Verkrochen ſich im Schilf am Weiher.
Doch ſtehen blieb ein ſtarker Reiher,
Der ſchaute trotzig und verwegen
Des Feindes Angriffsſtoß entgegen.
Schön Elsbeth löſt des Falken Band,
Er reckte ſich auf ihrer Hand

Und krächzte zornig ſein Gezeter;
Doch duckt er ſich gehorſam wieder.
Nun aber hub ſie auf den Hut,
Da ſchwang der Vogel ſeine Schellen
Und bäumte doch mit wildem Muth
Und ließ den Jubelruf erſchallen.
Schnell ſieht ſein ſcharfes Aug' den Feind,
Der ſeinem Groll zu trotzen ſcheint;
Faſt wähnt er ihm in jähem Lauf,
Da ſchwingt der Reiher raſch ſich auf
Und beut mit ſtarken Flügelſchlägen
Dem Gegner ſeine Bruſt entgegen;
Nun ſtrebt ein Jeder obzuſiegen
Und will den Andern überfliegen
Und Beide wild mit Pfeilesſchnelle
Erheben ſich zur Sonnenhelle.
Der Reiher ſtellt ſich unbehut,
Da ſtößt behend auf ihn der Falk —
Traun hatte längſt mit tück'ſchem Muth
Der wohlerfahrne arge Schalk.
Schnell ſetzt er vor den ſpitzen Schnabel
Und ſpießt den Falken auf die Gabel.
Recht mitten brach die Bruſt entzwei,
Er endete mit kurzem Schrei
Und fiel mit ſchwirrendem Gefieder
Zu ſeiner Herrin Füßen nieder.
Der Reiher aber im Triumph
Saß nieder auf des Feindes Rumpf
Und ſchwang in blinder Siegesluſt
Die weiten Kreiſe ſtolzbewußt.
Da ward vom Tod er doch ereilt;
Denn Otto hat ſchon unverweilt
Auch ſeinen Falken losgebunden,
Den beſten, den man je gefunden:
Den hatt' er nach der Kunſt gelehrt,
Wie man des Reihers Waffen wehrt
Und nun im rechten Augenblick
Zog er die Haub' ihm vom Genick.
  So ſtrich er auf; im weiten Kreis
Umzog den Streiter er mit Fleiß.
Mit manchem trügeriſchen Stoß
Macht' er ihn kühn und ſorgenlos,
Als wär' zu bang er, bei dem Nacken
Den ſtolzen Gegner anzupacken.
Zuletzt, da ſchon der Reiher träg,
Hob er ſich über ihn und ſchräg
Schoß er zum Halſe links hernieder.
Weit flog des Vogels weiß Gefieder
Und nun im wilden Todeskampfe
Mit grellem Schrei und grimmem Krampfe
Strebt' fort des Wunden matter Flug,
Der oft im Flattern überſchlug.
Doch mit des Schnabels ſpitzem Zahn
Hielt ſich der Falke grimmig an,
Indeß die Schenkel ſtark von Fängen
Sich in des Gegners Seiten drängen.
So ließ er ſich entlang dem Weiher
Fortſchleppen von dem matten Reiher.
  Raſch ritt ſchon Otto Beiden nach
Und ſpähte nach des Vogels Falle.
Da — rechts von ihm ein jäher Krach!
Die junge Fichte ſprang mit Knalle,
Durch rings Geheg in ſchneller Flucht
Brach eines Ungeheuers Wucht:
Es war der Auerſtier! Mit Macht
War er vorher geſtürmt der Jagd
Und wollte durch das tiefe Moor
Zum hohen Bergeskamm empor,
Von wo er ſich in ſeinem Schatten
Beim düſtern Wald zu Gaſt geladen,
Nun ſchoß er mit gewalt'gem Satz
Hervor auf ebnen Wieſenplatz,
Ein Sohn der Wüſte, ſchwarz und wild,
Unbänd'ger Kraft ein ſchaurig Bild.

Dumpf drang aus ſeiner Bruſt die Stimme,
Er ſchnaubte wild im Rachegrimme,
Denn aus den Seiten grauſig floß
Ihm Schweiß von Speeren und Geſchoß;
Die Klauen troffen ihm vom Blute
Der Hunde, die er niederwarf,
Wenn ſie mit allzu keckem Muthe
Begegneten dem Horne ſcharf.
Und als die Gegner er erſchaut,
Die neuen Feinde, auf dem Plan,
Rollt' er den Schweif und brüllte laut
Und ſtierte glotzigen Augs ſie an.
Doch Elsbeth's bunter Federhut
Und ihres Zelters weiße Pracht
Empörten zu Vernichtungswuth
Den düſtern Sohn der Waldesnacht.
Still ſtand er einen Augenblick —
Dann ſträubt' er borſtig ſein Genick
Und ſenkte ſchon zum Stoß im Zorn
Tod drohend das gewaltige Horn.
Umſonſt, daß Otto's lauter Schrei
Ihn lockte zu erneutem Streite —
Er ſauſte wild an ihm vorbei
Und ſchoß voran nach Elsbeth's Seite.
  Doch wo der Menſch des Lebens Ziel
Verloren gibt dem Ungeheuern,
Da bleiben Liſten noch dem Thier,
Die es zur Rettung kühn befeuern.
Denn Elsbeth's Pferd, gewandt und klug,
Zog raſch den ſtraffen Zügel freier
Und brauſte langgeſtreckt im Flug
Vorüber zwiſchen Wald und Weiher.
Auch Otto, männlich raſch gefaßt,
Legt ein den kurzen Jägerſpeer
Und ſpornt ſein Roß zu wilder Haſt.
So ſauſten ſie am Ufer her:
Elsbeth zuerſt, der Ur ſodann
Und hinter ihm der kühne Mann.
Bald hätte nun des Zelters Kraft
Die Maid dem trägen Feind entrafft;
Schon that ſich auf des Waldes Wilde,
Dort ſiegte wohl der Renner leicht,
Wenn erſt das ebne Blachgefilde
Sein angſtbeſchwingter Lauf erreicht:
Doch weh, es zwingt das Todesgrauen
Die Maid, im Ritt zurück zu ſchauen —
Umſonſt, daß Otto's lautes Wort
Sie drängt zur linken Seite fort;
Den Zügel zieht ſie an im Krampf,
Was frommte nun des Thieres Kampf!
Zur Rechten wird es abgelenkt,
Wo vorn der Wald den Weg verengt
Und rechts des Weihers dunkle Flut
Wie lauernd auf ein Opfer ruht.
Jetzt jagen ſie auf hohem Damm —
Da ſpringt hervor ein Eichenſtamm,
Der tief in harten Fels gezwängt
Plötzlich den Pfad zuſammendrängt.
Ringsum die jähen Klippen lauern!
Das Pferd hält an mit weiten Nüſtern
Und ſchnaubend, zitternd ſtarrt es an
Des Feindes todverkündend Nahn.
Auch Otto im Verzweiflungsgraus
Sah ſchon den ſichern Stoß voraus —
Da hub ſich Elsbeth hoch im Bügel,
Feſt packte ſie die ſtraffen Zügel
Und riß das Thier mit klarem Muth
Herüber zu des Weihers Flut.
Mit aller Kraft ein Gertenhieb
Das Pferd zum kühnen Sprunge trieb,
Der von dem ſteilen Damm im Flug
Hinunter in den Abgrund trug.
Das Thier ſetzt an — allein es ſtürzt
Verzagt den Satz im halben Sprunge

Und über ſeinen Nacken ſtürzt
Elsbeth hinab in jähem Schwunge.
Das Pferd, ſich ſelber überlaſſen,
Weiß bald den beſten Rath zu faſſen
Und rennt an dem gewalt'gen Ur
Vorbei auf kaum verlaſſner Spur,
Vorbei an Otto dann, und leicht
Hat's bald den freien Raum erreicht.
Still ſteht der Ur mit ſtieren Blicken
Und will zum Sprung hinab ſich ſchicken,
Wo Elsbeth aus den Fluten winkt
Und tiefer, tiefer ſchon verſinkt
Da trifft ihn Otto's Meiſterſtoß
Recht wo das Ohr am Nacken ſchließt,
Wo aus des Lebens tiefem Schooß
Das dunkle Blut zum Haupte fließt.
Ab brach der Speer im mächt'gen Pralle
Und Otto ſelber kam zu Falle,
Weil ihm ſein todterſchöpftes Roß
Im Gegenſtoß zu Boden ſchoß.
Da war er hin dem Feind gegeben
Und ſie verſank im kalten Grab,
Wenn nicht ein wundverſiegelt Leben
Den Beiden die Frau Minne gab.
Denn eh' ſich Otto auf ſich ſchwingt,
Ertönt ein Horn und grimmgemuthet
Hervor ein mächt'ger Rüde ſpringt.
Der packt den Ur, der matt verblutet.
Der Förſter Hugo eilt ihm nach,
Der ſchnell des Ures Spur erjagte;
Kaum ſchaut er die Gefahr und jach
Beginnt den Kampf der Unverzagte.
Geſchützt von dem gewalt'gen Hunde
Gibt er dem Grauſen Wund' auf Wunde.
Doch Otto ſtürzt ſich in die Flut —
Ach längſt iſt Elsbeth ſchon geſunken!
Doch ſchwimmt noch hoch ihr Federhut
Und zeigt, wo ſie den Tod getrunken.
Er taucht hinab — o Glück! er faßt
Mit ſtarkem Arm die ſüße Laſt;
Er taucht hinauf mit kräftigem Stoß,
Ein ſtarker Schwimmer, ſammt der Bleichen,
Er zwingt das dunkle Todesloos
Und hebt ſich zu des Lichtes Reichen.
Ihr Haar, vom Naß des Haftes beraubt,
Umſtrickt ſein kühnerhobnes Haupt —
Das Leben ſpürt er neu ſich regen,
Sie neigt ſich ſeiner Bruſt entgegen,
Sie fühlt mit innigem Erbarmen
Sich in des Vielgeliebten Armen.
Er ſchwimmt mit ihr zum Uferſaum;
Da ſtand ein junger Weidenbaum,
Den faßt' er bei den ſchlanken Zweigen,
Die ſich zum Waſſerſpiegel neigen
Und hebt mit ſeiner nervigen Hand
Sie auf des Ufers trocknen Sand.
Sie ſchlägt das Auge auf zum Licht,
Sie ſchaut ihm ſtill in's Angeſicht,
Sie preßt die Lippen bleich und kalt
Auf ſeinen Mund in ſel'gen Schmerzen
Und hält mit liebender Gewalt
Ihn feſt und feſter an dem Herzen.
Da faßt auch ihn ein Wonneſchauer,
Vergeſſen Sorg' und Angſt und Trauer!
Er ſchmiegt in ſtolzer ſüßer Luſt
An ihren Buſen ſeine Bruſt.
O Prieſter Tod, du treuer, ächter!
Du ſchmiedeſt feſt der Liebe Band;
Du mehr als Welt- und Glückgerechter,
Raſch einſt du Buſen, Mund und Hand.
Du ſprengſt im ungeheuern Schwanken
Des Lebens ſcharfgezogne Schranken;
In deinem grauſen Donnerlaut
Ergibt dem Mann ſich kühn die Braut.
Denn vor der aufgeſprungnen Pforte,
Die eine Ewigkeit erſchließt,
Da gilt das Herz nur ſtatt der Worte,
Das dann ſein tiefſt Gefühl ergießt.
So einteſt du in dieſer Stunde
Ein ſchönes Paar zu ew'gem Bunde.
Sie haben tiefſte Qual erfahren
Und dann genoſſen höchſtes Glück —
Es nimmt ein Leben lang von Jahren
Des Todes Gaben nie zurück!

---

## 90.

## Emanuel Geibel.

### 1.

### O ſtille dieß Verlangen!

O ſtille dieß Verlangen,
Stille die ſüße Pein!
Zu ſeligem Umfangen
Laß den Geliebten ein.
Schon liegt die Welt im Traume,
Blühet die mai'ge Nacht,
Der Mond im blauen Raume
Hält für die Liebe Wacht.
Wo Zwei ſich treu umfangen,
Da gibt er den holdeſten Schein —
O ſtille dieß Verlangen,
Laß den Geliebten ein.
Du biſt das ſüße Feuer,
Das mir am Herzen zehrt;
Lüfte, lüfte den Schleier,
Der nun ſo lang mir wehrt;
Laß mich vom roſ'gen Munde
Küſſen die Seele dir,
Aus meines Buſens Grunde
Nimm meine Seele dafür!
O ſtille dieß Verlangen,
Stille die ſüße Pein,
Zu ſeligem Umfangen
Laß den Geliebten ein!
Die goldnen Sterne grüßen
So klar vom Himmelszelt,
Es geht ein Weh'n und Küſſen
Heimlich durch alle Welt;
Die Blumen ſelber neigen
Sehnſüchtig einander ſich zu,
Die Nachtigall ſingt in den Zweigen —
Träume, liebe auch du!
O ſtille dieß Verlangen,
Laß den Geliebten ein!
Von Lieb' und Traum umfangen
Wollen wir ſelig ſein.

### 2.

### Minnelied.

Es gibt wohl Manches, was entzückt,
Es gibt wohl Vieles, was gefällt;
Der Mai, der ſich mit Blumen ſchmückt,
Die goldne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich Eins, das ſchafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgenſonne,
Als Roſenblüth' und Lilienreis.
Das iſt: getreu im tiefſten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.
Wem er ein ſolches Gut beſchieden,
Der freue ſich und ſei getroſt.
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung toſ't.
Mag alles Leiden auf ihn ſchlagen,

Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie iſt ihm Hort und ſich'rer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh' im Sturm.
Doch ſuchſt umſonſt auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' iſt Wunder, Lieb' iſt Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Blüthenduft im Winde,
Sie kommt wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken bricht des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth mußt du ſie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.
Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt verdeckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt.
Dann iſt dein Leben ein gewechſelt,
In deinem Weſen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh';
Und lebensfroh in raſchem Fluten
Fühlſt du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magſt im Du.
Das iſt die köſtlichſte der Gaben,
Die Gott dem Menſchenherzen gab,
Die eitle Selbſtſucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O ſüß Empfangen, ſel'ges Geben!
O ſchönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was ſonſt Verluſt;
Je mehr du ſchenkſt, je reicher ſcheinſt du,
Je mehr du nimmſt, je ſel'ger weinſt du;
O gib das Herz aus deiner Bruſt!
In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln ſanft um deinen Mund
Und all dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir iſt's nicht kund.
Wie wenn zwei Bäche ſich verſchlingen,
Aus denen junge Reiſer ſpringen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und Keiner merkt, aus weſſen Zweigen
Die hellen und die dunkeln ſteigen:
So iſt's; du fühlſt nur: es blüht.
Es blüht; es iſt ein Lenz begonnen,
Ein Frühlingslenz für immerdar,
Du fühlſt in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar;
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind ſtärker, als die Aſchenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es beut umſonſt der Tod den Becher,
So trinkſt du aus der Liebe Becher
Den ſüßen Wein: Unſterblichkeit.

### 3.

## Welt und Einſamkeit.

O rühmt immerhin mir eure lauten Feſte,
Zu denen man geſchmückt mit [illegible] Nerven fährt;
Wo ſtets Lächeln ſchmückt die Stirnen aller Gäſte,
Als ſei der Tod nicht mehr und alles Leid verſtört;
Wo Scherz und Liebesluſt ſich in einander ranken,
So wie der üpp'ge Mohn dem Korn ſich lockend miſcht;
Wo Alles blitzt und ſtrahlt, Demanten und Gedanken,
Als gält's ein Feuerwerk, das vor bezahlten Schranken
Vielfarbig auf in's Dunkel ziſcht.
Und eure Bälle rühmt, wo man in Prunkgemächern
Mit duft'gem Eis euch kühlt und ſüßen Schaum kredenzt,
Wo reich ein bunt Gewirr von Federn, Blumen, Fächern,
Von Seid' und Goldgeſchmeid' aus hundert Spiegeln glänzt;
Wo beim Trompetenklang und bei der Pauke Toſen
Der Reigen bald ſich löſt und bald er wieder ſchließt
Und um der Schönheit Preis die ſtolzen Frauen looſen
Mit jenem weichen Schmelz, der wie ein Duft von Roſen
Um ſechzehnjähr'ge Stirnen fließt.
Rühmt Alles immerhin, die Pracht, das dunkle Feuer,
Das aus den Augen flammt, die man in Liedern preiſt;
Die Klugheit, die dies Meer befährt mit ſicherm Steuer,
Den leichtbewegten, ach, ſo oft mißbrauchten Geiſt;
Rühmt mir den Ambraduft der hohen Teppichzimmer,
Den Silberſchmuck, der Glanz der würz'gen Tafel leiht,
Den Wein, der wie Rubin erglänzt im Kerzenſchimmer,
Der Mädchen ſüß Geſchwätz — — ihr lockt, ihr lockt mich nimmer;
Ich wähle dich, o Einſamkeit!
Dich, hohe Zauberin, die wandelt in den Forſten,
Wo kaum ein flüchtig Reh durch's Brombeerdickicht rauſcht,
Die auf dem Inſelfels von kahlen Geierhorſten
Dem ewig gleichen Schlag der Meereswoge lauſcht;
Die ihren Wohnſitz hat auf Schlöſſern, längſt verlaſſen,
Wo Epheulauben ſich um Thor und Söller bau'n,
Und nur bei tiefer Nacht betritt der Städte Gaſſen,
Um Kirch' und Glockenthurm und düſtre Giebelmaſſen
Im Mondenglanze zu beſchau'n.
Ich wähle dich, denn du haſt mich im Schooß getragen,
Da ich, ein Knabe noch, in Hain' und Tann' geſchweift;
Haſt mich das erſte Lied gelehrt in frühen Tagen
Und dann in ſchwerer Zeit zum Manne mich gereift,
Und wollte mir das Herz vergehn in Angſt und Wehe,
Nie kehrt' ich heim von dir, daß ich nicht Troſt gefühlt.
Empfinden ließeſt du mich meines Gottes Nähe
Wie einen Frühlingshauch, der, ob ich ihn nicht ſehe,
Mir doch die heiße Stirne kühlt.
Du warſt es, göttlich Weib, die mir von alten Zeiten,
Von Hellas' Glanz erzählt an Suniums Klippenſtrand,
Wenn ich, den Blick gekehrt zu blauen Meeresweiten,
Weilt' an des Tempelbau's verwaiſten Säulen Rand;
Die rothe Diſtel wuchs umher am ſchroffen Hügel,
Um Schutt und Mauer kroch ein ſonnverbrannt Gerank;
Ein Aar vom Tayget ſchwang über mir die Flügel,
Indeß mein türkiſch Roß mit blankem Schaufelbügel
Aus einem Marmorbrunnen trank.
Und, o, wie wehte ſanft dein Hauch durch meine Träume,
Als ich im Waldgebirg an Heſſens Marken lag;
Spätſommer war's, ein Duft von Harz durchzog die Bäume,
Aus fernem Grund herauf erſcholl des Beiles Schlag;
Ich ſah, wie ſtill und ſchlaff der Eiche Blätter hingen,
Kein Lüftchen! — Selbſt der Zweig der Espe hatte Ruh;
Und plötzlich rann im Laub ein Rauſchen und ein Klingen,
Es kam der Wind: mir war's, als trügen ſeine Schwingen
Auf dein Geheiß Geſang mir zu.
Fürwahr, du bleibſt getreu. Mag alle Welt mir grollen,
Ich flüchte mich zu dir, du hältſt mich ſanft und feſt;

Du lehrſt mich das Panier der Schönheit hoch entrollen,
Ja, Muſe biſt du mir, wenn mich die Liebe löſt.
So laß denn fern am Strande, im Wald, auf Burgruinen
All deinen Märchenreiz verſtrömen in mein Lied,
So wie zur Sommerzeit, ſobald die Nacht erſchienen,
Der Nelken Duft, vermiſcht dem Dufte der Jasminen,
Die laue Finſterniß durchzieht.

## 4.

## Sonette.

### 1.

Die Freiheit hab' ich ſtets im Sinn getragen,
Doch haſſ' ich Eins noch grimmer, als Despoten:
Das iſt der Pöbel, wenn er ſich den rothen
Zerfetzten Königsmantel umgeſchlagen.
Die kleinen Seelen glühn in ſolchen Tagen,
Sich anzupreiſen als des Himmels Boten,
Und frech verläſtern ſie die großen Todten,
Denn Sünde ward es, aus dem Schwarm zu ragen.
Ja, wem das Herz nur höher wagt zu pochen,
Und wem der Geiſt, der heil'ge, gottgeſandte,
Erhaben zürnt, ſein Urtheil iſt geſprochen.
Hat doch der Pöbel einſt, der wuthentbrannte,
Auf Ariſtides' Haupt den Stab gebrochen
Und in's Exil verſtoßen einen Dante.

### 2.

O Mutterſprache, reichſte aller Zungen,
Wie Lenzwind ſchmeichelnd, ſtark wie Wetterdröhnen,
In deren dreimal benedeiten Tönen
Zuerſt erfriſcht das Wort des Herrn erklungen.
Mit eh'rnen Banden hältſt du uns umſchlungen,
Uns Alle, die du zählſt zu deinen Söhnen,
Daß Keiner ſich dem Machtſpruch mag gewöhnen,
Der ihm mit anderm Laut in's Ohr gedrungen.
Nun aber wollen dir die Weltgeſtalter
Entziehn ein ganz Geſchlecht nach ihren Launen,
Und däniſch wälſchen ſoll's im neuen Alter.
Wohl mag dich, Mutter, faſſen drob ein Staunen,
Doch zage nicht! Nein, greif auf deinem Pſalter
Ein wehrhaft Lied, ſchmetternd wie Kriegspoſaunen!

## 5.

## Italien.

O wie eigen wird dem Wandrer, der, entflohn des Nordens Haft,
Nach dem heißerſehnten Süden lenkt die frohe Pilgerſchaft,
Wenn er von des Gotthards Gipfel, der in ew'gem Eiſe ſchweigt,
Langſam durch die Morgendämmrung gen Italien niederſteigt.
Leiſe theilen ſich die Nebel und es wird ſo lau die Luft,
Aus der Tiefe wie ein Grüßen weht empor verlorner Duft;
Noch ein Vorſprung! — ſieh, und unten weit und blühend lacht das Thal,
Dichte Gärten, Silberſeen überglänzt vom Morgenſtrahl.
Aus den Hügeln quellen Roſen, um die Ulmen rankt der Wein,
Schlanke Marmorſäulen ſchimmern winkend im Cypreſſenhain,
Dort die Berge lorbeerwaldig, hier das blau kryſtallne Meer,
Und der Himmel wie ein liebend Mutterauge drüber her.
Und dazwiſchen buntgekleidet buntes Volk in Thal und Höhn,
Braune Buben, ſtolze Frauen, wie des Landes Roſen ſchön.
Winzertanz auf allen Bergen, in den Häuſern Zitherſchall,
Luſtge Lieder in den Barken, Klang und Jubel überall.
Wahrlich, ſollteſt du nicht meinen, ausgeſtürzt auf dieſes Land,
Seiner Freuden vollſten Becher hab' ein Gott mit munterer Hand,
An dem Länderbaum Europens ſei's der blüthenvollſte Zweig,
Wie an grünen Laubgewinden, ſo an goldnen Früchten reich!
Aber ach, der bittern Täuſchung! Unter dieſem farb'gen Scherz,
Wie die Natter unter Blumen, lauſcht ein tiefverborgner Schmerz,
Jener Schmerz, der nimmer raſtet, daß die alte Tugend ſtarb,
Daß die Freiheit ging verloren und ein Heldenvolk verdarb.
O Italien, du der Künſte Mutter, ſtolzes ſchönes Weib,
Trägrin einſt der höchſten Kronen, ſiech und elend ward dein Leib;
Dieſer holde Roſenſchimmer, der ſo reizend dich umblüht,
Ach, es iſt des Fiebers Hitze, das in deinen Adern glüht.
Ja, es will mich oft gemahnen, aller deiner Blumen Glanz
Lieg' um deine kranken Schläfe fertig ſchon als Todtenkranz,
Ja, als ſei'n Veſuv und Aetna lodernd nur dahin geſtellt
Fackeln an dem Sterbelager einer Königin der Welt. —
Aber nein! Noch lebt die Hoffnung, ob auch tief verſteckt im Weh;
Kennſt du nicht das Lied vom herben Kummer der Penelope?
Schön wie du vor allen Andern ward wie du ſie viel umfreit
Und der Fremden Schwarm verpraßte frech des Hauſes Herrlichkeit.
Zwanzig Jahr' die Purpurweſte ſpann ſie weinend auf dem Thron,
Zwanzig Jahr' mit bangen Seufzern zog ſie groß den theuern Sohn,
Zwanzig Jahr' getreu dem Gatten blieb ſie und getreu dem Gram,
Harrend, hoffend, Boten ſendend — ſieh, und ihr Odyſſeus kam.
Weh den übermüth'gen Freiern, als genaht des Rächers Gang,
Als von bittern Todespfeilen ſein gewalt'ger Bogen klang,
Von dem rothen Blut der Freier troffen Säul' und Eſtrich da,
Und ein ſchrecklich Feſt der Rache ward erfüllt auf Ithaka.
Kennſt du jenes Lied, Italia? Hör's und harre muthig aus,
Wie ſich auch die Freierſchwärme drängten in dein adlig Haus;
Deine Söhne zieh zu Männern unter Thränen früh und ſpat,
Wein' und hoff'! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odyſſeus naht.

## 91.

## Auguſt Heinrich Hoffmann
## (von Fallersleben).

### 1.

### Trinklied.

Das Glas in der Rechten,
Die Flaſch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht ſinken!
Krieg dem Durſt und Krieg dem Kummer!
Und ein Bündniß mit dem Wein!
Krieg der Nacht und Krieg dem Schlummer!
Schenkt mir Muth und Feuer ein!
Das Glas in der Rechten,
Die Flaſch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht ſinken!
Wohlig ſitzen wir im Weinhaus,
Unſer Krieg iſt wie ein Traum;
Selbſt die Welt, das alte Weinhaus,
Hat Reſpect und rührt ſich kaum.
Das Glas in der Rechten,
Die Flaſch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht ſinken!
Eine Flaſche hat geſchlagen
Unſre Feinde kreuz und quer;
Und da ſtehen wir und fragen:
Gibt's denn keine Feinde mehr?
Das Glas in der Rechten,
Die Flaſch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht ſinken.
Und das Ende von dem Liede?
Ei, was machen wir uns draus!
Alles Strebens Frucht iſt Friede —
Wir, wir gehn im Sturm nach Haus.

### 2.

### Das neue Jeruſalem.

Welch ein kindlich frommes Streben!
Welch ein inniger Verein!
An dem Theetiſch
Welch ein heilig reines Leben!
Welch ein Gottverſunkenſein!
An dem Theetiſch.
Wenn ſie ein Tractätchen leſen,
Nimmt die Seele höhern Schwung
An dem Theetiſch.
Und es ſchwelgt ihr ganzes Weſen
In der Gottvereinigung
An dem Theetiſch.
Ihres Glaubens ſüße Blüthe
Duftet wie die Roſenflur
An dem Theetiſch.
Lauter Milde, Lieb' und Güte
Träuft von ihren Lippen nur
An dem Theetiſch.
Wie ſie ihren Bräut'gam preiſen,
O die Gottesbräutlein fein!
An dem Theetiſch
Ihn und ſich mit Andacht ſpeiſen
Und mit heil'gen Melodein
An dem Theetiſch.
Alles, was den Körper nähret
Und erquicket, wird verſchmäht
An dem Theetiſch,
Ihre Augen ſind verklöret,
Jeder Blick iſt ein Gebet
An dem Theetiſch.
Ach, kein Mund vermag zu ſprechen,
Was entzückt die Seele ſchaut
An dem Theetiſch,
Und das Herzlein möchte brechen
Jeder frommen Gottesbraut
An dem Theetiſch.
O, daß meine Seele wüßte,
Wie ſie würd' auch ihnen gleich
An dem Theetiſch!
Aus dem Sodom ihrer Lüſte
Käm' in's liebe Himmelreich
An dem Theetiſch!

### 3.

### Auf der Bierbank.

Welch ein Leben, welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht
Auf der Bierbank!
Unſre Sitten, unſre Zeiten,
Nein, ſie ſind fürwahr nicht ſchlecht!
Auf der Bierbank.
Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank
Hier gilt nur allein Geſinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.
Alle Roheit geht zu nichte
Und der Freiſinn wird geſtählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeſchichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.
O, wie ſind wir treuverbunden,
Gutes Muths und gleichgeſinnt!
Auf der Bierbank —
O, die ſüßen lieben Stunden,
Warum fliehn ſie ſo geſchwind!
Auf der Bierbank.
Deutſchland iſt noch nicht verloren!
Deutſchland ſtrotzt von Kraft und Geiſt
Auf der Bierbank —
Allem ſei der Tod geſchworen,
Was nur wälſch und undeutſch heißt!
Auf der Bierbank!

### 4.

### Aus Ovid's Metamorphoſen.

Es flickt ein Schneider ein Gewand
Für eine Majeſtät,
Und wie er's hält in ſeiner Hand
Und in den Falten ſpäht:
O Wunder, Wunder! was ſchaut heraus?
Eine Laus, eine Laus, eine königliche Laus.
Der Schneider hüpft vor Freud' empor,
Sieht ſie mit Wolluſt an
Und holt ſein Meſſer flugs hervor
Und, ach! was macht er dann?
O Wunder, Wunder! er ſpaltet ſie,
Spaltet ſie, ſpaltet ſie, dieſes königliche Vieh.
„Die eine Hälfte bleibet mir
Von dieſer Königslaus,
Es ſtecket ſo viel Blut in ihr,
Ein Fürſt wohl wird noch draus."

O Wunder, Wunder! er ſpeiſt ſie geſchwind
Und er wird und er wird, wird ein fürnehm Fürſtenkind.

Da fragen die Geſellen ihn:
„Was aber kriegen wir?“
„Die andre Hälfte iſt euch verliehn,
Das iſt genug für vier.
O Wunder, Wunder! aus der halben Laus
Kommen noch, kommen noch fünfthalb Grafen wohl heraus.“

Der Lehrjung' ſah ſich Alles an:
„Herr Meiſter, ſagt mir jetzt,
Hier, ſeh' ich, kriegt ja Jedermann,
Was krieg' denn ich zuletzt?“ —
„O lecke, lecke das Meſſer rein,
Und du wirſt und du wirſt 'n ſchlechter Edelmann noch ſein.“ —

## 92.

# Friedrich von Sallet.

## 1.

### Aus dem „Laienevangelium.“

### Aus der Bergpredigt.

Selig ſind die Friedfertigen! ſie werden
  Die Kinder Gottes heißen. — Nicht, die hocken
  In ſchnöder Ruh in Winkeln, an den Herden,
  Schaudernd vor der Geſchichte Sturmesglocken.
Die ſind nicht fertig, nicht zu Krieg noch Frieden,
  Und nimmer brächten ſie den Frieden fertig!
  Der Frieden wird dem Sieger nur beſchieden,
  Wer will friedfertig ſein, ſei kampfgewärtig.
Gott läßt den Frieden nicht vom Himmel fallen;
  Die Menſchheit ſoll, bewußt, ihn ſelbſt erringen.
  Erſt muß des Schwerts eiſerner Tactſchlag ſchallen,
  Eh' Friedensrhythmen feſtlich dürfen klingen.
Wie ihr euch lagert, friedlich in Gezelten,
  Nur um Bedarf beſorgt, dürft ihr nicht bleiben.
  Der Geiſt muß aus ſich ſelber ſeine Welten
  Gebären und hervor an's Licht ſie treiben.
Sein jüngſter Sohn will ſtets den Thron erwerben.
  Das iſt kein friedlich pflanzenhaft Entſprießen.
  Das Letzte muß den Schatz des Erſten erben
  Und ſchafft ſein Recht ſich nur durch Blutvergießen.
Erſt wenn des Geiſtes letzte Tiefe klaffte
  Und alle Tiefen hat in ſich geſchlungen,
  Wenn ſich die Menſchheit ganz zuſammenraffte
  Und in dem Letzten Alles hat errungen —
Braucht Eins das Andre nicht mehr zu beſtreiten,
  Denn alles Alte lebet neu im Neuen,
  Es läßt der Menſch der Hand das Schwert entgleiten,
  Am Friedensſonnenaufgang ſich zu freuen.
So läßt der Ew'ge Sturm und Donner walten,
  Daß ſie ſich im Befruchtungsſegen löſen;
  So läßt er ſeinen einen Geiſt ſich ſpalten, —
  Das Gute wird im Kampf nur mit dem Böſen.
Doch weh Dem, der ſein Aug' nicht weiß zu richten
  Vom Kampfgedräng' auf fernſte Friedensaue,
  Der Lebensinhalt findet im Vernichten,
  Nicht weiß, noch will, daß er, einreißend, baue.
Fremd iſt er Gott, in dem, zu reinſter Sühne
  Sich aller Mißklang löſt in heil'gem Pſalme.
  Willſt Gottes Kind du ſein, tritt auf die Bühne,
  In jener Hand das Schwert, in der die Palme!

## 2.

### Fernſicht.

Im Nebelmeer
  Sitz ich allein auf öder Bergeskuppe.
  Nur Truggebilde ballen rings umher
  Sich, Grupp' an Gruppe.
Nichts iſt zu ſchaun.
  Und wenn einmal das graue Meer ſich ſpaltet,
  Seh' ich in einen Abgrund voller Graun,
  Drin Nacht nur waltet.
Trompetenton!
  Doch nein, 's iſt nur Getön der Sonnenpfeife,
  Des Nebels grau Geſpenſterheer entflohn
  Mit Rieſeneile.
Rings liegt die Welt
  Vor den entſetzten Blicken ausgebreitet,
  Und in's Unendliche, im Nu erhellt,
  Im Nu ſich weitet.
Welch ein Gewirr!
  Da ragen qualmend auf thurmhohe Schlote;
  Naturkraft, Rieſenmühlpferd jetzt, wie ſtier,
  Dir ſelbſt zum Spotte!
Wohl ſchnaubſt du wild,
  Betretend weitgeſtreckte Eiſenſchienen;
  Mußt doch, mit Tauſenden hin durch's Gefild
  Zu rauſchen, dienen.
Das iſt ein Sturm
  Hin zu der Prunk- und Rieſenſtädte Knoten,
  Vorbei, vorbei an Wald und Dorf und Thurm,
  Am Haus der Todten!
Aufragen ſtolz
  In jenen Rieſenſtädten Prachtpaläſte.
  Sind Wachsfiguren, Puppenſpiel von Holz
  Dort bei dem Feſte?
Bunt ausſtaffirt,
  Ihr Leben iſt ein Biegen nur im Rücken
  Und für den Goldnen, der den Draht regiert,
  Ein Augentzücken.
Dort rennt's und tollt
  Und drängt in wilder Haſt in öde Hallen;
  Von Silberlingen und gemünztem Gold
  Tobt dort ein Schallen.
Das tobt ſo laut,
  Hat Alles, was ſich Klang noch nennt, verſchlungen.
  Verſchollen iſt, was Seher je geſchaut,
  Geſagt, geſungen.
Doch was erſpäht
  Mein Aug' in Dorfeshütten, Winkelgaſſen?
  Was winſelt dort (iſt's Fluchen, iſt's Gebet?)
  Gedrängt in Maſſen?
Es kau'rt und hockt
  Wie Kehricht, den man in die Ecke ſchüttet,
  Erfahl, in Räumen, wo die Luft ſelbſt ſtockt,
  Zerlumpt, zerrüttet.
Weh dem Geſchlecht
  Der Zwerglein, die ſich brüſten und die thronen!
  Im Finſtern wimmelt's, ohne Brot und Recht,
  Von Millionen.
Meſſias komm! —
  Doch welch ein Mann ragt dort aus dem Gedränge?
  Er predigt. Ward die Welt noch einmal fromm?
  Hin ſtrömt die Menge.
Mild iſt ſein Wort,
  Sein Anſehn rauh, nicht nach der Mode Schnitte.
  „Ihr Armen“ — donnert er — laßt Jene dort!
  Weg mit der Bitte!
Tief in den Staub
  Seid von den Uebermüth'gen ihr getreten.
  Kleinmüthig, gottlos, habt ihr nur den Raub
  Zurück erbeten.
Was war die Frucht?
  Daß ſie des Mundes Wort ſelbſt euch ungerathen

Und der Propheten, die, mit Rachewucht
  Dräuend, ſie warnten.
Euch offenbart
  Hat der Prophet von Nazareth mit Schalle,
  Daß ihr mit Gottes Geiſt von gleicher Art,
  Ja Götter Alle.
Sind Götter das,
  Die ſelbſt vor Götzen dort im Staube kriechen!
  Und vor den Schlemmern, in ohnmächt'gem Haß,
  Verachtet ſiechen!
O, in euch ſeht!
  Laßt ihr euch ſchmähn, ſchmäht ihr den Herrn der Welten.
  Macht wach in euch der Gottheit Majeſtät
  Und macht ſie gelten!
Thut Gott ſein Recht!
  Ihn ſelbſt von Schmach zu retten, müßt ihr handeln,
  Daß er nicht fürder darf als feiger Knecht
  Auf Erden wandeln.
In Schmach und Noth
  Seid ihr gekreuzigt und begraben worden.
  Jetzt brecht, beim Auferſtehungsmorgenroth
  Aus Grabesborden.
In Waffenpracht
  Sollt ihr in Gottes Ruhm auf Erden ſchreiten.
  Hier iſt das Schwert, das Jeſus ſelbſt gebracht,
  Auf, auf zum Streiten!" —
Und ſchnell hervor
  Zieht er ein Schwert aus wallenden Gewanden.
  Da regen ſie ſich Alle, die zuvor
  Still lauſchend ſtanden.
Er zieht voran
  Den Berg hinab, ſein Schwert blitzt durch die Weiten.
  Die nächſte Waffe gleich packt Jeder an,
  Ihm nachzuſchreiten.
Vom Felde friſch
  Mit Senſ' und Sichel kampf'ge Bauern eilen,
  Aus Forſt und Werkſtatt herſtrömt ein Gemiſch
  Mit Axt und Beilen.
Schwarz wächſt es an
  Und deckt weithin, dumpf ſummend, das Gefilde.
  Da rennen, reiten Boten, Mann für Mann,
  Zum Königsbilde.
Das lächelt frech,
  Winkt einem bunten Mann, der lächelnd nicket.
  Und wie ein Kind Soldatenſpiel von Blech
  Aus Schachteln ſchicket:
So ſchicken ſie
  Die läppiſch bunten Reih'n aus den Caſernen.
  Mit Bataillons entgegen rücken die
  Den weit noch Fernen.
Doch als ſie ſchaun
  Ein zahllos Lumpenvolk mit ſtieren Blicken,
  Da ſchweigt das Spottlied, Leichthin wandelt Graun,
  Die Kniee knicken.
Wie [illegible]
  Zerſchmetternd fegt und tilgt ein Heer von Bäumen,
  Wie Häuſerzeilen die geſchwollne Flut
  Wegſpült mit Schäumen:
So mäht das Pack
  Die graden Glieder hin mit breiten Klingen;
  Es ſchweigt der Flinten kindiſches Geknack —
  Die Beile ſingen.
Da wird ſo bleich
  Mit Eins die Majeſtät auf goldnem Throne;
  Armeen ziehen ringsum aus ſogleich,
  Doch ſonder Hohne.
Doch ſtrömt es ſchon
  Aus Hütt' und Stadt in rieſigem Vereine.
  Zerlumptem Vater folgt zerlumpt der Sohn,
  Ja Weib und Kleine.
Wie Rohr im Sturm
  Zerknicken vor dem Volksſturm ſchmucke Heere.
  Schwarz kriecht's zur Hauptſtadt ſchon, wie Wurm an Wurm,
  Drin Angſt und Leere.
Geſchrei und Dampf!
  Dort der Meſſias ragt aus dickſtem Knäuel;
  Jetzt ſtürzt er, rufend: „Muth zum letzten Kampf,
  Zum letzten Gräuel!"
Da brauſt und ſchäumt
  Das Tauſendgliederthier gleich grimmen Leuen,
  Da ſind die Gliedermännlein weggeräumt,
  Da jauchzt ein Freuen.
Und um und um,
  Wohin ich ſchauen mag, in allen Reichen,
  Ziehn hin die dunkeln Scharen mit Geſumm,
  Die bunten weichen.
Wie ſchwand ſo ſchnell
  Des Gecken Zierlichkeit, des Bettlers Blöße!
  Der Menſch nur tritt einher, die Stirne hell,
  In Königsgröße.
Wie tauchten doch
  Aus jeglicher Verzerrung edle Züge!
  Hoch ragt, wer kaum im Bettelſchmutze kroch,
  Wer in der Lüge.
Dort ſitzt zu Rath
  Ein hehrer Kreis von Kühnen, Keuſchen, Schlichten,
  Die, maßvoll und gewaltig, jede That
  Ordnen und ſchlichten.
Rings durch die Welt
  Geläut von allen Glocken, ſtill die Spötter.
  Nicht Herr und Knecht ſind da zum Feſt geſellt,
  Nur freie Götter.
Bezahlt habt ihr.
  Der euch erlöſt aus innern Dunkels Banne,
  Gott, wallt, durch euch von Schmach erlöſt, nun hier
  Im freien Manne!

## 93.

## Eduard Duller.

### 1.

### Oſterſonntag.

Der Phönix flog empor aus ſeinem Neſt,
Hell lohte ſeine Burg, gezimmert aus Asbeſt,
Und aus der Flamm' von ſiebenfachem Licht
Stieg würz'ger Duft, wie wenn man Pfirſche bricht,
Ein holder Knabe, leuchtend wie der Tag,
Schwang ſich empor mit mächt'gem Flügelſchlag.
Der Phönix war's, der Menſchenleib gewann
Und neuverjüngt durchbrach den Zauberbann.
Nun fliegt er raſch auf ſtarkem Schwingenpaar,
Wie Ganymed einſt ſchwebte auf dem Aar,
Wie eine Schwalb' im wundervollen Kreis,
Rings ob den Feldern, lang verhüllt von Eis;
Ein Oelzweig, wie einſt Noah's Unterpfand,
Scheint Heroldsſtab hold in des Knaben Hand.
Denn Oſtern iſt's, der Gnade Blüthenzeit;
Doch ſtarrt die Erde kahl noch, nicht beſchneit.
Von tauſend Schläfern Keiner mocht' erſtehn,
Das Oſterfeſt voll Jubel zu begehn.
Oed, ausgeſtorben, wie Sibiriens Feld,
Liegt troſtlos, kalt und hoffnungslos die Welt.
O Wirthſchaft, ganz verſumpft, vermooſt, verfallen!
Kein Einz'ger regt ſich von den Gäſten allen. —
Mit Thränen blickt der Phönix rings umher.
Dem frohen Knaben wird das Herz gar ſchwer; —
„O ſchönes Feld! So voll ſonſt reifer Saat,"
So ruft er ernſt, — „das nie mein Fuß betrat,
Wenn nicht in Freuden und in Bräut'gamsluſt; —
Verwelkt iſt jede Blüth' an deiner Bruſt; —

Der Himmel freute ſich, ſo ſchön zu ſein, wie du! —
Nun liegſt du ſtill und fahl in Todtenruh',
Von deiner Blumen Glanz und Majeſtät
Blieb nichts als Stoppeln und das dürre Beet.
Der Himmel ſelbſt, deß Wölbung niemals ſtürzt,
Iſt öd, ſeit froher Lieder Duft ihn nicht mehr würzt,
Seit Lied' nicht mehr in zarten Orgeltönen
Die Pſalmen ſingt zum Preis des Ewig-Schönen.
So weit ich ſchau', — es ſtrahlt mein leerer Blick
Zu keinem Menſchenaug' mir treu zurück; —
Und ich ſoll fröhlich (wie es heiſcht mein Amt)
Als Phönix Lenz, in grünen, weichen Sammt
Die Erde kleiden, trocknen ihre Thränen:
Da doch das Herz mir bricht vor Weh und Sehnen,
Da doch der heil'ge Blüthenkranz der Welt,
Der Schöpfung Kron', das Menſchenleben fehlt?
Viel lieber legt' ich ſelbſt ein wangenrother Knab',
Zu dem geliebten Stamm mich tief in's Grab." —
Der Phönix hat den Flug herabgelenkt
Zur Erd', auf die er ſeine Blicke ſenkt,
Viel tauſend Hügel ſieht er ringsum ragen,
Einſt grün, jetzt fahl, wie nach der Sündflut Tagen;
Ein ernſtes Kreuz krönt jedes Grab.
Da wirft der Lenz den Oelzweig mild hinab,
Und ruft mit Thränen: „Oſtertag iſt heute;
Drum muß erſchallen feſtliches Geläute. —
Und kraft des Herrn, der mich, den Lenz, erneute,
So mögen tauſend Glöckner ſich erheben,
Daß neu vom heil'gen Klang der Erde Pulſe beben.
Wacht auf, Maiglöckchen! läutet friſches Leben!
Für langes Weh muß ich entſchädigen,
Ihr Roſen, euch, die ſüße Liebe predigen,
Muß euch aus enger Sakriſtei erledigen.
Euch Lilien auch, euch ſehnſuchtsbleiche Nonnen,
Führ' ich mit Prieſterhand an's Licht der Sonnen,
Aufſchmelzend heil'ger Lieb' vereiſten Bronnen!
Ihr Veilchen, ſtill wie fromme Armenväter,
Erwacht auf's Neu', einſiedleriſche Beter,
Der Glaube weckt euch auf, der Wunderthäter.
Die ihr begraben liegt in Scapulieren,
Ihr dürft euch in den morſchen Särgen rühren,
Dürft, draus entpuppt, die bunten Flügel führen,
Reiſt hin, gleich freundlichen Miſſionären,
Der Welt den alten Glauben neu zu lehren:
„Leben iſt Lieb'! drum wird es ewig währen!"
Euch Tauben auch, unſchuld'ge Miniſtranten,
Erweckt dieſelbe Lieb', die jene Jünger kannten,
Als Flammen ſie am Pfingſttag übermannten!
Auch du, o Rebe! ſei vom Tod entſiegelt,
Du, deren Blut das heil'ge Herzblut ſpiegelt,
So einſt der Menſchheit Würde hat entriegelt.
Du endlich, ſtille Saat, begrabner Waizen!
Nicht länger ſoll die Erde mit dir geizen!
Komm frei zu Tag in unbekannten Reizen!
Wach' auf, o Saat! Des Winters Stürm' zerſtieben,
Die alte Sonne iſt dir treu geblieben,
Glaube reift Leben; Leben webet wie Lieben!
Das Räthſel fällt, das dich im Keime hielt verborgen;
Wach' auf, o Menſch! gelöſt iſt das Verbot;
Im Paradieſe pflückteſt du den Tod —
Des Lebens Frucht winkt dir am Oſtermorgen!"

---

### 7.

## Das Kind.

In heller Tagespracht!
Erglänzt des Königs Schloß um Mitternacht;
Durchduftet ſind von Würz' und Specerein
Die Säle; ſtumme Sclaven ſtreun
Auf's Neue Weihrauch in die goldnen Becken.
Muſik ertönt, hinſchwebt im leichten Tanz
Die zierliche Mänade, Wolluſt ganz,
Und ſinkt ermattend dann auf ſeidne Decken.
Ihr ſchwarz Gelocke fließt
Herab in üppigen Wellen und umſchließt
Den ſchlanken Leib; aus feuchten Wimpern fliegt
Ein Blick, der glüh'nd in's Herz ſich ſchmiegt
Dem Fürſten und durchrieſelt ſeine Glieder.
Sie iſt entſchwebt. Ein Atlasvorhang rauſcht:
Entgürtet ſtehet ſie dahinter, lauſcht,
Und von den Schultern ſinkt die Hülle nieder.
Der wilde Lärm verhallt;
Nur leis einſchläfernd noch ein Brautlied ſchallt.
Ein holder Dämmer webt um ihn und ſie,
Und Kuß um Kuß wird Melodie.
Er ſchlummert endlich ein. Betäubt, befangen
Vom Liebeszauber, liegt an ihrer Bruſt wie todt,
Roſenumkränzt, der mächtige Deſpot;
Sie bleibt noch wach vor fieberndem Verlangen.
Ihr wird ſo bang, als hielt
Am Herzen ſie ein kaltes, eh'rnes Bild,
So hart dünkt ihr des Fürſten ſchwellend Bett
Wie eines Sarges rauhes Brett.
Der Duft des Rauchwerks liegt ihr auf dem Herzen,
Als wie geweihten Harzes edler Duft
Beim Todtenamt in lang verſchloſſner Gruft
Und wie Geruch von Katafalks-Kerzen.
Fortſchläft er todesſchwer.
Kein Laut, kein Säuſeln hörbar rings umher.
Sie preßt vor Graun ihn, daß ihn Schmerz erweckt.
Vergebens! — Horch! Emporgeſchreckt
Springt ſie jetzt auf und läßt den Schläfer fahren.
Was wimmert durch die Nacht? So deutlich klang
Es, gleich als ob ein Kind in Schmerzen rang:
Sie bebt vor Froſt, deckt ſich mit ihren langen Haaren.
Ja, wie aus Kindes Mund,
Und dumpf, als ſchöll's herauf aus tiefem Grund.
„Wach auf!" ruft ſie; „ein Mord, nah am Gemach!"
Er regt ſich, halb im Schlaf, halb wach,
Und ſtammelt bleich: „„Auf! faßt den Mörder, Schergen!""
Drauf ſie zu ihm: „Hörſt wimmern du's?" — „„Ich hör's — —""
„So hilf, eh's ſchon zu ſpät! Rett' es! Schwör's!
Wir ſuchen's ... nächſte Nähe muß es bergen."
Zurück rauſcht die Gardin',
Sie nimmt die Lampe, beide eilen hin
Durch Säl' und Prunkgelaſſe, Eins umfaßt
Das Andre bang, — ſofort in Haſt.
Hier war's! — — Nein dort! .... Allüberall das Wimmern!
Sternlos die Nacht. Sie ſchleichen bebend fort; —
Nichts hörbar, als der Wächter Loſungswort,
Nichts ſichtbar, als der Partiſanen Schimmern.
Schneebleich in's Schlafgemach
Zurücke kommen ſie und Graun folgt nach
Und haucht ſie an, zupft ſie am Nachtgewand.
Los reißt ſich aus der Nymphe Hand
Der Fürſt, verhüllt die Augen ſich, die Stirne.
Iſt's Graun? Iſt's Scham? Sie faßt ihn ſchmeichelnd an;
„Hinweg die Hand!" ruft er, „Blut klebt daran,
Und Fluch und Abſcheu! Fort von mir, du Dirne!"
Und vor die Schwelle ſtößt
Er ſie, die heiße Lieb' ihm eingeflößt;
Wild tobt Gewiſſen durch die nächt'ge Ruh;
An ſeine Kiſſen tritt herein
Ein bleiches Kind mit einer Wund' im Herzen —
Ein luft'ges Bild ... Er ſtürmt entſetzt hinaus,
Er weckt die Diener all' in ſeinem Haus:
Licht! Licht! Anzündet Lampen, Fackeln, Kerzen!
Und als der Morgen graut,
Läßt er's verkünden durch den Herold laut:
„Ein Mord geſchah in meinem Schloß heut Nacht,
Ein Kind ward meuchlings umgebracht.

Wer mir den Thäter bringt, den will ich fürſtlich lohnen!"
Da ſchaart das Volk ſich, bangend ob dem Wort,
Als träfe all' ein einz'ger neuer Mord,
Wenn Frevel ſich nicht ſcheut im Fürſtenſchloß zu wohnen.
Doch wie der Fürſt auch ſchreckt,
Verheißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde fliegt durch des Reiches Gau'n
Und träuft in alle Herzen Grau'n; —
Da hört ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenſeits des Grenzſteins ſie und eilt herbei
Zur Hauptſtadt; wer ihn ſiehet, ſenkt voll Scheu
Das Haupt; denn jener Greis iſt ein Verbannter.
Der Alte aber tritt
Zum finſtern König hin mit feſtem Schritt.
„Ich kann dir's ſagen, Fürſt," ſo hebt er an,
„Wer dieſen Frevel hat gethan;
Du wirſt mich tödten, wenn du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit ſprach, ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr' ich heim in's Vaterland
Und Wahrheit will ich ſterbend offenbaren.
„Als ward der Grund gelegt
Zu dieſem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band; bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag empor gebracht.
Da gab ein böſer Mann den Rath, den argen:
„„Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr ſenkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das ſollt im Grund lebendig ihr einſargen!""
„Und wie er rieth, geſchah's;
Und ohne Scham und Reu und Mitleid ſah's
Dein Ahn, o Fürſt, wie man das Kindlein hub
Hinab und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchſen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun ſteht das Schloß, gefeit; kein Feind nimmt's ein.
Das Kindlein aber lebt noch unterm Stein;
Denn Gottes Engel ſind mit ihm darinnen.
„Und ob dein Schloß auch gleißt
Mit goldnem Dach und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt, du haſt's gehört bei Nacht,
Wie es in ſeinen Schmerzen wacht!
Es wächſt ſo lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, ſo trotzig ſie auch ſteht,
Ein Odem Gottes iſt's, der ſie zerweht,
Und über Nacht iſt ſie in Nich' zerſtoben.
„Das Kind, o Fürſt, das lebt
Im Grabe, wiſſe: daß es einſt begräbt
All' deine Macht und deine Herrlichkeit,
Weil Gott, ſein Vater, es bedräut.
Wann es im Wachsthum doch genug geſchoſſen,
Wird es mit ſeinem heiligen Scheitel dann
Durchbrechen deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und deinen Trotz durchſtoßen.
„Fragſt du: wie heißt das Kind? —
Antwort gibt dir der nächſte Frühlingswind,
Der dich nicht fragt, ob du ihn auch gebannt,
Ruft: Freiheit iſt das Kind genannt,
Das Gotteskind, das ſchnöde Fäuſte haben
Hinabgeſenkt, lebendig wie für todt.
Auf deſſen Haupt du wandelſt jetzt, Despot!
Denn Freiheit iſt nicht todt, wenn auch begraben!"
Den Fürſten faſſet Graus.
Er bebt und mit ihm bebt und wankt ſein Haus;
Es neiget ſich der Zinnen goldne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Eſtrichs glatter, ſchöngefügter Spiegel,
In Staub ſtürzt jeder Säule goldner Knauf.
Horch! ein Triumphlied ſchallt vom Grund herauf!
Geborſten iſt der Grund; es ſchmolz das Siegel.

## 94.

## Johannes Scherr.

### 1.

### Frühlingsgang.

Im vollen Maienglanz bin ich hinausgegangen,
Da wehte Blumenodem lind mir um die Wangen.
Ein Blühen auf der Flur, ein Koſen in den Lüften,
Die Schöpfung überhaucht von wunderſamen Düften.
Ein bräutlich Antlitz ſchien die Erde rings, die blanke,
Drauf lag der Sonnenſchein, ein zärtlicher Gedanke.
Wie ſich vor meinem Tritt die Blumen niederbogen,
Umſpielte mich ihr Duft in immer ſüßern Wogen;
Und wenn mein Fuß zertrat den reichen Blüthenflor,
Stieg friſcher Wohlgeruch rings in die Luft empor.
So muß das Dichterherz, wenn unter des Geſchickes
Fußtritt zertreten welkt die Blüthe ſeines Glückes,
Noch brechend Wohlgeruch ausſtrömen in die Lüfte
Und ſterbend noch im Lied ergießen ſüße Düfte.

### 2.

### Einer Verlorenen.

1.

Du fragſt mich, wie es doch gekommen,
Daß ich ſo bald dich vergaß,
Für die ich einſt ſo heiß entglommen
Und die mein Herz ſo ganz beſaß?
Frag' nicht! Geh' hin zum Vogelbauer,
Der deine Lerche eng umhegt,
Und ſchau, daß der Freiheit Schauer
Dem Vogel in die Augen ſchlägt.
Dann wird er ſeine Flügel ſpreiten,
Erhaſchen ſchnell den Augenblick,
Aufjubelnd in die Lüfte gleiten —
Und nimmer lockſt du ihn zurück!

2.

Wohl möchte ich, Verzeihung heiſchend,
Dir einmal noch in's Auge blicken,
Wohl möcht' ich deine blaſſen Lippen
Noch einmal mit den meinen drucken,
Wohl möcht' ich einmal noch die Arme
Seligſelig um den Leib dir legen
Und an die Bruſt dich ziehn und lauſchen
Des treuen Herzens bangen Schlägen.
Und wenn du dann, Verſöhnung blickend,
Mich aller meiner Schuld entladen,
Noch einmal küſſen dich und flüſtern:
Mit dir ſei Gott auf allen Pfaden!

### 3.

### Motenebbi. *)

Seht ihr den braunen, bärt'gen Reiter,
Der pfeilſchnell durch die Wüſte ſchwirrt?
Wer iſt der kühngemuthe Streiter,
Dem Sporn und Köcher hell erklirrt?
Er iſt ein Dichter und ein Krieger,
In Wort und Thaten wunderſam,
In Kämpfen und in Liedern Sieger,
Und Motenebbi iſt ſein Nam'.
Von ferne winken grüne Halme
Einladend aus der Wüſte Sand,
Die ſchlankgebaute Dattelpalme

---

*) Vgl. oben S. 51 und S. 61.

Beſchattet der Oaſe Rand.
Er ruſet Halt dem Wanderzuge,
Sie ſpringen ab, ſie halten Raſt,
Und, lehnend an des Roſſes Buge,
Hat ihn der Dichtung Glut erfaßt:
„Ein Thor, wer feig und unterthänig
Sich in die Schranken fügt der Welt!
Hier in der Wüſte bin ich König,
Der weite Himmel iſt mein Zelt.
Auf meinem Thron, dem Roſſe, ſitz' ich,
Mein donnernd Wort iſt mein Gericht
Und mit dem Schwert dem Gegner blitz' ich
Den Willen mein in's Angeſicht.
Wenn ſich in wirbelnden Geſchwadern
Das wilde Ringen angefacht,
Dann fähret mir zuckend durch die Adern
Der Freude Stral, mein Auge lacht.
Wenn ſich die Männer grimm umſchlingen,
Wenn Funken aus den Panzern ſprühn,
Wenn mordend lohen rings die Klingen,
Dann muß mein Herz in Wonne glühn.
Die Feldſchlacht hab' ich mir zur Mutter,
Zum Vater mir das Schwert erwählt,
Den Speer ſodann zu meinem Bruder,
Und mit dem Schilde mich vermählt.
Hinein, gerungen und geſchwungen!
Stets vorwärts auf der Ehre Bahn,
Und dann ein Siegeslied geſungen
Auf dem erſiegten, rothen Plan!
Nur wer im Kampf ſich wies als Helden,
Als Sieger in der Männerſchlacht,
Nur der kann Heldenthaten melden
Und feiern Ruhm und Siegespracht.
Mich kennet von den Helden jeder,
Mich kennt das Roß, das Schlachtrevier,
Mich kennt der Schlag, der Stoß, die Feder,
Mich kennt das Schwert und das Papier!“
Und als das ſtolze Lied verklungen,
Fühlt leis berührt er ſeinen Arm:
„Sieh, Herr, kommt dort nicht angedrungen
Ein kecker Beduinenſchwarm?“
Er ſchaut hinaus, er greift zum Zügel,
Er ruft die Seinen auf in Haſt,
Schon wiegt ſein Fuß ſich leicht im Bügel
Und ſeine Fauſt den Säbel faßt.
Er ſtürmt den Feinden kühn entgegen,
Friſch, frei in das Gefecht hinein!
Vor ſeinen Stößen, ſeinen Schlägen
Sich lichten ihre dichten Reih'n.
Wie hell iſt jetzt ſein Schild erklungen,
Wie leuchtete ſein züngelnd Schwert!
Was er als Dichter kaum geſungen,
Das hat er nun als Held bewährt!
Doch ſieht er ſich den Sieg entreißen
Von ſeiner Dränger Uebermacht,
Die Freunde ſchlang der Feinde Eiſen
Bald alle in die Todesnacht.
Schon iſt der Schild dem edlen Schläger
Beſpickt mit ſchweren Pfeilen dicht,
Sein alter treuer Waffenträger
Allein noch ihm zur Seite ficht.
Schon wollen ihn die wilden Männer
Erdrücken in des Kampfes Wucht.
Da ſpornt der Sänger ſeinen Renner
Und wendet grollend ſich zur Flucht.
Schon jagt er hin auf flücht'gen Hufen,
Es nimmt die Wüſte auf den Sohn,
Da hört er ſeinen Diener rufen:
„Iſt Motenebbi je geflohn?
Er, welchen kennt der Helden jeder,
Den kennt das Roß, das Schlachtrevier,
Den kennt der Schlag, der Stoß, die Feder,
Den kennt das Schwert und das Papier?!“
Und wie er kaum das Wort vernommen,
Hat er ſich wieder umgewandt,
Und neuer Muth iſt ihm entglommen
Und neugeſtählet Arm und Hand.
Und lange noch gab helle Klänge
Sein Schwert, das ſich im Blute wuſch,
Und lang hat ob der wirren Menge
Geflattert noch ſein Federbuſch,
Bis er geſchmettert von dem Pferde,
In das Gedräng hinabgetaucht. —
Da hat auf blutig rother Erde
Der Held ſein Leben ausgehaucht.
So hat er mit dem Tod beſiegelt,
Was er geprieſen oft im Lied,
Sein Leben, raſch und ſturmbeflügelt,
Iſt blitzesſprühend auch verglüht.
Und wenn die Beduinenhorde
Auf ihrem irren Wanderzug
Vorübereilet an dem Orte,
Wo Motenebbi's Stunde ſchlug:
Dann ſpricht wohl Einer aus dem Stamme:
„Hier ruht Arabiens Sänger aus,
Deß' Lied und Klinge, gleich der Flamme,
Gelodert in ſo manchem Strauß.
Von Biled-ul-Gerid bis Jemen,
Von Kairo bis Samarkand,
Sieht nächtlich man des Helden Schemen
Oft ſtreichen durch der Wüſte Sand.“

## 4.

## Das Lied vom braven Weib.

Ich kannte einſt ein Bauernweib,
Von Herzen rein und ſchön von Leib,
Demüthiglich von Sitten,
Zur Arbeit freudig früh und ſpat,
Erbarmungsvoll in Wort und That,
Bei Allen wohlgelitten.
Zwar las ſie in der Bibel nicht,
Sie las nicht Proſa noch Gedicht,
Sie konnte gar nicht leſen;
Und doch iſt ihrer Kinderſchaar
In allem Rechten immerdar
Ein Muſter ſie geweſen.
Im Hauſe war 'ne junge Magd —
Der Bäurin Mann — Gott ſei's geklagt!
Der ging auf böſen Wegen.
Dem Mädel ward der Rock zu kurz,
Zu eng das Mieder und der Schurz
Vor lauter Liebesſegen.
Und als die Bäurin ſah die Schmach,
Da ſeufzte ſie nicht Weh und Ach,
Mocht' ſchelten nicht noch klagen.
Sie ging nur in ihr Kämmerlein
Und ſchloß ſich eine Weile ein,
Bei Gott um Rath zu fragen.
Den Plan, den betend ſie erſann,
Hat dargelegt ſie dann dem Mann
Beſonnen, feſt und milde.
Er fand kein Wort und wollt' das Knie
Vor ſeinem Weibe beugen, wie
Vor einem Heil'genbilde.
Und da die Zeit erfüllet ward,
Die Magd geheim ein Kind gebar
Auf ihrer Bäurin Bette.
Und dieſe in die Arme hob
Das Kindlein ſanft und that, als ob
Sie ſelbſt geboren hätte.
Sie, die kein Falſch ſonſt in der Bruſt,
Sie hat zu heucheln jetzt gewußt,
Daß glaubten es die Leute.
Und als, von ihr gepflegt, genas
Die Magd, ſo mühte ſie ſich, daß
Ein wackrer Knecht ſie freite.

Als es trug ihr eigner Schooß,
Hat ſie das Kind getragen groß,
Wenn's auch ihr Herz gebrochen.
Und was ſie litt und wie ſie rang,
Sie trug es ſtill ihr Leben lang,
Hat nie davon geſprochen.

### 5.

## Das Lied vom guten Kameraden.

Sie ſtanden hoch auf dem ſchwanken Brett
Und ſchwangen die Kellen um die Wett',
Zu ihren Füßen die Stadt Paris —
Der Wind mit Macht aus Norden blies.
Proletarier waren ſie alle Beid',
Zu Fetzen hing ihr elend Kleid;
Ihre Wangen waren vom Hunger hohl —
Ja, wer da ſchafft, dem geht es wohl!
Sie mauerten an des Reichen Palaſt . . .
Der Wind, das iſt ein ſchlimmer Gaſt!
Er rüttelt wieder ſo ungeſchlacht,
Unter ſeinem Griff das Gerüſt zerkracht.
Ein Stoß noch und aus den Fugen es bricht!
Da hangen die zwei an des Giebels Firſt
An einem Sparren, den ſie erfaßt,
Schiffbrüch'gen gleich, die geklammert am Maſt.
Und immer toller der Nordwind raſt,
Der Sparren biegt ſich unter der Laſt,
Der Abgrund gähnt ſie gierig an,
Ein Ruck noch — und um ſie iſt's gethan.
Der Eine da zum Andern ſpricht:
Kamerad, mit beiden der Sparren bricht,
Doch Einen kann' er tragen vielleicht,
Wie [illegible] — Familie, er weicht!
Der Andre ſeufzt und ſchaut tief auf:
Hab' Weib und Kind — Der Erſte drauf:
Ich nicht, drum iſt die Reih' an mir;
Leb' wohl, Kamerad, und Gott mit dir!
Er ſpricht's und ſtürzt in den Opfertod,
Zerſchmettert lag er im Straßenkoth.
Seinen Namen man nicht erfahren hat —
War das nicht ein treuer, ein guter Kamerad!

### 6.

## Der Genius.

Um Mitternacht in der Manſarde,
Wann all' die Welt im Schlummer liegt,
Schwing' einſam ich des Liedes Standarte,
Drauf des Gedankens Aar ſich wiegt.
Dann aus der Geiſterſtunde Dunkel,
Aus meines Zimmers Dämmerflor
Tritt oft in ſtrahlendem Gefunkel
Der Dichtung Genius hervor.
Ein Purpurprachtgewand umringt ihm
Die reinhellſtrahlende Geſtalt,
Des Lorbeers Zweigkranz umſchlingt ihm
Den wallenvollen Lockenwald.
Sein Sonnenauge kann ich fühlen
Ob dem geneigten Haupt mir glühn
Und tief in tiefſter Seele wühlen
Wie ſeines Wortes Melodien:
Als durch des Chaos wilde Wetter
Einſt Gottes ſchöpferiſch Gedicht
Mit allmachtreichlichem Geſchmetter
Hindonnerte: Es werde Licht!
Da ſprang ich von des Schöpfers Lippe,
Von ſeinem Wort herabgeſandt
Zur meerumwogten Erdenklippe,
Der Menſchen ſchönem Heimatland.
Und an der Menſchenältern Seiten
Durchſchritt ich das Paradies,
Das erſte Liebeslächeln gleiten
Sah ich um Eva's Lippen ſüß.
Ich ſah, wie an des Sohnes Leiche
Die erſte Vaterzähre floß,
Als Kain mit erſten Haſſes Streiche
Das erſte Menſchenblut vergoß.
Und in des Patriarchen Hütte
Sah ich gewähren Gottes Blick,
Als Sarah's ſchmerzlich ſtumme Bitte
Von ihm erflehte Mutterglück.
Und niederſchaut' ich durch die Lüfte
Auf den geheiligten Altar,
Als Abraham, der Schwergeprüfte,
Dem Gott ſein Liebſtes brachte dar.
Durch Jakob's Samen in Aegypten
Sah Pyramiden ich erhöhn,
Auf Moſes dann, den Gottgeliebten,
Fuhr ich herab an Horebs Höh'n.
An meiner Hand hat er durchzogen
Das rothe Meer, und ſiegesfroh
Sang ich aus ihm, als in den Wogen
Verſank die Macht des Pharao.
Aus David's herrlichem Gemüthe
Bin ich als Pſalm emporgerauſcht,
Aus Salomonis hohem Liede
Als Klang, dem Liebe ewig lauſcht.
In des Jeſaias Viſionen
Schritt ich einher im Donnergang
Und Völkern kündigt' ich und Thronen
Durch Jeremias Untergang.
In des Homeros Heldenlieder
Bannt' ich das ſchöne Griechenthum
Und hallte vom Theatron wieder
Des attiſchen Kothurnes Ruhm.
Ich ſaß mit Sokrates, dem Weiſen,
Zu Füßen der Aſpaſia;
Ihn mit Ambroſia zu ſpeiſen
War ich dem Mund des Plato nah.
Mit Alexanders Cohorten
Zog ich zum Welteroberungsſtreit,
Half ihm die diamantnen Pforten
Aufſprengen der Unſterblichkeit.
Vom Capitolium hernieder
Stimmt' an ich des Triumphes Sang,
Daß ihn der Erdkreis hallte wider
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Und auf des Oelbergs Spitze ſtand ich,
Als ſich der Gott dem Tod geweiht,
Und um ſein blutig Kreuz dann wand ich
Die Glorie der Ewigkeit.
Von der Apoſtel Feuerzungen
Hab' ich im Evangelium
Durch's Univerſum mich geſchwungen,
Und es erſtand das Chriſtenthum.
In Mittelalters Nächten brannte
Heilſpendend auch mein ſelig Licht,
Zur Höll', zum Himmel führt' ich Dante
Im weltumfaſſenden Gedicht.
Mit Zaubermelodieen füllte
Ich Abälardens glühend Herz,
In meinen Strahlennimbus hüllte
Ich Heloiſens Liebesſchmerz.
Der Ewigkeit hab' ich geſungen
Des deutſchen Geiſtes Herrlichkeit
Im Rieſenlied der Nibelungen
Und in Gudruns Luſt und Leid.
Durch's Herrſcherwort der Hohenſtaufen
Klang ich als Minnelied hindurch.
Mit meiner Weihe durft' ich taufen
Des Reformators feſte Burg.
Daß nie und nimmer möge raſten
Der Kampf gen altes Rabenwerk,
Führt' ich die Hand am Letternkaſten
Dem theuren Hans von Gutenberg.

Ich wappnete Ulrich von Hutten
Mit der Satire ſcharfem Schwert
Das gegen Junker er und Kutten
So markdurchſchneidend hat gekehrt.
Colombo's Weltentdeckungsfahne
Wies gen Atlantis ich die Bahn,
Umſchwebte Gottes' Siegesfahne,
Schwamm Vasko Gama's Schiff voran.
Dann ließ ich Camoens' Seele baden
Sich in der Tropenſonne Glut,
Daß er in ſeinen Luſiaden
Ausgieße Indiens Wunderflut.
Und in die Cavaliere goß ich
Des Korrens Zornesproſſe,
Als reinſter Nektarbronnen floß ich
Aus Shakſpeare's göttlichem Genie.
Der deutſchen Dichtung Morgenröthe
Führt' ich in Leſſing hell herauf,
Als ihre Sonne ging in Göthe
Und Schiller makellos ich auf.
Voran jauchzt' ich der Griechen Streichen
Bei Marathon und Salamis,
Die Römerknochen ſah ich bleichen
In deutſcher Wälder Düſterniß.
Ich nährte in der Völker Herzen
Des Muthes wunderkräft'gen Docht,
Ich zündete des Ruhmes Kerzen,
Wo eines je für Freiheit focht.
Wo je in forſchendem Gehirne
Gelodert die Begeiſterung,
Hab' ich gekühlt des Denkers Stirne
Mit meines Adlerfittigs Schwung.
Wo je ein Streiter, gottestrunken,
Für Tugend in die Schranken trat,
Umſäumt' ich mit Himmelsfunken
Ihm ſeinen dornenvollen Pfad.
Ich ſchwebte ob dem Rath der Männer,
Als er zerbrach den morſchen Thron,
Dahin trug mich der wilde Renner
Der großen Revolution.
Und ihrem Sohn war ich, dem hohen,
Auf ſeinen Cäſarzügen nah,
Zur Ruhe lullte den Heroen
Mein Schickſalslied auf Helena.
Der eiteln Lüge auf den Thronen
Blieb mein beſeelend Lächeln fern,
Doch gern legt' ich die Martyrkronen
Auf's Haupt den Wahrheitsmärtyrern.
So durch der Weltgeſchichte Blätter
Zuckt' ich, ein heller Gottesblitz,
Und fuhr, ein reinigendes Wetter,
Herab auf jeden ſchnöden Witz.
Und bei dem jungen Kampfgeſchlechte
Steh' ich in meiner Macht und Kraft,
Zum weltbefreienden Gefechte
Führ' ich des Geiſtes Ritterſchaft,
Daß ſie der Tyrannei, der Protzen,
In's Antlitz ſchleudre unverzagt
Das Lied als herzdurchbohr'nden Bolzen,
Das kühne Lied: Ich hab's gewagt!
Ihr höret die Sibylle greinen:
Die Welt verſchlingt nicht Feuerflut.
Sie lügt! Es wird die Welt nur reinen
Der heil'ge Geiſt mit geiſt'ger Glut.
Ihr, ſeine Ritter, laſſet rollen
Des Päan todesmuth'gen Sang!
Glück auf! Laßt eure Schwerter grollen,
Laßt tönen eures Segens Klang!
Glück auf! Die Banner wehen munter,
Die Loſung wettert: Frei und treu!
Das Alte ſteigt in's Grab hinunter,
Die Welt verjüngt ſich ſchön und neu.
Glück auf! Das Höchſte gilt's zu wagen,
Ihr Jungen, vorwärts und zur That!
Ihr ſollt die Geiſterſchlacht mir ſchlagen,
Die Schlacht im Thale Joſaphat!
Daß jede, jede Kette falle,
Des Friedenspſalmes Opferſtrom
Aus allen, allen Herzen walle
Empor zum ew'gen Sternendom;
Daß ſich der Völkerfrühling blühend
Gieße über Land und Ocean,
Die Nationen feſt und glühend
Als Kinder Gottes ſich umfahn.
Dann will ich himmelan mich ſchwingen
Und vor des Herren Majeſtät
Den heißſten Siegeshymnus ſingen,
So lang das Weltgebäude ſteht.
Und Er, in ſeiner heiligen, weiten,
Unendlich großen Göttlichkeit,
Wird ſeine Vaterarme breiten:
Sei mir geſegnet, neue Zeit!

## 7.

## Das zweite und dritte Capitel aus Michel's Selbſtbiographie.

### I.

Ich blieb der Michel und ging nach Haus
Und legte mich auf den Glauben,
Denn weil mir die irdiſchen hingen zu hoch,
So ſchielt' ich nach himmliſchen Trauben.
Die hingen freilich viel höher noch
In transſcendentalen Lüften,
Doch lernt' ich mich zu begnügen längſt
Statt mit Braten mit Bratendüften.
Der Bonifacius wußte mir
Die Glaubensſuppe zu kochen,
Ich war zu bieder, zu gut, als daß
Ich die römiſche Lunte gerochen.
Der heilige Bonifacius hat
So ſüßlich chriſtlich geläutert;
Von da ab hat metaphyſiſcher Dunſt
Mein armes Hirn verdüſtert.
Berauſcht von Weihrauch und betäubt
Von der Meßglöckchen Gebimmel,
Aufthürmt' ich unzählige Dome, als
Wegweiſer nach dem Himmel.
Auch träumt' ich 'nen kurzen Weltherrſchaftstraum,
Den Traum von Karl dem Franken,
Doch hat mich bald genug erweckt
Seiner Enkel brüderlich Zanken.
Als Zuſchauer ſaß ich im Parterre,
Als man gab „die Schmach von Canoſſa;"
Bei Legnano ließ ich dann prügeln mich
Für den guten Barbaroſſa.
Der bekam endlich ſatt die Triktrakpartie
Mit dem Papſt, dem ſchlauen Duckmäuſer,
Und nahm Penſion und ſetzt' ſich zur Ruh
In dem Ausgedinghäuschen Kyffhäuſer.
Auf Befehl meiner frommen Herrn mußt' ich
Kreuzzugen auch, o Grauſen!
Die Türken practicirten das Sprichwort an mir:
Narren muß man mit Kolben lauſen.
Und weil ich damals landsknechtiſch gehauſt
Im jeruſalemitiſchen Buden,
Gab Jehovah, der Gott der Rache, mich
Nachher in die Hände der Juden.
Eifrigſt ſpielt' ich das edle Ritterſpiel
Mit minniglichen Junkern und Fräulein;
Daneben trieb als Höriger ich
Zur Weide meine Säulein.
Und ſchäfernd übte ich Minneſang,
Ahwe in jeder Zeile
Der Winter kommt, der Frühling geht,
Doch ſtets bleibt die Langeweile.

Nun that ich mich als Maler auf
Und malte — Gott ſei mir gnädig! —
Madonnen, ſo leiblos, fleiſchlos keuſch —
Die blieben alle ledig.

2.

So kroch' ich das Mittelalter herum,
Gehorſam Gott und den Fürſten,
Die einen Hang verſpüreten nur
Nach Sauerkraut mit Würſten.
Auf Wurſt, ſagt Uhland, reimt ſich Durſt
Und aber auf [illegible] Sachſen,
Pergament bewahrt' ich's, aus Reverenz
Vor dem ſchwäbiſchen Dichterdachſen.
Zuweilen ging ſpuken 'ne Größe auch
Durch meines Hirnes Kammer
Von Freiheit und Wahrheit ꝛc. —
Das machte den Katzenjammer.
Ein Prager Profeſſor predigen thät
J. H. wider Papſt und Mönchthum;
Da hat deutſche Treue und Redlichkeit
Gebraten ihn zu Conſtanz.
Heut bratet ihr eine Gans, ſprach er,
Doch wird euch mangeln die Butter,
Zu ſchmoren den Schwan, der nach mir kommt! —
Und ſieh', es kam der Luther.
Der Luther ſang der Hierarchie
'ne gar merkwürdige Hora;
Sein Lieblingsgericht war Nonnenfleiſch,
Drum nahm er die Käthe von Bora.
Er verwünſchte das ganze Rom
Den ſehr unheiligen Vater;
Und ſchwur er hebräiſch, daß Gott erbarm —
Mord, Pech und Schwefel und Zeter.
Von evangeliſcher Freiheit ſprach
Der Luther ganz erſchrecklich.
Das nahm ich armer Michel ſchief
Und verfolgte kecklich.
Doch ſo war's nicht gemeint, es ſchrie
Erboſt der Doctor Luther;
Verfluchter Lümmel, die Rede iſt
Ja nur vom Seelenfutter!
Die evangeliſche Freiheit iſt
Das Recht, für die Fürſten zu beten,
Den Acker zu ackern, zu küſſen den Fuß,
Der dich in den Staub getreten.
Und als ich dieſes nicht wollte verſtehn
Und erhob den Dreſchflegel muthig,
Da ſchlug man mir [illegible] den Herrn Jörgle vor
Und [illegible] mir den Rücken blutig.
Und damit war noch nicht zu Ende der Jux,
Denn der Pfaffen chriſtlich Zanken
Das that, daß alle deutſchen Gau'n
Dreißig Jahr' lang von Leichen ſtanken.
Und alle Völker im Oſt und Weſt
Und vom Tajo bis zu den Lappen,
Die ſchnitten aus meiner dicken Haut
Für ſich ihre Kappen.
Doch am übelſten hat mir mitgeſpielt
Guſtav Adolf, der Schwedenkönig.
Zum Dank macht der Guſtav-Adolfs-Verein
Mich noch heut' ſeinem Namen fröhnig.
Das vielverheißene Chriſtenthum
That mir ſehr wenig helfen,
Wenn ich vor Hunger — im wörtlichen Sinn —
Mußt' heulen mit den Wölfen.
Von jetzt an wurde ich gewöhnt
An alle und jede Blamage,
Von jetzt an mußt' ich bezahlen ſtets
Den Weltſchauſpielern die Gage.
Von einem Caballero hört' ich eins,
Der focht gegen Windmühlenflügel,
Und für jede ſeiner Idealitäten bekam
Sein Knappe tüchtige Prügel.

Ei, was in der Welt nur irgend geſchah,
Mir ward es zum Strafgerichte,
Ich wurde geledert, ich wurde der
Sancho Panſa der Weltgeſchichte!

---

## 95.

## Heinrich Hoffmann.

### Aus der Komödie „die Mondzügler."

### Dritter Auftritt.

Marktplatz in Traumſtadt.

Der Amtmann. Michel, der Amtsſchreiber. Peter. Ein Herold. Chorführer. Zug der Begriffsritter. Muſik eröffnet denſelben. Vor der erſten Abtheilung wird eine Fahne getragen, die an ſich blau und ſchlechthin leer iſt; die blaue Farbe iſt aber vor Alter hie und da verblichen und weiß und an andern Stellen durch Mißbrauch ſchwarz geworden, ſo daß das Ganze ſehr confus ausſieht. Auf dem Rande ſteht das Motto:

Transcendentes Speculiren
Muß ſich in das Blau verlieren.

Es folgt die erſte Abtheilung der Begriffsritter. Ein Herold trägt auf ſeidenem Kiſſen einen Nußknacker. Eine andere Fahne eröffnet den zweiten Theil des Zuges. Da dieſelbe in den Winkel geſtellt war, ſo haben ſich die Farben verwiſcht und das Weiß des ſichtbaren Lichts und das Schwarz der ſichtbaren Finſterniß ſind in ein gemeinſchaftliches, an und für ſich unverſtändliches Grau zuſammengefloſſen. Sie führt die Inſchrift:

Grau, wie ihr wißt, iſt alle Theorie;
Nur, was ſich ſelbſt verneint, das iſt Philoſophie!

Begriffsreiter ſchließen den Zug. Die graue Fahne nimmt mit ihren Rittern die linke, die blaue die rechte Seite ein. Während der Zug ſich ſo ordnet, wird vorn rechts und links ein geſchmücktes Katheder aufgeſtellt.

Amtmann.

Ganz nach dem Hauſe her' ich ſchon des Zuges Lärm
Und immer bringt der Michel noch die Stiefel nicht;
Und meine Philoſophenſtiefel ſind es juſt,
Das einzige Paar zum Denken mir bequem genug.
Denn nicht bei jedem Satze will empfinden ich,
Wo mich der Schuh gewöhnlich drückt. Wie helf' ich mir?
Verdammter Kerl! verlaſſen ſteh' ich nur blamirt!
Mir kocht das Blut.
(Er erblickt den Michel und packt ihn an.)
Halunke, halt, was ſtehſt du da
Maulaffend? Sprich! die Stiefel ſuch' ich überall.

Michel.

Mein gnädiger Herr, hier bring' ich ſie.

Amtmann.

Was! ungeputzt!

Michel.

Ich lauſchte dort dem Chorgeſang und dachte nach.

Amtmann
(den Chor erblickend).

Was, dieſe hier? In ſolchem Aufzug miſch' ich mich,
In jenen Aufzug! Deinetwegen duld' ich dies.
Du fauler Knecht! Geh, ſuch' dir einen andern Dienſt.
Amtsſchreiber biſt geweſen du! biſt abgeſetzt.

Michel.

O weh, das heiß' ich wirklich doch ſich ſelbſt geſetzt!

Peter (zu Michel).

So trag' du als geiſtiger Mann dein Mißgeſchick!

Michel.

Wenn je ein Loos entſetzlich war, das meine iſt's!

Amtmann.

Hier ſteh' ich nun im äußerlichen Negligé.

Herold (zum Chorführer).

Schlechthin den Philoſophen ſeh' ich ja in dir.

Amtmann.

Als Menſch an ſich zu wandeln, ſcheint mir abgeſchmackt.

Herold.

Zerzauſte Kleidung, gilt ſie nicht für genial?

Amtmann.

So war es ſonſt; doch anders jetzt, wo aufgeregt,
Ein ganz vollendet Muſterbild, langhaarig zwar,
Doch glatt gekämmt, ſich nur das Genie bewundern läßt.
Es duftet jetzt von Wohlgerüchen. Jeder merkt,
Der riechen kann, hier müſſe was Berühmtes ſein.

Herold.

Der faltige Schlafrock iſt des Denkers Kriegsgewand;
Pantoffeln fördern auf der Forſchung Wegen und
So ſchnell wie Siebenmeilenſtiefeln. Trefft euch!

Peter (zu dem Chor).

Wenn ihr, o Herrn, dem Fremden, mir erlaubt ein Wort,
So glaub' ich, daß kein beſſres Ziel für euren Witz
Ihr finden werdet, als den Urbegriff des Drecks.

Amtmann.

Mir dünket wohl geſprochen dieſes Wort und klug
Und Vieles denk' ich über Urbegriff des Drecks.

Michel.

Doch ich, Herr Amtmann, denke, daß ihr gar Nichts wißt
Und nie erfaßt habt dieſen Urbegriff des Drecks.

Amtmann
(auf das Katheder der rechten Seite ſpringend).

Ich bin des Kampfs gewärtig! Nun, wer will heran?

Michel
(auf das gegenüberſtehende Katheder ſpringend).

Ich nehm' den Handſchuh freudig auf und ſtelle mich.

Herold.

Nun wohl, ſo hört: des Tages Loſung ſei der Dreck!

Chor.

Die Wiſſenſchaft, wie ziert ſie deutſches Land!
Stolz ſeht ihres Tempels Mauern ragen;
Es glänzt der hohen Zinnen prächtig Rand,
Von Rieſenſäulen wird ihr Dach getragen.
Die Freiheit hat mit mächtig ſtarker Hand
Der Pforten ehrne Flügel aufgeſchlagen.
Der Lehre Freiheit iſt das Unterpfand
Für unſre Kraft in gut und böſen Tagen.

Peter.

Mit eurer Freiheit ſeid ihr bald am Ziel;
Die Herrn im Lande leiden ſehr am Magen.
Da heißt's: diät gelebt! denn etwas viel
Erregt ein gar gewaltig Mißbehagen.
Man läßt euch euer metaphyſiſch Spiel,
Den dürren Knochen dürft ihr ſchon benagen;
Doch wenn dem Herrn der Knecht nicht mehr gefiel,
So gibt's den Grund, den Burſchen wegzujagen.

Herold.

Jetzt Ruhe gebiet' ich den Hörenden euch; zum Kampf ſtehn Beide gerüſtet.
Ihr Zwei nunmehr zeigt jetzt, was ihr könnt, und gebahret euch wie männliche Helden!
In der Wiſſenſchaft prangende Rüſtung gehüllt und mit logiſchen Schienen bekleidet.
Auf, laßt uns ſehn, wie ihr kämpfet den Kampf und das Pferd Dialektik ihr reitet.
Wohl iſt ſie ein Pferd, da ſie Hegel genannt: das Princip des Begriffs in Bewegung.
Bleibt ſattelgerecht und gebrauchet den Witz als ſpitziger Sporen Erregung!
Wohl decket die Bruſt mit dem Schilde des Syſtems, dem bewährten mit Formelgeſtalten,
Und den Scharfſinn ſchwinget als Lanze behend, um den Feind euch vom Leibe zu halten!
Dann ſticht und parirt, macht Finten und haut und beweiſt uns eure Gewandtheit,
Wie geſchmeidig der Geiſt, durch Turnen geübt, wie den Meiſtern im Fach ihr verwandt ſeid.
Nicht klein iſt der Preis und es werde der Held ruhmwürdig vollendeter That froh.
Seht, dort iſt der Lohn, philoſophiſch Gericht, gemalt:
Nußknacker des Plato!
Wie das Recht es verlangt, iſt die Sonne getheilt; um Jeden geſchaart ſind die Gleichen,
Die Bläulichen hier und die Gräulichen dort. Wohlan, ſo geb' ich das Zeichen.

(Trompetenſtoß. Der Amtmann und Michel ſchauen ſich längere Zeit ſcharf, aber ſchweigend an.)

Amtmann.

Nun friſch und hau'! Ich bin bereit.

Michel.

Längſt lieg' ich in Parade.

Amtmann.

Hau' zu!

Michel.

Hau' du!

Amtmann.

Ich hab' Geduld.

Michel.

Das klingt wie Retirade.

Amtmann.

Du negativer Philoſoph! du ſchilt'ſt mich einen Feigen!
Wie flach dein Sinn, wie leer dein Kopf, ich will's alsbald dir zeigen.
Ich will beweiſen, daß du nie erkannt den Sinn des Dreckes,
Daß wortvergeudend du damit geſpielt ein Spiel, ein keckes.
Ein Jeder, der nur ſpricht vom Dreck als männlich und ihn der nennt,
Bezeugt des Sinnes Niedrigkeit und wie er kreuz und quer rennt.
Jetzt aber Achtung, aufgepaßt! Nun hör' auf jedes Wörtchen!
Durch kleine Gäßchen führ' ich dich und log'ſche Hinterpförtchen.
Subject und Object, abſolut identiſch ſind die Beiden;
Es iſt das A egal dem B und nicht zu unterſcheiden.
Das B, das Object, iſt der Dreck. Das iſt doch reine Wahrheit?
Daß ich das A, das Subject, bin, iſt evidente Klarheit.
Und mithin bin ich ſelbſt der Dreck, ich ſelbſt, identiſch bin ich!
Es iſt bewieſ'ne Wahrheit dies und wenn auch widerſinnig,
Wenn Einer nun geſetzten Falls den Dreck auch negirt hat,
So folgt daraus, daß dieſer Mann ſich eben ſelbſt negirt hat.
Nun nenn' ich ſolche Zeugung doch wahrhaftig ungeſchicklich,
Und ſag' ich: der, und ſag' ich: die, ſo iſt es widerrechtlich.
Vielmehr, um dieſen ganzen Schatz in einem Wort zu faſſen,
So kann fortan als richtig nur: das Dreck ich gelten laſſen.

Chor der Bläulichen.

Das Dreck! das Dreck! Ja, das, das, das!
O feine Philoſophennas'!
O Spürkraft ohne Gleichen,
Was kannſt du nicht erreichen?!
Und wenn in das Meer
Verſunken ſie wär'
Die köſtliche Perle der Wahrheit,
Solch Tauchertalent,
Es ſieht ſie geſchwind
In des Tages beſtrahlender Klarheit!

Michel.

Du transcendenter Faſelmann! durch ſchlechten Krempel,
Durch A und B entweihſt du nur der Wahrheit heiligen Tempel.

[illegible]! Ha! Wie kommt's! Wie wird mir!

Welch [illegible]! [illegible] Ehr'!
Nur wenn [illegible] ſich ſelbſt verſteht, läßt ſich das Ding erkennen.

Daß die Idee im [illegible] nur kein Neues [illegible] nennen.

Doch [illegible] Schlegel das Licht des Geiſtes, um zu [illegible]

[illegible] Jetzt [illegible] es [illegible]!

Der Dreck [illegible] erhebt mich! Ich [illegible] den Schuh [illegible]!

In [illegible] Wahrheit dort zu [illegible].

Mein erſter Satz, er lautet ſo: der Dreck iſt Sei' und Weſen;

Denn wenn es regnet, liegt er rings um unergründlich [illegible].

Nun [illegible] ich aus dem nächſten Satz: ein [illegible] iſt's, mein zweiter,

Das Weſen iſt geſetztes Sein [illegible] Andres und Nichts weiter

Als [illegible] nur das Element ſelbſtiſchen Gegenſatzes.
Bewahrt euch [illegible] dieſes Wort und [illegible] euch ſolchen Schatzes!

Der dritte aber heißt, wie folgt: das Element des Seins

Iſt nur [illegible] Gegenſatz und ſein perſönlich Weſen.

Nun kommt der Schluß: Es iſt [illegible] den Dreck für Nichts zu halten,

Weil [illegible] der Selbſtbloßheit perſönlich will gehalten.

Dreck iſt der Dreck! — Ihr [illegible]! — Ich bin noch nicht zu Ende

Und [illegible] ihr nun [illegible], wie [illegible] ich Alles wende.

Die [illegible], die [illegible] wird, ſieht man als Weib mit Recht an,

Und wird der Dreck [illegible], ſo nimmt er [illegible] an.

So kann der Dreck [illegible] kein Mann, noch kann er auch ein Ding ſein,

Und ſag' ich: der, und ſag' ich: das, muß mein Verſtand gering ſein.

Vielmehr um dieſen ganzen Schluß in einem Wort zu faſſen,

So kann ich nur als richtig nur: die Dreck ich gelten laſſen.

Chor der Weiblichen.

Die Dreck! die Dreck! Ja, ja, die, die!
Du leuchtend [illegible], Philoſophie!
Du [illegible] Gleichen,
Wie konnt' ich nicht erreichen?
Und [illegible] der Diamant
Der Weisheit [illegible]
In [illegible] Gefilde,
Sich [illegible]
Dein [illegible] zum [illegible]
[illegible], durch Wolken und Düfte.

Amtmann.

O Schwätzer, der kein Ende macht! Du Philoſophie-[illegible]!

Du bringſt ein Backwerk mir zu Tiſch, ſo [illegible] Schlemmer!

Bei ſolcher [illegible] ergreift ein Schütteln mich.

Wer [illegible] iſt [illegible], bewahrt vor ſolcher [illegible].

Doch weiter will ich weiter gehn, wie ich im Dreck [illegible].

Ich bin das A, der Dreck iſt B, wie ich bereits verkündet,

Und wenn ich als [illegible] durch Dreckvermählung [illegible],

So gibt die Formel ſich von ſelbſt, ich bin dann Nichts als A B.

Nun iſt das A egal dem B, begrifflich nicht zu trennen,
Und darum kann mit Fug und Recht den Dreck ich A A nennen.

A auf der Zweiten gilt als Licht. Jetzt kann ich weiter ſchreiten:

Der Dreck iſt Licht und Licht der Dreck. Das hab' ich klar bewieſen.

Und bin ich Dreck, ſo bin ich Licht, und leuchtend bin ich Klarheit,

Und mein Syſtem iſt Strahlenglanz, und was ich lehr', iſt Wahrheit;

Doch was als Weisheit Mancher ſonſt zu Markte trägt im Land um,

Iſt Pfuſcherarbeit ohne Werth. Quod erat demonstrandum.

Michel.

Da haſt du etwas Kluges aus der [illegible] aufgefunden!

Amtmann.

Nicht wahr? Ich hab' die Sinn und Wort [illegible] und gefunden!

Michel.

Die Sonne iſt mithin für dich ein Haufen alten Miſtes!

Amtmann.

Der Schluß iſt richtig. Oben [illegible] ich: alſo iſt es!

Michel.

Der [illegible] iſt dir auch ganz gleich dem Kehrichtwagen!

Amtmann.

Ich wüßte keinen Unterſchied an Beiden dir zu ſagen.

Michel.

Das Riechen iſt dem Leben gleich? Das ſieht ein kleines Kind ein.

Amtmann.

Wer blind iſt, hat den Schnupfen auch, ein Schnupfiger muß auch blind ſein.

Michel

(ſpringt von ſeinem Katheder).

O [illegible] du! Was [illegible] du Albernheiten!

Amtmann.

(ſpringt ebenfalls herunter).

Du philoſophiſcher Don Quixote, mit dir iſt nicht zu ſtreiten!

Michel.

Im Dreck nur liegt des Dreckes Begriff. Wer will mir das [illegible]?

Amtmann.

Jetzt weiß ich, wo ich [illegible] ſoll: bei dir und bei den Schweinen!

Michel.

Poſſenmacher! [illegible]! Beſteht dein Witz im Schelten?

Amtmann.

So iſt der Dreck ein Ding an ſich; nichts Andres laß' ich gelten.

Michel.

So iſt der Dreck ein Ding an dir; beſchau' dich nur beim Licht recht.

Amtmann.

Du [illegible], pack' ich dich, ſo geht's dir, armer Wicht, ſchlecht!

Chor der Geiſtlichen

(zu Michel).

Sprich zu dem Engel
Nur im [illegible]!

Chor der [illegible].

Iſt denn der Flegel
Nimmer zu bändigen?

Chor der Gräulichen.
Hätt' ich den Stecken
Hier nur, den richtigen,
Wollt' ich dich, Recken,
Weidlich abzüchtigen!

Chor der Bläulichen.
Wenn du getrauſt dich
Den zu beleidigen,
Mußt mit der Fauſt dich
Hier du vertheidigen.

Michel.
Macht's fort, den Siegespreis mir her! Ich hielt mich kühn und wacker.

Amtmann.
Ich rufe nur den andern mir! Für mich den Preis, den Knacker!

Michel
(den Amtmann mit Koth werfend).
Das nimm, was dir gebührt! Das Dreck! Ich ſetz' in's rechte Licht dich!

Amtmann (desgleichen).
Die Dreck für dich! So ſchaff' ich dich; bis jetzt warſt du zu wichtig.

Chor der Bläulichen.
Auf, ihr Getreuen!
Helfen iſt ritterlich.

Chor der Gräulichen.
Wahrlich bereuen
Sollt ihr es bitterlich!

Die Begriffsritter
(durch einander, bei allgemeiner Prügelei).
Nußknacker! — Au! — An ſich! — O weh! — Schlechthin! — Mein Kopf! — Ihr Flegel! —
Ironiker! — Verruchtes Volk! — Idee! — O Schelling! — Hegel!
Ihr Nebuliſten! — Ideal! — Das x gleich x! — Ich blute! —
Totalität! — Begreifſt du jetzt? — Barbar! — Das Abſolute! —

## 96.

## Georg Herwegh.

### 1.

### Leicht Gepäck.

Ich bin ein freier Mann und ſinge
Mich wohl in keine Fürſtengruft,
Und Alles, was ich mir erringe,
Iſt Gottes liebe Himmelsluft.
Ich habe keine ſtolze Veſte,
Von der man Länder überſieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neſte,
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.
Ich dürfte nur, wie Andre, wollen
Und wär' nicht leer davon geeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen,
So oft man mich herbei beſchied,
Ich habe fort und fort gepfiffen:
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.
Der Lord zapft Gold aus ſeiner Tonne
Und ich aus meiner höchſtens Wein;
Mein einzig Gold die Morgenſonne,
Mein Silber all der Mondenſchein!
Färbt ſich mein Leben herbſtlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir räth';
Denn meine Münzen präg' ich ſelber:
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.
Gern hang' ich Abends an dem Reigen,
Den Thronen ſpiel' ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl erſteigen,
Paläſte komm' ich nicht hinauf.
Indeß auf Meeren, Land und Wettern
Sein gelbes Loos ſich Mancher zieht,
Spiel' ich mit leichten Roſenblättern;
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.
Nach dir, nach dir ſteht mein Verlangen,
O ſchönes Kind, o würd'ſt du mein!
Doch du willſt Bänder, du willſt Spangen
Und ich ſoll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläſte mied,
Laß' ich getroſt die Liebe laufen:
Mein ganzer Reichthum ſei mein Lied.

### 2.

### Der Freiheit eine Gaſſe.

Vor'm Feinde ſtand in Reih' und Glied
Das Volk um ſeine Fahnen,
Da rief Herr Struthahn Winkelried:
Ich will den Weg euch bahnen!
Dir, Gott, befehl' ich Weib und Kind,
Die ich auf Erden laſſe. —
Und alſo ſprengt' er pfeilgeſchwind
Der Freiheit eine Gaſſe.
Das war ein Ritter noch mit Zug,
Der wie ein heiß Gewitter
Die Knechte vor ſich niederſchlug —
O wär' ich ſelbſt ein Ritter,
Auf ſtolzem Roß von ſchnellem Huf,
In ſchimmerndem Küraſſe,
Zu werben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gaſſe!
Doch zittert nicht. Ich bin allein,
Allein mit meinem Grimme,
Wie könnt' ich euch gefährlich ſein
Mit meiner ſchwachen Stimme?
Dem Herrſcher bildet ſein Spalier
Wie ſonſt des Volkes Maſſe
Und Niemand, Niemand ruft mit mir:
Der Freiheit eine Gaſſe!
Ihr Deutſchen ebnet Berg und Thal
Für eure Feuerwagen,
Man ſieht auf Straßen oder Stahl
Euch durch die Länder jagen;
Auch vieler Dampf iſt Opferdampf,
Glaubt nicht, daß ich ihn haſſe,
Doch bahnet erſt in Streit und Kampf
Der Freiheit eine Gaſſe!
Wenn alle Welt den Muth verlor,
Die Fehde zu beginnen,
Tritt du, mein Volk, den Völkern vor,
Laß du dein Herzblut rinnen!
Gib uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfaſſe,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gaſſe!

### 3.

### Rheinweinlied.

Wo ſolch ein Feuer noch gedeiht
Und ſolch ein Wein noch Flammen ſpeit,

Da laſſen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.
Herab die Büchſen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welſchen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben!
Das Volk am Rhein, das Lied und Recht,
Wie klingt es [illegible], wie klingt es ſchlecht!
Kein Zweifel ſoll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben!
Der iſt ſein Lebenlang nicht werth,
Das deutſche Weib, den deutſchen Herd,
Der nicht auch freudig ſchwingt ſein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Friſch in die Schlacht hinein!
Hinein für unſern Rhein!
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.
O edler Saft, o lautre Gold,
Du biſt kein feiler Sklavenſold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher ſchreiben:
Hurrah! Hurrah! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

### 4.

## An die deutſchen Dichter.

Kein Gold! es klingt kein Gold der Welt
Wie eurer Saiten Gold;
Es iſt kein Fürſt ſo hoch geſtellt,
Daß ihr ihm dienen ſollt!
Sein Bild aus Marmor hau' er hoch,
Wenn ihr ihm [illegible],
Der ſchönſte Purpur iſt annoch
Das Blut, das ihr als Volk vergießet.
Der Ruhm der Herrſcher wird verweht,
Entweiht ihn, wie er will!
Man jagt und ſpornt ihn, doch er ſteht
Mit ihrem Herzen ſtill.
O laßt ſie donnern fort und fort!
An ihrem Grab verhallt es;
Ihr Dichter, ſprecht ein großes Wort
Und in dem ew'gen Worte ſchallt es.
Es hat dem Vogel in dem Neſt
Der Himmel nie gewankt,
Den Mächtigen dünkt er nur feſt,
So lang der Thron nicht ſchwankt!
Fälſcht nur Purpur hin und her,
Ihr Glanz ſie überſchüttet —
Seid Volk, ſeid Volk, ihr ſeid ja mehr;
Seid ihr nicht Wächter der Hütte?
Wächſt ewig nicht der Thau im Feld
Gleich wie der Diamant?
Iſt nicht ob eurer ganzen Welt
Ein Baldachin geſpannt?
Rankt nicht die Rebe, die hinauf
Am morſchen Strebdach gleitet,
Dem unfruchtbaren Epheu auf,
Der ſich an Zwingherrnburgen breitet?
Doch, Sänger, ſchlage euer Herz
Wie Lerchen in der Luft!
Es ruht ſich beſſer allerwärts
Als in der Fürſtengruft.
Ein Liebchen, das die Treue bricht,
Iſt überall zu finden;
Verſchmähet mir die Ringe nicht,
Doch laßt euch nie an Ketten binden!
Dem Volke nur ſeid zugethan,
Jauchzt ihm voran zur Schlacht,
Und liegt's verwundet auf dem Plan,
So pfleget ſein und wacht!
Und ſo man ihm den letzten Reſt
Der Freiheit will verkümmern,
So haltet nur am Schwerte feſt
Und laßt die Harfen uns zertrümmern!

### 5.

## Der Gang um Mitternacht.

Ich ſchreite mit dem Geiſt der Mitternacht
Die weiten ſtillen Straßen auf und nieder —
Wie haſtig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! … Nun träumt man wieder.
Die Luſt iſt, einer Blume gleich, verdorrt,
Die trüben Becher hörten auf zu ſchäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt iſt müde — laßt ſie, laßt ſie träumen!
Wie all' mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet ſein verſöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Roſenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele nun in dieſen Räumen;
Wie in ſich ſelbſt, verſenkte ſie ſich gern
In aller Menſchen tiefgeheimſtes Träumen!
Mein Schatten ſchleicht mir nach wie ein Spion,
Ich ſtehe ſtill vor eines Fürſten Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte ſeine Liebe bitter, bitter!
Er ſchläft — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von ſeinen Eichenbäumen?
Träumt er ſich einen Strahlenkranz um's Haupt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen.
Gigantiſch thürmt ſich vor mir ein Palaſt,
Ich ſchaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit fieberigen, mit angſtverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, iſt ſein Angeſicht,
Er läßt zur Flucht ſich tauſend Roſſe zäumen,
Er ſtürzt zur Erde und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!
Das Häuschen dort am Bach — ein ſchmaler Raum!
Unſchuld und Hunger theilen drin Ein Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann ſeinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengſten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland ſich golden ſäumen,
Die enge Hütte weitet ſich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!
Beim letzten Hauſe, auf der Bank von Stein,
Will ſegenflehend ich noch kurz verweilen;
Dein lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirſt mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in goldner Luft ein Taubenpaar,
Ich ſehe wilde Roſſe nur ſich bäumen;
Du träumſt von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!
Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen ſtillen Blauen,
Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentſtellte Antlitz ſchauen!
Auf Thränen fällt der erſte Sonnenſtrahl,
Die Freiheit muß das Roß zum Tage zäumen,
Die Tyrannei ſchleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

## 6.

## Strophen aus der Fremde.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag in ſeinen letzten Gluten —
O leichter, ſanfter, ungefühlter Tod! —
Sich in den Schooß des Ewigen verbluten.
Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollſten Glanz, in ungeſchwächtem Blinken;
So ſtille und ſo ſchmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen ſinken.
Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig ſich dem ſchönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blüthenſchwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herrn Altar ſich ſchwinget.
Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durſtig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenſtrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken.
Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdiſchen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Bruſt verklinget. —
Du wirſt nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirſt nicht ſtille wie der Stern verſinken,
Du ſtirbſt nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenſtrahl wird deine Seele trinken.
Wohl wirſt du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erſt ſchwächen;
Sanft ſtirbt es einzig ſich in der Natur,
Das arme Menſchenherz muß ſtückweis brechen.

## 7.

## Sonette.

### 1) Shelley.

Um ſeinen Gott ſich doppelt ſchmerzlich mühend,
War er ihm, ſelbſtverdammt, doppelt theuer,
Dem Ewigen war ſeine Seele treuer,
Kein Glaube je ſo ungeſchwächt und blühend.
Mit allen Fibern für die Menſchheit glühend,
Saß immer mit die Hoffnung ihm am Steuer,
Wenn er auch zürnte, ſeines Zornes Feuer
Nur gegen Sklaven und Tyrannen ſprühend.
Ein Elfengeiſt in einem Menſchenleibe,
Von der Natur Altar ein reiner Funken
Und drum für Englands Pöbelſinn die Scheibe.
Ein Herz, vom ſüßen Duft des Himmels trunken,
Verflucht vom Vater und geliebt vom Weibe,
Zuletzt ein Stern im wilden Meer verſunken.

### 2) Der Tod ſoll leben!

Der Tod, ihr Freunde, ja, der Tod ſoll leben!
Ich hab' ein glühend Lied in tiefer Nacht
Dem treu'ſten Freund der Erde dargebracht;
Die Todten will ich und den Tod erheben.
Wir ſind nur Kinder, die mit Mutterbeben,
Gleich Tropfen von dem Meer, ſich losgemacht
Und die vom Tode werden heimgebracht
Und liebend an das All' zurückgegeben.
Vernichtung dünkt euch eine herbe Pille?
Doch — heiſcht' das Element nicht dieſen Zoll,
Das Sterben würde unſer eigner Wille.
Das Sterben macht das Leben ganz und voll;
Erſt iſt das Herz in unſerm Buſen ſtille,
Wenn's in der Bruſt der Menſchheit ſchlagen ſoll.

## 8.

## Das Lied vom Haſſe.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenroth entgegen!
Dem treuen Weib den letzten Kuß
Und dann zum treuen Degen!
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich haſſen!
Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein jüngſt Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laßt uns keck erfaſſen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich haſſen!
Wer noch ein Herz beſitzt, dem ſoll's
Im Haſſe nur ſich rühren;
Allüberall iſt dürres Holz,
Um unſre Glut zu ſchüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutſchen Gaſſen:
Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich haſſen!
Bekämpfet ſie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden!
Und heiliger wird unſer Haß,
Als unſre Liebe werden.
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich haſſen!

## 9.

## Aus den Bergen.

Jeder Menſch hat ſeinen Stern,
Jeder Heiland ſeinen,
Jeder Teufel ſeinen Kern;
Hätt' auch mir den meinen!
Ward mir leider nicht zu Theil,
Daß ich euch ergötze,
Aber denkt: ich bin ein Keil,
Weil ihr grobe Klötze.
Ja, ich habe kein Gemüth
Für der Mägdlein Wangen,
Für die Blümchen, die verblüht,
Eh' ſie aufgegangen.
Ja, ich bin ein ſchlechter Held
Weder Tück' und Ranken,
Mache ſelbſt um jene Welt
Mir nicht viel Gedanken.
Ich arbeite zum Verband
Aller großen Thoren.
Heil! wenn unſer Vaterland
Den Verſtand verloren!
Wenn's einmal, ein Löwe noch,
Seine Mähne ſchüttelt
Und am altgewohnten Joch
Der Philiſter rüttelt!
Alle Herzen, kalt und heiß,
Müſſen dort verbluten;
Darum in dieß Gletſchereis
Flücht' ich meine Gluten;
Droben an des Gießbachs Strand,
An den Silberwellen,
Jauchz' ich, daß im flachen Land
Euch die Ohren gellen.

Was ihr nur mit Schmach und Tod
Wißt zu belohnen,
Tranken vor dem Morgenroth
Trat ich jetzt herein,
Reiten in den goldnen Tag
Tief aus Herz und Kehle:
Nimm, ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!
Wo mit ungeſtümer Luſt
Eh' den letzten Hutten
Diese Zeilen aus der Bruſt
Seine Stimme ſchütten,
Wo im gewaltigſten Lauf
Noch die Wälder ſehn,
Thür' ich meine Mauern auf:
Wilde, wilde Neuen!
Habt da draußen manchen Tropf,
Der mag vor euch zagen;
Ich will freilich meinen Kopf
Wie die Fürſten tragen.
O, wie innig lachen mich
Eure Sterbe Lachen!
Wer die Pfaffen unter ſich,
Kann auch euer lachen.

### 10.

### Eine Viſion.

Ich hatt' ein ſeltſam Traumgeſicht:
Da ſaß Gott Vater zu Gericht
Hoch auf ewigem Throne
Umher mit ſeiner Strahlenkrone.
Die Völker kamen in dichten Zügen,
Und was ſie wollten, angeflogen:
Die Britten, Ruſſen und Spaniolen,
Die Polen, wie immer, ohne Sohlen;
Selbſt China und die Mongolei,
Auch ein Stück Polen war dabei.
Und als der Herr die Völker zählte,
Ei, ſieh! das deutſche Reich noch fehlte!
„Wo bleiben denn meine Deutſchen wieder!
Hocken ſie noch im faulen Gefieder?
Sie konnten, bis ich ſie berufen,
Doch endlich ausgeſchlafen haben.“
Drauf hieß er den Engel zur Erde ſpringen,
Die Siebenſchläfer heraufzubringen,
Der Engel lief in Deutſchland herum,
Was Flügel hat, was Alles ſtumm.
„Ihr Deutſchen, wollt ihr nicht aufſtehn?
Die Geſchichte geht eben an!“
Der Engel blies in höchſtem Zorn
Wie toll in ſein himmliſch Jägerhorn.
Doch eh' ſich die Deutſchen zuſammengefunden,
War längſt der jüngſte Tag verſchwunden,
Hatt' Alles ſeinen Lohn empfangen —
Den Deutſchen iſt Himmel und Höll' entgangen!

### 11.

### Xenien.

#### Dauer im Wechſel.

Da iſt Nichts unten, iſt Nichts oben,
Die Völker haben es längſt verſchoben
Mit Kammerreden, mit Phraſenſchwalle —
Kommunismus hat nur Nichts für Alle!

#### Zwei Fliegen mit einer Klappe.

Franklin entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen den Scepter:
Glaubt mir, das war nur je ein und daſſelbe Geſchäft.

#### Unglückliche Liebe.

Nicht an den Königen liegt's — die Könige lieben die Freiheit, —
Aber die Freiheit liebt leider die Könige nicht!

#### Ständiſche Verfaſſung.

„Ständ'ſche Verfaſſung“ — das heißt: man hat dem Sklaven die Kette
Jetzt mit einiger Scham unter den Mantel verſteckt.

#### Platen.

Kalt und ſtolz, ein Gletſcher, erhobſt du dich über die Fläche,
Die das gemüthliche Vieh unſerer Poeten begraſt;
Selten gewahrt ein Wanderer den Kranz hochglühender Roſen,
Den du mit frevelnder Hand unter dem Schnee verbirgſt.

### 97.

## Ernſt Robert Prutz.

### 1.

### Die badende Königin.

Wenn der Mond am ſtillen Himmel mitternächtlich aufgegangen
Und die Wellen leiſe murmeln, wie von Schlaf und Traum befangen,
Steigt die ſtolze Königstochter nieder an des Meeres Strand
Und des Haares goldne Flechten löſt ſie mit geſchäftiger Hand;
Löſt des Buſens zücht'gen Schleier und mit durſtig langen Zügen
Athmet ſie die kühlen Lüfte, die vom Meer herüberfliegen;
Leiſe zögernd ſinkt der Mantel und mit nacktem Götterleib,
Vor ſich ſelber faſt erröthend, ſteht gebeugt das edle Weib.
Schüchtern netzt ſie kaum die Zehe, herzhaft dann die weichen Glieder;
Taucht ſie hier mit raſchem Sprunge in die lauen Fluthen nieder,
Daß ſie rauſchen, daß ſie ſprudeln und in gierig ſüßer Luſt
Schmiegt die flücht'ge Meereswoge feſt ſich an die volle Bruſt.
Und die See beginnt zu brauſen! Wie von Liebesluſt gezogen,
Drängen ſtürmiſch ſich an's Ufer alle Wellen, alle Wogen
Und mit klugen, treuen Augen ſchaut der freundliche Delphin;
Denn er fühlt mit Einem Male warm das kalte Herz erglühn.
Hörſt du's klingen aus der Tiefe? Mädchen! aus den weiten Boden
Hörſt du's lispeln, hörſt du's locken, wie mit ungeſtümem Rufen?
Mädchen, daß das Meer erſchauert und die Geiſter aus dem Grund
Taucht herauf dein Schwanenbuſen, taucht herauf dein Roſenmund.
Ach! es hat die muntern Knaben, hat die Ritter, die vor Jahren

Glockengeläut in läng'rer Jugend über See herüber gefahren,
Da im Kreis die Becher gingen, wo die muntre Lieder klang,
Bis das Meer, das nie versöhnte, Schiff und Rittersmann verschlang; —
Männer sind es, Heldengreise, hart an That und groß von Namen,
Die zur Meeresschlacht gerüstet heimlich hier zusammenkamen;
's ist der blonde Fischerknabe, dessen Lied du oft gehört,
Den zum letzten Todesgange seiner Harfe Macht bethört!
Ach! sie seufzen, ach! sie klagen, denn sie liegen schon so lange
Einsam in der öden Tiefe und das Herz wird ihnen bange:
Wellen, die von oben kommen, Licht, das auf der Tiefe quillt,
Bringen abwärts, tragen aufwärts holder Frauen Zauberbild.
Und die Lust, die sie genossen in der Jugend Blüthetagen,
Und die Glut, in welcher ehmals lebenswarm das Herz geschlagen:
Alles, Alles kehret wieder, wie es war, im Traumgesicht,
Wunsch und Sehnsucht und Begierde; aber ach! das Leben nicht!
Nur in mitternächt'ger Stunde, da die Sternlein aufgegangen,
Treibt sie aus der düstern Tiefe stürmisch sehnendes Verlangen:
Mädchen! daß das Meer entschlief und die Geister aus dem Grunde
Wollen ruhn an deinem Busen, küssen deinen Rosenmund.
Ach! sie zeigen sich dir wieder, woll'n an's Herz dich fröhlich ziehen
Und der Sonne, deren Busen soll an deinem Leib erglühen;
Aus dem halbgebrochnen Auge zeigt ihr weinend Liebesblick —
Säume nicht, bald schlägt die Stunde und das Meer nimmt sie zurück! —
Doch die schöne, stolze Jungfrau hört nicht das leise Rauschen,
Sieht die Geister nicht, die kalt'gen, die im Bade sie belauschen:
Aus den Wellen steigt sie langsam, schaut sich um mit stolzem Blick
Und gefaßt die goldnen Haare, geht sie ohne Blick zurück,
Leisen Schritts, mit süßem Lächeln, wo versteckt im duft'gen Garten
Schon die lebendwarmen Küsse des Geliebten sie erwarten. —
Und die armen, kalten Geister wenden traurig ihren Blick,
Breiten Ein Mal noch die Arme, sinken stumm in's Meer zurück.

## 2.

## Die Mutter des Kosaken.

Laß deine Locken flattern in dem Winde,
Zerreiß, unsel'ge Mutter, dein Gewand!
Blick fort, hinaus! Nach deinem letzten Kinde,
O schau hinab von dieses Ufers Rand!
Denn am Gebirge ward die Schlacht geschlagen,
Dein Sohn war Hetman im Reiterheere
Er war's, er fiel! und dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer.

Wer durfte sonst mit dieser sich vergleichen
Von allen Müttern in der grünen Flur?
Drei Söhne waren ihr — jetzt sind sie Leichen,
Sie sucht umsonst nur ihrer Gräber Spur.
Den Ersten rief, fern von der heim'schen Erde,
Zur Türkenschlacht des Herren Aufgebot:
Den Türken selber schoß er von dem Pferde
Und sank und fand mit ihm denselben Tod.
Was war der Dank? — Als einst in froher Runde,
Da ihn des Weines süßer Rausch umfing,
Der zweite Sohn mit allzu kühnem Munde
An kaiserlichem Namen sich verging:
Da schnell ein Ohr fand des Verräthers Klage,
Sibirien, dem Blutschaffot, wog das schlechte Wort,
Und tief im Bergwerk, fern vom hellen Tage,
In Ketten ist sein müder Leib verdorrt.
Noch Einer blieb, der Jüngste, Sohn der Schmerzen,
Mit blauem Aug' und schwarzgelocktem Haar,
Ein süßes Kind, das ihrem Mutterherzen
Wermuth zugleich und linder Balsam war.
Man hat sie oft noch Mitternacht gefunden,
Wie sie unverwandt, bei der Lampe Schein,
In ihres Kindes Angesicht zu spähen
Und dann vor seinem Lager schlief sie ein.
Er wuchs heran: sein Auge, morgenhelle,
Flog stolz und fröhlich in der Welt umher:
Kein Andrer trieb, wie er, das Roß so schnelle,
Kein Andrer schwang die Lanze so, wie er.
Und sang er Nachts ein Liedchen vor den Zelten,
Da schwieg das Volk und horchte voller Lust
Und nickt' ihm zu — und mancher Dirne schwellten
Sehnsücht'ge Seufzer die bewegte Brust.
Da plötzlich kam, gewaltsam Recht zu rächen
Für jedes Unrecht, das der Russe that,
Tyrannenmord kam: sein heil'ges Amt war Rächen,
Ein Schwert sein Scepter, blutgetränkt sein Pfad,
Und Kampfgeschrei und Freiheitsruf durchschwirrte
Die öden Steppen sausend, wie ein Pfeil
Und jede Sense, die zu Boden klirrte,
Ward umgeschmiedet in ein mordend Beil.
Auch an das Ohr der Mutter drang die Kunde:
Zwei Tage saß sie weinend und sann;
Am dritten erst, in mitternächt'ger Stunde,
Zu ihrem Sohne flüsternd hub sie an:
„Dein ältster Bruder liegt in fremder Erde,
Im Bergwerk ist des andern Leib verdorrt . . ."
Hier brach sie ab; der Sohn griff nach dem Pferde,
Denn er verstand die Mutter ohne Wort.
Sie weinte nicht, als mit verhängten Zügeln
Ihr Liebling flog aus ihren Armen fort:
Sie wollt' es ja, daß auf des Ruhmes Flügeln
Sein Name bald die halbe Welt durchdringe.
Roth war vom Blut das Fähnlein seiner Lanze,
Sein Schwert war Blitzstrahl in der Feinde Reihen
Und bald nun, bald, in heißem Siegesglanze
Zieht er in Moskau's heil'ge Mauern ein.
Doch anders war's in Gottes Rath beschlossen! —
Denn am Gebirge braust die wilde Schlacht,
Da plötzlich hallt das Heer von flücht'gen Rossen,
Dumpfes Donnern durch die stille Nacht:
„Wir sind zerstreut, vernichtet und geschlagen!
Dein Sohn war Hetman im Reiterheere —
Blick fort, hinaus, denn dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!"
Sie hört's und schweigt; — nur ihre Blicke sanken,
Wie müde Sterne, dämmernd niederwärts;
Nur einen Augenblick schien sie zu wanken,
Dann wieder stand sie, gleich als wär' sie Erz.
Und als sie nun das Aug' emporgeschlagen,
Da längst verschwunden ist der flücht'gen Spur,
Nur noch den Hufschlag hört sie fernher jagen
Und stumm nun wieder, schweigend liegt die Flur.

Still Alles, ſtill! Nur in der Mutter Herzen,
Welch zäher Rechtskampf geht entſetzlich vor!
Welch banges Echo fürchterlicher Schmerzen
Erweckte da des Wüthrichs falſches Wort!
Ja, hier ein Wort iſt ihrem Mund entfliehen,
Die ſtumme Qual des Herzens auszuſchrei'n,
Das Zittern des Weibes hätte mit erſchüttern
Den Mond und Sterne ſtimmeten mit ein!
Schon weicht die Nacht; der erſte Dämmerſchein bebte
Bleich und erſchrocken über ihr Geſicht;
Sie ſieht empor, — ſie fühlt's, daß ſie lebt,
Die Sonne naht, es weckt ſie die Pflicht.
Raſch fort, hinaus! Von jenes Ufers Wänden
Nach ihres Sohnes Leichnam will ſie ſchaun —
Er kommt, gewiß! und dann mit eignen Händen
Dem Schooß der Erde will ſie ihn vertrauen. —
Der Tod iſt kurz, ein Kuß! wer darf ihn hindern?
Denn ſelbſt der Mutter Thräne rührt nicht ihn.
Doch wird der Schmerz, der bitterſte, ſich lindern,
Darf er am Grabe des Geliebten knien.
Es ruht ſich weich an dieſen grünen Hügeln,
Es weint ſich ſanft in brünſtigem Gebet,
An dieſen Gräbern, die mit Engelsflügeln
Wehmuth'gen Troſtes ſüßer Hauch umweht.
Ihm wird es nicht! Längſt ſchon an fremden Küſten
Bleicht ihres Erſtlings blutiges Gebein
Und um den Andern in des Bergwerks Klüften
Weint leiſe nur das tropfende Geſtein.
Den Jüngſten jetzt, o traget ihn, liebe Wellen,
Die er ſo oft mit kühnem Arm zertheilt,
Den Fels vorüber, durch des Stromes Schnellen,
O bringt ihn ſicher, bringt ihn unverweilt!
Da ſieht ſie nun, dicht an dem Strom gekauert,
Die Welle zeigt ihr flatterndes Gewand
Und ſchaut hinab tief in den Fluß und lauert,
Gleich wie ein Reiter von des Felſens Rand.
Roth ſchimmern rings des Stromes grüne Fluten,
Als ob ein Blitz von Roſen hier verlauf;
Doch ſind es nicht des Morgens Purpurgluten,
Das Blut der Freiheitſchlacht iſt es, das er trank.
Und näher jetzt und näher kommt's geſchwommen,
Ein wirres Knäul im grauenvollen Floß;
Wie ſeltſam Maſſen drängen ſich die Wogen,
Als wälzten ſie die ungeheure Laſt:
Todt, Roſſe roth, zerbrochene Standarten,
Ein Leichnam hier, zerſpalten und gelähmt,
Schon dort ein Schild, zerhauen und voller Scharten
Und ohne Zaum und Sattel dort ein Pferd.
Und Leichen nun! — Das bleiche Todtenantlitz
Streift entſtellt noch das purpurrothe Blut,
Noch ſpricht der Schmerz aus dem erſtarrten Munde
Und jene Fauſt, ſie ballt ſich noch vor Wuth.
Zerriſſne Kleider, wirre Locken hangen
Wie müde Ruder ſeitwärts an ſie her, —
Und raſcher kreiſt und unaufhaltſam drängend
Die Leichen ſich und ſchwimmen fort in's Meer.
Sie aber ſucht: — wie hat der feindes Wege
Ein armes Mädchen dieſen Gruß gewählt.
Der Zauber hier, der um verlornes Schätze
Das treue Herz eines Mannes gewählt.
Treu bricht ihr Herz! ach ihre Sinne lauſchen!
Ihr Sohn hier, weit fortgeriſſen, weit!
Nichts vernimmt ſie, als nur der Woge Rauſchen,
Die unaufhaltſam rinnende Ewigkeit.
Wer aber kommt dort leicht herangezogen,
Als ſucht er ſelbſt ein Grab ſich an dem Strande?
Ihm warf das Feuer geſchwärzt und zerſchlagen,
Sein bleiches Antlitz hätt' ihn nicht mehr erkannt.
Und doch, im tiefen Tode iſt's zu leſen,
Einſt hat der Zauber lächelnd ihm das Glück,
Es iſt ein Kranz, ein Roſe iſt's geweſen, —
Und mit dem Fuße ſtößt ſie ihn zurück!
Kein Ende noch! Schon ſenkt der Tag ſich nieder,
Die Nacht bricht ein: — horch auf, da rauſcht's vorbei
Und ſchwirrt und ſchlägt mit flatterndem Gefieder
Und kreiſcht und ſchrillt mit heiſerem Geſchrei,
Das iſt das Volk der Geier und der Raben,
Beſonders geladen zum letzten Feſtgerichte —
„O ew'ger Gott! o ſchont nur meinen Knaben,
Nur an ſein Antlitz ſchlagt die Klauen nicht!"
Sie ſprang empor: wild mit erhobnen Händen
Schlägt ſie die Luft mit lautem Jammerton
Und Rab' und Geier ſchienen zu erſchrecken,
Umkreiſten ſie mit Augen und entflohn.
Und wieder nur den Nachtwind hört ſie pfeifen,
Die Sterne ſchaun geſpenſtig in die Flut
Und immer noch ihr Auge läßt ſie ſchweifen,
Das heller flammt, als aller Sterne Glut.
Dort plötzlich, dort! Ihr Herz hat nicht gelogen,
Dorthin, o ſchau! Ihr Auge kennt ihn ſchon!
Der Nacken dort, das Haupt zurückgebogen,
Allmächt'ger Himmel, ja, es iſt ihr Sohn!
Die ſie ſo oft gefaßt, die Locken ſchmiegen
Sich wie ein Kiſſen um den blut'gen Mann,
Raſch rinnt der Strom und weiche Wellen wiegen
Zu ſeiner Mutter ſchmeichelnd ihn heran.
„Du ſollſt mir nicht in dieſer Flut verderben,
In die des Feindes rohe Hand dich warf:
Nicht Alles wird von meinem Sohn mir ſterben,
Bleibt mir ein Grab, an dem ich weinen darf!"
Sie rief's und ſchwang mit raſch gewagtem Schritte
Sich in der Welle trüben Giſcht hinein,
Hoch ſchäumt die Flut um ihres Leibes Mitte
Und tiefer taucht bis an die Bruſt ſie ein.
Jetzt ſein Gewand, jetzt die erſtarrten Hände,
Dicht um den Leib jetzt hat ſie ihn gefaßt;
Doch ſteil und mühſam ſind des Ufers Wände,
Die Strömung ſtark, und ach! ſo ſchwer die Laſt!
Und weiter, weiter, ohne Ruhe drängen
Zahlloſe Leichen rauſchend hinterdrein
Und treiben ſie und heben ſie und zwängen
Sie immer tiefer in die Flut hinein.
Sie kämpft ſich, kämpft — ſie will den Sohn nicht laſſen,
Mitten im Strome treibt ſie ſelber ſchon —
Feſt umarmend, ſeht! in ſchmerzlichem Umfaſſen,
Die Mutter ſterbend mit dem todten Sohn!
Da bricht ihr Fuß, da ſenkt ihr Haupt ſich nieder,
Die Locken tränken in der Flut ſich ſchwer
Und Bruſt an Bruſt, verſchlungen die ſtarren Glieder,
Treibt mit dem Sohn die Mutter in das Meer.
Kein Ende noch! Noch immer treiben Leichen,
Nachtwandler gleich mit ungewiſſem Lauf,
Bis daß die Sterne dämmernd jetzt erbleichen,
Der Nebel ſinkt, der Morgen ſteigt herauf:
Und was die Flut mit Purpur da bemalte,
Es war kein Blut gefloſſen in der Schlacht:
Die Sonne war's, die hoch von oben ſtrahlte,
Ein Bote Gottes, leuchtend durch die Nacht!

---

## 3.

## Die erſte Saat.

Hier iſt die Steppe, ſeht, hier lichten
Den unbetretenen Urwald wir.
Mit unſerm Schweiße hier befleißen
Wir das jungfräuliche Revier.
Hier ſoll die Heimat ſich erneuern,
Hier, vom Europa weit verbannt,
Woll'n wir den edlen Samen ſtreuen
In dieſes neue, fremde Land.
Reicht her das Korn. — O ſei willkommen,
Du unſrer Heimat theure Frucht,
Die wir als Erbſchaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht.

Als wär's ein Kind, das wir verſenken,
So ſtreut dich zögernd unſre Hand
Und unſre heißen Herzen denken
An das geliebte Vaterland.
Als du zuerſt emporgewachſen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbeſtrand, im ſchönen Sachſen,
Da küßte dich die deutſche Luft;
Da ſchien auf dich, da floß hernieder
Die deutſche Sonne, deutſcher Thau,
Und deutſcher Lerchen ſüße Lieder
Begrüßten die geſchmückte Au.
Dann als die Halme höher rauſchten,
Als ſchon die Frucht im Keime ſchwoll,
O Gott, da ſtanden wir und lauſchten
Wehmüthiger Erwartung voll.
Und als ſich wiegten deine Aehren,
Gekleidet all' in lautres Gold,
O damals, damals wie viel Zähren
Sind abwärts in den Staub gerollt!
Denn, ach! ſchon ſuchten die Gedanken
Fern über'm Meer ein neues Ziel,
Im Geiſte ſchon ſahn wir uns ſchwanken
Fernhin auf ungewiſſem Kiel:
Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein,
Soll nimmer doch auf deutſcher Erde
Der Freiheit theure Saat gedeihn?
Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flicht,
Wie hat da ſchon in Abſchiedsſchmerzen
Der Buſen ängſtlich uns gepocht!
Die Andern ſchwangen ſich im Tanze,
Da ſchrie die Fiedel, klang das Horn,
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden ſchweigend unſer Korn.
Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Geleit von unſrer Flur:
Nur deutſche Frucht, nur deutſchen Samen!
Denn Leben bringt Lebend'ges nur.
Und wie ein Fähnrich ſeine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenſeits nun dem Oceane,
Wird es gepflanzt in fremdes Land.
O du, geſä't in guter Stunde,
Du Samen unſeres Vaterlands,
Wachſ' und gedeih in fremdem Grunde,
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird dich keine Lerche grüßen,
Wie du ſie einſt vernommen haſt,
Kein Kranz von Roſen wird verſüßen
Des heißen Erntetages Laſt.
Und doch, will's Gott, ſo ſollſt du ſprießen
In hellen Halmen, frei und ſtark,
Und freie Männer ſoll'n genießen
Dein vaterländiſch deutſches Mark.
So, während wir an fremdem Strande
Mit Thränen unſre Ausſaat weihn,
O möge ſo im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeihn!

### 4.

## Noch iſt die Freiheit nicht verloren.

Noch iſt die Freiheit nicht verloren,
Noch ſind wir nicht, nicht ganz beſiegt,
In jedem Lied wird ſie geboren,
Das aus der Bruſt der Lerche fliegt;
Sie rauſcht uns zu im jungen Laube,
Im Strom, der ſich durch Felſen drängt,
Sie glüht im Purpurſaft der Traube,
Der brauſend ſeine Bande ſprengt.
Der ſei kein rechter Mann geachtet,
Dem lohne nie der Jungfrau Kuß,
Der nicht aus tiefſter Seele trachtet,
Wie er der Freiheit dienen muß.
Das Eiſen wächſt im Schooß der Erden,
Es ruht das Feuer in dem Stein —
Und wir allein ſoll'n Knechte werden?
Ja, Knechte bleiben, wir allein?
Laßt euch die Kette nicht bekümmern,
Die noch an eurem Arme klirrt:
Zwing Uri liegt in Schutt und Trümmern,
Sobald ein Tell geboren wird!
Die blanke Kette iſt für Thoren,
Für freie Männer iſt das Schwert:
Noch iſt die Freiheit nicht verloren,
So lang ein Herz ſie noch begehrt.

### 5.

## Aus einer Parabaſe der Komödie „die politiſche Wochenſtube."

Entartet, weibiſches Geſchlecht! zu ſchwach ſogar zur Sünde,
Zu ſchlaff, zu morſch, als daß in euch die Leidenſchaft noch zünde!
Verurtheilt, zwiſchen Gier und Furcht tantaliſch hinzuſchmachten
Und heimlich in des Herzens Grund ſich ſelber zu verachten!
Und dieſes heißt ein Publicum? und dieſe wollen richten,
Was der Poet im Herzensdrang darf denken und darf dichten?
Und dieſe theilen Lorbeern aus und ſpielen die Mäcene
Und hier dem Einen klatſchen ſie und degoutiren Jene? — —
Darum verachten müßt' ich mich und ſündigte am Schönen,
Wollt' ich der falſchen Sittlichkeit um euren Beifall fröhnen.
In Tugendſchleier wickle ſich Halm-Raupach'ſche Tragödie,
Doch nackt, wie Venus aus dem Meer, nackt wandle die Komödie,
Und wen ihr Anblick ärgert, wohl! der mag zur Erde ſchauen
Und mag das Hausbrot der Moral mit friſchen Backen kauen. —
Du aber, o mein deutſches Volk, o du von Gott erkoren,
Auf daß durch dich das Griechenthum noch einmal wird geboren:
Thu' ab von dir die falſche Scham, thu' ab, thu' ab das Halbe,
Das Graue laß' dem Eſelein und laß' dem Mönch das Falbe!
In dieſer Luft — vernimm mein Wort! — äſthetiſch parfümirter,
Durch Altersſchwäche und Cenſur voraus desinficirter,
In dieſer ſchweren, dicken Luft der Kritiker und Kenner
Da ziehſt du keine Dichter groß und ziehſt dir keine Männer!
Ja, hätte Shakſpeare immer erſt die Logen ſollen fragen,
Ob Dero Gnaden Sittſamkeit auch dieß und das vertragen,
Und hätte Ariſtophanes in Wolken, Fröſchen, Rittern
Vor jeder Jungfer müſſen und vor jedem Pfaffen zittern:
Sie hätten nie das Licht erblickt, die köſtlichen, die Meiſter,
Von eignen Gnaden Könige im freien Reich der Geiſter!
Und wenn es die Poeten nur und nur die Künſtler wären,
Je nun, man kann das Zuckerbrot ſchon ein'ge Zeit entbehren.

Allein dieſelbe Achſel trägt auch dein politiſch Leben
Und läßt auch da dich immer nur am Halben, Falben kleben.
Zwar Pietät der alten Zeit und Pietät den Fürſten:
Doch Pietät der Zukunft auch, nach der die Völker dürſten!
Es iſt recht hübſch, gleich jeden Streit mit Höflichkeit zu ſchlichten;
Doch ſoll aus Höflichkeit ein Volk nie auf ſein Recht verzichten.
Wer Großes braucht — dieß iſt kein Hohn — der muß auch Großes wollen;
Den Wein der Freiheit nippt man nicht, man trinkt ihn aus dem Vollen!
So wag' es denn und habe Muth, den Becher zu ergreifen,
Und mach' nicht gleich die Hoſen voll, wenn deine Könige keifen!

## 98.

## Ludwig Seeger.

### 1.

### Morgen.

Funkelnd zittert an den Scheiben
Thau im Laube:
„Willſt in dumpfer Stube bleiben?“
Fragt die Taube,
Geht am Fenſter auf und nieder,
Nickt mir zu,
Girrt und ſchüttelt ihr die Glieder
Immer wieder:
„Läßt dir dieſer Morgen Ruh?“
Wie es durch die Lindenbäume
Funken regnet,
Weggeſchüttelt ſind die Träume,
Klar beregnet
Klarem Blick mein Aug' erweitert
Und heiter
Fühl' ich wunderſam erheitert
Und geläutert:
Durchgeriſſen iſt der Flor.
Lieder ſchmettern, Rehe lauſchen
Im Gehege
Und aus grünen Büſchen rauſchen
Flügelſchläge;
Tauſend Stimmen in die Weite
Schlagen an
Eine Melodienkette!
Wie zur Wette
Klingt's dazwiſchen fern heran.
Hinter'm Berge läuten Glocken:
Wie ſo gerne
Laß ich von dem Klang mich locken
In die Ferne!
Lieben muß ich dich und loben
Heimlich Thal!
Dennoch weit hinweggehoben
Möcht' verſuchen
Ich die Flügel wohl einmal.

### 2.

### Dithyrambe.

Es iſt kein Tag, wie andre Tage:
Iſt's Mondſchein? iſt es Sonnenſchein?
Dieß Schweigen, dieſe ſel'ge Klage,
Im Märchenarm, beim ſüßen Wein!
Der Himmel neigt ſich näher, näher,
Sein Blau verſchmilzt in's Grün im Thal:
Ich tauche mich, ein trunkner Zecher,
In dieſes Frühlingsbachanal.
Was wir im Traum oft heiß umſchlungen,
Wonach das Herz ſich abgehärmt,
In duft'ger Laube Dämmerungen
Gewinnt's Geſtalt und lebt und ſchwärmt.
Und rings im Hain ein Küſſetauſchen,
Ein toller Liebescarneval:
O ſelig, wer ſich darf berauſchen
In dieſem wilden Bachanal.
Entfeſſelt raſt der Sturm der Sinne
Und wühlet ſich ein ſüßes Grab
Und neu erweckt vom Durſt der Minne
Stürzt er auf's Neue ſich hinab.
Es rauſcht Muſik von allen Aeſten,
Gießt Oel in unſrer Flammen Stral:
Die Götter ſchau'n von ihren Veſten
Mit Neid auf dieſes Bachanal.
Wer iſt ſo nüchtern, ſo befangen,
Daß er dem Taumel widerſteht,
Daß ihm das glühende Verlangen
In's Herz nicht Feuerflocken weht?
Wer iſt ſo knechtiſch, daß geſchmolzen
Nicht fiele ſeiner Ketten Stahl?
Wem pochte nicht das Herz im ſtolzen
Freiheitsgefühl beim Bachanal?
Die Leiber frei und frei die Geiſter,
Die Adern heißen Blutes voll —
Du biſt's, Natur, die immer dreiſter
Einfordert ihrer Rechte Zoll.
Ihr Gleißner, abgelebte Sünder,
Verflucht nur Geiſt und Fleiſch zumal,
Verflucht des neuen Geiſtes Verkünder,
Verflucht auch dieſes Bachanal!
Ja, rettet euch, ihr Himmelspächter,
Und laßt des Unſinns Meute los!
Dir ein unſterbliches Gelächter,
Du ewigſatter Erdenkloß!
Wir wollen theilen: dir, dir werde
Des Himmels Luſt, der Hölle Qual;
Uns auf der ſchönen, freien Erde
Ein langes Götterbachanal!

### 3.

### Stechpalmen.

#### 1.

O deutſches Volk, du haſt zur Braut
Die Freiheit dir erwählt,
Du biſt vor Gott ihr angetraut,
Auf ewig ihr vermählt.
Vermählt! doch ach, noch hat ſie dir
Nicht einen Kuß gewährt!
Denn, leider, zwiſchen dir und ihr
Liegt noch ein blankes Schwert.

#### 2.

Bleibt uns doch vom Hals, ihr Weiſen,
Mit Vermahnung, Lehr' und Troſt:
Wir vertrauen nur dem Eiſen,
Ihr dem Eiſenfreſſer Roſt.

#### 3.

Das Beſtehende! — und kann doch kaum mehr ſtehen auf den Füßen,
Alſo daß mit hundert Krücken ſie es unterſtützen müſſen.

4.

An dem Mark des Landes ſaugen ſchon der Nähr- und Lehr- und Wehrſtand.
Leer iſt einer ausgegangen und der hungrigſte: der Zehrſtand.

5.

Tyrannei, vergebens iſt es, daß dein Blitz dem Freien droht!
Aufrecht, grad', wie Franklin's Stange, leitet er ihn in den Koth.

6.

Heut zu Tage, welch ein Quieken, Pfeifen! wie das kratzt und zerrt! —
Das Orcheſter ſtimmt die Saiten für das große Weltconcert.

## 99.

## Franz Dingelſtedt.

### Nachtwächterlieder.

1.

Herr Michel und der Vogel Strauß
Sind leibliche Geſchwiſter:
Aus dieſem guckt's Kameel heraus,
Aus jenem der Philiſter.
Sie flögen gern und könnten's auch,
Die Schwingen ſind gegeben,
Doch bleiben ſie nach altem Brauch
Fein an der Erde kleben.
Der Eine birgt den Kopf im Sand
Und läßt den Steiß ſich blaſen,
Der Andre wühlt ſich mit Verſtand
In Bücher und in Phraſen.
Indeß hat man dem Strauß geſchickt
Die Federn ausgeriſſen,
Indeß die Fremde ſich geſchmückt
Mit Michel's Geiſt und Wiſſen.
Sie laſſen alle Beide ſich
Von einem Kinde leiten,
Das ſpornt und treibt ſie ritterlich
Und lacht: Ich will euch reiten.
Und was der Strauß für einen Wanſt
Beſitzt und welchen Magen!
Nur du, mein deutſcher Michel, kannſt
Und mußt noch mehr vertragen!

2.

Ihr macht mich irr' durch das Gefecht
Von Ruſſen und Franzoſen;
„Conſervativer“ — heißt es rechts
Und links heißt's „Ohnehoſen.“
„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“
So ſingt ihr alle Tage,
Doch weder Rhein noch Donauſtrand
Antworten auf die Frage.
Wenn einer „Lippe-Detmold“ ſpricht —
Hui, Particularismus!
Und haßt er die Pariſer nicht —
Pfui, Kosmopolitismus!
Das Vaterland iſt immer ſo,
Wie's paſſend wird befunden,
Bald Klein-Sedez, bald Folio,
Doch immerdar — gebunden!
Auflagen und den Druck verliehn
Gern ſelbſt die großen Herren;
Und die nicht ſo wie andre ſehn,
Die Lettern läßt man — ſperren.
Fürwahr, ein komiſcher Roman!
Wie wär's, wenn wir's verſuchten
Und bänden ſtatt in Corduan
In Klammern ihn und Juchten?!

3.

Was iſt, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot?
An alle Facultäten dieſe Frage. —
„Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
Und ſeinem König alle Werkeltage.“
Was will, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot? —
„Für ſich ein Aemtchen, Titelchen und Bändchen,
Für ſeine — ehelichen — Kinder Brot
Und legitime Fürſten für ſein Ländchen.“
Wie denkt, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot? —
„Wenn's hoch kommt wie die allgemeine Zeitung:
Vom Franzmann ſpricht er nur mit Haß und Spott
Und ſchwärmt für Preußens Gaslichts-Weltverbreitung.“
Was kann, ihr Herrn, ein deutſcher Patriot?
„Recepte, Acten und Compendien machen,
Laut klagen über ſeines Volkes Noth
Und heimlich in ſein ſichres Fäuſtchen lachen.“
Hinaus zum Tempel, deutſcher Patriot! —
Eh' du dich in's Sanctiſſimum geheuchelt
Und eh' dein Kuß, Judas Iſcharioth,
Die Freiheit, den Meſſias, rücklings meuchelt!

## 100.

## Levin Schücking.

1.

### Bei einem Hochamt.

Trompeten ſchmettern jubelnd durch den Chor,
Sie ſchmettern jubelnd ihren Sieg empor
Und wogen tönend durch die Weihrauchlüfte;
Hoch aufgeſchwellt der Pfeiler Bogenſpitzen,
Die grell gemalten Wappenſcheiben blitzen,
Die Menſchen knieen freudig über Grüfte.
Das iſt des alten Glaubens Majeſtät,
Der wie ein Dom ob hundert Völkern ſteht,
Das ſind des alten Glaubens Donnerworte,
Die durch die Wälder der Germanen ſchallten,
Die an die Felſen der Sierren hallten,
Die ſiegend ſtürmten an Cordova's Pforte.
Das iſt des alten Glaubens Majeſtät,
In dem Jahrtauſende zu Gott gefleht,
Das ſind des Glaubens tröſtungsreiche Worte,
Die Thränen nahmen von des Schmerzes Wangen,
Den Angſtſchweiß von des Mörders Stirn, die klangen
An Sclavenhütte und Palaſtespforte.
Sie haben gell durch Schlachtenreihn getönt
Und ſtolze Kaiſerſtirnen einſt gekrönt;
Hoch von Mecca wehten ihre Fahnen;
Sie tragen Roms gethürmte Kathedralen,
Sie beugen tauſendfache Farbenſtralen
Durch die gewalt'gen Dome unſerer Ahnen.
Wer ſchwang ein Schwert, das ſie nicht eingeweiht,
In Sarazenenſchlacht und Hunnenſtreit?
Wer ließ aus ſeiner goldig-hellen Saite
Ein tiefes Lied, die Poeſien ertönen,
Die unſers Volks Gedankenbaue krönen,
Dem dieſer Glaube nicht die Seele weihte?
Von ſeinen Zinnen jetzt fällt Stein auf Stein,
Der Sturmwind zieht in ſeine Hallen ein;
Dem alten Biſchof, der aus Stein gehauen

Am Pfeiler ſteht, hat man den Stab zerſchlagen,
Und mit dem Zorn aus ſeiner Hoheit Tagen
Blickt er herab und furcht die finſtern Brauen.
Drum ſchaut der Dom ſo düſter und wie Nacht
Hinunter in die bunte Tonſchlacht,
Drum ſchwinden bang die jubelnden Geſänge,
Und in das heitrenfreud'ge Siegesſchmettern
Und in der Kraft gewalt'ges Sturmeswettern
Jetzt miſchen ſich der Wehmuth ſcheue Klänge.
Was blickſt du mich ſo zürnend, ſtummer Mann
Mit dem zerbrochnen Stab da oben, an?
Was weckt ihr alte Kämpfe, die entſchlafen,
Ihr Töne mir und ein unendlich Wehe?
Wer hemmt die Zeit, daß ſie die Pracht verwehe?
Wer hemmt den Sturm, daß rauhe Wetter ſtrafen?

### 2.

### Am Rhein.

Die Stürme ziehn, geſpenſtig ſteht die Nacht
Mit weh'ndem Odem ſchnaubend auf dem Strome;
Die Ufer dämmern ruhig, ungeſchlacht
Thurmträge Maſſen, ſeiner Berge Dome.
Da ſiehſt bei Tag ſie ſtehen gelb belaubt
Um ihre Scheitel und um ihre Wangen;
Ein ächter Schmuck für deutſcher Berge Haupt,
Ein altgermaniſch keckes Reckenprangen!
Jetzt Alles Nacht! — da glimmt es auf den Höh'n,
Auf ſeiner Halt', als ob die Bergkoloſſe
Mit Augen blinzelnd in die Lande ſäh'n;
Dann Wetterleuchten, donnernde Geſchoſſe.
Es rollt von Fels zu Felſen über'n Rhein,
Die Welle zuckt im Schein der rothen Blitze;
Die Glocken ſchleudern an den Eckſtein
Den eh'rnen Ruf durch's Toſen der Geſchütze.
Mir ruft es wach 'ne ſtille alte Mär,
Ein ſchönes Bild aus frommen Kindestagen —
Wie durch die Weihnacht Engel ſtill und hehr
Die Luft durchziehn und Wunderblumen tragen;
Sie ſchwimmen leis mit ihrer Schwingen Pracht,
'ne Friedensmelodie, die ſich geſtaltet
Und um den Schlummer ſtiller Menſchen facht,
Daß ſie ein ſelig Träumen überſchaltet.
Und ihre Gaben ſtreu'n ſie, Blüthen aus,
Gewährten Segens duftige Symbole,
Hier eine Lilie, dort den glüh'nden Strauß,
Hier Leid, dort Glück, doch Beides wird zum Wohle.
Solch eine Nacht iſt's, denn die Engel ziehn,
So purpurn ſchwimmt es durch die Wolkenſchichte:
Ich ſah im Flug die lichten Schwingen glühn,
Es iſt die heil'ge Weihnacht der Geſchichte.
Aus ſeinen Händen ſtreut der flücht'ge Chor
Still eine Roſe, eine Wunderblume,
In düſtrer Nacht ein leuchtend Meteor,
Der ew'gen Lampe Strahl im Heiligthume.
Des Geiſtes, der Verzeihung Flamme loht
In ihrem Kelch mit wunderbarem Prangen;
So ſchwebt ſie nieder, glühend, purpurroth,
Ob einem Haupt, dem ſchlummernden, zu hangen.
Der Menſchheit ſtarker Engel brach ſie wohl,
Wo ihre Schweſtern Gottes Thron umranken,
Wo ſie erblüht zum duftigen Symbol,
Zu eines neuen Werdens Urgedanken.
Jetzt auf die Erde ward ſie ausgeſandt,
Die bang entgegenharrte dem Geſchenke —
Sie aber harrt der kühnen Mannes Hand,
Die ſie erfaß' und ihren Segen lenke.
Iſt Keiner, Keiner denn, der nach ihr langt?
Wer ſtreckt die dreiſte Hand nach ſolcher Gabe,
Daß er, wonach der Menſchheit Traum verlangt,
Den Urgedanken neuen Werdens habe?
Ein Kleinod iſt's im ſchönſten Diadem;
Wer faßt's hinein, geſegnet und bewundert?
Naht Einer? — Nein! — Sie laſſen es bequem
Als Kronenſchmuck dem Könige: Jahrhundert!

## 101.

## Chriſtian Joſeph Matzerath.

### Sibylliniſche Blätter.

### 1.

Jede Hore ſchüttelt Segen,
Jede Stunde iſt ein Feſt,
Das ſich recht gemüthlich pflegen,
Recht genußvoll lieben läßt.
Mächtig bei den kurzen Locken
Greife nur die Schmeichlerin!
Mit dem nächſten Klang der Glocken
Iſt ſie ewig, ach, dahin.

### 2.

Dennoch von der nächſten Stunde
Hoffe thöricht nicht zu viel,
Auf dem ſchönſten Roſenmunde
Treibt die Lüge gern ihr Spiel.
Jederzeit den Himmel offen
Sieht des Schwärmers Leidenſchaft,
Doch des Helden klares Hoffen
Iſt Bewußtſein ſeiner Kraft.

### 3.

Kannſt du einen Stein nicht heben,
Unverdroſſen weiter dann!
Andre werden ſich beſtreben
Und zuletzt der rechte Mann.
Was im Leben, recht erwogen,
Möglich ſchien und wünſchenswerth,
Hat ſich immer, hold gewogen,
Einmal wirklich auch bewährt.

### 4.

In unendlichen Gedanken
Schwellen Götterſeelen aus,
Aber unſre ſteht in Schwanken
Und in Formen ſtrahlt ſie aus.
Soll die Saite nicht zerſpringen,
Spanne nicht zu hoch ſie an;
Auch ein mäßiges Gelingen
Ehret den beſcheidnen Plan.

### 5.

Ueber Hieroglyphen ſinnen
Iſt ein müßig Knabenſpiel,
Auf der Wettbahn zu gewinnen
Steht ja manches hohe Ziel.
In das unermeſſen Weite
Starrt der Thor hinaus und ſieht,
Während raſch an ſeiner Seite
Juſt ſein Glück vorüberweht.

### 6.

Aus dem ewig Einen ſtiebet
Seele, Welt und Augenblick;
In das ewig Eine ziehet
Jedes ſeinen Strom zurück.

Wie die Looſe wechſelnd walten,
Eines iſt uns doch erhellt,
Das im Proteus der Geſtalten
Steht im Hintergrund der Welt.

7.

Nur geliehen ward das Leben,
Doch ein Zins iſt jeder Tag,
Der mit klugverwandtem Streben
Weiter ſich verzinſen mag.
Die Verſchwender hör' ich klagen,
Doch ein Kluger merkt es gleich:
Durch ein mäßiges Entſagen
Wirſt du auf die Dauer reich.

8.

Wunderbare Räthſellieder
Singt den Kindern jede Zeit,
Lockt ſie oder ſtürzet nieder
In den Strom Vergeſſenheit.
Willſt du die Geſchichte leſen,
Blicke nur in's eigne Herz:
Schlüſſel iſt das Einzelweſen
Zu des Ganzen Luſt und Schmerz.

9.

Denke, daß der Lenz verwehet,
Daß die Stärke bald verblüht,
Daß das Ganze nur beſtehet
Und das Einzelne verglüht.
Dennoch läßt durch Thatenfülle
Sich verewigen der Moment,
Höher ſteht der Menſchenwille,
Als das ſtarre Element.

10.

So in deinen Werken webend
Wie ein Gott im Sternenzelt,
Dauernd in dem Wechſel lebend
Bilde du ein Theil der Welt.
Deinen Leib den Elementen,
Deine Seele gib dem Geiſt,
Der in hundert Firmamenten
Gegenwart und Zukunft kreiſt.

## 102.

## Johann Gabriel Seidl.

### Abſchied.

Es iſt nun einmal ſo gekommen,
Ich bleib' allein, du gehſt von hier;
Bald wird das Leben mir genommen,
Doch leben werd' ich, glaube mir!
Ein dünner Faden iſt das Leben,
Doch aber zäh, unendlich zäh;
Er überdauert Luſt und Beben,
Er überdauert Wonn' und Weh.
Darum entſchlage dich des Bangens;
Zieh' ruhig, frage nicht um mich!
Trotz alles Hangens und Verlangens
Werd' ich auch leben ohne — dich.
Sieh jenen Vogel dort im Bauer!
Man grub ihm beide Augen aus,
Und dennoch lebt er, lebt in Trauer,
Und horch, er ſingt in ſeinem Haus.
Tritt hin, vermehre ſeinen Jammer,
Schlag' ihm die Flügel auch entzwei:
Er lebt noch, hüpft in finſtrer Kammer
Und ſingt ein Schmerzenslied dabei.
Und ſo gedenk' auch ich zu leben,
Beraubt zwar meines Augenlichts,
Zu ſchwach, die Schwingen mehr zu heben,
Doch leben werd' ich, fürchte Nichts.
Und ſo gedenk' auch ich zu ſingen
Ein Schmerzenslied, ein Lied von dir,
Das mir erſetzt Licht und Schwingen —
Ich werde leben — glaube mir!

## 103.

## Johann Nepomuk Vogl.

### Prinz Eugen.

Vor der Schanz' bei Zent gewahret
Viel' Soldaten man geſcharet,
Curaſſier und Musketier,
Auch Conſtabler und Huſaren,
Die auf das Signal nur harren
Zur Bataille mit Begier.
Auch dabei, als Volontaire,
Prinz Eugen voll Durſt nach Ehre,
Der aus dem Savoyen kam.
Von Geſtalt zwar klein und ſchmächtig,
Dacht' er dennoch: Bald erfecht' ich
Einen Lorbeer, [illegible]!
Ritt durch's Lager einſt am Morgen
Prinz Eugen ganz ohne Sorgen,
Schaut' ſich dort die Truppen an,
Wie ſie thäten furagiren,
Bivouakiren, manövriren
Mit Bombard und Partiſan.
Spricht da einer der Huſaren,
Als den Kleinen ſie gewahren
Mit dem langen Haargelock:
„Iſt das auch ein Schlachtgewinner,
Dieſer kleine Kapuziner
In dem ſchlechten braunen Rock?“
Doch der Prinz ſich dran nicht kehret,
Thut, als hätt' er's nicht gehöret,
Reit't an ihm ganz ſtill vorbei,
Merkt ſich aber gut den Kecken,
Ohne Jemand zu entdecken,
Was ihm juſt paſſiret ſei.
Später in etwelchen Tagen
Den Rewell der Lothring ſchlagen,
Heißt zum Sturme ziehn das Heer;
Da geht's an ein Kanoniren,
An ein Plänkeln, Attakiren
In die Kreuz und in die Quer.
Mannigfache Heldenthaten
Wohl vollbringen die Soldaten,
Von Carol und Ludwig
Angeſpornt; doch trotz dem Streiten
Wußt' man noch auf keiner Seiten,
Wem Fortuna ſchenkt' den Sieg.
Da, als wie ein Pfeil vom Bogen,
Sprenget Prinz Eugen verwegen
Vor die Trupp', die aufmarſchirt,
Setzet über d'Paliſaden,
Wirft dann nieder ohne Gnaden,
Was ſich geg'n ihn defendirt.
Alles folgt ihm unverdroſſen,
Wie auf ſie auch ward geſchoſſen
Von den Türken aus der Schanz',
Bis ſie mußten fliehn von dannen
Und Eugenius pflanzt die Fahnen
Auf im vollen Siegesglanz.
Da erblickt er den Huſaren
Mitten in den andern Schaaren,
Rufet ihn zu ſich heraus,
Spricht — und niemals heiterer ſchien er —
„Sieh', ein kleiner Kapuziner
Richt't zuweilen auch was aus!“

## 104.

## Carl Ferdinand Dräxler-Manfred.

### Dichten.

Die ihr prüfet, was wir dichten,
Seht vorerſt in eure Bruſt,
Um euch ſtrenger ſelbſt zu richten,
Eure Qual und eure Luſt;
Ueberblickt die ſeinen Narben,
Die das arme Herz umwebt,
Und dann, dächt' ich, flöße Jedem
Mitgefühl und Milde ein.

Legt die Schmerzen eures Lebens
Auf die Wage des Gefühls,
Jeden Mißgriff eures Strebens,
Jede Niete eures Spiels,
All' die Stunden, die der Kummer
Euch mit ſtillem Hohn geraubt,
All' die Nächte, wo der Schlummer
Floh das qualenmüde Haupt.

Dann erwägt die Seligkeiten,
Die das Glück euch zugedacht:
Alle die Vergangenheiten,
Die euch reizend angelacht,
Jede Lieb', der ihr begegnet,
Jede That, die euch erhob,
Jeden Blick, der euch geſegnet,
Jedes wohlverdiente Lob.

Was an euch vorbeigegangen,
Iſt ein Leben reich und bunt,
Und doch niemals noch entklangen
Lieder eurem ſtummen Mund; —
Aber reicher iſt das Leben
Einer vollen Dichterbruſt,
Weil es Lieder ihr gegeben
Und Geſang für Leid und Luſt.

Ihm hat Alles Glanz und Tiefe,
Schöner wird der Schmerz durch ihn
Und des Lebens Hieroglyphe,
Wie enträthſelt er ſie kühn!
Wie er Kunſt und Leben fühlte,
Was er liebte und was nicht,
Was er in der Welt erzielte,
Alles ſagt euch ſein Gedicht.

Das Gedicht iſt eine Blume,
Reißt ihr ſie aus ihrem Beet,
Aus dem Lebensheiligthume,
Wo ſie keimet, blüht und ſteht,
So verliert ſie ihre Farbe,
Hauchet aus den ſüßen Duft
Und die ſamenreiche Narbe,
Sie verwelkt in fremder Luft.

Das Gedicht iſt wie ein Spiegel:
Rein und treulich iſt das Glas,
Aber überweht vom Flügel
Trüben Odems wird er blaß;
In einander ohne Halt
Die Geſtalten alle fließen
Und die eignen Züge grüßen
Euch wie fremde trüb und kalt.

Aber wenn die Lieder leiſen
Nachklang finden im Gemüth,
Wenn, ſtatt Fehler nachzuweiſen,
Ihr für ihren Sinn erglüht,
Wenn ihr freundlich ſtrenge Richter,
Sie empfangt als Freundesgruß,
Ei, wie glücklich da der Dichter
In der Seele werden muß!
In der Seele! denn entflammet
Wird ſie ſo zu neuem Klang,
Solchem ſchönen Drang entſtammet
Bald ein zweiter, dritter Sang.
Wie ergründen und wie finden —
Ach, ich weiß es ſelbſt nicht: was?
Doch es iſt ein ſüß Empfinden
Und ein ſtiller Jubel das!

## 105.

## Carl Egon Ebert.

### Die Lilie und der Mondſtral.

Der Mond hängt in die düſtre Nacht
Recht ſilberklar herein
Und ſpendet ſeiner Stralen Pracht
Dem Strome und dem Hain.
Da richtet ſich aus ſüßem Traum
Die Lilje ſtill empor
Und öffnet ihres Kelches Raum
Und läßt den Duft hervor.
Und flugs in die verſchloßne Bruſt
Schwingt ſich der leichte Stral
Und ſchmiegt ſich an in ſel'ger Luſt
Und küßt ſie tauſend Mal.
Sie aber ſchließt erfreut ſich ſchnell
Und hält den Buhlen feſt,
Der, in der hellen zwiefach hell,
Von ihr ſich wiegen läßt.
Und Morgens, wenn die Schäferin
Die thauige Lilje pflückt
Und ſie mit frommem Kinderſinn
An ihren Buſen drückt,
Da wird, wenn ſich der Kelch erſchließt,
Ihr wunderbar zu Muth
Und unbekannte Sehnſucht fließt
Durch ihr erglühtes Blut.
Und ſeufzend wallt ſie durch das Thal
In jener lauen Nacht —
Sagt, hat das wohl der Mondenſtral
Im Liljenkelch gemacht?

## 106.

## Auguſt Kopiſch.

### Vater Noah.

Als Noah aus dem Kaſten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noah Opfer fein
Und ſprach: „Ich will dir gnädig ſein;
Und weil du ein ſo frommes Haus,
So bitt' dir ſelbſt die Gnade aus.“
Da ſprach der Noah: „Lieber Herr,
Das Waſſer ſchmeckt mir gar nit ſehr,
Dieweil darin erſäufet ſind
All' ſündhaft Vieh und Menſchenkind,
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke han.“
Da griff der Herr in's Paradies
Und gab ihm einen Weinſtock ſüß
Und ſprach: „Den ſollſt du pflegen ſehr!“
Und gab ihm manche gute Lehr'
Und ſagt ihm dies noch ſo und ſo;
Der Noah war ohn' Maßen froh.
Und rief zuſammen Weib und Kind,
Dazu ſein ganzes Hausgeſind',
Pflanzt Weinſtöck' rings um ſich herum,
Der Noah war fürwahr nicht dumm,
Baut Keller an und preßt den Wein
Und füllt ihn gar in Fäſſer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an
Und trank es aus zu Gottes Ehr,
Das macht' ihm eben kein Beſchwer,
Und trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und funfzig Jahr.
Ein kluger Mann daraus erſicht,
Daß Weingenuß ihm ſchadet nicht
Und item, daß ein frommer Chriſt
In Wein niemalen Waſſer gießt,
Dieweil darin erſäufet ſind
All' ſündhaft Vieh und Menſchenkind.

## 107.

## Robert Reinick.

### Das frägt ſich doch noch ſehr.

Der Abend war ſo wunderſchön,
Da gingen beide wir durch's Feld,
Die Sonne wollte untergehn
Und ſchien noch freundlich in die Welt;
Die Vöglein ſangen im Geſträuch,
Im Korn und in der blauen Luft,
Die Blumen blühten voll und weich
Und um uns her war lauter Duft.
Mir war gar fromm und rein zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt ſo gut,
Gott weiß, mir war noch niemals ſo.
Da ſprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich ſelbſt nicht mehr,
Und er auch war ſo gut dabei
Und ging ſo ſtille nebenher.
Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand
Und küßt' mich leiſe auf den Mund;
Und ich, ich konnt' nicht widerſtehn,
Ich habe wieder ihn geküßt
Und kann noch immer nicht verſtehn,
Wie's mir nur eingefallen iſt.
Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieſer Kuß nichts Böſes war;
War's doch nachher in meiner Bruſt
So rein, wie es geweſen war.
Ich hätt's auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär';
Und doch! — wär' es ein andrer Mann, —
Je nun, — das frägt ſich doch noch ſehr!

## 108.

## Eduard Ferrand (Schulz).

### 1.

### Leben!

Ich möchte ſterben, jener Wolke gleich,
Die leuchtend durch des Himmels Fernen zieht,
Ein muntrer Wandrer in dem luft'gen Reich,
Der ſtolz herab auf dieſe Erde ſieht.
Da naht der Abend — träumeriſch verbindt
Des Himmels Roſenflor in dunkler Pracht —
Und über ihr, die jugendwarm erglüht,
Zuſammenſchlägt das dunkle Meer der Nacht.
Ich möchte ſterben, wie die Blume ſtirbt,
Die lächelnd keimt im lauen Frühlingswehn,
Die ſehnend um den Kuß der Sonne wirbt,
Wär's auch, in dieſem Kuſſe zu vergehn.
Dann bebt durch ihren Duftkelch ſüßes Weh,
Die zarten Blätter ſinken flammenwarm —
Vergehend ſchauert ſie wie Semele,
Das Kind der Erde, in des Gottes Arm.
Ich möchte ſterben, wie der Schmetterling,
Den in der Puppe weckt der Sonne Strahl —
Er ſprengt die Hülle, die ihn bang umfing,
Er gaukelt fröhlich durch das Blüthenthal;
Und jede Blüth' in ſel'gem Liebesrauſch
Umfächelt er mit farb'ger Schwinge Wehn,
Um ſüß nach flücht'gem Kuß- und Wonnetauſch
Im letzten Blüthenkuſſe zu vergehn.
Du heller Traum des Himmels, Wolke, du!
Du Blüthenkind der frühlingswarmen Welt,
Du heitrer, bunter Gaukler ohne Ruh —
Von Trübſinn iſt, von Reue mein Herz geſchwellt.
Mir ſpinnt ſich langſam, müd und trüber ſtets,
Einförmig ſtill dies wirre Leben ab;
Nach flüchtig kurzem Glück — wie ſchnell verweht's! —
Nach dunkel-ödem Weg ein ödes Grab. —
— Ich ging ſo müde durch das Leben hin —
Ich weiß nicht, wie mir jetzt auf einmal ward;
Es blitzt ſo hell durch den umwölkten Sinn:
Wirf an den Buſen dich der Gegenwart!
Umklammre ſie in heftigem Genuß —
Hinweg mit Zukunft und Vergangenheit!
Berauſche froh dich in des Lebens Kuß —
Zu trägem Ruhen iſt im Grabe Zeit!
Der Frühlingshauch weht koſend durch mein Haar,
Die ſchöne Erde lächelt hell mir zu —!
Den vollen Becher heb' ich, golden klar:
Umſchlinge heißer mich, Geliebte du!
Mag raſch verglühn nun mein Lebens Docht,
Mag brechen dieſes Auge, luſterhellt —
Ich lebte! Jetzt — zu fühlen mein' ich's — pocht
In einer Menſchenbruſt der Puls der Welt!

### 2.

### Eine Todte.

Nahſt du mir auf einmal wieder, lang vergeſſnes, bleiches Kind?
Rührſt du meiner Seele Lippe leiſe küſſend, geiſterlind?
Denkſt du in dem Todestraume noch in ſtiller Liebe mein,
Der ſo ſchnell dein Bild verloren in des Lebens Wirbelreihn?
Liebt' ich dich? — Ein Blumenglöckchen keimt aus Schnee und Winternacht
Und verblüht ſo bald vergeſſen, wenn die Zier der Roſe lacht.
Mehr als meines Herzenslenzes Blüthenbotin warſt du nie
Und die frühe Blume welkte mir nach kurzem Blühen früh.
Liebteſt du mich? — Wie die Winde feſt den nahen Stamm umrankt,
Weil ſie ohne ihn verloren an dem Boden traurig krankt,
Schlangſt du des Gefühles Arme eng umrankend feſt um mich —
Als ich ſchied, da krankte trauernd deine Blüthe und verblich. — —
Auf des Heimathſtädtchens Kirchhof gingen einſt wir oft allein,
Denn ein dunkles Sehnen zog dich zu den grünen Hügelreihn.
Daß du bald hier ruhen würdeſt, o gewiß, das ahnteſt du —
Dieſe Blumen, dieſe Halme nickten dir ſo eigen zu.
Lebenshoffnung, Todesahnen rangen wohl in deiner Bruſt,
Wenn du ſtill mir zugelächelt, ſchmerzlich ſüß in weher Luſt.

Während ich an deiner Seite tändelnd Traumgebilde wob,
Sah ich nicht, wie ängſtlich bebend ſich dein kranker Buſen hob.
Wenn die Sterne dann erglimmten in dem nächtig ſtillen Plan
Und den zarten Fuß dir netzte feindlich kalter Abendthau,
Gingen ſchweigend nach dem Städtchen bleich durchfröſtelt wir zurück
Und von Stern zu Sternen irrte ahnungsvoll dein feuchter Blick. —
Jahre kamen und enteilten — in der Heimat ſo allein,
Knie' ich, aus der Ferne kehrend, lang' an deinem Leichenſtein.
Auf ihn nieder neigten Roſen ſich im Wehn der Abendluft —
Wie dein küſſeſüßer Athem ſpielt' um mich ihr weicher Duft.
Und in wehmuthſchweren Träumen kehrt' ich langſam nach der Stadt,
Welche dich und mich geboren, dich und mich vergeſſen hat,
Gleich hernieder ſahn die Sterne — ſtolz bei ihrem kalten Schein —
Zog ich bald aus fremder Heimat in die fremde Welt hinein. —
Glücklich ſchein' ich — glücklich bin ich und doch mahnt es mich ſo oft,
Daß ſo viel dem Herzen fehle, was es einſt ſo heiß erhofft!
Daß des Lebens reichſte Blüthen rauher Windhauch abgeſtreift,
Ehe zu erſehnten Früchten ſchwellend ſie emporgereift.
Biſt du jetzt auch, herzdurchflammende, liebegeiſtig nahe mir,
Mein' ich doch: mein frühlingshelles, ſchönſtes Leben ſtarb mit dir
Und in deinem Grabe wurzle, fern wie jener Roſenſtrauch,
Meiner Jugendliebe Roſe, herbſtlich ſtill verblühend, auch.

---

## 109.

## Hermann Marggräff.

### Der Todtengräber zu Münſingen.

Wie iſt's ſo ſtumm und öde
Zu Münſingen der Stadt!
Wie ſtockt da jede Rede,
Wie welkt da Blüth' und Blatt!
Als ob die Pflanze ſelber
Getroffen ſei vom Pfeil
Des Todes! — Gelb und gelber
Stirbt ſie in haſt'ger Eil'.
Lautlos ſind alle Schreier,
Die Kleinen, in der Luft,
Die Raben nur und Geier
Ziehn kreiſchend um die Gruft.
Nur wo ein abgebleichtes
Gebein hervor ſich ſtiehlt,
Ein halb gemodert feuchtes,
Da wird es aufgewühlt.
Krummſchnäbler, wie ſie hacken
Und mit den Krallen feſt
Die ſichre Beute packen,
Des Fleiſches Ueberreſt!
So halten ſie verdroſſen
Den kümmerlichen Schmaus! —
Die Thüren ſind verſchloſſen!
Ein Grab iſt jedes Haus!
Kein Rauch ſteigt aus den Häuſern,
Kein Lichtlein flackert mehr!
Der Tod liegt da ſo eiſern!
Gruftſtille rings umher!
Ein Greis nur mit der Schippe
Auf dumpfem Moder ſteht;
Ein Hund, ein halb Gerippe,
Knurrt in ſein fromm Gebet.
Er knurrt und legt ſich nieder,
Das Aug' erloſchen faſt;
Er ſtreckt die matten Glieder
So ſteif auf Sand und Raſt.
Und eines Jünglings Leiche
Iſt nebenan zu ſchau'n;
Ihm will der Greis, der bleiche,
Die letzte Hütte bau'n.
In's Auge möcht' ihm blicken
Die Leiche, ſo vergilbt;
Da hat er ſich den ſpitzen
Hut auf die Stirn geſtülpt.
„So hab' ich nun begraben
Die ganze Bürgerſchaft!
Dein Gräftlein ſollſt du haben.“
Er ſagt's und gräbt mit Kraft.
„Du, der mir beigeſtanden,
Du todter Helfer mein,
Du kommſt nun ſelbſt zu Schanden!“
Er gräbt und betet drein.
„Da ſteh' ich Allerletzter,
Der Todtengräber noch!
Der wilde Gram, wie hetzt er
Mich an, zu ſchaufeln noch!
„Geſelle mein! das Hündlein
Laß' ich zu dir hinab!
Eh' mir noch kommt mein Stündlein,
Habt ihr ein ehrlich Grab!
„Ein ehrliches Geläute
Soll noch ein Zeichen ſein,
Das in die Ferne deute:
Ganz Münſingen ſchlief ein!“
Die Grabesſchollen hat er
Zum Hügel ſchon gehäuft;
Ein kalter, lebensſatter
Schweiß von der Stirn ihm träuft.
Die Peſt, der Tod, die Seuche!
Wie ihm der Fuß ſchon wankt!
Halb lebend, halb ſchon Leiche,
Der Greis zur Kirchthür ſchwankt.
Er ſtützt ſich auf ſein Stöcklein,
Er kommt zur Glockenuhr,
Da tönen hell die Glöcklein
Und klingen durch die Flur.
Hell ſchallt es in die Weite,
Verklingt ſo ſtill und matt —
Das war das Grabgeläute
Für Münſingen, die Stadt.

---

## 110.

## Rudolph Marggraff.

### Der alte Lord.

1.

„Er iſt zum Tod getroffen!“
So haben ſie geſagt.
„Weit ſteht die Wunde offen —
Dem Himmel ſei's geklagt!“
Der Thäter hat vernommen
Der Zeugen Schreckenswort.
Schon iſt der Tag verglommen
Und ſchnell enteilt der Lord.

Vor Richtern ſeines Gleichen
  Klagt man den Mörder an;
  Man bringt vor ſie den bleichen
  Von ihm erſchlagnen Mann.
„Mord! Mord!“ tönt's in der Runde;
  „Verflucht der Mörder ſei!
  Wohlan, bringt ihm die Kunde,
  Dem Lord auf ſeiner Abtei!“

2.

„Und hab' ich ihn erſchlagen,
  So war's ein edles Wild!
  Ich bin es zu beklagen
  Wohl nimmermehr gewillt.
Und haben ſie geſprochen
  Fluch über den Mörder aus:
  Mit der Welt hab' ich gebrochen;
  Wen kümmert denn mein Haus!
Vereinſamt will ich wohnen
  Auf meiner ſtillen Abtei!
  Hochfürſtlich will ich thronen,
  Als ob ich König ſei!“
Er ruft dem Diener, dem alten,
  „Sei du mein Hofmarſchall!
  Nach Willkür magſt du ſchalten
  In Küche, Kammer und Stall.
Du magſt mir ſchenken vom beſten
  Südländiſch-feurigen Wein,
  Bei Tiſche, leer von Gäſten,
  Zugleich mein Truchſeß ſein.
Und hab' ich Rath vonnöthen,
  Magſt du mir ſtehen bei!
  Und will das Wild ich tödten,
  Mein Jägermeiſter ſei!
Wir brauchen Niemand weiter,
  Du alter, treuer Knecht!
  Sei du mir mein Begleiter,
  Dann iſt mir's eben recht.
Den Dienertroß, den lauten,
  Den jag' zum Thor hinaus!
  Und was die Künſtler bauten,
  Zerfall' in Schutt und Graus!“

3.

Der Lord mit dem alten Diener
  Sitzt einſam auf ſeiner Abtei,
  In den weiten Hallen und Gängen
  Wandeln fortan nur Zwei.
Und bei den Fenſtern niſten,
  Der Krähen ſchwarze Reihn
  Durch die zerbroch'nen Scheiben
  Pfeift luſtig der Wind herein.
In Hallen und in Gängen
  Da ſteigt der Schutt zu Hauf,
  Vom Dache fall'n die Steine,
  Vom Thurm der goldne Knauf.
Die Gärten ſtehn verödet,
  Das Feld unangebaut,
  Derweil nach langen Jahren
  Dem Lord das Haar ergraut.

4.

Der Diener iſt verblichen
  Auf öder Lagerſtätt',
  Die ihm nach ſeinem Sterben
  Noch dient als Grabesbett.
Der Lord mit grauen Haaren
  Und wildverworrenem Sinn
  Sitzt einſam in der Halle
  Und ſtarrt zur Tiefe hin.
Das Haupt zur Bruſt geneiget,
  Getrübt der Augen Licht
  Und aus den wilden Zügen
  Ein wildes Drohen ſpricht.
So ſitzt er unter Trümmern,
  Der Lord auf ſeiner Abtei,
  Und Keiner hat gemeldet
  Wann er verſchieden ſei.

## 111.

## Ludwig Wihl.

### Turban und Gürtel.

Nimm den Turban von dem Haupte
  Und den Gürtel von dem Leib!
  Auch im Spaß möcht' ich nicht ſcheinen
  Eines Turkomanen Weib. —
Sprich, wenn ich ein Turkomane
  Wäre, Herzgeliebte mein,
  Würdeſt du mich minder lieben,
  Minder mir gewogen ſein. —
Ach, warum die närr'ſche Frage
  Ueber Liebe, über Pflicht?
  Doch der Turban und der Gürtel
  Paßt für einen Chriſten nicht. —
Ja, ich bin kein Turkomane,
  Aber auch kein gläub'ger Chriſt —
  Weißt du nicht, daß du Geliebte
  Eines armen Juden biſt? —
Blitze zuckten aus dem Worte;
  Wie der Tod ward ſie ſo blaß. —
  Siehſt du nun, wie viel des Ernſtes
  Lag in dieſem närr'ſchen Spaß?
Jetzt wird erſt ſich offenbaren
  Deines Buſens innerſter Drang,
  Ob dein Herz dabei geweſen,
  Als dein Arm mich feſt umſchlang? —
Eine Weile ſtanden beide
  Stumm als wären ſie entſeelt.
  Wird der Turban Herzen trennen,
  Die durch Liebe ſind vermählt?
Schluchzend ſank ſie unter Thränen
  Dann dem Manne an die Bruſt:
  Liebe, dein bezaubernd Walten
  Hab' ich nie wie jetzt gewußt;
Und der Turban und der Gürtel
  Bleibe bedeutſam mir fortan,
  Und du ſeiſt mein Herzgeliebter,
  Trotz der heil'gen Kirche Bann!

## 112.

## Theodor Creizenach.

### Der deutſche Jude.

Ich ſtand auf deutſcher Berge Gipfeln
  Und ſah der Sonne Morgenrauch;
  Da kam von fernen Cederwipfeln
  Zu mir ein längſt vergeſſner Hauch.
  Ich träumte von dem heil'gen Strome,
  Vom Tempel, der ſo herrlich war;
  Und ſchaute ſtatt der hohen Dome
  Nur Zions ſtürzenden Altar.
Da flüſterten die alten Sagen:
  Am Libanon, da hat's gebrauſ't,
  Wie in der Urwelt grauen Tagen,
  Als meine Ahnen dort gehauſt.
  Und als im Sturm die Flammen glühten,
  Worin die Welt ſich hat erneut,
  Ward auch das Volk von Stammes Blüthen
  Nach allen Winden hin zerſtreut.

So ward ein Flüchtling ich verſchlagen
Vom Jordan bis zum alten Rhein;
Und wo die Ritterburgen ragen,
Da muß ich nun ein Fremder ſein.
Es haben ſich in goldne Palmen
Die deutſchen Felder eingehüllt;
Allein von Palmen und von Pſalmen
Iſt ganz mein Sehnen angefüllt.
Doch wie ſich auch ein lautes Mahnen
Noch regt an die vergangne Zeit,
Sind meine Dienſte doch den Fahnen
Des innern ſtarken Kampfs geweiht.
Und wie aus längſt verfallnen Veſten
Noch Moos und Bäume blühn hervor,
So dringt auch aus den alten Reſten
Der Drang zum neuen Licht empor.
So regt ſich's mir im Buſen heftig:
Die Zeit vollendet ihren Lauf!
Es ſteht der Geiſt des Lebens kräftig
Aus modrigen Geſteinen auf.
Drum laſſen wir uns Nichts verkümmern;
In Staub die alte Herrlichkeit!
Denn doch erſteht aus Schutt und Trümmern
Der Freiheitsbaum der neuen Zeit! —

## 113.

## Arnold Ruge.

### 1.

### Elegie.

Wenn aus irdiſchem Zwang hold gaukelnde Träume dich löſen,
Ueber die wogende Saat, über die ſchäumende See
Wandelſt du, ſchwingſt dich beflügelt umher durch wimmelnde Sterne,
Trinkſt — o des ſeligen Zugs! — Liebe vom ſüßeſten Mund:
So iſt es mir, mein Freund, bei der Botſchaft; — darf ich ſie glauben?
Naht mit gefangenem Mann wirklich das himmliſche Licht,
Welches die Freien umgibt in des Lebens wogender Strömung,
Wahrheit, ſchön wie Gedicht, wahr die gedichtete Luſt?
Trägt die Erde, wie ſonſt, auch mir im bräutlichen Teppich
Schwellende Gräſer, auch mir Blumen? — ich weiß es ja noch! —
Früh, von Düften umwallt, naht leiſe der roſige Morgen,
Weckt die Lüftchen zuerſt, ſendet ſie dann durch die Flur.
Und wie ſie flattern und koſen, entquillt leicht athmendem Schlummer
Luſtiges Leben; es ſchwirrt hoch in das graue Gewölk
Lerchengeſang und begrüßt die kommende Sonne von oben.
Sieh! da fliegt ihr Strahl über den flammenden Rand;
Schnell durchſchwimmet die Fluren der goldene Schimmer des Aufgangs.
O! und Sterne von Thau blinken aus jeglichem Kelch!
Mir auch blühet, ihr Blumen, auch mich küßt, liſpelnde Gräſer,
Wieder in eurem Gewog', wieget die Lüftchen mit zu!
Wieder umſäuſelt mich, ihr Buchen, mit wolligem Laube des Frühlings,
Wieder mit Düften des Waldes friſchet die Seele mir auf!
Wie mich aus rauſchenden Kronen mit Jubel die Sänger begrüßen!
Singt und zählet auf mich, was ihr auch jubelt und preiſt!
Wenn der Lenz nun entſchwindet und drückende Mittagsſchwüle
Ueber das Fruchtfeld ſchwimmt, oder die Nerven erſchlafft,
Dann führt wieder mein Pfad, ſeit lange zuerſt, mich zum Meere
Und in die kühlende Flut taucht mich ein rüſtiger Sprung.
Flieht nicht, ſpielende Wellen, o weilt zu ſüßer Umarmung,
Daß uns, ſchwimmend geſellt, wiege das ſchwimmende Meer!
Weit in die See! — Dort ſegelt — o nein, dort rollet auf Rädern
Dampfend ein freier Vulcan! — führe mich mächtiges Schiff!
Fern zu der leuchtenden Inſel Britannien fliegt der Wimpel
Und bei dem freien Volk weil' ich, ein glücklicher Gaſt.
Aber es zieht mir das Herz; zu der Heimat heiligem Boden
Laßt mich zurück und des Rheins muntere Wirbel mich ſchau'n.
Find' ich euch wieder, mit Burgen beſä't, ihr rebengeſchmückten
Felſen, Zwinger des Stroms, der mit Geſtrudel enteilt?
Sei mir gegrüßt im Spiegel der brüderlich ziehenden Ströme,
Wimmelnde Stadt; ſei gegrüßt ferne mir winkender Thurm,
Du, Melibocus, und ihr, geſegnete, ſonnige Thäler,
Welche der Neckar durchbrauſt, ſtürmend in's freiere Land!
Liebliche Thäler und Höhen des Schwarzwaldes, leuchtender Rheinſtrom,
Haltet mich nicht, denn es ziehn dort mich die Alpen empor.
Erſt zum Gipfel des Rigi! Dort lagern die rieſigen Häupter
Hoch vor Italien; hier glänzen unzählige See'n,
Freundlich mit Städten umſä't, und bunt die ſtreifigen Fluren!
Jetzt zu dem Aether der Alp', o, und Italiens Lenz! —
Ja, was Italien ſchmückt und euch, ſüdheimiſche Stätten,
All den irdiſchen Reiz, alle die lockende Luſt,
Werd' ich umfangen, wie einſt, mit offener Seele, mit heißer
Sehnſucht ſüßerem Hauch, — Himmel, ich hoff' es ja nicht!

### 2.

### Epigramme.

#### 1) Redefreiheit.

Als man Büffon fragte, warum der Affe nicht ſpräche,
Gab er zur Antwort: Nur, weil er zu ſagen Nichts hat.

#### 2) Preßfreiheit.

Gäb' euch Codrus den Purpur und ließe Perikles regieren,
Und ihr bliebt ihr ſelbſt, würde die Preſſe nicht frei.

### 3) Die Dantepietiſten.

Hätten ſie Dante begriffen, ſie würden ihn fliehn wie das Feuer:
Nichts als Mythologie iſt ihm der pfäffiſche Kram.

### 4) Tieck.

Tieck ging wieder dahin, von wannen der Gott ihn hervorrief;
Freiheitshaſſes verſchlingt auch die Romantik Berlin.

### 5) Das Abſolute.

Was iſt das Abſolute? Des Menſchen Freiheit. Vergebens
Sucht es der Sklav, drum ſeid kühn, ihr Halunken, und nehmt's!

### 6) Wie und Wo.

Freiheit wohnt im Herzen, kein König kann ſie gewähren;
Fühlt wie Männer und frei athmet ein glückliches Volk.

## 114.

## Adolf Schults.

### Das Negerſchiff.

Von Congo's Küſten weht der Oſt und treibt ſein Spiel, die Wolkenjagd;
Der Feuerſchein des Oceans erhellt die laue Tropennacht.
Das Fahrzeug dort, vom Sturm gepeitſcht, tanzt auf den Wogen wie ein Kahn:
Ein Sklavenſchiff Weſtindiens, mit reicher Ladung wogt's heran.
Ja, reich beladen, denn an Bord ſechshundert Sklaven — welche Zahl!
Wohl klirren Eiſen tief im Raum, wohl ſchallet Heulen ihrer Qual.
Wohl ſeufzen ſie und rufen laut um Vaterland und Weib und Kind —
Umſonſt! es klagt mit ihnen nur der Küſtenwind, der Heimatwind.
Der heult ſo dumpf, der pfeift ſo grell! Stets näher brauſt's — das iſt Orcan!
Bald in den Abgrund ſtürzt das Schiff, bald ſchwingt es ächzend himmelan.
Die Menſchenräuber fahren jach aus ihrem Traum empor vom Pfühl:
„Maria, hilf! an Klippen nur führ' gnädig du vorbei den Kiel!"
Und immer lauter klagt herauf der Jammerruf der ſchwarzen Schar,
Des Schiffes Führer ſchaut ringsum mit finſterm Blick in die Gefahr:
„Die Schwarzen holt! Die Neger her! Die Stärkſten ſtellt an's Ruder dort!
Dann lenket ihr, trotz Sturmeswuth, den Kiel nach Prinzen-Eilands Port!"
Die Feſſel klirrt, aufdrängt die Schar; ſie treten taumelnd auf's Verdeck;
Aus ihrer Mitte ragt hervor des Stammes König ſtolz und keck.
„Die Bande löſt ihm! der hat Mark; friſch hin zum Steuer, ſchwarzer Hund!"
Das Eiſen fällt, er hebt die Hand, vom Druck der Feſſel blutig wund.
Der König iſt's, der ſeinem Volk den Frieden ſchaffte und das Recht,
Der König iſt's, der ſeinen Stamm geführt in's blutige Gefecht,
Der König iſt's, der durch Verrath gefallen in der Feinde Hand,
Der König, der mit ſeiner Schar gefangen ward am Congo-Strand
Und dann verkauft und fortgeführt. Dem Weib, dem Kind kein Lebewohl,
Den Theuern nicht, die er verließ, als er jüngſt auszog aus Angol' —
Ha! der Tyrannen Beute nun, gleich ihm geſchleppt auf's wilde Meer;
Wohl rufen flehend jetzt nach ihm die Armen ohne Schutz und Wehr.
Nach ihm, der am Coanza-Strand geſeſſen einſt auf goldenem Thron,
Die goldne Spange trug am Arm und auf dem Haupt die Perlenkron',
Nach ihm, dem Knecht, dem Sklaven nun! — dem Sklaven?! ha, er trägt es nicht —
Nein, König noch und fürchterlich, wenn ſeine Macht die Bande bricht.
Wie rollt er wild die buſch'ge Brau'! den Spanier trifft des Auges Strahl:
So flammt des Wüſtenkönigs Blick, wenn ihm geraubt ſein Mittagsmahl.
Er ballt die Fauſt — ſo droht der Leu, der Panther ſo, zum Sprung bereit,
Doch nicht, der wild nach Beute lechzt, nein, der ſich kühn vom Netz befreit.
Er reckt den Arm nach ſeiner Schar, gebietend winkt er nach dem Bord —
Er ſpringt hinab: „Sieh', Weißer, ſieh', der König führt ſein Volk zum Port!"
Dumpf heulen die Gefeſſelten — Ein Sturz, die Schar begräbt das Meer!
Domingo's Bucht erreicht das Schiff, an Beute leicht, an Blutſchuld ſchwer.

## 115.

## Uffo Horn.

### Huß und Hieronymus.

In ſpäter Nacht beim Lampenlichte
Sitzt in der Zelle Johann Huß
Und ſpricht von ſeines Volks Geſchichte
Mit ſeinem Hieronymus.
O ſeht die Zwei ſo früh verblühen!
Aus ihren Wangen wich die Glut
Und von durchwachter Nächte Mühen
Stockt greiſig faſt das junge Blut.
Denn in der Nacht, der einſam dunkeln,
Beginnet erſt des Weiſen Tag,
Der lieber heil'ge Sterne funkeln
Als Tagesſonne ſchauen mag.
Viel Andre nicht in grauen Jahren
Sind wie die Zweie ruhmbekränzt,
Auf deren braunen Lockenhaaren
Des Lorbeers reiche Zierde glänzt.
Doch dieſer, nicht mit blut'gem Eiſen
Gemäht auf einem Kriegesfeld,
Wuchs in dem heil'gen Hain der Weiſen
Dort an der Grenze ſeiner Welt.
O Weisheit, die du braune Locken
Schon ſolchen Schmuckes würdig meinſt,
Wie wirſt du erſt die Silberflocken
Am greiſen Haupte ſchmücken einſt! —

Es hat Johannes, ſeinem Namen
Treu, wie der Täufer, ſein Patron —
Geſtreut des Lichtes goldnen Samen
In ſeines Volkes Herzen ſchon! —
O welch ein prächt'ger Blumengarten
Aus ſeiner Saat zu dieſer Friſt,
An Lilienſtengeln reich und zarten
Chriſtglocken, aufgegangen iſt!
Die Pfaffenhütlein, ſchön geröthet,
Den Ritterſporn, das ſtolze Kraut,
Hat er ſäuberlich ausgejätet
Und Freiheitsröslein angebaut!
Und was Johannes emſig ſäete,
Erfriſcht mit ſeiner Rede Guß
Nachfolgend ihm von Ort zu Orte
Der treue Hieronymus.

## 116.

## Eduard Mautner.

### Hegeſippe Moreau.*)

Nicht nur in unſerm deutſchen Lande,
Wie unbedacht die Rede geht,
Auch am geprieſ'nen Seineſtrande
Verhungert oftmals der Poet.
Frankreich hat prahlend zwar verkündigt,
Es biet' dem Dichter Gold und Ruhm;
Doch iſt's nicht wahr! Es wird geſündigt
So in, wie außer Ilium.
Ja, die der Menge Launen fröhnen,
Ruhn, dort wie hier, auf üpp'gem Pfühl,
Die laſſen ſich mit Lorbeer krönen
Vom abderit'ſchen Volksgewühl;
Doch wer ein ſelbſtbewußtes Streben
Im freien Dichterbuſen trägt,
Muß froh ſein, wenn er ſich durch's Leben
In Kummer und Entbehrung ſchlägt.
Du Seineſtadt, du ſtolze, reiche,
Du Prieſterin des Götzen Baal,
Wirf einen Blick auf dieſe Leiche
Am Todtenbrette im Spital:
Dem, welcher hilflos hier verdorben,
Botſt du nicht einen Biſſen Brod;
Er ging zu Grund und iſt geſtorben
Den jämmerlichen Bettlertod.
So wie um ſchneebedeckte Firne
Ein matter Schein des Morgens fliegt,
Hat jetzt auf dieſe hohe Stirne
Sich milde Wehmuth hingeſchmiegt;
Wie Mondesglanz um ſchroffe Klippen
Spielt noch ein Strahl des ew'gen Lichts
Um dieſe krampfgeſchloſſnen Lippen:
Er war ein Dichter — weiter Nichts.
Und doch, als zu dem Kampf geladen
Das Knattern von dem erſten Schuß,
Als an den Julibarrikaden
Erſcholl der Freiheit Schlachtengruß,
Als all' die wilden Liederweiſen
Herbrauſten wie ein Katarakt:
Schlug der Poet mit blankem Eiſen
Energiſch ſeiner Verſe Takt.
O wärſt du damals doch gefallen
In heißer Kampf- und Siegesluſt,
Hätt' eine von den Kugeln allen,
Moreau, getroffen deine Bruſt!
Es würde dann dein Sarg, o Dichter,
Bei all' den Julisärgen ſtehn:
Wir müßten nicht die Spöttergeſichter
An dieſem Sarge wackeln ſehn.
Wenn du von des Genuſſes Baume
Geſchüttelt haſtig Frucht auf Frucht,
So wär's in wüſtem Fiebertraume
Auf regelloſer Lebensflucht.
Wem Leiden, tief und unermeſſen
Und endlos, ſo wie dir, zu Theil,
Für einen Augenblick Vergeſſen
Iſt Solchem ſelbſt der Himmel feil.
Nur immer trüb' und trüber Tage!
Um Brot galt's den Antäuskampf,
Doch Kunde gab kein Wort der Klage
Von deiner Seele wildem Krampf.
Am Leben nagt gebrochnes Hoffen
Wie Mehlthau an der Blumen zehrt:
O, beſſer iſt's zu Tod getroffen
Auf einen Streich von gutem Schwert!
Wie oft des Liedes hehre Gabe
Gefahrvoll und verhängnißſchwer,
Zeigt von Briſtol der arme Knabe,*)
Savage und du und Andre mehr.
Wie Ahnung klang's von eignem Ende,
Was dich, Moreau, ſo tief bewegt,
Als du die duft'ge Liederſpende
Auf Gilbert's einſam Grab gelegt.
O Gott, und Niemand kann es ſagen,
Wie wohl das letzte Opfer heißt —
Nach meinem End' ein banges Fragen
Erfaßt oft düſter meinen Geiſt.
Ob's ſo, ob's anders mit mir werde:
Ich weiß es nicht — ich werf' hinab
Das Lied als fromme Scholle Erde
Auf eines Dichters frühes Grab.

## 117.

## Adolf Schirmer.

### Die Mohrenkönigin.

Fort der Sultan; Favoritin
Dämmervolle Tropennacht;
Weltall ſchimmerndes Serail,
Wo Rubin blitzt und Smaragd;
Urgebirg ſtummer Eunuche,
Knie'nd an des Palaſtes Thor;
Silberwolken, Nebellüftchen
Leichtbeſchwingter Tänzerchor.
Seht, die hehre Odaliske,
Üpp'ge Mohrenkönigin,
Seht, mit heiterm Lächeln ſchreitet
Stumm ſie durch die Hallen hin;
Blinkende Gewänder mildern
Ihrer Glieder Ebenholz,
Unter'm Diamantenturban
Wallen Rabenlocken ſtolz.
Ihre Sohlen küßt zerfließend
Moſchusodem, Liliendufl.
Koſend ſpielt um ihre Wangen
Liebesſchwüle Sommerluft;
Meteorenglanz umrauſcht ſie,
Zephyrleicht dahingehaucht,
Wie des Colibri Gefieder
Sanft in Farbenſchmelz getaucht.
Und zum Meer, dem krausgelockten,
Wilden Sarazenenknaben,
Schleicht ſie mit enthülltem Buſen,
Herz und Sinne ſtill zu laben.

---

*) Geſtorben zu Paris im Spitale 1838. Vergl. oben S. 619.

*) Chatterton.

Daß der Sultan nicht erwache
Seine trüg'riſchen Vaſallen,
Läßt ſie ihren Silberſchleier,
Mondenglanz, darüber wallen.
Doch der Sultan lauſcht im Oſten
An des Vorhangs düſtern Falten
Und er ſchaut die wonnetrunknen,
Halbentſchlummerten Geſtalten;
Schweigend zuckt mit Flammenblicken
Er den Damascenerſtahl — —
Bleich und blutig ruhn die Träumer
Unter'm erſten Sonnenſtral.
Und die Odaliske ſchmiegt ſich
Todumſchauert, ſchuldbewußt,
Sterbend an des geiſterbleichen
Jünglings ſchmerzdurchzuckte Bruſt.
Doch bevor das Morgendämmern
Goldnem Sonnenglanz gewichen,
Iſt die ſtolze, liebeskranke
Mohrenkönigin verblichen.

## 118.

## Otto Friedrich Gruppe.

### Reiters Abſchied.

„O mußt du denn ſcheiden und mußt du denn reiten?
Und mußt du denn fort und mußt mich verlaſſen?
Ich darf ja nicht mit und dich nicht geleiten,
Und darf dich nicht lieben und ſoll dich nur haſſen.“ —
„Du liebliche Schenkin, du liebe, du loſe,
Nun gib mir zu trinken zur letzten Stunde
Und gib mir von deinem Buſen die Roſe
Und gib mir den Kuß auch vom roſigen Munde!“ —
Wohl reicht' auf das Roß ihm den Becher die Schenkin;
Er bat ſie zu trinken, dann trank er mit Wonne.
Sie ſprach: „O wirſt du auch mein ſo gedenken?“
Da ſchien ihr in's weinende Antlitz die Sonne.
Sie gab ihm vom Buſen die blühende Roſe,
Sie nahm auch vom Halſe das Tuch ſich geſchwinde,
Sie bog ihn hernieder, ſie ſchlang es, die Loſe,
Ihm ſchnell um den Hals, ihn zu ſchützen im Winde.
Sie ſchaute ſich um, ob es Einer auch ſähe,
Sie neigt' an das Roß ſich, die Hand ſie ihm drückte,
Sie bot ihm zum Kuſſe den Mund in die Höhe,
Doch konnt' er nicht reichen, wie ſehr er ſich bückte.
Da ſtieg ſie hinan und ſtand in dem Bügel,
Er küßte ſie heiß und hielt ſie umſchlungen;
Wohl fühlte das Roß da geruckt die Zügel
Und hat ſich ſo muthig von dannen geſchwungen.
Hinauf, ja hinauf auf die luftigen Höhen,
Hinauf auf die ſonnigen Höhen und weiter:
Man hat ſie vor Sonne und Staub nicht geſehen,
Die liebliche Schenkin, den glücklichen Reiter.

## 119.

## Nikolaus Müller.

### Das Thränenparadies.

Am Strom der Thränen ſtehen Trauerweiden,
Ihr Holz ſchmeckt bitter wie der Seele Leiden,
Die Zweige flattern wie gelöſet Haar
Verzweiflungsvoll betrübter Frauenſchaar.
Des Stromes Wellen ſeufzen hin in Klagen,
Die Felſen ächzen, wie von ihm geſchlagen,
Iſop und Wermuth grünt an ſeinem Strand
Und keine Blume ſchmückt das öde Land.
Da kommt ein Kind, das wie die Sonne leuchtet,
Schöpft Waſſer aus dem Strome und befeuchtet
Damit das Land, da ſproſſen alſobald
Der Blumen viel und blühen mannigfalt.
Aus Thränen treuer Liebe ſproßt die Roſe,
Der Freundſchaft Thrän' entſproſſen hell im Mooſe
Vergißmeinnicht und Veilchen himmelblau
Und Freudenthränen zieren ſie als Thau'.
Der Weiner Seelen, ausgeweinet, kommen
Den Strom als Schwäne ſtill herabgeſchwommen,
Sie ſteigen aus auf goldnen Uferkies
Und gehen ein in's Thränenparadies,
Wo jedem Herzen das verwandte winket,
In unzertrennlicher Umarmung ſinket
Die Sehnſucht der Erfüllung an die Bruſt
Und Alle leben Ewigkeiten Luſt.

## 120.

## Wolfgang Müller.

### I.

### Abenteurer.

Auf, tummle dich, Hengſt
Im wildeſten Braus!
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus.
Wer mag an die Scholle
Gefeſſelt ſein?
Duftgrünende Erde,
Blauer Himmel iſt mein.
Hochfelſige Berge,
Fruchtſchwellende Thale
Durchſtreif' ich im hellen
Goldſonnenſtrale.
Ich baue kein Haus,
Ich ſäe kein Feld,
Meine Wohnung iſt rings
Die endloſe Welt.
Ich pflanze keine Rebe,
Ich preſſe keinen Wein,
Der ſchäumende Becher
Iſt mein, iſt mein.
Ich pflege keinen Baum,
Ich erwart' keine Blüth',
Ich haſche die Frucht,
Die über mir glüht.
Ich freie kein Weib
Zu trägem Genuß,
Ich liebe im Ritt
Den flüchtigen Kuß.
Ich liebe den Freund,
Bei Schwert, Trunk und Scherz,
Doch bind' ich mich nimmer —
Fahr' wohl, Bruderherz!
Ich will nicht die Ruh',
Ich will nicht die Raſt,
Ich bin der Minute
Schnellflüchtiger Gaſt.
Fort, tummle dich, Hengſt
Im wildeſten Braus,
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus.

### II.

### Ulrich Hutten.

(Aus dem Gedicht „Rheinfahrt.“)

„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!“
Noch immer klingt dein Wahlſpruch durch die Mauern,
So lange man das Wild der Freiheit jagt,
Wird feſt dein Ruhm in allen Herzen dauern.

Dein Name tönt, wo laut die Schlacht erbrauſt,
Wo auf den Freien ſchnöde Knechte lauern;
Das Freiheitsbanner, das im Winde ſauſt,
Es trägt dein Bild als Zeichen ew'gen Werthes:
Du ſchufeſt mit dem Geiſt und mit der Fauſt,
Du warſt ein Held der Feder und des Schwertes!
Entſproſſen einem reiſigen Geſchlecht
Des Adels, welcher ſtets in Waffen fröhnte,
Der erzumſchienet ſtets des Volks Recht
Mit wilder kampfgeübter Fauſt verhöhnte,
Der Bau'r und Bürger in das Erbe fiel
Und der im Herrendienſt der Knechtſchaft fröhnte,
Erſtrebteſt du ein andres, höhres Ziel,
Zerreißend kühn der dumpfen Zeiten Bande:
Die Freiheit war dein edles Ritterſpiel,
Du trugſt mit Wort und Schwert ſie in die Lande!

## 121.

## Adolf Böttger.

### Sonette.

#### 1.

Die Droſſel ſchlägt und Nachtigallen flöten,
Erwachend rauſcht der Fluß in ſeinem Bette,
Der Frühling ſprengte des Gefangenen Kette
Und ließ den Winter, den Tyrannen, tödten.
Die Blumen, die ſich allgemach erböten,
Begehen feierlich die Oſtermette,
Die Weidenknaben mit dem Sammtbarette,
Die Roſen, die wie Mädchen keuſch erröthen.
Naht dann die Nacht mit ihren Sternenſchatten,
So ſteigen Elfen aus den Kelchen nieder
Und ſchweben tanzend auf die grünen Matten.
Sie ſchlüpfen ſacht zu Menſchen hin und wieder,
Daß Jedem, auch dem Lebensüberſatten,
Ein heitrer Frühlingsrauſch belebt die Glieder.

#### 2.

Es flammen hell im Saal die Girandolen,
Muſik durchſtrömt den Raum mit ſüßen Tönen;
Begeiſtert rauſcht die Reihe junger Schönen,
Ein bunter Flor von Tulpen und Violen.
Der Blick des Jünglings ſchweift indeß verſtohlen
Auf dieſe Blumen, die das Leben krönen;
Sein Innres möchte mit der Flöte ſtöhnen,
Verhaucht ihr Ton in leiſen Lebewohlen.
Wohl mag ich gern den heitern Klängen lauſchen,
Die ſich entrollen in ſo ſchöner Runde,
Doch mit noch ſüßern wüßt' ich ſie zu tauſchen:
Ach nur ein Wort aus deinem lieben Munde,
Und all die Töne müßten hier verrauſchen:
Das iſt Muſik, von der ich ganz geſunde.

#### 3.

Der Flieder klopft mit duftig weißen Trauben
Des niedern Kirchenfenſters blanke Scheiben,
Als wollten ſeine grünen Händchen ſchreiben
In's fromme Glas auch ihren frommen Glauben.
Am Gitterthore flattern weiße Tauben,
Als liebten ſie ein gottesfürchtig Treiben
Und wollten gern auch beim Gebete bleiben
Den Dorfbewohnern in den Feſttagshauben.
Die Orgel rauſcht in mächtigen Accorden,
Andacht verklärt ſich brünſtig im Geſange,
Des Gottes voll iſt jede Bruſt geworden.
Des Lebens Wonne fühl' ich ſelig bange
Und beten Auen durch des Herzens Borden
Der Liebe Melodie'n im hellſten Klange.

## 122.

## Theodor Oelckers.

#### 1.

### Der große Bau.

Hoch thürmet ſich ein ſtolzer Bau, deſſen Kuppeln fernhin ſtralen
Und ſich in der Nordſee Fluthen, wie im Südmeer wieder malen;
Fragſt du nach der Nation, der gehört das ſtolze Haus?
Drinnen gingen, ewig wechſelnd, alle Völker ein und aus.
Eines hat das andere ſtürmend im Beſitze ſchon geſtört,
Alle bauten dran und Allen hat es einmal ſchon gehört.
Bilder prangen an den Pfeilern drin voll Glanz und Herrlichkeit
Und daneben Schreckensbilder, zeugend von entſchwundner Zeit.
Ob die Form auch vom Charakter jeglichen Jahrtauſends ſpricht,
Ragt das Haus empor auch mächtig, iſt es doch vollendet nicht.
Auf dem Throne ſitzt und ſchauet Ewigkeit in ſtarrer Ruh',
Wie ſich Säul' an Säule reihet, Thurm an Thurm, dem Werke zu.
Ob auch Viele mächtig ſtrebend, treu noch Stein und Mörtel ſpenden,
Wird es doch im Strom der Zeiten nie ein Irdiſcher vollenden.
Und ſo thürmt ſich hoch und höher immerdar der Rieſenbau,
Spiegelt ſich in Südpols Wellen und im nord'ſchen Morgenblau.

#### 2.

### Sonett.

O dürft' ich nur durchſtreifen immerdar
Die weite Welt, hinaus von Strand zu Strand,
Von Stadt zu Stadt, durch aller Völker Land,
Und nimmer ruhn das liebe lange Jahr!
Das Menſchenvolk wollt' ich durchſchau'n fürwahr,
Im Palmenſchatten und im Wüſtenſand —
Wie Eigennutz ihr allgemeinſam Band
Und wie die Liebe mehr denn Gold ſei rar.
Mein Heimatbanner — wie auf Erden weht' es
Alsdann! — Doch ruht' ich einſt bei Menſchen aus
Und fragten mich die Leute: Sprich, wo ſteht es,
Dein weitentlegnes, trautes Heimathaus?
Dein ungeſtümes Wandern, wohin geht es? —
Ich ſpräche dann: Fern, fern — zur Welt hinaus!

## 123.

## K. J. Schuler.

### Spätherbſt.

Friſcher Schnee zerrinnt auf Tannen,
Fließt in Tropfen ſonnerhellt
Zu dem Wieſenbach von dannen,
Welcher froh von Kieſeln fällt,
Ob er falle in des Maies Arme.
Aber ach, du herbſtlich blaue,
Sonnerhellte laue Luft,
Blätter wirfſt du in die Aue,
Alle Freuden in die Gruft;
Liebe weckſt und zeigeſt du dem Harme.
Frühling! hör' ich mailich rufen
Die Natur, die ſchöne Braut;
Lerchen wirbeln auf den Stufen
Lichter Wolken ſelig laut.
Aber ach, der Winter hört die Klage.

Liebe! hör' ich, Herz, dich ſchlagen —
Welcher Seele Bräutigam?
Wird es dir der Winter ſagen?
Sei umarmt, o Fichtenſtamm,
Daß an dir ich liebend, liebend hange!

## 124.

## Johannes Nordmann.

### Die Mimoſe.

Wenn die Sonne die Mimoſe küßt,
Zuckt zitternd ſie zuſammen —
Ich bebte, als du mich begrüßt
Mit deines Auges Flammen.
Es loderte auf mit einem Mal,
Was lang begraben glühte
Der Liebe Frühlingsſonnenſtrahl
Grüßt die geſchloſſne Blüthe.
Weißt du, warum die Mimoſe bebt
Beim Sonnenblick? — Die Ahnung
Iſt's, die die Zweige ihr belebt,
Der künftigen Leiden Mahnung.
Sie fühlt den Sturm, der ſie bedroht,
Und zittert für ihr Leben. —
Ich fühlte all' die Liebesnoth
Und darum mußt' ich beben.

## 125.

## Max Waldau.

### Canzone am Strande.

Das iſt das Meer! In dumpfem Traum, bleifarben,
So rollt es ſeine Schlangen an die Klippe, —
Ein goldner Blitz im Oſt, ein roſig Sprühen,
Ein glühend Zauberwort auf bleicher Lippe,
Ein Flüſtern durch den Schwall der Wellengarben:
Die Sonne kommt, der Morgen will erblühen.
Wie ſchön dies Morgenglühen!
Die junge Welt, gehüllt in weiche Schleier,
Verſchämt, die zarte Knoſpe unverſchloſſen,
Die, wenn der Tag verfloſſen,
Vielleicht der Schmuck von einer Todtenfeier,
Vielleicht ein werthlos Wrack, vom Wurm zerfreſſen,
Gleich jenem dort, verlaſſen und vergeſſen.
Wie ſich die Fluten preſſen und umarmen,
Im Taumel Küſſe bringen, Küſſe nehmen,
Sich zögernd fliehn und ſüßgeſchwätzig rauſchen,
Vom Schaum gekrönt, ein Spiel mit Diademen,
Sie wollen koſend, Bruſt an Bruſt, erwarmen
Und Gluth um Gluth und Lieb' um Liebe tauſchen.
Im Aether ſeh' ich lauſchen,
Wie eines Dichters Geiſt, den braunen Falken,
Er ſchaut der tauſend Brüſte wonnig Beben
Verſchmelzen und verſchweben —
Warum auf jener Trümmer morſche Balken
Senkt er ſo haſtig ſeine Schwingen nieder
Und krallt ſich ein, als wich' er niemals wieder?
Längſt auf der See die Fiſcherbarken ſchweifen,
Nur eine ruht und zögert noch am Strande,
Weil ihren Herrn daheim die Liebe kettet.
Er träumt und ſchwelgt im frohen Zauberlande —
Die mögen nach Gewinn in Sorgen ſchweifen —
Er träumt, an ſeines Mädchens Bruſt gebettet,
Und doch kein Lüftchen rettet
Den Funken Zeit, den ſpielend er verloren.
Und wenn er ſpät ſich endlich aufgerungen,
Den Speer, das Netz geſchwungen,
Dann höhnt die Gilde noch den jungen Thoren:
Wir tragen ſchon zu Markte unſere Bürde,
Indeß dein Kahn noch leicht und leer die Hürde.
Ein muntres Bild! doch wollt' ich's lieber ſehen,
Wenn dort der Liebe Feſſeln jäh zerſprängen
Und ſich die Flut zum Kriegestanze regte,
Die Wellen ihre Sturmſignale ſängen
Und Blitz auf Blitz am weiten Himmel droben
Den blauen Königsbaldachin durchfegte.
Der Zorn, der langgehegte,
Er würde Geiſter gegen Geiſter führen;
Die Nebel dort, gigantiſch ungeſtaltet,
Hier Wogen, wuthdurchwaltet,
Und droben Sturm, des Kampfes Glut zu ſchüren.
Hinab, hinauf, das wär' ein luſtig Wettern,
Wo als Trompetenruf die Donner ſchmettern.
Dann aus der Tiefe Ungethüme tauchen,
Die Behemote aus der Purpurferne,
Geſtalten halb vermodert und verroſtet,
Und Sterne auch, verſunkne Himmelsſterne.
Die Wogenſchwerte ſteigen, Wolken rauchen,
Geſpenſtern gleich, vom weißen Schaum umzottet,
Zerriſſen und verſpottet
Sinkt dort in's Chaos eine Welle nieder,
Der Wolken Rieſenſchaar, trotz ihrem Sträuben,
Muß jagen und zerſtäuben,
Und ab und zu, durch beider Heere Glieder,
Blauzackig ziſchen, Streich um Streich zu führen,
In trunkner Luſt die Blitze der Walküren.
So wie der König, das Turnier zu enden,
Den Stab von Gold geworfen in die Schranken,
So ſenkt die Sonne in des Kampfes Mitte,
Den Sieg beleuchtend, hier die Strahlenranken.
Zum Frieden aber will ſich Keines wenden,
Nur Waffenruhe heiſcht der Müden Bitte.
Wenn nicht vom Felſen glitte
Das Wrack dort drüben, leck in allen Fugen,
Man wüßte nicht, ob ſtets das Meer gebrütet,
Ob hier ein Sturm gewüthet,
Und ob die Feinde hier ſich grimmig ſchlugen.
Nun aber iſt der Bau vom Kampf zerſplittert —
Und hoch im Licht des Falken Schwinge zittert.
Ihr meint, daß ich Empörung
Und Aufruhr ſtatt der Ruhe mir erkoren!
Mir liegt die Mär' vom Drachenſchlund im Sinne:
Erſt nach dem Kuß die Minne,
Doch wer die Flammen ſcheut, der iſt verloren,
Und wenn euch Liebesluſt das Höchſte bliebe,
Und dieß iſt Haß — dann iſt der Haß die Liebe.

## 126.

## Ernſt Willkomm.

### Der tolle Junker.

Die Mutter koſet ihr Kind in Liebe,
Am Himmel ſchimmern die Sternlein trübe.
„Lieb Mutter, was dämmert durch's Fenſter herein?"
Der mitternächtliche Mondenſchein.
„Kommt heute der tolle Junker vorbei?" —
Bei des Seigerſchalles zwölftem Schrei! —
„Lieb Mutter, lieb Mutter, da muß ich's ſehn,
Wie die Köpfe im Nacken gewendet ſtehn." —
Bewahre, mein Kind, es wäre dein Tod,
Sähſt nie mehr ein dämmerndes Morgenroth.
„Ach, Mutter, er thät' mir gewiß Nichts zu Leid;
Ich ſeh' ihn verſtohlen bloß an von der Seit'." —
Um Gotteswillen, Kind, frevle nicht,
Sieh', Wolken ſchon decken des Mondes Licht!
Die Seigerräder kreiſchen im Thurm,
Schon heulet's von fern wie raſender Sturm! —
Und dumpf erdröhnt's von Süd und Weſt,
Das Kind umklammert die Mutter feſt.
Zum zwölften Male die Glocke ſchallt,
Es wiehern die Roſſe, die Peitſche knallt.

Nun durch die trübe Mondnacht ſetzt
Der Junker, von ſchnaubenden Pferden gehetzt.
Die Scheiben klirren, es bebet das Haus,
Vom Luftzug flackern die Lichter aus. —
Was zitterſt du, Kind? was irrt dein Blick?
Geh, leg' dich zu Bett, eh' er kommt zurück!
„O warte, liebe Mutter, du darfſt mir trau'n,
Doch möcht' ich ihn gerne noch einmal ſchau'n." —
Noch ſträubt ſich die Mutter, noch bittet das Kind,
Da knirſchen die Räder auf Eins geſchwind,
Es kommt — der Knabe zum Fenſter hinan,
Starrt todt vom Nacken die Mutter an.

## 127.

## Karl Schimper.

### Ghaſel.

Immer neu und im Vertrauen — Liebchen laß dich küſſen!
Lieb' ich dich vor allen Frauen! Liebchen laß dich küſſen!
Kennſt du aber auch die Zauber dieſer holden Augen,
Dieſer treuen, himmelblauen? Liebchen, laß dich küſſen!
Wo ein Blick, ein ſeelenvoller, meiner Seele zuruft:
„Darfſt auf mich geruhig bauen!" Liebchen, laß dich küſſen!
Wo von ſanft geſenkter Wimper, labend neu erfriſchend,
Oft auch Perlen niederthauen — Liebchen, laß dich küſſen!
Hebet dann die Stirn, die reine, die nur Lämmerwölkchen
Hegt auf ihren Himmelsauen — Liebchen laß dich küſſen!
Kennſt du ſie, die, leis erbeben, über mich verfügen,
Dieſe Macht der Augenbrauen? Liebchen, laß dich küſſen.
Die Magie der goldnen Flechten, die ſo tauſendfältig
Glattumſchlungen mich, den Rauen? Liebchen, laß dich küſſen!
Dieſer Wangen Roſenbeete, deren Blühn ich feurig
Stets von Neuem muß beſchauen! Liebchen, laß dich küſſen!
Kennſt du ſie, die ſüßen Lippen, die durch Kuß und Lächeln
Wie das Liebſte ſüß vertrauen? Liebchen, laß dich küſſen!
Nun ſo wirſt du klug und gütig dieſen Strom von Küſſen
Nur durch Gegenküſſe ſtauen! Liebchen, laß dich küſſen!

## 128.

## Ludwig Braunfels.

### Das Recht auf Corſika.

Nacht war's auf Corſika, eiskalte Nacht.
Wer jetzo wandelt durch des Sturmes Toſen,
Dem hat wohl eine Heimat nie gelacht!
Ja, ſeit als Herrn hier walten die Franzoſen,
Erloſch in Elend manch ein groß Geſchlecht;
Manch Edler ward von ſeinem Herd verſtoßen.
Sie brachten ein geſchriebnes neues Recht:
Das hat die raſchen Schwerter uns zerſchlagen;
Das hat die kühnen Seelen uns geſchwächt.
Nacht war's auf Corſika: die Thäler lagen
Erſtarrt. Wie mag im Walde dort der Mann,
Das junge Weib durch dieſe Nacht ſich wagen?
Am Walde ſteht ein Haus, da hält er an;
Da pocht er dumpf, ruft heulend durch die Winde:
Auf, Alter, auf! dich ruft dein Tochtermann!
Aus deinem Bett auf! ſchlafen heut iſt Sünde!
Du gabſt mir deine Tochter; nimm ſie hier,
Eh' ſie der Froſt hinnimmt gleich ihrem Kinde.
Und einen Stein wirft er mit Macht zur Thür,
Daß ſie in Stücken flog; da trat der Alte,
Halb nackt und bebend aus dem Haus herfür. —
Bertaldi, du! und ſcheuteſt nicht die kalte
Zerſtörte Nacht? Und du, mein Töchterlein,
Mit deinem Kind den fernen Weg im Walde! —
Mein Kind iſt todt! Sie ſpricht's und tritt herein.
Des Alten Weib ſchürt an des Herdes Feuer;
Und wie die Wärme fließt durch ihr Gebein:
Weh! ruft der Greis; welch nächtlich Abenteuer! —
Wohl iſt's ein Abenteuer, ſpricht der Sohn;
Denn ſterben ſoll ein giftig Ungeheuer.
Hier ſteh' ich nackt, des Wind' und Wetters Hohn,
Mein Kind vom Sturm des Winters aufgerieben;
Deß zahl' ich dir Colari, deinen Lohn!
Weil ihm die Wucherzinſen ausgeblieben
Für kleine Schuld, hat er von meinem Dach
Am Abend mich, mein Weib, mein Kind vertrieben.
Das neue Recht war's, ſo den Spruch mir ſprach!
Ich aber will nach altem Rechte ſchalten:
Tod über ihn! — Tod! ſprachen Alle nach.
Zwei Monde nur! und ſchon im Forſte halten
Auf ein verrathnes Wild ſie ſtille Wacht:
Er kommt! er kommt! Da ſtürzen vier Geſtalten
Hervor: Nimm dieß für jene Winternacht!
Bertaldi ruft's; gib den Franzoſen Kunde,
Daß ich dir nun den Wucherzins gebracht!
Des Greiſen Dolch trifft ihn an Hals und Munde;
Des Alten Beil vollführt den Todesſpruch;
Die Tochter reißt das Herz ihm aus der Wunde.
Dann um den Leichnam werfen ſie ein Tuch,
Und tragen zu den Bergen ihn und beten
Als Meß' und Requiem ihm Fluch auf Fluch.
Und wie ſie aus dem blut'gen Walde treten,
Da naht ein heller Fackelzug ſich dort,
Und ſchallen luſtig Pfeifen und Trompeten.
Die Gäſte zogen her vom nächſten Ort;
Denn Hochzeit gibt es heut' und Jubelfeſte
Im Haus Colari's. — Hochzeit oder Mord!
Rauſch' auf, Muſik! Vier ungeladne Gäſte
Sind ſtumm, doch luſtig, hinter eurem Zug
Und bringen zu der Feier erſt das Beſte.
Ob Keinem wohl das Herz vor Ahnung ſchlug,
Wie nah' vier Mörder ſind zu dieſer Stätte,
Und weſſen Leib man da gemordet trug?
Ein Kirchlein ſteht: drin lieſt man keine Mette;
Nur mancher adelſtolze Bettler ſucht
In heimathloſen Nächten dort ſein Bette.
Da bergen ſich die Vier in raſcher Flucht,
Bis fern des Mordes unbewußte Zeugen;
Dann ſchleichen ſie zur ſchroffſten Felſenſchlucht,
Wohin kein Hirt ſich und kein Wild verſteigen,
Und ſchleudern ihn hinab und jauchzen laut:
Da tanz' hinunter deinen Hochzeitsreigen!
Die Gäſte ziehn derweil zum Haus der Braut
Und halten Tanz und Mahl beim Fackelſchimmer,
Bis am Gebirg der neue Morgen graut.
Der Tag blickt auf des nächt'gen Feſtes Trümmer;
Geſchmückt iſt ſchon die Braut, geziert das Haus:
Doch ihren Bräutigam erblickt ſie nimmer.
Ihr bricht die Angſt zu allen Adern aus;
Ein wahrer Traum, — doch war's kein bräutlich Träumen!
Treibt ſie zum Garten, zum Gebirg hinaus,
Und wo des Sturzbachs Wellen niederſchäumen,
Da ſpäht ſie, ſieht ſie eines Manns Geſtalt
Starr liegen auf des Abgrunds Lorbeerbäumen.
Weh mir! gemordet! ruft ſie ſtarr und kalt! —
Ein corſiſch Weib erkennt vom Dolche Wunden,
Liegt auch der Leichnam tief im Felſenſpalt.
Und wie ein Hirſch, gehetzt von heißen Hunden,
Fliegt ſie zurück: Wenn ihr von Hochzeit ſprecht,
So ſeht den Bräutigam, den ich gefunden!

Franzoſen! neu Geſetz und neues Recht
Gabt ihr, das ſchirmen ſollte Gut und Leben.
Ich ſeh's, wie's ſchirmte; zeigt mir, wie es rächt! —
Wohl kann's vom Mörder blut'gen Zoll erheben;
Doch kann das Recht nicht rufen aus dem Grab,
Kann nur dem Grab ein neues Feſtmahl geben.
Sechs Wochen rollten in das Nichts hinab:
Da ſtand in Baſtia das Gerüſt des Blutes
Und über Vier brach man den ſchwarzen Stab.
Es waren rings viel Corſen, düſtren Muthes:
Weil dieſe, die nur Corſiſches gethan
Und ausgetilgt den Räuber ihres Gutes,
Und nicht geachtet der Geſetze Bann,
Hier auf ein Bettlerzeugniß ſterben ſollten;
Nicht von des Gegners Dolch, Mann gegen Mann!
Und bei den Corſen, ſo da zürnend grollten,
Sah man zwei Augen, die vor Luſt entbrannt,
Vor blut'ger Luſt in ihren Höhlen rollten.
Es war die Braut. — Der aber bei ihr ſtand,
Der hat in jener Nacht erſpäht die Beute
Und ſie verrathen in des Henkers Hand.
Dem trat ein edler Corſe nun zur Seite
Und ſprach: Hier ſtehſt du in Franzoſenhut;
Bald aber lernſt du, bald, was es bedeute,
Dem fremden Beil zu geben Corſenblut.

---

## 129.

## Johann Koch.

### Ghaſel.

Es jagt der Sturmwind durch die Luft auf ſeinem ſtarken Wolkenroß,
Wild ſchwingt er in der Nebelhand den Blitz, ſein funkelndes Geſchoß;
Wohlauf, mein Geiſt, erhebe dich und ſpanne deine Sehnen ſtraff
Und ſei, von hohem Muth beſeelt, des Kühnen kühner Kampfgenoß;
Vertreib im Zorne, wie den Staub der Wirbelwind von dannen ſcheucht,
Der weichen, feigen Thränen Schar, die wieder dir vom Auge floß;
Fort wirble ſtolz die Qualenflut, die, wie die See das Ufer ſchlägt,
In ſtets erneutem Wogenſchwall ſich brauſend dir um's Herz ergoß;
O ſchwinge deine Geißel wild und treib hinweg der Sorgen Heer,
Den Staubgebornen, ewig nur Staub gebärenden gemeinen Troß;
Und haſt du, alle deine Kraft zuſammenraffend, keck geſprengt
Jedwede Feſſel, die vor dem mit ſchwerem Druck dich eng umſchloß,
Dann ſchwinge muthig dich empor zur Wolkenbahn und wie der Sturm,
So tummle, kraft- und luſtdurchglüht, dein ſchnaubendes Gedankenroß!
Wie ſank die Erde ſchon ſo weit mit ihrem kleinlichen Gewirr,
Das den zum Sternenzelt empor ſich Sehnenden ſo tief verdroß!
Keck lach' ich ihrer Herrſchaft nun; ſie ſchelte Knecht mich immerhin,
Frei bin ich, zahle nimmermehr des Tands und der Gemeinheit Schoß.
Schon ſteigt vor meinem Blick empor ein Zaubereiland farbenhell,
Wo ſtolz der Palme Haupt ſich wiegt, wo Roſe mit der Lilie ſproß;
Da hat Baumeiſt'rin Phantaſie mit Marmorſäulen wunderſchlank,
Mit hohem, goldgeziertem Thor erbaut ihr glanzumſtrahltes Schloß.
Da unter kühlem Blätterdach, in kunſtgeſchmückter Säle Raum,
Genießeſt du, was in der Welt, der niedern, nie dein Herz genoß.
Da biſt du ewig nun dem Quell, den Bäumen, wie der Blumen Schar
Und ſtillem Frieden, ſüßem Glück, ein heit'rer, lieber Spielgenoß.

---

## 130.

## Lorenz Diefenbach.

### Welt und Wald.

Ein Wandrer kam allein gezogen;
„Die Straße führt mich aus der Welt,
Die mich verkannt hat und betrogen,
Nun wölbe mir der Wald ein Zelt,
Worin ich reden mag und ſchweigen,
Nachdem es meinem Sinn behagt.
Natur wird ihrem Kind ſich neigen,
Das bang bei ihr die Welt verklagt.“
Und da er nun nach dieſen Worten,
Der grünen Waldnacht näher tritt,
Da kommt ein Mann aus ihren Pforten
Entgegen ihm mit raſchem Schritt.
Der fragt ihn nach dem nächſten Wege,
Der in die Welt voll Menſchen führt,
Und warnt ihn vor dem öden Stege,
Den ſelten Menſchenfuß berührt.
„Ich habe,“ klagt er, „lang gehauſet
In dieſem ſtummen, dummen Wald,
Der, ſtatt zu reden, ſtets nur brauſet
Und nur von Thierruf widerhallt.
Wie ſoll mich auch ein Ding verſtehen,
Das nicht mit mir iſt gleicher Art:
Ein Baum, ein Thier! Mit Menſchen gehen
Soll, wer ein Menſch geboren ward.“
Die Zween beginnen auszutauſchen
Erlebtes Leid, gehoffte Luſt.
Da plötzlich dringt des Waldes Rauſchen
Wie heimlich Wort in Siedlers Bruſt;
Es rührt der Ruf der Nachtigallen
Wie Lieder ohne Worte ihn;
Es ſcheint ihm durch die Waldeshallen
Ein ihm verwandter Geiſt zu ziehn.
Und Jener, der im Weltentfliehen
Den ungehofften Menſchen fand,
Hat ſchnell der Menſchheit d'rum verziehen,
Mit der er ſich nicht mehr verſtand.
Verbunden bau'n ſie an der Grenze
Ihr Haus hier zwiſchen Welt und Wald;
Natur ſpricht hier aus ihrem Lenze
Und grüßend Menſchenwort erſchallt.

---

## 131.

## Adolf Peters.

### Strudelfahrt.

Ein Schiff den Rhein hinunterzieht,
Es ſchwebt ſo ruhig weiter,
An's Ufer klingt ein helles Lied,
Der Himmel iſt ſo heiter.
Und als ich kam an's Schiff dahin,
Da ſaßen Nichts als Märchen drin.
Mädel, ja wunderſchöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Roſen.

„Ach Schiffer, lieber Schiffer mein,
Ihr laßt das Schiff nur treiben,
Wie weit mag's noch vom Strudel ſein?
Wir können vor Angſt nicht bleiben!
Wann ihr paſſirt den Strudelſtrand,
Steigen wir Alle zuſammen aus.“
Mädel, ja wunderſchöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Roſen.
Und als das Schiff an's Ufer trieb,
Sie ſprangen heraus in Haufen,
Nur ganz alleine ſitzen blieb
Ein Mädel von ſechszehn Jahren.
„Komm mit! der Strudel iſt falſch und wild,
Wir beten beim Muttergottesbild.“
Mädel, ja wunderſchöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Roſen.
„Und wie mir's auch ergehen mag,
Und wie die Waſſer brauſen,
Was fragt die junge Liebe danach,
Mich macht der Tod nicht grauſen.
Stoßt ab, mein Schiffsmann, wo ihr ſeid,
Da bleib' ich auch in Ewigkeit!“
Mädel, ja wunderſchönes Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Roſen.

## 132.

## Otto von Wenckſtern.

### Missurus est diabolus.

Im Namen Gottes! gebt, o gebt,
Ihr Wittwen, gebt mir euren Heller!
Ich ſtehe an der Kirchenthür
Und halte meinen Bettelteller;
Ihr alten Jungfern nur heran!
Mein Heiland wird dafür euch lohnen,
Denn was ihr auf den Teller werft,
Das iſt zum Wohl der Miſſionen.
Im Namen Gottes! gebt, o gebt
So viel ihr wollt, ihr Herrn der Keller,
Damit euch Ablaß werden mag
Durch Chriſti Blut und dieſen Teller;
Ihr Sünder, wie ſoll's euch ergehn,
Wenn ihr nicht blecht zu Gottes Ehre?
Ein Ablaß iſt's bei Leibe nicht,
Collecte nur für Miſſionäre.
Geld oder Seele! lehrt die Schrift.
Und wär' es euer letzter Heller
Und wär' die Armuth noch ſo groß,
Thut Nichts, nur ſchnell ihn auf den Teller!
Ihr reichen Herrn, laßt euer Geld
Nur ja nicht hier im Orte laufen,
Wir wollen weithin über'm Meer
Die blinden Heiden damit taufen.
Um Chriſti Wunden, gebt, o gebt,
Ob eure Brüder Hunger leiden —
's iſt Einerlei! viel beſſer iſt's,
Die Seele, als den Leib, bekleiden:
Ich gebe euch mein Ehrenwort,
Der Herr ſieht nur das Geld im Teller
Und wird's vergelten, darum gebt
Für Chriſti Wunden euren Heller!

## 133.

## Georg Weerth.

### 1.

### Erſt achtzehn Jahr.

Ein letztes Glühn! da zog an brit'ſcher Küſte
Dämmernd herauf die ſchönſte Winternacht;
Im Mondenſtrahle floß die Waſſerwüſte
Und auf den Hügeln lag des Schneees Pracht.
Leer das Geſtade. Es ſchwieg der Dämpfer Sauſen,
Matroſ' und Krieger war des Tages matt;
Doch durch die Stille ſandte dumpf ihr Brauſen
London, der Themſe dunkle Rieſenſtadt.
Ihr galt es gleich, mocht' auch der Schlummer drücken
Manch müdes Auge zu erſehnter Ruh;
Es wälzte donnernd über Park und Brücken
Derſelbe Lärm ſich nur dem Morgen zu.
Zauberiſch und toll da draußen das Gewühl!
Hier nur das Volk, in buntem Strome, wild
Zuſammenſtürzend, ſchaffend, ringend, ſuchend,
Schwelgend und darbend, betend bald und fluchend!
Und Schimmern rings, von Dach und Thor und Fenſter;
Dort buhlt die Luſt in ſeidenem Gewand!
Hier über'm Golde höhn'ſche Geizgeſpenſter
Und dort geballt die mag're Bettlerhand!
Ein Seufzer hier; ein Kuß dort! von Terraſſen
Und Treppen: Jubel, Flüſtern und Geſtöhn —
Das iſt der Tanz, in dem auf Londons Gaſſen
Sich raſtlos zwei Millionen Menſchen drehn!
Er brauſte fort. Da hob auch ſie vom Lager
Sich ſacht empor; es fiel der Sterne Licht
Auf die Geſtalt ſo tief gebeugt, ſo hager,
Und auf ihr bleiches, ſtarres Angeſicht.
Sie ſann; — nur einen Augenblick; — ſie preßte
Das kranke Kind an ihre nackte Bruſt; —
Das arme Weib ſchritt raſch durch die Paläſte;
Ach, das Wohin — ſie hat es nicht gewußt!
„Der Mutter Brot! und Kleider dieſem Kinde!“
So rief ſie. „O, wie toll das Herz mir ſchlägt!
Gern trüg' ich dich, mein Sohn, ſo warm und linde,
Wie wohl die Mutter ihre Kinder trägt.
Noch iſt es Zeit! Biſt du erſt groß gezogen
Und ſiehſt am Strand der Schiffe bunte Schaar:
Da eilſt du treulos durch die blauen Wogen,
Ein wilder Seemann, wie dein Vater war!“
„Dein Vater? Still! — das war ein ſel'ger Morgen,
Als weinend ich an ſeiner Bruſt erwacht!
Es kam der Mai, der Juni drauf, verborgen
Hielt ich, was froh mich ſchon ſo bleich gemacht.
Doch als im Herbſt das gelbe Laub der Bäume
Leis rauſchend in die grüne Themſe fiel:
Da ward erfüllt der ſchönſte meiner Träume —
Nur achtzehn Jahr, da ſteh' ich ſchon am Ziel!
Erſt achtzehn Jahr! und ſchon ſo fahl mein Leben!
Erſt achtzehn Jahr! und arm und elend ſchon!
Doch halt! — froh will ich meine Stimme heben,
Dem Vaterlande gab ich dieſen Sohn!
Ha! reizt denn Niemand mein ſo junger Leib?
Sagt, die ihr flirrt mit Kreuzen und mit Ketten,
Seid ihr nicht reich genug, um nur ein Weib,
Ein brittiſch Weib vom Hungertod zu retten?“
Sie ſchwieg. Dem Gott, der niemals ſie erhörte,
Sie ſandte kein Gebet ihm himmelwärts.
Trüb ward ihr Blick. — Das Herbe ſich empörte,
Ihr Blut, zu Eis geronn'n; — aufſchlug ihr Herz!
Die Lippe bebend jetzt von einem Fluche! —
Ein Lächeln dann — ſie ſank. — rings tiefe Ruh —
Und die Natur mit ſchnee'gem Leichentuche
Deckte das treuſte ihrer Kinder zu! —
Geſchloſſnen Augs, erſtarrt der Knabe lag
Feſt an der Mutter marmorkalten Brüſten,

Als weit ein Leuchten durch den Nebel brach
Und Sonnenſtralen Strom und Hügel küßten:
Fern von Weſtminſter feierlich Geläut, —
So tönt es an der Kön'ge Sarkophagen; —
Es klang ſo weit, — es war als müßt' es heut'
Rings nur der Welt den Tod der Armen klagen! —
Die Glocke klang — doch nicht für dich getrübet,
Armſelig Weib! Getroſt! laß ſie erdröhnen
Den todten Kön'gen nur. Dir ja gebührt,
Du früh Verblich'ne, wohl ein andrer Tönen.
Dir tönt der Schrei, den jüngſt die Noth gepreßt
Aus tauſend Herzen, der in Oſt und Weſt
Die Völker ruft in einen Bund zuſammen —
Und deine Mörder werden ſie verdammen!

## 2.

## Ein Feſtlied.

Natur, mit deinen ſtralenden Koloſſen,
Die du die Ewigkeit zur Dauer nahmſt, —
Nur zur Vollendung biſt du erſt erſproſſen,
Seit du im Menſchen zum Bewußtſein kamſt.
Im Menſchen nur, deß ſtürmende Gedanken
Der Freiheit wunderbarſtes Gut geraubt,
Der auf den Trümmern jetzt von Trug und Schranken
Sein eigner Gott, an dich, an ſich nur glaubt.
Wohl mag ſein Auge keck den Himmel fragen,
Wenn Sonn' an Sonne wirbelnd ſich bewegt:
„Ihr fernen Welten, habt ihr je getragen
Ein ſolches Kleinod, wie die Erde trägt?
Trugt Menſchen ihr, die trotz der grauſen Zweifel,
Die wild zerſplittert ihre beſte Kraft,
Doch ſtets zum Kampfe mit dem alten Teufel,
Dem Wahne, kühn zuſammen ſich gerafft?
„Und die geſiegt!" — wohlan, Sieg und Triumphe
Laßt ſchmettern Eurer Krieger vollſten Chor!
Es trug der Menſch aus tauſendjähr'gem Sumpfe
Die Freiheit jubelnd an das Licht empor.
Was frühe Völker ahnend vorempfunden,
Er freut ſich deſſen in bachant'ſcher Luſt;
Er hat den größten Rieſen überwunden,
Zertilgt den Zweifel ſeiner eignen Bruſt!
Der einſt dem Feuer ſeine Kniee beugte,
Der Hekatomben opfernd niederſchlug,
Der einen Gott auf Sinai erzeugte —
Triumph! der hat jetzt an ſich ſelbſt genug!
Und wie der Kranich liebt die Wolkenbahnen
Und wie der Lewe liebt der Wüſte Spur:
So liebt der Menſch die Fluren ſeiner Ahnen
Und weilt entzückt auf ſeiner Erde nur.
Ob Millionen wandeln auch im Dunkeln —
Das Jahr entrollt! — es leuchtet ſonder Wahl
Der Stern der neuen Zeit; hell wird er funkeln
Auch ihren Seelen mit gewalt'gem Stral.
Die Prieſter dieſer Tage fordern Knechte
Und Sklaven nicht, — ſie fordern laut und frei,
Daß Jeder, treu dem angeſtammten Rechte,
Hinfort ein Menſch mit freien Menſchen ſei.

## 134.

## Ein rheiniſcher Poet.*)

### Der Banquier.

Die ganze Welt, ſie dreht ſich drum,
Das Geld, das iſt die Axe,
Und klingt' ich drein, ſie ſtehen ſtumm,
Die Lumpen nied'rer Taxe;
Ich komm, man beugt die Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!
Mein Weibchen ſchwärmt von Rang und Blut,
Von Pröbſten, Grafen, Fürſten,
Was will der blinde Uebermuth?
Ich kann ſie alle bürſten.
Sie beugen ſich vor meinem Gut,
Bedürfen ſie Gamaſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!
Mein Sohn, der faſelt was vom Staat,
Er fürchtet ſich vor Kriegen.
Einfält'ger Burſch, der Könige Rath
Hab' in der Truh ich liegen
Und ohne mich braucht kein Soldat
Nach Heldenruhm zu haſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!
Die Tochter ſchätzt Talent und Geiſt,
Die ſchönen Seelen ſchnaufen,
Geſindel iſt's, ich will ſie meiſt
Mit goldner Münz' erkaufen;
Ich locke ſie mit Auſtern dreiſt
Und mit Champagnerflaſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!
Die Zeitung nimmt ſo oft in's Maul
Das Volk, die armen Leute,
Sie gibt im wirren Sinn nicht faul
Ihm die Geſchichte heute,
Pah, reiten läßt ſich wie ein Gaul,
Pah, wie ein Hund ſich waſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!
Die ganze Welt, ſie dreht ſich drum,
Das Geld, das iſt die Axe,
Und klingt' ich drein, ſie ſtehen ſtumm,
Die Lumpen nied'rer Taxe;
Ich komm, man beugt den Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

## 135.

## Hermann Püttmann.

## 1.

### Fahrwohl der Hoffnung.

In holder Jugendzeit,
Wo ritterlich mein Muth,
Wo ſprudelfriſch mein Blut,
Warſt du mein Panzerkleid,
Wie trotzteſt du dem Hiebe
Treuloſer Heuchelliebe,
Wie barg vor gift'ger Täuſchung Schmerz
Dein blanker Stahl mein reines Herz:
O Hoffnung!
In meiner Jugend Blüthe:
Da ſangeſt du als Nachtigall
Mit lieblich ſüßem Flötenſchall

---

*) Bruderſchaftslieder eines rheiniſchen Poeten. Darmſtadt, 1846.

Heimlich mir im Gemüthe.
Und ſchlug der Tag mein Herze wund,
Nachts tröſtete dein ſüßer Mund;
Und ſchreckten Träume mich die Nacht,
Erklang dein Lied, wenn ich erwacht,
O Hoffnung!
In heitren Jugendtagen
Warſt du mein Roß, das fort und fort
Von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort
Mich ſicher hat getragen.
Wenn Gram mich quält' und Herzeleid,
Wenn mich verfolgte Haß und Neid:
Wie da dein Fuß ſo flink mich trug,
Wie da dein Huf die Fratzen ſchlug!
Du flogſt im Sturm durch Raum und Zeit
Mit mir hinweg ſo weit, ſo weit —
Bis zu des Paradieſes Rand,
Bis zu des Ruhmes fernem Strand,
Bis in dein ſchönes Heimatland,
O Hoffnung!
Der Panzer glänzt in fremder Hall',
Nach Süden zog die Nachtigall.
Das Roß warf ſeinen Reiter ab,
Er legt ſich ſtumm in's kühle Grab.
O falſche Hoffnung!

## 2.

## Verzage nicht!

Verzage nicht, du armes Volk!
Auch dich erwarten Ehrentage,
Wo du erheben magſt dein Haupt
Und von den Schultern wirfſt die Plage.
In Lumpen gingſt du ewig lange,
Man beugte dich von Jugend auf,
Gekrümmten Rückens ſchlichſt du bange
Der Sorge ſteilen Pfad hinauf.
Nun aber ſchreite du getroſt
Hin zu der Bildung friſchem Quelle
Und trink' daraus! — das ſchwere Blut
Wird leicht, die ſtieren Augen helle.
Bewußtſein deiner Menſchenehre
Kehrt in die Seele dir zurück,
Anſtatt der dumpfen Geiſtesleere
Schwellt deine Bruſt der Liebe Glück.
Du ſprichſt: „Wie war ich thöricht doch,
Vereinſamt auf der ſchönen Erde,
Rings um mich wogte Ueberfluß,
Ich aber duldete Beſchwerde
Und ließ mir alle Rechte nehmen —
Des liſt'gen Beute, der's verſtand,
Das rohe Thier in mir zu zähmen
Und Leib und Geiſt mit Ketten band.
„Ich bin erwacht, ich fühle Kraft —
Die Lumpen reiß ich von den Gliedern,
Aus freier Seel die feige Angſt,
Den Schlaf von meinen Augenlidern.
Der Liebe Bündniß will ich ſchließen,
Nicht länger haſſend einzeln ſtehn;
Des Lebens Wohlthat mitgenießen,
Nicht länger hungernd zu ihm ſehn.
„Doch nicht vergelten will ich ihm,
Dem Reichen, daß er mich verachtet,
Zu ſeinem Sklaven ſchuf, deß Geiſt
Von eitlem Trachten war umnachtet.
Ich bin gerettet, bin erhoben —
Er ſinkt von ſeiner Selbſtſucht Thron,
Sein Flitterglanz iſt bald zerſtoben,
Geknickt ſein Stolz, verhaßt ſein Hohn.“ —
So ſprichſt du und das Wort wird Fleiſch,
Den Heiland haſt du ſelbſt geboren,
Ich ſeh dich einig, muthig, frei —
Und alles Elend ging verloren.
Die neidiſch mit einander rangen
Vordem, ſie ſind dann Brüder all;
Und fürder nur auf blüh'nden Wangen
Wird ſpiegeln ſich der Sonne Strahl.

## 136.

## Rudolf Gottſchall.

### Oſt und Weſt.

Im Orient, im Orient,
Wo ewig blau das Firmament,
Wo in der Ganga heil'ger Flut
Die Lotosblume träumend ruht,
Wo ſtolz des Himalaya Höh'n
Auf Kaſchmirs Ebnen niederſehn,
Wo die Natur ſo mild und lind
Im Traume lächelt wie ein Kind:
Dort möcht' ich wohl ein Hindu ſein,
Gleich der Natur, ſo ſanft und rein,
Vor den Pagoden niederknie'n,
Ein Derwiſch durch die Lande ziehn
Und glauben an die Götterwelt
Hoch über mir im Himmelszelt
Und glauben an der Vedas Spruch,
An jedes Wort im heil'gen Buch;
Dort möcht' ich wohl an flammenden Altären
Die menſchgeword'nen Götter fromm verehren.
Im Occident, im Occident,
Wo wolkenſchwer das Firmament,
Da kehrt der Geiſt beim Geiſte ein
Und Herr muß der Gedanke ſein,
Da wird der blinde Wahn bekriegt;
Da herrſcht das Wort, das ſchlägt und ſiegt.
Hier lullt in ſüße Träumerei'n
Uns keine Pfaffenkaſte ein!
Hier gilt kein heil'ges Fabelbuch;
Hier nur des Geiſtes freier Spruch.
Ernſt iſt und ſinnend die Natur,
Kein Pflanzenwuchs der Tropenflur,
Kein üpp'ger Spezereienduft,
Kein Wolluſtbad der ſchwülen Luft:
Drum ſind wir friſch und kraftерfüllt,
Sind ſelbſt uns Schwert, ſind ſelbſt uns Schild
Und brauchen nicht bei menſchgewordnen Göttern
Uns einzuſchmeicheln und uns einzuvettern.
Im Orient, im Orient,
Wo heiß die Tropenſonne brennt,
Da möcht' ich wohl ein Türke ſein,
Mich immer ſüßer Ruhe weihn
Und geiſtesdumpf, gedankenlos
Einſchlummern in der Wolluſt Schooß,
Auf meinem Divan hingeſtreckt,
Von duft'gen Blüthen zugedeckt,
Die lange Pfeife in der Hand,
Den Blick zum Himmel hingewandt,
Aus deſſen ewig heit'rem Blau
Mir niederquillt der Ruhe Thau:
So möcht' ich ſitzen Tag und Nacht,
Vertrauend des Propheten Macht,
Und tönt der Ruf zum Minaret,
So neig' ich fromm mich zum Gebet,
Bis einſtens mir im Paradies der Küſſe
Entgegenblühn der Houris üpp'ge Brüſte.
Im Occident, im Occident,
Wo keine Tropenſonne brennt,
Da ſchließe nie in ſüßer Ruh'
Der Geiſt der Zeit die Augen zu;
Da wiege nie in Träumerei'n
Der Wolluſt Opium uns ein!
Hier gilt es Thaten, kraftbeſchwingt!

Der Freiheit Hahnenruf erklingt,
Ein großer, ſchöner Morgen bricht
Jetzt an mit ahnungsvollem Licht.
Wer möchte wohl bei ſeinem Schein
Noch eines Sultans Sklave ſein,
Ein kraftlos feiler Haremsknecht,
An Leib und Seele abgeſchwächt?
Im Weſten brauſt im Thatendrang
Der Weltgeſchichte Sturmgeſang
Und die Geſchichte mahnt mit Flammenlettern,
Die Despoten in den Staub zu ſchmettern.

---

## 137.

## Victor Strauß.

### Des Propheten Erdengang.

Unlängſt Jeſaia der Prophet
Vom Himmelsthor ausſchauen thät,
Ob man noch drunten auf der Erd'
Hielt' Glauben, Recht und Wahrheit werth,
Wie er ſie vor viel tauſend Jahren
Mit Feuerzung' that offenbaren.
Beſchaut ſich Alles wohl von fern
Und trat kopfſchüttelnd vor den Herrn,
Sprach: „O wie kläglich iſt's bewendt
Um geiſt- und weltlich Regiment!
Welch Lug und Trug und Heuchelei
Treibt Volk und Fürſt und Pfaff und Lai!
Der redlich' Arme wird gedrückt,
Hoffart ſich ſpreizt, Falſchheit ſich bückt,
Habſucht errafft, woher ſie's kriegt,
Unzucht auf allen Gaſſen liegt,
Die Großen ſchalten, wie ſie wollen,
Die Kleinen thun, was ſie nicht ſollen,
Und wird gepredigt hin und her
Selbbacken Brod viel falſcher Lehr'.
Drum wahrlich Noth den Menſchen thät,
Daß auferſtänd' ein neuer Prophet,
Und bitte, Herr, mir ſei gewährt,
Daß ich hinabſteig' auf die Erd'
Und predige dein Recht und dich
Wie vor Zeiten gewaltiglich."
Der Herr ſprach: „Hab' ich ſelbſt mein Reich
Verkündiget ſo gnadenreich,
Und bin drum nur an's Kreuz geſchlagen:
Würd' auch dein' Saat nicht beſſer tragen."
Er ſprach: „O, doch, mein lieber Herr,
Die Welt iſt jetzt verändert ſehr,
Und hungert ihr nach rechten Lehren,
Drum bitt' ich, wollſt mir's gewähren!"
Der Herr darauf nach ſeinem Rath
Geſtattet ihm, warum er bat.
Drauf der Prophetenkönig ſchwang
Zur Erden ſich und währt nicht lang,
Trat ſein Fuß auf ein deutſches Land.
Ein' große Stadt er offen fand,
Ging ein mit ſeinem Gewand und Bart
Und ſchaut' ſich an der Menſchen Art,
Bedurft' auch nicht erſt langer Frag',
Sondern erkannt' ſie an der Sprach',
Die Doctor Luther ihn gelehrt,
Mit dem er droben viel verkehrt.
Da ging er nicht lang um den Brei,
Sondern trat auf am Markte frei
Und hub laut vor Jedermann
Mächtiglich zu predigen an,
Straft Unterthan und Obrigkeit
Um ihrer Sünden Ueppigkeit,
Und dreiſt mit Feuerworten ſchlug,
Wie ihr ſie leſ't im Bibelbuch,
Als ob ein Wetter Gottes flöge,
Mit Donner und Blitz am Himmel zöge.
Das Volk mit offnem Maul umher
Verwundert ſich der Predigt ſehr,
Und will ihm eben nicht recht ein,
Daß es ſo gottlos ſollte ſein,
Die Herren dünken es zu hart,
Auch ärgert es der Judenbart,
Denn es gewöhnt, auf Kanzeln heut'
Zu ſchauen gar viel feinre Leut'.
Noch red'te der Prophet nicht lang,
Da, horch, welch Lärm und welch Gedrang!
Mit Stock und Säbel ſtürmt's herbei —
Ach, ach, es iſt die Polizei!
Nun laufe, wer da laufen kann!
Hans Büttel packt den Gottesmann
Und ſchleppt ihn, was er immer ſpricht,
Hinweg vor's Polizeigericht.
„Wie heißt Ihr?" — „Jeſchajahu." — „Was?
Ihr ſeid ein Jud'? Her euern Paß!" —
„Wie man den Herren am reinſten ehrt,
Das hat Chriſt ſelber mich gelehrt.
Mein Paß, er iſt das Wort des Herrn,
Das ich verkünde nah und fern!" —
„Wo kommt Ihr her? aus welchem Land? —
Eu'r Stand?" — „Ich bin ein Gottesknecht,
Zu predigen ſein Wort und Recht."
Der Richter ſchüttelt ſeinen Kopf:
„Nun, Henker, welchen tollen Tropf
Hat uns das Schickſal hier beſcheert!
Doch ſcheint er eben wohl gelehrt, —
Er iſt, ich merk' es, ganz und gar
Ein tollgewordner Miſſionar."
Der Richter thut nicht Weitres drum,
Schickt ihn an's Conſiſtorium.
Da ſaßen viel ehrwürd'ge Männer,
Der heiligen Schrift Lehrer und Kenner,
Denen es juſt in ihrem Kram
Auf Perſonalien nicht viel ankam.
Darum alsbald ſie den Propheten
Mit Ernſt examiniren thäten
Im alt- und neuen Teſtament
Von einem bis zum andern End'
Und in Dogmatik und Kirchengeſchichte,
Von der Schöpfung bis zum Weltgerichte.
Der Prophet dachte: „In Gottes Namen
Will ich hier ſtreuen den ewigen Samen!"
Hub drauf an, vor den gelehrten Leuten
Die Schrift gewaltiglich zu deuten,
Offenbart ihnen Gottes Heimlichkeit
Vor aller Zeit und in der Zeit,
Strömete Gluten von den Lippen,
Ihr Herz zu treffen hinter den Rippen,
Und widerſagt' mit tapferm Streit
Ihrer Hoffart und Sündigkeit.
Drauf Alle ſich voll Grimms erhuben:
„Fort, vor's Gericht den frechen Buben,
Der ſchon Irrlehrer und Sectirer,
Nun noch Verbal-Injuriirer!"
Schon kam Kanzliſt, Bot' und Pedell,
Ergriffen den Propheten ſchnell
Und brachten ihn und ſäumten nicht
Fort vor das Criminalgericht.
Ein kurz Verhör, ein klar Geſtändniß —
So heißt's: „Fort mit ihm ins Gefängniß!"
Der Prophet denkt: „Ich will's halt tragen,
Ein Mann muß nicht alsbald verzagen!
Wer weiß, wie kurz es währen mag,
Daß ich auf's Neu' ſie lehren mag."
Sitzt ſtill drauf manchen Tag und Nacht,
Wird oft verhört, noch mehr verlacht,
Bis er zuletzt erſcheinen muß,
Zu hören dieſes Urtheils Schluß:
„Weil Inculpat ein Vagabund,

Irrlehrer, auch Sectirer und
[illegible] ehrwürdiger Herren,
Ja, wie es ſcheinet, nicht war fern
Von dem Verſuch im ſanften Grad
Zu Aufruhr und zu Hochverrath,
Doch in Erwägung auch, daß man
Recht klug nicht aus ihm werden kann:
Verurtheilt ihn des Rechtes Kraft
Zu ewiger Unterſuchungshaft."
Dann ward er wiederum in Schnelle
Zurückgeführt in ſeine Zelle.
Da ſetzt er ſich in einer Ecken,
Vor Gram ſein Antlitz thät bedecken;
Bis Mitternacht er ſeufzt und weint,
Bis plötzlich ihm der Herr erſcheint:
„Wie nun, du mein getreuer Knecht!
Verſuchſt du's noch mit dem Geſchlecht?"
„Ach Herr, dein Rath iſt allzeit gut,
Wohl dem, der hat kein'n andern Muth.
Ich bitte, wolleſt mir vergeben,
Mich wiederum zu dir erheben!"
Der Herr ließ ihn nicht lange flehn,
Entrückt' ihn in des Himmels Höhn.

## 138.

## Titus Ullrich.

### Dithyrambe an die Jugend.

Heil! Ihr trotzigen Häupter! Heil!
Ihr Stirnen, ſo leuchtend klar,
Wie des jungen Tages
Aufwebender Saum
Mit dem blitzenden Stern,
Mit dem Stern der Verheißung!
Ihr, ihr ſeid
Die Ganymede der Welt,
Zu kredenzen aus goldenem Kruge
Den Trank der Begeiſterung,
Den ſchäumenden Alpenquell,
Den der purpurne Morgen entzündet
Mit den erſten ſprühenden Funken,
In welchen der Abend hinabtaucht
Seine letzte bleichende Roſe.
An eurer, an eurer Hand
Wandelt die Liebe,
Die ſchämige Träumerin,
Und hängt ſich an euren Arm
Mit ſehnendem zärtlichem Auge
Und hält euch flehend und harrend feſt
Und blickt euch in's ſelige Auge,
Darinnen zu leſen tief
Der Unſterblichkeit Züge!
Euch lächelt die Schenkin der Schönen,
Euch jubelt die That!
Und ihr erblickt ihre Reize!
Ihr, ihr noch kennet die Nächte,
In denen ein blendender Stern
Euch ſchlummern nicht läßt
Vor des Lorbeers ewigem Rauſchen,
Aus deſſen Blättern allein
Titaniſche Weisheit euch anweht!
Und es treibt euch vom Lager:
Ihr ballet die Fauſt
Und hebet und harrt,
— Gladiatorſorgen!
Und fahrt wieder auf dann
In grollender Unruh:
O Peſt dieſer Zeit!
O Fluch dieſer Schwüle!
Und ſehnet zurück euch,
Zurück
In den blauen Aether
Von Salamis und Thermopylä,
In den göttlichen Wettkampf
Olympiſcher Streiter! Zurück
In den Bund der Verſchwornen,
Der Cäſar-Vertilger! —
In den Allmachts-Convent
Der Frankenrebellen!
Unter die ſiegenden Adler
Des korſiſchen Attila,
Der mit Skorpionen
Die Kön'ge gegeißelt! —
In euren Herzen
Schmettert der Muth
Seine rauſchende Feldmuſik!
Hurrah! Hinaus!
Hin, hin durch's Gewühl!
Wo gähnt die Gefahr? —
Es erglühet die Wange
In freier Empörung,
Es krampfet der Arm
Entgegen der Tücke,
— Der giftigen Schleiche,
Es dräuet die Stirn vor,
Es bäumt ſich die Locke,
Es ſtampfet der Fuß
In Ungeduld: —
Mit verhängtem Zügel
Zu ſtürzen ſich
Und unverhüllten Angeſichts
In des Opfers Schlund,
— In des Todes Grund!
Ob euren Häuptern
Alpenkühn
Sitzet zu Throne der Stolz noch,
Der offene Stolz,
Der von ſich ſtößt mit Verachtung
Die feige berechnende Klugheit,
Den ſtummen Lakaienreſpect,
Die duldſame, ſchmeichelnde Lügniß,
Das ganze vererbte Junkerthum
In Würden und Amt und Orden.
Verſteinet nicht
Zum kalten, ſtarren Gefels',
An dem es brandet vergebens,
In todter, trauriger Oede, —
Verſandet nicht
Zum kahlen, flachen Geſtade,
Ob dem es ſpärlich umrieſelt
Vom matt herwankenden Saum
Des kämpfenden Elements,
Und Trümmer und Schlamm nur anſpült:
Noch, noch treibt hin euer Herz
Auf der großen, pulſirenden Woge des Lebens,
Hin, ein verwegen'r Segler,
Und trägt die Penaten,
Die alten, die heil'gen,
Die Kraft und die Treue
Und ſie vor Allem — die Freiheit!
Die Freiheit .... Hoch flattern die Wimpel
Wie lechzende Blitze!
Friſch ſchauert's von Luſt
Hin über die Wogen ....
Und unerſchüttert erblickt
Ihr muthigen Argonauten, ihr,
In der finſteren Tiefe
Die Ungethüme des Abgrunds,
Die hier ſich entgegenwälzen —
Das rieſige Scheuſal,
Der Gewalt Leviathan!
Und funkelnder blitzt
In eurer Hand
Die leichte Harpune,
— Ein köſtliches Spielzeug!

Mit unbeſtochenem Blick noch
Erſchaut ihr das große Elend,
Den Jammer der Erde,
Die Noth und die Knechtſchaft,
Die grauſen Aegyptierplagen,
Vor denen der Völker keines
Mehr gilt als erwählet!
— Nur daß ſtark nicht genug
An die Pforte klopfet — der Tod!
An eurer Wimper noch quillt
Des erbarmenden Mitleids Born,
Ihr erbebt, ihr ſchäumet noch auf
In urweltlichem Groll,
In titaniſcher Thatkraft: —
Drum iſt allein die Jugend beſtellt,
Aus Höll' und Tod zu erlöſen die Welt!
Auf, auf! an's Werk! Eh' die Zeit,
Die ſacht einſchläfernde Delila,
Eh' die Zeit die Locken der Kraft euch kürzt,
Eh' der rauſchende Strom in die Ebne ſtürzt,
Eh' die leuchtende Sonne zur Neige geht
Und ewig die alte Schande beſteht!

## 139.

## Johannes Minckwitz.

### Italiens Fluch.

„Die du ſchuldlos duldeſt an wunden Händen
Langer Knechtſchaft Kette, du ſchöne Heimat,
Siehe, feuervoll weih' ich des Blutes letzten
Tropfen, o Mutter,
Deinem Heil! Bald tauſchen zum neubelebten
Strand heran meerdurchwehende Schiffe, welche
Selbſt den Neid aufregen der wimpelſtolzen
Königin England.

Bald — woferne mein Leben genügt — erhebt ſich
Dein Gebirg volkreicher und deine Thäler
Tränkt mit ſaatlandſchwängernder Flut der Freiheit
Heiliger Nilſtrom!"

Alſo ſchwört beim hellen Pokal der edle
Welſche Sohn; gleichſinnige Freunde lauſchen
Seinem Eid durch ſchweigender Mitternächte
Geiſtliche Stille.

Unverweilt auf flammigen Morgenroſſen
Kommt der Tag. Heilſelige welſche Mutter,
Heut erfüllt dein Sohn, der betrübte, jenes
Hohe Gelöbniß!

Nein, er ſchläft — markverbrennenden Schlaf in ſeiner
Buhlin Arm ſogar. Italia, weh dir!
Senke dein gramfeuchtes und ohne Hoffnung
Klagendes Auge.

## 140.

## Johann Georg Berg.

### Sonett.

Es wird ein Tag ſein, da die Höhen wanken,
Da Fürſten mit verhüllten Kronen knieen,
Da blut'ge Schwerter Nachts am Himmel ziehen,
Da krachend, ſplitternd brechen alle Schranken.
Es wird ein Tag ſein, da die Tempel ſchwanken
Und Prieſter, die ſich heiſer „Weh'" geſchrieen,
Nun mit zerriſſenen Gewändern fliehen,
Erſchreckt vom Sturm der ſiegenden Gedanken.
Dann wird ein Tag ſein, da wie eine Roſe
Des Volkes innre Schönheit ſich entfaltet
Bei freiem Wechſelſpiel der freien Geiſter.
Das wird der Tag ſein, da der Mitwelt Looſe
Mein Vaterland mit frommer Hand verwaltet,
Gar herrſchgewaltig als Genoſſenmeiſter.

## 141.

## Karl Reinhold (Köſtlin).

### Im Walde.

Grüner Wald im Mittagsglanz,
Nimm mich auf und neige
Um den Schlummertrunkenen ganz
Deine dichten Zweige!
Nimm mein Herz in ſanfte Haft,
Daß der Sturm der Leidenſchaft
Einmal drinnen ſchweige.
Wie der Wald die Wipfel regt,
Spür' ich ſanftes Weben,
Seh' dazwiſchen unbewegt
Tief den Himmel ſtehen.
Seele, ſo mit reinem Blick
Ueber wechſelndem Geſchick
Lern' auch du ihn ſehen!
Holder Friede, Kindesglück!
Ach, wer ſtreut dich nieder?
Kehrſt du dauernd mir zurück
Oder fliehſt mich wieder?
Still, o ſtill! Und tönet fort,
Leiſe ſtreifend da und dort,
Zarte Himmelslieder!
Mücken ſpielen um und um
Hell wie Sonnenfunken,
Und die Blumen drunter ſtumm
Stehen traumverſunken.
Liebe, ruh' im Herzen ſo,
Und Gedanken, ſteiget froh
Drüber gottestrunken!
Sanfter Wind, und ſinkſt auch du
Nieder in den Klüften?
Und wer winkt mir lächelnd zu
Dort aus Balſamdüften?
Knabe ſchön — woher er kam?
Mit dem Finger wunderſam
Schreibt er in den Lüften.
Sprich mit mir, es ſchaudert mich,
Stille ſteht mein Leben.
Doch der Knabe wendet ſich,
Murmelt im Entſchweben:
Ruf' mich nicht, ich bin der Tod;
Manche Luſt und manche Noth
Sind dir noch gegeben.
Und ſo neiget tiefer nur
Euch um mich, ihr Bäume!
Streift an jeder leiſen Spur
Liebevoller Träume!
Ganz, o Schlaf, umfang' mich du,
Und im Herzen immerzu,
Lebensbecher, ſchäume!

## 142.

## Ludwig Auguſt Frankl.

### Begegnen.

Es zieht den hellen Strom hinüber,
Ein holdes Mägdlein ſitzt im Kahn,
Ein Wandrer träumt ihr gegenüber;
Ihr Antlitz glüht, ſieht er ſie an.

Sie wagt den Blick nicht aufzuſchlagen,
Schaut nur ſein Bild an in der Flut,
Und etwas Traulich's ihr zu ſagen
Fehlt ihm das Wort, fehlt ihm der Muth.
Das Ruder ſchlägt, die Wellen ſchäumen,
Den Himmel färbt das Abendroth
Und Friede weht aus allen Räumen
Und an das Ufer ſtößt das Boot.
Sie ziehn getrennt jetzt durch die Fluren,
Im Buſen ew'ge Wehmuth, hin —
Zwei Seelen, die mitſammen fuhren,
Die ſich erkannt, ſich ewig fliehn.

## 143.

## Adolf Glaßbrenner.

### Eine Fabel.

Ein König hatte einſt gehört,
Ein wildes Volk leb' ungeſtört,
Von Zwang und aller Herrſchaft frei
Auf einer Inſel Haitabai,
Die mitten in dem Weltenmeer
Da oder dort gelegen wär'
Und reich an Gold und Edelſtein
Und ſüßen Weinen ſollte ſein.
Da aber Gold und Edelſtein
Gehören darf, wie ſüßer Wein,
Nur den gebildeten Nationen,
Die unter Stock und Scepter wohnen,
So wollt' der König im Intreſſe
Der Politik und Politeſſe,
Sich Allerhöchſt dazu bequemen,
Höchſtſelbſt die Inſel ſich zu nehmen,
Ordnung und Steuern einzuführen
Und gänzlich ſie civiliſiren.
Man rieth dazu Soldaten an,
So gegen fünf, ſechs tauſend Mann,
Doch that den Rath er von ſich ſtoßen:
„Wir,“ rief er, „Wir von unſern Großen
Umgeben, Wir ſind Manns genug!
Soldaten! Was? Ihr ſeid nicht klug.
Wir ſind bewahrt vor jedem Schaden,
Wir ſind der Herr von Gottes Gnaden.
Rebell, wer ſo noch einmal naht
Der hohen, heil'gen Majeſtät,
Wir zeigen, Wir an Gottes Statt,
Was Majeſtät zu ſagen hat.“
Darob die Großen alle ſchwiegen,
Wie immer, wenn ſie Naſen kriegen.
Schnell ward das Ankerwerk gelichtet,
Zum fernen Ziel das Schiff gerichtet;
Kaum war ein halbes Jahr vorbei,
Da lagen ſie vor Haitabai.
Der König zog den Purpur an
Und legt' die Krone auf ſodann,
Nahm ſeinen Scepter in die Hand,
Trug auch ein großes Ordensband
Und einen wunderſchönen Stern,
Den alle Fürſten zeigen gern,
Damit ihr Herz als Himmel gelte
Und ſie als Gott auf dieſer Welte.
So nun inmitten ſeiner Großen,
Die ihn begleiteten im bloßen
Kopf, die Hüte in der Hand,
Schritt von der Bucht hinein in's Land.
Zwölf Pagen trugen ſeine Schleppe
Durch Feld und Wald und manche Steppe,
Bis zu der Wilden heil'gem Hain,
Und hinten trugen ſechs Lakai'n
'nen großen Koffer mit Geſetzen
Und Orden wohl an ſieben Metzen
Und Ketten, Ringe, goldne Doſen
Und Uhren und noch andre Choſen.
Ein Wilder, der die Fremden ſah,
Der wußte nicht, wie ihm geſchah
Und was ſie führten wohl im Schilde,
Er rief herbei noch andre Wilde
Und bald ſah man viel hundert Wilden,
Die nun der König wollte bilden.
„Hört,“ rief er, „hört, ihr Haitabaier,
Wir ſind der König der Owaiher;
Wir kommen, nun euch zu regieren
Und eiligſt zu civiliſiren,
Weil ohne Civiliſation
Glücklich iſt keine Nation!
Wir, Bumms der Erſt' von Gottes Gnaden,
Wir thun Allerhöchſt euch laden:
Von nun an Steuern uns zu zahlen
Von allen euren Mineralen
Und Früchten, Gütern und ſo weiter;
Zwei tauſend Fußvolk, tauſend Reiter
Von euren Kindern Uns zu ſtellen
Und flugs zu bauen Citadellen,
Damit wir euch im Zaume halten
Und nach Belieben mit euch ſchalten.
Denn ihr ſeid fortan nur Owaiher
Und nennt euch nicht mehr Haitabaier!
So hat in höchſter Dignität,
Daß ihr ihr ſchwört und darnach thut,
Euch zu befehlen nun geruht
Hier Bumms des Erſten Majeſtät!“
Dabei gab er ſich eine Miene,
Als ob die ganze Welt ihm diene.
Die Haitabaier ſtanden alle
Mit offnem Maul beim fremden Schalle;
Sie kannten nur ihr Haitabaiiſch,
Verſtanden nicht ein Wort Owaihiſch;
Sie ſahn nur aus des Königs Zügen,
Daß er nicht *ihnen* möcht' ſich fügen.
Das aber war den Wilden ſchon
Genug zu wildem Lärm und Hohn.
Doch als nun erſt der Ihren Einer,
Der einſt vor Jahren als gemeiner
Schiffsknecht durch Unglück mancherlei
Gekommen nach dem Land Owaih,
Die Rede ihnen überſetzte;
Da war's, als ob man Tiger hetzte.
Da trat in jedes Auge Blut,
Da ſchrieen ſie ſo in Hohn und Wuth,
Daß alle Vögel ſonder Säumen
Fortflogen von den bunten Bäumen,
Ringsum die Luft erbebte
Und Alles zitterte, was lebte.
Und als ihr Führer ſchrie: Ohi, ohi!
Peakmoruhiramineru tuiil-i-i *)
Da riſſen ſie mit grauſer Luſt
Den Stern von König Bummſens Bruſt
Und ihm vom Leibe alle Kleider,
So daß ganz nackt er daſtand leider.
Und gleicher Art verfuhren ſie
Auch mit den Großen allen, die
Den Wilden warfen ſich zu Füßen,
Um nicht des Königs Schuld zu büßen.
Die Wilden aber, Mann für Mann,
Sie zogen nun die Kleider an
Und thäten mit den bunten Flecken
Sich wunderlich und närriſch ſchmücken
Und ahmten nach, was erſt geſchehen,
Was von den Fremden ſie geſehen,
Beſonders der den König machte,
Der war ſo ſpaßig, poſſennärriſch,

---

*) . . . . . . Auf, auf, ihr Brüder,
Reißt dieſe bunten Puppen nieder!

So komiſch ſtolz, geſpreizt und herriſch,
  Daß die Verſammlung brüllend lachte.
Und als er gar die Rede hielt,
  Vor Lachen ſie zur Erd' ſich warfen
Und, küſſend ihren Pfeil, den ſcharfen,
  Aufjauchzten, daß der ſo geſpielt.
Es war ſolch fürchterliches Lachen,
  Daß aus der fernen Thiere Rachen
Ein widerliches Echo tönte
  Und durch die Palmenwälder dröhnte.
Die Affen auf den Bäumen ſchlangen
  Schnell kletternd ihren Arm, den langen,
Um einen vorgeſtreckten Aſt,
  Der kaum ertrug die ſchwere Laſt,
Und ſchrieen alle mit und fletſchten
  Die Zähne wild dabei und quetſchten
Die Fratzen durch das Laub und guckten,
  Wie wir dramatiſchen Producten,
Voll Neugier jenem Schauſpiel zu,
  So ſie geſtört aus ihrer Ruh.
Das Lachen doch war kaum vorüber,
  Da, wie in einem Wolluſtfieber,
Warf ſich das Volk der Haitabaier,
  Nun auf die nackenden Owaiher
Und thäten ſie zu Boden ſtrecken
  So raſch, kaum ahnten es die Bloßen,
Die Majeſtät und ihre Großen:
  Ihr Tod war Eins mit ihrem Schrecken. —
Ein andrer König auf der Lauer
  Nach dieſer Inſel, der war ſchlauer;
Der ließ — da ſchon ſein Reich voll Schulden
  Und gegen zwei Millionen Gulden
Ein Krieg in jener fernen Stätte
  Und wohl noch mehr gekoſtet hätte
Und ſo viel Geld aus Haitabai
  Kaum wieder 'rauszuſchlagen ſei —
Der ließ nur einen einz'gen Pfaffen
  Zu Schiff nach jener Inſel ſchaffen,
Der frommen Auges, ſanft und zahm
  Zu jenem wilden Volke kam,
Der ihre Macht, nicht ſeine pries,
  Hinauf ſtets nach dem Himmel wies,
Dem's nicht an Witz und Wort gebrach
  Und der in ihrer Sprache ſprach
Und deſſen Kleid ſchon zeigte klar,
  Daß er ein heil'ger Menſche war.
Dem hörten ſie nun oftmals zu
  Im Götterhaine Kurahu,
Wo ſie zum allgemeinen Schlafen
  Allabendlich zuſammentrafen,
Die Cigarros an ſich ſteckten,
  In's Gras die ſchlanken Glieder ſtreckten
Und ſpielten, ſcherzten, ſchabernakten
  Und Kokosnüſſe auf ſich knackten
Und marinirte Schlangen aßen,
  Kurz: bis zur Sonne letztem Leuchten
Froh unter ihren Datteln ſaßen
  Und dann noch ihre Kinder zeugten.
Anfänglich lachten ſie der Dinge,
  Die der von Gott und Glauben ſprach,
Geriethen aber nach und nach
  Doch in des Prieſters fromme Schlinge;
Denn er verſtand es meiſterhaft,
  Gewaltig, ohne Leidenſchaft,
Ihr Herz und Sinnen wohl erprobend
  Und ihre Götzen immer lobend,
Dem ſeinigen ſie zuzuwenden;
  Erzählte ihnen ohne Enden
Von Wundern, ſo geſchehen wären,
  Durch ſeinen Gott und ihm zu Ehren;
So daß zuletzt die ſo Betäubten
  Durch Wunder nun auch Alles glaubten.
Denn man bekehrte ſtets durch Wunder
  Und thut's durch ſie auch noch jetzunder.
Was Jedem deutlich, glaubt man ſchwer;
  Was gar nicht glaublich, glaubt man eh'r.
Nun war das Größte ſchon geſchehen;
  Bald ließen mehr der Prieſter ſehen
Sich auf der Inſel Haitabai
  Und lehrten ihren Glauben frei,
Vernichteten den Götzenplunder
  Und ſagten, es geſchäh' durch Wunder,
Und nannten neben Gott den König,
  Wie ſolchem jeder Menſch ſei fröhnig
Und wie ein Volk ohn' Tyrannei
  Vom Himmel ausgeſtoßen ſei;
Wie nur ein Herrſcher könne geben
  Das rechte Heil dem Menſchenleben.
Und daß man ſchnell das Ziel erreichte,
  Kam nun hiezu die Ohrenbeichte
Und mit dem Ablaß aller Sünden
  Thät auch das letzte Wider ſchwinden,
Die letzte Oppoſition
  Der haitabaiiſchen Nation.
Der König lauerte darauf
  Und baute Kirch' um Kirche auf
Und ganz beſonders viele Klöſter,
  Durch deren heil'ge Seelentröſter
Die ganze Inſel rund herum
  In kurzer Zeit ward ziemlich dumm.
So daß der König konnte nun
  All Gutes, was er wollte, thun
Und keine frechen Demagogen
  Ihn um ſein gutes Recht betrogen,
Und alle ſchändlichen Rebellen
  Konnt' ſtecken in die Citadellen.
Kurz: auf der Inſel Glückenfluren
  Sein waren alle Creaturen
Und alles Volk auf Haitabai
  Bald nun gebildet ward und frei.

## 144.

## Moritz Hartmann.

### 1.

### Böhmiſche Elegieen.

### 1.

Verkannt iſt Alles, was dir blieb,
  Verkannt iſt deine Rache,
  Verkannt dein Haß und deine Lieb',
  Verkannt iſt deine Sprache.
Sie iſt, ſo wie das Rauſchen wild
  In deinen Tannenhainen,
  Und wie der Schweſtern Klagen mild,
  Die Warſchau's Fall beweinen;
Schleicht nicht wie Schlangen mit Geziſch
  In unbewachte Ohren,
  Wie jene, die ſich heuchleriſch,
  Des Czaren Sklav geboren.
Sie dröhnet wie der eh'rne Fuß
  Anſtürmender Huſſiten
  Und tönet wie das Lied des Huß
  Aus ſeiner Flammen Mitten.
Sie grollet wie die Trommel dumpf,
  Bedeckt von Ziska's Felle,
  Und rollet hin wie Thurn's Triumph
  An ſeines Kaiſers Schwelle.
O meiner Mutter Wiegenlied,
  Das mich in Schlaf geſungen,
  Du bebſt wie Luft durch's ſtille Ried
  In Abenddämmerungen!
O des Rekruten Kriegsgeſang,
  Als er das Dorf verlaſſen,
  Du wehſt um meine Seele bang,
  Wie damals durch die Straßen!

1.

Dreimal unſelig Volk, dein Leid
Bewegt kein Herz mehr, daß es weine;
Es iſt ein Lied aus alter Zeit
Und gleicht bemoostem Leichenſteine.
Beweint wird Polens junges Weh,
Weil es in Warſchau's Schutt noch glutet;
Du biſt im Wald ein todtes Reh,
Das längſt im Stillen ſich verblutet.
O Gott, die Weißenberger Schlacht
Erreicht wohl Oſtrolenka's Trauer,
Und die darauf gefolgt, die Nacht
War trüber, als Sibiriens Schauer.
Ruhmlos zieht durch die Welt dein Gram,
Kein Dichter wagt es, laut zu trauern,
Er fühlet ſeiner Ohnmacht Scham,
Die Harfe hängt an öden Mauern.
Muſik, Muſik, das Mägdlein mild,
Sie blieb allein noch deinen Söhnen,
Sie zieht in's weiteſte Gefild
Und bettelt um des Mitleids Thränen.
Sie wandert über Welt und Sund
Und zum Ohio Bettlerreiſen
Und ſingt und klagt die Herzen wund
Mit den geheimnißvollen Weiſen.
Und wenn beim Klang der Normann weint,
Die Wilden ſich der Thränen ſchämen,
Sie wiſſen nicht, daß ſie vereint
Nur dich beklagen, armes Böhmen.

## 2.

## Drei Reiter.

Jüngſt an der deutſchen Grenze war zu ſchauen
Mit einem Mal im Nebelmorgengrauen
Die unheimlichſte Trias, wie bis da
Sie niemals noch ein deutſches Auge ſah.
Drei Reiter waren's, fern herbeigerufen
Zur Polenjagd — an ihrer Roſſe Hufen
Hat Blut geklebt, denn ein verblutend Land
Hat die geſpenſt'ge Trias juſt durchrannt.
Der Sprache Laut, das Antlitz, die Gewande
So fremd iſt Alles, ob dem Märchenlande
Entſprungen wär' der vielverſchiedne Sohn
Vom Kaukaſus, vom Ural und vom Don.
Sie ſchau'n herüber über's Gränzgeländer,
Das ihres weiten Rittes Ziel und Ende;
Sie halten an, in Sinnen tief verſenkt,
Doch iſt verſchieden, was Jedweder denkt.
Sein Rößlein ſtreichelt der Koſak mit Lächeln:
Uns ſcheint die deutſche Luft ſich anzulächeln,
Die deutſche Weide, denkt mich, lockt dich an —
Sei ſtill, der letzte Ritt iſt nicht gethan.
Sei ſtill, mein Rößlein, aus der Seine Fluten
Einſt tranken ſchon am Don geſäugte Stuten,
Noch kann geſchehn, was ſchon vor Zeiten war —
Im Himmel Gott, auf Erden lebt der Czar.
Mit dummen Augen glotzet den Genoſſen
An der Baſchkir: warum auf unſern Roſſen
Nicht dürfen wir hinüber in das Land?
Mein Pfeil iſt ſcharf, mein Bogen iſt geſpannt.
Viel Städte ſeh' ich dort, o reiche Beute!
O gelbes Gold! — ein guter Tag wär' heute!
Hinabzuſprengen möcht' ich gern fürwahr —
Gehört nicht alle Welt dem weißen Czar?
Noch nicht! — mit ſchlauem Lächeln der Koſake,
Ganz todt muß ſein der tückiſche Polake;
Zerſtampfen mit den Hufen müſſen wir
Erſt dieſes ganze Land; dann erſt, Baſchkir! —
Doch ſtilles Sehnen feſſelt den Tſcherkeſſen,
Denkt er der fernen, freien Berg' indeſſen?
Fragt er, von Seufzern eines Volks umweht:
Ob Nikolaus, ob Schamyl der Prophet?
Er lenkt ſein Roß; von Nebeldämmerungen
Iſt er mit den Genoſſen bald verſchlungen,
Wär' nicht zu hören noch der Hufe Schlag,
Man dächt', es wär' ein Traum am lichten Tag.
Die blauen Augen, die ſie ſahen halten
An deutſcher Grenze, glaubten Traumgeſtalten
Zu ſchau'n aus einem böſen Zukunftstraum,
Den wagt ein deutſches Herz zu deuten kaum.

## 3.

## Dienſtbotenſchlaf.

O weckt ſie nicht, ihr kommt vom Trinkgelage,
Sie haben ſich gemüht für euch bei Tage:
Ihr leertet aus den Becher ſüßer Luſt,
Sie leerten hin den bittern Kelch der Plage.
Legt Sanftmuth auf die ungerechte Wage,
Daß euch nicht einſt ihr blaſſes, ſtummes Aug'
Und ihrer Wangen Bläſſe furchtbar frage:
Wer gab in eure Hand das Recht der Plage?
Für euch nur raffen ſie die Kraft ſo eilig
Im kurzen Schlaf zuſammen — ſtört ſie nicht! —
Auf ihren Stirnen ſteht es dunkelzeilig:
Dienſtbotenſchlaf iſt heilig, dreimal heilig;
So heilig, wie das Schwert des müden Kriegers,
So heilig wie das Zelt ruhmvollen Siegers
Und wie der Stab, daran zuſammenbricht
Vom letzten Kampf die Kraft des Unterliegers.
Legt Sanftmuth auf die ungerechte Wage!
O weckt ſie nicht — ihr kommt vom Trinkgelage,
Geht leiſen Schritts, rührt an der Glocke nicht —
Wer gab in eure Hand das Recht der Plage?

## 4.

## Die Jüdin.

Der König reitet durch die Gaſſen,
Die buntgeſchmückt zum Feſttag ſind,
Da ſteht verloren und verlaſſen
Im Volk verſteckt ein braunes Kind —
Die Jüdin war ſo ſchön zu ſehn!
Und wenig Tage ſind vergangen,
Daß ſie am Thron des Königs ſteht;
Wie ſich entfärben ihre Wangen
Von Scham der Jungfrau überweht —
Wie war die Jüdin ſchön zu ſeh'n!
Und dann nach wenig Tagen wieder
Wohnt ſie im marmornen Palaſt,
Von Gold und Sammt umhüllt die Glieder,
Das ſchöne Antlitz mehr verblaßt,
Wie war die Jüdin ſchön zu ſehn!
Wenn ſie der König küßt und herzet
Und ſie in ſeinen Purpur hüllt;
Wenn ſie ihm weg die Sorgen ſcherzet
Und leider ihr die Thrän' entquillt —
Wie iſt die Jüdin ſchön zu ſehn!
Auf ihrem Bett, dem thränennaſſen,
Liegt ſchlaflos die Frau Königin,
Sie iſt ſo einſam und verlaſſen
Und knieend ſeufzt ſie vor ſich hin.
Wie iſt die Jüdin ſchön zu ſehn!
Der fromme Biſchof flucht der Schande,
Die Land und Volk und Kirche trifft,
Und daß in ketzeriſche Bande
Ein Chriſtenkönig ſich verſtrickt
Und daß die Jüdin ſchön zu ſehn.
Des Königs Pag', der an der Pforte
Der Jüdin nächtlich wachen muß,
Entbrennt, wie er die Liebesworte
Da draußen hört und Kuß auf Kuß, —
Die Jüdin war ſo ſchön zu ſehn!

Die Kön'gin ſpricht zum heißen Knaben:
Ich will dir geben Land und Gut
Und meine Tochter ſollſt du haben,
Nimm dieſen Dolch, doch ſei bei Muth!
Die Jüdin iſt ſo ſchön zu ſehn.
Der Biſchof ſpricht: Nimm meinen Segen
Und meine Abſolution;
Sie ſtärken dich auf deinen Wegen
Zur frommen That; — ſei ſtark, mein Sohn!
Die Jüdin iſt ſo ſchön zu ſehn!
Der Page ſpricht: Der Herr verderbe,
Frau Königin, dein Kind und dich,
Euch mit, Herr Pfaff! Die Jüdin ſterbe,
Weil ſie ein Andrer küßt, als ich;
Die Jüdin iſt ſo ſchön zu ſehn.
Und Morgens ſchleicht er in das Zimmer —
Sie ſchlief, von Kuß und Liebe müd',
Doch in des Morgens Sonnenſchimmer
Gleich einer Roſe neu erblüht;
Wie war die Jüdin ſchön zu ſehn!
Er küßt ſie auf die nackten Brüſte,
Sie lächelt träumend, wie zu Scherz,
Dann ſtößt er ſchnell, wo er ſie küßte,
Das ſcharfe Meſſer in ihr Herz —
Da war die Jüdin ſchön zu ſehn.

## 145.

## Alfred Meißner.

### 1.

### Venedig.

Es ſchlummert eine hehre,
Seltſame Stadt im Meere,
Mit tauſend bunten Zinnen
Im Meere blau und ſtill,
Schön wie ein Traum zu ſchauen,
Der bei des Morgens Grauen
In Luft und Duft zerrinnen,
In Nichts zerfließen will.
Der Weg zu ihren Thoren,
Er iſt im Meer verloren,
Durch ihre Gaſſen fluthet
Und ebbt die ſalz'ge See.
Das Frühlicht, das mit Trauern
Auf ihren Marmormauern
Sich täglich neu verblutet,
Weint Thränen ihrem Weh.
Die Klöſter und die Dome,
Wie Schlöſſer für Phantome,
Die trauernden Paläſte
Auf Inſeln ringsumher,
Die Gaſſen und die Brücken,
Wo nie ein Roß zu blicken,
Die alten Mauerreſte,
Wie prachtvoll und wie leer!
Veröden und Verwildern —
Da Moos an Marmorbildern,
Da blaſſes Phosphorſchimmern,
Wo eine Leiche ruht;
Meerried auf allen Stufen,
Wehlaut in jedem Rufen,
Ein hülfverhaltnes Wimmern
Geht durch die ganze Fluth.
Du aber, Herz, das weinen
Will bei verſunknen Steinen,
Bei ſchöner Vorzeit Runen,
Bei alter Helden Schrein,
Komm, eh' mit Morgenwinden
Die Träume alle ſchwinden —
Die Stadt in den Lagunen
Iſt auch ein Traum von Stein.

Wenn auf den bleichen Höhen
Der fernen Euganeen
Des Südens Abendſonne
Ihr Gold vergoſſen hat,
Dann jubelt, wie ein tolles,
Phantaſtiſch-wundervolles
Gedicht, in Rauſch und Wonne
Die alte braune Stadt.
Auf allen Kuppeln brennt es
Wie Gluth des Orientes,
Es wachen in den Fresken
Die alten Heil'gen auf;
Im wunderſamen Scheine
Beleben ſich die Steine
Mit allen Arabesken
Bis zu dem höchſten Knauf.
Dann blicken vom Altane
Die Frau'n des Tiziane,
Halb Teufel und halb Engel,
Im weißen Nachtgewand,
So ſchön und treulos alle,
Wie die, die in der Halle
Vollendet ohne Mängel,
Der Palma hingebannt.
Dann geht das ſchöne Laſter
Stolz über's Marmorpflaſter,
Es winkt mit ſeidnen Wimpern,
Es rauſcht im Kleid von Sammt;
Es hallen die Arkaden
Von Liebesſerenaden,
Die Mandolinen klimpern
Und manches Auge flammt.
O Schmerz! das kann nicht dauern,
Die Abendwinde ſchauern,
Der Mond ſieht blaß und bläſſer
In's wirre Bild hinein,
Es gähnen die Portale
Am nächtigen Canale,
In's ſchweigende Gewäſſer
Fällt langſam Stein um Stein.

Und wenn das Volk mit Toben
Verſtummt iſt und zerſtoben,
Dann wird es ſtill am Platze,
Es dunkelt weit und breit;
Doch hoch auf ſeiner Säule
Erwacht mit Klaggeheule
Und hebt die ſtarke Tatze
Der Leu der alt'n Zeit.
Sanct Marcus auch daneben
Erwacht zu kurzem Leben,
Das alte Steingebilde
Lebt auf im Mondenlicht:
Dreimal in weiten Kreiſen
Schwingt er ſein Schwert von Eiſen,
Er klirrt mit ſeinem Schilde,
Er hebt's empor und ſpricht:
Wo ſind die ſtolzen Tage,
Als wie lebend'ge Sage
Venedig ſchaumumfloſſen
Gelebt im Ruhmesglanz,
Als Dandolo der Blinde
Forttrieb mit gutem Winde
Mit ſeinen eh'rnen Roſſen
Vom Sturme von Byzanz.
O Tag der Lorbeerreiſer,
Als dort der Papſt, der Kaiſer
An Ziani's Seite
Hinſchritten ſtolz und ſtark!
Wie duftete von Ambra
Italiens Alhambra,
Wie ſtrahlte die geweihte
Domkirche von Sanct Mark!

Geht's denn [illegible] alles Gerede
Nur Ton zum letzten [illegible]
Sinkt, was man ewig glaubte,
Wie eine Sage hin?
Venetia, nachgeboren,
[illegible] ſich geht's keinem Morgen;
Sinkt mit verhülltem Haupte,
Entthronte Königin! —
Der alte Wein ſchweiget,
Den Kopf zur Bruſt geneiget,
Die Freud' [illegible] und [illegible],
Frühdämmerung überall!
Das Waſſer ſeufzt und brauſet,
[illegible] bis der [illegible] ſchauet,
Wer vom Palaſte [illegible]
Der deutſchen Trommel Schall.

## 2.

## Jubel.

Wie ſich der Tag am Wetterglanze,
Das Roß am Lärm von Schild und Erz,
Der Rabe freut am Lärm der [illegible],
Freut ſich am Kampf mein ſtarkes Herz.
Im Kampf allein iſt heil'ger Segen
Der Wolluſt nur im tiefen [illegible];
O ſüßer Schmerz, o Fluch voll Segen,
O junges Weh, ein Menſch zu ſein!
Aus meiner Tage wilder [illegible],
In der ich [illegible] der [illegible] lauf,
Aus meiner Nächte ſchwarzer Tiefe,
Du Macht des Schickſals, habe Dank.
Denn aus des Traumreichs duft'gen [illegible]
Geſchleudert durch des Unglücks Kraft,
Fühlt' an der Erde Bruſt erſtarken
Ich meine Bruſt rieſenhaft;
Der in der Tiefe meiner Nächte
Erkannt mit ewiger Qual und Haß
Den Gott mit allgewalt'ger Rechte,
Den Heiland — in der eignen Bruſt.
O Bruſt, voll Zeichen der Vernichtung,
Voll Hoheit, reich an Sang und Glanz,
Durchſiebt vom Wetterſtrahl der Dichtung,
Gleichſt du der ſchönen Erde ganz.
O Erd' voll Licht und Finſterniſſen,
Der Großen ſchönes Mutterland —
Vom Jenſeits mag ich Nichts mehr wiſſen,
Seit ich dein Dieſſeits ganz erkannt.
Dein bin ich, dein, die du mit Roſen
Um jedes deiner Kinder wachſt,
Seitdem ich weiß, daß du zu Roſen
Selbſt das Gebein der Todten machſt.
Sie ſagten: du ſeiſt voll von Qualen
Und voll des Böſen ſei dein Meer,
Der Himmel nur ſei reich an [illegible],
Ich kann ihn nur — doch, weh, wie leer!
Nur dann, wenn auch in jener Ferne
Es Schmerzen gibt und Kampf und Pein,
Dann könnte mir auf einem Sterne
Unſterblichkeit willkommen ſein.

## 3.

## Eine Poetennatur.

Als er ein Knabe war, mit Locken blond und kraus,
Da flog er täglich fort aus ſeiner Eltern Haus,
Und zog in's Waldesgrün mit [illegible] Fleiß,
Den war der [illegible] des [illegible] Waldes [illegible].
Ob er die Lämmer ſucht, die ſich im Hag verirrt?
Ob er der Taube lauſcht, die in den Wipfeln girrt?
Ich weiß es nicht, doch iſt gewiß wohl, der's erlebt —
Wer Geiſterpfade geht, den [illegible] Geiſter viel.
Der Vater ſchlug ein Kreuz, die alte Mutter klag,
Die Thrän' auf Thräne heiß ihr in's Gebetbuch rann.
Sie ſaß ſo bleich vor Angſt des Nachts bei ihrem Bett,
Da kam der Knabe aus dem Wald zurückgekehrt.
Die [illegible] folgten ihm wie fromme Hunde nach,
Sie leckten ihm die Hand und wußten, was er ſprach,
Und gab er ihnen leis ein ſeltſam Abſchiedswort,
Dann ſchlich die ganze Schar zu ihrem Dickicht fort.
Zum Herde legt' er ſich. Da ſprach er lang und bang
Vom unterird'ſchen Quell mit ſeinem Wunderklang,
Vom Lilienfeld, das fern im blauen Teiche ſchwimmt,
Vom Glanzkarfunkel, der in dunkler Höhle glimmt,
Die Mandragora, tief im Felſenriß verſteckt —
Die Schlangenkönigin, bekränzt und dunkel gefleckt —
Er kennt ſie nur zu gut. Kein Spuk erſchreckt ihn mehr!
Wo hat der junge Knab' die tollen Märchen her?
Ein [illegible] Wanderer ſaß ich einſt zu ſpäter Nacht
Des Nachts in einem Haus bei Brot und Trank zu Gaſt.
Da kam der blonde Knab', verworren Haar und Blick,
Von ſeiner Wanderung im Waldesgrund zurück.
Er ſprach: O kennt' ich doch das wunderbare Weib,
Das hoch auf ſchwarzem Hengſt zu ſeinem Zeitvertreib,
Das Silberhorn zur Seit', den Falken auf der Hand,
Tagtäglich durch den Forſt im tollen Ritte brauſt!
Wie rauſcht ihr Kleid! Doch dort, wo die Kapelle ſteht,
Springt ſie vom Pferd herab und ſpricht ein leis Gebet.
Derweilen graſt ihr Roß, der kühne Falke ſchreit,
Sein grelles Ton erſtickt in der Waldeinſamkeit.
[illegible] Glöcklein tönt aus [illegible] dunkeln Nacht —
Aus ihres Betens Traum das ſchöne Weib erwacht;
Sie ſteigt zu Pferd — ſie ſtößt in's Horn — o Harmonie! . . .
Ich ſprach: Mein Freund, das war die deutſche Poeſie! — —
Ich ſah ihn drauf als Mann. Wie ſeine Locken wehten —
Die Augen dunkelbraun — aufſteigende Kometen.
Auf weißen Marmorſäulen in weiten [illegible]
Das Mal des [illegible] des [illegible] eingegraben!
Er nannte die Natur, in ſeiner [illegible] Qual,
Ein Weib — ſo ſchön und falſch, wie das des Menelaos.
Sprach von Gedanken, die mit Worten nicht zu nennen,
Im armen Menſchenhirn wie volle Wolken brennen!
Nur milder ward er dann. Von ſeinen Lippen kamen
Die Worte: Gott und Geiſt — zwei leere Märchennamen.
Nun iſt er todt. Er ruht in ungeweihter Erde,
Das Andre wißt ihr. Bittet, daß ihm vergeben werde.

## 4.

## Die Adamiten.

(Aus „Ziska.")

Sommernacht! Auf wald'ger Inſel
Mitten in der Luſchnitz Fluten
Sprühen Fackeln, [illegible] lohend,
Irre Lichter, rothe Gluten.
Und der Himmel, der [illegible]
Durch der Bäume Dickicht blaut,
Lauſcht dem ſchauerlichen [illegible],
Das er [illegible] noch geſchaut.
Auf dem Anger, auf dem Raſen
Bei der [illegible] Scheine
Schlingt im Tanze Hand in Hand ſich
Eine wunderliche Reihe.
Nackte Männer, nackte Weiber,
Ueberſchwebt vom Fackelglanz,
Schlingen ſich mit wildem Jauchzen
Im bacchantiſch wilden Tanz.

Ihre Glieder flechten tanzend
In einander ſich die Paare;
Um der Weiber weiße Brüſte
Flattern die gelöſten Haare.
Lautes Singen, Schellenklingen,
Zwiſchendrein die Flöte tönt,
Und die ſtarken Männer werfen
Hoch die Weiber in die Luft.
Abſeits von dem Tanzplatz liegen
[illegible]
Um die aufgeſchürten Feuer
Lagert lärmendes Geſindel.
Mann und Weib im wirren Knäuel!
Trunkner Bruſt an Bruſt gepreßt! —
Tiefes Bild voll Graun's und Wolluſt
In ein [illegible]!
Donner rollen in den Lüften,
Dort und dort die Tänzer jagen:
Nackend tanzen, horch! im Himmel
Wie die Engel Pauken ſchlagen!
[illegible]
In der Sinne [illegible],
Weiter ſind ſie auf den Steinen,
Weiter ſind auf Seiten wir.
Mitten in dem Kreis der Tänzer
Spielend ein Weib ohn' Kleid und Hülle,
Wie die [illegible] Brand
Schön in ihrer wilden Fülle;
Noch in Feuer ſchwimmt ihr Auge,
Himmelan den Blick gewandt
Ruft ſie laut, ein Buch mit Flammen
Schwingend in erhob'ner Hand:
„Seht dies Buch! Es heißt die Bibel,
Aller Menſchheit [illegible].
Ich mit einem ſtolzen Worte
Schleudr' ich es in dieſe Feuerflamme.
Lauter war die Schrift, die heil'ge,
Wenn ſie nur verhehlt, verdreht.
Daß der Menſch zum [illegible]
Gottes Werk nicht mehr [illegible].
All' Menſchheit war bis heute
Im Gefieg verbannt, verloren;
In uns wird, als erſten Menſchen,
Nun die Menſchheit neu geboren.
Ob dem Strom, der uns vom Eden
Scheidet, liegen wir [illegible]
Sünde iſt nur Wahn der Thoren,
Heiligthum iſt der Genuß!
Daß ſie an die Sünde glaubte,
Hat der Welt den Tod gegeben;
Ihr, die wandelt ohne Sünde,
Werdet fürder ewig leben.
Ja, unſterblich, unverderblich!
Tod und Sünde iſt nur Spott,
Wenn ihr wiſſet ſie zu leugnen.
Freut euch Alle! Wir ſind Gott!“
In Verzückung läßt die Nackte
Da der Geiſt aus ihr geſprochen;
Streckt ſich nieder, reckt die Glieder,
Stimm' und Auge ſind gebrochen.
Aber um ſie ſchlingt ſich wieder
Bei der Fackeln düſterm Glanz,
Bei des Cymbals wilden Tönen
Nun der [illegible].
Wie die nächtigen Geſtalten
Halbverzückt vorüberfliegen,
Scheinen ſie wie Feuergeiſter,
Vom Dämon heraufgeſtiegen.
Doch der Lärm der Bacchanten,
Wie er dem Dämon entſchoß,
Als ſie ſelber ſich entmannten,
Andre nicht ſo wild, ſo toll!
Da, der wie ein alter Sänger
Gewaltig ſpringt mit wildem Sage,
Reich bereitet ein röm'ſcher Pfaffe,
Sich verrätſch am Haupt die Glatze.
Da, die bis die Bruſt zerflattert
Und die Glieder trägt im Tanz.
Noch einmal Nonne! Das verkündet
Noch am Hals der Roſenkranz!
Ferne dröhnt's mit dumpfem Donner,
Weiter ziehn die Tänzer jagen:
Nackend tuchten, horch! im Himmel
Wie die Engel Pauken ſchlagen!
Nein, das iſt nicht Donnerrollen,
[illegible]
Donner iſt's von Kriegeswagen,
[illegible]
Ziska iſt's! Er kommt zu richten!
Was die Saat ihm geſündigt
Von der Schwärmer Gräu'l die Seele
Hat's ihm fürchterlich entzündet.
[illegible], ruft er, heil'ge [illegible],
Die ich nur mit Zagen nenne,
Daß vom Unrath ſolcher [illegible]
Rein euch tragen keine Tenne!
Aber kurz nur währt der Schrecken;
Vor den Männern ziehn die Weiber,
Zeigen auf dem Wall dem Feinde
Schamlos ihre bloßen Leiber.
Und ſie ſingen: Taboriten,
Euren Waffen Hohn und Spott!
Und vermögt ihr nicht zu ſchaden,
Wir ſind Götter, wir ſind Gott!
Nimmer, die ihr uns bedräut,
Sind für uns wie Palmenfächeln;
[illegible]! eure Hörner
Sehn wir nahn mit feuer'gem Lächeln.
Wir zerbrechen eure Schwerter,
Singen eurem Marter Spott;
Blickt auf uns! wir All, All
Eins unſterblich! wir ſind Gott! —
Bei der Weiber lautem Singen,
Hohngelächter und Gebrüll
Springen auf den Wall die Männer,
Furchtlos ſchwingend ihre Keule,
Grimmig ſchwingen ihre Waffen,
Wie gewaltig iſt ihre Kraft,
Hundert Taboriten fallen
In den Strom hinabgerafft.
Endlich ging die Nacht vorüber,
Blutroth will der Morgen tagen,
All' die ſtarken Männer liegen
Auf der Inſel rings erſchlagen.
All' die Tänzer, wild, unſterblich,
Hat der ſcharfe Tod ereilt,
All' der einen Gottes Leichen
Liegen da, entſeelt, verfehlt!
Ein gewalt'ger Greis von Allen,
Weiß von Haaren, weiß an Bart,
Wurde auf Geheiß des Ziska
Vom Gemetzel aufgeſpart.
Kunden ſoll er als der Letzte,
Als der Schwärmer [illegible] Haupt,
Hier dem [illegible] der [illegible],
Was die [illegible] geglaubt.
Doch ſieht das Kriegsvolk ſchaudern,
Keiner darf ſich nahn und hören,
Das Geheimniß ſolchen Greiſ's
Keine Seele darf es hören.
Leiſen Lauts wird es geflüſtert
In das Ohr; und alle ſagt
Ziska lange, ſein bedacht
Eins auf's breite Schwert geflügt.
Was der Alte da gebeichtet,
Keine Seele hat's vernommen
Außer Ziska, in die Nachwelt
Iſt die Kunde nicht gekommen.

Aber ſchmerzlich und untröſtlich
Würde wohl das Herz ſein,
Das den wilden Heidehirten ſüßer
Schauern macht bis in's Gebein.

## 146.

## Gottfried Keller.*)

### 1

### Sommernacht.

Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf thaugetränkten Wieſen liegt!
Gegrüßt mir, hehre Sternenpracht,
Die ſpielend ſich im Weltraum wiegt.
Das Urgebirge um mich her
Iſt ſchweigend wie ein Nachtgebet;
Weit hinter ihm hör' ich das Meer
Im Geiſt und wie die Brandung geht.
Ich hör' einen Flötenton,
Den mir der Wind aus Weſten bringt,
Jetzt herauf am Thale fern
Die Glocke, mit dem Tone, bringt.
Ich höre, wo in weiter Welt
Jetzt ſterben mag ein Freiheitskämpfer,
Der ob vielleicht den Einzug hält
Das längſt erſehnte [illegible].
Doch wie aus ſtillerem [illegible]
Ein [illegible] Schweigen ruht:
Ich fühle mich ſo leicht zumal
Und, wie die Welt, ſo ſtill und gut.
Der letzte, leiſe Schmerz und Spott
Verſchwindet aus des Herzens Grund:
Es iſt, als that' der alte Gott
Mir endlich ſeinen Namen kund.

### 2

### Schwüle.

Es iſt noch eine [illegible] Zeit,
Wo nächt's in ſchwüler Ruhe nur glüht,
Wo des Sommers brütende Herrlichkeit
Langſam durch die ſchweigenden Felder zieht.
Das Sonnenlicht und die Sommerluft,
Die athmen und tauchen mich heimlich auf!
Ich weiß nichts in einiger Feld,
Im Blumenmeere verklingt mein Lauf.
Die Schwalbe in Runden um den [illegible],
[illegible] und [illegible] auf [illegible];
Ich hör' ein heimliches Treiben gehn
Tief in des [illegible] [illegible] Plan.
Wie lechz' ich nach nach Sommernacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerſchlag,
Nach einer tüchtigen Wolkenſchlacht,
Nach einem entſchiedeneren Weltertag!

### 3

### Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone ſteht der Eichenwald verſchlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir ſein altes Lied geſungen.
Fern am Rand fing eine junge Eiche an ſich ſacht zu wiegen
Und dann ging es immer weiter an ein Sauſen, an ein Biegen;
Kam es her in mächt'gem Zuge, ſchwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch ſich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesflut gezogen.
Und nun ſang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften
Und dazwiſchen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.
Manchmal ſchwang die höchſte Eiche gellend ihren Schaft alleine;
Donnernder erſcholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!
Einer wilden Meeresbrandung hat das ſchöne Spiel geglichen,
Alles Laub war, weißlich ſchimmernd, nach Süden hingeſtrichen.
Alſo ſtreicht die alte Geige Pan, der Alte, laut und leiſe,
Unterrichtend ſeine Wälder in der alten Weltenweiſe.
In den ſieben Tönen ſchweift er unerſchöpflich auf und nieder,
In den ſieben alten Tönen, die umfaſſen alle Lieder.
Und es lauſchen ſtill die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunkeln Büſchen ſie die Melodieen trinken.

### 4.

### Ein Liebeslied.

Ich ging am grünen Berge hin,
Wo ſich der Weg im Bogen wiegt
Und zwiſchen der Sonnenthal
Verſchlungen auf der Straße liegt,
Wo wilde Roſen einſam blühn,
Die Rebe hoch den Gipfel krönt
Und rückwärts noch eine Burg
Aus meinen Sommerwolken glänzt.
Ich dacht' an dich, mein liebes Kind!
An unſrer Herzen ſtillen Schlag,
An unſer heimlich Liebesband
Und was daraus noch werden mag.
Ich dachte auch des Wunderlieds,
Was [illegible] mir die Bruſt bewegt
Und was auch jetzt im Innern [illegible]
Dein [illegible] Gemüth erregt.
Und wie in lichter Waldesnacht
Mein Geiſt ſchon manchmal zu mir trat,
[illegible] er gern in des [illegible]
[illegible] [illegible] Dämmerlicht.
Die jungen Stämme ſchlankſte Schar
[illegible] täglich ſeine Bahn,
So groß und herrlich ging er hin
Vor meiner jungen Phantaſie.
Sein [illegible] war mir [illegible]
Und [illegible] und ſo reich und ſchwer
Und in dem [illegible] Auge ſtill
Ein [illegible] [illegible].
Ein [illegible] zog um ihn
Als [illegible] die [illegible],
Er trug [illegible] [illegible]
Den [illegible] [illegible] an die Bruſt.
Es that mich [illegible] [illegible]
Mit meiner Sommerluft im Mai,
Und als er meinen Namen ſprach,
Hebet mein Haupt ſich frei und leis.
Ich wuchs und ließe nicht zurück,
Daß ich mir ſelbſt ein Wunder ſchien,
Und wandelte mit leichtem Schritt
An Gottes hoher Seite hin.

---

*) Gottfried Keller, [illegible] Staatsſchreiber im Kanton Zürich, — iſt einer der [illegible], originellſten Dichternaturen, welche die deutſche Dichtung der Gegenwart hervorgebracht.

Und glaubend nun erzählte ich
 Von all' mein irdisch Thun und Sein;
 Doch alles ward [illegible] zu arm
 Und dir, du schönes Kind, allein
 Aus vollem Herzen sprach ich dann
 Von dir, von dir die ganze Zeit;
 Er aber [illegible] lächelte sich
 In meiner frohen Seligkeit.
Dann trug ich ihm auch [illegible] vor,
 Wie ich so gar ein armes Blut,
 Und das darauf um Haus und Hof,
 Um Bett und Schrein, um Geld und Gut,
 Um Garten, Feld und Rebenland,
 Um eine [illegible] Heimat traut.
 Dann ich [illegible] empfangen [illegible]
 Als [illegible].
Es wußte doch niemal [illegible],
 Dann schilt mich nicht und [illegible] nicht weit;
 [illegible]
 [illegible]
 Er [illegible] wenig und zu viel
 Hast du verlangt, mein lieber Sohn!
 Dann thu' ich dir noch viel kein
 Und schön' ein wenig auch davon.
Ich gebe dich nicht Haus und Hof,
 Doch meine ganze reiche Welt,
 [illegible] ihr euch lieben könnt,
 [illegible]
 [illegible]
 Das größte Haus, [illegible] weit:
 Doch [illegible] ihr noch eben [illegible]
 In meiner Schöpfung Herrlichkeit.
Der ganze Kranz soll euer sein,
 [illegible]
 Doch nicht das [illegible],
 Um das sich eine Perle zieht.
 Ich gebe euch kein [illegible],
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
Und Glück soll [illegible] blühn
 Für euch, nur schauet, wo ihr geht,
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
Zur Antwort [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
Ich [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 Ich glaub', auf deinem [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]

### 5

### Aus dem „Feueridyll.“

Ein Apfelbaum in voller Blüthe steht,
 Ein leichter Wind in seinen Zweigen weht;
 Er schwankt, verklärt vom bläulich rothen Schein,
 Verwundert auf den wilden Brand hinein.
So ist, als ob der helle Glanz ihn freut',
 Weil Blüthenblätter in die Gluth er streut;
 Er athmet ein des Feuers heißen Hauch,
 Um seine Krone spielend zieht der Rauch.
Da plötzlich lodert drüber aus dem Brand
 [illegible] Flammenband:
 [illegible]
 In Kohlen brennt der schöne Blüthenbaum —
 Das ist ein [illegible] Lebenstraum!

### 6

### Apostatenmarsch.

Bum, bum, bim, bam, bum!
 Schultert den Sack und macht linksum!
 [illegible] ist die Matte,
 Spute dich, du Wanderratte!
 Hungern ist kein Gaudium.
 Trabt die Kater, dämpft die Trommel:
 Bum, bum, bim, bam, bum!
Sind wir nicht ein schöner Zug,
 [illegible]!
 Hinter uns die ganze Truppe
 [illegible] sich die Köpfe
 Ob dem [illegible].
 Trabt die Kater, dämpft die Trommel:
 Bum, bum, bim, bam, bum!
Oben und [illegible]
 Kutten und den Weg entlang;
 Weiter, weiter in dem [illegible]!
 [illegible]
 [illegible] und den sauern Gang.
 Trabt die Kater, dämpft die Trommel:
 Bum, bum, bim, bam, bum!
Aus dem Busen tritt das Herz,
 Weil es [illegible].
 [illegible]
 [illegible] —
 Ei, es war nur [illegible]!
 Trabt die Kater, dämpft die Trommel:
 Bum, bum, bim, bam, bum!
Nieder mit dem Apostelkranz;
 [illegible] der Ehr Glanz!
 [illegible] jede Wahrheit!
 [illegible] der Sonne Klarheit!
 In den Staub mit dem Popanz!
 Trabt die Kater, dämpft die Trommel:
 Bum, bum, bim, bam, bum!
Der am Strick — ein [illegible] —
 Schäme dich, [illegible]!
 [illegible]
 [illegible]
 [illegible]
 Trabt die Kater, dämpft die Trommel:
 Bum, bum, bim, bam, bum!

## 117

## Hermann Rollett.

### 1.

### Offenbarung.

Ein jeder Baum, der braust in Wettern,
 Und jede Blume auf der Flur
 Und jeder Zweig ist voll von Blättern
 Der Offenbarung der Natur.
Auf jedem Blatt steht licht und offen:
 O glaub' an helle Frühlingslust!
 Auf jedem Blatt steht grünes Hoffen,
 [illegible] um die Blumenbrust.

Auf jedem Blatte ſteht geſchrieben:
Der Geiſt der Lieb' durchweht die Flur!
Auf jedem Blatt ſteht: Lieben! lieben!
Als Offenbarung der Natur.

### 2.

### Liebesfrühling.

Ich durfte dich umranken
Mit meines Lebens grünſtem Trieb,
Und blühende Gedanken
Erweckte deine Lieb'.
Das iſt nun ein Getriebe
In meines Herzens tiefſtem Grund —
Die langverhaltne Liebe
Entklingt als Lied dem Mund.
Das iſt ein Blühn und Drängen,
Das iſt ein Frühling wunderſam,
Der ſchallend in Geſängen
Uns lieblich überkam.
Ich will mich ſelig wiegen
Als Zweig um dein geliebtes Haupt,
Den Vögel hell durchfliegen,
Wenn es ſich grün belaubt.

## 148.

## Theodor Apel.

### Eiſenbahnſonett.

Den Vätern war ein Götterwerk das Feuer,
Ein Halbgott hat' es vom Olymp geſtohlen,
Ängſtlich verwahrten ſie die Glut der Kohlen,
Dem Golde gleich, ein Gut unſchätzbar theuer.
Längſt war die Werkſtatt ihnen ſchon geheuer,
Zu Schiffen bogen ſie die Eichenbohlen;
Von fern ſich Gut und Beute heimzuholen
Rauſcht Ruderſchlag und lenkt die Hand das Steuer.
Und wenn die Alten wir erwacht uns denken
Und ſäh'n, wie leicht die Flamme wir entzünden,
Sie würden gern uns ihren Beifall ſchenken;
Doch ſäh'n ſie Glut und Feuer ſich verbünden,
Zu unſerm Dienſt die Elemente lenken
Wie würden ſie der Enkel Ruhm verkünden!

## 149.

## Julius Eduard Hartmann.

### 1.

### Warum?

Du fragſt, warum den Blick ich ſenke,
Wenn mich dein Auge angeſchaut?
Du fragſt, warum ich dein gedenke,
Sobald der Tag im Oſten graut?
Du fragſt: Warum?
Du fragſt, warum ich mit Entzücken
Dir lauſche, wenn dein Mund ſich regt?
Du fragſt, warum ſie mich beglücken,
Die Worte, die mein Herz fromm trägt?
Du fragſt: Warum?
Du fragſt, warum mein höchſtes Streben
Dein Glück, dein Schmerz, mein tiefſtes Leid?
Du fragſt, warum mein ganzes Leben
Ich dir, du holde Fee, geweiht?
Du fragſt: Warum?

### 2.

### Im Mai 1848.

O neue Zeit, du wunderbare,
Wie ſtürmſt du mächtig durch die Welt!
Minuten — Stunden, Wochen — Jahre!
Der ſchlichte Bürger wird ein Held.
Die Langenſchläfer, ſeht, erwachen,
Denn die Reveille kräht der Hahn:
Zu Boden mit dem alten Drachen,
Der Freiheit Tag bricht endlich an!
Wie, Deutſchland, wirſt du endlich munter?
Verlorſt du nicht den ſtarken Muth?
Ging nicht dein Beſtes nächtens unter?
Wallt dir noch jugendlich dein Blut?
In allen Gauen hör' ich's krachen:
Es ſtürzt der alten Tempel Wahn!
Zu Boden mit dem alten Drachen,
Der Freiheit Tag bricht endlich an.
Und von den rebumkränzten Höhen
Ruft's wieder in den Eichenwald:
Die Zweige faßt ein kühneres Wehen,
Das bald in lautem Donner ſchallt.
Was ihr verhöhnt in ſtolzem Lachen,
Das macht ſich über euch jetzt Bahn.
Zu Boden mit dem alten Drachen,
Der Freiheit Tag bricht endlich an!
Jetzt nur hervor, ihr deutſchen Herzen,
Denn unſer iſt das freie Feld.
Bei Gott! nun iſt's vorbei mit Scherzen,
Der Mann der That iſt unſer Held.
Vertraut euch ſelber eure Sachen,
Das Eine, was noth, ſei gleich gethan:
Zu Boden mit dem alten Drachen,
Der Freiheit Tag bricht endlich an!
Und müßten wir's mit Blut erkaufen,
Du, heil'ger Geiſt, ſollſt jetzt an's Licht;
Jetzt iſt die Zeit der Feuertaufen,
Die durch die morſchen Schranken bricht.
O heil'ger Geiſt, als Kraft den Schwachen,
Sonſt hat dein ſchönſtes Werk verthan:
Zu Boden mit dem alten Drachen,
Der Freiheit Tag bricht endlich an!
Friſch auf! Jetzt ziſchen noch die Nattern,
Und dräuen giftgeſchwollnen Krieg,
Doch, wenn die deutſchen Fahnen flattern,
Dann iſt vereinigt Kampf und Sieg.
Friſch auf! Es gilt nicht eitle Sachen,
Wir ſetzen Gut und Leben dran:
Zu Boden mit dem alten Drachen,
Der Freiheit Tag bricht endlich an!

## 150.

## Ludwig Pfau.

### Die letzte Kuh.

Nicht länger kann ich es verbergen,
Mein armes Weib! ja weh mir's thut:
Bald kommt der Amtmann mit den Schergen
Und pfändet unſer Hab und Gut.
Verfallen iſt ſeit lang die Steuer,
Der Pfleger brach ſchon zweimal zu;
Leer iſt der Keller, leer die Scheuer —
Jetzt geht es an die letzte Kuh.
Ihr Futter hab' ich aufgetrieben
Im Walde Nachts beim Mondenſchein.
Der Jäger hat mich aufgeſchrieben,
Die Strafe kommt noch hinterdrein.
Doch ſchäm' ich mich, denn wie ein Knabe
Hab' ich geſtanden vor Amt heut früh:
Die Milch iſt deine einz'ge Labe —
Und das iſt unſre letzte Kuh.

Horch! Schritte kommen durch die Gasse;
O Gott! man tritt in unser Haus!
Ob ruhig ich's geschehen lasse?
Nein, nein! ich werfe sie hinaus!
Doch wär's vergeblich, mich zu rächen,
Man gönnte mir im Thurme Ruh.
Jetzt hör' ich sie im Hausgang sprechen —
Sie holen unsre letzte Kuh.
Horch! horch! die Stallthür ist gegangen!
Jetzt treten sie zur Krippe her;
Schon ist die Kette losgehangen,
Sie rasselt auf dem Boden schwer.
Das thun sie in des Königs Namen,
Da wage Einer sich heran!
So möge denn die Hand erlahmen —
Die fortführt unsre letzte Kuh!
Ja, ja! bei Hof sind hohe Gäste;
Ein Lager schlagen sie im Feld,
Da gibt es Bälle, Spiele, Feste;
Drum braucht der König auch viel Geld.
Da schwelgen sie vergnügt im Freien,
Das Volk kommt ohne Strumpf und Schuh,
Den Herren Vivat hoch zu schreien —
Und uns holt man die letzte Kuh.
Dort zieht man sie fort an der Kette;
Wie's treue Thier so kläglich schreit!
Weib! weine nicht in deinem Bette,
Es ist ja unsre Schuldigkeit!
Der König will sich lustig machen,
Drum, armes Weib, verschmachte du!
Die Herren Prinzen wollen lachen —
Das kostet manches Bauern Kuh.

### 151.

## Moritz von Strachwitz.

### 1.

### An die Romantik.

So bin ich endlich dir entronnen
Staub der Kritik und Politik,
Mich lockt hinaus der Maienwonnen
Unwiderstehliche Musik.
Fahr' hin, du Lärm der Zeitungsblätter
Der widerwärtig gellend schallt,
Mir ist, als hör' ich Hörnerschmetter
Aus einem fernen Buchenwald.
Vor mir, mit heil'gem Morgenstrahle
Hebt sich der Hochwald grün und kalt,
Zu Füßen mir das Grün der Thale
Zu Häupten mir das Blau der Alp.
Die Lerche steigt in Flatterschwingung,
Stumm aufgerichtet schwimmt der Weih,
Das Reh durchbricht die Laubverschlingung
Und aus dem Strome schaut die Fei.
Es spielen dunkelrothe Lichter
In meines Kelches Purpurnacht,
Dir sei, o Kaiserin der Dichter,
Romantik, dieses Glas gebracht!
Von deiner Erde, deinem Walde,
In deiner Luft und deinem Licht,
Wo mir kein Mißlaut deiner Harfe
Den süßen Taumel unterbricht.
Du Schöpferin des heil'gen Grales,
Kriemhilde, die um Siegfried weint,
Gebieterin du des Monsalvates,
Die über Heldengräber scheint.
Du bist Gesang im Stromgerolle
Und Harfentönen in dem Baum,
Du zogst zuerst in's Wundervolle
Des ersten Dichters Morgentraum.
Du warst der Brand dem Tannhäuser
Der Lorelei dem alten Rhein,
Du schwirrst am Teich durch Zitterweiden
Als Erlenkönigs Töchterlein.
Und seit das Volk, das kampfesblinde,
Dich jüngst verstieß von seiner Seit',
Tränkst du im Wald die Milch der Hinde,
Die Genovefa unsrer Zeit.
Und doch, verhöhnt durch Verblendung,
Wie bist du reich trotz Zeit und Zorn,
Du trinkst in göttlicher Verschwendung
Tagtäglich noch dein Wunderhorn.
Ich grüße dich mit frommem Sinne,
Wie ist dein Reich so grün und weit,
Du Fürstin vielgetreuer Minne
Sei tausendmal gebenedeit!
Es schweigt der Wald, die Zweige nicken
Und leiser athmend pulst der See,
Es fällt ein märchenhaft Entzücken
Mir über's Herz wie Blüthenschnee.
Zur Andacht wird der Blätter Plaudern,
Ehrfürchtig liegt die Woge da:
Ha, frommes Ahnen, süßes Schauern
Heil dir, Romantik, du bist nah!

### 2.

### Das Herz von Douglas.

„Graf Douglas, presse den Helm in's Haar,
Gürt' um dein lichtblau Schwert,
Schnall' an dein schärfstes Sporenpaar
Und sattle dein schnellstes Pferd!
Der Todeswurm pickt in Scone's Saal,
Ganz Schottland hört ihn hämmern,
König Robert liegt in Todesqual,
Sieht nimmer den Morgen dämmern." —
Sie ritten vierzig Meilen fast
Und sprachen Worte nicht vier,
Und als sie kamen vor Königs Palast,
Da bluteten Sporn und Thier.
König Robert lag im Ritterthurm,
Sein Auge begann zu zittern:
„Ich höre das Schwert von Bannockburn
Auf der Treppe rasseln und schüttern!
Ha, Gottwillkommen, mein tapfrer Lord,
Es geht mit mir zu End',
Und du sollst hören mein letztes Wort
Und schreiben mein Testament:
Es war am Tag von Bannockburn,
Da aufging Schottlands Stern,
Es war am Tag von Bannockburn,
Da schwur ich's Gott dem Herrn:
Ich schwur, wenn der Sieg mir sei verliehn
Und fest mein Diadem,
Mit tausend Lanzen wollt' ich ziehn
Hin gen Jerusalem.
Der Schwur ward falsch, mein Herz steht still,
Es brach in Müh' und Streit,
Es hat, wer Schottland bändigen will,
Zum Pilgern wenig Zeit.
Du aber, wenn mein Wort verhallt
Und aus ist Stolz und Schmerz,
Sollst schneiden aus meiner Brust alsbald
Mein schlachtenmüdes Herz.
Da sollst es hüllen in rothen Sammt
Und schließen in gelbes Gold,
Und es sei, wenn gelesen mein Todtenamt,
Im Banner das Kreuz entrollt.
Und nehmen sollst du tausend Pferd'
Und tausend Helden treu
Und geleiten mein Herz in des Heilands Erd',
Damit es ruhig sei!" —

„Nun vorwärts Knappen und [illegible],
Laßt flattern den Buſch vom Haupt,
Der Douglas hat des Königs Herz,
Wer iſt es, der's ihm raubt?
Mit den Schwertern ſchneidet die Taue ab,
Alle Segel in die Höh'!
Der König fährt in das ſchwarze Grab
Und wir in die ſchwarzblaue See.“
Sie fuhren Tage zwanzig und neun,
Von Oſt war der Wind gewandt,
Und bei dem dreißigſten Morgenſchein
Da ſtiegen ſie an das Land.
Sie ritten über die Heide gelb,
Wie im Thale liegt der [illegible],
Die Sonne [illegible] durch's Palmengewölb
Als wie im [illegible].
Und die Heide war heiß und kein Lufthauch blies
Und ſchlaff hing Schilde und Fahn',
Da lag im Weſten der [illegible],
[illegible]
Und die Wolke wuchs hoch und [illegible]
Und es bog ſich [illegible] an [illegible],
Und [illegible]
[illegible] Reitervolk.
[illegible]
[illegible],
Allah il Allah! ſcholl es rechts,
Il Allah! ſcholl es links.
Der Douglas ſah die [illegible] an
Und [illegible] Herz und [illegible]:
„Beim heiligen Kreuz und Sanct Alban,
Das gibt ein grimmig Gefecht!“
Eine Kette von Gold um den Hals ihm ging,
Zweimal gewunden [illegible],
Eine Kapſel an der Kette hing,
Die zog er an den Mund:
„Du biſt mir immer gegangen voran,
O Herz, bei Tag und Nacht,
Drum ſollſt du auch heut, wie [illegible] du gethan,
Vorangehn in die Schlacht.
Und verlaſſe der Herr mich heute nicht,
Wie ich hier [illegible] verblich,
Und gönne mir noch auf das [illegible]
Einen chriſtlichen [illegible]!“
Er warf den Schild auf die linke Seit'
Und [illegible] den Helm [illegible],
Und als zum [illegible] er ſich [illegible],
In den Bügeln hoch er rief:
„Wer das Heiligthum mir wieder ſchafft,
Des [illegible] Lohn ſei dein!“
Da warf er das Herz mit aller Kraft
In die Heiden mitten hinein.
Sie ſchlugen ſich heiß mit dem [illegible] Tag',
Die Reihen der Heiden [illegible] ein,
Die Schotten zurück und [illegible] den Zaum!
Und ſie ritten drauf und drein.
Und es war ein Ring und es war eine Flucht
Und [illegible] Tod [illegible],
Und die Sonne verſank in der Meeresbucht
Und die Wache [illegible].
Und der Stolz der Douglas, er lag gefällt
Im [illegible] Kreis
Und die Hand war [illegible] auf dem Heidenfeld,
Die nie mehr [illegible].
Von den Heiden allen durch Gottes Huld
Entkam nicht Einer nach Haus,
[illegible]
Und lang [illegible] Schwert!
Doch wo am dichteſten [illegible]
Die Heiden lagen im Tode,
Da hatte ein [illegible]
Dem Heiden das Herz durchbohrt.
Und er ſchlief mit [illegible] Angeſicht,
Längſt aus mit Stolz und Schmerz;
Doch unter dem Schilde feſtgeklemmt
Lag König Robert's Herz.

---

## 152.

## Friedrich Hebbel.

### Aus dem Trauerſpiel „Judith.“

(Akt 5, Scene 1.)

Das erleuchtete Zelt des Holofernes.
(Hinten ein Vorhang, der das Schlafgemach verdeckt.
Mirza, Judith's Magd, allein.)

**Mirza.**

Still, iſt ſtill! Ich glaube, dort (ſie deutet auf das Schlafgemach) wird Jemand ermordet; ich weiß nicht, ob Holofernes oder Judith! Still, ſtill! Ich habe einmal an einem Waſſer geſtanden und ſah, wie ein Menſch darin ertrank. Die Angſt trieb mich, ihm nachzuſpringen; die Angſt hielt mich wieder zurück. Da ſchrie ich, ſo laut ich konnte, und ich ſchrie nur, um ſein Schreien nicht zu hören. So thät' ich jetzt. O Judith, Judith! Als du zum Holofernes kamſt und ihm mit einer Verſtellung, die ich nicht faſſe, dein Volk in die Hände zu liefern verſprachſt, da hielt ich dich einen Augenblick für eine Verrätherin. Ich that dir Unrecht und ich fühlte es gleich. O möchte ich dir auch jetzt Unrecht thun! Möchten deine bleichen Wangen, deine Blicke und Geberden mich auch jetzt täuſchen, wie damals! Ich habe keinen Muth, ich fürchte mich ſehr; aber nicht die Furcht ſpricht jetzt aus mir, nicht die Furcht vor dem Mörder. Ein Weib ſoll Männer gebären, nimmermehr ſoll ſie Männer tödten!

**Judith**

(ſtürzt mit aufgelöſtem Haar ſchwankend heraus; ein zweiter Vorhang wird zurückgeſchlagen, man ſieht den Holofernes ſchlafen; zu ſeinen Häupten hängt ſein Schwert).

Es iſt hier zu hell, zu hell! Lösch' die Lichter, Mirza, ſie ſind unverſchämt.

**Mirza** (zitternd).

Sie lebt und er lebt! — Wie iſt dir, Judith? Deine Wangen glühen, als wollte das Blut herausſpringen; dein Auge blickt ſcheu!

**Judith.**

Sieh mich nicht an, Mädchen! Niemand ſoll mich anſehen.

**Mirza.**

Lehne dich an mich, du ſchwankſt.

**Judith.**

Wie, ich wäre ſo ſchwach? Weg von mir! Ich kann ſtehen, o, ich kann noch mehr, als ſtehen, ich kann wahrlich viel mehr!

**Mirza.**

Komm, laß uns fliehen von hier!

**Judith.**

Was? Biſt du ſo feinen Sinnes? Daß er mich mit ſich fortzerrte, daß er mich zu ſich riß auf ſein ſchändliches Lager, daß er meine Seele erſtickte, alles das duldeteſt du? und nun ich mich bezahlt machen will für die Vernichtung, die ich in ſeinen Armen empfand, nun ich mich rächen will für den rohen Griff in meine Menſchheit hinein, nun ich mit ſeinem Herzblut den entehrenden Kuß, der noch auf meinen Lippen brennt, abwaſchen will, nun erfrechſt du dich, mich feſtzuhalten?

**Mirza.**

Unglückliche, was denkſt du?

**Judith.**

Elendes Geſchöpf, was weißt du nicht? Das ſagt dir dein Herz nicht? — Mord kenne ich! — Gibt's denn noch eine Wahl? Sag' mir das, Mirza. Ich wähle den Mord nicht, wenn ich — was red' ich da!

Sprich kein Wort mehr, Magd. Die Welt dreht ſich um mich.

Mirza.

Komm!

Judith.

Nimmermehr! Ich will dir deine Pflicht lehren. Sieh, Mirza, ich bin ein Weib! O, ich ſollte das jetzt nicht fühlen! Höre mich und thu', warum ich dich bitte. Wenn meine Kraft mich verlaſſen, wenn ich ohnmächtig hinſinken ſollte, dann beſpreng' mich nicht mit Waſſer. Das hilft nicht. Ruf' mir in's Ohr: Du biſt eine Hure! Dann ſpring ich auf, vielleicht pack' ich dich und will dich würgen. Dann erſchrick nicht, ſondern ruf' mir zu: Holofernes hat dich zur Hure gemacht und Holofernes lebt noch! O Mirza, dann werd' ich ein Held ſein, ein Held wie Holofernes!

Mirza.

Deine Gedanken wachſen über dich hinaus.

Judith.

Du verſtehſt mich nicht! Aber du mußt, du ſollſt mich verſtehen. Mirza, du biſt ein Mädchen. Laß mich hineinleuchten in das Heiligthum deiner Mädchenſeele. Ein Mädchen iſt ein thörichtes Weſen, das vor ſeinen eigenen Träumen zittert, weil ein Traum es tödtlich verletzen kann, und das doch nur von der Hoffnung lebt, nicht ewig ein Mädchen zu bleiben. Für ein Mädchen gibt es keinen größern Moment, als den, wo es aufhört, eins zu ſein, und jede Wallung des Bluts, die es vorher bekämpfte, jeder Seufzer, den es erſtickte, erhöht den Werth des Opfers, das es in jenem Moment zu bringen hat. Es bringt ſein Alles — — iſt es ein zu kühnes Verlangen, wenn es durch ſein Alles Entzücken und Seligkeit einflößen will? Mirza, hörſt du mich?

Mirza.

Wie ſollt' ich dich nicht hören?

Judith.

Nun denk' es dir in ſeiner ganzen nackten Entſetzlichkeit, nun mal' es dir aus bis zu dem Punct, wo die Scham ſich mit aufgehobenen Händen zwiſchen dich und deine Verdammung wirft und wo du eine Welt verfluchſt, in der das Ungeheure möglich iſt.

Mirza.

Was denn? Was ſoll ich mir ausmalen?

Judith.

Was du dir ausmalen ſollſt? Dich ſelbſt in deiner tiefſten Erniedrigung — den Augenblick, wo du an Leib und Seel' ausgeplündert wirſt, um an die Stelle des gemißbrauchten Weibes zu treten und einen gemeinen Rauſch mit einem ausgehungerten Schlucker zu theilen — wo die zurückgetretene Begier aus deinem eigenen Herzen ſo weit hervor [illegible], als ſie braucht, um [illegible] — wo deine Sinne ſelbſt, wie betrunkene gemeine Diener, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen dich aufſtehen — wo du anfängſt, dein ganzes voriges Leben, all' dein Denken und Empfinden, für eine kleine hochmüthige Träumerei zu halten und deine Schande für dein wahres Sein.

Mirza.

Wohl mir, daß ich nicht ſchön bin!

Judith.

Das überlegt' ich, als ich hieher kam. Aber [illegible] trat es mir entgegen, als ich [illegible] auf die Kammer [illegible], als mein erſter Blick auf das bereitete Lager fiel. Auf die Kniee warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen und flehte: verſchone mich! — Hätte er auf den Angſtſchrei meiner Seele gehört, nimmer würd' ich ihn — — doch ſeine Antwort war, daß er mir das Bruſttuch abriß und meine Brüſte pries. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. „Mäßige deine Glut! du gehſt zu weit!“ hohnlachte er und — o, mein Bewußtſein wollte mich verlaſſen, ich war nur noch ein Krampf, da blinkte mir was Glänzendes in's Auge. Es war ſein Schwert. An dies Schwert klammerten ſich meine ſchwindelnden Gedanken an, und hab' ich in meiner Entwürdigung das Recht des Daſeins eingebüßt, mit dieſem Schwert will ich's mir wieder erkämpfen! Bete für mich! jetzt thu' ich's!

(Sie ſtürzt in die Kammer und langt das Schwert herunter.)

Mirza.

Weck' ihn auf, o Gott!

Judith (auf die Kniee ſinkend).

O Mirza, was beteſt du?

Mirza.

Gott ſei gelobt, ſie kann's nicht!

Judith.

Nicht mehr, Mirza, der Schlaf iſt Gott ſelbſt, der die müden Menſchen umarmt; wer ſchläft, muß ſicher ſein!

(Sie erhebt ſich und betrachtet Holofernes.)

Wie er ſchläft ſo ruhig, er ahnet nicht, daß der Mord ſein eigenes Schwert wider ihn zückt. Er ſchläft ruhig — ha, feiges Weib, was dich empören ſollte, macht dich mitleidig? Dieſer ruhige Schlaf nach einer ſolchen Stunde, iſt er nicht der ärgſte Frevel? Bin ich denn ein Wurm, daß man mich zertreten und, als ob Nichts geſchehen wäre, ruhig einſchlafen darf? Ich bin kein Wurm.

(Sie zieht das Schwert aus der Scheide.)

Er lächelt. Ich kenn' es, dies Höllenlächeln; ſo lächelte er, als er mich zu ſich niederzog, als er — — Tödt' ihn, Judith, er entehrt dich zum zweitenmal in ſeinem Traum; ſein Schlaf iſt Nichts, als ein häusliches Wiederkäuen deiner Schmach. Er regt ſich. Willſt du zögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und —

(Sie haut dem Holofernes das Haupt herunter.)

Siehſt du, Mirza, da liegt ſein Haupt! Ha, Holofernes, achteſt du mich jetzt?

Mirza (ſchwankend).

Halte mich!

Judith (vom Schauern geſchüttelt).

Sie wird ohnmächtig. Iſt denn meine That ein Greuel, daß ſie dieſer hier das Blut in den Adern erſtarren macht? (heftig.) Wach' auf aus deiner Ohnmacht, Thörin; deine Ohnmacht klagt mich an und das duld' ich nicht.

Mirza (ſich faſſend).

Wirf doch ein Tuch darüber.

Judith.

Sei ſtark, Mirza, ich bitte dich, ſei ſtark. Jeder deiner Schauer koſtet mich einen Theil meiner ſelbſt. Dies dein Zurückſchaudern, dies grauſame Abwenden deiner Blicke, dies Erbleichen deines Geſichtes könnte mir einreden, ich habe das Ungeheuerliche gethan, und dann müßt' ich ja mich ſelbſt —

(Sie greift nach dem Schwert.)

Mirza

(wirft ſich ihr an die Bruſt).

Judith.

Juble, mein Herz, Mirza kann mich noch umarmen! Aber weh' mir, ſie flüchtet ſich wohl nur an meine Bruſt, weil ſie den Todten nicht anſehen kann, weil ſie vor einer zweiten Ohnmacht zittert. Oder ſucht ſie durch die Umarmung die zweite Ohnmacht?

(Sie ſtößt ſie von ſich.)

Mirza.

Du thuſt mir weh und dir noch mehr.

Judith (Mirza's Hand faſſend).

Nicht mehr, Mirza. Wenn's ein Greuel wäre, wenn ich wirklich gefrevelt hätte, du würdeſt mich das ja nicht fühlen laſſen; du würdeſt ja, und wollt' ich ſelbſt aber mich zu Gericht ziehn und mich verdammen, freundlich zu mir ſagen: Du thatſt das Rechte, es war eine Heldenthat.

**Mirza** (ſchweigt).

**Judith.**

Ha, bild' dir nur nicht ein, daß ich ſchon als Heldin von dir rede, daß ich mich ſchon verdammt habe und von dir die Beſtätigung erwarte. Es war eine Heldenthat, denn Jener war Holofernes und ich — ich bin ein Ding, wie du! Es iſt mehr als eine Heldenthat, ich möchte den Helden ſehen, dem ſeine größte That nur halb ſo viel gekoſtet hat, wie mich die meinige!

**Mirza.**

Du ſprichſt von Rache. Eins muß ich dich fragen: Warum tratſt du im Glanz deiner Schönheit in ſein Heidenlager? Hätteſt du es nie betreten, du hätteſt Nichts zu rächen gehabt!

**Judith.**

Warum ich kam? Das Elend meines Volkes peitſchte mich hieher, die drohende Hungersnoth, der Gedanke an jene Mutter, die ſich ihren Puls aufriß, um ihr verſchmachtendes Kind zu erlaben. O, nun bin ich wieder mit mir ausgeſöhnt. Dieß Alles hatt' ich über mir ſelbſt vergeſſen.

**Mirza.**

Du hatteſt es vergeſſen. Das alſo war's nicht, was dich trieb, als du deine Hand in Blut tauchteſt!

**Judith** (langſam, vernichtet).

Nein — nein — du haſt Recht — das war's nicht — Nichts trieb mich, als der Gedanke an mich ſelbſt. O, hier iſt ein Wirbel! Mein Volk iſt erlöſt, doch wenn ein Stein den Holofernes zerſchmettert hätte, es wäre dem Steine mehr Dank ſchuldig, als jetzt mir! Dank? Wer will den? Aber jetzt muß ich meine That allein tragen und ſie zermalmt mich.

**Mirza.**

Holofernes hat dich entehrt. Wenn du ihm einen Sohn gebierſt, was willſt du antworten, wenn er dich nach ſeinem Vater fragt?

**Judith.**

O Mirza, ich muß ſterben, und ich will's! Ha, ich will durch das [illegible] Thor eilen, ich will das Haupt des Holofernes emporheben, ich will meinen [illegible], die [illegible] und mich in Stücken zerreißen. (Will fort.)

**Mirza.**

Dann zerreißen ſie auch mich.

**Judith.**

Was ſoll ich thun? Mein Hirn löſt ſich in Rauch auf, mein Herz iſt wie eine Todeswunde. Und doch kann ich Nichts denken, als mich ſelbſt. [illegible] Ich fühl' mich wie ein Baum, der noch [illegible] gebrochen iſt. [illegible] ich [illegible], Niemand, auch Niemand; ich muß aufhören, ſonſt verſchwind' ich ganz in Nichts.

**Mirza** (aufſchreiend).

Gott, man kommt!

**Judith** ([illegible]).

Ruhig, ruhig! Es kann Niemand kommen! Ich hab' die Welt und Herz [illegible] und [illegible] Du biſt wohl ſelber [illegible]. Was Gott mag [illegible], wenn er morgen früh herunterſchaut und ſieht, daß die Sonne nicht mehr gehen kann und die Sterne [illegible]. Ob er auch denken wird? O nein, ich bin zu tief [illegible], die noch lebt, [illegible] weiter leben der? wie kommt er auch [illegible]?

**Mirza.**

Judith!

**Judith.**

Ha, mein Name thut mir weh!

**Mirza.**

Judith!

**Judith** ([illegible]).

Laß mich ſchlafen! Träume! [illegible] Träume! Iſt's nicht lächerlich? Ich könnte jetzt weinen. Hätt' ich nur Einen, der mir ſagte, warum.

**Mirza.**

Es iſt aus mit ihr. Judith, du biſt ein Kind.

**Judith.**

Ja wohl. Gott ſei Dank! denk' dir nur, das wußt' ich nicht mehr, ich hatte mich ordentlich in die Gewalt hineingedacht, wie in einen Kerker, und es war immer mir [illegible], ſchrecklich, [illegible] wie eine eherne Thüre. (Lächelnd.) Nicht mehr, ich bin morgen noch nicht alt und übermorgen auch noch nicht! Komm, wir wollen wieder ſpielen, aber nicht Holofernes. Eben war ich ein böſes Weib, das Einen umgebracht hatte. Ha! ſag' mir, was ich nun thun ſoll.

**Mirza** (ſchaudernd).

Gott, ſie wird wahnſinnig.

**Judith.**

Sag' mir, was ich thun ſoll! Schnell, ſchnell. Sonſt werd' ich wieder, was ich war.

**Mirza** (auf Holofernes deutend).

Sieh!

**Judith.**

Meinſt du, daß ich's nicht mehr weiß? O doch, doch! Ich bettle ja bloß um den Wahnſinn, aber er dämmert nur hin und wieder ein wenig in mir, ſicher wird's nicht. In meinem Kopf ſind lauter [illegible], doch ſie ſind alle für meinen großen, tiefen Verſtand zu klein, er ſieht [illegible] hinein zu [illegible].

**Mirza** (in höchſter Angſt).

Der Morgen iſt nicht mehr fern; ſie machen mich und dich zu Tode, wenn ſie uns hier finden; ſie ziehen uns Glied nach Glied ab.

**Judith.**

Glaubſt du wirklich, daß man Seelen tödten kann? Ich weiß wohl, daß Alle das glauben und daß man's glauben ſoll. Sonſt glaubt' ich's auch, jetzt ſcheint mir der Tod ein Unding, eine Unmöglichkeit. Sterben! Ha, [illegible], daß ich nicht [illegible] oder ein Anderer, es iſt ſchon Etwas mit mir ſelbſt und es [illegible] ſich immerzu. O man [illegible] um Schmerz. (Sie deutet auf Holofernes.) Auch der iſt nicht todt! Wer weiß, ob nicht er es iſt, der mir dies Alles ſagt, ob er ſich nicht [illegible] an mir rächt, daß er meinen ſchaudernden Geiſt mit dem Geheimniß ſeiner Unſterblichkeit bekannt macht!

**Mirza.**

Judith, hab' Erbarmen und komm!

**Judith.**

Ja, ja, ich liebe dich, Mirza, ſag' du mir immer, was ich thun ſoll; ich hab' [illegible], auch ſelbſt Etwas zu thun.

**Mirza.**

So folge mir.

**Judith.**

Ei, du mußt aber die Hauptſache nicht vergeſſen. Siehſt das Haupt dort in dem Sack, den hab' ich hier [illegible]. Du willſt nicht? Dann geh' ich keinen Schritt!

(Mirza greift mit Schaudern.)

Doch, das Haupt iſt mein Eigenthum, das muß ich mitbringen, damit man mir's in Bethulien glaubt. Und ich — weh, weh, man wird mich jubelnd umringen, wenn ich's nun verliere, und noch einmal mehr, und ich, als hätt' ich noch [illegible].

**Mirza** ([illegible]).

Jetzt?

**Judith.**

Nun wär's doch. Hör', Mirza, ich will ſagen, du haſt's gethan!

**Mirza.**

Ich?

**Judith.**

Ja, Mirza; ich will ſagen, mir ſei in der Stunde der Entſcheidung der Muth abtrünnig geworden, aber über dich ſei der Geiſt des Herrn gekommen und du habeſt dein Volk von ſeinem großen Widerſacher erlecht. Dann wird man mich verachten, wie ein Werkzeug, das der Herr verworfen hat, und dir wird Preis und Lobgeſang in Iſrael.

Mirza.

Nimmermehr!

Judith.

O, du haſt Recht! Es war Feigheit. Ihr Jubelruf, ihr Cymbelklang und Paukenſchall wird mich zerſchmettern und dann hab' ich meinen Lohn. Komm!

(Beide ab.)

## 153.

## Deutſche Dichterinnen.

### 1.

### Anna Luiſe Karſch.

### Klagen einer Braut.

Du Sängerin geheimer Klagen,
Geliebte Nachtigall! du ſingſt;
Ach, laß dir meinen Kummer ſagen,
Daß du ihn in Geſänge bringſt!
Ach, klage den, der mir entzogen
Mit allen meinen Freuden iſt!
Dein Liebling iſt dir auch entflogen,
Um welchen du ſo traurig biſt:
Mein Liebling, den ich beſſern Zeiten
Gekannt, gewünſcht, gehofft, geliebt,
Ach, der iſt unter den Streitern
Da, wo Geſchütz das Zelt umgibt!
Wo gegenüber Feinde wohnen,
Und wo der fürchterliche Tod
Mit ſtarkem Donner der Kanonen,
Dem Glücke meines Lebens droht!
Du, kleiner Vogel, ſiehſt zuweilen
Mich traurig an, als wollt' in dir
Dein Herz den Kummer mit mir theilen;
O fühl' ihn doch und ſinge mir!
Sieh, was auf meiner blaſſen Wange
Die Thräne der Empfindung ſpricht:
„So klagt im traurigſten Geſange,
„Ein Täubchen bei dem Verluſte nicht!"
Ich weine nicht der Freude Zähre,
Ich ſchütte Klagen einer Braut,
Die, wenn ihr Freund gefallen wäre,
Den Sträuchern ihren Schmerz vertraut.
Den ganzen Tag hör' ich das Knallen
Des Treffens, und mein Traum bei Nacht
Zeigt mir die Menſchen, wie ſie fallen,
So fällt mein Trauter in der Schlacht!
O! da liegt neben ſeiner Leiche
Die zärtliche verlaſſne Braut!
„Krieg, tödte mich mit einem Streiche!"
So ſchallt ihr letzter Seufzer laut.
Sie ſtirbt, doch nein, ſie wacht mit Schrecken
Vom ſchweren Traume zu Klagen auf;
Gram ſchläft in ihr, Gram kommt ſie wecken;
So ängſtlich iſt ihr Lebenslauf!
Du, Vogel, hilf ihr klagend ſingen!
Miſch' in die Töne Wehmuth ein;
Wird mir mein Glück der Friede bringen,
Dann ſoll dein Lied frohlockend ſein!

### 2.

### Luiſe Brachmann.

### Columbus.

„Was willſt du, Fernando, ſo trüb und bleich?
Du bringſt mir traurige Mähr!"
„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küſte ſich zeigen will,
So ſeid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut."
Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängt die Menge ſich nach,
Da ſtürmen die Rotten, die wüthenden, ſchon
Gleich Wogen in's ſtille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöſchenden Blick,
Auf bleichen Geſichtern der Tod. —
„Verräther! wo iſt nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!
„Du gibſt uns nicht Speiſe, ſo gib uns dein Blut!"
„Blut!" rief das entmenſchte Heer. —
Sanft ſtellte der Große den Heldenmuth
Entgegen dem ſtürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, ſo nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Oſten entſchwebt,
Vergönnt mir den ſegnenden Strahl.
„Beleuchtet der Morgen kein rettend Geſtad,
So biet' ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad
Und trauet der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, ſein ruhiger Blick
Beſiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und ſchonten ſein heiliges Blut.
„Wohlan denn, es ſei noch! doch hebt ſich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So ſiehſt du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der ſtrafenden Hand!"
Geſchloſſen war alſo der eiſerne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. — —
Es thut der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geſchick!
Die Sonne ſank, der Tag entwich;
Des Helden Bruſt ward ſchwer;
Der Kiel durchrauſchte ſchauerlich
Das weite, wüſte Meer.
Die Sterne zogen ſtill herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsſtern!
Und von des Schiffes ſtetem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.
Vom Lärm des innern Schiffs verbannt,
Die Bruſt voll Gram, durchwacht,
Nach Weſten blickend unverwandt,
Der Held die lange Nacht.
„Nach Weſten, o nach Weſten hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch ſterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnſucht Ziel!
„Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht ſie troſtlos untergehn
Im wüſten Fluthengrab!"
Es ſprach's der Held, von Mitleid weich; — —
Da — horch! welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, ſo trüb und bleich!
Was bringt dein bebender Schritt?"
„Ach, edler Feldherr, es iſt geſchehn!
Jetzt hebt ſich der öſtliche Strahl!"
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmliſchen Höh'n
Entwand ſich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt ſie zum Tode die Bahn."
„Leb wohl denn, mein Feldherr! leb ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!"
Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge ſich nach;
Da ſtürmten die Rotten, die wüthenden, ſchon
Gleich Wogen in's ſtille Gemach.

„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit;
Ihr wollt mich in's ſchäumende Meer;
Doch wißt, das rettende Ziel iſt nicht weit;
Gott ſchütze dich, irrendes Heer!“
Dumpf flirrten die Schwerter, ein wildes Geſchrei
Erfüllte mit Grauſen die Luft;
Der Edle bereitet ſich ſtill und frei
Zum Weg in die fluthende Gruft.
Zerriſſen war jedes geheiligte Band:
Schon ſah ſich zum ſchwindelnden Rand
Der treffliche Führer geriſſen. — — Da: Land!
Land! ruft es, und donnert' es: Land!!
Ein glänzendes Eiland, mit Purpur gemalt,
Erſchien dem verzagenden Blick;
Vom Golde der ſteigenden Sonne beſtrahlt
Erhob ſich das winkende Glück,
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht; — —
Sie ſtürzten zu Füßen des Herrlichen hin —
Und prieſen die göttliche Macht.

## 3.

## Karoline Pichler.

### Kaiſer Max.

Es war der Reichstag ausgeſchrieben
Gen Worms, die alte, freie Stadt
Und Niemand war daheim geblieben,
Kein Fürſt, kein Ritter, kein Prälat.
Je Einer nach dem Andern zogen
In ſtattlichen, geſchmückten Reih'n
Sie durch des Thores hohen Bogen
Wohl mit viel hundert Helmen ein.
Man hoffte viel von dieſem Tage,
Denn Großes ſollte da geſchehn,
Schon manche langſt erhobne Klage,
So mancher Zwiſt nicht mehr beſtehn;
Nicht mehr die blinde Willkür ſchalten,
Die Unſchuld ohne Schützer ſein
Und in dem Kampfe der Gewalten
Die Stärke nur des Rechts ſich freu'n.
So hat es Kaiſer Max beſchloſſen,
Treu denkend der beſchwornen Pflicht,
Aus Habsburgs edlem Stamm entſproſſen,
Verläugnet er den Ahnherrn nicht.
Er, unbeſiegt in jedem Streite,
Berühmt in Kampf und Ritterſpiel,
Legt willig auch das Schwert bei Seite
Nur Recht und Friede iſt ſein Ziel.
Bald hat der Ruf umher verkündet,
Was auf dem Reichstag jetzt geſchah;
Der Wandrer wird vom Ruf entzündet
Und eilt herbei von fern und nah.
Kaum faßt die Stadt die vielen Gäſte,
Und was der Menge Sinn erfreut,
Bankett und Tanz, Turnier und Feſte
Beflügeln die beliebte Zeit.
Da kam aus Frankreichs ſchönen Gauen,
Von hohem Ruhme gekrönt,
Ein Ritter, furchtbar anzuſchauen,
Im Kampf zu Schimpf und Ernſt gewandt.
Der Ruf von ſeines Armes Stärke
Ging weit verbreitet vor ihm her,
Es ſei im erſten Waffenwerke
Kein Ritter ſo geübt, wie er.
Dort aber ſeiner Herberg' Pforte
Hing er ſein Wappenſchild erhöht
Und durch den Herold dieſe Worte
In der erſtaunten Stadt ergeht:
„Er ſei bereit auf Tod und Leben,
Um eine Gabe reich und ſchön,
Auf Haft, wie ſie ſich Ritter geben,
Den Kampf mit Jedem zu beſtehn.“

So läßt er voll von Stolz verkünden
Und harrt und harrt ſo manchen Tag;
Kein kühner Gegner will ſich finden,
Der dieſen Strauß beſtehen mag.
Des Fremden übermüthig Pochen
Auf die beſiegter Waffen Glück
Und was der Ruf von ihm geſprochen,
Schreckt Jeden vor dem Kampf zurück.
Das wurmt den Kaiſer tief im Herzen,
Er kann des Franzmanns Uebermuth,
Die Schmach der Seinen nicht verſchmerzen,
Und zürnend wallt ſein fürſtlich Blut.
„Und will es denn nicht Einer wagen,
Wie ſie um mich verſammelt ſtehn;
So will ich ſelbſt mich mit ihm ſchlagen,
Er ſoll den Meiſter in mir ſehn.“'
Er gibt ſein ritterlich Verlangen
Nach Ritterbrauch dem Gegner kund.
Bei deſſen Schilde wird aufgehangen
Der Schild von Oeſtreich und Burgund.
Erſtaunt erkennt ganz Worms dieß Zeichen
Und Alles harrt erwartungsvoll
Auf dieſen Zweikampf ſonder Gleichen,
Der Deutſchlands Ehre retten ſoll.
Der neunte Morgen iſt benennet
Zum Kampf auf ritterliche Haft;
Und jedes Gegners Buſen brennet
Vor Streitluſt und Gefühl der Kraft.
Durch alle Straßen wogt die Menge,
Bei allen Thoren ſtrömt's herein,
Und eilt im wimmelnden Gedränge,
Ein Zeuge dieſes Kampfs zu ſein.
Am neunten Morgen — ernſt und ſtille
Bewehrt mit Lanz' und breitem Schwert,
Vom Kopf zum Fuß in Eiſenhülle,
Erſcheinet Jeder hoch zu Pferd.
Wie die Trompete ſchmetternd tönet,
Stürmt Jeder auf den Andern los,
Die Pferde bäumen ſich, es dröhnet
Die Rüſtung vom gewaltigen Stoß.
Doch fruchtlos glitſchte jede Lanze,
Die Kämpfer blieben unverſehrt,
Da ſchwinget leicht, als wie im Tanze,
Ein Jeder raſſelnd ſich vom Pferd.
Nun ward der Schwerter Wucht erhoben,
Die Streiche fielen hageldicht
Und ob auch Funken um ſie ſtoben,
Die wackern Kämpfer fühlten's nicht.
Schon war dem Fremden viel gelungen,
Er hat mit ſeines Hiebes Kraft
Des Kaiſers Rüſtung durchgedrungen,
Da wo am Helm der Panzer klafft.
Doch wie ſich Max verwundet fühlet,
Scheint ſeine Kraft erſt recht erwacht;
Als hätt' er nur bisher geſpielet,
Verdoppelt er der Streiche Macht.
Und drängt und läßt nicht ab zu ſtürmen,
Bis er den Gegner ſo betäubt,
Daß dem, unfähig ſich zu ſchirmen,
Nichts als Ergebung übrig bleibt.
Er ſenkt das Schwert, fleht um ſein Leben
Und will nach des Vertrages Kraft
Sich nach des Kaiſers Hof begeben,
Gewärtig ritterlicher Haft.
Da reicht, zur Milde ſchnell gewendet,
Ihm Max die kaiſerliche Hand
Und glorreich iſt der Kampf geendet,
Den er für Deutſchlands Wohl beſtand.
Jetzt ſchmettern jubelnd die Trompeten
Und Alles preiſt des Herrſchers That,
Der, ſeines Volkes Ruhm zu retten,
Als Kämpfer in die Schranken trat.

## 4.

## Helmina von Chezy.

### Sanct Johannes und das Würmlein.

Johannes ging am hellen Bach
Und ſah dem Lauf der Wellen nach,
Er ſchritt durch Gras und Blümelein
Und ſchaute wohl mit Liebe drein:
Wie friſch das blüht, wie hold zu ſehn,
O Gott, wie iſt die Welt ſo ſchön!
Die Blümlein lächeln allzumal,
Und Alles grünt und quillt im Thal,
Da iſt kein Kraut, da iſt kein Blatt,
Das nicht Gefühl vom Leben hat.
Des Seins ſich jedes Würmlein freut
Und trüg' es noch ſo ſchlichtes Kleid,
Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in ſich trägt!
Wie nun Johannes liebend ſtaunt,
Ein Würmlein er am Boden fand't,
Zwar ſchlicht und grau, gar klein geſtalt't,
Johannes hätt's zertreten bald.
Da hebt er's auf vom Boden fein
Und ſetzt es auf ein Blümelein
Und ſpricht: O lebe, lebe nur,
Dir blüht ja auch die Frühlingsflur!
Das Würmlein fühlt ſich kaum berührt,
Als es die Segenshand verſpürt,
Entbrannt von reiner Liebesglut
Es plötzlich lieblich leuchten thut.
Auch wuchſen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bei lauer Nacht,
Hell, wie ein blitzender Smaragd,
Auf Blumen liegt es weit und breit
Wie lichte Sternlein ausgeſtreut,
So ruht es friedlich ſüß im Grün,
In Liebe wird es ſtill verglühn.

## 5.

## Amalie von Helwig.

### Die Geiſter des Sees.

Dumpf rauſcht's vom hohen Wogenſtrand
An's ſteile Felsgeſtade,
Und grau, wie der Geiſter wehend Gewand,
Webt dichter Nebel ſich über's Land
Und hüllt die dämmernden Pfade.
Die herbſtlichen Lüftchen ſäuſeln
Es ſteigt in leiſem Kräuſeln
Die blaue Welle des Sees;
Aus Wolken die Sterne blinken
Und langſam wogen und ſinken
Die Silberflocken des Schnees.
Und in der Nacht, die ſtill und kalt
Um Ullin's Hügel ſich breitet,
Am Ufer, das dunkel die Fluth umwallt,
Da wankt nur jetzt eine holde Geſtalt,
Von banger Liebe geleitet.
Die ſeidnen Locken wehen;
Sie eilt mit ängſtlichem Spähen
Scheu zu dem nächtlichen Hain,
Laut ruft ſie mit wildem Blicke;
Dumpf kehrt die Stimm' ihr zurücke;
Die Winde nur ächzen drein.
Was irrt Allona ſo ſpät im Reif
Von Ullin's einſamen Auen?
Ihr leuchtet nur ferne der Purpurſtreif
Des hellen Nordlichts mit breitem Schweif,
Es ſtrahlet ahnendes Grauen.
Sie ſucht im röthlichen Scheine
Chatullin, den Jäger der Haine,
Den Sohn der ſchattigen Höhn.
Zwei Nächte ſah ſie vom Stamme
Bemooſter Eichen die Flamme
In einſamer Halle verwehn.
Und an der jähen Felſenwand,
Wo ſchäumende Wellen ſich ſchlagen,
Da faßt es ihr flatternd weißes Gewand;
Da ſchmiegt ſich's ſchmeichelnd an ihre Hand
Mit leiſe winſelnden Klagen.
„Biſt du es, Luath, der Treue?
Jagt nicht Chatullin das ſcheue,
Dem Pfeil entfliehende Wild?
Verließ er des Waldes Pfade,
Umirrend die Felſengeſtade
Vom nebelzeugenden See?
„Ach! nimmer jagt er's ſcheue Reh,
Kehrt nimmer zum heimiſchen Herde;
Es rauſcht mir ſo traurig der dunkele See,
Und jede Welle, ſie ſeufzet Weh.
Laut winſelt der Jagden Gefährte,
Stets blieb mit treuem Geleite
Er ſeinem Gebieter zur Seite;
Jetzt liegt er am Ufer allein!
Verkündet's nächtliche Lüfte:
Umfangen die feuchten Grüfte
Des Jünglings ſtarres Gebein?
Da rauſcht die Luft und im Sturm erhebt
Der See die ſchäumenden Wogen,
Und bleich aus dem Dufte der Nacht gewebt,
Schwankt leis ein Dunſtbild empor und ſchwebt,
Vom Sturm an's Ufer gezogen.
Die hohe Geſtalt erreichet
Die Nebelwolken, es zeiget
Geſenkt und ungeſpannt,
Blaß, wie aus nebliger Ferne
Der ſilberne Glanz der Sterne,
Den Bogen des Geiſtes Hand.
Still iſt und ernſt ſein Angeſicht;
Er neiget es liebend nieder,
Und leis, wie der Lüfte Säuſeln, er ſpricht:
„Mit Beuten der Jagden kehr' ich nicht
Zur Flamme des Herdes wieder.
Mich lockt' aus dem ſchattigen Haine
Hervor im Nebelſcheine
Das eilende flüchtende Reh;
Ein Duft barg Ufer und Wogen,
Da ſank ich, vom Schimmer betrogen,
Hinab in den ſchweigenden See."
Mit Liebesarm Allona ſtrebt
Die theure Geſtalt zu faſſen,
Die bleich, vom Schleier der Nacht umwebt,
Sich ſchwebend höher und höher hebt:
Sie ſieht ſie im Duft erblaſſen.
Dann faßt ſie ein nächtliches Grauſen,
Es rauſcht mit dumpfem Brauſen
Um ſie des Sturmwindes Wuth.
Ihr ſchwinden die matten Sinnen,
Da reißt ſie's wirbelnd von hinnen
Hinab in die tiefe Fluth.
Nur wenn es rauſcht vom Wogenſtrand
An's ſteile Felsgeſtade,
Und grauer Nebel, wie Geiſts Gewand,
Sich dichter webt um's weite Land,
Verhüllend die öden Pfade;
Dann ſieht man die Wellen ſich kräuſeln;
Es ſchweben mit leiſem Säuſeln,
Herab, wie Flocken des Schnee's,
Zwei Geiſter mit ſchwachem Blinken;
Sie wanken, wogen und ſinken
Vereint in den Schooß des Sees.

### 6.

## Henriette Ottenheimer.

### Wohin?

Lüfte des Himmels, wo ziehet ihr hin? —
Wir ſchweben und weben
Ein fröhliches Leben, —
In Blättern zu wühlen,
Die Stirnen zu kühlen,
Mit Blumen zu ſpielen. —
So ſäuſeln wir linde herab und herauf
Und enden im Aether den ſpielenden Lauf.
Wogen des Stromes, wo ziehet ihr hin? —
Wir rauſchende Wellen
Verſinken und ſchwellen,
Wir küſſen Geſtade
Und locken zum Bade;
Verſchlungene Pfade
Sie führen uns endlich zum Ziele daher,
Wir finden die Ruhe, die Ruhe im Meer.
Sehnſucht im Buſen, wo zieheſt du hin? —
Hinauf zu den Sternen,
In himmliſche Fernen,
Durch endloſe Weiten
Laß träum'riſch mich gleiten,
Ohn' Grübeln und Deuten. —
So ſchwebe ich lächelnd der Ewigkeit zu
Und finde dort oben, nur oben erſt Ruh! —

---

### 7.

## Luiſe von Plönnies.

### Iſt es Wonne, iſt es Schmerz?

Warum ſchlägt ſo laut mein Herz?
Iſt es Wonne, iſt es Schmerz?
Es iſt Schmerz und Glück zugleich,
Ach, ein Glück, ſo ſchmerzenreich,
Ach, ein Schmerz, ſo reich an Glück,
Daß ich nie ihn geb' zurück!
Schlage, ſchlage drum, mein Herz,
Trage, trage deinen Schmerz!
Warum ſchlägt ſo laut mein Herz?
Iſt es Wonne, iſt es Schmerz?
Jedem Glück auf dieſer Welt
Iſt ſein Schmerz auch zugeſellt.
Liebesglück iſt ſel'ger Schmerz,
Liebesſchmerz iſt Glück für's Herz.
Schlage, ſchlage drum, mein Herz,
Trage, trage deinen Schmerz!
Warum ſchlägt ſo laut mein Herz?
Iſt es Wonne, iſt es Schmerz?
Fern von mir wich Liebesglück,
Liebesſchmerz nur blieb zurück;
Doch im Schmerz noch liebt die Bruſt
Des entſchwundnen Glückes Luſt.
Schlage, ſchlage drum, mein Herz,
Trage, trage deinen Schmerz!

---

### 8.

## Roſa Maria Aſſing.

### Wanderlied.

In die Ferne zieht ein Wandrer,
Leichten Sinns am Wanderſtab,
Singt ein Wanderlied, [illegible]
Pflückt er ſich manch Blümchen ab.
„Was du hinter dir gelaſſen,
Schau nicht bang darnach zurück.
Vor dir liegen blaue Berge
Und dahinter manches Glück."
„Aus den Augen, aus dem Sinne,
Goldenes Sprüchlein, wohlbekannt!
Ander Städtchen, andre Mädchen,
Iſt ein's, das ihm nah verwandt!"
„Weißt noch nicht, für wen das Sträußchen
Du am Wege haſt gepflückt,
Wirſt bald eine wieder finden,
Die ſich freundlich damit ſchmückt!"
„Neues Glück und neue Liebe,
Bringt jeder neue Ort,
Monde wechſeln, Winde wehen,
Und verwehen manches Wort."
Mittags ruhet der Geſelle
In dem Lindenſchatten aus,
Denkt noch einmal ſeines Liebchens,
Die er weinend ließ zu Haus.
Ihren Namen, ſeinen Namen
Schreibt er ſpielend in den Sand, —
Dorten wohl zum letztenmale
Beide man vereinigt fand.
Kalter Wind durchzieht die Lüfte
Und verweht die Namen dort,
Monde wechſeln, Winde wehen
Und verwehen manches Wort!

---

### 9.

## Karoline Leonhard-Lyſer.

### Mein Glück.

Im tiefen Leid möcht' ich vergehen,
Weil ich dir ferne bleiben muß,
Schickt' ich nicht in der Lüfte Wehen
Dir täglich meinen Liebesgruß.
Ergeben trag' ich alle Pein,
Wenn nur mit mir die Freude geht,
Dein Glück iſt meines Gartens Roſe,
O Roſe, blüh' mir früh und ſpät!
Was immer das Geſchick mir ſendet,
Mein Herz bleibt dennoch froh und rein,
Wenn Gott dir Freud' und Wonne ſpendet,
So fällt auf mich ein Widerſchein.
Wird mir auch nur ein Kranz von Mooſe,
Ich nehm' ihn dankbar, mit Gebet,
Dein Glück iſt meines Gartens Roſe,
O Roſe, blüh' mir früh und ſpät.
Wenn dann in einſam ſtillen Tagen
Kein Schmuck und Glanz mein eigen iſt,
Und alle Leute von mir ſagen:
„Wie ſie doch jedes Glück vermißt;"
Dann ſchau ich froh, wie mit Gekoſe
Der Lenz die ſchönſte Blüth' umweht,
Dein Glück, 's iſt meines Gartens Roſe,
O Roſe, blüh' mir früh und ſpät!

---

### 10.

## Luiſe von Bernſtedt.

### Liebeslied.

Meine Liebe ſoll dir ſcheinen
In das Herz ſo warm und heiß
Wie die Sonne, zieht am reinen
Himmel ſie den höchſten Kreis —
Wie ein Stern, wenn ſchwarze Dunkel
Drücken auf das bange Meer
Und er führt mit Glanzgefunkel
Deinen Nachen ſicher her —
Wie auf grünen Alpenhöhen
Flammt der Hirten Feuerlicht,

Daß die Thäler weit es ſehen
Und dir's hell durch Nebel bricht —
Wie des Glühwurms kleine Leuchte
In des Blättchens grünem Zelt,
Wie das Morgenroth in feuchte
Thauestropfen roſig fällt —
Scheinen, wie am lieben Heerde
Scheint der Kohlen rothe Glut,
Wenn durchwandert du die Erde,
Dort dir endlich wird ſo gut —
Wie das reine, weiße Feuer,
Das den Diamant verzehrt,
Das, gehüllt in heil'ge Schleier,
Die Veſtalin ewig nährt —
Scheinen endlich treu und ſtille
Wie des Lämpchens ſanfter Schein,
Das mit ſeiner Zitterhelle
Hellt dein Sterbekämmerlein.

## 11.

## Adelheid von Stolterfoth.

### Der Seekönig.

Eine Jungfrau geht zu ſchauen
Vom hohen Felſenſtrand;
Sie weint viel tauſend Thränen
Und ringt die weiße Hand.
Ihr Goldhaar wallt hernieder,
Drin funkelt ein Edelſtein,
Den wirft ſie in die Wogen,
Möcht' lieber ſchmucklos ſein.
„O Sigurd!“ ruft ſie traurig
Hinab in's rauſchende Meer,
„Ruhſt du vielleicht da drunten
Und kehreſt nimmermehr?
Oder haſt du gar vergeſſen,
Daß du mir Treue ſchwurſt,
Eh' du ein Heimatloſer
Verfolgt von hinnen fuhrſt?
„Verhaßt iſt mir die Krone
Auf meines Vaters Haupt
Und auch ſein blut'ger Scepter,
Dem deinen einſt geraubt.
Nun ſoll ich Beides theilen
Mit einem ſtolzen Gemahl!
Weh' mir! läg' ich da drunten
Befreit von Angſt und Qual!“
Und aus den Uferfelſen
Tönt eine Stimme traut:
„Nicht hab' ich der Treu vergeſſen, —
Willkommen, du ſüße Braut!“
Herr Sigurd iſt's, der Kühne,
Er kommt zu guter Stund',
Und hält ſein Lieb umſchlungen
Und küßt ihren rothen Mund.
Er trägt ſie ſanft hinunter
In ſein geſchwindes Schiff,
Er ſteuert es vorüber
Am dunklen Felſenriff;
Und ſetzt ihr von Korallen
Eine Kron' in's goldne Haar
Und einen ſchillgrünen Mantel
Reicht er ihr lächelnd dar.
„Nun mußt du mit mir ziehen,
Mein Reich iſt das weite Meer,
Alle Lande ſind mein eigen,
Wo ich werfen mag den Speer!“
Die Wimpel flattern und wallen
Im rothen Abendſchein —
Der König ſchaut ruhig vom Thurme:
„Wer mag der Segler ſein — ?“

## 12.

## Betty Paoli.

### Ein Todtenopfer.

Im Morgenlichte ſtrahlt der Berge Rand,
Es glüht das Meer, mit Purpur übergoſſen,
Da ſtößt ein Schiff von Hellas' heiterm Strand,
Die Wogen theilend mit den Ruderfloſſen.
Schwarz ſind des Schiffes Segel, ſchwarz der Kiel,
Vom Maſte flattern dunkle Trauerzeichen,
Jedweder ahnt mit Beben und Erbleichen:
So düſter wie die Rüſtung iſt das Ziel.
Und wer bevölkert dieſes Schiffes Raum?
Jünglinge ſind es, apolliniſch ſchöne,
Und Jungfrau'n, lieblich wie ein Frühlingstraum,
Der tief erklingen macht der Sehnſucht Töne.
Sie ſtehn wie um den Opferſtein geſchaart,
Das Aug' verſtört, und ringen bang die Hände,
Denn, weh! ihr Sarg ſind dieſes Fahrzeugs Wände
Und dieſe Reiſe ihre letzte Fahrt!
Athens unſel'ge Schmerzenskinder ſind's,
Das Ziel iſt Kreta's fluchbeladne Küſte,
Wo im verſchlungnen Bau des Labyrinths
Der Minotaurus harrt mit Blutgelüſte.
Ihr Leben iſt das theure Löſegeld,
Gefordert von des Ungeheuers Wüthen:
Ihm fallen Hellas' ſchönſte Menſchenblüthen,
Bis ihn erlegt der glückgekrönte Held.
Das iſt vorbei. — So manch Jahrtauſend ſchwand,
Doch ſieht die Sonne ſtets Daſſelbe wieder,
Und wieder ſtößt ein Schiff von griech'ſchem Strand,
Vom Hauch gewiegt der ſüßen Meereslieder.
In Sonnenklarheit ſtrahlt des Himmels Blau,
Es ſchwellt der friſche Morgenwind die Segel,
Um Bugſpriet ſchäumt die Flut und Seegevögel
Umflattert ſchon der Maſten ſchlanken Bau.
Die Anker lichten ſich, gehorſam theilt
Die Woge ſich, aufſeufzend tief und bange,
Ein letzter Gruß, das Fahrzeug ſchwebt und eilt
Dem fernen Weſten zu, dem Untergange.
Ja wohl: dem Untergang! Ihm ſind geweiht,
Die träumend jetzt den feuchten Pfad beſchiffen.
Es harret ihrer bei Coſenza's Riffen
Der grimme Minotaurus unſrer Zeit.
Ihm gnügen die gemeinen Opfer nicht!
Er ſtreckt die mordgewohnten Tigerkrallen
Nach jenen nur, in deren Seele licht
Ein Strahl von oben zündend iſt gefallen.
Nur jene, die bereit zum heil'gen Strauß,
Trifft ſeines Grolles unverſöhnlich Hadern
Und mit dem edlen Quell aus ihren Adern
Löſcht er das kaum entflammte Hoffen aus.
Und ſo geſchah's. Ihr ſtarbt, wie ihr gelebt.
O daß den Henkern ſolcher Tod nicht werde!
Als letzter Troſt wohl hat es euch durchbebt
Das Glück, zu ruhn in heimatlicher Erde.
Man ſagt, daß Sterbende Propheten — ſprecht!
Saht ihr bei eures Herzens letztem Schlage
Den ſtarken Heiland nicht dereinſt'ger Tage,
Der eures Landes Schmach und Elend rächt?
Ihr ſollt nicht ruhn in ungeſchmückter Gruft!
Ob auch der Sklave, der den Mächt'gen fröhnet,
Weh über euch und euer Streben ruft,
Ob euch der Witz der Alltagswelt verhöhnet,
Ob ſie verſpotten euren Heldenlauf,
Die nie geſchwebt auf der Begeiſt'rung Flügel,
Ich wende meinen Schritt zu eurem Hügel
Und lege dieſen dunkeln Kranz darauf.
Man nennt euch Thoren, weil ihr eure Kraft
Verſchwendet an ein hoffnungslos Beginnen,
Weil ihr gekämpft voll heil'ger Leidenſchaft
Nach einem Sieg, unmöglich zu gewinnen.

Da lächeln ſie und meinen: Wahnſinn war's,
Was jene Schwärmer in den Tod getrieben!
Für Wahnſinn gilt der Seele tiefſtes Lieben,
Der Sonnendurſt des lichtgewohnten Aars!
O wie ſo treuer Worte Windeshauch
Anbläſt in meiner Bruſt des Zornes Flammen:
So klug wie jene Weiſen wart ihr auch,
Ihr Opfer, die ſie läſternd nun verdammen,
Ihr wußtet wohl, daß euer Angeſicht
Nicht ſtrahlen werde in des Sieges Glanze,
Ihr hofftet nur den einz'gen Sieg für's Ganze
Und euer dunkles Ende ſchien euch licht.
Dem Tode gabt ihr willig euch dahin,
Nicht in fanatiſch irrender Verblendung,
Doch weil es feſt und klar in eurem Sinn,
Dies ſei der Zweck von eurer Erdenſendung,
Ihr ſtarbt, um durch der Väter Racheſchrei,
Um durch unſel'ger Mütter Kummerzähren
In eurem Volk zu wecken und zu nähren
Den Haß, den heil'gen, gegen Tyrannei.
Dies wolltet ihr, — nicht mehr. Und dieſes Ziel,
Ihr habt's erreicht — — wer ſpricht noch von Mißlingen?
Es werden einſt im blut'gen Waffenſpiel
Als lauter Feldruf eure Namen klingen.
Doch bis zum Anbruch der Entſcheidungsſchlacht
Tönt fort die unermeſſne Schmerzensklage,
Nicht um die Schläfer in dem Sarkophage,
Nein! um die Schar, die an dem Grabe wacht.
Am Grabe, das ihr Hoffen lang und bang,
Den Traum beglückter Zukunft, jedes Zeichen,
Das ſiegverheißend einſt erglänzt, verſchlang,
Wie ſich die Welle ſchließet über Leichen.
Italiens Volk! Du biſt die Trauerſchar,
Es ſtieg dein Hoffen zu den Todten nieder!
O hüll' in nächtiges Gewand die Glieder
Und ſtreue Aſche in dein dunkles Haar.
Wie Rahel ſei, die keinen Troſt gewollt,
Und laſſe feilſchen nicht mit deinem Elend!
Der Jammer, der dein zuckend Herz durchrollt,
Sei dir ein Sporn zum Aufſchwung dich beſeelend.
Die brachten ſich die edeln Opfer dar —
O täuſche nicht der Sterbenden Vertrauen!
Um deine Klage ſtrebt bei Sturmesgrauen
Fortan ein neues Dioskurenpaar!
Behalt' es feſt und tief in's Herz geprägt,
Wie, als der Tiger von dem blut'gen Mahle
Geſättigt ging, ſich ſchon um den Reſt
Verſammelten die heulenden Schakale.
Denk' an den Vater, über deſſen Loos
Die zu Venedig jetzt das Urtheil ſprechen!
Des Greiſes Sünde iſt nur ſein Verbrechen,
Daß man die beiden Söhne ihm erſchoß!
Der Mutter denke, einſt ſo froh, ſo reich,
Verarmt und einſam jetzt im Prunkgebäude!
Ihr Haar iſt früh ergraut, ihr Antlitz bleich,
Sie ſelbſt ein Denkmal für geſtorbne Freude.
Was kümmert die Gewalt'gen ihre Pein!
Was fragt die Tyrannei nach Mutterherzen.
Ein Dämon ruft: „Die ihr gebart mit Schmerzen,
„Sie werden glücklos oder ehrlos ſein!
„Sie werden klug, mit knechtiſch dumpfem Sinn,
Verhöhnen ihrer Heimat bange Zähre,
Wie Judas einſt, für klingenden Gewinn
Den Gott verkaufen und die eigne Ehre,
Und wollt ihr dies nicht, dann, o Mutter, ſtählt
Die ſanfte Bruſt! macht ſie zu Erz erſtarren!
Auf Jene, die der Schmach entrannen, harren
Verbannung, Kerker, Tod — — wohlan, ſo wählt!"
Heil dir, du ſchmerzensreiche Mutter! Heil!
Du haſt gewählt mit ſtolzem Liebesmuthe,
Und feſten Blickes ſchauſt du nun den Pfeil,
Gefärbt mit Blut von deinem eignen Blute,
Du Tochter Sparta's, ſtreng und doch ſo mild!
Als würdig haſt die Deinen du erfunden:
Auf ihrer Bruſt erglühn die Todeswunden,
Man hat ſie heimgebracht auf ihrem Schild!
Heil euch, die ihr in dem Glanz und Stolz
Der Jugend niederſtieget zu den Todten,
Eh' euch noch an des Lebens Marterholz
Der Eſſigſchwamm des Zweifels ward geboten,
Eh' euch der Tage Laſt, der Erde Wuſt,
Die ſchweren Bürden, Geiſt und Arm gelähmet,
Eh' jene Weisheit, die den Gott verbrämet,
Mit ihrem Froſt durchkältet eure Bruſt.
Am Meeresſaum, wo ſich die Woge bricht,
Grub man euch eure letzte Schlummerſtätte,
Rings tiefe Einſamkeit. Da hört ihr nicht
Den grauſen Schall der Geißel und der Kette,
Der Mächt'gen Drohn, der Willkür freches Wort.
Und, was noch wildern Gram in's Herz euch brächte,
Die feigen Lügen der Deſpotenknechte,
Ihr hört ſie nicht in dieſem ſtillen Port.
Und die Betrüger ſeht ihr nicht, die dreiſt
Sich drängen an die Stelle der Propheten,
Seht nicht den wahnbefangnen Menſchengeiſt
Zu Götzenbildern ſtatt zur Gottheit beten,
Seht nicht das Volk, den unglückſel'gen Lear,
Durch nächt'ge Gaſſen irrend, hungernd wanken,
Im Innern den vernichtenden Gedanken:
„Die ich erhoben, thaten ſo an mir!"
O Muſe! ſei du die Cordelia
Des neuen Lear! Hilf ihm ſein Elend tragen!
Ob er dich auch verkennend überſah,
Daß du ihn liebſt, zeig' in des Unglücks Tagen.
Wenn Wahnſinns Qual ſein müdes Hirn zerwühlt,
Dann ſprenge ſeines geiſt'gen Kerkers Riegel
Und halt' ihm vor vergangner Zeiten Spiegel,
Bis er ſich wieder als ein König fühlt! —
Ihr aber, meine Freunde! die ihr ſtarbt
Ihm die verlorne Krone rückzugeben,
Genießt die Ruhe, die ihr euch erwarbt
Mit einem kampf- und ſturmvollen Leben.
Dort ſchlummert ihr am ſtillen Küſtenhang.
Kein andrer Laut miſcht ſich in eure Träume,
Als das Geflüſter nur der Lorbeerbäume
Und als der Wogen geiſterhafter Sang.
Wenn auf die Sonne kommt in Morgenpracht,
Will euern Hügel jeder Strahl verklären,
Der Weſt umrauſcht ihn ſanft und jede Nacht
Benetzt ihn ſtill mit ſegnend milden Zähren,
Es ſprengt die Blume leis ihr Knoſpenband,
Die heil'ge Stätte würdig zu bekleiden — —
Liebt' ich euch nicht, ich müßte euch beneiden,
Die ihr dort ſchlummert an Coſenza's Strande!

## 13.

## Ida von Hahn-Hahn.

### Firduſi.

„Meiner Gnaden Sonne glänzet
Allen Dienern fern und nah,
Alle ſind beſchenkt, bereichert,
Hoch in Anſehn," ſpricht der Schah.
„Wer mir dienet, mich erfreute,
Ward belohnt durch meine Huld;
Nur Firduſi, meinem Sänger,
Bin ich nur allein in Schuld.
Wer von Helden hat geſungen,
Wer die Herrſcher hochgeſtellt,
Dem gebührt der Platz der Ehren,
Vor dem König einer Welt!
Nehmet Gold und Purpurkleider,

Nehmt ein Roß und Schmuck und Seide,
Grüßt vom Schah den hehren Sänger,
Bringet mir Firduſi her!“
Und die Schranzen ſtehn erſchrocken
Vor des Herrſchers Machtgebot;
Niemand kennt Firduſi's Hütte,
Niemand ahnt ſeine Noth,
Niemand weiß, daß oft dem Dichter
Obdach und das Brot gebricht,
Schah-Nameh kennt wohl ein Jeder,
Doch wo e r iſt, weiß man nicht.
Und gehorſam ihrem Herrſcher
Ziehen ſie durch's Perſerland
Mit den köſtlich reichen Schätzen,
Die dem Dichter er geſandt.
Fragen forſchend an den Thoren
Aller Städte groß und klein,
Ob hier lebt der hehre Sänger,
Ob hier mag Firduſi ſein?
Endlich klingt auf ihre Fragen
Die erſehnte Antwort: Ja!
O, wie groß iſt ihre Freude,
O wie froh wird ſein der Schah!
Und ſie nahen mit Kleinodien,
Gold und Purpur ſeiner Thür:
„Heil Firduſi! Heil dem Dichter!
Heil des Perſerlandes Zier!“
Jauchzen tönt von allen Lippen,
Jubel ſchallt um's ſtille Haus;
Sieh, da öffnet ſich die Pforte
Und Firduſi zieht heraus,
Zieht heraus als ſtille Leiche,
Der Verweſung ſichrer Raub,
Und die Huldigung des Herrſchers
Senkt ſich auf ſeinen Staub.

---

### 14.

## Emma von Niendorf.

### Gemeinſames Loos.

Berauſche dich in allem Süßen,
Den jungen Mai, ruf' ihn zurück,
Umringe dich mit ſeinen Grüßen,
Belade dich mit ſeinem Glück.
Denk' dir des Frühlings Wonneſchauern,
So heiß du es empfunden haſt,
Denk' dir des Frühlings Himmelstrauern,
Denk' dir die ganze ſel'ge Laſt.
Denk' dir die tauſend Heimlichkeiten,
Zu denen Dank und Liebe girrt,
Den Duft von tauſend Blumenſeelen,
Der wie ein Kuß zum Himmel irrt.
Die Nachtigall, die ſtumm geboren,
Denk' dir zu ſolcher Blüthennacht,
Das kleine Herz, das ſchmerzverloren
Und ſehnſuchtstrunken lautlos wacht:
Nicht einen Ton, das Weh zu ſchildern!
So einſam in der Seligkeit!
Nicht einen Gruß den Sternen fern,
Den Lebenskelchen nah und weit!
Und jede Bruſt der Wonn' und Klagen
Kennt ſolch geheimen Widerhall
Und jede Bruſt muß in ſich tragen
Die ſtummgeborne Nachtigall.

---

### 15.

## Annette von Droſte-Hülshoff.

### 1) Vor vierzig Jahren.

Da gab es doch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glühn,
Als noch der Mond „durch Thränen
In Fliederlauben“ ſchien,
Als man dem „milden Sterne“
Geſellte, was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne“
Auf ſieben Meilen ſchrieb!
Ob dürftig das Erkennen,
Der Dichtung Flamme ſchwach,
Nur tief und tiefer brennen
Verdeckte Gluten nach.
Da lachte nicht der leere,
Der überſatte Spott,
Man baute die Altäre
Dem unbekannten Gott.
Und trüber man den Brodem
Des liebſten Weihrauchs trug,
Lebend'gen Herzens Odem,
Das friſch und kräftig ſchlug,
Das ſchamhaft, wie im Tode,
In Traumes Wunderſarg
Noch der Begeiſtrung Ode,
Der Lieb' Ekloge barg.
Wir höhnen oft und lachen
Der kaum vergangnen Zeit
Und in der Wüſte machen
Wie Strauße wir uns breit.
Iſt Wiſſen denn Beſitzen?
Iſt denn Genießen Glück?
Auch Eiſes Gletſcher blitzen
Und Baſiliskenblick.
Ihr Greiſe, die geſunken
Wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken
Von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume
Die reinſte Frucht gepflegt,
Im kargen Spannen Raume
Ein Eden euch gehegt.
Nun aber ſind die Zeiten
Die überweiſen, da,
Wo offen alle Weiten
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir ſchmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich verfliegen
Uns Geiſtesblitz und Dampf.
Mit unſres Spottes Gerten
Zerhau'n wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten
Zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelaſſen,
Das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfaſſen,
Wird in der Hand zu Stein.
Es wogt von Ort' zu Orte,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unſre Hände —
Sie bleiben kalt und leer.
Nichts achtend, ſiedend Men'ge,
Wird Herz und Wange bleich
Und heiterloſe Kön'ge
Sterbn wir im Steppenreich.

## 2) Die beſchränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm ſchier zu ſchlicht und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Madonnenbilde;
Wenn er ſie ſah, ſo ſtill und ſacht
Im Hauſe gleiten wie ein Schemen,
Dann kam' es ihm wie böſe Macht,
Er mußte ſich zuſammennehmen.
Vor Allem macht' ihm Ueberdruß
Ein Wort, das ſie an Alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entſchlüpfte:
„In Gottes Namen,“ ſprach ſie dann,
Wenn ſchwere Prüfungsſtunden kamen,
Und wenn zu Markte gieng ihr Mann,
Dann ſprach ſie auch „in Gottes Namen.“
Das ſchien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter ſträflich, vermeſſen;
Oft ſchalt er und ſie weinte ſtumm
Und hat es immer doch vergeſſen.
Gewohnheit war es früher Zeit
Und kindlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit
Und war auch eben keine Tugend.
Ein Sprichwort ſagt: Wem gar Nichts fehlt,
Den ſtraft an der Wand die Fliege;
So hat dies Wort ihn mehr gequält
Als Andrer Hinterliſt und Lüge.
Und ſprach ſie damit: „Es wolle ſchlecht!“
Durch Demuth ſeinen Groll zu zähmen,
So ſchwur er, übel oder recht,
Wollt' er ihr's ſtrafen und beſchämen.
Ein Blüthentag war ſeine Luſt.
Einſt ſah die Frau ihn kummernd ſtehen
Und ganz verſunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
„In Gottes Namen!“ rief ſie, „Mann,
„Du zerſtörſt den ganzen Hagen!“
Der Gatte ſah ſie grimmig an,
Fürwahr, faſt hätt' er ſie geſchlagen.
Doch weil das Unglück ſucht den Arm',
Dem werden ſie entgegenrollen:
Der Handel iſt ein gut Gebäu
Und ruht doch ſehr auf fremden Säulen.
Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,
Ein Gläubiger will ſich nicht gedulden,
Und eh' ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unſer Krämer ſich in Schulden.
Die Gattin hat ihn oft geſehn
Gedankenvoll im Dunkel weilen,
Am Contobuche ſorgend ſitzen,
Und hat ihn endlich auch errathen;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Lade Grunde,
Dann, leiſe wie der Mondenſchein,
Schlüpft ſie in ihres Mannes Stube.
Der ſaß, die ſchwere Stirn gebeugt,
Und rauchte ſtarr am kalten Rohre;
„Karl!“ tönt ein ſchüchtern Flüſtern ihm,
Und wieder „Karl!“ an ſeinem Ohr;
Sie ſteht vor ihm, wie Blut ſo roth,
Als hätt' ſie eine Schuld erlitten.
„Karl,“ ſpricht ſie, „wenn uns Unheil droht,
Iſt's denn unmöglich, ihm entgehen?“
Darauf reicht ſie aus der Schürze her
Ein Säckchen, ſchwer und ſchwer zu tragen,
Dein Alles, was ſie ſchiefen Jahr
Erſpart am eignen Behagen.
Er ſah ſie an mit ſtrengem Blick
Und zählte, zählte nun auf's Neue,
Dann ſprach er finſter: „Mein Geſchick
Iſt zu verwirrt, — dies langt wie Spreue!“
Sie bot ein Blatt und wandt' ſich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate;
Es war ihr kleines Eigenthum,
Das Erbtheil einer frommen Pathe.
„Nein,“ ſprach der Mann, „das ſoll nicht ſein!“
Und ſtreichelt freundlich ihre Wangen,
Dann warf er einen Blick hinein,
Und ſagte dumpf: „Schier möcht' es langen.“
Nun gaben ſie, aus der Schürze Grund,
All ihre armen Herrlichkeiten,
Thalerſtückchen, Dukaten bunt,
Was ihr geſchenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit ſo freud'gem Zoll
Doch war's, als ob ihr Mann ſich regte,
Als ſie zuletzt auf's Contobuch
Der ſel'gen Mutter Trauring legte.
„Nun langt es,“ ſprach gerührt der Mann,
„Und dennoch kann es ſchmählich enden;
Willſt du dein Leben dann friſten,
Gezwungen, ſtricken mit den Händen?“
Sie ſah ihn an, — nur Liebe weiß
An liebem Blicke ſo zu hangen —
„In Gottes Namen!“ ſprach ſie leis —
Und weinend hielt er ſie umfangen.

---

## 3) Der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers.

### 1.

So hat er ſich umſonſt gequält, umſonſt verkauft die werthe Stätte,
Wo ſeiner Kindheit Wiege ſtand und ſeiner Eltern Sterbebette,
Umſonſt hat er ſo manchen Tag den froſtbeklemmten Hauch geſogen,
In ſeiner ſtarren Hand den Zaum, umkniſtert von des Schnees Wogen,
Beim Morgenroth, beim Abendroth,
Nur um ein Stückchen ehrlich Brod!
Der Täuſcher kniet am Pfoſtengrund, er ſtreicht des Roſſes heiße Flanken,
Von des Gebälkes Sparren läßt die Leuchte ihre Schatten wanken;
Bei Gott, es lebt! — im Aug' ein Blitz! — es ſchaudert, zittert, bebt, trabet,
Dann ſtreckt es ſich, die Nüſtern blähn, vom weißen Schaume aufgetrieben,
Und aus den Gliedern weicht der Dampf,
Der Lebenswärme letzter Kampf.
Der Täuſcher kniet und ſtreichelt fort, nicht trauen will er ſeinem Auge,
Und ſchwellend in die Wimper ſteigt der Mannesthräne bittre Lauge.
Sacht langt die Decke er herbei und ſchlägt ſie um des Thieres Weichen,
Dann läßt er der Laterne Schein ob den gekrümmten Sehnen ſtreichen;
Es iſt vorbei, kein Odemhauch,
Und ſchon verſchwimmt der Flanken Rauch.
Vom Boden hebt er ſich, er ſteht, der ſchweraufathmende Mann der Sorgen,
Und langſam hat er ſeine Stirn, hat ſie in beider Hand' geborgen;
Was heute war? was morgen wird? wie kann' er denken ſich entſinnen!
Und der Verzweiflung Schlange fühlt er kalt zum Herzen aufwärts rinnen,
Was war? was iſt? — er blickt empor,
Ein Flüſtern, dicht an ſeinem Ohr!
Und an dem nächſten Pfoſten lehnt, des letzten Rappen Zaum und Zügel
Gelaſſen wiegend in der Hand, ein Mann mit Hakenmaß und Striegel,

So ſtämmig wie durch Froſt und Staub der Kärrner treibt die derben Glieder.
In ſeinen breiten Nacken hängt der breite Schlapphut tief hernieder.

Und ruhig auf den Täuſcher itzt
Sein graubewimpert Auge blitzt.
„Herr!“ hebt er an: „ihr dauert mich, ein feines Thier iſt euch gefallen,
Doch weiß ich eins, ihm gleich wie ſich am Paternoſter zwei Korallen;
Ich nenne euch den Ort, das Haus, ihr habt es um zweihundert Gulden,
Dann wüßt' ich einen Herrn, der etwa ſein halbes Erbe würde ſchulden.“

Der Täuſcher horcht und ſtammelt dann:
„Ich bin ein ganz verarmter Mann!“
„Wie, euer prächt'ger Rappe hin? wie, die ich in den Oſtertagen
So friſch das Pflaſter ſtampfen ſah? fürwahr, da ſeid ihr zu beklagen!
O, euer Brauner mit dem Stern, der zierlich vor den Damen ſpielte!
O, euer Weißgeborner, dem's wie Funken aus den Nüſtern ſprühte!“

Der Täuſcher hat ſich abgewandt,
Er zupft am Zaume, ballt die Hand;
Und ſinnend ſieht der Schlapphut, mißt mit ſcharfem Blick der Kiſte Bohlen,
„Herr!“ flüſtert er: „ſchließt euer Faß um blankpolirte Piſtolen!
Die Stunde zehrt, es ſchwillt der Mond, bald iſt des Jahres Schlaf gekommen,
Habt ihr auf euren Zügen denn von der Geſellſchaft Nichts vernommen?“

Der Täuſcher blickt verwirrt umher,
Und: „Die Geſellſchaft?“ murmelt er.
„Wie, die ſo manchen braven Mann aus ſeinen Nöthen hat gezogen
Und keinen Heller Zinſen nimmt, zwei Worte nur auf weißem Bogen,
Die euch, und lebt ihr hundert Jahr', mit keiner Mahnung wird beſchämen,
Die kennt ihr nicht? die kennt ihr nicht? fürwahr, das muß mich Wunder nehmen!“

Der Täuſcher horcht, er ſpricht kein Wort,
Und flüſternd fährt der Andre fort:
„Hört an, wenn in Sylveſternacht das Mondlicht ſteigt in volle Bahnen,
Kein Dach, kein Baum es ſchatten mag, wenn ſilbern ſtehn der Thürme Fahnen,
Zum Schleuſenthor geht dann hinaus, den Strom zur Rechten, links die Föhren,
Wer euch begegnet — achtet's nicht; wer euch begrüßt — laßt euch nicht ſtören,

Am hintern Kirchhof liegt ein Haus,
Ein wenig öde ſieht es aus,
Verſtorbnen Wucherers Erb', um das ſich ſieben Lumpe hitzig ſtreiten.
Und drinnen flimmt ein ſchwaches Licht, ihr ſeht es freilich nicht von weiten,
Alljährlich nur in dieſer Nacht, ſonſt ſtehen Thür' und Thor verrammelt.
In einem Hinterbaue brennt's, wo die Geſellſchaft ſich verſammelt;

Ihr trefft ſie, bis der Hahn gekräht. —“
Der Täuſcher wendet ſich und geht.
Wie trunken ſchwankt er durch den Hof, ſchwankt in die lampenhelle Halle;
Der Kannen Klirren, das Geſchrei — ihm iſt als ob die Decke falle;
Und ſeufzend löſt vom Gürtel er die Ledertaſche und beklommen
Läßt er den ärmlichen Gehalt ſo Stück vor Stück zu Tage kommen;

Dann ſpringt er auf, ſein Sporenklang
Klirrt trotzig das Gehöft entlang.
Doch mag er rufen, pochen mag, leer iſt der Stall, nur aus den Raufen
Hängt wirres Heu wie ſträubend Haar und drunter zerſtreuten Strohes Haufen,
Nur der Laterne feuchter Docht wirft Flämmchen auf mit leichtem Knallen
Und läßt ein ſeltſam zuckend Licht um den geborſtnen Barren fallen,

Und in der Fenſterſcheibe ſteht
Des Mondes bleiche Majeſtät.

2.

Das nenn' ich eine Winternacht! das eine Jahresleiche! Gnade
Der Himmel Jedem, den die Noth treibt über dieſe blanken Pfade!
Sie glitzern auf, der Schlange gleich, im weißen Paramentgewande,
Und drüber hängt, ein Todtenlicht, der Mond an unſichtbarem Bande,

Mit Nädelchen iſt die Luft gefüllt,
Die Sterbeſeufzer zieht und quält.
Wie hat, ſeit Menſchendenken, ſich Sylveſternacht ſo ſcharf ergoſſen.
Der Tag hat Flocken ausgeſtreut, der Abend ſie mit Glas umſchloſſen;
In den Gehöften Taub' und Huhn auf ihrer Stange ſchauernd ducken,
Der Hund in ſeinem Schober heult und fühlt den Wurm im Hirne zucken;

Zwei Spannen hat in dieſer Nacht
Das Eis dem Strome zugebracht.
Verklommen ſteht am Thor die Wach' und haucht in die erſtarrten Hände,
„Wer da!“ „ein Freund!“ und haſtig ſtampft es längs der Brücke Steingelände;
Getroffen ſieht ihn der Rekrut wie einen Maſt am Strome ſchwanken:
„Der iſt betrunken oder irr!“ er ſieht ein Wölkchen in Gedanken,

Bekreuzt ſich, zieht die Uhr heraus
Und lehnt ſich an ſein Schilderhaus.
In's offne Land der Täuſcher tritt, er athmet auf und ſchaut nach Oben;
Kein Wölkchen hängt am Rieſenbau der dunklen Sapphirkuppel droben,
Er wendet ſich und ſieht die Stadt wie eine Nebelmaſſe liegen
Und drüben, auf Sanct Thomas Thurm, das Wetterkreuz ſich ſchimmernd wiegen,

Den Mantel zieht er an's Geſicht
Und ſchreitet fort im Mondenlicht.
Was liegt dort über'm Weg? — Ein Menſch, ein Mann in dünnem Zwillichrocke, —
Der Täuſcher zuckt, doch zaudert nicht; wohl ſieht des Greiſen dünne Locke,
Die Glatze, leuchtend aus dem Schnee, er ſieht ſie im Vorüberſchreiten,
Und wie mit tauſend Stricken zieht es nieder, nieder ihn, zur Seiten;

An's Herz hat er die Fauſt geballt
Und weiter, weiter ſonder Halt!
Die Scholle unter'm Fuße kracht und ſcheint ihn wimmernd anzuklagen,
Die Luft mit ihrem leiſen Hauch ihm Sterberöcheln zuzutragen,
In dem verglasten Föhrenwald ein irres Leben ſurrt und klingelt
Und ſeiner eignen Kehle Hauch mit Funkenſtaub ihn umzingelt.

Voran, voran, der Würfel liegt,
Verloren oder keck gewagt!
Da wie ein Glöckchen tönt's von fern und dann ein Lichtchen kommt geſchwommen
Den blanken Schlangenpfad entlang, iſt an des Hügels Bug geklommen,
Das Glöckchen ſchwirrt, das Flämmchen ſchwankt, Geſtalten dunkel ſich bewegen,
Ein Prieſter mit dem Sacrament zieht dem verſtörten Mann entgegen,
Und wie's an ihm vorüberſchwebt,
Der Mönch die Hoſtie ſegnend hebt.
Der Täuſcher ſchauert und ihn reißt's wie Bleigewichte an den Knieen,
Doch weiter, weiter! — Und vorbei läßt er den Gnadenengel ziehen;
Noch einmal ſchaudert er — ein Knall — des Stromes Flächen ſpaltend zittern,
Ein Windſtoß durch der Föhren Haar und die kryſtallnen Stäbchen klirren —
Da tritt zum Friedhof er hinaus
Und vor ihm liegt das öde Haus.
Er ſtarrt es an — ein düſtrer Bau! mit Zackengiebel, Eiſenſtangen,
Am offnen Thore Nägelreih'n wie roſtige Gebiſſe hangen;
Der Täuſcher zaudert, dann umſchleicht behutſam wie ein Fuchs im Winde
Die Mauern er, — iſt's nicht, als ob ein Licht im Innern ſich entzünde?
Er ſchüttelt ſich, er tritt hinein
Und ſteht im finſtern Gang allein;
Tappt am Gemäuer, wendet ſich; dort glimmt es durch der Thüre Spalten,
Sacht beugt er zu der Ritze, lauſcht, den ſchweren Odem angehalten;
Kein Ton, kein Räuſpern, nur ein Laut wie ſcharfgeführter Feder Schrillen,
Und ein Geriesel, wie wenn Sand auf Eſtrich ſtäubt durch ſchmale Rillen;
Sacht greift er an die Klinke, ſacht
Hat er gepocht und aufgemacht.

3.

Wie friedlich in der Erde Schooß die müdgerungnen Leichen ſchlafen!
Endlich ein Pfühl nach hartem Streb, nach langer Fahrt endlich ein Hafen!
Dem Flockenwalle, ſichtbar kaum, entheben ſich die niedern Hügel,
Doch Gottes Engel kennt ſie wohl und ſchirmend breitet er die Flügel
Den Kreuzlein zu, die Flock an Flock
Sich reihen um den Marmorblock.
Am Sockel kreucht der Drachenwurm und ſcheint zum Grund hinabzukrallen,
Zum todten Wuchrer unter'm Stein, von eigner Frevelhand gefallen,
Wohl hat ihm Geld ein ehrlich Grab erworben an der Friedhofsmauer,
Doch drüber zuckt ſein Flammenſchwert Sanct Michael in Zorn und Trauer,
So ſilbergrau, ein Nachtgeſicht,
Steht das verſchleierte Gericht.
Vom öden Hauſe, ſeinem einſt, wo blut'ge Thränen ſind gefloſſen,
Hat ſich ein ſeltſam dämmernd Licht bis an den Marmelſtein ergoſſen,
Es iſt, als ob das Monument bei der Berührung zitternd ſchwanke,
Im Schnee wühlend eine Hand dem Schuldner ſich entgegen ranke;
Er kömmt, er naht, die Pforte dröhnt,
Er hat ſich an den Stein gelehnt;
Gleich wie der Marmor über ihm und finſter wie das Kreuz zur Seiten,
Von Stirn und Wimper, Zähren gleich, geſchmolznen Reifes Tropfen gleiten;
Was er in dieſer ſchweren Nacht gelitten oder auch geſündet,
Er hat es Keinem je geklagt und Keinem reuig es verkündet;
In's Dunkel ſtarrt er, wie man wohl
So ſtarrt gedankenlos und hohl.
Ihm iſt, als fühl' er noch die Hand, die ſeinen Federzug geleitet,
Als fühle er den Nadelſtich, der ſeines Blutes Quell bereitet,
Und leiſe zitternd taſtet er zum Gurte, — hörſt du nicht ein Knirren,
Viel ſchrillender als Uhrgetick, viel zarter als der Spange Klirren, —
O, ſeine Heimat ſtill umlaubt!
O, ſeines Vaters graues Haupt!
Bewußtlos an des Engels Knie drückt er die Stirn, klemmt er die Hände,
Der todten Gäule Klingeln hört er ſchleichen durch die Fichtenwände;
Genüber ihm am Horizonte ſchleifen ſchwarze Wolkenfalten,
Wie läſſig eine träge Hand zum Sarge ſchleift des Bahrtuchs Falten;
Er ſtreicht das Auge, reckt ſich auf
Und ſchaut zum Aetherdom hinauf.
Noch hängt die Mondesampel klar am goldgeſtickten Kuppelringe,
Noch leuchtet von Sanct Thomas Thurm das Kreuz wie eine Doppelklinge,
Noch iſt die Stunde nicht, wo ſich der Hahn auf ſeiner Stange ſchüttelt,
O eilig, eilig, eh' die Uhr das letzte Sandkorn hat gerüttelt!
Er wendet ſich, da — horch, ein Klang,
Und wieder einer, ſchwer und bang!
Und mit dem zwölften Schlage hat der Wolkenmantel ſich gebreitet,
Der immer höher, rieſig hoch, ſich um die Himmelskuppel weitet,
Und, horch! — ein lang gedehnter Schrei, des Hahnes mitternächt'ge Klage —
Im ſelbigen Moment erbebt und liſcht der Schein am Sarkophage
Und Engel, Drache, Flammenſchwert,
Sind in die wüſte Nacht gekehrt.

4.

Ho! Gläſerklang und Jubelſang und „Hurrah hoch!“ fährt's durch die Scheiben,
Getroffen ſchwankt der goldne Leu, die Buben auseinander ſtäuben
Und drängen ſich und balgen ſich, das ſiegende Confect zu fangen;
Ein Glas, 'ne Frucht, 'ne Börſe gar, die blieb am Speer des Schildes hangen,
Und ſchreiend nach der Stange ſticht
Das kleine gierige Gezücht.
Da klirrt aus des Balkones Thür ein Mann mit Gert' und Eiſenſporen,
Ihm nach ein Andrer, Flaſch' im Arm, in Rauſches Seligkeit verloren,
„Geſindel!“ ruft der Eine: „halt! ich will euch lehren Börſen ſtechen!“
„Friſch, Jungens, friſch!“ der Andre brauſt: „die Birn iſt mein, wer kann ſie brechen?
Ihn ſchlag' ich heut', ich, Hanns von Spaa,
Zum Ritter von Lumpatia.“

„Beſinnt euch," ſpricht der Erbe; „Was beſinnen? hab' ich mich beſonnen,
Als euer Falber wie'n geſtochner Stier zuſammenbrach am Brunnen?
Beſann ich mich zu zahlen, Herr, euer Vieh? dreihundert Kronen!"
Die Stimme bricht in trunknem Weh, er ſchluchzt: „Mag euch der Teufel lohnen!"
Und ſchraubt den Pfropfenzieher ein;
Der Täuſcher murmelt finſter drein
Und wendet ſich. „He, holla, halt!" ſchreit's hinter ihm, „nicht von der Stelle!
Hoch euer Galgenmännlein, hoch der kleine raudige Geſelle!
Und wieder hoch! und dreimal hoch! — Kränzchen, Hütchen meinetwegen,
Mag's ferner goldne Eier euch und Andern todte Bälge legen!"
Der Täuſcher lächelt, aſchenfahl,
Und ſchlendert pfeifend in den Saal.
Noch zwei Minuten und du ſiehſt den Gaſſenpöbel vor ihm weichen,
Ihn ſcheu wie ein umſtelltes Wild entlang die Häuſerreihen ſtreichen:
So ſchleicht kein Trinker ſchweren Hirns und freudeſatt ſich vom Gelage,
So grüßt kein freies Herz, nicht ſteht auf offner Stirn ſo trübe Frage;
Man meint, daß Thor gewinne jetzt
Ein Schelm, von Gläubigern gehetzt.
Erſt als die Fichte ihn umſtarrt, an ſeiner Sohle Nadeln rauſchen,
Hat er den Schritt gehemmt und ſteht, in ſich gebeugt, zu lauſchen — lauſchen —
So lauſcht kein Liebender dem Klang der Glocke, die zur Minne ladet,
Kein Kranker ſo des Prieſters Schritt, der mit dem Heiltum ihn begnadet:
Ein Delinquent ſo lauſchen mag
Der letzten Stunde Pendelſchlag.
Am Sonnenbrande ſchlummernd liegt der Wald in des Aroma Wellen
Und Harz entquillt den Nadeln, wie aus Schläfers Wimpern Thränen quellen.
Die ſonnentrunkne Klippe nickt, die Vögel träumen vom Geſange,
In ſich gerollt das Eichhorn liegt, umflattert von dem Rankenhange,
An jeder Nadel weißer Rauch
Verdunſtet Terpentines Hauch.
Durch das Gezweig ein Sonnenſtrahl ſtehlt ſich in des Horchers Schläfenlocke,
Die aus dem dunklen Wuſte glimmt wie Seegewürmes Feuerflocke,
Er ſteht und lauſcht, er lauſcht und ſteht, vernimmt er nicht ein feines Schrillen,
Ein Rieſeln, wie wenn Sandgekörn auf Eſtrich ſtäubt durch ſchmale Rillen?
So ſcharf es geht, ſo bohrend ein,
Wie Senſenwetzen am Geſtein.
Der Täuſcher richtet ſich, er ſenkt, dann drängend nach des Forſtes Mitte,
An eklem Pilze klirrt der Sporn und Blaſen ſchwellen unter'm Tritte,
Hier wuchern Kreſſ' und Binſenwuſt, Gewürme klebt an jedem Halme,
Inſectenwirbel wimmelt auf und nieder in des Moores Qualme,
Und ziſchend, mit geſchwelltem Kamm,
Die Eidechs ſucht den hohlen Stamm.
Der Wandrer bricht die Rank', er reißt und wühlet in den Brombeerhecken,
Da ſeitwärts durch Geröhres Speer ergänzt des Kolkes Tintenbecken,
Ein wüſter Kübel, wie getränkt mit ſchwefligen Asphaltes Jauche,
Langbeinig ſchießend Larvenvolk regt ſich in Bodenſchlamm und Lauge
Und faule Spiegel blau und grün,
Wie Regenbogen, trüber ziehn.
In Mitten ſtarrt ein dunkler Fleck, vom Rieſenauge die Pupille.
Dort ſteigt die Waſſerlili' empor, dem Fußtritt lauſchend durch die Stille;
Wen ſie verlockt mit ihrem Schein, der hat ſein letztes Lied geſungen;
Drei Tage ſuchte man das Kind umſonſt in Kraut und Waſſerdungen,
Wo Egel ſich und Kanker regt
An ſeinen bleichen Gliedchen legt.
Der Täuſcher ſteht, den Arm verſchränkt, und ſtarrt verdüſtert in die Lache,
Sein Haar voll Laub und Kletten bauſcht ſich äußer an der Krempe Dache,
Gleich einem Senkblei ſcheint der Blick des Kolkes tiefſten Grund zu meſſen,
Zur Seite ſchaut er, rückwärts dann, kein Strauch, kein Hälmchen wird vergeſſen,
Greift dann bebend zum Gürtelband
Und hält ein Fläſchlein in der Hand.
Kaum hat das Ohr ſich überzeugt, im Glaſe klingle das Geriſpel,
Ein Wimmeln kaum das Aug' erhaſcht, wie ſpinnefußfeines Gewispel,
Da, hui! pfeift's im Schwung und, hui! ſäbelt's an der Lilie Krone nieder,
Das Waſſer ziſcht, es brodelt auf, es reckt die modergrünen Glieder,
Und rückwärts, rückwärts ſonder Halt
Raſchelt der Täuſcher durch den Wald.
Erſt im Verhaue, wo die Luft ſpielt mit der Beere Würzaroma
Und auf den goldnen Schwingen trägt das Feſtgeläut vom nahen Dome,
Dort ſinkt er ſchluchzend auf die Knie, ſo feſt, ſo feſt die Händ' gefaltet.
O ſelten hat ein Seufzer ſo des Herzens tiefſten Grund geſpaltet!
Was dieſer Seufzer trägt, es muß
Sich nahen wie ein glüher Kuß.
Und Zähren Perl' an Perle ſich entlang die braunen Wangen ſchmiegen,
So mochte der verlorne Sohn zu ſeines Vaters Füßen liegen;
Da plötzlich zuckt der Beter — greift zum Gurte — faſſet dann auf's Neue —
Mit dumpfem Laute, klirrend fährt vom Grund er wie ein wilder Leue,
Und in den Fingern angſtgekrampft
Die triefende Phiole dampft!

5.

Tief tiefe Nacht, am Schreine nur der Maus geheimes Nagen rüttelt,
Der Horizont ein zinnern Sieb, aus dem ſich Kohlenſtaub entſchüttelt.
Die Träume ziehen, ſchwer wie Blei und leicht wie Dunſt um Flaum und Streue,
Zu Gold der hagere Poet, der dürre Klepper wühlt im Heue,
Vom Kranze träumt die Braut, vom Helm
Der Krieger und vom Strick der Schelm.
In jener Kammer, wo ſich matt der Fenſter tiefes Grau ſchattiret,
Hörſt du ein Rieſeln, wie die Luft der Steppe zarten Staub entführet!

Und ein Geſäuſel, wie im Glas gefangner Bremſe Flügel wispelt?
Vielleicht 'ne Sanduhr, die verrinnt? ein Mäuschen, das im Kalke riſpelt?
So ſchaut es gelb, ſo bohrend ein,
Wie [illegible] am Geſtein.
Und dort am Hange — Phosphorlicht, wie's kranken Gliedern ſich entwickelt?
Ein grünlich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden wirrt und prickelt,
Geſtaltlos, nur ein glüher Punkt in Mitten, wo die Adern quellen,
Mit klingelndem Geſäuſel ſich an der Phiole Wände ſchnellen.
Und drüber, wo der Schein zerſtreut,
Ein dunkler Augenſpiegel gleißt.
Und immer flimmert's, wimmelt's fort, die grüne Wand des Glaſes ſtreifend,
Ein glüher, gieriger Polyp, vergebens nach der Beute greifend,
Und immer ſtarrt das Aug' her, als ob kein Augenlid es ſchatte,
Ein dunkles Haar, ein Nacken hebt ſich langſam an des Tiſches Platte,
Dann plötzlich ſchließt ſich eine Hand
Und im Moment der Schein verſchwand.
Es tappt die Diel' entlang, es dampft wie Männertritt auf weichen Sohlen.
Behutſam taſtend an der Wand will Jemand Rathes ſich erholen,
Dann leiſe klinkt der Thüre Schloß, die losgezognen Riegel pfeifen,
Durch das Gemach, verzitternd, ſcheu, zieht ſich ein matter Dämmerſtreifen.
Und in dem Rahmen, [illegible]
Im Nachtgewand der Täuſcher ſteht.
Wie iſt die ſtämmige Geſtalt zum [illegible] worden!
Wie manches, manches graue Haar ſchattirt ſich an der Schläfe Borden,
O, dieſe Falten um den Mund, wo leiſe Kummerzüge lauern —
So mocht' an Babels Strömen einſt der grollende Prophete trauern,
So der Verfehmte ſonder Raſt,
Wie ihn Salvator *) aufgefaßt.
Genüber, feingeſchnitzelt, lehnt die Gnadenmutter mit dem Kinde,
Das fein vergoldet Händchen ſtreckt wie ſegnend aus der Mauerrinde,
Und drunter, in Kriſtall gehegt, von funkelndem Geſtein umbunden,
Ein überköſtlich Heiligthum, ein Nagel aus des Heilands Wunden;
An ſeiner Ehre Nacht für Nacht
Das Lämpchen am Geſtelle wacht.
Nie hat, in aller Schuld und Noth, der Täuſcher einen Zug beſchloſſen,
Daß nicht an dieſer Stelle ihm ein glüher Seufzer wär' entfloſſen,
Selbſt auf der Fahrt, auf nächt'gem Ritt, dämmert ſein Auge in die Weite,
Von des Polacken Rücken hat er mühſam ſich gebeugt zur Seite,
Und ſein beſtaubtes Haupt geneigt
Wohin das Kind die Händlein reicht.
Ein ſcheuer Bettler Tag für Tag, ſo ſteht er an des Himmels Pforte,
Er ſchlägt kein Kreuz, er beugt kein Knie, nicht kennt ſein Odem Gnadenworte,
Schlaftrunknes Murmeln nur und glüh fühlt er's durch die Phiole ranken,
Die ſeinem Leibe angetraut wie nagend Krebsgeſchwür dem Kranken,
Und von dem kargen Lebensherd
Ein Jahresdrittheil iſt weggezehrt.
Auch jetzt, in dieſer Stunde, ſteht er lautlos, mit geſtreckten Knieen,
Nur leiſes Ächzen und voran! — ſchau, ſchau, wie ſeine Muskeln ziehen!
Voran! — das Heilthum — der Kriſtall — er lehnt ſich an die Wand, er ſchwindelt,
Ein angſtvoll Zupfen — ein Geſtöhn — er hat den Nagel losgewindelt
Und ſtößt ihn dicht am Heil'genſchrein
In der Phiole Siegel ein.
Hui! knallt der Pfropfen, hui, fährt das Glas in Millionen Splitter!
Gewinſel hier, Gewinſel dort und ſpinnefüßelndes Geflitter;
Es hackt und prickelt nach dem Mann, der unter'm Gnadenbilde wimmert,
Bis Faſer ſich an Faſer löſt, des Centrums letzter Hauch verſchimmert,
Und an der Gotteslampe ſteigt
Das Haupt des Täuſchers, ſchneegebleicht.

## 6.

Weh, Glockenſturm! Trompetenſtoß! und Spritzen raſſeln durch die Gaſſen,
Der aufgeſchreckte Pöbel drängt und kräuſelt ſich in wüſten Maſſen,
Hoch ſchlägt die Brunſt am Giebel auf, Gewieher kreiſcht aus Stall und Scheuern,
Der Eimer fliegt hinab, hinauf, umhergeſtoßne Kinder weinen
Und ſiegend ſteigt das Morgenroth,
Dem doppelt Glut entgegen loht.
Es war beim erſten Hahnenſchrei, als alle Bürger aufgeſchüttert
Mit Schloßenpfeifen Knall auf Knall; ſo gräulich hat es nie gewittert!
Grad ob des reichen Böhmen Dach, des Täuſchers, ballte ſich das Wetter,
Wo Blitz an Blitze niederzuckt, mit ohrbetäubendem Geſchmetter,
Nun überall an Scheun' und Haus
Praſſelt der Flammenhag hinaus.
Im Hof die Knechte hin und her mit Axt und Beilen fluchend rennen,
Wer ſchob die innern Riegel vor? Die Thüren weichen nicht und brennen,
„Der Herr! der Herr!“ ruft's hier und dort: „wo iſt der Herr!“ daß Gott ihm gnade,
An ſeinem Kammerfenſter leckt die Loh' aus der geſchloſſnen Lade!
Und eben krachte in's Portal
Die Stiege zu dem obern Saal.
Entſetzt Gemurmel läuft umher und ſchwirrt in des Gedränges Wogen,
Dann Alles todtenſtill, ſie ſehn, die Brauen finſter eingezogen;
So um den Scheiterhaufen einſt gruppirten ſich des Südens Söhne:
„Da brennt der Schacher, deſſen Vieh das Land verlockt mit fremder Schöne
Und kaum verkauft, am dritten Tag,
Ein todtes Roß im Stalle lag!
Der Gaukler brennt, aus deſſen Gurt ein wunderlich Geflimmel leuchte,
Daß man in rabenſchwarzer Nacht ihn kennen mocht' an ſeinem Orte,
Der keine Kirche je betrat, vor keinem Gnadenbild ſich neigte,

---

*) Salvator Roſa.

Wenn ihm begegnet Chriſti Leib, von Schwindel taumelt' und erbleichte,
Im gottgeſandten Element
Der Tüncher, mit der Kuppel, brennt!"

7.

Am Wieſenhang 'ne Linde ſteht, ſo lieblich winkend mit den Zweigen,
Auf jedem Aſt ein Vogelneſt, um jede Blüth' ein Bienenreigen,
Sie ſcheint den düſtern Föhrenwald aus ihren Kelchen anzulächeln,
Des nahen Städtleins Angelus ein ſäuſelnd Ave zuzulächeln,
Und für den nahen Friedhof auch
Hat ſie verjüngt des Weſtes Hauch.
Und Blatt an Blatt vom Blüthenzweig verſtreut ſie auf des Greiſes Stirne,
Der in dem Wurzelmooſe lehnt ſein Haupt mit fieberndem Gehirne;
Zur Seite liegt der Stab, gefüllt mit Bettelbrote liegt der Ranzen;
Und Schemen hier und Schemen dort mit Elfenſchritten drüber tanzen,
Wie ſie der Bruſt geheimſter Hut
Entſchlüpfen in des Fiebers Glut.
Den Anger ſeiner Kindheit ſieht er in den Lindenzweigen ſpielen,
Die ſüße Heimat und das Haupt der Eltern auf den Sterbepfühlen,
Was er verloren und erſtrebt, was er geſündet und getragen,
Wie Eine Nacht ſein Haar gebleicht, die eignen Knechte ihn geſchlagen.
O Nacht, die Ehre, Kräfte, Hab'
Zerbrach und ihm die Seele gab!
Er ſieht ſein faltiges Geſicht im Waſſerſpiegel widerſcheinen
Wie er ſich ſelber nicht erkannt, und kindiſch dann beginnt zu weinen;
Ach, all die Thränen, ſo nachher aus tiefſter Quelle ſind gefloſſen,
Ob ſie ihm Chriſti Blut vereint des Himmels Pforten aufgeſchloſſen!
Wohl Schweres trug er mit Geduld,
Doch willenlos, durch eigne Schuld!
Mit vierzig Jahren ſiecher Greis, iſt er von Land zu Land geſchlichen,
Hat ſeines Namens Fluch gehört und iſt zur Seite ſcheu gewichen,
Aus mancher Hand, die ihm gedient, hat er das Bettelbrot gebrochen,
Und iſt, ein todeskranker Mann, an dieſes Hügels Bug gekrochen,
An dieſem Hügel, ew'ge Macht!
Er ſchaudert auf; — Sylveſternacht!
Der Föhrenwald — das öde Haus — dort ſtand der Prieſter, dort am Hagen —
O, in der Sterbeſtunde hat ſein irrer Fuß ihn hergetragen,
Das iſt ein Schemen, dieſes nicht; dort ſtreckt Sanct Michael die Flügel,
Dort kreucht am Fußgeſtell der Drach' und ſchlägt die Kralle in den Hügel;
Des Greiſes Auge dunkelt, wild
Die Agonie zum Haupte quillt.
Das Buch — das Buch — er ſieht das Buch — o Gottesmutter, Gnade! Gnade!
Er liebte dich, er liebte dich in Ehr' und Schmach — gleich einem Rade
Die Zeichen kreiſen — Gott, o Gott, er ſieht ein Händchen niederreichen,
Mit leiſem goldnen Fingerzug die blutgetränkten Lettern ſtreichen!
Und auf des Tünchers bleichen Mund
Ein Lächeln ſteigt in dieſer Stund'.
Am Mittag hat der Mäher ihn am Lindenſtamme aufgehoben,
Und in des Karrens Futtergrün dem Leichenhauſe zugeſchoben.
Auf der Gemeinde Koſten iſt ein großes Sterbehemd bereitet,
Ein kurzer, träger Glockenſchlag hat zu der Grube ihn geleitet,
Wo ſich des Engels Flügel neigt
Und nicht des Drachen Kralle reicht.

# Anhang.

## Volkslieder.*)

### 1) Die Herzogin von Orlamünde.

Albrecht, Graf von Nürnberg, ſpricht:
„Herzogin, ich liebe nicht.
Bin ein Kind von achtzehn Jahren
Und im Lieben unerfahren;
Würde doch zum Weib dich nehmen
Doch vier Augen mich beſchämen;
Wenn nicht hier vier Augen wären,
Die das Herze mein beſchwerten."
Orlamündens Herzogin
Spricht zu ſich in ihrem Sinn:
„Wittwe bin ich, ſchön vor allen,
Aller Fürſten Wohlgefallen;
Wenn nicht hier vier Augen wären,
Würde ſeine Lieb' mich ehren.
Kinder ihr vom ſchlechten Mann,
Der mich hielt in ſtrengem Bann;
Weil ihr meine Land' erebet,
Wenn ihr nicht unmündig ſterbet."
Als Oel in Flammen wüthet,
Das ſtatt Waſſer aufgeſchüttet,
Alſo deutet ſie die Rede
Auf zwei eigne Kinder ſchnöde,
Die im Saal zum Spiel abzählen,
Unter ſich den Engel wählen:
„Engel, Bengel, laß mich leben,
Ich will dir den Vogel geben."
Nadeln aus dem Wittibſchleier
Zieht ſie, daß er falle freier,
Zu dem wilden Hager ſpricht:
„Nimm die Nadeln und verricht',
Schwarzer Hager, du mein Freier,
Fürchteſt nicht den ſchwarzen Schleier,
Fürchteſt du nicht auch vier Augen,
Die zum Zuſehn hier nicht taugen,
Setz' dich mit zu ihren Spielen,
Daß ſie keine Schmerzen fühlen,
Daß die Wunden niemals ſprechen,
Mußt du in das Hirn ſie ſtechen."
Herzlein zum Hager ſpricht,
Eh' der ihm das Hirn einſticht:
„Lieber Hager, laß mich leben,
Will dir Orlamünde geben,

---

*) Ich treffe aus dem überreichen Schatze des deutſchen Volksgeſangs nur eine ſehr ſparſame Auswahl, da ja derſelbe durch „des Knaben Wunderhorn", ſowie neueſtens durch Uhland's treffliche Volksliederſammlung dem Publikum nahe gebracht wurde und außerdem jedem Deutſchen im Herzen lebt oder wenigſtens leben ſollte.

Auch die Plaſſenburg, die neue,
  Und es ſoll dich nicht gereuen."
Herula zum Hoger ſpricht,
  Eh' er ihr das Hirn einſticht:
„Lieber Hoger, laß mich leben,
  Will dir meine Docken geben,
Engel, Bengel, laß mich leben,
  Will dir meinen Vogel geben."
Hoger ſich als Mörder nennt,
  Eh' er ſich das Hirn einrennt.
„Gott, ach Gott, wo werd' ich ruhen,
  Höre ſchon den Vogel rufen,
Gott, ach Gott, wo ſoll ich ſterben,
  Sehe ſchon den Vogel ziehen."
Albrecht ſpricht zur Herzogin:
  „Das war nicht der Rede Sinn,
Meinte unſre eignen Augen,
  Wie wir nicht zuſammentaugen."
Beide Kinder unverweſet
  Liegen noch im Marmorſarge,
Als wär' heut' der Mord geweſen,
  Recht zum Trotze allem Argen.

## 2) Des Edelkönigs Kinder.

Es waren zwei Edelkönigs-Kinder,
  Die beiden die hatten ſich lieb;
  Sie konnten beiſammen nicht kommen,
  Das Waſſer war viel zu tief.
  O, Liebchen, könnteſt du ſchwimmen,
  So ſchwimme doch her zu mir,
  Drei Kerzlein wollt' ich dir anſtecken,
  Die ſollten auch leuchten dir.
Da ſaß ein loſes Nonnchen,
  Das that als wenn es ſchlief,
  Es that die Kerzlein ausblaſen,
  Der Jüngling vertrank ſo tief.
Ach Mutter! Herzliebſte Mutter!
  Wie thut mir mein Häuptchen ſo weh,
  Könnt' ich eine kleine Weile
  Spazieren gehn längs an der See.
Ach Tochter! Herzliebſte Tochter!
  Allein ſollſt du nicht gehn,
  Weck' auf deine jüngſte Schweſter,
  Und laß ſie mit dir gehn.
Ach Mutter! Herzliebſte Mutter!
  Mein' Schweſter iſt noch ein Kind,
  Sie pflückt ja all' die Blumen,
  Die in dem grünen Wald ſind.
Ach Mutter! Herzliebſte Mutter!
  Wie thut mir mein Häuptchen ſo weh,
  Könnt' ich eine kleine Weile
  Spazieren gehn längs an der See.
Ach Tochter! Herzliebſte Tochter!
  Alleine ſollſt du nicht gehn,
  Weck' auf deinen jüngſten Bruder,
  Und laß ihn mit dir gehn.
Ach Mutter! Herzliebſte Mutter!
  Mein Bruder iſt noch ein Kind,
  Er ſchießt ja all' die Haſen,
  Die in dem grünen Wald ſind.
Die Mutter und die ging ſchlafen,
  Die Tochter ging ihren Gang,
  Sie ging ſo lange ſpazieren,
  Bis ſie einen Fiſcher fand.
Den Fiſcher ſah' ſie ſitzen:
  Fiſch' mir ein verdientes reich Geld,
  Fiſch' mir doch einen Todten,
  Er iſt ein Edelkönigs-Sohn.
Der Fiſcher fiſchte ſo lange,
  Bis er den Todten fand,
  Er griff ihn bei den Haaren,
  Und ſchleift' ihn an das Land.
Sie nahm ihn in ihre Arme,
  Und küßt' ihm ſeinen Mund:
  Ade mein Vater und Mutter!
  Wir ſehn uns nimmermehr.

## 3) Das Alphorn.

Zu Straßburg auf der Schanz',
  Da ging mein Trauern an;
  Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
  In's Vaterland mußt' ich hinüberſchwimmen,
  Das ging nicht an!
Ein' Stund' in der Nacht,
  Sie haben mich gebracht;
  Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus
  Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
  Mit mir iſt's aus!
Früh Morgens um zehn Uhr
  Stellt man mich vor das Regiment;
  Ich ſoll da bitten um Pardon,
  Und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn,
  Das weiß ich ſchon.
Ihr Brüder allzumal,
  Heut' ſeht ihr mich zum letzten Mal,
  Der Hirtenbub' iſt doch nur Schuld daran,
  Das Alphorn hat mir Solches angethan,
  Das klag' ich an.

## 4) Lindenſchmidt.

Es iſt nicht lange, daß es geſchah,
  Daß man den Lindenſchmidt reiten ſah
  Auf einem hohen Roſſe.
  Er reitete den Rheinſtrom auf und ab;
  Er hat ihn gar wohl genoſſen.
„Friſch her, ihr lieben Geſellen mein!
  Es muß jetzt nur gewaget ſein,
  Wagen das thut gewinnen!"
  Wir wollen reiten Tag und Nacht,
  Bis wir die Beute gewinnen!
Dem Markgrafen von Baden kam neue Mähr,
  Wie man ihm in's Geleit' gefallen wär',
  Das thät ihn ſehr verdrießen.
  Wie bald er Junker Kaſparn ſchrieb:
  Er ſollt' ihm ein Reißlein dienen.
Junker Kaſpar zog'm Bäuerlein eine Kappe an;
  Er ſchickt ihn allezeit vorn dran,
  Wohl auf die freie Straßen,
  Ob er den edlen Lindenſchmidt fänd',
  Denſelben ſollt' er verrathen.
Das Bäuerlein ſchiffet über den Rhein,
  Er kehret zu Frankenthal in's Wirthshaus ein:
  „Wirth, haben wir Nichts zu eſſen?
  Es kommen drei Wagen, ſind wohl beladen,
  Von Frankfurt aus der Meſſen."
Der Wirth der ſprach dem Bäuerlein zu:
  „Ja, Wein und Brod hab' ich genug!
  Im Stalle da ſtehen drei Roſſe,
  Die ſind des edlen Lindenſchmidt's,
  Er nährt ſich auf freier Straßen."
Das Bäuerlein gedacht in ſeinem Muth,
  Die Sache wird noch werden gut,
  Den Feind hab' ich vernommen.
  Alsbald er Junkern Kaſpar ſchrieb,
  Daß er ſollt' eilends kommen.
Der Lindenſchmidt hatt' einen Sohn,
  Der ſollt' den Roſſen das Futter thun,
  Den Haber thät er ſchwingen:
  „Steht auf, herzliebſter Vater mein!
  Ich hör' die Harniſche klingen."
Der Lindenſchmidt lag hinter'm Tiſch und ſchlief,
  Sein Sohn der that ſo manchen Ruf,

Der Schlaf hat ihn bezwungen:
„Steh' auf, herzliebſter Vater mein!
Der Verräther iſt ſchon gekommen."
Junker Kaspar zu der Stuben eintrat,
Der Lindenſchmidt von Herzen ſehr erſchrak:
„Lindenſchmidt, gib dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch,
Daran ſollſt du bald hangen."
Der Lindenſchmidt war ein freier Reitersmann,
Wie bald er zu der Klingen ſprang:
„Wir wollen erſt ritterlich fechten!"
Es waren der Bluthund' allzuviel,
Sie ſchlugen ihn zu der Erden.
„Kann und mag es denn nicht anders ſein,
So bitt' ich um den liebſten Sohn mein,
Auch um meinen Reitersjungen,
Haben ſie Jemanden Leids gethan,
Dazu hab' ich ſie gezwungen."
Junker Kaspar, der ſprach nein dazu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh,
Es ſoll dir nicht gelingen!
Zu Baden in der werthen Stadt,
Muß ihm ſein Haupt abſpringen."
Sie wurden alle drei nach Baden gebracht,
Sie ſaßen nicht länger als eine Nacht;
Wohl zu derſelben Stunde,
Da ward der Lindenſchmidt gericht,
Sein Sohn und Reitersjunge.

## 5) Ein Pilgerlied.

In welcher Zelle knieet nun
Mein ſüßer Pilgerknab',
Ach, wo, ach, wo, in welchem Land
Drückt er den Dornen-Stab?
Wo drückt ſein rother Mund ein Kuß
Auf's heilige Gewand?
Und welchen Bruder grüßet er
Mit ſeiner frommen Hand?
Ihr Engel ſingt ihm alle gar,
Wo er im Schlummer ruht,
Den Roſenkranz in ſeiner Hand,
Die Muſcheln auf dem Hut.
Ach, ſüßes Aug', ſo fromm und rein,
So ſchwarz als Heidelbeer!
Ach, dürft' ich ſeine Schweſter ſein,
So heilig ſein, wie er!
Fremd iſt die Welt mir, weit und breit
Irr' ich ohn' Raſt und Ruh',
Klein iſt die Welt, und mein und mein,
Wenn ich ihn haben thu'.

## 6) Roſen und Thränen.

Wohl heute noch und morgen,
Da bleibe ich bei dir;
Wenn aber kömmt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier.
Wann kommſt du aber wieder,
Herzallerliebſter mein;
Und brichſt die rothen Roſen
Und trinkſt den kühlen Wein?
Wenn's ſchneiet rothe Roſen,
Wenn's regnet kühlen Wein;
So lang ſollſt du noch harren,
Herzallerliebſte mein.
Ging ſie in's Vaters Gärtlein,
Legt nieder ſich, ſchlief ein;
Da träumet ihr ein Träumelein,
Wie's regnet kühlen Wein.
Und als ſie da erwachte,
Da war es lauter Nichts:
Da blühten wohl die Roſen,
Und blühten über ſie.
Ein Haus thät ſie ſich bauen,
Von lauter grünem Klee;
Thät auf zum Himmel ſchauen,
Wohl nach dem Roſenſchnee.
Mit gelb Wachs thät ſie's decken,
Mit gelber Lilie rein,
Daß ſie ſich könnt' verſtecken,
Wenn's regnet kühlen Wein.
Und als das Haus gebauet war,
Trank ſie den Herrgotts-Wein,
Ein Roſenkränzlein in der Hand,
Schlief ſie darinnen ein.
Der Knabe kehrt zurücke,
Gehet zu dem Garten ein,
Trägt einen Kranz von Roſen
Und einen Becher Wein.
Hat mit dem Fuß geſtoßen
Wohl an das Hügelein,
Er fiel, da ſchneit' es Roſen,
Da regnet's kühlen Wein.

## 7) Gruß.

So viel Stern' am Himmel ſtehen,
So viel Schäflein als da gehen
In dem grünen Feld,
So viel Vögel als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen:
So viel Mal ſei du gegrüßt!
Soll ich dich denn nimmer ſehen?
Ach das kann ich nicht verſtehen,
O du bitterer Scheidens-Schluß.
Wär' ich lieber ſchon geſtorben,
Eh' ich mir ein'n Schatz erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.
Weiß nicht, ob auf dieſer Erden
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich dich wiederſehen ſoll.
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zuſammen,
Ach, wie groß iſt meine Noth.
Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich ſagen:
O mein Schatz, wann kommſt zu mir?
Alle Abend will ich ſprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz, gedenk' an mich!
Ja ich will dich nicht vergeſſen,
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein.

## 8) Ausſicht in die Ewigkeit.

O wie geht's im Himmel zu
Und im ew'gen Leben!
Alles kann man haben gnug,
Darf kein Geld ausgeben,
Alles darf man borgen,
Nicht für's Zahlen ſorgen;
Wenn ich einmal drinnen wär',
Wollt' nicht mehr heraus begehr'.
Fällt im Himmel Faſttag ein,
Speiſen wir Forellen,
Peter geht in Keller 'nein,
Thut den Wein beſtellen;

David ſpielt die Harpfen,
Ulrich bratet Karpfen,
Margareth backt Küchlein gnug,
Paulus ſchenkt den Wein in Krug.
Lorenz hinter der Küchenthür
Thut ſich auch bewegen,
Tritt mit ſeinem Roſt herfür,
Thut Leberwurſt drauf legen;
Dorthee und Sabina,
Lisbeth und Kathrina
Alle um den Herd 'rum ſtehn,
Nach den Speiſen ſie auch ſehn.
Jetzt woll'n wir zu Tiſche gehn,
Die beſte Speiſ' zu eſſen,
Die Engel um den Tiſch 'rum ſtehn,
Schenken Wein in d' Gläſer!
Sie thun uns invitiren,
Der Vorthel muß tranſchiren,
Joſeph legt das Eſſen vor,
Cäcilia beſtellt ein Muſikchor.
Martin auf dem Schimmel reit't,
Thut ſein galoppiren,
Bläſi hält die Schmier bereit,
Thut die Kutſchen ſchmieren.
Wären wir ja Narren,
Wenn wir nicht thäten fahren
Und thäten allweil zu Fuße gehn
Und ließen Roß und Kutſche ſtehn.
Nun Ade, du falſche Welt,
Du thuſt mich verdrießen;
Im Himmel mir es beſſer g'fällt,
Wo alle Freuden fließen.
Alles iſt verfänglich
Und Alles iſt vergänglich.
Wenn ich einmal den Himmel hab',
Huſt' ich auf die Welt herab.

* * *

## 9.

# Niederland

(Flandern und Holland)

und

# Skandinavien

(Island, Schweden, Norwegen, Dänemark).

Wo ein unvertilgbarer Hang zum Stilleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menſchlichen Verhältniſſe obwaltete, da mag das Thierepos auch empfangen ſein; groß gezogen, in die Welt geſchickt und wahrſcheinlich auch geboren ward es dort. Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen andern Ländern gepflegt, Landſchaft und Viehſtücke; ſie haben auch die niedere Poeſie gepflegt. Ueberall ſteht dieſe Art von Malerei und Dichtkunſt in einer Parallele mit republikaniſchem oder, was ich wahrer ſage, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der niederen Claſſen, Freiheitsſinn und Tyrannenhaß.

Gervinus.

In der nordiſchen Poeſie treten Gefühl und Einbildungskraft zurück in die Tiefe, ohne deshalb weniger thätig zu ſein, welches macht, daß ſie in Vergleichung mit der Poeſie anderer Völker anfänglich ſtreng und hart erſcheinen kann, ein Eindruck, der mich an des berühmten italieniſchen Dichters Alfieri Aeußerung über das erhabene Schrecken erinnert, das ihn unter dem Himmel Skandinaviens packte beim Gewahrwerden der ungeheuren Stille, welche in der nordiſchen Natur herrſchte.

Geijer.

# I.

# Niederland.

Die germaniſchen Volksſtämme der Niederlande zeigten, wie im Leben, ſo auch in der poetiſchen Aeußerung von jeher eine überwiegende Neigung zu häuslicher Behäbigkeit, zu dem Glück des Stilllebens und der Beſchränkung. Alle Extreme werden da ſorgfältig vermieden, alle Spitzen umgebogen, alles feurigere Aufſtreben geht in einer gewiſſen behaglichen Mittelmäßigkeit unter, aller laute Klang dämpft ſich zu holländiſcher Stille. Die Poeſie ſegelt hier nicht mit geſchwellten Segeln über das endloſe Meer der Phantaſie hin, ſondern wird wie eine Trekſchuite durch die engen Canäle häuslicher Gewohnheit und bürgerlichen Verkehrs gezogen. Nur das Volkslied erlaubt ſich zuweilen dreiſten Spaß und lautes Lachen, denn dieſes blieb für die friſcheren Einflüſſe von Deutſchland her immer empfänglich, während ſich die Kunſtpoeſie ſchon frühe der trockenen Nachahmung franzöſiſcher Muſter ergab. Weit bedeutender, als die Nachbildung altfranzöſiſcher Romane und Reimchroniken, wie ſie im 13. und 14. Jahrhundert in den Niederlanden im Schwange ging, iſt die mit echtgermaniſchem Geiſte empfangene, geborene und großgezogene deutſche Thierfabel. Dieſe verdankt — wie Geyder in der Einleitung ſeiner Uebertragung des „Reinhart Fuchs" aus dem Mittelniederländiſchen ausführt — ihren Urſprung und ihre Fortbildung den nahen Beziehungen, in denen einſt der Menſch zu der ihn umgebenden Thierwelt ſtand, dem friedlichen, wie dem feindlichen Verkehr beider unter einander. Das Volk dichtete den Thieren menſchliche Schickſale und Verhältniſſe und dann auch die menſchliche Rede an. Aus derartigen einzelnen im Volke umgehenden Erzählungen und Schwänken mag ſich nach und nach das Thierepos vom „Reinaert de vos" gebildet haben, deſſen deutſche Bearbeitungen wir oben erwähnten und das in den Niederlanden gleichfalls unſtreitig mehrere Phaſen der Vervollkommnung durchgemacht hat, im Verlauf welcher es auch ſeinen ſtark ſatiriſchen Beigeſchmack erhielt. Es iſt dieſes Thierepos ohne alle Frage die größte poetiſche That der Niederländer. Alles, was die voluminöſe Literatur Hollands ſpäter leiſtete, iſt im Vergleich dagegen dürftig und matt.

Hier (in Holland) ging der Eifer für poetiſche Thätigkeit und die unleugbare große Theilnahme des Volkes an inländiſcher Literatur vornehmlich von den Kammern (Geſellſchaften) der „Rederijker" (Rhetoriker) aus, die ſich im 15. Jahrhundert bildeten, im 16. ſehr ausbreiteten und ungezwungen mit den deutſchen Meiſterſängerſchulen verglichen werden können. Als Koryphäen der durch dieſe Geſellſchaften begründeten und veredelten holländiſchen Kunſtpoeſie nennen die Holländer mit beſonderem Stolz Hooft, Cats und Vondel. **Pieter Corneliſz Hooft** (1581 — 1647) hat große Verdienſte um die Sprache und Verskunſt ſeines Landes, zeichnete ſich aber mehr durch ſeine Proſawerke, als durch ſeine vielſeitigen dichteriſchen Verſuche aus. **Jakob Cats** (1577 — 1660) iſt der populärſte Dichter Hollands und hat beſonders das der praktiſchen Natur ſeines Volkes ſo ſehr zuſagende didaktiſche Element in ſeinen Werken ausgebildet. Seine Geſinnung iſt ſehr ehrenwerth, ſein Vortrag ſehr lehrreich, allein ſeine Muſe erhebt ſich nie über die platteſte Holländerei. Weit bedeutender iſt **Jooſt van der Vondel** (1587 — 1679), mit welchem die holländiſche Dichtkunſt den höchſten Schwung erreichte, deſſen ſie ſich bisher überhaupt fähig gezeigt. Vondel war als metriſcher Ueberſetzer, als Lyriker und Satiriker thätig, verdankt jedoch ſeinen Ruhm hauptſächlich ſeinen Dramen, unter denen „Lucifer", „Jephta" und das Nationalſchauſpiel „Gysbrecht van Amſtel" auszuzeichnen ſind. — Die neuere poetiſche Literatur der Holländer anerkennt in **Willem Bilderdijk** (1756 — 1831) ihren Meiſter, welchem **Rhynvis Feith** (geſt. 1824), **Hendrik Tollens** (geb. 1780), **J. Kinker** (geboren 1764), **Fr. Helmers** (geſt. 1813) u. v. A. nacheiferten; der zuletzt Genannte gilt für den originellſten Lyriker, den Holland in neuerer Zeit beſaß. In der Romandichtung hat ſich der Holländer **Van Lennep** mit Beifall verſucht und der Flamänder **Hendrik Conſcience** hat durch ſeine Novelliſtik die wieder erwachte, durch die patriotiſchen Bemühungen geiſtvoller Gelehrten, wie z. B. **J. F. Willems**, unterſtützte literariſche Thätigkeit des flämiſchen Volksſtamms auch in weitern Kreiſen bekannt und geltend gemacht.

## I.

## Reinhart Fuchs.

### König Nobel's Hof und Braun's, des Bären, Abenteuer.

(Reinhart Fuchs, Vers 11 – [illegible])

— Zu Pfingſten war's an einem Tag,
Da konnte man am Buſch, im Hag
Den Schmuck des grünen Laubes ſehn.
Nobel, der König, ließ jüngſt ergehn
Ein Gebot zum Hoftag im Land umher
Könnt's gelingen, ſo wollte er
Ihn halten, Lob drum zu erlangen.
Nach Hofe kamen da gegangen
Alle Thiere groß und klein
Außer Fuchs Reinhart allein.
Er hielt es ſeiner Miſſethaten
Dahin zu gehn nicht für gerathen.
Wer ſchuldbewußt, läßt ſich nicht ſehn:
So war's mit Reinhart auch geſchehn;
Bei Hofe ließ er ſehn ſich nicht,
Wo man von ihm nichts Gutes ſpricht.
Zuſammen war der Hof gekommen,
Den Fuchs allein nur ausgenommen.
Klagt Alles über Fuchs Reinhart,
Den Schurken mit dem rothen Bart.
Nun hebt man hier zu klagen an,
Iſegrim mit der Sippe ſah man,
Die traten vor den König hin.
Iſegrim machte den Beginn
Und ſprach: „O Herr König, ſeid
Bei eurer Ehr' und Gerechtigkeit,
Bei eurem Adel, bei euren Gnaden,
Erbarmungsvoll, da groß der Schaden,
Den Reinhart mir hat angethan,
Von dem ich oftmals mußt' empfahn
Große Schmach. Verluſte ſchwer,
Vor Allem erbarme euch, daß er
Mit meinem Weibe Unzucht trieb,
Verſchont keins meiner Kinder blieb:
Er beſeichte ſie, da wo ſie lagen,
Zwei haben Blindheit davon getragen,
Ja, ſie wurden mir ſtaarblind.
Noch mehr beſchimpft wir worden ſind:
Denn dahin kam es doch zuletzt,
Daß ein Tag ward feſtgeſetzt,
An dem man Reinhart ſah bereit,
Zu ſchwören einen Reinigungseid;
Als die Reliquien wurden gebracht,
Gleich war er andres Sinnes bedacht,
Entwiſchte uns nach ſeinen Veſten,
Herr, dies wiſſen noch die Beſten,
Die kommen ſind nach Hofe hier.
Mir hat Reinhart, das ſchlechte Thier,
Zu Leide allzuviel gethan,
Ich weiß es wohl, es iſt kein Wahn:
Wär' alles Tuch gleich Pergament,
Was gemacht wird jetzt zu Gent,
Man könnt' es nicht darauf beſchreiben;
Doch ſoll es jetzt verſchwiegen bleiben.
Was aber er that meinem Weibe,
Die Schmach nicht ungerächet bleibe,
Nicht verſchwiegen und ungerochen."
Als Iſegrim dies hatte geſprochen,
Stand auf ein Hündchen, das Cortois hieß,
Franzöſiſch die Klage vernehmen ließ
Wie es, das ſei ſchon lange her,
So gar arm geweſen wär;
Eine Wurſt hätt' es nur noch beſeſſen
Im Winter, in einem Walde, indeſſen
Reinhart, der niederträchtige Mann
Dieſelbe Wurſt ihm ſtahl und nahm.
Tibert, der Kater, ward griesgram,
Alſo der ſeine Rede begann
Und ſprang mitten in den Kreis
Und ſprach: „Herr König, ſeit man weiß,
Daß Reinhart ihr nicht hold mehr ſeid,
Da iſt hier Alt und Jung bereit,
Ihn jetzo bei euch anzuklagen.
Was Cortois eben vorgetragen,
Das iſt ſchon her ſo manches Jahr;
Nicht klagt' ich, obgleich mein ſie war,
Gar liſtig ich ſie einſt mir nahm,
Als ich bei Nacht gelaufen kam
In eine Mühle, auf Raub bedacht,
Wo ich ſie diebiſch weggebracht
Einem ſchlafenden Müllerknecht.
Hatte Cortois daran ein Recht,
So hat er's mir nur zuzuſchreiben.
Mit Recht muß unerörtert bleiben
Die Klage, die Cortois bringt an."
Panzer, der Biber, ſprach: „Daß man
Nicht klage, Tibert, dünkt's euch gut?
Reinhart iſt ein mordgieriges Blut
Und voller Falſch und auch ein Dieb;
Ja, Keinen hat er alſo lieb,
Selbſt nicht den Herrn und König mein,
Daß ihm's nicht ganz gleich ſollte ſein,
Ob Ehr' und Leben der müßte miſſen,
Kriegt' er nur einen fetten Hühnerbiſſen.
Wollt nur von einer That' ihr ſprechen?
Beging er nicht ein groß Verbrechen
— Und geſtern erſt iſt es geſchehn —
An Cuwart, dem Haſen, der hier zu ſehn,
Wie es noch nie beging ein Thier?
Im Königsfrieden leben wir,
Des Königs Geleit ſchützt Jedermann;
Denn den Glauben er ihm zu lehren begann,
Kaplan ſollte werden er ſodann.
Drum nahm er ihn zu ſich heran
Und ſetzt ihn zwiſchen ſeine Beine;
Es buchſtabirte bald der Eine,
Bald hat der Andere dann geleſen,
Den Glauben ſie ſangen mit lautem Weſen.
Nun traf's ſich, daß zur ſelben Zeit
Von jenem Ort ich nicht war weit,
Ich hört' es, wie ſie Beide ſangen
Und bin ſogleich dahin gegangen,
So ſchnell, wie's immer wollte gehn:
Da hab' ich Meiſter Reinhart geſehn,
Wie der Lection er ſich begeben,
Die er bekommen doch erſt eben
Und wie er ſpielt ſein altes Spiel
Und Cuwart bei der Kehl' anfiel,
Den Kopf hätt' er ihm abgenommen,
Wär' ich zu Hilfe nicht gekommen
Durch Zufall zu derſelben Stunde,
Noch ſeht ihr hier die friſche Wunde
Herr König, ſeht die Zeichen an,
Die Cuwart da empfing, und dann,
Wenn ihr dies laßt ungerochen,
Daß euer Friede ward gebrochen,
Laßt der Mannen Urtheil ihr nicht ergehn,
Eure Kinder werden, das wird man ſehn,
Schimpf und Schande davon haben noch manches Jahr."
„Bei Gott, Panzer, ihr redet wahr!"
Sprach Iſegrim, der ſtand noch da:
„Herr, Reinhart's Tod, gut wär' er, ja
So wahr mir Gott beſchirmt mein Leben!
Und wird ihm dies nun auch vergeben,
Binnen Monatsfriſt beſchimpft er dann
Noch Manchen, der gar nicht denkt daran."
Da ſprang auf der Dachs Grimbart,
Ein Bruderſohn des Fuchs Reinhart,
Und zürnend alſo er begann:
„Herr Iſegrim, ein jeder Mann

Weiß, denn ein Sprichwort macht es kund:
Nicht oft ſpricht Gutes Feindes Mund.
Hört und auf meine Mere paßt:
Ich wünſcht', er hing an einem Aſt
Bei ſeiner Kehle, wie ein Dieb,
Der Andern nie was that zu Lieb'.
Herr Iſegrim, ein Sühngericht
Das dürft ihr ihm verweigern nicht,
Dazu will ich behilflich ſein;
Nicht hindern ſoll's der Oheim mein;
Den, der verbrach das Meiſte, dann
Den Andern zu büßen verurtheilt man.
Pflegt ihr's oder mag's mein Oheim ſein,
Kann ſich der gleich nicht als Kläger ein,
Wär' angeſchrieben bei Hofe hier,
Beim König, mein Oheim ſo wie ihr,
Herr Iſegrim, wie würde dann
Sich's ruhig der König ſehen an,
— Die Kappe wird euch noch heut gelauſt —
Daß ihr ihm habt ſein Fell zerzauſt
So oft mit euren Zähnen ſcharf,
Was er nun nimmer abwehren darf."
Sprach Iſegrim: „Euch lehrte fürwahr
Euer Ohm, ſo zu lügen offenbar!"
„Nein, ich habe nicht gelogen.
Ihr habt meinen Ohm betrogen
Oftmals und auf manche Weiſe.
Ihr brachtet ihn um die Platteiſe;
Vom Karren warf er ſie euch zu:
Von Ferne folgtet ihr in Ruh,
Habt die beſten Fiſche aufgeleſen,
Und wie ihr nun ſeid ſatt geweſen,
Was hat er da von euch bekommen?
Eine einzige Gräte habt ihr genommen,
Die habt ihr ihm entgegen getragen,
Da ſie nicht wollte euch behagen.
Die Speckſeite, habt ihr die vergeſſen,
Die ganz allein ihr habt gefreſſen?
Fett war ſie und ſie ſchmeckte fein,
Als Reinhart heiſcht' den Antheil ſein,
Im Spott zur Antwort gabt da ihr:
Deinen Antheil will ich gern geben dir,
Reinhart, du Jüngling ſchön und fein,
Der Strang, an dem da hing das Schwein,
Der iſt gar fett, benage den!
Nichts Beſſ'res Reinhart hat beſehn,
Der's gute Speck hat abgenommen.
Als er betrübt daher iſt kommen,
Steckt Einer ihn in einen Sack.
Solch Leid und ſolchen Schabernack
Hat Iſegrim ihm angethan
Und hundertmal mehr als ich ſagen kann.
Ihr Herren, dünkt euch das genug?
Was anbelangt da den Unfug,
Den er des Weibes halber klagt:
Sie haben's Keinem zwar geſagt,
Doch Reinhart war ihr ganzes Leben
Und er war gleichfalls ihr ergeben.
Ich kann's wohl ſagen, es iſt ja wahr:
Länger iſt's denn ſieben Jahr,
Daß von ihr Reinhart ward geminnt.
Wenn nun die ſchöne Frau Herſint
Im irrigen, verliebten Wahn
Reinhart's Willen hat gethan,
Was weiter? ſie iſt bald geneſen.
Was macht man draus erſt für ein Weſen?
Da klagt Herr Euwart auch, der Haſe,
Doch nur ob einer Seifenblaſe:
Hat den Glauben er nicht recht geleſen,
So iſt ja Reinhart ſein Lehrer geweſen;
Daß ſeinen Schüler der durchbläue,
Das iſt doch recht, bei meiner Treue!
Corteis ob einer Wurſt trat vor,
Die er in einem Forſt verlor:
Hätt' er doch nicht erſt geklagt!
Male quæsita, male perdita:
Wer beſtreitet das allhie?
Wie man's gewann, ſo es zerann,
Reinhart man's nicht verdenken kann,
Daß er über'n Dieb fiel her:
Das Recht nimmt man ihm nimmermehr.
Reinhart iſt ein rechtſchaffner Mann;
Denn ſeit der König ſeinen Bann
Verkündet hat und ſeinen Frieden,
Hat er, ich weiß es ja, vermieden
Das Böſe und er führt ein Leben,
Wie'n Klausner, der ſich der Welt begeben.
Auf der Haut trägt er ein hären Gewand,
Im letzten Jahr, wie mir bekannt,
Aß er kein Fleiſch, nicht wild noch zahm.
So ſprach Einer, der geſtern von ihm kam.
Malecreis bewohnt er mit nichten,
Sein Caſtell, that ſich errichten
Eine Klauſe und er liegt darin.
Nach Erwerb trachtet nicht ſein Sinn,
Ich weiß, daß er ſich von Nichts erhält,
Als was an Almoſen ihm zufällt,
Bleich und mager vom Kaſtei'n
Muß Hunger, Durſt, der Faſten Pein
Ob ſeiner Sünden er beſtehn,
So könnt ihr Alle ihn jetzt ſehn."
Wie noch alſo ſprach Grimbart,
Canticleer geſehen ward,
Vom Berg in's Thal herab zog er
Und bracht' auf einer Bahre daher
Eine todte Henne, die hieß Kopfe.
Der hatte Reinhart bei dem Kropfe
Haupt und Hals abgebiſſen:
Das ließ man nun den König wiſſen.
Canticleer ſchritt vor der Bahr' einher,
Mit ſeinen Flügeln ſchlug er ſehr.
An der Bahr auf beiden Seiten
Zwei weit berühmte Hähne ſchreiten.
Der eine Hahn der hieß Cantart,
Nach dem genannt vor Zeiten ward
Der Frau Alente guter Hahn;
Der andre hieß nach meinem Wahn
Der gute Hahn Craiant,
Der ſchönſte Hahn, den man fand
Zwiſchen Polan und Potangen.
Ein feiner Hahn, der kam gegangen
Und trug von Wachs ein brennend Licht,
Lang war's und in die Höhe gericht't.
Da waren der Kopfe Brüder zwei,
Die erhuben das Wehgeſchrei;
Um Kopfe, ihrer Schweſter, Tod
Klagten ſie jammernd ihre Noth.
Pinte und Sprote die Bahre trugen daher;
Wie war zu Muthe ihnen ſchwer,
Daß ſie verloren ihr Schweſterlein;
Von weitem hörte man ſie ſchrein,
Daß ſie's zu Herzen ſich genommen;
So ſind ſie vor's Gericht gekommen.
In den Kreis ſprang Canticleer:
„Herr König," alſo redet er,
„Um Gottes Willen und mit Gnaden
Erbarmt euch hier doch meines Schaden,
Der mir durch Reinhart iſt geſchehn
Und meinen Kindern, die hier ſtehn
Und betrübt ſind und voll Schmerz.
Eben war vorbei der März
Und der Winter war vergangen;
Da ſah man die Blumen prangen
Ueberall auf Feldern grün.
Muthig war ich da und kühn;
Groß war ja meines Geſchlechtes Macht:
Junge Söhne hatt' ich acht,
Sieben Töchter auch daneben;

Behagen hatten ſie am Leben.
Meine Weibe, klug und gut
Auferzog mir dieſe Brut.
Sie waren alle feiſt und ſtark,
Spazierten in einem ſchönen Park.
Der war umſchloſſen mit Gemäuer
Und mitten drin ſtand eine Scheuer;
Viel Hunde waren auch allhier,
Die biſſen grimmig manches Thier.
Meine Kinder konnten furchtlos ſein.
Reinhart erregt' es Neid und Pein,
Daß ſie ſo ſicher waren drinnen,
Er keines holen konnte von hinnen.
Reinhart, der tückiſche Nachbar,
Oft um die Mauer geſchlichen war
Und legt' uns manchen Hinterhalt.
Sahn ihn die Hunde, alſobald
Sie beſſten tüchtig hinter ihm drein.
Einmal holten ſie ihn ein,
Im Graben ward er überlaufen;
Da mußt' er theuer ſich erkaufen
Was er geraubt und ſtahl bisher,
So daß der Pelz ihm ſtob gar ſehr.
Doch kam er wieder, was zu ſuchen;
Ihn, ſeine Liſt mag Gott verfluchen.
Lange waren wir da ſeiner quitt;
Drauf kam er wie ein Eremit,
Reinhart, der Dieb auf Mord bedacht,
Hat Brief und Siegel mir gebracht,
Daß ich's, Herr König, möchte leſen.
Euer Siegel iſt daran geweſen.
Als ich nun in dem Briefe las,
Ich dachte, daß ich draus etwas,
Wie ihr nach königlichem Recht
Ueberall dem Thiergeſchlecht
Frieden geboten in eurem Reich
Und den Vögeln auch zugleich;
Auch bracht' er mir noch andre Mähr
Und ſagte, daß er worden wär'
Ein Klausner, und daß er dabei
Erduldet habe Mancherlei,
Ob ſeiner Sünden gelitten ſchwer;
Stab und Kleid zeigt' er nunmehr,
Die er brachte von Elmare,
Drunter einen Rock von rauhem Haare,
Darauf ſprach er: „Herr Canticleer,
Vor mir euch fürchtet nun nicht mehr;
Unbewacht könnt ihr jetzt leben,
Da ich im Kloſter mich begeben
Des Fleiſches und der Fleiſchgerichte.
Mir ziemt's als einem alten Wichte,
An meiner Seele Heil zu denken.
Gott mög' euch ſeine Gnade ſchenken!
Ich gehe, noch Manches iſt zu thun;
Die Gezeiten hab' ich nun
Zu beten noch von dieſem Tag.“ —
Drauf ging er an einem Hag
Entlang und ging dann weiter fort,
Zu beten ſeinen Glauben dort.
Furchtlos und froh ward ich darauf
Und ſuchte meine Kinder auf;
Mir gefiel's ſo ohne Hut,
Daß ich mit meiner ganzen Brut
Sorglos hinging vor's Gemäuer;
Da kam ein ſchlimmes Abenteuer:
Denn Reinhart, dieſe Peſt voll Tücken,
Kroch durch den Hag hinter unſerm Rücken,
War zwiſchen uns und die Pforte gegangen;
Da hat er denn auch gleich gefangen
Eins aus meiner Kinder Zahl,
Sein Ranzen verſchlang es dazumal.
Den Anfang hat mein Unglück genommen;
Denn wie er auf den Geſchmack gekommen
Mit ſeinem gar ſo gierigen Munde,
Da konnten weder Wächter noch Hunde
Uns bewahren und erhalten.
Herr, laßt drum euer Erbarmen walten!
Reinhart im Hinterhalte lag
Jede Nacht und jeden Tag
Und raubte mir die Kinder mein;
Ihre Zahl die ward ſo klein,
Ja, ich ſah ſie ſich vermindern,
Daß von meinen fünfzehn Kindern
Mir geblieben ſind nur vier.
Die andern hat mit ſeiner Gier
Verſchlungen insgeſammt Reinhart.
Noch geſtern von den Hunden ward
Ihm Kopie abgejagt, das berühmte Thier,
Auf der Bahre liegt's nun allhier.
Dieß klag' ich euch mit großem Leid;
Barmherzig, ſüßer Herr, mir ſeid!“
  Der König ſprach: „Nun, Dachs Grimbart,
Euer Ohm, der 'n Klausner ward,
Gehörig hat gefaſtet der.
Leb' ich ein Jahr, ich ahnd' es ſchwer.
Nun hört, Herr Canticleer,
Was ſoll's noch der Worte mehr?
Eure Tochter liegt erſchlagen hier,
— Gott die Seel' errette ihr! —
Wir können nicht länger ſie behalten
— Ueber ſie mag Gott nun walten! —
Wir wollen die Vigilien ſingen
Und wir wollen mit Ehren bringen
Die Leiche darauf in die Erde,
Und alsdann berathen werde
Mit dieſen Herren und beſprochen,
Wie auf's Beſte wird gerochen
Am Fuchs Reinhart dieſer Mord.“
Als er's geſprochen, ward ſofort
Geboten den Alten und den Jungen,
Daß die Vigilie werde geſungen.
  Was er gebot, man gleich begann,
Man hörte, wie ſie ſchlugen an:
Im hohen Ton hub an man ſo
Das Placebo domino,
Die Verſe, die dazu ſich paſſen,
Fürwahr ich könnt' euch wiſſen laſſen,
Wäre es uns nicht zu lang,
Wer der Seele Vers drei ſang,
Wer die Seelenmeſſe hat geleſen.
Als die Vigilie zu Ende geweſen,
Legte Kopie man in's Grab hinein,
Bereitet war's mit Kunſt gar fein
Unter der Linde im Graſe, verziert
Mit Marmor, der war blank polirt.
Die Buchſtaben, die man ſah
An dem Sarge, der lag allda,
Sagten an, wen in dem Grabe
Man daſelbſt beſtattet habe.
Dieß ſind die Buchſtaben geweſen,
Die auf dem Grabe waren zu leſen:
„Hier liegt Kopie begraben,
Gut ſie konnte ſcharren und ſchaben;
Reinhart Fuchs, der biß ſie todt,
Bracht' ihr Geſchlecht in manche Noth.“
  Jetzt mag Kopi' in der Erde ruhn.
Der König gebot den Alten nun,
Daß ſie ſollten ſich beſprechen,
Wie am beſten ſei zu rächen
Dieſe große Miſſethat.
Sie wurden insgeſammt zu Rath,
So daß ſie da dem König riethen:
Er ſolle laſſen ihm gebieten,
An den Hof ſofort zu kommen;
Weder um Schaden, noch um Frommen
Soll er verſäumen das Gericht;
Daß ferner Braun mit dem Bericht
Als Bot' an ihn werd' abgeſandt.

Der König ſich dazu verſtand,
Zu Braun, dem Bären, wandt' er ſich:
„Herr Braun, vor dieſem Heer künd' ich,
Daß der Bote ihr ſollt ſein.
Ich bitte euch, ſeid klug und fein
Und hütet euch vor Hinterliſt;
Ein durchtriebener Schurke Reinhart iſt;
Er wird euch ſchmeicheln, euch betrügen,
Kann er's, ſo wird er euch belügen
Mit falſchen Worten und mit ſchönen.
Kann er's, bei Gott, er wird euch höhnen."
„Herr," ſprach der, „was fällt euch ein?
Gott möge mich vermaledein,
Wenn mich träfe Reinhart's Hohn
Und ich gäb' ihm nicht ſolchen Lohn,
Daß ihm's am ſchlimmſten geht dabei.
Seid meinetwegen ſorgenfrei."
Und Urlaub hat er drauf genommen;
Er wird ſchon noch ins Unglück kommen.
Braun iſt auf der Reiſe jetzt;
Furcht ſeinem Herzen nicht zuſetzt;
Er denkt, das könne leicht nicht ſein,
Wenn's nur Einem fiele ein,
Und ihn beſchimpfte gar Reinhart.
Durch einen Wald ging ſeine Fahrt;
In eine Wüſte kam er dann,
Drin legte Reinhart Wege an,
Die waren grade und auch krumm,
Tief vor dem Walde er herum,
Zu treiben dort die Jägerei.
Am Ende von der Wüſtenei
Lag ein Berg, hoch und lang,
Dahin muß richten ſeinen Gang
Herr Braun, und er muß mitten drüber,
Will er nach Maupertuis hinüber.
Reinhart hatte manches Haus,
Doch das Caſtell Maupertuis
War die beſte der Burgen ſein:
Dahin zog er, wenn Noth und Pein,
Wenn Sorgen hatten ihn befangen.
Nun iſt Braun, der Bär, gegangen,
Bis er nach Maupertuis gekommen,
Als er die Pforte wahrgenommen,
Aus der Reinhart pflegt' auszugehn,
Blieb er an der Vormauer ſtehn
Und hat ſich auf den Steiß geſetzt.
Er ſprach: „Seid ihr zu Hauſe jetzt?
Ich bin Braun, vom König geſandt;
Bei Gott, er ſchwur, ſei's euch bekannt,
Wollt ihr nicht kommen vor Gericht,
Und wenn ich euch mitbringe nicht,
Um Recht zu nehmen und zu geben
Und in Frieden fortan zu leben,
So läßt er rädern euch ſofort.
Reinhart, hört jetzt auf mein Wort
Und wollt mit mir nach Hofe kommen."
Reinhart hat Alles wohl vernommen,
Da er vor ſeiner Pforte lag,
Wie er's pflegte manchen Tag,
Ob der Wärme im Sonnenſchein.
An dem, was Braun ihm rief hinein,
Merkt' Reinhart gleich, wer da geſprochen,
Und er iſt hinabgekrochen
In ſein dunkelſtes Gemach.
Da dacht' er über Manches nach,
Um Braun durch Schlauheit zu berücken,
Ihn, den Fraß, der voller Tücken,
Seinen Spott mit ihm zu treiben
Und ſelbſt bei Ehren doch zu bleiben.
Da ſprach Reinhart über lang:
„Für den guten Rath habt Dank,
Mein gar lieber Freund, Herr Braun!
Schlecht gedient hat der euch, traun,
Der euch rieth zu dieſem Gang,
Der euch dieſen Berg ſo lang
Hat geheißen zu beſteigen.
Bei Hofe wollt' ich längſt mich zeigen,
Auch wenn es nicht gerathen ihr,
Wäre nicht der Magen mir
Ueberladen auf ſolche Weiſe
Von einer mir ganz neuen Speiſe.
Ich fürchte, es wird nicht gut angehn;
Sitzen kann ich nicht, nicht ſtehn,
So machte ſatt mich, was ich aß."
„Reinhart, was aßt du denn, was?"
„Herr Braun, Speiſe zum Erbarmen!
Grafen ſind ja nicht wir Armen!
Merken könnt ihr's recht an mir.
Wir armen Leut', oft eſſen wir,
Was müßte, gäb's Andres, liegen bleiben.
Gute, friſche Honigſcheiben
Machen mir jetzt große Pein;
Vor Hunger aß ich ſie allein,
Denn Andres war nicht zu bekommen;
Seit die ich habe zu mir genommen,
Leide Schmerzen ich und Ungemach."
Als Braun dies hörte, gleich er ſprach:
„Ei, mein lieber Fuchs Reinhart,
Wie Honig ſo verachtet ward!
Honig iſt eine ſüße Speiſe,
Die ich vor allen Gerichten preiſe,
Vor allen Gerichten ich ihn lieb habe;
Helft, Reinhart, daß ich dran mich labe!
Helft Reinhart, ſüßer Neffe mein,
So lang' ich werd' am Leben ſein,
Will ich lieb euch deshalb haben!
Reinhart, laßt daran mich laben!"
„Lieber Braun, ihr ſpottet mein!"
„Reinhart, nein! ein Narr müßt ich ſein,
Trieb' ich hier Spott, ich thu' es nicht."
Reinhart ſprach: „Mögt ihr das Gericht?
Wollt wirklich Honig eſſen ihr?
Bei eurer Treue ſagt es mir:
Wollt ihr was? ſatt ihr werden ſollt;
So viel ich euch verſchaffen wollt',
Eurer Zehne ſollten ihn nicht aufeſſen,
Käm' ich in eure Huld indeſſen."
„Ich mit Zehnen? wie kann das ſein?
Stellt, Reinhart, eure Reden ein,
Und damit, daß ihr's nur wißt,
Hätt' ich allen Honig, der jetzt iſt
Zwiſchen hier und Portugal,
Auf äß' ich ihn mit einem Mal."
Reinhart ſprach: „Braun, was ſagt ihr?
Ein Bauer Lamfroit, nicht weit von hier,
Der hat ſo viel Honig, fürwahr,
Ihr hättet genug daran ſieben Jahr.
Den Honig ihr bekommen ſollt,
Herr Braun, doch ſeid mir dafür hold
Und bei Hofe ſprecht für mich."
Da hat denn Braun verpflichtet ſich
Und Reinhart er verſprochen hat:
Macht er ihn mit Honig ſatt,
So daß er ihn kaum aufeſſen kann,
Wie er ihm wolle ſein alsdann
Ein ſteter Freund und guter Geſell.
Reinhart lachte, das ſchlaue Fell,
Und ſprach: „Herr Braun, ſo wohlbekannt!
Bei Gott, wär' mir doch zugewandt
Ein gleiches Glück! Den Honig ihr
Sollt bekommen jetzt von mir,
Und wollt' ihr ſieben Ohme haben."
Ausnehmend dieſe Worte laben
Braun, ſie gefielen ihm ſo ſehr,
Er lachte, bis es ging nicht mehr.
Reinhart dachte an ſeinem Ort:
Braun, geht's gut ſo weiter fort,

So werd' ich denn dich dahin bringen,
Wo du das Lachen wirſt bezwingen.
So dachte Reinhart, ging hinaus
Und gar laut rief er nun aus:
„Ohm Braun, Cumpan, ſeid mir willkommen!
Es ſteht's und euch gereicht's zum Frommen,
Daß wir nicht länger hier verweilen;
Folgt mir, voran will ich euch eilen.
Wir gehn jetzt dieſen krummen Pfad.
Noch heute ſollt ihr werden ſatt,
Und wenn's nach meinem Willen geht,
Schaff' ich, daß ihr ſo viel beſteht,
Als ihr nur immer könnt vertragen."
Reinhart meinte, wie man würd' ihn ſchlagen,
Wollt' ihm einrühren dieß Gericht.
Und Braun, der Schurke, merkte nicht,
Was Reinhart's Rede bedeuten ſollte,
Der Honig zu ſtehlen ihn lehren wollte,
Was er ſich theuer wird erkaufen.
Wie er noch ſprach, da iſt gelaufen
Reinhart mit ſeinem Geſellen Braun,
Bis ſie kamen an Lamfreit's Zaun.
Wollt von Lamfreit hören ihr?
Man hat als wahr berichtet mir:
Er war ein tüchtiger Zimmermann;
Bei ſeinem Hofe nebenan
Lag eine Eiche aus dem Wald,
Die wollte er da ſpalten bald;
Hinein zwei Keile hat er geſchlagen;
Noch macht man's ſo in unſern Tagen.
Die Eiche klaffte auf gar weit.
Drob Reinhart ward voll Freudigkeit.
Zu Braun ſprach er deßhalb mit Lachen:
„Seht her, wie gut ſtehn eure Sachen.
Gebt nun Acht, Herr Braun, denn wißt,
Hier in ſelbigem Baume iſt
Honig in Maſſe zu eurem Beliebt;
Seht zu, ob ihr durch eure Kehl'
Zu eurem Bauch ihn möget bringen.
Doch müßt ihr euch dabei bezwingen;
Wird euch gleich der Honig ſchmecken,
Sittſam und mäßig müßt ihr lecken,
Daß ihr den Magen nicht verderbt.
Ich wär' entehrt ja und enterbt,
Wenn, Ohm, euch ſchadet' dieß Gericht."
Und Braun ſprach: „Reinhart, ſorget nicht.
Denkt ihr, daß ich ſo unklug bin?
Maß bringt bei jedem Spiel Gewinn."
Sprach Reinhart: „Recht habt ihr fürwahr;
Was denk' ich hier noch an Gefahr?
Nur zu, und kriechet hier hinein!"
An's Freſſen dachte Braun allein,
Ließ machen ſich zu einem Thoren,
Daß er den Kopf und auch die Ohren,
Die Vorderpfoten mit ſteckte hinein.
Reinhart wollt' auch nicht müßig ſein:
Die Keile zog er heraus mit Macht;
Braun, der ſo viel Schmeicheleien angebracht,
Mußt' in dem Baume gefangen bleiben.
Mit dem Ohm ſo that's der Neffe treiben,
Voll Bosheit hat er es beſchafft,
Daß Braun weder mit Liſt noch Kraft,
Auf keine Weiſe konnt' entgehn,
Gefangen mußt' er bleiben ſtehn.
Was gebt ihr ihm für einen Rath?
Wenn er gleich Muth und Kräfte hat,
Das alles kann ihm helfen nicht.
Er ſah betrogen ſich, der Wicht;
Er heulte und er tobte ſehr.
An ſeinem Maule wurde er
Gehalten feſt, an den Pfoten zumal;
Nichts helfen konnt' ihm alle Qual;
Er meinte, du kannſt nicht entgehn,
Und Reinhart blieb von ferne ſtehn
Und ſah, wie Lamfreit iſt gekommen;
Auf die Schultern hatte der genommen
Eine Axt gar ſcharf und auch ein Beil.
Nun hört, wie Reinhart alldieweil
Seinen Ohm wird verſchimpfiren.
„Ohm Braun, wollt nur drauf los miniren,
Hier kommt Lamfreit, euch einzuſchenken;
Nach dem Eſſen müßt ihr an's Trinken denken."
Er ſprach's und es machte drauf
Nach ſeinem Caſtell ſich Reinhart auf
Ohne Abſchied, indeß Lamfreit
Braun, den Bären, alsbald ſah
Und merkt's, daß der gefangen ſei,
Soll er nun lang erſt ſtehn dabei?
Nein, eilends iſt er hingerannt,
Wo er am nächſten Hilfe fand;
Im nächſten Dorfe langt er an
Und verkündet's Jedermann,
Daß ſich ſelber fing ein Bär.
Da folgte ihm ein großes Heer,
Im Dorfe blieb nicht Mann, nicht Weib,
Sie Alle wollten Braun zu Leib'
Und Jeder lief mit aller Macht.
Der Eine hat einen Beſen gebracht,
Der einen Flegel, der einen Rechen,
Der wollt' ihn mit einer Stang' erſtechen;
Ein Jeder nahm, was war zur Hand.
Der Pfaff' aus der Kirche ſich einfand,
Der trug einen Kreuzſtab,
Den ihm der Küſter ungern gab.
Eine Fahne brachte der Küſter getragen,
Ihn damit zu erſtechen und zu erſchlagen.
Des Pfaffen Weib, die Frau Julocken,
Kam gelaufen mit ihrem Rocken,
An dem ſie ſpann ſo eben noch.
Aber Allen voran lief doch
Lamfreit mit einem ſcharfen Beil.
Schlecht ging's Braun ſchon alldieweil,
Nun befürchtet er noch größre Pein,
Setzt Alles drum gegen Alles ein.
Er hörte, daß der Lärm ſich nahe,
Sprang auf und geſchunden ſich hat
Die Haut von ſeinem Angeſicht.
Der Kopf war heraus, doch nicht
Sonder große Müh' und Pein,
Drin ſteckte eins der Ohren ſein,
Auch beide Backen blieben kleben.
Solch' häßlich Thier ließ Gott nie leben.
Konnt' es noch ſchlimmer ihm ergehn?
Den Kopf hat draußen man geſehn,
Doch eh' er die Pfoten zog hervor,
Beide Klauen er verlor,
Die blieben drin und die Handſchuhe beide;
So kam er heraus mit Leide.
Konnt' er entehrt wohl werden mehr?
Die Füße ſchmerzten ihn ſo ſehr,
Zum Laufen wollten ſie nicht taugen.
Das Blut lief über ſeine Augen,
Daß er nicht recht konnte ſehn;
Er konnte weder fliehn noch ſtehn.
Als er ſich fürwärts blinzend wandte,
Sah er, wie Lamfreit kam und rannte,
Und der Herr Prieſter hintendrein,
Der wollte nicht der letzte ſein;
Mit der Fahne lief der Küſter nicht minder,
Dahinter liefen die Pfarrkinder,
Die Alten liefen mit den Jungen;
An einem Stabe kam geſprungen
Eine dermaßen alte Mummel,
Die kaum noch hatte einen Zahnſtummel.
Wer will, der habe darauf Acht:
Wird Einer in groß Unglück gebracht,
Oder weſſen Unfall groß,
Auf den will gleich ein Jeder los.

Am armen Braun war's wohl zu ſehn;
Zu Leide wollt' ihm Mancher gehn,
Der da geſchwiegen hätte ſtille,
Ging es Braun, wie es war ſein Wille.
  Dies geſchah an einem Fluß,
Wo der unſeligſte Braun es anſehn muß,
Wie die Bauern ihn umringen,
Ohne lange mit ihm zu ringen.
Da nahte ihm groß Ungemach:
Der Eine ſchlug, der Andre ſtach,
Ein Andrer ſchlug, ein Andrer warf,
Zu Leide ging ihm Lamfreit ſcharf.
Einer hieß Lottram Langfuß,
Eine verwünſchte Stange der tragen muß,
Der ſtach ihm nach dem Auge immer.
Faulmarthe, ein ſcharfzüngig Frauenzimmer,
Macht' ihn mürbe mit einem Stabe,
Abelouae und meine Frau Bade
Gingen auf das zwiſchen den Beinen los.
Sie ſtritten um eine Hoſe ſich bloß.
Der langnäſige Ludmar
Trug eine Schleuder an einer Schnur,
Die ſchwang er rings um ſich herum.
Ludolf, dem die Finger krumm,
Thät zuvor es Allen gar.
Von beſter Abkunft er ja war
Außer Lamfreit allein;
Hugelin mit dem krummen Bein
War ſein Vater, das wußte man;
Als Geburtsort gab er Abſtdal an;
Er war der Sohn der Frau Ogerne,
Die aus Holz machte manche Laterne.
  Gar manches Weib und mancher Mann,
Mehr als ich euch nennen kann,
Haben Braun ſo zugeſetzt,
In Strömen floß ſein Blut zuletzt.
Seinen Zahlaus er empfängt,
Wie ſich Jeder an ihn drängt.
Der Pfaffe, der den Kreuzſtab trug,
In Einem fort drauf los der ſchlug.
Der Küſter mit der Fahne ſich
Abmühte unverdroſſentlich.
Lamfreit kam alldieweil
Mit einem ſcharfen Beil
Und ſchlug ihn zwiſchen Hals und Kopf,
Ganz tödlich ward der arme Tropf,
So daß er aufſprang von dem Schlag
Zwiſchen dem Fluſſe und dem Hag
In einen Trupp alter Weiber hinein;
Er warf, ihrer fünfe mochten's ſein,
In den Fluß, der dort lief
Und der breit war, wie auch tief.
Des Pfaffen Weib fiel mit hinein,
Drum ward des Pfaffen Freude klein,
Als er ſein Weib im Fluſſe ſah,
Hatt' er nicht länger Luſt, allda
Braun zu ſtechen, zu ſchlagen. „Schaut,
Edle Pfarrkinder!" rief er laut:
„Dorten ſchwimmt Frau Julocken
Mit ihrer Spindel und ihrem Rocken!
Drauf los, wer ihr zu helfen vermag!
Ich gebe ihm Jahr und Tag
Vollen Pardon und Ablaß,
Beging er gleich ich weiß nicht was."
  Männer und Weiber ließen ſofort
Den armen Schurken liegen dort,
Und Braun, der lag nun da wie todt.
Sie liefen, wie's der Pfaffe gebot,
Strick' und Haken ſie mitnahmen,
Dieweil ſie die Frauen herausbekamen,
Iſt Braun in den Fluß gekommen
Und auf und davon geſchwommen.
Die Bauern waren gar wie toll,
Daß Braun ihnen ſo wegſchwimmen ſoll
Und ſie ihn nicht einbekommen;
Sie ſtanden am Ufer, von Zorn entglommen,
Und ließen ſchreiend hinter ihm her.
Braun im Fluſſe lag nunmehr
Und ließ vom Strom forttreiben ſich.
Da bat er Gott gar flehentlich,
Zu verdammen den Baum und zu verfluchen,
Drin er ſein Ohr nun konnte ſuchen
Und die beiden Backen ſein.
Der Schurke verfluchte hinterdrein
Den böſen Fuchs Reinhart,
Der ihn mit ſeinem braunen Bart
Tief kriechen in die Eiche ließ hinein.
Lamfreit verfluchte er obendrein
Ob der Prügel, die ihn ſchmerzten ſehr.
In ſolchem Gebete lag nunmehr
Braun wohl eine lange Weile;
Er ward faſt eine halbe Meile
Von dem Orte weggetrieben,
Wo die Bauern waren geblieben.
Matt und müde war ihm zu Muthe,
Ohnmächtig ſchwamm er in dem Flute,
So daß es war 'ne ſchlimme Fahrt.
An's Land er drauf getrieben ward,
Auf's Ufer kroch er nun hinaus.
Nie ſah ein Thier ſo traurig aus,
So ſaht auch keinen Menſchen ihr.
Er ſtöhnte, jammernd lag er hier,
Die Weichen auf und nieder gingen:
Reinhart thät dieß zu Stande bringen.
  Nun hört, wie's Reinhart iſt gegangen:
Ein fettes Huhn hat er gefangen
Dicht beim Lamfreit auf der Heiden,
Eh' er thät von dannen ſcheiden.
Auf einen Berg er ſich begab
Fern von allen Wegen ab,
Wo er recht war in Einſamkeit.
Das war ihm eben nicht gar leid,
Daß Niemand dahin konnte kommen,
Der ihm hätte abgenommen
Seine Beute mit Gewalt.
Bis auf die Federn hatte bald
Das Huhn gedienet ihm zum Mahl.
Drauf ging er hinab in's Thal
Auf einem ganz verborgnen Pfad.
Er war ſo übermäßig ſatt.
Schön war das Wetter und auch heiß;
Er war gelaufen, daß der Schweiß
Ihm an den Beinen lief hinab,
Drum an den Fluß er ſich begab,
Um abzukühlen ſich allda.
Hei, wie ihm aus den Augen ſah
Seines Herzens Fröhlichkeit!
Er hoffte, daß zur ſelben Zeit
Lamfreit den Bären hab' erſchlagen
Und nach Hauſe ſich getragen.
Da ſprach er: „Gut ſteht es nunmehr;
Der mir bei Hofe ſchaden konnte ſehr,
Der iſt todt am heutigen Tage,
Und doch kann Keiner eine Klage
Wider mich, noch Verdacht erheben,
Fortan kann ich in Freuden leben."

(Geyder.)

---

## 2.

## Hooft.

### Neue Liebe, neues Leben.

Bange Nacht von drei ängſtlichen Jahren,
  Seit mein Stern iſt zu Grabe gefahren;

Weiche, du Trauer, die ſonſt mich gequält hat,
Weil mir die Sonne der Liebe gefehlt hat;
Denn der Glanz, der jetzt wieder taget,
Alle Wolken und Nebel verjaget.
Jetzt erglänzt eine andere Sonne,
Die mit Seligkeit heilet und Wonne,
Die mit verzehrender Gluth mich durchzittert,
Nerven und Adern belebend erſchüttert,
Gram und Weinen und Jammer verſcheuchet
Und die ſtarrenden Glieder erweichet.
Ach! Venus, in ewiger Jugend,
Schönes Sinnbild von zärtlicher Tugend,
Vereint ein! Ja! mit korallenem Munde,
Schenkt mir die ſchönſte, die ſeligſte Stunde
Und ihr Auge, mit glänzendem Blicke,
Scheucht die Nacht und den Nebel zurücke.
Helle Augen mit lieblichen Strahlen,
Wo die Reize der Schönheit ſich malen,
Funkelnde Sterne, in euerem Winken
Sieht man Freundlichkeit, Gütigkeit blinken,
Und mir däucht, daß bei euerem Funkeln
Selbſt des Himmels Geſtirne ſich dunkeln.
Feines Mündchen, bei deſſen Berühren
Selbſt die Roſen die Farben verlieren!
Wenn du ſogar mit bezaubernden Klängen
Kannſt aus dem Munde die Seelen verdrängen,
Wie kann wundert es mich, daß das Küſſen
Deiner Lippen auch mir ſie entriſſen!
Ach! du wandelſt die Trauer in Freuden
Und dir weichet mein Gram und mein Leiden;
Liebliches Aeugelein und Lippen der Liebe
Locken und nähren die glühenden Triebe,
Die mich wechſelnd betrüben und beglücken
Und mich theilen in Qual und Entzücken.
Edle Augen, geliebte Sterne,
Ach, wie ſeh' ich euch blinken ſo gerne!
Quellen der Freude, ihr winket zur Liebe;
Aber in Feuer erglühn meine Triebe
Und verſengt durch die Gluth eurer Flammen,
Sink' ich ſchmachtend und ſchwindelnd zuſammen.
Ach! ich würde das Leben verlieren,
Wenn nicht labender Lippen Berühren,
Eh' ein verlangender Tod mich ereilte,
Wieder durch ſaugende Küſſe mich heilte!
Und den Brand, der den Buſen durchglühte,
Wieder löſchte mit himmliſcher Güte.
Doch wie ſehr auch die ſüßen Gewalten
Deiner Augen gefeſſelt mich halten;
Wie auch entzückendes Lispeln und Küſſen
Unwiderſtehlich zu dir mich geriſſen:
Mehr als blendende Schönheit und Jugend
Hält mich feſt der Werth deiner Tugend.
(Eichhoff.)

## 3.

## Cats.

### Aus der Selbſtbiographie des Dichters.

Doch mir kommt in den Sinn jetzt, daß ich was erzählen,
Woraus man lernen kann, wie junge Leute fehlen.
Zu Middelburg ich einſt in die franzöſiſche Kirche ging
Und da entſtand in mir ein wunderſeltſam Ding.
Ich ſah ein Mädchen dort, als ich die Predigt hörte;
Der Minne Brand alsbald ſich wild in mir empörte,
Sie ſchien mir wunderlieblich, über die Maßen fein,
Ich fühlt' es, wie ein Feuer, es drang durch Mark und Bein.
Ich war nun aus der Kirch' zurück nach Haus gekommen,
Wo dieſe Jungfrau wohnt', das hatt' ich ſchnell vernommen.
Nun ſchrieb ich ihr ſogleich einen hübſchen Minnebrief
Und ſandt' ihn in der Eil dem neuerwählten Lieb.
Ich bat ſie ſchriftlich nun, ließ es der Jungfrau wiſſen,
Vor ihrer Thür zu ſein des Abends nach dem Eſſen,
Denn ſie zu ſehen dort, war ich ſo voll Begier,
Um huldvoll meinen Dienſt dort anzutragen ihr.
Die Jungfrau that auch ſo, wie ich's ihr angegeben,
Und hat zur rechten Zeit ſich vor die Thür begeben.
O welche Freude ich, als ich ſie ſah, empfand,
Es war mir, als ob mir der Himmel offen ſtand.
Da bracht' ich an den Tag Nichts als gar ſchöne Worte,
Beſetzt an jedem Rand mit Gold- und Seidenborte,
Und kurz, mit einem Wort, ich habe ſie geehrt
Mit Allem, was die Kunſt von dieſem mich gelehrt.
Sie ſah mich an, verſchämt, erröthend auf den Wangen,
Mit günſtigem Geſicht, und ſtillte mein Verlangen,
Zwar ſprach ſie anfangs Nichts, doch als ich von ihr ging,
Vernahm ich Etwas, das mir über Alles ging.
In größerm Ernſt nachher ich meinen Gruß ihr ſagte
Und fand an Allem, daß mein Lieben ihr behagte,
So daß ich Hoffnung faßt' und zu gewinnen ſann
Zuerſt ein liebend Herz, dann feſten Ehebund.
Doch als ich einem Freund den Plan hatt' mitgetheilet
Und mich zur Heirat nun in vollem Ernſt beeilet,
Geſchieht es, daß der Mann mir widerrathend ſpricht:
Die Heirat paßt durchaus für euch, o Freund, ſich nicht.
Ihr müßt in dieſer Stadt euch Achtung nur erwerben
Und würdet's euch gewiß auf viele Art verderben.
Der Vater von dem Kind, das ihr euch ausgedacht,
Iſt an der Börſ' veracht't, weil er Bankrott noch macht.
Wie mich dieß Wort erſchreckt, braucht man wohl nicht zu fragen;
Mir war's zu Muth, als wenn der Donner mich erſchlagen,
Und das, weil jenes Kind in meinem wilden Sinn
Vor Allem mir gefiel und riß mein Herz ganz hin.
Da fühlt' ich großen Streit in den betrübten Sinnen,
Und gänzlich zweifelhaft war's mir, was zu beginnen,
Sie war gewaltig feſt in meines Herzens Wahn,
Doch ihres Vaters Fall, der trieb ſie aus der Bahn.
Ich war ihr ſehr geneigt, mir däucht', es ſei gelegen
Für mich in ihrer Hand ein übergroßer Segen,
Für ſie hätt' ich gewiß und ohne große Noth
Mit freudigem Gemüth gegeben mir den Tod.
Allein das Unglück, das den Vater überkommen,
Hat plötzlich alle Lieb' von mir hinweggenommen,
So daß ich ſpäterhin, obwohl nicht ohne Streit,
Strebt', von der Liebesgluth und ihr zu ſein befreit.
Nach dieſem Fall kam ich auf vielerlei Gedanken,
Die von mir Tag und Nacht nicht weichen und nicht wanken.
Doch ſieh', die Jungfrau zog ganz fort nach Amſterdam,
Und darauf fand ich's ganz nun wie ich Abſchied nahm.
Ich klagte nicht mehr ſo, als ſie nun fortgezogen,
Der Liebe ſtärkſte Gluth, die war bereits verflogen;
Ach, was iſt doch der Menſch! und was er kaum beginnt,
Wie ſchnell verläßt er doch, was er zuvor gewinnt.
Nun ſprach ich zu mir ſelbſt, doch mit geſtillten Trieben,
Was hat denn wohl die Welt, das Jemand könne lieben?
Was iſt es, das dem Menſchen, der noch auf Erden weilt,
Außer der Fleiſchesluſt, Vergnügen zuertheilt?

Worein ſoll er ſich ganz in ſeinem Sinne ſtören!
Ein Weiſer nur allein kann uns ſo ganz vergnügen,
Was hier ſich das Gemüth zu ſeiner Luſt erkor,
Iſt wie ein Wind dahin, der ſich alsbald verlor.
Doch fragt ihr, was als Kern der Freuden ich erwähle.

Des Geiſtes feſten Grund und aller Tugend Seele,
Des Herzens ſchönſte Luſt, die Luſt von dem Verſtand,

Wodurch man hier ſchon knüpft mit ſeinem Gott das Band.

Die Liebe iſt's, die wir Gott hier entgegenbringen,
Worin verborgen liegt, was man nur kann erringen,
Denn wer in ſeiner Bruſt den Segen recht gefühlt,
Iſt ſtill und ruhevoll, wie Fleiſch und Welt auch wühlt.

Kein Ding, ſo groß es iſt, von allen ird'ſchen Sachen
Kann uns ſo wohlzufrieden und wirklich glücklich machen,

Als Gottes Lieb' allein, denn ohne dieſes Kleinod
Iſt alles Fleiſch nur Heu, ſind alle Lüſte todt.
Das hab' ich wohl gemerkt, wie auch die Menſchen wühlen.

Daß Gott läßt ſeine Macht allüberall uns fühlen,
Als ich es nicht geſucht und nicht daran gedacht,
Hat mir ein liebes Weib mein Schöpfer zugebracht.
In Seeland hatte ich zu dieſer Zeit geſeſſen,
Was Holland nur betrat, das hatt' ich ganz vergeſſen,

Und doch in Holland ſelbſt, ſogar in Amſterdam,
War's, daß ich mir zur Hilf' ein herzlich Weibchen nahm.

Ein Weibchen voll Verſtand und lieblichen Manieren,
Sie konnt' das Handgeſchäft mit rechter Art regieren,
Statt daß Romane las das gute, theure Weib,
War ſelbſt Plutarch, Plutarch! ihr wahrer Zeitvertreib.

Doch Gottes heilig Wort, das ſtets ihr Heil geweſen,
Das liebte ſie zuerſt vor Anderem zu leſen;
Wozu noch mehr geſagt! — ſie war ein weiſes Weib,
Ein Schatz für's Haus und treu und ächt an Seel' und Leib.

(Wolff.)

---

## 1.

## Vondel.

### Lucifer.

(Act I. Scene I.)

Im Himmel. Belzebub. Belial. Apollio.

**Belzebub.**

Mein treuer Belial iſt auf raſchem Flug enteilt,
Um zu erforſchen, wo Apollio verweilt.
Es hat ihn Lucifer, der Fürſt, hinabgeſandt,
Auf daß er Kunde bring' empor vom Erdenland,
Und Adam, welchen Gott gerufen in das Leben,
Von jenem Aufenthalt, den ihm der Herr gegeben.
Doch Zeit iſt's, daß er heim jetzt kehr' von jenem Stern,
Denn ihm genügt ein Blick, auch iſt er nicht mehr fern,
Denn raſch iſt er und treu und ſeine Kräfte weiht
Er ſeines Königs Thron voll Eifer allezeit.

**Belial.**

O du, dem Lucifer geſchenket ſein Vertrauen,
Sieh', wie Apollio ſich dort vor uns erhebt!
Sieh', wie er nach und nach durch alle Kreiſe ſchwebt
Und ſchneller als der Wind durchſtreift die Himmelsauen.
Dort, wo durch das Gewölk des Engels Flügel bricht,
Zeigt glänzend ſeiner Spur ein langer Strom von Licht.
Schon athmet er die Luft des Himmels ein, die reine,
Schon leuchtet ihm der Tag, die Sonn' im prächt'gen Scheine,
Darin ſie ſtrahlend bricht ſich im Kryſtallazur,
Die Himmelsheere all' ſehn ſtaunend ſeine Spur,
Wenn er vorüberfliegt, ſo raſch und göttlich ſchön,
Doch einen Engel nicht wähnt dann ihr Aug' zu ſehn;
Nein, eine Flamme ſcheint er jenem Sternenchor.
So ſchnell entſchwebet nicht ein flüchtig Meteor.
Sieh', eben langt er an, er hat vollbracht den Lauf
Und einen goldnen Zweig bringt er zu uns herauf.

**Belzebub.**

Apollio, ſag' an, was bringſt du, welche Kunde?

**Apollio.**

Ich flog, wie du gebotſt, hinab zum Erdenrunde,
Und dieſer goldne Zweig, den meine Hand hier wiegt,
Entſproß dem Ort, der tief zu unſern Füßen liegt,
Den zarte Luft und Sonn' mit reiner Gluth umfließen,
Du magſt aus dieſer Frucht auf jenen Garten ſchließen,
Den einem Menſchen gab der Ewige zu Theil,
Den er mit milder Hand geſegnet ihm zum Heil.

**Belzebub.**

Auf ſeinem goldnen Laub ſeh' ich in klarem Flimmern
Den hellen Morgenthau wie Aetherperlen ſchimmern.
O, welcher ſüße Duft aus dieſen Kelchen taucht,
Darauf der Farbenglanz ſo wunderbar gehaucht.
Wie Gold und Purpurglanz auf dieſe Frucht geſenkt,
Daß durch Berührung man ſie zu entweihen denkt.
Ihr Anblick ſchon allein erweckt ein heiß Verlangen,
In welchem Wonnereiz muß dieſe Erde prangen!
Ja, der Glückſelige, der dieſe Früchte bricht,
Vermißt des Himmels Glanz und ſeine Manna nicht.
Iſt unſer Paradies dem Adam's zu vergleichen?
Soll denn der Engel Glück dem Glück der Menſchen weichen?

**Apollio.**

Wohl iſt es wahr, o Herr, der Glanz, der uns erhellt,
Und unſre Seligkeit bleicht vor der Erdenwelt,
Denn Edens Wunderpracht, die ich noch kaum verließ,
Iſt reicher, herrlicher, wie unſer Paradies.

**Belzebub.**

So ſuche, was du ſahſt, in Worte treu zu faſſen.

**Apollio.**

Der Reiſe Schilderung wirſt du mir, Herr, erlaſſen.
Beſchreiben will ich nicht des Fluges raſche Eile,
Mit welcher ich durchzog neun Kreiſe, die wie Pfeile
Sich um ſich ſelber drehn, mit ſolcher ſchnellen Haſt,
Daß der Gedanke ſelbſt nicht ſolche Eile faßt.
Bald durch die Wolken taucht' ich unter'm Monde nieder
Und wiegte ſchauend mich auf meinem Lichtgefieder.
Fern ſpähte da mein Blick, weit über Meeres Rand,
Das rings die Erd' umſpült, nach jenem Morgenland.
Da ſah ich einen Berg den blauen Himmel ſäumen,
Von dem ein Waſſerfall herniederſtürzt mit Schäumen;
Vier Ströme, raſch und voll dem Flutenſturz entquellen,
Die rauſchend in das Thal vom Berg herniederrollen.
Da zog ich alſobald zu jenes Berges Höhn
Und ſah von dort hinab in Thäler wunderſchön.

**Belzebub.**

Beſchreibe mir getreu des Gartens ſchönen Grund.

**Apollio.**

Der Erdenkugel gleich iſt Edens Garten rund,
Aus ſeiner Mitte ſteigt der Berg mit jener Quelle,
Daraus vier Ströme ziehn durch's Thal mit raſcher Welle.
Sie kühlet und erfriſcht die Bäum' und Pflanzen alle
Und theilt in Bäche ſich, die gleichen dem Kryſtalle.
Der Onor ſtrömet hier und des Phiſon Strom;
So hell der Sterne Glanz auch ſcheint am Himmelsdom,

Sie kleidet er vor der Pracht, dem ſchimmervollen Scheine,
Denn in Edens [illegible] der Tand der Steinchen.
Der Erde Bruſt [illegible] der goldne Regen dort,
Das Höchſte hat Natur verſteckt an dunklem Ort.
Belzebub.
Und ſag', iſt ihre Luſt wie meine herrlich auch?
Apollis.
O neiner, herrlicher iſt ſeines Engels Brauch.
Die Luft, die athmet von des Menſchen [illegible] Bruſt,
Umſchwimmt ihn [illegible] mit friſcher Lebensluſt.
Mit Blumen ewig neu ſchmückt ſich des Gartens Au,
Die einen Duft und Glanz, belebt vom reinſten Thau,
Der [illegible] vom Himmel jede Nacht.
Die Sonne, iſt es nun, wie ſie erhebt voll Pracht,
Zeig's, daß ſie untergeht, [illegible] auf den Lebensthal
In immer [illegible] Blick dem [illegible] Thal.
So Alles, was ihr nennet, wird jeder Frucht und Pflanze
Und Alles blüht und reift zugleich im höchſten Glanze.
Belzebub.
Den Menſchen ſchildre mir, der lebt im Paradieſe.
Apollis.
Wie möcht' er ſein, [illegible] der Engel Lobes noch dieſe,
Wenn er den Menſchen ſah, der alle Thiere,
Die ihn umwallt, [illegible] auf vielen Zungen.
Verſammelt ſah ich dort wohl tauſendfachen Arten,
Die eigenthümlich all ihr Leben offenbarten;
Die Erſten [illegible] den Himmel und jene ſah ich ſteigen,
Und andre ſah ich ſich auf ſtarken [illegible] ſich neigen.
Die Adlerin [illegible] vom Himmel nimmt,
Nur das der Himmel es durch die Geburt beſtimmt.
Wer deſſen Kinder mußt' ſie ſchildern all' und kennen,
Als Keime, denn's vergönnt, ſie alle zu benennen.
Der Thiere König ſah ich ihm zu Füßen liegen,
Sein majeſtätiſches Haupt [illegible] um ihn ſchmiegen.
Der Tiger ſchmeichelnd ſich vor ſeinem Herrſcher wand,
Es leckt der Löwe ſeine Hand, der ſtolze Elephant
Neigt ſeinen Rüſſel ihm, [illegible] vom Gehörne.
Der Geier und der [illegible] des Menſchen Stimme,
Ja ſelbſt der Behemoth, der Drache [illegible],
Erkennen [illegible] des Menſchen Herrlichkeit an.
Nicht ſchildern kann ich dir der Melodien Reden.
Die reich an Harmonie das Landgewölb' durchſchwirrten;
Nicht jenen [illegible], [illegible] durch Blätter ſäuſelt.
Den Blumenduft am Bach [illegible] ſchwül der Felſen ſeit.
Dies Alles einet ſich zum [illegible] Chor,
Und ewig von entzückt [illegible] ihm das Ohr.
Ja, hätt' ich gerne erzählt, was da mir zugerufen,
Ich hätt' in Adam's Reich das Himmelreich vergeſſen.
Belzebub.
Die Beiden ſchildre mir, die jene Flur durchwallen.
Apollis.
Wie hat im Himmel mir ein Weſen ſo gefallen.
Es kommt Herr allein ſo herrlich, ohne Fehle
Vereinet iſt ſchön Leib mit einer ew'gen Seele,
Des Menſchen edle Form des Schöpfers Hand behagt.
In ſeinem Angeſicht ſich ſeine Seele [illegible].
Ob wie Erhabenheit ſchon ob der Geſtalt [illegible],
Es hat ſein Angeſicht vollkommen mich begeiſtert.
Der Gottheit Stralen ſind's, die in dem Auge brennen,
Die heilige Vernunft iſt [illegible] zu erkennen.
Es ſenkt Baum und Thier die Thiere [illegible] Gewimmel,
Der Menſch allein erhebt das ſeine Aug zum Himmel;
Zum Schöpfer blickt er auf, der ihm das Licht gegeben,
Und [illegible] Wort der Ewigen erheben.
Belzebub.
Er lebt ihn nicht umſonſt, wer reich wird er verſorgt!

Apollis.
Er waltet wie ein Gott, dem Alles etwas arbeitet.
Sein denkend heller Geiſt iſt ewiger Stoff entſproſſen,
Doch iſt er unſichtbar in jedes Glied ergoſſen,
Das Haupt iſt ſein Palaſt, dem Geiſt wallt ew'ge Jugend,
Erkenntniß, Ahnungskraft und Würde, Freiheit, Tugend.
Verſammelt huldigen die Geiſter dieſem König,
Bald füllet er die Welt, macht ſie ſich unterthänig.
Durch einen Einzigen reift eine Saat der Seelen,
Drum ſing der Ew'ge Ob dem Weibe ſich vermählen.
Belzebub.
O ſag mir, was du denkſt vom Weibe, ihm beſchieden.
Apollis.
Sobald ich ſie erblickt', entfloh mein heil'ger Frieden.
Sie wollt' an Adam's Hand durch Haine, glanz und licht;
Da mit dem Flügelpaar deckt' ich mein Angeſicht.
Es blieb von Zeit zu Zeit der [illegible] Erde,
Um das geliebte Weib bewundert anzuſehen;
Da ſah ich eine Glut um ſeine Haar ſchweben,
Ein heilig Feuer ihm die reine Bruſt beleben;
Ich ſah, wie heilig er in Liebe ſie umſchloſſen! —
Ach, daß von ſolchem Glück die Engel ausgeſchloſſen!
Wir [illegible] unſer Loos, wir einſam und allein,
Uns nicht beſchieden iſt ſolch' erhabner Verein.
Was frommt uns Seligkeit, was iſt der Himmel werth,
Da er der Liebe Glück, da er das Weib entbehrt?
Belzebub.
So alſo mehret ſich des Menſchen Zahl auf Erden!
Apollis.
Groß wird ſie durch den Bund der Kraft und Schönheit werden.
Das Bild, das von die Menſch in ſeiner Seele ſchaut,
Stellt ewiglich dann es's licht durch ſeiner Liebe Braut.
Die Liebe führt das Paar ſo wunderbar zuſammen,
In jener Bruſt entglüht, entſtehen ſich die Flammen.
Belzebub.
O ſchildre Zug für Zug mir dieſes junge Weib.
Apollis.
Wo fänd' ich Farben wohl, zu ſchildern ſolchen Leib!
Der Pinſel der Natur vermöchte es allein
Und tauchen möcht' ich ihn in hellen Sonnenſchein.
Gleich ſchön iſt Mann und Weib, [illegible]rlich und vollkommen.
Dram hat Majeſtät und Herrlichkeit bekommen,
Eva den holden Reiz, die Anmuth und die Milde.
Der Liebe Grazie ruht auf dem ſchönen Bilde,
Es giebt ihr Auge ihr mit wunderbarem Licht,
Unwiderſtehlich iſt im Lächeln ihr Geſicht.
Des Himmels Engel all' erröthend dächte gern,
Wenn ſich dem Blick enthüllt des Weibes Morgenſtern.
Belzebub.
Wie, ſolche Liebe dich für dieſes Weib durchdringen!
Apollis.
Ich hab' in dieſer Glut verſenkt die Engelſchwingen;
Wahr iſt's, ich ſchied mit Schmerz von dieſem Eden-land.
Dreimal hab' ich das Haupt nach ihm zurückgewandt.
Kein Seraph, der durchſchwebt des Himmels lichte Reiche,
Lebt, der mit ew'gem Recht dem Weibe ſich vergleiche;
Das goldne reiche Haar, wie eine Glorie wallt
Es um das ſchöne Haupt, tief nieder zur Geſtalt.
Sie ſchreitet, wenn ſie wallt, dem Schooß des Lichts entſproſſen.
Von einem neuen Glanz iſt dann der Tag umfloſſen.
Wohl iſt die Perle klar und Perlenmutter rein,
Doch reiner iſt das Weib, wie ſichrer Perlenſchein.
Belzebub.
Doch was frommt all' dies Glück dem Menſchen, da ſo bald,
Gleich einer Blume Reiz verblühet die Geſtalt! —

Apollo.

So lang' in Edens Reich die goldne Frucht noch ſprießt
Am Lebensbaum, den Gott der heil'ge Cherub bewacht,
Und das beglückte Paar von dieſer Frucht ſich nährt,
Iſt auch das Leben ihm vom Ewigen gewährt:
Unſterblich wird der Menſch und ſein Geſchlecht auf Erden.
Es wird den Engeln gleich, — was ſag' ich, größer werden.
Vermehren wird er bald ſein Reich und weiter tragen;
Wer wird in ſeinem Flug ihn aufzuhalten wagen?
Den Engeln ward es nicht, wie ihm, von Gott gegeben,
So mitzutheilen, zu vererben ſo ihr Leben
Bis in's Unendliche — ſag', was ſoll daraus werden?

Belzebub.

Daß mächtiger als wir bald wird das Heer der Erden.

Apollo.

Wir ſehn mit Staunen bald die Macht vom Erdenleben:
Iſt ſie auch jetzt gebannt in eine kleine Zahl,
Bald wird ſie ſich ſodann in jeder Weiſe vermehren,
Sich einen heiligen Thron im Himmel zu erringen.
Läßt es der Ewige zu — was frommen unſre Waffen.
Denn für den Menſchen nur hat Gott die Welt geſchaffen!

Belzebub.

Ich hör' Triumphgeſang von Stimmen erſchallen;
Apollo, ach, ſchau, was dorten vorgefallen.

Apollo.

Der Engel Gabriel, gefolgt vom Engelchören,
Naht, daß des Herrn Gebot wir durch den Herold hören.

Belzebub.

Des Erzengels Bericht zu hören ſeyd bereit!
([illegible])

---

### 5.

## Tollens.

### Winterabendlied.

Der Nordwind bläſt ſo kalt und hohl,
Es friert gewaltig auß,
Wir haben Torf und Holz im Haus,
Und ſitzen warm und wohl.
Die Bäume hat mit Reif ſo weiß
Die Gräben ſind mit Eis;
Was kümmert uns, Frau, Schnee und Eis,
Wir haben Wein und Tabak recht viel
Den Tiſch mit Brot dabei.
Und weiß uns mit dem Freunde als Gaſt,
Es geht zu Tiſche und Kelch,
Mitunter Wörter aus dem Tiſch
Und was dann noch mehr.
Wenn gar uns ein Geburtstag feiert,
Wie jung das Herz auch ſei,
Wird eine Feier ihm bereitet,
Mit ſüßen Waffeln an dem Herd
Und trunken allzeit.
Das kann der arme Bettler nicht,
Der durch die Straßen irrt,
Gleichviel, ob's thaut und ob es friert,
Hunger auf dem Geſicht, —
Die Frau und Kind Bedrängniß hat,
Kein Gold kommt ihm herauß;
Nur Froſt und Kummer ſich ihm naht,
Kein Feuer in dem Ofen hat,
Geſchenk kommt nicht in's Haus.
Wie müßten wir nicht beſſer ſein,
Beſeelt mit ſolchem Gut,
Den Winterherd in voller Glut,
Den Becher voll mit Wein.

Wie hat uns anderm Stoff gemacht
Als er, aus beſſerm Thon,
Nur Gott, der Alles wohl bedacht,
Gab uns mit Recht die Kleiderpracht,
Den Armen den Kittel ſchon.
Iſt beſſer ſein? — Vermeſſner Sang!
Iſt's Wahrheit, ſagt es frei,
Ich wünſchte wohl, daß wahr es ſei,
Denn wir wären wahrlich dann
Wer weiß, ob unter'm Rock ſo ſchlecht
Von Lumpen zugerecht,
Sich nicht ein beſſer Herz noch regt,
Viel beſſer noch und minder ſchlecht
Als unter vielem Kleid.
Sollt's möglich ſein! — O Gott, ſo groß!
Kann's wirklich möglich ſein!
Warum denn ihm nur Leid und Pein
Und mir ein beſſer Loos!
Ich ſeh' und denk' und quäle mich,
Nur ſeufz' vom Herzen noch
Das dunkel bleibt mir ſchrecklich
Das, was ich ſelber habe, ich
Nur auch mir erbeten, ach!
Doch wie ich ſinn' auch immer iſt,
Begreif' ich auch darob,
Daß ich dem Armen geben kann,
Wie er Nichts hat für ſich,
Was Gott im Ueberfluß beſcheert,
erhalten ihm in der Noth
Ein Kiſſchen noch von unſerm Herd,
Ein Tröpfchen Wein ſei ihm gewährt,
Ein Biſſen von dem Brot.
Geben iſt darum unſre Pflicht,
Wie es das Herz gebeut,
Das Vorbild laut uns lehrt mit Freud,
Die Thränen trocknet's nicht.
Der Dämon drängt vor Kält' und Graus,
Drum werd' dem armen Mann,
Der jetzt nicht weiß, wo ein noch aus,
Ein Biſſen gern von unſerm Schmaus,
Von unſerm Holz ein Spahn.
Frau, Magd und Knecht, wie ſüß es ſei,
Das Haus lädt eben ein.
Laßt Alt und Jung mir gern herein
Und Armen wir verleiht.
Herbei! eilt und ſchwer mit geſchwind,
Wo's draußen friert und ſchneit,
Zehr' und Geld durch Wetter und Wind
Eine arme Mutter mit ihrem Kind,
Sie kam zu rechter Zeit.
Dank dir, du Brunnen aller Güt',
Für alle Gaben Dank!
Vorzeuch für den Liebesdrang,
Geſchenkt in mein Gemüth.
Das gereicht dir aus voller Bruſt
Dir, Vater, Dank gewacht.
Ich hab' es erſt durch dich gewußt,
Daß dir erzeugen beiden Luſt,
Das Wohlthun — Seligkeit.
(Wolff.)

---

### 6.

## Feith.

### De Ruyter.

Wer iſt es, deſſen Muth und Treue
Ein Volk ſein Schickſal anvertraut?
Der nicht auf ſeinen Ahnen Reihe,
Auf Tugend ſeine Würde baut! —
Der viermal, eh' ein Jahrkreis endet,
Sich gegen ſeine Feinde wendet

Der ihrer Flottenmacht bezwingt?
Der von Gefahr und Tod umgeben,
Die stolze Herrschaft der Wogen
Schnell Englands Uebermuth entringt!
Wohin sein kühner Geist ihn leitet,
Da glänzt der Sieg um seinen Kiel;
Und wie das Loos auch schwankt: er schreitet
Mit seinen Donnern doch zum Ziel.
Von edlem Stolz, von hohem Streben
Schwillt seine Brust; sein ganzes Leben
Ist Treue und Gerechtigkeit.
Nicht nur im Land, das wir bewohnen:
Nein! überall, wo Menschen wohnen,
Wird ihm Bewunderung geweiht.
Hoch hebt sich, auf starken Stufen,
Ein Thron, gebaut durch seine Hand;
Und dort erhebt vor seinen Blicken
Ein Geist, der auf Felsen stand;
Durch Heldenmacht und Hand erhoben
Die Künste seinen Ruhm und loben.
Wie lebt er ihrer Würden schmuck;
Der von Bewund'rung hingetrieben,
Sieht Blicke zu seinen Füßen
Der Fels die Adler, wie er drückt.
Sein Name schwebt auf allen Zungen!
So weit das Meer die Welt umspannt,
So weit auch je sein Ruf erklungen,
So weit ist seine Kraft bekannt.
Die Weisheit darf sein Lob frei melden,
Denn an die Seite aller Helden
Erhoben ist er zur Unsterblichkeit
Und wird den schönsten von den Kränzen,
Die für die Tapfern Zeiten glänzen,
Erfahren für seine Redlichkeit.
O Vaterland! mit Recht vermessen
Auf deines Flottenruhmes Gewicht:
Wie könnt' ich ihn je vergessen?
Wenn — wenn dein Herz de Ruyter nicht!
Ja, ja! schon Andre sahst du glühen
Und sahst, als das lautre Glühn
Entnommen [illegible] des Helden Rang;
Ja, viele Thränen, viele Schmerzen
Der erste Lohn aus warmem Herzen,
Sie sind sein schönster Lobgesang!
Ihr sollt mit Recht das Haupt erheben!
Durchkreuzt das ganze Alterthum;
Und Namen und Thaten Helden schweben
Wie Schatten weg bei seinem Ruhm.
Wo ist ein Ruyter, der sein Leben
So herrlich je dahin gegeben?
Wie Held, der solchen Ruhm erwarb?
Der für des Landes Heil gestritten,
Doch unentwegt und unerschüttert
Den schönen Tod des Helden starb?
Wenn je der Welt der Nationen
Die Feuer ruhte und sprach: das Wort
Der Streit im ganzen Land nicht wohnen:
Denn zeigt das Land, wo Ruyter ruht,
De Ruyter, den Dichtern lehrte,
Was dem sich einst die Ehre brachte,
Erdrückt [illegible] vom Vaterland,
Und der durch tausend Heldenthaten
Die ganze Erde hat verrathen,
Wie gern dein Vaterland kann sein!
Laßt Ruyter [illegible] Ruhm erheben!
Mich blendet nicht der Dichterschein!
Ich seh in seinen Kriegesthaten
Die Sicherheit seines Glücks allein.
Das Glück, von jeher Himmelshallen
Die Menschen Gaben niederfallen,
Das blinde Glück schafft und nicht;
Denn Tücklings reicht es seine Krone
Und führt zum Pfalzgreif, zum Throne
Den Helden — und den Bösewicht.
De Ruyter strahlt in höherm Glanze,
Weil nicht des Glückes feile Hand
Ihn schmückte mit dem Siegeskranze,
Den Er um seine Schläfe wand.
Die Abkunft gab ihm keine Rechte;
Sein Reichthum warb ihm keine Knechte;
Allein gestützt auf seinen Muth:
So schreitet er auf dessen Wegen
Dem rauhen Schicksal keck entgegen
Und zeigt durch Vertrauen sein Blut.
Daher die Kraft, die nie entschwunden,
Selbst wenn er seinen Plan verfehlt;
Vertrauen ist nicht dem Glück verdanken:
Er wird durch Unglück selbst gestählt.
Ein Marius, vom Glück verlassen,
Auf jenem Schutt in's Aug' zu fassen,
Hat immer mehr mein Herz gerührt,
Als Marius in günst'gen Tagen,
Auf schön bekränztem Siegeswagen
In Roma's Mauern umgeführt.
So wird, selbst von des Unglücks Streichen,
Des Helden wahre Größe wach;
Die See sieht ihren Helden weichen:
Sein Ruhm folgt ihrem Helden nach.
Der Feinde selbst gewissen, das sein Siegen
Fall einem Anfang auf Land wiegen,
Und Alle stimmen vereint ein:
So weicht des Donners starke Stimme,
Doch noch erhebt von seinem Grimme
Die Felsenwand, das Feld, der Hain.
O herrlich Vorbild meines Liedes!
Kaum lenk' ich meine Laufbahn an,
So hör ich Donnern von dir wieder,
Und fühl', was ich nur leben kann.
Ich seh', wohin mein Blick sich wendet,
Bis dorten, wo die Ehre endet,
Die Säulen deines Ruhmes stehn!
O Hollands Held! o Held der Helden!
Wer kann dein Lob nach Würde melden?
Wer deine Thaten übersehn?
Vergebens will ich mich bezwingen!
Ohnmächtig sinkt die Hand zurück.
Heroen kann die Muse singen:
Dein Bild erschüttert meinen Blick.
In dem geringsten Stand geboren,
Erscheint er bei des Ruhmes Thoren
Und alle Riegel springen los.
Mit Krone und Scepter, Held und Weisen,
Hör' ich ihn überall lobpreisen,
Und immer Ruyter — immer groß!
O du! so dankbar ihm verbunden,
O Niederland! bewahr' mein Lied!
Erhöh' ihn laut aus tausend Munden,
So weit man seine Wimpel sieht!
Nein! diesen Ruhm soll er verwischen! —
Er glaubte für ein Volk zu fechten,
Das unter fremden Joches Zwang
Nie seine Stirne beugen wollte!
Erwacht, erhaltet diese Würde!
Sie ist sein schönster Lobgesang!
(J. Scheltema.)

## 7.

## Helmers.

### Holland, der Sitz der Schifffahrt.

Nein, nein! ich laß den Ruhm mir nicht entringen,
Der mich auch heute der Dichtung Glut.
Ein Anderer mag wohl helere Sagen,
Doch höher wallt das Herz ihm nicht in Heimatglut,
Als nach dies Land bedeckt von Wogen,

Darauf die nackten Fischer [illegible]
Im rauhen, leicht gebauten Kahn,
Da rief ein Gott: die Worte hallten
Den Wogen gleich, die donnernd schallen,
Wenn stürmend sie zum Strande wallen:
Hier, Schiffahrt, sei dein Thron, beherrsch' den Ocean.
Die Schiffahrt kommt! die nasse Erde
Wird Land, darauf die Städte blühn,
Gefüllt von [illegible] Menschenwerke
Im niederländ'schen Brust durft' es voll Kraft entglühn.

Die Bürger werden Heldenschaaren.
Ein Goldstrom rauscht die glänzend klaren
[illegible] Holland in den Schooß.
[illegible] schimmernde Metalle,
Des Orients Spezereien alle
Bringt sein Kiel vom Wogenschwalle
Und durch das Weltall schwebt sein Name göttlich groß.

So hat aus [illegible]
Des Weltreichs Gott erbaut den Thron.
[illegible]
[illegible] wie war der [illegible]!
Der [illegible] ward zurückgeschlagen.
Nur Hollands [illegible] durft' es wagen
Dem [illegible] Reich zu nahn in heilgem Muth.
Nicht schreckt ihn die [illegible] Macht,
Der [illegible] nicht, der [illegible]
Nicht [illegible] Wogen Macht.
Er hat die große That mit festem Muth vollbracht,
Und schaut in's Angesicht dem Gott im [illegible].
Wie war's, als durch des Oceans Gebiet
[illegible] nach dem unentdeckten Land,
[illegible] weiten Meere
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Wie einer Blume Frucht [illegible].
[illegible]
Hier, Schiffahrt, singen [illegible]
Hier baut dein Tempel, [illegible]!
[illegible]
Jetzt ist dein Chor verstummt, [illegible], ach! [illegible] kommen.

In Knechtschaft schmachvoll [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] vom Vaterland
So muß', wenn [illegible]
Ein Held, [illegible]
Der [illegible]
[illegible]
Des Krieges Schild und [illegible] Blumen.

[illegible]
[illegible]
Und von der [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Haar.

O daß die Schiffahrt nicht ihr [illegible],
[illegible]
[illegible]
Von Holland durch die Welt, [illegible] und Lust [illegible]
Der [illegible] Strand wird sich beleben,
Die [illegible] bringt [illegible] geben.

Holland die [illegible] ein der Erden.
Du, Geist, der alle Welten lenket,
Der Kraft der ganzen Schöpfung schenket,
Laß wahr das Wort des Sängers werden!
(Pienaies.)

### 8.

## Kerckhove (Flamänder.)

### Die geheimnißvolle Lilie.

1.

Drei Töchter hatt' ein Vater,
Sie waren schön und rein.
Wie Perlen einer Krone
Schätzt' er die Töchter fein.
Der ältsten Tochter Name
War Klara — sie war schnell
Als wie die flücht'ge Hindin
Und wie der Schnee so hell.
Gleich wie des Nachtgefieders
Des Raben wallt ihr Haar
Auf Hals und Schultern nieder,
Ihr Blick war scharf und klar.
Der zweiten Schwester Name
War Anna — [illegible]
Umfloß das zarte Wesen
Die braune Locke [illegible].
Ihr Blick war sanft und heiter,
Voll war die [illegible] gebaut,
Und weich wie Flaum des Schwanes
War ihre weiße Haut.
Der dritten Schwester Name
War [illegible] — schlank und fein
War sie, wie eine Lilie,
Ihr Weiß war lilienrein.
Und feine lichte Locken
[illegible] hell das Haar,
Wie sie die Engel schmücken,
Die bei Jehova [illegible].
Aus ihren klaren Augen
Strahlt ihrer Seele Glück,
Erhält voll [illegible] Liebe
Auf Anderen ruht ihr Blick.

2.

[illegible] eines Abends
Saßen die Schwestern spät.
Sie [illegible] die Hände,
Sie sprachen ein Tischgebet.
O Gott! hat [illegible] traurig,
[illegible] und [illegible] vereint,
[illegible]
[illegible] und scheint.
Wenn Eine von uns Dreien,
[illegible]
[illegible]
[illegible] in den Tod.
So baten nach die Schwestern
Und [illegible] auf das [illegible].
Dann [illegible] sachten
Des Tages Mühe sie.

3.

So sprach die älteste Schwester
Nach dreien Tagen kaum:
Hört, meine lieben Schwestern,
Was mir verflossen ein Traum:

Herr Wilhelm kam zum Vater
Und warb um meine Hand.
Der Vater gab ſein Jawort,
Wir zogen aus dem Land.
Und kaum noch hat die Jungfrau
Den Schweſtern dieß geſagt,
So kam auch ſchon Herr Wilhelm,
Begehrt zur Eh' die Magd.
Und Klara's Vater gab ihm
Der Tochter friſche Hand.
D'rauf wenig Wochen ſpäter
Sie zogen aus dem Land.
Und kaum drei Tage ſpäter,
Zur Schweſter Reia ſagt
Sprach Reia: — liebe Schweſter,
Was mir geträumt heut' Nacht.
Mir ſchien's, daß Junker Hendrik
Auf ſchnellem Roſſe kam,
Der Vater gab ſein Jawort,
Er ward mein Bräutigam.
Und kaum hat noch die Jungfrau
Erzählet ihren Traum,
Hält vor dem Schloß ein Reiter,
Sein Roß bedeckt mit Schaum.
Herr Hendrik war's, als Freier
Er zu dem Schloſſe kam,
Er bat um Reia's Liebe
Und ward ihr Bräutigam.

7.

Daheim war jetzt nur Reia,
Die Schweſtern waren fort;
Sie kniete fromm darnieder
Und ſprach mit ſanftem Wort:
O Gott! du haſt mein Liebchen
Schon bald verworfen — Gott!
Du biſt der milde Vater,
Ich ehre dein Gebot.
So ſprach das liebe Mädchen
Und fromm ſtillt ihr Gemüth.
Und kaum drei Tage ſpäter
Ein Traum ſie hold umblüht.
Sie deutet ihn dem Vater:
Ich ſtand vor Gottes Thron,
In der Engel Silberchören,
Sah ich Maria's Sohn.
Eine weiße Lilie pflückt' er,
Zu mir dann ſprach er laut
Mit holdem Ton die Worte:
Komm' Reia, meine Braut!
Dann ſchenkt' er mir die Blume,
Legt' ſie in meine Hand,
Und ſprach: Dies iſt das Zeichen
Von unſerm Ehebund.
Die Engel aber ſchwebten
Feierlich auf und nieder,
Mich trug ein Strahl der Sonne
Auf dieſe Erde wieder.
O Tochter! ſprach der Vater,
Was du mir hier erzählt,
Beweiſt, daß deine Seele
Das beſte Theil erwählt.
So bleibt ihr Leben ewig
Dem Himmel nur geweiht,
In Tugend blüht ihr Leben
Hin nur in Heiligkeit.
Gott hat mit Wohlgefallen
Der Jungfrau Thun geſehn;
Sie fand am dritten Morgen
In ihrem Garten ſtehn
Eine ſchöne weiße Lilie,
Wie ihre Seele klar,
Die Kraft aus ihrem Kelche
Die Düfte wunderbar.
Inzwiſchen ſtirbt der Vater
Und Reia bleibt allein,
Sie lebt in frommer Stille,
Wie eine Heil'ge rein.
Als endlich kam die Stunde,
Wo Reia's Geiſt das Band
Der Hülle ſollte brechen
Für's beſſre Vaterland,
Denkt ſie auf ſeidnem Lager
An Gott, mit heil'ger Luſt,
Und legt die weiße Lilie
Auf ihre reine Bruſt.
Da lag ſo ſelig Reia,
Den Blick emporgericht't,
Ein Strahl des Himmels leuchtet
Um ihr erblaßt Geſicht.
Doch plötzlich bei der Jungfrau
Sah man zwei Frauen ſtehn
In ſchneeweißen Gewändern,
Die auf ſie niederſehn.
Reia blickt' auf die Schweſtern,
Lächelt' ſie an verklärt
Und dankte Gott und jauchzte —
Ihr Bitte war gewährt.
Und auch die Schweſtern blicken
Sie an in ſel'ger Ruh';
Dann reichen ſie ſich die Hände
Und ſchließen die Augen zu.
Und zu derſelben Stunde
Ein Zauber aufwärts ſchwebt!
Der Flug drei weißer Tauben
Sich in die Luft erhebt
Und eine trug im Schnabel
Eine Lilie, wunderſam.
Die Seele Reia's ſchwebte
Zu ihrem Bräutigam.

(Blommaert.)

# Anhang.

## Volkslieder.

### 1.

### Scheidelied.

Fahr wohl, fahr wohl, mein liebes Lieb,
Nicht länger kann ich bleiben,
Ich geh ſo fern und ſo fern von hier
Und ſo fern wohl über die Heiden!
Wohl über die Haide, wohl über den Sand,
Mit traurigem Herzen und Stöhnen;
Wohl mag ich gewinnen ein Vaterland,
Nie treueres Lieb mehr gewinnen!
Und gibt es nicht Blumen überall
Und grünen nicht Tannen und Buchen!
Und morgen ſoll ich die Nachtigall
Mit andern kleinen Vöglein beſuchen.
Sie ſingen die über Haiden und Land,
Da ſollt ihr Singen wohl hören;
Sie ſingt die hier in dein'm Vaterland,
Was die der Treulieb' thut ſchwören.
Nun hör' ich ferner lieblichen Sang
Und wandre über die Haiden.
Nun thut mir all mein Lebelang
So weh und ſo weh das Scheiden.

(Zeles.)

## 2.

## Der erzürnte Liebhaber.

Wen hör' ich da in ſpäter Mitternacht?
Mein Liebſter iſt's, ich hätt' es nicht gedacht,
Der mich zu freien kam.
Nicht ohne Sporen kam;
Am Herzen und Buſen iſt mir's nicht zu thun.
Da ging er weg von mir, der böſe Mann!
Gleich ſtand ich auf, zog Männerkleider an,
Ich ging ihm nach ſofort,
Sucht' ihn von Ort zu Ort;
Er iſt mein einz'ger Troſt, mein Glück, mein Hort.
Ich frug' die Schildwach, haſt du nicht geſehn
Den jungen ſchönen Mann vorübergehn?
Zwei Augen wie ein Habicht,
Zwei Lippen wie ein [illegible],
Lieblich von Rede, artig überall.
Dort kommt er her, es iſt mein Bräutigam;
Ich will ihn grüßen, mich freuen, daß er kam.
Willkommen, theures Lieb,
Mein Herz mich zu dir trieb,
Ich mach' dir auf, mein liebes Lieb'!
Komm doch herein und lege dich zu mir.
Wie iſt ſo wohl, wenn ich, ſüß Lieb, bei dir.
Ich pflückte dir Blumen ſchon,
Flecht' einen Kranz davon,
Der Himmel iſt dein Lohn!

(Wolff.)

## 3.

## Verträglicher Sinn.

Ich wandte die grünen Straßen
So oft hinauf, hinab,
Daß ich mein Lieb wohl verloren,
Das haben meine Freunde geſehn.
Ich werde ſie noch nicht verlaſſen,
Und wären ſie noch ſo groß,
Ich werde ihrer gedenken,
Bis der Tod mich zu ſich nahm.
Nicht länger als geſtern Abend
Fand ich vor Liebchens Thür
Und ſagte: Oeffne, lieb Perlchen,
Oeffne, ich bitte darum.
„Ich öffne dir nicht die Thüre
Und laß dich nicht ein, glaub' mir;
Geh heim und leg' dich ſchlafen,
Ein anderer Liebſter iſt hier.“ —
Iſt drinnen ein anderer Liebſter,
Hab' ich dich zu ſprechen nicht Macht.
So wünſch' ich zum letzten Male
Dir eine vergnügte Nacht!

(Wolff.)

## 4.

## Der Herr mit ſeinem Schildknecht.

Es ritt ein Herr mit ſeinem Schildknecht
Den ſchmalen Pfad und den breiten Weg.
Der Herr zu ſeinem Dienſtknecht ſprach:
„Steig' auf den Baum und hol' das Täubchen herab.“
„Mein Herr, das thu' ich nicht,
Die Bäume ſind ſchwach und tragen mich nicht.“
Der Herr der wurde zornig und grimm
Und ſelber hat den Baum erklomm.
„Nun iſt mein Herr gefallen zu todt.
Wie bekomm' ich nun den wohlverdienten Lohn!“
„Den verdienten Lohn bekommſt du wohl,
Es ſind noch Roſſe und Wagen im Stall.
„Roſſe und Wagen begehr' ich nicht,
Doch die jüngſte Tochter verſchwör' ich nicht.“
Nun iſt der Knecht geworden ein Herr,
Er fährt mit Kutſche und Pferden einher.

(Wolff.)

## 5.

## Der Jäger.

Es wollt' ein Jäger zum Jagen gehn,
Zum Jagen wollt' er gehn;
Da kam ihm auf ſeinem Wege
Ein artig lieb Mädchen entgegen,
So lieblich anzuſehn.
„Ich grüß' dich, ich bitt' dich, mein Engelchen,
Könnt' ich nur bei dir ſein!
Dich in meine Arme ſchließen,
Ein wenig Freude genießen,
Vergeſſen wär' meine Pein.“
„In die Arme mich ſchließen, das kann nicht ſein!“
Sprach das artige Mädchen ſo lieb — „Abends
Komm' Abend komm' nach dem Garten,
Da will ich dich, Liebſter, erwarten,
Da laß ich, Schönſter, dich ein.“
Der Tag verging und der Abend kam
Und der Jäger die Büchſe zum Jagen nahm,
Zu blaſen hat er angefangen,
Wie das artige Mädchen gegangen
Und er hinein zu ihr kam.
Die Mutter die ſtieg auf, der Vater der rief:
„Wo mag unſer Töchterchen ſein?
Was mag unſer Töchterchen treiben?
Wo mag unſer Töchterchen bleiben?
Es iſt gewiß nicht allein.“
Die Mutter ſtand auf und der Vater ſtand auf
Und ſind hinauf gegangen.
Da lagen die Beiden ſo Arm in Arm;
Sie lagen ſo lau und ſo traut und ſo warm,
Hielten ſie ſich feſt umfangen.
„Ach Mutter, ach Mutter, ſo ſeid nicht böſe,
Denn ich bin wahrlich in der Noth,
Zwar iſt der Jäger zu mir gekommen
Und hat mich nicht zur Frau genommen,
Doch lieb' ich ihn bis an meinen Tod!“

(Wolff.)

## 6.

## Der ſchelmiſche Bauer.

Es war einſt ein Bauer, ein ſchmutziger Schelm,
Der Bauer mit ſeinem Wagen;
Der hat ſeinen Wagen mit Heu beladen,
Daß er verkaufen wollt' auf dem Markt,
Nach dem Markte wollt' er fahren.
Als der Bauer auf eine [illegible] kam,
Eine Frau hat ihm ſich begegnet.
Er ſprach: Du Frauchen ſchön und fein,
Willſt du heut' Nacht meine Buhle ſein,
So geb' ich dir Pferd und Wagen.
Die Frau die war von der ſchlauen Art,
Sie ſagte: „Mein Bäuerle, warte.“
Sie ſchickte die Magd nach dem Fiſchmarkt zu,
Ihr könnt euch wohl denken, warum und wozu,
Um zu ſpielen das Spiel der Minnen.
Als nun der Bauer ſeinen Willen gehabt,
Da beginnt er ſehr zu klagen:
„Hätt' ich gewußt, was nun ich weiß,
Daß jede Frau der andern gleich,
So hätt' ich noch Pferd und Wagen!“
Der Herr, der juſt vom Jagen kam,
Der hörte den Bauer klagen.

Er sprach: Viel liebste Frau mein,
Was mag das für ein Bauer sein,
Der da hält am Pferd und Wagen?
„Daß der Bauer am Pferd und Wagen [illegible],
Das nimmt mich gar kein Wunder;
Er hat einen Wagen mit Holz mir gebracht
Und hergetragen in dunkler Nacht,
Und viel krummes Holz war darunter."
[illegible] dem Bauer Pferd und Wagen [illegible]
Und sein Holz zu großer Summe.
Deshalb ich die Bauer ja nicht so schlecht;
Es brennt, wenn man's nur aufs Feuer legt,
So gut wie das gerade, das krumme.
Als der Bauer zum Pferd und Wagen wieder kam,
Da begann er lustig zu singen:
Ich hab' noch viel krummes Holz im Wald,
Ich weiß, ich verkauf' es so gut, recht bald,
Dem Wirte zu Markte ich's bringen.
(Wolff.)

## 7.

## Der erschlagene Geliebte.

Es taget aus dem Osten,
Das Licht scheint überall;
Wie wenig weiß die Liebste,
Wohin ich nun soll!
Wären sie meine Freunde,
Die meine Feinde sind,
Ich führt' euch aus dem Lande,
Mein Trost, mein Herzensfreund!
„Wohin wollt ihr mich führen,
Stolz Ritter, wohlgemuth?"
Wohl unter die grüne Linde,
Mein Trost, mein minniglich Gut.
„In meines Liebsten Armen
Lieg ich mit Ehren gut,
In meines Liebsten Armen,
Stolz Ritter wohlgemuth."
Liegt ihr in des Liebsten Armen?
Bei Gott, das ist nicht wahr;
Geht unter die grüne Linde,
Erschlagen liegt er da!
Das Mädchen nahm den Mantel
Und sie ging einen Gang
Wohl unter die grüne Linde,
Da sie ihn erschlagen fand.
„Nun liegt ihr hier erschlagen,
Bedeckt in eurem Blut,
Das hat das Rühmen gethan
Und euer hoher Muth.
Nun liegt ihr hier erschlagen,
Der mich zu trösten pflag:
Was habt ihr mir gelassen
So manchen trüben Tag!"
Das Mädchen nahm ihn (den Todten)
Und sie ging einen Gang
Vor ihres Vaters Thore,
Die sie verschlossen fand.
„Ach ist hier Niemand drinnen,
Noch Herr, noch Edelmann,
Der mir nun helfen könnte
Bei dem todten Mann!"
Die Herren schwiegen stille,
Sie gaben keinen Laut;
Das Mädchen wandt' sich wieder
Von weinen gar laut.
Mit ihren blanken Armen
Hob sie ihn ab das Pferd,
Mit ihren weißen Händen
Trüg sie ihn [illegible] zu.
Mit ihrem blanken Schwerte
Dem Liebsten ein Grab sie grub,
Mit ihren weißen Armen
Sie ihn in die Erde trug.
Mit ihren weißen Händen
Zog sie den Glockenstrang,
Mit ihrer hellen Stimme
Sie die Vigilien sang.
„Nun will ich mich begeben
In ein klein Klösterlein
Und tragen den schwarzen Schleier
Zu Ehren des Liebsten mein!"
(Talvj.)

## 8.

## Drei-Königs-Lied.

Wir kommen gezogen mit unserm Stern,
Wir suchen Herrn Jesus, wir sähen ihn gern.
Wir kamen all' vor Herodes Thor,
Herodes, der König, kam selber hervor.
Herodes der sprach mit falschem Herz:
„Wie ist der Jüngst' von euch Dreien so schwarz?"
Und ist er schwarz, uns wohl bekannt,
Ist er ein König von Morgenland.
Wir kamen den hohen Berg hinan,
Da sah man die Sterne stille stehn.
O Sterne, ihr müßt so still nicht stehn,
Ihr müßt mit uns nach Bethlehem gehn.
Zu Bethlehem in der schönen Stadt,
Maria mit ihrem Kinde gesessen hat.
„Ihr Heiland klar und ihr großer Gott,
Den jeder Mensch [illegible] und [illegible]!"
(Talvj.)

## 9.

## Pilgerlied an die heilige Jungfrau von Kevelaer.

O Kevelaer, o heilig Land,
Allwo die Jungfrau wird gefunden,
Die mit der mütterlichen Hand
Uns all' entbindet unsrer Wunden.
Wir haben nun so manches Jahr
Von deiner Jungfrau viel gehöret,
Aus fernen Landen unsere Schaar
In Sang und Frommen unsere [illegible];
Salve, Jungfrau, deine Gnade wahre!
Sieh' unsre ausgebreiteten Hände!
O gieb' und nach den Armen [illegible]
Und reich' den Kranz fort aus den Händen!
Du hast den Heiland uns gebracht,
Der auch im Himmel ist geboren;
Giebst du nicht Hilfe durch deine Macht,
Bleibt uns den Heiden, ach! verloren.
(Wolff.)

## 10.

## Egmont's Tod.

Als man [illegible] fünfzehnhundert
Im achtundsechzigsten Jahr,
Daß man gebracht zum Markte
In Brüssel [illegible].
Ein Prinz von großer Macht,
Der Graf wohl von Egmont,
Ward wie ein Lamm geschlachtet,
Seine Ehr' war [illegible].
Man sah dort herzlich trauern
So manches Weib und Mann,

In Brüssel binnen den Mauern,
Da ist um den Grafen gethan.
Und ging er nach der Stätte
In seinem [illegible]:
„Ihr Herren und auch ihr Bürger,
Ist Gnade zu hoffen nicht?
Gnade mit armem Grafen,
Gnade mit edlem Mann!"
Doch als sie nicht Antwort gaben,
Da sprach der Graf: „Adieu!"
Der Graf nahm seiner Frauen
Ein Kissen nach seinem Sinn,
Da er den Tod mußt' leiden,
Und kniete darauf hin.
Er faltete seine Hände
Und sah gen Himmel [illegible],
Empfahl sich Gott und dem Herrn,
[illegible], das rothe Blut.
Da [illegible]
Die [illegible],
[illegible]
[illegible]
Das Blut ließ man fort tragen,
Das rothe Blut des [illegible],
[illegible]
Hat den Grafen von Egmont!

(Wolff.)

## 2.

# Skandinavien.

## 1.

## Island.

In der Poesie der Niederlande schwächt sich der germanische Geist zu selbstgenügsamer Hausbürgerlichkeit ab und verkümmert endlich in platter Philisterei. Die Dichtung des alten Nordens dagegen zeigt uns tiefen Geist in der ganzen Rückhaltlosigkeit seiner Ursprünglichkeit. In Skandinavien erhielt sich das germanische Heidenthum noch lange in seiner [illegible] Gestalt, als es in Deutschland längst christlichen Einflüssen gewichen war. Die ursprünglichen [illegible] germanischer Poesie sind uns, aller Wahrscheinlichkeit nach durch christlichen Zelotismus, verloren gegangen; die Skandinavier aber haben die kostbarsten Ueberlieferungen aus der Zeit des Heidenthums gerettet und dadurch nicht nur der Poesie, sondern auch der Culturgeschichte Europa's einen großen Dienst erwiesen.

Der Dichtungskreis des alten Skandinaviens erstreckte sich über Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. In der meerumschlossenen insularischen Einsamkeit Islands blieb der altnordische Sinn am längsten einheimisch und hier hat auch die altnordische Poesie ihre höchste Bedeutung erreicht. Sie ist dort Poesie durch und episch, aber sie liebt nicht den langathmigen epischen Ton Homer's, sondern eine sehr kurz angebundene, scharfe, zackige Sprache. Die in ihr herrschende Phantasie ist wie die nordische Natur: düster, [illegible] und monoton, aber erhaben in ihrer unbezwinglichen [illegible] und starren Ruhe, furchtbar in ihrer Kraft, phantastisch in ihren Gebilden. Der Inhalt dieser epischen Dichtung ist, wie der Inhalt aller ursprünglichen Poesie, Mythologie und Heroenthum.

Um das Jahr 1100 wurden 40 solcher epischen Lieder durch Sämund Sigfusson, einen gelehrten Isländer, gesammelt und in ein Ganzes verwoben, welches den Titel Edda, d. i. Weisheit oder Verstand, führt. Der älteste und bedeutsamste der in ihr enthaltenen Gesänge ist die „Völuspa" oder das Lied der Sibylle Vala, welches, mit der Weltschöpfung durch die Asen beginnend, in rapider Darstellung den ganzen Verlauf der nordischen Götterlehre bis zum Weltuntergange (Götterdämmerung, Ragnarök) verfolgt. Verhallende Nachklänge dieses Gesanges finden wir in unserm Nibelungenliede. Der heroische Theil der Edda enthält die älteste Darstellung der germanischen Heldensagen von Sigurd, dem Drachentödter, und andern Heroen. Beide Theile der ältern Edda fanden in der von Snorri Sturleson im Anfang des 13. Jahrhunderts in Prosa verfaßten „jüngeren Edda" ihre Erweiterung und Verarbeitung zu einem methodisch-historischen System.

## Die Edda.

### 1.

### Der gestohlene Hammer.

Zornig ward Thor,
Als beim Erwachen
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schüttelnd das Haupt,
Der Sohn Odin's suchte
Umsonst umher.
Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:
Höre nun, Loki,
Hör', was ich sage,
Was weder auf Erden
Weiß irgend Einer,
Noch hoch im Himmel:
Mein Hammer ist geraubt.
Sie gingen zum herrlichen
Hause der Freya,
Und es war Thor's Wort,
Welches zuerst er sprach:
Willst mir Freya
Flügel verleihen,
Ob vielleicht entdecken
Mein Hammer sich läßt.
Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie dir,
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben!"
Da flog auf Loki,
Der Flügelschwung rauschte,
Bis draußen er kam
Aus dem Land der Götter
Und er erreichte
Das Riesen Reich.
Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
[illegible] den Hunden
Flechtend von Gold.

[illegible] den Boden
Die [illegible].
„Wie steht's mit den Göttern?
Wie steht's mit den Elfen?
Was reitest allein du
Nach Riesenheim?"
„Schlecht steht's mit den Göttern,
Schlecht steht's mit den Elfen;
Du hältst wohl verborgen
Den Hammer des Thor's?"
„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thors
Wohl unter der Erde
Acht Meilen tief.
Den wieder erwerben
[illegible], laß ihm Keiner,
Er führe denn Freya
Zur Braut mir heim."
Da flog auf Loki,
Der Flugfittich rauschte,
Bis draußen er ließ
Das Land der Riesen
Und er erreichte
Das Reich der Götter.
Er traf den Thor an
Vor der Thür seiner Halle,
Und es war dies das Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Hast das Geschäft du
Geschafft mit der Arbeit?
Sag' von der Höhe
Mich hören die Kunde;
Oft im Sitzen gebricht
[illegible] die Rede,
Leicht im Liegen erkennt
[illegible] sich vor."
„Hab' das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit;
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen.
Den wieder erwerben
[illegible], laß ihm Keiner,
Er führe denn Freya
Zur Braut ihm heim!"
Sie gingen zu finden
Die herrliche Freya,
Und es war Thor's Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutliches Linnen
Leg' dir an, Freya,
Wir Beide wir reisen
Nach Riesenheim."
Freya ward zornig,
Sie schnaubte heftig,
Der ganze Palast
Der Götter erbebte;
Es sprang entzwei ihr
Der funkelnde Halsschmuck.
„Wohl mannstoll du meinest
[illegible] sei ich,
Wenn Beide wir reisten
Nach Riesenheim."
Rasch kamen die Götter
Zum Rathe zusammen,
Die Göttinnen auch
Zu einem Gerede,
Die himmlischen Herrscher
Berathschlagten da,
Wie den Hammer des Thor's
Zu holen gelinge.
Da hub Heimdall an,
Der leuchtende Gott,
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:

„Bräutliches Linnen
Legen dem Thor wir an,
Er habe den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck.
Klang laß er klingen
Gehänge der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Es blinke die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Hochgethürmet und gebauscht
Das Haar ihm auch sei."
Da hub Thor an,
Der hochedle Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche
Linnen mir an."
Da hub Loki an,
Laufeya's Sohn:
„Thor, solche Worte
Woll' dich enthalten;
Bald werden die Riesen
Dem Reich uns verdrängen,
Holst deinen Hammer
Denn du nicht schnell!"
Bräutliches Linnen
Legten dem Thor sie an;
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck.
Klang ließ er erklingen
Gehänge der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Das Haar war gebauscht ihm
Hoch und gethürmt.
Da hub Loki an,
Laufeya's Sohn:
„Ich will dich gleichfalls
Begleiten als Magd;
Wir beide reisen
Nach Riesenheim."
Rasch die Böcke,
Heimgetrieben,
Wurden dem Wagen geschirrt
Wohl zur eiligen Fahrt.
Die Felsen zerbarsten,
Flammen stieg auf;
Es reiste Odin's Sohn
Nach Riesenheim.
Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf! auf! ihr Riesen,
Bestreut die Bänke;
Nun bringt mir Freya,
Die Braut, herein!"
Heim kamen die Rinder,
Die goldgehörnten,
Die [illegible] Rinder,
Dem Riesen zur Lust.
„Habe der Schätze viel,
Habe der Kleinode viel!
Fehlte mir Freya
Zu [illegible]."
Früh kamen die Gäste
Zum Feste sich ein
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen der Trank.
Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Zumal was es noch Süßes
Sonst gab für die Frauen.

Er trank wohl des Methes
Drei Maße allein.
Da hub Thrym an,
Der Herrſcher der Rieſen:
„Wann ſahſt du Bräute
So hungrig geſehen!
Nie hab' ich Bräute
Hungriger je geſehn;
Nie Mägdlein des Methes
Mehr trinken als ſie!
Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Rieſen
Rede zu ſtehen:
„Seit acht Nächten Nichts
Genoſſen hat Freya,
Raſend vor Reiſeluſt
Nach Rieſenheim."
Thrym lüftet das Linnen
Aus Luſt ſie zu küſſen,
So weit der Saal war
Ward zurück er geſchreckt.
„Wie ſind doch furchtbar
Freya's Augen!
Dünkte mich Feuer hervor
Funkeln zu ſehn!"
Saß Loki dabei
Die löbliche Maid,
Bereit dem Rieſen
Rede zu ſtehn.
„Seit acht Nächten nicht
Genoß ſie des Schlafes,
Raſend vor Reiſeluſt
Nach Rieſenheim."
Da trat in den Saal Thrym's
Traurige Schweſter,
Die gar ſich der Gaben
Zu begehren erkühnet.
„Ich reiche die rothen
Ringe dir dar,
Verlangt dich in Luſt
Nach Freya's Liebe,
Nach Freya's Liebe
Und feuriger Huld!"
Da hub Thrym an,
Der Herrſcher der Rieſen:
„Bringt zur Weihe der Braut,
Bringt den Hammer herbei!
Legt den Miolnir *)
Der Maid in den Schooß.
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut ſei mein!"
Da lachte dem Thor wohl
Im Leibe ſein Herz,
Als mitten im Harme
Er den Hammer erkannte;
Da traf er zum erſten
Thrym, den Herrſcher,
Und ſchlachtete dann
Sein ganzes Geſchlecht.
Da traf er auch Thrym's
Traurige Schweſter,
Die gar ſich die Gaben
Zu begehren erkühnt.
Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge,
Für lodernde Ringe
Der tödtende Hammer —
So hat ſeinen Hammer
Odin's Sohn ſich geholt.
(Chamiſſo.)

## 2.

## Sigurd's Ermordung und Brunhild's Tod.

Vor Alters Sigurd
Giuki beſuchte,
Der junge Wolſunger,
Der Kämpfer ſtark.
Treue gelobten
Ihm beide Brüder,
Eide ſchwuren
Die kühnen Helden!
Eine Maid ſie ihm boten
Und viele Schätze,
Die junge Gudruna,
Giuki's Tochter.
Sie tranken und koſten
Tage lang zuſammen,
Der junge Sigurd
Und Giuki's Söhne.
Bis aus ſie zogen,
Um Brunhild zu werben,
Mit ihnen ritt Sigurd,
In ihrem Geleite
Der junge Wolſunger,
Des Weges kundig:
Der ſelbſt ſie gehabt,
Hätt' er es können!
Sigurd aus Süden,
Ein Schwert er legte,
Stahlblanken Degen
Zwiſchen ſie Beide.
Nicht that er ſie küſſen,
Nicht nahm in die Arme
Die ſchöne Jungfrau
Der hunniſche König.
Dem Sohne Giuki's
Gab er die Jungfrau:
Blutjung noch war ſie,
Keinen Leides,
In ihrem Leben
Sonder Fehle,
Sonder Flecken
Nur Schein des Fleckens.
Aber nicht ſühnten
Die grimmen Nornen: —
Allein ſaß ſie draußen
Zur Abendzeit
Und laut begann ſie
Für ſich zu reden.
„Haben will ich Sigurd
Oder ſterben!
Den blutjungen Helden
In meinen Armen!
„Welch Wort ſprach ich!
Reue ergreift mich!
Sein Weib iſt Gudruna,
Ich aber Gunnar's.
Langes Sehnen beſchieden uns
Die leidigen Nornen!"
Oft ſtreift ſie, erfüllet
Mit böſen Gedanken,
Durch Eis und Schnee
Am Abend umher,
Wenn Gudruna
Zu Bette geht
Und Sigurd ſie
In Decken hüllet,
Der hunniſche König
Sein ſchönes Weib.
„Ich geh' allein,
Genoſſenlos, freudlos,
Aufreizen will ich mich
Aus grimmem Muth!"

---

*) Miolnir, der Name des Hammers.

Und begann erbittert
Zum Meere zu treiben:
„Verlieren, Gunnar,
Sollſt du gänzlich
Meine Lande,
Mich ſelbſt auch verlieren,
Mit einem Edling will ich
Des Lebens mich freuen.
„Zurückfahren will ich,
Wo ich herkam,
Zu meinen angebornen
Nahen Verwandten.
Da will ich ſitzen
Und enden mein Leben,
Wenn du nicht Sigurd
Sterben läſſeſt
Und König über Andre
Mächtig ſein willſt!
„Den Sohn mit dem Vater
Laß Einen Weg fahren!
Nicht lange ſollſt du
Den jungen Wolf aufziehn.
Wem wohl wäre je
Die Rache leichter,
Hernach beim Vergleiche,
Wenn noch der Sohn lebt?“
Zornig ward Gunnar;
Sorgenvoll ſaß er
Schwankend im Sinne
Saß er den ganzen Tag.
Nicht wußt' er, was ihm
Zu thun geziemte,
Noch was ihm wäre
Zu thun das Beſte;
Ungern wüßt' er ſich
Des Weibes beraubt,
Und litt an Sigurd
Großen Verluſt.
Manches bedacht' er
Zur ſelben Zeit.
Nicht war es oft
Vorher ſchon geſchehen,
Daß Weiber mitriethen
In der Berathung.
Rufen ließ er
Zum Zwieſprach Högne; *),
Hatte zu ihm
Alles Vertrauen.
Er ſprach: „Mir iſt Brunhild
Lieber als Alle,
Budli's Erzeugte
iſt Fürſtin der Weiber!
Eher will ich
Mein Leben laſſen,
Als dieſer Frauen
Schätze verlieren!
Willſt du mit uns
Den Hort gewinnen?
Gut wär's zu walten
Ob den Schätzen des Rheines,
Und freudig herrſchen
Ueber die Güter,
Ruhig ſitzend
Des Glückes genießen.“
Darauf Högne
Gab ihm zur Antwort:
„Nimmer geziemt es
Uns, dies zu verüben!
Mit dem Schwert zu durchſchneiden
Geſchwor'ne Eide,
Geſchwor'ne Eide,
Verpfändete Treue!
Nicht gibt es auf Erden
Glückſel'gere Männer,
Als wenn wir Viere
Das Volk beherrſchen
Und der hunniſche
Zur Zeit uns lebet!
Nicht mächt'gere Verwandtſchaft
Gibt es auf Erden,
Wenn lange wir Fünfe
Söhne zeugten;
Die Geſchlechter der Götter
Könnten wir kürzen!
Aber ich weiß wohl,
Was dich beweget!
Brunhild's Dringen
War übermächtig!
Laß uns den Guthorm *)
Zum Morde ſtacheln,
Den jüngern Bruder,
Den Unbeſonn'nen!
Nicht hat er mit uns ja
Eide geſchworen,
Eide geſchworen,
Treue verpfändet!“
Leicht war's, zu reizen
Den Zornbegier'gen:
In's Herze drückt' er
Den Stahl dem Sigurd!
Zur Rach' erhob ſich
Im Bett der Kampfgier'ge,
Warf nach ihm das Eiſen,
Dem Zornbegier'gen!
Nach Guthorm flog es,
Dem Fürſten, kräftig
Das glänzende Eiſen
Aus Königs Hand!
In zwei Theile geſpalten
Sank er nieder,
Händ' und Haupt ſanken
Nach Einer Seite,
Und die Füße
Zurück zur Stätte.
Im Schlaf lag Gudruna
In ihrem Bette,
Sorgenlos lag ſie
Neben dem Gatten,
Doch ſie erwachte
Glückberaubet,
Schwimmend im Blute
Von Freyr's Freunde.
In die Hände
Schlug ſie verzweifelnd,
Daß der Starkmuth'ge
Im Bett ſich erhob:
„Weine nicht, Gudruna,
So bitter und ſchmerzlich!
Sind, junges Weib,
Dir doch Brüder geblieben!
„Einen Erben hab' ich
Zu jung ſich zu retten
Aus Feindes Haus!
Die aber haben
Böſen und ſchweren
Rathſchluß gefaßt!
Nicht reitet ein ſolcher
Schweſterſohn für ſie
Freilich zum Gericht,
Und wenn ſieben du zeugeſt! **)

---

*) Högne oder Hagen iſt in der altnordiſchen Sage einer der Schwäger Sigurd's.

*) Den jüngſten Bruder, der deutſche Giſelher, der aber eine ganz andere Rolle ſpielt.

**) Die Blutsverwandten pflegten einander vor Gericht

Alles weiß ich,
Wie dieses gekommen:
Brunhild allein
Erzeugt dieß Unheil;
Mich liebte die Jungfrau
Vor jedem Manne!
Aber gegen Gunnar
Nie Böses that ich!
Unsre Verwandtschaft
Hab' ich geschirmet,
Die geschwornen Eide!
Seit ich genannt ward
Seines Weibes Freund!"
Einen Seufzer hauchte
Die Königin aus,
Der König das Leben.
Da schlug sie die Hände
Gewaltig zusammen;
Daß mit dem Laute
Die Kelche klirrten,
Im Hofe die Gänse
Laut kreischten auf.
Da lachte Brunhild
Budli's Tochter,
Einmal von Herzen,
Als sie im Bette
Das Schreien vernahm
Von Giuki's Tochter.
Und Gunnar sprach,
Der Habichte Herr:
„Lache nicht drüber,
Schadenfrohes Weib;
Vergnügt hier, als ob es dir
Gutes bedeute!
Wie verschwindet
Die schöne Farbe dir,
Grau'nerregende!
Dem Tode bist du,
Trau' ich, geweiht.
Würdig, Weib, wär'st du,
Daß wir den Atli
Vor deinen Augen erschlügen,
Daß die blutigen Wunden
Des Bruders du sähest
Und die strömenden
Müßtest verbinden!"
Da sprach Brunhild,
Budli's Tochter:
„Niemand reizt dich nun, Gunnar,
Mit dir ist's vorüber!
Wenig kümmert Atli
Deine Drohung:
Von euch Beiden wird er
Am längsten leben
Und alle Zeit weiter
Größer an Macht sein!
Sagen muß ich dir, Gunnar,
Wohl weißt du es selber,
Wie ihr euch baldig
Zur That beriethet!
Jugendlich war ich,
Vom Zwange frei,
Begabt mit Gütern,
Im Hause des Bruders!
Nicht wollt' einem Manne
Zur Eh' ich mich schenken,
Bevor Ihr, Giukunger,
In den Hof eintrittet.
Drei fürstliche Reiter,
Volksbeherrscher;
Hättet nimmer
Die Fahrt ihr gethan!
Da verlobt' ich mich dem,
Dem Volksbeherrscher,
Der auf goldnem Sattel
Grani, das Roß, trug.
Nicht war er euch ähnlich
Im Auge noch Antlitz,
Obwohl ihr Alle
Könige scheint.
Und Atli sagte
Mir das allein:
Daß nimmer er würde
Die Habe theilen,
Nicht Gold noch Lande,
Blieb ich unvermählt.
Noch keinen Theil
Des erworbnen Gutes,
Das als junges Kind mir
Zu eigen ward,
Und des Goldes, das in der Jugend
War mir zugezählt.
Da war ich wankend
In meinem Sinne,
Was ich sollte,
Kämpfen oder Volk fällen,
Kühn in der Schlacht
Des Bruders wegen.
Da ward es kund
Manchem Manne,
Daß des Einen Streit
Niederschlagen wir wollten.
Und ich entschied mich im Herzen,
Kleinode zu nehmen,
Die rothen Ringe
Von Sigmund's Sohn;
Nicht andern Mannes
Schätze wollt' ich!
Einen lieben,
Nicht diesen und jenen!
Nicht schwankte der Sinn
Der Gold-Jungfrau!
Das Alles soll Atli
Nachher hören,
Wenn meinen Tod
Er wird vernehmen!
Nicht soll ein liebend Weib
Mit anderm Manne leben!
Gerächet wird
Mein Leiden sein!"
Auf stand Gunnar,
Fürst der Leibwacht:
Seine Hände legt' er
Dem Weib um den Hals.
Alle kamen,
Einer nach dem Andern,
Aufrichtigen Herzens,
Sie abzuhalten.
Fort vom Halse
Stieß sie Alle,
Ließ Keinen sie hindern
Am langen Gang.
Högne ließ er
Zum Zwiesprach rufen:
„Laß alle Männer
Deine und meine
In die Gemächer kommen!
Denn groß ist die Noth!
Ob sie hindern können
Den Mord des Weibes,
Bis weg die Gedanken
Vom Unheil sich wandten.

---

(Ihm) beizustehen mit Wort und That, und Sigurd meint wahrscheinlich, daß alle Söhne, die Gudrun aus einer andern Ehe erzeugen könnte, nicht solche Helden werden können, als der von ihm entsprossene Blutsfreund.

Dann ſtarben wir
Uns in die Noth!"
[illegible] Brane entgegnete:
„Die Niemand ſie hindre
Im langen Gang!
Daß nimmer ſie wieder
Wieder geboren!
Unſelig kam ſie
Aus dem Schooß der Mutter,
Zum Unheil geboren
Vor manchem Manne
Zum ſchweren Herzleid!"
Unwürdig Gunnar
Hinweg ſich wandte.
Die Halsbandgeſchmückte
Schätze austheilte.
Alle ihre Habe
That ſie beſchauen,
Die todten Mägde
Und Kammerweiber.*)
Schwer wie das Herz
Die Goldgepanzerten,
Als ſie ſich durchſtach
Mit Schwertes Spitze.
„Zurück auf die Polſter
Sank ſie zur Seite
Und todeswund
Lag ſie ſinnend.
„Nun komme herbei,
Wer Gold begehret,
Und Geringeres als das
Von mir verlanget;
Jeder geb' ich
Rothgoldnes Halsband,
Kleid und Schleier
Von weißem Linnen."
Alle ſchwiegen,
Rath erſinnend,
Und Alle zuſammen
Zur Antwort gaben:
„Genug ſind geſtorben,
Wir wollen noch leben,
Als Kammerweiber
Geziemendes thun."
Aus Gedanken
Erwachend ſprach ſie,
Die Linnengekleidete,
Jung von Alter:
„Nicht will ich, daß Eine
Ungern, unfreiwillig
Durch meine Schuld
Das Leben verliere!
Doch minder Schätze
Werden brennen
Auf euren Gebeinen,
Geht einſt ihr alleine
Mich heimzuſuchen,
Kein Jungfrauen-Gut.**)
Sitz nieder, Gunnar,
Was ich dir ſage,
Lebensverlaſſene,
Bitten will ich
Dich eine Bitte!
Die ſoll auf Erden
Die letzte ſein.
Laß machen ein Grab
So breit auf dem Felde,
Daß Raum darunter
Uns Allen ſei,
Die ſtarben mit Sigurd.
Das Grab umſchließe
Mit Zelten und Schilden,
Leichenkleider, blutgefärbte,
Und der Leichen Menge verbrenne!
Mir zur Seite verbrenne
Den hunniſchen König,
Auf ſeiner andern
Meine Diener, geſchmückt
Mit goldenen Bändern,
Zwei ihm zu Häupten,
Zwei ihm zu Füßen,
Zwei Hund' und zwei Habichte,
Daß ſo Alles
Nach Gleichheit getheilt ſei!
Zwiſchen uns lege
Das ringverzierte Schwert,
Den ſcharfſpitzigen Stahl,
Der zwiſchen uns lag,
Als Beide einſtens
Das Bett wir beſtiegen
Und Vermählte hießen.
Dann ſtürzen ihm
Auf die Ferſen nicht
Walhalla's Thüren,
Die ringgeſchmückten;
Kommt er dorthin
Mit meinem Gefolge:
Fürwahr, nicht ärmlich
Soll unſre Fahrt ſein!
Denn ihm folgen
Fünfe der Mägde,
Achte der Diener
Guten Geſchlechtes,
Und mein Pfleger
Und Erbdienerſchaft,
Die Budli gegeben
Seinem Kinde.
Manches ſagt' ich,
Mehr noch wollt' ich,
Wenn mir der Schöpfer
Sprechraum vergönnte,
Die Stimme verſagt,
Die Wunden ſchwellen,
Wahres nur ſprach ich,
So gewiß ich ſterbe!"

(Talvj.)

## 2.

## Schweden.

Es war den Skandinaviern nicht gegönnt, die Elemente nationaler Dichtung, wie ſie die Edda darbot, weiter zu entwickeln und auf dieſem poetiſchen Grundſtock ſelbſtſtändig fortzubauen. Nur das Volkslied — deſſen Erzeugniſſe, um es gleich zu ſagen, die Producte der ſpätern Kunſtpoeſie des Nordens weit hinter ſich laſſen — nur das Volkslied bewahrte eine lebhafte und dankbare Erinnerung an die alte Zeit und hat in herrlichen Balladen und hiſtoriſchen Geſängen die urſprüngliche Natur des alten Nordens mit den mildernden Einflüſſen des Chriſtenthums zu verſchmelzen gewußt, doch ſo, daß der markige heidniſche Ton immer vorſchlägt. Das Volk hatte alſo ein richtigeres und feineres Gefühl für wahre Poeſie, [illegible] ſogenannten Poeten, die von der Mitte des 16. Jahrhunderts an, wo die ſchwediſche Sprache und Nationalität durch die Reformation einen friſchen Aufſchwung nahm, reimſchmiedend, antikiſirend und franzöſelnd in dieſem Lande auftraten. Erſt mit Kellgren (1751—1795) und Bellmann (1745—1795) begann in der ſchwediſchen Literatur wieder der nationale Geiſt zu erwachen, welcher dann in Erik Guſtav Geijer (geb. 1783), in Eſaias Tegner (1782—1847), in Carl Auguſt Nicander (1799—1839), in Frans Michael Franzen (1772—1847), in Daniel Amadeus Atterbom (geb. 1790) ſeine gefeiertſten Pfleger fand. Mit und nach ihnen haben als Dichter insbeſondere Sjöberg, Beskow, Grafſtröm, Böttiger, Dahlgren, Hedborn, Fahlcrantz u. v. A. den Beifall ihres Volkes errungen. Die Genannten alle ſind als Lyriker, Dramatiker und Epiker, mehr oder minder auf die Sagenwelt des Nordens zurückgegangen und haben die nationale Sitte und Weltanſchauung ihren Dichtungen zu Grunde gelegt. Neueſtens iſt in Schweden die poetiſche Production hauptſächlich im Roman thätig und haben ſich als Romandichter Almquiſt, Palmblad, Livijn, Kullberg, Cruſenſtolpe, mehr aber noch die drei Frauen Bremer, Flygare-Carlén und Knorring im In- und Ausland bekannt und beliebt gemacht.

---

*) Im alten Norden war es Sitte, daß die Dienerſchaft mit dem Herrn oder der Herrin in den Tod ging, um mit ihnen des Glanzes eines prächtigen Leichenbegängniſſes theilhaftig zu werden. Es ſcheint, daß, als Brynhilde ihren Entſchluß zu ſterben ankündigt, ſie bereits die fünf Mägde ꝛc., deren ſie nachher erwähnt, vorangegangen.

**) Geiz.

## 1.

## Tegnér.

### Liebe.

(Aus der Romanze „Axel“)

O aller Wunder Wunder! Liebe!
Du Athemzug der Seligkeit,
Du friſcher Hauch der Göttlichkeit
Im dumpfig ſchwülen Weltgetriebe!
Du Herz in aller Weſen Bruſt,
Der Menſchen und der Götter Luſt!
Im Meer der Tropen ſucht den andern
Und liebend alle Sterne wandern;
Von Pol zu Pol reihn ſie ſich all
Im Brautkranz um den Sonnenball.
Du biſt der Menſchenbruſt, der matten,
Noch Abendglanz, noch bleicher Schatten
Der ſchönern Tage hell und klar,
Als auf dem Kinderball er war
Im Himmel, in den blauen Saalen,
Wo hohe Silberkronen ſtrahlen,
Und er, vom Tanze müd und warm,
Am Abend ſchlief im Vaterarm.
Da war er reich wie [illegible],
Und ſeine Sprache [illegible]
Und Bruder war ihm zart und ſchön
[illegible] jeder Himmelsknabe,
Doch ach! er fiel herab und kein
Kann hier nicht ſeine Liebe ſein.
Doch kennt er am Geliebten wieder
Die Züge früh'rer Himmelsbrüder,
Hört wieder ihrer Stimme Klang
Im Frühlings- oder Dichterſang.
Dann [illegible] ſich wieder
Dem Schweizer gleich, wenn ihm erklingt
Ein Heimathton, der wieder bringt
Die Alpen ihm, der Kindheit Lieder. —
(Mohnike.)

## 2.

## Die Frithiofs-Sage.

### 1) Frithiof und Ingeborg.

Es wuchſen einſt auf Hildings Gut
Zwei Pflanzen unter treuer Hut,
Schön, wie ſie nie dem Nord erſchienen:
Sie wuchſen herrlich auf im Grünen.
Gleich einer Eiche ſchoß empor
Die eine, ſchlanker als ein Rohr;
Wie ſtrebend ſich die Kron' entfaltet,
Gleicht ſie dem Helme, kühn geſtaltet.
Der Roſe hold die andre glich,
Wenn kurz der Winter nur entwich
Und Frühling, dem die Roſ' entkeimet,
Noch in der Knoſpe liegt und träumet.
Doch wenn durch's Land die Stürme wehn,
Wird man die Eiche kämpfen ſehn;
Und bei der Lenzluft wärmerm Glühen
Erſchloſſen, wird die Roſ' erblühen.
So wuchſen ſie im Kindertraum,
Und Frithiof war der junge Baum,
Es blüht die Blume ſüß und linde
In Ingeborg, dem Königskinde.
Sahſt du die Zwei im Tagesſchein:
In Freya's Haus denkſt du zu ſein,
Wo Liebesgeiſter ſich umſchlingen
Mit gelbem Haar und Roſenſchwingen.
Doch lauſchteſt du, bei Mondes Glanz,
Im ſchatt'gen Tannen ihrem Tanz:
Erſchien dir unter Haines Zweigen
Ein Elfenpaar, im luſt'gen Reigen.
So freundlich war es, war ſo ſüß,
Als man die erſte Run' ihm wies;
Ihm war kein König gleich an Ehren:
Denn Ihr lernt' er die Rune lehren.
Wie luſtig ſchwamm er nicht und kühn
Im Nachen, längs des Ufers Grün!
Wie herzlich bei des Segels Wenden,
Klatſcht ſie mit kleinen weißen Händen!
Da war ſo hoch kein Vogelneſt,
Ihr's zu erobern war ſein Feſt.
Vom Adlerhorſt im Wolkenraume
Bracht' er die Jungen, noch im Flaume.
Zu reißend lief kein Bach ihm war,
Er trug ſie durch die Wellen klar;
Süß war es, bei des Stromes Schäumen,
Von ihrem Arm umſtrickt, zu ſäumen.
Die Erſtlingsblum', ſo Lenz ihm bot,
Die früh'ſte Erdbeer' purpurroth,
Der Goldähr' erſt gereiften Segen,
Bracht' er ihr treu und froh entgegen.
Doch Beiden allzuſchnell entfloh'n
Der Kindheit holde Tage ſchon;
Und bald ein Jüngling vor ihr ſtehet,
Des Blick tief glühend hofft und flehet.
Und mit Gefühlen ſüß und neu,
Steht ſie vor ihm, die Jungfrau ſcheu,
Und ſenkt die Wimper feucht bethränet
Zum Boden, der ſich ſeufzend ſehnet.
Da zog oft Frithiof aus zur Jagd,
Wie er, was Keiner unverzagt —

Doch, daß er ohne Speer und Klinge
Allein den wilden Bär bezwinge.
Und mit ihm rang er Bruſt an Bruſt,
Kam blutend, doch voll Siegesluſt
Nach Haus mit ſeiner zottigen Beute.
Wie ſich die Jungfrau des erfreute! —
Denn Mannesmuth das Weib entzückt!
Das Schönſte iſt des Starken werth.
Daß Ein' im Andern ſich ergänzet,
Wie kühn die Stirn der Helm umglänzet.
Doch wenn die Winternacht er ſaß,
Beim herrlichen Geſange las
Von Walhall's hohen Säulenhallen,
Den Göttern und Göttinnen allen,
Da dacht' er: „Freya's Haar iſt Gold,
Ein Kornfeld reif, das wogend rollt;
So lob' ich Ingeborg's Haar in Ringen
Um Lilj' und Roſ' ein Goldnetz ſchlingen.
„Und blendend unter grünem Flor
Schwellt voll Iduna's Bruſt empor;
So knoſpen hier, licht Lilien beide,
Schneeknoſpen unter weicher Seide.
„Und wie der Himmel hat und klar
Strahlt Frigga's blaues Augenpaar!
Zwei Augen kenn' ich, deren Glänzen
Des Himmels Helle nicht im Lenzen.
„Und rühmet Gerda's Wang' allein
Gleich friſchem Schnee im Nordlichtſchein!
Hier ſeh' ich Wangen, zart geröthet,
Drauf doppelt' Morgenroth ſich entzündet.
„Ein Herz auch kenn' ich, warm und weich,
Dem treuen Nanna Herzen gleich.
Mit Recht im Lied begeiſtert geprieſen
Ward ſie, dem Helde treu erwieſen.
„Und ſtürb' wie Balder, hold, auch ich,
Bewundert, die ich liebe, mich
Bereit, des Freundes Loos zu theilen,
Bei Hel dann wollt' ich gerne weilen!" —
Still ſaß indeß die Maid und ſang,
Und webt' dazu den Ton entlang
Gleichſam des Heldenlebens Wunder
Und grüne Hain' und Wogen drunter.
Und in die Wolle, weiß und fein,
Wob ſie der Schilde goldnen Schein,
Und roth des Streites langen Bogen
Und Panzer blinken, glanzdurchzogen.
Doch wie ſie weiter emſig ſtickt,
Der Held dem jungen Frithiof glich:
Und, als ſie ſeine Züg' erkennet,
Von holder Scham die Wang' ihr brennet.
Und Frithiof ſchnitzte, halb im Traum,
Ein F, ein I in jeden Baum;
Sie ſchlingen, wie der Herzen Flammen,
Die Runen wachſend ſich zuſammen.
Wenn goldgelockt der Tag erſteht —
Ein König, durch den Aether geht,
Sich Alles regt, die Menſchen wandern,
Da denkt das Eine nur des Andern.
Und wenn in dunkler Majeſtät
Die Nacht am ſtillen Himmel geht
Und Alles ſchweigt, nur Sterne wandern,
Da träumet Eines nur vom Andern.
„Du Erde, die ſich jedes Jahr
Mit Blumen ſchmückt das grüne Haar,
Gieb alle Blüthen deines Lenzen,
Des Jünglings Stirne zu bekränzen!"
„Du Meer, das ſeinen tiefen Saal
Geziert mit Perlen ohne Zahl,
Laß mich die ſchönſten, beſten finden,
Sie um des Mägdleins Hals zu winden."
„Du, hoch an Odin's Thron geſtellt,
O Sonne, leuchtend Aug' der Welt!
Könnt' ich herunter doch dich langen,
An Frithiof's Arm als Schild zu prangen.
„Du Ampel in Allvaters Saal,
O Mond, im ſilberhellen Strahl,
Wär'ſt mein du mit dem Glanz, dem bleichen,
Zum Spiegel wollt' ich dich ihr reichen." —
Doch Hilding zu dem Zögling ſpricht:
„Sohn, dieſe Liebe nähre nicht! —
Ungleich fielen eure Looſe,
Nur Dornen trägt dir dieſe Roſe.
„Denn weit, hinauf in Odin's Saal
Steigt König Bele's Ahnenzahl;
Dir, Thorſten's Sohne, ziemt's zu weichen,
Denn Gleiches nur geſellt mit Gleichen."
Doch Frithiof lacht: „Der Ahnen Zahl
Such' ich mir in der Todten Thal.
Als ich den Waldfürſt ſchlug zur Stelle,
Erbt' ich die Ahnen mit dem Felle.
„Nicht zähmt der freie Mann das Feld,
Gehört dem Freien doch die Welt! —
Daß ſie den Muth des Kühnen lohne,
Trägt Hoffnung eine Königskrone.
„Denn hochgeboren, ſtammt die Kraft
Von Thor her, der in Thrudwang ſchafft.
Ihm iſt Geburt nicht, Muth nur werth;
Ein mächt'ger Freier iſt das Schwert.
„So kämpf' ich, eigner Kraft vertraut,
Wär's auch mit Thor, um meine Braut.
Blüh', weiße Lilie, unverzagt,
Weh ihm, der uns zu trennen wagt!" —

## 2) Der Abſchied.

### Ingeborg.

Schon graut der Tag und Frithiof kommt noch nicht!
Gleichwohl berufen geſtern war der Thing
Auf Bele's Hügel; paſſend war der Ort,
Dort zu entſcheiden ſeiner Tochter Schickſal.
Wie viele Bitten hat es mich gekoſtet,
Wie viel der Thränen (Freya zählte ſie!),
Des Haſſes Eis um Frithiof's Bruſt zu ſchmelzen,
Dem Stolzen das Verſprechen abzuſchmeicheln,
Noch einſt die Hand zu bieten der Verſöhnung!
Ach, hart iſt doch der Mann, und für die Ehre
(So nennt er ſeinen Stolz) nimmt ſo genau
Er's eben nicht, ein treues Herz zu brechen.
Gleicht doch das arme Weib an ſeiner Bruſt
Dem Mooſe, das auf ſchroffer Klippe Stirn'
Mit bleichen Farben blüht; nur mühſam hält es,
Ein unbemerkt Gewächs, ſich am Geſtein,
Und ſeine Nahrung ſind des Nachthau's Thränen.
So ward denn geſtern mein Geſchick entſchieden
Und drüber nieder ſank die Sonne ſchon.
Doch Frithiof kommt noch nicht — die bleichen Sterne
Erbleichen drüben, einer nach dem andern,
Und ach! mit jeglichem, der dort verſchwindet,
Stirbt eine Hoffnung auch mir in der Bruſt.
Doch warum hoffen auch? — Walhalla's Götter
Sind mir nicht hold, erzürnet hab' ich ſie.
Der hohe Balder, in deß Schutz ich wohne,
Beleidiget iſt er; denn ein menſchlich Lieben
Nicht heilig g'nug iſt's für der Götter Blick
Und ungeſtraft darf irdiſche Freude nicht
Der Halle nahn, worin die ernſten Mächte,
Die himmliſchen, den Thron ſich hier befeſtigt.
Und doch, was iſt mein Fehler? — Warum zürnet
Der fromme Gott der unſchuldvollen Liebe?
Iſt ſie nicht rein, wie Urd's klare Flut,
Nicht unſchuldsvoll, wie Gefion's Morgenträume? —
Die hohe Sonne wendet abwärts nicht
Von glücklich Liebenden ihr reines Aug';
Des Tages Wittwe, die geliebte Nacht,
Hört, trauernd ſelbſt, der Liebe Schwur mit Freuden.
Was ſchuldlos unter dem Gewölb' des Himmels,
Wird's unter Tempelwölbung ſtrafbar denn?

Ich liebe Frithiof. Ach, ſo weit zurück mir
Erinn'rung reichen kann, liebt' ich nur ihn.
Mit mir geboren iſt wohl dies Gefühl,
Nicht kenn' ich ſeinen Anfang, noch vermag ich
Zu denken, daß es jemals anders war.
Gleichwie die Frucht ſich anlegt um den Kern
Und ſich um ihn in reifem Wachsthum rundet,
Beim Sommer-Sonnenſchein, ein goldner Ball:
So wuchs auch ich empor und reifte ſo
Um dieſen Kern bisher, es iſt mein Weſen
Die äuß're Schale meiner Liebe nur.
Vergib mir, Baldur! mit getreuem Herzen
Betrat ich deinen Saal, mit treuem Herzen
Will ich von dannen gehn: ich nehm' es mit
Einſt über Bifroſt's Bogen, ſtelle kühn
Mit meiner Liebe mich vor Walhall's Götter.
Dort wird, ein Aſakind, ſie ſtehn, wie jene,
In Schildern blank ſich ſpiegeln und befreit
Mit Taubenſchwingen fliegen durch die Räume,
Die unermeß'nen, in Allvaters Schoos,
Woher ſie kam. — Warum denn runzelſt du
Im Morgendämmrungsſcheine die hehre Stirne? —
In meinen Adern ſtrömt, wie in den deinen,
Des alten Odin's Blut. — Was willſt du, Thor? —
Kann ich doch nicht die meine Liebe opfern,
Doch will ich's — wir ſie deines Himmels würdig.
Mein Lebensglück hinopfern kann ich wohl,
Kann's von mir werfen, wie die Königin
Den Purpurmantel von ſich wirft und doch
Was ſie geweſen, bleibt. — Es iſt beſchloſſen!
Nicht ſoll Walhall der Enkelin ſich ſchämen,
Entgegen gehen will ich meinem Schickſal,
Wie ihm der Held begegnet. — Dort kommt Frithiof.
Wie wild, wie bleich! Ich ſeh's, es iſt geſchehn! —
Mir naht zugleich mit ihm die grimme Norne.
Sei ſtark, mein Herz! — Willkommen, wenn auch ſpät!
Beſtimmt iſt unſer Schickſal, leſbar ſteht es
Auf deiner Stirne.

Frithiof.

Stehen dort nicht auch
Blutrothe Runen, ſagend dir von Schimpf
Und Hohn und Landflucht!

Ingeborg.

Frithiof, faſſe dich!
Erzähle, was geſchah; das Schlimmſte ahnt'
Mir lange ſchon, bereit bin ich auf Alles.

Frithiof.

Ich kam zum Ting dort auf dem Grabeshügel,
Um deſſen grüne Seiten, Schild an Schild,
Die Hand am Schwert, des Nordens Männer ſtanden,
In immer engern Kreiſen, dicht gedrängt
Bis hoch zum Gipfel. Auf dem Tingſtein aber
Gewitterdunkel ſaß dein Bruder Helge,
Der bleiche Blutmann mit dem düſtern Blick;
Und neben ihm dort, ein erwachſenes Kind,
Saß Halfdan, mit dem Schwert gedankenlos ſpielend —
Da trat ich vor und ſprach: „Es ſteht der Krieg
Und ſchlägt den Heerſchild an des Landes Gränzen,
Dein Reich iſt, König Helge, in Gefahr,
Drum gib mir deine Schweſter, und ich leihe
Dir meinen Arm im Streit, er kann dir nützen.
Vergeſſen zwiſchen uns ſei denn der Groll,
Ich nähr' ihn ungern gegen Ing'borg's Bruder.
Sei billig, König, rette ſo zugleich
Die goldne Kron' und deiner Schweſter Herz.
Hier meine Hand, bei Aſa Thor, ich biete
Zum letzten Mal ſie heut dir zur Verſöhnung." —
Da laut erdröhnt's im Ting — mit tauſend Schwertern,
Hört' Beifall man auf tauſend Schilde ſchlagen,
Der Stahlklang ſtieg zum Himmel auf, der froh
Der freien Männer Rechtsgefühl empfing.
„Gib," rief's — „ihm Ingeborg, die ſchlanke Lilie,
Die ſchönſte, die in unſern Thälern aufwuchs;
Iſt er die beſte Klinge doch im Land!
Drum gib ihm Ingeborg!" — Mein Pflegevater,
Der alte Hilding mit dem Silberbart,
Trat vor und hielt die weisheitsvolle Rede
Mit kurzem Kernſpruch, treffend, ſcharf wie Schwertſchlag.
Und Halfdan ſelbſt erhob vom Königsſitz
Zum Bruder flehend ſich mit Wort und Blick.
Vergebens war's, verloren jede Bitte;
Gleichwie auf nacktem Fels der Sonne Strahl:
Aus harter Bruſt entlockt er keinen Keim
Und König Helge's Antlitz blieb ſich gleich,
Ein kaltes Nein auf menſchlich warme Bitte.
„Dem Bauernſohn vielleicht — (ſprach er mit Nachdruck)
Gäb' ich die Schweſter — doch der Tempelſchänder, —
Nicht paßt er, wie mich dünkt, für Walhall's Tochter.
Und brachſt du, Frithiof, Baldur's Frieden nicht?
Sahſt du nicht Ingeborg in ſeinem Tempel,
Als ſich der Tag vor unſerm Auge barg? —
Ja, oder Nein!" — Laut aus der Männer Kreiſe
Da ſcholl der Ruf: „Sag' nein nur, ſage nein!
Wir trauen deinem Wort, wir ſtreit'n für dich.
Du Thorſtens Sohn — wie er, der Königsſohn,
Sprich nein, ſprich nein und dein iſt Ingeborg."
„An einem Wort hängt meines Lebens Glück!"
— So ſprach ich — „doch Nichts fürchte darum, Fürſt Helge,
Nicht lügen will ich mich zu Walhall's Wonnen,
Noch zu den irdiſchen; — deine Schweſter ſah ich,
Hab' in des Tempels Nacht mit ihr geſprochen,
Doch darum brach ich Baldur's Frieden nicht." —
Nicht weiter ſprach ich. Des Entſetzens Murmeln
Durchzog den Kreis; die mir zunächſt geſtanden,
Schon wichen, wie vor'm Peſthauch, ſie zurück —
Und als ich um mich ſah, vom dummen Wahn
Gelähmt war jede Zung' und weiß gebleicht
Die Wangen, ſonſt von Hoffnung froh erglüht.
Da ſiegte König Helge. Düſtern Lautes,
So dumpf und hohl, gleich dem der todten Wala
In Wegtams Quida, als ſie ſang für Odin
Der Aſen Untergang und Hela's Sieg,
So redet' er: „Verbannung oder Tod,
Ausſprechen könnt' ich's nach der Väter Satzung
Auf dein Vergehn, doch will ich gern mich mild,
Dem Gotte gleich, des Heiligthum du ſchmähteſt. —
Im Meer des Weſtens liegt es wie ein Kranz
Von Inſeln, die Jarl Angantyr beherrſcht:
So lang' Fürſt Bele lebte, gab der Jarl
Alljährlich Schatzung ihm, und bleibt ſie aus;
Zieh' denn zu Schiffe hin, ſie einzutreiben;
Die Buße fordr' ich nur für deine Frechheit.
Es heißt — ſo ſagt' er boshaft noch hinzu —
Hartherzig ſei der Angantyr und liege
Dem Drachen gleich auf ſeinem Gold, doch wer
Mag unſerm neuen Sigurd widerſtehen?
Ein männlich kühnres Abentheu'r iſt dies
Als eine Maid in Baldur's Hain bethören.
Zum nächſten Sommer warten dein wir hier
Mit deinem Ruhm, den Tribut mit der Schatzung.
Wo nicht, biſt, Frithiof, du der Ehre baar,
Dann in unſerm Land friedlos erklärt." —
Dies war ſein Spruch und ſo der Ting geſchloſſen.

Ingeborg.

Und dein Beſchluß? —

Frithiof.

Bleibt denn mir eine Wahl? —
Hängt nicht an ſeiner Ford'rung meine Ehre? —
Ich will ſie löſen, ob auch Angantyr
Sein nicht'ges Gold in Naſtrands Flut verborgen!
Noch heute ſegl' ich —

Ingeborg.

Und verläſſeſt mich!

Frithiof.

Nein, nicht verlaſſ' ich dich, du kommſt mit mir.

Ingeborg.
Unmöglich!
Frithiof.
Hör' mich, bevor du erwiederſt!
Dein weiſer Bruder, ſcheint es faſt, vergaß,
Daß Angantyr auch Thorſten's Freund geweſen,
Gleichwie König Bele's; ſo gibt er vielleicht
Mit Gutem, was ich fordre; thut er's nicht,
Führ' ich zur Ueberredung ſcharf und bündig
An meiner Linken den Gefährten hier.
Dann ſend' ich Helge ſein geliebtes Gold
Und lös' auf immerdar ſomit uns Beide
Von des gekrönten Heuchlers Opferſtahl.
Wir aber, ſüße Ingeborg, hiſſen froh
Auf unbekanntem Meer Ellida's Segel.
Sie trägt uns an ein glückliches Geſtade,
Das eine Freiſtatt beut verbannter Liebe.
Was iſt der Norden mir, was iſt ein Volk,
Das bang vor ſeiner Prieſter Wort erbleichet
Und fühllos will des Herzens Heiligthum
Antaſten dreiſt, den Blumenkelch des Daſeins!
Bei Freya! nein, das ſoll euch nicht gelingen!
Gebunden an die Scholl' iſt nur ein Knecht,
[illegible] er geboren ward — doch ich bin frei,
Frei wie der Berge Luft — die Hand voll Staub
Von meines Vaters und von Bele's Hügel
Hat auf dem Schiff noch Raum, und dies iſt Alles,
Was wir bedürfen von der Heimat Erde.
Geliebte, eine andre Sonne gibt es,
Als die auf Schneegebirge bleich hier ſcheint,
Ein andrer Himmel glänzt in tieferm Blau
Und milde Stern', in göttlich warmem Glanz,
Schaun bei den lauen Sommernächten nieder
Zu Lorbeerhainen auf ein zärtlich Paar.
Weit fuhr mein Vater, Thorſten Wikingsſohn,
Zur See umher, und oft erzählt' er uns
Beim Herdesfeuer in langen Winternächten
Vom Meer der Griechen und den Inſeln dort,
Den Hainen, grünend in der hellen Flut.
Dort wohnte ſonſt ein mächtiges Geſchlecht
Und hohe Götter hold in Marmortempeln.
Verlaſſen ſtehn ſie nun — es wuchert Gras
Auf ihren Pfaden, blühend Moos bedeckt
Die Runen, die der Vorwelt Weisheit künden,
Und ſchlanke Säulenſchäfte grünen dort.
[illegible]
Doch weit umher freigebig trägt die Erde
Frucht ohne Saat, was nur der Menſch bedarf;
Die goldnen Aepfel glühn im lichten Laube
Und Trauben hangen ſchwer von jedem Zweig,
Wie deine Lippen, purpurroth gereifet.
Dort, Ingeborg, dort bau'n wir in die Wogen
Ein kleines Nordland, ſchöner noch als hier;
Mit unſrer treuen Liebe füllen wir
Die heitern Tempelhallen und erfreun
Mit unſrer Liebe die vergeſſ'nen Götter.
Treibt dann mit ſchlaffem Segel wohl ein Schiffer
— Denn dort verſtummet der Sturm — vorbei dem Eiland
Im Abendrothes Glut und blickt freudig
Von roſenrother Flut empor zum Strande,
Da auf des Tempels Schwelle ſchaut er ſtaunend
Die neue Freya — Aphrodite, mein' ich,
Nennt jene Sprache ſie —, verwundert ſieht er
Die goldnen Locken dicht im Winde flattern,
Und Augen, lichter als des Himmels Blau.
Und allgemach wächſt, wie der Elfen Schaar,
Um ſie ein klein Geſchlecht von Tempelkindern
Mit Wangen, wie wenn in des Morgens Schoos
All ſeine Roſenpracht der Süd geſtreuet. —
Ach! Ingeborg, wie ſchön, wie nahe liegt
Der Erde hehres Glück zwei treuen Herzen,
Nur daß ſie muthig es zu faſſen wagen.
Denn willig folgt es Liebenden und baut
Ein Wingolf hier ſchon unter Wolken auf.
Komm', eile, jedes Wort, das mehr wir ſprechen
Raubt einen Augenblick von unſerm Glück!
Bereit iſt Alles, ſchau', Ellida ſpannet
Die dunklen Adlerſchwingen ſchon zum Flug,
Und friſche Winde weiſen uns den Weg
Auf ewig von dem wahnerfüllten Strande.
Was zögerſt du? —
Ingeborg.
Weh' mir, ich kann nicht folgen!
Frithiof.
Nicht folgen, mir? —
Ingeborg.
Ach, Frithiof, du biſt glücklich,
Du folgeſt Niemand, ſelbſt gehſt du voran,
Gleichwie dein ſchlankes Drachenſchiff, doch am Steuer
Steht nur dein eigner Will' und lenkt die Fahrt
Mit feſter Hand durch die erzürnten Wogen.
O wie ganz anders iſt es doch mit mir!
In andern Händen ruhet mein Geſchick,
Die laſſen nicht den Raub, ob er auch blutet. —
Ein Opfer, ſich leiſ' klagend zu verbluten,
Dies iſt der Königstochter, iſt mein Loos.
Frithiof.
Biſt du nicht frei, ſobald du willſt? — Dein Vater
Liegt in dem Hügel —
Ingeborg.
Helge iſt mein Vater,
Iſt mir's an ſeiner Statt, nicht ohn' ihn kann ich
Vergeben meine Hand. Und Bele's Tochter
Stiehlt nicht ihr Glück ſich, lieg' es noch ſo nahe.
Was wär' das Weib, riß eigenmächtig ſie
Sich von den Banden los, womit Allvater
Ihr ſchwaches Weſen an den Starken knüpfte! —
Der bleichen Waſſerlilie gleichet ſie,
Die mit der Woge ſteigt und mit ihr ſinket;
Des Schiffers Kiel geht über ſie dahin,
Merkt nicht, daß er den Stengel ihr durchſchneidet.
Das iſt nun ihr Geſchick; jedoch ſo lange
Die Wurzel feſt im tiefen Sande hängt,
Behält ſie Werth und Daſein, leiht die Farben
Von ihren bleichen Brüdern ſich, den Sternen,
Auf blauer Tiefe ſchwimmend, ſelbſt ein Stern;
Reißt ſie jedoch ſich los — dann treibet ſie,
Ein welkend Blatt, umher auf öder Flut.
Verwichne Nacht — o dieſe Nacht war ſchrecklich! —
Dein wartet' ich voll Angſt und du bliebſt aus,
Und nächtliche Gedanken, ernſt und ſtreng,
Sie zogen ſchwarz gelockt und bleich vorüber
Dem wachen Aug', dem brennend thränenloſen;
Selbſt Balder dort, der bleiche Gott, er ſah
Auf mich herab mit drohend finſterm Blick. —
Verwichne Nacht erwog ich mein Geſchick,
Gefaßt iſt mein Entſchluß, ich bleibe hier,
Ein folgſam Opfer, beim Altar des Vaters.
Doch war es gut, daß ich nicht da dich hörte
Mit deinen Inſeln, in die Luft gebaut,
Umflutet rings von ew'gem Abendroth,
Ein ſtilles Blüthenland voll Lieb' und Frieden.
Wer weiß, wie ſchwach man iſt! — Der Kindheit Träume,
Die langverſchlafnen, neu erwachen ſie
Und flüſtern mir in's Ohr mit einer Stimme,
So wohlbekannt, als wär's ein Schweſterlaut,
So zärtlich wie des Liebſten Schmeichelton.
Ich hör' euch nicht, nein, ich will euch nicht hören,
Ihr lockenden, ihr einſt ſo theuren Stimmen!
Was ſollt' im Süden ich, des Nordens Kind!
Ich bin zu bleich für jene Roſen dort,
Zu farblos iſt mein Sinn für ſolche Glut,
Verſengt nur würd' er von der heißen Sonne
Und aufwärts blickte ſehnſuchtsvoll mein Auge
Zum Stern des Nordens, der unwandelbar
Am Himmel Wacht hält über'm Grab der Väter.

Mein edler Frithiof ſoll das Land nicht meiden,
Drin er geboren ward, es zu beſchirmen.
Wegwerfen ſoll er nimmer ſeinen Ruhm
Um ſo Geringes, als um liebend Mägdlein.
Ein Leben, dran die Sonne Jahr für Jahr
Den einen Tag ſtets ähnlich ſpinnt dem andern,
Iſt zwar ein ſchön, doch ewig Einerlei,
Nur für das Weib — doch für des Mannes Geiſt,
Zumal von deinem, wär' der Stillſtand läſtig.
Du liebſt es, wenn der Sturm herum ſich tummelt,
Ein ſchäumend Roß, doch über Abgrunds Tiefen;
Auf Tod und Leben dort auf ſchwankem Grate
Kämpfſt um die Ehre du mit der Gefahr. —
Die ſchöne Muße, die du meinſt, würde
Nur ungeborne Thaten dir ein Grab
Und mit dem Schild verroſten zugleich
Der freie Sinn dir — ſo ſoll's nimmer werden!
Nicht ſtehlen will ich meines Frithiof's Namen
Aus Sänger'n Heldenliedern, nicht verbleichen
Des Tapfern Ruhm im erſten Morgenroth.
Sei weiſe, Frithiof, laß den hohen Nornen
Uns weichen, laß uns des Geſchickes Schiffbruch
Die Ehre doch uns retten und den Ruhm.
Da rettungslos des Lebens Glück zerſcheitert,
Wir müſſen ſcheiden.

Frithiof.

Warum müſſen wir's? —
Weil ſchlaflos eine Nacht den Sinn dir trübte? —

Ingeborg.

Weil meinen Werth ich retten will und deinen. —

Frithiof.

Der Frauen Werth beſtimmt des Mannes Liebe.

Ingeborg.

Nicht lange liebt er, die er nicht mehr achtet.

Frithiof.

Mit Eigenſinn gewinnt man Achtung nicht.

Ingeborg.

Ein edler Eigenſinn iſt Pflichtgefühl.

Frithiof.

Mit unſrer Liebe ſtritt es geſtern nicht —

Ingeborg.

Auch heut' nicht, deſto mehr mit unſrer Flucht —

Frithiof.

Nothwendigkeit gebietet dieſe, komm'!

Ingeborg.

Nothwendig iſt allein, was recht und edel!

Frithiof.

Hoch ſteht die Sonne, ſchnell verſtreicht die Zeit.

Ingeborg.

Weh' mir, vorüber iſt ſie ſchon für immer!

Frithiof.

Bedenk' es wohl, iſt dieß dein letztes Wort?

Ingeborg.

Bedacht iſt Alles ſchon, es iſt mein letztes.

Frithiof.

Wohl — König Helge's Schweſter, lebe wohl! —

Ingeborg.

O Frithiof, Frithiof! müſſen ſo wir ſcheiden?
Haſt du nicht einen Blick für die Geſpielin
Der Kindheit übrig, keine Hand zu bieten
Der Unglückſel'gen, die du ſonſt geliebt? —
Glaubſt du, ich ſteh' auf Roſen hier und weiſe
Mit Lächeln fort von mir mein beſtes Glück
Und reiße ſchmerzlos aus der Bruſt die Hoffnung,
Die mit den Wurzeln meines Seins verwachſen? —
Warſt du nicht meines Herzens Morgentraum? —
Was ich von Freude je gekannt, hieß Frithiof;
Und was das Leben Edles hat und Großes,
Lieh deine Züge ſtets vor meinem Blick.
Verdunkle dieſes Bild mir nicht, begegne
Mit Härte nicht der Schwachen, wenn ſie opfert,
Was ihr das Liebſte auf dem Erdenrund,
Was dort in Walhall ihr das Liebſte bleibt. —
Dieß Opfer, Frithiof, ſchwer iſt es genug;
Ein Wort des Troſtes dürft' es wohl verdienen.
Ich weiß, du liebeſt mich, ich wußt' es ſchon,
Seitdem in meinem Weſen es getagt
Und Ingeborg's Angedenken folget dir
Noch manches Jahr, wohin du immer zieheſt.
Doch übertäubt den Gram der Waffenklang,
Die Winde wehn ihn fort auf wilden Wogen;
Nicht darf er ſitzen auf der Kämpen Bank,
Wo ſie beim Trinkhorn feiern ihren Sieg.
Nur dann und wann, wenn in der Nächte Frieden
Vergangne Tage dir vorüber ziehn,
Da dämmert wohl ein bleiches Bild dazwiſchen;
Du kennſt es wohl, es grüßet dich zugleich
Vom theuren Jugendland, es iſt das Bild
Der bleichen Jungfrau dein in Balder's Haine.
Nicht von dir weiſen wirſt du es, obſchon
Es traurig blickt, magſt ein freundlich Wort
In's Ohr ihm flüſtern — und die nächt'gen Winde
Auf treuen Schwingen führen mir es zu.
Mir bleibt ein Troſt, ich habe keinen andern!
Nichts lebt um mich, was meinen Gram zerſtreut,
Denn Alles mahnt an ihn, was mich umgibt.
Von dir nur ſprechen dieſe Tempelhallen
Und ſtatt zu drohen, nimmt des Gottes Bild
Die Züge deines Angeſichts im Mondesſchein.
Blick' ich auf's Meer — dort ſchwamm dein Kiel und ſchnitt
Im Schaum den Weg zur Harrenden am Strande;
Seh' ich zum Hain — dort ſteht ſo mancher Stamm
Mit Ingeborg's Namen in der friſchen Rinde;
Doch wie die Rinde wächſt, vergeht mein Name
Und das bedeutet Tod, ſo geht die Sage.
Ich frag' den Tag, wo er zuletzt dich ſah,
Die Nacht auch frag' ich, doch ſie ſchweigen ſtill
Und ſelbſt das Meer, wie es ſich regt, erwiedert
Auf meine Fragen Seufzer nur am Strande.
Dir ſend' ich Grüße mit der Abendröthe,
Wenn ſie in deinen Fluthen fern erliſcht
Und des Gewölkes ſchnelle Segler nehmen
Am Bord die Klage der Verlaſſenen mit.
So ſitz' ich in der Jungfrau'n Kammer — ſchwarz
Umhüllte Wittwe auch des Lebens Luſt
Und näh' gebrochne Lilien in das Tuch,
Bis Lenz einmal den ſeidgewebten Teppich
Mit ſchönern Lilien ſtickt auf meinem Grab.
Doch nehm' die Harf' ich, mein unendlich Weh
In tiefen Schmerzenstönen auszuhauchen,
Brech' ich in Thränen aus, wie jetzt — — —

Frithiof.

Du ſiegſt, Bele's Kind, nicht meine mehr!
Verzeih' mein Zürnen, nur mein Kummer war's,
Der kurz vom Unmuth das Gewand entlehnte;
Die Hülle kann er lange nicht ertragen.
Du, Ingeborg, biſt meine gute Norne:
Was edel iſt, lehrt uns ein edler Sinn;
Die Weisheit ſpricht, Nothwendigkeit aus dir,
Du ſchöne Wala mit den Veilchenaugen!
— Ja, weichen will ich der Nothwendigkeit,
Will von dir ſcheiden, nicht doch von der Hoffnung;
Die nehm' ich mit mir über Weſtmeers Fluthen,
Bis zu des Grabes Pforten folgt ſie mir.
Beim nächſten Frühling bin ich hier zurück,
Fürſt Helge, hoff' ich, ſoll mich wieder ſehn.
Erfüllt iſt mein Gelübd', erfüllt die Forderung,
Zugleich die Schuld geſühnt dann, die mich anklagt!
Mordbrand verübt' ich — nein, ich fordre dich
Auf offnem Thing, in Mitten blanker Waffen,
Von König Helge nicht, von Nordens Volk;
Dein echter Vormund iſt's, du Königstochter!
Ein Wort hab' ich für den, der es verweigert.
Leb' wohl indeß, bleib' treu, vergiß nicht mein
Und nimm als unſrer Kindheitsliebe Pfand
Den Armring hier, ein ſchön Valander-Werk,
Mit Himmelswundern in dem Gold geziert.

Das beſte Wappen iſt ein treues Herz.
Wie ſchön umſchließt er deinen weißen Arm,
Ein Leuchtwurm, der am Lilienſtängel glänzet!
Leb' wohl, Geliebte, meine Braut, leb' wohl! —
In wenig Monden muß es anders werden.

Ingeborg.

Er geht, wie trotzig, wie ſo voll von Hoffnung! —
Er ſetzt die Spitze ſeines guten Schwertes
Der Norn' auf's Herz und ſaget: Du ſollſt weichen!
Du armer Freund, die Norne weichet nicht.
Sie wandelt ihren Gang und lacht der Drohung.
Wie wenig kennſt du meinen finſtern Bruder!
Faßt nimmer doch dein edler Heldenſinn
Des ſeinen düſtre Tiefe, noch den Haß,
Der heiß in neiderkrankter Bruſt ihm glüht.
Er gibt dir niemals ſeiner Schweſter Hand,
Eh' gibt die Kron' er, gibt ſein Leben hin
Und opfert mich dem alten Odin eher
Dem alten Ring, mit dem er jetzo kämpfet.
Wohin ich ſeh', iſt Hoffnung nicht für mich.
Doch bin ich froh, ſie lebt in deinem Herzen;
Für mich behalten will ich meine Schmerzen.
Der guten Götter Schutz geleite dich! —
Dein Armring hier ſoll mich ſie zählen lehren,
Die langen Monden trüb' und kummerſchwer:
Eins, zwei, vier, ſechs — da kannſt du wiederkehren,
Doch findeſt deine Ingeborg nicht mehr.

### 5) Ingeborg's Klage.

Nun iſt des Sommers Luſt,
Stürmend erhebt ſich des Meeres Bruſt:
Ach, doch wie gerne da draußen
Hört' ich es brauſen!
Lang noch ich ſtand,
Eh' dort im Weſten ſein Segel verſchwand;
Glücklich iſt's, darf in die Weiten
Frithiof begleiten.
Steige, du Well'
Nur empor nicht, ſchon geht es zu ſchnell.
Leuchtet, ihr funkelnden Sterne
Ihm in die Ferne.
Wenn Frühling weht,
Kommt er zurück, doch die Liebende geht
Nicht ihm entgegen im Saale,
Dort nicht im Thale.
Liegt wohl im Staub
Bleich dann und kalt ſchon der Liebe zum Raub;
Oder klagt heimlich und bange,
Opfer dem Zwange.
Falk, der mir blieb,
Von ihm vergeſſen, wie biſt du mir lieb! —
Füttre dich, wie einſt dein Pfleger,
Fliegender Jäger.
Ihm auf die Hand
Stick' ich dich ein in des Teppiches Rand,
Silberbeflittert zu ſchauen,
Golden von Klauen.
Falkſchwinge trug
Freya vor Zeiten auf irrendem Zug;
Odur, die Luſt ihres Lebens,
Sucht' ſie vergebens.
Liehſt du mir auch
Flügel, was frommte mir doch ihr Gebrauch! —
Kann ja der Tod mir nur bringen
Himmliſche Schwingen.
Jäger, ſo ſchön,
Hier von der Schulter zum Meer ſollſt du ſehn.
Ach, ob wir ſchauend auch ſpähen,
Nichts iſt zu ſehen.
Wenn ich dann todt,
Kommt er zurück, dann vollbring' mein Gebot:
Tauſendmal grüß' von der Seinen,
Siehſt du ihn weinen.

### 4) Wikinger Recht.

Nun ſo trieb auf dem Meer er, dem öden, umher, er flog weit wie der jagende Falk;
Für die Kämpen am Bord ſchrieb Geſetz' er und Recht — Willſt du hören den Wikinger Balk?
„Streit kein Zelt über'm Schiff, ſuch' kein Lager im Haus, drin der lauernde Feind dich umſtellt —
Auf dem Schild ſchläft der Wiking, das Schwert in der Hand und den Himmel, den blauen, zum Zelt.
„Kurz vom ſiegenden Thor iſt der Hammerſchaft nur, eine Elle das Schwert nur von Frey —
'S iſt genug, trittſt dem Feinde du nah, nicht zu kurz iſt die Klinge dann, wie ſie auch ſei.
„Wenn es ſtürmet mit Macht, ſpann' das Segel zuhöchſt, ſo iſt's luſtig auf brauſendem Meer —
Laß' es gehn, laß' es gehn — wer da reffet, iſt feig, in den Strudel verſinke du eh'r.
„Schütz' zu Lande die Maid, doch vom Schiffe verbannt, wär's auch Freya, ſie ſtreng das Geſetz;
Denn das Grübchen der Wang' iſt die fährlichſte Grub' und die fliegenden Locken ein Netz.
„Wein iſt Allvaters Trank und vergönnt iſt ein Rauſch, nur erhalt' die Beſonnenheit dir,
Wer da taumelt zu Land, fällt nicht tief, doch in Schooß der betrüglichen Ran fällſt du hier.
„Naht der Krämer zur See, magſt du ſchützen ſein Schiff, wenn die Schatzung der Schwache dir zollt,
Du biſt Herr auf der Wog', er iſt Sklav des Gewinns, und dein Stahl iſt ſo gut, als ſein Gold.
„Theilt die Güter durch's Loos; wie der Würfel auch fällt, nimm dein Theil ohne Murren an dich.
Doch der Seekönig knöchelt um Beute nicht mit, er behält nur die Ehre für ſich.
„Stoß'ſt auf Wikinger Schiff du, gilt's Entern und Kampf, blutig heiß da drängt Schild gegen Schild;
Weichſt zurück einen Schritt du, folgt Abſchied von uns — 's iſt die Satzung, nun thu' wie du willſt.
„Sei begnüget im Sieg, denn nicht länger dein Feind iſt, der wehrlos um Schonung dich fleht.
Bitt', aus Walhall ein Kind iſt die Bitte ſo bleich — nur ein Wüthrich iſt, der ſie verſchmäht.
„Wiking's Zier ſind die Wunden und Zier, wenn auf Bruſt oder Stirn prangt ihr blutiger Schein;
Laß' ſie bluten, nicht ſtill' ſie, bis gewonnen der Tag, willſt der Unſrigen Einer du ſein.“ —
So ſein ſtrenges Geſetz und zu Land wie zur See ward er wachſenden Ruhms ſich bewußt,
Seines Gleichen nicht gab's auf erblauendem Meer, und die Kämpen, ſie ſtritten mit Luſt.
Doch er ſelbſt ſaß am Ruder mit nächtlichem Blick und ſah nieder in's ſchaukelnde Meer.
„Du biſt tief, aber drunten wohnt Friede vielleicht — doch hier oben wohnt Friede nicht mehr.
Zürnt der Weiße mir dort, wohl, mich treffe ſein Schwert, ſeiner Rache nicht will ich entfliehn —
Doch er ſitzt im Gewölk, ſchickt Gedanken herab, die verdüſternd den Sinn mir umziehn.“ —
Aber es geht zum Kampf, nimmt der Geiſt ſeinen Flug, ſteiget kühn wie der weilende Aar,
Dann ſteht vorn er im Schiff, ſeine Stimme tönt laut und die Stirne des Helden iſt klar.
So von Siege zu Sieg ſchwamm er weiter fortan, war getroſt über ſchäumender Gruft —
So beſah er ſich Inſeln und Buchten im Süd; endlich grüßet ihn Griechenlands Luft.
Als das Inſelgeſtad' von den Fluten entſtieg mit der Tempel verlaſſener Zier —
Was er dachte, weiß Freya, es weiß es der Skald', doch ihr fühlt's, die ihr liebet, — nur ihr! —
Hier iſt Tempel und Hain, wie der Vater beſchrieb, hier iſt Raum für ein zärtliches Glück —
Hier iſt's, hier, ach! wohin die Geliebt' ich entbot — doch im Nord blieb die Harte zurück.

Wohnt nicht Frieden im Thal, nicht Erinnerung hier in der Säulen geſunkenem Gang? —
  Tönt wie Liebesgeflüſter nicht rieſelnd der Quell, wie ein Brautlied der Vögel Geſang?
Wo iſt Ingeborg jetzt? — und vergaß ſie den Freund ſchon beim königlich greiſen Gemahl?
  Ach, vergeſſen nicht kann ich — gäb' ich Leben darum, ſie zu ſehn nur ein einziges Mal.
Sind drei Jahre doch um, ſeit die Heimat ich ſah, dort der Sagen hochherrlichen Saal;
  Ragt die Klippe noch ſchneeig zum Himmel dort, grünt noch am Ufer mein väterlich Thal? —
Eine Linde, die pflanzt' ich dem Vater auf's Grab, wuchs ſie wohl bei dem Bautaſtein grau? —
  Wer wohl pflegte ſeitdem ſie? — Gib, Erd', ihm den Saft, ſpend' ihm, Himmel, du mild deinen Thau.
Doch was treib' auf entlegenem Weg' ich umher, fordre Schatzung und ſpiele mit Blut? —
  Hab' ich g'nug doch der Ehr' und das gleißende Gold, das nichtswürd'ge, verachtet mein Muth.
Schau, die Flagge vom Maſt weiſt nach Norden, es zieht nach dem Lande der Jugend mich fort,
  Und ich folge der Winde, der himmliſchen, Gang und zurück will ich ſteuern zum Nord.

(Helvig.)

## 2.

## Nicander.

### Runen.

### 1) Freyers Aehren.

Silberklare Himmelstropfen hin zur Erde fallen ſchnell,
Abendſonn' in Blumen ſieht ſie und auf Blättern glänzend hell.
Auf der Flur lacht grüner Roggen. Komm, o Landmann, komm herbei!
Horch der jungen Saat Geflüſter, emſig ruft es Frey und Frey!
Frey erſcheine! iſt die Meinung, mit der vollen Aehren Pracht,
Korn ſo gelb wie Eierdotter, das wie Wachs voll Honig lacht.
Pflüg' und ſä' und bete fröhlich, alter Frey, er iſt noch hier,
Für jedweden Tropfen Schweißes werden Tonnen Getreides dir.
Schöner in der Saat, der reifen, klingt dem Ohr des Windes Scherz,
Als der Schlag des ſchweren Hammers, der da ſchmiedet goldnes Erz.
Suche nicht den ſchnödern Reichthum, den der Gruben Tiefe zollt;
Unter'm offnen blauen Himmel wächst des Schwedenlandes Gold.

(Mohnike.)

### 2) Der Urdarbrunnen.

Am Zeitenborn ſteht Norne Urd und ſinget
  Das, was geſchah, mit nimmer müdem Fleiß;
  Im Urdarborn, ſo Väterſage klinget,
  Ward, was hinein man warf, wie Schnee ſo weiß,
  Rein wuſch er Alles, was mit Blut geränzet,
  Gab ſchwarzen Raben weißer Tauben Gleiß,
  Verſöhnt wird Alles und die Zeit der Mühen,
  So wie ſie ſchwindet, iſt ſie auch verziehen.
Wo iſt die Bürde, die die Zeit nicht lichtet?
  Wo Finſterniß, in die ihr Strahl nicht reicht?
  Wo iſt ein Hunger, den ſie nicht beſchwichtet?
  Wo iſt ein Stahl, den ſie nicht hat erweicht?
  Eins aber gibt's, das keine Zeit vernichtet
  Und das kein Urdarbrunnen jemals bleicht,
  Das ewig träget ſeine düſtre Schwärze,
  Das iſt und bleibet — ein Verrätherherze.
Den Mann am reinſten wäſchet Urda's Welle,
  Dem Glaub' und Hoffnung ſchmückte ſeinen Lauf.
  Er ſinkt hinab ſo ſchön, ſo mild und helle,
  Gleichwie ein Kind, und ſteht als Engel auf.
  Und herrlich ſtrahlt er dort an heil'ger Stelle,
  Schafft hier als Vorbild neuen Lebenslauf,
  Umleuchtet uns, der Vorzeit heil'ge Kerzen,
  Brennt tief die Runen in der Völker Herzen.

(Mohnike.)

### 3) Ruſſengrab.

Still ging Herr Otto, den Sohn an der Hand,
  Die Rittersblum' in der Hülle.
  Stehn bleiben ſie Beide am Mälarſtrand,
  Nun ſpielen die Wellen ſo ſtille.
Der Bauer er lenkte den Pflug und ſang,
  Nordwind ſang mit von den Höhen,
  Und wie aus der Erde das Eiſen drang,
  Verwei'tes Gebein war zu ſehen.
Da ſprach zu dem Vater das blühende Kind,
  Das Auge geſpannet zum Schauen:
  „Woher die verwei'ten Gebeine doch ſind?
  Vielleicht von den Bären, den grauen?“
„Ruſſengrab!“ ſpricht Otto, das Aug' ihm erglüht;
  „Ruſſengrab!“ ſpricht der Bau'r auf dem Raine.
  Als ſtille der Gaul in der Furche zieht,
  Singt er, daß es ſchallet im Haine:
„Die Ruſſen, ſie flogen den Strand heran,
  Wir ſtanden als Wall und als Mauern;
  Dort ſchlugen mit Beilen wir Mann für Mann,
  Das thaten die redlichen Bauern.
Und ſchicken herein in die Wik ſie noch mehr,
  Wir ſtehen als Wall und als Mauern.
  Schön wächst über Feindesleichen die Aehr',
  Es leben noch redliche Bauern.“
Herr Otto ſah auf das junge Blut,
  Karl's Auge netzte ſich ſchnelle,
  Wenn voll dir das Herz iſt von Liebe und Muth,
  Sind voll auch die Augen und helle.
Der Vater den Sohn umarmet und ſagt,
  Erfreut ob dem ſchimmernden Muthe:
  „Sohn, fällt auf dein Land die Thräne jetzt,
  Wirſt einſt du's beſchützen mit Blute.
Schwarzalfen greinen am nächtlichen Strand,
  Wenn Feinde über uns fallen,
  Doch Freude, wenn wir beſchützen das Land,
  Iſt bei den Lichtelfen allen.“

(Mohnike.)

### 4) Kungshatt.

Ein König von Schweden er fliehet nicht gerne,
  Steht ſtill an der Spitz', wie die himmliſchen Sterne,
  Er glänzet und kämpfet vor Allen im Heer,
  Drum liebt ſeinen König der Schwede ſo ſehr.
Doch iſt er alleine auf waldigen Stegen,
  Iſt treu ihm das Roß und geſprungen der Degen
  Und folgt auf dem Fuß ihm die feindliche Schar,
  Dann jagt er von dannen, ſonſt wär' er ein Narr.
Der räub'riſche Haufe mit blitzendem Eiſen
  Schon ziehet das Netz in den dichteſten Kreiſen;
  „Reit hin, wo ſich ſtrecket die Spitz' in die See,
  Wir fangen dich wohl auf der klippigen Höh'!“
Hoch oben der König und unten die Wogen,
  Und hinten der Tod und die Klingen gezogen;
  Er hört, wie ſie naht, die brauſende Jagd,
  Die goldenen Sporen verſucht er mit Macht.
Hoch bäumt ſich das Roß, vor der Tief' es erbebet,
  Zerſprenget die Zügel, wie ſteil es ſich hebet;

Es drehte ſich zurücke, der muthige Held
Verlieret den Hut auf dem blumigen Feld.
Laut Trommelgedonner und Rufen zum Streite:
Da flatſchet dem Gaul auf die dampfende Seite
Der König und ſpricht: „Verräthſt du mich, wie?
So thatſt du im Sturme und Kriege ja nie."
Das Roß es verſtehet das freundliche Schlagen,
Sieht drüben das Ufer, das grünende, ragen,
Hört hinten das Lärmen und ſtürzet mit Muth
Schneeweiß ſich hinab in die blauende Flut.
O weh! mit dem König iſt aus es auf immer; —
O nein doch! er lebt und ſein Roß iſt ein Schwimmer,
So ſtolz, wie den Schwan, kannſt du ſchwimmen es ſehn,
Die Woge, ſie ſpielt mit der flatternden Mähn'.
Die Fiſcher des Königs, ſie alle die Hundert,
Sie ſtehen beſchämt auf der Höh' und verwundert,
Sie wähnten zu fangen den König ſo gut,
Doch fingen ſie Nichts, als des Königes Hut.
Noch kann auf der Klippe den Hut man gewahren,
Und Alle, die jetzt noch den Mälar befahren,
Kungshatt ſie begrüßen, mit Recht man auch ſpricht:
„Leicht fängſt einen König der Schweden du nicht!"
(Mohnike.)

### 5) Erich Waſa's Rune.

„Halt! Wer da? Hu! Der See iſt grün, die Wolken ziehn und jagen.
Herr Erich, leg' dich hin und ſchlaf; die Glock' hat eilf geſchlagen."
So ſprach der Leibtrabant zu König Erich.
Doch Erich ging ſo manchen Schritt, als ſchlug das Herze ſein:
Auf Gripsholm kam in's beide Aug' ihm Ruh noch nicht hinein.
Schwer iſt's zu ſein ein König ohne Krone.
„Tritt vor, ich will betrachten dich jetzt bei des Mondes Scheine;
Einen Mantel will ich geben dir! dich frieret, wie ich meine."
So ſprach der Leibtrabant zu König Erich.
Und Erich trat an's Gitter vor; da lacht der Krieger hart:
Er ſpricht: „Seit König Erich ſtarb, ward groß dir ja der Bart,
Und weben kannſt du draus dir einen Mantel."
Und horch! nun ſchlug die Glocke zwölf auf hoher Thurmes Halle,
Zwölf Mal der Feuerwächter blies in's Horn mit dumpfem Schalle.
Der Krieger ging — die Wacht bezog ein Andrer.
Doch Erich ging ſo manchen Schritt, als ſchlug das Herze ſein,
Im Boden ſtehn die Spuren noch, die tief er trat hinein;
Doch, Gott ſei Dank! nun iſt ſein Herz in Ruhe.
„König Erich, ſchließ dein Auge zu, die Glock' hat zwölf geſchlagen;
König Erich, ſchlaf, iſt gleich die Kron hinweg, die du getragen."
So ſprach der Leibtrabant zu König Erich.
Doch Erich nahm, daß zwölf die Uhr geſchlagen, nicht in Acht;
Still blieb auf wurmzernagtem Brett er ſtehn beim Ruf der Wacht;
König Erich klang ſo luſtig ſeinem Ohre
„König Erich tritt an's Gitter vor; der Mond er ſcheinet fein;
Biſt du's, ſo beuge du dich fromm im Sturm vor Gott, dem Herrn!"
So ſprach der Leibtrabant zu König Erich.
König Erich neigt das Haupt und ſchließt das Auge, matt vom Weinen,
Schön lacht der Knab', um's Haar man ſieht den Silberhelm ihm ſcheinen.
Doch Erich fleht im Sturm zu Gott, dem Herrn.
Der Leibtrabant nun einen Kranz um Erich's Scheitel wand,
Drin unter Dornenzweigen ſich ein herrlich Blümchen fand;
Und Frieden gab der Kranz ihm unter'm Sturme.
König Erich ſank auf's Bett und ſchlief beim Klange hoher Pſalmen,
Als Sture kam, ſo träumt' ihm jetzt, und trug des Friedens Palmen;
Den König mit der Dornenkrone ſah' er.
König Hanſen's Aug' in ſelber Nacht, erzählt man, ſtand in Glut
So auf, wie's Thor ihm war geſperrt, und ſah ſein eigen Blut;
Doch wie's geſchah, mag Gott allein nur wiſſen.
(Mohnike.)

### 6) Der Mann im Roſengarten.

Abend war's. Gehüllt in kalte Stralen
Hörningsholm lag auf der Klippe da.
Silberfluß des Monds in Blumenſchalen
Strömte nieder, wie Frau Bauer ſah.
Hoch am offnen Fenſter ſitzt, den Knaben
Auf dem Arm, ſie ſtill und ſchaut umher;
Seine Blicke bald am Meer ſich laben,
Bald am Mutterbuſen ruhet er.
Nur dem Schlummer konnte ſie nicht wehren.
„Wach, Mama! ich will erheitern dich
Wenn hinaus zur See ich rieſe, hören,
Glaub' ich, würde alle Welt auf mich.
Sieh zum Roſengarten, nach dem Scheine
Jener Stern' —" „O, ſtill doch, Herr Johann!"
Flüſtert Sigrid, ihrer Jungfrau'n Eine,
„Sonſt Mama nicht ſchlafen kann."
Und er eilt dem Arm ſich zu entwinden,
Schleicht zum Fenſter hin ſich auf den Zeh'n,
Blicket um ſich, ſieht die hohen Linden
Stolz gekrönt im Mondenſcheine ſtehn.
Und die kleinen, weißen Händ' er recket,
Niedergaukt der blauen Aeuglein Licht,
Wie zum Flug er beide Füße ſtrecket,
Rufet — und man ſieht ihn nicht.
Sigrid iſt's, die ihn zuerſt entbehret,
Voll Verzweiflung ſtürzet ſie herbei.
„Jeſus! Hilfe!" ruft ſie aus; es fähret
Auf die Mutter bei dem Angſtgeſchrei.
Alles ringt die Händ' und hin und wieder
Läuft es, ſeufzt und weiß nicht, was es thut.
Doch die Mutter ſtürzt die Treppen nieder,
Bleich, doch mit gefaßtem Muth.
Wild das Haar ihr um die Schultern wallet,
Tod ſie nur bei jedem Tritte ahnt,
Sprengt die Gartenpforte, daß es ſchallet,
Weg' ein Weib ſich in Verzweiflung bahnt.
Alles ſtill, die Stille, ſie verkündet
Lebensſchlummer nach dem Lebenstanz.
Aber ſchau! den Sohn ſie wiederfindet
Lächelnd in der Blumen Kranz.
Und ſie weint, nicht Thränen bloß, auch Fragen,
Halb das Wort im Munde ihr erſtickt;
Mild vor Freude nach den wilden Plagen —
Still der Kleine ſitzt und lächelnd blickt;
Lächelnd ſpricht: „Der Mond iſt Schuld an Allem,
Wie ich ſei, ich weiß es ſelbſt nicht mehr;
Doch der Gärtner griff mich auf im Fallen,
Legte mich in's Gras hieher."
Und den Sohn im Arme hebt ſie dorten;
Solche Seligkeit, wer gibt ſie kund! —

Horch! da tönt es von den ſchönſten Worten,
Die nur ſprechen kann ein Menſchenmund.
Auf der Mutterwange Thränen fließen,
Noch kann ſie der Liebling nicht verſtehn.
„Ach, mein Sohn! Ach, Mutter!" — dieſe ſüßen
Töne von den Lippen gehn.
Er, der Gärtner, wußte, welche Blume
Aus der eiſ'gen Tundra' er nahm;
Auf dem jähen Ehrenfels mit Ruhme
Sie wie Sonnenroſ' in Blüthe kam.
In des größten Schwerterkönigs Lehre
Ward der Jüngling Vaner aufgenährt,
Trug und brauchte, wie ein Mann, mit Ehre
Schwedens ſtolzes Siegerſchwert.

(Mohnike.)

## 3.

## Atterbom.

### Aus dem Sagenſpiel: „Die Inſel der Glückſeligkeit."

### 1) Ballade.

Mägdlein im Wald an dem Jägernetze band,
Morgenfriſch goldenes Kind!
Eisvogel ſaß auf der Hand.
Rufte der Jäger: „Mein Mädchen, ſitz' ſtill,
Den von der Hand ich nun ſchießen dir will!
Werde nicht bleich! iſt ja ſüß doch ſein Loos:
Bette hart, Bette lind!
Wie ſo lieblich iſt Tod dir im Schooß!" —
„Schieß!" ſprach die Maid; vor dem Blitz doch ſo roth
Sprang ſie auf bang', geſchwind,
Flog in die Bruſt ihr der Tod.
„Gerne gabſt," ſeufzte ſie, „Küſſe du mir;
So iſt der Tod auch ein Kuß nur von dir!
Steh nicht ſo bleich, iſt ja ſüß doch mein Loos:
Bette hart, Bette lind!
Wie ſo lieblich iſt Tod dir im Schooß!"
Auf zog der Jäger und ſah in das Rohr;
Winkte dann leiſ' und blind
Tödtlich die Kugel empor.
Blutend zum Liebchen im grünenden Grund
Sinkt er und ſterbend noch lächelt ſein Mund:
„Sei nicht ſo bleich, iſt doch ſüß unſer Loos:
Bette hart, Bette lind!
Wie ſo lieblich iſt Tod dir im Schooß!"

### 2) Die Winde.

Süden.

Auf Gift und Qualm und dampfenden Düften ſchwer
Zog ich von Ceylon über Sahara her.
Dort eine Karawan' in dem Sande ſchlich
Und ſuchte lange ſchon einen Waſſerſtrich.
Verzehrt von Durſt ſah Fluren man ſchon erſtehn
Mit grüner Inſeln Bäumen und Quellen gehn.
Doch als dahin kam müder Kameele Lauf,
Ging Hoffnung unter, gelblich die Wüſte auf.
Zuletzt erreichte man eine Dattelpalm',
Im Schatten ſang ein Quell ſeinen Abendpſalm.
Die weiſen Krämer ſtrichen die Bärte lang
Und ſtreckten ſich bequem in der Zelter Gang.
Jetzt lobt ein Jeder, wie er ſo ehrenhaft,
So wegbekannt, und ſeiner Kameele Kraft;
Man dachte des Gewinnſtes mit ſtolzem Schrei'n,
Vom Sklavenſchwarm, von Gold und Elfenbein.
Da ſandt' ich denn erſtickende Wirbel aus —
Die machten dem hochweiſen Geſchlecht Garaus.
Nur hier und dort zeigt noch wohl ein Haupt empor;
Doch, daß es rechne, kommt mir nicht glaublich vor.

**Scherr**, Bilderſaal der Weltliteratur.

Von ſchwarzblau'n Lippen wird nun kein Eid verſchwört!
Der goldne Mond doch ſtellt ſich ſo gar gerührt,
Er härmt ſich zart und leuchtet Schakalen hin;
Gehn nach der beſten Koſt ſie mit Fleiß und Sinn.
Wenn nun die ſchlauen Schädel in weißem Schein
Nicht prunken minder ſchön als ihr Elfenbein,
Will ich die liſt'gen Männer noch einmal ſchaun,
Wie, ohne Hirn, ſie klügeln noch mit Vertraun.

Norden.

Mit Grunde ſchiltſt du, Mutter, des Bruders Mordbrandsfahrt;
Auch fiel vor meinem Schwert er, wenn Tod beſtimmt ihm ward.
Ich thu viel Anderes, halte von meinen Meeren ab
Die Thoren, welche ſuchen mein Haus und ſich ein Grab.
Sie ſpähn nach allen Wegen, verſuchen Künſte viel
Und fahren bald auf Schlitten, bald auf der Schiffe Kiel;
Bald meinen ſie, mein Haus ſei ein thaulos Eisgefild,
Bald auch, im offnen Waſſer, ein Eiland ſonnenmild.
Du kennſt ſelbſt, o Mutter, mein Schloß. So ſprich, wohlan!
Ob ſolch Gewürm als Gäſt' ich denn herbergen kann!
Wenn meiner Feſtung Wälle, wo Eisbergthürme drohn,
Sie auch zur Burg einließen, ei, hülfe das denn ſchon!
Auf Säulen von Granite, gewölbt aus blauem Eis,
Gemau'rt ſind meine Säle nicht ohne Kunſt und Fleiß;
Und überall hin ſpielet der Lüfte Freigewalt
Um mich und meine Mannen; das nennen Menſchen kalt.
Und blickt der Tag des Nordlichts in Fenſter von Kriſtall,
So ſpielen Krieg wir drinnen und ſpielen Heldenfall;
Und ſchlagen wir mit Schwertern an Schilde von Magnet,
Weit durch die Welt ein Tönen, das Niemand deutet, geht.
Wer mag in meiner Wohnung gedeihn denn als nur wir! —
Fein iſt mein Garten, aber nichts Sydar's iſt allhier.
Von Schnee gewebte Blume, die Frucht von Bernſtein klar,
Von Erz die blanken Bäume; drin wacht der Greiſe Schar.
Drum tadelſt du, o Mutter, mein Thun auch ſicher nicht,
Hab' überm Menſchenſchwarm ich gehalten mein Gericht.
In einem meiner Thore die Herren kehrten ein;
Gefangne Mäuſe pfiffen ſie auf dem Schiffelein.
Ich ſah das ſchwache Fahrzeug geklemmt in Eisbergthürm';
Es trieb der Bär, mein Hofnarr, recht Scherz mit dem Gewürm.
Ich ließ die zier'gen Seeleut' erſchöpfen ihren Muth,
An Kält' und Hunger kühlte ſich das zu heiße Blut.
Hinan ſtieg ich den Wall nun und rief: mit Ton und Knall
Flog jeder Thurm zur Seite und frei die Wogen all';
Nicht Jeder iſt zur Heimat mit Arm und Fuß entſtehn;
Doch ging gar ſchnell die Reiſe nach wohl empfangenem Lehn.

### Osten.

Nein, o Mutter, laß mich reden! frohe Zeitung bring' ich dir;
Ueber Iran kam vom Ganges ich zu deiner Heimat hier.
Unterwegs riß eines Nabobs Schloß ich nieder in den Staub;
Sank der Räuber nach und theilen seine Sklaven jetzt den Raub.
Doch des Abends, als die Sonne glüh't im Zenderud verglomm,
Hielt ich mit dem schnellen Ritt an, wo die Erd' in Ambra schwomm.
Persien ist mir aller Länder liebstes auf der Erde Rund;
Ganze Tag' in seinen Parken tummel' ich meinen Schecken rund.
Wo er legt die leichten Hufen, wo mein Flügel hold sich schwingt,
Duftet Balsam, glimmert Naphta, munterer Wettgesang erklingt;
Gleichwie um die Mandelbäume, folgend ihrer Herrin Wort,
Honigliebend Bienen schwärmen an der Rosen liebem Ort.
Dämmerung, der Nachtherold, trug auf den Schultern schon ihr Zelt;
In Jasminen-Silberschalen ward mein Abendbrot bestellt;
Von der Sonn' Abschied umschmeichelt, heiß von scham'ger Pein und Lust,
Schwoll der Traube Purpurbeere an des Marmors voller Brust.
Schimmernd krönte mit Juwelen Nacht der Morgenweiten Haar;
Glänzt, ein glücklich Aug', die Erde in der Freudenthräne klar;
Sah umher im tiefblau'n Raume zu den grünen Schwestern auf,
Nach des Liebesfeuers Harfe strömend ihres Tanzes Lauf.
Als ich nun zu süßer Ruhe dort ein Palmenpaar vereint,
Seltsam an des Flusses anderm Rand ein Schauspiel mir erscheint:
Trüb ein Sultan, der vergessen noch nicht seiner Schönen Grab
Und mit seinem Hof sich traurig auf die Wallfahrt hin begab.
Auf das Roß, das tigerfarb'ge, kaum der bleiche Herrscher sprang,
Als der Vögel Chor des frommen Siegerjubels Schrei' erklang;
Heftig griff er in die Zügel, hob die Sporen Diamant
Und in brausendem Galopp flog's hin rasch und unverwandt.
Als die Turbanschar nun bleibe vor der Grabmoschee, dem Ziel,
Rauft' in Harm sein Haar der Sultan, auf das Antlitz hin er fiel;
Denn der Rosengarten zierlich, reich bepflanzt von seiner Hand,
War nur Reis noch, fast verdorret vor des Bruder Sirius Brand.
„Allah!" schrie er, „reißt du also grausam [illegible] Freude mit?"
Da schlich mitleidsvoll zur Hecke leis ich hin mit leis'gem Tritt,
Haucht' auf Blatt und Zweige: hastig Knosp' auf Knospe sprang hervor,
Gleich wie der Beweinten Kinder, Ros' auf Rose blüht' empor.
Einen Springborn ließ ich sprudeln aus der Erde tiefem Grund,
Mächtige Cypressen schlossen drüber schirmend ihren Bund.
Nun erklären Nachtigallen Rosen ihrer Liebe Pein,
Turteltauben gehn, Gazellen, nach der Murmelwellen Schein.

### Zephyr.

Schilt nicht, holde Mutter, deinen treuen Sohn,
Daß so spät nun wieder er von dort entflohn!
Brüder, möchtet einmal nur mein Glück ihr schaun,
Fliehe jede Runzel eurer Augenbrau'n!
Osten sei mein Zeuge, der sich selbst befand
Je und je auf dem Glückseligkeitseiland!
Land, wo, was die Erde Schönes je gedacht,
Herrscht, den Zeiten trotzend, ewig jung in Pracht;
Wo zu jedem Morgen hell das Gestern spricht:
„Bruder! dir wird leuchten höhrer Wonnen Licht!"
Wo ich hin auch schwebe, folgt dein Geistessang,
Lockt zurück mich wieder mit der Liebe Zug!
Sieh, und in dem Garten der Prinzeß ich war!
Ringsum sprang mir freudig ihrer Nymphen Schar.
Um den Springborn spielten Falk und Tauben wir;
Ich war Falk und fing sie haschend alle mir.
Mancher Mund, wie Rosenmorgen frisch und roth,
Hinter mancher Hecke schweigsam Küsse bot.
Ich begann, so führten einen Tanz wir auf;
Spielleut' in den Wipfeln wiegten sich zu Hauf.
Nachtigall erschien mit ihrer Singkapell'
Und ihr Lied, die Drossel, war ausnehmend schnell.
Castagnetten schlugen, denen beim Gesang,
Mit den zarten Schwingen! ei, welch' munter Klang!
All' des Grases Kinder, blüth- und blumenschön,
Nickten Beifall lustig der Musik Getön.
Auch die Sternenblumen aus der blauen Flut
Lauschten, seit die Sonne schied in Purpurglut.
Neigt auch sich der Lilien gar vornehm Geschlecht,
Mond erglänzt und sagte: „Märchen, so war's recht!"
Da — ringsum ein Flüstern. — „Die Prinzessin!" — „Ja!" —
„Ihre Stimm' und Laute!" — „O, Felicia!"
Und aus tiefer Ferne hohen Lorbeergangs
Schwollen Wohllautwogen eines Himmelsangs.
Wo er zog, sich lieblich Spiegelglanz ergoß,
Wie aus Aller Seelen klar umher er floß.
Saß sie unter Palmen an dem Wasserfall;
Der vergoß, ein Bogen, seiner Wellen Schwall.
Leben, Herz, das Räthsel, Weltzusammenhang
Glüht' im Ton der Lippen, in der Laute Klang.
Als sie schied, sah lange sie zum Himmel klar;
Doch in ihren Augen doppelt selbst er war.
Nun kam ich. Da zog sie auf das Knie mich mild;
Ich um Hals und Busen schlug die Flügel wild,
Alle Wonn' und Süße, allen Balsamduft
Haucht' ich um die Schöne lau in Frühlingsluft,
Daß in linden Wogen ihr der Locken Nacht
Fiel um Busenschnee und Wangenrosenpracht.
Hold auf mich sie senkte dieses Augenpaar,
Ein Gedankenweltall drin gespiegelt war.
Jeder Blick wie Sterne tiefe Nacht umfing,
Mächtig an dem Ziel in dunklen Strahlen ging.
„Art'ger Zephyr!" sprach sie, „ja, du bist mir lieb,
Und so lang du weiltest, stets ich gerne blieb."
Und in Locken legte ihre Schmeichelei
Nun mein Haar, vom Flug und Spiele wild und frei.

Dann strich meiner Federn leicht beweglich Gold
Ihre Hand, die schöne, unter Scherzen hold.
Ich indeß mein Antlitz barg in schlauer Lust
In die Doppelhügel ihrer Lilienbrust.

Doch — mich rief, o Mutter! ſtreng dein Ruf zurück,
Und mein Flügel trug mich fern von meinem Glück.
Ach, als ich zum Abſchied küßte Wang' und Mund,
Ward, daß ich ein Wind nur, mir betrübend kund!
Fern ich noch in Lüften einen Blick empfing,
Wie die hohe Herrin unter Cedern ging.
Gut doch, daß ein Geiſt ſo nimmer lieben kann,
Als ein menſchlich Herze, als ein wahrer Mann.
Hätte dieſer Schwachen Einer ſie erkannt,
Schnell zur Aſche wäre ſeine Glut verbrannt.
Wißt, was Erd' und Himmel jemals Schönſtes ſah,
Wißt's in einem Namen, ſprich: — Felicia!
(Kruſe.)

## 3.

## Norwegen.

### 1.

### Rein.

### Norwegen.

Norwegens Winter muß ich loben,
Felsberge, ſchwer bedeckt hoch oben,
Gepudert grüner Tannen Haar,
Gewäſſer, feſt bedeckt mit Eiſe,
Straßboden, weiß nach Geiſterweiſe
Kaum ſchöner iſt der Lenz fürwahr!
Des Thales muntre Söhne gleiten
Auf Schleifſchuhn von des Berges Seiten
Raſch, wie der Pfeil die Luft durchſchwebt.
Wie ſie ſich auf dem Stahle ſchwingen!
Und leichter Schlitten Schellenklingen,
Daß vom Geräuſch das Ohr erbebt!
Bergleute fahren ſonder Raſten,
Zum Strande führt man mächt'ge Maſten,
Die Kälte ſelbſt beſchwingt den Leib.
Durch Schnee ſieht man ſich Wege bahnen
Der nord'ſchen Bauern Karawanen,
Denn Arbeit iſt ihr Zeitvertreib.
Doch wir, mit Scherz die Zeit vertreibend,
Am Tiſch im warmen Zimmer bleibend,
Bei Freundsgeſpräch und Sang vergnügt,
Wir trinken auf das Wohl des Landes
Und auf das Wohl des erſten Standes,
Der mit der Schar den Acker pflügt!
Heil, wer da bricht der Erde Schollen,
Heil, wer enthebt den tiefen Stollen
Die Schätze, die ihr Schooß bewahrt!
An Froſt ſich, Sturm und See nicht kehren,
Frei ſein, doch ſeinen König ehren,
Das iſt des Norweg's Bauernart.
Nicht Porzellan weiß er zu härten,
Nicht Wein zu bau'n in Winzergärten,
Für ſeinen Schweiß doch kauft man's ein.
Bau'n kann er Häuſer, warm ſie decken,
Und Wild, es an den Spieß zu ſtecken,
Bringt aus dem Wald er uns herein.
Heil Winterhaus und Hausgenoſſen!
Dort ſitzt der Normann unverdroſſen,
Beſchirmt vor raubbegier'gem Wild.
Und wer's Geſetz nicht wollte ſcheuen,
Zu ſpät würd' er die That bereuen,
Denn Freiheit führen wir im Schild!
Ob Norwegs Froſt und Eis man ſchelte,
Nur ſprecht mir nicht von Freundſchaftskälte,
Denn Feuer iſt des Normann's Herz.
Kommt, Brüder, einet eure Flammen,
Wir halten bis zum Tod zuſammen,
Heil, Freundſchaft! ſchall' es himmelwärts.
(Kannegießer.)

### 2.

### Munch.

### Drei Worte.

Wenn die Harfe ſchweigt bei geſelligem Mahl,
Dann fehlt es der Freude an Schwingen;
Drei hohe Worte ſollen im Saal
Drum jetzt zu den Saiten erklingen!
Normänner, wollt Vaterlandsfreund' ihr ſein,
So miſcht die Stimmen von Herzen drein.
Seht dort die Tanne, wie ſtolz, wie kühn
Auf dem Berg, ob hoch er ſich thürme!
Wie pranget der Wipfel ſo friſch, ſo grün,
Wie lacht er der wüthenden Stürme!
So ſteht der Normann mit ruhigem Muth,
Wenn das Vaterland fordert ſein Gut und Blut.
Seht, ſeht des Sarpen gewaltigen Sprung,
Er läßt ſich nicht faſſen, noch binden,
Ein Greis, doch an Kraft iſt er ewiglich jung,
Ob auch Jahrhunderte ſchwinden.
So bleib' auch dem Normann unerſchlafft
Die heimatſchützende eiſerne Kraft.
Seht, Norweg's Küſten umſchäumet das Meer,
Wohl beben die Klippen alle,
Doch Bruſt an Bruſt, ſo ſtehn ſie zur Wehr,
Mit Eintracht trotzend dem Schwalle.
So knüpfe der Eintracht heiliges Band
Jedweden Normann an's Vaterland!
(Kannegießer.)

### 3.

### Bjerregaard.

### Bisweilen blitzt ein Schimmer.

Bisweilen blitzt ein Schimmer
Vom ew'gen Glanz uns her,
Doch weilet er hier nimmer,
Er blinkt und iſt nicht mehr.
Der Unruh wird zum Raube
Dann die beklommne Bruſt. —
Wie ein Gewand von Staube
Stirbt doch ſo ſchnell die Bruſt!
Doch, Klage, laß dir wehren!
Was hier kann weilen nicht,
Das muß zur Heimat kehren,
Zum ſtillen, ew'gen Licht.
Hin ſtirbt der Freude Stunde,
Wie Schatten über's Feld,
Indeß auf Herzens Grunde
Erinn'rung feſt ſie hält.
Dort ſitzt ſie auf dem Throne,
Ruht in der Wehmuth Arm,
Sie flicht der Hoffnung Krone,
Und kränzt damit den Harm.
Und ſieh, wie's jenſeits flimmert,
Ein Strahl, ſo weit, ſo fern,
Vom Reich der Ahnung ſchimmert
Ein wunderheller Stern.
(Kannegießer.)

## 4.

## Dänemark.

Noch ſpäter, als in Schweden, begründete ſich in Dänemark (welches natürlich, wie Schweden und Norwegen, ſeinen Antheil an der nordiſchen Volkspoeſie hat) eine ſelbſtſtändige Literatur und als ihr eigentlicher Urheber iſt der berühmte komiſche Dichter Ludwig Holberg (1684—1754) zu betrachten, welcher in epiſcher, lyriſcher und dramatiſcher Form ein eminentes ſatiriſches Genie entfaltete. In die fernere Entwicklung der däniſchen Literatur griffen wohlthätig ein Chriſtian Braunmann Tullin (geſt. 1765), Johannes Ewald (geſt. 1781), Johann Weſſel (geſt. 1785), Edward Storm (geſt. 1794), Knud Lyne Rahbeck, Thomas Thaarup (geſt. 1821), Chriſtoffer Bruun, Hoegh Guldberg, Claus Frimann, Ole Johann Samſöe und L. C. Sander. Dieſe Alle wurden jedoch durch Jens Baggeſen (1764—1826) an Fruchtbarkeit und Ruhm weit übertroffen, wie dieſer Dichter, deſſen eigentliches Feld die komiſche Erzählung und das ſcherzende Lied, ſeinerſeits wieder durch Adam Oehlenſchläger (geb. 1779) in Schatten geſtellt wurde. Oehlenſchläger hat mit großem Glück in ſeinen dramatiſchen und epiſchen Werken die, freilich durch romantiſche Einflüſſe ſtark modificirte, Wiederbelebung der altnordiſchen Poeſie und Heldenſage angeſtrebt und ſich zugleich als gemüthvollen Lyriker bewährt. Baggeſen ſowohl, als Oehlenſchläger zählen übrigens auch in der deutſchen Literatur mit, indem ſie die meiſten ihrer Werke in däniſcher und deutſcher Sprache verfaßt oder wenigſtens aus der erſteren in die letztere überſetzt haben. In Oehlenſchläger's Fußſtapfen trat Bernhard Severin Ingemann (geb. 1789), jedoch ohne nachhaltigen Erfolg. Friſcher und ſelbſtſtändiger iſt der Dramatiker Johann Ludwig Heiberg (geb. 1791), den hinwieder der Tragiker und Romandichter Johann Carſten Hauch (geb. 1791) in pſychologiſcher Tiefe und geſtaltender Plaſtik hinter ſich läßt. Eine höchſt liebenswürdige Erſcheinung iſt der Lyriker, Märchendichter und Novelliſt Hans Chriſtian Anderſen (geb. 1805), der auch in Deutſchland ungemein populär geworden. Henrik Hertz zieht durch die ergreifende Gefühlswärme und Naturwahrheit ſeiner Dramen an und neben ihm verheißen dichteriſche Kräfte wie die Steen Blicher's, des Pſeudonymen Karl Bernhard, Chr. Winther's, F. Paludan-Müller's u. A. der däniſchen Literatur ein ferneres Gedeihen.

---

## 1.

## Baggeſen.

### Adam und Eva.

(Die Geſchichte des Sündenfalls, Buch 5)

Wir ließen unſer liebes Paar,
Dem jetzo das Geſetz gegeben war,
Im vorigen Kapitel ſtehn
Noch fern vom Baum des Todes, Hand in Hand.
Beſchloſſen ſie, nach flüchtigem Beſehen
Der Gegend, wo der ſchauerliche ſtand,
Davon zu gehen.
„Wir wollen anderswo ein Hüttchen uns von Moos,“
Sprach Adam, „weit davon erbauen;
Wir haben Platz genug; die Erd' iſt groß!“
Sprach Eva: „Wie du willſt! Die grünen Auen
Und Haine ſind mir gleich auf deinem Schooß.“
Sie gingen. Unter vielem Raiſonniren
Von Jehovah, von dem Verbot,
Von dem zumal, was Er gedroht
Im Fall der Uebertretung — denn der Tod
War Adam halb und halb bekannt von Puppenthieren;
Allein der Eva nicht — gelangten ſie
Mit ſammt dem Hund, der Adam nie
Verließ, wohin er ging, an eine Quelle
Zu einer wunderbar romantiſch ſchönen Stelle,
Die Beiden, ihr beſonders, ſo gefiel,
Daß dem Spaziergang dort beſchloſſen ward das Ziel,
Um gleich ſich eine Hütte zu bereiten
Mit allen möglichen Bequemlichkeiten.
Wie dort ſie ruhten und von dort
Nachher beſuchten manchen ſchönen Ort,
An ſchönen Tagen, einem gleich dem andern,
Doch ohne jemals weit davon zu wandern;
Wie dort, Gott weiß, wie lange Zeit,
Mit völliger Zufriedenheit
Sie trieben ihr unſchuldig Weſen —
Kann man in Milton ganz unübertrefflich leſen. —
Ich ſage nur mit einem Wort:
Sie lebten eine Zeitlang himmliſch dort;
Sie kannten wenigſtens nicht die Beſchwerden,
Die es uns ſauer machen hier auf Erden.
Denn ſo viel iſt zum mindeſten gewiß:
Sie hatten Nahrungsſorgen keine;
Es war kein Krieg noch da und übertrieb
Bringt ſonſt mir mancher Umſtand ganz in's Reine
Die völlige Beneidenswürdigkeit
Des Lebens während dieſer Zeit.
Nur der ſchon, daß ſie ganz allein ſich fanden
Und gar kein Menſchenpöbel noch vorhanden,
Erklärt die Seligkeit, die Milton pries.
Die Erde mußte ſein, wenn ſonſt auch ganz wie heute,
Für Jeden, der da kennt die reichſt' und ärmſten Leute,
Schon darum bloß ein Paradies.
Sie kannten ſie zwar nicht; allein, ſie gar nicht kennen, —
Iſt noch beneidenswerther — wenn man nur
Ganz ungeſtört, und ohne ſich zu trennen,
Zweiſam beſitzt die Fülle der Natur.
Denn was iſt ſeliger, als Lieb' und Gegenliebe?
Und o! zu beiden braucht es offenbar
Nicht mehr, als nur ein einzig's Menſchenpaar,
Wenn dieſes nur beſtändig treu ſich bliebe —
Das fühlt, wer je geliebt! Kurz, wie man's lehrt,
Behält ihr Leben oberird'ſchen Werth
Und war mit allem Recht ein himmliſches zu nennen,
So lang' es dauerte. Doch ich muß bekennen,
Lang' hat es nicht gedauert. Ohn' alle weitre Spur,
Verbürgt mir dieß die menſchliche Natur —
Vor dem Verbot, da laſſ' ich mir's gefallen,

Und wenn ihr tauſend Jahre wollt:
Allein nachher ging's ihnen, wie uns Allen —
Wie ihr nunmehr erſt ſehen ſollt.
  Einſt, Abends, als beim Untergang der Sonne,
Nachdem ſie Blindekuh geſpielt den ganzen Tag,
Das liebe Paar am Quell zuſammenlag
Und lauſchte ſeinem Murmeln und dem Schlag
Der Nachtigall: „Es iſt doch eine Wonne,"
Sprach Adam, „ſo geſtreckt auf grüner Flur,
Gemächlich zu betrachten die Natur,
Wie ſchön ſie iſt — und nicht dem Auge nur,
Dem Ohr zugleich!" — indem er alle Glieder dehnte
Voll Wohlbehaglichkeit. — „Ja, ſie iſt wunderſchön,
Das iſt gewiß," ſtimmt Evchen ein — und gähnte.
„Du gähnſt, mein Engel?" — „Gähnt' ich?" ſeufzte ſie. —
„Du ſeufzeſt gar?" — „Ich bin, ich weiß nicht wie —
„Ganz ſchläfrig, ohne Schlaf." — „Du biſt vom Blindekuhen
Vielleicht ein wenig müd und möchteſt ruhen?"
„Das nicht," verſetzte ſie, „vielmehr das Widerſpiel. —
„Ich möcht', ich weiß nicht was, ich ruhe nur zu viel." —
„Hörſt du das Abendlied aus allen Neſtern?
Stimm' ein, mein Evchen, mit der Nachtigall!" —
„Ich mag nicht ſingen jetzt!" — „Sieh dort das Aug' im All!
Es ſinkt, du ſiehſt nicht hin?" — „Ich ſah's ja geſtern." —
„Wohl, doch —" — „Vorgeſtern auch." — „Doch immer ſchön!
Ich kann's nicht müde werden, es zu ſehn,
So gleich dir geht es jeden Abend nieder,
Und —" — „Morgen, will ich wetten, kommt es wieder"
„Ja, Gott ſei Dank!" — „Ich wollt', es käme nicht." —
„Was ſprichſt du, Eva? Schau mir in's Geſicht!
Du weinſt? vor Wonne doch?" — „Du nennſt es Wonne,
Doch möcht' ich's anders nennen!" — „Sage doch,
Warum wär's lieber dir, wenn morgen nicht die Sonne
Heraufſtieg?" — „Hm, Veränd'rung wär es doch!" —
„Komm, Eva, küſſe mich!" — Sie that es wie gezwungen;
Dann ſetzt' er ſie auf ſeinen Schooß
Und hielt ſie feſt von ſeinem Arm umſchlungen;
Sie wickelte ſich aber wieder los:
„Wir küſſen auch zu viel!" — Das machte ſtaunen
Den guten Adam, der noch keine Launen
Bisher bemerkt. „Mein Evchen," rief er, „wie?
Biſt du nicht glücklich? liebſt du mich nicht länger?" —
„Ich wollt', ich wär' unglücklich" — ſeufzte ſie.
„Mein Gott!" ſprach er, „du machſt mich immer bänger.
Ich fühlt' einmal ſo was. Doch das kann es nicht ſein!
Du biſt ja nicht, wie ich es damals war, allein." —
„Wir ſind jetzt Beid' allein!" — „Und Sonne, Mond und Sterne?" —
„Ach, Adam, die ſind alle gar zu ferne!" —
„Und unſer guter Herrgott Jehovah,
Der uns einander gab?" — „Er iſt ſo ſelten da!" —
„Und Thier' und Bäume rings?" — „Sind Thier' und Bäume." —
„Und all' die Engelein? — „Das, dünkt mich, ſind nur Träume."
„Und unſre Lieb'?" — „Iſt noch das Beſt'; allein
Man könnte was doch haben obendrein." —
„Hör', Eva!" — „Was?" — „Wir wollen morgen gehen,
So weit wir können, alle Vier,
Und all das Uebrige der Erde ſehen!" —
„Mein Adam, das verſprichſt du mir?
Und hältſt es?" — „Warum nicht? mit vielen Freuden,
Nie konnt' ich beſſer etwas Zeit vergeuden." —
„Nun, das iſt ſchön! Der Hund folgt dir,
Mein Lämmchen mir
Und dann geht's Arm in Arm durch alle Wälder,
Weit über alle Wieſen, alle Felder,
Durch Flur und Hain,
Bei Tag und ſelbſt bei Nacht im Mondenſchein,
Stets querfeldein,
Die ganze Welt durch, bis an's Ende!"
So ſprach ſie lebhaft, faßt' in beide Hände
Des lieben Gatten Kopf und küßt' ihn ſo,
Holdſelig froh,
Voll ausgelaſſen, Stirn und Mund und Naſe. —
„Jetzt wollen wir denn ſchlafen gehn,
Um frühe wieder aufzuſtehn!"
Sprach Adam, hocherfreut, ſie ſo vergnügt zu ſehn.
  Sie gingen nicht gar weit, die Nacht war mild und ſchön;
Sie ſchliefen in dem nächſten hohen Graſe.
Die kleine Scene zeigt indeſſen klar,
Was ſchon im Paradies die Glocke war.
Zwar von der Unſchuld war noch Nichts verloren,
Von Herzensreinheit war noch Nichts dahin;
Nur mit der Sonn' entknoſpte ſich der Sinn
Und aus dem Kinde war ſchon jetzt das Weib geboren.
  Den Morgen drauf, beim erſten Purpurſtrahl,
Küßt Eva noch den ſchlummernden Gemahl,
Um, eh' die Sonn' am Himmel aufgegangen,
Die Weltumwandrung anzufangen.
„Ich bin ſchon fertig!" ſagte ſie —
„Wir werden unterwegs erſt frühſtücken;
Es gibt ja Datteln überall zu pflücken,
An Beeren fehlt es auch vermuthlich nie."
Dann lockte ſie das Schaf und Adam rief dem Hunde
Und ohne weitere Ceremonie
Ging's in der ſchönen Morgenſtunde
Raſch vorwärts unter fröhlichem Geſang;
Erſt eine Stunde den beſagten Bach entlang,
Dann rechts — „Wie weiß ich das?" — Das wiſſen Alle,
Die nur ein wenig reflectiren — weil
Geleitet von der Unſchuld wie am Seil,
Links ſie nicht gehen konnten vor dem Falle. —
Der Gang zur Rechten iſt der Urgang der Natur;
So geht noch immer, was noch nicht verſchroben;
Blickt einen Augenblick nach oben
Und ſchauet an den Gang der Sonne nur!
Sie gingen alſo rechts, marſchirend mit der Sonne
Und Eva hüpft' und ſprang vor Wonne.
Vielleicht noch dieſen Abend, und dabei,
Am Rand der Erd', im Niedergehen,
Sie zu berühren — wenigſtens zu ſehen,
Ob wirklich größer ſie, als Adam ſei?
Denn das behauptet er — aus Gründen,
Die ſeine ſpäten Enkel: Kopernik
Und Kepler und der Euler der Optik,
Viel beſſer noch, als er, verkünden.
  Die Welt war damals, wie man weiß,
Ganz friſch aus ihres Meiſters Hand gekommen,
Die Luft war nicht zu kalt und nicht zu heiß,
Gewitter machten ſie noch nicht beklommen —
Die ganze Erde war — wenn auch nicht dieß
Uns die Urkund' erzählt — aus dieſem einz'gen Grunde,
So weit ſie reicht', ein wahres Paradies,
Ein Guliſtan, ein Eden in der Runde,
Und da ſie noch nicht künſtlich angebaut,
Voll wilder, ächt romantiſcher Partien,
Einſiedlerloſer Waldeinſiedeleien
Und freier, ausgedehnter Wüſteneien
Voll Tulpenholz und Balſamkraut —
Von Nachtigallen, Diſtelfinken,
Goldhähnchen, Zeiſigen, Zitrinken,
Kanarienvögeln, Kolibri

Und Engeln hier und da durchflogen.
— Eine Art von Federſchmetterlingen, die
Nachher, der Himmel nur mag wiſſen wie —
Mit den Zitrinchen wohl — davongeflogen —
Kurzum: die Erde war ganz ohne Spur
Hauptſtädtiſcher, franzöſiſcher Cultur,
Voll Bäumen, Stauden, Blumen aller Arten,
Ein Ideal vom engliſch ſchönen Garten.
Auch, wie ſich denken läßt, gefiel ſie jede
Der Tochter der Natur, die, ohne Bildung,
Viel Freude fand an der romantiſchen Verwild'rung.
  Indeſſen ſehnte ſie ſich immer mehr
Nach dieſer wunderſchönen Erde Gränze,
Die ſich noch nimmer zeigte. Stille ſtand
Sie ſonſt bei jedem Schritte faſt und band
Aus neuen Blumen ſich und Adam neue Kränze.
Doch heute trieb ſie's immer weiter fort.
Sie ruhten kaum am Mittag eine Stunde,
Beim Mahl von Ananas an einem kühlen Ort.
Da hetzte ſie mit Hand und Munde
Den ruhigeren Mann, zu denken an das Ziel. —
Bisher nun freilich hatten ſie nicht viel
Auffallendes und Neues angetroffen;
Doch ſchon das Wenige war g'nug, um mehr zu hoffen.
Das einzige ganz Fremde, was ſie ſahn
Auf dieſer erſten Tagereiſe,
War eine Meiſe, nämlich eine weiße,
Die Eva pflückt' — und ein kalkutt'ſcher Hahn,
Den Adam gleich benannt' und nach den Mienen,
Die ihm an dieſem Thier beſonders vornehm ſchienen,
Sich einſchrieb in die Klaſſ' der Gallinen —
Wie Blumenbach es auch nachher gethan.
  Die Sonne neigte ſich, in vollem Brande
Vergoldend alle Stämm' im Cedernwald,
Wodurch ſie gingen, tief hinab zum Rande
Der Erde. „Halt,“ rief Eva, „jetzt bald
Sind wir am Ziel! wir wollen laufen,
Sonſt kommen wir nicht früh genug!“
Sie lief ihr kleines Lämmchen über'n Haufen
Im plötzlich ungeſtümen Flug —
Und Adam lief ihr nach und ſchrie: „Bei weitem
Iſt noch nicht dort das End' — es iſt von hier
Zur Sonne noch ſo weit und weiter ſchier,
Als wir gegangen ſchon! O laufe mir
Doch nicht ſo ſchnell, dein zarter Fuß kann gleiten!“
Er holte ſie mit vielen Worten ein. — —
Die Sonne ſank und Eva ſah vom Hange
Nun deutlich ſelbſt, es ſei nur Schein.
„Es freut mich,“ ſagte ſie dort im angehaltnen Gang,
„Es freut mich eigentlich, weil alſo weiter wir
Spazieren müſſen; wär' das Ende hier,
So wär's ja aus! allein auf dieſe Weiſe
Wird länger dauern unſre ſchöne Reiſe!“
  Sie gingen jetzt nach Sonnenuntergang,
In fröhlichem Geſpräch von dem Genuſſe,
Den's Reiſen ſo die ganze Welt entlang
Gewährt bei jedem Schritt im Ueberfluſſe
Als Evchen plötzlich in die Höhe ſprang
Und ſchrie: „Die Erde brennt!“ — Der Gatt' umſchlang
Sie ſchnell, verlor das Gleichgewicht, als bang
Er ſie vom Boden hob — und Beide, glaub' ich, fielen —
Zum Glück in's Gras. — „Was iſt's, mein ſüßes Herz?“
Frug Adam angſt. „Ein beiſpielloſer Schmerz,“
Antwortete ſie ſeufzend, „in den Sohlen
Thut's — ein glühend wunderbares Weh
Hier — ach! hier — weh! Dann verwelkt gewiß“ —
Es war ihr erſter Schmerz; er kam von kleinen Schwielen.
Die Adam kaum bemerkt, ſo wußt' er, was es war.
Er hatte ſelbſt ein Paar,
Und hatte die Bekanntſchaft ſchon ſeit lange
Gemacht, als er ein Junggeſell noch war
Und in dem Eden weitlief, wie ein Narr,
Mit Antilopen. — „Sei nicht bange!
Mein Engel,“ ſagte er, „ich kenne das.
Von langem Lauf bekommt man oft ſo was;
Doch es vergeht allmälig wieder.“ —
„Mir fährt es fürchterlich durch alle Glieder!“
Verſetzte ſie. „Es macht mich weinen — oh!
Wenn's dauert, werd' ich niemals wieder froh,
Ich möchte ſchon, ich wäre nicht!“ — „O Süß!
Verliere nicht den holden Muth!
Es ſoll der Odem meiner Küſſe
Dir kühlen dieſe kurze Glut!“ —
Er nahm die zarten Füßchen in die Hände
Und hauchte drauf und küßte ſie.
Der beiſpielloſe Schmerz verſchwand am Ende,
Sie wußte ſelbſt nicht wie.
„Jetzt,“ rief ſie, „iſt ſchon ganz vorbei mein Fieber!
Jetzt bin ich wieder wie ich war —
Und, Adam! iſt es nicht ganz ſonderbar?
Jetzt hab' ich dich — das Leben — Alles — lieber,
Nach dieſer überſtandenen Gefahr.
Jetzt hab' ich gleichſam eine neu' Empfindung
Von Wohlſein. — Der du Alles faſt
Ergründen kannſt, mein Adam, ſag' in Haſt,
Woher das kommt!“ — „Zum Theile vom Kontraſt,
Zum Theil auch vom Gefühl der eignen Überwindung.“ —
Antwortet er. — Sie ließ es ſein
Und ſprach: „Mich dünkt, ich ſehe ſo was ein —
Komm' es, woher es will, ich bin nicht länger bange,
Nicht länger traurig — dieſe kurze Pein
Hat mich geſtimmt zum Fröhlichſein;
Mir iſt ſo wohl, daß ich Nichts mehr verlange
Für heute! Beſſer! übernachten wir
Am Fuß der ſchönen Ceder hier,
Uns ſtärkend zu dem weitern Gange!“ —
„Ganz wie du willſt, mein Evchen, neben dir
Iſt jede Lage lieblich mir!“
Sprach er und unter vielem ſüßen Koſen
Schlief ein das holde Paar auf den beblümten Mooſen.
  Des Himmels ſternenvolle Nacht
Umwölbte die Natur mit ihrer ſtillen Pracht;
Es ſchlummert auf den Höhen, in den Tiefen
Das Erdgewimmel weit und breit
Und unſre beiden Wandrer ſchliefen
Erquicklicher, als je, Dank ihrer Müdigkeit.

## 2.

## Oehlenſchläger *).

### 1.

### Die heimliche Stimme.

Schön Inger wandelt einſt alleine,
  Dem Schloſſe nah im kühlen Haine,
  Da hört ſie einer Stimme Laut
  Aus dem verwitterten Geſteine,
  Daß ihr dabei die Seele graut.
Dann, leiſe wie des Zephyrs Wallen,
  Hört ſie es oft mit Wohlgefallen;
  Doch läßt das Kind ſich nimmer ſehn,
  Es flötet mit den Nachtigallen,
  Theilt ihre Sorg', ihr Wohlergehn.
Es giebt ihr Frieden in's Gemüthe,
  Beſingt die holde Lieb', die Güte,
  Und freut ſich, wenn die Sonne ſcheint.
  Die Frucht im Herbſt, des Frühlings Blüthe,
  Theilt ſie mit ihrem kleinen Freund.

Es liſpelt in den Pappelweiden,
Es ſingt des Sommerabends Freuden,
Erzählt manch wunderbar Gedicht.
Kommt Jemand, muß es zierlich ſcheiden,
Denn es verträgt das Lärmen nicht.
Einſt ſagt ſie: Deine Töne klingen
Und ſüß mir in die Seele dringen;
Doch, ſchmückt dich eine ird'ſche Tracht,
Biſt du ein kleiner Geiſt mit Schwingen,
So zeige dich in deiner Pracht.
Da hört ſie fern ein leiſes Stöhnen:
„Ach, deinem Willen muß ich fröhnen,
Doch — wird mir ſo ein harter Lohn!"
Es ſeufzt in Nachtigallentönen
Und ſchnell verhallt der Zauberton.
Es ſchwinden Wochen, ſchwinden Tage;
Die Einſamkeit wird ihr zur Klage,
Sie ſchleicht ſich in den dunkeln Wald.
Kaum äußert ſie der Sehnſucht Klage,
So tönt das Stimmlein wieder bald.
Dann hört ſie's täglich tief im Thale,
Am grünen Rain, am moos'gen Male,
Am Felſenſteg, am klaren Bach,
Es klingt im alten Ritterſaale
Und aus der Rüſtungen Gemach.
Wacht Ingri ſpät im ſtillen Zimmer,
Erliſcht der Lampe letzter Schimmer,
Dann ſäuſelt es wie Weſt im Hain,
Dann dämmert's an den Hügeln immer
Und ſchwebt wie Geiſterhauch herein.
Und iſt nun Alles ſtill und graulich,
So redet freundlich und vertraulich
Mit ihr der unbekannte Freund
Und giebt ihr Rath und ſpricht erbaulich
Und tröſtet ſie, ſo oft ſie weint.
Doch welch' ein thörichtes Verlangen!
Vermeſſenheit, dem nachzuhangen,
Was Stimmleins Wunſch widerſpricht!
Achtet ſie denn nicht des Geiſtes Bangen?
Sein zartes leiſes Bitten nicht?
Es ſchwinden wieder ein'ge Tage,
Die Neugier treibt, daß ſie es wage.
„Du willſt es? Nein, es ſoll ſo ſein.
Steig' mit der Glocke zwölftem Schlage
Hinunter in den Felſenſtein.
„Wo in des Bannes tiefſten Schlünden
Sich feſt des Schloſſes Pfeiler gründen
In alten Klippen, ſtark und dicht,
Wo ſich die Wölbungen verbinden,
Erblickſt du bald ein weißes Licht.
„Was da ſich zeigt, iſt meine Hülle.
Kein Laut belebt die öde Stille.
Ach, Ingri! wenn du ſo mich ſiehſt,
Ich weiß es, daß dein Eigenwille
Dich — aber, ach! zu ſpät — verdrießt!"
Die Neugier kann ſie nicht beſiegen,
Ihr ahnt ein bitteres Vergnügen,
Ihr Herz pocht ſtärker als zuvor.
Der zwölfte Schlag hat kaum geſchwiegen,
So öffnet ſie das Kellerthor.
Wie ſtrahlt die Leuchte wunderhelle
An dieſer tiefen, öden Stelle.
Sie ſchleicht, doch wankend, bleich und ſtumm.
Es rieſelt eine Felſenquelle.
„Kehr um, o Mägdelein, kehr um!"
Sie iſt zu ſchwach, ſie kann nicht ſiegen,
Der Wunſch, die Lockungen bekriegen
Sie naht — entdeckt — o grauſe Luſt!
Ein Kind im kleinen Sarge liegen —
Mit blut'gem Meſſer in der Bruſt.
's war eine ſüße kleine Dirne,
Hält in der Hand noch eine Birne.
Starr Ingri blickt den Leichnam an.
Mit Blute ſteht auf ſeiner Stirne:
„Das hat dein Vorwitz mir gethan!"
Noch lächelt es, ein kleiner Engel,
Hält in dem Arm den Lilienſtengel,
Doch Ingri ſpringt entſetzt empor,
Entreißt der Wölbungen Geſchlängel
Und krachend ſchließt das Eiſenthor.
Jetzt lebt im Zimmer ſie, beim Mahle,
Und wenn der Mond mit blaſſem Strahle
Durch Tannen lächelt kalt und hehr.
Sie welkte wie die Blum' im Thale,
Sie hörte nie die Stimme mehr.
Natur! du heilige, du hehre!
Aus deinen Schöpfungen gewähre
Mir Ahnung jener ew'gen Luſt.
Erſtrebt' ich mehr — gegraben wäre
Das Meſſer in der Unſchuld Bruſt.

## 2.

## Die Roſenbüſche.

Dort, wo des Arno Woge ſchallt,
Beſucht' in unbelauſchten Stunden
Ein liebend Paar den Myrthenwald.
Sie hatten oft ſich dort gefunden,
Wenn Abends hinter Bergeswand
Der Sonne letzter Purpur ſchwand.
Die Lieb' entflammte Beider Bruſt:
Er männlich ſchön in Jünglingsjahren
Und ſie voll Reiz, ſich unbewußt.
Doch ihre Väter Feinde waren,
Der eine Guelf, der Ghibellin,
Und jeder zornig, ſtolz und kühn.
Die Häuſer, in Florenz erbaut,
Wie Feſtungen in Straßen ſtanden,
Dort Jeder ſeiner Macht vertraut,
Stark die Geſchlechter ſich verbanden
Und gingen oft zu Kampf und Wehr
Geharniſcht aus mit Spieß und Speer.
Und in den Mauern von Porphyr
Geklammert waren Eiſenringe;
An dieſen hing ihr Kriegspanier,
Daß keine Macht die Thore zwinge,
Denn Eiſen iſt ſo ſchwer und dicht,
Daß Rieſenmacht es kaum zerbricht.
Doch, wo umſonſt, voll wilder Kraft
Bellona mit den Waffen wüthet,
Da Venus Eingang ſich verſchafft,
Dem Zorn, der Feindſchaft ſie gebietet.
Die Liebenden vereinet bald
Der Mondſchein in dem Myrthenwald.
Einſt als ſie wandeln Arm in Arm,
— Nur kurz war dieſe hohe Freude —
Tritt aus dem Buſch ein roher Schwarm.
Ein feiger Knecht verräth ſie Beide;
Ein Zuruf! — und das ſüße Glück
Bringt keine helle Nacht zurück.
Nach Grabesruh' ſich Roſſo ſehnt.
Jetzt iſt die ganze Welt ihm öd',
Wenn Philomelens Klage tönt.
Er ſucht den Tod in blut'ger Fehde;
Er findet ihn in der Feinde Schar,
Sein letzter Seufzer Laura war.
Wie Blumen, die kein Strahl erfreut,
So welkten bald des Mädchens Wangen;
Sie klagt der Mitternacht ihr Leid.
Man hielt im Kerker ſie gefangen.
Ihr bleiches Haupt ſich niederbog;
Der ſchönen Hüll' ihr Geiſt entflog.
Der große Dom, voll Majeſtät,
Ein Werk aus grauem Alterthume,
Hoch auf des Marktes Mitte ſteht.

Ihn ſchmückt, zu edler Männer Ruhme,
Noch mancher Inſchrift alter Zug.
Dahin man die Entſeelten trug.
Doch ach! ſelbſt nicht die letzte Ruh
Das unglückſel'ge Paar verbindet.
O Haß, wie grauſam wütheſt du!
Noch ſind die Greiſe unverſöhnet.
Dem Auge zwar die Thrän' entquoll,
Doch ſtürmt im Herzen bitter Groll.
Der Tod, das weiße Sterbekleid,
Er ſühnte nicht, was ſie verbrochen.
Sie waren halb nur Gott geweiht,
Drum ward die Kirchenwand durchbrochen.
Halb außen ſtand der weiße Sarg,
Der die entſeelte Hülle barg.
Hier, wo der ſchwarze Marmorſtein
Noch Dante's Namenszug belebet,
Trug man des Ritters kalt Gebein.
Und dort, wo Giotto's Thurm ſich hebet
Hoch zu des Himmels Herrlichkeit,
Ward Laura's Aſch' ein Platz geweiht.
Jetzt, wenn der Sonne letzte Glut,
Vom Berge ſtrahlend auf die Felder,
Verſilberte des Arno Flut,
Dann riefen ſie umſonſt die Wälder,
Des Vogels Lied, der Blume Duft;
Sie ruhten in der öden Gruft.
Einſt ging ein Freund an dieſem Strande,
Am Lieblingsort der theuren Schatten,
Im ſtillen Blick die Thrän' ihm ſtand,
Da ſah er auf den grünen Matten
Zwei Roſenbüſche blühen wild,
Der treuen Liebe Ebenbild.
Sie wuchſen ſtill im dunkeln Hain
Und zeigten ihres Laubes Fülle,
Doch ohne Knoſp' und Blüthenſchein.
Er grub ſie aus in ernſter Stille,
— Ein Wink, den ihm der Himmel gab —
Und pflanzt ſie an der Liebe Grab.
Sie rankten, Blatt in Blatt vereint,
Im Abendroth und Abendſchauer.
Jetzt trennet ſie die Kirche weit;
Da rankten ſie hoch an der Mauer,
Um freudig wieder Zweig in Zweig
Zu flechten, beider Liebe gleich.
Und als die Sonne wieder wach
Und kaum mit Purpur überzogen
Des großen Tempels heil'ges Dach,
Da, über Brunelleschi's Bogen
Die Roſen wuchſen wunderbar
Und zeigten ſich die Blumen dar.
Da ward gerührt das Vaterherz,
Als ſolches Wunder ſie erfahren,
Da fühlten ſie der Arme Schmerz,
Da ſahen ſie, wie klein ſie waren,
Und gingen weinend Freundſchaft ein
An ihrer Kinder Leichenſtein.
Da raſſelten die Ketten ſchwer
Am Zollhaus! — alter Thaten Werke,
Die zeigen: Piſa ſei nicht mehr! —
Denn Eiſen bricht des Armes Stärke
Und ſchlägt ein Volk in Sklaverei;
Die Liebe nur bleibt ewig frei!

## 3

## Des Dichters Heimat.

Ihr Freunde! wünſcht ihr zu erfahren
Des Dichters Heimat, ſein Gebiet,
Dann will ich kühn es offenbaren;
Es ſtreckt ſich hin von Norden bis nach Süd.
Es reicht von Spitzbergs kaltem Eiſe,
Da wo der Urwelt große Mumie ruht,
Bis wo die letzte Inſel leiſe
Unmerklich ſich verliert in Südens Flut.
Gen Oſten gränzt es zu dem rothen Morgen,
In Edens jugendlicher Pracht;
Gen Weſten, wo das falbe Licht verborgen
Unmerklich ſich getaucht in Meeresnacht.
Dort ſtarres Eis, hier blaue Wellen wieder;
Und rund um das erhabne Vaterland
Schlägt ſich die Sonne Mittags nieder
Als diamantnes Ordensband.
Fragt ihr, wie lang, zu welchen Zeiten
Dies hohe Schauſpiel ihn erfreut,
Dann klingen meiner Harfe Saiten:
So lang er will, zu jeder Zeit.
Er wohnte mit den älteſten Hirten;
Die Höhl' am rothen Meer war ſein.
Er trug in Aethiopiens Porten
Zum Obelisk den Felſenſtein.
Er folgte Cecrops auf der Flotte,
Mit Bacchus zog er nach des Ganges Flut;
Er war auf Pindus bei dem Dichtergotte
Und da bekam er ſeinen Pegaſus.
Das ſchöne Pferd hat dunkelbraune Flügel
Und heil'ge Kraft in jedem Gliede wohnt,
Und herrlich über Thal und Hügel
Er mit dem Königsadler thront.
So hat den Tag der Griechen er gelebet;
Und klar nachher die helle Mitternacht
Als er, wie Fauſt, mit Sturmeswehen,
Von Mephiſtopheles umhergebracht.
Ja, ſelbſt des Daſeins enge Schranken
Zerbricht er ohne Mühe leicht,
Wenn auf der Leiter der Gedanken
Er forſchend mit dem Grübler ſteigt.
Er ſieht das Schwert, er folgt den Bomben,
Weint mit den Weibern in der Stadt,
Geht von Circuſſe nach den Katakomben,
Wenn er aus Mimers Born getrunken hat.
Wer wagt es, kühn ihn zu begleiten?
Auf ſeinem Roſſe ſilbergrau
Schwingt er im Raum ſich durch die Zeiten,
Wie'n Vogel durch das heil'ge Blau.
Er kann in kühlen Grotten gehen,
Bewegt ſich nur der Zauberſtab;
Im Alabaſterſchloß der Feen,
In alter Helden Königsgrab.
Er ſitzt auf weichem Blumenhalme,
Im Walde, bei der Quell' allein;
In Wüſten bei der ſchlanken Palme,
Auf einer Felſenburg am Rhein.
Er kämpft mit Stolz die letzten Stunden,
Wenn Hochverrath den Edlen droht;
Mit Roland hat er treu gefunden
Bei Ronsisval den Chriſtentod.
Mit Cocles ſteht er auf der Brücke,
Mit Colon er nach Weſten zieht,
Entlarvt mit Luthern Pfaffentücke
Und ſtürzt in Speere ſich mit Winkelried.
Er ſteht in dem italiſchen Gefilde,
Singt Miſerere mit und weint.
Mit Robinſon bekränzt er Wilde
Und macht ſich einen ſchwarzen Freund.
Er ſchaudert vor des Tigers Zahne
Und flieht der Klapperſchlange Blick.
Er freut ſich in der Drurylane
Und in der *opera comique*
Spricht in der Werkſtatt mit den Meiſtern;
Policinell verſchmäht er nicht
Und zittert auf dem Kirchhof vor den Geiſtern
Um Mitternacht im Mondenlicht.
Mit Werthern ſchwärmt er auf den Blumenmatten
Und liebt, unglücklich, mehr wie je!

Er dichtet in den Sommerſchatten
Froh mit Homer die Odyſſee.
Im Herbſte — heult der Sturm im Thale
Und raſſelt's in dem Eichenbaum,
Dann ſteht, mit Shakſpeare er im Ritterſaale
Und denkt an einen großen Traum.
Und kommt der Winter, fallen alle Blätter,
Entfernen ſich die Farben ganz,
Dann funkelt er wie Wallhall's Götter,
Hoch in dem lichten Sternenkranz,
Da läßt er Bragis Harfe klingen,
Da ſingt er Odin, Aſ und Alf;
Und herrlich auf den breiten Schwingen
Trägt ihn der Schnee nach Walaskialf.
Doch dort, wohin die ganze Kraft ſich richtet,
Was irrend noch kein Pilger fand,
Wovon kein Sänger uns gedichtet,
Das eigentliche Vaterland!
Wo Nebel nicht des Morgens Purpur trüben,
Wo keine Blumen untergehn,
Wo Jeſus, Baldur, Sokrates ſich lieben
Und brüderlich vor Gottes Throne ſtehn;
Wo die azurne Ehrenſäule
Durch die Unendlichkeit ſich ſtreckt;
Wo Engel mit der ſchweren Herkulskeule
Hinſchweben, die mit Blumen überdeckt — —
Dort ſtrebt er hin! iſt Alles auch verloren,
Das ahnt ſein Herz! danach ſein Wunſch begehrt.
Der iſt ein Wurm und für den Tod geboren,
Der dieſen Flug nicht liebt und ehrt!

## 4.

## Hakon Jarl.

### Akt 2, Scene 3.

(Im Hauſe des Schmiedes Bergthor. Er, ſeine Tochter, ihr Bräutigam und mehrere Bauersleute ſitzen beim Hochzeitmahle.)

Bergthor.
Nun luſtig, Kinder! Laßt das Horn herumgehn.
Spart mir den Meth nicht, er iſt alt und gut.
Da mit Gunlöd' ich meine Hochzeit hielt,
Da legt' ich ſelbſt das Faß gleich in den Keller
Und ſchwur darauf, ich rühr' es eher nicht,
Eh' meiner Tochter Hochzeit ich gefei'rt.
Und was ich ſchwur, hab' ich gehalten, ſeht ihr!
Genieße Freud' in meinen alten Tagen.
Iſt nicht das Märchen brav, mein guter Orm?
Neun Monat iſt ſie jünger als der Meth.
Es währte weder kürzer, Freund! noch länger,
Eh' mir Gunlöde eine Tochter ſchenkte.
(Er wendet ſich zu Gudrun.)
Das erſte Mal, da ich dich ſah, da ward
Ich bös'; ich nannt' dich einen Wechſelbalg!
Weib, rief ich, Weib, was thuſt mir das für Streiche?
Was ſoll ich mit den Dirnen? Knaben will ich,
Die ich zu Streitern auferziehen kann;
Und damit ſchmiß ich das elende Ding
Hinunter wieder in die Wiege.

Orm.
Aber
Nachher, da kriegteſt du das Märchen lieb.

Bergthor.
Ja, da ſie älter ward, ich weiß es nicht,
Sie kroch mir um die Bein' und auf den Schooß
Und fühlte mir den Bart, wie rauh er war;
So ward ſie immer älter, immer größer;
Und wenn die Märchen ſo die fünfzehn, ſechszehn
Zurückgelegt, muß man ſie lieben; das iſt
In der Natur; man wird dazu genöthigt.

Orm.
Der Alte iſt recht luſtig heute Abend!
Nun, Thorwald, laß das Horn doch hübſch herumgehn!
Es wird im Kreiſe nicht genug getrunken.

Thorwald.
Getrunken? Es iſt mir wie König Fiölnir
Gegangen faſt, der in das Methfaß fiel
Und erſt betrunken völlig ſo ertrank.

Bergthor.
Still, Kinderchen! Wer klopft denn ſo da draußen?

Thorwald.
Wenn ich nicht irre, mehrere Hochzeitgäſte.
(Er macht die Thüre auf; Stein mit einem Haufen bewaffneter Knechte tritt herein.)

Thorwald.
Wer ſeid ihr, Kinder, und weßwegen kommt ihr?

Stein.
Wir ſind die Knechte Hakon's, hergeſandt,
Sein königlich Gebot euch zu verkünden.

Orm.
Er weiß ſchon, daß wir hier zuſammen ſind,
Und nutzt den Augenblick? Wohl! Sprecht, wir hören.

Stein.
So Viele meinten wir hier nicht zu treffen;
Daß du die Hochzeit feierſt, wußten wir.

Orm.
Was habt ihr denn zu melden? Sagt es kurz!

Stein.
Nun kurz und gut: Jarl Hakon läßt dich grüßen.
Er kennt dich, Orm, als einen Biedermann,
Der ſeine Pflicht thut und gehorſam iſt.
Der Jarl hat deine Braut geſehn; ſie hat ihn
Zur Lieb' entflammt und er muß ſie beſitzen.
Daß erſt ein Unterthan das Glück genieße,
Wonach er ſchmachtet, kann er nicht erlauben.
Er hofft, du wirſt ihm alſo ſeinen Wunſch
Gewähren billig und das Liebchen abſtehn.

Orm.
Ihr kommt, hier meiner Braut mich zu berauben?

Stein.
Nicht zu berauben; willig hoffen wir
Sie mitzubringen. Binnen kurzer Zeit
Sollſt du ſie, reich begabt, zurückerhalten.

Orm.
Und eine ſolche Ford'rung, frecher Knecht!
Wagt ſich der Jarl, dem freien Mann zu machen?

Stein.
Gar mancher Bräutigam, ſo frei wie du,
Hat dieſe Forderung ein Glück genannt,
Wir hofften, hier allein dich anzutreffen,
Mit wen'gen Freunden. Deine ſchnelle Hochzeit
Macht auch den Antrag und die Ford'rung ſchnell.
Was das betrifft, des Jarlen That zu richten,
Dazu erkühnet Keiner ſich von uns!
Er iſt weit über unſern Ruhm erhaben.
(Die Verſammlung äußert laut ihre Unzufriedenheit.)

Bergthor.
Dies geht zu weit. Packt euch aus meinem Hauſe,
Verwegne Knechte!

Thorwald (ergreift ein Trinkhorn).
Grüßet euren Jarl,
Sagt ihm, ich hab' ſein Todesbier getrunken.
(Er trinkt.)

Mehrere Bauern.
Fort, Hakon's Knecht!

Stein (zu den andern Sklaven).
Ermannet euch, Geſellen!

Thorwald.
Ihr wagt es, eure Ohnmacht zu verſuchen?

Bergthor.
Hier hab' ich einen Hammer mir geſchmiedet
Vom beſten Stahl, wohin er fällt, da ſtürzen
Vier Knechte!

Die Bauern.
Hurtig ſchlagt die Bande todt!
(Streit. Gudrun fällt in Ohnmacht. Die Sklaven werden hinausgetrieben.)

Aſtrid.
Geliebte Schweſter! Gudrun, faſſe dich!
Sie ſind vertrieben ſchon. Sieh, meine Schweſter!
Sieh durch das Fenſter, wie die Knechte fliehn.
(Die Männer kommen zurück; Orm, der den Zuſtand ſeiner Braut entdeckt, ſtürzt ihr zu Füßen.)

Orm.
Gudrun! Geliebte Gudrun! meine Gudrun!
Was ſteht ihr Weiber? Wo iſt eure Kunſt?
Verſchafft mir meine Braut! Was weinet ihr?
Entreißet ſie dem Tod! O meine Gudrun!

Thorwald.
Nun bei dem mächt'gen Odin in Walhalla!
Hier heb' ich hoch mein blutgefärbtes Schwert,
Mit Sklavenblut beſudelt, mit dem Blute,
Das von den Breunern Haken's floß; und ſomit
Gelob' ich ihm und ſchwöre ſeinen Tod.
Bei Odin, Thor und allen heil'gen Göttern,
Ich ruhe nicht, bis dieſe Schmach gerochen.

Bergther.
Und ich — ich bin ſchon grau; ein hohes Alter
Hat mir das Mark aus dem Gebein geſaugt;
Doch fühl' ich Kraft genug, um mich zu rächen.
Er weiß, ich ſollt' ihm eine Krone ſchmieden?
Ich will ihn ſchmieden! Seht, ich bin der Aelteſte
In der Verſammlung und des Mädchens Vater.
Da liegt das arme Kind, bloß und vernichtet,
Ein welkes Blümlein an des Buhlen Bruſt.
Verſammelt euch, Normannen! um mich her
Und ſchwört mit mir auf den gewalt'gen Hammer
Des Böſen Tod.

Orm.
Gudrun! Die Wangen färben
Sich wieder, ſeht nur!

Alle die Bauern (auf den Hammer).
Haken Jarl ſoll ſterben!

## Act 3. Scene 2.

(Wald. Haken bei einer Hirtenhütte; er ſitzt auf einem Stein und ſtützt ſich grübelnd das Haupt.)

Haken.
Es war nicht mein Beſchluß; er kam von Thorer.
Er mag die That vertheidigen bei Odin!
Ha! Odin wird nicht zürnen! Soll der Wahnſinn
Erliegen nicht, der ſelbſt den Göttern trotzt?
Nicht meine Macht, ſelbſt Odin's wollt' er tilgen.
Er fällt! — Schnell muß ſich die Sache ändern,
Soll Alles gut gehn! Schnell muß man den Sturm
Bezwingen. Ja, es iſt ſchon hohe Zeit,
Schon hohe Zeit! Ihr grauet, meine Haare?
Habt Zeit doch, meine Locken! Ihr ſollt glänzen.
Die loſen Dirnen neckten immer mich,
Weil ſchwarz mein Haar ſich kräuſelte, nicht gelb.
Nur Zeit, ihr Kinder! Goldgelb ſoll es werden,
Der königliche Reif ſoll es vergulden.
Wer kommt denn da? Gewiß ſchon Thorer Klake
Mit Olaf's Haupt. Ich mag davon nicht ſchau'n.
(Er bleibt in voriger Stellung ſitzen. Olaf tritt herein in einen weiten Mantel verhüllt, mit einem großen Hut tief in die Augen.)

Haken (ohne ſich umzuſehen).
Mein wackrer Thorer Klake, biſt du da?
Iſt Alles gut gegangen? Bringſt du mir
Was du verſprochen, Freund? Antworte, Thorer!

Olaf.
Wie recht war, iſt es Alles abgelaufen.
Entſchuld'ge aber Thorer, daß er ſelbſt
Nicht kommt, um König Olaf's Haupt zu bringen.
Es ſchien zuwider ihm, drum ſandt' er mich.

Haken.
Wohl! Geh und grab es in der Erde Schooß.
Tief, tief! Ich mag es ſelbſt nicht ſehn. Mein Auge
Verträgt es nicht. Es ſteht vor mir im Traume.
Geh! Scharr den Leichnam ein und ſage Thorer,
Daß gleich er herkommt.

Olaf.
Thorer Klake ſchläft.

Haken.
Wie? Schläft er?

Olaf.
Mittagsſchlaf! Steif hat er ſich
Geſtreckt im Schatten des Hollunderſtrauchs.

Haken.
So weck' ihn denn! (leiſe) Nach ſolcher That noch ſchlafen.
Ha, Thorer! ich bewundre deinen Muth!
(laut) Weck' ihn!

Olaf (für ſich).
Das mag einſt der Poſaunenengel —
(laut) Wollt aber ihr nicht Olaf's Haupt beſehen?

Haken.
Nein, hab' ich dir geſagt.

Olaf.
Herr Jarl! ihr glaubt
Hier einen blut'gen Todtenkopf zu ſehen?
Nichts wen'ger, mein Gebieter! Olaf's Kopf
Sieht ſo geſund aus, wie im Leben einer.

Haken.
Geh, ſag ich, Knecht!

Olaf.
Was muß ich hier erfahren?
Man ſagte mir: Jarl Haken wär' ein Held!
Wie Keiner mehr; und Haken fürchtet ſich
Vor einem abgehau'nen Kopf? Wie würdet
Ihr dann erſt zittern, Herr! wenn auf dem Rumpfe
Ihr noch ihn ſähet?

Haken (zornig).
Frecher Knecht! Du wagſt?
(Er wendet ſich.) Wo haſt du ihn?

Olaf
(ſchlägt den Mantel zurück und wirft den Hut ab).
Auf meinen Schultern, Herr!
Vergib mir, daß ich ſo mein Haupt dir bringe.
Es war mir am bequemſten ſo.

Haken.
Verrathen!
(Er zieht ſein Schwert.)

Olaf.
Mein Greis, bezwinge deinen falſchen Muth.
Erinn're dich, mein Kopf ſitzt auf den Schultern,
Und daß ein muthiges Gewiſſen nur
Sich mit enthaupteten Geſpenſtern ſchlägt.

Haken.
Ha! Weiche! (Er fällt aus gegen Olaf.)

Olaf (ſchlägt ſein Schwert zurück).
Ruhig, hab' ich dir geſagt.
Und ſteck dein Schwert in ſeine Scheide wieder.
Von meinen Helden iſt der Wald umringt
Und meine Macht iſt größer hier als deine.
Ich will das Land durch Kampf und Sieg gewinnen.
Dazu haſt hämiſch ſelbſt du mich gelockt.
Nun ſtehſt du da in deiner eignen Schlinge;
Dein Thorer ſteht ſchon vor dem ew'gen Richter.
Du ſiehſt, wie leicht ich dich jetzt fangen konnte.
Dich gleich allhier zu tödten wäre leichter,
Doch ich bekenne mich zu Chriſti Lehre
Und ich verachte dieſen ſchnöden Vortheil;
Drum wähle zwiſchen zweien: Sei Jarl
Auf Hlade, wie du warſt, und ſchwör' mir Treue.
Wo nicht? So ſtirb! Wo wir uns wieder treffen,
Geht es dann ſchonungslos auf Tod und Leben.

Haken (ſtolz und ruhig).
Das letzte wähl' ich, Olaf! mir: das letzte.
Betrachteſt mich als einen feigen Knecht?

Das lockt ein Lächeln nur auf meine Lippen.
Olaf! man hört, daß du ein Jüngling biſt:
Großſprecherei und Uebermuth ſind meiſtens
Geleite, die dein Alter gern ankünd'gen.
Schau mir in's Aug'! Betrachte dieſe Stirn!
Haſt du bei Nordern ſolchen Blick gefunden?
Und hoffſt du, daß ſich eine Kleinlichkeit
Armſelig die erhabne Stirn gefaltet?
Ich lockte dich? Ja. Und warum denn nicht?
Ich kannte dich, ich wußte wohl, daß deine
Geburt im Herzen du weit höher ſchätzeſt,
Als Hakon Jarl's berühmte Heldenthaten.
Daß nach Gelegenheit du nur dich ſehnteſt,
Um gleich den Greis in ſeiner Ruh' zu ſtören.
Daß ſolch Geſchäft ich überſtanden wünſchte,
Kann das dich wundern? Daß den Schwärmer ich
Betrog, der ſelbſt die hohen Götter höhnt,
Kann das dich wundern? Und kann das dich wundern,
Daß meines Freundes Rath Gehör ich gab,
Als ein feindſelig Schickſal mich nicht bloß,
Selbſt Walhall's Götter frevelhaft bedrohte?

Olaf.

Du armer, blinder Greis! Ich trage Mitleid
Mit dir und deinen ſilbergrauen Haaren.

Hakon.

Laß nur dein Mitleid! Wie du hier mich ſiehſt,
Siehſt du den letzten Reſt, die letzten Funken
Von alter nord'ſcher Kraft und Heldenleben.
Das ſollſt du nicht verlöſchen, zarter Jüngling!
Mit deinen weinerlichen Liebesthränen.
Ich weiß es wohl, es iſt der Chriſten Sitte,
Mitleidig zu bekehren und verbeſſern;
Doch unſre iſt: euch innig zu verachten,
Nach eurem Untergang und Tod zu ſtreben,
Als Feinden von den Göttern und der Kraft.
Das thut nun Hakon und darin beſteht
Die Mildethat. Bei Odin und bei Thor!
Du ſollſt nicht Norwegs Heldenſonne decken
Mit deinen frommen, trüben Regenwolken!

Olaf.

Wohlan! Es kommt drauf an. Jetzt ſcheiden wir.
Weh dir, wenn nächſtens wir uns wieder treffen!

Hakon.

Ja, weh mir! wenn ich dich dann nicht vertilge.

Olaf.

Des Himmels Zorn ſoll dir vom Herzen nagen!

Hakon.

Thor's Hammer ſoll das mürbe Kreuz zerſchlagen!

## Act 4. Scene 1.

(Kellergewölbe. Hakon und Karker kommen, der Erſtere trägt einen Speer, der Andere eine brennende Lampe und einen Teller mit Speiſe.)

Karker.

In dieſer Höhle ſollen wir denn leben?
Hier iſt nicht ſehr für die Bequemlichkeit
Geſorgt. Wo ſoll ich unſre Lampe ſetzen?

Hakon.

Dort hänge an der Wand ſie an den Haken.

Karker.

Das kann ich endlich. Und hier in dem Stein
Sind Sitze ausgehau'n, da kann man ruhn.
Herr Jarl! wollt ihr nicht auch ein wenig eſſen?
Ihr habt ja Nichts den ganzen langen Tag
Genoſſen.

Hakon.

Iß nur du, ich bin nicht hungrig.

Karker.

Das will ich denn, wenn ihr es mir erlaubt.
(Er ſpeiſt; Hakon geht auf und ab mit langen Schritten.)

Karker.

Herr Jarl! Hu, es iſt eine garſt'ge Höhle.
Saht ihr den ſchwarzen Sarg, gleich bei der Thüre
Da droben, als herein wir eben traten?

Hakon.

Schweig ſtill und iß! (für ſich) In dieſer finſtern
Wölbung
Iſt Thora manche Nacht ſchlaflos gegangen,
Einſam und weinend. Jenen ſchwarzen Sarg
Hat heimlich ſie ſich zimmern laſſen. Hier
Soll einſt der ſchöne Körper die Verweſung
Erwarten. — (Sieht auf Karkern.)
Burſche! warum ißt du nicht?
Warſt immer ſonſt begierig nach dem Eſſen.
Was fehlt dir?

Karker.

Herr! ich habe keinen Hunger,
Das Eſſen ſchmeckt mir nicht.

Hakon.

Nicht? Und warum nicht?
Sei wohlgemuth, vertrau' auf mich, den Herrn!

Karker.

Herr Jarl! Ihr ſeid ja ſelbſt angſt und beklommen!

Hakon.

Angſt und beklommen? Knecht! Was wageſt du?
Sei luſtig! Wenn du jetzt nicht eſſen kannſt,
So ſinge; ſing' ein Lied mir!

Karker.

Was für eins?

Hakon.

Sing' was du willſt; am liebſten doch ein ſolches,
Wo dumpf und ſchauerlich die Weiſe treibt,
Wie Guß und Hagel vor dem Winterſturm.
Ein Wiegenlied, mein Sohn! ein Wiegenlied.

Karker.

Ein Wiegenlied?

Hakon.

Daß das erwachſ'ne Kind
Beruhigt in der Nacht einſchlafen kann.

Karker.

Ich kann ein ſchönes Heldenlied, mein Herr!

Hakon.

Nimmt es ein traurig Ende? Scheint es erſt,
Als wenn ſich Alles trefflich fügen würde,
Und ſchlägt dann plötzlich um mit Mord und Tod?

Karker.

Mein Herr! Das Lied fängt gleich ſehr traurig an.

Hakon.

Das mag ich leiden. Jene Art, daß Alles
So ruhig und ſo heiter ſich eröffnet,
Um ärger nur und ſchrecklicher zu enden,
Iſt ein zum Ueberdruß gebrauchter Griff
Von unſern Skalden. — Grauer Morgenhimmel!
Dann weiß vom Anfang man, wie man daran iſt.
Beginne den Geſang!

Karker (ſingt)

König Harald und Erling ſie ſegelten Nachts;
Der Vogel im Walde flötet;
Und da ſie kamen nach Dalehof,
Da ward der Jarl getödtet.

Hakon.

Knecht, biſt du toll?
Singſt meines Vaters Todtenlied mir vor?

Karker.

War Sigurd Jarl denn euer Vater, Herr?
Das hab' ich nie gewußt. Da habt ihr Recht,
Mit ihm ging es betrübt zuletzt.

Hakon.

Schweig ſtill!

Karker.

Man findet nicht einmal ein wenig Stroh,
Worauf man ſchlafen könnte.

Hakon.

Biſt du müde,
Dann ſtrecke dich hin auf die nackte Erde!
So hab' ich mehr als einmal es gethan.

Karker.
Das will ich denn auch thun.
Hakon.
Gut! Schlafe! Schlafe!
(Karker ſtreckt ſich hin auf die Erde und ſchläft ein.)
Hakon (betrachtet ihn).
Armſelige Natur! Du ſchlummerſt ſchon?
Das Fünklein, das dein Leben kümmerlich
Verzehrt, erliſcht ganz in dem Aſchenhaufen?
Wohl dir! Wohl dir! — Hier flammt es und hier brennt es
Gewaltiger in der Bruſt — Ha, dummer Sklav,
Haſt auf Geheiß der Nornen du mir warnend
Des Vaters Todeslied geſungen? Wird
Jarl Hakon's Ende wie das Ende Sigurd's?
Wie ich, war er ein blut'ger Opferprieſter!
(unruhig)
Wie? hat denn in der That der weiße Chriſtus
Odin und alle Götter überwunden?
Nur muß der fallen, der ſein Feind ſich zeigt?
Es iſt ſehr kalt in dieſer feuchten Höhle,
Es ſchauert mir das Blut in meinen Adern.
(er betrachtet Karker.)
Er träumt! Abſcheulich zerrt er das Geſicht,
Grinſt wie ein Zauberzwerg im Lampenſchein!
(er ſchüttelt ihn.)
Erwache, Knecht! Erwache, Karker! Was
Bedeutet dieſes Greinen?
Karker.
Ach, ich träumte.
Hakon.
Was träumteſt du?
Karker.
Ich träumte —
Hakon.
Schweige! Still!
Was lärmt denn jetzt ſo laut hier über uns?
Karker.
Es iſt ein Haufen Streiter, Herr! ich höre
Gar deutlich, wie die Panzerſchienen raſſeln;
Es ſind vermuthlich König Olaf's Leute,
Die noch uns ſuchen.
Hakon.
Dieſer alte Keller
Iſt unbekannt; hat ſtarke Eiſenthüren,
Und Thora hat den Schlüſſel mir gegeben.
Hier ſind wir ſicher.
Karker.
Hört ihr's, was der Herold
Verkündet laut?
Hakon.
Was ruft er?
Karker.
König Olaf
Will den mit Gold und Ehre reich belohnen,
Der euer Haupt ihm bringt.
Hakon (ſieht ihm ſcharf in's Geſicht).
Das haſt doch du
Nicht Luſt jetzt zu verdienen? Warum zitterſt
Du ſo? Warum ſind deine Lippen blaß?
Karker.
Der Traum hat mich erſchreckt. Ihr könnt ja Träume
Auslegen, Herr!
Hakon.
Was haſt du da geträumt?
Karker.
Wir waren Beide auf der wilden See
In einem Boot; ich ſaß beim Steuerruder.
Hakon.
Das will bedeuten, Karker! daß mein Leben
Hängt ab von dir. Sei treu und ſteh mir bei
Zur Stund' der Noth; dann werd' ich beſſer einſt
Als Olaf dich belohnen.
Karker.
Herr! ich habe
Noch mehr geträumt.
Hakon.
Sag' Alles, Karker! Alles!
Karker.
Es kam ein großer ſchwarzer Mann herunter
Zu uns am Strande von den Felſen droben;
Der ſagte: „Jeder Hafen iſt geſperrt!"
Hakon.
Karker, du träumſt nicht gut. Das deutet auf
Ein kurzes Leben für uns Beide. Sei
Mir treu! Wie ſelbſt du einmal mir erzählt,
Sind Beide wir in einer Nacht geboren,
Wir werden auch an einem Tage ſterben.
Karker.
Dann träumt' ich auch, daß ich auf Hlade war
Und daß der König Olaf um den Hals
Mir einen goldnen Ring gleich legen ließ.
Hakon.
Ja, das bedeutet, daß er einen Ring,
Von Hanf geſponnen, um den Hals dir legt,
Wenn ſchnöde deinen Herrn du haſt verrathen.
Geh! Setze gleich dich in den Winkel da.
Selbſt will ich mich in dieſen Winkel legen.
Dann ſchlafen Beide wir!
Karker.
Wie ihr es wollt.
Hakon.
Wo willſt du hin?
Karker.
Ich will die Lampe putzen.
Hakon.
Geh! Setze dich und laß die Lampe brennen;
Du könnteſt ſie auslöſchen und dann ſäßen
Wir hier im Finſtern. Ich begreife nicht,
Wie jeden Abend, wenn man ſchlafen geht,
Das Licht ſo ruhig man auslöſchen kann.
Es iſt ein garſtig Bildniß von dem Tod,
Weit ärger und weit trüb'rer, als der Schlaf.
Was lebt ſo raſch und blinkend, als ein Licht?
Wo bleibt das Licht, wenn erſt es ausgelöſcht?
Laß meine Lampe ſtehn! Sie brennt nur ſchwach;
Doch brennt ſie noch. Wo Leben iſt, iſt Hoffnung.
Geh, leg' dich in den Winkel dort und ſchlafe!
(Sie legen ſich und ſchweigen Beide einige Augenblicke ſtill.)
Hakon (leiſe).
Nun, Karker! Schläfſt du endlich?
Karker.
Ja, Herr Jarl!
Hakon (ſteht auf).
Ja dummer, ſtumpfer Sklave; — Hakon! Hakon!
Iſt dieſes Thier der letzte Ueberreſt
Von deiner ganzen Macht? Ich trau ihm nicht;
Denn was begreifet wohl ein ſolch Gehirn
Von Pflicht und Treu? Wie an der Kett' ein Hund
Kommt wedelnd er und kriechend gleich zu dem,
Der ihm den beſten Knochen bietet. — Karker!
Gib her den Dolch! Ein Knecht trägt keine Waffen.
Karker.
Ihr habt mir ihn ja ſelbſt geſchenkt, mein Herr!
Da iſt er.
Hakon.
Gut! Nun ſchlafe!
Karker.
Gleich.
Hakon (für ſich).
Ein Fieber
Brennt mir im Kopf und in dem Blut! ich bin
Sehr matt und müde von des Tages Streit,
Dem Wachen und der Flucht der Nacht — Doch ſchlafen,
Das will ich nicht; denn dieſer Knecht — Nun ich
Will ruhn, mich aber vor dem Schlafen hüten.
(Er legt ſich und ſchläft ein.)

**Karker** (leiſe).
Nun ſchläft er. Ha, er traut mir nicht; er fürchtet,
Daß ich an Olaf ihn verrathen möchte.
Olaf gibt Gold und Ehre für ſein Leben.
Was kann ich ferner mehr von ihm erwarten?
Er rührt ſich! Hilf mir, Thor! Er geht im Schlafe.
**Hakon** (richtet ſich ſchlafend auf und geht mit ſteifen Schritten, mit vorgelegter Bruſt und zurückgeſtreckten Händen, als wenn er vor Etwas ſtehe, in der Höhle vorwärts.)
Goldharald! Schaftell! nun, was wollt ihr mir?
Laßt mich in Frieden! Warum ſteckt ihr dort
Die blaſſen Todtenköpfe durch die Klippe?
Ihr lügt! Ich hab' euch ſchnöde nicht verrathen.
Was wollt ihr, Kinderchen? Ach, geht nach Hauſe!
Nun iſt da keine Zeit zu Liebeslachen!
Und eure Bräutigam' — und Erling's Bild —
Es fiel — und Freya ſteht bekränzt mit Blumen.
Du biſſeſt in den Angel, Olaf; jetzt
Soll Hakon in den Todesangel beißen.
(Er wacht auf.)
Was weint im Graſe dort? — Das iſt das Aergſte.
Mein kleiner Erling, armes Kind! Du bluteſt?
Stach ich zu tief? Es rollen Purpurtropfen
Aus deiner Bruſt, tief in die weißen Roſen!
(ruft laut)
Ha, Karker! Karker!

**Karker.**
Ja, Herr Jarl! — Er träumt
Noch immer fort.

**Hakon.**
Nimm dieſen Spieß, ſtoß ihn
Mir in die Bruſt. Es iſt vollbracht! Da, ſtoße!

**Karker.**
Mein Herr; wie könnt ihr ſelbſt ſo was verlangen?

**Hakon.**
Es iſt vollbracht! Gehorch', Elender! ſtoße gleich!
Du oder ich muß ſterben.

**Karker.**
Sterb denn du!
(Er ſtößt ihm den Spieß in die Bruſt.)

**Hakon** (fällt).
Jetzt ragt des Himmels Spieß mir lang vom Herzen.
Erfüllt iſt deine Drohung, Tryggvaſon!
(Er ſtirbt.)

**Karker** (betrachtet ihn).
Nun iſt's geſchehn und ſteht nicht mehr zu ändern;
Drum will ich auch nicht weinen hier und klagen,
Ich wein' ihn ja doch nicht lebendig wieder.
Nun mach' ich auf die Thür und bringe hurtig
Dem König dieſen todten Jarl; dann krieg'
Ich Gold und Ehre, wie er es verſprochen.
Es iſt geſcheh'n! Er wollte ſelbſt den Tod,
Ich habe blind gehorcht, was er gebot.

## 3.

## Ingemann.

### Ballade.

Ein Ritter, ſo männlich, ſo keck und ſo hold,
Mit blankem Stahlharniſch und Helm von Gold,
Ritt eilig auf ſchnaubendem Renner daher,
Dann hielt er vor Lynalil's ruhiger Thür.
„Ich komm über Berg und See, rief er, gejagt,
Zu ſehen und zu lieben die holdeſte Magd."
Willkommen! Und als ſie den Gruß ihm entbot,
Bedeckte die Wangen ein fliegendes Roth.
„Ich komm' über Berg und See, rief er, gejagt,
Zur Braut mir zu kieſen die holdeſte Magd!"
Als Lynalil's Blick auf dem Fremdlinge ruht,
Da ward ihr, ich weiß nicht, wie ſeltſam zu Muth.
„Ich komm über Berg und See, rief er, gejagt,
Dich Lyna zu freien, die holdeſte Magd,
Und ſchwur, als ich dir mich auf immer geweiht,
Zu freien dich oder zu fallen im Streit."
Mit bangender Seele das Mädchen ſtand,
Bald roth wie die Roſe, bald blaß wie die Wand.
„Flieh, ſeufzte ſie, flieh nur, mich bindet die Pflicht,
Meine Hand und mein Herz, ſie gehören mir nicht.
Ein Jüngling mein Trauter von Kindheit an war;
Er hatte dein Auge, doch lichteres Haar,
Sein Mund zwar iſt dein, doch die Stimme war zart.
Er hatte dein Kinn, aber flaumigen Bart.
Weit hat er ſich um in der Ferne geſchaut,
Bald kehrt er zurücke, zur liebenden Braut,
Schon ſiebenmal ſchlich das langſame Jahr,
Bald kehrt er, der lieb mir von Kindheit an war."
„O Mädchen! dein Lieben war Scherz nur und Tand,
Die Kindheit, die kindiſche Liebe verſchwand;
Trau nicht dem unbärtigen Freunde zu ſehr,
Er kommt ja nicht wieder, er kommt ja nicht mehr."
„O nein, o Fremdling, er ſtürbe bevor,
Eh' treulos er bräche, was heilig er ſchwor,
Er grub auf die Bruſt meinen Namen ſich ein,
Doch innen da ſtrahlt er in ewigem Schein."
„So will ich denn fliehen und halten den Eid,
Den Tod in dem Kampfe mir ſuchen, o Maid!
Und ſtellt ſich im Traum ein Gerippe vor dich,
Dann wein' eine Thräne, denn das bin ich."
Und langſam fort wandert der Ritter ſo hold,
Mit blankem Stahlharniſch und Helme von Gold;
„Ach Fremdling, ach bleib' doch! ich liebe — doch flieh!
Flieh! fliehe! nein, flieh nur, ich liebte dich nie!"
Froh kehrte zurücke der Ritter ſo hold,
Weg warf er den Harniſch, den Helm von Gold;
„Trau nur auf des Freundes beharrlichen Sinn,
Doch kehrt er nicht wieder mit Flaumen am Kinn.
Erkenn' ihn, der lieb dir, von Kindheit an, war
Mit tieferer Stimme, mit dunklerem Haar!"
„Gott! Ludwig!" ſie ſtammelt's und beut ihm den Kuß.
Still feiernd des Wiedererkennens Genuß.
(Platen.)

## 4.

## Hauch.

### Tiberius.

Fünfte Handlung

(Abend. Eine Felſenſpitze auf Capreä.)

Tiberius, Traſyllus.

**Tiberius.**
So glaubſt du denn, der Macro ſei mir treu?

**Traſyllus.**
Ich zweifle nicht, doch wenn du wünſcheſt, will
Ich noch einmal ſein Horoſkop berechnen.

**Tiberius.**
Siehſt du den ſpiegelglatten Felſen?

**Traſyllus.**
Ja.

**Tiberius.**
Und jenſeits ſteht Sorrent wie eine Mauer.

**Traſyllus.**
Und zwiſchen beiden wälzet ſich die See.

**Tiberius.**
Wer da hinunter ſtürzt, wird ſchwerlich nach
Sorrentum ſchwimmen.

**Traſillus.**
Sieh, der Felſen ſenkt
Sich in den Abgrund, wie ein ſchroffer Thurm.
Das Blut wird Eis, wenn man hinunter ſieht.
Die magern Hälmchen ſtrecken weit geſchieden
Sich aus der Kluft und ſuchen wohl umſonſt
Mit bleichen Mienen einen Tropfen Waſſer.

**Tiberius.**
Nicht ſtets umſonſt, denn unvermuthet ſtürzt
Aus dunklen Quellen oft ein rother Strom.

**Traſillus.**
Und Spitzen ſpringen aus dem Felſen vor.

**Tiberius.**
Wie in des Tigers Mund die ſcharfen Zähne;
Die greifen Jeden, der hinunter ſtürzt.

**Traſillus.**
Und Steine ragen aus dem Meer, wie Schwerter.

**Tiberius.**
Ja, recht wie Schwerter, ſie zerreißen Jeden,
Der auf der Felſenſpitze dem Tod entging.

**Traſillus.**
Und Möwen ſteigen aus der grünen Fluth.

**Tiberius.**
Von dieſen wird der Hochzeitkranz geflochten,
Wenn die Verweſung deine Leich' umarmt.

**Traſillus.**
Hier iſt nicht gut zu weilen, denn der Abgrund
Verwirrt die Seele, lockt im Schwindel ſie
Zur wilden That, die man am meiſten fürchtet.

**Tiberius.**
Wirf einen Stein hinunter! Horch! denn ſehen
Kannſt du ihn nicht, er ſchwindet aus dem Auge,
Bevor dem Fuß des Felſens er ſich nähert.
Doch hören kannſt du ihn; ſo zähle die
Secunden, bis der Klang verkündigt, daß
Er an die Pforte des Neptunus klopft.

**Traſillus** (wirft einen Stein hinunter).
Ich zähle zwanzig.

**Tiberius.**
Zähle noch einmal!

**Traſillus** (wirft wieder einen Stein hinunter).
Ich zähle dreißig.

**Tiberius.**
Recht; ſiehſt du, wie grün
Des Meeres Grund, da wächſt doch das Gras,
Bereit, mit weichem Schooß dich zu empfangen,
— Vielleicht! nur wenn du da hinunter fällſt!

**Traſillus.**
Mein Herz im Buſen zittert, ich will fort.

**Tiberius.**
Wie würd' es dann nicht zittern, wenn du wirklich
Herab vom Felſen ſänkeſt.

**Traſillus.**
Sänken!

**Tiberius.**
Der
Herabgeſtürzte wäre todt; denn du weißt,
Die Kunſt des Arztes kann mitunter helfen.

**Traſillus.**
Tiber!

**Tiberius** (freundlich).
Vergib! es war ein Scherz; doch hör'!
Du haſt mir jetzt ſo Vieles von Sejan
Erzählt, vom ſichern Macro's und dem meinen,
Kannſt du auch ſehn, wenn Tod und Untergang
Dir ſelber drohn?

**Traſillus.**
Mir?

**Tiberius.**
Nun ja.

**Traſillus.**
Warum nicht?
Wenn den geſtirnten Himmel ich nur ſehe,
Wenn ich mein Horoſkop berechnen kann.

**Tiberius.**
So thu es jetzt in meiner Gegenwart.

**Traſillus**
(zieht mehrere Linien, beobachtet die Stellung des Mondes, betrachtet genau den Himmel und ſagt:)
Ich weiß, wo jeder Stern am Himmel ſteht,
Wiewohl es Tag iſt. Sommer haben wir,
Die Sonne ging am Horizont ſchon unter,
Da funkelt noch am Meer die helle Jungfrau,
Bei ihr die Wag', der Schweif des Skorpions.
Im Sommer zeigt die Nacht den Thierkreis,
Worin die Sonn' im Winter wohnt. Da ſteht
Mir über'm Haupt die Leier. Ja ich ſeh' ihn,
Den großen Stern, der mit dem Adler
Und mit dem Aug' des Schwans ein Dreieck bildet.
Da blinkt im Oſten das gebrochne Zeichen
Kaſſiopeias in der Milchſtraß' Mitte,
Bei ihr ſteht Perſeus; am Horizont
Wälzt ſich der grüne Drach; die Schlange hebt
Ihr Haupt am nahen Pol. — Jetzt ſteht — was!
— Das ſehen! — bei dem Zeus! — Jetzt ſteht ſo
Der Jungfrau ja der rothe Mars, der iſt
Mein eignes Zeichen.
(Er hält inne, wird bleich, zerreißt ſeine Kleider und ſagt:)
Ha, mir droht jetzt
— In dieſem Augenblick Gefahr des Lebens,
Wo ich am wenigſten daran gedacht,
— Von einem ſchnell verrätheriſchen Freunde.

**Tiberius** (umarmt ihn).
Weil du's errathen haſt, iſt ſie vorbei.
Ich danke dir, Traſill! Bewundern muß
Ich dieſe tiefe Kunſt, die Alles kennt.
Wir werden weiter mit einander reden,
Denn viele Fragen hab' ich noch an dich.
Ja, viele Feinde hat Tiber und Viele
Sind da, die mir den Tod im Herzen wünſchen.
Traſill, du haſt die Freundſchaft eines Kaiſers.
Sei treu, mein Freund und denk' an Macro! ſieh
Dein Horoſkop! Gefährlich, was er thut
Verſchleiern glaubt und wohl bewahrt! — ich fürchte
Verrätherei von dieſem ſchlauen Macro,
Denn ach, auf dieſer Welt iſt keine Treue.
Das zeigt das Leben, mein Traſill, doch du
Gehörſt der Welt nicht an, denn du vertrauſt
Nur auf den ewigen und hohen Himmel.
Und ich will dir nur trau'n. Leb wohl, Traſill!
(Umarmt ihn noch einmal und geht.)

**Traſillus** (allein).
Du glaubſt im Herzen mir zu leſen, du!
Betrogner Thor! du glaubſt die Erde treulos,
Nur weil in deiner Bruſt die Treue mangelt.
Du glaubſt des Menſchen Inneres zu erkennen
Und kennſt nur deine eigne ſchlechte Seele.
— Wer kann auf dich ſich denn verlaſſen! — So,
Auch deine Zukunft iſt der Felſen hier
Mehr treulos als der Schaum des Meeres. Gleich fort!
An Macro! an den Conſul! an Sejan!
Sie ſollen dich erkennen, kann ich dieſe
Vereinigen, dann hat Traſill die Welt
Aus eines Tigers Schlund herausgeriſſen.
(Will gehen, ein Fiſcher tritt ihm entgegen.)

**Der Fiſcher.**
Ich führe dich nach Baja.

**Traſillus.**
Wie, du ſtehſt
Hier auf der Lauer!

**Der Fiſcher.**
Sei nur ohne Furcht!
Ich bin nicht, was ich ſcheine. Bei Oſtia
Wirſt du den Macro finden. Sag', der Portus
Sei fertig und der Hafen ſchon vollendet.
Jetzt können Schiffe ſich dem Lande nähern.
Ein Rauch des Tags und Feuer in der Nacht

Die mögen eure Zeichen ſein, wohin
Ihr ſegeln könnt und ich wird' euch erwarten.
(Beide ab.)

(Am andern Morgen. Capreä. Ein Felſen am Meer.)

Tiberius, ein Trabant.

Der Trabant.
Es flammt ein Feuer auf dem Strande Maſſa's.
Tiberius.
Das iſt ein Zeichen, daß der Macro ſchon
Die That vollendet. Er iſt ſchnell, der Macro.
Der Trabant.
Ein Fiſcher hat bei Iſchia geſehn
Fünf Schiffe, die nach Süden ſich bewegten.
Tiberius.
Fünf Schiffe ſagſt du? Rufe den Thraſyll!
Der Trabant.
Thraſyll iſt fort, man weiß nicht, wo er iſt;
Man glaubt, er ſei entflohen.
Tiberius.
Wie? entflohen!
Das Zeichen iſt nicht gut. Schickt Boten aus!
Und laßt den Cajus gleich von Roma kommen!
Ein Fehler wär's, den Knaben da zu laſſen.
Schickt Boten, ſag' ich! Warum ſtehſt du da?
— Und achtet wohl auf jene Schiffe. Späher
Von den Gebirgen! Warum ſtehſt du da?
Geh' fort! ſei ſchnell und hole gleich den Cajus!
(Der Trabant ab.)
Tiberius (allein).
Thraſyll entflohn! das Zeichen iſt nicht gut.
Sejanus todt! das tröſtet mich ein wenig.
Thraſyllus ſoll nicht leben und ich will
Die Aſtrologen aus dem Lande jagen.
Allein die Schiffe, was bedeuten die?
Wer wagt, mit vielen Schiffen hier zu ſegeln,
Wenn ich es nicht erlaubt? Ha, ich fürchte,
Es ſei nicht Alles richtig. Macro iſt
Ein Schurke, wie Sejan, und bei dem Zeus!
Er ſoll ihm folgen auch. — Ha, wer biſt du?
Julia (kommt).
Ich bin ein Schatten aus der Unterwelt.
Tiberius.
Wie? Julia! wenn mich mein Ohr nicht trügt.
Denn mein Geſicht iſt ſchwach, wenn auf dem Feld
Die Sonne brennt. — Allein du biſt es ja.
— Beim Styx! biſt du denn nicht geſtorben?
Julia.
Nein.
Begraben nur.
Tiberius.
Und haſt du's nicht verdient?
Haſt du dich nicht entehrt? haſt du, die Frau
Des Kaiſers, nicht die Nächte durchgeſchwärmt
Und deine Buhler aus dem Volk erwählt?
Haſt du nach Rhodus mich getrieben nicht
In meinem bittern Zorne? Hat nicht ſelbſt
Auguſt, dein eigner Vater, dich verdammt?
Julia.
Verführt von dir und deiner falſchen Mutter,
Hab' ich geliebt — war ich nicht Römerin?
Und dich, Tiber, konnt' ich doch ſchwerlich lieben,
Denn nie haſt einen Tag, nie eine Stunde,
Nie einen Augenblick du mir geſchenkt,
Worin ich unſre Ehe nicht verfluchte.
Tiberius.
Wo kommſt du her? Wer hat dich jetzt befreit?
Julia.
Die Nemeſis, denn alle Bande, die
Den Menſchen binden, haſt du längſt zerbrochen.
O, wer war glücklich wie die Julia,
Die Tochter des Auguſt, die Frau Agrippa's!
Wohin ich ging, da ſahn Italiens Weiber
Mit Neid nach mir. Der Buſen jedes Jünglings
Stieg höher, wenn die Julia ſich nahte.
Der junge Krieger ſtürzte froh ſich in
Den Tod um einen Blick von mir. Mein Vater
War Herr der Welt und theilte die Gewalt
Mit meinem Manne; Beide liebten mich;
Lucina ſchenkte mir die ſchönſten Kinder.
— Dann ſtarb Agrippa, ich ward dir zum Theil
Und Alles ſchwand. Mir ſchmeichelte die Livia,
Verleitete mich zu manchem falſchen Schritte,
Ja, gab ihr eignes Zimmer hin zu einer
Zuſammenkunft. Dann trat ſie falſch mit dir
Und mit Auguſt in's Zimmer ein. Weh mir!
Von dieſer Stunde ſah ich nie den Vater.
Umſonſt war jede Bitt', ich lag allein
Auf einer Inſel in dem öden Meere.
Tiberius.
Treuloſe! wohl verdienteſt du die Strafe.
Julia.
Du Scheuſal! ſchleppteſt nach Capreä mich.
Tief in der Erde bauteſt du mein Haus;
Du raubteſt mir die Nahrung; zwanzig Jahre
Haſt du mit Hunger mich gequält. Ich ſah
Die Sonne nie und nie der Nacht Geſtirn.
Kein Menſchenantlitz konnt' ich jemals ſehn
Und keine Sklavin hatte Julia,
Die über tauſend einmal doch geherrſcht.
O, du haſt mir mein Leben ganz geſtohlen;
Ich lag in meinem Kerker, wie im Grabe.
Tiberius.
Du biſt ja alt geworden, Julia;
Wo ſind doch jetzt die ſchönen Zähne, die
Zehntauſend Mann bethört! Was würde jetzt
Ovid, dein Dichter, ſagen, der in Tomi
Beweinte viele Jahr', daß er der Stimme
Der lockenden Sirene nachgefolgt!
Hat er die Elegien dir geſandt?
Hat denn der Schnee ſein Feuer ganz gelöſcht?
Julia.
Hab' ich geſündigt, bin ich hart geſtraft,
Doch Nemeſis haßet unſer Haus
Und uns verfolgt der Pfeil der ſtrengen Jungfrau.
Nicht wird man mehr von Agamemnon reden,
Nicht von Oedip und von Oreſtes Rache,
Tiberius hat den Atreus verdunkelt.
Hat nicht dein eigner Sohn, der Druſus, dich
In Todesqual verflucht, als ſeinen Mörder?
Was haſt du jetzt durch deine Liſt gewonnen?
Du ſtehſt allein und biſt dem Volk abſcheulich.
Wo iſt der Römer, der mit Freude nicht
Sein Schwert im Blute deines Herzens färbte,
Wenn er es dürfen könnt'? Ich hab' umſonſt
In deinem hohlen Buſen es geſucht.
Tiberius.
Wie nützlich iſt es nicht, bei einem Dichter
Beſchützerin zu ſein! Was man an Ehre
Verliert, gewinnt die Zunge reichlich wieder;
Durch Umgang mit Ovid gewann ſie viel.
Julia.
Wie kann ein Menſch doch ſo entſetzlich ſein
Gefühl vernichten! Wenn man es nicht wüßte,
Man glaubt', es wäre Fabel, Wirkung nur
Des Wahnſinns. Du doch biſt wahnſinnig nicht,
Du biſt nur allzuklug, du trägſt das Kleid
Von jeder Tugend, ſagſt Beſcheidenheit
Und weißt mit ſtiller Kraft dich zu beherrſchen.
Dein ſcharfes Auge dringt in's Innre tief,
Du ſcheinſt auch mäßig, tapfer ſelbſt, doch Alles
Iſt nur Betrug und dieſe ſchmalen Lippen
Verbergen wie ein Kerker jedes Wort,
Das dich nur halb verrathen kann.
Tiberius.
Vollende!

Wenn ſich der Tadel ſelbſt in Lob verwandelt,
Das Zeichen iſt nicht ſchlecht.

Julia.

Was auf Capreä
Geſchehen iſt, hat Keiner ganz durchdrungen.
Oft hört' im geheimen Kerker ich Geſchrei,
Das Herz zerſchmetternde Geſchrei des Todes,
Auch leiſes Wimmern der Unglücklichen,
Die in den Abgrund von dem Fels geſchleudert,
Wo Schwindel und wo tödtliches Erliegen
Den Tod ſie zweimal fühlen macht, bevor
Er kommt. Auf dieſem ſchwarzen Felſen hier,
Wo Sturm und Meer das Schreien überladen
Und deine Thaten bergen, was du hier
Geſchehen haſt, wird von der Nacht bedeckt;
Doch wird mit Schauer es die Nachwelt ahnen
Und davon reden wie von einer Fabel,
Zu grauenhaft, um je geglaubt zu werden.
Allein ich ſteh' jetzt auf dieſem Felſen,
Für mich iſt Wahrheit, was den Andern ſcheint
Ein märchenhafter Wahn. O, was hab' ich
Verbrochen, Vater, daß du hin mich warfſt
Als Beute dieſem Scheuſal!

(Sie ſinkt zur Erde.)

Tiberius (erwachend auf).

Ohne Zweifel
Iſt ſie geblieben — doch in jener Nacht,
Was ſie geſehn, mag ſie dem Meer erzählen.

(Blickt ſie umher.)

Nun wird ſie ſchwerlich wiederkehren, denk' ich.

(Nach einer Pauſe.)

Wie ging das zu? Ich glaubte faſt ſie ſchon
Vor langer Zeit. Ich werd' es ſtreng beſtrafen;
Denn man hat mich betrogen — oder war
Sie wirklich von der Klippe geſtürzt?
— Nein, nein! ich fühl' es ja, ſie lebte wirklich.
Doch war's ein Wink vielleicht vom Jupiter
Der Unterwelt!

Ein Trabant (kommt).

Man ſieht Bewaffnete
Am Strande Wache.

Tiberius.

Hat ſich Alles jetzt
Verſchworen denn vereinigt? Geſchwind und bringt
Bewaffnete mir! Man ſoll den Gehülfen rufen,
Man ſoll die Fiſcherleute fragen. Geh!

(Der Trabant ab.)

Tiberius (allein, bange).

Du Jupiter der Unterwelt, Proſerpina!
Du, der den Tantalus und Siſyphus verdammt!
Und Furie du, die mit der Fackel wecket
Den Tyrannen in dem ſtillen Palaſt!
Und du, ob des Verzagten Frevler lehren,
Du, Styx, die ich doch nicht leiden mochte,
Du, die im dunklen Aelteſten Reich
Mit ſchwarzem Haupt, von deren Stirn die Schlange
Mit ſtarren Augen blicket in die Welt!
Gebeut du' ſchrecklicher Triumph!
Du unbekannte Macht, die Alles waltet!
Und jene andre Gottheit, die, vergeben,
Vielleicht durch Opfer zu gewinnen wäre!

Ein anderer Trabant.

Man hört ein lautes Schreien in der Ferne.

Tiberius (ſpringt auf).

Bei deinem Leben, ſchaffe mir Gewißheit.

(Der Trabant ab.)

Tiberius (allein, dann wieder).

Ich bin zum Beten jetzt nicht aufgelegt.
Doch was ich — Hilf mir, ihr Götter!
Du Bildniß! kommet Wein und Opfer!
Von wunderbaren Thieren reich begleitet!
Du, der uns Ruhe ſchafft im Tod und Leben!
Du römiſcher Tarquin! der mit Augen
Den glühend heißen Arm, dem Vater ſeit.

Vernehmt, um die Kinder zu ergreifen!
Ich ſchenke dir die Opfer, die du wünſcheſt.

(Springt wieder auf.)

O, wer erweichet dieſe Felſenherzen!
Die Götter! — Nein, ich habe nicht den Schlüſſel
Zum Thor der Hoffnung, kenne nicht das Wort,
Das aus des Grabes Nacht die Rettung winket.
Thraſyll! Thraſyll! Warum biſt du entflohen?
(Ein Fiſcher kommt. Tiberius ſpringt wüthend auf ihn zu und greift ihn an der Bruſt.)

Tiberius.

Verräther! kommſt du her, mich zu ermorden?

Der Fiſcher (macht ſich von ihm los).

Dankſt du mir ſo für meine Müh? Ich fand
Im Felſen einen Weg, den Keiner kannt.
Ich hab' auch deine Frau, die Julia,
Befreit, darum mußt du doch dankbar ſein.
Zwei Fiſche bring' ich dir und einen Meerkrebs,
Die hab' ich heute friſch gefangen.

Tiberius.

Wache!
Man ſoll ihn greifen und ihm das Geſicht
Mit ſeinem Meerkrebs reiben, bis das Fleiſch
Iſt fort und das Gebein nur übrig, weiß
Geleckt vom Zahne der gefräßigen Krebſe.

Der Fiſcher.

Es iſt zu ſpät, Tiber, die Wache hört
Nicht deinen Ruf.

(Wildes Geſchrei in der Ferne.)

Tiberius.

Bin ich verrathen? Wo
Iſt meine Wach'?

Der Fiſcher.

Siehſt du die weißen Segel,
Die ſchon im Hafen ſind?

Tiberius.

Beim Jupiter!
Da landen große Schiffe bei der Inſel.

Der Fiſcher.

Die Zeit iſt reif. Sie die am nächſten ſind,
Die haben mir geholfen, dich zu ſtürzen.

Tiberius.

Weh mir, wo ſind denn die Trabanten?

Der Fiſcher.

Fort.
Beim Feinde ſind ſie. Ich und Macro fanden
Hier einen alten Hafen, den hab' ich
Mit ſtillem Fleiß jede Nacht erweitert.
Ja, jede Nacht, wenn du in Wolluſt ſchwelgteſt,
Legt' ich ein Steines Stück zu meiner Rache.
Erkenne deinen Feind, ich bin der Corvus.

Tiberius.

Wie, auf der Erde lebt ein Mann wie dieſer,
Und ſolch iſt Macro? Ach, dann muß Tiber
Zu Grunde gehn.

Corvus.

Ich könnte jetzt dich tödten,
Allein du biſt zu ſchlecht für dieſen Dolch.

(Wirft ſeinen Dolch weg.)

Tiberius.

Du ſchlechter Dolch, geſchliffen doch zu [illegible]!
Wie kannſt du da ſo ruhig liegen! Stürze
Hinab dich in das Meer, du grauer Fels!
Ich höre das Geſchrei von meinen Feinden.
O, ſolche Hülfloſigkeit ſah man nie bis jetzt!

(Der Lärm kommt näher.)

Corvus.

Jetzt ſtürzt man deine Bilder in den Staub,
Und im Senat ermordet man die Deinen.
Mein Werk iſt fertig, ich ſehe ihn — Sieh!
Er ſpringt an's Ufer, ihm folget Macro nach.

Geſchrei in der Nähe.

Wo iſt er? Stürzt ihn von dem hohen Fels!

Tiberius.

Ich glaub' es und glaub' es doch nicht. Ich habe oft

[illegible] geträumt. O, iſt es wirklich wahr.
Dann nimm, Vernichtung, mich in deinen Arm
Und laß die Welt mit mir zu Grunde gehn!
(Er ſtirbt. — Pauſe.)

**Macro** (kommt).
Es wechſelt viele Welt und Leichen kommen
Hervor aus ihren Gräbern, gegen uns
Die [illegible], längſt vergeſſnen Tage. Doch
Noch zögert man's; ich will dem Alten folgen.

**[illegible]**
O Macro, ferne nicht! Der Sieg iſt unſer.
Da liegt ja der Tyrann, jetzt hat auch [illegible]
In der Geſchichte ſeinen Platz erworben.

**Macro.**
Du haſt dein Ziel verfehlt, denn [illegible],
Wer folgt. Es eilet gegen [illegible].
Nun lebe wohl! Ich will die Zeit nicht [illegible],
Die kommt, der Macro hat ſchon [illegible].

**[illegible]** (gegen ihn ausgeſtreckt).
Er iſt ſchon ſchwarz, [illegible]
Und auf der Erd' [illegible];
Die [illegible] ſchon mit ſchwarzen Zungen. [illegible]
Er [illegible] gewollt, doch jetzt iſt er hin.

**Macro.**
Nun handle, wie es dir am beſten ſcheint.
Doch hoffe nur auf Lohn in dieſer Welt,
Hier auf der Erde wirſt du nimmer [illegible].
(Geht ab.)

**Tiberius**
(allein, erwacht aus der Ohnmacht).
Was war der Tod? Bin ich im Tartarus?
— Nein, noch auf dieſer Welt. O weh, o weh!
Ich höre das entſetzliche Gelächter.
— Man haßt mich. — Weh! — Es iſt ein großer
[illegible]
Mit Drachen vom Gebirg. — Ich kann's nicht ſehen.
Doch ich [illegible], es iſt mein eigner Sinn.
— Die Götter wollen meinen Untergang,
Der Phöbus [illegible] ſich mit [illegible],
Die Winde fahren in den [illegible],
[illegible] der [illegible] werden.
[illegible] ſich ein Thor.
Es iſt das letzte Grabmal des [illegible].
Es gähnt [illegible] wie des [illegible]
Und wirbelt [illegible] in mein Gehirn.
— Muß ich hinein? — Nein, ich will nicht hinein.
[illegible] — Ich höre laute Stimmen
In jenem Wald und alle [illegible],
Es [illegible] in der Luft.
Iſt dies ein Zeichen, daß der Tod ſich nähert?
Wie wird es mir in jenem Leben gehn?
Ich hoffe noch, der Tod iſt ein Traum
Und daß die Seele mit dem Leib verweſe;
Ich hoffe, Minos iſt nur ein [illegible]
Und Elyſium ein Hirngeſpinnſt, gewiß
Ein leerer, abgeſchmackter Traum der Dichter.
(Sinkt zurück.)

Der Palaſt Tiber's auf Capreä.

Cajus Caligula auf einem erhöhten Sitz. Macro, [illegible], Trabanten, Senatoren, Volk.

**Viele Stimmen.**
Dem Cajus Heil!

**Andere.**
Es lebe der Beherrſcher
Der unermeßlichen Welt!

**Macro.**
Wo iſt Tiber?

**[illegible]**
Er iſt ſchon todt, ihn hat der Schlag erſchlagen.

**Mehrere.**
Er ſei verflucht!

**Andere.**
Werft ſeine Leich' in's Meer!

**Eine Stimme.**
Ja, ſtreicht ihn aus dem Jahrbuch des Senats!

**Cajus.**
Ich ſage: nein!

**Mehrere.**
O weiſer Wille!

**Cajus.**
Doch
Ich will's, man ſtreich' ihn aus!

**Mehrere.**
Du haſt gerecht.

**Cajus.**
Und in das Meer ſoll man die Leiche werfen.

**Mehrere.**
Ja wohl, ja wohl, der Cajus handelt recht!

**Cajus.**
Was wollt ihr alle? — Nein, das ſollt ihr nicht.
— Wollt ihr denn einen Cäſar ſo behandeln?
Nach unſrer [illegible] mag die Leiche folgen
Und in dem Grabmal der [illegible] ruhn.
[illegible], wer [illegible]?
Und war er [illegible], warum hat
Ihn der Senat bewundert? Was er [illegible],
Warum habt ihr dem [illegible] denn gefolgt?
[illegible] das [illegible] Schwert der Zunge ziehn
Und brauchen gegen euch. Nehmt euch in Acht!

**Viele Stimmen.**
Es lebe Cajus, unſer großer Cäſar!

**[illegible]**
O Macro, [illegible] nimmer [illegible]. (Ab.)
(Tiberius tritt herein, [illegible]; Cajus [illegible] dem Throne [illegible] und verbirgt ſich in einer Ecke.)

**Macro.**
Ha, welcher Schatten ſteigt denn da empor?

**Tiberius.**
O Macro, [illegible]?
(Allgemeines Erſtaunen und Schweigen.)
Mißhandelt ihr das hohe Bild des Cäſars,
Wollt [illegible], eh' er geſtorben?

**Die Stimme des [illegible] im Volk.**
[illegible], [illegible] deine [illegible]!

**Tiberius.**
Muß ich lebendig in das Grab hinein?
Wo habet ihr mein Leichentuch, [illegible]
Den [illegible] des alten [illegible] ich [illegible]!

**Mehrere Stimmen von außen.**
Stürzt den Tyrannen in das tiefe Meer!

**Tiberius.**
Bin ich nicht Cäſar? Wer will mir denn trotzen?
Iſt auch mein Körper ſchwach, mein Geiſt iſt ſtark.
Seht ihr, Tiber lebt [illegible] noch im Stande.

**Einer der Anweſenden.**
Er lebet in der langen [illegible]
Wie eine Leiche, die dem Grab entſtieg.

**Tiberius.**
Im Sterben', ich bin nicht krank. (Mit [illegible].) O, ich
bin wohl
Zum Sterben. (Lacht.) Ich fühle friſche Lebenskraft
In dieſen Adern noch. Lebet wohl! Lebet wohl!
Der [illegible] hat mir [illegible] gegeben.
Ich bin kein Bild aus Erz! Das hab' ich [illegible]
Zu glauben euch [illegible] und es ſteht
Im Jahrbuch des Senats. Weh dem, der zweifelt!
— Ich ſeh' in eurem Blick, ihr glaubt, daß ich
Mich täuſchen mag. Nein, Cäſar kommt mir
Der [illegible], es iſt, wie [illegible], zu unverwundbar;
Der Blitz des Himmels ſchwebt um ſeine Stirne.

**Cajus**
(ſtürzt zu ſeinen Füßen).
Vergieb, o Cäſar!

**Einzelne Stimmen.**
Heil Tiber!

**Viele Stimmen.**
Ja Heil
Dem großen Cäſar!

**Macro** (ſticht ihn [illegible]).
Reiſt euch hin zur [illegible]!
Wollt ihr euch opfern dem gemeinen Tode?
(Entfernt ſich vom Tiberius.)
**Tiberius** (ſchreiet nach Macro).
Weh' mir!
(Caligula dringt herein mit mehreren Kriegern, Cajus verwundet den Tiberius am Nacken.)
**Cajus.**
O, großer Cäſar! — Schlagt ihn todt!
Werft Kleider über ihn! Ja, recht! — So recht!
Da iſt ein Funke noch von Leben. — Recht!
**Tiberius.**
Die ganze Welt mit mir zu Grunde geht! (Stirbt.)
**Cajus.**
Jetzt iſt der Cajus Cäſar. Seid verſchwiegen!
In Ohnmacht ſtarb Tiber.
**Allgemeines Geſchrei.**
Es lebe Cajus!

* * *

(Wilde Gegend zwiſchen den Felſen von Capri.)
**Thamus** (allein).
Erwarte wenig nur von dieſer Welt!
Noch weniger wird ſie am Ende geben.
— Nun wohl, ich kann's ertragen. — Jene Räuber,
Die mit zerriſſnen Flügeln in den Tod ſinkt,
Die kann mich lehren, ſtill zu ſterben; das
Verſteht ſie beſſer, als der Held der Zeit.
**Eine Stimme.**
Thamus!
**Thamus.**
Wer ruft?
**Die Stimme.**
Thamus!
**Thamus.**
Gewaltiger Himmel?
Wer ruft mich an?
**Die Stimme.**
Der große Pan iſt todt.
**Thamus.**
Der Fels erbebt, die Flammen glühen, wie
Der Bart, der an dem Kinn des Mannes hängt.
Der Rauch erhebt ſich aus dem ſchwarzen Felſen.
Bewegt die Erde jetzt den Atlas? O Zeus!
Willſt deine Blitze du verſchleudern jetzt?
Daß [illegible] zu eigen das? Was der Gefürchtete
Zu ſchwer iſt das für meine Bruſt und will
Ich einem treuen Herz vertrauen? Sprich!
**Die Stimme.**
Der große Pan iſt todt.
**Thamus.**
Ha, welche Stimme!
Der große Pan iſt todt! Wer iſt denn Pan?
Er iſt ja die Natur, iſt die geſtorben?
**Eine große weibliche Geſtalt**
unter Schleiern und Kränzen.
Der alte Pan iſt todt, die alte Welt,
Das große Leben, das ſich einſt bewegt
In einer Form. Die mächtige Natur
Hat dieſes Opfer erblickt. Die alten Götter
Verlaſſen den Olympus und die Nymphen
Betrachten noch mit wehmuthsvollem Blick
Die Welt zum letzten Mal. Die Najad weint
Am ſchwarzen Felſen nach einem fernen Lande,
Der alte [illegible] ſchmiedet dicht zum Abſchied
Das waldgrüne Horn in Wäldern aus.
Der Faun tanzt nicht im Walde mehr,
Denn Pomona bringt die Frucht mit trüber Ehr
Und [illegible] und [illegible] nicht mehr [illegible].
Die ſchöne Pſyche weilet nimmermehr
Mit goldenem Bogen mit dem Jubelſang
Und fährt wie [illegible] auf die Jagd zum Hafen
Im Gebirge verliert ſich im dunklen Wald.
Auf Jovi's Haupt erklingt kein ewiger Klang
Der ſchwarzen Trauerwolken ruht die Leiche
Des großen Jupiter auf Pallas liegt
Erſchlagen ihm zur Seite. Wahnſinn ſiegt,
Das große Uhrwerk zeigt auf Untergang.
Blutſchauer herrſcht mit dem Caligula;
Ihm folgt ein Nero, raſend wie er ſelbſt,
Er miſcht mit Trunkenheit die Siegbegier,
Er jubelt wild in ſeinem goldnen Hauſe
Und bringt zum Brand der Erde ſelbſt die Fackel.
Die große Herrlichkeit verſchwindet ganz
Und wird vergeſſen wie ein leerer Traum.
Die Zeit wird ändern und das Leben raubt
Des Menſchen Blüthe wie ein rauer Reif;
Dann ſteigt aus Aſien ein bleiches Licht
Und keimet, gemiſcht mit Nebel, gegen Weſt
Und zeigt auf ein fernes, fremdes Land,
Wo der verlorne Glanz zurückkehrt;
Doch dann läuft der Weg nur durch das Grab.
(Verſchwindet.)
**Thamus.**
So lebe wohl, mein Vaterland! Ich gehe,
Zum letzten Mal will ich dem Phöbus opfern,
Der aus dem Meer in Jugendkraft nun ſteigt.
Dann will ich gern wie ein Schatten auch
Der alten Zeit mit ihr dir weihen, denn
Die neue kenn' ich nicht und glaube nicht daran.

5.

# Andersen.

## 1.

## Liebe.

Die Sonne flammet in Lieblichkeit!
Sie legt ihr Haupt auf das blaue Meer.
Wie aber ſchillert's mit Wellen umher!
Befremdet ſchweigt der Menſchen Geſchlecht.
Die Blumen nur nicken im Winde
Und falten ſich leiſe und gelinde.
Dort in der Bucht, wo das Schiff ſich hebt,
Ein luſtiger Held im [illegible] ſchwebt;
Im ewigen Blau, im Bug' und im Meer,
Ja, überall prangen die Himmel ſo hehr.
Doch herrlicher war ihr zweier Seelen
Die Himmel und Augen erzählen.
Im gleichen Blau wie das Auge lebt,
Wie Sterne dort die Gedanken ſchwebt;
In's Land des Glückes man ſchauen kann,
Man fühlet ſich klein und doch als Mann;
Und des Gebetes zum Himmel gewendet
So wie das Herz an dem Schöpfer ſich wendet.
(Zeiſe.)

## 2.

## Holger Danske.

Das gothiſch alte Kronborg glänzt hell im Mondenlicht,
Jedoch die dunkle Woge am Felſengemäuer ſich bricht.
Die fernen Schiffe ſegeln hier durch des Sundes Nacht.
Von Helſingborg man blicket ein Licht in heller Pracht.
Und [illegible] glänzt in grauer Wolkenpracht.
Doch ſchwarz erhebt Kullen ſich in der hehren Nacht.
Von Kronborg klingt [illegible] in mancher hellen Tanz.
Am [illegible] dort ein [illegible] ſo [illegible].
Jetzt ſucht ſich die Rede, gar zahlloſe Stimmen
[illegible] —
Auf Holger, unſern Dänen, im Kronborgs Gewölbe
[illegible].
„Im [illegible] er [illegible] und [illegible], ſo wäre er doch [illegible],
Die Krone [illegible] und [illegible] ihn zu [illegible] kam.“

[illegible]

(Jeile.)

### 3

## Die Schneekönigin.

[illegible]

### 4

## Sohn und Mutter.

[illegible]

Was wird da sein? — [illegible]

(Bauer.)

### 5

## Nacht auf der Haide.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Grab,
[illegible]
Himmel,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

(Heiſe.)

## 6.

## Das ſterbende Kind.

Laß mich ſchlafen, Mutter, ich bin müde,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Mutter, ſieh den Engel [illegible]
[illegible]
Wie ſich ſeine weißen Schwingen breiten,
Die er ſtets von dem Herrn erhielt.
Gold'ge, bunte Blumen mich umſchweben,
Spielend wirft ſie mir der Engel hin;
Sprich, erhalt' ich Flügel ſchon im Leben,
Oder, Mutter, wenn ich nicht mehr bin?
Wie ſo ſchön des Himmels Blumen blühen!
Weshalb faſſ't du meiner Wangen Schein?
Sie ſind feucht und wie ſie brennend glühen,
Süße Mutter, ewig bin ich dein!
Doch jetzt mußt du auch nicht länger weinen,
Da ſchon deines Auges Glanz erblich.
Süße Mutter, laß mich ruhn in deinen
Armen, — Ach! jetzt küßt der Engel mich!

(Heiſe.)

## 7.

## Geſchwätz! Geſchwätz!

Am Theetiſch ſtehn die Damen ſchön,
Das Mäulchen will nimmer ſtille ſtehn:
Geſchwätz!
Die Eine redet von Seide und Band,
Die Andre zeigt ihre weiße Hand,
Die Dritte iſt gewiß geſchminkt,
[illegible]
Geſchwätz!
Man redet von Allem [illegible] viel,
Die Politik zieht man auch in's Spiel
Geſchwätz!
Ein Jüngling [illegible] mit zärtlichem Ton;
[illegible]
[illegible]
Die Damen ſagen: „[illegible]“
Geſchwätz!
Nach dem Theater geht man heim,
[illegible]
Geſchwätz!
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Geſchwätz! Geſchwätz!

(Heiſe.)

## 8.

## Märzveilchen.

Der Himmel wölbt ſich rein und blau;
Der Reif ſtellt Blumen aus zur Schau.
Am Fenſter prangt ein flimmernder Flor,
Ein Jüngling ſteht, [illegible]
Und hinter den Blumen blühet noch gar
Ein blaues, ein lächelndes Augenpaar.
Märzveilchen, wie jener noch keine geſehn!
Der Reif wird, angehaucht, zergehn.
Eisblumen fangen zu ſchmelzen an —
Und Gott ſei gnädig dem jungen Mann!

(Chamiſſo.)

## 9.

## Muttertraum.

Die Mutter beugt ſich [illegible]
[illegible]
Sie lacht in die Wiege, ſo hold, ſo [illegible]
Ein Engel [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Hoffnungstraum:
[illegible] im Herzen.

[illegible]
[illegible]
Dein Engel, dein Engel [illegible]
Der [illegible]!

(Chamisso.)

## 10.

## Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
O wär' er zur Ruh' und Alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei.
Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradirt,
Dazu bin auch ich commandirt.
Nun schaut er auf zum letzten Mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl, —
Nun binden sie ihm die Augen zu, —
Dir schenke Gott die ewige Ruh!
Es haben die Neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbeigefegt,
Sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz.

(Chamisso.)

## 11.

## Aus „Ahasverus.“

### 1) Vordergrund.

Lucifer, des Hochmuths Engel,
Stand auf gegen Gott und fiel;
[illegible] die Schwingen glänzten
Wie ein Diadem in Flammen.
[illegible]
In der reinen Himmelsklarheit. —
[illegible]
[illegible] Engel.
Ahas nach, der [illegible] Engel,
Er, der [illegible],
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Welchen man die Erde nennt.
[illegible]
[illegible] die Schwingen.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Lag er in der Mutter Schooß.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible], wo sein Wort erklang. —
[illegible]
Ahas [illegible] auf:
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Da erblickt' er eine Mutter;
Auf dem Schooß ein liebliches Kind.
Es schlägt auf das Aug' und [illegible]
Und erhebt die kleinen Hände.
In der Mutter [illegible]
[illegible]. Der Blicke Ausdruck
Und das Lächeln um die Lippen
Sagen mehr als Wort und Rede.
[illegible]
[illegible]
Da ward ihm [illegible]
An den Himmel und an Gott.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Ahas
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] — ich seh' es! —
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
„Ahas kommt nun [illegible]!
[illegible]
[illegible]
Ahas [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Engel, Ahas, [illegible]
[illegible]
[illegible]
Ahasverus, [illegible]

[illegible]

Ahasverus.

[illegible]

Berenice.

[illegible]

Ahasverus.

[illegible]

Berenice.

[illegible]

Ahasverus.

[illegible]

Berenice.

[illegible]

## 6.

## Herz.

### König René's Tochter.

Erste Scene.

(Garten. Graf Tristan von Vaudemont, Ritter Gottfried von Orange. Jolanthe, Tochter König René's.)

Jolanthe (in der Thür).

Martha! Bertrand!

Tristan.

O, da ist sie!

Jolanthe.

Es sprach hier Jemand.

(Geht dem Laute nach gerade auf Tristan zu.)

Wer ist da?

Tristan.

Ein Fremder,

Der um Vergebung bittet, daß er hier

Den Frieden dieses Orts gestört hat.

Jolanthe.

Reich'

Mir deine Hand!

(Tristan reicht ihr die Hand.)

Du warst nicht früher hier.

Ich kenne deine Stimme nicht. Sprachst du

Mit Bertrand oder Martha, da du kamst?

Tristan.

Ich sprach mit Niemand. Nur der Zufall brachte

Mich her.

Gottfried (im Gehen zu Tristan).

[illegible]

Jolanthe (horchend).

Wer ist es, den du bei dir hast?

Tristan.

Mein Freund,

Ein Edelmann und Ritter, schöne Dame.

Jolanthe.

Euch Beide mir willkommen! Wollt ihr nicht

In's Haus eintreten? [illegible]

Gottfried (leise).

[illegible]

[illegible]

Jolanthe [illegible]

Deine Hand ist warm;

[illegible]

Tristan.

[illegible]

Gottfried.

[illegible]

Tristan.

[illegible]

Jolanthe.

[illegible]

Tristan [illegible]

[illegible]

Jolanthe.

[illegible]

Niemand kann lehren,
Meiner Lieder, zu folgen
Dem verworrenen Takt.
Niemand vermag
Mit der athmenden Bruſt
Zu folgen der ſteigenden, ſchmelzenden Luſt.
Fremde! hat euer
Lied keine Heimat
Da, wo ich denke,
Daß Sehnſucht und Wehmuth
Entquillen der ſüßen
Schlummernden Nacht?
Lehrten die leichten
Bewohner der Lüfte
Euch ihre Töne,
Töne, ſo lieblich,
Wundervoll fremde,
Töne, auf die
Wie in Träumen ich horchte,
Töne, ſo räthſelvoll,
Schmeichelnd und freundlich,
Töne, ſo zärtlich,
Die im Geſang
Alles bezaubern mit herrlichem Klang.

**Jauffred.**

O, höchſt poetiſch!

**Triſtan.**

Ihr habt unſer Lied
Mit dem der Nachtigall verglichen. Wär' ich
Der Neider, ſtrebte unter jenen Vögeln,
Die hier in eurer Nähe wohnen; dürft' ich
Dürft' ich beſtändig lauſchen auf die holden Töne
Die eure Bruſt bewegen!

**Jauffred.**

Edle Dame,
Verzeiht mit Gunſt mir eine Frage, die
Verwunderung auf meine Lippe drängt.
Ihr lebt hier von der Welt geſchieden. Niemand
Der Ritterſchaft und Damen der Provence
Hat je ein Wort gehört von eurem Daſein.
Aus welchem Hauſe ſtammt ihr ab und wer
Iſt euer Vater?

**Iolanthe.**

Und das weißt du nicht?
Das wundert mich. Es kommt ſonſt Niemand her,
Der ihn nicht kennt.

**Jauffred.**

Und welches iſt ſein Name?

**Iolanthe.**

Die Andern nennen ihn Herr Raymbaut.

**Jauffred.**

Raymbaut!
Iſt er ein Ritter?

**Iolanthe.**

Ritter?

**Jauffred.**

Oder Krieger?
Geht er mit Helm und Schild und goldnen Sporen?
Was iſt ſein Stand?

**Iolanthe.**

Darnach fragt' ich noch nie.

**Jauffred.**

Warum denn hält man euch ſo ſtreng?

**Iolanthe.**

So ſtreng!

**Jauffred.**

Ihr ſeid ſo einſam.

**Iolanthe.**

Einſam bin ich nicht,
Da ſeid ihr jetzt.

**Jauffred.**

Doch ſonſt iſt Niemand hier.

**Iolanthe.**

Nein, hier iſt Niemand, wo iſt Martha. Ich weiß nicht,
Woher das kommt, ich bin ſonſt nie allein.
Doch wart', ich will gleich Jemand rufen. Bertrand
Wird über eure Ankunft ſehr erfreut ſein.
(Geht in's Haus.)

**Jauffred.**

Nun wird ſich's zeigen, welchem dieſes Thal
Iſt untergeben. Doch mir ahnet ſehr,
Daß ein Geheimniß hier im Spiele iſt,
Daß der Beherrſcher dieſes Thales ungern
Durchwandern ſieht.
(Zeigt auf die Tafel im Hintergrund.)
Habt ihr es wohl bemerkt,
Wie künſtlich dieſe Thür mit Wand von Steinen
Verdeckt iſt, daß man von der Felswand ſie,
Wenn man ſie ſieht, nicht unterſcheiden kann?
Folgt meinem Rathe nun und haltet hier
Euch in der Nähe dieſer Thür. Ich bleibe,
Bis Jemand kommt; dann eil' ich zu dem Eingang
Damit man uns den Rückweg nicht verſperrt.
Vielleicht treff' ich auf Einen unſrer Leute
Und ſollt' ich Verrath merken, kehr' ich gleich
Zurück. — Habt ihr mich nun verſtanden, Triſtan?

**Triſtan** (in Gedanken vertieft).

Ja, geht nur, geht!

**Jauffred.**

Ach, ihr ſeid herzenskrank.
Ihr ſeid bezaubert von der jungen Schönen.

**Triſtan.**

Ja, ich bin krank. Verwirrt ſind meine Sinne.
Es ahnt mir, als ob dieſes ſtille Thal
Das Ziel ſei, wonach ich ſo lang getrachtet,
Als ob hier mein erobrungsſüchtiger Stolz
Die rechte Ruhe fände.

**Jauffred** (ernſthaft).

Habt ihr denn
Vergeſſen, daß der König euch erwartet?

**Triſtan.**

Ach ja, der König! Was ſoll ich beim König?
Um die Provinz, die doch mit Gott und Recht
Mein Eigenthum, erobert mit dem Schwert,
Soll ich mich an des Königs Tochter feſſeln,
Die Niemand kennt, die Niemand noch geſehn . . .
Indeß ich hier —

**Jauffred.**

O ſprecht nicht aus! Ihr ſchwärmt!
Ihr wißt am beſten ſelbſt, was eure Zukunft
Von euch erheiſcht. Allein ihr ſeid bezaubert,
Reißt dieſe Flammen denn aus eurer Bruſt!

**Triſtan.**

Im Fall ich's könnte — wär ich dann bezaubert?

**Jauffred.**

Ich höre Jemand — ſtille!
(Iolanthe kommt wieder heraus.)

**Iolanthe.**

Seid ihr hier?

**Jauffred.**

Wir warteten, daß ihr die Eigenthümer
Des Hauſes bringen möchtet.

**Iolanthe** (etwas niedergeſchlagen).

Ach! die ſind
Wohl alle weit von hier. Ich rief; doch Niemand
Kam zu mir. Warum hat man mich verlaſſen?

**Triſtan.**

Sie kommen wohl.

**Iolanthe.**

Ach ja; doch thun ſie ſicher
Gewiß ſind mit der Ernte ſie beſchäftigt.
Dann pflegen ſie mich mitzunehmen; ſonſt
Iſt immer Jemand bei mir.

**Jauffred** (leiſe zu Triſtan).

Ihr bleibt hier?

**Triſtan.**

Ich bleibe.

[illegible]

Wohl! ſo thu' ich, wie ich ſagte.

(Geht mit einer Verneigung vor Jolanthe, die ſie nicht erwiedert.)

Jolanthe (horchend).

Dein Freund ging fort.

Triſtan.

Er iſt gleich wieder hier.
Ihr ſeid erwacht! — Ich hab' ein Bericht mir
Zu Schulden kommen laſſen, daß ich wieder
Gut machen muß. Indeß ihr ſchlummertet,
Nahm ich euch zur Erinnerung einen Schmuck.
Hier iſt er.

Jolanthe.

Wo?

(Triſtan gibt ihr das Amulet, das er in der letzten Scene von ihrer Bruſt genommen hat.)

Ein Schmuck? Gehört er mir?

Triſtan.

Ja, das vermuth' ich.

Jolanthe.

Meiner iſt es nicht.
Doch ich will Martha fragen.

Triſtan.

Zur Erſtattung
Vergönnt mir eine von den rothen Roſen,
Die wie ein lieblich Bild von euch, dort unter
Den kleinen Blumen ihren Kelch erheben.

Jolanthe.

Wie? Eine Roſe? Gern!

(Pflückt eine weiße Roſe und gibt ſie ihm.)

Triſtan.

Die iſt ja weiß.
Gebt eine rothe mir, die ſchön, wie ihr.

Jolanthe.

ne rothe! Was denn?

Triſtan (zeigt mit der Hand darauf).

Nun, von dieſen eine.

Jolanthe.

So nimm ſie ſelbſt.

Triſtan.

Nein, laßt mich die behalten,
Die ihr gewählt, die eure Hand gepflückt hat.
Nur, wohl erwogen, preiſ' ich eure Wahl.
Die weiße Roſ', in deren Kelche blaſſe,
Schwermuth'ge Röthe träumt, hat Ähnlichkeit
Mit eures Weſens wunderbarer Schönheit.
Gebt mir noch eine Roſe, eine rothe,
Ich will ſie dann an mein Barett befeſt'gen
Und ſie als eure Lieblingsfarbe tragen.

Jolanthe

(pflückt eine rothe Roſe und reicht ſie ihm.)

Da iſt die Roſe. Meinſt du etwa das?

Triſtan (ſtutzt).

Ich bat um eine rothe euch.

Jolanthe.

Was iſt denn roth?

Triſtan.

Die — rothe (bei Seite). Ha! was ahnet mir! (laut)
Sagt mir doch.

(Hält die beiden Roſen mit einigen, die er ſelbſt gepflückt, in die Höhe.)

Wie viele Roſen hab' ich in der Hand?

Jolanthe

(langſam taſtend, ohne die Augen aufzuſchlagen.)

So gib ſie mir.

Triſtan.

Nein, ohne daß ihr ſie
Berührt.

Jolanthe.

Wie kann ich das?

Triſtan (bei Seite).

Ah! ſie iſt blind!

(laut und gepreßt.)

Ich glaube doch, daß man es kann.

Jolanthe.

Du irrſt.
Wenn die Geſtalt und Zahl ich wiſſen will
Von einer Sache, ſo befühl' ich ſie.
Das iſt ganz einfach.

Triſtan (verwirrt).

Ja — da habt ihr Recht —
Doch unterweilen . . . .

Jolanthe.

Unterweilen? Sprich!

Triſtan.

Ich meine, daß es . . . daß es Dinge gibt,
Die man nur durch die Farben unterſcheidet,
Als manche Blumenarten, manche Stoffe.

Jolanthe.

Du meinſt wohl durch Beſchaffenheit, Geſtalt,
Nicht wahr?

Triſtan.

Ach nein, das mein' ich nicht.

Jolanthe.

Und ſind
Die Blumen denn ſo ſchwer zu unterſcheiden?
Iſt nicht die Roſe rund und weich und fein,
So rund zu fühlen, wie der Hauch der Luft,
Und weich und warm, ſo wie ein Sommerabend?
Doch iſt die Nelke wie die Roſe? Nein,
Ihr Duft betäubt, gleich jenem ſtarken Wein,
Den ich dir gab. Und eine Cactus — hat
Die ſpitzen Nadeln nicht, als wenn man gegen
Den Wind in ſcharfem Hagelwetter geht?

Triſtan (bei Seite).

Wie ſeltſam! (laut) Hat man euch denn nicht geſagt,
Daß man die Dinge unterſcheiden kann
Von ferne ſchon durch Hilfe — des Geſichts?

Jolanthe.

Von ferne? Ja. Den kleinen Vogel, der
Sich auf das Dach des Hauſes ſetzt, erkenn' ich
An ſeinem Zwitſchern, und die Menſchen alle
An ihrer Rede: So erkenn' ich auch
Das muntre Pferd, worauf ich täglich reite,
Von fern ſchon an dem Gang, an ſeinem Wiehern.
Allein durch Hilfe des Geſichts? — Davon
Hat man mir Nichts geſagt. Iſt es denn Etwas
Womit man unterſucht? ein Inſtrument
Von künſtlicher Zuſammenſetzung oder
Iſt es vielleicht ein einfach Werkzeug nur?
Ich kenne das Geſicht nicht. Kannſt du mir
Den Nutzen und Gebrauch deſſelben lehren?

Triſtan (bei Seite).

O großer Gott! ſie weiß es ſelbſt nicht, daß
Sie blind iſt!

Jolanthe.

Sprich, aus welchem Land biſt du denn?
Du brauchſt Ausdrücke, die hier Niemand kennt.
In deiner Rede iſt, wie ich dich ſchon
Zuvor gehört, ſo Vieles, das mir neu
Und fremd erſcheint. Iſt jenes Thal, wo du
Zu Hauſe biſt, denn ſo gar ſehr verſchieden
Von dieſem Ort, ſo bleib', wofern du willſt,
Und lehre mich, was mir zu wiſſen fehlt.

Triſtan.

Nein, meine ſchöne junge Dame, nein!
Ich kann es euch nicht lehren, was euch fehlt.

Jolanthe.

Wenn du nur willſt, ſo glaub' ich, daß du kannſt.
Die Andern ſagen doch, ich ſei gelehrig.
So Manche, die uns hier beſuchten, lehrten
Mich Dies und Jenes, das ich leicht begriff.
Verſuch' es nur. Ich weiß, ich irre nicht;
Du biſt mir gut, denn deiner Stimme Klänge
So freundlich und ſo mild; du ſchlägſt es mir
Nicht ab, wenn ich dich darum bitte. Sprich nur!
Ich bin aufmerkſam, wenn du ſprichſt.

Triſtan.
Ach! wenig
Hilft's euch, daß ihr aufmerkſam ſeid. Doch ſagt
Mir Eins: — Ihr habt es wohl erfahren, daß
Kein Theil von eurem ſchönen Körper ohne
Beſondern Nutzen, ohne Abſicht da iſt.
Mit euren Fingern und der Hand ergreift
Ihr einen Gegenſtand; und euer Fuß,
Obgleich ſo klein, trägt euch mit Leichtigkeit
Wohin ihr euch nur wünſchen mögt; und durch
Den Schlangengang des Ohrs erreicht der Schall
Von Worten und von Tönen eure Seele;
Die Bruſt verwahrt den leichten Athem, der
Sie lautlos hebt und lautlos wieder ſenkt.
Iolanthe.
Das hab' ich wohl bemerkt. Doch fahrt fort!
Triſtan.
So ſagt mir nun, zu welchem Nutzen glaubt ihr,
Hat denn der Himmel wohl euch — eure Augen
Verliehen? welchen Nutzen habt ihr von
Von jenen beiden Sternen, welche ſelbſt
Mit ſolcher Klarheit leuchten, daß ſie es
Verſchmähn, des Lichtes Strahlen aufzufangen?
Iolanthe
(berührt die Augen und beſinnt ſich ein wenig).
Du fragſt mich, welchen Nutzen — wie du fragſt!
Obgleich — ich hab' mir früher nachgedacht —
Nun, meine Augen — das iſt leicht zu fühlen:
Wenn ich des Abends müde bin, dann legt
Der Schlaf ſich ſchwer auf ſie und bringt von da
Durch meinen ganzen Körper — wonniglich
Wie das Gefühl entſtrömt von Fingerſpitzen.
So weiß ich denn, mein Vater that mir Augen
Und überdies — hab' ich es nicht oft ſelbſt
Erfahren, daß die armen Augen weinen!
Einſt pflanzt' ich einen kleinen Roſenſtock,
Da ſprang ein Thier herbei und biß mich in
Den Finger und vor Schmerz weint' ich verzagt.
Ein andermal, da ich ſo traurig war,
Dieweil mein Vater mir ſo lange ausblieb,
Weint' ich vor Freuden, da er kam. Durch Thränen
Erleichterte das Herz ſich, das ſo voll war,
Und durch die Thränen ſtrömt' es über. Alſo
Kannſt du nicht leugnen, wozu wohl der Himmel
Die Augen mir verliehen hat. Durch ſie
Empfang' ich, wenn ich müde bin, die Ruhe;
Durch ſie vermindert ſich mein Schmerz, durch ſie
Hab' ich die Freude reiner.
Triſtan.
O, vergebt mir!
Denn fehlerhaft war vorhin meine Frage.
In eurer Seele herrſcht ſolche Klarheit,
Daß ihr dieſelben nicht bedürft, die wir
Vom Lichte borgen müſſen. Soll ich glauben,
Ihr ſtammt von unbekannten Weſen ab,
Mit Gaben unſrer Zeit, die uns verliehen?
Ihr lebt hier einſam in dem Thal, das zwiſchen
Den Bergen wie feſtverſchloſſen ſcheint.
Kamt ihr von Oſten her mit einer Schaar
Von Peris? oder ſeid ihr eine eine
Von Brahma's Töchtern, die ein Magier
Hieher geführt? O, ſchöne Unbekannte!
Wenn ihr den Menſchen ſtammt, die ihre Mutter
Die Erde nennen; wenn ihr für die Freude,
Die Luſt der Welt empfänglich ſeid: dann nehmt
Mit Milde eines Ritters Huld'gung an
Und ſein Gelübde, daß kein Weib, ob auch
Durch Schönheit und Geburt ſie noch ſo hoch
Geſtellt ſei, je das Bild verdrängen ſoll,
Das ihr in meine Seele eingedrückt.
Iolanthe (nach einer Pauſe).
Es iſt erſtaunlich, wie du reden kannſt!
Von welchem Meiſter lernteſt du die Kunſt,
Durch räthſelvolle Worte hinzureißen?
Mir iſt, als ging' ich einſam eines Weges
Den nie zuvor mein Fuß betrat; doch Alles,
Was du mir ſagſt, ſcheint herrlich — göttlich mir. —
Sprich weiter! — Nein, ſprich lieber nicht! Laß mich
Noch in Gedanken jenen Worten lauſchen,
Die mich zugleich betrüben und beängſt'gen!
(Jauffred tritt raſch ein.)
Jauffred (bei Seite zu Triſtan).
In weiter Ferne ſah ich eine Schaar
Von Männern nahn. Erinnert euch, daß wir
Allein ſind.
Triſtan (zu Iolanthe).
Meine ſchöne, edle Dame,
Ich muß jetzt fort.
Iolanthe.
Ach! warum willſt du fort?
Triſtan.
Ich komme wieder — bald — komm' heute noch.
Wollt ihr mit eurer Hand nicht meine Höhe
Noch merken, daß, wenn wir uns wieder treffen,
Ihr leichter mich erkennen mögt?
Iolanthe.
Wenn?
Weiß ich denn nicht, daß du weit größer biſt,
Als es die meiſten ſind? Von oben doch
Kommt deine Rede ja zu mir herab,
Wie all das Hohe, Unbegreifliche.
Und kenn' ich denn nicht deine Stimme? So,
Wie du, ſpricht Niemand. Deine Stimme und
Kein Laut in der Natur und keins von allen
Den Inſtrumenten, die ich kenne, hat
Solch einen ſchmeichelnden, ſo vollen
Und angenehmen Klang, wie deine Stimme.
Dich kenn' ich — glaub' mir — wieder unter Allen.
Triſtan.
So lebt denn wohl, bis daß ich wiederkehre.
Iolanthe.
Gieb mir die Hand. — Leb wohl. — Du kommſt denn
Und kommſt recht bald? Du weißt, ich harre deiner.
Triſtan (küßt feurig ihre Hand).
O zweifelt nicht, daß bald ich wieder komme!
Mich treibt die Sehnſucht her. Obgleich ich geh',
Wird doch die beſte Hälfte meines Seins
Bei euch verweilen, und was mir vom Leben
Noch übrig bleibt, nach eurer Nähe trachten.
Lebt wohl!
(Geht mit Jauffred, der ſich ſchon vorher der geheimen Thür genähert, durch dieſelbe ab.)
Iolanthe (allein, horchend).
Er geht dahin! — durch das Gebüſch fort,
Wo ich ſo oft den fernen Kuckuck hörte,
Vernehm' ich noch die leichten Schritte. — Horch!
Nun hör' ich ſie nicht mehr — ja, noch einmal — —
Doch jetzt ſind ſie verſchwunden. —
Kehrt er wieder?
Wenn nun, wie manches Fremde wohl zuvor,
Er nur das eine Mal hier kam? O nein!
Er hat verſprochen, daß er wieder komme,
Noch heute komme. Allein es fällt der Thau;
Der Abend iſt ſchon nah. Nein, heute noch —
Das kann er nicht, jedoch vielleicht ſchon morgen.
Doch nun iſt's hier ſo einſam. — —
(Breſemann.)

# Anhang

## Volksballaden des Nordens.

### 1.

### Axel Thordſen und ſchön Walborg.

Sie ſpielten Goldwürfel auf der Tafel breit
  In Freud' und Luſt in der Halle,
  Am Chore gehn die Frauen zwei;
  Die Würfel gar wunderlich laufen.
  Doch das Glück wendet ſich oft um.
Die Würfel liefen ſo oft herum,
  So ſchnell ſie nur mochten ſich wenden,
  So dreht auch das Rad des Glückes ſich um;
  Seinen Lauf mag Keiner erkennen.
Frau Julie und Königin Mettiet,
  Sie ſpielten Goldwürfel mit Ehren;
  Auf dem Schach ſpielen die Ritter herum,
  Sie ſpielten mit Kegeln und Figuren.
Auf dem Schach ſtand das Kind gar fein
  Mit Kegeln und Figuren es ſpielte.
  Herr Axel Thordſen kam ſtill herein;
  Nach Rom gedacht' er zu ziehen.
Er grüßte die Frauen und Jungfraun zugleich;
  Ihn geleiteten Zucht und Ehre.
  Im Stillen liebt er die edle Maid
  Doch das Glück wollt' den Rücken ihm kehren.
Er nimmt auf den Arm die kleine Braut,
  Und ſtreichelt ihr die Wange fein:
  „Ich geh', du wirſt erwachſen jetzt,
  Gleich wachſeſt du die Liebſte mein!"
Seine jüngſte Schweſter erwiderte ſchnell,
  Es ſtrahlen von Gold ihr die Kleider!
  „Und wär' ſie erwachſen in dieſer Nacht
  Getrennt doch bleibet ihr Beide."
Der Jungfrau Mutter verſtändig ſprach,
  Sie wollte von der Wahrheit nicht weichen:
  „Verwandt ſeid ihr Beide nach Abſtand,
  Doch möget ihr einander wohl gleichen."
Er zog den Goldring wohl ab von der Hand
  Und gab ihn dem Kinde zum Spielen.
  Was er wollte, das ward in der Folg' ihr klar,
  Es brachte ihr Jammer gar vielen.
„Vergiß mein nicht, du kleine Braut,
  Mit dir verlob' ich mich heute;
  Jetzt will ich reiten zum Land hinaus,
  Will ſehen fremde Länder und Leute."
Herr Axel reiſt zum Land hinaus,
  Ihn geleiten Zucht und Ehre;
  In's Kloſter bringt man die kleine Braut,
  Das Nähen ſollte ſie lernen.
Sie lehrten ſie nähen in Seide fein
  Und auch das Leſen man ſie lehrte;
  Der Ruf von ihr ging weit und breit,
  Sie geleiteten Zucht und Ehre.
Von adligen Sitten die Jungfrau war,
  Ein Jeder mußte ſie preiſen,
  Was ſie ſagte, das war verſtändig und klar,
  Man zählte ſie unter die Weiſen.
Elf Jahre war ſie im Kloſter ſchon,
  Die Mutter zu Gott mußte gehen,
  Da nahm die Königin ſie an den Hof,
  So war es für ſie vorherſehen.
Im Welſchland war Herr Axel geehrt,
  Wie Gold ſo glänzten die Sporen;
  Er trug an der Seite ein ritterlich Schwert,
  Zu was Großem war er geboren.
Herr Axel er ſchlief ſo wonniglich,
  Wie ſich's ziemte für einen Herrn;
  Des Nachts doch hatt' er keine Ruh' in ſich,
  Das machten die Träume, die ſchweren,
Herr Axel er ſchlief im hohen Saal
  [illegible]
  [illegible] Duft und Qual.
  Ihm träumt von dem Fräulein daheime.
Ihm träumt von Jungfrau Walborg ſchön,
  Die gekleidet in Sammet mit Ehren;
  Bei ihr ſaß Hakon, des Königs Sohn,
  Das Jawort thät er begehren.
Früh Morgens, wie der Tag war hell
  Und eh' ließ die Lerche ihr Singen,
  Stand auch Herr Axel auf eilig und ſchnell,
  Ließ eilig die Kleider ſich bringen.
Schnell läßt er ſich ſatteln den Traber fein,
  Es iſt ihm im Schloſſe zu enge;
  Ihn gelüſtet's zu ſehen den grünen Hain
  Und zu hören der Vögel Geſänge.
Und wie Herr Axel Thordſen
  Kam hinein in den Roſenhain,
  Da begegnete ihm ein Pilgrim ſchön,
  Er grüßte ihn gar fein:
„Guten Tag — Gott grüß' dich, du Pilgersmann,
  Wohin geht dein Begehren?
  Kommſt ſicher her aus meinem Land,
  Deine Kleider mich Solches lehren."
„Norweg, das iſt mein Vaterland,
  Die Heiligen ſind meine Ahnen,
  Nach Rom geht hin mein Pilgergang;
  Dort lab' ich den heiligen Vater."
„Und biſt du entſproſſen aus adelichem Blut,
  So biſt du mit mir auch verwandt.
  Gedenkt noch mein Stolz Walborg gut?
  O ſag mir's, iſt ſie dir bekannt?"
„„Walborg ſie iſt eine Maid ſo ſchön,
  Gar wohl iſt mir ſie bekannt.
  Es iſt ſo mancher Ritterssohn
  In Lieb' für die Schöne entbrannt.
„„Gar wohl iſt mir die Jungfrau bekannt
  In Nadel und Seidenſtich;
  Von Allen wird ſie mit Ruhm genannt,
  Die da dienen an der Königin Hof.
„„Auf wuchs ſchön Walborg in Züchtigkeit,
  Wie die Lilie auf dem Zweige;
  Und alle Jungfrau'n weit und breit
  Vor ihrer Schönheit ſich neigen;
„„Frau Julie ſchläft unter'm Marmelſtein
  Schon längſt bei ihrem Herrn;
  Königin Mettiet nahm zu ſich die Jungfrau fein
  Und hält ſie lieb und in Ehren.
„„Gold trägt ſie viel an der weißen Hand,
  Viel Perlen trägt ſie im Haar,
  Wohin ſie geht, nennt Jedermann
  Sie Axel's Braut fürwahr.
„„Sie nennen ſie Axel's Verlobte ſchön
  Zum Scherz und Zeitvertreib;
  Doch bekömmt man ihr Hakon, des Königs Sohn,
  Ich glaube ſie wird ſein Weib.""
Herr Axel Thordſen, der edle Mann,
  Zieht an den Pelzrock fein,
  Und hin zum Saal geht er alsbald
  Zum römiſchen Kaiſer hinein:
„Heil euch, frommer Kaiſer Heinrich!
  Ihr ſeid ein mächtiger Gebieter,
  Um Urlaub zur Reiſe bitt' ich,
  Zum Vaterlande, dem lieben.
„Mein Vater und meine Mutter ſind todt,
  In Gefahr iſt mein Hof und Erbe.
  Doch mehr noch zwingt mich des Fräuleins Noth,
  Ein Anderer thut um ſie werben."
„„Sehr gerne geb' ich Urlaub dir,
  Ich ſelbſt will dir ihn ertheilen;
  Und kehrſt du wieder dann zu mir,
  Dein Platz ſoll offen bleiben.""
Herr Axel ritt von des Kaiſers Hof,
  Ihm folgte der herrlichſte Schaar,

Und Alle, die da waren am [illegible]
Wohl hörten sie Alle ihn loben
[illegible]
[illegible] Saiten ihr gefielen;
Doch wie er kam zu der Mutter Haus,
That der Herr alleine reiten.
Als nun Herr Axel Thordsen
Vor das Thor geritten kam,
Stand draußen Frau Hellert, die Schwester schön,
Und lehnte sich daran.
„Herr Gott da, Hellert, Schwester mein,
Du wunderst nicht, daß ich jetzt komme.
Wie geht es Walborg, dem Fräulein fein,
Der Rose und Jugendblume?“
„„Schön Walborg, ihr geht es wohl und gut,
Die schönste Jungfrau von allen,
Bei der Königin selber sie Dienste thut,
Die der Königin gar wohl gefallen.““
„O sag mir, Hellert, Schwester fein,
Gib Rath mir treu und werth,
Wie bekomm' ich zu sprechen schön Walborg werth,
Daß keine Seel' es erfährt!“
„„Kleide dich [illegible] in Seide und Gold,
In Sammet hülle dich hier,
Und sage, du kommest als Bote
Mit Heimlichkeiten von mir.““
Es war Herr Axel Thordsen,
Er ging über des [illegible] Wand;
Da fand er der Königin Jungfrau'n schön,
Sie kamen vom Abendgesang.
Er reichte schön Walborg die weiße Hand
Und sprach also zu ihr:
„Als Bote bin ich von Frau Hellert gesandt,
Dies Briefelein gab sie mir.“
Das Briefelein brach sie auf sofort
Und las es mit großem Behagen.
[illegible] Knaben mit der [illegible],
Wie keiner sie besser kannt' sagen.
Drin sagen der [illegible] viel,
Die lauten, wie es gab:
„Herr Axel Thordsen schickt sie dir,
Der euch längst die Treue versprach.
Ihr gelobtet, seine Braut zu sein,
Mit Ehren wollt ihr es halten.“
„„Ich betrüg' euch nicht, o Liebster mein,
So wahr Gott über uns waltet.““
In's Frauengemach nun gingen die Zwei,
Gott gab es ihnen ein;
Da schwuren einander sie Beide den Eid
Und gelobten sich treu zu sein.
Bei Sanct Dorotheen, der edlen Maid,
Wohl schwuren alle Beide:
In Ehren wollten sie leben Beid',
Und leben zusammen in Freude.
Herr Axel reitet zum König alsbald,
Ihm war so froh zu Muth,
Stolz Walborg auf dem Söller stand
Und lächelte heiter und gut.
So blieb es nun die Monde fünf
Und wohl der Monde neun:
Eilf Grafensöhne kamen heran
Sie freiten um Walborg fein.
Eilf waren der Ritter schön,
Ein Jeder in Ehren um sie bat;
Der Zwölfte war Hakon der Königssohn,
Frühmorgens warb er und sprach.
„O höret mich, schön Jungfrau fein,
Und wollt ihr meine Liebe lohnen,
So nehm' ich euch zur Königin mein,
Und tragen sollt ihr die Krone.“
„„O höret mich, Hakon, Königssohn!
Das kann mit nichten gehn,
Ich habe mich verlobt mit Herrn Axeln fromm,
Den verlass' ich nimmermehr.““

Und zornig ward Hakon, der Königssohn,
Warf um den Mantel fein,
[illegible]
[illegible] Mutter hinein.
„Ich habe gefreiet, lieb Mutter mein,
Und gebt mir guten Rath!
Ich werbe um schön Walborg fein,
Doch wird mir Spott und Schmach.
„Ich bot' ihr Reiches, Ruhm und Ehr',
Und bot' ihr Land und Reich;
Sie sagt, sie liebe Herrn Axeln so sehr,
Ihm bleibe sie ewig treu.“
„„Und hat sie Herrn Axeln versprochen die Hand,
So darf sie nicht von ihm weichen,
Hier gibt es wohl Viele vom Grafenstand,
Die mit ihr an Pracht zu vergleichen.““
„Der Grafentöchter zwar gibt es viel,
So schöne und auch so reiche;
Doch keine so schön', als Walborg ist,
Und keine so tugendreiche.“
„„Nicht nehmen darfst du sie mit Gewalt,
Das wär' eine Schande zu hören,
Mit Waffen, da würdest es sehen bald,
Denn auch Herr Axel sich wehren.““
Und zornig ward Hakon, der Königssohn,
Ging fort in Grimm und Wuth;
Da sieht auf ihn sein Beichtvater fromm,
Der schwarze Bruder Knut.
„Was geht mein Herr so traurig einher?
Wohin steht sein Begehren?
Ist Etwas gekommen ihm in die Quer?
Er möge mir Auskunft gewähren.“
„„Ja wohl, mir ist Etwas gekommen in die Quer',
Das mich nicht wenig betrübt.
Schön Walborg erhalt' ich nimmermehr;
Es ist Herr Axel, den sie liebt.““
„„Ist's Herr Axel, den schön Walborg liebt,
Heim wird er nimmer sie führen;
Seinen Stammbaum bei uns im Kloster liegt,
Wie ihr sollt lesen und hören.
„Von edlem, hohem und herrlichem Stamme
Sind Geschwisterkinder sie Beide;
Eine Frau hat sie Beide zur Taufe gebracht
Auf Hohebergs Schlosse in der Haide.
„[illegible] hat sie Beide [illegible]
Nach unserm Kirchenrecht;
Und hat sie, wir werden es sehen bald,
Verwandt im dritten Geschlecht.
„Mein Herr schickt Briefe weit und breit,
Das Kapitel lasset verbieten,
Herr Axel erhält nicht die edle Maid;
Wir wollen ihm solches verbieten.“
Es war Hakon, der Königssohn,
Er sprach zu den Dienern zwei'n:
„Geht hin zu der Jungfrau'n Muttersbrüdern
Und ladet sie zu mir ein.“
Die Grafen hüllten sich ein sofort
Mit Zucht und vielen Ehren,
„Wir haben vernommen unsers Herren Wort;
Er sag' uns an sein Begehren.“
„Um eure Schwestertochter fein,
Um mit ihr zu leben in Ehren,
Will ich werben bei euch — o saget nicht Nein!
Dies ist mein hohes Begehren.“
Zur Antwort sprachen die Ohme drei,
Ihnen ward so froh zu Muth;
„Ein Königssohn um schön Walborg freit,
Ihr habt das Glück so gut.“
Die drei Herren und Grafen allzumal
Sie hüllten in Pelz sich ein;
So gingen sie hin in den hohen Saal
Zu Königin Mathilden hinein.
Königin Mathild, die mächtige Frau,
Ward begabt mit züchtigem Sinne;

Darnach ſeitz Walborg, die edle Braut,
Die ſchönſte Jungfrau darunter.
„Glück zu, liebe Schweſtertochter ſchön,
Zu was Großem biſt du geboren;
Um dich wirbt Hakon, der Königsſohn;
Er zum Gemahl dich erkoren.
„„Nur wißt ihr, ich laß den Prinzen ſein's,
So will ich zur Antwort euch geben:
Herr Karl er iſt der Vielliebe mein,
Mit ihm will ich ſterben und leben.““
Da ſprachen zu ihr die Ohme drei:
„Wir wollen über dich ſchalten,
In Wahrheit, du mußt Herrn Hakon frei'n,
Du darfſt dein Verſprechen nicht halten.
Nur es war Hakon, der Königsſohn,
Er ließ ſchreiben durch's ganze Land;
Ließ rufen herbei den Erzbiſchof fromm,
Mit den Geiſtlichen allſammt.
Darauf ſprach Biſchof Erland,
Wie er las den Brief, in Wuth:
„Fluch ſei dem, der das erlaubt
Am meiſten für den ſchwarzen Bruder Knut.“
Der Erzbiſchof ſetzt ſich an den Tiſch ſofort,
Er ſchickt zu dem König in Eile:
„Mein gnädiger Herr hat geſandt mir ſein Wort,
Er liegt mit dem Begehren!“
„„Ich habe gehört um eine ſchöne Magd,
Der ihr ſollt die Trauung verrichten;
Herr Karl iſt ihrem Herzen ſo nah,
Doch muß ſie auf dieſen verzichten.““
Sie legten ein Aufgebot zugleich,
Es ſollten auf dem Ding erſcheinen
Der edle Herr und die Jungfrau ſchön,
Und zu den Terminen nicht verſäumen.
Am Morgen wie der Tag erwacht
Und der Morgenglanz iſt zu ſehn,
Der edle Herr kommt ſeiner Braut
Sich hin zur Kirche wenden.
Der Herr ſteigt auf ſein hohes Roß,
Es ſtrahlt ſein Herz ſo roth.
Die Jungfrau ſteigt ihm in den Kaleſch,
Dein ſonnig iſt ihren Kummer verſchwinden.
Es ſprach ſchön Jungfrau Walborg,
Wie ſie kam zu des Kirchhofs Grund:
„Ein trübes Herz ſoll heute ſein der Tag,
Doch es lacht ein trauriger Mund.“
Der Ritter reitet auf hohem Pferd,
Gar weit die Gewänder ihm ſchwänzen;
In der Kutſche folgt die Jungfrau werth,
Sie verſteckt ihre Trauergedanken.
Draußen auf Maria Kirchhof,
Da ſtiegen die Ritter vom Sattel;
Darauf gehn ſie in die Kirche hinein
Die Verwandten und Alles mit.
Sie verweilten mitten im Kirchengang,
Wo der Biſchof und die Geiſtlichen waren,
Ihre Herzen waren der Trauer ſo lang,
Daß keiner mehr deutlich gewahren.
Der Erzbiſchof tritt in der Kirche Thür
Mit dem ſilbernen Stab in den Händen,
Mit ſeinen Chorbrüdern zuſammen,
Die Bande der Liebe zu trennen.
Und Knut, der ſchwarze Bruder, kam,
Ein Chronikbuch in der Hand;
Man las das Buch und Jeder ſah,
Daß Karl und Walborg verwandt.
Den Stammbaum ließ der Mönch nun gehn
Die Alten drum im Kreiſe;
Zwei Geſchwiſterkinder waren die Ahnen,
Ganz nahe von mütterlicher Seite.
Sie waren mit einander verwandt gar nah,
Von adeligem Blute ſo Beide;
Die Verwandtſchaft war im dritten Grad,
Die Prieſter ſtellten ſie ſcheiden.

Sie ſtammten Beide vom adlichen Blut,
Als zweite Geſchwiſterkinder,
Herr Karl und ſchön Walborg gut;
Kein Prieſter durfte ſie verbinden.
Eine Frau hielt Beide zur Taufe dar,
Als ſie empfangen der Taufe Gaben;
Herr Sibern Pathe von Beiden war;
Sie durften einander nicht haben.
Sie waren Verwandte von heiligem Blut
Vom hohen königlichen Stamme;
Auch waren ſie Taufgeſchwiſter gut,
Sie durften nicht kommen zuſammen.
Zum Altar führte man Beide heran,
Gab das Handtuch ihnen in die Hände;
Man war nicht träge zu leſen den Bann,
Der Pabſt war der Jungfrau Vetter.
Das Handtuch ſchnitt man in Stücke nun,
Ein Stück ward Jedem zu Theile;
Es iſt Jeder auf Erden ſo ſich nun klug,
Daß er wiſſe, was das Schickſal ihm verheißen.
„Das Handtuch iſt geſchnitten entzwei,
Womit ihr uns habet geſchnitten;
Doch, ſo lange wir leben, nicht ſchneidet entzwei
Ihr je unſre Treu' und Liebe.“
Vom Finger der Braut man den Goldring nahm,
Und das Armband von der Hand;
Seine Gaben der Bräutigam wieder bekam
Gelöſt ward das Liebesband.
Er warf das Gold auf den Altar hin
Sanct Olaf geholt es zur Ehre.
Er ſchwur, es ſollte nimmer ein Mann
Von der ſchönen Walborg ſich kehren.
Ergrimmt ward Hakon, der Königsſohn,
Wohl unter dem ſtolzen Blick:
„Und da ihr ſie nicht vergeſſen könnt,
So iſt ſie wohl nicht mehr Maid.“
Da erwidert Erzbiſchof Erland,
Der Mächtige unter dem Altar:
„Den halt' ich für einen dummen Mann,
Der nicht kennt der Liebe Gewalten.
„Stark Feuer bricht aus des Waldes Glut,
So auch von brennendem Brande,
Doch wer iſt, der mit Muthe gut
Die Liebe dämpfen kann!
„Die Sonnenhitze brennt im Duft,
Den Schatten fühlt ſie nicht;
Noch ſtärker iſt der Liebe Flamme,
Doch, traun! ihr Feuer bricht.“
Herr Karl aber ſprach alſo,
Er ſtand in Zorne roth:
„Die Sache will ich ſchlichten ſchön,
Und theile mein der Tod.
Doch König Hakon ſprach bald,
Trat auf den breiten Stein:
„Ja, ſchwören ſollſt du morgen mir,
Kein Meineid ſoll es ſein.
„Ja, ſchwören ſollſt du morgen mir
Vor vielen hohen Herrn,
Daß Walborg nie geſchlafen bei dir,
Daß ſie noch Magd iſt rein!“
„„Nun ſoll ich ſchwören heiligen Eid,
Ich will ihn ſchon beſchwören,
Und brech' ich meine Ehr' und Eid,
So lang' ich mich kann rühren.““
Im Gemach ſchläft Hakon's Frau Sibille,
Vom Schlaf ſie ſchnell erwacht;
„Sanct Brigitte, was kam vor meinem Sinn!
Was hat mir geträumt in der Nacht?
„Mir träumte von Julie, der edlen Frau,
Sie ruht im ſchwarzen Chor;
Sie bat mich bei allen Heiligen, traun!
Hold ſollte der Jungfrau ich werden.
„Mein Herr! Beim Leben gebet ich dir,
Weil Keiner haben die Gabe;

Daß ſie ziehen das Schwert in Kampfbegier
Zum Schirm für die Jungfrau, die ſchön'.
„Mein Herr, ihr [illegible] das [illegible] ſchnell,
Ihr ſeid als König in Ehren;
Ihr geleitet Walberg und ſtehet ihr bei,
Der Jungfrau Schutz zu gewähren.
„Sieben Söhne ſäugte die Mutterbruſt,
Sieben junge, muthige Fürſten;
Es iſt unſre eigne Freud' und Luſt,
Wann nach Kampf und Ehr' ſie dürſten.
„Ganz nahe Verwandte ſo waren wir,
Frau Julie und ich, wir Vettern;
Und ſelber gereicht es mit Andern zur Zier,
Wenn wir ſtreiten, daß die Tochter leidet."
Ganz zeitig in der Morgenſtund'
Als die Sonne zeigt ihren Schein,
Da gehen die Ritter auf das Schloß,
Und wollen da ſchwören den Eid.
Herr Karl Iverſen kam herein,
Er hielt hoch empor die Hand:
„Kommt her und ſchwöret mit mir den Eid,
Ihr Grafen aus ritterlichem Stamme."
Und ſchon, elf Ritter kommen herbei
In Zobel und Marder ſchön:
„Wir wollen jetzt ſchwören mit Karl frei;
Gott helfe — es wird ſchon gehn."
Doch Iverſen, wie ein [illegible] ſchwört,
Rinnen von der Jungfrau Wangen:
„Ach Gott! wo bekomm' ich Zeugen her?
Ich bin einſiglich vor Allen."
Die Mutterbrüder weigern ſich,
Wohl gehörig ſie zu verlieren;
„Du ſelber magſt ſchwören allein für dich;
Dein Vater wird dich verlieren."
Und es war Eidwiſcher Erland,
Er ſprach allein zu ihr:
„Der Kummer hat dir viel zu Leid,
Doch Kummer leiden wir.
Der Kummer hat dir viel gethan,
Und Kummer kannſt du nicht tragen.
Gott ſtehe dir bei in dieſer Gefahr;
Er helfe ſie zu überwinden."
„Mein Vater und meine Mutter ſind todt,
Ich muß es beklagen mit Schmerzen;
Doch Gott, der Helfer in aller Noth,
Er kennt meinen Jammer am beſten.
„Frau Julie liegt unter'm Marmelſtein,
Herr Ingwar iſt ſchwarzer Erd';
Ach, lebten ſie noch, die Eltern mein,
Dann wär' ich hold und werth!"
Und wie ſie da ſaß in Jammer und Weh,
In Harm und Sorge groß,
Da kam Herr Hakon und ließ ſich ſehn
Er ritt heraus zum Schloß.
[illegible] ging hin zu ihr
Und ließ ſein Wort erſchallen:
„Ich ſchwöre heut einen Eid mit dir,
Und vertraue dich ſelber bei Allen.
„Frau Gödelin iſt mir hold und gut,
Sie ruft mich zur Seite des Nachts.
Deine Mutter war mit ihr von einem Blut;
Dies hat mich hergebracht.
„Tretet her, ihr Söhne, ſieben an der Zahl
Und ſchwört zuſammen die Ehre.
Herr Karl und ſeine Söhne von [illegible]
Die ſtehen auch hier zur Seite."
Drei Herzogsſöhne ſtellten ſich hin,
Geſchirrt im herrlichen Staat,
In Pelz von Zobel und Marder ſchön,
Geſchmückt war ihr Haar.
Elf Grafen kamen in einer Schar,
Gar muthige Helden gleich;
Geſchmückt war ihr gelbes Haar,
Vergoldet war ihr Schwert.

„Nun wollen wir ſchwören den Reinigungseid;
Für die Jungfrau wollen wir ſchwören.
Ihr Ritter und Jungfrau'n tretet herbei;
Ein Jeder von euch mag es hören."
Auf's Meßbuch legt' Herr Karl die Hand,
Am Griff hielt er ſein Schwert,
Und bei ihm ſtanden Elf, die ihm verwandt
Die tapferſten Ritter werth.
Den Griff hielt er in ſeiner Hand,
Und die Spitze gegen einen Fels;
Seinen Eid zur Stunde ſchwur er dann,
Er ſchwur ihn ſicher und feſt.
„Wohl hab' ich Walberg, die Jungfrau, geliebt,
Sie war mein höchſter Troſt,
Doch bin ich ihr nicht gekommen ſo nah,
Daß ich ſie auch nur geküßt."
Auf's Meßbuch legte die Jungfrau die Hand
Und ſchwur mit ſeligem Vertrauen:
„Nie hat mein Auge den Muth gehabt
Herrn Karln anzuſchauen."
Sie hoben über ſie einen Himmel ſchön,
Ihr Lob ertönte laut;
Sie eilten, mit ihr in den Saal zu gehn
Und nannten ſie des Königs Braut.
Herein kam Hakon, der Königsbote
Und ſprach auf dieſe Weiſe:
„Mein einziger lieber Ritter ſoll
In der Nacht antreten ſeine Reiſe.
„Noch heut will ich ſchon Walberg frein,
[illegible] Gepräng Kron' und Geſchmeid;
Sie ſoll nun werden die Königin mein,
Und die Krone, die goldne, tragen."
Der Tiſch wird gedeckt, man ſetzt ſich ſofort,
Ein ſchäumend Meth und Wein.
Herr Karl ſpricht manch Trauerwort
Zu der Herzallerliebſten ſein:
„O Walberg, rothe Roſe, ſag' an,
Da nun wir allein hier, wir beiden,
O ſage, wie lange wir Leid' es an,
Das verſchmerzen unſre Herzen!"
„Gebär' ich den König zum Gemahl,
So geſchieht es wider meinem Willen,
Und wenn ich auch lebte tauſend Jahr,
So wird er mir nie zu Sinne.
„Im Herzland will ich ſpinnen mit Fleiß
Und wirken das weiße Gold,
Mir traurig will ich verleben die Zeit,
Wie die Turteltaube hold.
„Sie ruhet nie auf dem grünen Zweig
Ihre Beine ſind nie ſo weiß;
Sie trinket nie das Waſſer rein,
Sie rühret es erſt mit den Füßen.
„Mein Herr! Ihr ſeid ſo traurig ſich
So ſchauen die wilden Wälder,
Und alle Gedanken, die ihr habt an mich,
Die laßt ihr bald vergehen.
„Mein Herr! Ihr weilet ſo [illegible],
So ſchauen die wilden Felder,
Und alle Gedanken, die ihr habt an mich,
Die ſchickt ihr ſchnell weiter hinfort."
„Nun reit' ich auch in den [illegible],
Um die Rehe, die ſchnellen, zu jagen,
Was ſoll ich denn thun zur nächtlichen Zeit,
Wenn ich ſchlaflos lieg' auf dem Lager?
„Mein väterlich Gut verkauf' ich alsbald
Das Silber und Gold ſo auch,
Dann will ich ziehn in ein fremdes Land
Und grämen mich ſelber zu Tode."
„Mein Herr, verkaufet nicht Hof und Land,
Das iſt ſo ſchwer zu miſſen.
Schickt lieber Boten zu Herr [illegible] aus
Und laßt ihn um die Tochter befragen.
„Am Silber feiert, die ſchöne Maid
Und lebet mit ihr in Ehren;

„Ich will euch an Mutterstelle sein,
[illegible] und tragen den Kummer, den schweren."
„Um deine Pflege bewerb' ich mich nicht,
Mit Keinem verlob' ich mich
Und wenn sie des Königs Tochter wär',
Da ich mich versprochen auf dich."
Erzbischof Absalon sprach mit Bedacht,
Er besiegelte sie mit Ehren:
„Nun leget euch Beide gute Nacht;
Es kann euch nicht anders werden."
Der Erzbischof sprach mit frohem Muth,
Er wußte die Zunge zu leiten:
„Pfui, schäme dich, schwarzer Bruder Hans!
Du hast viele Trennung bereitet."
Herr Karl das Glück hat gute Nacht,
Er that es mit Angst und Bangen;
Sein Herz es fühlte Gewissenslast,
Wie die Schuld fühlt der Gefang'ne.
Schön Walborg sie geht in den hohen Saal
Mit den Jungfrau'n, um zu ruhen;
Ihr Herz doch brennt von Sorg' und Qual,
Wie Feuer und lichte Gluthen.
Frühmorgens, wenn der Tag erglänzt
Und die Sonne scheinet die Au,
Dann ruft die Königin gar laut
Den Jungfrau'n mit vollem Schalle.
Die Königin gebot den Jungfrau'n Reih'n,
Das Gold zu wirken, die Weiße,
Doch bis schön Walborg, die Jungfrau fein,
Ihr Herz ist Kummer ergeben.
„Walborg, Jungfrau schön und fromm,
Was fehlet, was dich quält!
Es gereicht dir zu der Ehr' und Ruhm
Daß du wirst dem König vermählt;"
„Viel lieber bin ich Karl's Braut
Und lebe mit ihm in Ehren;
Die goldne Krone drückt mir das Haupt;
Die wird' ich nimmer begehren.
„Was wenig zu thun ich nimmer will,
Daß ich meine Treue vergebe,
Wenn ich tagtäglich in Kummer bin
Und meine Wangen erbleichen."
So ging es bis eine [illegible] Zeit,
Drei Monden wollte nah'n;
Herr Karl und die fromme Maid
Sie weinten und lachten nie.
Der Königssohn kam in's Land,
Es kam der Feind mit Macht;
Der Königssohn, Herr Hakon, war
Sein Herz zu [illegible] bereit.
Der König sandte Boten durch's Land,
Da alle kam Hakon.
Herr Karl, der bedeckte Mann,
Er wollte sie nicht verlassen.
Der König Hakon rief gar schnell
Im Lande da und dort;
Und Botschaft ging in [illegible],
Die war gerade Frauen ein Schwert.
Der Botschaft ging durch's ganze Land
Und schnell es über Land,
Herr Karl, der bedrohte Mann,
Er wollt' vom Volke erfahren.
„Sein Zeichen war [illegible], weiß und blau,
Wenn ich ich im Felde ihn [illegible];
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Daß die [illegible] nur nicht zu [illegible]."
Und als sie nun [illegible] [illegible] in's Feld
Und [illegible] die [illegible] [illegible],
Da galt es, zu [illegible] als tapfrer Held,
Und nicht mit [illegible] zu [illegible].
Herr Karl [illegible] die [illegible] [illegible]
Dem Vaterlande zur Ehr';
Wohl mancher [illegible] [illegible] durch ihn,
Er machte die [illegible] leer.

Er schlug so manchen tapfern Mann,
Der unter sein Pferd mußte fallen.
Er schwang Speere mit seiner Hand,
Die Besten schlug er von Allen.
Er schlug die Helden von Upland,
Die saßen auf hohen Pferden;
König Amunds Sohne schlug seine Hand,
Viel Herzog', Grafen und Herren.
Die Pfeile flogen gar dicht und viel,
Wie Heu, das die Bauern mähen,
Ein Pfeil traf Hakon in diesem Spiel,
Da war's um ihn geschehen.
Und wie nun Hakon, der Königssohn,
Vom Pferde mußte fallen,
War Karl, der viel edle Herr, so fromm,
Geschäftig redet mit Allen.
„Karl Thorkildson, du Ritter, o hör' mich an
Und räche mich," rief er laut,
„Empfahen sollst du mein Reich und Land
Und meine Walborg Braut."
— „Ich räche deinen Tod gewiß,
Doch soll ein Jeder leben!
Ich schwur mich nicht von Hab und Gut,
Und niemals wert' ich Liebe.""
Herr Karl kämpfte wie der Wind,
Ihm war so wenig zu Muth;
Wer auf ihn kam, der lag geschwind
Darnieder in seinem Blut.
Da fielen die starken Männer
Wie Korn, das die Bauern mähen;
Herr Karl, der edle Kämpfer,
War männlich und stark zu sehen.
Der Herr, er wehrte so lange sich,
Bis kam er den Feinden nahe;
Er hieb so frisch und männlich,
Bis daß sein Schild zerbrach.
Er schlug sich lange tapfer und werth,
In sich selbst kam er Trost allein,
Bis daß zuletzt sein gutes Schwert
In viele Stücke zerbrach.
Siebzehn tödtliche Wunden, sie waren nicht klein,
Er trug sie alle auf der Brust;
Da brachten sie ihn in das Zelt hinein,
Dort waren Jubel und Lust.
Sein Blut, es rann so beständig;
Mit dem Tod erkämpft' er den Sieg,
Das letzte Wort, das er sprach vor sich,
War von Walborg, seinem Lieb.
„O saget schön Walborg viel tausend gute Nacht,
Meine Heiligen muß sie geleiten.
Im Himmel treffen wir uns wieder bald,
Und leben dort Beid' in Freuden."
Hernach saß der kleine Diener gar,
Und stellt sich vor den Tisch sofort,
Im Herzen war er betrübt, roth und blau,
Er verhaßt zu sagen die Worte:
„Ihr Jungfrau'n, legt ab die Seide roth,
Zieht an das Linnen weiß,
Herr Hakon, der König, er ist nun todt,
Und Karl, der Herre mein.
„Todt ist Herr Hakon, der Königssohn fein,
[illegible] hinge dort seine Leich';
Ihn rächte Herr Karl, der Herre mein,
Da erhielt er den Todesstreich.
„Den Sieg doch haben wir erfochten
Und Norweg einen Sieg;
Und [illegible] Krieger [illegible] erschlagen
Und viele edle Herren."
Schöner weinte Walborg, die Königin,
Das kann jetzt Niemer sich denken.
Um Karl klagt Walborg in ihrem Sinn,
Sie weinet und ringet die Hände.
Schnell sprach sie darauf zum Diener fein,
Sie vergaß alle anderen Dinge:

„Da hole mir her den vergoldeten Schrein,
Doch eilends mußt du ihn bringen.
Spannt die Rosse nun vor die Kutsche roth;
Zum Kloster will ich hin reiten.
Ich vergesse nimmer Herrn Karl's Tod,
So lang' ich hier noch bleibe."
Draußen vor Marien Kirchhof
Da stieg sie aus dem Wagen.
In die Kirche geht sie so trauervoll,
Sie fühlet nur Leid und Plagen.
Die Goldkron' nimmt sie mit ihrer Hand
Und legt sie auf die Steine:
„Nie will ich haben einen Mann,
Will leben als Jungfrau alleine.
Zu zweien Malen war ich Braut,
Doch Braut konnt' ich nicht bleiben;
Nun will ich im Kloster bleiben
Und von der Welt abscheiden."
Sie trugen den vergoldeten Schrein heraus,
Drin war gar vieles Gold.
Sie theilt' es an die Verwandten aus,
An die, so ihr lieb und hold.
Sie nahm das Halsband sammt dem Schmuck
Und nahm die goldnen Spangen,
Dies gab sie an ihre Schwestern,
Die sie hatte geliebt so lange.
Sie nahm das große goldne Band
Und nahm die Spangen drei:
Dies gab sie Herrn Hakon mit Mund und Hand,
Der mit ihr geschworen den Eid.
Sie nahm viel Silber und nahm viel Gold,
Nahm aber sonstige Ringe:
Die gab sie den Dienstjungfrauen hold,
Die mit ihr den Weg eingingen.
Sie gab an Kirchen und Schulen ihr Theil
Und denen, die die Messe lesen,
Daß sie und Herrn Karl's Seelenheil
Erflehten in täglichen Messen.
Sie gab an Wittwen und Waisen viel
Und gab, um die Pilger zu laben;
Die rothe Kron', auf Sanct Anna's Bild,
Die gehört, so ist ihre Gabe.
„Ehrwürdiger Bischof, nehmt auch mich
Und weihet mich ein mit Eide.
Die Klosterordnung beschwör' ich hier,
Hold, hoff' ich, sollt ihr mir werden.
Herr Hans, Erzbischof, lieber Herr,
Ihr weihet mich ein mit Gott.
Aus dem Kloster geh' ich nimmermehr,
Mich hindert keiner bis zum Tod."
Es wurde so viel Gesang gemacht,
Sie lasen gar manchen Psalm,
Als geworfen wurde das schwarze Gewand'
Wohl über schön Walborg's Arm.
Nun geht schön Walborg im Kloster dort,
Sie duldet manchen Zwang;
Keine Worte vernimmt die Jungfrau dort
Von ihrem Freiersgang.
Wohl Manche kamen in's Kloster hinein,
Manche Jungfrau und tugendliches Weib;
Doch keine so schön, als schön Walborg ist,
Keine sämmtlich kommt aber ihr gleich.
Viel besser ist's, nicht geboren zu sein,
Als also in Kummer zu leben,
Sein Brod zu essen mit Thränen drein
Und zu führen ein jämmerlich Leben.
Gott wandte dann, das Glück' wohl,
Daß Beide nicht kamen zusammen.
Sie liebten einander so treu und wohl
Mit zündenden Liebesflammen.
Doch das Glück es wendet sich oft um.

(Mohnike.)

## 2.

## Held Vonved.

Held Vonved sitzt im Kämmerlein,
Er schlägt die Goldharf' an so fein;
Er schlägt die Goldharf' unter'm Kleid,
Da kommt seine Mutter gegangen herein.
Schau dich um, Held Vonved!
Da kommt seine Mutter Adelin,
So fein war sie 'ne Königin:
„Du sollst, Held Vonved, ausreiten,
Mit reichen Kämpfern zu streiten."
Schau dich um, Held Vonved!
„Deines Vaters Tod du rächen sollst,
Einem Andern leih' deine Harfe von Gold,
Reit' aus in's Land zur Stunde voran:
Das rath' ich dir, mein lieber Sohn."
Schau dich um, Held Vonved!
Nun laß ich satteln in's Land hinaus,
Und nimmer komm' ich wieder nach Haus;
Das Harfenspiel, das acht' ich klein —
Bis du weinest bleich die Wangen fein.
Schau dich um, Held Vonved!
„Ländereien und Stände geb' ich dir,
Die schaltet kein Mann für und für.
Sieg in dein hohes Pferd!
Sieg in dich selber noch viel mehr!"
Schau dich um, Held Vonved!
„Sieg in deine Hand! Sieg in deinen Fuß!
Sieg in alle deine Glieder gut!
Gott, der heilige Herr, segne dich!
Wach' und regiere über dich!"
Schau dich um, Held Vonved!
Hört auf nun, liebe Adelin,
„Ihr seid die allerliebste Mutter mein,
„Ihr dürft nicht trauern, nicht mischen den Wein,
„Ich glaub', daß niemals kehr' ich heim.
Schau dich um, Held Vonved!
„Ihr wünscht, kein Unglück mög' mir geschehen,
„Ihr wißt nicht, wie meine Fahrt kann gehen,
Wo ich reit' über Feld und Haide hin;
Ich acht' so wenig der Weiber Grimm.
Schau dich um, Held Vonved!
Wann der Stein hebt an in's Land zu schwimmen
Und die Raben weiß zu werden beginnen,
Dann kommet Vonved zurück allein;
All' meine Tage komm' ich nicht heim.
Schau dich um, Held Vonved!
All' meine Tage komm' ich nicht heim,
Bevor ich rach' den Mord des Vaters mein,
Herr und Diener zu todt ich schlag',
So gewinn' ich für meinen Vater Rach'.
Schau dich um, Held Vonved!
Seine Mutter da so zornig sprach:
„Ich hör', mein Sohn, du sänftest dich nicht.
Noch bessre will ich dich bewahren:
So gewißlich sollst du wohl fahren."
Schau dich um, Held Vonved!
„Hier hast du dieses harte Schwert,
Das rastet nur auf Herrenfahrt;
Und was du triffst den Weg entlang,
Es sucht dich Freude, Schimpf und Schande."
Schau dich um, Held Vonved!
Held Vonved bindet sein Schwert an die Seite,
Um selbst mit Kämpfern zu streiten.
Die wunderlich ist seine Fahrt,
Hat keinen Mann er traurig gemacht.
Schau dich um, Held Vonved!
Sein Helm war blinkend,
Sein Speer war ringroth,
Sein Roß war apfelgrau,
Selbst war der Herr so schwingroth.
Schau dich um, Held Vonved!

Ritt einen Tag, ritt drei darnach:
Doch nimmer eine Stadt er ſah.
„Ei, ſagte der junge Mann,
Daß keine Stadt in dieſem Land?“
Schau dich um, Held Vonved!

Er ritt ſich auf dem Weg dahin,
Herr Thule Vang begegnet ihm,
Herr Thule mit ſeinen zwölf Söhnen zumal,
Die waren gute Ritter all.
Schau dich um, Held Vonved!

„Mein jüngſter Sohn, hör' du mein Wort:
Den Harniſch tauſche mit mir ſofort;
Unter uns tauſchen wir das Panzerkleid,
Ehe wir ſchlagen dieſen Helden todt.“
Schau dich um, Held Vonved!

Held Vonved reißt ſein Schwert von der Seiten,
Es ladet ihn, mit Kämpfern zu ſtreiten;
Erſt ſchlägt er den Herrn Thule ſelbſt,
Darnach all ſeine Söhne zwölf.
Schau dich um, Held Vonved!

Held Vonved bindet ſich das Schwert an die Seiten,
Es lüſtet ihn, weiter auszureiten;
Er reitet zu dem Berge fort,
Den Thier-Mann ſieht er ſitzen dort.
Schau dich um, Held Vonved!

Ein Waldſchwein auf ſeinem Rücken er trägt,
Ein Bär iſt in ſeinen Arm gelegt;
Jeden Finger hat er wohl zur Hand,
Spielt auf Reh' und Hirſch allſammt.
Schau dich um, Held Vonved!

„Hör', du Thier-Mann, theile mit mir,
Oder ich will's nehmen mit Gewalt von dir;
Was lieber: willſt du theilen die Thier'
Oder fechten um das Leben mit mir?“
Schau dich um, Held Vonved!

„Viel lieber will ich kämpfen mit dir,
Als du ſollſt haben die Beute von mir;
Nimmer ward mir geboten ſolch ein Gebot,
Seit ich ſchlug König Sömer todt.“
Schau dich um, Held Vonved!

„Und ſchlugſt du Sömer, den König fein,
So ſchlugſt du todt den Vater mein;
Ich nehm' für ihn kein' andre Sühn':
Mit deinem eignen Blut mußt du büßen für ihn.“
Schau dich um, Held Vonved!

Sie ſchritten Kreiſ' in die ſchwarze Erd',
Sie waren beide Helden ſo werth;
Das aber kann ich in Wahrheit ſagen:
Keiner mocht' den Sieg davon tragen.
Schau dich um, Held Vonved!

Sie fochten einen Tag, ſie fochten zwei
Und machten's am dritten eben ſo,
Am vierten aber, eh' es ward Nacht,
Da war der Thier-Mann zur Erde gebracht.
Schau dich um, Held Vonved!

Held Vonved bindet ſein Schwert an die Seiten,
Ihn lüſtet, weiter auszureiten;
Zum großen Berge der Held hinreit't,
Sieht, wie der Hirt das Vieh da treibt.
Schau dich um, Held Vonved!

„Und hör' du, Hirte, ſag' du mir:
Weß iſt das Vieh, das du treibſt vor dir?
Und was iſt runder, als ein Rad?
Wo wird getrunken fröhliche Weihnacht?
Schau dich um, Held Vonved!

Sag: wo ſtehet der Fiſch in der Fluth?
Und wo iſt der rothe Vogel gut?
Wo miſchet man den beſten Wein?
Wo trinkt Bittrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Held Vonved!

Da ſaß der Hirt, ſo ſtill kein Mann,
Davon er gar Nichts ſagen kann.
Er ſchlug nach ihm mit der Zange,
Da fiel heraus Leber und Lunge.
Schau dich um, Held Vonved!

Zu einer andern Heerde kam er darnach,
Da ſaß ein Hirt bei einem Grab:
„Hör' du, guter Hirte, ſag' du mir,
Weß iſt das Vieh, das du treibſt vor dir?“
Schau dich um, Held Vonved!

„Dort drüben Burgen und Veſten ſtehn,
Wo die Kämpfer als Gäſt' allzeit eingehn.“
Einen Goldring von der Bruſt er nahm,
Steckt' ihn dem Hirten an den Arm.
Schau dich um, Held Vonved!

„Dort wohnt ein Mann, heißt Tyge Nold,
Söhn' hat er und der Kind zwölf;
Er führt einen Bär in ſeinem Schild:
Selbſt ſchlimmer als ein Trolde wild.“
Schau dich um, Held Vonved!

„Hör' an, du liebſter Hirte gut,
Lauf' zu ihm hin, von mir ein Bot',
Bitt' Tyge Nold, den grauen Mann,
Daß er mög' kommen zu uns heran.“
Schau dich um, Held Vonved!

Als ſie ſahen, wie der Kämpfer daher eilt,
Theilen ſie ſchon unter ſich die Beut';
Die wollen haben ſein gutes Schwert,
Die ſeinen Harniſch und Roß ſo werth.
Schau dich um, Held Vonved!

Den Alten däucht', das Beſt' für ihn wär',
Selbſt wollt' er haben ſein gutes Pferd,
Sein Panzer und Schwert nicht fehlen ſollt,
Eh' er einen Kampf verſuchen wollt'.
Schau dich um, Held Vonved!

„Hätteſt du zu den Zwölfen noch andere Zwölf
Und ſtändeſt in Mitten aller ſelbſt:
Das Waſſer ſollſt du aus Stahl eh' zwingen,
Eh' dir es ſollt' mit mir gelingen.“
Schau dich um, Held Vonved!

Mit dem Sporn Vonved trieb an ſein Pferd,
Sprang beides über Pfort' und Mauer daher;
Und ſo ſchlug er den Herrn Tyge Nold,
Dazu ſeine jungen Söhne zwölf.
Schau dich um, Held Vonved!

Und ſo warf er herum ſein Pferd,
Held Vonved, der jung' Edelherr;
So thät er über Berg' und Thale dringen,
Doch konnt' er Niemand zur Rede bringen.
Schau dich um, Held Vonved!

So kam er zu der dritten Schaar,
Da ſaß ein Hirte mit goldenem Haar:
„Hör' du, guter Hirte, mit deiner Heerd',
Du gibſt mir gewißlich Antwort werth.
Schau dich um, Held Vonved!

Was iſt runder, als ein Rad?
Wo wird getrunken die beſte Weihnacht?
Wo geht die Sonne zu ihrem Sitz?
Und wo ruhn eines todten Mannes Füß'?
Schau dich um, Held Vonved!

Was füllet aus alle Thale?
Was kleidet am beſten im Königsſaale?
Was ruft lauter, als der Kranich kann?
Und was iſt weißer, als ein Schwan?
Schau dich um, Held Vonved!

Wer trägt den Bart auf ſeinem Rücken?
Wer trägt die Naſ' unter ſeinem Kinn?
Als ein Riegel, was iſt ſchwärzer noch mehr?
Und was iſt raſcher, als ein Reh?
Schau dich um, Held Vonved!

Wo iſt die allerbreiteſte Brück'?
Was iſt am meiſten zuwider des Menſchen Blick?
Wo wird gefunden der höchſte Gang?
Wo wird getrunken der kälteſte Trank?
Schau dich um, Held Vonved!

ie Sonn' iſt runder, als ein Rad,
m Himmel begeht man die fröhlichſte Weihnacht,
ern Weſten geht die Sonn' zu ihrem Sitz,
en Oſten enden eines todten Mannes Füß'.“
Schau dich um, Held Vonved!
er Kibitz trägt den Bart in dem Nacken fein,
Der Trold hat die Naſ' unter dem Kinn allein,
Die Sünde ſchwärzer iſt als ein Riegel noch mehr
nd der Gedanke raſcher als ein Reh.“
Schau dich um, Held Vonved!
as Eis macht die allerbreitſte Brück',
Die Kröt' iſt am meiſten zuwider des Menſchen Blick,
Zum Paradies geht der höchſte Gang,
Da unten da trinkt man den kälteſten Trank.“
Schau dich um, Held Vonved!
Weiſen Spruch und Rath haſt du von hier,
So wie ich ihn habe gegeben dir.“
Nun hab' ich gutes Vertrauen auf dich,
Viel Kämpfer zu finden beſcheideſt du mich.
Schau dich um, Held Vonved!
Ich weiſ' dich zu der Sonderburg,
Da trinken die Helden den Meth ohne Sorg';
Dort findeſt du viel Kämpfer und Ritterdienſt',
Die können viel gut ſich wehren im Streit.“
Schau dich um, Held Vonved!
Er zog ſeinen Goldring von der Hand,
Der wog wohl fünfzehn gewogene Pfund;
Den that er dem alten Hirten reichen,
Weil er ihm recht' die Helden anzeigen.
Schau dich um, Held Vonved!
Held Vonved in die Burg ritt ein,
Ranvolf ſtand außen in Pelz gehüllt ein:
„Hörſt du wohl, du Hurenſohn,
Was willſt du hier in meinem Land?“
Schau dich um, Held Vonved!
Ich will mit meiner einen Hand
Rücken von dir all' deine Land,
Ich will mit einer Zehe mein
Wegziehen all' die Burgen dein.
Schau dich um, Held Vonved!
„Nicht aber ſollſt du mit deiner Hand
Nehmen mir ein einziges Land,
Noch weniger mit den Zehen dein
Wegziehen die geringſte Burge mein.“
Schau dich um, Held Vonved!
„Du ſollſt nicht mit einem Finger dein
Schlagen mir eines meiner Glieder entzwei;
Ich bin ſtark und bin gewachſen dir,
Gar bald ſollſt du das merken an mir.“
Schau dich um, Held Vonved!
Held Vonved zog ſein Schwert von der Seiten,
Es war ſeine Luſt, mit Ranvolf zu ſtreiten;
Zuerſt ſchlug er den Ranvolf ſelbſt,
Den Strandulf dann mit vollem Recht.
Schau dich um, Held Vonved!
So ſchlug er den ſtarken Ege Under,
So ſchlug er Ege Karl, ſeinen Bruder,
So ſchlug er die Kreuz und die Quer;
Er ſchlug die Feinde vor ſich her.
Schau dich um, Held Vonved!
Held Vonved ſteckt ſein Schwert in die Scheide,
Er gedenkt noch weiter fort zu reiten,
Er findet da in der wilden Mark
Einen Kämpfer und der war viel ſtark.
Schau dich um, Held Vonved!
Sag' mir, du edler Ritter gut,
Wo ſteht der Fiſch in der Flut?
Wo wird geſchenkt der beſte Wein?
Und wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Held Vonved!
„Im Oſten ſteht der Fiſch in der Flut,
In Norden wird getrunken der Wein ſo gut,
In Holland findeſt du Vidrich daheim,
Mit Kämpfern und vielen Geſellen ſein.“
Schau dich um, Held Vonved!
Von der Bruſt Vonved einen Goldring nahm,
Den ſteckt er dem Kämpfer an ſeinen Arm:
Sag, du wäreſt der letzte Mann,
Der Gold vom Held Vonved gewann.
Schau dich um, Held Vonved!
Held Vonved vor die hohe Zinne thät reiten,
Bat die Wächter, ihn hinein zu leiten;
Als aber keiner heraus zu ihm ging,
Da ſprang er über die Mauer dahin.
Schau dich um, Held Vonved!
Sein Roß an einen Strick er band,
Drauf er ſich zur Burgſtube gewandt;
Er ſetzte ſich oben an die Tafel ſofort,
Dazu ſprach er kein einziges Wort.
Schau dich um, Held Vonved!
Er aß, er trank, nahm Speiſe ſich,
Den König fragt' er darum nicht:
Gar nimmer bin ich ausgefahren,
Wo ſo viel verfluchte Jungen waren.
Schau dich um, Held Vonved!
Der König ſprach zu den Kämpfern fein:
„Der tolle Geſell muß gebunden ſein,
Bindet ihr den fremden Gaſt nicht feſt,
So dienet ihr mir nicht auf's Beſt'.“
Schau dich um, Held Vonved!
Nimm du fünf, nimm du zwanzig auch dazu
Und komm zum Spiel du ſelbſt herzu:
Ein Hurenſohn, ſo nenn' ich dich,
Außer du bindeſt mich.
Schau dich um, Held Vonved!
König Eſmer, mein lieber Vater,
Und Helz Adelin, meine Mutter,
Haben mir gegeben das ſtrenge Verbot,
Mit 'nem Schalk nicht zu verzehren mein Gold.
Schau dich um, Held Vonved!
„War Eſmer, der König, dein Vater
Und Frau Adelin deine liebe Mutter,
So biſt du, Held Vonved, ein Kämpfer ſchön,
Dazu meiner liebſten Schweſter Sohn.“
Schau dich um, Held Vonved!
„Held Vonved, willſt du bleiben bei mir,
Beides, Ruhm und Ehre, ſoll werden dir,
Und willſt du zu Land ausfahren,
Meine Ritter ſollen dich bewahren.“
Schau dich um, Held Vonved!
„Mein Gold ſoll werden für dich geſpart,
Wenn du willſt halten deine Heimfahrt.“ —
Das zu thun, lüſtet ihn nicht,
Er wollte fahren zu ſeiner Mutter zurück.
Schau dich um, Held Vonved!
Held Vonved ritt auf dem Weg dahin,
Er war ſo gram in ſeinem Sinn.
Und als er zur Burg geritten kam,
Da ſtanden zwölf Zauberweiber daran.
Schau dich um, Held Vonved!
Standen mit Rocken und Spindel vor ihm,
Schlugen ihm über's weiße Schienbein hin.
Held Vonved mit ſeinem Roß herumdringt,
Die zwölf Zauberweiber ſchlug er in einen Ring.
Schau dich um, Held Vonved!
Schlägt die Zauberweiber, die ſtehen da,
Sie hatten bei ihm ſo kleinen Rath.
Seine Mutter genießt daſſelbe Glück,
Er haut ſie in fünftauſend Stück.
Schau dich um, Held Vonved!
So geht er in den hohen Saal ein,
Er ißt und trinkt den klaren Wein,
Dann ſchlägt er die Goldharfe ſo lang,
Daß ſpringen entzwei alle die Strang.
Schau dich um, Held Vonved!

(Grimm)

### 3

## Brautwerbung.

Wulf der wohnet zu Otterskier,
Iſt reich und wohl zu preiſen;
So reiche Söhne hat er zwei,
Die laſſen ſich Kämpfer heißen.
Nun treibt der Wulf am weißen Sand im Norden!
Wulf der wohnet zu Otterskier,
Hat Söhne ſo klug im Sinn;
Sie wollen, um die Königstochter zu werben,
Nach Upſals Burgen hin.
Da war der junge Helmerkamp,
Der ſattelt ſich ſein Pferd:
„Wir wollen reiten aus zu Land,
Freien die Königstochter werth.“
Das war der junge Angelfor,
Der ſattelt ſich ſein Pferd:
„Wir wollen reiten nach Upſal,
Wenn wieder uns bleibt die Erd'!“
Bis ſie kamen in den Burghof,
Da ſchüttelten ſie ihr Kleid,
So gingen ſie in den hohen Saal
Vor dem König von Upſal ein.
Jung Helmerkamp der trat herein,
Stellte ſich vor die Tafel ſofort:
„Herr, wollt mir eure Tochter geben,
Ich geb' alsbald eu'r Wort!“
Jung Angelfor der trat herein,
Gold glänzt an ſeiner Hand:
„König, gib mir die Tochter dein
Oder komme ſelbſt um dein Land!“
Darauf der König von Upſal
Dieſe Worte zu ihnen ſprach:
„Meine Tochter geb' ich keinem Mann,
Als den ſie haben mag.“
„Habe Dank, o lieber Vater mein,
Daß ich hier wählen kann:
Jung Helmerkamp, dem verlob' ich mich;
Der ſteht recht als ein Mann.
Nimmer will ich haben Angelfor,
Ein Ungeheuer mißgeſtalt;
So iſt ſein Vater, ſo iſt ſeine Mutter,
Und ſo ſind ſeine Verwandten all.“
Da ſprach der junge Angelfor,
Gar zornig war ſein Sinn:
„Wir gehn, um ſie zu fechten,
Zum Burghof beide hin.“
Darauf der König von Upſal
Dieſe Worte zu ihnen ſprach:
„Die Schwerter ſind ſcharf, die Geſellen raſch;
Gar Spiel da geſchehen mag.“
Wulf der kam zu Otterskier
Und blickte über die Heide.
Da ſah er herein über den langen Weg
Blinken ſeiner Söhne Schwerter.
Das hörte Wulf zu Otterskier
Weit über die grüne Heide:
„Was haben meine Söhne vor?
Wie ſind ſie ſo zornig beide!“
Er harrete nicht gar lange,
Sprang auf ſein Pferd ſo raſch;
Zu Upſal aber kam er an,
Eh' gegangen ſeine Söhne in den Tod.
„Jung Helmerkamp, ſo ſage mir,
Sohn, allerliebſter, mein:
Warum zittert dir das blutige Schwert
So heftig von Stich und Pein?“
Da antwortet ihm jung Helmerkamp,
Seine Leiden er ihm klagt:
„Das that Angelfor, der Bruder mein,
Weil ihm nicht werden die Magd.
Hab' fünfzehn Wunden an dem Leib,
Mit Gift vermiſcht jede Wund';
Ja, hätt' ich eine nur davon,
Ich könnt' nicht leben eine Stund'.“ —
„Hör' du, junger Angelfor,
Sohn, allerliebſter, mein,
Warum ſitzt das gute Schwert
So ſchlecht in den Händen dein?“ —
„Darum ſitzt das gute Schwert
So ſchlecht in den Händen mein,
Hab' achtzehn Wunden an dem Leib,
Das iſt meine größte Pein!
Hab' achtzehn Wunden an dem Leib
Und alle ſind ſo ſchwer;
Ja, hätt' ich eine nur davon,
Keine Stunde lebt' ich mehr!“ —
Und Wulf von Otterskier riß aus
Mit der Wurzel den Eichenſtamm,
Schlug, daß er todt zur Erde fiel,
Den jungen Helmerkamp.
Da liegen die zwei Helden nun,
Liegen beide in einem Grabe!
Und der König gibt wohl die Tochter ſein
Dem Geſellen, den ſie will haben.
Da trauert Wulf von Otterskier,
Seine Söhne ſind todtgeſchlagen
Und der König von Upſal für ſeine Tochter
Muß ſelber Sorge tragen. —
Nun treibt der Wulf am weißen Sand im Norden.
(Grimm.)

### 4.

## Die Mutter im Grabe.

Herr Dyring, er reitet zur Inſel weit,
War ich ſelber jung!
Eine ſchöne Jungfrau er ſich da freit.
Schöne Worte erfreuen manch Herz!
Zuſammen lebten ſie ſieben Jahr
Und ſieben Kindlein ſie ihm gebar.
Darauf der Tod im Land einſprach
Und die ſchöne Lilienblume brach.
Da ritt der Herr zur Inſel weit
Und 'ne andre Jungfrau er ſich freit,
Und führete heim, die er ſich gefreit:
Das war eine böſe und grimmige Maid.
Und als ſie kamen an des Hauſes Thor,
Da ſtanden die Kindlein weinend davor.
Die Kindlein ſtanden ſo traurig dort,
Mit ihrem Fuße da ſtieß ſie ſie fort.
Sie gab den Kindlein nicht Brot noch Bier:
„Nur Hunger und Haß ſollt ihr haben von mir!“
Sie nahm ihnen die blauen Bettchen weg:
„Sollt liegen allnächtlich auf nackter Streu.“
Sie nahm die großen Wachslichter fort:
„Sollt liegen allnächtlich am finſtern Ort.“
Den Abend war's ſpät und der Kindlein Gewein
Drang tief bis zur Mutter in's Grab hinein.
Und als es vernahm unter der Erde die Frau:
„Ich muß zu meinen Kindern hinauf.“
Die Frau ging, vor unſerm Herrn zu flehn:
„Und darf ich zu meinen Kindern gehn?“
Sie bat ihn ſo ſehr und bat ihn ſo lang,
Bis er ihr endlich gewährte den Gang.
„Hör' aber, wenn der Hahn thut krähn,
Sollſt wieder vor deinem Herren ſtehn.“
Da hob ſie auf ihre müden Gebein',
Da ſprangen Mauer und Marmelſtein.
Und als ſie durch das Dorf nun ging,
Der Hund in die Wolken zu heulen anfing.
Und als ſie kam vor des Hauſes Thor,
Ihre ält'ſte Tochter ſtand davor.

„Was ſiehſt du hier, lieb Tochter mein,
  Wie iſt's mit deinen Geſchwiſterchen klein?"
Nimmer biſt du lieb Mutter mein,
  Mein Mutter war ſo ſchön und fein.
Meine Mutter war weiß, mit Wangen roth,
  Doch du biſt bleich als wie der Tod.
„Wie ſollt' ich ſein ſo ſchön und fein?
  Schon lange erbleichen die Wangen mein.
Wie ſollt' ich ſein ſo weiß und roth?
  Schon lange lag ich im Grabe todt."
Und als hinein in die Stube ſie kam,
  Da ſtanden die Kindlein in Thränen und Gram.
Da bürſtet ſie eines und putzt dem den Rock,
  Das kämmt ſie und flicht des andern Gelock.
Das fünfte, das hebt ſie auf ihren Schoos
  Und ſtillet das Kleinſte mit ſüßem Gekoſ.
Drauf ſprach ſie zum älteſten Töchterlein:
  „Geh, heiß' Herrn Düring kommen herein."
Und als er kam herein in's Gemach,
  Mit zornigem Muthe ſie alſo ſprach:
„Ich ließ euch Betten, Bier und Brot,
  Meine Kindlein leiden Hunger und Noth.
Ich ließ ihnen blaue Bettlein neu,
  Meine Kindlein liegen auf nackter Streu.
Ich ließ euch große Wachslichter nach,
  Meine Kindlein liegen im finſtern Gemach.
Und muß ich noch einmal kommen zurück,
  So ſoll es dir ſein zu ſchlechtem Glück.
Nun krähet der Hahn, der rothe,
  Zur Erde müſſen wir Todte.
Der Hahn, der ſchwarze, nun krähet,
  Des Himmels Pforte aufgehet.
Der Hahn, der weiße, thut krähen:
  Ich muß von hinnen gehen!" — —
Und hörten ſie nun der Hunde Gebell,
  Den Kindlein gaben ſie Speiſe ſchnell.
Und hörten ſie nun der Hunde Geheul,
  So flohen ſie vor der Todten in Eil'.
Und wenn ſie die Hunde winſeln ſahn,
  So fürchteten ſie der Todten Nahn.

(Talvj.)

## 5.

## Herr Oluf im Elfentanz.

Herr Oluf reitet zur Dämmerzeit,
  Treibt der Thau, fällt der Reif,
Lichter Tag es ihm ſchon ſcheint,
  „Herr Oluf kommet heim,
  Wenn der Wald laubgrün wird!"
Herr Oluf reitet nach dem Burgthor,
  Da findet er tanzen die Elfen davor.
Da tanzt eine Elfen- und Elbenſchaar,
  Elfkönigs Tochter mit fliegendem Haar.
Elfkönigs Tochter die Hand ihm reicht:
  „Herr Oluf, komm' her und tanz' mit mir gleich!" —
„Ich kann nicht treten in den Tanz mit dir,
  Meine Braut hat es verboten mir.
Nicht tanzen will ich, noch tanzen ich mag,
  Denn morgen iſt mein Hochzeittag." —
„Willſt du nicht treten zum Tanz mit mir,
  Dann ſend' ich Tod und Unheil dir!" —
Herr Oluf der wendet den Rappen ſein,
  Seuche und Krankheit ziehn hinter ihm drein.
Herr Oluf reitet zu ſeiner Mutter Thor,
  Da ſteht ſeine Mutter draußen davor.
„Willkommen, mein Sohn, und ſag mir gleich,
  Wovon iſt dein Geſicht ſo bleich?" —
„Mein Fohlen war raſch und ſäumig war ich,
  An einem Eichenzweig ſtieß ich mich.
Meine liebe Schweſter mein Bett bereite,
  Mein Bruder führe mein Roß auf die Weide.
Meine liebe Mutter bürſte mein Haar,
  Mein lieber Vater mache mir eine Bahr'." —
„Mein lieber Sohn, ſolch Wort nicht ſag',
  Denn morgen iſt dein Hochzeittag."
„Sei es nur immer, wenn es mag ſein,
  Nimmer komm' ich zur Liebſten mein!

(Talvj.)

## 6.

## Der Nix.

Der Nix, der geht auf dem ſchneeweißen Sand,
  Wacht auf, alle zierlichen Burſche!
Da ſchafft er ſich um zum ſtattlichen Mann:
  Die Jungfrau, die haben die Zeit zu lange verſchlafen!
Der Nix, der geht in des Schneiders Haus,
  Da läßt er ſich machen ein Kleid, ein blau's.
So geht er weiter in's Eiland hinein,
  Da tanzen erleſene Jungfräulein.
Der Nix, der tritt in den Tanz hinein,
  Bleich werden und roth die Jungfräulein.
Der Nix zieht vor das rothe Goldband,
  Das fällt ſo ſchön in der Jungfrau Hand.
„Und hör', ſchöne Jungfrau, Eins mir verſprich,
  Am Sonntag auf dem Kirchhof, da harr' ich dich."
Und zur Kirche ſollt' fahren das Jungfräulein
  Und Hollief ſollte ihr Fuhrmann ſein.
Die Zäume von Seide und Gold gemacht:
  „Hollief, du Lieber, fahr' nur mit Bedacht!"
Gefahren die Jungfrau zur Kirche kam,
  Da begegnet ſie ihrem Bräutigam,
Geritten der Nix zur Kirche kam,
  Er hängt ſeinen Zaum an den Kirchenkamm.
Und als er trat in die Kirche hinein,
  Begann es der Jungfrau grauſig zu ſein.
Der Prieſter vor dem Altare ſteht:
  „Wer iſt's, der dort im Gange geht?
Wo biſt du erzeugt und wo kommſt du her?
  Und wo haſt du die ſchönen Kleider her?"
„Erzeugt und geboren bin ich im Meer
  Und da hab' ich meine Hofkleider her."
Das Volk ging hinaus und eilte heim
  Und Braut und Bräutigam blieben allein.
„Wo wohnen dein Vater und Mutter, nun ſprich,
  Und wo haſt du Freund' und Verwandte für mich?"
„Mein Vater und Mutter ſind die blauen Wellen,
  Binſen und Rohr kann als Freund' ich dir ſtellen.
„Und es iſt ſo luſtig zu wohnen im Meer,
  Es rudern ſo Manche über und her.
Und es iſt ſo luſtig zu bauen im Meer,
  Es fahren ſo Manche über und her."
Und der Nix nahm die Jungfrau bei der goldnen Locke
  So band er ſie feſt am Sattelknopfe.
Und die Jungfrau ſolch Jammergeſchrei ſie ſchreit,
  Daß ſie's vernahmen am Königshof weit.
Sie ſuchten die Jungfrau all' über die Brück',
  Ihre Goldſpangenſchuhe, die ließ ſie zurück.
Sie ſuchten ſie längs des Stromes Rande,
  Da ihren lebloſen Leib ſie fanden.

(Talvj.)

## 7.

## Die Harfe.

Es wohnte ein Bauer am Meeresſtrand —
  Jung bin ich noch —
Der hatte zwei Töchter, das iſt bekannt.
  Die Harfe bezwingt mich.
Die Aelteſte war dunkel und ſchwarz wie die Nacht,
  Die Jüngſte weiß wie Tagespracht.

Und einmal die Schwarze zur Weißen ſich wandt':
„Wir wollen uns baden am Meeresſtrand."
Und wenn du auch Tag und Nacht badeſt dich,
So wirſt du doch nimmer ſo weiß wie ich.
Und als ſie gekommen zum Meeresſtrand,
Stieß die Schwarze die Schweſter vom Uferrand.
O Schweſter, ach Schweſter, hilf mir an's Land,
Ich will dir ja geben mein ſchönes rothes Band!
„Dein ſchönes rothes Band wird jetzt doch mein,
Aber nimmer ſollſt du treten auf grünen Rain."
Ach Schweſter, o Schweſter, hilf mir an's Land,
Meinen goldenen Kranz geb' ich dir zum Pfand!
„Dein goldener Kranz wird jetzt doch mein,
Aber nimmer ſollſt du wandeln im grünen Hain."
O Schweſter, ach Schweſter, hilf mir an's Land,
Ich will dir auch geben meinen Bräutigam Herand.
„Dein Bräutigam Herand nimmt jetzt mich zur Frau,
Aber nimmer ſollſt du ſpielen auf Gottes grüner Au!"
So bring' meinen Gruß dem Vater gut,
Ich trinke meinen Brautmeth in der kalten Flut.
Und bring' meinen Gruß der Mutter, der guten,
Ich tanze meinen Brauttanz in den kalten Fluten.
Und grüße auch meinen Bräutigam Herand,
Mein Brautbett das hab' ich auf kaltem Sand.
Ein luſtiger Spielmann an's Ufer kam,
Auf den Wogen die weiße Leiche ſchwamm.
Die Leiche zu faſſen er nieder ſich buckt
Und fertigt aus ihr eine Harfe geſchickt.
Er nahm die weiße, jungfräuliche Bruſt —
Die Harfe mußt' Jeden erfüllen mit Luſt.
Dann nahm er des Mädchens Fingerlein
Und drehte daraus die Schrauben fein.
Dann nahm er des Mädchens goldene Locken
Und macht' draus die Saiten, die rauſchten wie Glocken.
Drauf wanderte er zum Hauſe der Braut,
Wo die Hochzeit ſich regte feſtlich laut.
Und wie den erſten Schlag er ſchlägt,
Ein helles Lachen die Braut aufſchlägt.
Und als erklungen der zweite Laut,
Da kleidet man aus die geputzte Braut.
Und wie er geſchlagen den dritten Schlag,
Im Brautbett todt die Schwarze lag.

(Scherr.)

* * *

10.

# 1. Die Slavenländer

(Böhmen, Serbien, Polen, Rußland).

# 2. Ungarn.

# 3. Neugriechenland.

Alle Völker haben ſchon ihr Wort ausgeſprochen; jetzt iſt es an uns Slaven, zu reden.

Kollar.

Noch iſt Polen nicht verloren, ſo lange wir leben!

Dombrowskiego.

Die ruſſiſche Literatur iſt kein inländiſches, ſondern ein exotiſches, aus dem Ausland herüber gepflanztes Gewächs.

J. P. Jordan.

Auf, ihr Söhne der Hellenen!

Rhigas.

# I.

# Die Slavenländer.

## 1.

## Böhmen (Czechien).

Bei ſämmtlichen Stämmen der Slaven treffen wir eine reiche und ſchöne Volksverſe, deren origineller, meiſt melancholiſcher Klang alle Anerkennung verdient. Die Slaven ſind ſehr geſangbegabt und ihre ſchwermüthige Phantaſie wußte zu ihren klagenden Melodieen auch die paſſenden Worte zu finden. Klage iſt nämlich der Grundton der ſlaviſchen Volkslieder, denen man es anmerkt, daß die Völker, von welchen ſie ausgingen, ſeit ihrer Exiſtenz meiſt immer das ſchwere Joch der Tyrannei auf dem Nacken getragen. Die ſkandinaviſchen Volkslieder gehen aus dur, die ſlaviſchen aus moll, jene athmen ſtarren Heldenzorn, dieſe reſignirte Schwermuth. Die Skandinavier bewährten ihre Kraft im Kampf, die Slaven im Dulden. Und wahrlich, ſie hatten und haben genug zu dulden; aber wer weiß, ob Herder's Lehre: „Wer ausharret, wird gekrönt" — ſich nicht an ihnen erfüllen werde? wer weiß, ob Kollar's obenſtehendes, ſtolzes Motto ſich nicht bewahrheiten wird?

Die Böhmen (Czechen) waren, wenn auch jetzt der Maſſe nach verdumpft, in alter Zeit einer der aufgeweckteſten und culturfähigſten Slavenſtämme und von ihrer frühen dichteriſchen Thätigkeit haben die epiſchen und lyriſchen Geſänge, welche von Hanka 1817 in einem Kirchthurm der Stadt Königinhof aufgefunden wurden, höchſt wichtige Beweiſe geliefert. Wir haben in dieſen Gedichten der „Königinhofer Handſchrift" uralte poetiſche Ergüſſe des Slaventhums vor uns. — Die Gegenwart hat nach langem geiſtigen Schlummer in Böhmen eine lebhafte, von großen Gelehrten, wie Paul Joſeph Schaffarik und Palacky, unterſtützte literariſche Thätigkeit hervorgerufen und patriotiſche Dichter, unter denen beſonders Celakowsky, Kollar, Kamaryt, Machacek, Langer, Kamenicky, Hniekowsky, Schneider, Stulc, Wocel, Tomicek und Wiezlowsky hervorragen, eifern in rühmlichem Wettſtreit, ihr Vaterland mit Kränzen der Dichtkunſt zu ſchmücken.

---

# I.

# Aus der Königinhofer Handſchrift.

## 1.

## Zaboj, Slawoj, Ludiek.

Aus dem ſchwarzen Walde ragt ein Felſen,
Auf den Felſen ſteigt der ſtarke Zaboj,
Ueberſieht die Gau'n nach allen Seiten;
Gram durchwehte ihn von den Gauen allen
Und er ſeufzet, wie wenn Tauben weinen,
Lange ſaß er, trauert' lang im Grame,
Nur er hebt ſich auf nun gleich dem Hirſche;
Nieder durch den Wald, den weithin öden,
Eilet rüſtig fort vom Mann zum Manne,
Eilt von Held zu Held im ganzen Lande,
Spricht zu Allen heimlich kurze Worte,
Neiget ſich den Göttern,
Eilt dann fort zu Andern.
Und ein Tag vergehet,
Es vergeht der zweite.
Und als Luna ſcheint der Nacht des dritten:
Sammelten im Schwarzwald ſich die Männer.
Her zu ihnen Zaboj,
Führet ſie zum Thale,
Führet im weiten Kreiſe
Sie zum tiefſten Thale.
Tief hinab von ihnen,
Tief ab ſtellt ſich Zaboj,
Nimmt die helle Zither:
„Männer, Brüderherzen,
Mit dem Flammenblicke!
Euch ein Lied nun ſing' ich,
Sing' aus tiefſtem Thalgrund.
Wohl vom Herzen geht mir's,
Wohl vom tiefſten Herzen,
Das in Gram verſunken. —
„Ging zum Ahn der Vater,
Ließ zurück im Erbland
Die verwaiſ'ten Kinder,
Ließ verwaiſ't die Liebchen.
Und zu Niemand ſagt' er:
‚Bruder! ſprich zu ihnen,
Du mit Vaterworten!' —
„Und da kommt der Fremdling
Mit Gewalt in's Erbland;
Und mit Fremdlingsworten
Hier gebeut der Fremdling.

Und was Sitte dort,
Dort im Fremdlingsſtande
Morgens bis zum Abend,
Gilt zu wahren folgſam
Kindern, ſo wie Frauen.
Eine Eh'gemeinde
Soll mit uns von Weſna
Gehn bis zur Morana.
„Aus den Hainen treiben ſie die Sperber
Und den Göttern, ſo die Stämme ehrt,
Mußten wir uns neigen,
Ihnen Opfer bringen.
Durften vor den Göttern
Nicht die Stirne ſchlagen,
Nicht im Zwielicht ihnen Speiſen bringen,
Wo der Vater Speiſen bracht' den Göttern,
Wo er hin ging, Lobſang anzuſtimmen.
Ja, ſie fällten alle Bäume,
Sie zerſchellten alle Götter.“ —
„—Zaboj, ha! du Knecht,
Singſt das Herz zum Herzen,
Mitten aus dem Grame,
Singſt dein Lied wie Lumír,
Der mit Wort und Sange
Rührt den Wyſchehrad und alle Lande,
So du mich, die Brüder all'.
Ja, die Götter lieben wackern Sänger.
Singe, denn dir ward's gegeben,
Gen den Feind in's Herz zu ſingen.“ —
Zaboj blickt auf des Slawoj
Glutentbrannte Blicke
Und beſänftigt [illegible] des Herzens;
„Zwei der [illegible], deren Stimme
Eben ſchwoll zum Mannesklang,
Gingen aus zum Walde;
Dort mit Schwert und Streitaxt
Und mit ſcharfem Speere
Uebten ſie die Arme.
Bargen dort ſich heimlich,
Kehrten heim von dort in Freuden.
Als ihr Arm zur Mannheit war erſtarket
Und ihr Geiſt zur Mannheit gen die Feinde
Und die andern Brüder auch erwachſen;
Ha! da brachen Alle in die Feinde
Und ihr Grimm war Wetterſturm des Himmels
Und zur Heimat wiederkehrte,
Wiederkehrt' der einſt'ge Segen.“ —
Ha! da ſprangen All' herzu zu Zaboj,
Drückten ihn in ihre ſtarken Arme,
Und die Hände legen
Sie von Herz zu Herzen;
Und es zieht ſich lang ein Wort zum andern.
Und die Nacht rückt vor zum Morgen,
Und ſie gingen einzeln aus dem Thale,
Dort entlang der Bäume,
Dort nach allen Seiten aus dem Walde.
Ein Tag war vergangen,
Es verging der zweite
Nach dem dritten Tage,
Als die Nacht heran ſchon dunkelt,
Zaboj geht zum Walde,
Hinter Zaboj Kriegerſchaaren;
Slawoj geht zum Wald,
Hinter Slawoj Kriegerſchaaren,
Alle voll Vertrau'n zum Führer,
All' im Herzen Groll dem König,
All' ihm ſchwere Waffen.
„Auf denn, Bruder Slawoj!
Dort zum blauen Berge,
Der nach allen Gauen ſchaut;
Dorthin lenken wir die Schritte!
Dort vom Berg gen Sonnenaufgang,
Sieh, ein dunkler Forſt dort;
Reichen dort wir uns die Hände!
Ziehe du nun hin mit Fuchſesſprüngen;
Dorthin zieh' auch ich zum Ziele.“
„—Ha, wie Bruder Zaboj!
Was doch ſollen unſre Waffen
Grimm erſt von dem Berg erſchnaubend?
Laß' von hier gerad uns ſtürmen
Auf des Königs Würgerſchaaren.“ —
„Höre, Bruder Slawoj!
Willſt den Drachen du vertilgen,
Tritt auf's Haupt ihm, ſo gelingt es,
Und ſein Haupt dort iſt es.“
Traun! das Heer theilt ſich im Walde,
Theilt zur Rechten ſich, zur Linken;
Zieht dorthin nach des Zaboj Worte,
Dorthin nach dem Wort des feurigen Slawoj,
Bis zum blauen Berg durch Waldes Gründe.
Sonne ſchien zum fünften Male
Und ſie reichen ſich die Heldenhände,
Und ſie ſpähen aus mit Fuchſesaugen
Auf des Königs Heer.
„All' ſein Heer und uns zuſammenballen,
All' ſein Heer zu einem Streiche Ludiek,
Ludiek, ha! du biſt ein Knecht nur,
Knecht nur ob des Königs Knechten,
Sag du deinem ſtolzen Zwingherrn,
Daß nicht mehr denn Rauch uns gilt ſein Machtwort.“
Drob ergrimmet Ludiek,
Schnellen Rufes ſammelt er die Heere.
Rings im Wiederſchein erglänzt der Himmel,
Und ein Blitz im Wiederſchein der Sonne
Von des Königs Heer.
All' den Fuß zum Aufſchritt fertig,
All' zur Wehr' die Hand nach Ludiek's Wort.
„Auf nun, Bruder Slawoj!
Dorthin eil' in Fuchſesſprüngen;
Grad die Stirne biet' ich ihnen.“
Und grad' aus bricht Zaboj
Vorwärts gleich dem Hagelwetter,
Und ſeitwärts bricht Slawoj
In die Flank', wie Hagelwetter.
„Bruder, ſieh', da! dieſe
Nahmen uns die Götter,
Dieſe fällten uns die Bäume,
Scheuchten aus dem Hain die Sperber,
Dieſe vertrieben uns die Götter!“ —
Siehe, wilder Grimm entreißt den Ludiek
Den zahlloſen Würgern gegen Zaboj,
Zaboj gegen Ludiek
Bricht hervor mit flammenſprühenden Augen,
Eiche gegen Eiche ſtürmet,
Aus dem Walde bewegt ſich treibend
Zaboj ſchwingt gegen Ludiek
Weit voraus dem Heer.
Siehe, Ludiek haut mit wucht'gem Schwert,
Und durchhaut drei Häut' am Schilde.
Zaboj haut mit ſeiner Streitaxt;
Ludiek ſpringt behend zur Seite,
Einen Baum die Axt trifft,
Und der Baum fällt auf die Schaaren,
Dreißig gehen heim zu ihren Vätern.
Da ergrimmet Ludiek.
„Ha! Du reißend Unthier,
Ha! Du grauſes Drachenungeheuer,
Ficht mit mir du mit dem Schwerte!“ —
Und das Schwert ſchwingt Zaboj,
Haut ein Stück dem Feind vom Schilde.
Ludiek greift zum Schwerte.
Doch das Schwert glitt von dem häut'nen Schilde.
Beid' entflammen ſich zu grimmen Streichen,
Sie zerhauen Alles umeinander,
Decken Alles rings mit Blute,
Und mit Blut die Männer ſprengen
Bringt ſie an zu wüthen,
Grimmigen Gemetzel.

Ueber Mittag ſchritt die Sonne,
Ueber Mittag näher ſchon zum Abend;
Und noch ward gekämpft –
Und nicht hier, nicht dorthin ward gewichen;
So ward hier gekämpft von Zaboj,
So ward dort gekämpft von Slavoj.
„Fahr zum Vieh, du Würger!
Was ſollſt unſer Blut du trinken?“
Zaboj faßt die Streitaxt,
Ludiek ſpringt zur Seite,
Zaboj ſchwingt die Streitaxt hoch in Lüften,
Wirft ſie nach dem Feinde:
Fleugt die Axt dem Feind nach;
Und der Schild zerſpringet,
Hinter'm Schilde auch zerſpringet,
Ludiek's Bruſt zerſpringet.
Vor der wucht'gen Axt erſchrickt die Seele;
Ja, die Axt entrafft die Seele,
Trägt hinaus in's Heer ſie wohl fünf Klafter.
Angſtruf weckt der Schreck in Feindes Munde;
Freude ſchallt vom Mund der Krieger,
Schallt vom Mund der Krieger Zaboj's,
Strahlt aus freudehellen Blicken.
„Bruder, ha, uns haben
Götter Sieg verliehen!
Eine Schar von euch theilt ſich zur Rechten,
Eine Schar von euch theile ſich zur Linken,
Roſſe führt herbei aus allen Thälern,
Wieh're rings von Roſſen, Wald!“
„„Ha, mein Bruder Zaboj!
Ha! Du tapfrer Löwe!
Laß nicht ab vom Sturm auf Feinde!““
Ha, den Schild fortſchleudert Zaboj,
In der Hand das Schwert, die Axt in jener,
So auch ein bricht Bahnen
Er ſich durch die Feinde.
Und die Dränger heulten
Und den Drängern galt's zu weichen
Troß jagt ſie vom Schlachtfeld,
Schreck erpreßt den Kehlen lauten Angſtruf.
Roſſgewieher rings im Wald.
Auf zu Roſſ', zu Roſſ',
Nach dem Feind zu Roſſ',
Durch die Länder all'!
Schnelle Roſſe traget,
Auf den Ferſen traget
Ihnen unſern Grimm nach!“
Scharen ſchwingen ſich auf ſchnelle Roſſe;
Sprung auf Sprung den Drängern nach ſie jagen,
Schlag auf Schlag, ſie ſchnauben wild im Grimme.
Und es ſchwankten Flächen,
Schwankten Berge, Wälder,
Rechts und links enteilet Alles rückwärts.
Sieh', ein Wildſtrom brauſet,
Welle wälzet ſich auf Welle;
Sprung auf Sprung noch brauſen alle Heere,
Alles ſprenget durch des Stromes Toſen.
Viel der Fremden raſſt die Flut hinunter;
Trägt die Heimiſchen hinüber,
Trägt ſie hin an's andre Ufer.
Durch die Auen ringsum weit und breit,
Weit die breiten Schwingen aus
Spannt der wilde Weihe,
Jagt dem Geflügel nach. –
Zaboj's Kriegerhaufen
Sprengen aus in's Weite
Durch die Lande rings,
Sprengen wild den Drängern nach;
Schmettern, ſtampfen nieder
Sie mit ihren Roſſen.
Wachend ihnen noch bei Luna's Scheine,
Wachend noch im Sonnenglanz des Tages,
Wieder dann im nächt'gen Dunkel,
Nach der Nacht im Morgengrauen.
Sieh', ein Wildſtrom brauſet,
Welle wälzet ſich an Welle;
Sprung auf Sprung noch brauſen alle Heere,
Alles ſprenget durch des Stromes Toſen.
Viel der Fremden raſſt die Flut hinunter,
Trägt die Heimiſchen hinüber,
Trägt ſie hin an's andre Ufer.
„Dort zum grau'n Gebirge!
Dort vollziehe unſre Rache!“
„„Siehe, Bruder Zaboj!
Fern nicht mehr ſind wir dem Berge,
Sieh' das Häuflein Feinde
Und wie ſie ſo kläglich flehn!““
„Rückwärts durch die Gauen,
Hierhin du, ich dorthin,
Was des Königs, ſei vertilgt!“
Winde brauſen durch das Land,
Heere brauſen durch das Land,
Durch die Lande rechts und links hin
Stark in breiten Reihn die Heere,
Froh mit Freudenjauchzen.
„Bruder, dämmern ſeh' den Berg!
Ha, die Götter haben
Dort uns Sieg verliehen!
Scharen ſchwärmen dort von Seelen,
Hier und dort von Baum zu Baum.
Bange zagt vor ihnen
Wild und ſcheu' Geflügel;
Nur die Eulen ſcheuen nimmer.
Dort zum Berg begrabt die Leichen,
Bringt den Göttern Opferſchmaus,
Göttern dort, den Rettern, bringt
Reicher Opfer Fülle dar,
Stimmet an ihr Lieblingslied,
Weiht die Wehr erſchlagner Feinde ihnen!“
(Swoboda.)

## 2.

## Das berühmte Turnier.

Auf! Jung und Alt und horchet mir,
Von Kämpfen ſag' ich und Turnier.
War einſt ein Fürſt am Elbeſtrand
Als reich und gut berühmt im Land.
Dem war ein Töchterlein beſcheert,
Das Jedem, wie ihm ſelber werth.
Ludiſe war ſo anmuthreich,
Ihr Leib ſo ſchön wie keiner gleich;
Ihr Angeſicht wie Lilienblüth,
Wie Roſen ihre Wang' erglüht;
Das Auge wie die Sonne hell,
Der Nacken wie der Schnee ſo weiß;
Ihr Lockenhaar wie Seid' und Gold
Umringelt ihre Schulter hold.
Der Fürſt den Herold kommen läßt:
Mein Volk, auf! zum Freudenfeſt
Entbiete mir von nah' und fern
Auf's Schloß die Ritter und die Herrn.
Und an dem Tage auch genau
Sie kommen an aus fernem Gau
Auf's Schloß, wo ſie zu Pracht gewöhnt.
Die Pauke ſchallt, das Horn ertönt,
Die Herren um den Herrn ſich reihn,
Begrüßen fein die Fraue fein
Und dann das holde Töchterlein.
Um lange Tiſche ſetzt man ſich
In Seinesgleichen männiglich.
Als Speiſe wandert wohl das Wild,
Zum Trunke Meth, der ſüß und mild.
Bei Gott! es war ein rechter Schmaus,
Voll reicher Pracht und Sang und Braus.
Das gibt dem Leibe Kraft und Mark
Und macht die Sinne froh und ſtark.

Der Fürſt ſpricht dann die Herren an:
Euch Männern ſei es kund gethan,
Zu welchem End' ich euch, ihr Herren,
Hieher beſchied; — ich wollte gern,
Wer auf die beſte Weiſe mir
Zu Nutzen iſt. Bedenken wir
Im Frieden künft'ges Kriegsgeſchäft;
Der Deutſche iſt ein Nachbar bös.
Alſo der Fürſt. Vom Tiſch geſchwind
Stehn auf die Herrn, der Saal verödet.
Sie neigen vor dem Fürſten ſich
Und vor dem holden Fürſtenkind.
Die Pauke ſchallt, das Horn ertönt.
Sie ſchreiten aus der Burg heraus
Hinaus auf's Feld und zum Turnier.
Es ſitzt der Fürſt auf dem Balkon,
Ringsum ſtehn um ſeinen Thron:
Die Fürſtin in der Frauen Kreis,
Ludiſe auch, der Fräulein Preis.
Als des Fürſten Wort erſchallt:
Wer in den Kampf der Erſte fällt,
Beſtimme ich, der Fürſt, allein,
Und Strebor, zeigt er, ſoll es ſein.
Der fordert auf den Lutiſlav,
Sie ſitzen beid' zu Roſſe dar,
Sie eilen nach dem ſcharfen Speer
Und rennen an einander ſchwer
Und Jeder alſo lange ringt,
Bis Beider Speer in Splitter ſpringt.
Doch matt', ſcheiden ſie verſöhnt.
Die Pauke ſchallt, das Horn ertönt.
Da ſo des Fürſten Wort erſchallt:
Wer in den Kampf der Zweite fällt,
Beſtimme die Fürſtin nun allein.
Der Zyros, zeigt ſie, ſoll es ſein,
Der Zyros ruft den Spytibor,
Der ſich alsbald in Sattel warf.
Sie eilten nach den Speeren ſchnell
Und Zyros rennt auf Spytibor
Und hebt ihn aus dem Sattel vor.
Doch ſelber ſpringt er ſchnell vom Pferd
Und Beide greifen nach dem Schwert
Und von den Schlägen wild und wild
Sprühn Funken auf von Schild zu Schild.
Bis Spytibor, der kampfbewährt,
Den Zyros wirft zu Boden glatt.
Doch von dem Kampfe müd' und matt
Verlaſſen ſie den Plan verſöhnt:
Die Pauke ſchallt, das Horn ertönt,
Und ſo des Fürſten Wort erſchallt:
Wer in den Kampf der Dritte fällt,
Ludiſe mag berufen ihn.
Auf Lubor zeigt die Holde hin.
Der Lubor ruft den Dalemir,
Der kommt auf hohem Roß herfür.
Sie greifen nach dem ſcharfen Speer
Und jagen in der Bahn einher
Und rennen an einander dann
Und jeder Speer trifft ſeinen Mann.
Der Dalemir ſtürzt auf den Plan,
Weit fliegt ſein Schild hin, daß es dröhnt.
Ihn tragen Knechte aus der Bahn;
Die Pauke ſchallt, das Horn ertönt.
Den Rubos ruft der Lubor jetzt.
Der hat ſich ſchnell auf's Roß geſetzt
Und rennt auf Lubor ſchnell herbei.
Der haut ihm bald den Speer entzwei.
Mit einem Hieb hat er's gethan,
Daß Rubos niederſtürzt und ſtöhnt,
Ihn tragen Knechte aus der Bahn;
Die Pauke ſchallt, das Horn ertönt.
Der Lubor ruft: Wer im Turnier
Will wagen einen Gang mit mir?
Er komm' heran, ich ſtehe hier!

Die Herren wechſeln manches Wort, —
Noch ſteht allein der Lubor dort.
Empor den Speer der Zbislaw ſtreckt,
Daran der Kopf des Ures ſteckt.
Beſtiegt ſein wildes Roß und Hohn
Erklingt aus ſeines Wortes Ton:
Den wilden Ur erſchlug mein Ahn,
Mein Vater that's den Deutſchen an,
Nun, Lubor, komm du mir heran.
Sie rennen an, doch rückwärts prallt
Ein Roß vom andern mit Gewalt.
Sie ſtürzen. — Aber ſchnell bereit
Sind bloß und blank die Schwerter beid'.
Nun feſten Fußes geht der Streit,
Sein Schwert Jedweder mächtig ſchwingt,
Daß es von Hieben wiederklingt,
Da trifft des Lubor kluger Streich
Des Feindes Helm, der bricht ſogleich
Und fällt herab zerſtückt, zerſpellt,
Dann trifft des Zbislaw Schwert der Held;
Es fliegt dahin und nach ihm fällt
Der Zbislaw ſelber mit Gewalt.
Das Horn ertönt, die Pauke ſchallt.
Um Lubor drängen ſich der Glanz
Des Kreiſes und ſie führen ihn
Zum Fürſten und zur Fürſtin hin.
In Händen hält den Eichenkranz
Ludiſe, die den Sieger krönt.
Die Pauke ſchallt, das Horn ertönt.
(Hartmann.)

### 3.

## Beneš, Hermann's Sohn.

O Sonnenſchein, o Sonnenſchein!
  Trübt dich wie uns ein ſchwerer Harm?
  Was ſtrahlſt du auf uns hernieder,
  Die wir gedrückt und arm?
Wo iſt der Fürſt mit ſeinen Schaaren?
  Zu Otto iſt er hingeeilt,
  Wer ſoll vor Feinden uns bewahren
  Dieß Land, das ſo verwaiſt?
Die Deutſchen, die vom Sachſenſtamme,
  Sie ziehn herbei mit ſtarker Hand,
  Von Görlitz her, vom Rieſenkamme
  In unſer Böhmerland.
O ſeht, ihr Unglückſel'gen, euer
  Geſchmeide und Gold und Gut heraus,
  Dann werfen ſie noch lodernd Feuer
  Zum Dank in Hof und Haus.
In Aſche liegt, was uns geblieben
  Von unſrer Schätze ſind wir bloß
  Und unſre Heerden fortgetrieben —
  Sie ziehn auf Troskau los.
Doch, Kind des Landes, ſei nicht bange,
  Schon hebt von Neuem ſich das Gras,
  Das von der Roſſe Hufen lange
  Gebeugt, zertreten war.
Des Friedens Blumen ſchlingt zu Kränzen
  Als Dank für des Befreiers Muth,
  Bald werden neu die Saaten glänzen
  Und Alles wird noch gut.
Ja, bald iſt Alles gut geworden,
  Der Beneš, Vogt von Budiſſin,
  Führt ſeines Volkes Kriegerhorden
  Zum Sachſenkriege hin.
Es ſammelt ſich das Volk in Strömen
  Im Wald bei Geviſtal rings umher,
  Dreißigtauſend ſind der tapfern Böhmen
  Gewaffnet mit und Wehr.
Der Beneš ſpornet hoch zu Roſſe
  Voran — es ſtürmt das Volk ihm nach.
  Sie rufen: Auf! dem Räubertroſſe
  Der Sachſen Rach' und Schmach!

Entzündet von des Zornes Blitze
 Glüht auf die Stärke hier und dort
 Und loht wie ſchwüle Sturmeshitze
 In allen Herzen fort.
Und von geſpenſterhaftem Glanze
 Iſt jedes Aug' im Kampf belebt
 Und Lanze überragt die Lanze,
 Ein Keil den andern hebt.
Sie ſtoßen Beide nun zuſammen,
 Wie ſich ein Wald zum andern kehrt;
 Gleich wie am Himmel Blitze flammen,
 Alſo erglänzt das Schwert.
Und aus dem tiefen Walde ſcheuchet
 Der Hirſch, das Rehlein ſolch Gedröhn,
 Der Vogel in den Lüften weichet
 Und fliegt zu fernen Höhn.
Durch Thäler und durch Schluchten ſchallen,
 Vom hohen Felſenberge her,
 Wie Bäume, wenn ſie krachend fallen,
 Die Keule, Schwert und Speer.
So ſtehen Böhmen da und Sachſen
 Und Keiner ab vom Kampfe läßt,
 Der Beiden Keile eingewachſen
 Scheint in dem Boden feſt.
Vom Felſen fordert ſich nach oben
 Von Bautiſſin der Caſtellan,
 Ihm nach die fernen Schaaren toben:
 Er winket links heran.
Sie ſtürmen Alle nach zur Linken
 Und in den Felſenwall hinein
 Und laſſen auf die Feinde ſinken
 Vom Berge Stein auf Stein.
Dann ſtürzt die Schar ſich in die Schlucht:
 Und das war bald der Deutſchen Noth,
 Und das war bald der Deutſchen Flucht
 Und bald der Deutſchen Tod.
(Hartmann.)

2.

## Kollar.

### Sonette.

1.

Die Polin küßt, ſprechend ſanfte Klänge,
 Die Serbin weiß durch Anmuth anzuregen,
 Die Mädchen unſerer Slowaken pflegen
 Der treuen Herzlichkeit und heitrer Sänge.
Die Ruſſin herrſchet gern im Weltgedränge,
 Die Böhmin tritt dem Kampfe kühn entgegen;
 Doch Slava wünſchte ſich der Einheit wegen
 Im Ganzen dieſer Blüthengaben Menge.
Und es befahl dem Amor ſchnell die Hehre
 Zur Harmonie die Theile zu verweben,
 Daß all' der Schmuck nur eine Slavin kröne.
Drum einen hier, wie dort die Flüſſ' im Meere,
 Sich alle ſlav'ſchen Reize, wie ſie leben,
 Die ſlav'ſche Tugend, Grazie und Schöne.

2.

Dich, ſchatt'ger Baum, verherrliche im Lenze
 Des Sproſſers Abendſang auf grünen Zweigen;
 Sei in des heißen Sommers Donnerreigen
 Dem Zorne Perun's eine heil'ge Gränze;
Auf deinem welken Herbſtgewande glänze
 Das hellſte Gold, wenn graue Nebel ſteigen;
 Mild mög' ſich der Winter dir erzeigen,
 Damit dich bald Erinn'rungslaub umkränze.
So lebe fort, geliebter Greis! Dich ſchwelle
 Mit ewig junger Kraft die nahe Quelle,
 Nie treffe dich das ſcharfe Todeserz.
Du warſt ja jüngſt ein Zeuge von den ſüßen
 Drei erſten Worten und drei erſten Küſſen:
 „Sei ewig, ewig dein mein Herz!"

3.

Schön iſt der Ton, den in des Lenzes Flor
 Die Mutterhände der Natur erziehen;
 Da klingt der Buſch voll wälſcher Melodieen,
 Ein Wonnetempel ſteigt der Hain empor.
Noch ſchöner iſt der Ton, der von dem Chor
 Der Muſen ſelbſt dem Menſchen ward verliehen;
 Da gattet ſich der Geiſt mit Harmonieen,
 Bezaubert lauſcht die Seele durch das Ohr.
Doch einen andern kenn' ich noch ſo weich,
 So kurz, ſo mächtig, lieblich, inhaltreich,
 Daß er der Schatz von Allen iſt geblieben.
Ach ja, ich höre, hör' ihn ſchon, den Ton,
 Wenn ſich das erſte Mal zu ſüßem Lohn
 Zwei Liebende geſtehn, daß ſie ſich „lieben."

4.

Wo ſeid ihr, holde Träume, goldne Strecken,
 Ihr lieben, zaubervollen Dämmerungen!
 Welch einer grauſen Hand iſt es gelungen,
 Zum Jammer dieſer Tage mich zu wecken!
Hinweg von hier! Da ruft's von dort mit Schrecken,
 Die Liebe wurde vom Geſchick bezwungen,
 Schon funkelt über Eden, doch geſchwungen,
 Des Cherubs Schwert, das Flammen roth umſtecken.
Ihr Ufer, Wieſen, Plätze und Geſträuche,
 Sagt es der Welt, was wir in eurem Raum
 Geſcherzt, geſchwatzt, geſpielt in mancher Stunde!
Doch nahe ein Jüngling mit erblaßtem Munde,
 Der leſe ſich die Schrift an dieſem Baum:
 „Ich wohnte ſchuldlos hier auf Eros Reiche."

5.

Die Stunde ſchlägt, es kräht der Hahn am Fluſſe,
 Das böſe Wetter regt ſich ohne Maß,
 Ich zitt're bang, mein Angeſicht erblaßt:
 Nur eine Weile noch zum letzten Kuſſe!
Mich drängt's von hinnen auf beſchwingtem Fuße,
 Da ſieht ſie mich vom Fenſter, fliegt in Haſt
 Mit loſem Haar mir zu, hält mich umfaßt,
 Die Treppe ſchwimmt von unſerm Thränenguſſe.
Ach, wie zermalmend iſt dein Schickſal, Liebe!
 Je voller und je reicher deine Triebe,
 Je ärmer lechzt der Mund in ſtillem Brand.
Noch einen Kuß! Der Vorhang fällt hernieder,
 Zu Chören ſchleif' ich meine Schattenglieder;
 Nun fahre zu dort in das Schattenland!

6.

O Liebe, Liebe, o du ſüßes Wähnen,
 O Becher du unausgeſchöpfter Wonnen,
 Wo ſich ein Herz vom andern fühlt umſponnen,
 Und Erd' und Himmel glühn in unſerm Sehnen!
Daß jeder Weiſe ſich in deinem Schönen,
 Des kurzen Glücks verborgen möchte ſonnen,
 Bevor des Sturmes Ueberfall begonnen
 Und Kahn und Ruder wild zerſplittert dröhnen!
Wo biſt du, Tochter aus des Himmels Höhen,
 Du Maid, von dem mein Herz verrathen worden,
 Du Blüthenſtern, du Quelle holder Wehen!
Ach, fruchtlos ſchick' ich deinem Port entgegen,
 Denn meine Welt brach ein Sturm aus Norden
 Die Thränen blieben mir von all dem Segen.
(Wenzig.)

## 3.

## Celakowsky.

### Nachhall ruſſiſcher Lieder.

### 1) Romantiſche Liebe.

War im Zwielicht, war im Morgenſchimmer,
Fiel kein Thau von einer Roſenblüthe
Sondern Thränen floſſen von den Wangen,
Von der jungen Waßilewna Wangen.
Voll Betrübniß ſeufzte ſie, voll Trauer,
Tief und ſchwer empor aus wundem Buſen
Und begann zu ihrem guten Jüngling:
„Geh mit Gott, geh du mit Gott, mein Liebſter,
Geh mit Gott, mein Liebſter, meine Hoffnung!
Für die Ewigkeit gilt unſer Scheiden;
Denn nicht lieben dich ja meine Eltern
Und mein Stamm verfolget dich mit Feindſchaft;
Liebſter, einen Andern ſoll ich freien!“
Da bedachte ſich der gute Jüngling,
Er bedachte ſich und gab zur Antwort:
„Weine, weine nicht, du meine Seele,
Ringe, Liebchen, nicht die weißen Hände;
Denn was thut es Noth, und zu bedenken,
Einen guten Rath noch auszuſinnen!
Weit von hier in jenem fernen Lande,
In der weiten Ferne zwiſchen Bergen
Liegt ein großer, großer See inmitten;
Auf dem See dort hebet eine Inſel,
Die verwachſen iſt voll eigner Schönheit.
Horch, am Abend ſtehle ich zwei Rößchen,
Zu dem See und reiten wir beizeiten;
Am Geſtade bau' ich einen Nachen,
Zu der Inſel werden ſchnell wir ſchwimmen;
Eine Stadt erbaun wir auf der Inſel,
Wenn auch keine Stadt, ſo doch ein Zeltchen,
In dem Zeltchen werden wir in Liebe
Ewig bis zu unſerm Tode wohnen.“
Da entgegnet ihm das holde Mädchen,
Sie, die holde, junge Waßilewna:
„Ach, wo wird mein Gärtchen hingerathen,
Meine rothen, meine blauen Blumen?
Wo denn find' ich meine Eltern wieder,
Meine Freundinnen, die lieben Mädchen?“
„O, du findeſt überall ein Gärtchen!
Wo du hinblickſt, wachſen blaue Blumen,
Roth, wo du deine Wangen wäſcheſt.
Ja, der holde Mond wird dein dein Vater
Und dein Mütterchen die warme Sonne,
Deine Freundinnen die Sterne alle,
Aber ich in Ewigkeit dein Liebſter!“

(Wenzig.)

### 2) Die Verlaſſene.

Wolken fliegen über wüſte Wälder,
Ueber Menſchenhäupter fliehn Träume;
Ach, ſie hinterlaſſen keine Spuren!
Unterm Ahorn dort, dem hohlen Baume,
Quillt im Thale eine reine Quelle;
Zu der Quelle kommt ein junges Mädchen
Waſſer ſchöpfen in beſchlagnem Eimer,
Schöpfte, ſah dann unterm Ahorn nieder,
Ihre weiße Hand, das Haupt geſenket,
Sprach ſie einſam ſo in ihrem Herzchen:
„Einſam wächſt im Felde kein Wachholder,
Ich nur lebe einſam unter Menſchen,
Habe Niemand, Brüder nicht und Schweſtern,
Meine Eltern hat das Grab verſchüttet
Und der Krieg entriß mir den Geliebten,
Krieg entriß ihn und die weite Ferne.“
Baut das junge Mädchen dort im Thale
Fürſtenſchlöſſer nicht aus Edelſteinen,
Sondern ſie erbauet dort im Thale
Aus Gedanken nur zwei kleine Hütten:
In der einen wohnen ihre Eltern,
In der andern ſie mit dem Geliebten.
Bei den Hütten iſt ein ſchönes Gärtchen,
Blumen gibt's darin von mancher Farbe,
So wie in den Hütten manche Freuden.
Herbſtwind ziehet längs daher im Thale,
Er verweht die Hütten und den Garten,
In das Herz des Mädchens weht er Kummer.

(Wenzig.)

### 3) Geſtändniß.

Sage, ſage mir, o ſchönes Mädchen,
Du, der Ruhm der Mutter, graues Täubchen,
Sage mir mit treuem Liebesſinne,
Wie dir war dort in dem Czarengarten,
Als wir uns zum erſten Male ſahen?
„Ach, mir war, wie früher nie geweſen!
Bald das Aug' auf dir und bald im Graſe,
Nicht im grünen, denn es ſpielte Farben. —
Ach, mir war, als ob ein heißer Funke
Durch den Buſen in das Herz mir fiele!“
Sage, ſage mir, o edler Jüngling,
Du der Ruhm des Vaters, heller Falke,
Sage mir mit treuem Liebesſinne,
Wie dir war dort in dem Czarengarten,
Als wir uns zum erſten Male ſahen?“
„Ach, mir war, wie früher nie geweſen!
[illegible] ſank vom [illegible] Strauche,
Sondern Glut in meinen muth'gen Buſen.
Dich allein nur ſahen meine Augen,
Dich umarmte meine Jünglingsſeele!“

(Wenzig.)

### 4) Der verjüngte Greis.

Früh am Tag, im Winter-Morgenwinde,
Fliegt kein heller Falke über's Blachfeld,
Fliegt daher auf muth'gem Roß ein Jüngling,
Bergab ſprengt er, wie vor einem Pfeile;
Rückwärts hin der Huf des guten Roſſes
Stäubt den hohen Schnee bis zu den Wolken;
Aus den Nüſtern regnen keine Funken,
Sondern heller Reif entſprüht aus ihnen.
Dreimal flog das Roß im letzten Jahre
Zu dem alten, wohlbekannten Hofe,
Dort begann es frohen Tons zu wiehern
Und der Jüngling rief mit lauter Stimme.
In der Stube ſteht das Mädchen wieder
Bei dem bläulich überreiften Fenſter;
Sie erkannte dies Mal nicht das Rößchen,
Noch, der oben ſaß, den guten Jüngling;
Dachte ſich mit ſchlichtem Mädchenſinne,
Sprach allein zu ſich mit dieſen Worten:
„Welcher greiſe Mann, welch alter Vater,
Kam in unſern Hof herein geritten!
Seht, wie weiß ſind alle ſeine Locken
Und ſein Zwickelbart, die Augenbrauen,
Ach, wie ſind ſie ganz ergraut vor Alter!“
Horch! und wieder rief der gute Jüngling,
Band das Roß zum Thorring mit dem Zaume,
Rief noch lauter: „Hei, du holde Seele,
Komm herab, begrüße mich, Paraſia!“
Da erkannte ſie den Vielgeliebten,
Als ſie ihn erkannt, entſprang ſie eilig,
Sprang im Flug hinaus an ſeinen Buſen
Und die Hände, die ſchneeigt weißen Arme
Schlang ſie um den Hals des guten Jünglings;
Ei, wie da des grauen Mannes Locken
Sich verdunkelten in der Umarmung!
Nur in's Aug' des Liebchen ſah das Mädchen;

Schwärzten ſich des Alten Augenbrauen!
Und als endlich Lippe hing an Lippe,
Tauſchte auch der Zwickelbart ſein Greisthum.
(Wenzig.)

## 5) Die Verſöhnung.

Meine Pflegerinnen, liebe Mutter!
Ihr Geſpielinnen, ihr ſchönen Mädchen!
Sagt mir einmal, wenn es euch bekannt iſt,
Sagt, wie lange währet Thau des Morgens,
Regenbogen und der Zwiſt der Liebe?
Ich entzweite mich mit meinem Liebſten
Und gerieth in Zorn auf den Geliebten;
Ich zu ihm, er ſprach zu mir kein Wörtchen,
Nicht zwei Wörtchen, nicht ein halbes Wörtchen.
Ich vergrub in Schnee die treue Liebe,
Auf den Schnee hin ſchrieb ich meinen Ärger,
Sagte ganz mich los von dem Geliebten.
Da begann der Frühlingswind zu wehen,
Es zerfloß der Schnee, verſchwamm der Ärger,
Die vergrabne Liebe wuchs in Blumen,
Wuchs in Blumen auf, in rothen, blauen.
War am Tag, war froher Oſterſonntag,
Zeitlich hatt' ich mich vom Schlaf erhoben,
Traf den lieben Jüngling auf der Gaſſe.
„Chriſtus iſt erſtanden!“ alſo ſprach ich,
Sprach's zu ihm und ſchlug die Augen nieder.
„Ja, er iſt erſtanden!“ ſprach der Liebſte,
Sprach's zu mir und küßte meine Lippen.
Meine Pflegerinnen, liebe Mutter!
Ihr Geſpielinnen, ihr ſchönen Mädchen!
Mag die helle Sonne ſich umwölken,
Ich entzwei' mich nie mehr mit dem Liebſten.
(Wenzig.)

## 6) Die Vergeltung.

In des reichen Kaufmanns Iwan Garten
Blühn im bunten Frühling ſchöne Roſen,
Blühen ſchöne Roſen, Augenweide;
Und im Haus des reichen Vaters Iwan
Wachſen ſchön're Töchter, Augenweide,
Doch zumeiſt Maria Iwanowna;
Nicht um alle Roſen dort im Garten
Gäb' ich hin Maria Iwanowna!
Da vermählt der Vater ſeine Tochter
Wider Willen, ach zu großem Leide,
Mit Maſſim aus Moskau, dem Bojaren.
Dieſer fährt nach Moskau mit der Schönen
Und verwahrt ſein junges Weib zu Hauſe.
Niemand darf zu ihr und von ihr Niemand.
Geizig iſt er, nicht mit Gold und Silber,
Geizig nur mit ſeiner ſchönen Gattin.
Geht ſie aus dem Haus, Maſſim iſt hinten,
Auf der Gaſſe iſt Maſſim zur Seite;
Grüßt ſie wer mit freundlich heitrem Auge,
Alsbald zürnt der Mann und fährt heimwärts,
Schließt ſich ein mit ihr durch eine Woche.
So bei Tag und Nacht durchwühlt ihn Unruh'
Und er traut des Tags oft ſeines Weibes
Schatten nicht und ſchrickt vor ihm zuſammen;
Nachts im Traume, ſchreiend, ſagt er Räuber,
Räuber ſeiner Frau, bis er in Schweiß liegt.
War auch etwas Lieb' in Iwanowna,
Auch das Bischen endlich mußte welken.
Heimlich weint ſie oft, er deutet's anders;
Sie iſt trüb, erblaßt, er urtheilt anders.
O dem großen Leid, wie ihm entrinnen?
Wie von ſolchem Quäler ſich befreien?
Und es reitet einmal früh zu Roſſe
Durch die Moskwaſtadt ein Czarenherold,
Ruft die Krankheit aus des hohen Czaren,
Ruft herbei zu Hilfe jede Aerzte,
Große Gaben, Czarengunſt verſprechend.
Schwere Krankheit überfiel den Czaren,
Boris Fedorowitſch, den Czaren,
Grimmig tobt der Schmerz in ſeinen Gliedern,
Als ob Kohlen ihm den Fuß bedeckten,
Alle Aerzte ſtoben aus einander,
Ohne Rath und bange für ihr Leben.
Und Maria Iwanowna hatte
Kaum am Fenſter noch den Ruf vernommen,
Als ihr böſer Vorſatz in den Sinn kam.
Eilig ſpringt ſie auf die ſchnellen Füße
Und verſchließet ſich in ihre Kammer,
Schreibt dort ein geheimes Blatt dem Czaren,
Liſtverhüllend ſpricht ſie in dem Blatte:
„Großer Czar, mein hochberühmter Herrſcher!
In der ſteinerbauten Moskau lebet,
Der dich kann von deiner Krankheit heilen,
Der dein theures Leben kann erhalten;
Doch er hegt für dich ein Herz von Felſen
Und hegt feindlich Sinnen dir entgegen.
Ein Bojar iſt er, Maſſim mit Namen.“
Iwanowna, als ſie dies geſchrieben,
Schickt's nach Hof durch eine treue Zofe,
Kommt das Blatt zu Boris, der es lieſet,
Ungeſäumt heißt den Maſſim er rufen
Und beginnt hierauf zu dem Bojaren:
„Hei, Bojar Maſſim, du, den ich kenne,
Deſſen Haß mir gegen mich, den Czaren,
Deſſen Heilkunſt mir zugleich bekannt iſt,
Hilf mir, rette meine kranken Glieder!
Willſt du nicht aus Liebe zu dem Herrſcher,
Thu es doch aus Mitleid mit dem Nächſten,
Große Gnade will ich dir erweiſen.“
Da, verwundert, ſchrickt Maſſim zuſammen,
Er betheuert ſeine wärmſte Liebe,
Zeigt, wie er die Heilkunſt nicht verſtehe,
Schwört bei Gott und Allem, was ihm heilig.
Boris glaubt nicht des Bojaren Worten
Und befiehlt in ſeinem Herrſcherzorne,
Daß Maſſim entweder gleich ihn heile
Oder büße mit dem [illegible].
Uebel ſtand es da um den Bojaren,
Großes Unheil war auf ihn gekommen.
Da beſinnt er ſich nicht gar zu lange,
Aus zwei Uebeln muß er eines wählen;
Hilft vielleicht ihm blindes Glück vom Tode,
Aus den Schlingen, die ein Feind ihm legte.
Kräuter nun befiehlt Maſſim zu holen
Und verſchiedne Pflanzen herzubringen,
Alle, die er jemals nennen hörte,
Die er irgend wachſen ſah auf Erden.
Und er kocht und miſcht und ſeiht die Pflanzen,
Macht aus dieſen einen Trank dem Czaren,
Legt ihm jene auf die kranken Glieder.
Heilt ihn einen Tag, heilt ihn den andern
Und den dritten Tag, o großes Wunder!
Fühlt der Czar ſich wohl, verläßt das Lager,
Ueberſtanden war die ſchwere Krankheit.
Und Czar Boris ſpricht zu ſeinem Arzte,
Halb im Zorne ſpricht er, halb mit Gnade:
„Du Bojar Maſſim, mein Arzt und Helfer!
Will für deine Heilkunſt dich beſchenken,
Dich für deine Starrigkeit beſtrafen.
Wie viel du erhältſt der Ruthenſtreiche,
Doppelt ſo viel Höfe ſollſt erhalten.“
Dreißig erhält Maſſim, der Czar zählt Höfe;
Trafen den Maſſim gerad' neun Streiche,
Ihn gelüſtet nicht nach dem zehnten
Um das halbe Czarenthum von Moskau.
Und es gab der Czar ihm achtzehn Höfe,
Schenkte ihm dazu noch vieles Silber;
Und er heilte ſo auf ſeine Weiſe
Den Maſſim vielleicht vom Schönheitsgeize,
Wie Maſſim ihn von der Krankheit heilte.
(Wenzig.)

## 7) Curila Plenkowitſch.

In der Fürſtenſtadt, nach Kiew nämlich,
Trabt ein edler Held auf grauem Roſſe,
Trabt auf langgemähntem Zelterroſſe
Curila, der Heldenſohn des Plenko.
War der gute Jüngling bei den Eltern,
Nicht auf lange Zeit, nur auf drei Monde;
Kehrt nun vom Beſuch, den Dienſt zu enden
Dort bei Wladimir, der hellen Sonne,
Will bei ſeinem lieben Herrn und Fürſten
Wieder ſtehn an der Tafelrunde.
Iſt der Jüngling in des Feldes Mitte,
Iſt der edle Held bereits vor Kiew,
Da erhebt ſich nicht ein ſchwarzer Rabe
Ob beſchneiten Bergen zu den Wolken,
Sondern ſchwimmt auf weiß erbautem Schloſſe
In den Winden eine ſchwarze Fahne,
Eine ſchwarze Fahne, traurig Zeichen.
„Starb uns Wladimir, der liebe Herrſcher?
Starb er, Gott, gib ſeiner Seele Frieden;
Doch wenn nicht, erhalt' uns ihn noch lange!
Starb Apraksijewna, liebe Fürſtin?
Schied ſie, Gott, gib ihrer Seele Frieden;
Wenn ſie lebt, bewahr' uns ſie noch lange!
Oder, Gott, hat uns dein Arm geſchlagen?
Dann, o laß uns gnädig Kraft erflehen,
Und erretten ſich das heil'ge Rußland!"
Sprengt nun Curila in Kiew's Thore
Und er fliegt dahin die langen Gaſſen,
Durch die langen Gaſſen, breiten Plätze;
Auf den Gaſſen ſieht und hört man Niemand,
Auf den Plätzen geht und regt ſich Niemand,
Und Kiew, ganz wie ausgeſtorben,
Niemand ja begegnet ihm, dem Jüngling.
Da begegnen ihm zwei rechte Brüder,
Waſka und Michailo, Kaufmannsſöhne.
„Sei da, die ihr ſeid zwei rechte Brüder,
Waſka und Michailo, Kaufmannsſöhne!
Sagt an mich nur jedes Wort gerade
Und der [illegible] ſtillt kein einzig Menſchen.
Warum iſt im alten, edlen Kiew
Keine Freude mehr und kein Frohlocken
Nach der frühern Sitte und Gewohnheit?
Starb uns Wladimir, der liebe Herrſcher?
Starb Apraksijewna, liebe Fürſtin? —
Traf denn Gottes Arm das heil'ge Rußland?"
Ihm entgegnen die zwei rechten Brüder:
„Sei da, Curila, du Sohn des Plenko!
Starb nicht Wladimir, der liebe Herrſcher,
Nicht Apraksijewna, liebe Fürſtin,
Gottes Arm, der traf das heil'ge Rußland.
Weißt du nicht und haſt du nicht erfahren,
Welche Noth, welch' Leid auf uns gekommen?
Wie geflogen kam in unſre Lande
Wo vom Neſt der Räuber, Vogel Niele!
Wie er hat — ein Berg auf einem Berge;
Schwarz die Flügel — [illegible] ſchauen.
Vogel Niele, Sohn des Vogels Niele,
Geht zu ſeinen Wieſen, [illegible];
Doch ſein Schnabel ſieht die Erde drei Mal
Und und ſo im Sprudel wühlt das Waſſer,
Wühlt das Waſſer, eine Quelle bleibet.
Er verzehrt [illegible], Rindsherden,
Wie die [illegible] Wogen, [illegible],
[illegible] Schafe vor ihm Haut voll [illegible].
Vogel Niele, Sohn des Vogels Niele,
Geht er ſich auf [illegible], [illegible]:
So verweilt er Stunde lang und Tagen,
Und den Jammer über ſich zur Weite,
Großt er Menſchenbrücken, gleich Sümpfen,
Solches Leid hat auf das heil'ge Rußland
Und auf Wladimir, den edlen Fürſten!
Wladimir, der Fürſt, entſandte freilich
Jünglinge, dreihundert allzuſammen,
Wider ihn, den böſen Vogel Niele,
Aber er verſchlang ſie allzuſammen;
Einer blos kam mit der Trauernachricht,
Welche Furcht und großes Leid erregte."
Curila, der Heldenſohn, war weiſe,
An Verſtand und Klugheit reich im Haupte —
[illegible] aber des Jünglings Klugheit,
Den Verſtand erzog das edle Kiew —
Bat er die zwei Brüder, Kaufmannsſöhne,
Ihn zum Schloß des Fürſten zu begleiten.
Kommt der Jüngling in das Schloß des Fürſten,
Knüpft ſein graues Roß, das langgemähnte,
Mit dem Seidenzaum an Eichenſäule,
Eilt dann ſelbſt in's lichte Tafelzimmer,
Betet bei dem Bilde des Erlöſers,
Vor dem Fürſten ſchlägt er, vor der Fürſtin,
Mit der Stirn und neigt ſich zur Erde,
Und nach allen den vier Himmelsſeiten.
Ach, das ſonſt ſo lichte Tafelzimmer!
Nun verhüllt mit Zobeln war der Boden,
Ganz mit Zobel-ſchwarzen Biberpelzen;
Auf den Tafeln weißen Eichenholzes
Sah man nicht Damaſt von rother Farbe,
Sondern lauter Tuch von ſchwarzer Farbe.
Wladimir, der liebe Fürſt und Herrſcher,
Sitzt dort ſelber ohne Luſt und Freude;
Ihm umwölkten ſich die frohen Augen,
Gramvoll iſt die helle Stirn geworden,
Langhin wallt ſein ſchwarzes Haar vom Nacken.
Da zerſchmolz das Herz des guten Jünglings,
Es entglühte ſeine Heldenſtärke;
Jüngling Curila, der Sohn des Plenko,
Redet Nichts zu Wladimir, dem Fürſten,
Sondern zu den Fürſten und Bojaren:
„Fürſten und Bojaren! Ich, der Jüngling,
Lad' euch ſämmtlich ein auf ſchnelle Roſſe
Und ich lad' euch ein auf ſcharfe Schwerter
Wider ihn, den böſen Vogel Niele."
Alle Fürſten und Bojaren ſchwiegen,
Bargen ſich die Größern hinter Kleinern;
Aber nicht ſo die zwei rechten Brüder,
Waſka und Michailo, Kaufmannsſöhne,
Gingen hinterm Jüngling aus dem Saale,
Sattelten im breiten Hof die Roſſe.
Und er ſelbſt, der Heldenſohn des Plenko,
Iſt gerüſtet Stahl vom Haupt zum Fuße,
Scharfes Schwert um ſich, im Gurt zwei Meſſer.
Und ſie ſchwangen auf die ſchnellen Roſſe,
Sprengten fort — im Feld der Staub in Säulen;
Langten Alle zu dem hohen Berge.
Dort ein zweiter Berg, der Vogel Niele.
Nicht erwacht der Vogel, ſondern ſchlummert,
Birgt das Haupt mit ſeinem linken Flügel.
Schweiften durch das Feld nicht graue Wölfe,
Sondern die drei Jünglinge im Walde;
Fingen einen muth'gen Auerochſen,
Curila durchſtieß ihn mit dem Meſſer.
Die zwei Brüder zogen ihm die Haut ab,
Nähten Curila dann in dieſelbe,
Nähten ihn hinein mit aller Waffe
Und mit aller ſeiner Heldenſtärke.
Trugen unterm Berg ihn auf das Blachfeld,
Ließen in dem Walde die Roſſe laufen,
Krochen ſelbſt auf eine hohe Eiche
Und verbargen ſich in ihre Aeſte.
Curila, der Held, liegt auf dem Blachfeld,
Liegt vom Morgenrothe bis zum Mittag.
Mittags, da erwacht der Vogel Niele,
Sieht das Rindchen auf dem Blachfeld liegen,
Curila, das Rindchen, in der Haut todt,
Fliegt der Vogel Niele nicht vom Berge,
Macht vom Berg zum Thale blos drei Schritte,

Da des Wunders, da des großen Wunders!
Alle Stürme, Wirbelwinde ſtürmen,
Alle Ungewitter, Donner wettern,
Föhr- und Eichwald beugen ſich, wie Halme,
Vogel Rieſe ſchlägt ſo mit den Flügeln,
Fliegt zum Himmel — dunkel wird die Sonne,
Fällt zur Erde, reißet Wolken nieder,
Von dem großen Fall erdröhnt die Erde,
Durch das große Dröhnen die zwei Brüder,
Kaufmannsſöhne, fielen von der Eiche,
Waſka brach im Leibe ſich zwei Rippen
Und Michailo hinkte bis zum Tode.
Vogel Rieſe, Sohn des Vogels Rieſe,
Er entglühte abermals, ward grimmig
Von dem großen Schmerz im Eingeweide,
Daher ſich gerathens ſpringt und läuft er
Ueber Ströme, Berge, Wälder, Thäle,
Bis er mit dem Haupt faſt ſinkt zu Boden,
Aufgeſträubt den Flügel kaum mehr ſchwinget;
Und dies war grad' eine halbe Werſte
Von der Fürſtenſtadt, dem edlen Kiew.
Sieht Fürſt Wladimir, die helle Sonne,
Mit Apraksjejewna, lieber Fürſtin,
Und mit den Bojaren aus dem Fenſter;
Fürſt und Fürſtin ſtaunten ob dem Wunder,
Fürſten und Bojaren, ſie erſchraken;
Und er bahnt ſich durch des Vogels Federn
Curila ein Thor mit ſcharfem Schwerte,
Springt zur Erde auf die grauen Federn;
In das weiße Schloß nach Kiew eilt er,
Neiget ſich vor dem Fürſten und der Fürſtin,
Nicht doch vor den Fürſten und Bojaren.
Wladimir, der liebe Fürſt, beginnt nun:
„Sei da, Curila, du Sohn des Pleſko,
Sprich, womit den Jüngling ich beſchenken,
Was dem Helden ich zum Danke geben
Für ſolch großen Dienſt, den [illegible],
Für ſolch große, heldenhafte Wagniß?"
Ihm entgegnet Curila dagegen:
„Sei da, Wladimir, mein lieber Herrſcher,
Weißt nicht, wie den Jüngling zu beſchenken,
Was dem Helden wir zum Dank zu geben!
Schwarze Erde will ich für die Leiche
Vogels Rieſe, Sohns des Vogels Rieſe;
Laß erbau'n, dem [illegible] gegenüber,
Mir ein neues Schloß auf dieſem Berge;
Seien nicht aus Holz des Schloſſes Balken,
Sondern von des Vogels Rieſe Rippen;
Nicht aus Fiſchbein ſei des Schloſſes Schwelle,
Sondern von des Vogels Rieſe Schnabel;
Und aus Ziegeln nicht das Dach des Schloſſes,
Sondern von des Vogels Rieſe Federn!"
Und Fürſt Wladimir, er ließ erbauen
Ihm ein neues Schloß nach ſeinem Wunſche,
Nach des Helden heldenhaftem Willen;
Und Fürſt Wladimir war guter Dinge,
Seine Diener trugen Meth zum Trinken,
Trugen Zuckerſpeiſen auf zum Eſſen:
Alſo geht die Sage, ſo geſchah es.

(Wenzig.)

### h) Ilja von der Wolga

Dämmerung bedeckte rings die Erde,
Sterne leuchteten empor am Himmel
Und es kehrten alle kleinen Kinder,
Alle Jungen heim zu ihren Müttern;
Nur ein einzig Kind, der junge Ilja,
Sprößling einer reichen, ſtrengen Wittwe,
Kehrte nicht zurück zu ſeiner Mutter.
Bangigkeit befiel das Herz der Mutter
Und ihr in den Sinn kam böſe Ahnung.
Maria Andrejewna, reiche Wittwe,
Sprach in ſolcher Bangigkeit und Trauer
Schlingt das kleine Körnchen dort, den Helden,
Späht umher nach mehreren ſolchen Körnchen.
Dieſes Wort zu ihren treuen Dienern:
„Ach ihr Diener, meine treuen Diener,
Gehet allzuſammen aus einander,
Zündet an die Fackel friſchen Wachſes
Und zertheilt euch rings umher im Kreiſe,
Sucht und fragt nach meinem lieben Söhnchen!
Wer ihn findet, wer ihn bringt zur Mutter,
Der erhält zum Lohne hundert Rubel,
Der erhält auch einen Pelz von Zobeln."
Alle treue Diener ſchnellen Fußes
Forſchten in der Stadt auf dieſe Worte,
Sprengten durch das Blachfeld hin und wieder,
Riefen lange durch die dichten Wälder,
Doch erriefen nicht den jungen Ilja.
Und alleine geht die reiche Wittwe,
Sie, die kluge Maria Andrejewna,
Mit zwei treuen Dienern durch die Stadt hin,
Seufzet in der Stadt, wie Nachtigallen;
Aus dem Thore geht ſie durch das Feld hin,
Sehnt ſich auf dem Felde, wie ein Kukuk;
Und das Feld hindurch kommt ſie zum Strome,
Zu der ſchnellen Wolga ſteilem Ufer,
Weint am Ufer, recht wie eine Mutter.
Nicht in weißer Blüthe ſteht der Schlehdorn,
Nein, es glänzt ein weißes Kleid im Buſche,
Ach, es iſt das Kleid des jungen Ilja!
„Du mein lieber Sohn, mein theures Kindchen,
Hab' ich dir nicht öfter vorgeredet,
Hab' ich dich nicht oft gewarnt, mein Söhnchen:
Gehe nicht, mein Kind, zum Strome Wolga,
Wag' dich nicht hinein in ihre Fluthen,
Magſt dein muthig Leben ſonſt verlieren;
Denn gar neidiſch iſt die Mutter Wolga,
Weil ſie keinen einz'gen Sohn geboren,
Sondern lauter Töchter, überviele,
Ueberviele Töchter, ſchnelle Wogen,
Menſchenſöhne lockt, zieht ſie zu ihnen
Und vermählet ſie mit ihren Töchtern,
Bringt in Kummer alle guten Mütter."
Aber nicht vernimmt der junge Ilja,
Wie die theure Mutter weint und jammert,
Maria Andrejewna, arme Wittwe,
Denn er [illegible], es [illegible] der junge Ilja
Unterm Strom in herrlichen Paläſten,
In dem lichten Schloß der Mutter Wolga.
Kann der Wunder ſich nicht ſatt verwundern,
An dem Glanze ſich nicht ſatt betrachten,
Wie da Decken, Wände ſind kryſtallen,
Ausgelegt mit theuren Edelſteinen,
Wie da Thüren aus gediegnem Golde,
Das gediegne Gold durchblümt mit Silber,
Hier durchblümt, dort wieder [illegible].
Irrt und ſtreift herum der junge Ilja
In der Mutter Wolga Wonnegärten:
Kein Dorfapfelbaum, kein wilder Birnbaum
Steht in ihren Gärten und trägt Früchte,
Sondern Wunderbäume blühn und tragen,
Blumen wachſen rings, noch wunderbarer.
Wer's nicht ſah, der kann es ſchwerlich denken,
Wer es denkt, der kann es ſchwerlich glauben:
Auf den Bäumen blühen theure Perlen
Und Korallen reifen auf den Palmen;
Ringsum Blumen, als ob auf die Blätter
Sich der Regenbogen ausgegoſſen.
Aber leget ſich der junge Ilja
Abends auf das Bett, das Bett von Daunen:
Spielen keine Muſik, keine Gusel,
Töne, wunderbarer noch und holder,
Wehen rings dahin durch die Paläſte,
Als ob Deck' und Wand auf Saiten ſpielten.
Wer's nicht hörte, kann es ſchwerlich denken,
Wer es denkt, der kann es ſchwerlich glauben.

Und die Wolgatöchter, schnelle Wogen,
Ringsher sich um die Paläste zogen,
Schlugen sie mit ihrem Klang die Wände,
Lockten helle Töne aus den Wänden,
Süßer durch den Körper dringt das Leben
Und im Leben schmilzt dahin die Seele.
Fragt der junge Ilja den Gefangnen,
So nach Speis' und Trank, als nach Ergetzung:
Stehn zur Speis' auf Tafeln seltne Küche,
Wie sie nicht im Kloster zu bekommen;
Steht auf Tafeln süßer Meth zum Tranke,
Wie ihn selbst der Czar nicht pflegt zu haben;
Aber zur Ergetzung alle Wunder,
Alle ihre [illegible] im Munde,
Sucht die Mutter Wolga dann zusammen,
Was ihr lebet, pflegt sie aufzuzeigen,
Auserwählt's vom Meer und Strom zu geben.
Und der Jüngling, der Geburt nach, Ilja —
Weil die Mutter Wolga ihn erzogen,
Mit dem Namen Ilja von der Wolga —
Und der Jüngling war in den Palästen
Ihres Reichthums von elf vollen Jahren,
Die ihm wie ein halbes Jahr erschienen,
Doch im zwölften Jahre ward ihm bange,
Es ergriff ihn leise Heimathsehnsucht
Und begann zur Mutter Wolga also:
„Du, du Wolga, du unsre Mutter,
Laß den Jüngling doch aus den Palästen,
Laß mich frei aus deinem Frauenschloße!
Mich verlangt's, den Jüngling, sehr zu wandeln
Oben, unter heller, warmer Sonne,
Unterm Sternenhimmel, unterm Monde.
Mich erfreut nicht mehr, den guten Jüngling,
Deine stille, krystallne Wohnung,
Nicht die Gärten voller Wasserbäume
Weder deine Töchter, schnelle Wogen,
Noch ihr Spielen, ihre hellen Töne,
Deine Speisen all, dein süßer Methtrank,
Wollen mir nicht ferner mehr behagen;
Da kein Spielzeug, keine Wassermuscheln,
[illegible] mir, guten Jüngling, zum [illegible]
Willst du meine Mutter sein, wie eher,
Dann, o dann, du Wolgastrom, zur Freude,
Gib ein muthig Roß, ein scharfes Schwert mir,
Einen Panzer und gefiederte Pfeile,
Straffen Bogen mit der Seidensehne!"
Nicht verzaget zeigt die Mutter Wolga,
Ihr mißfiel's, den Jüngling frei zu lassen,
Ihr gefiel's, bei sich ihn zu behalten.
Da erwiderte Ilja von der Wolga,
Er entbrennend ganz in Jünglingsärger,
Sprach zum Wolgastrome also weiter:
„Wolgastrom, du laß mich, laß mich gehen!
[illegible] ich, meine Welt zu Haus [illegible],
Kannst den guten Jüngling nicht [illegible],
Wirst du mich nicht laß nach meinem Willen,
So zerstör' ich wider deinen Willen
Deine [illegible] Wälder und die Töchter;
Brech' im Garten deine theuren Bäume,
Deine Tisch' und Wände in den Palästen;
Trümmer bleiben dann vom schönen Schloße,
[illegible] werden deine [illegible];
Sieh mich an, du Mutter Wolga, traurig."
Und im [illegible] Ilja von der Wolga,
Wie der Blick auf die [illegible] Tafel,
Schlug einmal, die Tafel ward nicht [illegible],
Klang erstarrt in tiefer Klage Stille.
Da erschrak gar sehr die Mutter Wolga,
Ihre Töchter [illegible]
Und die Mutter Wolga [illegible]
Ilja von der Wolga [illegible]
Ließ ihn, den Jüngling, [illegible];
Nicht nach ihrem Willen und [illegible],
Nein, mit großem, schwerem Wehklagen.

O wie unterm hellen, blauen Himmel
Sich des Jünglings Seele neu erheitert
Und sein Herz so tiefe Lust empfindet!
Wie das Heldenblut im Leibe hüpfet,
Blut des Jünglings Ilja von der Wolga!
Steht am Ufer, wartet auf den Helden
Schon ein gutes Roß, ein Apfelschimmel,
Bis zur Erde hin mit Rabenmähnen;
Ein Tscherkessen-Sattel ziert den Rücken,
Liegt darunter eine Sammetdecke;
An dem Sattelknopfe hängt ein Panzer,
Hängt ein Heldenpanzer, silbern, golden,
Noch ein scharfes Schwert, ein voller Köcher,
Straffer Bogen mit der Seidensehne
Und ein [illegible] von gutem Stahle,
Nicht zu schätzen ist der Werth des Helmes.
Und es steckt Ilja von der Wolga
Seinen muth'gen Busen in den Panzer,
Preist die Wolga für die theure Gabe;
Legt den hellen Helm auf seine Scheitel,
Neigt der Wolga sich für solche Gabe;
Schwertumgürtet, den Köcher um die Schultern,
In der Hand den straffen Bogen, schwingt er
Auf das gute Pferd, den Apfelschimmel;
Die gefiederten Pfeil' im Köcher klirren
Und der Jüngling, von der Mutter Wolga
Und von ihren Töchtern nimmt er Abschied,
Abschied nimmt er, um davon zu ziehen.
Nicht mit Wehklagen, mit schwerem Seufzen,
Nein, mit großer Lache klang die Wolga,
Ihn, den guten Jüngling, so begleitend.
Jüngling Ilja reitet durch das Dickicht;
Da gelüst's ihn, heimwärts abzureisen,
Seine liebe Mutter zu besuchen,
Sich der reichen Wittwe zu verbeugen,
Ihr, der klugen Maria Borissowna.
Welcher Wechsel etwa im heil'gen Rußland,
Welche Noth im ganzen Heimatlande!
Wo die Stadt war, wo das Haus der Mutter,
Ist dort nun nur Steine, wüste Trümmer,
Trümmer mit Gestrüpp und Dorn verwachsen;
Wo einst Ilja durch die Gassen hüpfte,
Kriechen Schlangen hin durch dunkle Kräuter;
Wo einst Ilja auf den Plätzen spielte,
Kriechen Brombeerranken, zieht sich Strauchwerk.
Das betrübte Ilja von der Wolga
Und er spricht zur Stadt in seinem Leide,
Zu der edlen Stadt, der jetzt begrab'nen:
„Sei du, edle Stadt, du meine Heimat,
Wer, o Stadt, hat dich zerstört, zertrümmert?
Deine hohen Thürme, Gottes Tempel,
Wer hat sie zertrümmert und [illegible]?
Wer zerstört das Haus der reichen Wittwe,
Jener klugen Maria Borissowna?
Wo ist alles Volk des rechten Glaubens,
Wo ist meine gute, echte Mutter?"
Aus den Trümmern tönt eine Stimme,
Halb dem Leben, halb dem Grab gehörend:
„Hat mich edle Stadt zerstört, gar [illegible]
Wilde Horden, die Tataren, wilde Heere,
Die mit Rauben, mit ihrem [illegible],
Und mit [illegible] des [illegible];
Ja, die hohen Thürme, Gottes Tempel,
Haben sie zertrümmert und [illegible]
Und zerstört das Haus der reichen Wittwe,
Jener klugen Maria Borissowna.
Alles Volk von hier des rechten Glaubens,
Wie auch deine gute, echte Mutter,
Haben sie erschlagen mit scharfen Säbeln
Und auch mich, die Stadt, auch deine Heimat,
[illegible]
Aber [illegible] an die Gefahr!
Wilde Horden, die Tataren, wilde Heere,
[illegible], ziehen auch [illegible].

Meſſen unſre Heimat ganz verwüſten,
Tödten unſer Volk des rechten Glaubens."
Wie nun mächtig ſchwoll des Jünglings Buſen,
Wie ſein Herz von Jammer überwallte,
Da entrollten ſeinem Aug' zwei Thränen,
Galt der edlen Stadt die eine Thräne,
Seiner rechten Mutter galt die zweite.
Und der Jüngling, mit dem Roſſe wendend,
Jagt und ſprengt von dannen durch die Thale;
Auf dem Thal das Roß — ein Ungeheuer,
Auf dem Roß er ſelbſt — ein dreiſter Falke.
Und neun Ströme Ilja flog hinüber,
Ueberſprang die Thale und die Berge,
Endlos ſind die Berge und die Thale.
Alſo ritt vom Mittag bis zum Abend
Und vom Abend bis zur Morgenröthe.
Nach dem Wege fragt der Jüngling Niemand,
Ihm ſind Leiter, ihm ſind Wegeszeiger
Oede Städte, angezündete Dörfer
Und dann unbegrabne Menſchenleichen.
Weit und weiter noch auf jenem Blachfeld,
Auf dem Blachfeld zwiſchen jenen Bergen,
Glänzt kein Thau im Strahl der Morgenröthe,
Sondern glänzt die Rüſtung zweier Heere,
Jener Ruſſen, dieſer Tartarn Rüſtung.
Und die Heere ſtoßen auf einander.
Es umdüſtert ſich die Schlacht mit Wolken.
Kracht ein Donner längs dem heitern Himmel,
Gleich als ob er aus der Erde krachte,
Beben tief der Mutter Erde Berge.
Tartarn — eine Unzahl, Myriaden;
Ruſſen — leicht zu zählen, dünne Reihen.
Kam nicht ein geſtählter Pfeil geflogen,
Mitten durch das Herz der Ruſſen dringend,
Mitten in das Herz der Tartarn dringend?
Nein, der junge Ilja von der Wolga,
Ganz in ſeiner Kraft und Heldenſtärke,
Kaum zu ſehen, mitten durch die Ruſſen,
Sprengt er in die Tartarn und man ſieht ihn;
Haut und ſchlägt umher und ſtreut Tode,
Tartarn fallen, wie das Gras der Fluren,
Tartarn fliehen, wie vor Stürmen Blätter.
So erſchlug der Jüngling dieſer Tartarn
Weder mehr, noch minder, als zweitauſend,
Und es war die blut'ge Schlacht zur Hälfte,
Ja, zur Hälfte war der Kampf beendigt.
Da nicht Donnerwolke gegen Wolke,
Sondern naht der Schwiegerſohn des Chanes,
Saltan, mit Pfeil und Schwert auf Ilja,
Und der Pfeil umſchwirrte edlen Chriſten.
Schwert dann gegen Schwert, Helm gegen Helme.
Springen etwa Funken jetzt vom Ambos,
Funken, aus entglühtem Eiſen ſprühend?
Nein, vom Helm und Panzer regnen Funken,
Von den Recken ſchallen Hieb' und Schwertſchall.
Schaum entſpritzt dem Munde der jungen Kämpfer,
Schaum entſpritzet ihren guten Roſſen.
Dauerte die Schlacht ſchon über Mittag,
Als der Tartar Saltan ſchon ermattet;
Und er ſetzt Roß auf Roß im Sturme,
Hieb den Buſen durch des Kettenhemdes,
Doch vom Schwertſtreich Ilja's von der Wolga,
Mit zerbrochnem Nacken ſtürzt der Tartar,
Stürzt und dunkel wird ſein muthig Auge.
Ach, da ſteht es übel um den Helden,
Elend fiel auch Ilja von der Wolga:
Unter ihm, da ſtürzt ſein Apfelſchimmel,
Zwiſchen gelben Blüthen ſtumm zu Boden,
Nahe bei der ſchönen Mutter Wolga.
Fällt aus ſeiner Haut der ſchöne Kampfſchimmel,
Sonnen ach, ein zweites Mal vergießet;
Helm von Stahl — Stein eines Wunderſchildes,
Die gezählten Pfeile — keine Stärkchen,
Alles Traggeſchenk der Mutter Wolga.

Kamen Tartarn dreizehn im Gedränge,
Die ergriffen ſchnell den guten Jüngling,
Führten ihn gewaltſam aus dem Kampfe,
Führten ihn zu Usbeg, dem Chane,
Hin zu Uſbekowitſch, dem Czaren.
Und erwachen ließ der Chan den Jüngling,
Ließ in dunklen Kerker ihn verſperren,
Schmieden ihn an eine Eichenſäule.
Er befahl, den Jüngling dann zu quälen,
Wollte ihn zu einem Tartarn machen
Und zum Tartarnglauben ihn bekehren,
Der erſchlagenen Zweitauſend wegen,
Wegen des erſchlagnen Schwiegerſohnes.
Ilja ward gequält am erſten Tage,
Ihn bezwangen nicht die großen Schmerzen;
Ilja ward gequält am zweiten Tage,
Doch ihn beugten nicht die großen Martern.
Kam der Chan am dritten Tage ſelber
Zum Gefängniß hin mit neuen Henkern,
Schließt den Kerker auf und fragt den Jüngling:
„Guter Jüngling, Ilja von der Wolga,
Willſt du fürder eins ſein mit uns Tartarn,
Willſt zum Tartarnglauben dich bekehren
Und mit uns Krieg wider Chriſten führen?
Dann erhältſt du eine theure Gabe,
Ich belohne dich mit großer Liebe,
Gebe dir mit meinem eignen Kinde,
Mit Haritajewna, meiner Tochter.
Willſt du nicht nach meinem Willen handeln,
Niemand hilft dir meinem Zorn zu ſteuern,
Deinen Leib laß ich in Stücke ſchneiden,
Tödte deine Heldenkraft mit Feuer,
Tilge dich für immer aus dem Leben."
Jetzt zum erſten Mal erzittert der Jüngling,
Zittert' am Leib wie eine Eſpe;
Nichts entgegnet er dem grauſen Czaren,
Sondern weinend betet er zum Himmel,
Ruft Gott den Herrn zu ſeiner Hilfe:
„Mein Gott, laß mir Gnade widerfahren,
Sende Botſchaft, rett' mich aus dem Elend,
Mindeſtens den Geiſt aus falſchen Händen!"
Und es kommt die ſchnelle Botſchaft Gottes,
Schnelle Botſchaft ſeines Zornes, der Donner,
Schlug den Kerker durch, erſchlug die Henker,
Brachte ſelbſt den Czaren in Betäubung,
Brach entzwei des guten Jünglings Feſſeln
Und verletzt nicht den guten Jüngling.
Ilja ſprang auf ſeine ſchnellen Füße,
Riß dem Usbeg das Schwert vom Gürtel,
Sprang empor auf's gute Roß des Czaren,
Flieht das Tartarnheer nach allen Seiten,
Bis er hingelangt iſt auf das Blachfeld.
Auf dem Blachfelde ſpringt er vom Roſſe,
Hingeſunken betet er zum Himmel
Und ſagt Dank für ſolche große Gnade,
Für des Lebens wunderbare Rettung.

(Wenzig.)

1.

## Jablonsky.

### Aus dem didaktiſchen Gedicht „Salomon."

1.

Sohn, bevor du tritſt in's Leben —
  Wenn nicht ohne Thränenfluthen
  Dir das Alter nahen ſoll —
  Ueberleg' in ſtiller Weile
  Und erwäg' mit warmem Herzen
  Dieſe Fragen inhaltsvoll:
Was iſt, blüthenwarm, der Frühling?
  Was der Sommer ohne Reben?
  Eine Mutter ohne Kind?

Was der Herbſt, dem Früchte fehlen?
  Und was ohne Schnee der Winter?
  Sein, das thatenlos verrinnt?
Was ſind Blüthen ohne Schönheit?
  Und was Aehren ohne Körner?
  Kinder, deren Geiſt bethört?
  Was ſind Früchte, die nicht ſchmackhaft,
  Was der Schnee, nicht ſilberglänzend?
  Und was Thaten ohne Werth?

2.

Jenen Pfau, mein Sohn betrachte,
  Wie er eitel ſucht zu prangen!
  Möge dich ſein Prunken lehren,
  Nie dem Stolze anzuhangen.
Häßlich iſt ſolch ſinnbethört Weſen,
  Lächerlich ſolch nichtig Streben,
  Doch in einer Art des Stolzes
  Mögeſt du dich ſtets erheben.
Dieſer Stolz lehrt dich verachten,
  Was zum Thiere dich entehret;
  Dieſer Stolz, er lehrt dich lieben,
  Was zum Geiſte dich verkläret.
Ja, mein Sohn, er lehrt dich ſcheuen
  Alle Werke, die des Böſen,
  Alle Sklavenfurcht der Menſchen,
  Alles kriecheriſche Weſen.
Und damit du das Geheimniß
  Wiſſeſt, dieſer Stolz, die Zierde
  Und der heil'ge Schmuck der Menſchen,
  Iſt — der Stolz der Menſchenwürde.

3.

Auf und nieder gehn die Sterne,
  Sonne kommt und ſcheidet täglich
  Und ſo iſt, mein Sohn, im Weltall
  Alles immerdar beweglich.
Eine Welt umkreiſt die andre,
  Stern den Stern ſeit Ewigkeiten,
  Und ſo iſt es heut noch immer
  Und ſo bleibt's für alle Zeiten.
Um die Erde ſiehſt den Mond du,
  Mit ihr um die Sonne gehen;
  Um die Heimat ſoll dein Sinnen,
  Und mit ihr um Gott ſich drehen.

4.

Spät erſt treibt die Linde Blüthen;
  Doch ſie duften ſüß und heil
  Und Arznei wird draus gewonnen
  Und ſie bergen Honigſeim.
So auch wird dem Slavenſtamme
  Spät des Blühens Glück zu Theil;
  Doch aus ſeinen Blüthen kommen
  Kann der Welt gar vieles Heil.
(Wenzig.)

### 5.

## Stulc.

### Aus den „Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens."

1.

Nieder geht der Tag, die Erde,
  Nachtbedeckt, ſchläft träumend ein;
  Meine Seele ſeufzt nicht, klagt nicht,
  Iſt nicht trüb, kann froh nicht ſein.
Wieder läßt im Zelt des Himmels
  Mein entſchwund'ner Stern ſich ſehn,
  Licht umſtrahlt ihn, eines Engels
  Kleid weht in den lichten Höh'n.
„Nicht aus Thränen," ſpricht der Engel
  Silberhell, „aus fleiß'gen Händen
  Blühe die Luſt dir, daß ſich hebt
  Deine Heimat, neu belebt."

2.

Zu dem Himmel zu den Sternen
  Hob ſich oft mein Blick empor,
  Und mein Herz mit lauten Schlägen
  Pochte an das Wolkenthor.
„Ach, wie lange ſtreitet Kain
  Noch mit Bruder Abel fort?"
  Alſo ſeufzt' ich. — Aus des Himmels
  Heiligthum klang da das Wort:
Die Erlöſung naht; der Liebe
  Macht, ſie wird die Waffen tilgen,
  Gibt dem Schwert und Spieße bald
  Sichelform und Schargeſtalt."

3.

Trüb' dich, Himmel, ob dem Haupt mir,
  Schmettert Donner rings umher!
  Glauben, Liebe mir und Hoffnung
  Stürzt ihr nun und nimmermehr.
O mein Glaube ſteht auf Felſen,
  Von des Himmels Flamme glüht
  Meine Liebe, Gottes Wahrheit
  Tränkt die Hoffnung, die mir blüht!
Irrthum, Sünde, Zank vergehen,
  Keinen Feind mehr hat die Menſchheit;
  Lieb' und Wahrheit gibt zurück
  Meinem Volk der Freiheit Glück.

4.

Heil ihm, der zum Vaterlande
  Sich bekennt und treu ihm lebt,
  Ihm in jeder Noth ergeben
  Nach der heil'gen Freiheit ſtrebt.
Heil ihm, der mit reiner Seele
  Kindlich liebt ſein Vaterland
  Und im Lichte der Wahrheit kämpfet
  Gegen Bosheit muthentbrannt!
In ſich trägt den Himmel ſelbſt er,
  Seinem Volk zum Heil und Schmucke,
  Sei der Kerker noch ſogar
  Seiner Liebe Weihaltar.

5.

Wiſch die Thräne ab, mein Bruder,
  Blick umher mit Heiterkeit
  Und bewundernd ſchau dein Auge
  Mutter Prag dort weit und breit.
Sieh, wie ſie die Stirn erhebet,
  Drauf der Leiden Spur erſcheint!
  Sieh, wie ſie zu einem Leibe
  Die zerfallnen Brüder eint!
Blick auf ſie, und wenn dein Buſen
  Fühlt, was leben heißt, was ſterben:
  Preiſe Gott, von Dank entbrannt,
  Weih dich ſelbſt dem Vaterland!

6.

„Gott und Heimat!" dieſe Loſung
  Pflanz' in's Herz, mein Bruder, dir;
  Stürz' auch deine Stirn in Staub hin,
  Auch im Staube heb' zu ihr!

„Gott und Heimat!“ dieſe Loſung
Zeig die Bahn dir himmelwärts,
Und wo truggeherrſchte Brüder,
Dieſer Wahrheit öffn' ihr Herz!
Droh' der Feind, nicht trauern laß dich
Vom Feind Gottes und der Heimat;
Weih die Bruſt mit Tugendglut,
„Gott und Heimat!“ ruf' voll Muth!

7.

Biederer Deutſcher, Sohn der Liebe,
Tugend, Bildung! Freundſchaftlich
Hier die Hand! An's Herz mit Inbrunſt
Drücke, wie du mich, ich dich.
Fühleſt unſre Wunden, fühleſt,
Was dein Bruder, Aba verbrach:
An des Himmels Thore pochet
Dein, wie unſer heißes Ach!
Hier die Rechte, biederer Deutſcher!
Dieſe Thräne meines Auges
Sei Vergeltung dir der Luſt,
Die ich fand an deiner Bruſt.

(Leipzig.)

## 6.

## Wocel.

### Aus dem epiſch-dramatiſchen Gedicht: „Das Labyrinth des Ruhms.“

### Ganges und Himalaya.

Dewadruia's Tempel küſſet
Dort die Bucht mit ſeinem Schatten,
Wo des Bhagirathy's Wellen
Sich mit heil'ger Strömung gatten.
Gegen Süd das Urgewäſſer
In gar holde Augen ſtieret,
Drauf die ewig hohe Schiwa
Ihre ſchönſten Gaben gießet,
Wohlgerüche, ſüße Klänge,
Farbenſchmuck voll Glanz und Wonne.
In die blaue Welle blicket
Parabrama's Aug', die Sonne,
Wie der Bräut'gam ſchweigt mit Sehnen
In der Jungfrau Liebesthränen.
An des heil'gen Urſtroms Borde
Hügel ſich und Berg' erheben,
Drauf empor, wie Tempelſäulen,
Palmen, Sykomoren ſtreben!
Liebeshauch aus Amrablüthen
Rings umher die Lüfte tränket
Und zu Boden den geſchmeid'gen
Zweig die Baniane ſenket,
Daß er anſtrebend dort ſich mehre,
Reiche Schaaren friſcher Zweige,
Neue Haine dort gebäre.
Sieh, wie die Madawapflanze,
Feſt der Liebe Baum umfangend,
Strebt als Gattin auf, am Gatten
Mit der Blüthen Lippen hangend.
Schweigen liegt auf Land und Welle,
Nur der Amrabaum mit ſeinen
Blüthen, wie mit Fingern, winket
In der Mailuft Spiel, der reinen,
Und vom Paradieſe will
Flüſtern er zum Haine ſtill.
Jetzt aus der Madawa blauem
Kelche ſteigt ein goldnes Vöglein,
Singet hell: „Die Hitze weichet,
Kühler Hauch die Welt durchſtreichet!“
Und da wieget ſich der Pfittich
Auf der Palme, grün erſchimmernd.
In der kühlen Welle badet
Sich der Reiher, ſilberſchimmernd
Und in ihr mit weißer Blume
Sich der heil'ge Lotus ſpiegelt,
Drauf ein Schmetterling ſich ſenket
Selbſt ein Blümchen, doch beflügelt:
Und dort in der heitern Bläue
Schwebt der Paradieſesvogel,
Prächtig, wie ein Regenbogen,
Glänzend ob des Ganges Wogen.
Sieh, und Mädchen, die bekränzet,
Nahen jetzt den heil'gen Wellen,
Knien am Ufer, laſſen Thränen
Auf die Kränze niederquellen
Und hierauf mit heißem Kuſſe
Laſſen Kähne ſie aus Blumen
Schwimmen auf dem heil'gen Fluſſe.
Auf des Ganges blauem Felde
Scheint ein neuer Lenz zu ſtrahlen:
Das Gewand des ganzen Stromes
Bunte Blumen herrlich malen:
Und den Strom hinab die Mädchen
Ihren Sang ſo lieblich ſenden,
Als ob dort der Lüfte Geiſter
Kränz' aus Himmelstönen wänden:
„Heil'ge Wellen, ſel'ge Wellen,
Fließt mit unſern Gaben, fließet
Und die Jünglinge, die fernen,
Mit der Blumen Düften grüßet!
Sieben Mal ſchon kam der Abend,
Seit die Theuren uns verließen,
Um ihr Blut, dem Schlachtruf folgend,
Für die Heimat zu vergießen.
Wieder Düfte aus den Blumen
Lockt der Mond mit blaſſem Lichte;
Ach, er weckt auch Zähren wieder
Auf der Mädchen Angeſichte!
Heil'ge Wellen, ſel'ge Wellen,
Fließt mit unſren Gaben, fließet,
Und die Jünglinge, die fernen,
Mit der Liebe Thränen grüßet!“
Auf dem Fels, der ſeine Scheitel
Auf dem Hügel dort erhebet,
Heil'ge Glut, für Parabrama
Angeſchürt, zum Himmel ſchwebet.
Ringsum knien in weißen Kleidern
Grauer Greiſe dichte Mengen,
Die zum großen Weltenwecker
Flehn empor mit dumpfen Klängen:
„Preis dem Feuer, Preis der Welle,
Parabrama Preis gegeben,
Deſſen Macht aus Swarga's Schooße
Auferſtehen läßt das Leben!
Parabrama, lichtes Brennen,
O gib heil
Deinem Volk
Kraft im Kampf, der heiß begonnen!
Surya, großer Weltenwecker,
Lebensborn durch alle Zeiten,
Laß dein dankbar Volk nicht fruchtlos
Gegen ſeine Dränger ſtreiten!
Lebenshort, der Stärke Brunnen,
O gib heil
Deinem Volk
Den Budhinen, Siegeswonnen!“
Agnimel, der hehre Prieſter,
Hebt ſich jetzt empor und blickend
Südwärts, wo ſich der Budhinen
Land eröffnet, herzentzückend,
Ruft er: „Ha, dort auf den Fluren
Wirbelt Qualm aus allen Hütten!

Fuhr der Blitz aus heiterm Himmel,
Iſt es deiner Geiſter Wüthen? –
Weh, bewaffnet mit des Todes
Blitz ſind deiner Geiſter Schaaren
Auf die Weiber, Greiſe, Kinder
Unſrer Todten losgelaſſen!
Ach, ihr Jünglinge, wo ſäumt ihr,
Wo verweilt ihr, Burda's Krieger?
Eilet, eilt herbei, zu retten,
Eh' die Feinde noch als Sieger
Dies Geſchlecht, das heißgeliebte,
In den finſtern Abgrund betten!"
Doch die jungen Krieger hören
Nichts vom Ruf mehr ihrer Theuren,
Sind gefallen alle, alle,
In dem Kampf, dem ungeheuren.
Nicht ein Einziger iſt geblieben,
Der die Schreckenskunde brächte
Von der Schlacht, der unheilvollen,
Da begann der Trauer Fluten
Bis zu Burda's Tempel ſchwellen.
Und das war ein Weinen, Stöhnen,
War ein Toſen, Jammertönen
Und es ſtarb in unnennbaren
Schmerzen aus dem Land der Väter
Nordwärts der Burdinen Schaaren.

---

Purpurn licht erweckt der Stern des Morgens,
Daß er feierlich auf die Erde glänze
Und des Himalaya's Rieſenhäupter
Mit des Tages heitern Roſen kränze.
Und der Gipfel zahllos Heer beiſprenget
Jetzt ein Flammenmeer mit Purpurgluten
Und des Himalaya's Rieſenwälle
Schwimmen ſchon im Glanz von Goldesfluten.
Herrlich aus des Felſenmeeres Wellen
Heben ſich die Höhn in Strahlenfülle,
Schnee im Schooße bergend, welcher flimmert,
Gleich als ſchlummerten dort Schwäne ſtille.
Unter ihnen ragt ein weißer Gipfel
In die Luft hin, ganz umhüllt von Eiſe,
Decket noch das Aug' der Welt, die Sonne,
Deren Glanz ſich immer mehret im Kreiſe.
Doch jetzt lüftet die eisbedeckte Kuppel
Sich mit einem roſenhellen Saume.
Höher, höher kommt es und ſchon leuchtet
Ob dem Berg die Sonn' im Himmelsraume.
Alles hell — nur in den feuchten Schlünden,
In des Himalaya's Felſenklüften,
Steigen zitternd dunkelgraue Nebel
In die Höh', wie Geiſter aus den Grüften,
Sich, und in das Reich des Himmelslichtes
Kommen nachgezogen hinter ihnen
Schaaren landvertriebnen, erſchöpften Volkes:
Ueberbleibſel ſind es der Burdinen.
Und ſchon haben auf dem Hochland oben
Greiſ' und Weiber mit den zarten Kleinen,
Athemlos, ſich umher gelagert,
Blicken nach der Heimat unter Weinen,
Die ſie, ach! auf immerdar verließen.
Ach, die Heimat dort in blauer Ferne
Iſt von grauem Nebelkleid umfangen,
Wie der Trauerſchleier hüllt der Wittwe,
Der verwaiſten Mutter, bleiche Wangen.
Alles ſtill — im ſchwarzen Rinnſal brauſet
Nur des Ganges junge Flut in Eile,
Traun, wie von dem Herde Parabrama's
Aufwärts wirbelt eine Tempelſäule.
Da ruft Agnimea, der hehre Prieſter:
„Weh, das Alter mindert mir zu leben!
Fruchtlos müht ſich das getrübte Auge,
Einmal noch die Heimat zu erſpähen.
Sagt, o Kinder, ob das Grün der Fluren,
Wo des heil'gen Fluſſes Wellen ſtrömen,
In der weitergoſſnen, blauen Ferne
Noch vom jungen Blicke wahrzunehmen?"
Da ertönt's im Kreis mit Klagetönen:
„Nebel hüllt die Heimat dicht, als weinte
Ueber ihr der Himmel Schmerzensthränen."
Und die Schaaren alle knieen nieder,
Greiſe, Mädchen, Weiber mit den Kleinen,
Strecken nach der Heimat hin die Arme,
Rufen weinend in der Seele Harme:
„Unſre heißgeliebte Mutter Heimat,
O enthüll' dein naſſes Angeſichte,
Daß den letzten Strahl von deinem Lichte
In den Buſen tief wir prägen,
Ihn für immerdar im Herzen hegen!"
Siehe, und des Nebels graue Hülle
Weicht jetzt ob der fernen Landesſtrecke,
Aufwärts rollet, wie ein Tempelvorhang,
Ob dem Heimatsland die dunkle Decke.
Und als ob ſich ein verlorner Himmel
Durch Gewölbe zeigte zum Entzücken,
So erſchließt in friſchem Farbenglanze
Sich das ſel'ge Land der Wandrer Blicken.
Fluren ſchimmern ſonnenübergoldet,
Gleich Smaragden Haine, rings verſtreuet,
Dort, wie aufgehängte Perlen, ſtrahlen
Kuppeln, die den Göttern ſind geweihet.
Und der Ganges, ſel'gen Lichtes Spiegel,
Mit dem Purpurmund die Erde küſſet
Und ſtrömt fort, bis er, zurück ſich wendend,
Mit den Armen innig ſie umſchließet.
„Dich verlieren, dich nicht wiederſehen!"
Ruft der Prieſter jetzt, ſein Antlitz hüllend.
„Was iſt unſre Schuld, o Parabrama,
Daß verwelkte unſer letztes Hoffen,
Daß wir Heimat, Glück und Ruhm verloren,
Daß des Volkes Schwert, ſchwer getroffen,
Alle für das Recht, das heil'ge, fielen?
Sind wir Alle dein doch, Parabrama,
Brüder, durch der Liebe Band getrauet,
Nicht des übermüth'gen Stolzes Diener,
Der Paläſt' auf Brüdernacken bauet.
Doch, ob Höllenmacht uns auch vertrieben,
Unſre Freiheit, ſie iſt uns geblieben!
Burda, der Erwecker aller Weſen,
Er, der ſich im Weltall offenbaret
Jedem, der da lebt nach ſeiner Satzung,
Hat euch Ruhm und Heimat aufbewahret.
O, wehklaget nicht, geliebte Kinder,
Dem Erwecker wollt ein Opfer bringen,
Daß er euch ein neues Land beſcheere,
Wo zum Preis ihm eure Chöre klingen!
Mögen heitre Lüft' euch dort umwehen,
Denen Liliendüfte ſüß ſich gatten,
Dort, wo ſpiegelhelle Seeen ſchimmern,
Dran des Amra Laubengänge ſchatten;
Ob den Wellen auch im Schönheitsglanze
Spiegle ſich des Lotus heil'ge Pflanze!
In das neue Land jetzt, Kinder, ziehet,
Wo einſt für unſterblich große Thaten
Eurer Enkel feſter Sinn erglühet!
Seid einträchtig, ſeid getreu, ſeid edel,
In dem Frieden ſo, wie ſtille Tauben,
In dem Kampf den Adlern gleich an Feuer.
Der Burdinen-Volk wird einſt wohl dennoch,
Wenn der Jahre viele, viel entfloſſen,
Mit ſiegreichem Schwerte wieder kehren
In's Urahnenland, aus dem's gefloſſen.
Die Zeitwelle, die zum fernen Norden
Jetzt ſich drängt im Sturm, dem ſchaudervollen,
Wird einſt, aufgewühlet von der Rache,
Rückwärts wieder in ihr Lager rollen."
Schon entſteigt die Opferglut zum Himmel
Und mit Händen, draus die Kraft geflohen,

Streuet Rauchwerk jetzt der greiſe Prieſter,
Duftend Ambra in die Opferlohen,
Dann erhebt zur hellen Himmelskuppel
Agnimet das Feuerlang; die Menge,
Tief verſenkt in ſchmerzliche Gefühle,
Kniet an des mächt'gen Berges Gehänge.
In die Stille, welche ringsum herrſchet,
Weint der Ganges nur aus ferner Tiefe,
Als ob für die Wand'rer, die da ſcheiden
Von der Heimat, er um Mitleid riefe.
Sieh, und Agnimet, der Götterliebling,
Schreitet hin jetzt zu des Abgrunds Rande,
Wo der heil'ge Ganges raſch entſtürzet
In die blühenden Budhinenlande,
Und die Hände breitend ob der Menge,
Ruft er, von Begeiſterung ergriffen:
„Heil dir, Volk, ſo lang du die Befehle
Budha's wirſt vollziehn mit treuer Seele,
Die der Freiheit edles Gut wirſt trachten
Zu erhalten und dich ſelbſt wirſt achten;
Ja ſo lang, mein Volk, du nicht wirſt dulden,
Daß ſelbſtſücht'ge Bosheit dich entehre,
Uebermüth'ger Stolz in deinem Schooße
Sklaverei, Nichtswürdigkeit gebäre! —
Ruhm wirſt du in fremdem Land auch finden;
Mit der Heimatsſtimme ſüßem Schallen
Lockt der Ganges mich. Des Greiſes Wallen
Endet, wo der Heimat Auen ſchwinden.“
Immer höher ſteigt die Opferflamme
Auf zum Himmel, den der Morgen ſchmücket,
Bis ſie plötzlich auslöſcht unter Praſſeln,
Wie von eines Wetters Fauſt erdrücket;
Rauch nur wirbelt von der Opferſtelle
Und verwandelt rings zur Nacht die Helle.
Als der Morgenlüfte friſcher Odem
Wiederum den dichten Rauch verwehte,
Suchen all' die Schaaren dort vergebens
Ihren greiſen Prieſter Agnimet,
Suchen ihn mit ſchmerzensvollem Grauen —
Agnimet iſt nirgends zu erſchauen;
Doch des Stromes Wellen freudig klingen,
Als ob ſie den theuren Schatz umfingen.

Hin iſt längſt das Volk aus frühen Tagen,
Was geſchehn, verſenkt im Zeitenmeere,
Auf den Gräbern tauſender von Jahren
Thront nur die Natur in ew'ger Hehre.
Immer noch des Himalaya's Gipfel,
Eisumſtarret, ſich in's Blau erheben;
Um der Berge ſchwanenweißen Scheitel
Noch, wie ehmals, goldne Wölkchen ſchweben.
Und es ſtürzt auch noch der junge Ganges
Klagend aus dem mächt'gen Schooß der Erde,
So wie einſt, als an des Abgrunds Rande,
Bei dem ſchwarzen Fels, der dort zu ſehen,
Angeſchürt ward vom Budhinenſtamme
Jene letzte heil'ge Opferflamme.
Jan und Duchamor erſcheinen oben
Bei dem Fels. Des Erſten Blicke ſchweifen
In den ſchönen, zauberhaften Fluren,
Als ob ſie, des Menſchengeiſtes Spuren,
Seine älteſten Stapfen, dort erſpähend,
Drängen durch den Flor der fernen Zeiten.
Doch des ew'gen Widerſpruches Schlangen
Zucken in dem Angeſicht des Zweiten.
Jan.
Hier iſt alſo einſt mein Volk entſproſſen,
Dieſes ſind die heil'gen Segensauen,
Draus die allerälteſten meiner Ahnen,
Von dem Grimm gedrängt der Stammgenoſſen,
In des Nordens ferne Länder zogen!
Aber was ſich hier dem Blick erſchließt,
Das enthüllte ſich auch dort im Norden:
Allenthalben Weh und Elend bloß!
Warum drang ich bis zum Himalaya?
Um daſſelbe auch an dieſem Ziele,
Um ein Bild des Jammers zu erblicken?
Höll'ſchem Witz dient mein Verſtand zum Spiele.
Duchamor.
Dein Verſtand irrt um auf falſchen Wegen,
Sieh den Fluß dort in der Tiefe wallen!
Gleich als fühlte aller Zeiten Seufzer
Seit unzähl'gen Jahren er bis heute,
Läßt er fort denſelben Laut erſchallen
Und doch bilden Wellen, die ſtets neu,
Die ſtets friſch, des Fluſſes Einerlei.
So wogt auf der Zeitflut Wellentanze
Das Geſchlecht der Menſchen hin und her,
Und indem der Tropfen fließt in's Meer,
Bleibt ewig wandellos das Ganze.
Jan.
Kam ich deshalb aus Europa's Norden
Bis hierher, auf Indiens Gebirge,
Daß dein Mund geſchwätzig mir erſchließe,
Wie der Tropfen ſich in's Meer ergieße?
Duchamor.
Sieh genug hab' ich gelernt von dir,
Traun ein Kopf, der pfiff'ger als deiner,
Gut und Weh nun aus der Wurzel kennend,
Viel, gar Viel erſchaut ſicherlich.
Jan.
Viel erſchaut! O mit Lügen deckeſt
Gerne du die eigne Schwäche zu!
Du verſprachſt, den Weg mir zu eröffnen
Hin zum Ruhm, zu meines Volks Verklärung,
Und der Slaven Elend zeigteſt du,
Ihr Verderben mir, des Stamms Entehrung.
Duchamor.
Nun, ſo will ich dir den Staar denn ſtechen,
Blinder, der du immer noch bethört!
Haſt ſo manch' ergreifend Bild geſehen,
Haſt genug des Jammers auch gehört,
Lernteſt, ſahſt, doch haſt du nicht erkannt,
Was der Urquell ſlaviſchen Verderbens,
Nicht erkannt, was ſtets auf eure Pfade
Unheil ſä'te, Elend allerhand.
Sprich, wer hat aus jenen Götterfluren,
Die dort deinem Auge offen ſtehen,
Deine erſten Ahnen fortgetrieben?
'S war der Glaube, wie du ſelbſt geſehen.
Wer hat jene Throne einſt zerſtört
Slav'ſcher Könige im Mährenlande?
Nur das Volksthum und — der Glaube wieder.
Ihnen hat auch Slavenblut geſtrömt
An der Saale und am balt'ſchen Strande,
Jetzt noch im Balkangebiete geben,
Für das Volksthum und den Glauben brennend,
Slavenheiden Blut dahin und Leben.
Glaubens halber, Volksthums halber toben
Auch um Moskau noch Mongolenklingen,
Häupter ohne Zahl vom Rumpfe trennend.
Was hat dich ſelbſt in den Kampf getrieben
Nur, den Schrecken liefernd dich zum Raube,
Dir die heitre Zukunft zugeſchloſſen?
Volksthum war's und Reich, das iſt, der Glaube.
Sieh umher in deines Stamms Geſchichte:
Alles Streites, alles Elends Urſprung,
So verzeichnet ſteht's mit blut'ger Spur,
War das Volksthum und der Glaube nur.
Soll daher dein Stamm zu Heil und Ruhm
Und zu Frieden endlich kommen,
Sei des Elends Wurzel ausgewühlt,
Volksthum ihm und Glaube ihm benommen.
Jan.
Sonderbares ſprichſt du, toller Faſler!
Geld auf Moder ſtreuet deine Zunge,
Was erhebt, wenn Volksthum hin und Glaube,

Wohl den Menſchen dann in höherm Schwunge!
Ohne ſie wird mehr ein Volk nicht ſein,
Als ein Leib, der ohne Blut und Bein.

Duchamer.

Volksthum! Große Selbſtſucht, ſag' ich dir,
Kleiner Seelen iſt's, die eitle Hoffart
Plagt, ſich zu zeigen mit des Ruhmes Zier.
Theurer, blut'ger Preis, um den der Menſch
Erdenwurm nach einem Kranze ringet,
Der zum Lohn ein leeres Nichts ihm bringet,
Wer zählt all' die Blutſtröm' ohne Grauen,
Die der Slav' vergoß auf eh'rnem Zug,
All die Wunden, die er tief ſich ſchlug,
All die Glieder, die er ließ zerhauen,
All die Knochen, die auf tauſend Plätzen
Er verſtreute für des Volksthums Götzen!
Möchte doch der Menſch, der Mikrokosmus,
Dieſes Abbild, hehr von Licht umfloſſen,
Deſſen Leib das Feuer und die Erde
Und, was ob der Erde, hält umſchloſſen,
Dem die Welt entſtrahlt im vollſten Glanze,
Auch umfaſſen dieſe Welt, die ganze!
Seine edle Kraft, warum nicht kühn
Schwingt ſie um den ganzen Ball ſich hin,
Um den Erdkreis, über den ſo weit
Ragt ſein ew'ger Geiſt voll Herrlichkeit!
Den zum Staub wohl zieht mit ſeinem Leibe
Ihn die Schwerkraft, daß in Haft er bleibe;
Doch wer zu den Wolken ſtrebt nach oben,
Wird des Erdendruckes bald enthoben.
Glaub', o glaub' mir, dem Weltbürger blos
Wird zu Theil des höchſten Glückes Loos;
Stürz' darum des Volksthums Tempel ein,
Und der Erde Herrſchaft, Jan, iſt dein!

Jan.

Wie du prahlſt mit prunkender Geberde!
Nicht ſo! Wer das Volksthum abſchwört kalt,
Der verdirbt ſich ſelbſt, entartet bald,
Steht dann nackt da auf der Scholle Erde,
Welche ſeinen Leib und ſeinen Namen,
Seines Stammes aufgeſtreuten Samen,
Alles, was mit hehrem Glanz geſchmückt,
Einſchlingt und mit dunklem Schutt erdrückt.
Und der Enkel, welchem Nichts geblieben
Von den Schätzen der Vergangenheit,
Stiert mit trübem Aug' dann in die Zukunft,
Kennend nicht, was Treue, Tüchtigkeit;
In den kurzen Tagen ſeines Lebens
Iſt der Bauch nur Ziel ihm alles Strebens,
Thier'ſche Luſt das Einz'ge, was ihn freut.
Doch der Glaube —

Duchamer.

Halt, verſteh mich beſſer!
Dies nur ſollſt aus meinen Worten ziehen,
Daß es Noth, in andre Form zu gießen
Das Gefühl für Volksthum und für Glauben;
Satt gelitten habt ihr für die alte,
Die ſich als Stiefmutter euch bewährte,
Eures Heiles Wurzelkraft zerſtörte.
O, den Geiſt zur guten Stunde ſtrebet
Zu erkennen als der Schöpfung Gott,
Als des Willens, als der Freiheit Gott,
Der von euch Jedwedem innen webet;
Lernt im All, in euch lernt Gott erfaſſen,
Ihm mögt ew'gen Preis ihr tönen laſſen.
Ja, in der Natur und euch, da ſpüret
Nach dem tiefgeheimen Gottesfeuer,
Und als Götter herrſcht ihr ob dem Stoffe,
Der euch darbringt dann der Huld'gung Steuer,
Denn der Geiſt iſt Allmacht aller Orten,
Er, der eine Gott ſo hier, als dorten.
Das ſei euer Glaube, draus von ſelber
Fließt ein Volksthum neuer Art für euch
Und von größrer Macht; denn Jenem,
Dem ſich beugt der Welt geſammtes Reich,
Der, mit der Natur Geſetzen ſpielend,
Ueber Wetter herrſcht und Wind' und Blitze,
Dient die ganze Welt zum Heimatſitze.
Weß Verſtand weiß Zeit und Raum zu zwingen,
Der braucht nicht für's Haus ſich wund zu ringen.

Jan.

Zeit und Raum zu zwingen — kühne Worte,
Nie gelangt zu meines Ohres Pforte!

Duchamer.

Suche Gott in der Natur zu finden
Und in dir, dann wird dein Nebel ſchwinden.
Ziehſt mit ſchwachem Stab den Blitz zur Erde,
Hängſt dich an Gewölk, frei von Beſchwerde,
Fliegſt die Länder durch im Windesbrauſen;
Raum- und Zeitbeſchränkung wird zur Nuße,
Schneller, als des freien Sturmes Sauſen,
Führt gemeiner Dampf nach allen Seiten
Den Weltbürger durch des Weltraums Weiten;
So gebiert aus Nichts mit purem Denken
Dieſer Glaub' ein neues All im alten,
Alles wird aus Nichts durch Geiſtes Walten.
Kräfte, in Metall, Glut, Waſſer ſchlummern,
Die von Menſchenwitz geahnt nicht waren,
Werden deinem aufgeſchloſſnen Auge
Sich in Rieſengröße offenbaren.
Schlicht Metall, beiſprengt mit Feuchtigkeit,
Bietet eine Fülle Kraft dir dar,
Welche die geſammte Welt bewegt;
Trifft in ihm von Flammen eine Schar,
Deren Zungen mit gewalt'gem Sprühen
Kieſel raſch zu Staub und Aſche glühen.
Ja, es wird ſogar der Blitz dein Knecht
Und mit ſeinem Feuerkeil
Schreibt aus fernen Ländern, fremden Reichen,
Er dir Nachricht in den ſchnellſten Zeichen.
Dieſes Alles und noch mehr ſei dein,
Stürzeſt du den alten Tempel ein,
Willſt dein Volk du zur Erkenntniß leiten
Jener neuen Satzung der Natur!

Jan.

Du verſprichſt mit lockend ſchönem Wort
Mir gar viele, viele Herrlichkeiten;
Doch was ſchenkſt zum Gewinne du,
Zum Erſatz dem Slavenvolke zu,
Wenn du ſeines Volksthums es entkleideſt?

Duchamer.

O, genug des Nutzens ſoll ihm werden!
Will ihm nicht den Slavennamen rauben,
Seine alten Rechte wahr' es frei,
Auch, wenn ihm noch länger [illegible] gelingen,
Auch behalt' es ſeine Sprache bei;
Aber hat es die Natur bezwungen,
Dann hat es die Weltherrſchaft errungen,
All ſein Land wird als ein Sitz der Fülle,
Reichthum überſchüttet prangen,
Auf den Gipfel wird es, auf den höchſten,
Irdiſcher Verherrlichung gelangen. —
Und ſo iſt erfüllt, was ich verſprach,
Wies die Quellen dir des Ruhmes nach.
(Bei Seite.)
Und es wird wohl bei dem tollen Leben
Auch für mich ſo manches Bröckchen geben.

Jan
(ſchreitet, in Gedanken vertieft, an den Rand des Felſens)

Ja empor, empor zum höchſten Gipfel,
Will das Böhmenvolk ich ſchwingen kühn!
Wie von dieſem Fels ob ſchroffem Abgrund

In die unermeſſne Ferne hin
Reicht das Aug' mit einem einz'gen Blicke:
So will ich, bevor ich von der Höhe
Meiner Macht in ew'ge Nächte ſtürze,
Herrſchen ob des Heimatlands Geſchicke,
Ruhmvoll Ziel, das großem Streben leuchtet!
Duchamor (bei Seite).
Deſſen Hauptgrund, wie den Satan däuchtet,
Meine eigene Bequemlichkeit.
Ha, ha, wie ſich Unſereins muß quälen,
Eh' ihm auf die leimbeſtrichne Sprenkel
Auch nur eine einz'ge hüpft der Seelen.
Drin, von Volksthums Thau begoſſen,
Triebe für das Gute, Edle ſproſſen!
Welche Brunſt, welch Vor- und Rückwärtsfegen
Ohne Ende auf der Tugend Wegen!
Der Natur, drin nicht die tugendhafte
Thorheit ſpuket mit dem blut'gen Herzen,
Freundchen, der mögt ihr euch huld'gend neigen,
Ja, dem Körperreiche huldigt Alle,
Daß euch Körpernoth nicht grimm befalle,
Blaue Wunder dann will ich euch zeigen!
(Jan mit den Augen meſſend.)
Hm, er ſinnt! Der Wind ſcheint hold zu wehn,
Als Weltbürger werd' ich Hanſen ſehn.
Jan.
Geiſt, du haſt aus hingeſchwundnen Tagen
Mir genug enthüllt der Slavenbilder;
Will von Grabesmoder weg mich wenden,
In die Zukunft meine Blicke ſenden.
Schaun durch dich jetzt will ich ungeſäumt,
Wie auf meiner Stammgenoſſen Fluren
In dem Wechſel künft'ger Zeiten
Die geſtreute Saat des Ruhmes erkeimt.
Sattſam kenn' ich, was ſchon längſt geweſen.
Duchamor.
Nur ein Tröpflein kennſt du von dem Strome,
Der unausgeſetzt dem Sturmwind gleich
Hinſtrebt durch der Schöpfung weites Reich.
Zu den Quellen führ' ich dich. Dort ferne
Weiſ' ich dir der Erde Uranfänge,
Daß du wiſſeſt, wie die Berge wurden,
Wie aus Waſſer, Feuer, Stoffgemenge
Sich die erſten Schichten Schlamms geſtaltet,
Drauf mit rieſ'gem Riedgras ſich entfaltet
Wunderbare Arten von Geſchöpfen.
Sehen wirſt du, wie des Erdballs Rinde,
Schmelzend von der innern Erde Gluten,
Ungeheure Geſchöpfe zeugte
In dem Norden, wo gefrorne Fluten
Jetzt vom Strahl der Sonne nie zerthauen;
Wirſt tief unten in verborgnen Schlünden,
In dem Schooße deiner Heimat finden
Der uralten Lebendigen Spuren:
Ganz zu Fels gewordne Palmenhaine,
Elephanten, die jetzt Marmorſteine.
Sehn wirſt du, wie ſich der Weltkraft Weben
Nach zwei Richtungen weiß kund zu geben:
Nach der einen werden todte Schichten,
Die an regelmäß'ge Form ſich binden,
Und, die Welt ſo bildend der Kriſtalle,
Des Erſchaffens ſtreng Geſetz verkünden;
Pflanzenſein erwachet nach der andern,
Wo aus innrem Saft die Blüthe ſtrebet,
Bis der Schöpfer ſein Geſchöpf, des Auges
Strahl ihm ſchenkend, aus dem Dunkel hebet
In das Licht empor, das freie —
Sieh, ſo wurde höhrer Weſen Reihe.
Dir zu zeigen dann bin ich bereit,
Wie der Menſch aus allen Elementen
Seinen Urſprung nahm und nimmt noch immer
Und ihn nehmen wird zu jeder Zeit,
Er, das Bild des Weltalls, das beſeelet,
Drin das nämliche Geſetz regiert,
Welches in des Himmels Höhen
Sämmtliche Planeten lenkt und führt.
Ha, welch ſtolzes Forſchen, kühnes Wollen!
Jan.
Du verſuchſt umſonſt, mich zu berücken,
Vorwärts in die Zukunft will ich blicken.
Duchamor.
Will das alte Buch der Erdgeſchichte
Dich in ſeiner Urſchrift leſen lehren.
Wirſt da ſehen, wie des Feuers Stoß
Aus dem Schooß der Erde rang empor,
Hier nur grimm ſie in die Flanken ſtieß,
Dort mit lautem Toſen drang hervor,
Hier nur in die Höh' trieb ganze Schichten,
Den noch jungen Knochenbau zerbrechend,
Dort aus offnem Schlunde Gluten ſchnob
Und aus ihnen neue Berg' erhob.
Will dein Auge ſenken in des wilden
Meeresgrundes Tiefen, daß du ſeheſt,
Wie dort kleine Würmer neue Welten
Aus ganz winzig kleinen Schalen bilden.
Jan.
Ueberreichen Köder zum Verzehren
Beutſt der Neugier du; doch mein Begehren
Strebt nicht rückwärts. Glanz, der längſt erloſchen,
Lockt mich nicht mehr. Nach des Frühſterns Bild,
Nach der Zukunft wendet ſich mein Antlitz.
Drum ſei mir von deiner Hand enthüllt
Durch die Macht, die wandeln kann die Zeit,
Was nach vier Jahrhunderten dort weit
In dem Land der Heimat wird geſchehn.
Duchamor.
Ha, wie weit beliebt dein Stolz zu gehn!
Sieh, in meiner Hand hier, der geballten,
Iſt das Schwert, das in's Geheimnißreich
Dir den Weg erkämpft mit Siegsgewalten;
Sind die Schlüſſel, deren Zauberkraft
Dir den Eingang zu der Zukunft ſchafft;
Sind die Zungen, welche dir ſofort
Rede ſtehen auf dein forſchend Wort,
Die dir löſen jene kühne Frage
Ueber Urſtoffs-, Welten-, Geiſterwerdung,
Nach des Grabes Nacht, des Himmels Tage;
Und wenn ſie der Kenner nur berühret,
Wird aus ihren unſcheinbaren Zügen
Klare Antwort leicht ihm zugeführt.
Jan.
Schwätzeſt wieder gar verwunderswerth.
Nun, ſo zeig mir Schlüſſel, Zung' und Schwert!
Duchamor.
'S iſt nicht etwas Neues, kennſt es ja.
Zunge, Schwert und Schlüſſel liegen da!
(Streut aus der Hand die Buchſtaben des A B C auf
den Felſen.)
Jan.
Bloß Buchſtaben? Wohin zielſt, was willſt du
Mit dem neuen, kind'ſchen Poſſenſpiel?
Duchamor.
Wem die Macht in ihnen wär' bekannt,
Herrſchen würd' er als der Fürſt der Geiſter,
Ob dem Geiſte der Buchſtaben herrſchen,
So wie ob der Zukunft weitem Land.
Dieſe Zeichen bieten dir, entdecken
Dir ſehr viel und mehr, als ſich gehört;
Denn der Geiſt, der öfters ſpielt mit ihnen,
Wirkt auf mich ſelbſt ſo, daß es mich ſtört,
Weckt in mir die bittre Vorempfindung,
Daß einſt meines Reiches weite Räume
Gar gewaltig knapp der Geiſt umzirkt,
Der ſich hinter den Buchſtaben birgt.
Jan.
Welch Geſchwätz! Pack deine Schätze ein
Und dann wolle mir zu Dienſten ſein,
Mich die Zeit, die künft'ge, ſchauen lehren.

Tuchomer.

Zukunftkenntniß ſoll ich dir gewähren?
Weißt du, Jan, was in der Hölle Glut
Die verſtoßnen Himmelsbewohner ſtürzte?
Weil wir einſt den Allerhöchſten
Kühn beſtürmten um daſſelbe Gut.
Uns iſt nur bekannt des Anfangs Walten,
Endes Wiſſen bleibt dem Herrn behalten;
Denn der Geiſt, der von dem ganzen Sein
Anfang und Beſchluß, Beginn und Ende,
In ein einziges Bewußtſein faſſet
Und dem Gegenwart ſind alle Zeiten,
Iſt der ew'ge, graue Gott allein.

Jan.

Hier iſt alſo deiner Allmacht Gränze!
Nun, ſo biſt du mehr nicht, als die kleine
Blindſchleich' im gebräunten Feldgeſteine.

Tuchomer.

Ja, ich bin's nicht mehr. Wenn ich's vermöchte,
Stünd' ich nicht mit dir an dieſer Stelle,
Stürzte mich in allen Kampf nicht weiter.
Meine Nacht, erhellet' ich ſie heiter,
Während Nebel um den Morgen ſchweben.
Darum, Jan, ſei Alles dir gegeben,
Was vergangner Zeiten Nacht verſchließet,
Erden-, Meer-, Luftgüter jeder Art,
Frage nur nicht nach dem künft'gen Morgen!
Denk', o denk', warum zum Satan ward
Einſt der Engel! Oder weißt du, Freundchen,
Daß vielleicht ſchon jetzt in die Weltſchaft,
Deren Glied du ſelbſt in Kurzem werden,
Willſt, ein Menſch, als Satan dich gebären?

Jan

(zitternd, nach einer Pauſe).

Nein, will's nicht! Ich frage dich nicht weiter,
Mag die Zukunft ihre Seiten verhüllen!
Auf, zurück jetzt zu der Heimat Reiche,
Daß der Ruhm erblüh' dort, Jammer weiche!

Tuchomer.

Es geſchieht! Bald ſoll es uns gelingen,
Das Weltbürgerthum dort aufzubauen,
Wohlfahrt ſo auf's Böhmenland zu thauen
Und uns ew'ge Namen zu erringen!

(Wenzig.)

## 2.

## Serbien.

Die Serben, deren Sprache eine der vier ſlaviſchen Hauptmundarten iſt und von fünf Millionen Menſchen geſprochen wird, haben unter allen Slaven die reichſte Volkspoeſie geſchaffen. Die Lyrik dieſer Volkspoeſie umfaßt einen Schatz von Liedern, in welchen des Lebens Leid und Luſt in zum Theil außerordentlich zarten Tönen beſungen wird und die Sitten des Landes in bald melancholiſcher, bald neckiſcher Weiſe uns vor Augen treten. Die Form dieſer Lieder iſt vorherrſchend eine romanzenhafte, indem das Volk dem Ausdruck ſeiner Gefühle bekanntlich ſehr gerne eine thatſächliche Unterlage gibt. Von noch größerer Bedeutung, als ſolche Liederdichtung, ſind die hiſtoriſchen Volksgeſänge der Serben, die einen eigengearteten, höchſt anziehenden epiſchen Cyklus ausmachen, welcher die Thaten der ſerbiſchen Helden von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten umfaßt, eine poetiſche Chronik, die ſich aus den Geſängen einzelner Volksſänger nach und nach zuſammenſetzte und an Werth die Reimchroniken unſeres Mittelalters weit übertrifft, denn es vereinigen ſich in ihr Naivetät, Gemüthlichkeit, Glut der Phantaſie und eine an die griechiſche erinnernde plaſtiſche Kraft. — Der berühmte ſerbiſche Grammatiker und Literator Wuk Stephanowitſch hat ſich das Verdienſt erworben, die Erzeugniſſe der ſerbiſchen Poeſie aus dem Munde des Volkes zu ſammeln und in einem kritiſch geſichteten Werke zuſammenzuſtellen.

---

### 1.

### Die Schlacht auf dem Amſelfelde.

Saß der Czar Laſar beim Abendmahle,
Neben ihm ſein Ehgemahl Miliza,
Und es ſprach die Czarin, Frau Miliza:
„Czar Laſar, du Serbiens goldne Krone,
Morgen ziehſt du nach dem Amſelfelde,
Ziehſt mit dir Diener und Wojewoden,
Laſſeſt keinen mir an meinem Hofe
Nur mir bleibe kein männlich Haupt zurücke,
Daß ich einen Brief dir ſchicken könnte
Nach dem Schlachtfeld und zurück erwarten;
Ziehſt ja mit dir neun liebe Brüder,
Meine Brüder, die neun Jugowitzen;
Laß mir einen Einzigen der Brüder,
Einen Bruder nur zum Schwur der Schweſter!“
Ihr antwortete der Fürſt der Serben:
„Sage, liebe Czarin, Frau Miliza!
Welchen wünſcheſt du von deinen Brüdern,
Daß er dir im weißen Hofe bleibe?“ —
„Laß mir hier den Jugowitzen Boſchko!“
Und es ſprach Laſar, der Fürſt der Serben:
„Alſo ſei es, Czarin, Frau Miliza:
Morgen bei des weißen Tages Anbruch,
Tages Anbruch und der Sonne Aufgang,
Wenn die Pforten ſich der Veſte öffnen:
Geh' hinaus du vor das Thor der Veſte,
Dorten zieht das Heer in Reih' und Glied hin,
All' zu Roſſe und mit Kampfeslanzen;
Vor ihm her der Jugowitz Boſchko;
Der die Kreuzesfahne ihm voranträgt.
Ihm vermelde meinen Gruß und Segen,
Mag er, wem er will, die Fahne geben
Und bei dir an deinem Hofe bleiben!“ —
Als am Morgen nun der Morgen anbrach
Und ſich öffneten der Veſte Pforten,
Ging Miliza früh hinaus, die Czarin,
Und blieb ſtehen an dem Thor der Veſte.
Sieh, da zog das Heer in Reih' und Glied hin,
All' zu Roſſe und mit Kampfeslanzen;
Vor ihm her der Jugowitz Boſchko,
Ganz von ächtem Golde glänzt ſein Reitroß;
Aber bis zum goldgelb' rothen Roſſe
Hängt und decket ihn die Kreuzesfahne;
Auf der Fahne ragt ein goldner Apfel,
Goldne Kreuze aber aus dem Apfel,
Von den goldnen Kreuzen hängen Quaſten,
Hängen tief und ſchlagen Boſchko's Schultern.
Näher trat die Czarin, Frau Miliza,
Faßte das goldgelbe Roß am Zügel,
Schlang die Arme um den Hals des Bruders
Und in's Ohr ihm ſprach ſie flüſternd alſo:
„Lieber Bruder, Jugowitz Boſchko!
Dich geſchenket hat der Czar der Schweſter;
Sollſt nicht ziehen nach dem Amſelfelde,
Seinen Segen läßt er dir entbieten;
O, den ſelbſt du, wem du willſt, die Fahne

Und bei mir hier in Kruſchewaz bleiben,
Daß zum Schutze mir ein Bruder bliebe." —
Ihr entgegnete der Jugowitze:
„Gehe, Schweſter, nach dem weißen Thurme,
Aber ich geh' nicht mit dir zurücke,
Noch die Fahne geb' ich aus den Händen,
Gäb' der Czar dafür mir ganz Kruſchewaz!
Daß das Heer mit Fingern auf mich wieſe:
„‚Seht die Memme, ſeht den feigen Boſchko!
Der ſich nach dem Amſelfeld nicht waget,
Für das Kreuz nicht will ſein Blut vergießen,
Für den heiligen Glauben nicht will ſterben!'"
Und ſo ſprechend ſprengt er aus dem Thor.
Sieh', da kommt der greiſe Jug Bogdane!
Ihm zur Seite ſieben Jugowitzen.
Alle ſieben ruft ſie nach der Reihe,
Doch kein Einziger will die Czarin hören.
Und ein Weilchen ſteht ſie ſo noch harrend.
Sieh', da kommt der Jugowitze Woino,
Der des Czaren prächtige Roſſe führet,
Ganz bedeckt ſind ſie mit trocknem Golde!
Und ſie faßt das Grauroß, das er reitet,
Schlingt die Arme um den Hals des Bruders
Und beginnet ſo zu ihm zu reden:
„Lieber Bruder, Jugowitze Woino!
Dich geſchenket hat der Czar der Schweſter,
Seinen Segen läßt er dir entbieten,
Wem du willſt, ſollſt du die Roſſe geben,
Sollſt bei mir hier bleiben in Kruſchewaz,
Daß zum Schutze mir ein Bruder bliebe." —
Ihr entgegnete der Jugowitze:
„Gehe, Schweſter, nach dem weißen Thurme,
Doch zurücke kehrt kein wackrer Krieger
Und verläßt des Czaren Roſſe nimmer!
Wüßt' er auch, daß in der Schlacht er fiele!
Laß mich, Schweſter, auf dem Amſelfelde
Für das heilige Kreuz mein Blut vergießen,
Mit den Brüdern für den Glauben ſterben!"
Dieſes ſprechend ſprengt er aus dem Thore.
Als Miliza dieſes ſah, die Czarin,
Auf dem kalten Steine ſank ſie nieder,
Sank ſie nieder und in tiefe Ohnmacht.
Sieh! da kam der Czar Laſar geritten.
Als der Frau Miliza ſo erblickte,
Rannen Thränen über ſeine Wangen,
Von der Rechten ſchaut er nach der Linken
Und Goluban rief er, ſeinen Diener:
„Hör', Goluban, du mein treuer Diener,
Steig' hinunter von dem Schwanenroſſe,
Nimm die Herrin bei den weißen Armen,
Trag' zurück ſie nach dem ſchlanken Thurme.
Ich erlaub' es dir, zurück zu bleiben,
Folg' uns nicht, Goluban, auf das Schlachtfeld,
Sondern bleibe du im weißen Hofe!"
Als Goluban dies, der Diener, hörte,
Floſſen Thränen über ſeine Wangen,
Doch herab ſtieg er vom Schwanenroſſe,
Nahm die Herrin bei den weißen Armen,
Trug zurück ſie nach dem ſchlanken Thurme!
Doch dem Herzen kann er's nicht verwehren,
Daß er nach dem Amſelfeld nicht eilte;
Und er ſucht ſein Schwanenroß von Neuem,
Sitzt auf, zum Amſelfeld es lenkend.

---

Als am Morgen nun der Morgen anbrach,
Sieh, da flatterten zwei ſchwarze Raben
Weit daher vom breiten Amſelfelde,
Ließen auf dem weißen Thurm ſich nieder,
Auf dem Thurme des erlauchten Fürſten,
Einer krächzend und der andre ſprechend:
„Iſt der Thurm dies des ruhmvollen Fürſten?
Und iſt Niemand drinnen in dem Thurme?"
Aus dem Thurme tönte keine Stimme;
Aber drinnen hörte ſie die Czarin,
Trat heraus dann aus dem weißen Thurme,
Alſo die zwei ſchwarzen Raben fragend:
„Grüß' euch Gott, ihr beiden ſchwarzen Raben!
Sagt, wo kommt ihr her ſo früh am Morgen?
War't ihr etwa auf dem Amſelfelde?
Sah't ihr dorten zween mächtige Heere?
Schlugen ſich die beiden mächtigen Heere?
Aber welches, ſprecht, iſt Sieger blieben?" —
Ihr entgegneten die beiden Raben:
„Schönen Dank dir, Czarin, Frau Miliza!
Kommen von dem Amſelfeld ſo frühe,
Haben dort geſehn zwei mächtige Heere,
Welche geſtern eine Schlacht geſchlagen,
Wo die Fürſten beider Heere blieben.
Von den Türken blieben wenige übrig;
Aber was von Serben blieb am Leben,
Alles iſt verwundet und verblutet!" —
Während daß die Raben alſo ſprachen,
Sieh! da nahet Milutin, der Diener;
In der linken Hand trägt er die rechte,
Seinen Leib bedecken ſiebzehn Wunden
Und ſein gutes Roß ſchwimmt ganz im Blute.
Ihm entgegen rufet Frau Miliza:
„Ach! was iſt das, Milutin, du Armer!
Hat Verrath etwa den Czar verderbet?"
Ihr erwidert Milutin, der Diener:
„Hilf mir, Herrin, von dem Heldenroſſe,
Waſche mir die Stirn mit kaltem Waſſer
Und beſprenge mich mit rothem Weine!
Schwere Wunden rauben alle Kraft mir!"
Und die Herrin half ihm von dem Roſſe,
Wuſch die Stirne ihm mit kaltem Waſſer
Und erquickt' ihn dann mit rothem Weine.
Aber als er ſich geſtärkt ein wenig,
Fragte ihren Diener Frau Miliza:
„Sprich, wie war es auf dem Amſelfelde?
Wie iſt der ruhmvolle Fürſt gefallen?
Sage, wie der greiſe Jug, mein Vater?
Und wie fielen die neun Jugowitzen?
Und wie fiel Herr Miloſch, der Woiwode?
Aber wie Herr Wuk, mein andrer Eidam?
Und wie fiel des Banes Sohn, Strainja?"
Drauf beginnt der Diener zu erzählen:
„Alle blieben, Herrin! auf dem Schlachtfeld;
Wo der hochberühmte Fürſt gefallen,
Liegt gar mancher Kampfſpeer, ganz zertrümmert,
Ganz zerſplittert, türkiſche und ſerbiſche;
Aber Serbenſpeere ſind die meiſten,
All' zum Schutz des Fürſten abgeſendet,
Unſeres Herrn, des hochberühmten Czaren.
Aber Jug — ſchon in den Vorgefechten
Fiel er, Frau! im Anbeginn des Kampfes!
Und es fielen acht der Jugowitzen,
Nicht verlaſſen wollten ſich die Brüder,
Bis ſich nimmer Einer regen konnte.
Noch war Boſchko da, der Jugowitze,
Auf dem Schlachtfeld wogte ſeine Fahne,
Schaarenweiſe jagt' er noch die Türken,
Wie der Falk die Tauben vor ſich hertreibt,
Wo das Blut hoch wogte bis zum Kniee,
Dorten ſank des Banes Sohn Strainja;
Miloſch aber, Herrin! iſt gefallen
An dem kalten Waſſer der Sitnizo,
Wo erſchlagen viele Türken liegen.
Miloſch tödtete den Sultan Murat
Und mit eigner Hand zwölftauſend Türken.
Segn' ihn Gott dafür und all' die Seinen!
Leben wird er in der Serben Herzen,
Leben ſtets in Sage und Erzählung,
Bis die Welt und Amſelfeld vernichtet!
Aber fragſt du mich nach Wuk, dem Buben?
Treffe Fluch ihn und die Seinen alle!
Fluch, Fluch ihm komme ſeinem ganzen Stamme!
Er, er war es, der den Czar verrathen,

Ueber ging er mit zweitauſend Kriegern;
Mit zweitauſend [illegible] Reitern.

In der Früh' das Amſelfelder Mädchen,
In der Frühe geht hinaus ſie, Sonntags,
Sonntag Morgens vor der lichten Sonne.
Aufgeſtreift ſind ihre weißen Aermel,
Aufgeſtreift bis zu den Ellenbogen;
Auf den Schultern trägt ſie weiße Brote
Und zwei goldne Becher in den Händen.
Einen Becher füllet friſches Waſſer;
Aber rothen Wein enthält der andre:
Alſo geht ſie nach dem Amſelfelde.
Auf der Wahlſtatt wandelt jetzt die Jungfrau,
Auf der Wahlſtatt des erlauchten Fürſten,
Kehrt die Helden um, im Blute ſchwimmend;
Aber wo ſie Einen lebend findet
Wäſcht ſie ihn mit ihrem friſchen Waſſer,
Träufelt in den Mund den rothen Wein ihm,
Speiſet ihn mit ihrem weißen Brote.
Alſo wandelnd, führte ſie der Zufall
Zu Paul Orlowitz, dem Heldenjüngling,
Zu des Fürſten jungem Fahnenträger.
Und ſie fand den Armen noch am Leben;
Abgehauen war die rechte Hand ihm
Und der linke Fuß bis an die Kniee,
Ganz zerbrochen hing die eine Rippe
Und man ſah die weiße Lunge liegen.
Und ſie zog ihn aus den Strömen Blutes,
Wuſch ihn ab mit ihrem friſchen Waſſer,
Träufelt in den Mund den rothen Wein ihm,
Speiſet ihn mit ihrem weißen Brote.
Als von Neuem ſich ſein Herz nun regte,
Alſo ſprach Paul Orlowitz, der Jüngling:
„Liebe Schweſter, Amſelfelder Mädchen!
Welches große Leid hat dich befallen,
Daß du hier im Heldenblute wühleſt?
Wen doch ſucht die Jungfrau auf der Wahlſtatt?
Einen Bruder, einen Sohn des Bruders?
Oder ſuchſt den Greis du, den Erzeuger?“
Sprach das Mädchen drauf vom Amſelfelde:
„Lieber Bruder! unbekannter Krieger!
Keinen ſuch' ich von den Anverwandten,
Nicht den Bruder, noch den Sohn des Bruders,
Noch ſuch' ich den Greis hier, den Erzeuger.
Weißt du wohl, du unbekannter Krieger?
Wie der Fürſt Laſar dem Kriegesheere
Jüngſt drei Wochen durch, von dreißig Mönchen,
In der prächtigen Kirche Samoderſcha,
Ließ die Sacramente reichen laſſen?
All' das Heer der Serben ging zum Nachtmahl,
Ganz zuletzt drei kriegeriſche Wojewoden.
Miloſch, der Wojewode, war der eine,
Und der zweite war Koſſanzich Iwan,
Doch der dritte hieß Milan Toplitza.“ —
„Aber ich ſtand dorten an der Thüre,
Als vorbeiging Miloſch, der Wojewode,
Herrlich war der Held in dieſem Leben!
Auf dem Pflaſter ſchleppte nach ſein Säbel,
Federn ſchmückten ſeine ſeidne Mütze!
Einen buntgefleckten Mantel trug er,
Aber um den Hals ein ſeiden Tüchlein.
Sich umſchauend, fiel auf mich ſein Auge:
Da den buntgefleckten Mantel löſt' er,
Nahm ihn ab und, mir ihn reichend, ſprach er:
„„Mädchen, nimm den buntgefleckten Mantel,
Wolle meiner du dabei gedenken,
Bei dem Mantel meines Namens denken!
Sieh, ich gehe, Kind, um dort zu fallen,
In das Lager des erlauchten Fürſten.
Bete du zu Gott, du liebe Seele!
Daß ich unverletzt zurück dir kehre
Und auch dir die Gunſt des Glückes werde:
Dann will ich dich meinem Milan geben,
Meinem Milan, meinem lieben Freunde,
Dem ich Bruderſchaft einſt zugeſchworen,
Bei dem höchſten Gott und St. Johannes.
Pathe bin ich dann dir bei der Trauung.““
„Und es folgte ihm Koſſanzich Iwan.
Herrlich war der Held in dieſem Leben!
Auf dem Pflaſter ſchleppte nach der Säbel,
Federn ſchmückten ſeine ſeidne Mütze;
Einen buntgefleckten Mantel trug er,
Aber um den Hals ein ſeiden Tüchlein
Und am Finger ein vergoldet Ringlein.
Sich umſchauend, fiel auf mich ſein Auge.
Von dem Finger zog er ab das Reiflein
Zog es ab, mir es reichend, ſprach er:
„„Mädchen, nimm den Fingerreif vergoldet,
Wolle meiner du dabei gedenken,
Bei dem Ringe meines Namens denken!
Sieh, ich gehe, Kind, um dort zu fallen,
In das Lager des erlauchten Fürſten.
Bete du zu Gott, du liebe Seele!
Daß ich unverletzt zurück dir kehre
Und auch dir die Gunſt des Glückes werde:
Dann will ich dich meinem Milan geben,
Meinem Milan, meinem lieben Freunde,
Dem ich Bruderſchaft einſt zugeſchworen,
Bei dem höchſten Gott und St. Johannes.
Aber ich will dir Brautführer werden.““
„Und es folgte ihm Milan Toplitza.
Herrlich war der Held in dieſem Leben!
Auf dem Pflaſter ſchleppte nach der Säbel,
Federn ſchmückten ſeine ſeidne Mütze;
Einen buntgefleckten Mantel trug er,
Aber um den Hals ein ſeiden Tüchlein
Und am Arm eine goldne Spange.
Sich umſchauend, fiel auf mich ſein Auge.
Von dem Arme nahm er die goldne Spange,
Nahm ſie ab und, mir ſie reichend, ſprach er:
„„Mädchen, nimm du hin die goldne Spange,
Wolle meiner du dabei gedenken,
Bei der Spange meines Namens denken!
Sieh, ich gehe, Kind, um dort zu fallen,
In das Lager des erlauchten Fürſten.
Bitte du zu Gott, du liebe Seele,
Daß ich unverletzt zurück dir kehre.
Liebchen! dir des Glückes Gunſt auch werde:
Dann erwähl' ich dich zur treuen Gattin.““
„Und ſie gingen hin die Wojewoden.
Siehe, dieſe ſuch' ich auf der Wahlſtatt!“
Und der Heldenjüngling ſpricht entgegnend:
„Liebe Schweſter! Amſelfelder Mädchen!
Siehſt du, Liebe, jene Kampfeslanzen,
Wo am allerhöchſten ſie und dichteſten?
Dorten ſtrömte aus das Blut der Helden,
Stieg dem guten Roß bis an den Bügel,
Bis an Bügel und an Steigbriemen
Und dem Helden bis zum ſeidnen Gürtel.
Dorten ſind ſie alle Drei gefallen!
Aber du geh' nach dem weißen Hauſe,
Nicht mit Blut beflecke Saum und Aermel!“ —
Als das Mädchen dieſe Worte hörte,
Floſſen Thränen über ihre Wangen;
Und ſie ging nach ihrem weißen Hauſe,
Jammerte aus ihrem weißen Halſe:
„Weh, Unſelige! welch Geſchick verfolgt dich!
Griffſt du, Arme, nach der grünen Föhre,
Schnell vertrocknen würden ihre Blätter.“
(Talvj.)

## 2.

## [illegible].

Träumte Träumchen Königin [illegible],
Treue Gattin Königs von [illegible].

Welcher Iwo Kaſtriot geheißen,
Träumte Träumchen und im Träumchen däucht ihr,
Sie gebäre einen grimmen Drachen;
Seine Flügel ſchirmten ganz Epirus
Und ſein Haupt zum fernen Stambol reicht' es
Und das Haupt verſchlang lebend'ge Türken.
Als die Königin vom Traum erwachte,
Weint in ſeiner Mutter Leib das Kindlein,
Ward von Thränen feucht der Mutter Antlitz
Und den Traum erzählte ſie dem Iwo.
Als der König ihren Traum vernommen,
Hat er trefflich ihr ihn ausgelegt:
Was, o Gattin, du im Traum geſehen,
Grimmer Drache, welchen du geboren,
Deutet wohl auf einen großen Helden,
Welcher läſtig werden wird dem Czaren;
Daß mit Flügeln Epirus er deckte,
Deutet, er wird unſer Reich beſchützen;
Daß das Kind im Mutterleibe weinte,
Deutet, man wird klein es von uns reißen;
Thränen wirſt du wohl um ihn vergießen;
Aber einſt wird ſich das Kind befreien.
Noch verſtrichen keiner Woche Tage,
Da gebar die Königin Wojſawa
Schönen Knaben, der nicht ſeines Gleichen,
Und mit Zeichen, wie noch nie geſehen,
Auf der Stirn das Zeichen einer Krone,
Auf der Hand das Zeichen eines Säbels.
Staunt die ganze Herrſchaft von Epirus
In Betrachtung dieſer ſtolzen Zeichen.
Und des Kindes Mutter hoch frohlockte,
Schickt das zarte Söhnchen in die Taufe,
Gibt dem Söhnchen einen ſchönen Namen,
Schönen Namen: junger Knabe Djuro.
Als das Kind ein wenig aufgewachſen,
Hat Wojſawa böſes Glück betroffen.
Ganz Albanien verheerten Türken,
Von dem Iwo forderten ſie Haratſch
Und vier Söhne, die er hatt', als Geiſeln:
Seinen Erſtgebornen, Repoſchia,
Konſtantin und Sawiſcha, die jüngern,
Und das jüngſte Söhnchen, Namens Djuro.
König Iwo konnte nun nicht anders,
Denn zu läſtig war ihm Murat worden;
Und er gab ihm ungezählte Schätze,
Gab ihm auch als Geiſeln ſeine Söhne.
Ihre Mutter hatte ſie begleitet,
Ganz in ſchwarze Kleider eingehüllet
Und mit langen aufgelösten Flechten
Und von Thränen feucht das weiße Antlitz.
Hätte Jemand doch es hören können,
Wie der junge Knabe Djuro weinte!
Jammernd hing er an dem Hals der Mutter,
Unter Thränen ſprach er zu der Mutter:
„Bleibe du mit Gott, o meine Mutter!
Wirſt du mich, werd' ich dich wieder ſehen?
Danke, Mutter, für die weiße Milch dir,
Für die Milch, womit du mich geſäugt!"
Küßt die Mutter drauf das Söhnchen herzlich,
Unter Weinen alſo zu ihm ſprechend:
„Geh mit Gott, mein vielgeliebtes Söhnchen,
Nie vertauſche deinen heil'gen Glauben!"
Bei den Worten ſank ſie auf die Erde.
Und die Türken führten weg die Kinder
Durch Albaniens weite, flache Gegend,
Schenkten alle Viere ſie dem Czaren.
Hat der Czar den Djuro kaum erblicket,
So bemerket er an ihm die Zeichen,
Scharfen Säbel auf der weißen Rechte,
Auf dem Heldenhaupt die Strahlenkrone,
Läßt das Kind an ſeinem Hof erziehen.
Als der Knabe nun herangewachſen,
Gab es nirgends einen ſolchen Helden,
Bei den Türken nicht noch bei den Kauren.
Oeſters zog er aus zum Heldenzweikampf,
Hieb der Köpfe viel herab im Zweikampf,
Spielte Tagelang mit Türken Dſchilit,
Warf ſie oft von ihren Pferden nieder.
Kurze Zeit nur iſt es ſo geblieben,
Schreibt die Mutter ihm ein weißes Briefchen,
Meldet, daß der Vater ihm verſchieden
In der weit berühmten Veſte Krojan,
Daß die Türken ihm das Reich entriſſen,
Daß im Schmerz die Königin Wojſawa
Ohne König, ohne Reich geblieben,
Ohne Herrſchaft, ohne Banowina.
Sann darüber Kaſtriotiſch Djuro,
Wie dem Czaren er entwiſchen könne,
Um die arme Mutter zu beſuchen
Und die eigne Krone zu erlangen.
Iſt auch gutes Glück ihm beigeſprungen;
Drangen ein ungariſche Kataunen,
Plünderten des Czaren reiche Länder,
Angeführt vom Wojewoden Janko.
Als der Murat dieſe Kunde hörte,
Sammelt' er ein mächtig Heer im Lande,
Uebergab's dem Kaſtriotiſch Djuro:
„Wie viel Helden ich an meinem Hofe,
Junge Paſchen, Agen und Spahien,
Keinen hab' ich, der dich überträfe,
Tüchtig, meinem Heere zu gebieten,
Schlacht zu liefern dem Wojewoda Janko.
Dir vertrau' ich darum meine Truppen
Und den großen Schreiber meines Reiches.
Mögeſt du dich, liebes Kind, erinnern,
Daß ich angenommen dich zum Sohne,
Dich an meinem eignen Hof erzogen
Und erhoben dich zu meinem Paſcha.
Als ich aber dich zum Türken machte,
Hab' ich ſchönen Namen dir gegeben,
Schönen Namen, Skenderbeg der Knabe,
Das will heißen: mächtiger Alexander."
Als der Djuro dieſes Wort vernommen,
Beugt' er ſich bis zu der ſchwarzen Erde,
Zog zum Kampfe mit den Türkenhelden,
Durch Romanien, die flache Landſchaft,
Drang auch bald bis an die Serbengränze
Lagerte ſich in der weiten Ebne,
Schrieb ein weißes Brieflein aus dem Lager,
Sandt' es drauf an den Wojwoden Janko:
„O du Kaur, Sibinjanin Janko!
Zweimal ſtärker iſt mein Heer als deines,
Morgen werden wir zum Angriff ſchreiten,
Doch es ſchrecke dich nicht, Bundesbruder!
Und bedenke, Sibinjanin Janko,
Daß wir einen Glauben Beide glauben.
Wenn die Schlacht wir morgen früh beginnen,
Uebergeb ich dir das Heer des Czaren.
Ich bin Sklave des Murat Sulejman,
Aber Sohn auch des Kaſtriot Iwo,
Des verſtorbenen Königs von Epirus,
Welcher erſt vor kurzer Zeit verſchieden,
Murat hat mir Vaters Erb' entriſſen
Und im Elend jammert meine Mutter.
Möchte meine Mutter wohl beſuchen
Und beſichtigen möcht' ich auch mein Erbe."
Als der Morgen Morgens angebrochen,
Gingen auf die Ungarn los die Türken.
Aber kaum begann das Blutvergießen,
Fing der Djuro an zurückzuweichen.
Wie nun ſehen Agen und Spahien,
Daß der Kaſtriot zurücke weichet
Welcher noch in keiner Schlacht gewichen,
Flohn ſie, ohne ſich nur umzuſehen,
Und die Ungarn ziehen ihre Säbel,
Strecken vorwärts ihre ſcharfen Lanzen,
Laſſen volle Zügel ihren Roſſen,
Ganz des Czaren mächtiges Heer vernichtend.

Kaum bemerkt es Kostriotisch Juro,
Macht er sich des greisen Schreibers habhaft,
Zuckt über ihm den scharfen Säbel;
Zu dem Schreiber diese Worte sprechend:
„Schreibe schnell auf weißem Blatt ein Briefchen,
Schreib' es in des Czaren Murat Namen,
Send' es an den Kapetan von Kroja,
Daß er mir die Veste Kroja räume;
Aber willst du dies nicht also schreiben,
Schwör' ich dir bei meinem festen Glauben,
Werde dir das bleiche Haupt abhauen
Und es dem Weinenden Zanke geben."
Anders war dem Schreiber es nicht möglich
Und er schrieb auf weißem Blatt das Briefchen.
Als der Kostriot den Brief erlanget,
Haut er dennoch ab das Haupt des Schreibers;
Ziehet ein nun in Albaniens Fluren,
Mit ihm ziehn dreihundert Arbanassen,
Sämmtlich Erb' und Söhn' Albanischer Großen,
Lauter unvermählte junge Helden.
Er erreicht die weiße Veste Kroja,
Gibt den Brief dem Kapetan von Kroja,
Liest den Brief der Kapetan von Kroja,
Liest den Brief und weint darüber Thränen;
Aber anders war es ihm nicht möglich,
Reicht die Schlüssel ihm der weißen Veste,
Als Gebieter ihn und Herrn erkennend
Von Albaniens ganzer weiter Fläche.
Als der Kastriot der Schlüssel Meister,
Sprach er also zu den Kampfgefährten:
„Ihr Geladenen, meine lieben Brüder!
Schärfet hurtig eure blanken Säbel,
Aber Nachts, wenn Mitternacht vorüber,
Schlachtet, was den Islam angenommen
Und nicht will sich mit dem Kreuze kreuzen,
Alles, Groß und Klein, mit scharfen Säbeln."
Hatten kaum die Mitternacht erharret,
Schärften schleunig sie die blanken Säbel,
Aber als die Mitternacht vorüber,
Streckten Alles, Groß und Klein, sie nieder.
Mit dem Morgenroth und Tagesanbruch,
Reißt die Minarets der Türken nieder,
Bauet darauf Kirchen und Altäre,
Nimmt die Krone seines sel'gen Vaters
Und erobert wieder ganz Albanien.
Wo er Türkengläubige noch antraf,
Metzelt Jung und Alt sie als der Sieger;
Drauf besucht er seine liebe Mutter.
Nicht betrog die Schlange so die Schlange,
Wie der Skenderbeg den Czaren Murad.
(Gerhard.)

### 3

### Der Serben Aufstand 1804

von

### Filip Sljepaz.

Lieber Gott, o welch ein großes Wunder!
Als sich Alles umgestalten wollte,
Umgestalten in dem Serbenlande,
Andres Regiment beginnen wollte:
Waren Knesen nicht gestimmt zum Streite,
Auch die Türken nicht, die Unterdrücker.
Doch das arme Volk das viel erduldet,
Länger nicht gewohnten Zwingern schaffen,
Noch der Türken Bosheit dulden konnte;
Waren's auch die Auserwählten Gottes,
Weil das Blut der schwarzen Erd' entquollen
Und die Zeit gekommen, Kreuz zu haben,
Blut zu Kreuzes Ehre zu vergießen,
Daß ein Jeder seine Ahnen räche.
Heilige selber fingen an zu streiten,
Vorbedeutungszeichen aufzustellen
An des Serbenlandes klarem Himmel.
Dieß das erste Vorbedeutungszeichen;
Von dem Triphun bis zum heiligen Georg
Hat der Mond sich jede Nacht verfinstert,
Daß man zu den Waffen greifen möchte;
Aber noch nicht wagten es die Serben.
Heilige gaben nun ein zweites Zeichen:
Von dem Georg bis zum Demetriustag
Zogen blutige Fahnen hin und wieder
An der Serben wolkenlosem Himmel,
Daß sie zu den Waffen greifen möchten;
Aber noch nicht wagten es die Serben.
Drittes Zeichen gaben nun die Heil'gen:
An dem heiligen Sawatage donnert's,
Mitten in dem eisumstarrten Winter,
Und es blitzt am Ritterfeiertage
Und von Osten her erbebt die Erde,
Daß sie zu den Waffen greifen sollten;
Aber noch nicht wagten es die Serben.
Und die Heiligen gaben viertes Zeichen:
An des Serbenlandes heiterm Himmel
Hüllt im Lenz die Sonne sich in Dunkel,
In dem Lenz am heiligen Triphunstage,
Dreimal ward es Nacht an einem Tage,
Dreimal zitterte die Sonn' im Osten.
Dieses schauten die Belgrader Türken,
Alle sieben Dahien auf der Veste.
Aganlia und Kutschuk Alia
Und die jungen Brüder, die Fotschitschen
Mehmed Aga und mit ihm Mus Aga,
Auch der Mulla Jussuf, der Dahia,
Derwisch Aga, Proviantvertheiler,
Und der Greis, der hundertjähr'ge Fotsche.

Alle sieben kamen jetzt zusammen
Auf des weißen Belgrads Stambolpforte,
Hüllten sich in ihre Scharlachmäntel,
Schauten Thränen weinend auf die Zeichen.
„Wohl sind es, Brüder, wunderliche Zeichen,
Deuten, Freunde, gewiß für uns nichts Gutes!"
Drauf vor Jammer ließen alle sieben
Einen runden Napf von Glase machen,
Füllen ihn mit frischem Donauwasser,
Tragen ihn hinauf zum Thurm Nebojscha,
Stellen dort den Napf auf Thurmes Gipfel,
Fangen auf im Napf des Himmels Sterne,
Um die Himmelszeichen zu betrachten,
Um zu sehen, was sie noch erwarte.
Um den Napf versammeln sich die Sieben,
Spiegeln sich das Angesicht im Napfe;
Wie sie so das Angesicht bespiegeln,
Sieht ein Jeglicher mit seinen Augen,
Daß sie alle Sieben ohne Köpfe.

Als nun die Dahien dieß gesehen,
Greift ein Jeglicher nach seiner Streitaxt,
Und damit den runden Napf zertrümmernd,
Werfen sie die Scherben von dem Thurme,
Von dem Thurm hinunter in die Donau,
Daß vom Napfe kein Gedächtniß bleibe.
Dann, voll Gram und Aerger alle Sieben,
Sieht man sie betrübt und sehr bedenklich
Von dem hohen Thurm Nebojscha nieder
Nach dem großen Kaffeehause wandeln.

Setzen sich im Kaffeehause nieder
Alle Sieben, Einer nach dem Andern,
Vorsitz gaben sie dem alten Fotsche,
Dem ein greiser Bart bis an den Gürtel,
Und einmüthig riefen sie die Worte:
„Kommt ihr Schriftgelehrt' und Zeichendeuter!
Kommt herbei und bringt die Indschilbücher,
Kommt und schaut, was uns die Bücher sagen,
Und was uns am Ende noch bevorsteht!"

Laſſen Schriftgelehrt' und Zeichendeuter,
Schau'n hinein und weinen bitter Thränen
Und dann ſprechen ſie zu den Dahien:
„O ihr Türken, Brüder und Dahien!
Alſo ſagen uns die Inſchriftbücher:
Seit ſich ſolche Zeichen blicken ließen
An des Serbenlandes klarem Himmel,
Sind fünfhundert Jahre nun verſtrichen.
Damals ward das Serbenreich vernichtet
Und wir haben unſer Reich gegründet
Und zwei [illegible]
[illegible] zu Stambul [illegible]
An des [illegible]
Und den Lazar auf dem Amſelfelde.
Dort erſchlug der Miloſch Sultan Murat,
Doch nicht gänzlich hat er ihn getödtet,
Eine Weile lebte noch der Murat,
Bis das Reich der Serben ward erobert.
Nach dem Siege rief er die Weſire:
„Türken, Brüder, Räthe und Weſire!
Sterbend hab' ich euch ein Reich gewonnen;
Aber höret, was ich euch noch ſage!
Daß des Reiches Herrſchaft lange währe,
Sollt ihr nicht die Rajas unterdrücken,
Sondern mild und gütig ſie behandeln,
Sei der Haratſch fünfzehn der Dinaren,
Fodert nicht Erpreſſung ein noch Zwangsgeld;
Quälet keinen Raja unverſchuldet,
Wagt nicht, ihre Kirchen zu berühren,
Ihren Glauben nicht, noch ihre Ehre,
Uebet an den Rajas keine Rache
Darum, daß der Miloſch mich entleibet;
Denn dergleichen führt das Kriegsglück mit ſich
Und nicht kann ein Reich gewonnen werden,
Auf der Ottomane Tabak ſchmauchend!
Möget ihr die Rajas nie vertreiben,
Daß ſie vor euch flüchten in die Wälder,
Sondern achtet ſie wie eigne Söhne!
Alſo wird die Herrſchaft lang euch bleiben.
Aber wenn ihr dieſes nicht befolget,
Sondern ſie zu unterdrücken anfangt,
Habt ihr alſobald das Reich verloren!“ —
Murat ſtarb und wir ſind übrig blieben,
Die den Rath des Sultans nicht befolgten,
Sondern nur die Rajas unterdrückten,
Ihre Ehre traten wir mit Füßen,
Wir erſannen immer neue Qualen,
Trieben die Erpreſſungen auf's Höchſte
Und vor Gott begingen ſo wir Sünde.
Eben ſehen wir dieſelben Zeichen:
Jetzt wird Einer nun das Reich verlieren.
Fürchtet, Brüder, euch vor keinem König!
Nichts vermag ein König gegen den Kaiſer,
Königreiche ſind nicht Kaiſerthümer;
Alſo hat es Gott der Herr verordnet.
Aber fürchtet nur die armen Rajas!
Wenn ſie ſich mit Haß und Senſ' erheben,
Werden Türken zittern in Medina,
Und in Scham wohl die Kadunen weinen,
So betrüben werden ſie die Rajas;
Sieben Dahien, ihr Brüder, Türken!
Alſo ſagen unſre Inſchriftbücher:
Daß verbrennen werden eure Häuſer,
Ihr verlieren werdet eure Köpfe,
Gras erwachſen wird auf eurem Heerde,
In den Minarets die Spinnen weben.
Da wird Niemand ſein, der Eſan betet;
Wo jetzt unſre Straßen ſind und Pflaſter
Und die Türken hin und her gewandelt
Ihrer Pferde Eiſenhuf geſcharret:
Gras wird wachſen aus der Nägel Spuren,
Türken werden ſich die Wege wünſchen,
Aber nirgends wird es Türken geben:
Alſo ſagen uns die Inſchriftbücher!“

Als die ſieben Dahien es hörten,
Wurden ſie gar traurig und verlegen,
Schauten nieder auf die ſchwarze Erde,
Keiner wußte mit dem Buch zu ſprechen,
Minder eine Antwort ihm zu geben.
Aufwärts rückt den Bart der alte Kotſcho,
Beißt das greiſe Barthaar mit den Zähnen,
Doch auch er kann mit dem Buch nicht ſprechen
Und verwundert drob ſich wie die Andern.
Nur nicht zagte Foitſchitſch Mehmet Aga,
[illegible]
[illegible] und Zeichendeuter!
[illegible]
[illegible] ruft es laut an jedem Tage
Und bekümmert euch nicht um Dahien!
Denn ſo lange wir Vernunft und Kräfte
Und ſo lang noch Belgrads Veſte unſer,
Sind wir auch im Stande, hier zu herrſchen
In der Veſt' und über alle Rajas,
Wenn kein König gegen uns ſich rüſtet.
Wie wohl könnten uns die Rajas ſchaden?
Sprechet! hat denn Jeder von uns Sieben
Nicht ein ganzes Magazin von Schätzen!
Was für Schätze! [illegible] Ducaten,
Ohne Maßen aufgehäufte Schätze!
Wir vier Brüder nur, wir vier Dahien:
Aganlia und Kutſchuk Alia
Und ich, Brüder, und der Muſſa Juſſuf
Haben jeder ungemeſſne Schätze,
Ungezählet, in zwei Magazinen.
Wenn wir Vier' allein zuſammen aufſtehn,
Wenn wir aufſtehn auf die weichen Füße
Und der Schätze Magazine öffnen,
Ruſpien verſtreuen auf dem Pflaſter,
Sammeln wir ein Heer mit den Ducaten,
Dann wir Viere, mächtige Dahien,
Theilen unſre Truppen in vier Theile,
Theilen in vier Theile, wie vier Brüder,
Ziehen muthig aus der weißen Veſte,
Ziehn durch unſre ſiebzehn Landbezirke,
Laſſen alle Serbenknezen köpfen,
Alle Knezen, alle Serbenhäupter,
Alle Kmeten, die nur Etwas taugen
Und die Popen auch, der Serben Lehrer,
Und verſchonen nur die ſtummen Kinder,
Nur die Kinder bis zu ſieben Jahren,
Die ſich dann zu rechten Rajas bilden
Und die Türken gut bedienen werden.
Wenn ich erſt den Palalia köpfe,
Aus dem ſchönen Dorfe Begaljica.
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Wenn ich erſt den Knezen Jowan köpfe
Jenen Knezen im Lontowo-Dörfchen;
— Er iſt Paſcha, ich bin Subaſcha —
Und den Knez Stanoje aus Zeoke,
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Wenn ich köpfe den Jakowljew Stewan,
Aus [illegible], jenem Räuberneſte,
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Und aus Krsnitza den Knezen Jowan;
Köpf ich erſt die beiden Tſcharapitſchen
Aus dem [illegible] am Awala,
Die im Stande ſind in's Feld zu ziehen,
In Belgrad die Türken einzuſchließen.
— Sie ſind Paſchas, aber ich Subaſcha —
Wenn ich erſt den Czerny Georg köpfe
Aus dem ſtolzen Dorfe, dem Topola,
Welcher mit dem Wiener Kaiſer handelt,
Dieſer könnte Kriegsvorräthe kaufen
Aus der weißen Waradinerveſte,
Könnt' auch Waffen kaufen, die ſie brauchen,
Wär' im Stande, Krieg uns zu erklären.
— Spielt den Kaiſer er, ich den Subaſcha —
Und den Nikola, den Protopopen,

Aus dem ſchönen Dorfe, dem Ritopek.
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Wenn ich köpfe den Georg Guſanja,
Seinen Bruder auch, den Arſenija,
Aus dem ſtattlichen Schelieſnik-Dorfe,
Die das Topſchider verſperren konnten,
Und den Marko drauf, den Protopopen,
Aus dem ſchönen Dorfe Oſtruſchnitza.
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Wenn ich köpfe die zwei Jagmanin,
Hadſchi Dieta und den Hadſchi Ruwim,
Die das weiche Gold zu ſchmelzen wiſſen
Und damit gar feine Briefe ſchreiben,
Uns Dahien in Stambol verläumden
Und auch klugen Rath den Rajas geben.
— Sie ſind Paſchas und wir nur Subaſchas —
Wenn ich köpfe Bitſchanin Ilia,
Jenen Oberkneſen von Meſiernik ....
Heute ſind es ſchon drei volle Jahre,
Da er ſo gar übermächtig worden;
Immer ſitzt er ſtolz auf ſeinem Schecken,
Führet nebenbei auch noch ein Handpferd,
Trägt den Kolben an dem Sattelknopfe,
Stecket ſeinen Schnurrbart untern Kalpak,
Läßt den Türken nicht in ſeine Gegend;
Aber wo er einen todten findet,
Bricht er ihm die Rippen mit dem Kolben,
Und wenn ſo ein Türk die Seele aushaucht,
Ruft er ſtolz und flink nach ſeinen Räubern:
„Kerle! werft den Hund mir auf die Seite,
Wo kein Rabe ſeine Knochen findet!"
Aber wenn er uns die Steuer bringet,
Tritt er nur gewaffnet in den Diwan,
Stützet auf den Jatagan die Rechte
Und die Gelder reicht er mit der Linken;
„Mehmed Aga, da! hier iſt die Steuer!
Laſſen dich die armen Rajas grüßen
Und Nichts mehr vermöchten ſie zu geben!"
Fang' ich an, die Gelder durchzuzählen,
Schießt er Blick' auf mich aus ſeinen Augen:
„Mehmed Aga, willſt ſie auch noch zählen?
Hab' ich doch ſie ſchon einmal gezählet."
Und zu zählen darf ich kaum noch wagen,
Sondern werfe nur das Geld bei Seite,
Froh ſchon, wenn der grobe Wüthrich fort geht,
Denn ich kann ihm nicht in's Antlitz ſchauen;
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Wenn ich den Grebowitſch Kneſen köpfe,
Wohnend in dem ſchönen Dorf Miratſchitſch.
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Wenn ich köpfe den Alekſa Kneſen
Aus dem ſchönen Dorfe Brankowina,
Und den Jakow, des Alekſa Bruder ....
Als der Sultan mit dem Kaiſer kriegte,
Waren Beide Obriſten beim Kaiſer,
Trugen Beide goldene Kaskete,
Plünderten in allen türkiſchen Flecken,
Brannten nieder, machten auch Gefangne;
Als man mit dem Kaiſer Frieden machte,
Uebergaben ſie ſich unſerem Sultan
Und der Sultan macht' ſie noch zu Kneſen!
Wie viel Türken haben ſie verleumdet!
Schwärzten bei ihm an wohl ſieben Paſchas,
Die der Sultan ſtranguliren laſſen ....
— Sie ſind Paſchas und wir ſind Subaſchas —
Köpf' ich erſt den Kneſen von Tamnawa,
Aus Ljutitz den Oberkneſen Stanko;
Köpf' ich erſt den Kneſen von der Matſchwa
Aus Pogatitſch, Martinowitſchola;
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Köpf' ich erſt den Kneſen von Poſerie
Aus Merkowitſch Muſchitſchkitſch Mijaile,
— Er iſt Paſcha und ich bin Subaſcha —
Und verbrenn' ich an der Drina Ratſcha,
Laß enthaupten den Hadſchi Melentje,
Welcher über's dunkle Meer gegangen
Und gepilgert nach der Kauren Tzaba —
Auf dem Rückweg kehrt er ein in Stambol,
Hat ſich einen Ferman dort erſchlichen
Für einhundert goldene Ducaten,
Daß ein Bethaus er den Kauren baue
Und den Bau vollend' in ſieben Jahren;
Doch er baut' es auf in einem Jahre
Und nun ſind ſechs Jahre ſchon verfloſſen,
Daß er rings herum noch Thürme bauet;
In die Thürme ſchafft er Kriegsvorräthe
Und bei dunkeln Nächten auch Kanonen;
Siehſt ja, Bruder, daß er Etwas ahnet!
Doch wir ziehn durch ſämmtliche Nahien,
Laſſen köpfen alle Serbenkmeten;
Wie dann könnten uns die Rajas ſchaden? —"
Auf die Füße ſprangen die Dahien,
Neigten ſich jetzt alle vor dem Mehmed:
„Dank dir, Bruder, Fotſchitſch Mehmed Aga!
Dein Verſtand kann einen Paſcha ſpielen
Und wir werden dich zum Paſcha machen,
Alle deiner Anordnung gehorchen."
„Aber" ſprach der hundertjährige Fotſcho:
„Seht den Junker! Die Vernunft des Junkers!
Wie er leicht ein Paſchalik erringet!
Nimm, mein Söhnchen Fotſchitſch Mehmed Aga,
Nimm ein Bündel Stroh in deine Rechte,
Nimm das Stroh und ſchwing' es über'm Feuer!
Wirſt du wohl das Feuer damit löſchen?
Oder wirſt du ärger es entflammen? —
Könnet wohl! — und Gott hat's euch verliehen —
Solch ein mächtig Heer zuſammenbringen,
Könnet ziehn durch ſämmtliche Nahien,
Jene Kneſen mögt ihr auch betrügen
Und auf Treu und Glauben zu euch locken;
Doch den Glauben werdet ihr verlieren;
Einen köpft ihr, Zweie werden fliehen,
Köpft ihr Zweie, ſo entfliehen Viere;
Dieſe ſtecken euch in Brand die Höfe,
Morden euch Dahien auch wohl ſelber.
Darum handelt nicht auf ſolche Weiſe,
Sondern folget dem erfahrnen Greiſe!
Ich auch ſchau' in unſre Indſchilbücher;
Unſre Herrſchaft wird nicht lange währen
Und das ganze Reich wird untergehen.
Darum zeiget milder euch den Rajas,
Laßt den Rajas Etwas nach vom Haratſch,
Sei der Haratſch, wie der Murat ſagte!
Drückt die Rajas nicht mit ſchweren Steuern
Und verbrüdert euch mit ihren Kneſen!
Schenkt den Serbenkneſen tüchtige Hengſte
Und den Ameten taugliche Wallachen;
Haltet gute Freundſchaft mit den Popen,
Daß wir neben ihnen leben können!
Denn nicht lange wird das Unſre dauern.
Wozu braucht ihr eure wüſten Schätze?
Könnt ſie auch zermalmet nicht verzehren."
Drauf erwidert Fotſchitſch Mehmed Aga:
„Schwacher Greis! ich mag nicht auf dich hören."
Dieſes ſprechend ſprang er auf die Füße
Und ihm nach die übrigen Dahien;
Ließen von dem Wall Kanonen feuern;
Mit Ducaten ſammelten ſie Truppen.
Die vier größten, mächtigſten Dahien,
Aganlia und Kutſchuk Alia,
Muſſa Juſſuf, Fotſchitſch Mehmed Aga,
Theilten ihre Truppen in vier Theile,
Theilten in vier Theile, wie vier Brüder,
Oeffneten hierauf der Veſte Thore,
Zogen mit dem Heere zur Verwüſtung
Durch die ſiebzehn ihrer Landbezirke.
Bald betrogen ſie den erſten Kneſen,
Lockten hin den Kneſen Palalia

Und enthaupteten ihn draus in Groſka.
Dann den Kneſen Stanoi aus Zeoke
Lockten ſie und ließen ihn enthaupten
Und ſogar in ſeinem eignen Hofe;
Lockten auch den Tſcharapitſchen Marko,
Lockten ihn und ließen ihn ermorden;
Auch den Gagitſch Janko Buljubaſcha
Aus dem kleinen netten Dörfchen Botritſch;
Köpften auch den Theophan, den Kneſen,
Aus Oraſchje in Semendra's Gegend,
Dann den Kneſen Petar aus Reſſava;
Lockten auch den Mata Buljubaſcha
Aus Lipowaz unweit Kragujewaz,
Raubten auch ihm das junge Leben;
Drangen nach Morawzi's weißem Kloſter,
Mordeten darin den Hadſchi Djera
Und den Rubim ſchickten ſie nach Belgrad,
Schlugen ihm das Haupt ab in der Veſte.
Kam nach Walzewo zum Mehmed Aga,
Grebewitſch, der Knes, das Schlimme ahnend,
Schlich, den Türken meidend, auf die Seite;
Doch erſchien der Oberknes Alekſa,
Auch der Knes, der Birtſchanin Ilia;
Und die Kneſen fing der Mehmed Aga,
Band mit Stricken ihnen beide Hände,
Führte ſie zur Kolubarabrücke.
Als der Oberknes Alekſa merkte,
Daß die Türken ſie enthaupten wollten,
Sprach er zu dem Fotſchitſch Mehmed Aga:
„Du Gebieter, Fotſchitſch Mehmed Aga,
Schenke mir das Leben auf dem Wahlplatz
Und empfange ſechzig Beutel Goldes!“
Ihm erwidert Fotſchitſch Mehmed Aga:
„Dich, Alekſa, kann ich frei nicht laſſen,
Wenn du mir auch hundert Beutel gäbeſt.“
Hierauf ſpricht der Birtſchanin Ilia:
„O Gebieter, Fotſchitſch Mehmed Aga!
Nimm denn auch die hundert Beutel Goldes,
Schenke mir das Leben auf dem Wahlplatz!“
Da entgegnet Fotſchitſch Mehmed Aga:
„Sei nicht thöricht, Birtſchanin Ilia!
Wer wohl läßt den Wolf des Waldes laufen?“
Dieſes ſprechend ruft er ſeinem Henker;
Unter'm Kaftan zieht der Henker 's Schwert vor,
Haut dem Kneſen Ilia den Kopf ab.
Auf die Brücke ſetzte ſich Alekſa
Und begann in lautem Ton zu ſprechen:
„Möge jeden Chriſten Gott erſchlagen,
Der auf eines Türken Treue bauet!
O mein Jakow, mein geliebter Bruder!
Halte keine Freundſchaft mit den Türken,
Morde ſie, wo immer du ſie findeſt!“
Und Alekſa wollte mehr noch ſprechen,
Doch zu reden hindert ihn der Henker,
Zückt das Schwert und haut ihm das Haupt ab.
Als die beiden Kneſen hingemordet
Mitten auf der Kolubarabrücke,
Alekſa und Birtſchanin Ilia
Und in Belgrad auch der Hadſchi Rubim,
An dem gleichen Tag in gleicher Stunde:
Da verdunkelt' ſich die Sonn am Himmel.
Mehmed Aga eilt in ſeine Wohnung,
Um vielleicht noch Serben dort zu treffen,
Daß er deren noch zum Köpfen wähle;
Doch als dieſe ſolche Greuel ſahen,
Flohen Alle ſchleunig aus dem Städtchen
Und nicht Einer kam zum Mehmed Aga.
Als dieß ſah der Fotſchitſch Mehmed Aga,
Da erkannt' er, daß er ſchlimm gehandelt,
Und bereute ſeine Greuelthaten;
Doch zu ſpät nun war es zu bereuen.
Zwölf Delien ließ er zu ſich rufen
Und den Uſun, den Kawetſchi Baſcha:
„Höret mich jetzt an, ihr meine Falken!
Schwinget eilig euch auf eure Pferde,
Rennt und jaget nach dem Dorf Topola,
Daß ihr ſchnell den ſchwarzen Georg tödtet:
Denn wenn uns der Georg jetzt entwiſchte,
Traun! es könnte ſchlimme Folgen haben!“
Als die zwölf Delien dieſes hörten,
Schwangen ſie ſich ſchnell auf ihre Pferde,
Angeführt vom Kawetſchi Baſcha,
Ritten ſchleunig nach dem Dorf Topola,
In der Nacht des Samſtag zu dem Sonntag,
Und erreichten es am frühen Morgen,
Eh' es tagt' und Morgenröthe ſtrahlte.
Nun umringten ſie des Georgs Hofe,
Drangen von zwei Seiten in die Höfe,
Riefen dann von beiden andern Seiten:
„Komm heraus, du Petrowitſchu Georg!“
Doch wer mag den Drachen überliſten,
Wer den Klugen wohl im Schlafe finden?
War der Held, der Georg, doch gewohnet,
Vor der Morgenröthe aufzuſtehen,
Sich zu waſchen und zu Gott zu beten
Und ein Gläschen Branntewein zu trinken.
Lange war der Georg ſchon aufgeſtanden,
In den Keller ſchon hinabgeſtiegen.
Wie er Türken um ſein Haus gewahret,
Will er ihnen ſich nicht ſehen laſſen,
Aber ſeine Frau begegnet ihnen:
„Gott mit euch, in ſolcher Nacht, ihr Türken:
Sprecht, was ſucht ihr hier zu dieſer Stunde?
Eben war der Georg vor dem Hauſe,
Eben jetzt; er iſt wohin gegangen,
Doch wohin, das weiß ich nicht zu ſagen.“
Dieſes ſieht und hört der Czerny Georg,
Zählt genau die Türken, trinkt ein Schlückchen,
Schüttet friſches Pulver auf die Pfanne,
Stecket Blei und Pulver in die Taſchen,
Schleicht hinab zum Bach nach ſeiner Hürde,
Unter ſeine zwölf getreuen Hirten.
Als er anlangt, weckt er ſchnell die Hirten
Und dann redet er zu ihnen alſo:
„Meine Brüder, ihr zwölf wackern Hirten,
Auf! erwachet, öffnet eure Hürde!
Laßt in's Freie nur hinaus die Schweine!
Laufen mögen ſie, wohin ſie wollen;
Aber folgt mir jetzo nach, ihr Brüder,
Schüttet friſches Pulver auf die Pfanne!
Wenn Gott will und wenn er mir gewähret,
Was ich auszuführen heut' entſchloſſen,
Will ich, Brüder, All' euch glücklich machen,
Will euch All' in Gold und Silber faſſen
Und euch kleiden in Damaſt und Seide!“
Dieſes war den Hirten höchſt willkommen,
Aus der Hürde trieben ſie die Schweine,
Thaten friſches Pulver auf die Pfannen,
Folgten alle gleich dem Czerny Georg.
Georg ging gerad' nach ſeinem Hofe
Und ſobald er nur die Türken merkte,
Sprach er dieſe Worte zu den Seinen:
„Höret mich, ihr zwölf getreuen Hirten!
Jeder nehm' auf's Korn jetzt einen Türken,
Aber feuert ja nicht ab die Flinten,
Eh' ich meine losgeſchoſſen habe.
Will den Uſun mir zum Ziele ſetzen;
Werdet ſehen, wie es ihm wird gehen.“
Alſo ſpricht der Petrowitſchu Georg,
Stürzt auf's Knie und feuert ab die Flinte,
Und ſie knallet, wußte nicht zu bleiben,
Und wie Czerny Georg zielet, trifft er
Und der Uſun ſinket todt vom Pferde.
Als die zwölf Gefährten dieſes ſahen,
Feuerten auch ſie nun ab die Flinten
Und ſechs Türken ſanken leblos nieder,
Andre ſechs' entrannen auf den Pferden.
Alsbald rief der Georg in Topola,

Daß er mehrere Gefährten komme,
Auf der Fährte folgten ſie den Türken,
Jagten ſie bis in das Dorf Sibnitza;
Und die Türken flüchten ins Wirthshaus,
— Weh den Müttern! — konnten ſich nicht retten,
Georg umzingelt ſie mit den Gefährten
Und dann rief er in das Dorf Sibnitza,
Sibnitzchanen kamen ihm zu Hülfe,
Sammelten ſich bald an hundert Krieger
Und ſie ſteckten ſchnell in Brand das Wirthshaus;
Drei der Türken ſchrien auf die Flammen,
Zwei verſuchten ſich durch Flucht zu retten,
Doch erſchlagen wurden ſie vom Serben.

Und nun ſchickte Czerny Georg Briefe,
Brief' in alle ſiebzehn Landbezirke,
An die Kmeten eines jeden Dorfes:
Seinen Subaſcha erſchlage Jeder,
Sende Weib und Kinder in die Wälder!

Als der Serben Häupter dieſes hörten,
Da gehorchten ſie ſogleich dem Georg,
Sprangen All' auf ihre leichten Füße,
Rüſteten ſich mit den blanken Waffen;
Drauf erſchlug ein Jeder den Subaſcha,
Sandte Weib und Kinder in die Wälder!

Wie Georg die Serben aufgewiegelt
Und vereinigt mit den kühnen Fürſten,
Zieht er jetzt durch alle Landbezirke,
Brennt überall jedes türk'ſche Wirthshaus,
Machet die Tſchardaken gleich der Erde
Und erſäufet alle türkiſchen Flecken;
Und die Dörfchen gingen auf in Flammen,
Mann und Weib erlag vor Georg's Schwerte;
So vereinigten ſich Serb' und Türke.

Unbezwinglich glaubte man die Rajah,
Doch ſie wurden Häupter aller Veſten,
Standen auf, ſo wie das Gras im Felde,
Trieben alle Türken in die Burgen.
Nun von Veſte eilt zu Veſte Georg
Und zu jeder ruft er zu den Bürgern:
„Hört, ihr Türken, Bürger und Bewohner!
Machet auf die Thore von den Veſten!
Liefert aus die böſen Unterdrücker,
Wenn ihr anders friedlich leben wollet,
Daß wir nicht des Sultans Burg zerſtören!
Liefert ihr nicht aus die Unterdrücker,
Liefert ihr ſie nicht aus eurer Mitte,
Mögt ihr wiſſen, daß die Rajas bauten,
Die denn Jahre lang die Veſten bauten,
Doch in einem Tag zerſtören können.
Ja, wenn's ſein muß, mit dem Sultan kriegen;
Wenn wir mit dem Sultan uns vereinigen,
Mögen ſieben Könige ſich rühren,
Sie vermögen nicht, uns zu verſöhnen;
Werden bis zum letzten Mann uns wehren."

Die Bewohner fingen an zu weinen,
Redeten zum Czerny Georg alſo:
„Du Beg Georg, o du Haupt der Serben,
Werden geben, was die Rajahs fordern;
Nur zerſtöret nicht des Sultans Veſte,
Fanget keinen Streit an mit dem Sultan!
Liefern auch euch aus die Unterdrücker."

Und nun fingen an die türk'ſchen Bürger,
Oeffneten die Thore aller Veſten,
Lieferten auch aus die Unterdrücker,
Alle Unterdrücker und Dahien,
Uebergaben ſie der Serben Händen.

O du lieber Gott und Gottes Mutter!
Als die Serben jetzt die Türken faßten,
Führten ſie ſie rings herum im Lager,
Ohne Kleider in dem freien Felde,
Ohne Kaftan's und verzierte Pelze,
Ohne Turban's, bloß in kleinen Mützen,
Ohne Stiefeln, ohne rothe Schuhe,
Nackt und barfuß, ſchlugen ſie mit Kolben:
„Kerl und Baſcha! wo iſt unſre Steuer?"

In dem Felde zieht Georg den Säbel,
Hauet ab der Unterdrücker Köpfe.
Als er ſo zuſammen ſie gehauen,
Ausgerottet türk'ſche Böſewichter,
Zog der Georg ſelber in die Veſten.
Welche Türken in den weißen Veſten
Zu enthaupten, ließ er dort enthaupten,
Die zu ſchonen, ließ er übergeben,
Die zu taufen waren, ließ er taufen.

Und nachdem er Serbien erobert,
Mit dem Kreuze Serbien geſegnet,
Es beſchirmet mit dem eignen Flügel,
Von Widdin bis zu der kühlen Drina,
Von dem Amſelfelde bis nach Belgrad;
Sprach er alſo zu dem Drinafluſſe:
O du Drinafluß, du edle Gränze
Zwiſchen Bosnien und dem Serbenlande!
Bald auch werden jene Tage kommen,
Wo ich deine Fluten überſteige
Und das ſchöne Bosnien beſuche.

(Gerhard.)

## 4.

## Lieder.

### 1) Die Perlen.

Fleht zu Gott ein unvermählter Knabe,
Möcht' am Meere gern zu Perlen werden,
Wo die Mädchen Waſſer holen kommen,
Daß ſie ihn in ihrem Schooße ſammeln,
Ihn auf grünen Seidenfäden reihen
Und ihn tragen hängend an dem Halſe,
Daß, was eine Jede red', er höre;
Obwohl Jede von dem Ihren rede,
Ach! und ob von ihm wohl keine Liebe!
Was er bat, ward ihm von Gott gewähret:
Perlen, ſo verwandelt er am Meere,
Wo die Mädchen Waſſer holen kommen,
Und ſie ſammeln ihn in ihrem Schooße,
Reihen ihn auf grünen Seidenfäden,
Tragen dann ihn hängend an dem Halſe,
Hört nun, was eine Jede redet:
Redete Jedwede von dem Ihren,
Redete von ihm auch keine Liebe.

(Talvj.)

### 2) Es kann Nichts verborgen bleiben.

Küßten ſich zwei Liebſte auf der Wieſe
Und ſie glaubten, daß ſie Niemand ſähe,
Doch es ſahe ſie die grüne Wieſe
Und ſie kündet' es der weißen Heerde,
Und die Heerde ſagt' es ihrem Hirten,
Und der Hirt dem Wandrer auf dem Heerweg,
Auf dem Schiff dem Schiffer ſagt's der Wandrer
Und der Schiffer ſeinem Schiff von Nußbaum;
Schifflein ſagte es dem kalten Waſſer
Und das Waſſer ſagt's des Mädchens Mutter.
Drauf verwünſchend ſpricht das ſchöne Mädchen:
O, du Wieſe, ſollſt mir nimmer grünen!
Heerde, Wölfe mögen dich zerreißen!
O, du Hirt, die Türken dich enthaupten!
Wandrer, mögen dir die Füße ſchwinden!
Schiffer, dich hinweg die Wellen ſpielen!
Leichtes Schiff, du ſollſt in Brand auflodern.
Waſſer, du ſollſt bis zum Grund verſiegen.

(Talvj.)

### 3) Selbſtgeſpräch.

Wäſcht ihr ſchönes Angeſicht das Mädchen
Und ſie ſpricht, die holden Wangen netzend:
„Wüßt' ich, daß ein Greis dich küſſen würde,
Zornig, ging ich nach dem grünen Walde,
Sammelte dort alle Wermuthskräuter,
Preßte ſie und machte d'raus ein Waſſer,
Wüſche dich damit jedweden Morgen,
Daß der Kuß dem Alten bitter ſchmecke;
Aber wüßt' ich, daß ein Jüngling käme,
Gehen würd' ich in den grünen Garten,
Alle Roſen mir im Garten pflücken
Und daraus ein Waſſer mir bereiten,
Dich damit jedweden Morgen waſchen,
Daß der Kuß dem Jünglinge wohl dufte,
Wohl ihm dufte und ſein Herz erquicke.
Lieber ging mit ihm ich in's Gebirge,
Als beim Alten ich im Hofe bliebe;
Lieber auf dem Felſen mit ihm ſchlafen
Als auf weicher Seide mit dem Alten.
(Talvj.)

### 4) Ungeſchick und Glück.

Auf dem Berg, dem Kiefernberge,
Grünt eine Kiefer,
Darunter ſitzt ein junges Mädchen,
Sitzt und iſt fröhlich.
Spricht mit einem jungen Knaben:
„Komm du heute Abend!
Doch wenn übern Zaun du ſteigſt,
Hüt' dich und brich Nichts!
Wenn im Hof du angekommen,
Hüt' dich und lärm' nicht!
Wenn du in dem Hauſe endlich,
Still ſei und ſprich nicht!“
Als er ſaß nun auf dem Zaune,
Brach eine Latte;
Als er eintrat in's Gehöfte,
Hob er die Thür aus;
Als er war im Hauſe endlich,
Stieß er den Zuber um;
Zuber rollt, zerſchmettert Töpfe,
Richtet viel Schaden an;
Nachzuſehn ſteht auf die Alte,
Stolpert und bricht den Fuß;
Will der Greis die Alte ſuchen,
Zündet den Bart an;
Knab' beginnt den Bart zu löſchen,
Lachet ſeit das Mädchen.
(Talvj.)

### 5) Jagdabenteuer.

Noch im Hof fand mich die Morgenröthe,
Auf der Jagd die vorgerückte Sonne,
Auf dem Berge war ich, ſie dahinter,
Als ich unter einer grünen Tanne
Fand ein ſchönes Mädchen eingeſchlafen.
Eine Garbe Klee lag unter'm Haupt ihr,
Auf dem Buſen ihr zwei weiße Täubchen,
Auf dem Schooße ein geflecktes Hirſchlein.
Hier des Nachts zu übernachten, blieb ich,
Band mein Rößlein an die grüne Tanne,
Meinen Falken an die Tannenzweige,
Gab die Garbe Klee dem guten Roſſe,
Gab dem Falken die zwei weißen Täubchen,
Meinem Windhund das gefleckte Hirſchlein
Und mir ſelber blieb das ſchöne Mädchen.
(Talvj.)

### 6) Segensflüche.

Mädchen badet im Drenowazfluſſe,
Legt die Kleider auf den grünen Raſen
Und das Hemdchen an des Fluſſes Ufer;
Schleichet hin der Schäfer von den Schafen,
Schleichet hin und ſtiehlt des Mädchens Hemde.
Aber heftig fluchet ihm das Mädchen:
„Mögen Jenem, der mein Hemd geſtohlen,
Schafe dreimal ſich vertauſendfachen!
Roſſe ſollen ihm das Feld bedecken!
Soll ſein Waizen ſich im Thale neigen,
Und am Hügel auf die Sichel lehnen!“
Hörte dieſen Fluch des Schäfers Mutter:
„Wer ſo heftig fluchet meinem Schäfer,
Soll in meinem Hauſe ſein zum Herbſte
Und zum andern Herbſt ein Knäblein ſäugen,
Ich, Großmutter ſoll ihm 's Taufzeug machen!“
(Gerhard.)

---

## 3.

## Polen.

Dieſes unglückliche, ſeit lange nur noch von der Hoffnung einſtiger Wiedererweckung aus dem Tode der Knechtſchaft lebende Volk hatte, obgleich vor allen Slaven begabt, nicht das Glück, ſeine Literatur national ausbilden zu können. Der unſelige Hang der Polen, gegen inländiſche Gebrechen ſtets Abhilfe durch die Fremde zu erwarten und nachzuſuchen, dieſer unglückliche Hang ging von ihrer Politik auch auf ihre Literatur über. Ihre Poeſie iſt weſentlich aus der Nachahmung ausländiſcher Vorbilder hervorgegangen und hauptſächlich auf franzöſiſche Muſter gepfropft. Die Polen nennen gewöhnlich den Zeitraum von 1506—1622 die goldne Periode ihrer Literatur und den glänzendſten Stern derſelben **Jan Kochanowski** (1530—1584), als Pſalmiſt und Liederdichter gefeiert. Im 18. Jahrhundert vermochte ſich die polniſche Poeſie über eine ängſtliche Nachahmung der franzöſiſchen Claſſik nicht zu erheben. Mittelpunkt dieſer, übrigens ſehr fruchtbaren, nachahmenden Dichtkunſt iſt **Ignaz Kraſicki** (1735—1801) und als eine glänzende Erſcheinung ſteht am Ende dieſer Periode der Schickſalsgenoſſe Kosciuszko's, **Julian Urſin Niemcewicz** (geb. um 1758), der die Thaten ſeiner Nation in hiſtoriſchen Geſängen verherrlichte, deſſen Dichtung ein glühender Patriotismus durchflammt und der durch Anſchlagung der nationalen Saite den Uebergang zu dem größten Dichter Polens, zu **Adam Mickiewicz** (geb. 1798) vermittelt. Mickiewicz hat ſich zwar ebenfalls an ausländiſchen Muſtern, beſonders an Schiller und Byron, herangebildet, allein er führte die romantiſche Richtung, deren Bannerträger er in ſeinem Lande geworden, mit ſolcher Selbſtſtändigkeit und ſo überlegenem Genie in die polniſche Poeſie ein, verſchmolz die Romantik ſo kühn und glücklich mit patriotiſchen Elementen, daß er mit Recht als der polniſche Nationaldichter verehrt wird. Seine Hauptwerke ſind „die Todtenfeier (Dziady),“ eine dramatiſirte Elegie auf ſeine Liebe und ſein Vaterland, wildkräftig und großartig, dann ſeine epiſchen Werke „Konrad Wallenrod" und „Herr Thaddäus". Die letztere Dichtung insbeſondere verdient ein Lieblingsbuch aller Freunde der Poeſie zu ſein; ganz aus dem polniſchen Nationalleben hervorgewachſen, iſt ſie wohl die koſtbarſte Perle ſlaviſcher Literatur. — Zu den begabteſten Genoſſen Mickiewicz's gehören Brodzinski und Odyniec, und wie Mickiewicz und der um ihn geſchaarte Dichterkreis vornehmlich Litthauen poetiſch verklärte, ſo hat das Koſackenland, die Ukraine, in Zaleski, in Malczeski (deſſen „Maria" außerordentlich populär geworden), in Goszczynski und Padura ſeine Dichter gefunden, deren Beſtrebungen ſich auch die Romane Grabowski's und Czaykowski's anſchließen. Im Drama haben ſich die beiden Brüder Fredro ausgezeichnet und werden die Luſtſpiele Alexander Fredro's als die beſten der polniſchen Literatur angeſehen. In dramatiſcher Form bewegen ſich auch die bizarr originellen, oft die höchſten Wirkungen erreichenden Dichtungen „Iridion" und „die ungöttliche oder hölliſche Komödie", als deren Verfaſſer allgemein Kraſinski bezeichnet wird. Das letztgenannte Drama insbeſondere muß den tiefſten Eindruck hervorbringen, indem es in großartigen Zügen und mit furchtbarer Wahrheit den Todeskampf der alten Geſellſchaft mit der neuen darſtellt.

## 1.

## Niemcewicz.

### Elegie auf den Fürſten Michael Glinski.

In unterird'ſcher Höhle ew'gem Schatten,
  Wohin noch nie der Sonne Gluten drangen,
  Erhellt nur von des Lichtes Glanz, dem matten,
  Des Feuerheerds, am Pfeiler aufgehangen,
  Sitzt Glinski, ruhmvoll ſiegend einſt, ſchwer leidend,
  Jetzt kummervoll der Leiden Tage zählend.
Auf ſeine Stirn, gebleicht von Gram und Jahren,
  Sinkt ſchnee'ges Haar in wirren Locken nieder;
  Grauſamer Qual Vergeltung offenbaren
  Die leeren, blutgeleimten Augenlider.
  So auf die Hand das Haupt, das müde, ſenkend,
  Seufzt er, des Kummers Tiefe überdenkend.
Die Blüte ihrer Jugend, Anmuth, Schöne,
  Die Tochter will auch hier nicht von ihm ſcheiden.
  Lockung der Welt, der Freiheit Schmeicheltöne
  Verſchmäht ſie ſtolz bei ihres Vaters Leiden,
  Für ihn hält ſie in Kerkers Nacht verborgen
  Den heitren Reiz und ihres Lebens Morgen.
Du, theurer Vater, trockne deine Zähren,
  Spricht ſie, verbanne freundlich Gram und Trauern,
  Lang litt dein Arm der Feſſeln Druck, der ſchweren,
  Doch Hoffnung keimt ſelbſt in des Kerkers Mauern,
  Vielleicht, umſchlungen von der Liebe Bande,
  Blüht Glück dem greiſen Haar im Vaterlande.
Im Vaterland! ruft er. Ach, ſtets auf's Neue
  Kehrt die Erinn'rung meiner Frevel wieder,
  Stets nagt an mir der Schlangenbiß der Reue
  Und Schlummer flieht die matten Augenlider.
  Die Feinde führt' ich über unſre Gränzen,
  Kann da wohl ruh'ger Schlaf mein Haupt bekränzen?
Wodurch der Mann hoch über Andre glänze,
  Wodurch er groß im Kriege, wie im Frieden,
  Des Geiſtes, der Anmuth, Kühnheit, Reichthums Kränze,
  Sie alle, alle waren mir beſchieden.
  Noch nach des Sieges Lorbeern war mein Ringen,
  Auch ſie durft' ich um meine Schläfe ſchlingen.
Die unzählbaren Schwärme der Tataren
  Verheeren Litthau'ns und Wolhyniens Kreiſe,
  Rings plündern, morden fühllos die Barbaren,
  Wild wüthend gegen Frauen, gegen Greiſe.
  Zum Himmel auf der Städte Flammen ſchlagen,
  Ermordet bluten Kinder, Mütter klagen.
Von Zorn erglüh'nd ſtürz' ich auf die Tataren,
  Erſtürmend ihrer Wagenburgen Mauer.
  Selbſt kämpf' ich in der wackern Krieger Scharen,
  Die Nacht nur ſetzt ein Ziel des Kampfes Dauer.
  Von dem vergoſſnen Blut der Heiden ſchwellen,
  Benetzend das Gefild, des Niemens Wellen.
Der König naht des Scheidens banger Stunde
  Und weinend ſteht der Freunde Schar im Zimmer,
  Da wird ihm noch errungnen Sieges Kunde
  Und ſeine Stirn erhellt ein freud'ger Schimmer.
  Nicht ſchrecket jetzt, ſpricht er, des Todes Nähe,
  Da ich der Polen Heere ſiegreich ſehe.
Doch Ruhm ſchwellt meinen Stolz, den unzähmbaren,
  Und zügellos iſt die Begier geworden.
  Der Zabrzezinski Stamm, verhaßt ſeit Jahren,
  Fall' ich bei Nacht an, laſ' im Schlaf ihn morden.
  Und als das Volk mir widerſtrebet, kehre
  Ich in die Heimat mit des Fremdlings Heere.
O ew'ge Schmach! Erinn'rung jammervolle!
  Der Anblick unſrer Adler, Litthau'ns Reiter,*)
  Beugt nicht mein Herz, erfüllt mit finſtrem Grolle,
  Beugt nicht die Waffe in der Hand dem Streiter.
  Ach, in den Reih'n erbitterter Barbaren
  Kämpf' ich, ein Pole, wider Polens Scharen!
Als nach der Schlacht ich die unzähl'gen Leichen,
  Die blutigen, erblicke auf der Fläche,
  Ergreift mein Herz ein Wehen ſonder Gleichen
  Und aus den Augen ſtrömen Thränenbäche.
  Zu ſpät erkenn' ich mein entartet Streben
  Und fleh' den König an, mir zu vergeben.
Doch was ſich regt im umgewandten Herzen,
  Enthüllt dem Czaren tück'ſcher Feinde Stimme
  Der heißt Verrath der Reue bittre Schmerzen,
  Der Tugend Wiederkehr. Im raſchen Grimme
  Raubt er das Aug' mir und, mit Blut des Greiſen
  Beſudelt, ſchlägt er mich in dieſe Eiſen.
Zehn Jahr' ſind mir in dieſem Grab verfloſſen,
  Nicht Stern, nicht Sonne ſchienen meinen Nächten.
  Blindheit und Kummer waren mir Genoſſen,
  Doch ſchwinden jetzt die Kräfte, die geſchwächten.
  Ich fühl's an meines Blutes mattrem Fließen,
  Wie bald der Tod mein Auge werde ſchließen.
Bald magſt du auf die jammervolle Leiche,
  O Kind, 'ne Handvoll fremder Erde ſtreuen,
  Dann aber fliehe die barbar'ſchen Reiche!
  Beglückt, wer ſich der Seinen mag erfreuen.
  Und unſer edles Volk wird das Verbrechen
  Des Vaters nicht an ſeinen Kindern rächen.
Anblick des Vaterlands macht leicht vergeſſen
  Die Thränen all, die dieſen Tagen floſſen.
  Der Heimat Berge wird dein Auge meſſen,
  Die Kirchen, die der Ahnen Gruft umſchloſſen;
  Die Freunde, die Verwandten, all' die Lieben —
  Mir ſuchen ſie, die dir ſie hold geblieben.
O würde durch mein ſchreckenvolles Ende
  Der Pole doch auf ew'ge Zeit gewarnet,

---

*) Der Reiter im litthauiſchen Wappen.

Daß er ſich nie auf meine Bahnen wende,
Wenn ihn verderblich Zögerns Bann umgarnet,
Wenn der Verräther überlebt die Schande,
Hüllt er in Trauerflor nicht Polens Lande!
Kaum daß der unglückſel'ge Greiſe ſchweiget,
Durchdringt ein ſchmerzlich Stöhnen das Gefängniß,
Sein Haupt ſinkt auf der Tochter Schooß geneiget
Und ihn ereilt das düſtere Verhängniß.
So ſtarb ein Held, der ew'gen Ruhm errungen,
Wenn er des Felſenherzens Stolz bezwungen.
(Gaudy.)

## 2.

## Malczeſki.

### Die Tataren-Schlacht.

(Aus „Maria", ukrainiſche Erzählung.)

### 1.

Der Kampf war blutig — der Tatar kam, wild herangefegt
Mit Halbmond, Fahnen, reichlich mit Roßſchweifen all' belegt,
Die pelznen Decken ganz zerſtückt, zerbrochen Pfeil und Bogen,
Voll Bläſſe und der ſchwarze Bart zerzauſt herumgezogen,
Zerknirſchte Wuth, das Angeſicht, das trübe, faſt erliſcht,
Worinnen thier'ſche Grauſamkeit mit menſchlicher ſich miſcht,
Der ganze Anblick, mächtig wild in jedem ſeiner Theile —
Das Dorf in Brand — die Steppe rings — das Ziſchen grauſer Pfeile.
Dieß Alles machte weicher nicht der Polen Mitgefühl,
Es ſpornte ſie vielmehr nur an zum muth'gen Kampfgewühl.
Im Sturme ging's, jedoch nicht eh'r, bevor man ſich genaht
Und Mann an Mann und Roß an Roß aufforderte zur That.
Als ſie im Halbkreis ſich geſtellt nach alten heil'gen Ordern,
Der hintre Tatarflügel ſich vereinigt mit dem vordern;
Schrien „Allah hu!" die Rotten laut in wilder Kampfeseile
Und ſchoßen auf die Gegner ab die giftgetränkten Pfeile.
„Hurrah!" ſo rief der Glaube jetzt und mit des Falken Flug
Durchdrang er jach das Pfeilgewölk und mitten in den Zug.
Und näher, immer näher mit dem Schwarm in Reih' und Glied,
Mit eingeſtemmtem Speer, mit Lärm, Gebets und wildem Lied,
Erhob Gekrach, Geſchrei, Geklirr und Staub ſich auf den Bahnen,
Zerriſſen und zerſtreut war jetzt die Reih' der Muſulmanen.
Auf Menſchenleiber tritt das Roß; die Säbel, Speer' und Stangen
Sie wanden unter'm Hufe ſich der Tatarn wie die Schlangen;
Die Köpf' umfängt ein Taumel ſchon, es rinnt der Strom von Blut
Und auf dem Boden wälzend löſcht der Tod des Blickes Gluth.
Doch währt's nur einen Augenblick — ſeitwärts im Rücken ſchaaren
Sich abermals und wuthentbrannt unzählig die Barbaren.
Gewiß ſcheint jetzt der Polen Fall; der junge Führer bot
Nun Alles auf, ermuthigt ſie, zeigt ihnen, was wohl Noth —
Doch jetzt wird erſt Verwirrung recht, ein Jeder iſt umringt;
Indem er in des Muthes Rauſch nach allen Seiten dringt,
Haut er drauf los in grauſem Mord, in regelloſer Schaar,
Ein Einz'ger gegen Zehn und dann faſt gegen Zwanzig gar.
Geächz' und grauſes Lärmen rings von Stimmen und Geſchützen —
Staubſäulen überall, darin des Säbels Funken blitzen.

### 2.

In dem Gedräng der Feinde, die ihn von den Seinen ſchieden,
Kämpft' ohn' Hilfe, hoffnungslos, von Freunden ganz gemieden,
Der finſtre Waclaw, ſollt' im Kampf ſchon das Bewußtſein haben,
Das ihm unliebe Leben jetzt in Schmach nicht zu begraben,
Verbreitet um ſich rings den Tod, wünſcht ſelber ihn für ſich.
Denn, ach, in ſeinem Herzen hört er Töne ſchauerlich!
Und ſeines Geiſtes Harmonie, ob aus Erſtaunen nun,
Aus Furcht — ja oder auch in Folg' von ſeines Armes Thun,
Zwängt in die Bahnen ihn hinein der unzählbaren Menge,
Erweitert allgemach vor ihm die erſt gedrückte Enge;
Man ſieht, erkennt den Führer jetzt und nach einander fliegen
Die Polen in den Kampf und Tod — und wagen nicht zu ſiegen.
Als jetzt des Jünglings ſtolzes Aug' mit ſcharfem Blick erkannte,
Wie ſeiner Feinde wüſter Schwarm vor ſeinem Muth entrannte,
Trug dieſer Wundervortheil nur in's Herz des Grams Beſchwerde,
Daß ſeine Verahnung ſich nicht verwirklichen ihm werde.
Warum war nicht ein einz'ger Pfeil in ihres Köchers Grunde,
Der ſeine gift'gen Bahnen fand zu ſeines Herzens Wunde!
Leid war ihm ſeiner Feinde Flucht, er fürchtete das Leben,
Er eilte den Barbaren nach, die Bruſt ganz freigegeben;
Sogleich der ſonnverbrannte Chan, der wanſtige Tatar,
Von Wuth geſtachelt zieht drauf los, ſo ſtark und grimm er war;
Er ſieht die Horden übermannt von ſchwerem Ungewitter
Und daß es nur der Muth vermocht von einem einz'gen Ritter;
Er rauft den zott'gen Bart, es tönt verzweifelnd zu der Bande
Aus ſeinem Hals der Ruf: „O Schmach, o Grauſen und o Schande!" —
Und gegen Einen Tauſende, die Augen mürriſch, klein,
Schwingt ihre Klinge ſich und dringt und haut gewaltig drein.

### 3.

Was tönen hinter'm nahen Wald für Hörner noch daher?
Welch neue Krieger wälzen sich heran geräuschvoll schwer?
Welch neuer Ritter bahnet sich dort mit des Kreuzes Macht
Den staubumwölkten Weg hindurch, daß Tod und Furcht erwacht?
Sein Roß streift kaum die Erde, mit der weißen Mähne Streifen
Spielt leiser Wind und ringelt sie hell zu Kometenschweifen;
In wellenart'gen Windungen, in der Gestalt, der krummen,
Wiegt Eile sich, um wie der Blitz zum grausen Platz zu kommen.
Wie wenn die Löwin, aufgereizt, verläßt das eigne Junge,
Sich auf den Wandrer rasend stürzt im ungestümen Sprunge;
Gleich einer Mutter, die, um den Verbannten gramverstimmt,
Beim Anblick ihres Sohnes dann in lauter Freude schwimmt:
Mit dem Gefühl der Löwin und der Mutter untermischt,
Stürzt mit dem blanken Schwerte, das blitzschnell herniederzischt,
Vor den erstaunten Augen all, als wär's nur ein Phantom,
Zum Strom hin der rüstige Schwertträger und der Strom
Von seinem Heere hinterdrein; sein erster Gruß im Nahn
Gilt dir zuvörderst ganz allein, du aufgeblas'ner Chan!
Flugs dringen auf einander ein die Polen und Tataren,
Starr, regungslos, was wohl geschieht, stehn staunend jetzt die Schaaren.
Der Alte hat den Augenblick versäumt, er sprengt zurück
Und abermals im schnellen Lauf stürmt er mit kühnem Blick,
Bis er den Zeitpunkt dann gewahrt, wo er mit mächt'gem Hieb
In des Ungläubigen Genick die scharfe Waffe trieb.
Im kräft'gen Schwunge fällt das Haupt, das schnell gemähte, nieder,
Verdreht die Augen, läßt sodann noch Worte hin und wieder,
Im Staub sich windend wird es bleich, erbleicht und eine Fluth
Stürzt aus dem sattellosen Rumpf, doch spritzt empor das Blut.
Ein grausig Schrei'n erhob sich wild, sie sprengten fort, das Roß
Des Chans eilt mit der Leiche wirr zu den Barbaren troß;
Furcht packt die Horde; Hörnerruf lockt zum Gemegel weg
Und andre Rittersleute nahn, die früher kämpfen fern;
Schwertesklirren, Funken, Lärm und Glanz, Gekrach, Gebrüll ertönt
Und der Gesandten Ruhm wird durch Vernichtung noch verschönt.

(Vogel.)

## 3.

## Mickiewicz.

### 1.

### Konrad.

(Aus den „Dziady", Thl. 3, Act 1.)

Erste Scene.

(Mitternacht. Ein Corridor. Die Schildwache hält sich fern, den Carabiner im Arm. Einige junge Gefangene verlassen mit Lichtern ihre Zellen.)

Jakob.
Wir können wirklich jetzt zusammenkommen?
Adolf.
Die Schildwach' ist berauscht, der Corporal
Ist von den Unsrigen.
Jakob.
Was ist die Stunde?
Adolf.
Bald Mitternacht.
Jakob.
Doch überrascht die Wach' uns,
So ist der arme Corporal verloren.
Adolf.
So lösch' das Licht aus. Siehst du, wie der Schein
Vom Fenster wiederstrahlt. Die Runde ist
Ein wahrer Spaß; erst muß er lange pochen,
Die Losung tauschen, nach den Schlüsseln suchen,
Und dann sind diese Corridore lang —
Wir trennen uns, eh' man uns überrascht,
Wir schließen unsre Thüren zu und Jeder
Wirft sich auf's Bett und schnarcht.
(Andere Gefangene kommen aus ihren Zellen.)
Frejend.
Fort, Freunde, jetzt
In Konrad's Zelle, die entfernteste;
Sie lehnt sich an die Kirchenmauer; dort
Können wir singen, schreien nach Belieben
Und ungehört. Ich fühl' mich heut gestimmt,
Recht freien Lauf zu lassen meiner Stimme.
Und in der Stadt wähnt man, es komme von
Der Kirche der Gesang; morgen ist Weihnacht.
He, Brüder, ich hab' ein'ge Fläschchen auch.
Jakob.
Ohne des Corporals Vorwissen?
Frejend.
Ei,
Der brave Corporal bekommt auch seinen
Theil von den Flaschen; er ist auch ein Pole,
Von unsern alten Legionären, den
Man mit Gewalt zum Moskowiter machte.
Er ist ein guter Katholik und läßt
Vorabende von Festen mit einander
Zubringen die Gefangenen.
Jakob.
Wenn man es
Erführe, wir müßten theuer dafür zahlen.
(Die Gefangenen treten in Konrad's Zelle, machen Feuer und zünden eine Kerze an.)
Jakob.
Sehet nur, wie kummervoll Zegota ist.
Wohl nicht vermuthet hatt' er, daß auf ewig
Er seiner Heimat Lebewohl müß' sagen.
Frejend.
Und Hyacinth hat seine Frau im Kindbett
Verlassen und vergießt nicht eine Thräne.
Felix.
Wie sollt' er auch? Vielmehr den Himmel preis' er.
Wenn einen Sohn sie hat, will seine Zukunft
Ich ihm weissagen — gib mir deine Hand!
Bewandert bin ich in der Chiromantik;
Ich will dir deines Sohnes Zukunft weissagen:

Wird er ein Ehrenmann, ſo macht er ſicher
Bekanntſchaft mit den Richtern und der Kibitka —
Wer weiß, vielleicht trifft er uns hier noch Alle.
Es leben unſre Söhne! unſere
Genoſſen werden ſie in Zukunft ſein.

Jegota.

Seid ihr ſchon lange hier?

Frejend.

Wie ſollt' ich's wiſſen?
Wir haben keine Kalender; Niemand ſchreibt uns.
Das Schlimmſte iſt, daß wir nicht wiſſen, wann
Heraus wir kommen.

Suzin.

Ich, ich hab' am Fenſter
Hölzerne Vorhänge und weiß nicht, wenn
Es Tag iſt oder Nacht.

Thomas.

Ich wär' lieber
Unter der Erde, krank, verhungert, preis-
Gegeben der Tortur und Inquiſition,
Als daß ich euch muß theilen ſehn mein Elend.
Die Schändlichen! ſie wollen uns verſcharren
In einem Grab!

Frejend.

Ha, weinſt um mich vielleicht?
Um mich? Ich bitte dich, wozu denn nützt
Mein Leben? Ja, wenn Krieg wir hätten, etwa!
Ich bin wohl tüchtig, mich herumzuſchlagen,
Und könnte ein'gen doniſchen Koſaken
Die Nieren ſpicken. Doch ſo lang es Friede,
Was hülf' es, wenn ich hundert Jahre lebte?
Was könnt' ich, als den Ruſſen fluchen, ſterben
Und Staub dann werden? Frei, hätt' ich mein Leben
Verbracht ganz unbeachtet, ſo wie Pulver
Und mittelmäß'ger Wein. Jetzt, wo der Wein
Iſt zugeſpundet und geſtopft das Pulver
Im Kerker, hab' ich erſt den ganzen Werth
Von einer Flaſche Wein, einer Patrone.
Frei, wär' ich nur verdunſtet wie der Wein
Aus offner Kanne, ohne Knall verbrennen
Wie offen hingelegtes Pulver. Aber
Wenn man mich nach Sibirien ſchleppt, belaſtet
Mit Ketten: werden unſere Brüder, die
Litthauer ſagen, ſehn ſie mich vorbeiziehn:
„O ſeht das edle, junge Blut! ſo loſcht
Aus unſre Jugend!" Ja, ein Mann wie ich,
Thomas, könnte ſich hängen laſſen dafür,
Daß du nur eine Stunde länger lebteſt;
Ein Menſch wie ich dient ſeinem Vaterland
Durch ſeinen Tod nur; zehnmal würd' ich ſterben,
Um dich dem Leben zu erkaufen, dich
Oder den finſtern Dichter Konrad da,
Der uns die Zukunft zeigt wie ein Zigeuner.
(Zu Konrad.) Ich glaube, weil es Thomas ſagt,
daß du
Ein großer Dichter biſt; ich liebe dich,
Weil du auch gleichwie einer Flaſche Wein
Du gießeſt aus Geſänge, flößeſt ein
Empfindung und Begeiſtrung; aber wir
Wir trinken, wir empfinden — du nimmſt ab,
Vertrockneſt.

(Zu Konrad und Thomas.)

Ihr wißt wohl, daß ich euch liebe,
Aber man kann auch lieben ohne Thränen.
Friſch, meine Brüder, keine Traurigkeit;
Denn werd' ich einmal weich und thränenvoll,
Dann iſt es aus mit Feuer und mit Thee.

(Er bereitet Thee. Ein Augenblick Stillſchweigen.)

Jakob.

Warum dies lange Schweigen? Aus der Stadt
Gibt's keine Neuigkeiten?

Alle.

Neuigkeiten?

Adolf.

Johann iſt heute im Verhör geweſen;
Verweilt hat in der Stadt er eine Stunde.
Doch er iſt ſtill und trüb. Sein Angeſicht
Verräth, daß er nicht Luſt zum Sprechen hat.

Jakob.

Nun, Johann, was für Neuigkeiten bringſt du?

Johann.

Nichts Gutes heut; zwanzig Kibitken hat
Man abgefertigt nach Sibirien.

Jegota.

Wen? Von den Unſrigen?

Johann.

Studirende
Aus Samogitien.

Alle.

Nach Sibirien!

Johann.

Und das mit großem Pomp. Herbeigeſtrömt
War eine Menſchenmenge. Stehn zu bleiben
Mit mir nur einen Augenblick, bat ich
Den Corporal und er gewährte mir's.
Ich hielt mich fern, zwiſchen der Kirche Säulen
Verſteckt. Man hielt die Meſſe; allerſeits
Strömte das Volk herbei, doch plötzlich drängte
Sich Alles nach der Pforte und dann hin
Zum nahen Kerker. Unter'm Eingang blieb
Ich ſtehn allein; die Kirche ward ſo leer,
Daß ich von fern den Prieſter konnte ſehn,
Den Kelch in ſeiner Hand und den Chorknaben
Mit ſeinem Glöckchen. Um den Kerker ſtand
Das Volk, ein unverrückter Wall; die Truppen
Bewaffnet, Trommler an der Spitze, ſtanden
In Doppelreihen wie bei großen Feſten
Und zwiſchen ihnen ſtanden die Kibitken.
Die Trommeln wirbelten — man öffnete
Die Thore des Stadthauſes und ſie traten
Heraus; jeder Gefangne hatte ſeine
Schildwache bei ſich, mit dem Bajonnette
Auf dem Gewehr. Die armen Jungen! Allen
War wie Rekruten glatt der Kopf geſchoren
Und Eiſen hatten an den Füßen ſie — —
Der Jüngſte, nur zehn Jahr alt, ſchien zu klagen,
Und ich erkannte ihn, Janczewski war's!
Die Leiden hatten ihn ſchwarz, mager, häßlich
Gemacht, doch in den Zügen welcher Adel!
Vor einem Jahr war er ein luſtiger
Und zarter Junge — heut von der Kibitka
Schaut er herab gleichwie der große Kaiſer
Von dem einſamen Felſen. Bald ſchien er
Mit ſtolzem, trocknem, heiterm Aug' zu tröſten
Seiner Gefangenſchaft Genoſſen, bald
Begrüßte er das Volk mit bitterm Lächeln,
Doch ruhig, gleich als wenn er ſagen wollte:
Das Eiſen thut mir nicht ſo weh. Er ſah
Das Volk beim Anblick ſeiner Ketten weinen,
Da ſchüttelt' er die Eiſen an den Füßen,
Zu zeigen, daß er wohl ſie tragen könne.
Fort eilte die Kibitka, von dem Haupte
Riß er die Mütze, richtete ſich auf,
Erhob die Stimm' und rief zu dreien Malen:
Noch iſt Polen nicht verloren! und verſchwand.
Lang' folgten meine Augen dieſer Hand,
Gereckt zum Himmel, dieſer ſchwarzen Mütze,
Die einer Todesfahne glich, dem Haupt,
Dem ſeiner Locken mit Gewalt beraubten,
Dem makelloſen, ſtolzen Haupt; es hob
Empor ſich ob der Köpfe ſchwarzer Flut,
Wie ein Delphin ſturmkündend aus den Wogen.
Die Hand, das Haupt ſind noch vor meinen Augen
Und bleiben meiner Seele eingegraben.
Sie ſollen wie ein Compaß mir den Weg
Des Lebens zeigen, mich zur Tugend führen;

Vergiß du meiner, Gott, in deinem Himmel,
Wenn ich ſie je vergeſſe.

**Abt Lwowicz.**

Gott ſei mit euch!

**Suzin.**

Aber ſeht nur! Konrad iſt regungslos
In ſich verſunken, als beſänn' er ſich
Auf ſeine Sünden alle, ſie zu beichten.
Konrad! — ſeht, ſein Geſicht wird blaß, doch jetzt
Bekommt es wieder Farbe. — Iſt er krank?

**Felix.**

Halt! ſtill! ich hatte das vorausgeſehn.
O, uns, die Konrad kennen, iſt das kein
Geheimniß. Mitternacht iſt ſeine Stunde!
Still, Suzin, ſtill! Er gibt uns jetzt ein Lied.

**Joſeph.**

Brüder, entflogen fern iſt ſeine Seele.
In fremden Sphären ſchweift ſie wohl umher,
Die Zukunft lieſt im Himmel ſie vielleicht,
Vielleicht beſpricht ſie ſich mit trauten Geiſtern,
Die ihr erzählen, was ſie ſahn auf Sternen.
Wie ſeltſam dieſe Augen! unter'm Lid
Erglänzt das Feuer, und doch ſagen Nichts
Und fragen ſeine Augen Nichts; es wohnt
In ihnen ſeine Seele, wie Wachtfeuer
So lodern ſie, welche im ſtillen Schatten
Der Nacht ein Heer verließ, zu einem Handſtreich
Aufbrechend; ehe ſie erlöſchen, wird
Das Heer zurück in den Quartieren ſein.

**Konrad** (ſingt).

Kracht im Grabe lag mein Lied,
Doch gewittert hat es Blut!
Unter'm Boden ſchaut es ſich
Um und wie ein Vampyr auf
Richtet es ſich, Blutes lüſtern.
Es hat Durſt nach Blut, nach Blut!
Es hat Durſt nach Blut! Ja, Rache!
Rache gegen unſre Feinde!
Rache mit der Hilfe Gottes!
Rache, ſelbſt auch Gott zum Trotz!
Kommen werd' ich eines Abends,
Meine Brüder werd' ich beißen,
Meine Vaterlandsgenoſſen.
Wem ich meine ſcharfen Zähne
In die Seele werde ſchlagen,
Der wird ſich, wie ich, aufrichten
Als ein Vampyr und wird ſchreien:
Rache gegen unſre Feinde!
Rache, mit der Hilfe Gottes!
Rache, ſelbſt auch Gott zum Trotz!
Und dann gehen wir und löſchen
Unſern Durſt mit Feindesblute,
Scharren ſeinen Leichnam aus,
Nageln an ihm Händ' und Füße,
Daß er ſich nicht mehr erhebe,
Nicht mehr komm' ſelbſt als Geſpenſt.
Dann verfolgen ſeine Seele
Wir zur Hölle; wir, wir Alle
Werfen uns mit unſrer Wucht
Ueber ſeine Seele, bis ihr
Anhaftet die Unſterblichkeit.
Und ſo lang ſie hat Empfindung
Laſſen wir nicht ab mit Beißen.
Rache gegen unſre Feinde!
Rache, mit der Hilfe Gottes!
Rache, ſelbſt auch Gott zum Trotz!

**Abt Lwowicz.**

Konrad, hör' auf! im Namen Gottes! das
Iſt heidniſcher Geſang!

**Der Corporal.**

Welch gräßlich Antlitz!
Das iſt ein Lied, aus Satans Munde ſtammend!

**Konrad.**

Ich erhebe mich! Fort flieg' ich!
Dort, auf höchſtem Felſengipfel
Schweb' ich ob der Menſchheit Stämmen
In den Reihen der Propheten.
Und von da durchdringt mein Augſtern
Wie ein Schwert der Zukunft Wolken.
Meine Hände reißen, Winden
Gleich, den Nebeldunſt entzwei!
Es wird hell, der Tag bricht an!
Einen Blick ſenk' ich zur Erde,
Das prophet'ſche Buch entrollt ſich
Von der Welt Zukunft vor mir!
Schaut, tief unter meinen Füßen
Schaut die kommenden Geſchicke
Und Jahrhunderte wie kleine
Vögel, die der Adler ſcheucht.
Ich, ich bin des Himmels Adler!
Schaut, wie ſie ſich auf die Erde
Stürzen, wie ſie laufen! wie das
Dichte Heer ſich duckt im Sand!

**Einige Gefangene.**

Was ſpricht er denn? Was iſt denn dies? Ha, ſchaut,
Wie blaß er wird! — — Beruhige dich!

**Konrad.**

Halt! halt!
Halt! ſammeln will meine Gedanken ich,
Meinen Geſang vollenden.

**Abt Lwowicz.**

O genug!

**Andere.**

Genug!

**Der Corporal.**

Genug! Und möge Gott euch ſegnen!
Die Glocke! hört die Glock' ihr nicht? Die Runde
Iſt an der Thüre! Löſchet aus das Licht!
Jeder in ſein Gemach!

**Ein Gefangener.**

Die Thür iſt offen!
Da ſind ſie! Konrad iſt beſinnungslos.
Laßt ihn allein in ſeiner Zelle! flieht!
(Sie machen ſich davon.)

---

### Zweite Scene.

**Konrad** (nach langem Schweigen).

Ich bin allein! Was kümmert mich der Haufen?
Bin ich ein Dichter für den Haufen denn?
Wo iſt der Menſch, der meiner Lieder ganzen
Gedanken faßte? deſſen Blick die Blitze
Umſpannte alle meiner Seele? Weh!
Weh dem, der für die Menge ſeine Stimme
Und ſeine Sprach' erſchöpft! Die Sprache fälſcht
Die Stimme und die Stimme die Gedanken.
Raſch fort fliegt aus der Seele der Gedanke,
Eh' er im Wort ausbricht, und den Gedanken
Ertränken Worte, zittern über ihm
Wie über unſichtbarem Strom der Boden.
Und wird entdecken an des Bodens Zittern
Die Menge den verborgnen Strom der Tiefe
Und ahnen das Geheimniß ſeines Laufs?
Tief in der Seele kreiſet die Empfindung,
Entzündet ſich und brennt, gleichwie das Blut
In ſeinen tiefen, unſichtbaren Kammern.
In meinen Liedern die Empfindung werden
Die Menſchen beſſer kaum wahrnehmen, als
Mein Blut ſie ſehn in meinem Angeſicht.
O, mein Geſang, du biſt ein Stern jenſeits
Der Gränzen dieſer Welt! das ird'ſche Auge,
Das ſich anſtrengt, dich zu erreichen, kann
Aufſpannen ſeine Flügel . . . niemals wird's
Erreichen dich, nur die Milchſtraße wird es
Berühren, ahnen wird's, daß Sonnen ſind,
Nie ihre Zahl und Unermeßlichkeit.
Meine Geſänge, euch, was gelten euch
Das Aug', das Ohr der Menſchen? Flüchtet euch

In meiner Seele Abgrund und ergänzt
Ueber den Höhen meiner Seele, wie
Der Tiefe Ströme und des Aethers Sterne.
  Du Gott! und du, Natur, o höret mich!
Dies iſt Muſik, die eurer würdig, dieß
Geſänge, eurer werth! Ich, ein Großmeiſter,
Ja, ein Großmeiſter, ſtrecke aus die Hände,
Aus bis zum Himmel; auf die Sterne leg' ich
Die Finger wie auf Gläſer der Harmonika;
Und meine Seele macht die Sterne kreiſen
In raſcher bald, bald langſamer Bewegung;
Millionen Töne ſtrömen draus hervor
Und ich, ich bin es, der ſie alle weckte.
Ich kenne alle, ich verſammle, trenne,
Vereinige, binde ſie zum Regenbogen,
Zu Strophen und Accorden; ich zerſtreue
In Tönen ſie und bunten Flammenſtreifen.
Die Hände hab' ich aufgehoben, ſie
Gebreitet über dieſer Welt Gewölbe
Und zu vibriren haben aufgehört
Die Harmonienkreiſe. Ich allein
Singe und höre meine eigenen
Geſänge, lang hinſchleppend wie der Hauch
Des Windes; in der Unermeßlichkeit
Der Welt hallen ſie wieder, ſeufzen wie
Der Schmerz und rollen wie der Donner. Leiſe
Begleiten die Jahrhundert' ihren Laut.
Ein jeder Ton funkelt und klingt zugleich,
Trifft Auge mit und Ohr, wie, wenn der Sturm
Ueber die Wolken brauſt, ich ſeinen Flug
In ſeinem Pfeifen höre und ihn ſehe
In ſeinem wallenden Gewand von Wolken.
  Das ſind Geſänge, würdig der Natur
Und Gottes! Ja, ein großer, ſchöpferiſcher
Geſang iſt das! Dieſer Geſang iſt Kraft,
Iſt Macht; dieſer Geſang iſt Unſterblichkeit!
Was könnteſt Größeres ſchaffen, Gott, du ſelbſt?
Sieh, wie ich aus mir ſchöpfe die Gedanken!
In's Kleid der Worte kleid' ich ſie, ſie fliegen,
Zerſtreuen ſich im weiten Himmel, wirbeln,
Spielen und funkeln ... ferne ſind ſie ſchon,
Und doch fühl' ich ſie noch und ihre Reize
Koſt' ich und ſchlürf' ich; in der Hand empfind' ich
Noch ihre Formen, im Gedanken ahn' ich
Ihre Bewegungen. Ich liebe euch,
Ihr Kinder meiner Dichterſeele! meine
Gedanken, meine Sterne, meine Stürme,
Meine Gefühle! Unter euch iſt mir
Zu Muth, wie's unter ſeinen Kindern iſt
Dem Vater. Ihr gehört mir alle an!
  Ich tret' euch unter meinen Fuß, euch alle,
Poeten, Weiſe, Philoſophen, euch
Der Welt Abgötter! Kommt, betrachtet euch
Noch einmal die Schöpfungen eurer Seelen!
Leih' immer Ohr und Herz euch vom erdichten
Und rauſchenden Beifallsgeklatſch der Welt,
Strahl' eure Stirn von eures Ruhmes Schimmer;
All' dieſe Lobesſtürme, eurer Kränze
Geſammter Schmuck, geraubt in ſo vielen
Jahrhunderten, unter ſo viel Nationen,
Geben euch nicht das Glück, das Machtgefühl,
Das heut ich in einſamer Nacht empfand,
Singend allein, im Innern meiner Seele,
Singend für mich und nur von mir gehört.
  Ja, ich bin mächtig an Empfindung, Kraft
Und Geiſt. Nie, wie in dieſen Augenblicken,
Hab' ich's empfunden. Dieſer Tag iſt mein
Zenith, an dieſem Tag wird meine Macht
Erreichen ihre Sonnenhöhe. Heut
Erkenn' ich's, ob ich bin der Größte Aller
Oder ein Stolzer nur! Ja, dieſer Tag
Iſt der Entſcheidung Schickſalsaugenblick!
Gewalt'ger ſpann' ich meiner Seele Flügel.
Es iſt die Stunde Simſon's, wo er, blind,
In Ketten, nachſann unter ſeiner Säule.
Weg mit dem Leib von Koth! In deine Flügel,
Geiſt, hüll' ich mich! Ja fort, fort will ich fliegen
Aus der Planeten und der Sterne Sphäre
Und eher nicht Halt machen, als da, wo
Der Schöpfer ſcheidet ſich von der Natur.
  Da, da ſind ſie, die beiden Schwingen ſchon!
Gewogen werden ſie. Ich ſpanne ſie
Vom Niedergange bis zum Morgen aus;
Vergangenheit berühr' ich mit der Linken,
Die Zukunft mit der Rechten; bis zu dir
Erheb' ich mich auf der Begeiſtrung Strahlen
Und ich durchſchau' mit meinen Augen deine
Gedanken, die, ſo heißt's, im Himmel ſind.
Da bin ich! ſchau', wie groß iſt meine Macht!
Schau', wohin meine Flügel mich erheben!
Ein Menſch bin ich und auf der Erde dort
Zurück mein Körper blieb! Dort habe ich
Geliebt, in meinem Vaterland! dort ließ ich
Mein Herz; doch meine Liebe in der Welt
Blieb nicht an einem einz'gen Weſen haften
Wie das Inſekt an einer Roſe klebt —
Auch nicht an einer einzigen Familie,
Einem Jahrhundert — — Nein! geliebt hab' ich
Eine Nation in ihrer Ganzheit; habe
All' ihre Generationen, künft'ge
Wie vergangene mit meinen Armen
Umfaßt, hab' hier ſie an mein Herz gedrückt
Wie einen Freund, Geliebte, Vater, Gatten.
Neu ſchenken möcht' ich meinem Vaterland
Das Leben und das Glück und zur Bewunderung
Der Welt es machen. Dazu fehlt die Kraft mir,
Und ſo komm' ich hieher bewaffnet jetzt
Mit meines Geiſtes ganzer Macht, des Geiſtes,
Welcher dem Himmel hat den Blitz entriſſen,
Erforſcht der Sterne Lauf, des Meeres Abgrund
Gemeſſen. Und die Kraft dazu beſitz' ich,
Die nicht die Menſchen geben; das Gefühl
Hab' ich, das innen brennt wie ein Vulcan
Und das ſo oft in Worten nur verdampft.
  Und dieſe Macht, nicht hab' ich ſie entlehnt
Vom Baum in Eden, der die Früchte der
Erkenntniß trug des Guten und des Böſen;
Nicht von Legenden, von gelösten Räthſeln,
Noch auch von der Magie Myſterien.
Ich bin ein Schöpfer meinem Weſen nach.
Ich habe daher meine Kräfte, woher
Du deine haſt, denn du — du haſt ſie nicht
Erworben, du beſitzſt ſie, niemals fürchtend,
Sie zu verlieren — ich auch fürcht' es nicht!
Gabſt du mir oder raubt' ich da, wo du
Das deine holteſt, dies durchdringende,
Gewalt'ge Auge? In den Stunden, wo
Ich mächtig bin, wenn ich den Blick erhebe
Zur Wolkenbahn, wenn die Zugvögel ich
Unſichtbar fern in Lüften ſegeln höre;
Da brauch' ich nur zu wollen und ſofort
Bann' ich ſie mit dem Blick als einem Netz;
Ein angſtvoll Kreiſchen hebt der Schwarm dann an.
Aber, eh' ich dem Wind ſie übergebe,
Vermag der Wind ſie zu bewegen nicht.
Wenn ich mit meiner Seele ganzer Kraft
Einen Kometen anſchau' und betrachte,
Rührt er ſich von der Stelle nicht. Die Menſchen
Allein, von der Verderbniß angeſteckt,
Schwach, doch unſterblich, dienen mir nicht, kennen
Mich nicht; ich komm' zu ſuchen jetzt ein Mittel,
Ein unfehlbares, in dem Himmel. Ich
Will dieſe Macht, die über die Natur
Ich habe, über Menſchenherzen üben.
Vögel beherrſch' ich und Geſtirne mit
Einer Gebärde; ſo muß ich beherrſchen
Auch meines Gleichen können; nicht mit Waffen,
Denn Waffe trotzt der Waffe; auch nicht mit

Geſängen — die entwickeln ſich ſo langſam;
Mit Wiſſen nicht — es iſt ſo ſchnell vergiftet;
Auch nicht mit Worten, die in's Auge fallen:
Beherrſchen will ich ſie durch das Gefühl,
Das in mir lebt; beherrſchen Alle will ich
Geheimnißvoll und ewig, ſo wie Du.
Ueber die Seelen gib die Herrſchaft mir!
So ſehr veracht' ich dieſen unbelebten
Bau, den man Welt nennt und ohn' Unterlaß
Anpreiſt, daß ich noch niemals hab' verſucht,
Ob meine Worte wären ſtark genug,
Ihn zu zertrümmern; aber das empfind' ich:
Wenn ich zuſammendrängte meinen Willen
Und dann auf einmal ihn losbrechen ließe,
Erlöſchen könnt' ich machen hundert Sterne
Und draus hervorgehn laſſen hundert neue;
Denn ich — ich bin unſterblich. — O, es gibt
In dem Gebiet der Schöpfung noch viel andre
Unſterbliche, doch nie traf ich noch ſolche,
Die überlegen mir geweſen wären.
Du biſt der Weiſen Größtes in den Himmeln!
Ich drang, dich aufzuſuchen, bis hieher,
Der Weiſen Größtes in dem Erdenthale.
Begegnet bin ich dir noch nicht, doch was
Du fühlſt, ahn' ich; zeig' dich mir und laß
Mich fühlen deine Ueberlegenheit!
Macht will ich, gib ſie mir! zeig' mir den Weg
Dazu. Geleſen hab' ich: Propheten haben
Gelebt, über die Seelen Herrſchaft übend —
Ich glaub' s; doch was ſie konnten, kann auch ich!
Ja, eine Macht will ich der deinen gleich!
Beherrſchen will die Seelen ich, wie du!
(Lange Stille. Er fährt ironiſch fort:)
Du ſchweigſt? du ſchweigſt noch immer; ja, nun ſeh' ich:
Ich habe dich errathen. Was du biſt,
Begreif' ich, und wie deine Macht du übſt.
Gelogen hat, der dir den Namen **Liebe**
Gegeben, denn du biſt die **Weisheit** nur!
Nur der Verſtand und nicht das Herz enthüllt
Den Menſchen deine Abſichten und Wege.
Mit dem Verſtand nur, mit dem Herzen nicht
Entriſſen ſie, wo deine Waffen du
Niedergelegt. Nur der, der ſich begraben
In Büchern, in Metallen und in Zahlen,
In Leichnamen: nur der bracht' es dahin,
Einen Theil von deiner Macht ſich anzueignen.
Er kennt des Giftes, Pulvers, Dampfes Kraft,
Er kennt den Blitz, den Rauch, den Donnerkeil,
Er kennt des Rechts und der Ukaſen Gang
Gegen die Weiſen und die Ungelehrten.
Dem denkenden Verſtand gabſt du die Welt,
Aber in ew'ger Buße läßt du ſchmachten
Die Herzen; mir haſt du das kürz'ſte Leben
Verliehn und das gewaltigſte Gefühl.
(Pauſe.)

Was iſt mein Gefühl?
Ach, nur ein Funken.
Was iſt mein Leben?
Ein Augenblick.
Die Blitze von morgen, was ſind ſie heut'?
Ein Funken.
Der Jahrhunderte Reihe in der Menſchheit Annalen?
Ein Augenblick.
Woher kommt der Menſch, dieſe Welt im Kleinen?
Aus einem Funken.
Was iſt, der dem Geiſt ſeinen Schutz raubt, der Tod?
Ein Augenblick.
Was war er, als er trug die Welt im Schooß?
Ein Funken.
Was wird aus der Welt Ewigkeit, wenn er ſie verſchlingt?
Ein Augenblick.

(Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes.
Jahrg. 1836.)

## 2.

## Aus der Krim.

### 1.

Mein Renner ſchwingt ſich wie der Wind und dennoch ſporn' ich ihm die Flanken,
Wald, Felſen, Thäler fliegen bunt an mir vorüber wie Gedanken;
Sturmwellen gleich verſchwinden ſie und ich, fortſtürzend immer wilder,
Berauſche mich, betäube mich im ſteten Wirbel neuer Bilder.
Und wenn mein ſchäumend Roß nicht mehr auf meiner Stimme Rufen achtet,
Das Leichentuch der Finſterniß den hellen Schmuck der Welt umnachtet,
Dann miſchen ſich vor meinem Blick die Wälder, Felſen, Thäler, Schatten,
Die ſich im ſonnenhellen Aug', als einem Prisma, glühend gatten.
Die Erde ſchläft, ich ſchlummre nicht, ich ſtürze mich in Meerflut nieder
Und eine Welle, voll und ſchwarz, kommt grollend und der Strand hallt wider;
Ich neig' ihr meine Stirn entgegen, ich öffn' ihr meine Arme weit,
Sie aber gießt ſich auf mein Haupt, vom Chaos iſt es jäh umzogen
Und ich erwarte, daß mein Geiſt, gleich einem Kahn in Wirbelwogen,
Auf einen Augenblick verſchwinde, ſich tauchend in Vergeſſenheit.

### 2.

Mit dem Band des Wimpels ſpielt kaum der Wind, die Welle hebt
Sich im Widerſchein des Lichts, wie des Mädchens Buſen bebt,
Das von Liebesglücke träumt und erwacht und ſeufzt und wieder
Sinkt in Schlummer nieder.
Segel am entblößten Maſt ſchlafen, Banner nach der Schlacht;
Wie an Ketten feſtgeknüpft wiegt ſich das Schiff und ſacht,
Die Matroſen athmen auf und die Fremden in der Runde
Freuen ſich der Stunde.
Meer! es wohnt auch der Polyp in der Tiefe deiner Flut,
Im Gewimmel deines Volks ſchläft verborgen er und ruht,
Wenn der Himmel wolkig ſtürmt; aber hebt die Ruhe wieder,
Reckt er lange Glieder.
Seele, die Erinnerung wohnt, ein Geiſt, in deinem Grunde,
In des Schickſals wildem Sturm ſchläft ſie und du biſt geſund;
Aber wenn die Ruh in's Herz wiederkehret und Vertrauen,
Packen es die Klauen.

(Schwab.)

## 3.

## Frau Twardowska.

Hei! die ſchmauſen, trinken, ſchmauchen, ſpielen, tanzen laut juchheiend,
Kehren um und um die Schenke, holla rufend, hetta ſchreiend,
Und Twardowski ſitzt im Winkel wie ein Paſcha, Arm' verſchlungen:
Luſtig! Treibt brav Narrenspoſſen! Narrt die Leute! Luſtig, Jungen!
Dem Bramarbas von Soldaten pfeift ſein Säbel um die Naſe,
Ihm, der Jeden zerrt und hänſelt — der Soldat duckt wie ein Haſe;
Zeigt 'nen Beutel Geld dem Anwalt, der im Trüben weiß zu fiſchen,
Und der Anwalt wird zum Windhund zauberſchnell, zum ſchmeichleriſchen.
Aus dem Kelch trinkt er den Branntwein. Da erhebt ſich ein Geſchnatter,
Ein Gekreiſch im Glas: Was Teufel! Wie kommſt du hieher, Gevatter?
In dem Branntwein hockt ein kleiner Teufel, zieht den Hut manierlich
Vor den Gäſten ſich verneigend, hüpft aus dem Pocale zierlich.
Zierlich hüpft er auf die Diele, fällt und wächſt im Nu zwei Ellen;
Hahnenpfoten, Sperberklauen, Krummnaſ' wachſen dem Geſellen:
Ah, Twardowski! Nun, wie geht dir's, Brüderchen? Wirſt du mich kennen?
Ruft er; bin ja Mephiſtophel! Brauch' ich mich dir erſt zu nennen?
Haſt ja auf dem Kahlenberge deine Seele losgeſchlagen
Und das Pactum mit dem Teufel auf Bockleder eingetragen:
Wenn ſie deine Reiſe hörten, ſo verſprachſt du, nach zwei vollen
Jahren hin nach Rom zu wandern, wo ſie dann dich holen ſollen.
Sieben Jahre ſind verſtrichen und dein Schuldbuch null und nichtig,
Doch du ruhſt nicht, quälſt die Hölle ſtets durch Hexen, die dir pflichtig.
Aber Rache, wenn auch ſpät erſt, trieb dich jetzt in unſre Netze:
Dieſes Wirthshaus nennt ſich Roma! — du biſt mein nach dem Geſetze.
Nach der Thüre ſpringt Twardowski auf ein ſolches dictum acerbum,
Bei dem Rock packt ihn Mephiſto: Halt! wo bleibt nobile verbum?
Was beginnen? 's geht an's Leben und Gefahr iſt im Verzuge —
Doch Twardowski iſt ein [illegible] und der Clauſeln denkt der Kluge.
Guck in's Pactum, Mephiſtophel! Klar und deutlich ſteht geſchrieben:
Eh' du nach der Friſt die Forderung, meine Seele, eingetrieben,
Hab' ich Fug und Recht, Vollſtreckung dreier Dienſte zu begehren,
Und die härteſten Forderungen mußt du mir auf's Haar gewähren.
Siehſt du hier des Gaſthofs Zeichen? 's iſt ein Pferd, gemalt auf Linnen;
In den Sattel will ich ſpringen, rennen ſoll der Gaul von hinnen;
Dreh' aus Sand mir eine Peitſche, um den Klepper anzutreiben,
Und ein Haus bau' mir im Walde, wo ich ſitzen kann und bleiben.
Aus Nußkernen bau' das Haus mir, hoch wie der Karpathen Gipfel;
Deck's mit Judenbärten, nagle mit Mohnſamen jeden Zipfel;
Nimm den Nagel hier zum Muſter, ein Zoll dick, an Länge zweie,
Und durch jedes Korn des Mohnkopfs treibe ſolcher Nägel dreie!
Mephiſtophel ſpringt; er putzt, füttert, tränkt den Gaul, dann dreht er
Aus Flugſand die Peitſche kunſtvoll und des Winks gewärtig ſteht er.
Auf den Renner ſpringt Twardowski, drehet ihn in Sprung und Wendung,
Reitet Schritt, Galopp, ſchaut um ſich, und das Haus naht der Vollendung.
Wohl, du haſt's gewonnen, Teufel! doch zur Arbeit jetzt, zur zweiten:
Bade dich in dieſer Schüſſel, voll des Waſſers, des geweihten.
Mephiſtophel dreht ſich, krümmt ſich, kalter Schweiß tritt aus den Poren;
Doch der Diener muß gehorchen und er taucht bis an die Ohren.
Blitzſchnell aus dem Becken ſpringend ſchüttelt ſich und nieſt der Teufel:
Du biſt mein! Von allen Bädern brennt kein's ärger, ſonder Zweifel. —
Nun zum Letzten! Wundern ſoll mich's, ob nicht Satans Macht erlahme:
Sieh dieß Weib! 's iſt Frau Twardowska, meine Gattin, dieſe Dame.
Wohnen will ich zwölf der Monden beim Oberteufel in der Hölle,
Doch du lebe zwölf der Monden als Gemahl an meiner Stelle.
Schwör' der Dame Lieb' und Achtung, folge blindlings ihrem Willen —
Des Vertrages bin ich ledig, wirſt du dieß nicht ſtreng erfüllen.
Satan hört's mit halben Ohren; heimlich auf die Dame blickt er,
Hat genug gehört, geſehen, und der Thüre näher rückt er.
Und als ihn Twardowski dränget, Thür' und Fenſter ſperrt im Zimmer,
Schlüpft durch's Schlüſſelloch er eilig, fliegt von dannen, fliegt noch immer.

(Wandy.)

## 4.

## Der Faris.*)

O wie glücklich der Araber! — ſprengt auf dem Roß
Vom Fels in die Wüſte, ſo weit und ſo groß!
Vom Hufſchlag im Sande der Schall erliſcht,
Wie wenn glühendes Eiſen im Waſſer erziſcht.
In das Wüſtmeer dringt er, die Sandweg' hinaus,
Wie die Bruſt des Delphins durch des Meeres Graus,
Und ſchneller und ſchneller er ſchwimmt wie der Wind,
Den Sand kaum berührend, der unter ihm rinnt.
Schwarz iſt mein Roß, ſchwarz wie der Orkan,
Ein Morgenſtern hat auf der Stirne den Sitz;
Es flattert die Mähn' auf der Sturmesbahn,

---

*) Der Held und Dichter **Faris** iſt ein mythenhafter Charakter der arabiſchen Vorzeit. Er ſei, erzählt die Sage, empört über den Trug und Verrath ſeiner Freunde, voll Menſchenhaß in die entlegenen Wüſteneien geflohen, habe dort mit den Thieren der Wildniß zuſammen gehauſt und nicht nur mit Menſchen und Beſtien, ſondern auch mit Orkanen und Sandſtürmen abenteuerliche Kämpfe ſiegreich beſtanden.

Es glänzt der Huf wie ein leuchtender Blitz.
Fleuch an, fleuch an, mein weißfüßig Thier!
Platz macht, ihr Wälder, ihr Berge, mir!
Ein Palmbaum mir ſo ſchattig winkt,
Zum Haupt die Frucht hernieder ſinkt, —
Ich flieh ſeinen Schutz, er birgt voll Scham
Sich in die Oaſe; des Wegs, den ich nahm,
Des verwegnen, ſpottet ſein rauſchend Blatt;
Der Fels, der die Grenzwacht der Wüſte hat,
Er wendet mir zu ſein finſter Geſicht
Und gibt zurück meiner Hufe Schall,
Wie wenn er drohend zu mir ſpricht:
„Wohin, du Toller? Kein Palmenbaum
Noch ein Zelt iſt dort im weiten Raum!
Der brennende Pfeil aus dem Sonnenball
Verſengt dein Haupt dort überall!
Nichts ſchützet dich, als des Himmels Zelt,
Es ſchläft nur der Fels im wüſten Feld
Und Sterne nur wandern in einſamer Welt!“ —
Fleuch an, fleuch an! Ich wende den Blick;
Es fliehen die Felſen beſchämt zurück
Und einer hinter den andern ſich bückt,
Daß nicht mein flüchtig Aug' ihn erblickt.
Ein Geier ihr Drohen vernimmt und ſich müht,
Daß er mich ſchnell ergreif',
Durchſchifft die Lüfte mir nach und zieht
Dreimal um mein Haupt einen dunkeln Reif.
„Ich wittre, ich wittre Leichengeruch:
O wilder Reiter, laß ab, genug!
Suchſt du hier, wilder Reiter, die Bahn?
Glaubt dies dein Roß, daß es weiter kann?
Hier ſucht nur der Samum ſeinen Pfad,
Hier Schlangen die Wüſte nur Speiſe hat,
Nur Leichen hier ſchlummern den Todestraum,
Nur Geier durchwandern den öden Raum.“ —
Er ſchrie's und ſtreckt' die Krallen nach mir
Und dreimal uns ſchau'n in's Auge wir,
Und wer von uns war's, der erſchrak?
Es war der Geier, der erſchrak! —
Fleuch an, fleuch an! Ich hebe den Blick,
Weit war ſchon der Geier am Himmel zurück
Schwarz wie ein Vöglein, ein Schmetterling,
Dann wie eine Mücke im Blau er hing.
Fleuch an, fleuch an, mein weißfüßig Thier!
Macht Platz, ihr Felſen, ihr Geier, mir!
Des Geiers Drohn eine Wolke vernahm
Und, entfaltend die weißen Flügel, ſie kam;
Am Himmel will ſie — darnach ſteht ihr Sinn
Ein Renner ſo ſein, wie auf Erden ich bin
Und ſchwebt dann um das Haupt mir auch
Und äußert mir ſo auf des Windes Hauch:
„Unſinniger, wohin? Wo die Hitze verdirbt
Deine heiße Bruſt, wo verſchmachten du wirſt?
Keine Wolke dir wäſcht dein brennend Haupt
Mit ihrem Naß, wenn es heiß beſtaubt?
Kein Bach dich lockt mit Silberklang,
Kein Tröpfen je der Wanderer trank;
Denn eh' der Thau ſich niederſenkt,
Hat ſchon ihn der lechzende Wind verſengt!“ —
Umſonſt ſie mir droht. Fleuch an, geſchwind!
Die Wolke, erſchöpft, ſchon zu ſchwanken beginnt,
Schon neigt ſie das Haupt und hält ſich an
Am Fels — ich wende den Blick, doch dann
Schon trennt uns ein Horizont! — Und bald
Schau' ich die Wolke, wie ihre Geſtalt
Ihr innerſtes Herzgefühl mir malt;
Zorn macht ſie erſt roth, dann gelb der Neid,
Drauf nimmt ſie ein ſchwarzes Todtenkleid
Und hinter den Felſen hinab
Sinkt ſie in ihr Grab.
Fleuch an! fleuch an, mein weißfüßig Thier!
Platz machet, ihr Geier, ihr Wolken, mir!
Als wär' ich die Sonne, ſo ſchau' ich umher,
Sah Niemand als mich am Geſichtskreis mehr!
Hier hat die Natur im Schlaf die Augen zu,
Die Elemente bleiben um mich her in Ruh,
Wiewohl im unentdeckten Inſelland
Furchtlos das Thier vom Menſchenblick ſtand.
Doch — Gott! bin allein nicht, der Erſte nicht hier!
Eine Schar glänzt vom Sandlager her zu mir.
Sind es Reiſende wohl, ſind es Räuber gar?
Iſt's eine auf Wanderer lauernde Schar?
Wie ſind die Reiter doch ſo bleich!
So ſchrecklich weiß die Roſſe zugleich!
Ich eile hinzu — ſie regen ſich nicht,
Ich rufe ihnen zu, doch keiner ſpricht!
O Gott! es ſind Leichen; — vom Sturm einſt verweht,
Im Sand eine Karawane ſteht!
Es reitet noch auf der Kameele Gebein
Das Gerippe des Mannes im grauſigen Reihn.
Durch die Höhle, in der einſt das Auge geglüht,
Durch die Kinnbacken, wo einſt die Lippe blüht',
Rinnt heißer Sand ſeit Jahren ſchon
Und murmelnd ſcheint alſo er mir zu drohn:
„Unſinniger, wohin? Bald kommt der Orkan
Und faßt dich mit Rieſenarmen an!“
Fleuch an! fleuch an, mein weißfüßig Thier!
Platz machet, ihr Leichen, Orkane, mir!
Nur Afrika's entſetzlicher Orkan,
Der je die Wüſt' durchbrauſet mit Gebrüll,
Geht einſam um im ſand'gen Ocean.
Von Weitem ſchaut er mich und ſtaunt, ſteht ſtill,
Rollt um ſich ſelbſt und ſpricht ſodann:
„Was iſt das für ein elend Lüftchen nur,
So hin ſich ſchleppend, winziger Natur,
Das, ſolch ein Abenteurer, unverzagt
Hier in mein Wüſtenerdtheil her ſich wagt?“
Roth werdend dringt er dann auf mich ein
Wie ein wandernder Pyramidenſtein,
Und ſehend, daß ich ein Sterblicher bin
Und weichen nicht will — da wüthet er hin,
Da ſtampft mit dem Fuß die Erde er,
Daß bald Arabien ſich wälzt umher.
Wie ein Geier wohl nach dem Sperling hackt,
So er mich mit Wirbelflügeln packt,
Es glüht mich ſein Feuerathem an,
Wirft mich in die Luft, zur Erde dann.
Da ſpring' ich auf und kämpf' und in Eil'
Zerbrech' ich der Rieſenwirbel Knäu'l,
Zerreiß' ihn, zermalm' ihn, es knirſcht der Zahn
Auf des Sandkörpers Stücke. Es will der Orkan
Entwinden ſich meines Arms Gewalt
In einer Säule Rieſengeſtalt.
So kommt er nicht los, er zerbricht dabei,
Das Haupt ſinkt in Staubregen morſch entzwei.
Wie zu Füßen die Leiche geſtreckt ſich ſchon hat,
Die gewaltige, wie der Wall einer Stadt.
Nun athm' ich frei und ſchau' empor
Mit Stolz zu der Sterne leuchtendem Chor.
Sie ſchauen mit den goldenen Augen mich an,
Als mich ſie nur ſehn in der Wüſte alsdann.
O! iſt's doch ſo ſüß, hier zu athmen, ſo weit
Die Bruſt ſich öffnet! — wie athm' ich erfreut
So frei und ſo voll! Kaum genügen kann
Meiner Lunge die Luft von Arabiſtan.
Wie ſüß iſt's, zu ſchauen ſo weit umher!
Mein Aug' ſich erweitert, erſtarkt ſo ſehr,
Dringt über den Horizont hinaus!
Wie ſtreckt ſich's ſo ſüß hier die Arme aus,
So frank und ſo frei und ſo weit in das All',
Als umfaßt' ich den ganzen Weltenball!
Mein Gedanke ſteigt höher in [illegible].
Und höher und höher zum Himmel hinan.
Und wie die Biene ſich ſenkt ins Grab
Zugleich mit ihrem Stachel hinab:
So taucht mein Gedanke die Seele ſo rein
Tief in den Blumenhimmel hinein!

(Spazier.)

### 5.

## Romantik.

Höre doch, Mädchen!
— Doch ſie hört nicht. —
Tag iſt's, ſieh, das iſt das Städtchen.
Niemand iſt bei dir, ſei ſo bethört nicht!
Sag', weßhalb ſo um dich ſchauſt du?
Mit wem ſprichſt du? Sag', was haſt du?
— Doch ſie hört nicht.
Bald, gleich todtem Felsgebilde,
Starrt auf einen Fleck ſie wilde,
Bald läßt das Auge ſie ſchweifen,
Bald ihren Thränen den Lauf;
Will Etwas halten, will Etwas greifen,
Schluchzet tief und lacht laut auf.
„Biſt du bei Nacht das? Mein Hans? Ja, das iſt er!
Ach, er liebt im Tode noch!
Hieher, hieher, Langvermißter!
Aber leiſe, leiſe doch!
Und warum leiſe? Mutter mag's hören!
Den Todten wird ſie nicht hören! —
So warſt du todt denn? — Ach, mir iſt bange!
Bange? Was thäte Hans mir zu Leide?
Er ja iſt's, das iſt dein Auge, deine Wange,
Das dein weißes Kleid.
Und du ſelbſt biſt wie ein Tuch ſo weiß,
Kalt, wie kalt ſind deine Hände.
Hier an meine Bruſt dich wende,
Lippe drück' an Lippe heiß!
Ach, wie es kalt dort ſein muß im Grabe!
Ja, du ſtarbſt! zwei Jahre iſt's her.
Nimm mich mit! wenn ich dich nicht habe,
Iſt die Welt mir leer.
Schlimm mir bei den Menſchen geht es;
Ich weine, da ſpotten ſie:
Ich rede, Keiner verſteht es;
Ich ſehe, ſie ſehen nie!
Komm Tags auch einmal! — Wenn dieß nur ein Traum?
Nein, nein, mein Arm hält dich umfaßt. —
Ach, wohin fliehſt du ſo in Haſt?
Du kamſt ja kaum, du kamſt ja kaum!
Mein Gott, der Hahn hat gekrähet,
Das Morgenroth färbet die Scheiben.
Ach, kannſt du denn nicht bleiben
Bei ihr, die ſonſt vergeht?" —
So mit dem Liebſten koſet das Mädchen,
Folgt ihm, ſchreit auf, ſtürzt zuſammen.
Ihr Fall, ihr Angſtſchrei locket das Städtchen
Von allen Seiten zuſammen.
Die Menge ruft: Sprechet Gebete!
Hier muß ſein Geiſt ſie umſchweben.
Der Hans muß hier ſein bei ſeiner Käthe,
Er hat geliebt ſie im Leben!

### 6.

## Alpuhara.

(Aus „Konrad Wallenrod.")

Mauriſche Sitze lagen geſtürzt ſchon,
Mauriſches Volk ſchleppt Bande;
Nur noch Granada's Veſten ſich wehren,
Aber die Peſt iſt im Lande.
Auf Alpuhara's Thürmen Almanſor's
Wenige Helden noch ſtreiten;
Unter den Wall trug Fahnen der Spanier,
Morgen zum Sturme zu ſchreiten.
Früh mit der Dämm'rung erdröhnten Geſchütze,
Mauern und Wäll' ſind zerſprungen,
Schon von den Minarets ſchimmern die Kreuze,
Spanier in's Schloß ſind gedrungen.
Einzig Almanſor, ſchaarend ſein Häuflein
Ritterlich kämpfend geſchlagen,
Haut ſich durch Schwerter, haut ſich durch Pfeile,
Flieht und verwirrt, die ihn jagen.
Und auf der friſchen Schloſſesruine,
Unter den Leichen verweilend,
Labet beim Mahl in Wein ſich der Spanier,
Raub und Gefangene theilend.
Jetzo die Thorwach' meldet den Führern,
Daß aus der Fremde ſich dringend
Traun um Gehör ein Ritter beworben,
Neues und Wichtiges bringend.
Araberkönig war es, Almanſor;
Spaniern ſich zu ergeben,
Sicher Verſteck flieh'nd war er gekommen,
Einzig nur fleht er um's Leben.
„Spanier, auf eurer Schwelle die Stirne
Bin ich zu neigen erſchienen,
Eurem Propheten Glauben zu ſchenken,
Euerem Gott zu dienen.
Daß ein beſiegter Araberfürſt kam,
Bruder der Sieger zu werden
Und als Vaſalle Fremden zu huld'gen,
Weithin erſchall' es auf Erden."
Tapfere Helden ehren die Spanier. —
Als ihn erkannten die Sieger,
Hielten umarmt ihn als Waffengeſellen
Freundlich ihn Führer und Krieger.
All' auch umarmt Almanſor, den Führer
Hielt er am längſten umfangen,
Blieb ihm am Nacken, drückend die Hände
Und an den Lippen ihm hangen.
Schwach auf die Kniee ſank er, jedoch mit
Zitternden Händen noch bindend
Feſt um des Spaniers Füße den Turban,
Sich auf der Erde nachwindend.
Seht in Beſtürzung All', wie er umblickt
Rings mit dem Lachen des Todten;
Gräßlich verzerrt die bläulichen Lippen,
Blutig die Augen geſchwollen.
„Sehet, ihr Giauren! wie ich ſo blaßfahl,
Rathet, warum ich gekommen?
Habe getäuſcht euch, komm von Granada,
Habe die Peſt mitgenommen.
Haucht' mit dem Kuſſe tief in das Herz euch
Tödtliches Gift zum Verderben.
Schaut, wie es quält mich, ſchaut, und auch ihr müßt
Aehnlichen Todes nun ſterben!"
Wälzend ſich, ſchreit er, Arme verzerrend,
Laſſen möcht' er ſie nimmer,
Schmieden die Spanier all' an die Bruſt ſich,
Grinſend noch lacht er und immer
Lachend verſchied er. Nimmer die Wimpern,
Nimmer die Lippen ſich ſchloſſen;
Hölliſches Lachen ewiglich blieb in
Eiſige Lippen gegoſſen.
Und aus der Stadt fliehn zitternd die Spanier,
Tſchuma*) verfolgt ſie mit Würgen,
Tödtet des Heers Reſt, eh' ſie entflohn ſind
Von Alpuhara's Gebirgen.

(Nabielak und Werner.)

---

*) Die Peſt.

## 7.

## Herr Thaddäus.

### 1) Litthauens Wälder.

Wer kennt wohl Litwa's bodenloſe Wälderweiten?
Wer kann zur Mitte hin, zum Kern des Dickichts ſchreiten?
Wie Fiſcher kaum am Meeresſtrand zum Boden ſtreifen,
So Jäger um die Waldeslager Litwa's ſchweifen,
Kaum oberflächlich kennend die Geſtalt, die Wangen;
Denn nie zu ihren Herzensräthſeln ſie gelangen.
Und dieſe weiß nur Fabel, Sage nur zu ſagen.
Kommſt du den Wald, den ausgefütterten, durchdringen,
Da ſtößt du an einen Wall von Stämmen, Wurzeln, Aeſten,
Wie Burgen ſtark von tauſend Bächen und Moräſten,
Von Ameiſenbergen, Neſtern, welche Kräuter rings ſich ſchlangen,
Von Weſpen, Horniſneſtern, Klumpen gift'ger Schlangen,
Hat mehr als Menſchenkühnheit alles dies beſiegt.
Die größte Schreckniß, die noch weiter einwärts liegt,
Gleich Wolfsgruben lauern Höhlen jedem Schritte
Und kleine Seen, grasbedeckt in der Mitte,
Von Menſchen ihre Tiefen nie ergründet noch waren —
Sehr wahr erſcheint die Sage, daß dort Teufel ſchaaren —
Der Seeen Waſſer decket ſchleimig bunter Schimmel,
Stets raucht aus ihm ein ſtink'ger Brodem auf zum Himmel,
Von dem den Bäumen Laub und Rinde rings entfallen,
Die kahl ſtehn, zwerghaft, krank, der Wurm in allen;
Die Aeſte hält ein weichſelzopfig Moos gebogen,
Mit Pilzen wie mit Bärten iſt der Stamm umzogen,
Den See umſitzend einer Hexenſchaar ſie gleichen,
Die ſich am Keſſel wärmet und ſich kochet Leichen.
  Nur hinter dieſe Teiche ſtrebt umſonſt zu gehen
Nicht nur der Fuß, das Aug' auch, weiter noch zu ſehen.
Dort Nebelwolken Alles bergend ſchon umgeben,
Die aus den weichen Sümpfen ewig ſich erheben.
Doch hinter dieſem Nebel, wie die Sage wähnet,
Nun eine ſchöne, reiche Landſchaft aus ſich dehnet,
Die große Hauptſtadt aller Thier- und Pflanzenarten,
Wo ſie den Baum- und Pflanzenſamen aufbewahrten
Von den Geſchlechtern, die ſich in der Welt zerſtreuen;
Da, wie in Noah's Schiffe, alle Thiere leben,
Zum wenigſten die Paare, die ſich hier vermehren.
Ganz in der Mitte hatten ihren Hof, wie hören,
Des Waldes Kaiſer, wie der Auerochs, Ur und Bär;
Der Luchs ſitzt auf den Bäumen wirkend Wache
Sowie der Vielfraß, als Miniſter, die da wachen.
Die untergebnen adligen Vaſallen machen
Der Eber, Wolf, das Elenthier, die weiter wohnen,
Und über ihren Häuptern Falk' und Adler thronen
Und von der Herrſchaft Tiſch als Hofſchmarotzer zehren.
Des Thierreichs Haupt- und Aelternpaare ſie verkehren,
Im Kern des Waldes und den fernen Boten ſchicken,
Indeß ſie ſelbſt hier weilen und ſich ſtill beglücken.
Sie Altgewordnen den Naturtod nur erleiden.
Die haben einen Kirchhof, dem, wenn nah' dem Scheiden,
Sie ihr Gefieder, ihre Haare anvertrauen;
Der Bär, deß ſtumpfgewordne Zähne nicht mehr kauen,
Der Hirſch, wenn er gebeugt kaum ſchleichet auf den Füßen;
Ergraute Raben, Falken, denen zu ſich ſchließen
Die Augen, Haſen, wenn ihr Aderblut erkaltet;
Der Adler, wenn der Schnabel krumm ſich ſchon geſtaltet,
Dem Hals ſich nahe und nun auf immer iſt geſchloſſen:
Sie birgt der Kirchhof. Kleinwild auch, wenn angeſchoſſen,
Erkrankt auch, eilet in der Heimat zu verenden.
Weshalb auch, wo als Gäſte hin ſich Menſchen wenden,
Noch nie man noch gefunden todter Thiere Knochen!
Dort in der Thiere Hauptſtadt, alſo wird geſprochen,
Mit guten Sitten alle Thiere ſich regieren,
Weil Menſchen nicht durch ihre Bildung ſie verführen,
Nicht Eigenthum und Rechte, die oft Menſchen trennen,
Nicht Zweikampf und nicht Kriegskunſt dieſe Thiere kennen;
Den Vätern gleich im Paradies die Enkel leben
Und Wild und Zahm der Eintracht ſich, der Lieb' ergeben.
Nie beißet, nie mit Hörnern Einer ſtößt den Andern.
Ja, ſollte unbewaffnet auch ein Menſch hier wandern,
Er könnte ruhig unter dieſe Beſtien gehen;
Sie würden ihn mit dem erſtaunten Auge ſehen,
Mit dem an jenem erſten Schöpfungsmorgen
Die Väter, die in's Paradies ihr Neſt geborgen,
Auf Adam ſahen, ehe ſie ſich ihm entzweiten.
Zufälle nie, zum Glücke, der die Menſchen leiten,
Denn Furcht und Tod und Mühe wehren hin zu ſchreiten.
Nur manchmal wohl verirrte Hunde bei dem Jagen,
Wenn zwiſchen Sumpf und Jungholz ſie ins Moor ſich wagen,
Nur jene Schauer ihre Augen ganz verwundern,
Wie toll und mit verwirrtem Blicke fliehn und Stunden
Noch lang, wenn ſie des Herren Hand geſtreichelt, müſſen
Noch zittern ihm, geſtreckt ganz vor Angſt, zu Füßen.
Des Urwaldes Schlupfort, den die Menſchen nimmer kennen,
In ihrer Sprache Jäger nun Matecznik nennen.
(Spazier.)

### 2) Domeyko und Doweyko.

Domeyko's und Doweyko's Zwiſte alle kamen
Seltſam daher, weil gar zu ähnlich ihre Namen.
Es war auch ſehr verdrießlich. Wenn zu Sejmik's Zeiten
Doweyko's Freunde Stimmen wollten ihm bereiten
Und man dem Schlachtſchitz flüſtert: Stimme für Doweyko!
So hört er falſch und ſtimmte öfters für Domeyko.
Trank etwa beim Bankette Kreismarſchall Rupeyko:
„Vivat Domeyko!“ riefen Andre da: „Doweyko!“
Wer mitten ſaß, der konnte nie zurechte kommen,
Weil niemals deutlich wird bei Tiſch das Wort vernommen.
Noch ſchlimmer! Ein betrunkner Schlachtſchitz, der geſchlagen
In Wilna mit Domeyko ſich, davongetragen
Zwei Wunden, will von Wilna dann nach Hauſe fahren.
Da muß er ſeltſam bei der Ueberfahrt gewahren,
Daß das Geſchick ihn mit Doweyko führt zuſammen,
So daß auf dem Wiliafluſſe Beide ſchwammen.
Er fragt den Nachbar, wer das ſei. Der ſagt: Doweyko.
Schnell holt hervor den Säbel er und ſtatt Domeyko
Gibt einen Hieb er wieder in den Bart Doweyko.
Zum großen Aerger muß es endlich noch geſchehen,
Daß auf der Jagd die Gleichgenannten nah ſich ſtehen;
Zugleich auf eine Bärin Beide los ſie knallen.
Die war nach ihrem Schuſſe athemlos gefallen;
Doch hatten ihr der Kugeln zehn im Leib geſeſſen;
Gewehr' derſelben Gattung hatten Viel' indeſſen.
Wer ſchoß die Bärin nun? Wie ſoll man das ermeſſen?
„Genug!“ ſie ſchreien: „jetzt muß ein Ende werden!
Gott band uns oder Teufel; Trennung nun auf Erden!
Zwei Sonnen gleich ſind unſer in der Welt zu viele!
Zu Säbeln alſo!“ — Und ſie eilen auf die Ziele.

Sie waren's werth. Je mehr die Schlachtſchitz' ſchlichten wollen,
Je beider auf einander ſie nur hauen ſollen.
Sie wechſeln Waffen. Auf die Hiebe wollen ſie noch Schüſſe.
Sie ſtehn. Wir ſchrei'n, daß die Menſur noch weiter müſſe!
Zum Trotz ſie ſich auf einer Bärenhaut nun ſchwören
Zu ſchießen. Rohr an Rohr! Sie waren Beid' verloren!
Denn Beide ſchoſſen gut. „Hreczecha ſecundiret!"
Nun gut, ſprach ich, doch gleich in's offne Grab ſie führet,
Denn ſolcher Streit kann nicht mit Nichts ſich ſchließen;
Doch mordt wie Schlächter nicht, wie Schlachtſchitz' ihr euch ſchießen!
Menſur iſt euch genug! Ich weiß, ihr ſeid mit Degen;
Ihr möchtet lieber an den Bauch die Rohre legen
Doch leid' ich's nicht. 's iſt gut, ſich auf Piſtolen ſchlagen.
Doch ſoll Menſur man näher nicht, noch weiter tragen,
Als zwiſchen eine Bärenhaut. Drum auf die Erde
Die Bärhaut ſelbſt als Secundant ich breiten werde
Und ſelbſt euch ſtellen. Jener ſteht an einer Seite
Am End' der Schnauze, dieſer da am Schwanz, ihr Leute!
Nun gut! ſo rief's; wann? — Morgen. — Wo? — Die Uszoſchenke! —
Sie fahren fort. Doch ich an den Biraſtius denke —
Die Schlachtſchitz' ſchrien: Roſt Rohr an Rohr! Sie fallen müſſen!
Ich lachte, denn aus meinem Maro mußt' ich wiſſen,
Wie eine Thierhaut man in kleines Maß nicht trennet.
Die Königin, die Dido, meine Herrn, ihr kennet,
Wie von dem Libyer ſie mit vieler Müh' erbeten,
Ein Stückchen Boden nur ſo groß ihr abzutreten,
Als ſie mit eines Ochſen Felle konnt' bedecken.
Erbaut ward ja Karthago dann auf dieſer Stelle.
Und alles das ward in der Nacht mir klar und helle.
Kaum tagt's, da eine Britſchke einerſeits mir bringet
Doweyko, andrerſeits vom Pferd Domeyko ſpringet.
Da ſehn von Pelzwerk über'm Fluß ſie eine Brücke,
Ein Streif der Haut des Bären, die ich ſchnitt in Stücke.
Und ich Doweyko auf des Thieres Schwanz beſtellte,
Auf einer Seite; jenſeits ich Domeyko ſtellte.
Und ſchießt nun, ſprach ich, wenn es auch das Leben gelte! —
Sie zürnen; nieder wirft die Schlachtſchitz' alle Lachen,
Ich und der Prieſter ernſte Vorſtellungen machen,
So aus der Bibel, dem Statut; war kein Erbarmen!
Sie mußten lachen und ſich endlich doch umarmen.
Ihr Haß ward Freundſchaft ſpäterhin auf's ganze Leben.
Zur Frau Doweyko'n jenes Schweſter ward gegeben,
Domeyko nahm Doweyko's Schweſter dann, indeſſen
In gleiche Theile ward getheilt, was ſie beſeſſen.
Und da, wo dieſer ſonderbare Fall ſich zugetragen,
Ein Gaſthaus ward mit Namen „Bärchen" aufgeſchlagen.
(Spazier.)

### 3) Die Bärenjagd.

„Still war's!" Umſonſt der Jäger horcht, wie wir wohl lauſchen
Dem ſchönen Wort. Nur Stille hört er an, kein Rauſchen.
An ſeinem Standort Jeder wartet unbeweget;
Von Weitem nur des Waldes Melodie ſich reget.
Hinein die Hunde tauchten, Tauchern gleich in Meeren,
Die Jäger waldwärts ihre Doppelflinten kehren. —
Der Wojski knieend mit dem Ohr die Erde fraget,
Wie wohl in Arztes Antlitz Freundes Auge waget,
Was über Tod und Leben Jener denkt, zu ſpüren.
So voll Vertrau'n in ihres Wojski's kündlich Führen,
Mit Angſt und Hoffnungsblicken Jeder in ihn dringet.
„Da iſt er!" ſpricht er leiſe jetzt und auf dann ſpringet.
Er hört ſchon, während Jene lauſchen auf den Stellen.
Da hören ſie auch! Ein, zwei, zwanzig Hunde bellen,
Denn alle klaffen, alle aus einander laufen,
Als wie ſich rufend. Plötzlich riecht die Spur der Haufen
Und bröllet auf. Und langſam jetzt nicht mehr ſie bellen,
Wie wenn ſie hinter Rehe, Fuchs und Haſen ſtellen;
Nein, immerfort, ſcharf, kurz und laut, erboſ't, gebrochen.
Denn nicht von fern ſie etwa mehr die Spur nun rochen:
Auf's Aug' ſie jagten. Plötzlich auf das Bellen hörte,
Beim Thier ſie waren. Winſeln dann und Lärm! Es wehrte
Der Bär ſich und verwundet. In des Bellens Tönen
Miſcht öfter ſich der Hunde kläglich Todesſtöhnen.
Die Jäger alle ſtehen fertig mit Gewehren,
Wie Bogen vorgebogen, ſie zum Wald ſich kehren.
Nicht länger mehr ſie warten; ſchon vom Standort ſpringet
Dort Einer nach dem Andern und in's Dickicht dringet,
Der Erſte dort zu ſein! Umſonſt der Wojski reitet
Und droht, indem die Anſtandsſtellen er umreitet,
Daß, ſei es Bauer oder Junker, wer zu rücken
Vom Standort wag', bekäme Hundshieb' auf den Rücken.
Nichts hilft hier! Auf Befehle Niemand Acht will haben.
Sie liefen hin; zuſammen Alle Feuer gaben,
Man hört beſtändig ſchießen dann, bis überbrüllte
Der Bär das Schießen, Echo ganz den Wald erfüllte!
Er brüllt vor Schmerz, Verzweiflung, Wuth und Zorne; —
Dann Hunde, Jäger, Spürer, Bläſer mit dem Horne
Im Walde toben. Einige den Forſt durcheilen,
Den Hahn ſpannt Dieſer. Alle doch die Freude theilen,
Nur nicht der Wojski; denn er ſchreit, daß Alle fehlten.
Doch andre Jäger mit den Treibern einen Standort wählten,
Vom Forſt dem Bär zum Urwald hin den Weg zu ſperren.
Der Bär, erſchreckend vor den Hunden und den Herren,
Stürzt durch die wen'ger dicht beſetzten Waldesſtrecken
Zum Feld, das die dort Aufgeſtellten nicht mehr decken;
Wo nur geblieben von den ſtarken Jägerſchaaren
Der Graf, Thaddäus, Wojski, ein'ge Treiber waren.
Hier tönt im lichten Walde Brüllen; Aeſte ſplittern.
Dem Wald entſtürzt er, wie ein Blitz aus Ungewittern.
Umſchreckt, umzupft von Hunden. Auf die Hinterpfote
Sich ſtellt er, blickte um ſich; brüllend dann bedrohte
Den Feind; rauchſchwarze Aeſte riß mit Vorderbeinen
Er aus dann, griff nach Wurzeln, angewachſ'nen Steinen,
Schlug Menſchen, Hunde, bis den Baum er aufgeriſſen
Und wie mit einer Keule um ſich her geſchmiſſen.
Dann ſtürzt er auf die Treiberführer ſich, die letzten.
Der Graf war's und Thaddäus! — Sie ſich nicht entſetzten;
Sie ſtanden feſt und hielten hin auf ihn die Läufe,
Wie in die finſtre Wolke ſtreben Wetterknäufe.
Zugleich ſie beide Zünglein drücken, unerfahren!
Den Doppelflinten Donner da zugleich entfahren! —

Sie fehlen! Los auf sie der Bär! Zum Spieße wenden
Sie sich, dem nahen; fassend zielen mit vier Händen,
Ziehn sie ihn aus und schau'n und schauen! — Aus dem großen rothen
Geschlund zwei Zähnereihen blitzend sie bedrohten.
Schon fiel die Tatze auf die Köpfe mit den Klauen,
Sie sahn erbleicht; wo lichter war der Forst zu schauen,
Da fliehn sie hin! Es stürzet nach der Bär, schon streckend
Die Klau' auf's Kleid und fehlend wieder auf sich reckend:
Des Grafen Rothbart schwarze Tatzen schon ergreifen,
Wie Hut vom Kopf, den Schädel vom Gehirn zu streifen.
Da kommen Regent und Assessor von der Seite,
Von vorn Gervas, etwa auf hundert Schritte Weite,
Mit ihm der Kwestarz ohne Flinte. Darauf Allen
Zugleich wie auf Kommando die Gewehr' entknallen.
Da springt der Bär empor, wie Hasen vor dem Hunde,
Schlägt mit dem Kopf zu Boden, drehend in der Runde
Vier Tatzen windmühlartig, und der Rumpf, der große,
Trifft an das Bein des Grafen, er stürzt hin vom Stoße.
Noch brüllt er, will noch aufstehn; los da auf ihn fallen
Strapczyna und der Sprawnik, wüthend ihn zerkrallen! —
Sein Büffelhorn der Woyski, das am Gurt gebunden,
Gefleckt und lang, wie Boas krumm gewunden,
Zum Mund mit beiden Händen bringt; zum Kürbis schwillet
Die Wang' er auf; das Auge schimmernd Blut erhellet;
Die Wimper halb geschlossen, den Leib halb eingezwungen,
Schickt er den ganzen Athemvorrath in die Lungen
Und bläs't! — Das Horn mit unaufhaltsamem Schalle,
Zum Wald hinrennt, verdoppelt durch die Widerhalle.
Still hören Jäger, staunend Heger, Melodieen,
So kräftig, rein, so wunderbare Harmonieen.
Die ganze Kunst, die einst berühmt in Wäldern machte
Den Greis, noch einmal vor der Jäger Ohr er brachte.
Noch einmal füllt er Eichenhain und Wald mit Leben,
Erst schickt er heim sie, wieder an die Jagd zu heben,
Erzählt dann kurz die Jagdgeschichte in dem Klange;
Erst frisch und lieb ein Laut! Der Anfang zu dem Gange!
Dann Jammern, Mißgetöne — wie der Hunde Bellen —
Dann hartes Donnern, jenes Schießen vorzustellen! —
Hier brach er ab und hielt das Horn, doch schien es Allen,
Als blies der Woyski fort; es war das Widerhallen!
Und wieder bläs't er, und es meint das Horn verwandelt,
Bald stark, bald dünn es wird, wenn Woyski es behandelt.
Er malt des Wildes Schrei'n; jetzt durch den Wolfsschlund lange
Zieht er ein Heulen so schauerlich und bange,
Als ob den Bärenschlund er auf jetzt bräche, tönen
Gebrülle und des Büffels luftzerreißend Stöhnen.
Hier brach er ab und hielt das Horn; doch schien es Allen,
Als blies der Woyski fort; es war das Widerhallen!
Er wieder bläs't, wie hundert Hörner tönt's im Horne.
Man hört gemischten Lärm von Hetzen, Furcht und Zorne
Bei Jägern, Hund und Wild; — bis hoch emporgehoben
Das Horn schickt ein Triumphlied in den Himmel droben! —
Hier brach er ab und hielt das Horn; doch schien es Allen,
Als blies der Woyski fort; es war das Widerhallen!
So viel der Bäum' im Walde, Hörner hallen wider!
Eins reicht dem andern, wie der Chor dem Chor, die Lieder.
Je länger, immer weiter sich die Töne breiten
Und immer leiser, reiner, schöner fort sie gleiten,
Bis an dem Himmel sie verklingen wie im Weiten. —
Vom Horn herab der Woyski beide Hände senket
Und faltet sie. Das Horn fällt auf den Gurt und schwenket
Sich hin und her. In dem geschwollnen Antlitz malen
Und im gehobnen Auge sich Begeist'rungsstrahlen.
Die Ohren dann den letzten flücht'gen Tönen lauschen,
Indeß ihn tausend Beifallsdonner rings umrauschen,
Die oft mit Lebehoch und Glückwunsch sich vertauschen: —
Allmälig wird es still. Es kehren dann die Blicke
Der Schar zum großen frischen Bärenrumpf zurücke.
Durchbohrt von Kugeln, der mit Blute ganz Besprengte
In dichtes Gras, die Brust hinein sich wühlend, drängte.
Die Vordertatzen breiten aus sich kreuzweis schließend,
Noch athmet er, Blutströme durch die Nase gießend;
Das Aug' noch auf; doch Regkraft schon im Kopf verloren!
Des Podkomorzy Doggen halten seine Ohren,
Strapczyna hing ihm links, der Sprawnik an der Rechten;
Die Kehle würgend, schwarzes Blut sie zechten.
Nachdem der Woyski mit dem Eisenstab geheißen
Den Hunden das Gebiß, die Schnauzen aufzureißen,
Legt man den Leib des Thiers mit Kolben auf den Rücken;
Zum Himmel auf ein dreimal Vivat sie dann schicken.
(Spazier.)

## 4) Eine Dobrzyner Schlachtschitz-Wohnung.

Berühmt ist weit in Litwa rings der Dobrzyner
Zaścianek; schöner seine Frau'n, die Männer kühner;
War mächtig sonst und volkreich. Als den Aufruf machte
Zum Bann Johann der Dritte, da aus Dobrzyn brachte
Der Kreisfähnrich an Schlachtschitz' zu des Königs Kriegen
Sechshundert Mann in Waffen. Doch darnieder liegen,
Geschmolzen sind sie, heute. An den Höfen speis'ten,
Und wenn zum Heer, zum Landtag, Seymik sonst sie reis'ten,
Nun immer leichtes, feines Brot die Dobrzyner
Jetzt sind für ihren Unterhalt sie selber Diener,
Wie Bauern arbeitend. Nur nicht trägt man hier Sierminnen,
In weißen, schwarzgestreiften Mänteln stets sie gingen,
Am Kontusch Sonntags auch, im Putz die Schlachtschitzinnen.
Die ärmsten selbst, die Bäuerinnen ähnlich schauen,
In Drillich meist, auch in Perkal sich oft sie kleiden,
In hölzernen Sandalen sie das Vieh zu weiden,
In Schuh'n, und sie in Handschuh'n spinnen, Korn auch schneiden.
Sie weichen ab von ihren andern Landsgenossen
Durch Sprache, Wuchs, Gestalt; in ihnen ist geflossen
Stets reines Lechblut; schwarzes Haar und Aug' sie zieren
Und hohe Stirn und Habichtsnasen Alle führen.
Vom Haus Dobrzyński der ihr alt Geschlecht sie leiten
Vierhundert Jahr' in Litwa schon sie aus sich breiten.

Und nur Maſurenſprache ſie und Sitte kennen.
Will Einer in der Taufe auch ſein Kind benennen,
Nimmt er zum Schutzpatrone Heil'ge aus der Krone;
Bartholomäus, Matiſchek gibt er einem Sohne.
Die Frauen heißen alle Käthchen und Marieen.
Zur Rechtweiſung in dieſem Wirrwar ſollte dienen,
Daß ſtets von einem Vorzug einen Nebennamen
— Von Fehlern auch — die Männer und die Frau'n bekamen.
Die Männer oft verſchiedentlich ſich nennen ließen;
In Dobrzyn dieſelben Schlachtſchitz anders hießen
Und unter anderm Namen ſie die Nachbarn kannten,
Nach ihrem Beiſpiel Nachbarſchlachtſchitz auch ſich nannten
Bei ſolchen Namen, welche Imioniſka heißen.
Jetzt ſämmtliche Geſchlechter ſolcher ſich befleißen,
Und ſelten, daß aus Dobrzyn ſie ſtammen, wiſſen;
Dort konnte man, wie anderswo, ſie nicht wohl miſſen.
Drum thöricht wir die Nachäffung bekunden müſſen. —
Zum Beiſpiel einem Matiſchek, dem Geſchlechtshaupt, pflegen
Sie „Kirchenhahn" als Namen immer beizulegen.
Im Jahre ſiebzehnhundertvierundneunzig nahm er
Selbſt an den Namen Gürtelfaſſer; doch bekam er
Nun den: „Kaninchen" von den Dobrzynern wieder.
Maß aller Maße nannten ihn die Litwer Brüder.
Wie vor den Männern er hervorragt, ſo erhoben
Im Dorf ſein Haus war, zwiſchen Kirch' und Schenke droben,
Beſucht war's ſelten. Arme nur dort ein ſich fanden.
Da Thore ohne Flügel, Gärten zaunlos ſtanden.
War nirgends Saat und Birkchen wuchſen im Reviere,
Doch dient dem Hof das Vorwerk, ſchien's, zum Hauptquartiere;
War größer, ſtattlicher, als jede andre Hütte.
Die rechte Seite hatte Ziegel in der Mitte.
Beim Magazine waren Vieh- und Pferdeſtälle,
Nach Schlachtſchitzſitte an einander jede Stelle.
Doch, Alles alt, verfaulte ſchon. Die Dächer ſchienen
Wie grün mit Blech belegt; Gras und Moos hier grünen,
Die wie auf Wieſen wuchſen. Einem Hängegarten
Das Strohdach gleichet, denn Gewächſe aller Arten,
Wie Diſteln, rother wilder Safran und Kamillen
Und Fuchsſchwanz mit den vielen Farben, ihm entquillen.
An Seitendächern Neſter ſind und Taubenſchläge,
Am Fenſter Schwalben niſten. An der Schwelle rege
Sich Löcher wühlen in den unbetretnen Raſen
Und ſpringen auf und nieder weiße Seidenhaſen.
Das Haus gleicht Vogelbauern, kurz Kaninchenhecken.
Befeſtigt war ehmals. Zeichen noch entdecken,
Daß oftmals ſtarke, heft'ge Stürme dran geſchlagen.
Im Gras am Thor ſieht, wie ein Siegeshaupt, man ragen
Die eiſerne Kanonenkugel, aus den Kriegen
Mit Schweden. Sonſt am offnen Thoresflügel liegen
Sie mußte, um ihn offen, ſtatt des Steins, zu halten.
Im Hofe, ſeht! im Unkraut und Abſinth die alten
Zerſchlagnen vielen Kreuze, die ein ſicher Zeichen,
Daß hier in ungeweihter Erde ruhn die Leichen
Von Männern, die hier plötzlich unverhofft gefallen.
Wer hin zum Haus, zum Speicher, Magazin will wallen,
Dem bis zum Dach die Wände ſchwarz wie von Inſekten
Erſcheinen würden. Ueberall dort Angeln ſteckten,
Den Löchern in der Erde gleich, wo Weſpen heckten!
Und Riegel, Nägel, Haken an der Thür zerhauen
Sind, oder Säbelſpuren noch daran zu ſchauen.
Man probir hier einſt ſicher Siegmuntowſklingen,
Von deren Hieb die Köpfe von den Nägeln ſpringen,
Die ſchartlos bleiben, bauet man damit auf Eiſen.
Und über'm Thore könnte man die Wappen weiſen;
Doch Käſereih'n die Armatur verbau'n daneben,
Auch Schwalben ſie mit ihren Neſtern rings verkleben. —
Im Hauſe drin, im Wagenſchuppen und im Stalle
Sind Rüſtungen, ſowie in alter Waffenhalle;
Vier ungeheure Helme unter'm Dache hingen,
Mars-Stirnenzierden. Drin jetzt Hausvögel ſingen,
Die Tauben ihr Gru, Gru! wenn ihre Brut ſie ſpeiſen.
Die Krippe decket, wie ein Netz, ein Hemd von Eiſen,
Weit ausgeſpannt, und Schuppenpanzer ſind die Raufen,
Worin der Knecht den Fohlen gibt die Grummethaufen.
Am Herd die Köchin gottlos ſchon Rappiere ſtählte,
Die, in den Ofen ſteckend, ſie zum Bratſpieß wählte.
Der Roßſchweif, Wiener Beute, muß ſogar entſtieben
Die Handmühl'; Hausfrau Ceres, kurz, hat Mars vertrieben.
Auch Flora und Vertumnus mit Pomonen
Im Haus und Stall und Scheune friedlich jetzo wohnen.

(Spazier.)

## 5) Der Kriegsrath.

Die erſten Worte die des Boten Bartek waren,
Der, weil er oft nach Königsberg zu Schiff gefahren,
Im Lande nur der Preuße ward zum Spaß geheißen;
Denn obwohl ſonſt er haßte fürchterlich die Preußen,
Beiſprach er ſie doch gerne. Schon bejahrt und lange
Und viel auf Reiſen, ſchaute Vieles er auf manchem Gange,
Las viel die Zeitung, darum Politik er wußte
Und ſo dem Rath nicht wenig Licht verſprechen mußte.
Er ſchloß nun ſo:
Wir können, Matiſchek, lieber Vater
Und Bruder du und Wohlthäter, des Dorfs Berather,
Auf dieſe Hilfe bauen. Ich auf Frankreich mich verlaſſe,
Sowie ich ſicher baue auf vier Karten-Aſſe.
's iſt tapfer Volk und ſeit des Herrn Kosciuszko's Zeiten,
Sah durch die Welt kein ſolches Kriegsgenie man ſchreiten,
Als ihren großen Kaiſer da, den Bonaparte.
Noch ſeh ich die Franzoſen kommen durch die Warte,
Als ich beim Aufſtand damals war, im Jahr der Gnade
Eintauſendundachthundertſechs, in Danzig grade.
Ich hatte da in Poſen viele Anverwandte,
Beſuchte ſie und zu Grabowſki erſt mich wandte,
Zu Joſeph, Oberſt jetzo, der zu jenen Zeiten
Dort wohnt' bei Obilzierze. Oft erfreuten
Wir dort uns, kleines Wild zu jagen, und die Leute
Dort Frieden damals haßten, wie wir Litwer heute.
Da plötzlich kam von einer großen Schlacht die Sage;
Und ſchrieb Herr Terwen jene große Niederlage.
Grabowſki lieſ't das Schreiben: „Jena, Jena!" ſchreit er,
„Sieg, Sieg! Auf's Haupt den Preußen ſchlugen unſre Streiter!"
Vom Pferd war ich geſtiegen, auf die Kniee gefallen,
Um Gott zu danken. Dann zur Stadt ſogleich wir wallen,
Wie in Geſchäften und als ob wir Nichts erfahren.
Die Landräthe und Hofräthe ſchon dorten waren
Und Commiſſär' und andre Kerle ihresgleichen.
Verbeugend tief ſich, Alle zittern und erbleichen,
Wie Perſaks, die mit warmem Waſſer man begoſſen.
Die Hand wie lachend reiben, bitten die Genoſſen
Demüthiglich um Nachricht; ich nach Jena frage.
Da faßt ſie Angſt; ſie ſtaunen, daß die Niederlage
Wir ſchon erfahren. Herrgott! Ach! dann deutſch ſie riefen,
Geſenkten Haupts. Dann in die Häuſer bald ſie liefen

Und bald heraus. Das war euch Zucht! da Flücht'ge fahren
Auf allen polniſchen Wegen. Gleich den Ameiſenſcharen
Die Deutſchen [illegible], Fuhrwerk ziehend, das ſie nennen
Fornalki, Wagen, und Männer, Frauen rennen
Mit Pfeifen, Schachteln, Betten, Thee- und Kaffeekannen.
Wir aber uns berathen ganz daheim; von dannen
Dawai! zu Pferd! den Deutſchen wehrend, ſo zu fliehen.
Wir ſchlagen in's Genick den Landrathen und ziehen
Den Geizarden das Fell ab, an die Zöpfe faſſen
Die Herren Officiere. Da mit Polenmaſſen
Dombrowski kam und theilte für die Franzoſen
Zum Aufſtand auf die Männer allerwärts von Polen,
Da ward der Preuß' herausgeklopft in wenig Wochen,
Nicht ſoviel blieb, um Mützen davon zu kochen.
Wenn man auch hier zu Werke alſo könnte ſchreiten,
Den Ruſſen auch in Litwa ſolch ein Bad bereiten! —
Was meint Mathias? — Wenn mit Bonaparten treibet
Die Kogen uns einander Ausland, — das wohl bleib
Kein Spaß! — Der erſte Kriegsheld! Zahllos ſeine Heere! —
Was Papa Maz, Kaninchen, Eure Meinung wäre?" —
Er ſchielt: — Auf Matſchek's Urtheil Acht nun Alle geben.
Der regt das Haupt nicht, mag die Augen nicht erheben,
Nur mag er auf die Hüfte mit der Hand ſich ſchlagen,
Als ſuch' er ſeinen Säbel — ſeinen mocht' er tragen
Seit Polens Theilung; aber die Gewohnheit heute,
Daß, trotz den Ruſſen Einer ſich die Hand bewegte,
Zur linken Hüfte, ſuchend daran ſeinen Degen,
Und dick gewöhnlich Tabak er der Sitte wegen —
Jetzt hebt den Kopf er: Alles lauſcht in tiefſtem Schweigen.
Doch täuſcht Mathias Aller Hoffnung. Finſter zeigen
Die Brauen ſich, zum Buſen ſinkt das Haupt ihm nieder.
Er ſpricht: doch ſo, daß jedes Wort hallt langſam wider
Und ſtark betont, weil Takt dazu das Haupt ihm nickte.
„Still! forſcht, woher die Nachricht! ſagt, wer ſie euch ſchickte,
Wer die Franzoſen führet, wo ſie ſind zur Stunde?
Begann ſchon Krieg mit Rußland, und aus welchem Grunde?
Und wo? wo ziehn ſie? Wie viel mögen ſie betragen
An Fußvolk und an Reitern? Wer es weiß, mag's ſagen!" —
Da ſchweigt die Schar und ſieht ſich fragend an im Kreiſe.
„Den Bernhardiner abzuwarten, wäre weiſe!"
Rief Prusak; „denn von Robak kommt die Nachricht eben!
Indeß zur Gränze ſich Spione ſchlau begeben,
Mag ſich die ganze Gegend ſchon ganz ſtill bewehren,
Dieweil behutſam wir darüber hier verkehren. —
Daß hier die Ruſſen lange ohne Furcht noch wären!"
„Ja! Warten! immer warten!" rief da Maz der Zweite.
Täufer heißend von der großen Keul' zum Streite,
Die Taufkeul'*) er nannte und womit er ſpritzte!
Auf ihren Knauf er ſeine Hände vor ſich ſtützte,
Auf ſie das Kinn; dann ſchrie er: „Warten, ja, verſchieben
Und Sejmiks machen, endlich aufeinanderſchieben!
Nicht Königsberger Fremdenklugheit ich beſitze;
Die iſt für Preußen, ich bin kluge Schlachtſchitzwitze.
Das weiß ich, wer ſich ſchlagen will, der nimmt die Spritze;
Wer aber ſterben will, der ruft ſich Gottesdiener,
Und Baſta! — Nun, ich leb' und ſchlag' — was Bernhardiner?
Sind Schüler wir? Was Robak, Wurmmann*)? — Sein wir darum
Selbſt Würmer, die an Nüſſen nagen! Larum, larum!
Spione? Was das heißt? Eitel ſind die Alten!
Ei, Brüder! magſt zum Spüren Hühnerhunde halten,
Zum Betteln Bernhardiner! Ich, mein Bruder, ſpritze,
Ich ſpritze! Baſta!" Dabei ſtreicht er ſeine Stütze
Und alle Schlachtſchitz rufen mit ihm: „Spritze! Spritze!" —
Ihm halfen Bartek — welchen „Bartſtahl" man hier nannte
Vom dünnen Schwert — und Gießkann' Maz — das Beiwort wandte
Die Büchſ' ihm zu, aus der die Kugeln ſtromweis fließen —
„Es leb' der Spritzer mit der Spritze!" — Beide riefen.
Der Preuße will noch reden; Lärm und Lachen hemmen
Betäubend aber ihn: „Fort!" ſchrie man, „Preußenmemmen!
Nur Feige ſich in eines Mönches Kutte klemmen!"
Da ward vom alten Matſchek leiſ' das Haupt erhoben,
Worauf ſogleich beſänftigt ſich das laute Toben.
„Nicht Robak's ſpottet! Tücht'ger Piaſt das, wir das wiſſen!
Ein Wurm, der größre Nüſſe ſchon als ihr zerbiſſen!
Ich ſah ihn nur einmal. Doch, nach wenig Blicken
Erkannt' ich ihn. Er mochte weg die Augen drücken,
Aus Furcht, daß ich die Beichte möchte ab ihm fragen.
Was kümmert's mich? Es wäre viel davon zu ſagen!
Iſt von der ganzen Nachricht der nur der Verbreiter —
Wer weiß, warum? — Das Teufelsriſtlein! Wenn ihr weiter
Nichts wißt, als ſeine Nachricht — doch aus welchem Grunde
Kamt ihr denn her? Was wolltet ihr zu dieſer Stunde?" —
„Krieg!" — riefen ſie. — „Wem wolltet ihr denn Krieg wohl bieten?" —
„Den Ruſſen Krieg! Los!" rief es, „auf die Moskowiten!" —
Doch rief der Preuße, immer mit der Stimme ſiegend,
Bis er Gehör erbeten theils, ſich tief verbeugend,
Sich theils erkämpft, denn ſeine Stimme ſcholl zu gellend.
„Ich ſchlag' mich," rief er, mit der Fauſt die Bruſt ſich ſchellend,
„Auch ohne Wedel; taufte mit der Ruderſtange
Vier Preußen tüchtig einſt, die mich auf einem Gange
Betrunken in der Pregel dachten zu erſäufen." —
„Brav, Bartek!" ſchrie der Wedler, „taufen, Brüder, taufen!"
— Barmherz'ger Jeſus," Jener rief, „man muß doch wiſſen,
Wohin uns unſre Leute werden folgen müſſen,
Zumal wir ſelbſt nicht wiſſen noch, wohin zu gehen!
Ihr Brüder Schlachtſchitz! Alles muß nur klug geſchehen!
Wohlthäter! Ordnung, Ordnung immer muß uns führen.
Und wollt ihr Krieg, ſo müſſen wir uns conföd'riren,
Bedenken, wer ein Freund uns iſt und wer uns ſchade.
So war's in Polen! Als die Flucht man dort gewahrte
Der Deutſchen — was geſchah da? Still wir uns beriethen,

---

*) Kropidło — der Weihwedel, deſſen Prieſter zum Beſprengen des Weihwaſſers, bei Leichen beſonders, ſich bedienen.

*) Robak heißt wörtlich überſetzt „Wurmmann".

Die Schlachtſchitz zu bewaffnen, Leute aufzubieten,
Dombrowski's Zeichen und Befehlen ſtets gewärtig.
Dann haiſch! auf's Pferd! — Der Aufſtand war auf einmal fertig!"
  Da hört den Commiſſär von Kleck um's Wort man bitten
Ein junger, hübſcher Mann mit deutſchem Kleid und Sitten
Und Buchmann heißend, Pole doch und aus dem Lande;
Doch wußte Niemand ſicher, ob vom Adelſtande;
Doch war das gleich und Jeder unſern Buchmann ehrte,
Weil er zum Dienſte eines großen Herrn gehörte.
Er war ein Patriote, kenntnißreich, ſtudirte
Aus fremden Büchern, wie man Landwirthſchaft wohl führte,
Die Güter wußte ordentlich er zu verwalten,
Recht kluge Reden über Politik zu halten
Und ſchrieb recht ſchön und konnte ſehr die Rede zieren.
Als Alles ſchwieg, begann er ſo zu raiſonniren:
  „Ich bitt' um's Wort!" das wiederholt er, ſich verbeuget
Und hüſtet, dann ſonoren Lippen dies entſteiget:
  „Die Sprecher vor mir, mit den Stimmen, den beredten,
Berührt die nöthigſten und erſten Punkte hätten.
Die Discuſſion auf höhern Standpunkt zu erheben
Bleibt übrig mir; in einem Fokus eingeſammelt geben
Soll ich die tauſend Folgerungen und Ideen;
Die Widerſprüche hoff' ich ſo verſöhnt zu ſehen.
Zwei Theile ſah ich in der ganzen Unterhaltung
Die Theilung iſt gemacht — ich folge dieſer Spaltung:
Zuerſt: warum wir aufſtehn, wie wir's machen ſollen?
Das iſt die erſte Lebensfrage, die wir ſollen
Erörtern; dann, wer Führer wohl des Aufſtands wäre?
Die Theilung trefflich! Aber ich ſie um jetzt kehre,
Beginnend von der Leitung: wenn wir ſie verſtänden,
Wir die Subſtanz, die Stunde und den Zweck wohl fänden.
Was nun betrifft die Leitung! — Wenn den Blick wir ſchicken
Hin durch die ganze Weltgeſchichte, was erblicken
Wir da? Die Menſchen wild in Wäldern ſich zerſtreuen;
Man ſammelt ſich, um beſſern Schutzes ſich zu freuen,
Erſinnt ihn. Hier berathet man im erſten Falle;
Ein Jeder gibt von ſeiner Freiheit auf für Alle
Ein Theilchen; dies das Erſtgeſetz, aus dem entfließen
Die andern, wie aus Quellen Ströme ſich ergießen.
Die Leitung, ſehn wir, bildet erſt ſich in Verträgen,
Stammt nicht von Gott, wie Manche wohl die Meinung hegen.
Das iſt die Macht, auf den Geſellſchaftspact gegründet.
Die Theilung der Gewalten ſich nun ſpäter findet."
  „Da ſind gar Pacte nun! Kiewer oder Minsker?*)
Dabei iſt die Regierung auch wohl, die Babinsker?"
Der Alte ſprach: „Wir ſtreiten nicht, ob aufgedrungen
Den Czar uns Gott, ob Teufel ihn uns aufgezwungen.
Wir ſtürzen ihn, — Herr Buchmann, das lehrt unſre Jungen!"
„Da ſitzt's," rief Wedler, „könnte nur hinauf ich drängen
Zum Thron, und patſch! den Czaren einmal nur beſprengen,
Käm' er zurück weder mehr durch Kiews Pacte,
Noch die von Minsk, noch alle Buchmann'ſchen Contracte.
Auch die von Gottes Gnaden werden ihn nicht wecken,
Noch Teufelsgnaden; bravo, wer da tauft mit Stöcken!
Gar ſehr beredt, Herr Buchmann, ſprecht ihr; aber Sprache
Iſt Rauch und Qualm; das Taufen iſt die wahre Sache!" —
  „Na, na!" — Der Bartſtahl pipte, ſich die Hände reibend
Und zwiſchen Maz und Wedler hin und her ſich treibend,
Wie wohl ein Weberſchiffchen läuft in größter Eile.
„Du Matſchek mit der Ruthe, Matſchek mit der Keule,
Vereinigt euch: zu Spänen wir mit Gott ſie ſpellen;
Bartſtahl wird dem Commando ſich der Ruthe ſtellen!" —
  „Commando!" rief der Wedler, „gut auf der Parade,
War kurz und bündig in der Kownoer Brigade;
Den Feind in Schrecken ſetzen, ſelber nicht erbeben,
Sich wehren, ſchlagen, vorwärts immer Hiebe geben,
Klar, klar!" — „Ja, das," kreiſcht Bartſtahl, „ſind mir noch Befehle!
Was Acten ſchreiben, Tinte kleckſen — ſolch Gequäle!
Bedarf's der Conferirung? Darin ſolch Gehabe?
Der Marſchall Maz iſt, mit dem Rüthchen, ſeinem Stabe."
— „Er lebe!" ſchrie der Wedler, „Kirchenhahn ſoll leben!"
Mit „Wedler lebe!" — andre Schlachtſchitz' ſich erheben
In Winkeln lärmt's noch, während Andre längſt ſchon ſchweigen,
Drauf zwei Parteien ſich im Schlachtſchitzrathe zeigen.
Herr Buchmann rief: „An Eintracht iſt mir Nichts gelegen!
Dieß mein Syſtem!" Ein Andrer rief: „Ich bin dagegen!"
Die Winkel wiederholen dieß, bis gleich der Tuba
Erſcholl die Stimme des erſchienenen Skoluba:
  „Was trumpft ihr auf hier, Dobrzyner. Sprecht, ihr Herren,
Will man von der Berathung ganz uns aus denn ſperren?
Man ließ uns unſern Sakzianeks her uns holen;
Vom Pförtner ward es von „mein Herrchen" anbefohlen,
Verſichernd, daß ſich's handelte von wicht'gen Dingen,
Die Dobrzyn nicht nur, die Alle an uns gingen
Im ganzen Kreis. Auch Robak hörten ſo wir ſingen,
Und ſtotternd, dunkelſprechend, ganz nach ſeiner Weiſe.
Das End' vom Lied war: wir beſchickten rings im Kreiſe
Durch Boten unſre Nachbarn und ſind hergefahren.
Ihr ſeid drum nicht aus Dobrzyn allein; die Scharen
Aus andern Sakzianek's bis zweihundert zählen.
Wir rathen Alle; will man einen Marſchall wählen,
So ſtimmen Alle; Keinem darf ſein Votum fehlen!
Die Gleichheit leb'!" —
  So riefen auch zwei Terajewicz
Vier Stypulkowicz, alſo auch die vier Mickiewicz:
„Die Gleichheit leb'!" — Nur hinter Herrn Skoluba's Rücken
Rief Buchmann: „Eintracht wird uns in's Verderben ſchicken!" —
Der Wedler: — „Wir — wir können's Allen auch erſparen!
Hoch unſer Marſchall, Matſchek aller Matſchek's! Scharen
Wir um den Stab!" — Die Dobrzyner ſchrien: „Wir bitten!"
Die andern Schlachtſchitz aber: „Das wird nicht gelitten."*)

---

*) Die Zeit um Johanni iſt in ganz Polen die Zeit der Contracte, d. h. alle Landbewohner kommen in die Kreisſtadt, um die Pachtverträge, Verkäufe abzuſchließen, Pachtgelder u. ſ. w. einzunehmen.

*) Die beiden Formeln auf den alten Reichstagen bei der Abſtimmung: nie pozwalam — und prosiemy.

Da ſpaltet ſich die Menge; in zwei Haufen ſchreiten
Sie mit dem Kopfe nickend nach zwei Gegenſeiten;
Die einen ſchrei'n: wir bitten! — jene: nicht gelitten!
Der Greis indeß ſaß ſchweigend einſam in der Mitten
Mit regungsloſem Haupte — Gegenüber ſtützte
Der Werter auf die Keule ſich, mit der er ſpießte,
Und an dem Knauf derſelben mit den Händen treibend,
Als wär's ein Kürbis wohl, auf langer Stange ſtehend,
Und immer rufend: „Tanzen müßt ihr, Leute, tanzen!“
Entlang die Stube Bartſtabl ſieht man eilſam tanzen.
Er ſtets den Weg von Matſchek's Stuhl zum Werter machte,
Indeß das Zimmer Kießkann' oder durchſchritt und ſachte,
Von Dobrzynern zu den Armen ſie zu laden
Zur Eintracht. Hier „Pigieben“ rief's und dort „Barbieren!“
Mathias ſchwieg; doch fing ſich an ſein Zorn zu rühren.
Lang dauert ſo das Lärmen, als in dieſem Leben
Und mitten über Aller Häupter ward erhoben
Ein blitzend Schwert von deutſchem Nürnberger Stahle;
Und ſchweigend ſchauen Alle nach dem Waffenſtiele.
Wer's hob, nicht ſah man; Einer aber konnt's nur heben.
Das Federmeſſer — „Federmeſſer,“ rief's, „ſoll leben!
Sadzianek's Zierde, Farbe und Rembaullo lebe!
Mein Herzchen! Haibbeck! Und Rembaullchen ſich erhebe!“
Bald ſieht Gervaſe man, den Haufen ſchnell durchdringend,
Das Federmeſſer ſiegend um das Haupt ſich ſchwingend; —
Die Spitz' er ſenkt vor Matſchek, ſeines Grußes Zeichen,
Und ſpricht: „Dem Käthchen Federmeſſer Gruß mag reichen.
Doch kam ich nicht, ihr Brüder, Rath euch zu ertheilen,
Ich ſag' nur, warum ich arbeiten, bis zu eilen,
Ihr ſelbſt entſcheiden mögt, was uns wir vollbringen,
Ihr wißt, im Sadzianek ſonſt Gerüchte gingen,
Daß in der Welt jetzt wichtige Dinge vorgefallen
Was Vater Robak ſagte, iſt's bekannt euch Allen!“ —
„Wir wiſſen's,“ rief's. — „Zwei Worte dann die ſo Geſcheuten,“
Fuhr Jener fort mit ſcharfem Blicke — „ſchon bedeuten.
Nicht wahr? — Ja, ja! — Wenn auf einander von zwei Seiten
Der Franken Kaiſer und der Czar der Ruſſen ſchreiten,
Da muß wohl Krieg der Kaiſer machen mit dem Czare
Und nach Monarchenſitte faſſen ihn beim Haare,
Und ſind wir ſtill, wenn Große würgen ſo die Großen?
Wir würgen Kleine; jeder mag dann niederſtoßen
Den Seinen, Große Große, Kleine Kleine, oben
Und unten, ſchlagen drein wir, iſt wohl bald zerſtoben
Die Brut; wir würden Republik und Glück ſo kaufen!“ —
— „Ja, ja!“ rief Werter, „tanzen, damit Boſa, tanzen!“ —

(Spazier.)

### 6) Die Polonaiſe.

Der Podkomorzy ſchreitet vor und rückwärts ſtreifet
Des Kontuſch Puffe, dreht den Schnauzbart und ergreifet
Sophiens H[illegible] zärtlich grüßend zu erbitten
Zum erſten Paar; zu andern Paaren Andre ſchreiten.
Das Zeichen ſchallt, der Tanz beginnt, von ihm geleitet.
Mit rothen Stiefeln auf dem Raſen hin er gleitet;
Der Säbel glänzt, der Gürtel reichen Schein verbreitet
Und langſam er, faſt läſſig, kann man ſagen, ſchreitet,
Doch jeder Schritt des Tänzers, jede Regung kündet,
Was er im Sinn hat, Alles was er nur empfindet.
Jetzt ſteht er ſtill, als wollte er die Dame fragen,
Und neigt zu ihr und will in's Ohr ihr Etwas ſagen.
Das Haupt die Dame wendet, ihn zu hören ſcheuet,
Er zieht die Mütze, neiget tief ſich — da erfreuet
Sie ihn mit einem Blicke, aber noch ſie ſchweiget.
Und langſamer er ſchreitet, ſpähend, wie ſie blicket,
Mit ſeinen Augen. Endlich lächelt er beglücket
Durch ihre Antwort. Schneller geht er, ſtolzer ſehend
Auf ſeine Nebenbuhler. Bald er, alſo gehend,
Auf ſeine Stirn die Confederatkamütze drücket
Mit ihrem Reiherbuſche; bald ſie ſchüttelt, rücket
Sie endlich in die Quere, ſeinen Schnauzbart ſtreichet.
Er geht und Alles neidiſch hinterher ſich ſchleichet;
Wie gern mit ſeiner Dame er die Menge flöhe!
Und manchmal hält er, höflich hebend in die Höhe
Die Hand und freundlich bittend, daß vorbei man ziehe;
Und manchmal überlegend, wie geſchickt er fliehe,
Nimmt andern Weg und möchte gern ſie irre leiten.
Die Luſtigen beſtändig aber ihn begleiten,
Belagern ihn von allen Seiten, ihn umſchlingend.
Da wird er bös; die Rechte an den Säbel bringend,
Sagt gleichſam er: Weh! Eiferſücht'ge; und doch lache
Ich über! Dann mit ſtolzer Stirn, im Auge Rache,
Dreht er ſich nun, grad auf die Menge loszugehen.
Die Tänzer aber wagen ihm nicht feſt zu ſtehen;
Sie weichen — und, die Ordnung ändernd ihrer Reihen,
Von Neuem nun verfolgen ihn.
Und Alle ſchreien:
„Das iſt vielleicht der Letzte! — junge Leute, ſehet!
O ſeht! Es iſt der Letzte wohl, der ſo verſtehet
Zu führen Polonaiſen!“ Und die Paare wollten
Mit Heiterkeit und lärmend; bald ſie ſich entfalten,
Bald ſchließen ſie ſich wieder; gleich den Rieſenſchlangen,
Sind ſie in tauſend Windungen umher gegangen.
Die bunten Farben und die bunten Schmucke blinken
Von Damen, Herren, Kleidern in der Sonne Sinken,
Wie eine goldne Schildkrötſchale, die vom Grunde
Des dunklen Raſens abſticht. Jetzt die Tänzerrunde
Beſchließt den Tanz und Bravo's und der Töne Schallen
Und endloſe Toaſte ringsum widerhallen.

(Spazier.)

## 4.

## Kraſinski.

### Die hölliſche Komödie.*)

### 1.

### Act 2. Prolog. Scene 1, 2, 3.

Warum, o Kind, reiteſt du nicht auf einem Stocke umher, ſpielſt nicht mit der Puppe, quälſt die Fliegen nicht und ſpießeſt keine Schmetterlinge auf Nadeln? Warum wälzeſt du nicht auf dem Raſen, ziehſt keine Leckereien und beſpülſt nicht alle Buchſtaben von A bis Z mit Thränen? König der Fliegen und der Nachtvögel, Freund der Polichinelli, kleiner Ausbund, warum biſt du einem Engel ſo ähnlich? Was bedeuten deine blauen Augen, die du immer niederſchlägſt, ob ſie gleich feurig ſind, die von Erinnerungen voll ſind, wenn auch nur wenige Lenze über deinem Haupte entſchwunden? Warum fügeſt du die Stirne auf die weißen Händchen, und wie die Blumen vom Thau, ſo ſind deine Schläfen belaſtet von Gedanken?!

---

*) Der leitende Gedanke des Dichters der „hölliſchen oder unchriſtlichen Komödie (Nieboska Komedja)“ — als welcher mit Gewißheit der Graf Kraſinski bezeichnet werden darf — iſt, daß von den irdiſchen Intereſſen unſrer Zeit ein jedes noch ſo hohes immer zu einem höheren anſtrebe und daß endlich dem wahren Chriſtenthum Alles ſubordinirt ſei. Eingekleidet wird dieſe Grundidee in einen Kampf, welcher iſt der Kampf des ſubjectiven Gedankens mit der objectiven Wahrheit. Der ſubjective Gedanke iſt der innere, in der Wirklichkeit nicht vorhandene Gedanke; er iſt die Ahnung oder die Erinnerung des

Und wenn du roth wirſt, glühſt du wie eine hundertblättrige Roſe, und die Locken nach hinten ſchiebend blickſt du hinauf zum Himmel. Sprich, was ſiehſt du denn, was hörſt du, mit wem unterhältſt du dich? Denn deine Stirne bedeckt ſich dann mit Falten wie mit dünnen Fädchen, wie von einem unſichtbaren Knäuel gewickelt; denn in deinen Augen glänzt ein Funke, welchen Keiner verſteht, und deine Mutter weint mit dir und glaubt, du liebſt ſie nicht, und die Freunde und Verwandten rufen dir und glauben, du erkennſt ſie nicht. Dein Vater allein ſchweigt und blickt düſter, bis ihm eine Thräne ſich hervordrängt und wieder verſchwindet.

Der Arzt befühlte deinen Puls, zählte die Schläge und erklärte, du ſeieſt nervenſchwach. Dein Pathe brachte dir Kuchen, klopfte deine Wangen und prophezeite, du werdeſt Bürger eines großen Volkes. Der Profeſſor trat herbei und betaſtete deinen Kopf und ſagte, du habeſt Anlagen zu den abſtracten Wiſſenſchaften. Der Bettler, dem du im Vorbeigehen einen Groſchen in den Hut legteſt, verhieß dir eine ſchöne Frau und die himmliſche Krone. Ein Soldat ſprang herbei, hob dich in die Höhe und rief aus: du wirſt einſt General! Die Zigeunerin las lange in deiner Hand, konnte Nichts herausleſen, ging ſeufzend fort und wollte den Dukaten nicht annehmen. Der Magnetiſeur berückte deine Augen, umkreiſete mit ſeinen Fingern dein Geſicht und flüchte, denn er wurde ſelber ſchläfrig und wollte vor dir niederknieen, wie vor einem Heiligenbilde. Der Vater kam, da du zornig warſt und mit dem Füßchen ſtampfteſt; er machte einen kleinen Satan aus dir und malte dich auf ſeinem Bilde vom jüngſten Tage unter die böſen Geiſter.

Unterdeſſen wächſeſt du heran und wirſt immer ſchöner, nicht in jener kindlichen Friſche wie Milch und Blut, ſondern in der Schönheit wunderbarer, unbegreiflicher Gedanken, die nur aus einer andern Welt dir zufließen; denn wenn auch deine Augen oft matt ſind, deine Wangen bleich und deine Bruſt gebückt, bleibt doch Jeder, der dich ſieht, ſtehen und ſagt: „Welch ein ſchönes Kind!“ — Wenn die welkende Blume eine Seele von Dauer und eine Begeiſterung vom Himmel hätte, wenn auf jedem ſich zur Erde neigenden Blatt ein Engelsgedanke läge ſtatt eines Thautropfens, dieſe Blume würde dir ähnlich ſein, mein Kind; vielleicht waren die Blumen ſo vor Adams Fall. —

(Ein Kirchhof. Der Mann und Georg bei einem Grabe mit gothiſchen Pfeilern und Thürmchen.)

**Der Mann.**

Nimm den Hut ab und bete für die Seele deiner Mutter.

**Georg.**

Gegrüßet ſeiſt du, Maria, du biſt voll der Gnaden Gottes, Königin der Himmel, Maria, Herrin alles deſſen, was da blühet auf Erden, auf den Feldern, an den Bächen ....

**Der Mann.**

Warum änderſt du die Worte des Gebetes? Bete, wie man es dich gelehrt hat, für deine Mutter, welche heute vor zehn Jahren um eben dieſelbe Stunde geſtorben iſt.

**Georg.**

Gegrüßet ſeiſt du, Maria, du biſt voll der Gnaden Gottes und der Herr iſt mit dir, geſegnet biſt du unter den Engeln und jeder reißt, wenn du vorüber gehſt, einen Regenbogen aus ſeinen Flügeln und wirft ihn unter deine Füße; du ſchwimmſt auf ihnen wie auf Wellen ....

**Der Mann.**

Georg!

**Georg.**

Ach, ſei mir nicht böſe, lieber Vater! dieſe Worte kommen mir von ſelber und ſchmerzen mich ſo im Kopf, daß ich ſie ſagen muß.

**Der Mann.**

Steh auf, ein ſolches Gebet kommt nicht zu Gott. Du denkſt nicht an deine Mutter, du kannſt ſie nicht lieben.

**Georg.**

Ich ſehe die Mutter ſehr oft.

**Der Mann.**

Wo, mein Kleiner?

**Georg.**

Im Traume, das heißt nicht ganz im Traume, ſondern wenn ich einſchlafen will; z. B. geſtern.

**Der Mann.**

Mein Kind, was redeſt du?

**Georg.**

Sie war ſehr weiß und mager.

**Der Mann.**

Und ſprach ſie mit dir?

**Georg.**

Mir ſchien's, als ginge ſie auf und ab in einer großen weiten Finſterniß, allein, ganz weiß, und ſie ſprach:

Ich irrte aller Orten,
An jeden Ort ich drang,
Bis an des Weltalls Pforten,
Wo tönet der Engel Sang.

---

Dichters, welcher zugleich Mann und die Hauptperſon, ſo zu ſagen der Held des Drama's iſt. Tiefer als ſeine Poeſie, welche die Poeſie des geborenen und herangebildeten Dichters zugleich iſt, ſteht die des jungen Georg, des frühreifen, erblindeten Kindes, dem die Außenwelt Nichts iſt und der im eigenen Gedanken phantaſtiſche Figuren ſich bildet, ſtill leidend, den Tod kennend ſeit der Geburt. Der Mann iſt auch ein Dichter im ganzen Umfange des Wortes, aber er iſt es nicht allein; als Mann muß er handeln. Durch ſeine äußere Stellung in der Welt gehört der Mann der Partei der Ariſtokraten an; er iſt Graf. Er handelt alſo für das Princip ſeines Standes, das in ſeiner Anſchauungsweiſe freilich nicht der Poeſie ermangelt und dem, ſo aufgefaßt, manche glänzende Seite nicht zu verſagen iſt. Neben ihm ſteht der große Haufe ſeiner Standesgenoſſen: ein ekelerregender, an veraltetem Vorurtheil feſthaltender Pöbel. Das andere Extrem der Meinung, der revolutionäre Sansculottismus, tritt auf. Der Kampf zwiſchen beiden iſt ein Kampf auf Leben und Tod. Das Gebäu des Adels ſtürzt freilich unter dem ſchlachtenden Meſſer der Jakobiner, aber um es ganz zu vertilgen, iſt Einer nöthig, der die Leidenſchaften zu zügeln und ſeinem Willen unterzuordnen verſteht. Dieſer Eine iſt das nothwendige Ergebniß jeder ſocialen Umwälzung: ein Napoleon. Sein Name iſt Pankratius. Er beugt ſelbſt den Mann, da er ihn nicht zu beugen vermag; aber dieſer bleibt im Tode noch Dichter und wählt den Tod, um der eiſernen Knechtſchaft zu entgehen. Pankratius ſteht auf dem Gipfel ſeiner Bahn. Es iſt ſein Wendepunkt. Er hat ſein Tagewerk vollbracht. Der zerſtörten Welt erbarmt ſich das Kreuz. Dem Galiläer bleibt der Sieg. In ſeinem göttlichen Scherze wird dann wohl jeder Mißton verklingen.

Vaterniett.

Und ich ſammle für dich, mein Kind,
Eine Menge Geſtalten
Und der Begeiſterung ſchwellenden Wind
Und die Gedanken, feſt ihn zu halten.
Ich ſuch' bei den höhern Geiſtern,
Bei niedern Geiſtern ſuch' ich
Farben und Schatten,
Wohllaut und Strahlen,
Damit du, o mein Kind,
Seiſt, wie die Himmel ſind,
Und daß deines Vaters Liebe
Ewig unverletzt dir bliebe. —

Du ſiehſt, mein Vater, daß ich's noch Wort für Wort gedenke; wirklich, lieber Vater, ich lüge nicht.

Der Mann (für ſich).

Maria, willſt du denn dein eigenes Kind verderben und Zwei auf meine Seele laden? — Was rede ich? Sie iſt ſtill und ruhig im Himmel, wie bei Lebzeiten auf Erden; der arme Junge träumt nur.

Georg.

Auch jetzt höre ich ihre Stimme.

Der Mann.

Von woher? aus welcher Gegend?

Georg.

Als käme ſie aus jenen zwei Buchen, auf die der Glanz der untergehenden Sonne fällt —

Durch deinen Mund
Thu' ich kund
Harmonie und Gewalt,
Die Proſa haſſ' ich
Wie des Lichts Gefall
Und zu dir ſende ich,
Was von Engeln im Himmel
Und von Menſchen auf Erden
Schönheit pflegt genannt zu werden,
Auf daß deines Vaters Liebe
Ewig unverletzt dir bliebe.

Der Mann.

Begleiten denn die letzten Gedanken im Tode die Seele, auch wenn ſie ſchon eingegangen iſt — in die Heimat? Kann denn ein Geiſt zugleich glücklich, ſelig und wahnſinnig ſein?

Georg.

Die Stimme der Mutter wird immer ſchwächer, verſchwindet ſchon faſt hinter der Mauer des Weinbaues; da, da, ſie wiederholt noch:

Auf daß deines Vaters Liebe
Ewig dir bliebe!

Der Mann.

Gott, erbarme dich meines Kindes, das du in deinem Zorne zum Wahnſinn und zum frühzeitigen Tod beſtimmt haſt! Herr, entreiße deinen einzigen Geſchöpfen nicht die Vernunft, verlaſſe die Tempel nicht, die du dir ſelber gebaut haſt; blick' auf meine Qualen und dieſen lichten Engel der Helle nicht aus! Mich haſt du wenigſtens mit Kraft ausgerüſtet, den Andrang der Gedanken, der Leidenſchaften und der Gefühle zu ertragen — aber ihn? Du haſt ihm einen Körper gegeben wie ein Spinnengewebe, den jeder große Gedanke zerreißen muß, o Herr, du mein Gott — o mein Gott. — — Seit zehn Jahren habe ich keinen ruhigen Tag. Du haſt mir viele Menſchen zugeſandt, die mir Glück wünſchten, mich beneideten, mir wohl wollten. Du haſt ein Univerſum von Schmerzen und vergänglichen Befriedigungen und Ahnungen und Träumen auf mich geſchleudert. Deine Gnade iſt über meinen Verſtand gekommen, nicht über mein Herz. Laß mich mein Kind in Frieden lieben und mag es Friede werden zwiſchen dem Schöpfer und den Geſchaffenen! — — — Mein Sohn, entferne dich und komm mit mir. Ewige Ruhe ſei mit den Todten! —

---

(Ein Spazierort. Damen und Herren. Ein Philoſoph. Der Mann.)

Philoſoph.

Ich wiederhole es Ihnen, daß es zur unumſtößlichen freien Ueberzeugung mir geworden iſt, die Zeit der Emancipation der Frauen und Neger ſei gekommen.

Der Mann.

Sie haben Recht.

Philoſoph.

Und außerdem ſteht eine große Veränderung der menſchlichen Geſellſchaft im Beſondern und im Allgemeinen bevor, woraus ich eine fleiſchliche Wiedergeburt des Menſchengeſchlechts und eine Vernichtung der alten Formen herleite.

Der Mann.

Meinen Sie?

Philoſoph.

Eben wie unſere Erdkugel durch plötzliche Revolutionen an ihrer Are gerade oder ſchief wird.

Der Mann.

Sehen Sie dieſen hohlen Baum?

Philoſoph.

Mit neuen Blättern an den untern Zweigen —

Der Mann.

Ja. Was glauben Sie, wie lange kann er noch ſtehen?

Philoſoph.

Weiß ich's? Ein, zwei Jahre.

Der Mann.

Und doch ſind noch heute einige friſche Blätter aus ihm geſchlagen, obgleich die Wurzeln immer mehr faulen.

Philoſoph.

Was folgt daraus?

Der Mann.

Nichts — nur daß er fault und ſich in Kohle und Aſche verwandelt, denn nicht einmal der Tiſchler wird ihn gebrauchen können. Und doch iſt es dein und aller deiner Anhänger Bild, das deiner Zeit und aller deiner Anhänger, des deiner Zeit und deiner Theorie.

---

(Gebirgspaß.)

Der Mann.

Ich habe viele Jahre an der Entdeckung des Urſprunges aller Wiſſenſchaften, aller Freuden und Gedanken gearbeitet und ich habe entdeckt — eine Grabeshöhle in meinem Herzen. Ich kann alle Gefühle bei ihrem Namen nennen und in mir iſt keine Begierde, kein Glaube, keine Liebe; nur ein paar Ahnungen irren in dieſer Wüſte umher: von meinem Sohn, daß er blind wird; von der Geſellſchaft, in der ich aufgewachſen bin, daß ſie ſich auflöſen wird — ich lebe eben, wie Gott glücklich iſt, in mir allein, für mich allein.

Stimme des Schutzengels.

Liebe die Kranken, die Hungernden, die Verzweifelnden! Habe deinen Nächſten, deinen armen Nächſten lieb, und du wirſt erlöſt werden.

Der Mann.

Wer ſpricht da?

Mephiſtopheles.

Ergebenſter Diener, ich ſetze manchmal die Reiſenden durch meine Naturgabe in Erſtaunen; ich bin ein Bauchredner.

Der Mann.

Ein ähnliches Geſicht habe ich irgendwo auf einem Kupferſtich geſehen.

Mephiſtopheles (für ſich).

Der Graf hat ein gutes Gedächtniß.

Der Mann.

Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!

Mephiſtopheles.

Von Ewigkeit zu Ewigkeit — Amen. — (Hinter den Felſen verſchwindend.) Gelobt ſeiſt du und deine Dummheit!

Der Mann.

Armes Kind, das für die Schuld des Vaters, für den Wahnſinn der Mutter zu ewiger Blindheit verdammt iſt! Es iſt nicht zur Vollendung gediehen, leidenſchaftslos lebt es nur im Traume; es iſt der Schatten eines vorüberfliegenden Engels, auf die Erde geworfen und umherirrend in ſeiner Vergänglichkeit. — — — Was für ein ungeheurer Adler flog denn da, wo jener Menſch verſchwand?

Der Adler.

Sei mir gegrüßt! ſei mir gegrüßt!

Der Mann.

Er iſt ganz ſchwarz, er fliegt auf mich zu, das Schwirren ſeiner Flügel iſt gleich dem Pfeifen der Kugeln in der Schlacht.

Der Adler.

Kämpfe mit dem Degen deiner Väter für ihre Ehre, für ihre Macht!

Der Mann.

Er hat ſeine Fittige über mir, mit dem Blick der Klapperſchlange fängt er meine Augen. Ha! ich verſteh' dich —

Der Adler.

Gib nicht nach, gib nimmer nach, und deine Feinde, deine elenden Feinde werden zu Staub.

Der Mann.

Lebe mir wohl unter den Felſen, hinter denen du verſchwindeſt. Was es auch ſei, Trug oder Wahrheit, Sieg oder Verderben, ich glaube dir. Bote des Ruhms! Vergangenheit, komm du mir zu Hilfe, und wenn dein Geiſt in Gottes Schooß zurückgekehrt iſt, mag er ſich wieder losreißen, über mich kommen, Gedanke und That werden! — (Er wirft eine Natter die Felſen hinab.) Fluch dir, ekles Gewürm! Wie ich dich hinabgeworfen habe und in der Natur deinetwegen keine Trauer ſich zeigt, ſo werden ſie Alle in den Abgrund ſtürzen und ihretwegen wird keine Trauer ſein, kein Ruhm wird ihnen bleiben, keine Wolke wird ſich in ihrem Fluge aufhalten, um auf ſo viele zuſammengekommene Söhne der Erde zu ſchauen.

Sie zuerſt — dann ich —

Unermeßliches Blau, du umgibſt die Erde, die Erde iſt ein Kind, das mit den Zähnen knirſcht und weint; aber du zitterſt nicht, hörſt ſie nicht, du fließeſt fort in deiner Unendlichkeit. — Mutter Natur, lebe nun wohl! Ich will mich jetzt zum Menſchen wandeln, ich werde kämpfen mit meinen Brüdern!

## 2.

### Act 3, letzte Scene.

(Gewölbte Halle. Bilder von Damen und Rittern hängen an den Wänden, im Hintergrund ein Pfeiler mit dem Wappenſchild. Der Mann ſitzt an einem marmornen Tiſchchen, auf welchem eine Lampe, ein Paar Piſtolen, ein Säbel und eine Uhr befindlich; gegenüber ein anderer Tiſch mit ſilbernen Bechern und Krügen.)

Der Mann.

Einſt erſchien um dieſelbe Zeit unter drohenden Gefahren und ähnlichen Gedanken dem Brutus der Geiſt Cäſar's. — Auch ich warte heute einer ähnlichen Erſcheinung. Bald wird vor mir ein Menſch ohne Namen, ohne Vorfahren, ohne Schutzengel ſtehen; ein Menſch, der ſich aus dem Nichts hervorgearbeitet hat und vielleicht eine neue Aera anfängt, wenn ich ihn nicht zurückwerfe, ihn wieder in ſein Nichts zurückſtoße.

Begeiſtert mich, ihr meine Ahnen, mit Allem, was euch zu Herren der Welt gemacht hat! Gebet mir alle eure Löwenherzen in meine Bruſt! Die Würde eurer Angeſichter erhebe ſich über meine Stirne, und der Glaube an Jeſus Chriſtus und an ſeine Kirche, der blinde, unerbittliche, glühende Glaube, die Begeiſterung eurer Thaten auf Erden, die Hoffnung auf unſterblichen Ruhm, ein Himmel komme herab auf mich und ich werde Mord und Brand ausüben an den Feinden, ich, der Sohn von hundert Generationen, der letzte Erbe eurer Gedanken und eures Muthes, eurer Tugenden und eurer Fehler.

(Es ſchlägt zwölf Uhr.)

Jetzt bin ich bereit.

(Er ſteht auf. Ein bewaffneter Diener kommt.)

Diener.

Gnädiger Herr, der Mann, welcher vor Ihnen erſcheinen ſollte, iſt angekommen.

Der Mann.

Er mag eintreten.

(Der Diener ab. Pankratius tritt auf.)

Pankratius.

Ich grüße den Grafen Heinrich — das Wort Graf klingt ſonderbar in meiner Kehle.

(Er ſetzt ſich, wirft Mantel und Freiheitsmütze ab und heftet ſeine Augen auf die Säule, an der das Wappen hängt.)

Der Mann.

Ich danke dir, daß du meinem Hauſe vertrauteſt. Nach alter Weiſe trinke ich auf dein Wohlſein. Dir zu, mein Gaſt!

(Er nimmt einen Becher, trinkt und reicht ihn dann dem Pankratius.)

Pankratius.

Wenn ich nicht irre, nennt man in der Sprache der Todten dieſe rothen und blauen Sinnbilder — — — Immer weniger gibt es ſolcher Zeichen auf der Oberfläche der Erde.

(Er trinkt.)

Der Mann.

Mit Gottes Hilfe wirſt du binnen Kurzem deren tauſende erblicken.

Pankratius.

Das iſt wie der alte Adel: immer des Seinen gewiß; ohne Geld, ohne Waffen, ohne Soldaten, und immer noch ſtolz, hartnäckig, ſtrotzend von Hoffnungen. Er droht, wie der Todte in der Fabel, dem Kutſcher an der Leichenpforte des Kirchhofs! er glaubt an Gott oder ſtellt ſich, als glaube er an ihn, denn es iſt ſchwer, an ſich ſelber zu glauben. Aber zeigt mir doch die Blitze, die zu eurer Vertheidigung herabgeſandt ſind, und die himmliſchen Heerſchaaren, die für euch kämpfen ſollen.

(Er trinkt.)

Lache über deinen eigenen Witz! — Ich habe einen kräftigeren, umfaſſenderen Glauben als du: der Seufzer, der Millionen durch Verzweiflung und Schmerz entpreßt wird, die Hungersnoth der Handwerker, das Elend der Bauern, die Schande ihrer Frauen und Töchter, die Erniedrigung der Menſchheit, welche durch Vorurtheile, durch Schranken und durch viehiſche Gewohnheit unterjocht wird — das iſt mein Gott, das der Gedanke meiner Macht, welche ihnen Brot und Ehre bringen wird in Ewigkeit.

(Er trinkt und wirft den Becher von ſich.)

Der Mann.

Ich habe meine Kraft auf Gott geſtellt, welcher meinen Vätern Herrſchaft verliehen.

Pankratius.

Und dein ganzes Leben hindurch warſt du ein Spielwerk des Teufels. Uebrigens überlaſſe ich dieſen Streit den Theologen, wenn noch ein Pedant von dieſer Innung in der Umgegend lebt. — Zur Sache!

Der Mann.

Was verlangſt du alſo von mir, Erlöſer der Völker, Bürger Gott?

Pankratius.

Ich kam, um dich kennen zu lernen; dann, weil ich dich retten will.

Der Mann.

Für das Erſte bin ich dir Dank ſchuldig; das Zweite überlaß meinem Degen.

Pankratius.

Dein Degen, dein Gott — ein Hirngeſpinnſt! Du biſt verdammt durch die Stimme von Tauſenden. Einige Morgen Erde ſind euch geblieben, die kaum zu euren Gräbern hinreichen werden. Ihr könnt euch keine zwanzig Tage mehr vertheidigen. Wo ſind eure Geſchütze, eure Rüſtungen, eure Lebensmittel, euer Muth? — Wenn ich du wäre, ich wüßte, was ich thäte.

Der Mann.

Sprich! Sieh, wie geduldig ich bin.

Pankratius.

Ich alſo, Graf Heinrich, würde zum Pankratius ſagen: „Gut, ich entlaſſe meine Schar, meine einzige Schar, ich ziehe der heiligen Dreifaltigkeitsburg nicht zum Entſatz und dafür behalte ich meinen Namen und meine Güter, deren Unverletzlichkeit du mir mit deinem Worte verbürgſt.“ — Wie alt biſt du, Graf?

Der Mann.

Sechsunddreißig Jahre, Bürger.

Pankratius.

Noch fünfzehn Jahre höchſtens, denn Menſchen deines Schlags leben nicht lange; dein Sohn iſt dem Grabe näher als der Jugend. Eine Ausnahme ſchadet dem großen Ganzen Nichts. Sei du alſo der letzte Graf in dieſen Ebenen. Herrſche bis zu deinem Tode in dem Hauſe deiner Väter, laß ihre Bilder malen und die Wappen ſchnitzen und denke an dieſe Elenden nicht mehr. Es werde der Spruch des Volkes erfüllt an den Böſewichtern.

(Leert ſich einen zweiten Becher.)

Auf dein Wohlſein, letzter Graf!

Der Mann.

Du beleidigſt mich mit jedem Wort, als verſuchteſt du, ob du mich für deinen Triumphzug in einen Sklaven verwandeln könnteſt. Höre auf, höre auf, denn ich kann es dir nicht vergelten; dich ſchützt mein gegebenes Wort.

Pankratius.

Die heilige Ehre, die ritterliche Ehre hat die Bühne betreten. Das iſt ein veralteter Lappen in der Fahne der Menſchheit. O, ich kenne dich und verſuche dich. Du biſt voll von Leben und verbindeſt dich mit dem Verderben, denn du willſt noch an Poſſen glauben, an die Gebeine der Großmutter, an das Wort Vaterland u. ſ. w., aber im innern Geiſte urtheilſt du ſelbſt, daß deine Brüder Strafe verdienen: Vergeſſenheit.

Der Mann.

Was Anderes dir und den Deinigen?

Pankratius.

Sieg und Leben! Nur ein Recht erkenne ich an und beuge meinen Nacken vor ihm; nach dieſem Recht läuft die Welt in immer höherem Kreiſe. Es iſt euer Verderben und ſpricht jetzt durch meinen Mund: „Ihr Wurmſtichigen, die ihr voll ſeid von Speiſe und Trank, macht Platz den Hungrigen und Starken!“ — Aber ich will dich retten, dich allein.

Der Mann.

Möchteſt du etwa umkommen für dieſes Mitleid? Ich kenne auch deine Welt und dich. In dem Schatten der Nacht ſchaute ich auf dieſe Schwärme des Pöbels, auf deſſen Nacken du dich emporſchwingſt. Ich ſahe alle Verbrechen der Welt, in neue Gewänder gehüllt und ſich wiegend im neuen Tanze; aber ihr Ende wird ebenſo ſein wie vor tauſend Jahren: Ehebruch, Gold und Blut. Allein du warſt nicht unter ihnen; du geruhteſt nicht, dich unter deine Kinder zu mengen. Im Innern deines Geiſtes verachteſt du ſie; noch ein paar Augenblicke, und wenn dich dein Geiſt nicht verläßt, wirſt du dich ſelber verachten. — Quäle mich nicht mehr.

Pankratius.

Meine Welt hat ſich noch nicht ausgebreitet auf ebener Erde; es iſt wahr, ſie iſt noch nicht ausgewachſen zum Reifen; ſie lechzt noch bis jetzt nach Brot und noch Bequemlichkeiten. Aber ſie wird kommen, die Zeit, da meine Welt ſich verſtehen und von ſich ſelbſt ſagen wird: „Ich bin!“ und dann wird keine andere Stimme ſein auf der Welt, welche ebenſo antworten könnte: „Ich bin!“

Der Mann.

Was weiter?

Pankratius.

Aus der Generation, welche ich in der Kraft meines Willens handhabe, wird ein Geſchlecht entſtehen, das letzte, das höchſte, das ſtärkſte: die Erde hat noch keine ſolchen Männer geſchaut: ſie ſind freie Menſchen, Herren der Erde von Pol zu Pol; die Erde iſt eine blühende Stadt, ein glückliches Haus, eine Werkſtatt der Reichthümer und des Kunſtfleißes.

Der Mann.

Deine Worte lügen, aber dein unbewegliches bleiches Geſicht verſteht nicht die Begeiſterung auszudrücken.

Pankratius.

Unterbrich mich nicht! Denn es gibt Menſchen, die mich auf den Knieen um dieſe Worte gebeten, und ich habe ihnen gegeizt mit den Worten. — — Dort ruht der Gott, der keinen Tod mehr erleiden wird, der Gott, von dem durch die Arbeit und Mühſal der Völker die Hüllen abgeriſſen ſind, der im Himmel beſiegt iſt durch ſeine eigenen Kinder, die er einſt auf der Erde zerſtreute und welche jetzt die Wahrheit durchſchaut und verlangt haben; der Gott der Menſchheit hat ſich ihnen offenbart.

Der Mann.

Uns ſchon vor Jahrhunderten; die Menſchheit iſt ſchon erlöſet durch ihn.

Pankratius.

So mag ſie ſich denn einer ſolchen Erlöſung freuen, ſich freuen des Elendes von drei Jahrtauſenden, die verfloſſen ſind bis zu ſeinem Tode am Kreuz.

Der Mann.

Ich habe dieſes Kreuz geſehen im alten berühmten Rom. Zu ſeinen Füßen lagen die Trümmer mächtigerer Kräfte, als die deinigen: hundert Götter, den deinigen gleich, lagen im Staube und wagten es nicht, die verwundeten Häupter aufzuheben zu ihm; es ſtand auf den Höhen, ſtreckte die heiligen Arme aus nach Oſten und Weſten, badete die heilige Stirne im Strahle der Sonne; man ſah ihm an, es regiere die Welt.

Pankratius.

Ein altes Märchen, hohl wie das Getöſe deines Wappens. — Aber ich habe deine Gedanken früher geleſen. — Wenn du alſo ein Menſch biſt, nach dem Ebenbilde der Menſchheit, nicht ein Bild jener Ammenlieder, ſo höre, laß dieſen Augenblick der Erlöſung nicht an dir vorübergehen! Von dem Blute, das wir heute vergießen, wird morgen keine Spur mehr ſein; zum letzten Male ſage ich dir es: wenn du das biſt, was du früher ſchieneſt, ſo ſtehe auf, verlaſſe dein Haus und folge mir!

Der Mann.

Du biſt Satans Nächſtgeborner!

(Er geht im Saale auf und ab.)

Vergebliche Träume — wer wird ſie erfüllen? Adam ſtarb in der Wüſte, wir kehren nicht mehr in's Paradies zurück.

Pankratius (für ſich).

Ich habe die Sonde unter ſein Herz gebracht, ich habe den Nerv der Poeſie getroffen.

Der Mann.

Fortſchreiten? Weltſtadt des Menſchengeſchlechts? Auch ich glaubte einſt daran. — — Da, nehmt meinen Kopf, wenn nur — — — Es iſt vorbei; vor hundert Jahren, vor zwei Jahrhunderten noch konnte ein günſtiger Vertrag — — — Aber jetzt, weiß ich, jetzt muß man ſich gegenſeitig morden; denn jetzt gilt es ihnen nur um Ausrottung der Geſchlechter.

Pankratius.

Wehe den Beſiegten! Schwanke nicht, rufe auch du einmal: „Wehe!“ und ſiege mit uns.

Der M[illegible]

Haſt du alle Wege der Beſtimmung erforſcht? Iſt ſie dir in ſichtbarer Geſtalt des Nachts am Eingange deines Zeltes erſchienen? Hat ſie dich geſegnet mit ihrer Rieſenhand? Oder haſt du am Tage um Mittagszeit, da während der glühenden Schwüle Alle ſchliefen und du allein wachteſt, ihre Stimme gehört, daß du mir drohſt mit ſo gewiſſem Siege? Du, ein Menſch aus Thon wie ich: ein Sklave der erſten beſten Kugel oder des erſten beſten Hiebes —

Pankratius.

Täuſche dich nicht mit eitlen Hoffnungen; denn mich trifft kein Blei, mich ritzt kein Eiſen, ſo lange noch Einer von euch ſich meinem Werk widerſetzt, und was ſpäter geſchieht, bringt euch keinen Vortheil mehr.

(Die Uhr ſchlägt.)

Die Zeit höhnt uns Beide. Wenn du des Lebens müde biſt, rette wenigſtens deinen Sohn!

Der Mann.

Seine reine Seele iſt ſchon gerettet im Himmel und auf Erden erwartet ihn das Schickſal ſeines Vaters.

(Er läßt den Kopf in die Hand ſinken und bleibt ſtehen.)

Pankratius.

Du haſt alſo verworfen? — — Du ſchweigſt, du ſinnſt? — Gut, mag ſinnen, wer am Grabe ſteht.

Der Mann.

Fort von den Myſterien, die jenſeit der Gränzen deiner Gedanken jetzt im Innern meines Geiſtes begangen werden! Die grobe Welt gehört dir an. Füttre ſie mit Speiſe, berauſche ſie mit Blut und Wein; aber weiter dringe nicht vor — fort, fort von mir!

Pankratius.

Schmach dir, du Diener eines Gedankens und ſeiner Formen! Pedantiſcher Ritter, Poet! Schau auf mich! Gedanken und Formen ſind Wachs unter meinen Fingern.

Der Mann.

Vergebens, du wirſt mich nimmer verführen, denn Jeder von deinen Vätern iſt begraben worden mit dem Haufen, wie ein todtes Ding, nicht wie ein Menſch mit Kraft und Geiſt.

(Er ſtreckt die Hand nach den Bildern aus.)

Blick' auf dieſe Geſtalten! Der Gedanke des Vaterlandes, der Familie — dein feindlicher Gedanke — iſt in Falten auf ihrer Stirn geſchrieben, und was in ihnen war und geweſen iſt, lebt heute in mir. Aber ſage du mir, Menſch, wo deine Erde iſt. Des Abends erhebſt du dein Zelt auf den Trümmern eines fremden Hauſes, am Morgen reißt du es zuſammen und wanderſt weiter; noch haſt du deinen Herd nicht gefunden und wirſt ihn nicht finden, ſo lange hundert Menſchen mit mir rufen: Preis unſern Vätern!

Pankratius.

Ja, Preis deinen Vätern im Himmel und auf Erden! — Es iſt der Mühe werth, hinzublicken. Jener, ein Staroſt, erſchoß die alten Weiber im Walde und ließ die Juden lebendig verbrennen; der da, mit dem Siegel in der Hand, verfälſchte Acten, verbrannte Archive, beſtach Richter und beſchleunigte durch Gift ſeine Erbſchaften: daher ſtammen deine Dörfer, deine Einkünfte, deine Macht. Jener ſchwarze Mann trieb Ehebruch mit den Weibern ſeiner Freunde, dieſer da, mit dem goldnen Vließ im welſchen Mantel, diente dem Auslande und dieſe bleiche Frau mit den dunkeln Locken buhlte mit ihrem Pagen. Jene dort lieſt einen Brief ihres Geliebten und lächelt, denn die Nacht naht heran. Dieſe mit dem Hündchen auf dem Arme war die Beiſchläferin der Könige: — das ſind eure ununterbrochenen, unbefleckten Geſchlechtsregiſter. Ich liebe dieſen hier in der grauen Jacke; er ſoff und jagte mit ſeinen adeligen Brüdern und die Bauern ſandte er aus, um mit den Hunden Hetze zu jagen: — die Dummheit und das Elend des ganzen Landes, das iſt euer Verſtand und eure Stärke. Aber der Tag des Gerichtes iſt nahe und an dieſem Tage verſpreche ich euch, Keiner von euren Vätern, Nichts von eurem Ruhme — —

Der Mann.

Du irrſt, Bürgerlicher. Weder du noch Einer von den Deinigen würde leben, wenn euch nicht die Gnade meiner Väter ernährt, ihre Macht euch nicht beſchützt hätte. Sie vertheilten Korn unter euch in der Hungersnoth; als die Peſt ausbrach, bauten ſie euch Spitäler, und da ihr aus einer Heerde von Thieren unmündige Thierlein wurdet, bauten ſie euch Tempel und Schulen; nur im Kriege ließen ſie euch zu Hauſe, denn ſie wußten, daß ihr nicht für das Schlachtfeld taugt. — Deine Worte brechen ſich an ihrem Ruhm, wie vormals die Pfeile der Heiden an ihren geweihten Rüſtungen; aber nicht einmal ihre Aſche werden ſie aufrühren, ſie werden vergehen wie das Gebell eines Hundes, welcher rennt und ſchäumt, bis er unterwegs verreckt. — Jetzt aber iſt es Zeit, daß du mein Haus verlaſſeſt. Geh, du magſt frei von hinnen ziehen.

Pankratius.

Auf Wiederſehen unter den Wällen der Dreifaltigkeitsburg, und wenn es euch an Kugeln und Pulver fehlen wird —

Der Mann.

Dann nähern wir uns auf Degenlänge. Auf Wiederſehen!

Pankratius.

Wir ſind zwei Adler, aber dein Horſt iſt vom Blitz zerſchmettert.

(Er nimmt Mantel und Freiheitsmütze.)

Indem ich über dieſe Schwelle trete, ſchleudre ich meinen Fluch auf ſie, welcher dem Alten gebührt, und auch dich und deinen Sohn weihe ich der Vernichtung!

Der Mann.

He, Jakob!

(Jakob tritt ein.)

Führe dieſen Menſchen bis zu meinen letzten Wachen auf dem Hügel.

Jakob.

So helfe mir Gott, der Herr!

---

## 3.

### Act 1, Scene 7, 8, 9.

(Feſtungswälle der Dreifaltigkeitsburg. Rund umher lagern Krieger. Zerſchmetterte Felſenſtücke und Waffen liegen auf der Erde. Der Mann lehnt an einer Schanze; neben ihm ſteht Jakob.)

Der Mann

(ſeinen Säbel in die Scheide ſteckend)

Es gibt keine größere Wolluſt, als um Gefahr ſpielen und immer gewinnen, und wenn die Zeit des Verlierens kommt, ſo iſt's nur einmal.

Jakob.

Von unſeren letzten Ladungen getroffen, wichen ſie zurück, aber dort unten werden ſie ſich ſammeln und wieder ſtürmen. Vergebens. Niemand entging dem beſtimmten Geſchick, ſeit die Welt Welt iſt.

Der Mann.

Sind keine Kartätſchen mehr da?

Jakob.

Weder Kugeln, noch Rehpoſten, noch Schrot — Alles hat ſein Ende.

Der Mann.

So bringe meinen Sohn her, damit ich ihn noch [illegible].

(Jakob geht.)

Der Pulverdampf hat meine Augen umnebelt; es ſcheint mir, als hebe ſich das Thal auf und ſinke wieder zuſammen; die Felſen brechen und ſtreuen ſich in hundert Winkeln, ſo ziehen auch in wunderlicher Ordnung meine Gedanken einher. — Es iſt der Mühe nicht werth, ein Menſch zu ſein; auch ein Engel nicht; der erſte Erzengel fühlte nach einigen Jahrhunderten, wie wir nach einigen Jahren unſeres Seins, Langeweile in ſeinem Herzen und ſehnte ſich nach mächtigeren Kräften. Entweder man muß Gott ſein oder das Nichts.

(Jakob kommt mit Georg.)

Nimm Einige von den Unſrigen mit dir, durchſtreiche die Säle des Schloſſes und treibe auf die Mauern Alle, ſo du antriffſt.

Jakob.

Grafen, Fürſten, Barone?

(Jakob ab.)

Der Mann.

Komm, mein Sohn, lege hier deine Hand auf die meinige, berühre mit deiner Stirne meinen Mund; die Stirne deiner Mutter war einſt ebenſo weiß und ebenſo weich.

Georg.

Ich hörte heute ihre Stimme, ehe deine Mannen zu den Waffen griffen; ihre Worte fielen ſo leicht wie Thau und ſie ſprach: „Heut' Abend wirſt du neben mir niederſitzen!"

Der Mann.

Hat ſie auch *meinen* Namen erwähnt?

Georg.

Sie ſagte: „Heut' Abend wart' ich auf meinen Sohn!"

Der Mann.

Wird mir denn am Ende meines Weges die Kraft ſinken? Das wolle Gott nicht! Nur einen Augenblick Muth will ich dein Gefangener ſein die ganze Ewigkeit hindurch. — O, mein Sohn, vergieb, daß ich dir das Leben gegeben habe! Wir trennen uns; weißt du, auf wie lange?

Georg.

Nimm mich mit dir und laß mich nicht; laß mich nicht, ich werde dich mit mir ziehen.

Der Mann.

Verſchieden ſind unſere Wege; du wirſt mich vergeſſen unter den Chören der Engel, du wirſt mir ſeinen Frieden Thau herabſtreuen zur Labung. — — O Georg, Georg, o mein Sohn!

Georg.

Welch Geſchrei! Ich zittere. Immer drohender, immer näher verbreitet ſich der Donner der Geſchütze und Gewehre. — Die letzte Stunde, die prophezeihte, naht heran.

Der Mann.

Jakob, ſchnell, ſchnell, herbei!

(Eine Schaar von Grafen und Fürſten geht über den hinteren Schloßhof. Jakob mit Soldaten folgt.)

Eine Stimme.

Ihr gebt uns zerbrochene Waffen und wollt, daß wir kämpfen ſollen —

Andere Stimme.

Heinrich, erbarme dich!

Dritte Stimme.

Treibt uns Schwache, Verhungerte nicht auf die Mauern!

Vierte Stimme.

Wohin treibt man uns, wohin?

Der Mann.

Zum Tode! — — Georg, umarme mich! Durch dieſe Umarmung möchte ich mich mit dir verbinden auf ewig; aber mein Weg iſt ein anderer.

(Georg fällt, von einer Kugel getroffen.)

Stimme aus der Höhe.

Zu mir, zu mir her, reiner Geiſt! Zu mir, mein Sohn!

Der Mann.

Ha! zu mir, meine Krieger!

(Er zieht den Säbel, hält ihn an den Mund ſeines todten Sohnes.)

Die Klinge iſt ſpiegelblank, wie früher; Athem und Leben entflohen zugleich. — — Hei, Brüder, vorwärts! Schon ſind ſie auf Säbellänge nur von mir entfernt. — Zurück in den Abgrund, ihr Söhne der Freiheit! —

(Verwirrung und Kampf.)

---

(Ein anderer Theil der Feſtungswälle. In der Ferne Schlachtgetümmel. Jakob liegt auf einer Mauer. Der Mann, mit Blut beſpritzt, läuft herbei.)

Der Mann.

Was iſt dir, treuer Alter?

Jakob.

Mag dir der Teufel in der Hölle deinen Trotz und meine Leiden belohnen! — So helfe mir Gott, der Herr —

(Er ſtirbt.)

Der Mann

(ſeinen Degen wegwerfend.)

Du biſt mir nicht mehr vonnöthen; die Meinen ſind umgekommen und dort ſtrecken die Andern ſchweigend ihre Hände den Siegern entgegen und heulen um Mitleid.

Noch kommen ſie nicht hieher, noch iſt's Zeit. Ich will einen Augenblick ausruhen. Ha! ſchon haben ſie den nördlichen Thurm erklommen, die neuen Menſchen haben den Thurm erklommen und ſie ſchauen rund umher, ob ſie nicht irgendwo den ſtolzen Heinrich entdecken. Hier bin ich, hier bin ich; aber ihr werdet mich nicht richten. Ich habe den Weg ſchon angetreten, ich gehe dem Gerichte Gottes entgegen.

(Er ſteigt auf ein Felsſtück, das über einen Abgrund hängt.)

Ich ſehe ſie, wie ſie ganz ſchwarz mit dem Schatten der Dunkelheit mir entgegenſtürzt, ſie, meine Ewigkeit, zielos, inhaltlos, endlos, und in ihrer Mitte Gott, wie eine ewig glühende Sonne, die immer leuchtet, aber Nichts erhellt.

(Er geht vorwärts.)

Sie laufen, ſie haben mich erblickt. — — Jeſus Maria! Sei mir verflucht, du Poeſie, wie ich es ſein werde auf ewig! — Auf, ihr Arme, durchſchneidet dieſe Wellen!

(Er ſpringt in den Abgrund.)

---

(Der Schloßhof. Pankratius, Bianchetti, Leonhard an der Spitze einer Menſchenmenge. Vor ihnen ſtehen die Grafen und Fürſten mit ihren Weibern und Kindern.)

Pankratius.

Wo iſt Heinrich? Hat ihn Niemand von euch lebendig oder todt geſehen? Einen Beutel voll Geld für Heinrich, wenn auch nur für ſeine Leiche!

(Eine Abtheilung Bewaffneter ſteigt von den Mauern herunter.)

Habt ihr Heinrich nicht geſehen?

Der Anführer der Abtheilung.

Bürger Feldherr, auf Befehl des Generals Bianchetti begab ich mich nach der Weſtſeite der Schanzen. Gleich bei unſerem Eintritte in die Feſtung nur bei der dritten Ecke der Baſtei erblickte ich einen verwundeten Menſchen, der unbewaffnet bei einer Leiche ſtand. Ich befahl Eile, um ihn zu fangen; aber ehe wir ihn erreichen konnten, ging jener Menſch etwas tiefer hinab, blieb auf einem Felsabhang ſtehen und ſchaute einen Augenblick verwirrt um ſich. Nachher ſtreckte er ſeine Arme aus wie ein Schwimmer, der untertauchen will, und ſtieß ſich mit aller Gewalt vorwärts. Wir hörten

Alle das Gewinſel, welches ſein von Abhang zu Abhang rollender Körper machte, und hier iſt der Säbel, den wir ein paar Schritte von dort fanden.

Pankratius.

Spuren von Blut an dem Griff — hier das Wappen ſeines Hauſes?

(Zu den Gefangenen.)

Das iſt der Degen des Grafen Heinrich; er allein unter euch hat ſein Wort gehalten. Dafür ſei ihm Ruhm, euch die Guillotine!

General Bianchetti, beſchäftigt euch mit der Schleifung des Schloſſes und der Vollziehung des Urtheils! Leonhard!

(Er tritt mit Leonhard auf eine Höhe.)

Leonhard.

Du ſollteſt nach ſo vielen ſchlafloſen Nächten ausruhen, Meiſter. Man gewahrt die Mattigkeit in deinen Geſichtszügen.

Pankratius.

Noch iſt für mich die Zeit nicht da, einzuſchlafen, mein Kind, denn mit dem letzten Seufzer der Feinde iſt erſt die halbe Arbeit vollbracht. — Blicke auf dieſe Nebel, auf dieſe ungeheuren Ebenen, welche ſich zwiſchen mich und meine Gedanken ſtellen. Dieſe Wüſten muß man bevölkern, dieſe Felſen aushöhlen, dieſe Seen verbinden, die Äcker unter Alle vertheilen, auf daß zweimal ſo viel Leben in dieſen Thälern erblühe, als jetzt Tod auf ihnen ruht. Sonſt iſt das Werk der Vernichtung nicht geſühnt.

Leonhard.

Der Gott der Freiheit wird uns Kraft verleihen.

Pankratius.

Was ſprichſt du von Gott? — Hier iſt's glatt und ſchlüpfrig von Menſchenblut. Weſſen Blut iſt es denn? Hinter uns liegen die Schlachtfelder, wir ſind allein, und doch iſt mir, als wäre hier noch Jemand mit uns.

Leonhard.

Ich ſehe nur dieſe Leiche.

Pankratius.

Es iſt die Leiche ſeines Verwandten, ein todter Körper; aber hier ſank ein Geiſt. Und dieſe Binde, daſſelbe Wappen iſt darauf geſtickt; dort, ſieh, ein Felsſtück, das über dem Abgrund hängt; hier an dieſer Stelle iſt ſein Herz gebrochen!

Leonhard.

Du wirſt blaß, Meiſter!

Pankratius.

Siehſt du dort oben, hoch oben?

Leonhard.

Ueber den ſpitzen Gipfeln ſehe ich eine ſchräg herabhangende Wolke, die vom Sonnenuntergange beleuchtet wird.

Pankratius.

Ein ſchreckliches Zeichen brennt auf ihr!

Leonhard.

Stütze dich auf mich, immer mehr ſchwindet die Röthe aus deinem Antlitz.

Pankratius.

Eine Million Volkes gehorcht mir — wo iſt mein Volk?

Leonhard.

Hörſt du ſein Geſchrei nicht? Es fragt nach dir, es wartet auf dich. Wende die Blicke von dieſem Felſen; dein Auge verliſcht an ihm.

Pankratius.

Er ſteht regungslos — drei Nägel ſind eingeſchlagen in ihn — drei Sterne — ſeine Arme ſind wie zwei Blitze! —

Leonhard.

Wer? Wo? — Sammle dich.

Pankratius.

Galilaee, vicisti!

(Er fällt in Leonhard's Arme und ſtirbt.)

(Patornicki.)

---

# Anhang.

## Volkslieder aus Polen und Lithauen.

### 1.

### Prophezeiung.

Schönes Mädchen, liebes Mädchen,
Warum willſt du mich nicht lieben?
Mit Gold iſt mein Pferd beſchlagen
Und gezieret mit großen Perlen,
Und ein Herz hab' ich im Buſen,
Mehr als Gold und Perlen werth. —
Und das Mädchen weint und ſpricht:
Ach, wohl möchte ich dich lieben,
Doch du ziehſt in die Schlacht,
Und die goldnen Hufe wird
Der Türk' dem Pferde nehmen
Und die Perlen, die wird er
Seinem Mädchen bringen
Und dich wird er mit dem Pfeil
Im Gefechte tödten,
Darauf deinen wunden Kopf
Hinter'm Pferde ſchleifen,
Ach, und dann dein ſchönes Herz
Zum Fraß den Raben geben.

(Adeſa.)

### 2.

### Der Abſchied.

Als ich dich einſt wollte,
Wollteſt du mich nicht;
Weinen wirſt du, Mädchen,
Weinen, junges Mädchen,
Wenn ich eine Andre freie.
Auf mein Roß mich ſchwingend,
Fiel mein Hut hernieder!
Da kommt, ſich nahend,
Mein junges Mägdlein,
Den Hut mir wieder zu reichen.
Da ſie den Hut mir reichte,
Vergoß ſie bittre Thränen.
Still, weine nicht,
Mein junges Mägdlein!
Ich kehr' auch wohl noch wieder.
Da ich zur Pforte hinausritt,
Begann mein Roß zu wiehern.
Leb' wohl, leb' wohl,
Mein junges Mägdlein!
Ich kehre nicht mehr wieder.

(Adeſa.)

### 3

### Der Rabe.

Her flog ein ſchwarzer Rabe,
Trug eine weiße Hand her
Und einen goldnen Ring daran.
Dich frag' ich, lieber Vogel:
Wo haſt du, ſchwarzer Rabe,
Die weiße Hand erhalten
Und wo das goldene Ringelein? —
„Ich war im großen Kriege.
Da ſchlug man große Schlachten,
Da flocht man Zäune aus Schwertern,
Da grub man Gräber mit Flinten,
Da floß das Blut in Strömen,
Da liegt nicht nur ein Söhnlein,
Da weint nicht nur ein Vater." —
O weh, das iſt mein Ringlein!

Nun lebet mein Jüngling nicht wieder:
Es fließen meine Thränen.
(Rheſa.)

### 4.

## Die jungfräulichen Tage.

Es wuchſen im Garten Ahornbäume,
Es klagten im Garten Rautenſträucher,
Sie klagten, klagten, klagten
Um die jungfräulichen Tage.
Iſt dir leid um die Muhme?
Iſt dir leid um die alte Mutter?
Oder iſt dir leid, o Jungfrau,
Um die jungfräulichen Tage?
Nicht iſt mir leid um die Muhme,
Nicht um die alte Mutter,
Es iſt mir leid, es iſt mir leid nur
Um die jungfräulichen Tage.
Gehe, Mütterchen, weit von hier!
Trage das Kränzlein weit von mir.
Weißt es ſelbſt doch, o Mütterlein,
Daß ich es nicht mehr tragen werde.
(Rheſa.)

### 5.

## Des Wolfes Hochzeit.

Der Bär kam angefahren
Mit einem Faß voll Bier,
Um dem Wolf,
Dem armen Wicht,
Hochzeit auszurichten.
Das Stachelthier iſt Freiersmann,
Der Fuchs iſt Brautführer
Und der Haſe,
Der arme Wicht,
Muß den Wagen führen.
Der Fink braute das Bier,
Der Sperling rührte den Maiſch
Und der Kukuk,
Der arme Wicht,
Trug herbei den Hopfen.
Der Stier hauet das Holz,
Der Hund wäſcht die Töpfe
Und der Kater,
Der arme Wicht,
Fängt das Fleiſch zuſammen.
Der Storch machte Harfenſpiel,
Der Bär blies die Poſaune
Und der Wolf,
Der fröhlich war,
Führte die Ziege zum Tanz.
(Rheſa.)

### 6.

## Dobosz, der Räuber.

Bricht der Wind dort alte Bäume?
Sind dort hundert Mühlen los?
Schlagen hundert Hämmer dort,
Daß der Wald ſo brauſt?
O, nicht hundert Hämmer ſchlagen,
Nicht ſind hundert Mühlen los;
Nicht bricht Bäume dort der Wind,
Daß der Wald ſo brauſt.
Aber Dobosz mit den Seinen
Ziehet durch den grünen Wald
Und er hinkt auf einem Fuße,
Stützet ſich auf's Beil:
„Höret Brüder, liebe Brüder,
Wohin euch das Auge führet,
Wohin nur der Wald ſich ziehet,
Alles iſt mein Land."
Und er ſtieg herab vom Berge
Und ging nach dem fernen Dorf:
Wie die Taube flog ihm zu
Schon von fern die Maid.
Und er kam nicht durch drei Nächte
Zu den Seinen in den Wald,
Und da ſtiegen ſie herab,
Gingen in das Dorf.
Und ſie fanden Dobosz liegen
Blutig auf der Erde dort,
Sieben Wunden in dem Herzen,
Sieben auf dem Kopf.
Und da ſprach er: „Eine Weide
Wächſt, wohin man ſie nur ſetzt;
Brüder, trauet nie dem Weibe,
Sonſt geht's euch wie mir.
Tragt mich hin auf hohe Berge,
Daß ich vor dem Tode noch
Schaue nach dem Ungarlande,
Nach dem Dnieſter hin." —
Und wo ſollen wir dem Dobosz
Bruder, hügeln nun ein Grab?
Willſt du ruhen auf dem Berge
Oder in dem Thal?
„Nicht will ich im Thale raſten
Und nicht auf dem Berge dort,
Denn die Erde gibt kein Grab
Für mich und für euch.
Meinen Leib ſollt ihr zerhacken,
Wie im Fluß der Sand ſo klein,
Und dann werfen in die Lüfte
Allen Winden preis." —
Und wo ſollen wir denn bleiben,
Dobosz, wenn du nicht mehr biſt?
Auf den Bergen, in dem Walde?
Oder in dem Thal?
„Nicht ſollt ihr im Thale bleiben,
Menſchen wohnen in dem Thal;
Und nicht auf den Bergen dorten,
Wo die Sonne ſcheint.
An den Galgen ſollt ihr kommen
Und in Sambor auf dem Thurm
Faulen wie ein alter Baum,
Wenn ich nicht mehr bin."
(Goetze.)

### 7.

## Familienfeſt.

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald,
Ein gutes Wild erſah er ſich bald,
Er legte wohl an, er drückte los,
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.
Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und ſchleiften ihn heim und jubelten lang.
Die Tochter ſchnell das Feuer geſchürt,
Sie rupften und ſengten ihn, wie ſich's gebührt.
Die Mutter briet und ſchmort' ihn gleich,
Der Braten war köſtlich und ſchmackhaft und weich.
Geſchäftig trugen die Schweſtern ihn auf,
Es kamen die fröhlichen Gäſte zu Hauf.
Sie ſetzten zu Tiſch ſich und ſaßen feſt
Und thaten ſich gütlich beim weltlichen Feſt.
Sie ſchmauſten den Sperling in guter Ruh
Und tranken drei Fäſſer des Bieres dazu.
(Chamiſſo.)

## 8.

## Der Sohn der Wittwe.

Her zogen die Schwäne mit Kriegsgeſang:
Zu Roß! zu Roß! es dröhnend erklang.
Es reiten aus allen Höfen umher
Die jüngern Söhne zum Kriegesheer.
Es iſt mit uns gar ſchlimm beſtellt
Und Keiner bleibt, wenn Einer ſich ſtellt.
Du ziehſt, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn,
Du ziehſt in den Krieg, das wiſſen wir ſchon.
Wir Frauen bedienen den Kriegesknecht,
Den Helmbuſch ſteckt die Braut dir zurecht,
Den Rappen führet die Schweſter dir vor,
Dir öffnet die Mutter des Hofes Thor.
Wann kehrſt du, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Kind,
Wann kehrſt du zurück? das ſag' uns geſchwind! —
„Sind Luft und Waſſer und Land erſt frei,
Dann ſäum' ich nicht länger, dann eil' ich herbei." —
Und Luft und Waſſer und Land ſind frei,
Was ſäumt er noch länger und eilt nicht herbei?
Wir Frauen, wir wollen entgegen ihm gehn,
Wir wollen vom Hügel entgegen ihm ſehn.
Dort harren die Frauen und lauſchen zu Thal
Die Straße entlang im Sonnenſtrahl.
Und auf und nieder die Sonne ſteigt,
Kein Reitersmann dem Blick ſich zeigt.
Jetzt hebt ſich Staub, jetzt kommt im Lauf
Ein Rappe daher, kein Reiter ſitzt drauf.
Sie fangen ihn ein, ſie fragen ihn aus:
Wie kommſt du, mein Rappe, doch ledig nach Haus?
Weh, ſchlechter Gaul, du dem Herrn entflohn!
Wo blieb mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn?
„Sie haben erſchoſſen ihn in der Schlacht,
Auf grüner Haide ſein Bett ihm gemacht.
Mich ließen ſie laufen in alle Welt,
Ich habe die Botſchaft traurend beſtellt." —
Es zogen drei Schwäne mit Klaggeſang,
Ein Grab zu ſuchen die Haide entlang.
Sie ließen ſich nieder, wie ſie es erſahn,
Zu Füßen, zu Häupten, zur Seite ein Schwan.
Zu Häupte die Schweſter, zu Füßen die Braut,
Zur Seite die Mutter, doch ergraut:
O wehe, weh Verwaisten uns Drei'n!
Wer ſtimmt in unſre Klage mit ein?
Darauf die Sonne, ſich neigend, begann:
„Ich ſtimme mit ein, ſo gut ich kann;
Neun Tage traur' ich in Nebelflor
Und komm' am zehnten nicht hervor." —
Die Trauer der Braut drei Wochen war,
Die Trauer der Schweſter, die war drei Jahr;
Die Mutter hat der Trauer gepflegt,
Bis müde ſie ſelbſt in's Grab ſich gelegt.

(Chamiſſo.)

## 4.

## Rußland.

Noch weit weniger ſelbſtſtändig und national, als die polniſche, iſt die ruſſiſche Literatur. Die alte volksmäßige Bearbeitung der ruſſiſchen Heldenſage, welche vornehmlich in dem Gedicht von „Igor's Zug gegen die Polowzer" ein koſtbares epiſches Fragment geſchaffen, wurde in den Wirrniſſen und dem Jammer, die mit der, erſt 1462 wieder geſtürzten, Mongolenherrſchaft über Rußland hereinbrachen, unbeachtet gelaſſen und zuletzt vergeſſen, ſo daß die ſpätere ruſſiſche Literatur des nationalen Fundaments gänzlich ermangelte. Wie bekannt, pfropfte Czar Peter der Große auf die Barbarei, in welcher er ſein Volk vorfand, gewaltſam und despotiſch das Reis der europäiſchen Civiliſation. Von naturgemäßer Entwicklung konnte da keine Rede ſein; die Literatur, welche ſich allmälig aus Hofdienerei und Gelegenheitslobhudelei entwickelte, wurde, wie die Bildung überhaupt, ein Luxusartikel, der dann und wann die Zeit vertreiben helfen ſollte. Höher ſind die Beſtrebungen der Lomonoſſow (1711—1765), Sumarakow (1718—1777), Kniäſchnin (1742—1791), Oſerow und Petrow, rückſichtlich ihres poetiſchen Werthes nicht anzuſchlagen, obgleich zu ſagen iſt, daß die genannten und andere Schriftſteller ihrer Zeit für Ausbildung der Sprache ihres Landes und für die Cultur deſſelben überhaupt ſehr Dankenswerthes geleiſtet haben. Weit bedeutender als Poet iſt Derſhawin (1743 bis 1816), in deſſen Lyrik die ruſſiſche Dichtung zum erſten Mal einen entſchiedenen Anlauf nahm, ſich von der platten Nachäffung ausländiſcher Muſter zu befreien. Auch Kapniſt (geſt. 1813), Neledinsky-Meletzky (geb. 1751) und der Fabeldichter Krylow (geb. 1768) ſind als ſelbſtſtändigere Dichter hervorzuheben. Durch Karamſin's hiſtoriſche Arbeiten wurden die Ruſſen auf die in der Vorzeit ihres Volkes liegenden poetiſchen Elemente aufmerkſam gemacht und erhielten dadurch Gelegenheit, eine Reform ihrer Literatur in nationalem Sinne zu verſuchen. Es hat aber damit nicht glücken wollen. Zwar traten in neueſter Zeit reiche dichteriſche Talente auf, wie Shukowsky (geb. 1783), Koslow (geb. 1780), und Puſchkin (1799—1837), allein auch dieſe konnten die Ausländerei nicht völlig überwinden. Der genialſte ruſſiſche Dichter iſt unſtreitig Alexander Sergejewitſch Puſchkin, der ſich hauptſächlich nach Byron gebildet, dabei aber die Form Byron'ſcher Romantik mit größtem Glück auf nationale Stoffe angewandt und in Lyrik, Epik und Drama glänzende Erfolge errungen hat. Neben Puſchkin gelten Lermontow, Jaſykow, Bulgarin, Beſtuſchew (Marlinsky), Pawlow und Gogol für die hervorragendſten Repräſentanten der ruſſiſchen Literatur in der Gegenwart.

## 1.

## Lomonoſſow.

### Morgengedanken.

Schon hat das ſchöne Licht erfüllet
Mit ſeinem Glanz die Erde weit
Und unſres Gottes Werk' enthüllet.
Mein Geiſt, vernimm's mit Freudigkeit!
Sieh ſtaunend dieſer Lichter Pracht
Und denk', wie groß des Schöpfers Macht!

Wenn Sterblichen zu ſolcher Höhe
Sich zu erheben wär' vergönnt,
Daß unſer Aug' in der Nähe
Die Sonnenleuchte ſchauen könnt':
Ringsum erſcheinen würde dann
Ein ewig glühender Ocean.
Dort ſieht man Feuerwogen brauſen,
Die nimmer finden ein Geſtad,
Dort hört man Flammenwirbel ſauſen
Und ſich bekämpfen früh und ſpät;
Wie Waſſer ſieden Steine dort,
Glutregen rauſchen fort und fort.
Und dieſes All, ſo ungeheuer,
Ein Fünklein iſt's von deiner Macht.
O welch ein helles Lampenfeuer
Haſt du, o Gott, uns angefacht
Für unſrer Tageswerke Kreis,
Die uns beſchieden dein Geheiß.
Befreiet von dem nächt'gen Grauen
Sind Meer und Wälder und Gefilde
Und laſſen unſerm Blick ſich ſchauen,
Mit deinen Wundern angefüllt.
Von jedem Weſen tönt es laut:
Groß iſt der Schöpfer, unſer Gott.
Des Tages Strahlen, ſie umglänzen
Die Oberflächen nur allein,
Dein Auge dringet ſonder Grenzen
Tief in der Weſen Grund hinein.
Der Schimmer deiner Augen ſtrahlt
In alles Leben Freudigkeit.
Erleucht', o Gott, mich nächtlich Trüben
Mit deiner Weisheit für und für
Und lehre du mich immer üben,
Was wohlgefällig iſt vor dir,
Und ſchauend deine Schöpfung, Herr,
Zu preiſen dich, Unſterblicher!
(Von der Borg.)

## 2.

## Derſhawin.

### Gott.

Du, weiter als die weitſten Weiten,
Du Lebendiger, wo ſich Staub bewegt,
Du Ew'ger über'm Strome der Zeiten,
Ohn' Antlitz ſichtbar dargelegt:
Du Seele aller Lebenskeime,
Du ohne Urſach', ohne Räume,
Vor welchem jedes Wiſſen Spott;
Du, der mit ſich die Allheit füllet,
Sie gründet, ſchützt und ſie umhüllet,
Dem wir den Namen geben: Gott.
Ob auszumeſſen auch die Meere,
Das Licht zu zählen, Strahl um Strahl,
Dem Geiſte Macht gegeben wäre;
Du, Ew'ger, haſt nicht Maaß noch Zahl.
Der Seraph ſelbſt, der, lichtgeboren,
Für deine Nähe ward erkoren,
Er bebt vor deinem Blick zurück;
Kaum wird die Denkkraft zu dir ſtreben,
Sie muß in deinem Glanz verſchweben,
Wie im Meer der Augenblick.
Du riefſt des Chaos graue Zeiten
Vom Grunde der Ewigkeit heraus,
Doch als den Grund der Ewigkeiten
Bauſt du das eigne Selbſt dir auf,
Dich ſelbſt dir ſelbſt zuſammenſtellend,
Mit deiner Glorie dich erhellend,
Du Licht, aus dem des Lichtes Schein!
Mit einem Wort die Welten ſtreuend,
Streckſt du dich fort, die Welten neuend;
Du warſt, du biſt und du wirſt ſein!
Die Weſen Kette wohnt dir inne;
Du, jedes Werdens Aufgebot,
Vereinſt den Ausgang dem Beginne
Und giebſt ein Leben ſelbſt dem Tod.
Wie Funken aus der Flamme ſprühen,
So neue Sonnen von dir ziehen;
Wie auf der Flur beſchneiten Lands
Im Mittagslicht die Stäubchen zittern
Und blitzend wechſeln tauſend Flittern:
So wallt in dir der Sterne Glanz.
Millionen Strahlenſphären ſchwimmen
Dahin die ätheriſche Welt,
Als deiner Offenbarung Stimmen,
Von deinem Lebensborn erhellt.
Doch dieſer leuchten Glanzgepränge,
Doch dieſer Schaaren Feuergänge,
Doch dieſer goldnen Welten Pracht,
Doch dieſer Himmel [illegible]:
Vor dir iſt all ihr Glanz zuſammen
Wie vor dem Tage iſt die Nacht.
Ein Tröpfen, von der See verſchlungen,
Iſt all das Firmament für dich!
Und Alles, was mein Aug' erſchwungen,
Was iſt's und was vor dir bin ich?
Die dort millionenfach erglühen,
Ob deren lichtem Meere ziehen
Millionen Welten andern Lichts;
Kaum ſind, wenn ich ſie dir geſelle,
Ein Stäubchen ſie vor deiner Schwelle
Und ich dir gegenüber Nichts.
Ein Nichts bin ich, doch angeſtrahlt
Von deinem Lichte, groß und mild;
In meinem Selbſt dein Selbſt ſich malet,
Wie in dem Thau der Sonne Bild.
Doch fühl' ich Leben mich durchdringen
Und flieg' mit ewig jungen Schwingen
Dem Ziele aller Größe zu.
Es ahnt mein Geiſt entzückt den deinen,
Kann Schluß mit höherm Schluß vereinen:
Ich bin und alſo biſt auch du!
O du, den die Natur bethätigt,
Du biſt! das Wort des Herzens ſpricht's
Und mein Verſtand hat es beſtätigt.
Du biſt! und ſchon bin ich kein Nichts!
Mich ſchuf als Theil ein ew'ges Ganze,
Die Schleife bin ich in dem Kranze,
In dem du die Naturen wandſt,
Als endigend des Staubes Rechte
Und wirkend himmliſchem Geſchlechte
Durch mich der Weſen Ring zu bandſt.
Ich ſoll das Band der Welten weben,
Ich, irdſcher Kreaturen höchſter Schwung,
Bewegungsort für tauſend Leben
Und Anfangspunkt der Göttlichung.
Dem Staube muß ſich mein Staub vermählen,
Dem Donner kann mein Geiſt befehlen,
Ich Wurm, ich Gott, ich Knecht, ich Licht.
Doch welche Wunder auch mir eigen,
Woher entſtamm' ich? dunkles Schweigen!
Doch aus mir ſelber kam ich nicht.
Du gabſt mir Leben, Allbeleber,
Mich, ew'ge Weisheit, ſchuf dein Wort,
O Quell des Seins, des Guten Geber,
Seel' meiner Seele, du mein Hort.
[illegible] ward mir zum hohen [illegible],
Tod und des Lebens dunkle Schwelle
Betret' ich ohne Furcht, befreit;
Daß ich des Staubes Hülle trage
Und ich vom Tode aufwärts ſteige
Zu deines Ich's Unſterblichkeit.
Du, nicht zu nennen, nicht zu faſſen,
Ich weiß, mein Selbſt iſt zu gering,

Als daß in ſeines Weſens Gründen
Es nur dein Schattenbild empfing',
Daß deiner Feier Glanz erneue,
Bleibt für der Erde ſchwache Söhne
Kein andres Richtmaaß des Geſangs,
Als, ahnend kaum die fernen Höhen,
Im ew'gen Abſtand zu vergehen
Und Thränen weinen ſtillen Danks.
(Notter.)

## 3.

## Neledinſky-Melezky.

### An die Geliebte.

Fort, befiehlſt du, ſoll ich ſcheiden,
O du Reizende, von dir!
Willſt du mich gehorſam ſehen,
Gib ein andres Herze mir;
Gib ein Herz mir, das verſtände,
Dich erkennend, frei zu ſein;
Gib mir eins, das Muth empfände,
Nicht zu leben dir allein.
Jenes Herz, in das ſich ſenket
Deine liebliche Geſtalt,
Jenes, das um dich ſich kränket,
Auch für dich nur ſchlägt und wallt;
Dieſem iſt andre Qual und Wonne,
Jedes andre Leben ihm:
Du biſt Luſt mir, Leben, Sonne
In des Leidens Ungeſtüm.
Soll ich mich der Treu' entbinden?
Du empfingſt mein erſtes Glühn!
Du nur ließeſt mich empfinden,
Daß mir Seele ward verliehn.
Seele dank' ich deinen Hulden,
Deine Gabe bring' ich dir —
Doch du willſt kein Opfer dulden,
Nicht erlauben darf ich's mir.
Heiße mir nur nicht dich meiden,
Dein Verbieten macht mir Schmerz!
Kann mein ſtilles, ſtummes Leiden,
Kann's beleidigen dein Herz?
Scheint's Verbrechen dir, zu ſehen
In dein Auge, himmliſch klar,
Zu erglühn in Sehnſuchtswehen
Und zu dulden, Trotzes bar?
(Von der Borg.)

## 4.

## Karamſin.

### Das Lied vom guten Czaren.

War einmal ein guter Czar,
Ein Gebieter hoch und klar.
Liebten Alle ihn als Vater,
Ehrten ihn als Freund und Rather,
Liebt' die Kinder auch der Czar
Und ihr Glück ſein Streben war:
Er vergißt des Thrones Schimmer,
Er verläßt die goldnen Zimmer;
Als ein Wandrer zieht der Held
Und durchzieht die ganze Welt
Land und Menſchen ſein Geſchmeide
Und Gefahren ſeine Freude.
Und warum verließ er Land,
Thronesglanz und Fürſtenſtand?
Und was war's, daß er ſich quälte
Und erduldet' Hitz' und Kälte?
Daß er Gutes allerwärts
Sammeln möge, Geiſt und Herz
Durch die Wiſſenſchaften lichten,
Füllen mit des Fleißes Früchten,
Um mit ſeiner Weisheit dann
Zu erleuchten Jedermann,
Seiner Kinder Ruhm zu mehren,
Sie des Lebens Kunſt zu lehren. —
O du großer Czar und Held,
Erſter, erſter Fürſt der Welt!
Mög't die ganze Welt durchſpüren,
Werdet keinen zweiten finden.
(Von der Borg.)

## 5.

## Shukowſky.

### Der Schiffer.

Wild verfolgt vom Mißgeſchicke,
Ohne Steuer, ward mein Kahn
Fortgeführt von Sturmestücke
In den weiten Ocean.
Durch's Gewölk ein Sternchen flimmert:
Sternchen! — fleht' ich — birg dich nicht!
Sternchen barg ſich unbekümmert
Und der letzte Anker bricht.
Dunkle Nebel rings ſich dehnen,
Wogend kocht das wilde Meer;
Vor mir ſchwarze Schlünde gähnen,
Grauſe Klippen um mich her!
„Keine Rettung im Getümmel!“
Murrt' ich im Verzweiflungswahn —
Thor, der Lenker dort im Himmel
War dein ſtiller Steuermann.
Durch empörte Meeresgründe,
Durch die grauſe Klippenwand,
Durch die nachtumhüllten Schlünde
Trug mit unſichtbarer Hand
Mich des mächt'gen Schirmers Milde.
Dunkel ſchwand, es ſchwieg der Nord;
Vor mir Edens Luſtgefilde
Und drei Engel weilen dort.
O du ew'ger Gnadenbronnen!
Nicht mehr murr' ich unbedacht:
Auf den Knieen, in Himmelswonnen
Schau' ich ihres Bildes Pracht.
Wer beſchreibet ihre Schöne?
Ihren Seelenzauber, wer?
Himmelsodem, Himmelstöne,
Heil'ge Unſchuld um ſie her.
O unnennbares Entzücken:
Ihnen athmen, ihnen glühn!
Ihr Gekos', ihr ſüßes Blicken,
Tief in Herz und Seele ziehn!
Einen Wunſch nur, o Verhängniß!
Ihnen lächle mild und licht,
Ihnen Wonne, mir Bedrängniß!
Nur — ſie überleben nicht!
(Von der Borg.)

## 6.

## Koſlow.

### Der Mönch.

Bei Kiew, wo des Dnieper's Wogen
Im Strudel ſich laut ſchäumend drehn,
Erhoben auf des Berges Höhn
Im Wald ſich eines Kloſters Bogen.

Rundum von einer Mau'r umgeben,
Auf der vier Thürme aufwärts ſtreben,
Steigt mitten drein ein Tempelbau
Mit goldner Kuppel, goldnen Spitzen,
Die ſchimmernd in der Sonne blitzen,
Empor hoch in der Lüfte Blau.
Im Ganze zeigt ſich Zell' auf Zelle,
Der Pilger knie't am heil'gen Thor,
Ein Wunderbild in der Kapelle,
Daneben ſprudelt friſch hervor,
Von einem Lindenbaum bedeckt,
Ein Heilquell, ſtill und halb verſteckt.

Es ſinkt auf Thal und Bergesböden
Die Nacht, der Sonne Strahl verglüht,
Verſtummt iſt ſchon des Hirten Lied
Und kühler rauſcht des Stromes Wehen.
Es tönt nicht mehr das Horn der Jagd —
Rings Stille! Nur des Glöckleins Klingen
Am Thurmesſporn, des [illegible] Singen,
Der auf der nahen Straße zagt,
Hört man erſchallen durch das Dunkel;
Des kleinen Lämpchens Lichtgefunkel
Blinkt in der Hütte ſchon nicht mehr.
Der Mond ſteigt auf, der Sterne Heer
Ergießt ſein Licht auf Berg und Thal
Und Zwölfe tönt der Glockenſchall
Vom Kloſterthurme dumpf herab.
Dort herrſchet Ruhe, wie im Grab,
Bedeckt vom Schleier ſtiller Nacht.
Rings Schlaf! Nur bitterer Kummer wacht
In einer kleinen, engen Zelle.
Dort an des heil'gen Altars Schwelle
Durchkämpft die ſchwere Lebensbahn
Ein junger Mönch in Angſt und Schmerzen.
Es nagt ihm am gebrochnen Herzen
Ein Wurm und Alle, die ihn ſahn,
Erkennen auf der düſtern Stirne
Die Qual, die in dem wüſten Hirne
Des Mönches unbezwinglich brennt.
Es iſt hier Niemand, der ihn kennt,
Sein Schickſal nicht, das ihn ereilte,
Den Ort nicht, wo er früher weilte,
Nicht ſeinen Namen, den er trug:
Das Alles iſt von Nacht umhüllet;
Doch daß ihn des Geſchickes Fluch
Mit unnennbarer Pein erfüllet,
Steht auf der Stirne ihm geſchrieben.
So kam er einſt um Mitternacht
Zum Kloſter, nahm die Ordenstracht
Und iſt ſeitdem dann hier geblieben.
Doch hat er Keinem ſich entdeckt,
Kein Wort ertönt aus ſeinem Munde;
Nur wenn die mitternächt'ge Stunde
Die Mönche zum Gebet erweckt,
Sang er die Hora mit im Chor.
Oft drang von ihm durch die Geſänge
Ein dumpfes Angſtgeſchrei empor
Und ſtörte ſo die heil'gen Klänge;
Oft aufgeſchreckt durch wilde Träume,
Verläßt er in der Nacht die Zelle
Und wankt dann durch des Kirchhofs Räume
Bis hin zu der verſteckten Quelle.
Jetzt liegt er auf der Lagerſtatt,
Dem Tode nahe, krank und matt.

Entgegen tritt dem Mönch, dem bleichen,
Der Abt nun mit des Kreuzes Zeichen,
Um Troſt und Segen ihm zu reichen.
Es ſtöhnt und ſeufzt der Mönch ſo ſchwer
Und zitternd blickt er rings umher.
Dann will er ſich vom Lager heben,
Will ſprechen, doch die Lippen beben;
Ein Traumbild ſcheint ihn zu umſchweben,
Das ihn auf's Neu mit Pein umhüllt,
Auf's Neue ihn mit Grauſ erfüllt.
Er denkt wohl längſtvergangner Tage,
Der Zeit der Wonne und der Klage,
Dem Tode kämpft er nun entgegen,
Der Mund beginnt ſich zu bewegen,
Und dann, mit Thränen im Geſicht,
Faßt er des Abtes Hand und ſpricht:

Vielleicht hab' ich des Kloſters Frieden,
Des Ortes ſtille Heiligkeit
Geſtört durch meine Traurigkeit —
Vergebt es mir, dem Lebensmüden!
Mir hat von Anbeginn das Leben
Mit ſeinem Weh die Bruſt durchdrungen;
Ich kannt' die nicht, die mir's gegeben,
Ward nie vom Mutterarm umſchlungen.
Die holde Kindheit war verfloſſen
Zu raſch im flücht'gen Strom der Zeit,
Den heitern Spielen der Genoſſen
War bald nicht mehr mein Herz geweiht.
Doch flammte in der Bruſt verzehrend
Die heil'ge Glut des Jünglingslebens;
Verſtanden ward die Liebe nicht,
Die ich in meinem Buſen pflegte,
Des Hohns verletzend Angeſicht
Verlachte, was ich in mir hegte.
So mußte ich in mir verſchließen
Der Seele heiligſtes Gefühl,
Mir konnte keine Freude ſprießen,
Ich floh das rege Weltgewühl.
Mein Herz durft' ich mit Niemand theilen,
Ich konnte nicht der Jugend Freuden,
Nur ihre Schmerzen, ihre Leiden.
In ferner Wildniß zu verweilen,
Entzog ich mich dem Menſchenſchwarm
Und fand dort Troſt für meinen Harm.
Die Jagd im tiefen Waldesdunkel
Zerſtreute auf Momente mich.
Das Leben tollkühn ſo zu wagen,
War mir in meinem Schmerze Luſt.
Es ſchlug ja in jenen Tagen
Kein liebend Weſen meine Bruſt.
Ich hatte Nichts, was mein ich nannte,
Ich floh die Welt, die mich verkannte.

Da langte von dem Newaſtrande
In ſeinem, meinem Vaterlande
Ein ſilberhaar'ger Kriegesmann,
Sein Alter hier zu pflegen, an.
Mit ihm kam ſeine Gattin auch
Und, ſiebzehn Jahre kaum noch alt,
Die Tochter, ſchön wie Frühlingshauch,
Vom Unſchuldsglanze hehr umwallt! —
Ehrwürd'ger Vater, Todesſchauer
Senkt ſich auf mich ſchon kalt herab.
Und ſie — o herzensbittre Trauer! —
Auch ſie umſchließt ſchon lang das Grab.
Noch füllet meine Phantaſie
Ihr Bild — ach, es verläßt mich nie!
Es reichen ja nicht Worte aus,
Den Holden Liebreiz dir zu nennen!
Vergönnt ward dir nicht, ſie zu kennen,
Den Namen ſprech' ich Niemand aus.
O, bete nur für ihren Frieden,
Der ihr — ich hoff' es — dort beſchieden.
Das Schickſal führte mich entgegen
Der Holden, ich gewann ihr Herz,
Uns ward der theuren Eltern Segen,
Uns lachte Glück, fremd war uns Schmerz.

Schon war des Altars heil'ger Glanz,
Der jungfräuliche Hochzeitskranz
Bereit, um unſer Glück zu krönen;
Ich ſah die Zukunft hold mir winken;
Mein Leben, ihres zu verſchönen,
Und durfte dankend niederſinken
Vor Gott, daß er nun meinem Leben
Solch hohes Glück gnädig gegeben,
Daß er für Schmerz, für Gram und Pein,
Die ſonſt ſo ſchwer mein Herz umfangen,
Für alles Zagen, alles Bangen
Verliehn der Liebe Sonnenſchein
Und mir geſenket in die Bruſt
Des neuen, ſchönern Lebens Luſt.
Die Thränen, die ich da vergoſſen,
Der Freude waren ſie entſproſſen.
Wie fühlte ich mich ſo entzückt,
Von ihrem Arme ſanft umſchloſſen!
Wie wurde ich von ihr beglückt!
Ich liebte ſie mit heil'gem Feuer.
Durch ſie erwacht' ich erſt zum Leben,
Ein neu Geſchöpf der Welt gegeben
Ward ich durch ſie, die mir ſo theuer;
Ich durfte ruhn an ihrer Bruſt
Und fühlte in mir Himmelsluſt.

---

Doch gegen mich heraufgezogen
Kam neues Unglück, neuer Schmerz;
Im Schickſal hatt' ich mich betrogen
Und wähnte glücklich ſchon mein Herz.
Ein Anverwandter meiner Braut,
Der ſonſt gedient im Polenheer,
Ein Mann, mit Ränken wohl vertraut,
Zog zu uns aus der Fremde her.
Er ſuchte Liebe ihr zu heucheln,
Mit ſüßen Worten ihr zu ſchmeicheln,
Weil auf ihr Gut er lüſtern war.
Sie wies verachtend ihn zurücke;
Er ſchwur ihr nun in ſeiner Tücke
Die Rache und den Tod ſogar.
Doch um zuvor uns noch zu täuſchen,
Begann Verſöhnung er zu heiſchen.
Das Höchſte, was uns Gott gegeben,
Es iſt die reine Herzensgluth,
Doch leicht dieß heil'ge Seelengut,
Wohnt in dem Menſchen ſünd'ges Leben,
Die Lieb' im Irdiſchen erblindet,
So wie der Stern im Nebel ſchwindet.
Er liebte nicht. — Das Schickſal wollte,
Daß unſre Mutter ſterben ſollte. —
Es warf ſie ſchwere Krankheit nieder,
Wir weinten, beteten für ſie;
Noch kehrt mir die Erinn'rung wieder —
Ach, ich vergeſſ' die Gute nie!
Als wir auf ihren Athem lauſchten,
Des Todes Flügel ſie umrauſchten,
Blickt' ſie verklärt auf uns herab,
Verſuchte noch die Hand zu legen
Auf's Haupt der Tochter, wie zum Segen.
Dann ſank entſeelt ſie in das Grab. —
Nun trat der Böſewicht hervor,
Mit Liſt, Verleumdung und mit Trug
Berückte er des Vaters Ohr.
Der Alte glaubte ſeinem Trug
Und brach das Wort, das er gegeben
Zu unſerm Bündniß für das Leben.
So, leicht bethört von unſerm Feinde,
Zerriß das Band er, das uns einte.
Doch Herzen, die in Lieb' entbrannten,
Sind durch ein Wort wohl nicht zu trennen!
Die Tochter ſank in Thränen hin
Vor ihm, umfaßte ſeine Knie',
Doch nur vergebens klagte ſie,
Nichts rührte ſeinen ſtarren Sinn.
Kalt blieb ich bei des Vaters Toben,
Kalt bei des Nebenbuhlers Hohn;
Ich baute auf den Vater droben,
Umſchlang die Braut und wir entflohn.
Ein Prieſter, mir ſchon längſt bekannt,
Vereint' uns durch der Kirche Band.

---

Du, heil'ger Vater, tadelſt mich,
Daß ich ſo übereilt gehandelt,
Doch biſt du, Frommer, ſicherlich
Wohl nie auf jenem Pfad gewandelt,
Den kühne Leidenſchaft uns leitet.
Du ſiehſt, wie jetzt mein Herz erbebt,
Siehſt Todesfroſt auf mich verbreitet,
Des Mundes glühnden Athemzug,
Der fiebernd mir den Buſen hebt,
Den trüben Blick, die blaſſen Wangen,
Den Wahnſinn und der Schande Fluch,
Siehſt mich von Blut und Sünd' umfangen —
Das nur blieb mir von meiner Liebe
Und Schrecklicheres folgte noch!
Die Theure war die Meine doch,
Ihr weiht' ich meines Herzens Triebe,
Und ob auch düſter das Geſchick,
Wir glaubten nah' uns doch dem Glück,
Obgleich das Unglück uns verbunden.
Sie war in Sanftmuth, ach, ſo ſchön,
Und ſchöner noch hab' ich geſehn
Sie in der Schwermuth trüben Stunden!
Mein Herz ſchlug nur für ſie allein,
Ein himmliſch Jahr war uns entſchwunden,
Ich nannte einen Sohn ſchon mein,
Wir wagten oft hinauszuſchauen
In heitre Zukunft, voll Vertrauen,
Der Vater werde uns verzeihn.
Allein der Bosheit düſtre Rache,
Sie zeigte uns, daß ſie noch wache:
Des Vaters Fluch drang zu uns hin!
Es war — noch ſchaudert drob mein Sinn —
Der Fluch der Gattin Todeswunde.
Zerſchmettert hatte ſie die Kunde —
Sie ſtarb und nahm den Sohn mit ſich.
Wohl war die Rache fürchterlich,
Die unſer Feind an mir geübt,
Er raubte, was ich heiß geliebt.
Die Mutter und den holden Knaben,
Sie mußte meine Hand begraben!
Und ich — Gott ſchau' mich gnädig an! —
Ich ſtand am Hügel, blickt' hinab
Und lebte noch! — O heil'ger Mann,
Was darauf ſich mit mir begab,
Ich weiß es nicht. Mein ganzes Sinnen,
Von düſterm Schleier war's umgeben,
Es ſenkte Nacht ſich auf mein Leben,
Nur langſam konnt' ich Licht gewinnen.
Viel Tage war ich fortgeirret,
Und als mein Stumpfſinn ſich entwirret,
Fand' ich in einer Hütte Raum
Ermattet mich und konnte kaum
Nach angeſtrengtem, tiefem Sinnen
Ein Bild des Leidens neu gewinnen,
Das ſchwer auf meinem Leben lag.
Mein Denken blieb nicht lange wach.
Auf's Neu erſtarrte mir vor Schmerz
Zu kaltem Stein mein wundes Herz;
Die Züge meines Angeſichts,
Sie zeigten Staunen nur und Schrecken.
Wieder beraubt des Seelenlichts,
Konnt' meinen Starrſinn nur erwecken
Ein Blick auf meine ſchlaffe Hand,
Wo ich, ach! ihren Trauring fand.

---

Ich ſuchte mich emporzuheben
Und eilte dann mit innerm Beben,
Das Haupt geſenkt, ſchnell durch die Flur,
Bis wo am Berg des Weges Spur.
So wankte ich mit wirren Sinnen
Auf ſchwachen Füßen weiter fort.
Da plötzlich kommt am buſch'gen Ort,
Wo er nicht konnte mir entrinnen,
Ein Reiter raſch entgegen mir
Mein Schickſalsloos entſchied ſich hier!
Denn ſchaudernd traf mein raſcher Blick
Des Feindes unheilvolles Haupt,
Der Gattin mir und Sohn geraubt,
Er, der einſt mordete mein Glück,
Hier, Vater, traf ihn ſein Geſchick!
Ich ſah ihn, fort war da mein Frieden,
Ihm zu begegnen glaubt' ich nicht,
Ich wollte mich vor Rache hüten
An ihm, dem falſchen Böſewicht,
Der mich dem Schmerz anheimgegeben,
Der mir zerſtört mein ganzes Leben.
Doch als ich ihn nun hier erblickte,
Als Schmerz, Verzweiflung mich durchzückte,
Da — Gott mag es mir mild vergeben! —
War Rache nur mein einz'ges Streben.
Am Zügel faßte ich ſein Pferd:
„Verbrecher!“ rief ich, „kennſt du mich?“
Schon wendet er ſein Aug' und hört
Mit Beben meine Stimme, wich
Zurück und griff nach ſeinem Schwert.
Mein Dolch — ich riß ihn aus dem Kleide —
Sein Herz ward meiner Waffe Scheide. —
Noch deckte Nacht die Erde zu;
Ganz außer mir kehrt' ich zurücke.
Noch unerweckt vom Sonnenlichte
Lag ſchweigend Feld und Hain in Ruh.
Von ferne tönt's zu meinem Ohr
Wie Lärm des Roſſes ohne Reiter;
Bewußtlos trete ich nun weiter.
Wie ſchwerer Traum kam es mir vor,
Was ſündenvoll ich hier vollbracht.
Da hört' ich plötzlich Glockenklänge
Und feierlich heilige Geſänge
Und hellerleuchtet in der Nacht
Stand eine Kirche vor mir da
Und bei des Mondes bleichem Scheine
Erglänzten matt die Leichenſteine.
Die Glocke tönt. Verlangend ſah
Ich nach der Thür' und wagte nicht
Die heil'ge Schwelle zu betreten.
Wie durft' ich — ſelbſt jetzt Böſewicht —
Dort an des Altars Stufen beten?
Nicht bitten durft' von Gott ich mehr,
Mit ihr vereint zu ſein dort oben,
Mit ihr, dem Engel rein und hehr!
Die Sünde war in mir erhoben,
Mir ſtand nicht mehr der Himmel offen,
Wie konnt' der Sünder jemals hoffen,
Den Engel jenſeits zu umfangen
Und Seligkeit noch zu erlangen?

Mit Thränen, tiefer Reue voll,
Trat ich in euer Kloſter ein;
Vernichtet hatt' ich ſündenvoll
Des Herzens heil'gen Hoffnungsſchein. —
Als geſtern nun um Mitternacht
In Todesgrauſen ich erwacht,
Sank ich, die Bruſt von Qual erfüllt,
Vor meines Heil'gen Gnadenbild
Und flehte, Thränen auf den Wangen,
Das Herz von Todesſchuld beladen,
Zu Gott, dem Vater aller Gnaden,
Er möge mich aus tiefem Bangen
Barmherzig löſen und vergeben
Den grauſen Mord, den ich begangen.
Da ſegensvoll herniederſchweben,
Von überird'ſchem Glanz umwoben,
Sah einen Engel ich von droben
Und fühlt' vor heil'ger Scheu mich beben;
Aus meiner Seele ſchwand die Pein.
Die Lampe in der kleinen Zelle
Verbreitete nur ſchwache Helle
Und in dem ungewiſſen Schein
Stand, in ein Leichenkleid gehüllt,
Sie vor mir, die mein Herz erfüllt.
Wie in der Herbſtnacht Sterne flimmern,
Sah ihrer Augen Licht ich ſchimmern.
Zu täuſchen glaubt' ich ſelber mich:
Ein Traum vielleicht, der ſchnell entſchwindet,
Wie er ſich ſchnell dem Nichts entwindet?
Ach nein, ich wachte ſicherlich!
Das Antlitz, unverhüllt zu ſehn,
Ich kannt' es wieder, jugendlich,
Wie Frühlingsſonnenſchein ſo ſchön,
Ihr Lächeln, heiter'm Himmel glich!
Die ſchwarzen Locken, die ſo reich
Wie dunkle Nacht das Haupt umzogen,
Zur weißen Bruſt herniederwogen —
Ach, Alles, Alles kannt' ich ja,
Mein Leben, lebend ſtand ſie da!
Und Worte tönten aus dem Munde,
Wie beſſrer Zeiten ſüße Kunde,
Der Blick, ſo liebevoll und warm,
Den holden Knaben in dem Arm,
Sie war's! Vergebung bracht' ſie mir!
Da ſtürzt' ich auf ſie zu, zu ihr,
An meinen Buſen ſie zu preſſen.
Doch, ach, vielleicht wohl zu vermeſſen
War mein Beginnen, denn kein Schlag
Des Herzens bebte mir entgegen,
Kalt blieb ihr Bild und ohne Regen,
Es ſchwand im Nebel nach und nach.
Nur leere Luft konnt' ich umfangen,
Die Arme ſanken mir hernieder
Und Angſt und bittern Zweifels Bangen
Erfüllte meinen Buſen wieder.
War mein Gebet denn nicht vernommen
Am ew'gen Thron? Sie nicht gekommen,
Um mir Verzeihung zu verkünden?
Sollt' ich noch keine Gnade finden?
Vielleicht ſteigſt du zu mir herab,
Noch einmal deinen Freund zu ſehn,
Eh' ihn auf immerdar das Grab
Von dir getrennt — im Todeswehn?

Der Mönch fällt auf ſein Lager nieder,
Der Schmerz erſtickt der Worte Klang;
Dann blitzt ſein todtes Auge wieder,
Noch eben blickt er feſt und lang.
Die Hände ſtreckt er vor ſich hin,
Dann ruft er aus mit heiterm Sinn:
„Du kommſt! jetzt iſt der Schmerz geendet!
Du rufſt! mein Loos hat ſich gewendet!
Ich ſeh' dich, holdes Angeſicht!
Jetzt ewig dein! die Nacht wird licht!“

Zwei Tage und zwei Nächte lang
Lag er an Leib und Seele krank
Und betete und litt ſo ſchwer.
Und als die dritte Nacht gekommen,
Berief der heil'ge Abt die frommen,
Ehrwürd'gen Brüder zu ſich her.
Die letzte Stunde nahte ſich
Und ſenkt' auf's Haupt des Kranken ſich.
Da ſchritten in des Bruders Zelle
Die Mönche, Kerzen in der Hand,
Herein mit einem Grabgewand.
Ein Sarg ſtand an der Thüre Schwelle,

Traurig ertönt der Todtenſang
Und füllt das Herz mit tiefem Leid
Durch ſeine Töne, trüb und bang.
Es fällt' auf's ſchwarze, hä'rne Kleid,
In das der Bruder eingehüllet,
Matt nur der Todtenkerzen Licht.
Dann, als des Mönches Auge bricht,
Der Tod die Schmerzen ſanft geſtillet,
Erſchallt des Sterbgebetes Wort:
„Er ruh' im Frieden hier und dort!"
(Tietz.)

## 7.

## Jaſykow.

### Der Dichter.

Wenn ſich mit dir ein Schöpfergeiſt vermählte
Und, zitternd unter der Begeiſterung,
Dich eine heil'ge Weihe ſchon beſeelte
Und du begreifſt die hohe Würdigung;
Wenn auf dich alle Schaffenskräfte ſanken,
In denen du die Gottheit wirkſam ſchauſt —
Der Glutblitz der Gedanken,
Der Worte Feuerbrand:
Dann geh', daß der Prophet ſich weit verkünde,
Doch nur den hehren Pfaden bleibe hold!
Nie küſſe du den Honigmund der Sünde,
Nie ſei die keuſche Schwinge feil für Gold!
Ob dich des Herrſchers Willkür wild umſchnaubte,
Des Purpurs Falten lockend dich umblühn:
Sei arglos wie die Taube,
Sei wie der Adler kühn!
O, welch ein Zauber dann in ſüßem Klange
Aus deiner ſeelenvollen Harfe tönt,
Der ſchnell den Sklaven in dem ſchwerſten Drange
Und König Saul's verdüſtert Herz verſöhnt!
Ha, wie dein edles Leben ſtolz erblühet
Und wie, vom innern Feuer angefacht,
Dein off'nes Auge glühet,
Die ruh'ge Stirne lacht!
Doch nie, um deine Gottheit anzurufen
Aus Ruhmſucht und genußbeflecktem Sinn,
Erkühne dich zu ihres Altars Stufen
Mit prunkendem und eitlem Opfer hin!
Nicht ſolchem Flehn wird ſie mit Huld ſich wenden;
Der Rache Donner mit des Himmels Brand
Zerſtreut die tück'ſchen Spenden
Und lähmt des Opferers Hand!
(?)

## 8.

## Puſchkin.

### 1.

### Der Engel und der Dämon.

Es ſtand ein Engel der Verklärung,
Das Haupt geſenkt, an Edens Thor;
Ein finſtrer Dämon der Empörung
Stieg aus dem Höllenſchlund empor.
Der Geiſt der Läſt'rung und Verführung
Blickt' aufwärts zu der Unſchuld Strahl
Und unwillkürlich trat die Rührung
In ſeinen Blick zum erſten Mal.
„Lebwohl!" ſprach er; „ich muß dich loben
Und fruchtlos nicht erſchienſt du mir;
Nun haſſ' ich Alles doch nicht droben
Und Alles nicht veracht' ich hier."
(Tietz.)

### 2.

### Der Talisman.

Da, wo am nackten Felsgeſtein
Das Meer dumpf murmelnd ſchäumet,
Wo bei des Mondes goldnem Schein
Der Moslem üppig träumet —
Empfing ich von der Zauberin
Den Talisman der Liebe;
Erinnrungsreich ſchwelgt noch mein Sinn
Im ſeligſten der Triebe.
Den Talisman — ſo ſagt' ſie mir —
Den ſchätze und behüte,
Denn heiße Liebe gab ihn dir,
Ein Herz, das für dich glühte.
Doch ſchützt er dich nicht vor dem Tod,
Vor Stürmen nicht, vor Wogen,
Nicht, wenn dich Mißgeſchick bedroht,
Wenn Unglück dich umzogen.
Auch wirſt du nicht vom Talisman
Des Orients Gold erringen,
Auch hilft er dir nicht den Osman
Mit deinem Schwert bezwingen.
Auch führt er nicht vom fremden Strand,
Wo dir kein Freund geworden,
Dich in das theure Vaterland,
Vom Süden nach dem Norden.
Doch wenn dich Augen, argliſtvoll,
Mit ſüßem Netz umweben,
Wenn Lippen dir der Liebe Zoll,
Doch ohne Liebe geben:
Dann ſchützt mein Talisman dein Herz
Vor des Verraths Gefahren,
Schützt dich vor neuer Liebe Schmerz,
Wird dich vor Argliſt wahren!
(Tietz.)

### 3.

### Die beiden Raben.

's hat ein Rabe, halbverlechzt,
Einem Raben zugekrächzt:
Rabe, wo wir Speiſe finden,
Sprich, wie können wir's ergründen?
Und der andre Rabe ſpricht:
Ei, an Speiſe fehlt es nicht,
Denn es liegt im Dorngeſträuche
Des erſchlagnen Ritters Leiche.
Wer ihn dort erſchlug? wofür?
Sagt des Ritters Falke dir,
Sagt des Ritters Rapp ſo wilde,
Sagt des Ritters Weib ſo milde.
Fort zum Walde flog der Falk,
Auf den Rappen ſtieg ein Schalk —
Und ſie — harrt des Liebesboten,
Des Lebend'gen, nicht des Todten.
(Lippert.)

### 4.

### Der Woiwode.

Der Woiwode kehrte leiſe
Abends heim von ſeiner Reiſe,
Herrſcht den Dienern Schweigen zu —
Stürzte nach dem Schlafgemache,
Zieht den Vorhang — Tod und Rache!
Leer das Bett und tiefe Ruh.
Düſtrer als das nächt'ge Grauen
Zuckt er ſeine finſtern Brauen,
Dreht den Schnurrbart in der Wuth —
Wirft die Aermel auf den Nacken,

Geht, den Riegel fortzurücken:
Hera — brüllt er — Teufelsbrut!
Warum hält am Thor zur Stunde
Keine Wacht', keine Runde!
Wetter! Schuften! — Gib's Gewehr —
Mache fertig Sack und Stränge —
Nimm die Büchſe vom Gehänge —
Will ſie — — Folge hinterher! —
Herr und Diener längs der Mauer
Schleichen leiſe auf die Lauer
Nach dem Garten . . . . Jener ſieht
Sie im weißen Nachtgewande
An des Waſſerbeckens Rande,
Wo ein Jüngling vor ihr kniet,
Flüſternd: Alles iſt verloren,
Was ich einſt mir auserkoren,
Was ich liebte, was mir hold,
Scheidet aus der Bruſt, der weißen,
Zarter Hände Druck, den heißen,
Küſſe des Weinreben Gold!
Wie ich lang um dich gelitten,
Wie ich lang um dich geſtritten!
Ach — und du verließeſt mich!
Nimmer litt er, nimmer ſtritt er —
Kirrte mit des Silbers Flitter —
Ach — und ihm ergabſt du dich!
Mit zu dir bei nächt'gem Grauen,
Will dein ſüßes Aug' ſchauen,
Drücken deine zarte Hand;
In dem neuen Hausſtande
Wünſch' ich Glück und lange Jahre,
Bleibe ewig treu dies Band! —
Und ſie weinte ſehr und klagte —
Und er küßt' ihr Knie und ſagte . . . .
Sie, die durch's Gebüſch gebückt,
Lehnen die Gewehre nieder,
Greifen zur Patron' und wieder
Ward die Ladung feſtgedrückt.
Und indem ſie weiter ſchleichen,
Herr, ich werde Nichts erreichen —
Flüſterte der arme Wicht.
Thränt mein Auge von den Winden?
's graut mir — meine Kräfte ſchwinden —
's Pulver deckt die Pfanne nicht. —
Schweige ſtill, verdammter Ruſſe,
Beben ſelbſt du, laß mir Muße —
Schaue auf — nun richte — doch!
Ziel' ihr in die Stirn — zur Linken!
Mit ihm red' ich — Will dir winken,
Ich zuvor, du warteſt noch! — —
Und ein Schuß durchſchallt den Garten —
Will der Burſch nicht auf ihn warten?
Den Gebieter hört man ſchrein —
Schwankt der Herr nicht unentſchloſſen?
Hat der Diener fehlgeſchoſſen?
— — Grad' ihm in die Stirn hinein! —
(Lippert.)

## 5.

## Der Gefangene im Kaukaſus.

### Erſter Geſang.

Im Aul*) vor ihrer Hütte Schwellen
Sitzt müßig der Tſcherkeſſen Schaar;
Es plaudern jetzt die Berggeſellen
Von Waffenlärm und Kriegsgefahr,
Von ihrer wilden Roſſe Pracht,
Wie ſich die Roſſe nach der Schlacht,
Gedenkend, wie in alten Tagen
Ihr Angriff ſie zurückgeſchlagen,
Von der Uſdenen*) liſt'gem Trug,
Wie oft ihr Säbel Wunden ſchlug,
Wie ſicher ihres Bogens Schuß; —
Der Krieger harte Bruſt bewegen
Zerſtörter Dörfer Aſchenregen,
Schwarzäugiger Gefangner Kuß . . . .

Solch Wort und mehr durchfloß die Nacht.
Der Mond ſchwamm auf des Nebels Wogen
Als in den Kreis mit Sturmesmacht
Ein Roß und Reiter brauſend flogen.
Den jungen Feind, den er bezwungen
Schleift am Arkan**) er hinterdrein.
Ein wilder Ruf: „Der Ruſſ' iſt mein!“
Hat ſchnell den ſtillen Aul durchdrungen.
Des Odems, wie des Lichts beraubt
Den Mann umringt die wilde Rotte.
Doch blieb des Feindes blutig Haupt
Schon längſt gefühllos ihrem Spotte.
Er hört nicht mehr ihr böſes Dräun,
Ein Todesſchlaf ſchwebt auf ihn nieder,
Umwehet modernd ſein Gebein
Und eiſigkalt die ſtarren Glieder.

So lag der Jüngling lange Zeit,
Daß ihn der Traum des Todes deckte,
Als aus der nächt'gen Dunkelheit
Des Mittags heiße Glut ihn weckte.
Die Lebensgeiſter wurden wach,
Ein leiſer Laut tönt aus dem Herzen,
Der Strahl, der in das Dunkel brach,
Heilt, ihn erwärmend, ſeine Schmerzen.
Doch, ach, ſein erſter Blick erſchaut
Den Fels, ſich thürmend bis zur Wolke,
Ein Wall, den die Natur gebaut
Dem freigebornen Räubervolke.
Noch wie ein Bild aus wüſtem Traume,
Schwebt die Gefangenſchaft ihm vor,
Da plötzlich in dem öden Raume
Der Kette Raſſeln trifft ſein Ohr.
Der Schreckenston hat's ihm verkündet —
Aus der Freiheit heil'ger Tag! —
Der Zauberglanz des Lebens ſchwindet,
Denn er iſt Sklav. — — Der Jüngling lag
Allein, rings keines Feindes Spur,
Im Felde keine Wache ſchreitet;
Ein grüner Teppich, hat die Flur
Vor ſeinem Blick ſich ausgebreitet.
Die fernen Gipfel oder Firnen
Verlieren ſich in den Geſtirnen.
Da wurde des Gefangnen Geiſt
Von der Gedanken Sturm durchkreiſt:
Dort jenſeits jener Bergeswand
Der Weg führt in ſein Vaterland,
Wo ſorgenlos ſein junges Herz
So ſtolz der Schönheit ſich erſchloſſen,
Wo er die erſte Luſt genoſſen,
Wo ihn erfaßt der erſte Schmerz.
Ihm blieb nach wilder Lebensluſt
Statt froher Hoffnung, herbe Klage,
Doch das Gedächtniß beſſrer Tage
Verſchloß er in der welken Bruſt.
Er lernte Welt und Menſchen kennen,
Des trügeriſchen Lebens Preis;
Verrath nur konnt' er Freundſchaft nennen
Und hohlen Traum die Liebe heiß.
Dem Schickſal trotzend ſtrebt' er nur,
Zu brechen leid'ge Sklavenketten.
Ein Feind der Welt, Sohn der Natur,
Im Arm der Freiheit ſich zu betten.

---

*) Ein aus Hütten beſtehendes Tſcherkeſſendorf.

*) Die Häuptlinge der Tſcherkeſſen.
**) Ein am Sattel befeſtigter Haken mit einer Schlinge.

Sein Tagewerk iſt nun vollbracht,
Der ſchöne Hoffnungstraum verflogen,
Er iſt aus ſeinem Schlaf erwacht
Und hat der Knechtſchaft Loos gezogen! —

So ſinnend war ſein Haupt im Thal
Ermattet auf den Fels geſunken,
Gewärtig, daß ſein Lebensfunken
Verlöſche, wie des Lichtes Stral.
Der Sonne letzter Scheideblick
Vergoldete die grünen Höhen
Und mit Geſang zum Aul zurück
Hört man das Volk der Schnitter gehen.
Das Zwielicht in dem Aule wich
Den Feuern, die ihn rings erhellten,
Und tiefes Schweigen lagert ſich
Und nächt'ger Schatten auf den Zelten.
Des Kaukas Häupter ſchlummern ein
Im ſilbergrauen Wolkenbarte,
Wild ſchäumend bricht am Felsgeſtade
Ein Bergquell ſich im Dämmerſchein.
Doch horch! war's nicht, als unterbrach
Ein leiſer Schritt die nächt'ge Stille?
Geborgen in des Schleiers Hülle
Ein Mädchen ruft den Schläfer wach.
Der Jüngling ſchaut mit ſtarren Mienen
Lang auf die Dirne hin und ſchweigt.
Hat ſich ein Traumgebild gezeigt,
Treibt ſein ermattetes Gefühl
Vielleicht mit ihm nur leeres Spiel? —
Da beugt die Jungfrau ihm das Knie
Und, von dem Mondesſtral beſchienen,
Voll zarten Mitleids reichte ſie
Den kühlen Trank dem dürſt'gen Zecher.
Doch er vergaß den Labebecher,
Die Jugendkraft kehrt ihm zurück,
Der Leidenstraum brach ſchnell zuſammen
Und haſtig ſog er andre Flammen
An ihrem Zauberton und Blick.
Zwar kennt er nicht den fremden Laut,
Doch ſagt die ſüße Stimme: Lebe!
Der Wangen Glut, ihr Auge traut,
Bedeutet, daß er ſich erhebe.
Die Himmelsglut hat ihn geſtählt,
Daß er den müden Leib erraffte,
Des Durſtes Leiden, das ihn quält,
Zu ſtillen mit dem kühlen Safte.
Dann ſank ſein Haupt, ihr zugewendet
Den welken Blick, auf harten Stein,
Und ſinnend ſchaut ſie lange drein,
Als ob ihr Antheil Troſt geſpendet.
Und unwillkürlich öffnen ſich
Die Lippen, die das Wort erſehnen;
Sie ſeufzte tief und es entſchlich
Dem Aug' ein heller Stral von Thränen.

So ſchwand dem Jüngling mancher Tag,
Vor Gluten ſchützt der Höhlen Kühle,
Ihm dient der ſtarre Fels zum Pfühle,
Wenn er bei ſeinen Heerden lag.
Doch wenn des Mondes Silberhorn
Mit Stralen kränzt die ſchwarzen Höhen,
Sieht man ein Weib durch dichten Dorn
Zu dem verlaſſnen Fremdling gehen.
Aus duft'gem Honig, Brot und Wein
Das Mahl, das heimliche, ſie theilen
Und Liebesblicke miſcht ſie ein,
Die zärtlich auf dem Freunde weilen.
Die klaren Augen deuten ſchnell
Dem Ohr die unbekannten Klänge,
Ihm ward der Rede Dunkel hell,
Sang ſie ihm Gruſiens Geſänge.
Sie barg im jungfräulichen Herzen
Zum erſten Mal der Liebe Glück,
Ihm kehrten nimmermehr zurück
Der erſten Neigung Wolluſtſchmerzen.
Erſchlafft in des Genuſſes Arm,
Den Jüngling ſcheucht, den lebensmatten,
Des alten Traumes geſpenſt'ger Schatten
Von ihrem Herzen liebewarm.
Nicht plötzlich bricht der Jugend Kraft,
Der Freudentaumel uns zuſammen;
Wir koſten einmal noch ihr Glück:
Doch ihr, der erſten Liebe Flammen,
Der göttergleichen Leidenſchaft,
Ihr kehret nimmermehr zurück!

Bald ſchien der Jüngling hoffnungslos
Des Sklavenlebens Laſt zu tragen,
Doch Ungeſtüm und bittre Klagen
Verbarg er tief im Herzensſchooß.
Wenn ihn des Morgens Kühle ruft,
Sucht er der Hügel öde Lager,
Des Sternendoms erhabne Träger
Zu ſchau'n, die Berg' im Farbenduft.
Gefeſſelt ſind an's Wolkenzelt
Die ewig ſchneebeſäumten Throne,
Inmitten ragt im blauen Feld
Der Elbrus mit kryſtallner Krone.
Hoch über'm Aule ſaß er gern,
Wo Sturm und Donner ſich begrüßten,
Der Staub bewölkte die Steppe fern
Und Wolken rauſchen ihm zu Füßen.
Der Hirſch flieht mit bebendem Huf
Und birgt ſich furchtſam in den Hügeln,
Der Adler, rauſchend mit den Flügeln,
Enteilt dem Horſt mit heiſerm Ruf.
Des Sturmwinds Heulen übertönt
Laut das Getös der Pferdeherden
Und brauſend von der Berge Herden
Die Wolke in die Ebne dröhnt.
Der Welle Sturz durchbohrt den Stein
Und wälzt der Felſen Laſt zuſammen;
Doch droben in der Blitze Flammen
Stand der Gefangne jetzt allein.
Dort harrt er neuer Sonnenglut,
Wo ſich die Wolken um ihn thürmten,
Und lauſcht der Elemente Wuth,
Der feindlichen, die ihn — beſchirmten!

Oft ſtieg er in die grünen Au'n,
Vergaß der Freiheit, der verlornen,
Um Sitt' und Lebensbrauch zu ſchau'n
Des fremden Volks, des berggebornen.
Die Gaſtlichkeit, des Glaubens Art
Bewundert er, die Kampfbegierde,
Gewandtheit, Schnelligkeit, gepaart
Mit Kraft, der freien Männer Zierde,
Wenn der Tſcherkeß zum Kampfe zieht,
Sich zierlich lehnend an die Bügel,
Das Roß, entledigt ſeiner Zügel,
Raſch über Berg und Steppen flieht.
Er weidet ſich am Waffenglanz,
An des Gebirgsſohns reichem Kleide,
Wie er bedeckt von Waffen ganz,
Sein Stolz und ſteter Troſt im Leide.
Kein Hinderniß noch kennt Beſchwer
Zu Fuß, ſo wie zu Roß der Krieger,
Das Antlitz frei, die Stirne hehr
Verkündigt im Beginn den Sieger.
Sein Reichthum iſt ſein feurig Roß,
Ein wilder Sproß der Bergeshorden,
Der ihm ein treuer Kampfgenoß
Und der Koſaken Schreck geworden.

Oft lauſcht der Räuber mit dem Roß
In Schilf und Schluchten, den entlegnen,
Da ſtürzt es wie ein Pfeilgeſchoß
Sich auf den Wandrer, den verwegnen.

Sein kräft'ger Hufſchlag hat im Nu
Ihm hier den ſichern Sieg errungen
Und am Arkan der Höhle zu
Schleift es den Feind, ſo ſchnell bezwungen.
Nichts hemmt des Roſſes wilde Flucht,
Es brauſt wie Sturmwind durch die Fluren,
Moraſt und Wälder, Fels und Schlucht
Bezeichnen ſeine blut'gen Spuren.
Weit durch die Steppe dröhnt ſein Huf,
Da, vor ihm eines Stromes Schwellen,
Es ſtürzt ſich in die ſchwarzen Wellen,
Umſonſt des Wanderers Weheruf.
Geſchleudert in des Abgrunds Pfade,
Saugt ſterbend er die trübe Flut;
Da er im Arm des Todes ruht,
Trägt raſch das Roß ihn an's Geſtade.

Kein Mondesſtrahl erhellt die Nacht,
Die rings die nahen Hügel deckte —
Am Eichſtamm, den der Blitze Macht
Zerſchmettert in den Bergſtrom ſtreckte,
Legt ein Tſcherkeß ſein Kriegsgewand,
Schild, Helm und Burka,*) Pfeil und Bogen
An hundertjähr'ger Wurzeln Band
Und warf ſich ſchweigend in die Wogen.
Still iſt die Nacht. Die Welle rauſcht
Und trägt ihn an die Uferhügel,
Wo der Koſak bewaffnet lauſcht
Dem dunkeln Streit am Waſſerſpiegel.
Des Feindes Waffen birgt die Nacht:
Sag an, Koſak, was ſinnſt du wieder?
Gedenkeſt du der heißen Schlacht,
Des Lagers und der Kriegeslieder?
Nicht mehr, dich täuſchte nur ein Traum,
Wirſt du die freie Heimat ſchauen,
Den ſtillen Don, der Wiege Raum,
Den Kampf und deine ſchönen Frauen.
Es naht der Feind! Die Sehne ſchwirrt!
Er flieht zurück zum Waſſerſpiegel;
Und als der Pfeil die Luft durchirrt,
Stürzt blutend der Koſak vom Hügel.

Oft tobt im Thal der Stürme Wuth,
Dann in der Seinen ſtillem Kreiſe
Am Herde, nach der Väter Weiſe,
Sich wärmend der Tſcherkeſſe ruht.
Der müde Wanderer, der zu weit
Drang in der Berge Einſamkeit,
Er nähert mit dem treuen Pferde
Sich zagend dem Tſcherkeſſenherde.
Doch als den Becher er geleert,
Geboten von dem güt'gen Wirthe
Mit biederm Gruß, nicht der Verirrte
Des ſüßen Schlafes ſich erwehrt.
Er ruht im rauchigen Gemach,
Wo ihn die naſſe Burka deckte,
Und läßt das gaſtlich niedre Dach,
Als ihn der nächſte Morgen weckte.

Der muntern Gäſte ſtrömen viel
Herbei zum Bairamsfeſt, dem hellen,
Die Schar der jungen Berggeſellen
Erluſtigt ſich an Wett' und Spiel.
Die Becher leeren ſie in Eil
Und dort, wo ſich im Wolkenzuge
Der Adler ſchwingt mit mächt'gem Fluge,
Wählt ſich ſein Ziel ihr ſichrer Pfeil.
Sie ſtürzen ſich wie Sturmeswehn
Auf's Zeichen von den ſteilen Höhn,
Wo ſie den Staub der Fläche ſchlagen
Den Rehen gleich in raſchem Jagen.

Den Frieden ſchlicht verſchmäht das Herz,
Das nur zu blut'gem Kampf geboren,
Ihr Spiel, zum Zeitvertreib erkoren,
Verdrängt gar oft entmenſchter Scherz.
Wild blitzt der Säbel in der Hand,
Beim Mahle fließt das Blut geſchwinder,
Des Sklaven Haupt rollt in den Sand
Und klatſchend jubeln ſelbſt die Kinder.

Der Ruſſe hat mit kalter Bruſt
Gar oft geſchaut die blut'ge Luſt.
Einſt Freund des Kampfſpiels, des verwegnen,
Brannt' er, dem Tode zu begegnen,
Der Ehre Sklav, der ungefügen,
Sah in des Zweikampfs Blutgericht
Er oft das nahe Ende liegen,
Das Todesblei im Angeſicht.
Verſtrickt in düſtres Traumgeflecht,
Gedacht' er wohl der alten Tage,
Wo er, noch frei von bittrer Klage,
Im Kreis der Freunde wild gezecht,
Wenn er die alte Zeit beklagt,
Die, was er hoffte, ihm verſagt,
Die Spiele ſchaut, wo ungezügelt
Des Bergvolks freier Geiſt ſich ſpiegelt:
Verborgen immer blieb im Herzen,
Was ihn gewaltig ſo bewegt,
Nie haben Freude ſich und Schmerzen
Auf ſeine hohe Stirn gelegt.
Die wilden Männer nahten ſcheu,
Bewunderten des Jünglings Weiſe
Und ſagten ſich einander leiſe,
Wie ruhmvoll ſolche Beute ſei!

### Zweiter Geſang.

Dein Herz ging auf, Bergmädchen fein,
Du trankeſt von dem Lebensbronnen,
Dein Feuerblick, ſo unſchuldrein,
Erzählt niegefühlte Liebeswonnen.
Wenn dir der Freund in dunkler Nacht
Die Purpurlippen ſchweigend küßte,
Vergaßeſt du der Erdenpracht
Und ſpracheſt zu dem Sohn der Lüſte:
„Reich', ſchöner Sklave, mir die Hand,
Komm und vergiß an meinem Herzen
Die Freiheit und dein Vaterland,
Erhelle deinen Blick voll Schmerzen!
Gern theilt' ich eine Wüſtenhöhle,
Sprächſt du das Wort: Ich liebe dich!
Mit dir, Beherrſcher meiner Seele!
Noch Keiner, wiſſe, küßte mich,
Noch blieb mein Lager unberührt,
Die ſtillen Sommernächte haben
Zur ſtrengen Dirne nie geführt
Schwarzäugige Tſcherkeſſenknaben.
Was hilft es mir, daß mich der Ruf
Die Unerbittliche genannt?
Da, ach, mein Schickſal mir bekannt,
Das mir nur bittres Leiden ſchuf.
Der Vater hart und Bruder droh'n,
Mich bald nach einem fremden Hauſen,
Verhaßtem Manne zu verkaufen,
Der mich bedeckt mit Schmach und Hohn.
Zum letzten Male will ich flehend
Umfaſſen meines Vaters Schooß,
Dann aber lieber untergehend
Vereiteln dies verhaßte Loos.
Es hat gewalt'ger Zauber mich
Zu dir, o ſchöner Sklav, gezogen,
Und meine trunkne Seele ſich
An deinen Blicken feſtgeſogen!“

---

*) Ein kurzer Pelzüberwurf, den die kaukaſiſchen Völker über dem Panzer tragen.

Voll Schmerzes ſchaut er auf die Dirne,
Von heil'ger Leidenſchaft berauſcht,
Ein ſchwerer Traum umwölkt die Stirne,
Da er den Liebesworten lauſcht
Ach, er vergaß, daß noch im Herzen
Erinnrung früh'rer Tage floß,
Wo einſt, entquellend tiefen Schmerzen,
Ein Thränenſtrom dem Aug' entſchoß;
Der Liebe Leid, das hoffnungsloſe,
Wie Erz des Jünglings Bruſt umfängt,
Bis er die Qual, die ihn bedrängt,
Barg in des Mädchens zartem Schooße.
„Vergiß des Manns, des undankbaren,
Verſchwende nicht dein köſtlich Gut;
Für beſſern Jüngling magſt du wahren
Der hohen Liebe reine Gluth.
Flieh' meine Herzensnacht! Erwarmen
Sollſt du in treuen Liebesarmen!
Dann ſpende zarter Rede Fluß,
Den holden Blick, den Feuerkuß;
In meiner glühend wilden Bruſt
Tobt nur die Flamme böſer Luſt;
Flieh' mich! von alter Liebe Plagen
Verzehrt, magſt du mich nur beklagen.
O daß dein ſüßes Bild ich ſchaute,
Da ich der Hoffnung noch vertraute,
Da ich noch ſel'gen Liebestraum
Gewiegt im ſtillen Herzensraum.
In Nacht und Nebel iſt zerfloſſen
Der Hoffnungsſtrahlen goldner Schein,
Mir ward der Liebe Thor verſchloſſen
Und der Empfindung Quell zu Stein.
Erſtarrte Lippen bot' ich dar,
Begegnend deinen Feuerküſſen.
Sollt' ich dein thränend Augenpaar
Mit kaltem Lächeln nur begrüßen?
Vermag in ſtiller Herzensbucht
Voll Liebesglut ich einzuſchlafen,
Gepeinigt von den Höllenſtrafen
Verraths und ſchnöder Eiferſucht?
Und wenn du zagend meinem Munde
Die Küſſe nimmſt und wiedergibſt, —
O Mädchen, raſch verfliegt die Stunde
Dir mit dem Manne, den du liebſt —
Dann trink' ich heimlich meine Thränen,
Denn um mich ſchwebt ein ſchönes Bild,
Das unbewußt mein langes Sehnen
In deinem Liebesarm erfüllt.
Dem Bilde gelten meine Klagen,
Mir folgt es nach in Wüſtenei'n
Und gift'gen Zweifels harte Plagen
Flößt's dem verwaisten Herzen ein.
Laß mich in Ketten einſam weilen,
Mit meinen Träumen, Leid und Luſt;
Sieh, ganz erſchloß ich dir die Bruſt,
Doch darfſt du nie mein Schickſal theilen!
Reich' mir die Hand zum Scheidegruß;
Nicht lange quälen Trennungsſchmerzen,
Das alte Bild in deinem Herzen
Zerfließt im neuen Liebeskuß!“ —

Lang ſaß das Mädchen thränenlos,
Mit offnem Mund und ſchluchzte bloß,
So ſtarr, doch vorwurfsvoll zugleich
Ihr Blick, die Wange todtenbleich —
Und bebend ihre kalte Hand
Die Rechte des Geliebten fand.
„O Fremdling,“ hob ſie rührend an,
„Warum muſt' ich mein junges Leben
Dir, einem unbekannten Mann,
Für Zeit und Ewigkeit ergeben?
Warum vergaß in ſüßer Luſt
Ich, ach! der Welt an deiner Bruſt?
Nicht viele ſolcher ſel'gen Nächte
Verſtatteten des Schickſals Mächte,
Der Luſt blüht keine Wiederkehr,
Mein Glücksſtern leuchtet nimmermehr! —
Mitleidig konnteſt du bewahren
Das Wort, das meinen Traum zerſtört,
Es hätte mich, ſo unerfahren,
Dein holdes Schmeichelwort bethört.
Dein Schickſal hätt' ich gern verſüßt
Durch zarte Pflicht, gar treu erfüllt —
Wenn ſich zum Schlaf dein Auge ſchließt,
Ihn hüten, der die Leiden ſtillt.
Doch nimmer wollteſt du vertrauen
Dem Troſt, den meine Liebe gibt . . . .
O Mann, du liebſt und wirſt geliebt!
Wer iſt die glücklichſte der Frauen? —
Ich hab' erkannt dein banges Sehnen
Und fühle deine Leiden nach,
Vergib auch meinem Herzen ſchwach
Und ſpotte nicht ob meinen Thränen!“

Sie ſchwieg und Seufzer unbewußt
Und Thränen ſchwellen ihre Bruſt;
Die Lippen ſtammeln Vorwurfsklagen,
Da ſie dem Wort den Dienſt verſagen.
Die Jungfrau, ſinn- und athemlos
Umfaßte des Geliebten Schooß,
Da, ſie vom Boden ſanft erhebend,
Sprach der Gefangne leiſe bebend:
„Geh, ſtille deine Klagen ſchnell,
Verſiegen laß den Thränenquell,
Auch mich verfolgt dein Loos, das trübe,
Ich auch blieb ohne Gegenliebe.
Ich liebte und ich litt — allein!
Vergehend jetzt in ſchwerer Pein —
Gleich dem vergeſſnen Feuerbrande,
Verlöſchend in der Wüſte Sande —
Fern von der Heimat ſterb' ich hier,
Es dient als Sarg die Steppe mir
Und roſtend in dem Grabe betten
Sich des Verbannten ſchwere Ketten!“ —

Des nächt'gen Himmels Lichter bleichte
Schon purpurroth das Tagsgeſtirn
Und klar in grauer Ferne zeigte
Sich des Gebirgs ſchneehelle Stirn;
Da ſchied, vielleicht auf immerdar,
Geſenkten Blicks, die Häupter neigend,
Das hartbedrängte Liebespaar
Und reichte ſich die Hände ſchweigend.

Seitdem ſchlich um der Zelte Reihn
Der Jüngling traurig und allein.
Am Horizont, dem feuerhellen,
Geführt vom Morgenroth, dem ſchnellen,
Die Tage raſch vorüberwandern.
Es folgte eine Nacht der andern,
Doch dem Gefangnen blüht kein Glück,
Die Freiheit bringt kein Tag zurück.
Wenn Nachts die Antilope rauſcht,
Im Buſch die Hirſchkuh ſteht, die bange,
Dann röthet ſich des Jünglings Wange,
Der, mit der Kette raſſelnd, lauſcht:
Ob der Koſak im Dunkel ſchleicht,
Des Aul's Nachſtürmer wild und blutig,
Wie der Gefangnen Hort, der muthig
Die Hand gern zur Befreiung reicht.
Er ruft — die ferne Wüſte brauſte,
Das Wild, vom Schalle aufgeſtört,
Heim in die dunkle Wüſte ſauſte;
Doch kein Befreier, der ihn hört!

Einſt in die Thäler niederwallte
Der Ruf: „Eilt zum Tabun herbei!“

Und rings um den Gefangnen ſchallte
Der Männer wildes Kampfgeſchrei.
Wild ſchnaubend ſtampft das Roß, das ſchnelle,
Die Kugel klirrt, der weißhelle,
Es flimmerte im Sonnenſtrahl
Der Panzerhemden blanker Stahl:
Da Hurrah, zum Streifzug hergelagen,
Die Schaar herbei im Siegesmuth;
Dann reiten ſie nach Kriegesbeut
Davon, längs des Kuban's Geſtaden.
Still wird's im Aul, die treuen Hunde
Behaglich ruhn im Sonnenſchein,
Die Kinder toben nackt im Frei'n, —
Die Alten ſitzen in der Runde,
Der Pfeif' entſteigt die blaue Wolke
Und ſchweigend lauſchen ſie dem Sang,
Der angeſtimmt vom Dienervolke
So friſch das alte Herz durchdrang:

Die Welle rauſcht im Strome tief
 Und Schweigen deckt den Hügelreih'n,
 Gelehnt auf ſeine Pike ſchlief
 Der Bergkoſak ſchlummert ein.
 Koſak, nicht ſchlummre bei der Nacht —
 Am Ufer der Tſchetſchiner wacht!
Im Strom ſchwimmt des Koſaken Kahn,
 Sein Netz auf hellem Grunde blinkt —
 Gib Acht, Koſak! glatt iſt die Bahn;
 Wie leicht ein Knabe unterſinkt,
 Wenn ihn entführt des Strudels Macht! —
 Am Ufer der Tſchetſchiner wacht!
Dort an des Lieblingsſtroms Geſtad
 Tanzt man den frohen Ringelreih'n,
 Zur reichen Flur kehrt ſich der Pfad ....
 Stellt, Mädchen, Tanz und Lieder ein! —
 Ihr Sängerinnen, habt wohl Acht! —
 Am Ufer der Tſchetſchiner wacht!

Das Lied verſtummt. — Der Ruſſe ſinnt,
Wie er die Freiheit jetzt gewinnt;
Doch hemmt nicht ſeine Flucht die Kette
Und vor ihm tief des Bergſtroms Bette?
Die Steppe ſchläft, die Nacht iſt wach,
Die nahen Bergesgipfel dunkeln
Und auf der weißen Zelte Dach
Sieht man das blaſſe Mondlicht funkeln.
Der Beter Ruf hat ausgetönt,
Der Hirſch ſchreit an den Uferborden,
Nur in den Bergen wiederdröhnt
Der Hufſchlag ferner Pferdeherden.

Da hört der Jüngling leiſen Schritt,
Des Mädchens Schleier ſieht er leuchten,
Und bleich den Blick, den thränenfeuchten,
Sie ſelbſt, die Jungfrau, vor ihn tritt.
Auf Bruſt und Schultern feſſellos
Die dunkeln Locken niederwallten,
Die Stirn durchfurchten Kummersfalten,
Die Lippen ſtammeln Seufzer bloß.
Ein Dolch blitzt in der Hand, der blanke,
Und eine Feile, ſcharf gezahnt,
Die an geheime Kriegsliſt mahnt; —
Durchzuckte ſie ein Schlachtgedanke?

Die Jungfrau ließ die Blicke hier
Gar lang auf dem Gefangnen weilen;
Dann ſprach ſie: „Fliehe ſchnell von hier,
Denn kein Tſcherkeſſe wird dich ereilen.
Nimm dieſen Dolch und ſei bedacht,
Im Nu entweicht die finſtre Nacht;
Im Dunkel zwiſchen Fels und Gründen
Wird Keiner deine Spuren finden." —
Zur Feile greift die zarte Hand,
Sie beugte ſich zu ſeinen Füßen,

Das Eiſen klirrt, die Thränen fließen,
Die Kette raſſelt in den Sand.
„Frei biſt du," ſprach ſie; „flieh' geſchwind!"
Es blitzte wildes Liebesfeuer
Aus ihrem Blick. — Sie litt! — Der Wind
Durchbrauſt des Mädchens Kleid und Schleier.

„Auf ewig," rief der Jüngling warm,
„Geſchloſſen ſei der Bund der Herzen!
Verlaſſen wir dies Land voll Schmerzen,
Geliebte! flieh an meinem Arm!"
„Nie, Fremdling, nie!" ſprach ſie im Scheiden,
„Des Lebens Reiz hab' ich erkannt,
Ich kannte ſüße Herzensfreuden,
Doch jetzt iſt alle Luſt gebannt!
Du konnteſt eine Andre lieben —
Iſt's möglich? — Sei auch ihr geweiht!
Warum noch will ich mich betrüben?
Wozu noch meine Traurigkeit?
Leb' wohl! Mit dir mein Liebesſegen!
Vergiß mein Leid in deinem Land;
Dein Bild will ich im Herzen hegen,
Reich' mir zum letzten Mal die Hand!" —

Der Jüngling breitet ſeine Arme
Nach ihr, der Seelen Liebesbund
Beſiegelte der Kuß, der warme, —
Sie ruhten lange Mund an Mund.
Still war die Nacht. Vom Bergespfade
Stieg Hand in Hand das Liebespaar
Hinab an's felſige Geſtade.
Der Jüngling ſpottet der Gefahr;
Schon faſſen ihn des Stromes Schnellen,
Schon ſchlägt er ſchäumend ſeine Wellen,
Er ſieht des Ufers Felſenwand,
Sein Arm erfaßt der Klippe Rand.
Da hört er dumpf die Woge brauſen,
Ein ferner Seufzer trifft ſein Ohr
Von droben, durch des Windes Sauſen. —
Am Ufer klomm er raſch empor.
Die Berge färbten ſich, vom Schaume
Der weißen Wolken rings umwallt.
Doch nirgends in dem weiten Raume
Schaut er des Mädchens Lichtgeſtalt — —
Rings Schweigen! Wind und Woge bricht
Am fernen Ufer nur ſich leiſe,
Zerfließend dichte Wellenkreiſe
Im Strome zeigt das Mondenlicht — —
Das war, ob auch kein Laut erklungen,
Dem Jüngling tief in's Herz gedrungen!
Dann ſandt' er ſeinen Abſchiedsblick
Dem Aul, den er verließ, zurück,
Der Flur, wo er ſo manchen Tag
Gefeſſelt bei den Heerden lag,
Dem Fels, zu dem mit bittern Klagen
Er ſeiner Ketten Laſt getragen,
Dem Bach, an deſſen Uferkühle
Er ruhte in der Mittagsſchwüle,
Wenn des Tſcherkeſſen Freiheitsklang
Von ſeinen Bergen zu ihm drang.

Die dichte Finſterniß zerſtob,
Die Morgenröthe kam geflogen,
Indeß der Tag am Himmelsbogen
Sein Lichtnetz um die Erde wob.
Der Wandrer eilt — es ſchwand die Nacht —
Horch! rief nicht die Koſakenwacht? —
Vor ihm im Nebel blitzen wieder
Die Bajonette ſeiner Brüder!

(Lippert.)

## 6.

## Tatariſches Lied.

(Aus „Die Quelle von Baktſchiſſarai.")

Der Himmel ſpendet Troſtesgabe
Zu Leiden dem, der auf ihn baut:
Es lebt der Greis am Pilgerſtabe
Glückſelig, wenn er Mekka ſchaut.
Glückſelig, wem in heil'gen Schlachten
[illegible] entſtrömt ſein Heldenblut!
Wenn Todesſchauer ihn umnachten,
Er in dem Arm der Houris ruht.
Hochſelig, wem entfernt von Schmerzen
Hienieden ſchon die Roſe blüht,
Die an Zarema's ſüßem Herzen
In Liebe und für Liebe glüht! (Lipp.)

---

## 7.

## Die Raubbrüder.

Kein Schwarm von Krähen flog zuſammen
Auf einen Haufen faul Gebein,
Zur Wolga bei Nachtfeuerſchein
Den Räuberſchwarm umzuckte Flammen.
Welch ein Gemiſch von Trachten da,
Von Zügen, Stämmen, Sprachen, Ständen!
Aus Hütten, Zellen, Kerkern ſah
Man zum Erwerb hieher ſich wenden!
Hier ſucht das Herz nur einen Lohn;
Sie leben ohne Haupt und Rechte:
So ſiehſt du hier den flücht'gen Sohn
Vom kriegsberühmten Dongeſchlechte,
Des Juden krauſes Rabenhaar,
Der wilden Steppenſöhne Schaar,
Kalmüken, häßliche Baſchkiren,
Des Finnen Rothkopf und den gieren
Zigeunern einen faulen Zug.
Gefahr, Blut, Völlerei, Betrug
Verbänden dieſen grauſen Haufen;
Der iſt ihr Mann, deß ſteinern Herz
Der Bosheit Stufen all' durchlaufen,
Der ruhig mit der Hand von Erz
Würgt Witw' und Waiſe, taub für Schmerz,
Dem lächerlich des Jünglings Schreien,
Der nimmer ſchont und nie vergibt,
Der Mord und Todtſchlag ſucht und liebt,
So wie die Jugend Liebeleien.
Ruh waltet rings. Den bleichen Schein
Wirft jetzt der Mond auf ſie hernieder.
Der Krug geht, ſchäumend voll von Wein,
Aus Hand in Hand raſch hin und wieder.
Da liegt auf feuchtem Grund geſtreckt
Ein Theil, dem Halbſchlaf hingegeben,
Und ahnungsſchwere Träum' umſchweben
Die Häupter, wüſt und blutbefleckt;
Dort ſcheucht Erzählung Andern eben
Des Dunkels träge Stunden fort.
Jetzt ſchweigen Alle, ſchier vor Grauen,
Bei jenes Neugekommnen Wort,
Auf den ſie ringsum horchend ſchauen:
„Zwei Brüder war'n wir, er und ich,
Zuſammen zog uns Knaben beide
Ein fremdes Haus auf, ihn und mich.
Die Kindheit bracht' uns nimmer Freude;
Früh lernten wir des Jammers Ton,
Wir mußten herbe Schmach ertragen
Und bald auch reizt' uns damals ſchon
Des ſchlimmen Neides hämiſch Nagen.
Den Waiſen Nichts verblieben war:
Das kleine Hüttchen nicht, noch Wieſen;
In Bergen irren, bloß und bar,
Dieß Erbtheil war uns zugewieſen.
Drum ſchien's uns beiden räthlich nun,
Nach anderm Loos uns umzuthun.
Wir nahmen uns zu Kameraden
Das Meſſer und die finſtre Nacht,
Entließen Angſt und Gram in Gnaden
Und das Gewiſſen in die Acht.
O Jugend, Jugend, ſo verwegen!
Da war es Leben für uns Zwei,
Ging's keck und kühn dem Tod entgegen!
Wir theilten Alles brav und treu.
Sobald der Mond nur erſt am klaren
Nachthimmel leuchtend ſteht, ſobald
Geht's aus der Höhle friſch zum Wald
An unſer Waidwerk voll Gefahren:
Auf Bäumen lauſchen wir dem Tritt,
Der uns auf ſpätem Weg ſoll ſchaffen
Den reichen Jud, den armen Pfaffen —
Nur her! wir nehmen Alles mit.
In ſtiller Winternacht mitunter
Schirr'n wir das Dreigeſpann und munter
Mit Singen, Pfeifen pfeilgeſchwind
Fort über's Schneethal wie der Wind!
Wer ſah dann unſern Zuſpruch gerne?
Winkt uns ein Herbergslicht von ferne,
Raſch hin! An's Thor gepocht, gelärmt!
Die Wirthin kommt mit falt'ger Stirne —
Hinein denn! Alles frei! Geſchwärmt,
Geliebelt mit der ſchmuckſten Dirne!
Und dann? — Dann fing man 's junge Blut,
Nicht lange währt der Brüder Freude —
Man fing's und ſchmiedete kurz und gut
An eine Kett' uns alle Beide.
Dann führten uns die Wachen ein —
Ich mocht' um fünf Jahr' älter, ſtärker
Und kräft'ger, als mein Bruder, ſein;
In Ketten und im dumpfen Kerker
Blieb ich geſund; ihn brach die Pein.
Nur mühſam athmend, matt, beklommen,
Den Sinn und Kopf von Glut benommen,
An meine Bruſt gelehnt zum Halt,
So rang er und rief Stund' um Stunde:
Hier iſt's ſo eng! Ich will zum Wald!
Nur Waſſer, Waſſer! — Doch dem Munde
Des Dürſtenden reicht' umſonſt ich's hin;
Des Durſtes Qual kam immer wieder,
In Strömen troff ihm Schweiß hernieder
Und wild erhitzt' ihm Blut und Sinn
Der Krankheit Gift, wie Glut der Hölle.
Schon kannt' er mich ſogar nicht mehr
Und rief allaugenblicklich her
Zu ſich den Bruder und Geſellen
Und klagte: Wo verſteckſt du dich?
Wo gehſt du hin mit leiſen Tritten?
Warum verließ mein Bruder mitten
In dieſem Schmutz und Dunkel mich?
Hat nicht er ſelbſt von heitern Wieſen
In Waldesdickicht mich verlockt
Und dort bei Nacht hart und verſtockt
Im Morde zuerſt mich unterwieſen?
Nun ſchweift er ohne mich, wie's eben
Ihm dünkt, im Felde frei und eben,
Den Kiſten*) ſchwingend, und vergißt
In ſo beneidenswerthem Leben,
Wo ſein Kamrad, ſein Bruder iſt! — —
Dann mochten ſein nach kurzer Friſt
Gewiſſensqualen ſich bemeiſtern;
Denn vor ihm wimmelt es von Geiſtern,
Die ihm von fern mit Keulen drohn.
Zumeiſt ein Greis, den — lange ſchon —
Ich eines Tages ließ verenden,
Ihm immer vor die Seele trat;

---

*) Ein aus einer an einem ledernen Riemen befeſtigten eiſernen Kugel beſtehendes Mordwerkzeug.

Voll Schmerz, zudrückend mit den Händen
Die Augen, für den Greis er bat:
„Laß dich ſein Weinen, Bruder, wenden,
Bring' ihn nicht um, den alten Mann!
Wie klingt ſo ſchrecklich ſein Gewimmer!
Laß ihn! — der ſchad't uns ſicher nimmer;
Kein warm Blutströpfchen fühlſt ihm an —
Laß', Bruder, nicht des greiſen Mannes —
Nicht martern! — Sein Gebet, wohl kann es
Uns wenden Gottes Richterbann!“ —

Ich hör' ihn, ſchauerübermannt.
Des Kranken Zähren will ich ſtillen,
Verſcheuchen dieſe Geiſtergrillen;
Doch ſtets umſchwirrt die Leichenſchar
Ihn, die vom Wald gekommen war.
Bald hört er ihr unheimlich Flüſtern,
Bald der Verfolger Tritt im Düſtern,
Die Haar' ihm ſchier zu Berge ſtehen
Und wie ein Blatt ſein Körper bebt.
Bald meint er dann vor ſich zu ſehen
Des Volks Gewühl die Stadt entlang,
Den Schreckenszug, zum Richtplatz ſchleichend,
Und dort der Henker, Knut' und Strang.
Bewußtlos und vor Angſt erbleichend
Fällt dann an's Herz der Bruder mir.
So ſah ich Tag' und Nächte ſchwinden
Und hatte Raſt nicht für und für;
Den Schlaf konnt' unſer Aug' nicht finden.

Doch ſeine Jugend überwand;
Neu ward dem Bruder Kraft verliehen,
Das grauenvolle Leiden ſchwand
Und mit ihm auch die Phantaſieen.
Wir lebten auf. Doch ſtärker nur
Faßt' nach der frühern Zeit uns Bangen,
Den Geiſt nach Freiheit, Wald, Verlangen
Und Hunger nach der Luft der Flur.
Im Kerkerdunkel ſtört uns wieder
Das Krabbeln, fiel's vom Sparrwerk nieder,
Der Kettenklang, Wachtruf im Flur,
Selbſt flücht'gen Vogels leicht Gefieder.

Drum als wir in der Straß' einſt, feſt
In Ketten, für den Stadtarreſt
Zuſammen nach Almoſen gingen,
Da winkten wir uns und Entſchluß
Ward unſrer Sehnſucht langes Ringen.
An unſrer Seite brauſt der Fluß —
Wir hin! Vom hohen Rand verwegen,
Plumpſ! ſind wir in den tiefen Wogen!
Wie klirrt das Erz, das uns vereint!
Wie unſer Fuß die Wellen ſpaltet!
Ein ſandig Eiland, ſeht! erſcheint,
Den Strom durchſchneiden wir vereint
Und rudern mächtig hin. Und: Haltet!
Ertönt's. — Halt an! Sie ſind entflohn!
Zwei Wächter folgen ſchwimmend ſchon,
Jedoch auf's Eiland wir uns retten,
Mit Steinen ſprengen unſre Ketten,
Die Kleider raſch herunterziehn,
Die voll und ſchwer von Waſſer waren,
Und, wie die Zwei wir noch gewahren,
Kühn und getroſt, anſtatt zu fliehn,
Still warten. Einer will ſchon ſinken,
Er ſchluckt, er ſtöhnt: muß doch ertrinken!
Weg war er wie ein Klumpen Blei.
Der andre ſchwimmt noch friſch herbei,
Doch ſein Gewehr, zum flachen Strande,
Er hört nicht meinen Ruf, der Tropf,
Kommt an und grad auf ſeinen Kopf
Fällt ein Paar Steine nur vom Rande
Und auf die Wellen hin ſtrömt Blut —
Er ſinkt; wir wieder in die Flut!
Nicht Einer wagt, uns nachzuſchwimmen,
Uns glückt, das Ufer zu erklimmen —
Wir ſind im Wald! — Doch, armer Freund!
Der Müh' und kalten Flut vereint
Wich, kaum erneut, die Kraft der Glieder:
Von Neuem ward er krank und ſiech,
Die böſen Träume kehrten wieder.
Drei Tage lag er ſo und ſchwieg
Und ſchloß kein Auge je zum Schlummer.
Am vierten dann, von Schmerz und Kummer —
So ſchien's mir — ganz und gar erfüllt,
Ruft er und drückt die Hand mir ſchweigend,
Im ſchon erloſchnen Blick das Bild
Des Leids, das ihn beſiegte, zeigend.
Da zuckt er, ſtöhnt, daß Gott erbarm'!
Und ruht entſchlafen mir im Arm.
Beim kalten Körper blieb ich lange,
Drei lange Nächte, trüb und bange,
Erwartend, ob ſein Geiſt nicht kehr',
Und bitter weinend. Doch nachher
Hol' ich ein Grabſcheit, ſpreche nieder
Mein ſündhaft Beten in ſein Grab,
Laß' dann den Leichnam ſanft hinab
Und geh' an's alte Waidwerk wieder
Allein. — Doch, ach, die alte Zeit
Kehrt nicht, die nicht, in Ewigkeit!
Geſchmauſ' und luſt'ges Zechgelage
Und tolle Fahrt bei Nacht und Tage
Verſchlang mit Eins des Bruders Grab.
Ich ſchlepp' mich mürriſch und alleine,
Mein Sinn verhärtet ſich zu Steine,
Im Herzen ſtarb das Mitleid ab.
Nur 's Alter ſchon' ich, nah der Bahre,
Mir graut vor Greiſenmord ſo ſehr.
Nach unbeſchirmtem grauem Haare
Erhebt ſich meine Fauſt nicht mehr!
Stets denk' ich: wie an jener Mauer,
Krank, angeſchmiedet, ſterbensmatt
Der Bruder mich in bangem Schauer
Einſt für den Greis gebeten hat.“

(Wolkoff.)

## 8.

## Das Duell.

(Eugen Onägin, Buch 6.)

Kaum ſah Eugen den Feind im Rücken,
Als ihn der Ueberdruß beſchlich,
Bei Lenski's Braut vertieft er ſich
In ſeine Träumerei'n und wähnte
Sich ſchon gerächt; auch Olga gähnte
Ihn an, ſie ſucht mit bangen Blicken
Den Freund, der Cotillon begann
Sie wie ein Schlummertrank zu plagen —
Jetzt ſchloß er — das Souper fängt an,
Die Betten werden aufgeſchlagen;
Man überläßt dem Fremdenſchwalle
Die Mägdeſtube bis zur Flur;
Des Schlafes Ruh bedürfen Alle,
Nach Hauſe fährt Onägin nur.
Rings Stille. — Im Viſitenzimmer
Schnarcht Puſtakoff mit ſeinem Weib,
Erſchöpft von Ball und Zeitvertreib.
Im Speiſeſaal auf Stühlen lagen
Nebſt Flanoff mit verdorbnem Magen,
Der Dandy und der Schöngeiſt Trummer;
Mit Zipfelmütz' und Nachtkorſet
Muß Triquet auf der Diele weilen,
Indeß die Mädchen, wie das Bett,
Die Stübchen beider Schweſtern theilen.
Am Fenſter nur in tiefem Kummer,
Vom blaſſen Mondesſtrahl erhellt,
Sitzt noch Johanna ohne Schlummer
Und ſtarrt hinaus in's düſtre Feld.

Sie überdachte tief im Herzen,
Wie er ſo unerwartet kam,
Wie er mit Olga ſich benahm,
Auch, wie er im Vorüberſtreifen
Sie zärtlich angeblickt — begreifen
Kann ſie ihn nicht, der ſchon den Schmerzen
Der Eiferſucht ſich überläßt. —
's iſt Annen, als ob kalte Hände
Ihr Herz voll banger Furcht gepreßt,
Sie vor des Abgrunds Tiefen ſtände:
„Ich ſterbe —“ hob ſie an zu klagen.
„Der Tod von ihm muß lieblich ſein —
Ich murre nicht — warum verzagen!
Er konnte mir kein Glück verleihn.“ —
Doch eilen wir in andre Lande:
Nicht weit von Lenski's Edelhof
Bewohnt als wahrer Philoſoph
Sarezki ſeines Gutes Wüſte.
Er, einſt der Sklave frecher Lüſte,
Der Feldherr einer Spielerbande,
Zu Schenken zum Tribun gewählt,
Das Oberhaupt der frechſten Sünder,
Lebt jetzt, obgleich noch unvermählt,
Als braver Vater ſeiner Kinder,
Als Freund, den Bauern eine Lehre,
Als Gutsherr bis beſcheidentlich,
Er lebt — ſogar als Mann von Ehre.
So beſſert das Jahrhundert ſich.
Einſt pries das Schmeichelwort der Menge
An ihm erhabne Tapferkeit;
Auch hat er zwanzig Schritte weit
Mit dem Piſtol ein As getroffen;
Er ließ ſogar das Größte hoffen
Und ſtürzte einſt im Schlachtgedränge
Mit ſeinem Roſſe in den Sand —
Nur — ganz betrunken — ohne Leben,
Mußt' er — ein theures Unterpfand! —
Hier den Franzoſen ſich ergeben,
Ein neuer Regulus! Er wäre
Gern in ſein Joch zurückgekehrt,
Wo täglich er — ein Gott der Ehre! —
Drei Flaſchen auf Credit geleert.
Gern hat er ſeinen Scherz getrieben,
Behandelte die Narren hart
Und hat die Klugen ſelbſt genarrt
Im Stillen und vor Aller Blicken,
Obgleich aus ſeinen Schelmenſtücken
Ihm manche Warnung nachgeblieben.
Er fing ſich wohl zu mancher Zeit
Im Netze, wie ein anderer Gimpel,
Bewirkte manchen muntern Streit
Und replicirte klug und ſimpel;
Zu ſchweigen mit Bedacht verſtand er,
Zuweilen ſchwatzt' er mit Bedacht,
Und hetzte Freunde an einander,
Bis er ſie „auf Menſur“ gebracht.
Damit's ein Mahl für Drei gegeben,
Hat er oft Beide ausgeſöhnt
Und ſie dann insgeheim verhöhnt
Mit Spötterei'n und bittern Scherzen.
Doch leider ſchwindet aus dem Herzen
Die Laune mit dem Jugendleben —
'nem andern Spaß, der Liebe, gleich! —
Drauf hat ſich, wie ich ſchon berichtet,
Mein Held aus ſtürmiſchem Bereich
In ſeinen Linden Schutz geflüchtet.
Als echter Weiſer hier verkehrt er,
Pflanzt, wie Horaz, ſelbſt Kohl und Klee,
Zieht ſeine Gänſe auf, dann lehrt er
Auch ſeinen Kindern A B C.
Er war kein Narr. — Onägin ſchätzte
Nicht an Sarezki das Gemüth,
Doch ſchien der Geiſt, den er verrieth,
Wie ſein Geſpräch ihm zuzuſagen.
Sie ſahn ſich früher mit Behagen
Und in kein Staunen mehr verſetzte
Es denn Eugen, da Morgens früh
Sarezki bei ihm eingeſprochen.
Nach der Begrüßungsceremonie
Ward das Geſpräch ſchnell abgebrochen;
Ein Briefchen bringt er vom Poeten,
Das er Onägin lächelnd reicht —
Der war an's Fenſter ſchon getreten
Und überflog das Blättchen leicht.
Das Schreiben, das Wladimir ſandte,
Enthielt ein förmliches Kartel,
Ihn lud Wladimir zum Duell
In höflich kaltem, klarem Style;
Eugen, vom Sturme der Gefühle
Gleich Anfangs fortgeriſſen, wandte
Zum Ueberbringer ſich und ſprach:
„Ich bin bereit zu allen Stunden.“
Sarezki ſchwieg; da er hiernach
Sein Bleiben ohne Zweck gefunden
Und ihn auch Hausgeſchäfte riefen,
Empfahl er ſich. — Doch wie ſich's fügt,
Jetzt ward in ſeines Herzens Tiefen
Onägin mit ſich mißvergnügt.
Mit Recht. Er prüfte ſich im Herzen
Und ſtellt ſich vor ein Strafgericht,
Wo er ſich ſelber ſchuldig ſpricht.
Zuerſt ſchon hat er ſich vergangen,
Daß er ſo zartes Liebesbangen
Gekränkt mit unbedachtem Scherzen.
Und dann — laßt ihm die Schwärmerei'n,
Man kann dem achtzehnjähr'gen Leben
Des Dichters Solches wohl verzeihn!
Auch war ihm Eugen ganz ergeben —
Er ſollte anders ſich bewegen,
Kein Ball der Vorurtheile ſein,
Kein Burſche, trotzig und verwegen,
Doch Mann von Ehr' und Kopf allein.
Erſchließen ſollt' er die Gefühle,
Die ihn bewegt, nicht ungeſtüm
Sich ſträuben; ſo nur hätt' er ihm
Des jungen Herzens Trotz entzogen. —
Zu ſpät! die Zeit iſt ſchon verflogen.
„Auch“ — denkt er — „iſt dabei im Spiele
Ein alter Raufer obendrein,
Ein Klätſcher, Schwätzer, giftgeſchwollen,
Gewiß, den ſchnöden Spötterei'n
Darf man gewiß Verachtung zollen —
Wenn nicht der Hohn der Thoren wäre.“ —
Die öffentliche Meinung ſeht!
Dieß — unſer Götzenbild, die Ehre,
Um das allein die Welt ſich dreht.
Durchglüht von Ungeduld und Rache
Erharrt die Antwort der Poet;
Der plauderhafte Nachbar ſteht
Bereits vor ihm mit Siegesblicken —
Dem Eiferſücht'gen welch' Entzücken!
Ihm bangte, daß der Schalk die Sache
Vielleicht in bloßen Scherz verkehrt,
Durch eine Ausflucht, fein erſonnen,
Die Kugel von ihm abgewehrt.
Doch alle Zweifel ſind zerronnen
Und morgen bei der nahen Mühle —
Wenn nur der Tag beginnt — o Luſt! —
Dort wähle Jeder ſich zum Ziele
Des Andern Schenkel oder Bruſt.
Wladimir mit erhitzten Sinnen
Will die Kokette jetzt verſchmähn,
Sie vor dem Zweikampf nicht mehr ſehn.
Die Sonne, wie die Uhr befragend
Und mit der Hand die Hüfte ſchlagend,
Fand er ſich — bei den Nachbarinnen;
Sie zu verwirren meinet er,
Schon ſteht er Olga ganz verlegen —

Doch Nichts davon. Wie ſtets vorher,
Dem Eiferſüchtigen entgegen
Sprang ſie die Stufen ſchnell hinunter
Und wie die flücht'ge Hoffnung war
Sie ſorglos, ausgelaſſen munter,
Mit einem Wort: wie immerdar.
„Was kehrten Sie uns nur den Rücken
So zeitig geſtern?“ warf ſie hin
Und trübe ward des Dichters Sinn.
Der ſchweigend gleich den Mund verzogen,
Verdruß und Eiferſucht entflogen
Vor dieſen ſchuldlos klaren Blicken
So zärtlicher Treuherzigkeit,
Dem Herzen, das kein Vorwurf trübte;
In ſüßer Rührung blickt er heut
Nach ihr. Noch iſt er der Geliebte!
Und ſchon muß ihn die Reue quälen,
Vergebung fleht er gern von ihr,
Er bebt, da ihm die Worte fehlen,
Er iſt beglückt, geſunder ſchier.
Nachdenkend ward er jetzt und herber
Sein Schmerz bei der geliebten Braut;
Wladimir hat ſich nicht getraut,
Sie an das Geſtern zu erinnern.
„Ich rette ſie“ — denkt er im Innern —
„Und dulde nicht, daß der Verderber
Durch ſchnöde Glut und Schmeichelwort
Verlocke dieſen reinen Engel,
Der arg'ge Wurm im Staube dort
Benage dieſer Lilie Stengel,
Die Blume nur von wenig Tagen
Verwelke, eh' ſie aufgeblüht.“ —
Damit will der Poet nur ſagen,
Daß er ſich mit Onegin ſchießt.
O wüßte er, wie ſchwer gelitten
Von ihres Herzenswunde Brand
Johanna! — Wär' es ihr bekannt —
O blieb es immer ihr verborgen,
Daß Lenski und Onegin morgen
Sich an der Grabesthür geſtritten! —
Vielleicht, daß ihrer Liebe Kraft
Verſöhnt die früheren Genoſſen.
Doch hat ſich ihre Leidenſchaft
Noch keinem Herzen aufgeſchloſſen.
Obwohl ihr Herz von Gram zerriſſen,
Onägin nie darüber ſpricht
Und nur die Amme konnt' es wiſſen,
Doch ſie verſtand das Rathen nicht.
Den Abend durch zerſtreut, zu Zeiten
Faſt ſtumm, bald heiter, bald bewegt,
Wie Jeder, den die Muſe hegt,
Setzt er ſich an's Klavier verdüſtert,
Mit einem Blick nach Olga flüſtert
Er jetzt und ſtreifte kaum die Saiten!
„Nicht wahr, ich bin ſehr glücklich, Herz?“ —
's iſt ſpät — ach! wie die Stunden fliegen,
Zeit iſt's, zu gehn. — Ein tiefer Schmerz
Hat die gequälte Bruſt umzogen,
Und als er Lebewohl ihr ſagte,
Zerſprengt' es ihm ſein Innres ſchier.
Sie blickt ihn an, erſchrickt und fragte:
„Was iſt dir?“ — „Nichts!“ und aus der Thür.
Er kommt nach Haus, tritt zu dem Schranke,
Schenkt den Piſtolen einen Blick,
Legt ſie in's Käſtchen ſchnell zurück,
Dann fängt er an, ſich auszukleiden,
Er öffnet bebend „Werther's Leiden“;
Doch ihn beſchäftigt ein Gedanke,
Nicht ſchlaft ſein banges Herz und ſchweigt.
Von unnennbarem Reiz umfloſſen
Hat ſich ihm Olga jetzt gezeigt
Und ſchnell hat er das Buch geſchloſſen.
Er greift zur Feder, ſtimmt die Leier,
Es fließt der Liebesphraſen Strom,
Er lieſt ſie laut im Dichterfeuer,
Wie weiland mein bezechter Ohm.
Ein Zufall hat ſein Lied gerettet,
Ich hab' es ſelbſt, hier iſt es ſchon:
— „Wohin, wohin ſeid ihr geflohn,
Ihr meines Lenzes goldne Zeiten?
Was wird der nächſte Tag bereiten?
Mein Aug', in tiefe Nacht gebettet,
Vergeblich ſucht es ihn vielleicht.
Sei's! Heilig iſt des Schickſals Walten!
Und fall' ich, von dem Pfeil erreicht,
Wird er im Fluge aufgehalten:
Gleichviel! — Des Wachens wie des Schlummers
Beſtimmte Stunde uns ereilt —
Geſegnet ſei der Tag des Kummers!
Und Heil! wenn ſich die Nacht zertheilt.
Und wenn des Morgens Lichter blinken,
Der helle Tag ſo froh erwacht —
Ach! die geheimnißvolle Nacht
Des Grabes wird mich dann umgeben —
Vielleicht des jungen Sängers Streben
Im trägen Lethe dann verſinken!
Vergeſſen wird die Erde mein. —
Doch wird dein Aug', umwölkt und trübe,
Der frühen Urne Zähren weihn,
Und denkſt du: Mein war ſeine Liebe,
Mir einzig der Geliebte weihte
Der Lebenswolken düſtern Stral! —
O Liebchen, komm, Gebenedeite,
Zu mir! — ich bin ja dein Gemahl!“ —
So ſchrieb der Sänger, welk und düſter
— Romantiſch hat man dies genannt,
Jedoch den Romantismus fand
Ich nie darin — nur ſpät am Morgen,
Das Haupt gebückt, voll ſchwerer Sorgen
Entſchlief er unter dem Geflüſter
Des Modewortes „Ideal.“
Kaum ſcheucht des Schlafes Zauberſchimmer
Minutenlang des Träumers Qual,
Da ſieht in's friedlich ſtille Zimmer
Man ſchon den frühen Nachbar gehen,
Der weckt ihn mit dem Schreckenston:
„Sechs Uhr, 's iſt Zeit nun aufzuſtehen,
Eugen erharrt uns ſicher ſchon.“
Er täuſcht ſich, da Eugen zur Stunde
In einem Todtenſchlummer lag;
Der Hahn begrüßt den jungen Tag,
Die nächt'gen Schatten ſind zerfloſſen,
Sein Auge nur iſt noch geſchloſſen.
Die Sonne macht bereits die Runde,
Der Eisſtaub wirbelt auf und fliegt
Umher in demanthellen Reigen,
Eugen, vom Schlummer noch gewiegt,
Will nur dem Bette nicht entſteigen.
Doch endlich wacht' er auf, er rückte
Am Vorhang, öffnete dann weit
Die müden Augen und erblickte,
Es ſei längſt auszufahren Zeit.
Er klingelt raſch, es kommt geflogen
Sein Diener, der Franzos Borel,
Reicht Schlafrock und Pantoffeln ſchnell,
Beginnt die Wäſche auszubreiten.
Ihm heißt Eugen, daß er bei Zeiten,
Indeß er ſelbſt ſich angezogen,
Zur Ausfahrt mit ihm fertig ſei
Und die Piſtolen zu ſich ſtecke.
Der leichte Schlitten eilt herbei,
Man ſetzt ſich ein und um die Ecke,
Man hält, Onegin dem Begleiter
Die Waffen nachzubringen hieß,
Da er ihn mit den Roſſen weiter
Zum nahen Walde fahren ließ.
Wladimir bei der Mühle harrte
Voll Ungeduld, indeß ſein Freund

Als Landmechanikus gemeint,
Daß faſt kein Mühlſtein hier geſungen.
Eugen kommt mit Entſchuldigungen,
Sarezki voll Beſtürzung ſtarrt
Ihn an: „Wo iſt ihr Secundant?"
Pedant und claſſiſch in Duellen,
Methode liebt er aus Verſtand;
Nie ließ er einen Menſchen fällen
Wie etwa Bäume und dergleichen,
Er hielt an Kunſtgeſetzen feſt
Und alterthümlichen Gebräuchen —
Was ſich an ihm beloben läßt.
„Mein Secundant?" — „Nun ja — der wäre?" —
„Mein Freund, Monſieur Borel dahier,
Doch jeden Einwand muß ich mir
Für dießmal" — ſagt Eugen — „verbitten;
Kein Mann von Stand, doch unbeſtritten
Iſt mein Borel ein Mann von Ehre!"
Sarezki biß die Lippe wund —
„Nun?" fragt Onägin den Poeten,
Wladimir öffnet kaum den Mund
Und nickt bejahend nur. So treten
Sie bei der Mühle an zum Streite,
Doch Philoſoph und Ehrenmann
Im wichtigen Geſpräch bei Seite,
Kaum blicken ſich die Feinde an.
Die Feinde? — Wie? — So lange iſt es,
Daß blut'ge Rache ſie entzweit,
Die brüderlich die Mußezeit
Getheilt, das Mahl, Gedanken, Sorgen?
Und jetzt erzürnt am frühen Morgen,
Wie Erben eines alten Zwiſtes,
Als wie im Traum, [illegible] ſchreckensbang
Bereiten ſie mit kaltem Herzen
Im Stillen ſich den Untergang!
Warum nicht fröhlich drüber ſcherzen,
Die Hand gereicht voll Freundeseifer,
Eh' ſie ein Tropfen Blut befleckt?
Doch ſchwer hat dieſen Thoreneifer
Ein Truggebild von Scham erſchreckt.
Die Waffe blitzt, es rollt mit Schnelle
Die Kugel im gezognen Lauf,
Den Ladſtock hämmern ſie darauf,
Man hört bereits die Hähne ſpannen,
Es ſtrömte auf die offnen Pfannen
Das Pulver ſchon in grauer Welle,
Der feſtgeſchraubte, zack'ge Stein
Wird abermals zurückgezogen —
Borel erbebt in Todespein,
Als jetzt die Mäntel niederflogen;
Sarezki mißt die dreißig Schritte
Mit trefflicher Genauigkeit,
Führt Jeden nach dem letzten Tritte
Und die Piſtolen ſind bereit.
„Nun tretet an!" — Die Gegner gehen,
Doch Keiner zielt mit kaltem Blut;
In gleichem, feſtem Gange thut
Vier Schritte Jeder von dem Orte,
Vier Schritte zu des Todes Pforte.
Zuerſt, doch ohne ſtill zu ſtehen,
Eugen die Waffe langſam hebt —
Fünf Schritte noch und unſer Sänger,
Das linke Auge ſchließend, ſtrebt
Zu zielen auf den Feind, nicht länger
Vielleicht Onägin jetzt zu zagen —
Ein Knall erdröhnt, ein Funke blinkt —
Des Dichters Stunde hat geſchlagen,
Er ſchweigt und ſeine Waffe ſinkt.
Er fällt und nach dem wunden Herzen
Greift leiſe des Getroffnen Hand,
Wie langſam von des Berges Rand
Im Sonnenlicht, von hellen Funken
Erblitzend, flock'ger Schnee geſunken;
Sein Blick verkündet Tod, nicht Schmerzen —
Ein ſchneller Eishauch überlief
Den Schützen jetzt; er eilt', er blickte
Nach ſeinem Freund — umſonſt! — er rief —
Der Jüngling iſt dahin, er ſchmückte
Sich mit dem ew'gen Lorbeerkranze.
Der Sturm erbrauſte, die Blume war
Verwelkt im Morgenſonnenglanze,
Die Glut verloſcht auf dem Altar!
Er regt ſich nicht; doch ſeltſam lagen
Auf ſeiner Stirne Schmerz und Schlaf.
Gerad in's Herz die Kugel traf,
Das Blut floß rauchend aus der Wunde —
Vor einer einzigen Sekunde
Hat dort Begeiſterung geſchlagen,
Dieß Herz gehofft, geliebt, gehaßt,
Dort wallte Blut und rauſchte Leben!
Wie im verödeten Palaſt,
Von tiefem Schweigen jetzt umgeben,
Hat ſich die Nacht hier eingefunden;
Die Fenſter weiß,*) die Läden vor,
Die ſchöne Herrin iſt verſchwunden,
Daß ihre Spur ſich ſelbſt verlor.
Wie? wenn ihr auf die Grabesſtufen
Dahingeſtreckt ein Freundesherz,
Durch Worte, Blicke, leichten Scherz
Von ihm gekränkt vielleicht beim Becher,
Ja, wenn er, ſeiner Ehre Rächer,
Euch ſelber in den Kampf gerufen
Voll jugendlicher Zornesluſt:
O ſprecht, welch' gräßliche Gefühle
Bemächtigten ſich eurer Bruſt,
Wenn regungslos, des Todes Schwüle
Auf ſeiner Stirn, er dort gelegen,
Wenn er allmälig kalt und ſchwer? — —
Doch ihn, den Schweigenden, bewegen
Nicht der Verzweiflung Rufe mehr.
Im Schmerze der Gewiſſensplagen
Preßt das Piſtol Onägin's Hand,
Den Blick dem Freunde zugewandt.
„Todt!" hat Sarezki jetzt berichtet —
„Todt!" — dieſes Schreckenswort vernichtet
Den Mörder und er geht mit Zagen.
Der Schlitten naht im Sturmeslauf,
Der Nachbar ſelbſt behutſam legte
Den eiſeskalten Leib darauf
Und mit der grauſen Laſt bewegte
Eugen ſich heim. Wie Pfeilgeſchoſſe,
Sie witterten den Todten kaum,
Gebäumt und ſchnaubend fliehn die Roſſe,
Das Stahlgebiß bedeckt mit Schaum!
O weiht dem Sänger eine Thräne!
Von frohen Hoffnungen erfüllt,
Die dieſer Welt ſich noch verhüllt,
Und im Gewande faſt der Jugend
Verwelkt! — Wo iſt die hohe Tugend?
Wo der Gefühle Schwung? und Pläne,
So jung, erhaben, zärtlich, kühn?
Der Liebe ſtürmiſches Verlangen?
Wo Wiſſensdurſt und ſein Bemühn?
Das holde Schamroth friſcher Wangen?
Wo ſeid ihr Gluten ſtolzen Strebens?
Ihr Schwärmerei'n voll Harmonie,
Gefilde überird'ſchen Lebens,
Ihr Träume heil'ger Poeſie?
Vielleicht war vom Geſchick beſchloſſen,
Daß er geſchaut des Ruhmes Ziel,
Daß ſein verklungnes Saitenſpiel
Mit einem ew'gen Donnerſchalle
In ſpäten Tagen widerhalle;
Daß er zum Heil der Welt entſproſſen,

---

*) Es iſt beim ruſſiſchen Adel Brauch, während einer längeren Abweſenheit die Fenſter ſeiner Wohnungen mit Kreide zu beſtreichen.

Daß er den Gipfel einſt erreicht,
Wo Palm' und Lorbeer ihn umlaubte,
Des Martyrs Schatten uns vielleicht
Ein heiliges Geheimniß raubte —
Und die belebend ſüßen Klänge
Sind nun vielleicht für uns verhallt.
Kein Echo ſunſt der Lobgeſänge,
Der Völker Preis, zum Grabe ſchallt.
Wer weiß (!) — Ihn feſſelten die Bande
Des Alltagslebens auch vielleicht.
Die goldne Jugendzeit verſtreicht,
Die Glut erkaltete im Buſen,
Er nahm ein Weib, entließ die Muſen,
Geehrt und glücklich auf dem Lande,
Ging im wattirten Morgenrock
Und hatte in der That erfahren,
Was „leben" heißt; er ächzt' am Stock,
Litt an der Gicht mit vierzig Jahren,
Er aß, trank, ſchlief, ward fett und mager
Und ſtarb im Bette viel zu früh.
Zwei Kinder ſtanden um ſein Lager
Und Klageweiber, Aerzte. —
Doch, Freunde, was er auch erſtrebte,
Der Jüngling, der geliebt, geträumt,
Geſchwärmt, gedichtet und gereimt,
Er liegt von Freundeshand erſchlagen! —
Beim Dörflein, wo in frühern Tagen
Der Schützling der Begeiſtrung lebte,
Steht ein verſchlungnes Weidenpaar
Und drunter ſanft geſchlängelt eilen
Des Thalbachs Wellen ſilberklar.
Der Pflüger raſtet dort zuweilen
Und muntre Schnitterinnen hatten
Die blanken Krüge hier gefüllt;
Dort in des Bächleins kühlem Schatten
Ein einfach Denkmal ſich enthüllt.
Dort flicht, wenn Frühlingsregenſchauer
Die Felder netzt, in früher Raſt
Der Hirt den Schuh von buntem Baſt
Und ſingt ein Lied vom Wolgaſtrande,
Verbringt zuweilen auf dem Lande
Der Sommermonde kurze Dauer
Die jugendliche Städterin
Und jagt gleich einem Pfeilgeſchoſſe
Sie einſam durch die Felder hin,
Dann hält ſie hier mit ihrem Roſſe,
Sie überfliegt, was dort geſchrieben,
Und ſchlägt den Schleier leicht zurück,
Der Inſchrift ſchlichte Worte trüben
Mit Thränen ihren ſanften Blick.
(Lippert.)

## 9.

## Scene aus „Boris Godunoff."

(Act 3, Scene 3.)

Nacht. Garten. Pſeudo-Dimitri, ſpäter Marina.

**Dimitri.**

Dort die Fontaine. — Hieher muß ſie kommen! —
Ich bin, ſo dünkte mir's, wohl nicht verzagt
Und vor mir ſah ich oft den nahen Tod,
Doch vor dem Tode bebte nicht mein Herz!
Ob ew'ge Sklaverei mir auf den Ferſen
Wohl nachgefolgt, doch hab' ich nie gezittert,
Entging der Knechtſchaft durch ein keckes Wagen.
Warum iſt jetzt mein Athem nur gepreßt?
Was ſoll dieß Beben, das ich nicht bekämpfe?
Iſt dieſer Schauder nur geſpannte Sehnſucht?
Nein — das iſt Furcht! — den ganzen Tag bereits
Erharrt' ich dieſes heimliche Begegnen
Mit ihr. Ich überdachte Alles wohl,
Was ich Marina heute ſagen würde,
Wie ich verlockte dieſes ſtolze Herz,
Wie ich ſie Moskau's Czarin nennen wollte;
Die Stunde naht und Alles iſt vergeſſen,
Die eingeprägte Rede find' ich nicht
Und meine Phantaſie verwirrt die Liebe!
(Er ſchaut ſich um.)
Doch ſtreifte nicht ein Schatten ſchnell vorüber.
Wie, hört' ich nicht Geräuſch? — Nein, Alles ſtill.
Es war das trügeriſche Mondeslicht,
Der leiſen Winde Fächeln nur — —

**Marina** (ſich nähernd).

Czarewitz!

**Dimitri.**

Sie! — Alles Blut erſtarrt in meinen Adern!

**Marina.**

Dimitri — du?

**Dimitri.**

O zaubriſch ſüße Stimme!
O biſt du endlich hier? — Dich darf ich ſehn
Allein mit mir im Schutz der ſtillen Nacht?
Wie ſäumig ſchlich der läſt'ge Tag dahin,
Wie träg verloſchte nicht die Abendröthe,
Wie lang' im nächt'gen Dunkel harrt' ich dein!

**Marina.**

Die Stunden eilen, koſtbar iſt die Zeit. —
Ich gab dir nimmermehr ein Stelldichein,
Der Liebe zärtlichem Geſchwätz zu lauſchen.
Der Worte nicht bedarf's! — Ich glaube gern:
Du liebſt mich. Doch vernimm, ich bin entſchloſſen,
Mit deinem ſtürmiſch ungewiſſen Schickſal
Das meine zu verknüpfen; doch ein Recht,
Dimitri, hab' ich, Eins von dir zu fordern.
Du ſollſt mir dein geheimſtes Hoffen jetzt
In deiner Seele tiefſtem Grund erſchließen,
Dein Streben und die mindeſte Beſorgniß.
So kann ich furchtlos, Hand in Hand mit dir,
In's Leben treten. Nicht mit kind'ſcher Blindheit,
Als Sklavin flücht'ger Lüſte des Gemahls,
Um ſtumpfen Schweigens nur dein Bett zu theilen;
Doch als ein Weib, Dimitri, deiner würdig,
Genoſſin eines Moskowiterczars!

**Dimitri.**

O laß für eine Stunde mich vergeſſen
Die Sorgen meines ſtürmiſchen Geſchicks!
Vergiß auch du, daß jetzt vor deinen Blicken
Der Sohn des Czaren ſteht. — In mir, Marina,
Sieh den Geliebten, den du auserwählt,
Den ſchon ein einz'ger Blick von dir beglückt!
O höre jetzt mein heißes Liebesflehen
Und was mein Herz erfüllt, laß dir geſtehen!

**Marina.**

Dazu gebricht die Zeit. — Du ſäumeſt, Fürſt,
Indeß erkaltet deiner Freunde Treue
Und ſtündlich werden Mühen und Gefahren
Gefährlicher und mühevoller nur.
Man trägt ſich mit bedenklichen Gerüchten,
Schon wechſeln Kunden nur mit böſen Kunden
Und Godunoff thut ſeine Schritte ſchon.

**Dimitri.**

Was thut mir Godunoff? — Iſt deine Liebe,
Mein einzig Glück, in Godunoff's Gewalt?
Nein, nein, mit Gleichmuth ſchau' ich jetzt
Nach ſeiner Macht, nach ſeinem hohen Throne.
Dich lieben! Ohne dich, was iſt mein Leben,
Des Ruhmes Glanz, das ganze Czarenreich?
In öder Steppe, niedrer Hütte du,
Du wiegſt mir eine Herrſcherkrone auf.
Dich lieben —

**Marina.**

Schande dir! — Nie, nie vergiß
Solch' hoher, ſolcher heiligen Beſtimmung!
Die Czarenwürde ſoll dir theurer ſein,
Als alle Luſt und eitler Lebensreiz.
Mit keinem Erdengut vergleiche ſie!

Nicht einem ſchwärmeriſchen Knaben, nicht
Dem Thoren, den mein Anblick ſchon gefeſſelt,
Nein, feierlich nur reich' ich meine Hand
Dem Erben jenes Moskowiterthrones,
Dem Czarenſohn, vom Schickſal aufbewahrt!

Dimitri.

Was quälſt du mich, holdſelige Marina?
O, ſage nicht, daß meine Würde nur,
Nicht mich du auserwählt! O wüßteſt du,
Wie tödtlich du mein Herz mit dieſen Worten
Durchbohrſt! Wie, wenn — o gift'gen Zweifels Qual!
Sprich, Mädchen, hätte mich das blinde Schickſal
In keiner Czarin mächt'gen Schooß gelegt
Und wär' ich nicht der Sohn des Czar Johann,
Nicht jenes Kind, längſt von der Welt vergeſſen,
Dann auch, Marina, liebteſt du mich dann?

Marina.

Dimitri — wie? Du kannſt kein Andrer ſein
Und keinen Andern kann ich lieben.

Dimitri.

Nein!
Genug! Mit keinem Todten will ich theilen
Sie, die Geliebte, die ihm zugehört.
Genug! Schon bin ich der Verſtellung müde,
Die Wahrheit will ich ſagen — — ſo vernimm:
Schon längſt iſt dein Dimitri todt, im Grabe
Und nimmermehr erwacht der Todte wieder.
Doch du begehrſt zu wiſſen, wer ich ſei?
So wiſſe denn: ich bin ein armer Mönch.
Der Kloſterknechtſchaft war ich überdrüßig
Und ſo erdacht' ich unter der Kapuze
Den kühnſten Plan; das Wunder ſtill bereitend
Entlief ich aus der Zelle ſelbſt zuletzt.
Ich barg mich in den Hütten der Ukrainer,
Bei ihnen lernt' ich Roß und Schwert regieren.
Ich kam zu euch, Dimitri nannt' ich mich
Und täuſchte ſo die geiſtesſchwachen Polen.
Was ſagſt du jetzt, hochmüthige Marina?
Entſprach wohl mein Bekenntniß deinen Wünſchen?
Was ſchweigſt du, Liebchen, nun?

Marina
(ihr Geſicht verhüllend).

O Schmach, o Pein!

(Langes Schweigen.)

Dimitri (für ſich).

Wozu hat mich mein Ungeſtüm verleitet?
Wie — dieß ſo mühſam aufgebaute Glück
Hab' ich vielleicht für immerdar zertrümmert —
O Thor! was ich gethan! — (Laut.) Wohl ſeh' ich's jetzt,
Du ſchämſt dich des unfürſtlichen Geliebten,
So ſprich mir das verhängnißvolle Wort!
Mein Schickſal leg' ich jetzt in deine Hand,
Entſcheide ſchnell — ich harre dein!

Marina.

Steh' auf,
Du obdachloſer, armer Pſeudoczar!
Und meinſt du, daß zu meinen Füßen liegend,
Du einer thörichten und ſchwachen Dirne
Beſchwichtigeſt das eitle Weiberherz?
Du täuſcheſt dich! — Zu meinen Füßen ſah ich
Viel edle Ritter und erlauchte Grafen,
Ihr heißes Flehen hab' ich ſtolz und kalt
Verworfen, nicht um den entlaufnen Mönch —

Dimitri.

Verachte nicht den jungen Pſeudoczar!
Vielleicht birgt ſich in ihm ein Seelenadel,
Nicht unwerth jenes hohen Herrſcherthrones,
Nicht unwerth deiner unſchätzbaren Hand.

Marina.

Doch werth der Schmach des Stranges, Unverſchämter!

Dimitri.

Ja, ich bin ſchuldig, daß, von Stolz geplagt,
Ich Gott und meinem Herrn die Treue brach.
Ich log der Welt, doch nimmer dir, Marina,
Und muß ich büßen, rein bin ich vor dir!
Du wareſt noch mein einzig Heiligthum,
Vor dir, der Schwachen, wagt' ich nicht zu heucheln,
Die Liebe, eiferſücht'ge, blinde Liebe
Zwang mich allein, dir Alles zu geſtehn.

Marina.

Wahnwitziger, weß überhebſt du dich?
Wer hat dir dein Bekenntniß abgerungen?
Vermochteſt du, ein namenloſer Flüchtling,
Zwei Völker zu verblenden wunderbar,
So ſollteſt du dich, Frecher, werth erweiſen
Des glücklichen Gelingens deiner That
Und ſichern das verwegne Truggeſpinnſt
Durch ein Geheimniß feſt und tief und ewig!
Und kann ich mich dir wohl vertrauen, ſprich,
Kann ich Geburt und Schamgefühl vergeſſen,
Um mein Geſchick an's deinige zu knüpfen,
Wenn ſelber du mit ſolcher Thoreneinfalt
Leichtſinnig deine Schmach zu Tage bringſt?
Aus Liebe nur zu mir haſt du geplaudert?
Verwundert bin ich, wie du meinem Vater
Aus Freundſchaft dich bisher nicht anvertraut,
Vor großer Freude nicht dem Polenkönig
Und nicht dem Woiewoden, deinem Herrn,
Aus wahrer, treuer Dienſtergebenheit.

Dimitri.

Ich ſchwöre dir, Marina, du allein
Vermochteſt dieß Geſtändniß zu entreißen
Aus meiner Bruſt. Ich ſchwör': nie und nirgend,
Beim Schmauſe nicht, nicht bei des Bechers Tollheit,
Nicht im vertrauten Zwiegeſpräch mit Freunden,
Nicht unter'm Dolche, in der Folterqual
Entſchlüpfte dieß Geheimniß meiner Zunge!

Marina.

Du ſchwörſt? — Fürwahr, man muß dir auch vertrauen!
Ich glaube dir! — Doch kann ich wiſſen, ſprich,
Worauf du ſchwörſt? Ob auf den Namen Gottes,
Als wie der Jeſuiten frommer Zögling?
Auf deine Ehre, wie ein edler Held?
Gibſt du vielleicht dein Czarenwort allein,
Als wie des Czaren Sohn? — Iſt's anders, Mönch?

Dimitri (mit Stolz).

Der Geiſt Johann's gab mir den Vaterſegen,
Hat aus dem Grab Dimitri mich genannt;
Er konnte Völker um mich her bewegen
Und Godunoff gab er in meine Hand.
Ich bin der Czarenſohn! O, mir zur Schande,
Hab' ich vor dir, der frechen Polenmagd,
Mein Haupt gebeugt. — Valet ſei dir geſagt!
Das blut'ge Kriegesſpiel im fernen Lande
Und meines Looſes ſchwere, hohe Pflichten,
Sie werden ſchnöder Liebe Schmerz vernichten.
O, haſſen will ich dich mit ganzer Kraft,
Verlöſcht die Glut ſchmachvoller Leidenſchaft!
Ich ſcheide. — Sei's der Tod, ſei es die Krone,
Womit mein Volk den jungen Czaren grüßt:
Wird mir ein guter Kriegertod zum Lohne,
Wird mir die Schmach, das grauſe Blutgerüſt:
Nie wirſt du mein Gemahl! dein Schickſal darfſt
Du nimmerdar verknüpfen mit dem meinen;
Jedoch du wirſt es einſt vielleicht beweinen,
Daß du dieß Loos im Uebermuth verwarfſt.

Marina.

Doch wenn ich den verwegenen Betrug
Schon im Voraus dem Volke offenbarte?

Dimitri.

Und meineſt du, Dimitri fürchte dich?
Man glaubt der Polendirne mehr vielleicht,
Als Rußlands Czarenſohn? — Doch wiſſe, Weib:
Nicht König oder Papſt, noch die Magnaten
Vertrauen auf die Wahrheit meines Worts —
Gleichviel, ob ich Dimitri oder nicht!

Ein Vorwand bin ich nur zu Zwiſt und Kriegen,
Nicht mehr begehr' ich. — Doch dich, Empörerin,
Wird man zum Schweigen bringen, glaube mir.
(Er will gehen.)

Marina.

Geduld, Czarewicz! Endlich hör' ich doch
Die Rede eines Mannes, keines Knaben,
Und ſie verſöhnet mich mit dir, mein Fürſt!
Sieh, ſchon vergaß ich deines heiſ'gen Wahnſinns,
Dimitri ſeh ich wieder. Doch vernimm:
Schon iſt es Zeit! erwache! ſäume nicht
Und führe ſchnell nach Moskwa deine Schaaren,
Den Kreml nimm, beſteige Rußlands Thron!
Dann ſende her zu mir die Hochzeitsboten!
Jedoch, der Himmel hört's! bevor dein Fuß
Die Stufen nicht zum Czarenthron gefunden,
Du nicht Boris den Herrſcherſtab entwunden,
Verſchmäht Marina deinen Liebeskuß!
(Geht ab.)

Dimitri.

Nein, leichter iſt es, Godunoff bekämpfen,
Des Königshofes Jeſuiten täuſchen,
Als dieſe Weiber! — Fahren ſie zur Hölle! —
Ich kann nicht mehr. — Das ſchlängelt, zuckt und ſchleicht,
Entſchlüpft der Hand, das ziſcht, das dräut, das ſticht —
O Schlange! nicht umſonſt hab' ich gezittert,
Faſt hätte ſie Verderben mir gebracht — —
Beſchloſſen iſt's: noch morgen in die Schlacht!
(Lippert.)

# Anhang.

## I.

## Ruſſiſche Volkslieder.

### 1.

### Klage und Beruhigung.

Vorwärts durch die Stube, durch das Stübchen,
Durch die neue Stube, Gitterſtube,
Schritt das Herzchen, ging das ſchöne Mädchen
Und erweckte alſo aus dem Schlafe
Ihren ſchmucken, ihren guten Jüngling:
„Stehe auf, erwache, mein Geliebter,
Ach, du väterlicher Sohn, erwache.
Hat dein gutes Roß ſich losgebunden
Von der Säule, von der Eichenplanke,
Von dem Silberring, dem goldenen Ringlein.
So gerieth dein gutes Roß, o Jüngling,
Es gerieth in meinen holden Garten
Und zerſtampfte alles Gras darinnen,
Alles Gras und alle junge Halme
Und die Blumen und die blauen Blumen,
Den Wachholder ſammt den Himbeerſtauden,
Und die Erdbeer- und die Brombeerſträuche.“ —
Wohl erwachte da der gute Jüngling
Und er ſprach zum ſchönen Mädchen alſo:
„Weine, weine nicht, du ſchönes Mädchen,
Trübe dir doch nicht die hellen Augen!
Wenn mir nur mein Gott im Himmel beiſteht,
Wenn mein Herr und Czar mich nur beſchenket,
Pflanzen wir uns einen neuen Garten
Mit Wachholder und mit Himbeerſtauden,
Pflanzen uns auch Gras und junge Halme
Und verſchiedne Blumen, blaue Blumen.
(Wenzig.)

### 2.

### Wem ſteht das Kränzchen?

Ei, im Felde, ei, im Felde
Stehet eine junge Linde.
Unter dieſer jungen Linde
Steht ein Zelt, ein glänzend weißes;
In dem Zelte ſteht ein Tiſchchen,
Hinter dieſem Tiſch ein Mädchen
Windet einen Kranz aus Blumen,
Welche ſie im Garten pflückte.
„Wer wird einſt das Kränzchen tragen?
Trägt das Kränzchen einſt ein Alter?
Ei, dem Alten ſteht kein Kränzchen
Und er ſoll mich nicht bekommen.“ —
Ei, im Felde, ei, im Felde
Stehet eine junge Linde.
Unter dieſer jungen Linde
Steht ein Zelt, ein glänzend weißes;
In dem Zelte ſteht ein Tiſchchen,
Hinter dieſem Tiſch ein Mädchen,
Windet einen Kranz aus Blumen,
Welche ſie im Garten pflückte:
„Wer wird einſt das Kränzchen tragen?
Trägt das Kränzchen einſt ein Jüngling?
Ei, dem Jüngling ſteht das Kränzchen
Und er ſoll mich, er bekommen.“
(Wenzig.)

### 3.

### Ich liebe dich.

Traurig wandelt' ich im Walde,
Harmvoll auf den grünen Fluren,
Pflückt' Vergißmeinnicht zum Strauße,
Rief in Thränen dieſe Worte:
Nicht vergiß mein, du Geliebter,
Nicht vergiß mein, traute Seele!
Freund, vergilt mir meine Liebe,
Nicht vergilt ſie mit Geſchenken!
Ach, was ſoll dein Gold mir helfen?
Was ſind Perlen, was Geſchmeide?
Du vergilt mit ſüßen Worten;
An dein treues Herz mich drückend,
Sprich: Ich lieb' dich, traute Seele!
(Goetze.)

### 4.

### Abſchied.

Ich zieh' in den Streit!
Ei, freu' dich und fliege
Mein Roß du zum Siege;
Leb' wohl, ſüße Maid! —
„Du willſt mich verlaſſen, willſt ziehen von hinnen?
Was magſt du denn dorten erſehnen, gewinnen?
O, dünkt's in der Fremde denn ſchöner dir
Und lieblicher, wohnlicher, beſſer als hier?“
Auch ich will dort ſein,
Wo Muthige ſtreiten,
Aus Feindesblut bereiten
Hell purpurnen Wein. —
„Und willſt ſolchen Wein du wohl trinken, o Lieber?
Und müſſen wir ſcheiden? und iſt es vorüber?
Mein Blut, meine Thränen und Alles iſt dein,
Nur laſſe die liebende Maid nicht allein!“ —
Nicht weine, mein Glück!
Iſt Kriegszeit zu Ende,
Dann kehr' ich behende
Zum Liebchen zurück. —

„Zum Liebchen, zur Heimat wirſt nimmer du kehren,
Nicht werd' ich dich ſehen, nicht mehr von dir hören;
Schau hin, wie ſo traurig dein Roß iſt und trüb,
Auf blutiger Haide bleibt liegen mein Lieb!“ —
Am Fenſter wenn du
Den Raben hörſt ſchreien,
Dann harre des Treuen,
Dann eilt er dir zu!
„Siehſt traurig ſein Haupt du den Ahornbaum neigen
Und rufet der Koſak und ſtöhnt's in den Zweigen
Und ſchreit dein Roß: dann gedenke du mein,
Dann wird deine Maid nicht auf Erden mehr ſein!“
(Jarniſch.)

### 5.

## Brautwahl.

Ueber'm Meere da hielt der Goldfink Haus,
Vollauf zu leben, that Bier ſich brauen;
Das Malz er kaufte, den Hopfen er borgte,
Die ſchwarze Droſſel das Brau'n beſorgte,
Der Taubenweih die Branntweinbrennerei —
Gott laß uns das Bier gehörig brauen,
Zu brauen, es möge der Schnaps auch taugen
Wir wollen zu Gaſt die Vögelein laden.
Das Fräulein, die Eule, kam ungeladen,
Anlangt der Gimpel in größter Eilen,
Er ſtreichelt das Köpfchen Fräulein Eulen.
Alle die Vöglein fingen an zu rathen:
Mein Fink! ei, warum thuſt du nicht heiraten?
„Heiraten möcht' ich wohl, wen ſoll ich nehmen?
Nähm' ich die Bachſtelz', iſt meine Großmama,
Nähm' ich's Zeiſerinchen, iſt mein Mühmchen,
Nähm' ich die Meiſe, iſt meine Baſe,
Nähm' ich die Krähe, hat 'ne lange Naſe,
Nähm' ich die Elſter, wieder zu kitzlich — —
Ueber'm Meer die Wachtel! die Wachtel!
Iſt nicht mein Bäschen, hat kein lang Näschen,
Mein' Allerliebſte, die will ich nehmen.“
Hoch lebe Wirth und Wirthin fürwahr
Sammt ihrem Kinderlein viele Jahr!
(Gerzt.)

### 6.

## Die Eingekerkerten.

Nahe bei dem Eichenwalde
Fließt ein Strom mit ſchnellem Laufe,
Unterwühlt das ſteile Ufer,
Wäſcht den gelben Sand vom Borde
Und auch Sträuche trägt das Waſſer.
Auf dem einen Strauche ſinget
Eine Nachtigall in Trauer:
„Nirgend kann ich jetzt mich ſiedeln,
Kindlein aus dem Neſte führen!
Bange klagt der gute Jüngling,
Weint, im dunkeln Kerker ſchmachtend
Und an ſeine Heimat denkend:
„Niemals kann ich Unglücksel'ger
Wieder in die Heimat kehren,
Sehe niemals meine Eltern,
Komme nie zu meinem Stamme,
Küſſe nie die junge Gattin,
Wiege keine kleine Kindlein.
Ach, mir Guten iſt beſchieden,
Nieder einſt mein Haupt zu legen
Im ſchmachvollen dunkeln Kerker.“
(Gerzt.)

### 7.

## Der ſchwarze Rabe.

O, du Ebene, weites Blachgefild!
Unabſehbar weiter Tummelplatz!
Blachgefild, mit Allem ausgeſchmückt,
Wohl mit himmelblauen Blümelein,
Wohl mit Roſen friſch und Laubgebüſch,
Biſt verunziert, ach, durch Eines nur!
Dir inmitten ſteht ein Pfriemenſtrauch,
Dorten ſitzt ein junger grauer Aar,
Einen ſchwarzen Raben er zerfleiſcht,
Sauget ihm ſein heißes Herzblut aus,
Tränkt damit den feuchten Erdenſchooß.
Schwarzer Rabe, wackrer Junggeſell,
Dein Verderben iſt der graue Aar! —
Keine Schwalb' iſt's, die aufſchwirrend ſchwebt
Um das warme heimatliche Neſt,
Seine Mutter ſchmieget ſich an ihn
Und ihr Klageruf tönt wie Sturmgebraus;
Schweſter ſeufzet wie die Quelle rauſcht,
Liebchens Thräne ſinkt wie Morgenthau:
Steigt die Sonne, trocknet ſie den Thau.
(Gerzt.)

### 2.

# Koſakenlieder aus der Ukraine.

### 1.

Steht am Waſſer die Platane,
Tief hernieder hängend;
Sorgen quälen den Koſaken,
Ihm das Herz bedrängend.
Senk' dich, Bäumchen nicht herunter,
Biſt noch grün und blühend!
Gräm' dich nicht, Koſak, ſei munter,
Biſt noch jung und glühend!
Wollt' ſich gern der Baum nicht ſenken,
Doch die Flut zernagt ihn;
Wollt' ſich der Koſak nicht kränken,
Doch tief Wehe plagt ihn.
Ritt mit Lanze und Geſchoſſe
Und im Kriegsgewande,
Ritt auf ſchwarzgemähntem Roſſe
Fern zum Ruſſenlande.
Iſt im Ruſſenland geblieben,
Dort auch zu vergehen —
Die Ukraine, ſeine Lieben
Sollt' er nicht mehr ſehen.
Sterbend ſprach er: Mir ein großes
Grab wird man errichten —
Sträuchlein trägt auf ſeinem Schooß es,
Voll von ſüßen Früchten.
Werden Vöglein Beeren pickend
Her zum Grab ſich ſchwingen;
Aus der Heimat mich beglückend
Frohe Kunde bringen.
(Bodenſtedt.)

### 2.

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Koſake liegt todt und blaß;
Auf ſchwankendem Sträuchlein ruht ſein Haupt,
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Iſt zur Erde gefallen ſein blank Geſchoß,
Steht ihm zu Füßen ſein ſchwarzes Roß;
Doch ihm zu Haupte im hohen Gras,
Ein tauſendfarbiger Adler ſaß.
Und er pflegt den Koſaken, bringt Troſt ihm dar,

Hüpft um ſein Haupt mit dem Lockenhaar.
Und der Koſake ſpricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder du!
Und wenn du ausgenaſcht, o Bruder Aar,
Mir ausgehacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin,
Bring' der Mutter, der vor Gram ſich verzehrenden,
Kunde vom Sohne, dem nimmerkehrenden:
Aber wiſſe, Bruder Aar, eh du zu ihr fliegſt,
Was du, wenn ſie dich fragt, ihr zur Antwort ſprichſt:
Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienſte fand
Bei dem Chane der Krim, dem Tatarenland,
Hat durch den Dienſt gewonnen eine Königsmaid,
Eine Todtengrube auf kahler Haid'!
(Bodenſtedt.)

### 3.

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde ſich;
Unter den Menſchen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.
O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankſt nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchſt deinem Schickſal du?
Kann die Hopfenranke nach oben ſich ziehn,
Wenn keine Stütze ſie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glühn,
Wenn ihr Koſake ihr fehlt?
(Bodenſtedt.)

### 4.

Kam aus der Ferne ein Kukuk geflogen,
Flog durch Berg und Hain;
War aus ſeinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.
O, gleich der bunten verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einſam, verwaiſt!
Floß mein Leben hin wie auf der Welle
Ein einſam Blatt ...
Fort! was wahr' ich den Goldring, den er mir
Gegeben hat! —
(Bodenſtedt.)

## 3.

## Lieder der Finnen.

### 1.

### Die Geburt der Harfe.

Alter Wäinämöinen ſelber
Auf dem Berge hieb ein Boot zu,
Schuf auf Bergeshöh die Harfe.
Woraus iſt der Harfe Höhlung?
Von dem (bunten) Birkenmaſer.
Woraus ſind der Harfe Schrauben?
Aus gleichdickem Aſt der Eiche.
Woraus ſind der Harfe Zungen?
Aus dem Schweifhaar tücht'gen Hengſtes,
Aus des Lempo's Füllen Kleidung.
Alter Wäinämöinen ſelber
Rief Jungfrauen, rief Jünglinge,
Um zu ſpielen mit den Fingern:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel ſich nicht zu Spiele ſtimmte.
Rief er unbeweibten Männern,
Rief er die beweibten Helden:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel ſich nicht zu Spiele ſtimmte.
Rief er Alte aus den Weibern,
Männer in den Mitteljahren:
Freude wurde nicht zur Freude,
Spiel ſich nicht zum Spiele ſtimmte.
Setzt der alte Wäinämöinen
Selbſt ſich da zu ſeinem Sitze,
Nahm mit Fingern fein die Harfe,
Wandt' an ſeine Knie die Höhlung,
Unter ſeine Hand die Harfe;
Alter Wäinämöinen ſpielte.
Wurde da erſt Spiel zu Spiele,
Freude ſich zu Freude ſtimmte.
Fand man Keinen in dem Haine,
Laufend auf der Füße vieren,
Trippelnd auf den kleinen Tatzen,
Der nicht kam, um zuzuhorchen,
Als der Vater Freude weckte,
Als Wäinämöinen ſpielte;
Selbſt der Bär ſtemmt an den Zaun ſich,
Als Wäinämöinen ſpielte.
Fand man Keinen in dem Haine,
Schwingend ſeine beiden Schwingen,
Die Vornehmſten des Geflügels,
Der nicht kam geſchaart, wie Flocken.
Fand man Keinen in dem Meere,
Fahrend mit ſechs (ſeinen) Floſſen,
Hin und her bewegend achte,
Der zu horchen nicht gekommen.
Selbſt die Wirthin in dem Waſſer
Warf heraus ſich auf das Seegras,
Zog ſich auf die Waſſerſteine,
Auszuruhen auf dem [illegible].
Aus Wäinämöinens [illegible]
Augen drang ein klares Waſſer,
Rundlicher, als wie Moorbeere,
Derb, wie Ei des Haſelhuhnes,
Auf die Bruſt hin, die redliche,
Von der Bruſt zu ſeinen Knieen;
Von den Knieen zu den Füßen,
Fielen nieder Waſſertropfen,
Fielen durch fünf Wollen-Mäntel,
Durch acht lange woll'ne Röcke.
(Schröter.)

### 2.

### Der blutige Sohn.

„Woher kommſt du? woher kommſt du
Froher Sohn du mein!“
„Vom Seeſtrande, vom Seeſtrande
O Goldmutter mein!“
„Was dort thateſt? was dort thateſt?
Froher Sohn du mein!“
„Roſſe tränkt' ich, Roſſe tränkt' ich,
O Goldmutter mein!“
„Wie iſt lehmbeſchmutzt dein Wamms dein?
Froher Sohn du mein!“
„Roſſe ſtampften, Roſſe ſtampften,
O Goldmutter mein!“
„Wie ward dir dein Schwert ſo blutig?
Froher Sohn du mein!“
„Meinen einz'gen Bruder ſchlug ich,
O Goldmutter mein!“
„Wohin denkſt du nun zu kommen?
Froher Sohn du mein!“
„Weit in andre fremde Länder,
O Goldmutter mein!“
„Wo läßt du den alten Vater?
Froher Sohn du mein!“

„Geh zum Wald' er, hacke Holz dort,
Wünſch' er nicht, mich mehr zu ſchauen,
O Goldmutter mein!"
„Wo läßt du die junge Gattin?
Froher Sohn du mein!"
„Geh geputzt ſie, nehm' den Andern,
Wünſche nicht, mich mehr zu ſchauen,
O Goldmutter mein!"
„Wo läßt du dein junges Söhnlein?
Froher Sohn du mein!"
„Geh zur Schul' er, dulde Reis dort,
O Goldmutter mein!"
„Wo läßt du die junge Tochter!
Froher Sohn du mein!"
„Geh zum Wald ſie, Beeren eſſen,
Wünſche nicht, mich mehr zu ſchauen,
O Goldmutter mein!"
„Wann kommſt du nach Haus von draußen?
Froher Sohn du mein!"
„Wenn der Tag aus Nord aufleuchtet,
O Goldmutter mein!"
„Wann wird Tag aus Nord aufleuchten?
Froher Sohn du mein!"
„Wenn auf Waſſer Steine tanzen,
O Goldmutter mein!"
„Wenn mag Stein auf Waſſer tanzen?
Froher Sohn du mein!
„Wenn zum Grunde ſinken Federn,
O Goldmutter mein!"
„Wann ſinkt Feder wohl zu Grunde?
Froher Sohn du mein!"
„Wenn zum Richtſtuhl Alle kommen,
O Goldmutter mein!"

(Schröter.)

## 3.

## Der Sänger.

Nicht vom Runenſtamme bin ich
Auch nicht von den Zauber-Sängern,
Her von Außen hör' ich Runen,
Weiſe Sprache durch das Wandmoos,
Lieder hör' ich durch die Latten,
Spielmann durch die Wände ſpielen. —
Singen ſollt' ich, ſonnen ſollt' ich,
Wenn ich mich im Dorf nicht ſcheute;
Lachen werden Dorfes Dirnen,
Mich ausſpotten werden Mädchen.
Wenn die Weiſen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Säng' ich der Seeroſen Blätter,
Trillerte Meerroſen-Blätter;
Säng' ich Meere da zu Honig,
Säng' den Meeresſand zu Erbſen,
Meeresgras zu grünen Bäumen,
Meeresgrus zu reinem Malze,
Meeresſteine zu Kleinoden:
Meereswelle müßt' ſich legen,
Meeresſchaum, er müßte ſinken.
Wenn die Weiſen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Käm' Heuſchober her zum Hofe,
Kriegt' ich Eichen auf dem Anger,
Gleiche Aeſte auf den Eichen,
Auf jeglichem Aſt ein Apfel,
Auf den Aepfeln goldne Räder,
Kleiner Kukuk auf Goldrädern,
Kukuk, riefe da der Kukuk,
Gold von ſeinem Munde ſchäumet,
Kupfer rinnet auf dem Kinne;
Zitternd fließen Silberflüſſe.

(Schröter.)

## 4.

## Lieder der Letten.

### 1.

Es nahm der Mond die Sonne;
's war eine große Hochzeit;
Es ſchwomm in eitel Wonne
Der hochbeglückte Mond.
Ein herrliches Exempel
Der ehelichen Treue
Den Gatten auf der Erde
Gab dazumal der Mond.
Nicht von der Stelle wich er,
So lang' die Sonn' im Hauſe,
Doch ging die Sonn' auf Reiſen,
So ging mit ihr der Mond. —
Der Ehebund ward älter,
Der Gatte wurde kälter,
Und ging die Sonn' auf Reiſen,
Zu Hauſe blieb der Mond.
Doch wenn die Sonne ruhte,
Da ſchlich die leiſen Pfade,
Den Morgenſtern zu küſſen,
Die ganze Nacht der Mond.
Darob ergrimmte Perkun
Und hieb mit ſeinem Eiſen
Entzwei ohn' alle Gnade
Das Angeſicht dem Mond.

(Daumer.)

### 2.

Ich hör' im Himmel Roſſe traben;
Drauf ſitzen Gottes ſchöne Knaben,
Die keine Raſt und Ruhe haben
In ihrer Minne heißem Brand.
Sie reiten über die blaue Haide,
Aufſuchend ihre ſüße Weide,
Der Sonne Töchter, die blanken Maide,
Und bieten ihnen Herz und Hand.

(Daumer.)

### 3.

Arme Waiſe, kleine Waiſe!
Schwer verdienſt du deines Leibes
Arme Deck' und karge Speiſe.
Nimmer raſtend, nimmer ruhend,
Keuchend deine Dienſte thuend,
Hart geſcholten unter'm Kleide,
Trocknend in bebendem Lauf
Deine Thränen, deine Schweiße,
Reibſt du Kraft und Leben auf.

(Daumer.)

### 4.

„Wer über meinem Haupte,
Wer weinet und wer ſchluchzet?
Wer ſitzet in Verzweiflung,
Die Ruhe meines Schlummers,
Die tiefe, tiefe ſtörend,
Auf meinem Hügel, wer?" —
„„Ich, deine Tochter, bin es;
Ich ſitze hier und weine.
Wie ſollt' ich auch nicht weinen?
Ich bin allein, alleine,
Bin ohne Stab und Stütze,
Bin ohne Hab' und Hoffnung,
Nicht Friede blüht und Freude
Mir auf der Erde mehr."" —

„Beſchwichte, liebe Tochter,
Beſchwichte deine Zähre
Und wandle nach Hauſe
Mit neubelebter Bruſt!
Es blüht ein neues Daſein
Dir, eine helle Zukunft,
Die ſüßes Heil beſcheere
Niemals gefühlte Luſt.
Es harret dein ein Kränzchen,
Ein bräutliches, ein ſtolzes,
Dein eine zweite Mutter,
Die deine Haare ſtrählen
Mit linden Händen wird.
Es harret dein ein Knabe,
Ein lieblicher, ein feiner,
Der zarte Minneworte
Dir in die Seele flüſtern,
Der alle deine Klagen
Holdſelig enden wird."

(Daumer.)

### 5.

## Lieder und Sagen verſchiedener Slavenſtämme.

### 1.

### Spielmanns Abſchied.

(Böhmiſch.)

Zog ein Spielmann in die Ferne,
Als er kam vor Liebchens Haus,
Sang er noch dies Lied vom Scheiden
In die ſtille Nacht hinaus:
Gillawa, du freundlich Städtchen,
Mit den Waſſern ſilberreich,
Mit den Tagen ſonnenhelle,
Mit den Nächten mondenbleich;
Gillawa, du freundlich Städtchen,
Mit den Mädchen morgenroth,
Erſt mein Schatten ſieht dich wieder,
Wenn mein Aug' erloſch im Tod.
Weil in deinen ſchmucken Mauern
Liebe ich gefunden einſt,
Du in meiner Bruſt vor allen
Städten wie ein Stern hell ſcheinſt.
Weil in deinen ſchmucken Mauern
Liebe mich betrogen hat,
Muß ich dich auf ewig meiden,
Gillawa, du ſchöne Stadt!
Wenn ob deinen weißen Thürmen
Schwarze Raben du ſiehſt ziehn,
Dann laß deine Glocken ſtürmend
Fragen ſie: woher? wohin?
Wenn die Raben ſprechen können,
Werden ſie dir ſagen dann,
Wie ſie fern mich im Gebirge
Zwiſchen Felſen liegen ſah'n:
Dort auf einem Felſen einſam
Sahen wir ſein morſch Gebein;
Abgenagt haben wir es,
Bleichgebrannt der Sonnenſchein.
Aus den Rippen wuchern Gräſer,
Perlend hell im Thauesglanz;
Um den Schädel ſchlingen Diſtel
Sich und Dorn zum Todtenkranz.
Dort, wo Augen um dich weinten
Blut'ge Thränen heiß und klar,
Quillen aus zwei Knochenhöhlen
Thränenblümchen unzählbar.

Und wo Lippen dich geprieſen,
Niſten Käfer ſchwarz und ſtumm;
Wo das Herz dir aufgeſchlagen,
Duftet eine Todtenblum'."

(Kapper.)

### 2.

### Die Pappel.

(Böhmiſch.)

„Siehſt du die Pappel, die ſchlanke, im Thal?
Ihr Stamm iſt verdorrt, ihre Zweige ſind kahl.
Und wird ſie einſt ſtark und grün, wie ſie war,
So führ' ich dich, Mädchen, zum Traualtar." —
Sie eilt, ſie wankt zum Kreuzweg hin:
Wann wirſt du, Pappel, wie einſt ſo grün?
Sie netzt die Erde mit Waſſer vom Quell,
Es zeigt ſich am Baume kein Blättchen hell.
Sie badet die Wurzeln in Thränen heiß,
Es zeigt ſich am Baume kein grünes Reis.
Sie tränkt ſie mit Oelen wunderſam,
Es zeigt ſich kein grünes Blatt am Stamm.
Da kamen die Schreiner mit Aexten ſtark
Und zimmerten aus der Pappel einen Sarg.

(Kapper.)

### 3.

### Verlaſſen.

(Böhmiſch.)

Knabe, dir gefiel die duft'ge Roſe,
Als ſie glühend hing am grünen Strauch,
Aufgeküßt vom warmen Sonnenſtrale,
Rothgeküßt vom warmen Frühlingshauch.
Und mit Schmeicheln haſt du ſie gebrochen,
Sattgeliebt, verlaſſen ſie darauf —
Ach, wer hebt die hingeworfne Roſe,
Die am Boden liegt verwelkend, auf?

(Kapper.)

### 4.

### Mutter und Söhnlein.

(Böhmiſch.)

Ging eine Mutter, ging des Nachts
Dahin am dunkeln See,
Trug in den Armen ein Knäblein zart,
Im Herzen ein tiefes Weh.
O Söhnlein, verwaiſtes Söhnlein, ſag',
Was beginn' ich nun mit dir?
Soll ich dich verſenken im tiefen See?
Soll ich dich pflegen hinfür? —
„O Mütterchen, lieb Mütterchen,
Thu' mir kein Leides an!
Du zieh mich lieber ſtark und groß,
Gib mich den Werbern dann.
Der König und die Königin,
Die werden dich loben ſehr,
Daß du einen wackern Kriegesmann
Geſendet in ihr Heer.
Und wenn ich ein Schwert erſchwingen kann,
Noch ehe du es denkſt,
Dann wähl' ich aus des Königs Stall
Mir den allerwildeſten Hengſt.
Und bohren will ich den ſcharfen Sporn
Tief in des Roſſes Bug
Und finden den Feind in offnem Kampf,
Der mir den Vater erſchlug.

(Kapper.)

### 5.

## Woher die Liebe?

(Slowakiſch.)

Die Liebe, mein Gott! die Liebe,
Wo nehmen die Menſchen ſie her?
Man holt ſie doch nicht wie die Perle
Aus fernem, aus tiefem Meer?
Die Liebe, mein Gott! die Liebe,
Wie kommt ſie dem Menſchen in's Herz?
Man gräbt ſie doch nicht in Schachten
Wie edles Geſtein von Erz?
Die Liebe, mein Gott, die Liebe,
Wer ſie den Leuten wohl gab?
Es warf ſie doch nicht wie ein Sternlein
Des Nachts der Himmel herab?
Ich ahn' es, die Lieb' iſt das Rauſchen
Des Waſſers im Felſenquell;
Ich fühl' es, die Lieb' iſt das Duften
Der Roſen im Wald ſo hell.

(Kapper.)

### 6.

## Wenn du eine Blume wäreſt!

(Slowakiſch.)

Ständeſt du, mein trautes Märchen,
Drin in einem Blumengarten,
Alle Blumen würden welken,
Gramverzehrt, die jungen, zarten.
Alle Blumen würden traurig
Ihre ſüßen Kelche ſchließen,
Weil die Bienchen, liebeſummend,
Dir zuflatternd ſie verließen.
Von der Stirne, von den Wangen,
Aus den Lippen, aus den Augen
Würden ſie viel ſüßern Honig
Als aus tauſend Blumen ſaugen.

(Kapper.)

### 7.

## O ſpielt ein traurig Lied!

(Slowakiſch.)

Heut' haben ſie mein Lieb' begraben,
Drum zieh' ich heut' noch fort von hier;
Und die zu Grabe ſie geleitet,
Die geben das Geleit auch mir.
O ſpielet mir ein Lied, recht traurig,
Das ſich an's Herz feſtklammernd ſchmiegt
Und forthallt durch mein ganzes Leben,
Bis es mit ihm zugleich verſiegt.

(Kapper.)

### 8.

## Der Drahtbinder.

(Slowakiſch.)

Gebt mir meine Wandertaſche,
Reich beſetzt mit bunten Knöpfen;
Gebt mir Hackenſtab und Flaſche
Und den braunen Mantel!
Gebt mir auch die blaue Binde,
Die ſie mir geſchenkt am Kirchtag,
Daß ich um den Hut ſie winde, —
Will zu meinem Märchen.
Will das Band zurück ihr geben,
Daß es länger nicht mehr binde
Herzen, die in dieſem Leben,
Ach, getrennt ſein müſſen. — —
Weinend ſtand ſie auf der Schwelle,
Ihre Wangen bleiche Roſen,
Ihre Augen thränenhelle,
Weinend nahm das Band ſie. —
Schön Marina, laß das Klagen,
Schön Marina, laß das Weinen!
Kann als Denkmal nicht mehr tragen
Deiner Liebe Zeichen.
Du wirſt ziehn durch duft'ge Haine,
Aber ich durch düſtre Wälder;
Du wirſt ziehn beim Sonnenſcheine,
Aber ich beim Mondſchein.
Dich wird ſanftes Lüftchen koſen,
Aber mich wird Sturmwind treiben;
Du wirſt wallen weich auf Roſen,
Aber ich auf Dornen.
Du wirſt ſpinnen Gold und Seide,
Wohnen ſtolz im Herrenſchloſſe;
Ich mit ſchwerem Draht und Leide
Ewig wandern, wandern!

(Kapper.)

### 9.

## Wilde Roſ' und erſte Liebe.

(Mähriſch.)

Frühling durch die Waldung zieht,
Wilde Roſe ſchnell erblüht;
Wilde Roſe trägt das Herze,
Das in erſter Lieb' erglüht.
Iſt noch roth die Roſe heut,
Morgen hat ſie der Wind zerſtreut;
Wilde Roſen, erſte Liebe
Dauern, ach, nur ſelten weit!

(Kapper.)

### 10.

## Einſamer Gang.

(Mähriſch.)

Stand der Mond am Himmel,
War ſo bleich ſein Schein,
Bin im Wald gegangen
Mutterſeelallein.
Mutterſeelalleine
War ich ſelig ſchier;
Kaum gedacht' ich deiner,
Kam der Schmerz zu mir.
Kam zu mir der Herbſtwind,
Kam als welkes Blatt,
Weil dein Herz den Fernen
Längſt vergeſſen hat.
Kam zu mir als Regen
Rauſchend durch's Geäſt,
Weil um todte Liebe
Sich nur weinen läßt.

(Kapper.)

### 11.

## Jano.

(Mähriſch.)

Weißes Turteltäubchen
Girrt ſo bang und klagend,
Um des Schloſſes Zinnen
Kreiſt es ängſtlich zagend.
Mädch'en ſitzt im Felde,
Singt, die Sichel wetzend,
Singt, mit ihren Thränen
Heiß die Wangen netzend:

„Jano, tief im Kerker
 Liegſt du gefangen,
 Wirr ſind deine Haare,
 Bleich ſind deine Wangen!“ —
Von des Schloſſes Erker
 Lauſcht der Graf dem Sange —
 Mäd'rin, junge Mäd'rin,
 Sag', wird dir nicht bange?
Bei der Hand nahm er ſie
 Nachts im ſtillen Flieder,
 Zog in's weiche Gras ſie
 Heimlich zu ſich nieder.
„Lerne, Kind, vergeſſen!
 Laß uns traulich koſen!“ —
 Bei dem erſten Kuſſe
 Welkten rings die Roſen.
Und ein ſchwarzer Rabe
 Kreiſchte ob dem Thurme
 Und die Spindelfahne
 Seufzte wie im Sturme:
„Jane, dir iſt's letzte
 Frühroth aufgegangen!
 Wirr ſind deine Haare,
 Bleich ſind deine Wangen!“
(Kapper.)

### 12.

### Jörru.

(Eſthniſch.)

Jörru, Jörru, darf ich kommen? — —
 Nicht, o Liebchen, heute.
 Wäreſt du doch geſtern kommen,
 Nun ſind um mich Leute.
Aber morgen, früh am Morgen,
 Schlankes, junges Aeſtchen,
 Kannſt du kommen ohne Sorgen,
 Da bin ich alleine.
Wenn der Maienkäfer ſchwirret
 Früh im kühlen Thaue,
 Hüpf' ich, Liebſte, dir entgegen,
 Weide, auf jener Aue.
(Herder.)

### 13.

### Ewig!

(Wendiſch.)

Dunkel, wie dunkel in Wald und in Feld!
 Abend ſchon iſt es, nun ſchweiget die Welt.
Nirgend noch Licht und nirgend noch Rauch,
 Ja, und die Lerche ſie ſchweiget nun auch.
Kommt aus dem Dorfe der Burſche heraus,
 Gibt das Geleit der Geliebten nach Haus,
Führt ſie am Weidengebüſche vorbei,
 Redet ſo viel und ſo mancherlei:
„Leideſt du Schmach und betrübeſt du dich,
 Leideſt du Schmach von Andern um mich,
Werde die Liebe getrennt ſo geſchwind,
 Schnell, wie wir früher vereiniget ſind.“ —
Spricht das Mägdelein, Mägdelein ſpricht:
 „Unſere Liebe ſie trennet ſich nicht!
Feſt iſt der Stahl und das Eiſen gar ſehr,
 Unſere Lieb' iſt feſter noch mehr.
Eiſen und Stahl, man ſchmiedet ſie um,
 Unſere Liebe wer wandelt ſie um?
Eiſen und Stahl, ſie können zergehn,
 Unſere Liebe muß ewig beſtehn!“
(Wenzig.)

### 14.

### Der Traum.

(Bulgariſch.)

Schlief das Mädchen ein, das Mädchen,
Auf dem weiten Feld am Meere
Unter grünem Lorbeerbaume.
Blies daher ein ſtilles Lüftchen
Und es traf ein Zweig das Mädchen,
Fuhr das Mädchen aus dem Traume,
Schmollte leiſe auf das Lüftchen:
„Daß du, Lüftchen, jetzt geweht!
Weckteſt mich aus meinem Traume,
Und wie war der Traum ſo lieblich!
Gingen hier drei junge Burſche,
Schenkte mir ein Tuch der Erſte,
Gab der Zweite mir ein Geldſtück,
Einen Goldring mir der Dritte,
Ach, und hielt mich ſüß umſchlungen!“
(Wenzig.)

### 15.

### Schön Marie.

(Bulgariſch.)

Sitzt Maria in der Hürde,
In der Hürde, bei dem Fenſter —
Schön Maria.
Flicht aus feiner Seide Schnürchen,
Reihet auf die Schnürchen Perlen,
Schön Maria.
Spricht zur Nachtigall, zum Vöglein:
O du Vöglein, Nachtigallchen,
Schönes Vöglein!
Sing' ſo frühe nicht am Morgen,
Schönes Vöglein!
Wecke mir nicht meinen Herren,
Michael, den Hospodaren,
Schönes Vöglein!
Will, ja will in's Gärtchen gehen,
Eine Baſilike pflücken,
Schönes Vöglein!
Will ſie ſelbſt in Waſſer tauchen,
Meinen Herrn damit beſprengen,
Schönes Vöglein!
Spreche ſelbſt: Erwach', erwache,
Michael, o Hospodar!
Dein Gefolge harrt im Hofe
Und du ſollſt nun jagen gehn.
(Wenzig.)

### 16.

### Liebe läßt ſich nicht hehlen.

(Illyriſch.)

In der ſonnigen Lichtung,
 Tief im Birkenwalde,
Saßen zwei Verliebte
 In dem Grün der Halde.
In der Lüfte Wehen,
 In der Zweige Rauſchen,
Meinten, daß ſie Niemand
 Könne da belauſchen.
Aber ſah'n's die jungen
 Gräſer auf der Halde,
Gräſer ſagten es den
 Weißen Lämmern balde.
Von den weißen Lämmern
 Hört's der Hirtenknabe,
Hirtenknab' erzählt's dem
 Wandersmann am Stabe.

Wanderſmann dem Fährmann
Sagt es im Vertrauen,
Doch den Fährmann heimlich
Thät ſein Kahn belauſchen.
Kahn entdeckt's den Waſſern
Gleich, den kühlen, blauen;
Waſſer gehn, im Garten
Es der Roſ' zu rauſchen.
Roſe duftet's nächtlich
Still dem Lindenbaum,
Lindenblüthen flüſtern
Leiſ' es wie im Traum.
Vom Geflüſter lernt das
Lied die Nachtigall —
Tauſend Vöglein ſingen
Es allüberall.

(Kapper.)

## 17.

## Ein Vampyr.

(Illyriſch.)

Was betrübt, o Marko, deine Seele,
Daß dein Auge alſo finſter ſchauet?
Was bedrückt dein Herz, daß deine Stirne
So gefurcht und deine Wang' erbleichen?
Hat der Hagel dir die Saat zerſchlagen?
Glaubſt du, daß ich wankend in der Liebe?
Oder ſaugt in mitternächt'ger Stunde
Ein Vampyr das Blut dir aus dem Herzen? —
„Hätte Hagel mir die Saat zerſchlagen,
Brächt' ein nächſtes Jahr wohl Doppelernten;
Wärſt du wankend in der Liebe worden,
Neue Zeit brächt' wohl auch neue Liebe.
Aber ein Vampyr ſaugt mir am Herzen,
Nachts und Morgens, lange, lange Tage,
Seit Stavila iſt zu Schutt geworden,
Seit an unſern Küſten fremde Kähne,
In den Bergen fremde Männer ſtreifen." —
Schlimm ſind, die Stavila eingeäſchert,
Schlimm in unſerm Land die wilden Gäſte;
Schlimmer der Vampyr in deinem Herzen,
Hat mir deine Liebe wohl geraubt.
Kämſt wohl ſonſt, wie immer, an mein Fenſter,
Ließeſt nimmer mich in ſtillen Nächten
Einſam deiner und vergebens harren,
Bis der Morgen in der Ferne graut. —
„Müßt' ich nicht vorüber an Stavila,
Wenn ich Nachts zu dir, Geliebte, gehe,
Sollteſt nicht vergebens meiner harren;
Müßt' ich nicht vorüber dann am Strande,
Wenn ich früh des Morgens von dir ſcheide,
Sollteſt meine Liebe nicht bezweifeln.
Aber — der Vampyr in meinem Herzen
Läßt mich nie den Weg zu dir vollenden,
Hält mich wie gebannt bei jenen Trümmern,
Bei Stavila's Schutt und Aſchenhaufen!" —

Kam zur Hütte der Geliebten Marko, —
Morgens war es, eines frühen Morgens —
Pochte leiſe an das kleine Fenſter.
Trat heraus das Mädchen an die Schwelle,
Sah den Liebſten, den ſo lang vermißten,
Sank ihm freudig jubelnd an die Bruſt.
„Einen Becher fülle mir, Geliebte,
Rothen Weines! Reiche mir ihn ſelber,
Daß ich einmal noch von deinen Händen
Trinke, die ſo oft mich treu gepflegt;
Daß ich einmal noch die warmen Lippen
Küſſe, die ſo oft mich ſüß gelabt."
Eilt das Mädchen in des Vaters Keller,
Bringet ſchnell den Becher rothen Weines,
Reicht ihn freundlich dem Geliebten hin.
Marko nimmt den ſchäumend vollen Becher,
Schwingt ihn hoch: „O edler Heldentrank!"
Schlingt die Arme um das ſchlanke Mädchen,
Küßt ſie: „Und o ſüßer Trank der Liebe!"
Doch mit einmal windet ſich das Mädchen
Bleich, entſetzt aus des Geliebten Armen: —
Marko, Marko, ſprich, was iſt geſchehen?
Feucht von nächt'gem Thaue iſt dein Mantel,
Naß von friſchem Blute die Gewänder,
Blutbefleckt dein Yatagan, die Hand,
Und — o Gott! — aus deiner Bruſt, verwundet,
Quillet warmes Blut! — Haſt du gerungen
Mit den Hirten um ein Roß im Walde?
Haſt mit Räubern du gekämpft am Wege?
Oder haſt du in den dunkeln Schluchten
Des Gebirges einen Wolf erlegt?
Marko drauf mit ſtolzem Muth entgegnet:
„Um ein edles Roß hab' ich gerungen,
Aber mit den Hirten nicht im Walde;
Hab' gekämpft mit einem frechen Räuber,
Doch mit keinem, der am Wege lagert;
Einen böſen Wolf hab' ich erlegt,
Aber keinen, der in Schluchten hauſet:
Edles Roß iſt unſer freies Recht!
Räuber ſind die Fremden, die es ſchänden!
Wölfe ſind es, die mit blut'ger Gier
Sich von unſern Scheunen, Hürden mäſten!" —
Alſo Marko. Und den Becher ſchwingt er,
Trinkt die volle Glut des Heldentrankes:
„Dieß, o Mädchen, iſt mein letzter Trunk!"
Und die Arme ſchlingt er um das Mädchen,
Trinkt der Liebe Glut von ihren Lippen:
„Dieß, o Mädchen, unſer letzter Kuß!
Eile nun und laß die Glocken läuten,
Laß ein Grab mir graben bei Stavila,
Daß ſie ſingen alte Heldenlieder,
Wenn ſie mich verſenken in das Grab!
Roſen pflanze über meinem Herzen,
Reben um den Hügel rings im Kreiſe
Und zu Häupten einen Eichenbaum;
Denn wie ich — im Arme treuer Liebe,
Mit dem Becher voll des edlen Weines,
Für das gute Recht, für heil'ge Freiheit —
Wenige ſterben alſo ſeligen Tod!"

Auf dem Marſchland bei Stavila,
Auf dem Brachfeld, wo die Aſche
Ausgeſtreuet liegt vom Winde —
Aſche von Stavila's Hütten —
Steht ein Eichbaum alt und rieſig,
Fließt ein klarer Wieſenquell.
Ueber Nachtzeit ſind die Blätter
Hingewelkt vom Eichenbaume,
Ueber Nachtzeit ſind die Waſſer
In der Quelle roth geworden.
An der Eiche, an der Quelle
Liegt ein Leichnam auf dem Rücken.
Eine Kugel traf die Kehle
Und das Herz ein Yatagan.
Seit drei langen, langen Tagen
Liegt er da im Quellenſande,
Liegt im heißen Sonnenbrande
Und im kühlen Thau der Nacht.
Nicht geſchloſſen ſind die Augen,
Scheinen boshaft noch zu glimmen;
Nach der Eiche ſchaun ſie aufwärts
Und es welkt das grüne Laub.
Nicht geſchloſſen ſind die Wunden,
Rothes Blut fließt noch aus ihnen,
Fließet abwärts in die Quelle
Und die Waſſer werden roth.
Lang geworden iſt ſein Haupthaar

Und die Nägel ſind gewachſen,
In dem Boden hat die Rechte
Eingewühlt den blut'gen Dolch.
Alſo ſeit drei langen Tagen
Liegt er da im Quellenlande,
Liegt im heißen Sonnenbrande
Und im Thau der kühlen Nacht.
 Fanden ihn des Feldes Hirten
Als es war am vierten Tage,
Eilten in die dunkeln Wälder,
Eilten in die finſtern Schluchten:
„Die ihr flohet in die Wälder,
Die ihr flohet in's Gebirge,
Als der Venetianer Fackeln
Auf Stavila's Dächer fielen,
Eilt herbei! — An jener Eiche,
An der Quelle bei Stavila
Könnt ihr ſchauen einen Leichnam!
Iſt der Venetianerhauptmann,
Deſſen Boote an den Küſten
Unſers Meers auf Beute lauſchten!
Iſt der böſe Venetianer,
Der mit ſeinen Schandgeſellen
Uns die Heerden fortgetrieben,
Der die Töchter uns geſchändet,
Der die Söhne uns geknechtet,
Der die Hütten uns verbrannt!
Eilt herbei! — Im heißen Sande
Liegt er da in ſeinem Blute,
Liegt allein und ſeine Rotten
Flohen weit hin über's Meer!“
 Alſo ruft die Schar der Hirten
In die Wälder, in die Schluchten.
Die es hörten, die da kamen,
Um den Leichnam an der Quelle
Stehn ſie Alle nun im Kreiſe.
Jeder kennt ihn, den Verhaßten,
Jeder freut ſich ſeines Falles,
Freier athmet jede Bruſt.
 Und ſo ſtehn ſie rings im Kreiſe,
Graben eine tiefe Grube,
Wohl drei lange Klafter tief,
Und verſcharren drein die Leiche
Des gehaßten Venetianers.
Und, o Wunder! ſchattig wieder
Grünt der Eiche welkes Laub,
Kühlend, wie in frühern Tagen,
Fließt die Quelle klar und rein!
 Aber Einer fehlt im Kreiſe,
Wird kein Aug' ihn wiederſehen!
Helle, rothe Roſen blühen
Bald aus ſeinem treuen Herzen,
Daran kein Vampyr mehr nagt;
Schlanke Reben werden grünen,
Bald um ſeine ſtille Klauſe,
Deren Frieden Nichts mehr ſtört;
Eine Birke, kühne Eiche
Schattet bald ſein Grab, darüber
Hin ſich dehnt ein freies Land.
 Und auch Eine fehlt im Kreiſe,
Freute ſich mit euch wohl gerne!
Aber einſam muß ſie ſitzen
In der ſtillen, dunkeln Kammer.
Ihre ſchönen, ſchwarzen Augen,
Sie beweinen den Geliebten,
Ihre ſchönen, weißen Hände
Weben einen Wittwenſchleier.

(Kapper.)

### 18.

## Klaggeſang von der edlen Frau des Aſan Aga.

(Morlakiſch.)

 Was iſt Weißes dort am grünen Walde?
Iſt es Schnee wohl oder ſind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeſchmolzen,
Wären's Schwäne, wären weggeflogen;
Iſt kein Schnee, nicht, es ſind keine Schwäne,
's iſt der Glanz der Zelten Aſan Aga.
Niederliegt er drin an ſeiner Wunde,
Ihn beſucht die Mutter und die Schweſter
Schamhaft ſäumt ſein Weib zu ihm zu kommen.
 Als nun ſeine Wunde linder wurde,
Ließ er ſeinem treuen Weibe ſagen:
„Harre mein nicht mehr am Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen!“
 Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue ſtarr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre
Und es däucht ihr, Aſan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, ſich herabzuſtürzen.
Aengſtlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unſers Vaters Aſan Roſſe,
Iſt dein Bruder Pintorowich kommen!“
Und es kehret die Gemahlin Aſan's,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schweſter;
Mich verſtoßen, Mutter dieſer Fünfe!“
 Schweigt der Bruder, ziehet aus der Taſche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß ſie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei ſich einem Andern zu ergeben.
 Als die Frau den Trauerſcheidbrief ſahe,
Küßte ſie der beiden Knaben Stirne,
Küßt die Wangen ihrer beiden Mädchen,
Aber, ach, vom Säugling in der Wiege
Kann ſie ſich im bittern Schmerz nicht reißen.
 Reißt ſie los der ungeſtüme Bruder,
Hebt ſie auf das muntre Roß behende,
Und ſo eilt er mit der bangen Frauen
Grad nach ſeines Vaters hoher Wohnung.
 Kurze Zeit war's, noch nicht ſieben Tage,
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unſre Frau in ihrer Wittwentrauer,
Unſre Frau zum Weib begehret wurde.
 Und der größte war Imoskis Cadi
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beſchwöre dich bei deinem Leben,
Gib mich keinem Andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiederſehen meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche!“
 Ihrer Rede achtet nicht der Bruder,
Feſt, Imoskis Cadi ſie zu trauen;
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigſtens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich
Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
Du mir einen langen Schleier bringeſt,
Daß ich mich vor Aſan's Haus verhülle,
Meine lieben Waiſen nicht erblicke.“
 Kaum erſah der Cadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Suaten alle ſammelt
Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit dem Schleier, den ſie heiſchte, tragend.
 Glücklich kamen ſie zur Fürſtin Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder.
Aber als ſie Aſan's Hauſe nahten,

Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder,
Iß das Abendbrot mit deinen Kindern!“
Traurig hört' es die Gemahlin Aſan's,
Kehrete ſich zu der Svaten Fürſten:
„Laß doch, laß die Svaten und die Pferde
Halten wenig vor der lieben Thüre,
Daß ich meine Kleinen noch beſchenke.“
Und ſie hielten vor der lieben Thüre
Und den armen Kindern gab ſie Gaben,
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange, reiche Kleider
Und dem Säugling, hilflos in der Wiege,
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen.
Das beiſeit ſah Vater Aſan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kinder,
Eurer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
Feſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen!“
Wie das hörte die Gemahlin Aſan's,
Stürzt' ſie bleich, den Boden ſchütternd, nieder
Und die Seel' entfloh dem bangen Buſen,
Als ſie ihre Kinder vor ſich fliehn ſah.
(Göthe.)

### 19.

## Roſchlin und Verjanko.

(Krainiſch.)

„Was iſt zu thun, was ſoll es ſein?
Du biſt zu jung, ein Weib zu frei'n,
Zu alt ich, daß ein Bräutigam mein.“
„Heiratet, Mutter, immerhin
Und wählt ganz frei nach eurem Sinn;
Doch nehmt Roſchlin, den Böſewicht,
Der ſtets mein Todfeind war, nur nicht!
Er ſchlug mir Bruder, Vater todt,
Ich ſelbſt entkam ihm nur mit Noth.“ —
Die Mutter hielt ſich wenig dran
Und nahm Roſchlin, den Böſen, dann,
Verjanko's Erzfeind, ſich zum Mann.
Nachts beid' in's Stübchen ſchlafen gehn,
Verjanko bleibt vor'm Fenſter ſtehn.
Die Mutter ſpricht im Kämmerchen:
„Wie iſt's um Hab' und Gut doch Schad',
Das jetzt wohl der Zertheilung naht!
Was ſag' ich dir, o mein Gemahl?
Am ſchwarzen Berg, im dunkeln Thal,
Am Buchbaum ſpringt ein Quellenſtrahl;
Verborgen durch die Buche dort,
Vollbringe du Verjanko's Mord!
Ich ſtell' am Morgen krank mich an,
Dem Sohne will ich ſagen dann,
Daß ich nur erſt geneſen kann,
Sobald ich trank vom Waſſer kalt,
Das aus dem ſchwarzen Berge wallt;
Mein Sohn gehorchte ſtets mir gern,
So ſend' ich ihn zur Quelle fern.“
Verjanko ſchlich gar ſtill ſich fort
Und wahrt' im Herzen gut dies Wort.
Und wie der weiße Tag anbrach,
Trat er zur Mutter in's Gemach
Und zu ihr dieſe Worte ſprach:
„Lieb Mütterchen, was ſag' ich doch,
Die Sonne ſteht am Himmel hoch;
Sonſt wär's wohl eure Sitte kaum,
So lang zu ruhn in Bettes Flaum!“
„Lieb Söhnlein, krank bin ich gar ſchwer,
Geneſen werd' ich nimmermehr,
Bis daß ich trank vom Waſſer kalt,
Das aus dem ſchwarzen Berge wallt.“
Ein Krüglein nimmt der Sohn zur Hand,
Den Säbel um den Leib ſich ſpannt,
Wirft ſein Gewehr zur Schulter ſchnell,
Zu gehn am Buchenbaum zum Quell.
„Was nimmſt du deine Waffen, Sohn,
Da wilde Thier' am Berg nicht drohn
Und längſt dem Land der Türk' entflohn?“
„Das Vöglein hat die Federn fein,
Floßfedern hat das Fiſchelein,
Den Burſchen ſeine Waffen freun.“
Verjanko fort zur Buche rennt,
Los auf Roſchlin die Flinte brennt,
Sein Säbel ihm die Adern trennt.
Alsbald in ſeinem Kännlein weiß
Fängt er das Blut auf, das noch heiß,
Und eilt nach Haus zur Mutter fort
Und redet zu ihr dieſes Wort:
„Das Blut des Sohnes dünkt' euch gut,
Hier koſtet von Roſchlin das Blut!“
(Anaſtaſius Grün.)

---

# 2.

# Ungarn (Magyaren-Land).

Die Poeſie der Magyaren, welche ſich ſchon frühzeitig in nationalen Geſängen bekundet hatte, entwickelte ſich unter der Dynaſtie der Arpaden zu höfiſcher Geltung. Dem Unterhalt der Hofſänger — berichtet der hochverdiente ungariſche Dichter und Gelehrte Mailath — waren Ländereien angewieſen, die Großen begünſtigten, die Könige beſchützten das heimiſche Lied und heilige Synoden eiferten gegen die Verſchwendung der Geiſtlichen, welche die Sänger aus dem Ertrag ihrer Pfründen unterſtützten. Unter Ludwig dem Großen, unter Matthias Corvinus war die Sprache der Magyaren, war heimiſche Dichtung auf dem Gipfel ihres Glanzes. Der Zuſammenfluß ungünſtiger Umſtände erdrückte dieſe wunderſchöne Sprache und durch das Dunkel zweier Jahrhunderte leuchtet die Sonne der Dichtkunſt nur auf Momente, bis ſie endlich in unſern Tagen das Morgenroth einer neuen, ſchönern Zeit über den Horizont Ungarns ergoß. Die neuauflodernde nationale Begeiſterung trat auch auf literariſchem Gebiete in Oppoſition gegen die herrſchende Ausländerei und begabte Dichter ſetzten den friſchen Erguß patriotiſcher Geſinnung und magyariſchen Selbſtgefühls der trockenen Nachkünſtelung fremder Vorbilder entgegen. Den erſten Rang unter dieſen Dichtern nimmt unſtreitig Alexander Kißfaludi (geb. 1772) ein, deſſen „Liebeslieder“ in der That an Süße und Feuer dem Wein von Tokay gleichen und deſſen „Magyariſche Sagen“ ein durch und durch nationales Product ſind.

## 1.

## Faludi.

### 1.

### Neckendes Lied.

Eines hohen Hauſes Kind,
Schlank gebaut, wie wenig ſind,
Ueberſtrahlt an Schönheit weit
Selbſt ihr perlenreiches Kleid;
Doch was hilft es; ſie iſt falſch.
Schlehen-Augen, Sterne licht!
Amor bildet ſchön're nicht.
Wo die Blicke hin ſie kehrt
Brennt's, als ob ein Blitz hinfährt;
Doch was hilft es; ſie iſt falſch.
Hals, wie Alabaſter weiß,
Lippen, wie die Roſen heiß,
Kinn, wie Marmor glatt und fein,
Nacken, wie der Schnee ſo rein;
Doch was hilft es; ſie iſt falſch.
Spielend, ſchreitend, iſt ſie ſchön,
Schön ihr Stehen, ſchön ihr Gehn,
Lächelnd ſchön, wie wenn ſie weint;
Aller Reiz iſt ihr vereint;
Doch was hilft es; ſie iſt falſch.
Schmeichelnd, lachend, ſüß im Scherz,
Munter, muthig, lieb ihr Herz,
Viel verheißt ihr Zauberblick,
Beut ſie ſelbſt ſich, höchſtes Glück!
Doch was hilft es; ſie iſt falſch.
(Mailath.)

### 2.

### Antwort.

Eines hohen Hauſes Sproß,
Tadellos und makellos,
Zeigt's, daß man ihn wohl erzog,
Lohnt's auch, daß man ſeiner pflog;
Lieb' ihn doch nicht, weiß warum.
Klar iſt ſeiner Augen Licht,
Milch getaucht ſein Angeſicht,
Roſenroth und Weiß vereint
Auf der zarten Wange ſcheint;
Lieb' ihn doch nicht, weiß warum.
Weisheit zeigt die Stirne an,
Er iſt ſchlank, wie eine Tann',
Ihn umflattert braunes Haar,
Roſenroth der Wangen Paar;
Lieb' ihn doch nicht, weiß warum.
Keck' Roß wie ſein's nicht ſpringt,
Wenn er es zum Setzen zwingt.
Bäumt ſich's auch, ſpringt hin und her,
Nicht im Sattel wanket er;
Lieb' ihn doch nicht, weiß warum.
Freude nährend iſt ſein Scherz,
Weckt zur Wonne auf das Herz,
Naht er, jubelt jede Bruſt;
Seine Freundſchaft, Eden's Luſt;
Lieb' ihn doch nicht, weiß warum;
Weil er falſch mich nennt, darum.
(Mailath.)

## 2.

## Virag.

### Der Poet und die Muſe.

Der Poet.

Muſe, gib mir ſolche Verſe,
Die Bewunderung erregen;
Gib, daß mir die Donau lauſche,
Daß im Lauf mein Lied ſie hemme,
Oder ſie ſich rückwärts wende
Hin zu ihrem Urſprung brauſend.
Mache mich zum mächt'gen Orpheus,
Daß mir Stein' und Bäume hüpfen.
Gerne, denk' ich, wenn die Donau
Lärmend ſtrömt zu ihrem Urſprung,
Wenn der dickgebauchte Blocksberg
Im magyar'ſchen Tanz ſich drehet,
Staunen Viele und erheben
Mich als einen großen Dichter.

Die Muſe.

Was begehreſt du Bewundrung?
Es genügt, wenn ſie dich lieben.
(Mailath.)

## 3.

## Endrödi.

### Aufſchrift auf einen Huſarenſäbel.

So lange die Pflicht, die Menſchlichkeit, die Ehre
Es nicht erheiſchen, laß mich in der Scheide;
Ziehſt du mich, denk', daß ich zur Ruh nicht kehre,
Trieft nicht des Feindes Blut von meiner Schneide.
(Mailath.)

## 4.

## Kazinczi.

### Die Erfindung des Diſtichons.

Gib deine Pſyche mir, Amor, ich gebe dafür dir die Laute,
Rief dann der mächtige Gott doppelt begeiſterter Luſt. —
Ich, meine Pſyche, Apoll! um die Laute! mein Pfeil iſt mir Laute.
Sprach's, und auf zum Olymp flog der bezaubernde Pfeil.
Voll, im Hexameter, rauſcht des Pfeils laut tönender Aufflug,
Und wie er tönend fällt, ſäuſelt ein Pentameter.
(Mailath.)

## 5.

## Kißfaludi.

### 1.

### Unglückliche Liebe.

1.

Wie der Hirſch, der, ſchwer getroffen
Von des Jägers ſicherm Pfeil,
Flieht — zu ſpät — die Wund' iſt offen
Und er findet nirgend Heil;
So hab' ich mich abgewendet,
Als ihr Aug' in meines ſah;
Doch ſchon war der Pfeil entſendet,
Schon das Weh im Buſen da.
Aber, ach, mein ſchönes Kennen
Nährt des Giftes tödtlich Brennen!
Weh! du armes, trübes Herz,
Nie entreißt du deinem Schmerz.

2.

Bunter Vogel, den ich neide,
Singſt der Liebe ſüßes Joch,

Du entbehrſt Verſtand mit Freude,
Denn dein Pärchen tödteſt du doch.
In den Adern heißes Wallen,
Sang' ich kunſtvoll Amors Macht;
Aber unerhört verhallen
Lieder, wunderſchön erdacht.
Glücklicher, der Liebe Freuden
Singſt du, ich nur ihre Leiden;
Komm, ich gebe für dein Glück
Gerne den Verſtand zurück.

3.

Wie das Reh, von durſt'gen Hunden
Aufgeſchrecket, flieht und flieht,
Bis es eine Schlucht gefunden,
Die den Drängern es entzieht;
So will Amorn ich entfliehen,
Ach, und bin doch ſtets mit ihm!
Denn in meinem Buſen weilen
Fühl' den Gott ich wild und grimm.
Amor ſeine Beute faßt,
Wie der Fuchs, der ohne Raſt
Aufgeſtöret nagt und quält,
Bis das Opfer ſtürzt, entſeelt.

4.

Du, des Daſeins höchſter Geber,
Der du uns in's Leben riefſt,
Du, der Welten Allbeleber,
Der dem Menſchen Herzen ſchufſt,
Warum haſt du mir's erleſen,
Dieſes liebeglühnde Herz?
Beſſer wäre mir's geweſen,
Hätteſt du's geformt aus Erz.
Vater dieſes All's, nicht räche,
Wenn ich ſinnverwirret ſpreche,
Den Verſtand entreiß mir ſie,
Richte mich nicht, richte ſie.

5.

Wie kann ich mein Leben tragen,
Meines Schickſals herbe Laſt?
Bin ſo weit von dir verſchlagen,
Die du mich beſeelet haſt:
Biſt die Seele meiner Thaten,
Einzig leb' ich nur in dir,
Nimmer kann ich dein entrathen
Und bin doch ſo ferne hier!
Dein geheimnißreiches Walten,
Liebe, Niemand wird's entfalten!
Räthſel bleibſt du ewiglich,
Liebe, wer ergründet dich?

6.

Groß und viel iſt, was ich dulde,
Ach, mein Kummer iſt ſo ſchwer!
Doch ich trag' ihn für die Hulde,
Iſt darum nicht freudenleer.
Deckte mit des Reichthums Fülle
Mich das Glück in ſeinen Arm,
Blieb mir dennoch feſt der Wille:
Nie verließ ich meinen Harm,
Wenn darin ſie Freude findet,
Daß in Gram mein Leben ſchwindet;
Gerne biet' ich dieſe Bruſt,
Ihres Quälens wilder Luſt.

7.

In des Zaubers mag'ſcher Helle
Seh' ich oft ihr Angeſicht,
Wenn ich an des Baches Welle
Wandle in des Mondes Licht;
Und ich träume, daß das Bild
Liebeslächeln hold umflicht,
Daß es freundlich, ſanft und mild
Mit mir, dem Verlaßnen, ſpricht. —
Ach, wie glücklich bin ich dann!
Doch es währet nicht der Wahn! —
Meine Seligkeit vergeht,
Wie das Zauberbild verweht. —

8.

In des Himmels blauem Bogen
Seh ich immer, immer dich;
In des Waſſers Silberwogen
Seh' ich, Schönſte, dich, nur dich.
Seh' dich in des Tages Helle,
In der Sonne Angeſicht,
In des Mondes Silberwelle,
In der Sterne Zitterlicht;
Wo ich hin die Blicke ſende,
Wo ich hin mich fliehend wende,
Du verfolgſt mich ohne Ruh,
Grauſame, o laß mir Ruh!

## 2.

## Glückliche Liebe.

1.

Anders iſt der Welt Geſicht,
Anders iſt des Schickſals Walten,
Anders ſing' ich ein Gedicht,
Seh' ich Alles ſich entfalten,
Anders fühl' ich jetzt das Leben,
Selig biſt du, Seele mein,
Götterkraft iſt mir gegeben,
Höher fühl' ich jetzt das Sein.
Neu bin ich, was mich umgibt:
Denn ich lieb' und bin geliebt;
Anders fliegt jetzt die Zeit,
Seit ſie mir ſich ganz geweiht.

2.

Von ihr kommet, zu ihr ſchwebet,
Was im Geiſt ſich denkend regt;
Von ihr flammet, zu ihr ſtrebet,
Was den Buſen mir bewegt.
Was das Schickſal löſ't und bindet,
Was es baut und was es bricht,
Fühl' ich nur, wie ſie's empfindet,
Wie's ihr recht iſt, oder nicht.
Was zum Jubel mich begeiſtert,
Wie der Kummer, der mich meiſtert,
Meines Lebens Freud' und Schmerzen,
Alles keimt in ihrem Herzen.

3.

Zu vollziehen meinen Willen,
Iſt ihr Denken immer wach;
Meine Wünſche zu erfüllen,
Späht ſie meinen Blicken nach.
Glücklich, wer die Hand gewonnen
Einer lieben, guten Frau;
Ihn umſchweben Himmelswonnen,
Rein und hell, wie Aether blau.
Sie mit ſüßen Liebesblicken
Wandelt Alles in Entzücken
Und die Luſt und Freude zieht
Ein, wohin die Holde ſieht.

4.

Nach den Menſchen, nach der Sitte,
Richt' ich nicht mein Leben ein;

Nach der Schule ſtrengem Tritte
Darf nicht, was ich dichte, ſein.
Wie ich's denke, wie empfinde,
Leb' ich meine Tage fort.
Wie ich es im Herzen finde,
Tönt im Harfenklang mein Wort.
Liebend, dichtend, o Natur!
Folg' ich einzig deiner Spur.
Was nicht iſt, erkünſtl' ich nicht,
Spreche, wie mein Herz es ſpricht.

5.

Gott treu und dem Vaterlande
Schlug des alten Ungars Herz,
Und am Weib, das ſein er nannte,
Hing er feſter, denn das Erz.
Gott nicht, nicht dem Vaterlande,
Iſt jetzt treu ſo manches Herz,
Und der Liebe heil'ge Bande
Und ſein Wort, ſie ſind ihm Scherz.
Gott treu und dem Vaterlande,
Trag' ich bis zum Grabesrande
Eine Liebe nur im Herz,
Wie in meiner Bruſt ein Herz.

6.

Du, der Augen ſüßer Strahl,
Der, daß Liebe in ihr wohne,
Mir entdeckt zum erſtenmal
Und daß meine Treu' ſie lohne;
Euch, ihr langverborgnen Funken,
Dir, der Wangen Morgenroth,
Die mich Armen, ſchmerzverſunken,
Reißt zur Luſt aus tiefer Noth;
Vor der Seele ſchwebt ihr immer;
Der Erinn'rung liebend Weben,
Macht in Wonne mich erbeben.
Staune nicht, daß immer Liebe
Rauſchet meiner Harfe Luſt;
Alle ſchönen, ſüßen Triebe,
Alles Gute in der Bruſt,
Was auf dieſer Erde Weiten
Athmet, wirket, dichtet, hofft,
Was im Wechſellauf der Zeiten
Wundervolles zeugt die Welt:
Blumen, ſo die Felder weiſen, —
Sterne, die am Himmel kreiſen,
Woher quillt ihr Zauberleben!
Sie, die Liebe, hat's gegeben.

7.

Neue Reize alle Tage
Seh' die Holde ich entfalten:
Freuden, daß ich kaum ſie trage,
Fühl' ich täglich in mir walten;
Täglich mehrt ſich das Verehren
Meines Geiſtes für den ihren,
Täglich meiner Liebe Mehren
Kann in beider Bruſt ich ſpüren, —
Mehr, als Amor zu erkennen,
Laß du, Hymen, mir gewinnen, —
Lohn, wie mir, wird wohl auf Erden
Selten treuer Liebe werden.

8.

Menſchenbruſt, ſie kann nicht ſein
Ohne Athmen, ohne Luft;
Es ſtirbt, wenn' ich ſie nicht mein,
Auch mein liebend Herz zur Gruft.
Was die Seele unſerm Leben,
Iſt der Holden Liebe mir.
Will ſich ſo mit mir verweben,
Daß ich ſterbe, ohne ihr.

Bis nicht meine Liebe bricht,
Weich' ich den Gefahren nicht,
Steh' ich in der Liebe Schutz,
Biet' ich allen Stürmen Trutz.
(Mailath.)

# Anhang.

## 1.

## Volkslieder.

1.

Der Donau Flut iſt breit,
Doch drüber ſchmal die Brücke;
Bleib' ferne, ſchöne Maid,
Sonſt fällſt du von der Brücke!
„Ich falle nicht hinein
In breite Donaufluten;
Wohl fall' ich, Liebſter mein,
In deinen Arm voll Gluten!"
(Greguß.)

2.

Ein Huſar voll Luſtigkeit,
Hab' 'ne Mütze von rother Seid',
An der Mütze 'nen Strauß mit Band,
Den mir meine Liebſte wand.
Dieſen Strauß, den wand ſie mir,
Gab ihr einen Kuß dafür, —
Windet auch ein andermal,
Will dich küſſen hundertmal!
(Greguß.)

3.

Schatz, mach' auf die Thüre doch!
Nicht der Slav, der Ungar pocht.
Hei, wie lange machſt du drin!
Weißt wohl gar nicht, wer ich bin?
„Weiß es wohl, doch fürcht' ich mich,
Denn der Burſche hält nicht Strich;
Schwöret Lieb' mit Saus und Braus,
Dreht ſich um und lacht uns aus."
(Greguß.)

4.

Mehr noch liebe ich dich,
Als die Taub' den Weizen;
Träume Tag' und Nächte
Nur von deinen Reizen.
Ach, kein Weib gebar dich,
Dich gebar die Roſe
In Pfingſtmorgens Kühle
Aus dem thauigen Schooße.
(Greguß.)

5.

Werber tanzen, ſingen, rathen,
Machen mich nicht zum Soldaten.
Wem ein Liebchen lacht auf Erden,
Wär' ein Narr, Soldat zu werden.
Locken mich mit Schwertesglanze,
Doch der Teufel hol' das Ganze!

Glänzt noch Liebchens Aug' voll Leben,
Schwerterglanz ist Nacht worden.

(Greguß.)

6.

Mir fehlt Nichts, nur über Armuth,
Ueber Armuth brumm' ich;
Ich bin stets ein lust'ger Bruder,
Nur mein Rock ist lumpig.
Löcher hab' ich, doch kein Brot,
Diese Schmach bekenn' ich;
Zähle ich mein Geld zusammen,
Find' ich keinen Pfennig.

(Greguß.)

7.

Eingezwängt bin ich in Bauer
Wie das Roß, das eingespannte;
Meine Freiheit ist voll Trauer,
Wie der Vogel in dem Bauer.
Doch, bin ich einst frei geworden,
Weil' ich keinen Liebesorden;
Für die Freiheit sterben, leben,
Diese Pflicht ist mir gegeben.

(Greguß.)

8.

Weiter zieht der Storch und weiter!
Bin von dir, mein Schatz, noch weiter!
Mein Herr Hauptmann legt mir Ketten an die Füße,
Daß er deine Lieb' genieße.
Vater, Mutter sind im Grabe,
Nackte Haid' ist meine Habe;
In der Schenke wird es mir vielleicht gelingen,
Meinen Schmerz mit Wein zu zwingen.

(Greguß.)

9.

Wirthin, schnell, das Licht geht aus!
Habt ihr ein hübsches Kind im Haus?
Habt ihr aber kein hübsches Kind,
Mag das Licht verlöschen geschwind!
Wozu sollten das Licht wir brauchen,
Winken uns nicht zwei freundliche Augen?
Habt ihr aber kein hübsches Kind,
Mag verlöschen das Licht geschwind!
Habt ihr aber ein Mädchen schön,
Nun, so laßt nur das Licht ausgehn!
Denn, wenn wir das Licht vermissen,
Mag man leichter das Mädchen küssen.

(Greguß.)

10.

O Wien, von Westen gegen Osten schreit't
Dein wilder Sturm daher;
Er bringt dem Ungarvolke Schmerz und Leid
Und Wolken trüb und schwer.
Wer zählt es je, o Stadt so stolz und groß,
Wie oft für dich das Blut der Ungarn floß!
O Donau, Herzschlag unsers Vaterlands,
Wie schäumte deine Flut,
Wenn wir, begehrend nach dem Siegerkranz,
Verspritzten unser Blut!
Wohl möchte, Strom, an deiner Ufer Grün
Gar vieler Ungarn Herz im Tod verglühn!
Ich trage meine Thränen hin nach Pesth,
Nach Belgrad trag' ich sie,
Streu' damit der Helden Staubesrest,
Die kämpfend fielen hie.
Wenn für des Vaterlands Wohl Blut nicht floß,
Fließ' jetzt die Thräne um sein traurig Loos.

(Greguß.)

## 2.

## Zigeunerliedchen.

1.

Laß Jahr auf Jahr vergangen sein,
Seitdem ich in die Nacht hinein
Gesunken aus der Sonne Schein;
Du komme nur, du rufe nur
In meine dunkle Stube!
So wie du meinen Namen nennst,
Tief wird dir aus der Grube
Antworten mein Gebein.

(Daumer.)

2.

Zigeuner sitzt auf seinem Pferd,
Sein Mädchen hat er hinter sich,
In Handen hat er sein Gewehr,
Das feige Volk, es fürchtet sich.

(Daumer.)

3.

Mit jedem Morgengrauen,
Bei jedem ersten Licht,
Nicht mit der frischen Quelle,
Nicht mit dem Morgenthaue,
Mit meiner Augen Welle
Wasch' ich mein Angesicht.

(Daumer.)

4.

„Bedecke deine Brüste, Kind!
Ein Knabe sieht sie, ein loser Dieb." —
Er sehe sie oder er sehe sie nicht;
Denn diesen Knaben, ich hab' ihn lieb.

(Daumer.)

5.

Sah in einer Gasse
Einen Galgen hübsch und fein;
Sprach zu mir der Galgen:
Hüte dich, Zigeunerlein!

(Daumer.)

6.

Ich ging zu einem Priester,
Ich warb mir einen Pathen
Für mein zu taufend Kindelein
Und fischte zwei Dukaten.
Es ist nunmehr das zehnte Mal,
Daß es ein Christ geworden ist;
Das ist ja wohl kein Schaden.

(Daumer.)

## 3.

# Neugriechenland.

Noch in der Blüthezeit des byzantiniſchen Kaiſerthums war die althelleniſche Sprache, die Sprache des Perikles und Sophokles, als Umgangsſprache allmälig ſchon durch die neugriechiſche verdrängt worden, welche, auf der Grundlage eines neben der attiſchen Schriftſprache allgemein verbreiteten Volksdialekts ruhend, beim Zuſammenſtoßen der Griechen mit romaniſchen und barbariſchen Völkern eine Menge fremder Elemente in ſich aufnahm und nur langſam zu einer grammatikaliſchen Sichtung und Beſtimmtheit durchdrang, um nach der Einnahme von Konſtantinopel durch die Osmanen das Altgriechiſche auch als Schriftſprache allgemein zu verdrängen. Zu Ende des 11 Jahrhunderts finden ſich die erſten Spuren einer neugriechiſchen Literatur und als der erſte neugriechiſche Dichter von etwelcher Bedeutung wird **Theodor Prodromos** genannt. Die literariſche Thätigkeit der Neugriechen knüpfte ſich übrigens, zu ihrem Ruhme ſei es geſagt, fortwährend an ihre patriotiſchen Beſtrebungen, ihre Nationalität von dem türkiſchen Joche zu befreien. Aus dieſem Gedanken iſt das ſchöne Gedicht „Hellas“ hervorgegangen, in welchem **Leon Allatios** 1648 dem civiliſirten Europa die Verdienſte des alten Griechenlands um die Menſchheit in's Gedächtniß ruft und die Klagen und Wünſche ſeiner unterdrückten Landsleute ausſpricht; aus dieſem Gedanken entſproß auch das berühmte Kriegslied des **Konſtantinos Rhigas** (geb. um 1753), der, ein erlauchtes Opfer diplomatiſcher Niederträchtigkeit, mit drei Unglücksgenoſſen 1798 zu Belgrad als Märtyrer der Vaterlandsliebe ſein Blut vergoß. **Adamantios Korais** (1748 bis 1833) widmete die Reſultate ſeiner Gelehrſamkeit der moraliſchen und politiſchen Erhebung ſeines Volks und erlebte noch den Triumph der neugriechiſchen, im Jahre 1821 begonnenen Revolution, deren unglücklicher Vorkämpfer **Alexander Ypſilanti** neben dem Schwerte auch die patriotiſche Leier handhabte, während der ſehr begabte **Athanaſios Chriſtopulos** ſich den alten Sänger der Liebe und des Weins, den Anakreon, zum Muſter nahm. Das öffentliche Leben, die Politik iſt indeſſen der vorwiegende Gegenſtand der neugriechiſchen Poeſie geworden und geblieben. So in den erzählenden, lyriſchen und ſatiriſchen Gedichten des berühmten Brüderpaares **Alexander Sutſos** und **Panagiotis Sutſos**, ſo in dem berühmten Drama „der Vorabend“ von **Alexander Rhiſos Rhangawis**, ſo in den begeiſterten Geſängen des **Theodor Orphanidis** und des **Johannes Karaſutſas**, ſo endlich auch in den Tönen des neugriechiſchen Volksliedes, deſſen markige Züge vielmals an die althelleniſche Plaſtik erinnern.

## 1.

## Rhigas.

### Kriegslied gegen die Türken

Auf, ihr Söhne der Hellenen!
Sie erſchien, des Ruhmes Stunde:
Zeigt als würd'ge Enkel jenen
Helden, euren Ahnen, euch.
Auf! als tapfre Männer laßt uns
Das Tyrannenjoch zerbrechen!
Auf, das Vaterland zu rächen
Und zu ſühnen ſeine Schmach!
Hellas' Söhne! zu den Waffen,
Recht und Freiheit uns zu ſchaffen!
Stromweiſ' unter unſern Füßen
Fließen ſoll der Feinde Blut!
Schatten längſt entſchlafner Helden,
Aus der Nacht der Todtengrüfte,
Aus dem Geiſterreich der Lüfte
Neu in's Leben ruf' ich euch.
Bei dem Schall der Schlachtpoſaune
Sammelt euch mit uns zum Krieg!
Auf, zur Stadt der ſieben Hügel
Schreitet uns voran zum Sieg!
Hellas' Söhne! zu den Waffen,
Recht und Freiheit uns zu ſchaffen!
Stromweiſ' unter unſern Füßen
Fließen ſoll der Feinde Blut!
Sparta, Sparta, willſt du länger
Schlummern wie in Todesnacht?
Wache auf, dich zu verbinden
Mit Athen zur alten Macht!
Auf Leonidas, des Helden,
Werk' auf's Neue jetzt gedacht,
Des Geprieſ'nen, der des Feindes
Furcht und Schreckbild in der Schlacht.
Hellas' Söhne! zu den Waffen,
Recht und Freiheit uns zu ſchaffen!
Stromweiſ' unter unſern Füßen
Fließen ſoll der Feinde Blut!
In die Thermopylen führt' er
Seine Schar mit kühnem Muth;
Vor des Helden Schwert zu Schanden
Ward der Perſer feige Wuth:
Mit dreihundert Streitern drängt er
In den Feind voll heil'ger Gluth;
Wie ein grimmer Löwe watet
Er durch der Erſchlagnen Blut.
Hellas' Söhne! zu den Waffen,
Recht und Freiheit uns zu ſchaffen!
Stromweiſ' unter unſern Füßen
Fließen ſoll der Feinde Blut!

(Elliſſen.)

## 2.

## Korais.

### Kriegshymne.[*]

Wie lange, Palikaren,
Wie lange ſollen wir
Wie Löwen einſam hauſen
In Bergeswildniß hier!

---

[*] Dieſes berühmte Gedicht wurde lange dem **Rhigas** als Verfaſſer zugeſchrieben; neueren Forſchungen zufolge aber ſoll es nicht von Rhigas, ſondern von **Korais** gedichtet ſein. (Vergl. **Elliſſens** Polyglotte, Bd. 1, S. 318).

Wie lang in Schluchten wohnen,
Nur Wald und Felſen ſehn?
Der Menſchen Städte meiden,
Den Ketten zu entgehn?
Fliehn Eltern, Brüder, Kinder,
Genoſſen, Vaterland
Und Alles, was dem Herzen
Verbunden und verwandt?
's iſt beſſer, eine Stunde
Geathmet frank und frei,
Als vierzig Jahr' im Kerker,
Im Joch der Sklaverei!
Was mag ein Leben frommen
In Feſſeln hingebracht,
Wo der Vernichtung Blitze
Dir drohen Tag und Nacht? —
Sei Dragoman, Weſir ſelbſt,
Ja Fürſt: darum bedroht
Dich der Tyrann nicht minder
Mit ungerechtem Tod.
Magſt du in Allem fröhnen
Des Wüthrichs Uebermuth,
Er wird doch endlich ſtillen
Den Durſt nach deinem Blut.
Das Loos der beſten Griechen,
Der Zierden des Phanar,
Ein Spiegel iſt's, worin dir
Dein eignes Loos wird klar.
Häuptlinge kühn und edel,
Agaren, Prieſter, Lai'n,
Mit ungerechtem Schwerte
Erwürgt er Groß und Klein.
Zahlloſe andre Opfer,
Rhomä'r und Türken noch,
Verlieren Gut und Leben
Und waren ſchuldlos doch.
Ein Feuereifer eine
Uns Alle! Es iſt Zeit!
Herbei, auf's Kreuz zu leiſten
Den feierlichen Eid!
Ein Rath von edlen Männern,
Getreu dem Vaterland,
Regiere, leite Alles
Mit weiſer Herrſcherhand.
Doch ihres Handelns Richtſchnur
Sei das Geſetz allein
Und Haupt des Vaterlandes
Soll nur ein Einz'ger ſein.
Verderblich, wie die Knechtſchaft,
Iſt Anarchie im Reich,
Wo Einer würgt den Andern,
Den wilden Thieren gleich.
Und nun den Arm zum Himmel
Und ſchwört mit Hand und Mund,
Schwört bei dem Allerhöchſten
Aus tiefſtem Herzensgrund:
Bei dir, o Gott, gelob' ich,
Du höchſter Weltenhort,
Den Nacken nicht zu beugen
Vor der Tyrannen Wort.
Nichts zwingen, Nichts verführen
Soll mich zu ihrem Dienſt,
Nicht Drohung, nicht Verheißung,
Entbehrung noch Gewinnſt.
So lang' ich leb' auf Erden,
Will ich, der Türken Schreck,
Ihr ſtolzes Heer verderben;
Dieß bleibt der einz'ge Zweck.
Getreu dem Vaterlande,
Brech' ich ſein Joch mit Macht,
Will unzertrennlich ſtehen
Beim Feldherrn in der Schlacht.
Der Himmel ſoll mich treffen,
Vergeß ich meinen Eid;
Der Blitz ſoll mich zerſchmettern,
Wie Rauch ſei ich zerſtreut!
In Oſten und in Weſten,
In Süd und Mitternacht
Sind feurig Aller Herzen
Für's Vaterland erwacht.
Bulgaren, Arwaniten,
Serwen, Rhomäer, auf!
Vom Feſtland, von den Inſeln
Verſammelt euch zu Hauf!
Umgürtet für die Freiheit
Euch, Brüder, mit dem Schwert!
Die Welt ſeh' uns als Männer,
Ererbten Ruhmes werth.
Ihr, die in fremden Landen
Des Krieges Kunſt erlernt,
Zu ſtürzen die Tyrannen,
Bleibt länger nicht entfernt!
Bleibt nicht! Mit offnen Armen
Ruft Hellas euch zurück,
Giebt Gut euch, Haus und Ehren
Und jedes Ehrenglück.
Wie lang' willſt du den Säbel
Dem Dienſt der Fremden weihn?
Herbei, des Sieges Säule
Dem eignen Volk zu ſein!
Der Tod für Volk und Freiheit
Iſt höherer Gewinnſt,
Als goldne Ehrenwaffen
In fremder Herrſcher Dienſt.
Sulioten und Mainoten!
Geprieſ'ne Löwenbrut!
Wie kommt's, daß ihr noch ſchlummernd
In euren Höhlen ruht?
Auf! Mawromani's Leuen,
Olympos' Königsaar,
Ihr Sperber von Agrapha!
Seid Ein Herz, Eine Schar!
Ihr Chriſten von der Slawa
Und von der Donau Strand,
Vereint euch mit den Brüdern,
Die Waffen in der Hand.
Gerechte Rach' entflamme
Eu'r Blut! Schwört, Groß und Klein,
Schwört, unſre blut'gen Dränger
Dem Untergang zu weihn.
Mannhafte Makedoner,
Steht auf mit Tigermuth!
Auf! euren Grimm verſöhne
Nur der Tyrannen Blut!
Ihr Drachen auf den Inſeln,
Delphine rings im Meer,
Wie Wetterſtrahl zuckt nieder
Auf unſres Feindes Heer!
Auf! Hydra's Waſſervögel!
Pſarioten, ſeid bereit!
Den Ruf des Vaterlandes
Zu hören, kam die Zeit.
Ihr, Hellas' würd'ge Söhne
Auf Hellas' Schiffen all,
Auf! das Geſetz gebeut es,
Auf! werft den Feuerball.
Ein Herz ſeid, Eine Seele,
Ein Wille und Ein Geiſt!
Kämpft, bis die letzte Wurzel
Der Tyrannei zerreißt.
Entzünden wir ein Feuer
Im ganzen Türkenland
Von Bosniens Gefilden
Bis zu Arabiens Sand!
Laßt hoch auf unſerm Banner
Des Kreuzes Zeichen wehn,
Es müſſe blitzgetroffen
Der Feind vor uns vergehn.

Wähnt nicht, er wappne kräftig
Sich mit des Muthes Schild:
Ihm ſchlägt das Herz, er zittert,
Wie aufgeſcheuchtes Wild.
Dreihundert Kirſaliten,
Sie haben's ihm gezeigt,
Daß auch mit Feuerſchlünden
Dem Muth der Knechtsſinn weicht.
Drum wozu noch das Zaudern?
Was ſcheint ihr ſtarr und todt?
Erwacht! Seid einig! Paaret
Nicht zu gemeiner Noth!
Wie unſre großen Ahnen
Sich einſt mit Leuenmuth
Erhoben für die Freiheit,
Geſtürzt in Kampfesglut:
So ſchwingen wir auch, Brüder,
Den blanken Säbel hoch
Und ſpannen die Muskete
Und brechen unſer Joch!
Zerſchmettern wir die Wölfe,
Die, ſelbſt in Sklaverei,
Der Griechen Söhne drängen
Mit blut'ger Tyrannei.
Das Kreuz des Heilands leuchte
Hoch über Land und See!
Gerechtigkeit erſcheine,
Des Feindes Macht verweh'!
Der Knechtſchaft grauſe Geißel
Sei auch der Welt verbannt!
Als Freie laßt uns leben
Im freien Vaterland!

(Elliſſen.)

### 3.

## Chriſtopulos.

### Eros auf der Flucht.

Bergwärts fliegen ich und Liebchen,
Sie, der ich mein Herz geweiht,
Mit uns Aphroditens Bübchen
Und der alte Gott der Zeit.
Matt muß Liebchen bald verweilen,
Ruht auf ſanftem Felsplatz aus,
Doch mit Windesſchnelle eilen
Eros und die Zeit voraus.
Sachte, lieber Eros, renne doch
Nicht mit blitzgeſchwindem Schritt!
Meines Liebchens Sohle brennt noch,
Meine Holde kommt nicht mit!
Und ich ſeh' die Flügel plötzlich
Spannen Eros und die Zeit
In die Lüfte auf, entſetzlich!
Fliegen, flattern weit, ach! weit.
Freunde! ruf' ich, wohin fliegt ihr?
Wozu alſo große Haſt?
Liebchen immer matter liegt hier;
Weilt! mißgönnt ihr nicht die Raſt!
Doch zurück die Antwort ſendet
Eros: „Alter Brauch iſt's ſchon,
Wenn die Zeit zum Fliehn ſich wendet,
Flieg' ich auch mit ihr davon."

(Elliſſen.)

### 4.

## Ypſilanti.

### Klaglied des verbannten Vögelchens.

Trauriges Vöglein, fremd und verlaſſen!
Wohin doch fliegſt du? Wo iſt dein Neſt nur?
„Habe kein Neſt mehr! Fliege und flattre
Hierhin und dort,
Ohne die Ruhe jemals zu finden,
Ohne vom Glücke je zu erkunden,
Wo es nur wohnt.
Als ich noch klein war, lebt' in der Heimat
Ich unter Myrthen himmliſche Tage
Hoffenden Sinnes;
Morgens und Abends zwitſchert' ich fröhlich,
Hatt' auch ein junges, wonniges Liebchen,
Die mir im Herzen wohnte von klein auf.
Da faßte plötzlich vor meinen Augen
Grauſam der Geier das Licht meines Lebens,
Raubt' es und würgt' es.
Wild auch verwüſtet hat er das Neſt mir,
Seitdem nun ſchweif' ich hier in der Fremde,
Ohne die Heimat, ohne mein Liebchen.
Müd' und erſchlafft an Flügeln und Gliedern
Irr' ich, wohin der Zufall mich leitet,
Wo die Gewalt des Sturms mich umhertreibt,
Bis ich erſt dorthin komme, wohin einſt Alles gelangt,
Dort, wo des Weltalls Wunder auch aufhört,
Dort, wo der Flug des Geiers auch endet,
Schuldloſen Vögleins Schickſal ſich wendet."

(Elliſſen.)

### 5.

## Sutſos (Alexander).

### Die Freiheit.

(Aus dem romantiſch-politiſchen Epos: „Der Umherſchweifende.")

Hehre, heil'ger Geiſt der Freiheit,
Herrſcher rings im Weltenrunde,
Gott, der Allgewalt'ge, hauchte
Seit der Schöpfung erſter Stunde
Dich als Lebenshauch dem All' ein,
Weltgebieterin der Nationen.
Sprechend: „Webe ſegenſpendend
Bis zum Abſchluß der Aeonen!"
Und als Schwert gab er das Wort,
Als Donnerkeil dir den Gedanken,
Dein Banner führt die Völker,
Deine Streiter, in die Schranken.
Quell des Lichts, der Wärme, wachſe
Uns zum Heil! durch dich bewege
Sich der Erde geiſt'ge Axe!
Von den Thronen wirfſt Tyrannen
Du mit einem Hauche nieder;
Ueber Gräbern und Ruinen
Bauſt du ſtolze Staaten wieder.
Und als heilige Veſtalen
Als getreue Prieſterinnen,
Dienen in hehren Tempelhallen
Dir der Chor der Pierinnen.
Lieder des Triumphes ſangen
Dir des alten Hellas Krieger,
Marathons, der Thermopylen,
Salamis', Mykale's Sieger.
Aber jetzt im Sklavenlande
Wähltest du den feſten Sitz dir
An der Seine freiem Strande.
Frankreich, als du jüngſt zum Kampfe
Schnell und kräftig dich erhoben,
Wie ein einz'ger, muth'ger Streiter,
Ward von dem gewalt'gen Toben
Solches raſch erhobnen Sturmes
Furchtbar rings die Welt erſchüttert;
Das monarchiſche Europa
Sieht auf dich und zagt und zittert.

Deine Julitage ſind ihm
Unglückstage ſchlimmſter Kunde;
Ja, vor deinem Juli bebt es,
Wie vor einem böſen Hunde,
Der nur Könige will beißen
Und, der Völker treuer Wächter,
Purpurmäntel nur zerreißen.
Wie der Stürme alter Dämon
Auf Aeolia's Eiland hauſ'te,
Wo betäubend das Geheul der
Wind' in wildem Chor erbrauſ'te,
So auf untergrabnem Throne
Hält ſich noch dein Philipp, lauſchend
Dem Geſchrei des Volkes; aufwärts
Dröhnt's ihm in die Ohren rauſchend.
Reißt dereinſt der Capetinger
Tauſendjähr'ge Königskrone
Ihm ein ſtärkrer Wirbelwind vom
Haupt, ihn ſelbſt von ſeinem Throne:
Die noch heute betteln gingen,
Sehn wir dann vielleicht auf's Neue
Volle Herrſchermacht erringen.
Doch an deinem Firmamente
Prangen zwei Geſtirne, deine
Dioskuren, Rouſſeau, Voltaire,
Mit des Geiſtes hellſtem Scheine.
Jener ſchlug das Joch der Fürſten,
Das erdrückende, in Trümmer;
Mit dem Andern ſank der Pfaffen
Gleißneriſche Brut noch ſchlimmer.
Rouſſeau wirkte durch der Rede
Kraft, der nervigen und warmen;
Voltaire durch die gift'ge Schärfe
Seines Spottes ohn' Erbarmen.
Wandelnd auf verſchiednen Wegen,
Waren Beide doch beſtrebt,
Deines Aufſtands Grund zu legen.
Gottesähnlicher hat dein Schooß, der
Reu'ge, vom Geſchick erkoren,
Bonaparte, ihn, den Sohn des
Weltverhängniſſes, geboren.
Sieger bei den Pyramiden,
Ein Seſoſtris unſrer Tage,
Schmiedet' er zehn Fürſten ſtolz an
Seinen Triumphatorwagen.
Doch wie mit Gewalt er ſtürzt und
Seine Laufbahn ſchließt, entſendet
Steine rings die Hand des Rieſen.
Jene Flut hat er gewendet,
Die von Frankreich ausgegangen;
Und ſchon ſehn wir friſch die Keime
Großer freier Völker prangen.
Jetzt in deinem hohen Weltrath,
Jenem Tummelplatz der Reden,
Haſt du ein olympiſch Kampfſpiel
Um die Freiheit all' und jedem
Deiner Bürger aufgethan. — Auch
Hellas' Loos haſt du in Händen —
Ach! daß ſie umſonſt mit bittern
Klagen ſich an dich muß wenden!
Hier der Wille, dort die Ruhe,
Der Deſpot hochmüth'gen Blickes,
Drohn mit eherner Gewalt der
[illegible] . . . O des Mißgeſchickes!
So ſah ſie in alten Zeiten
Von dem Makedoner und dem
Römer ihren Sturz bereiten.
(Elliſſen.)

---

## 6.

## Sutsos (Panagiotis).

### Die Schatten.

Seid ihr's, die, wenn Nachts der Sturmwind
Brauſend durch das wintergraue
Dunkel, an den Fenſtern ſchüttert
Und ich mit gekreuzten Armen
Einſam in den Aether ſchaue
Und die Thrän' im Auge zittert,
Seid ihr's, Helden unſres erſten
Kampfes, die ihr euch dann mir zeigt
Und als bleiche, blut'ge Schatten
Von den Bergen niederſteigt?
Woher kam mit eurem Antlitz
Jener Hauch uralter Zeit,
Sehnſucht in der Seele weckend
Und zugleich doch Seligkeit?
Wie verwandelt ich euch finde,
Theure Zierden unſrer Heere!
Iſt es doch, als ob die Wucht der
Herbſten Trauer euch beſchwere!
Was nur ward aus euch . . . wo weilt ihr? —
Wie viel Jahre ſeid dem lieben
Vaterland ihr fern geblieben!
Heldenblüthe! Heil'ge Opfer
Ihr in unſern Freiheitskriegen!
Märtyrer, die ſieg- und glorreich
In die Gruft hinabgeſtiegen!
Kämpftet, die ihr, muthig fallend,
Eine andre Hoffnung nährtet,
Die ihr glänzender dereinſt das
Vaterland zu ſehn begehrtet.
Und ich ſehe, wie jetzt des Grames
Flor die Stirn umzieht euch Allen!
Sehe, wie eure Thränen fallen!
Denkt ihr der großen Tage
Unſres Kampfes, ſo ſtrahlend ſchön?
Sonne, Weltenauge, ſage,
Ob du ſchönre je geſehn!
Aus der alten Welt Aeonen
Glänzen noch mit hellem Lichte
Zwei der Wunder uns herüber:
Griechenlands und Roms Geſchichte.
Und zwei Wunder werden bleiben
Aus der Zeit, die jetzt entſchwand:
Bonaparte, Griechenland!
Wo ſind jene Heldentage
Hingeſchwunden, o ihr Lieben?
Wo iſt unſer Ruhm geblieben?
Wie ein Spiegel, blank, deß Rahmen
Widerſtrahlt das Bild der Sonne,
War in jenen Stunden unſre
Seele ganz nur Glanz und Wonne.
Volles ſonn'ges Glück, es war ein
Goldener Hafen; unſer Leben
Sahn wir rings in einer Kette
Lautern, lichten Goldes ſich weben.
Doch ich ſeh' bei meinem Lied euch,
Wie verſcheucht von trübem Beben,
Lauten Zurufs mich umſchweben!
Seid gegrüßt, Odyſſeus, Diakos!
Papaflessas, Kyriakulis!
Bozaris und Ypſilantis!
Karaiskos und Mia–ulis!
Kommt! und eures Dichters Zither,
Wie das Herz in ſeinem Buſen
Mächtig ſchütternd, ſammelt rings um
Mich des Klaggeſanges Muſen.
(Elliſſen.)

### 7.

## Rhangawis.

### Monolog des Phileros.

(Aus dem Drama „der Verbannte.")

Sei mir gegrüßt nach bitter Trennung Jahren;
Sei mir gegrüßt, ehrwürd'ges Heimathdach!
Ich seh dich wieder! eine heiße Zähre
Drängt sich in's Aug', unsicher schwankt mein Schritt.
Hier blühte mir des Lebens sel'ger Frühling,
Hier, hier empfand zuerst dies glühende Herz;
Hier unter Blumen fand es seine Stärke.
Die Welt durchschweift' ich; eine weite Wüste
War sie für mich und heim zum Vaterlande
Schwang sich die Seele auf der Sehnsucht Flügeln,
Land meiner Träume! Hellas! Land des Ruhmes,
Der Thränen! Meinem trunknen Auge strahlt
Auf's Neue deiner Abendsonne Gold.
An deinem heitern Himmel hängt mein Blick
Und in den Busen senkt sich seine Stille.
Der frische Lebenshauch, der deine Hügel
Umweht, wie flüss'ges Feuer strömt er durch
Mein ganzes Innre, und bei jedem Schritt
Auf vaterländ'schem Boden fühl' ich, gleich
Dem Riesen in der Vorwelt Sage, wie
Die Brust sich weitet, wie sich meine Kraft
Verdreifacht; ja, mit heil'ger Wallung fühl' ich's:
Hier ist mein Vaterland! — O Hellas! gleich
Nur weinend [illegible] du im Todeskampfe;
[illegible] [illegible] [illegible] ich.
Nun! weine nicht, mein Vaterland! Erhebe!
Leg' an des alten Ruhmes heilges Kleid!
Sieh deine Söhne all' in Fern' und Nähe
Zum Kampf für dich gewappnet und bereit!
Zerbrechen woll'n sie deine Sclavenbande,
Und weichen soll der Freiheit deine Schande.
Seh' ich dich, eine junge Amazone,
Die kühnen Schaaren führen in die Schlacht,
Seh' ich auf deinem Haupt des Sieges Krone,
Erhöht der Freiheit Reich in alter Pracht,
Begrüß' ich strahlend deines Aufgangs Sonne!
Dann, Vaterland, o dann scheid' ich mit Wonne! —
Und du, du Garten und die Blumenschatten,
Wo meine Kinderjahre froh verrauschten
Und wo, ein zarter, jugendlicher Engel,
Ein Bild des Lichts, du, [illegible], mir erscheinend,
Wie Blumen du, ein blühender Balsam,
Dies Herz vom Zauberwort der Liebe über?
O, wie erhob die Seele sich entzündend
In Anbetung! Die duft'gen Myrthenlauben
Umhingen uns mit ihrem Schatten. Während
Der Mond in seinen sanften Strahlen dort
Sich badete und eine helle Thräne
In deinem Auge zitterte, ein Seufzer
Aus deiner Brust sich stahl, da warf ich schon
Die Frage: „Liebst, liebst du mich?" und sah
Deine Antworten mit deinem Blicke.
Ich ahnt', doch bei dir weilte meine Seele.
Nach dir nur fand mein Sehnen, fand mein Denken,
Und was ich sann und was ich that, war dir.
Dir trugen meine glüh'nden Seufzer zu.
Geleitet im Kreis verlass'ner Himmelslüfte,
In der Gemeinschaft reiner Seelen, kehre
Ich in die heimathliche Heimath wieder,
Das Angedenken ein Blick von dir mir gebe,
Von Hellas' Sonn' ein Strahl mich neu belebe!

(Ellissen.)

### 8.

## Orphanidis.

### An das seine Ketten sprengende Kreta.

Wie Dikte's Felsenjoch erdröhnt! Wie Ida's Gipfel beben!
Schlägt wild der Korybanten Schaar dort Schild und Speer zusammen?
Gibt drachenfüß'ger Riesenbrut die Erde neu das Leben?
Wie? oder geht zu Grunde sie in Sturm und Wetterflammen?
Nicht Korybanten klirren dort mit Schild und Speer zusammen;
Nicht drachenfüß'ger Riesen Brut ist's, die den Lärm verkündet;
Zu Grunde geht die Erde nicht in Sturm und Wetterflammen,
Wohl aber ist's ein andrer Brand, der prasselnd sich entzündet.
Der Donnerschall der Freiheit ist's, der durch die Lüfte wettert,
Der Zwingherrn feste Burgen schleift und der Tyrannen Throne,
Die Phalanx der Heroen, die der Knechtschaft Joch zerschmettert
Und alten Heldenliedern lauscht, entflammt von ihrem Tone.
Sieh'! . . . wo den Horst der Adler baut auf schroffen Felsenhöhen,
Dort, wo das schlanke, flücht'ge Reh einathmet freie Lüfte,
Siehst du das Kreuz erhöht, siehst du sein heil'ges Banner wehen,
Wie eines Mädchens duft'ge Brust umwehn die linden Düfte.
Horch! . . . wie den Schall wildschäumender Bergströme, fortgetragen
Vom Echo und weithin durch's Thal und durch die Eb'ne dröhnend,
Vernimmst du weit zu Land und Meer statt langer Knechtschaft Klagen
Die theuren Namen Vaterland und Freiheit wiedertönend.
Was aber mag sich schwärzlich dort am Fuß des Berges regen,
Dort, wo der ries'ge Felsen ragt, nackt, ohne Busch und Rasen?
Sind's Bäume, die vom Sturm erfaßt, sich hin und her bewegen?
Sind's Heerden wilder Ziegen wohl, die dort in Ruhe grasen?
Die Türken sind's, hochherz'ge [illegible], und sie kommen,
Zu sehn, ob eurer scharfer Stahl die Mörder tödtlich mähe,
Ob jede eurer Kugeln, wie der [illegible] entglommen,
Den rechten Weg vom Büchsenlauf zu ihrem Herzen gehe.
Könnt' ich an eurer Seite doch, gleichwie der Vorwelt Riesen,
Von heil'ger Wuth begeistert, in des Feindes Schaaren dringen,
Mit Haß und Ingrimm kämpfend, wie der Held, einst hoch gepriesen
Zu Marathon! könnt' ich in Blut mich baden, Blut verschlingen!
Könnt' mit dem Speere und dem Arm ich um die Wette siegen,
Nach eurer Schlachten donnerndem Getös' den Zug zu lenken,

Tyrannen zu zerfleischen, die am Boden röchelnd liegen,
In ihrem Blut den wilden Grimm des Herzens zu ertränken.
O Kreta's edelherz'ges Volk! Wie lange willst du, Knechten
Und Sklaven dienstbar, selbst noch in rechtloser Knechtschaft leben?
Wie lange soll die Willkür noch Hohn sprechen deinen Rechten,
Entehren dich, das für die Welt Gesetze einst gegeben?
Entweihung ist des Heiden Tritt Kreta's geweihtem Grunde;
Das Feld bestellt nur euer Fleiß, Barbaren satt zu machen,
Die euren Kindern frech entziehn den Bissen von dem Munde;
Der Henn' entreißt ein Küchlein so des Habichts gier'ger Rachen.
Hört ihr es nicht wie Geisterlaut tief aus der Erde stöhnen,
Hört nicht so vieler Brüder Blut im Grau'n der Mitternächte
Um Rache schrei'n? Vermögen nicht der Waisen blut'ge Thränen
Euch zu erschüttern, sagt, was ist's, das euch zum Mitleid brächte?
Ihr Braven, auf! die Schläfe eilt mit frischem Grün zu schmücken!
Kein schön'res Fest, als Krieg, kann's für der Freiheit Söhne geben;
Den Helden, die den Blitzstrahl auf Tyrannenhäupter zücken,
Verheißt ihr Tod, daß ewig sie im Nachruhm werden leben.
Dreifach gesegnet, Kreta, sei dein Schwert im heil'gen Streite!
Unerbittlich, o Volk des Minos, erring' in blut'gen Siegen!
Mit sanftem Schutze stehe dir des Himmels Herr zur Seite
Und wie ein scheuer Hase mag der Feind vor dir entfliegen!
Und wenn auch bei der Waffen Lärm, die wild dein Land erschüttern,
Das ew'ge Buch der Märtyrer für dich jetzt aufgeschlagen,
Laß mit dem Ruf: „Nichts Schlimmeres gibt's, als feig im Kampf erzittern!“
Vom Tod dich schönerm Licht, als das erlosch, entgegen tragen!
Die Nachwelt zollt Dem, der den Tod für's Vaterland jetzt leidet,
Auf seinem Grab in Thränen einst den Dank, der ihm gebühret;
So weit der Strahl der Sonne reicht, wird Kreta's Ruhm verbreitet,
Wenn erst der Sieg im Lorbeerkranz die Cymbeln freudig rühret.

(Ellissen.)

# Anhang.

## Volkslieder.

### 1.

### Der Olymp.

Der Olympos, der Kissavos,
Die zwei Berge haderten;
Da entgegnend sprach Olympos
Also zu dem Kissavos:
Nicht erhebe dich, Kissave,
Türken- du Getretener.
Bin ich doch der Greis Olympos,
Den die ganze Welt vernahm,
Zweiundsechzig Gipfel zähl' ich
Und zweitausend Quellen klar;
Jeder Baum hat seinen Wimpel,
Seinen Kämpfer jeder Zweig.
Auf den höchsten Gipfel hat sich
Mir ein Adler aufgesetzt,
Faßt in seinen mächt'gen Klauen
Eines Helden blutend Haupt.
„Sage, Haupt, wie ist's ergangen?
Fielest du verbrecherisch?“ —
Speise, Vogel, meine Jugend,
Meine Mannheit speise nur!
Ellenlänger wächst dein Flügel,
Deine Klauen spannenlang.
Bei Louron, in Xeromeros
Lebt' ich in dem Kriegerstand,
So in Chasia, auf'm Olympos
Kämpft' ich bis in's zwölfte Jahr.
Sechzig Agas, ich erschlug sie,
Ihr Gefild verbrannt' ich dann;
Die ich sonst noch niederstreckte,
Türken, Albaneser auch,
Sind zu viele, gar zu viele,
Daß ich sie nicht zählen mag;
Nun ist meine Reihe kommen,
Im Gefechte fiel ich brav.

(Göthe.)

### 2.

### Das Grab des Dimos.

Die Sonne senkt hinunter sich und Dimos gibt Befehle:
Holt Wasser, meine Kinder, euch zu eurem Abendessen!
Und du, Lampraki, Neffe mein, hier setz' dich mir zur Seite,
Da! trage meine Waffen du und werde jetzt Hauptmann.
Ihr aber, meine Kinder, nehmt meine verwais'te Klinge,
Geht, grüne Zweige hauet ab, macht mir ein Bett zum Liegen
Und holet einen Beichtiger, damit ich vor ihm beichte
Und sage alle Sünden ihm, die ich begangen habe.
Bin Armatole dreißig Jahr' und zwanzig bin ich Räuber
Und jetzo kommt der Tod heran und jetzo muß ich sterben.
O macht mein Grab und machet mir ein breites und ein hohes,
Damit ich stehend kämpfen kann und laden in der Quere.

Und auf der rechten Seite laßt ein Fensterlein mir offen,
Damit die Schwalben fliegen her, und mir den Frühling melden,
Und mir im schönen Maienmond die Nachtigallen singen.
(Müller.)

### 3.

## Der junge Priester.

An dem Fenster sitzt ein Mädchen, in der Hand ein [illegible]
Und er wirft nach ihr mit Zucker, wirft ihr in den Busen 'nein.
„Sitz' hübsch ruhig, kleiner Pfaffe, daß kein Nachbar es erfahr',
Und es dem Erzbischof sage, der dir scheeren läßt das Haar."
„Laß er's scheeren, dann so leg' ich mir auf's Haupt die Mütze auf
Und dem Mädchen, das ich liebe, leg' ich einen Kranz darauf."
(Sanders.)

### 4.

## Liebesliedchen.

1.

Es ist ein Krieg so wunderlich,
Der macht zu allen Stunden
Ganz ohne Stahl und ohne Stich,
Die tiefsten aller Wunden;
Du Aug' und Aug' erinnre dich,
So hast du ihn gefunden.

2.

Verlieren meine Worte sich
Wie [illegible] Eis [illegible], —
So viel goldne Sterne dort
Auf uns herunter blicken, —
So vieler [illegible] [illegible] Wuth
Soll meine Brust verschlucken.

3.

Und füllt' ich auch zur Tinte mir
Des Meers gesammte Wogen,
Und nähm' ich auch zum Schreibpapier
Den ganzen Himmelsbogen;
Und schrieb' ich alle weit und breit
Ohn' Ende fort — es blieben
Mein Leid und deine Grausamkeit
Doch ewig unbeschrieben.
(Daumer.)

### 5.

## Der Matrose.

Wer unvermählt 'ne Tochter hat und will sie gern vermählen,
Geb' er sie lieber einem Greis, als einem jungen Schiffer;
Der Schiffer, der unselige, der arme, jammervolle,
Hat Mittagbrot, doch Abends nichts, hat Lager, flieht der Schlaf ihn. —
Schau' um den Jüngling, welcher krank liegt auf des Schiffes Stege,
Hat Mutter nicht, die nach ihm sieht, nicht Vater, der beklag' ihn,
Hat Bruder nicht, hat Schwester nicht, hat Keinen auf der Erde.
Spricht nur der Kapitän zu ihm, mit sammt dem Herrn des Schiffes:
„Be da, steh auf, Matrose mein, wohlkundiger Matrose,
Daß du herrichtest und die Zeit, im Hafen einzulaufen." —
Ich sage euch: ich kann es nicht, und ihr sagt mir: erheb' dich.
Wohl! faßt mich an, richtet mich auf, lasset mich niedersitzen,
Schlinget mir zwei, drei Tücher fest um meinen Kopf zusammen,
Mit meiner Liebsten goldnem Tuch umbindet meine Wangen
Und bringet mir die Karte her, die arme, ganz verlaß'ne.
Sehet ihr jene Berge wohl, den hier und den da drüben,
Die Wolken haben um das Haupt und Nebel an dem Fuße?
Geht und voran landet an — da ist ein tiefer Hafen —
Die kleinen Anker rechter Hand, die Kabeln auf die linke
Und unsern großen Anker werft mir den aus gegen Süden;
Vom Schiffsherrn und vom Kapitän fleh' ich nur dies zu haben:
Daß sie mich in der Kirche nicht, im Kloster nicht begraben,
Nein, an des Meeres Uferrand, da drunten an dem Sande,
Da kommen die Matrosen dann, da hör' ich ihre Stimme.
Lebt denn wohl, Kam'raden mein, auch du, o Herr des Schiffes,
Du süßer Schifferruf Jodao, du süßeres [illegible]! —
Da brachen seine Augen ihm, brachen und er sank nieder.
(Sanders.)

### 6.

## Die Stimme aus dem Grabe.

Den ganzen Samstag tranken wir, den Tag des Herrn desgleichen,
Doch Montags in der Frühe war kein Wein in unsern Schläuchen.
Mich schickt der Kapitän nach Wein; wohl war mir's ungelegen,
Ein Fremdling kannt' ich nicht das Land und irrte auf den Wegen
Und wie auf abgelegenem Pfad, auf falscher Straß' ich gehe,
Trägt mich mein treuer Fuß zuletzt auf eines Hügels Höhe.
Durch viele Gräber mußt ich hier von Palikaren wandern
Und eins der Gräber lag seitab, gesondert von den andern.
Ich sah es nicht und trat darauf, auf's Haupt ihm wider Willen
Und eine Stimme hört' ich laut, wie Höllendonner brüllen.
Was hast du, Grab, was ächzt du? was brüllst du donnerstimmig?

Macht dich der ſchwarzen Erde Druck, des ſchwarzen Steins ſo grimmig? —
„Die ſchwarze Erde drückt mich nicht, den ſchwarzen Stein ertrag' ich;
Wohl andern bittern Schmerz und Schimpf beſeufz' ich und beklag' ich!
Du biſt's, der du mir Schmach und Hohn und herben Kummer brachteſt,
Da du mich trateſt auf das Haupt, mich ſo im Tod verachteſt.
War ich nicht auch ein Jüngling einſt, ein Krieger, ſchön und mächtig?
Streift' ich nicht brav, wie du, umher im Mondenſcheine nächtig?"
(Elliſſen.)

## 7.

## Der Tod des Markos Bozzaris.

Drei Vöglein auf der Wieſe verkünden Noth und Sorgen,
Sie ſtimmen Todtenklagen an vom Abend bis zum Morgen:
„Ihr Braven, Muſtai-Paſcha, den Fürſten Skodra's, ſcheuet,
Der mit gewalt'ger Heereskraft Hellas Verderben dräuet!
Seht Niozopho, Tſchelari zum Griechenmord ſich rüſten,
Seht Nikothras, ihn, den Hund, den argen Feind der Chriſten!"
Der Paſcha ſendet Briefe, die den Kapitanen kamen:
„Zu meinen Füßen könnt das einz'ge Heil ihr finden!
Gefeſſelt will ich Bozzaris empfahn von euren Händen;
Daß ich ihn lebend nach Stambul zum Kaiſer möge ſenden."
Wie Markos Bozzaris es hört, ſtreicht er den Schnurrbart ſinnend,
Mit Lambros Veikos redet er, geheim ſein Werk beginnend:
„Die Braven, Lambros, ſammle mir, die erſten Palikaren,
Nach Karpeniſi rückt zu Nacht der Kern von unſern Scharen."
Nach Karpeniſi führt er ſie zum hochgelegnen Orte,
Die Palikaren ſtehn, er ſpricht, ſie vernehmen dieſe Worte:
„Ihr Kinder, nimmer können wir des Paſcha's Macht bezwingen,
Doch wollen wir, die kleine Schar, im Sturme mit ihm ringen!"
Zweihundert Streiter brechen auf, die Säbel in den Händen,
Im blut'gen Sturme Noth und Tod in Skodra's Zelt zu ſenden.
Zwölfhundert Feinde ſchlägt die Schar, ſie ſahn der Türken viele,
Doch ein Lateinerhund — o daß die Hand vom Arm ihm fiele! —
Legt die Musket' auf Markos an, die Kugel trifft am Haupte.
Laut ruft er noch, eh' Charos ihm die Heldenſtimme raubte:
„Wo biſt du, Koſta, Bruder mein? Kämpf' brav und rüſtig weiter.
Sulioten, klaget nicht um mich! Tragt keine ſchwarzen Kleider!
Ganz Griechenland beklagt mich wohl, die Stämme alle klagen,
Ihr mögt es meinem Weibe nur, dem armen Weibe ſagen,
Ihr Knabe in Ankona ſei, im Frankenlande, ferne.
Sie ſorge, daß, was Hellas frommt, das theure Söhnlein lerne!"
(Elliſſen.)

◆

# Ergänzungen.

## I.

## Zu Indien.

### 1.

### Damajanti und der Jäger.

(Aus dem Mahabharata. Vergl. S. 16 des Bilderſaals.)

Von herbem Gram ergriffen,
In Schmerzensglut entbrannt,
Iſt Damajanti weinend
Im Wald umhergerannt.
Bald iſt ſie aufgeſprungen,
Bald ſank ſie in die Knie,
Bald wollte Furcht ſie tödten,
Bald weinte ſie und ſchrie.
Da nahte ihr urplötzlich
Auf ihrem Jammergange
Ein rieſenlanges Unthier,
Eine hungergeplagte Schlange.
Und von der Schlang' umwunden,
Das Schrecken ſie durchfuhr,
Beklagt ſie nicht ſich ſelber,
Sie klagt um Nala nur:
„Schützer! Der Schutzloſen,
Die in der Schlang' Gewalt,
Was eilſt du ihr nicht zu Hilfe
Im menſchenleeren Wald!
Wie wird dir ſein, o Nala,
Gedenkſt du einſtens mein,
Wenn du, befreit vom Fluche,
Dein Reich nimmſt wieder ein!
Wer wird, o Sündenloſer,
Wenn Harm und Hunger dich drücken,
Die Mattigkeit verſcheuchen,
O wer wird dich erquicken!“ —
Darauf vernahm ein Jäger,
Der wandeln that im Wald
Der Damajanti Klagen
Und lief herzu alsbald.
Wie er die Schlang' erblickte,
Erfaßt er ſchnell ſein Ziel,
Daß ſie vom Pfeil getroffen
Wehrlos zu Boden fiel.
Und als er Damajanten
Befreit und rein gemacht,
Erquickt mit Speiſ' und Tröſtung,
Hat er dies vorgebracht:
„Wer biſt du denn, Hochedle,
Du mit Rehaugenblick?
Wie traf dich hier im Walde
So großes Mißgeſchick?“
Alſo befragt vom Jäger,
Hat Damajanti eben
Ihm Alles treu berichtet
So wie es ſich begeben.
Doch wie der Waidmann ſahe
In halben Kleides Hülle
Die runden Vollmondwangen,
Die Hüft- und Buſenfülle,
Den zarten Bau der Glieder,
Die Augenbrauenbogen,
Der Stimme Klang — hat Liebe
Mit Macht ſein Herz umzogen.
Mit ſüßer Schmeichelrede,
Von Liebe heiß geplagt,
Hat dort im Wald der Jäger
Ein Troſtwort ihr geſagt.
Als Damajanti merkte
Des Frechen Frevelmuth,
Ergrimmte ſie, die treue,
Gleichſam mit Flammenwuth.
Der Sünd'ge wagt nicht weiter
Noch Liebe hier zu fodern;
Er ſieht ſie unbezwingbar
Und hell wie Feuer lodern.
Doch Damajanti, ſchmerzvoll,
Des Reichs und Gatten bar,
Verflucht ihn, weil zum Reden
Jetzt keine Zeit mehr war:
„Wie ich nur Nal's gedenke
Und Keines ſonſt von Allen,
So möge dieſer Böſe
Entſeelt zur Erde fallen!“
Und wie ſie ausgeſprochen
Die kurzen Worte kaum,
Fiel todt der Jäger nieder
Als wie vom Blitz der Baum.

(E. Meier.)

## 2.

## Gitagovinda

oder

## die Liebe des Kriſchna*) und der Radha

von

## Jayedeva.

(Im Auszug. Vergl. Bilderſaal der Weltl. S. 1. Col. 2. Z. 13 v. u.)

### 1.

Im Frühlingshauch, mit frühlingsblumenzartem Leib,
Im Walde wallend, Kriſchna ſuchend überall,
Von Kama's Kummer ſchwer bedrängt, verwirrten Sinns,
Ward Radha von der Freundin angeredet ſo:
Unter malayiſchem, duftende Nelkengebüſche beſuchendem Hauche,
Unter dem bienenumſchwärmten, von Kokila's Rufen erſtönendem Strauche,
Hari nun ſpielet im Lenze, dem frohen,
Tanzet, o Freundin, mit Mädchen zur Zeit, die nicht ſüß iſt, wo Liebe geflohen.
Wo ſich von Frau'n der Verreiſten erheben aus ſehnender Liebe die Klagen,
Wakula-Kronen den immerbelagerten Blüthengeweben entragen;
Hari, u. ſ. f.
Wo ſich mit Moſchusgerüche berauſchet das junge Geſproß der Tamalen,
Kinſuka-Blüthen wie Madana's Nägel, die herzenzerreißenden, ſtralen;
Hari, u. ſ. w.
Wo wie die Scepter des Königs Ananga ſind blühende Keſaras golden,
Bienengefüllet wie Köcher Kandarpa's ſich zeigen die Patali-Dolden;
Hari, u. ſ. w.
Wo, die entfeſſelte Schöpfung erblickend, die ſprießenden Karuna's lachen,
Ketoki-Stengel wie liebeverwundende Spieße die Gegend umwachen;
Hari, u. ſ. w.
Wo, vom Geranke Atimukta's umarmet, der Amra, der knoſpende, ſchauert,
Durch Vrindavana's Dickicht ſich ſchlingend, die ſchlängelnde Jamuna zaudert;
Hari, u. ſ. w.
Nun in dem Madhavi-Düfte verhauchenden, Malika-Balſam durchhauchten,
Selber die Sinne des Büßers berauſchenden, zauberiſchen Jugendvertrauten —
Hari, u. ſ. w.
Aus Blumenſtaube, der entflieht geſpaltnem Schooße
Der Malli-Blüthe, webt ein hainbeſtreuend Zelt
Er jetzt, der ſengt das Herz wie Pantſchavada's Odem,
Ketaki's Duftgeſpiel, Duftwagenlenker Lenzwind.

Auf den, hundert Frauen zu umfangen
Geizenden, liebreizenden Murari
In der Näh' hinzeigend, hat nun jene
Freundin wieder angeredet Radha'n:
Sandelgeſalbten, bräunlichen Leibes im gelblichen Kleid, der Bekränzte,
Ringe des Ohres im Tanze bewegend um Wangen, von Lächeln beglänzte,
Hari im munteren Mädchengedräng,
Mit Schönen ſcherzt er im Freudengepräng.
Mit den erſchwellenden wallenden Brüſten umfangend den Hari voll Preiſe
Singet ihm eine der Hirtinnen noch die gewirbelte Pantſchama-Weiſe;
Hari, u. ſ. w.
Eine, die Luſt hat aus lauſchender Losheit der lockenden Augen getrunken,
Steht in Gedanken nun in Madhuſudana's Antlitznymphäe verſunken.
Hari, u. ſ. w.
Eine, geſchmiegt an die Seite der Wangen, um Etwas in's Ohr ihm zu raunen,
Küſſet geſchwinde den Liebſten und machet den Wonnedurchſchauerten ſtaunen;
Hari, u. ſ. w.
Eine des Wirbels der Wonne Verlangende ziehet am Jamunaſtrande
Jenen zur luſtigen Laube Gewandten zurück mit der Hand am Gewande;
Hari, u. ſ. w.
Wie die vom Taktſchlag ſchütternden Spangen die Flöte begleiten im Schwange,
Schwingt ſich im rauſchenden Reigen die Andre und Hari belobet die Junge;
Hari, u. ſ. w.
Eine die halſet er, Eine die küſſet er, herzet der Herzigen Eine,
Blicket nach Jener mit lieblichem Lächeln und haſchet die andere Feine;
Hari, u. ſ. w.
Er, der allgemeine Wonne hebt hervor durch ſeine Gunſt,
Deſſen zarter Lotusleib weiht des leibloſen Gottes Feſt,
Den nach Wunſch allgegenwärtig die Hainmädchen rings umfah'n,
Sieh, o Freundin, wie im Frühling unbefangen Hari ſpielt!

### 1.

Doch ſie,*) zu ſchwach zu gehen,
Voll Liebeswehen lag im Rankenhaus.
Die Freundin, um Govinden
Dies zu verkünden, kam zu ihm:
Ueberall ſchaut ſie, wohin ſie nur ſchauet,
Dich, dem die Lippe vom Honige thauet,
Hari, o Hort!
Radha erliegt in der Laube dort.
Bebt, dir entgegenzugehn, ſie die Glieder,
Sinkt ſie nach wenigen Schritten darnieder.
Hari, u. ſ. w.
Blüthen und Blätter zu Ketten verwebend,
Schwärmt ſie von deiner Erinnerung nur lebend.
Hari, u. ſ. w.
Sich im gebärdenden Spiele betrachtend,
„Bin ich nicht Madha!" ſo rufet ſie ſchmachtend.
Hari, u. ſ. w.
„Warum zum Ort der Beſtimmung nicht eilt er?"
Fragt ſie beſtändig: „O, Freundin, wo weilt er?"
Hari, u. ſ. w.
Küſſend umarmt ſie der nächtlichen Schatten
Wolkengebilde, das ſie hält für den Gatten.
Hari, u. ſ. w.

---

*) Kriſchna trägt noch folgende Namen: Govinda, Hari, Jadava oder Jadunandana, Indra's Nachgeborner, Kamsari oder Kamsa Feind, Keſava, Keſimathana oder Keſitödter, Madhava, Murari, Narayana, Vanamali.
Kama, der Liebesgott, wird noch genannt: Ananga, Kandarpa, Madana, Manasidscha oder Manobidscha, Manmatha, Pantſchavana oder Pantſchabana, Smara, Ratipati d. i. Eheherr der Rati oder Liebeswonne.

*) Radha.

Während du ſäumeſt, erliegt ſie dem Drange,
Stöhnet und harret, bereit zum Empfange.
Hari, u. ſ. w.
Bis zum Ohrläppchen ſchauernd, ſeufzerſchwellend,
Mit ſtockender, erſtickter Stimme ſtammelnd,
Auf dich, o Treuloſer, richtend tiefe Sehnſucht,
Denkt, ſchwerſeufzend, nur dich die Rehäugige.
Oft legt ſie ihren Gliedern an den Putz, und rührt ein Blatt ſich,
So wähnt ſie dich gekommen, breitet auf das Bett und ſinnet.
Wiewohl ſie ſo mit Wohnungsſchmuck, mit Wonnewahn und Argwohn
Sich unterhält, doch ohne dich durchlebet ſie die Nacht nicht.

## 3.

Aber zu der Liebesgekränkten,
Kummerverſenkten, Verlangenvollen,
Ueber Hari's Vergehen Grollenden,
Mit ihm Schmollenden, ſprach die Magd:
Hari auf Flügeln der Frühlingsluft beſucht dich,
Labet auf Erden wohl ſüßere Frucht dich?
Gegen Madhava thu'
Nicht ſtreng', o Strenge du!
Deine die Dattel beſchämende Bruſt hier,
Sprich, was entziehſt du ſelber die Luſt ihr?
Gegen, u. ſ. w.
Sagt' ich's ſo oft dir in zärtlicher Art nicht?
Gegen den herrlichen Hari ſei hart nicht!
Gegen, u. ſ. w.
Warum, o zagſt du, klagſt du, weinſt du?
Alle Gefährtinnen lachen, was meinſt du?
Gegen, u. ſ. w.
Sieh', auf dem Lager von Blüth' und von Blatt da
Lagert er, mache die Augen dir ſatt da!
Gegen, u. ſ. w.
Treibe vom Herzen des Kummers Verbrennung,
Höre mein Wort, das nicht räth zu der Trennung.
Gegen, u. ſ. w.
Hari ſoll kommen und koſen genüßreich;
Herrin, was machſt du das Herz dir verdrußreich?
Gegen, u. ſ. w.
Wenn du hart biſt dem Weichen, wenn du ſtarr biſt dem ſich Schmiegenden,
Abgeneigt dem Zugeneigten, feindlich einem ſolchen Freunde,
Billig wird dann, o Verkehrte, Sandelſalbe dir zu Gift,
Mondſtrahl Sonnenbrand, Schnee Feuer, Minneluſtſpiel Todeskampf.

## 4.

Mit verlangendem Luſtbangen, auf Govinda gewandt den Blick,
Doch mit hellem Geſchmeide tönend, ging ſie ein in das Hausgemach.
Ihn, der, von Radha's Antlitz beſtrahlet, entfaltete vielfache Regung,
Wie bei des Mondes Aufgange des Weltmeers Wellenbewegung,
Hari, den Einzigbeglückten, der lang erſehnt die Vereinung,
Sah ſie nun, ihn mit den luſtausſprechenden Mienen, Ananga's Erſcheinung,
Dem ein gelöſtes Geſchmeide ſich ſchmiegt' um den Buſen in weiter Umziehung,
Gleich der mit glänzenden Schaumen ſich kräuſelnden Jamuna-Fluthenergießung,
Hari, u. ſ. w.
Dem um den bräunlichen, lieblichen Leib ſich gebreitet die gelbliche Hülle,
Wie um die blaue Nymphäe des ſtäubenden Duftes vergoldender Fülle,
Hari, u. ſ. w.
Dem auf dem liebegeröthenen Antlitz die flatternden Wimpern ſich wiegen,
Wie Bachſtelzen im herbſtlichen Weiher um blühende Lotoſe fliegen,
Hari, u. ſ. w.
Welchem die Wangennymphäe zu küſſen, die Ohrringſonnen ſich heben,
Welchem mit lächelndem Glanz aufblühen die Lippen, um Liebe zu flehen,
Hari, u. ſ. w.
Deſſen beblumete Locken der Wolke, der mondlichbeſchimmerten, gleichen,
Dem wie ein Mond aus der Nacht ſich erhebt an der Stirne von Sandel das Zeichen,
Hari, u. ſ. w.
Mächtig vom Schauer der Wonne geſchüttert, vom Pulſe der Liebe durchzittert,
Rings von dem Strahlengewölbe juwelenen Schmuckes die Glieder umflittert,
Hari, u. ſ. w.
Aus dem Auge, das den Winkel überſchreitend nach des Ohres
Gränzgebiet hinſtrebend, niederſinken ließ den ſchwanken Stern,
Stürzte jetzt der Radha, da ihr des Geliebten Anblick ward,
Plötzlich wie ein Schweißerguß hervor ein Freudenthränenſtrom.
Sie ſtand am Rand des Lagers,
Als unterm Schein, die Wange ſich zu jücken,
Das Lachen ſich verhaltend,
Der aufmerkſamen Mägde Schar hinausging;
Und als ſie ſah das Antlitz
Des Liebſten, das von Smara's Pfeil entglommen,
Die Schämige, da ging nun
Hinweg die Scham auch von der Rehgeaugten.

## 5.

Nach der Dienerinnen Weggang, als, von minderer Scheu bedrängt,
Von Gefühlsſiegs Ausdruck ſchwellend, lächelthaubenetzten Mundes,
Radha, die Verlangenvolle, daſtand und am laub'gen Bett
Ihre Augen niederſchlug, ſprach zur Geliebten Hari ſo:
Liebende, ſetz' auf das Lager von Laube den Fuß, der den Lotos beſieget,
Mach' es zum glänzenden Zeugen, wie leicht ihm ſein blühender Gegner erlieget!
Im Augenblick dem Narayana, dem Genaheten, nah', o Radhika!
Soll in die Hand ich nicht faſſen den Fuß dir, der ſo weit her dich zu gegangen!
Laß auf dem Bett wie mich ſelber nun ruhen die muthig begleitenden Spangen!
Im Augenblick, u. ſ. w.
Träufle vom Nectarbehälter des Mundes ambroſiſche Worte zur Feier!
Sieh, wie die Trennung enthob' ich dem Buſen den bruſtüberragenden Schleier.
Im Augenblick, u. ſ. w.
Den nach des Freundes Umfangen verlangenden, bangenden, einzig erleſnen
Buſen laß wallen am Buſen mir, ſtille die Glut des Gemüthgebornen![*]
Im Augenblick, u. ſ. w.

---

[*] Der im Gemüthe Geborne, d. i. der Gott der Liebe.

Reizende, reiche den Nektar der Lippe; belebe den Sklaven, den todten,
Den in die lebenden, welchem die Gluten der Trennung zu athmen verboten.
Im Augenblick, u. ſ. w.
Klingle mit Gürteljuwelen in's Klingen der Kehle, du Mond von Geſichte!
Meine zu lange von Kokila's Gellen ermüdeten Ohren beſchwichte.
Im Augenblick, u. ſ. w.
Jetzo den Freund, den von deinem ſo nutzloſen Grolle gequälten, zu ſehen,
Blinzelt dein Auge vor Scham; o laß es und löſe der Liebe die Wehen!
Im Augenblick, u. ſ. w.

Wo dem engeren Umfahn vom Schauern,
Und dem Minneblicksſpiel von des Augs
Blinzelung, vom Lippennektartrinken
Von dem ſcherzenden Liebkoſungswort,
Selbſt dem Liebeskampfe vom Entzücken
Immer eine Schranke ward geſetzt:
Unter ſolchen Hemmungen erſtehend
Ward ihr Luſtaustauſch genußreich erſt.

Vom Nageldruck blaßrothe Bruſt, von Schlummerloſigkeit getrübte Augen,
Der Lippen Purpur weggehaucht, des Haares Wald wirr mit zerſtörten Kränzen,
Der Gürtel klaffend, ſchlaff das Kleid; ein ſolches Morgenbild war ſie den Augen;
O Wunder, wie des Gatten Herz von dieſen Kamapfeilen ward durchbohret!

### 6.

Zum Liebebegnügten nach Wonnegenuß,
Sie mit gelöſten Gliedern,
Radha mit ehrerbiet'ger Scheu
Sprach alſo zu Govinda:
Jadu-Beglücker! mit ſandelerkühlender Hand an die ſtrotzende Buſenſchal',
An die Madana's Opfergefäße ſich meſſende, male das Moſchusmal!
Sie gebot dem Jadu-Geborenen,
Dem ſpielenden Herzenderkorenen.
Laß hier, o Liebſter, am Liebesgeſchoſſe verſendenden, blendenden Augenpaar
Nun die vom Kuſſe der Lippen zerſtobenen, dunkelnden Schminken erſtanden klar!
Sie gebot, u. ſ. w.
Holder Geſell, an die Augengazellenbewegung umhegenden Ohren bring'
Hier den geſchickt ſich wie Madana's Fangſtrick dehnenden, ſehnenden Ohrenring.
Sie gebot, u. ſ. w.
Fang' in's Geflechte die Ranken, lange wie Bienen in ſchwärmenden Flocken wem
Lilienlicht des Geſichts umdunkelnden, fange die lockeren Locken ein!
Sie gebot, u. ſ. w.
Male mir, Munterer, am Monde der Stirne das Zeichen aus Moſchus, gemiſcht mit Fleiß,
Daß an dem Monde die Flecken nicht fehlen, nachdem du ihm ab haſt gewiſcht den Schweiß.
Sie gebot, u. ſ. w.
Flicht nur, und ſträube dich nicht, hier in's wallende Banner Ananga's die Blumenſchleif',
Hier in das wirre Geſtirne des Schopfes, der ſpielt wie ein ſpiegelnder Pfauenſchweif.
Sie gebot, u. ſ. w.
Den Schmuck der Brüſte rüſte zu, laß Band' auf Wangen prangen,
Und um die Lende leg' den Gurt, den Kranz am Haarnetz kränzle!
Schling' um die Hand die Spangenſchlang', am Fuße feſt die Feſſel! —
So angewieſen, Jedes that gewandt der Gelbgewand'ge.

(Rückert.)

## 2.

## Zu China.

### Das Dorf Kiang

von

**Tu-fu.** *)

Langſam ſteigt die Sonne nieder zu des Horizontes Gränzen,
Purpurrothe Wolkenberge ſeh' ich hell im Weſten glänzen,
Dumpf verworrner Ruf von Vögeln ſchallt aus der verlaſſnen Hütte,
Da ein Wanderer, tauſend Li weit kommend, naht mit raſchem Schritte.
Weib und Kinder ſehen ſtaunend, den ſie nicht mehr lebend wähnen;
Freudiges Erſchrecken trocknet ſchnell die Perlen ihrer Thränen.
Wild vom Sturm umhergeſchleudert in den Zeiten der Empörung,
Schirmte mich des Zufalls Walten vor dem Schwerte der Zerſtörung. **)
Dach und Mauern überſteigend kommen Nachbarn mich zu ſchauen,
Die vor Freude, vor Verwunderung kaum zu athmen ſich getrauen.
Tiefe Nacht iſt's, die erloſchne Lampe weicht dem neuen Lichte;
Stumme Blicke haften auf mir wie auf einem Traumgeſichte.
Meinen ſchwachen Dienſt dem Staate ſchließend um des Jahres Abend,
Kehrt' ich heim, im Schooß der Meinen mich am flücht'gen Glücke labend.
Meine holden Kleinen laſſen nicht von ihres Vaters Knieen,
Fürchtend, daß er bald von Neuem ihren Armen möcht' entfliehen.
Gern, ach! ſucht' ich ſonſt das Freie, ging am Teiche hin und wieder,
Ließ mich gern am Fuß der Bäume, die ihn rings umgränzen, nieder.
Jetzo ſendet mir der Nordwind ſcharfe Pfeile nach dem Herzen.
Jetzo ſchafft die Noth der Meinen in der Seele tauſend Schmerzen.
Schon geerntet ſind die Körner, draus man geiſt'gen Trank bereitet,
Schon den ſtarken Duft verſpür' ich, der ſich um das Faß verbreitet.

---

*) Vgl. Bildersaal der Welt. S. 32. Col. 2. Z. 13 v. u.

**) Tu-fu war — einer Räuberbande in die Hände gerathen und, dieſer Bande entledigt, in die Dienſte des Kaiſers getreten — von den Seinen für todt gehalten worden. Er erfuhr, daß ſich ſeine Familie zu Hauſe in der größten Dürftigkeit befände, und erhielt vom Kaiſer die Erlaubniß, ihr Troſt und Hülfe zu bringen, bei welcher Gelegenheit er obiges Gedicht verfaßte.

Noch beſitzt der Wein die Kraft nicht, uns berauſchend zu verwildern,
Aber wohl vermocht' er meines Herzens Bitterkeit zu mildern.
Mit Geſchrei erfüllt die Luft die aufgeregte Schar der Hähne
Und vermehrt bei meiner Gäſte Nahen ihre Freudentöne.
Aus dem Hofraum jetzt vertrieben, flieh'n ſie auf der Bäume Aeſte
Und von Weitem an die Holzthür' hört man klopfen meine Gäſte.
Treten vier betagte Männer ein mit ſilberweißen Haaren,
Forſchen, was auf langen Reiſen ich gelitten und erfahren.
Jeder bringt beſcheidne Gaben dar dem weitgereiſten Wandrer,
Trüben Wein gibt mir der Eine, klaren Wein vergießt ein Andrer.
Mit bewegter Stimm' entſchuld'gen ſie die Schwäche ihres Weines:
„Dornen tragen alle Felder, Arme ſie zu bau'n hat Keines.
Wehe, noch vermag den Heerbrand unſrer Zwietracht Nichts zu dämpfen;
Fern ſind alle unſre Söhne, in des Oſtens Krieg zu kämpfen.“ —
Sanft bewegt mich euer Mitleid, das mir Troſt im Schmerz verleihet,
Drum ſei euch, ihr guten Greiſe, dieſes Lied von mir geweihet. —
Aus iſt's Lied. Mit ſeufzerſchwerem Herzen horchten ſie dem Sange,
Wiſchen, auf zum Himmel blickend, ſich die Thränen von der Wange.
(Elliſſen.)

## 3.

## Zu Perſien.

### 1.

### Sprüche

von

**Ferideddin Attar.**[*]

1.

Vier Dinge ſind's, die, wenn ſie fortgegangen,
Zurück nicht führt das ſehnlichſte Verlangen:
Das Wort, das unverſehns der Zung' entflohn,
Der Pfeil, der fliegend fern vom Bogen ſchon;
Wie kann geſprochnes Wort zurückzubringen
Und Schickſalslauf zu wenden dir gelingen?
Holſt du wohl je geſchoßnen Pfeil zurück?
Erlangſt auf's Neu' entſchwundnes Lebensglück?
Wer ſich geſprochen ohne zu bedenken,
Den wird hernach vielfache Reue kränken;
Sprachſt du noch nicht, ſo ſteht's in deiner Macht;
Sprachſt du, wie wird es ungeſchehn gemacht?
Des Lebens Augenblick betracht' als Beute;
Iſt er dahin, nie wird das Geſtern Heute.
Den Schickſalsſchluß trieb Keiner von ſich ab,
Am beſten that, wer ruhig ſich ergab.
Wer ſicher will die Lebenszeit genießen,
Muß ſeinen Mund mit einem Siegel ſchließen.
Mit Recht muß dir das Leben theuer ſehn;
Iſt es dahin, wie wirſt du's wiederſehn!

2.

Bei Kön'gen findet Freundſchaft keinen Ort,
Die Weiſen ſagen's, glaube dieſem Wort.

3.

Was du dem Feinde willſt verhehlen,
Mußt du den Freunden nicht erzählen.

5.

Vier Dinge flieh, o Bruder, voll Gefahr;
Wenn du's vermagſt, nimm ja dein Beſtes wahr!
Dem Sultan nahn, den Böſen viel vertrauen,
Nach Zeitgut ſtreben, umgehn mit den Frauen.
Dem Sultan nahn iſt wie des Feuers Brand,
Der Seele Tod iſt Böſer Freundſchaftsband.
Im Innern iſt die Welt voll Gift und Schlangen,
Mag auch ihr Aeuß'res bunt mit Farben prangen.
Ob ſie nur Putz und Schmuck dem Auge zeigt,
Verderben iſt's, das ihrem Gift entſteigt.
Der bunten Schlange Gift ſucht Todesbeute,
Fern halten ſich von ihr verſtänd'ge Leute;
Nach Flitter ſtrecken Kinder nur die Hand,
Nur Weiber freut Geruch und Farbentand.
Die Welt ſucht ſtets als Braut ſich neu zu ſchmücken,
Um immer neue Gatten zu berücken.
Glückſelig wer, einſt von ihr feſtgebannt,
Auf immer ihr den Rücken hat gewandt.
Hold lächelt ſie zu ihres Gatten Küſſen,
Doch bald iſt er von ihrem Schooß geriſſen.
(Graf.)

### 2.

### Spruch aus dem Anwari Soheili.

Das vorbeſtimmte Schickſal hat fünf Finger an der Hand,
Es feſſelt jeden Menſchen feſt mit ſeines Willens Band;
Zwei Finger legt's auf ſeine Augen, auf ſeine Ohren zwei,
Auf ſeine Lippen legt es einen, damit er ſtille ſei.
(Graf.)

## 4.

## Zu Hellas.

### Hero und Leandros.

Von

**Muſäos.**[*]

Seſtos lag und Abydos entgegen ſich, nahe dem Meeresſtrande;
Nachbarlich liegen die Städte; doch Eros ſpannend den Bogen,
Sandte zugleich ein einzig Geſchoß in die Mauern der beiden,
Treffend ein Mädchen und einen der Jünglinge. Aber Leandros

---

[*] Vgl. S. 68, Col. 1, Z. 23 v. u.

[*] Die Lebenszeit dieſes Dichters iſt nicht genau zu beſtimmen; wahrſcheinlich lebte er um 500 n. Chr. Sein epiſches Gedicht von Hero und Leander, in welchem, mit Paſſow zu ſprechen, nirgends dem Sittlichen der Reiz, nirgends dem Reiz das Sittliche aufgeopfert wird, iſt wenigſtens das edelſte Erzeugniß der ſpäteren griechiſchen Poeſie, ein Edelſtein, der, wie ich mich anderwärts ausgedrückt, aus der chriſtlichen Zeit noch einmal das volle Licht helleniſcher Schönheit hervorblitzt.

War der liebliche Jüngling benannt und Hero die Jungfrau.
Sie bewohnete Seſtos und er die Mauern Abydos;
Beiden der Städte zumal hellleuchtende Sterne die beiden,
Gleich an Schönheit einander. Du, ſchweifſt du durch jenes Geſild' einſt,
Spähe mir dann nach dem Thurme, wo ſonſt die Seſtiſche Jungfrau
Stand hochhaltend die Lamp' und zeigte die Bahn dem Leandros;
Spähe mir auch nach dem heulenden Sunde der grauen Abydos,
Welcher die Liebe noch immer beklagt und den Tod des Leandros.
Doch wie zog den Leandros, den heimiſchen Sitz in Abydos,
Sehnen zur Seſtierin? wie verſtrickt' er in Lieb' auch die Jungfrau?
Hero, jugendlich ſchön, gottähnlichen Blutes gewürdigt,
War Kythere'n geweiht; unkundig der Lieb' und Vermählung,
Wohnte ſie, nah' dem Geſtad', auf uraltväterlichem Warthurm,
Hatte ſie nie mit den Schaaren Beiſeyn der verſammelten Weiber,
Kam auch nie zum Reih'n gleichaltriger Jugendgenoſſen;
Meidend des Weibergeſchlechts ſcheelſüchtig verfolgenden Leumund:
Denn es verfolgen die Frauen zuſammt ſcheelſüchtig die Schönheit.
Doch Aphrodite'n, Kythere's Gebieterin, immer verſöhnend,
Flehte ſie ofmals auch mit Opfergeſchenken zum Eros,
Wie zu der himmliſchen Mutter, ſie ſcheute die Flammengeſchoſſe.
Aber auch ſo nicht entrann ſie den glutanhauchenden Pfeilen.
Und ſchon nahete, Völker verſammelnd, das Feſt Kytherea's,
Welches der Seſtier Stadt dem Adonis und Kyprien darbringt.
Schaarweis eilten ſie her, zu dem heiligen Tag' zu gelangen,
Alle, ſoviel die Säume der Meereslande bewohnten;
Auch von Hämonia's Flur und der wogenumfloſſenen Kypros,
Und in den Städten Kythere's verblieb nicht Eine der Frauen,
Noch auch, wer da umſchwärmte des Libanos duftigen Bergwald;
Und kein Gränzanwohner verfehlte des feſtlichen Tages,
Keiner von Phrygien auch, kein Bürger der nahen Abydos,
Kein Frau'nliebender auch von den Jünglingen: wahrlich ſie alle,
Immer der Spur nachgehend, wenn irgend die Rede von Feſt iſt,
Haben ſo ſehr nicht Haſt, den Unſterblichen Opfer zu bringen,
Als der verſammelte Chor liebreizender Mädchen ſie anlockt.
Aber im Tempel der Göttin erſchien die Seſtiſche Jungfrau,
Blendenden Glanz ausſtralend vom holdanlächelnden Antlitz,
So wie Selene mit leuchtender Wang' aufgehend emporſchwebt.
Purpurn erglühte das äußerſte Rund der ſchneeigen Wangen,
Wie zweifarbig die Roſ' aus dem Kelch bricht. Wahrlich du ſagteſt,
Roſengefild' entſproßten den blühenden Gliedern der Jungfrau:
Licht umfloß die Geſtalt, ein roſiges: wenn ſie daher ging,
Schimmerten Roſen auch dann um den weißumſchleierten Auftritt:
Chariten viel entſtrömten den Gliedern ihr. Aber der Alten
Sag' iſt falſch, drei ſeien nur Chariten: knoſpen aus Einem
Lächelnden Auge des Mädchens allein zu der Chariten hundert.
Traun, die Würdige fand zum heiligen Dienſt Kytherea.
So nun weit obſiegend an Reiz dem Frauengeſchlechte,
Kypris' Geweihete nur erſchien ſie die jüngere Kypris.
Schmelzend gewann ſie die Seelen der Jünglinge; und es erſehnte
Jeder der Männer ſich auch zur Lagergenoſſin die Jungfrau.
Wenn ſie den Tempel durchſchritt, der wohlgegründet emporſtieg,
Folgten die Herzen ihr nach, die Blick' und die Wünſche der Männer.
Und wohl ſtaunete mancher der Jünglinge, alſo beginnend:
„Selbſt in Sparta beſucht' ich und ſchaute die Burg Lakedämons,
Wo das Gerücht Wettkämpfe verheißt und Streit um die Schönheit.
Doch ſolch Mädchen gewahrt' ich nie; ſo zart und ſo züchtig.
Scheint's doch, Kyprien dienet der jüngeren Chariten eine.
Ob ich auch müde mich blickt', ich erſättigte nie mich des Anſchau'ns;
Komme ſofort mir der Tod, wenn das Bett ich beſtiegen der Hero.
Nie wohl trug' ich Begehren, ein Gott zu ſein im Olympos,
Hab' ich im irdiſchen Hauſ' zur Geſellin des Lagers nur Hero.
Doch ward mir es verſagt, die dir ſich geweiht, zu berühren,
Gib, Kytherea, mir dann ihr gleich die junge Genoſſin."
So nun redete mancher der Jünglinge. Anderswo andre
Bargen die heimlichen Wunden, entbrannt in die Reize der Jungfrau.
Schmerzgetroffner Leandros! du nicht, erſchaut die geprieſene
Jungfrau, wollteſt abzehren das Herz in verborgener Sehnſucht;
Sondern ſofort von des Pfeils glutſprühender Eile bewältigt,
Wollteſt du nicht hinleben, getrennt von der ſtralenden Hero.
Blitze der Augen erhöhten die Gluth der entzündeten Liebe
Und doch lohte ſein Herz von des Brandes unbändigem Andrang.
Denn die geprieſene Schön', untadlig geſtalteter Frauen
Raſcher durchdringt ſie der Sterblichen Bruſt, als der Pfeile Beſchwingung.
Aber das Aug' iſt die Bahn: von des Aug's hellleuchtenden Blicken
Dringet die Wund' heran, und ſie eilet dem Herzen des Manns zu.
Jenen ergriff jetzt Staunen, Verwegenheit, Beben, Beſchämung.
Zagend im Herzen erbebt' er und Scham ergriff den Befangnen.

Und er beſonnet den Reiz und die Scham entwich vor der Liebe.
Endlich erſtarkt von Liebe, Verwegenheit muthig erwählend,
Schritt er heran ſtillſchweigend und ſtellte ſich gegen das Mägdlein.
Seitwärts lauſchend entſendet er jetzt heißlodernde Blicke,
Durch [illegible] Winke die Seele verſtrickend dem Mägdlein.
Nun auch dieſe gewahrt das begehrende Werben Leanders,
Wurde ſie froh ſich der Schöne bewußt; und mit ruhigem Geſicht
Barg ſie ihm wieder und wieder ihr lieblichblinkendes Antlitz,
Leiſ' mit verhohlenen Winken Erwiederung deutend dem Jüngling;
Und dann neigte ſie's wieder. Ihm glühte das innerſte Herz auf,
Weil ſein Werben gewahret und nicht es verſchmähet die Jungfrau.
Während anjetzt Leandros ein heimliches Stündchen erſehnte,
Neigte, das Licht ausbleichend, zum Niedergehende ſich Eos.
Und an dem Rand tiefſchattend erhob ſich des Heſperos Funkeln.
Aber vertrauenden Muths hinwandelt er nahe zur Jungfrau,
Nun er im dunkelen Schleier empor ſich erheben die Nacht ſah.
Leiſ' nur jedoch jetzt drückend die roſigen Finger des Mägdleins,
Seufzt' er aus innerſter Bruſt ein Unendliches. Aber die Jungfrau,
Gleich als zürne ſie ihm, zog ſchweigend die roſige Hand weg.
Aber gewahrend verſtattenden Wink von dem lieblichen Mägdlein,
Faſſet er dreiſteren Muths mit der Hand den künſtlichen Leibrock,
Hin zu dem innerſten Dunkel des würdigen Tempels ſie fortziehnd.
Zögernden Schritts nachfolgteſt du, jungfräuliche Hero,
Gleich als wollteſt du nicht; und ſolcherlei Rede begannſt du
Mit jungfräulichen Worten in Haß bedräuend Leandros:
„Fremdling, was raſeſt du? Was, Unſeliger, ziehſt du das Mägdlein?
Wähle dir anderen Weg und laß von meinem Gewand ab.
Scheue den Zorn der Eltern, die reich an Beſitz mir daheim ſind.
Nicht dir ziemt's, zu berühren der göttlichen Kypris Geweihte.
Traun, unerreichbar iſt's, zu beſteigen das Bette der Jungfrau."
Alſo drohte ſie nach Art jungfräulicher Schönen.
Kaum nun vernahm den Stachel des weiblichen Drauens Leandros,
Als er die Zeichen erkannte der gern nachgebenden Jungfrau'n.
Denn entbieten die Frauen den Jünglingen Worte der Drohung,
Dann iſt das Droh'n Vorbote der folgenden Liebesumarmung.
Aber der Jungfrau Nacken, den duftigen, ſchimmernden küſſend,
Redet' er ſo, getroffen vom Stachel ſehnſüchtiger Liebe:
„Liebliche Kypris nach Kypris, Athene mir nach Athenaa! —
Denn ich vergleiche dich nicht mit erdgeborenen Frauen;
Sondern den ewigen Töchtern gleich' ich dich Zeus', des Kroniden. —
Glücklich der Mann, der dich zeugte, und deine Gebärerin glücklich!
Doch der Schooß, der dich trug, der ſeligſte! Aber erhöre
Mein inbrünſtiges Flehn, dich des ſchweren Wunſches erbarmend.
Kypris's Prieſterin du, vollbring' auch der Kypria Werke,
Auf denn und feier' im Dunkel die ehlichen Bräuche der Göttin!
Nicht Jungfrau'n geziemt's, zu verwalten den Dienſt Aphrodite's;
Nicht Jungfrauen ſind Freuden der Kypris. Willſt du nun Kunde
Vom liebathmenden Brauch und der traulichen Weihe der Göttin,
Nenn' ich dir Ehe und Bett. Drum, ſo du verehrſt Kytherea,
Wähle die ſüßen Gebräuche der ſeelenbezwingenden Liebe.
Nimm mich zum Werbenden an und, ſobald du begehrſt, zum Gatten,
Welchen dir Eros erjagte, mit ſeinem Geſchoß ihn ereilend;
Gleichwie der Gott mit dem goldenen Stab den kühnen Herakles
Zum jardaniſchen Mädchen geführt in die Bande der Knechtſchaft.
Doch dir brachte mich Kypris und nicht der verſchlagene Hermes.
Nicht iſt das Mädchen dir fremd, die Arkaderin Atalante,
Die Melanion's Bette, des Liebenden, ſpröde geflohn war,
Stets um das Magdthum ſorgend. Doch zornig entbrannt' Aphrodite,
Und den zuvor ſie verſchmähet, begehrte mit ganzem Gemüth ſie.
Auch du, Traute, gehorch' und errege der Kypria's Zorn nicht."
Alſo ſprach er und lenkte den Sinn des weigernden Mägdleins,
Ihr das Gemüth umſtrickend mit liebezeugenden Worten.
Aber es heftete ſchweigend die Blick' auf den Boden die Jungfrau,
Unter dem Schleier verbergend die ſchamroth glühende Wange.
Leiſ' mit den Sohlen berührte den Boden ſie. Zögernd verſchämt auch,
Zog um die Schultern ſie wieder und wieder zuſammen den Leibrock:
Alles des willigern Sinnes Verkündigung. Wenn ſich die Jungfrau
Nicht mehr ſträubt, ſo verheißet den Liebesgenuß ihr Verſtummen.
Jetzt empfandeſt du auch ſüßquälende Pfeile des Eros,
Glühteſt von ſüßem Entbrennen im Innerſten, blühende Hero!
Und du beſtauneteſt die Schöne des lieblich geſtalteten Jünglings.
Während ſie nun auf den Boden ihr ſchüchternes Auge geſenkt hielt,
Schaute auch Leandros mit liebetrunkenen Blicken
Nimmer ſich müd am Nacken, dem jugendlich zarten, der Jungfrau.
Spät erſt redete ſie holdtönende Worte zum Jüngling,
Thauige Röthe der züchtigen Scham ausſtrahlend vom Antlitz:
„Fremdling, den Felſen bewegteſt du wohl mit bethörender Rede.
Wer nur hat dich gelehrt vielſinniger Worte Verſchlingung!

Weh! wer führete dich zu mir in die Fluren der Heimat?
Aber du ſprachſt vergebens ein [illegible]. Wie doch betratſt du,
Fremdling und ohne Gewähr, dich mir zu geſellen in Liebe?
Oeffentlich können wir nicht uns nahn im geſetzlichen Ehbund:
Nimmer gewähreten Solches die Eltern mir. Wollteſt du aber
Weilen in unſerer Stadt, ein vielumſchweifender Fremdling,
Nimmer erſchlicheſt du dann verhohlene Gunſt Aphrodite's.
Denn der Sterblichen Zung' iſt verläumderiſch: wer im Verborgnen
Welcherlei That auch begangen, ſie tönt ihm wieder vom Dreiweg.
Sage mir aber anjetzt unverhohlen ſo Namen als Heimat;
Denn nicht blieb mein Name dir fremd, der gefeierte Hero's.
Mir ein umbrandeter Thurm iſt mein hochragender Wohnſitz.
Dort nun hauſ' ich, allein mit einer geſelleten Sklavin,
Außer den ſeſtiſchen Mauern, am tiefumfluteten Meerſtrand,
Nach der Erzeuger geſtrengem Gebot die Wogen zu Nachbarn.
Nimmer geſellen zu mir ſich Geſpielinnen, nimmer im Reih'ntanz
Fröhlicher Jünglinge Schar. Fortwährend zur Nacht und im Tagsglanz
Dringt mir zum Ohr das Getöne der tief aufrauſchenden Salzflut."
Sprach's und unter dem Schleier verbarg ſie die roſige Wange,
Wieder bewältigt von Scham. Sie ſchmälte der eigenen Rede.
Aber Leandros, vom ſcharfen Geſchoß des Verlangens getroffen,
Dachte nur dieß, wie er kämpfe den Kampf ſehnſüchtiger Liebe.
Denn wenn den Mann mit den Pfeilen bezwingt der verſchlagene Eros,
Heilet er wieder die Wunde des Mannes auch. Welchen er obherrſcht
Unter den Sterblichen, ſchafft auch Rath der Allbezwinger.
Alſo half er auch jetzo dem ſehnſuchtsbeſiegten Leandros:
Spät erſt hub er erſeufzend die ſchlauerſonnene Red' an:
„Mädchen, aus Liebe zu dir durchſchwimm' ich das brauſende Meer ſelbſt,
Ob es von Flammen auch ſiedet' und wär' unſchiffbar das Waſſer.
Nimmer erbeb' ich dem drohenden Sturm, dein Lager erſtrebend,
Noch vor dem dumpfen Gebrüll des ſchweraufwogenden Sundes:
Sondern, die immer zur Nacht ein Gemahl aus der Flut zu erſcheinen,
Theil' ich des Helleſpontes Gewog. Denn, nahe der Stadt dir,
Jenſeits über dem Meer bewohn' ich die Mauern Abydos'.
Laß vom oberen Gebäu mir nur ein Lämpchen erglänzen,
Vom hochragenden Thurm, in der Dunkelheit, daß ich, es ſchauend,
Werde des Eros Boot, dein Lämpchen mir nehmend zum Leitſtern:
Schau ich nur dieß, ſo ſchau ich nicht auf zum geſenkten Boote,
Nicht nach Orion's Drohn und dem Wagen, der nimmer das Meer netzt;
Wenn ich gelange zum ſeligen Port der entgegenen Heimat.
Aber verhüt', o Geliebte, der Stürme verderbliches Anwehn,
Daß er mir nicht die Lampe, den lichtanſtrömenden Leitſtern
Meines Geſchicks, verlöſcht und alsbald mein Leben dahin ſtreckt.
Willſt nun auch du, weß Namens ich ſei, vernehmen nach Wahrheit,
Wiſſ', ich heiße Leandros, dein Bräutigam, ſtralende Hero." —
So nun wurden ſie Eins, ſich im heimlichen Bund zu vereinen;
Und der nächtlichen Wonn' und des lockenden Kuſſes zur Vermählung
(Denn deß zeugte die Lampe) gelobten ſie treu zu gedenken;
Sie, zu erheben das Licht; er, Wogen und Flut zu durchziehen.
Hatten ſie dann die Nächte durchfeiert in wacher Umarmung,
Schieden ſie beid' ungern, gehorchend dem Zwang, aus einander,
Sie zum heimiſchen Thurm und der Jüngling, damit er im Nachtgraun
Nicht von der Bahn abirr', verfolgend den Schein von der Thurmhöh',
Schwamm zum weiten Gebiete der ſchöngethürmten Abydos.
Nächtlicher Liebesgenüſſe verhohlene Kämpfe begehrend,
Wünſchten ſie oft eingrauend das Lager bereitende Dunkel. —
Aber in finſteren Schleiern erhoben ſich Nebel der Nacht ſchon,
Männern den Schlaf herführend, doch nimmer dem ſchmachtenden Jüngling,
Sondern am Felſengeſtade des viel aufrauſchenden Meeres
Harrt er mit ſehnendem Muthe des leuchtenden Kuſſes zur Vermählung,
Hin zur Bezeugerin ſchauend, der vielbetrauerten Lampe,
Zur fernblickenden Botin verhohlener Liebesumarmung.
Hero nun, wenn ſie der dämmernden Nacht lichtſcheuende Nebel
Schauet', erhob die Lamp', und ſobald ihr Geflimmer emporglomm,
Zündet auch Eros die Seele dem raſch fort ſtrebenden Jüngling.
Mit der entbrennenden Lamp' entbrannt' er. Aber am Meerſtrand
Zürnend erhobnen Gewogs laut hallende Donner vernehmend,
Bebt' er zuerſt zwar erbangend, doch bald, ſich erregend zur Kühnheit,
Sprach er zum eigenen Sinn, ihn ermuthigend ſolcherlei Rede:
„Wild iſt Eros und Pontos ein Furchtbarer! Aber nur Waſſer
Waltet im Meer, da mir Eros den innerſten Buſen durchglühet hat.
Wähle das Feuer, o Herz: nicht fürchte das tobende Waſſer!
Auf! zur Geliebten genähert! Was kümmert die ſtrudelnde Flut dich?
Ward dir nicht kund, daß Kypris den Tiefen des Meeres entkommen iſt
Und dem Gewog obwaltet und unſeren Qualen gebietet?"
Sprach's und ſogleich vom Gewande befreit' er die blühenden Glieder,
Raſch mit den Händen und band ſie ſich feſt an dem Haupte,

Sprang dann hinab vom Ufer und ſchleuderte tief in das Meer ſich.
Raſtlos ſtrebt er ſofort zu der flammenden Lampe hinüber,
Selbſt ſein Ruderer ſich, Selbſtſteuer er, ſelber ſein Fahrſchiff.
Hero indeß, lichtſpendend von hochaufragender Thurmhöh',
Schirmte, wenn ſchwerdräuenden Wehns annahte die Windsbraut,
Oft das Licht mit dem Schleier, bis vielarbeitend zu Seſtos'
Schiffbergendem Strande gelangte der ſtrebende Jüngling.
Auf zu dem heimiſchen Thurme nun führt ſie ihn; und vor dem Eingang
In Stillſchweigen umſchlingend den tiefaufathmenden Liebling,
Dem von dem ſchäumenden Haar noch der Flut Salztropfen entrieſeln,
Führt ſie zur Jungfrau'nwohnung ihn hin, in das bräutliche Dunkel,
Wäſcht ihm den Leib ringsüber und mit duftigem Oele der Roſe
Salbet ſie wieder die Haut, den Geruch austilgend des Salzmeers.
Jetzt auf des Betts weichſchwellendem Pfühl umſchlang ſie des Lieblings
Noch tiefathmende Bruſt und ſie redete Worte der Liebe:
„Bräutigam, Vieles ertrugſt du, was nimmer ein Bräutigam ſonſt litt;
Bräutigam, Vieles ertrugſt du; genug nun des ſalzigen Waſſers
Und des Fiſchgeruchs und der tiefaufrauſchenden Meerflut.
Mir am Buſen erlegt ruh aus von beſtandener Drangſal!"
Alſo redete ſie; er löſete eilends den Gürtel
Und ſie begingen die Bräuche der mild obwaltenden Kypris.
Nicht Reih'ntanz war der Feier geweiht, nicht Hymnen dem Eh'bund,
Flehend erhob kein Sänger das Lied zur Vermählerin Here,
Nicht das Geleucht' der Fackeln erhellet' ein bräutliches Prunkbett;
Keiner auch ſchwebte daher im vielverſchlungenen Chortanz,
Nicht auch der Vater erhob, noch die würdige Mutter das Brautlied:
Sondern das Lager bereitend zur ehevollendenden Tagszeit,
Gründete Schweigen das Bett und die Finſterniß ſchmückte die Jungfrau;
Nacht war dem liebenden Paar Brautführerin; aber das Taglicht
Sah als Vermählten nie auf bekränzetem Pfühl den Leandros.
Denn heim ſchwamm er zum andern Geſtad', dem Gebiet von Abydos,
Noch ungeſtillt das Verlangen der nächtlichen Liebesumarmung.
Aber den Eltern verbarg ſich die ſaumnachſchleppende Here,
Tags Jungfrau, doch zur Nacht Vermählte. Beide gemeinſam
Wünſchten ſie oft, daß nieder zum Abend ſich ſenke das Taglicht.
Jene nun, ſo ſich hehlend den Drang ſehnſüchtiger Liebe,
Freuten im Wechſelgenuß ſich verſtohlener Gunſt Kytherea's.
Aber nur wenige Zeit noch verlebten ſie; nicht auf die Dauer
Freuten ſie Beide vereint ſich der wogendurchſchweiften Vermählung.
Denn, als bald nun die Hore des reifigen Winters genaht war,
Schauerndes Dräu'n aufregend der vielumwirbelten Windsbraut;
Peitſchten den ſchwankenden Schoos und die wogenden Gründe der Salzflut
In raſtloſem Gebrauſe die winterlich brauſenden Wetter,
Rings mit Orkanen die Tiefen zergeiſelnd. Schon aus dem Meerſchwall
Hatte ſein dunkeles Schiff auf die zwo Erdfeſten gezogen,
Bang vor des ſtürmiſchen Meeres treuloſem Gewoge, der Seemann.
Aber dich hielt kein Graun von dem winterlich brandenden Meerſchooß,
Muthiger Kämpfer Leandros! Verheißender Ruf von der Thurmhöh,
Zeigend des Lampengeflimmers bewährtes Geleit zur Umarmung,
Trieb mit Gewalt ihn hinunter, dem wüthenden Meere zu trotzen,
Tückiſch und ehernen Sinns. O hätteſt, unglückliche Here,
Beim herſtürmenden Winter dem Nah'n du entſagt des Leandros,
Nimmer auch angefacht den vergänglichen Stern der Vermählung!
Aber es trieben Geſchick und Verlangen ſie. Liebebewältigt
Hob ſie die Fackel der Moiren empor, nicht mehr der Eroten.
Nacht war's, wann ſich zumeiſt dumpfbrauſende Wetterorkane,
Zu dem Geſtade des Meeres in tummelnden Schaaren heranziehn.
Aber Leandros im hoffenden Wahn der gewohnten Vermählung,
Trieb daher auf dem Rücken der lautaufbrüllenden Meerflut.
Schon an die Wog' anthürmet die Woge ſich; Brandungen ſchäumen,
Aether vermengt mit dem Grund ſich; es wacht ringsher das Getos auf
Wildankämpfender Stürm'; auf Zephyros brauſet nun Euros.
Und es entbeut auch Notos dem Boreas furchtbare Drohung
Und es ertost ohn Ende die wildherrennende Salzflut.
Aber aus ſtrudelnden Wirbeln erhob der duldende Jüngling
Oft ſein brünſtiges Flehen zur Göttin der Flut, Aphrodite,
Oftmals auch zu ihm ſelber, dem Meerobwalter Poſeidon,
Ließ auch den Boreas nicht ungemahnet der Attiſchen Jungfrau.*)
Aber es half ihm Keiner! denn nicht wehrt Eros den Moiren.
Ringsum gepeitſcht von der ſchwellenden Flut unbezwinglichem Andrang,
Trieb er daher. Schon löſte der Füß' anſtrebende Kraft ſich
Und es erſchlafften die Sehnen der nie ausruhenden Arme.
Ihm in den Mund von ſelber ergoß ſich ein reichlicher Meerſchwall
Und unerquickenden Trunk des brandenden Meers verſchluckt' er.

---

*) Boreas liebte Oreithyia, des attiſchen Königs Erechtheus Tochter, mit welcher er den Zetes und Kalais zeugte.

Jetzt auch löſchte die trügende Lamp' ein feindlicher Windſtoß,
Löſchete Leben und Liebe dem jammervollen Leandros.
Schlaflos ſpähet indeß und des immer noch weilenden Jünglings
Harret die Braut, durchſchauert von oftaufſtöhnender Bangniß.
Eos dämmert' empor und es ſah nicht den Bräutigam Hero.
Rings nun ſchweifet ihr Blick auf des Meers unermeßlichem Rücken,
Ob auf der Flut ſie gewahre den irrenden Lagergenoſſen,
Welchem die Lampe verloſch; und ſobald ſie zu Füßen des Thurmes,
An dem Gezacke der Klippen zerſchmettert den todten Gemahl ſchaut:
Da, von der Bruſt wegreißend den künſtlich gewobenen Leibrock,
Schwingt ſie mit Macht ſich, vorübergebeugt, von der ragenden Thurmhöh'.
Ueber des Gatten entſeelter Geſtalt erblaſſete Hero
Und ſie genoſſen einander auch noch in dem letzten Verderben.
(Paſſow.)

## 5.

## Zu Italien.

### Oktaven

von

### Michel-Angelo Buonarotti. *)

Ich glaube, daß du mir von Gott gegeben,
Als meines Seelenlebens einz'ge Nahrung;
Weil ſtets mich zwingt ein unabweisbar Streben,
Dich anzuſchau'n, der Schönheit Offenbarung;
In deinem Blick kann ich nur glücklich leben,
Wie Eiſen beim Magnet in Wechſelpaarung;
Dich ſuch ich immer mit der Sehnſucht Schmerzen —
So ſah ich dich, ſo halt ich dich am Herzen.
Und wenn die Macht der Güte muß erliegen,
Die Grauſamkeit von Liebe wird bezwungen,
Wenn ſich die Härte muß der Gnade ſchmiegen,
Wird bald mein tiefes Leid auch ſein verklungen:
Denn Mitleid muß in einem Herzen ſiegen,
Wo ſolche Schönheit in die Welt gedrungen;
Denn wo zu ſchauen grade iſt die Scheide,
Verſteckt gebogen nimmer ſie die Schneide.
Ich denke meiner Tage, die entſchwunden,
Und was ich war, eh du mir warſt geboren;
Da hatt' ich Niemands Achtung noch empfunden,
Und jede Stunde war des Tags verloren,
Noch hatt' ich nicht der Muſe Kuß empfunden,
Im Schwarm der Menge war ich wie verloren.
Ob gut, ob bös, jetzt kennt man meinen Namen,
Und daß ich bin, die Völker rings vernahmen.
Wenn es geſchieht, daß mir dein Auge winket,
Sei es ein Scherz nun oder ſei es Gnade,
Wie wenn das Pulver, blitzgetroffen, blinket,
Die Kugel fortſtürmt auf beſchwingtem Pfade:
So iſt es mir, mein Herz erſtickt, verſinket,
Die Sprache ſchwankt, da ich ſie brauchte grade,
Und was ich jüngſt zu bitten war vermeſſen,
Im zitternden Verlangen iſt's vergeſſen.
(Arentsſchildt.)

---

*) Geb. zu Caſentino 1474, geſt. zu Rom 1564.

## 6.

## Zu Spanien.

### 1.

### Eine Legende

von

### Gonzalo Berceo.

Es war einmal ein Armer, der lebt von Hand zu Mund,
Er hat kein Geld auf Zinſen, bekommt kein Geld zur Stund,
Als wenn er feilt und meißelt um ſchlechten Lohn und Dank,
Im Grund des Seckels ſparte er nicht ein Goldſtück blank.
Zum Preis der Benedeiten, die er ſo innig liebt,
Er was er nur erworben zuhälft den Armen gibt,
Daß ihre Gnad' ihm werde, vergißt er all ſein Leid,
Iſt ſchaffend unabläſſig mit eitler Luſt im Streit.
Als in des Armen Kammer der Tod nun endlich drang,
Läd't ihn die Gnadenreiche ſelbſt zu dem letzten Gang;
Sie ſpricht zu ihm ſo lieblich, voll Huld ihm zugewandt,
Und es vernimmt die Worte das Volk, das um ihn ſtand.
„Du haſt in Sehnſucht innig geſtrebt mir nah zu ſein;
Haſt meiſterlich gefunden den Weg zum Herzen mein,
Du gabſt dein Geld den Armen und flehteſt fromm mich an,
Ich hab es wohl verſtanden, warum du dieß gethan.
„Geendet iſt dein Leben, dein Werk iſt gut vollbracht,
Der letzte Tag auf Erden verſenkt ſich dir in Nacht,
Das Ite missa est iſt dir geſungen ſchon,
Gekommen iſt die Stunde, wo du empfängſt den Lohn.
Darum bin ich gekommen, daß du mit mir vereint
Zum Reich des Sohnes gehſt, er nimmt dich auf als Freund,
Wo Engel Brode ſpeiſen von reinem Weizenmehl,
Wohl ſoll dir's dort gefallen bei Heil'gen ſonder Fehl.“ —
Sobald dieß Wort geſprochen die Jungfrau benedeit,
Sich aus dem Leib des Frommen die Seele ſchnell befreit,
Es tragen ſie die Engel, ein hocherhabnes Chor,
Gott ſei dafür geprieſen! nach Himmelshöh'n empor.
Die Leute ſo vernommen die Stimme himmliſch mild
Und ſehn, was wird verheißen, es wird ſo ſchnell erfüllt,
Sie boten Dankgebete der Jungfrau zartgeſinnt,
Knie'n vor den Engelschören, ſo um die Heil'ge ſind.
Wer Solches hat vernommen, folgt ſeinem böſen Stern,
Ehrt er die heil'ge Jungfrau nicht recht in Herzens Kern;
Wird er nicht ſie lobpreiſen, treibt ihn der Frechheit Geiſt,
Wie arg iſt der betrogen, der ſie vom Herzen weiſt!
(Duttenhofer.)

---

*) Vergl. über Berceo S. 367, Col. 2 des Bilderſ. der Weltliteratur.

## 2.

## Zwei Volkslieder.

### 1.

### Schafft mein launig Lieb mir Sorgen.

Schafft mein launig Lieb mir Sorgen:
Wenn ich bin des Grames Beute
Und ich ſeufzend bitte „Heute!"
So verſetzt ſie lächelnd „Morgen!"
Bin ich heiter, iſt ſie traurig,
Und ſie ſinget, wenn ich weine;
Sprech' ich: dich lieb ich alleine,
Sagt ſie mir, daß ſie mich haſſe.
Qual auf Qual mir zu entfachen
Liebt ſie, daß mein Leben ſchwinde;
„Heute!" ſeufz' ich — doch geſchwinde
„Morgen!" redet ſie mit Lachen.
Wenn ich ihr in's Auge blicke,
Mit dem Aug' zur Erde ſchwebt ſie,
Und den Blick zum Himmel hebt ſie,
Wenn ich meinen erdwärts ſchicke.
Schöner Engel! wenn ich's ſage,
Teufel! mir entgegen höhnt es.
„Heute!" ſeufz' ich, „Morgen!" tönt es
Kalt entgegen meiner Frage.
Nur ſie pflegt mich zu verdammen,
Wo ich mich den Sieger wähne;
Wenn ich Himmelsglück erſehne,
Gibt ſie mir der Hölle Flammen.
Qual auf Qual mir zu entfachen
Liebt ſie, daß mein Leben ſchwinde;
„Heute!" ſeufz' ich, doch geſchwinde
„Morgen!" redet ſie mit Lachen.

### 2.

### Er, der mich liebet, mich liebet, der hat mich.

Er, der mich liebet, mich liebet, der hat mich,
Er, der mich liebet, den habe auch ich.
Weil es ſo der Himmel wollte,
Daß ich, aller Mädchen Blüthe,
Mich ſchon früh vermählen ſollte, —
Daß ich, eh' der Lenz verglühte,
Meiner Jugend mich erfreue,
Daß das Liebesnetz ich weben
Möge ohne alle Scheue:
Hat er mir den Mann gegeben,
Ganz wie man ihn wünſchen ſollte,
Wie ich ihn zu meiner Freude
Früher oftmals malen wollte.
Er, der mich liebet, mich liebet, der hat mich,
Er, der mich liebet, den habe auch ich.
Iſt ein Menſch geduldig, willig,
Mürriſch nimmer,
Gut und billig,
Heiter immer,
Und er zürnt nicht gleich und flucht,
Wenn in meinem Haus der Prior
Mich auch jeden Tag beſucht;
Und er denkt, daß, wie Sanct Anton,
Gern dahier zu meiner Thüre
Auch ein Rab' einmal als Bote
Zu mir in das Zimmer führe.
Er, der mich liebet, mich liebet, der hat mich,
Er, der mich liebet, den habe auch ich.
Drei ſchmucke Burſchen
Hab' ich mir auserwählt,
Daß meinem Haushalt Nichts,
Nichts meiner Freude fehlt.
Als meinen Streiter
Hab ich den Cipion,
Prügelverbreiter,
Ein braver Krüppelſohn;
Carmelo, ein zweiter,
Für die Proviſion,
Und für meine Freuden
Hab ich den Abſalon.
Er, der mich liebet, mich liebet, der hat mich,
Er, der mich liebet, den habe auch ich.
(Arentsſchildt.)

## 7.

## Zu Portugal.

### 1.

### Sonett.

von

### Saa de Miranda. *)

Die Sonn' iſt groß, der Vögel Lied erklungen,
Der Wind entſchlief auf abendkühlen Schwingen;
Der Waſſerfall, deß Töne leis verklingen,
Hat in der Bruſt die Schmerzen wachgeſungen.
O eitle Welt voll leerer Wandelungen!
Kannſt du ein Herz je mit Vertraun durchdringen?
Das Heute wird ein Morgen ſchnell verſchlingen,
Verloren iſt, was kaum noch war errungen!
Hier ſah ich Schatten nicht und duft'ge Blüthen,
Den grünen Strand die klaren Wellen ſchlagen,
Geſang der Vögel hört' ich, ſah ihr Brüten.
Jetzt ſtumm und todt die Welt! Ich auch muß tragen
Ein andres Kleid, deß Farben all' verglühten:
Für ſie wird bald, für mich kein Frühling tagen.
(Arentsſchildt.)

### 2.

### Sonett.

von

### Luiz Camoëns.

So oft ich auf die Zeit ſchau', die vergangen,
Hab' Reue des Geſchehnen ich empfunden;
Ich ſah, daß all die Zeit umſonſt entſchwunden,
Daß thöricht war mein Hoffen und mein Bangen;
Nach meinem Leid nur trug ich heiß Verlangen!
Was ich erreicht, ſchlug ſtets mir tiefe Wunden;
Wenn ich des Glückes wärmſten Kuß empfunden,
War auch die letzte Hoffnung ſchon vergangen.
Die Schlöſſer, die die Phantaſie erhoben,
Im Augenblick, da ich den Gipfel kränzte,
Sah ich ſie wie ein Morgentraum zerſtoben.
Wie manchen Trug hat dieſe mir gewoben!
Ein leerer Hauch iſt's, was ſo golden glänzte;
Weh dem, der hofft! Weh, wer vertraut nach Oben!
(Arentsſchildt.)

---

*) Geb. 1495, geſt. 1558. Vergl. [illegible] der Welt, S. 315, Col. 2.

### 3.

### Der Galeerenſklave

von

**Garcão.**

Geſchmiedet an die mauriſche Galeere,
Vom Schlummerlied des Sturmes eingeſungen,
Am Ruder feſt die Händ' in's Kreuz geſchlungen,
Verträumt der Elende der Knechtſchaft Schwere.
Als ob er ſeiner Ketten ledig wäre,
Hat friſches Glück die Seele tief durchdrungen;
Und vom Geſang der Wogen hell umklungen,
Schwebt die Geliebte lächelnd auf dem Meere.
Sie zu umarmen ſpringt er von den Planken,
Vor Sehnſucht zitternd ſtrebt er ihr entgegen —
Da klingen ſchrill der ſchweren Kette Ringe.
Erwachend fühlt er die Galeere ſchwanken,
Sieht nackte Arme ſich am Ruder regen,
Hört tauſendfaches Wehgeſchrei erklingen.

(Arentsſchildt.)

## 8.

## Zu Frankreich.

### 1.

### Die junge Gefangene.

Von

**André de Chenier.** *)

„Korn von dem Schnitter reift die Aehre ohne Bang,
Die junge Rebe darf furchtlos den Sommer lang
Um Licht und Freude werben.
Und ich, ſo ſchön wie ſie und noch wie ſie ſo jung —
Bringt auch die Stunde mir jetzt Leid und Schmerz genung —
Ich will ſo jung nicht ſterben.
Mag trocknen Augs ein Mann zum Tode gehn — ein Kind,
Wie ich, das weint und hofft und beugt ſein Haupt im Wind,
Es wieder zu erheben.
Gar trübe Tage gibt's, iſt auch ein mancher ſchwer:
Kein Licht iſt ohne Nacht und ohne Sturm kein Meer
Und ohne Schmerz kein Leben.
In meinem Buſen wohnt die rege Jugendkraft,
Vergebens drückt auf mich der Mauern enge Haft,
Ich hab' der Hoffnung Flügel.
Dem Käfig entflohn, ſchwingt ſich die Nachtigall
Tief in den blauen Raum und ſingt mit frohem Schall
Hoch über Thal und Hügel.
Zu ſterben iſt's an mir? So ruhig ſchlaf' ich ein,
So ruhig wach' ich auf, mein Leben iſt noch rein
Und frei iſt mein Gewiſſen.
Ich bin des Kerkers Licht; das Auge, das mich ſieht,
Beginnt zu lächeln; ſelbſt die finſtre Sorge flieht
Von Stirnen, tief zerriſſen.
Ach! meine Reiſe iſt ſo ferne noch vom Ziel,
Der Bäume meines Wegs ſind hinter mir nicht viel,
Viel, die noch kommen ſollen.
Des Lebens reiches Mahl hat angefangen kaum
Und meine Lippe hat genippt ein wenig Schaum
Vom Becher nur, vom vollen.
Im Frühling bin ich noch, ich will die Ernte ſehn,
Und wie die Sonne will von Kreis zu Kreis ich gehn:
Ich will mein Jahr vollenden.
Und wie die Blume, der der Morgen erſt gelacht,
Will ich im Garten ſtehn und ſchaun des Tages Pracht
Und nicht vor Abend enden.
Hinweg, hinweg von mir! dort eile hin, o Tod!
Wo dich Verzweiflung nennt und wo dich ruft die Noth,
Dort für das Grab zu werben.
Mich laß! ſo viel verſpricht mir noch dieß Herz voll Drang,
Die Liebe Küſſe noch, die Muſe noch Geſang:
Ich kann ſo jung nicht ſterben.“ —
So ſang die Arme oft in ihres Kerkers Nacht.
Es drang ihr Leid zu mir, da iſt mein Lied erwacht
Und rührte ſeine Schwingen.
Gefährtin meiner Haft, nimm dieſes Lied von mir;
Du Holde! möchte bald der Jugend Engel dir
Ein Lied der Freiheit ſingen.

(Pfau.)

### 2.

### Patriotiſche Feſthymne.

Von

**Marie Joſeph de Chenier.** *)

Greiſe und Jünglinge.
Das für die Heimat treu geſtritten,
Dieß Volk, Allmächt'ger, es iſt dein;
Drum holt der Sieg mit Rieſenſchritten
So frühe ſeine Fahnen ein.
Den Sturz der herriſchen Germanen
Sah Pyrenäen- und Alpenwelt,
Und unſer eignes Aehrenfeld
Begrub die nordiſchen Phalangen.

Chor.
O Schwert, wir ſchwören dir nicht eher Ruh und Raſt,
Bis du die Laſterbrut zumal gefreſſen haſt!

Frauen.
O Gott, vernimm der Mütter Flehen,
Der Töchter Flehn um Fruchtbarkeit,
Denn blutend für die Freiheit ſtehen
Uns Brüder, Männer Söhn' im Streit.
Und wo der Söldlinge Verbrechen
Solch einen Edlen niederſtreckt,
Sei uns, o Gott, der Sohn erweckt,
Den väterlichen Staub zu rächen.

Chor.
So ſchwört, daß euer Schwert nicht auf zu ſchlagen hört,
Bis ausgerottet die Tyrannenrotte! — Schwört!

Männer und Frauen.
In eurer Liebe bringt, ihr Schönen,
In deinem Zorn, o Kriegerſchar,
Ihr Greiſe bringt in euren Söhnen
Dem Vaterland das Opfer dar!
Preiſt dieſen Stahl, den Kettenbrecher,
Den ihre Hand geheiligt ſchwingt;
Schon prägt der Ewige, lobſingt!
Den Sieg auf dieſen Menſchheitsrächer.

---

*) **André Chenier** (geb. 1762, guillotinirt 1794) ein Mann, den ſein muthvoller Patriotismus der Poeſie entriſſen hatte, um ihn in die Politik zu werfen, war als Girondiſt eingekerkert worden. Die Träume ſeiner ſchönen Phantaſie hatten ihre Verwirklichung gefunden in Fräulein von Coigny, die in demſelben Gefängniſſe eingeſperrt war. André Chenier weihte dieſer jungen Gefangenen einen Cultus der Begeiſterung und der Verehrung und legte ihr die edlen unſterblichen Verſe in den Mund, den melodiſchſten Seufzer, welcher jemals aus den Spalten eines Gefängniſſes hervorgedrungen iſt. Lamartine, Geſchichte der Girondiſten, Bd. 8, S. 101.

*) Geb. 1764, geſt. 1811.

Chor.
So ſchwört: dieß iſt das Schwert, das alle Ketten bricht.
Wir ſchwören: Eher ſoll's in ſeine Scheide nicht!
(Necholz.)

## 9.

## Zu England.

### Einſamkeit.

Von

**Henry Kirke White.** *)

Nicht weil mir fiel ein niedres Loos,
Iſt thränentrüb der Augen Schein;
Es iſt nicht Leid, das aus mir klagt —
Es iſt, weil ich ſo ganz allein.
Durch Wald und Thäler ſtreif' ich gern,
Wenn froh der Hirt zu Hauſe zieht;
Am Waldſee lieg ich träumend oft,
Wenn ſeine Bruſt im Mondlicht glüht.
Doch wenn, voll heil'ger Melodie'n,
Der Abend klingt im Zwielichtſchein,
Wird mir ſo traurig weh das Herz,
Denn ach! es iſt ſo ganz allein.
Des Herbſtes Laub, ſo welk und todt,
Treibt auf des Stromes Bruſt hinab.
Ich möchte nimmer ſein das Laub —
Ihm fällt nicht eine Thrän' auf's Grab.
Der Wald und Wind mit trübem Ton
Verkünden all' dieſelbe Mär':
Es will ſich Niemand mit mir freu'n,
Noch weinen, drückt mich Leid ſo ſchwer!
In Träumen doch ſah ich ein Bild,
Das liebet mich und denket mein;
Erwach' ich, iſt das Glück entflohn
Und weinend bin ich ganz allein.
(Arentsſchildt.)

## 10.

## Zu Deutſchland.

### 1.

### Heidelberg.

Von

**Friedrich Hölderlin.**

Lange lieb' ich dich ſchon, möchte dich, mir zur Luſt
Mutter nennen und dir ſchenken ein kunſtlos Lied,
Du, der Vaterlandsſtädte
Ländlich ſchönſte, ſo viel ich ſah.
Wie der Vogel des Waldes über die Gipfel fliegt,
Schwingt ſich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menſchen tönt.
Wie von Göttern geſandt, feſſelt' ein Zauber einſt
Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne ſchien
Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, ſich ſelbſt zu ſchön,
Liebend unterzugehen
In die Fluten der Zeit ſich wirft.
Quellen hatteſt du ihm, hatteſt dem Flüchtigen
Kühle Schatten geſchenkt und die Geſtade ſahn
All' ihm nach und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.
Aber ſchwer in das Thal hing die gigantiſche
Schickſalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern geriſſen;
Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Rieſenbild und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauſchten über die Burg herab.
Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gaſſen
Unter duftenden Gärten ruhn.

### 2.

### Die alte Waſchfrau.

Von

**Adelbert von Chamiſſo.**

Du ſiehſt geſchäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüſtigſte der Wäſcherinnen
Im ſechsundſiebenzigſten Jahr.
So hat ſie ſtets mit ſaurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegeſſen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemeſſen.
Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und ſich vermählt,
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.
Da galt's, die Kinder zu ernähren,
Sie griff es an mit heiterm Muth;
Sie zog ſie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung ſind ihr Gut.
Zu ſuchen ihren Unterhalt
Entließ ſie ſegnend ihre Lieben;
So ſtand ſie nun allein und alt:
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.
Sie hat geſpart und hat geſonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn geſponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand,
Die Scheere brauchte ſie, die Nadel
Und nähte ſich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde ſonder Tadel.
Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, ſie ſchätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es iſt ihr Erſtes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr erſparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh ſich einzuprägen;
Dann legt ſie's wohlgefällig fort,
Bis ſie darin zur Ruh ſie legen.
Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte dieſem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen ſollte
In meinen Gränzen und Bereich.
Ich wollt', ich hätte ſo gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,

---

*) Geb. 1785, geſt. 1806.

Und könnt' am Ende gleiche Luſt
An meinem Sterbehemde haben.

## 3.

## Ungebetene Gäſte.

Von

**Anaſtaſius Grün.**

Des Feſtes Ordner ſchreitet durch den Saal,
Ein kleiner Herrgott, deſſen Wort befahl:
„Verkörpert ſei der Seele liebſter Traum,
Das ſchönſte Gotteswort: Es werde Licht!“
Wie Stern bei Stern ringt Kerz' an Kerze dicht!
Ein glanzvoll Firmament war dieſer Raum;
Als Monde, Sonnen um den Glanzpreis ringen
Lichtkloben, Candelaber, Girandolen;
Daß nicht den Lichtbewohnern fehlen Schwingen,
Wob Flügel auch Muſik um Leib und Sohlen.
Nun trittſt du, Jungfrau, ein mit zagem Tritt,
In's dunkle Trugmeer Welt dein erſter Schritt!
Du bebſt, und könnteſt kühn, allein von Allen,
Aufrecht und ſtolz im ſchärfſten Lichtſtral wallen,
Denn deines Leibs entdeckt er keine Fehle
Und findet keinen Makel deiner Seele.
Und doch führſt du zum Feſt an zarter Hand
Ein wüſt Gefolg unheimlicher Geſtalten,
Unzart ihr Leib, unfeſtlich ihr Gewand,
Geballt die Fauſt beinah, die Stirn in Falten,
Nicht kennend der Geſellſchaft Grund und Veſte,
Die Satzung bändigend die Anarchie,
Von Frack und Handſchuh, von Cravatt' und Weſte.
Fortwies empört der Troß der Diener ſie,
Doch ſieht mein Aug' allein die düſtern Gäſte.
Da iſt ein Mann, Seewaſſer in den Haaren,
Ein landgeborner Triton, der gefahren
In ſeiner Glocke dunklem Todtenſchrein
Zum tiefſten Meeresgrund um deinetwegen,
Dir ſchöne Perlen um den Hals zu legen.
Der hat ein Anrecht wohl, dir nah zu ſein?
Da iſt der Bergmann, ein ergreiſter Knabe,
Mit Schurzfell, Grubenlicht und Hämmerlein;
Er hat ſich ſelbſt geweiht zu frühem Grabe,
Aus grünen Thalen, ſonniger Luft gebannt,
Daß aus der Tiefe goldnes Erz er bringe
Für deine blanken Spangen, deine Ringe,
Die neidenswerth dir faſſen Arm und Hand.
Der Lampe rothes Zünglein überſchimmert
Gar ſeltſam grell den Glanz, der ringsum flimmert,
Ein Blutfleck ſcheint's, auf weißen Schleier fallend,
Ein Wehſchrei durch des Wohllauts Wogen hallend! —
Da iſt ein Mann, der Rieſenberge Sohn,
Ein frommer Chriſt! Er betet, duldet, faſtet
Am Webeſtuhl, deß Schifflein nimmer raſtet,
Und darbt mit Weib und Kind ſeit Jahren ſchon,
Der Linnen feinſt Geſpinnſt um dich zu legen,
Das dich umſchmiegt, rein wie ein Vaterſegen. —
Da iſt die Blumenmaid, Jungfrau wie du,
Doch bleich und abgehärmt! Kein Frühlingswind
Spielt je um's Lockenhaar dem blaſſen Kind;
Sie ſchloß ihr Thor den Frühlingswonnen zu,
Um ſelbſt dein Lenz zu ſein in Winterdruck,
Dir Blumen bildend aus bemalten Flittern,
Die farbig als Guirland' um's Haupt dir zittern,
Wenn ſtarr die Erde, todeskalt die Luft;
Dem Kranz noch fehlt die Blumenſeele: Duft;
Mahnt er dich nicht an jene, die ihn wand? —
Da iſt das fremde Weib mit kranken Buben,
Ein Feigenblatt von Woll' ihr Feſtgewand,
Man ließe frech es, wär' es nicht ſo elend!
Sie leben wühlend in Braſiliens Gruben,
Den Demant dir und ſich das Fieber wählend. —
Da iſt ein Knabe, vorgereift dem Alter,
Geſandt zum Seelentod in Laſterſchulen,
Zur großen Werkſtatt mit den Seidenſpulen,
Ein Bändchen dir zu wirken, bunt wie Falter;
Er ſelbſt ein Seidenwürmlein, — ſterben muß es,
Bevor zum Flug entfaltet ſeine Schwingen!
Leichtſinnig flattern deines Bandes Schlingen,
Vergaß es ganz das Bändlein ſeines Grabes? —
Da iſt ein Seemann, braun vom Sonnenbade,
Mit rother Schärp' und braunem Lederhut;
Er fuhr durch Sturmwindbrauſen, Tropenglut,
Damit ein Shawl von Hindoſtans Geſtade
Dir weich und warm mag um die Schultern fallen,
Daß nicht im Frei'n der Nachtluft leiſes Wallen
Den tanzerhitzten Lebensgeiſtern ſchade.
Zerſtört, geknickt, entweiht ſo viele Leben,
Daß du ein Stündchen magſt im Reigen ſchweben,
O Jungfrau, unſchuldsvoll und ſeelenrein!
Du ſiehſt ſie nicht, ich ſchaue ſie allein
An deine Lichtgeſtalt ſich finſter reih'n
Und frage nicht die ſchwarzen Schatten weiter,
Der dunkleren Geſtalten Feſtbegleiter.

## 4.

## Das Volkslied.

Von

**Friedrich von Sallet.**

Ein wandernder Geſelle
Zieht munter durch den Wald;
Vorüber rauſcht die Quelle,
Das Lied der Vögel ſchallt.
Und was ihn da durchdrungen,
Als er an's Lied gedacht,
Das hat er friſch geſungen,
Nicht lange nachgedacht:

„Wenn Röslein aufblüht friſch und ſchön
Die Nachtigall muß ſchlagen;
Als ich ihre rothen Wangen geſehn,
Da mußte mein Herze ſchlagen.
Der Bach der rauſcht gar ſüßen Klang,
Das Waldland muß erzittern,
Und als die Liebſte ſprach und ſang,
Fühlt' ich mein Herz erzittern.
Erdbeeren roth erglühn im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte;
Gern küßt' ich ihren rothen Mund,
Gern flög' ich durch die Lüfte.
Die Wolken ziehn von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen ſie eilen?
Ihr, meine Gedanken, was fliegt ihr fort,
Mögt ihr im Wald nicht weilen?
In Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn Abends die Sonn' muß ſcheiden;
Das Weinen mir ſehr nahe war,
Da ich ſie mußte meiden.
Und Nachts da blinken weit und breit
Am Himmel tauſend Sterne;
Mein Liebchen, ach, das iſt gar weit,
Mein Liebchen iſt gar ferne!“

So ſang der gute Geſelle
Und weilet nicht am Ort.
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort,
Bis wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann,
Der hub mit frohem Muthe
Es nachzuſingen an.

Das Waldland hat gelauſchet
Und ſingt mit im Chor;
Das ſäuſelt und das rauſchet
Der leiſen Tön' in's Ohr.
Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die ſang, ſo gut ihr's glückte,
Sogleich das Liedchen nach.
Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.
Der ſingt es noch gar helle;
Hernieder weht's der Wind,
Wo mancher gute Geſelle
Des Weges zog geſchwind.
Und Manchem hat's gefallen
Und er behielt's im Sinn,
Und wo er mochte wallen,
Da ſang er's vor ſich hin.
Und wie ſich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald,
So hörte man's ſingen und klingen
Von Lande zu Lande bald.

---

### 5.

## Es genügt.

Von

### Berthold Staufer.

Du ſuchſt das Wort, zu rufen es vom Berge
Der Zeit hinunter an das Volk, das ſchlafe,
Das Flammenſchwert ſuchſt du dir, jene Waffe,
Geſtählt, gefeiht durch zauberkund'ge Zwerge.
Auf daß das Volk nicht mehr ſein eigner Scherge,
Nicht länger ſei der Nachbarvölker Affe,
Ihm nicht mehr Prieſter ſchreie jeder Pfaffe,
Wärſt du im Sturm ihm gern der ſichre Ferge.
Sei ruhig! wirſt auch du beim ſchwerſten Gange,
Im wilden Toben, lauten Waffendrange,
Die Schlacht nicht lenken mit der Stimme Klange,
Biſt du ihm auch der Kampfesfürſten keiner;
Du wirſt vor dir erſcheinen drum nicht kleiner,
Wenn du nur mitkämpfſt redlich als Gemeiner.

---

### 6.

## Der Tell. (1845.)

Von

### Jakob Kübler.

In bergkriſtallener Grotte
Da liegt im Schlummer der Tell
Und ruht vom letzten Kampfe
Mit des Schächen tobender Well'.
Wohl ſtürmet alljährlich thalwärts
Der Laue rollender Ball,
Wohl ſtürzet noch ſtets vom Gletſcher
Der Ströme toſender Fall;
Nichts ſtört den Tell im Schlafe,
Kaum regt er im Traum ein Glied,
Vom Zauberſchlaf iſt gefeſſelt
Sein ſchweres Augenlid.
Nur wenn das Alphorn klinget
Am Morgen von Berg zu Thal,
Verklärt des Schläfers Miene
Ein wonniger Freudenſtrahl.
Als jüngſt das Kampfgetümmel
Widerhallt' am Felſenhang,
Da griff des Tellen Rechte
Im Traum nach dem Bogenſtrang.
Faſt war's mir, murmelt er träumend,
Als hört' ich den Namen mein;
Doch kann dieß dumpfe Dröhnen
Des Rufers Stimme nicht ſein.
Und wieder ward es ſtille
Und wieder legt er ſich hin;
Doch ſchläft er wohl nicht mehr lange
Im Felſengrabe drin.
Bald hört er nach Freiheit jammern
Die geknechteten Völker all'
Und ganz Europa's Stimme
Erſchüttern den Alpenwall.
Das dringt durch die ſtarren Felſen
In ſeinen Todtenſchrein,
Das iſt des Rufers Stimme,
Die hebt ihn auf vom Stein.
Wenn dann mit Jubeldonner
Der Fels aus einander kracht
Und die Kuppen freudig erzittern,
Dann iſt der Tell erwacht.
Dann ſtürmt er mit den Söhnen
Voran zur Freiheitsſchlacht.
Dann — Feuer auf den Bergen! —
Dann iſt die Welt erwacht.

---

### 7.

## Gebrauch des Lebens.

Von

### Friedrich Wilhelm Rogge.

Die ihr den Augenblick wißt feſtzuhalten,
Den leichten Sinn, der leicht ſich ſchwingt zum Ziele,
Ihr, denen nie bei Reigentanz und Spiele
Die Stirne furchten des Gedankens Falten;
Die ihr die Welt voll blühender Geſtalten
Als heitren Tummelplatz euch denkt für Viele:
Oft wünſch' ich mir, daß mir, was euch, gefiele,
Und denk', am beſten ſei's, euch gleich zu ſchalten.
Wer richtet ſie, die friſch um's Sein geworben
Und die um's Haupt ſich Roſ' und Lilie ſchlangen,
Das Leben faßten, eh's für ſie verdorben!
Ja, Herz! ruft dich der Lenz, geh', ſieh' ihn prangen,
Eh' matt der Wunſch wird und bevor erſtorben
Der Glanz der Augen und das Roth der Wangen.

---

### 8.

## Verborgenheit.

Von

### Karl Gödeke.

Mögt ihr hinaus durch alle Räume ſchweifen,
In jedem Blick ein Glück der Liebe ſchauen,
Aus jeder Stunde mag Genuß euch thauen
Und jede Frucht für euch erquickend reifen:
Mir gnügt es, einſam durch die Flur zu ſtreifen,
Von fern zu ſehn Geſtalten ſchöner Frauen,
Zum Himmel ſtill und heiter aufzuſchauen,
Nach Blüthen läſſig, ohne Zweck zu greifen;
Gekannt von Wen'gen, im verborgnen Frieden,
Von Wünſchen frei, befreit auch von Beſchwerden,
Nichts ſein und wollen, was mir nicht beſchieden:

Wohl manches Glück ward ausgetheilt auf Erden,
Kein ſchön'res aber, dünkt mich, gibt's hienieden,
Als dieß Vergeſſen und Vergeſſenwerden.

## 9.

# Wein, Weib und Geſang.

Eine Tenzone
von
**Franz Kugler.**

Streitende: Wilhelm Wackernagel.
Franz Kugler.
Karl Joſeph Simrock.

**Wilhelm.**

Sagt mir, Franz und Joſeph, Beide
Unverhüllt,
Was wohl eh'r erlöst vom Leide,
Mehr das Herz mit Luſt erfüllt:
Rede, die ſich ſchließt und ründet
Zum Geſang?
Traube, die den Muth entzündet
Bei der Becher lautem Klang?
Oder iſt's in guter Stunde
Süßer Kuß von liebem Munde,
Händedruck und Armumfang?

**Franz.**

Ei, wie gefällt der Reigen
So zu drei!
Drum geſchwinde will ich zeigen,
Was hier meine Meinung ſei.
Oft ſchon ſang ich, mit Genoſſen
Und allein;
Oft iſt mir der Wein gefloſſen,
Glaub' ich, bis in's Herz hinein;
Doch kein Frühling jemals blühte
Mir in Sinnen und Gemüthe,
Wie ſeitdem die Liebſte mein.

**Joſeph.**

Sieh, das will ſich herrlich paſſen
Und ich muß
Wohl den Wein dem Zecher laſſen,
Wie dem Liebenden den Kuß.
Bin dabei mit ganzer Seele:
Küſſe, Franz!
Wilhelm tränkt die durſt'ge Kehle
Und ich ſpiel' euch auf zum Tanz.
Mag ſich der mit Myrthen kränzen,
Jenem Reb' und Epheu glänzen,
Auch dem Sänger winkt ein Kranz.

**Wilhelm.**

Singe, wem Geſang beſchieden,
Immerzu!
Wen ein Mägdlein küßt in Frieden,
Küſſe ſie zurück in Ruh'!
Aber wen der Wein gefangen
Hält im Strick,
Immer ſoll ſein Auge hangen
An des Weines ſüßem Blick.
Nun, wohlan! ſo will ich zechen,
Trinkend handeln, wandeln, ſprechen
Und erfüllen mein Geſchick.

**Franz.**

Es verkündet uns die Sage,
Daß die Welt
Im Beginn von keinem Tage,
Keinem Sterne war erhellt:
Formlos wogten wüſte Maſſen,
Trüb und kalt,
Kämpfend in gewohntem Haſſen
Mit zertrümmernder Gewalt:
Aber Eros kam zur Stelle
Und es ward die Nacht zur Helle
Und das Chaos zur Geſtalt.

**Joſeph.**

Laß vom blinden Heidenweſen,
Franz, laß ab!
Nein, es iſt das Wort geweſen,
Das der Welt ein Daſein gab.
Noch war weder Tag noch Stunde,
Als der Ton
Schaffend ſcholl aus Schöpfers Munde,
Gottes erſtgeborner Sohn:
Ihm entklangen Erd' und Sonne,
Meer und Himmel, und in Wonne
Stieg ihr Preis zu Gottes Thron.

**Wilhelm.**

Nur ein Ort für arme Schächer
War die Welt,
Eh ſie ward in Noah's Becher
Schön und lieblich hergeſtellt:
O ſie mußten erſt erproben,
Welche Noth
Von des Waſſers Wuth und Toben
Allem Volk der Erde drohte!
Mit dem Frieden kam die Traube,
Mit der Traube Lieb' und Glaube,
Frohes Leben, ſel'ger Tod.

**Franz.**

Joſeph, jene Griechenſage
Sieht ſchon klar,
Und zugleich liegt es am Tage,
Daß das Wort ein Zweites war.
Wilhelm, jener Sorgenbrecher
Ward erſt noth,
Seit durch Adam's Schuld als Rächer
In das Leben trat der Tod.
Nur die Liebe iſt unendlich,
Ob der Tod auch unabwendlich
Jedem Ding Vernichtung droht.

**Joſeph.**

Durch ein Weib heraufbeſchworen
Ward die Schuld
Und zum zweiten Mal verloren
Durch den Wein des Himmels Huld.
Denket Lot's und ſeiner Schande
Allermeiſt,
Daß ihr nicht mit Unverſtande
Weingenuß und Liebe preiſt.
Jubal hat Geſang erfunden,
David's Lied zu allen Stunden
Bannte Saul, den böſen Geiſt.

**Wilhelm.**

Wäret ihr nur erſt ſo weiſe,
Zu verſtehn,
Was die Sterne treibt, im Kreiſe
Um die Sonne ſich zu drehn,
Wie mit ſüßberauſchtem Tritte
Ball an Ball
Eben noch die rechte Mitte
Halte zwiſchen Stehn und Fall;
Zögt ihr's vor, euch zu berauſchen,
Würdet um den Wein vertauſchen
Flücht'gen Kuß und leeren Schall.

**Franz.**

Wenig kümmern mich die Sterne
Und ihr Tanz,
Bleibt ſtatt deren nur nicht ferne
Meiner Liebſten Augenglanz;
Und erwählet hab' ich Einen
Zum Patron,
Nicht den David, nicht den Kleinen,
Nein den großen Salomon.

Leſet lieber, ſtatt zu ſtreiten,
Was der Weiſe ſang vor Zeiten
Von der Braut auf Libanon.

Joſeph.

Was die Sterne treibt zu kreiſen?
Sphärenklang.
Was macht Salomon zum Weiſen?
Daß er hohe Lieder ſang.
Singen würzt und Gläſerläuten
Erſt den Wein;
Liebe wirſt du nie erbeuten,
Stimmt nicht Herz mit Herzen ein.
Alles Edle lebt in Tönen,
Wein und Liebe zu verſchönen,
Weiß der Sänger ganz allein.

Wilhelm.

Freunde, nehmt's nicht übel, wenn ich
Lachen muß!
Bin ich trunken, ſo entbrenn' ich
Eben auch zu Sang und Kuß:
Nun ſo rächt' ich, was Geſang und
Liebe lehrt,
Wär' auch mehr als Saitenklang und
Mehr als Küſſe werth.
Darum trinkt und trinket wieder
Und die Luſt der Lieb' und Lieder
Wird euch in den Kauf beſcheert.

Franz.

Aus der Leber kommt die Luſt zum
Zechen euch,
Aus der Kehl' und aus der Bruſt zum
Singen und zum Sprechen euch.
Aber tief aus Herzensgrunde
Kündet ſich
Freudenreichſte Schmerzensſtunde,
Drin der Himmel gründet ſich.
So das dorthin, wo der Sitz iſt
Unſers Lebens, auch der Blitz iſt,
Dran die Welt entzündet ſich.

Joſeph.

Wein hat mir der Arzt verboten
Und gewiß,
So am weißen, wie am rothen,
Nahm ich ſtets ein Aergerniß.
Weiber mögen niedlich gleißen,
Aber faſt
So an rothen wie an weißen,
Iſt mir jedes Haar verhaßt.
Doch im Liede mag's erfriſchen;
Wißt ihr Weiß und Roth zu miſchen,
Wär's in Roſenroth gefaßt.

Wilhelm.

Rein'ke, Rein'ke! Fuchs, du ſchlauer,
Lebſt du noch?
„Ei, die Trauben ſind ja ſauer!“
Sprach's und ſchlüpfte fort durch's Loch.
Franz, es iſt dein Eingeweide
Nicht geſund:
Herz und Leber hielten beide
Sonſt den altgewohnten Bund;
Ein geſundes Herze grollte
Nimmer, wenn die Leber wollte
Süßen Kuß von Bechers Mund.

Franz.

Joſeph, deines Amtes wäre
Hier der Takt;
Doch ihr Beide ſcheint, auf Ehr',
Schon von argem Rauſch gepackt.
Nimmer war der Wein zuwider
Meinem Sinn!
Nimmer wird die Kunſt der Lieder
Mißbehagen meinem Sinn!
Aber ohne Liebe — fraget,
Wo nur ferner noch behaget
Beides irgend einem Sinn?

Joſeph.

Frauen hab' ich nicht verſchworen,
Noch den Wein;
Oeffnet beſſer doch die Ohren,
Wenn ihr wollt ſo gütig ſein.
Weiber ſind in Bett und Kammer
Nicht getreu,
Und ein faſt noch größrer Jammer
Harrt des Trinkers täglich neu.
Singen taugt für alle Fälle;
Denn der Frohſinn kommt zur Stelle
Und nicht hinterdrein die Reu'.

Wilhelm.

Nein, der Becher iſt der Lippen
Schönſter Kuß;
Lieblich iſt es, ihn zu nippen,
Lieblich iſt der Ueberfluß.
Wein zu ſchlürfen iſt des Mundes
Schönſter Klang,
Holder tönt ein volles rundes
Glas, als aller Liederſang.
Drum vergönnt, daß ich mich zeige
Treu dem Weine vor der Neige
Bis zum vollen Ueberſchwang.

Franz.

Will der Sänger, daß die Leute
Ihn verſtehn,
Thut er auf des Mundes Häute,
Daß man ſchier den Schlund mag ſehn;
Und der Trinker, leert er ſeiner
Den Pokal,
Reckt hervor den Unterkiefer
Zum geräumigen Canal.
Während nimmer ſich entſtellen
Lippen, die zum Kuſſe ſchwellen,
Und der Kuß iſt meine Wahl!

Joſeph.

„Wo man ſingt, da laß dich nieder!
Trug und Mord
Kennt die Heimat nicht der Lieder,“
Sagt ein altgeſprochen Wort;
Zwar man lebt, wo Reben wachſen,
Auch beglückt,
Oder wo man, wie in Sachſen,
Märchen von den Bäumen pflückt:
Doch mit allen dieſen Gaben
Iſt das Land der Lieder, Schwaben,
Wie ein Tempel ausgeſchmückt.

Wilhelm.

Gerne ſtritt' ich gaſtronomiſch
Immer fort;
Aber Franz treibt's anatomiſch:
Da verſagt mir Reim und Wort.
Drum wie wär' es, wenn wir Beide,
Lieber Franz,
Joſeph fragen, wie ſich ſcheide
Wohl am beſten unſer Tanz?
O ich glaub', ich glaub', ich glaube,
Daß er meiner ſüßen Traube
Noch verhilft zu einem Kranz.

Franz.

Wilhelm, ja ſo geht es endlich
Bei dem Wein:
Anfangs tanzt man überwendlich
Und am Ende ſchläft man ein.
Nehmt zum Schluß denn der Tenzone
Meine Hand;
Doch wir ſchließen, hoff' ich, ohne
Daß ein Richter wird ernannt.

Joſeph, [illegible] biſt geweſen
(Sagt man) [illegible]'ſchen Weſen
Gar ein kluger [illegible].
Joſeph.
Zwar kein Landrecht lehrt [illegible]
Solchen Streit;
Aber Manches läßt ſich ſchlichten
Ohne Urtheil und Beſcheid.
Wie die Zehn, die Hellas führten,
Es gemacht,
Als ſie ſich den Feldherrn kührten
Vor der Marathoner Schlacht,
Laſſet Huldigung uns leiſten,
Wem den Kranz von uns die Meiſten
Nächſt ſich ſelber zugedacht.
Wilhelm.
Joſeph, als du jüngſt verletzteſt
Das Verbot,
Dich mit mir zum Weine ſetzteſt,
Fröhlich trankeſt Weiß und Roth,
Da haſt du ſo ſchön geſungen,
O ſo ſchön,
Daß die Seele mir bezwungen
Hat das liebliche Getön:
Mit dem Kranze dich begab' ich;
Doch kein einzig Blättlein hab' ich,
Franz, für dein verliebt Geſtöhn.
Franz.
Wohl gedenk' ich noch der Leiden
Jener Zeit,
Da ich gleich euch armen Beiden
Saß in dunkler Einſamkeit:
Einer mochte doch vor Allen
Nur allein
Als ein Tröſter mir gefallen:
Dieſes war der warme Wein.
Wilhelm, ohne mich zu rächen,
Will ich dir den Kranz zuſprechen
Und es ſei das Kränzlein dein.
Joſeph
(einen Kranz in Händen).
Wein und Lieder ſind geſellig
Jeder Zeit,
Nur Verliebten iſt's gefällig
In der dunkeln Einſamkeit.
Wilhelm, was im Saft der Trauben
Du vollbracht,
Das hat Franz im Küſſerauben,
Ich im Singen nie erdacht;
Weil du ganz in deinem Fache
Meiſter biſt, und nicht aus Rache
Hab' ich dir den Kranz gebracht.

---

## 10.

## Nachtgeſang.

Von

**Eduard Mörike.**

Sie.
Wie ſüß der Nachtwind nun die Wieſe ſtreift
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verſtummt,
Hört man der Erdenkräfte flüſterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Geſänge
Der rein geſtimmten Lüfte ſummt.
Er.
Vernehm' ich doch die wunderbarſten Stimmen,
Vom lauen Wind wollüſtig hingeſchleift,
Indeß, mit ungewiſſem Licht geſtreift,
Der Himmel ſelber ſcheinet hinzuſchwimmen.
Sie.
Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchſichtiger und heller aufzuwehen;
Dazwiſchen hört man weiche Töne gehen
Von ſel'gen Feen, die im blauen Saal
Zum Sphärenklang
Und fleißig mit Geſang
Silberne Spindeln hin und wieder drehen.
Er.
O holde Nacht, du gehſt mit leiſem Tritt
Auf ſchwarzem Sammt, der nur am Tage grünet,
Und luſtig ſchwirrender Muſik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund' um Stunde miſſeſt,
Dich lieblich in dir ſelbſt vergiſſeſt —
Du ſchwärmſt, es ſchwärmt der Schöpfung Seele mit!

---

## 11.

## Lied.

Von

**Ludwig Seeger.**

Frage mich nicht:
Wie wird's noch mit uns Beiden?
Laß, bis es bricht,
Dem Herzen ſeinen Wahn!
O, ich verſteh'
Dein ſchönes frommes Leiden;
Schauſt mich mit Weh,
Mit ſtillem Vorwurf an.
Gräme dich nicht,
O träume kein Verbrechen!
Mein ſüßes Licht,
Komm, reiche Kuß und Wein!
So, wie wir ſind,
Wer wird uns heilig ſprechen?
Nun denn, mein Kind,
So laß uns ſelig ſein!

---

## 12.

## Wider die Reaction.

Von

**Ludwig Seeger.**

1.

Das Licht der Revolution
Ausblaſe, wer es kann:
Am warmen Rauche zündet man
Gar leicht es wieder an.

2.

Arbeiter ſind wir Wühler nur:
Doch — wie ſie auch ſich ſperren —
Die Fabrikherrn der Revolution
Das ſind die großen Herren.

3.

Seid nicht ſo zäh, ſo ledern
Und mauſert euch dann und wann;
Laßt fallen die alten Federn,
Daß der Nachwuchs keimen kann.

Das Geflügel im Feld und im Stalle,
Die Vögel im Wald, auf den Au'n —
Sie mauſern ſich alle, alle,
Nur Einer nicht: der Kapaun!

4.

Dreht das Kaleidoskop der Zeit
So lang' ihr wollt; das alte Stück
Und die alten Figuren bringt ihr nie
Und nimmermehr zurück.

5.

„Eine Ohrfeig' auf 'ne Lüge!“
So heißt's beim Volke gleich.
Bei den Fürſten: „Auf jede Wahrheit
Gehört ein Backenſtreich!“

6.

Die rechte Wange färbt ihr roth
Mit demokrat'ſcher Schminke.
Doch, ungeſchminkt, monarchiſch bleibt
Natürlich bleich die Linke.

Streicht doch euch lieber gar nicht an
Als nur ſo halb, ſo kläglich:
Und wär's ein Schuft, ein ganzer Mann
Iſt immer doch erträglich.

## 13.

## Vaterlandslied.

Von

**Hermann Kurz.**

(März 1848.)

Sammelt euch, zerbrochne Glieder,
Raſch an's Werk, o Vaterland,
Eh' das Reich der Nächte wieder
Sich vom ſchweren Schlag ermannt!
Mitten in des Traumes Schrecken
Rief zum dritten Mal der Hahn:
Heil und Ehre ſeinem Wecken!
Denn es ſagt den Morgen an.
An des deutſchen Rheins Geſtaden
Klingt es nach in deutſchem Ton
Und es rief das Volk von Baden
Hell nach ſeinen Brüdern ſchon.
Rings ertönen Morgenglocken,
Schwaben, Heſſen, Baiern wacht,
Preußen ſchüttelt ſeine Locken,
Oeſterreich beſiegt die Nacht.
Du ja wachteſt, Nordlandshüter,
Schleswig-Holſtein, ungemahnt.
Welch ein Sieg der höchſten Güter!
Haſt du ihn ſo ſchön geahnt?
Der um Rang mit dir gerungen,
Iſt von gleichem Blut wie du:
Führ' ihn brüderlich bezwungen
Seinen deutſchen Brüdern zu.
Schwarzgelbrothe Banner wallen
Nach der alten Stadt am Main.
Wo das Reich in Staub zerfallen,
Soll es neu geboren ſein.
Aus der Krone todten Scherben
Ruft es wie mit Geiſtermund:
Heil dir, Bund von Kaiſererben,
Freier deutſcher Völkerbund!
Sechs Geſchlechter ſind geſunken
In die Grube hoffnungsleer.
Sieh, und ihrer Aſche Funken
Lodern auf zum Flammenmeer.
Zweimal hat die hundert Speichen
Umgewälzt das Rad der Zeit.
Sieh, da wird der Schande Zeichen
Zeichen deiner Herrlichkeit.*)
Stark zum Frieden, ſtark zum Schlagen,
Ohne Hochmuth, ohne Neid,
Magſt du mit den Völkern tagen,
Wachſam auf dein Ehrenkleid.
Dem Erwecker in dem Weſten
Bleibe hold, er will nicht mehr,
Und du ehreſt ihn am beſten,
Wenn du aufrecht ſtehſt wie er.
Doch wo Völkerwunden bluten,
Wo ein Edelſtein zerfiel,
Der, gleich dir, in Prüfungsgluten
Finden ſoll ein lohnend Ziel, —
Heile, heile dieſe Schmerzen,
Brich der Selbſtſucht Ring entzwei,
Und an deinem reinen Herzen
Hängen Völker ſtolz und frei.
Aber wenn der Bär aus Norden
Auf die junge Freiheit fällt,
Stelle dich vor ſeine Horden
Und vertritt das Heil der Welt,
Bis auch er die alte Lüge
Sieht in Morgenroth verglühn
Und verwandelt ſeine Züge
Menſchlich dir entgegenblühn.
Wo ſich Brüder feindlich grollen,
Gilt dein Wort im Friedensſaal,
Wo die Würfel blutig rollen,
Führt Entſcheidung deinen Stahl.
Wo die keckſten Kiele ſchwanken
In dem fernſten Wogenbraus,
Halten deine Eichenplanken,
Deine Eichenherzen aus.
Deutſche Spur in deinen Schienen,
Deutſche Spur in Rath und That!
Weder herrſchen, weder dienen,
Herz im hohen Völkerrath!
Vaterland, du Land vor allen,
Wie du leuchteſt weit umher,
Aller Welt ein Wohlgefallen,
Ja, und deinem Volk noch mehr!
Schirm und Beiſtand jedem Streben,
Jeder Kunſt und jeder Kraft!
Freiheit ſtrahle durch das Leben,
Schaffend wie die Sonne ſchafft!
Schutzherrn Alle jedem Einen!
Jeder Eine ſchlicht und klein!
Glanz und Schmuck für all die Deinen,
Große Mutter, Du allein!
Lauſchend nach des Geiſtes Sonnen,
Sankſt du hin, zum Sterben wund,
Aber Flut vom Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne dieſe!
Gleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Ueber alle Völker hin!
Sag's mit hellem Stundenſchlage,
Daß die Zeit erfüllet iſt,
Daß der alte Wurm der Tage
Nicht mehr an den Herzen frißt,
Daß hinfort der heil'ge Spiegel,
Drin der Menſch ſein Höchſtes ſchaut,
Frei ſoll ſein und ohne Siegel,
Wie die Seele, die ihn baut.
Deine Seher, deine hellen,
Kannten wohl der Sterne Lauf:
Endlich ſteigt aus Sturm und Wellen
Jenes Friedenseiland auf,
Wo aus Dornen ſich die Roſe
Ungeknickt entfalten kann, —
Ja, und ſäuſelnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an.
Endlich ſiegt der wahre Glaube,
Der die Menſchheit menſchlich macht.

---

*) 1648—1848.

Mit dem Oelblatt kommt die Taube
Und der Rabe flieht zur Nacht.
Aller Völker bunt Gewimmel
Wird ein freier Volksverein
Und der längſt verlorne Himmel
Kehrt auf Erden wieder ein.

### 14.

## Rückblick.

Von

### Theodor Althaus.

Ich bin auf breitem Weg gegangen,
Wie ihn uns führt die alte Welt;
Ich ſah Gewürm und gift'ge Schlangen —
Das hat mein Leben nicht vergällt.
Dem alten Glauben froh ergeben,
Hatt' ich ein ſchönes Wort gehört:
Das Wort vom Kreuz und ſeinem Leben,
Das alle Schlangen einſt zerſtört.
So ging ich hin in ſüßen Träumen,
Sah weißverſchleiert einen Stern,
Sah das Gewölk ſich roſig ſäumen
Und ſpürte Morgenluft von fern.
Und in des holden Sterns Geflimmer,
Im wunderbar verhüllten Glanz,
Träumt' ich des Glückes Roſenſchimmer
Und um die Stirn mir einen Kranz.
Doch heimgekehrt von Jugendwallen
Der Arbeit ernſte Luſt begann.
Ich trat in der Geſchichte Hallen
Und über ihren Bildern ſann.
Da hebt der Geiſt ſo kühn die Schwingen,
Da bebt ein edler, großer Drang —
Doch ach, ſoll immer denn erklingen
Im Tode nur Triumphgeſang!
Der Pfingſten Geiſtesfeuerſprachen
Hab' ich in Andachtglut gehört,
Sah, wie die alten Tempel brachen,
Und ihrer Götzen Reich zerſtört.
Doch in des neuen Geiſts Geſtalten
Sah ſchaudernd ich den alten Zug,
Zurückgekehrt die Nachtgewalten
Und unverſöhnt den alten Fluch.
Wohl neue Lichter liebend ſtrahlten,
Wohl floß um Freiheit edles Blut
Und Dichter und Propheten malten
Die neue Welt in reiner Glut;
Dann bluteten die alten Wunden,
Ein Ring der ſchweren Kette brach. —
Doch noch zur Ohnmacht ſtarr gebunden
Die Welt im alten Banne lag.
Und wo die Todtenhallen enden,
Trat ich in der Lebend'gen Reich — :
Wohin, wohin um Troſt mich wenden?
Die finſtre Noth harrt ewig gleich!
Wo ſeid ihr, ſüße Himmelsklagen
Von der Erlöſung Siegeswort?
Noch ſeh' ich Kreuze aufwärts ragen —
Sind ſie der ew'gen Güter Hort?
O heil'ges Haupt voll Blut und Wunden,
Du trägſt noch heut der Menſchen Hohn!
Sie halten dich an's Kreuz gebunden,
Geſchmückt mit einer Dornenkron';
Wenn ihre frommen Herzen ſchweigen
Bei Geiſtesmord und Menſchennoth:
Dein ſtummes Bild am Kreuz wird zeugen,
Daß längſt der Glaub' an dich iſt todt!
Wohl muß dein Kreuz und deine Leiden
Ihr höchſter Hort, ihr Alles ſein;
Es iſt ein Bild, darin ſie kleiden:
Daß du dich niemals ſollſt befrei'n!
Wenn du, erlöſ't vom Kreuzesſtamme,
Zum Leben auferſtändeſt, o Held!
Du zündeteſt die Liebesflamme,
Richtend, vernichtend ihre Welt;
Die Welt, wo von den alten Sünden
Sich jede ärgſte göttlich lügt,
Wo ſich um's Kreuz die Schlangen winden,
An deren Gift die Menſchheit ſiecht.
Und gält' es Leben ſtatt der Lehren,
Dann würd' es endlich offenbar,
Ob deines Geiſtes Brüder wären
Die von dem Thron und vom Altar.
O Stern, o Kreuz, o Morgenleuchten,
Wie ſeid ihr uns ſo fern, ſo weit!
Wohl mag ſich noch mein Auge feuchten,
Gedenkt es eurer Herrlichkeit;
Doch Dämm'rungsſterne müſſen bleichen,
Wenn Sonnenlicht den Tag erhellt,
Und nimmer geben alte Zeichen
Das Loſungswort zur neuen Welt.
Die Kreuzesfahnen nicht mehr wallen,
Sie rauſchen nur im Lied ſo ſchön,
Wenn wir durch der Geſchichte Hallen
Auf ew'ger Liebe Spuren gehn.
Wohl wird das Herz noch heiß entgegen
Dem edlen Schmerzensantlitz glühn, —
Doch wird um keinen Kreuzesſegen
Die junge Menſchheit betend knien.
Nicht Einer war von je erkoren,
Zu ſchenken, was der Menſchheit fehlt, —
In Ungezählten ward geboren,
Was uns erleuchtet und beſeelt.
Was tauſend Geiſter liebend ſä'ten,
Reift zu der Einen Weltenſaat
Und alle Helden und Propheten
Erſtehn nur auf in unſrer That!

### 15.

## Der Untergang.

Von

### einem Ungenannten.

Wenn ihr es ſeid vom alten Helikon,
Die meinen trägen Mund zum Liede zwingen,
Weh euch! — Ich trank aus dem erſchöpften Bronn,
Um eure müde Welt in's Grab zu ſingen.
Wie lang den Faden auch die Parze ſpann,
Sie muß ihn endlich doch zu Ende bringen.
Wie vor Homer für uns kein Menſch geſungen,
Wird von der Zeit ſelbſt er zuletzt verſchlungen.
Was, Menſch, iſt deine Ewigkeit? Ein Bruch!
Das endlos kleine Groß der Wiſſenſchaft.
Was deine Hoffnung? Endlos ſie genug,
Ein ewig Sterben ihrer Schöpferkraft!
Dein Glaube, was? Auf jenen Gott ein Fluch,
Den ſich dein eigen Herz zum Bilde ſchafft
Und das Idol dann doch zu preiſen denkt,
Weil es vor Allen dich mit Gunſt beſchenkt.
Was deine Liebe? Willſt du Einen küſſen,
So mußt du Tauſenden den Rücken wenden!
Höchſt großer Menſch! auf ſolchen Ruhekiſſen
Wie ein Verſchwender deinen Tag zu ſpenden,
Der in der Furcht, das Ende ganz zu wiſſen,
So lang es geht, ſich weiter hilft mit Enden
Und endlich, hat er jedes Stück verzettelt,
Den Gläub'ger Tod um ew'ges Leben bettelt.
Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch ich hab' einen Götzen mir gemacht,

Und wem ſein Herz ein andres Selbſt erkoren,
In heil'ger Dummheit gottverflucht gedacht;
Auch ich hab' einſt, was ich gewünſcht, beſchworen,
Was ich gedacht, als ſichres Pfand bewacht,
Das Weltall mir in Demuth zugemeſſen
Und Gott gedankt, daß ich mich nicht vergeſſen.
Es iſt vorbei und Alles iſt vorbei!
Geglaubt hab' ich und hab's wie Einer nur,
Geglaubt an Drei und Eins und Eins und Drei,
Geglaubt an Leben, Liebe, Menſch, Natur,
An Recht und Vaterland und Fürſtentreu —
An deine Treu, mein Fürſt, und deinen Schwur
Und Alles log! auch Alles, und auch du! —
Es iſt vorbei für dich und mich dazu!
Es iſt vorbei. Dir war ein Loos bereit,
Napoleon weinend aus dem Grab zu treiben,
Um ſeinen Antheil an Unſterblichkeit
Für einen Trunk aus Lethe zu verſchreiben.
Freiheit und Krieg! und Deutſchland weit und breit
Stand auf, um frei zu ſein und rein zu bleiben,
Und die Geſchichte hätte deinem Leben
Den Schimpf, daß du ein König warſt, vergeben.
Doch ſeid getroſt, euch bleibt des Wahns Gewalt
Und Hoffnung bleibt, den Glauben dran zu ſpeiſen,
Und ob ſchon ſtarr die Hand im Bettuch krallt,
Die Zunge faſelt noch vergnügt von Reiſen.
Euch bleibt der Haß, wenn euch die Wahrheit kalt
Des Arztes Mund enthüllt, der Mund des Weiſen.
Recht hat Athen: mit ſeinen Göttern fallen
Die Burg, der Markt und die gemalten Hallen.
Recht hat Athen: — doch Lügen Gift und Ketten
Nicht Säulen, die die Wahrheit niederbricht,
Und Recht hat Juda: — doch auf Schädelſtätten
Stirbt wohl ein Menſch — es ſtirbt die Freiheit nicht.
Und Rom hat Recht: — doch ſeinen Himmel retten
Kann ihm kein Fluch, kein heiliges Gericht,
Noch dieſes Unten, wo die Hölle brennt:
Nicht um die Menſchheit rollt das Firmament.
So lügt die Schrift, ſo jubelt die Geſchichte,
Recht wird zum Wahn und ſie hat Recht allein;
Sie ſä't und reift und mäht die reifen Früchte
Und tödtet Jedes, um nicht todt zu ſein.
Greif' nur nach deinem göttlichen Gedichte!
Hüll' tief dich in den Königsmantel ein
Und lüg' dir ſelber mit geheimem Beben:
„Was lebte, ſtarb — und ich ſoll ewig leben.“ —

Im Namen Gottes! in der Freiheit Namen!
Des Volks, das zwiſchen Tod und Leben ringt!
Der Helden, welche je zu ſtreiten kamen
Für jedes Band, das Menſch an Menſchen ſchlingt!
Im Namen des Geſchlechts, das unſrem Samen,
Frei oder Sklav für ew'ge Zeit, entſpringt!
Hör's Recht! und für Europa, das bedrohte!
Auf, Polen, auf! zum letzten Aufgebote!
Hörſt du's, Europa? hörſt? und rührſt dich nicht?
Ha! feig erſpähſt du deiner Herren Mienen
Und lächelſt kalt mit höfiſchem Geſicht
Und — biſt belohnt; denn ſo gefällſt du ihnen.
Wie? haſt du nicht mit deiner Weisheit Licht
Das Alterthum auf's kritiſch'ſte beſchienen
Und kennſt du nicht Demoſthenes auf's Haar?
Und weißt, daß er ein großer Redner war?
Schließ' dieſe Schulen zu, wo deine Knaben
Von Griechenland Nichts als Grammatik lernten.
Ja wohl iſt's ſüß, ſich an Partikeln laben
Und aus der Weltgeſchichte Zahlen ernten
Und, wenn ſie unter Hellas dies begraben,
Nach Conjecturen gehn in dem entfernten.
Doch freilich! hätt' ich ſelbſt da lernen ſollen,
Daß die Demoſthenes vergebens grollen.
Es kommt der Tag, der Ilion erſchienen,
Der deinen Städten das Verderben bringt,
Wo ihre Säulen fallen und mit ihnen
Das Volk der meineidkund'gen Kön'ge ſinkt,
Wo keine Gaben mehr die Götter ſühnen,
Ein Schlangenpaar ſich um den Prieſter ſchlingt,
Wo Polens Blut im grimmigen Gericht
Los über uns und unſre Kinder bricht!

---

England! du haſt gehämmert und geſchmiedet,
Geſtrickt, gewalkt, gewirkt, geappretirt,
Gebohrt, geſchürft, gekocht, gedampft, geſiedet,
Geſchachert, prachert, wuchert, ſpeculirt,
Gelogen und betrogen unermüdet,
Geknechtet, blutgeſogen, maſſacrirt,
Verrathen, wo ſich nur Profit dabei fand,
Der Völker frömmſtes unter Gottes Beiſtand.
Schling! ſchling! du ſtachelſt nur des Hungers Qualen
Und reizeſt nur zu heißrer Gier den Rachen;
Dich ſätt'gen nicht Miniſter, nicht die Scalen,
Nicht freies Korn, noch andre freie Sachen.
Schling! ſchling dich fort bis zu der Gränze Malen,
Wo des Barbaren Doppeladler wachen.
Und da? — da heißt's, die Schwerter aus der Scheide:
„Die Welt hat keinen Raum mehr für uns Beide.“
Du Mutterland, mit deinen Aetherhöhn
Zunächſt des Lichtes ſchöpferiſchem Kuſſe:
Du ſaheſt Menſch und Thier und Pflanze gehn
Aus deines jungen Schooßes Ueberfluſſe;
Du ſahſt Jehovah, Allah, Bram erſtehn
Und taufteſt uns zu Chriſt mit blut'gem Guſſe;
Du haſt von je, wenn ihre Zeit gekommen,
Die Sterbenden zu dir zurückgenommen.
Wo ſich aus ſchauervoller Wolkennacht
Der Azurberge tauſend Waſſer gießen,
Aus tiefverborgnem ſchneegewölbtem Schacht
Nach allen Gegenden der Erde fließen,
Wohin kein Mund des Wortes Schall gebracht,
Noch je ein Wild geirrt mit ſcheuen Füßen,
Wo doch, ſelbſt ob der Stürme wüſtem Brauſen,
Seit Ewigkeit nur Schnee und Schweigen hauſen;
Nur daß die Waſſer, die zum Abgrund ſchäumen,
Wenn Sterne dicht den ſtäubenden Kryſtall
In kalter Nacht mit ihrem Glanz durchſäumen,
Sich unterreden mit dem Widerhall:
Erzählend, Weſen gäb' es fern, die träumen,
Um ſie geſchaffen ſei der Erdenball,
Und all die Welten, die dort oben kreiſen,
Um ihren Schifflein Nachts den Weg zu weiſen: —
Dort grüßet Oxus froh zum erſten Male
Nach langem, finſtern, ſchneegedrückten Pfad
Den hellen Sonnentag im nahen Thale
Und wälzt ſein Gold zu Bucharens Staat
Und naht, wo unter des Satrapen Stahle
Den Sterbeſeufzer Aſiens Hoffnung that,
Und zögert, fortzugehn auf dieſen Wegen,
Wo Welten ihr Geſchick zu finden pflegen;
Und weigert ſich, die Fluten zu empfangen,
Die von den Eiſenthoren Samarkands
Vergebens hin zu ſeinen Ufern drangen;
Denn blutig iſt der Boden jenes Lands,
Wo ſtets die Moiren ihre Beile ſchwangen,
Die Alexander und die Dſchengiskhans,
Und bis zu neuen Schlachten in den Mauern
Auf Leichen Schakal und Hyäne lauern.
Wie Frühlingsluſt ein junges Herz durchwärmt
Und ihm, noch eh' die Blüthen ſich entfalten,
Der ganze Mai durch alle Pulſe ſchwärmt,
Dringt Blutes Ahnung durch der Gräber Spalten,
Noch eh' der Donner der Kanonen lärmt
Und füllt mit Durſt des Würgers Stand, des alten:
Er wälzt ſich um in ſchweren, ſchwülen Träumen,
Ihm blinkt ein Schwert, er ſieht ein Schlachtroß ſchäumen;

Ihm dünkt's, er horcht, das Ohr gelegt zur Erde,
(Wie er im Leben oftmals alſo lag.)
Ihm dünkt's, es dröhnen der Koſaken Pferde
Herüber ihm der Hufe flücht'gen Schlag;
Ihm dünkt's, als ob es laut und lauter werde,
Doch ſchwer und ſchwerer rollend an gemach: —
Da kracht es, daß das Land zuſammenfahrt
Und Timur greift erwachend nach dem Schwert.
Von Norden ſieht in unermeßne Weiten
Er ſeiner alten Horden rohe Schar,
Von Süden her ſich fremde Völker breiten,
Doch macht das Kreuz ihm ihre Abkunft klar.
Europa kommt, mit Aſien zu ſtreiten,
Und Oxus Ebne ſtellt ein Schauſpiel dar
Von Völkerwürgern, wie's in ſeinem Leben
Er ſelber nie geträumt, ſich ſelbſt zu geben.
Der Schatten muß zurück in ſeinen Schrein,
— Der Tag beginnt zu grau'n, es kräht der Hahn —
Und wieder bricht die andre Nacht herein —
Er kommt — er ſtarret — Alles iſt gethan.
Ein Lavaſtrom, deß blut'ger Feuerſchein
Der Völker Wunder frißt mit ihrem Wahn,
Strahlt roth vom brennenden Europa wider.
Er lächelt — kehrt ſich ſtill — und legt ſich nieder.

---

Und ich? wem ſing' ich dieſe Prophezeiung?
Der Welt, die kommt und die Erfüllung ſieht:
Denn ſie, die lebt, verhöhnt des Sehers Weihung,
Und — glaubte ſie — geſchehn muß, was geſchieht;
Blind ihres Kreislaufs ewiger Erneuung.
Hört ſie voll Grau'n und Haß Kaſſandra's Lied
Und opfert den vernichtenden Gewalten
Die Prieſterin, ſie gnädig zu erhalten.
Furchtbare Göttin! Du ereilſt den Blinden
Und du zermalmſt die Herzen, die dich ſehn.
Weh denen, welche deine Spur nicht finden,
Und dreimal Weh, die deine Pfade gehn!
Das Opfer, das du wählſt, dich zu verkünden,
Es muß dir nach, muß ſchaun und muß geſtehn
Und wenn es dein verſengend Wort geſprochen,
So wirfſt du's von dir, elend und zerbrochen.
Nein, Herz, wozu dich ſelber noch belügen!
Du biſt auf dieſer weiten Welt allein;
Die auf dich hofften, mußteſt du betrügen,
Und Liebe ging mit Hoffnung welkend ein.
Es iſt ſo ſüß, an Menſchenbruſt zu liegen;
Doch dich liebt keine Seele, nein, o nein!
Wohl, daß ihr ſchlaft — ſo hab' ich doch, ihr Lieben,
Den Wahn voll Troſt: Ihr wärt mir treu geblieben.
Wohl, daß ihr ſchlaft — (dein Weh ruft Wohl,
o Reue!) —
In Schmerzen war's, daß mich dein Leib gebar,
In Schmerzen, daß mit unerſchöpfter Treue
Dein Aug' ob meiner wilden Jugend war,
In Schmerzen, daß du glaubteſt ſtets auf's Neue,
Noch grün an Hoffnung, da ſchon weiß an Haar;
O, meine Mutter! wohl dir ärmſtem Herzen,
Wohl, daß du früh genug noch brachſt in Schmerzen!
Um's liebſte Kind, mit jedem Reiz geſchmückt,
Den Unſchuld an die reinſte Jugend ſpendet —
O du! blauäugig, wie der Himmel blickt,
Wenn er ſich wolkenlos zur Erde wendet,
Ein Engel, zu der Mutter Troſt geſchickt,
Ein freundlich Licht, den Schweſtern zugeſendet,
Mein Liebling, oft auf meinen Knieen gewiegt,
Mein ſüßes Sorgen — du biſt hingeſtreckt.
Das Grab iſt ſchwarz — du überſchmückſt die Spur
Umſonſt, o Gott, mit Paradieſeskronen; —
Behalte deines Himmels Armatur,
Behalte deiner Engel Legionen;
Gib mir dieß eine warme Leben nur!
Laß meine Schweſter wieder mit uns wohnen!
Das Grab iſt ſchwarz! und die Natur mit Weinen
Hat Recht — und todt iſt todt — und Troſt gibt
keinen.
Und dennoch, was iſt Tod, wenn, leichter Schaum,
Des Lebens Wellen ſelbſt vorüberfahren?
Wenn dämmerhaft ein fremder Schimmer kaum
Noch nach dir ſcheint aus jenen ſchönern Jahren,
Die, weißt du's, ob ſie Wahrheit? ob ſie Traum?
Ob ſie gelebt? gedacht? gedichtet waren?
Als Andern ſieht dich jedes Morgenroth —
Was denn iſt Leben? — oder was iſt Tod?
Als Andren dich, und ach! nicht dich allein;
Mit der du Alles theilteſt, jede Stunde,
Laßt Andre jetzt zu ihren Reigen ein
Und ihre Lippen einem andern Munde,
Und ach! wie lange ſelbſt wird das noch ſein?
Auch dieſer Buſen welkt, der bebend runde; —
Säh' ich dich wieder, trauernd würd' ich fragen:
Iſt dieß das Weib aus jenen Göttertagen?
Sproß nicht in ihrem Lächeln all die Luſt
Der erſten jungen grünen Frühlingsſaaten?
Und war ihr Händedruck nicht meiner Bruſt
Wie das Bewußtſein guter, reiner Thaten?
An manchem Sarg, ach! hab' ich ſtehn gemußt,
Gehört die Erde dröhnen drauf vom Spaten:
So dröhnt's im Buſen troſtlos mir und leer,
Als du vorübergingſt und kannteſt mich nicht mehr.
In Schweigen horche, Welt, weil Newton lebt —
Wie? blöd, vergeſſen, fremd den eignen Lehren: —
Iſt das der Geiſt, der über Sonnen ſchwebt?
Und welcher ſoll von Beiden ewig währen?
Und welcher iſt's, der im Gerichte lebt
Für Thaten, die ihm längſt nicht mehr gehören?
Und welcher Geiſt wird wieder neu geboren,
Nachdem er ſelber ſich, den Geiſt, verloren?
Was kümmert mich der Machtſpruch des Deſpoten,
Der mich zum Engel oder Teufel macht?
Das bin nicht ich, der plötzlich von den Todten
Mit andrer Seele, andrem Leib erwacht;
Der fühlt und wünſcht nach anderen Geboten,
Der anders denkt, als er vorher gedacht.
Sei gnädig, Gott, mit deinem Gnadenſpruch!
Erlaß ihn mir! Haſt du nicht Hunde g'nug?
Mach', wenn du's kannſt, mach' ſie zu freien Seelen,
Die jenes ekeln Geiſtes Pfaffenflügel
In ihre abgeſchmackten Zirkel quälen
Und, was ein kindlich Volk an Zions Hügel
Sich freut als Wunder weiter zu erzählen,
Zum Unſinn ſtempeln mit dem Kirchenſiegel
Und Nichts aus Lieb' und Kreuz und Freiheit klauben
Als feile Dummheit! Glauben! Glauben! Glauben!
Wenn deine Hoffnung ſtürmt in heißen Lüſten
Bachantiſch nach der Ehre ſchönem Bild
Und, weinend vor Begier, von ihren Brüſten
Den Schleier reißt, der ihren Reiz verhüllt:
Wem glaubt dein Herz? dem fremden Gott der
Chriſten,
Daß er dein Recht auf Luſt und Glück erfüllt?
Der furchtbar'n Macht, die alle Lebenstriebe
Verſchlingt in ihrer weſenloſen Liebe?
Wem glaubt dein Herz, wenn du mit ſtarken Händen
Dein ſüßes Weib an deinen Buſen drückſt?
Wenn du, umgürtend dir die ſtolzen Lenden,
Das Schwert für Vaterland, für Freiheit zückſt?
O, nenn' es nimmer! — Willſt du Jammer ſenden,
Indem du Namen auf die Menſchheit ſchickſt,
Daß neue Chriſten in dem neuen Orden
Für einen Namen glauben, lügen, morden?

---

Nur daß du das mir zum Erſatz gegeben,
Als, Wahrheit, du in meine Klauſe kamſt
Und mit des Irrthums ſchönen Truggeweben
Die ganze ſüße Welt von hinnen nahmſt?
Blüht keine Frucht aus dem zerpflügten Leben,

Und du mit deinem gift'gen Kern beſchenkt?
Bleibt ihm kein Vaterland? kein Menſch? kein Gott?
Und bleibt für das ihm keine Frucht, als — Spott?
Ich hätte wohl gewußt, in mildem Frieden
Geliebte Menſchen liebevoll zu pflegen;
Mir war ein freundlich ſanftes Herz beſchieden
Und Mitgefühl und Frohſinn ſchöner Segen;
Ich hätte wohl gewußt, ſtill und zufrieden
Im engen Kreis ein ſtilles Glück zu hegen
Und warm zu betten an der treuſten Bruſt
Ein treues Herz — ich hätt' es wohl gewußt.
Ich hätte wohl gewußt, mit reinen Händen
Der Themis [illegible] Loth zu heben,
Zu üben Recht und Unrecht abzuwenden
Und, die dem Volke die Geſetze geben,
Zu zünden mit der Rede Feuerbränden;
Gewußt hätt' ich, dem Vaterland zu leben
Und ihm zu ſterben, wenn es ſein gemußt,
Wie Hektor ſtarb — ich hätt' es wohl gewußt.
Und eine Krone möcht' ich mir verdienen,
[illegible] des Volks, wie eine nur geweſen.
O, ſchön iſt's, in geliebter Menſchen Mienen
Den Beifall ſeiner Thaten ſich zu leſen,
Den [illegible] durch der Wahrheit Opfer ſühnen
Und des Gewiſſens hochbeleidigt Weſen
Durch Sympathie, wonach wir Alle ringen,
In ſüßen Einklang mit ſich ſelbſt zu bringen!
Hab' ich mit dieſen reichen, friſchen Sinnen,
Mit all dem Durſt nach Jugendvollgenuß,
Hab' ich nicht, ferne von der Städte Zinnen,
Der grauen Einſamkeit den Liebeskuß?
Ein Buch zum Freund und zu Gefährten Spinnen,
Sucht' ich nicht Gott? und Weisheit nicht? und muß,
Mit Lieb' und Recht an Erd' und Himmelsfreuden,
Ich Erd' und Himmel, Lieb' und Freude meiden?
Für wen, o Frühling, athmet dein Verlangen
Mit ſeines Kuſſes keuſch verliebtem Wehn
Der jungen Erde Roſen auf die Wangen,
Verräthert ſich verſchämter Luſt, für wen?
Dem Hoffnung ſo vor Zeit dahingegangen,
Blühſt du, der Hoffnung holde Zeit, für den?
Zu oft haſt du den Wunſch heraufbeſchworen,
Der dich als Lügner kennt und ſich als Thoren.
Und du, o Sommer, lockſt in dieſe Schatten
Umſonſt mich hin, wo ich alleine ruh';
Reich, üppig, warm, ſo führeſt du dem Gatten
Des Weibes lebensvollen Buſen zu.
Nicht mir, nicht mir! und ſeine grünen Matten
Reifſt, Herbſt, umſonſt in goldne Früchte du,
Läßt, Herbſt, umſonſt die Wonnethränen rollen,
Schläfſt, Winter, wie die Engel ſchlafen ſollen. —
Umſonſt! umſonſt! denn wie die Menſchen ſind,
Iſt die Natur. Nicht kehrt ſie dir den Rücken,
Schlingſt du den Arm um ein geliebtes Kind,
Die Welt mit Glanz getränkt aus ihren Blicken.
Da, ja! da lächelt ſie und trocknet lind
Dein Aug', ein Auge, weinend vor Entzücken.
Doch einſam ſehn auf ihren hellſten Höhn — —
O, ſie iſt ſchwarz! denn ſie iſt wunderſchön.
Hier ſteh' ich einſam, weil ich nicht verſtand,
Des Meiſters Worte fertig zu beſchwören,
Weil ich die Wahrheit, die ich ſuchte, fand
Und kühn genug gewagt, ihr Wort zu hören —
Und ach! weil der Gewohnheit reißend Band
Nicht nachläßt, mich umſtrickend zu bethören.
Zum Haß zu ſchwach und doch zu ſtark zu lieben —
Was bleibt, wem weder Haß noch Liebe blieben?
Wo iſt das Haus mit ſeinen Lindenbäumen?
Mit jenem [illegible], traulichen Gemach,
Wo in die Dämmerung von Kinderträumen
Ein liebeglänzend Mutterauge brach?
Wer ſorgt? wer lacht? wer weint in jenen Räumen,
Wo er geweint, in deſſen Augen, ach!
Wenn Freud' am Knaben feuchtend ſie durchdrang,
Des Lebens vollſte Luſt nicht eine Thräne zwang?
Wo iſt der Herd, an dem in Abendſtunden
Ein heimiſch Feuer die Geſchwiſter fand,
Wenn oft das Leiden früher Lebenswunden
Sich thränenvoll aus ihrem Buſen wand,
Und doch, wo Gram und Sorg' und Noth verbunden,
Verlaſſenheit, der Armuth Drückerhand,
Am warmen Thau'n aus eines Bruders Blicken
Zuſammenſchmolz in inniges Entzücken?
Wo biſt du, Jüngling, mit den Purpurwangen,
Aus deſſen Auge brennend Leben [illegible],
Wenn wir uns ernſt und feſt und wild umſchlangen
Und Tag und Nacht und Gott und die Natur
In unſern Bund ihr himmliſch Zeugniß klangen,
Wenn du mir, ich dir ew'ge Freundſchaft ſchwur!
Freundſchaft — o heil'ger Wahnſinn! — über'm Grabe!
Weiß noch der Mann, was er gelobt als Knabe?
Irr' um, o Wehmuth, um nach allen Winden!
Dein troſtlos Auge mag im Abendlicht
Den Widerglanz von tauſend Dächern finden,
Doch jenes Hauſes Dach, das Dach, das nicht. —
Und bis wo Land und Himmel ſich verbinden,
So weit der Zirkel reicht und mein Geſicht —
Da iſt kein Haus — und fort durch alle Zonen —
Mir ſchlägt kein Herz von allen, die drin wohnen.
Ob Glückes Kargheit oder ſeine Gaben,
Ob Weltgewühl, ob Gott, ob Habgier kalt,
Ob Liebe warm euch mir entfremdet haben,
Ob euch der Zeit [illegible] Gewalt,
Das Grab euch ſelbſt das Jugendherz begraben,
Was gilt das mir? Entfremdt, verwittert, alt,
Verweltlicht und verhimmelt, arm und reich,
Mir ſeid ihr todt — und ich? was bin ich euch?
Tod iſt die Loſung! Keine Maske läßt
Er ſehn, nimmt Kindheit, Jugend, Manneskraft,
Nimmt Alles und dich ſelber in den Reſt.
Halt feſt an Liebe, Glaube, Wiſſenſchaft,
Halt's, wo du kannſt, — doch wo ſich's halten läßt,
Da iſt es endlich, iſt es wandelhaft:
Mit Lächeln oder Angſt, Luſt oder Grämen,
So iſt's — und ſo wie's iſt, ſo mußt du's nehmen.
Nimm's, nimm es denn — auch du, mein Vaterland!
Auch du wirſt gehn, wohin ſie Alle gingen:
In deiner Kirchen aufgeriſſne Wand
Wird Nachtwind ſchaurige Choräle ſingen,
Der müd'ge Wandrer wird vom fernen Strand
Sein durſtig Roß durch deine Wüſten zwingen,
Um auf dem Platz, wo einſt Paris geweſen,
Des Korſen Ruhm und Englands Schmach zu leſen.
Berg über Berg, du goldne Purpurpracht,
Und tief im Strom, in immer breitern Fluten,
Zum Meeresbrand dort hinten angefacht; —
Was ſpielt ihr Leben, ſchöne Flammengluten?
Wir kennen euch, ihr Boten naher Nacht,
Wir ſollen ruhn, wo andre Welten ruhten,
Seit Aeon — über unſern Leichenſteinen
Soll nur vom Mond die Sonne widerſcheinen. — —
Seht, wie ſie ſinkt! und dieſe Welt wird Nacht,
Dort über'm Meer beginnt der Tag zu ſcheinen,
Und was ich einſt geträumt, gehofft, gedacht,
Sei's denn — auf immer ſei's? und ohne Weinen.
Wer weint, wenn eine Welt in Trümmer kracht,
Vor ſeines Glücks geborſtnem Haus, [illegible] kleinen?
Hier gehſt du unter, Licht, aufſteigſt du da:
Europa ſtirbt — Heil dir, America!

BAYERISCHE STAATS-

# Geſchichte

der

# Engliſchen Literatur.

---

Von

Dr. Johannes Scherr.

. . . . . . . . This scepter'd isle,
This earth of majesty, this seat of Mars,
This other Eden, demi-paradise;
This fortress, built by Nature for herself,
Against infection, and the hand of war,
This happy breed of men, this little world,
This precious stone, set in the silver sea,
Which serves it in the office of a wall,
Or as a moat defensive to a house,
Against the envy of less happier lands,
This blessed plot, this earth, this realm, this England,
This land of such dear souls, this dear dear land,
Dear for her reputation through the world! . . .

Shakespeare, King Richard II., Act II, Sc. 1.

. . . . . . . . Dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majeſtät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für ſich erbaut,
Der Anſteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies Volk des Segens, dieſe kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silberſee gefaßt,
Die ihr den Dienſt von einer Mauer leiſtet,
Von einem Graben, der das Haus vertheidigt
Vor weniger beglückter Länder Neid;
Der ſegensvolle Fleck, dies Reich, dies England,
Dies theure, theure Land ſo theurer Seelen,
Durch ſeinen Ruf in aller Welt ſo theuer! . . . .

Schlegel'ſche Ueberſetzung.

# Geſchichte

der

# Engliſchen Literatur.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1854.

# Inhalt.

S.
Vorrede . . . . . . . . . . . . . . IX

1.

Land und Volk . . . . . . . . . . . . 1

2.

Das britiſche Bardenthum und die angelſächſiſche Literatur . . . . 15

3.

Die Anfänge der engliſchen Literatur. Gelehrtenweſen. Das Romantiſche. Die Minſtrelſy. Chaucer und ſeine Zeitgenoſſen . . . 27

4.

Das Zeitalter der Königin Eliſabeth. Bacon. Der Roman und das Epos. Lily. Sidney. Spenſer. Lyrik und Satire. Das Drama. Miracle-Plays und Moral-Plays. Interludes. Heywood. Der Gorboduc. Theatraliſche Technik. Peele. Greene. Marlowe . . 49

5.

Shakſpeare . . . . . . . . . . . . 77

S.

6.

Ben Jonſon und ſeine Schule . . . . . . . . . 96

7.

Abſolutismus und Puritanismus. Hobbes. Milton. Butler. Waller. Cowley. Denham . . . . . . . . . 103

8.

Die Reſtauration. Die Geſellſchaft und die Literatur. Das Theater. Dryden. Tragik: Otway. Die Komödie: Wycherley, Congreve, Vanbrugh, Farquhar. Die Satire: Rocheſter. Der Roman: Boyle, Harrington, Aphra Behn, Miſtreß Heywood, Miß Manley, Bunyan. Oratoriſche, publiziſtiſche und geſchichtliche Proſa: Taylor, Barrow, Burnet, Tillotſon, Sidney, Whitelocke, Clarendon, Temple . . . . . . . . . 126

9.

Das Zeitalter König Wilhelm's, der Königin Anna und der beiden erſten George. Allgemeiner Charakter der Literatur dieſer Periode. Philoſophie (des Realismus): Locke. Freidenkerſchaft: Toland und Andere. Vornehme Geiſtreichigkeit: Shaftesbury und Bolingbroke. Naturwiſſenſchaft: Newton. Hiſtorik: Hume, Robertſon, Mitford, Ferguſon, Gibbon, Roscoe. Memoirenplauderei: Walpole. Dichtkunſt: Pope, Gay, Prior, Young. Eſſayismus: Steele und Addiſon. John-Bullismus: Swift und Johnſon. Weltmänniſch didaktiſche und polemiſch politiſche Epiſtolographie: Cheſterfield und Junius. Romandichtung. Der idealiſtiſche und der realiſtiſche Familienroman. Richardſon, Fielding, Miß Burney. Der humoriſtiſche Roman: Smollet und Sterne. Der idylliſche Roman: Goldſmith. Der Tendenzroman: Godwin, Miß Edgeworth. Der Schauerroman: Walpole, Miſtreß Radcliffe, Lewis . . . . . . . . . . 138

10.

Neues Leben. Die Vorboten: Thomſon, Glover, Gray, Chatterton, Cowper. Macpherſon's Oſſian. Percy's Reliques. Theatraliſche Wiederbelebung Shakſpeare's: Garrick, Kemble, Mrs. Siddons. Das Theater: Lillo, Foote, Sheridan. Die Glanzperiode parlamentariſcher Beredtſamkeit: Pitt, Burke, Sheridan, Fox, Pitt der Jüngere, Grattan. Die ſchottiſche Volkspoeſie: Burns und

S.

ſeine Nachfolger. Uebergänge und Vermittelungen: Crabbe, Montgomery, Rogers, Campbell . . . . . . . 169

11.

Scott und Moore . . . . . . . . . . . . 196

12.

Die Seeſchule: Wordsworth, Coleridge, Southey, (Wilſon) . . 213

13.

Byron . . . . . . . . . . . . 223

14.

Shelley . . . . . . . . . . . . 245

15.

Gleichzeitige und neuere Beſtrebungen. Dichter und Dichterinnen: Leyden, White, Keats, Elliott, Hunt, Landor, Wolfe, Procter, Barton, Hood, Tennyſon, Felicia Hemans, Letitia Landon, Karoline Norton, Eliſabeth Browning. Das Drama: Maturin, Milman, Shiel, Talfourd, Knowles, Taylor, Browning, Mary Mitford. Die Novelliſtik in ihren verſchiedenen Auszweigungen: Hannah More, Jane Auſten, Hope, Morier, Trelawney, Newcroft, Lover, Lever, Croker, Carleton, Griffin, Hall, Wilſon, Marryat, Chamier, Glascock, Novelliſtik des high life, Hook, Warren, d'Israeli, Harriet Martineau, Bulwer, Dickens, Thackeray, Currer Bell. Hiſtorik: Malcolm, Napier, Aliſon, Tytler, Turner, Lingard, Hallam, Mackintoſh, Miß Martineau, Macaulay. Parlamentsredner: Canning, O'Connel, Peel, Brougham. Reviews und Reviewers, Literarhiſtorik und Eſſayismus: Jeffrey, Gifford, Hazlitt, Lamb, Miſtreß Jameſon, Collier, d'Israeli d. ä., Shaw, Dunlope, Carlyle . . 263

16.

Blick auf die anglo-amerikaniſche Literatur. Entſtehung und Charakter derſelben. Dichter und Dichterinnen: Hopkinſon, Barlow, Dwight, Pierpont, Sprague, Brainard, Street, Percival, Dana, Whittier, Halleck, Holmes, Bryant, Poe, Longfellow, Mary Brooks, Lydia Sigourney. Novelliſtik: Irving, Cooper, Brown, Paulding, Fay und Andere, — Katharine Sedgwick, Harriet Beecher Stowe. Staatsberedtſamkeit und Publiziſtik,

S.

Staatsmänner und Geſchichtſchreibung: Henry, Adams, Clay, Webster, Calhoun und Andere, Franklin, Jefferſon. — Audubon, Catlin, Channing, Everett, Hudſon, Tuckerman, Emerſon. — Prescott, Sparks, Bancroft . . . . . . 278

Schluß . . . . . . . . . . . . . 292

Universitäts- München

# Vorrede.

Wenn ein Deutſcher es unternimmt, die Geſchichte der Literatur Englands zu ſchreiben, ſo leitet ihn hiebei nicht allein jener kosmopolitiſche Drang, welcher uns aneifert, vermittelſt Durchdringung und Aneignung fremder Geiſtesſchätze das prophetiſche Wort Goethe's von einer Weltliteratur ſeiner Verwirklichung näher zu führen. Zwar dieſer Drang ſchon rechtfertigt vollkommen den Verſuch, einerſeits mit weniger excluſiv gelehrter oder vielmehr bibliothekariſcher Abſicht, anderſeits mit mehr Sorgfalt und Geſchmack, als bisher angewandt worden, ein Geſammtbild der literariſchen Entwicklung Großbritanniens — denn dies wollen wir unter England verſtanden wiſſen — in dem Kreiſe deutſcher Bildung aufzuſtellen 1). Aber es liegt unſerem

---

1) Wir brauchen dem deutſchen Publicum, welchem die literargeſchichtlichen Begriffe der Literatur im engeren und weiteren Sinne geläufig ſind, kaum zu ſagen, daß unſere Arbeit nicht das fachwiſſenſchaftliche Schriftthum, ſondern die National-Literatur Englands zum Gegenſtande hat. — Ich merke hier noch an, daß ich von der anglo-amerikaniſchen Auszweigung der engliſchen Literatur im Schlußkapitel meines Buches handeln werde.

Unternehmen außerdem ein verwandtſchaftliches Gefühl zu Grunde, welches der weltbürgerlichen Theilnahme an der Größe und Schönheit der engliſchen Literatur eine Innigkeit und Tiefe verleiht, wie ſie ſelbſt der unbefangenſte Literator romaniſcher Abkunft nicht zu empfinden vermag. Zeugniſſe deſſen [illegible] Erachtens ſämmtliche von dieſer Seite bisher unternommenen Darſtellungen engliſcher Literaturzuſtände, ſo wohlgemeint dieſelben auch ſein mochten2). Der germaniſche Geiſt iſt es, welcher die engliſche Literatur überall beherrſcht, wo ſie dem eigenſten Weſen der Nation entſpringt und entſpricht. Romaniſches Weſen wird in ihr nur da mächtig, wo, wie im Zeitalter der Königin Anna, die Europa regierende literariſche Mode Frankreichs für eine Weile der engliſchen Muſe den Boileau'ſchen Schnürleib aufzwingt. Sowie die Literatur Englands von der froſtigen Kunſt dieſer rauſchgoldenen Claſſik wieder zur Natur und nationalen Selbſtſtändigkeit zurückkehrt, bahnt ſich zwiſchen ihr und der deutſchen ein ſegensreicher gegenſeitiger Einfluß an. Milton, Thomſon und Young wirken auf die Wegbahner der deutſchen Claſſik, auf Klopſtock und die

---

2) Man vgl. zur Beſtätigung dieſes Satzes die Auffaſſung engliſcher Literatur, wie ſie in Chateaubriand's Essai sur la litterature anglaise, in Villemain's Cours de litterature, in Mezieres' Hist. crit. de la litterat. angl., in Pecchio's Storia crit. della poesia inglese vorliegt, mit der, welche Goethe, Schlegel, Leſſing, Ulrici und Gervinus darlegen; ferner die Abhandlungen über engl. Autoren in der Revue des deux mondes und Revue britannique mit denen im „Magazin für die Literatur des Auslands", in den „Blättern zur Kunde d. Lit. d. Auslands", im „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen." Oder man halte franzöſiſche Uebertragungen Shakſpear'ſcher Stücke mit der Schlegel'ſchen, franzöſiſche und italieniſche Ueberſetzungen Byron'ſcher Gedichte mit den deutſchen von Hilſcher, Pfitzer, Zedlitz und Böttger zuſammen. Ein Verſtändniß und eine Würdigung der altengliſchen, altſchottiſchen und altiriſchen Volksdichtung endlich, wie ſie Herder, Talvj, Fiedler und Ellissen unter uns gefördert, iſt für die Romanen geradezu eine Unmöglichkeit.

Verfaſſer der Bremer Beiträge, die engliſchen Deiſten auf die deutſchen Aufklärer, Percy's Balladenſammlung weckt den Funken in der Seele des Dichters der Lenore und Shakſpeare iſt der Bannerträger jener „Stürmer und Dränger", aus deren bacchantiſchem Titanismus die Dichtung Goethe's und Schiller's hervorgehen ſollte. Faſt könnte uns eine Regung des Neides beſchleichen, wenn wir ſelbſt unſeren größten Dichter zu dem Schöpfer des Lear hinaufblicken ſehen als „zu einem Weſen höherer Art"; allein der Neid tritt zurück vor dem Gefühl eines Stolzes, welchen wir einen nationalen zu nennen verſucht ſind. Denn wir fühlen es, Shakſpeare iſt Bein von unſerem Bein und Fleiſch von unſerem Fleiſch. Sein Geburtsland hat ihm nie wärmer gehuldigt, als wir es thun, und die deutſche Pietät würde ſich der Sünde fürchten, an die Schwingen eines ſolchen Genius die Scheere jener herzloſen Prüderie zu legen, welche den engliſchen Frauen einen „female Shakspeare" gab. Ebenſo dürfen wir uns rühmen, daß die Bewunderung Byron's bei uns nicht beeinträchtigt wurde durch die boshafte Splitterrichterei und den zionswächterlichen Zelotismus, welche dem „Größten nach Shakſpeare" in ſeinem Geburtsland entgegentraten[3]. Uebrigens können wir ohne Erröthen den großen Einfluß zugeſtehen, welchen die engliſche Literatur auf die unſrige geübt: denn wir zögerten nicht, das bei unſeren Stammgenoſſen aufgenommene geiſtige Anleihen zurückzubezahlen. Wenn wir ſagen, das göttliche

---

[3] In einem Briefe an ſeinen Verleger Murray (dat. Montenero bei Livorno den 26. Mai 1822) ſpricht Byron mit freudiger Genugthuung von den „großen literariſchen Ehrenbezeugungen", welche ihm in Deutſchland erwieſen würden, und betont es gegenüber den Verketzerungen, welche ſein Don Juan in England erfuhr, daß die Deutſchen an dieſem Gedicht beſonderen Geſchmack fänden, weil ſie im Stande wären, daſſelbe als Kunſtwerk zu beurtheilen.

Fluidum der Freiheit und Humanität, welches die Schriften unſerer claſſiſchen Dichter und Denker athmen, habe befruchtend auf den engliſchen Geiſt zurückgewirkt, ſo fehlt es hiefür nicht an thatſächlichen Belegen. Jedes unbefangene Auge erkennt in der neueſten Entwicklungsphaſe der engliſchen Literatur die Spuren der deutſchen Claſſik und Romantik. Scott holte ſeine erſten Anregungen aus Deutſchland, Byron brachte Goethe als „ſeinem Lehnsherrn die Huldigung eines literariſchen Vaſallen“ dar[4]), Shelley iſt getränkt mit deutſchem Idealismus und in der Lake-School, welche zugleich mit unſerer romantiſchen Schule blühte, fand die deutſche Naturphiloſophie den lebhafteſten Widerhall. Um auf die noch ſtets im Wachſen begriffene, mit gedeihlichſter Sorgfalt gepflegte geiſtige Wechſelwirkung zwiſchen zwei von ihren Altvorderen her blutsverwandten Nationen hinzuweiſen, brauchen wir hier nur den Namen von Thomas Carlyle zu nennen.

Wie ſehr aber auch dieſe Wechſelwirkung, wie ſehr die germaniſche Natur bei Unternehmung einer hiſtoriſchen Betrachtung der engliſchen Literatur den Deutſchen begünſtigen mögen, dennoch verhehlen wir uns die Schwierigkeiten nicht, welche der Löſung unſerer Aufgabe entgegenſtehen. An Vorarbeiten freilich, engliſchen und deutſchen, iſt kein Mangel, allein dieſelben ſind theils nach Maßſtäben angelegt, welche die unſrigen nicht ſein können, theils ſind ſie zu zerbröckelt und oft zu gehaltlos, als daß ſie uns weſentliche Beihülfe gewährten[5]). Da wir

---

4) To the illustrious Goethe a stranger presumes to offer the homage of a literary vassal to his liege lord, the first of existing writers, who has created the literature of his own country, and illustrated that of Europe. Zueignung des „Sardanapalus“ Byron's (Works, Lond. 1842. p. 244).

5) Ein literarhiſtoriſches Nationalwerk, wie es uns Gervinus gegeben, beſitzen die Engländer nicht. J. P. Collier's höchſt verdienſtliche History of english dramatic

in möglichſt gedrängter Form eine Entwicklungsgeſchichte unſeres Thema's geben wollen, ſo ſind uns katalogartige Bücher ebenſo wenig dienlich, als wir ſelber auf bloßes Aufzählen von Büchertiteln und Autoren ausgehen. Eine derartige Vollſtändigkeit, die am Ende immer nur auf einen aller Anſchaulichkeit baaren Gedächtnißkram hinausläuft, liegt gar nicht in unſerer Abſicht. Wohl aber geht ſie dahin, kein irgendwie weſentliches Entwicklungsmoment unſeres Gegenſtandes unberückſichtigt zu laſſen. Dieſen mit einer Meiſterſchaft zu behandeln, wie ſie Lappenberg's Werk über die ältere Geſchichte Englands und theilweiſe auch Huber's Geſchichte der engliſchen Univerſitäten und Lechler's Geſchichte des engliſchen Deismus auszeichnet, dazu iſt uns Kraft und Muße nicht gegönnt. Das beſcheidenere Wollen jedoch, das vom richtigſten Gefühle geleitete Intereſſe unſerer Landsleute an

---

poetry (Lond. 1831, III.), beſchränkt ſich auf die angegebene Gattung der Poeſie. Die History of english poetry (Lond. 1775—81) von Th. Warton, ein weitſchichtig angelegtes Unternehmen, reicht nur bis auf die Zeit der Königin Eliſabeth herab. Iſaak d'Israeli's Curiosities of literature, Quarrels of authors und Literary miscellanies bieten eine Menge der auserleſenſten literargeſchichtlichen Baumaterialien dar, erwarten aber noch die Hand, welche ſie zu einem Bauwerk verwendet. Einen Grundriß hiezu gibt R. Chambers' Hist. of the english language and literature (Edinb. 1835). Mehr ins Detail geben deſſelben Autors Cyclopaedia of engl. literature (1844) und G. Craik's Sketches of the hist. of lit. and learning in England (1844). Anerkannt iſt der biographiſche Werth von S. Johnſon's Lives of the most eminent english poets (Lond. 1783). A. Cunningham's History of engl. literat. from Johnson to Scott (1833) enthält geiſtreiche Winke und gediegene Urtheile, verdient aber keineswegs den Titel „Geſchichte." Ein muſterhaftes anthologiſches Werk lieferte Th. Campbell: Specimens of the british poets (Lond. 1819), welchem ein tüchtiger Essay on english poetry beigegeben iſt. Zweckdienlich zum Schul- und Handgebrauch ſind auch die in Deutſchland erſchienenen Chreſtomathieen von Wolff (The poets of Great Britain from Chaucer to Baily, 1846), Herrig (The british classical authors, 1850), Nolte, Ideler und Niber (Handbuch der engliſchen Sprache und Literatur, 4 Bde. 1793—1853), Bolz und Franz (Handb. d. engl. Lit. 2 Bde. 1852).

engliſcher Literatur in weiteren Kreiſen zu beleben und zu fördern, hoffen wir verwirklichen zu können. Wir werden uns bemühen, überall mit ſelbſtſtändiger Prüfung die Quellen zu Rathe zu ziehen, und indem wir von vorneherein den Umſtand, daß die literariſche Geſchichte Englands mit der engliſchen Nationalität aufs Engſte verwachſen iſt, feſt im Auge behalten, werfen wir jetzt zunächſt einen Blick auf Land und Volk.

# I.

## Land und Volk.

Im November 1801 hatte der große Fox in einem der Säle des Louvre eine Unterredung mit Bonaparte. In dem Gemach befand ſich ein kunſtvoll gearbeiteter Erdglobus. Einer der Umſtehenden legte die Hand auf England und ſagte, daſſelbe nehme doch einen recht kleinen Raum auf der Weltkarte ein. Wohl, entgegnete Fox, auf dieſer kleinen Inſel werden die Engländer geboren und auf ihr wünſchen ſie alle zu ſterben. Aber, fügte er hinzu, indem er ſeine Arme um beide Weltmeere und beide Indien legte, während ihres Lebens breiten ſie ſich über dieſen ganzen Globus aus und umfaſſen ihn mit ihrer Macht.

Dieſe Anekdote iſt für den engliſchen Nationalcharakter ſehr bezeichnend. Es liegt darin jener tiefe Sinn des Engländers für Heimat und Häuslichkeit und zugleich die weltweite Strebſamkeit, welche ſeiner Induſtrie alle fünf Erdtheile zinsbar gemacht hat.

Eine kleine Welt für ſich, entwickelte ſich England in inſulariſcher Abgeſchloſſenheit von innen heraus zur erſten Großmacht, welche mit ihren Kriegs- und Handelsflotten den Erdkreis umſpannt, wie der berühmte Redner damals ſeine Arme um den Globus legte[1]). Das Geheimniß dieſer glorreichen Entwickelung liegt hauptſächlich darin, daß das engliſche Staatsweſen einerſeits der Individualität zur gedeihlichen Entfaltung und Uebung ihrer Kräfte freien Raum ſchafft, und andererſeits die Individuen vermittelſt einer feſten geſellſchaftlichen Gliederung zu einer ſtarken nationalen Einheit zuſammenfaßt. Den Werth hiervon vermögen wir Deutſche recht lebhaft zu fühlen, wir, bei denen eine tüchtige Perſönlichkeit, wenn ſie ſich allen Hinderniſſen zum Trotz zu einem ſelbſtſtändigen Charakter herausgebildet hat, nur in höchſt ſeltenen Ausnahmefällen eine Beziehung zum Staat gewinnen kann.

---

[1]) Es liegt uns ein in Folge Parlamentsbeſchluſſes veröffentlichter offizieller Ausweis vor über den Aufſchwung der engliſchen Handelsſchifffahrt in neueſter Zeit. In dieſem Actenſtück iſt die Zahl der Schiffe angegeben, welche den verſchiedenen Han-

Jahrhunderte lang war Britannien für die Alten ein Gegenſtand phantaſtiſcher Neugier und geheimen Grauens. Erſt Cäſar's Expedition nach dem Inſelland jenſeits des Canals (60 v. Chr.) lüftete den Nebelſchleier, hinter welchem geographiſche Unkenntniß ſo viel des Abenteuerlichen und Schrecklichen vermuthet hatte. Der große Feldherr, welcher eine Eroberung begann, die nachmals Agricola vollendete (84 n. Chr.), belehrte ſeine Landsleute, daß die Bewohner der britiſchen Inſeln zu jener Völkerfamilie gehörten, welche wir unter dem Namen der Kelten kennen und deren Loos es war, durch die Germanen überall dem Weſten Europa's zugedrängt zu werden. Die Cultur der britiſchen Kelten haben wir uns ſo vorzuſtellen, wie Cäſar uns in ſeinen Commentarien die der galliſchen ſchildert. Zwiſchen den beiden Zweigen deſſelben Völkerſtammes wob das Druidenthum ein zuſammenhaltendes Band. Die Sprache der Briten war eine Mundart der keltiſchen, welche vormals im ganzen Weſten unſeres Erdtheils geſprochen wurde, gegenwärtig jedoch nur im ſchottiſchen Hochland und auf den ſchottiſchen Inſeln, in Irland, auf der Inſel Man und in Wales unter dem Namen des Gäliſchen, Erſiſchen, Mankſchen und Welſchen geredet und verſtanden wird, während es ſich in der Bretagne und am biskayiſchen Meer-

---

delshäfen des Landes angehören, und das Verhältniß derſelben in den auf einander folgenden Jahren von 1814 bis 1852. Im erſtgenannten Jahre betrug die Geſammtſumme der Fahrzeuge 24,418, von zuſammen 2,424,397 Tonnen Gehalt, und dienten auf dieſen Schiffen 172,786 Matroſen und Schiffsjungen. Im Jahre 1852 zählte man 34,402 Schiffe von 4,424,397 Tonnen Gehalt mit 283,512 Matroſen und Jungen. Somit hat ſich die Zahl der Schiffe in 39 Jahren um 41 Proc., ihr Tonnengehalt um 72, ihre Bemannung um 40 Proc. vermehrt, bei welcher letzteren Rubrik zu berückſichtigen iſt, daß im Verhältniß zur zweckmäßigeren Einrichtung der modernen Schiffe die angeſtellte Mannſchaft geringer wird.

buſen nur undeutlich und trümmerhaft zu erhalten vermochte. Die Römer bewährten ihr Talent der Coloniſation auch an Britannien. Vermittelſt Grenzwällen und Beſatzungen die wilden nördlichen Stämme, die Picten und Scoten, im Zaume haltend, legten ſie Städte und Straßen an und gaben dem Lande die Phyſionomie einer römiſchen Provinz. Hiefür zeugt die Maſſe römiſcher Alterthümer, welche ſpäter über England hin zerſtreut gefunden wurde, zeugen die zahlreichen Ueberbleibſel römiſcher Heerwege, Brücken, Waſſerleitungen, Tempel und Gräber. Mochte es aber auch den Römern gelingen, auf der fernen Inſel ſich einheimiſch zu machen, mochte der römiſche Poet ſich berühmen, daß ſeine Verſe in Britannien recitirt würden [2]), mochte ſogar ein Chroniſt des 6. Jahrhunderts fabuliren, England ſei zu einer vollſtändig römiſchen Inſel gemacht worden [3]): dennoch zeigte ſich bald, daß die Romaniſirung dieſes Bodens nur eine ſehr oberflächliche war. Wenn im übrigen Weſten Europa's, wo der römiſche Adler gehorſtet, wenn in Frankreich, Spanien und Portugal die Sprache Roms für alle Folgezeit die Grundlage der Cultur blieb, ſo kam es in England ganz anders. Hier hatte das römiſche Weſen keine ſo tiefen Wurzeln geſchlagen, wie dort; hier ward die römiſche Sprache, ſoweit ſie Volksſprache war, von der Sprache der germaniſchen Eroberer ſo völlig verdrängt, daß von jener nur ſehr ſpärliche Nachklänge zurückblieben [4]).

Die germaniſche Eroberung Englands war keine plötzliche. Schon von Alters her hatten die Küſten Albions die deutſchen Stämme, welche von der jütiſchen Halbinſel bis hinab zu den Marſchen Hollands ſaßen und ihre Kraft in kühnen Seeraubzügen übten, zu Landung und Plünderung eingeladen. Früher mochten auch einzelne Schaaren dieſer Wikinger daſelbſt

---

[2]) Dicitur et nostros cantare Britannia versus. Martialis.

[3]) Ita, ut non Britannia, sed Romana insula diceretur. Gildas.

[4]) Aus dem heutigen Engliſch laſſen ſich nur die Worte Chester, street und coln (z. B. in Lincoln) mit Sicherheit auf die Zeit der Römerherrſchaft, nämlich auf die Wörter castrum, strata (via), colonia zurückführen. Behnſch: Geſch. d. engl. Sprache und Literatur von den älteſten Zeiten bis zur Einführung der Buchdruckerkunſt, 1853, S. 19. Dieſe Arbeit iſt meines Wiſſens die erſchöpfendſte, welche bisher in Deutſchland über die älteſte Periode der engliſchen Literatur erſchien. Der Verfaſſer vervollſtändigt die gegebene Notiz, indem er S. 43 nachweiſt, daß die angelſächſiſchen Kirchenſchriftſteller der Volksſprache eine nicht unbeträchtliche Anzahl lateiniſcher Wörter zuführten.

Niederlaſſungen gegründet haben. Man kannte in England die Energie ihres Willens und die eiſerne Stärke ihrer Arme. Hieraus erklärt ſich der Umſtand, daß die Briten, nach dem zu Anfang des 5. Jahrhunderts ſtattgehabten Abzug der römiſchen Legionen vom Norden her durch die Picten und Scoten, vom Weſten her durch die Kymren und Kornen gedrängt, ihre deutſchen Küſtennachbarn zu Hülfe riefen. Die Art und Weiſe, wie dieſe ihr Kommen bewerkſtelligten, iſt trotz der mühevollen Forſchungen, welche der Engländer Turner[5]) und der Deutſche Lappenberg[6]) hierüber anſtellten, noch immer mehr von dem Dämmerlicht der Sage als von der Tageshelle der Geſchichte umgeben. Was von dem Zuge des Hengiſt und Horſa nach England jener angehört, was dieſer, bleibe dahin geſtellt; gewiß iſt, daß die Deutſchen kamen. Die ſagenhafte Erzählung läßt die erwähnten Häuptlinge im Jahre 449 in Albion landen, die Geſchichte weiß, daß die Einwanderungen der Jüten, Angeln und Sachſen bis zum Schluß des 5. Jahrhunderts und darüber hinaus andauerten. Daß von den eingewanderten germaniſchen Stämmen der Stamm der Angeln der vortretende war, erhellt daraus, daß von ihm Britannien den Namen Anglia, Englaland, England erhielt. Später wurden die Sachſen vorherrſchend, ſo daß die nach Cornwallis, Wales, Irland und Nordſchottland von den Germanen zurückgedrängten Kelten ihre Beſieger mit dem allgemeinen Namen Saſſanach (Sachſen) bezeichneten. Trotzdem jedoch empfing und behielt die Sprache aller germaniſchen Bewohner der Inſel den Namen der engliſchen (Englisc) und Jüten, Angeln und Sachſen ließen ihre Stammnamen in einem Volksnamen aufgeben, indem ſie ſich nach ihrem Land Engländer (Englishmen) nannten.

Das vom Jahre 597 ab auf Veranlaſſung des Papſtes Gregor unter den Angelſachſen eingeführte Chriſtenthum wurde ein mächtiger Kitt der engliſchen Nationalität, indem es auf der Inſel eine neue Culturperiode begründete. Die räuberiſchen Einfälle der Dänen, mit welchen die angelſächſiſchen Fürſten vom 9. Jahrhundert an zu kämpfen hatten, beeinträchtigten die Entwicklung der Nation nicht ſehr. Waren doch die Dänen ebenfalls ein germaniſcher Stamm, in Sinnesweiſe, Sitten und Sprache nicht ſehr verſchieden von den früher in England eingewanderten Stämmen,

---

5) The history of the Anglo-Saxons, Lond. 1799—1805.

6) Geſch. v. England, Hamb. 1834, Bd. 1., S. 63 fg.

die auf dem Continent ihre Nachbarn geweſen. Allerdings zogen ſich die Kämpfe der beiden teutoniſchen Sproſſen auf engliſchem Boden durch ſechs Generationen hin, aber nachdem die Dänen den chriſtlichen Glauben der Angelſachſen angenommen, war eine Ausgleichung und Verſchmelzung der beiderſeitigen Intereſſen viel leichter anzubahnen als eine Verſtändigung mit einem dritten Sprößling der gemeinſchaftlichen Stammmutter, welcher von der Normandie aus die begehrlichen Blicke des Eroberers nach der Küſte Englands richtete.

Die Normannen hatten ſich ſeit ihrer Niederlaſſung in dem geſegneten Thal der Seine aus ſkandinaviſchen Seeräubern und Berſerkern zum geachtetſten Volk der Chriſtenheit gemacht. Ohne an germaniſcher Kraft zu verlieren, ſänftigten ſie die germaniſche Wildheit durch Adoption romaniſcher Cultur, brachten die nordiſche Starrheit ihres urſprünglichen Weſens durch ſüdliches Feuer in Fluß und trugen durch ihre abenteuerlichen Züge ſowohl als durch ihr auf feineren Lebensgenuß gerichtetes Gebahren daheim weſentlich zur Ausbildung des Ritterlichen bei. Ihr Drang nach Bildung und Weltverkehr ließ ſie ihre heimiſche Sprache aufgeben und einen Dialekt des weitverbreiteten Romanzo annehmen, welchem ſie vermittelſt einer in Lyrik, Fabliau und Roman ſchöpferiſchen Poeſie raſch die Würde einer Schriftſprache ſicherten, deren Erzeugniſſe auf die Entwicklung der europäiſchen Literatur im Mittelalter bekanntlich den bedeutendſten Einfluß geübt haben.

Die Eroberung Englands durch die Normannen war lange vorbereitet geweſen. Der Hof zu Rouen hatte die Künſte der Diplomatie geübt, bevor er zum Schwerte griff. Als nach halbhundertjähriger Obmacht der Dänen in der Perſon Eduard's des Bekenners die alte ſächſiſche Dynaſtie wieder auf den engliſchen Thron kam, zeigte ſich bald, daß der neue König nicht umſonſt ſeine Erziehung am normanniſchen Hofe erhalten habe. Das Normanniſch-Franzöſiſche wurde Hofſprache im Palaſt von Weſtminſter, normänniſche Prälaten wurden mit engliſchen Bisthümern, normänniſche Ritter mit engliſchen Domänen belehnt: endlich vermachte Eduard dem Normannenherzog förmlich ſeinen Thron. Zwar ſuchte ſich das in Selbſtauflöſung begriffene Angelſachſenthum nochmals energiſch aufzuraffen, aber die Schlacht von Haſtings gab dem letzten Sachſenkönig Harold den Tod und Wilhelm dem Eroberer die Krone von England (1066). Jetzt hob für Sachſen und Dänen eine Zeit furchtbarer Unterdrückung an. Jeder normänniſche Baron ſpielte von der ihm verliehenen Burg aus ungeſtraft den Tyrannen gegen ein Volk, deſſen Rechte mit Füßen getreten, deſſen Sitten und Sprache verhöhnt wurden. Bei alledem aber gereichte die normanniſche Invaſion England zu großem Heil. Durch ſie wurde ein gewaltiger Stral romaniſcher Helle und Glut in die angelſächſiſch-däniſche Düſterniß und Dumpfheit geleitet, und wenn wir der unter ſchrecklichen Leiden allmälig ſich vollziehenden Verſchmelzung der drei germaniſchen Stämme zur engliſchen Nation gedenken, kommt uns unwillkürlich zu Sinne, daß die edle Damaszenerklinge mit harten Schlägen aus verſchiedenen Drahtſtangen zuſammengeſchweißt und geſchmiedet wird.

In der erſten Zeit nach der Eroberung hatte es den Anſchein, als ſollte die Romaniſirung, welcher ſich die Normandie unterzogen, auch auf England ausgedehnt werden. Anderthalb Jahrhunderte hindurch blieb das Germanenthum unterdrückt. Aber zu Anfang des 13. Jahrhunderts trat eine entſchiedene Wendung ein. Unter König Johann ging die Normandie für die Könige von England verloren und jetzt begannen die ſtolzen Barone, welche das letztere Land bisher nur als einen Gegenſtand der Ausbeutung angeſehen hatten, daſſelbe als ihre Heimat zu betrachten. Sie begannen ſich als Engländer zu fühlen und eine koſtbare Frucht dieſes neuen Heimatgefühls war die Grundlage der engliſchen Verfaſſung und Freiheit, die Magna Charta, welche die Nachkommen der Eroberer in Verbindung mit der ſächſiſchen Freiſaſſenſchaft (Yeomanry) dem König Johann abzwangen. Das unterdrückte Germanenthum, welches jedoch ſchon früher, unter König Stephan, ſtark genug geweſen war, die Geltung des altnationalen Rechtes gegenüber der von Seiten des normanniſchen Erzbiſchofs von Canterbury verſuchten Einführung der römiſchen Jurisprudenz aufrecht zu erhalten, athmete kräftig auf. Häufige Wechſelheiraten zwiſchen Sachſen und Normannen ſtumpften den Stachel bitterer Erinnerungen. Das germaniſche Princip der Gemeinfreiheit, nachhaltig gewahrt durch gewerbfleißige Stadtbürgerſchaften, bildete ein Gegengewicht gegen den Druck normanniſcher Feudalität. Die ſächſiſche Sprache, bereichert und biegſam gemacht durch das Einſtrömen des Normanniſch-Franzöſiſchen in ſie, begleitete in ihrer Weiterbildung die Verſchmelzung der beiden Stämme zum engliſchen Volke Schritt für Schritt 7). Sie wurde, beſonders ſeitdem durch Gründung der

---

7) Durch die Miſchung und gegenſeitige Durchdringung beider Idiome entſtand allmälig jene Sprache, welche wir Engliſch nennen und welche mit Ausnahme einiger

beiden Univerſitäten Oxford und Cambridge 8) die Erziehung einen national-engliſchen Charakter erhielt, die Sprache des Unterrichts, ſie wurde die Sprache der Gerichtshöfe, des Parlaments, der Literatur. Laut einer Acte vom Jahre 1362 verordnete Eduard III., daß alle in den königlichen Gerichtshöfen geführten Prozeſſe in engliſcher Sprache verhandelt werden ſollten. Das erſte parlamentariſche Actenſtück in engliſcher Sprache, eine Bittſchrift der Krämer Londons, ſtammt aus dem Jahre 1388. Aus dem Jahre 1385 beſitzen wir eine Nachricht, welche beſagt, daß die Knaben in den gelehrten Schulen beim Ueberſetzen aus dem Latein ſich nicht mehr der franzöſiſchen, ſondern der engliſchen Sprache bedienten. Die Regierung des vorhin genannten Königs gab der engliſchen Politik eine gegen Frankreich feindliche Richtung, emanzipirte England dadurch vom franzöſiſchen Einfluß und drückte ſeiner Entwicklung das inſulariſch-eigenthümliche Gepräge auf. Von jetzt an gab es eine engliſche Nation und Nationalität 9).

Die politiſche und ſoziale Geſchichte derſelben weiter zu verfolgen, iſt nicht an uns. Wir müſſen uns darauf beſchränken, das, was von dieſer Geſchichte mit der literariſchen zuſammenhängt, an paſſenden Stellen anzudeuten, und wollen hier nur noch einige charakteriſtiſche Züge engliſchen Sinnes und Seins uns vergegenwärtigen.

Die Natur hat für England viel gethan. Umgeben von der See, welche ſein Klima mildert, ſeine Küſten ſchirmt und ſeinem Handel Wege in alle Welt aufthut, beſitzt es einen gemäßigten Himmel, beſitzt es einen

---

Formen der Declination des Nomens und Pronomens, der Conjugation des Verbs, der Comparation des Adjectivs und Adverbs nur noch Trümmer der alten angelſächſiſchen Grammatik zeigt, aber in ihrer einfachen Conſtruction der meiſt beugungsloſen Wörter vorzüglich geſchickt war, Fremdwörter aller Art ohne Schwierigkeit in ſich aufzunehmen und ſich zu aſſimiliren. Behnſch, S. 163.

8) Die Gründung der bedeutendſten Collegien an den beiden Univerſitäten geſchah in dem Jahrhundert von 1250 – 1350.

9) Macaulay, welcher, wie nicht bald ein anderer Hiſtoriker, die Kunſt verſteht, dunkle Perioden der Geſchichte durch kurze Schlaglichter blitzartig zu beleuchten, veranſchaulicht im 1. Kap. ſeines berühmten Werkes den Uebergang des Normannenthums in das Engländerthum ganz gut, indem er ſagt: In der Zeit Richard's I. war die gewöhnliche Verwünſchung eines normanniſchen Barons: „Mag ich zum Engländer werden!“; eine unwillige Weigerung kleidete er in die Frage: „Haltet ihr mich für einen Engländer?“ Der Nachkomme von ſolch einem Edelmanne aber war hundert Jahre ſpäter ſtolz auf den engliſchen Namen.

Boden, deſſen Fruchtbarkeit und nie ganz verſchwindendes Grün zum Landleben einladet und deſſen unterirdiſche Schätze der Induſtrie unerſchöpfliche Hülfsmittel darbieten. Die Nähe des Meeres, ſchöne Seen, zahlreiche Flüſſe, häufiger Wechſel zwiſchen Thal- und Hügelland ſtatten ſeine Landſchaften mit allem Reiz der Anmuth und des Behagens aus, ohne daß die Romantik fehlte. Sie iſt ihnen ſchon durch jene ununterbrochene Kette von Kathedralen, Abteien, Caſtellen und Hallen geſichert, welche, theils noch in wohlerhaltener Stattlichkeit prangend, theils maleriſche Ruinen bildend, die Triumphe bezeugen, welche die germaniſche Architektur in dieſem Lande gefeiert. Ein lebhafter Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und häusliche Behaglichkeit, was Alles der Engländer in dem Wort Comfort zuſammenfaßt, herrſcht in den Schlöſſern der Nobility, wie in dem Haus des Farmers und in der Cottage, wo der Kaufmann ſeine Sonntagsruhe genießt. Das Land gewann ſchon frühe ein wohnliches Anſehen: auf ihre Inſel beſchränkt, ſuchten ſich die Bewohner derſelben möglichſt bequem und ſtattlich einzurichten. Das Wort vom luſtigen Alt-England (merry Old-England) iſt ein ſehr wahres. Das mittelalterliche Volksleben Englands trägt eine Färbung voll bunter Luſtigkeit. Es liegt ein Hauch von Poeſie auf demſelben. Der Nimbus ritterlicher Courtoiſie umgab nicht nur das Hofleben, ſondern ſpielte auch fröhlich in den Ernſt ſolider Bürgerſitte hinein und ließ ſogar auf die Ausſchreitungen der Wilddieberei einen vollen Stral der Romantik fallen. Das ganze Leben hatte einen gewiſſen feiertäglichen Anſtrich in Folge zahlreicher Volksfeſte, bei welchen ſinnige Bräuche den lauteſten Jubel einleiteten. Kunſtgewandte Zigeuner, Minſtrels, Fiedler und Tänzer durchzogen das Land. Freuten ſich die ritterlichen Kreiſe der Turniere und der adeligen Vogelbeize, ſo ergötzte ſich das Volk ſeinerſeits an Bogenſchießen, Stockkämpfen, Wettrennen, Hahnen- und Hundegefechten. Vortretend waren beſonders zwei Feſtzeiten: im Winter Weihnachten (Christmas[10]), im Frühling der erſte Maitag, an welchem in Städten und Dörfern Maibäume (Maypoles) errichtet wurden, um welchen her die Morentänzer ihren Reigen führten und der geliebte Waldkönig Robin Hood mit ſeiner Mariana und ſeinen Geſellen, Bruder Tuck und Kleinhans, der aus den ſchönſten Mädchen gewählten Maikönigin ſeine Huldigung darbrachte. In dieſer heitern Weltanſchauung

---

10) Irving gibt in ſeinem Sketch Book einen höchſt anmuthigen Bericht von engliſchen Weihnachtsbräuchen und Weihnachtsfreuden.

des engliſchen Volkes fanden die finſteren Geſtalten der nordiſchen Phantaſie keinen Platz. Die unheimlichen Elbe und Duergar (Zwerge) der Sachſen verwandelten ſich im Laufe der Zeit und unter dem Einfluß normanniſcher Feendichtung in anmuthige Elfen, deren Wirthſchaft Shakſpeare im Sommernachtstraum ſo wunderlieblich beſchreibt und von deren Königin Mab er den Mercutio in Romeo und Julia eine wie aus Elfenfäden gewobene Schilderung entwerfen läßt. Das tückiſche Geſchlecht der Schwarzelfen der germaniſch-ſkandinaviſchen Mythologie erſcheint im engliſchen Volksglauben zum dienſtfertigen, gutmüthig neckiſchen Koboldsvölkchen humaniſirt, deſſen Mitglieder unter den Namen Puck, Hobgoblin, Robin, Goodfellow bekannt und in Landwirthſchaft und Haushalt dem Menſchen willig zur Hand ſind [11]). Die ganze Maſchinerie des Uebernatürlichen und Geheimnißvollen hatte in der Phantaſie des engliſchen Volkes einen ſtark komiſchen Beiſatz und es iſt bemerkenswerth, daß der grauenhafte Wahnwitz des Hexenglaubens in England erſt dann zu graſſiren begann, als ihn König Jakob I. mit blödſinniger Gelehrſamkeit plauſibel machte. Noch in Shakſpeare's Macbeth haben die drei Hexen mehr Aehnlichkeit mit den altgermaniſchen Völur als mit den Unholdinnen, welche auf dem Blocksberg ihre ſchmutzigen Orgien feiern [12]). Weiter gegen Norden zu nahm der Volksaberglauben eine mehr düſtere Färbung an. Zwar der zutrauliche engliſche Hausgeiſt Dobbie kommt in Schottland ebenfalls vor, nur heißt er hier Braunchen (Brownie); daneben aber waren die nebelvollen ſchottiſchen Moore von Geiſtern keltiſcher Natur bevölkert, welche, boshaft, ränkeſüchtig und ſchadenfroh, geradezu darauf ausgingen, den Leuten Tort und Schabernack anzuthun. So die Nixengeiſter Kelpie und Shelly-Coat und der braune Moormann. Wo, wie in den Hochlanden, das Keltenthum wenig oder gar nicht ſächſiſch-normanniſchen Einflüſſen zugänglich war, gefiel ſich die Volksphantaſie im Glauben an unheimlich Dämoniſches: man denke nur an das ſogenannte zweite Geſicht (second sight). Ueberhaupt konnte das von Alt-England unzertrennliche Beiwort nicht auf Altſchottland ausgedehnt werden. Herbes Klima und Armuth des Bodens gaben dem ſchottiſchen Volkscharakter etwas Ernſtes, Nüchternes, eine berechnende Schlauheit und Grübelei, die dann wieder mit Ausbrüchen der furchtbarſten Leidenſchaft und mit der Ekſtaſe des wildeſten Fanatismus wechſelte.

---

[11])
Wie um den Milchkrug, ihm bereitet,
Der Kobold flink ſich abarbeitet,
Wenn er das Korn in einer Nacht,
Was zehn nicht ſo zu Stand gebracht,
Gedroſchen hat mit eigner Hand;
Der Kobold-Diener nun am Rand
Des Herds behaglich ſinket nieder
Und wärmet ſeine rauhen Glieder
Und aus der Thüre eilig ſpringt,
Bevor der Hahn ſein Frühlied ſingt. Milton.

[12]) Im Macbeth kommen drei Hexen, die aber noch Weirdsisters heißen, alſo an die alte Bedeutung von Drut erinnern, auf einer Heide und in einer Höhle zuſammen, um in ihrem Cauldron zu ſieden. Sie ſind weniger teufliſche Zauberweiber,

England hatte das merkwürdige Glück, daß gerade die ſchwerſten Prüfungen, denen es unterworfen wurde, vollſtändig zu ſeinem Heil ausſchlugen. Selbſt Bürgerkriege förderten ſein Gedeihen. Während Deutſchland an den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges noch jetzt ſiecht, waren die Kriege der beiden Roſen und die Händel der Nation mit den Stuarts für England von den glücklichſten Folgen. Die Schlachten und Mördereien zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter, welche zuletzt dem Haus Tudor den Thron verliehen, räumten ſo tüchtig unter dem Adel auf, daß er nicht mehr die Kraft beſaß, den Vorſchritt eines freien Bürgerthums zu hemmen, welches, repräſentirt durch das Haus der Gemeinen, von Eroberung zu Eroberung bis zu jener Stellung aufſtieg, welche ihm bei Leitung der öffentlichen Angelegenheiten die entſcheidende Stimme ſichert. Zugleich verſchwand in dem Tumult des Roſenkriegs faſt unmerklich jener barbariſche Mißbrauch, welcher auf dem Continent bis in's 19. Jahrhundert herein wie ein hölliſcher Alp auf der Bauerſchaft laſtete, die Leibeigenſchaft, ohne daß eine geſetzliche Abſchaffung derſelben nöthig geworden wäre. Die Beſeitigung der Stuart'ſchen Dynaſtie, welche nacheinander einen Thoren, einen Meineidigen, einen Wüſtling und einen Tyrannen auf den Thron Englands geſetzt, brachte, nachdem der große Cromwell die weltgeſchichtliche Größe Britanniens begründet, die Befeſtigung jener Verfaſſung mit ſich, die, wie groß auch

---

als Schickſal verkündende weiſe Frauen oder Prieſterinnen, die aus dem Keſſel weiſſagen. Grimm, D. Mythologie, 2. A. S. 998. Der große Forſcher ſcheint hierbei freilich zu wenig Gewicht zu legen auf die 3. Scene des 1. Actes, welche die Schlegel-Tieck'ſche Ueberſetzung vollkommen berechtigt, weirdsisters mit „Unheilsſchweſtern“ wiederzugeben. Ueber den engliſchen Volksaberglauben vgl. Th. Wright: Essays on the literature, popular superstitions and history of England in the middle age, Lond. 1846.

ihre Mängel ſeien, dennoch als das Vorbild aller freien Staatseinrichtungen geprieſen werden muß, einer Verfaſſung, welche England zu einer Republik mit monarchiſchen Formen macht[13], zu einem Staat, an deſſen Spitze ein König oder eine Königin gleichſam nur als „das Emblem einer permanenten Executivgewalt“ ſteht.

Ariſtokratiſch freilich iſt dieſe Republik, ariſtokratiſch iſt die Gliederung der engliſchen Geſellſchaft überhaupt durch und durch. Es liegt ein tiefer Sinn in dem an und für ſich geringfügigen Umſtand, daß der Engländer das Fürwort der erſten Perſon (I) groß und das der zweiten (you) klein ſchreibt, während wir Deutſche es gerade umgekehrt machen. Jeder Engländer iſt ein Ariſtokrat oder trachtet, einer zu werden. Und wenn wir gerecht ſein wollen, ſo müſſen wir ſagen, daß die Achtung vor der Ariſtokratie und ihren Rechten in England auf guten Gründen beruht, auf ganz anderen, als die Anſprüche des continentalen Adels, welcher ſtets nur darauf ausging, mit höhniſcher Mißachtung der Volksrechte, in müheloſer Selbſtſucht und Genußſucht das Fett des Lebens abzuſchöpfen. Wie uns dieſes in ſchmerzlichem Andenken ſteht, ſo mag ſich ſeinerſeits das engliſche Volk mit dankbarem Gefühl erinnern, daß vorweg ſeine Ariſtokratie es war, welche ihm die Magna Charta errang und daß weiterhin die Erringung der Erklärung des Rechts (Declaration of Right), welche den Schlußſtein der Revolution von 1688 bildete, ohne die lebhafte Mitwirkung des Adels kaum möglich geweſen wäre. Derartige Erinnerungen wiegen um ſo ſchwerer, wenn ſie noch von der Thatſache begleitet ſind, daß die engliſche Ariſtokratie von Alters her zu verſtändig und groß dachte, als daß ſie ſich der Mitträgerſchaft der Staatslaſten zu entziehen geſucht hätte. Es gebührt ihr die Anerkennung, daß ſie, wie ſie über ihre eigenen Rechte eiferſüchtig wachte, auch die Rechte des Bürgers und Bauers achtete und dafür einzuſtehen bereit war. Wenn man auf dem Feſtland von einem patriarchaliſchen Verhältniß zwiſchen Adel und Volk redet, ſo beruht dies, höchſt ſeltene Ausnahmen abgerechnet, auf gutmüthigem Irrthum oder auf abſichtlicher Fiction. In England exiſtirte aber wirklich ein ſolches Verhältniß: der Landedelmann war in Wahrheit gewöhnlich eine Art Patriarch ſeiner Pächter. Die engliſche Ariſtokratie war in ihrer überwiegenden Mehrheit ſtets geſund genug,

---

13) Une nation, où la république se cache sous la forme de la monarchie — nennt Monteſquieu die Engländer.

einzuſehen, daß es etwas Edleres gäbe, als „fruges consumere“, was das feſtländiſche Patriziat als ſeine eigentliche Lebensaufgabe betrachtete[14]. Endlich, und das iſt ein ſehr wichtiger Punkt, war der engliſche Adel nicht, wie der continentale, eine Kaſte, ſondern vielmehr ein Amt, das nur auf *einen* Erben überging. Die jüngeren Söhne und Töchter traten in das Volk zurück, deſſen Söhne und Töchter hinwiederum vermittelſt Genie und Thatkraft, Liebenswürdigkeit oder Reichthum zur Pairſchaft emporſteigen können. Die Erbin des ſtolzen Hauſes Percy heiratet den Enkel eines Kutſchers, Herzoge und Marquis erheben Handwerkerstöchter und Tänzerinnen zu ihren Gemahlinnen, der Sohn eines Kohlenträgers nimmt als Präſident des Hauſes der Lords Platz auf dem Wollſack. Dieſe beſtändigen Beziehungen der Nobility und Gentry zu dem Volke ſind es, welchen die Männer der engliſchen Ariſtokratie ihre geiſtige Friſche, die Frauen ihre körperliche Schönheit verdanken. Dieſer unausgeſetzte Austauſch von Kraft und Geiſt, Rang und Reichthum bringt in die ariſtokratiſche Organiſation der engliſchen Geſellſchaft eine Miſchung und Fluctuation der Claſſen, welche eine kaſtenmäßige Verknöcherung derſelben zur Unmöglichkeit machen. Es gibt in England nur einen geſellſchaftlichen Begriff, welcher unter allen Wandlungen unwandelbar bleibt, den Begriff des Gentleman und ein Gentleman kann jeder Engländer ſein oder werden.

England wird ariſtokratiſch regiert, keine Frage. Aber es waltet in dieſem Lande noch eine Macht, welche über den hochfliegendſten Ariſtokratismus weit hinausreicht und demſelben unzerreißbare Zügel anlegt; die Macht der öffentlichen Meinung. Repräſentirt durch eine Preſſe, vor deren Freiheit dem Polizeibewußtſein des Continents die Haut ſchauert, durchdringt, mit einem der größten neueren Miniſter Englands, mit Canning zu ſprechen, ſpornt, zügelt und regiert in letzter Inſtanz die öffentliche Meinung das Ganze. Was dieſe Herrſcherin, die geſunde Tochter einer freien Entwicklung des Staatslebens, zu leiſten vermag, zeigt Englands gebietende Weltſtellung, zeigen Englands Induſtrie und Handel, deren Größe und Ausdehnung zu bezeichnen nur das Eigenſchaftswort koloſſal hinreicht [15]).

---

[14] Irving hat uns in ſeiner Bracebridge-Hall in der Perſon des Squire das Muſterbild eines altengliſch geſinnten Landgentleman gezeichnet. Bei Gelegenheit der Erwähnung von Lord Cheſterfield's Briefen ſpricht ſich der Squire folgendermaßen über den Beruf des Adels ſeines Landes aus: „Ein engliſcher Mann von Familie ſoll nicht ein bloßer Vergnügungsmenſch ſein. Er hat kein Recht zu ſo ſelbſtiſcher Nachſicht. Seine Muße, ſeine Bequemlichkeit, ſein Reichthum ſind Schulden gegen ſein Vaterland, die er abzutragen immer bereit ſein muß. Er ſollte ein Mann in jeder Hinſicht ſein: einfach, offen, höflich, klug, gebildet, unterrichtet; einer, der ſich ſehr wohl unter freien Leuten ſehen laſſen kann, der ſich mit Staatsmännern meſſen und der ſein Vaterland und deſſen Rechte zu Hauſe und in der Fremde vertreten kann. In einem Lande wie England, wo dem Verſtande eine ſo freie und unbegrenzte Laufbahn eröffnet iſt und wo Meinung und Beiſpiel ein ſo großes Gewicht beim Volke haben, müßte jeder Mann von Vermögen und Muße ſich verpflichtet fühlen, auf irgend eine Art zur Wohlfahrt und zum Ruhme der Nation beizutragen.“

Der Achtung und Bewunderung, welche England ſelbſt ſeinen Feinden abzwingt, ſtellen ſich indeſſen von Seiten ſeiner Freunde einige gegründete Bedenken gegenüber. Ein ſolches iſt jedem Deutſchen, welcher auf der Höhe der Bildung ſeines Landes ſteht, vor allen andern die engliſche Hochkirche, mag ſie auch in England noch ſo ſehr „gentlemanlike“ ſein. Die Hochkirche kann es ihrem innerſten Weſen und ihrer äußeren Conſtituirung nach nicht verleugnen, daß ſie nicht das Product des Volkswillens, ſondern das Geſchöpf der launiſchen Willkür eines Tyrannen iſt. Daher kommt es auch, daß ſich das Volk von ihr abwendet und in buntem Sektenweſen ſein religiöſes Bedürfniß zu befriedigen ſucht. In England willenloſe Magd der Staatsgewalt, iſt die Hochkirche in Irland Räuberin und Tyrannin. Eine comfortable Seelenaſſekuranz für den geiſtigen Schlummer vornehmer Gedankenloſigkeit, hält ſie es unter ihrer Würde, um den großen Haufen ſich zu bekümmern. Man verſetze ſich in die prachtvollen Paläſte der engliſchen Prälaten und gehe dann in eine der Londoner Armenherbergen (lodging-houses), wo allnächtlich Greuel vorfallen, welche auszuſagen ſelbſt einem

---

[15]) Man kann ſich von dem Umfang und dem raſtloſen Vorſchritt der engliſchen Production einen Begriff machen, wenn man beachtet, daß laut dem offiziellen Handelsausweis der Geſammtwerth der in den erſten neun Monaten des Jahres 1853 aus den Häfen Großbritanniens ausgeführten Handelsartikel 66,987,729 Pfd. St. betrug, um 12,596,291 Pfd. St. mehr, als die Ausfuhr in den erſten neun Monaten d. J. 1852 betragen hatte. — Auch der engliſche Buchhandel iſt koloſſal. Welche Geſchäfte er macht, kann man aus den Honoraren der Autoren erſehen. Sterne bekam für die letzte Ausgabe ſeiner Schriften 24,000 Pfd. St. (280,000 fl.). Das Honorar der Werke Byron's, wie ſie einzeln erſchienen, betrug, mit Einrechnung ſeiner durch Moore herausgegebenen Briefe und Tagebücher, 23,540 Pfd. (274,633 fl.); für Lara erhielt Byron 700 Pfd., für den 4. Canto von Childe Harold 2100 Pfd. Moore's Lalla Rookh wurde mit 3000 Pfd. honorirt. Southey, der von Haus aus nicht einen Schilling beſaß, hinterließ 12,000 Pfd., Hannah More 30,000 Pfd.

Freudenmädchen die Scham verbietet, und man hat einen jener grellen ſocialen Contraſte vor ſich, die für die Zukunft Englands zittern machen. Ebenſo, wenn man aus den goldenen Sälen der Handelsfürſten und Induſtriebarone von London, Liverpool, Mancheſter in den Schmutz der Fabriklerwohnungen hinunterſteigt oder aus den Schlöſſern und Parks des Adels in die ländlichen Armenhäuſer (work-houses) kommt. Wie hier die materiellen Gegenſätze auf die Spitze getrieben erſcheinen, ſo anderwärts auch die der moraliſchen Welt. Der engliſche Gentleman erhält in der Regel eine liberale Erziehung. Es iſt der Stolz der alten Sitze engliſcher Gelehrſamkeit, ihren Zöglingen eine tüchtige claſſiſche Bildung zu geben und dieſelben mit den Schriftſtellern des Alterthums gründlich bekannt zu machen. Ergibt ſich aber nun nicht der ſeltſamſte Gegenſatz, wenn ein junger Mann, welcher ſo eben in Oxford oder Cambridge um ſeiner erſchöpfenden Kenntniß der Komödien des Ariſtophanes oder der Satiren des Juvenal willen einen akademiſchen Preis davongetragen hat oder von Biſchöfen und Profeſſoren der Theologie gelobt worden iſt, weil er die bedenklichſten Stellen in der Liebeskunſt des Ovid oder im Satiricon des Petronius einläßlich zu commentiren verſtand, in die engliſche Geſellſchaft eintritt, wo die Prüderie ein unerbittlich deſpotiſches Szepter ſchwingt? Dieſer Prüderie, von deren Urſprung wir ſpäter zu ſprechen haben werden, verbinden ſich drei andere conventionelle Begriffe, Delicacy, Faſhion und Reſpectability, welche ein deutſcher Autor treffend die ſchauerlichen Grenzpäſſe genannt hat, die man erklimmen müſſe, um zur Höhe der engliſchen Sittlichkeit zu gelangen.

Der Kern dieſer Sittlichkeit jedoch iſt ungeachtet ſeiner abſchreckenden oder lächerlichen Hülſen ein guter und geſunder. Es liegt in ihm die Bürgſchaft der ferneren gedeihlichen Entwicklung einer Nation, welche den aus-

---

Scott konnte nach einem Bankerott, wobei er mit 117,000 Pfd. betheiligt war, mit guter Ausſicht auf Erfolg ſich daranmachen, dieſe rieſige Schuld herunterzuſchreiben, und hatte wirklich nach vier Jahren ſchon die Summe von 70,000 Pfd. verdient. Selbſt ein Schriftſteller zweiten oder gar dritten Ranges, Theodor Hook, erſchrieb ſich eine jährliche Rente von 3000 Pfd. — Koloſſal iſt ferner das Zeitungsweſen in England. Die „Times“, das erſte Journal der Welt, gegründet 1783, hat von 1837—1851 durchſchnittlich täglich 38,000 Exemplare abgeſetzt. Von Millionen Leſern auf dem ganzen Erdrunde durchflogen, liefert ſie Tag für Tag ſo viel Leſeſtoff, als ein ſtarker Octavband umfaßt, und ſie bezahlt dem Staat eine jährliche Steuer von mehr als einer Million Gulden, nämlich 700,000 fl. Stempelgebühr, 200,000 fl. Annoncenſteuer und 160,000 fl. Papierſteuer.

gebildetſten praktiſchen Sinn und Takt mit der unternehmendſten Thatkraft vereinigt, ohne der germaniſchen Innerlichkeit baar zu ſein. Die, welche achſelzuckend meinen, das engliſche Weſen faſſe ſich in dem grobmateriellen Wahlſpruch: **Money is power!** zuſammen, mögen ſich erinnern, daß von England die Loſung: **Knowledge is power!** ausgegangen. Der Materialismus hat in England das ideelle Streben keineswegs erdrückt, ſondern er hat ihm nur eine ſolide Baſis gegeben, eine Baſis, wie ſie das Unglück Deutſchlands unſeren Idealismus nie gewinnen ließ. Alles zuſammengehalten, wird jeder Unbefangene mit uns in den Ausruf Cowper's einſtimmen: England, mit allen deinen Fehlern lieb' ich dich [16]! und mit dieſem Worte wenden wir uns zur Betrachtung jener edlen Literatur, welche einer der größten engliſchen Schriftſteller das Glänzendſte und Dauerndſte von dem Vielen nennt, was Großbritanniens Ruhm iſt.

# 2.

## Das britiſche Bardenthum und die angelſächſiſche Literatur.

Wenn Julius Cäſar da, wo er in ſeinen Denkwürdigkeiten über den galliſchen Krieg von dem Stand der Druiden handelt (VI, 13—14), anmerkt, dieſes Inſtitut ſolle zuerſt in Britannien aufgekommen und von da nach Gallien verpflanzt worden ſein, und dann noch beifügt, daß die jungen Gallier, welchen an einem tieferen Eindringen in die druidiſche Weisheit gelegen war, nach Britannien gingen, um ſich dort zu unterrichten: ſo ermuntert er damit zu dem Schluß, daß die keltiſche Cultur jenſeits des Canals von älterem Datum war als dieſſeits [1]. Mit Beſtimmtheit iſt anzunehmen, daß, wie in Gallien, auch bei den keltiſchen Stämmen der britiſchen Inſeln [2]) der Prieſterorden der Druiden nicht nur den erſten Rang in der geſellſchaftlichen Hierarchie eingenommen, ſondern das ganze Leben recht eigentlich beherrſcht habe, ganz ſo, wie die Prieſterſchaft das Leben der Bewohner Altägyptens regierte. Ueber die ſogenannte Geheimlehre der Druiden haben wir nur Vermuthungen, da unſere älteſten Nachrichten darüber ganz offenbar chriſtlich durchfärbt ſind. In den Anſchauungen und Lehren des Druidenthums ſpielt die Zahl drei eine große Rolle [3]). Manche derſelben zeugen von einem eifrigen Studium der Natur und ihrer Geſetze und von einem humanen Sinn, mit welchem dann freilich wieder die Menſchenopfer des druidiſchen Cultus ſehr contraſtiren. Die Druiden vermehrten ihren Einfluß vermittelſt Handhabung der richterlichen Gewalt, pflanzten ihre Lehren, die nur mündlich überliefert wurden, durch eine zahlreiche Jüngerſchaft fort und ſtanden in enger Verbindung mit den Barden (Beirdd), welche die Lehrſätze druidiſcher Weisheit in Verſe brachten, außerdem epiſche und lyriſche Gedichte zum Klange der Chrotta ſangen und gleich den gäliſchen Sgealaichies (Geſchichtenerzählern) der ausgebreitetſten Popularität ſich erfreuten.

---

[16] England with all thy faults I love thee still! Selbſt Byron, welcher doch bei jeder Gelegenheit die Gebrechen ſeines Landes mit bitterſtem Sarkasmus überſchüttet, kann ſich nicht enthalten, im Don Juan mit patriotiſchem Stolz England zu bezeichnen als —

A country in all senses the most dear
To foreigner or native.

[1] In Betreff der älteſten Culturzuſtände Englands verweiſe ich die Freunde culturgeſchichtlicher Studien auf: The Celt, the Roman and the Saxon, a history of the early inhabitants of Britain, by Th. Wright, Lond. 1852.

Die keltiſche Nationalität bewahrte unter all der Unterdrückung von Seiten der Sachſen und Normannen mit außerordentlicher Zähigkeit ihre eigenthümlichen poetiſchen Anſchauungen. Das erſiſche (iriſche), welſche und gaeliſche Bardenthum überdauerte die Knechtung Irlands durch die Normannen, durch Cromwell und König Wilhelm, die Unterwerfung von Wales durch Eduard I., die Vernichtung der hochſchottiſchen Clansverfaſſung durch die Regierung der hannoveraniſchen George, wenn auch es zuletzt zur Bierfiedelei und Bänkelſängerei herabſinken mußte. Nachdem die Bewohnerſchaft von Cornwall und Wales ſehr frühzeitig, wahrſcheinlich von der Bretagne oder von Irland her, zum Chriſtenthum hinübergeführt worden war, nahm ihre dichteriſche Phantaſie einen neuen Aufſchwung, indem ſie altnationale Traditionen mit Vorſtellungen des neuen Glaubens verſchmolz. Die bedeutendſte Schöpfung dieſer keltiſch-chriſtlichen Dichtung iſt der Sagenkreis von König Arthur oder Artus, welcher zu Caerleol (Carliſle) mit den Rittern ſeiner Tafelrunde Hof hielt. Auf's Engſte mit der Artusſage verwoben iſt der Mythus vom heiligen Gral. Beide zuſammen nehmen in der mittelalterlichen Poeſie bekanntlich einen ſehr breiten Raum ein, aber die ihnen zu Grund liegenden Ideen in ihrer ganzen Fülle und Größe zu entwickeln, war dem deutſchen Dichter Wolfram von Eſchenbach vorbehalten, wie deſſen großer Rival, Gottfried von Straßburg, eine zweite berühmte keltiſche Sage, die von Triſtan und Iſolde, zu einer Dichtung von unvergänglicher Schönheit geſtaltet und ein ſpäterer deutſcher Dichter, Immermann, der dritten großartigen Schöpfung keltiſcher Phantaſie, der Mythe vom Zauberer Merlin, welchen der Teufel in Nachahmung Gottes mit einer Jungfrau zeugte, zu würdiger poetiſcher Einkleidung verholfen hat.

---

[2]) Der Kymren in Wales, der Kernen in Cornwall, der Kumbern in Nordengland und Schottland, der Iren in Irland d. i. Weſtland, der Gaelen in Hochſchottland. Das Wort gal bedeutet keltiſch und den Berg, woraus Caledonia, keltiſches Bergland.

[3]) Davies (Celtic researches, p. 182) und nach ihm Lappenberg (I, 10) führen die druidiſche Triade an: „Die drei erſten Grundſätze der Weisheit ſind Gehorſam gegen die Geſetze Gottes, Sorge für das Wohl der Menſchen und Stärke in den Ereigniſſen des Lebens."

Nicht mit Unrecht hat man den britiſchen Barden eine ähnliche Stellung vindicirt, wie ſie die hebräiſchen Propheten innehatten. Gleich dieſen waren ſie die Träger und Stimmführer der öffentlichen Meinung. Sie begleiteten die Krieger in die Schlacht, feuerten die Kämpfenden durch Streitlieder an und ſangen bei feſtlichen Gelagen die Thaten der Altvorderen. Ein nicht kleiner Theil des Muthes und der Beharrlichkeit, womit die britiſchen Stämme im Weſten und Norden Englands ſo lange den Sachſen und Normannen widerſtanden, muß den Aneiferungen der Barden zugeſchrieben werden. Lange lag auf ihren Geſängen der Staub der Vergeſſenheit, bis endlich die Herausgeber der Myvyrian Archaiology und andere Sammler und Erklärer[1]) ſie unter demſelben hervorgruben. Die älteſten bisher entdeckten Handſchriften der britiſchen Bardenlieder gehen auf das zwölfte, elfte und zehnte Jahrhundert zurück, trotzdem aber darf geſagt werden, daß die älteſten dieſer Geſänge bis in's ſechſte Jahrhundert hinaufreichen. Sofern dieſelben aus Irland ſtammen, haben ſie, wenigſtens die älteren, vornehmlich die Verherrlichung des Helden Finn zum Gegenſtand, welcher als der Mittelpunkt der altiriſchen Heroologie erſcheint. Viele der Lieder, welche ſeine Thaten feiern, ſchreibt die Sage ſeinem Sohn Oiſin (Oſſian) zu, unter welchem Namen, wie wir ſpäter ſehen werden, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein genialer Gelehrter gaeliſcher Abkunft für die keltiſche Dichtung die lebhafteſte Theilnahme der geſammten gebildeten Welt erregte. Viele der echten altiriſchen Bardenlieder ſind ohne Zweifel uralt. Schon das ſtark in denſelben hervortretende mythiſche Element ſpricht dafür. Sie entwerfen romanzenartige Bilder von einer eigenthümlichen Welt. Zauberei und Zauberinnen ſpielen darin eine große Rolle und werden die letzteren anmuthig genug beſchrieben[8]).

---

[1]) The Myvyrian Archaiology of Wales, collected by O. Jones, E. Williams and W. Owen, Lond. 1801—7. Specimens of the ancient Welsh poetry by E. Evans, Lond. 1764. Außerdem Miß Brooke: Reliques of Irish poetry, Walker: Historical memoirs of the Irish bards, Lady Gueſt: Mabinogion (Jugendunterhaltungen) und Hên Chwedlau (alte Geſchichten), welche beiden Sammelwerke keltiſche Proſaromane enthalten. Vgl. auch „Polyglotte der europäiſchen Poeſie" von A. Elliſſen, Bd. 1, Kap. 2, und über den Artusſagenkreis insbeſondere die Unterſuchungen San Marte's (die Arthurſage, Quedlinb. 1842).

Unter den Kymren in Wales behielt das Inſtitut der Barden allen Verfolgungen von Seiten der Plantagenets zum Trotz bis auf die Tage der Königin Eliſabeth herab ſeine politiſche und ſoziale Geltung. Arthur und Cadwallon ſind hier die Nationalhelden, um welche ſich die Bardendichtung mit Vorliebe bewegt. Wir enthalten uns billig der Aufzählung der barbariſch klingenden Namen von kymriſchen und kumbriſchen Barden, deren es von Merddin Wyllt und Talieſin im 6. Jahrhundert an bis herab auf Dafydd ab Gwilym, welcher nach der Einbuße der nationalen Unabhängigkeit ſeines Stammes lebte, eine lange Reihe gibt. In ihrem Streben, die

---

8) In der berühmten Ballade von Finn's Jagd (Laoi na Seilge), welche Gilliſſen S. 18 fg. mit beigefügter Ueberſetzung mittheilt und welche die Verzauberung des Helden in einen abgelebten Greis durch die Zauberin Miluachra und die ſchließliche Entzauberung des Verlockten erzählt, wird die Fee alſo geſchildert:

Chualaigh Finn, 'nuair chuan uadh, gul ar bhruach Locha Sheimh;
'San do bhi ann macaomh mna bo feaer cail da ffacadh se.
Do bhi aggruaidh mar an ròs, agus abeol ar dhath na caor;
Do bhi a cneis mar am blath, sa leaca bhán mar an aol.
Ar dhath an oir do bhi a folt, mar realt aeir a rosg do bhi;
Sa Phadruig da ffeiceadh a dreach do bheurfa do cheare don mhnaoi!
Finn ſpäht umher, da lockt ein Laut der Klage nach Loch Sliew ihn fort;
Er ſieht ein blendend ſchönes Weib, das jammernd ſitzt am Ufer dort,
Die Wangen friſchen Roſen gleich, der Purpurbeer' ihr ſüßer Mund,
Der Hals wie Frühlingsblüthen weiß, der ſchnee'ge Buſen glatt und rund,
Goldglanz ihr Haar, ihr Aug' ein Stern, der mild vom blauen Himmel blickt —
O Patrik, wenn du ſie geſeh'n, ihr Zauber hätt' auch dich umſtrickt!

britiſche Nationalität gegenüber der ſächſiſchen und normanniſchen mit einem ſchimmernden Nimbus zu umgeben, miſchten dieſe Sänger und Geſchichtenerzähler Geſtalten und Ereigniſſe der Geſchichte und der Phantaſie ſo willkürlich, daß eine Sonderung derſelben nicht mehr möglich iſt. Solch ein Miſchwerk ſind die Triaden von Britannien (Trioedd ynys Prydain), ſo genannt von der ſchon berührten druidiſch-bardiſchen Eigenthümlichkeit, Vorfälle, Begriffe, Perſonen und Maximen in Gruppen von drei'n zuſammenzuſtellen, welche Eigenthümlichkeit auch die dreizeilige Strophe (mit Endreimen) in der kymriſchen Poeſie vorherrſchen macht 6). Der erſte Band der Myvyrian Archaiology enthält 584 Doppelcolumnen welſcher Gedichte, woraus man auf den Reichthum dieſer in ihren Anfängen bis ins 5. Jahrhundert hinaufſteigenden Dichtung ſchließen kann. In ihren beſten Erzeugniſſen iſt ſie durchweg das, was wir heutzutage politiſche Lyrik nennen. Das Hochgefühl nationaler Erinnerungen wechſelt in dieſen Gedichten mit brennenden Klagen über den Untergang der Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Es iſt eine Wehmuth und ein patriotiſcher Zorn in dieſen Geſängen, welche beide an die Ausſtrömungen der hebräiſchen Pſalmiſten und Propheten erinnern. Erſt in den ſpäteren ſchlagen mehr ſubjective Klänge vor und von außerordentlicher Innigkeit ſind die Liebeslieder des ſchon genannten Dafydd ab Gwilym 7). Gerade in dem Getöſe der letzten verzweifelten Kämpfe der Briten gegen die Engländer erhob ſich jedoch das Bardenlied noch einmal zur vollen Höhe ſeiner Kraft und mit erſchütternden Klängen begleitete Gruffud ab yr Enad Goch den Untergang des nationalen Daſeins ſeines Volkes 8).

---

6) Den Inhalt der Triaden von Britannien bildet die ſagenhafte Erzählung der britiſchen Geſchichte von der älteſten Zeit bis zum Beginn des 7. Jahrhunderts.

7) Man ſehe bei Elliſſen (S. 52) das erotiſche Gedicht David's, welches eine ganz merkwürdige Parallele zu der wundervollen Morgenſcene in Shakſpeare's Romeo und Julia darbietet.

8) So in ſeinem Klaglied über den Tod Llywelyn's, des letzten Fürſten von Wales, welcher 1282 bei Buellt den Heldentod ſtarb. Eine Stelle daraus lautet (nach Elliſſen's Verdeutſchung):

Horch, hört ihr den rauſchenden Regen, den wilden Orkan?
Und hört ihr das Krachen der Eichen in Sturmeswuth?
Und ſeht ihr das Land überſtrömt von der wogenden Flut?
Und ſeht ihr zerrüttet des Himmels unendlichen Plan?

Die Angelſachſen brachten aus ihrer deutſchen Heimat jene Freude an Geſang und Heldenkunde mit nach England, welche laut den unzweifelhaften Zeugniſſen des Tacitus und anderer Alten von Uralters her in den germaniſchen Wäldern heimiſch geweſen war. Der Sänger (Scóp[9]) nahm bei ihnen eine ähnliche ehrenvolle Stellung ein, wie bei den Kelten der Barde, doch liegt kein Zeugniß vor, daß die ſächſiſchen Rhapſoden gleich den keltiſchen Barden zu einer Sängerzunft ſich zuſammengeſchloſſen. Die Liederkunſt, vorwiegend epiſchen Charakters, war bei ihnen eine mehr freie, und wenn es Sänger von Beruf gab, ſo gab es dagegen auch ſolche, welche, gleich den altarabiſchen Dichtern, die Thaten, die ſie beſangen, erſt mitthaten. Selbſt Könige wußten beim feſtlichen Mahle und ſonſt Lieder zu ſingen und dazu die Harfe zu ſchlagen, wie der alte König im Beowulf und ſpäter König Alfred, welcher als Harfner das däniſche Lager beſuchte. Die Form der angelſächſiſchen Gedichte war natürlich eine ſehr primitiv einfache. Feſtſtehende Sylbenmaße gab es nicht. Endreime kamen ſelten vor, dagegen wurde der vermittelſt doppelter Hebung und Senkung der Stimme in zwei Hemiſtichen getheilte Vers durch den Stabreim (Alliteration) zuſammengehalten und gerundet. Die Alliteration kam bei Aufbewahrung und Fortpflanzung der Geſänge dem Gedächtniſſe zu Hülfe, welchem die Sorge hiefür lange Zeit allein überlaſſen war. Im beſtändigen Fluſſe ſolcher Ueberlieferung mußte ſich die urſprüngliche Faſſung der Gedichte nothwendig vielfach ändern, ohne daß man im Stande wäre, dieſe Wandlungen von Stufe zu Stufe genau zu verfolgen. Die meiſten Aufzeich-

---

Und ſeht ihr die Sonne entrückt ihrer luftigen Bahn?
Und ſeht ihr im wirren Gedräng der Geſtirne Heer?
Verachtet ihr Gottes Geheiß in unſeligem Wahn
Und ſehet ihr furchtbar das Ende der Tage nicht nah'n?
Erhöre uns Gott, warum nicht verſchlingt uns das Meer?
Was bleiben wir länger in Angſt erbebend zurück?
Kein Ort, wohin wir uns wenden in Elend und Noth,
Kein Ort, wo wir bergen das troſtlos herbe Geſchick,
Kein Ort, wo nicht über das finſt're Verderben uns droht,
Kein Rath, kein Ausweg iſt da, als der rettende Tod!

[9] Vom Verbum sceapan, ſchaffen. Ueber den dichteriſchen Vortrag bei den germaniſchen Völkern und über die Stellung der Sänger vgl. W. Grimm: die deutſche Heldenſage, S. 374 fg.

nungen erfolgten erſt im 10. Jahrhundert und dauerten bis ins zwölfte fort[10]).

Allerdings gab es in der angelſächſiſchen Periode der engliſchen Geſchichte ſchon weit früher eine geſchriebene Literatur, eine kirchlich-lateiniſche, welche mit der Einführung des Chriſtenthums auf der Inſel oder wenigſtens unlange nachher begann. Nachdem das Latein im Alterthum ſo lange die herrſchende Weltſprache geweſen, ſollte es, als Idiom der Kirche, im Mittelalter noch einmal die Culturſprache des weſtlichen Europa's werden. Keltiſche Mönche übten in England zuerſt ihre ungefüge lateiniſche Feder in Abfaſſung von Legenden, theologiſchen Abhandlungen und märchenvollen Chroniken, bis ſie von ihren angelſächſiſchen Collegen überflügelt wurden. Es waltete unter den Angelſachſen ein lebhafter Trieb, ſich die neue chriſtlich-kirchliche Bildung anzueignen und dieſelbe auszubreiten. Nachdem ſchon 681 der letzte heidniſch-germaniſche Stamm in England, die Südſachſen, zum Chriſtenthum war bekehrt worden, kamen Miſſionäre zu den Stammgenoſſen nach Deutſchland herüber, um auch dieſe mit dem neuen Heil zu beglücken. So Wilbrod und nach ihm Winfrid oder Bonifazius. Auch die deutſchen Kloſterſchulen, die erſten Pflanzſtätten der chriſtlich-mittelalterlichen Cultur im karolingiſchen Zeitalter, wurden nach dem Vorgang und Vorbild derartiger Anſtalten in England eingerichtet. Aus der Kloſterſchule zu York brachte der gelehrte Alkuin das Studium der alten Sprachen und der ſogenannten ſieben freien Künſte an den Hof Karl's des Großen. Alle kirchlichen Autoren der Inſel traten jedoch weit zurück vor Beda (673—735), welchem die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen den Beinamen des Ehrwürdigen (Venerabilis) gab. Als einfacher Mönch in dem Kloſter Wearmouth, welches der große Abt Ceolfrid zum Hauptſitz angelſächſiſcher Gelehrſamkeit gemacht, ſein Leben verbringend, hatte ſich Beda in allen damals zugänglichen Disziplinen Kenntniſſe erworben, deren Umfang Erſtaunen hervorrufen mußte. Ein ungemein fruchtbarer Schriftſteller, hinterließ er theologiſche, grammatikaliſche und naturwiſſenſchaftliche Werke; die dankbare Achtung der Nachwelt aber hat er ſich insbeſondere durch ſeine nach den beſten damals vorhandenen mündlichen und ſchriftlichen Quellen gearbeitete Kirchengeſchichte der Angelſachſen geſichert[11]).

---

10) Die berühmteſte Sammlung ſolcher Aufzeichnungen iſt der Codex Exoniensis, gedr. Lond. 1842.

11) Venerabilis Bedae Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum, Lond. 1838.

Wir wiſſen nicht mit Gewißheit zu ſagen, ob die angelſächſiſchen Eroberer aus ihrer deutſchen Heimat alte Geſänge mit nach Britannien gebracht, wohl aber, daß ſie ihre Stammſagen nicht an den Küſten der Nordſee zurückließen. Der Geiſt dieſer Sagen hatte viel von dem der ſkandinaviſchen, wie das die Nachbarſchaft der norddeutſchen und ſkandinaviſchen, aus einer Wurzel entſproſſenen Stämme erklärlich macht. Auch in der neuen Heimat hielten die Scopas und Gleemen (Dichter und Harfner) die Beſchäftigung mit den alten volksmäßigen Mythen und Sagen feſt und ſo entſtand wahrſcheinlich ſchon im achten Jahrhundert, vielleicht ſogar noch früher, das bedeutendſte dichteriſche Denkmal der angelſächſiſchen Literatur, das mythiſch-heroiſche Lied von Beowulf, welches im 10. Jahrhundert aus dem Munde der Sänger aufgezeichnet wurde 12). Das Beowulfslied, in der

---

12) The Anglo-Saxon Poem of Beowulf, ed. by J. M. Kemble, Lond. 1833. Beowulf, ſtabreimend überſetzt von L. Ettmüller, Zürich 1840. Beowulf, das älteſte deutſche Heldengedicht, nach ſeinem Inhalte und nach ſeinen hiſtoriſchen und mythologiſchen Beziehungen betrachtet von H. Leo, Halle 1839. Die Haupthandlung des Gedichts, in welche acht längere und kürzere Epiſoden eingeſchoben ſind, iſt folgende. Hrothgar, der Dänenkönig, hat nach vielen glücklichen Kriegszügen zu Meoſelda (Methſchild) eine prächtige Halle erbaut, um darin mit ſeinen Mannen frohe Gelage zu feiern. Allein das muntere Getöſe iſt einem grauſamen Ungethüm, welches, Grendel geheißen, in einem nahen Moore hauſt, nicht genehm. Grendel kommt Nachts in die Halle, wo die Edelinge nach dem „Bierdienſt" ſchlummern, greift dreißig der Degen, ſchleppt ſie in ſein Waſſerhaus und verzehrt ſie. Da dieſer Beſuch ſich wiederholt, flieht Alles den gefährlichen Ort und die Halle ſteht zwölf Jahre lang öde. Die Mare hört Beowulf, ein Häuptling der Geaten (Gauten, Gothen in der ſchwediſchen Landſchaft Götaland) und ſchifft ſich mit vierzehn Kämpen alsbald nach Dänemark ein, Grendeln zu bekämpfen. Hrothgar empfängt ihn freundlich und übergibt die verlaſſene Halle ſeiner Hut. Die Geaten nehmen Nachtruhe daſelbſt und vor Schlafengehen gelobt Beowulf, mit dem waffenloſen Grendel nur Fauſt gegen Fauſt zu kämpfen. Grendel, der die Beute gewittert, kommt, greift einen der Schläfer, zerreißt und verzehrt ihn. Dann faßt er auch Beowulf, aber dieſer wehrt ſich ſo mannhaft, daß er ſeinem Feind einen Arm aus dem Schultergelenk reißt, worauf der Verſtümmelte ſich davon macht. Als es Tag geworden, wird der Sieg Beowulf's gefeiert. Aber in der nächſten Nacht erſcheint Grendel's Mutter, eine furchtbare Rieſin, den Unfall ihres Sohnes zu rächen, und der liebſte Freund Hrothgar's wird ihr Opfer. Nun entſchließt ſich Held Beowulf, die Rieſin auf dem Grunde des Meeres aufzuſuchen und zu beſtehen. Er ſtürzt ſich in die Wellen und alsbald erſcheint Grendel's Mutter, faßt ihn und ſchleppt ihn nach ihrer Höhle. Allein das dichte Ringgefüge ſeiner Rüſtung widerſteht ihren tödtlichen Griffen, und während des Ringens mit ihr ſieht

uns überlieferten Form um zweihundert Jahre den Geſängen der Edda und um dreihundert Jahre unſerem Nibelungenlied an Alter vortretend, iſt das älteſte Epos der germaniſchen Welt. Ehrwürdig hierdurch und wichtig vermöge der culturgeſchichtlichen Blicke, die es in das Leben unſerer Ahnen thun läßt, beſitzt es in ſeiner rauhen Kraft auch poetiſchen Werth und wiederſpiegelt, in der Form des Stabreims geſungen und in lebendiger Fortbildung im Laufe der Jahrhunderte bis zu ſeiner Feſtſtellung vermittelſt der Schrift zu ſeinem jetzigen Umfang angewachſen, den heidniſch-mythiſchen

---

Beowulf ein altes Steinſchwert daliegen, welches er ergreift und womit er die Rieſin tödtet. Im Umſchauen gewahrt er auch Grendel todt auf ſeinem Lager liegen, worauf er ihm mit dem Steinſchwert das Haupt vom Rumpfe ſchlägt. Mit dieſer Trophäe in Hrothgar's Burg zurückgekommen, ſchifft er reichbeſchenkt und vielbelobt heim nach Gautland, auf deſſen Königsſitz er berufen wird, nachdem ſein Vetter, der König Hygelac, und deſſen Söhne umgekommen. Fünfzig Jahre herrſcht er ruhmvoll und ſtirbt dann einen ruhmvollen Tod, indem er das Land von einem Schätze bewachenden, das Reich verwüſtenden greulichen Drachen befreit, der aber, bevor er ſelber die Todeswunde empfängt, ſeinen greiſen Angreifer tödtlich verwundet. Die Leichenfeierlichkeiten Beowulf's, woraus wir als Sprach- und Stylprobe eine Stelle folgen laſſen, beſchließen das Gedicht.

Him tha gegiredan Geata leode
ad on eorthan, unwaclicne,
helm-behongen, hilde-bordum,
beorhtum byrnum, swa he bena waes:
alegdon tha to-middes maerne peoden
haeleth hiofende, hlaford leofne;
ongunnon pa on beorge bael-fyra maest
wigend weccan: wu [du-r] ec astah
sweart of swic-thole, swogende [g] let
[wope] bewunden, wind-blond gelaeg
oth paet he tha ban-hus gebrocen haefd [e],
hat on hreothre; higum unrote
mod-ceare maendon mon-drythnes [cwealm]. V. 3143—56.

Ihm da geſteten (ſchmückten) der Geaten Krieger
Das Eit (Scheiterhaufen) an der Erde, das unweichbare,
Mit dem Helm geſchmückt und mit Heerſchilden,
Mit blanken Brünnen (Harniſchen), wie ſeine Bitte war.
Die harmvollen Helden da den Herrſcher legten
In die Mitte, den theuren, den mähren König.
Am Berge dann begannen der Bühlfeuer größtes
Die Recken zu rühren; der Rauch ſtieg auf.

Charakter germaniſcher Vorzeit in ungetrübter Reinheit[13]. Neben dem Beowulf verdient unter den Denkmalen der angelſächſiſchen Poeſie weltlicher Richtung beſonders der ſogenannte Traveller Song oder Sängers Weitfahrt (Scopes widsith) Aufmerkſamkeit. Der Sänger erzählt darin ſeine Fahrten durch die Lande der Menſchen und preiſt die Fürſten, von welchen er Geſchenke empfangen. Das, freilich nur in ſehr interpolirter und darum dunkler Form auf uns gekommene Gedicht iſt gleichſam eine poetiſche Manifeſtation des germaniſchen Reiſedrangs, welcher in England ſeine höchſte Entwicklung finden ſollte[14].

Der Eifer für die Geltendmachung des Chriſtenthums rief unter der angelſächſiſchen Geiſtlichkeit ſchon frühzeitig Verſuche hervor, auch in der Volksſprache zu dichten. Die deutſche Literatur zeigt bekanntlich dieſelbe Erſcheinung auf. Die Mönche beeilten ſich, dem Volk ſeine Vorſtellungen von heidniſch-nationalen Göttern und Heroen durch Vorführung bibliſcher Geſchichte und Mythologie in poetiſchem Gewande zu erſetzen. Während aber in Deutſchland das berühmte altſächſiſche evangeliſche Epos Heliand und Otfrid's oberdeutſche Evangelienharmonie erſt im 9. Jahrhundert entſtanden, hatte die angelſächſiſche Literatur ſchon zwei Jahrhunderte früher ſolche Dichtungen aufzuweiſen. Die umfangreichſte derſelben iſt die dichteriſche Bearbeitung mehrerer Geſchichten des alten Teſtaments, welcher die Paraphraſirung des neuteſtamentlichen Mythus von der Bewältigung der Hölle durch Chriſtus angehängt iſt. Beide Gedichte werden dem 630 geſtorbenen Mönch Caedmon zugeſchrieben, hauptſächlich auf Grund einer Nachricht bei Beda, deſſen Bekräftigung dieſer Autorſchaft freilich einen ſehr legendariſchen Anſtrich hat. Viele Stellen in dieſer Mönchspoeſie, wie auch in des Cynewulf (?) Legenden von Andreas, von Helene und von Juliana, haben wahrhaft dichteriſchen Schwung und ihre Ausdrucksweiſe

---

Schwarz vom Eite; ſchwögend (kniſternd) es kam
Von Wufe (Klagegeſchrei) gefolget. Der Windzug lag,
Bis es das Beinhaus gebrochen hatte,
Heiß am Herzen. Mit Harmgedanken,
Muthbeſchwer, ſie klagten des Mächtigen Tod. (Ettmüller's Beowulf.)

13) Chriſtliche Einſchiebſel ſind leicht auszuſcheiden, wie z. B. V. 90—114, wo ein höchſt wunderlicher Miſchmaſch von jüdiſch-, griechiſch-, römiſch- und germaniſch-mythologiſchen Vorſtellungen vorkommt.

14) Ausgabe von Ettmüller, Zürich 1839.

bezeugt das Feſthalten an dem nationalen Styl, welcher auch den in ſtammverwandten Kreiſen entſprungenen altſächſiſchen Heliand in ſo hohem Grade vor den gewöhnlichen Erzeugniſſen kirchlicher Poeterei jener Zeiten auszeichnet[15].

Sagen wir noch, daß die angelſächſiſche Poeſie nicht allein epiſch, ſondern auch lyriſch (in Siegesliedern, Hymnen, Bearbeitungen der Pſalmen) und didaktiſch ſich äußerte, und wenden wir uns ſofort zur Proſa. Auch dieſe geht in ihrem Urſprunge auf das 7. Jahrhundert zurück, an deſſen Anfang der König von Kent, Athelberht, neunundachtzig Paragraphen geſetzlicher Vorſchriften bekannt machte. Berühmter war die Geſetzeſammlung des großen Alfred in vierzig Abſchnitten, in welcher der proſaiſche Styl ſchon eine weit größere Gelenkigkeit entfaltete. Auch Knut der Große, von der däniſchen Dynaſtie, gab einen angelſächſiſchen Codex, deſſen humane Beſtimmungen in einer Zeit barbariſch grauſamer Rechtspflege höchſt bemerkenswerth ſind. Alfred der Große (848—901), welcher das Angelſachſenthum auf den Gipfel ſeiner Macht und Cultur erhob, hat ſich nicht nur als Geſetzgeber um die Ausbildung der angelſächſiſchen Proſa verdient gemacht. Vom lebendigſten Bildungstrieb beſeelt, fand der Treffliche mitten im Geräuſch der Waffen und unter den Sorgen der Staatshändel Muße und Stimmung, ſich ſelbſt und Andere zu bilden. Das Bedürfniß der Verbreitung nützlicher Bücher lebhaft empfindend, ging er daran, demſelben abzuhelfen, indem er zu Ueberſetzungen in die Mutterſprache ermunterte und dabei ſelbſt eine ſehr thätige Hand anlegte. Er bediente ſich bei ſeinen Uebertragungen aus dem Lateiniſchen, deren wichtigſte die von Beda's Kirchengeſchichte iſt, des weſtſächſiſchen Dialekts, welcher ſich über die übrigen angelſächſiſchen Mundarten zur Geltung einer nationalen Schriftſprache erhob. Das vorragendſte Originalproduct der angelſächſiſchen Hiſtorik iſt die Sachſen-Chronik[16], wahrſcheinlich zur Zeit Alfred's begonnen, von wem iſt ungewiß, und von Verſchiedenen mit verſchiedenem Geſchick bis zum Jahre 1154 herabgeführt, übrigens neben Beda Hauptquelle für die ältere Geſchichte Englands. Die noch übrigen Denkmale angelſächſiſcher Proſa beſtehen in Uebertragungen einzelner Bücher der Bibel und in einer Ueberſetzung des bekannten Romans vom Apollonius von Tyrus[17].

---

[15] Caedmon's des Angelſachſen bibliſche Dichtungen, mit Gloſſar herausgegeben v. K. W. Bouterwek, Elberf. 1849—51. Andreas und Elene, hrsg. v. J. Grimm, Caſſel 1840.

[16] The Saxon Chronicle, ed. by J. Ingram, Lond. 1823.

Der Untergang der angelſächſiſchen Cultur war eine unausweichliche Folge der Vergewaltigung des Angelſachſenthums durch die Normannen. Dieſe machten ihr Franzöſiſch zur Staats-, Hof- und Geſellſchaftsſprache in England. Vor ihrem politiſchen und kirchlichen Uebergewicht — die angelſächſiſche Geiſtlichkeit wurde durch normanniſche Prälaten von allen Biſchofsſitzen verdrängt — ſank die Sprache des unterdrückten Stammes zu mundartlicher Verwilderung herab und verlor die literariſche Geltung. An ihre Stelle trat, wie am Hof und in den Gerichtshöfen, ſo auch in der Poeſie das Normann-Franzöſiſche[18]. Die älteſten literariſchen Aeußerungen deſſelben, ſoweit ſie bisher bekannt geworden, fallen in die erſten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts. Die Eroberer hatten, wie früher die Sachſen ihre Scopas, ihre Jongleurs, Trouvères und Meneſtriers (woraus in England Meneſtrels, Minſtrels wurden, vom lat. Wort ministeriales) mit herübergebracht und einer derſelben, Taillefer, hatte bei Haſtings das Rolandslied angeſtimmt und den erſten Schwertſchlag auf die ſächſiſche Schlachtlinie geführt. Das höfiſche Epos, wie daſſelbe in der nordfranzöſiſchen und deutſchen Literatur des Mittelalters ſo abenteuerlich und langathmig den erſten Platz behauptete, fand auch in den normanniſchen Kreiſen Englands Pfleger und um 1155 ſchrieb Meiſter Richard Wace aus Jerſey ſein aus 18,000 achtſylbigen Verſen beſtehendes Heldengedicht Li Romans de Brut oder Le Brut d'Angleterre, von welchem etwas ſpäter ein angelſächſiſcher Geiſtlicher, Layamon, eine Uebertragung in die Volksſprache anfertigte, in der ſchon die allmälig ſich vorbereitende Aſſimilirung des Normanniſchen und Angelſächſiſchen anklingt. Seinen Stoff nahm Wace, welcher außerdem noch den Roman von Rollo, dem erſten Herzog der Normandie (Roman de Rou), und Anderes dichtete, aus der lateiniſch abgefaßten, fabelvollen britanniſchen Chronik des Mönchs Geoffrey von Monmouth, der eine lange Reihe erdichteter Könige Britanniens bis zu Brutus, einem angeblichen Urenkel des trojaniſchen Aeneas, hinaufführte, eine Andeutung, wie man damals in Bezug auf Geſchichtſchreibung verfuhr. Wace war unſtreitig der vortretendſte der normanniſchen Trouvères und ſeine Werke markiren recht augenſcheinlich das Eingehen des Romantiſchen in das Culturleben von Altengland.

---

[17] Ausführlichere Berichterſtattung über das angelſächſiſche Schriftthum findet ſich bei Ettmüller (Handb. d. deutſchen Literaturgeſch. S. 120—153) und Behnſch (a. a. O. 31—120).

[18] Von der Wortform, Satzfügung und Orthographie dieſer noch ſehr im Schwanken begriffenen Sprache mag eine Stelle aus den von Wilhelm dem Eroberer in England erlaſſenen Geſetzen, der Paragraph vom Mord, eine Vorſtellung geben. De murdre. Ki Franceis ocist e les hommes del hundred nel prengent e amenent a la justice dedenz les uit jours pur mustrer pur qui il l'a fait, si rendrunt le murdre XLVII marc. Zu Deutſch: Wer einen Franzoſen (Normann) tödtet und die Männer der Hundertſchaft ihn nicht greifen und vor Gericht führen innerhalb acht Tagen, um darzuthun, wer das (den Mord) verübt, ſo ſollen ſie den Mord mit 47 Mark büßen.

## 3.

## Die Anfänge der engliſchen Literatur. Gelehrtenweſen. Das Romantiſche. Die Minſtrelſy. Chaucer und ſeine Zeitgenoſſen.

Der geſchichtliche Prozeß, welcher die Bildung der engliſchen Nationalität zum Reſultat hatte, vollendete ſich im Verlaufe des 13. und 14. Jahrhunderts und wir haben ſchon oben geſagt, daß die Bildung der engliſchen Sprache in dieſem Prozeß ein wirkſames Motiv abgab. Die Beſonderheit der britiſchen, angelſächſiſchen und normanniſchen Literatur hörte auf, ſowie die Gährung der Völkermiſchung vorüber war, und man darf das Jahr 1300 als eine Grenzmarke bezeichnen, dieſſeits welcher die engliſche Literatur anhebt. In die Zeit von 1200—1300 fallen einzelne Nachklänge der angelſächſiſchen Poeſie, wie z. B. die Reimſprüche Hending's, und gaben damals andererſeits wandernde Minſtrels auf den Burgen der Barone ihre normanniſch-franzöſiſchen Fabliaux zum Beſten, deren oft höchſt lüderlicher Inhalt heutzutage nicht nur Damenohren Entſetzen verurſachen, ſondern auch Männer erröthen machen würde. Am Ausgang des 13. Jahrhunderts ſtoßen wir auf die aus Geoffrey von Monmouth geſchöpfte Reimchronik des Robert von Glouceſter, die in langen Verszeilen abgefaßt iſt und das durch die Normannen nach England gebrachte romaniſche Princip des Endreims bereits vollſtändig adoptirt hat, während Layamon in ſeiner Uebertragung des Wace noch an der germaniſchen Form des Stabreims feſtgehalten hatte[1]). Aehnliche Reimchroniken folgten und etwas ſpäter fanden die Schlachten König Eduard's III. einen Beſinger in Lawrence Minot, deſſen Siegeslieder für die erſten ſelbſtſtändigen Aeußerungen der engliſchen Dichtung gelten mögen, da ſich dieſe bis dahin nur in Ueberſetzungen und Nachahmungen verſucht hatte[2]). In die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt die Entſtehung eines für die altengliſche Literatur ſehr wichtigen Werkes, der Geſchichte des Pierce Ploughman (the visions of P. P.[3]), welche nach der gäng und gäben Annahme Robert oder William Longland geſchrieben hat. Dieſe ſatiriſche Dichtung documentirt ſchon in ihrer Form eine bemerkenswerthe Reaction des engliſchen Volksgeiſtes gegen das Romaniſche, indem ſie den Endreim aufgibt und zur germaniſchen Alliteration zurückgreift. Sie documentirt aber auch dem Inhalte nach das Erwachen des oppoſitionellen Bewußtſeins des Germanenthums gegen das Romanenthum, denn ſie kehrt die Spitzen der Satire mit nachdrücklicher Vorliebe gegen das Verderbniß des Clerus und gegen die Abſurditäten des römiſchen Aberglaubens. Es iſt der erſte, wenn auch noch vom Bleidruck einer ſchwerfälligen Allegorik gehemmte, Flügelſchlag des engliſchen Humors, welcher uns aus Longland's Viſionen entgegentönt, und dieſe ſind mit den Nachahmungen, welche ſie hervorriefen, die poetiſche Gewandung der reformiſtiſchen Ideen, wie ſie in wiſſenſchaftlicher und kirchlicher Beziehung das Culturleben Englands im 14. Jahrhundert mannigfach bewegten.

---

[1]) Rob. of Gloucester's chronicle, ed. by Hearne, Oxf. 1724.

[2]) Minot's poems, ed. by Ritson, Lond. 1825. Ich ſetze zur Probe die Eingangsſtrophe eines dieſer Kriegslieder her:

Edward oure comely king,
In Braband has his woning
With many comely knight;
And in that land, truely to tell,
Ordains he still for to duell
To time he think to fight.

[3]) Ed. by Th. Wright, Lond. 1842. Reichliche Auszüge bei Warton (new edit. Lond. 1824, II, 102—121). Ueber die Metrik des Gedichts ſ. Percy's Essay (Reliques, II, 270—282).

Wir hatten ſchon früher Gelegenheit, darauf hinzudeuten, daß in der inſulariſchen Abgeſchloſſenheit Englands ein reger Wiſſenstrieb ſich bethätigt habe, zu einer Zeit, wo im übrigen cisalpiniſchen Europa meiſt noch barbariſche Unkenntniß herrſchte. Ein bleicher Widerſchein der humanen Bildung des Alterthums war über die Stürme der Völkerwanderung hinweg in die Zellen der angelſächſiſchen Klöſter gefallen und das heilige Licht hatte dort liebevolle Bewahrer und Nährer gefunden. Nachdem ſich der Tumult der normanniſchen Eroberung Englands gelegt, ermuthigte ſich das wiſſenſchaftliche Streben zu neuer Thätigkeit. Biſchofsſitze, Abteien und die neugegründeten Hochſchulen Oxford und Cambridge wurden die Mittelpunkte einer gelehrten Betriebſamkeit, welche die zeitgemäße theologiſche Färbung trug. Denn die Theologie war die Wiſſenſchaft jener Zeit und hatte als dienſtwillige Magd die ſcholaſtiſche Philoſophie zur Seite. Der Gedankenhorizont dieſer Gelehrſamkeit war freilich ein ſehr beſchränkter: rings umgab und überwölbte denſelben die Grenzwand des kirchlichen Dogma's, deſſen eiferſüchtige Wachſamkeit kein Hinausgreifen des Wiſſens über die vom Glauben geſetzten Schranken dulden wollte. Es iſt ein Mitleid erregender Anblick, zu ſehen, wie begabte Männer, dieſe ſcholaſtiſchen Doctores seraphici, sublimes, profundi, subtiles, irrefragabiles, angelici, illuminati, ihr grübelndes Gehirn anſtrengen, ſo ſchlechthin Unbegreifliches, wie die Myſterien der chriſtlichen Dogmatik, begreiflich zu machen. Ein Meiſter in derartiger ſubtiler Verkehrtheit war jener berühmte John Duns, von ſeinem Vaterlande Scotus zubenannt, welcher von ſeinem Orden im Jahre 1304 nach Paris geſchickt wurde, um bei einer feierlichen Diſputation der dortigen Univerſität das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä zu vertheidigen. Indeſſen war das Netz, in welches die Scholaſtik die Geiſter verſtrickte, in England nicht ſtark genug, jede Oppoſition niederzuhalten. Im Gegentheil erfuhr die päpſtliche Gewalt, auf deren Unantaſtbarkeit denn doch das ganze kirchliche Syſtem beruhte, von hier aus ſchon frühe muthvolle Befehdung und zwar aus der Mitte des Clerus heraus. Ein Jahrhundert früher als Longland ſeine Satire ſchrieb, eiferte Robert Greathead, Biſchof von Lincoln, ein in der griechiſchen, lateiniſchen, hebräiſchen und franzöſiſchen Sprache, wie in der Mathematik bewanderter Gelehrter, energiſch gegen die Mißbräuche der päpſtlichen Curie und bezeichnete Innocenz IV. geradezu als den Antichriſt. Ein Schüler des Duns, William Occam, befehdete die weltlichen Anmaßungen des Papſtes Johann XXII. in heftigſter Weiſe und war ein Wegbahner des berühmten John Wickliffe (1324—1384), der ohne Widerrede zu den Reformatoren gezählt werden muß. Denn er griff das herrſchende kirchliche Syſtem in ſeiner Wurzel an, indem er das Neue Teſtament in's Engliſche überſetzte und dadurch Jedem, der leſen konnte, die Möglichkeit verſchaffte, den Maßſtab der evangeliſchen Lehre an die Satzungen der Hierarchie zu legen[4]. Außerdem predigte er in der Volksſprache und ſeine Predigten waren nur eine lange Reihe von Anklagen gegen das Papſtthum. Zwar wurde nach ſeinem Tode ſein Leib auf päpſtlichen Befehl wieder ausgegraben und als der eines Ketzers verbrannt, allein ſeine Ueberſetzung der Evangelien, ſeine reformiſtiſchen Ideen wirkten daheim fort und bekanntlich hat auswärts der böhmiſche Reformator Huß die bedeutendſten Anregungen daraus gezogen. Wie neben der theologiſchen Oppoſition gegen die Tyrannei der Tradition auch jene tiefergreifende, welche auf den realen Wiſſenſchaften fußt, in England ebenfalls frühzeitig Boden und Einfluß gewann, beweiſt die Förderung, welche die naturwiſſenſchaftlichen Studien des großen Roger Bacon (1214—1292) erfuhren. Vornehme Gönner ermöglichten ſeine Verſuche durch Schenkung von Summen, welche die Höhe von 6000 Pfund Silber oder nach jetzigem engliſchen Münzfuß von etwa 30,000 Pf. St. erreichten. Bacon, welcher nach Humboldt's Ausdrucke die mönchiſch verpönte Natur in ihre alten Rechte einſetzte und deſſen Ruhm ein Namensvetter ſpäter verdunkeln ſollte, war Franziskanermönch, beſchäftigte ſich aber nicht mit theologiſchen Haarſpaltereien, ſondern mit Mathematik, Phyſik, Aſtronomie und Mechanik.

---

[4] Wickliffe's Ueberſetzung des N. T. iſt, abgeſehen von ihrer reformiſtiſchen Bedeutung, auch darum von größter Wichtigkeit, weil eigentlich erſt mit ihr die engliſche Proſa beginnt. Folgende Probe ſeines Styls enthält die erſten ſieben Verſe des 24. Kap. vom Evang. Lucae. But in o day of the woke ful erli thei camen to the graue, and broughten swete smelling spices that thei hadden arayed. And thei founden the stoon turned awey fro the graue. And thei geden in and founden not the bodi of the Lord Jhesus. And it was don, the while thei weren astonyed in thought of this thing, lo twey men stoden bisidis hem in schynyng cloth. And whanne thei dredden and bowiden her semblaunt into erthe, thei seiden to hem, what seken ye him that lyueth with deede men? He is not here: but he is risun: haue ye minde how he spak to you whanne he was yit in Galilee, and seide, for it behoueth mannes sone to be bitakun into the hondis of synful men; and to be crucifyed: and the thridde day to rise agen?

Er erfand und conſtruirte verſchiedene phyſikaliſche und aſtronomiſche Inſtrumente, faßte ſeine mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen und Findungen in ſeinem lateiniſch geſchriebenen Opus majus encyklopädiſch zuſammen und ſtand, wenn auch mit den alchemiſtiſchen und aſtrologiſchen Grillen ſeiner Zeit ſtark behaftet, dennoch ſo hoch über dieſer, daß die Menge ſein Wiſſen nur vermittelſt eines Bündniſſes mit dem Teufel ſich zu erklären vermochte. Er lebte in der Volksſage als Erzzauberer fort und wurde, wie wir erfahren werden, ſpäter als ſolcher ſogar auf das Theater gebracht. Kurze Zeit nach Bacon, welcher als der eigentliche Begründer der in England nachmals zu ſo wunderbaren Reſultaten gelangten exacten Wiſſenſchaften zu ehren iſt, manifeſtirte der Ritter John de Mandeville durch Veröffentlichung ſeiner Reiſeabenteuer (The voiage and travaile of Sir J. M.) die engliſche Reiſeluſt, welche ſchon in jenem angelſächſiſchen Gedicht von des Sängers Fahrt angeklungen, lieferte aber zugleich durch ſeine ungeheuerliche Aufſchneiderei einen ſehr einflußreichen Beitrag zu den Fabeleien, welche im Mittelalter über fremde Länder und Völker im Umlaufe waren.

Nach dieſem epiſodiſchen Blick auf altengliſche Gelehrſamkeit kehren wir wieder zur altengliſchen Dichtung zurück.

Vier Völker, Briten, Sachſen, Dänen und Normannen, verbanden ſich zur engliſchen Nation: aus vier Quellen der Phantaſie entſprang der Strom der engliſchen Poeſie, denn jeder der vier genannten Völkerſtämme ſchwellte ihn mit ſeinen eigenthümlichen Anſchauungen und Empfindungen. In die melancholiſche Phantaſtik des Keltenthums brachten Sachſen und Dänen das Ferment der germaniſch-nordiſchen Kraft, zu dieſer fügten die Normannen das Geſchmeidige und Prächtige ihrer von der Sonne des Südens durchwärmten Vorſtellungen. Die engliſche Poeſie, bis dahin eine racenhafte, wurde jetzt eine nationale. Ohne aufzuhören, eine ſolche zu ſein, nahm ſie aber zugleich das allgemeine Merkmal der mittelalterlichen Dichtung an, den romantiſchen Charakter.

Man hat über den Urſprung des romantiſchen Schönheitsideals, über die Entſtehung der geſammten Maſchinerie, welche wir mit dem Begriff des Romantiſchen oder der romantiſchen Dichtung zu bezeichnen pflegen, weitläufige Unterſuchungen angeſtellt und iſt zu widerſprechenden Ergebniſſen gelangt[5]. Einig iſt man unſeres Wiſſens darüber, daß das Wort romantiſch identiſch ſei mit romaniſch und daß es demnach von jenen Völkern ſtamme, welche nach ihrer Occupation der ſüdlichen und weſtlichen Provinzen des weſtrömiſchen Reiches durch Vermiſchung mit der dortigen Bewohnerſchaft aus Germanen zu Romanen geworden waren. Große Uneinigkeit dagegen herrſcht über den Urſprung, wie über das Weſen des Romantiſchen. Was zuvörderſt jenen angeht, ſo ſind darüber mehrere Theorien aufgeſtellt worden. Die erſte derſelben geht dahin, daß Colorit und Maſchinerie der romantiſchen Dichtung bereits in der Poeſie des claſſiſchen Alterthums vorhanden geweſen und dann bloß nach den Sitten der ſpäteren Zeit modifizirt worden ſeien. Den Hauptbeleg für dieſe Anſicht gäbe das Fortwirken claſſiſcher Mythologie und Heroologie im Mittelalter ab und ſei der Hang zum Wunderbaren, welchen man als vortretendes Merkmal der romantiſchen Phantaſie bezeichne, ganz einfach aus der Fabelwelt des Alterthums herübergenommen. Einer zweiten Hypotheſe zufolge wäre die Begründung der romantiſchen Dichtung bei den Arabern in Spanien zu ſuchen, welche die ganze Abenteuerlichkeit der orientaliſchen Phantaſie mit nach Europa gebracht und die träge Einbildungskraft der Völker des Occidents damit beflügelt hätten. Von Spanien aus hätten ſich dann die romantiſchen Vorſtellungen nach Südfrankreich und von da weiter verbreitet[6]. Eine dritte Anſicht will Armorika (die Bretagne) zur Heimat der Romantik machen. Im 6. Jahrhundert ſeien brittiſche Auswanderer vor der ſächſiſchen Tyrannei nach Armorika entwichen, hätten dort eine Colonie gegründet und in dieſer ſeien die mitgebrachten Stammſagen von König Artus und ſeiner Tafelrunde zu ihrer glänzenden und einflußreichen Geſtaltung gediehen. Eine vierte Theorie endlich behauptet, der Urſprung des Romantiſchen ſei lediglich bei den altnordiſchen Skalden zu ſuchen, deren Geſänge lange vor der Zeit, wo Spanier und Südfranzoſen die Fabelei und Liederkunſt der Araber adoptirten, mit Rieſen und Zwergen, mit Drachen und Zauberern, mit Uebernatürlichem aller Art auf's Reichlichſte ausgeſtattet waren. Anderntheils ſeien auch die ritterliche Abenteuerluſt und was damit zuſammen-

---

[5] Dunlop hat in ſeiner History of Fiction (Edinb. 1814, III, 8), chapt. 3,

---

dieſe Ergebniſſe zuſammengeſtellt und ausführlich erörtert. Außerdem verweiſen wir in Betreff des Urſprungs und der Begriffsbeſtimmung des Romantiſchen auf Hegel's Aeſthetik (II, 211 fg.), Viſcher's Aeſthetik (II, 256 fg.), Fortlage's Geſch. d. Poeſie (294 fg.), Gervinus Geſch. d. deutſchen Nationallit. (3. A. I, 161 fg.)

[6] Die nähere Begründung dieſer Hypotheſe ſ. b. Warten, welcher ſeine Hist. of E. P. mit einer Dissertation of the origin of romantic fiction in Europe eröffnet.

hängt lange vor der Einführung des Feudalſyſtems und des Ritterſtandes im Norden heimiſch geweſen und folglich ſeien die romantiſchen Gebilde der Poeſie ſowohl als auch die ſozialen Bräuche und Gewohnheiten der romantiſchen Zeit durch die germaniſchen Stämme ſüdwärts verbreitet worden, wobei vorab die Normannen bei ihren Niederlaſſungen in Frankreich und Italien thätig geweſen[7]. Dunlop ſeinerſeits, ein Mann, der mit emſigſter Bemühung die maſſenhaften Producte der Ritterdichtung durchforſcht hat, iſt geneigt, einen großen Theil der romantiſchen Wunder auf Rechnung der Phantaſie der Autoren zu ſchreiben.

Die Wahrheit iſt, daß alle die angegebenen Momente zur Erzeugung des Romantiſchen zuſammengewirkt haben, indem ſie ſich in der höheren Einheit des chriſtlichen Geiſtes fanden. Daß dieſer es war, welcher die mittelalterliche Poeſie beſeelte, hat einer der tiefſten Kenner der romantiſchen Literatur in ſchönen Worten ausgeſprochen[8]. Die ungeheure geiſtige Revolution, welche das Chriſtenthum bewerkſtelligte, hatte ſich ſchon in der antiken Poeſie mit prophetiſchen Vorklängen angekündigt, welche einem achtſamen Ohr nicht entgehen konnten. In den Tragödien des Euripides, welche das Gemüthsleben ſo ſtark accentuiren, zeigt ſich ſchon ein Abfall von dem antiken Geiſte. In der alexandriniſchen Dichtung, wie ſie uns insbeſondere des Apollonios Argonautenfahrt vorführt, hat der orientaliſche Wunderdrang die helleniſche Simplizität völlig überwuchert. Das Heldengedicht Virgil's verdankte die Ueberſchätzung, welche es im Mittelalter fand, zweifelsohne mit zum Theil ſeiner mehr romantiſchen als claſſiſchen Färbung. Dieſe wurde intenſiver, als die Welt dem neuen Glauben ſich zuzuwenden begonnen hatte. Auch dann, wann die helleniſche Muſe der früheren byzantiniſchen Zeit noch mit heidniſchen Stoffen ſich beſchäftigte, brachte ſie bewußt oder unbewußt den Geiſt der neuen Weltanſchauung in dieſelben. Beweiſe ſind des Nonnos Heldengedicht von den Thaten des Dionyſos, welches mit orientaliſcher Myſtik geſchwängert iſt, und des Muſäus Dichtung von Hero und Leandros, die edelſte Spätlingsblüthe der griechiſchen Poeſie, zugleich aber auch eine echt und gerecht romantiſche Liebesgeſchichte. Die griechiſchen Romane, unter welchen des Heliodoros Geſchichte des Theagenes und der Chariklea den erſten Rang einnimmt, waren für das Romantiſche deshalb von großer Bedeutung, weil in denſelben das Weib als Gefährtin und Freundin des Mannes zuerſt eine höhere Stellung einnimmt, als das Alterthum ihm eingeräumt hatte. Dieſe Emanzipation der Frauen, wenn ſolcher Ausdruck geſtattet iſt, zeigt ſich nun gegen das Mittelalter hin und in deſſen Verlauf bis zu ſeinem Höhepunkte in beſtändigem Vorſchritt begriffen. Zwar die Kirchenväter waren, in directem Widerſpruch mit dem Geiſte der Religion, die ſie predigten, keineswegs geneigt, die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne anzuerkennen. Sie hielten das Weib für etwas Untergeordnetes, ja Verworfenes und ſprachen von ihm in Ausdrücken, welche zu ſkandalös ſind, als daß man ſie dermalen noch wiederholen dürfte. Allein das Geſchrei ihres finſtern Zelotiſmus verhallte wir-

---

[7] Vgl. Percy's Essay on the ancient metrical romances (Reliques, III, VI), wo dieſe Anſicht durchgeführt iſt.

[8] Wir in Deutſchland ſind ſeit der Zeit, wo eine großartigere Kritik unter uns Wurzel faßte, überzeugt, daß die Poeſie natürliches Erzeugniß und Bedürfniß eines jeden ſich entwickelnden Theiles der Menſchheit oder eines jeden Volkes iſt, daß ſie überall entſtehen kann, aber nur da wirklich gedeiht und reift, wo zu den nothwendigen Bedingungen des Wachsthums jedes echten Volksproduktes auch ein Funke von oben hinzukommt, welcher, das Wilde und Rohe durchdringend, es vernichtet und ſo die gemeine Naturnachahmung als edle Kunſtgeſtalt wiedergebiert. Millionen Marchen, Fabeln und Erzählungen ſind gewiß bei Griechen, Römern und Orientalen geweſen, die ſich mündlich fortgepflanzt haben und von denen uns keine Spur in Schriften zugekommen. Aber was war die Urſache, daß Erzählungen, ſonſt theils ſchnöde Leckerbiſſen für Müßiggänger und Wollüſtlinge, theils von den Beſſern wenig geachtet und gewürdigt, allmälig ſeit Zerſtörung des weſtrömiſchen Kaiſerthums an Ausdehnung, Gehalt und Einfluß wunderbar zunahmen? Es war der Geiſt des Chriſten-

thums. Er durchdrang in vorzüglichem Grade die Ritterromane, aber auch mehr oder weniger die übrigen in die Phantaſie der Nationen lebendig eingreifenden Productionen. Der Chriſt ſah das Leben auf der Erde und was ihm hier die Wirklichkeit bietet, nur als einen Durchgangspunkt an; eine andere höhere Welt war ſeine Heimat, auf die er gewieſen war. Die Liebe ſollte Grundtrieb ſeines Lebens ſein und Leiden und Kämpfe ſollten ihn läutern. Natürlich bot ihm alſo das unermeßliche Reich der Phantaſie einen ergiebigen Boden, wo die Helden, mit potenzirter Menſchenkraft ausgeſtattet und von den Ideen chriſtlicher Tugend begeiſtert, übernatürliche Gefahren mit höherer Hülfe leicht beſiegen konnten. Der ſinnliche Geſchlechtstrieb ward (in mehr oder minder echter Weiſe und Meinung) zur idealiſchen Liebe verklärt. So erweiterte ſich die Legende, ſo entſtand der Ritterroman. Jene ſuchte ſich unmittelbar an die chriſtliche Glaubenslehre zu knüpfen, dieſer verarbeitete frei, was aus dem Geiſte des neuen Glaubens in ſeine Sphäre gehörte. Vgl. Schmidt in den Wiener Jahrbüchern, Nr. 26, S. 21 ff. Dazu vgl. Liebrecht's Vorrede zu ſeiner Verdeutſchung des Werkes von Dunlop.

kungslos in dem fröhlichen Geräuſch, welches der immer mächtiger werdende Mariacultus in der chriſtlichen Welt erregte. Dieſer Cultus hat zur Humaniſirung der modernen Geſellſchaft außerordentlich viel beigetragen. Er vornehmlich war es, welcher die ſtupide heilige Wuth ſänftigte, womit das chriſtliche Mönchthum damals, als es noch die wahnwitzige Ausgeburt einer trübſeligen Askeſe war, gegen Schönheit, Kunſt und Lebensgenuß eiferte. Man darf mit gutem Grund ſagen, daß der Mariadienſt dem verzückten und verrückten Supranaturalismus, zu welchem das Chriſtenthum, während es mit dem Heidenthum auf Leben und Tod kämpfte, ſich emporgeſchraubt, die Spitze abgebrochen habe. Maria, das irdiſche Weib und zugleich die Mutter des Sohnes Gottes, wurde in Wahrheit das, als was die Kirche ſie verehrte, die Mittlerin, die Vermittlerin des ungeheuren Zwieſpalts zwiſchen Geiſt und Natur, welchen das Chriſtenthum ſtatuirte. Sie war die Sonne, von welcher das romantiſche Liebesideal ausſtralte. Der Mariadienſt weckte und nährte den Frauendienſt, die Minne, welche der ſozialen Schöpfung der Romantik, dem Ritterthum, eine Seele gab. In der romantiſchen Minne verklärte ſich das Sinnliche zum Geiſtigen, ſtrebte das Irdiſche, im Ueberſinnlichen aufzugeben. Von ſolchem Gefühle geſtachelt, in welchem Gottesminne und Frauenminne oft ununterſcheidbar zuſammenfließen, zeigt das Ritterthum in ſeinen ideellſten Erſcheinungsformen, wie ſie ſich geſchichtlich in der Idee der geiſtlichen Ritterorden, poetiſch in dem myſtiſchen Gralsdienſt manifeſtiren, eine immerwährende Reizung, ein ruheloſes Unbefriedigtſein, ein nie geſtilltes Sehnen, und dieſe Reizung, dieſes Unbefriedigtſein, dieſes Sehnen machen ja eben das Weſen der Romantik aus[9]. Was des Ritterthums äußerliche Geſtaltung betrifft, ſo verdankt es dieſelbe den Kreuzzügen, ſofern man darunter jenen ganzen langen Kampf zwiſchen der chriſtlichen und mohammedaniſchen Welt verſteht. Hier berührten ſich Occident und Orient, Süden und Norden; hier tauſchten ſie ihre Mythen, ihre Sagen, ihre Sitten und Erfahrungen aus; hier kräftigte ſich der ritterliche Geiſt und gewannen die ritterlichen Formen ihre Prachtentfaltung; hier that ſich die „mondbeglänzte Zauberwelt“ der romantiſchen Poeſie auf, deren magiſcher Stab die Literatur, die ganze Weltanſchauung des Mittelalters beherrſchte und die in ihrer Zerſpaltenheit zwiſchen Dieſſeits und Jen-

---

9) Ich erlaube mir, Bezugs der Entſtehung der romantiſchen Weltanſchauung zu verweiſen auf S. 98 fg. meiner Allgemeinen Geſchichte der Literatur (Stuttg. 1851).

ſeits der imponirenden Einheit der antiken wenigſtens die zwei bedeutenden Vorzüge entgegenſetzen kann, daß ſie das Weib verherrlichte und die Natur beſeelte[10].

Die literariſche Geſchichte des Mittelalters beginnt mit den ſüdfranzöſiſchen Troubadours und den nordfranzöſiſchen Trouvères. Jene bildeten zuerſt die romantiſche Lyrik, dieſe die romantiſche Epik aus. Ihre Anregungen, ihre Formen verbreiteten ſich nach Deutſchland, Spanien, Italien, England. Im letzteren Lande wurden, wie ſchon berührt worden, die normanniſchen Meneſtriers zu engliſchen Minſtrels, welche, wenn auch in einer untergeordneteren Stellung, an den Platz der britiſchen Barden und der ſächſiſchen Scopas traten. Anfangs ein Zubehör normanniſch-baronlicher Haushalte, wurden ſie allmälig auch Dichter und Sänger für das Volk und zogen als ſolche neben den aus Frankreich eingeführten Sagenſtoffen auch die einheimiſchen Ueberlieferungen in den Kreis ihrer poetiſchen Thätigkeit; aber ſie behandelten dieſe, wie jene, im romantiſchen Geiſte. Aus der Productivität der Minſtrels, an welcher ſo zu ſagen das ganze Volk activ theilnahm, weil dieſe fahrenden Sänger mit demſelben in lebendigſter gegenſeitiger Beziehung ſtanden, entſprang die Minſtrelſy, welches Wort wir aber durchaus nicht mit Minnegeſang überſetzen möchten, wie oft geſchieht, ſondern mit Volksballadendichtung, weil ſich für uns Deutſche mit dem Wort Minnegeſang, womit wir die höfiſch-ritterliche Lyrik der hohenſtaufiſchen Zeit bezeichnen, ein Begriff verbindet, welcher auf die engliſche und ſchottiſche Minſtrelſy gar nicht paßt[11].

---

[10] Ueber die Beſeelung der Natur durch die moderne (d. h. nicht antike) Poeſie vgl. die herrliche Abhandlung, womit Humboldt den 2. Band ſeines Kosmos eröffnet (S. 3—73), ferner J. Grimm's Vorrede zum Reinhart Fuchs.

[11] Sammlungen: Reliques of ancient English poetry by Th. Percy (Lond. 1765, 3 edit. 1775, 3 vols.). Der erſte Band wird eingeleitet durch des Herausgebers Essay on the ancient English minstrels. — Selection of ancient English metrical romances by Ritson (Lond. 1802, 3 vols.), eingeleitet durch eine Dissertation on Romance and Minstrelsy. — Collection of ballads relating to Robin Hood by Ritson (Lond. 1795). — The minstrelsy of the Scottish border by W. Scott (1802), mit einer vortrefflichen Einleitung über den Charakter der ſchottiſchen Volksdichtung. Verdeutſchungen engliſcher und ſchottiſcher Volksballaden gibt es zahlreiche (in Herder's Völkerſtimmen, Talvj's Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen, Wolff's Hausſchatz der Volkspoeſie).

Die volksmäßige Balladen- und Romanzenpoeſie blühte in England vom 14. bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein. Ja, man kann ſagen, daß ſie noch heutigen Tages nicht völlig abgeſtorben iſt, vorausgeſetzt, daß man den Winkelpoeten, deren Beſchreibungen von Mordthaten und anderen draſtiſchen Tagesereigniſſen die Patterer und Longſongſeller der Elle nach („tree yards a penny!“) auf den Straßen von London verkaufen, die Ehre anthun will, ſie für Nachfolger der Minſtrels zu halten. Am volltönendſten klang die Minſtrelſy im 15. Jahrhundert. Percy gibt als unterſcheidende Merkmale zwiſchen den alten Minſtrelballaden und den Volksliedern des 16. und 17. Jahrhunderts an, jene ſeien im nördlichen Dialekt gedichtet, incorrect und regellos in der Form, im Inhalt von einer gewiſſen romantiſchen Wildheit und von echt ritterlichem Geiſte, dieſe dagegen im ſüdlichen Dialekte und mit einer gewiſſen ordinären Regelrechtigkeit (subordinate correctness) verfaßt, oft ins Pathetiſche fallend, mit moderner Phraſeologie moderne Sitten ſchildernd 12). Die älteſten und älteren Minſtrelballaden, von denen jedoch nur wenige in ihrer urſprünglichen Form auf uns gekommen, führen uns Geſtalten und Ereigniſſe vor aus den Kämpfen der Angelſachſen und Dänen in England (Romanzen von Havelok, König Horn, Guy von Warwick u. a. m.), ferner aus den Jahrhunderte lang tobenden engliſch-ſchottiſchen Grenzkriegen (Balladen von der Chevyjagd, von der Schlacht von Otterbourn u. a. m.), dann Abenteuer aus dem Artusſagenkreis, weiter die echtengliſch-nationalen Geſchichten von Robin Hood, dem berühmten Geächteten (out-law), und ſeinen Geſellen, endlich bunte Bildungen einer in heimiſcher und fremder Erde wurzelnden Phantaſie, die vom König Eſtmer, von der ſchönen Roſamunde, von der Judentochter aus Mailand, vom nußbraunen Mädchen, vom Junker Waters und zahlloſen anderen Figuren zu erzählen weiß. Die populärſten von allen dieſen Romanzen waren und blieben die von Robin Hood, dem kühnen Bogenſchützen, Wilddieb und Wegelagerer, welchen das engliſche Volksbewußtſein gegenüber dem normanniſchen Feudalbewußtſein zu ſeinem Lieblingshelden erkoren hatte, wenig darauf achtend, ob ſich die Exiſtenz deſſelben, der unter König Heinrich II. gelebt haben ſoll, geſchichtlich feſtſtellen ließ oder nicht. Noch im 17. Jahrhundert konnte von ihm ein engliſcher Poet ſagen, daß ſeine Abenteuer in Aller

---

12) Reliques, I, XXXVIII.

Mund lebten[13]), und ſelbſt jetzt noch iſt er dem engliſchen Landvolk der Inbegriff der Romantik. Die Balladen, welche von ihm handeln, ſind meiſt mit einer guten Doſis Humor verſetzt, welcher ſich überhaupt in der altengliſchen Volksdichtung ſehr friſch und kräftig regt[14]) und, ſtrotzend von ſinnlicher Kraft, vor der Auffaſſung des Zotenhaften keineswegs zurückſchrickt. Der ſatiriſche Witz fand ſich in der engliſchen Minſtrelſy frühzeitig ein und eines ihrer älteſten uns geretteten Bruchſtücke iſt ein ſcharfes Spottlied auf Richard von Deutſchland, der mit Geld den Kaiſertitel erſtand[15]). Wenn wir die ſpezifiſch heroiſchen Stücke der engliſchen Minſtrelſy abrechnen, ſo können wir Humor und Phantaſtik als das Charakteriſtiſche dieſer volksmäßigen Dichtungen bezeichnen. Düſterer, energiſcher, leidenſchaftlicher ſind die ſchottiſchen. In den Balladen und Liedern, welche unter dem rauhen Himmel Caledoniens entſtanden, athmet eine wilde Kraft und bekämpfen ſich zornige Affecte. Es iſt viel von ſkandinaviſcher Schroffheit und Härte

---

13) Talvj (a. a. O.) nach Drayton:

Auf unſrer Inſel weit trifft Einen man wohl an,
Der Nichts von Robin Hood und von Klein Hans vernahm?
Bis zu der Zeiten End' wird's zu erzählen geben
Von Skarlock, Georg von Green und ihrem Waidmannsleben,
Vom luſt'gen Mönch, deß Mund Sermone oft entfloſſen
Zum Preis von Robin Hood und ſeinen Achtgenoſſen.

14) Höchſt munter in den allbekannten Balladen Queen Eleanor's confession (Percy, II, 155, Talvj 513), the boy and the mantle (Percy, III, 1. Wolff 228), the turnament of Tottenham (Percy II, 13), vielleicht noch kecker in einer Weihnachtsballade (Christmas Carol), wo die Edelmannskinder dem jungen Jeſus vorwerfen, er ſei:

The meanest of them all
Was but a maiden's child, born in an oxstall.

15) Dieſes Gedicht (Percy II, 3) iſt auch darum merkwürdig, weil es das noch unvermittelte Nebeneinanderſtehen der angelſächſiſchen und normanniſchen Sprachelemente aufzeigt. Die erſte Strophe lautet:

Sitteth alle stille ant herkneth to me!
The king of Alemaigne, bi mi leaute,
Thritti thousent pound askede he
For to make the pees in the countre,
Ant so he dude more.
Richard, thah thou be ever trichard,
Tritthen shalt thou never more.

in ihnen. Der Volksglauben und ſeine dichteriſche Manifeſtation trägt, wie ſchon weiter oben geſagt wurde, hier ein ernſteres, unheimlicheres Colorit als ſüdwärts vom Tweed. Eine unbändige, bis zur Grauſamkeit vorſchreitende Racheluſt nimmt einen breiten Raum ein. Der Humor bleibt auch hier nicht aus, aber er ſchüttelt ſeine Schellenkappe gleichſam nur verſtohlen in dieſem Gedränge finſterer Leidenſchaften, wie es namentlich in den Freibeuterballaden (raid ballads) aus dem Grenzland (border) ſtatthat. Auf dieſem anarchiſchen Boden, wo faſt jeder Zoll Erde mit Blut getränkt war, entfaltete ſich die ſchottiſche Romantik zur ganzen Fülle ihres wilden Glanzes. Uebrigens geht der ſchottiſchen Minſtrelſy Zartheit und Innigkeit keineswegs ab. Eine bewunderungswürdige Stärke der Empfindung gibt ſich überall kund, wo die begeiſterte Anhänglichkeit des Schotten an ſeine Heimat berührt wird, und mit der heroiſchen Kühnheit contraſtirt ſehr ſchön die Tiefe und Glut einer Liebe, deren Magie über Tod und Grab hinaus dauert[16]. Die ſchottiſche Minſtrelſy, welche Scott mit Recht als ein ſehr wirkſames Culturelement in der Barbarei des Mittelalters bezeichnet, behauptete ihr Anſehen länger als die engliſche. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, zu einer Zeit alſo, wo der engliſche Minſtrel bereits zum pöbelhaften Bänkelſänger herabgeſunken, ward in den Thälern Schottlands der wandernde Harfner und Liederſänger als Träger des göttlichen Funkens der Poeſie verehrt und gepflegt. Im Ganzen genommen, iſt der dichteriſche Werth der engliſch-ſchottiſchen Minſtrelſy ohne Frage ein ſehr bedeutender. Ihr Einfluß auf die engliſche Literatur war höchſt ſegensreich. Die Traditionen der Minſtrelſy begleiteten die Entwicklung der Literatur Großbritanniens als ein ſtarker Grundton, der durch alle vom nationalen Thema abirrenden

---

16) Um ein Beiſpiel davon anzuführen, ſo gibt es unſeres Erachtens auf dem ganzen Gebiete der Weltliteratur kaum eine Aeußerung weiblicher Liebe und Treue, welche ſich mit der in ihrer Einfachheit ſo hinreißend rührenden Ballade meſſen könnte, in welcher die Gränzerwittwe den Tod ihres von König Jakob V. über dem Thor ſeines Thurmes aufgeknüpften Gatten, des Freibeuters Cockburne von Henderland, beklagt (Scott's Minstr. of the border, II, 319, Talvj 570). Von der Energie, womit die ſchottiſche Minſtrelſy die erſchütterndſten Affecte in wenige Strophen zuſammenzudrängen verſteht, liefert namentlich die Ballade von der Kindesmörderin einen Beweis (Nithsdale and Galloway Songs by Cromeck, Lond. 1810, pag. 267, Talvj 571). — Ueber die Bibliographie der Minſtrelſy vgl. Craik's Sketches of the hist. of Lit. I, 216—224.

Variationen immer wieder ſiegreich durchſchlug und weſentlich mitgewirkt hat, dem engliſchen Schriftthum ſeine Friſche und Geſundheit zu erhalten.

Zur ſelben Zeit, wo die Minſtrelſy zu blühen anhob, in des 14. Jahrhunderts zweiter Hälfte, erſtand auch der engliſchen Kunſtpoeſie ein Pfleger, welcher zwei Jahrhunderten den Stempel ſeines Styls aufdrückte und deſſen Erſcheinung eine ſo bedeutende war, daß ihm die Literaturgeſchichte den Ehrennamen des Vaters der engliſchen Dichtkunſt zuerkannte. Dennoch war Chaucer, denn nur er kann damit gemeint ſein, nicht ohne Vorgänger, wie wir geſehen haben, und als ſeinen unmittelbaren nennen wir jetzt ſeinen Zeitgenoſſen John Gower (ſt. 1408), der jenen ſogar überlebte und in engliſcher Sprache unter dem Titel „Beichte des Liebenden (Confessio amantis)“ ein ſehr umfangreiches, 30,000 Verſe langes, moraliſch-allegoriſches Poema ſchrieb, in welchem ein Liebender einem Prieſter der Venus beichtet, der dann mit ſeinem Beichtkind in einem unendlichen Zwiegeſpräch moraliſirt. Eine derartige Dichterei mochte, auch abgeſehen von der Ungefügheit der Sprache, wenig geeignet ſein, den höheren Ständen der engliſchen Geſellſchaft ihren Geſchmack an den franzöſiſchen Romances und Fabliaux zu verleiden. Erſt mußte ein geſchmeidigeres Talent, ein umfaſſenderer Geiſt, ein wirklicher Poet auftreten, bevor die Gebildeteren des Landes anerkennen konnten, daß es eine einheimiſche, eine engliſche Poeſie gäbe. Dieſe Anerkennung erzwang Chaucer, welcher gerade zur rechten Zeit kam, d. h. zu einer Zeit, wo die politiſchen und kirchlichen Verhältniſſe ihn befähigten, der Literatur ſeines Landes eine beſtimmte Richtung, der Sprache ein feſtes Gepräge zu geben.

Geoffrey Chaucer wurde zu London geboren, wahrſcheinlich im Jahre 1328, wie ſein Grabſtein angibt, welcher ſich in dem berühmten Poeten-Winkel (Poets corner) im nordöſtlichen Flügel der Weſtminſter-Abtei befindet. Vom Studium der Rechte ging er in den diplomatiſchen Dienſt über und wurde von Eduard III. wiederholt mit auswärtigen Sendungen betraut. So 1372 mit einer Geſandtſchaft an den Herzog von Genua, bei welcher Gelegenheit er Oberitalien bereiſte und auch die Bekanntſchaft Petrarca's gemacht haben ſoll. Sein Glück bei Hofe blühte noch mehr auf, als der Herzog von Lancaſter, John von Gaunt, mit welchem Chaucer durch ſeine Gattin, Philippa Picard, verſchwägert war, nach Eduard's Tod über deſſen minderjährigen Enkel Richard II. die Vormundſchaft übernahm. Aber die Gunſt der Höfe iſt wandelbar, wie die des Volkes. Chaucer theilte die Mißgunſt, in welche ſein Gönner, John von Gaunt, bei ſeinem Mündel Richard fiel, als dieſer die Regierung angetreten. In die Parteiungen verwickelt, welche Richard's II. Regiment ſo unruhig machten, mußte er aus dem Lande fliehen, ward bei ſeiner Zurückkunft in den Tower geworfen, erſt auf reuiges Bezeigen hin wieder freigelaſſen und führte hierauf, auch von Gläubigern bedrängt, ein ziemlich ungemächliches Leben, bis am Abend ſeines Lebens, beſonders in Folge der Thronbeſteigung Heinrich's von Bolingbroke, des Sohnes ſeines Schwagers, ſein Glücksſtern wieder ſtieg. Nachdem er den Reſt ſeines Lebens in ruhiger Zurückgezogenheit verlebt, ſtarb er am 25. October 1400 und mit Beiſetzung ſeiner Ueberreſte wurde die erwähnte Stelle in der Abtei eingeweiht, welche zu den Nationalheiligthümern Englands gehört.

Chaucer war ein durch Leben und Studium vielſeitig gebildeter Mann, ein öffentlicher Charakter. Lebhaft betheiligt an den politiſchen und religiöſen Händeln ſeiner Zeit — er neigte ſich in letzterer Beziehung den antihierarchiſchen Anſichten Wickliffe's zu — kannte er Welt und Menſchen genau. Seine Schriften legen davon überall Zeugniß ab. Er hat Vielerlei geſchrieben, darunter Manches bloß überſetzt und in engliſcher Sprache bearbeitet, wie ſeine Erzählung von Troilus und Kreſſida, die er dem Boccaz entlehnte, und ſeinen Roman von der Roſe, eine Uebertragung des im Mittelalter hochberühmten allegoriſch-ſatiriſch-cyniſchen Roman de la rose von Gillaume de Lorris und Jean de Meung. Neben vielen kleineren Gedichten ſchrieb er außerdem die größeren the book of the dutchess, the house of fame, Chaucer's dream, the assembly of fowls, the flower and the leaf[17]. Aber das bleibendſte ſeiner Werke waren die Canterbury tales. Dieſe Dichtung legte alle ſeine Vorzüge und Mängel dar und zwar ſo, daß jene überwiegen. Hier iſt er nationaler Dichter, hier hat er ſeinen Geiſt und ſeine Form in einer Weiſe ausgeprägt, welche einen dauernden Einfluß behauptete, indem ſie die chaotiſchen Sprachelemente ordnete, die poetiſche Diction regelte[18], den Ideenkreis der Engländer erweiterte und über die

---

17) Da mir die Raumverhältniſſe meiner Arbeit ſchlechterdings nicht erlauben, auf dieſe Werke Chaucer's näher einzutreten, ſo verweiſe ich darüber auf Warton's hist. of E. p. (II, 176 fg.)

18) Das Metrum, deſſen ſich Chaucer meiſtens bediente, war der fünffüßige Jambus, getheilt durch eine Cäſur und oft mit einer Nachſchlageſylbe verſehen, welche weibliche Reime ermöglichte. Dieſes Versmaaß hat unter dem Namen des heroiſchen

dunkeln Anfänge der engliſchen Literatur einen Glanz verbreitete, welcher ſpätere Generationen berechtigte, Chaucer „the morning star“ zu nennen. Daß Chaucer ſeinen Geſchmack an den großen italieniſchen Dichtern gebildet, iſt ihm nicht zu verargen. Dante, Petrarca und Boccaccio hatten die italiſche Literatur geſchaffen. Die edlen Formen derſelben begannen die roheren der franzöſiſchen Romantik zu verdunkeln und die europäiſche Poeſie zu beherrſchen. Wo hätte demnach Chaucer muſtergültigere Vorbilder finden können? Uebrigens hat er ihre Formen weder ſklaviſch nachgeahmt, noch unterlaſſen, in ſeine jenen nachgebildeten einen wahrhaft nationalen Gehalt zu gießen. Unrichtig jedoch faßt man ſeine Beziehungen zu den Italienern dann, wann man dieſelben, wie von Seiten des engliſchen Nationalgefühls geſchehen iſt [19]), benützt, um Chaucer einem Dante gleichzuſtellen.

Bei Entwerfung des Planes zu den Canterbury-Erzählungen ſchwebte dem Dichter unſtreitig die Einkleidung des Dekameron von Boccaccio vor. Allein der Engländer hat ſeinen Vorgänger ſicherlich an Geſchicklichkeit übertroffen. Die Motivirung ſeiner Geſchichten iſt eine ſehr glückliche und anſprechende. Eine Geſellſchaft von neunundzwanzig Perſonen beiderlei Geſchlechts findet ſich im Wirthshaus zum Tabard-Inn in der Londoner Vorſtadt Southwark zuſammen, um gemeinſchaftlich eine Wallfahrt nach Canterbury zum Grab des heiligen Thomas a Becket zu unternehmen. Um die Länge des Weges zu kürzen, beſchließt auf den Vorſchlag des luſtigen Wirthes die Geſellſchaft, daß jedes Mitglied auf dem Hinweg zwei Geſchichten erzählen ſolle, ebenſo zwei auf dem Rückweg; dem, welcher am beſten zu erzählen wüßte, ſollten die andern bei der Rückkehr ein ſolennes Mahl auftiſchen. Hätte Chaucer dieſen Plan vollſtändig ausgeführt, ſo müßten der Canterbury-Erzählungen hundert und zwanzig geworden ſein. So aber, wie das Werk auf uns gekommen, enthält es nur vierundzwanzig Geſchichten,

---

nachmals in der engliſchen Poeſie eine ſehr wichtige Rolle geſpielt. Chaucer's Behandlung der Sprache entging nicht ganz dem Vorwurf, daß er das franzöſiſche Element derſelben auf Koſten des ſächſiſchen begünſtigt habe.

[19]) Durch Mrs. Jameſon in ihrem Buch Romance of biography. Die Parallele iſt freilich ſehr hübſch. Die geiſtvolle Verfaſſerin vergleicht nämlich Dante's Genie einer gothiſchen Kathedrale, welche hehr und groß, dunkel und unregelmäßig daſteht, während Chaucer der weit ſich erſtreckende, maleriſche Palaſt der Alhambra ſei, mit ſeinen hundert Gemächern, alle verſchieden ausgeziert und reich mit orientaliſcher Pracht geſchmückt.

von denen zwei in Proſa geſchrieben und einige unvollſtändig ſind. Als das Werthvollſte der Dichtung darf wohl die Einleitung (the prologue) bezeichnet werden. Mit ſcharfmarkirter Zeichnung und gutmüthig-ſatiriſchem Colorit hat der alte Barde darin eine belehrende zugleich und höchſt ergötzliche Charakteriſtik der verſchiedenen Geſellſchaftsclaſſen und der Sittenzuſtände von Alt-England geliefert. Sein Pinſel iſt voll plaſtiſcher Kraft. Seine Figuren leben, ſie bewegen ſich vor unſern Augen, wir ſehen den frommen Reiterzug im Hofe des Tabards zum Abzuge ſich rüſten. Da iſt der ſtattliche Ritter, der weitum in der Chriſtenheit und in der Heiden Ländern auf Abenteuer ausgeritten, ihm zur Seite ſein Sohn, der junge Squire, ein zierlicher Reiter, Tänzer, Flötenſpieler und Reimer mit gelocktem Haar und reichgeſticktem Kleid. Hinter dieſem ſein Knappe, bewehrt mit dem mächtigen altengliſchen Bogen, einen Bündel langer Pfeile im Gurt. Da die Priorin, Madame Eglantine, halb Nonne, halb Weltdame, näſelnd und franzöſelnd, mit glänzender Buſennadel, auf welcher eine Liebesdeviſe eingegraben iſt, und mit dem Schwur by Seint Eloy! auf den friſchen rothen Lippen 20). Da iſt der feiſte Mönch, ſeine weltliche Geſinnung keck durch den

---

20) Die Schilderung der Nonne iſt eine der gelungenſten von allen. Sie mag als Probe von Chaucer's Styl hier ſtehen:

Ther was alsò a Nonne, a Prioresse,
That of hire smiling was full simple and coy;
Hire gretest othe n'as but by Seint Eloy;
And she was cleped Madame Eglantine.
Ful wel she sang the service devine,
Entuned in hire nose ful swetely;
And Frenche she spak ful fayre and fetisly,
After the scole of Stratford attè Bowe,
For French of Paris was to hire unknowe.
At metè was she wel ytaughte withalle;
She lette no morsel from her lippès fall,
Ne wette hire fingres in hire sauce depe.
Wel coude she carie a morsel, and wel kepe,
That no drope ne fell upon hire brest.
In curtesie was sette ful moche hire lest.
Hire over lippe wiped she so clene,
That in hire cuppè was no ferthing sene,
Of gresè, whan she dronken hadde hire draught.
Ful semèly after her mete she raught,

an ſeiner Kappe befeſtigten Liebesknoten zur Schau ſtellend, und im Gegenſatz zu ihm der magere pedantiſche Student von Oxford auf halbverhungerter Mähre. Weiterhin der Gerichtsbote mit ſeinem finnenbedeckten Schwefelgeſicht, dem Schreck der Kinder; dann die flinke Wittwe von Bath, welche ſchon fünf Männer begraben, und neben ihr der Franziskaner mit dem liſtig blinzelnden Auge und der wiſpernden Zunge. Ferner der vierſchrötige rothhaarige Müller, welcher auf ſeinem Dudelſack vor dem Zuge herbläſt, der wohlhabende Kaufherr mit gabelförmigem Bart und flandriſchem Kaſtorhut, feierlich abgemeſſen in ſeiner Rede, dann ein Arzt, ein Bauer, ein Koch, ein Schiffer und zuletzt ein Ablaßkrämer, der mit einem Fetzen vom Schleier der Jungfrau Maria, einem Stück vom Segel Sankt Peter's und anderen dergleichen heiligen Raritäten handelt und auf welchen Chaucer ein volles Streiflicht wickliffitiſcher Ironie fallen läßt. Gemiſcht, wie dieſe Pilgerge-

And sikerly she was of grete disport,
And ful plesant, and admirable of port,
And peined hire to contrefeten chere
Of court, and ben estatelich of manère,
And to ben holden digne of reverence.
But for to speken of hire conscience,
She was so charitable and so pitoùs,
She woldè wepe if that she saw a mous
Caughte in a trappe, if it were ded or bledde.
Of smale houndès hadde she, that she fedde
With rosted flesh and milk and wastel bred.
But sore wept she if on of hem were ded,
Or if men smote it with a yerde smert,
And all was conscience and tendre herte.
Ful semely hire wimple ypinched was;
Hire nose tretis; hire eyen grey as glas;
Hire mouth ful smal, and therto soft and red;
But sikerly she hadde a fayre forehed.
It was almost a spannè brode I trowe;
For hardily she was not undergrowe.
Ful fetise was hire cloke, as I was war.
Of smale coràll aboute hire arm she bar
A pair of bedes, gauded all with grene;
And theron heng a broche of gold fyl shene,
On whiche was first ywritten a crouned A,
And after: Amor vincit omnia.

ſellſchaft, ſind auch die Geſchichten, welche ihre Mitglieder einander erzählen. Die Scala der Erzählung ſteigt von der reizenden Märchenphantaſtik, vom Heroismus und Pathos bis zur derbzotigen Burleske hinab. Prüderie war damals und noch lange nachher — man denke nur an die koloſſalen Cynismen, in welchen der große Rabelais ſchwelgt — ein unbekanntes Ding. Friſch von der Leber weg zu ſprechen, auch da, wo es geſchlechtliche Verhältniſſe und andere Natürlichkeiten galt, lag im Charakter einer Zeit, deren Menſchen laut auflachen müßten, erführen ſie, zu welchen minniglichen, ſinniglichen, inniglichen, fühlſamlichen Tragantpuppen läppiſche Romantiker unſerer Tage ſie gemacht [21]). Chaucer dichtete im Geiſte ſeiner Zeit, daher mitunter obſcön, ſehr obſcön. Aber das hindert eine unbefangene Kritik nicht, auszuſprechen, daß gerade ſeine ſchwankhaften Erzählungen, in welchen es an derben Ausſchreitungen nicht fehlt, ſeine beſten ſind, echte Kinder des engliſchen Humors, ſtrotzend von komiſcher Kraft. Von den Geſchichten dieſer Art verdienen den Preis the millers tale, the tale of the Nonnes Priest und January and May, von den Geſchichten ernſthafter Gattung dagegen die Erzählungen des Ritters, des Squires und des Oxforder Clerks, welche letztere die berühmte Griſeldisſage in England einbürgerte. An Stoff für beide Gattungen konnte es Chaucer nicht fehlen zu einer Zeit, wo die italiſche Novelliſtik und die franzöſiſche Fabliaux-Dichtung bereits Maſſen deſſelben aufgehäuft hatte. Die Anfänge der mittelalterlichen Novellen- und Schwankpoeſie weiſen bekanntlich auf den Orient zurück, auf das altindiſche Fabelbuch Hitopadeſa und auf die urſprünglich ebenfalls morgenländiſche Geſchichte von den ſieben weiſen Meiſtern. Hierzu kamen dann die aus ſpaniſch-arabiſchen Quellen hergeleiteten didaktiſchen Anekdoten des Petrus Alfonſus,

---

21) Warton macht, bei Gelegenheit ſeiner Entſchuldigung der Obſcönität Chaucer's, welche er der Zeit des Dichters anrechnet, folgende triftige Bemerkung (II. 266): We are apt to form romantic and exaggerated notions about the moral innocence of our ancestors. Ages of ignorance and simplicity are tought to be ages of purity. The direct contrary, I believe, is the case. Rude periods have that grossness of manners which is not les friendly to virtue than luxury itself. In the middle ages, not only the most flagrant violations of modesty were frequently practised and permitted, but the most infamous vices. Men are less ashamed as they are less polished. Great refinement multiplies criminal pleasures, but at the same time prevents the actual commission of many enormities: at least it preserves public decency, and suppresses public licentiousness.

eines ſpaniſchen Juden, und die unter dem Titel Gesta Romanorum bekannte bunte Sammlung von alten Märchen, Sittenzügen, Legenden, Schwanken und geſchichtlichen Erinnerungen[22]. Chaucer wußte gut zu wählen und die gewählten Materialien ihrer eigenſten Natur gemäß zu behandeln. Er iſt überall ein trefflicher Erzähler, aber am liebenswürdigſten iſt er da, wo er ſich als aufgeklärter und patriotiſcher Engländer gehen und ſeiner ſchalkhaften Bonhommie freies Spiel läßt[23].

Wenn ein vorragender Geiſt neue Bahnen eröffnet hat, pflegen ſich die Nachahmer auf dieſelben zu ſtürzen, um ſie breit zu treten. Dieſe banale Wahrheit bewährte ſich auch nach Chaucer's Auftreten. Er wurde von Vielen nachgeahmt, von Keinem erreicht, geſchweige übertroffen. Zwiſchen ſeinen Dichtungen und denen der Zeit Eliſabeth's liegt eine lange Oede. Zwar die engliſchen Literatoren wiſſen dieſelbe mit etwa ſiebzig Poeten zu bevölkern, aber wir dürfen die Namen derſelben um ſo füglicher in dem Grabe der Vergeſſenheit ſchlummern laſſen, als ſelbſt die Poemata der beſſeren, eines John Lydgate (um 1430) und eines Stephan Hawes (um 1500), ſchlechterdings nicht geeignet ſind, ein anderes als ſprachgeſchichtliches Intereſſe zu erregen. Wichtiger für unſeren Zweck wäre es, hier den erſten Spuren des engliſchen Drama's nachzugehen, welche ſich bis in die Zeit König Heinrich's II. zurückverfolgen laſſen, allein wir unterlaſſen es, weil wir dieſen Gegenſtand im folgenden Abſchnitt im Zuſammenhang mit ſeiner ſpäteren Entwicklung behandeln wollen. In Schottland, auf welches wir noch kurz Bezug nehmen, wetteiferte, wie berührt worden, die Romantik der Minſtrelſy mit der engliſchen. Der Gang der Sprachbildung war hier ſo ziemlich derſelbe geweſen, wie im Süden der Inſel. Erſt war das Normann-Franzöſiſche auch in Schottland Hofſprache geworden, dann erfolgte die

---

[22] Vgl. über die Quellen der mittelalterlichen Novelliſtik Dunlop's (Hist. of fiction (chapt. 7) und Ruth's Geſch. d. ital. Poeſie (II. 33 fg.)

[23] Ausgabe der Canterbury Tales von Tyrwhitt (5 vols. 1775), mit einem Essay on the language and versification of Chaucer. Sämmtliche Werke des Dichters finden ſich im 1. Band des bekannten Sammelwerks: The works of the british poets with prefaces biographical and critical by Rob. Anderson (13 vols. Lond. 1795). Ein ausgezeichnetes, in Form der Biographie Chaucer's deſſen ganzes Zeitalter ſchilderndes Werk iſt: The life of G. Ch. by W. Godwin (Lond. 1803). Von den Canterbury-Erzählungen haben Kannegießer (1827) und nach ihm Fiedler (1844) Verdeutſchungen unternommen.

Reaction der nationalen Sprachelemente und zwar in einem Grade, daß hier das Engliſche, welches im 13. Jahrhundert bereits in den ſchottiſchen Niederlanden eingebürgert war, während das Gäliſche ſich in die Hochlande zurückgezogen hatte, eine größere Anzahl germaniſcher Wörter beibehielt als in England. Einen bleibenden Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und ſchottiſchen Dialekt begründete ferner der Umſtand, daß im letzteren die Conſonanten, beſonders der Kehllaut ch mit mehr Härte, die Vocale mit mehr Breite als in jenem ausgeſprochen wurden. Deſſenungeachtet berechtigte nur die nationale Feindſchaft gegen England die Schotten, ihre Sprache als eine eigene, als die ſchottiſche zu bezeichnen, was ihnen die Engländer damit vergalten, daß ſie das Schottiſche achſelzuckend eine Mundart (broad Scotch) bezeichneten. Unter einem Volk, welches eine Volkspoeſie beſitzt, wie das ſchottiſche, mußte das Heroenzeitalter eines Wallace und Bruce, welche ihr Vaterland ſo glorreich gegen die Unternehmungen der Plantagenets vertheidigten, auch die Kunſtpoeſie wachrufen. Wir ſehen daher von der Mitte des 14. Jahrhunderts an in Schottland eine Reihe von Dichtern auftreten, welche ſich insbeſondere die Verherrlichung der nationalen Unabhängigkeit zum Ziele ſetzten. An ihrer Spitze ſteht John Barbour (ſt. 1395?), welcher in vierfüßigen Jamben ein Epos oder vielmehr eine Heldenchronik ſchrieb, deren Mittelpunkt Robert Bruce iſt und welche neben ihrem poetiſchen auch des hiſtoriſchen Werthes nicht mangelt. Der andere Nationalheld, Wallace, fand ſeinen dichteriſchen Chroniſten in dem blinden Minſtrel Henry, gewöhnlich Blind Harry genannt, welcher um 1446 geſtorben ſein ſoll[24]. Neben ſolchen Reimchroniken kamen in Schottland, wie in England, frühzeitig Ueberſetzungen und Bearbeitungen franzöſiſcher Ritterromane in Umlauf. In England machten zur Zeit der erſten Heinriche und Eduarde die Originalromane von Arthur und ſeiner Tafelrunde eine Hauptunterhaltung der Vornehmen aus[25]. Bald drangen ſie auch unter das Volk, denn ſchon unter Eduard IV. erſchien eine Compilation dieſer Rittergeſchichten in engliſcher Tracht. Dann ließ William Caxton, welcher durch Einführung der Buchdruckerkunſt in England[26] eine ſo ehrenvolle Erwähnung in der

---

[24] The Bruce and the Wallace, ed. by J. Jamieson (Edinb. 1820).

[25] Vgl. Dunlop, chapt. 14.

[26] Caxton ſtellte die erſte engliſche Buchdruckerpreſſe 1477 in der Almonry unweit der Weſtminſterabtei auf. Als erſtes Product ging aus derſelben hervor: The Game and Playe of the Chesse, von Caxton aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Culturgeſchichte Englands verdient, eine ganze Reihenfolge von Ritterbüchern, deren Stoffe ſeine eifrig überſetzende Hand theils aus der mittelalterlichen theils aus der antiken Sagenwelt wählte, unter ſeiner Preſſe hervorgehen. In Schottland fand die Romanliteratur ebenfalls einen günſtigen Boden und nicht minder die Verehrung und Nachahmung Chaucer's, mit welchem wahrſcheinlich König Jakob I. ſeine Landsleute zuerſt bekannt machte. Jakob war Dichter und feierte ſeine Geliebte, die Lady Jane Beaufort, welche ſpäter Königin wurde, in einem in Chaucer's Manier geſchriebenen allegoriſchen Gedicht (kings Quhair [cahier], kings book). Des Königs Leben ſelbſt war ein Stück Romantik. In ſeinen Jünglingsjahren ein Gefangener am engliſchen Hofe, erblickte er, wie er in ſeinem Gedicht anmuthig erzählt, vom Fenſter ſeines Thurmes zu Windſor aus die ſchöne Lady Jane, als ſie mit anderen Damen im Garten luſtwandelte. Ihr golden glänzendes Haar, welches ein Netz von Perlen feſſelte, die zierliche Kette, welche ihren feinen Hals umgab, ihr ſchöner Buſen, an welchem ein Medaillon von Rubin Funken ſprühte, ihr weißes aufgeſchürztes Gewand, ihr edler Gang, kurz ihre ganze Erſcheinung entzückt ihn, und nachdem ſie verſchwunden, bleibt er in ſehnendem Sinnen an dem Fenſter ſeines Kerkers ſtehen, bis „Phöbus Lebewohl geſagt an Blatt und Blüthe“ 27). Nachdem er ſeine Freiheit und ſeinen Thron wieder erlangt hatte, machte er Lady Jane zu ſeiner Gemahlin und ihre Treue bewährte ſich in der ſchrecklichen Kataſtrophe, welche dem Leben des Dichterkönigs 1437 einen ſo tragiſchen Schluß ſetzte. Als nämlich Jakob von ſeinen rebelliſchen Baronen mörderiſch überfallen wurde, warf ſich die Königin den Mördern entgegen, empfing mehrere Dolchſtöße und mußte mit roher Gewalt aus den Armen ihres Gatten geriſſen werden, bevor die Meuchler zu ſeiner Tödtung Raum gewannen. Der ausgezeichnetſte von allen ſchottiſchen Vertretern der Wege Chaucer's war William Dunbar

---

27) Eine Strophe aus dieſer Schilderung mag einigermaßen zur Vergleichung des Altſchottiſchen mit dem Altengliſchen dienlich ſein.

Of hir array the form gif I sal write,
    Toward hir goldin haire, and rich atyre,
In fretwise couchit with perlis quhite,
    And grete balas lemyng as the fyre,
With mony an emeraut and faire saphire,
    And on hir hede a chaplet fresch of hewe,
    Of plumys partit rede, and quhite, and blewe.

(ſt. um 1520), welcher in der komiſchen poetiſchen Erzählung, wie in der moraliſchen Allegorie nicht unglücklich mit ſeinem Vorbild wetteiferte. Unter ſeinen allegoriſchen Dichtungen ſteht The daunce voran, eine Schilderung der ſieben Todſünden, welche in der Hölle die Faſtnacht begehen[28].

## 4.

## Das Zeitalter der Königin Eliſabeth. Bacon. Der Roman und das Epos. Lily. Sidney. Spenſer. Lyrik und Satire. Das Drama. Miracle-Plays und Moral-Plays. Enterludes. Heywood. Der Gorboduc. Theatraliſche Technik. Peele. Greene. Marlowe.

Mit Stolz und Freude blickt der Engländer auf die Regierungszeit Eliſabeth's zurück, in welcher einestheils Alt-England noch einmal allen Glanz ſeiner mittelalterlichen Romantik zuſammenfaßte, andererſeits die künftige Rolle von Neu-England in den erhöhten Beziehungen zum europäiſchen Continent und zur neuen Welt jenſeits des Ozeans ſich ankündigte. Die Königin Beß iſt noch jetzt in England ſo populär, daß eine rigoröſe Unterſuchung über ihre vielberühmte Jungfräulichkeit faſt einer Blasphemie gleichgeachtet werden würde, und ohne Frage hat ſie eine ſolche dankbare Anhänglichkeit wohlverdient. Die Tochter Heinrich's des Achten brachte, als väterliches Erbtheil, ein ſtarkes abſolutiſtiſches Gelüſte mit auf den Thron, aber auch die Weisheit, wie ſie in der Schule des Unglücks reift, und außerdem eine tiefe Kenntniß des Charakters der Nation, welche zu regieren ſie berufen war. Der letzteren Eigenſchaft namentlich iſt es zuzuſchreiben, daß die Monarchin ihre an und für ſich ſehr hochfahrenden Begriffe von königlicher Machtvollkommenheit weislich zügelte. Sie wußte, daß man dem engliſchen Volke nicht ungeſtraft ſo viel bieten dürfe, wie den Völkern jenſeits des Canals von ihren Beherrſchern geboten wurde, ſeit dort jene Regierungskunſt adoptirt war, deren Hauptelemente hispaniſch-bigotter Despotismus und italiſch-machiavelliſtiſcher Lug und Trug. Eliſabeth wußte dem engliſchen Freiheitsgefühl gegenüber ſtets zur rechten Zeit einzulenken, wenn ſie daſſelbe in ihrer natürlichen Raſchheit provozirt hatte. In allen wichtigen Fragen ging ſie mit der Nation Hand in Hand und darum war ihre Regierung im Innern und nach Außen eine glückliche, darum iſt ihr Andenken, einzelner Verſchuldungen ungeachtet, bei der Nachwelt ein geſegnetes.

---

[28] The Poems of W. D. ed. by D. Laing, Edinb. 1834, 2 vols.

Eine große, eine wunderbare Zeit, dieſe anderthalbhundert Jahre von 1440—1600! Eine jener Perioden, aus deren Betrachtung die Anhänger der Lehre von der Perfectibilität des Menſchengeſchlechts Troſt ſchöpfen. Denn damals trat eine jener weltgeſchichtlichen Entwicklungsphaſen ein, wo ſich Alles, was Edles im Menſchen iſt, gegen den herrſchenden Wahn, gegen die herkömmliche Lüge und Unterdrückung empört, wo die beſten Kräfte der Menſchheit ſich energiſch anſtrengen, um das ewige Sehnen nach Erkenntniß, Freiheit, Schönheit und Glück, welches uns eingeboren iſt, der Befriedigung näher zu führen. Damals zog die wiedererweckte Literatur des Alterthums wie eine ſchimmernde Lichtwolke am Horizont einer mönchiſch verengten und verfinſterten Welt herauf, damals verſah Guttenberg's Erfindung den Gedanken mit nimmerraſtenden Schwingen, damals fügte des Columbus geniale Beharrlichkeit unſerer Erde eine neue Hälfte hinzu, damals wirkten die deutſchen Humaniſten und trat der Proteſtantismus ins Leben, die neue Welt der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchen eröffnend, damals blühte die moderne Kunſt auf, denn Leonardo da Vinci, Buonarotti, Raphael, Tizian, Correggio, Dürer, Paleſtrina bauten, malten und componirten, damals hüllten Rabelais und Cervantes große Ideen in das Gewand der Satire und des Humors, damals dachten und forſchten Copernikus, Kepler, Galilei, Bruno und Bacon, damals dichteten Arioſto, Taſſo, Lope und Shakſpeare.

An den Triumphen, welche zu jener Zeit im Sinne des Fortſchritts der menſchlichen Geſellſchaft erfochten wurden, hatte England ſeinen reichen Antheil. Es gewann im 16. Jahrhundert wieder den Einfluß auf die europäiſchen Geſchicke, wie es ihn unter den großen ſeiner Plantagenets behauptet hatte; aber jetzt war dieſer Einfluß ein weit edlerer. Er fußte auf dem Widerſtande, welchen das Prinzip germaniſcher Freiheit dem Prinzip romaniſchen Abſolutismus, verkörpert in der ſpaniſchen Weltmacht, entgegenſetzte. Mit der Dynaſtie Tudor hatte die königliche Autorität über den baronlichen Feudalismus den Sieg davongetragen. Um ſich zu behaupten, mußte ſie ſich auf das Bürgerthum ſtützen, welches vom Ende der Roſenkriege an langſam, oft unmerklich, aber dennoch raſtlos zu jener Bedeutung im Staate gelangte, vermöge welcher es jetzt, vertreten durch das Unterhaus, die maßgebende und entſcheidende Stimme hat. Die Einführung der Reformation in England ging allerdings zunächſt nur aus der Laune eines deſpotiſchen Wüſtlings hervor, aber Heinrich VIII. hätte nicht wagen können, ſein Volk dem Papſtthum abſpenſtig zu machen, falls der Abfall nicht ſchon von Wickliffe's Zeiten her in den Gemüthern vorbereitet geweſen wäre; und wenn der König und die, welche ihm bei ſeinem Reformwerk an die Hand gingen, daſſelbe darauf beſchränkt wiſſen wollten, daß der päpſtliche Supremat auf die Krone übertragen, einige Ceremonien des katholiſchen Cultus abgeſchafft, der Gottesdienſt in der Landesſprache gehalten, das Abendmahl in zweierlei Geſtalt ausgetheilt, die Prieſterehe nachgeſehen, faule Mönche in den prächtigen Prälaturen durch nichtsnutzige Courtiſanen erſetzt würden, ſo überſahen ſie in ihrem Calcul die unermeßliche Elaſtizität und Entwicklungsfähigkeit des Proteſtantismus, welcher freilich weder mit dem Lutherthum noch mit dem Anglikanerthum, weder mit dem Calvinismus noch mit dem Zwinglianismus zu verwechſeln iſt oder, mit anderen Worten, deſſen Weſen in keiner der proteſtantiſchen Kirchen einen adäquaten Ausdruck gefunden hat. Die Folgen der freien Forſchung zeigten ſich auch in England bald. Schon ſammelte im Stillen der Puritanismus ſeine Streitkräfte, der Stunde harrend, welche ihn auf die Bühne der Weltgeſchichte rufen würde. Noch war ſie aber nicht gekommen und die verfolgungsſüchtige Reaction, welche die blutige Maria gegen den engliſchen Proteſtantismus verſuchte, ließ einſtweilen die ungeheure Mehrzahl der Nation in feſter Einigkeit um den Thron Eliſabeth's ſich ſchaaren. Die Gefahren, welche damals England bedrohten, waren groß. Aber es beſtand ſie ſiegreich. Es erweiterte ſeine Herrſchaft über Irland, befeſtigte ſeinen Einfluß in Schottland, machte ſich Gebiete in Amerika dienſtbar, deren Unermeßlichkeit unter dem Namen Virginien begriffen wurde, ſetzte ſich in Weſtindien feſt, unterſtützte die Proteſtanten in Frankreich und in den Niederlanden und benahm durch ſeinen glorreichen Kampf gegen die Armada Philipp's II. Europa den Schrecken vor der ſpaniſchen Macht. Es lag in der Natur dieſes großen Sieges, daß er in das ganze öffentliche Leben Englands einen erhöhten Schwung brachte, alle Herzen mit Zuverſicht ſchwellte und die Geiſter vorwärts trieb auf den Bahnen der Thätigkeit und des Ruhms. Nach Außen für die Gegenwart befriedigt und für die Zukunft zu ſtolzen Hoffnungen berechtigt, wandte das Nationalgefühl ſeine Spannkraft auch nach Innen. Der Landbau gewann eine erhöhte Regſamkeit und es zeigte ſich bald in erfreulichſter Weiſe, daß ein ſo großer Theil von Grund und Boden nicht mehr in der todten Hand der Geiſtlichkeit lag. Der Handel, ſeiner in raſcher Progreſſion ſtets großartiger ſich geſtaltenden Unternehmungen unter dem Schutze der Orlogſchiffe ſicher, die ſich gegen Philipp's meerbedeckende Flotte ſo herrlich bewährt hatten, gab der Manufactur einen gewaltigen Impuls. Reichthum und Behagen am Genuſſe des Lebens kehrten in den engliſchen Städten ein und es wird uns durch Ausländer, welche damals in England lebten, ausdrücklich bezeugt, daß auch die niederen Volksklaſſen gut lebten und ſich wohlbefanden. Um das Jahr 1600 zählte London bereits 300,000 Einwohner und war die Stadt angefüllt mit reichen Waarenlagern. Bei Hofe ging es hoch her mit Pracht und Feſtlichkeiten, die Großen wetteiferten mit ihrer Königin in Abhaltung von glänzenden Aufzügen, Maskeraden, Turnieren und anderen Schauſpielen und Städtebürger und Bauersleute blieben in Anſtellung von allerhand Ergötzlichkeiten nicht zurück, zu welchen der finſtere Ernſt des Puritanismus einen Contraſt bildete, welcher vorderhand nur als unerſchöpflicher Stoff einer wirkſamen Komik in Betracht kam. Freilich, zu mancherlei Ausſtellungen hatten ernſte Moraliſten Gelegenheit genug. Das bei Hofe herrſchende Sittengeſetz war ein ziemlich laxes und verbreitete ſeine Wirkungen in weiten Kreiſen. Eine vergötterte Königin, eitel auf ihre perſönlichen Vorzüge und allem Hochgefühl der Jungfrauſchaft zum Trotz ſelbſt noch in alten Tagen ohne einen Galan nicht leben wollend, gab den Ton einer Galanterie an, welcher nicht der feinſte bleiben konnte zu einer Zeit, wo zarte Hofdamen ein derbes Stück Roſtbeef und einen Krug Ale zum Frühſtück nahmen und, wenn auch die lächelnden oder erröthenden Züge unter Masken verbergend, mit Befriedigung den Vorſtellungen der muthwilligſten Komödien beiwohnten. Aber mochten auch ſtrenge Eiferer über „die Herrſchaft Asmodei, des geilen Gottes der Galanterie“, Zeter rufen, mochte der Luxus vielfach in verſchwenderiſche Ueppigkeit, die Lebensluſt häufig in Völlerei ausarten, es gab in der „Elizabethan Era“ ein Etwas, welches dem ganzen Leben ein ideelles Gepräge aufdrückte und auch die dunkleren Partien des farbenbunten Gemäldes jener Zeit als nothwendig zu demſelben gehörende oder wenigſtens als nicht ſtörende erſcheinen ließ. Dieſes Etwas war ein ebenſo allgemeiner als lebhafter Bildungsdrang. Die

Königin, der alten Sprachen mächtig und in Muſik und Poeſie nicht ungeſchickt, ging auch hier mit eifrig nachgeahmtem Beiſpiele voran. Sie achtete und ehrte die Gelehrten, wenn gleich ſie gegen dieſelben nicht ſehr freigebig ſich erwies; ſie wußte ein bildendes Element ſelbſt in die höfiſchen Feſtlichkeiten zu legen, indem ſie dafür ſorgte, daß bei denſelben nicht nur die Traditionen des Ritterthums, ſondern auch die neugewonnenen Anſchauungen der claſſiſchen Poeſie und Mythologie ihren Ausdruck erhielten. Latein und griechiſch zu verſtehen, ward guter Ton, ſelbſt unter den jungen Damen, und ſo eifrig trachtete auch das nichtgelehrte Publicum, ſich mit dem Inhalt der claſſiſchen Studien bekannt zu machen, daß Ueberſetzungen antiker Autoren zu den begehrteſten Büchern gehörten. Lange vor dem Schluß des 16. Jahrhunderts exiſtirten engliſche Ueberſetzungen des Homer, Virgil, Horaz, Muſäus, Ovid, Martial, Euripides, Seneca, Plutarch und die engliſchen Schriftſteller jener Zeit ſind ſogar in Werken, welche, wie die theatraliſchen, für ein großes und größtes Publicum berechnet waren, ſo freigebig mit claſſiſchen Anſpielungen, daß ſie ein Verſtändniß derſelben auch bei den Nichtgelehrten nothwendig vorausſetzen mußten. Die Bekanntſchaft mit der Cultur des Alterthums lag wie ein poetiſcher Schimmer auf dem engliſchen Geſellſchaftsleben von damals. Sie gewann nicht ſo viel Einfluß, daß ſie die nationale Weiterentwicklung der *engliſchen* Literatur hätte beeinträchtigen können; aber ſie weckte die Luſt an anmuthigen Formen, rückte die Grenzen der Welt der Phantaſie um ein Beträchtliches weiter hinaus und brachte in das wüſte Gewirre theologiſcher Streitfragen die Idee einer Humanität, welche von dieſen völlig unabhängig war.

Die theologiſchen Zänkereien, obgleich im Grunde um große Nichtſe ſich drehend, hatten indeſſen auch ihr Gutes. Sie regten das Nachdenken an, bildeten die Kunſt der Debatte aus, ſchärften und bereicherten den Witz ungemein. So ſtabil die engliſche Staatskirche blieb, hatte die reformiſtiſche Bewegung dennoch die Waffen der Kritik geſchliffen und es fanden ſich Männer, gewandt und kühn genug, derſelben ſich zu bedienen. In erſter Linie ſteht hier Francis Bacon, geboren den 22. Januar 1561 zu London, 1613 zum Attorney-General, 1618 zum Großkanzler von England ernannt, bald darauf mit dem Titel eines Baron von Verulam, welchen er ſpäter mit dem eines Viscount von St. Albans vertauſchte, zur Peerſchaft erhoben, im Frühjahr 1621 auf Antrag des Unterhauſes vor den Lords wegen Beſtechlichkeit und Mißbrauch ſeines Amtes prozeſſirt, zu großer Geldbuße, Aemterentſetzung und Verbannung vom Hofe verurtheilt, in ſeiner Zurückgezogenheit und mitten unter wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen geſtorben am 9. April 1626. Bacon iſt eines der berühmteſten Beiſpiele von den Widerſprüchen, welche in der Menſchennatur Platz finden. Ein Geiſt voll Tiefe und Schärfe und eine Seele voll Gemeinheit, der große Philoſoph und Schriftſteller und der kleine Menſch in einer und derſelben Perſon vereinigt. Daß die Wiſſenſchaft allein noch keinen Charakter bildet, Bacon hat es in abſchreckender Weiſe bewieſen; denn außerhalb ſeines Studirzimmers war er ein undankbarer Freund, ein kriechender Höfling, ein pflichtvergeſſener Intriguant, ein beſtechlicher und parteiiſcher Richter. Freilich, wenn große Verdienſte jemals große Schwächen vergeſſen machen könnten, ſo müßte dies bei Bacon der Fall ſein. Und doch ſcheint uns wieder ſelbſt auf dem wiſſenſchaftlichen Glanz, welcher von ihm ausgeht, ein ſtarker Schatten der Unredlichkeit zu liegen. Oder ſoll man es von Seiten Bacon's, welcher ſeine Zeit ſo weit überſah, für aufrichtige Ueberzeugung und nicht vielmehr für eine feige Conceſſion an das Beſtehende halten, wenn er die denkende Vernunft vom Gebiete des Glaubens ausgeſchloſſen wiſſen wollte? Wenn er den Satz aufſtellte, daß, je ungereimter und unglaublicher ein religiöſes Geheimniß ſei, wir durch das Fürwahrhalten deſſelben Gott nur um ſo größere Ehre erwieſen? Wir wagen nicht, dieſe Frage zu entſcheiden, aber ſoviel iſt gewiß, daß bei dieſer willkürlichen und bequemen Sonderung von Wiſſen und Glauben gerade die ernſteſten Probleme, welche den menſchlichen Geiſt beſchäftigen, ungelöſt bleiben müßten und eine harmoniſche Fortbildung der Menſchheit überhaupt undenkbar wäre. Bacon war ein ſehr fleißiger Arbeiter und es iſt zu verwundern, wie er mitten im Drange ſeiner Amtsgeſchäfte die Muße zur Abfaſſung ſeiner Werke fand. Er iſt einer der erſten in der langen Reihe jener engliſchen Staatsmänner, welche bis auf den heutigen Tag herab die Beſorgung der öffentlichen Geſchäfte mit ihren literariſchen Neigungen zu vereinigen wußten, eine Vereinigung, die weſentlich dazu beigetragen hat, der engliſchen Literatur einen ſo praktiſchen Charakter zu verleihen und ſie in eine fruchtbare Wechſelwirkung mit dem politiſchen und ſozialen Leben zu bringen[1]. Bacon hat ſeine Schriften theils in engliſcher, theils in lateiniſcher Sprache verfaßt. Seine kleineren Abhandlungen, die er unter dem in der engliſchen Literatur nachmals ſo oft vorkommenden Titel Essays ſammelte, wirkten, abgeſehen von ihrem reichen Gehalt, ſchon durch ihre edle und kräftige Form bildend auf den proſaiſchen Styl ſeines Landes. Seine wichtigſten philoſophiſchen Werke veröffentlichte er in lateiniſcher Sprache, als in dem Verſtändigungsmittel der europäiſchen Gelehrtenwelt (Instauratio magna, geſchieden in die zwei großen Abtheilungen De augmentis scientiarum und Novum organum). Als philoſophiſcher Autor legt Bacon eine Kenntniß dar, welche ſich ſo ziemlich und zwar in gründlicher Weiſe über ſämmtliche Fächer der Wiſſenſchaft von damals erſtreckte. Aber er that noch mehr. Man hat die philoſophiſche Methode, die bis auf ihn gäng und gäbe war, die ſcholaſtiſche, ganz gut mit einer Tretmühle verglichen, die ſich polternd in einem unfruchtbaren Cirkel bewegte. Bacon nun öffnete eine Bahn, die vorwärts führte; er ſetzte an die Stelle der Scholaſtik eine Methode, welche der Entwicklung fähig war. Er that dies, indem er das Prinzip der wiſſenſchaftlichen Empirie, der denkenden Naturforſchung aufſtellte und begründete. Er war nicht nur ein Gelehrter, ſondern auch ein Engländer, d. h. ein praktiſcher Menſch. Auf reale Ziele war ſein Philoſophiren gerichtet. Zur Erleichterung des Zuſtandes der menſchlichen Geſellſchaft beitragen — den menſchlichen Vortheilen dienen — das menſchliche Leben mit neuen Erfindungen und Gütern begaben — das Menſchengeſchlecht mit neuen Werken und Kräften unausgeſetzt bereichern — dieſe und ähnlichlautende Sätze betont er und kommt immer wieder auf ſie zurück[2]). Er wies nach, daß die bisherige Philoſophie ſich

---

[1] Wir wollen bei dieſer Gelegenheit an einen Vorgänger Bacon's in der Großkanzlerſchaft von England erinnern, an Thomas More (Morus, 1480—1535), welcher lieber ſein Haupt auf den Block legen, als Heinrich VIII. den Suprematseid leiſten

wollte. Ein edler Charakter und einer der bedeutendſten Humaniſten ſeiner Zeit, iſt er beſonders durch ſeine Schrift: De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia libellus vere aureus (1517) literariſch berühmt geworden. Das Buch, wovon bei Carriere (die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit, S. 285 fg.) eine Analyſe zu finden, iſt, wie Campanella's Civitas solis, an Plato's Buch vom Staat ſich lehnend, eine merkwürdige Anticipation der ſozialiſtiſchen Studien und Beſtrebungen unſerer eigenen Zeit.

2) So ſpricht er auch an der Stelle ſeines großen Werkes, wo er von der Geſetzgebung handelt, die wohlwollendſte Anſicht über das wahre Weſen derſelben aus, indem er ſagt: „der Zweck und das Ziel, den und das die Geſetze ins Auge faſſen und demgemäß ſie ihre Vorſchriften und Satzungen einrichten müſſen, ſind nichts Anderes, als daß die Staatsbürger glücklich leben."

in eitle Wortklaubereien, in ein ganz unfruchtbares Nebeln und Schwebeln verloren habe, weil ſie ſich von den Wurzeln aller Erkenntniß, von Natur und Erfahrung, hochmüthig losgeriſſen habe. Zu dieſen Wurzeln müſſe man zurückkehren, ſofern die Philoſophie dem Menſchengeſchlecht Früchte bringen ſolle. Alle Wiſſenſchaft müſſe auf die Erforſchung der Natur und auf die Erfahrung baſirt werden. Das ſei die objective Bedingung der wiſſenſchaftlichen Reform. Die ſubjective beſtehe in einer völligen Reinigung des Sinnes und Geiſtes von allen traditionellen Vorurtheilen und allen abſtracten Theorieen. Aus der Erfüllung dieſer beiden Bedingungen reſultire die richtige Methode der Naturwiſſenſchaft, die Methode der Induction, die Methode der beobachtenden und experimentirenden Forſchung. Die Größe des Contraſtes zwiſchen dieſem baconianiſchen Prinzip und den leeren Düfteleien der Scholaſtik liegt am Tage und die Wichtigkeit deſſelben rechtfertigt es, daß man Bacon an die Spitze der neueren Philoſophie geſtellt hat. Der mächtige Einfluß des von ihm gelehrten philoſophiſchen Realismus auf das Culturleben Englands läßt ſich als ein dauernder bis zur Gegenwart herab verfolgen[3]. In dieſem Realismus wurzeln auch die Beſtrebungen jener Kritiker der religiöſen Anſchauungen, welche man unter dem Namen der engliſchen Freidenker oder Deiſten zu begreifen pflegt. Wir werden ſpäter auf dieſelben zu ſprechen kommen, ſagen jedoch ſchon hier, daß ihre Thätigkeit keineswegs erſt im 18. Jahrhundert beginnt. Noch zu Bacon's Lebzeiten begann Edward Herbert, Graf von Cherbury (1581 — 1648) eine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, welche man unbedenklich eine freidenkeriſche nennen kann, weil die zwei Hauptſchriften Herbert's[4] dem ſogenannten Poſitivismus in den Religionen, dem Offenbarungsglauben, und dem Träger deſſelben, dem Prieſterthum, die Waffen einer ſkeptiſchen Kritik entgegenkehrten.

Die Sterilität, welche nach Chaucer für lange in der engliſchen Poeſie eintrat, hat Warton vermittelſt eines ſchönen Gleichniſſes charakteriſirt. Er vergleicht den Erzähler der Canterbury-Geſchichten mit einem heitern Frühlingstag, deſſen warmer Sonnenſtral Knoſpen und Blüthen hervorlockte, die aber vom raſch noch einmal zurückkehrenden Winterfroſte vernichtet wurden[5]). Im Anſchluß an dieſes Bild können wir ſagen, daß mit dem Zeitalter der Königin Eliſabeth für die engliſche Dichtung ein Mai anbrach, welcher keine winterliche Reaction erlebte und in deſſen ſchöpferiſcher Atmoſphäre Alles froh nebeneinander grünte und blühte. Die Engländer nennen dieſe Zeit die goldene ihrer Literatur, und wenn auch viele Zweige derſelben ſpäter zu einer weit höheren Entwicklung gediehen, ſo iſt dieſe Bezeichnung wenigſtens im Hinblick auf das Drama vollkommen paſſend. Wir haben der Einführung der Buchdruckerei in England bereits Erwähnung gethan, müſſen aber noch einmal mit einem Wort darauf zurückkommen, um nachzuholen, daß ſie ein Haupthebel der jetzt vor ſich gehenden literariſchen Bewegung war. Sie war es, welche Sicherheit und Stetigkeit in den Bau der Sprache und in die Orthographie brachte, Eigenſchaften, deren eine Literatur, ſowie ſie von der mündlichen Tradition in den ſchriftlichen Ausdruck übergeht, zu ihrer Fortbildung ſchlechterdings nicht mehr entbehren kann. Unter den früheſten Producten der engliſchen Preſſe nannten wir Ueberſetzungen von Ritterromanen. Die Beliebtheit derartiger Werke überdauerte das 16. Jahrhundert. Zur Zeit Eliſabeth's wurden die berühmten Romane von Amadis[6]) und Palmerin überſetzt und ſchrieben Emanuel Ford und Henry Roberts engliſche Originalromane dieſer Gattung. Schon aber bereitete ſich eine Wandlung des Geſchmacks vor, und während ein Theil des Publicums noch an den Abenteuern eines Amadis, Triſtan, Lancelot und ähnlicher Helden der immer mehr aus dem Leben zurücktretenden Ritterwelt ſein Ergötzen fand, beluſtigte ſich ein anderer bereits an den Erfindungen der italiſchen Novelliſten, deren Bekanntſchaft Ueberſetzungen ver-

---

[3] The works of F. Bacon, 10 vols. Lond. 1819. Voran ſteht The life of F. B. by Mallet. Das Beſte, was über Bacon geſchrieben worden, ſcheint uns ein Aufſatz von der Meiſterhand Macaulay's zu ſein (Critical and historical essays, edit. Tauchn. vol. III, p. 1).

[4] De veritate, Par. 1624. De religione gentilium, Lond. 1645.

---

5) Warton, II, 361.

6) Dieſes berühmteſte aller Ritterbücher wurde höchſt wahrſcheinlich zuerſt in portugieſiſcher Sprache geſchrieben und zwar von Vasco de Lobeira, welcher 1325 oder 1403 geſtorben ſein ſoll. Die älteſte noch jetzt vorliegende Form gab dem Buche der Spanier Garcia Ordoñez de Montalvo, der unter der Regierung Ferdinand's und Iſabella's lebte. Eine franzöſiſche Ueberſetzung (das 1. Buch des Romans enthaltend) erſchien zu Paris 1540, eine italieniſche zu Venedig 1618, eine deutſche zu Frankfurt a. M. 1583. Vgl. über die Amadisliteratur und den Ritterroman überhaupt Brinkmeier: Abriß e. Geſch. d. ſpan. Nationallit. S. 70 fg. und Clarus: Darſtellung d. ſpan. Lit. im Mittelalter, I, 304 fg.

mittelten und die bald auch Nachahmungen hervorriefen, wie Paynter's Palace of Pleasure, Whetſtone's Heptameron und Grimſtone's Admirable Histories. Bei ihrem Vorſchritt aus dieſer noch rohen Nachahmung gerieth die engliſche Romandichtung auf einen wunderlichen Abweg. Die Mode machte nämlich die Romanſchreiber geneigt, ihre Bücher in jenem für unſer Ohr ſo barocken, ja geradezu lächerlichen Styl zu componiren, wie er für lange Zeit am Hofe der Eliſabeth zum guten Ton gehörte. Die Gelehrſamkeit der Königin ſpornte nämlich die Höflinge, in der Drechſelung zierlich gelehrter Complimente zu wetteifern. Man ging in den fremden Literaturen fiſchen, um poetiſche Gleichniſſe, mythologiſche Bilder, harmloſe oder anzügliche Wortſpiele und witzige Antitheſen aufzutreiben. Damit wurde dann das Alltagsleben aufgeſtutzt und ſo entſtand jene verſchrobene, auf Stelzen gehende Sprachſchnörkelei, jene witzhaſchende Wortſpielerei, welche ſelbſt bei den beſten Dichtern dieſer Zeit in England mitunterlaufen und welche von den italiſchen Seicentiſten unter dem Namen der Concettipoeſie auf den Gipfel des Ungeſchmacks geführt wurde. Aus ſolchem wunderlichen Teig von geſchraubten Vorſtellungen und gezierten Redensarten formte John Lily (1553—1600) ſeinen um das Jahr 1580 erſchienenen Roman Euphues, deſſen Held ein junger Athener dieſes Namens iſt, welcher auf ſeinen Reiſen auch England beſucht[7]. Von der Hofmode getragen, wurde der Roman wiederum Tonangeber derſelben. Hofherren und Hofdamen überkam eine wahre Wuth, in Euphuismen zu ſprechen, und ſo konnte es nicht fehlen, daß Lily Nachahmer fand. Die namhafteſten derſelben waren Lodge, Verfaſſer von Rosalynd or Euphues' golden legacy (1590), welcher Roman Shakſpeare den Stoff zu ſeinem anmuthigen Luſtſpiel „Wie es euch gefällt“ geliehen hat, und Greene, deſſen Pleasant history of Dorastus and Fawnia dem großen Dramatiker wahrſcheinlich die ſtoffliche Anregung zum „Wintermärchen“ gab. Endlich theilte der euphuiſtiſche Roman das Schickſal ſeiner ritterlichen Vorgänger. Eine neue Gattung, der Schäferroman, verdrängte ihn aus der Gunſt der Modeleute. Das Idyll, mit dem ihm innewohnenden elegiſchen Element gleichſam „aus der Sehnſucht nach einem verlorenen Ideal hervorgegangen“, wandelte ſich in ſeiner Abſchwächung zur Proſa in den Hirtenroman um. Um das Jahr 400 der chriſtlichen Zeitrechnung entſtand ein griechiſches Werk dieſer Art, der Idyllroman, Daphnis und Chloe, welcher einem gewiſſen Longos zugeſchrieben wird und zuerſt 1598 zu Florenz im Druck erſchien. Schon früher war das Buch ins Latein überſetzt worden und hatte die Aufmerkſamkeit der italiſchen Kenner des claſſiſchen Alterthums auf ſich gezogen. Indeſſen möchten die bukoliſchen Dichtungen Virgil's in noch höherem Grade auf die moderne Schäferromantik eingewirkt haben, von deren frühem Erwachen die Paſtorellas der provençaliſchen Troubadours zeugen. Der große Meiſter der Novelliſtik, Boccaccio, ließ aus ſeiner fruchtbaren Feder auch den Ameto hervorgehen, eine Eklogendichtung in Proſa, welche jedoch mit zahlreichen Verſen durchwirkt war. Dieſe gemiſchte Form blieb von da an für den Schäferroman eine ſtehende, welcher bald eine ſehr einflußreiche Stellung in der Literatur gewann, da er dem ſentimentalen Idealismus entgegenkam und jener ſtillen Sehnſucht entſprach, welche den modernen Menſchen aus dem künſtlichen Gehäuſe der Geſellſchaft in die freie Natur hinausruft. Dem Schäferroman geſellte ſich in Italien bald das Hirtendrama, jener beſonders durch die Arcadia des Sannazaro, dieſes durch Taſſo's Aminta und Guarini's Paſtor fido repräſentirt. Die berühmteſten Schäferromane haben jedoch Spanien und Frankreich hervorgebracht. Dort ſchrieb Montemayor ſeine 1560 erſchienene Diana, welche von Gil Polo fortgeſetzt wurde und die in ſeiner Galatea nachzuahmen der große Cervantes nicht unter ſeiner Würde fand; hier verfaßte d'Urfé ſeine Aſträa, deren erſter Band 1610 im Druck erſchien und die, das Entzücken der vornehmen Leſewelt im 17. Jahrhundert, noch im folgenden die glühenden Jugendträume Jean Jacques Rouſſeau's mit den idylliſchen Szenen und Geſtalten einer idealiſchen Welt erfüllte. Montemayor's Diana muß ſehr bald nach ihrem Erſcheinen auch in England bekannt geworden ſein, denn ſie war es, welche dem ritterlichen Hofmann Sir Philip Sidney, welcher 1586 an einer in der Schlacht bei Zütphen erhaltenen Wunde ſtarb, zu einer ähnlichen Dichtung das Muſter bot. Sein Schäferroman führt den Titel Arcadia oder, als vom Verfaſſer ſeiner Schweſter, der Gräfin Pembroke zugeeignet, the countess of Pembroke's Arcadia[8]). Es iſt die durch ſeine Vorgänger bereits conventionell gewordene arkadiſche Welt, in welche Sir Philip ſeine Leſer führte. Indeſſen trug er Sorge, das ſchäferliche Element mit einem ſehr ſtarken heroiſchen zu verſetzen, welches all die bunte Abenteuerlichkeit der Ritterromane reproduzirte und dennoch, wenigſtens für den ſpäteren Geſchmack, bei Weitem nicht ſpannend genug war, Ernüchterung und Ermüdung auszuſchließen. Das Hauptverdienſt des Romans iſt ſein ſprachlicher Ausdruck, der, wenn auch mitunter zu euphuiſtiſchen Stelzen greifend, im Ganzen das Geleiſe der Anmuth nicht verläßt.

---

[7] Von der Manier Lily's kann es ſchon eine Vorſtellung geben, wenn wir hören, daß er bei Gelegenheit des Erſcheinens ſeines Helden am Hofe von Neapel von dieſem ſagt, derſelbe ſei „eher das Tabernakel der Venus als der Tempel der Veſta geweſen und habe mehr für einen Atheiſten als für einen Athenienſer gepaßt.“ Drayton, ein Zeitgenoſſe Lily's, hat dieſen gut kritiſirt, indem er ihn Einen nannte, welcher immer —

„Von Steinen, Sternen, Fiſchen, Fliegen ſpricht,
Mit Worten ſpielt, mit müß'gen Bildern ficht.“

Sidney, welcher für das Muſter eines engliſchen Gentleman galt, wußte dichteriſches Talent auch an Andern neidlos zu würdigen. Zu einer Zeit, wo es ein Publicum im jetzigen Sinne des Wortes noch nicht gab und wo demnach vornehme Gönnerſchaft für das aufſtrebende Talent ein Umſtand war, welcher über Sein oder Nichtſein entſchied, ſtand Sir Philip in der Vorderreihe der angeſehenen Männer ſeines Landes, welche durch Wohlwollen und Freigebigkeit die literariſche Production ermuthigten. Unter ſeinen Clienten begegnet uns ein Mann, welchen man den Arioſt Englands zu nennen gewohnt iſt, Edmund Spenſer, geboren 1510 (?) oder wahrſcheinlicher ein paar Jahrzehnte ſpäter zu London, durch ſeinen Gönner in die diplomatiſche Laufbahn gebracht, ſpäter mit einem Amt in Irland betraut, von hier durch die 1592 ausgebrochene Rebellion vertrieben und, nachdem er den Reſt ſeiner Tage in Noth und Kummer verbracht, 1596 oder 1598 zu London geſtorben und auf ſeinen Wunſch in der Weſtminſter-Abtei neben Chaucer beſtattet. Spenſer übte ſein Talent zuerſt in der Eklogendichtung, die gerade im Schwange war. Er dichtete ſeinen Schäferkalender (Shepherds Calendar), welcher aus zwölf Eklogen beſteht und worin er unter dem Namen Roſalinde eine ſpröde Geliebte verherrlichte, welche durch die innige und edle Empfindung, die ſeine Verſe athmeten, nicht zur Gegenliebe geſtimmt werden konnte. Es lebte in Spenſer ein germaniſcher Ernſt und eine wahre, wenn auch milde Schwermuth, welche ſchon in ſeinem Schäferkalender, wie in ſeinen Sonetten, über das Gemachte der romaniſchen Form triumphirten und ſeinen Genius bald einen höheren Flug verſuchen ließen. Er ging daran, den frühgefaßten Plan, England eine

---

[8] London 1590.

Epopöe zu geben, auszuführen, indem er ſeine Feenkönigin (the Fairy Queen) zu dichten begann, deren drei erſten Bücher 1590 erſchienen. Der entzückte Beifall, welchen die erſten Proben des Gedichts einem Kenner, wie Philip Sidney abgewannen 9), ſpornten Spenſer zur Fortſetzung ſeines Werkes, welches allmälig zu zwölf Büchern anwuchs, deren jedes zwölf Geſänge enthielt. Nur ſechs Bücher jedoch ſind vollſtändig auf uns gekommen, indem das Manuſcript der zweiten Hälfte des Gedichts bis auf zwei Geſänge noch bei Lebzeiten des Dichters durch die Nachläſſigkeit eines Dieners verloren ging und nicht wieder ergänzt worden zu ſein ſcheint. Die Feenkönigin iſt in der neunzeiligen jambiſchen Strophe geſchrieben, welche nach ihrem Erfinder die Spenſerſtanze (Spenserian stanza) heißt. Es darf angenommen werden, daß Spenſer ſich bewundernd im raſenden Roland des Arioſto umgeſehen, bevor er ſein Werk unternahm, doch trägt dieſes keineswegs die Feſſeln einer unfreien Nachahmung. Der Ton des engliſchen Gedichts iſt ſogar von dem des italiſchen grundverſchieden: dieſes iſt von einer heiteren, oft ſarkaſtiſchen Ironie erfüllt, jenes von einem feierlich allegoriſchen Ernſt. Die Grundlage von Spenſer's epiſchem Bauwerk ſind die Sagen von König Arthur. Die Feenkönigin Gloriana, einerſeits die allegoriſche Perſonifikation des wahren Ruhms, andererſeits zugleich ſehr deutlich auf die Königin Eliſabeth bezogen, hält an einem alljährlich wiederkehrenden Feſt ihren feierlichen Hof. Bei dieſer Gelegenheit werden Klagen über zwölf die Menſchheit ſchädigende Uebel bei ihr angebracht und ſie ſendet zwölf Ritter aus, dieſelben abzuſtellen. Dieſe zwölf Paladine ſind die allegoriſchen Träger von zwölf Tugenden, der Gerechtigkeit, Keuſchheit, Mäßigkeit u. ſ. f. Die Abenteuer jedes von den Zwölfen werden je in zwölf Sagen (legends) erzählt und dieſe machen zuſammen ein Buch aus. Ab und zu erſcheint König Arthur, um durch Großthaten alle Andern zu verdunkeln. Er iſt die Perſonifikation des Inbegriffs aller Tugenden, des Edelmuths, und ihm ſollte

9) Hierüber iſt uns eine ſehr hübſche Anekdote überliefert worden. Spenſer theilte ſeinem Gönner Sidney Proben aus der Feenkönigin mit. Kaum hatte Sir Philip einige Stanzen geleſen, als er ſeinem Hausmeiſter befahl, dem jungen Dichter 50 Pfund auszubezahlen. Nachdem er weiter geleſen, befahl er die Summe zu verdoppeln, und als der Hausmeiſter zögerte, dieſes freigebige Gebot zu erfüllen, rief ihm der Ritter zu, er ſolle 200 Pfund ausbezahlen und zwar auf der Stelle, denn ließe ihm der Diener Zeit, erſt noch weiter zu leſen, ſo könnte er in Verſuchung gerathen, für ein ſolches Gedicht ſein ganzes Vermögen hinzugeben

zuletzt Gloriana zu Theil werden. Das Ganze läuft alſo auf eine allegoriſche Hochzeit der ritterlichen Vollkommenheit mit dem wahren Ruhm hinaus. In den einzelnen Legenden entfaltet der Dichter einen bewunderungswürdigen Reichthum von Phantaſie und glücklicher Schilderungsgabe. An ſehr vielen Stellen erweiſt er ſich als einen rechten Dichter. Aber als Ganzes angeſehen, vorausgeſetzt, daß von der Feenkönigin in ihrer jetzigen Geſtalt als von einem ſolchen überhaupt geſprochen werden kann, iſt ſeine romantiſche Epopöe doch ſehr ermüdend. Eine gekünſtelte und erkältende Symbolik läßt es darin zu keinem vollen Leben kommen und überall hören wir das monotone Geräuſch der Prachtſchleppe, welche die Allegorie hinter ſich herzieht und an deren Saum die Langeweile ſich angeklammert hat.

Was wir bis jetzt über die engliſche Poeſie in dieſer Periode beigebracht, kann zeigen, daß ſich gegenüber der nationalen Minſtrelſy beim Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit eine Kunſtrichtung auszubilden angefangen hatte, welche ihr Hauptaugenmerk auf die Einführung von ſüdlichen, namentlich italiſchen, Kunſtformen in England richtete. Weſentlich abhängig von dieſem fremden Einfluß, wie die Novelliſtik, war auch die Lyrik, welche mit großem Eifer die italiſche Sonettform adoptirte, die Strenge derſelben jedoch modifizirte. Einer der Lyriker, welche ſich am früheſten mit Gewandtheit in den neuen Formen zu bewegen wußten, war Henry Howard Graf von Surrey, welcher, eines der vielen Opfer der Tyrannei Heinrich's VIII., 1547 enthauptet wurde. Einer der „letzten Ritter“, hatte Surrey durch Bildung, Benehmen und romantiſchen Sinn während ſeiner Reiſen in Italien ſelbſt am Medizäerhof zu Florenz Aufſehen erregt und im Süden eignete er ſich die Fähigkeit an, in der zarten Weiſe Petrarca's ſeine Geliebte, die „ſchön gelockte, blauäugige Geraldine“ in Songs und Sonnets zu verherrlichen[10]. Nach dem von ihm gegebenen Beiſpiel galt es bald für eine weſentliche Eigenſchaft engliſcher Hofmänner, die Aeußerungen ihrer Galanterie in metriſche Form bringen zu können, woraus freilich viel leerer Klingklang entſprang. Denn nur Wenige wußten ihre Verſe zu beſeelen, wie Surrey oder ſpäter Sir Walter Raleigh, der, gleich ausgezeichnet als Krieger, Seefahrer und Staatsmann, unter der Regierung Eliſabeth's ſeinem Lande große Dienſte leiſtete und daneben anmuthige Lieder dichtete[11]. Auch in andern Gattungen der Poeſie tauchten gelungene Verſuche auf. Thomas Sackville Graf von Dorſet unternahm es, im Rahmen der Allegorie eine Reihe von tragiſchen Gemälden aus der Geſchichte Englands zu liefern, welche er Spiegel für Staatsbeamte (Mirrour for Magistrates) betitelte, aber nicht vollendete. Joſeph Hall, Thomas Naſh und John Donne ſchwangen mit vielem Geſchick die Geißel der Satire über ihren Zeitgenoſſen und Michael Drayton entwickelte nicht nur in Schäfergedichten, Oden und Sonetten ein ſchönes lyriſches Talent, ſondern ſchrieb auch, mit Spenſer rivaliſirend, ein allegoriſches Gedicht (Nymphidia or the court of the Fairies) und gab in Alexandrinern eine poetiſche Topographie von England (Polyolbion), welche namentlich dem Alterthumsforſcher Genuß gewährt[12].

---

[10] Surrey verſuchte ſich auch in der metriſchen Uebertragung einiger Stellen der Aeneis, wobei er den fünffüßigen reimloſen Jambus anwandte, welcher nachmals unter dem Namen des Blank verse in der engliſchen Poeſie eine ſo vertretende Stellung gewann.

Wir entnehmen aus Vorſtehendem, daß ſich im Roman, in der Epopöe, in der Lyrik und Satire eine ſchöpferiſche Thätigkeit regte, aber der eigentliche Glanzpunkt dieſer literariſchen Periode war das Aufblühen der dramatiſchen Poeſie, wie ſolches von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an in England ſtatthatte. Wir werden daher jetzt die Entwicklungsſtufen der engliſchen Bühne und ihrer Literatur bis zum Auftreten Shakſpeare's einer kurzen Betrachtung unterwerfen.

Wie das antike Drama, ſo iſt auch das moderne ein Product des religiöſen Cultus[13]. Seine Anfänge knüpfen ſich an gottesdienſtliche Handlungen der chriſtlichen Kirche, deren Väter ſich allerdings aufs Heftigſte gegen das heidniſche Schauſpielweſen ausgelaſſen hatten. Wie man geſtehen muß, mit Recht. Denn bekanntlich waren die beiden Hauptelemente des ſozialen Lebens der letzten Zeiten des römiſchen Weltreichs, Grauſamkeit und Wolluſt, zugleich auch die Hauptmotive einer theatraliſchen Kunſt geworden, welche nur noch einer entſittlichten Schauluſt diente. Wenn auf den entweihten Brettern der Bühne die Barbarei vorkam, daß ein zur Rolle des raſenden Herkules gepreßter Verbrecher vor den Augen der Zuſchauer lebendig verbrannt wurde, wenn ferner die Liebesſzenen der Leda mit dem Schwan oder der Paſiphae mit dem Stier in zuchtloſeſter Natürlichkeit dargeſtellt wurden, ſo müſſen wir die wüthenden Ausfälle eines Tertullian, Chryſoſtomus und Lactantius wohl gerechtfertigt und die Verdammung der Hiſtrionen und ihrer Werke Seitens der Kirche ſehr begreiflich finden. Allein die Schauluſt des Volkes ließ ſich eher verdammen als ausrotten. Der chriſtliche Clerus erkannte das frühzeitig und beſchloß klüglich, das, was er nicht vernichten konnte, zur Ehre Gottes auszubeuten. Wie ſo vieles Andere, nahm er auch den theatraliſchen Apparat aus dem Heidenthum herüber. Wie er die heidniſchen Saturnalien unter der Form von Narrenfeſten und Eſelsmeſſen in die Kirchen ſelbſt verſetzte, ſo ſchlug er auch in den Gotteshäuſern die Schaubühne auf. Die dramatiſchen Elemente der kirchlichen Liturgie leiteten gleichſam von ſelber dazu. Sie traten ſchon im Gottesdienſte der Urkirche deutlich hervor und zwar in den Wechſelreden des Prieſters, des Diakonus und der Gemeinde. Die Abendmahlsfeier entwickelte ſich bald zu einem vollſtändigen liturgiſchen Drama, welches den Namen der Meſſe erhielt.* Ein ſolches Drama iſt ſie noch jetzt, und wer, beſonders in Italien, ein feierliches Hochamt celebriren ſieht, wird dieſem Cultusact den opernhaften Charakter zuerkennen müſſen. Im Fortſchritt der Zeit nahm das theatraliſche Element innerhalb der Kirche an Umfang bedeutend zu, denn die Maxime, daß man durch das Medium der Sinne zu den Gemüthern ſprechen müſſe, ließ ſich durch antitheatraliſche Concilienbeſchlüſſe in der Theorie wohl beſtreiten, in der Praxis aber nicht beſeitigen. Das Volk

---

[11] Raleigh, welcher auf nichtige Anklagen hin unter Jakob I. erſt lange Jahre im Tower ſchmachten und zuletzt das Schaffot beſteigen mußte (1618), hinterließ außer ſeinen Gedichten eine Weltgeſchichte (History of world), eine für jene Zeit ſehr verdienſtliche Arbeit.

[12] Es ließen ſich hier noch viele Dichternamen anführen, aber hier, wie überall, übergehen wir die Dii minorum gentium, indem wir ſchon in der Einleitung Geſagtes dem Leſer ins Gedächtniß zurückrufen, nämlich daß unſere Abſicht durchweg weit mehr auf anſchauliche hiſtoriſche Entwicklung unſeres Gegenſtandes als auf eine dürre katalogmäßige Vollſtändigkeit abzielt.

[13] S. die meiſterhafte Auseinanderſetzung der Entſtehung des modernen Drama's bei Schack (Geſch. d. dramat. Kunſt und Literatur in Spanien) I. 13 ff., womit der 1. Abſchnitt von Ulrici's Buch über Shakſpeare zuſammenzuhalten iſt, ſowie Band 1 und 2 von Collier's History of English dramatic poetry, aus welcher Graf Baudiſſin in ſeinem Werke über Ben Jonſon und ſeine Schule (S. XIX ff.) eine chro-

---

nologiſche Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Bühne bis zur Zeit Cromwell's ausgezogen hat — ferner Warton (III, 194), Beauchamps (Hist. du théâtre françois, I), Bouterwek (V), Gräße (Allg. Literargeſchichte II, Abthl. 2), Devrient (Geſch. d. deutſchen Schauſpielkunſt, I), Alt (Theater und Kirche, S. 290).

wollte ſchauen und die Prieſter mußten zufrieden ſein, dieſes Wollen auf fromme Gegenſtände zu richten. Zu dieſem Zwecke ſetzten ſie an die Stelle der profanen heidniſchen Dramen chriſtlich heilige. An den großen Kirchenfeſten, beſonders an Weihnachten, am Epiphanienfeſt, am Palmſonntag und die Charwoche durch bis zum Oſterſonntag, wurden in den Kirchen erſt in einfacher, ſpäter in immer complizirterer Darſtellung die Szenen, welche die Geburt und den Tod Chriſti begleiteten, dramatiſch dargeſtellt, erſt pantomimiſch, dann dialogiſirt. Aus dieſen Darſtellungen entwickelte ſich das kirchliche Schauſpiel, das Myſterium, welcher Name Dramen, die ſich mit den Myſterien der Religion beſchäftigten, ganz paſſend zukam. Die Kirchen vermochten den Zudrang der neugierigen Gläubigen bei ſolchen Gelegenheiten bald nicht mehr zu faſſen. Man ſchlug alſo auf Kirchhöfen und anderen freien Plätzen die heilige Schaubühne auf, welche ſich nach und nach mit ſzeniſchem Apparat, mit bunten Coſtüms, Verſenkungen, Flugmaſchinen und Decorationen ausſtaffirte. Bald auch konnte die Geiſtlichkeit nicht mehr aller Rollen Herr werden; man nahm alſo die herumziehenden Spielleute und Poſſenreißer zur Aushülfe. Hieraus folgte, daß bei dem immer ſich erweiternden Umfange der frommen Spiele, wie ſie noch heutzutage im bairiſchen Dorfe Oberammergau alljährlich zur Oſterzeit im mittelalterlichen Styl vor ſich gehen, bald mehr Laien als Cleriker mitagirten, und dies war der erſte Schritt zur Emanzipation des Theaters von der Kirche. Der zweite geſchah dadurch, daß in die Myſterien, welche zuerſt in der Sprache der Kirche, alſo in lateiniſcher, agirt wurden, erſt einige wenige, dann immer mehr Reden in der Volksſprache eingelegt und zuletzt die Stücke ganz in dieſer verfertigt wurden. Die Stoffe dazu nahm man aus der bibliſchen Geſchichte alten und neuen Teſtaments und fügte ſpäter Heiligenlegenden und Märtyrergeſchichten aller Art hinzu. Die Dramatiſirung dieſer Stoffe war natürlich eine ſehr rohe. Sie beſtand in einer planloſen Aneinanderreihung von Szenen, deren erſte manchmal mit der Weltſchöpfung anhob und deren letzte mit dem Weltuntergang ſchloß. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß ſo ein Myſterium zu ſeiner Darſtellung oft eine ganze Woche erforderte. Die Myſterien blieben jedoch nicht lange die einzige Gattung des modernen Drama's. Es geſellten ſich zu ihnen die ſogenannten Moralitäten, deren handelnde Perſonifikationen von Tugenden und Laſtern waren und die auf Veranſchaulichung irgend einer Wahrheit oder Lehre der Moral abzweckten. Während demnach das Myſterium ein bibliſch-mythologiſches oder legendariſches Gepräge trug, hatte die Moralität ein moraliſch-allegoriſches. Gemeinſam war ihnen noch lange der kirchliche Charakter und wurden ſie geradezu als Erbauungsmittel, ja zuweilen ausdrücklich als Mittel der Sündenvergebung von der Geiſtlichkeit empfohlen 14). So ſehr hatte ſich der anfängliche Widerwillen der Geiſtlichkeit gegen das Theater in ſeinen Gegenſatz verwandelt. Allein die ſteigende Popularität der theatraliſchen Darſtellungen vermochte einerſeits Poeten von Profeſſion, ſich mit der Textverfertigung, andererſeits Geſellſchaften von Laien, ſich mit der Aufführung zu befaſſen, und ſo wurde das Schauſpiel den Händen des Clerus entwunden und gewöhnte ſich allmälig daran, ſeinen geiſtlichen Charakter mit dem weltlichen zu vertauſchen.

In England hießen die Myſterien Wunderſpiele (Miracle-Plays 15). Deutliche Spuren von Aufführungen ſolcher Stücke gehen ins 12. Jahrhundert, in die Zeit Heinrich's I. zurück. Um 1110 oder noch etwas früher wurde auf Veranſtaltung eines Franzoſen, welcher an die Kloſterſchule von St. Albans berufen worden, in Dunſtaple ein Mirakelſpiel aus dem Leben der heiligen Katharina agirt 16). Dieß mag eine der früheſten Mirakelactionen in England geweſen ſein. Vom Jahre 1268 an wurden mit wenigen Unterbrechungen drei Jahrhunderte hindurch alljährlich an Pfingſten in der Stadt Cheſter Mirakelſpiele dargeſtellt und zwar, wie es ſcheint,

---

14) Als unter Heinrich IV. von England zu Cheſter ein Myſterium von der Weltſchöpfung und dem Weltende, welches eine volle Woche und darüber ſpielte, aufgeführt wurde, ward den Zuſchauern, welche dieſem ganzen dramatiſchen Cyclus anwohnen würden, ein tauſendjähriger Ablaß zugeſichert. Collier, II, 173.

15) Zuſammengezogen aus dem lateiniſchen miraculum und dem angelſächſiſchen plegan (ſpielen). Sammlungen von Mirakelſpielen ſind: The Towneley Mysteries, edit. by Hunter, Lond. 1836. The Chester Plays, edit. by Wright, Lond. 1843. Ludus Coventriae, ed. by Halliwell, Lond. 1841. English Miracle Plays, ed. by Marriott, Basel 1838. Statt des Ausdrucks Play kommt als Bezeichnung dieſer Spiele häufig Pageant vor, vielleicht aus dem griechiſchen πῆγμα (Gerüſt, Bühne) corrumpirt.

16) Collier, II, 3. Dieſer Literarhiſtoriker geht übrigens von der Anſicht aus, daß die Anfänge des modernen Drama's durch Pilger aus dem Orient über Conſtantinopel in das weſtliche Europa gebracht worden ſeien. Die neueren Forſchungen deutſcher und franzöſiſcher Literatoren, deren Reſultate wir eben im Texte zuſammenfaßten, laſſen jedoch keinen Zweifel übrig, daß unſer Drama kirchlichen Urſprungs ſei und ſich in den Ländern Weſteuropa's ꝛc. ziemlich gleichzeitig aus dem katholiſchen Cultus herausgebildet habe.

ſchon von Anfang an außerhalb der Kirche, zuerſt noch unter Mitwirkung der Geiſtlichkeit, bald aber ohne dieſelbe von bürgerlichen Innungen (Trading-Companies). Etwas ſpäter ſchloſſen ſich den Cheſter-Plays Aufführungen von Mirakeln in der Wildkirk-Abtei und in der Stadt Coventry an. Die Handſchriften der Texte, welche ſich in den Trading-Companies erhielten, laſſen mit Beſtimmtheit vermuthen, daß die Wunderſpiele zuerſt in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache gegeben wurden: zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde jedoch die engliſche Sprache, wie in die gerichtlichen Verhandlungen, ſo auch in die Myſterien eingeführt und zur gleichen Zeit erhielten dieſe, wie die uns überlieferten Cheſter-Spiele zeigen, ein immer zunehmendes weltliches und volksthümliches Colorit. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts geſellten ſich in England den Mirakelſpielen die Moralitäten (Morals), ein wichtiger Schritt vorwärts zur Entwicklung des Dramatiſchen im Drama, welches bis dahin mehr einen epiſchen Charakter gehabt hatte. Zwar bewegten ſich die Morals im Kreiſe chriſtlicher Allegorie, aber indem ſie auf der Bühne Tugenden und Laſter einander gegenüberſtellten, ſetzten ſie an die Stelle des bloßen Geſchehens der Myſterien allmälig das Handeln und rückten ſo das Drama von dem dogmatiſchen Boden unmerklich auf ſein eigentliches Feld, auf das der Sittlichkeit hinüber. Zugleich nahmen die weltlichen Zuflüſſe des Schauſpiels an Stärke zu. Die im Mittelalter in den Häuſern der Fürſten und Großen frühzeitig einheimiſchen Mummereien nahmen dramatiſche Geſtalt an, bildeten ſich zu pantomimiſchen Spielen mit lebenden Bildern aus. Am franzöſiſchen Hofe kamen das ſtumme Drama (le drame muet) und die ſogenannten Entremets auf und wanderten unter den Namen der Dumb-shows und Enterludes nach England herüber, wo ſie bald ein nothwendiges Zubehör höfiſcher Feſtlichkeiten ausmachten. Bald fanden ſich Leute, welche aus dieſen Darſtellungen ein Geſchäft machten, zu dieſem Ende von einem Schloß zum andern zogen und ſo ſtoßen wir ſchon unter Heinrich VI. auf wandernde Schauſpieler. An dem zeitweiſen Kommen und Gehen derſelben ließen es ſich die Fürſten bald nicht mehr genügen. Unter Eduard IV. hält des Königs Bruder, Richard von Gloceſter, bereits eine Bande von Schauſpielern und unter dem Hofgeſinde finden wir die ſogenannten königlichen Capellenknaben (garçons du capell, ſpäter gentlemen of the chapel), welche, mit einem Muſikmeiſter an der Spitze, zunächſt für den muſikaliſchen Dienſt in der Capelle des Königs beſtimmt waren, weiterhin aber auch zu ſzeniſchen Darſtellungen verwendet wurden. Unter Heinrich VII. ſtoßen uns in königlicher Livree und Löhnung ſtehende Players of enterludes auf. Zu dieſer Zeit gelangten die Morals zur höchſten Ausbildung. Gewöhnlich waren ſie auf vier Rollen berechnet. Der Teufel (the devil) und das Laſter (the vice) waren die vortretendſten unter denſelben 17). Die Prunkliebe Heinrich's VIII. ſteigerte die Mannigfaltigkeit und die Pracht der ſzeniſchen Darſtellungen ungemein. Während ſeiner bekannten Zuſammenkunft mit Franz I. von Frankreich ließ der engliſche König die für den damaligen Geldwerth ſehr bedeutende Summe von 3000 Pfd. für Maskenapparate und Coſtüme aufgehen. Im Jahre 1516 hatte der König eine ſtehende Truppe von acht Schauſpielern in ſeinen Dienſten, die unter dem Master of the revels ſtanden. In die Moral-Plays gingen jetzt immer mehr volksmäßige Szenen ein. So verfertigte John Skelton, Heinrich's VIII. Hofpoet 18), eine Moralität, betitelt Magnificence, in welcher die Allegorie ſchon mehr in den Hintergrund tritt, um volksmäßigen Späßen und Anſpielungen auf Zeitereigniſſe Raum zu geben. In der um dieſelbe Zeit entſtandenen Moralität Hycke-Scorner läuft die Allegorie nur nebenher, während die Haupthandlung die Zügelloſigkeit der Hofſitten ſatiriſch beleuchtet. Der Einfluß des Realismus der Reformationszeit macht ſich entſchieden fühlbar. John Heywood, welcher unter Heinrich und der blutigen Maria lebte, ſchrieb eine Reihe von Enterludes, welche ihre Stoffe und ihre Behandlungsart aus dem Volksleben ſchöpften und der eigentlichen Komödie den Weg bahnten. Die allegoriſche Figur des Vice wurde auf der Bühne immer entſchiedener durch die realiſtiſche Geſtalt des Clown erſetzt, des derbkomiſchen Typus altengliſchen Volkswitzes. Nicholas Udall betitelte ſeinen Ralph Royster Doyster, in welchem die Liebesunfälle eines Londoner Stutzers geſchildert werden, bereits „a Comedie“, die in Acte und Szenen eingetheilt iſt und dreizehn Rollen enthält. Aehnlichen Inhalts, d. h. ſo draſtiſch-komiſchen, mit Prügelſzenen reichlich gewürzten, ſind die etwas ſpäter aufgeführten Komödien Jack Juggler, deren Verfaſſer man nicht kennt, und Gammer Gurtons needle von dem nachmaligen Biſchof

---

17) Die anſchaulichſte Schilderung von der Aufführung einer Moralität findet der Leſer in Victor Hugo's berühmtem Roman Notre Dame de Paris, chap. 1—4.

18) Poet laureate war der offizielle Titel. Dieſe Hofcharge blieb eine ſtehende und exiſtirt noch jetzt. Irren wir nicht, ſo iſt mit ihr ein jährlicher Gehalt von 100 Pfd. verbunden.

John Still. In dieſen Luſtſpielen rumort der nämliche Volkshumor, welcher in unſeren deutſchen Faſtnachtsſpielen aus dem 16. Jahrhundert Pritſche und Prügel ſchwingt. Vier Jahre vor der Aufführung von Frau Gurton's Nähnadel, im Jahre 1562, war die erſte in engliſcher Sprache regelrecht verfaßte Tragödie zur Darſtellung gekommen. Dieſes Poem, the tragedie of Gorboduc[19]), wurde auf eine Art verfaßt, welche in der dramatiſchen Literatur Englands noch oft vorkommen ſollte, nämlich von zwei Poeten gemeinſchaftlich. Der ſchon oben erwähnte Thomas Sackville und Thomas Norton waren es, welche ihrem Lande ein regelmäßiges Trauerſpiel zu geben unternahmen. Als Stoff wählten ſie eine alte einheimiſche Sage, aber in der Behandlung deſſelben ſchien ihnen die Nachahmung des antiken Drama's den Vorzug zu verdienen vor der Benützung und Weiterbildung der nationalen Formen, wie ſie die Miracles, Morals und Enterludes an die Hand gaben. Wäre die engliſche Tragik auf dieſem Wege vorgeſchritten, ſo hätte ſie unfehlbar ein ſo abſtract gelehrtes, formell gekünſteltes, unnationales Drama geſchaffen, wie die franzöſiſche Claſſik es beſitzt. Zum Glück hat ſie ihr guter Genius vor dieſer Verirrung bewahrt. Zwar gefiel der antikiſirende Gorboduc den engliſchen Gelehrten ſo ſehr, daß ſie ſich beeilten, ihn nachzuahmen[20]); allein der Volksinſtinkt verlangte ein nationales Drama und es fanden ſich große Dichter, welche die Wichtigkeit dieſes Inſtinkts begriffen und darnach verfuhren. Uebrigens darf nicht überſehen werden, daß der Gorboduc, wenngleich alles dramatiſchen Lebens baar, ein ſehr großes Verdienſt hat und zwar das, dem höheren Drama in England den wie für die dramatiſche Dichtung geſchaffenen Blank-verse vindizirt zu haben, über zweihundert Jahre früher als das glorreiche Beiſpiel von Leſſing's Nathan dieſen jambiſchen Vers, der ſo gut die Sprache der That zu reden verſteht, dem deutſchen Drama aneignete.

Während der Regierungen Eduard's VI. und der blutigen Maria litt das Schauſpielweſen unter dem Druck der religiöſen Wirren. Das Regiment Eliſabeth's aber gab, unter Einwirkung der früher geſchilderten Verhältniſſe dieſer Zeit, auch dem Drama einen neuen Aufſchwung. Die Königin richtete eine ſtehende Hofbühne ein [21]) und einzelne Große hielten ſich Schauſpielerbanden. Die gelegentlichen dramatiſchen Darſtellungen bei Hofe und in den Paläſten der Vornehmen thaten aber der geſteigerten Vorliebe des Publicums für dieſe Beluſtigungen kein Genüge mehr. Das Volk wollte auch ſeine Theater haben und ſo traten an die Stelle der Schaugerüſte, welche bis dahin zeitweilig in Kirchen und Kapellen, Gerichtsſälen und Schulſtuben, in den Straßenecken und in den Höfen der Wirthshäuſer waren aufgeſchlagen worden, wirkliche Schauſpielhäuſer. Die Komödianten von Mylord Leiceſter brachten einen Theil des aufgehobenen Schwarzbrüderkloſters an ſich und richteten es zum Blackfriarstheater ein (1576). Dieſem erſten Londoner Theater folgte die Entſtehung von anderen ſo raſch, daß die Stadt während der Regierungen Eliſabeth's und Jakob's I. ſechszehn bis ſiebzehn Schauſpielhäuſer erhielt, unter welchen außer den Blackfriars, der Globus, die Fortuna, der Phönix und der rothe Ochs die bedeutendſten waren. Die Einrichtung dieſer Theater, Szenerie, Maſchinerie und Decorationsweſen, das Alles war freilich noch ſehr einfach, doch ſchritt man auch in dieſen Aeußerlichkeiten vom Primitiven ziemlich raſch zum Complizirteren vor. Zwar bewegliche Szenerie kam, wie Collier nachweiſt, erſt nach der Reſtauration der Stuarts auf, doch wurde bei den Hofſchauſpielen und anderwärts ſchon unter Eliſabeth in der Coſtümirung der Schauſpieler ein ſolcher Luxus getrieben, daß die Puritaner zeterten, man ſähe in London zweihundert Komödianten in Seide und Sammet umherſtolziren. Die Theater waren Anfangs aus Holz erbaut und nicht einmal mit Fenſtern verſehen. In den einen fanden die Aufführungen bei Tag ſtatt, in den andern Abends bei ſehr mangelhafter Beleuchtung. Die Ausſchmückung der Bühne beſtand zuerſt in einer einfachen Teppichbekleidung, welche alle Szenen hindurch ſtehen blieb. Den Ort der Handlung zeigte ein vorgeſtelltes Brett an, auf welchem der Name des Landes oder der Stadt geſchrieben ſtand und welches man nach Bedarf durch ein anderes erſetzte. Für das Volk war das Parterre und die Galerie da, für die Vornehmen gab es Logen, welche mit der Bühne in unmittelbarer Verbindung ſtanden, was die Herren benützten, um ſich auf das Proſcenium zu begeben. Ueberhaupt waren Schauſpieler und Zuſchauer in den altengliſchen Theatern lange nicht ſo ſtreng geſchieden, wie in unſern jetzigen, und erſchien dort, mit Ulrici zu ſprechen, Alles vertraulicher, familiärer. Dichter und Schauſpieler kamen ſchon durch den äußeren Anblick zu dem wohlthuenden Gefühle einer innigen Verbindung mit dem Volke, für deſſen Ergötzung und Bildung ſie zu wirken hatten — ein Gefühl, das unſere Dichter und Künſtler wohl kaum noch kennen — während es nur von ihnen und ihren Talenten abhing, ſich ſoweit in Reſpect zu ſetzen, um ungebührliche Ueberſchreitungen der nothwendigen Schranken zu verhüten. Das Ganze hatte demnach mehr das Anſehen eines heiteren, erfriſchenden und erhebenden Spiels der Phantaſie, das es nun einmal iſt und ſein ſoll, während es unter dem drückenden Gewichte unſerer ſtreng uniformen polizeilichen Etikette auf dieſelbe Stufe mit einem ſteifen diplomatiſchen Geſellſchaftscirkel herabſinkt[22]. Die Zunft der Schauſpieler als ſolche war freilich eine ſcheelangeſehene und wurde von frommen Friedensrichtern und Aldermen als eine gottloſe verfolgt. Aber die Schauſpielkunſt hob ſich mit der dramatiſchen Dichtung, welcher ſie diente, auf eine außerordentliche Höhe und wir können uns die Schauſpieler, welche den Werken Shakſpeare's und ſeiner Zeitgenoſſen von der Bühne herab erſt ihre volle Wirkung verſchafften, nur als bedeutende Künſtler vorſtellen[23]. Die weiblichen Rollen wurden, wie bekannt, damals noch von Jünglingen geſpielt.

---

[19]) Zuerſt gedruckt 1565, in der zweiten Ausgabe betitelt The tragedie of Ferrex and Porrex.

[20]) Solche Nachahmungen ſind The tragedie of Tancred and Gismund, verfaßt von fünf Gentlemen der Rechtsſchule des Inner-Temple und 1568 vor der Königin aufgeführt, ferner The misfortunes of Arthur, verfaßt von Thomas Hughes.

---

[21]) Die jährlichen Gehalte der Mitglieder der Hofbühne und Hofkapelle formirten die Summe von 1230 Pfund.

Den Faden unſeres literariſchen Berichtes wieder aufnehmend, bemerken wir, daß die Verfaſſer des Gorboduc und ſeiner Nachahmungen bei ihrem Unternehmen, in England ein gelehrtes, antikiſirendes Drama zu begründen, nicht allein ſtanden. Es wurde der Verſuch gemacht, dem derben Volksluſtſpiel eine feinere Hofkomödie gegenüberzuſtellen, in welcher einestheils die aus den Alten und aus den Italienern abſtrahirte dramaturgiſche Theorie

---

22) Ulrici's Shakſpeare, S. 101. Ebendort (96 fg.) finden ſich einläßlichere Bemerkungen über das Techniſche des altengliſchen Schauſpielweſens, wobei ſich der Verfaſſer vielfach auf Collier's Einleitung zu deſſen Ausgabe der Werke Shakſpeare's und auf des nämlichen Autors Annals of the Stage bezieht. Graf Baudiſſin hat ſeinem Buch über Ben Jonſon die getreue Abbildung einer altengliſchen Bühne beigegeben (Bd. I) und Tieck an vielen Stellen ſeiner Werke, namentlich auch im jungen Tiſchlermeiſter, ſich bemüht, uns die Einrichtung dieſer Bühne anſchaulich zu machen.

23) Die Namen von Burbage, Alleyn, Tarleton, Wilſon, Field und Underwood ſind uns als beſonders berühmte überliefert worden.

in Anwendung gebracht, anderntheils der ganze auf dem Wege mythologiſcher und archäologiſcher Studien geſammelte Vorrath von eleganten Schmeicheleien der Königin zu Füßen gelegt werden ſollte. John Lily, welchen wir als Verfaſſer des wunderlichen Romans Euphues kennen lernten, war ganz der Mann dazu, mit Verdunkelung ſeiner Vorgänger ſolche Hofkomödien zu ſchreiben, um ſo mehr, da ihn der Wunſch ſpornte, Master of the revels zu werden. Seine Stücke, unter welchen ſich nur etwa das von Alexander und Campaſpe 24) über die Mittelmäßigkeit erhebt, ſind völlig in der Concettimanier der italiſchen Paſtoraldichtung gehalten und können höchſtens auf Wortwitz Anſpruch machen. Allein trotzdem leiſteten ſie dem engliſchen Drama dadurch einen Dienſt, daß ſie in Proſa geſchrieben waren. Es war von Wichtigkeit, daß neben den lyriſchen Rhythmen der alten Miracles, Morals und Enterludes, ſowie neben dem Blankvers des Gorboduc, auch die Proſa für den Gebrauch des Drama's herangebildet wurde. Aus dieſen drei Elementen entſprang jene flüſſige dramatiſche Diction, welche dem Erhabenen wie dem Komiſchen gleich gerecht zu werden vermochte. Die Stücke Lily's und anderer Poeten des gelehrten Styls kamen, wenn auch nur verſuchsweiſe, noch einem andern Bedürfniß entgegen, dem Bedürfniß, in die ungeheuerliche Maßloſigkeit der Volksbühne Regel und Maaß gebracht zu ſehen. Allerdings griff das vornehme Kunſtkennerthum von damals fehl, wenn es glaubte, nur durch ſtricteſte Nachahmung der antiken Muſter könne der engliſchen Bühne Heil widerfahren und die Poetik des Ariſtoteles mit ihren drei Einheiten von Zeit, Ort und Handlung, wie die italiſchen und franzöſiſchen Tragöden ſie verſtanden wiſſen wollten, müſſe auch für die engliſchen Dramatiker der höchſte Codex ſein. Die feingebildeten Herren überſahen in ihrer Vorliebe für die Claſſik, daß das engliſche Drama ſeiner innerſten Natur zufolge nicht claſſiſch ſein konnte, weil es romantiſch war. Dieſes romantiſche Drama über den Leiſten der claſſiſchen Dramaturgie ſpannen, war nicht minder thöricht, als wenn man den altengliſchen Balladen die Poeſie abgeſprochen hätte, weil dieſelben nicht nach Regeln componirt waren, wie die homeriſche Epik ſie an die Hand gibt. Aber Recht hatten die claſſiſch Gebildeten, wenn ſie dagegen eiferten, daß Abenteuerlichkeit, Unwahrſcheinlichkeit und Regelloſigkeit zur Regel gemacht würden, wenn ſie

---

24) The most excellent comedie of Alexander, Campaspe and Diogenes, Lond. 1584.

verlangten, das Drama ihres Landes möge aus den Alten Maaß und harmoniſche Begrenzung lernen. Doch hier konnten nicht abſtracte Theorien helfen. Es mußte ein Dichter kommen, welcher mit der Einſicht in das wahre Weſen des Drama's geniale Schöpferkraft verband und dadurch befähigt war, die nationale Bühne aus der Sphäre des Naturalismus in die der Kunſt zu erheben. Dieſer Dichter kam in Shakſpeare.

Er war nicht ohne Vorgänger auf ſeinem Wege. In den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts begegnet uns in England eine Gruppe von Dichtern, welche ihr Talent und ihre in der Beſchäftigung mit der antiken und der italiſchen Literatur gewonnene Bildung der Volksbühne zuwandten. Durch ſie kam in das, was bisher nur ein Gegenſtand müßiger Schauluſt und Unterhaltung geweſen war, die höhere künſtleriſche Idee, und indem ſie das Schauſpiel, ohne ſeinen nationalen, volksmäßigen Keimen die Entwicklung abzuſchneiden, den Anforderungen eines gebildeteren Geſchmacks näherbrachten, ermöglichten ſie ihrem großen Nachfolger die Miſſion, das Drama zur edelſten Frucht des Culturlebens jener Zeit zu geſtalten. Die Dramatiker, welche als Shakſpeare's nächſte Vorgänger kurz in Betracht gezogen werden müſſen, ſind Thomas Kyd, Thomas Lodge, George Peele, Robert Greene und Chriſtopher Marlowe. Kyd's Hauptwerk, the Spanish tragedie, war, obgleich erſt 1599 gedruckt, wahrſcheinlich ſeit 1588 oder noch früher auf der Bühne. Es war ein Zugſtück und hielt ſich lange, was ſich daraus erklärt, daß es, wenn auch voll Unwahrſcheinlichkeiten in der Anlage und in der Steigerung der Affecte ſich oft förmlich überwälzend, voll belebter Handlung und ſpannender Draſtik iſt. Lodge's Trauerſpiel the wounds of civil war (gedr. 1594), deſſen Helden Marius und Sulla ſind, zeigt uns, daß dieſe Dramatiker ſich kühn an die höchſten Probleme des hiſtoriſchen Drama's wagten, aber auch, wie frei ſie mit der Geſchichte umſprangen, um ihrem poetiſchen Zwecke zu genügen. Das Stück iſt weit mehr ein epiſch-romantiſches Gemälde als ein Drama. Dies läßt ſich auch von Peele's hiſtoriſchen Stücken ſagen, die ohne hiſtoriſchen Sinn unter betäubendem Waffengeraſſel Chroniken in Szene ſetzen. Das Urtheil des Paris (the arraygnment of Paris) von dieſem Dichter iſt nur merkwürdig, weil es die Manier veranſchaulicht, in welcher die Königin Beß in ſolchen Hofkomödien beweihräuchert wurde 35); dagegen muß der Komödie the old wifes tale die

35) Das Stück knüpft an die bekannte Geſchichte von Paris, den drei Göttinnen

Anerkennung werden, daß ſie den Märchenton hübſch getroffen, und das Drama King David and fair Bethsabe verdient nicht nur das Lob feſter Charakterzeichnung, ſondern es duftet auch an vielen Stellen von echter Liebespoeſie, was freilich eine ſpürende Kritik dem Einfluß von Shakſpeare's Romeo und Julia zuſchreiben will. Greene, ein vielſeitig begabter Menſch, lebte, zwiſchen Ausſchweifungen und kurzdauernden Zerknirſchungen ſchwankend, das Wüſtlingsleben vieler Literaten jener Zeit und ſtarb, zwiſchen 1550 — 60 geboren, ſchon 1592. Er hat Vielerlei geſchrieben: wir ſind ihm ſchon oben beim Roman begegnet und erwähnen hier noch ſeiner ſchönen Erzählung Philomela. Erſchöpft von Schwelgerei oder geldlos, verfiel er in bußfertige Stimmungen und ſchrieb dann auch Andächtiges und Erbauliches, um hintennach wieder die muthwilligſten Pamphlets ausgehen zu laſſen. Seinen Dramen fehlt weder die Wärme der Empfindung noch ein gewiſſer Schmelz der Sprache, aber ſie ſind zu nachläſſig hingeworfen, zwiſchen den einzelnen Theilen vermißt man das Ferment, am Ganzen die beſonnene Motivirung und Rundung. Am glücklichſten bewährte ſich ſeine Manier, zu dichten, dann, wann er ſeine Stoffe aus der volksthümlichen Sagenwelt wählte. So that er in zwei Dramen, wo ſeine Vorzüge die Mängel entſchieden überwiegen, in the pleasant conceited comedie of George-a-Greene, the pinner of Wakefield, in welcher der vielgeliebte Robin Hood eine Hauptrolle ſpielt, und in the honourable historie of frier Bacon and frier Bongay, wo der alte Phyſiker Roger Bacon, welchen das Volk für einen Schwarzkünſtler hielt, auf die Bühne gebracht iſt[26]). Marlowe überflügelte die Genannten an Energie und Feuer des Talents. Er war eine wilde, vulkaniſche Natur, in genialer Ungebundenheit durch's Leben ſtürmend, zuletzt, und zwar noch in kraftſtrotzendem Mannesalter, eines gewaltſamen Todes geſtorben, indem er 1593 im Handgemenge mit einem

---

und dem Apfel an. Juno und Minerva legen gegen das Urtheil des Paris vor den verſammelten Göttern Proteſt ein, worauf der ganze Prozeß revidirt und die Entſcheidung an Diana übertragen wird. Dieſe gibt ſie dahin, der Schönheitsapfel gebühre weder der Juno, noch der Minerva, noch der Venus, ſondern der weiſen, mächtigen, ſchönen und jungfräulichen Nymphe Eliſa (Königin Eliſabeth), was die drei Göttinnen vollkommen in der Ordnung finden.

[26]) Greene's dramatic works, publ. by Dyce, Lond. 1831. II. Der Flurſchütz von Wakefield findet ſich verdeutſcht in Tieck's Altengliſchem Theater (I), der Bruder Bacon in Tieck's Vorſchule Shakſpeare's (I).

Nebenbuhler ſiel. Gervinus hat die treffende Bemerkung gemacht 27), daß die Lebensführung und Dichtungsweiſe der Poetengruppe, welche wir hier im Auge haben, viele Aehnlichkeit darbiete mit dem Leben und Streben der Sturm- und Drangperiode unſerer eigenen Literatur, und es ließe ſich ſeine hingeworfene Aeußerung ohne Zwang weiter ausführen. Hier wie dort eine unbändige maßloſe Strebſamkeit, ein titaniſches Wollen, das die geiſtige Atmoſphäre wie ein Gewitter aufwühlt, über deſſen Wolkengewoge dort die Sonne Shakſpeare's, hier die Goethe's ſtralend emporſteigt. Die kraftgenialiſche Aehnlichkeit erſtreckt ſich ſogar auf die einzelnen Perſönlichkeiten. Greene wiederholt ſich gleichſam in unſerem Lenz. Marlowe in unſerem Klinger. Die Aehnlichkeit der beiden Letzteren iſt frappant. Was wir an den Tragödien und Romanen Klinger's kennen, das chaotiſche Durcheinander der Leidenſchaften, die Ueberſtürzung der Affecte, die rohe, in's Koloſſale ſtrebende Zeichnung der Charaktere, die wilden Naturſchreie, das aufgedonnerte Pathos der Sprache, das Alles finden wir auch in Marlowe's Dramen. Die glühende Phantaſie dieſes Dichters liebte es, die gewaltigſten Triebe und Leidenſchaften gegen einander in Bewegung zu ſetzen, damit ſie ſich in wüthendem Kampfe vernichteten. Die Grenzlinie der Schönheit hat er nie einzuhalten vermocht, ſeiner Tragik fehlt das verſöhnende und erhebende Moment, und wie ſeine Charakterzeichnung meiſt ins Ungeheuerliche hinübergreift, ſo artet ſeine energiſche Diction oft in Schwulſt und Bombaſt aus. Die Kühnheit ſeines Genies trieb ihn hauptſächlich zu Stoffen, aus welchen ſich große Haupt- und Staatsactionen geſtalten ließen, oder zu ſolchen, die ein Schwelgen in dämoniſchen Affecten geſtatteten. Zur erſteren Gattung gehören ſeine Trauerſpiele Tamburlaine the Great, womit der Dichter wahrſcheinlich zuerſt hervorgetreten 28), ferner the massacre at Paris und the troublesome raigne and lamentable death of Edward the Second, zur anderen the famous tragedie of the Jew of Malta und the tragical history of the life and death of Doctor Faustus 29). Bei Erwähnung des

---

27) Shakſpeare, I, 123.

28) Collier, III, 112.

29) Works, ed. by Robinson, Lond. 1826, III. Eduard der Zweite und der Jude von Malta finden ſich verdeutſcht in E. v. Bülow's Altengliſcher Schaubühne (1831). Marlowe's Fauſt hat W. Müller überſetzt (1818).

letzteren Stückes könnten wir noch einmal auf die oben angedeutete Analogie zurückkommen, denn bekanntlich hatte man ſich auch in dem Kreiſe unſerer Stürmer und Dränger lange mit der Fauſtſage beſchäftigt, bevor Goethe dieſen Stoff zu ſeinem und der deutſchen Literatur größtem Werk geſtaltete. **Klinger** hat ebenfalls einen Fauſt geſchrieben und ſein Roman theilt mit dem Marlowe'ſchen Drama die Eigenſchaft, daß zwar die Grundidee der tiefſinnigen deutſchen Sage richtig gefaßt, aber keineswegs mit der künſtleriſchen Meiſterſchaft deſſen durchgeführt iſt, welchen die europäiſche Literarhiſtorik mit dem Namen des Fauſtdichters par excellence zu bezeichnen pflegt. Wir dürfen annehmen, daß Marlowe ſeinen Stoff durch das alte deutſche Puppenſpiel vom Doctor Fauſt kennen gelernt habe. Schon unter Richard III. kamen Banden von deutſchen Sängern und Spielleuten nach London und ſo mögen auch ſpäter Marionettenbuden aus Deutſchland über den Canal gebracht worden ſein. In einer ſolchen Bude mag Marlowe den Fauſt agiren geſehen haben, denn daß er ſeinen Stoff dem älteſten Fauſtbuch entnommen, welches erſt 1587 zu Frankfurt gedruckt wurde, iſt ganz unwahrſcheinlich. Marlowe's Fauſt, immerhin ein Beweis von der Kühnheit ſeines Strebens, iſt auch ganz im Sinne des alten Puppenſpiels gehalten. Wie in dieſem, ſo iſt auch im Marlowe's Stück der Grundgedanke das Zugrundegehen eines außergewöhnlichen Menſchen an titaniſchem Streben, Anfangs betont, allein er verläuft hier, wie dort, völlig ins Sentimentale, Gemeine und Skurrile und dieſer engliſche Fauſt macht es Einem völlig klar, daß der realiſtiſche Engländer aus der wunderbaren Sage nicht das zu machen im Stande war, was zwei Jahrhunderte ſpäter der ſpeculative Deutſche aus ihr machen ſollte [30]).

---

30) Um den Contraſt zwiſchen der ſpeculativen Unruhe, welche den Goethe'ſchen Fauſt peinigt, und der realiſtiſchen Begierde, welche den Marlowe'ſchen ſpornt, deutlich zu fühlen, halte man nur die Aeußerung von jenem:

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdenlebens fühlen u. ſ. w.

zuſammen mit dem Monolog von dieſem:

How am I glutted with conceit of this!
Shall I make Spirits fetch me what I please?

## 5.

### Shakſpeare[1]).

Die Nation nach allen Seiten hin in voller Thätigkeit, an der Spitze des Staats eine kluge, thatkräftige und populäre Königin, deren Krone ein ſo eben im Intereſſe des germaniſchen Prinzips der Freiheit gegen den romaniſchen Abſolutismus erfochtener großer Sieg mit einem ſtralenden Nimbus umgab, der Unternehmungsgeiſt geweckt und auf große Ziele hingelenkt, die religiöſe Bewegung im Anglikanerthum zu einem Ruhepunkt gelangt, das Land durch Ackerbau und Gewerbsfleiß blühend, der Handel die Schätze fremder Zonen in die Speicher von London ergießend, Hof, Adel und Bürgerthum zu frohem Lebensgenuß geneigt, der Volksglaube Wald und Haide mit heiteren Geſtalten bevölkernd, die romantiſche Zwangloſigkeit des geſelligen Verkehrs durch das Abendroth der Ritterzeit verklärt und zugleich mit der Grazie der antiken Bildung ſich ſchmückend, der wiſſenſchaftliche

---

Resolve me of all ambiguities?
Perform what desperate enterprises I will?
I'll have them fly to India for gold,
Ransack the ocean for orient pearl,
And search all corners of the new-found world
For pleasant fruits and princely delicates.
I'll have them read me strange philosophy;
And tell the secrets of all foreign kings:
I'll have them wall all Germany with brass,
And with swift Rhine circle all Wittenberg:
I'll have them fill the public schools with skill,
Wherewith the students shall be bravely clad:
I'll levy soldiers with the coin they bring — etc.

1) Mit der Bibliographie über Shakſpeare könnten wir mehrere Seiten anfüllen. Da ſich dieſelbe aber ziemlich vollſtändig bei Gräße (Handb. der allg. Literaturgeſch. III, 353—55) findet, ſo notiren wir nur Weniges. Die älteſte Sammlung von Shakſpeare'ſchen Dramen erſchien in Folio zu London 1623. Die beſte Geſammtausgabe der Werke des Dichters lieferte J. P. Collier: The works of W. S. The text formed from an entirely new collation of the old editions, with the various readings, notes, a life of the poet and an history of the early English stage, 8 vols. 8vo

Forſchungseifer erwacht und ſich anſchickend, das ſcholaſtiſche Gängelband zu zerreißen, in der Poeſie eine vielſeitige Regſamkeit in neuen Formen ſich bewegend, um die junge Bühne eine Schaar ſtrebſamer Talente wetteifernd bemüht, überall ein reges Wechſelſpiel der materiellen und ideellen Kräfte: — ſo waren die Verhältniſſe Englands, als Shakſpeare in die Hauptſtadt kam, um ſeine Laufbahn zu beginnen.

William Shakſpeare[2]) wurde zu Stratford am Avon in Warwickſhire am 26. April 1564 getauft, alſo wahrſcheinlich nur einen oder zwei Tage zuvor geboren. Die Angabe des 23. Aprils als ſeines Geburtstags iſt eine nur muthmaßliche. Sein Vater John trieb nach einander mehrere bürgerliche Gewerbe und gelangte 1568 zur höchſten Magiſtratur der Stadt, zur Würde des Bailiff. Die Verhältniſſe des väterlichen Hauſes waren in den Knabenjahren des Dichters die einer wohlhabenden Bürgerfamilie jener Zeit, ſo daß es an den nöthigen Mitteln zur Erziehung des älteſten Sohnes nicht fehlte. Es befand ſich eine ſogenannte lateiniſche Freiſchule am Orte und in dieſer eignete ſich William ſein erſtes Wiſſen an. Sein Bildungsgang blieb jedoch kein unverkümmerter. Es ging rückwärts mit den Ver-

---

1842–44. Dies iſt ein wahres Nationalwerk. Von Collier ging auch die Stiftung der Shakspeare-Society aus, deren ſeit 1841 erfolgte Publicationen ſo Rühmliches für das Verſtändniß des Dichters und ſeiner Zeit geleiſtet haben. Dies Lob gebührt auch folgenden fünf Werken: Shakspeare and his times (including the biography of the poet) by N. Drake (1817, II); Characters of Shakspeare's plays by W. Hazlitt (1817); Shakspeare's female characters by Mrs. Jameson (1833); Essay on the genius of Sh. by B. Cornwall (1846); Studies of Sh. by Ch. Knight (1849). Was bei uns Leſſing (in der Hamburgiſchen Dramaturgie), Goethe (im Wilhelm Meiſter und ſonſt), Tieck (Sh. Vorſchule, Dichterleben, Altengl. Theater), ſpäter [illegible], Rötſcher, Schmidt für Sh. gethan, iſt bekannt; ebenſo, wie bahnbrechend A. W. Schlegel's Behandlung des Dichters (Vorleſ. über dramatiſche Kunſt und Literatur, ſämmtl. Werke, VI. 154–344) auf die engliſche Kritik zurückgewirkt hat. In den Zierden unſerer Literarhiſtorik gehören Ulrici's Shakſpeare (2. umgearb. Aufl. 1847) und Gervinus' Shakſpeare (1849, IV). Die erſte Verdeutſchung der Dramen Sh. lieferte Wieland, unterſtützt von Eſchenburg (1762–66); die berühmte Schlegel'ſche, welche uns einen deutſchen Sh. gab, begann 1797 zu erſcheinen. Die neueſte Ueberſetzung iſt von Keller und Rapp (1843–45). Sh. Sonette hat Regis (1836), Sh. ſämmtliche nicht dramatiſche Gedichte hat Wagner (1840) überſetzt.

[2]) Dies iſt die jetzt ſo ziemlich allgemein angenommene Schreibart des Namens. Sie beſitzt die Autorität, daß ſich Shakſpeare ihrer bei Unterzeichnung ſeines Teſtaments bedient hat. In den amtlichen Acten des Stratforder Archivs finden ſich ſol

mögensumſtänden ſeines Vaters und die Tradition erzählt, derſelbe habe ſeinen Sohn aus der Schule genommen, damit er ihm bei ſeinem damaligen Gewerbe, dem eines Metzgers, beiſtände. Eine andere Ueberlieferung berichtet, der junge Shakſpeare habe ſich genöthigt geſehen, das Lernen ſchon frühe mit dem Lehren zu vertauſchen und ſein Brot als Schulmeiſter zu erwerben. Eine dritte Sage meldet uns, daß die theatraliſchen Mummereien, welche Mylord Leiceſter im Jahre 1575 der Königin zu Ehren auf ſeinem Schloß Kenilworth veranſtaltete, zuerſt die Phantaſie des Knaben, welcher dieſe berühmten Feſtlichkeiten mitanzuſehen von dem nicht weit entfernten Stratford herübergekommen, mit dramatiſchen Bildern erfüllt hätten3). Thatſache bleibt, daß der Bildungsweg des Dichters kein regelmäßiger war und daß er die Störungen deſſelben vermittelſt des Eifers eines Autodidakten beſeitigen mußte. Später hat ſich über den Grad ſeiner Gelehrſamkeit ein ziemlich müßiger Streit erhoben. Heutzutage fragen wir gar nicht mehr, ob ſeine Kenntniß der lateiniſchen Sprache eine nur oberflächliche geweſen und ob er von der griechiſchen wenig oder gar nichts verſtanden habe. Seine Werke liefern den Beweis, daß er, wenn nicht ſo gelehrt, ſo doch ſo gebildet war, wie irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen und daß er von den Alten, wenn auch nur vermittelſt Ueberſetzungen, das Beſte ſich angeeignet habe, ihren Geiſt. Weiterhin ſteht feſt, daß der junge Shakſpeare Nichts vom Puritaner in ſich hatte und kein Heiliger war. Die Verſuche der engliſchen Prüderie, ihn zu einem ſolchen zu machen, mußten das Feld räumen vor unwiderlegbaren Zeugniſſen, welche neuere Forſcher, namentlich der unermüdliche treffliche Collier, über die Jugendgeſchichte des Dichters beibrachten. Es bewahrheitete ſich auch bei Shakſpeare, daß Menſchen von genialer Begabung, bevor ſie den ſittlichen Angelpunkt ihres Weſens gefunden, gerne die abgezirkelten Bahnen der conventionellen Sitte überſpringen, auf welchen die Mittelmäßigkeit zahm dahintrabt. Unbeſtimmten Dranges und feuriger Leidenſchaft voll, wußte ſich der Jüngling in den küm-

gende Schreibarten: Shackespere, Shackesper, Shacksper, Shakspere, Shaksper, Shakspare, Shakspeyr, Shakyspere, Shakspire, Shaxpeare, Shaxper, Shaxpear — zugleich ein Zeugniß von dem Schwanken der engliſchen Orthographie vor der Fixirung der Sprache durch den Bücherdruck.

3) Tieck hat dieſe Sage zu dem Prolog ſeiner Novelle „Dichterleben", welcher „das Feſt zu Kenilworth" überſchrieben iſt, ſchon benützt.

merlichen und alltäglichen Umgebungen, wie ſie Vaterhaus und Heimat boten, nicht zurechtzufinden. In ſolchen Lagen begeht der geniale Menſch leicht Unbeſonnenheiten, wie ſolche die Lebensklugheit des Philiſters weder begeht noch verzeiht. Shakſpeare ſcheint in lockere Geſellſchaft gerathen zu ſein und eine Weile den Wandel eines Wildfangs geführt zu haben. Eine frühzeitige Heirat, von dem noch nicht Neunzehnjährigen mit einem ſieben bis acht Jahre älteren Mädchen geſchloſſen, trug auch nicht dazu bei, ſeine innere Stimmung zu erhöhen oder ſeine äußeren Verhältniſſe zu beſſern. Aber dieſe Ende Novembers oder Anfang Decembers 1582 eingegangene Ehe erklärt ſich aus dem Umſtand, daß der erſte Sprößling derſelben, eine Tochter, welcher ſpäter noch ein Sohn und eine Tochter folgten, ſchon im Mai 1583 getauft wurde. Aus der Kälte, womit Shakſpeare in ſeinem Teſtament ſeiner Frau gedachte, aus mehreren Stellen in ſeinen Dichtungen, endlich aus ſeiner langen Trennung von ſeiner Familie hat man nicht mit Unrecht geſchloſſen, daß des Dichters Ehe keineswegs eine glückliche war. Shakſpeare's gelegentlich dargelegte genaue Kenntniß des engliſchen Rechts und Gerichtsweſens gibt der alten Vermuthung Grund, daß er, ſeinen Haushalt zu verſorgen, bei einem der Stratforder Advokaten in Dienſt getreten [4]. Endlich aber vermochte er es in ſeinen heimiſchen Verhältniſſen nicht mehr auszuhalten. Der ſchreiende Contraſt zwiſchen ſeinem inneren und äußeren Leben mag ſich ihm immer heftiger aufgedrungen und ihn geſtachelt haben, ſeine Feſſeln zu brechen. Vielleicht gab auch wohl jener äußere Anſtoß den Ausſchlag, von welchem Rowe, der zuerſt eine Biographie des Dichters ſchrieb (1709), nach Stratforder Traditionen zu erzählen weiß. Wilddieberei war unter den lockeren Zeiſigen der Provinz eine beliebte Unterhaltung. War doch auch der Volksheld Robin Hood ein Wilddieb geweſen. Shakſpeare, wird erzählt, habe mit ſeinen Kameraden auf einem Boden gejagt, wo ſie zu jagen durchaus nicht berechtigt waren, im Parke des Sir Thomas Lucy von Charlcote nämlich. Der Ritter hätte das übel vermerkt und unſeren unberechtigten Jagdliebhaber gerichtlich verfolgt. Dies hatte dann der Muſe Shakſpeare's Gelegenheit zu einer erſten Aeußerung gegeben, indem er ſich an dem Edelmann dadurch gerächt, daß er eine ſatiriſche Ballade ausgeben ließ, in welcher laut der durch mündliche Ueberlieferung erhaltenen Strophe dem Sir Thomas allerdings keine ſehr ſchmeichelhaften Epitheta beigelegt wurden 3). Man nimmt an, auch ſpäter habe ſich der Dichter des Störers ſeiner Jagdluſt erinnert und denſelben in ſeinen luſtigen Weibern von Windſor in der Figur des Friedensrichters Schaal ergötzlich abconterfeit. Sir Thomas übrigens habe den grobkörnigen Humor jener früheren Verſpottung mit noch eifrigerer gerichtlicher Betreibung des ganzen Handels beantwortet und auf dies hin habe es Shakſpeare für gerathen erachtet, Haus, Geſchäft und Familie im Stiche zu laſſen, um nach London zu gehen. Hier fand dann ſein Genius, welcher in Stratford wohl verkümmert wäre, zu ſeinem Gedeihen den rechten Boden und die rechte Luft. Seine Flucht aus der Heimat fällt in ſein 22. oder 23. Lebensjahr, alſo in das Jahr 1586 oder 1587.

---

[4] Auch Collier, der gründlichſte Biograph Shakſpeare's, hält dieſe Vermuthung für gerechtfertigt.

Wahrſcheinlich hatte Shakſpeare ſchon in Stratford Verbindungen mit Leuten der Theaterwelt angeknüpft. Wenigſtens geſtattet der Umſtand, daß Londoner Komödiantentruppen auf ihren jährlichen Umzügen im Lande von 1569—87 nicht weniger als vierundzwanzigmal Darſtellungen in der Vaterſtadt des Dichters gegeben, dieſe Annahme. Vielleicht mußte ſich Shakſpeare in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in London wirklich ſo kümmerlich durchhelfen, wie einige Sagen wollen. Schon 1589 aber finden wir ihn unter der Schauſpielertruppe von Mylord Chamberlain und zwar als Sharer, d. i. als Theilhaber am Geſchäft, welches jedem derſelben von jeder Vorſtellung durchſchnittlich 10 Pfd. abzuwerfen pflegte. Dieſe Truppe war vielleicht die beſte von allen: Richard Burbage, der große Heldenſpieler, ſtand an ihrer Spitze. Sie ſpielte in Blackfriars und im Courtain, auf welchen Bühnen Shakſpeare's älteſte Stücke aufgeführt wurden, und erbaute ſpäter auf eigene Rechnung den Globus, wo des Dichters reifſte Werke über die Bretter gingen. Die Streitfrage, ob Shakſpeare ein guter oder ein bloß mittelmäßiger Schauſpieler geweſen, können wir füglich unberührt laſſen. Jedenfalls war er ein angeſehenes Mitglied ſeiner Geſellſchaft und mit den guten Geſchäften derſelben beſſerten ſich auch ſeine Vermögensverhältniſſe. Im Jahre 1597 konnte er ſchon für wohlhabend gelten. Er unterſtützte ſeinen Vater und kaufte ein hübſches Haus in Stratford. Ein Jahr ſpäter war er geneigt, ſeiner vaterſtädtiſchen Gemeinde ein Darleihen zu gewähren.

---

3) A parliament member, a justice of peace,
At home a poor scarecrowe, at London an asse.

Von 1602—5 erwarb er mehrere Grundſtücke in ſeiner Heimat, etwas ſpäter auch ein eigenes Haus in London. Collier hat nachgewieſen, daß die Einnahme des Dichters eine ganze Reihe von Jahren hindurch jährlich an 400 Pfd. betragen habe, was damals jedenfalls ſoviel war wie jetzt 2000 Pfd. oder mehr 6). Aber auch im inneren Leben Shakſpeare's bewerkſtelligte ſich allmälig eine große und heilſame Wandlung. Der Moſt jugendlicher Leidenſchaften, welcher in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt noch wild gegährt und gebrauſt hatte, klärte ſich zu edlem Wein. Stets reicher und voller erſchloß ſich ihm das Verſtändniß des Lebens, tiefſittlicher Manneseernſt trat an die Stelle der Jünglingsthorheiten, und während der Ruhm einen glänzenden Schimmer auf ſein Haupt ergoß, blickte er, wie eines ſeiner Sonette ſo eindringlich bezeugt 7), mit edler Schwermuth, aber ohne ſchwachherziges Reuegefühl, auf den trügeriſchen Zauber der Luſt, welcher auch ihn gefangen gehalten hatte. Seine Perſönlichkeit muß eine ſehr

---

6) In ſeiner Blüthezeit erhielt Shakſpeare von 10 bis zu 25 Pfd. Honorar für ein neues Stück oder auch die Einnahme einer Vorſtellung. — Ich hole hier gelegentlich die weiter oben unterlaſſene Bemerkung nach, daß es damals auch ſchon eine Theatercenſur gab, womit der königliche Master of the revels beauftragt war. Er unterſagte Mancherlei, z. B. die Darſtellung der Abſetzungsſzene vor dem Parlament in Richard II., in Hamlet die Anſpielung auf das monſtröſe Zechen der Dänen, weil, als das Stück in Szene gehen ſollte, gerade der König von Dänemark in London anweſend war. Auch durfte ſich, ſeit Jakob I. auf dem Throne ſaß, im Kaufmann von Venedig Portia in der Beſprechung ihrer Freier nicht mehr über den „ſchottiſchen Herren“ luſtig machen.

7) Das 129. Es iſt eines der gedankenreichſten.

The expense of spirit in a waste of shame
Is lust in action; and till action, lust
Is perjur'd, murderous, bloody, full of blame,
Savage, extreme, rude, cruel, not to trust;
Enjoy'd no sooner but despised straight;
Past reason hunted; and no sooner had,
Past reason hated, as a swallow'd bait,
On purpose laid to make the taker mad:
Mad in pursuit, and in possession so;
Had, having, and in quest to have, extreme;
A bliss in proof, and prov'd, a very woe;
Before, a joy propos'd; behind, a dream:
All this the world well knows; yet none knows well
To shun the heaven that leads men to this hell.

liebenswürdige, die Achtung vor ſeinem Charakter eine ſehr große geweſen ſein. Seine Zeitgenoſſen redeten von ihm als von dem „milden“, „edlen“, „geliebten“ Shakſpeare. Männer von glänzender Lebensſtellung und hoher Geburt ſtrebten nach ſeiner Freundſchaft: drei Lords aus den beſten Häuſern, die Earls Southampton, Pembroke und Montgomery, huldigten als Freunde dem Genius, deſſen Träger, ein Schauſpieler, nach den damaligen Begriffen auf einer der unterſten Stufen der geſellſchaftlichen Hierarchie ſtand.

Dem Henry Wriothesly, Earl von Southampton, ſind die beiden Erſtlinge Shakſpeare'ſcher Poeſie zugeeignet: Venus und Adonis, nach der bekannten Mythe vom Liebeswerben der Göttin um den ſpröden Jüngling, und Lucretia (the rape of Lucretia), nach der im Livius enthaltenen Sage von der Gewaltthat des Prinzen Tarquin an der Gattin des Collatinus. Das erſtere dieſer Gedichte erſchien zwar erſt 1593, das andere noch ein Jahr ſpäter im Drucke, aber als Erſtlingswerke werden ſie durch innere und äußere Merkmale bezeichnet. Venus und Adonis nennt der Dichter in der Dedication noch ausdrücklich ſein erſtes Werk 8). Beide Dichtungen, nicht ſowohl epiſche, wie man gewöhnlich angibt, als vielmehr malende und beſchreibende, mögen vielleicht noch in Stratford entworfen und dann ſpäter in London vor dem Druck überarbeitet worden ſein. Es brennt in ihnen ein noch ungezügeltes Feuer jugendlicher Sinnlichkeit, die Handlung wird von breitſpuriger Rhetorik überwuchert und in der von den Italienern überkommenen Manier häuft ſich Bild auf Bild, Antitheſe auf Antitheſe. Verehrer Shakſpeare's haben auch in dieſen verkünſtelten Jugendarbeiten, womit der Dichter dem herrſchenden italiſirenden Geſchmack ſeinen Tribut zollte, tiefe Grundideen und echtpoetiſche Stimmung finden wollen. Wir unſererſeits vermögen das nicht und es ſteht unſeres Erachtens Manches, was von Shakſpeare's Zeitgenoſſen in derſelben Manier gedichtet wurde, z. B. Marlowe's fragmentariſche Erzählung der Sage von Hero und Leander, höher als die Lucretia und Venus und Adonis. Aehnlichen Styls und Gehalts ſind zwei kleinere Gedichte, der leidenſchaftliche Pilger (the passionate pilgrim, 1599) und einer Liebenden Klage (a lover's complaint, 1609), welche, obgleich erſt ſpäter gedruckt, wenig jünger oder gar älter als die beiden beſchreibenden Dichtungen ſein mögen. Anders verhält es ſich mit den 154

---

8) „The first heir of my invention.“

Sonnets Shakſpeare's, von welchen 1609 die erſte vollſtändige Ausgabe erſchien. Sie müſſen aber zum Theil ſchon früher in dem Freundeskreiſe des Dichters bekannt geweſen ſein, denn ein Zeitgenoſſe erwähnt ihrer bereits 1598 und zwar höchſt lobend[9]). Die ganze Sammlung entſtand wahrſcheinlich in der Zeit von 1592—1609, in einer Zeit alſo, wo in England eine nicht geringe Zahl von Sonettiſten auftrat[10]), welche Shakſpeare, wie man unbedenklich ſagen darf, überflügelte. Seine Sonette ſind in der freieren engliſchen Form geſchrieben, d. h. mit Beiſeiteſetzung des ſtrengen Reimgeſetzes, welchem die italiſchen Gedichte dieſer Art nachkommen. Die erſten 126 von Shakſpeare's Sonetten ſind an einen jungen Freund gerichtet, ein edles Denkmal ſeelenvoller Freundſchaft[11]), andere malen die Seelenkämpfe, welche dem Dichter eine Leidenſchaft für eine nicht ſchöne, aber unendlich reizende und liebenswürdige Frau, verurſachte, wieder andere ſprechen Marimen einer geläuterten Lebensweisheit aus: alle zuſammen ſind koſtbare Widerſpiegelungen eines reichen Gemüths- und Geiſteslebens, gleichſam als ein poetiſches Tagebuch anzuſehen, in welchem der Dichter ſich Rechenſchaft gab von dem, was ſeine Zeit und ihn ſelbſt bewegte.

Die Thätigkeit Shakſpeare's als dramatiſcher Dichter mag kurze Zeit nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt, alſo um 1586—87 begonnen haben. Der Zuſtand des engliſchen Bühnenweſens war damals ſo, daß dem Anfänger durch Umarbeitung ſchon vorhandener Stücke oder durch Mitarbeit an neuen reichliche Gelegenheit zur Uebung geboten wurde. Man nahm es mit dem geiſtigen Eigenthumsrecht in Beziehung auf die Dramen nicht ſehr genau und nur die Darſtellung auf der Bühne, nicht der Druck, lag anfänglich in der Abſicht der Dichter. Hinſichtlich der Veröffentlichung durch den Druck herrſchte ſogar eine Sorgloſigkeit, die das Meiſte oder Alles dem Zufall überließ. Da waren denn gegenſeitige Aushülfe, Entlehnungen, Verſchmelzungen, Erweiterungen und Ueberarbeitungen an der Tagesordnung. Hieraus erklärt ſich das Dunkel, welches trotz der ſorgfältigſten Unterſuchungen noch immer über einer Reihe von Dramen liegt, in welchen wohl einzelne Züge Shakſpeare'ſchen Geiſtes vorblitzen, deren Aechtheit im Ganzen aber eine beſtrittene iſt. Solche Stücke nun, bei welchen die kritiſche Waage ganz entſchieden nach der Seite der Verneinung, d. h. der Unächtheit ſich neigt, ſind: Sir John Oldcastle, der luſtige Teufel von Edmonton (the merry devil of E.), die ſchöne Emma (the fair Em), Mucedorus, der Londoner verlorene Sohn (the London prodigal), die Puritanerin (the Puritan widow), King Stephan. Zweifelhafter, d. h. ſo, daß gewichtige Gründe wenigſtens für eine Mitarbeiterſchaft Shakſpeare's ſprechen, verhält es ſich mit folgenden Stücken: King Henry VI. (1. Theil), Locrine, Arden of Feversham, King Edward III., the life and death of the Lord Cromwell, ein Trauerſpiel in Yorkſhire (a Yorkshire tragedy), die Geburt des Merlin (the birth of Merlin[12]). Nimmt man an, und das darf man, daß Shakſpeare, wenn nicht die ganze Hand, doch mehr als einen Finger bei Entſtehung der zuletzt genannten Dramen mit im Spiele gehabt, ſo ergibt ſich, daß ſeine Fruchtbarkeit als Dramatiker ſchon frühzeitig ſich ankündigte.

---

[9]) Meres in ſeiner Schrift Palladis Tamia, wo es heißt: „Wie man glaubte, daß die Seele des Euphorbus in Pythagoras lebte, ſo lebt die ſüße witzige Seele Ovid's in dem mellifluenten und honigzungigen Shakſpeare. Dies bezeugen ſeine Venus und Adonis, ſeine Lucretia, ſeine Zucker-Sonette unter ſeinen vertrauten Freunden.“

[10]) Surrey, Wyat, Raleigh und Sidney waren die früheſten. Dann folgten Daniel, Conſtable, Spenſer, Drayton und Andere. Regis hat, um das Verdienſt Shakſpeare's auch in dieſem Fache anſchaulich zu machen, nach Dyce in ſeinem Shakſpeare Almanach (1836) S. 278—96, eine Galerie von engliſchen Sonetten mit beigefügter Ueberſetzung aufgenommen.

[11]) Unter dieſem Freund vermuthete man verſchiedene Perſonen, bis James Boaden einleuchtend nachwies, daß der Gemeinte kein Anderer ſein könne als William Herbert, nachmals Graf von Pembroke.

Die Entſtehungszeit der einzelnen wirklich Shakſpeare'ſchen Stücke zu beſtimmen, hat große Schwierigkeiten, welche bis jetzt noch nicht ſo völlig überwunden ſind, daß eine gegen jeden Zweifel geſicherte Chronologie feſtſtände. Malone, welcher zuerſt einen gründlicheren Verſuch in der Sache machte[13]), hat vielfach fehlgegriffen. Ebenſo ſeine Nachfolger, wie dies nicht anders möglich war bei Werken, von denen vielleicht keins vom Verfaſſer ſelbſt zum Drucke geordnet wurde und deren Erſcheinung als (unvollſtändige) Geſammtausgabe nicht höher hinaufſteigt als bis zu der unkritiſchen Sammlung in Folio vom Jahre 1623. Als den Zeitpunkt, von welchem die originale Production Shakſpeare's als Dramatiker datirt, ſetzen die gewichtigſten Autoritäten das Jahr 1589. Einige ſeiner älteſten Stücke mögen aber noch weiter zurückreichen. Nach den bisherigen Ermittlungen läßt ſich folgendes chronologiſches Schema der Entſtehung von Shakſpeare's Dramen entwerfen, welches in vier Perioden zerfällt. Dieſe Perioden kann man als ziemlich feſtſtehende betrachten, die Zahlangaben bei den einzelnen Stücken aber großentheils nur als muthmaßliche[14].

---

[12] The arraygnment of Paris, welches man dieſen zweifelhaften Stücken ſonſt noch beizuzählen pflegte, iſt jetzt mit Evidenz als ein Werk von Peele (ſ. o.) nachgewieſen. In Betreff der Gründe für und wider die Aechtheit all der angezweifelten Stücke muß ich den Leſer auf die Unterſuchungen der Engländer Dyce, Malone, Chalmers, Drake, Coleridge, Collier und der Deutſchen Tieck, Ulrici, Gervinus verweiſen.

[13] In ſeiner Ausgabe von Sh. Plays and poems (1790), welcher ein Essay on the chronol. order of his plays beigegeben iſt.

Erſte Periode, von 1587 bis 1591—92. Perikles (1587), Titus Andronicus (1587—88), König Heinrich VI. (in der erſten Geſtalt, 1589), die Irrungen (the comedy of errors, 1591).

Zweite Periode von 1591—92 bis 1597—98. Verlorene Liebesmühe (Love's labour lost), die beiden Veroneſer (two gentlemen of Verona), Ende gut Alles gut (all's well that ends well), dieſe drei Komödien von 1591—93. Romeo und Julie, zuerſt aufgeführt 1592. Heinrich VI., überarbeitet, und Richard III. 1593—94. Richard II. 1594—95. Heinrich IV. (1. Thl.) 1595. Heinrich IV. (2. Thl.) und die gezähmte Widerſpenſtige (taming of the shrew) 1596. Der Kaufmann von Venedig (merchant of Venice) 1597.

Dritte Periode, von 1597—1605. Der Sommernachtstraum (midsummernight's dream) 1597. Hamlet 1598 (in der erſten Geſtalt[15]). Was ihr wollt (what you will or twelfth night) 1598. Viel Lärmen um Nichts (much ado about nothing) und Heinrich V. 1599. Wie es euch gefällt (as you like it) und die luſtigen Weiber von Windſor (merry wives of W.) 1600. Maaß für Maaß (measure for measure) 1604. König Lear 1605.

Vierte Periode, von 1605 bis 1613—14. Julius Cäſar 1606. Antonius und Cleopatra 1607. Coriolanus (1608). Troilus und Kreſſida

---

[14] Vgl. Ulrici, 760 ff.

[15] Die letzte Ueberarbeitung dieſer Tragödie fällt nach Collier in das Jahr 1603. Collier's Angaben in den Annals of the Stage weichen mehrfach von den obigen ab. So ſetzt er die beiden Theile von Heinrich IV. in d. J. 1597, den Sommernachtstraum in d. J. 1598. Da er aber nur die Zeit der Aufführung im Auge hat, ſo ſind dieſe Abweichungen nur ſcheinbare, denn die Dichtung mußte der Aufführung doch einige Zeit vorangehen.

1608 (in der letzten Umarbeitung[16]). Macbeth und Cymbeline 1609—10. Der Sturm (tempest), das Wintermärchen (Winter's tale) und König Johann 1610 – 11. Othello 1612 (letzte Geſtaltung[17]). Heinrich VIII. und Timon von Athen 1612—14.

Selten oder nie geſchieht es, daß der Genius ſchon bei ſeinem erſten Auftreten in ſeiner ganzen Kraft und Fülle ſich offenbart. Oft ſogar gehen einer ſolchen Offenbarung unzulängliche Verſuche, ſchwankende Nachahmungen, unſelbſtſtändige Anlehnungen an den herrſchenden Geſchmack voran. Die moderne Literarhiſtorie iſt voll von Beweiſen hiefür. Aus der Vita nuova des Dante konnte man nicht auf die göttliche Komödie ſchließen, aus der Galatea des Cervantes nicht auf den Don Quixote, aus dem Rinoldo Taſſo's nicht auf das befreite Jeruſalem. Leſſing ſchrieb ſehr gewöhnliche Luſtſpiele, bevor er ſeine Minna, ſeine Emilia, ſeinen Nathan ſchuf; Byron reimte ſeine mittelmäßigen Stunden der Muße, bevor er den Childe Harold dichtete. Zuweilen deutet ein großer Poet ſchon in ſeinem Erſtling mit ſtarken Zügen ſeine künftige Entwicklung zum Voraus an. So Schiller in ſeinen Räubern: denn alle ſeine ſpätern Werke ſind nur verſchieden geformte Emanationen der einen großen Freiheitsidee, welche jener kraftgenialiſchen Tragödie zu Grunde liegt. Manchmal hinwieder läßt ſo ein erſter Verſuch die künftige Entwicklung des Dichters nicht im Entfernteſten ahnen. Oder wem wohl hätte Goethe's Luſtſpiel: die Mitſchuldigen die Ahnung rege machen können, daß deſſen Verfaſſer beſtimmt ſei, den Götz und Egmont, den Werther und Meiſter, den Fauſt und die Iphigenie, die Braut von Korinth und Hermann und Dorothea zu ſchaffen? Aehnlich iſt das Verhältniß der früheren und früheſten Werke Shakſpeare's zu ſeinen ſpäteren. Es bedurfte einiger Zeit, bis ſein Genius ſeines Weſens und ſeiner Beſtimmung ſich bewußt ward. In ſeinen zwei beſchreibenden Gedichten hatte er ſich, wie ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen, unſelbſtſtändig in dem

---

16) In der erſten Geſtalt gedruckt 1609, jedoch wahrſcheinlich ſchon 1601 oder 1602 auf der Bühne erſchienen.

17) Nach einem von Collier entdeckten und veröffentlichten Manuſcripte (New particulars regard the works of Sh. 59) wäre Othello bereits 1602 durch die Truppe von Burbage vor der Königin auf der Villa von Mylord Ellesmere aufgeführt worden. Freilich wird Shakſpeare's Name dabei nicht genannt, aber es wurden ja auch Stücke von ihm bei ſeinen Lebzeiten von diebiſchen Buchdruckern ohne ſein Wiſſen und ſeinen Namen gedruckt.

Geleiſe der italiſchen Concettiſten bewegt, in ſeinen dramatiſchen Erſtlingen ſchloß er ſich der Manier ſeiner Vorgänger an. Als er damit hervortrat, zogen vor Allem Greene's an märchenhaften Erfindungen und pomphaften Szenen reiche Behandlungen alter Sagen und Marlowe's tragiſche Schauergemälde das Theaterpublicum an, und dieſer Liebhaberei ſich fügend ſchrieb Shakſpeare in der Art von jenem ſeinen Perikles, wozu er den Stoff dem alten Roman Apollonius von Tyrus entnahm 18), und in der Art von dieſem ſeinen Titus Andronicus. Er mußte ſo zu ſagen dem Publicum erſt zeigen, daß er ſeine Vorgänger und Mitſtrebenden in ihrer eigenen Manier zu übertreffen vermöge, bevor er ihm die Shakſpeare'ſche genehm machen konnte. Seinen Styl hat der Dichter erſt in Romeo und Julie gefunden und mit dieſem Trauerſpiel, das „die Liebe ſelbſt gedichtet“, trat er ſeine Herrſchaft über die engliſche Bühne an.

Shakſpeare zu preiſen, iſt ein überflüſſig Ding, wenigſtens in den Ländern germaniſcher Zunge. Bei irgend einem Gebildeten oder nach Bildung Strebenden die Unkenntniß der Werke des größten Dichters aller Zeiten, deſſen Schöpfungen „die ganze Welt und Menſchheit wie in einem Spiegel zeigen“ — eine ſolche Unkenntniß vorausſetzen, hieße einen groben Verſtoß begehen. Wir haben alſo nach dem bis jetzt gegebenen geſchichtlichen Bericht über ſeine Perſon und ſeine Dichtungen hier nur auf die Hauptgeſichtspunkte hinzuweiſen, welche uns bei Betrachtung ſeiner Dramen entgegentreten. Dies gethan, werden wir die oben abgebrochene biographiſche Skizze zu Ende führen.

Voltaire's und ſeiner Nachbeter ſeichte Auffaſſung Shakſpeare's als eines wilden Naturgenies, welches nicht wußte, was es wollte und that, ſpukt jetzt höchſtens noch da und dort in den Köpfen abgeſtandener Mitglieder franzöſiſcher und italiſcher Akademien. Eine tiefer gehende Kritik hat unſchwer nachgewieſen, daß der Mann, über welchen die ſchaffende Natur das ganze Füllhorn dichteriſcher Begabung ausſchüttete, zugleich ein klarer Denker und beſonnener Künſtler war. Nur ſo vermochte er die große Auf-

---

18) Bezugs der Fundgruben, aus welchen Shakſpeare ſeine Stoffe ſchöpfte, iſt zu verweiſen auf Collier's Shakespeare's Library und auf das von Echtermeyer, Henſchel und Simrock herausgegebene Buch: Quellen des Sh. in Novellen, Märchen und Sagen.

gabe zu löſen, welche ihm in der weltgeſchichtlichen Entwicklung der Menſchheit geſtellt war, und zwar zu löſen im Verhältniß zu ſeiner eigenen Zeit, wie in dem zur Zukunft. Dieſe Aufgabe läßt ſich dahin formuliren: Es galt auf der Grenzſcheide des Mittelalters und der Neuzeit, das Romantiſche, das phantaſtiſch-idealiſtiſche Element, welches, wie früher gezeigt worden, mit dem und durch das Chriſtenthum zu einem gewaltigen Agens der modernen Geſchichte geworden, mit dem vernünftig-realiſtiſchen Prinzip, welches die Reformationszeit aufſtellte und an deſſen Geltendmachung ſeither die Geſellſchaft unausgeſetzt gearbeitet hat, in eine Harmonie zu bringen, welche vorerſt nur im Gebiete der Poeſie möglich war. Die Herſtellung dieſer Harmonie, die Verſchmelzung des romantiſchen Geiſtes mit dem modernen, des Idealismus mit dem Realismus, war eine nach der Seite des Mittelalters hin abſchließende, nach der Seite der Neuzeit hin prophetiſche That. Shakſpeare vollbrachte ſie und die Gunſt der Umſtände kam ihm hiebei zu ſtatten, ſofern die Popularität, deren die aufblühende Bühne ſeines Landes genoß, ſeinem Genie den richtigen Weg zeigte. Um nämlich als Dichter der Welt zu werden, was er ihr ward, mußte er ſich einer Kunſtform bedienen, welche dem Weſen der neuen Zeit vollkommen entſprach. Dieſe Kunſtform konnte keine andere ſein als das Drama, denn wie dem Alterthum das Epos, dem Mittelalter die Lyrik adäquat iſt, ſo der Neuzeit das Drama, die Poeſie der Handlung, der freien That, eine Poeſie, die nicht minder den klaren hiſtoriſchen Sinn, welcher aus umfaſſender Welt- und Menſchenkenntniß hervorgeht, als eine großartige ideale Weltanſchauung zur Vorausſetzung hat. Dieſe Eigenſchaften beſaß Shakſpeare in ſo wunderbarem Gleichmaß, wie ſie keinem Zweiten geworden ſind. Er beſaß aber auch die klarſte Einſicht in die Mittel, durch deren Anwendung jene Eigenſchaften fruchtbar gemacht werden konnten. Niemand hat von dem Drama einen höheren Begriff gehabt, Niemand hat denſelben in bedeutſamere Worte gefaßt, als er. Das Drama iſt oder ſoll ſein der dichteriſche Reflex der Weltgeſchichte. Das iſt der Sinn jener berühmten Stelle im Hamlet[19]. Handeln iſt das Weſen des Drama's. Das Handeln aber ſetzt die freie Selbſtbeſtimmung des Menſchen voraus. Shakſpeare's Menſchen ſind frei, ſie beſtimmen ſich ſelbſt, ihre Handlungen ſind Acte ihres Willens. Inſofern kann man Shakſpeare allerdings den Dichter des Proteſtantismus nennen, denn die Idee, ich ſage nicht die kirchliche Form, deſſelben geht auf die freie Selbſtbeſtimmung. Dieſe jedoch iſt nur der eine Factor des weltgeſchichtlichen Prozeſſes. Dem freien Willen des Menſchen gegenüber ſteht jenes Geheimnißvolle, Ewige, welches Verhängniß, Schickſal, Gott, ſittliche Nothwendigkeit zu nennen die Menſchen übereingekommen ſind. An dieſer Schranke bricht ſich die menſchliche Selbſtbeſtimmung, ſie geht an ihr zu Grunde, falls ſie nicht zugleich Selbſtbeſchränkung iſt. Die Leidenſchaft geräth in Conflict mit der ſittlichen Nothwendigkeit, die Natur mit dem Geiſt, und dieſer Conflict reißt nicht nur das Niedrige, Gemeine, Schlechte ins Verderben, ſondern auch das Große, Edle, Gute, ſobald es dem ewigen Sittengeſetz widerſpricht. Das iſt Shakſpeare's tragiſche Weltanſchauung oder vielmehr die tragiſche Seite ſeiner Weltanſchauung. Die komiſche Seite derſelben beruht auf der Auffaſſung des Menſchenlebens als einer Komödie, als einer Falſtaffiade, in welcher nicht die menſchliche Freiheit, ſondern die menſchliche Willkür im Anrennen gegen ſelbſtgeſetzte oder unweſentliche und nichtige Schranken ein buntes, eitles, thörichtes Spiel treibt, in deſſen Verlauf ſie haltlos in ſich zuſammenbricht, um aus ihrer Vernichtung das Rechte und Gute hervorgehen zu laſſen. Zwiſchen beiden Seiten ſchlägt Shakſpeare's Humor, jene wunderbare Miſchung von olympiſcher Heiterkeit und tiefem Ernſt, die vermittelnde Brücke. Aus dieſem Humor, der in ſeiner Eigenſchaft als erhabener die Geſtalten Hamlet's, Talbot's, des Narren im Lear, des Baſtards im König John, Mercutio's, des Prinzen Heinz ſchuf und als komiſcher der Welt die ewig einzige Figur Falſtaff's ſchenkte, reſultirt das Ineinanderſpielen des ernſten und des komiſchen Elements in Shakſpeare's Dramen, jenes Spiel

---

[19] Hamlet zu den Schauſpielern: „Paßt die Geberde dem Wort, das Wort der Geberde an, wobei ihr ſonderlich darauf achten müßt, niemals die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten. Denn Alles, was ſo übertrieben wird, iſt dem Verhaben des Schauſpiels entgegen, deſſen Zweck ſowohl anfangs als jetzt war und iſt, der Natur gleichſam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert

---

und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen." Akt III, Sz. 2. Es kommt mir natürlich nicht in den Sinn, durch das im Text Geſagte und noch zu Sagende andeuten zu wollen, Shakſpeare habe ſich erſt eine vollſtändige Theorie des Drama's zurechtgelegt und dann nach dieſem Schema gedichtet. Der Takt des Genies trifft a priori das, was der analyſirende Verſtand a posteriori findet, und bekanntlich wollte Shakſpeare nur durch ſeine Kunſtwerke wirken, ſich jeder Hindeutung auf Idee und Plan derſelben als ächter Dichterkünſtler enthaltend.

mit Contraſten, welches im Sommernachtstraum der aus Mondſchein und Blumenduft gewobenen Elfenwirthſchaft die hausbackene und pausbackige Handwerkerkomik der Squenz, Zettel und Compagnie geſellt. Dieſes Spiel iſt aber nicht etwa ein willkürliches, ſondern es iſt ein nothwendiges: denn Shakſpeare's Dramen ſind realiſtiſch wie die Geſchichte, welche dem erhabenen Trauerſpiel des Unterganges eines Volkes die gemeine Poſſe einer Boudoirintrigue beimiſcht und den Hanswurſt dem Helden auf die Ferſen treten läßt; ſie ſind wahr wie das Leben, welches vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur Einen Schritt zu machen hat, in die Herzenslaute der Begeiſterung das Gekicher des Skeptizismus und in das in allen Himmeln ſchwärmende Geflüſter der Liebe den Cynismus der Zote hineinſchallen läßt. Herrſchte nun in unſeres Dichters dramatiſchen Compoſitionen dieſes zufällige Nebeneinander, ſo müßte ihnen aller Kunſtwerth abgeſprochen werden. Die Sache ſtellt ſich aber ganz anders. Shakſpeare's Dramen ſind lebendige Organismen, wurzelnd in der Wirklichkeit, aber hineinwachſend in die Aetherregion des Ideals, jedes beſeelt von einer Grundidee, deren Ausſtralungen in alle einzelnen Theile reichen, wie das Herz des Menſchen das Blut durch die entfernteſten Venen ſeines Körpers treibt. Solche leitende Ideen, von denen die ganze Handlung bedingt wird, ſind im Hamlet das Verhältniß des Gedankens zur That, im Kaufmann von Venedig das Verhältniß der Rechtsſatzungen zur Idee des Rechts, in Romeo und Julie der Conflict zwiſchen der idealen Berechtigung der Liebe und der realen gegebener Verhältniſſe, im Othello das wahre Weſen der Ehe, im Lear die Idee der Familie, im Macbeth die dämoniſche Macht des Böſen in der Erſcheinungsform des Ehrgeizes. Die Motive der Shakſpeare'ſchen Dramen ſind jedoch nicht etwa in der Form der Reflection dargelegt, ſondern ſie ſind dramatiſirt, d. h. ſie leben und wirken in den handelnden Perſonen. Hiebei bewährt der Dichter eine Seelenkunde von ganz unvergleichlichem Umfang und ebenſo großer Tiefe als Klarheit. Die ſanfteſten Gefühle, wie die wüthendſten Leidenſchaften, die gewöhnlichſten, wie die abnormſten Seelenzuſtände hat ſein Blick bis in ihre innerſte Faſer durchſchaut und bloßgelegt, ſo daß man ihn treffend den „Herzenskündige,“ [20]) und den „Master of the human heart“ [21]) nannte. Seine Meiſterſchaft als Charakteriſtiker, ſeine Kunſt der Indi-

---

20) Schlegel.

21) Symmons.

vidualiſirung ſteht als eine unerreichte feſt. Keinem Dichter außer ihm, — denn unſerem Goethe glückten weit mehr die Frauen als die Männer — war es vergönnt, eine ſolche Reihe von männlichen und weiblichen Charakteren in gleicher Vollendung zu ſchaffen. Auf dieſe Geſtalten paßt ſo recht das Wort, welches der Größte nach Shakſpeare mit Beziehung auf die eigenen Frauenbilder geſprochen [22]). Endlich entſpricht auch Shakſpeare's Sprache vollkommen der Genialität ſeiner Compoſition, der Wahrheit ſeiner Charakteriſtik, dem ächtdramatiſchen Gang ſeiner Stücke. Sie iſt durch und durch dramatiſch, d. h. fähig, jedem Gefühl und Gedanken ſeinen entſprechenden Ausdruck zu geben. Sie ſchmiegt ſich der Handlung an, wie die Haut der Muskulatur des menſchlichen Körpers; ſie umgaukelt graziös die launigen Sprünge des Humoriſten, wirft die abgeriſſenen Gedanken des Grüblers ſtoßweiſe heraus, und toſt bei Ausbrüchen der Affecte wie ein über ſeine Ufer getretener Bergſtrom einher. Spricht der Haß, ſo tönt ſie rauh, herb, bitter, ſarkaſtiſch; ſpricht die Liebe, ſo iſt Einem bei ihren Schmeicheltönen, als hörte man den duftſüßen Odem der Mainacht gehen.

Shakſpeare's Dramen zerfallen, abgeſehen von der Chronologie ihrer Entſtehung, in drei große Gruppen: 1) in die eigentlichen Tragödien (Titus Andronicus, Romeo und Julie, Othello, Lear, Macbeth, Hamlet, Timon); 2) in die Komödien (Was ihr wollt, Wie es euch gefällt, die Irrungen, der Sommernachtstraum, der Sturm, Liebes-Leid und Luſt, die beiden Veroneſer, Ende gut Alles gut, Wintermärchen, viel Lärmen um Nichts, Zähmung der Widerſpenſtigen, Kaufmann von Venedig, Maaß für Maaß, die luſtigen Weiber von Windſor, Cymbeline, Troilus und Creſſida); 3) in die hiſtoriſchen Stücke (Coriolan, Julius Cäſar, Antonius und Cleopatra, König Johann, Richard II., Heinrich IV., Heinrich V., Heinrich VI., Richard III., Heinrich VIII.). Einer Mittelgattung zwiſchen Hiſtorie, Tragödie und Komödie gehört der Perikles an, welcher in ſeiner ganzen Haltung an die alten Dumb-shows (ſ. o.) erinnert. Einige der Komödien, wie der Kaufmann von Venedig, Maaß für Maaß, der Sturm, Cymbeline, wollen nicht recht in den hergebrachten Begriff des Luſtſpiels paſſen. Die Action nimmt darin eine tragiſche Wendung, bis ſich am Ende die befürchtete Kataſtrophe in Heiterkeit auflöſt. Uebrigens durchpulſt ſämmtliche Komödien Shakſpeare's, nicht minder als ſeine Tragödien, eine tiefſittliche Idee, welcher bei dieſen das tragiſche Moment der Verſöhnung, bei jenen die lachende Thräne des Humors entquillt. Ueber die Vorzüge der einzelnen Werke vor einander iſt viel geſtritten worden. Dürfen wir ein ſubjectives Urtheil ausſprechen, ſo ſcheint uns der Dichter die Krone der Tragik im Lear, die der Komik im Sommernachtstraum erreicht zu haben. Aber bei wiederholter Prüfung findet man freilich, daß alles Wählen hier Nichts tauge. Von den Hiſtorien gehören die drei erſten der römiſchen Geſchichte an, welche Shakſpeare mit wunderbarer Durchdringung ihres Geiſtes neubelebt hat. Dieſe drei Dichtungen könnten die Bibel der Politiker ſein, wie man Shakſpeare's Werke überhaupt eine weltliche Bibel genannt hat, aus welcher ſelbſt ein Anachoret die Weltbegebenheiten kennen und werthen lernen müßte. Wie in den römiſchen Hiſtorien, ſo verſchmilzt ſich auch in den engliſchen der hiſtoriſche Sinn und die politiſche Weisheit mit der dichteriſchen Schöpferkraft in einer Weiſe, welche man, weil ein anderes Wort der Vergleichung fehlt, nur als die Shakſpeare'ſche bezeichnen kann. Auf dieſe Dramen, welche den Gang und Geiſt der engliſchen Geſchichte von der Zeit der Kreuzzüge bis zur Reformation reproduziren und zuſammen ein grandioſes dramatiſches Epos bilden, mögen die Engländer als auf einen Nationalſchatz ſtolz ſein. Kein anderes Volk hat etwas auch nur entfernt Aehnliches aufzuweiſen.

---

[22]) Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte —
Ich weiß es; ſie ſind ewig, denn ſie ſind. Goethe.

Mrs. Jameſon hat in ihren Female characters of Sh. in treffender Weiſe darauf aufmerkſam gemacht, wie unendlich reich an Nüancirungen bei Shakſpeare die Liebe der Frau auftritt. „Die Liebe, die ſo feurig und edel in Portia, ſo ätheriſch zart und furchtlos in Miranda, ſo ſüß vertrauend in Perdita, ſo tändelnd zärtlich in Roſalinde, ſo beſtändig in Imogen, ſo hingebend in Desdemona, ſo glühend in Helena, ſo ſanft in Viola erſcheint, iſt jedes und alles das in Julie. Alle weiblichen Geſtalten Shakſpeare's, weil ſie eben wahrhafte Weiber ſind, lieben entweder oder haben geliebt oder ſind der Liebe fähig; aber Julie iſt die Liebe ſelbſt."

Als der Höhepunkt von Shakſpeare's Wirkſamkeit und Ruhm unter ſeinen Zeitgenoſſen laſſen ſich die Jahre von 1595 bis 1605 bezeichnen. Schon 1598 nannte ihn Meres „den trefflichſten der engliſchen Dichter, ſowohl im tragiſchen als im komiſchen Gebiete." Um jene Zeit hat er, beglückt durch die Liebe ſeiner Freunde, gehoben durch den Beifall ſeines Volkes, in der Vollkraft ſeines Genius blühend, äußerer Sorgen ledig, zu innerer Klarheit gereift, durch die Worte, welche er dem alten Gaunt in Richard II. in den Mund legte und die wir unſerem Buche als Motto vorſetzten, dem eigenen Hochgefühl und dem ſeiner Nation einen triumphirenden

Ausdruck verliehen. Aber die Herrlichkeit des Zeitalters Eliſabeth's ging mit der Königin zu Grabe und ein Mann, wie Shakſpeare, mußte im Innerſten berührt und gekränkt werden durch die Symptome eines raſchen Sinkens des Staats, welche unter ihrem Nachfolger alsbald eintraten. Die öffentliche Stimmung begann eine düſtere Färbung anzunehmen und ſchon erhob der kunſtfeindliche Puritanismus von ferne drohend ſeine Hand gegen das Theater, in deſſen Räumen überdies eine neue dramatiſche Schule, unterſtützt von bedeutenden Talenten, Prinzipien geltend machte, welche gegen Shakſpeare's dramatiſchen Styl verſteckt und offen reagirten. Des Dichters Kraft erlahmte nicht, denn bekanntlich ſchuf er gerade zu dieſer Zeit mehrere ſeiner größten Werke, Cäſar und Coriolan, Macbeth und den Sturm. Aber ſeine Stimmung und ſein Styl wurden ernſter, ſtrenger, herber und damals mag er in ſein poetiſches Tagebuch jenes Sonett eingezeichnet haben, welches mit ebenſo wahren als gramſchweren Zügen den Zuſtand der engliſchen Geſellſchaft unter Jakob I. ſchildert 23). Der offenbare Verfall alles Großen und Schönen, deſſen Zeuge er ſein mußte, ſcheint ihm den Aufenthalt in der Hauptſtadt verleidet zu haben. Im Jahre 1613 oder im folgenden zog er ſich auf ſeine Beſitzung New-Place in Stratford zurück und lebte hier in ruhiger Muße, erheitert durch den Umgang mit ſeiner älteren Tochter Suſanne, welche ſein Liebling geweſen zu ſein ſcheint. Sie war mit einem angeſehenen Arzt verheiratet, während die jüngere, Judith, die Gattin eines Stratforder Weinhändlers wurde. Der Sohn des Dichters war noch im Knabenalter ge-

---

23) Tir'd with all these, for restful death I cry: —
As, to behold desert a beggar born,
And needy nothing trimm'd in jollity,
And purest faith unhappily forsworn,
And gilded honour shamefully misplac'd,
And maiden virtue rudely strumpeted,
And right perfection wrongfully disgrac'd,
And strength by limping sway disabled,
And art made tongue-ty'd by authority,
And folly (doctor-like) controlling skill,
And simple truth miscall'd simplicity,
And captive Good attending captain Ill:
Tir'd with all these, from these would I begone,
Save that, to die, I leave my love alone. Sonnet 66.

ſtorben[24]. Weder Geſchichte noch Tradition weiß uns aus den letzten Lebensjahren Shakſpeare's Merkwürdiges zu erzählen. Nur ſcheint es, die Flamme des Geiſtes habe ſeinen Körper früher aufgezehrt, als es ſonſt bei kräftig organiſirten Männern der Fall zu ſein pflegt. Denn der Dichter ſtarb ſchon am 23. April 1616. Angenommen, der 23. April ſei auch ſein Geburtstag, ſo hätte ein und derſelbe Tag Shakſpeare der Welt gegeben und entriſſen. Er wurde in der Hauptkirche ſeiner Vaterſtadt beigeſetzt und ein einfacher Stein mit ebenſo einfacher Inſchrift bezeichnete anfangs ſeine Ruheſtätte, bis ihm ſieben Jahre ſpäter, wahrſcheinlich auf Koſten ſeines Schwiegerſohnes Hall, ein Denkmal errichtet wurde, deſſen lateiniſche und engliſche Inſchriften dem Wanderer andeuteten, welch' ein Mann hier begraben ſei. Erſt nachdem mehr als hundert Jahre verfloſſen waren, begann England, nachdem es ſeinen größten Genius gänzlich vergeſſen oder falſch beurtheilt und verkannt hatte, zu erkennen, welche Bedeutung Shakſpeare's Poeſie innewohnte[25]. Damals, 1741, wurde dem Dichter in der Weſtminſter-Abtei ein nationales Monument errichtet. Lebensgroß, in ganzer Figur lehnt er, den Arm auf ein Buch ſtützend, an einem Säulenſturz, auf welchem jene Worte eingegraben ſind, womit er am Abend ſeines Lebens wehmuthsvoll ernſt die Ahnung von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen ausgeſprochen[26]. Sein Geiſt aber iſt geblieben und wird dauern, ſo lange der Erdball in ſeinen Augen bleibt. Wollten wir, die wir dem Glauben an die Perfectibilität des Menſchengeſchlechts zugethan ſind, uns eine dem Ideal ſich nähernde zukünftige Geſellſchaft vorſtellen, ſo müßte es eine ſein, wo Jeder befähigt wäre, Shakſpeare's Werke zu verſtehen, um nach Maaßgabe ſeiner Kräfte die Wirkung davon zu empfangen. Freilich, das iſt ein chiliaſtiſcher Traum, aber daß Shakſpeare's erhabene Miſſion noch lange nicht zu Ende, wird Jeder zugeben, deſſen Seele von dem Hauche ſeiner Poeſie berührt worden iſt.

---

[24] Mit Shakſpeare's kinderloſer Enkelin Eliſabeth ſtarb 1670 ſein Geſchlecht aus.

[25] Wir werden in dem Abſchnitt, wo wir von dem Wiedererwachen des nationalen Geiſtes in der engliſchen Literatur im 18. Jahrhundert handeln, auf das Shakſpeare'ſche Drama zurückkommen.

[26] The cloud-capp'd towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself,
Yea, all which it inherit, shall dissolve;
And, like this insubstantial pageant faded,
Leave not a rack behind. Tempest, IV, 1.

## 6.

## Ben Jonſon und ſeine Schule.

Das nationale Drama Englands feierte durch Shakſpeare noch ſeine glänzendſten Triumphe, als ihm zur Seite eine andere Richtung aufſtand. Shakſpeare hatte eine Volksbühne im edelſten Sinne des Wortes geſchaffen, von welcher jene früheren, durch den Gorboduc und die Lily'ſchen Hofkomödien vertretenen Beſtrebungen, ein gelehrtes Schauſpiel zu begründen, für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt worden waren. Die Königin Beß hatte trotz ihrer gelehrten Bildung natürlichen Geſchmack genug beſeſſen, den nationalen Humor Falſtaff's den hölzern mythologiſchen Bildungen höfiſcher Dramatiker vorzuziehen. Nun aber ſaß ein gelehrter Pedant auf dem Thron und dieſer Umſtand war dem Aufkommen eines gelehrten Theaters wenigſtens eher förderlich als hinderlich. Auch andere Einflüſſe waren der neuen Richtung günſtig. Der romantiſche Geiſt des Mittelalters verſchwand immer mehr und machte dem der Neuzeit Platz, deſſen Weſen die nüchterne Verſtändigkeit iſt. Der Verſtand begann den Maaßſtab ſeiner Kritik an alle romantiſchen Illuſionen zu legen, in welchen ſich bis dahin die Geſellſchaft noch gefallen hatte. Kein Wunder alſo, daß vom luſtigen Alt-England bald nicht mehr gar viel übrig blieb. Der graue Schleier puritaniſchen Trübſinns legte ſich über das Reich. Das Volk fing an, von den öffentlichen Vergnügungsplätzen in die religiöſen Conventikel ſich zurückzuziehen, weil der Geiſt der Reformation, dem mit der äußerlichen Beſeitigung des Papſtthums kein Genüge geſchehen war, in den Maſſen nun erſt recht zu wühlen und zu bohren begann. Dieſe puritaniſche Stimmung, welche namentlich unter der Bürgerſchaft von London um ſich gegriffen, wandte ſich mit allerlei

Vexationen gegen das Theater[1], erwirkte Edikte zur Verſchärfung der Bühnencenſur und brachte das Theaterweſen allmälig in den Geruch eines gottloſen Zeitvertreibs vornehmer Müſſiggänger. Dies hatte zur Folge, daß die Dramatiker ſich vom volksmäßigen Boden, wo ihrer Thätigkeit nicht mehr die entſprechende Aufmerkſamkeit und Ermunterung zu Theil wurde, entfernten und in jenen Regionen der Geſellſchaft Zuhörer und Belohnungen ſuchten, wohin einerſeits die ſpießbürgerlichen Eingriffe nicht reichten, wo aber andererſeits, um zu gefallen, die Annahme gelehrterer Formen nothwendig war. Hieraus ergab ſich, daß in dem Verhältniß, in welchem die Volksbühne ſank, die Hofbühne ſtieg, und in dem Maaße, in welchem der Glanz des nationalen Drama's erbleichte, der des ſogenannten Kunſtdrama's zunahm.

Die Grenzlinie zwiſchen der nationalen dramatiſchen Schule, welche man die Shakſpeare'ſche oder auch, in dankbarer Erinnerung an ihre Wegbahner, die Greene-Marlowe'ſche nennt, und der gelehrten, die von ihrem Anführer den Namen der Jonſon'ſchen trägt, läßt ſich jedoch nur in Beziehung auf die beiden Chorführer mit Beſtimmtheit ziehen. Denn von beiden Seiten griffen die Anhänger derſelben gelegentlich nach der entgegengeſetzten Seite hinüber, ſo zwar, daß man von einigen dieſer Poeten nicht mit Gewißheit ſagen kann, zu welcher der beiden Schulen ſie eigentlich gehörten. Außerdem haben die meiſten Mitglieder der beiden poetiſchen Lager *einen* Zug mit einander gemein, ihre außerordentliche Fruchtbarkeit, welche das Repertoir der altengliſchen Bühne mit einem Reichthum von Stücken ausſtattete, dem nur der Reichthum des ſpaniſchen gleichkommt.

Das Sinken des volksmäßigen dramatiſchen Styls war, wie ſchon angedeutet worden, kein plötzliches. Noch hielt eine Gruppe von Schauſpieldichtern an demſelben feſt, in Anlehnung entweder an Greene's und Marlowe's Manier oder auch die Art und Weiſe Shakſpeare's mit mehr oder weniger Geſchick copirend. So Shakſpeare's ältere Zeitgenoſſen Anthony Munday[2], Henry Chettle[3], Thomas Heywood[4], Thomas Dekker[5], George Chapman[6] und Andere. Jüngere Zeitgenoſſen des großen Dichters, wie Thomas Middleton[7], William Rowley[8], John Marſton[9] und John Webſter[10], verrathen ſchon deutlich ein Hinüberſchwanken von der älteren Richtung zu der neueren.

---

[1] Schon kündigte ſich das nachmalige Verfahren des Puritanismus gegen die Bühne in einzelnen verfrühten Verſuchen an. 1606 erſchien die geſchärfte Verordnung, welche die Nennung des Namens Gottes, Chriſti und des heiligen Geiſtes auf der Bühne unterſagte. 1617 widerſetzten ſich Lord Mayor und Aldermen von London der Errichtung eines zweiten Theaters im Bezirk von Blackfriars und am Faſtendienſtag dieſes Jahres verſuchten die Londoner Lehrlinge das Phenix-Theater zu demoliren. 1619 machten Lord-Mayor und Aldermen den Verſuch, das Blackfriars-Theater einzuziehen, was nur durch die Dazwiſchenkunft des Königs verhindert wurde.

Der Chorag dieſer neuen Schule iſt Ben(jamin) Jonſon, geboren 1573 zu London, nach einer bunten Laufbahn als Handwerker, Soldat, Schauſpieler und Privatgelehrter von König Jakob 1616 mit einem Gehalt von 100 Mark zum Poet laureate ernannt, geſtorben 1637 in dürftigen Umſtänden, wie es ſcheint[11]. Er war mit einem eminenten Verſtande begabt, wurde aber, in einſeitiger Ausbildung deſſelben, ein Verſtandesmenſch jeder Zoll. Dabei ein Autodidakt, welcher ſein für jene Zeit allerdings ungewöhnliches Wiſſen ſich ſelber zu verdanken hatte, und deßhalb nach Art der Autodidakten ſtolz auf ſeine Gelehrſamkeit, weil er wußte, wie ſauer es ihm geworden, ſie zu erwerben. Fügt man zu dieſem Gelehrtenbewußtſein noch den Mangel an ſchöpferiſcher Phantaſie, wie er Ben Jonſon eigen war, ſo wird man ſich leicht erklären können, daß ſein Begriff von der Aufgabe der dramatiſchen Poeſie ein ebenſo nüchtern verſtändiger war, wie ſeine Auffaſſung des Lebens und der Geſchichte. Ohne recht zu fühlen, was ihm an Phantaſie, Gemüth und Bildnerkraft abging, ſuchte er dieſe Eigenſchaften durch eine Regelrechtigkeit zu erſetzen, deren großes Wort die ariſtoteliſchen Einheiten war. In das Reich der Ideale reichte ſein klar pragmatiſcher Blick nicht: die Region, in welcher er heimiſch, war die Wirklichkeit, die proſaiſche Wirklichkeit. Die Wahrheit in Geſtalt der Schönheit iſt ihm fremd; ſie muß ein Werktagsgewand tragen, um von ihm begriffen zu werden. Wo er mit plumper Bemühung verſucht, ihr ein ſchöneres, feiertäglicheres Gewand umzuhängen, erſtarrt ſie alsbald zu leblos kalter Allegorie, wie in ſeinen kleineren ſingſpielartigen Stücken (Masques). Sein einſeitiger Realismus erwies ſich durchaus unzulänglich, hiſtoriſche Stoffe dramatiſch zu geſtalten oder tragiſche Entwürfe durchzuführen. Sein Sejanus (1603) und ſein Catilina (1611) beweiſen dies, denn ſie ſind nur dialogiſirte Pragmatik, verſetzt mit platter Moral, ohne dramatiſche Action und tragiſche Knotenſchürzung. Aber wo Jonſon ſich mitten hinein in die gemeine Wirklichkeit und doch zu derſelben in Gegenſatz ſtellt, wo er mit ſtarker Fauſt aus dem Knäuel der ſozialen Thorheiten und Laſter ſeiner Zeitgenoſſen einen Stoff zu komiſcher Behandlung herausgreift, wo er mit einem Wort Satiriker iſt, da iſt er an ſeinem Platze, da iſt er groß. Es iſt nicht die hohe Komik, es iſt auch nicht der Humor Shakſpeare's, der in Jonſon's Komödien umgeht. Zwar nannte ſich dieſer ſelber gern the humourus poet, aber er war nur ein ſatiriſcher. Seine Kunſt beſtand darin, die grellen Streiflichter des Hohns und Tadels auf die Gebrechen ſeiner Zeit fallen zu laſſen, mit einer Geſchicklichkeit und Energie, welche ſeinem polemiſchen Talent zu großer Ehre gereichen. Damit aber begnügte er ſich nicht, ſondern ging darauf aus, nicht nur die Ueberlieferungen und Illuſionen des Mittelalters zu zerſtören, ſondern auch überhaupt an die Stelle der Phantaſie den Verſtand als Grundmotiv der Dichtkunſt zu ſetzen und dieſe auf eine trockene Regelmäßigkeit zurückzuführen. Er hatte Erfolg, weil ſeine Bemühungen nur einen Theil des allgemeinen Zerſetzungspro-

---

[2] Verf. von The downfall of Robert, Earl of Huntington und the death of Robert.

[3] Verf. v. The tragedy of Hoffman, ein criminalgeſchichtliches Schauertrauerſpiel.

[4] Verf. v. The four prentices of London — A woman killed with kindness und vielen Dutzenden anderer Stücke. Heywood rühmt ſich, daß er etwa 220 Dramen allein oder mit Anderen gemeinſchaftlich geſchrieben habe.

[5] Verf. v. Old Fortunatus — Patient Grissel — The wonder of a kingdom — The honest whore.

[6] The duke of Byron — Bussy d'Ambois — All fools.

[7] The mayor of Quinborough — Women beware women — A mad world.

[8] A new wonder — Match at midnight — The changeling.

[9] Antonio and Mellida — The malcontent — The Parasitaster.

[10] Appius and Virginia — The dutchess of Malfi — The white devil — The devils law-case.

[11] Ich finde bei Hume (History of England, chapt. 63) die Notiz, daß Ben Jonſon, alt, arm und krank, König Karl I. um Unterſtützung anging. Der König ſchickte ihm eine Kleinigkeit, worauf der Poet äußerte: „Meine Wohnung iſt ſehr

---

klein, aber ich ſehe, daß die Seele des Monarchen ebenſo klein iſt." Er wurde in der Weſtminſter-Abtei begraben, verdankte aber nur einem Zufall eine Grabſchrift. Einer ſeiner Freunde kam nämlich dazu, als der Maurer die Steinplatte wieder über dem Grab befeſtigte, und gab dem Arbeiter 18 Pence, daß derſelbe auf den Stein die Worte „O rare Ben Jonson!" eingrabe, was denn auch geſchah.

zeſſes der romantiſchen Weltanſchauung durch die ſkeptiſch-kritiſchen Elemente der modernen ausmachten. Das Stück, womit Jonſon zuerſt Aufſehen erregte, war die 1598 aufgeführte Komödie: Jeder nach ſeiner Laune (every man in his humour), welche, wenn auch noch nicht in offener Polemik gegen den nationalen Styl des Drama's ſich ergehend, doch ſchon den Gegenſatz dazu herauskehrte, ſofern ſie der Feſthaltung der drei Einheiten (Zeit, Ort, Handlung) nachtrachtete. Das Jahr darauf erſchien eine zweite Komödie, Every man out of his humour, und 1600 eine dritte, Cynthia's revels. In den darauf folgenden Stücken Jonſon's — das nächſte war The poetaster (1601), gegen welchen Dekker ſeinen Satiromastix ausgehen ließ — tritt einerſeits die Oppoſition gegen die Volksbühne im Beſonderen, andererſeits die ſatiriſche Tendenz im Allgemeinen ſchon ſchärfer und biſſiger hervor. Seine nach Anlage und Ausführung beſten Luſtſpiele ſind, neben dem erſten derſelben, Volpone or the fox (1605) und the Alchemist (1610). Es fehlt ihnen bei allem Streben nach regelrechter Organiſation die künſtleriſche Idee und Form, aber ihre Sittenſchilderung iſt erſchreckend wahr und ihre Satire ſchlagend [12]. Eigen war das Verhältniß Ben Jonſon's zu Shakſpeare. Denn während die perſönlichen Beziehungen der Beiden durchaus freundſchaftlich ſich anließen und blieben, während der Genius Shakſpeare's ſeinem Nebenbuhler einen ſolchen Reſpect einflößte, daß dieſer die erſte Folioausgabe der Shakſpeare'ſchen Werke 1623 mit einer Vorrede in Verſen einleitete, worin dem großen Verſtorbenen das höchſte Lob gezollt wurde [13].

---

[12] The works of B. J. ed. by Whalley, Lond. 1756, VII; dann ed. by Gifford (mit kritiſchen Bemerkungen, Erläuterungen und Biographie), Lond. 1816, IX. In Baudiſſin's „Ben Jonſon und ſeine Schule" (1836, 2 Bde.) finden ſich Jonſon's Alchemiſt und der dumme Teufel überſetzt, ferner der ſpaniſche Pfarrer und der ältere Bruder von Fletcher, der Herzog von Mailand, neue Weiſe, alte Schulden zu bezahlen, und die Bürgersfrau als Dame von Maſſinger, endlich die unſelige Mitgift von Maſſinger und Field. Den Volpone Jonſon's hat Tieck verdeutſcht.

[13] In dieſen Commendatory verses heißt es unter Anderem: „Triumphire, mein England, denn du haſt Einen aufzuweiſen, dem alle Bühnen Europa's huldigen müſſen. Er (Shakſpeare) war nicht eines Zeitalters, ſondern für alle Zeit. Die Natur ſelbſt war ſtolz auf ſeine Schöpfungen und freute ſich, das Gewand ſeiner Dichtung zu tragen, das ſo reich geſponnen und ſo fein gewoben war, daß ſie ſeitdem keinen andern Geiſt mehr anerkennen will."

betrachtete er den Schöpfer des Lear doch wieder mit dem achſelzuckenden Gefühl der Ueberlegenheit, womit der Gelehrte den Naturaliſten anſieht [14].

Zur Schule Ben Jonſon's zählt man Francis Beaumont (1586—1615), John Fletcher (1576—1625), Philipp Maſſinger (1584—1639), John Ford (geſt. um 1650) und Nathanael Field. Damit iſt jedoch keineswegs gemeint, daß die Genannten Jonſon unbedingt als ihren Meiſter anerkannt hätten, ſondern nur, daß ſie im Allgemeinen den dramaturgiſchen Grundſätzen von Jenem huldigten. Mehrere, namentlich die drei zuerſt Aufgeführten, übertrafen an poetiſcher Begabung Ben Jonſon ganz unzweifelhaft.

---

[14] Als Jonſon 1616 eine Ausgabe ſeiner Werke veranſtaltete, ſetzte er ſeinem Erſtlingsluſtſpiel einen Prolog vor, von welchem Baudiſſin (I, 438) eine Ueberſetzung gibt. Dieſer im Todesjahre Shakſpeare's geſchriebene Prolog iſt ein ſchlechtverhehlter Angriff auf den großen Dichter. Er zeigt aber recht deutlich, wie Jonſon die einſeitige Verſtandesrichtung auf Koſten wahrer Poeſie im Drama zur Geltung bringen wollte, und iſt zugleich eine Probe des feineren polemiſchen Tons von damals. Wir laſſen ihn daher theilweiſe hier folgen.

Oft zeugt die Armuth Dichter; manchen ſchuf ſie,
Dem nicht Natur und Kunſt hernach Beruf lieh.
Doch unſrer hat die Bühne nie verwöhnt,
Aus Noth dem Ungeſchmack des Tags gefröhnt,
Oder für ſolchen Preis nach Gunſt getrachtet,
Um den er ſelber ſich mit Recht verachtet.
Er ließ niemals ein Kind, in Windeln eben,
Zum Mann erwachſen und bis Sechzig leben
Im ſelben Bart und Kleid; — drei roſt'ge Schwerter
Und ein halb Dutzend ellenlange Wörter
Abthun York's und Lancaſter's ew'gen Jammer,
Noch Wunden heilen in der Anziehkammer.
Er ladet heut zu einem Stück Euch ein,
Das er ſo ſchrieb, wie andre ſollten ſein.
Da iſt kein Chor, Euch über's Meer zu raffen,
Kein niederknarr'nder Thron ergötzt die Laffen,
Kein ſprüh'nder Schwärmer jagt in Furcht die Schönen,
Noch hört Ihr mit geſchobner Kugeln Dröhnen
Den Donner äffen, keine Trommel rollt
Und ſagt Euch, daß Ihr Sturm erwarten ſollt.
Wir bringen That und Wort, wie ſie ſich zeigen,
Und Charaktere, die dem Luſtſpiel eigen,
Wenn's unſre Zeit darſtellen will in Bildern
Und nicht Verbrechen, ſondern Thorheit ſchildern.

aber Alle fehlten darin, daß ſie an die Stelle künſtleriſcher Harmonie, wie ſie Shakſpeare gelehrt, ein maaßloſes Haſchen nach Effect ſetzten, Alles auf die Spitze trieben und dadurch ſtatt Schönes oft nur Verzerrtes ſchufen. Beaumont und Fletcher werden gewöhnlich zuſammen genannt, weil ſie ihre Dramen gemeinſchaftlich ſchrieben, eine zu jener Zeit auch bei Anderen nicht ſelten vorkommende Eigenthümlichkeit, die ſich bekanntlich in unſeren Tagen in Paris als förmliche Dramenfabrication wiederholte. Sie fingen 1607 gemeinſchaftlich zu arbeiten an und nach Beaumont's Tod ſchrieb Fletcher binnen zehn Jahren noch 25 Stücke. Zu ihren beſten Trauerſpielen mögen the maids tragedy und the tragedy of Valentinian, zu ihren gelungenſten Luſtſpielen the knight of the burning pestle, the wild-goose chase und the passionate madman gerechnet werden. Fletcher überflügelte insbeſondere als Komöde ſeinen Mitarbeiter; ſein Luſtſpiel the Spanish curate könnte man ein Meiſterſtück nennen, wenn die Moral deſſelben nicht gar ſo zudringlich aufträte. Das Moraliſiren Fletcher's und der übrigen Poeten dieſer Gruppe wird um ſo widerwärtiger, mit je größerer Abſichtlichkeit ſie ſich in den bedenklichſten Situationen gefallen und in einer Obſcönität des Ausdrucks ergehen, welcher gegenüber man die ſittliche Schönheit Shakſpeare's, auch in ſeinen muthwilligſten Aeußerungen, erſt recht begreift. Maſſinger theilt mit Beaumont und Fletcher ihre Ueberſtiegenheiten, aber auch ihre Vorzüge, namentlich die einer in Tragik und Komik gleich gewandten und eindringlichen Sprache. Unter ſeinen Trauerſpielen hebt ſich the duke of Milan als bedeutend hervor, ſeine Komödie the City madam iſt voll ſatiriſcher Kraft und in einer anderen, New way to pay old debets, iſt der Charakter des Wucherers Sir Giles Overreach meiſterhaft durchgeführt. Das treffliche Trauerſpiel the fatal dowry dichtete Maſſinger in Gemeinſchaft mit Field. Ford kommt Maſſingern nicht gleich. Seine Tragik häuft haarſträubende Scheußlichkeiten; für ſein beſtes Werk gilt die hiſtoriſche Tragödie Perkin Warbeck, welches ſich bis heute auf dem Repertoir erhalten hat[13].

---

[13] The works of Beaumont and Fletcher, ed. by Theobald, Seward and Sympson, Lond. 1750, X; ed. by Dyce, Lond. 1844, XI. The dramatic works of Massinger and Ford, with an introduction by Coleridge, Lond. 1839. Eine Verdeutſchung der Dramen Ford's hat Wiener 1849 begonnen. Von mehreren Stücken Beaumont's und Fletcher's lieferte Kannegießer Ueberſetzungen (Berl. 1808, 2 Bde.). Vgl. Note 12.

## 7.

## Abſolutismus und Puritanismus. Hobbes. Milton. Butler. Waller. Cowley. Denham.

Als ein „lahmes Regiment“ hatte Shakſpeare die Regierung Jakob's I. treffend bezeichnet [1]). Aber wenn unter derſelben das engliſche Königthum erlahmte, ſo war ſchon ein anderer Factor bereit, eine Kraft zu entwickeln, größer als die, welche jenes in ſeinen glänzendſten Tagen beſeſſen hatte. Das Volk trat an die Stelle der Könige, um die nationale Entwicklung fortzuführen, als dieſe von jenen aufgegeben war und ſogar gehemmt werden wollte.

Die Herrichaft der Fürſten aus dem Hauſe Tudor bot das eigenthümliche Schauſpiel, daß ſich das engliſche Volk, trotzdem daß es von Alters her freie Inſtitutionen beſeſſen hatte und denſelben ſchon aus langer Gewohnheit zugethan war, einen offenen oder nur ſchlecht verhüllten Abſolutismus gefallen ließ, ſofern derſelbe mit Kraft geübt wurde. Es rührte dies davon her, daß in den Kriegen der beiden Roſen die Stärke desjenigen Elementes, welches bis dahin hauptſächlich dem Königthum Schranken geſetzt, die Stärke des Adels, gebrochen worden war und das Bürgerthum noch keineswegs Macht beſaß, die baronliche Oppoſition zu erſetzen. So erklärt es ſich, daß Heinrich VIII., einer der abſcheulichſten Tyrannen, die je der Erdboden getragen, jenen Abſolutismus üben konnte, welcher nicht weniger als 72,000 Menſchen auf's Schaffot ſchickte und das Eigenthum des dritten Theils der Grundbeſitzer confiszirte. Nach der Regierung dieſes Monarchen und ſeiner völlig ebenbürtigen Tochter Maria konnte man ſich das Regiment ſeiner Baſtardtochter Eliſabeth ſchon gefallen laſſen; denn wenn auch gleichfalls abſolutiſtiſch, bediente es ſich doch milderer Formen und umgab, wie wir geſehen, Thron und Nation mit dem Schimmer des Ruhms und dem Behagen eines allgemeinen Gedeihens. Mit viel größerer Raſchheit nun, als ſonſt auf der Bühne der Geſchichte Veränderungen der

---

[1]) „Limping sway.“ S. o. Abſchn. 5, Note 23 das Sonett von Shakſpeare.

Szene vor ſich zu geben pflegen, änderte ſich nach der Throngelangung der Dynaſtie Stuart die Sachlage. In der Perſon Jakob's I. beſtieg ein Fürſt den Thron von England, welcher gleichſam eigens dazu beſtimmt war, am Vorabend des großen Kampfes zwiſchen Abſolutismus und Freiheit den Nimbus der Krone zu zerſtören und das Königthum ſchon in ſeiner äußeren Erſcheinung in den Augen der Nation verächtlich zu machen. Kein Menſch hätte dieſe Aufgabe beſſer löſen können als Jakob, dieſes Zwitterding von unnatürlichem Lüſtling, Schulfuchs und Hanswurſt[2]). Die Saat, welche er geſäet, ſchoß unter ſeinem Sohn Karl I. in Halme und Aehren. Während dieſer König, blind für die Zeichen der Zeit, darauf bedacht war, den Abſolutismus, wie er die unglücklichen Völker des Continents niederbeugte und entwürdigte, auch in Großbritannien nicht nur in der Weiſe der Tudor's factiſch fortzuſetzen, ſondern auch de jure zu begründen, erhob ſich unter ſeinen Augen das germaniſche Prinzip der Gemeinfreiheit zu unerhörter Energie.

Es iſt nicht an uns, den großen Kampf zu erzählen, welcher vorerſt damit endigte, daß Karl I. im Hofraum ſeines eigenen Palaſtes den Kopf auf den Block legen mußte[3]). Wir ſagen nur, daß in dieſem Kampfe, welchen die Engländer die große Rebellion nennen, den aber die Geſchichte als eine glorreiche Revolution in ihre Annalen eingetragen, die Politik eine durchaus religiöſe Färbung trug. Die Reformation Heinrich's VIII., Eduard's VI. und Eliſabeth's hatten dem Hof, dem Adel und der höheren Geiſtlichkeit genügt: für das Volk dagegen bewerkſtelligte ſich die Reformation erſt im Puritanismus, welcher, des Parlaments als eines Werkzeugs ſich bedienend, gegen den kirchlichen und ſtaatlichen Abſolutismus einen Krieg auf Leben und Tod begann und ſiegreich durchführte. Die Waage ſchwankte, bis Cromwell ſeine Musketiercompagnien und Dragonerſchwadronen mit den puritaniſchen Nachkommen der ſächſiſchen Yeomanry füllte, welche die Leiden ihrer Vorfahren an den royaliſtiſchen Cavalieren, den Sprößlingen des

---

2) It was no light thing that, on the very eve of the decisive struggle between our Kings and their Parliaments, royalty should be exhibited to the world stammering, slobbering, shedding unmanly tears, trembling at a drawn sword, and talking in the style alternately of a buffoon and of a pedagogue. Macaulay (Hist. of England, Edit. Tauchn. I. 73).

3) Am 30. Januar 1649.

normanniſchen Feudaladels, vollauf rächten. Der Puritanismus iſt die thatkräftigſte Erſcheinungsform, zu welcher der Proteſtantismus bis jetzt es gebracht hat, und ſo iſt auch der Lord Protector, Oliver Cromwell, des engliſchen Puritanismus Haupt, die gewaltigſte Geſtalt, welche bis jetzt aus dem Schooße des Germanenthums hervorgegangen. Daß er der eigentliche Begründer von Großbritanniens welthiſtoriſcher Größe geweſen, wagt heutzutage ſelbſt der verſtockteſte Tory nicht mehr in Abrede zu ſtellen und das unbefangene Urtheil der Geſchichte nennt den Mann, an welchem die elenden Schranzen, welche den Hof Karl's II. bildeten, nur die bübiſche Rache der Leichenſchändung zu nehmen wußten, den größten Fürſten, der jemals England regierte4). Aber Cromwell, deſſen Thätigkeit nach Außen und im Innern unausgeſetzt von dringenden Arbeiten in Anſpruch genommen war, hatte nicht Zeit, die Parteien zu verſöhnen und der Republik eine ſolidere Grundlage zu verſchaffen, als einestheils finſtere Schwärmerei, anderntheils das Säbelregiment abgaben. So mußte denn kurz nach ſeinem Tode ein Gebäude zuſammenſtürzen, welches nur ſein außerordentliches Talent als Feldherr und Herrſcher aufrecht erhalten hatte. Denn die Militairherrſchaft und der raffinirt ſittenrichterliche Eifer des Puritanismus verletzten gleichermaßen die Gefühle der Majorität des engliſchen Volkes, welches in der Rückkehr zum Königthum zugleich eine Wiederaufnahme der Traditionen des luſtigen Alt-Englands erblickte.

Man muß Karl I. die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er unter den Bedrängniſſen, welche ſeine Regierung begleiteten, den Sinn für die ideelle Seite des Lebens nicht verlor. Er hatte ſich Mühe gegeben, ſeinen Geſchmack zu bilden, und beſaß ein gutes Urtheil in Sachen der Kunſt. Vandyk, der große Maler, Inigo Jones, der geniale Architekt, Laws, der treffliche Tonkünſtler, fanden bei Hofe Beſchäftigung und Gunſt. Es fehlte auch nicht an einem großen Gelehrten, der die Sache des Königs zu der ſeinigen machte und das, was der König thatſächlich anſtrebte, die Begründung des Abſolutismus, wiſſenſchaftlich verſuchte. Thomas Hobbes (1588—1679), welcher in ſeinen Unterſuchungen über die Natur des

---

4) Cromwell was no more; and those who had fled before him were forced to content themselves with the miserable satisfaction of digging up, hanging, quatering, and burning the remains of the greatest prince that has ever ruled England. Macaulay (l. c. I, 183).

Menſchen (On human nature 1650) in Sachen der Religion dem Skeptizismus huldigte, leitete in ſeinen Büchern De cive (1642) und Leviathan (1651) die Berechtigung des monarchiſchen Staatsprinzips von phyſikaliſch-aſtronomiſchen Prinzipien her. Wie die Sonne, der in der Mitte des Weltalls ſtehende Lichtkörper, das Bewegende, Regelnde, Herrſchende im Univerſum ſei, ſo müſſe, behauptete er, in der Mitte der menſchlichen Geſellſchaft das unbeſchränkte Königthum thronen, die Bedingungen ſeiner Thätigkeit und Wirkſamkeit nur in ſich ſelbſt tragend und nie von Außen empfangend. Folgerichtig lehrte dann Hobbes noch, daß, wie alles Andere, auch die Form der Gottesverehrung ein Ausfluß der Königsgewalt ſei, daß es dem König zuſtehe, ſchlechthin zu beſtimmen, was das Volk zu glauben oder nicht zu glauben habe.

Allein es war nicht die Zeit und England war nicht der Boden, wo eine derartige ſtaatsrechtliche Theorie gedeihen konnte. Das Schaffot zu Whitehall war die Antwort, welche der Puritanismus auf die Hobbes'ſchen Behauptungen gab. Er richtete und tödtete die monarchiſche Sonne des Staatsphiloſophen und ſchickte ſich alles Ernſtes an, alle Erinnerungen an das verhaßte Königthum auszutilgen. Zu dieſen Erinnerungen rechnete er auch Kunſt, Poeſie und Lebensgenuß, welche er mit einem Fanatismus bekriegte, den man hätte lächerlich finden müſſen, wenn er nicht furchtbar geweſen wäre. Aus den barbariſchen, Haß und Verfolgung ſchnaubenden Wuthausbrüchen des alten Teſtaments ihre Inſpirationen ſchöpfend, mühten ſich die Puritaner ab, aus dem engliſchen Volk eine Gemeinde von Heiligen in ihrem Sinne zu machen, eine Gemeinde, deren bleiern monotone Langeweile die Menſchen zuletzt hätte zur Verzweiflung oder zum Blödſinn bringen müſſen. Das iſt die dunkle Kehrſeite der großen Erſcheinung des Puritanismus. Aus Liebe zur Freiheit wurden ſeine Bekenner in kurzer Zeit zu unerträglichen Tyrannen. Ihre Sittenzucht hob die perſönliche Freiheit geradezu auf. Ihre altteſtamentliche Begeiſterung drohte eine neue Barbarei herbeizuführen. Sie wütheten gegen die Werke der Kunſt[3], wie ſie es einem Kinde als Verbrechen anrechneten, wenn daſſelbe am Krankenbette ſeiner Mutter ein Gebet aus dem Gebetbuch der anglikaniſchen Kirche las. Alles, was das Leben ſchön und heiter macht, alle Erholungen und Vergnügungen unterſtellten ſie einer bornirten Verfolgung. Scharfe Verbote ergingen gegen das Wetten, dieſe alte Nationalliebhaberei der Engländer, ebenſo gegen die Bärenhatzen, welche damals außerordentlich populär waren. Alle Maibäume in England mußten umgehauen werden; kaum daß Kegelſpiel und Pferderennen geduldet wurden. Tänze und Maskeraden mußten als Hauptlockmittel des Satans aufhören. Poeten und Verfaſſer von Romanen wurden, wenn nicht gerade verfolgt, doch mit Mißtrauen angeſehen. Aber die vollſte Energie ihres Haſſes kehrten die Puritaner gegen das Theater und man muß ſagen, daß ſie hiezu Grund hatten, weil es ſeit lange eine Hauptaufgabe der Komödiendichter geweſen war, die Heiligen des Herrn dem öffentlichen Gelächter preiszugeben. Hiezu war noch ein Umſtand gekommen, der in den Augen ſämmtlicher Londoner Spießbürger, vorweg aber in denen der puritaniſch geſinnten, für ein ungeheures Skandal galt. Im Jahre 1629 war nämlich eine franzöſiſche Schauſpielertruppe in London erſchienen, bei deren Vorſtellungen die Frauenrollen zum erſten Mal auf engliſchem Boden von Frauen geſpielt wurden. Gegen dieſe entſetzliche Neuerung und gegen das Schauſpielweſen überhaupt hatte Prynne ſeinen Histriomastix (1633) ins Feld geſtellt, einen fürchterlichen Wälzer von 1006 Quartſeiten, deſſen Titel allein eine ſolche füllt[6]. Der Eiferer wurde von der Sternkammer in eine grauſame Strafe verurtheilt, weil er in ſeinem Buche auch den Hof nicht geſchont hatte[7]. Für dieſes Alles nahmen nun die Puritaner ihre Rache, als ſie zur Herrſchaft gelangt waren. Am 2. September 1642 ſetzten ſie im Parlament den Beſchluß durch, daß ſämmtliche dramatiſche Vorſtellungen unterſagt werden ſollten. Doch ſcheint dies Verbot noch einige Jahre hindurch, bis die Independenten völlig die Oberhand gewannen, umgangen worden zu ſein. Aber 1648 erließ das

---

[3] Nymphs and graces, the work of Ionian chisels, were delivered over to Puritan stone-masons to be made decent. Macaulay (l. c. I, 158). Dies erinnert an das Verfahren des Mummius mit den griechiſchen Bildwerken nach der Eroberung von Korinth. Die Barbarei des Römers war aber wenigſtens keine bewußte, ſondern nur eine naive.

---

[6] S. dieſen curioſen Titel in deutſcher Ueberſetzung bei Gräße (III, 390).

[7] Uebrigens zeterte auch ein Theil der hochkirchlichen Geiſtlichkeit gegen das Theater. Collier berichtet in ſeinen Annals of the Stage, daß der berüchtigte Erzbiſchof Laud 1631 den Komödianten Wilſon in den Block legen und ihm einen Eſelskopf aufſetzen ließ, weil derſelbe an einem Sonntage im Hauſe des Biſchofs von Lincoln, welcher deßhalb eine Geldſtrafe erhielt, die Rolle des Zettel im Sommernachtstraum geſpielt hatte.

Parlament eine Ordonnanz, welche die Schauſpieler als Landſtreicher und Schelmen (rogues) charakteriſirte, die Schließung und Schleißung ſämmtlicher Theater anordnete und jeden Komödianten, der aufzutreten wagen würde, mit dem Staupbeſen, jeden Zuſchauer aber mit einer Geldſtrafe bedrohte.

Dieſe extremen Wirkungen des Puritanismus konnten nur ſo lange vorhalten, als das Prinzip, deſſen Emanationen ſie waren, im Vollbeſitze der Macht ſich befand. Sobald die Staatsgewalt nicht mehr eine puritaniſche war, mußten Maßnahmen verſchwinden, die in ihrer Bornirtheit und Ueberſpannung nur vermittelſt eiſerner Gewalt hatten aufrecht erhalten werden können. Anders dagegen verhielt es ſich mit den tiefer gehenden moraliſchen Einflüſſen des religiöſen Fanatismus. Dieſe konnten durch die royaliſtiſche Reaction zwar momentan wieder in den Hintergrund gedrängt, keineswegs aber je wieder gänzlich beſeitigt werden. Vielmehr wurden ſie von der germaniſchen Zähigkeit ſo feſtgehalten, daß ſie bis auf den heutigen Tag im engliſchen Nationalcharakter höchſt wirkſam erſcheinen. Als ſolche bleibende Ergebniſſe der puritaniſchen Lebensauffaſſung ſtehen in erſter Linie die religiöſe Befangenheit und Verknöcherung, welche es zwiſchen dem intellectuellen und materiellen Fortſchritt Englands bis jetzt zu keiner Harmonie hat kommen laſſen und den Aufſchwung des Gedankens noch immer vermittelſt des Bleidrucks der orthodoxen Satzung — das Wort orthodox im weiteſten Sinne genommen — niederzuhalten ſich bemüht; ſowie jene kalte und unerbittliche Prüderie der Sitte, welche dem Leben der engliſchen Geſellſchaft in weit höherem Grade den gleißenden Schimmer der Heuchelei als die einfache Kraft ächter Sittlichkeit verleiht. Wenn aber dieſe Heuchelei, wie die übrigen Schattenſeiten des Puritanismus, demſelben auch ſchon zur Zeit ſeines höchſten Glanzes erkennbar anhafteten, ſo blieb immerhin noch Licht genug, um jene zu überſtralen, und wenn die puritaniſche Periode England ſeinen größten Mann der That gab, Cromwell, ſo beſaß ſie auch die Zeugungskraft, dieſem einen Milton zur Seite zu ſtellen, welcher des Puritanerthums edelſter geiſtiger Typus, ſein ruhmreichſter Bannerträger im Reiche der Intelligenz ſein ſollte und wirklich war.

John Milton wurde am 9. Dezember 1608 zu London geboren und erhielt die ſorgfältige Erziehung eines engliſchen Gentleman jener Zeit. Als Student zu Cambridge erwarb er ſich akademiſche Würden, indem er 1628 den Grad eines Baccalaureus (bachelor) und vier Jahre ſpäter den eines Magiſters (master of arts) erhielt. Sein Bewandertſein in alten Sprachen und die Gewandtheit, womit er die erſten Eingebungen ſeiner Muſe in lateiniſchen Verſen ausprägte, erregten frühzeitig die Aufmerkſamkeit ſeiner Umgebung. Anfangs Willens, die Ordination der Hochkirche zu nehmen, ließ ihn ſeine auf eifrig gepflegten theologiſchen Studien beruhende Abneigung gegen das orthodoxe Anglikanerthum davon abſehen. Es war in dem jungen Mann ein ſtarkes oppoſitionelles Element, welches nur der Zeitigung bedurfte, um große Bedeutung zu erlangen. Nachdem er die Univerſität verlaſſen, verbrachte er mehrere Jahre auf dem Landgut ſeines Vaters in Buckinghamſhire. Angeregt von den Reizen ländlicher Stille, begann er hier engliſch zu dichten und ſchrieb das wohllautvolle Maskenſpiel Comus (1634) und die zarte Elegie Lycidas, welche der Schmerz über den Tod eines Freundes hervorgerufen. Es war ſchon damals engliſche Sitte, daß der Gentleman zur Vollendung ſeiner Bildung eine Tour auf dem Feſtlande machte, und dieſe trat 1637 auch Milton an. Er ging über Paris, wo er den großen Staatsrechtslehrer Grotius kennen lernte, nach Italien, deſſen Sprache und Literatur er ſchon daheim ſich angeeignet und wo er in den Kreiſen bedeutender Männer, wie z. B. in dem eines Galilei, Zutritt und Achtung gewann. Ein geiſtliches Drama vom Sündenfall der erſten Menſchen ſoll ihm hier die erſte Idee zu dem Gedichte gegeben haben, welches jetzt eine der hochgehaltenſten Zierden der Literatur ſeines Vaterlandes iſt. Die Nachricht vom Ausbruch der Händel zwiſchen Krone und Parlament vermochte ihn, ſeiner Abſicht, von Italien nach Griechenland hinüberzugehen, zu entſagen und nach England zurückzukehren. Er nahm ſeinen Aufenthalt in London und that ſich, mit Feuereifer die Sache der religiöſen und bürgerlichen Freiheit ergreifend, bald als publiziſtiſcher Kämpfer hervor. Die republikaniſche Fraction, vermöge ihrer Energie aus einem kleinen Häuflein raſch zur ſtaatsbeherrſchenden Partei anwachſend, wurde auf ihn aufmerkſam und zeichnete ihn aus. Seine perſönlichen Verhältniſſe blieben jedoch beſcheidene; ſeine häuslichen waren unglückliche, wie die Dante's und Shakſpeare's. Er verheiratete ſich 1643 mit der Tochter eines Landedelmanns, allein ſeine Gattin und ihre Familie, welche dem ſtrengſten Monarchismus zugethan waren, bereiteten ihm viel Herzeleid, was er mit Nachſicht und Wohlwollen vergalt. Nach der Hinrichtung des Königs wurde er von Cromwell zu einem der Secretaire des Staatsraths ernannt und hatte insbeſondere die Abfaſſung der lateiniſchen Depeſchen zu beſorgen.

Milton eröffnete ſeine publiziſtiſch-reformiſtiſche Thätigkeit mit fünf Tractaten (concerning the church government), welche 1641 erſchienen und gegen die Hochkirche gerichtet waren, die ihrerſeits die feſteſte Stütze des politiſchen Abſolutismus abgab. Drei Jahre ſpäter ſchleuderte er gegen die Partei der Presbyterianer, welche, zur Macht gelangt, einen harten Preßzwang ausübte, ſeine Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing — eine Schrift, in welcher zum erſten Mal und mit ſiegreicher Beweiskraft die freie Preſſe als das Fundament aller politiſchen und religiöſen Freiheit gewürdigt und verfochten wurde. Als die Presbyterianer nach Demüthigung des Thrones eine ſehr deutliche Neigung zur Reaction an den Tag legten, wandte ſich Milton gegen ſie mit ſeiner Schrift über die Stellung der Könige und Obrigkeiten, welche, ſchon vor der Hinrichtung des Königs verfaßt, mit einigen Zuſätzen kurz nach derſelben erſchien*). Die Royaliſten ſetzten nach dieſer Kataſtrophe ein Pamphlet in Umlauf mit dem Titel das königliche Bildniß (Ikon baſilike), welches, angeblich von dem hingerichteten König ſelbſt verfaßt, eine Rechtfertigung ſeines Lebens und Thuns enthalten ſollte. Gegen dieſes Machwerk ſetzte Milton im Auftrag der Regierung ſeinen Ikonoklaſtes (Bildnißzerſchlager), welcher leiſtete, was der Titel verſprach. Auf dem Höhepunkt ſeiner Publiziſtik jedoch erſcheint Milton als Verfaſſer der berühmten Defensio pro populo Anglicano, womit er 1651 des franzöſiſchen Philologen und Rhetors Saumaiſe von den Stuart's mit Geld erkaufte Defensio regia pro Carolo Primo beantwortete. Die ganze Entrüſtung einer tugendhaften Republikanerſeele bricht in dieſer energiſchen Streitſchrift gegen die elende Sophiſtik des Servilismus los[9]). Später ließ er der Defensio eine zweite und dritte folgen. Aber die übermäßigen Anſtrengungen im Dienſte ſeines Landes und ſein unausgeſetztes Studiren griffen ſeine Sehnerven ſo heftig an, daß er erblindete, was ihn jedoch nicht abhielt, ſeine Pflichten als Beamter und Publiziſt auch ferner zu erfüllen. Mit vollkommen gerechtfertigtem Selbſtgefühle konnte er hinſichtlich ſeiner Erblindung in einem ſeiner Sonette ſagen, der Blick ſei ihm entſchwunden, weil er, der Freiheit edlen Kampf kämpfend, zu ſehr ihn angeſtrengt. Er ſtand von dieſem Kampf auch dann noch nicht ab, als die Wiedereinſetzung der Stuart's nach Cromwell's Tod ſchon entſchieden war. Wenige Monate vor der Reſtauration ließ er noch eine treffliche Flugſchrift ausgehen (Ready and easy way to establish a free commonwealth), in welcher die Frage: Republik oder Monarchie? erörtert wurde und an deren Schluß der Verfaſſer mit edler Reſignation ſagte, daß ſeine Stimme für jetzt ungehört verhallen, aber vielleicht ein Nachhall derſelben die Zukunft erreichen werde[10]). Die Reſtauration nahm ihm ſein Amt und becretirte ſeine Verhaftung. Sobald indeſſen das Parlament zuſammentrat, verfügte das Unterhaus, obgleich in ſeiner überwiegenden Mehrheit aus Servilen zuſammengeſetzt, in einer Anwandlung von Scham die Freilaſſung Milton's. Später verſuchte der Hof, das Genie und die Tugend des Republikaners zu beſtechen, indem er ihm ſein früheres Amt wieder anbot; aber Milton ſchlug es aus.

---

*) Die Schrift athmet einen gewaltigen Geiſt; der Hauch einer ſtürmiſchen Freiheit brauſt mächtig durch die Blätter; man fühlt bei jedem Schritte die fieberhaft erregte Zeit einer Thronumwälzung. Aber bei aller Leidenſchaft zeigt Milton auch hier eine hochherzige Geſinnung und einen edlen, von aller Gemeinheit und Rohheit freien Geiſt. Mit klarem Verſtand, wie man bei einem ſo phantaſiereichen Schriftſteller kaum erwarten ſollte, durchdringt er die politiſchen Fragen und zerreißt mit ſtarker Hand die Hüllen der Sophiſtik, der Heuchelei, des Egoismus. Lauter und aufrichtig, wie jeder ächte Enthuſiaſt, iſt er ein Todfeind aller Verſtellung und alles Scheins und geht ohne Rückſichten und Nebengedanken geradezu auf den Kern los. „Würden die Menſchen, ſagt er in der Einleitung zu dieſer Schrift, mehr von der Vernunft geleitet als von blinden Leidenſchaften und Gewohnheiten, ſo würden ſie leicht einſehen, wie ſchlimm es iſt, einen Tyrannen zu hegen und zu ſchützen; allein da ſie in ihrem Innern Sklaven ſind, ſo wünſchen ſie auch den Staat nach derſelben ſchmachvollen Art regiert zu ſehen. Denn wahrlich, Niemand kann die Freiheit von Herzen lieben als gute Menſchen. Die Andern lieben nicht die Freiheit, ſondern die Zuchtloſigkeit, die nie mehr Raum und Nachſicht hat als unter Tyrannen. Daher kommt es, daß Tyrannen ſelten von ſchlechten Menſchen verletzt werden oder ihnen mißtrauen, da letztere alle von Natur ſervil ſind. Diejenigen dagegen, in welchen Tugend und wahrer Werth hervorleuchtet, werden von ihnen ernſtlich gefürchtet als ihre rechtmäßigen Herren und Gebieter; auf ihnen ruht ihr ganzer Haß und Argwohn." Weber: John Milton's proſaiſche Schriften, ein literariſches und publiziſtiſches Charakterbild (Raumer's hiſt. Taſchenbuch, Jahrg. 1852—53, S. 395) — die einläßlichſte Würdigung von Milton's Wirkſamkeit als Publiziſt, die mir bekannt iſt.

---

[9]) Die Gentze des 17. Jahrhunderts waren gerade wie die des neunzehnten. Saumaiſe, welchen Milton den Höfen als „Meineidverwalter" empfahl, brachte in ſeiner Schutzſchrift für das Königthum die jämmerlichſten Sophiſtereien zu Markte. Bekanntlich iſt das 8. Capitel im 1. Buch Samuel's eine der Hauptbibelſtellen, womit die Monarchiſten damals zu argumentiren pflegten. Saumaiſe jedoch fühlte das Mißliche einer Autorität, welche ſich weit mehr gegen als für das Königthum anwenden ließ, denn Jehovah wird ja durch das Verlangen Israels nach einem König höchlich erzürnt und läßt den Samuel dem Volke das Thörichte ſeines Wunſches in ſehr expreſſiven Ausdrücken zu Gemüthe führen. Aber der Sophiſt wußte ſich zu helfen, indem er friſchweg behauptete, Jehovah habe ſich über das Verlangen der Israeliten nur erzürnt geſtellt, um den Samuel, deſſen Söhne dem Volke Beſorgniß einflößten, nicht zu kränken. Der alte Jehovah als Diplomat, iſt das nicht allerliebſt?

[10]) „Ich habe — ſo lautet der Schluß dieſer merkwürdigen Schrift — das

Seine Laufbahn als Publiziſt und Staatsmann war geſchloſſen: die des Dichters begann jetzt erſt recht. Das Licht der Poeſie war es, welches die Nacht ſeines Blickes erhellte und die Bitterkeit ſeines Herzens über öffentliches und perſönliches Mißgeſchick milderte. Zwar auch mitten unter den Aufregungen ſeiner Theilnahme an den Staatshändeln hatte Milton Muße und Stimmung gefunden, ſein Dichtertalent zu üben und ſprechen zu laſſen. Schon 1645 hatte er unter dem Titel Jugenddichtungen (juvenile poems) eine Sammlung von lyriſchen Gedichten veröffentlicht, in welcher auch jene berühmte Schilderung der Geſichtspunkte ſtand, unter welchen der Fröhliche und der Schwermüthige das Leben aufzufaſſen pflegt (L'allegro and il penseroso). Außerdem ſind von Milton's lyriſchen Leiſtungen beſonders die Sonette zu rühmen. Der Dichter machte von dieſer Form ungefähr den nämlichen Gebrauch, wie Shakſpeare. Seine Sonette ſind eine Reihe von Bekenntniſſen, mit tiefem Ernſt und edler Simplizität entworfene Documente einer würdevollen Lebensführung. Aber um ſich zu ſeiner vollen Größe zu entfalten, bedurfte Milton's poetiſcher Styl eines großen Gegenſtandes. Erſt im Verlorenen Paradies tritt dieſer Styl in ſeiner Erhabenheit und Energie, ſeiner ſeelenvollen Zärtlichkeit und keuſchen Grazie vor uns hin. Hier erinnert, wie ein engliſcher Kritiker treffend bemerkt hat, Milton's Diction an die Wunder der Alpenſzenerie, in deren rauheſte und rieſenhafteſte Erhebungen feenhaft ſchöne Thäler eingelagert ſind und wo unter Lawinentrümmern Blumen voll Duft und Farbenglanz hervorblühen.

---

gefährliche Wageſtück unternommen, meine Meinung zur rechten Zeit auszuſprechen und meine Mitbürger zu warnen. Ich weiß wohl, daß die Sprache der guten alten Sache nur noch als eine Stimme in der Wüſte gilt, daß ich nur zu Bäumen und Steinen ſpreche und gleich dem Propheten bloß die Erde als Zuhörer habe. Aber mag auch dieſe Schrift der letzte Hauch der ſterbenden Freiheit ſein, vielleicht wird Gott einſt aus dieſen Steinen und dieſer Erde Männer auferwecken, welche die Freiheit wiederbeleben und der Rückkehr nach Aegyptenland Einhalt thun." Vgl. Weber, a. a. O. S. 327.

Das verlorene Paradies (Paradise lost) iſt, obgleich unter der Reſtauration vollendet, durchaus ein Product des Puritanismus, des Puritanismus in ſeiner höchſten und reinſten Stimmung. Wie Dante nach dem Fall ſeiner Partei die Grundſätze, die Liebe und den Haß, die Begeiſterung und den Zorn des florentiniſchen Ghibellinenthums mit in die Verbannung nahm und daraus ein ewiges Gedicht formte, ſo hegte und pflegte Milton nach der Wiedereinſetzung der Stuarts in ſeiner Einſamkeit und Verlaſſenheit die großen Erinnerungen der glorreichen Revolution. Aus dieſen Erinnerungen quoll ihm die Inſpiration zu einer Dichtung, in welcher der große Kampf zwiſchen dem Licht und der Finſterniß, welchen er als Staatsmann mitgefochten, gleichſam noch einmal gekämpft werden ſollte. Hier konnte der Dichter die Glut ſeiner Seele noch einmal ausſtrömen, hier konnte er ſeine religiöſen und politiſchen Ideen in poetiſchen Geſtalten verkörpern, denen die Grundanlagen der engliſchen Nationalität eine unvergängliche Dauer verſprachen, wenngleich die Zeit, in welcher ſie entſtanden, ihnen nur eine ſehr laue Aufnahme verhieß. Sein Stoff war der erhabenſte, zu welchem ſich die Phantaſie jener Zeit zu erheben vermochte: der bibliſche Mythenkreis von Satans Kampf gegen Gott, von der Hölle Empörung gegen den Himmel, von dem Sündenfall des erſten Menſchenpaares. Der Dichter war Anfangs geneigt, dieſen ſeinen Stoff dramatiſch zu behandeln, in der Art und Weiſe, wie die ſpaniſchen Dramatiker in ihren Autos sacramentales die Myſterien der chriſtlichen Mythologie zu behandeln pflegten. Bald jedoch ſchien ihm die epiſche Gewandung ſeines Gegenſtandes die paſſendere und vom Jahre 1655 an begann er den dramatiſchen Entwurf des Gedichts epiſch umzuformen, wobei er ſich des reimloſen Jambus bediente, welchen die Eigenthümlichkeit der engliſchen Sprache weit weniger monoton erſcheinen läßt, als ein ſo langathmiges Gedicht in dieſem Metrum in der deutſchen ſein müßte. Im Jahre 1665 war das Werk vollendet, allein die königliche Cenſur legte der Veröffentlichung Schwierigkeiten in den Weg 11), welche nur langſam beſeitigt werden konnten. Endlich erſchien das verlorene Paradies 1667 in zehn Büchern 12). Der noch vorhandene Contract des

---

11) Im Allgemeinen, weil die republikaniſchen Grundſätze des Dichters an vielen Stellen deutlich durchblickten; im Beſonderen, weil man in der Schilderung der Hölle und ihrer Großen eine Abſpiegelung der Hofzuſtände unter Karl II. erkennen wollte.

12) In der zweiten Auflage (1674) in zwölf Büchern.

Dichters mit dem Verleger zeigt, welchen geringen Erfolg ſich der letztere von dem Werke verſprach[13]. In der That war die Aufnahme deſſelben eine ſehr kalte, wenigſtens in den tonangebenden Claſſen, obwohl die anerkannteſte literariſche Autorität der Reſtaurationszeit, Dryden, den Ausſpruch that, daß der Dichter des verlorenen Paradieſes über alle Autoren der Gegenwart weit hinwegrage[14]. In den bürgerlichen Kreiſen ſcheint jedoch das Gedicht dankbarere Leſer gefunden zu haben als in den vornehmen, denn 1695 wurde ſchon die ſechſte Auflage nöthig. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts ſtand der Ruhm des verlorenen Paradieſes als einer claſſiſchen Nationaldichtung in England bereits feſt und wurde insbeſondere durch Addiſon's feinſinnige Beurtheilung im Spectator auch auf das Feſtland verbreitet, wo Milton namentlich in Deutſchland zur Zeit der Wiedergeburt unſerer Nationalliteratur in dem Bodmer-Klopſtock'ſchen Kreiſe begeiſterte Bewunderer fand.

Milton's verlorenes Paradies gehört zu den Werken, deren Titel in Jedermanns Mund ſind und die in der ganzen gebildeten Welt eines traditionellen Anſehens genießen. Trotzdem und ungeachtet deſſen, daß in Deutſchland viele Ueberſetzungen des Gedichts erſchienen[15], dürfte es kaum gewagt ſein, anzunehmen, daß dieſſeits des Canals nicht ſehr Viele mit dem Inhalt deſſelben vertraut ſeien. Wir ſkizziren deßhalb den Gang von Milton's Epos und zwar nach der Zeitfolge der dargeſtellten Begebenheiten, welche von der Aufeinanderfolge der einzelnen Geſänge etwas abweicht. Dabei werden wir Veranlaſſung nehmen, in den Anmerkungen auf vortretende Einzelnheiten des Werkes aufmerkſam zu machen.

Der Dichter manifeſtirt gleich zu Anfang ſeine weſentlich religiöſe

---

[13] Der Buchhändler Simmons bezahlte dem Dichter für das Manuſcript 5 Pfund. Waren 1300 Exemplare abgeſetzt, ſollte Milton abermals 5 Pfund erhalten und ebenſoviel für die zweite und jede weitere Auflage. Uebrigens waren die Honorare der engliſchen Autoren damals überhaupt noch ſehr geringfügig. Poeten und Publiziſten, welche dem Hofe genehm waren, wurden durch Aemter oder Penſionen ſchadlos gehalten. Erſt Pope wußte die Schriftſtellerei als ſolche zu einer reichen Einkommensquelle zu machen und von da ab ſteigerten ſich die Honorare in England bis zu der früher von uns berührten Höhe.

[14] „This man cuts us all."

[15] Von Bodmer 1732, von Zachariä 1762, von Bürde 1793, von Pries 1813, von Roſenzweig 1832, von Kottenkamp 1841.

Stimmung und Geſinnung. Denn nicht die profane Muſe ruft er um Beiſtand an, ſondern die Muſe der heiligen Geſchichte[16]). Die Erzählung der vormenſchlichen Ereigniſſe der jüdiſchen Mythologie wird dem Erzengel Raphael in den Mund gelegt, welcher ſie Adam mittheilt. Dieſer Mittheilung zufolge berief Gott eines Tages ſeine Heerſchaaren zuſammen, ihnen anzuſagen, daß er ſich ſo eben ſeinen einzigen Sohn gezeugt, welchen ſie zu ſeiner Rechten ſitzen ſähen und welchem ſie ſofort Huldigung leiſten ſollten. Dies geſchah und ein herrliches Feſt beſchloß den Tag. Aber einer der Himmelsfürſten, der mächtigſten einer, empörte ſich wider den Gedanken, daß er einem Jüngeren ſein Knie beugen ſollte, und in der Nacht brach er mit ſeinen Vaſallen, einem Drittel des ganzen Engelheeres, plötzlich auf und zog von dannen. Dieſer trotzige Wegzug Satans war der Beginn ſeiner Rebellion gegen den höchſten Himmelsherrn, welcher ſofort Veranſtaltungen trifft zur Abwehr der Empörer, die ihrerſeits nicht zögern, den Angriff zu beginnen. Michael und Gabriel werden an die Spitze der himmliſchen Schlachtreihen geſtellt und der Kampf beginnt, nachdem Satan umſonſt verſucht hat, die ihm Gegenüberſtehenden durch Lockung und Spott auf ſeine Seite zu ziehen. Beiderſeits wird mit größter Tapferkeit gefochten, und zwar abwechſelnd auf feſtem Grund und in den Lüften. Satan und Michael, welcher letztere je mit einem Streiche ſeines Flammenſchwertes ganze Geſchwader niedermäht, treffen im Zweikampfe zuſammen und jener wird von dieſem heftig in die Hüfte gehauen, daß ihn ſeine Getreuen hinter das Treffen bringen müſſen. Die Nacht beendigt die Schlacht, nicht aber den Kampf. Denn am andern Morgen erſcheint das Höllenheer abermals auf dem Plan, ausgerüſtet mit einer neuen furchtbaren Erfindung, mit Artillerie. Satan hatte den Seinigen den Gebrauch des Pulvers mitgetheilt und während der Nacht

---

16) . . . . Sing heav'nly Muse, that on the secret top
Of Oreb, or of Sinai, didst inspire
That shepherd, who first taught the chosen seed
In the beginning, how the heav'ns and earth
Rose out of Chaos. Or if Sion hill
Delight thee more, and Siloa's brook that flow'd
Fast by the oracle of God; I thence
Invoke thy aid to my advent'rous song,
That with no middle flight intends to soar
Above th 'Aonian mount . . . . .

waren eilends Kanonen und Kugeln gegoſſen worden. Dieſes neue hölliſche Kriegsmittel that ſchreckliche Wirkung und ſchien das Treffen zu Gunſten der Sataniker entſcheiden zu wollen[17]. Doch die niedergeſchmetterten Himmelskrieger erhoben ſich zu neuer Energie und unter dem Toſen eines Kampfes, der die Wölbung des Firmaments zu ſprengen drohte, ſank die zweite Nacht herab. Als der Morgen wieder tagte, ſprach der Ewige zu ſeinem Sohne: Zwei Tage des Streites ſchwanden ohne Entſcheidung, der dritte nun iſt dein. Da hub ſich der Sohn, der deſignirte Heiland der Welt, ſelber zum Streite und beſtieg den Wagen des Allmächtigen. Die Schilderung ſeiner Ausfahrt zur Schlacht gehört zu dem Prachtvollſten, was die Phantaſie je erſonnen[18]. Vor dieſem Streiter vermag Satans Heer nicht

---

[17] Die Darſtellung der Anwendung der Geſchütze und ihrer Wirkung, Book VI, 571—599 iſt außerordentlich anſchaulich.

[18] . . . . . Forth rush'd with whirlwind sound
The chariot of paternal Deity,
Flashing thick flames, wheel within wheel undrawn,
Itself instinct with Spirit, but convoy'd
By four Cherubic shapes: four faces each
Had wondrous; as with stars their bodies all
And wings were set with eyes, with eyes the wheels
Of beryl, and careering fires between;
Over their heads a crystal firmament,
Whereon a sapphire throne, inlaid with pure
Amber, and colours of the show'ry arch.
He in celestial panoply all arm'd
Of radiant Urim, work divinely wrought,
Ascended. At his right hand victory
Sat eagle-wing'd; beside him hung his bow
And quiver with three-bolted thunder stored;
And from about him fierce effusion roll'd
Of smoke and bick'ring flame and sparkles dire:
Attended with ten thousand thousand Saints,
He onward came; far of his coming shone;
And twenty thousand (I their number heard)
Chariots of God, half on each hand were seen.
He on the wings of Cherub rode sublime
On the crystalline sky, in sapphire throned,
Illustrious far and wide, but by his own
First seen; them unexpected joy surprised,

Stand zu halten. Die Rebellen entſagen bald aller Gegenwehr, der Wall des Himmels öffnet ſich, nach innen rollend, eine ungeheure Tiefe thut ſich auf, in welche Satan und die Seinigen hinabgeſtürzt werden, und neun Tage lang fallen ſie, bis ſie endlich auf dem Boden der Hölle anlangen. Das Herz Gottes empfand jedoch Trauer über die theilweiſe Entvölkerung ſeines Himmels und zum Erſatz für die abgefallenen Engel beſchloß er eine neue Welt mit neuen Geſchöpfen zu ſchaffen. Hierauf beginnt die Schöpfungsgeſchichte, eine glanzvolle Paraphraſe der moſaiſchen Geneſis. Soweit Raphael. Adam ſeinerſeits nun theilt dem Erzengel ſeine Empfindungen und Erlebniſſe ſeit ſeiner erſten Daſeinsſtunde mit. Die Erzählung von ſeiner Hochzeitsfeier mit Eva iſt eine der zarteſten und lieblichſten Stellen des Gedichts [19]. Zugleich beweiſt Milton bei Zeichnung dieſer und ähnlicher Situationen [20], daß ſeine geſunde Frömmigkeit von der krankhaften Prüderie der ſpäteren Frommen ſeines Landes himmelweit entfernt war. Inzwiſchen hatte ſich Satan von der neuntägigen Betäubung, welche ſeinem Sturze gefolgt war, wieder erholt. Der Ort, wo er ſich befindet, die Hölle,

---

When the great ensign of Messiah blazed
Aloft, by Angels borne, his signe in Heaven;
Under whose conduct Michael soon reduced
His army, circumfused on either wing,
Under their Head embody'd all in one.
Before him pow'r divine his way prepared:
At his command th' uprooted hills retired
Each to his place; they heard his voice, and went
Obsequious; Heav'n his wonted face renew'd,
And with fresh flow'rets hill and valley smiled.

[19] . . . . . To the nuptial bower
I led her, blushing like the morn. All Heav'n,
And happy constellations on that hour
Shed their selectest influence! The earth
Gave sign of gratulation, and each hill!
Joyous the birds; fresh gales and gentle airs
Whisper'd it to the woods, and from their wings
Flung rose, flung odours from the spicy shrub,
Disporting, till the amorous bird of night
Sung spousal, and bid haste the ev'ning star
On his hill-top, to light the bridal lamp.

[20] Book IV, 738—747; ebendaſelbſt S. 492—502.

deren grauenvolle, ſichtbares Dunkel ausſtrömende Oede im erhabenſten Styl beſchrieben wird[21], zeigt ihm die ganze Tiefe ſeines Falls. Aber ſein rebelliſcher Stolz wird zu einer unerſchöpflichen Quelle der Energie für den Höllenkönig, deſſen Geſtalt bezeugt, daß kein, aber auch gar kein Dichter dem des verlorenen Paradieſes in der Schöpfung übernatürlicher Weſen gleichkommt, insbeſondere in der Schöpfung böſer Geiſter[22]. Sein Satan iſt ohne Frage diejenige ſeiner Figuren, welche das lebhafteſte Intereſſe in Anſpruch nimmt, ein Bild voll Majeſtät, vor welchem das Schrecken einhergeht und dem wir um ſeines großartig angelegten und durchgeführten Charakters willen unſere Theilnahme zuwenden müſſen. Er weiß den Muth, welcher ihn zu fernerem Kampfe gegen Gott und deſſen Reich ſtachelt, auch ſeinen Gefährten einzuhauchen. Als paſſendſter Ort, den Streit weiter zu fechten, wird die neugeſchaffene Erde auserſehen, und während die übrigen böſen Geiſter ſich durch die Räume der Hölle zerſtreuen, um allerlei Geſchäfte und Spiele (worunter auch philoſophiſche Disputationen vorkommen) zu treiben, macht ſich Satan auf, den neugewählten Kampfplatz auszukundſchaften. Er gelangt an die Pforten der Hölle, welche mit dreifachen Flügelthüren von Erz, Stahl und Diamant verſchloſſen ſind, und findet hier zwei grauenhafte Wächter, den Tod und deſſen Tochter, die Sünde, zwei geſpenſtige Bildungen, die des Dichters Meiſterſchaft in derartigen Schöpfungen abermals aufzeigen[23]. Die Sünde bewegt ihren Vater, das Thor aufzuſchließen, und Satan tritt hinaus in den chaotiſchen Raum, in der grauen Tiefe Dunkel, welches der Mutterleib der Natur und vielleicht ihr Grab. Die Dämonen dieſes vorweltlichen, zuſtandloſen Raumes weiſen ihm den Weg, auf welchem nach dem Sündenfalle der Menſchen Sünde und Tod den Spuren des Höllenfürſten folgen. Dieſer betritt endlich die ſo eben dem Chaos entrungene Schöpfung, geleitet von dem blendenden Lichtſtrom, welcher von dem Palaſte Gottes ausſtralt[24]. Der Glanz des Firmaments mit ſeinen Myriaden Sternen macht ihn einen Augenblick vor Staunen ſtilleſtehen, doch bald ſetzt er ſeine Wanderung fort und zwar zunächſt in die Sonne. Hier ſtößt er auf den Erzengel Uriel, und um nicht erkannt zu werden, nimmt er die Geſtalt eines jugendlichen Engels an, gibt vor, er durchwandere das Univerſum, um die Schöpferherrlichkeit Gottes anbetend zu bewundern, und bittet jenen, ihm den Weg nach der neugeſchaffenen Erde zu zeigen. Uriel thut es und Satan gelangt zur Erde und an die Umwallung des Paradieſes, welche er überſpringt und ſo die Schönheit Edens erblickt, vom Dichter mit dem höchſten Reichthum und Schmelz der Farben gemalt[25]. Ein von ihm belauſchtes Geſpräch Adam's und Eva's verräth ihm, daß dem Paare unter Androhung des Todes verboten iſt, die Früchte des Baumes der Erkenntniß zu eſſen, was Satan zu einem Monolog Veranlaſſung gibt, worin die Frage aufgeworfen wird, ob denn Wiſſen Sünde ſein könne und ob das Glück der neugeſchaffenen Menſchen auf der Dummheit beruhe. Er beſchließt, dieſes Glück zu ſtören. Unterdeſſen aber iſt dem Uriel der wandernde Engel verdächtig vorgekommen: er ſchwingt ſich zur Erde und bringt die Engelſchaar, deren Obhut das Paradies anvertraut iſt, in Alarm. Die Aufgeſtörten durchſuchen Eden nach dem Feind und finden ihn endlich, wie er, in Geſtalt einer Kröte, der ſchlafenden Eva böſe Träume ins Ohr flüſtert. Da ihn aber Ituriel mit ſeinem Speer berührt, ſieht er ſich gezwungen, ſeine wahre Geſtalt anzunehmen, vor welcher die Engel entſetzt zurückfahren. Gabriel kommt herbei und ſchon will ſich zwiſchen den Engeln und dem Höllenkönig, der eine imponirende Haltung angenommen, ein mörderiſcher Kampf erheben, als der Allmächtige die goldene Waage, worin er jegliches Erſchaffene wiegt, am Himmel aufhängt. Satan ſieht, daß ſeine Waagſchale emporgeſchnellt wird, und flieht mit Murren, ſeinen Anſchlag auf die Menſcheneltern verſchiebend. Inzwiſchen haben die von dem Böſen eingegebenen Träume in Eva gewirkt: ſie iſt lüſtern nach den Früchten vom Baume der Erkenntniß. Gott zwar ſieht vermöge ſeiner Allwiſſenheit das Unheil, welches die Menſchen bedroht, voraus, aber er läßt es zu, damit der Menſch ſeine Freiheit bewähren könne. Freilich, der Sündenfall der Menſchen provocire die göttliche Gerechtigkeit, welche ſchlechterdings ein Opfer haben müſſe. Gott der Sohn bietet ſich ſofort an, dieſes Opfer zu werden, worauf ihm die himmliſchen Schaaren lobſingen, weil er nicht nur durch Geburt, ſondern auch durch Verdienſt der rechte Erbe Gottes ſei. Hierauf ſagt der Allmächtige den jüngſten Tag voraus: wann die Zahl der Verdammten voll wäre, ſollte die Hölle für immer zugeſperrt werden. Auch würde dann die Welt in Feuer verbrennen, um aus ihrer Aſche eine neue Erde und einen neuen Himmel hervorgehen zu laſſen, der Seligen Wohnſitz[26]. Die Menſchen ſollen jedoch nicht ungewarnt der Verſuchung anheimfallen und deßhalb ſendet der Allmächtige den Raphael nach Eden hernieder.

---

[21] Book I, 36 sq.

[22] The spirits of Milton are unlike those of almost all other writers. His fiends, in particular, are wonderful creations. They are not metaphysical abstractions. They are not wicked men. They are not ugly beasts. They have no horns, no tails, none of the fee-faw-fum of Tasso and Klopstock. (Dieſe Zuſammenſtellung des Dichters des Meſſias mit dem des befreiten Jeruſalem iſt abzuweiſen.) They have just enough in common with human nature to be intelligible to human beings. Their characters are, like their forms, marked by a certain dim resemblance to those of men, but exaggerated to gigantic dimensions, and veiled in mysterious gloom. Macaulay: Milton (Essays, I, 24). Dieſem Urtheil wird Jeder beipflichten, welcher folgende Schilderung Satans lieſt (P. L. book I, 193—210):

With head uplift above the wave, and eyes
That sparkling blazed, his other parts besides
Prone on the flood, extended long and large,
Lay floating many a rood, in bulk as huge
As whom the fables name of monstrous size;
Titanian, or Earth-born, that warr'd on Jove,
Briareos, or Typhon, whom the den
By ancient Tarsus held, or that sea-beast
Leviathan, which God of all his works
Created hugest that swim the ocean stream;
Him haply slumb'ring on the Norway foam
The pilot of some island, oft, as seamen tell,
With fixed anchor in his scaly rind
Moors by his side under the lee, while night
Invests the sea, and wished morn delays:
So stretch'd out huge in length the Arch-Fiend lay
Chain'd on the burning lake . . . . .

Hiezu vgl. die Darſtellung Satans im Fluge, book II, 629—643; ferner book IV, 985—990.

---

[23] Book II, 648 fg.

[24] Der blinde Dichter benützt dieſe Gelegenheit, eine rührende Apoſtrophe an das Licht zu richten (book III, 1 fg.).

[25] Book IV, 205—385.

---

26) Die dogmatiſche Unterhaltung zwiſchen Gott und ſeinem Sohne füllt den größeren Theil des 3. Buches aus. Dergleichen theologiſche Grübeleien, die auch ſonſt häufig in dem Gedicht vorkommen, ſtören den poetiſchen Eindruck deſſelben gewaltig. Nicht weniger ſtörend iſt für unſeren Geſchmack die Herbeiziehung griechiſch-mythologiſcher Bilder, womit Milton ſein jüdiſch-chriſtlich-mythologiſches Gemälde ausſtaffirt (z. B. book IV, 705 ſq. und anderwärts). Beide Schwächen ſind freilich als weſentlich zur Stimmung der Zeit gehörend, in welcher das Gedicht entſtand, zu entſchuldigen.

damit derſelbe Adam und Eva alles das mittheile, was wir in unſerer Skizze vorangeſtellt[27]. Aber dieſe Warnung ſchlägt nicht an. Satan, welcher nicht aus dem Paradieſe gewichen, nimmt das Werk der Verſuchung wieder auf und bringt in Schlangengeſtalt vermittelſt Schmeichelei Eva dahin, von den Früchten des Baumes der Erkenntniß zu koſten. Triumphirend theilt ſie dem Gatten ihre Entdeckung mit und er läßt ſich „durch Frauenreiz und Zärtlichkeit“ verführen, die verbotene Speiſe ebenfalls zu koſten. Eine zauberiſche Wirkung tritt ein: das Paar glüht von einer bisher niegekannten Luſt, welche der Dichter mit brennenden Farben ſchildert[28]. Aber wie ſie aus dem Schlummer erwachen, welcher ſie nach dem Taumel des Genuſſes befangen, erfaßt ſie das Gefühl der Scham. Sie wiſſen nun, was gut und böſe iſt, und dieſe Erkenntniß bricht zunächſt in gegenſeitigen Vorwürfen aus. Die Strafe naht raſchen Schrittes. Die Engel fliehen aus Eden, Gott der Sohn erſcheint und ſpricht den Schuldigen das Urtheil. Sünde und Tod verlaſſen die Hölle und machen die Erde zu ihrem Tummelplatz. Eva gelingt es jedoch, mit dem zürnenden Gatten ihren Frieden zu ſchließen, nachdem ſie Adam in rührendſter Weiſe um Verzeihung angefleht[29]). Der Erzengel Michael treibt das Paar aus dem Paradieſe und zeigt ihm in einer großartigen Viſion die Folgen des Sündenfalles, welcher durch den Opfertod des Sohnes Gottes in ferner Zukunft geſühnt werden ſoll. Getröſtet durch die Ausſicht, daß ſie gewürdigt ſei, den Samen des Erlöſers zu erſchaffen, der das Verlorene dereinſt wieder gewinne, weiß Eva auch den Gatten zu tröſten und Hand in Hand wenden ſie dem Paradies langſam den Rücken.

---

[27] Wir holen nach, daß in der Erwiderung Adam's auf die Mittheilungen des Erzengels das Verhältniß des Mannes zum Weibe mit größter pſychologiſcher Feinheit und Tiefe dargelegt iſt (book VIII, 521—549 und 595—613).

[28] As with new wine intoxicated both,
They swim in mirth, and fancy that they feel
Divinity within them breeding wings
Wherewith to scorn the earth: but that false fruit
Far other operation first display'd;
Carnal desire inflaming: he on Eve
Began to cast lascivious eyes; she him
As wantonly repaid. In lust they burn . . . .
. . . . And forbore not glance or toy
Of amorous intent: well understood
Of Eve, whose eye darted contagious fire.
Her hand he seized, and to a shady bank,
Thick overhead with verdant roof imbower'd,
He led her, nothing loth. Flow'rs were the couch,
Pansies, and violets, and asphodel,
And hyacinth, earth's freshest softest lap.
There they their fill of love and love's disport
Took largely, of their mutual guilt the seal,
The solace of their sin, till dewy sleep
Oppress'd them, wearied with their amorous play.

Dieſe erhabene Dichtung hatte die Luſt Milton's, zu produziren, noch nicht erſchöpft, wohl aber ſeine poetiſche Kraft. Er unternahm es, als Gegenſtück zu dem verlorenen Paradies ein wiedergewonnenes (Paradise regained) zu dichten, welches in 4 Büchern und im nämlichen Versmaß, wie jenes, im Jahre 1671 gedruckt wurde. Den Inhalt bildet die Verſuchung Jeſu durch den Satan in der Wüſte und die bekannte Vereitelung dieſes hölliſchen Unterfangens. Aber es iſt eine mühſelige Arbeit, ſich durch dieſe in breitſpuriger Rhetorik einhergehende theologiſche Diſputation — denn eine ſolche und nur eine ſolche iſt das wiedergewonnene Paradies — durchzuleſen. Ebenſo unerquicklich iſt, einzelner Aufſchwünge der Diction ungeachtet, im Ganzen das in antiker Form geſchriebene, mit Chören ausgeſtattete Trauerſpiel Samson Agonistes (1671), welches ſpäter von Händel, dem großen in England nationaliſirten deutſchen Tonkünſtler, in der Form eines Oratoriums in Muſik geſetzt wurde. Einige gelehrte Arbeiten des gealterten Dichters ſind von keiner nationalliterariſchen Bedeutung. Am Abend ſeines Lebens, als das offenkundige Streben des Hofes nach despotiſcher Gewalt die Partei der Whigs zu neuer oppoſitioneller Thätigkeit aneiferte, trat Milton noch einmal als Publiziſt hervor, erlebte aber den abermaligen Sieg ſeiner Partei lange nicht mehr, indem er am 10. November 1674 zu London ſtarb. Die Führer der Oppoſition und die Bürgerſchaft der Hauptſtadt bereiteten ihm ein feierliches Leichenbegängniß, welches zugleich als Demonſtration gegen den Hof diente. Ein Denkmal im Poeten-

---

29) Die Anregung zu dieſer Szene voll ſchwungvollem Pathos (book X, 909 ſq.) ſoll Milton aus einer ähnlichen Situation in ſeinem eigenen Leben geſchöpft haben. Denn als ihn ſeine erſte Frau kurz nach der Verheiratung um ſeiner politiſchen Grundſätze willen verließ und er ſich darüber erzürnt von ihr ſcheiden laſſen wollte, brachte ſie ihn durch ihr reuiges Bezeigen, durch Bitten und Thränen davon ab.

winkel der Weſtminſter-Abtei hat er erſt im Jahre 1737 erhalten. Ein ſchöneres ſetzte dem großen Dichter, deſſen ſtaatsmänniſchen Verdienſten das Hochtorythum noch jetzt keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, Macaulay in ſeinem Eſſay, welcher Milton's Namen an der Stirne trägt und in welchem namentlich das Verhalten deſſelben als Politiker meiſterhaft beleuchtet wird 30).

Milton alſo war der Dichter des Puritanismus in deſſen erhabener Erſcheinungsform. Aber dieſes große Product des Proteſtantismus bot in ſeinen religiöſen und ſozialen Aeußerungen zu viele komiſche Seiten dar, um nicht den Spott herauszufordern. Man mußte ſehr ernſt geſtimmt und zum Hinwegſehen über Aeußerlichkeiten organiſirt ſein, wenn man die Mehrzahl der Rundköpfe, dieſe näſelnden, ſtutzohrigen Heiligen mit ihren abſonderlichen Thurmhüten, ihrer triſten Kleidung, ihrem trübſeligen oder fanatiſchen Mienenſpiel, ihren altteſtamentlichen Redensarten, ihren oft aus einem ganzen Bibelvers beſtehenden Namen, ihrem monſtröſen Gepredige und ihrer blindwüthenden Feindſeligkeit gegen geſellige Ergötzlichkeiten nicht höchſt lächerlich finden wollte. Die Satire lag hier zu nahe, als daß ſie nicht zur Hand genommen worden wäre. Samuel Butler, geboren 1612 zu Strensham in Worceſterſhire, ergriff die ſatiriſche Geißel und handhabte ſie gewandt und eindringlich. Sein Gedicht, welches, die Kehrſeite des Puritanismus aufzeigend, gleich Milton's Paradies erſt unter der Re-

---

30) His public conduct, heißt es hier (Essays, I, 29) unter Anderem, was such as was tobe exapected from a man of a spirit so high and of an intellect so powerful. He lived at one of the most memorable eras in the history of mankind, at the very crisis of the great conflict between Oromasdes and Arimanes, liberty and despotism, reason and prejudice. That great battle was fought for no single generation, for no single land. The destinies of the human race were staked on the same cast with the freedom of the English people. Then were first proclaimed those mighty principles which have since worked their way into the depths of the American forests, which have roused Greece from the slavery and degradation of two thousand years, and which, from one end of Europe to the other, have kindled an unquenchable fire in the hearts of the oppressed, and loosed the knees of the oppressors with an unwonted fear. Of those principles, then struggling for their infant existence, Milton was the most devoted and eloquent literary champion. — Die beſte Ausgabe des Paradise lost lieferte Th. Newton, Lond. 1749, nachher vielmal neu aufgelegt. Geſammtausgaben der poetiſchen Werke Milton's gibt es eine ganze Reihe. Prose works, ed. by Symmons, Lond. 1806. The life of J. M. by W. Hailey, Basil 1799 (Nachdruck).

ſtauration geſchrieben und veröffentlicht wurde, wurzelt wie dieſes im Boden der Rebellion und Republik. Von ſeiner Hauptperſon den Titel **Hudibras** führend, iſt es in der Form einer komiſchen Epopöe und in einem Metrum verfaßt, welches unſeren deutſchen Knittelreimen entſpricht. Der erſte Theil des Werkes erſchien 1663, der zweite 1664, der dritte 1678, jeder drei Canti enthaltend[31]. Mit dem neunten Geſang brach die Satire ab, ohne ihren Plan, wenn von einem ſolchen überhaupt die Rede ſein kann, zu Ende zu führen. Das Gedicht iſt alſo ein fragmentariſches und vielleicht hat die undankbare Kargheit ſeiner Partei dem Dichter die Fortführung deſſelben verleidet. Denn es wurde zwar der Hudibras von den Royaliſten und Hochkirchlern mit Entzücken aufgenommen, aber dieſes Entzücken linderte die Armuth des Dichters nicht, und wenn König Karl II. Stellen aus dem Gedicht zu recitiren liebte, ſo begnügte er ſich doch damit, dem Verfaſſer ein für allemal das nach engliſchen Begriffen armſelige Almoſen von 300 Pfund hinzuwerfen. Butler ſtarb 1680 in bedrängten Umſtänden. Vierzig Jahre ſpäter ließ ihm ein Verehrer ſeiner Komik im Dichterwinkel zu Weſtminſter einen Denkſtein errichten. Bei Entwerfung ſeines ſatiriſchen Epos ſchwebte dem Dichter offenbar der Don Quixote vor, aber er wußte ſich weder zu der tiefſinnigen Idee noch zu der künſtleriſchen Ausführung ſeines Muſters zu erheben. Hudibras, ein presbyterianiſcher Squire, durchzieht mit ſeinem independentiſchen Knappen Ralph in heiligem Eifer das Land, um Prälatenthum und andere Uebel auszurotten. Beide Figuren ſind ganz gemeine, feige, heuchleriſche, ſchmarotzende Schufte und hat der Dichter auf ſie alle die Schwächen, Thorheiten und Laſter gehäuft, welche die Cavaliere den Rundköpfen ſchuldgaben. Natürlich wird Sir Hudibras überall tüchtig abgeführt und abgeſchmiert. Es regnet da ordentlich Prügel und Zoten und ganz greuliche Beſcheerungen von letzterer Sorte kommen namentlich in den Liebesgeſprächen des Ritters mit der Wittwe Trulla vor, welche ihn zuletzt ebenfalls mit einem Buckel voll Schlägen abfahren läßt. Wir können dem Hiſtoriker Hume nicht beiſtimmen, wenn er den Hudibras als ein Werk unnachahmlichen Witzes preiſt[32], aber wir anerkennen, daß das Gedicht, vom Parteiſtandpunkt betrachtet, eine ganz vortreffliche Satire iſt. Gleich zu Anfang wird mit wenigen ſcharfen Zügen ein anſchauliches Bild der Zeit entworfen, wo man wie toll um Dame Religion ſich ſchlug[33]). Ferner iſt die Charakteriſtik des Helden und ſeines Schildknappen ſatiriſch wohlgerathen und manche ihrer burlesken und grotesken Abenteuer wirken erſchütternd auf die Lachmuskeln. Allein das Ganze ermüdet doch ſehr, iſt an vielen Stellen der reichlich eingeſtreuten theologiſchen Gelehrſamkeit und der zahlloſen localen und perſonalen Anſpielungen wegen nur mit einem guten Commentar in der Hand[34]) zu verſtehen und daher heutzutage kaum noch recht genießbar.

---

[31] Hudibras by S. B., ed. by Grey, Lond. 1744, 2 vol. Hudibras, with the life of the author by Nash, 1793, III. Deutſch von Soltau 1787, von Gruber 1811, von Eiſelein 1846.

[32] Hist. of England, chapt. 72, am Schluß.

Neben Milton und Butler können ſämmtliche Poeten aus der Zeit des großen Bürgerkriegs nur auf den zweiten und dritten Rang Anſpruch machen. Edmund Waller (1605—87), in ſeiner Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ein charakterloſer Manteldreher, that ſich im Parlament durch Rednergaben hervor, war aber als Poet eben auch nur Rhetoriker. Seine Liebeslieder an verſchiedene Schönheiten, unter denen die von ihm unter dem Namen Sachariſſa beſungene Dorothea Sydney die erſte Stelle einnahm, ſind in einem eleganten, aber nicht ſelten zur läppiſchen Tändelei herabſinkenden Styl geſchrieben. Ein größeres erzählendes Gedicht, the battle of the Summer Islands, wozu ihn eine Reiſe nach den Bermuda-Inſeln angeregt, gewann durch die anmuthige Leichtigkeit des

---

33) When civil dudgeon first grew high,
And men fell out they knew not why;
When hard words, jealousies, and fears,
Set folks together by the ears,
And made them fight, like mad or drunk,
For Dame Religion, as for punk;
Whose honesty they all durst swear for,
Thought not a man of them knew wherefore;
When Gospel-trumpeter, surrounded
With long-ear'd rout, to battle sounded;
And pulpit, drum ecclesiastic,
Was beat with fist instead of a stick;
Then did Sir Knight abandon dwelling,
And out he rode a colonelling.

34) Mit einem ſolchen iſt die Eiſelein'ſche Verdeutſchung des Hudibras ausgeſtattet.

Vertbaus Beifall. Für ſein Meiſterſtück gilt die Ode Upon the death of the Lord Protector. Die Tinte dieſes Lobgedichts war ſo zu ſagen kaum trocken, als Waller ſchon den rückkehrenden zweiten Karl lobpſalmirend anſang[35]. Mehr Stärke und Gedankenreichthum hat Abraham Cowley (1618 – 67) in ſeinen zahlreichen Oden und Elegien entwickelt, und wenn ſein epiſcher Verſuch Davideis kaum über eine Schulübung in dieſer Gattung ſich erhebt, ſo hat er dagegen den national-engliſchen Balladenton („the chronicle") ſehr glücklich getroffen. Endlich ſei hier noch des Sir John Denham (1615 – 68) gedacht, weil derſelbe vermittelſt ſeines berühmteſten Gedichts (Cooper's Hill, 1643) die poetiſche, in moraliſirendem Lehrton gehaltene Landſchaftsmalerei in ſeinem Vaterlande einführte, ein Genre, das nachmals daſelbſt ungemeine Popularität gewonnen und bis auf den heutigen Tag behauptet hat.

## 8.

## Die Reſtauration. Die Geſellſchaft und die Literatur. Das Theater. Dryden. Tragik: Otway. Die Komödie: Wycherley, Congreve, Vanbrugh, Farquhar. Die Satire: Rocheſter. Der Roman: Boyle, Harrington, Aphra Behn, Miſtreß Heywood, Miß Manley, Bunyan. Oratoriſche, publiziſtiſche und geſchichtliche Proſa: Taylor, Barrow, Burnet, Tillotſon, Sidney, Whiteloke, Clarendon, Temple.

Die Phyſiognomie der engliſchen Geſellſchaft nach Wiederherſtellung der Stuarts (1660), verglichen mit der, welche ſie unter dem puritaniſchen Regiment theilweiſe ernſtlich ſich angeeignet, theilweiſe erheuchelt hatte, müßte den höchſten Grad von Befremden erregen, wüßten wir uns dieſe außerordentliche Veränderung nicht dadurch zu erklären, daß Einſeitigkeit ſtets wieder Einſeitigkeit zeugt. Die Sittengeſchichte Frankreichs bietet eine auffallende Parallele zu der Umwandlung der Sitten, welche nach der Thronbeſteigung Karl's II. in England zu Tage trat. In ſeinen alten Tagen hatte Ludwig XIV. dem Einfluß einer frömmelnden Maitreſſe ſoweit nachgegeben, daß er Verſailles zu einem Kloſter machte: kaum jedoch waren die Augen des Königs geſchloſſen, als ſich die vornehme Geſellſchaft, welche noch ſo eben Altäre und Beichtſtühle umdrängt hatte, mit wahrer Wuth in die ſchamloſen Orgien der Regentſchaft ſtürzte. Aehnliches geſchah bei Wiedererrichtung der Monarchie in England: gleichartige Urſachen rufen aller nationalen Unterſchiede ungeachtet überall gleichartige Wirkungen hervor. Der engliſche Hiſtoriker Aliſon weiß ſich in ſeiner Vergleichung der engliſchen Revolutionen mit der franzöſiſchen ſehr damit, daß dort die germaniſche Mäßigung obenauf geblieben, während hier die romaniſche Maßloſigkeit triumphirte, und in der That, er hat Recht. Ebenſo da, wo er beim Uebergang der franzöſiſchen Republik in das Kaiſerthum ausruft: Wenn die Freiheit in Frankreich unter den Thränen des Jammers und bei dem Lichte des Brandes erſtand, ſo erſtarb ſie unter der ſklaviſchen Demuth und Speichelleckerei der Eunuchen des Orients. Aber es hätte ihm hiebei wohl der 29. Mai 1660 einfallen dürfen, wo ganz England einem trägen Wollüſtling bei ſeinem Einzug in London als einem Meſſias zujubelte; denn fürwahr, dieſer Tag iſt einer von jenen in der Weltgeſchichte ſo zahlloſen Tagen, welche Einen zu der Ueberzeugung bringen könnten, das gemeinſchaftliche Erbtheil der Völker ſei die Niederträchtigkeit.

---

[35] Der König machte übrigens gegen Waller die Bemerkung, daß ihm gewidmete Gedicht ſtehe an poetiſchem Werth dem auf Cromwell weit nach, worauf der Dichter die niederträchtig ſchmeichleriſche Antwort gegeben haben ſoll: Poets, Sir, succeed better in fiction than in truth.

Die Folgen der bejubelten ſtuart'ſchen Reſtauration zeigten ſich bald, namentlich aber dann, als der bedachtſame Clarendon von der Leitung der Geſchäfte entfernt und der Staat jenem Miniſterium überlaſſen wurde, welches die Geſchichte mit dem Namen der Cabal gebrandmarkt hat[1]. Die Nationalehre, welche der große Protector Angeſichts Europa's ſo ruhmvoll vertreten, wurde von Karl II. und ſeinem Bruder und Nachfolger Jakob II., einem bornirten Fanatiker, nicht allein leichtſinnig preisgegeben, ſondern geradezu ſchmachvoll an Ludwig XIV. verkauft. England, das von Cromwell zur Schutzmacht der proteſtantiſchen Welt war erhoben worden, ſank zum

---

[1] Das Wort iſt bekanntlich zuſammengeſetzt aus den Anfangsbuchſtaben der Namen der Miniſter Clifford, Aſhley, Buckingham, Arlington, Lauderdale.

Vaſallen Frankreichs herab. Im Innern verſchlechterte ſich der öffentliche Geiſt unſäglich. Die ſtuart'ſche Politik ging, in Anlehnung an die Doctrin des Sir Robert Filmer, welche das unantaſtbare Recht der königlichen Despotie und den ſklavenhaft leidenden Gehorſam des Volkes predigte[2]), darauf aus, die religiöſe und politiſche Freiheit Englands vollſtändig zu unterdrücken, und ſchickte als die edelſten Märtyrer derſelben William Ruſſel und Algernon Sidney aufs Schaffot. Ihrerſeits bebte auch die Volkspartei, die der Whigs, zur Erreichung ihrer Zwecke vor den ſchlechteſten Mitteln nicht zurück und hat ſich namentlich durch Benützung des von dem Schurken Oates erfundenen papiſtiſchen Complotts geſchändet. Ungeheure öffentliche Unglücksfälle, wie die Peſt, welche 1665 ein Hunderttauſend der Bewohnerſchaft Londons wegraffte, die ſchreckliche Feuersbrunſt, welche 1666 zwei Drittel der Häuſer der Hauptſtadt verzehrte, die grauſame Verfolgung, welche Jakob II. nach dem mißlungenen Aufſtand des Herzogs von Monmouth, eines Baſtards Karl's II., über die Volkspartei verhängte (1685) und die, unter dem Namen der blutigen Aſſiſen bekannt, den Namen des Oberrichters Jeffreys zum Fluch Englands machte — vermehrten die furchtbare Verwilderung der Sitten, zu welcher die Ausſchweifung des Hofes das Signal gegeben. Karl II. hatte aus ſeiner Verbannung die ganze Liederlichkeit des franzöſiſchen Hofes, von welcher die Briefe der geiſtvollen und braven Herzogin von Orleans, Schwägerin Ludwig's XIV., ein ſo abſchreckendes Bild entworfen haben, mit nach Whitehall gebracht und in dem Palaſt ſeines unglücklichen Vaters die frechſte Maitreſſenwirthſchaft etablirt. Das allerhöchſte Beiſpiel that ſeine Wirkung, und wenn der Hof, die ariſtokratiſchen Stadtviertel und die Juriſten-Collegien von London die Haupttummelplätze einer in England bis dahin unerhörten Zügelloſigkeit der Sitten waren, ſo verbreitete ſich die Anſteckung doch auch in die Häuſer des Bürgerſtandes und in die Gehöfte der Landgentry. Die engliſche Sittengeſchichte von damals bietet ganz abnorme Beiſpiele von Ausſchweifung, von Gemeinheit der Geſinnung und von einer bis ins Unglaubliche gehenden Rohheit und Schamloſigkeit der Umgangsſprache[3]). Faſt die ganze gebildete

---

[2]) In ſeinen Büchern Necessity of the absolute power of all kings (1648). The anarchy (1648), Patriarcha (1680).

[3]) Als Belege zu dieſem Satze nur drei Thatſachen. Wilmot Earl von Rocheſter, einer der Kumpane Karl's II., war nicht nur der frechſte Wüſtling, ſondern auch dem

Geſellſchaft warf die Maske der Frommheit, welche ihr von den kriegeriſchen Heiligen der Republik aufgezwungen worden war, mit wildem Jubel ab und berauſchte ſich in Frivolität. Selbſt fein und edel organiſirte Geiſter wollten oder konnten ſich dieſem Rauſche nicht entziehen, was wir nicht unerklärlich finden, wenn wir bedenken, wie lange ihre Ohren durch das unerträgliche theologiſche Gezänke der Prälatiſten, Presbyterianer, Puritaner, Independenten, Millennarier, Quäker, Anabaptiſten, Leveler, Muggletonianer, Browniſten und anderer Sectirer gelangweilt und gemartert worden waren. Unſittlich war die Geſellſchaft, unſittlich die Literatur, namentlich die ſchöne, welche ja ſtets und überall nur die Abſpiegelung des Geiſtes und der Stimmung von jener iſt.

In Wahrheit, wir halten die ſittliche Entrüſtung, womit in unſeren Tagen ernſtgeſtimmte, aber keineswegs zelotiſche Stimmführer der engliſchen Kritik über die Literatur der ſtuart'ſchen Reſtaurationsperiode ſich ausgelaſſen, für vollkommen gerechtfertigt. Einer derſelben betont es mit Recht, daß die Indecenz dieſer Literatur, wenn auch meiſtens ſo, daß ſie nicht weniger durch die Geſetze des guten Geſchmacks als durch die der Sittlichkeit verdammt wird, noch lange kein ſo arger Fehler ſei, als ihr durch und durch inhumaner Geiſt. Dieſe Literatur führe uns in eine Welt, in welcher die Weiber ſehr ausſchweifenden, frechen und fühlloſen Männern gleichen und in welcher die Männer zu ſchlecht für irgend einen andern Ort als das Pandämonium oder die Norfolkinſel, in eine Welt, wo uns Stirnen von Bronze, Herzen gleich dem unteren Mühlſtein und vom Feuer der Hölle entflammte Zungen umgeben[4]. Am weiteſten jedoch wurde die antipuri-

---

Trunke ſo ergeben, daß er geſtand, fünf Jahre hindurch faſt ununterbrochen berauſcht geweſen zu ſein. Churchill, nachmals als Herzog von Marlborough weltbekannt, legte den Grund zu ſeinem koloſſalen Vermögen durch das Schürzenſtipendium, welches er von der Herzogin von Cleveland, einer der Maitreſſen Karl's II., bezog. Dieſes mannstolle Weib, welches ſeine Zärtlichkeit „an Herzoge und Seiltänzer gleichermaßen" verſchwendete, hatte die Augen auf den jungen Wycherley geworfen, welcher durch ſeine hübſche Geſtalt und ſeine Erſtlingskomödie die Aufmerkſamkeit der feinen Welt erregte. Die Herzogin erklärte ihm ihre Inclination auf folgende Weiſe. Als das Gedränge der Modeherren und Modedamen im Circus am ſtärkſten war und ſie in demſelben den von ihr Begehrten bemerkte, ſtreckte ſie ihren Kopf zum Fenſter ihrer Kutſche heraus und rief ihm zu: „Sir, Ihr ſeid ein Lump, ein Schuft, ein Hurenſohn!" Und Wycherley verſtand dieſe Erklärung.

[4] Macaulay: Comic dramatists of the restoration (Essays IV, 148).

taniſche Reaction von den Autoren getrieben, welche für die Bühne ſchrieben. Das Schauſpiel, voraus das komiſche, bot Dramatikern und Schauſpielern Gelegenheit, ihren lange verhaltenen Grimm und Rachedurſt gegen das puritaniſche Weſen auszutoben. Sie waren zu ſchwer gereizt worden, um jetzt ihrerſeits noch irgend eine Schranke einzuhalten, und traten zugleich mit den puritaniſchen Edicten, unter welchen ſie ſo ſehr gelitten, auch das Sittengeſetz hohnlachend unter die Füße. Weit entfernt, dieſe Ausſchreitung zu mißbilligen, munterte die feine Geſellſchaft vielmehr dazu auf. Der Beſuch der Theater ſtand unter den Geſchäften der modiſchen Welt obenan; ſie waren die Lieblingsſtätten zuchtloſer Liebesintriguen. Die Bühne hatte ſich mit neuen Reizmitteln bereichert, mit Wundern der Maſchinerie, mit prächtigen Decorationen und Coſtümen und, was mehr als das Alles war, mit Schauſpielerinnen, welche jetzt die früher von Knaben geſpielten Frauenrollen innehatten. Nichts vielleicht iſt für das raffinirte Sittenverderbniß jener Zeit, deſſen eigentliche Tempel die Schauſpielhäuſer waren, charakteriſtiſcher als der Umſtand, daß die Dramatiker ihre gröbſten Zoten ſchönen und beliebten Actricen in den Mund legten. Ganz beſonders aber kitzelte es die Verderbtheit der Zuſchauer, wenn ſie annehmen konnten, die Lippen, welche dieſe Schamloſigkeiten ausſprachen, ſeien noch jungfräuliche.

Unſittlichkeit alſo war der hervorſtechendſte Charakterzug der Reſtaurationsliteratur, wobei wir noch einmal andeuten, daß jenes Wort nicht nur in Bezug auf die Darſtellung der geſchlechtlichen Verhältniſſe, ſondern im weiteſten Sinne zu verſtehen iſt. Eine zweite Eigenthümlichkeit der literariſchen Production jener Tage war der Geiſt der Negation, der Skepſis und Kritik, welcher ſie beſeelte. Die Töne des Spottes mußte der Poet anſchlagen, wenn er ſicher ſein wollte, Aufmerkſamkeit zu erregen. Die geſammte dichteriſche Thätigkeit war in weit höherem Grade ein Product des Verſtandes als der Phantaſie und des Gemüths. Daher die auffallende Leerheit dieſer Periode von guter rein lyriſcher Poeſie. Wo die Lyrik auftritt, da erſcheint ſie den beflitterten Hirtenſtab einer arkadiſchen Schäferprinzeſſin in der Hand, häufiger aber noch als eine ſchamloſe Kokette, „frechen Auges und gelöſten Gürtels.“ Satire in jeder Form war die äſthetiſche Lieblingskoſt des Tages; doch wurde ſie am liebſten als dramatiſches Ragout verſpeiſt und ſo kam es, daß jeder Poet, ob dazu berufen oder nicht, dergleichen zu bereiten ſich beeiferte. Die Einführung der franzöſiſchen Hofſitten gab der ſchönen Literatur der Reſtaurationszeit ihren Inhalt; die

Regeln der franzöſiſchen Kunſtkritik, welche zugleich mit den Perücken aus Paris herübergekommen, begannen ihre Form zu beſtimmen. Guter Geſchmack, d. h. Boileau'ſche Correctheit, war die Loſung dieſer Kritik, welche, da es noch keine literariſche Journaliſtik gab, ihren Thron in den Londoner Kaffeehäuſern aufſchlug. Dieſe der Türkei entlehnten Etabliſſements, deren erſtes noch unter der Republik war errichtet worden, vertraten in den letzten vier Dezennien des 17. Jahrhunderts in London bekanntlich die Stelle der Preſſe und übten auf die Geſtaltung der öffentlichen Meinung den bedeutendſten Einfluß aus. Jeder Stand und Beruf, jede religiöſe und politiſche Parteiſchattirung hatten ihre beſonderen Kaffeehäuſer. **Will's Kaffeehaus**, zwiſchen Coventgarden und der Gowſtraße gelegen, war der anerkannte Mittelpunkt des literariſchen Lebens. Von ſeinem an den wärmſten Platz des Kaminwinkels gerückten Stuhl aus führte hier Dryden ſein kritiſches Szepter, vor welchem ſich ſeine Zeitgenoſſen beugten.

John Dryden war 1631 zu Oldwinkle in Northamptonſhire geboren und hatte auf der Weſtminſterſchule zu London und auf der Univerſität Cambridge ſeine Studien gemacht. Er führte das Leben eines Literaten jener Zeit, hatte bald vollauf, bald Sorgen und Schulden, durfte an den Gelagen Karl's II. theilnehmen, mußte aber in alten Tagen übermäßig ſich anſtrengen, um ſich vermittelſt ſeiner Feder vor Dürftigkeit zu bewahren, und ſtarb 1700. Sein Grab in der Weſtminſterabtei befindet ſich zwiſchen dem Chaucer's und Cowley's[5]). Der Charakter Dryden's war der Waller's, d. h. die Charakterloſigkeit; allein ſein Talent ſtand weit höher als das des Genannten. Er trat zuerſt mit ſeinen Heroic stanzas (1658) hervor,

---

5) Zu Dryden's liebenswürdigen Eigenſchaften gehörte ſeine Bereitwilligkeit, jüngere Talente anzuerkennen und zu fördern. Als Congreve 1694 ſeine Komödie The double dealer aufführen ließ und dieſes geiſtreiche Stück anfänglich vom Publicum lau aufgenommen wurde, richtete Dryden, um den Dichter zu tröſten, ein ſehr ſchönes Gedicht an denſelben, deſſen Schlußzeilen tiefrührend ſind:

Already am I worn with cares and age,
And just abandoning the ungrateful stage;
But you, whom every Muse and Grace adorn,
Whom I foresee to better fortune born,
Be kind to my remains; and, oh, defend
Against your judgment your departed friend.
Let not the insulting foe my fame pursue,
But guard those laurels which descend to you.

einer Apotheoſe Cromwell's. Dieſer folgte zwei Jahre ſpäter die Astraea redux, ein Jubelgedicht auf die Rückführung der Stuart's. Zur Belohnung hiefür und andere literariſche Dienſte wurde er ſpäter zum Hofpoeten und Hofhiſtoriographen ernannt, welche Stellen ihm die Revolution von 1688 wieder nahm. Inzwiſchen zwang ſich Dryden, obgleich ſeine Gaben keine dramatiſchen, für die Bühne zu arbeiten, weil dieſe Arbeit die belohnendſte war. Er ſchrieb von 1661—1694 achtundzwanzig Dramen, Trauerſpiele, Luſtſpiele, Tragikomödien und Opern[6]), von welchen nicht viel zu ſagen iſt, wenn nicht das, daß ihr Verfaſſer ſeinem Mangel an der Kraft, zu erfinden und zu geſtalten, durch ein ſehr einfaches Mittel abzuhelfen ſuchte, indem er mit merkwürdiger Ungenirtheit bei einheimiſchen Dichtern (z. B. bei Shakſpeare) und bei fremden dramatiſche Anleihen contrahirte. Dieſer Fehler wurde zum unverzeihlichen, weil Dryden, gleich den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, ſich nicht entblödete, die entlehnten Perſonen und Geſtalten, mochten es auch die trefflichſten und reinſten ſein, in den Schmutz der Sittenloſigkeit ſeiner Zeit herabzuziehen. Die Schriftſtellerei für das Theater war jedoch nur eine Seite von Dryden's Thätigkeit, der mit außerordentlicher Leichtigkeit produzirte. Im Jahre 1667 erſchien ſein hiſtoriſches Gedicht Annus mirabilis und unlange darauf ſein berühmter in Form des Dialogs geſchriebener Essay on dramatic poesy, welcher ihn zum Range des erſten Geſchmacksrichters unter ſeinen Zeitgenoſſen erhob. Noch größeres und weiter verbreitetes Aufſehen erregte ſeine Satire Absalom and Achitophel (1681), mit welchen zwei Namen eigentlich der Herzog von Monmouth und deſſen Rathgeber Lord Shaftesbury, der ränkevolle Führer der Whigpartei, gemeint waren. Das Erſcheinen dieſer durchſchlagenden Satire war ein wahrhaft politiſches Ereigniß, welches ſehr viel dazu beitrug, den ſinkenden Muth der Volkspartei noch mehr niederzudrücken und den Gedanken des Torysmus anzueifern. Nach Jakob's II. Thronbeſteigung trat Dryden, dem Fanatismus des Königs zu ſchmeicheln, zum Katholicismus über und veröffentlichte die

---

6) Die Anfänge der engliſchen Oper ſind beſonders in den Ben Jonſon'ſchen Masques zu ſuchen. Eine ſehr lebhafte Weiterbildung fanden ſie durch William Davenant, deſſen Oper Britannia triumphans 1637 aufgeführt wurde und der nach der Reſtauration als Hofpoet und Theaterdirector der Oper eifrig Vorſchub leiſtete. Davenant war es, der ſich große Mühe gab, die Theatermechanik zu vervollkommnen. Die Einführung beweglicher Decorationen auf der engliſchen Bühne rührt von ihm her.

ſatiriſche Fabel The hind and the panther, in welcher die römiſche Kirche als eine milchweiße Hirſchkuh und der Proteſtantismus als ein jene verfolgender Panther dargeſtellt wurde, eine ſonderbare Erfindung, deren Abgeſchmacktheit einer züchtigenden Parodie nicht entging[7]. Gegen den Abend ſeines Lebens hin beſchäftigte ſich Dryden vorwiegend mit Ueberſetzungen und Bearbeitungen antiker Dichter, deren Werke er engliſch zu gewanden verſtand, wie vor ihm keiner ſeiner Landsleute. So gab er 1693 ſeinen Perſius und Juvenal, 1697 ſeinen Virgil und beſchloß dann ſeine dichteriſche Laufbahn höchſt würdig mit ſeinen nach Homer, Ovid, Boccaccio und Chaucer gearbeiteten Fables ancient and modern, unter welchen ſich mehrere der gelungenſten Gemälde ſeines kräftigen und eleganten Pinſels finden. Auch die berühmte, ſpäter von Händel in Muſik geſetzte Cantate Alexander's feast or the power of music, welche von allen Werken Dryden's in Deutſchland am bekannteſten geworden[8], enthält dieſe Sammlung. Zwiſchen die erwähnten poetiſchen Arbeiten hinein — und nur die wichtigeren ſind erwähnt worden — fallen eine Menge proſaiſcher, Biographien, kritiſche Abhandlungen, Ueberſetzungen, Vorreden, Briefe. In Alledem ſteckt viel Geiſt und Scharfſinn und es iſt zu verwundern, wie Dryden, wenn ſchon von der Geſchmackslehre der franzöſiſchen Claſſik befangen, als Kritiker meiſtens mit richtigem Takt zwiſchen echtem Geld und Flitter zu unterſcheiden weiß[9].

---

7) Durch Prior und Montagu, welche gegen Hirſchkuh und Panther ihre witzige Fabel the country mouse and the city mouse ausgehen ließen.

8) Sie iſt überſetzt von Ramler (1770), von Koſegarten (1800), von Waiblinger (Gedichte, S. 215), von Ploennies (Britannia, S. 43).

9) Als Probe der damaligen äſthetiſchen Kritik in England und zugleich von Dryden's Proſa ſtehe ſein Urtheil über Shakſpeare hier (aus dem Essay on dramatic poesy): He (Shakspeare) was the man, who, of all modern, and perhaps ancient poets, had the largest and most comprehensive soul. All the images of nature were still present to him, and he drew them not laboriously, but luckily. When he describes anything, you more than see it-you feel it too. Those who accuse him to have wanted learning, give him the greater commendation. He was naturally learned; he needed not the spectacles of books to read nature; he looked inwards, and found her there. I cannot say he is everywhere alike; were he so, I should do him injury to compare him with the greatest of mankind. He is many times flat, insipid; his comic wit degenerating into clenches, his serious swelling into bombast. But he is always great when some great occasion is presented to him; no man can say he ever had a fit subject for his wit, and did not then raise himself as high above the rest of poets,

Quantum lenta solent inter viburna cupressi.

Als Poet ſteht er an der Spitze einer neuen Schule, welche man im Gegenſatz zu der Reihe der großen productiven Dichter, die mit Milton einſtweilen geſchloſſen worden, die kritiſche nennen könnte. Die Inſpiration zu ihren Werken kam aus dem Kopfe, ihre Poeſie war Verſtandesdichtung, ihre Weltanſchauung eine vorherrſchend ſkeptiſche. Didaktik, Satire, die komiſche Epopöe und auf der Bühne das komiſche Converſationsſtück, das ſind die Gattungen, welche von der Reſtauration an bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts mit größter Vorliebe angebaut wurden, während die höhere Lyrik, Epik und Tragik nur wenige gelungene Verſuche aufzuweiſen hatten. Dryden ſelbſt eröffnete dieſe kritiſch-verſtändige Richtung, welche, wie ſchon erwähnt worden, von der äſthetiſchen Theorie der franzöſiſchen Claſſik in hohem Grade beeinflußt wurde, mit großem Glanz. Sein poetiſcher und proſaiſcher Styl hat der Weiterbildung der engliſchen Sprache unzweifelhaft nicht geringe Dienſte geleiſtet. Als Proſaiker iſt er klar und beſtimmt, während in ſeiner poetiſchen Diction neben der Eleganz etwas Energiſches und Prächtiges waltet. Ein großer Poet, d. h. ein Schöpfer, iſt er nicht, wohl aber ein ſcharfſinniger Didaktiker, ein feiner zugleich und nachdrücklicher Satiriker und außerdem ein Kritiker von Empfänglichkeit und Geſchmack[10].

Die Achtung vor dem altnationalen dramatiſchen Styl war freilich in England noch nicht ganz erloſchen und wir ſehen zu dieſer Zeit einige Tragiker gegen die herrſchende Manier in Oppoſition treten. So Thomas Otway (1651—1685), Nathan Lee (ſt. 1693) und Nicholas Rowe (ſt. 1718), welche an den Traditionen der Nationalbühne feſthielten. Allein Lee und Rowe bewieſen als Nachahmer Shakſpeare's weit mehr guten Willen als ausreichendes Talent und Otway ging zu frühe in Ausſchweifung und Noth unter, als daß ihm vergönnt geweſen wäre, ſein Genie zu zeitigen. Daß er ſolches wirklich beſaß, bezeugt ſein gerettetes Venedig (Venice preserved 1685), eine Tragödie, die nicht nur alle übrigen dieſer Periode hinter ſich läßt, ſondern für immer zu den claſſiſchen Trauerſpielen der engliſchen Literatur gerechnet werden muß. Die Stimmung der Zeit war jedoch ſolcher edlen Tragik nicht günſtig: das Theaterpublicum wandte ſeine ganze Gunſt der von Frivolität, Witz, Bosheit, Satire und Unzucht überſprudelnden Mode-Komödie zu. Die Luſtſpieldichter George Villiers, Herzog von Buckingham, der in ſeiner Schauſpielprobe (the Rehearsal) Dryden's dramatiſche Impotenz geißelte. Thomas Shadwell, George Etherege, Charles Sedley und die Luſtſpieldichterinnen Aphra Behn und Suſanne Centlivre, das waren die Leute, welche mit ihren Stücken den Zeitgeſchmack trafen und die Theater füllten. Indeſſen galten die Genannten nur für Komöden zweiten Ranges. Den erſten behaupteten William Wycherley (1640—1715), William Congreve (1670—1728), George Farquhar (1678—1707) und John Vanbrugh (1666—1726). In der Unſittlichkeit tritt Wycherley, unter deſſen Komödien the country wife (1675) und the plain-dealer (1677) die witzigſten ſind, den drei Andern weit vor. Farquhar's Stücke (the recruiting officer, love and a bottle u. a.) ergötzen durch ihre Friſche und ungezwungene Heiterkeit. Vanbrugh's Luſtſpiele, namentlich the false friend und the provoked wife, bieten einen äußerſt treuen Spiegel der Umgangsſprache jener Zeit. Congreve aber überragt an Begabung und Erfolg die Genannten hoch. Seine Komödien funkeln von Witz und Beredtſamkeit und ihre Diction zieht durch eine gewiſſe künſtleriſche Ruhe außerordentlich an. Als er ſeinen Luſtſpielen der alte Junggeſelle (the old batchelour 1693), der Zweiächsler (the double-dealer 1694) und Liebe um Liebe (love for love 1695) noch das Trauerſpiel die trauernde Braut (the afflicted bride 1697) beigeſellt hatte, wurde er von ſeinen Zeitgenoſſen als der erſte Komöde und Tragiker der Epoche anerkannt[11]. Der „Geiſt Belial's", mit einem frommen Engländer zu reden, welcher die Luſtſpieldichter inſpirirte, lieh auch den Satirikern ſeine Eingebungen. Wie es in den Kreiſen der Wycherley, Sedley, Dorſet und Rocheſter im Leben zuging[12], ſo auch in ihren Satiren. Am weiteſten brachte es in der Mißachtung aller Scham und Zucht der Trunkenbold Rocheſter (ſt. 1680), deſſen allerdings von vielem Geiſt zeugenden ſatiriſchen Auslaſſungen großentheils ſo von Schmutz ſtarren, daß man ſie ſo zu ſagen nur mit Handſchuhen anrühren kann[13]. Auch der Roman nahm allmälig dieſe unſittliche und ſatiriſche

---

[10] Vollſtänd. Ausg. von Dryden's Werken: The complete works of J. D., with notes historical and critical and a life of the author by W. Scott, Lond. 1808, vol. 18.

---

[11] The dramatic works of Wycherley, Congreve, Vanbrugh and Farquhar, with biographical and critical notices, by Leigh Hunt, Lond. 1840.

[12] Wie, mag die eine Thatſache verrathen, daß Sedley einſt bei hellem Tage mit einigen ſeiner Geſellen auf dem Balken eines ſchlechten Hauſes ſplitternackt in obſcöner Stellung zu erſcheinen wagte.

[13] Schon der Name Rocheſter beleidigt ein ſchamhaftes Ohr, bemerkt Hume (chapt. 73).

Richtung. Unmittelbar nach der Reſtauration hatte er ſich theils in der Zuckerwaſſerromantik, wie ſie die Franzöſin Madeleine Scudery zum Entzücken der europäiſchen Modewelt angerührt hatte, theils in politiſchen Utopien umherbewegt. In der erſteren Manier ſchrieb Roger Boyle, Graf von Orrery, ſeine Partheniſſa (1664), während Sir James Harrington (ſt. 1677) ſeine politiſch-republikaniſchen Phantaſien in dem allegoriſchen Roman Oceana niederlegte, deſſen Inhalt vielfach die modernen demokratiſch-ſozialiſtiſchen Theorien anticipirt[14]. Gegen das Ende der Regierung Karl's II. erſchienen die unſittlich-erotiſchen Romane der Komödienſchreiberin Aphra Behn, von welcher ein Zeitgenoſſe ſagte, ſie hätte den praktiſchen Theil der Liebe beſſer verſtanden als den theoretiſchen. Eine würdige Nachtreterin fand dieſe Dame in Miſtreß Heywood und etwas ſpäter machte Miß Mary Manley das berühmte Blauſtrumpf-Trifolium voll, indem ſie die Liederlichkeit ihres Romans the new Atalantis (1709) mit politiſcher Satire verquickte, deren beißende Schärfe den Whigs ein ſehr unangenehmes Jucken verurſachte. Aber nicht allein die Sittenloſigkeit und die politiſche Träumerei oder Intrigue bediente ſich der Form des Romans, welche an Beliebtheit mit der dramatiſchen wetteiferte, ſondern auch die fromme Gläubigkeit, welche in ſehr vielen Gemüthern durch die Frivolität der Reſtaurationszeit nicht geſchwächt, ſondern eher verſtärkt wurde. Ein edler Märtyrer ſeiner religiöſen Ueberzeugung, John Bunyan (1628—1688), welcher nach Wiederherſtellung des Königthums zwölf Jahre im Gefängniß gehalten wurde, ſchrieb dort ſeinen religiös-allegoriſchen Roman des Pilgers Wallfahrt (the pilgrims progress 1678), der beſonders unter dem Landvolk eine unermeßliche Popularität gewann und zum Theil noch heutzutage, namentlich in den Bergen Schottlands, die Luſt bäuerlicher Winterabende ausmacht. Nicht ohne Grund; denn wenn auch Bunyan ſehr oft in den myſtiſchen Bombaſt verfällt, welcher der Rede- und Predigtweiſe des Puritanismus anhaftete, ſo muß doch zugeſtanden werden, daß ſein Werk eine der wenigen Allegorien iſt, die ein allgemein menſchliches Intereſſe erregen und nicht nur die Phantaſie und den Verſtand anſprechen, ſondern auch das Herz.

---

[14] Harrington wollte, wie er ſich ausdrückt, ein Government established upon an equal agrarian arising into the superstructure of three orders, the senate debating and proposing, the people resolving and the magistracy executing by an equal rotation through the suffrage of the people given by the ballot.

Die Proſa der engliſchen Sprache fand in dieſer Zeit vielfache Förderung. Was Dryden für ſie that, iſt ſchon berührt worden. Der dramatiſche Dialog, die Romandichtung, die kritiſchen Unterſuchungen ſchmeidigten und glätteten ſie und bereicherten ſie mit neuen Wendungen, wobei ihre Reinheit freilich auch durch Einſchleppung fremder Ausdrücke, insbeſondere franzöſiſcher, beeinträchtigt wurde. Konnten ſich doch ſelbſt Literaten erſten Ranges, wie Dryden, nicht des Gebrauchs anſtößiger Gallicismen enthalten. Große Sorgfalt wurde auf die Ausbildung der oratoriſchen Proſa verwandt. Berühmte Theologen und Kanzelredner, unter denen Jeremy Taylor (ſt. 1667), Iſaak Barrow (ſt. 1677), Thomas Burnet (ſt. 1715) und am hellſten John Tillotſon (ſt. 1694) glänzten, vereinigten mit claſſiſcher Gelehrſamkeit eine Beredtſamkeit, welcher zu lauſchen die ernſteren ihrer Zeitgenoſſen nicht müde werden konnten und die ſogar den frivolen Kreiſen, in welchen Rocheſter und Wycherley den Ton angaben, Aufmerkſamkeit abzwang. Politiſche Publiziſtik, wenn auch noch in der ſchwerfälligen Form von Quartanten und Folianten erſcheinend, wurde für die engliſche Geſellſchaft immer mehr und mehr ein Lebensbedürfniß. Erörterer der Politik des Tages oder ſtaatsrechtlicher Prinzipien waren jeder Zeit gewiß, ein Publicum zu finden. Die von Filmer aufgeſtellte Theorie der Sklavenhaftigkeit, deren wir bereits Erwähnung gethan, blieb nicht ohne tüchtige Entgegnungen. Algernon Sidney, welcher, 1683 hingerichtet, noch Angeſichts von Block und Beil in einem feurigen Gebet Gott pries, daß ihm vergönnt ſei, für die alte gute Sache der Freiheit zu ſterben, trat, ein nicht unebenbürtiger Nachfolger Milton's, mit ſeinen Discourses concerning government gegen jene ſervile Theorie in die Schranken. Endlich hob jetzt, wo der realiſtiſche Geiſt der neuen Zeit, gegenüber den romantiſchen Illuſionen des Mittelalters, zu immer klarerem Bewußtſein kam, in England auch die wahre Geſchichtſchreibung an. Der nüchterne Whitelocke und der hochgeſinnte Ludlow beleuchteten den großen Bürgerkrieg durch ihre Memorials und der als Hiſtoriker unparteiiſche Edward Hyde, Earl von Clarendon, behandelte in ſeiner claſſiſchen History of the rebellion (1641) den nämlichen Gegenſtand. Der ſchon genannte Biſchof Burnet, welcher in die Geſchichte ſeiner Zeit vielfach handelnd eingriff, verfaßte eine Geſchichte der engliſchen Reformation und höchſt ausgezeichnete Denkwürdigkeiten über die Regierung der beiden letzten Stuart's (History of his own time, 1724—34). Nicht minder ſchätzenswerth ſind die Memoirs, Briefe und Depeſchen des berühmten Diplomaten

William Temple (ſt. 1699 — Works, Lond. 1819, 4 vols.), welcher die Pauſen ſeiner ſtaatsmänniſchen Laufbahn mit wiſſenſchaftlichen und literariſchen Studien ausfüllte. Sein Essay upon ancient and modern learning und ein anderer upon poetry [15]) ſtellen ihn zu den trefflichſten der älteren engliſchen Eſſayiſten.

## 9.

**Das Zeitalter König Wilhelm's, der Königin Anna und der beiden erſten George. Allgemeiner Charakter der Literatur dieſer Periode. Philoſophie (des Realismus): Locke. Freidenkerſchaft: Toland und Andere. Vornehme Geiſtreichigkeit: Shaftesbury und Bolingbroke. Naturwiſſenſchaft: Newton. Hiſtorik: Hume, Robertſon, Mitford, Ferguſon, Gibbon, Roscoe. Memoirenplauderei: Walpole. Dichtkunſt: Pope, Gay, Prior, Young. Eſſayismus: Steele und Addiſon. John-Bullismus: Swift und Johnſon. Weltmänniſch-didaktiſche und polemiſch-politiſche Epiſtolographie: Cheſterfield und Junius. Romandichtung. Der idealiſtiſche und der realiſtiſche Familienroman: Richardſon, Fielding, Miß Burney. Der humoriſtiſche Roman: Smollet und Sterne. Der idylliſche Roman: Goldſmith. Der Tendenzroman: Godwin, Miß Edgeworth. Der Schauerroman: Walpole, Miſtreß Radcliffe, Lewis.**

Unſere Betrachtung hat hier einen Zeitraum von etwa ſechzig bis ſiebzig Jahren zu durchmeſſen, welcher in Beziehung auf engliſche Staatsgeſchichte allerdings in mehrere Perioden zerfällt und in Betreff der Sittengeſchichte mancherlei Schattirungen aufzeigt. Dennoch berechtigt uns unſere Aufgabe, denſelben als *ein* Ganzes zu faſſen, weil der Charakter der engliſchen Literatur die Regierungen Wilhelm's, Anna's und der beiden erſten

---

15) In welchem Milton keiner Erwähnung gewürdigt iſt, ein Beweis, zu welchen Ungerechtigkeiten damals der Parteigeiſt ſelbſt die Gebildetſten verleitete.

Könige aus dem Hauſe Hannover hindurch im Weſentlichen ſich gleich geblieben iſt. Wir ſagen im Weſentlichen, denn an ſtärkeren oder ſchwächeren Nüancen konnte es natürlich nicht fehlen. Es war dieſe Periode in mancher Hinſicht eine der glänzendſten der engliſchen Literaturhiſtorie. In wiſſenſchaftlicher Richtung grub ſie neue Quellen der Erkenntniß auf und überſtrömte Europa mit dem aus vorurtheilsfreier Forſchung gewonnenen Licht. Die Poeſie betreffend, war ſie, im Ganzen genommen, nur die Fortſetzung und Vollendung der von Dryden und ſeinen Zeitgenoſſen eröffneten Bahn. Die Hauptmerkmale der engliſchen Dichtung blieben bis nach der Mitte des 18. Jahrhunderts der franzöſirende Esprit und die Hingabe an die franzöſiſchen Kunſtgeſetze, deren ſtets wiederholte Forderung Correctheit! lautete. In Erfüllung dieſer Forderung waren freilich die engliſchen Poeten keineswegs ſklaviſche Nachahmer der franzöſiſchen Claſſik: in ihren Werken ſpielten Phantaſie und Gemüth ſtets eine weit größere Rolle als in denen der Pariſer Akademiker, immerhin jedoch nur eine Nebenrolle, während der Verſtand, der ſkeptiſche, kritiſche Verſtand die Hauptrolle zu behaupten wußte. Demzufolge blieben auch jetzt noch, während die höchſten Gattungen der Poeſie faſt leer ausgingen, Didaktik, Satire, komiſches Heldengedicht und moraliſirende Naturbeſchreibung die Lieblingsgebiete dichteriſcher Thätigkeit. Der Witz war förmlich als König der Literatur proclamirt: er mußte die Stelle des Enthuſiasmus und der ſchöpferiſchen Geſtaltungskraft vertreten, ſo gut es gehen wollte. Schon hier jedoch muß geſagt werden, daß die poetiſche Literatur Englands in dieſer Periode wenigſtens nach einer Seite hin eine weſentliche Erweiterung erfuhr, und zwar durch den mächtigen Aufſchwung der Romandichtung, die von einer Reihe großer Talente in ihren verſchiedenen Auszweigungen zu einer Blüthe gebracht wurde, welche die Bewunderung und Nachahmung Europa's hervorrief.

Der legitimiſtiſche Rauſch der Reſtauration überdauerte nur wenige Jahre der Regierung Karl's II. Die Erfahrung, daß die Stuart's in ihrem Exil zwar Viel vergeſſen, aber Nichts gelernt hätten, führte eine Ernüchterung herbei, welcher ſich nur Solche erwehren konnten, die entweder aus geiſtiger Bornirtheit oder Trägheit oder aus Selbſtſucht blindlings auf die Lehren Filmer's ſchwuren. Der Kampf zwiſchen der Volkspartei und der Hofpartei, den Whigs und Tories, führte, ſchon unter dem leichtſinnigen Karl begonnen, zu der Kataſtrophe von 1688, welche dem grauſamen Pfäffling Jakob II. den Thron von Großbritannien koſtete. Der Schwiegerſohn dieſes thörichten und herzloſen Mannes, Wilhelm von Oranien, landete, auf der Flagge ſeines Admiralſchiffes den Wahlſpruch: „Ich werde behaupten die proteſtantiſche Religion und die Freiheiten Englands!“ mit einer ſchlagfertigen Armee in der Torbai und wenige Wochen nachher ſaß er, von den Whigs mit Sehnſucht gerufen, von den Tories nicht bekämpft, mit ſeiner Gemahlin Mary, nachdem er durch Unterzeichnung der berühmten Erklärung des Rechts die conſtitutionellen Freiheiten der Nation anerkannt, auf dem durch Jakob's feige Flucht erledigten Thron. Von jetzt an lief die engliſche Conſtitution, welche unter den Stuart's die Feuerprobe beſtanden hatte, nie mehr eine ernſtliche Gefahr. König Wilhelm war der Träger des germaniſchen Prinzips der Freiheit gegenüber dem durch Ludwig XIV. repräſentirten Prinzip romaniſch-abſolutiſtiſcher Willkürherrſchaft. In der Schule herber Erfahrungen früh gereift, hatte er ſchon als Jüngling den glorreichen Verzweiflungskampf geleitet, welchen die vereinigten Provinzen der niederländiſchen Republik gegen des franzöſiſchen Königs deſpotiſche Eroberungsluſt fochten, und er blieb ſein Lebenlang der nieſchlummernde Wächter gegen die anmaßlichen Ausſchreitungen der franzöſiſchen Politik. Seine Regierung erhob England wieder aus der untergeordneten Rolle, welche es die Stuart's hatten ſpielen laſſen, zu einer Achtung gebietenden und leitenden Stellung im europäiſchen Staatenſyſtem. Unter ſeiner Nachfolgerin Anna, der jüngeren Tochter Jakob's II., kam die vollſtändige Vereinigung Schottlands mit England zu Stande, wurde die proteſtantiſche Thronfolge des Hauſes Braunſchweig-Hannover feſtgeſtellt und vermittelſt der Theilnahme Englands am ſpaniſchen Succeſſionskrieg der Hochmuth Frankreichs gedemüthigt. Die Siege Marlborough's auf dem Feſtlande gaben dem öffentlichen Leben Englands einen Aufſchwung, welcher nicht minder befruchtend wirkte, als es unter Eliſabeth der Sieg über die ſpaniſche Macht gethan hatte. Ein ſchwacher Verſuch der jakobitiſchen Partei, das Ableben Anna's zur Rückberufung der Stuart's zu benutzen, wurde im Keime erſtickt und die ſpäteren jakobitiſchen Rebellionen gegen die hannover'ſche Dynaſtie mit blutiger Strenge niedergeſchlagen.

In Folge des Sieges, welchen die proteſtantiſchen und whiggiſtiſchen Prinzipien durch die Revolution von 1688 davongetragen, trat eine bemerkungswerthe Veränderung in den Sitten ein. Hauptſächlich freilich nur in den Mittelclaſſen, welche die natürliche Reaction gegen die übertriebene Strenge der Rundköpfe mitdurchgemacht hatten, von der Zügelloſigkeit der

Reſtauration jedoch bald wieder zu den Traditionen des Puritanismus in ſeinen milderen Formen zurückgeſchreckt worden waren und jetzt ſich freuten, daß Religioſität und bürgerliche Ehrbarkeit wenigſtens nicht mehr, wie in den Tagen Karl's II. und ſeiner Wüſtlinge, bloß als Gegenſtände des Spottes in Betracht kamen. Der Hof Wilhelm's und Mary's ſeinerſeits gab keine Aufmunterung zur Sittenloſigkeit, wie der ſtuart'ſche es gethan. Die Königin war ſtreng fromm und ehrbar. Der kalte ſchweigſame König war nicht ohne Privatlaſter, aber er hütete ſich wohl, ſie zu zeigen und dadurch Aergerniß zu geben. Man konnte an dieſem Hofe nicht, wie am vorigen, ſein Glück machen durch Erfindung neuer Vergnügungen und Lüſte. Demnach griff in der Geſellſchaft ein verſtändigerer Ton Platz und dadurch wurde eine Oppoſition ermuthigt, welche ſich gegen die Unſittlichkeit der Literatur, namentlich der dramatiſchen, erhob und hier kurz erwähnt werden muß. Im Jahre 1698 gab ein Geiſtlicher der engliſchen Kirche, Jeremy Collier, ſein Buch „Kurzer Blick auf die Unſittlichkeit und Gottloſigkeit der engliſchen Bühne“[1]) heraus, welches ungemeines Aufſehen erregte und, durch weitere Streitſchriften aus der Feder ſeines Verfaſſers unterſtützt, eine ſehr bedeutende und nachhaltige Wirkung übte. Collier ſprach nur aus, was die ungeheure Mehrzahl der Nation längſt gefühlt hatte, nämlich den Abſcheu gegen den zuchtloſen und entſittlichenden Mißbrauch der Bühne, eines Inſtituts, welches zu ganz entgegengeſetzten Zwecken dienlich ſein könnte und ſollte. Der Beifall, welchen er fand und welchen Congreve's matte Gegenwehr nicht ſchwächen konnte, war um ſo größer, als Collier das Uebel, das er bekämpfte, keineswegs in der Weiſe eines predigenden Zeloten angriff, ſondern den zügelloſen Spöttern mit ihren eigenen, mit den von ihm meiſterlich gehandhabten Waffen des Spottes zu Leibe ging. Sein Verdienſt um die Reinigung der engliſchen Bühne und der Literatur muß als ein um ſo größeres anerkannt werden, als er, obgleich ein Hochkirchler und Jakobit, im Namen des geſunden Menſchenverſtandes, des guten Geſchmacks und der Sittlichkeit ſeinen ſchärfſten Tadel mitunter gerade gegen ſolche Producte der Reſtaurationspoeſie richtete, welche von der Torypartei mit Jubel begrüßt worden waren.

Während der Regierung der Königin Anna hielt ſchon das Geſchlecht der erſten Perſon im Staate in den Umgangsformen und in der Ausdrucksweiſe eine gewiſſe Decenz aufrecht, welcher ſich auch die Literatur anbequemte. Freilich, dieſe Decenz war vielfach nur eine von der Heuchelei vorgeſteckte Maske und Miſtreß Jameſon durfte mit Recht ſagen[2]), die engliſche Muſe dieſer Zeit ſei eine vornehme Prüde geweſen, im Reifrock und in Schuhen mit hohen Abſätzen, hinter ihrem Fächer hervor verſtohlen liebäugelnd, oder auch ſei ſie als eine Schäferin des Ballets erſchienen, mit künſtlichen Blumen und ſentimentalen Gemeinplätzen aufgeputzt. Unter den beiden erſten Georgen kam wieder ein ſchlechterer Ton in der engliſchen Geſellſchaft auf. Beide Fürſten waren ohne Geiſt und Bildung und ſchon die garſtigen Familienzwiſte und Zänkereien, welche in der neuen Dynaſtie im Schwange waren und lange blieben, konnten nicht dazu beitragen, Anſtand zu lehren. Dazu kam, daß der allmächtige Miniſter dieſer beiden Könige, Sir Robert Walpole, vermittelſt eines Syſtems der Corruption regierte, welches, wie die Parlamentsmitglieder, ſo zuletzt Alles käuflich machte und vom verderblichſten Einfluß auf die Sitten ſein mußte. Während daher in den unteren Schichten der Nation ein brutal roher Ton einriß, der ſich in grobzotigen Auslaſſungen gegen Georg I. und deſſen monſtröſe Maitreſſen[3]) ſich gefiel, ging es in den vornehmen Kreiſen kaum feiner her. Die bekannte Anekdote von der Lady Dorcheſter kann hiervon ein Zeugniß ablegen[4]) und eine ſehr einläßliche Kritik der plumpen Sittenloſigkeit der Leute von Welt unter dem erſten und zweiten Georg liefern die Briefe der geiſtvollen und excentriſchen Lady Mary Wortley Montagu (1690—1762), welche, eine „Löwin“ jener Zeit, durch ihre Reiſeabenteuer in der Türkei und die Beſchreibung derſelben berühmt geworden iſt und in das literariſche Treiben jener Tage vielfach verflochten war[5]). Tonangebend in der damaligen Geſellſchaft war Lady Sarah, Gemahlin des Herzogs von Marlborough, ein Weib von großer Schönheit und Energie, mit der Sprache eines Fuhrmanns, das ihrem Manne, ihren Kindern, der Königin Anna und aller Welt das Leben redlich ſauer machte6). Auch an vollſtändig „emanzipirten“ Damen war damals in England kein Mangel und eine ganze Schaar galanter Frauen, wie die Ladies Townſhend, Orford, Vane, Petersham, ſorgten emſigſt dafür, daß es der Skandalchronik nie an Stoff gebrach. Der Satire gab demnach die corrumpirte höhere Geſellſchaft vollauf zu thun, in welche, wie des Contraſtes halber, auch der von Wesley und Whitefield geſtiftete Methodismus Eingang fand, eine Sektirerei, welche das Verdienſt in Anſpruch nehmen kann, der gänzlich verwahrloſten Bildung der unteren Volksclaſſen ſich mit aufopfernder Hingebung angenommen zu haben. Freilich vermochten die ſpärlichen Bekehrungen, welche der Methodismus in den vornehmeren Kreiſen zuwegebrachte, der Trink- und Spielwuth und anderen modiſchen Laſtern nur geringen Abbruch zu thun.

---

[1]) A short view of the immorality and profaneness of the English stage.

---

[2]) Romance of biography, 112.

[3]) Die „Kletterſtange“ (Herzogin von Kendal) und der „Elephant“ (Gräfin von Darlington).

[4]) Als Lady Dorcheſter, die Maitreſſe Jakob's II., eines Tages mit der Herzogin von Portsmouth, Maitreſſe Karl's II., und mit Lady Orkney, Maitreſſe König Wilhelm's, im Audienzzimmer Georg's I. zuſammentraf, rief ſie aus: „Guter Gott, wer hätte gedacht, daß wir drei Huren einander hier treffen ſollten!“

[5]) The letters and other works of the right honourable Lady Mary Wortley Montagu, Lond. 1803, 5 vols. In einem ihrer Briefe aus den letzten Regierungsjahren Georg's I. bemerkt Lady Mary: „Ich bedaure den Verfall des Eheſtandes, welcher von unſeren jungen Mädchen gegenwärtig ſo ſehr verſpottet wird, wie dies

Wiſſenſchaft und Literatur erfuhren in dieſem ganzen Zeitraum vom Hofe wenig oder keine Förderung. König Wilhelm nahm an dem engliſchen Geiſtesleben gar keinen Antheil: ſein Herz war ſtets in Holland und er betrachtete ſein großbritanniſches Königthum nur als eine ſchwere Pflicht, welcher er allerdings ehrenvollſt genügte. Königin Anna war ziemlich bornirten Geiſtes und beſchäftigte ſich viel lieber mit höfiſchem Klatſch als mit der Literatur. Georg I. war ein hannover'ſcher Krautjunker, der Nichts liebte als „Punſch und fette Weiber“. Georg's II. Verhältniß zur Literatur

---

ſonſt von Seiten der jungen Herren gebräuchlich war. Beide Geſchlechter haben die Unbequemlichkeiten deſſelben erkannt und die Benennung Wüſtling ſchmückt jetzt nicht weniger eine junge Frau als einen jungen Mann von Stande. Es erregt gar keinen Anſtoß, zu ſagen: Miß So und So, das Hoffräulein, hat ihre Entbindung glücklich überſtanden.“ Im nämlichen Briefe ſagt die ſatiriſche Lady, ſie hätte erfahren, daß auf dem Jagdſchloß von Sir Robert (Walpole) unlängſt für das nächſte Parlament eine Bill berathen werden ſei, derzufolge das Wörtchen nicht aus den zehn Geboten geſtrichen und in's Glaubensbekenntniß verſetzt werden ſollte.

6) Biſchof Burnet gab einſt in der Zerſtreuung eine treffende Charakteriſtik dieſer berühmten Dame. Er war nach dem Sturze des Herzogs, ihres Gemahls, bei ihr zu Tiſche. Die Herzogin beklagte das Schickſal ihres Gemahls. Burnet verglich es mit dem Beliſar's. „Wie konnte doch, rief Lady Sarah aus, ein ſo großer Feldherr ſo verlaſſen werden?“ „O, Mylady, verſetzte der Biſchof, wiſſen Sie nicht, was für einen hölliſchen Drachen er zur Frau hatte?“

war ebenfalls das der Gleichgültigkeit und von Georg's III. abſonderlichen literariſchen Anſichten hat Miß Burney in ihrem Tagebuch Ergötzliches erzählt[7]. Die Literatur bedurfte übrigens des Hofes gar nicht mehr. Sie war, unterſtützt von der höchſt einflußreichen Journaliſtik eines Steele, Addiſon und Johnſon, eine Macht im Staate geworden, die gar wohl auf eigenen Füßen ſtehen konnte. Ihre Repräſentation in der Geſellſchaft, wenn dieſer Ausdruck der richtige iſt, hatte eine andere Form angenommen. Denn das literariſche Kaffeehaus war nicht mehr, wie zur Zeit Dryden's, der vorherrſchende Mittelpunkt ſchöngeiſtiger Converſation. Es hatte gefährliche Nebenbuhler bekommen in den Cirkeln, welche in Nachahmung der Pariſer Bureaux d'Esprit einer Madame du Deffand und einer Mademoiſelle de l'Espinaſſe gefeierte Blauſtrümpfe, wie Lady Montagu, Miſtreß Veſey, Miſtreß Thrale, Miſtreß Boſcawen und Miſtreß Chapone, um ſich verſammelten. In dieſen Cirkeln wurde die aus Frankreich herübergeholte Kunſt des geiſtreichen Plauderns cultivirt und wurden die literariſchen Loſungen des Tages gegeben[8].

England hat zu der wiſſenſchaftlichen Befreiungsliteratur, welche vom 17. Jahrhundert an als ein naturgemäßes Product aus der vorſchreitenden Cultur Europa's hervorging, einen ſehr erheblichen Beitrag geliefert. Der Franzoſe Descartes (Carteſius), der wahre Vater der neueren Philoſophie, hatte endlich ganz rückhaltslos mit der bisherigen Methode des Philoſophirens gebrochen und das menſchliche Erkenntnißvermögen, mit Beiſeitelaſſung aller theologiſchen und philoſophiſchen Vorausſetzungen, auf ſeine Quellen zurückgeführt. Das von ihm aufgebaute Syſtem, ein kühner Proteſt gegen alles dem menſchlichen Gedanken von außen her als Wahrheit Vorgeſpiegelte, beruht auf dem von ſeinem Urheber zuerſt geltend gemachten Prinzip des Selbſtbewußtſeins, bewegt ſich in dem Gegenſatze von Geiſt und Materie, Sein und Denken, und ſtellt die Aufhebung dieſes Gegenſatzes als Aufgabe der Philoſophie hin. Die Löſung dieſer Aufgabe unternahm Baruch Spinoza vermittelſt ſeines großartigen pantheiſtiſchen Syſtems, welches alles Partielle und Einzelne als Endliches in der Unendlichkeit der göttlichen Subſtanz verſchwinden läßt. Allein die Vermittlung des Dualismus von Ideellem und Materiellem gelang auch ihm nicht völlig und der von Carteſius gepflanzte Stamm der neueren Philoſophie zweigte ſich jetzt in zwei große Aeſte aus, in den des einſeitigen Idealismus und in den des einſeitigen Realismus (Senſualismus, Materialismus, Empirismus). Die idealiſtiſche Richtung fand in Deutſchland ihre weitere Entwickelung zunächſt durch Leibnitz, die realiſtiſche, welche im 18. Jahrhundert in Frankreich zum extremen Materialismus fortgeführt werden ſollte, wurde am Ausgang des ſiebzehnten in England zuerſt wiſſenſchaftlich begründet. Der Mann nun, durch welchen dieſes geſchah und das philoſophiſche Denken Englands in die noch jetzt nicht aufgegebene Bahn der Empirie hineingelenkt wurde[9], war John Locke, 1632 zu Pensford unweit Briſtol geboren, zu Oxford und auf Reiſen gebildet, an den Parteikämpfen ſeiner Zeit ziemlich betheiligt, geſtorben 1704 zu Oates in Eſſex. Er ſchulte ſein Denken an Carteſius und veröffentlichte die Reſultate der ſelbſtſtändigen Thätigkeit deſſelben in ſeinem berühmten Essay concerning human understanding in four books, wovon die erſte Ausgabe 1689 erſchien[10]. Locke war ein vorzugsweiſe engliſcher, d. h. realiſtiſch-praktiſcher Denker und deßhalb iſt auch der Inhalt ſeines Philoſophirens bei den gebildeten Claſſen ſeiner Landsleute im Verlaufe der Zeit zu Fleiſch und Blut geworden. Seine Philoſophie iſt eigentlich nur Erkenntnißtheorie und läßt ſich auf den negativen Satz zurückführen, daß es keine angeborenen Ideen gebe, und auf den jenen ergänzenden poſitiven, daß alle unſere Erkenntniß die Erfahrung zur Quelle habe. Wie ſcharf ein ſolcher Realismus dem

---

[7] Miß Burney ſah 1785 den König bei einer Bekannten in Windſor. Nachdem ſich Se. Majeſtät über verſchiedene Autoren ausgelaſſen und Voltaire ein Ungeheuer genannt hatte, geruhte ſie folgendes Muſter von Kritik von ſich zu geben. „Gab es jemals ſolches Zeug gegeben, wie ein großer Theil von Shakſpeare? Man darf es nur nicht ſagen. Aber was denken Sie? Was? Iſt es nicht trauriges Zeug? Was? Was?“

[8] Näheres über die engliſchen Blauſtrumpfgeſellſchaften von damals findet ſich in den Memoiren des Baronets N. Wraxall, deutſche Ueberſetzung (Weimar 1816) S. 76 fg.

---

9) Dieſer Satz bedarf einer Einſchränkung, inſofern der Biſchof Georg Berkeley (ſt. 1753) der Locke'ſchen Philoſophie eine gegenüberſtellte, welche, die Realität der objectiven ſinnlichen Welt gänzlich leugnend, auf den extremſten ſubjectiven Idealismus hinausläuft. Weiter unten werden wir zu erwähnen haben, daß in ſpäterer Zeit einige Engländer darauf ausgingen, das ſpeculative Denken der deutſchen Philoſophen ſich anzueignen, und daß namentlich die deutſche Naturphiloſophie da und dort in England Eingang fand.

10) Deutſch von Tennemann 1795—97. Works of J. L. Lond. 1714. 3 vols.

Supranaturalismus und deſſen Conſequenzen entgegenſteht, ergibt ſich von ſelbſt. Locke hat auch in verſchiedenen weiteren Schriften, namentlich in ſeinen drei berühmten Briefen über die Toleranz, die praktiſchen Schlußfolgerungen der in ſeinem Hauptwerk aufgeſtellten Prämiſſen gezogen und nicht wenig dazu beigetragen, daß die Toleranz in Glaubensſachen jetzt einer der Wahlſprüche der Zeit wurde. Auf's Engſte verbunden mit der Forderung ſolcher Duldſamkeit erſchien ſofort in England das vorurtheilsfreie Forſchen in religiöſen Dingen. Die Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes, wozu Locke das Fundament gelegt, begann hier jene Arbeit, welche nachmals von den franzöſiſchen Encyklopädiſten und von den deutſchen Aufklärern vollendet wurde. Auf dem Boden der Locke'ſchen Erfahrungsphiloſophie ſtehend und zurückweiſend auf den Zeitgenoſſen Bacon's, jenen Herbert von Cherbury, welcher ſchon zur Zeit Jakob's I. den Mauerbrecher des Verſtandes gegen die Burg des Aberglaubens hatte ſpielen laſſen, erſchien eine Reihe von mehr oder minder begabten Bekämpfern der kirchlichen Orthodoxie, welche letztere durch die neue philoſophiſche Methode der ſcholaſtiſch-philoſophiſchen Draperie, mit der ſie ſich das Mittelalter hindurch aufgeputzt hatte, ohne Umſtände entkleidet wurde. Man nannte dieſe Männer Freidenker (Free-thinkers) oder auch Deiſten (Deists), Letzteres, was man wohl auch mit Atheiſten vertauſchte, deßhalb, weil die weiter gehenden Freidenker nicht allein das Dogma von einem dreieinigen, ſondern überhaupt das von einem perſönlichen, nach menſchlichen Vorſtellungen menſchlich geſtalteten Gott verwarfen. Charles Blount (ſt. 1693), John Toland (ſt. 1722), Anthony Collins (ſt. 1729), Thomas Woolſton (1731), Peter Annet (ſt. 1768), Matthews Tindal (ſt. 1733), Thomas Chubb (ſt. 1747), Thomas Morgan (1743) und der Schotte David Hume (1711—1776), von welchem wir noch als Geſchichtſchreiber zu reden haben werden, ſind die Namen, an welchen der Ruf der Freidenkerſchaft vornehmlich haftet. Ihre Schriften ſind von ſehr verſchiedenem Werth und mögen Toland's Chriſtenthum ohne Geheimniß 11) und Hume's Verſuche 12) als die bedeutendſten

---

11) Christianity not mysterious or a treatise showing there is nothing in the gospel contrary to reason or above it and that no christian doctrine can be properly called a mysterie. Lond. 1696.

12) Essays moral and philosophical 1740. Essays on human understanding 1741. Essay on miracles 1750. Natural history of religion 1755. Philosophical works 1826.

Arbeiten zu bezeichnen ſein, welche aus dieſen Kreiſen hervorgingen. Im Ganzen genommen bezweckte die Kritik, welche die Freidenker an der jüdiſchen und chriſtlichen Religion und ihren Urkunden übten, eine Vermittlung zwiſchen Glauben und Wiſſen, Dogma und Vernunft. Ihre Bemühungen, eine Anticipation unſeres deutſchen Rationalismus, riefen natürlich die Geiſtlichkeit in die Waffen und die meiſten der Freidenker hatten harte Verfolgungen auszuſtehen. Welche aber auch die Schwächen ihrer Polemik geweſen ſein mögen, ſo viel iſt ſicher, daß dieſe eine tüchtige Breſche in der Mauer des Offenbarungsglaubens geöffnet hat. Ihre Anſichten gewannen vermöge der gemeinfaßlichen Form, in welcher ſie vorgetragen wurden, in den Mittelclaſſen Proſelyten, während ſie in den vornehmen Kreiſen propagirt wurden durch zwei Männer der Ariſtokratie, die Lords Anthony Aſhley Cooper Earl von Shaftesbury (1671—1713) und Henry St. John Viscount Bolingbroke (1672—1751). Shaftesbury, nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Parteiführer während der Reſtaurationszeit, war ein geiſtvoller Beobachter und Schilderer von Menſchen und Sitten; nur iſt der Styl ſeiner Briefe und Eſſays, worin er insbeſondere auf Empfehlung einer verſtändigen Moral ausgeht, mitunter zu geziert[13]). Bolingbroke, welcher in den Staatshändeln ſeiner Zeit eine große, aber ziemlich anrüchige Rolle geſpielt hat, kann für den vorragendſten Vertreter der weltmänniſchen Bildung von damals gelten. Scharfſinn, gewandte Reflexion und zungenfertiger Witz waren die Eigenſchaften, welche ihn als Staatsmann und Geſellſchafter, wie als Schriftſteller auszeichneten. In ſeiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit von den Geſchäften wurde er, der Todfeind Walpole's, politiſcher Pamphletiſt und popularphiloſophiſcher Autor. Locke's und Bayle's Schriften waren es, welche ſeinen Skepticismus ſchulten, und er ſchlug zuerſt jenen Ton eines vornehmen, leicht und graziös an den wichtigſten Problemen umhertaſtenden Spottes an, welchen hernach Voltaire, der von Bolingbroke ſehr viel gelernt, zur höchſten Meiſterſchaft brachte. Sein Hauptwerk ſind die Briefe über das Studium und den Nutzen der Geſchichte[14]), höchſt verdienſtlich, weil ſie, die Reſultate der bis dahin an-

---

13) Hauptwerk: Characteristics of men, manners, opinions, times. Birmingham 1773, 3 vols.

14) Letters on the study and use of history. — The works of B. Lond. 1754, 5 vols.

geſtellten wiſſenſchaftlichen Forſchungen zuſammenfaſſend, mit Beiſeiteſetzung des Reſpects vor dem Vermoderten oder Mumiſirten die Fackel der Kritik in die romantiſche Finſterniß conventioneller Ueberlieferungen trugen [15]). Die Befruchtung der ſtrengeren Wiſſenſchaft durch die Prinzipien der empiriſtiſchen Philoſophie bezeugen die großen Findungen Iſaak Newton's (1642—1727), welcher für die Naturwiſſenſchaft ſeiner Zeit das war, was Humboldt für die unſrige [16]). Wie dieſer, hat auch der große Entdecker des Geſetzes der Gravitation nach Maaßgabe des damaligen Standes der Naturwiſſenſchaften auf alle Gebiete derſelben ſeine geniale Thätigkeit ausgedehnt und in Wahrheit den dunkeln Schleier von den Geſetzen der Natur hinweggezogen, wie ihm ein Zeitgenoſſe in zwei inhaltsvollen Zeilen nachrühmte [17]); denn ein tiefer Analytiker und Neubegründer der Optik, hat er „den verborgenen Zuſammenhang des Weltalls aufgedeckt und die mannigfaltigen Objecte und Wirkungen, die wir am Himmel wahrnehmen,

---

15) Read gibt in dem Vorwort zu ſeinem Buch „die engliſchen Deiſten" (Bern 1853) folgende gedrängte Charakteriſtik dieſer Aufklärer. „Toland entkleidete das Chriſtenthum ſeiner Geheimniſſe, welche bloße Erziehungs- und Bildungsmittel der Vernunft geweſen. Collins verſchaffte den Deiſten den Namen Freidenker und widerlegte die gewöhnlichen Weiſſagungs- und Wunderbeweiſe für die übernatürliche Offenbarung. Shaftesbury faßte den ewig-wahren Kern der chriſtlichen Offenbarung als die Sittlichkeit, mit welcher die Glückſeligkeit ewig und nothwendig verbunden ſei. In der Beſtreitung der Wunder und Weiſſagungen ſchloſſen ſich Woolſton und Annet an Collins an. Tindal, der große Apoſtel des Deismus, erklärte das Chriſtenthum ſo alt als die Schöpfung und als identiſch mit der in der Erfüllung der Pflichten gegen Gott und Menſchen beſtehenden natürlichen Religion der Vernunft. Chubb ſuchte dies insbeſondere als die ausdrückliche Lehre Chriſti nachzuweiſen, während Morgan die deiſtiſche Grundanſicht auf die Kritik des alten Teſtaments anwandte und Bolingbroke dieſelbe zum Gemeingut der Gebildeten machte. Mit dem Skepticismus Hume's ſchließt die deiſtiſche Entwicklung Englands, indem er den Beweis der Göttlichkeit einer Offenbarung aus den Wundern für unmöglich erklärte und den Glauben ſelbſt als ein wider die Vernunft ſtreitendes Wunder faßte." — Um noch ein Wort von Bolingbroke insbeſondere zu ſagen, ſo kann von ſeiner aufkläreriſchen Manier ſchon ſein berühmtes Witzwort über theologiſche Zänkereien eine Vorſtellung geben, das Witzwort: „die Prieſter ſind wie die Ammen Jupiter's; ſie machen ein großes Geſchrei, um die Stimme ihres Gottes zu übertäuben."

16) J. N. Opera quae exstant omnia. Lond. 1779—85. V.

17) Nature and nature's laws lay hid in night;
God said: „Let Newton be!" and all was light. Pope.

als Theile eines großen Ganzen, als Folgen eines einzigen allgemeinen Geſetzes mit einander verbunden.“

Der Zweifel iſt der Vater der Forſchung, die Kritik der Tradition iſt die Mutter der Geſchichtſchreibung. Die engliſche Hiſtorik gelangte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf dem durch Locke's Realismus und Bolingbroke's und Hume's Skepticismus gebahnten Weg der kritiſch-pragmatiſchen Methode zu außerordentlichem Glanz. Hume ſelbſt trug ſeinen Kriticismus vom Felde der Theologie auf das hiſtoriſche hinüber und ſchrieb ſeine Geſchichte des Hauſes Stuart (1754), deren ungeheurer Erfolg ihn ermunterte, Englands Geſchichte unter den Tudor's, den Plantagenet's, unter den Normannen, Sachſen und Briten zu ſchreiben. So entſtand allmälig ſein großes Nationalwerk, welches die Geſchichte Großbritanniens von den Urzeiten bis zum Jahr 1688 herabführt 18). Es iſt noch jetzt die Luſt der Engländer und verdient es zu ſein, weil es, auf tüchtigen Quellenſtudien ruhend, mit kräftiger Bewältigung des Stoffes denſelben klar entwickelt, mit geſunder Verſtändigkeit die Lehren der Geſchichte zur Anſchauung bringt, Perſonen und Zuſtände im Ganzen unparteiiſch würdigt 19) und die Erzählung in einem äußerſt feſſelnden Style führt. Einen Nebenbuhler um die Gunſt der Geſchichtsfreunde fand Hume in ſeinem Landsmann William Robertſon (1721—93), welcher die Geſchichte Schottlands in einer claſſiſchen Weiſe erzählte und ſeine Thätigkeit als Hiſtoriker auch auf die Zeit Kaiſer Karl's V. und auf die Geſchichte Amerika's ausdehnte 20). Unter den engliſchen Hiſtorikern dieſer Zeit, welche ſich mit dem Alterthum beſchäftigten, ſtehen beſonders William Mitford, der Geſchichtſchreiber Griechenlands 21),

---

18) History of Great-Britain. Lond. 1763, VI, 4. Deutſch, Breslau 1767, VI, 4.

19) Beeinträchtigung erfährt Hume's Ruhm der Unparteilichkeit beſonders durch ſeine Darſtellung des großen Kampfes zwiſchen Krone und Volk unter Karl I. Hier macht ihn ſein faſt jakobitiſch gefärbter Monarchismus ungerecht gegen die Anhänger der Republik.

20) History of Scotland during the reigns of the queen Mary and of king James VI. Lond. 1759. History of Charles V. 1769. Hist. of America, 1777. Außer Hume und Robertſon beſchäftigten ſich mit und unmittelbar nach ihnen mit der engliſchen, ſchottiſchen und iriſchen Geſchichte: Smollet, John Dalrymple, David Dalrymple, Henry, Macpherſon, Stuart, Pinkerton, Laing.

21) The history of Greece, Lond. 1784—97, III. Deutſch, Leipz. 1802—8.

und Adam Ferguſon, der Geſchichtſchreiber der römiſchen Republik 22), in einem Anſehen, das nur verdunkelt wird durch Edward Gibbon, welcher durch ſeine weltberühmte Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Weltreichs 23) nicht allein die engliſche, ſondern die Hiſtorik des 18. Jahrhunderts überhaupt auf ihren Höhepunkt brachte. Gibbon war geboren zu Putney in der Grafſchaft Surrey am 27. April 1737 und ſtarb am 16. Januar 1794 zu London 24). Auf einer Reiſe nach Rom im Jahre 1764 faßte der Siebenundzwanzigjährige, wie er in ſeiner Selbſtbiographie erzählt 25), den Entſchluß, ſein großes Werk zu unternehmen. Der erſte Band deſſelben erſchien 1776, der zweite und dritte 1781, die letzten 1788. Die engliſche Prüderie wirft Gibbon Ungläubigkeit und Polemik gegen das Chriſtenthum vor, und in der That, er iſt kein Orthodoxer 26). Aber ſelbſt die Frömmelei wird es nicht wagen, ihm Schärfe des Urtheils, Vielſeitigkeit der Forſchung, Feinheit der Combination, Glanz und Friſche des Styls abzuſprechen. Sein Werk gehört unbedingt zu den größten Triumphen der hiſtoriſchen Kunſt. Als trefflicher Biograph bewährte ſich William Roscoe (1753—1831) in ſeinen Geſchichten der Medici 27) und unter den Memoirenſchreibern Englands von damals iſt Horace Walpole (1716—97) auszuzeichnen. Er betrachtet in ſeinen Denkwürdigkeiten aus der Zeit Georg's II. und Georg's III., wie in den Briefen an ſeinen Freund Mann, welche ein pikantes Gemälde der damaligen engliſchen Geſellſchaft entwerfen, die Geſchichte vom Standpunkte eines geiſtreichen Plau-

---

22) Hist. of the progress and termination of the Roman Republic. Lond. 1783. III. Deutſch. Lpzg. 1794 fg.

23) Hist. of the decline and fall of the Roman empire. Lond. 1776—88. VI. 4. Deutſch von Sporſchil. Lpz. 1843, Feſtband.

24) Seine Miscellaneous works (1796) enthalten auch ſeine Memoirs.

25) „Es war am 15. October, als, während ich ſinnend unter den Ruinen des Capitols ſaß und die Barfüßermönche im Tempel des Jupiter die Vesper ſangen, zuerſt der Gedanke, die Geſchichte des Verfalls und Sturzes der Stadt zu ſchreiben, meine Seele durchzuckte."

26) Ueber das Verhältniß Gibbon's zum Chriſtenthum vgl. die Capitel 15, 16, 21 und 47 ſeines Werkes.

27) The life of Lorenzo de' Medici, 1795. (Deutſch v. Sprengel, 1797.) The life of Leo X. 1805. (Deutſch v. Henke, 1806.)

derers, der er war. Was ſich von dieſem Standpunkt aus für die Geſchichtſchreibung leiſten ließ, hat er geleiſtet[28]).

Ueber den Charakter der Dichtkunſt dieſer Periode haben wir uns ſchon am Eingang des Kapitels ausgeſprochen. Sie war durchſchnittlich eine Poeſie von Gelehrten für Gelehrte. Vom Geiſt der Zeit durchdrungen, erwies ſie ſich verſtändig, ſkeptiſch, kritiſch und, in ihrem innerſten Weſen proſaiſch, ſuchte ſie durch die Form zu erſetzen, was ihr an ſpezifiſch dichteriſchem Gehalt abging. Sie war daher correct im gallicisirenden Sinne, nach Eleganz ſtrebend, abgeſchliffen. Mythologiſche Bilder waren ihr Lieblingsputz, Anſpielungen auf die Geſchichte und Literatur des Alterthums ihr unausgeſetzt gebrauchtes Auskunftsmittel. Die von innen heraus treibende Kraft ging ihr ab. Ihrer Pfleger waren ſehr viele, aber wir werden uns hüten, die Namen von allen herzuzählen.

Der eigentliche Dichter der Epoche war Alexander Pope, geboren am 22. Mai 1688 zu London. Ein ſchwächlicher Knabe, ward er ſchon frühe gewohnt, ſein Vergnügen in der Beſchäftigung mit Büchern zu ſuchen, und ſeine unanſehnliche und verwachſene Geſtalt, welche ſeiner bedeutenden Eitelkeit viel Kummer verurſachte, ließ ihn ſpäter die Laufbahn eines Literaten allen übrigen vorziehen. Er erhielt als Katholik ſeine Bildung in dem katholiſchen Seminar zu Twyford und durch Privatlehrer. Frühe begann er Verſe zu machen und ſchrieb als Zwölfjähriger ſeine Ode on the solitude. Italiſche und franzöſiſche Poeten und von engliſchen Spenſer, Waller und Dryden waren die Muſter, an welchen er ſeinen Styl bildete. Sechszehn Jahre alt dichtete er ſeine Idyllen (Pastorals), welche den Ton vornehm eleganter Schäferei ganz gut trafen und demnach ihrem Verfaſſer den Zutritt in die excluſiven Kreiſe verſchafften, deren Beifall ihm ſo ſehr am Herzen lag[29]). Ein Lehrgedicht über die Kritik (Essay on criticism, 1709) erhöhte ſeinen Ruf. Zwei Jahre ſpäter gab er die ſchöne Elegie On an infortunate Lady, nach unſerem Gefühle das gefühlvollſte von allen ſeinen Gedichten, veranlaßt durch den Selbſtmord eines betrogenen Mäd-

---

28) Memoirs, Lond. 1822. Letters to Sir Horace Mann, Lond. 1833. Die Verdeutſchung der Memoiren bildet die 4. Abthlg. der Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts von Pipitz und Fink. Das Anziehendſte aus dem Briefwechſel iſt in der Einleitung zu dieſer Ueberſetzung zuſammengeſtellt.

29) „Ich lebe in der großen Welt, wie ſelbſt der Neid geſteht“ — dieſer Vers war der ſtolzeſte Ausdruck, zu welchem ſich Pope's Dichterbewußtſein erheben konnte.

chens[30]. Viel weniger hoch ſteht ſeine gerühmte Ode on St. Cecilia's day, welche mit der Dryden'ſchen wetteifern ſollte, und ein allegoriſches Gedicht aus dieſer Zeit, The temple of fame, erinnert nicht zu ſeinem Vortheil an ſeine Vorbilder Petrarca, Chaucer und Spenſer. In glänzendſter Weiſe wurde Pope kurz darauf dem Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen gerecht durch ſeine komiſche Epopöe der Lockenraub (the rape of the lock, 1711), wozu eine etwas zu weit getriebene Galanterie die Veranlaſſung gab: ein Lord Petre ſchnitt in Geſellſchaft der ſchönen Miß Arabella Fermor eine ihrer vielbewunderten Locken vom Kopfe. Daraus formte Pope ſein Gedicht, welchem deſſen entzückte Leſer nachrühmten, die Satire trage darin den Gürtel der Venus, eine Phraſe, welche für den Geſchmack jener Zeit ungemein bezeichnend iſt. Der Lockenraub erſchien zuerſt in bloß zwei Geſängen, wurde dann aber von dem Dichter zu fünf ausgeſponnen. Es iſt wirklich ein niedliches Product, mit der ſauberſten Pope'ſchen Eleganz gearbeitet, und verdienſtvoll auch darum, weil der Dichter damit bewies, daß die Muſe ſcherzen könne, ohne in Zweideutigkeiten oder Zoten zu verfallen. Pope überhaupt war es, der nach den Zügelloſigkeiten der Reſtaurationspoeſie wieder einen anſtändigen Ton in der Literatur geltend machte, und wahrlich ſchon hiezu gehörte ein nicht gewöhnliches Talent. Nachdem der Dichter die poetiſche Naturmalerei ſeines

---

[30] Gewiß ſind folgende Zeilen aus dieſer Elegie edel und gefühlt:

What can atone — oh, ever-injur'd shade! —
Thy fate unpity'd, and the rites unpaid?
No friend's complaint, no kind domestic tear,
Pleas'd thy pale ghost, or grac'd thy mournful bier.
By foreign hands thy dying eyes were clos'd,
By foreign hands thy decent limbs compos'd;
By foreign hands thy humble grave adorn'd,
By strangers honour'd, and by strangers mourn'd!
What though no weeping Loves thy ashes grace,
Nor polish'd marble emulate thy face?
What though no sacred earth allow thee room,
Nor hallow'd dirge be mutter'd o'er thy tomb?
Yet shall thy grave with rising flow'rs be drest,
And the green turf lie lightly on thy breast:
There shall the morn her earliest tears bestow,
There the first roses of the year shall blow;
While angels with their silver wings o'ershade
The ground, now sacred by thy relics made.

Landes durch ſeinen Windſor-Wald (Windsor-Forest, 1713) bereichert, in welchem die Epiſode Lodona durch ihre Zartheit erfreut, und den wunderſchönen Originalbriefen Heloiſe's an Abälard ſeine Elegie Eloisa to Abelard nachgedichtet hatte, machte er ſich an ſeine Ueberſetzung des Homer. Die Ilias erſchien 1715—20, die Odyſſee folgte 1725. Dieſe gereimte Ueberſetzung, welche ihrem Verfertiger ein Vermögen einbrachte, ſteht in England noch jetzt in großem Anſehen. Uns, die wir wiſſen, daß es eine wirkliche, d. h. Geiſt und Form des Originals gleich treu wiedergebende Ueberſetzung Homer's erſt dann gab, als unſer Kernmann Voß mit der Odyſſee hervorgetreten (1781), uns kommt dieſer Pope'ſche Homer, in welchem, mit Schloſſer zu ſprechen, „der alte griechiſche Patriarch als vornehmer Engländer und zwar nach der neuen franzöſiſchen Mode geputzt" erſcheint[31], trotz ſeiner Gereimtheit freilich ſehr ungereimt vor. Die abgeſchmackte „Verſchönerung der Natur", welche in der Kunſtkritik und Dichtung der Dryden-Pope'ſchen Zeit eine ſo zudringliche Rolle ſpielte, macht ſich denn doch gar zu läppiſch und lächerlich, wenn ſie auf den größten aller Naturdichter angewandt wird. Die Ausgabe der Werke Shakſpeare's, welche Pope zugleich mit ſeiner Uebertragung der homeriſchen Geſänge unternahm, darf ebenfalls als ein mißlungenes Unterfangen bezeichnet werden. Die Region, in welcher Homer und Shakſpeare walteten, konnte nicht die Pope's ſein. Sein Gebahren bot auch anderwärts Blößen genug, ſo daß es ihm nicht an Gegnern und Angreifern fehlte. Aber er war unter keinen Umſtänden geſonnen, ſeinem literariſchen Prinzipat Etwas zu vergeben, und ſo führte er gegen Alle, welche daſſelbe anzutaſten wagten, einen großen Schlag, indem er 1729 ſeine Satire die Dunciade (the Dunciade) veröffentlichte. Die Frucht von Pope's Freundſchaft mit Lord Bolingbroke, das berühmte Lehrgedicht über die Natur und Beſtimmung des Menſchen (Essay on man), erſchien 1732—34 in vier Epiſteln. Der erſte dieſer Briefe, in welchen Pope noch einmal den vollen Glanz ſeiner Verskunſt leuchten ließ, handelt von der Natur und Lage des Menſchen in Hinſicht auf das Weltall, der zweite zieht den Menſchen als Individuum in Betracht, der dritte beſchäftigt ſich mit dem Menſchen als Mitglied der Geſellſchaft, der vierte endlich entwickelt die Anſprüche des Menſchen auf Glückſeligkeit und beſtimmt das Weſen der letzteren. Das Alles wird hier in mildem, ein-

---

31) Geſch. d. achtzehnten Jahrh. 3. Aufl. I, 482.

ſchmeichelndem Ton, einerſeits im Sinne des deiſtiſchen Rationalismus, andererſeits mit Berückſichtigung der in der „großen Welt“ gäng und gäben Anſichten über Natur und Beſtimmung des Menſchen beſprochen. Pope brachte in ſeinem Gedicht die weltmänniſche Philoſophie, welche ſein Freund Bolingbroke in Proſa anempfahl, in Verſe, eine ſehr aufgeklärte, ſchön redende, viel von Gott und Tugend ſprechende Philoſophie, nichtsdeſtoweniger aber eine Philoſophie des Egoismus, gegen welche der deutſche Tacitus mit gutem Grund ſein ſtrenges Verdict abgegeben hat[32]. Nicht

---

[32] „Es wird hier (in dem Essay on man) der Grundſatz, zu dem ſich ſpäter ein Holbach und Helvetius bekannten, nicht ſchroff ausgeſprochen, ſondern er wird in ſchönen Verſen verhüllt. Der Satz nämlich, daß nicht Gott und die Menſchheit, wie der Chriſt ſich ausdrückt, oder der Staat und der Ruhm bei der Nachwelt, wie die Beſſeren unter den Alten lehrten, Ende und Ziel jedes Menſchenlebens ſein ſoll, welches wahrhaft menſchlich genannt zu werden verdient, ſondern daß ſich Alles, was wir denken und fühlen, nur auf unſere Behaglichkeit und Perſönlichkeit bezieht. Um uns ſelbſt, als dem Ende und Ziel, werden hier in zierlichen Verſen Gott und die Welt, unſere Pflichten gegen unſern Nächſten und alle Gefühle, welche die Religion, die Poeſie, die Philoſophie in gebildeten Seelen wecken, in einem Kreiſe vereinigt; Aufopferung und Selbſtbetrachtung werden den Thorheiten beigezählt.“ Schloſſer, a. a. O. I, 487.

Der Egoismus iſt für Pope geradezu der Hebel, welcher die Maſchinerie des Menſchenlebens in Bewegung ſetzt, und er hat dies in ſeinem Gedicht (Epiſt. 3, V. 269—82) mit dürren Worten ausgeſprochen:

Selbſtſucht treibt uns, auf gut' und falſchen Wegen,
Der Wolluſt, Macht und Ruhmbegier entgegen.
Doch wird ſie auch zum Grund, der Alle wende
Zu Ordnung und Geſetzen hier am Ende.
Denn haßt den Wunſch, du, welchen Alle hegen,
Was hilft ein Wille, welchem All' entgegen?
Wie hält er feſt, was ihm, er ſchlaf', er wache,
Jetzt nimmt ein Starker und dann ſtiehlt der Schwache?
Die Sicherheit ſchränkt Freiheit ein: von Allen
Wird das bewacht, was Jedem mag gefallen.
Selbſt Kön'ge lernten ehren Recht und Güte,
Da Tugend ſo aus Nothwehr auferblühte:
Selbſtliebe wies den frühern Pfad und fand,
Daß eignes im gemeinen Wohl beſtand.

Pope hat auch in Proſa philoſophirt. Wir ſetzen einige ſeiner Maximen her, weil dieſelben für die Denkweiſe jener Zeit ſehr charakteriſtiſch ſind.

Die Menſchen ſind in dem Grade dankbar, in welchem ſie rachſüchtig ſind. — Der Charakter, welcher gewöhnlich für angenehm im Umgange gilt, iſt aus Höflichkeit von dieſer Seite her, wohl aber von der orthodoxen erfuhr das Lehrgedicht in England Anfechtungen. Zur Abwehr derſelben dichtete Pope ſein bekanntes Universal prayer, welches jedoch die Rechtgläubigen nur als „ein Gebet der Deiſten" gelten laſſen wollten, und weiterhin ſeine Moral essays in vier poetiſchen Epiſteln, die im Grunde das Thema des Verſuchs über den Menſchen nur variiren. Uebrigens vermochten die Angriffe ſeiner Gegner den Dichter aus der Gunſt derjenigen Kreiſe, auf deren Beifall es ihm allein ankam, nicht zu verdrängen. Er ſtarb im Vollgenuß ſeines Ruhmes am 30. Mai 1744, ſechsundfünfzig Jahre alt, und wurde zu Twickenham, ſeinem ländlichen Lieblingsaufenthalt, beſtattet 33).

Die Poeſie im engeren Sinne war den dichtenden Zeitgenoſſen Pope's, wie dieſem ſelbſt, durchaus eine Sache der geſellſchaftlichen Convenienz. Nach einem freien und franken Bruſtton, nach einer originalen Richtung ſuchen wir in dieſem ganzen Zeitraum vergebens. An formellen Talenten, die conventionelle Dichtung zu pflegen, war freilich kein Mangel. Die Didaktiker Philips und Blair, die Lyriker Parnell, Collins und Penroſe, die Elegiker Tickell und Shenſtone, der beißende Satiriker Churchill und noch viele Andere ſicherten ſich durch ihre Werke Seitens ihrer Landsleute die Anerkennung als Dichter zweiten Ranges. John Gay (ſt. 1732) that ſich in der Fabel, im Idyll (the sepherds week), wie im beſchreibenden Gedicht (the rural sports) hervor und ſchrieb die berühmte Bettleroper (the beggar's

---

und Falſchheit zuſammengeſetzt. — An manchen Leuten lobt man eine leichtſinnige Art von Gutmüthigkeit, welche ebenſo ſehr Tugend iſt, als Trunkenheit. — Nie hab' ich in meinem Leben einen Menſchen gekannt, der fremdes Mißgeſchick nicht recht wie ein Chriſt hätte ertragen können. — Parteigeiſt iſt eine Raſerei Vieler zum Vortheil von einigen Wenigen. — Leute, welche im Alter tugendhaft werden, bringen Gott bloß ein Opfer von des Teufels Nachlaß. — Wenn zwei Perſonen einander auf's Artigſte die Wahl einer Sache freiſtellen, ſo bekommt jeder von ihnen gewöhnlich das, was ihm am wenigſten zuſagt. — Viele Menſchen wären fähig, etwas Weiſes zu thun, noch mehrere, etwas Schlaues, aber ſehr wenige, etwas Edles. — Weiber benutzen Liebhaber wie Karten: ſie ſpielen eine Zeitlang mit ihnen, und wenn ſie Alles durch ſie gewonnen, was ſich gewinnen ließ, werfen ſie ſie weg und fordern neue. — Ein Mann, der ein ſchönes Weib bewundert, hat doch nicht mehr Grund, ſie ſich zur Frau zu wünſchen, als derjenige, der die heſperiſche Frucht bewunderte, Grund gehabt haben würde, zu wünſchen, daß er der Drache ſei, der ſie bewachte.

33) Works, ed. by Warburton, Lond. 1751, 9 vols., by Warton 1797, by Bowles 1806. A. Pope's poetiſche Werke, deutſch v. Böttger und Oelckers, Lpzg. 1842, 4 Bde. Aus dieſer Ueberſetzung ſind die deutſch angeführten Stellen von Pope.

opera 1727). **Matthew Prior** (ſt. 1721), in ſeinem ernſten Lehrgedicht Salomo unerträglich breit, war in dem ſcherzhaften Alma, welches die Frage nach dem Sitz der Seele behandelt, glücklicher und entwickelte in ſeinen vier poetiſchen Erzählungen (the ladle, Protogenes and Apelles, Paulo Purganti, Hans Carvel) viel Witz, aber auch da und dort eine derbe Reminiſcenz aus der Reſtaurationslüderlichkeit. Einen ſtarken Gegenſatz zu Prior's muthwilliger Heiterkeit bildet der Ernſt und die Schwermuth von **Edward Young** (ſt. 1765), welcher durch die Bemühungen der Schule Klopſtock's ſeiner Zeit auch in Deutſchland ſehr bekannt und beliebt war. Seine Satiren, die er Anfangs einzeln erſcheinen ließ und dann unter dem Titel Love of fame (1728) vereinigte, verſchafften ihm großes Anſehen; aber der Schwerpunkt ſeines Werths beruht auf ſeinem moraliſirenden Gedicht The complaint or night-toughts [34]), welches er in einem Anfall wilder Melancholie geſchrieben hat. Dieſe poetiſchen Betrachtungen, 1741 erſchienen, bezeichnen unſtreitig einen großen Wendepunkt in der Denkweiſe der engliſchen Geſellſchaft. Sie ſetzen ſich der herrſchenden Modephiloſophie eines Bolingbroke und Pope diametral entgegen. In ihnen ſchlägt der germaniſche Ernſt des engliſchen Gedankens zum erſten Mal wieder energiſch durch den Firniß, womit die franzöſirende Cultur ihn bedeckt hatte. Auch die Sprache des Gedichts iſt germaniſch: mit lyriſcher Erhabenheit ergeht ſie ſich in ſchwermuthsvollen Klagen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen.

Wir bemerkten oben, die Literatur ſei in England zu dieſer Zeit bereits eine Macht geweſen. Eine Macht hat Organe zu ihren Kundgebungen nöthig. Die engliſche Literatur ſchuf ſich ſolche Organe in den berühmten Wochenſchriften des 18. Jahrhunderts, an deren Stelle nachmals die verſchiedenen Reviews traten. Jene literariſch-kritiſchen Wochenſchriften übten die Kunſt des Schilderns an den mannigfaltigſten Gegenſtänden und haben ſich um die Bildung Englands hochverdient gemacht, wenn auch ſie bei ihrem Streben, die Kreiſe der Cultur zu erweitern, unendlich weit mehr in die Breite als in die Tiefe gingen und über die herrſchenden literariſchen Moden von damals in keiner Weiſe ſich erheben. Ihre Begriffe von Poeſie, Kunſt und Philoſophie waren im Ganzen durchaus die Boileau-Pope-Bolingbroke'ſchen. **Richard Steele** (1675—1729), der vielgewandte und vielumgetriebene Pamphletiſt, ein Abenteurer in Politik und Literatur, faßte zuerſt den Gedanken einer Zeitſchrift nach einem neuen Plan. Den Inhalt derſelben ſollten Neuigkeiten vom Ausland, Theaterberichte, die Summe der Converſation in den literariſchen Kafferhäuſern, Sittenzüge und Tagesanekdoten ausmachen und ſollte dieſe Zeitſchrift an den Tagen erſcheinen, wo die Poſt aus London in die verſchiedenen Grafſchaften abging. Steele ſetzte den Plan in's Werk und gründete 1709 den Tatler (Plauderer). Bald nahm er Addiſon's Hülfe in Anſpruch und mit dieſem gemeinſchaftlich ließ er 1711 an die Stelle des Tatlers den Spectator (Zuſchauer) treten, welcher die beliebteſte Zeitung dieſer Art war und blieb und es bis zu einem Abſatz von 20,000 Exemplaren brachte. Joſeph Addiſon (1672—1719) hatte ſich ſchon als Mitglied des Magdalenencollegiums zu Oxford durch ſeine Gewandtheit und Zierlichkeit im lateiniſchen Versbau, was noch jetzt in England in Anſehen ſteht, dann durch die Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Italien bekannt gemacht. Sein Gedicht auf die Schlacht bei Blenheim (1704) hatte ſein Glück begründet. Die Tories waren in Verlegenheit, in ihren Reihen einen Poeten aufzutreiben, welcher im Stande wäre, der öffentlichen Meinung über dieſes große Ereigniß einen würdigen Ausdruck zu leihen, und ſo wandte man ſich an Addiſon, welcher ſich zu den Whigs hielt und ſpäter durch dieſe zu hohen Ehrenſtellen befördert wurde. Sein Schlachtgedicht war allerdings nur „eine gereimte Zeitung", wie der Spott ſeiner Gegner richtig bemerkte, aber gerade die Phantaſieloſigkeit deſſelben verſchaffte ihm eine Menge Bewunderer und dem Verfaſſer Seitens des Miniſteriums ein glänzendes Honorar, nämlich eine Sinecure mit 200 Pfund jährlich. Addiſon's Poeſie überhaupt iſt rhetoriſche Proſa in Verſen, was am flagranteſten ſein Trauerſpiel Cato beweiſt. Dieſes rhetoriſche Stück wurde 1713 im Drurylanetheater aufgeführt, wobei Cato eine Perücke für fünfzig Guineen trug und eine Herzogin an einem Galatage den prachtvollen Reifrock hätte tragen können, welchen Marcia anhatte. Eine declamatoriſche Schulübung, wurde das Trauerſpiel dennoch mit Beifall überſchüttet: ſo ſtand es zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit der dramatiſchen Dichtung in einem Lande, welches Shakſpeare geboren. Aber als Proſaiker verdiente Addiſon in Wahrheit die Liebe ſeiner Zeitgenoſſen. Er hat als ſolcher merkwürdiger Weiſe ſogar hie und da eine Ahnung von wahrer Poeſie. So, wenn er den Leſern des Spectators begreiflich zu machen ſuchte, in den altnationalen Balladen finde ſich ebenſo echt poetiſches Gold als im Homer. Addiſon hat als Eſſayiſt alle vorhergehenden in

---

[34]) Nachtgedanken, metriſch überſetzt von Wenzel-Sternau, 1825.

Schatten geſtellt. Seine Proſa iſt leicht und klar fließend, ungezwungen und anmuthig. Sein Witz iſt gutmüthig ſchelmiſch, weit mehr kitzelnd als ſtechend und ſchlagend: es iſt, wie Macaulay ſagt, weder der Witz eines Hanswurſts noch der eines Cynikers, ſondern vielmehr der eines Gentleman. Es war viel Humanität in Addiſon und er hatte nicht nur für das Lächerliche, ſondern auch für das Edle in der Menſchennatur ein ſcharfes und geübtes Auge. Seine Aufſätze im Spectator und anderen Zeitſchriften waren es, welche dieſen eine ſo außerordentliche Popularität gewannen. Der Plan zu dem erſtgenannten Journal, welches noch jetzt neuaufgelegt wird, war ein ſehr glücklicher. Der Spectator, ein eifriger Beobachter von Menſchen und Gegenſtänden, ferner ein Tempelſtudent, ein Geiſtlicher, ein Soldat, ein Kaufmann, ein alter Landbaronet und ein alter Stadtwüſtling, bilden zuſammen einen Club, in welchem die verſchiedenartigſten Dinge verhandelt werden. Die Schilderung der Clubmitglieder ſelbſt iſt höchſt anziehend: ſie iſt der erſte glückliche Griff, welchen die engliſche Novelliſtik in das wirkliche Leben that. Außer dem Spectator gründeten Steele und Addiſon mitſammen noch den Guardian und ſchrieb jener den Engliſhman, dieſer den Freeholder, aber weder der literariſche Guardian, noch die beiden letztgenannten politiſchen Journale vermochten den Spectator zu erſetzen und gingen daher bald wieder ein [35].

Gegenüber der franzöſirenden Urbanität des Addiſon'ſchen Witzes repräſentirten zwei derbengliſche Geſtalten, die von Jonathan Swift (1667—1745) und Samuel Johnſon (1709—84), in ihren Zeitſchriften den einheimiſchen, den John-Bulliſtiſchen Witz und Humor [36]. Swift ſowohl als Johnſon waren ebenſo verbiſſene Tories, wie Steele und Addiſon ſtandhafte Whigs. Den Journalen der Letzteren ſtellte Swift ſeinen Examiner entgegen: Johnſon's Rambler (Umherſtreifer) erſchien 1750—52 und genießt gleich dem Spectator in England claſſiſches Anſehen. Swift hat man mit einer Roſenknoſpe verglichen, deren Zweige und Blätter durch ungünſtige äußere Einwirkungen in lauter Stacheln verwandelt worden ſeien. Das Gleichniß mag recht hübſch ſein, aber von der Roſennatur vermögen wir in Swift mit dem beſten Willen Nichts zu finden, in ſeinen Schriften nicht und noch viel weniger in ſeinem Leben, welches ſich in Verbitterung und Selbſtſucht[37] verzehrte und zuletzt im Wahnſinn endigte. Dagegen war Swift ohne Frage ein tüchtiger Dorn, ein Dorn im Fleiſche des religiöſen, politiſchen und literariſchen Pedantismus und Schlendrians, ein Dorn, der ſeine Spitze merkwürdiger Weiſe auch höchſt energiſch gegen das verknöcherte Inſtitut der Hochkirche kehrte, obgleich ihm, dem Dechanten von St. Patrick, die Intereſſen deſſelben hätten am Herzen liegen ſollen und auch wirklich am Herzen lagen, wie ſeine Vertheidigung der hochkirchlichen Dogmen gegen die Deiſten beweiſt. Widerſpruch war überhaupt der Name von Swift's Weſen, wie die ſchonungsloſe Satire der eigentliche Tummelplatz ſeines Talents. Wo er die Saite gemüthlichen Ernſtes anſchlagen wollte, wurde er pomphaft und geſpreizt. So in ſeiner poetiſchen Erzählung Cadenus and Vanessa, in welcher unter der dünnen Hülle einer ſchlecht erſonnenen Fabel die eine ſeiner zwei berühmten Liebesgeſchichten behandelt iſt. Auf dem Boden des wirklichen und zwar des ſpezifiſch-engliſchen Lebens, nicht aber in der Region des Ideals, gedieh ſeine Schriftſtellerei. Man halte ſeine ernſthaften poetiſchen Erzählungen mit ſeiner ſatiriſchen die Beichte der Thiere (the beasts confession, 1732) zuſammen und man wird dieſen Satz vollkommen beſtätigt finden. Er ging als Pamphletiſt, als theologiſcher und politiſcher Satiriker auf populäre Wirkung aus und bequemte ſich der Anſchauungsweiſe des Volkes. Dieſe mußte, wenn Swift's Schriften einen Schluß geſtatten, damals noch eine ſehr plumpe und rohe ſein. Denn Swift's Satire gefällt ſich häufig im Platten und Gemeinen, ja ſogar im Unfläthigen. Seine witzigſte ſatiriſche Auslaſſung iſt das Märchen von der Tonne (a tale of a tube, 1704), worin das Prieſterthum der ſogenannten drei chriſtlichen Confeſſionen unter der Firma der drei allegoriſchen Perſonen Peter (Papſt), Martin (Luther) und Jack (Calvin) auf's bitterſte angegriffen und verhöhnt wird. Swift geht ſoweit, daß er die Kanzel geradezu mit dem Gauklergerüſte der Marktſchreier und mit dem Galgen in Parallele bringt. Die Bücherſchlacht[38]), welche dem Märchen angehängt iſt, perſiflirt die philologiſche und äſthetiſche Pedanterei jener Zeit ſehr ergötzlich. Der europäiſche Ruf Swift's beruht übrigens auf ſeinem ſatiriſchen Reiſeroman Gulliver's Reiſen[39]), in welchen der Verfaſſer das damalige Staats- und Geſellſchaftsleben von England und Frankreich in rieſenhaften, mit den ungeheuerlichen Cynismen eines Rabelais und Fiſchart ausſtaffirten Zerrbildern vorführt. Die eigentliche ſatiriſche Quinteſſenz des in alle Sprachen überſetzten und ſogar zu Kinderſchriften umgearbeiteten Buches iſt heutzutage nur noch ſolchen Leſern zugänglich, welche die Perſonen und Zuſtände der engliſchen Geſellſchaft von damals im Einzelnſten kennen[40]). Was Johnſon angeht, ſo ſpielte er, ſeit ſein Rambler und ſein berühmtes Wörterbuch der engliſchen Sprache[41]) erſchienen waren, ganz die Rolle, welche ſeiner Zeit Dryden innegehabt hatte. Er präſidirte dem literariſchen Cirkel der Miſtreß Thrale und handhabte ſein kritiſches Szepter mit göttlicher Grobheit. Er war ſo recht der Geſchmacksrichter des common sense, in der allerproſaiſchſten Bedeutung des Wortes. Kein Wunder daher, daß ſeine Ausgabe der Werke Shakſpeare's (1765) eine nicht gelungenere war als die Pope's. Seine vielgeprieſenen Satiren London (1749) und The vanity of human whises (1749), wie ſein didaktiſcher Roman History of Rasselas, ſind recht verſtändige, gut geſchriebene Sachen, nur fehlt ihnen ein Kleines — die Poeſie. Siebzig Jahre alt, unternahm er noch ein bedeutendes Werk, die Lebensbeſchreibungen der großen Dichter

---

[35] Works of J. Addison, ed. by Hurd, Lond. 1811, 6 vols. Schloſſer (G. d. 18. J. I, 501 f.) beurtheilt Addiſon zu hart, hingegen Macaulay (Eſſays, V, 68 [illegible]) zu panegyriſch. [illegible] Addiſon iſt einer ſeiner [illegible], aber offenbar hat ihm whiggiſtiſche Partei dabei die Feder geführt. Addiſon, bemerken wir noch, war der erſte Literat von Beruf, der es in England bis zum Staatsſecretariat brachte (1717).

[36] Der Begriff John Bullismus kam durch den ſatiriſchen Roman John Bull auf, welchen John Arbuthnot, einer von Swift's Freunden, verfaßte und in welchem im Sinne der Aufklärung den Helden des Mittelalters der Krieg gemacht und die komiſchen oder verwerflichen Seiten des engliſchen Nationalcharakters dargeſtellt wurden.

---

[37] Die nirgends ſchroffer und gehäſſiger hervortrat als gerade da, wo ſie am wenigſten am Platze war, nämlich in ſeinem Verhältniß zu den beiden Frauen (Stella und Vaneſſa), die ihm ihr Leben weihten.

---

[38]) Account of a battle between the ancient and modern books in St. James library.

[39]) Lemuel Gulliver's travels into several remote nations of the world, 1727.

[40]) Works, with a life of the author and notes, publ. by W. Scott, Edinb. 1815, 19 vols. Swift's humoriſt. Werke, deutſch v. Kottenkamp, Stuttgart 1837. Zur Würdigung Swift's vgl. „das Swiftbüchlein" v. G. Regis, 1847.

[41]) Dictionary of the English language: in which the words are deduced from their originals, and illustrated in their different significations by examples of the best writers, to which are prefixed a history of the language and an English grammar, 1755, 2 vols. fol.

Englands, urſprünglich zur Ausſtattung einer nicht ohne Parteilichkeit zuſammengeſtellten Anthologie aus ihren Schriften beſtimmt [42]).

Die vornehme Geſellſchaft Englands unter den beiden erſten Georgen war jedoch weit mehr dem Raffinement der Geſellſchaftsphiloſophie gleichgeſtellter und gleichgeſtimmter Kreiſe in Frankreich zugethan, als der grobkörnigen Lebensauffaſſung eines Swift und Johnſon. Auch unter den Leuten „von Welt“ waren zwar, wie wir zu bemerken Gelegenheit hatten, echt john-bulliſtiſche Manieren und Redewendungen damals keine Seltenheit, allein im Allgemeinen liebten ſie es doch, den angeborenen John-Bullismus unter der Politur des Pariſer Bonton verſchwinden zu laſſen, und ſich als Solche zu zeigen, welche, wie die Moral, ſo auch die Sprache eines Voltaire, Bolingbroke und Pope zu der ihrigen gemacht. Ein merkwürdiges Document dieſer weltmänniſchen Philoſophie, wenn man ſie ſo nennen darf, ſind die Briefe, welche der bekannte Staatsmann Philip Dormer Stanhope Earl von Cheſterfield (1694–1773) an ſeinen Sohn Philip Stanhope ſchrieb, in der Abſicht, denſelben zu einem vollkommenen Hof-, Staats- und Weltmann zu erziehen. Dieſe Anweiſung, in der vornehmen Welt ſein Glück zu machen, iſt ganz in dem ariſtokratiſch-liberalen Geiſt gehalten, welcher unter den Privilegirten dieſſeits und jenſeits des Canals umging, bis der Liberalismus in der franzöſiſchen Revolution mit ſeinen Forderungen Ernſt machte. Die Moral der Cheſterfield'ſchen Pädagogik läuft übrigens darauf hinaus, daß man, um in der Welt vorwärts zu kommen, ſo ziemlich Alles thun dürfe, aber mit der gehörigen Manier [43]). Bevor dieſe Briefe ins Publicum kamen, hatte ein Epiſtolograph ganz anderen Schlages die öffentliche Aufmerkſamkeit im höchſten Grade beſchäftigt. Im Public Advertiser erſchien 1769–73 eine Reihe von Briefen, welche mit Swift's polemiſcher Bitterkeit die genaueſte Vertrautheit mit den

---

[42] The lives of the most eminent English poets, 1790. Johnſon's eigenes Leben wurde von ſeinem Freund Boswell in zwei ſtarken Quartbänden geſchrieben (1791), ein Werk ſo abgöttiſcher Bewunderung, daß man der auch ſonſt häufig vorkommenden biographiſchen Bewunderungskrankheit in England den Namen der Lues Boswelliana geſchöpft hat.

[43] Letters, Lond. 1776, 4 vols. Cheſterfield war es, der, den krautjunkerlichen Adelſtolz zu verſpotten, an der Spitze der Reihe ſeiner Ahnenportraits zwei Bilder aufhing, welche die Unterſchriften trugen: Adam von Stanhope und Eva von Stanhope.

Staatsangelegenheiten und die ſchärfſte Kenntniß der leitenden Perſonen verdanken. Sie waren mit dem Namen Junius unterzeichnet und das undurchdringliche Geheimniß, in welches ſich der Autor zu hüllen wußte, erhöhte ihre Wirkung. Junius unterwarf die ganze Staatsverwaltung einer ſo einſchneidenden Kritik, wie ſie bis dahin ſelbſt in England unerhört war und ſeither kaum irgendwo wieder vorgekommen iſt. Den Meiſterſchlag führte der Unbekannte in ſeinem vom 19. Dezember 1769 datirten Brief an Georg III. Wohl nie iſt einem König ſo die Wahrheit geſagt worden[44].

Noch bleibt uns zum Schluſſe des Abſchnitts übrig, ein breites Feld der literariſchen Production dieſer Zeit zu überblicken, das der Romandichtung. Wir ſahen bei früheren Gelegenheiten, daß zur Zeit der Königin Eliſabeth der mittelalterliche Ritterroman in den modern arkadiſchen überging, welcher ſeinerſeits wieder in der Reſtaurationsperiode dem galant-abenteuerlichen, dem allegoriſchen und ſatiriſchen weichen mußte. Unter allen dieſen Wandlungen war Nachahmung fremder Muſter der ſtehende Charakter des engliſchen Romans geblieben; denn auch der Reiſeroman, wie er durch Daniel Defoe (1663—1731), deſſen in aller Welt berühmt gewordener Robinſon Cruſoe 1719 erſchien, in ernſthafter und durch Swift in ſatiriſcher Richtung eingeführt worden war, wies auf auswärtige Vorbilder zurück, namentlich auf die griechiſchen Romane dieſer Gattung. Jetzt aber änderte ſich die Sache in dem Grade, daß die engliſche Literatur mit Romanen hervortrat, welche für den Continent muſtergebend wurden. Die Anfänge dieſer originalen Novelliſtik ſind unzweifelhaft, wie ſchon bemerkt worden, im Spectator zu ſuchen. Dreißig Jahre ſpäter, als in dieſer Zeitſchrift die Wirklichkeit des nationalen Lebens den Stoff zu novelliſtiſcher Schilderei zu leihen angefangen hatte, wurde durch Samuel Richardſon (1689—1761), welcher ſich vom Buchdrucker zum Schriftſteller heraufbildete, der engliſche Familienroman begründet. Richardſon begann mit ſeiner Pamela, welcher die Clariſſa und der Grandiſon folgten45). Er machte den Briefſtyl im Roman beliebt und fand überhaupt ein ſehr dankbares Publicum. Von didaktiſchen Geſichtspunkten ausgehend, ſtellte er, wenn auch auf dem Boden der ſozialen Zuſtände des damaligen Englands fußend, die Menſchen dar, wie ſie ſein ſollten. Er iſt Idealiſt und rückt ſeine Figuren, ſeien es Träger des Guten oder des Böſen, aus der Sphäre des Seins in die des Seinſollens oder Seinkönnens hinüber. Seine Redſeligkeit geht ins Fabelhafte, aber ſeine Compoſition iſt monoton. In der Pamela ſiegt die idealiſche Tugend der Heldin nicht nur über die Verführungskünſte des ihr nachſtellenden Wüſtlings, ſondern thut auch an dieſem ein Bekehrungswunder. In der Clariſſa wird dieſe Fabel nur zu einem negativen Schluß gebracht, indem die Tugendheldin der Brutalität des Lovelace endlich unterliegt. Im Grandiſon ſoll das Ideal eines vollkommenen Gentleman dargeſtellt werden, aber dieſes Ideal erſcheint nur, wie ein guter Witz bemerkte, als „ein fehlerfreies Ungeheuer", das zudem in ſeiner Situation zwiſchen zwei gleich ſchönen, gleich tugendhaften, gleich vornehmen, ihm gleich ſehr zugeneigten Schweſtern ſo ziemlich an den zwiſchen zwei Heubündeln wähleriſch grübelnden Eſel Buridan's erinnert. Eine willkommene Ergänzung zu Richardſon, deſſen Ueberſchätzung bei den Zeitgenoſſen ſoweit ging, daß Rouſſeau ihn mit Homer gleichſtellte46), bildete Henry Fielding (1707—54), der mit dem Roman Joseph Andrews debütirte (1740) und mit ſeinem Jonathan Wild, deſſen Held der berüchtigte, 1725 zu London gehenkte Diebshehler und Diebsfänger dieſes Namens iſt, dem altgewohnten Geſchmack ſeiner Landsleute an Gauner- und Freibeutergeſchichten eine Huldigung darbrachte, ſeine nationalliterariſche Bedeutung jedoch ſeinem Roman Tom Jones or history of a foundling47) zu verdanken

---

[44] Vollſtg. Ausg. Letters of Junius, Lond. 1812. Deutſch v. Ruge, 1848. Das Geheimniß der Autorſchaft, welches ſo viel zu rathen gab, ſcheint jetzt gelöſt. Macaulay behauptet in ſeinem herrlichen Eſſay über Warren Haſtings mit Beſtimmtheit, daß Junius Niemand geweſen ſein könne als Philip Francis. Er ſtellt (S. 153 fg.) die Beweiſe für ſeine Behauptung zuſammen und dieſelben berechtigen ihn unſeres Erachtens allerdings, zu ſagen, „ſie ſeien hinreichend, um in einem Civil-, ja in einem Criminalproceſſe ein Verdikt zu tragen.“

---

45) History of Pamela, 1740, 4 vols. Clarissa Harlowe, 1748, 8 vols. Sir Charles Grandison, 1753, 7 vols. Die didaktiſche Breite von Richardſon's Styl kündigt ſich ſchon auf den Titelblättern ſeiner Romane an. Das des berühmteſten lautet: Clarissa or the history of a young Lady: comprehending the most important concerns of private life, and particularly shewing the distresses that may attend the misconduct both of parents and children in relation to marriage.

46) Nicht minder enthuſiaſtiſch äußerte ſich Diderot, indem er ernſter Weiſe meinte, Richardſon ſei ſo viel werth, wie Moſes, Sophokles und Euripides. Eine merkwürdige Zuſammenſtellung! Uebrigens hat noch d'Israeli Richardſon den Shakſpeare der Proſa genannt.

47) Erſchien 1750. Deutſch v. Bode, 1786, 6 Bde.

hat. Man pflegt dieſes vortreffliche Buch gewöhnlich in die Claſſe der komiſchen Romane einzureihen, aber, wie mir ſcheint, mit Unrecht, denn der Tom Jones iſt nicht minder ein ernſter als ein komiſcher Roman. Er iſt der erſte realiſtiſch-nationale Familienroman der engliſchen Literatur. Sein Verfaſſer nimmt die Menſchen, wie ſie ſind. Weit entfernt von der ſüßlichen Tugendpedanterei ſeines Vorgängers, der überall nur unmögliche Vollkommenheiten oder ſchwärzeſte Verderbtheit ſah, reproduzirt er Charaktere und Situationen des wirklichen Lebens mit feſten, markigen Zügen. Die Anlage ſeines Plans und deſſen Durchführung iſt gleich meiſterhaft. Charakteriſtik und Handlung heben und tragen ſich gegenſeitig, und was vielleicht dem Werk dadurch abgeht, daß es die ideelle Seite der Menſchennatur zu wenig berückſichtigt, das wird reichlich erſetzt durch den tiefen Einblick, welchen es in die Sittengeſchichte jener Zeit aufthut. Zarter und weiblicher, wie es ihrem Geſchlechte zukam, ließ Franziska Burney, ſpäter Madame d'Arblay (1752—1840), in ihren Romanen Evelina, Cecilia und Camilla den Realismus walten; aber auch ſie ſchilderte wirkliche Menſchen und Leidenſchaften und ihr Auftreten kann als ein in der Geſchichte der engliſchen Schriftſtellerinnen epochemachendes bezeichnet werden, weil ihre Erzählungen die erſten von weiblicher Hand entworfenen waren, die mit der Darſtellung realer Sitten ſich befaßten. Erſt nach Miß Burney's Vorgang wagten es anſtändige Damen, mit dieſer bis dahin verrufenen Gattung der Poeſie ſich zu beſchäftigen.

Der Nebenbuhler Fielding's in der Gunſt des Publicums, Tobias Smollet (1720—71), entfaltete in ſeinen Romanen, unter denen Roderick Random, Peregrine Pickle und Humphrey Clinker die vorragendſten ſind [48], den Humor des John-Bullismus mit ſeiner derbauftretenden Draſtik. Dieſe geht zuweilen ſehr weit. Wenn man die cyniſchen Poſſen lieſt, welche im Peregrine Pickle dem Commodore Trunnion und ſeiner Ehehälfte geſpielt werden, oder im Humphrey Clinker den Doctor ſeine Philoſophie des Geſtanks entwickeln hört, ſo muß man faſt annehmen, die engliſche Leſewelt habe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz andere Nerven gehabt als heutzutage. Wie ſich die engliſche Prüderie gebahren mag gegenüber der nächtlichen Wirthshausſzene zwiſchen Pickle, ſeiner Geliebten, dem Maler, dem Eſel, dem Juden und dem Freudenmädchen im erſteren Roman oder im letzteren gegenüber dem Schabernack, welcher dem Helden in der Hochzeitsnacht mit der Katze angethan wird, vermögen wir uns nicht recht vorzuſtellen. Wir wiſſen nur, daß dieſe groteske Komik die Lachmuskeln jedes geſunden Menſchen mit ſouverainer Macht in Bewegung ſetzt. Im Uebrigen beſitzt Smollet nicht nur komiſche, ſondern auch pathetiſche Kraft, welche letztere ſich in Darſtellung des Erſchütternden und Schrecklichen zur Genüge erprobt hat. Als der originellſte und durchgearbeitetſte ſeiner Romane muß der Humphrey Clinker anerkannt werden: er gibt die künſtleriſche Durchführung des bekannten moraliſchen Axioms, daß das Glück des Menſchen nicht ſowohl aus äußeren Verhältniſſen als vielmehr aus der Beſchaffenheit ſeines Gemüths entſpringe. Wie überall, berühren ſich auch in der Literatur die Extreme. Neben Smollet, welcher den Realismus des Humors bis zur Gränze des Möglichen trieb, ſteht der Vertreter des humoriſtiſchen Idealismus, Laurence Sterne (1713—68), der in noch höherem Grade ſubjectiv verfährt als jener objectiv. Sterne iſt der Humoriſt par excellence. Das Stoffliche tritt bei ihm ganz zurück vor der Reflexion, welche, aus einem von Liebe überſtrömenden Gemüth hervorquellend, in einem und demſelben Augenblicke lächelt und weint und, die Thräne des Schmerzes im Auge, mit lachendem Munde das Thema: Vive la bagatelle! durch unendliche Variationen hindurchführt. Sein berühmter Roman Triſtram Shandy (1759 fg.) iſt eigentlich gar kein Roman, ſofern der dünne Faden der Erzählung nur benützt wird, um unzählige humoriſtiſche Perlen daranzureihen, unter welchen jener oft ganz verſchwindet. Man hat das Buch ganz paſſend mit einer Schraube ohne Ende verglichen und hat daſſelbe keinen anderen Plan als die Planloſigkeit, die vom Hundertſten ins Tauſendſte geräth und ſich daran gefällt, das Wichtigſte poſſenhaft und das Geringfügigſte wichtig zu behandeln. Die Handlung im Triſtram Shandy iſt ganz dürftig, aber Sterne's Laune unerſchöpflich, und wenn man glaubt, jetzt habe er ſich mit ſeinen ewigen Abſchweifungen auf einer Sandbank feſtgefahren, macht er vermittelſt der Triebkraft des Witzes ſein Fahrzeug plötzlich wieder flott. Mit der Decenz nimmt auch er es nicht ſehr genau. Aber wenn die Erzeugungs- und Geburtsgeſchichte ſeines Helden, mit der er ſich ſo viel zu ſchaffen macht, daß er in den acht Bänden ſeines Buches eigentlich gar nicht über dieſelbe hinauskommt, indecent iſt, ſo liegt auch namentlich in der erſteren die köſtlichſte Perſiflage auf die nur allzu häufige Verlederung der Ehe[49]. Ein Jahr vor Sterne's Tode erſchien ſeine berühmte Sentimental journey through France and Italy, das Wanderbuch eines Humoriſten, der in ganz anderer Manier reiſte oder wenigſtens in ganz anderer Manier über ſein Reiſen ſprach als ſonſtige Leute. Dieſes Buch wurde die Bibel der empfindſamen Welt Europa's und insbeſondere in Deutſchland mit Entzücken aufgenommen, wo es zur Stiftung des Lorenzo-Doſen-Ordens Veranlaſſung gab. Hervorgegangen aus der ſentimentalen Stimmung, welche damals die gebildeten Kreiſe durchdrang, war es jenſeits des Canals das, was dieſſeits Goethe's Werther, das bedeutendſte Document einer ſozialen Kränklichkeit nämlich, die in Ueberdruß und Thatloſigkeit mit allerlei Gefühlsſchwärmerei experimentirte[50]. Zu den großen engliſchen Romandichtern des 18. Jahrhunderts — von den zweiten im Range ſehen wir ab[51] — ſtellt ſich noch als völlig ebenbürtiger Oliver Goldſmith (1729—74), eines der vielſeitigſten Talente dieſer Zeit, denn neben ſeiner Thätigkeit als Dichter hat er ſich auch als populärer Hiſtoriker an der engliſchen, griechiſchen und römiſchen Geſchichte nicht ohne Glück verſucht und mit größerem noch als Kritiker, wie ſeine geſammelten Eſſays (1775) beweiſen. Sein Vers und ſeine Proſa ſind als claſſiſch anerkannt. Seine Schauſpiele ſind jetzt verſchollen, aber geblieben ſind und bleiben werden ſeine didaktiſche Reiſeepiſtel The traveller und ſein zartes elegiſches Gemälde The deserted village[52]. Mit dem zweiten dieſer Gedichte, welches den Gegenſatz einer raffinirten Civiliſation zum ſtillen Frieden eines naturgemäßeren ländlichen Daſeins behandelt, trat Goldſmith ſchon entſchieden aus der conventionellen Dichterei ſeiner Zeit heraus und griff in die folgende Periode der engliſchen Literatur hinüber. Auch ſein berühmter Idyllroman The vicar of Wakefield (1766), vielfach in alle Sprachen überſetzt und eines der geleſenſten Bücher der Welt, iſt ein offener Bruch mit der Pope'ſchen Verſtandespoeſie. Man hört aus dieſem Buch den Ruf des Rouſſeau'ſchen Naturevangeliums heraus, wenn auch in kirchlich-gläubiger und ſentimental abgeſchwächter Form.

---

[48] Roderick Random 1748, Peregrine Pickle 1751, Ferdinand Fathom 1753, Launcelot Greaves 1760, Humphrey Clinker 1771. Die beſſeren dieſer Romane wurden mehrfach verdeutſcht, zuletzt von Ortlepp, Stuttg. 1846.

---

[49] Das Verhältniß des Humors zum Gefühl des Anſtands hat Sterne in ſeiner bekannten Antwort an eine Dame, welche ihm geſagt, ſie wüßte den Triſtram Shandy nicht leſen, weil ſie gehört, daß Unanſtändigkeiten darin vorkämen, vortrefflich angegeben. Leſen Sie das Buch immerhin, ſagte der Humoriſt; es iſt wie Ihr kleiner Junge da, der ſich auf dem Teppich umherkollert; er zeigt mitunter Dinge, die man gewöhnlich verbirgt, aber er thut das in aller Unſchuld.

[50] Die meiſten Schriften Sterne's hat der emſige Bode bald nach ihrem Erſcheinen verdeutſcht. Empfindſame Reiſen, 1768, 2 Bde. Triſtram Shandy, 1776, 9 Bde.

[51] Mit Ehren behaupten den zweiten Rang Richard Cumberland, Charles Johnſtone und Henry Mackenzie.

[52] Das verlaſſene Dörfchen und der Reiſende, deutſch von Bürde, Breſl. 1801.

Endlich müſſen wir noch an zwei Richtungen der damaligen Romandichtung Englands erinnern, welche ſpätere Entwickelungen dieſes Zweiges der Literatur antecipirten. Schon im vorigen Jahrhundert neigte der engliſche Roman einerſeits zu der ſozial-reformiſtiſchen Tendenz, andererſeits zur Wiederaufnahme mittelalterlicher Romantik hin, welchen beiden Neigungen er ſich in unſeren Tagen ſo eifrig hingegeben hat. William Godwin (1756—1836) verband in ſeinem Roman The adventures of Caleb Williams (1794) treueſte Sittenmalerei und tiefſte Herzenskenntniß mit der Abſicht, der engliſchen Geſellſchaft einen Spiegel vorzuhalten und insbeſondere die Mängel der Rechtspflege ſeines Landes in ein helles Licht zu rücken. Die Schilderung der Gewiſſensangſt des vornehmen Mörders Falkland, an deſſen Statt ſein unſchuldiger Secretair Caleb Williams mit dem Schaffot bedroht iſt, gehört zu dem Energiſchſten, was je geſchrieben worden. Im Uebrigen lebt in dieſem Roman ganz die gegen das Beſtehende revolutionär ankämpfende Tendenz des Revolutionszeitalters. Milder zwar und mit vorſchlagend religiös-moraliſchem Anſtrich tritt dieſe Tendenz in den zahlreichen, auch in Deutſchland vielgeleſenen Novellen der Miß Mary Edgeworth (geb. 1771) auf, aber vorhanden iſt ſie ebenfalls. Was die Wiederaufnahme des Romantiſchen betrifft, ſo führte ſie zunächſt nur zu verfehlten Productionen. Der große Wendepunkt der Weltgeſchichte von der Revolution zur Reſtauration mußte erſt eintreten, bevor die Poeſie wirklich wieder einheimiſch ſich fühlen konnte in der „mondbeglänzten Zaubernacht." Vorderhand ging man von der ſchiefen Anſicht aus, das Romantiſche ſei das Grauſenhafte. Von dieſer Anſicht geleitet, ſchrieb Horace Walpole, deſſen wir ſchon oben gedacht, ſeinen Roman The castle of Otranto (1764). Ein Dilettant, der er war, hatte er ſich auch mit mittelalterlich-antiquariſchen Studien beſchäftigt und ſo kam er auf den Einfall, einen „gothiſchen" Roman zu verfaſſen. Aber dieſer Schauerroman iſt eigentlich mehr komiſch als ſchaurig. Man ſieht ihm überall die Dilettantenarbeit an. Ein unermeßlicher Helm, in welchem der Held des Romans eingeſperrt iſt, eine

Statue, aus deren Naſe Blut tropft, ein Schwert, das nur die Kraft von hundert Männern aufheben kann, dieſe und andere dergleichen Sachen ſind viel mehr geeignet, ein ſkeptiſches Lächeln als ein Fröſteln des Grauens hervorzurufen. Weit beſſer verſtand Miſtreß Anna Radcliffe (1764—1823) mit der Maſchinerie der Schauerromantik zu handtieren. Sie ſpeculirte mit ſehr praktiſchem Takt auf die Erſchütterung der gröbſten Empfindungen des Gemüths und ihre Romane[53] hatten daher für einige Zeit ein ungeheures Publicum. In dem Schauerroman The monk (1795) von dem hochbegabten Matthew Gregory Lewis (1773—1818) iſt die Radclifferei zur krampfhaften Greuelſucht geworden und es treiben in dieſem Buch, welches mit unſeres Hoffmann's Teufelselixiren die auffallendſte Aehnlichkeit hat, Wolluſt und Grauſamkeit ein dämoniſch wildes Spiel[54]. Charles Robert Maturin (1782—1824) ſuchte dann in ſeinem Roman The family of Montorio Lewis noch zu überlewiſiren und ſo ſehen wir die Romantik bei ihrem erſten Wiederauftreten in England ſogleich auf einen bedauerlichen Abweg gerathen.

---

[53] Die drei beliebteſten derſelben waren The romance of the forest (1791), the mysteries of Udolpho (1794) und the Italian (1797).

[54] Von Lewis' Mönch gab Oertel eine Ueberſetzung, Lpz. 1797. Es ſcheint mir ſehr wahrſcheinlich, daß Callot Hoffmann daraus die Inſpiration zu ſeinen Elixiren des Teufels (1816) ſchöpfte. Byron ſpricht in ſeinem Tagebuch von 1813 dem **Mönch** folgendes Verdammungsurtheil: „Dieſe Schilderungen ſollten von Tiberius zu Capreä geſchrieben ſein; ſie ſind gezwungen, es ſind die im Liebestrank eingeweichten Ideen eines verruchten Wollüſtlings. Es iſt mir unbegreiflich, wie ſie von einem Manne, der nur zwanzig Jahre alt war, geſchrieben werden konnten. Sie ſind voll Unnatur, Alles iſt lauter Athem von Kanthariden.“

# 10.

**Neues Leben. Die Vorboten: Thomſon, Glover, Gray, Chatterton, Cowper. Macpherſon's Oſſian Percy's Reliques. Theatraliſche Wiederbelebung Shakſpeare's: Garrick, Kemble, Mrs. Siddons. Das Theater: Lillo, Foote, Sheridan. Die Glanzperiode parlamentariſcher Beredtſamkeit: Pitt, Burke, Sheridan, Fox, Pitt der Jüngere, Grattan. Die ſchottiſche Volkspoeſie: Burns und ſeine Nachfolger. Uebergänge und Vermittelungen: Crabbe, Montgomery, Rogers, Campbell.**

In den großen Kämpfen zwiſchen der alten und neuen Zeit, welche das achtzehnte Jahrhundert erfüllten, eroberte England Schritt für Schritt ſeine Stellung als erſte Großmacht des Erdkreiſes. Der ſpaniſche und der öſterreichiſche Succeſſionskrieg, beide hatten die großen abſoluten Monarchien des Feſtlands, Oeſterreich und Frankreich, in eben dem Grade geſchwächt, als ſie dem conſtitutionellen Inſelreich jenes Anſehen verliehen, das fortan ein Jahrhundert lang auf den Gang der europäiſchen Politik einen Entſcheidung gebenden Einfluß übte. Der Abſolutismus bot freilich Alles auf, dieſen Einfluß zu vernichten. Im ſiebenjährigen Kriege ging der Romanismus, die bittere Erinnerung an die Händel der Dynaſtien Habsburg und Bourbon hinunterwürgend, mit dem moskowitiſchen Byzantinerthum eine Coalition ein, welche den offenkundigen Zweck hatte, das proteſtantiſch-germaniſche Prinzip, auf dem Continent durch das aufſtrebende Preußen repräſentirt, aus dem feſtländiſchen Staatsleben zu verdrängen und dadurch der Politik Englands ihren Anhaltspunkt zu rauben. Friedrich's des Großen Genie und Englands Geld machten dieſen Plan zunichte. Mit der einen Hand ſtreute Pitt, der große Commoner, deſſen Verwaltung der britiſchen Macht einen ſo glorreichen Aufſchwung gab, Armeen ſchaffende Guineenſaat in die preußiſchen Lager, mit der andern ſäete er Flotten über die Meere aus, Frankreich und Spanien demüthigend und die Herrſchaft der Flagge ſeines Landes an die entfernteſten Küſten des Erdballs tragend. Hiebei bewährte das conſtitutionelle Syſtem, deſſen Doctrin der Franzoſe

Montesquieu auf dem Feſtland verkündigte[1]), in England ſeine Macht. Denn England gedieh trotz ſeiner Könige. Weder Georg II. noch der Dritte dieſes Namens waren befähigt oder Willens, der Thatkraft Englands einen ſolchen Impuls zu verleihen, und als zu Anfang der Regierung des letztgenannten Monarchen das Königthum aus ſeiner conſtitutionellen Rolle des Geſchehenlaſſens heraustrat, zeigte ſich alsbald eine bedenkliche Wendung in der engliſchen Politik. Der Friedensſchluß von Paris (1763), zuwegegebracht durch das Günſtlingsminiſterium Bute, war nicht nur ein Bruch mit dem Pitt'ſchen Syſtem, ſondern auch der Wendepunkt zu jener Politik, welche, von den Miniſterien Grenville und North zunächſt gegen den Unabhängigkeitsdrang der Colonien von Nordamerika, dann von dem jüngeren Pitt gegen die franzöſiſche Revolution gekehrt, zuletzt unter dem Miniſterium Caſtlereagh den Culminationspunkt der Reaction erreichen ſollte.

Zur Zeit jedoch, von welcher wir hier zu ſprechen haben, war im Leben Englands von einem romantiſchen Quietismus, wie er nach der ungeheuren Aufregung der Revolutionskriege in Europa obenauf kam, überall noch keine Rede. Mochte ſich auch Georg III. zur Sache der Freiheit und Humanität in der That ſo verhalten, wie der Dichter ihn darſtellt[2]), die öffentliche Meinung des Landes ließ noch keinen Abfall vom Geiſte des Jahrhunderts verſpüren. Sie machte die Entwicklungsphaſen deſſelben vielmehr redlich mit. Rouſſeau, welcher der höhniſch-ſkeptiſchen Lehre des Egoismus, wie Voltaire und deſſen Anhang ſie verkündigt, ſein mit glühender Freiheitsbegeiſterung gepredigtes Naturevangelium gegenüberſtellte[3]), gewann auch in England zahlreiche Proſelyten. Auch hier begann der Krieg gegen das Gemachte und Gekünſtelte in Leben und Literatur, welchen zur ſelben Zeit in Deutſchland die Stürmer und Dränger erhoben. Und wie in letzterem Lande aus der wilden Gährung aller Bildungselemente die claſſiſch-ſchöne Dichtung Goethe's und Schiller's emporſtieg, ſo bahnte ſich in England inmitten der lärmenden Parteikämpfe, welche den Streit des Mutter-

---

1) Esprit des lois, 1748.

2) He ever warr'd with freedom and the free:
Nations as men, home subjects, foreign foes;
So that they utter'd the word Liberty!
Found George the Third their first opponent.
Byron: Vision of Judgment, St. 45.

3) La nouvelle Heloise, 1759, Contrat social und Emile 1762.

landes mit ſeinen nordamerikaniſchen Colonien begleiteten, eine große literariſche Reform an. Die engliſche Ariſtokratie freilich, ſowohl die Feudal- als die Geldariſtokratie, wurde aus ihrem Behagen an den Auslaſſungen der liberalen Geiſtreichigkeit, wie es ein Bolingbroke unter ihr in Schwang gebracht, durch die Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikaner unſanft aufgeſchreckt und fiel alsbald in Maſſe von den freieren Prinzipien ab. Allein ſelbſt in ihren Reihen erhielt ſich der reformiſtiſche Drang der Zeit eine Anzahl ſtandhafter Träger, welche ſich auch durch die Schrecken der franzöſiſchen Revolution nicht an der Idee derſelben irre machen ließen. Für die Literatur hatte dieſe Idee, d. h. die Idee der Freiheit und Natur, ſchon ſo befruchtend gewirkt, daß die Dürre der Dryden-Pope'ſchen Verſtandespoeſie der Nation allmälig immer ſtärker zum Bewußtſein kam. Ein neuer Frühling, in welchem bald Alles froh nebeneinander aufſproſſen und blühen ſollte, begann mit friſchem Grün und wilden Blumen die ſteifgezirkelten Gartenbeete der Pope'ſchen Muſe zu überwuchern. Lang verſchüttet geweſene Quellen echter Poeſie wurden wieder aufgegraben, um die junge Saat zu tränken, und ein nationaler Herzſchlag belebte wieder die engliſche Literatur, welche, gleich der des übrigen Europa's, der franzöſiſchen Mode ſo lange gehuldigt hatte.

Es fehlte nicht an Vorboten dieſes neuen Lebens. Schon frühzeitig im 18. Jahrhundert hatten ſich in der engliſchen Literatur vereinzelte Richtungen bemerkbar gemacht, welche dem conventionellen Styl derſelben Oppoſition machten. Man könnte ohne Zwang alle die großen Romandichter von Richardſon an, ferner Young und Goldſmith, in die Reihen dieſer Oppoſition ſtellen. Hier ſodann nennen wir James Thomſon (1700—1748), Richard Glover (1712—85), Thomas Gray (1716—71), Thomas Chatterton (1752—70) und William Cowper (1731—1800). Thomſon verſuchte ſich nicht ohne Glück im beſchreibend-didaktiſchen Gedicht[4]) und in der Allegorie in Spenſer's Manier[5]), mit weniger Erfolg in der Tragödie[6]).

---

[4]) Upon liberty.

[5]) The castle of indolence.

[6]) Der lächerliche Verfall, welcher ihm ein Fiasko zuzog, iſt bekannt. Thomſon brachte 1730 ſein Trauerſpiel Sophonisba auf die Bühne. Als man das Stück bis zu dem Verſe: Oh, Sophonisba! Sophonisba, oh! vorgerückt war, ſchrie ein Spaßvogel im Parterre plötzlich: Oh Jemmy Thomson! Jemmy Thomson, oh! und ein allgemeines, unauslöſchliches Gelächter zeigte dem Dichter die Schwäche ſeiner Tragik.

Seine beſte Leiſtung blieb jedoch die, womit er zuerſt hervorgetreten, das in reimloſen Jamben geſchriebene Gedicht the Seasons[7]. Die poetiſche Naturbeſchreibung machte damit in England einen bedeutenden Fortſchritt zur Naturwahrheit, ganz ähnlich, wie in Deutſchland Kleiſt's Frühling im Gegenſatz zu der Perücken-Idyllik der Pegnitzſchäfer einen naturwahreren Ton anſchlug. Der mythologiſche Zopf baumelt zwar Thomſon noch im Nacken, doch ſchaut er nicht zudringlich vor. Den Kreis der Jahreszeiten durchſchreitend, weiß dieſe Landſchaftsdichtung die wechſelſeitigen Beziehungen des Lebens der Natur und des Menſchen anmuthig darzulegen. Die eigentliche Naturſchilderung erreicht ihre Höhepunkte da, wo der Dichter als echter Nordländer die Wandelungen beſchreibt, welche beim Uebergang des Herbſtes in den Winter und des Winters in den Frühling in der Luft und auf der Erde ſtattfinden[8]. Glover wird von ſeinen Landsleuten insbeſonders als Verfaſſer des epiſchen Gedichts Leonidas[9]) hochgehalten, welches den nicht unglücklichen Verſuch machte, ein großes Ereigniß der Geſchichte, den Kampf bei den Thermopylen, mit Beiſeitelaſſung der Maſchinerie des Wunderbaren epiſch zu geſtalten, und vermöge ſeiner männlich ernſten Haltung einen wohlthuenden Contraſt zu der glatten Nippespoeſie jener Tage bildete. Das Nämliche gilt von Glover's ſchöner Ballade Admiral Hosier's ghost, einer echtnationalen Aeußerung[10]). Die Gedichte Gray's, deſſen Briefe über Italien in ſo reizend natürlichem Styl geſchrieben ſind, machen nur einen ſchmalen Band aus, aber dieſer wiegt ſchwer. Seine Oden ſind von edlem Schwung und ſeine weltberühmte Elegy written in a country church-yard[11]) war eines der herrlichſten Zeugniſſe, daß die pſeudoclaſſiſch-galliſche Reifrockmuſe im Begriffe ſtehe, ihren Rückzug aus England anzutreten. Die ſchöne Elegie Gray's verbindet mit der flitterloſen, durchaus realiſtiſchen Auffaſſung ihres Gegenſtandes die tiefſte Innigkeit des Gefühls und die Anregung, welche von dieſem Gedicht ausging, läßt ſich in ihren Wirkungen bis zur Poeſie der Seeſchule herab verfolgen. Der Name Chatterton's ruft eine der trübſten Erinnerungen der engliſchen Literaturgeſchichte wach. Der Wunderknabe, wie ihn Wordsworth nannte, vergiftete ſich aus Hunger, nachdem er den herzloſen Horace Walpole vergebens angegangen, ſeinen Genius vor der bitterſten Noth des Lebens zu retten[12]). Chatterton ſchrieb ſeine Gedichte in alterthümlicher Sprache und veröffentlichte ſie unter dem Namen Rowley, eines angeblichen alten Dichtermönchs. Um anzudeuten, der unglückliche Jüngling ſei im Heroiſchen wie im Sanften und Zärtlichen gleich ſtark geweſen, bemerkt ein engliſcher Kriticker, Chatterton habe einen Amboß zu jeder Arbeit gehabt und ebenſo leicht eine Nadel geſpitzt als einen Koloß geformt. Uns will ſcheinen, Chatterton's Vorzüge zeigten ſich da am glänzendſten, wo er ſeine Kraft walten läßt. Seine Schilderung der Schlacht von Haſtings iſt wildprächtig und ſeine Ballade Dethe of Sir Charles Bawdin darf ſich kühnlich zu den kräftigſten Heldenweiſen der altengliſchen und altſchottiſchen Balladendichtung ſtellen. Cowper endlich hat ſehr viel dazu beigetragen, wahres Gefühl und naturgemäßen Styl in die Poeſie ſeines Landes zurückzuführen. Er that dies in der ihm eigenen geräuſchloſen Weiſe und hatte nur um ſo mehr Erfolg. Kränklichkeit und vereitelte Hoffnungen ſtimmten ſeine Seele religiös und religiöſe Innigkeit, die aber gegen das Pfaffenthum ſcharf aufzutreten verſteht, iſt das bezeichnende Merkmal ſeiner Dichtung. Von Kopfhängerei iſt dabei keine Rede: Cowper liebt den Scherz und ſein warmer Patriotiſmus weiß Nichts von pietiſtiſchem Serviliſmus. Er gab zuerſt einen Band Gedichte (1782), deſſen Abtheilungstitel den Inhalt andeuten[13]. Zwei Jahre ſpäter erſchien ſein Hauptwerk, die Aufgabe (the task[14]). Die Fülle von Anſchauungen und Gedanken, welche Cowper in dieſer Dichtung niederlegte, iſt bewunderungswürdig: es iſt ſo zu ſagen ein univerſelles Werk, denn der Dichter faßt darin in ſeiner bequem ſchweifenden, aber nie monotonen Weiſe alle Erſcheinungen des Natur- und Geſellſchaftslebens zuſammen und die Farben, womit er die Licht- und Schattenſeite der Dinge malt, ſind nicht minder glänzend als treu[15]. Wie liebenswürdig er zu ſcherzen wußte, beweiſt ſeine Ballade The diverting history of John Gilpin[16].

---

[7] Erſchien 1726. Th. Jahreszeiten, metriſch verdeutſcht v. Schmittbenner, 1822.

[8] Vgl. Book I (Spring) die Stelle:

The North-east spends his rage; he now shut up
Within his iron cave, th' effusive south
Warms the wide air; u. ſ. f.

Dann Book IV (Winter) die Stelle:

When from the pallid sky the sun descends,
With many a spot, that o'er his glaring orb
Uncertain wanders, stain'd; red fiery streaks
Begin to flush around — u. ſ. f.

Betreffs der oft vorgebrachten Vergleichung von Thomſon's Jahreszeiten mit dem gleichnamigen Gedicht Kalidaſa's äußert Humboldt: „Nach dem Urtheil tiefer Kenner der indiſchen Dichtkunſt unterſcheidet zwar Kalidaſa's ähnliches indiſches Gedicht, Ritusanhara, das weit über anderthalbtauſend Jahre älter iſt, die kräftigere Tropennatur mit größerer Lebendigkeit; es entbehrt aber der Anmuth, welche in Thomſon aus der den höheren Breiten eigenen vielfacheren Scheidung der Jahreszeiten, aus den Uebergängen des früchtereichen Herbſtes zum Winter und des Winters zum wiederbelebenden Frühling, aus der Schilderung des arbeitſamen oder heiteren Treibens der Menſchen in jedem Theile des Jahres entſpringt." **Kosmos**, II, 64. Thomſon iſt auch der Dichter des berühmten Nationallieds Rule Britannia! welches urſprünglich den Schlußchor ſeines mit Mallet, dem Dichter der ſchönen Balladen William and Margaret und Edwin and Emma, gemeinſchaftlich verfaßten Maskenſpiels Alfred bildete. Der Name dieſes edlen Geſangs rührt her von dem ſtolzen Refrain:

Rule Britannia, Britannia rule the waves,
Britons never shall be slaves!

---

[9]) Erſchien 1737. Deutſch von Ebert, 1778.

[10]) Deutſch von Püher (?) in d. Blättern z. Kunde d. Lit. d. Ausl. 1838, Nr. 89.

[11]) Die Dorfkirchhof-Elegie wurde zu wiederholten Malen verdeutſcht, auch von Louiſe von Ploennies (Britannia, S. 97).

[12]) Walpole, der mit Sinecuren gemäſtete Dilettant, ſchrieb in Beziehung auf Chatterton's an ihn ergangenes Unterſtützungsgeſuch an einen Bekannten die Worte: „Singvögel dürfen nicht zu gut gefüttert werden." Uebrigens dürfen wir Deutſche den Engländern die Schmach von Chatterton's Tod nicht zu ſehr verrücken: bedenken wir, daß Schiller ſich zu Tod arbeiten mußte und zwar zu einer Zeit, als er ſchon der erklärte Liebling der Nation war. Ueber den „Wunderknaben" ſ. Chatterton's Leben und Werke von H. Püttmann, 2 Bde. 1838. Ein ſchönes Denkmal iſt Coleridge's (Poet. works, 83) Monody of the death of Chatterton.

---

[13] Table talk — Progress of error — Truth — Expostulation — Hope — Charity — Conversation — Retirement.

[14] Der ſeltſame Titel erklärt ſich daraus, daß eine Freundin den Dichter um ein Gedicht in Blankverſen anging und ihm als Thema denſelben das Sopha angab. Cowper löſte dieſe Aufgabe, indem er eines der beſten Lehrgedichte ſchrieb, die überhaupt vorhanden ſind.

[15] Zu den bewundertſten Stellen der Aufgabe gehört die Vergleichung von Land und Stadt, womit der erſte Geſang ſchließt:

God made the country, and man made the town — u. ſ. f.

Ferner im zweiten Geſang die Anrede an England, welche mit den ſchon früher von uns angeführten Worten anhebt:

England with all thy faults I love thee still!

[16] Eine gute Ueberſetzung hat G. Bauer gegeben im d. Blatt z. Kunde d. Lit. d. Ausl. 1840, Nr. 80.

Dieſe höchſt ergötzliche Geſchichte von den Reiterabenteuern eines ehrſamen Londoner Krämers iſt in England mit Recht im Munde von Alt und Jung und ſie trägt in ſich jene ſouveraine Heiterkeit, welche ſelbſt die gefurchteſten Stirnen zu glätten vermag.

Wenn es nicht fehlen konnte, daß ſchon durch die Dichtungen eines Thomſon und Gray, eines Chatterton und Cowper die Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks in England erſchüttert wurde, ſo kamen auch von anderer Seite Anregungen, welche, wenn auch nur mittelbar, zum Sturze deſſelben beitrugen. Die nationale Romantik, ſeit beinahe anderthalbhundert Jahren aus den literariſchen Kaffeehäuſern und ſchöngeiſtigen Salons Londons in die Haiden Weſtmorelands, in die Gebirge Schottlands und die Wälder Irlands zurückgedrängt, hatte in ihrem Exil neue Lebenskraft geſammelt. Jetzt, wo das Gefühl der Unbefriedigung durch die beflitterte und geſchminkte Verſtandesdichtung der Pope'ſchen Aera immer lauter ſich kundgab, trat ſie wieder hervor. So ſehr aber mißtraute noch die romantiſche Muſe der Zeitſtimmung, daß ſie zunächſt nur unter einer Maske ihre Erſcheinung zu machen wagte. Mit anderen Worten: ein literariſcher Betrug der ungewöhnlichſten Art lenkte zuerſt wieder die allgemeine Aufmerkſamkeit den Schätzen der altnationalen Poeſie zu. Ein ſchottiſcher Gelehrter, James Macpherſon (1737—96), veröffentlichte von 1760 an Bruchſtücke epiſch-elegiſcher Gedichte, welche er für Ueberſetzungen aus dem Gäliſchen ausgab, für Ueberbleibſel der Geſänge Oſſian's, der, ein Sohn Fingal's, zu Anfang des 4. Jahrhunderts in den Hochlanden Schottlands gelebt habe. Die Sache erregte großes Aufſehen und hatte eine gelehrte Fehde zur Folge, in der eine Unzahl von Schriften für und wider zu Tage gefördert wurde. Der Streit iſt jetzt dahin entſchieden, daß der Macpherſon'ſche Oſſian allerdings ein unechter war, ſofern ſein Urheber die Züge altgäliſcher Volksepoeſie (vgl. o. Abſchn. 2), die er benützte, ſo willkürlich umformte, daß ſie gar nicht wieder zu erkennen waren[17]. Als man von der Täuſchung überzeugt wurde, begann die außerordentliche Bewunderung, welche die Geſänge Oſſian's in England und Deutſchland[18], ja ſelbſt in Frankreich und Italien hervorgerufen hatten, raſch zu ſinken. So lange der Nimbus des Alterthums dieſe Dichtungen umgeben hatte, war ihnen eine ganz ausſchweifende Verehrung zu Theil geworden; ſowie aber ein ſimpler ſchottiſcher Gelehrter ſtatt eines mythiſchen Dichterprinzen als Verfaſſer derſelben daſtand, regte ſich die ſchonungsloſeſte Kritik. Ihr zum Trotz muß aber geſagt werden, daß der Macpherſon'ſche Oſſian von einer entſchieden poetiſchen Inſpiration zeugt. Von epiſcher Plaſtik zwar iſt Nichts darin, Alles verſchwimmt ins Nebelhafte, Geſtalten und Ereigniſſe huſchen ſchattenhaft an uns vorüber und die Erzählung verliert ſich in ſentimentale Naturſchilderung. Aber dieſe iſt voll ſüß melancholiſchen Reizes, die ſanfte Klage um den Untergang eines Heldenzeitalters, das uns nur in unbeſtimmten Umriſſen gezeigt wird, ſtimmt unſere Seele zum Mitgefühl und unſer Ohr trinkt mit Luſt die wie weiche Flötentöne hinfließenden Rhythmen[19]. Reiner und nachhaltiger als die Wirkung von Macpherſon's Oſſian war die, welche der Biſchof Thomas Percy mit ſeinen 1765 herausgegebenen Reliques of ancient English poetry hervorbrachte. Eine Frucht liebevollen und verſtändigen Sammlerfleißes, machten dieſe Ueberbleibſel der alten Minſtrelſy jedem Empfänglichen klar, daß das wahre Weſen der Poeſie nicht in dem Formalismus nüchterner Reflexion, ſondern in dem Walten der Leidenſchaft beſtehe. Hier war endlich wieder wahre, ungefälſchte Natur, naives Gefühl, energiſche Handlung, hier die poetiſche Abſpiegelung eines nationalen Heroenzeitalters, deſſen Traditionen mit der Anſchauungs- und Empfindungsweiſe des britiſchen Volks aufs Innigſte verwachſen waren. Daher wirkte denn auch die Bekanntmachung der alten Minſtrellieder in England und Schottland viel

---

[17] Eine klare Darlegung des Streites über Oſſian gibt die Schrift: Die Unechtheit der Lieder Oſſian's, von Talvj, Lpzg. 1840. Verdeutſcht wurde der Macpherſon'ſche Oſſian zu wiederholten Malen, zuletzt von A. Böttger, 1847.

[18] Oſſian hat in Deutſchland ohne Frage einen namhaften Beitrag zur Werther-Stimmung geliefert. Goethe's Roman berührt die Begeiſterung ſeiner Zeitgenoſſen

---

für Oſſian an mehreren Stellen. „Oſſian, ſchreibt Werther, hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt; zu wandern über die Haide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt; zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halb verwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode ſich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachſenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten!"

[19] Der rhythmiſche Schmelz der Sprache, über welchen Macpherſon gebietet, iſt ein Triumph des engliſchen Idioms. Voll Wohllaut ſind insbeſondere the songs of Selma, welche Goethe im Werther ſo wunderſchön nachbildete. Star of descending night! fair is thy light in the west! thou liftest thy unshorn head from thy cloud: thy steps are stately on thy hill -- u. ſ. f.

intenſiver und raſcher, als bei uns in Deutſchland die Wiederaufgrabung unſerer alt- und mittelhochdeutſchen Literatur wirken konnte. Der Polizeiſtaat hatte bei uns zu gründlich dafür geſorgt, das Volk von ſeinen nationalen Erinnerungen loszureißen, als daß die Schätze unſerer alten Dichtung zunächſt einen anderen als philologiſchen und antiquariſchen Werth hätten haben können. Bei der naturwüchſigen Entwicklung des engliſchen Staatslebens dagegen mußte die Wiederbekanntmachung mittelalterlicher Poeſie in den Herzen der Engländer und Schotten Saiten anſchlagen, die nicht geriſſen waren. Sie gaben auch ſofort einen guten Klang, der bald leiſer, bald voller die ganze neuere und neueſte Entfaltung der engliſchen Dichtung als Grundton begleitet hat.

In dieſe Zeit, wo das Gefühl der Nothwendigkeit einer literariſchen Reform ſich immer lebhafter geltend machte und die Umkehr vom pſeudoclaſſiſch-galliſchen zum national-romantiſchen Styl von verſchiedenen Seiten her gefordert und gefördert wurde, fällt auch die theatraliſche Wiederbelebung der Werke Shakſpeare's. Die Ausgabe derſelben, welche Lewis Theobald 1733 beſorgt hatte und die, wenigſtens nach dem Maßſtabe jener Zeit, eine tüchtige war, bahnte dem alten Meiſter wieder den Weg zu einer Bühne, von welcher die hohlen Declamationen der franzöſelnden Schule ihn verdrängt hatten. Ein genialer Mime, David Garrick (1716—79), führte dem engliſchen Publicum eine Reihe von Shakſpeare'ſchen Charakteren vor, in einer Weiſe, welche es empfinden ließ, welch ein Unterſchied ſtatthabe zwiſchen dieſen ewigen Gebilden der Poeſie und den nach franzöſiſcher Schablone zugeſchnittenen Dramen. Allerdings ging Garrick, der Emanzipator des Schauſpielerſtandes in England, deſſen Ueberreſte von der Blüthe der engliſchen Peerſchaft zu ihrer am Fuße der Statue Shakſpeare's in der Weſtminſterabtei bereiteten Ruheſtätte begleitet wurden, mit den Stücken Shakſpeare's ſehr willkürlich um, ſchnitt weg, zog zuſammen und änderte nach eigenem Gutdünken; aber er hatte, wenn er nicht ganz mit ſeinem Unternehmen ſcheitern wollte, den verbildeten Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen zu berückſichtigen, und worauf es hauptſächlich ankam, die Theilnahme für Shakſpeare's Genius zu wecken, das erreichte er wirklich. Es war jedoch einer ſpäteren Zeit, es war namentlich der deutſchen Aeſthetik vorbehalten, den Engländern zu zeigen, was ſie eigentlich an Shakſpeare beſaßen, was die ganze gebildete Welt an ihm beſitzt. Einſtweilen noch blieb, obgleich das öffentliche Intereſſe für den gleichſam von den Todten auferſtandenen

Dichter ſo raſch zunahm, daß durch Garrick's Veranſtaltung im September 1769 zu Stratford am Avon mit Enthuſiasmus ein Shakſpeare-Jubiläum gefeiert ward, der Geſichtspunkt, von welchem aus der große Meiſter angeſehen und beurtheilt wurde, der der Correctheit, wie ſolchen das Zeitalter der Königin Anna feſtgeſtellt hatte. Was ſchon der alte Ben Jonſon ausgeſprochen, daß nämlich Shakſpeare zwar der Naturdichter par excellence, aber in künſtleriſcher Hinſicht ein Stümper ſei, das wiederholte jetzt noch Samuel Johnſon, die anerkannteſte kritiſche Autorität des Jahrhunderts. Man glaubte ihm und der Einfluß des durch Garrick's Spiel wiedererweckten Meiſters auf das engliſche Theater von damals war ein nur geringer, wenn überhaupt einer. Erſt gegen das Ende des Jahrhunderts zu änderte ſich das, als die deutſche Literatur und mit ihr auch die deutſche Kritik in England Boden zu gewinnen anfing, als der große Nachfolger Garrick's, John Philip Kemble, an der Spitze des Drurylane-Theaters ſtehend, die Meiſterwerke des Blüthenalters der Nationalbühne in Szene gehen machte und ſeine Schweſter, Miſtreß Siddons, die größte Schauſpielerin, welche England im tragiſchen Fach gehabt, ihre majeſtätiſche Schönheit und ihr claſſiſches Spiel in den Rollen Shakſpeare'ſcher Heldinnen glänzen ließ. Einſtweilen noch begnügte ſich das Theaterpublicum mit Dramen von ſehr zweifelhaftem Werth. Der Londoner Goldſchmied George Lillo (ſt. 1739) hatte das Rührdrama, das ſogenannte bürgerliche Trauerſpiel, welches nachmals Diderot in Frankreich und Iffland in Deutſchland einführten, in England aufgebracht[20] und derartige Weinerlichkeiten erhielten ſich neben über den Canal herübergeholten Melodramen und Vaudevilles lange die modiſche Beliebtheit. Dann kamen die ſatiriſchen Poſſen in die Mode, welche Garrick's Nebenbuhler, der Schauſpieler Samuel Foote (ſt. 1777), nicht ohne Geſchick aus dem Alltagsleben der Londoner Geſellſchaft zu formen verſtand. Manche von Foote's Witzen erinnern durch ihre Ungenirtheit an das Zeitalter der Königin Eliſabeth und verrathen, daß die Luſt an ſchmutzigen Späßen unter den Modeherren noch nicht erloſchen war, obgleich die ſolide Hausväterlichkeit Georg's III. einen anſtändigeren Ton in die höheren Kreiſe einzuführen begonnen hatte. Höheren Styl führte Richard Brinsley Sheridan aus Dublin (1751—1816) in das komiſche Drama zurück. Er iſt als Luſtſpieldichter gleichſam ein wiederauferſtandener Congreve, aber ein von dem Schmutz der Reſtauration gereinigter, einem geläuterteren Geſchmack huldigender und die Motive und Sitten einer ſpäteren Geſellſchaft darlegender Congreve. An Witz und Humor, Schärfe der Beobachtung und komiſcher Kraft ſteht Sheridan ſeinem Vorgänger jedenfalls gleich. Er brachte zuerſt die Komödie The rivals (1775) auf die Bühne, dann unter ſteigendem Beifall die Poſſe St. Patrick's day, die komiſche Oper The Dueña[21], im Jahre 1777 das Luſtſpiel die Läſterſchule (the school for scandal), bald darauf die Farce The critic. Dieſe, die Läſterſchule und die ſchöne Monody to the memory of Garrick (1779) ſind ſeine beſten dichteriſchen Leiſtungen. Die Läſterſchule wird nie ihres Ranges als claſſiſche Komödie verluſtig gehen und noch die ſpäteſten Generationen Englands werden ſich an Lady Teazle und Lady Sneerwell beluſtigen.

---

[20] Lillo's Rührdrama George Barnwell wurde zuerſt 1731 aufgeführt und machte Furore.

Der Name Sheridan erinnert aber auch an die glänzendſte Periode der parlamentariſchen Beredtſamkeit von Großbritannien, deſſen Verfaſſung der edelſten menſchlichen Fähigkeit, der Macht der Rede, die das Echo der Seele iſt, ein ſo weites Feld der Wirkſamkeit ſicherte und ſichert. Die politiſche Beredtſamkeit Englands hatte zuerſt im Langen Parlament ihre Schule gemacht und von da war Uebung der Redegabe eine unerläßliche Sache für die Männer des öffentlichen Lebens. Dabei zeigte ſich ſchon frühe ein charakteriſtiſcher Unterſchied in der engliſchen Staatsberedtſamkeit: im Hauſe der Lords herrſchte die feierliche und kühle Redeweiſe vor, im Unterhaus dagegen durchlief die Debatte die ganze Scala von dem grobkörnigſten, mit perſönlichen Invectiven geſpickten Sarkasmus an bis hinauf zum oratoriſchen Pomp und Pathos. In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren insbeſondere Robert Walpole und ſein Gegner William Pulteney als gute Debattirer bekannt geweſen. Eine künſtleriſche Behandlung der parlamentariſchen Rede kam jedoch erſt etwas ſpäter auf und wurde zur Meiſterſchaft gebracht durch den älteren Pitt, Burke, den jüngeren Pitt, Fox und Sheridan. William Pitt, nachmals zum Earl von Chatam erhoben, aber unter dem Ehrennamen des großen Commoners in der Geſchichte ſeines Landes und der Menſchheit unſterblich, wurde 1708 zu London geboren und hauchte auf ſeinem Landſitze zu Hayes 1778 mit den zu ſeinem Freunde Camden geſprochenen Worten: Dear Camden, save my country!

---

[21] Sie wurde nicht weniger als fünfundſiebzigmal nach einander gegeben.

ſeine große Seele aus. Er zuerſt beherrſchte die öffentliche Meinung, das Parlament, den Hof vermittelſt der Macht des Wortes und drang zwei Königen ſeine Politik der Freiheit und des Ruhmes auf. Stets auf der Seite der Unterdrückten kämpfend verſchönte er den Abend ſeines Lebens durch ſeinen ſtandhaften Widerſtand gegen die Maßnahmen jener kurzſichtigen Politik, welche die Unabhängigkeitserklärung der Colonien von Nordamerika herbeiführte. Er war es, welcher im Januar 1766 bei der großen Debatte hinſichtlich der über die Nordamerikaner durch das Cabinet Grenville verhängten und von dem Cabinet Rockingham aufrecht erhaltenen Beſteuerung ausrief, er freue ſich zu hören, daß Amerika zum Widerſtand gegen dieſe ungerechte Zumuthung entſchloſſen ſei. Bei dieſer Gelegenheit, ſowie bei ſeiner neun Jahre ſpäter in derſelben Sache im Oberhaus gehaltenen Rede loderte noch einmal die volle Flamme ſeines Genies auf[22]. Edmund Burke (1730—97), der feurige und hochbegabte Irländer, pflückte ſeine erſten Lorbeern als Redner ebenfalls auf dem Felde der nordamerikaniſchen Angelegenheit. Auf Veranlaſſung der berüchtigten Theeacte des Cabinets North hielt er am 19. April 1774 im Unterhaus ſeine Speech on American taxation, welche ihn in die Vorderreihe der großen Parlamentsredner ſtellte. Eine zweite Hauptrede, gehalten am 1. Dezember 1783, war gegen die Oſtindia-Bill von Fox gerichtet, deſſen Parteigänger Burke bis dahin geweſen. Am wirkſamſten erwies ſich ſeine oratoriſche Thätigkeit in dem berühmten Prozeß, welcher gegen den großen Generalgouverneur von Oſtindien, Warren Haſtings, 1786 vor den Lords geführt wurde. Burke ſtand an der Spitze der Parlamentsmitglieder, welche das Unterhaus mit der Führung der Anklage beauftragt hatte, die auf Erpreſſung, Unterdrückung der Fürſten und Völker Oſtindiens und Schändung des engliſchen Namens durch Ungerechtigkeit und Grauſamkeit lautete. Niemals hat die alte Halle des Wilhelm Rufus zu Weſtminſter, der Schauplatz ſo viel großer Staatsactionen, ein größeres Schauſpiel geſehen, als dieſer Prozeß darbot, und niemals ſeit den Tagen, wo Demoſthenes gegen die Verräther der Freiheit Athens und Cicero gegen Verres gedonnert, hatte ſich die Gewalt der Rede glänzender geoffenbart[23]). Unlange darauf wurde Burke ſeiner eigenen Vergangenheit, ſeiner Partei und der guten Sache abtrünnig und begann mit einer am 9. Februar 1790 gehaltenen Rede jene Kreuzzugspredigt gegen die franzöſiſche Revolution, die er als Redner und Schriftſteller[24]), mit den Gunſtbezeugungen der Krone überſchüttet, mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit eines Apoſtaten fortführte. Im Haſtings'ſchen Prozeß war Sheridan an Burke's Seite geſtanden. Die Anklagerede, welche der Dichter der Läſterſchule im Juni 1787 vor dem Oberhaus in Betreff der Einkerkerung und Beraubung der Begums (Prinzeſſinnen) von Aude gegen den geweſenen Generalgouverneur vorbrachte, iſt uns — da es damals noch keine Stenographie gab — nur ſehr mangelhaft überliefert worden. Aber den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen zufolge muß ſie das Schönſte geweſen ſein, was dieſer reiche Geiſt überhaupt hervorgebracht hat. Uebereinſtimmend wird erzählt, daß der Eindruck, welchen dieſe Rede machte, ohne ſeines Gleichen geweſen. Als Sheridan geendigt, erſcholl die Halle von ungeſtümen Beifallsrufen und war die Aufregung ſo groß, daß die Debatte vertagt werden mußte. Die Bewegung breitete ſich über die ganze Stadt aus, ein Buchhändler bot 1000 Pfund für die Rede, wenn Sheridan ſie für den Druck zu Papiere bringen wollte, und lange Jahre nachher noch ſprachen die Zuhörer mit Entzücken davon. Von Sheridan's politiſchen Reden dürfte die berühmteſte die ſein, welche er nach dem Friedensſchluß zu Amiens am 8. Dezember 1802 im Unterhauſe Betreffs der Abſichten Bonaparte's gegen England hielt. Sie iſt in der witzigen Manier das, was in der pathetiſchen die Begumrede[25]). Charles Fox (1749—1806), ſchon in ſeinem neun-

---

[22] Der amerikaniſche Hiſtoriker Bancroft (Geſch. d. amerikan. Revol. II. 325) gebraucht folgendes ſchöne Bild von Pitt's Beredtſamkeit. „So leidenſchaftlich ſein Weſen auch war, ſo lag doch Wahrheit in ſeinen Argumenten, die auf geſchickte Weiſe an einander gereiht waren, ſo daß ſeine Rede einer Ankerkette bei einem Gewitter glich, längs deren der Blitz ſein Feuer hinſtrömen läßt, ohne die eiſernen Glieder zu ſchwächen." Das Beſte, was über den älteren Pitt geſchrieben worden, iſt Macaulay's Eſſay, zuerſt im Edinburgh Review (1834) veröffentlicht.

---

23) Burke's Reden in dieſer Sache erſchienen geſammelt unter dem Titel: Charges against Hastings, 1786.

24) Reflexions on the revolution in France, 1790. (Deutſch v. Gentz, 1794.) Nie vielleicht wurde ein glänzenderes publiziſtiſches Talent zu einer ſchnöderen Sophiſterei mißbraucht, als es in dieſen „Betrachtungen“ geſchah.

25) Sheridan ſtarb arm, denn er war von je ein ſchlechter Haushalter geweſen. Die engliſche Ariſtokratie bewies bei ſeinem Tode ihre Achtung vor parlamentariſcher und ſchriftſtelleriſcher Größe. Als Sheridan's Reſte am 14. Juli 1816 in der Weſtminſterabtei beigeſetzt wurden, hielten ein Herzog, zwei Earls, zwei Lords und ein Biſchof die Enden des Leichentuchs. In Lord Byron's Diary (17. Dez. 1813) leſen

zehnten Jahr ins Unterhaus gewählt, wurde bald den parlamentariſchen Koryphäen jener Zeit beigezählt, nachdem er ſich in der amerikaniſchen Sache ſeine Sporen verdient hatte. In ſeiner Jugend ein ſorgloſer Zecher und Verſchwender, blieb er ſein Lebenlang ein Mann, der ſich um Geld und andere materielle Vortheile wenig kümmerte, immer mit Schulden beladen, oft um eine Guinee in Verlegenheit und mit Wucherern und Auspfändungscommiſſären gleich gut bekannt war, bei Alledem aber ein ſo anmuthiger Geſellſchafter, daß ſein früherer Freund und ſpäterer Gegner Burke mit Wahrheit ſagen konnte: „Fox war geboren, um geliebt zu werden." In der That, ſeine Freunde vergötterten ihn und Herzoginnen warben bei der berühmten Weſtminſterwahl von 1784 mit Küſſen bei Fleiſchern und Bierbrauern um Stimmen für ihren Freund Fox. Er verdiente ſolche Anhänglichkeit, denn wie in ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit, ſo iſt er auch in ſeinen hochſinnigen Grundſätzen ſich ſtets ſelber treu geblieben. Er war, was bei Beurtheilung ſeiner ſtaatsmänniſchen Laufbahn als ein ſehr wichtiges Moment ins Auge gefaßt werden muß, weit mehr Kosmopolit als Engländer. Daher kam es, daß er gegenüber dem in der Revolution wiedergeborenen Frankreich eine Politik des Friedens und der Freundſchaft eingehalten und überhaupt die Sache der Freiheit, wo immer ſie der Unterſtützung begehrte oder bedurfte, unterſtützt wiſſen wollte. So ſehr er aber für den Vorſchritt der Menſchheit begeiſtert war, ging ſeine Beredtſamkeit, im Gegenſatz zu der Burke's, weit mehr darauf aus, den Verſtand zu überzeugen als die Phantaſie zu beſtechen. Es war keine Declamation in ſeinen Reden, aber viel Logik, und zwar eine Logik, deren Beweisführungen ſich in die Sprache des Herzens kleideten. Seine letzte große „That in Worten" war

---

wir: Lord Holland told me a curious piece of sentimentality in Sheridan. The other night we were all delivering our respective and various opinions upon him and other hommes marquans, and mine was this: — Whatever Sheridan has done or chosen to has been par excellence always the best of its kind. He has written the best comedy (School for scandal), the best drama (the Dueña), the best farce (the Critic), and the best adress (Monody on Garrick), and, delivered the very best oration (the famous Begum speech) ever conceived or heard in this country. — Somebody told Sheridan this the next day, and, on hearing it, he burst into tears. Poor Brinsley! if they were tears of pleasure, I would rather have said these few, but most sincere, words, than have written the Iliad, or made his own celebrated philippic. — Der edle Sinn, welcher aus dieſen Zeilen ſpricht, gab Byron auch das wunderſchöne Gedicht ein: Monody on the death of Sheridan (Works, 473).

die kurz vor ſeinem Hingang gehaltene Rede, wodurch er das Unterhaus bewog, ſich für Abſchaffung des Sklavenhandels auszuſprechen[26]. Der große Gegner von Fox, William Pitt (1759—1806), eines berühmten Vaters berühmter Sohn, trat 1781 in das Unterhaus und hielt ſeine Jungfernrede (maiden speech) zu Gunſten eines von Burke eingebrachten Antrags auf Erſparniſſe im königlichen Hofhalt. Bei ſeinem zweiten Auftreten überſchüttete ihn Fox mit Lob und prophezeite Wilberforce, der edle Kämpfer für die Aufhebung der Sklaverei, daß der junge Mann früher oder ſpäter die erſte Stelle im Lande einnehmen werde. Die Prophezeiung ging frühzeitig in Erfüllung, denn Pitt war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, als er erſter Lord der Schatzkammer und Leiter des Unterhauſes wurde. Dieſe größte ſtaatsmänniſche Stellung in England behauptete er mit einer Unterbrechung von wenigen Jahren bis zu dem Tage, an welchem er den großen Todten in der Weſtminſter-Abtei beigeſellt wurde. Seine Politik war eine ſpezifiſch engliſche: vom Standpunkte eines engliſchen Patrioten aus lenkte er, allen Anſtrengungen der Whigpartei zum Trotz, den Staat im contrerevolutionären Sinne und bewaffnete die Coalitionen des monarchiſchen Europa's gegen die franzöſiſche Republik. Schlagfertige Geiſtesgegenwart, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks zeichneten ihn als Redner aus[27]. Mit dem jüngeren Pitt und Fox[28], mit Sheridan und ſeinem Landsmann Henry Grattan (1750—1820), welcher letztere, wenn auch von großer oratoriſcher Begabung, doch kaum zu den Genannten ſich ſtellen darf, gingen die zwei großen Generationen von Staatsmännern und Parlamentsrednern zu Grabe, welche in den Tagen Friedrich's des Großen und Napoleon's die Geſchicke Großbritanniens gelenkt haben. Wohl mag die Seele des engliſchen Geſchichtſchreibers von Stolz ſchwellen, wenn er die Geſchichte ſeines Landes in jener Zeit erzählt. Genie und Thatkraft eiferten ſich in der Arena des Parlaments gegenſeitig zum Dienſte des Vaterlandes an, die höchſten Ideen der Menſchheit kamen hier zur Verhandlung, die Intereſſen der Nation wurden Angeſichts dieſer debattirt, und während der Continent, aus einer Sklaverei in die andere fallend, der zügelloſen Herrſchbegierde eines despotiſchen Emporkömmlings ſich fügte, war es England, welches ſeinen Dreizack als eine Standarte nationaler Selbſtſtändigkeit aufrecht erhielt, ſich ſelbſt zum Vortheil und Ruhm, Anderen zum Beiſpiel.

---

[26] The speeches of the Right Honourable Charles James Fox, Lond. 1815, 6 vols. Fox' leider nicht vollendetes Geſchichtswerk, History of the reign of James the second, erſchien nach ſeinem Tode, Lond. 1808. (Deutſch v. Soltau, 1810.) Fox' Wittwe erhielt dafür das größte Honorar, welches bis dahin in England von einem Buchhändler war bezahlt worden, 4500 Pfund.

[27] The speeches of the r. h. William Pitt, Lond. 1806, 3 vols.

[28] S. über dieſe Beiden die ſchöne poetiſche Parallele in W. Scott's Marmion:

Oh, think, how to his latest day,
When death just hovering, claimed his prey — u. ſ. w.

Die Rückwirkung dieſer glorreichen Kraftentfaltung auf die Literatur blieb nicht aus. Große Ereigniſſe erheben den Menſchen und lehren ihn die Sprache, welche ſeine Seele in ihrem höchſten Aufſchwung ſpricht, die Poeſie. Der republikaniſche Aufſchwung des italiſchen Bürgerthums im Mittelalter zeugte einen Dante, unſere große deutſche Kaiſerzeit einen Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg, das Zeitalter der Eliſabeth gab England ſeinen Shakſpeare, auf den ſiebenjährigen Krieg folgten Leſſing, Goethe und Schiller, die Revolution erzog Béranger, Frankreichs nationalſten Dichter, und in dem Kampfe, welchen Britannien dagegen erhob, ſtanden Burns und Byron auf.

Nicht da, wo Pope mit ſeinen glatten Verſen und Mylord Bolingbroke mit ſeinem ſkeptiſchen Witz vornehm-faſhionable Cirkel ergötzt, nicht da, wo im Kreiſe ſeiner unterwürfigen Verehrer und Verehrerinnen der Doctor Johnſon kritiſche Orakel gegeben, erhob ſich der erſte wahrhaft originale Ton, welcher eine neue Phaſe der Poeſie Großbritanniens ankündigte. Vom Ufer des Doon, aus einer Lehmhütte Schottlands ſtieg die Haidelerche auf, welche ihn anſtimmte. Mögen das Privilegium und der Reichthum alle Genüſſe des Lebens für ſich monopoliſiren, nie werden ſie im Stande ſein, den Armen und Niedriggeborenen das edle Vorrecht zu entreißen, daß in ihren Seelen der göttliche Hauch am liebſten waltet.

Die Schotten waren den Traditionen der mittelalterlichen Romantik inniger zugethan geblieben, als die Engländer, unter welchen der moderne Induſtrialismus mit ſeiner materialiſtiſchen Tendenz früher ſowohl als umfaſſender denn bei ihren nördlichen Nachbarn zur erſten Lebensmacht ſich erhoben hatte. Das ſchottiſche Landvolk insbeſondere hing mit Pietät an der heroiſchen Geſchichte ſeiner Väter, wie ſie in den alten Volksweiſen und Minſtrelliedern niedergelegt war. Von einer Generation auf die andere wurden dieſe Lieder vererbt und zwar nicht als ein todter Schatz. Wie ein goldener Faden ſpinnt ſich die Poeſie durch das oft ſo ärmliche und mühſelige Leben des ſchottiſchen Bauers aus alter Zeit bis auf unſere Tage herab. Der Calvinismus, in Schottland als Presbyterianismus zum ſtricteſten Syſtem ausgebildet, hatte zwar, in ſeiner lebensfeindlichen Negation der Schönheit, zelotiſch gegen die idealen Aeußerungen des Volkslebens, gegen Muſik, Tanz und Geſang, ſich vernehmen laſſen; aber wenn auch die Natur oft genug vom Theologismus verdreht und mißhandelt wird, ausrotten läßt ſie ſich doch nur da, wo ſie überhaupt keiner Lebensregung mehr fähig iſt. Das ſchottiſche Volk fuhr ſeinen Prädicanten zum Trotz fort, zu tanzen, zu ſingen, zu lieben und zu dichten. Während die Volksdichtung in ihren unmittelbaren Aeußerungen in neuerer Zeit bei den übrigen civiliſirten Völkern nur noch ein kümmerliches Daſein friſtet[29]), hat ſie ſich in Schottland außerordentlich friſch und productiv erhalten und, ohne aufzuhören naiv zu ſein, weſentlich veredelt. Vorherrſchend in dieſer Volksdichtung war ſeit dem 17. Jahrhundert das Liebeslied und das politiſche Lied und trieb letzteres noch im 18. Jahrhundert auf Veranlaſſung der Stuart'ſchen Inſurrectionen gegen das Haus Braunſchweig-Hannover ſehr kräftige Blüthen[30]). Burns, welcher der volksmäßigen Liederpoeſie ſeines Landes ein neues Leben einhauchte und durch ſeine Dichtungen ſo mächtig auf die Verjüngung der engliſchen Literatur eingewirkt hat, war nicht ohne unmittelbare Vorgänger. Es ſpannt ſich von Allan Ramſay an, welcher ein Jahr vor Burns' Geburt ſtarb, bis zu ihm eine Reihe von ſchottiſchen Poeten aus, die alle mit mehr oder weniger Glück in den nationalen Liederweiſen ſich verſuchten. Der gelungenſte Verſuch dieſer Art iſt jedoch unzweifelhaft die ſchöne Ballade vom Auld Robin Gray[31]), welche Lady Ann Lindſay (1750—1825), ſpäter Lady Barnard, im Jahre 1771 dichtete.

Robert Burns wurde am 25. Januar 1759 im Kirchſpiel Alloway in einer am Ufer des Doon gelegenen baufälligen Lehmhütte geboren. Das aus inniger Religioſität, Armuth und guter Laune gemiſchte Familienleben in der väterlichen Behauſung hat Burns in ſeinem Gedicht The cotters saturday night anziehend geſchildert. Es zeugt von dem Bildungseifer des ſchottiſchen Landvolks, daß der arme Pächter ſich des Redlichſten bemühte, ſeinen Kindern den Unterricht zu Theil werden zu laſſen, wie ihn damals wandernde Schulmeiſter in Schottland ertheilten. Der junge Robert erlernte die engliſche Schriftſprache und außerdem etwas Franzöſiſch und Geometrie. Ein Verſuch, Flachsbechler zu werden, mißlang und Burns wurde Bauer, wie ſeine Väter geweſen. Das hinderte ihn aber nicht, an ſeiner Fortbildung zu arbeiten. Er ſtiftete, einundzwanzigjährig, im Dorfe Tarbolton einen Club, welcher den Zweck hatte, den jungen Bauernburſchen Gelegenheit zu geben, „ſich nach der Arbeit zu erholen, Geſelligkeit und Freundſchaft zu befördern und ſich auszubilden“; denn, wie es am Eingang der von Burns entworfenen Statuten hieß, „der große Zweck der menſchlichen Geſellſchaft iſt, weiſer und beſſer zu werden, und ſollte daher dieſes das erſte Streben jedes Mannes in jedem Stande ſein.“ Dieſe Worte enthalten ſchon eine Aeußerung jenes hochſinnigen Menſchenbewußtſeins, welchem nachmals Burns in ſo vielen ſeiner Lieder Ausdruck gegeben, beſonders in dem herrlichen Is there, fore honest poverty — deſſen Schlußſtrophe die Bruderſchaft der Menſchen in der Zukunft prophezeit [32]). In der letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Tarbolton lernte Burns Mary Campbell kennen, welche auf dem Schloß Colesfield als Milchmädchen diente. Das iſt die Hochlands-Marie (Highland Mary), welcher Burns, liebend und wiedergeliebt, die Unſterblichkeit geſichert hat, wie Dante ſeiner Beatrice, Petrarca ſeiner Laura, Goethe ſeinem Gretchen. „Eines Tages, erzählt Burns, nachdem wir unſere Liebe gegenſeitig ſchon ziemlich lange erprobt, trafen wir uns auf Verabredung am Ufer des Ayr, um uns Lebewohl zu ſagen, bevor Mary nach den weſtlichen Hochlanden hinüberſchiffte, wo ſie Alles zu unſerer bevorſtehenden Heirat in Ordnung bringen wollte [33]). Zu Ende des folgenden Herbſtes

---

[29]) In Deutſchland z. B. können bekanntlich die neueren Volkslieder mit denen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts nicht die entfernteſte Vergleichung aushalten.

[30]) Vgl. Fiedler's Geſch. d. volksth. ſchottiſchen Liederdichtung, I, 43—52 und [illegible]—10[illegible].

[31]) Deutſch v. Ploennies (Britannia, 143).

---

32) Then let us pray that come it may —
As come it will for a' that —
That sense and worth, o'er a' the earth,
May bear the gree, and a' that;
For a' that, and a' that,
It's comin' yet for a' that,
That man to man, the world o'er
Shall brothers be for a' that!

33) Currie, in ſeinem Life of Burns, erzählt einen tiefpoetiſchen Zug aus dieſer

kam ſie zurück, war aber kaum gelandet, als ſie von einem bösartigen Fieber ergriffen wurde, welches mein theures Mädchen ins Grab brachte, bevor ich auch nur die Nachricht von ihrem Krankſein erhielt“ 34). Nach ſeines Vaters Tod übernahm Burns gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Gilbert

---

Abſchiedsſzene. „Die Liebenden ſtanden am Ufer eines kleinen Baches, Robert hüben, Mary drüben, wuſchen ihre Hände im klaren Waſſer und, eine Bibel zwiſchen ſich haltend, ſprachen ſie über den Blattern derſelben das Gelübde der Treue aus und ſchieden, um ſich nie wiederzuſehen.“

34) Jahre nachher, an dem Tage, an welchem er einſt die Botſchaft vom Tode Mary's empfangen hatte, ſchrieb er zu ihrem Andenken das ſchönſte ſeiner Lieder: To Mary in heaven. Die Erinnerung an den großen Verluſt trieb ihn Abends, als es dunkelte, aus dem Hauſe und, auf einen Bund Stroh hingeſtreckt, hing er unverwandten Auges lange an einem glänzenden Stern. Seine Frau weckte ihn endlich aus ſeiner ſchmerzlichen Träumerei und bat ihn, hereinzukommen. Er that es, forderte ſein Schreibzeug und ſchrieb raſch das Gedicht nieder.

Thou ling'ring star, with lessning ray,
    That lov'st to greet the early morn,
Again thou usher'st in the day
    My Mary from my soul was torn.
O Mary! dear departed shade!
    Where is thy place of blissful rest?
Seest thou thy lover lowly laid?
    Hear'st thou the groans that rend his breast?

That sacred hour can I forget?
    Can I forget the hallowed grove,
Where by the winding Ayr we met,
    To live one day of parting love?
Eternity will not efface
    Those records dear of transports past;
Thy image at our last embrace;
    Ah, little thought we't was our last!

Ayr, gurgling, kiss'd his pebbled shore,
    O'erhung with wild woods, thick'ning green;
The fragrant birch, and hawthorn hoar,
    Twin'd am'rous, round the raptur'd scene;
The flow'rs sprang wanton to be prest,
    The birds sang love on every spray —
Till too, too soon, the glowing west,
    Proclaim'd the speed of winged day.

die Pachtung Moßgiel bei Mauchline. Hier verband er ſich mit Hannchen Armour in altſchottiſch-patriarchaliſcher Weiſe, nach welcher die gegenſeitige Bekräftigung ihrer Verlobung von Seiten der Brautleute zur Eingehung einer Ehe genügte, und wie die Hochlands-Mary hat er auch ſeine Frau in ſeinen Liedern verewigt. Die Herausgabe ſeiner erſten Gedichtſammlung (1786) verſchaffte ihm Ruf und brachte ihn mit der vornehmen und mit der literariſchen Welt Edinburgs in Verbindung. Er war einen Winter über der „Löwe" der dortigen Kreiſe, benahm ſich aber verſtändig und war klug genug, wieder zu ſeinem Pfluge zurückzukehren. Mit dem Ertrag ſeines dichteriſchen Debüts trat er eine größere Pachtung in Nithsdale an, aber der arme Burns war nicht dazu gemacht, in der Welt vorwärts zu kommen. Er war viel zu ſehr Poet, um ein guter Bauer zu ſein, und bald mußte ihn beim Tode der Blumen, welche er mit der Pflugſchar zerriß, die düſtere Ahnung überkommen, daß er ſelber in kurzer Zeit in die Furche des Grabes ſinken würde entwurzelt von der Pflugſchar des Unglücks[35]. Am Schluſſe des Jahres 1791 gab Burns ſeine Pachtung auf, um nicht gänzlich zu verarmen, und zog nach Dumfries, wo ihm ſeine Freunde einen kleinen Poſten bei der Acciſe ausgemittelt hatten. Seine Hoffnung, im öffentlichen Dienſt zu ſteigen, ſchlug jedoch fehl. Einestheils war er zu ſehr Schotte, um ſeine Abneigung gegen die Dynaſtie Hannover zu verbergen, anderntheils zu ſehr freigeſinnter Menſch, um ſeine Sympathie mit den revolutionären Ideen, welche von Frankreich ausgingen, zu verheimlichen. Sein Freimuth zog ihm natürlich, ſtatt Beförderung, nur Unannehmlichkeiten zu. Seine Geſundheit fing zu wanken an; Armuth, Sorgen, die Furcht vor dem Schuldgefängniß verſchlimmerten das Uebel und ſchon am 21. Juli 1796 erlag der Dichter demſelben im Alter von 37 Jahren und 6 Monaten[36]. Burns war ein Volksdichter in höchſter Potenz. In umfaſſen-

---

Still o'er these scenes my mem'ry wakes,
And fondly broods with miser care!
Time but th' impression stronger makes,
As streams their channels deeper wear.
My Mary — u. ſ. f. wie in der erſten Strophe.

[35] S. das ſchöne Gedicht Stanzas to a mountain daisy (Works of B. Edit. Tauchn. 89).

[36] Er wurde mit kriegeriſchen Ehren beſtattet und die Nation that wenigſtens an dem Todten ihre Schuldigkeit, indem ſie ſeine arm hinterlaſſene Familie verſorgte.

deren Compoſitionen hat ſich ſein Genius nur hie und da verſucht, doch lieferte er ein Meiſterſtück von poetiſcher Erzählung, Tam O'Shanter, von welcher Walter Scott ſagte, daß, Shakſpeare ausgenommen, kein Dichter jemals eine ſolche Gewalt, durch raſcheſte Uebergänge vom Furchtbaren zum Lächerlichen die verſchiedenartigſten Gefühle zu erregen, geoffenbart habe, wie Burns hier 37). Aber er war vorzugsweiſe Lyriker: er war als ſolcher der Poet, der auf den britiſchen Inſeln, nach langer Herrſchaft einer vermittelſt Reflexion und conventionellen Geſchmacks gemachten Poeſie, als der Erſte wieder in die eigene Bruſt griff und nicht Anempfundenes, ſondern Selbſtgefühltes in ſeinen Liedern ausſprach. Daher haben ſie, eng an die alten Volksweiſen ſich anſchließend, etwas ſo Friſches und Herziges, in ihrer Einfachheit etwas ſo Edles und Großes. „Eine Jugend wie von grünen Feldern und Berglüften, ſagt Carlyle von Burns, lebt in ſeiner Dichtung: Thränen liegen in ihm, aber auch verzehrendes Feuer, wie ein Blitz, verſteckt in den Tropfen der Sommerwolke.“ Seine Lehrmeiſter waren nur die Natur und das Leben, aber außerordentlich iſt es, wie er die ſinnliche Begreiflichkeit, den Realismus ſeiner Poeſie mit der Verklärung des Ideals zu verbinden weiß. Und in Wahrheit, er hat, wie man an ihm gerühmt, in ſeinem Herzen einen Ton für jede Note menſchlichen Gefühls. Nur ſehr wenige Dichter haben, wie Burns, die ganze Fülle des Daſeins in ihre Lieder zu gießen gewußt. In der Bruſt dieſes ſchottiſchen Bauers waltete die Freiheit, der eigentliche Lebensnerv der modernen Bildung, und lehrte

---

Achtundvierzig Jahre nach ſeinem Tode (1844) verſammelten ſich Tauſende am Ufer des Doon, wo dem Dichter ein Denkmal errichtet worden war, um ſein Andenken zu feiern. Bei dieſer Gelegenheit außerte der Graf von Eglintoun in einem Toaſt auf Burns: „Bei ſeinem Namen ſchlagt jedes ſchottiſche Herz hoch. Er iſt ein Haushaltswort im Palaſt wie in der Hütte geworden.“

37) Im Tam O'Shanter gebrauchte Burns das berühmte Bild von der Vergänglichkeit menſchlicher Freuden:

But pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white — then melts for ever,
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm.

ihn das Leben überſchauen und in ſeiner Totalität begreifen. Das Feuer ſeiner Seele verzehrte ihn frühzeitig, aber was davon übrigblieb und in die Welt ausging, war hinreichend, der Literatur ſeines Landes neue Lebenswärme einzuhauchen und ferne Völker zu erquicken[38]. Er blieb, wie er nicht ohne Vorgänger geweſen, auch nicht ohne Nachfolger und es ließen ſich die Namen von mehr als hundert Dichtern anführen, die ſeit Burns' Tod das ſchottiſche Lied gepflegt haben. Die vorragendſten gehörten, mit Ausnahme der Lady Joanna Baillie (ſt. 1851), welche ſich nicht nur im Lied, ſondern auch in der Tragödie und zwar mit ſolchem Glück verſuchte, daß Byron von ihr ſagte, ſie ſei die einzige Frau, welche es verſtanden, ein Trauerſpiel zu dichten — durchweg den unteren Ständen an. So der Weber Robert Tannahill (1774—1810) und der Sheriffſchreiber William Motherwell (1797—1835), Beide als Liederdichter nur von Burns übertroffen[39], ſo Allan Cunningham (1784—1842), der ſich vom Maurergeſellen zum angeſehenen Literaten heraufbildete, ferner der viel zu früh weggeraffte Tagelöhnerſohn Robert Nicoll (1814—37), welcher die herrlichen Lieder Thoughts of Heaven und We are brethren a' gedichtet, und endlich James Hogg (1772—1835), genannt der Ettrick-Schäfer, denn die Schäferei war ſein Stand und am Ettrickforſt lag die Hütte, wo er geboren worden. Er kommt als Liederſänger Burns und Motherwell nicht nahe, allein er iſt ganz vortrefflich im Märchen und in der Ballade. Seine beſten Dichtungen dieſer Art hat er unter dem Geſammttitel The queen's wake (1813) zuſammengeſtellt und mit einem hübſch erdachten und ausgeführten Rahmen umgeben. Die Glanzpunkte der Sammlung bilden das zarte Feenmärchen Kilmeny[40]) und die prächtige Ballade The witch of Fife[41]), eine der phantaſiereichſten Schöpfungen, welche je aus den Haiden und Bergen Schottlands hervorgegangen. Der Königin Wache[42]) brachte dem Ettrickſchäfer wohlverdienten Ruhm, und wenn auch keines ſeiner ſpäteren Werke jenem gleichkommt, finden ſich doch in den meiſten echtpoetiſche Züge genug. So namentlich in der Feengeſchichte The pilgrims of the sun (1815), in welcher die Stellen, wo die wilde Irrfahrt eines Kometen beſchrieben wird, eines Milton würdig ſind.

---

[38] Die erſte vollſtändige Ausgabe von Burns' Werken lieferte Currie, ſein Biograph (Lond. 1800, 4 Bde.). Seither ſind unzählige Ausgaben erſchienen. Ins Deutſche wurden die Gedichte Burns' mehr oder weniger vollſtändig übertragen durch Gerhart, Kaufmann, Heintze, Fiedler, Freiligrath und Andere. Einer der treueſten Bewunderer des Dichters in Deutſchland war bekanntlich Goethe (vgl. „Schriften zur Literatur", S. 260). Das Bedeutendſte, was über Burns geſchrieben worden, iſt Carlyle's Eſſay, veranlaßt durch Lockhart's Life of B., 1828, und zuerſt im Dezemberheft des Edinburgh Review genannten Jahres veröffentlicht, ſpäter wieder abgedruckt in Carlyle's Critical and miscellaneous essays. Eigenthümlich iſt folgende Aeußerung Byron's (Tageb. vom 13. Dezbr. 1813). „Lord Holland hat mir eine Menge von Burns' Briefen geliehen, die nicht bekannt gemacht ſind und nie bekannt gemacht werden. Sie ſind voller Flüche und obſcöner Gedichte. Welch ein Geiſt voller Widerſprüche! Zärtlichkeit, Rauhheit, Zartgefühl, Empfindung, Sinnlichkeit, Hochherzigkeit und Niedrigkeit, Schmutz und Göttlichkeit — Alles zuſammengemengt zu einem Ballen von begeiſtertem Koth!"

[39] S. über Tannahill und Motherwell Fiedler a. a. O. II, 77—89 und 114—131.

In Zeiten, wo in der Literatur eines Volkes eine neue Bewegung anhebt, ſieht man ſtets Poeten auftreten, welche eine vermittelnde Stellung einnehmen, indem ſie die Forderungen des neuen Geiſtes mit den formalen Angewöhnungen des conventionellen Geſchmacks in Uebereinſtimmung zu bringen trachten. Das Verdienſt ſolcher Vermittler iſt oft ein größeres, als man ſpäter, wann die Bewegung geſiegt hat, anzuerkennen geneigt iſt. Der Menſch hängt auch bei Befriedigung ſeiner äſthetiſchen Bedürfniſſe an ſeinen Gewohnheiten, und wenn es in Deutſchland der Schule Klopſtock's nicht ſehr ſchwer fallen konnte, die totale Nullität unſerer franzöſelnden Poeterei aufzuzeigen, ſo war es dagegen in England, wo der Gallicismus viel bedeutendere Werke hervorgebracht als bei uns, keineswegs ſo leicht, dem Publicum darzuthun, welch ein Abſtand ſei zwiſchen Reflexion in Verſen und wirklicher Poeſie. Der Engländer iſt vermöge der Zähigkeit ſeines germaniſchen Naturells für plötzliche Uebergänge nicht geſtimmt: er will vorbereitet ſein und empfängt das Neue gern in gewohnten Formen. Im Schotten dagegen iſt noch der keltiſche Drang nach Wechſel und Neuerung thätig und dieſer hat nicht weniger, als der Nationalſtolz, zu der raſchen und enthuſiaſtiſchen Anerkennung Burns' in ſeinem Heimatlande beigetragen. In England vollzog ſich die poetiſche Verjüngung der Literatur langſamer und methodiſcher. Der realiſtiſche und nationale Geiſt, aus welchem die Romantik der engliſchen Literatur wiedergeboren wurde, ging zwar ſchon zu Johnſon's Zeit in die Poeſie ein, aber ſeine Geltendmachung erforderte eine verſtändige Rückſichtsnahme auf die zeitweilig noch herrſchenden Vorſtellungen von der Aufgabe der Dichtkunſt. Dieſe Rückſicht beobachteten unter Anderen die vier Poeten, welche wir hier als Vermittler des Ueberganges von der Verſtandesdichtung des achtzehnten Jahrhunderts zu der Romantik des neunzehnten anführen: George Crabbe (1754—1832), James Montgomery (geb. 1771), Samuel Rogers (ſt. 1832) und Thomas Campbell (1777—1843).

---

[40]) Deutſch von Fiedler, II, 56—71.

[41]) Deutſch von Arendtsſchildt (Völkerſtimmen, 133—44).

[42]) Hogg läßt am Weihnachtsabend am Hofe der Königin Maria Stuart wettſingende Minſtrels ſeine Märchen und Balladen vortragen; daher der Titel des Werkes.

Crabbe, der Schützling Burke's, war durch Vermittlung ſeines Gönners in eine ſorgenfreie Stellung als Landgeiſtlicher gebracht worden, die ihm reichliche Gelegenheit gab, ſeiner Neigung, das Leben und Treiben der Landleute zu beobachten, nachzuhängen. Er brachte ſeine Beobachtungen zu Papier und formte ſie nach und nach zu Gedichten. So erſchienen von ihm das Dorf (the village[43]) im Jahre 1783, ferner das Kirchſpiel-Regiſter (the parish-register) 1807, der Burgflecken (the borough) 1810, ſpäter die Tales in verse und zuletzt die Tales of the hall (1819), in welchen zwei lang getrennt geweſene und dann wieder vereinigte Brüder ihre Erlebniſſe einander mittheilen. Crabbe iſt der Poet der Wirklichkeit, wie kaum irgend ein anderer, und zwar der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens. Die niederländiſche Genremalerei iſt ſeine Stärke und jener engliſche Kritiker, welcher ihn den Hogarth der Dichtung nannte, hat ſehr Unrecht. Denn Crabbe iſt keineswegs ein Carricaturiſt. Es iſt ihm Ernſt, furchtbarer Ernſt mit ſeiner treuen Abſchilderung des Lebens; ein rückſichtsloſer Anatom, weiſt er mit ſeinem Skalpel auf den von ihm zergliederten geſellſchaftlichen Körper und demonſtrirt ohne Spott, mit kalter Ruhe die furchtbaren Schäden deſſelben[44]. Den idealen Schimmer, womit Burns ſeine Schilderungen des Volkslebens zu überhauchen verſtand, würde man bei Crabbe vergebens ſuchen; er iſt ſeinem Vorſatz, nur die Realität abzuſpiegeln, welchen er in den Eingangsverſen zu ſeinem Dorf ausgeſprochen[45], ſein Lebenlang treu geblieben.

---

[43] Metriſch überſ. im Morgenblatt f. 1842, November.

[44] Crabbe „poetical anatomist of man“ Sharon Turner.

[45] The village life, and every care that reigns
O'er youthful peasants and declining swains;

Seine Gemälde bringen daher faſt durchweg einen düſteren, ja ſchrecklichen Eindruck hervor, aber ſie haben in ihrer ungeſchminkten Wahrheit bedeutend mitgewirkt, die conventionelle arkadiſche Lüge aus der engliſchen Literatur zu verbannen. Montgomery[46]), in einem herrnhutiſchen Seminar erzogen, hielt in ſeinen Dichtungen, nachdem ihm die lautgeäußerte Theilnahme an der franzöſiſchen Revolution in ſeinen Jünglingsjahren eine zweimalige Haft eingetragen, einen weſentlich religiöſen Ton. Sein revolutionärer Enthuſiasmus erkaltete bald und ſchon 1806 ſchilderte er in ſeinem Gedicht The wanderer of Switzerland die Schattenſeiten der großen Bewegung. Das beſchreibende Element, welches in der engliſchen Dichtkunſt ſo lange dominirt hatte, jetzt aber allmälig dem von dem großen Reformer der Kunſtphiloſophie, von Leſſing geltend gemachten Prinzip wich, daß Bewegung und Handlung das Weſen der Poeſie ausmache — das beſchreibende Element ſpielt auch in Montgomery's übrigen Werken[47]) die Hauptrolle, doch weiß er es mit einer Lebhaftigkeit der Phantaſie und einer Wärme des Gefühls zu verbinden, die Einen ganz anders anmuthen, als ſo viele der kalt reflectirenden poetiſchen Beſchreibungen des vorigen Jahrhunderts. Von ſeinen kleineren Gedichten iſt The common lot das mit Recht berühmteſte[48]). Durch Rogers und Campbell erhielt die didaktiſch-ſchildernde Dichtung in England ihren glänzendſten Abſchluß. Des Erſteren Lehrgedicht die Freuden der Erinnerung (the pleasures of memory, 1792) und des Letzteren Lehrgedicht die Freuden der Hoffnung (the pleasures of hope, 1803) ſtehen bei ihren Landsleuten in wohlverdientem Anſehen[49]). Beide Werke vereinigen mit

---

What labour yields, and what, that labour past,
Age in its hour of languor finds at last;
What form the real picture of the poor,
Demand a song — the muse can give no more.

[46]) Nicht zu verwechſeln mit dem etwas ſpäter aufgetretenen Robert Montgomery, welcher die religiöſen Epopöen Satan (1830) und Messiah (1831) ſchrieb.

[47]) The West Indies — The Pelican Island — Greenland — The world before the flood. Im letzteren Gedicht findet ſich die ſchöne Stelle von der Allmacht der Poeſie:

There is a living spirit in the lyre,
A breath of music, and a soul of fire — u. ſ. f.

[48]) Deutſch von Ploennies (Britannia, 239).

[49]) Selbſt Byron zollt in ſeiner herben Satire English bards and Scotch

dem Glanz correcter Diction den kräftigen und phantaſievollen Ausdruck der neuen Dichterſchule, beide umſchreiben einen weiten Gedankenkreis und ſind außerordentlich reich an prächtigen und tiefergreifenden Stellen[50]. Rogers

---

reviewers Rogers und Campbell Anerkennung. Jenem gibt er das Epitheton melodious, dieſem ruft er zu:

Come forth, oh Campbell! give thy talents scope;
Who dares aspire if thou must cease to hope?

[50] Beide Dichtungen verfolgen keinen ſtreng methodiſchen Gang. Ihre Verfaſſer überlaſſen ſich ohne Pedanterie den Eingebungen ihrer Einbildungskraft und dadurch kommt, bei allem Streben nach Eleganz, etwas Bewegliches und Ungezwungenes in die Reihenfolge von Gemälden, welche ſie vor uns entrollen. Das Lehrhafte wird von dem Maleriſchen weit in den Hintergrund gedrängt. Der glänzenden Züge ſind zu viele, um hier einzeln genannt zu werden, aber wir können uns, ſtatt eine ſolche Aufzählung zu geben, nicht enthalten, hier zur Charakteriſtik dieſer Lehrdichtung aus dem erſten Geſang der Freuden der Hoffnung das Weſentliche der berühmten Stelle über den Untergang Polens auszuheben, welche dem greiſen Kosciusko Thränen entlockte und ſicherlich zu den Kleinodien der engliſchen Poeſie gehört.

Oh! sacred Truth! thy triumph ceased a while,
And Hope, thy sister, ceased with thee to smile,
When leagued Oppression pour'd to Northern wars
Her whisker'd pandoors and her fierce hussars,
Waved her dread standard to the breeze of morn,
Peal'd her loud drum, and twang'd her trumpet horn;
Tumultuous horror brooded o'er her van,
Presaging wrath to Poland — and to man!

Warsaw's last champion from her height survey'd,
Wide o'er the fields, a waste of ruin laid, —
O! Heaven! he cried, my bleeding country save! —
Is there no hand on high to shield the brave?
Yet, though destruction sweep these lovely plains,
Rise, fellow-men! our country yet remains!
By that dread name, we wave the sword on high!
And swear for her to live! with her to die!

He said, and on the rampart-heights array'd
His trusty warriors, few, but undismay'd;
Firm-paced and slow, a horrid front they form,
Still as the breeze, but dreadful as the storm;
Low murmuring sounds along their banners fly,
Revenge, or death, — the watch — word and reply;
Then peal'd the notes, omnipotent to charm,
And the loud tocsin toll'd their last alarm! —

blieb auch in ſeinen ſpäteren Dichtungen vorwiegend didaktiſcher Schilderer: ſo in ſeinem Lehrgedicht The human life (1819), in welchem namentlich das Glück der Ehe und das häusliche Zuſammenleben von Eltern und Kindern mit einer Innigkeit geſchildert ſind, wie ſie nur der Poeſie germaniſcher Nationen innewohnt; ſo ferner in ſeinem Reiſegedicht Italy (1822), welchem ſchon die ſchöne Stelle über Lord Byron 51) Werth verleiht. Ver-

In vain, alas! in vain, ye gallant few!
From rank to rank your volley'd thunder flew: —
Oh, bloodiest picture in the book of Time,
Sarmatia fell, unwept without a crime;
Found not a generous friend, a pitying foe,
Strength in her arms, nor mercy in her woe!
Dropp'd from her nerveless grasp the shattered spear,
Closed her bright eye, and curb'd her high career; —
Hope for a season, bade the world farewell,
And Freedom shriek'd — as Kosciusko fell!

The sun went down, nor ceased the carnage there,
Tumultuous murder shook the midnight air —
On Prague's proud arch the fires of ruin glow,
His blood-dyed waters murmuring far below;
The storm prevails, the rampart yields a way,
Bursts the wide cry of horror and dismay!
Hark! as the smouldering piles with thunder fall,
A thousand shrieks for hopeless mercy call!
Earth shook — red meteors flash'd along the sky,
And conscious Nature shudder'd at the cry!

Oh! righteous Heaven! ere Freedom found a grave
Why slept the sword, omnipotent to save?
Where was thine arm, O Vengeance! where thy rod
That smote the foes of Zion and of God;
That crush'd proud Ammon, when his iron car
Was yoked in wrath, and thunder'd from afar?
Where was the storm that slumber'd till the host
Of blood-stain'd Pharaoh left their trembling coast;
Then bade the deep in wild commotion flow,
And heaved an ocean on their march below?

---

51) . . . . . Much had passed
Since last we parted; and those five years,
Much had they told! u. ſ. w.

mittelſt ſeiner zartmelancholiſchen poetiſchen Erzählung Jacqueline (1814) hatte ſich Rogers mit der neueren Richtung in nähere Beziehung zu ſetzen verſucht, was ihm aber weniger gelang als Campbell, der mit Glück von der Didaktik zur romantiſchen Rhapſodie überging, wie ſeine Balladen Lochiel and the wizard[52]) und O'Connor's child[53]) und ſeine poetiſche Erzählung Gertrude of Wyoming (1809) hinlänglich beweiſen. Das letztgenannte Gedicht behandelt in drei Geſängen einen tragiſchen Stoff aus der Geſchichte der nordamerikaniſchen Colonien und hat in ruhig ſchöner Weiſe die Romantik des Urwalds mit ſeinen rothen Kriegern der europäiſchen Literatur vindizirt, mehr denn ein Jahrzehnt früher als Cooper ſeine Indianer-Romane ſchrieb. Unter Campbell's lyriſchen Gedichten erregen vor allen Bewunderung die zwei edlen Kriegsgeſänge Hohenlinden und The battle of the Baltic, ſowie die düſter prächtige Phantaſie The last man[54]).

# II.

## Scott und Moore.

Es iſt nicht minder verletzend für den Stolz der Civiliſation als wahr, daß die Geſellſchaft in ihrem materiellen und geiſtigen Fortſchritt zugleich auch in der Feigheit und Charakterloſigkeit vorſchreitet. Die ſteigende Cultur bringt ein Anbequemungsſyſtem mit ſich, welches der Verwirklichung großer Ideen tauſend und aber tauſend Hinderniſſe in den Weg wirft. Alles an Alles zu ſetzen, für das Größte das Größte zu wagen, zu ſolcher Energie ſcheint es die moderne Menſchheit nicht mehr bringen zu können. Ideen, wie das Alterthum ſie realiſirte, iſt man in unſeren Tagen kaum noch zu faſſen, geſchweige auszuführen kühn genug. Das Römerthum brachte ſeine Miſſion, die alte Welt der ewigen Stadt zu unterwerfen, in Erfüllung, das

---

52) Deutſch v. Beckelmann (Blätt. z. K. d. Lit. d. Ausl. 1838, S. 109).
53) Deutſch v. Wolf (Vorleſ. über d. ſchöne Lit. Europa's, S. 209).
54) Deutſch v. Freiligrath (Gedichte. 6. Aufl. S. 430).

Germanenthum hinwieder ließ nicht ab, bis es ſeiner Beſtimmung, die römiſche Welt zu zertrümmern, vollſtändig genügt hatte — zwei ungeheure Erſcheinungen, welchen die neuere Geſchichte keine ähnlichen an die Seite zu ſetzen hat. Denn der große Kampf des Mittelalters, der des Papſtthums mit dem Kaiſerthum, kam zu keiner Entſcheidung, welche an Wichtigkeit der Reſultate mit jenen verglichen werden könnte, und was die Kreuzzüge angeht, ſo ſtehen ihre poſitiven Folgen zu dem rieſenhaften Gedanken, dem ſie entſprangen, in einem großen Mißverhältniß. Später ſehen wir die Thatkraft der Geſellſchaft immer mehr ſinken. Schickſalsmächtige Ideen tauchen auf, aber ihre Ausführung erlahmt in kläglicher Halbheit. Die Reformation ſcheitert gerade in ihren beſten Tendenzen, die Verſuche des aufgeklärten Despotismus, das Königthum auf die Zeitbedürfniſſe zu baſiren, zerfallen in ſich ſelber, und die Revolution findet in der europäiſchen Menſchheit nicht mehr die Kraft vor, welche zur Realiſirung ihrer Idee ausgereicht hätte. Jeder Fortſchritt aber, der ſein Ziel nicht zu erreichen vermag, ſchlägt faſt mit Nothwendigkeit in ſein Gegentheil um. Die zerſchellten und gebrochenen Wogen einer geſcheiterten Bewegung ſtrömen zurück und es bedarf der Zeit und der Sammlung, bis ſie ſich wieder ſtark genug fühlen, einen neuen Anlauf nach vorwärts zu unternehmen.

Der Geiſt der Revolution vollbrachte in und durch Napoleon einen großen Abfall von ſich ſelber. Eine Bewegung, die in ihrer Idee und in den Anfängen der thatſächlichen Geſtaltung derſelben eine gemeinſame Sache der Menſchheit zu werden verſprochen hatte, zog ſich den eben berührten Urſachen zufolge in den engen Kreis des ſpezifiſchen Franzoſenthums zurück, um dann aus dieſem in völlig veränderter Geſtalt, in der Geſtalt der alten barbariſchen Eroberungsgier, wieder hervorzubrechen. Je übermächtiger nun und übermüthiger in den napoleon'ſchen Kriegen — vom erſten italiſchen Feldzug des großen Schlachtenmeiſters an — die franzöſiſche Nationalität, ihres kurzen Anflugs von Kosmopolitismus entkleidet, in Europa auftrat, um ſo mehr mußte ſie auch das Nationalgefühl der Völker verletzen und gegen ſich aufſtacheln. Demgemäß nahm jetzt die europäiſche Cultur, welche im 18. Jahrhundert auf ihren Höhepunkten einen weſentlich rationaliſtiſch-humaniſtiſchen Charakter gezeigt, eine Wendung zur nationalen Stimmung. Dem nivellirenden Despotismus des letzten großen Eroberers gegenüber erhob überall die nationale Beſonderheit trotzig ihr Haupt, und nachdem die Idee der Revolution keine allgemeine Geltung zu gewinnen vermocht hatte, gingen die Völker Europa's mit mehr oder weniger Geſchick und Glück, aber überall mit Eifer daran, als Grundlage ihrer weiteren geſchichtlichen Entwicklung die Idee der Nationalität auszubilden. Hiebei geſchah es ganz naturgemäß, daß die einzelnen Nationen ſich vor allen Dingen wieder einmal gründlich auf ſich ſelbſt beſannen, daß ſie, um ſich in der Gegenwart zu orientiren und ihre Hoffnungen für die Zukunft feſtzuſtellen, ihre Vergangenheit nach allen Seiten hin erforſchten, und aus dieſen auf die Vorzeit gerichteten Bemühungen, welche für die Geſchichtſchreibung eine ganz neue Phaſe herbeiführten, ergab ſich das äſthetiſche Wohlgefallen der europäiſchen Geſellſchaft an dem wieder hervorgeſuchten Schönheitsideal des Mittelalters, an der Romantik.

Die Ausprägung dieſes nationalen, romantiſch-reſtaurativen Geiſtes in der Literatur ließ nicht lange auf ſich warten. Für die zu Ende gehende weltgeſchichtliche Epoche war Goethe der letzte große Dichter, Schiller der letzte große Prophet des Humanismus geweſen. Der letztere hatte ſogar wiederholte Verſuche gemacht, das neu auftauchende romantiſch-nationale Prinzip mit dem humaniſtiſch-kosmopolitiſchen zu verbinden[1]. Nun ſtand in Deutſchland die romantiſche Schule auf, deren zwei Hauptrichtungen, die mittelalterlich-nationale und die naturphiloſophiſche, auch in der engliſchen Literatur ſich geltend machten, jene durch Walter Scott und ſeine Schleppträger, dieſe in der Seeſchule. Zwar wollen wir obgleich wir die offenkundige Einwirkung der deutſchen Literatur auf die engliſche in dieſer Zeit[2] nicht gering anſchlagen, nicht behaupten, die große Wendung der engliſchen Poeſie ſei geradezu durch das Beiſpiel der deutſchen herbeigeführt worden; allein wir bringen doch in Erinnerung, daß mehrere Führer der neuen literariſchen Bewegung auf den britiſchen Inſeln unzweifelhaft von Deutſchland her bedeutende Anregungen empfangen haben. Im Ganzen jedoch erklärt ſich das vielfache Zuſammenſtimmen der deutſchen und engliſchen Literatur des 19. Jahrhunderts aus einem tieferen Motiv, als die zufällige oder abſichtliche Kenntnißnahme dieſes oder jenes engliſchen Schriftſtellers von der deutſchen Dichtung eines iſt und ſein kann. Wir meinen den germaniſchen Kern beider Nationalitäten, welcher durch die Reizung von Seiten der franzöſiſchen Anmaßungen jenſeits wie dieſſeits des Canals zu neuen Lebensäußerungen vermocht wurde. Die Neu-Romantik hat es auch nur in Deutſchland, England und Skandinavien zu bedeutenden Schöpfungen gebracht, während ſie ſich in Spanien und Portugal nie, in Italien nur ausnahmsweiſe über das Niveau der Nachahmung erhob und in Frankreich ſofort mit ganz fremdartigen und theilweiſe unreinen Elementen ſich vermiſchte. Ganz natürlich, denn aus der Verbindung des germaniſchen Geiſtes mit dem chriſtlichen war das romantiſche Schönheitsideal entſprungen, und wenn wir es in der neuen Literatur Polens, in den Dichtungen eines Mickiewicz, Garczynski und Kraſinski nicht ſelten wirklich großartig auftreten ſehen, ſo findet dieſer Umſtand ſeine Erklärung darin, daß dieſe ſlaviſchen Poeten vermöge der außerordentlichen Aneignungsfähigkeit ihrer Race den germaniſchen Geiſt der deutſchen und engliſchen Romantik in ſich aufgenommen und höchſt glücklich mit ihren eigenen nationalen Erinnerungen verſchmolzen haben.

---

[1] Beſonders in der Jungfrau von Orleans und im Tell.

[2] Schon 1786 wurde Goethe's Werther durch Reynolds in London auf das Theater gebracht, was freilich ein Mißgriff war. 1792 erſchienen Schiller's Räuber in engliſcher Ueberſetzung, 1793 Goethe's Iphigenia, 1794 Leſſing's Emilia Galotti, 1795 Fiesco und Kabale und Liebe, 1796 Don Carlos, 1798 Stella und Clavigo. Von Goethe's Fauſt exiſtiren jetzt an zwanzig engliſche Ueberſetzungen und Schiller gehört zu den Lieblingsdichtern der Gebildeten in England. Wir werden noch mehrfach der durch große Talente vermittelten Theilnahme Englands an deutſcher Literatur zu gedenken haben.

Ein Schotte hatte der ſteifen und correcten Reflexionsdichtung Englands zuerſt wieder eine originale und nationale Lyrik entgegengeſetzt. Ein anderer Schotte war es, der eine nationale romantiſche Epik ſchuf und durch ſeine Dichtungen in Verſen und Proſa das Hiſtoriſch-Romantiſche eine Zeit lang zum Haupthebel der weltliterariſchen Bewegung machte.

Walter Scott wurde am 15. Auguſt 1771 zu Edinburg geboren. Ein kränklicher, am rechten Fuß gelähmter Knabe, galt er unter ſeinen Schulgefährten ſo ziemlich für den unbegabteſten. Tieferblickende freilich, wie Burns und einer ſeiner Lehrer, der bekannte Kanzelredner und Kritiker Hugh Blair, prophezeiten dem geringgeſchätzten Schüler eine glänzendere Zukunft als irgend einem ſeiner Kameraden. Alte Volkslieder und Ritterromane, ſowie die mittelalterliche Geſchichte ſeines Heimatlandes waren die Lieblingslectüre des Jünglings, welcher als äußeren Lebensberuf die Jurisprudenz ergriff. Mit einundzwanzig Jahren wurde er Anwalt bei dem oberſten Gerichtshof zu Edinburg, bekleidete ſpäter mehrere Magiſtraturen und lebte mit Vorliebe auf dem von ihm erworbenen und im gothiſchen

Styl verſchönerten Landſitz Abbotsford, unweit der Hauptſtadt Schottlands maleriſch am Ufer des Tweed gelegen. Scott's Leben bietet keine überraſchenden Uebergänge, keine romantiſchen Züge. Er war eine ſolide Natur, ein ſorgſamer Hausvater, ein altengliſch oder vielmehr altſchottiſch geſinnter Gentleman, ein gaſtfreier, jagdliebender Laird, ein wohlwollender Nachbar und treuer Freund. Das Unglück, welches den ſchon ergrauenden Dichter durch den von uns bei einer früheren Gelegenheit erwähnten coloſſalen Bankerott ſeines Verlegers traf, ſuchte er vermittelſt ſtandhafter Thätigkeit zu mildern und, fruchtbar wie nur Lope und Calderon, ſtarb er ſo zu ſagen mit der Feder in der Hand, am 21. September 1832 zu Abbotsford, welches durch eine nationale Subſcription ſeiner Familie geſichert blieb [3]. Sein Genie, das ſich in ſeinen Knabenjahren dadurch verrathen hatte, daß er ſeinen Mitſchülern Märchen und Ritterabenteuer von eigener Erfindung erzählte, blieb ſchweigſam bis zu den Mannesjahren, als mißtraute es ſich ſelbſt, und bevor es ſelbſtthätig auftrat, gab es ſich mit Eifer formalen Uebungen hin. Die deutſche Dichtung hatte Scott's Aufmerkſamkeit erregt. In Bürger's Balladen und in Goethe's Götz fand er ein der eigenen Dichternatur verwandtes Element. Er überſetzte das Drama, womit Goethe ſeine Herrſchaft über die deutſche Literatur ſo glänzend eröffnet hatte, er bildete die Lenore, den wilden Jäger und den Erlkönig nach. Als er ſo gleichſam ſeine Schule gemacht, verſchritt er zur Originaldichtung und ſchuf ſeine erſten Balladen (1801), unter denen Glenfillas und The fire-king ſchon als meiſterliche vorragten. Hierauf veröffentlichte er in den Jahren 1802—3 The Minstrelsy of the Scottish Border in drei Bänden [4] und dieſes Werk, eine Frucht der Wanderungen des Dichters durch das ſchottiſche Grenzland, die alte Lieblingsheimat der nationalen Balladenpoeſie, trug, aus dem Mund des Volkes geſammelt und mit echtromantiſchem Geiſt ergänzt und überarbeitet, den Ruf von Scott's Namen über alle drei britiſchen Königreiche hin. Es erneuerte und vervollſtändigte die Wirkung von Percy's Reliques, es leiſtete der engliſchen Literatur ganz denſelben Dienſt, welchen der deutſchen des Knaben Wunderhorn, durch Arnim und Brentano bekanntgemacht, zu Anfang des 19. Jahrhunderts erwies. Im Jahre 1805 gab Scott ſein Lay of the last minstrel[5]), welches mit ſolchem Beifall aufgenommen wurde, daß binnen zehn Jahren fünfzehn Auflagen davon erſchienen. Es iſt eine das romantiſche Fehdeleben an der engliſch-ſchottiſchen Grenze ſchildernde Epopöe, aus Balladen zuſammengeſetzt, die einem alten Minſtrel, von welchem angenommen wird, daß er der letzte ſeines Standes geweſen, in den Mund gelegt ſind. Scott konnte das wagen, weil er es in der That verſtand, die alte Minſtrelpoeſie wieder aus ihrem Grabe hervorzuzaubern, und wie er im Lied des letzten Minſtrels die Romantik der Sage wieder belebte, ſo that er im Marmion (1808), welche poetiſche Erzählung ſich um die blutige Schlacht dreht, die 1513 zwiſchen Heinrich VIII. von England und Jakob IV. von Schottland bei Flokden geſchlagen wurde, mit der Romantik der Geſchichte. Seinen größten Triumph auf dem Felde der romantiſchen Epopöe feierte der Dichter, als er 1810 mit ſeiner Jungfrau vom See (the Lady of the lake[6]) hervortrat. Dieſes herrliche Gedicht in ſechs Geſängen, welches der „Harfe des Nordens", deren Geiſt der Dichter in den Eingangsſtanzen anruft[7]), ſo voll und warm entſtrömte, eroberte der Poeſie das ſchottiſche Hochland mit ſeinen wildpittoresken Szenerien, eine Eroberung, welche Scott ſpäter noch oft ſo prächtig auszubeuten verſtand. Schon im Fräulein vom See ließ er jenen mächtigen Zauber ſeiner Landſchaftsmalerei wirken, welcher alle Gebildeten der civiliſirten Welt in den Bergen und auf den Haiden ſeines Heimatlandes heimiſch gemacht hat. Die beiden folgenden

---

[3] Memoirs of the life of Sir Walter Scott, ed. by Lockhart. Lond. 1837, 7 vols. The domestic manners and private life of S. W. Sc., by J. Hogg. Glasg. 1835. Abbotsford and Newstead Abbey, by W. Irving. Lond. 1835. Vollſt. Ausg. d. Werke W. Scott's: Complete works, including all his poetical works, novels, miscellaneous prose works, life and correspondence, notes, additions, corrections and various readings. Paris, 1839 sq. 52 vols.

[4] Deutſch von W. Alexis, G. v. Hebenhauſen und W. v. Lüdemann. Zwickau 1826.

---

5) Deutſch v. W. Alexis, Zwickau 1824.

6) Deutſch v. W. Alexis, Zwick. 1822, von A. Neidhardt, W. Scott's poetiſche Werke, Darmſt. 1834, Bd. 1.

7) Harp of the North! that mouldering long hast hung
On the witch-elm that shades Saint Fillan's spring,
And the down the fitful breeze thy numbers flung,
Till envious ivy did around thee cling,
Muffling with verdant ringlet every string,
O Minstrel Harp, still must thine accents sleep?
Mid rustling leaves and fountains murmuring,
Still must thy sweeter sounds their silence keep,
Nor bid a warrior smile, nor teach a maid to weep?

epiſchen Gedichte, Rockeby (1813), auf engliſchem Boden zur Zeit der Bürgerkriege ſpielend 8)), und The Lord of the isles (1814), worin Abenteuer zu Land und zur See wechſeln, gehen von der Balladenepik ſchon mehr zum Roman in Verſen über. Die beiden ſpäteren erzählenden Dichtungen, The bridal of Triermain und Harold the dauntless, kamen den früheren an Kraft und Schönheit nicht mehr gleich und wurden vom Publicum um ſo lauer aufgenommen, als inzwiſchen der größte Meiſter der poetiſchen Erzählung, Byron, ſeine glühenden Schöpfungen dieſer Art zu veröffentlichen angefangen hatte. Scott mochte fühlen, daß er auf dieſem Felde keine Lorbeern mehr ernten würde, und wandte ſich daher einem anderen zu, dem des hiſtoriſchen Romans, auf welchem ihm eine Popularität zu Theil werden ſollte, wie ſie ſo raſch, vollſtändig und umfaſſend zugleich keinem anderen Autor alter oder neuer Zeit geworden. Scott iſt ohne Frage für den eigentlichen Begründer des hiſtoriſchen Romans anzuſehen. Es gab zwar vor ihm Verſuche in dieſer Gattung, aber es waren eben nur Verſuche und zwar mißlungene geblieben. Scott war der Erſte, welcher die Poeſie der Geſchichte in ihrer ganzen Macht und Größe aufzeigte und das poetiſche Bedürfniß mit dem pragmatiſchen Sinn der neuen Zeit auf's Glücklichſte vermittelte. Ueber den äſthetiſchen Werth der Gattung des hiſtoriſchen Romans hat man viel geſtritten, aber die gebildete Geſellſchaft des Erdkreiſes hat über dieſe Frage ein für allemal entſchieden. Scott's Romane beſitzen in unvergleichlichem Grade — abgeſehen von ihrer anerkannten hiſtoriſchen Treue der Sittenſchilderung 9)), ihrer vollendeten Kunſt der Charakteriſtik, ihrer ſittlichen Hoheit — die Eigenſchaft, auf alle Bildungsſtufen gleich anziehend und befriedigend zu wirken, ſo daß ſie, während ſich die Ariſtokratie Europa's daran entzückte, mit gleichem Entzücken auch in der Blockhütte der amerikaniſchen Hinterwälder und im deutſchen Bauernhauſe geleſen wurden 10)). Scott hatte ſeinen erſten Roman bereits 1805 geſchrieben oder wenigſtens

---

8) Deutſch von Storck, Bremen 1822. Von dem Original waren binnen kurzer Zeit 13,000 Exemplare abgeſetzt. So unterſtützt das engliſche Publicum ſeine Literatur.

9) Dieſe Treue hat ſelbſt einen ſo ernſten und unbeſtechlichen Geſchichtsforſcher, wie Schloſſer, veranlaßt, die Scott'ſchen Romane unter die Quellen der engliſchen und ſchottiſchen Geſchichte einzureihen.

10) Es iſt eine der früheſten Erinnerungen meiner Knabenjahre, daß ich in den „Kunkelſtuben" meiner dörflichen Heimat von den jungen Leuten abwechſelnd Scott's Kreuzfahrer und Quentin Durward vorleſen hörte.

zu ſchreiben angefangen, aber erſt 1814 erſchien derſelbe anonym unter dem Titel Waverley or 'tis sixty years since, nicht ein taſtender Verſuch, ſondern mit Meiſterhand aus dem hiſtoriſchen Stoff der jakobitiſchen Inſurrection von 1745 zu einem Kunſtwerk ſeiner Gattung geformt. Damit war für den Roman eine neue Aera angebrochen und in ununterbrochener Reihe folgten ſich jetzt die Waverley-Novellen, die ihrem Verfaſſer den Namen des großen Unbekannten eintrugen. Bereits 1815 erſchien Guy Mannering. 1816 the antiquary und die erſte Serie der Erzählungen meines Wirths (tales of my landlord), 1818 Rob Roy und the heart of Midlothian, 1819 the bride of Lammermoor, 1821 Kenilworth, 1822 Quentin Durward, 1825 the tales of the crusaders, 1826 Ivanhoe und Woodstock, 1828 the fair maid of Perth. Der ganze Cyclus, 74 Bände umfaſſend, wurde 1831 mit Count Robert of Paris und the castle dangerous abgeſchloſſen. Von den ſpäteren Romanen kommt nur das ſchöne Mädchen von Perth, und auch dieſer nur in einzelnen Charakteren und Situationen, den früheren gleich. Unter den eigentlich ritterlichen ſtreiten Ivanhoe, Quentin Durward und Kenilworth um den Vorrang. Einen höchſt anziehenden Cyclus von Gemälden der Hof- und Volkszuſtände vor der Revolution, unter Cromwell und während der Reſtauration bilden Nigel's Schickſale, Woodſtock, Peveril und die Schwärmer. Hinſichtlich des Humors übertrifft der Alterthümler alle übrigen, hinſichtlich der Charakterzeichnung ſtehen Guy Mannering, Robin der Rothe und Waverley voran und der mächtigſte Hauch von Poeſie weht in der Braut von Lammermoor und im Herz von Midlothian. Bis zum 23. Februar 1827 hatte Scott ſeine Anonymität als Verfaſſer der Waverley-Novellen bewahrt, obſchon das Geheimniß von ſeinen Freunden und Verehrern längſt durchſchaut war 11). Damals veranlaßten ihn äußere Umſtände, ſich bei einem ihm zu Ehren veranſtalteten Feſtmahl zu Edinburg als den Autor jener Dichtungen zu bekennen und er ſchloß ſeine darauf bezügliche Rede mit den beſcheidenen Worten: „der Zauber iſt jetzt gelöſt und der Zauberſtab begraben. Mögen mir meine Zuhörer noch erlauben, mit (Shakſpeare's) Proſpero zu ſagen: Euer Odem war es, der meine

---

11) Schon im Frühjahr 1815 brachte der Prinz Regent, nachmals Georg IV., welcher Scott zum Baronet machte, bei einem Bankett, das er dem in London anweſenden Dichter gab, einen Toaſt auf dieſen als den Verfaſſer des Waverley aus. Scott antwortete jedoch ausweichend.

Segel ſchwellte.“ Eine ſo erſtaunliche Thätigkeit, wie wir ſie angedeutet haben, genügte aber Scott's Productionskraft noch nicht. Er machte ſich um ältere Schriftſteller, wie Dryden und Swift, durch gute Ausgaben ihrer Werke literariſch verdient, er ſchrieb, ſeine Enkel in die Geſchichte ihres Landes einzuführen, ſeine Tales of a grandfather, bearbeitete für das berühmte encyklopädiſche Werk, Lardner's Cyclopädie, die Geſchichte Schottlands, verfaßte für Murray's Familienbibliothek ſeine Lettres on demonology, veröffentlichte antiquariſche Forſchungen über Schottland und Irland und bereicherte die engliſche Litterarhiſtorik mit ſeinen trefflichen Lives of the novelists[12]. Eine bedauernswerthe Beeinträchtigung ſeines Ruhmes iſt Scott's neunbändiges Life of Napoleon Bonaparte (1829), weit mehr nur eine Schutzrede für das engliſche Torythum als ein Geſchichtswerk. Die Gerechtigkeit, ein auszeichnendes Merkmal Scott's als Dichter, hat ihn hier ganz verlaſſen und das Buch erfuhr daher von Allen, welche in der franzöſiſchen Revolution mehr ſahen als das willkürliche Machwerk einer Horde von Frevlern, die verdiente Abweiſung.

Scott iſt ganz weſentlich nationaler Dichter, ſpecifiſch ſchottiſcher ſogar, welcher zwar ſeinen Blick weit umher ſendet, aber ſtets vom Standpunkt eines Schotten aus. Von dem Gefühl des Vaterlandes, dem er ſo ſchöne Worte gegeben[13], entlieh er ſeine Inſpiration, die ihre wärmſten

---

[12] Ueberſ. v. Mellish, Berl. 1826, 3 Bde.

[13] Breathes there the man, with soul so dead,
Who never to himself had said,
This is my own, my native land!
Whose heart hath ne'er within him burn'd,
As home his footsteps he hath turn'd,
From wand'ring on a foreign strand!
If such there breathe, go, mark him well;
For him no Minstrel raptures swell;
High though his titles, proud his name,
Boundless his wealth as wish can claim;
Despite those titles, power, and pelf,
The wretch, concenter'd all in self,
Living, shall forfeit fair renown,
And, doubly dying, shall go down
To the vile dust, from whence he sprung,
Unwept, unhonour'd, and unsung.

Lay of the last minstrel, VI, 1.

Ausſtralungen immer wieder dem geliebten ſchottiſchen Heimatland zuwendet[14]. Kein Dichter hat das Land ſeiner Geburt, als ſolches, mit einer ſolchen Glorie umgeben, wie Scott das ſeinige. Ebenſo weſentlich ſodann, wie er nationaler Poet, iſt er ein epiſcher, weßhalb auch ſeine dramatiſchen Dichtungen, denn auch ſolche hat er bekanntlich geſchrieben[15], nur dialogiſirte Epik ſind. Seine Geſtalten leben ein epiſches Leben, d. h. ſie heben ſich in plaſtiſcher Beſtimmtheit von dem Hintergrund der Szenerie ab und bewegen ſich und handeln nicht kraft des eigenen ſouverainen Willens, ſondern nach den Winken ihres Schöpfers. Die ſinnliche Plaſtik in der Schilderung von Menſchen, Landſchaften und Begebenheiten iſt Scott's eigentlichſtes Weſen. Sie tritt Einem überall, in ſeinen Balladen-Epopöen wie in ſeinen Romanen, gleich mächtig entgegen. Man nehme z. B. im Fräulein vom See die Hirſchjagd, womit der erſte Geſang anhebt, und die Beſchreibung der Höhle Coir-nan-Uriskin im dritten, oder die Wirthſchaft eines hochſchottiſchen Räubers im Waverley oder das Bankett im Schloß eines Clanhäuptlings im Montroſe oder den Einzug Eliſabeth's in Kenilworth oder das Turnier im Ivanhoe oder die Zuſammenkunft Ludwig's XI. und Karl's des Kühnen im Durward, oder das Schlachtgetümmel im Marmion, wie ſinnlich begreiflich, klar anſchaulich, erſcheint das Alles vor unſeren Augen! Vielleicht wäre Scott's Figuren, die er immer in Athem zu halten liebt, da und dort etwas mehr epiſche Ruhe zu wünſchen, aber Nichts zu wünſchen laſſen ſeine Zeichnungen der Szenerie übrig; denn es iſt geradezu wunderbar, wie er, welche Szene er auch ſchildere, nicht allein die Form, ſondern auch den Geiſt der Localität wiederzugeben vermag. Man hat Scott den Dichter des Adels genannt und inſofern nicht mit Unrecht, als er vermittelſt ſeiner hinreißenden Erzählungsgabe der Romantik der Feudalwelt eine

---

14) Ebendaſelbſt, VI, 2:

O Caledonia! stern and wild,
Meet nurse for a poetic child?
Land of brown heath and shaggy wood,
Land of the mountain and the flood,
Land of my sires! what mortal hand
Can e'er untie the filial band,
That knits me to thy rugged strand! u. ſ. f.

15) Halidon Hill. Macduff's cross. The doom of Devorgoil. The Auchindrane tragedy.

außerordentliche Popularität zu verſchaffen verſtand; allein weit entfernt, ſich auf einen Stand zu beſchränken, hat er alle Stände und Claſſen mit objectiver Meiſterſchaft in dramatiſche Beziehung zu einander geſetzt, nicht als Stände wohlverſtanden, ſondern als Individuen: denn ſeine Figuren ſind nicht nach einem Schema zugeſchnitten, ſondern friſch aus der Geſchichte und dem Leben gegriffen, und daher die Maſſe origineller Charaktere, die er uns vorführt. Man könnte aber Scott, wenn derartige Bezeichnungen überhaupt erſprießlich wären, ohne Anſtand auch den Dichter des Volks nennen, denn kein Dichter hat mit ſolcher Vollendung, wie er, die im Volke lebende Kraft, Verſtändigkeit und Treue gezeichnet. Geradezu auf ſeinen volksmäßigen Charakteren beruht ein Hauptzauber ſeiner Romane; ſeine Figuren aus dem Bürger- und Bauernſtand, wie aus der Vagabundenwelt, Figuren, wie Cuddie Headrigg, Richie Moniplies, Monkbarns, Dinmont, Charlies Hope, Andreas Fairſervice, Harry Wynd, Edie Ochiltree, Meg Merrilies, Madge Wildfire und andere, prägen ſich dem Gedächtniß unauslöſchlich ein und keiner ſeiner Königinnen und Ladies hat Scott einen ſolchen Glorienſchein von Poeſie um das Haupt gelegt, wie ſeiner Rebekka, der Tochter des verachteten Stammes Iſrael, und ſeinem Bauernmädchen Jeanie Deans, welche die gefahrvolle Fußwanderung von Edinburg nach London unternimmt, um in einer Szene, die von der Beredtſamkeit des Herzens überſtrömt, von der Gemahlin Georg's II. das Leben ihrer zum Tod verurtheilten Schweſter Effie zu erflehen[16].

Zur Zeit, wo Sir Walter ſeinem ſchottiſchen Heimatland die Theilnahme Englands und der ganzen gebildeten Welt gewann, that dies, wenn auch nicht in ſo hohem Grade, ein anderes glänzendes Talent für das grüne Erin, die „Smaragdinſel im Weſten.“ Irland war von Seiten der Engländer herkömmlicher Weiſe ſeit Langem nur als ein Gegenſtand der Ausbeutung und Abneigung angeſehen worden. Die Iren galten ihnen, ungeachtet ſchon ſo mancher Mann hoher Begabung über den St.-Georgs-Canal herübergekommen, für eine in jeder Beziehung untergeordnete Race. Thomas Moore trat als der erſte katholiſche Iriſhman in die engliſche Nationalliteratur ein, welchen dieſe als einen ihrer bedeutendſten Träger in der neuen Zeit anerkennen mußte. Er wurde am 28. Mai 1780 zu Dublin geboren, ſtudirte an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, fand, nach England herübergekommen, vermöge ſeiner anakreontiſchen Lieder Zutritt in den muntern Geſellſchaftskreis des Prinzregenten, war dann eine Weile Beamter auf den Bermudas-Inſeln und hat hierauf bis zu ſeinem Tode (1851) in ländlicher Zurückgezogenheit der Dichtkunſt und hiſtoriſchen Arbeiten gelebt.

---

[16] Scott zog und zieht bekanntlich noch jetzt einen ganzen Schweif von Nachahmern hinter ſich her. Seine Schule iſt eine der ausgebreitetſten, die es je gegeben. Eines der älteſten Mitglieder derſelben iſt Horace Smith (Brambletye house — Tor Hill), das allerfruchtbarſte aber G. P. R. James (Darnley — Richelieu — Mary of Burgund, etc. etc.), welcher ſeinem Vorbild da und dort nahekommt. Auch Thomas Grattan gehört zu den beſſeren Verfaſſern hiſtoriſcher Romane (The heiress of Bruges — Agnes de Mansfeldt, etc.). Lady Morgan, als Reiſeſchriftſtellerin berühmt (France — Italy), hat in ihren Romanen (O'Donnel — The O'Briens and O'Flaherties, etc.) mit Glück die Romantik der Geſchichte Irlands, ihrer Heimat, entfaltet. Ebenſo ihr Landsmann John Banim (Tales of the O'Hara family — The battle of the Boyne, etc.). W. H. Ainsworth machte die Räuberromantik zu ſeiner Domaine, ſo ziemlich im Geſchmack unſeres Vulpius Rinaldo-Rinaldiniſchen Andenkens, nur mit etwas mehr Greuelhaftigkeit (Rookwood — Jack Sheppard, etc.). Mit wenigen Ausnahmen ſind ſämmtliche Werke der Genannten ins Deutſche übertragen worden.

Moore's erſtes Auftreten enthielt nicht, wie das Scott's, ſeine ganze künftige Thätigkeit im Keime; er war nicht, wie jener, von vornherein mit ſolcher Beſtimmtheit nationaler und romantiſcher Dichter. Im Gegentheil, er ging zuerſt in dem Gleiſe tändelnder Lyrik und epigrammatiſcher Satirik, welches aus dem Zeitalter der Königin Anna herablief. So dichtete er dem Anakreon ſeine niedlichen Liederchen nach, welche er unter dem auf die Kleinheit ſeiner Leibesgeſtalt anſpielenden Namen Tom Little bekannt machte, ſo gab er nach ſeiner Rückkehr von den Bermudas ſatiriſche Epiſteln heraus, die ihre Stacheln hauptſächlich gegen das nordamerikaniſche Yankeethum kehrten. Der mächtige nationale Zug der Zeit ergriff aber auch ihn. Ein Nachhall der altiriſchen Muſik durchzitterte ſeine Seele und mahnte ihn an ſeine Pflicht gegen ſein unglückliches Vaterland. Er zog die Harfe ſeines Landes aus ihrem Dunkel hervor 17) und ſang in ihre Saiten jene unſterblichen Lieder, welche, den Text zu iriſchen Nationalweiſen bildend, unter dem Namen Irish melodies (1807—34) ſo großen Anklang gefunden und dem Land, welchem ſie entſprangen, Troſt gegeben und Theilnahme erweckt

---

17) Dear harp of my country! in darkness I found thee;
The cold chain of silence had hung o'er thee long.
When proudly, my own Island harp! I unbound thee,
And gave all thy cords to light, freedom, and song.

haben. Es iſt etwas keltiſch Weiches und Melancholiſches in dieſen Geſängen. Die Klagelaute herrſchen in ihnen vor und ihre elegiſche Romantik bildet einen diametralen Gegenſatz zu der männlich markigen und ritterlichen Scott's. Moore hatte, wenn er auf das grüne Erin blickte, überall nur Verfall und alles Unheil der Knechtſchaft zu beklagen; es war ihm nur karge Gelegenheit geboten, jenes ſtolze Nationalbewußtſein auszuſprechen, womit Scott auf die Vergangenheit Schottlands blickte. Er verfährt auch nicht, wie dieſer, epiſch und ſchildernd, ſondern lyriſch, d. h. er holt ſich nicht, wie der ſchottiſche Minſtrel, aus der Geſchichte ſeines Landes Geſtalten und Szenen, ſondern nur Stimmungen, die dann in lyriſchen Weiſen austönen, von denen viele an ſüß ſchwermüthigem Zauber nicht ihres Gleichen haben[18]. Der Schmelz von Moore's lyriſchem Styl hat ſich außerdem

---

[18] As a beam o'er the face of the waters may glow
While the tide runs in darkness and coldness below,
So the cheek may be tinged with a warm sunny smile,
Though the cold heart to ruin runs darkly the while.

One fatale remembrance, one sorrow that throws
Its bleak shade alike o'er our joys and our woes,
To which life nothing darker or brighter can bring,
For which joy has no balm, and affliction no sting!

Oh! this thought in the midst of enjoyment will stay,
Like a dead, leafless branch in the summer's bright ray;
The beams of the warm sun play round it in vain, —
It may smile in his light, but it blooms not again!

Come, rest in this bosom, my own stricken deer!
Though the herd have fled from thee, thy home is still here;
Here still is the smile, that no cloud can o'ercast,
And the heart and the hand all thy own to the last!

Oh! what was love made for, if 'tis not the same
Through joy and through torments, through glory and shame?
I know not, I ask not, if guilt's in that heart,
I but know that I love thee, whatever thou art!

Thou hast call'd me thy angel in moments of bliss,
And thy angel I'll be, 'mid the horrors of this, —
Through the furnace, unshrinking, thy steps to pursue,
And shield thee, and save thee, or — perish there too.

Von dieſen und ähnlichen der iriſchen Melodien pflegte Byron zu ſagen, daß er auch in ſeinen Sacred songs und National airs bewährt. Uebrigens hatte er ſchon in ſeinen Erſtlingen bewieſen, daß, ſo weich die eine Seite ſeines Talents ſei, der anderen eine ätzend ſatiriſche Schärfe zu eigen. Er machte davon unter dem Namen Thomas Brown Gebrauch, indem er 1810 ſeine Intercepted lettres or the Twopenny postbag herausgab. Hier war Moore nicht mehr der anakreontiſche Theilhaber an den Zechgelagen des Prinzen von Wales, ſondern der iriſche Patriot, welcher dem engliſchen Toryismus ſcharf zu Leibe ging. Von bleibenderem ſatiriſchen Werth ſind ſeine Lettres of the Fudge family in Paris (1818), in welchen mit vieler Heiterkeit die Freuden und Leiden einer engliſchen Philiſterfamilie während ihres Aufenthalts in der franzöſiſchen Hauptſtadt geſchildert werden. Ein Jahr vor Bekanntmachung dieſer Satire war Moore's Lalla Rookh an Oriental romance erſchienen und mit allgemeiner Bewunderung aufgenommen worden. Sie iſt das Hauptwerk des Dichters.

Die Romantik empfand einen naturgemäßen Zug nach dem Orient. Dort war die Heimat der Grundideen der romantiſchen Weltanſchauung, der Idee des unſühnbaren Zwieſpalts zwiſchen Geiſt und Natur, Gott und Welt, Dieſſeits und Jenſeits. Dort war all die Symbolik und myſtiſche Speculation ausgebrütet worden, welche in der Brahmareligion und im Buddhaismus die Aufhebung der Entzweiung von Geiſt und Materie nur in der gänzlichen Vernichtung der letzteren erblickte, während die Lehre Zoroaſter's die Möglichkeit einer endlichen Verſöhnung behauptete und das Chriſtenthum dieſe Verſöhnung als durch den Opfertod Chriſti vollzogen oder wenigſtens als in beſtändiger Vollziehung begriffen annahm. „Im Orient müſſen wir das höchſte Romantiſche ſuchen" hatte ein deutſcher Romantiker, Friedrich Schlegel, ausgerufen und man war in Deutſchland ſeinem Fingerzeig mit Eifer gefolgt. Hammer-Purgſtall ſchloß die Fundgruben öſtlicher Weisheit und Poeſie auf, aus welchen ſich ein Goethe, Rückert und Platen die Anregungen zu morgenländiſch gefärbter Lyrik holten, und die

---

ſie jede derſelben alle Heldengedichte [illegible], welche zu ſeiner Zeit erſchienen wären. Anderer Meinung war Hogg, der Ettrickſchäfer. „Guter Moore," erzählt Walter Scott bei Lockhart, „kam Hogg zum Frühſtück. Der ehrliche [illegible] iſt in ſeiner köſtlichen Naivetät der Anſicht, die Gedichte von Moore — ſeine Serenade von Moore — ſei er gar zu ſüß und ſeine [illegible] zu [illegible] geſpannt. Ja, fügte er hinzu, ſie ſind viel zu ſehr verfeinert, denn die meiſten ſind gerade nicht."

orientaliſchen Studien wurden ein Hauptzweig der deutſchen Gelehrſamkeit. In England waren ſie ſchon im vorigen Jahrhundert begründet worden, namentlich durch Jones, und hatten unter einer Nation, welche durch eine Geſellſchaft von Kaufleuten, die oſtindiſche Compagnie, mehrere hundert Millionen von Orientalen mittelbar oder unmittelbar beherrſchte, bald große praktiſche Bedeutung gewinnen müſſen. Als nun Byron mit ſeiner orientaliſchen Erzählung auftrat, wurde das Wohlgefallen an poetiſchen Stoffen und Bildern jener Zone immer größer und die ritterlich-nationale Romantik mußte ſich, was ihr übrigens nicht ſchwer fiel, bequemen, die morgenländiſche neben ſich zu dulden, wenn nicht als gleichberechtigt anzuerkennen. Gerade in dieſer Zeit, wo die, übrigens ſchon durch Burke's phantaſiereiche Anklagereden im Prozeß Warren Haſtings gereizte, Neugier des engliſchen Publicums der farbenſchimmernden Welt des Oſtens ſich zugekehrt hatte, gab Moore ſeine Lalla Rookh und erregte damit allgemeines Entzücken.

Die Engländer, in ihrem realiſtiſchen Sinne, prieſen und preiſen an dieſem Gedicht vor Allem die Treue des localen Colorits und Männer, welche den Orient genau kannten, machten Moore das Compliment, daß er mit den Farben eines Hafis und Dſchami gemalt habe. Selbſt das Edinburgh Review, welches unter der Leitung von Jeffrey, des Doctor Johnſon dieſer Zeit, die neuauftauchenden Richtungen und Talente in der Literatur in der Regel ſo geringſchätzig zu beurtheilen pflegte, war über Lalla Rookh des Lobes voll. Es nannte das Gedicht die ſchönſte orientaliſche Blume, welche noch je im Abendland gezogen worden. Nie noch ſeien dem entzückten Sinne der Europäer die Lieblichkeiten Aſiens ſo hingeſchüttet oder ſeine Morgenlandsgeſtalten ſo enthüllt worden. Der blendende Glanz, die aromatiſchen Düfte des Orients hätten auf den Inſeln des Weſtens einen verwandten Dichter gefunden, deſſen Genie nun in jenen Zaubergärten ſpielend ſchwelge, als fühle es, daß es ſein heimatliches Element wieder gewonnen habe[19]. Dieſes Lob iſt ein gerechtes. Lalla Rookh bietet uns, in echtorientaliſchem Geiſte gedichtet, ein Kaleidoſkop voll buntſchimmernder Bilder und funkelnder Strahlenbrechungen. Ueber dem Ganzen liegt ein Duftſchimmer, aus welchem die Geſtalten und Szenen nur in flüchtigen Umriſſen auftauchen, um wieder in der magiſchen Beleuchtung zu verſchwimmen, die in der Seele des Leſers eine orientaliſch-träumeriſche Stimmung hervorruft. Das Gedicht beſteht aus vier Romanzen: The veiled prophet of Khorassan — Paradise and the Peri — The fire-worshippers — The light of the Haram. Um dieſe Romanzen ſchließt ſich ein ſchmaler Rahmen in Proſa, der eigentliche Roman. Lalla Rookh (Tulpenwange), die Tochter Aurungzeb's, des Beherrſchers von Indien, iſt mit dem Kronprinzen der Bucharei verlobt. Eine Geſandtſchaft erſcheint in Delhi, um die Braut heimzuholen. An den Raſtorten unterwegs trägt ein junger buchariſcher Dichter und Sänger der Prinzeſſin die oben genannten poetiſchen Erzählungen vor und weiß, obgleich er ſich von dem Kämmerling des Harems, Fadladeen, kritiſch herunterreißen laſſen muß, durch die Anmuth ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Vortrags eine heimliche Neigung im Herzen der Braut anzufachen, welche den ihr beſtimmten Bräutigam noch nicht geſehen hat. Am Ende der Reiſe aber zeigt ſich, zu Fadladeen's nicht geringem Schrecken, daß der Romanzenſänger der Prinz ſelber war, welcher unter dieſer Maske das Herz ſeiner Braut gewonnen, und die Geſchichte ſchließt mit dem Hochzeitsjubel. Die erſte der Romanzen Feramorz' erzählt die tragiſche Geſchichte eines perſiſchen Liebespaares, Azim und Zelika, welches in die Geſchicke des verſchleierten Propheten von Khoraſſan, Mokanna, hineingeriſſen wird. Die zweite, ein Gedicht von unvergleichlicher Lieblichkeit, ſtellt die Sühne einer aus dem Paradies verſtoßenen Peri dar, welche den Zutritt zu demſelben dadurch wieder erlangt, daß ſie „die den Himmliſchen köſtlichſte Gabe" an die Pforten Edens bringt. Sie ſchafft zuerſt den letzten Tropfen Herzblut eines in der Vertheidigung ſeines Vaterlandes gefallenen Jünglings herbei; dann den letzten Seufzer eines Mädchens, welches lieber mit dem Geliebten ſterben als leben wollte; endlich die Reuethräne eines Räubers und Mörders, in welchem der Anblick eines betenden Kindes ein Bekehrungswunder wirkt: die rechte Gabe 20). Die dritte Romanze, in

---

[19] Edinburgh Review, 1817, Nr. 57.

---

20) Zu den ſchönſten Bildern dieſer reizenden Dichtung gehören folgende drei.

Rapidly as comets run
To the embraces of the sun . . . .

Those groups of lovely date-trees bending
Languidly their leaf-crown'd heads,
Like youthful maids, when sleep descending
Warns them to their silken beds . . . .

Now, upon Syria's land of roses
Softly the light of eve reposes,

Conception und Ausführung die kräftigſte, erzählt die unglückliche Liebe des Ghebernhäuptlings Hafed und der Emirstochter Hinda und rundet die hiſtoriſche Kataſtrophe des Untergangs des perſiſchen Feuerdienſts durch den Islam zu einem reichgeſchmückten poetiſchen Gemälde. Die vierte Romanze, das Licht des Harems, iſt nur eine zierliche Kleinigkeit. Ein ſpäteres erzählendes Gedicht Moore's, The loves of angels (1823), einen der Geneſis (Cap. 6) entnommenen Stoff behandelnd, welcher auch Byron anzog, bewegt ſich ebenfalls in orientaliſchen Bildern und Vorſtellungen, erreicht aber den Glanz der Tulpenwange nicht mehr. Nachher brachte Moore als Dichter nur noch den Roman The Epicurean (1827), welcher eine etwas geſchraubte Darſtellung der Conflicte des Chriſtenthums mit der Prieſterreligion Aegyptens und den griechiſchen Philoſophemen gibt, und das Gedicht Alciphron, eine Variation des genannten Romans in Verſen[21]. Er lehrte zum Thema der iriſchen Melodien zurück und führte in den Memoirs of the captain Rock (1823) die Sache ſeines Landes in Proſa nicht weniger beredt, als er ſie früher in Liedern geführt. Das Buch enthält eine nicht unwahre, aber ſehr grell gefärbte Schilderung der durch die engliſche Unterdrückung herbeigeführten Leiden Irlands. Mehr objectiver Hiſtoriker iſt

And like a glory, the broad sun
Hangs over sainted Lebanon,
Whose head in wintry grandeur towers,
And whitens with eternal sleet,
While summer, in a vale of flowers,
Is sleeping rosy at his feet.

21) Die Poetical works of Th. Moore, collected by himself, Lond. 1841, 10 vols., enthalten: Odes of Anacreon — Juvenile poems — Poems relating to America — Satirical and humorous poems — Irish melodies — National airs — Sacred songs — Legendary ballads — Set of Glees — Miscellaneous poems — Lalla Rookh — Political poems — Fables for the holy Alliance — The Fudge family in Paris — Rhymes on the road — The loves of the angels — The Fudges in England — The blue-stockings — The Epicurean — Alciphron. Memoirs, Journal and Correspondence of Th. M., ed. by the R. H. Lord John Russel, 1852. Moore's poet. Werke, metriſch überſ. v. Th. Oelckers, Lpzg. 1839, 4 Bde. Viele von M's. lyriſchen Gedichten haben wiederholte Ueberſetzungen erfahren, ebenſo Lalla Rookh und insbeſondere das Paradies und die Peri (ſehr ſchön verdeutſcht v. H. Kurtz, Stuttg. 1844).

Moore in ſeiner meiſterhaften History of Ireland[22]), welche leider nur bis zur engliſchen Invaſion reicht. Endlich hat ſich Moore auch als Biograph verdient gemacht, namentlich um Sheridan und Byron.

## 12.

## Die Seeſchule: Wordsworth, Coleridge, Southey, (Wilſon).

Die engliſche Literatur hatte in ihren neuen Entwickelungen ein eigenes Glück, — das Glück, vor Einſeitigkeit bewahrt zu werden, welche ſtets die Gefahr einer Ueberreizung in ſich trägt, die dann ihrerſeits Erſchlaffung zur Folge haben muß. Die neuromantiſche Dichtung der Franzoſen ſtellt ein warnendes Beiſpiel auf von dieſem traurigen Verlauf einer in ihrem anfänglichen Wollen wohlberechtigten Reform, welche in ihrem einſeitigen und unergänzten Streben nur auf eine Unnatur anderer Art, als die von ihr bekämpfte, hinauslief, um zuletzt ohnmächtig in ſich zuſammenzuſinken. Ganz anders geſtaltete ſich die Sache in England. Hier war von einer Centraliſation der Literatur im franzöſiſchen Sinne keine Rede. Der germaniſche Individualismus, in der Entwicklung der engliſchen Geſellſchaft, gegenüber dem franzöſiſchen Uniformirungsdrang, von jeher ein Hauptmotiv, ſicherte dem Strom der literariſchen Bewegung von ſo entgegengeſetzten Seiten her und in Gehalt und Färbung ſo verſchiedene Zuflüſſe, daß die eine oder die andere Richtung wohl momentan vorherrſchen konnte, nicht aber eine dritte und vierte zu verdrängen vermochte. Jede ergänzte, controlirte, zügelte die anderen und der gegenſeitige Wetteifer gab der Literatur eine außerordentliche Fülle und Vielſeitigkeit.

Die Richtungen von Scott und Moore, ſo reich und ſchön ſie in ſich ſelber waren, konnten dennoch leicht über ihre naturgemäßen Ziele hinausgehen. Die Nachahmungen, welche die Beiden hervorriefen, zeigten das klar. Scott's hiſtoriſche Romantik lief Gefahr, in einer mechaniſchen In-

---

22) Lond. 1835, 3 vols. Deutſch v. Schäfer, Würzb. 1835.

ſzeneſetzung der Geſchichte aufzugeben, während Moore's orientaliſche Romantik ſchon von Haus aus geneigt war, ſich in inhaltsloſe Bilderſchwelgerei aufzulöſen. Gegen eine ſolche Verflüchtigung des Weſens der Poeſie nun, wie gegen die in der Byron'ſchen Dichtung der Leidenſchaft liegende Gefahr der Ueberreizung, bot die Richtung der ſogenannten Seeſchule (Lake-school) ein heilſames Gegengewicht.

Man zählt zu dieſer Dichtergruppe Wordsworth, Coleridge, Southey und Wilſon: letzteren freilich ganz willkürlich. Denn wenn auch auf die drei Erſtgenannten der Begriff einer Schule nur inſofern paßt, als dieſe Poeten urſprünglich von gleichen Prinzipien ausgingen und die Verwirklichung derſelben zum Theil gemeinſchaftlich anſtrebten, ſo findet er wenigſtens darin ſeine Erklärung, daß das Band vertrauter Freundſchaft Wordsworth, Coleridge und Southey mit einander verband. Außerdem liegt für ihre Collectivbenennung als Lakers ein Motiv in dem Umſtand, daß die Drei längere oder kürzere Zeit an den reizenden Seen von Cumberland und Weſtmoreland ihren Aufenthalt nahmen und dieſe an ſchönen Waſſern und ſchönen Bergen gleich reichen Gegenden mit Vorliebe zum Gegenſtand ihrer poetiſchen Naturſchilderungen machten. Wilſon, ein Schotte, ſtand, ſoviel wir haben in Erfahrung bringen können, mit den Anderen in keinen vertrauten Beziehungen; ſeine Beizählung zu den Lakers rechtfertigt ſich alſo nur dadurch, daß er als Poet im Allgemeinen die Grundſätze der Seeſchule theilte. Uebrigens gingen auch der drei Anderen Beſtrebungen ſpäter vielfach auseinander und beging Southey eine förmliche Apoſtaſie an den Prinzipien philoſophiſcher und politiſcher Freiheit, für welche er in jungen Jahren mit ſeinen Freunden geſchwärmt. Wordsworth und Coleridge dagegen ſind der Sache der Freiheit und Humanität nie untreu geworden, obgleich ſie als Poeten in ihren reiferen Produkten verſchiedene Wege wandelten, indem der Erſtere mehr die philoſophirende Reflexion, der Andere mehr die Phantaſie, um nicht zu ſagen die Phantaſtik, zur Führerin nahm.

William Wordsworth (1770—1850) gab, nachdem er früher ſeine Fußwanderungen in den Schweizeralpen und an den nordengliſchen Seen in Verſen beſchrieben hatte, gemeinſchaftlich mit Coleridge die lyriſchen Balladen[1], heraus. Die Vorrede legte die Grundſätze dar, nach welchen dieſe und die neun Jahre ſpäter erſchienenen Miscellaneous poems (1807) geſchrieben waren [2]). Wordsworth ſtellte an den Dichter die Forderung, daß derſelbe beſitze a) Darſtellungsgabe, welche aber nie zu anhaltend in Anwendung kommen darf, weil dabei alle höhere Geiſtesthätigkeit ſich leidend verhält oder äußeren Gegenſtänden dienen muß; b) Empfänglichkeit, mit deren Ausbildung und Verfeinerung auch das Feld des Dichters progreſſive ſich erweitert; c) Reflexion, als Werthmeſſerin der Bilder, Ideen, Gefühle und Handlungen; d) Phantaſie, welche ſchafft, mäßigt, harmoniſirt; e) Erfindungsgeiſt, um aus dem durch die Beobachtung gelieferten Material Geſtalten und Charaktere zu formen; f) Urtheilskraft, welche zu entſcheiden hat, wann, wo und wie jede der vorgenannten Eigenſchaften angewandt werden ſoll. Aus dieſen Quellen, meint Wordsworth, ſprudle die wohlthätige Flut der Poeſie. Bei Licht betrachtet, war mit dieſer ebenſo pedantiſchen als nichterſchöpfenden Analyſe des poetiſchen Vermögens wenig gewonnen. Man hätte dieſelbe, ohne einen bedeutenden Anachronismus zu begehen, um ein Halbjahrhundert zurückdatiren und ſie Addiſon oder Pope in den Mund legen können. Allein Wordsworth und die übrigen Lakiſten ſetzten ſich in der weiteren Ausführung ihrer Theorie und in der praktiſchen Anwendung derſelben gerade der Dichtung des Pope'ſchen Zeitalters, dem Perückenſtyl in der engliſchen Literatur, des Beſtimmteſten entgegen. Sie ſtanden in der Vorderreihe der dichteriſchen Reformer: Natürlichkeit! Natürlichkeit! war ihre Loſung. Sie entkleideten, und zwar nicht in der manierlichſten Weiſe, die engliſche Muſe des galliſchen Reifrocks und des Boileau'ſchen Schnürleibs, ſchlugen ihr die hohen rothen Abſätze von den Schuhen, zerrten ihr die verſchnörkelte mythologiſche Friſur vom Kopfe und ſtießen ſie im Rock und Kamiſol eines cumberländiſchen Bauernmädchens aus den Salons der Nobility und Gentry hinaus unter das Volk. Dort, unter den Arbeitern der Werkſtatt und des Pächterhofs, in der Hütte des Tagelöhners, an der Seite des wandernden Hauſirers, neben der Hürde des einſamen Berghirten, lehrten ſie, in Fortſetzung der Bemühungen Cowper's, den man mit Recht als den Vater der Seeſchule bezeichnet hat, die Poeſie wieder die unverfälſchte Natur kennen und die Sprache derſelben reden. Sie lehrten ſie die Dinge bei ihrem wahren Namen nennen, aus den Alltäglichkeiten gewöhnlicher Menſchenleben die poetiſchen Seiten herauskehren und mit Verwerfung alles Geſuchten nicht nur, ſondern alles Außergewöhnlichen, in „jeder ländlichen Szene, jedem ländlichen Ton“ ihre Freude ſuchen und finden. Es geht ein tiefgermaniſcher, ja wir möchten ſagen ein ſpezifiſch deutſcher Zug durch dieſe Poeſie des Naturlebens, der einfachen Familienfreuden, der naiven und innigen Anhänglichkeit an Herd und Heimat. Freilich, die Gefahr, in proſaiſche Nüchternheit zu verfallen, lag hiebei zu nahe, um immer vermieden zu werden: gerade wie bei unſerer ſogenannten ſchwäbiſchen Dichterſchule. Gleich dieſer, verfiel auch die Seeſchule nicht ſelten in eintönige Gänſeblümelei.

---

[1] Lyrical ballads, 1798.

---

[2] Ich wüßte, Victor Hugo ausgenommen, keinen Poeten, der ſich ſo große Mühe, wie Wordsworth, gegeben hätte, in Vorreden, Nachreden und Erläuterungen aller Art ſeinen Leſern die Theorie, nach welcher er arbeitete, begreiflich und plauſibel zu machen.

In Begleitung ſeines Freundes Samuel Taylor Coleridge (1772 — 1834) ging Wordsworth im Herbſte 1798 nach Deutſchland. Beide trieb das Gefühl der Stammverwandtſchaft, ſich mit unſerer Sprache und unſeren Sitten, unſerem Gedankenleben und unſerer Literatur näher bekannt zu machen, und dieſer Aufenthalt der Freunde unter uns iſt ohne Frage ein bedeutendes Glied in der Kette von Erſcheinungen geworden, welche die literariſche Bewegung Deutſchlands und Englands zu gegenſeitiger Förderung mit einander enger, als bis dahin, zu verbinden anfing und ſeither in lebhafter Wechſelwirkung gehalten hat. Coleridge gab ſeinem Vaterlande eine treffliche metriſche Ueberſetzung von Schiller's Wallenſtein (1800) und erwies ſo ſeinen Landsleuten den Dienſt, ſie zuerſt in würdiger Form mit dem Meiſterſtück des idealſten Dichters germaniſcher Race bekannt zu machen. Zur Zeit, als die beiden Lakers auf deutſchem Boden weilten, begründete die aus Fichte hervorgegangene Naturphiloſophie Schelling's ihre Herrſchaft im Reiche des deutſchen Geiſtes[3]. Wie alle Empfänglichen, wurden auch Wordsworth und Coleridge von dieſer Erſcheinung ergriffen, welche für die Naturwiſſenſchaften eine neue Epoche herbeiführte. Nach England zurückgekehrt, machten ſie in ihrer Weiſe naturphiloſophiſche Propaganda, d. h. ſie brachten in die engliſche Poeſie einen pantheiſtiſchen Zug. Die belebte und unbelebte Schöpfung geſtaltete ſich in ihren dichteriſchen Anſchauungen zu einer großen Harmonie, deren kleinſte wie größte Theile durch geheimnißvolle Bande mit der göttlichen Weltſeele verbunden waren, ſo zwar, daß die intellectuelle und ſittliche

---

[3] Schelling's Schriften: „Ideen zu einer Philoſophie der Natur“ und „Von der Weltſeele“ erſchienen, jene 1797, dieſe 1798.

Kraft in Millionen von Adern durch den phyſiſchen Organismus rollend gedacht und vermittelſt myſtiſcher Symboliſirung die moraliſche Welt der Gefühle und Leidenſchaften auf die ganze gegenſtändliche Natur übertragen wurde. Die letzten Conſequenzen dieſer Weltanſchauung wagte jedoch die dichteriſche Form der Naturphiloſophie in England ebenſo wenig zu ziehen als die wiſſenſchaftliche in Deutſchland. Bekanntlich fiel hier die Schelling'ſche Philoſophie kläglich von ihrem eigenen Prinzip ab und rettete ſich vor den von ihr heraufbeſchworenen Geiſtern des Alls, die ſie nicht zu beherrſchen verſtand, in das Aſyl des Offenbarungsglaubens. Zu einem entſchiedenen Bruch mit dieſem ließ es in England die religiöſe Verſteifung gar nie kommen und die dichteriſche Philoſophie oder das philoſophirende Dichten der Seeſchule begnügte ſich damit, dem vorgeſchrittenen Geiſt der Zeit gemäß eine Vermittlung zwiſchen dem Gedanken und dem Dogma zu verſuchen. Zu einer poetiſchen Beſeelung und Durchgöttlichung des Alls, wie ſie bei uns Novalis und ſpäter Leopold Schefer gelang, hat es die Seeſchule nicht gebracht. Was von ſpeculativer Kraft in ihr war, erlahmte bald: Coleridge wurde aus einem Pantheiſten wieder ein eifriger Trinitarier und Southey, der überhaupt von den philoſophiſchen Anläufen ſeiner Freunde nur wenig berührt worden war, predigte zuletzt in ſeinem Book of the church das allergraſſeſte Hochkirchenthum.

Wordsworth iſt der idylliſch-einfachen und philoſophirenden Tendenz der Seeſchule am conſequenteſten treugeblieben und hat derſelben in dem Hauptwerk ſeines Lebens, in dem Gedicht The recluse (1814), deſſen erſte Abtheilung Excursion, deſſen zweite The white doe of Rylstone betitelt iſt, ein bleibendes Denkmal geſetzt. Der „Ausflug" gibt das umfaſſendſte Bild von dem, was man die religiöſe, moraliſche und ſoziale Theorie Wordsworth's nennen kann. Die Fabel des Gedichts, falls eine loſe Verknüpfung der allereinfachſten Vorgänge ſo heißen kann, iſt dieſe: Ein Hauſirer, welcher die Berggegenden Nordenglands durchzieht, trifft mit dem Dichter bei einer zerfallenen Hütte auf einſamer Haide zuſammen, Beide wandern mitſammen weiter, begegnen einem abgedankten Feldprediger, der Frau eines unglücklichen Webers, einer Magd und noch anderen Perſonen geringen Standes, mit welchen ſie ſich über die wechſelnden Geſchicke des menſchlichen Lebens unterhalten. In dieſen Geſprächen kommt das Verhältniß des Menſchen zu Gott, zur Natur, zu ſeinen Mitmenſchen und zu ſeinem eigenen Selbſt nach allen Seiten hin zur Betrachtung. Das Endreſultat dieſer durch alle Canäle des Daſeins ſich hinwindenden Reflexion iſt kein anderes, als ein, trotz ſeiner ſtudirt einfachen Sprache myſtiſcher Quietismus, welcher der altchriſtlichen Beſchaulichkeit auf ein Haar gleicht und uns unwillkürlich daran denken macht, daß unſer Friedrich Schlegel am Ausgangspunkt ſeiner romantiſchen Speculation dahin gelangte, das pflanzenhafte Vegetiren für den Idealzuſtand der Menſchheit zu erklären. In ſeinem Gedicht The old beggar hat Wordsworth ſeinen aus der Auffaſſung des Naturganzen als eines Organismus entſpringenden naturphiloſophiſchen Glauben, daß in der Schöpfung jedes Ding an ſeinem Platze ſei und einem Zwecke entſpreche, beſonders beredt ausgeſprochen[4]). Manchmal wird er aber in ſeinem Beſtreben, durch die einfachſten Mittel die höchſten Wirkungen zu erzielen, platt und trivial: ſo in ſeinem bekannten Gedicht der blöde Knabe[5]), wo die Abſicht, die Mutterliebe in ihren zarteſten Inſtinkten und ihrem höchſten Aufſchwunge zu ſchildern, mit den hiezu angewandten Mitteln in einem Contraſt ſteht, welcher ſchlechterdings den parodirenden Spott herausfordern muß. Viele der kleineren Gedichte Wordsworth's bieten reizende idylliſche Bilder und ſeine Sonette, deren er an vierhundert ſchrieb, enthalten manchen treffenden und klar ausgedrückten Gedanken. Seine Wirkung — auf die wir ſpäter noch kurz zurückkommen werden — war eine langſame, aber tiefgehende und in mancher Beziehung wohlthätige. Eine Bewunderung jedoch, wie ſie einige neuere engliſche Kritiker für Wordsworth zur Schau tragen, vermögen wir mit dem beſten Willen nicht zu empfinden. Sie ſcheint uns vielfach eine gemachte und erkünſtelte zu ſein, denn was man auch ſage, einen reinen poetiſchen Eindruck vermag das Wordsworth'ſche Zwitterweſen von Dichtung, Philoſophie und Predigt nicht hervorzubringen“[6]).

Coleridge hat ſich mehr als Wordsworth bemüht, die reformiſtiſchen Anſichten der Seeſchule aus der ländlichen Verborgenheit und quietiſtiſchen

---

[4]) „Geſetz iſt's der Natur, daß kein Geſchaffnes,
Nicht das geringſte, niedrigſte und ſtumpfſte
Geſchöpf, das häßlichſte und ſchädlichſte,
Soll in der Welt ſein, ohne etwas Gutes,
Entblößt von einem Geiſt und Puls des Guten,
Von einem Leben, einer Seele, die
Untrennbar jedem Daſein ſind vermählt.“

[5]) Deutſch von Pfizer (?). Blätt. z. K. d. Lit. d. Ausl. 1839, S. 393 ff.

[6]) Poetical works of W. W. Lond. 1833, 4 vols.

Zurückgezogenheit hervor und in das Geräuſch des politiſchen und ſozialen Lebens hineinzuziehen. Er brachte zu dieſem Zwecke nach dem Muſter der deutſchen Romantiker die äſthetiſchen und literarhiſtoriſchen Vorträge vor einem gemiſchten Publicum in England auf und war außerdem ſein Lebenlang als Publiziſt thätig. In welchem Sinne, haben wir ſchon oben berührt. Was ſeine poetiſchen Werke betrifft, ſo iſt er in ſeinen lyriſchen Gedichten[7] dem Lakiſten-Styl meiſtens treu geblieben, außerdem hat er ſich aber, ganz im Gegenſatz zu der Nüchternheit und Simplizität Wordsworth's, einerſeits die wildeſten und bizarrſten Vorwürfe zur dichteriſchen Behandlung auserſehen, andererſeits in die Monotonie des lakiſtiſchen Idylls romantiſche Traditionen verwoben. Letzteres that er namentlich in ſeiner Romanze Genevieve[8], welche in England großer Popularität ſich erfreut. Ebenſo günſtig nahm das Publicum ſein Drama Remorse auf, welches 1813 auf der Bühne erſchien und ſchöne Anklänge an Shakſpeare enthält. Am originellſten jedoch äußerte ſich ſein Genius in der poetiſchen Erzählung Christabel (1816), welche er paſſend eine Viſion nannte, und in der Ballade The ancient mariner[9]. Die Chriſtabel[10] ſollte dem Plane zufolge aus fünf Geſängen beſtehen, von denen jedoch nur zwei vollendet wurden. Aber das Fragmentariſche des Gedichts thut ſeiner Wirkung keinen Eintrag, es erhöht im Gegentheil das eigenthümlich Grauenhafte deſſelben. Wie in dieſem Gedichte, ſo iſt auch in der wildgenialen Ballade vom alten Matroſen das geheimnißvolle Wirken dämoniſcher Naturgewalten nicht der Anſchauung, aber dem Gefühle ſo eindrücklich nahegebracht, daß uns bei der Erzählung des alten Seemanns von ſeinen furchtbaren Erlebniſſen ein ahnungsvolles Grauen überſchleicht. Der Grundgedanke des Gedichts iſt, daß der Menſch gegen die übrigen Geſchöpfe mild und dankbar ſich verhalten ſoll, um nicht die geheimnißvollen Mächte herauszufordern, deren Walten an dem ſchrecklichen Strafgericht aufgezeigt wird, welches in Folge der muthwilligen Tödtung eines Albatros über eine ganze Schiffsmannſchaft ergeht. Die bizarre Phantaſtik des Inhalts der Ballade ſteht zu der Gedrängtheit ihres

---

[7] Juvenile poems — Sibylline leaves — Miscellaneous poems.

[8] Deutſch von Ploennies (Britannia, S. 247).

[9] Deutſch v. Freiligrath (Ged. S. 387 fg.).

[10] Deutſch v. Kraus (Einige Dichtungen von Coleridge und Mrs. Landon, Danzig 1830).

Styls in einem ſehr wirkſamen Gegenſatz und Schilderungen, wie die der Windſtille, welche das Schiff befällt, und die der Erſcheinung des Geſpenſterſchiffs, auf deſſen Deck die Nachtmahr mit dem Tod um die dem Verderben geweihte Mannſchaft würfelt[11], ſind vom mächtigſten Eindruck. Das literariſche Leben ſeiner Zeit und ſeine Stellung in demſelben hat Coleridge in einem autobiographiſchen Buch ſehr anziehend beſchrieben[12].

---

[11] The western wave was all a-flame,
The day was well nigh done!
Almost upon the western wave
Rested the broad bright sun;
When that strange shape drove suddenly
Betwixt us and the sun.

And straight the sun was flecked with bars,
(Heaven's mother send us grace!)
As if through a dungeon-grate he peered
With broad and burning face.

Alas! (thought I, and my heart beat loud)
How fast she nears and nears!
Are those her sails that glance in the sun,
Like restless gossameres?

Are those her ribs through which the sun
Did peer, as through a grate?
And is that Woman all her crew?
Is that a Death? and are there two?
Is Death that Woman's mate?

Her lips were red, her looks were free,
Her locks were yellow as gold;
Her skin was as white as leprosy,
The Night-Mare Life-in-Death was she,
Who thicks man's blood with cold.

The naked hulk alongside came,
And the twain were casting dice;
„The game is done! I've won, I've won!"
Quoth she, and whistles thrice.

The sun's rim dips; the stars rush out:
At one stride comes the dark;
With far-heard whisper, o'er the sea,
Off shot the spectre-bark.

[12] Biographical sketches of my literary life and opinions, Lond. 1817. Poetical works, Lond. 1828. 3 vols.]

**Robert Southey** (1774—1843), der Dritte im Bunde der Lakiſten, war in ſeinen Jugendjahren in religiöſer und politiſcher Beziehung ſo extremen Anſichten zugethan, daß er ſich nicht nur mit ſchwärmeriſchem Eifer für die franzöſiſche Revolution ausſprach, ſondern auch, weil ihm die europäiſche Geſellſchaft für ſeine Freiheitsideale keinen genügenden Raum zu haben ſchien, die Abſicht hegte, mit ſeinem Freunde Coleridge nach Amerika zu gehen, um dort in den Urwäldern einen wahrhaft freien und menſchlichen Staat zu gründen. Dieſe Stimmung vermochte ihn auch, in ſeinem Erſtlingswerk einen altengliſchen Revolutionär, den Ziegelbrenner Wat Tyler, welcher unter König Richard II. einen gefährlichen Aufſtand der von dem Feudalweſen gepeinigten Landbevölkerung erregt hatte, dramatiſch zu verherrlichen. Bald aber nahmen Southey's Neigungen und Meinungen eine ganz entgegengeſetzte Richtung und endigten, nachdem ſie ihm das Amt eines Poet laureate eingetragen (1813), in der ſchon oben angedeuteten argen Verſumpfung. Er hat um ſeiner Apoſtaſie willen viel leiden müſſen, beſonders von Seiten Lord Byron's, welcher ihn bei jeder Gelegenheit mit den bitterſten Sarkasmen überſchüttete. Dieſe zum Maßſtab der Beurtheilung Southey's als Dichter zu nehmen, darf man ſich jedoch nicht verleiten laſſen. Southey war ein Poet, und zwar einer der productivſten und phantaſievollſten, welche England je beſeſſen. Man hat ſeine Poeſie mit der feierlichen Harmonie einer Orgel verglichen und wir fügen hinzu, daß dieſe Orgel mit einer ihrem Charakter angemeſſenen Virtuoſität geſpielt wurde. In ſeinen lyriſchen Erſtlingsverſuchen dem Styl der Seeſchule huldigend, wandte er ſich bald dem ſeinen Gaben mehr zuſagenden epiſchen Felde zu und er hat die von Scott begründete romantiſche Epik nach verſchiedenen Seiten hin weſentlich erweitert und bereichert. Nachdem er als Epiker zuerſt mit ſeiner Joan of Arc (1797) hervorgetreten, ſchuf ſeine die beiden Hemiſphären der Erde mit gleicher Kraft umſpannende Phantaſie eine Reihe von glänzenden epiſchen Gemälden. Im Jahre 1804 erſchienen ſeine Metrical tales und ſeine arabiſche Geſchichte Thalaba the destroyer[13], die man eine Epopöe in Arabesken nennen könnte; dann folgten Madoc (1805), die Sage von der Entdeckung Amerika's durch einen walliſer Häuptling im Jahre 1170 behandelnd, ferner The curse of Kehama (1813), das Leben Indiens zu einem farbenſchimmernden Bild zuſammenfaſſend, und endlich

---

[13] Fragmentariſch überſ. v. Freiligrath (Engliſche Gedichte, S. 212—89).

Roderick the last of the Goths (1814), in kraftvollen Blankverſen geſchrieben, ein wahrhaft heroiſches Gedicht, welches den Untergang der weſtgothiſchen Macht in Spanien durch die Invaſion der Araber zum Gegenſtand hat. In allen dieſen Dichtungen offenbart ſich eine Fülle von Phantaſie und wahrhaft poetiſcher Auffaſſung in einem bilderreichen und dennoch klaren Styl. Noch eindrucksvoller zeigt ſich derſelbe in Southey's Balladen, von denen mehrere, wie die Alte von Berkeley, Lord William und Mary, die Wirthshausmagd, unbedingt zu den beſten Gedichten dieſer Gattung gehören, welche überhaupt vorhanden ſind[14]). Southey's epiſches Talent gewann ihm auch auf dem hiſtoriſchen Gebiet große Erfolge. Seine History of Brazil (1810), wie ſeine History of the Peninsular war (Geſchichte des ſpaniſchen Unabhängigkeitskrieges gegen Napoleon), zeichnen ſich durch eindringliche Combination und anſchauliche Darſtellung der Maſſenbewegungen aus und ſeine Lebensbeſchreibung Nelſon's (1813) wird ſtets ihren Rang als eine Zierde der engliſchen Biographik behaupten. Auch als Literator und Kritiker entwickelte Southey eine vielſeitige Thätigkeit, wobei freilich die Unbefangenheit ſeines Urtheils nicht ſelten durch hochtoryſtiſche Schrullen bedenklich beeinträchtigt wurde[15]).

John Wilſon (geb. 1789), den man, wie ſchon bemerkt, ohne ausreichende Gründe der Seeſchule beizählt, dürfte ſeine Bezeichnung als Lakiſt noch am meiſten durch ſein beſchreibendes Gedicht The angler's tent und durch ſeine naturfriſchen, mit dem Pinſel eines trefflichen Genremalers entworfenen Romane[16]) rechtfertigen. Jenes, wie dieſe, bringen eine anmuthige Vermittlung zwiſchen der Proſa des Lebens und der Poeſie zu Stande, ohne durch eine Abſichtlichkeit zu ſtören, wie ſie bei Wordsworth ſo oft hervortritt. In der Dichtung höheren Styls verſuchte ſich Wilſon durch ein dramatiſches Gemälde The city of the plague, welches in ergreifenden und dabei keineswegs widerlichen Zügen die Verheerungen Londons durch die Peſt ſchildert, ferner durch ſein reizendes Feenmärchen Edith and Nora und durch ſeine poetiſche Erzählung The isle of palms, welche ſeinen Ruf zuerſt

---

14) Die erwähnten drei Balladen hat J. G. v. Reinhold meiſterhaft verdeutſcht (Dicht. Nachlaß, I, 237—75)

15) Poetical works of R. S. Lond. 1820, 14 vols.

16) Lights and shadows of Scottish life — The trials of Margareth Lindsay The foresters.

begründete. Die Fabel des Gedichts iſt einfach: zwei Liebende leiden im indiſchen Meere Schiffbruch, werden auf eine unbewohnte Inſel verſchlagen, leben dort ſieben Jahre, zeugen ein Kind und gelangen endlich durch ein zufällig landendes Schiff in ihre Heimat zurück. Wilſon's reiche Einbildungskraft hatte bei Behandlung dieſes Stoffes reichliche Gelegenheit, in Schilderung der Tropennatur und eines idylliſchen Lebens unter Palmen zu ſchwelgen, und das hat ſie denn auch faſt bis zum Uebermaße gethan.

## 13.

## Byron[1].

Zur Zeit, als Scott den Zenith ſeines Ruhmes in der romantiſchen Epopöe erreicht hatte, Moore die ſchönſten ſeiner iriſchen Melodien ſang, Southey die glänzendſten ſeiner Phantaſiegemälde entwarf, Coleridge an ſeiner Chriſtabel und Wordsworth an ſeinem Ausflug arbeitete, ſtieg am literariſchen Himmel Englands das Meteor herauf, welches, wie ein Komet prächtig zugleich und furchtbar, bis an das Ende ſeiner Laufbahn alle übrigen Geſtirne verdunkelte, mit ſeinem düſter rothen Lichte die Zeitgenoſſen zu einem aus Bewunderung und Schrecken gemiſchten Staunen hinriß und bei ſeinem Verſchwinden da, wo es gewandelt, eine unauslöſchliche Flammenfurche hinter ſich zurückließ.

---

[1] The works of Lord Byron, in one volume, with notes by Moore, Jeffrey, Scott, Heber, Rogers, Wilson, Lockhart, Ellis, Campbell and Milman. Lond. 1842. The life and prose works of Lord Byron, including his letters and journals, with notices of his life, by Th. Moore. Lond. 1842. Um im Text Wiederholungen zu vermeiden, geben wir gleich hier die Chronologie von Byron's Werken, nachdem wir noch geſagt, daß vier deutſche Ueberſetzungen von ſämmtlichen derſelben exiſtiren: die Zwickauer, die Frankfurter, die Stuttgarter und die Leipziger. Die erſteren drei ſind von Verſchiedenen, die vierte iſt von A. Böttger allein gearbeitet. Sie hat mehrere Auflagen erlebt und iſt im Ganzen die beſte. Einzelne Dichtungen Byron's wurden von Zedlitz, Pfitzer, Gildemeiſter und Hilſcher vortrefflich verdeutſcht, namentlich ſteht Hilſcher's Uebertragung des Manfred, des Giaur und der Pariſina unübertroffen da.

Chronologie der Werke Byron's.

1807.

Hours of idleness.

1809.

English bards and Scotch reviewers.

1812.

The two first cantos of Childe Harold.

Das Leben von George Byron-Gordon iſt ein moderner Roman mit heroiſch-romantiſchem Schluß. Dieſe Lebensgeſchichte eines Weſens, in welchem ſich der Dichter, Wüſtling und Held wunderbar miſchten, hat ſchon Viele zu dichteriſcher Darſtellung gereizt, ohne daß irgend eine ſolche der Wirklichkeit an Poeſie nahegekommen wäre, und es wird noch eine geraume Zeit vergehen müſſen, bis die künſtleriſche Auffaſſung mit Erfolg zu dieſer

---

**1813.**

The waltz. The Giaour. The bride of Abydos.

**1814.**

The corsair. Lara. Hebrew melodies.

**1816.**

The siege of Corinth. Parisina. The prisoner of Chillon. Monody on the death of Sheridan. The dream. Darkness. Prometheus. The third canto of Childe Harold.

**1817.**

Manfred. The lament of Tasso. Beppo.

**1818.**

Ode to Venice. The fourth canto of Childe Harold. Mazeppa. The two first cantos of Don Juan.

**1819.**

Don Juan (cant. III – IV).

**1820.**

The prophecy of Dante. Marino Faliero. Don Juan (cant. V).

**1821.**

Sardanapalus. The two Foscari. Cain. Vision of judgment. Heaven and earth.

**1822.**

Werner. The deformed transformed. Don Juan (cant. VI – IX).

**1823.**

The age of bronze. The island. Don Juan (cant. XII – XVI).

Die kleineren Gedichte Byron's, außer den „Stunden der Muße“, ſind unter den Titeln Domestic pieces und Occasional pieces zuſammengeſtellt. Die bittere Satire The curse of Minerva, im März 1811 zu Athen geſchrieben, wurde erſt 1828 veröffentlicht.

Miſchung von Titanismus und Don Juanerie, Wertheriſchem Enthuſiasmus und Mephiſtopheliſchem Hohn herantreten kann. Byron's Leben iſt der beſte Commentar zu ſeinen Werken. Man kann zwar von ihm nicht ſagen, wie man von anderen Dichtern geſagt, ſeine Werke ſeien ſein Leben; aber doch finden nur in jenem dieſe ihre Erklärung.

Byron wurde am 22. Januar 1788 zu London geboren, der Sprößling einer unglücklichen Ehe, denn ſein Vater, der ſchon 1791 ſtarb, war, in den Londoner Wüſtlingskreiſen unter dem Namen des tollen Jack bekannt, ein liederlicher Verſchwender, welcher Frau und Kind in beſchränkten Umſtänden zurückließ. George war, auch abgeſehen davon, nicht von Haus aus ein Glückskind, denn es haftete ihm der körperliche Mangel eines Klumpfußes an, welcher für Byron's außerordentliche Reizbarkeit ein Gegenſtand unüberwindlichen Aergers wurde. Seine Mutter, welche von der Erziehung die ſonderbarſten oder vielmehr gar keine Begriffe hatte, ging mit dem Knaben in ihr Geburtsland Schottland und lebte eine Zeit lang mit ihm in den Hochlanden. Hier empfing ſeine junge Phantaſie die erſten poetiſchen Eindrücke, die er ſpäter in mehreren ſeiner Gedichte ausſprach. Seine geiſtige Ausbildung ſchritt bei der zwiſchen übertriebener Zärtlichkeit und übertriebener Strenge wechſelnden Behandlung Seitens ſeiner Mutter nur langſam vor, deſto raſcher aber ſeine körperliche Kräftigung. Seinem lahmen Fuß zum Trotz wurde er ſchon als Knabe ein kühner Schwimmer, wie er in Jünglingsjahren zum ausgezeichneten Reiter, Boxer, Fechter und Piſtolſchützen ſich ausbildete. Auf dieſe Vorzüge that er ſich ſehr viel zu gut und ſein Lebenlang blieb ihm ein faſt knabenhafter Stolz auf dieſelben zu eigen. Zehn Jahre nach ſeiner Geburt trat Byron in die Ariſtokratie ſeines Landes ein, indem er von Lord William, ſeinem durch Wunderlichkeiten aller Art berüchtigten Großoheim, eine Peerſchaft mit dem Familienſitz Newſtead-Abbey erbte. Bei ſo veränderten Glücksumſtänden ging ſeine Mutter mit ihm nach England zurück, wo er auf der berühmten Schule zu Harrow ſeine wiſſenſchaftlichen Vorſtudien machte. Im letzten ſeiner Gymnaſiaſtenjahre knüpfte der Jüngling während eines Ferienaufenthalts bei ſeiner Mutter in Nottingham mit Miß Mary Chaworth ein Verhältniß an, welches von Seite des Mädchens auf dem Fuße kühler Freundſchaft behandelt wurde, auf Seite des werdenden Dichters aber zur lodernden Flamme der erſten Liebe aufſchlug. Miß Chaworth, deren Großvater von Byron's Großoheim im Duell getödtet worden, zog dem „lahmen Jungen" einen ganz unbedeutenden Landgentleman vor, mit welchem ſie eine ſehr unglückliche Ehe einging. In Byron's Bruſt aber fand der Name Mary bis an ſeinen Tod einen lebhaften Widerhall[2]) und lange Jahre nach ſeiner Verſchmähung durch die Heißgeliebte hat er die Erinnerung an ſie noch in den tiefſten Herzenstönen gefeiert[3]). Auf der Univerſität Cambridge, deren Dreifaltigkeits-Collegium er 1805 bezog, that er ſich durch excentriſch-ſtudentiſches Gebahren hervor, hielt ſich einen zahmen Bären auf ſeiner Stube — er iſt ſein ganzes Leben hindurch ein großer Thierfreund geweſen —, gab ſich dem Wein und dem Hazardſpiel hin und trug mit einer gewiſſen eiteln Selbſtgefälligkeit eine größere Liederlichkeit zur Schau, als er ſich eigentlich zu Schulden kommen ließ. Bevor er das 19. Jahr erreicht hatte, verließ er Cambridge und lebte abwechſelnd zu London und in Newſtead-Abtei, die der geräuſchvolle Sammelplatz einer Bande gleichgeſinnter Freunde war, welche die Hallen des ehemaligen Kloſters mit allerhand lärmenden Genialitäten erfüllten. Es ging damals dort ungefähr ſo zu, wie unter den Kraftgenies zu Weimar, in den erſten Jahren von Goethe's Aufenthalt am dortigen Hofe. Indeſſen regte ſich in Byron der Ehrgeiz und er ließ im Frühjahr 1807 eine erſte Gedichtſammlung, die Stunden der Muße, ausgeben.

---

2) Vgl. Don Juan, Cant. V, St. 4. I have a passion for the name of Mary — u. ſ. f.

3) As the sweet moon on the horizont's verge,
The maid was on the eve of womanhood;
The boy had fewer summers, but his heart
Had far outgrown his years, and to his eye
There was but one beloved face on earth,
And that was shining on him, he had look'd
Upon it till it could not pass away;
He had no breath, no being, but in hers;
She was his voice, he did not speak to her,
But trembled on her words; she was his sight,
For his eye follow'd hers, and saw with hers,
Which colour'd all his objects: — he had ceased
To live within himself; she was his life,
The ocean to the river of his thoughts,
Which terminated all: upon a tone,
A touch of hers, his blood would ebb and flow,
And his cheek change tempestuously — —

The dream, II

Dieſe Gedichte waren, obgleich nicht gerade ſchlecht, doch keineswegs geeignet, die künftige Entwicklung von Byron's Genius ahnen zu laſſen, und der Titelbeiſatz: „Von einem Minderjährigen“ gab dem Edinburgh Review Veranlaſſung, mit einer bitter höhnenden Kritik über das Büchlein herzufallen. Byron ſelbſt erzählt, daß ihn bei erſter Leſung dieſes Schmähartikels Schmerz und Wuth faſt wahnſinnig gemacht und daß er durchaus keine Ruhe fand, bis er ſeine Rache genommen. Er that dies durch ſeine Satire Engliſche Barden und ſchottiſche Kritiker, welche das ganze damalige literariſche Leben der britiſchen Inſeln vom Standpunkt der Negation und des Spottes aus in Betracht zog. Das Gedicht beurkundete eine entſchiedene Kraft und von ſeinem Erſcheinen an hörte die öffentliche Aufmerkſamkeit nicht mehr auf, mit ſeinem Verfaſſer ſich zu beſchäftigen. Es konnte übrigens nicht fehlen, daß in einem ſolchen Werk der Erbitterung viele Ungerechtigkeiten und Uebereilungen mitunterlieſen. Byron unterdrückte die meiſten derſelben in den ſpäteren Ausgaben der Satire und trat zu mehreren der in der erſten am härteſten Angegriffenen, wie Moore, Scott und Lord Holland, in freundſchaftliche Beziehungen. Die äſthetiſche Kritik war überhaupt eine ſeiner ſchwächſten Seiten: man traut ſeinen Augen kaum, wenn man die unmäßigen Lobeserhebungen lieſt, welche Byron auf Koſten Shakſpeare's und Milton's an Pope verſchwendet *).

Im Januar 1809 mündig erklärt, nahm er im März ſeinen Sitz im Hauſe der Lords ein. Aber die parlamentariſche Laufbahn reizte ihn nicht, ſeine Phantaſie zog ihn nach den ſonnigen Ländern des Oſtens und im Juni ſchiffte er ſich mit ſeinem Freund Hobhouſe nach Liſſabon ein, von wo er über Sevilla, Cadix und Gibraltar nach der Levante ging. Er landete in Albanien, in deſſen wildſchönen Bergen er den Hof des im orientaliſchen Styl großartigen Despoten Ali Paſcha beſuchte. Dort, unter jenen fremd-

---

*) In ſeinem literariſchen Streit über Pope mit Bowles ſchrieb Byron am 3. Mai 1821 an Moore: „Was Pope angeht, ſo habe ich ihn immer für den größten Namen in unſerer poetiſchen Literatur gehalten. Sie können ſich darauf verlaſſen, alle Anderen ſind Barbaren. Er iſt ein griechiſcher Tempel, mit einer gothiſchen Kathedralkirche auf der einen Seite, und eine türkiſche Moſchee und alle möglichen phantaſtiſchen Pagoden und Capellen um ihn her. Sie können Shakſpeare und Milton Pyramiden nennen, wenn's Ihnen beliebt; ich aber ziehe den Tempel des Theſeus und das Parthenon einem Berge von gebrannten Ziegelſteinen vor.“ Byron's Leben, Briefwechſel u. ſ. w. Deutſch von E. Ortlepp, III, 76.

artigen Umgebungen, ward der erſte Geſang des Childe Harold begonnen. Er ging von Albanien aus über Patras, am Parnaß vorbei, über Delphi und Theben nach Athen, wo er im Februar 1810 ſein berühmtes Lied an die Maid of Athens[5]) dichtete; dann weiter nach Smyrna, wo der zweite Geſang von Childe Harold vollendet wurde. Auf der Fahrt von Smyrna nach Konſtantinopel beſuchte der Dichter die Ebene von Troja und durchſchwamm den Helleſpont zwiſchen Seſtos und Abydos, zu zeigen, daß er es Leander gleichthun könne, auch ohne eine Hero. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Konſtantinopel kehrte er nach Griechenland zurück, durchreiſte Morea, machte nochmals Athen einen Beſuch und kehrte dann im Sommer 1811 über Malta nach England zurück, wo er bald nach ſeiner Ankunft ſeine Mutter verlor.

Am 27. Februar 1812 hielt Byron ſeine Jungfernrede im Oberhauſe. Sie erregte Hoffnungen, allein der Dichter ſprach nachher nur noch zweimal. Die parlamentariſche Debatte war nicht ſein Feld und wir können Goethe nicht beiſtimmen, wenn er Byron's ſämmtliche Dichtungen verhaltene Parlamentsreden nannte. Zwei Tage nach jenem Auftreten Byron's im Hauſe der Lords erſchienen die zwei erſten Geſänge von Childe Harold's Pilgerfahrt. Der Erfolg war beiſpiellos: die Auflage war augenblicklich vergriffen und der Eindruck des Gedichts war ebenſo allgemein, als tief und dauernd. Byron ſagte ganz offen, er ſetze viel von dieſem Erfolg auf Rechnung ſeines Standes als Lord. Er war über das Weſen und die Tragweite ſeines Genius noch ſelber nicht mit ſich im Reinen. Er hatte außer dem Childe Harold noch den didaktiſch-ſatiriſchen Verſuch Hints from Horace und die Satire der Fluch der Minerva[6]) von der Reiſe mitgebracht und namentlich auf die Veröffentlichung des erſteren ziemlich mittelmäßigen Produkts einen großen Werth gelegt. Nur mit Mühe überredete ihn ſein Freund Dallas, den Childe Harold zuerſt bekannt zu machen, und erſt die Entzückung des Publicums zeigte ſeinem Verfaſſer den Werth des Gedichts und wies ſeinem Genius die ihm eigenthümliche Bahn. Byron nannte die Pilgerfahrt eine Romanze (a romaunt), aber das Epiſche ſpielt in dem Gedicht eine ganz untergeordnete Rolle. Unter der durchſichtig dünnen Maske des Helden blicken ſtets die Züge des Dichters hervor. Das in Spenſerſtanzen geſchriebene Gedicht iſt ein poetiſches Reiſetagebuch, welches die vom Dichter auf der pyrenäiſchen Halbinſel und in der Levante empfangenen Eindrücke in prachtvollen Bildern wiedergibt. Der Form an ſich nach war alſo hier kein neues Genre gefunden, denn die in England altbeliebte beſchreibende Dichtung hatte ſchon früher Reiſegedichte zuwegegebracht: ich erinnere nur an Goldſmith's Traveller. Die Originalität des Childe Harold lag in der Art und Weiſe, wie Byron die überkommene Form handhabte. Er erhob die beſchreibende Poeſie zur Lyrik höchſten Styls, die in flammenden Worten ihre hochherzige Sympathie mit allem Großen und Edlen ausſprach und in den Feuerſtrom der Entrüſtung gegen Unſinn und Tyrannei die Klagelaute der tiefſten Melancholie über den Untergang des Schönen und die Leiden der Völker miſchte. Mit einem Wort, die Leidenſchaft war das auszeichnende Merkmal des Childe Harold. Seit Shakſpeare war kein Dichter mehr aufgeſtanden, der ſo, wie Byron, die Leidenſchaft ſprechen ließ: was jener als Dramatiker, das that dieſer als Lyriker.

---

[5]) Thereſa Makri.

[6]) Gegen Lord Elgin gerichtet, welcher die Alterthümer Athens ſchamlos geplündert und ſeinen Raub um 35,000 Pfd. an die engliſche Regierung verkauft hatte.

Im März des folgenden Jahres veröffentlichte Byron unter dem Namen Horaz Hornem die Satire der Walzer, eine bitter witzige Auslaſſung ſeines Aergers über ſeinen Klumpfuß, welcher ihm zu walzen verwehrte. Zwei Monate darauf erſchien in genial fragmentariſcher Form der Giaur, das tragiſche Schickſal Leila's, einer türkiſchen Sklavin, erzählend, welche von ihrem Herrn um ihrer Liebe zu einem Ungläubigen (Giaur), einem Venetianer, willen in's Meer geworfen, aber von dem Geliebten blutig an ihrem Mörder gerächt wird. Das Gedicht funkelt von den Glutfarben des Orients und der Enthuſiasmus der Liebe[7]), wie der Ingrimm des Haſſes, ſind darin

---

[7]) Die herrlichſte Stelle zum Preiſe der Liebe iſt folgende. (Ich laſſe dem Original die Ueberſetzung Hilſcher's folgen, um eine kürzeſte Probe von dem eminenten Uebertragungstalent des unglücklichen Mannes zu geben, der in einer öſtreichiſchen Corporalsjacke verkümmern mußte.)

Yes, Love indeed is light from heaven;
A spark of that immortal fire
With angels shared, by Alla given,
To lift from earth our low desire.
Devotion wafts the mind above,
But heaven itself descends in love;
A feeling from the Godhead caught,
To wean from self each sordid thought;

mit wunderbarer Energie gezeichnet. An den Giaur ſchloſſen ſich in raſcher Folge: die Braut von Abydos, der Corſar, Lara, die Belagerung von Korinth und Pariſina, fünf poetiſche Erzählungen, in welchen Byron dieſes Genre zur Vollendung brachte. Es war in England von jeher ſehr populär geweſen und ſchon bei den Anfängen der engliſchen Poeſie durch Chaucer bedeutend geworden. Dem Genius Byron's mußte aber die Form der poetiſchen Erzählung ausnehmend zuſagen, denn dieſelbe verträgt ein ſtarkes lyriſches Element und gibt der Subjectivität des Dichters Raum zur Aeußerung. Die düſtere Pracht der genannten Dichtungen ſteigerte die Begeiſterung der engliſchen Geſellſchaft für Byron, welcher zur nämlichen Zeit auch die ſanft und religiös geſtimmten Gemüther vermittelſt der tiefen Seelenlaute ſeiner hebräiſchen Melodien gewann, eine Sammlung von elegiſchen Gedichten, die uralten israelitiſchen Sangweiſen angepaßt waren.

Zu Anfang des Jahres 1816 ſtand der Dichter auf dem Höhepunkt der Beliebtheit bei ſeinen Landsleuten. Dann folgte ein großer Umſchlag ſeiner Popularität, welchen zu einem dauernden zu machen die engliſche Prüderie und Rechtgläubigkeit kein Mittel verſchmähte. Byron hatte in den erſten Tagen des Jahres 1815 mit Anna Iſabella Milbanke eine Ehe geſchloſſen, zu welcher beide Theile, wie die bezüglichen Documente darthun, ohne rechte Neigung geſchritten waren. Die Harmonie zwiſchen den Gatten, von Anfang an nur eine äußerliche, wurde bald geſtört, um ſo mehr, da die Vermögensverhältniſſe des Lords zu dieſer Zeit in nicht geringer Zerrüttung ſich befanden. Lady Byron ſcheint in dem Umſtand, daß ihr Gatte

---

A ray of him who form'd the whole,
A glory circling round the soul!
Ja, von dem Himmel ſtammt ſie ab,
Ein Funke ew'ger Glut iſt Liebe,
Den Allah uns mit den Engeln gab,
Vom Staub zu heben niedre Triebe.
Dringt Andacht auch zum Himmel ein,
Herabzieht Liebe ihn allein.
Sie iſt ein Fühlen, Gott entlehnt,
Das von der Selbſtſucht Schmutz entwöhnt,
Ein Stral, vom Allerſchaffer ſtammend,
Ein Nimbus, rings das Herz umflammend.

Schöne Parallelſtellen hiezu ſind beſonders Childe Harold (IV, 121): Oh, love, no habitant of earth thou art, etc. und The island (II, 16): The devotee lives not in earth, etc.

als Mitglied der Vorſteherſchaft von Drurylane viel mit dem weiblichen Theaterperſonal in Berührung kam, mehr oder weniger Grund zur Eiferſucht geſucht und gefunden zu haben und jedenfalls war der Wandel Byron's nicht der Art, um dem kühlen Naturell ſeiner Frau zuzuſagen. Sie verließ mit ihrem einzigen Kinde, einem Töchterlein, das Haus ihres Mannes, um nie wieder dahin zurückzukehren, obgleich ſie ihm noch auf der Reiſe nach dem Landſitz ihrer Eltern einen Brief ſchrieb, welcher mit dem bizarr zärtlichen Ausdruck: „Liebe Ente!“ anhob und von einem Entſchluß der Trennung kein Wort verlauten ließ. Die Trennung wurde ſofort eingeleitet und Byron ſchrieb das Unheil ſeiner ränkeſüchtigen Schwiegermutter zu. Indeſſen iſt die ganze Sache nie recht aufgeklärt worden, da Moore, welchem Byron ſeine hierauf bezüglichen Aufzeichnungen übergeben hat, dieſelben zu veröffentlichen nicht für gut fand. Uebrigens hatte der Dichter der Gattin ſein rührendes Fare thee well! and if for ever — nachgerufen, welches ſeine Schuld, falls eine ſolche wirklich auf ihm laſtete, in den Augen eines liebenden Weibes wohl hätte ſühnen können, ſo aber, wie die Sachen ſtanden, nur dazu beitrug, das Skandal zu erhöhen und allen Jugendſtolzen und Heuchlerinnen willkommenen Anlaß bot, ihr Verdammungsurtheil über den Lord auszuſprechen, welchen die Zionswächter, den Apoſtaten Southey an der Spitze, ſchon damals als das Haupt einer ſogenannten ſataniſchen Schule verketzerten.

Der Zuſtand der ariſtokratiſchen Geſellſchaft Englands unter dem Prinzregenten gehört zu den verderbteſten, die ſie je erlebt hat. Das Haupt des Staats ging mit eifrigem Beiſpiel in aller Ausſchweifung und Schamloſigkeit voran. Die Zügelloſigkeit gefiel ſich in einer Ungenirtheit, welche an die Tage Karl's II. erinnerte und von der das Tagebuch Byron's vom Dezember 1813 viele charakteriſtiſche Züge mitgetheilt hat[8]). Der unab-

---

8) Z. B. „Ging heute Abend in meine Loge in Coventgarden und fand mein Zartgefühl etwas erſchüttert, als ich S....'s Geliebte, die, wie ich ſicher weiß, von ihrer Geburt an für ihre Profeſſion erzogen wurde, mit ihrer Mutter, einer verdammten, in der ganzen Armee bekannten niedrigen Creatur, in einer Privatloge mir gegenüber ſitzen ſah. Ich war beinahe empört; als ich aber meine Augen rings im Hauſe umherwarf, ſaßen in der Loge neben mir und in der nächſten und wieder in der nächſten die ausgezeichnetſten alten und jungen Babylonierinnen von Rang — und ich brach in ein Gelächter aus. Es war wirklich ſeltſam: Lady ...., geſchieden, Lady ... und ihre Tochter, Lady ..., beide ſehr ſcheidbar, Mrs. ... in der nächſten desgleichen

bänagaſte und ſtolzeſte Adel Europa's wußte ſich Etwas damit, dem Seifenkönig und Toilettenkünſtler Brummell, genannt Beau Brummell, den Hof zu machen. Dieſer Mann beherrſchte die Welt der Faſhion mit tyranniſchem Szepter und war das Orakel der Abkömmlinge der Barone Wilhelm's des Eroberers. Herzoge und Earls umſtanden ehrerbietig den Toilettentiſch dieſes Manns des Nichts, während er ſich die Zähne reinigte, um von ihm die Tugenden eines neuen Zahnpulvers zu vernehmen oder in die Myſterien einer neuen Art, die Schleife einer Cravatte zu binden, eingeweiht zu werden. Und eine ſolche Geckenhaftigkeit war noch die harmloſere Seite der faſhionabeln Welt. Von der anderen her vernehmen wir ganz andere Dinge. Einer der Spezialfreunde des Prinzregenten, der letzte Herzog von Queensberry, rühmte ſich laut, mehr Jungfernſchaften zerſtört zu haben, als er Haare auf dem Kopfe habe. Ein anderes Mitglied der Nobility, der Marquis von Hertford, war ein berühmter „Grieche", d. h. er gewann während ſeines Lebens anderthalb Millionen Pfund durch Betrug im Spiel. Ein dritter Peer hatte ſich der Auszeichnung zu erfreuen, daß in dem Wettbuch eines Clubs die Wette eingetragen war, er würde der erſte (Gauner) ſein, welcher in nächſter Zeit in Großbritannien an den Galgen käme.

So war, hinzugerechnet die Verderbtheit und Käuflichkeit der Frauen, die Geſellſchaft, welche dem jungen Ruhm Byron alle Lockungen und Verführungen entgegengebracht hatte und die jetzt über ihn den Stab brach. Er beſchloß, in der Fremde ein wärmeres Klima und wärmere Herzen zu ſuchen, verkaufte Newſtead-Abbey und verließ am 25. April 1816 die Küſte von England, um ſie nicht wieder zu betreten. Er beſuchte das Schlachtfeld von Waterloo und ging dann den Rhein aufwärts nach der Schweiz. Auf dieſer Fahrt wurde der dritte Geſang von Childe Harold begonnen, in welchem die Schönheit unſeres edlen Stroms ſo warm anerkannt iſt. Den Sommer verlebte er in vertrautem Umgang mit ſeinem neugewonnenen, eben-

und noch näher . . . ! Was für eine Verſammlung für mich, der ich alle ihre Geſchichten kenne. Es war, als ob das Haus zwiſchen den öffentlichen und den dafür gekannten Courtiſanen getheilt geweſen wäre; aber die Intriguantinnen übertrafen bei Weitem die regelmäßigen Söldnerinnen. Gegenüber waren nur Pauline mit ihrer Mutter und in den angrenzenden Logen drei von geringerem Rang. Wo lag denn nun der Unterſchied zwiſchen ihr und Mama und Lady . . . mit ihrer Tochter? darin, daß die beiden Letzteren nach Carleton Houſe und jedem anderen (vornehmen) Haus gehen können, die beiden Erſteren aber auf die Oper und das B. beſchränkt ſind."

falls in freiwilligem Exil lebenden Freund Shelley theils auf der Villa Diodati unweit Genf, theils auf Streifereien durch das Berner Oberland, deſſen unvergleichliche Herrlichkeit er auf einigen Blättern ſeines Tagebuchs vom Jahr 1816 in Lapidarſchrift geſchildert[9]) und mehrfach zur Szenerie im Manfred benützt hat. Er dichtete in dieſer Zeit weiter am Childe-Harold, ferner den Gefangenen von Chillon, eine Hymne auf die Freiheit in Form einer poetiſchen Erzählung, dann die beiden ſchönen Elegien, auf den Tod Sheridan's und der Traum, die kühne Apoſtrophe an Prometheus und das Nachtſtück Finſterniß, dem an grandioſer Düſterheit ſelbſt in Dante's Hölle Nichts gleichkommt. Im Herbſt über die Alpen gezogen, brachte er den Winter über zu Venedig den ſchon in der Schweiz begonnenen Manfred zu Ende. Der Held dieſes metaphyſiſchen Drama's gehört zur Familie Fauſt. Wir ſehen eine großartig angelegte Natur, zu Boden gedrückt durch eine furchtbare Schuld, unrettbar den finſteren Mächten verfallen. Manfred hat ſeine Schweſter mehr geliebt, als ein Bruder ſoll, und hat ihr durch ſeine Liebe den Tod gegeben. Vergebens macht er ſich die Geiſterwelt dienſtbar, um eine Erinnerung zu ſühnen, die ſein Leben verzehrt, ohne ſeinen Stolz brechen zu können. Ein unheimlich ſchwüler Gewitterhimmel liegt auf dem Stück: nur da und dort zerreißt die düſtere Wolkendecke und ein prachtvoller Sonnenblitz fällt auf die Szenen der Alpennatur, in welche Manfred ſeine Pein getragen[10]).

Auf einer im Frühjahr 1817 zu dem Kerker, in welchem der Dichter des befreiten Jeruſalem in Ferrara geſchmachtet, unternommenen Wallfahrt Byron's entſtand die tiefrührende Rhapſodie Taſſo's Klage und, von einem Ausflug nach Rom nach Venedig zurückgekehrt, wurde in Achtzeilern die

---

[9]) Tageb. v. 22. und 23. September.

[10]) Ich erinnere nur an die ebenſo originelle als hochpoetiſche Schilderung des Staubbachs:

> It is not noon — the sunbow rays still arch
> The torrent with the many hues of heaven,
> And roll the sheeted silver's waving column
> O'er the crag's headlong perpendicular,
> And fling its lines of foaming light along,
> And to and fro, like the pale courser's tail,
> The Giant steed, to be bestrode by Death,
> As told in Apocalypse . . . .

Novelle Beppo geſchrieben, in der Manier Caſti's, eine Art Vorübung zum Don Juan. Zur gleichen Zeit begann und beendigte der Dichter den vierten und letzten Geſang von Childe Harold, der mit den berühmten Stanzen auf Venedig anhebt. Byron hatte im Verlauf des Gedichts die leichte epiſche Maske immer mehr fallen laſſen und im vierten Geſang war er ganz er ſelbſt. Dieſe Dichtung macht von allen Schöpfungen Byron's den reinſten und größten Eindruck. An die Betrachtung der Denkmäler und der hiſtoriſchen Erinnerungen Italiens knüpft ſich eine Lyrik, die vom edelſten Zürnen zur erſchütterndſten Wehmuth übergeht und zuletzt zu einem Pathos ſich erhebt, deſſen Echtheit und Kraft unſere Seele zum tiefſten Mitgefühl für den Dichter ſtimmt, welcher, unter den Ruinen römiſcher Größe wandelnd, die Nemeſis anruft, ihn zu rächen, und dann ſeinem Fluch eine ſo erhaben ſchöne Wendung gibt 11). In der zweiten Hälfte des Jahres 1818 dichtete Byron die gramſchwere Ode auf Venedig, in welcher er, in Anſchauung des Verfalls der „Kybele des Meeres", das Thema: There is no hope for nations! durchführte; ferner die poetiſche Erzählung Mazeppa, in wilder

---

11) And thou, who never yet of human wrong
Left the unbalanced scale, great Nemesis!
Here, where the ancient paid thee homage long —
Thou, who didst call the Furies from the abyss,
And round Orestes bade them howl and hiss
For that unnatural retribution — just,
Had I but been from hands less near — in this
Thy former realm, I call thee from the dust!
Dost thou not hear my heart? — Awake! thou shalt, and must.

It is not that I may not have incurr'd
For my ancestral faults or mine the wound
I bleed withal, and, had it been conferr'd
With a just weapon, it had flow'd unbound;
But now my blood shall not sink in the ground;
To thee I do devote it — thou shalt take
The vengeance, which shall yet be sought and found,
Which if I have not taken for the sake —
But let that pass — I sleep, but thou shalt yet awake.

And if my voice break forth, 'tis not that now
I shrink from what is suffer'd: let him speak
Who hath beheld decline upon my brow,
Or seen my mind's convulsion leave it weak;

Kraft dahinfliegend wie der Steppenrenner der Ukraine, auf deſſen Rücken feſtgebunden der Held ſeinen ſchrecklichen Ritt beſteht — und außerdem noch den Anfang des Don Juan. Dieſes moderne Heldengedicht, wie ein zweites nicht exiſtirt, iſt ſchon in ſeiner Form ein Triumph der engliſchen Sprache, wenngleich es von der engliſchen Prüderie verworfen wurde. In den gewagteſten Sprüngen und Wendungen und doch mit graziöſeſter Sicherheit geht die Diction einher, bald in den ſüßeſten Schmeicheltönen der Liebe

---

But in this page a record will I seek.
Not in the air shall these my words disperse,
Though I be ashes; a far hour shall wreak
The deep prophetic fulness of this verse,
And pile on human heads the mountain of my curse!

That curse shall be Forgiveness. — Have I not —
Hear me, my mother Earth! behold it, Heaven! —
Have I not had to wrestle with my lot?
Have I not suffer'd things to be forgiven?
Have I not had my brain sear'd, my heart riven,
Hopes sapp'd, name blighted, Life's life lied away?
And only not to desperation driven,
Because not altogether of such clay
As rots into the souls of those whom I survey.

From mighty wrongs to petty perfidy
Have I not seen what human things could do?
From the loud roar of foaming calumny
To the small whisper of the as paltry few,
And subtler venom of the reptile crew,
The Janus glance of whose significant eye,
Learning to lie with silence, would seem true,
And without utterance, save the shrug or sigh,
Deal round to happy fools its speechless obloquy.

But I have lived, and have not lived in vain:
My mind may lose its force, my blood its fire,
And my frame perish even in conquering pain;
But there is that within me which shall tire
Torture and Time, and breathe when I expire;
Something unearthly, which they deem not of,
Like the remember'd tone of a mute lyre,
Shall on their soften'd spirits sink, and move
In hearts all rocky now the late remorse of love.

ſchwelgend, bald aufſchreiend in Haß und Zorn, jetzt mit Behagen die üppigſten Situationen ausmalend, dann mit plaſtiſcher Kraft Schilderungen von Seeſtürmen, Schiffbrüchen und Schlachten hinſchleudernd, jetzt in herb ſatiriſcher Menſchenverachtung ſich ergehend, dann wieder zu einer Begeiſterung ſich erhebend, welche ſelbſt die Steine zum Kampfe gegen die Tyrannen der Erde aufrufen möchte[12]. Don Juan iſt die dichteriſche Totalität von Byron's Weſen: Glut und Skepticismus, Grimm und Liebe, Ueberdruß und Enthuſiasmus, alle Gefühle, welche dieſe reich und kräftig beſaitete Bruſt wechſelnd durchſtürmten, führen hier einen bacchantiſchen Reigen auf, über welchem wie ein in allen Farben ſchillernder Duft eine unerſchöpflich muthwillige Laune ſchwebt, die einen unwiderſtehlichen Zauber übt.

Die erſten Geſänge dieſes wunderbaren Gedichts ſind eine poetiſche Spiegelung des damaligen Schwelgerlebens Byron's. Venedig, der Hauptſitz aller Wollüſte, bevor Paris der alten Lagunenſtadt dieſen Ruf entzog, übte auch an dem Dichter die Magie ſeiner Ueppigkeiten. Der von ihm bewohnte Palaſt war mit Odalisken angefüllt, von denen namentlich eine, die wilde Venetianerin Margarita Cogni, das Haus zum Schauplatz burlesker und ärgerlicher Auftritte machte. Byron ſchien damals das Leben in geiſtiger und materieller Beziehung nur noch als eine Orgie zu betrachten, die man möglichſt ſchnell durchmachen müſſe, um zum Ende zu gelangen. Eine ſchöne Weiblichkeit, welche um dieſe Zeit ihren Einfluß auf ihn zu üben begann, gab ſeinem Leben wieder eine ernſtere und edlere Richtung. Im April 1819 ſah er zum erſten Mal Thereſa Gamba, die, als Sechszehnjährige an den Grafen Guiccioli verheiratet, jetzt einundzwanzigjährig, noch mädchenhaft ſchön und wie dazu geſchaffen war, die Geliebte eines Dichters zu ſein[13]. Sie wurde es und Byron, welcher ihr zu Ausgang des Jahres nach Ravenna folgte, koſtete im Umgang mit ihr und den beiden Grafen Gamba, Thereſa's Vater und Bruder, eigentlich zuerſt die Reize einer häuslichen Exiſtenz, für welche ihm, wie jedem Engländer, ein tiefer Sinn innewohnte. Das Leben, welches er in Ravenna führte, war von dem venetianiſchen ſehr verſchieden: es verfloß unter Arbeit, unter lebhafter Theilnahme an den patriotiſchen Plänen der Carbonari, in welche ihn die Gamba eingeweiht, und unter Thaten einer raſtloſen Mildthätigkeit, von welchen zu ſprechen die Gegner Byron's daheim ſich wohl hüteten, während ſie nicht müde wurden, die Verfehlungen des Dichters gegen die Geſetze der Prüderie der gehäſſigſten Analyſe zu unterwerfen[14]).

---

[12] For I will teach, if possible, the stones
To rise against earth's tyrants. Canto VIII, 135.

[13] Es exiſtirt von der Gräfin ein Brief, worin ſie das erſte Begegnen mit Lord Byron in dem Salon der Gräfin Benzoni erzählt. Sie ſagt darin über die perſönliche Erſcheinung des Dichters: „Sein edles und außerordentlich ſchönes Antlitz, der Ton ſeiner Stimme, die Art und Weiſe, ſich zu gebahren, und tauſend Reize, die ihn ſchmückten, machten ihn zu einem Weſen, ſo verſchieden und ſo erhaben über alle diejenigen, welche ich bisher geſehen, daß ich davon den tiefſten Eindruck empfangen mußte."

Die Guiccioli forderte Byron auf, das Andenken Dante's poetiſch zu verherrlichen, wie er das Taſſo's verherrlicht hatte, und ſo ſchrieb er die unvollendet gebliebene Prophezeiung Dante's in Terzinen, eine des größten Dichtergenius Italiens nicht unwürdige Huldigung. Der wohlthätige Einfluß Thereſa's zeigte ſich überhaupt in der Richtung auf das Ernſte und Große, welche Byron's Poeſie ſeit der Bekanntſchaft mit der geiſtvollen und gebildeten Italienerin nahm. Selbſt in der Fortſetzung des Don Juan wurde der Humor des Dichters weniger üppig und ausſchreitend. In Ravenna entſtanden die zwei tragiſchen Staatsactionen aus der Geſchichte Venedigs, Marino Faliero und die beiden Foscari, allerdings mehr nur ihrer äußeren Form nach dramatiſche Dichtungen, aber durch eine Sprache von außerordentlicher Energie[15]) den Mangel an dramatiſcher Belebtheit der Handlung wenigſtens einigermaßen erſetzend. Man war gleich bereit, auf dieſe beiden Stücke hin Byron jede Befähigung zum Dramatiker abzuſprechen, und er ſelbſt hatte hiegegen nicht viel einzuwenden. In der That gehen ihm zwei weſentliche Eigenſchaften eines dramatiſchen Dichters ab, die Fähigkeit, zu individualiſiren, und die Kunſt, die Charaktere in ihrem Werden darzuſtellen. Seine Charaktere ſind, mit ganz wenigen Ausnahmen, bei ihrem erſten Auftreten ſchon ganz fertig und abgeſchloſſen und ſie ſind, wenigſtens die männlichen, immer Byron's. Mit einem Wort, Byron war, um es noch einmal zu wiederholen, ebenſo weſentlich Lyriker, als Shakſpeare Dramatiker war. Alle ſeine Poeſie iſt nur Entfaltung ſeiner drangvollen Subjectivität. Dennoch hat er zu dieſer Zeit ein dramatiſches Werk, eine Tragödie geſchaffen, welche dieſen Namen im vollſten Maaße verdient, den Sardanapal. Nur Byron'ſcher Kühnheit war es gegeben, einen ſo verrufenen Gegenſtand zu tragiſcher Behandlung zu wählen, und nur ein Dichter vom erſten Range vermochte daraus ein Gedicht von ſo hinreißender Schönheit zu formen. Hier, wie in dem unlange darauf vollendeten Trauerſpiel Werner, iſt mit bewundernswerther Originalität die Schwäche zu einem tragiſchen Motiv erhoben[16]). Außerdem waltet im Sardanapal die Liebe in ihrem höchſten Aufſchwung, verkörpert in der Geſtalt der Sklavin Myrrha, die keiner Shakſpeare'ſchen oder Goethe'ſchen Frauengeſtalt weicht und in dem reichen Kranz von Byron's Frauencharakteren, vor welchen ſeine Männer weit zurücktreten müſſen, die ſchönſte Blüthe iſt. In Ravenna wurden 1821 auch noch die beiden dramatiſchen Dichtungen Kain und Himmel und Erde geſchrieben, welche Byron in Erinnerung an die bibliſchen Schauſpiele des Mittelalters Myſterien nannte. Kain iſt das in ſich geſchloſſenſte und gerundetſte Werk des Dichters und wir möchten Shelley nicht widerſprechen, welcher es für das Größte erklärte, was Byron gedichtet. Kain iſt der zum Titanen potenzirte Manfred, ein ebenbürtiger Bruder von Hiob und Prometheus. Ein wahrhaft Aeſchyleiſcher Odem geht durch das ganze Gedicht, und wenige Stellen im verlorenen Paradies und im Fauſt ausgenommen, hat die ganze moderne Poeſie nichts ſo Kühnes und Erhabenes hervorgebracht, wie Kain's Flug mit Lucifer durch den unermeßlichen Raum[17] und das Geſpräch der Beiden im Hades[18]. In England freilich wurde das Gedicht zunächſt nur von Wenigen gewürdigt, und ihr Beifall verhallte unter dem wüthenden Geſchrei der Hochkirchenmänner, welche jetzt auf's Neue über die ſataniſche Schule Byron's Weh und Zeter riefen und im Verein mit den Prüden, die der Don Juan ſo ſchwer geärgert, einen förmlichen Kreuzzug gegen den Dichter predigten. Byron ſagte achſelzuckend, er finde es ſonderbar, daß man an ihm tadle, was man an Milton lobe, nämlich daß er den Satan als ſolchen auftreten und ſprechen laſſe, und nannte den Kain ſcherzend das Waterloo ſeiner Popularität[19].

---

[14]) In ihren Memoiren äußert die Gräfin Guiccioli über Byron's Aufenthalt in Ravenna Folgendes. „In die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe kam nur Abwechſelung durch die Veranlaſſungen, Gutes zu thun und eine edelſinnige Freigebigkeit walten zu laſſen. Viele Familien verdankten ihm die wenigen frohen Tage, die ſie je erlebten. Von ſeiner Ankunft in der erwähnten Stadt ſprach man wie von einem glücklichen Ereigniß, von ſeiner Abreiſe wie von einem öffentlichen Unfall, und dieſes Leben iſt es, das Manche als das eines Wüſtlings zu verunglimpfen ſuchten. Aber die Welt muß endlich erfahren, wie Lord Byron, bei einem ſo guten edelmüthigen Herzen, zwar der heftigſten Leidenſchaften fähig, aber zugleich voll Gefühls für die größte Erhabenheit und Reinheit der Geſinnung und durch die That jeder Tugend huldigend, — wie er, ſage ich, tückiſcher Verleumdung ſo zur Beute werden konnte. Die Beſchaffenheit der Umſtände, vielleicht auch etwas Excentriſches in ſeinem Weſen, welches jedoch in der Tiefe ſeines ſittlichen Gefühls und einem lebhaften Abſcheu vor aller Heuchelei und Verſtellung ſeinen Grund hatte, trug vermuthlich dazu bei, den Glanz ſeines erhabenen Charakters in Mancher Augen zu verdunkeln.“

---

[15]) Namentlich die Rede, in welcher der Doge Faliero, Angeſichts von Block und Beil, das entartete Venedig verflucht und den Geiſtern des Vaterlandes weiht (I speak to Time and to Eternity, etc.) — in dem erſchütternden Schlußakt. Jeffrey durfte wohl davon ſagen: His last speech is a grand prophetic rant, somewhat strained and elaborate — but eloquent and terrible.

[16]) „Byron's Sardanapal und Werner haben die Schwäche zum Gegenſtand. Im Sardanapal erhebt ſich eine an ſich edle, aber zu weiche, humane, zu nachſichtige Natur von ſorgloſer heiterer Hingebung an den Genuß des Lebens Schritt um Schritt zur wahrhaft königlichen Würde, zum Heldenmuth, zur Tapferkeit, zur Erhabenheit des Opfertodes; ein Seelengemälde von unvergleichlicher Tiefe und Schönheit. Im Werner dagegen hat der Dichter gezeigt, wie eine an ſich ebenfalls edle Natur durch ihre Schwäche bis zur Gemeinheit fortgeriſſen wird und nun das ganze übrige Leben an der ſchmachvollen Erinnerung ihres Vergehens würgt." Roſenkranz: Aeſthetik des Häßlichen, 191.

Inzwiſchen war er zur Aenderung ſeines Aufenthalts veranlaßt worden. Thereſa's Vater, in deſſen Haus ſie leben mußte, wenn ſie nicht in ein Kloſter geſperrt werden wollte, mußte in Folge der über die Carbonari verhängten Unterſuchung das päpſtliche Gebiet verlaſſen und Byron folgte im November 1821 der Freundin, die er mit Recht hochhielt, nach Piſa, wohin ſich die Gamba's gewendet. In Ravenna hatte er noch die Viſion des Gerichts geſchrieben, gereizt durch die Ausfälle, welche Southey in der Vorrede zu ſeinem gleichnamigen Poem gegen ihn gemacht hatte. Das Gedicht iſt eine von Witz und Leidenſchaft funkelnde Kritik der Regierung Georg's III. und ein ähnliches politiſches Strafgericht ließ Byron ein Jahr ſpäter auch in der Satire das eiſerne Zeitalter ergeben. Im September 1822 von Piſa, wo ihn der Verluſt ſeines Freundes Shelley betroffen, nach Genua übergeſiedelt, ſchrieb er ſein letztes größeres Gedicht, die poetiſche Erzählung die Inſel. Er kehrte noch einmal zu einer Form zurück, welche ihm ſo große Erfolge gebracht. Die Inſel unterſcheidet ſich aber mehrfach von Byron's früheren Dichtungen dieſer Art: ſie iſt nicht eine vulkaniſche Eruption des Genies, ſondern das Werk des Künſtlers. Die anziehende Fabel iſt mit künſtleriſcher Ruhe dargelegt, auf dem Ganzen liegt ein mildes Colorit und es hat keinen Byron'ſchen Schluß, d. h. es läuft nicht in eine ſchmerzliche Diſſonanz aus, ſondern die Treue der Heldin, des Südſeeinſelmädchens Neuha[29]), triumphirt über das drohende Verhängniß, welches ihr den geliebten Weißen entreißen will. Das Gedicht macht den Eindruck, als wäre zur Zeit, da es geſchrieben wurde, das ſtolze und empöreriſche Herz des Dichters durch die Liebe und Freundſchaft, die er damals in ſeiner Umgebung fand, beſänftigt und beſchwichtigt geweſen.

---

[17] Act II. Sz. 1. I tread on air, and sink not, u. ſ. f.

[18] Act II. Sz. 2. How silent and how vast are these dim worlds! u. ſ. f.

[19] Even I . . . . . . .
Was reckon'd a considerable time
The grand Napoleon of the realms of rhyme.
But Juan was my Moscow, and Faliero
My Leipsic, and my Mount Saint Jean seems Cain. Don Juan XI, 55.

Wenn nicht dies, ſo war es doch auf große Ziele gelenkt. Die Kirchhofsruhe, welche die heilige Allianz über Europa gebreitet, wurde in den drei ſüdlichen Halbinſeln des Erdtheils unterbrochen. Spanien forderte von einem Fürſten, deſſen Verworfenheit nicht ihres Gleichen hat, den Preis namenloſer Aufopferung, Italien knirſchte in ſeinen Ketten, Griechenland ſchickte ſich an, das Joch einer barbariſchen Eroberung zu zerbrechen. Byron nun, ſympathiſirend mit allen rebelliſchen Regungen, beſchloß, ſeine Dichtung in Handlung umzuſetzen und Gut und Blut der Sache Griechenlands zu weihen. Er trat mit den griechiſchen Häuptlingen und mit der philhelleniſchen Geſellſchaft zu London in Beziehung, machte [illegible] und ging im Juli 1823 mit dem Bruder ſeiner Geliebten und anderen ſeiner Freunde nach Griechenland unter Segel. In Miſſolunghi mit Enthuſiasmus empfangen, errichtete er auf eigene Koſten eine Brigade von Sulioten und ſollte eben das ihm von der griechiſchen Regierung übertragene Commando einer gegen Lepanto beſtimmten Expedition übernehmen, als ihn ~~im Januar~~ Am 10. Apr. ein tödtliches Fieber befiel. Am 22. Januar 1824, ſeinem ſiebenunddreißigſten Geburtstag, hatte er ſein letztes Lied gedichtet und der letzte Dichterwunſch, welchen er ausſprach, ging auf das Grab eines Kriegers[21]. Er ſollte nicht erfüllt werden. Die Krankheit ſteigerte ſich raſch, am 18. April Abend ſprach er die letzten Worte: „Ich muß nun ſchlafen" — und am Tage darauf war er hingegangen. Die griechiſche Regierung erwies dem großen Todten kriegeriſche Ehren und anerkannte den unerſetzlichen Verluſt durch Anordnung einer Landestrauer. Byron's Leiche wurde nach England gebracht und unweit von Newſtead-Abbey in der Kirche des Dorfes Hucknell beigeſetzt. Hochkirchlicher Zelotismus verweigerte dem Dichter des Childe Harold eine Ruheſtätte in der Weſtminſter-Abtei, aber die Dichter aller Nationen haben ſein Grab mit Kränzen überſchüttet[22].

---

[29]) Eine der anmuthigſten Dichtungen Byron's. Seltſam contraſtirt übrigens mit der Fülle von Schönheit, Liebe und Idealismus, welche er in ſeinen Frauengeſtalten niedergelegt, eine bizarre Bemerkung in ſeinem Tagebuch aus Ravenna (6. Jan. 1821): „Dachte über den Zuſtand der Frauen im alten Griechenland nach — recht comfortable genug. Ihr derzeitiger Zuſtand, ein Ueberreſt von der Barbarei der Ritterzeiten, iſt ein künſtlicher und unnatürlicher. Sie ſollten ſich um die Haushaltung bekümmern und ſich gut herausfüttern und kleiden, aber in die Geſellſchaft nicht hineinmengen. In der Religion müßten ſie auch gut unterrichtet werden, aber Gedichte und politiſche Schriften ſollte man ſie nicht leſen laſſen. — Nichts weiter als Bücher frommen Inhalts und über die Kochkunſt. Muſik, Zeichnen, Tanzen, — auch ein wenig Gartenbau und Pflugarbeit dann und wann."

---

[21]
Seek out — less often sought than found —
A soldier's grave, for thee the best;
Then look around, and choose thy ground,
And take thy rest.

[22] Die Byron von Goethe, Zedlitz, Müller und Anderen in Deutſchland dargebrachten poetiſchen Huldigungen ſind bekannt, ebenſo die Lamartine's und Hugo's in Frankreich, Rogers' und Bulwer's in England. Weniger bekannt dagegen iſt die ſchöne Stelle über Byron in dem religiös-didaktiſchen Gedicht The course of time (1827) von Robert Pollock, der, obgleich ein ſtrengkirchlich geſinnter Mann, dem Genius den Zoll der Bewunderung nicht verſagen mochte. Da mir das Original im Augenblick nicht zur Hand iſt, führe ich einige Paſſagen nach Hey's Ueberſetzung an.

. . . Er griff die Harf' und Völker horten ſtaunend;
So rauſcht ein Strom aus nie verſiegter Quelle,
Wie reich und raſch und tief ſein Lied entrauſcht
Und neue Quellen gräbt im Menſchenherzen.
Wenn andre Geiſter flugermüdet raſten,
Da ſteigt der ſeine morgenfriſch hinaus
In nie betretnen Höh'n und ſcheint zu Haus,
Wo Engel ſcheu ſich neigen. Andre, groß auch,
Sie ſchienen ſchwer oft mit dem Stoff zu ringen;
Er ſteigt von oben nieder, weilt und greift

Der innerſte Kern von Byron's Poeſie iſt die Verzweiflung, — die Verzweiflung an der Welt, an den Menſchen, an ſich ſelbſt. Er ſtand zu einer Zeit auf, wo der Glaube an die alten Lebensmächte der Geſellſchaft vernichtet und ein neuer noch nicht gefunden war. Die zerſtöreriſche Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, von England ausgegangen, durch die Franzoſen populariſirt und propagirt, in Deutſchland durch Kant mit der höchſten Würde wiſſenſchaftlicher Freiheit bekleidet, hatte eine ungeheure Leere in den Gemüthern erzeugt, eine Leere, die erſt dann recht fühlbar wurde, als die That dieſer Philoſophie, die franzöſiſche Revolution, geſcheitert war und die große Enttäuſchung eine entſprechende Erſchlaffung mit ſich brachte. Das Motiv der Nationalität, welches zunächſt auf reſtaurativem Wege die Völker aus der Nebelhaftigkeit eines idealen Weltbürgerthums zu ſich ſelbſt zurück und dann auf die Bahn weiterer Entwickelungen führte, erwies ſich vorerſt noch zu dunkel, zu unſicher und zu vielfach irre-

---

Den kühnſten Gedanken, greift ihn ſtolz,
Als lebt's der Zeile kaum. Von der Natur
Iſt er ein alter Freund, der nach Gefallen
Mit ihrer ſchauerlichen Hoheit ſpielt,
Und ſeine Hand legt auf des Meergotts Mähnen,
Dem ſie die grauen Locken traut durchwühlt.
Er ſtand auf Alpen, ſtand auf Apenninen
Und ſprach zum Donner, wie der Freund zum Freund;
Er flocht den Kranz ſich aus des Blitzes Schwingen,
In frohem Scherz aus Schwingen rothen Blitzes,
Der in dem Fußtritt des erzürnten Gottes
Auf Rachesturm einherzuſchreiten ſchien;
Dann ſenkt er leiſe ſich zur Welle nieder,
Die zirpt ihm lieblich ihre Abendlieder.
Geſtirne, Sonnen, Wellen ſind ihm Schweſtern,
Gebirge, Felſen, Seen, Wind und Sturm
Sind Brüder, jüngre Brüder, die er kaum
Als Gleiche grüßt. Die Neigungen des Menſchen,
Die wilden, ſanften, freundlichen und ſtrengen,
Gedank' und Grundſatz, heilig und gemein,
Und allen Glauben, Zeit und Ewigkeit,
Was je geehrt war und was je geliebt,
Was je gehaßt von Menſchen, je gefürchtet —
Er treibt's umher, wie Sturm das welke Laub,
Und läßt's dann lächelnd, der Verweſung Raub;

geleitet, um genialen Menſchen einen neuen Inhalt des Denkens und Strebens zu bieten, und von den plumpen Beſtrebungen des religiöſen Obſcurantismus, die Nationen Europa's ins Mittelalter zurückzuſcheuchen, mußten ſie ſich geradezu angewidert fühlen. Hiezu kam noch Byron's Stellung als Engländer und Lord: er konnte weder ſeines nationalen Naturells ſich entäußern, noch vermochte er in demſelben aufzugehen, und einerſeits Ariſtokrat durch Geburt und perſönliche Neigungen, fühlte er andererſeits jeden Tropfen ſeines Bluts ſich empören, wenn er ſehen mußte, wie die Politik Caſtlereagh's England den freiheitsfeindlichen Grundſätzen der heiligen Allianz dienſtbar zu machen ſuchte. So, bei großem Wollen kein deutliches Ziel vor Augen, in ſeinen idealen Anſprüchen an das Leben früh geſtört und enttäuſcht, auf die Gränzſcheide einer untergehenden und einer erſt im Keimen begriffenen Geſellſchaft geſtellt, wurde er aus einem Zweifel raſtlos in den andern gehetzt, um zuletzt an Allem zu verzweifeln. Wie Hamlet, ſchien ihm die Welt ein verwilderter Garten voll verworfenen Unkrauts und wie jenem ſelbſtquäleriſchen Grübler kam ihm alles Menſchentreiben ekel, ſchaal und unerſprießlich vor[23]. Die Werther'ſche Senſibilität,

---

Erſtarrt dir ſchaudernd jetzt das Blut in Schrecken
Und ſchmilzt dir jetzt das Herz in Zärtlichkeit —
Er ſelbſt allein erzittert nie noch weint.
In ſeinen Geiſt zurückgezogen ſteht,
Umdüſtert, finſter, ſtolz er mit Verachtung
Vor ſeinem Fuß die Herzen und Gefühle.
So weicht der Ozean von Fluren, die
Zur Wüſte jüngſt die Flut verheerte, ſtolz,
Und brüſtet ſich im Ruhme ſeiner Macht
Und ſpricht dem Elend Hohn, das er gebracht.
Wie ein Komet, der grauenvoll, mächt'gen Umfangs
Vorüberzieht — rings neigen ſich die Sterne —
So nahm durch Wiſſenſchaft und Dichtung er
Den kühnen Flug und ſaß auf letzter Spitze
Der ſtolzen Ruhmeshöh', nicht matt, betäubt,
Als der vom Boden ſich emporgerungen —
Nein! auf bekanntem himmliſchem Gefieder,
Ein Vogel, der aus ſel'gen Welten kam,
Und ſetzt ſich dort und ſchaut zur Erde nieder.

[23] . . . . . . O God! O God!
How weary, stale, flat, and unprofitable

der Fauſt'ſche Drang verſchwamm in gränzenloſem Ueberdruß, der in Selbſtmord hätte auslaufen müſſen, wenn nicht eine raſtloſe Productionsluſt der entnervenden Langeweile[24]) das Gleichgewicht gehalten hätte. Dieſer Langeweile zu entgehen, ſchleuderte Byron ſeine Dichtungen auf's Papier. Aber wie ſein Leiden, war auch ſein Dichten wahr. Er trug wirklich voll und ganz jenen titaniſchen Weltſchmerz in ſich, mit deſſen verbrauchten Lappen ſich nachher ſo viele ſeiner Affen aufgeputzt haben. Er ſprach die Pein ſeiner Zeit aus, wie ſein Manfred das Geheimniß ſeiner Seelenqualen den Gletſcherwinden preisgegeben[25]), und ſo dröhnend und majeſtätiſch klang der von ihm gen Himmel geworfene Verzweiflungsſchrei, daß ſelbſt die Stimmen der ihm verwandteſten Dichter des Zweifels und der Negation, wie die Heine's und Lenau's, George Sand's, Puſchkin's und Lermontoff's, nur ein mehr oder weniger deutliches Echo deſſelben ſind.

---

Seem to me all the uses of his world!
Fye on't! O fye! 'tis an unweeded garden,
That grows to seed; things rank, and gross in nature,
Possess it merely. Hamlet, I, 2.

24) „Was mag doch wohl der Grund davon ſein, daß ich mein ganzes Leben lang mehr oder weniger Langeweile gehabt habe? Ich weiß dieſe Frage nicht zu beantworten." Tageb. v. 6. Jan. 1821.

25) My pang shall find a voice —
Die Worte, welche Manfred hinzufügt (Act II, Sc. 2), paſſen ganz auf ſeinen Schöpfer:

. . . . . . From my youth upwards
My spirit walk'd not with the souls of men,
Nor look'd upon the earth with human eyes;
The thirst of their ambition was not mine,
The aim of their existence was not mine;
My joys, my griefs, my passions, and my powers,
Made me a stranger

## 14.

### Shelley[1].

Byron warf einmal in ſeinen Tagebüchern die Frage auf: Was iſt Poeſie? und beantwortete ſie dahin: Poeſie iſt das Gefühl von einer vergangenen und von einer zukünftigen Welt. Dieſer ſchöne Gedanke gibt einen Maßſtab zur Beurtheilung des Byronismus ſelber: es hat derſelbe nur die eine Seite der Poeſie in ſich darzuſtellen gewußt, ein Mangel, welcher daraus entſprang, daß Byron die Tradition in politiſcher, religiöſer und ſozialer Hinſicht zwar überall anzweifelte, nicht aber ſich von ihr zu befreien vermochte. Er ſang einer am Horizont der Geſchichte hinabſinkenden Epoche ein Grablied voll dämoniſchen Vernichtungsjubels, zum Glauben an die Zukunft der Menſchheit hat er ſich nicht erhoben. Die Poeſie ſeines Freundes Shelley dagegen iſt das Gefühl von einer zukünftigen Welt. Shelley hat entſchieden mit der Tradition gebrochen, und wenn er auch Glieder der geſprengten Kette noch am Fuße nachſchleift, ſo iſt ſeine Befreiung doch eine vollſtändigere, als die irgend eines andern Engländers. Er iſt der ideellen Bildung ſeines Landes ſo weit vorausgeeilt, daß nur ſehr wenige ſeiner Landsleute dem Flug ſeiner Gedanken folgen konnten, einige Mildgeſinnte ihm ein mitleidiges Achſelzucken widmeten, die ungeheure Mehrzahl aber ihn verwünſchte und verfluchte. Sein Dichten iſt ein ſchöner Zukunftstraum, deſſen ſchimmernde Bilder in metaphyſiſcher Luft verſchweben. Die Kühnheit deutſcher Speculation arbeitete in ihm und der engliſche Realismus konnte zu den Aeußerungen derſelben nur in ein feindſeliges Verhältniß treten, um ſo mehr, da dieſe Aeußerungen in einer aller Rückſichten auf die kirchliche und ſtaatliche Convenienz ledigen Form auftraten.

Zu Fieldplace bei Warnham in Suſſex am 4. Auguſt 1792 geboren, brachte Percy Byſſhe Shelley ſchon auf die Schule zu Eton einen ſo frühgereiften Geiſt, daß er mit der Mittelalterlichkeit der dortigen Schulzucht in die heftigſten Colliſionen gerieth und von Mitſchülern und Lehrern eine Behandlung erfuhr, welche nicht die Liebe aus ſeinem glühenden Herzen zu verdrängen vermochte, wohl aber die Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters ſtählte und ihm einen brennenden Haß gegen alle Unterdrückung einflößte. Von Eton wegen Rebellerei fortgeſchickt, ſollte es ihm in Oxford noch ſchlimmer ergehen. Es gehörte aber auch Shelley'ſcher Idealismus dazu, zu wähnen, er würde auf dieſer Univerſität, der verknöchertſten Wächterin hochkirchlicher Orthodoxie, mit ſeinen jugendlich-extrem reformiſtiſchen Anſichten Fuß faſſen können. In der Ueberzeugung gelangt, daß alles Unglück der Menſchheit im Prieſterthum wurzle, identifizirte er mit dieſem die Religion. Dieſe, behauptete er, habe alle Greuel der Geſchichte verſchuldet, und ſo ſchrieb er ſeinen Eſſay über die Nothwendigkeit des Atheismus. Die Häupter der Univerſität nahmen ſich nicht die Mühe, zu unterſuchen, daß Shelley nicht ſo faſt ein Atheiſt, als vielmehr ein Pantheiſt ſei, forderten ihn vor den Convent der Profeſſoren, verlangten unbedingten Widerruf und ſtießen, als dieſer entſchieden verweigert wurde, den Jüngling aus dem Verband der Hochſchule. Das hatte weit mehr zu bedeuten, als etwa eine Relegation auf deutſchen Univerſitäten: Shelley war von dieſem Augenblicke an ein von der engliſchen Geſellſchaft Ausgeſtoßener und iſt es ſein Lebenlang geblieben.

---

[1] Works, Lond. 1824. The Shelley papers, by T. Medwin, Lond. 1833. Shelley's Poetiſche Werke, a. d. Engl. überſ. von H. Seybt, Lpz. 1844.

Seine Familie gab ihn auf, denn die Bigoterie iſt ein Meſſer, welches alle Bande zerſchneidet. Er lebte zu London in bitterer Armuth, der Mangel und körperlichen Leiden — er war von äußerſt zartem Bau — nur aufrecht erhalten durch jenen heiligen Enthuſiasmus, welcher das Genie zwingt, ſich zu offenbaren. Er hatte ſeine wildgährenden Jugendträume ſchon früher in poetiſche Formen zu kleiden geſucht, und bevor er das achtzehnte Jahr erreicht, ein epiſches Gedicht, der ewige Jude, und zwei Romane, Zaſtrozzi und die Roſenkreuzer, geſchrieben. Jetzt, ſiebzehnjährig, dichtete er die Queen Mab, eine geniale Ausſtrömung ſeines Weltverbeſſerungseifers, voll ſchemenhafter Phantaſtik, aber auch, wie alle Dichtungen Shelley's, voll zarter, hoher, glänzender Gedanken. Das Buch, wider des Dichters Willen durch einen betrügeriſchen Buchhändler ins Publicum gebracht, wurde verboten. Shelley hatte namentlich durch die beigegebenen Noten die Verfolgung aufgereizt. Die Polemik, welche dieſe Noten gegen das Chriſtenthum enthalten, bringt viel jugendliche Unzulänglichkeit zu Markte. In ſeinem Eifer, den Krebsſchaden des engliſchen Lebens, die hochkirchliche

Orthodoxie zu erſtirpiren, ſchnitt er mit unbedacht haſtiger Meſſerführung links und rechts ins geſunde Fleiſch hinein. Er überſah ganz, daß, was man auch vom Weſen des Chriſtenthums halten mag, ſeine Berechtigung als Moment in dem weltgeſchichtlichen Prozeß leugnen nur die Geſchichte ſchulmeiſtern heißt. Die Betrachtung der Wirkungen des Chriſtenthums — und ſie mußte bei der ganzen Organiſation Shelley's eine einſeitige ſein — führte ihn zu dem Schluß, daß auch die Urſache verwerflich ſei. Was das Gedicht ſelbſt angeht, ſo gehört daſſelbe einer beſtimmten Gattung nicht an. Es iſt eine Reihenfolge von lyriſch-ſchildernden, polemiſch-didaktiſchen Skizzen in wechſelnden Rhythmen[2]). Die Feenkönigin Mab führt auf ihrem Wagen die Seele Janthe's, welche auf Erden an dem Glauben an eine allweiſe und allgütige Gottheit irre geworden, durch die Räume des Univerſums, um ihr deſſen Zweck zu enthüllen. Die Fee läßt ihren Schützling in die Vergangenheit zurückblicken und die Gegenwart überſchauen, beide gleich ſchrecklich und troſtlos. Aber zuletzt enthüllt ſie der ſchaudernd von dieſem Knäuel von Unſinn und Verworfenheit ſich abkehrenden Janthe auch die Zukunft, wo die Erde des Himmels Wirklichkeit ſein wird, ein ſo ſchimmerndes Utopien, wie es der liebevollſte Schwärmer in ſeinen entzückteſten Viſionen nur immer erſinnen mag[3]). Dieſe Zukunftsahnung iſt nicht nur hier ausgeſprochen: ſie iſt, wie ſchon bemerkt, das eigentliche Weſen von Shelley's Dichtung.

Er ſuchte um dieſe Zeit die Liebe, deren Evangelium er als Poet verkündigte, auch im Leben: ſein liebebedürftiges Herz ſollte aber eine große Täuſchung erfahren. Er entführte Miß Harriet Weſtbrook und ließ ſich mit

---

2) Byron bewunderte beſonders die Eingangszeilen über Tod und Schlaf:

How wonderful is Death,
Death and his brother Sleep!
One, pale as yonder waning moon
With lips of lurid blue;
The other, rosy as the morn
When throned on ocean's wave
It blushes o'er the world:
Yet both so passing wonderful!

3) O happy Earth! reality of Heaven!
To which those restless souls that ceaselessly
Throng through the human universe, aspire;
Thou consummation of all mortal hope! u. ſ. f.

ihr von dem berühmten Eheſchmied zu Gretna Green trauen. Doch dieſe Verbindung war keine glückliche und nach drei Jahren ſchieden ſich die Gatten mit beiderſeitiger Einwilligung. Shelley ging hierauf, 1814, nur mit ſehr knappen Mitteln verſehen, auf das Feſtland und durchſtreifte Frankreich und die Schweiz. Bei ſeiner Rückkehr entzog ihn ſeine Mündigkeit wenigſtens der Gefahr, durch ſeine hartherzig-gläubige Familie ferner der Gefahr des Verhungerns ausgeſetzt zu werden, denn es fiel ihm jetzt geſetzlich ein Lehnsgut zu, deſſen Ertrag er um eine Jahresrente von 1000 Pfund ſeinem Vater abtrat. Den Sommer von 1815 verlebte er in einem Hauſe am Saum des Windſorforſtes und hier ſchrieb er ſein ſchönes Gedicht Alastor or the spirit of solitude, das träumeriſche Zwielichtsleben eines Jünglings, eines Poeten ſchildernd, den ſein raſtloſes Streben, auf ſeiner Wanderſchaft durch alle Zonen die Ideale ſeiner Seele verwirklicht zu finden, in ein frühes Grab treibt, eine halb bewußte, halb unbewußte Transfiguration von Shelley's eigenem Leben [4]. Die pantheiſtiſche Naturſchwelgerei des Gedichts iſt von hinreißendem Zauber.

Im Jahre 1816 lernte Shelley in Mary Godwin, der Tochter des Verfaſſers von Caleb Williams, ein weibliches Weſen kennen, welches fähig war, ihn zu verſtehen und zu lieben. Mary, welche ſpäter durch ihre phantaſievollen, originellen Romane [5] einen vortretenden Rang unter den engliſchen Novelliſtinnen gewann, ward Shelley's Frau und hat ihn durch ihre Liebe und Treue aus ſeiner ſchwermüthigen Reſignation wieder zu neuem Zukunftsglauben erweckt. Sie gingen mitſammen nach der Schweiz und verlebten einen glücklichen Sommer am Genferſee. Hier wurden Shelley und Byron Freunde; manche Sommernacht brachten ſie im regen Austauſch von Ideen und Plänen mit einander in ihrem Boote auf dem See zu und ihr Umgang war für Beide von der bedeutendſten Anregung. Shelley beſchäftigte ſich damals hauptſächlich mit ſeiner Ueberſetzung des Prometheus von Aeſchylos. Auch aus Goethe's Fauſt überſetzte er Bruchſtücke und machte Byron mit dieſer deutſchen Univerſaldichtung bekannt. Bei ſeiner Rückkehr nach England ſollte er Schmerzliches erfahren. Seine frühere Frau gab ſich in einem Anfall von Wahnſinn den Tod. Shelley wollte nun ſeine zwei Kinder aus erſter Ehe zu ſich nehmen, allein der „Radicale", der „Atheiſt" war in den Augen der Hochtories und Hochkirchler nicht würdig, Vater zu ſein. Auf Betreiben des Lordkanzlers Eldon wurde er, als Verfaſſer der Königin Mab, gerichtlich für unfähig erklärt, die Pflichten eines Vaters zu üben, eine Brutalität, die man allenfalls in Rußland, nicht aber in dem „freien" England für möglich halten ſollte[6]. Tiefverwundet zog er ſich in ländliche Einſamkeit zurück und unter den Schatten der Buchenwälder von Becham dichtete er die zwölf Geſänge ſeiner in Spenſerſtanzen geſchriebenen Empörung des Islam (the revolt of Islam[7]).

---

[4] In den folgenden Verſen aus Alaſtor erkennt Jeder den Dichter ſelbſt:

By solemn vision and bright silver dream
His infancy was nurtured. Every sight
And sound from the vast earth and ambient air,
Sent to his heart its choicest impulses.
The fountains of divine philosophy
Fled not his thirsting lips, and all of great,
Or good, or lovely, which the sacred past
In truth or fable consecrates, he felt
And knew.

[5] Frankenstein — Valperga — The last man — Lodore. Frankenſtein oder der moderne Prometheus iſt eine Dichtung von außerordentlicher Kühnheit in Conception und Ausführung. Selten hat ſich eine Frau an einen ſo großen Stoff gewagt und noch ſeltener ihn ſo tüchtig behandelt.

---

[6] Als würdiges Seitenſtück zu dieſer Mißhandlung Shelley's folgende. Als der Dichter im Herbſt 1820 eines Tages auf der Poſt zu Piſa nach Briefen fragte und dabei ſeinen Namen nannte, ſchrie ihn ein Unbekannter an: „Was, Sie ſind der Atheiſt Shelley?" und gab ihm einen Fauſtſchlag auf den Kopf, daß er zu Boden ſtürzte. Der Elende war zu feig, die Folgen dieſer Heldenthat ſtupideſter Beefſteaksnatur abzuwarten, und verließ eilends die Stadt. Shelley reiſte ihm nach, verlor aber in Genua ſeine Spur und erfuhr nur, daß es ein engliſcher Offizier geweſen.

[7] „Dies Gedicht, ſagt Shelley in der Vorrede, iſt ein Verſuch, zu erforſchen, ob in der Seele gebildeter Menſchen die Sehnſucht nach einer beſſeren Einrichtung der Geſellſchaft die Stürme, welche unſer Jahrhundert erſchütterten, überlebt habe. In dieſer Abſicht habe ich eine Erzählung gewählt, in welcher die menſchliche Leidenſchaft in ihrem umfaſſendſten Charakter auftritt. Dieſe Erzählung iſt ausgeſchmückt mit rührenden und romantiſchen Abenteuern und ſie wendet ſich an die allen Menſchenherzen gemeinſamen Sympathien, alle angelernten Vorurtheile und verderbten Einrichtungen verachtend. Mein Gedicht iſt eine Reihe von Gemälden, welche das Wachsthum einer ſtrebſamen, der Sache der Menſchheit ſich widmenden Seele darſtellen, ihren läuternden Einfluß auf die kühnſten Impulſe der Phantaſie, der Sinne und des Verſtandes, ihren Widerſtand gegen jede Tyrannei, ihr Vermögen, die Hoffnung der Völker zu ſtärken und die Menſchen zu erleuchten und beſſer zu machen; ferner die Wirkungen dieſes Vermögens, die Erhebung eines großen Volkes aus Erniedrigung

Im Mai 1818 verließ Shelley mit ſeiner Gattin England auf Nimmerwiederkehr. Geldverlegenheiten, die er ſich durch ſeine unermüdliche Wohlthätigkeit zugezogen, und heftige Bruſtleiden machten es räthlich, ein wärmeres Land aufzuſuchen, wo nicht nach engliſchen Preiſen gerechnet wurde. Er ging durch Frankreich und Savoyen über den Mont Cenis nach Mailand und ſuchte dann Byron in Venedig auf. Das Gedicht Julian und Maddalo gibt ein anmuthiges Bild von dem Zuſammenleben der beiden Dichter in der alten Stadt des heiligen Marcus. Es dauerte aber nicht lange; neues Unglück kam über Shelley. Er verlor raſch hintereinander erſt ſeine Tochter, dann ſeinen Knaben, und unſtät und krank zog er jetzt in Italien umher. In Rom dichtete er ſeinen entfeſſelten Prometheus (Prometheus unbound), ein Hymnus auf die welterlöſende Kraft der Humanität, und das Trauerſpiel die Cenci, deſſen hiſtoriſcher Stoff einer der furchtbarſten iſt, die man ſich denken kann. Ein in Mord und unnatürlichen Laſtern ergrauter Greis mißhandelt ſeine Familie aufs Empörendſte, ſtellt ſeinen Söhnen nach dem Leben, jubelt über ihren Tod, thut ſeiner Tochter Gewalt an, wird endlich, nachdem er alle Bande der Natur frevelhaft zerriſſen, auf Anſtiften der Gemißhandelten ermordet und reißt noch aus dem Grabe herauf all die Seinigen ins Verderben. Man ſollte denken, die viſionäre Poeſie Shelley's wäre vor einem ſolchen Gegenſtand zurückgebebt, aber ſie bemächtigte ſich deſſelben vielmehr energiſch und bewältigte ihn. Sein Trauerſpiel iſt eines der wenigen wahrhaft großen, welche ſeit Shakſpeare in England gedichtet wurden, und der Mittelpunkt des Gedichts, die ſchöne und namenlos unglückliche Beatrice Cenci, erweckt die tiefſte Sympathie. In der Zeit, wo er die Cenci ſchrieb, entſtanden außerdem ſeine

---

und Sklaverei zu dem Gefühl der Freiheit und ſittlicher Würde, den Sturz der Tyrannen und die Enthüllung der religiöſen Täuſchungen, durch welche die Völker eingeſchläfert wurden, die Zufriedenheit ſiegreichen Patriotismus und den Triumph der Philanthropie; dann die tückiſche Rohheit der Söldlinge, das Laſter, nicht als Gegenſtand des Haſſes, ſondern des Mitleids, die Treuloſigkeit der Tyrannen, den Bund der Könige, die Zurückführung der geſtürzten Dynaſtie durch fremde Heere, den Mord der Patrioten, die Folgen legitimer Gewaltherrſchaft: Bürgerkrieg, Hungersnoth, Seuchen, Aberglauben und Vernichtung aller häuslichen Tugenden; den zeitlichen Sieg der Deſpotie, dieſes ſichere Pfand ihres unvermeidlichen Sturzes; endlich die Vergänglichkeit des Irrthums, die Aufhebung der Unwiſſenheit und die Ewigkeit des Genies und der Tugend.“

zwei herben politiſchen Satiren Swellfoot the tyrant und The masque of anarchie, jene veranlaßt durch den ſcandalöſen Scheidungsprozeß, welchen Georg IV. gegen ſeine Gemahlin, die Königin Karoline, einleiten ließ, dieſe hervorgerufen durch die berüchtigte Schlächterei von Mancheſter. Während ſeines Aufenthalts zu Piſa im Jahre 1821 dichtete Shelley, gleich Byron tiefergriffen von der Sache Griechenlands, das von begeiſterter Freiheitslyrik überſtrömende Drama Hellas. In dieſem und dem vorhergehenden Jahr ſchuf er auch ſeine drei vollendetſten lyriſchen Gedichte, die beiden ſchönen Elegien Adonais 8) und Epipſychidion und das ätheriſch zarte Lied von der Sinnpflanze (the sensitive plant).

---

8) Gedichtet auf den Tod des zu früh dahingerafften Dichters und Landsmanns John Keats. In der Reihe von Schattengeſtalten, welche Shelley trauernd an dem Grabe vorüberziehen läßt, hat er in wunderſchönen, in der ganzen Eigenthümlichkeit ſeines Styls geſchriebenen Strophen (31—33) auch die eigene vorgeführt und ſein Loos und Streben gezeichnet: —

Midst others of less note, came one frail Form,
A phantom among men; companionless
As the last cloud of an expiring storm
Whose thunder is its knell; he, as I guess,
Has gazed on Nature's naked loveliness,
Actaeon-like, and now he fled astray
With feeble steps o'er the world's wilderness,
And his own thoughts, along that rugged way,
Pursued, like raging hounds, their father and their prey.

A pard-like Spirit beautiful and swift —
A Love in desolation masked; — a Power
Girt round with weakness; it can scarce uplift
The weight of the superincumbent hour;
It is a dying lamp, a falling shower,
A breaking billow; — even whilst we speak
Is it not broken? On the withering flower
The killing sun smiles brightly: on a cheek
The life can burn in blood, even while the heart may break.

His head was bound with pansies over-blown,
And faded violets, white, and pied, and blue;
And a light spear topped with a cypress cone,
Round whose rude shaft dark ivy-tresses grew
Yet dripping with the forest's noonday dew,

Im April 1822 verließ Shelley mit ſeiner Mary Piſa und bezog die dicht an der Bai von Spezzia gelegene Villa Magni, unweit Lerici. Hier, in ſtiller Abgeſchiedenheit, verbrachte er ſeine meiſte Zeit auf dem Meere. Gemeinſchaftlich mit einem vertrauten Freund, dem Capitain Williams, hatte er ſich in Genua ein Boot bauen laſſen, welches ſie ohne Beihülfe regieren konnten. In dieſem Fahrzeug ſchifften ſie am 1. Juli nach Livorno zu einer Zuſammenkunft mit einem dritten Freund. Nachdem ſie ſich an genanntem Orte und zu Piſa eine Woche aufgehalten, traten ſie die Rückfahrt an. Ein Bekannter verfolgte vom Leuchtthurm zu Livorno herab mit dem Fernrohr die Barke weit ins Meer hinaus. Sie war auf der Höhe von Via Reggio angelangt, als ein plötzlicher Gewitterſturm losbrach. Nachdem er vorüber, ſchaute der Freund ängſtlich nach dem Boot aus; es war verſchwunden. Das Meer, das er ſo ſehr geliebt, hatte Shelley verſchlungen. Einige Tage nachher warf es ſeinen Leichnam an den Strand. Byron kam mit einigen Freunden von Piſa herüber, um dem Todten die letzten Ehren zu erweiſen. Ein auf antike Weiſe geſchmückter Holzſtoß verzehrte Shelley's Ueberreſte. Dann wurde die Aſche geſammelt und in Rom bei der Pyramide des Ceſtius beigeſetzt, wo auch Keats anderthalb Jahre zuvor ſeine Ruheſtätte gefunden*).

Vibrated, as the ever-beating heart
Shook the weak hand that grasp'd it; of that crew
He came the last, neglected and apart;
A herd — abandon'd deer, struck by the hunter's dart.

*) „Wir haben — ſchrieb Byron im Auguſt 1822 an Moore — ſo eben die Leichname von Shelley und Williams an der Seeküſte verbrannt, um ſie fortführen und ordentlich beerdigen zu können. Sie können ſich nicht vorſtellen, was ſolch ein Scheiterhaufen für die Todten auf einer öden Küſte, Berge hinten und vorn die See, und das eigenthümliche Anſehen, das Salz und Weihrauch der Flamme geben, für einen Eindruck macht.“ Und in einem andern Brief an denſelben: „Da iſt alſo wieder ein Mann dahin, den die Welt aus Unwiſſenheit, Rohheit und Bosheit verkannte. Shelley war der beſte und ſelbſtſuchtsloſeſte Menſch von allen, die ich je kennen gelernt, ein Mann, der ſein ganzes Glück und Vermögen für Andere geopfert hat.“ Ein ſchönes Denkmal, das dem Todten und der Zurückgebliebenen gleich ſehr zur Ehre gereicht, hat dem unglücklichen Dichter ſeine Wittwe geſetzt, in den Worten: „Die Einſamkeit, in welcher Shelley lebte, war Urſache, daß nur Wenige ihm näher traten, und ſeine furchtloſe Begeiſterung für das, was er für das Heiligſte auf Erden hielt, die Verbeſſerung des phyſiſchen und moraliſchen Zuſtandes der Menſchheit nam

## 15.

**Gleichzeitige und neuere Strebungen. Dichter und Dichterinnen: Leyden, White, Keats, Elliott, Hunt, Landor, Wolfe, Procter, Barton, Hood, Tennyſon, Felicia Hemans, Letitia Landon, Karoline Norton, Eliſabeth Browning. Das Drama: Maturin, Milman, Shiel, Talfourd, Knowles, Taylor, Browning, Mary Mitford. Die Novelliſtik in ihren verſchiedenen Ausweigungen: Hannah More, Jane Auſten, Hope, Morier, Tralawney, Rowcroft, Lover, Lever, Croker, Carleton, Griffin, Hall, Wilſon, Marryat, Chamier, Glascock, Novelliſtik des high life, Hook, Warren, d'Israeli, Harriet Martineau, Bulwer, Dickens, Thackeray, Currer Bell. Hiſtorik: Malcolm, Napier, Aliſon, Tytler, Turner, Lingard, Hallam, Mackintoſh, Miß Martineau, Macaulay. Parlamentsredner: Canning, O'Connel, Peel, Brougham. Reviews und Reviewers, Literarhiſtorik und Eſſayismus: Jeffrey, Gifford, Hazlitt, Lamb, Miſtreß Jameſon, Collier, d'Israeli d. ä., Shaw, Dunlop, Carlyle.**

Bis hieher konnten wir in Erfüllung unſerer Aufgabe die hiſtoriſch-genetiſche Methode feſthalten, vermöge welcher allein es möglich iſt, die Literarhiſtorie culturgeſchichtlich zu behandeln. Jetzt aber müſſen wir ſie wohl oder übel aufgeben; denn die gegenwärtige Phaſe der engliſchen

---

lich, gab der Verleumdung und dem Haß Veranlaſſung, ihn, gleich anderen Reformatoren, zu verfolgen. Mehr als er war nie ein Menſch bemüht, Alle um ihn her zu beglücken. Die undankbare Welt hat ſeinen Verluſt nicht empfunden, und die Lücke, die er verurſachte, ſchien ſich über ſeinem Andenken nicht weniger ſchnell zu ſchließen, als die mörderiſche See über ſeinem Leben ſich geſchloſſen. In der Zukunft aber wird man es beklagen, daß ſein erhabener (trancendent) Genius unterging, bevor er der Welt ſeine erwählteſten Schätze geoffenbart. Für ſeine Freunde iſt ſein Verluſt unerſetzlich: der Weiſe, der Edle, der Wackere iſt dahin für immer. Er iſt ihnen wie eine lichtſchimmernde Viſion, deren in der Erinnerung zurückgebliebene Stralenſpur alle Wirklichkeiten des Lebens aufwiegt. Seine bloße Gegenwart reichte aus, um, dem Speer Ithuriel's gleich, die Falſchheit deſſen zu enthüllen, was ſeine Feinde der getäuſchten Welt über ihn ins Ohr ziſchelten."

Literatur iſt noch in voller Entwicklung begriffen, bietet alſo kein fertiges Bild dar, um welches ſich die hiſtoriſche Betrachtung als abſchließender Rahmen legen könnte. Die engliſche Literatur in ihrer jüngſten Vergangenheit und Gegenwart ſteht uns an wie ein halbvollendetes Moſaikgemälde: viele Felder innerhalb der nur leiſe angedeuteten Umriſſe deſſelben ſind noch völlig leer, andere zeigen fragmentariſche Bildungen, wieder andere weiſen in ſich fertige Geſtalten und Gruppen von trefflicher Zeichnung und ſchönem Colorit auf, deren Verhältniß zum Ganzen aber noch unbeſtimmt iſt. Wir müſſen dieſes vielfach ganz zuſammenhangsloſe Nebeneinander nehmen, wie es iſt, verzichten zum Voraus darauf, einen Organismus in das noch nicht organiſch Gegliederte hineinzuzwingen, und wollen unſere folgende Betrachtung durchaus nur als eine ſkizzenhafte angeſehen wiſſen.

Seit Byron's Abtreten vom Schauplatz iſt in England keine dichteriſche Perſönlichkeit von überwältigender Größe und Macht aufgetreten. Shelley ſteht nur wie ein weitvorgeſchobener Poſten der Zukunft da und iſt im Ganzen in ſeinem Lande noch immer ein Fremder, wenn auch einzelne Poeten aus ſeiner ſozial-philoſophiſchen Dichtung leicht nachweisbare Inſpirationen ſich geholt. Nachahmer fand Byron wohl, aber keine Nachfolger. Mehr war dies bei Scott der Fall und hat die von ihm gebahnte Heerſtraße des hiſtoriſchen Romans in neuerer Zeit mehrere Erſcheinungen geſehen, welche dem Meiſter ſelbſt nicht mißfallen würden1). Moore's Einfluß auf die Dichtung war ein nicht geringer, ob aber ein günſtiger, iſt ſehr die Frage. Was der naive Ettrickſchäfer von der allzu großen Süßigkeit der Moore'ſchen Poeſie ſagte, findet in verſtärktem Maaße Anwendung auf die Nachahmung derſelben. Die Delicacy und das Lovely waren es, welche, namentlich von dichtenden Frauen cultivirt, ein Anſehen in der Literatur gewannen, welches alle Kraft und Männlichkeit verdrängen zu wollen ſchien. Die anſtandsvolle Haltung, welche im Gegenſatz zu der Skandalwirthſchaft Georg's IV., der Hof unter Wilhelm IV., weit mehr aber noch unter Victoria annahm und zur Faſhion machte, artete vielfach in Geziertheit, in ein bis zur Lächerlichkeit geſteigertes prüdes Weſen aus. Man zwang die Gartenkunſt zur Her-

---

1) Z. B. die Romane Cesar Borgia, Whitefriars, Joanne d'Arc von einem Ungenannten.

vorbringung blauer Roſen und muthete Aehnliches auch der Dichtkunſt zu 2). So kam eine hermaphroditiſche Dichterei auf, die ihr Weſen insbeſondere in den Albums trieb, jedoch auch viel gute Druckerſchwärze und ſchönes Velin vernutzte. Das war ein Girren von Täubchen und ein Gurren von Turteltauben in den Keepſakes. Gegen dieſe faſhionable Unnatur bildete die immer größer werdende Bedeutung der Poeſie Wordsworth's ſicherlich ein heilſames Gegengewicht, denn wenn wir auch die überſtiegene Bewunderung einiger neueren engliſchen Kritiker für dieſen Dichter nicht zu theilen vermögen, ſo muß doch, namentlich der naturloſen Lovely-Dichtung gegenüber, anerkannt werden, daß Natur und geſunde Lebensanſicht in ihm ſind. Einen wirklichen Fortſchritt zu begründen, ſcheint uns freilich die Wordsworth'ſche Poeſie unvermögend: es liegt in ihr vielmehr die Gefahr eines äſthetiſchen Rückſchritts, und zwar deßhalb, weil ſie gegenüber der Byron'ſchen Poeſie der Leidenſchaft wieder zur Reflexion zurückleitet. Nicht aber in dieſer, ſondern eben in der Leidenſchaft beſteht das wahre Weſen der Poeſie.

Im Uebrigen ſtellen wir jetzt alles Generaliſiren ein und beſchränken uns darauf, die vertretenden Geſtalten auf den verſchiedenen Gebieten der Nationalliteratur einzeln vorzuführen, wobei wir genöthigt ſind, die Zeitgenoſſen Scott's und Moore's, der Lakiſten und Byron's mit der jüngeren Autorengeneration zuſammenzuſtellen, weil ſich ein weſentlicher Unterſchied überall nicht ergeben will.

Was die Poeſie, mit Ausſchluß des Drama's und des Romans, angeht, ſo verdienen zunächſt der Balladendichter John Leyden (ſt. 1811) und der Lyriker Henry Kirke White (ſt. 1806) erwähnt zu werden. Beide wurden weggerafft, bevor ihr Talent zur Vollreife gelangt war. Das Nämliche war bei John Keats (1795—1820) der Fall, welcher 1818 mit ſeiner Romanze Endymion hervortrat. Eine mißgünſtige Rezenſion des Gedichts im Quaterly Review ſteigerte die hektiſche Reizbarkeit des Dichters und ſoll an ſeinem frühen Tod mit ſchuld geweſen ſein. Sein zweites größeres Gedicht, Hyperion, erſchien als Fragment. Keats iſt nicht ſo faſt, wie man

---

2) Bei dem Wort Roſen fällt uns eine charakteriſtiſche Anekdote ein, die wir jedoch, obgleich ſie aus guter Quelle ſtammt, nicht verbürgen können. Eines der Hoffräulein der Königin Victoria erſchien eines Tages im Buckinghampalaſt mit einer rothen Roſe am Buſen, mußte aber von der Königin die Zurechtweiſung hinnehmen, das ſei ,,impudique'', da ſich für unverheiratete Damen bloß weiße Roſen geziemten.

ihn genannt hat, ein mythologiſcher, als vielmehr ein myſtiſcher Dichter, der eine ſtarke Verwandtſchaft mit Shelley und mit unſerem Novalis hat. Wie dieſen Beiden, hat ſich auch ihm die Natur in der Herrlichkeit ihrer Nacktheit gezeigt und ihn zu außerordentlich zarten Gemälden und erhabenen Viſionen begeiſtert[3]. Will man einen recht ſtarken Contraſt haben, ſo ſtelle man Keats Ebenezer Elliott (1781 — 1849) gegenüber. Dort Alles zerflatterte Phantaſie, hier Alles ſtraffe Geſinnung. Elliott war Autodidakt und hat als Schmied im Dorfe Masbro bei Sheffield gelebt. Er heißt der Korngeſetzdichter, weil die Gedichtſammlung, womit er 1832 Aufſehen erregte, den Titel Corn-Law-Rhymes führte. Ihr Inhalt war auch hauptſächlich gegen das Korngeſetz von 1815 gerichtet, welches, zum Vortheil der Grundbeſitzer gemacht, den arbeitenden Claſſen das Brot vertheuerte. Elliott iſt durchweg dichteriſcher Volkstribun und verbindet mit tiefem Naturgefühl einen kräftigen und prägnanten Styl. Die Grabſchrift, welche er ſich gedichtet, gibt Geiſt und Form ſeiner Poeſie trefflich wieder[4]. Leigh Hunt

---

[3] Works, Lond. 1841. Life, letters and literary remains of J. K. ed. by R. Monckton Milnes 1848, 2 vols.

[4] Stop, mortal! Here thy brother lies,
The poet of the poor.
His books were rivers, woods, and skies,
The meadow, and the moor;
His teachers were the torn heart's wail,
The tyrant and the slave,
The street, the factory, the jail,
The palace — and the grave!
Sin met thy brother every where!
And is thy brother blamed?
From passion, danger, doubt and care,
He no exemption claim'd,
The meanest thing, earth's feeblest worm,
He fear'd to scorn or hate;
But, honouring in a peasant's form
The equal of the great,
He bless'd the steward, whose wealth makes
The poor man's little more;
Yet loath'd the haughty wretch that takes
From plunder'd labour's store.

(geb. 1784) wird von ſeinen Landsleuten der angenehme (delightful) Dichter genannt und legitimirt ſich als ſolcher durch ſeine poetiſchen Erzählungen The story of Rimini (1816), nach Dante's berühmter Epiſode von Paolo und Francesca (Inferno V, 73—142) bearbeitet[5]), und The Palfrey (1842). Außerdem hat er ſich als Tragöde verſucht (A legend of Florence, 1840), aber am angenehmſten iſt er als Eſſayiſt und Memoirenſchreiber[6]). Walter Savage Landor (geb. 1775) iſt ebenfalls weniger ausgezeichnet als Dichter denn als Proſaiker. Sein epiſches Gedicht Gebir und ſeine dramatiſchen Acts and Scenes machen keine hohen Anſprüche und können dies auch nicht, aber ganz vortrefflich ſind ſeine erdichteten Geſpräche von Autoren, Staatsmännern und Künſtlern, 125 Dialoge, die in ſehr anziehender Form eine ungemeine Vielſeitigkeit von Kenntniſſen und Ideen darlegen[7]). Ein ſonſt wenig bekannter Poet, Charles Wolfe (1791—1823), hat ſich durch ſein meiſterhaftes Gedicht The burial of John Moore, welches man lange Byron zuſchrieb, ein bleibendes Andenken geſtiftet[8]). Bryan Walter Procter

A hand to do, a head to plan,
A heart to feel and dare —
Tell man's worst foes, here lies the man
Who drew them as they are.

5) Deutſch v. Pfizer (Blatt. z. K. d. Lit. d. Ausl. 1836, S. 285 ſq.)

6) Men, women and books, 1847, 2 vols. The town, 1848, 2 vols. The autobiography of L. H: with reminiscences of friends and contemporaries, 1850, 3 vols.

7) Imaginary conversations, 1824. Später bedeutend vermehrt.

8) Not a drum was heard, nor a funeral note,
At his corse to the ramparts we hurried;
Not a soldier discharged his farewell shot
O'er the grave where our hero we buried.

We buried him darkly at dead of night
The sods with our bayonets turning —
By the struggling moonbeam's misty light,
And the lantern dimly burning.

No useless coffin confined his breast,
Nor in sheet nor in shroud we wound him;
But he lay like a warrior taking his rest,
With his martial cloak around him.

Few and short were the prayers we said,
And we spoke not a word of sorrow,

(geb. 1790), bekannter unter ſeinem Dichternamen Barry Cornwall, war ein Schulkamerad Byron's. Die ſchöne poetiſche Erzählung Marcian Colonna (1820), ſeine bedeutendſte Leiſtung in der epiſchen Gattung[9], iſt ziemlich byroniſirend. Seine Miscellaneous poems enthalten gediegene lyriſche Sachen und reich an ſchönen Einzelnheiten ſind auch ſeine Dramatic Scenes und das Trauerſpiel Mirandola. Der Quäker Bernard Barton (geb. 1784) verſtand es, in die Ausſtrömungen ſeiner religiöſen Gefühle manchen zarten lyriſchen Gedanken, manches glückliche Bild zu verweben. Thomas Hood (1798 – 1845) dagegen zeichnete ſich durch ſeinen ſpringenden lyriſchen Humor aus, welcher ihn den alltäglichen Dingen höchſt ergötzliche Seiten abgewinnen ließ. Man leſe nur ſein Scherzgedicht A parental ode to my son, wo die Auslaſſungen väterlicher Zärtlichkeit mit dem Gebahren des ungeberdigen Jungen allerliebſt contraſtiren. Es fehlte ihm aber auch nicht an pathetiſcher Kraft. Zeuge davon ſind ſeine Ballade The dream of Eugene Aram und die beiden wehevollen Romanzen The song of the shirt und The bridge of sighs[10], welche eine außerordentliche Wirkung hervorbrachten

---

But we stedfastly gazed on the face of the dead,
And we bitterly thought of the morrow.

We thought, as we heap'd his narrow bed,
And smooth'd down his lonely pillow,
„That the foe and the stranger would tread o'er his head,
And we far away on the billow!

Lightly they'll talk of the spirit that's gone
And o'er his cold ashes upbraid him;
But nothing he'll reck, if they let him sleep on
In the grave where a Briton has laid him."

But half of our heavy task was done,
When the clock toll'd the hour of retiring;
And we heard by the distant and random gun
That the foe was suddenly firing.

Slowly and sadly we laid him down
From the field of his fame fresh and gory;
We carved not a line, we raised not a stone,
But left him alone with his glory.

[9] Mit Ausnahme ſeines kurzen, aber höchſt energiſchen Gedichte The last day of Tippoo Saib (deutſch v. Freiligrath, engl. Ged. S. 311).

[10] Das Lied vom Hemde und die Seufzerbrücke, deutſch v. Freiligrath (Polit. und ſoziale Ged. I, 26 fg.)

und mehr verhärtete Herzen bewegten als tauſend Predigten. Es hat aber auch nicht bald ein Dichter dem ſozialen Elend ſo die Zunge gelöſt, wie Hood in dieſen zwei herrlichen Gedichten that. Richard Monckton Milnes iſt ein zartſinniger Lyriker, dem in Scherz und Ernſt manches Lied gelang, wird aber an Umfang des Talents und Ruf übertroffen von Alfred Tennyſon (geb. 1810?), welchem nach Southey's Tod die Sinecur des Laureaten zufiel. Seine Romanzen Mariana, Lady Clara Vere de Vere und The miller's daughter wandten ihm 1832 zuerſt eine größere Aufmerkſamkeit zu und verdienten ſie. Dann gab er 1842 ſeine beſten Gedichte in neuer Sammlung. Es iſt Poeſie darin: ſinnvolle, melodiſche, formſchöne Lyrik. Da, wo ſich Tennyſon begnügt, reiner Lyriker zu ſein oder kurze lyriſch-epiſche Schilderungen zu entwerfen — wie er Letzteres in den Gedichten Dora, The lotos-eaters und Godiva[11]) gethan — iſt er wirklich bedeutend. Wenn er aber zu philoſophiren und zu allegoriſiren und zu moraliſiren anfängt, wie in den Gedichten The palace of art, The two voices, The vision of sin, da wird er ſehr unerquicklich, wenigſtens für uns Deutſche, die wir unter Philoſophie etwas ganz Anderes verſtehen als die Engländer und wiſſen, daß die Aufgabe der Poeſie keineswegs die der Moral iſt. Die Engländer, welche ſich von dem Axiom der Zopfzeit, daß die Dichtkunſt dazu da ſei, ergötzend zu belehren, noch immer nicht emanzipiren können, ſtellen freilich von Tennyſon's Gedichten gerade ſolche, wie die zwei Stimmen, am höchſten. Wir unſererſeits geben alle dergleichen verſifizirten Moralpredigten um die einzige Godiva hin. Verſuche in größeren Compoſitionen, wie The princess, in welcher die Frauen über die ihnen geziemende Stellung belehrt werden, ſind Tennyſon nicht gelungen, und daß er, wie Aliſon will[12]), in der engliſchen Poeſie eine neue Ader geöffnet, haben wir trotz der unbefangenſten Prüfung ſeiner Leiſtungen nicht entdecken können.

Unter den Dichterinnen behauptet Felicia Hemans (1794—1835) im Lied und in der Romanze noch immer den Vorrang. Eine ſchönere Weiblichkeit als die, welche aus den ſeelenvollen Gedichten dieſer Frau ſpricht, dürfte kaum in irgend einer Literatur zu finden ſein. Sanfte Schwer-

---

11) Deutſch v. Freiligrath (engl. Ged. S. 382). W. Hertzberg hat Tennyſon's ſämmtliche Gedichte — wenige ausgenommen — überſetzt (Deſſau, 1853).

12) „He has opened a new vein in English poetry," etc. Hist. of Europe from 1815—52, I, 439.

muth, beſchwichtigt durch tiefreligiöſes Hoffen, iſt der Grundton ihrer Lieder, ihre Poeſie ein brechend Herz, ausathmend in Melodien[13]. Die Wärme ihres Colorits, der muſikaliſche Schmelz ihres Rhythmus blieben bei großer Productivität ſtets dieſelben: es iſt eine Diction voll elegiſcher Süße, ohne ſüßlichen Beigeſchmack, wie ihre Melancholie durchaus frei iſt von krankhafter Sentimentalität. Ihre Lieder The song of night, the better land, I dream of all things free, the hour of prayer, the homes of England und viele andere ſind wahre Perlen der engliſchen Lyrik. Es fehlt ihr auch nicht an epiſcher Geſtaltungskraft: jeder Meiſter der Ballade dürfte ſie um ihre Songs of Cid beneiden. Endlich reichte die Phantaſie und Stimmung der Dichterin auch zu größeren Schöpfungen aus, wie ihre beiden Romanzen The Indian town und The forest sanctuary[14] ſchön darthun. Die letztere, das Waldheiligthum, hielt ſie mit Recht für ihr beſtes Werk. In Spenſerſtanzen geſchrieben, ſchildert es in zwei Geſängen das einſame Leben eines Spaniers, der um ſeiner religiöſen Ueberzeugung willen daheim Furchtbares erlebt hat, in den Urwäldern Südamerika's, wo er die Bilder ſeines früheren Lebens an ſeiner Seele vorüberziehen läßt[15]. An Popularität kam der Hemans nur Letitia Eliſabeth Landon (1804—38) gleich, deren tragiſcher Tod durch Gift ein unſeres Wiſſens noch immer unaufgeklärtes Räthſel iſt[16]. Sie hat namentlich in der lyriſch ſich bewegenden Epik viel Schönes hervorgebracht: ihre Improvisatrice, ihr Troubadour, ihr Golden bracelet, ihr Golden violet ſind anmuthige Romanzenkränze, durchhaucht von der ſonnigen Luft Italiens und der Provence, welche Länder die Lieblingsſchauplätze ihrer Dichtung waren. Unter ihren Romanen ſteht Ethel Churchill voran. Karoline Eliſabeth Sarah Norton (geb. 1808), eine Enkelin des berühmten Sheridan, hat in Schickſal[17]) und Styl einige Aehnlichkeit mit dem Dichter des Childe Harold, ſo daß man ſie den weiblichen Byron nannte. Sie debütirte in der Literatur mit dem Idyll The sorrows of Rosalie und wagte ſich dann an einen der großartigſten Stoffe, an die Sage vom ewigen Juden (The undying one, 1837). Größeren Erfolg erlangte ſie mit ihrem Gedicht The dream (1840), in welchem die Entwickelungen eines Frauenlebens mit der Natürlichkeit Wordsworth's und der Kraft Byron's dargeſtellt werden, und mit noch lauterer Bewunderung wurde ihr Child of the islands (1845) aufgenommen, eine ſehr poetiſch durchgeführte Gegenüberſtellung der Höhen und Tiefen des engliſchen Lebens. Der Gedanke, den jungen Prinzen von Wales, denn dieſer iſt unter dem Inſelkind zu verſtehen, zu einem geſellſchaftlichen Typus zu machen, iſt freilich etwas barock. Wir nennen als Liederſängerinnen und Romanzendichterinnen außerdem Mary Howitt, Flora Haſtings, Emmeline Stuart Wortley, Eliſa Cook, Anna Twamley, Miß Jewsbury und verweilen noch einen Augenblick bei Eliſabeth Browning (geb. 1809), der Gattin des gleichnamigen Dichters. Ihr erſtes Werk war das Product einer „for a young Lady“ ſehr achtungswerthen Gelehrſamkeit, eine Ueberſetzung des Aeſchyleiſchen Prometheus. In ihren eigenen Gedichten wandelt ſie faſt ausſchließlich in höheren Sphären und man muß geſtehen, daß ſie ſich, getragen von einem unermüdlichen Enthuſiasmus, heimiſch darin zu bewegen weiß. Ihr Hauptwerk, A drama of exil, iſt eine Viſion in lyriſch-dramatiſcher Form, ein Myſterium, in welchem die Einbuße der Jugendideale des Menſchen an dem Mythus der Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradieſe ſehr ſchön veranſchaulicht wird. Die Eva der Dichterin darf als eine Geſtalt von wahrhaft ätheriſcher Lieblichkeit gerühmt werden.

---

[13] A passion unto music given,
A sweet, yet piercing cry;
A breaking heart's appeal to heaven,
A bright faith's victory.

[14] Deutſch von Freiligrath (engl. Gedichte, S. 3—91. S. 180—181 hat dieſer Ueberſetzungsmeiſter noch andere Hemans'ſche Gedichte übertragen).

[15] Memoirs of Mrs. F. H. by H. F. Chorley, Lond. 1836, 2 vols. Eine Geſammtausgabe der Werke der Dichterin iſt uns noch nicht zu Geſichte gekommen.

[16] Sie heirathete im Juni 1838 George Maclean, Gouverneur von Cap Coast Caſtle, und folgte ihm nach Südafrika. Im October fand man ſie eines Morgens todt in ihrem Zimmer, eine Phiole mit Blauſäure in der Hand. Ihr Mann hatte früher mit einer Schwarzen gelebt, welche ſich noch im Hauſe befand, als die Dichterin daſſelbe als Hausfrau betrat. The life and correspondence of L. E. L. by Blanchard, Lond. 1839, 3 vols.

Die dramatiſche Dichtung Englands theilt in neuerer und neueſter Zeit das Schickſal der deutſchen: ſie iſt in weit höherem Grade eine nur experimentirende als ſchaffende. Obgleich von mimiſchen Talenten erſten Ranges — Kean, Macready, Miß O'Neil — unterſtützt, iſt das neuere engliſche Drama, wenige, ſehr wenige Ausnahmen abgerechnet, über unſicher umhertaſtende Verſuche und hoffnungsvolle Anläufe überall nicht hinausgekommen. Die Dramatiker haben ſelbſt keinen rechten Glauben an ihre Kunſt und deßhalb ſind oft gerade die beſſeren, d. h. die am meiſten dichteriſchen, auf den auch in Deutſchland häufigen Abweg gekommen, ihre Stücke viel weniger für die Bühne als für die Lectüre zu ſchreiben. Kein Wunder alſo, daß uns, wie dieſſeits des Canals, auch jenſeits deſſelben ſo viel dramatiſirte oder vielmehr dialogiſirte Lyrik und Epik geboten wird. Der Tragödien Joanna Baillie's haben wir ſchon früher erwähnt. Sie haben ſich, obgleich ſie nicht ohne Glück den alten Nationalſtyl copirten, keine ſceniſche Wirkſamkeit verſchaffen können. Die überſtiegenen Gewaltſamkeiten, welche Robert Maturin in ſeinem Bertram und ſeinem Manuel vorbrachte, verſchwanden nach kurzem Effect wieder von der Bühne, wo auch die lyriſch auftönenden Bibelſtücke von Henry Milman keinen Boden gewinnen konnten. Die Stücke von Richard Shiel ſind mehr nur leidenſchaftlich entworfene Umriſſe zu Dramen als ſolche ſelbſt und verſtoßen auf allen Seiten gegen die poetiſche Wahrſcheinlichkeit. Thomas Noon Talfourd experimentirte in ſeinen Stücken mit dem griechiſch-antiken Styl. Sein Jon (1834) erwarb ſich große Lobſprüche von Seiten der Kenner helleniſcher Dramatik, aber obwohl er unter Macready's Leitung mit Beifall in Scene ging, ſo konnte ein nachhaltiger Einfluß von dieſem antikiſirenden Verſuch, der mit allen Traditionen des engliſchen Schauſpiels im Widerſpruch ſtand, ſo wenig ausgehen, als von dem gleichnamigen, womit A. W. Schlegel bei uns ſchon 1803 hervorgetreten. Wirklich bühnengerechte und dabei der poetiſchen Weihe keineswegs baare Dramen hat der treffliche Schauſpieler James Sheridan Knowles geliefert. Seine hiſtoriſchen Stücke (Virginius, Gracchus, Alfred) laſſen zwar merken, daß die Kraft des Dichters dieſen Stoffen nicht gewachſen iſt, aber durchweg befriedigend ſind ſeine Luſtſpiele The love chase und The hunchback. Höherer Schwung beſeelt die Tragödien von Henry Taylor, dem die engliſche Kritik den Vorrang unter den Dramatikern der Gegenwart zugeſteht. Er begann mit ſeinem Isaac Comnenus, der ſo ein Held der Blaſirtheit iſt, wie ſie unſer Hebbel ſo ſehr liebt. Das Stück endigt mit einer craſſen Attitüde, nachdem es ſich hamletiſirend durch fünf Acte fortgeſchleppt. Straffer ſind die Charaktere und Motive in Philip van Artevelde gehalten, wenn nur dieſe Straffheit nicht allzuoft den Eindruck machte, als wäre ſie mehr dem Zwang der Reflexion als der frei ſchaffenden Kraft entſprungen. In einem dritten Drama, Edwin the fair, deſſen Held der heilige Dunſtan iſt, hat Taylor den gelungenen Verſuch gemacht, einen aus Heuchelei, Hochmuth und Fanatismus gemiſchten Prieſtercharakter zu zeichnen. Ein viertes Stück, The virgin widow, zerflattert in melodramatiſchen Anläufen. Robert Browning iſt einer von den Poeten, welche ſchlechterdings nicht begreifen wollen, daß das Drama nicht die ihren Gaben entſprechende Form. Er beſitzt Phantaſie, er hat Geiſt, aber keine Idee von dramatiſcher Technik. Er iſt ein philoſophiſcher Dichter, aber wenn von der Bühne herab philoſophirt werden ſoll, ſo muß die Philoſophie in Handlung umgeſetzt werden. Doch gerade das hat Browning nicht zuwegegebracht. Sein Dichten hat viel Aehnlichkeit mit dem Shelley's, allein nie iſt es ihm, wie dieſem in den Cenci, gelungen, an die Stelle viſionärer Zerflatterung plaſtiſche Geſtalten zu ſetzen. Sein Paracelsus (1836) iſt eine Art engliſchen Fauſt's, ein Kind Wordsworth'ſcher Naturphiloſophie und demnach viel frommer als der deutſche. Ein zweites lyriſches Drama, Sordello, iſt nur eine Variation des Fauſtthema's, den Kampf des Genius mit der Noth des Lebens und der trägen Gleichgültigkeit der Menge darſtellend. Auch einige hiſtoriſche Stoffe hat Browning behandelt, mit Vorliebe aber weilt er in metaphyſiſchen Regionen. Dort ſpielen ſeine zwei Dichtungen Christmas eve und Easter day: im Weihnachtsabend disputirt die Metaphyſik ziemlich proſaiſch über Katholicismus und Pantheismus, im Oſtertag ſublimirt ſie ſich zu dünner Märchenphantaſtik[18]. Unter den Tragödien der Miß Mary Mitford gebührt dem Rienzi der Preis, denn er iſt ein bühnengerechtes Stück, mit gut motivirten Effecten und conſequenter Charakteriſtik, in blühender und doch bei der Sache bleibender Sprache geſchrieben. Das Verdienſt dieſer Dame als dramatiſche Dichterin wird indeſſen in Schatten geſtellt durch die Schilderungen, welche ſie vom engliſchen Landleben entworfen hat. Ihre ländlichen Skizzen ſind eine wahre Zierde der Literatur ihres Landes und die Treue und Heiterkeit dieſer Dorfgeſchichtſchreibung hat kaum ihres Gleichen[19].

---

[17]) Sie wurde 1840 nach einem ärgerlichen Prozeß, deſſen Skandal übrigens nicht auf ſie, ſondern auf ihren Gatten fiel, von dieſem geſchieden.

Wie überall, iſt auch in England ſeit den Tagen Defoe's und Richardſon's der Roman der populärſte Zweig der Literatur geblieben. Er iſt für die moderne Geſellſchaft, was der antiken die epiſche Rhapſodie, der mittelalterlichen der Geſang des Troubadours, des Minſtrels und Minneſängers war. Er muß einer Maſſe von Menſchen Schauſpiel, Oper und Concert erſetzen, er iſt das Medium, durch welches die Menge mit der idealen Seite des Lebens in Beziehung geſetzt und erhalten wird. In England hatte nach dem Sinken der Novelliſtik des 18. Jahrhunderts die des neunzehnten durch Scott einen neuen und mächtigen Aufſchwung gewonnen. So lange der Zauberſtab in ſeiner Hand ſich regte, mußten vor der hiſtoriſchen Romantik alle andern Richtungen weit zurücktreten. Selbſt die ſonſt ſo beliebten Predigtromane, womit Hannah More etliche zwanzig enggedruckte Bände füllte, wie die utilitariſchen Moralromane von Jane Auſten konnten gegen die Waverley-Novellen nicht Stich halten. Als aber Scott's Manier in den Werken ſeiner Nachahmer — wir haben die beſſeren weiter oben angeführt — ſich verflachte, verlangte das Publicum nach Abwechſelung und es fanden ſich Autoren genug, dieſes Verlangen zu befriedigen. Ein weites Feld gewann ſich zunächſt der geographiſche und ethnographiſche Roman, unterſtützt durch eine ausgezeichnete Reiſeliteratur, von deren trefflichſten Bürgern wir hier nur Baſil Hall und den berühmten Biſchof von Calcutta, Reginald Heber, namhaft machen wollen. Wie ihrem Handel, ſo machten die Engländer auch ihrer Novelliſtik alle Zonen tributpflichtig. Thomas Hope wies mit ſeinem meiſterhaften Roman Anastasius (1819) die Bahn nach dem Orient, auf welcher ihm Viele nachfolgten. James Morier ſchilderte in ſeinen Romanen (Hajji Baba, Zohrab, Ayesha) das öffentliche und häusliche Leben Perſiens und Kurdiſtans; Trelawney entrollte in ſeiner unübertroffenen Memoiren-Novelle Adventures of a younger son das farbenglühende Gemälde einer hochromantiſchen Abenteurerlaufbahn in den Meeren und auf den Inſeln Oſtindiens. Charles Rowcroft brachte aus Auſtralien in ſeinen Tales of the colonies Bilder einer werdenden Geſellſchaft[20]. Auch in nächſter Nähe, in Irland, gab es noch immer Zuſtände, welche ſich der Mühe novelliſtiſcher Ausbeutung verlohnten, und ſo haben Samuel Lover, Charles Lever, Crofton Croker, William Carleton, Gerald Griffin und Miſtreß Hall in Romanen und Skizzen die Eigenthümlichkeiten der

---

[18] Poems by R. B. Lond. 1849, 2 vols.

[19] Our village, sketches of rural character and scenery, Lond. 1824—32, 5 vols.

---

[20] Von allen den genannten ethnographiſchen Romanen exiſtiren deutſche Ueberſetzungen. Ueberhaupt iſt jeder nur einigermaßen leſenswerthe engliſche Roman verdeutſcht und ſind es auch viele nicht leſenswerthe.

Smaragdinſel allſeitig zur Anſchauung gebracht. Den Seeroman ſahen die Engländer, ſeit ihn der Amerikaner Cooper wieder aufgefriſcht, für eine ihnen recht eigentlich zuſtehende Domäne an, welche Wilſon — nicht zu verwechſeln mit dem gleichnamigen Lakiſten — Marryat, Chamier, Glascock und Andere fleißig bewirthſchafteten. Wilſon's Schiffstagebuch (Tom Cringle's log) enthält von allen dieſen Romanen am meiſten Meer- und Schiffspoeſie. Marryat's niederländiſch treue Zeichnungen des Seelebens ſind zwar ſehr populär geworden, bei Licht betrachtet iſt aber der gute Capitän deſſenungeachtet ein recht proſaiſcher Theer, deſſen maritimer Realismus nur ſelten einen Hauch von Poeſie in ſeinen Segeln auffängt. Die Engländer jeden Standes ſind bekanntlich ſehr begierig nach Neuigkeiten aus den Kreiſen des high life. Ihre Zeitungen haben immer eine oder mehrere Spalten übrig für Beſchreibungen aus dem vornehmen Modeleben und nicht nur adelige und bürgerliche Blauſtrümpfe, wie Lady Bleſſington, Miſtreß Trollope, Miſtreß Gore und Miſtreß Marſh, ſondern auch männliche Dilettanten, wie Liſter, Ward und Lord Mulgrave, haben mit größerem oder geringerem Geſchick dergleichen Modenovellen geſchrieben, Plaudereien, die mit dem Tage kommen und wieder verſchwinden. Der Stadtgeſchichtenerzähler par excellence aber iſt Theodor Hook, der, heimiſch in den faſhionablen Quartieren Londons, wie im Haus des City-Millionärs, die Verſchrobenheiten und Nichtigkeiten modiſchen Lebens mit gewandter Feder portraitirte. Mehr pſychologiſche Tiefe entwickelte Samuel Warren, der Verfaſſer des berühmten Tagebuchs eines Arztes (Passages from the diary of a late physician), welcher ſich aber die Wirkung ſeines größeren Romans, Zehntauſend Pfund Renten, durch unmäßige Weitſchweifigkeit und gehäſſigen Toryismus verdorben hat. Noch abſichtlicher tritt die Tendenz in den Romanen des bekannten toryſtiſchen Staatsmanns und Parlamentsredners Benjamin d'Israeli hervor. Seine Reiſenovelle Vivian Grey und ſein ganz formloſes Revolutionary Epic gingen ziemlich unbeachtet vorüber. Dagegen erregte ſein Roman Coningsby (1844) großes Aufſehen. Derſelbe gibt eine novelliſtiſche Darlegung der Grundſätze des Jungen Englands, welche man aber nicht für gleichbedeutend mit denen des Jungen Deutſchlands, Italiens und Frankreichs verwechſeln darf. Coningsby und die folgenden Romane d'Israeli's, Sibyl und Tancred, fordern freilich ebenfalls eine ſoziale Reform, aber ſie wollen Behufs derſelben die Geſellſchaft ganz einfach auf den Sinai und Calvarienberg zurückgeführt wiſſen, und wenn man die kunterbunte jungengliſche Phraſeologie dieſer Bücher bei Seite ſchiebt, ſo findet man darunter nicht mehr und nicht weniger als die altariſtokratiſche Fiction von antediluvianiſch-patriarchaliſchen Zuſtänden. Miß Harriet Martineau wendet in ihren Tendenzromanen nicht ſo viel Rauſchgold und künſtliche Blumen auf, wie d'Israeli. Sie geht geraden Wegs auf ihr Ziel los, vermittelſt einfachen Erzählungen den Leuten dieſe oder jene nationalökonomiſche Frage klar zu machen (Illustrations of political economy). Poeſie muß man übrigens bei dieſer ſcharfrechnenden Dame nicht ſuchen, nicht einmal Unterhaltung. Sie iſt mit eiſernem Fleiß in die Myſterien des Soll und Haben der politiſchen Oekonomie eingedrungen, allein ihren ſpröden Stoff poetiſch flüſſig zu machen, das hat ſie keineswegs verſtanden.

Der hiſtoriſche Roman ſtand noch in früchtereichem Nachſommer, als ihm in dem wiedererweckten Sittenroman ein Nebenbuhler um die Gunſt des Publicums an die Seite trat, welcher jetzt das Feld behauptet. Bulwer und Dickens haben den engliſchen Familien- und Sittenroman da, wo ihn Fielding, Smollet und Goldſmith ſtehen gelaſſen, wieder aufgenommen und neuerdings zu Ehren gebracht. Edward George Lytton Bulwer (geb. 1803) iſt in Deutſchland faſt populärer als in ſeinem Heimatland[21]. Die metriſchen Verſuche, womit er debütirte, fanden wenig Beachtung, aber ſein Roman Pelham (1828) wandte ihm die allgemeine Aufmerkſamkeit zu. Er hat ſie durch eine Reihe von 19 Romanen zu beſchäftigen und zu verdienen gewußt. Seine Compoſitionen ſind mit überlegenem Verſtand entworfen und mit einer poetiſchen Feder ausgeführt. Umfaſſende Menſchenkenntniß, feine Pſychologie, ungemeine Kunſt der Gruppirung und geiſtreicher Dialog vereinigen ſich, ſeinen Werken einen bleibenden Werth zu verleihen. An Reichthum der Charaktere ſteht er blos Walter Scott nach, an lebendiger und ſpannender Darſtellungsgabe keinem Erzähler. Am ſchwächſten iſt er da, wo er, wie in den Pilgern des Rheins, den engliſch-realiſtiſchen Boden verlaſſen und ſich in deutſch-idealiſtiſche Sphären erheben will. Man glaubt da hundert Centner Plumpuddings an ſeinen Füßen hängen zu ſehen. Auch ſeine hiſtoriſchen Romane — die letzten Tage von Pompeji, Rienzi, der letzte Baron, Harold — ſind nur Moſaik, dem man oft die mühſame Arbeit anmerkt. Dagegen aber findet das Lob ſeiner bezeichneten Vorzüge in vollſtem Maaße Anwendung auf ſeine Romane aus dem Leben der engliſchen Geſellſchaft älterer und neuerer Zeit. Pelham, der Verſtoßene, Clifford, Aram, Maltravers, Alice, Nacht und Morgen ſind Schöpfungen, welche der Literatur jedes Volkes zur Ehre gereichen würden[22]). Charles Dickens (geb. 1812), zuerſt berühmt unter dem Namen Boz, unter welchem er ſeine Sketches of London (1831 — 37) ſchrieb, gab der Welt eine Reihe jener poetiſchen Typen, die ſich unverwiſchbar dem Gedächtniß einprägen und, wo ſie erſcheinen, Behagen und Heiterkeit um ſich verbreiten. Ein ſolcher Typus iſt Mr. Pickwick, der Held der Pickwick papers (1837), welcher auf Schritt und Tritt eine Geſellſchaft von originellen Charakteren aus den mittleren und unteren Volksſchichten um ſich verſammelt. In ſeinen zwei folgenden Romanen, Nikolas Nickleby und Oliver Twiſt, plaidirte Dickens für die Armen und Vernachläſſigten gegen die Reichen und Privilegirten. Aber er that es als Dichter, indem er die düſteren Schlagſchatten, welche das Leben der genießenden Claſſen auf das der arbeitenden und darbenden wirft, zwar in voller Schärfe hervortreten ließ, jedoch zugleich auch die Möglichkeit einer Verſöhnung ſtatuirte. Ein weiterer Roman, Maſter Humphrey's Wanduhr, leidet an Weitſchweifigkeit und Ueberſteigerung der Charakteriſtik. Dickens liebt es zu ſehr, ſolche Figuren zu zeichnen, welche die Franzoſen chargirte nennen. Das Groteske geht da oft ins Geſchmackloſe über. Eine andere ſeiner Lieblingsneigungen iſt die Darſtellung von Charakteren, die zwiſchen Blödſinn und ſomnambüler Genialität ſchwanken. In ſeinem

---

[21] Das ſollte man freilich nicht glauben, wenn man den Contract anſieht, welchen Bulwer 1853 mit dem Buchhändler Routledge abſchloß. Er überließ dieſem das Verlagsrecht von 19 Romanen, für welche alle er bei ihrem einzelnen Erſcheinen ſchon beträchtliches Honorar erhalten, auf 10 Jahre. Dafür erhielt er 20,000 Pfund. Und nicht nur fällt ihm nach dieſer Zeit das Eigenthumsrecht wieder zu, ſondern er hat auch das Recht, inzwiſchen eine koſtſpieligere Ausgabe der in Frage ſtehenden Werke zu veranſtalten, weil der genannte Buchhändler nur berechtigt iſt, dieſelben in zwei beſtimmten wohlfeilen Ausgaben zu drucken.

---

22) Bulwer hat ſich neben der Novelliſtik bekanntlich auch dem Theater zugewendet und einige hiſtoriſche Stoffe in der Manier des franzöſiſchen Converſationsſtücks behandelt. Außerdem gab er die treffliche Schilderung von engliſchem Land und Volk: England and the English und die hiſtoriſche Betrachtung: Athens, its rise and fall. Sein Bruder, Henry Bulwer, ſchrieb: France, social, literary, political, welches Buch man als ein ſehr gelungenes Seitenſtück zu „England und die Engländer“ betrachten kann.

Barnaby Rudge hat er eine Geſtalt dieſer Art ſogar zum Helden eines hiſtoriſchen Romans gemacht, in welchem freilich die Hiſtorie nur ſo nebenher läuft. Drei neuere Romane von Dickens, Dombey, David Copperfield und Bleak Houſe, ſind wieder in ſeiner beſten Manier geſchrieben. Namentlich im Copperfield ſpielt Dickens' Humor in den reichſten Farben, erweiſt die draſtiſche Kraft Smollet's und ſtreift an die Laune Sterne's. Von Weihnachten 1843 an bis 1847 beſcheerte er ſein Publicum alljährlich zu der bezeichneten Zeit mit einer allerliebſten Märchen-Novelle und 1850 gründete er die Zeitſchrift The household words, worin ſoziale Probleme in novelliſtiſcher oder ſonſt populärer Form abgehandelt werden. Wie hier, ſo hat Dickens überhaupt praktiſche Ziele im Auge, und er weiß ſie zu erreichen. Die Bolzen ſeiner Satire haben ſchon manches für unangreifbar gehaltenes Vorurtheil, manchen wohlverſteckten Mißbrauch ins Herz getroffen und ſeine Wirkſamkeit gehört zu den wohlthätigſten, die je ein Schriftſteller geübt. Zu Bulwer und Dickens hat ſich ein dritter Meiſter des Sittenromans geſellt, William Makepeace Thackeray (geb. 1810). Seine zwei Romane Vanity fair (1847) und The history of Arthur Pendennis (1851) berechtigen ihn, in die erſte Linie geſtellt zu werden. Es iſt eine wahrhaft diaboliſche Kauſtik der Satire in dieſen Büchern. Aber die Kraft des Autors ſcheint keine nachhaltige zu ſein, denn ſeine dritte Novelle, The history of Henry Esmond, vermag mit ihrer erkünſtelten Form — ſie ſucht den Styl des Zeitalters der Königin Anna nachzuahmen — den Mangel des Inhalts an Neuheit der Charaktere und Situationen durchaus nicht zu erſetzen. Endlich muß den vielen weiblichen Autoren Englands, deren wir ſchon zu erwähnen Gelegenheit hatten, noch ein ganz ausgezeichneter angereiht werden, nämlich Currer Bell (Miß Bronte'), die mit der Novelle Jane Eyre ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn ſo glänzend eröffnet hat.

Wenn die novelliſtiſche Proſa Englands im 19. Jahrhundert mit vollen Ehren neben der des achtzehnten ſtehen kann, ſo darf das ſicherlich auch von der hiſtoriſchen geſagt werden. Wir waren in den vorſtehenden Abſchnitten ſchon öfters veranlaßt, ausgezeichneter hiſtoriſcher und biographiſcher Arbeiten zu erwähnen, und gedenken jetzt noch der vorragendſten neuern Datums. Es gehören dazu die History of Persia (1815) von John Malcolm, die History of the war in the peninsula (1834 — 36) von W. F. P. Napier und Archibald Aliſon's History of Europe von 1789 — 1815, ein Werk, deſſen geſchichtlicher Gehalt und kräftig maleriſcher Styl über die toryſtiſchen Schrullen des Verfaſſers hinwegſehen läßt 23). Ausgezeichnete Kräfte widmeten ſich der nationalen Geſchichte. Chalmers, Pinkerton und Andere unterzogen ſich jenen Mühſalen antiquariſcher Forſchungen, auf deren Reſultaten allein, als auf einem ſoliden Fundamente, die wahre Geſchichtſchreibung ſich erheben kann. Tytler lieferte eine umfaſſende Geſchichte von Schottland, Turner und Lingard bearbeiteten ebenſo umfaſſend die von England, jener freilich mehr ſchwerfälliger Gelehrter als hiſtoriſcher Styliſt, dieſer mehr ein gewandter und beredter Advokat des Katholicismus, als dem Hiſtoriker zu ſein anſteht, gleichviel ob er für dieſe oder jene Confeſſion plaidire. Sir James Mackintoſh machte ſich zuerſt durch ſeine gegen Burke's Sophiſtereien gerichtete Defence of the French revolution (1791) berühmt und war einer der angeſehenſten Publiziſten und Parlamentsredner ſeiner Zeit. Er beabſichtigte auch, eine Geſchichte Englands zu ſchreiben, zu welcher der in Lardner's Cyklopädie erſchienene Abriß derſelben nur eine Vorübung ſein ſollte. Der Plan kam nicht zur Ausführung und auch Mackintoſh's History of the revolution in 1688 mußte nach ſeinem 1832 erfolgten Tode von fremder Hand vollendet werden. Henry Hallam hat die allgemeine Geſchichte, die ſeines Landes und die der Literatur gleichmäßig bereichert: die erſte durch ſein Buch The state of Europe during the middle-ages (1818), die zweite durch ſeine Constitutional history of England (1828), die dritte durch ſeine Introduction to the literature of Europe in the 15th, 16th and 17th centuries (1837). In gemeinfaßlichem Ton und belebter Darſtellung hat Thomas Keightley die engliſche Geſchichte von ihren Anfängen bis zur Throngelangung Victoria's erzählt 24). Miß Martineau, die Tendenznovelliſtin, ſtellte ſich in ihrer History of England during the thirty years' peace 25) die Aufgabe, in und durch Darſtellung der Geſchichte ihres Landes von 1816 — 46 den Beweis zu führen, daß vermittelſt der politiſchen Reformen, welche in dieſer Zeit der Liberalismus dem Torythum abzwang, im Grunde für das Volk in materieller und ideeller Hinſicht blutwenig geſchehen ſei. Zu dieſem Zwecke beſchäftigt ſie ſich mit der politiſchen

---

23) Aliſon's Werk erſchien in 14 Bänden 1833 — 42. L. Meyer lieferte eine abkürzende Ueberſetzung (Lpzg. 1842 fg.). Im Jahr 1852 ließ Aliſon den 1. Band einer Fortſetzung erſcheinen.

24) Hist. of E. 1840, 3 vols. Deutſch v. Demmler, Hamb. 1846.

25) Lond. 1849 — 50, 2 vols. Deutſch v. Bergius, Berl. 1853.

Geſchichte nur nebenbei und wendet das Hauptaugenmerk den ökonomiſchen Zuſtänden des Landes zu. Die Darlegung derſelben iſt ſo, wie ſie ſich von einer Schriftſtellerin erwarten ließ, welche nationalökonomiſche Unterſuchungen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Allein ihrem Styl haftet etwas abſtract Farbloſes an, welches allen gewiſſenhaften Zahlenbeweiſen zum Trotz die Wirkung ihrer Argumente ſchwächt, und nur in ſehr ſeltenen Fällen — wir werden weiter unten einen anführen — weiß ſie die Adern ihrer Erzählung von poetiſchen Säften ſchwellen zu laſſen, wie dies dem hiſtoriſchen Styl ſo wohl anſteht. Welche Wirkungen damit erreicht werden, haben die großen Geſchichtſchreiber des Alterthums gezeigt und zeigte in unſeren Tagen Thomas Babington Macaulay (geb. 1800 zu London). Auf dem Continent erſt durch ſein großes Geſchichtswerk bekannter geworden, war er, in Indien und England mit hohen Staatsämtern bekleidet und zugleich einer der angeſehenſten Parlamentsredner[26]), daheim auch als Autor ſchon längſt berühmt. Auf ſeine poetiſchen Verſuche zwar (Lays of ancient Rome) vermögen wir kein Gewicht zu legen, aber als Eſſayiſt ſcheint er uns kaum ſeines Gleichen zu haben. Seine kritiſchen, hiſtoriſchen und biographiſchen Abhandlungen, welche das Edinburgh Review ſeit 1825 zierten, ſind 1843 in drei Bänden geſammelt worden. Sie liegen dem deutſchen Leſer in zwei Ueberſetzungen vor[27]) und haben wir ſchon mehrfach davon Notiz genommen. Das Verfahren Macaulay's als Kritiker iſt ganz eigenthümlich. Er nimmt ein gutes oder auch ein ſchlechtes Buch über irgend einen bedeutenden Menſchen oder Gegenſtand zur Hand und ſeine Beſprechung deſſelben geſtaltet ſich zu einem ſelbſtſtändigen hiſtoriſchen oder biographiſchen Kunſtwerk. Solche vollendet ſchöne Cabinetsſtücke der Hiſtorik ſind ſeine Eſſays über Milton, Addiſon, Macchiavelli, Robert Walpole, Pitt, Warren Haſtings. Die Darſtellung des Prozeßverfahrens gegen den Letztgenannten ſteht in ihrer plaſtiſchen Pracht ganz einzig da. Im Jahre 1848 erſchienen die beiden erſten Bände von Macaulay's History of England from the accession of James the Second[28]), eingeleitet durch eine überſichtliche Re-

---

26) Seine Speeches wurden 1853 in 2 Bänden geſammelt. Deutſch von Steger, 1854.

27) Deutſch v. Bülau und von Steger.

28) Es exiſtiren nicht weniger als vier Ueberſetzungen: von Bülau, Paret, Lemcke und Beſeler.

trachtung der Entwicklung engliſcher Nationalität und Verfaſſung. Dieſes Geſchichtswerk hat den Namen ſeines Verfaſſers in der ganzen civiliſirten Welt populär gemacht und namentlich uns Deutſche ſchmerzlich empfinden laſſen, daß wir in unſerer unermeßlich reichen Literatur ein ſolches Werk nicht beſitzen[29]. Es iſt wahr, der engliſche Hiſtoriker hat vor dem deutſchen die bedeutendſten Vortheile voraus. Er hat als Mittelpunkt ſeiner Forſchung und Erzählung eine Hauptſtadt, in welcher ſich das politiſche, religiöſe, literariſche und ſoziale Leben in ſeinen Entſcheidung gebenden Aeußerungen concentrirt. Seine Unterſuchung der Quellen wird ihm von Staatswegen und von Privaten auf alle Weiſe erleichtert, während bei uns eine armſelige Geheimnißthuerei mit armſeligen Geheimniſſen den Zutritt zu den Archiven meiſt nur Solchen geſtattet, von welchen zu erwarten ſteht, daß ſie die Geſchichte hofhiſtoriographiſch ſchminken, maskiren oder verſchweigen. Endlich hat der Engländer, während der Deutſche mit Territorialgeſchichten, die viel mehr einen deprimirenden als erhebenden Eindruck machen, ſich abquälen muß, eine Nationalgeſchichte zu ſchreiben, welche ihn mit einem Gefühle des Stolzes erfüllen muß, wie es nur ein Bürger Roms in den beſten Zeiten der Republik hegen konnte. Man muß aber geſtehen, daß kein engliſcher Geſchichtſchreiber dieſer Vortheile ſich ſo meiſterhaft zu bedienen verſtand, wie Macaulay. Sein Buch bringt uns den Verlauf der engliſchen Geſchichte zu greifbarer Anſchauung. Mit dem Individualiſirungsvermögen und der Geſtaltungskraft Walter Scott's ausgeſtattet, läßt er die engliſche Geſellſchaft in ihren verſchiedenen Abſtufungen und ihrer hiſtoriſchen Entwicklung vor uns reden und handeln, leiden und kämpfen, intriguiren und beten, ja, wir möchten ſagen eſſen und trinken. Da leibt und lebt Alles, wir werden mit geſchichtlichen Motiven des Genaueſten, mit geſchichtlichen Perſönlichkeiten bis in ihre innerſten Herzensfalten bekannt. Die Gruppirung des Stoffs, die Harmonie von Licht und Schatten in der Darſtellung, die lebenswarme, oft pompöſe und immer friſche Diction:

---

[29] Ich ſage nicht in Beziehung auf Schärfe und Umſicht der Forſchung, denn da ließe ſich von Spittler an eine ganze Reihe deutſcher Hiſtoriker anführen, welche Macaulay zum Wenigſten das Gleichgewicht halten, — ſondern hinſichtlich der Form. Ich wüßte in unſerer hiſtoriſchen Literatur kein Buch, welches eine äſthetiſche Befriedigung gewährte, wie das Macaulay'ſche, wenn nicht etwa der 1. Band von Eduard Arnd's Geſchichte des Urſprungs und der Entwicklung des franzöſiſchen Volkes (Lpzg. 1844).

dies Alles erregt ein äſthetiſches Behagen, welches noch dadurch vermehrt wird, daß man überall fühlt, hier ſpreche kein herz- und blutloſer Diplomat, ſondern ein patriotiſcher, vielerfahrener Staatsmann. Daß Macaulay ein ſtandhafter Whig, daß er von inniger Pietät gegen die Männer erfüllt iſt, welche in den Tagen der Stuarts für „die alte gute Sache" Leib und Leben wagten, mag bloß bei Solchen Anſtoß erregen, welche den Despotismus für die einzige mögliche Staatsform halten. Allerdings, über die Traditionen des Whigismus reicht Macaulay's Ideenkreis kaum hinaus; allein er weiß die unzweifelhaft großen und noch immer fruchtbaren Gedanken der Partei, zu welcher er zählt, in ſo vielſeitiger Beleuchtung zu zeigen, daß die Betrachtungen und Maximen, mit welchen ſein Werk durchflochten iſt, ihres Eindrucks nie verfehlen [30].

Wir erwähnten, daß Macaulay auch den beſten Parlamentsrednern beizurechnen ſei, welche England in neuerer Zeit hervorgebracht. Es waren deren nicht wenige, aber wir müſſen uns darauf beſchränken, die berühmteſten zu nennen. Es ſind Charles Grey, der „Vater der Reform"; George Canning (1770—1827), der erlauchte Plebejer, der erleuchtete Bekämpfer der Heiligen-Allianz-Politik, mit deſſen Miniſterſchaft das engliſche Staatsleben wieder eine entſchiedene Wendung zu den Prinzipien der Freiheit nahm[31]; Daniel O'Connel (1774 — 1847), der große Dan, „the great agitator" von Irland, die Haupttriebfeder der Katholiken-Emanzipation[32]; Robert Peel (1788 — 1850), welcher als Führer der Tories von der Unwiderſtehlichkeit der öffentlichen Meinung gezwungen wurde, durch Aufhebung der Kornzölle dem alten Toryſthum den Todesſtoß zu geben; Francis Burdett (geb. 1770), deſſen Charakter und Redekunſt in Chamäleonsfarben ſpielten; Henry Brougham (geb. 1779), der überall, wo es die Sache des Rechtes und Volkes galt, dieſelbe mit der Beredtſamkeit eines Demoſthenes und mit faſt ſüdlichem Feuer geführt hat[33]. Dieſen haben neueſtens von

---

[30] Um ein Beiſpiel anzuführen: in der folgenden Stelle (H. of E. edit. Tauchn. II., 95) iſt der Gedanke nicht neu, aber ſicherlich iſt er noch nie in einer ſo, ich möchte ſagen, praktiſchen Form geäußert worden.

A politician driven into banishment by a hostile faction generally sees the society which he has quitted through a false medium. Every object is distorted and discoloured by his regrets, his longings, and his resentments. Every little discontent appears to him to portend a revolution. Every riot is a rebellion. He cannot be convinced that his country does not pine for him as much as he pines for his country. He imagines that all his old associates, who still dwell at their homes and enjoy their estates, are tormented by the same feelings which make life a burden to himself. The longer his expatriation, the greater does this hallucination become. The lapse of time, which cools the ardour of the friends whom he has left behind, inflames his. Every month his impatience to revisit his native land increases, and every month his native land remembers and misses him less. This delusion becomes almost a madness when many exiles who suffer in the same cause herd together on a foreign shore. Their chief employment is to talk of what they once were, and of what they may yet be, to goad each other into animosity against the common enemy, to feed each other with extravagant hopes of victory and revenge. Thus they become ripe for enterprises which would at once be pronounced hopeless by any man whose passions had not deprived him of the power of calculating chances.

---

[31] Sehr ſchön ſagt Harriet Martineau in ihrer Geſchichte Englands (Bd. 1, S. 149 d. d. Ueberſ.) über Geiſt und Form von Canning's Beredtſamkeit: „Niemals durchflogen die Feuer der weſtlichen Wälder (Amerika's) die Wildniſſe herrlicher als die Reden Canning's die politiſchen Wildniſſe Europa's bei der tiefen Nacht der heiligen Allianz. In dieſen weſtlichen Wildniſſen zittern die nicht daran Gewöhnten und Furchtſamen und ſchreien auf und halten ſich zuſammen, wenn ſie die ſich verbreitenden Flammen ſehen und den Sturz und das Krachen hören, und denken an die Brandverheerungen, die ſie morgen ſehen werden. Doch der kühne Mann erfreut ſich des Anblicks, erfreut ſich der ſich ausbreitenden Gluten, welche Verdorbenes und Anbrüchiges ergreifen, um es in Unverdorbenes und Befruchtendes umzuwandeln. Und ſo war es auch, wenn die Suade Canning's im britiſchen Parlament ſich über Europa verbreitete und zündete, wohin ſie kam. Sie war verhaßt und ſchrecklich den Despoten, weil ſie ihre Täuſchungen angriff und ihre Falſchheiten vernichtete und ihre veralteten Dogmen zu Aſche machte, woraus neue Meinungen hervorwachſen ſollten."

[32] O'Connel wußte ſelbſt jene barocken Redensarten, welche unter dem Namen der Irish bulls weltbekannt ſind, höchſt glücklich anzuwenden. Seine Beredtſamkeit war vielleicht nie poetiſcher, als damals, wo er mitten in der Erbitterung parlamentariſchen Kampfes ſeinem Gegner Lord Stanley, der zu ihm geſagt: „Ich liebe Irland ſo gut als Ihr" — die Erwiederung gab: „Ich lege meiner Zunge Zügel an — ich will kein kränkendes Wort mehr gegen Euch ausſprechen. Wer Irland liebt, kann mich nicht haſſen. — Laßt unſere Herzen ſich die Hände ſchütteln!"

[33] Brougham's äußerliches Gebahren als Redner hatte oft Etwas von der theatraliſchen Action der Franzoſen, denen er ſehr zugethan iſt. Als er im Oberhaus ſeine berühmte Rede über Parlamentsreform mit der feierlichen Beſchwörung ſchloß: „By all you hold most dear, by all the ties that bind every one of us to our common order and our common country, I solemnly adjure you, warn you, I implore you, yea, on my bended knees, I supplicate you — reject not this bill!" bog er wirklich ſein Knie auf den Wollſack nieder. Brougham iſt auch ein ausgezeichneter Publiziſt, wie beſonders ſeine Political philosophy (1842—44) und ſeine Historical sketches of statesmen in the reign of George III (1842—43) darthun.

Seiten der Whigs Lord John Ruſſel und Lord Palmerſton, von Seiten der Tories der ſchon früher berührte D'Israeli und Lord Derby nachgeeifert.

Die Kritik ſpielt in der modernen Literatur überall eine große Rolle. Sie iſt nicht mehr darauf beſchränkt, in Sachen des Geſchmacks oder der Gelehrſamkeit ihr Urtheil abzugeben, ſondern ſie hat, die Kreiſe ihrer Wirkſamkeit erweiternd, die höhere Aufgabe übernommen, zwiſchen der Literatur und dem ſozialen und politiſchen Leben die Vermittlerin zu machen. In England ſchuf ſie ſich in den verſchiedenen Reviews und Magazines, welche ſeit Anfang unſeres Jahrhunderts aufkamen, Organe, wie ſie der Solidität und Großartigkeit des dortigen literariſchen Lebens entſprechen. Die Leiter dieſer Zeitſchriften, die Reviewers und Magaziners, waren und ſind in der Literatur ſehr gewichtige Leute. Es iſt auch, wenn wir Byron und Shelley ausnehmen, unter den bedeutendſten engliſchen Autoren der Neuzeit kaum Einer, welcher nicht Artikel in dieſes oder jenes Review geliefert hätte. Das älteſte derſelben iſt das Edinburgh Review, gegründet 1802 und in ſeiner glänzendſten Periode, d. h. bis gegen 1830 hin, von Francis Jeffrey redigirt, deſſen Sarkasmen die Dichterlinge nicht weniger fürchteten als die politiſch Angeklagten unter Jakob II. die Richterſprüche ſeines Namensvetters, des Lordkanzlers Jeffreys. Der Edinburger Zeitſchrift gegenüber, als einem Organ der Whigs, wurde 1809 das toryſtiſche Quaterly Review geſtiftet und bis 1824 durch William Gifford ſehr talentvoll geleitet. Im Jahre 1825 begann das Weſtminſter Review zu erſcheinen, hauptſächlich zur Verbreitung der national-ökonomiſchen Grundſätze der Benthamiſten beſtimmt, und ſchon früher, 1817, ſtellte ſich das Blackwood's Magazin in die Reihe der einflußreichſten literariſchen Journale, deren Zahl ſich ſeither ſehr vermehrt hat. Eine der erſten Stellen, wo nicht die erſte, unter den Reviewers behauptete William Hazlitt, ein ſehr vielſeitiger und feinſinniger Kritiker, manchmal etwas paradox, d. h. die Reſpectability, [illegible] und Faſhion nicht gehörig reſpectirend, aber ſtets den Nagel auf den Kopf treffend [34]. Mit Hazlitt engbefreundet war der liebenswürdigſte der Eſſayiſten, Charles Lamb (1775 — 1834), im Umgange, wie in ſeinen Verſen und in ſeiner Proſa von Geiſt und Humor überſprudelnd. Seine Skizzen aus dem engliſchen Leben, die er unter dem Titel Essays of Elia (1823 — 33) ſammelte, ſind mit einer ganz eigenthümlichen Cordialität geſchrieben. Es iſt, möchte ich ſagen, der Witz des Herzens, nicht der des Kopfes, welcher in dieſem anziehenden Buch umgeht. Wie auf ſo vielen Gebieten der engliſchen Literatur, that ſich auch auf dem der äſthetiſchen Kritik eine Frau rühmlich hervor, Miſtreß Jameſon, namentlich durch ihre Female character of Shakspeare, in welchem Buch ſie mit feinſtem Gefühl und richtigſtem Takt die Poeſie des Meiſters analyſirte. Der eigentliche Hauptmann auf dem Felde der Shakſpeare-Literatur iſt bekanntlich Collier, deſſen literarhiſtoriſche Thätigkeit ſchon mehrfach berührt wurde. Seine Geſchichte der dramatiſchen Dichtung bleibt noch immer die bedeutendſte Leiſtung der engliſchen Literarhiſtorik. Auf andere literargeſchichtliche Bücher, wie die von D'Israeli, Cunningham, Chambers und Craik, haben wir in der Einleitung zum vorliegenden hingewieſen. Iſaak D'Israeli iſt in ſeinen Curiosities of literature, wie in ſeinen Calamities and quarrels of authors, ein höchſt pikanter Anekdotenerzähler, aber wir bezweifeln, ob er der Mann geweſen wäre, zu thun, was man von ihm erwartete, nämlich Warton's Geſchichte der engliſchen Poeſie fortzuſetzen, denn er iſt zwar unübertrefflich im Aufſpüren von literariſchen Curioſitäten, allein ſein äſthetiſches Urtheil ermangelt aller Durchbildung. Das Verdienſt klar überſichtlicher Ordnung des Stoffes haben Thomas Shaw's Outlines of English literature (1849), aber die kritiſche Anſicht des Verfaſſers iſt oft eine ſehr ſchiefe, und im Ganzen müſſen wir das ſchon früheren Ortes Geſagte hier wiederholen, daß die Engländer noch keine befriedigende hiſtoriſche Darſtellung ihrer Nationalliteratur beſitzen[35]. Der Schotte John Dunlop hat mit viel Gelehrſamkeit eine Geſchichte des Romans geſchrieben[36], in welcher namentlich die Zergliederung

---

[34] Hazlitt's Eſſays ſind geſammelt unter den Titeln: Table talk — The spirit of the age — The plain-speaker. Hauptwerk: Characters of Shakspeare's play's.

---

35) Indem ich Obiges ſchrieb, kam mir zur Hand: Geſchichte der engliſchen Literatur von W. Spalding. Mit Anmerkungen in's Deutſche überſetzt. Halle, 1854. Soweit einmalige Durchſicht ein Urtheil begründet, ſtraft dieſes Buch die von mir im Text gethane Aeußerung keineswegs Lügen. Die älteſte Periode der engliſchen Literatur zwar hat Mr. Spalding mit einläßlicher Gewiſſenhaftigkeit behandelt, wenn auch in ziemlich geſchmackloſer Form. Ueber die ganze Literatur des 19. Jahrhunderts dagegen weiß er nur ein zuſammenhangloſes, lückenhaftes und oberflächliches Geplauder vorzubringen. Für das Verſtändniß von Erſcheinungen, wie Byron, hat er gar kein Organ und ſpricht daher mit ſeichter Splitterrichterei darüber ab.

36) The history of fiction, being a critical account of the most celebrated prose works of fiction from the earliest Greek romances to the novels of the present age. Edinb. 1814, 3 vols.

des Inhalts der antiken und mittelalterlichen Proſadichtung ganz vortrefflich genannt werden muß. Aber es iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer ſo gar keine Ahnung davon hatte, daß ſich ſeinem anziehenden Gegenſtand eine höchſt wichtige culturgeſchichtliche Seite abgewinnen laſſe.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt in der neueſten Entwicklung der engliſchen Literatur Thomas Carlyle ein, geboren 1795 in dem Dorf Ecclefechan in Schottland. Er iſt ſo recht der Mittelsmann zwiſchen der deutſchen und der engliſchen Literatur und ſeine Vorliebe für deutſches Weſen geht ſoweit, daß er ſeinem Styl eine germaniſtiſche Färbung gegeben, welche demſelben keineswegs zum Vortheil gereicht. Man hat geſagt, dieſer Styl ſei eine Miſchung von Luther und Jean Paul; uns will ſcheinen, daß er auffallend dem Hamanniſchen ähnlich ſei, denn wie dieſer iſt er dunkel, ſymboliſirend, ſpringend und bilderreich. Carlyle hätte ohne Zweifel beſſer gethan, ſeinen Styl, falls er denſelben doch einmal germaniſiren wollte, nach dem Leſſing's, Goethe's und Schiller's zu bilden. Wir in Deutſchland ſind allmälig dahin gekommen, gute Gedanken um ſo höher zu ſchätzen, in je einfacherer und klarerer Sprache ſie ſich geben. Carlyle fing ſeine Laufbahn als Autor mit ſeinem Life of Schiller (1825) an, einem für die Geltendwerdung deutſchen Geiſtes in England wahrhaft epochemachenden Buch. Ein kritiſches Talent erſten Ranges, gebildet durch gründliche Studien, machte hier ſeine Landsleute mit dem gedankenreichſten Dichter einer ſtammverwandten Nation bekannt. Im nämlichen Jahre ließ Carlyle ſeine Ueberſetzung von Goethe's Wilhelm Meiſter erſcheinen und 1827 gab er ſeine German Romances, welche Ueberſetzungen aus den Werken von Goethe, Schiller, Tieck, Jean Paul, Fouqué und Hoffmann mit biographiſchen und kritiſchen Erläuterungen brachten. Das Hauptreſultat ſeiner literariſchen Kritik ſind die aus verſchiedenen Revues geſammelten Critical and miscellaneous essays in vier Bänden (1839). Seine abgeriſſenen philoſophiſchen Ideen, welche er hauptſächlich aus dem Studium der deutſchen Philoſophie gewonnen und die ſchon in dieſen Eſſays der engliſchen Orthodoxie ganz eigenthümlich ins Ohr gellungen, ſuchte er ſyſtematiſcher — ſofern dieſes Wort überhaupt von Carlyle gebraucht werden darf — zu geſtalten in dem barock betitelten Buch Sartor Resartus or the life and opinions of Herr Teufelsdroeckh (1836). Die Philoſophie Carlyle's, wie ſie hier erſcheint, iſt ein pantheiſtiſches Fühlen und Glauben, welches ich nicht beſſer zu charakteriſiren wüßte, als es durch die ſchönen Zeilen Wordsworth's von dem

Kind mit der Seemuſchel geſchieht 37). Carlyle iſt übrigens weit entfernt, ein thatloſes Sichhineinfühlen in die Weltſeele, nach Art der Myſtiker alter und neuer Zeit, zu wollen. Im Gegentheil, er iſt ein Vergötterer der That und ſetzt die Arbeit als Mittelpunkt der Geſchichte. Dieſer Cultus der Arbeit in ihren ideell und materiell ſchöpferiſchen Aeußerungen macht Carlyle zum Sozialiſten, d. h. zum Apoſtel der großen Wahrheit, daß nur der thätige, der arbeitende, der produzirende Menſch würdig iſt, Mitglied der Geſellſchaft zu ſein, deren Entwicklung durch politiſche Phraſen und Syſteme nicht gefördert wird. Als Sozialiſt in dieſem Sinne ſpricht Carlyle in ſeinen drei Schriften Chartism (1839), Past and Present (1843), Latter-Day-Pamphlets (1850). Ueberall der Lüge und dem Schein den Krieg machend, fordert er ſtets die That und ſeine Begeiſterung für die Männer derſelben ſteigert ſich zur Heldenanbetung. Das verleiht denn auch ſeinem Buch The French revolution (1837), welches mehr ein geniales Revolutionsepos als Geſchichte iſt, einen ganz eigenen Reiz. Noch deutlicher und umfaſſender hat er 1840 ſeine originelle Geſchichtsphiloſophie dargelegt in ſeinen Lectures on heroes, hero-worship and the heroic in history 38). Wie er in ſeiner Rhapſodie über die franzöſiſche Revolution als die eigentlich treibenden Charaktere derſelben, als Geſtalten der Wirklichkeit und der That, Mirabeau und Danton, Charlotte Corday und Frau Roland feierte, ſo ſtellt er in dieſen Vorleſungen Mohammed als Propheten, Dante, Shakſpeare und Goethe als Dichter, Luther und Knox als Prieſter, Johnſon, Rouſſeau und Burns als Schriftſteller, Cromwell und Napoleon als Herrſcher in dem Tempel des Helden-

---

37) „. . . . . . . . . . . Ich ſah
Ein Kind, geboren tief im Binnenlande;
Das hielt voll Neugier und voll Staunens einer
Glattlippigen Muſchel Wölbung an ſein Ohr.
Mit ganzer Seele, ſchweigend und geſpannt,
Lauſcht' es hinein und bald ward ſein Geſicht
Strahlend von Freude; denn von innen kam
Ein brauſend Murmeln laute, volle Klänge!
Die, meint' es, wieſen auf der Hallenden
Geheimnißvolles Einverſtändniß hin
Mit ihrer fernen mütterlichen See.
Solch eine Muſchel iſt das weite All
Dem Ohr des Glaubens.“

38) Deutſch v. Neuberg, Berl. 1853.

cultus auf. Im Ganzen muß Carlyle als der Mann bezeichnet werden, welcher ganz dazu organiſirt iſt, dem Realismus ſeines Landes im deutſchen Idealismus eine weſentliche Ergänzung zuzuführen und ſo den Bann anglikaniſch-kirchlicher Verknöcherung zu brechen. Die engliſche Literatur der Zukunft wird mit dankbarer Pietät auf ihn zurückzublicken haben.

## 16.

**Blick auf die anglo-amerikaniſche Literatur. Entſtehung und Charakter derſelben. Dichter und Dichterinnen: Hopkinſon, Barlow, Dwight, Pierpont, Sprague, Brainard, Street, Percival, Dana, Whittier, Halleck, Holmes, Bryant, Poe, Longfellow, Mary Brooks, Lydia Sigourney. Novelliſtik: Irving, Cooper, Brown, Paulding, Fay und Andere, — Katharine Sedgwick, Harriet Beecher Stowe. Staatsberedſamkeit und Publiziſtik, Eſſayismus und Geſchichtſchreibung: Henry, Adams, Clay, Webſter, Calhoun und Andere, Franklin, Jefferſon, — Audubon, Catlin, Channing, Everett, Hudſon, Tuckermann, Emerſon, — Prescott, Sparks, Bancroft.**

Am Abend des 11. Novembers 1620 ging das gute Schiff die Maiblume an der Küſte von Neu-England in der Bai von Cap Cod vor Anker. Es führte die erſte Schaar jener puritaniſchen Auswanderer, welche dem Zwange der Conformitätsacte entfliehend jenſeits des atlantiſchen Oceans ein Aſyl für ihre religiöſen Ueberzeugungen ſuchten. Angeſichts des einſamen, mit den düſteren Schatten des Urwalds bedeckten Ufers dankten ſie knieend ihrem Gott für die Erreichung des Ziels ihrer Irrfahrt und dann traten ſie in der Kajüte zuſammen, um die erſte Verfaſſungsurkunde in der Geſchichte zu entwerfen, welche unbedingt gleiches Recht und Geſetz für Alle gewährleiſtete. Noch ein voller Monat verging jedoch, bevor die Pilgrime, die Gründer der Colonie Plymouth, feſten Fuß auf dem Boden von Amerika faßten. Der Tag, an welchem dieſes geſchah, der 11. Dezember alten, der 22. neuen Styls, wird noch jetzt unter dem Namen des Landungstags der

Pilgerväter oder auch des Forefathers-day im ganzen Umkreis der großen republikaniſchen Union von Nordamerika gefeiert.

Im hundertundſechsundfünfzigſten Jahre darauf, am 4. Juli 1776, erließen die Vertreter der Colonien von Nordamerika, zu Philadelphia im Congreß verſammelt, auf den Antrag von Richard Henry Lee, jene berühmte Erklärung, welche das Band zwiſchen dem Mutterland und den Colonien löſte und dieſe zu freien und unabhängigen Staaten machte. Der Tag, an welchem Solches geſchah, wird in der großen Republik als der feſtlichſte des Jahres begangen.

Zwiſchen dieſen beiden Daten liegt eine kurze, aber inhaltsreiche Geſchichte, voll von Nöthen und Gefahren, Entſagung und heldenmüthiger Beharrlichkeit, die Geſchichte der Gründung einer neuen Staatsgeſellſchaft, welche, ungehemmt durch mittelalterliche Vorausſetzungen, gleich damit begann, wozu die europäiſchen Völker noch nicht haben kommen können: mit dem gleichberechtigten Bürgerthum, mit der religiöſen und politiſchen Selbſtbeſtimmung. Die Entwicklung dieſer Geſellſchaft hat, weil eine illuſionsloſe Verſtandesthätigkeit ihr Hauptfactor war, etwas Nüchternes, dem romantiſchen Sinne wenig Zuſagendes. Sie war zunächſt durchweg und ſtreng auf praktiſche Ziele gerichtet und mußte es ſein. Zwar fehlte es dem Leben nicht an einer ideellen Seite, aber dieſe ging vollſtändig in einer Religioſität auf, deren puritaniſch-düſterer Charakter gegen Alles, was das Leben verſchönt und ſchmückt, als gegen Tand und Sünde eiferte. Der Puritanismus des Mutterlandes war in den Colonien zu eiſerner Herbigkeit potenzirt, aber man muß anerkennen, daß er nur ſo, wie er war, ſein großes Werk zu Stande zu bringen vermochte. Wenn er der ganzen älteren Geſchichte der Union ein gewiſſes düſter-monotones Gepräge aufdrückte, ſo fehlte es derſelben trotzdem nicht an Romantik. Das an eine unermeßlich weit hingedehnte Küſte anbrandende Meer, die Zauber der Einſamkeit von Urwald und Prairie, prachtvolle Binnenſeen, unendliche Ströme, eine nach den Breitegraden in ſtarken Contraſten wechſelnde, hier karge, dort üppige, überall aber jungfräuliche Vegetation — das Alles waren landſchaftliche Elemente, welche ihres Eindrucks auf die Menſchenſeele nicht verfehlen konnten. Hiezu kam die Poeſie der Gefahr, welche das Anſiedlerleben im Urforſt begleitet, das friſche franke Jägerleben in Buſch und Wald mit ſeinen Entbehrungen, Anſtrengungen und einfachen Freuden, hiezu kamen die kühnen Entdeckungswanderungen in den geheimnißvollen fernen

Weſten, die Jagd auf Büffel und Panther, der mannhafte Streit mit dem furchtbaren grauen Bären und jene heroiſchen Kämpfe mit den allerdings oft ſchwer gereizten, liſtigen und in den Ausbrüchen ihrer Wuth mitleidsloſen Eingeborenen. Die Kriege mit den Indianern, durch mehrere Generationen hindurch fortgeſetzt und ſo reich an abenteuerlichen Zügen, an tragiſchen oder tiefrührenden Epiſoden, bilden das eigentliche Heldenzeitalter der Geſchichte von Nordamerika und ſind ganz naturgemäß ein Hauptmotiv ſeiner jungen Poeſie geworden.

Daß dieſe in einer Weiſe, welche ſie berechtigt, Poeſie genannt zu werden, erſt im 19. Jahrhundert erwachte, iſt unſchwer zu erklären. Erſtlich hatte die nordamerikaniſche Geſellſchaft lange vollauf zu thun, der Praxis des Lebens zu genügen, bevor ſie der poetiſchen Seite deſſelben einige Achtſamkeit zuwenden konnte. Zweitens hielt die puritaniſche Theologie, ſo lange ſie noch die erſte Lebensmacht in der werdenden neuen Welt war, alle geiſtige Regſamkeit innerhalb der Schranken ihrer oft ſehr beſchränkten, ja geradezu bornirten Weltanſchauung, ſo daß in den älteren Zeiten nur ſelten ein Coloniſt zu freieren Anſichten ſich zu erheben vermochte. Das Beiſpiel, welches Roger Williams, der ruhmreiche Stifter des Staates Rhode-Island, der erleuchtete Apoſtel der Toleranz, gab, blieb lange ein einzelnſtehendes. Drittens waren die Nordamerikaner, wie ſie die Sprache ihrer engliſchen Altvorderen mit herüber gebracht[1], lange Zeit hindurch gewohnt, ihre geiſtigen Bedürfniſſe aus dem Mutterlande zu beziehen. Dieſe literariſche Abhängigkeit von England hielt den Aufſchwung einheimiſcher Poeſie und Wiſſenſchaft lange nieder; denn wie ſollten, wurde gedacht und geſagt, in der Wildniß Dichter und Gelehrte gedeihen, welche ſich neben denen des Mutterlandes dürften ſehen laſſen? Vollends im 18. Jahrhundert, wo das Weſen der Dichtkunſt in die rationaliſtiſche Correctheit geſetzt wurde, war an eine ſolche Kühnheit Seitens der Amerikaner kaum zu denken. Ja, ſogar noch heutzutage, wo vielverſprechende Anfänge einer anglo-amerikaniſchen Literatur wirklich gemacht ſind, wird das literariſche Protectorat Englands wenigſtens ſtillſchweigend anerkannt von dem Volke, welches ſich im Bewußtſein ſeiner Zukunft mit ſtolzer Emphaſe „the smartest nation of all creation“ zu nennen liebt. Die engliſche Kritik ihrerſeits betrachtete alles Literariſche, was über das atlantiſche Meer herüberkam, lange mit Mißtrauen und ſchlechtverhehlter Verachtung. Man muß jedoch ſo billig ſein, nicht zu verſchweigen, daß ſie es ebenfalls war, welche ſpäter die erſten amerikaniſchen Autoren von Bedeutung zuerſt ſo bereitwillig anerkannte, daß der Ruhm, welchen ſie daheim gewannen, Anfangs nur einem geräuſchvollen Widerhall des in England erhaltenen Beifalls glich.

---

[1] Das anglo-amerikaniſche Engliſch iſt — obgleich es im Verlauf der Zeit holländiſche, franzöſiſche, deutſche und andere fremde Elemente in ſich aufgenommen — dennoch keineswegs ſo durch Amerikanismen entſtellt, wie einige mißgünſtige engliſche Reiſeautoren zu behaupten ſich bemüßigt gefunden haben. Daß in die Ausſprache und Schreibart einige Abweichungen von der engliſchen Schriftſprache eingegangen, daß ferner in der Umgangsſprache des gemeinen Lebens viele Provinzialismen vorkommen, iſt richtig. Aber letzteres findet ja in England ſelber ebenfalls ſtatt, wie in jeder Sprache. Vgl. über dieſen Gegenſtand Herrig's Einleitung zu ſeiner ſehr verdienſtlichen Anthologie: The American classical authors, Braunſchweig 1854.

Der ſiegreich beendigte Unabhängigkeitskrieg gab dem nordamerikaniſchen Leben einen gewaltigen Schwung. Die Cultur begann Kreiſe von rieſenhafter Ausdehnung zu ziehen, innerhalb welcher das erhöhte Nationalgefühl nicht mehr mit den wunderbaren materiellen Fortſchritten ſich begnügte, ſondern auch alles Ernſtes die Förderung geiſtiger Bildung ins Auge faßte. Mit einer in den Verhältniſſen der alten Welt unerhörten und unmöglichen Raſchheit und Energie warf ſich die neue Geſellſchaft auf die Bahnen des Handels und der Induſtrie, wandte Fulton's große Erfindung in koloſſalem Maaßſtab an, verbreitete ſich über die Einöden der Felſengebirge an den ſtillen Ocean, drängte die romaniſch-amerikaniſche Race immer weiter nach Süden zurück, unterwarf Wildniſſe von ungeheurer Ausdehnung dem Ackerbau, machte unzählige Städte aus den Urwäldern aufſteigen und ließ die Sternenflagge auf allen Meeren wehen. Zugleich ſtiftete ſie Collegien und Univerſitäten, gründete Schulen aller Art, trug die Buchdruckerpreſſe aus den Städten des Oſtens in die Blockhäuſer des Weſtens, hielt politiſche Meetings, wo geſtern noch der ſchweifende Indianer den Biſon gejagt, vervielfältigte das Zeitungsweſen ins Unendliche und ging daran, ſich unter Anderem auch eine Literatur zu ſchaffen.

Zwar, wenn unter Literatur Gedrucktes überhaupt verſtanden werden wollte, ſo hätte es den nordamerikaniſchen Colonien ſchon in den erſten Zeiten ihres Beſtehens daran nicht gefehlt. Wenn der alte Puritaner Abends von der Feldarbeit, von der Jagd, vom Fiſchfang oder von einem Streifzug gegen die „rothen Heiden“ heimkehrte, verſenkte er ſich an ſeinem Herdfeuer mit grübelnder Aufmerkſamkeit in irgend einen dicken Quartband, angefüllt mit der haarſpaltenden theologiſchen Polemik jener Zeit. Seine Geiſtlichen trugen Sorge, daß es ihm nie an derartigem Leſeſtoff fehlte. Wird doch von dem berühmteſten derſelben, Cotton Mather, berichtet, daß er nicht viel weniger als 400 gedruckte Bücher hinterlaſſen habe. Auch Verſe machten dieſe Theologen, aber dieſelben beſchränkten ſich natürlich meiſtens auf heilige Gegenſtände und das erſte aller in Neu-England gedruckten Bücher war eine metriſche Ueberſetzung der Pſalmen (1640). Allmälig dehnte ſich das Verſemachen, denn einen anderen Namen verdienen die poetiſchen Verſuche der Amerikaner bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht, auch auf nicht gerade religiöſe Gegenſtände aus und um die Zeit des Unabhängigkeitskampfes emancipirte ſich die Dichtkunſt mehr und mehr von der Theologie. Damals entſtanden auch die beiden berühmten Nationalgeſänge, der Yankee Doodle, welcher aber nichts weniger als poetiſch iſt, und Hopkinſon's Hail, Columbia' welches Lied einen Ton patriotiſchen Stolzes anſchlug, der ſeither ein Grundton der amerikaniſchen Literatur geblieben iſt. Fragen wir nach dem allgemeinen Charakter derſelben, ſo wird die Antwort dahin lauten, daß der germaniſche Geiſt, welcher die engliſche beſeelt, auch die Grundlage der anglo-amerikaniſchen Cultur und Literatur bildet. Die Pilgrime hatten die Traditionen der Poeſie ihrer Heimat mit über das Meer genommen, und wenn dieſelben vor dem Drang des Lebens und vor der Autorität der puritaniſchen Theologie lange verſtummten, ſo regten ſie ſich doch ſogleich, als mit dem materiellen Wohlbehagen und der politiſchen Selbſtſtändigkeit eine mildere Auffaſſung des Daſeins und der Trieb, daſſelbe ideell auszuſchmücken, aufkam. Romaniſches Weſen konnte in Nordamerika in keiner Weiſe Einfluß übend Platz greifen, und wenn einerſeits nicht geleugnet werden ſoll, daß dem germaniſch-engliſchen Element in Amerika ein Zug von Yankeethum ſich beimiſchte, ſo iſt andererſeits doch gewiß, daß jenes den eigentlichen Gehalt der nordamerikaniſchen Bildung und Literatur ausmacht. Abgerechnet die ſpezifiſch-patriotiſchen Auslaſſungen der anglo-amerikaniſchen Poeten, ſowie etwa genau individualiſirende Localſchilderungen, wird man zugeben müſſen, daß ihre Gedichte ganz wohl von Engländern geſchrieben ſein könnten. In Anſehung der Form dieſer Poeſie iſt zu ſagen, daß ſie vorwiegend eine lyriſch-epiſche. Ihre ſchwächſte Seite iſt die dramatiſche, welche in ihrer Entwicklung gegen die übrigen unverhältnißmäßig zurückgeblieben iſt. Es rührt dies ohne Zweifel hauptſächlich von der im neuen England länger als im alten dauernden Nachwirkung des alten Puritanergeiſtes her, deſſen feindſelige Stellung zum Theaterweſen wir früher am geeigneten Orte dargelegt haben. Die Leiſtungen der amerikaniſchen Dichter im Drama ſind bedeutungslos und das Theaterweſen in der Union iſt faſt durchweg nur geiſtloſeſte Spectakelei, die vom Abhub franzöſiſcher Melodramatik lebt. Die Pilgerväter würden ſich nicht wenig entſetzen, könnten ſie, aus ihren Gräbern erſtanden, das Operngelärm und die Balletſpringerei mitanhören und mitanſehen, an welchen ſich ihre Nachkommen ergötzen. Den Grad von äſthetiſcher Bildung, welcher zum Genuß eines dramatiſchen Kunſtwerks erforderlich iſt, haben die Amerikaner noch nicht erreicht oder auch ſind ſie in der Haſt ihres Vorſchrittes ſchon darüber hinausgeſchoſſen[2].

Die ältere Poeſie in Amerika, d. h. die des 18. Jahrhunderts, iſt nur ein dünner Schatten der gleichzeitigen engliſchen. Das Verhältniß der Nachahmung, in welchem ſie zu dieſer ſtand, ließ ſie lange nicht zu Hervorbringungen kommen, welche auf Eigenthümlichkeit Anſpruch hatten. Die Heldengedichte The Columbiad und The conquest of Canaan, welche von Joel Barlow (1755 — 1812) und Timothy Dwight (geb. 1752) angefertigt wurden, kamen ſelbſt ihren Landsleuten, welche doch gegen einheimiſche Verſuche der Art ſehr nachſichtig waren, zu ungenießbar ledern vor. In den frommen Liedern von John Pierpont (geb. 1785) beginnt ein Hauch von Poeſie fühlbar zu werden, der in den lyriſchen Sachen von Charles Sprague (geb. 1791), John Brainard (geb. 1796), Alfred Street (geb. 1811) und James Percival (geb. 1795) ſchon kräftiger wird. Mehr noch in den Dichtungen von Richard Henry Dana (geb. 1787) und John Whittier (geb. 1808). Dana war eigentlich der erſte Poet, welcher Kraft genug beſaß, die Eigenthümlichkeiten des Naturlebens ſeines Landes zu ſchildern und die in der Geſchichte deſſelben ruhenden Schätze der Romantik zu heben. Seine originellſten Schöpfungen ſind die beiden Gedichte The dying raven und The buccaneer, erſteres ein tiefſchwermüthiges Naturgemälde, letzteres eine poetiſche Erzählung, deſſen Held der Pirat Matthew Lee iſt — ein Nachtſtück voll Blut und Schrecken, mit brennender Phantaſie und höchſt energiſcher Charakteriſtik gemalt. Whittier's erzählende Gedichte, namentlich Mogg Megone, worin das Anſiedlerleben der Pilgerväter in Maſſachuſetts geſchildert wird, zeichnen ſich durch die Treue aus, womit ſie den Geiſt des alten Puritanismus wiedergeben. Fitz Greene Halleck (geb. 1795) gewann Popularität durch ſein humoriſtiſches Gedicht Fanny, welches den Styl von Byron's Don Juan ziemlich geſchickt copirte, und ſteigerte ſeine Beliebtheit durch ſein Schlachtſtück Marco Bozzaris. Er gilt neben Oliver Holmes (geb. 1809), dem Meiſter ironiſch lächelnden Spottes, für den witzigſten Poeten Amerika's. Des allgemeinſten Beifalls erfreuen ſich Bryant, Poe und Longfellow. William Cullen Bryant (geb. 1794) beſitzt ein Dichterohr, welches fähig iſt, die große Harmonie der Natur aus ihren leiſeſten wie lauteſten Klängen herauszuhören. Mit Vorliebe aber malt er das Stillleben der Natur und der Menſchen und die Innigkeit ſeines Gefühls weiß gerade aus den einfachſten Situationen die köſtlichſten Liederperlen zu ſchöpfen. Solche ſind die Klage des Indianers auf den Gräbern ſeiner Väter und das Lied der Pitcairn-Inſulanerin. Sein Dichten hat viel Aehnlichkeit mit dem von Cowper und Gray, allein er weiß einen ſo ſpezifiſch amerikaniſchen Ton hineinzumiſchen, daß man ihn mit Fug den erſten Originaldichter ſeines Landes genannt. Ein gewiſſer didaktiſcher Ernſt ſteht ſeiner Lyrik ſehr gut zu Geſichte, wie ſein berühmtes Gedicht Thanatopsis[3]) beweiſt. Seine größere Dichtung The ages, welche in Spenſerſtanzen geſchrieben iſt, predigt, indem ſie die Entwickelungsfähigkeit der Menſchheit von Stufe zu Stufe nachweiſt, einen wahrhaft poetiſchen Optimismus. Edgar Allan Poe (1811 — 49) iſt der eigentliche Romantiker unter den anglo-amerikaniſchen Poeten und iſt der phantaſtiſche Glanz ſeiner Romanzen Annabel Lee, Ulalume und the raven von keinem andern erreicht worden. Henry Wadsworth Longfellow (geb. 1808) iſt tief mit deutſcher Bildung getränkt. Er hat unſer Land bereiſt und eine begeiſterte Kenntniß unſerer Sprache und Literatur mit in ſeine überſeeiſche Heimat genommen. Sein Roman Hyperion (1839) fällt kaum unter den Begriff dieſer poetiſchen Gattung: es iſt eine mehr lyriſche als erzählende Reiſenovelle, ausgeſchmückt mit deutſchen Landſchaftsbildern und durchwoben mit ſehr gelungenen Ueberſetzungen deutſcher Gedichte. Hier, wie in ſeiner Lyrik, in ſeinen Erzählungen, in ſeiner dichteriſchen Thätigkeit überhaupt, iſt Anmuth das auszeichnende Merkmal.

---

[2] Die erſte Aufführung eines Theaterſtücks, und zwar die von Shakſpeare's Kaufmann von Venedig, fand in Nordamerika am 5. September 1752 zu Williamsburg in Virginien ſtatt. Die Geſchichte der amerikaniſchen Schaubühne hat William Dunlap geſchrieben (History of the American theatre. New-York, 1832).

---

[3]) Deutſch v. Pleennies (Britannia, S. 649).

Große Leidenſchaften ſind Longfellow's Sache nicht, er iſt weſentlich elegiſcher Dichter im beſten Sinne des Wortes. Seine Poeſie gleicht einer friedevollen Landſchaft, durchſtrömt von einem ruhig gleitenden Fluß, durchzogen von einer Hügelkette, aus deren bewaldeter Krone da und dort eine romantiſche Ruine hervorſchaut, während ein mildes Abendroth eine ſanfte Verklärung über das Ganze hinhaucht. So tritt ſie auch in ſeiner bedeutendſten Leiſtung auf, in Evangeline, a tale of Acadia, einem in Hexametern geſchriebenen Idyll-Roman, dem die traurige Geſchichte der Bewohner der franzöſiſchen Colonie Acadien (Neu-Schottland) zu Grunde liegt, welche 1755 von den Engländern in brutaler Weiſe aus ihrer Heimat getrieben wurden. Glanzpunkte des lieblichen Gedichts ſind ſeine prachtvollen Naturſchilderungen, die beſonders da eintreten, wo die Heldin der Erzählung, Evangeline, auf ihrer zur Aufſuchung des verlorenen Geliebten unternommenen Wanderung den mächtigen Miſſiſſippi hinabfährt[6]. Die Zahl der amerikaniſchen

---

[6] Wir heben einige dieſer reizenden Schilderungen hier aus, um ſo mehr, da Evangeline in Deutſchland ſo gut wie gar nicht bekannt iſt.

Day after day they glided down the turbulent river;
Night after night, by their blazing fires, encamped on its borders,
Now through rushing chutes, among green islands, where plumelike
Cotton-trees nodded their shadowy crests, they swept with the current,
Then emerged into broad lagoons, where silvery sand-bars
Lay in the stream, and along the wimpling waves of their margin,
Shining with snow-white plumes, large flocks of pelicans waded.
Level the landscape grew, and along the shores of the river,
Shaded by china-trees, in the midst of luxuriant gardens
Stood the houses of planters, with negrocabins and dovecots.
They were approaching the region where reigns perpetual summer,
Where trough the golden coast, and groves of orange and citron,
Sweeps with majestic curve the river away to the eastward.
They, too, swerved from their course; and, entering the Bayou of Plaquemine,
Soon were they lost in a maze of sluggish and devious waters,
Which, like a network of steel, extended in every direction.
Over their heads the towering and tenebrous boughs of the cypress
Met in a dusky arch, and trailing mosses in mid air
Waved like banners that hang on the walls of ancient cathedrals,
Deathlike the silence seemed, and unbroken, save by the herons
Home to their roosts in the cedar-trees returning at sunset,
Or by the owl as he greeted the moon with demoniac laughter.

Dichterinnen kann faſt Legion genannt werden. Amerika, welches in unſeren Tagen durch ſeine californiſchen Minen die alten Sagen vom Land Eldorado nahezu verwirklichte, iſt jedenfalls das Eldorado der Frauen, die ſich hier, verheiratet oder unverheiratet, einer Freiheit erfreuen und einer ſelbſtſtändigen Stellung in der Geſellſchaft, wie ſonſt nirgends. Dies ſichert auch dem weiblichen literariſchen Talent ein Gewicht und eine Anerkennung, wie

---

Lovely the moonlight was as it glanced and gleamed on the water,
Gleamed on the columns of cypress and cedar sustaining the arches,
Down trough whose broken vaults it fell as trough chinks in a ruin.
Dreamlike and indistinct and strange were all things around them;
And o'er their spirits there came a feeling of wonder and sadness. — — —

Then in his place, at the prow of the boat, rose one of the oarsmen,
And as a signal sound, if others like them peradventure
Sailed on those gloomy and midnight streams, blew a blast on his bugle.
Wild through the dark colonnades and corridors leafy the blast rang,
Breaking the seal of silence, and giving tongues to the forest.
Soundless above them the banners of moss just stirred to the music.
Multitudinous echoes awoke and died in the distance,
Over the watery floor, and beneath the reverberant branches;
But not a voice replied; no answer came from the darkness
And when the echoes had ceased, like a sense of pain was the silence. — — —

Thus, ere another noon they emerged from those shades; and before them
Lay, in the golden sun, the lakes of the Atchafalaya,
Water-lilies in myriads rocked on the slight undulations
Made by the passing oars, and resplendent in beauty, the lotus
Lifted her golden crown above the heads of the boatmen.
Faint was the air with the odorous breath of magnolia blossoms,
And with the heat of noon; and numberless sylvan islands,
Fragrant and thickly embowered with blossoming hedges of roses,
Near to whose shores they glided along, invited to slumber,
Soon by the fairest of these their weary oars were suspended.
Under the boughs of a Wachita willow, that grew by the margin,
Safely their boat was moored; and scattered about on the greensward,
Tired with their midnight toil, the weary travellers slumbered.
Over them vast and high extended the cope of a cedar.
Swinging from its great arms, the trumpet-flower and the grape vine
Hung their ladder of ropes aloft, like the ladder of Jacob,
On whose pendulous stairs the angels ascending, descending,
Were the swift humming birds, that flitted from blossom to blossom.

beide in Europa zu den Seltenheiten gehören, trägt aber nicht minder dazu bei, die Literatur mit einer Flut von Albumsverſen zu überſchwemmen, die für jene keineswegs erſprießlich iſt. Wir bedauern, daß die Raumverhältniſſe vorliegenden Buches unſere Galanterie darauf beſchränken, aus dem transatlantiſchen Dichterinnenchor nur zwei namhaft zu machen: Mary Brooks (geb. 1795), welche in ihrem lyriſch-epiſchen Gedicht Zophiel, das die Liebe eines gefallenen Engels zu einer Jüdin ſchildert, nicht ohne Glück mit Thomas Moore wetteifert, und Lydia Sigourney (geb. 1797), in deren lyriſch-didaktiſchen Dichtungen die veſtaliſch reine Flamme edler Weiblichkeit brennt.

Die transatlantiſche Novelliſtik war es, welche Europa zuerſt von dem Vorhandenſein einer amerikaniſchen Literatur überzeugte, und insbeſondere bahnten die Namen Irving und Cooper dieſer Ueberzeugung den Weg. Beider Werke, wiederholt überſetzt, ſind in Deutſchland ſo bekannt, daß es überflüſſig wäre, weitläufig davon zu ſprechen. Waſhington Irving, 1783 zu Neu-York geboren, hat in ſeinen novelliſtiſchen Arbeiten viel von der Manier der engliſchen Novelliſten des vorigen Jahrhunderts. Seinem Styl kann das Beiwort Addiſon'ſcher Grazie ſicherlich nicht verweigert werden. Daneben haben ſeine Erzählungen eine Eigenſchaft, welche die amerikaniſche Novelliſtik, mit ſeltenen Ausnahmen, durchweg charakteriſirt, jenen Realismus nämlich, der weit mehr auf die dichteriſche Schilderung der Wirklichkeit des Lebens und der Geſchichte als auf kühne Schöpfungen reiner Fiction ausgeht. Irving's humoriſtiſche History of New-York gewann ihm die Theilnahme ſeiner Landsleute, ſeine drei Novellenbücher Sketch-book (1819), Bracebridge Hall (1822) und Tales of a traveller (1824) machten ihn zu einem beliebten Zeitkürzer in der ganzen gebildeten Welt. Gleich liebenswürdig war er in ſeinen ſpätern drei Skizzenbüchern: Alhambra, — A tour of the prairies und Abbotsford and Newstead Abbey. Die anmuthige Friſche ſeiner humoriſtiſch-gefärbten Darſtellung blieb ihm auch auf dem Feld der Geſchichte treu, wie ſeine History of the life and voyages of Columbus (1828) bezeugt. James Fenimore Cooper, geboren 1789 zu Burlington in New-Jerſey, geſtorben 1851, hat uns in ſeinen Romanen Seeſtücke und amerikaniſches Wald- und Steppenleben mit farbenſattem Meiſterpinſel gemalt. Seine Schiffscapitaine und Bootsmänner, ſeine Sachems und Trappers gehören zu den populärſten Figuren der Novelliſtik des Jahrhunderts. Er verſtand es, den romantiſchen Elementen der Geſchichte ſeines Landes zu einer Wirkſamkeit zu verhelfen, welche der, welche Scott mit der ſchottiſchen Romantik hervorbrachte, kaum nachſtand. Scott iſt allerdings das formelle Vorbild Cooper's, aber dieſer iſt weit mehr Realiſt als jener. Sein Hauptvorzug iſt ein außerordentliches pittoreskes Talent, womit er, ganz objectiv ruhig verfahrend, die große Natur der Wildniß und des Meeres, wie die auf beiden Schauplätzen ſpielenden ungewöhnlichen oder wilden Szenen in ſo zu ſagen handgreiflicher Deutlichkeit vor uns hinſtellt. Dieſe Fähigkeit zeigte ſich ſchon in ſeinem Erſtlingsroman The spy (1821), zu welchem Lionel Lincoln ein ebenſo patriotiſches, aber weit ſchwächeres Seitenſtück bildet. Die berühmten Lederſtrumpferzählungen (leatherstockings tales) machen zuſammen ein fünfactiges Drama aus (the deers-killer, the pathfinder, the last of the Mohicans, the pioneers, the prairie), in welchem ein ſimpler Waldläufer, Cooper's Lieblingscharakter, die Hauptrolle ſpielt. Alle dieſe fünf Novellen ſind voll ergreifender Szenen und namentlich iſt im letzten Mohikan die nächtliche Kampfſzene auf der Flußinſel zwiſchen den Katarakten mit unübertrefflicher Meiſterſchaft erzählt. Dennoch aber glauben wir, daß unter Cooper's Indianernovellen der Wept of Wish-ton-Wish nicht weniger der Preis gebühre, als unter ſeinen Seenovellen dem Pilot. Die ſpäteren Romane Cooper's kommen den früheren nicht im Entfernteſten gleich. Die Erzählung verliert ſich darin in eine monſtröſe Breite; eine Schwatzhaftigkeit, welche auch des zäheſten Leſers Geduld beſiegt, überwuchert die Handlung und die Dürftigkeit der letzteren läßt Cooper's Mangel an pſychologiſcher Tiefe um ſo greller hervortreten. Was ihm an pſychologiſcher Kunſt der Charakterentwicklung abging, das beſaß in hohem Grade Charles Brockden Brown (1771 — 1810), mit welchem eigentlich die ſelbſtſtändige amerikaniſche Novelliſtik beginnt, indem er ſchon 1798 mit ſeinem bedeutendſten Werk, Wieland or the transformation, hervortrat. Dieſer Roman, welcher die Geſchichte eines Fanatikers enthält, der durch ſeine religiöſe Raſerei zur Ermordung von Weib und Kindern getrieben wird und zuletzt als Selbſtmörder endigt, gehört zu den meiſterhafteſten Seelengeſchichten, die je erzählt wurden. Auch Brown's weitere Novellen: Ormond, Arthur Mervyn und Edgar Huntley, ſind großartige Conceptionen. Die Novellen von Theodor Sedgwick Fay (geb. 1807) zeichnen ſich ebenfalls durch feinſinnige pſychologiſche Zeichnung des innerlichen Getriebes der menſchlichen Leidenſchaften aus, während die Romane von James Kirke Paulding (geb. 1779) die äußerlichen Erſcheinungsformen der menſchlichen Thorheit mit einem gewiſſen hausbackenen Humor ſchildern. Neben dieſen haben ſich noch Nathaniel Hawthorne, Joſeph Neal, John Kennedy, Nathaniel Willis und Robert Bird als Novelliſten hervorgethan. Unter den Novelliſtinnen behauptete Katharine Sedgwick, obgleich ſie den Namen des weiblichen Cooper, welchen man ihr gegeben, nicht rechtfertigte, die populärſte Stelle, bis Miſtreß Harriet Beecher Stowe (geb. 1812), die Verfaſſerin von Uncle Tom's cabin (1852), ſie derſelben entſetzte. Dieſes Buch hat die Runde um die Welt gemacht und wurde überall mit Heißhunger verſchlungen, was, ſoweit ſeine humane Tendenz in Frage kommt, ganz in der Ordnung iſt. Daß es trotz ſeiner Schwäche als Novelle auch in Deutſchland ſo ungeheuren Beifall gewann, kann Keinen befremden, welcher da weiß, daß nie der Zährenfluß ausbleibt, wenn man mit dem Finger der Gottſeligkeit gehörig auf die deutſche Thränendrüſe drückt.

Zu den beſten Aeußerungen des geiſtigen Lebens von Nordamerika gehört die politiſche Beredtſamkeit, welche ſchon in den alten Provinzial-Verſammlungen ihre Schule machte und ſeit dem Unabhängigkeitskampf, welcher alle redneriſchen Talente aufregen mußte, in ihrer Ausbildung bedeutend vorgeſchritten iſt. Es iſt in dieſer Beredtſamkeit eine eigene Friſche und Naturwüchſigkeit, die allerdings da und dort in die rohere Seite der Waldurſprünglichkeit umſchlägt, im Ganzen aber im Munde aller beſſeren Redner durch wiſſenſchaftliche Bildung gezügelt und veredelt wird. In der Zeit des Befreiungskriegs ſtand Patrick Henry als ſo unvergleichlicher Redner da, daß die Macht ſeines Wortes ſprüchwörtlich wurde und blieb. In der unmittelbar folgenden Periode galt John Quincy Adams für den erſten Staatsredner, während nach ihm bis auf die Gegenwart herab Henry Clay, Daniel Webſter, John Calhoun, William Preſton, Thomas Corwin und George Duffie den größten Ruf erlangten. Mit der politiſchen Redekunſt ſteht die Publiziſtik in genauem Zuſammenhang. Der größte Namen auf dieſem Felde iſt der von Benjamin Franklin (1706—1790), dem großen Bürger, welcher mit Waſhington ein Dioskurenpaar ausmacht, wie es die Weltgeſchichte nur einmal auf ihren Blättern zu verzeichnen hatte. Es iſt überflüſſig, die Verdienſte des Mannes zu preiſen, der „dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Szepter entriß" und in politiſcher und moraliſcher Beziehung einer der wirkſamſten Aufklärer war, die es je gegeben. Thomas Jefferſon (1743—1826), der Verfaſſer der Unabhängigkeits-

Erklärung, wurde durch ſeine publiziſtiſchen Arbeiten der eigentliche Formgeber der amerikaniſchen Demokratie und hiemit einer der bedeutendſten Bildner des demokratiſchen Prinzips überhaupt.

Unter der Bezeichnung Eſſayismus begreift man in Amerika, wie in England, Schriftwerke ſehr verſchiedenen Inhalts. Unſer deutſches Wort Verſuch iſt ungenügend, das engliſche Eſſay im literariſchen Sinne zu überſetzen, und unſer Begriff Kritik reicht zur Dolmetſchung des engliſchen lange nicht aus; denn es gibt kritiſche, geſchichtliche, literarhiſtoriſche, naturwiſſenſchaftliche, philoſophiſche, politiſche und ſelbſt novelliſtiſche Eſſays. Man könnte Waſhington Irving ohne Verſtoß einen Eſſayiſten nennen und kann dieſe Bezeichnung auch auf John James Audubon anwenden, der in ſeiner Ornithological biography das Leben der amerikaniſchen Vogelwelt mit ſo treuer Naturforſchung und ſo anſchaulicher Waldpoeſie beſchrieben hat. Ebenſo werthvoll ſind die naturforſchenden Reiſeberichte von Henry Rowe Schoolcraft und außerordentlich anziehend iſt das Buch, in welchem George Catlin die Reſultate ſeiner Forſchungen über die Indianer Nordamerika's und ſeine Erlebniſſe unter den verſchiedenen Stämmen derſelben veröffentlicht hat[5]. Unter den Begründern der äſthetiſchen Kritik in Amerika ragt der berühmte Kanzelredner und Mäßigkeitsapoſtel William Ellery Channing hervor (Essay on national literature, 1823) und ſind A. H. Everett, P. R. Hudſon und H. Th. Tuckerman mit Glück in ſeine Fußſtapfen getreten. Eine ganz vorzügliche Leiſtung der Literarhiſtorik iſt die History of Spanish literature von George Ticknor[6]. Das rege Leben, welches auf allen Gebieten der amerikaniſchen Literatur herrſcht — hat doch R. W. Emerſon ſogar die deutſche Philoſophie unter ſeinen Landsleuten bekannt zu machen ſich bemüht — iſt auch in der politiſchen Geſchichtſchreibung wach und haben die Amerikaner hiſtoriſche Forſcher und Darſteller aufzuweiſen, welche ſelbſt vor der ſtrengſten Kritik der alten Welt mit Ehren beſtehen. Da iſt William Henry Prescott (geb. 1796), welcher in ſeiner History of Ferdinand and Isabel die bedeutendſte Periode der ſpaniſchen Geſchichte meiſterhaft behandelte und dann in ſeiner History of the conquest of Mexico und ſeiner History of the conquest of Peru nicht minder vortrefflich die zwei großen romantiſchen Epiſoden der Geſchichte Amerika's[7]. Da iſt ſeiner

---

[5] Deutſch v. Berghaus, Brüſſel und Leipzig, 1851.

[6] Deutſch v. Julius, Leipz. 1852, 2 Bde.

[7] Prescott's drei Werke erſchienen ebenfalls in deutſcher Ueberſetzung.

Jared Sparks (geb. 1794), welcher einestheils durch ſeine Urkundenſammlung der amerikaniſchen Revolution, anderntheils durch ſein umfaſſendes biographiſches Werk über Waſhington (Life and writings of W. 1833—40) die Geſchichte jener großen Epoche nach allen Seiten hin beleuchtet hat. Da iſt endlich George Bancroft (geb. 1800), welcher, in der Schule deutſcher Geſchichtsforſchung gebildet, 1834 mit dem erſten Band ſeiner History of the United States 8) herantrat. Von dieſem wahrhaft nationalen Unternehmen ſind bis jetzt (1854) fünf Bände erſchienen, welche die Geſchichte der großen Republik von den erſten Anfängen der Coloniſation bis zum Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes herabführen. Bancroft ſchreibt die Geſchichte ſeines Landes mit dem Geiſt eines Staatsmanns und mit der Feuerſeele eines Patrioten, die ſeinen Styl mit poetiſcher Wärme erfüllt. Kein Buch iſt ſo, wie das ſeinige, geeignet, dem Europäer die Motive der beiſpielloſen Entwicklung der Vereinigten Staaten begreiflich zu machen.

---

8) Geſchichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Entdeckung des amerikaniſchen Kontinents an bis auf die neueſte Zeit. Deutſch von A. Kretzſchmar. 1.—5. Band. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

# Schluß.

Zur Stunde, wo ich dieſes Buch abſchließe[1], bietet das civiliſirte Europa den Anblick eines Mannes dar, welcher Angeſichts einer großen Kriſis zweifelnd ſeine Kraft erwägt, derſelben zu begegnen. Im Oſten des Erdtheils ſind zwei Mächte auf einander geſtoßen, die eine, dem ihr von den Mongolen eingeimpften Eroberungsdrang Genüge zu thun, die andere, ihre letzte Lebensfähigkeit aufbietend, um das Unabwendbare wenigſtens zu verzögern. Die Culturvölker Europa's fühlen inſtinktmäßig, daß eine Stunde großer Entſcheidung herannahe. Ob mit ihr an die Stelle der Cabinetspolitik eine geſunde Völkerpolitik, eine Politik der Freiheit, der nationalen Selbſtſtändigkeit, der Gerechtigkeit und Humanität treten wird, wer will es entſcheiden?

Wie überhaupt, ſeit Frankreich ſeine Unfähigkeit, die leitende Macht Europa's zu ſein, dargethan hat, ſind auch jetzt Aller Augen auf England gerichtet. Dieſes Land allein beſitzt innere Sicherheit genug, um nach Außen einen großen Prinzipienkampf unternehmen zu können, und ſeine ganze Geſchichte auferlegt ihm die zwingende Nothwendigkeit, das Aeußerſte daran zu ſetzen, um den Continent vor dem Hereinbruch einer neuen Barbarei zu bewahren. Daß es dazu die Kraft und die Mittel beſitze, ſcheint uns keinem Zweifel unterworfen zu ſein.

England iſt der einzige unter den europäiſchen Staaten, deſſen Vergangenheit wirkliche Garantien für ſeine Zukunft enthält. Keiner der übrigen kann ſich einer im Ganzen ſo geſunden, organiſchen, ſtets vorſchreitenden

---

[1] Am 1. März 1854.

Entwicklung ſeines inneren und äußeren Lebens rühmen. Keiner ſonſt hat die materielle und ideelle Seite des Daſeins ſo gleichmäßig zur Entfaltung zu bringen gewußt, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß in die Harmonie der engliſchen Nationalität noch manche ſchreiende Diſſonanz hineinklingt. Es ſind ſolche das verrottete Hochkirchenthum und der Mangel einer Organiſation des Volksunterrichts. In Beziehung auf Beides liegen in der engliſchen Literatur des 19. Jahrhunderts die ſtärkſten Bürgſchaften der Abhülfe und Verbeſſerung. Die ſeelenloſe Starrheit hochkirchlicher Orthodoxie wird unter dem friſchen Luftzug der Ideen allmälig zerbröckeln, welche von den großen Dichtern und Schriftſtellern der Neuzeit in Umlauf geſetzt wurden. Die Bemühungen Brougham's und anderer hochherziger Männer um die Hebung des Volksunterrichts müſſen den Einwendungen toryſtiſcher Lords und rechtgläubiger Prälaten zum Trotz früher oder ſpäter ihre Früchte tragen. Auch Carlyle's großes Wort iſt: Erziehung des Volks! und die engliſche Wiſſenſchaft war von jeher bemüht, ihre Gold- und Silberbarren in gangbare Münze auszuprägen. Zeuge deſſen iſt, abgeſehen von der Gemeinfaßlichkeit des Styls, deren ſich ſelbſt die größten engliſchen Gelehrten befleißen zu müſſen glauben, die großartige encyklopädiſche Literatur Großbritanniens[2]). Täuſchen nicht alle Zeichen, ſo bereitet ſich, nicht auf gewaltſamem Wege, ſondern auf dem der Intelligenz und der Einſicht in das praktiſche Bedürfniß, in England eine große geſellſchaftliche Wandlung vor. Alles deutet darauf hin, daß dieſes Land zuerſt in Europa berufen ſein wird, an die Stelle des vernutzten abſtract politiſchen Prinzips das ſoziale zu ſetzen. Wem dieſe Anſicht ein ungläubiges Lächeln entlockt, den mag die Betrachtung des Entwicklungsganges, welchen die Wiſſenſchaft der Nationalökonomie in England genommen, den mögen die beſtimmenden Einflüſſe auf das Schickſal dieſes Landes, welche die großen Nationalökonomen deſſelben, von Smith an bis herab zu Malthus, Bentham, Porter und Mayhew, geübt haben und noch üben, vielleicht eines Beſſern belehren. Bereits haben die alten Parteirufe und Parteinamen ihren Zauber verloren. Die Bezeichnungen von Whigs und Tories weichen immer mehr denen von

---

[2]) Encyclopaedia Britannica — Encyclopaedia metropolitana — Edinburgh Encyclopaedia — Cabinet Cyclopaedia — Family Library — Select Library — Cabinet Library — Library of entertaining knowledge — Penny Cyclopaedia — Penny Magazine.

Schutzzöllnern und Freihändlern und der offenkundige Umſtand, daß die Parteien in England heutzutage viel weniger durch politiſche Grundſätze als durch nationalökonomiſche Anſichten ſich unterſcheiden, ſollte, denken wir, das Mächtigwerden des ſozialen Prinzips über das politiſche hinlänglich darthun.

Wenn aber auch England nicht mehr die Kraft und den Willen beſäße, die unheimlich umſchleichende Weiſſagung zu entkräften, daß unſer Erdtheil einer neuen Barbarei verfallen werde, wenn auch der britiſche Dreizack nicht mehr mächtig genug wäre, einen Alles verſchlingenden Autokratismus vom Continent und zuletzt auch nicht mehr von der eigenen Inſel abzuhalten, wenn es das Verhängniß der europäiſchen Geſellſchaft wollte, daß ſie in dumpfer Sklaverei und byzantiniſcher Abgewelktheit dahinvegetiren müßte, um, ſchließlich in ſich ſelbſt verfaulend, einem neuen Weltalter als Dünger zu dienen: — immer noch iſt dem germaniſchen Gedanken der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchen ein Port und eine Zukunft aufgethan, dort in dem großen Freiſtaat jenſeits des Ozeans, nach welchem in unſeren Tagen die ſehnſüchtigen Wünſche von Millionen gedrückter Herzen ſtreben und deſſen rieſenhafte künftige Entwicklung der Verſtand nicht berechnen und die Phantaſie nur ahnen kann. Wie ein Zukunftstraum ſchwebte die Sage von der Atlantis ſchon den Seelen der Dichter des Alterthums vor und prophetiſch hat unſer Platen geſagt: Nach Weſten zieht die Weltgeſchichte! Vielleicht beginnt ſie, nach Vollendung ihrer weſtlichen Bahn, dann abermals von Oſten her ihren ewigen Kreislauf.

# Regiſter.

## A.

[redacted]
Addiſon 157.
Ainsworth 268.
Aliſon 269.
Alt-England, das luſtige 9.
Amadis, der von Wallien 57.
Audubon 290.
Angeln, die 6.
Annet 146.
Arbuthnot 138.
Ariſtokratie, die engliſche 11.
Arthur, Sagenkreis vom König 17.
Auſten, Jane 261.

## B.

Bacon, Roger 30.
Bacon, Francis 53.
Baillie, Joanna 199, 262.
Bancroft 291.
Banim 266.
Barbour 47.
Bardenthum, das keltiſche 16.
Barlow 283.
Barrow 137.
Barton 258.
Beaumont 101.
Beda 21.
Beecher Stowe, Mrs. 289.
Behn, Aphra 135, 136.
Bentham 293.
Beowulf, Lied von 22.
Berkeley 145.
Bage 269.
Blair 155.
Blauſtrumpfgeſellſchaften 144.
Bleſſington, Lady 263.
Blount 146.
Bolingbroke 147.
Boswell 161.
Boz, ſ. Dickens.
Brainard 283.
Briten, die 2.
Brooks, Mary 287.
Brougham 273, 293.
[redacted]
Browning 263.
Browning, Eliſabeth 261.
Bryant 284.
Buckingham 133.
Bulwer, Edward 266.
Bulwer, Henry 267.
Bunyan 136.
Burdett 273.
Burke 160.
Burney, Franziska 164.
Burns 183.
Butler 124.
Byron 223.

## C.

Cädmon 21.
Calhoun 289.
Campbell 192.
Canning 272.
Carlyle 276.
Catlin 290.
Caxton 47.
Centlivre, Suſanne 135.
Ceolfrid 21.
Chalmers 269.
Chamier 265.
Channing 290.
Chapman 98.
Chatterton 171.
Chaucer 40.
Chesterfield 161.
Chettle 98.
Chubb 146.
Churchill 155.
Cirkel, literariſche 144.
Clarendon 137.
Clay 289.
Coleridge 216, 218.
Collier, Jeremy 141.
Collier, J. P. 273.
Collins 156.
Congreve 135.
Conſtable 84.
Cook, Eliza 261.
Cooper 287.
Cornwall ſ. Procter.
Corwin 289.
Cowley 126.
Cowper 171.
Crabbe 192.
Croker 264.
Cumberland 166.
Cunningham 190.
Currer Bell 268.

## D.

Dafydd ab Gwilym 18.
Dana 283.
Daniel 81.
Defoe 162.
Deiſten, die 146.
Dekker 98.
Denham 126.
Derby 274.
Descartes 144.
Dickens 267.
D'Israeli, d. ä. 273.
D'Israeli, d. j. 265.
Donne 63.
Drayton 63.
Druidenthum, das 16.
Dryden 131.
Duche 289.
Dumb ſhows, die 67.
Dunbar 48.
Dunlop 275.
Duns 29.
Dwight 283.

## E.

Edgeworth, Mary 167.
Eliſabeth, Königin 49.
Elliott 256.
Emerſon 290.
Encyklopädien, die engliſchen 293.
Enterludes, die 67.
Etherege 135.
Everett 290.

## F.

Farquhar 135.
[redacted]

Ferguſon 150.
Field 101.
Fielding 161.
Filmer 128.
Fletcher 101.
Foote 179.
Ford 57. 101.
Fox 181.
Franklin 289.
Freidenker, die 146.

G.

Garrick 177.
Gay 155.
Geoffrey von Monmouth 27.
Gibbon 150.
Gifford 274.
Glasford 265.
Glover 171.
Godwin 167.
Godwin, Mary 210.
Goldſmith 166.
Gore, Mrs. 265.
Gower 50.
Gral, Mythus vom 17.
Grattan, Henry 181.
Grattan, Thomas 298.
Gray 171.
Greatheed 29.
Greene 58. 71.
Grey 272.
Grimoald 58.
Guthlac 19.

H.

Hall, Joſeph 61.
Hall, Baſil 284.
Hallam 289.
Halleck 284.
Harington 100.
Haſtings, Flora 264.
Hawes 66.
Hawthorne 289.
Hazlitt 274.
Heber 264.
Hemans, Felicia 259.
Henry (Blind Harry) 67.
Henry, Patrick 289.
Herbert 56.
Heywood 68. 98.
Heywood, Mrs. 130.
Hobbes 105.
Hochſchule, die 13.
Holmes 284.
Hogg 190.
Hood 258.
Hook 263.
Hope 264.
Hopkinſon 282.
Howard 62.
Howitt, Mary 264.
Hutton 290.
Hughes 69.
Hume 146. 149.
Hunt 256.

J.

Jakob I. v. Schottland 48.
James 266.
Jameſon, Mrs. 275.
Jefferſon 289.
Jeffrey 274.
Jewsbury, Miß 261.
John Bullismus, der 150.
Johnſon 158.
Johnſtone 166.
Jonſon 98.
Irving 287.
Junius 162.

K.

Kaffeehaus, das literariſche 131.
Kean 261.
Keats 255.
Keightley 269.
Kemble 178.
Kennedy 289.
Kloſterſchulen, die 21.
Knowles 262.
Kyd 74.

L.

Lamb 274.
Landon, Letitia 260.
Landor 257.
Layamon 26.
Lee 118.
Leibnitz 145.
Lever 264.
Lewis 188.
Leyden 255.
Lillo 178.
Lily 58. 72.
Lindſay, Lady 185.
Lingard 269.
Liſter 263.
Locke 145.
Lodge 58. 73.
Longfellow 284.
Longland 28.
Lover 264.
Lucilius 147.
Lydgate 46.

M.

Macaulay 270.
Mackenzie 166.
Mackintoſh 269.
Macpherſon 175.
Macready 261.
Magazines, die 270.
Malcolm 268.
Mallet 172.
Malthus 291.
Mandeville 11.
Manley, Mary 130.
Mariniſmus, der 35.
Marlowe 71.
Marryat 265.
Marſh, Mrs. 265.
Marſton 90.
Martineau, Miß 266. 289.
Maſſinger 101.
Maturin 168. 262.
Mayhew 293.
Merlin, Mythus von 17.
Milman 262.
Milnes 259.
Milton 108.
Minot 28.
Minſtrels, die 26. 36.
Minſtrelſy, die 36.
Miracle Plays, die 66.
Mitford, William 149.
Mitford, Mary 263.
Mönchspoeſie, angelſ. 24.
Montagu, Lady 142.
Montgomery, James 192.
Montgomery, Robert 193.
Moralitäten, die 65.
More (Morus) 51.
More, Hannah 264.
Morgan 146.
Morgan, Lady 286.
Moore 267.
Morier 264.
Motherwell 190.
Mulgrave 263.
Munday 90.
Myrddin Wyllt 18.
Myvyrian Archaiology 17. 19.
Myſterien, die 65.

N.

Napier 268.
Naſh 63.
Neal 289.
Newton 118.
Nicoll 190.
Normannen, die 5.
Norton 69.
Norton, Caroline 261.
Novelliſtik, Quellen der 13.

O.

Occam 29.
O'Connell 274.
Orm 18.
O'Neil, Miß 261.
Oſſian, der Macpherſon'ſche 175.
Otway 134.

P.

Palmerſton 274.
Parnell 133.
Paulding 288.
Paynter 58.
Peel 273.
Peele 73.
Penroſe 155.
Percival 283.
Percy 176.
Pierpont 283.
Pinkerton 269.
Pitt, d. ä. 179.

Pitt, d. j. 183.
Pye 204.
Pollok 241.
Pope 131.
Porter 203.
Preſcott 290
Preſſe, die engliſche 13.
Preſton 260.
Prior 136.
Procter 257
Prüderie, die engliſche 14.
Prynne 107.
Pulteney 179.
Puritanismus, der 104, 106.

R.

Radcliffe, Anna 166.
Raleigh 69.
Ramſay 183.
Reviews, die 276.
Richardſon 163.
Ritterromane 37.
Ritterthum, das 25.
Roberts 57.
Robertſon 149.
Robert von Glouceſter 27
Rocheſter 135.
Rogers 192.
Romantik, die 31.
Römer, die in Britannien 3.
Roscoe 190.
Rowcroft 264.
Rowe 134.
[illegible] 98.
Ruſſel, Lord John 274.

S.

Sachſen, die 4.
Sachſen-Chronik, die 23.
Sackville 63.
Schäferroman, der 80.
Scholaſtik, die 29.
Scop, der 20.
Scott 199
Sedgwick 260.
Sedley 135.
Seeſchule, die 213.
Shadwell 135.
Shaftesbury 147.
Shakſpeare 77.
Shaw 125.
Shelley 145.
Shenſtone 158.
Sheridan 176, 181.
Shirley 262.
Siddons, Mrs. 176.
Sidney, Philip 59.
Sidney, Algernon 137.
Sigourney, Lydia 287.
Skelton 68.
Smith, Henry 206.
Smith, Adam 203.
Smollet 164.
Southey 221.
Sparks 291.
Spectator, der 137.
Spenſer 60.
Spinoza 143.
Sprague 283.
Stabreim, der 90.
Steele 136.
Sterne 165.
Still 69.
Street 283.
Swift 156.

T.

Talfourd 263.
Talieſin 16.
Tannahill 190.
Taylor, Jeremy 137.
Taylor, Henry 263.
Temple 136.
Tennyson 250.
Thackeray 288.
Thomſon 171.
Tickell 135.
Ticknor 290.
Tillotſon 137.
Tindal 146.
Trading-Compagnies, die 67.
Traveller Song, der 24.
Trelawney 264.
Triaden, die von Britannien 10.
Trollope, Mrs. 263.
Tuckerman 296.
Tupper 269.
Twamley, Anna 261.
Tytler 200.

U.

Udall 60.
Ueberſetzungen der Claſſiker ins Engliſche 55.
Ueberſ. von Ritterromanen 37.

V.

Vanbrugh 135.
Volksballadendichtung, ſ. Minſtrelſy.
Volksglauben, engliſcher und ſchottiſcher 9.

W.

Wace 26.
Waller 133.
Walpole, Horace 150, 167.
Walpole, Robert 179.
Ward 265.
Warren 265.
Warton 56.
Webſter, John 90.
Webſter, Daniel 290.
Wesley 143.
Whetſtone 56.
White 255.
Whitefield 143.
Whitelocke 137.
Whittier 283.
Wickliffe 30.
Willis 290
Wilſon, Lakiſt 232.
Wilſon, Seeromantiker 265.
Wochenſchriften, die 136
Wolfe 257
Woolſton 146.
Wordsworth 214.
Wortley, Emmeline 261.
Wycherley 135.

Y.

Young 156.

# Berichtigungen.

S. 9 iſt geſagt, der Hexenglauben habe in England erſt unter König Jakob I. zu „graſſiren“ angefangen. Damit iſt natürlich nicht gemeint, daß es vor dieſer Zeit in England überhaupt keinen Hexenglauben und keine Hexenprozeſſe gegeben.

S. 36. Z. 2 v. u. l. Volkerſtimmen ſt. Völkerſtämmen.
— 47. — 11 v. o. l. als eine Mundart ſt. eine Mundart.
— 48. — 15 v. o. l. Rubinen ſt. Rubin.
— 51. — 4 v. o. l. lernte ſt. lernten.
— 86. — 12 v. u. l. Towneley-Mysteries ſt. Townelly-M.
— 90. — 14 v. u. l. humorous ſt. humourus.
— 145. — 9 v. u. l. darin ſt. daran.
— 209. — 12 v. o. l. an Oriental romance ſt. an O. r.
— 219. — 6 v. o. l. mit ſeinen orientaliſchen Erzählungen ſt. mit ſeiner orientaliſchen Erzählung.
— 230. — 17 v. u. l. Green's ſt. [illegible].
— 263. — 4 v. u. l. halten ſt. verwechſeln.
— 264. — 6 v. o. l. einfacher ſt. einfachen.
— 268. — 10 v. o. l. gehaltene ſt. gehaltenes.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

# Blücher.

## Seine Zeit und ſein Leben.

Zwölf Bücher in drei Bänden.

Von

**Dr. Johannes Scherr,**

Profeſſor der Geſchichte am eidgenöſſiſchen Polytechnicum in Zürich.

### Erſter Band.

Buch I—IV.

### Die Revolution.

(1740—1799.)

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1862.

Universitäts-
Bibliothek
München

Wei eis-
büch VII
München

90

# Inhalt des erſten Bandes.

Vorrede . . . . . . . . . . Seite VII

## I Buch:

### Der aufgeklärte Deſpotismus.

Erſtes Kapitel: „Monsieur, a present je suis Roi!“ . . 3
Zweites Kapitel: Das Reichsgeſpenſt . . . . . . 16
Drittes Kapitel: Friedrich der Große . . . . . . 35
Viertes Kapitel: Katharina die Zweite und Joſeph der Zweite 60
Fünftes Kapitel: Einer aus Mecklenburg . . . . 75

## II. Buch:

### An der Spitze der Civiliſation.

Erſtes Kapitel: Paris und London . . . . . 93
Zweites Kapitel: Wien und Berlin . . . . . . 112
Drittes Kapitel: Kopenhagen, Stockholm, Petersburg . 143
Viertes Kapitel: Vom Rhein bis zum Tiber und Tajo . . 163

## III. Buch:

### Freiheit!

Erſtes Kapitel: Der Zweifel . . . . . . 181
Zweites Kapitel: Die Begeiſterung . . . . . 201

Seite
Drittes Kapitel: „Le roi est mort, vive le roi!" . . . 219
Viertes Kapitel: Die Freiheitsgöttin und ihre Prieſterſchaft . 244
Fünftes Kapitel: Der Maitag und die Auguſtnacht . . 264

## IV. Buch:

### Die Sündflut

Erſtes Kapitel: Der Todeskampf des Königthums . . . 295
Zweites Kapitel: „Allons, enfants de la patrie!" . . 328
Drittes Kapitel: Schrecken . . . . . . . 342
Viertes Kapitel: „Redeunt Saturnia regna" . . . 374
Fünftes Kapitel: Zwei Soldaten . . . . . 389
Quellen, Zeugniſſe und Erläuterungen . . 413

# Vorrede.

Gerade bei Werken dieſer Art zeigt ſich die unermeßliche Schwierigkeit der Aufgabe des Hiſtorikers. Wenn ein poetiſches Werk geiſtigen Inhalt und reine Form verbindet, ſo iſt Jedermann befriedigt. Wenn eine gelehrte Arbeit ihren Stoff durchdringt und neu erläutert, ſo verlangt man Nichts weiter. Die Aufgabe des Hiſtorikers dagegen iſt zugleich literariſch und gelehrt; die Hiſtorie iſt zugleich Kunſt und Wiſſenſchaft. Sie hat alle Forderungen der Kritik und Gelehrſamkeit ſo gut zu erfüllen wie etwa eine philologiſche Arbeit; aber zugleich ſoll ſie dem gebildeten Geiſte denſelben Genuß gewähren wie die gelungenſte literariſche Hervorbringung. Freilich iſt das ein Ideal, das kaum jemals erreicht werden und unendlich ſchwer zu erreichen iſt.

**Leopold Ranke.**

(„Franzöſiſche Geſchichte." V, 6.)

Von der realiſtiſchen Grundſtimmung unſerer Zeit ſind zwei große Strömungen menſchlicher Geiſtesthätigkeit ausgegangen: die moderne Naturwiſſenſchaft und die moderne Geſchichtswiſſenſchaft. Weſentlich auf praktiſche Ziele gerichtet, hat dieſer Realismus die intellectuelle Arbeit, welche vorzugsweiſe auf der Phantaſie beruht, einſtweilen mehr in den Hintergrund gedrängt; daher in unſeren Tagen der Mangel an einem durchgreifend ſchöpferiſchen Wirken der Poeſie, daher aber auch der glänzende Aufſchwung der genannten beiden Wiſſenſchaften, der großen Vermittlerinnen jedes Kulturvorſchritts.

Es iſt eine ſehr triviale Wahrheit, die aber leider auch heute noch bei jeder Gelegenheit auf's Neue eingeſchärft werden muß, daß der ungemeſſene Reſpect vor der Vergangenheit, das denkträge Feſthalten an dem „Glauben und Thun der Altvorderen" unausweichlich zu albernem Hochmuth, zur ſittlichen Verſumpfung, zum ökonomiſchen und politiſchen Ruin führt. Siehe den Kirchenſtaat, das habsburgiſch-bourboniſche Spanien und das Franz-Metternich'ſche Oeſtreich. Nun wohl, dieſen Cultus der Vergangenheit, zu deſſen Prälaten ſich die Chefs der angeblich hiſtoriſchen, in Wahrheit pſeudohiſtoriſchen Schule machten, hat die Geſchichtswiſſenſchaft der Gegenwart zerſtört, wenigſtens in den Augen aller Denkenden, welche zugleich Redliche ſind.

Jedermann weiß, daß die Begründung wie der modernen Naturforſchung ſo auch der modernen Geſchichtsforſchung und Geſchichtſchreibung von der hochherrlichen Befreiungsarbeit datirt, welche die auserwählteſten Geiſter Europa's im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts vollbrachten. Freilich, es verräth heutzutage wenig „Lebensklugheit,“ zu ſagen, das achtzehnte Jahrhundert habe denn doch mehr als „bloßen Aufkläricht“ zu Tage gefördert. Indeſſen ſind wir Andern, die wir weder ein dogmatiſches Brett vor der Stirne haben noch auch „Carrière“ machen wollen, dennoch ſo frei, immer und immer wieder mit den Gefühlen lebhafteſter Sympathie, Bewunderung und Dankbarkeit auf dieſes achtzehnte Jahrhundert zurückzublicken. Denn wir wiſſen, daß wir demſelben die Befreiung vom bleiernen Joche des Theologismus, daß wir ihm unſere Aufklärung verdanken. Ja, unſere „Aufklärung!“ Wenn nämlich dieſer Begriff und dieſes Wort auf die Romantiker wirkt wie die rothe Fahne auf den Bullen, ſo wollen wir das Wort nur um ſo heiliger halten. Es marſchirt ſich, denk' ich, nicht ſchlecht unter einem Banner, welches ein Leſſing und Kant entrollten, auf welches ein Herder das Zeichen der Humanität, ein Göthe das der Schönheit, ein Schiller das der Freiheit geſtickt hat.

Niemand, dem die hiſtoriſche Literatur geläufig, wird im Ernſte behaupten wollen, daß es vor dem achtzehnten Jahrhundert eine wiſſenſchaftliche Hiſtorik gegeben. Weder das Alterthum noch das Mittelalter hat eine ſolche gekannt. Die mittelalterliche Hiſtorik, ein Product ihrer Zeit, war keine Geſchichtswiſſenſchaft, ſondern, falls ich mich richtig ausdrücke, nur ein Geſchichtsglaube, d. h. im Ganzen und Großen ein kritikloſes Aufnehmen und Weiterbieten von Ueberliefertem. In vielen, ſehr vielen Fällen iſt ſie allerdings noch etwas Anderes geweſen: nämlich eine zu hierarchiſchen Zwecken begangene, mehr oder weniger bewußte, mehr oder weniger feine oder grobe Fälſchung. Und hier könnte nun auch, wenn dazu Raum wäre, des Breiteren dargelegt werden, daß die mittelalterlichen Hiſtoriker, vom Standpunkte des modernen ſittlichen Gefühls angeſehen, von grober und gröbſter Unſittlichkeit ſtrotzen. Jeder Blick in die Chroniken des Mittelalters ſtraft das romantiſche Gerede von der „guten, alten, frommen Zeit“ Lügen. Man ſollte daher billig erwarten dürfen, daß man uns endlich damit verſchone.

Die Märchen- und Wunderſucht, wie ſie den Menſchen der Feudalzeit zu Fleiſch und Blut geworden und bei dem damaligen Bildungszuſtande werden mußte, ſpann ſich in der Hiſtorik bis ins ſechszehnte Jahrhundert herab. Recht ſchlagende Beiſpiele hievon bieten noch die Berichte der ſpaniſchen Conquiſtadoren, welche mit Cortez nach Anahuak und mit Pizarro nach Peru zogen. Mit überzeugungsvoller Naivetät erzählen ſie, daß, während ſie Schaaren von Indianern niederritten und niederhieben, die Lieblingsheiligen Spaniens, San Jago und San Miguel, leibhaftig an ihrer Spitze ritten und fochten. Jedoch machte ſich gegen das Ende des Mittelalters hin und während der Reformationszeit jener Geiſt der Thatſächlichkeit, ohne welchen es kein Wiſſen und keine Wiſſenſchaft gibt, bereits fühlbar, wie ich das ſeines Ortes, im 1. Kapitel des 3. Buchs dieſes Bandes, weiter ausgeführt habe und zwar mit beſonderer Rückſichtnahme auf die Entwicklung der europäiſchen Geſchichtſchreibung bis auf Johannes Müller herab.

Müller eröffnete mit dem erſten Bande ſeiner Schweizergeſchichte für die deutſche Literatur eine neue Phaſe der hiſtoriſchen Kunſt. Daß freilich Müller's Manier, eben weil ſie Manier und Affectation, eine ſchiefe geweſen, kann jetzt nicht mehr fraglich ſein und es war ein lange nicht genug anerkanntes Verdienſt Schloſſer's, daß er in dieſe bald modiſch gewordene Manier erkünſtelter Objectivität eine höchſt wohlthätige Wandlung und Erfriſchung gebracht, indem er in ſeine Darſtellungsweiſe die ganze Wucht des Freimuths und der Ueberzeugungstreue einer mannhaften, ſtrengen und herben Subjectivität legte, deren Auslaſſungen ſogar da, wo man ſie zu beſtreiten geneigt iſt, dennoch jedes geſunde Gefühl ſympathetiſch berühren. Heutzutage kann es auch nicht mehr fraglich ſein, daß Müller's Verläßlichkeit ſtellenweiſe eine geringe oder gar keine, ja, daß überhaupt ſeine Erzählung in ganzen und wichtigen Partieen der neueren und neueſten Quellenkunde und Quellenkritik nicht ſtandhält. Das, was Müller als älteſte und ältere Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft gab, hat keinen geſchichtlichen Werth mehr. Dieſe Geſchichte bedurfte eines ganz neuen Aufbau's und ſie hat denſelben, wie Jeder weiß, durch Kopp und Andere theilweiſe bereits gefunden. Allein trotz Alledem war die Bedeutung von Müller's Arbeit für die Zeit ihres Erſcheinens eine ſehr beträchtliche und man ſollte das nicht vergeſſen, weil der „ſchweizeriſche Tacitus“ ſich herabgewürdigt hat, der Diener und Lobpreiſer eines Jerome Bonaparte zu ſein. Nicht nur lieferte Müller, indem er, falls ich den richtigen Ausdruck dafür finde, die Holzſchnittzeichnungen der alten Chronikſchreiber colorirte, zuerſt ein anſchauliches Lebensbild des Mittelalters, ſondern ſeine Schweizergeſchichte hat auch, da ſie zu ihrer Zeit eine Lieblingslectüre der gebildeten Kreiſe in Deutſchland war, zur Begründung des demokratiſchen Geiſtes beigetragen. Endlich beton' ich, daß Müller's Buch eine bedeutſame Wendung in der Anſchauungsweiſe und Stimmung der Deutſchen mitfördern half, die Wendung vom Kosmopolitismus zum Patriotismus, welche etwas ſpäter durch Schiller's Tell einen neuen und gewaltigen Antrieb erhielt.

Etliche Jahre nach dem Erſcheinen von Müller's nationalem Geſchichtswerk feierte aber der weltbürgerliche Sinn des Jahrhunderts noch einen ſeiner ſchönſten literariſchen Triumphe. Ich meine damit jenen kühnen und originellen Verſuch Herder's, zum erſten Mal eine univerſale Kulturgeſchichte höchſten Styls zu ſchreiben, einen neuen Grundbau der Hiſtorik zu errichten. Die „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ ſind ein unvergänglich denkwürdiges Unternehmen, ſchon darum, weil ſie ganz entſchieden bezeugten, daß vor allen übrigen Nationen die Deutſchen berufen ſeien, Weltgeſchichte zu ſchreiben, da nur ihnen in ausreichendem Maaße die Fähigkeit zu eigen, alle Beſonderheiten der Racen und Nationalitäten unter dem höheren Geſichtspunkte der Humanität zu vereinigen. Wenn man freilich Herder's Arbeit mit der vielfach ähnlich gemeinten des ſcharfſinnigen und tapfern Engländers Buckle zuſammenhält, von welchem ſich mit Umkehrung eines Schiller'ſchen Wortes ſagen läßt, daß er „im Fleiß die Biene meiſtere,“ ſo erkennt man recht deutlich, welche Rieſenſchritte ſeither die hiſtoriſche, geographiſche und ethnographiſche Forſchung nach vorwärts gemacht und wie außerordentlich das Material der Geſchichtſchreibung zwiſchen damals und heute ſich vervielfältigt hat. Herder's Verſuch muß uns aber um ſo ehrwürdiger ſein, wenn wir erwägen, wie beſchränkt die ihm zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel geweſen ſind. Er trägt auch keineswegs die Schuld der mannigfachen, mitunter ſehr wunderlichen Verirrungen, in welche nachmals die „philoſophiſche“ Geſchichtsbetrachtung häufig genug verfallen iſt, indem ſo ziemlich jeder deutſche Philoſoph mit oder ohne Beruf es unternahm, die Weltgeſchichte nach *ſeinem* Syſtem zu „conſtruiren,“ bei welcher Operation dann weder die geſchichtliche Thatſächlichkeit noch der geſunde Menſchenverſtand, wohl aber das Streck- und Preßbett des hochſeligen Herrn Prokruſtes die Hauptrolle ſpielte. Wir wären auf dieſem Wege prokruſtiſch-geſchichtsphiloſophiſchen Experimentirens jetzo glücklich dazu gelangt, nach Anleitung der neueſten Modephiloſophie, welche das, was Buddha allbereits vor nahezu fünfundzwanzig Jahrhunderten gepredigt, wiederum — allerdings geiſtreich genug wiederum predigt, die Weltgeſchichte für einen Unſinn und ein Unglück, wenn nicht gar für einen Schwindel oder eine Prellerei zu erklären. Freilich, oft genug ſieht ſie ſo aus, auch für Einen, der nicht gewohnt iſt, ihre Erſcheinungen durch die trübſeligen Gläſer der Peſſimismus-Brille zu betrachten. Allein wenn man feſthält, daß der Menſch über ſein Weſen, ſo wie es einmal iſt, nicht hinauskann, folglich eben Menſch und nicht Engel iſt, wird man in der Weltgeſchichte keineswegs das Schaum- und Traumgebilde eines buddhiſtiſchen Nirvana-Glaubens, ſondern vielmehr die ſehr thatſächliche, ſehr harte und mühſelige Arbeit des Menſchengeſchlechts an ſeiner unendlich langſamen aber ſtetigen Vervollkommnung erkennen. . . . .

Selbſt die flüchtigſte Skizzirung der Entwicklung moderner Hiſtorik darf, ſcheint mir, die geſchichtlichen Arbeiten Schiller's nicht unerwähnt laſſen. Wenn der eitle Geck und Unmann A. W. Schlegel des großen Dichters Manen damit zu kränken meinte, daß er ſpöttelte, Schiller hätte den Strada nicht zu leſen vermocht, ſo gab er nur einem allgemeinen Zuge der romantiſchen Schule nach, den Schöpfer des Wallenſtein und des Tell zu haſſen und zu befehden. Der Verlogenheit und Lüderlichkeit einer Romantik, wie ſie im Thun und Treiben eines Fr. Schlegel, eines A. Müller, eines Z. Werner und eines Fr. Gentz in verſchiedenen Schattirungen aber immer gleich widerlich ſich manifeſtirte, mußte der Dichter des ſittlichen Idealismus naturgemäß verhaßt ſein. Die großen Mängel der hiſtoriſchen Schriften Schiller's zugegeben, iſt dennoch Zweierlei gewiß: erſtens, daß aus jeder Seite derſelben unendlich mehr hiſtoriſcher Sinn und Geiſt athmet als die geſammte romantiſche Kameradſchaft aufzuwenden hatte; und zweitens, daß dieſe von edelſter Begeiſterung getragenen Darſtellungen den Geſchmack an geſchichtlicher Lectüre und damit die Reinigung und Erhebung des ſittlichen und politiſchen Bewußtſeins ſehr bedeutend gefördert haben. Die Romantiker ihrerſeits leiſteten bekanntlich nur der Geſchichtsfälſchung Vorſchub, jenem Kokettiren mit einem ganz willkürlich, falſch und verlogen vor- und dargeſtellten Mittelalter, welches Kokettiren in die Geſchicke unſeres Landes ſo unheilvoll eingegriffen hat.

Zur nämlichen Zeit, wo Schiller ſeine Muſe in die Schule der Geſchichte ſchickte, reiften auf ſtrengwiſſenſchaftlichem Gebiete Arbeiten, mittelſt welcher die ſkeptiſche Analyſe zu neuen Entdeckungen und Eroberungen vorſchritt. Zuvörderſt im Bereiche der Philologie, bald aber auch in dem der Hiſtorik. Wie Jeder erräth, will ich damit auf die Ergebniſſe der philologiſchen Kritik hindeuten, wie ſie durch Wolf, und der hiſtoriſchen, wie ſie durch Niebuhr gehandhabt wurde. Die Bewegung, welche auf die Anregungen Seitens dieſer großen Gelehrten, ihrer Schüler und Mitſtrebenden hin auf dem Boden der Kulturgeſchichte erfolgte, war tief und nachhaltig und ſie nahm zu an Weite, Fruchtbarkeit und nationaler Bedeutung, als die germaniſtiſche Forſcherthätigkeit der Brüder Grimm, ihrer Schüler und Mitſtrebenden eine Fülle neuen, vorher kaum geahnten Lichts in das Dunkel der Vorzeit und des Mittelalters warf. Die ſtets vielgeſtaltiger ſich entwickelnde Sprachwiſſenſchaft, die vergleichende Religions- und Rechtsforſchung, ſie lieſerten dem Hiſtoriker ein Rüſtzeug, wie er es bislang nicht beſeſſen hatte. Ergänzend trat hinzu die Aufhellung geſchichtlicher Probleme durch die Findungen der Nationalökonomie und durch die Nachweiſe Seitens der Statiſtik. Ferner ſchwand auch in Deutſchland, wie zuvor ſchon in England und Frankreich, mehr und mehr die Unwiſſenheit und Engherzigkeit, womit die Schätze der Archive verſchloſſen gehalten worden, und zugleich ermöglichte es das Zuſammenwirken günſtiger Umſtände dem deutſchen Fleiße, der deutſchen Gelehrſamkeit und Vaterlandsliebe, Quellenſammlungen zu unternehmen, wie die Pertz'ſchen „Monumenta“ eine ſind, ein rieſenhaftes, in zweifachem Sinne monumentales Werk. Endlich griff auch mehr und mehr die Einſicht Platz, daß die große Lehrerin, die Geſchichte, doch eigentlich nicht bloß für die Gelehrten, ſondern für alle Denkenden und nach Bildung Strebenden da ſei und da ſein müſſe, und aus dieſer Einſicht ergab ſich nothwendig die Tendenz auch der deutſchen Hiſtoriker, fürder nicht mehr bloß zunftgemäß-gelehrt, ſondern menſchlich zu ſchreiben und dem Leſer die geſchichtliche Wahrheit in einer Form zu bieten, welche auch das literariſche Bedürfniß zu befriedigen vermag.

Aus dieſem Geſichtspunkt iſt das vorliegende Werk unternommen worden. Mit weſentlicher Betonung der kultur- und ſittengeſchichtlichen Seite der Ereigniſſe bezweckt es eine Darſtellung der Zeit von 1740 bis 1815. Als Mittelpunkt iſt ein nationaler Held gewählt, Blücher; aber daß mein Buch auf mehr als eine Biographie im landläufigen Sinn abziele, bezeugt deutlich, ſollt' ich meinen, ſchon der Titelbeiſatz: „Seine Zeit und ſein Leben.“

Den erſten Band möcht' ich als Einleitung zu den beiden folgenden angeſehen wiſſen, inſofern in dieſem erſten Bande von Blücher ſelbſt nicht eben viel zu ſagen war. Das Außerordentliche, ewig Denkwürdige der Erſcheinung dieſes Mannes liegt ja gerade darin, daß er erſt im Greiſenalter ſeine welthiſtoriſche Miſſion antrat und durchführte. Dann erſt beginnen auch die Quellen für ſeine Lebensgeſchichte reichlicher zu fließen. Selbſtverſtändlich hab' ich auch nach bislang theils noch unaufgegrabenen theils noch unbenützten ausgeſchaut und zwar — namentlich in Folge der eifrigen Bemühung und Vermittlung meines Freundes und Verlegers Otto Wigand — nicht ohne Erfolg. Insbeſondere bin ich ſchon jetzt in den Stand geſetzt, in den folgenden Bänden auf Grund von Originaldocumenten den Beweis zu führen, wie ſo ganz ſchief und falſch die ſo ziemlich ſtereotyp gewordene Auffaſſung Blücher's als eines bloßen Haudegens iſt, als eines Huſaren höchſter Potenz, — den Beweis, daß der „Alte,“ der jugendfriſcher war als alle die Jungen, wie der muthigſte ſo auch einer der hellſichtigſten Patrioten geweſen. Von dem vorliegenden erſten Bande ſag' ich noch, daß die drei erſten Bücher eine einläßliche Geneſis der Revolution zu geben verſuchen, das vierte dagegen den Gang der Revolution ſelbſt nur ſkizzirt, weit mehr nur eine Betrachtung über die Ereigniſſe als die Erzählung derſelben bringt, weil ich mich nicht verleiten laſſen durfte, hier mehr in die Einzelnheiten einzutreten als der Plan meines Werkes verträgt. Gleichwohl glaube ich bemerken zu dürfen, daß der Leſer ſchon hier manchen bislang nur wenig oder gar nicht bekannten charakteriſtiſchen Zug finden wird.

Ueber die benützten Quellen und Hülfsmittel gibt der Anhang Nachweiſe und Erläuterungen. Ich kann mich daher an dieſem Orte begnügen, zu ſagen, daß, wie ich mein Material mittelſt ſelbſtſtändigen Quellenſtudiums zu erwerben mich bemühte, auch mein Urtheil über Perſonen und Ereigniſſe durchweg auf Selbſtſtändigkeit Anſpruch macht.

Was die Form meines Buches angeht, hab' ich mir angelegen ſein laſſen, der Darſtellung möglichſt viel Leben, Farbe und Bewegung zu geben, gänzlich unbekümmert um die hochgelahrte Familie Staubtrocken, deren Mitglieder es ſo eilig haben, Jedem „novelliſtiſche Darſtellungsweiſe“ vorzurücken, welcher beſſer als ſie zu erzählen verſteht. Man wird — beſagte Grundeigenthümer des „Genre ennuyeux“ mögen ſich dagegen ſtemmen, wie ſie wollen — auch in der deutſchen Hiſtorik immer mehr dazu kommen, einzuſehen, wie ſehr Luden recht hatte, als er im Sommer von 1806 zu Jena in einem Geſpräch über Geſchichtſchreibung mit Göthe äußerte: — „Ich glaube wirklich, daß Geſchichte nicht würdig geſchrieben werden könne ohne eine wahre ποιησις und daß Niemand ein Hiſtoriker ſein könne, im ſchönſten Sinne des Wortes, dem die ſchöpferiſche oder dichteriſche Kraft fehlt. Denn er muß ja die Welt der Vergangenheit vor Augen haben, in welcher die Ereigniſſe ſtattfanden, die er darſtellen will und die er nur in der Anſchauung dieſer Welt in ihrer ganzen und echten Bedeutung darſtellen kann. Dieſe Welt aber wird ihm nicht zur Anſchauung dargeboten, ſondern er muß ſie ſchaffen, um ſie anſchauen zu können.“ (Luden, Rückblicke, S. 69.) Man wird es demnach auch begreiflich finden und billigen, daß ich der angeſtrebten Wiederbelebung der darzuſtellenden Zeit wegen die handelnden wie die beobachtenden Menſchen derſelben beim Zeugenverhör häufig mit ihren eigenen Worten reden laſſe. Die eigenthümliche Ausdrucksweiſe der verſchiedenen Zeiten iſt ja der beſte Schlüſſel zu ihrem Verſtändniß.

Hab' ich nöthig, zu bemerken, daß mein Unternehmen zugleich auch ein patriotiſches ſein ſoll? Freilich, jener Patriotismus, welcher wähnt, das Höchſte, wozu deutſches Nationalgefühl ſich erſchwingen könne, ſei die geräuſchvoll ſchnaubende Phraſe der Franzoſenfreſſerei, iſt nicht der meinige. Ich überlaſſe, obgleich perſönlich dem Franzoſenthum weit mehr ab- als zugeneigt, denſelben getroſt einer bornirten Philiſterſchaft, welche ſich ja an dieſem Raſenſtrick ſchon einmal glücklich ins romantiſche Niflheim der Reſtaurationspolitik zurückleiten ließ. Ueberhaupt ſchrieb ich unbeirrt, ja unberührt von dem deutſchen Parteileben der Gegenwart, mit welchem ich Nichts gemein habe und Nichts gemein haben möchte.

Denn ich bin durch die breite und tiefe Kluft meiner republikaniſchen Ueberzeugung — welche, wie meine Freunde und Feinde wiſſen, weder von heute noch von geſtern iſt — von allen Arten der „Staatsmänniſchkeit" unſerer Tage getrennt und blicke mit ſtoiſcher Reſignation auf Beſtrebungen, deren Werth zu beurtheilen ich mich billig enthalte, da mir die Anſchauung aus der Nähe abgeht. Ja, lange Jahre, bevor das ſchönſte und glücklichſte Land Europa's, welches ich von Jugend auf gekannt und geliebt, das gewährte Aſyl mir in eine zweite Heimat wandelte, hatten Inſtinkt, Nachdenken und Erfahrung mich zum Republikaner gemacht; aber erröthen müßt' ich, einen ſolchen mich zu nennen, wenn ich nicht verſtände, als Geſchichtſchreiber gerecht zu ſein. Die Kunſt zwar des Vertuſchens, Bemäntelns, Verſchweigens hab' ich nicht gelernt; allein man wird mir zugeſtehen müſſen, daß, wenn ich die Dinge mit ihren wirklichen Namen nenne, dies immer und überall und nach allen Seiten hin mit derſelben Rückhaltsloſigkeit geſchieht. Mich hat nur die Abſicht geleitet, die ganze und volle Wahrheit zu finden und die gefundene ganz und voll auszuſprechen. Wo ich irrte, mag man es mir beweiſen; ich werde wirkliche Belehrung dankbar empfangen.

Im Uebrigen — um dieſe lange Vorrede kurz zu ſchließen — halt' ich mich berechtigt, den Ausſpruch Fallmerayer's auf mich anzuwenden: — „Es gibt Menſchen, denen die Freiheit nicht weniger Bedürfniß iſt als dem thieriſchen Körper die Luft. Wahrhaft frei iſt aber nur, wer den Ehrgeiz und die Eitelkeit überwunden hat und verachten kann, wonach die meiſten Menſchen mit Begierde ſtreben.“

Zürich, Lichtmeß 1862.

**J. Scherr.**

## Erstes Buch.

# Der „aufgeklärte“ Despotismus.

## Erſtes Kapitel.

### „Monsieur, à présent je suis Roi!“

Eines Tages im Januar 1740 war zu Berlin an der Tafel des Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel das Geſpräch ſehr belebt geworden. Die Herren redeten über die Kunſt des Regierens. Jeder gab, je nachdem er es vermochte, ſeinen Brocken Weisheit oder Unweisheit über das inhaltsreiche Thema ab, bis endlich ein junger, achtundzwanzigjähriger Mann mit markirten Zügen und tiefblauen, von Geiſt funkelnden Augen, damals Kronprinz von Preußen, nachmals unter dem Namen Friedrichs des Großen eine weltgeſchichtliche Geſtalt, die Unterhaltung zum Abſchluß brachte mittelſt der Aeußerung, es ſei Unrecht, wenn ein Regent ſeine Unterthanen bedrücke. „Was mich betrifft,“ fügte er hinzu, „ich werde, wenn ich dereinſt den Thron beſteige, ein rechter König der armen Leute ſein[1]).“ Leider iſt uns nicht überliefert, ob etwa dem Einen oder Andern der Tafelgenoſſen beim Anhören ſo löblichen Vorſatzes die Betrachtung ſich aufgedrängt habe, daß, wie dem Sprüchworte zufolge der Weg zur Hölle, ſo auch der zum Throne mit guten Vorſätzen gepflaſtert ſei. Dagegen iſt bezeugt, daß der Generaladjutant, der „lange“ Hacke von der Tafel des Herzogs weg zum König ging, der zu dieſer Zeit krank im Berliner Schloſſe daniederlag, und in argloſem (?) Geplauder der Rede des Kronprinzen erwähnte.

Nicht zur Verbeſſerung der Laune des kranken Mannes, welche ohnehin ſchrecklich genug war in jenen Tagen, wo der Raſtloſe unthätig daliegen mußte, langſam heranſchleichenden Tod vor Augen. Seine alten Generale und Rauchgeſellen vom „Tabakscollegium“ ſitzen um ihn her, durch ihre reſpectvoll gemeſſene Unterhaltung die Langeweile zu verſcheuchen. Aber das genügt nicht. Er muß Etwas zu thun haben, er will Etwas thun. Er hat ein Brett quer über ſein Bett liegen und darauf allerhand Schreinerwerkzeug. Da ſchnitzt und leimt und hämmert er heftig, als könnt' er Beklemmung und Schmerzen weghämmern, und wenn die loyalen Berliner nächtlicher Weile drunten über den Schloßplatz gehen, hören ſie aus der königlichen Krankenſtube das heftige Geklopfe[2]). Er hat Zeit ſeines Lebens gar Manches zurechtgeklopft, der handfeſte zweite König von Preußen, welcher ſeine „Souverainetät ſtabilirte wie einen rocher de bronze,“ zurechtgeklopft im ſtrengſten Sinne des Wortes. „Nicht raiſonnirt! Soll dabei ſein Verbleiben haben! Punctum.“

Aber nun geht das Klopfen zu Ende, ſei's mit dem als Königsſcepter gehandhabten Stock, ſei's mit dem harmloſeren Tiſchlerhammer. Er fühlt es wohl, Alles quält ihn, Alles ärgert ihn und — Bitterkeit der Bitterkeiten! — der „Fritz“ wagt es allbereits ſich als König zu denken? Noch mehr, auch Andere laſſen ſich's beigehen, ihre Blicke von der untergehenden Sonne abzuwenden und nach der „aufgehenden“ zu ſchielen, Geſellen vom Tabakscollegium ſogar? Es war um dieſe Zeit, als der arme kranke König eines Abends gewaltſam ſich aufraffte, um noch einmal das zu halten, was Carlyle ſo glücklich das „Rauchparlament“ Friedrich Wilhelms des Erſten genannt hat. Die Geſellſchaft iſt ganz ſtattlich vollzählig, ſämmtliche Generale und Oberſten der Berliner Garniſon. Plötzlich tritt „der Fritz“ herein, unerwartet von Rheinsberg gekommen. Macht es die Ueberraſchung oder iſt wirklich Etwas wie aufgehende Sonne in den Augen des Prinzen, genug, ſämmtliche Generale und

Oberſten erheben ſich wie auf Kommando und machen dem Ankömmling ihre Reverenz. Ha, ſie ſehen ſchon ihren König in dem „Jungen!“ denkt der König und: „Setzt euch nieder!“ ſchreit er und noch zorniger abermals: „Setzt' euch nieder ins Teufels Namen oder ſchert euch alle zum Teufel [3])!“ An dieſem Abend oder an einem der nächſtfolgenden Tage muß Friedrich Wilhelm mit ſeinem Sohne jene Zuſammenkunft gehabt haben, wobei er demſelben befahl, ihm eidlich zu geloben, nach ſeinem Tode Alles beim Alten zu laſſen, in der Verwaltung und in der Armee keine Aenderung vorzunehmen, den Schatz nicht anzugreifen und ſich nur der Perſonen zu bedienen, welche er, der König, auf einer Liſte verzeichnet hatte.

Der Prinz verweigerte dies Gelöbniß. Wenn man weiß, aus Friedrichs eigenhändigen Briefen weiß, wie treugehorſamſt, wie ſchmeichleriſch unterthänigſt er ſich dieſe zehn Jahre her, ſeit der ſchrecklichen Kriſis von 1730, unter den väterlichen Stock geſchmiegt hatte, ſo mußte dieſe Weigerung viel bedeuten. Geradezu nichts Geringeres, als daß ſich der Prinz in der That bereits als König fühlte, und zwar als einen König von Preußen, der nicht wie Friedrich Wilhelm der Erſte — eine der wohlweiſen Perücken der Wiener Staatskanzlei hatte es höhnend geſagt — „immer bloß zielen,“ ſondern alles Ernſtes „losdrücken“ wollte, ſo zwar, daß der Donner des Schuſſes in Europa widerhalle. Der Sohn alſo wies die Zumuthung des Vaters ab und des Letztern Ingrimm brauſ'te hoch auf. Aber er war ein gebrochener Mann: ſein Stockſcepter lag ihm wohl noch zur Hand, allein mit dem höchſteigenhändigen Zuſchlagen wollt' es nicht mehr recht gehen. In Ermangelung deſſen ließ er ſich wenigſtens in Worten höchſt erbittert über den Prinzen aus. „Es iſt mir gar nicht leid,“ ſagte er am 31. Januar 1740, „daß ich ſterben muß; denn wer ſich vor dem Tode fürchtet, der iſt ein H . . . . . . . . Was mir aber von Herzen leidthut, das iſt, daß ich einen ſolchen Unmenſchen wie meinen Sohn zum

Nachfolger haben ſoll[4]).“ Se. Majeſtät Gemüth war demzufolge ſehr beunruhigt in dieſer kritiſchen Zeit, und da Friedrich Wilhelm in ſeiner Art ein frommer Mann, ſuchte er Troſt bei Solchen, welche er als Bewahrer und Spender der göttlichen Gnade zu betrachten gewohnt war. So ließ er eines Februartags 1740 Se. Ehrwürden Rolof, lutheriſchen Propſt an der Nikolaikirche, in ſeine Krankenſtube beſcheiden und da fand in Gegenwart der Königin Sophie Dorothea — („Fieke“ oder „Fiekchen“ nannte ſie der Herr Gemahl) — und verſchiedener Mitglieder des Rauchparlaments folgendes Geſpräch zwiſchen König und Prieſter ſtatt, ſicherlich ein nicht unbelehrender Beitrag zur Signatur der Zeit, wie ſie im deutſch-proteſtantiſchen Preußen um 1740 geweſen iſt ..... König: Mein lieber Rolof, hier lieg ich armer H........ und kann weder leben noch ſterben. Ich halte aber meinem Gott ſtille und ſterbe mit Freuden. Propſt: Es iſt mir von Herzen leid, Ew. Majeſtät ſo krank zu ſehen; was ich aber am meiſten beklage, iſt, daß ich glaube, Sie ſeien mehr am Gemüth als am Leibe krank. K. Ach nein, mein Gemüthe iſt ganz ruhig. P. Das iſt mir lieb; es muß aber gar nicht lange her ſein, denn wir kennen uns ſehr lange und ich habe Sie mein Tage nicht ruhig geſehen. K. Das iſt wahr, Er hat recht, ich bin allezeit ein toller Kerl geweſen, aber dabei doch ein guter Chriſt. P. Ei, das wäre was recht Neues! Ein toller Kerl iſt ein Menſch, der wie das Vieh in den Tag hineinlebt. So grob haben Sie es doch wohl nimmer gemacht. K. Ja, ich hab' ſehr viele, auch ſehr grobe Sünden begangen, aber die Liebe Gottes hab' ich niemals dabei vergeſſen. P. Ew. Majeſtät halten's mir zu Gnaden, die Menge der Anweſenden zwingt mich die Wahrheit zu ſagen; denn ſonſt würd' ich für einen Heuchler gelten und das bin ich, wie Sie am beſten wiſſen, mein Tage nicht geweſen. Grobe Sünden und die Liebe Gottes können unmöglich neben einander beſtehen. Haben Sie grobe Sünden begangen oder begehen dergleichen noch, ſo können Sie Gott nicht lieben, und in dieſem Falle würde es ſchlecht ausſehen. K. Er verſteht mich nicht. Ich verlaſſe mich auf Chriſtum, der alle unſere Sünden getilgt hat und alſo die meinigen auch, und wer daran zweifelt, der iſt ein H........! P. Das iſt ganz gut. Dabei iſt aber eine Wahrheit zu bemerken, die Sie mit ebendemſelben Trumpfe bekräftigen müſſen. Chriſtus dient uns nicht nur zur Vergebung der Sünden, ſondern auch zu einem Exempel, dem wir folgen müſſen, ſo wir nicht leer ausgehen wollen. Nun erinnern Sie ſich unter andern der Worte Chriſti am Kreuze: Vater vergib ihnen! Haben Sie allen Ihren Feinden, auch denen, die vielleicht ohne Urſache Sie haſſen, von Herzen vergeben? Wäre Solches nicht geſchehen, ſo würden Sie von Chriſti Verdienſt nicht den allergeringſten Nutzen haben. K. Gott weiß, daß ich keinen Feind habe, dem ich nicht Alles gern vergeben habe; ich weiß keinen als die Canaille, den König von England[5]. (Zur Königin gewendet) Fieke, ſchreib' an Deinen Bruder, ſobald ich todt bin, daß ich ihm Alles vor meinem Ende von Herzen vergeben habe. Hörſt Du wohl, wenn ich recht todt ſein werde.... Hier miſchte ſich der „lange“ Hacke ein, dem Könige bemerkend, daß es Zeit wäre, Medizin zu nehmen, worauf der Patient den Propſt verabſchiedete mit den Worten: „Er läßt mir Nichts durchgehen und Er hat recht. Er thut ſeine Pflicht als ehrlicher Mann und guter Chriſt[6].“

Der ſterbende König, denn ſeine Waſſerſucht iſt ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß er ein ſolcher heißen kann, iſt indeß noch weit entfernt, nur mit dem ſich zu beſchäftigen, was die Chriſten „Ewigkeit“ zu nennen pflegen. Die Zeitlichkeit macht ihm immerhin dermalen noch Sorgen genug. Bis zum letzten Athemzug bleibt er der Herrſcher, welcher, der „Staatsraiſon“ von damals getreu, ſein Königreich für einen Meierhof anſieht, der über die Maßen haushälteriſch — (ſeine Feinde und Spötter meinen: „unmäßig geizig“) — verwaltet werden müſſe. Er hat während ſeiner ganzen Regierung ſeinen Unterthanen ſo zu ſagen ihre Portion täglichen Brotes zugeſchnitten. Auch der eigenen Familie, und zwar in keineswegs großen Stücken. Seine Tochter, die ſchnippiſche, voltaireiſirende, freilich mit der Wahrheit es nicht gerade buchſtäblich genau nehmende Wilhelmine, weiß bekanntlich Erſchreckliches davon zu erzählen[7]. Ganz ohne Grund wohl nicht, denn noch am 3. April 1740 entwarf der kranke Mann eine neue Tafelordnung für ſein Haus, worin verordnet war, daß bei Tiſche nur die Königin einen ſilbernen Teller, die Uebrigen aber zinnerne haben ſollten; ferner, daß des „Mittags acht Speiſen auf die königliche Tafel kommen ſollen, nämlich eine gute Suppe, zwei andere ub. wohlfeile Eſſen, zwei Braten, wovon nur der eine angeſchnitten werden darf, und etwas Gebackenes[8].“

Selten wohl oder nie hat ſich das Leben mit ſolcher Macht gegen den Tod gewehrt wie in dieſem robuſten Kronenträger. Er hatte ſich an einem der letzten Tage des April von Berlin nach Potsdam bringen laſſen, aber der anbrechende Frühling führte in dem Befinden des Kranken keine wohlthätige Kriſis herbei. Auch der ſonſt immer belebend auf ihn wirkende Anblick ſeiner geliebten „langen Kerls“ von der Potsdamer Wachtparade wirkte kein Wunder. Im Mai wurde mit den zunehmenden Schmerzen und Beängſtigungen das Gebaren des Königs unerträglich. Soweit Hand oder Stock noch zu regen und zu regieren waren, regnete es Ohrfeigen und Stockprügel. Von der erſtern Sorte königlicher Gaben erhielt eines Maitags der Leibarzt Eller auch welche und zuletzt wurde der Leidende ſo bärenhaft wild, gebarte ſich ſo berſerkermäßig, daß Niemand mehr ihm zu nahen getraute und die Kammerdiener den Dienſt verſagten. Man mußte die Königin herbeirufen und „Fiekchen“ verſtand es in der That, den Tobenden zu beſänftigen. Sie trat auch decidirt genug auf, indem ſie ihm erklärte, wenn er ſich nicht zu mäßigen verſtehe, „tout le monde l'abandonnerait, pour le laisser pourrir dans ses ordures, ou qu'on le mettrait à la chaine comme un enragé.“ Das wirkte ſo, daß der kranke Mann anfing zu weinen, worauf er kleinlaut und ruhig wurde 9).

Den ganzen Maimond durch hat noch dieſer harte Kampf zwiſchen Leben und Sterben gewährt. Das erſtere ſchien dann und wann für eine flüchtige Stunde obenauf zu ſein. Der Thätigkeitstrieb des Königs flackerte bis zuletzt in ihm: noch am 26. Mai hat er ſich auf ſeinem Rollſtuhl ins Freie bringen laſſen, um der Grundſteinlegung eines neuen Hauſes anzuwohnen. An dieſem Tage traf, von Eller berufen, auch der Kronprinz aus ſeinem Rheinsberg — („Friderico tranquillitatem colenti“) — in Potsdam ein und fand einen väterlichen, ja zärtlichen Empfang. Der bärenhafte Vater hatte doch das Gefühl, der Fritz ſei mehr als ein „Windbeutel,“ „Atheiſt“ und „Unmenſch,“ wie er in ſeinen Zornraſereien den Sohn zu betiteln pflegte. Während der nächſten drei Tage verhandelt er mit dem Prinzen viel im Geheimen. Zwiſchenhinein heftiges Sträuben gegen die immer bedrohlicheren Vorgriffe des Todes. Dann auch wieder gelungene Verſuche, den letzten Kampf „als Chriſt“ zu kämpfen, und Anordnungen für das königliche Leichenbegängniß bis ins Einzelnſte hinein. Inmitten der langen und trübſeligen Gebete und Litaneien, womit die Paſtoren Cochius und Oesfeld das Sterbezimmer anfüllen, wird zuweilen ein humoriſtiſcher Tonlaut. Man ſinge mir das Lied: „„Warum ſollt' ich mich denn grämen?““ Und er ſingt es ſelber mit. Aber bei den Worten: „„Arm und nackt werd' ich hinziehen,““ brummt er drein: „Das iſt nicht wahr, denn ich werde in meiner Montirung begraben werden,“ — worauf der Geſang fortgeht 10) .... Dienſtags den 31. Mai 1740 hat er in der Morgenfrühe noch mal mit Cochius gebetet. Dann ließ er ſich auf ſeinem Rollſtuhl in die Zimmer ſeiner Frau und ſeiner Kinder fahren, um von ihnen Abſchied zu nehmen, denn: „Ich hab' nur noch etliche Stunden zu leben," ſagte er zu jener. Sie folgte ihm in ſein Gemach, auch der Kronprinz war da und nicht minder waren da die Herren Generale und Oberſten und ihre trübſeligen, ſteifleinen frommen, beträchtlich verlängerten Geſichter ſagten deutlich: Mit den Herrlichkeiten der Rauchparlaments-Zeit Friedrich Wilhelms des Erſten iſt's aus! . . . „Sag' Er mir, Pitſch, wie lange hab' ich noch zu leben?" — „Eine halbe Stunde, Ew. Majeſtät," antwortet der Oberchirurg der Rieſengarde. — „Gebt mir mal einen Spiegel her." Und hineinſehend brummt er: „Hm, ich bin recht verändert. Werde beim Sterben ein garſtiges Geſicht machen [11])." Es war Nachmittags zwiſchen 1 und 2 Uhr. Der Puls des Sterbenden ſteckte mehr und mehr. Plötzlich ſagte er mit ſtarker Stimme: „Herr Jeſu, dir leb' ich; Herr Jeſu, dir ſterb' ich [12])!" Eine Ohnmacht wandelte ihn an. Der Leibarzt Eller machte dem Kronprinzen ein Zeichen, die Königin wegzuführen. Während es geſchah, verathmete der gekrönte Korporal.

Ja, der „gekrönte Korporal." Aber nicht im höhniſchen Sinne ſei er hier ſo genannt, nein, im ehrenden vielmehr. Preußen bedurfte eines Trillmeiſters vom Schlage Friedrich Wilhelms des Erſten und, wahrlich, der Mann hat ſeine Miſſion redlich erfüllt. Dem großen General Friedrich mußte ein tüchtiger Korporal vorangehen, der, wie ſeine „langen Kerls," ſo auch „die Junkers" zu drillen verſtand. „Tout le pays sera ruiné," ſchrieb i. J. 1717 einer derſelben an den König, gegen eine Finanzmaßregel deſſelben proteſtirend. Darauf Friedrich Wilhelm ſtugs: „Tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität wird ruinirt werden. Ich ſtabilire die Souverainetät wie einen Rocher von Bronze [13])." Es war doch eine Ahnung von einer neuen Zeit und dem Berufe Preußens in derſelben in dieſem Stockſceptermann, und wenn dieſe Ahnung nur in der Form des brutalen und brutalſten Deſpotismus hervorbrach, ſo muß man doch, um dem

König Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſagen, daß er in einer Lage war, wo es galt, durchzugreifen, dreinzuſchlagen mit Fauſt und Stock. Unlieblich freilich iſt der Anblick dieſes Hohenzollern, unlieblich im höchſten Grade. Ein Kamaſchenknopf jeder Zoll, ein „Fuchtler" vom Wirbel bis zur Zehe. Urteutoniſche Rohheit, widerlich überſtrichen mit orthodoxem Chriſtenthum, d. h. Lutherthum. Eine tyranniſche Seelenſtimmung, bis zur malayiſchen Tollwuth ſich ſteigernd. Aber daneben etwas Ehrſam-Bürgerliches, Sittlich-Hausväterliches — (ſelbſt ſeine boshafte Tochter hat dem Vater nur einen einzigen Verſuch, gegen das ſechste Gebot zu fehlen, aufzurücken vermocht[14]) — etwas Deutſch-Biderbes, welches Einen doch wohlthuend anſpricht bei Betrachtung einer Zeit, wo an den deutſchen und europäiſchen Höfen die Nachäffung franzöſiſcher Lüderlichkeit bis zur Narrheit ging. In ſolcher Zeit war das Nationalgefühl eines preußiſchen Königs, mochte ſich daſſelbe auch noch ſo bornirt äußern — („Ich mag die Blitz- und Schelm-Franzoſen nicht!") — fürwahr ſehr ehrenwerth und bei all ſeiner groteſken Unkultur hat es Friedrich Wilhelm ſicher bitter empfunden, wenn auch nicht ſich zu klarem Bewußtſein gebracht, wie mißlich es ſei, ſeinen Kindern eine franzöſiſche Bildung geben zu laſſen. Eine deutſche gab es ja noch nicht. . . . Es geht ein Zug von Ehrlichkeit und Pflichtgefühl durch das ganze Weſen des König-Korporals. Soweit er Recht und Gerechtigkeit verſtand, war es ihm Ernſt, furchtbarer Ernſt mit dem: „Fiat justitia et pereat mundus." Unbedenklich wollte er, wie bekannt, das ſchreckliche Wort auf den eigenen Sohn angewandt wiſſen, der in ſeinen Augen ein Deſerteur und Rebell war. Es muß für einen Ausdruck der innerſten Ueberzeugung Friedrich Wilhelms genommen werden, wenn er dem als Mitſchuldigen des Kronprinzen zum Tode verurtheilten Katte ſagen ließ, „es thäte ihm leydt; es wäre aber beſſer, daß er, Katte, ſtürbe als daß die Juſtiz aus der Welt kähme[15]." Das Köpenicker Kriegsgericht über Friedrich iſt keineswegs eine bloße Schreck- und Einſchüchterungspoſſe geweſen [16]. Und ein redlicher, raſtloſer Arbeiter war der König, wie nach ſeinem beſten Wiſſen ein gewiſſenhafter Bewirthſchafter ſeines ſtreng ſoldatiſch eingerichteten und verwalteten Meierhofs Preußen. Wenn er eines Tages einen müſſig gaffenden Berliner mit aufgehobenem Stockſcepter anrunzelte: „Geh' heim, Kerl, und thu' was!" ſo war das ſo zu ſagen eine Mahnung, die er ſich ſelber gab und ſein Lebenlang treulich befolgte. Summa: ein wirklicher Menſch und Mann inmitten der blaſſen, ſchemenhaften Abklatſche Ludwigs des Vierzehnten um ihn her; unſchön, eckig, grobklotzig, wie mit der Zimmermannsaxt aus Holz zugehauen, aber aus Kernholz.

Es iſt ihm nicht zu Sinne gekommen, Preußen zum Range einer europäiſchen Großmacht erheben zu wollen. Er war „gut kaiſerlich" und es gereicht dem ungeſchlachten Manne zu hohem Ruhm, daß er zu einer in der Franzöſelei ganz ertrunkenen Zeit ſeinen Stolz darein ſetzte, „ein deutſcher Reichsfürſt zu ſein." Aber er hatte auch den Inſtinkt, daß es mit Preußen ſo nicht bleiben könne, wie es war, und während er ſich begnügte, „den Hahn zu ſpannen," ſorgte er zugleich dafür, daß ſein Nachfolger im Stande ſei, „loszudrücken." Bei ſeinem Tode hatte das Königreich einen Umfang von 2275 Geviertmeilen und 2,240,000 Einwohner. Die Hauptſtadt Berlin zählte deren mit Einſchluß der Garniſon 98,000 und war, wie uns ein zeitgenöſſiſcher Bericht ſagt, eine „ſchöne Stadt," die weder in Betreff der Breite und Anlage der Straßen noch hinſichtlich des Umfangs und der Schönheit der Gebäude dem gleichzeitigen Paris bedeutend nachſtand, ja an Reinlichkeit und Freundlichkeit daſſelbe übertraf [17]. Wunderliche, groteſk-teutoniſche Sittenzüge freilich begegnen uns im Leben der preußiſchen Hauptſtadt von damals. Wie ſeltſam muthet es uns an, wenn wir uns beiſpielsweiſe auf einen Berliner oder Potsdamer Ball zur Zeit des Stockſcepterkönigs verſetzen und da gar keine Damen, ſondern lauter Männer wahrnehmen, Generale, Oberſten, Hauptleute in Altdeſſauer'ſcher Tenue mit unendlichen Zöpfen, aus Gyps aufgemauerten Friſuren, Dreimaſter oben, Rieſenſtiefeln unten, Degengehenke hart unter den Armhöhlen gegürtet, ehrbar-ſteifleinen-orthodoxe Soldatengeſichter, wie nach dem Exercirreglement geſchnitten. Und nun engagiren ſich dieſe Herren gegenſeitig mit ehrbar-ſteifleinenen Komplimenten, um mitſammen ein ehrbar-ſteifleinenes Menuet zu tanzen[18]). . . . Die Staatswirthſchaft Friedrich Wilhelms war eine echte und rechte Bauernwirthſchaft geweſen: kein Verſtändniß, keine Förderung geiſtiger Intereſſen; aber viel Gottesfurcht, noch mehr Königsfurcht, möglichſt viel Dünger und eine eiſerne Sparſamkeit. Dadurch war es dem König gelungen, einen Baarſchatz von nahezu neun Millionen (8,700,000) Thalern aufzuhamſtern, bei einer Geſammteinnahme von 7,371,707 Thalern jährlich, wovon das Heer, 72,000 Mann ſtark — (26,000 Mann waren geworbene und wie geworbene! Nichtpreußen, alle zuſammen keine Menſchen oder gar Bürger, ſondern ſchlechtweg „Kerls[19])“ — nicht weniger als 5,977,407 Thaler verſchlang. Da konnte für die von Friedrich Wilhelms Mutter, der „philoſophiſchen“ Königin Charlotte auf franzöſiſchem Fuße eingerichtete Berliner Akademie der Wiſſenſchaften freilich jährlich nur die Summe von 300 Thalern abfallen, was aber für dieſes Inſtitut auch noch zu viel war.

Kronprinz Friedrich hatte ſich, nachdem ſein Vater verſchieden, auf ſein Zimmer zurückgezogen und ſoll da, ſagt man, lange einſam geſeſſen haben, nachdenklich und „ganz in Thränen.“ Nachdenklich wohl, ob aber in Thränen? Ihm mußte fürwahr zu Muthe ſein, wie einem unter dem Gehäuſe einer Luftpumpe Hervorgezogenen oder wie einem aus dem Fegfeuer Befreiten. Denn als ein „Fegfeuer,“ als die „peinlichſte und unerträglichſte Lage von der Welt“ war es ihm ſtets erſchienen, wenn er um den Vater hatte ſein müſſen[20]). Vor einer Stunde noch im beſten Falle der erſte Sklave im Lande Preußen und jetzt ſelber König! Gut, daß Friedrich „Philoſoph“ war, ſonſt hätte ihn müſſen ein Schwindel anwandeln. Aber nichts Dergleichen: er wußte, daß er jetzt König ſei, abſoluter Herr und Meiſter über mehr als 2 Millionen „Sujets“ und nahezu 80,000 „Kerls.“ Und das gab er auch Anderen ſofort zu wiſſen. Da war der „alte Deſſauer,“ hochangeſehen im jetzt verwehten Rauchparlament. Als der vom Sterbelager des geweſenen Königs weg und zu dem einſam nachdenkenden jetzigen hinaufging, ſeine Huldigung darbringend und zugleich die Hoffnung ausdrückend, daß er „ſeine Stellen und dieſelbe Autorität behalten werde wie unter der Regierung der hochſeligen Majeſtät,“ erhielt er kurz und deutlich den Beſcheid: „Ihre Stellen ſollen Sie behalten; was aber die Autorität anlangt, ſo weiß ich von keiner als von der ſouverainen, die mir, dem König, innewohnt.“ Schärfer noch gab ſich die neue Majeſtät dem General Grafen von der Schulenburg zu fühlen, der ſpornſtreichs von Landsberg herbeieilte, zu gratuliren und guten Rath anzubieten. „Wie konnten Sie ſich's herausnehmen, ohne Urlaub Ihr Regiment zu verlaſſen?“ Daß Friedrich König war, daß die „ſchönen Tage von Aranjuez,“ will ſagen die luſtigen von Rheinsberg, wo der Kronprinz Friedrich mitunter Bacchanalien voll Scherz und Ausgelaſſenheit vorgeſeſſen hatte[21]), vorüber ſeien, das ſollten auch vertrauteſte Jugendgenoſſen bald erfahren. Als einer derſelben, der eulenſpiegeliſche Markgraf Heinrich von Schwedt, eines Tages an den neuen König im Beiſein mehrerer Generale einen Spaß im Rheinsberger Geſchmacke zu adreſſiren wagte, richtete ſich Friedrich hoch auf und den vollen Blick ſeiner großen Augen, die ſo herrlich blau waren und ſo herriſch und herrſchend zu blicken vermochten, auf den unglücklichen Spaßmacher heftend ſchmetterte er denſelben nieder mit dem Worte: „Monsieur, à présent je suis Roi!“

Und das war er von Stund' an, ein König jeder Zoll, ein

Deſpot in jeder Fiber; aber zugleich auch einer jener Auserwählten, die mit ihres Genius Gepräge ihr Jahrhundert ſtempeln. „Ich bin König,“ ich weiß, was ich will, und was ich will, werd' ich ſchaffen. Ein weltgeſchichtliches Wort, dieſes: „Je suis Roi!“ Bald in Thaten überſetzt, die das alte Europa in ſeinen Grundfeſten krachen machen. . . . In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1740 iſt Friedrich Wilhelm der Erſte in der Potsdamer Garniſonskirche zu Grabe gebracht worden. Mittwochs den 23. Juni wurden die Exequien mit allem gebührenden Pompe gehalten. Da iſt die weltberühmte Potsdamer Wachtparade, das Rieſengrenadier-Regiment der „langen Kerle“ — einzelne Prachtexemplare hatten bis zu 8 und 10,000 Thaler gekoſtet — zum letzten Mal ausgerückt. Es gab die Salven über dem Grabe und zwar richtig ohne zu „plackeren,“ ſo daß es den König-Korporal noch unter dem Boden freuen mußte, wenn er es nur hätte hören können. Kein leeres Geknalle wahrlich, dieſe Salven am Grabe Friedrich Wilhelms des Erſten, ſondern inhaltsvoll genug, weil in die Welt hinausdröhnend: Der nur zielte, iſt todt, und König iſt jetzt Einer, welcher losdrücken wird!

## Zweites Kapitel.

# Das Reichsgeſpenſt.

Das anhebende achtzehnte Jahrhundert trug eine Signatur, welche keinen Propheten ahnen laſſen konnte, daß es in ſeinen Annalen Tage wie den 4. Juli 1776 und den 21. Januar 1793 zu verzeichnen haben würde. Europa ſchien, nachdem der vierzehnte Ludwig, das Muſter und eifrigſt nachgeahmte Vorbild ſeiner fürſtlichen Zeitgenoſſen, ſein: „L'état c'est moi!“ verwirklicht, d. h. ſein Syſtem abſoluter Deſpotie begründet und ausgebaut hatte, den Geſchicken orientaliſcher Sultanate entgegenzugehen. Dort das Haus Bourbon, hier das Haus Habsburg. Zwiſchen dieſen beiden Mächten ſchien Alles, was auf volksmäßige Entwickelungen hinwies, zerquetſcht werden zu müſſen.

Ludwig der Vierzehnte hatte das Werk vollendet, woran nach einander von Miniſtern und Königen wie Suger, Ludwig dem Heiligen, Ludwig dem Elften, Heinrich dem Vierten, Richelieu und Mazarin gearbeitet worden war. Er hatte eine Nivellirungsmaſchine von unwiderſtehlicher Wucht über den Boden Frankreichs hingeſchleift, hatte die Staatseinheit in ſich concentrirt und jede Selbſtſtändigkeit der Perſon wie der Gemeinde in dem Mechanismus einer Centraliſation verſchwinden laſſen, welche ſelbſt der Convent und Napoleon wenig zu erhöhen vermochten, hatte ſein Verſailles zum Tempel des Königsgötzendienſtes geweiht, hatte die Prieſter zu Beweihräucherern ſeiner Majeſtät, die Edelleute zu ſeinen Hoflakaien, die Dichter und Künſtler zu ſeinen Speichelleckern gemacht. Gott im Himmel und Ludwig „der Große“ auf Erden! ſo tönte das Kyrie des vollendeten Abſolutismus Tag und Nacht und die Völker, nicht das franzöſiſche allein, ſtimmten andächtig ein. Wenn aber in Frankreich die deſpotiſche Monarchie „von Gottes Gnaden“ in den Formen der modernen Polizei- und Soldatengewalt ſich bewegte, ſo erſtarrte ſie in Oeſtreich in der Umſchalung hiſpaniſch-mittelalterlicher Bigoterie und Grandezza. Selbſt der Genius eines Staatsmanns und Feldherrn, wie Prinz Eugen von Savoyen einer war, vermochte dieſen Bann nicht zu brechen. Alles, was er vermochte, war durch ſeine glorreichen Türkenſiege Oeſtreich wieder zu einer Machtfülle zu erheben, die es befähigte, die alte Rivalität mit Frankreich auf's Neue durchzufechten. Es geſchah in jenem mittelſt einer ganzen Reihe mörderiſcher Schlachten geführten Prozeß um die ſpaniſche Erbſchaft, welcher der ſpaniſche Erbfolgekrieg heißt und der Hauptſache nach vom Hauſe Bourbon gewonnen wurde. Aber Haus Bourbon hatte ſich in dieſem Streithandel nicht weniger, ſondern noch mehr geſchwächt als Haus Habsburg und dieſe beiderſeitige Schwächung der Säulen Jachin und Boas des brutalen Deſpotismus konnte Europa nur zum Vortheile gereichen. Zunächſt wurde dadurch das Emporkommen Preußens ermöglicht und die Befeſtigung der proteſtantiſchen Dynaſtie auf dem Throne von Großbritannien geſichert, zwei weltgeſchichtliche Thatſachen voll von Zukunftskeimen.

Zur gleichen Zeit, wo die Frage, ob der König von Spanien Karl oder Philipp heißen ſollte, Mittel-, Süd- und Weſteuropa mit Wogen von Bajonnetten bedeckte, wurde die Frage, ob der Name des Königs der polniſchen Republik — („König“ und „Republik,“ ſchon das reicht aus, den Untergang Polens zu erklären) — Auguſt ſein ſollte oder Stanislaus, im Norden und Oſten unſeres Erdtheils gleich heftig debattirt. Für jenen plaidirte Rußland mit ſeinen Verbündeten, für dieſen Schweden, jenes Schweden, das im Verlaufe des 17. Jahrhunderts durch den Ehrgeiz eines begabten Königs, durch die Geſchicklichkeit ſeiner Generale und Diplomaten, wie nicht weniger durch das Elend der deutſchen Verhältniſſe und die Gewandtheit der franzöſiſchen Politik zur europäiſchen Großmacht hinaufgeſchraubt worden war. Für eine Weile freilich nur und ein Don Quixote von König ſorgte zu Anfang des 18. Jahrhunderts dafür, daß dieſe Weile möglichſt gekürzt würde.

Eine merkwürdige Figur, dieſer zwölfte Karl von Schweden, in dem hiſtoriſchen Roman Voltaire's ein Held, in der Beleuchtung der hiſtoriſchen Kritik dagegen ein Narr. Ein heldiſcher Narr allerdings, aber immerhin ein Narr. Eine leibhafte Zeitwidrigkeit, wie aus einem mittelalterlichen Ritterroman heraus auf die moderne Staatsbühne geſtellt, um da blindwüthig umherzuraſſeln. In ſeinem ganzen Weſen und Treiben ſchon durch den Umſtand gekennzeichnet, daß er Kriegs- und Staatskunſt aus dem alten, hundert Druckbogen füllenden Ritterroman „Gideon von Maxibrandar“ lernte und den Helden deſſelben zu ſeinem Ideal machte. Unter den vielen abenteuerlichen Geſtalten eines abenteuerlichen Jahrhunderts vielleicht die abenteuerlichſte, obgleich zeitweilig nicht ohne lichte Augenblicke, in deren einem er denn auch der erſte Fürſt geweſen iſt, welcher ſich von der Perücke emanzipirt hat („Schwedenkopf).“ Sein ganzer Lebenslauf voll heroiſchen Spectakels und Unheils. Als Sechszehnjähriger zum König ausgerufen, ſteht er in Winternächten auf, um ſich, wahrſcheinlich in Nachahmung Gideon's von Maxibrandar, nackt auf die bloße Diele zu legen. Seine Tage verbringt er in aberwitzigen Kraftübungen; reitet über Berge und Felſen weg Pferde zu Tode, durchſchwimmt auch reitend vorkommenden Falls ein Stück Meer; verſucht, wie ſich's auf einem eben eingefangenen Hirſche reiten laſſe; ſetzt ſeinen Stolz darein, ſeine Jägerſtärke mit den Kräften der wildeſten Beſtien zu meſſen. Dann wieder hört er lange Predigten andächtig mit an, geht ſodann hin, um im Reichstagsſaal einen Haſen zu hetzen; übt ſich eifrig darauf ein, Ziegen, Schafen, Kälbern, Pferden mit einem Säbelhieb die Köpfe vom Rumpfe zu ſchlagen, und beſchließt den von derartiger Königsarbeit ausgefüllten Tag damit, daß er einen gezähmten Bären, welcher in ſeinen Zimmern umherläuft, mit Wein füllt, um ſich an dem Gebaren der berauſchten Beſtie zu erluſtigen, die ſchließlich aus dem Fenſter ſpringt und das Genick bricht. . . . . Alſo vorgeſchult, ſtürzt ſich der königliche Gideon von Maxibrandar achtzehnjährig in den großen „nordiſchen" Krieg, vollbringt Erſtaunendes gegen Dänen, gegen Ruſſen, gegen Sachſen, debütirt als Königsmacher in Polen und wird ein „weltberühmter Held." Wenigſtens in den Augen der urtheilsloſen Menge, für welche ja Heldenthum und Spectakelmacherei gleichbedeutend iſt. Das arme Schweden zwar geht dabei zu Grunde, aber König Karl iſt ein Degen, vor welchem Amadis de Gaula ſelbſt zu Kreuze kriechen müßte. In dem Zuge nach der Ukraine gipfelt die heldiſche Tollheit, welche bei Poltawa die wohlverdiente Ohrfeige erhält. Dann folgt die abenteuerliche Flucht über den Dnjepr und die nicht minder abenteuerliche jahrelange Einlagerung bei den Türken. Endlich macht der beiſpielloſe Mißbrauch des Gaſtrechts ſogar türkiſche Geduld reißen. Der Padiſchah iſt des Dafürhaltens, der Schwedenkönig könnte das Studium ſeines hundert Bogen ſtarken Lieblingsbuchs vom Gideon von Maxibrandar, welches Studium er auch in Bender eifrig betreibt, füglich anderswo fortſetzen; allein Karl hat kein Ohr für dieſe Meinung. Auf deutlichere Mahnungen gibt er zur Antwort: „Was? Will man mich zur Abreiſe zwingen? Ich fürchte dieſe Drohung nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben." Darob weicht, bei aller Bewunderung von Gideon's Heldenſchaft, die türkiſche Indolenz dem türkiſchen Ingrimm, der in die Worte ausbricht: „Gide theil, Giaur!" (Mach' dich fort, Ungläubiger!), und als auch das nicht anſchlägt und der ſchwediſche „Eiſenkopf" einer Deputation von Janitſcharen Bartabſengung androht, da hebt eines Februarmorgens von 1713 jenes wunderſame Schauſpiel an, welches in den Jahrbüchern der Osmanen das „Kalabalik (die Löwenjagd) bei Bender" heißt. Mittelſt eines Angriffs von 15,000 oder gar 30,000 Mann mit 14 Geſchützen auf die 700 Schweden Karls demonſtriren die Türken dem Eiſenkopf ihr Hausrecht. Er ſtürzt, den Degen in der einen, das Piſtol in der andern Hand, aus ſeiner in Brand geſchoſſenen Wohnung, ganz Gideon von Maxibrandar, ſeinen Gefährten zurufend: „Laßt uns draufgehen, bis ſie uns lebendig oder todt fangen!" Gefangen wird er dann auch richtig, worauf er ſich zu Bette legt, um daſſelbe, bei geſundem Leibe, 13 Wochen lang nicht mehr zu verlaſſen. Von ſeinem Bett aus ertrotzt er von den Türken noch 1200 Beutel, ſteigt dann endlich am 1. Oktober 1714 zu Pferde und — („Allah behüte dich!" rufen die Türken dem wunderlichen Gaſte nach) — reitet zu, was das Zeug hält, bis er in der Nacht vom 21. November vor dem Thore ſeiner Stadt Stralſund anlangt. Vier Jahre noch zuckt und zappelt das königliche Meteor, blaſſeren Scheines ſchon, am nordiſchen Himmel, bis es im Mondlicht der Nacht vom 30. November 1718 im Laufgraben vor Fredrikshall ſtill erliſcht. Bis zum letzten Hauch Ritter Maxibrandar und Eiſenkopf, ſteht er, aller Warnungen ungeachtet, über die Bruſtwehr des Laufgrabens hinausgebeugt, ohne Sinn und Zweck, ritterlich-toll den feindlichen Kugeln bloßgeſtellt. „Das iſt kein Platz für Ew. Majeſtät. Kartätſch-, Musketen- und Kanonenkugeln haben vor einem Könige nicht mehr Reſpect als vor dem geringſten Soldaten," warnt Einer der hinter Karl im Schutze des Laufgrabens ſtehenden Offiziere. „Sei nicht bange!" entgegnet der ſchwediſche Don Quixote.

Plötzlich ein Laut, „wie wenn ein Stein in einen Sumpf fällt,“ und: „Herr Jeſus, der König iſt erſchoſſen!“ Nun, er ſtarb wenigſtens in ſeinem Charakter, geſtiefelt und geſpornt, im ſchlichten Reitermantel, die Hand auf dem Degenknauf[22].

Der, vor welchem, wie billig, Karls Glück bei Poltawa erblichen, ſtarb keines ſo heroiſchen Todes, ſondern eines, wie er einem Wüſtling und Trunkenbold zukam[23]. Jahrhundert der Kontraſte, in deſſen Verlauf die Natur Peter den Erſten, das Ungeheuer von Laſtern, und ein engliſcher Poet den Sir Charles Grandiſon, das „Ungeheuer von Tugend,“ geſchaffen hat. Der große Czar — denn ſeine Art von Größe können bloß Tiftler ihm beſtreiten — war ohne Frage nach koloſſalem Maßſtabe angelegt, ein Kraftmenſch, in ſeinen Ausſchweifungen von einer gewiſſen barbariſch naiven oder geradezu beſtialiſchen Natürlichkeit. Das Revier ſeiner Genüſſe lag in kamtſchadaliſchen Regionen, welche zu betreten die Muſe der Geſchichte, wennſchon keine Prüde, Anſtand nehmen muß[24]. Aber das rieſige Kraftmaaß dieſes Wilden erſchöpfte ſich keineswegs in dem Getobe ſeiner wüſten Orgien. Er hat Rußland geſchaffen, indem er es aus dem byzantiniſchen Sumpf orientaliſchen Vegetirens heraus- und nach Europa hereinſchleifte, unbekümmert freilich darum, daß er hiebei, durch den Widerſtand, welchen ſeine Reformen fanden, bis zur Wuth aufgereizt, die Feſſeln der Sklaverei, die auf allen Klaſſen ſeines Volkes laſtete, auf die gehäſſigſte Weiſe nur noch ſchärfer anzog[25]. Man thut übrigens unrecht, wenn man den Mann einen Reformer nennt: er war ein Revolutionär vom Wirbel bis zur Sohle. Kein Grandſeigneur von den Diners des Baron Holbach, kein Abenteurer à la Caſanova, kein gefrorener Fanatiker des Wohlfahrtsausſchuſſes iſt ſo „frei von Vorurtheilen“ geweſen wie Czar Peter, welcher eine durch die Hände von Korporalen und Generalen gegangene Dirne zu ſeiner kaiſerlichen Gemahlin

(„Goſſudara“) erhob und ſeinen rechtmäßigen Sohn und Thronerben, als ein Hinderniß ſeines revolutionären Schaffens, prozeſſiren und zu Tode foltern ließ[26]. Den ganzen Legitimitätsſchwindel mit kyniſcher Verachtung behandelnd, kümmerte es ihn wenig, ein Czar „von Gottes Gnaden“ zu heißen. Er hatte das auch gar nicht nöthig: er war ein Czar von eigenen Gnaden, auf Fabeln und Formeln ſpuckend, mit einer Fauſt von Eiſen den moskowitiſchen Rieſen Tolpatſch packend, ſchüttelnd, drillend. Sein berüchtigtes Teſtament iſt unecht, aber der Inhalt iſt echt, wahr vom erſten bis zum letzten Buchſtaben. Denn Peter der Erſte iſt es geweſen, welcher dem ruſſiſchen Eroberungstrieb — den Moskowitern durch die Mongolen eingeimpft — zuerſt einen großen Styl gab, ihn zu einem Schwergewicht der europäiſchen Politik machte. Er verſchlang heißhungrig türkiſche, ſchwediſche, polniſche Provinzen. Seine Plane zielten auf Konſtantinopel und Warſchau, auf die Oſtſee und das Schwarze Meer und, fürwahr, er war nicht der Mann, es mit bloßen Entwürfen bewenden zu laſſen. Er hat ſich als einer der entſchiedenſten Handanleger ausgewieſen, welche die Weltgeſchichte kennt. In alten ruſſiſchen Chroniken iſt erzählt, daß Czar Iwan der Schreckliche zwiſchen dem vierten und fünften der grauenhaften von ihm angerichteten Blutbäder — bekannt unter dem Namen „Opaly,“ Ausmerzungen — nach Zerſtörung der Stadt Nowgorod vor Pſkow gerückt ſei und auf einem Hügel davor Halt gemacht habe. Da habe er die Stadt unverwandt angeſtiert und dabei die „untere Kinnlade bewegt, als fräße er Pſkow auf.“ Nun wohl, durch Peter den Erſten iſt Rußland ſo eine Art von ſchrecklichem Iwan geworden, auf Europa ſtarrend und die Kinnlade bewegend, als wollt' es daſſelbe auffreſſen. . . .

Zwiſchen die alte beſtändige Gefahr von Weſten her, zwiſchen Frankreich, welches ſelbſt unter dem Metzenregiment des fünfzehnten Ludwigs noch kräftig genug war, die Raubpolitik

Richelieu's und Ludwigs des Vierzehnten fortzuſetzen und deutſche Länder zu annexiren (Lothringen 1735), und zwiſchen die neue von Oſten her drohende, wo Peter der Erſte den ungeſchlachten jungen moskowitiſchen Koloß auf die Eroberungsbahn gepeitſcht hatte, zwiſchen dieſe beiden Gefahren war das arme erbarmungswürdige mittelalterliche Reichsgeſpenſt in die Mitte geſtellt.

Das „Heilige Römiſche Reich Deutſcher Nation.“ Hölzernes Eiſen! Ganz ähnlich wie die königliche polniſche Republik, nur mit dem Unterſchiede, daß in deutſchen Landen eine Fülle von Bildungs- und Verjüngungskeimen vorhanden und in leiſem Aufſproſſen begriffen war, während in polniſchen das Wachsthum alles Beſſeren und Edleren von der Wucht ſarmatiſchen Schmutzes und jeſuitiſcher Geiſtesbarbarei erdrückt wurde. Die chriſtlich-germaniſche Phantaſie, des römiſchen Weltreichs gebietende Obmacht auf die Germanen überzutragen, hatte etwa durch einen großen Karl, einen großen dritten Heinrich, einen großen Otto, einen rothbärtigen Friedrich für flüchtige Momente verwirklicht werden können, zugleich aber auch hatte ſie dem deutſchen Reichskörper ein tödtliches Gift beigebracht. Es wirkte erſt langſam, aber es wirkte; raſch und immer raſcher von der Stunde an, wo es dem energiſchen und rückſichtsloſen Tyrannen, Kaiſer Heinrich dem Sechſten, mißlungen war, das deutſche Wahlreich, die organiſirte Anarchie, in eine kaiſerliche Erbmonarchie zu verwandeln. Zur Zeit, von welcher in dieſem Buch zunächſt die Rede iſt, im dritten, vierten und fünften Jahrzehent des 18. Jahrhunderts, war das Heilige Römiſche Reich Deutſcher Nation längſt verdorben und geſtorben. Nur ſein unſeliger Schatten ging ſchlotternd noch offiziell um in der Weltgeſchichte, halb mitleidswürdig, halb lächerlich, ganz ſo, wie man nicht recht wußte, ob man weinen oder lachen ſollte, wenn die zu dieſer Zeit gewählten Kaiſer, in einen fadenſcheinigen modrigen mittelalterlichen Apparat gewickelt, geſpenſterhafte Krönungsmaskeraden in den Straßen von Frankfurt abſpielten. „Nichts konnte ein treueres Bild der eiskalt erſtarrten und kindiſch gewordenen alten deutſchen Reichsverfaſſung geben als das Faſtnachtsſpiel einer ſolchen in ihren zerriſſenen Fetzen prangenden Kaiſerkrönung27).“ Alſo der Augenzeuge ſo einer anachroniſtiſchen Haupt- und Staatsaction, ein Mann, der in ſeinem Kopfe zwei Augen hatte von jener nicht ſehr häufigen Art, womit man die Dinge ſieht, wie ſie ſind.

Das offizielle deutſche Reichsgebiet hatte im 18. Jahrhundert einen Umfang von ungefähr 12,000 Geviertmeilen und eine Bewohnerzahl, deren Schätzung zwiſchen der Angabe von 26 und der von 30 Millionen ſchwankt. Dieſe hauſ'ten in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, 100,000 Dörfern und etwa 40,000 Ritterſitzen und Einzelhöfen. Das Reichsgebiet war, wie bekannt, eingetheilt in 10 Reichskreiſe, neben welchen jedoch noch eine bedeutende Anzahl „reichsunmittelbarer“ Gebiete exiſtirte und eine Maſſe von gegen 1500 „reichsritterſchaftlicher“ Güter, deren Beſitzer, durchſchnittlich über einen Flächenraum von einer Achtels- oder gar Neuntels-Geviertmeile „herrſchend“, ſich nicht ſchlechter oder minder ſouverain dünkten als die kurfürſtlichen, fürſtlichen und herzoglichen Reichsſtände. Der Inhalt der reichſten Farbenſchachtel der Welt würde lange nicht hinreichen, von der Buntheit der Reichskarte eine Vorſtellung zu geben. An 300 ſouveraine Territorien — geiſtliche und weltliche Kurfürſtenthümer, Herzogthümer, Fürſtenthümer, Mark- und Landgrafſchaften, Bisthümer, Propſteien, Abteien, Reichsgrafſchaften, Reichsfreiherrſchaften, Reichsſtädte, Reichsſtädtchen, Reichsdörfer — bildeten den echten und gerechten Reichsweichſelzopf. Oder auch kann man dieſes ganze ungefüge, mumienhafte Ding einen babyloniſchen Thurmbau nennen, voll Verrottung, Moder und Wurmfraß, erbarmenswerth, wenn nicht die Beimiſchung jenes grotesk-lächerlichen Reichsdünkels, welcher Kaiſerſchemen wie Karl den Sechſten, Franz den Erſten und Franz den Zweiten die pompöſen alten Titel „Mehrer des Reichs“ und „Herr der Chriſtenheit“ fortführen oder eine lilliput'ſche Reichsſtadt, wie Nördlingen, ihrem Rathhauſe die Aufſchrift: „Senatus populusque Nordlingensis“ — geben ließ, das Erbarmen in Lachen verkehrte.

Die Reichseinheit ein romantiſcher Traum, die Reichsverfaſſung eine Lüge, der Kaiſer ein Popanz, welcher nur noch kleinſte und feigſte Diebe ſchreckte, der Reichstag eine Schwatz- und Klatſchſtube voll ſteifleinener Langweile, die Reichskaſſe ein Vacuum, das Reichsgericht die erſte Verſchleppungsanſtalt auf Erden, die Reichsarmee der Spott der Welt. Ueberall, wohin wir blicken, auf allen Gebieten des Reichslebens unſägliche Verkommenheit. Alles verknöchert, verſteinert, durchfault. Die oberen Stände verausländert und entſittlicht, die unteren verdumpft und verknechtet. Die Kirche da in abſurdem Formelkram erſtarrt, dort in Schlemmerei und Unzucht ſich wälzend. Der Adel im Hoflakaienthum vernützt oder zum Krautjunkerthum verdummt. Der Bürger ein Spießbürger, der Bauer ein Sklave. Zu Alledem noch eine Gelahrtheit, deren Stupidität nur von ihrem Servilismus übertroffen wurde, — einem Servilismus, deſſen ekelhafte Hervorbringungen man kennen muß, um zu wiſſen, wie ſehr der „Advocatus patriae,“ der treffliche Möſer, berechtigt war, ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen den Vorwurf der „deutſchen Hundedemuth“ ins Geſicht zu ſchleudern 28). Dieſer Knechtſinn wurzelte übrigens in dem Umſtand, daß die Deutſchen damaliger Zeit weſentlich ein theologiſches Volk waren, zur Unterthänigkeit erzogen durch Theologen, welche nicht müde wurden, ihnen einzuprägen, daß Gut und Leben der Menſchen ihren zeitweiligen Gebietern unbedingt zur Verfügung ſtehen müßten 29).

Alſo war des deutſchen Reiches Herrlichkeit und kaiſerliche Majeſtät unter dem Reichsregiment des Hauſes Habsburg herabgekommen, welches ja ſchon zur Zeit Maximilians des Erſten

Deutſchland ſo entfremdet geweſen, daß dieſer Kaiſer kein Bedenken getragen, offen auszuſprechen, Oeſtreich ſei ſtets der erſte Gegenſtand ſeiner Sorge und ſeiner Pflicht. Dieſer Art und Weiſe, die Reichskrone zu tragen, hatte dann die Manier der deutſchen Großen, ihre Fürſtenhüte in Kronen und Krönlein umzuwandeln, vollſtändig entſprochen. „Polonia confusione regitur,“ — das galt auch ganz und gar von Germanien. Deutſches Reich, dein Name war Verwirrung und dein Kaiſer nur ein Oberkonfuſionsrath. Die Geſchichte der „Wahlkapitulationen“ zeigt Stufe für Stufe das Aufwuchern jener trübſeligen Reichsanarchie, welche, von der deutſchen Ariſtokratie, die vor keinem Vaterlandsverrath zurückſchrak, eifrigſt gepflegt, die Fürſten aus Reichsſtänden zu ſouverainen Landesherren werden ließ, die Reichsgewalt auf Null herabdrückte und den deutſchen Individualismus mit raffinirter Berechnung zu jenem Partikularismus hinaufhätſchelte, welcher dann mälig zu ſolcher Ungeheuerlichkeit gedieh, daß er von Deutſchland zuletzt nur noch als von einem „geographiſchen Begriffe“ wußte und deutſches Nationalgefühl als ein Verbrechen verfolgen durfte.

Wo immer man das Reichsgeſpenſt anfaſſen will, überall Verweſung und Modergeruch. Der deutſche Kaiſer als ſolcher eine wahrhaft bettelhafte Figur, denn der „Herr der Chriſtenheit“ hatte als regelmäßiges Reichseinkommen allerhöchſtens 8000 Thaler jährlich. Das geſammte Reichsſteuerweſen eine ſo zu ſagen vorſündflutliche Abſurdität, ein klägliches Almoſenheiſchen, welchem nur ſpärlich und widerwillig entſprochen wurde. Kein Wunder daher, daß das Reichsheer entweder nur auf dem Papiere ſtand oder aber, wo es wirklich auf- und ausmarſchirte, als ein namenlos buntſcheckiges, faſt vogelſcheuchartiges Zerrbild auf wirkliche Wehr- und Waffentüchtigkeit ſich darſtellte. Noch zu Ausgang des Jahrhunderts, zur Zeit, wo die von Seiten der franzöſiſchen Revolutionsheere Deutſchland bedrohende Gefahr ſchon die alleräußerſte und ſchon ſeit Jahren die Reichskonfuſion aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeſchüttelt worden war, iſt es traurige Wahrheit in ſatiriſchem Gewande geweſen, wenn ein zürnender Patriot ſchrieb: „Man berathſchlagt, ob die Heere der Deutſchen nicht ohne Brot und Pulver Krieg führen, ob unſere Feſtungen nicht mit Luftröhren ſtatt mit Kanonen vertheidigt werden können. Der eine Reichsſtand will warten; was der andere beſchließen werde. Ein zweiter ſtimmt für die wenigſt möglichen Beiträge. Ein dritter verwundert ſich, wie man ihm Beiträge zumuthen könne, da es weltkundig ſei, daß er mit Frankreich in Verhältniſſen ſtehe, welche die Beſiegung der deutſchen Heere ſeiner Konvenienz vortheilhaft machten.“ .... Was ſoll ich von der Ohnmacht der Reichsjuſtiz, von der Unendlichkeit des Reichsgerichtsverfahrens ſagen? Genügt doch, dieſen Jammer anzudeuten, die Angabe, daß bis zum Jahre 1772 beim Reichskammergericht nicht weniger als 61,233 unerledigte Prozeſſe ſich angehäuft hatten. Die Reichstagsmaſchine endlich, mit ihrem jämmerlichen „Corpus Catholicorum“ und ihrem gleich jämmerlichen „Corpus Evangelicorum,“ mit ihrem unermeßlichen Wuſt von Protokollen, Deduktionen, Gutachten, Rechtsverwahrungen, Propoſitionen und Proteſtationen, mit ihrem ganzen Wirrwarr von etwa 500 Rädern und Rädchen zu Regensburg eingeroſtet, war nur noch eine offizielle Satire auf den mittelalterlichen Mythus von „Kaiſer und Reich.“ Fürwahr, als Friedrich der Zweite i. J. 1757 den kaiſerlichen Notarius Aprill, welcher dem kurbrandenburgiſchen Geſandten, Herrn von Plotho, von Reichswegen „inſinuirte,“ daß der Preußenkönig vor den Reichstag citirt ſei, um die Anklage auf Reichsacht zu beſtehen, durch beſagten Geſandten zur Thüre hinaus- und die Treppe hinabwerfen ließ, leiſtete er Deutſchland einen Dienſt. Ja, es war ein Verdienſt, in die Mumienſammlung des Regensburger Reichstags hineinzuſchlagen, daß der Perücken- und Aktenſtaub davonſtob. In der Perſon des armen Doctor Aprill — nomen et omen! —

wurden ſo zu ſagen Kaiſer und Reich ſelber ſymboliſch die Treppe hinabgeworfen. Der brutale preußiſche Soldat, welcher dieſe Exekution vornahm, machte die Deutſchen recht handgreiflich darauf aufmerkſam, daß ſie gut thäten, den abgeſchmackten Traum vom Heiligen Römiſchen Reiche Deutſcher Nation endlich ſich aus den Augen zu reiben. Das Aktenſtück aber, worin der kaiſerliche Notarius erzählt, wie er „dem Freiherrn von Plotho die Kaiſerliche Citation übergeben wollen und von demſelben ſchlimm abgefertiget worden,“ iſt eine zu charakteriſtiſche Probe vom damaligen Reichs- und Kurialſtyl, als daß Doktor Aprill nicht für etliche Sekunden das Wort haben ſollte. „Nachdem Citatio fiscalis Ihme Freih. v. Plotho zu Geſicht ſelbſt gekommen, ſolche von demſelben ſelbſt eingeſehen, geleſen und vernehmen worden, hatte Sr. Exz. ſich anfänglich verfärbet und kurz hernach etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit attention die Citationem fiscalem eingeſehen und betrachtet, ſeind Sr. Exz. Freih. v. P. in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, alſo zwar, daß dieſelben Sich nicht mehr ſtille zu halten vermöget, ſondern mit zitternden Händen und brinnenden Angeſicht beede Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren, dabei auch die fiscaliſche Citation nebſt dem opponendo annoch in ſeine rechte Hand haltend in dieſe Formalia wider mich ausgebrochen: Was, du Flegel, inſinuiren? Ich antwortete hierauf: Dieſes iſt mein Notariat Ambt, deme ich nachkommen muß. Deſſen aber ohngeachtet fallete mich er Freih. v. P. mit allem Grimme an, ergriffe mich bei denen vorderen Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden: Willſt du es (nehmlich die ihme von mir inſinuirte und noch in ſeiner Hand gehabte Citationem fiscalem) zurücknehmen? Da ich mich nun deſſen geweigert, ſtoßete und ſchube er ſothane Citation benebſt dem opponendo Vorwärts zwiſchen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei den Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrucket, ruffete er zu denen zweien vorhanden geweſenen Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter!“ . . . . .

„Während die Reichsmaſchine fortfuhr, in keuchender Eintönigkeit Spreu zu mahlen, hatte die Landesherrlichkeit der Fürſten, ſeit der Reformation mächtiger denn je zuvor aufgeſchoſſen, ihres Wachsthums Höhe erreicht. Muſter dieſes partikulariſtiſchen Abſolutismus in Deutſchland war Ludwig der Vierzehnte, welcher ja auch bei ſeinen Raubanſchlägen gegen das Reich ſtets auf Allianzen mit Reichsfürſten zählen konnte, mit Reichsfürſten, die er oft genug in ſeinem Vorzimmer zu Verſailles unter anderm Lakaienvolk auf die Ehre des Anblicks ſeiner Majeſtät harren ließ. „L'état c'est moi!“ hatte der Bourbon geſagt. „Das Vaterland bin Ich!“ parodirte ihn ein deutſcher Duodezdeſpot, der Peiniger Moſer's und Schubart's, der Verkümmerer von Schiller's Jugend. Gerade das Land, wo dieſer Herzog Karl Eugen herrſchte, kann als Beiſpiel dienen, mit welchem wahnwitzigen Uebermuth alle Volksrechte, und waren ſie auch durch eine althergebrachte Verfaſſung ausdrücklich garantirt, zu Boden getreten wurden. Hier, in Altwürtemberg, dem „Schreiberparadies,“ verband ſich mit der brutalen Willkürherrſchaft des Fürſten eine brutale Bureaukratie, welche überdies noch mit dem berüchtigten „Verwandtſchaftshimmel“ der lutheriſchen Prälatur auf's Engſte verknetigt war, mit jener Spottgeburt einer Nachahmung katholiſchen Hierarchenthums, welche in ſtupider Selbſtſucht jedem Fortſchrittsgedanken ſich entgegenſtemmte. „I han dem Herzig ſcho oft g'ſait: Nuh nex Nuis!“ (Ich habe dem Herzog ſchon oft geſagt: Nur nichts Neues!) rühmte ſich ſo ein altwürtembergiſcher Prälat gegen den armen Johann Jakob Moſer, welcher die Erfüllung ſeiner beſchworenen Pflicht mit ſechsjährigem „ſcharfem Kerker“ auf dem Felſen von Hohentwiel zu büßen hatte. Da ſaß der redliche Mann, welcher „feſt und beharrlich war und den des Arges befehlenden Tyrannen drohender Blick nicht erſchreckt hatte“ (Horaz, III, 3), in tiefer Gefängnißnacht, blutiges Fleiſch und Eingeweide, nicht von Unrath geſäubert, ſeine Koſt, faules Waſſer voll ekelhaften Gewürms ſein Getränke, zur Winterszeit, „faſt das Mark in den Beinen erfrierend,“ und derweil ſchwelgte ſein Quäler in ſultaniſchen Lüſten, erkauft mit dem Schweiß und dem Blute des Landes. Denn Karl Eugen betrieb, wie bekannt, neben Ausnützung aller übrigen Erpreſſungsarten den Menſchenhandel im größten Style. Nur Einer noch, der Heſſen-Kaſſeler, Wilhelm, des Namens der neunte Landgraf und ſpäter erſter Kurfürſt, übertraf in dieſer Art von Landesväterlichkeit den Würtemberger. Während des Unabhängigkeitskriegs der Nordamerikaner allein hat dieſer Landesvater 16,992 ſeiner Heſſen an England verkauft. Davon ſahen 11,843 die Heimat nicht wieder, „verkauft und abgeſchlachtet wie das liebe Vieh.“ Aber der Landgraf ſtrich dafür in klingender Münze die Summe von 2,600,000 Pfd. Sterling ein. Ein vortreffliches Geſchäft! Denn außer dem „Blutgeld“ von 30 Reichsthalern für jeden Kopf, waren dem Landesvater auch noch 20 Pfund für jeden Mann zugeſichert, der „bleiben“ würde. Erklärlich daher, daß der Landesvater eine große Freude hatte, als er erfuhr, in der Schlacht bei Trenton ſeien von ſeinen verkauften Landeskindern 1650 Mann geblieben. Er ſchrieb — damals noch erſt Erbprinz, aber ſchon ein rechter Geſchäftsmann — am 8. Februar 1777 an den General ſeiner Heſſen in Amerika: „Erinnern Sie daran, daß von den 300 Spartanern, welche den Paß bei Thermopylä vertheidigten, nicht einer zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich daſſelbe von meinen braven Heſſen ſagen könnte. Sagen Sie dem Major Minderff, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit ſeinem Benehmen, weil er die 300 Mann gerettet hat, welche von Trenton entflohen.“ Ob das Buch der Weltgeſchichte ein zweites Dokument dieſer Gattung aufzuweiſen habe, dürfte zweifelhaft ſein. . . . Was Karl Eugen von Würtemberg angeht, ſo hat er ſeinen Menſchenhandel nach Frankreich und Holland hin getrieben. Von 1752—56 empfing er vom franzöſiſchen Hofe für gelieferte Soldatenwaare 1½ Millionen Livres. Noch i. J. 1786 verkaufte er 1000 Mann, das „Kapregiment,“ an die Holländer. Ein kleiner Junge, nachmals ein leidlicher Poet und unleidlicher Klopfgeiſterling, iſt damals verwundert mit dabei geſtanden, als die Verkauften die Schloßallee von Ludwigsburg hinabzogen unter den Klängen von Schubart's Lied: „Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark, der Abſchiedstag iſt da: wir müſſen über Land und Meer ins heiße Afrika.“ Derſelbe Schubart hatte neun Jahre zuvor, als er nach Hohenaſperg geſchleppt wurde, wo ſich Karl Eugen an der Einkerkerung ſeines Opfers weidete, unterwegs in einer Schenke den Volksdank damaliger Zeit für patriotiſche Mühwaltung empfangen. „Das iſt der Schubart, der Maleſizkerl!“ grinſ'ten die Kirchheimer Spießburger beim Anblick des Gefangenen. „Man wird ihm mal den Grind herunterfegen.“ Ja, dem Uebermuth der Großen entſprach vollkommen die Demuth der Kleinen, der alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Füßen tretenden Willkür der Fürſten die feige Niederträchtigkeit der Völker. Noch zur Zeit der franzöſiſchen Revolution gerieth die ehrſame Schuhmacherzunft zu Stuttgart vor Freude förmlich außer ſich und blickte mit Verachtung auf andere Handwerksgilden herab, weil der Herzog Ludwig Eugen eines Tages einem tief vor ihm ſich bückenden Schuſtermeiſter einen „guten Morgen“ gewünſcht und ihn dabei „Herr“ genannt hatte 30).

Roh, gemein, eng und klein, neben plumpſte Völlerei und Ueppigkeit die widrigſte Dürftigkeit und Blöße ſtellend, abergläubiſch bis zum craſſen Fetiſchismus oder pietiſtiſch verſumpft, geradezu barbariſch war all das deutſche Leben jener Tage. Zu jeder Zeit bietet die Kriminalſtatiſtik einen Spiegel der herrſchenden Sitten, Anſchauungen und Rechtsbegriffe und eine Ecke dieſes Zeitſpiegels mag uns der alte Iccander zum Einblick aufthun, indem wir die Seite ſeines „Sächſiſchen Kernchronikon“

betrachten, auf welcher er Folgendes verzeichnet hat. In Dresden wurden 1702 drei Perſonen wegen Diebſtahls geſtäupt; 1703 eine Kindsmörderin „geſäckt,“ ein Soldat wegen Mords enthauptet; 1704 zwei Deſerteure gehenkt, eine Kindsmörderin geſäckt; 1705 einem Deſerteur die Ohren abgeſchnitten, ein Soldat als Diebſtahlscomplice gehenkt, ſein Offizier wegen Diebſtahls und Mordes mit glühenden Zangen gekniffen und gerädert; 1706 „abermalen“ ein Edelmann wegen Diebſtahls gehenkt, vierzehn Soldaten wegen Plünderung ihrer eigenen Bagage gehenkt, ſieben andere Soldaten wegen verſchiedener Verbrechen exequirt, ein Junker hingerichtet, weil er ſeinen Fourier erſtochen und zwei Weiber gehabt; 1707 zwei Soldaten als Deſerteure erſchoſſen und zwei Offiziere hingerichtet, weil ſie ihre Untergebenen getödtet, zwei Unteroffiziere wegen Diebſtahls gebrandmarkt; 1708 ein Deſerteur exequirt, eine Kindsmörderin hingerichtet; 1709 eine Kindsmörderin hingerichtet; 1712 ein Mordbrenner lebendig verbrannt, ein Bauer deßgleichen, ein Straßenräuber und ein Dieb hingerichtet; 1713 eine Hinrichtung, zwei Offiziere wegen Spitzbübereien geſtäupt; 1714 fünf Hinrichtungen; 1715 der berüchtigte Lips Tullian mit vier ſeiner Spießgeſellen hingerichtet, außerdem ein Mörder und ſieben Soldaten wegen Raubmords; 1716 zwei Räuber und mehrere Offiziere hingerichtet; 1718 vier Hinrichtungen [31]). Ein trockenes Regiſter; aber lehrreich, zum Nachdenken über „die gute alte Zeit“ ſtimmend. Ebenſo der Umſtand, daß erſt am 21. Januar 1749 der letzte Hexenbrand im deutſchen Reiche gelodert hat, zu Würzburg die arme ſiebzigjährige Nonne Maria Renata verzehrend.

Wie hätte bei ſolchem Reichsjammer, bei ſolchem partikulariſtiſchen Elend, auf dieſem dürren, von der Tyrannei erbarmungslos ausgeſogenen Boden die edle Pflanze des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe, nur in wenigen Herze wurzelnd, gedeihen, zur Blüthe ſich entfalten, zur Frucht reif können? „Patriam fugimus,“ das ſei das Wahrzeichen der Deutſchen, hat einer der hellſten Geiſter des vorigen Jahrhunderts geſagt, Lichtenberg. Er hätte hinzufügen können: gerade der Auserwählteſten unter den Deutſchen. Denn mußten nicht eben ſolche, wenn ſie ſich aus der gemeinen Wirklichkeit der Dinge um ſie her in die Aetherhöhen des Idealismus emporhoben, im Weltbürgerthum Troſt und Zuflucht ſuchen, weil es kein Vaterland, kein deutſches Bürgerthum gab? Hat doch ein Leſſing, der Stolz unſerer Nation, Worte geſprochen, die uns heutzutage anfröſteln, die Worte: „Ich habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff und ſie ſcheint mir nur eine heroiſche Schwachheit zu ſein, die ich gern entbehre.“ Es iſt wahr, die ſittliche Reinigung hob in Deutſchland an mit dem herrlichen Aufſchwung des geiſtigen Lebens, welchen man vom Auftreten Klopſtock's datiren kann. Aber eine furchtbare Reihe von Kriſen und Kataſtrophen, eine Zeit ungeheurer Trübſal mußte erſt über Deutſchland kommen, um endlich wieder jeden Deutſchen die Mahnung unſeres geliebteſten, aus den Nebelregionen des Kosmopolitismus auf heimiſchen Boden zurückgekehrten Sehers beherzigen zu machen: „O, lerne fühlen, welches Stamms du biſt. An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an! Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.“ Wir werden dieſe Rück- und Einkehr zum und im Vaterland ſeines Ortes des Näheren zu betrachten haben. Für die Zeit aber, von welcher hier gehandelt iſt, für dieſe galt nur allzuſehr der patriotiſche Schmerzensruf des jüngeren Moſer: — „Wir ſind ein Volk, von einem Namen und einer Sprache, unter einem gemeinſamen Oberhaupte, unter einerlei, unſere Verfaſſung, Rechte und Pflichten beſtimmenden Geſetzen zu einem gemeinſchaftlichen großen Intereſſe der Freiheit verbunden, auf einer mehr als hundertjährigen Nationalverſammlung zu dieſem wichtigen Zwecke vereinigt, an innerer Macht und Stärke das erſte Reich Europa's, deſſen Königskronen auf deutſchen Häuptern glänzen, — und ſo, wie wir ſind, ſind wir ſchon Jahrhunderte lang ein Räthſel politiſcher Verfaſſung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenſtand ihrer Spöttereien, uneinig unter uns ſelbſt, kraftlos durch unſere Trennungen, ſtark genug, uns ſelbſt zu ſchaden, ohnmächtig, uns zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unſeres Namens, gleichgültig gegen die Würde der Geſetze, eiferſüchtig gegen unſer Oberhaupt, mißtrauiſch untereinander, ein großes und gleichwohl verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That aber ſehr bedauernswürdiges Volk."

So war die Summe vom geſpenſtigen Daſein des Heiligen Römiſchen Reichs Deutſcher Nation. Der Degen Friedrichs des Zweiten zerriß den ärmlich geſtickten Kaiſermantel, deſſen Fetzen dann freilich noch geraume Zeit kläglich in der Luſt umherflatterten. An die Stelle des Traums der Reichseinheit trat die barſche und herbe Wirklichkeit des Dualismus von Oeſtreich und Preußen, dieſe furchtbare, aber ſo, wie die Sachen lagen, unausweichliche Probe der Verjüngungsfähigkeit Deutſchlands. Um dieſen Dualismus, als um ihren Angelpunkt, drehten ſich fortan die deutſchen Geſchicke.

## Drittes Kapitel.

### Friedrich der Große.

In der Nacht vom 20. Oktober 1740 ſtarb in der Wiener Vorſtadt Wieden in der neuen Favorite, dem ſpäteren Thereſianum, Karl der Sechſte, der letzte Habsburger, deſſen Titel eine Druckſeite füllten. Obenan ſtand: „Römiſcher Kaiſer, Herr der Chriſtenheit, allzeit Mehrer des Reichs.“ Ein hiſpaniſch-gravitätiſcher Herr, mit ſehr anſehnlicher Unterlippe, ſonſt etwas dürftig von Leibesgeſtalt, ein Sklave der Tyrannin Etikette, deſſen habsburgiſchen Hängemund man nie von einem Lächeln gekräuſelt ſah. Er hat auch nicht eben viel Urſache zum Lachen gehabt. Sein Lebenlang hatte er ſich unendliche Mühe gegeben um ein Stück Pergament, genannt die „pragmatiſche Sanction,“ welches Stück Schafhaut ſeiner älteſten Tochter, Maria Thereſia, die Thronfolge in ſämmtlichen öſtreichiſchen Landen verbürgen ſollte. Die Zuſtimmung der europäiſchen Höfe zur pragmatiſchen Sanction zu erhalten, dieſe öſtreichiſche Hausſache zu fördern, hatte der Kaiſer alles Menſchenmögliche gethan, unter Anderem auch bewieſen, was für ein „Mehrer des Reichs“ er war: denn die Ueberantwortung des Reichslandes Lothringen an Frankreich hatte ja ihr Grundmotiv auch in Karls Leidenſchaft für das genannte ſchäbige Scheinding, das als ſolches vom großen Prinzen „Eugenio von Savoie“ gar wohl erkannt werden. „Kaiſerliche Majeſtät," hatte kurz vor ſeinem Sterben, im April 1736, der „edle Ritter" zu ſeinem Gebieter geſagt, „Ihre Erbin würde beſſer fahren, wenn Sie ihr keine pragmatiſche Sanction, wohl aber eine Armee von 200,000 Mann und eine gefüllte Schatzkammer hinterließen." „Hum, hum, häh, häh," brummelte dazu, wie gewohnt, der Kaiſer. Er mochte von der Schäbigkeit des Dinges im Geheimen ſelber überzeugt ſein. War er doch nicht gerade ein unweiſer Mann, wenngleich ſein Verſtand unter einem ſchweren Wuſt von Köhlerglauben, Etikette und Gottesgnadenthum nicht ſehr häufig ſich hervorzuarbeiten vermochte. Auch menſchliche Regungen lagen unter dieſem Wuſt verborgen, herzgewinnend manchmal ſich offenbarend. So in der Zärtlichkeit für ſeine „weiße Lieſel," ſeine braunſchweigiſche Gemahlin, der blendenden Weiße ihrer Hautfarbe und der jungfräulichen Anmuth ihrer Umgangsformen wegen unter den fürſtlichen Frauen von damals vorragend. So auch, wenn der arme Pragmatiſche-Sanctions-Kaiſer, wenige Tage bevor er ſich zum Sterben niederlegte, in den Klageruf ausbrach: „Ich ſterbe. Belgrad iſt mein Tod[12]. Die Schande bringt mich um. Wenn Eugen das erlebt hätte!"

Während ſich Karl der Sechſte auf der Vogelbeize in den Uferſümpfen des Neuſiedler See's ein todbringendes Fieber holte, ſaß König Friedrich der Zweite in ſeinem Muſenhof Rheinsberg, ein friſch aus holländiſcher Preſſe gekommenes Buch vor ſich, junger Autorfreude genießend, obgleich van Duren im Haag den „Antimacchiavel" nicht eben correct gedruckt hat. Wenn der alte Florentiner, den die Bitterkeit ſeiner Vaterlandsliebe ſogar in Ceſare Borgia einen Retter Italiens erblicken ließ, geahnt hätte, daß es dreihundert Jahre nach Veröffentlichung ſeiner furchtbaren Einigungstheorie („Il principe" 1515) in hyperboräiſchen Landen ein Königreich Preußen geben würde und darin einen Kronprinzen — zu Rheinsberg „tranquillitatem colentem" — der in jugendlichem Tugendeifer eine „Widerlegung" des Fürſtenbuchs verfaſſen wollte und wirklich verfaßte, es müßte da wohl ein ironiſch-ſardoniſches Lächeln die Mundwinkel des genialſten der Staatsſekretäre umſpielt haben. Aber es ſteht zu vermuthen, daß, als Friedrich, nunmehr kein philoſophiſcher Muſe pflegender Kronprinz, ſondern ein zum Losgeben, Losſchlagen, „Losdrücken“ ſehr bereiter und bereitwilliger König, am 7. Okt. 1740, wo er an Voltaire ſchrieb, der gedruckte Antimacchiavelli erſcheine ihm ſehr incorrect, auch ſeinerſeits ironiſch in ſich hineingelächelt habe, wenn er die Vorrede ſeines Buches las. Da ſtand geſchrieben: „Es gab Zeiten, wo man den traurigen Ruhm der Eroberer der Milde, Billigkeit und jeder Tugend vorzog. In unſeren Tagen dagegen wird, wie ich bemerke, die Menſchlichkeit höher geprieſen als alle Unternehmungen eines Eroberers. Man iſt weit von der Thorheit entfernt, durch Lob die grauſamen Leidenſchaften zu ermuthigen. Was kann, frag' ich, einen Mann vermögen, ſeine Macht vergrößern zu wollen? Worauf baſirt er die Anſprüche, auf das Verderben und den Jammer anderer Menſchen ſeine Macht bauen zu wollen? Neue Eroberungen eines Fürſten fügen zum Wohlſtand und zur Wohlfahrt der Provinzen, welche er ſchon früher beſaß, Nichts hinzu. Seine Völker ziehen dadurch keinen Nutzen, und wenn er wähnt, für ſeine Perſon dadurch glücklicher zu werden, ſo täuſcht er ſich ſehr. Denn nicht auf dem Umfang ſeines Landes beruht der wahre Ruhm eines Fürſten und nicht das Hinzufügen etlicher Quadratmeilen erhöht ſeinen Glanz.“ Wie jugendlich tugendſchwärmeriſch! Ganz philoſophiſch, ganz idylliſch, ſo zu ſagen. Aber es iſt etwas Anderes, ein kronprinzlicher Schriftſteller zu Rheinsberg, und etwas Anderes, ein Preußenkönig zu Potsdam zu ſein. Ende Septembers war der Antimacchiavelli mit ſeinem tugendeifrigen Idyll von Vorrede im Haag erſchienen, Ende Oktobers ſchrieb Friedrich an Voltaire: „Der Tod des Kaiſers zerſtört alle meine Friedensgedanken. Die Zeit iſt gekommen, wo das alte politiſche Syſtem eine gänzliche Veränderung befahren kann. Der Stein iſt losgebrochen, welcher auf Nebukadnezar's Bild von viererlei Metallen rollen und es zermalmen wird." Man ſieht, der junge König hatte ob dem Studium Voltaire's die erzwungene Bibellecture ſeiner Knabenzeit noch nicht vergeſſen. Das Citat aus dem Propheten Daniel war auch ein ſehr zeitgemäßes und paſſendes [33].

Denn in Wahrheit, die Zeit war gekommen, wo das viererlei Metall von Oeſtreich-Aſſyrien eine harte Probe zu beſtehen haben ſollte. Nicht minder das pragmatiſche Schafshautpräparat, um welches der letzte Habsburger ſo ſehr ſich abgemüht hatte. Das Präparat beſtand die Probe ſchlecht, aber das „Bild Nebukadnezar's" wurde dann doch nicht „zermalmt." Kaum hatte Friedrich, fieberkrank in Rheinsberg weilend, die Todesbotſchaft aus Wien empfangen, als er (28. Okt. 1740) an Algarotti ſchrieb: „Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaiſers iſt, fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergeſehen, Alles vorbereitet. Demnach handelt es ſich nur um Ausführung der Entwürfe, welche ich ſeit langer Zeit in meinem Kopf bewegt habe." Doch wohl nicht ſchon zur Stunde, wo Ew. Majeſtät die Vorrede zum Antimacchiavelli niederſchrieb? Aber an damalige Kindereien brauchte man ſich jetzt nicht mehr zu erinnern. Hatte man doch keine Zeit, an Ernſteres zurückzudenken, etwa daran, daß gerade vor 10 Jahren von Wien her jene warme und bewegliche Fürbitte Kaiſer Karls des Sechſten für den „deſertirten Obriſtlieutenant Fritz," welchen ſein Vater vom Köpeniker Kriegsgericht zum Tode verurtheilt haben wollte, entſchieden und hartnäckig verurtheilt haben wollte, in Potsdam eingelaufen war, jene Fürbitte, welche dem Kronprinzen das Leben gerettet hatte, nach Friedrich Wilhelms des Erſten eigenhändiger Bezeugung [34]. Hält man das Fürbittſchreiben des Kaiſers, die Antwort des Königs und die Dankſagungsepiſtel des damaligen Kronprinzen an den Erſteren mit dem Beginnen des neuen Königs i. J. 1740 zuſammen, ſo könnte ein junges, leicht angeregtes Gemüth zu der

Aeußerung ſich hinreißen laſſen, Friedrich ſei wirklich der „böſe Mann“ geweſen, für welchen ihn Maria Thereſia — ihrerſeits allerdings mit vollſtem Rechte — gehalten hat, und ſeine ganze Politik ſei eben im Grunde auch keine andere geweſen als jene gewiſſenloſe Ueberliſtungs-, Vergewaltigungs- und Raubpolitik, wie der aufgeklärte Deſpotismus des Jahrhunderts nicht minder als der brutale überhaupt ſie einhielt. Ein gereifter Kopf dagegen, der die Dinge ſieht, wie ſie ſind, wird nur achſelzuckend ſagen: Was iſt da zu verwundern? Nicht ſchöne Gefühle, ſondern Leidenſchaften und Intereſſen machten allezeit die Weltgeſchichte und werden allezeit ſie machen.

Friedrichs Leidenſchaft, beim Beginne ſeiner Laufbahn, war der Ruhm oder, da er es nicht liebte, deutſch zu ſprechen oder zu ſchreiben, la gloire. Bilder von Schlachten und Siegen, von Alexander's und Cäſar's Feldzügen hatten ſchon in der Rheinsberger Zurückgezogenheit die Phantaſie des jungen Mannes viel lebhafter beſchäftigt als einem „Philoſophen“ billig zukam. Ganz natürlich übrigens. Auch unter der Luftpumpe, von welcher wir früher ſprachen, mußte den Genius die Luſt anwandeln, ſeine Schwingen zu regen. Der Leidenſchaft geſellte ſich dann das Intereſſe und der preußiſche Stein rollte los auf Oeſtreich, wo die dreiundzwanzigjährige Maria Thereſia, i. J. 1736 vermählt mit dem Erwählten ihres Herzens, Franz Stephan, Erzherzog von Lothringen, Römiſcher Schattenkaiſer und Großherzog von Toscana in spe, die Kronen von Ungarn und Böhmen, mitſammt verſchiedenen Herzogs- und Fürſtenhüten in ihre ſchönen Hände genommen hatte. Mit größerer Zuverſichtlichkeit als die Umſtände zu geſtatten ſchienen. Denn es war mißlich beſtellt mit Oeſtreichs Staatshaushalt in jenen Tagen. Im Staatsſchatz die Bagatelle von 87,000 Thalern, während deren in den Gewölben des Berliner Schloſſes, wie wir ſahen, nahezu 9 Millionen lagen. Hinlänglich viele Soldaten in den Armeetabellen, aber nur 68,000 Mann wirklich unter den Waffen, wovon die größere Hälfte in den Niederlanden und in der Lombardei, die kleinere vom Banat bis zum Breisgau, vom Bober bis zur Etſch verzettelt. Dazu Generale, die ihre Siege auf den Parketten der Hofburg erfochten hatten, und im Kabinette Petrefacte von Miniſtern, welche nicht die blaſſeſte Idee davon hatten, wo der Zeiger auf der Zeituhr ſtand, ſondern allen leidigen Erfahrungen und Einbußen unter Karl dem Sechſten zum Trotz noch immer des Glaubens waren, mit hiſpaniſcher Etikette und öſtreichiſcher Kanzleigrobheit laſſe ſich auch fernerweit die Welt regieren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen und nur von der Parteiſucht geläugnet werden, daß aus dem dritten und vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts her dem Hauſe Brandenburg Rechtsanſprüche auf die vier ſchleſiſchen Herzogthümer und Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau zuſtanden. Aber ebenſo zweifellos iſt, daß in dem geheimen Berliner Vertrag vom 23. Dezember 1728, kraft deſſen Karl der Sechſte und Friedrich Wilhelm der Erſte einander gegenſeitig den Beſitz ihrer Länder „für ſich und ihre Erben" garantirten 35), von einem brandenburgiſchen Anſpruch auf jene ſchleſiſchen Herrſchaften keine Rede war. Feſt ſteht auch, daß Friedrich von der Erbin des letzten Habsburgers nicht etwa nur die vier genannten ſchleſiſchen Bezirke, ſondern kurzweg ganz Schleſien forderte. Um dieſen Preis anerbot ihr der Preußenkönig ſeine kurbrandenburgiſche Stimme zur Kaiſerwahl ihres Gemahls, ſeine Freundſchaft und ſeine Waffenhülfe 36). Sicherlich, es war eine unglückliche Stunde, als man zu Wien in hiſpaniſchem Hochmuth durch den Mund des Conferenzminiſters Bartenſtein, einen von der Bande jener Convertiten, wie ſie Oeſtreich zu ſeinem Unheil von jeher gehätſchelt hat, dem preußiſchen Geſandten, Grafen von Gotter, erklären ließ, „es ſei doch gar zu verwunderlich, daß der Sohn eines Herrn, deſſen Amt es geweſen, als des heiligen römiſchen Reichs Erzkämmerer dem hochſeligen Kaiſer das Waſchbecken zu reichen, jetzo der Tochter deſſelben Geſetze vorſchreiben wolle."

Dieſe Wiener Staatsperücken thaten, als wäre immer noch der Mann König in Preußen, welcher „nur den Hahn ſpannte,“ nicht aber ein Anderer, der ſich Alexander und Cäſar zum Vorbilde genommen, 9 Millionen Thaler in ſeinen Kellern und 80,000 oder mehr ſchlagfertige „Kerls“ hatte, Kerls noch dazu, deren Musketen und Karabiner mit eiſernen Ladſtöcken verſehen waren, eine Erfindung und Neuerung, die der alte Deſſauer gemacht hatte (1698), durch Friedrich Wilhelm ſeiner ganzen Armee gegeben worden war und ſich gar bald als wichtig erweiſen ſollte [37]. Dagegen muß freilich wieder erwähnt werden, und zwar nicht mit flüſternd vertuſchender, ſondern mit lauter Stimme, daß Friedrich nicht nur der war, welcher den blutigen Tanz, genannt öſtreichiſcher Erbfolgekrieg, alſo den deutſchen Bürgerkrieg, als der Erſte eröffnete, ſondern auch, daß er ganz in Raubkriegsweiſe vorging. Er ſelbſt hat erzählt, daß die Sendung des Grafen Gotter nach Wien nur eine leere Poſſe geweſen ſei: „Da zu erwarten war, mein Anerbieten würde abgelehnt werden, ſo hatte Graf Gotter für dieſen Fall die Vollmacht, den Krieg zu erklären. Die Armee war eifriger (plus diligente), als der Geſandte. Sie betrat Schleſien zwei Tage vor der Ankunft des Grafen in Wien [38].“ Wolkenwandler könnten daraus auf die Beſchaffenheit der Sittlichkeit und des Rechtsgefühls der Großen von damals ſchließen wollen. Urtheilsfähige aber werden nur ſagen, daß Katechismus und Weltgeſchichte zweierlei Dinge ſeien. Jede wahrhaft urſprüngliche und ſchöpferiſche Kraft, ſei es in dem Bereiche der Kirche oder des Staats, der Wiſſenſchaft oder der Kunſt, ſucht den beſtehenden „Rechtsboden“ zu zerſtören oder wenigſtens zu „durchlöchern.“ Das iſt ihr Recht. Diejenigen ihrer Träger, welchen das gelingt, heißen Helden und große Männer; diejenigen, denen es mißlingt, heißen Thoren, wenn nicht gar Verbrecher, im günſtigſten Falle Märtyrer. Friedrich war eine ſchöpferiſche Kraft und hatte Erfolg. Ohne den letztern würde er gewiß nur einen ſehr beſcheidenen, kaum wahrnehmbaren Platz im Buch der Geſchichte einnehmen und zwar als „Marquis von Brandenburg," als welcher er im päpſtlichen Staatskalender ſigurirte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember 1740 war großer Maskenball im Berliner Schloſſe, wobei es nicht mehr im altfränkiſch-ſteifleinenen Style der vorigen Regierung herging. Der junge König tanzte der Reihe nach mit den anweſenden Damen und brach dann vom Feſte weg nach Schleſien auf, ſeiner dahin abmarſchirten Armee nach. Im Begriffe, in den Wagen zu ſteigen, ſagte er zum Marquis de Beauveau, dem Geſandten Ludwig des Fünfzehnten: „Ich ſpiele, glaub' ich, Ihr Spiel. Wenn mir die Trümpfe zufallen, theilen wir [39]." Ein Wort, das zu wiederholen einem deutſchen Geſchichtſchreiber bitter vorkommt. Mit den Franzoſen wollte ein deutſcher Fürſt deutſche Länder theilen? Allein ſo ſtand die Sache in Friedrichs Bewußtſein keineswegs. Er hat ſich, von Kindesbeinen an durch die franzöſiſchen oder franzöſirten Weiber, denen ſeine Jugend anvertraut war, ſowie ſpäter durch den bärenhaften Teutonismus ſeines Sklavenvogts von Vater allem Deutſchen entfremdet und durchaus entnationaliſirt, nicht als Deutſchen gefühlt, ſondern nur als Herrn und Beſitzer des zufällig in Deutſchland gelegenen Meierhofs, deſſen Inſaſſen er die „nation prussienne" benamſete. Dieſen Meierhof zu vergrößern, dieſen — wie er ſich ausdrückte — „Zwitter von Königreich" zu einem wirklichen Königreich zu machen, verband er ſich mit Frankreich. Die Staatskunſt von damals konnte hieran Nichts auszuſetzen haben. Es gab ja kein Deutſchland, ſondern nur ein Reichsgeſpenſt, das gerade in dieſen Tagen kläglicher als je herumwanken ſollte. Durfte ſich um ſolchen Spuk ein König kümmern, der ſo reſolut unternahm, wozu der Geiſt ihn trieb? Als er am 15. Dezember durch Kroſſen reiſend daſelbſt mit anſehen mußte, wie der altersſchwache Kirchthurm einſtürzte, und ſeine Umgebung etwas von einem böſen Omen munkelte, hat er raſch geſagt: „Ja, das Hohe, das Haus Oeſtreich, wird ſtürzen und erniedrigt werden.“

Binnen wenigen Wochen war das wehrloſe Schleſien erobert und, wie jedes glänzend aufſteigende Geſtirn, fand auch das Friedrichs die lebhafteſte Bewunderung. Halb Europa ſchickte ſich an, glückwünſchende Diplomaten in das Lager des Königs zu ſenden. Aber es ſcheint doch, daß mitunter Etwas wie Stachel des Gewiſſens in der Bruſt des Eroberers von Schleſien ſich geregt habe. Denn am 3. März **1741** hat er an ſeinen Vertrauten, Jordan, geſchrieben: „Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaften, Begierde nach Ruhm, ja ſogar, um dir Nichts zu verhehlen, die Neugierde und endlich ein geheimer Inſtinkt haben der Ruhe, der ich genoß, mich entriſſen und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geſchichte zu ſehen, hat mich verführt.“ O, Welt, dein Name iſt Eitelkeit! ... Mit der perſönlichen Heldenſchaft freilich wollte es Anfangs nicht recht gehen: es will Alles gelernt ſein. Als am **10. April 1741** die Schlacht von Molwitz das Siegel auf den ſchleſiſchen Raubakt drückte, iſt Friedrich, wie Jedermann weiß und Napoleon ſagte, „vor ſeinem Siege geflohen.“ (Höfiſche Geſchichtſchreibung hat das in ihrer zarten Weiſe ſo ausgedrückt: „Friedrich folgte Schwerin's Rathe und entzog ſich der Unordnung, indem er vor der Entſcheidung des Tages mit einem ganz geringen Gefolge nach Oppeln eilte.“) Aber die eiſerne Zucht der preußiſchen Infanterie, die eiſernen Ladſtöcke des „alten“ Deſſauers, die Kaltblütigkeit und Bravheit des Generals Schwerin und des „jungen“ Deſſauers — das Alles gab den Ausſchlag für Friedrich, zumal die Oeſtreicher von einem jener weltbekannten „Eſel“ befehligt wurden, denen Oeſtreich ſeine löwenherzigen Heere anzuvertrauen liebte und liebt.

Im Uebrigen beſtand die Tochter Karls des Sechſten den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg, wozu Friedrichs Einbruch in Schleſien das Signal gab, mit größeren Ehren als jemals eine Frau in ſo beiſpiellos ſchwieriger Lage davon getragen hat. Es glühte und leuchtete doch auch ein Funke göttlichen Feuers in dieſem ſchönen Weibe, das mit der vollen Majeſtät einer Kaiſerin die ganze Züchtigkeit, Hingebung und Treue einer deutſchen Hausfrau und Mutter verband. Am 13. März 1740 hatte ſie ihren Erſtgeborenen zur Welt gebracht, jenen Joſeph, der am aufgeklärten Despotismus und an der Undankbarkeit der blöden blinden Menge ſterben ſollte. Dann, im Juni, ging ſie nach Presburg und ſprengte, die Krone des heiligen Stephan auf den langwallenden goldblonden Locken, verhängten Zügels den Königsberg hinan, das magyariſche Königsſchwert nach den vier Himmelsſtrichen zu ſchwingen, wie der Brauch es wollte. Im September deſſelben Jahres ſtand ſie wieder im Presburger Schloſſe vor den ungariſchen Magnaten, Hülfe heiſchend, jung, ſchön, bedroht, das Ungarlatein ſo beredt ſprechend, und aus den Scheiden flogen die Säbel: — „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“

In Wahrheit, ſie hieß mit Recht ein „König,“ mit zehnfach, hundertfach beſſerem, als einer ihrer Hauptgegner, der Kurfürſt Karl Albert von Baiern, „Kaiſer“ hieß. Dieſer „ſchöne Tropf“ von Schattenkaiſer, welcher, um das zu werden, ſich nicht entblödet hatte, am 10. Januar 1741 an Ludwig des Fünfzehnten Premierminiſter zu ſchreiben: „Plein de confiance dans l'amitié de Vôtre Eminence, je pensai que le premier pas que j'avois à faire était de me jeter entre les bras de Sa Majesté Très Chrétienne, que je regarderois toujours comme mon seul soutien et mon unique appui“ 40), — dieſer war es, welcher in einem Artikel des Nymphenburger Vertrags (Juni 1741) dem Franzoſenkönig verſprach, falls er, der Kurfürſt, deutſcher Kaiſer würde, keine der deutſchen Städte und Provinzen, welche die an den Rhein rückende franzöſiſche Armee erobern könnte, zurückzufordern. Er wurde, wie bekannt, am 12. Februar 1742 zu Frankfurt wirklich als des H. R. Reichs

Deutſcher Nation Imperator gekrönt, mit Entfaltung größtmöglichen Pompes, wobei — ſoweit war die deutſche Ariſtokratie herabgekommen — der franzöſiſche Geſandte Belleisle den Vortritt vor ſämmtlichen anweſenden deutſchen Fürſten hatte. Heute ſchwankt Kaiſer Karl der Siebente mit ſeiner Flitterkrone nur noch nebelhaft in der Geſchichte und würde nicht für das gelehrte, wohl aber für das menſchliche Intereſſe ſchon gänzlich ab und todt und verſchollen ſein, wenn ſich an den dürftigen Schatten nicht das nachſtehende Erlebniß einer elfjährigen Katharina Eliſabeth Textor knüpfte, deren junges Herz in den „ſchönen unglücklichen“ Kaiſer ſterblich ſich verliebte. „Wie er einmal — erzählte in alten Tagen (1808) Frau Aja, d. h. die „Sibylle der Romantik,“ das Kind Bettina, läßt ſie ſo erzählen und wir wollen in Liebe annehmen, das liebe Kind habe bei dieſer Gelegenheit nicht allzuſtark geflunkert, was ſonſt freilich des Kindes Brentano'ſche Familienart war — „wie er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal ſtatt auf die Galerie. Es wurde in die Trompeten geſtoßen; bei dem dritten Stoß erſchien er in einem rothen Sammetmantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen. Er ging langſam mit etwas gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an Nichts, als daß ich auf dem unrechten Platze wäre. Seine Geſundheit wurde von allen anweſenden großen Herren getrunken und die Trompeten ſchmetterten drein. Da jauchzte ich laut mit. Der Kaiſer ſah mich an, er nahm den Becher, um Beſcheid zu thun, und nickte mir. Ja, da kam mir's vor, als hätte er den Becher mir bringen wollen, und ich muß noch heute daran glauben. Warum ſollte er auch nicht? Er mußte ja wohl die große Begeiſterung in meinen Augen leſen 41).“ Ja wohl, warum ſollte er auch nicht? Aber der arme Mann war kein Geiſterſeher. Wär' er das und ein rechter Kaiſer geweſen, ſo hätte er in den begeiſterten Augen der ſchönen Kleinen etwas Kaiſerliches erblicken können. Sechs Jahre ſpäter wurde die kleine Eliſabeth an den Schneidersſohn Johann Kaspar Göthe verheiratet, einen ſchon etwas ältlichen, reichsſtädtiſch-ſteifzopfigen Herrn und kaiſerlichen Rath, und am 28. Auguſt 1749 mit dem zwölften Glockenſchlage gebar die achtzehnjährige „Frau Rath“ einen Kaiſer, wie ein zweiter nie die Krone getragen, weder zu Frankfurt am Main noch anderswo auf Erden, Wolfgang den Erſten und Einzigen. „Räthin, er lebt!“ rief die Großmutter des Knaben der jungen Mutter zu und: „da erwachte mein mütterliches Herz und lebte ſeitdem in fortwährender Begeiſterung bis zu dieſer Stunde“ — hat die Mutter Göthe's in ihrem fünfundſiebzigſten Jahre zur Bettina geſagt... Einzig blieb er, doch nicht allein. Zu einer Zeit tiefſter Erniedrigung ließ das ewige Geſchick der deutſchen Nation zwei Propheten, Wegweiſer und Wegbahner ihrer Wiedergeburt und Zukunft erſtehen. Zehn Jahre, zwei Monate und dreizehn Tage nach Göthe's Eintritt ins Leben und neun Jahre, neun Monate und fünfundzwanzig Tage bevor Lätitia Buonaparte in ihrem kahlwändigen Steinhauſe zu Ajaccio „auf einem alten Teppich“ ihren Napoleone zur Welt brachte, gebar am 10. November 1759 in der dürftigen Bäckerſtube zu Marbach am Neckar wiederum eine Eliſabeth wiederum einem Johann Kaspar, der kein ſteifleinener kaiſerlicher Rath, aber ein ſteifleinener altwürtembergiſcher Leutnant war, den Friedrich Schiller. Und dann kam ein Tag — ein Julitag i. J. 1794 — wo die Beiden zu Jena ſich fanden [12]) und der Prophet der Schönheit und der Prophet der Freiheit ſich an einander ſchloſſen zu einer gemeinſamen Arbeit, wie ſo glorreich die Welt ein zweites Mal ſie nie und nirgends geſehen.... Doch rückwärts aus der flüchtig betretenen Region des Ewigen in die des Zeitlichen!

Während der Schemen von Kaiſer und ſein franzöſiſcher Herr und Meiſter Belleisle, von jenem zu einem Fürſten des Reichs ernannt, die Zeit mit Krönungen und anderem Ceremoniell vertrödelten, ſicherte ſich Friedrich ſeine Eroberung durch den

Sieg, welchen er zwiſchen Chotuſitz und Czaslau am 17. Mai 1742 über die von dem Prinzen Karl von Lothringen, dem „Schlachtenverlierer,“ commandirten, d. h. nicht commandirten Oeſtreicher davontrug, diesmal ſchon bedeutend feldherriſcher eingreifend als bei dem nicht ſehr gelungenen Probeſtück im vorigen Jahre, wo der „lange Schimmel von Molwitz“ das Beſte hatte thun müſſen. Nun regte ſich das vermittelnde engliſche Kabinett emſiger und mit einem ſchweren Seufzer willigte Maria Thereſia in die Friedenspräliminarien von Breslau, damit ſie, ihres furchtbarſten Gegners entledigt, mit dem „geſtickten Lumpenkaiſer“ und ſeinen Franzoſen fertig werden könnte, was ſie auch wirklich ward. Am 28. Juli 1742 unterzeichnete Friedrich zu Berlin das Friedensinſtrument, welches ihm den Beſitz von Schleſien zuſprach und ſein kleines Königreich um 641 Geviertmeilen vergrößerte. Der Erfolg hatte entſchieden: der „Marquis von Brandenburg“ hatte mit Glanz und Glück ſeine welthiſtoriſche Rolle angetreten. Zu Verſailles ſagte ſich der alte Fleury, daß er von dem jungen König düpirt worden ſei und jetzt wiſſe, was das Sprüchwort: „travailler pour le roi de Prusse“ zu bedeuten habe. Aber er ſagte ſich das nur ganz leiſe und ſetzte ſich hin, um mit ſauerſüßer Miene den Eroberer von Schleſien als den „Schiedsrichter von Europa“ zu bekomplimentiren.

Daß Friedrich das Zeug dazu habe, merkten auch noch andere Leute. „Der König von Preußen hält jetzt die Waage der Geſchicke Europa's in ſeinen Händen,“ ſagte in jenen Tagen ein kluger Mann in einer Staatsſchrift zu dem kleinen eiteln Georg, der ſich einbildete, ſo einer Schiedsrichterrolle nicht nur ebenfalls gewachſen zu ſein, ſondern auch, ſie wirklich zu ſpielen. In Wahrheit jedoch war er eben nur „mein Herr Bruder der Komödiant[43].“ Aber hinter der kleinen Figur Georgs des Zweiten erhob ſich gar bald, dem König Komödianten zum Trotz, die große Geſtalt von William Pitt, der, im November 1708 geboren und 1735 für den berüchtigten „verfaulten Flecken“ Old Sarum ins Unterhaus abgeordnet, im Jahre 1757 das Staatsruder in ſeine geniale Hand nahm und Großbritannien aus der Rottenboroughs-Atmoſphäre der Walpole's und Pelham's heraus und auf die Bahn jenes herrlichen Aufſchwungs lenkte, der es zur erſten Macht der Welt gemacht hat. Der „große Commoner,“ deſſen Genius ſpäter im Earl von Chatam nur noch ſehr momentan aufblitzte, war auch ſo zu ſagen der „Kriegszahlmeiſter“ König Friedrichs, der ohne den Goldſtrom der Pitt'ſchen Subſidien ſchwerlich ſich hätte rühmen können, „ſeinen letzten Thaler nie ausgegeben zu haben.“ Ein hellſter Stern ſeiner Zeit, dieſer „ſeit ſeinen Schuljahren grauſam von der Gicht gepeinigte“ William Pitt. Ruhmbegierig, machtdurſtig, aber — hat ein ihm nicht gerade günſtig geſtimmter Urtheiler geſagt — machtdurſtig aus hochherzigen Beweggründen. Denn er war ein Patriot, ein engliſcher Patriot, jeder Zoll an ihm. Die „Muse of fire“ ſeiner Beredtſamkeit gern in die Chlamys des Demoſthenes kleidend, mitunter ſie wohl auch etwas kokett mit der Toga des Cicero drapirend. Aber dabei ein Mann, der recht gut wußte, daß er weder auf der Pnyx noch auf dem Forum redete, ſondern im Saal der Gemeinen zu Weſtminſter. Kein kosmopolitiſcher Redner, ſondern ein engliſcher Gentleman und britiſcher Statesman ſeines Jahrhunderts. Ein Hauch antiken Geiſtes war in ihm gewiß: aber nur der, daß er „England liebte, wie ein Athener die Stadt der Veilchen und ein Römer die Stadt der ſieben Hügel.“ Wie der römiſche Poet für die ewige Roma, hätte Pitt zum Sonnengott beten mögen, daß derſelbe nie Größeres beſcheinen ſollte als Großbritannien. Und dieſer Mann ſah, zur Macht aufſtrebend, ſein Vaterland in der Gewalt eines armſeligen Komödianten von Königs und eines Miniſters wie Newcaſtle. Er ſah es geſchlagen und beſchimpft, in der Achtung der Welt tief geſunken, die großartigſten Hülfsmittel verzettelt und verlottert, während drüben auf dem

Feſtland der brandenburgiſche Heros ſeinen Verzweiflungskampf einer neuen Ordnung der Dinge gegen die alte kämpfte. Es war ein ſtolzes Wort — aber der Mann, welcher in ſich das Genie und die Energie fühlte, Großbritanniens unermeßliche Hülfsquellen in Fluß und Guß und Schuß zu bringen, durfte es ſprechen — das Wort Pitt's zum Herzog von Devonſhire. „Mylord, ich bin ſicher, daß ich mein Vaterland retten kann und daß außer mir Niemand es vermag 44).“

Derweil jenſeits des Kanals der angedeutete Um- und Aufſchwung ſich vorbereitete — ein Um- und Aufſchwung, der, ſo ſtockengliſch, d. i. ſo durch und durch ſelbſtſüchtig, wie er war, dennoch weitgreifende europäiſche und menſchheitliche Bedeutung und Wirkung hatte — war das Feſtland in Waffen gegen den kecken Preußenkönig aufgeſtanden. Dem erſten ſchleſiſchen Krieg war der zweite gefolgt, beſchloſſen durch den Frieden von Dresden (25. Dezember 1745), kraft deſſen Maria Thereſia die Abtretung Schleſiens an Friedrich beſtätigte und dieſer ſeinerſeits die Wahl des Gemahls der Königin von Ungarn und Böhmen zum deutſchen Kaiſer anerkannte. So hieß der Kaiſerſchatten jetzt Franz der Erſte, nachdem Karl der Siebente aus ſeiner irdiſchen Schattenexiſtenz hinweggeſchwunden (Januar 1745). In den Niederlanden und in Italien gab es dann zwiſchen den kriegenden Parteien — da Oeſtreich, Holland, England, dort Frankreich und Spanien — noch viel Getrommel und Geſchieße, bis im Frieden von Aachen (Oktober 1748) die Streitenden einander gegenſeitig geſtanden, der große Verbrauch von Schießpulver ſei eigentlich ſehr thöricht und fruchtlos geweſen. Indeſſen hielt dieſe Einſicht nicht lange vor und bald mußte die Welt erfahren, daß die ſchleſiſchen Kriege nur Prämiſſen geweſen, deren Concluſum noch zu ziehen ſei.

Denn da drunten in Wien exiſtirt nicht nur ein Schattenkaiſer, der ſich aus Mangel an kaiſerlicher Arbeit auf Bankiergeſchäfte legt, ſondern auch die Wirklichkeit einer Kaiſerin-

Königin, welche ſtolz iſt wie der ſtolzeſte Mann und in ihrem ſtolzen Herzen eine Wunde trägt, die Schleſien heißt. Drüben ſodann in Verſailles Sultan Louis in den Armen einer Après-nous-le-déluge-Pompadour, welche es lüſtet, mit ihren hübſchen unzüchtigen Händen ſtatt der gewohnten kleinen Haremspolitik zur Abwechslung auch einmal große Weltpolitik zu machen. Droben in Petersburg weiterhin eine Czarin Eliſabeth mit ihrer Leibgrenadiercompagnie, duftend von Likören, eine ins Moskowitiſche oder vielmehr ins Samojediſche überſetzte Meſſalina, welche man vor Zeiten mit dem Thronerben des König-Korporals von Preußen hat verheiraten wollen **). Endlich auf der Terraſſe von Sansſouci ein philoſophiſcher König, der bei heitern Sympoſien ſeine franzöſiſchen Schöngeiſter an Witz zu überbieten ſucht und, wenn ihm ein pikanter Einfall auf der Zunge prickelt, denſelben keineswegs verſchluckt, ſondern friſchweg zum Beſten gibt und bei ſolchen Gelegenheiten ſehr deſpectirlich redet über „cette infame catin du nord", welches „lüderliche Weibsbild" darob in nicht geringe Wuth ausbricht; desgleichen über die Beiſchläferin en titre des Parc-aux-cerfs-Louis, nicht zu vergeſſen den Leibpoeten und Leibdiplomaten von Madame, den kleinen Abbé Bernis, welcher, ſagt man, obgleich zu Venedig ein Gönner und Orgiengenoſſe Caſanova's, dennoch Urſache hat, über des Preußenkönigs Spottvers: „Evitez de Bernis la stérile abondance"! doppelt ungehalten zu ſein. „Babet" Bernis, wie ihn ſeine Freunde neckiſch nannten, oder „la bouquetière du Parnasse", wie ihn Voltaire ſchmeichelnd und perſiflirend zugleich hieß, paßte ſeine Zeit ab, „pour venger la France du roi de Prusse." Zu Wien, zu Paris wurden die Kaunitz-Bernis-Pompadour'ſchen Fäden einer öſtreichiſch-franzöſiſchen Allianz geſponnen und endlich zu Babioles, der Villa von Madame, im September 1755 feſt gedreht. Stolze Kaiſerin-Königin in der Hofburg zu Wien, es mag dir keine geringe Selbſtüberwindung gekoſtet haben, freundliche Briefe an das babyloniſche Weib zu Babioles zu ſchreiben und ſelbiges Weib anzureden: „Ma cousine!“ Graf Kaunitz, ſpäter Fürſt, öſtreichiſcher Staatskanzler und „europäiſcher Staatskutſcher“, wollte es ſo und die Tochter der Cäſaren nahm ſich zuſammen — es galt ja, den „böſen Mann“ unterzukriegen — und bebaſete die Babylonierin, indem ſie mit bitterem Lächeln zu Kaunitz ſagte: „Warum nicht? Bin ich doch auch dem (Unmann) Farinelli ſchmeichelnd um den Bart gegangen, vorausgeſetzt, daß er einen hätte. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo [15].

Darauf allwärts geſchäftige Sammlung und Stauung acherontiſcher Gewäſſer, damit ſie losbrächen auf den „böſen Mann“ und ihn wegſchwemmten aus Schleſien, aus Preußen, aus Brandenburg, aus der Welt, wo möglich. Oeſtreichiſch-franzöſiſch-ruſſiſch-kurſächſiſch-ſchwediſche Allianz zu dieſem Zweck. Später auch noch das arme alte Reichsgeſpenſt hinzubeſchwören. Und Se. Heiligkeit im Vatican war flink bei der Hand mit ſeinem Segen, der aber nicht eben ſehr kräftig ſich erwies, ſondern bewies, daß gleich dem römiſchen Kaiſerthum auch das Papſtthum eigentlich nicht mehr lebte, ſondern nur noch, wie jenes, geſpenſtig ſpukte und polterte. Es iſt der Fluch derartiger großer Inſtitutionen, nicht ſterben zu können zur rechten Zeit..... König Friedrich fand nicht für gut, das auf das Jahr 1757 angeſetzte Aufziehen der Schleuſen abzuwarten. Er wußte, daß es, wie er dem König von England ſagen ließ, „more prudent praevenire quam praeveniri“, und ſeine preußiſche Politik der „freien Hand“ war eine, welche los- und zuſchlug im rechten Augenblick, unbedenklich, ſicher und feſt. Darum traf er auch ſo gut. Zunächſt nach Eröffnung des Kriegs im Auguſt 1756 die armen Sachſen bei Pirna, wo die Ouvertüre zum ſiebenjährigen Heldenſpiel geblaſen wurde. Ein Heldenſpiel fürwahr hüben und drüben. Denn neben den preußiſchen Generalen, den Ziethen und Seydlitz, Winterfeldt und

Schwerin, durften ſich die Daun und Laudon auch ſehen laſſen und neben dem „alten Fritz" — ſo hießen ihn ſeine Soldaten ſchon jetzt — die Kaiſerin-Königin, welche in einer der ſchlimmſten Kriſen des Kriegs zu dem franzöſiſchen Geſandten Choiſeul in Wien geſagt hat, ſie wolle nicht ablaſſen vom Fechten, und wäre ſie auch nur noch im Beſitze des letzten ungariſchen Dorfes. „Und was würde Ew. Majeſtät thun, wenn Sie bis zu einem ſolchen Aeußerſten getrieben wären?" „Ich würde dem Könige von Preußen eine Ausforderung ſchicken, er möge mich in einem Poſtwagen mit Piſtolen, Pulver und Blei aufſuchen, damit wir in Perſon unſern Streit entſchieden [46]."

Der 5. November 1757, wo bei Roßbach — oder eigentlich auf den Feldern von Reichardtswerben [47]) — die Franzoſen und Reichsſchärler ſo glänzend geſchlagen wurden, bezeichnet den Zeitpunkt, von welchem an Friedrich die Bedeutung eines Volkshelden hatte. Wunderbare Macht des Genius! In den deutſchen Bierſtuben wiederholte man mit behaglichem Lachen den ſchlechten Witz, daß die Reichsarmee bei Roßbach zur „Reißausarmee" geworden ſei, und in den Salons und Theatern von Paris wurde der Preußenkönig geprieſen und bejubelt, als wäre ſein Sieg über den Pompadourgeneral Soubiſe ein franzöſiſcher geweſen [48]). In Wahrheit, „Roßbach" wirkte wie eine Zauberformel auf das eingeſchlafene Nationalgefühl der Deutſchen. Was der trockene Mathematiker und Witzling Käſtner auf ſeiner Studirſtube zu Göttingen in ſeiner Art zu einem bekannten Zopfepigramm zudrechſelte [49]), dieſes Gefühl der Freude und des Stolzes ging durch ganz Deutſchland. Von da an hat ſich das deutſche Bewußtſein an Friedrichs Thun und Walten allmälig wieder aufgerichtet und iſt das Oberhaupt der „Nation prussienne" ein nationaler Heros geworden .... Und eine Heldennatur wahrlich hat dazu gehört, ſich oben zu halten in dieſer Ueberflutung, deren Wellen Feinde herbeiſpülten aus allen Ecken und Enden, Barbarenhorden ſogar aus den Steppen

Aſiens her, Baſchkiren und Kalmüken — („Sieht Er, mit ſolcher Canaille muß ich mich herumſchlagen!“) — eine Heldennatur hat dazu gehört, Schläge zu ertragen und zu verwinden wie die von Kollin, Hochkirch und Kunersdorf und Schläge zu geben wie die von Leuthen, Prag und Torgau.... Ein hartes, knapp zugeknöpftes Geſchlecht, dieſe preußiſchen Kriegsleute des ſiebenjährigen Kriegs! Eine ganz eigene Art von Zopf-Spartanerthum, ſo zu ſagen, in all ihrem Gebaren. Auch ein Lakonismus im ſprachlichen Ausdruck, der nicht vergeſſen werden ſoll. Himmelweit verſchieden von den Tiraden Napoleon'ſcher Bülletins. „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?“ ſchreit der große König ſeine Grenadiere an, als ſie auf dem ſchon verlorenen Schlachtfelde von Kollin zaudern, ihm nach ſechsmal abgeſchlagenem Sturm auf die feindlichen Batterien zum ſiebenten zu folgen. „Meine Herren,“ ſagt der Artilleriegeneral Dieskau am Abend vor der Schlacht bei Leuthen zu ſeinen Batteriecommandanten — „der König ſchlägt morgen. Wir ſollen das Beſte thun und, Zeter und Schwerenoth! ich hoffe, daß Keiner von uns ein Hundsfott ſein wird.“ Noch lakoniſcher der General Ziethen am Morgen der Schlacht von Torgau zu ſeinen Offizieren: „Meine Herren, heute haben wir Bataille. Es muß gehen wie mit Butter geſchmiert!“ ... Ja, eine Heldennatur gehörte dazu, ſieben Jahre lang gegen Europa ſo zu kriegen, wie Friedrich gethan; aber eine größere, edlere noch gehörte dazu, nach dem Friedensſchluß von Hubertsburg (15. Februar 1763) durch das troſtloſe, ungeheure Trümmerfeld Preußen mit ungeſchwächter Kraft und ungeſchwächtem Muth den Pflug zu führen, um eine friſche Saat der Macht und der Kultur zu beſtellen, — eine harte, noch 23 Jahre lang mit beiſpielloſer Gewiſſenhaftigkeit, wenn auch nicht ohne Irrthum, gethane Königsarbeit!

Die welthiſtoriſche Bedeutung dieſer Königsarbeit des Mannes, dem wir im zweiten Buche noch menſchlich näher treten werden, iſt die geweſen, daß er den „aufgeklärten Deſpotismus" (Despotisme éclairé, Despotismo illustrado) in höchſter Potenz darſtellte, mit allen ſeinen Vorzügen und vielen ſeiner Fehler. So iſt, wie Jedermann weiß, der aufgeklärte Deſpotismus, gleich dem brutalen, der in Ludwig dem Vierzehnten gipfelte, eine Zwiſchenſtufe in dem Umwandlungsprozeß des mittelalterlichen Feudalſtaats zum modernen Rechtsſtaat geweſen, welcher letztere übrigens heute nur in ſehr wenigen Ländern bereits wirklich hergeſtellt iſt. Die Zwiſchenſtufe, der Polizeiſtaat, ob brutal oder aufgeklärt, beruhte und beruht auf dem Syſtem abſoluter Bevormundung der Völker. Die „erleuchteten" Deſpoten, mochten ſie ihre Pflicht und Aufgabe noch ſo ernſt und gewiſſenhaft faſſen, waren im Grunde doch nur rationelle Schafzüchter. Sie kannten und anerkannten keinen andern Vorſchritt als den commandirten, den von ihnen commandirten, und die Wünſchelruthe, womit ſie die Schätze der Civiliſation zu heben trachteten, war und blieb der Stock. Freilich iſt nicht zu überſehen, daß die Völker des 18. Jahrhunderts des Commando's bedurften, ja daß ſie mittelſt des Stockes aus dem knietief über die europäiſchen Staaten gelagerten mittelalterlichen Wuſt herausgetrieben werden mußten. Die Kraft der Trägheit in den Maſſen oder, kürzer geſagt, die Dummheit der Völker iſt eine furchtbare Macht und es gehörte wahrlich kein geringer Muth dazu, dieſem Rieſentölpel zu Leibe zu gehen. Die gekrönten Aufklärer, allen voran Friedrich der Zweite, hatten dieſen Muth und das iſt ihr Ruhm. Ihre ſozialen Ziele ſind geweſen: Befreiung der Völker vom feudalen Druck, Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenſchaft, geſteigerte Nutzbarmachung der natürlichen und induſtriellen Hülfsquellen der Länder für den Staatshaushalt, Vermenſchlichung einer barbariſchen Geſetzgebung und Rechtspflege, einige Milderung der ſchroffen Stände- und Kaſtenunterſchiede, Begründung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen. Auf religiöſem Gebiete griff derweil, unter dem Einfluß einer literariſchen Revolution, die wir ſpäter uns näher anſehen wollen, der große Grundſatz gegenſeitiger Duldſamkeit immer entſchiedener Platz und ermuthigte die gekrönten Aufklärer zu und bei ihrer Bekämpfung eines abgeſchmackten und herrſchſüchtigen Bonzenthums. Innerhalb der katholiſchen Kirche erreichte die Aufklärung nach dieſer Seite hin ihre Höhepunkte in der Aufhebung des Jeſuitenordens, in den von Kaiſer Joſeph dem Zweiten gewollten und angeſtrebten Reformen und in den Anläufen der Illuminaten, während innerhalb des Proteſtantismus die Orthodoxie durch den deutſchen Rationalismus, welcher die Miſſion der engliſchen „Freethinkers" und der franzöſiſchen Deiſten aufnahm und weiterführte, in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet wurde .... Die Geſchichte gibt Zeugniß, daß mit Alledem die ſoziale Entwicklung eine bedeutende Bewegung nach vorwärts machte. Aber ſie gibt zugleich auch Zeugniß, daß an den meiſten Unternehmungen des aufgeklärten Deſpotismus der Fluch des Zwanges, der Willkür, der hochmüthigen Bevormundung, des zudringlichen Hineinregierens in Alles und Jedes haftete. Mag ſie eine finſtere, mag ſie eine erleuchtete ſein, immer iſt es die Natur der Gewaltherrſchaft, daß ſie ernten will, bevor die Ausſaat gekeimt hat, geſchweige großgewachſen und gereift iſt. Der Grundfehler der commandirten Aufklärerei war das Generaliſiren, das ſchablonenmäßige Zuſchneiden, die geringe Achtung oder vielmehr entſchiedene Mißachtung der Individualitäten, ſowohl der Völker als der Perſonen. Selbſtbeſtimmung des Menſchen, Selbſtregierung der Völker, wo ein Gedanke daran auftauchte, war den erleuchteten Deſpoten ein Gräuel. Und doch laſſen ſich mittelſt des ſouverainen Beliebens, auch des wohlmeinendſten, mittelſt des „Car tel est notre plaisir“ wohl aufkläreriſche Edicte, nicht aber läßt ſich damit eine wirkliche und geſunde Kultur ſchaffen und aus dieſer Wahrheit erklärt ſich die Thatſache, daß ſo viele von den Leiſtungen des Despotisme éclairé eben nur papierene geweſen ſind, bald genug wirkungslos, ſpurlos in dem Makulaturkorbe der Weltgeſchichte verſchollen.

Friedrich der Zweite iſt, wie bekannt, ſein eigener Premierminiſter geweſen, d. h. er hat ſich nicht nur in allen innern und äußern Staatsgeſchäften die oberſte Entſcheidung, ſondern im Detail der Regierung das Sehen mit eigenen Augen, das eigene Handanlegen vorbehalten. Das konnte nur eine Arbeitskraft und eine Arbeitsluſt wie die ſeinige unternehmen und aushalten. In der That, er war, wie er geſagt hat, der „erſte Diener des Staats“, inſofern er mehr als irgend einer ſeiner Beamten dem Staat gedient, d. h. für den Staat gearbeitet hat. Aber es wäre ein grober Irrthum, wollte man dieſes ſein Wort im Sinne der modernen Rechtsſtaatsidee dahin deuten, daß der König ſich nur als den erſten Beamten ſeines Volkes angeſehen habe. Eine ſolche Deutung hieße das deſpotiſche Bewußtſein, von welchem Friedrichs ganzes Weſen getragen war, durchaus verkennen. Seine Grundanſicht vom Staate war die ſtrictabſolutiſtiſche, daß derſelbe ein Gut, ein Beſitzthum, eine Domaine ſeines Hauſes ſei, und es hat dieſe Ueberzeugung noch in dem berühmten Teſtament des Königs naiven Ausdruck gefunden. Denn er vermachte den preußiſchen Staat ſeinem Neffen in demſelben Athemzug und mit demſelben Ton, womit er ihm ſeine Bibliothek, ſeine Medaillenſammlung und ſeine Gemäldegalerie teſtirte [30]). Allerdings konnte Friedrich in der Einleitung zu dieſem merkwürdigen Document mit Recht ſagen, daß er ſich mit „allen Kräften, welche ihm die Natur verliehen, bemüht habe, den Staat glücklich und blühend zu machen,“ ſowie im 5. Paragraph der Urkunde, daß er „die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade (l'arche du Seigneur) betrachtet habe, welche keine unheilige Hand berühren durfte:“ aber niemals hatte er dem Grundſatz entſagt, daß ihm das Recht und die Macht zuſtehe, nöthigenfalls nach Gutdünken über Eigenthum und Leben ſeiner „sujets“ zu verfügen. Er ließ „Jeden nach ſeiner Façon ſelig werden," er ſtatuirte Rede- und Schreibefreiheit, nämlich in der Theorie; denn in der Praxis hat er in ſeinen Staaten nur einen Willen geduldet, ſeinen eigenen. Im Schatten dieſer mit äußerſter Wachſamkeit und Eiferſucht gehüteten deſpotiſchen Autorität konnte keine Männerſaat der Zukunft, konnten keine Staatsbürger gedeihen, und wenn der König in ſeinen alten Tagen in einer Stunde bittern Mißmuths die Klage verlauten ließ, „er ſei müde, über Sklaven zu herrſchen," ſo vergaß er, daß er ſelber es geweſen, welcher ſeine „nation prussienne" an ſklaviſchen Gehorſam unerbittlich gewöhnt hatte.

Bei ſeiner Thronbeſteigung that er die allbekannte Aeußerung, er betrachte es als ſeine Hauptaufgabe, „die Unwiſſenheit und die Vorurtheile zu bekämpfen, die Köpfe aufzuklären und die Sitten zu kultiviren," und er hat Wort gehalten. Beklagenswerthe Mißgriffe im Ganzen und im Einzelnen, in Geſetzgebung und Verwaltung, blieben hiebei freilich nicht aus. Sie wurzelten theils in den Charaktereigenthümlichkeiten des Königs, theils und mehr noch in den mangelhaften Einſichten der Zeit. Wie wenig im Grunde Friedrich über die Vorurtheile derſelben hinauswar, zeigt ſein Verhalten gegenüber dem Adel, den er in jeder Weiſe und ganz insbeſondere auf Koſten des Bauernſtandes begünſtigte. Es überraſcht, bei dem „Königs-Philoſophen" oder „Philoſophenkönig" das Junkerbewußtſein in vollſter Blüthe vorzufinden, aber es findet ſich vor. Friedrich hat nicht nur zugelaſſen, daß der preußiſche Adel, zur großen Benachtheiligung der übrigen Stände, von allen directen Steuern frei ſei, ſondern er hat ſich auch vor der antediluvianiſchen Junkerlichkeit nicht geſcheut, mit dürren Worten zu ſagen, im Allgemeinen beſitze nur der Adel Ehre und Ehrgefühl, und wenn man bei „Leuten ohne Geburt" Talente und Verdienſte antreffe, ſo ſei das doch eine große Seltenheit [31]. Demzufolge müßten, wo immer möglich, namentlich alle Offiziersſtellen dem

Adel vorbehalten werden — ein Grundſatz, der ſich dann im Jahre 1806 herrlich bewährte — und damit das militäriſche Junkerthum recht rein erhalten würde, ſuchte der König ſorglich zu verhindern, daß ſich ſeine Junker Lieutenants vorkommenden Falls etwa mit bürgerlichen Mädchen oder Wittwen „meſallirten [32].“ Daß weiterhin die nationalökonomiſchen Anſchauungen Friedrichs, ſelbſt vom Standpunkt des Zuſtands der Wiſſenſchaft von damals aus angeſehen, nicht eben weitblickende waren, daß ſeine mit Hülfe einer Bande von franzöſiſchen Gaunern betriebene Monopol- und Acciſewirthſchaft eine wahrhaft tyranniſche Plackerei geweſen, iſt heute allgemein anerkannt. Ferner muß geſagt werden, daß die ganze Kulturarbeit des Königs, wie heilſam dieſelbe auch im Einzelnen ſich erwieſen hat, den Wurm der Ausländerei in ſich trug. Des Königs einſeitige franzöſiſche Bildung und ſeine Verachtung der Anfänge einer nationalen — (ſolche waren denn doch ſchon bei Friedrichs Throngelangung vorhanden, und daß ſie vorhanden waren, konnte ihm, abgeſehen von allem Anderen, ſchon das bekannte Geſpräch beweiſen, welches er am 18. Dezember 1760 zu Leipzig mit Gellert hatte) — ſie haben ſich ſchwer an Preußen gerächt. Denn mit der von Friedrich gewollten und erſtrebten Franzöſirung der höheren Stände verband ſich eine Verfranzöſelung im ſchlimmſten Sinne, im Sinne des Pompadour- und Dubarry-Louis, d. h. mit einer oberflächlichen Freigeiſterei eine bodenloſe Frivolität, eine Erſchlaffung aller Bande der Sitte und Pflicht, wovon wir ſeines Ortes noch hören werden. Endlich war das Verdienſt des Königs, das kleine Preußen aus der Sturmflut des ſiebenjährigen Kriegs als eine anerkannte europäiſche Großmacht hervorgehen zu laſſen, zwar ein unzweifelhaftes, aber auch ein zweideutiges. Denn die natürlichen Bedingungen einer Großmachtsſtellung fehlten doch; es mußten alſo künſtliche geſchaffen werden und die Großmacht Preußen war in Wahrheit von Anfang an eine auf ihre Spitze geſtellte Pyramide. Sowie die Spitze brach, d. h. ſowie die ſtählerne Königshand fehlte, welche den Friedrich'ſchen Staatsbau aufrecht erhalten hatte, begann derſelbe kläglich zu wanken, um zuletzt ſchmachvoll zu fallen, nachdem die Saat von hochmüthigen Junkern und willenloſen Schreibersknechten, welche der König geſäet, üppig aufgewuchert war.

Und dennoch, trotz Alledem und wieder Alledem, iſt und bleibt der „alte“ Fritz der „große“ Fritz, iſt und bleibt er im deutſchen Volksbewußtſein von allen Fürſtengeſtalten weitaus die populärſte. Die Mythenbildnerei des Volkes hat den großen König förmlich zu einer mythiſchen Geſtalt umgeſchaffen. Schon hierin liegt der Beweis, daß der richtige Volksinſtinkt Friedrich keineswegs ein Verbrechen daraus machte, daß er Kaiſer und Reich, Reichsverfaſſung und Reichsverſammlung behandelte, wie ſie es verdienten. Es liegt auch der Beweis darin, daß ein dunkles Gefühl durch die Maſſen ging, der Preußenkönig ſei trotz ſeines Welſchparlirens Bein von unſerm Bein und Blut von unſerm Blute: ein dunkles Gefühl auch, die gewaltſame Aufrüttelung Deutſchlands durch den Friedensbrecher von 1740 ſei eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit geweſen .... Alles in Allem: Friedrich „der Große“ — das ſteht feſt in den Geiſtern und Herzen der Menſchen für und für.

## Viertes Kapitel.

## Katharina die Zweite und Joſeph der Zweite.

Von allen in ihrem Jahrhundert Geborenen hat, nur den Napoleon Bonaparte ausgenommen, die Prinzeſſin Sophie Auguſte Friederike von Anhalt-Zerbſt das glänzendſte Glück gemacht. Was eben die Menſchen Glück nennen, ein Glück, wie es gemacht werden kann mittelſt ſcharfen Verſtandes, unendlicher Heuchelei, unbedingten Hinwegſeins über Gewiſſen und „bürgerliche" Moral, mittelſt kecken Zugreifens im Augenblicke, wo das Verbrechen Ausſicht hat, ein glückliches zu ſein. Auf der Höhe ſeiner Erfolge, ſeines Glanzes und Ruhms erlebte das im April (oder Mai?) 1729 zu Stettin geborene Glückskind die Stunde einer Einkehr bei ſich ſelbſt, eine Stunde, wo die aus einer bettelhaften deutſchen Miniaturprinzeſſin zur Selbſtherrſcherin des unermeßlichen Rußlands Gewordene den Weihrauchnebel, durch Voltaire und Friedrich den Großen und viele Andere um ſie gebreitet, ſcharfen Auges durchdringend ihr eigenes menſchliches Selbſt und Ich anſchaute. Dieſer Betrachtung mochte das Gefühl entſpringen, als laſte ihr Etwas in der Bruſt, was nach Wegräumung verlange. Da hat ſie ſich denn hingeſetzt, um zu beichten, keinem Beichtiger, aber verſchwiegenem Papiere — „literae non erubescunt." Dieſe nachmals, lange nach dem Tode der Czarina in die Oeffentlichkeit geſchmuggelte Beichte, deren Echtheit keinem

Zweifel unterliegt, iſt ein richtiges Sündenbekenntniß, theilweiſe wenigſtens ein Bekenntniß der eigenen, mehr aber freilich noch der Sünden Anderer 53). Nun, das waren ja derartige Beichten immer, von den Confeſſionen des heiligen Auguſtinus an bis zu denen Rouſſeau's und Katharina's herab.'

In Wahrheit, es war ein wunderbares Geſchick, das der kleinen Sophie von Anhalt-Zerbſt, deren Vater, wenn er es war, ein ziemlich obſcurer preußiſcher General geweſen. Wohl geradezu das abenteuerlichſt-glänzendſte Geſchick eines an abenteuerlich-ſchroffen Glückswechſeln überreichen Jahrhunderts. Erklärlich, möglich nur auf dem Boden des ruſſiſchen Czarenthums, welcher ja ſeit dem Tode Peters des Erſten beſtändig geſchwankt und gedröhnt hatte, wie von einem Erdbeben geſchüttelt. Namentlich hatte man dort von czariſchen Weibern ſeit lange das Menſchenmögliche begeben ſehen, ja ſogar Vieles, was Menſchen zu begeben unmöglich ſein ſollte, wenigſtens Frauen: man war alſo auf Katharina die Zweite vorbereitet .... Sie ihrerſeits hatte ſich — im Februar 1744 mit ihrer Mutter durch „cette infame catin du nord" nach Petersburg berufen, zur „Brautſchau" für den ſechzehnjährigen, von ſeiner Tante Eliſabeth zum Großfürſten-Thronfolger erklärten, ſemmelblonden, viereckigen, kümmerlich gewachſenen, unglaublich unwiſſenden Kindskopf Peter von Holſtein-Gottorp — ja, ſie die Vierzehnjährige, hatte ſich mit dem Inſtinkt des Genie's oder, wenn man will, mit dem Genie des Böſen ſofort auf dieſem vulkaniſch explodirenden Boden zurecht gefunden. Das kleine prinzeßliche Ding, welches nicht einmal ſchön war und als ganzes Gepäck „zwölf Hemden" mit ſich brachte, war von dem Augenblick an, wo ſie zuerſt Rußland betrat, immerdar mit dem Gedanken beſchäftigt, daſelbſt allein zu regieren, — „à devenir impératrice souveraine de Russie, de mon propre chef 54)." Im September 1745 die Scheinfrau ihres Strohgemahls geworden, mußte ſie mit demſelben tagüber „Soldätles" und nächtlicher

Weile Puppen ſpielen, ſie, welche aus ihrer gleichzeitigen Lectüre von Brantome's „Dames galantes" und Voltaire's „Pucelle" die Ahnung gewonnen hatte, daß ſie denn doch zu etwas Anderem gut wäre („que j'étais bonne pour autre chose"). Das andere Spiel kam denn auch mit der Zeit, zumal der Querkopf und Scheinmann Peter, ſeine Prinzlichkeit darzuthun, Maitreſſen hielt und mit der Detailſchilderung ihrer Reize ſeine arme junge Scheinfrau langweilte und zumal ferner unſere großmächtige Tante Eliſabeth durch Madame Tſchoglokoff der Großfürſtin bedeuten ließ, es ſei rathſam und hohe Zeit, ſo oder ſo für Nachkommenſchaft zu ſorgen. Da kam es nun, wie es kommen mußte: dort der alberne Peter, widerlich läppiſch, impotent, mit ſeiner Maitreſſe, der vulgären Gräfin Woronzow, „zechend, rauchend, fluchend, ſpuckend, ſtinkend;" hier der glänzende Sergius Soltikow, der — ſagt Katharina — „ſchön war wie ein Engel und in allen Liebesränken ein vollendeter Meiſter." Am 1. Oktober 1754 wurde ein von Katharina geborener Sohn als rechtmäßiger Großfürſt-Thronfolger auf den Namen Paul Petrowitſch getauft. Wir werden ſpäter mehr von ihm hören. Für jetzt mag nur geſagt werden, daß ihn ſeine Mutter ihr Lebenlang mit bitterſtem Haſſe gehaßt hat und daß er zu einem Urbild kalmükiſcher Häßlichkeit aufwuchs. Der erſtere Umſtand, verbunden mit dem weiteren, daß Pauls „Eigenthümlichkeiten alle gehäſſigen Seiten Peters des Dritten vergegenwärtigten [33]," iſt allerdings ſehr geeignet, ſeine Soltikow'ſche Herkunft in Frage zu ſtellen. Was ſeine „kalmükiſche" Phyſionomie angeht, ſo ging ſeiner Zeit in der Petersburger Geſellſchaft ein Geraune — hiſtoriſch ungreifbar — die Großfürſtin ſei mit einem todten Kinde niedergekommen, an deſſen Stelle man ein aus dem Findelhauſe geholtes lebendes gelegt habe. Genug, die Großfürſtin hatte ihre Fruchtbarkeit erwieſen und fuhr fort, ſie zu erweiſen. An Soltikow's Stelle trat der ſchöne, wenn auch etwas dümmliche Pole Poniatowsky, welchen ihren Schürzenſtipendiaten Katharina ſpäter zum Schattenkönig von Polen machte; dann kamen die Orlows an die Reihe, dann Waſſiltſchikow, dann Potemkin und ſo weiter in infinitum.

Am 5. Januar 1762 betrank Czarin Eliſabeth ſich zum letzten Mal, d. h. ſie ſtarb. Querkopf Peter von Holſtein hieß jetzt Peter der Dritte und Kaiſer aller Reußen. Katharina war Kaiſerin oder hatte ſich wenigſtens in die Verfaſſung geſetzt, es in Bälde zu werden und ihren ehrſüchtigen Kindertraum im vollſten Maaße zu verwirklichen. Sie hatte ſeit achtzehn Jahren daran gearbeitet — „(Ich gab mir Mühe, die Zuneigung Aller zu gewinnen. Niemand wurde von mir vernachläſſigt, weder Große noch Kleine. Ich machte es mir zur Regel, zu denken, daß ich Aller bedürfe, und demnach Alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, und ich that es mit Erfolg).“ Ja, wohl mit Erfolg. Sie hatte, aller Heuchelkünſte Meiſterin, den ruſſiſchen Adel, die Geiſtlichkeit, die Garden für ſich gewonnen, ſie hatte die Beſtuſchews und Panins zu ſich herübergeſchmeichelt; ſie hatte die Freundſchaft, in der Perſon von Katharina Daſchkow, zur Werberin für ihre Verſchwörung, ſie hatte die Wolluſt, in den Umarmungen der Orlows, zur Kupplerin der Macht zu machen gewußt. So war ſie gerüſtet, den Schlag gegen den armen albernen Peter zu führen, welcher ſeine Frau ſo wenig kannte, daß er bei dem Bankett zur Feier des Hals über Kopf mit Friedrich dem Großen abgeſchloſſenen, in Rußland höchſt unpopulären Friedens ſie an offener Tafel eine „Närrin“ ſchalt. Ein andermal, als Katharina gerade die Bürde eines Liebespfandes, das ſie von Gregor Orlow trug, ſchwer empfand, ſprach der Sechsmonatczar gar davon, ſeiner Frau die Haare ſcheeren zu laſſen und ſie in ein Kloſter zu ſtoßen. Der arme und dumme Junge vergeudete die Zeit, wo ſo zu ſagen die für ihn beſtimmte Flaſche Burgunder ſchon mit Gift gewürzt ward, mit gewohnten Lappalien 38). Einer ſolchen Bornirtheit gegenüber brauchte man des Komplotts gar kein Hehl zu haben. Verſchwörungen anzuſpinnen und durchzuführen gehörte ja damals ohnehin mit zur ruſſiſchen „Bildung." „Zu jener Zeit — hat ein kundiger Ruſſe geſagt — machte in Rußland ein Mann, der ſein Glück gründen wollte, ein Komplott zum Zweck eines Monarchen- oder Dynaſtiewechſels, wie man heute eine induſtrielle Unternehmung macht: man „wurde Verſchwörer, Kaiſermörder, wie man heute Gründer einer Actiengeſellſchaft wird." Man machte, man ſchwindelte in Palaſtrevolutionen und Czarenmord. Am Tage nach der Ermordung Peters des Dritten begegnete der Graf Simon Woronzow einem der Mörder, dem Fürſten Feodor Bariatinski: „Wie haben Sie ſo Etwas thun können?" fragte der Graf. Worauf der Fürſt mit Achſelzucken: „Was wollen Sie, mein Lieber? Ich hatte zu viele Schulden[37])" .... In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 wurde die „induſtrielle Unternehmung" im ruſſiſchen Style von damals in Szene geſetzt. Mit dem kommenden Morgen war Katharina „l'impératrice souveraine de Russie." Am 10. Juli der Marſch nach Peterhof, Katharina an der Spitze der Garden, reitend auf einem weißgrauen Tigerhengſt, in Uniform, den Degen an der Seite, auf den fliegenden Haaren einen mit Eichenlaub umwundenen Grenadierhut. Gefangennehmung des Querkopfs Peter in Oranienbaum und Abführung nach Ropſcha. Folgenden Tages Triumpheinzug der Czarin in Petersburg. Tedeum, ein Wolkenbruch von Gnaden und Würden, Titeln und Orden, Rubeln und „Seelen" Seitens der glücklichen Verbrecherin auf ihre Mitverbrecher ergoſſen. Endlich, am 17. Juli, die ſchreckliche Henkermahlzeit zu Ropſcha mit vergiftetem Burgunder und, als dieſer den Czarenſchemen nicht raſch genug bannt, die grauenhafte Mißhandlungs- und Erdroſſelungsſzene. Nachdem Peter der Dritte alſo eines „natürlichen Todes" geſtorben, d. h. an Zuziehung der aus einer Serviette gedrehten Schlinge, ſprengte Alexei Orlow nach Petersburg, um der Czarin Meldung zu machen. Sie hielt ihren Abendzirkel und war gerade daran, demſelben in ihrer allerliebſten Manier einen Schwank zu erzählen. Herausgerufen, empfängt ſie die Botſchaft von Ropſcha, gibt ihre Befehle, geht wieder hinein und erzählt ihren Schwank heiter zu Ende. Am folgenden Tage läßt ſie ein Manifeſt ausgehen, mittelſt deſſen ſie den Völkern Rußlands verkündigt, daß der „geweſene Kaiſer nach dem Willen Gottes einer Hämorrhoidalkolik erlegen,“ daß demnach dieſer „unerwartete Todesfall als eine Wirkung der göttlichen Vorſehung anzuſehen“ und im Uebrigen auf die Kaiſerin zu vertrauen ſei, welcher „die göttliche Vorſehung nach unerforſchlichen Rathſchlüſſen die richtigen Wege weiſen werde.“ Madame de Geoffrin, Beſitzerin eines vielbeſuchten „Bureau d'esprit“ in Paris, Korreſpondentin der Czarin und eine ihrer Pariſer Räucherpfannen, ſchüttelt den Kopf zu dieſen „unerforſchlichen Rathſchlüſſen“ und ſchreibt, das Manifeſt bringe einen mißlichen Eindruck im Publikum hervor. Worauf die kaiſerliche Manifeſtlerin naivermaßen: „Helas! Madame, ce manifeste n'a pas été composé pour les pays étrangers (will ſagen für die Pariſer Salons), il a été fait pour un peuple, auquel il faut dire ce qu'il faut croire[57]*).“

Sie hat den Czarenthron, auf welchen ſie nicht einen Schatten von Anſpruch hatte, 34 Jahre lang behauptet, mit Glück und Glanz, mit einem Schein von Herrſchergröße, welcher nach außen blendend genug war, um die Voltaire und Diderot zu dampfenden Weihrauchpfannen zu machen. Wenn man die Huldigungen ermißt, welche der zweiten Katharina dargebracht worden ſind, dann erkennt man ſo recht die dem Deſpotismus innewohnende Kraft der Verderbniß, welche aus Dichtern Schmeichler, aus Künſtlern Lügner, aus Gelehrten Spucknäpfe macht. Man iſt gewohnt, in Katharina einen der glänzendſten Repräſentanten des aufgeklärten Deſpotismus zu erblicken, aber mit Unrecht. Es iſt ihr mit dem Credo deſſelben gar kein rechter Ernſt geweſen, ſondern ſie hat nur ſolche Dinge ernſt genommen und klug und energiſch durchgeführt, welche ihrem Durſt nach

Macht und Ruhm ſchmeichelten, einem Durſt, der an Unſtillbarkeit nicht einmal ihrer Wolluſtgier nachſtand. Was ſie beim Beginn ihrer Regierung mit allem Nachdruck anfaſſen zu wollen ſchien, die Hinlenkung der Völker Rußlands auf die Bahn wirklicher Civiliſation, wurde nach etlichen Anläufen ganz aufgegeben, ſo zwar, daß in Betreff innerer Reformen bald Alles nur noch auf den Schein angelegt war 58). So entwarf die Czarin für die i. J. 1767 zu Moſkau verſammelten ruſſiſchen „Generalſtaaten“ aus Monteſquieu und Beccaria gezogene Inſtructionen. Damit konnte man ja vor dem bewundernden Europa paradiren. Als aber eine Anzahl von Abgeordneten den Schein für Wahrheit nahm und auf ernſtliche Reformen drang, z. B. in Betreff der Bauernverhältniſſe, wurde die Verſammlung alsbald aufgelöſt und nie wieder berufen. So war der ganze Humanismus und Liberalismus der „Semiramis des Nordens“ Lug und Trug. Sie iſt es geweſen, welche, um ihren verſchiedenen Beiſchläfern nach und nach mehr als 3 Millionen „Seelen“ ſchenken zu können, mittelſt eines Federzugs, d. h. durch ihre Unterſchrift zu dem berüchtigten Ukas vom 3. Mai 1783, die bis dahin vollſtändig frei geweſene bäuerliche Bevölkerung Kleinrußlands leibeigen machte. Die Czarin hatte eines Tages, um die Pariſer Weihrauchfäſſer dampfen zu machen, den Plan entworfen, Dorfſchulen zu errichten. Als aber redliche Männer dieſen Plan verwirklichen wollten, ſchrieb Katharina einem derſelben: „Man muß dem gemeinen Volk keinen Unterricht geben. Wenn es ſoviel wüßte, wie Sie und ich, ſo würde es uns nicht mehr ſo gehorchen, wie es uns jetzt gehorcht 59).“ Schneidend, aber wahr hat Katharina's Enkel, Czar Alexander, die Summe des Waltens ſeiner Großmutter gezogen, als er im September 1812 in ſeinem Kabinette zu Petersburg zu dem engliſchen General und Diplomaten Sir Robert Wilſon ſagte: „Ich bin zu bedauern, denn ich habe nur wenige Perſonen in meiner Umgebung, die eine geſunde Erziehung genoſſen haben. Der Hof meiner Großmutter hat die ganze Bildung der Ruſſen verdorben, indem er ſie auf die Erlernung der franzöſiſchen Sprache, franzöſiſcher Frivolitäten und Laſter beſchränkte [60]."

Aus dem Jahre 1772 und zwar aus demſelben Monat Auguſt, wo das „große Verbrechen," die Theilung Polens, durch den zwiſchen Rußland, Oeſtreich und Preußen zu Petersburg gefertigten Theilungsvertrag zum Abſchluſſe kam, exiſtirt der Bericht eines engliſchen Agenten aus der ruſſiſchen Hauptſtadt, welcher eine tiefe Kenntniß der Czarin verräth: — „Sie liebt weder das ruſſiſche Volk, noch hat ſie deſſen Liebe erworben. Das, was der Mangel ſolcher Triebfedern für große Unternehmungen bei ihr erſetzt, iſt eine ſchrankenloſe Begierde nach Ruhm [61]." In der That, das war der Stachel, welcher Katharina trieb, ſich zur Vollſtreckerin des Teſtaments von Peter dem Großen zu machen, d. h. dem ruſſiſchen Ausbreitungs- und Verſchlingungstrieb, wie jener Czar ihn gepflegt hatte, die größtmögliche Spannung zu geben. Es war nur ein Echo ihrer Gedanken, wenn ihr Hofpoet Derſhawin in einer ſeiner Siegesoden ausrief: „Vorwärts, o Rußland, und die ganze Welt iſt dein!" Und vorwärts ging Rußland, ſüdwärts gegen die Türkei, wo ja Konſtantinopel als eine ſchon ganz ſichere Beute, als die künftige Reſidenz des darum Konſtantin getauften zweiten Enkels der Czarin betrachtet wurde, und weſtwärts gegen Polen. Hier nun trafen Katharina's offene Wünſche mit den geheimen Friedrichs des Zweiten zuſammen, welcher mit gewohnter Geſchicklichkeit ihrem Ruhmdurſt die Richtung nach Polen zu geben wußte, weil hier auch für ihn ein Vortheil mit abfallen konnte.... Die Erörterungen der erſten Theilung Polens und des Verhaltens der drei Mächte dazu ſind zahllos. Geſammtreſultat derſelben nur die Beſtätigung des alten Satzes, daß ein Volk ſeinen Untergang immer ſelbſt verſchuldet und daß demnach Polen den ſeinigen in erſter Linie nur ſich ſelbſt zuzuſchreiben hatte. „Gott ließ die Theilung Polens zu, damit die Moralität der Großen offenbar würde." Als ob eine ſolche Extra-Offenbarung irgendwie nöthig geweſen wäre! Viel wahrer und richtiger iſt es, zu ſagen: der weltgeſchichtliche Prozeß führte die Theilung Polens herbei, damit offenbar werde, was Junker und Pfaffen aus einem Lande machen können .... So, wie die Akten und Zeugenausſagen jetzt liegen und lauten, muß das Verdict dahin gehen, daß die erſte Idee, Polen zu theilen, eine Friedrich'ſche war. Im Uebrigen waren Friedrich und Katharina gleich würdig, dieſe Idee auszuhecken; denn ſich irgend einen Gewiſſensſkrupel zu machen, dazu waren Beide viel zu „éclairés." In ihrem bekannten Geſpräche mit Friedrichs Bruder, dem Prinzen Heinrich, am 8. Januar 1771 behandelte die Czarin, wenngleich in der Form eines „discours de plaisanterie," die Theilung Polens ſchon ganz als eine ſelbſtverſtändliche Sache. „Mais pourquoi tout le monde ne prendrait-il pas aussi?" Man weiß ja, was es zu bedeuten hatte, wenn Katharina in ſolchen Dingen ſcherzte. Der preußiſche Prinz verſtand auch gar wohl die Bedeutung dieſer Kathariniſchen Scherzreden und ſchrieb ſofort an ſeinen königlichen Bruder: „Il est certain que cela n'était pas pour rien." Die Ehre, den wirklichen Theilungsplan entworfen zu haben, ſcheint Allem nach dem Prinzen Heinrich ſelbſt zuzuſtehen. Kann man aber auch nur einen Augenblick lang meinen, der Prinz habe ohne Vorwiſſen des Königs gehandelt? Das hieße denn doch ganz überſehen, in welcher zitternden Unterwürfigkeit Friedrich ſämmtliche Mitglieder ſeiner Familie hielt. Preußen hat in dieſer ganzen Theilungsgeſchichte zu Gunſten Rußlands, welches den Löwentheil nahm, den Schakal geſpielt und ſein Beutetheil iſt denn auch der des Schakals geweſen 62). Daß Friedrich ſich, wenn er ernſtlich gewollt, zur einſtweiligen Erhaltung Polens mit Oeſtreich gegen Rußland hätte verbinden können, daß Maria Thereſia's Widerſtand gegen das Raubproject durch die Anſtrengungen ihres Miniſters Kaunitz und ihres Sohnes Joſeph nur mühſam gebrochen wurde, iſt ſo unbeſtritten, wie allbekannt, und fürwahr es gereicht Friedrich nicht zur Ehre, daß er ſich keine Gelegenheit entgehen ließ, über das Verhalten der Habsburgerin in der polniſchen Theilungsſache ſeinen kyniſchen Spott auszulaſſen 63). Aber nicht weniger unbeſtritten und allbekannt iſt auch, daß die Losreißung Weſtpreußens von dem anarchiſchen, in jeſuitiſchen Marasmus verfallenen Polen ein großes Glück für die genannte, ſeither vollſtändig germaniſirte Provinz geweſen iſt.

Zu dem Selbſtherrſcher an der Spree und der Selbſtherrſcherin an der Newa geſellte ſich als Dritter der Selbſtherrſcher an der Donau. Friedrich der Zweite, Katharina die Zweite, Joſeph der Zweite, — alle Drei Typen des aufgeklärten Deſpotismus und doch wieder ſo gründlich unter ſich verſchieden. Friedrich wirklich und wahrhaft ein gekrönter Aufklärer, nicht über ſeiner Zeit ſtehend, aber die Bedürfniſſe derſelben verſtehend und ſtaatsmänniſch an ihrer Befriedigung arbeitend; Katharina den mit weiblicher Pfiffigkeit präparirten Schein eines Eingehens in die Zeittendenzen zur Folie ihrer Ruhm- und Herrſchſucht machend; Joſeph mit fieberhafter Ungeduld trachtend, die Erfolge des großen Königs und der großſcheinenden Czarin einzuholen, zu überholen, — brennend, der Reformator Oeſtreichs zu werden, nicht aus Eitelkeit, ſondern aus wirklichem Herzensdrang, — überdies zugleich in die Rolle eines Eroberers ſich hineinträumend, und doch allen dieſen Aufgaben nicht gewachſen, ohne kriegeriſches Talent, ſein Lebenlang ein Abcſchütz in der Wiſſenſchaft, die Menſchen zu kennen und zu behandeln, von vorneherein überſehend, mit welchen Zahlen die Staatskunſt eigentlich zu rechnen habe, — ein Deſpot aus lauter und lauterem Idealismus, hart, bis zur Grauſamkeit hart aus lauter Menſchenfreundlichkeit. So war der unglückliche Kaiſer und ſo, wie er war, hat er einem tragiſchen Geſchick nicht entgehen gekonnt, um ſo weniger, da er nicht allein mit der Kraft der Trägheit in den Maſſen, ſondern auch mit Friedrich und mit Katharina zu thun hatte, zu deren Begabung die ſeinige nicht hinanreichte und an deren kühler Berechnung ſeine hochfliegenden Hoffnungen und raſchen Entwürfe ſcheitern mußten.

Als die Nachricht von dem Hingang Maria Thereſia's (29. November 1780) nach Potsdam gelangte, hielt es Friedrich für nöthig, ſeine Miniſter auf die Bedeutung dieſes Ereigniſſes ausdrücklich aufmerkſam zu machen: — „Maria Thereſia iſt nicht mehr; eine neue Ordnung der Dinge beginnt." Das wachſame Auge des alten Fritz — ein wunderſames Auge, welches ſein Sammetblau und den Glanz ſeiner Iris bis zuletzt behalten hat — war ſchon lange auf den jungen Kaiſer und die Evolutionen gerichtet geweſen, welche derſelbe noch bei Lebzeiten ſeiner kaiſerlichen Mutter verſucht hatte, — Verſuche, die den Uebergang Oeſtreichs vom patriarchaliſchen Deſpotiſmus zum aufgeklärten ankündigten. Der König ließ ſich zu Sansſouci die Büſte Joſephs recht unter die Augen rücken und ſagte: „Das iſt ein junger Mann, deſſen man eingedenk bleiben muß. Hat Kopf, könnte viel ausrichten. Schade nur, daß er immer den zweiten Schritt thut, bevor er den erſten gethan hat[64]." Ein Urtheil aus dem Munde des Gegners, aber ohne Frage das treffendſte, welches über Joſeph gefällt worden iſt. Den zweiten Schritt vor dem erſten thun, ja, das war der Fluch, welcher alles Wollen und Bemühen Joſephs vereitelt und das beſte Herz, welches je in einer Fürſtenbruſt ſchlug, ſo vorzeitig gebrochen hat. . . . Das Programm, womit Joſeph der Zweite ſeine Regierung eröffnete, konnte nicht verheißungsvoller lauten als es wirklich lautete: — „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundſätzen beherrſcht, Vorurtheil, Fanatiſmus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geiſtes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß ſeiner angeborenen Freiheit geſetzt werden." Aber bei näherem Zuſehen ſtellte ſich das „nach meinen Grundſätzen" denn doch nur als eine Verſion des Louisquatorze'ſchen „Car tel est notre plaisir" heraus. Der Kaiſer verkannte die Unthunlichkeit, die unendliche Verſchiedenheit der Völkerſchaften Oeſtreichs über einen Leiſten zu ſchlagen; er wollte auch nicht einſehen, daß ſich die Menſchen nicht mit Gewalt befreien, daß ſich die Nationen nicht wie Töpferthon in ein ſelbſtherriſch geformtes Modell der Aufklärung hineinpreſſen laſſen. Das Generaliſiren, das Schabloniſiren — überhaupt Todſünden des erleuchteten Deſpotismus — ſie haben Joſephs Werk zerſtört. Jede Reform, ja jede Revolution ſogar, welche das hiſtoriſch Gegebene gänzlich mißachtet, d. h. die Anſchauungen, Gewohnheiten und Sitten der Bevölkerungen willkürlich wegcommandirt, trägt den Keim der Reaction in ſich. Joſeph hat ſein Leben daran geſetzt, ein centraliſirtes Oeſtreich zu ſchaffen: er hat den Einſatz verloren. Niemand, wem überhaupt Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit innewohnt, wird leugnen wollen, daß Joſephs Reformen: die Einführung der Preßfreiheit (Cenſuredict 1781), die bürgerliche Gleichſtellung der Proteſtanten mit den Katholiken (Toleranzedict 1781), die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die Ablösbarkeit der Robot, die Herbeiziehung aller Staatsbewohner zur Mitträgerſchaft der Staatslaſten (Steueredict 1789), die Reform der Civilgeſetzgebung und Criminaljuſtiz (Civilgeſetzbuch 1786, Criminalgeſetzbuch 1787), die Aufhebung von 700 Klöſtern, die Förderung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen, die Gründung und Ausſtattung humaner Anſtalten aller Art, — endlich und Alles zuſammengenommen, der Muth und die Energie, in die klafterdicke Mauer des altöſtreichiſchen Hiſpanismus, aufgemauert aus Volksdummheit, Adelsdünkel und Pfaffenhochmuth, Breſche zu ſchießen, — Niemand wird leugnen wollen, daß dieſe Unternehmungen und Veranſtaltungen mit zu den beſten, kühnſten, wohlgemeinteſten Herrſcherthaten gehören, von welchen die Geſchichte weiß. Und doch — „ſoviel Arbeit um ein Leichentuch!“ Des Kaiſers Art, zu arbeiten, hatte freilich gleich zu Anfang das Bedenken nicht allein Friedrichs, ſondern auch noch anderer einſichtiger Zeitgenoſſen erregt. Schon im Juni 1781 ſchrieb der Herzog Karl Auguſt von Weimar an Freund Merck: „Die Handlungen des Kaiſers können aus vielen Augenpunkten angeſehen werden. Sie haben ſehr viel Aehnlichkeit mit Meiſterzügen, bezeugen eine große Kenntniß, nicht der Menſchen, aber doch der innern Staatsumſtände, und ſind das Gegentheil von Furchtſamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe ausſieht und, wohlzumerken! gut ablaufen wird, das laſſe ich dahin geſtellt ſein. Ein Bißchen brutal und vornehm ſcheint mir's mit den Menſchen und menſchlichen Begriffen umgegangen zu ſein." In Wahrheit, es fiel nicht gut aus. Neun Jahre ſpäter hatte Johannes Müller Veranlaſſung, zu ſchreiben: „Das Werk Joſephs wird allenthalben vernichtet. Er hat Nichts gethan, weil er zu Viel und auf einmal Alles thun wollte. Weil er ſah, daß alle Barbaren Rußlands einerlei Geſetz gehorchten (?), ſchien es ihm auch thunlich, an der Maas, am Pruth und am Ticino die gleichen zu geben. Er war auch äußerſt ſchlecht bedient, weil Niemand vorbereitet war. Er hatte ein Gemiſch altjeſuitiſcher, voltairiſcher, preußiſcher, phyſiokratiſcher und wieneriſch-akademiſcher Grundſätze und keine Kenntniß des Menſchen, weil ihm die Geduld fehlte, Beobachter zu ſein[63]."

Joſeph hat ſich in weit höherem Grade denn Friedrich als Deutſchen gefühlt. Und auch als deutſchen Kaiſer fühlte er ſich. Wenn er am 13. Juli 1787 an den Coadjutor Dalberg ſchrieb: „Ich heiße alle Mittel willkommen, um das Wohl Deutſchlands zu erzielen, unſeres gemeinſchaftlichen Vaterlands, das ich gerne ſo nenne, weil ich es liebe und ſtolz darauf bin, ein Deutſcher zu ſein" — ſo war das ohne Zweifel wahr und ernſt gemeint. Er hat auch verſchiedene Anſtrengungen gemacht, den Reichsleichnam wieder zu beleben, aber das waren eben nur Galvaniſirungsverſuche und konnten, ſo, wie die Sachen lagen, nichts Anderes ſein. Es handelte ſich immer und überall im deutſchen Reiche nicht mehr um das Reich, ſondern um Oeſtreich und

Preußen. Joſeph fühlte gar wohl das Unheil dieſes Dualismus für Deutſchland, ja ſelbſt Friedrich, der Erfinder der „Nation prussienne," verſchloß ſich nicht immer dieſem Gefühle. Bei ſeiner berühmten Zuſammenkunft mit dem Kaiſer zu Neiſſe (Auguſt 1769), wo dieſer des Königs Begrüßung mit dem bedeutungsvollen Worte erwiderte: „Für Oeſtreich gibt es kein Schleſien mehr!" äußerte Friedrich: „Ich denke, wir Deutſchen haben lange genug unter einander unſer Blut vergoſſen. Es iſt ein Jammer, daß wir nicht zu einem beſſeren Verſtändniß kommen können." Aber wie zu einem Verſtändniß kommen, da Beide nur allzuſehr das Nämliche wollten, nämlich Deutſchland? Joſeph in der plumperen Form des Länderkaufs und Ländertauſches, Friedrich in der feineren einer Hegemonie. Zweimal hat er dieſen preußiſchen Hegemoniegedanken einer vorläufigen Verwirklichung nahegebracht, durch ſein Verhalten im baieriſchen Erbfolgehandel (1778—79) und durch die Stiftung des deutſchen „Fürſtenbunds" (1785). Zwiſchenhinein tauchte ein anderes Project auf, das einer förmlichen Theilung Deutſchlands. Friedrichs Bruder, der Prinz Heinrich, welcher ſich ſchon durch ſeine Verhandlungen mit Katharina in Sachen Polens als zu Theilungsgeſchäften ſehr anſtellig erwieſen hatte, erörterte i. J. 1780 zu Spaa mit Kaiſer Joſeph den Gedanken, Deutſchland zwiſchen Oeſtreich und Preußen zu theilen[86]. Es blieb bei dem Gedanken, da Friedrich nicht auf die Sache einging, ſei es, wie ſeine unbedingten Lobredner ſagen, aus Mäßigung, ſei es, wie die unbefangene Betrachtung urtheilen muß, in der Ueberzeugung, die mälige Erlangung des Prinzipats über Deutſchland wäre der natürliche Beruf Preußens. Einſtweilen wucherte, wenn auch unter friedlichen Formen verſteckt, der öſtreichiſch-preußiſche Zwieſpalt in ſeiner ganzen Unverſöhntheit weiter. Vergebens hatte bei Gelegenheit der zweiten Zuſammenkunft Friedrichs und Joſephs — zu Mähriſch-Neuſtadt im September 1770 — der kluge Kaunitz vorgeſtellt, „die einzige Schutzwehr wider den ausgetretenen Strom der ruſſiſchen Macht, welcher Europa zu überſchwemmen drohe, ſei eine feſte Verbindung zwiſchen Oeſtreich und Preußen.“ Dieſe Mahnung wurde mißachtet, ſo ſehr, daß Joſeph und Friedrich, wetteifernd um die „Freundſchaft“ der Czarin buhlend, die Macht beſagten Stroms mehr und mehr verſtärkten. Den Kaiſer trifft hiebei der ſchärfere Tadel; denn daß er ſich und wie er ſich, gereizt durch die Vereitelung ſeiner Abſichten auf Baiern durch Friedrich, der Semiramis des Nordens „in die Arme warf,“ iſt die mißlichſte ſeiner Verfehlungen in Sachen der auswärtigen Politik geweſen. Katharina bediente ſich Joſephs bei dem Geſchäfte, den Türken die Krim zu rauben, wie ſie ſich Friedrichs bei dem polniſchen Raubgeſchäfte bedient hatte. Ein trauriges Schauſpiel, die Handlangerdienſte zu ſehen, welche die beiden deutſchen Großmächte abwechſelnd der Teſtamentsvollſtreckerin Peters des Erſten leiſteten, — Handlangerdienſte, welche Katharina zu jenem Spiel dämoniſcher Argliſt anleiten und ermuthigen mußten, welches ſie nachmals geſpielt hat, Oeſtreich und Preußen gegen die franzöſiſche Revolution hetzend, damit ſie derweil die Hände frei habe, an der Ueberſetzung von Derſhawin's Dichtung in die Wirklichkeit weiter zu arbeiten: — „Vorwärts, Rußland, und die ganze Welt iſt dein!“

## Fünftes Kapitel.

# Einer aus Mecklenburg.

Zu jener Zeit war die großbrockige Phraſe „die Runde um die Welt machen“ noch nicht erfunden. Beſcheidener alſo und auch wahrhafter ſagen wir, daß die aufgeklärte Deſpotie oder deſpotiſche Aufklärung über den größten Theil des Feſtlandes von Europa hin ihren Umgang und Siegeszug hielt. Das inſulariſche Großbritannien blieb unberührt von dieſer Kulturbewegung, welche dort gar keinen Sinn gehabt hätte, weil das engliſche Staatsweſen, ſeit der Kataſtrophe von 1688 mit Entſchiedenheit auf die Bahn des modernen Conſtitutionalismus gelenkt, den Entwickelungen der feſtländiſchen Politik ſchon weit vorausgeſchritten war. Es würde auch Irrthum ſein, zu glauben, daß auf dem Continent der naturwüchſige, gedankenlos-brutale Abſolutismus überall dem erleuchteten, ſyſtematiſch-berechnenden ſofort gewichen ſei. Während z. B. der letztere in Spanien durch den trefflichen König Karl den Dritten und ſeine Miniſter wirkliche Wunder wirkte, wurde in manchen der zahlloſen Territorien Deutſchlands, vorab in geiſtlichen, noch ganz in der gewohnten ſtupiden Weiſe fortgewirthſchaftet. In anderen lag der brutale Deſpotismus noch mit dem Feudalismus in Fehde und dieſes anderswo bereits zu einem Anachronismus gewordene Schauſpiel bot insbeſondere Mecklenburg dar, allwo noch im Zeitalter Friedrich's des Großen die mumiſirten mittelalterlichen „Stände" gegen die verrückte Tyrannei ihres Herzogs Karl Leopold ſich zu ſetzen ſuchten, deſſelben Herzogs, der demüthig das Kamtſchadaliſche mit anſah, was an ſeiner Frau i. J. 1717 zu Magdeburg durch ihren czariſchen Oheim verübt wurde. Ueberhaupt iſt in Mecklenburg die Weltgeſchichtsuhr allzeit um eine oder vielmehr um etliche Stunden zu ſpät gegangen: — hier iſt erſt i. J. 1820 die Leibeigenſchaft aufgehoben worden und factiſch, als „Unterthänigkeit," beſteht ſie noch heute.

Auf dieſem Flachland zwiſchen Elbe und Oſtſee, zwiſchen Lauenburg, Pommern und Brandenburg, mit ſeinen zahlloſen Seen, ſeinen dürren Sandflächen, düſtern Moorbrüchen und fetten Marſchtriften, haben ſich in heidniſcher Zeit die wendiſch-ſlaviſchen Stämme der Wagrier, Polaber, Obodriten und Lutizer in barbariſchen Kämpfen unter und gegen einander getummelt. Die Obodriten, der Hauptſtamm in Mecklenburg, maſſenhaft zwiſchen der Trave und Warnow angeſeſſen, Auszweigungen gen Süden (Zuerin, Schwerin) verſchiebend, den Namen ihres Hauptorts (Mikilinburg, Mecklenburg) auf das ganze Land ausdehnend, erſcheinen in den Tagen Karl's des Großen als Hülfsvölker (auxiliatores) der Franken zuerſt im Dämmerlicht vorzeitlicher Geſchichte[67]). Von da an zäher Widerſtand der ſlaviſchen Paſſivität gegen die vordringende germaniſche Activität. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hat hier herum Heinrich der Löwe ſeine eiſerne Germaniſirungsarbeit gethan. Verchriſtlichung mittelſt Gewalttaufen, Gründung von Bisthümern und Klöſtern mit deutſchem Burgenbau Hand in Hand gehend. Die ſlaviſche Stammmaſſe der Bevölkerung mehr und mehr mit deutſchen Anſiedlern durchſchoſſen, das Slaventhum durch den Germanismus zerſetzt, dann überwunden. Die mittelalterlich-feudale Scheidung der Bewohnerſchaft des Landes in Herren und Knechte zu ſchroffſter

Geltung ausgebildet. Verrufene Rauf- und Raubluſt des Adels, gegen deſſen Trotz die Landesfürſten nur ſelten durchzugreifen vermochten. Größere Vorſchritte zur Civiliſation erſt mit dem Aufkommen der Städte und des Bürgerthums möglich und bemerkbar. In das Chriſtenthum übrigens ein maſſives Stück Heidenthum mit herübergenommen und aus dem Volksglauben auch durch das Lutherthum keineswegs ausgetilgt, welches in Mecklenburg frühzeitig und feſt Wurzel faßte, wenn ſchon die guten Kloſterſchweſtern in Dobertin nicht von dem Meßlatein laſſen wollten, maßen das „die Sprache der Engel im Himmel ſei 68).“ Noch heute, wie früher, hält der mecklenburger Bauer die Erinnerung an den großen Heidengott Wuotan in der Vorſtellung vom „Wodendüvel“ und vom wilden Jäger „Wod“ auf ſeinem weißen Roſſe feſt 69).

In Volksart, Anſchauungsweiſe, Lebensführung, Sitte und Gewohnheit viel Dauerhaftes, Unbewegliches, ſo zu ſagen am Boden Klebendes. Viel ungeſchlachtes Phlegma, ſo daß es auch von einem Mecklenburger glaubhaft wäre, wenn von ſeinem Nachbar, dem Pommer Hans von Zanow, erzählt wird, derſelbe habe auf die Bitte ſeiner ſterbenden Frau, aufzuſtehen und Licht zu machen, geantwortet: „So ſtirb man und lat mick ſlapen.“ Neben ſolcher Grobklotzigkeit aber auch viel wohlthuende Offenheit, Geradheit und eine Frankheit im Ausdruck, die im Zuſchlagen nicht laß iſt und häufig den Nagel auf den Kopf trifft. Jenes pommerſche Fräulein, welches auf die lärmende Frage eines Offiziers nach ſeinem Bedienten: „Wo iſt der Dummkopf?“ ruhig zur Antwort gab: „Auf Ihren Schultern“ — könnte ganz gut auch ein Mecklenburger Kind geweſen ſein 70). Viel Religion im Lande, fauſtdicker lutheriſcher Teufelsglaube, welcher Mecklenburg vordem zu einem bevorzugten Pflegeplatz der Hexenbrennerei gemacht hat. Jedoch durch das orthodoxe Gepruhſte hindurch mitunter ein derber Lachtriller ſatiriſcher Schalkheit, wie denn der vlämiſche „Reinaert de vos“ wahrſcheinlich zuerſt zu Roſtock in niederdeutſchen Pelz ſich gekleidet hat [71]). Auch keineswegs etwa des Jenſeits wegen das Dieſſeits gering geachtet, ſondern im mecklenburger Charakter vielmehr ein ſtarker Zug materialiſtiſcher Philoſophie, welche Schinken und Spickgänſe ſo hochhält, daß böſe Zungen behaupten, die Mecklenburger Herren und Damen wanderten alljährlich in Schaaren nach Karlsbad, um das den Winter über angelebte Fett daſelbſt wieder loszuwerden. Schinken, Spickgänſe und häufige Fiſchkoſt reizen den Durſt und nach reichlicher Stillung deſſelben haben die Mecklenburger von Alters her an den Wagniſſen des Hazardſpiels ihre Freude gehabt. Was ihre Courtoiſie und Galanterie betrifft, ſo war ſie vor Zeiten mehr derber als zarter Natur. Der ehrliche Hans von Schweinichen, der um das Jahr 1575 im Mecklenburger Lande ein Hoffeſt mitmachte, weiß bekanntlich von dem Gebaren der dortigen „Junkherren" und „Junkfern" allerhand Bedenkliches zu erzählen [72]). Summa: ein derber, ſchwerfälliger Schlag von Menſchen, in den obern Geſellſchaftsſchichten dick junkernd, aber im Ganzen redlich, tüchtig, mannhaft; ſporadiſch auch mund- und fauſtfertig, luchsäugig, jägermäßig pfiffig, huſarenhaft ſchlau, je nach Bedarf die Schärfe geſunden Menſchenverſtandes oder eulenſpiegeliſchen Humor herauskehrend, je nach Befund der Umſtände geduldig abwartend oder keck zufahrend und zugreifend, zäh, hagenbuchen zäh in Liebe und Haß, bei erregtem Grolle ſelten in ſchnelle Zornflammen aufpraſſelnd, aber intenſiv und nachhaltig glühend wie Steinkohlenfeuer. Einer der Beſten unſerer Unvergeßlichen, Johann Heinrich Voß, iſt ein Typus mecklenburgiſcher Natur und Art im höchſten Sinne; aber er gibt auch einen Zeugen ab für die Richtigkeit der Behauptung, daß ein Mecklenburger, um was Rechtes zu werden, möglichſt frühzeitig aus Mecklenburg fortmüſſe. Einen Landsmann von Voß wollen wir jetzt in unſere Erzählung einführen, in deren ſpäterem Verlaufe gar Vieles von ihm zu ſagen ſein wird . . . . .

Während König Friedrich im Chriſtmonat von 1742 in ſeinem Schloſſe zu Potsdam ſaß, nach erfolgreich geführtem erſten ſchleſiſchen Kriege die Mittel für den unſchwer vorauszuſehenden zweiten bedenkend und rüſtend, ging droben zu Roſtock in Mecklenburg Etwas vor, was dereinſt für die preußiſche Monarchie als ein Ereigniß von höchſter Bedeutung ſich erweiſen ſollte, geradezu ein weltgeſchichtliches Factum, unvergänglich eingeſchrieben in die Annalen der Menſchheit. Zur Zeit ſeines Geſchehens freilich ganz dunkel und unbeachtet, nicht mit Trompeten und Pauken verkündigt, wenn ſchon ſpäter viel Getrompete und Gepauke in der Welt verurſachend. . . . Im Mecklenburger Lande war dazumal wilder Wirrwar, Kriegstumult und Noth aller Art. Auf der einen Seite ein halb oder ganz toller Herzog, der mehrerwähnte Hahnrei Karl Leopold, auf der andern eine Ritterſchaft, welche auf ihre Privilegien hielt und dieſelben gegen den herzoglichen Deſpotismus vertheidigte, ſo gut es eben gehen wollte. Wüſte Rauferei demnach hinüber und herüber, unheimlich zumal für junge Ehefrauen auf dem Lande, die „ihrer Stunde“ entgegenſahen. So die Frau Eines Derer von Blücher, welcher als Rittmeiſter in Dienſten des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel geſtanden war, dann ſeinen Abſchied genommen, ein Fräulein von Zülow gefreit und mit ſeiner jungen Gattin auf ſeinem kleinen Erbgut Großen-Renſow ſich niedergelaſſen hatte 73). Der Herr Rittmeiſter war der Sprößling eines Geſchlechts, deſſen Ahnherr mit Heinrich dem Löwen aus dem alten Sachſen in dieſe Oſtſeegegenden heraufgekommen ſein ſoll. Gewiß iſt, daß die Blücher frühzeitig in Pommern zu den „ſchloßgeſeſſenen“ Geſchlechtern, in Holſtein und Mecklenburg zu den alten „recipirten“ Familien gezählt wurden. Reichthum freilich war mit dieſem alten Adel nicht verbunden, wenigſtens in der Linie Großen-Renſow nicht. Die Frau Rittmeiſterin gebar ihrem Gatten einen rüſtigen Jungen, Ulrich Siegfried, der nur flüchtig innerhalb unſeres Geſichtskreiſes auftaucht, um bald wieder zu verſchwinden. Als im Winter von 1742 ihre zweite Niederkunft herannahte, flüchtete ſie gemeldeter Urſachen halber nach Roſtock, um innerhalb der Stadtmauern die ſchwerſte der Frauenarbeiten in größerer Sicherheit verrichten zu können. Da nun gebar ſie am 16. Dezember abermalen einen robuſten kleinen Blücher, welcher Gebhard Lebrecht getauft wurde und ein großer Blücher, aller Blücher größter werden ſollte, ſo ein Markſtein und Merkblock auf dem unüberſehbaren Baufeld der Weltgeſchichte, bei dem die Vorübergehenden ſtillſtehen, den Hut abthun und ſagen: Ah, der weiſ't nach Vorwärts!

Später, in der Zeit zwiſchen den ſchleſiſchen Kriegen und dem ſiebenjährigen, finden wir den Herrn Rittmeiſter mit ſeiner Frau Rittmeiſterin im Dorfe Raſtow hauſend und hier wuchs der Gebhard Lebrecht in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder zu jener Altersſtufe heran, welche man onomatopoetiſch die Bengel-, Flegel- und Lümmeljahre zu nennen vollwichtigen Grund hat. Recht naturwüchſig, ziemlich waldurſprünglich, ſo zu ſagen altmecklenburgiſch-obodritiſch muß es, vermuthen wir, bei dieſem Auf- und Heranwachſen hergegangen ſein. Einathmen von möglichſt viel Feld-, Wald- und Seeluft und von möglichſt wenig Schulſtaub. Daher noch mit ſiebenzig Jahren eine Lunge, welche das Schlachtgetoſe zu übertoſen vermag. Von ſtreng-methodiſchem Unterricht, welchen der junge Lebrecht genoſſen haben könnte, Nichts gemeldet, vermuthlich überhaupt Nichts oder doch blutwenig zu melden geweſen. Wir können uns allenfalls in dieſem mecklenburger Hinterwäldlerleben einen armen Teufel von Dorfpaſtor oder einen hungrigen Kandidaten vorſtellen, der unſern Junker Gebhard Lebrecht nothdürftig im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet und ihm noch etwas nothdürftiger den lutheriſchen Katechismus, ſowie den Cornelius Nepos einpaukt, wofür der Einpauker Seitens der Frau Rittmeiſterin mit Schinken und Spickgänſen honorirt worden ſein mag. Es wird uns zwar irgendwo [74] von einem „Schulkameraden“ unſeres Junkers erzählt, welcher dieſen, als er, Feldmarſchall und Fürſt geworden, im Jahre 1816 ſeine Geburtsſtadt Roſtock beſuchen kam, „Durchlaucht!“ angeſtammelt und zur Antwort erhalten habe: „Sei kein Narr, oder glaubſt du, daß ich einer geworden ſei?“ Aber dieſe ganze Schulkameradſchaftsgeſchichte iſt nebelhaft und nicht mehr aufzuhellen [74a]. Genugſam aufgehellt dagegen iſt, daß man an den Schulunterricht von damals entfernt nicht den Maßſtab des jetzigen legen darf. Noch am Ausgang des Zeitalters von Friedrich dem Großen war die Erziehung nicht allein der Mecklenburger Junker, ſondern auch der Söhne adeliger Familien in Berlin und Hannover außerordentlich dürftig [75]. Kein Wunder daher, wenn unſer Gebhard Lebrecht ſein Leben lang zur deutſchen Grammatik, Rechtſchreibung und Styllehre in einer Todfeindſchaft ſtand, von welcher an ihrem Orte Proben vorgeführt werden ſollen. Indeſſen hiebei nicht zu vergeſſen, welche Sorte von Deutſch nicht allein deutſche Junker und Offiziere, ſondern auch deutſche Kanzleien, deutſche Könige, deutſche Kaiſer noch im letzten Drittel und Viertel des vorigen Jahrhunderts geſchrieben haben [76]. Verſtändlich hat ſich unſer Gebhard Lebrecht jeder Zeit zu machen gewußt, mündlich und ſchriftlich, ſehr verſtändlich, und das war die Hauptſache. Im Uebrigen freilich mußte ſeine Erziehung oder Nichterziehung, wie ſie einmal war, ihn zu einem Dickhäuter machen, der für den höchſten Reiz und Schmuck des Lebens, für Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie, kein rechtes Organ hatte. Dagegen blieb der derbe Junge geſund ganz und gar, an Leib und Seele, durchaus unfranzöſirt, aus feurigen Augen geſcheidt und liſtig blickend, mit flinkem Mutterwitz bei der Hand, ein muthiger Roſſetummler, ein kühner Kletterer, Ruderer, Schwimmer, mit Säbel und Büchſe geſchickt handirend, auf die Werke der Landwirthſchaft achtſam und bei der Arbeit kräftig mitanfaſſend, frühzeitig mitten in's Leben hineingewerfen, in demſelben und durch daſſelbe unſanft geſchult und in dieſer Schule praktiſchen Schick und Takt, Elaſticität und Zähigkeit ſich aneignend. Daneben frühzeitig ein eifriger und geräuſchvoller Bekenner der lebemänniſchen Dreifaltigkeit Wein, Würfel und Weiber; aber nie in der Uebung dieſes Glaubens das Herz ſich ausdörrend, die Seele verwüſtend, die Ehre befleckend, ſondern vielmehr unter rauher Umſchalung ein lebendiges, insbeſondere im Umgang mit edlen Frauen überraſchend ſchön ſich offenbarendes Fein- und Zartgefühl, einen untrüglichen Sinn für das Rechte, Wahre, Tüchtige bewahrend. Daher wurde aus dem Jungen, der in ganz ordinärer Soldatenart von damals ſeine Laufbahn begann, ein Mann, deſſen Größe mit der ſeiner Zeit gewachſen iſt, ein Mann, deſſen genialer Inſtinkt in beiſpiellos verworrenen Verhältniſſen ſtets das Richtige herausfand: ein Mann, der, als im Greiſenalter ihm die ſchönſte Aufgabe geſtellt ward, die einem patriotiſchen Krieger zufallen kann, zur Löſung derſelben ein Jugendfeuer mitbrachte, das zwar oft unbändig geflackert und tüchtig gequalmt, aber ſeine urſprüngliche Friſche und Stärke niemals eingebüßt hatte.

Unſer Wildling Gebhard Lebrecht lebte mit ſeinem Bruder als Gaſt im Hauſe ſeiner Tante, einer Frau von Krackwitz, auf der damals noch ſchwediſchen Inſel Rügen, als dieſe und Schwediſch-Pommern in Folge der Betheiligung Schwedens am ſiebenjährigen Kriege mit ſoldatiſchem Geräuſche ſich füllten. Der Anblick einer Schwadron ſchwediſcher Huſaren brachte die ſoldatiſchen Neigungen der beiden Brüder zum Ausbruch. Sie wollten unter die Huſaren gehen. Vergebens ſtemmten ſich Oheim und Tante dagegen. Die Brüder gingen eines ſchönen Tages i. J. 1759 auf und davon und unter die Huſaren. Denkwürdig das, daß unſer ſiebzehnjähriger Gebhard Lebrecht Reiterdienſte nahm gegen dieſes Preußen, deſſen Reiter, Ritter und Retter er ſpäter werden ſollte. Denkwürdig auch, daß der Gebhard Lebrecht für Preußen förmlich eingefangen werden mußte, ſo recht wie ein wildes Füllen, was er damals wirklich geweſen iſt. Stießen da nämlich die ſchwediſchen Reiter auf einem Streifzug gegen die brandenburgiſche Gränze zu bei Spantikow in Pommern auf einen preußiſchen Huſarentrupp unter Führung des Oberſts Belling. Unſer Wildfang ritt mit den ſchwediſchen Plänklern vor und gefiel ſich darin, fluchend und ſchimpfend die Preußen zu „braviren.“ „Wart' mal, Bübel!“ ſagt drüben ein preußiſcher Huſar, der Gottfried Landeck aus Schleſien, und ſprengt auf den herausfordernden Knaben los, deſſen Pferd in dieſem Augenblick, von einer Kugel getroffen, ſtürzt. Der Gottfried, ein ſtarker „Kerl“, beugt ſich hinab, packt den geſtürzten Lebrecht, ſchwingt ihn vor ſich auf den Sattel und bringt den richtig Eingefangenen zum Oberſt Belling, dem Miene, Geſicht und Gebaren des jungen Burſchen wohlgefallen77). So kam der Blücher zu den Preußen, bei denen er blieb, nachdem ſein raſchgewonnener Gönner Belling ihm auf dem Wege der Unterhandlung den Abſchied aus ſchwediſchem Dienſte verſchafft hatte. Als Fahnenjunker in das ſchwarze Huſarenregiment getreten, welches ſpäter ſeinen Namen führte, wurde er am 20. September 1760 Kornett. Oberſt Belling machte ihn zu ſeinem Adjutanten und im folgenden Jahr rückte er zum Premierlieutenant auf, als welcher er die letzten Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges mitfocht, bei Kunersdorf und Freiberg und überall ſonſt, wo Gelegenheit dazu war, als richtigen und tüchtigen Huſaren und Handegen ſich erweiſend, nicht minder aber auch als einen Ausbund von wildem Offizier in des Wortes wildeſter Bedeutung: im Kreiſe der Kameraden ſeiner Tapferkeit wegen geachtet, ſeiner Munterkeit wegen geliebt, ſeiner Unbändigkeit wegen gefürchtet, leidenſchaftlicher Spieler, unermüdlicher Haſen-, Rehe- und Mädchenjäger, unfüllbarer Zecher, hitzig wie Pfeffer, jach und jähzornig, auf Raufen und Duelliren erpicht, kurz, ein Huſar und Unband im Superlativ; aber doch auch wieder aus all dieſem Rauch und Qualm Blitze ſtarken und edlen Gefühls hervorbrechen laſſend, Streiflichter, die auf eine heldiſche Zukunft wieſen. Der Moſt gährte, heftig, brauſend, toll; aber er verſäuerte nicht, iſt nicht um- und abgeſtanden, klärte ſich mit der Zeit zu Wein voll Gehalt und Feuer.

Gerade während der Gährungsprozeß im heftigſten Stadium war, ſtieß Blücher hart mit König Friedrich zuſammen und wurde durch dieſen Stoß unſanft genug bei Seite geſchleudert. Er ſtand, im März 1771 zum Stabsrittmeiſter vorgerückt, mit ſeiner Schwadron auf polniſch-ſchmutzigem Boden, eine ſchmutzige Sache mit durchführen zu helfen, die erſte Theilung Polens. Die preußiſchen Zwangsgäſte waren, wie ſie das ſein mußten, den Polen tief verhaßt und es führten die letzteren gegen die erſteren einen geheimen Guerillaskrieg, der mitunter zu Gräuelthaten ausſchlug. Daß die preußiſchen Soldaten, wenn ſie zu Tode gemarterte, verſtümmelte, köpflings in Sümpfe geſtürzte Kameraden auffanden, darüber in Wuth ausbrachen und nach Rache ſchrieen, war ebenfalls in der Ordnung. „Da muß man wat gethan werden," denkt unſer Gebhard Lebrecht und geht daran, huſarenmäßige Juſtiz zu üben. Die polakiſch-katholiſchen Pfaffen ſind an allen den Tücken und Nücken ſchuld, ſagen die preußiſchen Ketzer und der Herr Rittmeiſter meint, die Leute könnten rechthaben. Läßt alſo bei erſter Gelegenheit ſo einen polniſchen Prieſter aufgreifen und nimmt denſelben in ſcharfes Verhör. Mein Polak, ſchuldig oder ſchuldlos, bleibt ſtandhaft dabei, in keiner Weiſe Feindſeliges gegen die Herren Preußen gerathen oder unternommen zu haben. Darob große Zornwolkenſammlung auf der Stirne des Rittmeiſters, Gewitterentladung, Blitz, Donner und Dampf. „Fort mit ihm! Schießt man mich die Canaille todt!" Zum wirklichen Todtſchießen kommt's nicht, aber doch zum Schein davon: Hinausführen auf den Richtplatz, Graben einer Grube, ein Peloton Huſaren mit ſcharfgeladenen Karabinern — „Schlagt an! Gebt Feuer!" und das arme polakiſche Wort Gottes vom Lande fällt in die Grube.

Vor eitel Schrecken zwar nur, denn die Mündungen der Karabiner waren verabredeter Maßen in die Luft gerichtet geweſen; aber ſo ein Experiment ertragen nicht Jedermanns Nerven und der arme Prieſter bleibt lange ſiech und elend. Zwar ſoll ſich nachmals herausgeſtellt haben, daß der alſo huſariſch Gemaßregelte von der Ermordung preußiſcher Soldaten in der That mehr, viel mehr gewußt habe als er zu ſagen für gut fand; allein deſſenungeachtet warf die Scheinerſchießungsprozedur dicken Staub auf zu Sansſouci. Könige haben zuweilen eine andere Politik als Huſarenrittmeiſter und Friedrich war des Dafürhaltens, daß die Manier, in welcher ſeine Generale Belling und Thadden und ſein Stabsrittmeiſter Blücher die annexirten Polen behandelten, nicht die richtige ſei.

Unſer Gebhard Lebrecht aus Mecklenburg hatte das bald zu empfinden, indem er beim nächſten Vorrücken übergangen wurde. Er hatte erwarten dürfen, daß die nächſterledigte Schwadron ihm zugetheilt würde: ein im Dienſte jüngerer Rittmeiſter wird ihm vorgezogen und erhält die Schwadron. Darob natürlich Aufziehen und Loslaſſen des ganzen mecklenburgiſch-pommer'ſchen Fluchregiſters und furchtbare Entladung von Blitz, Donner und Dampf. Nothdürftig damit fertig, ſetzt ſich unſer Rittmeiſter hin und ſchreibt eine Immediateingabe an den König, des lakoniſchen Inhalts: „Der von Jägersfeld, ſo kein anderes Verdienſt hat, als der Bankert des Markgrafen von Schwedt zu ſein, iſt mir vorgezogen. Ich bitte Ew. Majeſtät um meinen Abſchied.“ So darf man aber dem alten Fritz nicht kommen, welcher zu dieſer Zeit ſchon ein ſehr grämlicher Jupiter geweſen iſt. Von Potsdam kommt die Ordre, der Stabsrittmeiſter von Blücher ſoll arretirt werden, um im Arreſt über ſeinen Trotz und andern von ihm verübten Unfug nachzudenken. Der Gefangene verwendet aber ſeine dreivierteljährige Arreſtmuße nicht auf ſolches Nachdenken. Hält vielmehr ſtandhaft an dem Gedanken feſt, ihm ſei Unrecht geſchehen, ſchnödes Unrecht, bricht nicht, biegt und beugt ſich nicht, ſondern richtet, obgleich ein armer Teufel, der von ſeinem Solde leben muß, abermalen ein Abſchiedsbegehren an den König. Nun ſetzt ſich der alte Fritz ſeinerſeits hin — eines Tages im Januar 1773 — und ſchreibt eine nachmals in der Welt berühmt gewordene Ordre, deren Styl an Lakonismus den unſeres Gebhard Lebrecht noch übertrifft: — „Der Rittmeiſter von Blücher iſt ſeiner Dienſte entlaſſen und kann ſich zum Teufel ſcheren!“ Decidirte, klarverſtändliche, unzweideutige Ausdrucksweiſe hüben und drüben. Wie wunderlich doch die Geſchicke der Menſchen ſich ſuchen, abſtoßen, verſchlingen! Wenn Friedrich geahnt hätte, daß er einen Mann „zum Teufel“ gehen hieße, der beſtimmt ſei, die Preußen dereinſt nach Paris, nach Waterloo und abermals nach Paris zu führen!.... So war alſo unſer Gebhard Lebrecht, jetzt ein Dreißigjähriger, an die Luft geſetzt. Ein in Ungnaden entlaſſener Rittmeiſter mit, wie zu vermuthen ſteht, ſehr unzulänglich oder gar nicht gefülltem Beutel. Eine bedenkliche Situation, doppelt bedenklich für einen Bräutigam: denn das war der Verabſchiedete. Er hatte nämlich neben ſeinen Dienſtgeſchäften und neben Betreibung der noblen Paſſionen, von welchen Meldung geſchehen, noch Zeit gefunden, alles Ernſtes ſich zu verlieben und förmlich zu verloben. Die ſechszehnjährige Braut war ſchön und gut wie eine Deutſche, beweglich und graziös wie eine Polin, eine zierliche und glückliche Miſchung von Germaniſchem und Slaviſchem. Ihr Vater, der Freiherr von Mehling, früher ſächſiſcher Oberſt, war mit König Auguſt dem Zweiten nach Polen gekommen, hatte hier eine Bojanowska geheiratet, den Militärdienſt verlaſſen und als Generalpächter der Herrſchaft Flatow zu Pottlitz im Netzdiſtrikt ſich anſäſſig gemacht. Hier hatte der Rittmeiſter Blücher die Familie kennen gelernt und hatte es in der Gunſt der Tochter ſowohl als des Vaters weit gebracht. Der huſariſche Wildfang muß doch ſchon damals in ſeinem ganzen Weſen und Auftreten etwas Tüchtiges, Vertrauenerweckendes gehabt haben:

denn das deutſchpolniſche Freifräulein ſtand nach dem Eintreffen der lakoniſchen Ordre aus Potsdam nicht an, ſtatt Frau Rittmeiſterin einfach Frau Blücher zu werden. Der Vater gab ſeinen Segen und das neuvermählte Paar bezog das Vorwerk Greſonſe (Gerriſſunde?), welches Gebhard Lebrecht von ſeinem Schwiegervater in Afterpacht übernahm. Von ganzem Herzen Soldat und Huſar, mag es ihm Anfangs ſauer genug angekommen ſein, ſeinen Waizen und Kohl zu pflanzen, ſeine Ochſen und Schweine zu mäſten. Wie er aber ſein Lebenlang ein Mann geweſen, der, was nun einmal gethan werden mußte, reſolut, tapfer und mit Schick angriff, ſo hielt er es auch mit dieſem Pflanzungs- und Mäſtungsgeſchäft. Ließ ſich auch, ſo leidenſchaftlich gern er kartelte und knöchelte, nicht zu Karten und Würfeln verlocken, wenn es galt, die Saat zu beſtellen oder die Ernte einzuthun; gerade wie er ſpäter als General zur Friedenszeit oft vom Morgen bis in die Nacht hinein unausgeſetzt geſpielt, aber „ſo lange Krieg war oder Krieg werden ſollte und die Armee verſammelt ſtand,“ keine Karte angerührt hat [78]. Ein Mann alſo, der wußte, daß jedes Ding ſeine Zeit habe, dazu ein richtiger Landwirth, der, wie mit Anderem, ſo auch mit dem polakiſchen Koth fertig zu werden wußte und Etwas vor ſich brachte auf ſeinem Vorwerk.

Hinlänglich viel, daß er nach etlichen Jahren ſich in den Stand geſetzt ſah, aus einem Pächter ein Eigenthümer zu werden. Er wollte das aber lieber auf deutſcher als auf polniſcher Erde ſein, zog daher nach Pommern und kaufte ſich da ein Gut, in der Nähe von Stargard gelegen. Es gedieh unter ſeinen ſchaffenden und ordnenden Händen. Es gedieh auch ſeine Familie zu einer Siebenzahl von Kindern, denn die ſchöne und geſcheidte Deutſchpolin gab ihrem Gatten ſechs Söhne und eine Tochter. Sein Anſehen mehrte ſich in der Nachbarſchaft und im ganzen Pommerland; denn er war ſo Einer, der überall mit Rath und That Beſcheid wußte, dabei geſellig, jovial, mutterwitzige Redefunken in Hülle und Fülle verſprühend. Das Vertrauen ſeiner Gutsnachbarn berief ihn zur Stelle eines Landraths („Ritterſchaftsraths“) und als ſolcher hat er in die öffentlichen Geſchäfte des Bezirks rüſtig, geſchickt und erſprießlich eingegriffen. In dieſem Wirken als Landwirth und Landrath hat er eine ſchwere Kunſt gelernt, die zu ſeinen nachmaligen großen Erfolgen ganz weſentlich mitwirkte, die Kunſt, mit dem Volke, mit dem „gemeinen Mann“ zu verkehren. Und doch fühlte er ſich nicht recht glücklich und behaglich in ſeiner Lage: der Huſar ſteckte ihm im Blut, er ſehnte ſich unaufhörlich in's Soldatenleben, in's preußiſche Soldatenleben zurück. Vergebens bekämpfte ſeine Frau dieſe Sehnſucht, der Gebhard Lebrecht ſpürte ſeine wahre Beſtimmung in allen Fibern, in allen Adern. Aber ſo lange der alte Fritz lebte, mußte er ſich ſchon gedulden und wohl oder übel den pommer'ſchen Cincinnatus weiter ſpielen. Der König erwies ſich zwar dem Landwirth und Landrath Blücher, auf deſſen Wirthſchaft ſein ſcharfes Auge bald aufmerkſam geworden, ſehr gnädig und zwar nicht allein mit Worten, ſondern auch mit Werken, mit zinſenloſem Darleihen, ſogar mit Schenken von hübſchen Geldſummen behufs der Verbeſſerung des Guts; aber für Winke und Wünſche des Gutsherrn, die auf Wiedereintritt in den Kriegsdienſt zielten, blieb der Alte ſtandhaft blind und taub.

Es dürfte deshalb, vermuthen wir, der 17. Auguſt 1786, der Todestag des großen Königs, für Blücher nicht eben ein Tag der Trauer geweſen ſein. Sieben Monate ſpäter war ſein brennender Wunſch erfüllt, durch Friedrich Wilhelm den Zweiten. Mit den erſten Lerchen des Frühlings von 1787 kam ſein Patent als Major in demſelben Regiment der ſchwarzen Huſaren, aus welchem weg zum Teufel zu gehen ihm vor vierzehn Jahren befohlen worden war, ein gnädigſt, wenn auch wunderlich anachroniſtiſch auf den 14. April 1779 zurückdatirtes Majorspatent. Am 23. März 1787 trat Blücher wieder in's Regiment, von welchem ein Theil zu Rummelsburg garniſonirte. Da hatte der Herr Major ſein Standquartier. Ob ihm die Frau Majorin dahin gefolgt ſei, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen. Daß ihr Mann gegen ihren Willen und Rath wieder den Säbel umgürtete, ſcheint auf die wirthliche und leicht erregbare Frau, welche ſich von dieſer Veränderung für den Haushalt nicht viel Gutes verſprechen konnte, ſehr niederſchlagend gewirkt zu haben. Sie iſt bald darauf geſtorben und wir geben ihr die Klage mit ins Grab, daß die Dürftigkeit unſerer Quellen leider ein anſchauliches Bild von Blücher's pommer'ſcher Häuslichkeit nicht ermöglicht. Er hat von da an wenig mehr ſich ſelbſt, ſondern nur noch Preußen und Deutſchland angehört. Sein Aufſchritt zu ſeiner weltgeſchichtlichen Rolle war ein leidlich raſcher. Im Herbſte von 1787 nahm ſein Regiment an dem militäriſchen Spaziergange Theil, welchen 20,000 Preußen unter dem Commando des Herzogs von Braunſchweig gegen die holländiſchen „Patrioten“ unternahmen. Im Juni 1788 ward er Oberſtlieutenant, 1789 erhielt er den „Pour le mérite,“ im Auguſt 1790 empfing er die Beſtallung als Oberſt und Befehliger ſeines Huſarenregiments. In den Revolutionskriegen werden wir ihn wiederfinden. An dieſer Stelle fügen wir dem Pour le mérite unſererſeits noch das Ehrenzeichen hinzu, daß der Oberſt Blücher die „Freiheit der Rücken“ (vom Unteroffizierſtock) bei ſeinem Regimente einführte und aufrechthielt, lange Jahre bevor Gneiſenau ſeine ſo betitelte claſſiſche Abhandlung ſchrieb.

So hat ſich alſo unſer Junker aus Mecklenburg ſchon zu einem Mann heraus- und heraufgearbeitet, der Etwas zu bedeuten hatte in der Welt, wenn auch vorerſt nur in der preußiſchen. Er hat ſich's, um es ſo weit zu bringen, nicht geringe Mühe und Arbeit koſten laſſen müſſen und ein gut Stück von ſeinem Leben dazu. Zum Glück iſt dieſes Leben aus einem Stoff gemacht, welcher dauert und aushält. Der ganze Blücher iſt überhaupt auf die Dauer angelegt, iſt ſo Einer, der *ſeine* Zeit abwarten kann. Keine ſich vorzeitig vordrängende Eitelkeit in ihm, keine ſtrohfeurige Großmannsſucht. Ein nachhaltig brennender Eichenholzklotz, langſam gloſtend und ſchwehlend, auch dicken Rauch und Qualm puſtend mitunter, endlich aber zu herrlich-mächtiger Lohe aufſchlagend. Daher, wenn die Stunde kommt, welche fragt: Wo iſt der Mann, wie ich ihn brauche? wird der Weißhaarige mit dem Jünglingsherz ohne Zaudern zur Antwort geben: Hier iſt der Mann!

## Zweites Buch.

# An der Spitze der Civiliſation.

## Erstes Kapitel.

# Paris und London.

Das Stadthaus von Paris ſchimmerte in einer der letzten Februarnächte des Jahres 1745 von tauſend Lichtern und ſeine Säle widerhallten von lockender Muſik. Die Stadt gab dem Hof einen Ball, als eine Nachfeier zu den Feſten, welche die Vermählung des Dauphin Louis veranlaßt hatte. Frankreich war in einen unglücklichen Krieg verwickelt, welcher einen noch unglücklicheren, wahrhaft ſchmachvollen vorbereitete: aber der Hof tanzte. Frankreich wurde durch eine nach innen und außen gleich unſelige Mißregierung dem moraliſchen und ſozialen Verderben, dem Defizit, der völligen Zerſetzung und Fäulniß, der revolutionären Kataſtrophe näher und näher geſchoben und geſtoßen; aber der fünfzehnte Ludwig, le „Bien-aimé,“ befand ſich vortrefflich. Das „Ancien Régime“ mit ſeinen „gabelles“ und „tailles,“ ſeinen „pactes de famine“ und „acquits de comptant,“ ſeinen „lettres de cachet,“ ſeiner Baſtille und ſeinen „cages de fer,“ mit all ſeiner Frivolität, Herzenshärte, Scham- und Ruchloſigkeit war daran, auf die letzte Stufe ſeines Marasmus hinabzuſinken: aber der königliche Wollüſtling, Kornkipperer und Kaffeekoch amüſirte ſich.

Doch nein, der König war vielmehr zerſtreut, düſter und traurig geſtimmt: während ſeine Gemahlin, die arme gute Maria

Leſczinska, in ihrem Phlegma und in ihrer Frömmigkeit die Mittel fand, fortzuleben, war ſeine „Favorite déclarée," die „Maitresse en titre" geſtorben, die Ducheſſe de Chateauroux. Die ſtolze „Nobleſſe" Frankreichs, von Ludwig dem Vierzehnten zur Hofſchranzenſchaft gezähmt, vom Regenten Duc d'Orleans zur Rouérie verderbt, von Ludwig dem Fünfzehnten zum Seraildienſt und zur Odaliskenſchaft entwürdigt, — die Nobleſſe Frankreichs, welche unter ihre Privilegien auch das zu zählen ſich gewöhnt hatte, Beiſchläferinnen „du sang et du rang" in das königliche Bett zu liefern, beeilte ſich, die Stelle der verſtorbenen Ducheſſe auszufüllen. Aber diesmal ſchlug ſelbſt dem wohlgeübten Oberkuppler, dem Herzog und Marſchall von Richelieu, die Sache fehl und vergebens auch bot die „charmante créature," die Ducheſſe de Rochechouart, alle ihre „Hebe-Reize" mit äußerſter Anſtrengung auf, um die Nachfolgerin der Chateauroux zu werden. Es war beſchloſſen, daß die franzöſiſche Ariſtokratie eines ihrer koſtbarſten Vorrechte verluſtig gehen ſollte.

Der Stadthausball iſt auf dem Höhepunkt ſeines Glanzes. Die prächtig geſchmückten Räume, die nach einer Handvoll Jahre von Saturnalien anderer Art hallen und dröhnen werden, wimmeln von Masken voll Eleganz und Bizarrerie. Das Rococo läßt in der ganzen Pracht und Phantaſtik ſeiner raffinirten Lascivität ſich ſehen. Ein unendlich reicher Markt von Frauenreizen, in den koketteſten Toiletten zur Schau geſtellt, dem königlichen Käufer zur Auswahl dargeboten: denn der nichtoffizielle, aber wirkliche Zweck des Feſtes iſt ja, die „tristesse" des Herrn von Frankreich zu mildern, eine Arznei für dieſe Traurigkeit darzureichen in Form einer ſchönen Ducheſſe, Comteſſe oder Baroneſſe. Arme Frauen einer zuchtloſen Zeit! Wie manches Mädchen mochte an dieſem Abend, nachdem Zofe und Modiſtin das Mögliche gethan, von ihrer Mutter, wie manche Frau von ihrem Gatten angeleitet worden ſein, wie es anzuſtellen ſei, die Blicke des Königs auf ſich zu ziehen und feſtzuhalten. Auch das gehörte ja zur Signatur einer bis ins Mark verderbten Epoche, daß Mütter die Erfüllung einer Pflicht darin ſahen, ihre Töchter zu lehren, in der tiefſten Schmach die höchſte Ehre zu ſuchen. Diesmal ſollte es aber die plebejiſche Concurrenz über die ariſtokratiſche davontragen. . . . Der Heliogabal von Frankreich hat in der That inmitten dieſer Fülle von Schönheit und Lockungen ſeiner Traurigkeit vergeſſen. Seine lüſtern unſtäten Blicke bleiben endlich auf der Erſcheinung eines jungen ſchlanken blonden Mädchens haften, das „en Amazone“ maskirt iſt, Bogen und Köcher auf den Schultern, die ſchönen Haare wehend, der junge Buſen wallend. „Reizende Jägerin,“ ſpricht Se. allerchriſtlichſte Majeſtät ſie an, „glücklich, wer von deinen Pfeilen getroffen wird.“ Das iſt, im Styl der Akademie zu ſprechen, ein koſtbarer Augenblick, einen Pfeil ins Herz des Königs zu ſchießen; aber ſei es, daß die junge Amazone den nöthigen Unterricht nicht erhalten, ſei es, daß derſelbe bei ihr nicht recht angeſchlagen, ſie wirft ſich in das Maskengewühl und verſchwindet. Im Begriffe, ſie zu verfolgen, wird Heliogabal durch einen engliſchen Contretanz aufgehalten, welchen ein Trupp junger Mädchen aufführt. Er verſchlingt dieſen „Blumenkorb“ voll friſcher Reize mit ſeinen Blicken und, ſagt unſer Berichterſtatter, „incertain, il eut voulu les posséder toutes.“ Er geht weiter und betrachtet ſich am Ende des Saals die amphitheatraliſche Eſtrade, auf welcher „les femmes de médiocre condition“ ihre Plätze haben. Auch hier findet Se. Majeſtät viel zu ſchauen, viel zu begehren, als aus der ſchönen Menge eine weibliche Maske hervorbricht und mit Maskenfreiheit den König neckt. Die graziöſe Koketterie dieſer Neckerei erregt die Neugierde Heliogabal's; es iſt griſette'ſcher Esprit in den Worten der Schönen, etwas Neues, Pikantes für den abgeſtumpften Lüſtling. Er bittet, daß ſie ſich demaskire, und ſie thut es, aber zugleich fliehend und im Fliehen ihr Taſchentuch fallen laſſend. Der König, entzückt, hebt es auf und wirft es über eine Kette von Frauenköpfen hinweg ſeiner Beſitzerin zu. „Le mouchoir est jeté!" raunt es augenblicklich durch den Saal[1].

Ja, der Sultan hatte das Schnupftuch geworfen, einer ihm nicht ganz Unbekannten zugeworfen. Er war der Schönen in letzter Zeit ſchon mehrmals begegnet: während ſeiner Jagden im Forſte von Sénart war ſie an ihm vorübergekommen, graziös in ihrem Phaëton ſich wiegend. Mademoiſelle Poiſſon, jetzt Madame d'Etioles, eines Halunken Tochter, war von ihrer Mutter förmlich und kunſtgerecht zur Odaliske erzogen worden. „Du biſt ein Königsbiſſen!" (un morceau de roi) hatte die Mutter der Tochter ſo lange wiederholt, bis dieſe es glaubte und ſich darauf einrichtete. Inzwiſchen verheiratete ſie ſich mit Herrn d'Etioles, dem reichen Neffen des Liebhabers ihrer Mutter, was, wie die franzöſiſche Hofmoral von damals beſchaffen war, kein Hinderniß, ſondern nur ein Antrieb mehr war, ihrer „hohen" Beſtimmung entgegenzugehen. Ihre Mutter verband ſich zu dieſem Zwecke mit dem erſten Kammerdiener des Königs, Sieur Binet, des berüchtigteren Lebel berüchtigtem Vorgänger, und die Begabung und Gelehrigkeit von Madame d'Etioles that das Uebrige. Jener Maskenball im Stadthauſe brachte die Entſcheidung. Kurz darauf wurde Jeanne Antoinette Poiſſon, verehelichte d'Etioles von der allerchriſtlichſten Majeſtät eingeladen, „pour souper dans ses petits cabinets et pour coucher avec elle." Sodann, nach alſo beſtandener Probe, wurde die Einundzwanzigjährige, welche ſeit vier Jahren verheiratet war und ihrem Gatten zwei Kinder geboren hatte, unter dem Namen einer Marquiſe de Pompadour feierlich bei Hofe eingeführt, der Königin, den Prinzen und den Prinzeſſinnen vorgeſtellt und in aller Form zur „Maitresse en titre" erklärt, d. h. ſo wie die Sachen lagen, zur Herrin Frankreichs. Der arme Monſieur d'Etioles, „qui idolâtrait sa femme," wollte ſich Anfangs etwas unbequem und unangenehm machen, wurde aber auf Reiſen geſchickt und ließ ſich ſpäter begütigen. ... Man weiß, wie die Marquiſe Frankreich regierte: ſie war es, welche die Allianz mit Oeſtreich machte und den Prinzen Soubiſe nach Roßbach ſchickte. Unter dieſem Regiment kam Frankreich raſch dahin, daß Lord Cheſterfield ſchon im Dezember 1753 aus Paris nach Hauſe ſchreiben konnte: „Alle Anzeichen, die Einem jemals in der Weltgeſchichte als Vorläufer großer Revolutionen erſchienen ſind, finden ſich in dieſem Lande vor und mehren ſich Tag für Tag.“ Poiſſon-Pompadour herrſchte und wehe dem Verwegenen, der ihr die Herrſchaft zu beſtreiten ſuchte: die Kerkerlöcher der Baſtille, die Eiſenkäfige des Mont Saint-Michel empfingen die Opfer der Rache des babyloniſchen Weibes. Nur die Chanſons und das ſatiriſche Couplet, altgewohnte „Verdünnungsmittel“ des Deſpotismus in Frankreich, wagten noch im Dunkeln oppoſitionell zu munkeln und reckten ihre Stachel mitunter bis in die innerſten Gemächer der Allmächtigen *). Den gelangweilten, blaſirten, die Welt angähnenden Sultan mit allen wechſelnden Reizen der Lascivität zu umgeben, richtete ſich die von Richelieu Berathene im Parke zu Verſailles einen Tempel der Wolluſt ein, die Eremitage, wo ſie, bald in der Tracht einer Gärtnerin bald im Anzug eines Milchmädchens bald auch im Nonnenhabit, die abgeſtumpfte Einbildungskraft des Wüſtlings, der Alles genoſſen und Alles mißbraucht hatte, wieder aufzurütteln ſuchte. Als mit der Zeit dieſe Verführungen ihren Reiz verloren, als die „von Natur nicht nachhaltig organiſirte“ Maitreſſe zu ihrem Leidweſen vernehmen mußte, Se. allerchriſtlichſte Majeſtät finde ſie kalt wie eine „Waſſerente“ (macreuse), vertauſchte ſie einen infamen Dienſt mit einem infameren. Sie ward des Königs Kupplerin, half ihm und ſeinem Lebel den „Parc-aux-cerfs“ einrichten und bevölkern, jeneölliſche Opferſtätte kindlicher Unſchuld, wo die arme, kaum neunjährige, ihren Eltern, wie auf Betreiben des Königs ſo manches andere Kind, mit Gewalt geraubte Angelique Tiercelin dem königlichen Böſewicht, der ſein brutales Gelüſt an ihr zu ſtillen kam, den geſchenkten Geld- und Juwelentand vor die Füße warf mit den Worten: „Ich verabſcheu' dich, du biſt garſtig wie ein Vieh!" Aber dies Empörende wird faſt noch in Schatten geſtellt von dem Empörenderen, daß die Nachahmung der Laufbahn der Pompadour, der Wunſch, die Hoffnung, das Streben, die Stelle der Maitresse titrée zu erhalten, auch außerhalb der verpeſteten Hofatmoſphäre von Paris und Verſailles überall in Frankreich, wo einer Familie eine ſchöne Tochter heranwuchs, ſo zu ſagen gäng und gäbe ward. Wie ganz ſchamlos man darauf hinarbeitete, zeigt die bekannte Geſchichte jener Mademoiſelle Romans Couppier aus Touloufe, die freilich den Gipfel ihrer „jungfräulichen" Wünſche nur halb erreichte, indem ſie es nur bis zur unbetitelten Concubine, nicht bis zur Haupt- und Staatsmaitreſſe brachte. Der Verworfenheit der Könige kam und kommt überall und allzeit die Niederträchtigkeit der Völker halbwegs entgegengekrochen. Hierin liegt, die Sache menſchlich angeſehen, eine Art von Entſchuldigung für Ludwig den Fünfzehnten und Seinesgleichen.

„Après nous déluge!" Verrufenes Wort, welches die Pompadour in der Trunkenheit ihrer Frivolität und Macht oder auch in einem Augenblicke der Gewiſſensqual und Verzweiflung einem warnend auf die Zukunft weiſenden Freunde erwidert hat. Und die Sündflut kam heran, aber der des Schreckens ſollte noch die der Gemeinheit vorangehen. Das Ancien Régime ſank, die Hefen des orgiaſtiſchen Taumelbechers leerend, aus der Region der Poiſſon in die der Dubarry hinab, jener Dubarry, welche unter dem Namen der Mademoiſelle L'Ange im Pariſer Laſterpfuhl ſich gewälzt hatte, bevor Se. allerchriſtlichſte Majeſtät ſie auf ihr königliches Lager nahm (1764). Die gemeinſte aller Metzen auf einem Bett von Purpurſeide ſich dehnend und zu Füßen derſelben der König von Frankreich, emſig beſchäftigt, der Maitreſſe Kaffee zu kochen, und ihren nach der

Goſſe riechenden Zuruf: „Eh! prends donc garde, la France, ton café f . . . le camp!“ mit einem behaglichen Lachen belohnend — welch ein Bild! Oder als Seitenſtück dazu die Maitreſſe en titre im Geſpräche mit vornehmſten Damen des Hofes, von denen eine, Madame de Beauvau, auf die Bemerkung der Dubarry: „Man ſcheint meine Perſon zu haſſen“ — unbefangen zur Antwort gibt: „Ganz und gar nicht; wir möchten bloß an Ihrem Platze ſein, das iſt Alles.“ Das Weib, an deſſen Platz ſich die Frauen vom höchſten Adel wünſchten, ſchleppte die Sprache der Kneipe und des Bordells in die Gemächer von Verſailles ein und Ludwig der Fünfzehnte gefiel ſich ſo ſehr in dieſer Redeweiſe, daß er Mesdames, ſeine vier rechtmäßigen Töchter, die Prinzeſſinnen Sophie, Adelaide, Luiſe und Victorine nur noch „Aaskrähe,“ „Lumpen,“ „Fetzen“ und „Sau“ (graille, chiffe, loque, coche) nannte. Sogar den Schein der Majeſtät hat dieſer König entehrt und in den Koth geſchleift. Was ſeine Ausſchweifungen Frankreich gekoſtet, nur an baarem Geld gekoſtet, hat Niemand genau anzugeben vermocht. Die mäßigſten Schätzungen belaufen ſich auf 200 Millionen und damals, wo die Millionen nicht ſo aus den Aermeln geſchwindelt wurden wie heute, war eine Million noch ein großes Ding. Derweil aber Creaturen wie die Pompadour und Dubarry mit Millionen überſchüttet wurden, hungerte das Volk, dem der königliche Kornwucherer dieſe Millionen auspreßte. Eines Tages, als er im Walde von Sénart jagte, begegnete er einem Bauer, der einen Sarg auf ſeinem Karren fuhr. „Wohin bringt Ihr dieſen Sarg?“ — „In das Dorf Z . . . .“ — „Iſt er für einen Mann oder für eine Frau beſtimmt?“ — „Für einen Mann.“ — „Woran iſt er geſtorben?“ — „Am Hunger.“ Der König gab ſeinem Pferde die Sporen. Ob er wohl Etwas in ſich aufbrennen fühlte wie Höllenfeuer? Schwerlich. In dieſem faulen Sumpf von Königsſeele brannte kein Feuer mehr, weder himmliſches noch hölliſches. Er hatte nur noch ein wüſtes

Schmunzeln und kyniſches Lachen für Alles und Jedes. So auch für die äffiſchen Poſſen, welche ſeine verworfene Maitreſſe in den Sitzungen des Staatsraths trieb. War es ein Wunder, daß von einem König dieſes Schlags ſelbſt das Scheußlichſte geglaubt wurde? Daß ein Gerücht im Volke umging, zu den Myſterien des Hirſchparks gehöre auch, daß Ludwig ſeine abgeſtumpften Sinne mittelſt Bädern von Kinderblut wieder aufzureizen verſuche?

Wie ſich unter der Regierung eines ſolchen Königs die Anſchauungen und Sitten der franzöſiſchen „Geſellſchaft" geſtalten mußten, bedarf keines ausführlichen Nachweiſes. Aber ein Mann, der ein Mitglied dieſer Geſellſchaft war, ein Mann, der nicht etwa als ein grämlicher Tadler ihr gegenüberſtand, ſondern vielmehr in dem wüſten Strome behaglich plätſchernd mitſchwamm, ſoll uns ein Wort darüber ſagen. „Die Galanterie, welche am Hofe Ludwigs des Vierzehnten üblich geweſen, war in der Zeit der Regentſchaft zur zügelloſen Liederlichkeit geworden. Unter Ludwig dem Fünfzehnten waren die Herren nur beſchäftigt, die Liſten ihrer Maitreſſen zu vermehren, und die Damen, mit gefliſſentlicher Oeffentlichkeit einander ihre Liebhaber abſpenſtig zu machen. Die Ehemänner, dahin gebracht, zu leiden, was ſie nicht hindern konnten, ohne ſich im höchſten Grade lächerlich zu machen, griffen zu dem klugen Auskunftsmittel, nicht mehr mit ihren Frauen zu leben. Sie trafen mit denſelben nur noch an öffentlichen Orten zuſammen; ſonſt aber, obgleich unter einem Dach wohnend, ſahen ſie einander nie. Die Ehe war zu einem bloßen Geldgeſchäft geworden und im Uebrigen als eine Unbequemlichkeit angeſehen, welcher man ſich nur unterziehen könne, indem man von vornherein alle durch ſie auferlegten Pflichten bei Seite ſtelle. Die Sitten freilich gingen dabei zu Grunde, aber die gute Geſellſchaft (la société) gewann dadurch unendlich. Befreit von dem Zwang und der Kälte, welche die Gegenwart von Gatten und Gattinnen immer mit ſich bringt, war die Freiheit eine ſchrankenloſe. Die gegenſeitige Koketterie von Herren und Damen belebte Alles und verſorgte jeden Tag mit pikanten Abenteuern[1])." In Wahrheit, daran fehlte es nicht, nicht an „Pikantem," was im Sueton, Petron und Juvenal ſtehen könnte. Prinzeſſinnen führten ſich nächtlicher Weile im Garten des Palais Royal ſo auf, daß ſie ſich mit den öffentlichen Mädchen, die dort ihr Weſen trieben, in eine Reihe ſtellten. So jene Ducheſſe de Chartres, Mutter von Philippe Egalité, welche ſich von einer gereizten Gegnerin öffentlich ſagen laſſen mußte: „Je n'ai pas encore éprouvé, Madame, qu'on eût besoin d'argent pour trouver des amoureux." Oder gar jene Magdaleine de Villeroy, Ducheſſe de Boufflers, die es dahin brachte, eine Frau zu ſein, „qu'il fallait que tout homme de bon air mît sur sa liste." In dem Lebenswandel dieſes Weibes war es das noch am wenigſten Aergerliche, daß ſie ganz öffentlich mit dem Marſchall von Luxembourg lebte, wogegen dieſer ebenſo öffentlich dem Ehemann ſeiner Maitreſſe als Aequivalent die eigene Frau zur Verfügung ſtellte. Eines Tages gab dieſer Herzogin einer ihrer zahlloſen Liebhaber, der Duc de Durfort, ein Souper und hatte zur Beluſtigung der Geſellſchaft auch den Komödianten Chaſſé eingeladen. Dieſem gab die Dame, nachdem ſie dem Champagner nach Gewohnheit unmäßig zugeſprochen, ihr Wohlgefallen ſo unzweideutig zu erkennen, daß der Wirth für gut fand, den Hiſtrionen hinauszuweiſen. Sie aber, die Ducheſſe, ſtürzte mit fliegenden Haaren dem Weggewieſenen auf die Straße nach, aus voller Kehle ſchreiend: „Je le veux! Je le veux!" So war dieſe Frauenwelt beſchaffen, welcher der Prinz von Conti mit Fug und Recht den blutigen Schimpf anthun durfte, auf die Frage Ludwigs des Fünfzehnten, warum Frankreich keine Feldherren mehr hervorbrächte, zu erwiedern: „C'est qu'aujourd'hui nos femmes ont affaire à leurs laquais." In dieſen nur noch dem gemeinſten Sinnengenuß lebenden Kreiſen verkehrte ſich alles

Menſchliche in's Thieriſche, alles Naturgemäße in's Naturwidrige. Da war z. B. ein Duc de Gesvres, der Manieren und Beſchäftigungen eines Weibes angenommen hatte: er legte Roth auf, handhabte den Fächer und verfertigte Stickereien. Alles wurde da herabgewürdigt, Alles geſchändet, mit religiöſen Dingen ein frevelhaftes Spiel getrieben. Was konnte auch die Kirche noch Leuten ſein und bedeuten, welche einen Dubois hatten zum Kardinal machen geſehen? Und wurde nicht auch Bernis Kardinal? Derſelbe Bernis, genannt „Babet la bouquetière", welcher als angehender Abbé in ſtutzerhaft modiſchem Abbéanzug bei der Einkleidung einer Nonne aus hochadeliger Familie die Predigt gehalten und dabei das kleine Unglück gehabt hatte, daß ihm bei Beſteigung der Kanzel ein Papier aus dem Breviere fiel, von der Hand des Predigers mit einem ſchamlos ärgerlichen Couplet auf die Novize beſchrieben.

Wie immer in ſolchen Zeiten der Entartung, miſchte ſich der frivolſten Freigeiſterei der unſauberſte und läppiſchſte Afterglaube bei. Der religiös-reformiſtiſche Geiſt, in ſeiner Erſcheinungsform als Janſenismus brutal unterdrückt, hatte inmitten dieſer allgemeinen Fäulniß nur noch die Karikatur des Konvulſionarismus hervorzubringen vermocht. Nachdem die zuchtloſen Raſereien der „Konvulſionäre" außer Mode gekommen, kamen unter den vornehmen Herren die Geiſter- und Teufelscitationen in Mode. Bei Hofe mußte der Diamanten- und Lebenselixir-Verfertiger Saint-Germain, der feinere Vorläufer des plumpen Gauklers Cagliostro, dem gähnenden König und der „Macreuſe" Pompadour die Zeit vertreiben. Im Palais Royal baute Caſanova ſeine kabbaliſtiſchen Zahlenpyramiden auf und für die geſammte vornehme Damenwelt war die Kaffeetaſſe der Kartenſchlägerin Bontemps ein delphiſches Orakel. Der Ausſchweifung und Köhlergläubigkeit fehlte auch die Drillingsſchweſter nicht, die Grauſamkeit. Als am 28. März 1757 der Attentäter Damiens hingerichtet wurde, drängten ſich die feinen

Damen zu dieſem namenloſen barbariſchen Akt, allen voran die ſchöne Frau des Generalpächters Popelinière, welche ſich durch einen ſkandalöſen Liebeshandel mit dem „Sünder der Sünder", dem Duc de Richelieu, in der „Societät" einen großen Stand gemacht hatte. Um zu erfahren, was damals in Paris möglich war, muß man das entſetzliche Genrebild kennen, welches der verrufenſte, aber unerreichbar meiſterhafte Sittenmaler des 18. Jahrhunderts, Caſanova, von der Hinrichtung Damiens' entworfen hat.

Inmitten dieſes Ozeans von „boue de Paris" gab nur zweierlei Troſt und Zukunftshoffnung: die aus Voltaire's Hohngelächter wie aus Rouſſeau's Begeiſterungslauten gleich beredt ſprechende Gewißheit, daß eine ſolche Geſellſchaft unwiderruflich dem Untergange verfallen ſei, und dann der Umſtand, daß trotz der Schmach, womit die Soubiſe und Konſorten das Lilienbanner beſudelten, der kriegeriſche Geiſt der Franzoſen nicht völlig zu Grunde zu richten war. Es liegt etwas in dieſer Zeit der Gemeinheit, von welcher wir reden, doppelt Anmuthendes in jenem bekannten Zuge franzöſiſcher Ritterlichkeit, welcher eine Epiſode der Schlacht von Fontenoi kennzeichnet. Die engliſchen und franzöſiſchen Garden ſind zu einem Kampfe gegen einander angetreten, der ein ſehr mörderiſcher werden ſollte. „Messieurs des gardes-françaises," ruft aus den Reihen der Engländer Lord Charles Hay, „tirez!" „Non, Mylord," entgegnet von franzöſiſcher Seite der Graf d'Anteroche, „nous ne tirons jamais les premiers." Und es liegt mehr als ritterliche Courtoiſie, es liegt edelſter Heroismus darin, wenn am 16. Oktober 1760 bei dem Ueberfalle, welchen der Erbprinz von Braunſchweig beim Kloſter Kamp gegen den Marquis de Caſtries verſuchte, der Chevalier d'Aſſas vom Regiment Auvergne, auf dem Vorpoſten vom Feinde umringt, dennoch unter der Bedrohung von hundert Bajonetten den Weckruf „A moi, Auvergne! Voilà les ennemis!" erſchallen läßt[1].

Wenden wir den Blick von der Hauptſtadt der Franzoſen hinüber nach der Großbritanniens, ſo finden wir daſelbſt während der Regierungszeit der beiden erſten George und noch während der des dritten die Lebensführung der Vornehmen ſo ziemlich auf Pariſer Fuß eingerichtet. Der Aufenthalt Karls des Zweiten auf franzöſiſchem Boden war für die Sitten der engliſchen Ariſtokratie verhängnißvoll geworden. Die dortigen Moden und Laſter, durch den reſtaurirten Stuart und ſeine Wilmots importirt, hatten in England einen ſehr fruchtbaren Boden gefunden und im 18. Jahrhundert ſchoß die wüſte Saat in üppigſte Blüthe. Aber England hatte vor Frankreich Etwas voraus, was das Wuchern dieſer Saat auf die Kreiſe der Nobility einſchränkte, eine kernhafte, durch Induſtrie und Handel wohlhabende Mittelklaſſe, in welcher ſich, wie die politiſchen Traditionen der beiden Revolutionen des 17. Jahrhunderts, ſo auch die ſittlichen Anſchauungen und ehrbaren Gewohnheiten des Puritanerthums erhielten. Der Zerſetzung des ganzen Geſellſchaftskörpers durch das von oben herab träufelnde Gift der Zuchtloſigkeit war demnach hier ein ganz anderer Damm entgegengeſtellt als in Frankreich, wo ein Mittelſtand im engliſchen Sinne noch gar nicht exiſtirte. Innerhalb der ariſtokratiſchen Kreiſe Londons freilich hatte, genau im Verhältniß zu den koloſſalen Geldmitteln, die Ausſchweifung furchtbarere Dimenſionen angenommen und mußte um ſo widerwärtiger in die Augen fallen, als ihr jene Leichtlebigkeit und Grazie, welche dem Treiben der franzöſiſchen Wüſtlinge in der Regel doch immer noch einen gewiſſen Luſtre gab, gänzlich fehlte. Die hannover'ſche Dynaſtie hatte den plumpen Sauerkrautton deutſchen Junkerthums mit nach England gebracht und die Rohheiten deſſelben mußten nur allzu leichten Eingang finden unter Leuten, aus welchen durch die fabelhaft ſchamloſen Komödien der Reſtaurationszeit jedes Gefühl für Anſtand weggeſpottet worden war. Das Familienleben der beiden erſten George iſt nur ein langes

Aergerniß geweſen, vergemeinert noch durch die häßlichen, in der Dynaſtie Hannover von Generation zu Generation vererbten Zwiſte zwiſchen Vater und Sohn. Zwiſchen Georg dem Erſten und ſeinem Sohne, nachmals Georg der Zweite, kam das ſo weit, daß nach dem Ableben von jenem in ſeinem Kabinett ein Schriftſtück vorgefunden wurde, welches den Vorſchlag und Plan enthielt, ſich des Prinzen von Wales zu bemächtigen, um denſelben nach Amerika zu ſchaffen und dort für immer verſchwinden zu laſſen. Rechnet man dazu, was für eine Sorte von Maitreſſen der erſte Georg aus Hannover mit nach England geſchleppt hatte — den „Elephanten“, d. h. den ungeheuerlichen Fettklumpen Sophie Freifrau von Kielmannsegge, und die „Kletterſtange“, d. h. den langen und magern Gegenſatz zu jener, die Gräfin Meluſina von Eberſtein — ſo wird man das rohe Gebaren unſchwer begreifen, welches bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus in der engliſchen Geſellſchaft einheimiſch erſcheint, in einer Geſellſchaft, wo jener „Höllendrache“ von Weib, die Herzogin Sarah von Marlborough, den Ton angab. An Offenheit hat es in dieſen Kreiſen wahrlich nicht gefehlt. Als Lady Dorcheſter, geweſene Maitreſſe Jakobs des Zweiten, in ihren alten Tagen im Vorzimmer Georgs des Erſten einmal der Herzogin von Portsmouth, Exmaitreſſe Karls des Zweiten, und der Lady Orkney, Exmaitreſſe Wilhelms des Dritten, begegnete, rief ſie überlaut aus: „Guter Gott, wer wohl hätte ſich's einfallen laſſen, daß wir drei H.... uns an *dieſem* Orte treffen würden!“ Georgs des Zweiten geſcheidte und ſittſame Gemahlin Karolina bemühte ſich vergeblich, einen anſtändigeren Ton in die vornehme Geſellſchaft einzuführen. Die Frechheit und Schmutzerei ging noch unter dem dritten Georg häufig genug im Schwange und die Mutter dieſes Königs, die Frau des Prinzen Friedrich von Wales, Auguſte von Sachſen-Gotha, konnte aus ihrem unzweideutigen Verhältniß zum Lord Bute auch nicht eben die Berechtigung ableiten, die Sittenrichterin zu machen. Als die Prinzeſſin eines Tages ſich herausnahm, ihrem Hoffräulein, der nachmals unter dem Namen einer Herzogin von Kingſton die Welt durch ihre Heiratsſkandalien und andere Bizarrerien in Erſtaunen ſetzenden Miß Chudleigh eines galanten Abenteuers wegen den Text zu leſen, mußte ſie die unverſchämte Antwort hinnehmen: „Votre Altesse Royale sait, que chacune a son but (Bute).“ Georg der Dritte ſelbſt verdient hinſichtlich ſeiner ſittlichen Führung alles Lob: er war ein achtbarer Hausvater, aber beſchränkten Geiſtes, im leeren Kopfe Nichts als hochmüthigen Von-Gottes-Gnaden-Dunſt tragend, ohne Einfluß auf die Geſellſchaft. Der Grad ſeiner Bildung läßt ſich ſchon daran ermeſſen, daß er eines Tages zu der bekannten Schriftſtellerin Miß Burney ſagte, Voltaire ſei ein „Ungeheuer,“ und was Shakſpeare angehe, ja: „Gab es jemals ſolches elendes Zeug wie Shakſpeare's Sachen? Was denken Sie? Was? Iſt es nicht jämmerliches Zeug? Was? Was?“

Zeitig im 18. Jahrhundert kam unter den Leuten von Welt in London unter andern modiſchen Thorheiten und Tollheiten auch die Mode des Schwindelgeſchäfts auf und das Actienſpiel geſellte ſich zu andern mit Leidenſchaft betriebenen Spielen. Den Anſtoß hiezu hatte, wie bekannt, der von Lord Oxford i. J. 1711 unter dem Namen Südſeecompagnie begründete Actienverein gegeben, deſſen ſchwindelhafte Herrlichkeit mit einer ſo ſchrecklichen Finanzkataſtrophe endigen ſollte. Als im Sommer von 1720 die Spekulationswuth den höchſten Grad der Raſerei erreicht hatte, entſtanden binnen einer Woche mehr als ſechzig neue Schwindel („above 60 new bubbles“). Wie an der Börſe das Actienſpiel, ſo raſ'ten in den Clubs — dieſen eigenthümlichen Sammelpunkten engliſchen Herrenlebens — die Hazardſpiele. Bei „White“ verſpielten junge Modeherren häufig an einem Abend 5 bis 20,000 Pfund und im „Kakaobaum“ ſtanden eines Abends 180,000 Pfund auf einem Satze. Die unbändige Wettluſt der vornehmen Müſſiggänger und Verſchwender manifeſtirte ſich nicht ſelten in den abſonderlichſten Formen. So veranſtalteten z. B. um 1756 die Lords Rockingham und Oxford einen Wettlauf zwiſchen fünf Gänſen und fünf Truthähnen von Norwich nach London. Das engliſche Sonderlingsweſen hatte überhaupt in der allgemeinen Zügelloſigkeit von damals den freieſten Spielraum. Beiſpiel jener Lord Baltimore, den wir i. J. 1769 auf dem Kontinent reiſend finden, mit einem Harem von acht Frauen, an denen er allerhand wunderliche diätetiſch-mediziniſche Experimente machte. Wie frühzeitig das Clubweſen der furchtbarſten Verwilderung verfiel, zeigt der Umſtand, daß ſchon i. J. 1721 eine königliche Proklamation gegen ſkandalöſe Clubs erſchien, und was dieſe Kundgebung wirkte, beweiſ't der ſpäter entſtandene „Höllenfeuer-Club,“ beſtehend aus etwa 30 Perſonen, worunter 15 Damen von vornehmem Stande, welche in ihren Zuſammenkünften die Gebräuche der chriſtlichen Religion zum Gegenſtande abſcheulich obſcöner Traveſtien machten. In dieſem Höllenfeuer-Club hat auch der berufene Wilkes ſeine Lehrjahre der Frechheit durchgemacht, jener klaſſiſchen Frechheit, wovon er eine charakteriſtiſche Probe gab, als er ſeinen ehemaligen Clubgenoſſen Lord Sandwich, der ihn gefragt hatte, ob er, Wilkes, glaube, daß er am Galgen oder aber an einer häßlichen Krankheit ſterben werde, mit den Worten abtrumpfte: „Das wird davon abhängen, ob ich mir die Grundſätze oder aber die Maitreſſe Ew. Lordſchaft aneigne.“

Ein unermeßlicher Abſtand trennte damals, wie das übrigens auch heute noch der Fall iſt, die engliſche Ariſtokratie, eine hochmüthige, übermüthige und herzensharte Race, von den bürgerlichen Ständen. Dieſe zwei Geſellſchaftsklaſſen hatten kaum Etwas mit einander gemein als die Luft oder eine zeitweilige nächtliche Prügelei in den Straßen von London. Man muß übrigens von den engliſchen Noblemen und Gentlemen jener Zeit ſagen, daß ſie Etwas vor ihren Nachkommen voraus hatten: ſie waren keine Gleißner und Heuchler. Das vornehme Laſter trat bei hellem Tage mit einer Offenheit einher, welche den ſatiriſchen Schildereien, wie ſie uns die berühmte Zeitgenoſſin Georgs des Erſten und des Zweiten, Lady Mary Wortley Montagu entworfen hat, ſittengeſchichtliche Wahrheit verleiht. Sie erzählt darin, daß auf dem Jagdſchloſſe des Premierminiſters Sir Robert Walpole eine Bill zur Einbringung ins Parlament vorberathen worden ſei, des Inhalts, das Wörtchen „nicht“ aus den zehn Geboten ins chriſtliche Credo zu verſetzen. Weiterhin, beide Geſchlechter hätten die Unbequemlichkeit des Eheſtandes vollſtändig erkannt, ſelbſt junge Mädchen ſpotteten darüber und die Bezeichnung „Wüſtling“ ziere jetzt nicht weniger Frauen als Männer. Oder, es ſei nunmehr gar nicht anſtößig, öffentlich zu ſagen, das Hoffräulein Miß Sonndis habe ihre Entbindung glücklich überſtanden, die arme Miß Diennddie aber von ihrem letzten Wochenbette ſich nie mehr recht erholt. Zu dieſen Angaben ſtimmt auch, wenn der Witzling Lord Cheſterfield der ſchon erwähnten Miß Chudleigh auf ihre Klage, man verläumde ſie, mit Zwillingen niedergekommen zu ſein, die Antwort geben durfte: „O, ich für meine Perſon glaube von dem, was die Leute ſagen, immer nur die Hälfte . . . .“ Es wurde unter der Regierung Georgs des Dritten nicht beſſer. Im Gegentheil, die vornehme Welt ſchien ſich recht eigentlich Etwas damit zu wiſſen, durch das rückſichtsloſeſte Zurſchautragen ihrer Verdorbenheit die hausbacken-ehrbaren Lebensgewohnheiten des Königs zu verhöhnen. Herren und Damen wetteiferten in Exceſſen, im Spielen, Wetten, Trinken. Es begegnen uns da ariſtokratiſche Weinvertilgerinnen, die es mit dem geübteſten Trinker aufnehmen konnten und wirklich aufnahmen. Der Luxus, durch das „Nabobweſen,“ d. h. die Goldſtröme, welche die erbarmungsloſe Ausbeutung Oſtindiens über England ergoß, beiſpiellos geſteigert, gefiel ſich in der Verwirklichung der raffinirteſten Einfälle und Launen. Der Verfall von Ehe und Familie war furchtbar, die Schamloſigkeit der Frauen ging ins Ungeheuerliche. Als eine der berüchtigtſten Modedamen, Lady Worſeley, mit einem Offizier davongelaufen war und der beleidigte Ehemann, Sir Richard Worſeley, gegen den Entführer einen Entſchädigungsprozeß anhängig machte, lud Mylady, um den Beklagten zu retten, vierunddreißig junge Noblemen und Gentlemen vor Gericht, welche als Zeugen ausſagen ſollten, daß ſie alle der Gunſt der Dame genoſſen hätten, und zwar mit Vorwiſſen ihres Herrn Gemahls. Siebenundzwanzig der Vorgeladenen erſchienen wirklich und Einer gab unter Anderem an, Sir Richard habe ihn eines Tages auf ſeinem Rücken auf die Zinne des Hauſes getragen, um ihm ſeine Gattin im Bade zu zeigen. Am Tage dieſer eigenthümlichen Prozeßverhandlung fand gerade eine wichtige Abſtimmung im Unterhauſe ſtatt, wobei es dem Premier, Lord North, ſehr daran gelegen war, ſämmtliche Stimmen ſeiner Anhänger zur Verfügung zu haben. Als er daher Sir Richard nicht auf ſeinem Platze ſah und man ihm die Urſache von deſſen Ausbleiben mittheilte, rief er aus: „Ja, wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche laſſen, bleib' ich unfehlbar in der Minderheit!“ Eine Illuſtration zu dieſer Aeußerung bildet die Thatſache, daß der Biſchof von Llandaff, als er i. J. 1777 eine auf Ehebruchsprozeduren bezügliche Bill im Oberhauſe einbrachte, den Nachweis gab, es ſeien ſeit Georgs des Dritten Thronbeſteigung (1760) in England mehr Eheſcheidungen vorgekommen als während der ganzen früheren engliſchen Geſchichte. Die Frauen waren freilich nur dem Beiſpiel und Vorgang der Männer in der Sittenloſigkeit gefolgt, wie das immer ſo der Fall zu ſein pflegt. Wo ſollte noch ein Zaum und Zügel herkommen, wenn ein Premierminiſter von England, der Herzog von Grafton, es wagen durfte, ſeine Maitreſſe Nancy Parſons, eine der verrufenſten Gaſſendirnen, in Gegenwart des Hofes öffentlich aufzuführen? Wo ſich das vornehme Laſter ſo breit machen durfte, konnte es nicht ausbleiben, daß die Pöbelmaſſen der Hauptſtadt von Zeit zu Zeit in Ausbrüchen unbändigter Rohheit ſich ausließen, wie das insbeſondere in dem berüchtigten „Gordon'ſchen“ Aufruhr von 1780 geſchah. Die Verbrechen nahmen nicht nur außerordentlich an Zahl, ſondern auch an Brutalität zu. Scheußliche Mordthaten waren alltägliche Vorkommniſſe. Mitglieder der Ariſtokratie wurden unter den erſchwerendſten Umſtänden zu Mördern, wie jener iriſche Lord, der einen von ſeiner Maitreſſe begünſtigten Nebenbuhler überfiel, ihm nur zwiſchen Tod und grauſamer Verſtümmelung die Wahl ließ und die letztere wirklich vollzog, ſo daß der Verſtümmelte daran ſtarb. Die Frechheit der Diebe und Hochſtraßenräuber, der ſo zu ſagen als Gentlemen betrachteten „Highwaymen,“ war gränzenlos. Dem Lordkanzler wurde das große Siegel von England geſtohlen, dem großen Pitt ſein Silbergeſchirr, dem Erzbiſchof von Canterbury wurde in ſeinen Palaſt eingebrochen, inmitten Londons in einer der belebteſten Straßen die Pariſer Poſt angehalten und ausgeraubt. Vergebens mühte ſich eine mit dem Verbrechen in Barbarei wetteifernde Juſtizpflege mit Fällung maſſenhafter Todesurtheile ab. In einem einzigen Jahre (1766) wurden von den Aſſiſen innerhalb Englands 223 Todesſprüche gegeben und vollzogen, in einem zweiten (1786) gar nur von dem Old Bailey-Gericht in London allein 133 Todesurtheile gefällt. Endlich gehört zur ſittengeſchichtlichen Charakteriſtik der engliſchen Ariſtokratie von damals auch noch das häufige Vorkommen vom Verfallen in Blaſirtheit, Blödſinn, Verrücktheit und Selbſtmordmanie. Es war nicht eben eine Seltenheit, daß ſo ein vornehmer Wüſtling, nachdem er den unterſten Bodenſatz frevelhafter Genüſſe ausgekoſtet hatte, Behufs der Veranſtaltung einer letzten Orgie eine Anzahl öffentlicher Dirnen auf den Straßen zuſammenlas und mitten im oder unmittelbar nach dem Getobe des wüſten Bacchanals mittelſt eines Piſtolenſchuſſes ſich den Schädel zerſprengte 3).

So ſah es in England während der Regierung der drei erſten George auf den Höhen der Geſellſchaft aus, ſo war hier die „Spitze der Civiliſation“ beſchaffen, einer Civiliſation, deren Verderbniß dann durch einen unerreichten Meiſter der Libertinage und Debauche, durch des dritten Georgs älteſten Sohn und Thronfolger, erſt noch dem Höhepunkte zugeführt werden ſollte. Wie ſehr auch hier ein ſozialer Läuterungsprozeß noththat, liegt am Tage. Vorbereitet und eingeleitet, wie wir ſehen werden, durch eine Umformung der Anſchauungen und Bedürfniſſe auf literariſchem Wege, vollzog ſich dieſer Läuterungsprozeß in dem alle Nerven anregenden und ſpannenden, gegen die franzöſiſche Revolution und den Bonapartismus geführten Kampfe, welcher auf das Staatsweſen und die Geſellſchaft Englands wie ein Stahlbad wirkte, aber auch die rohe, bornirt hochmüthige Selbſtſucht, alles engliſchen Weſens Wurzel- und Grundzug, vollſtändig herausbildete und zur Stahlhärte kryſtalliſirte. Der Buſineß Trieb hat ihr dann noch die Spitze kirchlicher und ſtaatlicher Heuchelei angeſchliffen.

## Zweites Kapitel.

# Wien und Berlin.

Seitdem die moderne Hiſtorik ihrer Würde ſich bewußt geworden, ſeitdem nicht mehr phantaſtiſche Ueberſchwänglichkeit oder gelehrter Knechtsſinn, ſondern nüchterne Kritik und patriotiſcher Freimuth die Waage halten, worauf Menſchen und Dinge gewogen werden, ſeitdem iſt der Verbrauch des Eigenſchaftswortes „groß“ ein ſo ſpärlicher geworden, wie es ſich ziemt. Es iſt, will uns ſcheinen, ein nicht gemeines Symptom des Vorſchritts, wenn uns ein Gefühl der Scham überkommt, ſo wir ſehen, daß vordem Fürſten wie etwa ein ſtarker Auguſt von Sachſen in Verſen und Proſa als „Große“ angeſchmeichelt wurden, Fürſten, die nur in Laſtern und Freveln groß geweſen ſind. Das Credo der Epoche des brutalen wie des aufgeklärten Despotismus, das Sittengeſetz ſei nur für die „Canaille“ und „Roture“ vorhanden, findet denn doch keine lauten Bekenner mehr, ſondern höchſtens noch ſtille, und es iſt einer der beſten Erwerbe unſeres Jahrhunderts, daß mehr und mehr die Ueberzeugung ſich feſtgeſtellt hat, nur der gute Menſch könne ein wirklich und wahrhaft großer ſein.

Sind wir, in Anwendung des Geſagten auf Maria Thereſia, berechtigt, noch heute von ihr als der „großen Kaiſerin“ zu ſprechen, wie ihre Zeitgenoſſen gethan? . . . . Sie war vielleicht die ſchönſte Frau ihres Jahrhunderts und jedenfalls war ſie eine der beſten und bedeutendſten deſſelben. Schon das wollte fürwahr in einer Zeit verdorbener Sitten Etwas ſagen, wenn eine unbeſchränkte Herrſcherin, deren Temperament noch dazu ein ſehr feuriges, von Freund und Feind nicht nur als makellos, ſondern auch als das Muſter einer Gattin, Hausfrau und Mutter anerkannt war. Sodann beſaß Maria Thereſia — wie groß und zahlreich die Fehler ihrer Politik waren — dennoch Etwas, was der „Staatsraiſon“ ihres Jahrhunderts ganz abhanden gekommen war: — ein Gewiſſen. Als Friedrich der Große, um Katharina der „Großen“ zuvor- oder vielmehr halbwegs entgegenzukommen, die Theilung Polens ausgeſonnen hatte, da regte ſich in Maria Thereſia ein ſittliches Bedenken, über welches jene Beiden als über eine Kinderei weit hinweg waren. Der Kaiſerin-Königin berühmtes Handbillet an Kaunitz in dieſer Sache iſt, wenn ich recht erwäge, das ſchönſte Dokument ihres Ruhms. Sie fühlte tief und ſprach es lebhaft aus, daß „in dieſer Sach nit allein das offenbare Recht himmelſchreiet wider uns, ſondern auch die geſunde Vernunft wider uns iſt,“ und man darf ihr glauben, daß ſie „die Sachen nit ohne größten Gram ihren Weg geben ließ,“ nur „weil ſie allein war und nit mehr en vigueur. …“ Keine Frage, das Bewußtſein des „droit divin,“ das Gefühl unumſchränkter Machtvollkommenheit war in der letzten Habsburgerin ſo ſtark wie nur in irgend einem ihrer Vorfahren; aber es geſellte ſich mildernd und ſänftigend dazu ein Zug ſchöner Menſchlichkeit und edler Weiblichkeit. Ihrem Gemahl, dem flatterhaften Franz von Lothringen, mit zärtlicher, ja leidenſchaftlicher Neigung zugethan, wußte ſie dennoch ſeine kleineren und größeren Treuloſigkeiten zu überſehen. Noch mehr, ſie hat es über ſich vermocht, ihren Nebenbuhlerinnen zu verzeihen. Sie gab einen Beweis von echter Seelengröße, als ſie, zu Innſpruck vom Sterbebette des hochgeliebten Gemahls kommend, die letzte Favoritin deſſelben, die Fürſtin Maria von Auerſperg-Neipperg, von dem Hofgeſinde verlaſſen, mißachtet und bitterlich weinend in einer Ecke ſtehen ſah und raſch auf ſie zuging, um, ſelbſt troſtlos, der Zerſchmetterten das Troſtwort zu ſagen: „Meine liebe Fürſtin, wir haben wahrlich viel verloren!“ Wenn die Menſchen unſerer Tage über die „Landesväterlichkeit“ die Achſeln zucken, ſo wiſſen ſie ohne Zweifel, warum. Im Sinne Maria Thereſia's war aber die Landesmütterlichkeit eine Wahrheit. Sie betrachtete in der That die Völker Oeſtreichs als eine Art erweiterter Familie und ſie hat dieſe Anſchauungsweiſe nicht ſelten in herzgewinnend naiver Form ausgeprägt. So, wenn die Kaiſerin, nachdem ſie die Nachricht erhalten, daß ihrem Sohne Leopold in Florenz ſein erſter Sohn geboren worden, im Nachtkleid ins Burgtheater läuft, um in ihrer großmütterlichen Freude aus der Hofloge dem Publikum zuzurufen: „Der Pold'l hat 'n Bub'n [6])!“

Zur Zeit Karls des Sechſten war der Wiener Hof bei aller Verſchwendung — die einmalige Aufführung einer Oper kam manchmal auf 60,000 Gulden zu ſtehen — eine Stätte ſpaniſcher Grandezza, Etikette und Langweile geweſen. In der damaligen vollſtändigen Verausländerung der habsburgiſchen Familie änderte der Regierungsantritt Maria Thereſia's freilich wenig oder nichts. Erſt mit Joſeph dem Zweiten und durch ihn wurde das deutſche Element in der Wiener Hofburg wieder bedeutender. In die hiſpaniſche Atmoſphäre derſelben hatte Franz von Lothringen eine gute Doſis franzöſiſcher Beweglichkeit gebracht und, ſoweit ſein Einfluß reichte, auch ein Stück Pariſer Frivolität. Unter Maria Thereſia war die italiſche Sprache die in der kaiſerlichen Familie bevorzugte und demnach Hofſprache. Der ſüße Metaſtaſio, von dem man grabbe'ſch-grobianiſch zu ſagen verſucht iſt, er ſtinke vor Süßigkeit, war Hofpoet und galt für den Dichter der Dichter. Von dem Aufſchwunge deutſcher Literatur hat man in den vornehmen Kreiſen erſt unter Joſeph dem Zweiten Notiz zu nehmen angefangen.

Die Erziehung innerhalb dieſer Kreiſe war überhaupt eine ſehr unzulängliche, die geiſtige Bildung eine ganz dürftige. Mit der Sittlichkeit war es auch nicht eben vortrefflich beſtellt. Weder das Beiſpiel der Kaiſerin noch ihre „Keuſchheitskommiſſionen“ brachten mehr zuwege als daß, wie ein reiſender Engländer ſich ausdrückte, „in Wien die Galanterien unter einem myſteriöſeren Schleier ſich bargen als dies gleichzeitig anderwärts der Fall war.“ Die Hofhaltung hatte, nachdem nur erſt die herben Prüfungen des Erbfolgekrieges überſtanden waren, ſehr glänzend und geräuſchvoll ſich geſtaltet. Kaiſer Franz liebte das Vergnügen und Maria Thereſia ließ hierin ihrem Gemahl um ſo mehr freien Willen, als ſie ſelber, in jüngeren Jahren zumal, einer heitern, glanzvollen, an buntwechſelnden Zerſtreuungen reichen Lebensführung zugethan war. Die Einrichtung des Hofſtaats war reich und prächtig. Im kaiſerlichen Speiſeſaal funkelte bei feſtlichen Gelegenheiten ein goldenes Tafelſervice im Werthe von 1,300,000 Gulden. In den Hofſtällen ſtanden 2200 Pferde. Zu den Banketten, Carouſſels, Opern und Bällen in der Burg, in den kaiſerlichen Luſtſchlöſſern und Gärten wurden oft 2000 Gäſte geladen. Der ganze Hofſtaat koſtete jährlich an 6 Millionen Gulden, bei Erwähnung welcher Summe wiederum zu erinnern iſt, daß die Epoche der Milliarden damals noch nicht angebrochen war.

Maria Thereſia war eine devote Katholikin. Man weiß, welche Mühe es koſtete, ihr die Einwilligung in die Aufhebung des Jeſuitenordens zu entreißen. Sie nahm es mit den Vorſchriften und Bräuchen ihres Glaubens ſehr genau, hielt gewiſſenhaft die Faſten, hörte häufig zwei Meſſen täglich, unbedingt aber eine, und ging in den Buß- und Bittprozeſſionen mit, welche in Zeiten der Noth und Gefahr vom St. Stephan aus durch die Stadt ſich wanden und oft wochenlang fortgeſetzt wurden. Zur Oſterzeit beſuchte ſie mit ihrer ganzen Familie und dem ganzen Hofe die ſogenannten „heiligen Gräber“ in ſämmtlichen Kirchen, wo ein ſolches hergerichtet war. Man mußte demnach am Wiener Hofe fromm ſein oder wenigſtens ſo thun. Für die Kaiſerin war es eine beſondere Herzensfreude, der Einkleidung von Nonnen anzuwohnen, und ſie hat bei ſolchen Ceremonien auch ſelber mit Hand angelegt, um die „geiſtliche Braut“ aufputzen zu helfen. Es gehörte zur Politik der Kaiſerin, die vornehmen Familien Oeſtreichs als zur kaiſerlichen Familie gehörend zu betrachten. Sie trug Sorge, die Ariſtokratie nach Wien zu ziehen und hat dann in allerdings gewinnendſter Weiſe an den perſönlichen Freuden und Leiden dieſer Leute Theil genommen, nicht allein aus Politik, ſondern auch in Folge eines löblichen Antriebs ihrer Gutherzigkeit, ihrer fraulichen Hülfsbereitſchaft. Nicht ſelten freilich wurde dieſe wohlwollende Betheiligung zur läſtigen Bemutterung, als welche ſie ſich hauptſächlich in der Form jener Heiratsmanie äußerte, um deren willen die Kaiſerin berufen geweſen iſt . . . . Der von lange her datirenden Entdeutſchung der habsburgiſchen Dynaſtie zum Trotz und zum Trotz auch der welſchen Erziehung, welche ſie ſelber erhalten hatte, war und blieb in Maria Thereſia die deutſche Familienhaftigkeit der ſtärkſte Charakterzug. Die Kaiſerin ſetzte ihren Stolz darein, eine rechte Hausmutter zu ſein, und es war ihr dabei keineswegs um den bloßen Schein zu thun. Sie hat ſich bemüht, ihre Kinder mit bürgerlicher Strenge zu erziehen, und wenn die meiſten derſelben dieſer Erziehung nicht eben Ehre machten, ſo war dies nicht die Schuld einer Mutter, welche wohl verdient hätte, beſſere Töchter als Karoline von Neapel und klügere als Marie Antoinette zu haben [7]. Die Kaiſerin gebar ſechszehn Kinder. Die Taufakte derſelben wurden ſtets zu Feſten für Hof und Stadt. Die glänzendſten Feſttage jedoch waren der Franztag und der Thereſientag. Da war die Hofburg oder das Luſtſchloß Schönbrunn von einem farbenſchimmernden Gedränge erfüllt. Militäriſcher Pomp und höfiſcher Prunk in vollſtem Glanze. Umſtändlich feierliche Auffahrt der Großwürdenträger und der fremden Geſandten. Der Audienzſaal voll gelber, rother, weißer, blauer und grüner Ordensbänder und goldener Vließe, voll Damenſchönheit und Juwelengefunkel. Die ungariſchen Magnaten, welche Herren Maria Thereſia in großer Unterwürfigkeit zu erhalten wußte, in der ganzen Pracht ihres maleriſchen Koſtüms. Kaiſer und Kaiſerin, Erzherzoge und Erzherzoginnen in der ſpaniſchen Hoftracht, welche für Wien noch immer die offizielle war. Große und ſteifſtleinen langweilige Ceremonie des Handkuſſes. Abends dann Ball mit prächtigem Souper. In der Regel war jedoch bei ſolchen Feſten ſchon vor Mitternacht, ja ſchon vor 11 Uhr Abends Alles zu Ende. Bei den weniger ſteifen Familienfeſten in der Burg wurden von den jungen Erzherzogen und Erzherzoginnen kleine Concerte oder auch Komödien und Operetten aufgeführt. Aus dem Jahre 1775 wird von einer ſolchen dramatiſchen Aufführung gemeldet, welche das Eigenthümliche hatte, daß die prinzlichen Acteurs und Actricen ihre Rollen in verſchiedenen Sprachen gaben.

Der Wiener Faſching ſtand zu Maria Thereſia's Zeit noch in der vollen Herrlichkeit ſeiner geräuſchvollen Luſt. Der Hof betheiligte ſich eifrigſt daran. In raſchem Wechſel folgten ſich Concerte, Bälle, Schlittenfahrten, Glücks- und Komödienſpiele aller Art. Die Kaiſerin war eine große Liebhaberin von Maskeraden und Maskenbällen. Sie liebte es, ihren Gemahl, der ſeinerſeits ein ſtandhafter und glücklicher Hazardſpieler geweſen, mit allerlei Maskenſcherz zu necken und ihm allerhand artige Ueberraſchungen zu bereiten. Leider finden wir, daß die ſonſt ſo verſtändige Frau die Schwäche hatte, auch den Unſinn und die Unſitte der Kinderbälle zu begünſtigen, welcher Unfug ſchon damals graſſirte. Des Kaiſers Beiſpiel hinwiederum ſteigerte die in den höfiſchen Kreiſen mehr und mehr eingeriſſene und mittelſt des Lotto auch dem Volke mitgetheilte Spielwuth. Eine vornehme Wiener Dame nach der Mode mußte eine tüchtige Spielerin ſein. Eine der kühnſten war jedenfalls die letzte Maitreſſe des Kaiſers, die ſchon erwähnte Fürſtin Auerſperg: man ſah ſie eines Abends 4000 Dukaten verwürfeln und eines andern 12,000 Dukaten auf eine Karte ſetzen und verlieren. Maria Thereſia vermochte hierin Nichts zu ändern, ſo wenig wie an den Sitten ihres Staatskanzlers Kaunitz, der zu Wien den Pariſer Bonton höchſter Potenz repräſentirte. Er hatte die unehrerbietige Gewohnheit, wenn er zur Audienz bei der Kaiſerin fuhr, ſeine beiden Maitreſſen im Wagen mit ſich zu nehmen und ſie am Thore der Hofburg auf ſich warten zu laſſen, — eine Unverſchämtheit, welche er mit einer noch größeren krönte. Denn als ihm Maria Thereſia einmal über ſeinen Lebenswandel im Allgemeinen und über die erwähnte Gewohnheit im Beſonderen ein ſanftes Kapitel zu leſen anhob, ſchnitt er die Predigt kurz ab mit den Worten: „Madame, ich bin hierher gekommen, mit Ihnen Ihre eigenen, nicht aber meine eigenen Angelegenheiten zu verhandeln.“ Man erſieht aus Alledem, daß die öſtreichiſche Ariſtokratie nicht ſehr ſich beeiferte, die Sittenſtrenge ihrer Herrſcherin nachzuahmen. Was freilich die Spielwuth und ſonſtige Verſchwendungsſucht der vornehmen Kreiſe angeht, ſo iſt ausreichender Grund zu der Annahme vorhanden, Maria Thereſia habe aus politiſchen Rückſichten ſich nicht ſehr dagegen geſtemmt, daß die großen Herren und Damen ſich ökonomiſch ruinirten. Wurden ſie doch hierdurch nur zahmer, abhängiger und unterthäniger. Ueberhaupt läßt ſich nicht leugnen, daß gerade unter dem mütterlich-patriarchaliſchen Regiment Maria Thereſia's Wien zu jenem „Capua der Geiſter“ geworden iſt, als welches die ſchöne Donauſtadt nachmals ſo lange verrühmt war. Ein Reiſender, welcher Wien im letzten Regierungsjahr der Kaiſerin beſuchte, hat das Reſultat ſeiner Beobachtungen in das herbe, aber nicht ungerechte Urtheil zuſammengefaßt: „Hier wird Alles, was Schwung der Seele und moraliſche Kraft heißt, unterdrückt. Nichts als Schwelgerei und ein bloß der Sinnlichkeit gewidmetes Leben.“

Es muß für Maria Thereſia peinlich geweſen ſein, die unbehülfliche Dickleibigkeit ihrer ſpäteren und ſpäteſten Jahre zu ertragen. In ihren früheren war ſie voll raſcher Beweglichkeit und liebte deshalb den Aufenthalt auf dem Land und das Reiſen. Schönbrunn und Laxenburg ſind ihre und ihres Gemahls Schöpfungen. Das erſtere hat die Kaiſerin aus einem kleinen Jagdſchloſſe zu einem kaiſerlichen Prachtſitz gemacht. Es verdient bemerkt zu werden, daß ſie wollte, nicht nur die kaiſerliche Familie und der Hof, ſondern auch die Bewohner Wiens ſollten ſich an Schönbrunn erfreuen können. Sie gab dem Publikum den Eintritt frei und es gehörte zu den ſommerlichen Sonntagsfreuden eines echten Wiener Kindes, ſeine ſtattliche Kaiſerin durch die Baumgänge von Schönbrunn wandeln zu ſehen. Damals waren noch „die ſchönen Tage von Aranjuez“ des Abſolutismus, welcher allerdings zu jener Zeit, wenigſtens auf deutſchem Boden, noch nicht ſo verſteift und verknöchert war, wie ſpäter, und umgänglichere Manieren hatte. So geſtaltet erſchien er ganz insbeſondere in der Perſon Maria Thereſia's. Sie wußte, daß ſie ſchön ſei — wie das jede ſchöne Frau weiß und jede unſchöne ſich's einbildet — und ſie iſt auch zur Zeit, wo ſie noch „en vigueur“ war, eine große Toilettenkünſtlerin geweſen. Ihr Lieblingsanzug war damals eine Robe von Silberbrokat mit blauem Leibchen, welches mit Diamanten beſäet ſein mußte. Im gepuderten Haar trug ſie Brillanten, noch lieber aber Perlen. Ihre ganze Erſcheinung und Haltung war voll Würde und Anmuth. Sie wußte zu repräſentiren und verſtand es beſſer als irgend eine Monarchin vor oder nach ihr, bei Gelegenheit die Majeſtät herauszukehren. Sonſt trat ſie gerne den Leuten menſchlich näher und ließ ſich in gemüthlichem Wieneriſch gegen ſie aus. Bekannt iſt unter den Szenen dieſer Art aus ihrem Leben beſonders die, wo ſie den guten Aufklärer Sonnenfels, als er ſich bei ihr über ſtupide Chikanen Seitens der Cenſur beſchwerte, mit den Worten tröſtete: „Was iſt's halt'r wieder? Sekkiren ſie Ihn ſchon wieder? Was wollen ſie

Ihm denn? Hat Er Etwas gegen Uns geſchrieben? Das iſt Ihm von Herzen verziehen. Ein rechter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden. Ich weiß aber ſchon, wie Er's meint. Oder gegen die Religion? Er iſt ja kein Narr. Oder gegen die guten Sitten? Er iſt ja kein Saumagen. Aber wenn er Etwas gegen die Miniſter geſchrieben hat, ja, mein lieber Sonnenfels, da muß Er ſich ſelbſt herausbauen, da kann ich Ihm nicht helfen. Ich hab' Ihn oft genug gewarnt." Gewiß eine nicht unliebenswürdige Probe des berüchtigten Er-Styls. Eine andere Probe menſchlich-guten, fraulich-gütigen Bezeigens war es, wenn die ſtolze Herrſcherin ganz mütterlich das Töchterlein ihrer ehemaligen Zofe, welches nachmals unter dem Namen Karoline Pichler eine recht leidliche Romanſtrickerin geworden iſt, im Handhaben des Spielzeuges und im Knötchenſchürzen unterwies.

Das Hofleben zur Sommerzeit in Schönbrunn und Laxenburg war, große Galatage ausgenommen, weniger etikettenhaft gezwungen und geſchnörkelt als das winterliche in der Hofburg zu Wien. Doch verliehen ſchon Tracht und Mode von damals der höfiſchen Geſellſchaft, ſelbſt wenn ſie auf dem Lande, d. h. in den Gärten der kaiſerlichen Luſtſchlöſſer ſich bewegte, etwas Abgezirkeltes, Ceremoniöſes. Man vergegenwärtige ſich nur die feinen Cavaliere im franzöſiſchen Hofkleid, weiten, mit Gold und Silber geſtickten Röcken, fliegenden Halsbinden von feinſter holländiſcher Leinwand, ſeidenen Beinkleidern, ſeidenen Strümpfen, mit blitzenden Diamantſchnallen auf den zierlichen Schuhen in gemeſſenem Menuetgang einherſchwebend. Und dieſe ſchönen Damen, von deren Weſpentaillen die ſchwerbauſchigen, mit Guirlanden behangenen Seidenroben niederfließen und deren Füßchen in Atlasſchuhen mit zollhohen Hacken ſtecken, auf den Wangen ein Roth, das nicht die Natur, ſondern der Schminktopf ſpendete, auf den Köpfen babyloniſche Thurmbauten von Haarwülſten, Fiſchbein, Draht, Taffet, Bändern, Blumen, Federn und Puder. Die Wiener Hofherren und Hofdamen durften jedoch nicht nach Belieben dem eigenen Geſchmack oder dem Genie ihrer Schneider und Modehändlerinnen folgen. Es war ihnen, abgeſehen von der gewöhnlichen Hoftracht, für Schönbrunn und Laxenburg noch eine beſondere vorgeſchrieben: den Herren rothe Fräcke, goldbordirte Oberröcke und grüne Weſten mit goldener Einfaſſung — jeder Zoll ein Papagei! — den Damen rothe Roben oder „Säcke“ (sacs), mit Gold oder Silber durchwirkt und mit Blonden verbrämt. . . . Die ländlichen Vergnügungen des Hofes waren meiſt harmloſer Natur. Obenan ſtand das aus der Zeit Karl's VI. herübergenommene Scheibenſchießen der Damen, an welchem nur dieſe theilnehmen durften, die jungen Erzherzoginnen an der Spitze. Im Frühjahr und Herbſt wurde als ſehr beliebte Morgenunterhaltung das ſogenannte „Streifen,“ d. h. die Falkenhetze betrieben, deren Bräuche genau nach der mittelalterlichen Ueberlieferung eingehalten wurden. Die Damen betheiligten ſich an dieſem Vergnügen, wie auch an der Hirſchpirſch. Abends war in der Regel Theater, doch wurden durch eine zu dieſem Zwecke verſchriebene Truppe nur franzöſiſche Komödien und Poſſen aufgeführt. Sehr oft ward der Tag mit einem improviſirten Ball beſchloſſen, wobei hauptſächlich Contretänze und Allemanden getanzt wurden, oder auch mit einer Maskerade, einer Lotterie, einem Feuerwerk. Zur Herbſtzeit ſpielte der Hof Weinleſen. . . . Im Ganzen wird man dem Hofhalt Maria Thereſia's das Zeugniß nicht vorenthalten dürfen, daß derſelbe, wenn auch nicht gerade an Sitte, ſo doch an Anſtändigkeit weit über den meiſten Höfen von damals ſtand. Dagegen fällt der Mangel an geiſtiger Bewegung und Regung auf, ſehr! Dieſe Wiener Hofkreiſe waren von der Strömung des Jahrhunderts ſo wenig berührt, als hätten ſie im Monde gelebt.

Das wurde unter Joſeph dem Zweiten und durch ihn anders und beſſer. Es gehört zu den ſchönſten Strebungen des unglücklichen Kaiſers, daß er auf dem Wege deutſcher Bildung Oeſtreich vorwärts zu bringen ſuchte. Noch in den ſiebziger Jahren des 18. Jahrhunderts fanden Beſucher der öſtreichiſchen Hauptſtadt die Geſellſchaftsſprache ausſchließlich franzöſiſch, in den achtziger Jahren dagegen war ſchon ein Deutſcher, Wieland, der Lieblingsautor der gebildeten Wiener. Joſephs literariſcher Geſchmack war freilich ſo wenig entwickelt, daß er der leichtlebigen Anmuth des Dichters der Muſarion die plumpen Lazzi des Hanswurſts Blumauer vorzog. Aber er war es, welcher das, was der Reichsſtadt Hamburg mißlungen, in Wien auf's Neue verſuchte und vollbrachte, die Gründung eines deutſchen Nationaltheaters, „zur Verbreitung des guten Geſchmacks und zur Veredlung der Sitten." Er führte das deutſche Drama in die Wiener Hofburg ein und unter ſeinem Schutze gedieh auch die deutſche Oper. Armer Kaiſer, dein Andenken ſoll niemals erlöſchen in deutſchen Herzen, ſchon darum nicht, weil du der Schützer und Bewunderer von Wolfgang Amadeus Mozart geweſen. . . . . Das iſt nun auch eine jener Rieſengeſtalten mit Zopf und Haarbeutel, auf denen des vorigen und unſeres eigenen Jahrhunderts Kultur als auf ihren Grundſäulen ruht. Wir dürfen nicht an ihr vorübergehen. . . Zur ſelben Zeit, wo der Gotthold Ephraim Leſſing, kampfmüde und kummervoll, ſich in Braunſchweig zum Sterben anſchickte, der Wolfgang Göthe in Weimar, nach bis zum Ueberdruß gekoſtetem Schaumwein kraftgenialiſchen Hoflebens, den herzoglichen Duzbruder durch ſeine kammerpräſidentliche „Gravität, Taciturnität und Feierlichkeit" zugleich ärgerte und ergötzte, der Friedrich Schiller in ſeiner Feldſcherer-Höhle auf dem kleinen Graben in Stuttgart darüber brütete, wie er, um ſeinen Genius zu retten, aus ſeinem Heimatlande, das gegen ſeine beſten Söhne allzeit kalt und feindſelig verſtockt geweſen, entweichen könnte, — zur ſelben Zeit war der Wolfgang Mozart, ſchon damals ein berühmter Künſtler, als eine Art von „muſikaliſchem Lakai" im

Univ. Bibl. München

Dienſt eines gewiſſen Hieronymus Colloredo, Erzbiſchofs von Salzburg, ſtehend, im Gefolge dieſes ſeines Brotherrn nach Wien gekommen. Im Hauſe des Herrn Erzbiſchofs, welchen die Wiener Welt als einen „hochmüthigen und eingebildeten Pfaffen kannte," ſpielte das nachſtehende kurze Kapitel unſerer Martyrologie. „Um 12 Uhr Mittags — ſchrieb Mozart am 17. März 1781 an ſeinen Vater — gehen wir zu Tiſche. Da ſpeiſen die zwei Leib- und Seel-Kammerdiener, der Herr Controlleur, der Herr Kammerfourier, der Herr Zuckerbäcker, zwei Herren Köche und meine Wenigkeit. nb. Die zwei Leib-Kammerdiener ſitzen oben an, ich habe doch wenigſtens die Ehre, vor den Köchen zu ſitzen." Nicht ganz zwei Monate ſpäter (9. Mai) der Wolfgang abermals an ſeinen Vater: „Der Erzbiſchof lügte mir ins Geſicht, ich hätte 500 Gulden Beſoldung; hieß mich einen Lump, Lausbub, Fex, — o, ich möchte Ihnen nicht Alles ſchreiben. Endlich, da mein Geblüt zu ſtark in Wallung gebracht wurde, ſo ſag' ich: Sind alſo Ew. hochfürſtl. Gnaden nicht zufrieden mit mir? „„Was? Er will mir drohen? Er Fex! o, Er Fex! Dort iſt die Thür! Ich will mit einem ſolchen elenden Buben nichts mehr zu thun haben."" Und ich mit Ihnen auch nichts mehr." Ging alſo hin und ſetzte ein ſchriftliches Entlaſſungsgeſuch auf. Als er ſich damit im Vorzimmer des Herrn Erzbiſchofs einfand und in aller Manier um eine Audienz bat, da ſetzte Graf Arco (Kammerherr oder was ſonſt für 'ne Art von vornehmem Hausknecht?) den „früheren Brutalitäten die Krone auf." Denn nachdem er den Künſtler mit „Flegel," „Burſch" und ähnlichen Artigkeiten überſchüttet hatte, warf er ihn — ob auf hochfürſtlich erzbiſchöflichen Befehl, iſt ungewiß — mittelſt eines Fußtritts zur Thüre hinaus. . . . Vom 12. Juli 1782 datirt die Gründung der deutſchen Oper, denn am Abend dieſes Tages wurde des vor Jahresfriſt mittelſt eines Fußtritts zur Thüre hinausgeworfenen Tondichters „Belmont und Conſtanze oder die Entführung aus dem Serail," wofür Mozart das für jene Zeit „recht ſchöne“ Honorar von 100 Dukaten bekam, mit großem Beifall aufgeführt. „Zu ſchön für unſere Ohren und gewaltig viel Noten, lieber Mozart,“ ſagt der Kaiſer. „Gerade ſo viel Noten, Ew. Majeſtät, als nöthig ſind,“ ſagt der Mozart. Und hinauf ging es, Stufe für Stufe, bis zur Sonnenhöhe des „Don Juan“ (1787). Lorenzo da Ponte, der abenteuernde italiſche Poet, der das Libretto zu dieſer Univerſaltondichtung geſchrieben, erzählt: „Der Kaiſer ließ mich rufen und äußerte, er brenne vor Verlangen, den Don Juan zu hören. Die bevorſtehende Abreiſe des Kaiſers beſchleunigte die Mise en scène und, was ſoll ich ſagen? Don Juan gefiel nicht! Alle Welt, Mozart allein ausgenommen, war der Anſicht, die Oper müſſe umgearbeitet werden. Wir machten Zuſätze dazu, änderten mehrere Stücke und zum zweiten Male: Don Juan gefiel nicht! Dies hinderte den Kaiſer aber nicht, ſich zu äußern: „Das Werk iſt himmliſch; es iſt noch ſchöner als die Hochzeit des Figaro, aber es iſt kein Biſſen für meine Wiener.“ „Ei was, laßt ihnen nur Zeit, ihn zu koſten,“ ſagt der Mozart. . . . Ein prächtiger Menſch, der Wolfgang, ein Menſch aus dem Vollen und Ganzen, eine Natur durch und durch, nichts Gemachtes an ihm, gar nichts. „Meine beſten muſikaliſchen Gedanken hab' ich beim Kegelſchieben gehabt,“ ſagt er ganz einfach und treuherzig und zu Zeiten gibt er ſich, wie ſeine Frau dem Irländer Kelly erzählt, der ſich über des großen Tondichters leidenſchaftliches Tanzen verwundert, der menſchlichen Schwachheit hin, zu behaupten, „ſeine Leiſtungen als Tänzer ſeien weit bedeutender denn als Muſiker.“ Auch ein begeiſterter Freimaurer iſt er geweſen und hat in den Logen „Zur gekrönten Hoffnung“ und „Zur wahren Eintracht“ mit den Alxinger, Reinhold, Blumauer, Ratſchky, Sonnenfels, Retzer, Gemmingen, Haſchka, Leon und Born am Tempel der Humanität gemauert. Die gute, redſelige Baſe Karoline Pichler ſchüttelt den weiſen Kopf dazu und plaudert: „Ein charakteriſtiſches Merkmal jener Zeit unter Kaiſer Joſeph waren die Bewegungen, welche durch die ſogenannten geheimen Geſellſchaften in der geſelligen Welt hervorgebracht wurden. Der Orden der Freimaurer trieb ſein Weſen mit einer faſt lächerlichen Oeffentlichkeit und Oſtentation — (der Kaiſer hatte den Orden durch Patent vom Dezember 1785 unter den Schutz des Staats geſtellt). Freimaurerlieder wurden gedruckt, componirt und allgemein geſungen. Man trug Freimaurerzeichen als Joujoux an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handſchuhe von Lehrlingen und Geſellen und mehrere Modeartikel, wie die weißatlaſſenen Müffe mit blauumſäumtem Ueberſchlage, der den Maurerſchurz vorſtellte, hießen à la franc-maçon. Viele Männer ließen ſich aus Neugier aufnehmen, traten dann, wenn der „Frère terrible“ nicht gar zu arg mit ihnen umſprang, in den Orden und genoſſen wenigſtens die Freuden der Tafellogen.“

Es ging aber unter Joſeph's Regierung doch ein Weben des Geiſtes durch die Wiener Geſellſchaft. Verglichen mit der geiſtigen Dumpfheit und Stumpfheit unter Maria Thereſia oder gar unter Karl dem Sechſten, war der Vorſchritt denn doch ein gewaltiger. Auch in die Adern dieſes Geſellſchaftskörpers begannen die Lebensquellen einzuſtrömen, welche Klopſtock und Wieland, Leſſing und Kant, Göthe und Schiller aus den Felſen ſchlugen. Schon im Jahre 1784 wußte ein ſcharfer Beobachter, Georg Forſter, von der Wiener Ariſtokratie, insbeſondere von der fraulichen, eine lebhafte Theilnahme an allen ſchönſten und beſten Beſtrebungen der Zeit zu rühmen und er hatte Veranlaſſung, ſeiner Braut Thereſe Heyne aus Wien zu berichten, daß er im Hauſe einer der vornehmſten Damen gefunden habe „die größte Delicateſſe, die feinſte Unterredung, dabei eine völlige Freimüthigkeit, eine ausgebreitete Lectüre, wohl verdaut und durchdacht, eine reine, herzliche, von allem Aberglauben entfernte Religion, die Religion eines ſanften, ſchuldloſen und mit der Natur vertrauten Herzens.“ In Wahrheit, Wien war zur Zeit Joſeph's nicht mehr der Ort, wo nur der ſinnliche Genuß eine Stätte hatte. Aber zu frühe, viel zu frühe kam der 20. Februar 1790, der den unglücklichen Kaiſer hinwegnahm, dem ſchon darum, daß er der erſte Fürſt geweſen, welcher den brutalen Er-Styl aufgab, viele ſeiner Schwächen verziehen ſein mögen; den unglücklichen Kaiſer, deſſen Herz gebrochen war zur Stunde, wo er nach dem Tode ſeiner erſten Frau, Iſabella's von Parma, die er angebetet hatte, aus untrüglichem Schweſtermund erfuhr, daß die vergötterte Todte ihn nie geliebt; den unglücklichen Kaiſer, deſſen Geiſt verzehrt worden von der Bitterkeit der Erfahrung, daß er nur Empörung geerntet, wo er Völkerglück geſäet zu haben glaubte. Mit den Worten: „Ich glaube meine Pflicht als Menſch und Regent erfüllt zu haben“ — iſt er geſtorben. Drei Tage darauf (23. Febr.) klopfte ein düſterer Leichenzug an das eiſerne Thor der Gruft bei den Kapuzinern. „Wer iſt da?“ fragte, wie der Brauch es wollte, der Pater Guardian. „Der Leichnam des durchlauchtigſten Kaiſers, Joſeph's des Zweiten,“ lautete die Antwort und Staub ward zum Staube geſellt. . . . Alle Keime deſſen, was Joſeph gepflanzt, ſchienen mit den Wurzeln ausgerottet werden zu ſollen. Es folgte die Regierung Leopold's des Zweiten, des unerſättlichen Lüſtlings, deſſen Kabinett wie „ein Arſenal der Wolluſt“ ausſah, und dann kam die lange geiſtesöde und ſteinherzige Tartufferie der Regierung Franz des Zweiten, während welcher das joſephiniſche Oeſtreich zum deutſchen China geworden iſt*).

Nur drei Jahre und ſechs Monate vor Joſeph war ſein großer Widerſacher, der zugleich ſein Vorbild geweſen, hingegangen, eine Leere, eine Oede hinter ſich zurücklaſſend, welche durch den Tumult der myſtiſch parfümirten Wüſtlingswirthſchaft ſeines Nachfolgers nur noch fühlbarer und drückender gemacht wurde.... Berlin war während der Regierung des großen Königs die franzöſirteſte Stadt in Deutſchland geworden. Bei

Hof und in den höheren Geſellſchaftskreiſen wurde faſt ausſchließlich franzöſiſch geſprochen[9]. Wußte man doch, daß man damit dem Könige ſchmeichelte, den man, wenn auch keineswegs abgöttiſch liebte, ſo doch abgöttiſch bewunderte und — fürchtete. Friedrich hatte ſich, wie Jedermann weiß, bei ſeiner Thronbeſteigung ſofort von ſeiner Gemahlin getrennt. Die phyſiologiſchen Motive, welche der Herr Ritter von Zimmermann hiefür beigebracht hat[10], wollen wir auf ſich beruhen laſſen. Als König iſt Friedrich der armen Eliſabeth von Braunſchweig gerecht geworden, inſofern er ſtrenge darauf hielt, daß die als Weib Verſtoßene wenigſtens als Königin geehrt werde. Die Stellung Friedrichs zu den Frauen war übrigens frühzeitig eine getrübte geweſen: ſchon als junger Mann von 21 Jahren hatte er das cyniſche Bekenntniß abgelegt: „Ich liebe das weibliche Geſchlecht, aber nur flüchtig; ich will von ihm nur den Genuß und dann veracht' ich es[11].“ Dieſe geringe Schätzung der Weiblichkeit hat den König ſein Lebenlang begleitet, obgleich er mit etlichen älteren Damen auf dem Fuße vertrauter Freundſchaft verkehrte. Seine Junggeſellenwirthſchaft zu Sansſouci, deren Koſten er, ſparſam genug, mit 220,000 Thaler jährlich beſtritt, war originell und, wenn man will, in gewiſſem Sinne ſogar philoſophiſch; aber ſie war auch egoiſtiſch, rückſichtslos und einſeitig und hat auf die Berliner Geſellſchaft jedenfalls nicht vortheilhaft eingewirkt. Ueberall fehlte das mildernde, ausgleichende, vermittelnde weibliche Element. Ueberall ließ ſich der ſittigende Einfluß edler Fraulichkeit vermiſſen. So konnte auch nicht ausbleiben, daß unter dem Drucke der Geringſchätzung, welcher auf ihnen laſtete, die Frauen mehr und mehr widerſtandslos den ſchlimmen Einflüſſen des Garçonmäßigen, des Wachtſtubenartigen verfielen, was der Berliner Geſellſchaft unter Friedrich eigen geweſen iſt. Rechnet man dazu die Leichtigkeit der Löſung, Wiederknüpfung und Wiederlöſung der ehelichen Bande, welche damals an der Tagesordnung war, ſo werden die

Ergebniſſe des Zeugenverhörs, zu welchem wir jetzt verſchreiten wollen, um ſo leichter zu begreifen ſein.

Zuerſt mag ein Engländer aufgerufen werden, Sir Charles Hanbury Williams, der freilich, wie bemerkt werden muß, Berlin und Potsdam und Sansſouci und ganz Preußen durch eine engliſche Brille anſah. Der Herr Geſandte ſchrieb i. J. 1750 aus der preußiſchen Hauptſtadt über den großen König: „Es iſt gar nicht zu glauben, wie dieſer Pater patriae ſich um ſeine Unterthanen ſorgt. Er bekümmert ſich ſo ſehr um ſie, daß er ſich in ihre eigenſten Angelegenheiten, in ihre Heiraten, in die Erziehung ihrer Kinder und in die Verwaltung ihrer Güter miſcht. Er läßt ihnen in der That keine andere Freiheit als die des Denkens. Der Zwang geht durch alle Stände und Mißtrauen drückt ſich auf jedem Geſichte aus. Ich denke, Hamlet ſagt irgendwo: „Dänemark iſt ein Gefängniß;“ das ganze preußiſche Gebiet iſt ein ſolches im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Niemand kann oder darf es verlaſſen, ohne daß der König darum weiß [11].“ Aber auch die Augen eines Deutſchen, und zwar Augen, welche wohl befähigt waren, die Dinge zu ſehen, wie ſie ſind, die Augen Leſſing's, ſahen Berlin nicht günſtiger an. „In dem franzöſirten Berlin — ſchrieb er am 25. Auguſt 1769 an ſeinen Freund Nicolai, deſſen loyales Sebaldus-Nothanker-Geſicht ſich während des Leſens dieſes Briefes ſicherlich bedenklich verlängerte — reduzirt ſich die Freiheit, zu denken und zu ſchreiben, auf die Freiheit, gegen die Religion ſo viel Sottiſen, als man will, zu Markte zu bringen. Laſſen Sie einmal Einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frei zu ſchreiben wie Sonnenfels in Wien geſchrieben hat, laſſen Sie ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, wie dieſer ſie ihm geſagt hat, laſſen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es jetzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht, und Sie werden bald die

Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte in Europa iſt." In Wahrheit, als dieſes erſchien das damalige Preußen auch noch andern urtheilsfähigen Leuten. Als der größte moderne Dichter Italiens, Vittorio Alfieri, i. J. 1770 in Berlin war, iſt ihm die Stadt, wie er in ſeiner Selbſtbiographie aufgezeichnet hat, vorgekommen wie „eine große Kaſerne, welche Abſcheu einflößt," und der ganze preußiſche Staat „mit ſeinen vielen Tauſenden bezahlter Satelliten wie eine ungeheure, ununterbrochene Wachtſtube." Fünf Jahre ſpäter ſchrieb Wieland an Merck: „Friedrich iſt ein großer Mann; aber vor dem Glück, unter ſeinem Szepter sive Stock zu leben, bewahre uns der Himmel!" Die Schattenſeite dieſes Stockregiments in ſittlicher Beziehung legen rückſichtslos dar zwei Depeſchen des engliſchen Geſandten zu Berlin, Lord Malmesbury, aus den Jahren 1772 und 1776. Da ſteht geſchrieben: „Berlin iſt eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich überſetzen will, es weder einen vir fortis noch eine femina casta gibt. Eine totale Sittenverderbniß beherrſcht beide Geſchlechter aller Klaſſen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendiger Weiſe theils durch die von dem jetzigen Könige ausgehenden Bedrückungen theils durch die Liebe zum Luxus, die ſie ſeinem Großvater abgelernt haben, herbeigeführt worden iſt. Die Männer ſind fortwährend beſchäftigt, mit beſchränkten Mitteln ein ausſchweifendes Leben zu führen. Die Frauen ſind Harpyen, denen Zartgefühl und wahre Liebe unbekannt ſind und die ſich Jedem preisgeben, der ſie bezahlt. Im Allgemeinen ſind die Preußen arm, eitel, unwiſſend und ohne Grundſätze. Wären ſie reich, ſo würde der Adel ſich nie dazu verſtanden haben, in Subalternſtellen mit Eifer und Tapferkeit zu dienen. Sie glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwiſſenheit und ihr Mangel an Grundſätzen erſtickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit, Selbſtgefühl und Oppoſition." Endlich ſoll als letzter Belaſtungszeuge vortreten Georg Forſter, der nach einem längeren Aufenthalt in Berlin zu Anfang des Jahres 1779 ſo gegen Jakobi brieflich ſich ausließ: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieſer großen Stadt ſehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel ſchöner, das Innerliche viel ſchwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin iſt gewiß eine der ſchönſten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gaſtfreiheit und geſchmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Praſſerei, ich möchte faſt ſagen Gefräßigkeit. Freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelaſſenheit und zügelloſe Freigeiſterei“ — (dieſe namentlich war es, welche den confuſen „Magus im Norden“, Hamann, an denſelben Jakobi im Januar 1786 ſchreiben machte, Berlin ſei „Babel“). „Die franzöſiſche Akademie? Laſſen Sie mich den Staub von meinen Füßen ſchütteln und weitergehen. Die Frauen allgemein verderbt! Endlich iſt mir's ärgerlich geweſen, daß Alles, bis auf die geſcheidteſten, einſichtsvollſten Leute, den König vergöttert und ſo närriſch anbetet, daß ſelbſt, was ſchlecht, falſch, unbillig und wunderlich an ihm iſt, ſchlechterdings als vortrefflich und übermenſchlich pronirt werden muß“.... Aber nun ſoll in dieſes grau in Grau gemalte Bild von anderer Seite her ein helles Licht hereinfallen, zum Zeugniß, daß Friedrichs Stockſzepter in den Augen ſeines Volkes denn doch nicht nur ein Inſtrument der Willkür und Tyrannei geweſen iſt. Am 21. Mai 1785 ſtand ein achtjähriger Junge, aus welchem nachmals ein preußiſcher General und der hartgeſottenſte der preußiſchen Junker, aber dabei ein Ehrenmann geworden iſt, — am Halliſchen Thore Berlins, mit anderem Volk den großen König erwartend, der von einer Revue kommend ſeiner Schweſter Amalie in ihrem Palais in der Wilhelmsſtraße einen Beſuch machen wollte. Was der Knabe damals geſehen und gefühlt, hat der Greis alſo erzählt: — „Der König kam geritten auf einem großen weißen Pferde. Er trug die einfache blaue Montirung mit rothen Aufſchlägen, Kragen und goldenem Achſelband, alt und beſtaubt, die gelbe Weſte voll Tabak; dazu hatte er ſchwarze Sammethoſen an und einen alten dreieckigen Montirungshut auf, mit der Spitze nach vorn. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondeel, jetzt Belle-Alliance-Platz, und die Wilhelmsſtraße waren gedrückt voll von Menſchen, alle Fenſter voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefſte Schweigen und auf allen Geſichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schickſale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine ſehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenſtern ſich verneigenden Zuſchauer es zu verdienen ſchienen. Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufſchlag der Pferde und das Geſchrei der Berliner Gaſſenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm herſprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwiſchten. Bei dem Palais der Prinzeſſin Amalie angekommen, war die Menge noch dichter, denn ſie erwartete ihn da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anweſenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und ſeine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf und die alte, lahme Prinzeſſin, auf zwei Damen geſtützt, die Oberhofmeiſterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen herab ihm entgegen. Sowie er ſie gewahr wurde, ſetzte er ſich in Galopp, hielt, ſprang raſch vom Pferde, zog den Hut, umarmte ſie, bot ihr den Arm und führte ſie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, Alles war verſchwunden und noch ſtand die Menge, entblößten Hauptes, ſchweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verſchwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein Jeder ſich ſammelte und ruhig ſeines Weges ging. Und doch war Nichts geſchehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenſchüſſe, keine Trommeln und Pfeifen, keine Muſik, kein vorangegangenes Ereigniß. Nein, nur ein dreiundſiebenzigjähriger Mann, ſchlecht gekleidet, ſtaubbedeckt, kehrte von ſeinem mühſamen Tagewerk zurück. Aber Jedermann wußte, daß dieſer Alte auch für ihn arbeite, daß er ſein ganzes Leben an dieſe Arbeit geſetzt und ſie ſeit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag verſäumt hatte. Jedermann ſah auch die Früchte ſeiner Arbeiten, nah und fern, rund um ſich her, und wenn man auf ihn blickte, ſo regten ſich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menſchen[12].“

Ja, eine lange und ſchwere Arbeit und treufleißigſt hatte er ſie gethan, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen. Sie hatte ihn auch mitgenommen, wie zu erwarten war. Als ihm beim Abſchluß des Hubertsburger Friedens ein Bewunderer zu dieſem Glückstage ſeinen Glückwunſch darbrachte, da hat er im Rückblick auf die überſtandene ſiebenjährige ungeheuere Mühe und Sorge und im Vorblick auf die bevorſtehende faſt noch größere Sorge und Mühe geſagt: „Ach, der größte Glückstag des Lebens iſt der, wo man es verläßt“ — und wenige Stunden darauf ſchrieb er an ſein „liebes Mütterchen“, die Gräfin Camas, er ſei in der ſiebenjährigen Kriegsſtrapaze ſehr „veraltert“, ſei „grau werden wie ein Eſel und recht invalide.“ In der folgenden Zeit hat er in verdrüßlichen und kranken Stunden manchmal gebrummt, daß er „ein alter abgelebter Kerel“ ſei, daß die „verfluchte Maſchine“ (ſeines Leibes) nicht mehr recht gehen wolle, daß ihn „der Teufel bald holen werde,“ und dergleichen mehr. Im März von 1780 ſchrieb er an d'Alembert: „Allerlei Krankheitsanfälle bereiten mich darauf vor, das abgetragene Futteral meiner Seele zu verlaſſen“ (à quitter l'étui usé de mon ame). Es war ſtill und ſtiller geworden auf den Terraſſen und in den Gemächern von Sansſouci, in welche der Wolfgang Göthe im Mai 1778 „hineinguckte wie das Kind in den Raritätenkaſten,“ wo dem Dichter „tauſend Lichter aufgingen“ und er „dem alten Fritz recht nah' worden,“ als er deſſen „Geld, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerriſſenen Vorhänge ſah und über den großen Menſchen ſeine eigenen Lumpenhunde raiſonniren hörte.“ Schon lange nicht mehr miſchten ſich im Speiſeſaale von Friedrich's Sommerſchloß mit dem Champagnergeperle die perlenden Witze Voltaire's; ſchon lange war daſelbſt das Gelächter über La Mettrie's blasphemiſche Bouffonerien verhallt. Des alten Königs Anſicht über Franzoſen und franzöſiſches Weſen war auch nicht mehr ganz ſo, wie die des jungen geweſen war. „Ich Will keine Frantzoſen Mehr, ſie ſeyndt gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen,“ hat er in einem Marginalbeſcheid von 1777 ſich vernehmen laſſen[13]. Möglich, daß der König in ſeiner ſpäteren Zeit doch noch aufgehört hätte, „der Fremdling im Heimiſchen“ zu ſein, wie ihn Klopſtock mit Recht geſcholten, wenn ihm die deutſche Literatur in Geſtalt eines andern Repräſentanten nahegetreten als in der Perſon der armen Anna Luiſe Karſch, deren Audienz am 24. Oktober 1763 bei Friedrich in Sansſouci einen ſo tragikomiſchen Erfolg hatte[14]. Er, der nur von franzöſiſcher Kultur wußte, ſträubte ſich geradezu gewaltſam gegen den Gedanken, daß die Deutſchen auch zu etwas Anderem „Genie“ hätten als zum „Zuſchlagen“, wie er in ſeinem 1780 verfaßten Libell „Sur la littérature allemande“ behauptete. Und dennoch rang ſich, es iſt merkwürdig zu ſagen, durch das unvaterländiſche Weſen, durch die Unkenntniß und den Ungeſchmack, welche in dieſem Schriftſtück ſich breitmachen, die Ahnung hervor, daß es mit dem deutſchen Geiſt eigentlich anders beſtellt ſei als der königliche Libelliſt zu Eingang ſeiner Auslaſſungen behauptet hatte, und ſo mächtig war dieſe Ahnung, daß er zum Schluſſe ſtatt wegwerfenden Tadels die prophetiſchen Worte ſprach: „Wir werden claſſiſche Schriftſteller haben, die Jeder um ſeiner ſelbſt willen leſen wird. Unſere Nachbarn werden Deutſch lernen und unſere Höfe es mit Vergnügen reden. Vielleicht werden es unſere guten Schriftſteller dahin bringen, daß unſere ausgebildete und verfeinerte Sprache von einem Ende Europa's bis zum andern wird geſprochen werden. Noch ſind dieſe ſchönen Tage unſerer Literatur nicht gekommen" — (einiger Maßen doch, Ew. Majeſtät! Schade, daß Ihnen, von den Regierungsgeſchäften zu ſchweigen, das mühſelige Geſtoppel franzöſiſcher Verſe keine Zeit ließ, einen Leſſing und Göthe zu leſen) — „ſie nähern ſich aber bereits. Ich künde ſie an, werde ſie aber nicht ſehen, denn ich bin zu alt dazu. Ich bin wie Moſes, ich ſchaue das gelobte Land aus der Ferne, werde aber ſelbſt nicht hineinkommen [15])." Sechs Jahre ſpäter, kurz vor ſeinem Tode, hat er einem Franzoſen, der ihn freimüthig fragte, warum er für deutſche Literatur kein Intereſſe gezeigt, dieſelbe nicht gefördert habe, zur Antwort gegeben, er „hätte für die deutſchen Autoren nichts Vortheilhafteres thun können als gar nicht an ſie zu denken und ihre Bücher nicht zu leſen." Und das war ſehr wahr, wahrer als der König ahnte. „Von des großen Friedrich's Throne ging ſie ſchutzlos, ungeehrt," die deutſche Muſe, und das iſt ihr Glück geweſen; denn hauptſächlich dadurch wurde ſie vor dem Jammer bewahrt, eine franzöſirende Hofmuſe, eine Hofmuſe überhaupt zu werden.

Die Lebensweiſe der Berliner Geſellſchaft hat ſich während der Regierung Friedrich's bedeutend ins Feinere, Reichere, Vielgeſtaltigere gewendet. Bequemlichkeit, Schönheitsſinn, Luxus machten mehr und mehr ihre Forderungen geltend. Mit den bärenhaft-teutoniſchen Sitten der Zeit Friedrich Wilhelms des Erſten entwich aber mehr und mehr auch die haushälterliche Ehrbarkeit, der mannhafte und begnügliche Sinn und mit den Pariſer Moden hielten auch die Pariſer Laſter ihren Einzug in die preußiſche Hauptſtadt. Bei Hofe freilich ging es, wenige Feſtzeiten ausgenommen, militäriſch knapp und zugeknöpft her. Seit der Beendigung des ſiebenjährigen Krieges ſogar freudelos und düſter. Der ſorgenvolle, grämliche König, der immer auf dem „Qui-vive?" ſtehen mußte, um die ſchwer errungene und noch ſchwerer zu erhaltende Großmachtſtellung Preußens zu behaupten, war kein Freudeſpender. Er hieß in der eigenen Familie nur der „alte Sauertopf[16]," und wenn der alte Sauertopf von Zeit zu Zeit ſich veranlaßt ſah, Feſte zu veranſtalten, ſo bemerkten die Gäſte, „daß es ſcheine, der König wiſſe ſelbſt, wie ſehr ſeine Gegenwart alles Vergnügen verſcheuche und bis zu welchem Grade er Furcht und Schrecken erwecke[17]." ... Hatten die Nerven des Alten, denen ſo viel zugemuthet worden war, in ſeinen letzten Lebensjahren ein beängſtigendes Vorgefühl von dem weltgeſchichtlichen Gewitter, deſſen Wolken ſchon am Horizont gethürmt ſtanden? Es ſcheint faſt ſo oder vielmehr es iſt gewiß, falls Wahrheit in einem Biſchofsmunde wohnt[18]. An einem Abend ſeines letzten Sommers iſt nämlich der alte Fritz mit ſeinem damals ſechszehnjährigen Großneffen, nachmals Friedrich Wilhelm der Dritte, im Parke von Sansſouci ſpazieren gegangen und hat im Verlaufe des Geſprächs zu dem Jüngling geſagt: „Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk iſt bald abſolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle mêle geben. Ueberall liegen Gährungsſtoffe und leider nähren ſie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, ſtatt ſie zu calmiren und zu extirpiren. Die Maſſen fangen ſchon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, iſt der Teufel los!" .... Einſamer und immer einſamer war es um den Bewohner von Sansſouci her geworden: von den alten Tiſchgenoſſen war einer nach dem andern weggeſtorben, ebenſo von den alten Lieblingshunden, welche das Mobiliar des Königs zu Schanden kratzten. Dann und wann ſprach noch ein Gaſt ein, der dem Alten einige Theilnahme abgewann. So in ſeinen zwei letzten Lebensjahren zwei Franzoſen, deren Namen bald die Welt durchfliegen ſollten, Lafayette und Mirabeau. Dieſer wurde am 25. Januar 1786 dem König vorgeſtellt, dem Jupiter tonans des aufgeklärten Deſpotismus der Jupiter tonans der Revolution, mit Kanonen donnernd Jener, mit Worten Dieſer und Jeder ein Echo wachrufend in unſerer Welt, das nie verhallen wird. Einſtweilen war der künftige Donnerer vom 23. Juni 1789 nach Berlin gekommen, um, ſatt und überſatt der Kerkerlüfte ſeines Heimatlandes, auf preußiſchem Boden zu einer literariſchen „Monarchie prussienne“ und einer ärgerlichen „Histoire secrète de la cour de Berlin“ die Materialien zu ſammeln, vorerſt mit der Feder blitzend, bis ſeine Zeit des Donnerns mit der Zunge käme. . . . . Derweil ging die Zeit und das mühvolle Tagewerk des großen Alten von Sansſouci zu Ende. Sein Sterben ein ſo ſchwerer Kampf, wie all ſein Leben geweſen war. Er konnte zwar nicht, wie er ſeinem groteſken Latein zufolge gewollt, „stante pede morire,“ aber als Kämpfer und Held ſtarb er. „Ich fühle, daß die Entſchürzung des Knotens (le dénouement) nah' iſt,“ ſagte er Dienſtags den 15. Auguſt 1786 zu ſeinem getreuen Hertzberg. Zwei Tage darauf, Donnerstags den 17. Auguſt um 10 Uhr 20 Minuten, hatte ſich der Knoten entſchürzt. „Cela sera bon, la montagne est passée!“ das waren die letzten Worte, welche Friedrich artikulirt ſprach und, in Wahrheit, ſteil und rauh und voll mühſamen Klimmens war der Lebensberg geweſen, welcher hinter dem Todten lag. „Wann wird wieder ein ſo großer König das Szepter führen?“ Dieſes Wort, von Feindes Mund geſprochen, vom Mund des Fürſten Kaunitz, als die Todesbotſchaft nach Wien gelangte, iſt eines der ſchwerwiegendſten Blätter in dem Lorberkranz auf dem Sarge des Heldenkönigs in der Gruft der Garniſonskirche zu Potsdam. Wie weit ſein Ruhm gedrungen, wie leibhaft der große König in der Vorſtellung der Völker Europa's lebte, erfuhr Göthe, als er im April 1787 fern im Süden durch die „wüſte Fruchtbarkeit Siziliens bei heißem Sonnenſcheine geritten,“ in das „wohlgelegene“ Caltaniſetta einzog und dort auf dem Marktplatz, „wo die angeſehenſten Einwohner nach antiker Weiſe umherſaßen,“ die neugierigen Fragen des braunen Völkchens nach Friedrich dem Zweiten beantworten mußte. „Ihre Theilnahme an dieſem großen Könige war ſo lebhaft, daß wir ſeinen Tod verhehlten, um nicht durch eine ſo unſelige Nachricht unſern Wirthen verhaßt zu werden." Daheim in Berlin freilich erging über den König, nachdem ſein Körper kaum erkaltet war, ein nicht eben ſanftes und billiges Todtengericht. Höfiſche Niederträchtigkeit unterſtand ſich ſogar, die untergegangene Sonne herabzuſetzen — („que Frédéric fut un homme ordinaire") — um der aufgehenden Scheinſonne zu ſchmeicheln, worüber empört, ein künftiger Donnerer Mirabeau den Federblitz geſchleudert hat: „Oh, si ses grands yeux, qui portoient au gré de son ame héroique la séduction ou la terreur, se rouvroient un instant, auroient-ils le courage de mourir de honte, ces adulateurs imbécilles [19]?"

Der Aufgang der Scheinſonne wurde demnach mit den Jubelpſalmen und ſchlechten Verſen, den Huldigungsadreſſen und Weihrauchwolken, kurz, mit all der geräuſchvollen Unterthänigkeit begrüßt, welche die gedankenloſe Menge neuen Herrſchern entgegenzutragen gewohnt iſt. Der Krückſtock des alten Fritz hatte ſchwer auf ſeinem Volke gelaſtet, das iſt wahr; aber dieſer Krückſtock war die Stütze geweſen, welcher die mehrerwähnte auf ihre Spitze geſtellte Großmachtspyramide Preußen aufrecht erhalten hatte. Wußte man eine beſſere Stütze an ſeine Stelle zu ſetzen? Nein. Alles, was man wußte und hatte, war weiter Nichts als eine wohlmeinende Pfuſcherei. Man hob, um ſeinen guten Willen zu zeigen, die verhaßte franzöſiſche Regie, ſowie das Kaffee- und Tabaksmonopol auf, ſuchte auch anderweitig den eiſernen Druck des von Friedrich geübten Merkantilſyſtems zu mildern, kam aber, als ſich der hiedurch bewirkte Ausfall in den Staatseinnahmen bemerklich machte, bald dazu, die aufgegebenen Finanzkünſte durch faſt noch ſchlimmere zu erſetzen. Von einem großen, durchgreifenden Reformgedanken keine Rede. Die neue königliche Scheinſonne und das von ihren Gnadenſtralen ausgebrütete Ungeziefer ſie waren nicht dazu gemacht, die „ununterbrochene Wachtſtube“ Preußen in einen Rechtsſtaat, wie die Zeit ihn forderte, umzuformen und aus einem zwar „organiſch gegliederten,“ d. h. kaſtenartig geſonderten, aber im Grunde doch als eine gleich willen- und beſtimmungsloſe Maſſe durch Soldaten und Schreibersknechte zuſammenregierten Volke ein Volk von Bürgern zu machen. Erſt mußte die Pyramide, nach langem, mitleidswerthem Schwanken, ſtürzen und fallen — in den Oktoberkoth von Jena — bevor die Einſicht durchgriff, daß ein geſunder und ſolider Staatsbau nicht von oben herunter, ſondern vielmehr von unten herauf zu bewerkſtelligen ſei. Geſcheidte Leute waren ſich freilich von vorneherein darüber klar, was von dem neuen König zu erwarten ſei. Sie brauchten nur die Menſchen anzuſehen, welche er zu ſeinen Vertrauten, ſeinen Rathgebern und Miniſtern wählte, einen „Laubfroſch“ Biſchofswerder, einen Religionsedicts-Wöllner, — Erſterer ein Zwitterding von Soldat und Diplomat, mit den ſchlimmſten Eigenſchaften beider, in die jeſuitiſchen Dunkeleien der „Roſenkreuzer“ tief verſtrickt, Geiſterbeſchwörungsgaukler, gelegentlicher Kuppler und obligater Stimulantienbäcker („Diavolini“): Letzterer eine Molluskennatur, von früh an in aller Heuchelei unterwieſen, in den entarteten Freimaurerlogen angelernt, ſich ſelbſt und Andere zu belügen und zu betrügen, erſt ein ſentimentaler Dorfpaſtor, dann Prinzenlehrer, vom Odem des Zeitgeiſts bis zur revolutionären Stimmung hinaufgeblaſen [20]), endlich als Miniſter der Strateg der Dunkelmänner in ihrem Feldzug gegen die Aufklärung, welcher mit dem allbekannten Religionsedict vom 9. Juli 1788 und dem Cenſuredict vom 19. Dezember deſſelben Jahres begann. Damit war ausgeſprochen, daß die preußiſche Politik vom aufgeklärten Deſpotismus in den ſultaniſchen zurückgelenkt ſei, und zwar in einen von lauter Anläufen lebenden, weichmüthigen, gedunſenen und zerfahrenen, ſo zu ſagen waſſerſüchtigen Sultanismus.

Friedrich's Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Zweite, wurde bei ſeiner Thronbeſteigung mit dem Hoffnungsnamen „der Vielgeliebte“ begrüßt. Nicht eben ein glückverheißender Zuruf, denn auch der Hirſchparks-Louis hatte ja ſeiner Zeit „le Bien-aimé“ geheißen und, in Wahrheit, von dieſem franzöſiſchen Vielgeliebten hatte der preußiſche mehr als eine Ader. Friedrich Wilhelm war ein ſchöner Mann, herkuliſch gewachſen und gebaut, aber „Häuſer von ſechs Stockwerken pflegen im oberſten ſchlecht bewohnt zu ſein.“ Der König war im Grunde ein „ſeelenguter“ Mann, mildherzig, wie gern lebend ſo auch gern leben laſſend, dabei ſtark angeflogen von dem, was man emphatiſch „ritterlichen Geiſt“ zu nennen pflegt. Ein wunderliches Ding, dieſe „Ritterlichkeit,“ ſehr vieldeutig und doch, bei Licht betrachtet, Nichts bedeutend, vielleicht am beſten zu verdeutſchen mit „Don Quixoterie,“ jedenfalls ein Ding, welches mit Staats- und Regierungskunſt Nichts zu thun hat. Ja, es iſt nicht zu herbe geurtheilt, wenn wir die „Ritterlichkeit“ des vierten Königs von Preußen nur als eine Handhabe bezeichnen, an welcher Frömmler und Charlatane, Plus- und Projectmacher, gewiſſenloſe Diener und abgefeimte Gegner ſeine Charakterſchwäche faßten und führten, nicht zum Vortheil, fürwahr, und nicht zur Ehre Preußens. Friedrich Wilhelm der Zweite hatte gute Tendenzen, keine Frage: unglücklicher Weiſe wurden ſie aber alle weit überwogen durch die eine große Haupttendenz, durch ſeine zügelloſe Sinnlichkeit. Wir wollen nicht in das Serail eindringen, welches er ſich im Schloßgarten zu Potsdam errichtet hatte und wo die zur Gräfin von Lichtenau erhobene Wilhelmine Encke, verheiratete Rietz, die preußiſche Dubarry, die Hierophantin eines Myſteriencultus der Wolluſt machte. Wollen auch nicht weiter davon reden, daß die preußiſche Dubarry von Seiten hochadliger Damen denſelben Neid und dieſelbe Concurrenz zu befahren hatte, wie die franzöſiſche, und zu welchen Preisanſätzen die Ariſtokratie ihre Töchter in das königliche Harem lieferte. An einer Szene jedoch, als an einer die Epoche Friedrich Wilhelms des Zweiten" insbeſondere kennzeichnenden, dürfen wir nicht vorübergehen ohne einen Blick darauf zu werfen, an der Szene, welche die Maitresse en titre, die Lichtenau, im Berliner Schloſſe veranſtaltete, als der kranke König i. J. 1797 ſcheinbar geneſen aus Bad Pyrmont zurückgekehrt war. Das babyloniſche Weib trat dabei in griechiſchem Gewande auf, als Polyhymnia, und ſang in elenden Verſen eigener Fabrik den Monarchen an, der darob in ſolche Rührung gerieth, daß er ſeinen erſtgeborenen Sohn, den vor Entrüſtung bebenden Kronprinzen zwang, Angeſichts des ganzen Hofes der Schamloſen die Hand zu küſſen. . . . . . Aus derſelben Zeit, wo, wie wir meinen, das Skandal der höfiſchen Unſitte in dieſem erzwungenen Handkuß gipfelte, ſind uns Schilderungen der Berliner Geſellſchaft von zwei Augenzeugen übermittelt, die es ſo recht begreiflich machen, daß auch hier eine Sündflut vonnöthen und im Anzuge war. Die Muſe der Geſchichte hat ja das Vorrecht, ſittengeſchichtliche Pfützen und Sümpfe zu durchſchreiten, ohne ſich den Saum ihres Kleides zu beſchmutzen. Hindurch alſo! . . . „Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten ging der Hof in Allem, was Luxus, Verſchwendung, Ueppigkeit und Hintanſetzung aller Sittlichkeit genannt werden konnte, voran. Die Hauptſtadt ſtimmte mit ein und die Provinzen folgten bald nach. Man konnte Berlin das große B . . . . . des preußiſchen Staats nennen, worin wenige Weiber ihren Männern und umgekehrt getreu waren, wenige Mädchen unſchuldig ins Ehebett kamen und ſelbſt unnatürliche Laſter täglich üblicher wurden. Man hat in der Reſidenz die phyſiſchen Genüſſe bis zum höchſten Raffinement geſteigert. Es gibt hier eine Menge Leute aus dem Militär-, Civil- und Handlungsſtande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener beſucht, die Delicateſſen des Auslandes nach den verſchiedenen

Jahreszeiten recht friſch verſchlungen und die feinſten Weine aus den heißen Zonen dazu genoſſen, um den Magen in Spannung zu erhalten. Des Mittags nimmt man ein üppiges Mal bei einem franzöſiſchen Koch ein und verweilt dabei ſo lange, bis es Zeit iſt, ins Schauſpiel, zu einer Spiel- oder Theegeſellſchaft zu gehen. Im Theater oder bei den Thee's beſtellt man eine Zuſammenkunft mit verliebten Weibern oder ſpinnt neue Liebesintriken an. Beim Spiel ſetzt man den höchſten Point aus, um entweder ſein Vermögen zu verdoppeln oder zu verlieren. Gegen 10 oder 11 Uhr geht's in die Freudenhäuſer oder zum Liebchen. Das Verderben der Sitten hat ſich auf dieſe Weiſe allen Ständen mitgetheilt. Der Offizierſtand aber, ganz dem Müſſiggange hingegeben und den Wiſſenſchaften entfremdet, hat es in der Genußfertigkeit am weiteſten gebracht. Sie treten Alles mit Füßen, dieſe privilegirten Störenfriede, was ſonſt heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit. Ihre Weiber ſelbſt ſind unter ihnen Gemeingut geworden, die ſie verkaufen, vertauſchen und wechſelsweiſe verführen. Die Weiber ihrerſeits ſind ſo verdorben, daß ſelbſt vornehme adelige Damen ſich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Frauen und Mädchen von Stande an ſich ziehen, um ſie zu verführen und ihnen künſtliche Präſervative gegen Leibesſegen zu verkaufen. Es gibt vornehme Weiber in Berlin, die ſich nicht ſchämen, im Schauſpielhauſe auf der Bank der öffentlichen Dirnen zu ſitzen, um ſich hier Galane zu verſchaffen. Mancher Zirkel ausſchweifender Weiber von Stande vereinigt ſich auch wohl, um ein möblirtes Quartier in Compagnie zu miethen, wohin ſie ihre Liebhaber beſtellen, um ohne Zwang Bacchanale und Orgien zu feiern, die ſelbſt dem Regenten Duc d'Orleans unbekannt und neu geweſen wären." Die zweite Zeugenausſage, abgegeben von dem berühmten Bildhauer Schadow, iſt kürzer gefaßt, lautet aber faſt noch draſtiſcher als die erſte: — „Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Zweiten herrſchte die größte Lüderlichkeit. Alles beſoff ſich in Champagner, fraß die größten Leckereien, fröhnte allen Lüſten. Ganz Potsdam war wie ein Bordell; alle Familien dort ſuchten nur mit dem Könige, mit dem Hofe zu thun zu haben; Frauen und Töchter bot man um die Wette an, die größten Adeligen waren am eifrigſten. Die Leute, die das wüſte Leben mitgemacht haben, ſind alle früh geſtorben, zum Theil elendiglich, der König an der Spitze. Man kann ſich jetzt — (nämlich am 16. September 1841, an welchem Tage der alte Schadow ſo zu Varnhagen ſprach) — gar nicht mehr vorſtellen, wie wohlthätig auf ſolche Ueppigkeit das Beiſpiel Friedrich Wilhelms des Dritten kam, die ſtille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin[21]."

## Drittes Kapitel.

## Kopenhagen. Stockholm. Petersburg.

Wie die menſchliche Natur, iſt auch die menſchliche Geſellſchaft voll von Gegenſätzen und Widerſprüchen. Wenn jener weiſe Rabbi des alten Teſtaments in einem Athem des Menſchen Herz „ein verzagt und trotzig Ding“ nannte, ſo hat er ſich eben damit als ein rechter Kenner dieſes Dings ausgewieſen. Der aufgeklärte Deſpotismus hätte bloß die Augen aufzuthun gebraucht, um zur Erkenntniß zu kommen, wie eitel ſein Unterfangen ſei, die Menſchen, die Völker über einen Kamm ſcheeren zu wollen. Denn wie immer in Epochen, wo eine große Häutungsprozedur der Geſellſchaft anhebt, traten auch damals die ſozialen Gegenſätze und Widerſprüche in bunteſter Vielerleiheit, in äußerſter Schärfe zu Tage.

Greifen wir aus dieſer Maſſe ſchreiender Contraſte zwei heraus, um ſie etwas näher anzuſehen. Der eine iſt die Alles anfreſſende Skepſis, die kälteſte Verſtandesnüchternheit; der andere die Abenteuerlichkeit, die Abenteuerſucht und das Abenteurerglück, welche jeder Berechnung ſpotten, aller Kritik ein Schnippchen ſchlagen und gegenüber dem geſunden Menſchenverſtand, gegenüber dem mit plattem Hochmuth ſich breitmachenden Nationalismus des Jahrhunderts die tollſten Phantasmagorieen der Glücksritterromantik verwirklichen. Nachdem das Voltaire'ſche Hohngelächter, welches, wie man hätte glauben ſollen, allem Geſpenſterſpuk weggefegt hatte, ein halbes Jahrhundert lang durch Europa geſchallt, ſetzt Caglioſtro mit den von ihm citirten Geſpenſtern die aufgeklärten vornehmen Herren und Damen in Ehrfurcht und Schrecken und dieſelben Freigeiſter, welche die Gottesidee für einen Blödſinn und jeden Gottesdienſt für plumpen Pfaffentrug erklären, laſſen ſich von roſenkreuzeriſchen Schwindlern ein Narrenſeil durch die Naſe ziehen und ſich an demſelben in dem koſtſpieligen Laboratorium herumführen, allwo das „Aurum potabile,“ das „Transmutationspulver,“ der „Stein der Weiſen“ und dergleichen ſchöne Sachen mehr fabrizirt werden. Zweifelſucht und Wunderſucht ſpielen fortwährend in einander und man muß zugeben, daß die letztere nicht allein in dem unabläſſig über die Schranken der Endlichkeit hinausſtrebenden Gedanken des Menſchen, ſondern auch darin ihre Erklärung findet, daß im Jahrhundert des Zopfs und Puders die wunderſamſten Erhebungen, Stürze, komiſche und tragiſche Glückswechſel aller Art auf der politiſchen Bühne ſo zu ſagen alltägliche Erſcheinungen waren. Der Boden, auf welchem die Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts ſtand, beſonders in der zweiten Hälfte deſſelben, war ein erdbebenhaft ſchwankender, ein vulkaniſch brodelnder und auf dieſem Boden ſpielten ſich Abenteuer ab, wie aus dem Märchenbuch „Tauſend und eine Nacht“ herausgeſchnitten. Wer hätte — und damit lenken wir wieder zu unſerer dermaligen Aufgabe zurück, die Spitzen der Après-nous-le-déluge-Civiliſation aufzudecken — wer hätte z. B. dem Jungen, welcher i. J. 1737 dem ſehr rechtgläubigen Paſtor Struenſee in der alten Stadt Halle geboren wurde, an ſeiner Wiege ſingen können, daß er aus einem ſimpeln Doctor der Großweſir eines Sultans von Dänemark, der Geliebte einer Königin und zuletzt ein Schaffotskandidat werden würde?

Im Jahre 1760 hatte in Dänemark eine Revolution von oben ſtattgefunden, welche die ſtändiſche Verfaſſung vernichtete und den Staat in ein völliges Sultanat verwandelte, in ein um ſo unglücklicheres Sultanat, als Kopenhagen, ganz wie Warſchau, ein Lieblingsſchauplatz des Ränkeſpiels der Kabinettspolitik des Jahrhunderts war. Als Sultan Friedrich der Fünfte i. J. 1766 ſtarb, war die Zerrüttung von Hof und Staat eine ſo heilloſe, daß die Verzweiflung ſogar von einem Nachfolger wie Chriſtian der Siebente Heilung und Beſſerung erwartete, obgleich es jedem Verſtändigen klar ſein mußte, daß kein Ordner und Herrſcher, ſondern nur ein zwiſchen Wahnſinn und Blödſinn ſchwankender Knabe auf den Thron geſtiegen ſei, unmittelbar von der Schulbank weg. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Chriſtians Geiſt ſchon in ſeinen Kinderjahren geſtört und verdreht war. Bemerkte doch einer ſeiner Lehrer, der wackere Waadtländer Reverdil, beim Antritt ſeines Präceptorats mit Befremden, daß der junge Prinz ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt hatte, feſt („dur") zu werden, hieb- und ſchußfeſt [20]. Als er die Kinderſchuhe ausgetreten, ſchien ſich ein beſſerer Geiſt in ihm regen zu wollen. Wenigſtens wußten die Geſandten fremder Höfe viel Vortheilhaftes nach Hauſe zu berichten von der „körperlichen Anmuth," dem „gewandten und einnehmenden Gebaren" Sr. königlichen Hoheit, ebenſo von dem „Geiſt," der „Klugheit" und „Feinheit" des Prinzen. Dicht daneben ſtand dann freilich wieder Bedenkliches. Die fünfzehnjährige königliche Hoheit ließ eine Blaſirtheit merken, die einen redlichen Präceptor wie Reverdil erſchreckte. Der Grund war, daß der arme Knabe durch ſeinen Kammerpagen Sperling zu heimlichen Sünden und allen Ausſchweifungen verführt und angeleitet worden war [21]. So kam es mit ihm dahin, wohin es mit Menſchen kommen muß, welche, bevor ſie genußfähig geworden, ſchon alle Genüſſe erſchöpft haben. O, es liegt eine furchtbare Wahrheit darin, wenn Rouſſeau griesgrämig an einen Fürſten ſchrieb, welcher den Verfaſſer des Emil über die Erziehung ſeiner Kinder um Rath gefragt hatte: „Wenn ich das Unglück hätte, als Fürſt geboren zu ſein“. . . . Denn wie ſelten entgeht ein Prinz dem Fluche der Prinzenerziehung!

Am 8. November 1766 vermählte ſich Chriſtian der Siebente mit Mathilde, der Schweſter Georgs des Dritten von England, der Siebzehnjährige mit der Fünfzehnjährigen, der entnervte Wüſtling, welcher „alles Ernſtes glaubte und ſagte, es ſei nicht guter Ton, ſeine Frau zu lieben,“ mit der Schönen, Lebensfriſchen und Lebensfrohen, die ihm ihr junges Herz entgegentrug und Geiſt, Güte und Grazie genug beſaß, einen Mann zu beglücken. „Un caractère déjà formé, une naïveté charmante, un air affable, des attentions délicates, lui gagnèrent tous les coeurs,“ meldet unſer wackerer Waadtländer: aber er vergaß nur, beizufügen, daß die arme Mathilde bald genug erfahren mußte, ſie habe doch nicht alle Herzen gewonnen und unter den nichtgewonnenen befände ſich das ihres Gemahls und das ſeiner Stiefmutter Juliane, der zweiten Frau und Wittwe Friedrichs des Fünften, ein mit dem Grünſpan des Neides überzogenes Herz, welches in Galle ſchwamm, daß ihr Stiefſohn Chriſtian und nicht ihr rechter Sohn Friedrich König von Dänemark ſein ſollte. Sie ſaß draußen auf Schloß Friedensburg und harrte ihrer Zeit, welche denn auch richtig gekommen iſt. . . . Der König, in ſeiner knabenhaften Leichtfertigkeit, wußte ſich Etwas damit, ein „Ehemann nach der Mode“ zu ſein, wie er ſagte, und warf mit Aeußerungen um ſich, wie: „Bah, eine königliche Prinzeſſin — (eigentlich ſagte er: „une personne royale“) — in ihrem Bette iſt mehr ein Gegenſtand des Reſpects als der Zärtlichkeit.“ Die Geburt eines Prinzen, welchen Mathilde i. J. 1768 zur Welt brachte und der nachmals König Friedrich der Sechſte geworden iſt, führte Chriſtian ſeiner armen Frau nicht näher, die ſich in Verdruß und Langeweile verzehrte. Im genannten Jahr und im folgenden machte der König ſeine bekannte Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, Holland und England, überall ſehr deutlich verrathend, wie es unter der Decke ſeines Schädels ausſah, auf welchen die Univerſität Oxford den Hut eines Doctors der Rechte ſetzte, ohne damit die Anarchie darunter zu bändigen. Ein angehender Narr war Chriſtian abgereiſ't, ein angegangener kehrte er heim. Es begannen ſich jetzt in den Gemächern des Königs mit den wüſten Orgien kindiſche Poſſen zu verbinden, welche ein Uebergangsſtadium vom Aberwitz zum Blödſinn anzeigten. Unter Anderem dieſer Art war es „un plaisir royal,“ daß Se. däniſche Majeſtät die Rolle eines zum Tode durchs Rad verurtheilten Delinquenten ſpielte, wobei ſein damaliger Günſtling, der Graf von Holck, den Scharfrichter machte.

Chriſtian hatte von ſeiner Reiſe den Paſtorsſohn aus Halle, Johann Friedrich Struenſee, als ſeinen Leibarzt mit heimgebracht, einen ſchlauen, geſchmeidigen, in der Modephiloſophie des Jahrhunderts geſchulten, nicht gerade gewiſſenszarten, doch auch nicht gerade ſchuftigen Mann. Etwas von einem aufrichtigen und wohlmeinenden Aufklärer, Etwas von einem Abenteurer und Induſtrieritter. Auf jeden Fall entſchloſſen, emporzukommen und ſein Glück zu machen; aber, emporgekommen, auf dem ſchlaffen Glückſeil leichtfertig tanzend, mitunter plötzlich vom Schwindel angefaßt, dann wieder von deſpotiſcher Gewaltſamkeit zu jämmerlicher Zaghaftigkeit, von dieſer abermals zu dreiſter Zuverſicht umſpringend, ſchließlich in flennender Memmenhaftigkeit erlöſchend, gleich unfähig, Glück wie Unglück zu ertragen. Binnen Kurzem hatte er ſich des Königs vollſtändig bemächtigt. Die Königin haßte den neuen Günſtling und ſprach mit äußerſter Verachtung von ihm. Die arme junge Frau war damals krank; man glaubte, ſie leide an der Waſſerſucht. Der König ſchlug ihr vor, Struenſee zu Rathe zu ziehen. Sie weigerte ſich. Da drang ihr der König den Doctor förmlich auf. Der Doctor aber war, wie der engliſche Botſchafter, welcher das neuaufgehende Günſtlingsgeſtirn emſig beobachtete und unbefangen beurtheilte, nach London berichtete, „kühn und unternehmend.“

Er war es auch bei den Frauen, welchen das, wie man ſagt, gefällt; er war es endlich auch bei der jungen Königin und es gefiel ihr, gefiel ihr ſehr! Schon i. J. 1770 war er ihr vertrauter Freund, unlange darauf noch viel mehr. Kein Zweifel, Mathilde liebte den Doctor mit leidenſchaftlicher Glut, ſah, wie alle liebenden Frauen thun, nur noch mit den Augen deſſen, der ihr Herz erfüllte, und gab ihm Alles, was eine Frau dem geliebten Manne zu geben hat. Bald war dieſe Liebſchaft ein öffentliches Geheimniß, von welchem man an allen Höfen ſchwatzte. Als die Königin am 1. Juli 1771 eine Tochter gebar, wußte Jedermann, wer der wirkliche Vater des Kindes war. Die Königin Wittwe draußen auf Friedensburg begann ſich zu rühren und zu regen. An ſie zunächſt gingen die Meldungen von den Ergebniſſen, welche die von Hoffräulein und Zofen betriebenen Aufſpürungen von Unnennbarem hatten [24]. Chriſtian der Siebente muß ſo oder ſo auch davon erfahren haben. Aber weit entfernt von Eiferſucht, nahm er die Sache in der That ſo, wie ein „Ehemann nach der Mode" von damals derartige Thatſachen zu nehmen pflegte. Einmal ſagte er zu Reverdil: „Struenſee iſt der Cicisbeo der Königin." Ein andermal zu demſelben: „Glauben Sie, daß der König von Preußen bei der Königin Mathilde geſchlafen hat?" — „„Was? Wer ſoll denn der König von Preußen ſein?"" — „Wer anders als Struenſee?" Man ſieht, der arme Simpel von König hatte einen unmäßigen Reſpect vor dem Heilkünſtler aus Halle: dieſer war für ihn der große Fritz. Zuweilen hatte der unglückliche Scheinkönig das beelende Bewußtſein ſeines Zuſtandes. Er ſagte dann in dreifacher Steigerung auf Deutſch — damals der Hofſprache in Kopenhagen — zu dem vertrauten Waadtländer: „Ich bin confus .... Es rappelt mir .... Ich bin ganz übergeſchnappt!" und fügte auch wohl, zwiſchen den Zähnen murmelnd, hinzu: „Ich kann es nicht länger aushalten. Soll ich mich ertränken? Soll ich mich zum Fenſter hinausſtürzen? Soll ich mir den Schädel an der Mauer einrennen?“ Er that weder das Eine noch das Andere noch das Dritte, ſondern erhob den Cicisbeo ſeiner Frau zum Geheimen Kabinetsminiſter und zum Grafen, ja, in demſelben Juli von 1771, wo Mathilde's unzweideutiges Töchterlein zur Welt kam, ließ der König ein Edict ausgeben, d. h. unterſchrieb der Willenloſe das Edict, kraft deſſen alle Anweiſungen und Befehle des Emporkömmlings dieſelbe Gültigkeit haben ſollten, als kämen ſie von dem Monarchen ſelbſt. Der Großweſir war dadurch zum Sultan geworden.

Er hatte an die Stelle des übermüthig und läſſig gewordenen Holck als Spielkameraden den jungen Grafen Brandt gebracht, welcher eines Tages, als ihn Chriſtian der Siebente mit Stockſchlägen bedrohte, den König auf die Menſur forderte. Der arme Simpel verwarf Degen und Piſtolen, ließ ſich aber zu einem Duell auf Fäuſte herbei und wurde bei dieſer Gelegenheit von Brandt unbarmherzig durchgedroſchen. Des Königs unter ſolcher Bewachung ſicher, wie er wähnte, hatte dann Struenſee nach den Vorſchriften des erleuchteten Deſpotismus Dänemark rüſtig zu ſultaniſiren begonnen. Der Erfolg iſt bekannt; ebenſo, daß Struenſee's Reformen, obgleich durch die Art und Weiſe, wie ſie ins Werk geſetzt wurden, eine Kette von Mißgriffen, dennoch in ihren Abſichten und Anläufen wirkliche Wohlthaten für das Land waren. Sie würden ſich als ſolche bleibend erwieſen haben, falls ein angeſtammter Deſpot ſie erſonnen und durchgeführt hätte. Aber was einem ſolchen wahrſcheinlich den Schmeichelnamen „der Große“ oder einen ähnlichen eingetragen haben würde, das iſt natürlich dem „hergelaufenen deutſchen Doctor“ als Verbrechen angerechnet werden. Der Reformer verdarb es mit dem Adel und der Geiſtlichkeit, mit den Offizieren und Beamten, und war das ganz in der Ordnung. Aber er gewann auch das Volk nicht für ſich. Im Gegentheil, die ſtumpfe Menge wurde von Struenſee's Feinden leicht dahin gebracht, in dem deutſchen Doctor ihren grimmigſten Feind und

Verfolger zu ſehen. Der keck auf dem Glückſeil tanzende improviſirte Graf und Miniſter wurde freilich zeitweilig von dem Gefühl der Gefahr ſeiner Lage angefaßt. Er war nicht unbeleſen im Buch der Geſchichte und es ſcheint, das Schreckliche, was am 24. April 1617 in Paris am Fuße der Freitreppe des Louvre geſchehen, habe ſich nicht ſelten ſeinem Geiſte bedrohlich dargeſtellt; man hat ihn mehr als einmal ſagen gehört: „Ich werde das Schickſal des Marſchalls d'Ancre haben.“ Aber er ging trotzdem noch unvorſichtiger als der Liebhaber der Mutter Ludwig des Dreizehnten ſeinem Verderben entgegen. Das kam denn auch, wie bekannt, in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772, wo die Eiterbeule des von der Königin Wittwe Juliane geleiteten Komplotts aufbarſt. Denn mit ſo einem widrigen Wort iſt dieſe widrige Sache zu bezeichnen. Die ganze Struenſee'ſche Epiſode der däniſchen Geſchichte bezeugt, daß damals nicht, wie zur Zeit Hamlet's, Etwas, wohl aber Alles „faul“ war am Staate Dänemark. Daß Struenſee und wie er emporkommen konnte, ebenſo die Art und Weiſe ſeines Sturzes und ſeiner Vernichtung. Beides beweiſ't erſchreckend die gänzliche Entſittlichung, Ehr- und Gewiſſenloſigkeit der höfiſchen und ariſtokratiſchen Kreiſe.

Gewiß, es war eine der brutalſten Szenen einer an brutalen Auftritten überreichen Zeit, als nach der Verhaftung Struenſee's durch den Oberſt Köller der Graf Rantzau mit einer Rotte halb oder ganz betrunkener Offiziere in das Schlafzimmer der Königin drang und die Ueberfallene dahin brachte, daß ſie, welche „der Zorn die Scham vergeſſen machte,“ halbnackt mit den Verſchwörern um Freiheit und Leben rang. Die Prozedur gegen Struenſee, Brandt und Mathilde iſt eines der ſchmachvollſten Aktenſtücke im unermeßlich großen Archiv menſchlicher Unrechtspflege und wir wenden uns mit Ekel von den Einzelheiten ab, wie den Gefangenen Geſtändniſſe abgeliſtet, abgeſchwindelt, abgepreßt wurden. Was Struenſee angeht, ſo hat er den Anſpruch auf Mitleid durch die feige Infamie verwirkt, womit er ſeine königliche Geliebte verrieth, ihren Todfeinden geſtehend, daß ſie ihm das geweſen. Mathilde ihrerſeits wuchs mit ihrem Unglück bis zur Höhe einer Heldin empor. Erſt dann brach ihr Muth, erſt da fühlte ſie ſich ins Herz getroffen, als man ihr die Geſtändniſſe Struenſee's vorhielt. Da biß ſie ſich die Unterlippe blutig, brach in Thränen aus und geſtand, was man geſtanden haben wollte; aber großmüthig bis zuletzt, fügte ſie die Erklärung hinzu und beharrte feſt dabei, ſie ſei nicht die Verführte, ſondern die Verführerin („que c'était elle qui avait séduit son amant“). Wenn ſie es in der Hoffnung that, dadurch dem verſtrickten Manne das Leben zu retten, ſo war das Opfer umſonſt gebracht. Am 27. April 1772 wurden die Juſtizmorde an Struenſee und Brandt vollzogen; dieſer ſtarb mannhaft, jener frömmelnd und ſchlotternd. Drei Jahre darauf brachte in Celle, wohin ſie verwieſen worden, der Tod die arme, geknickte Mathilde zur Ruhe, bevor ſie ihr vierundzwanzigſtes Jahr erreicht hatte .... Dänemark verfiel dem Mißregiment Juliane's und ihrer Bande. Chriſtian der Siebente hat fortvegetirt bis zum 13. März 1808. Man hielt die Fiction ſeines Königſeins aufrecht, auch nachdem ſein herangewachſener Sohn die Regierung übernommen hatte, d. h. man bediente ſich ſeiner als einer Unterſchreibungsmaſchine. Im Uebrigen überließ man ihn ſeinen gewohnten Kinderpoſſen oder auch ſeinem dumpfen Brüten. Zu ſeiner Aufwartung beſtellte Pagen gingen ihn mit der Bitte an: „Verrückter Rex, mach' mich zum Kammerjunker!“ Eines Tages creirte er Angeſichts des ganzen Hofes plötzlich den Hausknecht, der ſeinen Ofen heizte, zum Kammerherrn. Im Winter von 1806 ſah ein preußiſcher Flüchtling den blödſinnigen König zu Kopenhagen im Theater, wie derſelbe, „ein alter Mann mit ſtarkem weißem Haar, in großer Friſur und Civilkleidern, an der Brüſtwehr ſeiner Loge ſaß und Grimaſſen ins Parterre herunter ſchnitt, dann aufſtand und wie ein Kreiſel herumlief, wobei die Wendungen immer äußerſt kurz, mit Herumwerfen des Kopfs und ſchnellem Umſehen geſchahen, als ob er ſich fürchte, daß Jemand hinter ihm ſei [25])."

Zur nämlichen Zeit, wo in Kopenhagen das Struenſee'ſche Experiment mißlang, ſpielte in Stockholm Guſtav der Dritte mit mehr Schlauheit, Energie und Erfolg den aufgeklärten Deſpoten.... Schweden war nach dem Tode Karls des Zwölften zu einer Adelsanarchie geworden, welche, obgleich der Verfaſſung gemäß neben den Edelleuten auch die übrigen drei Stände, die Geiſtlichen, die Bürger und Bauern in Staatsſachen mitzuſprechen hatten, an Verwirrung und Verworfenheit der polniſchen wenig nachgab. Dieſes Adelsregiment zerfiel, nachdem es den König zu einer Null gemacht, in eine wüſte Factionswirthſchaft, in welcher die Tendenzen bald der franzöſiſchen, bald der engliſchen, bald der ruſſiſchen Politik obenauf waren, je nachdem gerade von dieſer oder jener oder von der dritten Seite her die Beſtechungsgelder am reichlichſten floſſen. Es kam ſo weit, daß die Beſtechlichkeit („corruption") der Reichstagsmitglieder mit ſchamloſer Offenheit als ein bedingendes und beſtimmendes Motiv im ſchwediſchen Staatsweſen anerkannt wurde und daß ein ſchwediſcher Edelmann und Factionsführer mit dürren Worten behauptete, die Corruption ſei der wahre Schutz und Schirm der Geſetze und der Freiheit [26]). Der König Adolf Friedrich nahm die ihm auferlegte Nullität ſo hin, obgleich ſeine Frau Luiſe Ulrike, eine Schweſter Friedrichs des Großen, das durchbohrende Gefühl dieſes Nichts ſchwediſcher Königſchaft nur mit äußerſter Ungeduld ertrug. Ihr Sohn Guſtav ſollte ſie jedoch an der übermüthigen Adelsoligarchie rächen.

Der Prinz war in der Philoſophie des Jahrhunderts aufgewachſen. Seine Augen waren nach Sansſouci, aber mehr noch nach Paris gerichtet. Von letzterem Orte her ſchrieb ihm der ſchwediſche Geſandte Graf Creutz, mit welchem er in vertrauten Briefwechſel getreten, im Jahre 1763, es „ſei jetzt die

Zeit gekommen, wo die Philoſophie auf den Thronen ſitze," und Voltaire habe ihm geſagt: „Ich ſterbe mit Vergnügen, denn nach fünfzig Jahren wird es keine Vorurtheile mehr in Europa geben." So hatte der Rauſch der Aufklärung ſelbſt ein ſo ſkeptiſch organiſirtes Gehirn, wie das Voltaire's war, befangen und benebelt. Nach fünfzig Jahren wird es keine Vorurtheile mehr geben! das hieß ſagen: Nach fünfzig Jahren wird das Menſchengeſchlecht ausgeſtorben ſein.... Kronprinz Guſtav gefiel ſich ſehr darin, den Aufgeklärten und Vorurtheilsloſen zu ſpielen, ſogar vor ſich ſelbſt. In ſeinem Tagebuch vom Jahre 1768 ſpricht er von „Rois citoyens" und läßt ſich mit Emphaſe über den Corſen Paoli aus: — „Er iſt der größte Mann der Zeit. Könige der Erde kommt, um in der Schule eines einfachen Bürgers die Lehren der Tugend, des Muthes, der Gerechtigkeit und Seelengröße zu empfangen, die euch vielleicht unbekannt ſind." Der jugendliche Schwärmer beſchäftigt ſich jedoch nicht nur mit ſolchen zeitgemäßen moraliſchen Erhabenheiten, ſondern auch mit praktiſchen Dingen; vorab mit dem Gedanken, die königliche Autokratie in Schweden neu zu begründen. Dieſen Gedanken hat er denn auch, als ſein Vater Adolf Friedrich 1771 geſtorben, als König Guſtav der Dritte i. J. 1772 mittelſt einer Militärrevolution glücklich in's Werk geſetzt, nachdem, wie es ſcheint, der Oberſt Freiherr Magnus Sprengtporten, beim Reichstage Haupt des meiſtens aus jungen royaliſtiſchen Offizieren beſtehenden Clubs Svenska Botten, den Plan dazu ausgearbeitet hatte. Von den erſten zehn Jahren der autokratiſchen Regierung Guſtav's gilt das gute Zeugniß, welches ihm ſeine Mutter i. J. 1772 ausgeſtellt hat: — „Mein Sohn hat die beſten Geſinnungen und Nichts liegt ihm ſo am Herzen als das Wohl ſeiner Unterthanen." Freilich konnten dieſe guten Geſinnungen nicht hindern, daß der erleuchtete Deſpotismus auch hier, wie anderwärts, durch ſein Dreinſpringen und Dreinfahren oft gerade ſeine beſten Abſichten vereitelte und ſeine heilſamſten Zwecke verfehlte. In der zweiten Hälfte ſeiner Regierung iſt Guſtav der Dritte aus einem aufgeklärten und arbeitseifrigen Deſpoten mehr und mehr ein ordinärer geworden.

Die natürliche Begabung des Königs war groß und er hatte ſeine Talente mit Erfolg in die Schule der franzöſiſchen Literatur geſchickt. Er war beredt und ſeine Stärke in der Rhetorik ſpiegelte ihm vor, daß er auch ein Dichter ſei. In dieſer Meinung hat er denn zwar keine Verſe, aber doch eine Anzahl ernſthafter und ſcherzhafter Schauſpiele in Proſa geſchrieben, von denen einige lange auf der ſchwediſchen Bühne ſich hielten. Nicht allein aus Eitelkeit, ſondern auch aus wirklicher Theilnahme mochte er gern im Lichte eines Schirmers und Schützers der Muſenkünſte erſcheinen. Er war der Gönner des Liederſpieldichters Kellgrén und des großen Liederſängers Bellman, deſſen Lyrik friſch, keck und blüthenſtrotzend durch die lebloſe Regelrechtigkeit der Guſtavianiſchen Literaturperiode Schwedens brach, wie manchmal ein wilder Roſenſtrauch mit Knoſpen und Blumen durch die regelrechteſt beſchnittene und ſteife Taxuswand eines Le Notre'ſchen Hofgartens. Aber die Schöngeiſter an Guſtav's Hofe waren im Leben meiſt ſehr wüſte Geſellen und gerade Bellman's Liederſammlungen zeigen nur allzu häufig, welch rohe, ungezügelte, unflätige Sinnlichkeit in dieſen Kreiſen unter dem Firniß der Franzöſirung ihr Weſen trieb. Die Sitten des Königs ſelbſt waren als grundverdorbene allgemein bekannt. Nach heimlichen Ausſchweifungen in der Jugend im Mannesalter zu widernatürlichen Lüſten getrieben, entſchuldigte er dieſe mit der „Vorurtheilsloſigkeit" ſeiner Philoſophie, welche darauf hinauslief, daß für die Großen der Erde die „Moral des gemeinen Haufens" nicht verbindlich ſei. Kein Wunder, daß nach dem Vorgang des Königs dieſe Philoſophie in Stockholm zur Hofphiloſophie wurde, welche furchtbare ſittliche Verheerungen anrichtete. Mit ſeiner Frau, der Prinzeſſin Maria Magdalena von Dänemark, völlig zerfallen, ließ ſich Guſtav ſpäter zu einer ganz eigenthümlichen „Verſöhnung“ (raccommodement) mit ihr herbei. Denn es war und iſt in Schweden allgemeine Ueberzeugung, daß mit Vorwiſſen des Königs der Kronprinz, nachmals Guſtav der Vierte, ſeine Geburt dem Hofſtallmeiſter Baron Munck verdankte und daß die Mittel, den Prinzen herbeizuſchaffen, auch für ein zweites Kind der Königin in Anwendung gebracht worden ſeien. Guſtavs des Dritten Mutter hatte dieſer Sache gar kein Hehl und zerfiel darob gänzlich mit dem ſonſt von ihr angebeteten Sohn. Der Skandalchronik war das Alles noch nicht einmal genug: ſie behauptete, es ſei zuerſt beabſichtigt geweſen, als Thronerben ein Kind der Aebtiſſin von Quedlinburg, der Schweſter des Königs, unterzuſchieben: aber unglücklicher Weiſe habe die Prinzeſſin einen — Negerknaben geboren 27). Im Uebrigen kam Guſtav der Dritte, gleich ſo vielen andern „Vorurtheilsloſen“ ſeiner Zeit, in ſeiner Blaſirtheit ſo weit, daß er ſich von der Wahrſagerin und Kartenſchlägerin Arvidſon vororakeln, daß er durch die jämmerlichſten Charlatane von Geheimbündlern und Geiſterbeſchwörern ſich äffen ließ. So von dem Finnen Björnram und dem Schweden Plommenfelt. Der Erſtere faſelte von einem geheimnißvollen „klugen Alten“ in „Norrland“, von welchem er eine Flaſche voll Lebenselixir erhalten habe. Es ſchmecke — ſchrieb der in dieſe Gaukeleien verſtrickte Staatsſekretär Schröderheim im Sommer von 1780 an den König — „wie ſaures Bier, welches aber Keiner von uns gebrauchen kann, weil wir keine Geſalbte ſind.“ Zwei Jahre ſpäter belauſchte der königliche Leibarzt Swen Hedin in der Lovökirche zu Drottningsholm eine Geiſterbeſchwörungsfarce, welche Björnram nächtlicher Weile vor dem König und den übrigen „Eingeweihten“ aufführte, nachdem der Lauſcher geſehen, wie der plumpe Gauner die aus Papier und Linnen gefertigten Phantome der zu beſchwörenden „Geiſter“ mittelſt Pferdehaarfäden an den Kronleuchtern befeſtigt hatte 28). Man ſieht, auch hier in Stockholm, wie anderwärts, ſchlug die überſpannte Starkgeiſterei und frivole Genußſattheit in köhlergläubiſche Abſurdität um, — Symptom einer ſozialen Zerſetzung, wie es ja auch in den Zeiten des römiſchen Cäſarenthums gäng und gäbe geweſen war.....

Sie freilich, die Vorurtheilsloſeſte der Vorurtheilsloſen, die aufgeklärte Deſpotin, welche ihren Plänen alle ihre Herren Brüder von Gottes Gnaden dienſtbar zu machen verſtand, Katharina die Zweite, ſie hat die blanke Schärfe ihres Verſtandes niemals durch einen Anhauch von Myſticismus trüben laſſen. Man kann vor der Heuchelei dieſer Frau erſchrecken, man kann ſich von ihrer Menſchenverachtung und daraus reſultirenden Herzenskälte angefröſtelt, von ihrer meſſaliniſchen Wolluſtgier angewidert fühlen, aber ihre bis zuletzt behauptete Geiſtesmacht wird man anerkennen und achten müſſen. Ein unbedeutendes Weſen kann die Frau nicht geweſen ſein, welche ſich aus einer deutſchen Miniaturprinzeſſin zur ſouverainen Kaiſerin von Rußland gemacht hatte und lange Jahre hindurch die oberſte Lenkerin der Politik des europäiſchen Feſtlands war.... Schon ihr Aeußeres hatte etwas Einnehmendes, Gewinnendes und ſie wußte auch die Czarin aller Reußen, wo nöthig, höchſt würdevoll zu repräſentiren. Sie war — ſagt ein Mann, der ſie zehn Jahre lang häufig zu ſehen Gelegenheit hatte 29) — zur Zeit ihres höchſten Glanzes von mittelgroßer Geſtalt, dabei voll, aber friſch und keine Frau wußte ſich ſchicklicher und anmuthiger zu kleiden. Ihr Haarputz war von antiker Einfachheit und nie paßte die Krone einem Frauenkopf beſſer als dem ihrigen. Sie wußte Alle, die vertraulichen Zutritt bei ihr hatten, in behagliche Stimmung zu verſetzen und in ihrem engeren Kreiſe Heiterkeit zu verbreiten. Wo ſie liebenswürdig ſein wollte, war ſie unwiderſtehlich. Nicht allein gegenüber von Männern, ſondern auch von Mädchen und Frauen. Man kann ſich z. B. keine reizendere, gemüthlichere Plauderei denken als die Briefe, welche Katharina an Fräulein Leoſſichin, Zögling des von der Czarin geſtifteten adeligen Fräuleinkloſters, gerichtet hat[30]. Es war überhaupt während Katharina's Regierung am Petersburger Hof ein ungezwungener, leichter, fröhlicher Ton daheim, allerdings den Tatarismus nicht verbannend, ſondern unter dem Pariſer Lack nur verbergend, aber doch ziemlich geſchickt und elegant verbergend. Wie bekannt, ſchöngeiſterte die Czarin auch und verſtand es, wenn es ihr gefiel, ihrem Hofhalt den Schein der Zwangloſigkeit und Jovialität eines Muſenhofs zu verleihen. Aber wenn ſie aus ihren Privatgemächern in die Staatsgemächer hinüberſchritt, verwandelte ſich die muntere, ſcherzreiche, bezaubernde Frau mit einmal in die majeſtätiſche Kaiſerin, ſo daß, wer ſie zum erſten Mal im Audienzſaal zu ſehen bekam, unwillkürlich bei ſich ſagen mußte: „Ja, ſie iſt in Wahrheit die Semiramis des Nordens!“

Die Semiramis ... Was die alte Sage von dieſer aſſyriſchen Geſtaltung der großen ſemitiſchen Göttin Aſchera-Aſtarte raunt, von der ſagenhaften Gemahlin des Königs Ninos, dem vampyriſch-wollüſtigen Weibe, welches die Werkzeuge ſeiner Lüſte habe tödten oder lebendig begraben laſſen, — das paßt freilich nicht auf Katharina. Dieſe ließ ihre Liebhaber keineswegs tödten, nein, ſie ließ ſie nicht nur leben, ſondern machte ſie auch zu Generalen, Marſchällen, zu Grafen und Fürſten, unter Umſtänden ſogar zu Königen. Sie war nicht einmal eiferſüchtig. Einen trat ſie einer Nebenbuhlerin ab, einem andern verzieh ſie, als ſie ihn auf ihrem eigenen Bette in den Armen ihrer Ehrendame überraſcht hatte. Und dennoch läßt die Wirklichkeit von Katharina's Wandel Alles hinter ſich, was die Mythe von dem der Semiramis, was die Sage von dem der Kleopatra zu flüſtern weiß. Denn hier geſchah das Beiſpielloſe: die Stelle eines Beiſchläfers der Kaiſerin war ein Staatsamt, das erſte und oberſte Staatsamt, deſſen Beſetzung mit ſchamloſer Offenheit erſtrebt und bis in's Einzelnſte hinein geregelt war. Eine derartige Hof- und Staatsaction hat es ein zweites Mal nie und nirgends gegeben. Der Glückliche, der ſich vortheilhaft genug darzuſtellen gewußt, um die Blicke Katharina's auf ſich zu ziehen, wurde durch den Leibarzt Rogerſon und die Oberzofe Prataſſow, genannt „L'éprouveuse," förmlich in ſeinen Beruf eingeſchult. Dies geſchehen, erſchien die Czarin plötzlich Angeſichts des ganzen Hofes am Arme des neuen Lieblings, eines jungen Mannes, den vielleicht geſtern noch Niemand gekannt hatte und dem heute ſchon Rußland zu Füßen lag. Das hörte nur mit dem Tode Katharina's auf, denn ſelbſt die Greiſin war bis zuletzt mit ihrer ohne Zweifel krankhaften Genußſucht behaftet. Die Reihe der Günſtlinge iſt bekannt und bis auf Gregor Orlow im vorigen Buche gelegentlich angegeben worden. Orlow behauptete die Rolle eines erſten Liebhabers zwölf Jahre lang, mußte dann aber dem unbedeutenden Waſſiltſchikow weichen, welchen Gregor Potemkin ſehr bald von ſeinem Poſten verdrängte. Dieſer Kraftmenſch, Schlaukopf und lackirte Barbar überheuchelte erſt die große Heuchlerin Katharina, dann tyranniſirte er ſie, Anfangs an ihren zügelloſen Begierden, ſpäter an ihrer Ehrſucht ſie gängelnd. Die Todfeindſchaft zwiſchen Potemkin und den Orlows wurde für die Czarin eine Quelle ärgerlichſten Verdruſſes. Was mußte ſie ſich da nicht Alles ſagen und gefallen laſſen! Sie wünſchte einen Sohn, welchen ſie von Gregor Orlow hatte, mit einer Nichte Potemkin's zu verheiraten, als ſie aber jenem dieſen Vorſchlag machte, ſchrieb er zurück, „qu'il ne consentirait jamais que son batard épousat la putain d'un drôle aussi méprisable que Potemkin 31)." Als die Czarin und Potemkin ſich gegenſeitig ſatt hatten, warf er ſich auf die Leitung der Staatsgeſchäfte und machte nebenbei den Zuführer ſeiner geweſenen Geliebten. Er brachte ihr den Sekretär Zavadovsky, den ſerbiſchen Huſaren Zoritſch, den Gardeſergeanten Korſakow, die aber nicht lange vorhielten. Den ſchönen, anmuthigen, milden und gütigen Lanskoi von der Chevaliergarde wählte ſich Katharina ſelbſt. Ihn hat ſie wirklich und wahrhaft geliebt. Stärkſter Beweis hiefür der Umſtand, daß, als der ſchöne Liebling — ſei es in Folge übermäßigen Gebrauchs von Stimulantien, ſei es von Potemkin vergiftet — unter furchtbaren Zuckungen in den Armen ſeiner kaiſerlichen Liebhaberin ſtarb, ſein Amt ein volles Jahr lang unbeſetzt geblieben iſt. Nach Ablauf dieſes Trauerjahrs kam Yermolow an die Reihe, dann Mamonow und endlich — witzelten im Mai 1789 im Vorzimmer von Czarskoje-Selo die Hofleute — ſchien die Kaiſerin mit der platoniſchen Liebe aufhören zu wollen. Denn, gerade ſechzigjährig, wählte ſie jetzt den wohlgebauten und geſchmeidigen Gardelieutnant Platon Zubow zu ihrem offiziellen Liebhaber, der das Dutzend voll machte und bis zum Ende Katharina's aushielt. . . Dort, in der Sommerreſidenz Czarskoje-Selo hatte ſich die Czarin die „Eremitage“ eingerichtet, in welcher die „nordiſche Kybele ihre geheimen Myſterien feierte“ oder, weniger mythologiſch zu ſprechen, ihre „Parties fines.“ Mechaniſche Vorrichtungen zur Tiſchbeſchickung und Anderem verſahen die Stelle der Dienerſchaft in dieſen Geheimgemächern, in welchen Katharina, während ihre Heere die Türken ſchlugen, ſich mit den Schweden rauften und das unglückliche Polen zertraten, während das ruſſiſche Volk allem Elend, das die Tyrannei im Gefolge hat, preisgegeben war, die Orgien der Orlow'ſchen Zeit erneuerte und zwar in Geſellſchaft der drei Wüſtlinge Platon Zubow, Valerian Zubow und Peter Saltykow, der Gräfin Branicka und der Eprouveuſe Prataſſow. Zwei oder drei Mal wöchentlich hatten die Herren und Damen des vertrauteren Hofkreiſes in der Eremitage Zutritt. Die Geſellſchaft verſammelte ſich oft maskirt, man tanzte, muſizirte, führte von Katharina verfaßte Proverbes auf, beluſtigte ſich mit allerhand Spielen, ſo daß die „Parties fines“ häufig unfein genug ſich geſtalteten; beſonders, wenn der eulenſpiegeliſche Leon Nariſchkin und Matrona Danilowna ihre privilegirten Zoten und Unflätereien losließen. Ueberhaupt trat die ſouveraine Schamloſigkeit der Czarin in ihren alten Tagen immer offener hervor. Hat ſie ſich doch im Petersburger Winterpalaſt neben ihrem Schlafgemach zwei Zimmer eingerichtet, von denen das eine die Bildniſſe aller der Männer enthielt, mit welchen ſie „einen genaueren Umgang gehabt," und von denen das andere mit gemalten Obſcönitäten austapeziert war [32].

Um einen ſehr bemerkenswerthen Zug wird dieſe Skizze ruſſiſcher Hofſitten zur Zeit Katharina's der „Großen" bereichert durch Hinweiſung auf das Verhältniß der Czarin zu ihrem Sohne Paul. Es war das eines gegenſeitigen ingrimmigen Haſſes und aus dieſer zwiſchen Mutter und Sohn ſtehenden ſchwarzen Wolke zucken unheimlich grelle Streiflichter. . . . Seit Katharina nach Rußland gekommen, iſt es am ruſſiſchen Hofe Brauch geworden, die Großfürſten mit deutſchen Prinzeſſinnen zu verheiraten und die ruſſiſchen Großfürſtinnen mit deutſchen Fürſten. Es gehörte das von da ab mit zur ruſſiſchen Politik und werden wir ſeiner Zeit aus dem Munde des Czars Alexander des Erſten hierüber ein naives Bekenntniß vernehmen. Als die Czarin den Großfürſten Paul verheiraten wollte, wurde durch Agenten der deutſche Prinzeſſinnenvorrath gemuſtert. Friedrichs des Großen Rath lenkte die Aufmerkſamkeit Katharina's auf den darmſtädtiſchen Hof, wo die „große Landgräfin," die Frau jenes groteſken Soldatenſpielers, welcher (ſeit 1757) das Städtchen Pirmaſens zu einer „Menagerie für allerlei ſoldatiſches Gethier" gemacht hatte, drei mannbare Töchter beſaß. Der Freiherr von Aſſeburg wurde von ruſſiſcher Seite mit den Unterhandlungen betraut und brachte das Geſchäft glücklich zu Stande. (In der bezüglichen Correſpondenz heißt die Czarin „le libraire," der König von Preußen „l'associé du libraire," die beabſichtigte Vermählung „la souscription d'un ouvrage à publier," die Töchter der Landgräfin „les volumes de cet ouvrage".) Das „Geſchäft" offenbarte nebenbei die ganze Bettelhaftigkeit deutſchfürſtlicher Verhältniſſe von damals. Die Czarin mußte erſt 80,000 Gulden Reiſegeld ſchicken, bevor ſich die Landgräfin mit ihren drei Töchtern nach Petersburg aufmachen konnte, um dieſelben dort zur Schau und Auswahl zu ſtellen[33]). Katharina wählte die Prinzeſſin Wilhelmine, welche bei ihrer griechiſchen Umtaufe den Namen Nathalia erhielt und im Oktober 1773 mit dem Großfürſten vermählt wurde. Die junge Prinzeſſin entging auf dem ſchlüpfrigen Boden des ruſſiſchen Hofes weder dem dort herrſchenden Sittenverderben noch dem Argwohn ihrer Schwiegermutter. Es iſt ausgemacht, daß ſie auf ihren launiſchen, grillenhaften Gemahl ſehr viel Einfluß gewann, und es ſteht zu vermuthen, daß ſie politiſche Plane hegte, ſich eine Partei zu bilden ſuchte und wirklich bildete. Daher die entſchiedene Abneigung der Czarin gegen ihre Schwiegertochter, welche Abneigung bei dem am 26. April 1776 erfolgten Tode der Großfürſtin die ſchlimmſten Deutungen zuließ. Nathalia ſtarb in den Wochen und zwar, wie böſe Zungen wiſperten, auf Veranſtaltung der von Katharina beſtochenen Hebamme. Der Großfürſt war untröſtlich, der Verzweiflung nahe. Die Czarin, welche, um Erben für die Krone zu erhalten, ſeine Wiedervermählung wünſchte, ließ ihm, um ihn ſeinem Kummer um die Todte zu entreißen, ein Paket Briefe zuſtellen, welches in einem geheimen Schranke der Großfürſtin Nathalia gefunden worden war. Dieſe Briefe hatten einen Jugendfreund Pauls, den Grafen Andreas Raſumowski, zum Verfaſſer, waren an die verſtorbene Großfürſtin gerichtet und bewieſen unwiderlegbar, daß zwiſchen ihr und dem Grafen ein Liebesverhältniß beſtanden hatte. Beim Leſen dieſer Briefe hatte der Großfürſt Paul einen Anfall von Wuth und Raſerei und Wiſſende datirten von jener Stunde den Anfang ſeiner Geiſteszerrüttung[34]). Kurz darauf heiratete er die Prinzeſſin Dorothea von Würtemberg. Das Verhältniß zu ſeiner Mutter wurde deßhalb nicht beſſer. Ueberzeugt, der Sohn Peters des Dritten zu ſein, ſah er in ſeiner Mutter nur die Verderberin ſeines Vaters. Sie ihrerſeits umgab ihn mit allen Schranken und Vorſichtsmaßregeln, welche ein nie ſchlafender Argwohn zu erſinnen vermochte. Er wußte es und ſagte es Jedem, der es hören wollte. Als er im Mai 1782 Frankreich beſuchte und zu Verſailles der Gaſt Ludwigs des Sechszehnten war, fragte ihn der König taktlos genug, ob es wahr ſei, daß er, der Großfürſt, auf die Treue ſeiner Perſon ſeines Gefolges ſich verlaſſen könne. „Völlig wahr — entgegnete Paul vor der ganzen zahlreichen Geſellſchaft — ſo wahr, daß ich bedauern müßte, auch nur einen treuen Pudel bei mir zu haben; denn ich bin überzeugt, ich könnte Paris nicht verlaſſen, ohne daß auf Veranſtaltung meiner Mutter das Thier mit einem Stein am Halſe in die Seine geworfen würde[35].“

## Viertes Kapitel.

## Vom Rhein bis zum Tiber und Tajo.

„Nur auf Sitten erbaut erhält ſich der Staat, ſo gut wie der einzelne Menſch." Der Satz hat jeder Zeit Geltung gehabt und wird ſie jeder Zeit haben; allein wenn es ſcheinen könnte, daß in unſeren Tagen, wo wir trotz Alledem im Vorſchritt zum feſtgefugten National- und Rechtsſtaat begriffen ſind, die Bedeutung dieſes Satzes eine beſchränktere ſei, ſo muß doch feſtgehalten werden, daß ſie im vorigen Jahrhundert eine unermeßlich wichtige war. Denn damals, wo der Staat, wenigſtens in den Augen der herrſchenden „Staatsraiſon," nur ein zufälliges oder willkürliches Nebeneinander von ſo und ſo vielen Quadratmeilen Landes mit ſo und ſo vielen Bewohnern war, damals konnte der Mangel guter Sitten im Nothfall nicht erſetzt werden durch den nationalen Gedanken oder die Rechtsidee, weil beide nicht vorhanden oder wenigſtens nicht in thatſächlicher Uebung waren. Hieraus ſollte, meinen wir, deutlich genug erhellen, welche weltgeſchichtliche Bedeutung den Sittenzuſtänden der Geſellſchaft des Ancien Régime zukommt und warum wir dem Leſer zumuthen, wie in den drei vorſtehenden, ſo auch in dieſem Kapitel noch dieſe Sittenzuſtände mit uns einer Muſterung zu unterziehen [36]).

Verſetzen wir uns zunächſt an zwei der geiſtlichen Kurhöfe des Heiligen Römiſchen Reichs deutſcher Nation, damit wir auch von dem eigenthümlichen Mißduft, in welchem die Fäulniß des vornehmen geiſtlichen Lebens mit dem des vornehmen weltlichen zuſammenrann, eine Vorſtellung bekommen. Man weiß, wie vaterlands- und reichsverrätheriſch die beiden letzten Kurfürſten von Köln baieriſchen Stammes zu Werkzeugen des Verſailler Hofes ſich hergegeben haben, und nicht minder, wie die ganz auf franzöſiſchem Fuß eingerichteten Hofhaltungen dieſer erzbiſchöflich kurfürſtlichen Herren, Joſeph Clemens und Clemens Auguſt, zu Bonn und auf Schloß Brühl nur eine wüſte Satire auf das apoſtoliſche Wort: „Ein Biſchof ſoll unſträflich ſein!“ geweſen ſind. Joſeph Clemens erklärte ganz öffentlich, er werde weder Meſſen leſen noch ſonſt eine geiſtliche Handlung vornehmen, wenn ihm ſein Beichtvater den Umgang mit ſeiner Buhlerin, der Frau Ruisbeck, verwehren wollte. Clemens Auguſt ſeinerſeits übertraf in raſender Verſchwendung und ſchamloſer Ausſchweifung den Vorgänger weit. Sein Hof, auf wahrhaft ſybaritiſchen Sinnengenuß geſtellt, war, von lüderlichen Damen und Dirnen jedes Grades wimmelnd, ſo recht eine Stätte, wo ſich ein Genußkünſtler und Wollüſtling wie Caſanova, der i. J. 1760 Köln und Bonn beſuchte, behagen konnte, in Abenteuern ſich tummelnd wie jenes ſkandalöſe mit der Frau Bürgermeiſterin von Köln, welches zeigt, wie ſehr die Sittenloſigkeit nicht allein in den höfiſchen, ſondern auch in den ſtädtiſchen Kreiſen um ſich gefreſſen hatte. Die Sittenſtrenge von Clemens Auguſts Nachfolger Max Friedrich hielt auch nicht lange vor: er wurde bald und völlig in das ausſchweifende Leben hineingeriſſen, das ſich zu Bonn einheimiſch gemacht und deſſen Ausgelaſſenheit ſogar Pariſer Gäſten auffiel. Beſſer oder wenigſtens viel anſtändiger ging es am kurkölniſchen Hofe her unter der Regierung des letzten Kurfürſten, Max Franz, des jüngſten Sohns von Maria Thereſia. Ziemlich frivol freilich ſah es aus, wenn der Kurfürſt, um ſich ſeine erzbiſchöfliche Beobachtung der kirchlichen

Bräuche möglichſt bequem zu machen, auf ſeinem Jagdzelter ſitzend vor der Kirchthüre die Meſſe mitanhörte. Doch waren ſeine Bemühungen, aufzuklären und zu reformiren, im Ganzen wohlgemeint und im Einzelnen nicht ungeſchickt. Ein Bruder Kaiſer Joſephs, theilte er deſſen Neuerungsſinn in kirchlichen Dingen, wies die Anmaßungen des päpſtlichen Stuhls energiſch zurück und unterzeichnete im Auguſt 1786 gemeinſam mit den Erzbiſchöfen von Salzburg, Mainz und Trier zu Ems die berühmten 23 „Emſer Punctationen," welche, wenn feſtgehalten, das Fundament einer katholiſchen deutſchen Nationalkirche zu werden vermochten. Auch der letzte Kurfürſt von Trier, der ſächſiſche Prinz Clemens Wenzel, verdient eine Ehrenmeldung. Obwohl in Mitten der „grauenhaften" Sittenloſigkeit aufgewachſen, welche unter des Grafen Brühl Miniſterſchaft Dresden zu einem Peſtpfuhl machte, hatte er ſich Mäßigkeit und Strebſamkeit bewahrt. Auch er war ein wackerer Aufrütteler der geiſtigen und materiellen Verſchlammung des rheinländiſchen Prieſterſtaatsweſens, wobei es allerdings nicht ausblieb, daß manchen zweckmäßigen Anordnungen im Sinne des erleuchteten Deſpotismus hinwiederum ſolche zur Seite gingen, welche kundgaben, [illegible] lächerlich ſolche wohlmeinende Herren bemüht waren, ihren Unterthanen das Fallhütchen landesväterlicher Fürſorge aufzuſetzen. Ließ doch Clemens Wenzel noch im Jahre 17[illegible] ein Edikt ausgeben, kraft deſſen, zur Verhütung von Unglücksfällen, das Schleifen auf dem Eiſe, „ſowohl mit Schlittſchuhen als ohne," Männiglich verboten wurde. Viel ernſterem Tadel unterliegt der letzte Kurfürſt von Mainz, des trefflichen Aufklärers und Jeſuitenfeindes Joſeph Emmerich von Breitenbach Nachfolger Friedrich Karl Joſeph von Erthal, welcher vom geheuchelten Zelotenthum plötzlich zum Liberalismus umſprang und zwar nur aus windiger Eitelkeit. Dieſe vermochte ihn, ſich mit dem Nimbus eines Gönners von Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt zu umgeben und ſein Mäcenatenthum von Leuten wie Heinſe und Johannes Müller auspoſaunen zu laſſen. Seine ſittliche Führung entſprach der Oberflächlichkeit und Hohlheit ſeines ganzen Weſens. Sie war nicht entfernt eine biſchöfliche, auch wenn man ſein Verhältniß zu ſeiner „Oberhofmeiſterin“ und „Nichte,“ Frau von Gudenhofen, keiner genauen Analyſe unterwerfen will. Sein Hof flimmerte von koſtſpieligem Prunk und rauſchte von ſich drängenden Luſtbarkeiten. Das Mainzer Domkapitel hat unter ſeiner Regierung die theologiſchen Exercitien ganz offen und zuchtlos mit denen der Galanterie nach franzöſiſcher Mode vertauſcht und die hochadeligen Domherren gingen darin ſo weit, daß ſie mittelſt einer unmöglich näher zu bezeichnenden Form der Bandſchleifen ihrer Prälatenkreuze ihre Wüſtlingſchaft aller Welt ſchamlos verpralten.

Es hieße in Monotonie verfallen, weiter vom deutſchen Hofleben damaliger Zeit zu reden. Wie das Mark und der Schweiß des armen Volkes unter Brühl in Dresden — der Kurfürſt und polniſche Königsſchemen Auguſt der Dritte war eine tabakſchmauchende, unzurechnungsfähige Null — und unter Karl Theodor in München verpraßt, verjubelt, verludert ward, iſt allgemein bekannt. Wie es am Stuttgarter Hofe unter Karl Eugen herging, der aus einem wüſten Tyra[illegible] ſpäteren Zeit ein pedantiſch-ſchulmeiſternder D[illegible] wurde, iſt ebenfalls ſattſam beſchrieben 37). Ueberſchreiten wir alſo auf unſerem Gange nach dem Süden den Rhein, um die Erfahrung zu machen, daß auch republikaniſche Verfaſſungen die Sittenverderbniß der Epoche keineswegs abhielten. Auch hier, in der Schweiz, ſtoßen wir Schritt für Schritt auf eine gealterte, verknöcherte, der Wiedergeburt höchſt bedürftige Geſellſchaft. Denn wenn zugeſtanden werden mag, daß unter den Bevölkerungen der Hochalpen noch die Geſundheit naturwüchſiger Zuſtände heimiſch war, ſo konnte es doch nur der Schmeichelkunſt eines Johannes Müller beikommen, die roſenfarbenen Brillengläſer zuzuſchleifen, durch welche er Unkundige die ſchweizeriſchen

Städteariſtokratieen, vorab die von Bern, erblicken ließ. Allerdings gab es zwiſchen dieſen Städtemagnatſchaften bedeutende Unterſchiede und folglich auch zwiſchen den von ihnen hervorgerufenen ſozialen Zuſtänden. Wo, wie in Zürich, Baſel, St. Gallen, die herrſchende Stadtariſtokratie nicht eine bloß auf Koſten der Landſchaft conſumirende, ſondern eine produzirende, in Induſtrie und Handel thätige war, bewahrte ſchon dieſe Thätigkeit und, mit ihr verbunden, eine mehr oder weniger rege Betheiligung an den geiſtigen Strebungen des Jahrhunderts vor einer ſittlichen Fäulniß, wie wir ſie in Bern, Freiburg und Solothurn vorfinden, Orten, deren eiferſüchtig geſchloſſene Familienoligarchie ſich wie nur irgend ein Junkerthum in der Welt berufen glaubte, „fruges consumere.“ Wie harmlos und unſchuldig waren des im Herbſt von 1752 nach Zürich gekommenen Wieland's Beziehungen zur dortigen Frauenwelt und wie beſtätigt gerade das, was er von ſeinem züricher „Serail“ an Zimmermann meldet, dieſe Harm- und Schuldloſigkeit! Wie unerträglich fand der venetianiſche Abenteurer, welcher i. J. 1760 Zürich beſuchte, die daſelbſt herrſchende Sittenſtrenge! Ganz anders behagte er ſich in Solothurn, Bern, Lauſanne und Genf. Solothurn war als Sitz der franzöſiſchen Geſandtſchaft, welche die Penſionen und ſonſtigen Beſtechungsgelder an die ſchweizeriſchen Magnaten auszubezahlen hatte, der Mittelpunkt des Corruptionsnetzes, in deſſen Maſchen Frankreich die damalige Eidgenoſſenſchaft gefangen hielt. Stellung und Lebensführung der Berner Ariſtokratie waren ſo, daß man ſich verwundern muß, wie ſie — wir werden ſeines Ortes davon hören — die Kraft behielt, wenigſtens mit leidlichen Ehren unterzugehen. Die Erziehung der jungen Patrizier war elend. „Die Leitung meiner Kindheit — hat Bonſtetten ſeinem Freunde Zſchokke bekannt — war halb wild halb pedantiſch. Nicht ein lebendiger Gedanke kam in dieſe Papageierziehung.“ Die Reſultate mußten ſein, wie ſie geweſen ſind. Die Stadtjunker wuchſen der Mehrzahl nach zu unwiſſenden Modegecken nach Pariſer Schnitt heran, deren müſſiges, äffiſches, unvaterländiſches Gebaren und Treiben ſogar einem ſchmiegſamen Lavater einen Zornausbruch entlockte[38]. Das ganze Streben dieſer jungen Faulenzer war darauf gerichtet, möglichſt bald zum müheloſen Mitgenuſſe des ſtaatlichen und ſtattlichen Brotkorbs zu gelangen, etwa durch Heirat mit einer „Barettlitochter," d. i. mit der Tochter einer jener patriziſchen Familien, welche ſo oder ſo einen Sitz im „ſouverainen Rathe," dem „Urquell aller öffentlichen Einnahmen," zu vergeben hatten. Was aus ſolchen Jungen für Männer oder Unmänner wurden, iſt unſchwer zu errathen. Das öffentliche Leben zum engherzigſten Kaſtenweſen erſtarrt, das privatliche franzöſiſch zerrüttet, in Grund und Boden verdorben. Haller's ſchneidende Satire „die verdorbenen Sitten" iſt nur eine lebenswahre Zeichnung der Sittenzuſtände ſeiner Vaterſtadt. Das Verhalten des Berner Patriziats gegen den Genannten, den berühmteſten Berner, kennzeichnet endlich recht deutlich die gänzliche Geiſtverlaſſenheit dieſer Ariſtokratie. In der Stadt Calvin's treffen wir zu dieſer Zeit keineswegs reinere Sitten als in der Haller's, wohl aber bedeutend viel mehr Heuchelei oder, wie Voltaire ſagte, Duckmäuſerei („cagoterie"), hinter deren übrigens ziemlich durchſichtigem Schleier Einheimiſche und Fremde zu laſcivſter Aufführung hinlänglich Raum fanden. In dem ganzen Höllenbreughel'ſchen Gemälde der Sittenloſigkeit des Ancien Régime kommt an toller Verruchtheit vielleicht keine zweite Szene jener gleich, welche der Venetianer mit der jungen Theologin und ihrer Freundin in Genf aufgeführt hat. Auf ſeinen nahgelegenen Villen zu Ferney, zu Tournay und in den Délices hielt damals der „Patriarch der Aufklärung" abwechſelnd ſeinen literariſchen Hof und auf dem letztgenannten Landſitz ſpielte ebenfalls um das Jahr 1760 oder unlange zuvor eine nicht minder ſittengeſchichtlich charakteriſtiſche Szene, welche uns einen Wink gibt, wie weit die vornehmen und gebildeten Kreiſe, deren Lieblingsbücher die „Pucelle d'Orleans,“ „Les bijoux indiscrets,“ „Le Sopha“ und ähnliche geweſen ſind, über alle Schranken hinwegwaren. Der franzöſirte Paſtorsſohn aus Regensburg, Monſieur Friedrich Melchior Grimm, zugenannt Tyran le Blanc, eine Art eleganter Allerweltsſpion, offiziell Pariſer Neuigkeiten-Zufertiger für eine erkleckliche Anzahl gekrönter Häupter, hat dieſe Szene, deren Hauptacteur ein „étalon danois bien vieux“ war, als Gaſt Voltaire's mit angeſehen und ergötzlich genug geſchildert. Er mag ſie in ſeinem nicht erröthenden Franzöſiſch ſchildern, aber „bei Seite“ 39). Hier ſei nur bemerkt, die Hochkomik des einzigen Genrebildes beſtand darin, daß eine Zuſchauerin des „spectacle le plus auguste,“ Madame de Blots, eine der feinſten Pariſer Damen war, welche ſonſt die unglaubliche Prüderie affectirte, nur Milch von „ſchuldloſen Lämmlein“ genießen zu wollen und keineswegs von einer „vache, une lourde bête à cornes;“ auch den Wunſch verlauten ließ, die Tauben möchten Milch geben. Im Uebrigen waren die Späße, welche ſich der alte Kyniker in der Umgebung von Genf mit ſeinen Gäſten machte, immer noch unſchuldiger Natur, verglichen etwa mit dem froſtig unzüchtigen, durch Verquickung mit ſentimentaler Bemutterung noch widerlicher gemachten Verhältniß, worin drüben im nahen Annecy oder vielmehr Chambery Rouſſeau zu Madame de Warens geſtanden, welche die Verführung zu einem pädagogiſchen Experiment hinaufraffinirt hatte.

Der arme Jean Jacques! Nie hat er ſich hölzerner, viereckiger angeſtellt, als wenn er, ſeinem ganzen Weſen Gewalt anthuend, zeigen wollte, daß auch er ein Adept der Ausſchweifung ſeines Jahrhunderts ſei. So in Venedig, wohin er 1743 als franzöſiſcher Geſandtſchaftsſecretair gekommen und wo die „illuſtre“ Courtiſane Julietta den blöden, grübelnden Schäfer mit den mitleidig-verachtungsvollen Worten verabſchiedete: „Lascia le donne e studia la matematica!“ Die Lagunenſtadt hatte zu dieſer Zeit das „Szepter der Wollüſte“ ſchon mehr als halb an Paris abgetreten, trotzdem jedoch war ſie noch lange eines der Lieblingsſtandquartiere der vornehmen Wüſtlinge von ganz Europa. Hier war es, wo in dem üppigen Caſino von Murano die blasphemiſchen Orgien Nero's und Heliogabal's durch Caſanova, den künftigen Kardinal Bernis und ihre zwei Nonnen erneuert wurden. Hier vergeudeten deutſche Fürſten den ihren Unterthanen entpreßten Raub. Die älteſte Republik der Chriſtenheit vom Range der Beherrſcherin der Meere zu dem einer Hochſchule der Unzucht herabgeſunken; das Staatsweſen eingeſchnürt in die Feſſeln einer oligarchiſchen Tyrannei, welche die eine Hälfte der Bewohnerſchaft als Spione beſoldete, um die andere zu überwachen; der Leichtſinn mit allen Mitteln zur Zügelloſigkeit geſteigert; Senatoren in rother Amtsrobe den Spielbänken vorſitzend; patriziſche Jungfrauen in Nonnenklöſtern zu potenzirten Courtiſanen abgerichtet; mit dem ſündhaften Tumult eines ewigen Carnevals die nur allzu begründete Angſt vor dem nahen Untergang übertäubend, — welch ein entſetzliches Schauſpiel! Und nicht einmal ein Schauſpiel, das Mitleid wachrufen, nein, nur gränzenloſe Verachtung erwecken konnte.... Weniger in's Auge ſtechend und weniger geräuſchvoll, aber darum nicht minder groß als die der venetianiſchen Nobili war die Verkommenheit der lombardiſchen. Was für einen Abgrund von Gemeinheit thun die Erlebniſſe des Signore de Seingalt in den Kreiſen der Nachkommen edelſter Lombardenhäuſer auf! Wie erſchreckend hat Giuſeppe Parini in ſeinem berühmten geiſtvollen Gedicht („il giorno“) die Urſachen, Thatſachen und Wirkungen der moraliſchen Verſunkenheit ſeiner Landsleute aufgezeigt! Alfieri's Jugenderinnerungen ſodann beweiſen, daß es im benachbarten Piemont nicht beſſer war, ſondern die Sittenloſigkeit in Turin nur in weit roheren Formen zu Tage kam als in Mailand und Venedig. Weiter die Halbinſel hinab iſt in Florenz das Erlöſchen des Stammes der Medici von den garſtigſten Erſcheinungen begleitet geweſen. Die letzte Hoffnung des Hauſes auf Fortpflanzung war, bei hoffnungsloſer Zerrüttung der Ehe des Prinzen Giovanni Gaſton, auf den Prinzen Franz Maria geſtellt, welcher deßhalb vermocht wurde, ſeinen Kardinalshut abzulegen und ſich zu vermählen. Aber die Braut, Eleonora Gonzaga, verwehrte dem Entkleriſirten beharrlich den Zutritt zum ehelichen Throne, weil ſie befürchtete, mit einem häßlichſten Angebinde von ihm beſchenkt zu werden. Zur gleichen Zeit oder unlange darauf ſpielten in der Arnoſtadt und in Rom die Eheſkandale der letzten Stuarts, des Chevalier de St. George, welchem ſeine Frau Marie Clementine Sobieſka i. J. 1725 davonlief, und des Prätendenten Karl Eduard, der aus einer ritterlichen Romanfigur, als welche er beim berühmten Jakobiteneinfall in Schottland und England i. J. 1745 ſich dargeſtellt, ein ganz gemeiner Säufer geworden. Man muß es begreiflich und verzeihlich finden, daß ſeine Frau, die arme Luiſe von Stolberg-Gedern, einem ſolchen Trunkenbold von Gemahl den Poeten Alfieri vorzog und, nachdem „Carolus III. Magnae Britanniae Rex“ die „endloſen gegen ſeine Gemahlin geübten Quälereien bei einem tobenden Bacchanal am Sanct Andreasabend 1780 bis zum Unerträglichen geſteigert hatte,“ die Flucht ergriff, eine Krone von Goldſchaum gerne mit dem Looſe vertauſchend, die Geliebte eines Dichters zu ſein. Der römiſchen Geſellſchaft von damals wird Zwangloſigkeit, Beweglichkeit und Heiterkeit nachgerühmt und zwanglos, heiter und beweglich hatte ſie auch ſchon Winkelmann gefunden, welcher, der engen, nebelgrauen Exiſtenz eines norddeutſchen Magiſters entflohen, mit Entzücken ſüdliche Luft und Sonne einathmete und des Schlaraffenlebens in Rom mit höchſtem Behagen genoß. Aber auch aus den behaglichen Schilderungen des entzückten Aeſthetikers duftet der Maraſmus einer Epoche ſittlicher Entartung ſtark genug, und man braucht kein Zelot zu ſein, um ſich an ſo unzweideutigen Verhältniſſen zu ſtoßen, wie das des Kardinals Albani zu ſeiner

Cecca Gheroſſini, und an ſo unheimlich-zweideutigen, wie das Winkelmann's zur römiſchen Frau ſeines Freundes Mengs geweſen ſind. In Neapel endlich waren die Beſtrebungen des Miniſters Tanucci im Sinne des aufgeklärten Deſpotismus zwar bis zur Vertreibung der Jeſuiten gediehen; allein das ganze Reformwerk ging wieder zu Schanden unter der ſpäteren Regierung des gekrönten Lazzarone, Ferdinands des Vierten, oder vielmehr ſeiner herrſchſüchtigen Frau, Karolina's von Oeſtreich, welcher wir als der „Furie des Abſolutismus“ weiterhin wieder begegnen werden. Der König war in der That der Lazzarone der Lazzaroni, im Grunde gutherzig, aber wie alle die willenloſen, indolenten, „gutherzigen“ Menſchen, viel leichter ſchlimmen als guten Einflüſſen zugänglich, dabei ſchlecht erzogen, unglaublich unwiſſend, roh, ein leidenſchaftlicher Fiſcher, wüſter Jäger oder vielmehr Schlächter, ungeſchlacht von Manieren, in ſeinem Munde das neapolitaniſche Rothwelſch, welches er ſprach, noch vergemeinernd. Joſeph der Zweite, als er auf ſeinen Reiſen auch Neapel beſuchte, entſetzte ſich über das lazzaroniſche Gebaren ſeines königlichen Schwagers. Wie daſſelbe beſchaffen und was für eine Art von Ton damals am neapolitaniſchen Hofe herrſchte, läßt ſich ſchon daraus abnehmen, daß der König, am Morgen nach ſeiner Hochzeitnacht frühzeitig zum gewohnten Waidwerk eilend, auf die Frage der Hofleute nach dem Befinden ſeiner jungen königlichen Gemahlin die in ihrer Art claſſiſche Antwort gab: „Sie ſchläft wie eine Ermordete und ſchwitzt wie eine Sau“ (dorme come un'ammazzata e suda come un porco[40]).

Der Oheim dieſes Prachtexemplars von König, ebenfalls ein Ferdinand und zwar der Sechſte von Spanien, war in ſeiner Weiſe auch ſo ein Exemplar und hat in der Bildergalerie der gekrönten wunderlichen Heiligen ſeines Jahrhunderts unbedingt ſein beſcheidenes Plätzchen anzuſprechen. Der Zauber von des geliebten Farinelli ſüßer Discantſtimme hat doch zuletzt den

Dämon des Wahnſinns in dem armen Manne nicht mehr niederzuhalten vermocht. Als vollends aus Paris die Nachricht kam, daß Damiens den Hirſchparks-Louis verwundet habe, und aus Lisboa die andere, daß auf König Joſeph den Zweiten geſchoſſen worden ſei, da erfolgte der Ausbruch. Ferdinand der Sechste, die bedenklichen Depeſchen immer wieder leſend, ſtellte ſich in ſeinem Kabinette ſo, daß er Frankreich zu ſeiner Rechten und Portugal zu ſeiner Linken hatte, brach dann nach einem langen Stillſchweigen in die Worte aus: „Von dorther geſtochen, von daher geſchoſſen, und ich in der Mitte.... Wehe mir!“ (Stilettata di quà, pistolettata di là, ed io in mezzo — Oime!) und kroch mühſam unter das Bett der Königin, unter welchem man ihn nur mit Gewalt wieder hervorholen konnte. Die Erkrankung ſeiner Frau, welche von den Pocken weggerafft wurde, ſteigerte ſein Uebel auf den Gipfel. Vom Furor aphrodisiacus beſeſſen, konnte er nur mit Mühe abgehalten werden, „de violer l'agonie de cette pauvre reine.“ Er iſt ihr bald nachgeſtorben, den Thron ſeinem Bruder laſſend, Karl dem Dritten, dem einſichtsvollſten und bravſten aller Bourbons, nicht allein der ſpaniſchen. Ein Ausbund von Häßlichkeit[11], vernachläſſigte er noch dazu ſein Aeußeres im höchſten Grade und ging in Lederhoſen und grobwollenen Strümpfen einher, eine Wolke von Schnupftabak um ſich verbreitend, wozu er freilich ſeine guten Gründe hatte in dieſem conſervativen Madrid, allwo, wie anderes Altehrwürdige und Heilige, auch der Schmutz in des Wortes ſchmutzigſtem und übelriechendſtem Sinne als ein „organiſch Gewordenes und Gewachſenes“ das hiſtoriſche Recht der Conſervirung in Anſpruch nahm. Und zwar mit Erfolg. Denn hatte nicht noch i. J. 1760 ein erſter ſchüchterner Verſuch der Regierung, die Straßen der Hauptſtadt von Unflath und Geſtank zu ſäubern, allgemeine Entrüſtung und Oppoſition hervorgerufen? Hat nicht ein wohlweiſes Collegium der Aerzte bei dieſer Gelegenheit mit der ganzen Facultätsgravität erklärt, beſagte zwei hiſtoriſch gewordenen und gewachſenen Dinge ſeien beileibe nicht wegzuſchaffen, weil ſie die Atmoſphäre von Madrid geſünder machten? Der dritte Karl wußte jedoch auch hier zum Ziele zu kommen, wie er trotz ſeines unlieblichen Aeußeren mittelſt ſeiner ſchlichten Güte und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen und zu erhalten verſtand, ausgenommen die der Feinde der Vernunft und des Staatswohls. Er iſt ohne Frage der beſte König geweſen, welchen Spanien ſeit Iſabella von Caſtilien gehabt, und er war ein beſſerer als die genannte ausgezeichnete Frau, weil er einer vorgeſchritteneren, humaneren Zeit angehörte und ſich zu den Grundſätzen derſelben aufrichtig bekannte. Eine ungeheuere Arbeit erwartete ihn, als er im Dezember 1759 in Madrid einzog, und er hat ſie bis zu ſeinem Tode im Dezember 1788, neunundzwanzig Jahre lang, nicht minder redlich gethan als Friedrich der Große die ſeinige that. Nicht vergeblich; denn das unſäglich verfallene Spanien war unter ſeiner Regierung auf beſtem Wege, im Innern zu geſunden und nach Außen wieder zu einer Achtung gebietenden Machtſtellung zu gelangen. Den religiöſen und politiſchen Anſichten der Aufklärungsperiode von Herzen zugethan, wurde der König von Männern wie Feyjoo, Campomanes, Aranda und Floridablanca berathen, unterſtützt und bedient, und wenn man einerſeits die faſt unüberwindlichen Hinderniſſe in Anſchlag bringt, welche der koloſſale Reichthum einer bis zu ſtupideſtem Bonzenthum entarteten Kleriſei [12]), die gänzliche phyſiſche und moraliſche Verkommenheit der Grandezza, die krähwinkelige Verwahrloſung des Städtebürgerthums, der Fetiſchismus, die Faulenzerei und Bettelarmuth des Volks den Reformen Karls des Dritten entgegenſtellten, andererſeits aber betrachtet, was durch dieſen Monarchen und ſeine Miniſter wirklich beſeitigt und abgethan, ſowie geſchaffen, gegründet und gefördert worden, wenn man die materiellen und intellectuellen Verbeſſerungen aller Art werthet, welche unter Karl dem Dritten angebahnt oder durchgeführt wurden: die Weckung und Kräftigung der öffentlichen Meinung, die Beſchränkung der Inquiſition[43], die Entfernung der Jeſuiten, die Verminderung des zu Myriaden angewachſenen, das Land heuſchreckenartig kahl freſſenden Klerus[44], die Organiſation des Unterrichts, der Armenpflege, des Gemeindeweſens, der Geſetzgebung und Rechtsverwaltung, die Hebung der landwirthſchaftlichen, induſtriellen und commerciellen Kräfte, die Reorganiſation des Heeres und der Marine, — wenn man das Alles erwägt und würdigt, ſo iſt man nur gerecht, wenn man ſagt, daß das Werk des aufgeklärten Deſpotismus nirgends ein ſchwierigeres war als in Spanien und daß es nirgends beſſer verrichtet wurde als hier. Und wie durch den wackern dritten Karl und ſeine Berather und Miniſter für Spanien, ſo ſchien auch für das benachbarte Portugal zu derſelben Zeit eine Epoche der Wiedergeburt heraufgeführt zu werden durch den viel, viel zu viel geſcholtenen Dom Sebaſtian Joſeph Carvalho, weltberühmt unter dem Titel eines Marques de Pombal, in deſſen Händen während des Scheinkönigthums Joſeph Emanuel's (1750—77) die ganze Regierungsgewalt lag. Nicht thatenlos wahrlich, und wenn man dem gewaltigen Marques ſein deſpotiſches, allerdings oft bis zur Grauſamkeit barſches und herbes Durchgreifen zum Vorwurf macht, ſo vergißt man nur, daß der berghoch auf Portugal gehäufte mittelalterliche Unrath und Unflath mittelſt milder Säuſelungen ſicherlich nicht wegzuwehen war. Da bedurfte es eines reinigenden Orkans und Wolkenbruchs und leider hat derſelbe nicht lange genug gedauert. Es iſt richtig, des Miniſters Verfahren in der, überdies kaum rechtskräftig erhärteten Verſchwörungs- und Attentatsgeſchichte von 1758 ſchmeckt bedenklich nach den „Ausmerzungen" eines Czars Iwan des Schrecklichen; aber gerade dieſes auf die Häuſer Aveiro, Tavora und andere hochadelige vernichtend niederfallende Ereigniß, dieſe wollüſtige Null von König, dieſe feilen Marqueſen und Condeſſen, dieſe ganze aus Buhlerei und Meuchelei zuſammengeſetzte Liſſaboner Hofgeſchichte thut klärlich dar, daß auch am Tajo die Spitze der Geſellſchaft in eine moraliſche Eiterbeule auslief, welche den Verſuch, ſie mit Höllenſtein auszubrennen, wohl hervorrufen und rechtfertigen konnte. Und dann muß man nicht vergeſſen, daß bei einer anderen, furchtbareren Kataſtrophe Pombal als ein Heros des Erbarmens, als ein wahrhaft großer und guter Menſch ſich erwieſen hat. Als am erſten November 1755 jenes ſchreckliche Erdbeben Liſſabon geradezu vernichtete und 30,000 Menſchen unter den Trümmern der Stadt begrub, da hat der Marques ſein Genie, ſeine Thatkraft und Herzensgröße hülfreich bethätigt. Von da an habe, heißt es, der König ſeinen Miniſter für ein Weſen höherer Art angeſehen. Es war im Palaſt von Belem, wo, nachdem das Grauenvolle geſchehen, die königliche Familie und der Hof verſammelt waren, ſtarr vor Angſt, zitternd, in Thränen ſchwimmend. Pombal trat ein und der König rief ihm entgegen: „Was iſt zu thun, um dieſem Strafgericht des Himmels zu begegnen?“ „Die Todten begraben und für die Lebenden ſorgen“ (enterrar os mortos e cuidár os vivos), entgegnete der Marques. Und er that Beides, that es mit einer Weisheit und Kraft, die ganze Berge von Elend und Jammer bei Seite ſchafften, that es ſo, daß eine gerechte Bewunderung dankbar von ihm geſagt hat, er ſei wie ein höheres Weſen überall zugleich geweſen, die Aengſtlichen ermuthigend, die Troſtloſen tröſtend, die Böſewichter verſcheuchend, die Sorgloſer ſchirmend, die Verwundeten pflegend und den Balſam des Friedens und der Hoffnung in die Seelen der Verzweifelnden und Gramverzehrten träufelnd, der Aufhelfer und Aufrechterhalter, der Regenerator und gute Geiſt ſeiner Nation[18]). So ein Walten ſoll nie vergeſſen werden unter Menſchen. Was Pombal als tyranniſcher Reformer fehlte, hat ſeine Zeit mitverſchuldet; aber was er 1755 gethan, gehört ihm allein und iſt ſein reinſtes und glänzendſtes Verdienſt.......

Unſere raſche Wanderung durch die Höfe und die vornehme Geſellſchaft des Ancien Régime iſt hier zu Ende. Das iſt, fürwahr, kein Wandern über Blumenanger und durch blühende Gärten geweſen, ſondern durch Wüſten und Sümpfe, in deren Umfang nur ſelten eine grüne Oaſe oder eine bedeutſame Inſel ſich vorfand. Ein ſaurer, mühſamer Gang! Aber derſelbe hat, hoffen wir, ſein Ziel und ſeinen Zweck erreicht, — den Zweck, zu dem Text: „Après nous le déluge“ — den Commentar zu liefern. Denn weſſen Ohr nicht verſtockt iſt gegen die Reſultate und Lehren der Sittengeſchichte, dem wird, wohin er es in der Epoche des Rococo wenden mag, allüberall und in allen Tonarten entgegenſchallen: „Nach uns die Sündflut!“

Die nächſte Aufgabe wird nun ſein, zu zeigen, wie inmitten dieſer dem Tode verfallenen Geſellſchaft der „guten alten Zeit“ die Keime einer neuen gepflanzt und gepflegt worden ſind. Wir haben in dieſem zweiten Abſchnitt vorliegender Schrift einem Schauſpiel angewohnt, deſſen meiſte Szenen nur niederſchlagend wirken konnten; der dritte dagegen wird den erhebenden Beweis führen, was für Kräfte der Verjüngung, welche Waffen zur Bekämpfung des Schlechten, welche Werkzeuge zur Beſeitigung des Abgelebten und zu Schaffung von Rechtem und Zeitgemäßem der Menſchheit eigen ſind. Denn wir ſtehen jetzt an der Schwelle zum Eingang in eine Epoche der Weltgeſchichte, welcher an zerſtöreriſcher wie an ſchöpferiſcher Macht nur wenige andere gleichkommen, wenn überhaupt eine. Der aufgeklärte Deſpotismus, kann man ſagen, hatte durch ſein ganzes Thun und Laſſen die Revolution heraufbeſchworen und fühlte ſich derſelben bei ihrem erſten Erſcheinen noch ſo ziemlich verwandt. Sie aber, zur ganzen Rieſengröße ihrer Flammengeſtalt ſich aufrichtend, machte ihn ſein ſchreckensbleiches Antlitz mit den Händen bedecken und rief ihm zu: „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, — nicht mir!“

# Drittes Buch.

# Freiheit!

# Erſtes Kapitel.

## Der Zweifel.

Das kirchliche und politiſche Syſtem der Bevormundung, welches als brutaler Deſpotismus den Staat in der Perſon des Fürſten aufgehen ließ, als erleuchteter dagegen, wenigſtens in ſeinen beſten Trägern, zu der Formel ſich bekannte: „Alles für das Volk, aber Nichts durch das Volk“ — dieſes Syſtem war auf den Glauben gegründet, alſo auf die Hingabe der Menſchen an für wahr gehaltenes Unbegriffenes und Unbegreifliches, auf das blinde Hinnehmen von Ueberliefertem, auf das denkträge Beharren beim Herkömmlichen. Der Glaube erzeugte den Dogmatismus und dieſer das Autoritätsprinzip, welches in ewiger Wiederholung den Menſchen vorpredigte: „Alle Herrſchergewalt iſt von Gott; folglich, weil ihr an Gott glaubt, müßt ihr euren Herren unterthan ſein!“ Hätte dieſe Lehre keine Gegenlehre wachgerufen, ſo mußte ſie Tod und Verſteinerung der Geſellſchaft zu ihrer unausweichlichen Folge haben.

Aber wie in der Bruſt jedes einzelnen Menſchen, der über die Stufe eines nur thieriſchen Daſeins ſich erhoben hat, ein Etwas lebt, welches ihn treibt und drängt, nach Vervollkommnung zu ſtreben, ſo auch im Bewußtſein der Menſchheit. Dieſes Etwas, nenne man es ſittlichen Inſtinkt, Gewiſſen oder Vervollkommnungstrieb, ſtellt dem gedankenloſen Ja des Glaubens das tapfere Nein des Zweifels entgegen und dieſem kühlen Nein entquillt der Strom menſchlichen Vorſchritts, wie den Gletſchergrotten die Ströme der Erde entquellen.

In Wahrheit, der Zweifel war, iſt und wird allzeit ſein die große Triebfeder jeder Kulturbewegung in der menſchlichen Geſellſchaft. Der Zweifel mit ſeiner Zwillingsſchweſter, der „großen Meiſterin“ Noth, iſt es geweſen, der den erſten Vorſchrittsgedanken in der Menſchenbruſt anregte. Der Zweifel war es, der im Verlaufe der Zeiten dem Glauben das Denken, dem Fürwahrhalten die Unterſuchung, dem Wähnen das Wiſſen, dem Dogma die Kritik, dem Prinzip der Autorität das der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchen, dem Katholicismus den Proteſtantismus, dem Fanatismus die Toleranz, dem Syſtem der fürſtlichen Autokratie das der Selbſtregierung der Völker, der Monarchie die Demokratie gegenübergeſtellt hat. Unter unendlichen Wandelungen der Waffen und Kampfweiſen durchzieht die Fehde dieſer zwei großen Prinzipien: Dogmatismus und Skepticismus, Unterwerfung und Freiheit ruhe- und raſtlos die ganze Weltgeſchichte. Aber energiſcher, unerbittlicher und umfaſſender denn jemals entbrannte ſie im 18. Jahrhundert, das die Fahne, unter welcher im 16. und 17. die Deutſchen gegen Rom, die Niederländer gegen Spanien, die Engländer gegen die Stuarts gekämpft, wieder erhob und höher trug als ſie jemals der Menſchheit vorangeflattert war.

Jedermann weiß, daß und wie ſehr es der europäiſchen Geſellſchaft ſchon zur Zeit der Renaiſſance in dem engen Gehäuſe der mittelalterlich-dogmatiſchen Weltanſchauung zu eng und ſchwül, unerträglich eng und ſchwül geworden war. Der Zerſetzungsprozeß dieſer Weltanſchauung und der ſozialen Einrichtungen des Mittelalters war im Laufe des 14. Jahrhunderts weit vorgeſchritten. Im 15. wurde mälig die Kulturſaat einer neuen Zeit beſtellt. Durch politiſche Umgeſtaltungen, welche das Lehnsſyſtem untergruben, durch große phyſikaliſche und geographiſche Entdeckungen kündigte ſie ſich an. Die hemmenden Feſſeln wurden geſprengt, in welchen die Autorität der unzulänglichen antiken Erd- und Naturkunde die Geiſter nahezu anderthalb Millennien lang feſtgehalten hatte. Bevor das Jahrhundert zu Ende ging, hatte Gutenberg jene „Schwarze Bande“ organiſirt und in Bewegung geſetzt, welche der Civiliſation die weite Welt erobern ſollte, und hatte Colon der Erdkugel ihre zweite Hälfte hinzugefügt, fünfundvierzig Jahre ehe Kopernik den Menſchen den Einblick in die Unermeßlichkeit des Univerſums aufthat und einem Galilei und Newton die Bahn wies zu Findungen von unberechenbarer Tragweite. Und es kam die Zeit, wo, wieder erweckt durch die humaniſtiſchen Studien, der Genius von Hellas den Sonnenſtral ſeiner Schönheit in eine mit dunkeln Kutten verhangene Welt warf; die Zeit, wo ein Hutten enthuſiaſtiſch ausrief: „O Jahrhundert, die Geiſter erwachen, die Wiſſenſchaften blühen; es iſt eine Luſt, zu leben!“ Die Zeit ferner, wo ein Luther in der Kraft ſeiner Ueberzeugung die Energie fand, ſeine Theſen gegen Papſt, gegen Kaiſer und Reich ſtandhaft zu behaupten, und ein Zwingli, der geiſteshellſte der Reformatoren, ſeinen Proteſtantismus und Republikanismus glorreich mit ſeinem Blute beſiegelte. Aber die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und das folgende brachten unter Kriegstrübſalen, welche manche Gegenden Europa's zeitweilig in die Barbarei des Naturzuſtandes zurückwarfen, den großen Rückſchlag. Lutherthum und Calvinismus, dem eigenen Prinzip untreu geworden, fielen in den ſtarren und ſeelloſen Dogmatismus zurück, gegen welchen ſie früher aufgeſtanden. Die wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften der Renaiſſance-Periode kamen in Gefahr, durch die ungeheuren, von Seiten eines kleingeiſtigen, zänkiſchen und brutal-unduldſamen Theologismus aufgewühlten Staubwolken wieder verſchüttet zu werden, und das Unheil wurde nur abgewandt durch den wiederum mit neuer Kraft ſeine Arbeit anhebenden Zweifel. Man verſpürte die Thätigkeit des

„trefflichen Minirers“ gar wohl ſogar in den neuen Bewegungen innerhalb des Kirchenthums ſelbſt, in der engliſchen Quäkerei, im franzöſiſchen Janſenismus, im deutſchen Pietismus. Deutlicher jedoch und gewaltiger in den großen Ergebniſſen der mathematiſchen und phyſikaliſchen Forſchung, welche das Vorſchreiten des modernen Skepticismus und Kriticismus ermöglichten.

Nachdem derſelbe als ſeine Wegbahner und Formulirer einen Rabelais, Montaigne und Cherbury, einen Bacon und Descartes vorgeſandt hatte, ſchickte er als Propheten des geſunden Menſchenverſtandes, des „Common Sense,“ den John Locke aus und richtete ſich die zwei Waffen zu, mittelſt welcher ſeither alle geiſtigen Feldzüge geführt und die herrlichſten Siege erfochten worden ſind: — die moderne Naturforſchung und die moderne Geſchichtswiſſenſchaft. Dieſe Beiden nun begannen energiſch aufzuräumen unter den Marionetten der „göttlichen Komödie“ des Mittelalters. Die ſegensreiche Verheerung und Zerſtörung des ganzen romantiſchen Welttheaters hob an. Eine gränzenloſe Unruhe bemächtigte ſich der Geſellſchaft; es wurde ihr abermals zu enge in ihrer dogmatiſchen Haut. Nachdem ſie ſo lange himmelwärts geſtarrt, bis ihr ſchwindlig geworden, bis ſie vor lauter Himmel die Erde nicht mehr geſehen, wandten ſich endlich ihre Blicke niederwärts zu dieſer und begann ſie dieſe ihre Heimat ſich näher anzuſehen und ſich wohnlicher als bisher darin einzurichten. An die Stelle der Beſchäftigung mit willkürlichen Vorausſetzungen, die immer nur wieder gleich willkürliche Vorausſetzungen zur Stütze hatten, trat die Beſchäftigung mit realen Objekten, an die Stelle der Phantaſtik die Verſtandesthätigkeit, an die Stelle der Hypotheſe das Experiment, an die Stelle windiger Einbildungen die wiſſenſchaftliche Arbeit. Mit einem Worte, das Leben hörte mälig auf, theologiſch zu ſein, und fing mälig an, human zu werden. Enttheologiſirung und Humaniſirung der Geſellſchaft, das war der Kulturcharakter der wunderſamen und contraſtvollen Epoche des aufgeklärten

Deſpotismus und der Revolution. Ein kühner und edler Geiſt der Neuerung, mit der vollen Friſche, Elaſticität und Unbezähmbarkeit der Jugendkraft auftretend, manifeſtirte ſich im ganzen Bereiche menſchlicher Intelligenz als ein nicht zu beſchwichtigender Drang der Forſchung, als ein mittelſt keiner dogmatiſchen Formel abzuſpeiſender Trieb der Unterſuchung. In der That, überall, wo man bisher zu glauben ſich begnügt hatte, hob man jetzt zu prüfen an. Das Reſultat dieſer neuen Thätigkeit war eine Kritik, welcher kein Myſterium mehr zu myſteriös, kein Prieſterrock und kein Prophetenbart mehr zu ehrwürdig, kein Tabernakel mehr zu heilig war. Es iſt auch, wenn wir recht erwägen, ganz in der Ordnung geweſen, daß die Leute oft hell auflachten über ihren bisherigen Unverſtand, ſo ſie erkannten, daß ſo Manches, was die theologiſche Jonglerie ihnen bislang für ein Wunder ausgegeben, das natürlichſte Ding von der Welt ſei. Warum ſollte der Köhlerglaube, in dem zunehmenden Lichte, welches Natur- und Geſchichtswiſſenſchaft verbreiteten, in ſeiner ganzen grotesk-kläglichen Mißbildung daſtehend, nicht Voltaire'ſches Hohnlachen erregen? War ja doch dieſes Hohnlachen des Zweifels nichts Anderes als endlich das mit Nothwendigkeit eingetretene welthiſtoriſche Echo deſſen, was man ſo viele Jahrhunderte hindurch in den Wald des Glaubens hineingeſchrieen hatte.

Und was war nicht Alles anzuzweifeln in dieſer Zeit des Rococo! Was nicht Alles kritiſch zu analyſiren vom Heiligſten an bis herab zum Profanſten! Was nicht Alles zu beſpötteln und zu verhöhnen in dieſer Welt der Reifröcke, der falſchen Coiffuren, des Puders und der Schminke, wo Alles und Jedes danach angethan und darauf berechnet war, das Sein hinter dem Schein verſchwinden zu machen 1)! Schon das iſt für Held Zweifel keine geringe Arbeit geweſen, den Menſchen der Rococo-Periode die Unnatur der herrſchenden Trachten und Moden zum Gefühl und Bewußtſein zu bringen, was auch langſam genug geſchah. Wahr iſt's, die elegante Geſellſchaft jener Zeit hatte in Wohnweiſe, Erſcheinung und Gebaren mit ihrer Verſchwendung von Stuccatur und Vergoldung, ihrem Porzellan, mit der zopfigen Flitterpracht ihrer Möbeln und Equipagen, mit ihren in grellen Kleiderfarben herausſtaffirten Mohren und mißgeſtalteten Zwergen in türkiſchem Anzug, mit ihren rieſengroßen, über und über in Gelb gekleideten Heiducken, ihren ſchneeweiß angethanen Läufern, welche, hochwebende Straußenfedern auf der Mütze, mit ängſtlich keuchender Bruſt vor den unbarmherzig hinter ihnen dreinjagenden Kutſchen ihrer Herrſchaften ihre zierlichen Stäbe einhertrugen, ferner mit ihrem wohlabgemeſſenen Ceremoniel, ihrer nicht ohne Erfolg geübten Anmuthsdreſſur, mit ihren Komplimenten, Handküſſen und Menuetpas, — ja, dieſe Geſellſchaft hatte etwas Putzig-Phantaſtiſches, was, durch den Pinſel eines Boucher oder Wateau zur Anſchauung gebracht, nicht gerade ungefällig wirkt. Mag alſo zuerſt ein „Beau“ von damals und dann eine „Belle“ uns vor Augen treten, im Staatsanzug, verſteht ſich. Da ſeht euch einmal den zierlichen Herrn an. Unter dem Arme hält er das kleine ſchwarzſeidene Dreieck, Chapeaubas genannt. Seine höchſt ſorgfältig gehaltene und dichtgepuderte Friſur endigt in einem Haarbeutel, von welchem ein ſehr breites ſchwarzes Band ausgeht, der ſogenannte Postillon d'amour, leiſe und locker ſeine Wangen umſpielend und dann auf der Bruſt im breiten, kunſtvoll gekräuſelten Jabot ſich verlierend. Der Seide- oder Sammetrock, an allen Säumen, auf allen Nähten, ſogar rings um die zahlloſen Knopflöcher mit Gold geſtickt, iſt ſcharlachroth, roſenfarben, violett, himmelblau, ſchneeweiß, grasgrün oder ſchwefelgelb. Dazu noch die Kleinodien: der große Solitair am kleinen Finger, die lang herabbaumelnde Uhrkette, die den ganzen Oberfuß bedeckenden funkelnden Steinſchnallen. Junge Modeherren hatten ſchon angefangen, den Perücken völlig den Abſchied zu geben, um ihre Haare „en aile de pigeon“ friſirt zu tragen, — jene Taubenflügelfriſur alſe, mit welcher noch Robespierre behaftet war, als er die Wiedereinſetzung Gottes proclamirte. Die Haarbeutel indeſſen hielten ſich noch, jedoch in kleineren Dimenſionen und mit Wegfall des Poſtillon d'Amour. Manſchetten und Jabots von Brüſſeler Spitzen ein unerläßliches Zubehör des männlichen Putzes. Ebenſo, bei Alt und Jung, der Degen, ohne welchen kein Mann der höheren Stände, auch der bürgerlichen, auf der Straße ſich hätte ſehen laſſen.... Während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten hatten die Pariſer Modiſten und Modiſtinnen, welche ganz Europa mit Unſinn verſahen, die Frauentracht glücklich bis zum Wahnwitz hinaufgegipfelt und das Aeußerſte, was in dieſer Art zu leiſten war, leiſtete insbeſondere der Kopfputz der Damen. Dieſe armen Frauenköpfe ſahen genau ſo aus wie die Köpfe der Pferde bei maskirten Schlittenfahrten und die Friſuren hatten allmälig eine ſo ungeheuerliche Höhe gewonnen, daß ihre Trägerinnen, wenn ſie zu Hofe oder zu Balle oder ins Theater fuhren, auf den Boden der Kutſchen niederknieen mußten, um das fabelhafte Haargebäude nicht an dem Kutſchendach einzuſtoßen [2]). Aber laſſen wir eine jugendliche Rococoſchöne im Paradeanzug uns ſich ſelber vorſtellen, eine noch dazu, die zu ihrer Zeit ein ſcheinendes Romanlicht auf dem Theeklatſchtiſch deutſcher Frauenliteratur geweſen iſt. „Ein ungeheurer — ſo ſchildert ſie ihre Erſcheinung, als ſie zu ihrem erſten Ballbeſuch angekleidet war — ein ungeheurer, mit Drahtgeſtell und Roßhaar unterbauter, mit großen Maſſen von Federn, Blumen und Bändern gekrönter Haarthurm ſetzte über meinem Haupte meiner Länge mindeſtens eine Elle zu. Die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgeſtickten Schleifen gezierten Ballſchuhen ſuchten dagegen am andern Ende meiner Perſon dieſes Mißverhältniß auszugleichen. Die Stelzchen waren hoch genug, um mich faſt nur mit den Fußſpitzen den Boden berühren zu laſſen. Ein aus dicht an einander gefügten Fiſchbeinſtäbchen gefertigter Harniſch, feſt und ſteif genug, um einer Flintenkugel zu widerſtehen, trieb gewaltſam Arme und Schultern zurück, die Bruſt heraus und ſchnürte über den Hüften die Taille zur Weſpenform ein. Und nun der Reifrock und über dieſem der mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen faſt bis an's Knie hinauf garnirte ſeidene Rock und über dieſem noch das mit einer langen Schleppe verſehene Kleid vom nämlichen Stoffe. Das letztere ging vorn weit auseinander und war zu beiden Seiten ebenſo garnirt wie der Rock. Hals und Bruſt wurden freier — (in der That ſehr viel freier[3]) — getragen als man es jetzt ſchicklich finden würde. Die Aermel reichten bis an den Ellbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Bändern reich garnirt. Ein großer Strauß von künſtlichen Blumen vollendete den Putz[4])." Zur Vervollſtändigung deſſelben muß noch das Perlmutterdöschen angeführt werden, worin die Damen ſtets einen gehörigen Vorrath von Schönpfläſterchen („Muſchen") mit ſich führten. Es gab deren von kleinerem und größerem Format, in Geſtalt von Sonnen, Monden und Sternen, von Täubchen und Amoretten, welche letztere „Assassins" hießen, vermuthlich ihrer mörderiſchen Wirkung auf die Männerherzen wegen. Dieſe Muſchen wurden auf Stirne, Wangen, Kinn und an die Mundwinkel geklebt, ja ſogar auf den Buſen[5]). Die richtige Wahl und Platzanweiſung dieſer ſchwarzen, aus engliſchem Pflaſter geſchnittenen Dinger machte eines der wichtigſten Geheimniſſe der Toilettekunſt und Koketterie aus.

Rococo, dein Name iſt Unnatur! Dein Körper hieß Schnörkel, deine Seele Frivolität. Und nicht nur das! Ein breiter Zug von Inhumanität und Rohheit geht durch dieſe Schnörkelei. Die verſchiedenen Stände und Geſellſchaftsklaſſen hindoſtaniſch-kaſtenmäßig von einander getrennt, quarantaineartig gegen einander abgeſperrt, die unteren mit einer Brutalität behandelt, welche ſchon daraus erhellt, daß Diener, gleich den Soldaten, durchweg „Kerle" und Dienerinnen durchweg „Menſcher“ genannt und gerufen wurden. Schob man Flitter und Formeln bei Seite, ſo ſtieß man in dieſer Geſellſchaft faſt überall auf einen empörend plumpen und gemeinen Ton, deſſen Zotenhaftigkeit freilich mit der in den vornehmen Kreiſen heimiſchen Lüderlichkeit ganz gut harmonirte. In ſeiner frechſten Saftigkeit machte ſich dieſer Ton an den meiſten der geiſtlichen Höfe laut, wie z. B. an jenem fürſtlichen Biſchofsſitze Fulda, deſſen ſittliche Verſunkenheit unmittelbar vor der franzöſiſchen Revolution uns unglaublich erſcheinen müßte, wenn ſie nicht ſo authentiſch bezeugt wäre. Hier konnte man bei öffentlichen Feſten ſehen, wie vornehme Geiſtliche und vornehme Buhlſchweſtern vor allem Volke mittelſt Fingerſpiels einander die gröbſten Zoten zutelegraphirten. Hier traf der Bauernjunge, welcher, Nonnen mit ihrem Beichtvater über die Straße gehen ſehend, ſeinen Vater fragte: „Nicht wahr, der Braune iſt der Nonnerich?“ in ſeiner Einfalt das Richtige. Hier durfte eine über das prälatiſche Leben entſetzte Bäuerin mit Fug ausrufen: „Es iſt ein Gotteswunder, daß noch ein Streifchen blauen Himmels über dem Volk hangen bleibt[6].“ Und mit der Rohheit und Gemeinheit des geſelligen Tons wetteiferte hier und anderwärts ein Kanzleiſtyl, deſſen Grobianismus, von dem in orientaliſchen Deſpotieen herrſchenden unmöglich zu übertreffen, in Deutſchland auch nach der franzöſiſchen Staatsumwälzung noch lange heimiſch blieb[7].

Alſo ſelbſt in ſchlichten Bäuerinnen regte ſich beim Anblick des ſittlichen Verderbens der alten Lebensmächte der Stachel des Zweifels. Kehren wir daher von unſerer epiſodiſchen Abſchweifung zu dem trefflichen Minirer zurück, um raſchen Ganges ſeinen Gängen nachzugehen[8]. . . . . Wie Jedermann weiß, iſt die ſegensreiche ſkeptiſche Bewegung der Geiſter von England ausgegangen, wo das Aufkommen der Locke'ſchen Erfahrungsphiloſophie mit dem Siege des conſtitutionellen Prinzips über Stuart'ſchen Abſolutismus zuſammenfiel. – Vermöge ſeiner ganzen Lage und Weiſe war England vorzugsweiſe berufen, dieſe Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes zu pflegen und ihre Schlußfolgerungen zu ziehen. Dies geſchah zunächſt durch die ſogenannten Freidenker (Free-thinkers), die Collins und Toland, weiterhin die Tindal, Morgan, Chubb und Andere, welche den Maßſtab des geſunden Menſchenverſtandes an die religiöſen Ueberlieferungen legten und im Fortgang ihrer Polemik gegen dieſelben an die Stelle der geoffenbarten Religion den Deismus, an die Stelle des dogmatiſchen Chriſtenthums das ethiſche ſetzten oder geradezu die ſittlichen Grundſätze des Chriſtenthums als eine „Naturreligion“ geltend zu machen ſuchten. Die auf dieſem Wege gewonnenen Anſchauungen und Ueberzeugungen wurden aus den Stuben der Gelehrten und Halbgelehrten in die Kreiſe der Gebildeten hinübergepflanzt und in der vornehmen Welt in Mode gebracht durch die weltmänniſche Schriftſtellerei von drei großen Herren, den Lords Shaftesbury, Bolingbroke und Cheſterfield, welche, jeder in ſeiner Weiſe und mit am meiſten Genialität Bolingbroke, für den Skepticismus Propaganda machten. Common sense wurde überhaupt die Loſung der engliſchen Literatur und alle Gattungen derſelben waren von dieſer rationaliſtiſch-realiſtiſchen Strömung ſtark beeinflußt: ſo die Verſtandespoeſie Pope's und ſeiner Schule, die Romandichtung eines Defoe, Fielding und Smollet, die bürgerliche Tragik Lillo's und die Volkspoſſenkomik Foote's, die geſchriebene Satirik Swift's und Johnſon's wie die gezeichnete und gemalte Hogarth's, endlich und ganz insbeſondere die populariſirende Publiziſtik, wie ſolche Steele und Addiſon in ihren berühmten Wochenſchriften (Tatler, Spectator, Guardian) handhabten. Es konnte nicht ausbleiben, daß in England ein ſolches Gewoge ſkeptiſcher Meinungen, welches einen Hume und Gibbon zu ihren hiſtoriſchen Forſchungen, einen Smith zu ſeinen nationalökonomiſchen Unterſuchungen anregte, bald auch auf das politiſche Gebiet praktiſch hinübergriff, und wir ſehen nach der Thronbeſteigung des dritten Georgs, deſſen Hohlſchädel der Droit-Divin-Dunſt ſo dick anfüllte als nur irgend die Schädelhöhle eines feſtländiſchen Autokraten, eine Oppoſition auftauchen, deren Sprachrohre nach einander Wilkes, Junius*) und Burke wurden, eine Oppoſition, die, für das engliſche Staatsweſen von einſchneidender Wirkung, zugleich für das Feſtland, insbeſondere für Frankreich, einen Gegenſtand der Verwunderung, der Bewunderung und der Nachahmung abgab.

England iſt überhaupt ſchon in den erſten Decennien des 18. Jahrhunderts für die Franzoſen erſt ein Gegenſtand der Neugierde und Verwunderung, dann der Bewunderung und Nachahmung geweſen und von zwei bedeutendſten Stimmführern der franzöſiſchen Aufklärung weiß man mit Beſtimmtheit, daß ſie die nachhaltigſten Anregungen von jenſeits des Kanals ſich geholt haben. Monteſquieu hatte allerdings ſchon zuvor durch ſeine „Lettres persanes“ (1721) bewieſen, daß und wie ſehr der Sauerteig des Skepticismus zu dieſer Zeit bereits unter den denkenden Leuten in Frankreich in die träge Maſſe der Vorſtellungen kirchlicher und politiſcher Orthodoxie gährungskräftig eingegangen war. Allein erſt nach ſeiner Heimkehr aus England (1729) machte er ſich, der dort empfangenen Eindrücke voll, an jene Arbeit, deren epochemachenden Ergebniſſe die „Considérations“ über römiſche Geſchichte (1734) und der „Esprit des lois“ (1748) waren. Das letztere Buch, auf die Verfaſſung Englands baſirt, iſt bekanntlich eines der wirkungsreichſten aller jemals von Menſchen geſchriebenen geworden. Die Bibel des conſtitutionellen Monarchismus, hat der „Geiſt der Geſetze“ die Idee der geſetzlichen Freiheit, zu verwirklichen durch ein Zuſammenwirken des Volkswillens mit dem Königthum, der brutalen Thatſache autokratiſcher Bevormundung entgegengeſtellt. Mittelſt Monteſquieu's Meiſterwerk übertrug der Skepticismus, ſpätere Entwickelungsphaſen vorwegnehmend, ſeine Anzweifelung und Kritik des Beſtehenden auf das ſtaatliche Gebiet. In Voltaire dagegen, dem Zeitgenoſſen des Genannten, arbeitete er mehr vielſeitig, ja ſo zu ſagen allſeitig.... Dieſer große Mann, welcher, falls man ſich die Mühe gibt, die Schale ſeiner Eitelkeit und Gefallſucht zu durchbrechen, im Kern auch als ein guter ſich erweiſ't und thatſächlich unbedingt ein beſſerer Chriſt war als Irgendeiner aus der ſchwarzen Rotte, in deren Augen und Ohren er ein Gräuel geweſen und iſt, — dieſer große Mann (geb. am 21. November 1694 zu Paris), welchen zu ſchmähen heutzutage nur noch die Unwiſſenheit, die Heuchelei und der Knechtſinn berechtigt ſind, hat, nachdem er als junger Menſch mittelſt einer durchaus ungerechten, auf den bloßen Verdacht der Autorſchaft einer Satire hin ihm zuerkannten Baſtillehaft von achtzehn Monaten mit der Tyrannei handgreiflich bekannt geworden und dann als vierundzwanzigjähriger Poet in ſeiner Erſtlingstragödie Oedipe (1718) den erſten weithinhallenden Schuß gegen Dogma und Bonzenthum losgebrannt[10], auch ebenſo handgreiflich fühlbar in ſeinem Streithandel mit dem Duc de Rohan die feige Brutalität der Grandſeigneurie ſeines Landes erfahren hatte, ſeine Schule ebenfalls in England gemacht (1726–29). Hier eignete er ſich die Grundſätze und Forſchungsreſultate des Deismus an, ſowie die aus dem engliſchen Parlamentarismus entſpringenden politiſchen Prinzipien. Er wurde alſo ein Deiſt und ein Liberaler und es weiſ't bedeutſam auf die engliſche Schule zurück, daß er noch kurz vor ſeinem Tode ſein Glaubensbekenntniß ebenſo bündig als wahr mit den engliſchen Worten „God and Liberty“ formulirte. Aus England brachte er auch feſtgehämmert und wohlpolirt die Waffe mit heim, mittelſt welcher er ſich die geiſtige Souverainetät über ein Halbjahrhundert erobern ſollte, jenes Schwert des Witzes, wie es weder vor noch nach ihm ſo blank und ſchneidig jemals wieder in der Hand eines Menſchen blitzte. Er hat dann, wie bekannt, ſeinen zerſtöreriſchen Witz zu einer weltgeſchichtlichen Macht erhoben, und zwar zu einer wohlthätigen, weil aufräumenden und luftreinigenden Macht. Allein er war keineswegs ein bloß verneinender Geiſt. Zeugniß für ſein auch poſitives Wirken gibt, abgeſehen von Anderem, ſchon der Umſtand, daß er zu einer Zeit, wo die Wiſſenſchaft der Volkswirthſchaft noch kaum exiſtirte, in einer Zeit der bornirteſten Monopolienſucht den großen Grundſatz des Freihandels zur Geltung zu bringen ſich bemühte[11]. Indem Voltaire, die ethiſche Seele des Chriſtenthums hochachtend, deſſen dogmatiſchen Leib mit ſchonungsloſem Spott in Fetzen riß, hat er freilich allzuſehr überſehen, daß der kenntnißloſe und darum denkträge große Haufen wie die hüllenloſe Schönheit, ſo auch die nackte Wahrheit nicht vertragen zu können und zur Aneignung ſittlicher Begriffe der Vermittelung durch mythologiſche Vorſtellungen allzeit zu bedürfen ſcheint. Aber es iſt nur gerecht, anzuerkennen, daß Voltaire's Moral eine humane und edle war, wenn er ſie in die mannhaften Worte zuſammenfaßte: „Sei rechtſchaffen, hülfreich und wohlthätig, allem Maßloſen feind, nachſichtig gegen deine Mitmenſchen, ſtreng gegen dich ſelbſt. Wo du herkommſt, wo du hingehſt, verzichte darauf, es zu wiſſen, und erwarte den Tod ohne Furcht und ohne Hoffnung[12]!“ Endlich dürfen auch die großen Verdienſte des Mannes um die Geſchichtswiſſenſchaft nicht mit Stillſchweigen übergangen werden.

Von der großen Epoche der Aufklärung datirt überhaupt die Begründung der modernen Geſchichtsforſchung und Geſchichtſchreibung. Weder das Alterthum noch das Mittelalter hat eine wiſſenſchaftliche Hiſtorik gekannt. Was das letztere insbeſondere angeht, ſo iſt es unthunlich, von der „Wiſſenſchaft“ einer Zeit zu ſprechen, deren beſte Köpfe ſich unabläſſig mit Einbildungen und Hypotheſen beſchäftigten. Am Ende des Mittelalters und während der Reformationszeit machte ſich allerdings jener Realismus, jener Geiſt der Thatſächlichkeit, ohne welchen es kein Wiſſen und keine Wiſſenſchaft gibt, auch in der Geſchichtſchreibung bereits fühlbar. Schon in den Chroniken eines Froiſſart, eine ſo kindliche Freude derſelbe auch an dem ritterthümlichen Apparat noch haben mag, und entſchiedener in denen eines Tſchudi und Frank will ſich die realiſtiſche Anſchauung aus der theologiſchen entpuppen. Die Spezial- und Lokalhiſtorik wurde da und dort ſchon mit jener modernen Nüchternheit betrieben, welche zu dem romantiſchen Rauſche des Mittelalters einen ſo ſchroffen Gegenſatz bildet. Es genügt, an Machiavelli und Zurita und weiterhin an de Thou und Burnet zu erinnern. Allein von einem Begreifen und Faſſen der welthiſtoriſchen Entwickelung, von einer Einſicht in die wirklichen Motive derſelben war noch keine Rede und konnte keine Rede ſein. Der Grund iſt ſehr einfach: ohne Verſtändniß der Naturgeſetze gibt es kein Verſtändniß der Geſetze, welchen gemäß der Prozeß menſchlicher Kultur vor ſich geht; daher ohne Naturwiſſenſchaft keine Geſchichtswiſſenſchaft. Nachdem nun gegenüber den hierarchiſchen Dunkelungen eines Boſſuet, welcher noch zu Ausgang des 17. Jahrhunderts es unternahm, die Weltgeſchichte nach der theologiſchen Schablone zuzuſchneiden — („Discours sur l'histoire universelle“ 1681) — der große Zweifler Bayle die moderne Univerſalhiſtorik wirklich begründet hatte — („Dictionnaire historique et critique“ 1696), — zog Voltaire in ſeinen geſchichtlichen Werken die Summe deſſen, was von da an bis zu ſeiner Zeit auf dieſem Felde gewonnen worden. Auch hier vollbrachte er eine aufräumende, klärende und befreiende Rieſenarbeit, wie beträchtliche Mängel auch immer im Einzelnen ſeinen Geſchichtsbüchern anhaften mögen und wirklich anhaften. Er, und mit ihm ſein großer Zeitgenoſſe Montesquieu, hat die Geſchichtſchreibung von der theologiſchen Obſervanz, von dem Gängelbande bibliſch-kirchlicher Tradition völlig losgemacht. Er erweiterte, ganz vorzüglich durch ſein bezügliches Hauptwerk, den „Essai sur l'esprit et les moeurs des nations,“ den Horizont der Geſchichte unendlich und zugleich humaniſirte er ſie, indem er, immer in Parallele mit der gleichzeitigen Thätigkeit Montesquieu's, mit Geiſt und Glück es unternahm, an die Stelle einer bloßen Geſchichte der Höfe, der Kabinette, der Vorzimmer und der Feldlager eine Geſchichte der Geſellſchaft zu ſetzen. Voltaire iſt recht eigentlich der kühne und geſchickte Pfadfinder der Kulturhiſtorik geweſen, einer durchaus modernen und äußerſt fruchtbaren Wiſſenſchaft. Sodann war auch die Form von ſeinen geſchichtlichen Schriften von hoher Bedeutung, denn vermöge ſeiner Darſtellungsweiſe trat die Geſchichte aus den Gelehrtenſtuben heraus in den Kreis aller Gebildeten und nach Bildung Strebenden. Mit anderen Worten, Voltaire hat zuerſt die Hiſtorik zu einem Zweig der Nationalliteratur gemacht, ein Verdienſt, welches ſich nachmals in Deutſchland Schiller um die Geſchichte erwarb. Alle civiliſirten Länder Europa's hatten ihren Antheil an der außerordentlichen Regſamkeit, die ſich jetzt auf dem Felde hiſtoriſcher Studien kundgab, und allenthalben wich in dem Grade der Ertragsfähigkeit geſchichtlicher Unterſuchung und Darſtellungskunſt der abergläubiſche Reſpect vor der Vergangenheit, eine Hauptſtütze alſo des Syſtems religiöſer und politiſcher Bevormundung der Völker. In Italien waren Muratori, Giannone und Tiraboschi thätig, in Schottland Hume und Robertſon, in Deutſchland Möſer, Schlözer und Spittler. In einem und demſelben Jahre (1776) erſchien in England Smith's „Wealth of nations,“ der hiſtoriſchen nicht minder als der volkswirthſchaftlichen Forſchung unermeßliche Gebiete aufſchließend, und der erſte Band von Gibbon's unſterblichem Geſchichtswerk. Vier Jahre darauf gab Müller den erſten Band ſeiner Schweizergeſchichte heraus, die, wie groß auch ihre ſachlichen Irrthümer und wie verwerflich die Affectation ihres Styls, zur Anregung des demokratiſchen Geiſtes dennoch weſentlich mitgewirkt hat, und wiederum vier Jahre ſpäter trat Herder mit ſeinen „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ (1781) hervor, jenem kühnen und originellen, wenngleich mit unzulänglichen Mitteln unternommenen Verſuch, einen neuen Grundbau der Hiſtorik zu ſchaffen, zum erſten Mal eine univerſale Kulturgeſchichte höchſten Styls zu ſchreiben....

Abermals uns rückwärts wendend, finden wir, daß die Literatur des Zweifels, wie ſie durch Voltaire, als ihren Hauptſtimmführer, zum Agens und Factor der öffentlichen Meinung gemacht worden, in das ſtaatliche und kirchliche Leben gewaltig eingegriffen hat. Immerhin jedoch nur ſo, daß die fürſtliche Autokratie vorderhand unangetaſtet blieb. Voltaire ſelbſt, obgleich, wie wir bei Gelegenheit hören werden, von dem Herannahen einer Revolution vollſtändig überzeugt, war weit entfernt, zu fordern, daß das Bevormundungsſyſtem fallen gelaſſen und mittelſt allmäliger Betheiligung des Volkes am öffentlichen Weſen der Gefahr einer Umwälzung begegnet werde. Er wollte, die Fürſten ſollten die Freiheit geben; er verlangte von dieſen nur freiſinnige Verwaltungsgrundſätze und eine wohlwollende Uebung derſelben, und ſeine politiſchen Ideen haben ſich im Ganzen nirgends über das Niveau der rationellen, wahrhaft patriarchaliſchen Schafzucht erhoben. Hiebei jedoch konnte die einmal in Fluß gerathene, vorwärts drängende öffentliche Meinung nicht ſtehen bleiben und wir ſehen, daß ſie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf den Spitzen ihrer Wogen immer deutlicher den demokratiſchen Gedanken trägt, die Forderung einer aktiven Betheiligung der Völker am Staatsweſen. Die Bewegung der Geiſter ſchlug alſo von dem religiöſen Gebiet auf das ſtaatliche hinüber, allein es geſchah dies erſt da, als auf jenem der Skepticismus durch ſeine ſpäteren Evolutionen reinen Tiſch gemacht hatte.

Voltaire war ein ſtandhafter Deiſt geblieben: er hatte den Glauben an einen perſönlichen Gott und an eine von demſelben ausgehende göttliche Weltregierung feſtgehalten. Jetzt aber wuchs aus dieſer idealiſtiſch-deiſtiſchen Anſchauung eine materialiſtiſch-atheiſtiſche heraus, und zwar durch die Triebkraft der außerordentlich eifrig betriebenen Naturwiſſenſchaften. Erfolge, wie ſie auf dieſem Gebiete ein Buffon, ein Lavoiſier hatten, ließen den Realismus und Senſualismus zu immer größerer Kühnheit ſich erheben und zu materialiſtiſchen Folgerungen vorſchreiten, deren Ausſprechen bezeugte, daß in den Anſichten und Gefühlen der Menſchen ſeit dem Beginne des Jahrhunderts eine ungeheure Umwälzung ſich bewerkſtelligt haben mußte. Die verſchiedenen Stufen und Schattirungen der materialiſtiſchen Schule werden angedeutet durch die Namen d'Alembert, ein ſcharfſinniger Mathematiker und milder Skeptiker, Diderot, einer der liebenswürdigſten Menſchen ſeiner Zeit, vielſeitig, beweglich, franzöſiſcher Eſprit höchſter Potenz, gutmüthig, hochherzig, unermüdlich, noch ſtark vom Idealismus angeflogener Optimiſt; ferner Condillac, ein wirklich philoſophiſcher Denker unter einer Schaar ſogenannter „Philoſophen,“ und ſein Conſequenzenzieher Cabanis („Les nerfs voilà tout l'homme“); weiter der freche Genußprediger La Mettrie und der feinere, „das Geheimniß von aller Welt ausplaudernde“ Selbſtſuchtsapoſtel Helvetius („Sur l'esprit“ 1758). Die Summe der materialiſtiſchen Weisheit, welche nach und nach ſich anſammelte, war dieſe: — Es gibt nur Etwas, die Materie. Dieſe iſt einzig und ewig. Ein von derſelben Getrenntes, Unabhängiges, was die Menſchen Seele oder Geiſt nennen, exiſtirt nicht. Weil Alles Materie iſt, kann es unmöglich ein rein geiſtiges Weſen, einen ſogenannten Gott geben, es ſei denn, daß er die Materie wäre. Seelen- oder Geiſtesleben des Menſchen iſt nur eine Thätigkeit ſeines Gehirns. Mit dieſer hört jenes auf und die Unſterblichkeit der ſogenannten Seele iſt alſo eine Fabel .... Die politiſchen aus dieſer Lehre gezogenen Schlüſſe konnten natürlich dem Ancien Régime nur feindſelig ſein. Es gibt kein Jenſeits, folglich auch keine jenſeitige Entſchädigung der im Dieſſeits Beladenen, Mühſeligen, Uebervortheilten und Unterdrückten; folglich müſſen wir uns das dieſſeitige, das einzig wirkliche Daſein möglich gut und bequem und menſchlich einrichten; folglich muß Alles beſeitigt werden, was dieſem Neubau der Geſellſchaft entgegen ſteht; folglich fort mit der Ariſtokratie und ihren Vorrechten und fort mit Thron und Altar!

Es ſollte ein Tag kommen, wo dieſe Conſequenzen des Materialismus nicht nur ſo formulirt, ſondern auch die Formeln verwirklicht wurden. Einſtweilen ſpielte man in den Salons von Paris mit dem Feuer, insbeſondere in jenen literariſchen Salons, wie ſie früher von Madame Tencin, der herzloſen Mutter d'Alembert's, ſpäter von Madame Geoffrin, Madame Du Deffand und Mademoiſelle l'Espinaſſe eröffnet und gehalten wurden. Zu dieſen „Bureaux d'esprit," deren Vorſitzerinnen eines europäiſchen Rufs genoſſen und von Kaiſerinnen und Königinnen beſchmeichelt wurden[14]), bildete ſich die Geſellſchaft des Rococo allmälig zur Geſellſchaft der Revolution um. Aber dieſe Umbildung beſchränkte ſich keineswegs auf die Mitglieder dieſer in Esprit und Witz ſchwelgenden Kreiſe. Denn zur gleichen Zeit that die Philoſophie der Epoche dem großen Publikum einen ungeheuren literariſchen Salon auf, in welchem ſich jeder des Leſens Kundige die Reſultate der ſkeptiſch-materialiſtiſch-revolutionären Arbeit aneignen konnte. Man erräth leicht, daß damit die große, von Diderot und d'Alembert redigirte „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, par une Société de Gens de Lettres" gemeint iſt, deren erſter Band i. J. 1751, deren letzte zehn Bände 1766 erſchienen, nachdem der Fortſetzung und Vollendung des Werkes von Seiten der Geiſtlichkeit alle möglichen Schwierigkeiten bereitet und dieſelben ſchließlich nur durch ein „kleines Hofmanöver" beſeitigt worden waren [14]. Dieſes umfangreiche Werk hat, wie bekannt, die Metallbarren der Philoſophie des Jahrhunderts — gleichviel freilich, ob es gediegene oder ſehr beſchlackte waren — in der Form allwärts gangbarer Scheidemünze in Umlauf geſetzt. Damit gingen der Zweifel an dem Beſtehenden und die Ueberzeugung, daß ein Weltaltertag ſeinem Ende ſich nahe, hinaus in alle Welt und wirkten nach unten hin um ſo gewaltiger, als die Encyklopädiſten die ſogenannte phyſiokratiſche Doctrin Quesnay's und ſeiner Anhänger aufgenommen und populariſirt hatten, eine Doctrin, welche ſich dem ſogenannten Merkantilſyſtem, das den Reichthum und die Armuth eines Landes lediglich nur nach dem in demſelben vorhandenen Baarvorrath an Gold und Silber bemaß, ſchroff entgegenſtellte, indem es in der allnährenden Erde, d. h. im Bodenertrag, die einzige wirkliche Quelle des Reichthums und der Volkswohlfahrt ſah und folgerichtig darauf drang, die Productionskraft von Grund und Boden durch Beſeitigung der Feudallaſten zu ſteigern und dadurch zugleich das Loos der ackerbauenden Bevölkerung zu vermenſchlichen . . . . Nach Alledem erübrigte zum Abſchluß der ſkeptiſch-materialiſtiſchen Arbeit nur noch, das oben bereits mitgetheilte Endreſultat derſelben aus allen Mäntelchen und Verklauſulirungen herauszuſchälen und mit dürren Worten vor das Publicum hinzuſtellen. Dies geſchah durch den reichen, wohlthätigen, gaſtfreien „Maitre d'hôtel de la philosophie," den Baron Paul Heinrich Dietrich von Holbach, von Geburt ein Pfälzer, aber frühzeitig nach Paris gekommen und ganz verpariſert. Er nämlich iſt, wie jetzt unzweifelhaft feſtſteht, der Verfaſſer des i. J. 1770 unter dem Namen Mirabaud's gedruckten „Système de la nature," welches den nackten Atheismus rückſichtslos verkündigte und Tugend und Moral in der Kunſt, glücklich zu ſein und glücklich zu machen, aufgehen ließ. Im Grunde lief die ganze hier vorgetragene Lehre auf die Aufforderung hinaus: „Laßt uns eſſen und trinken und fröhlich ſein, denn morgen ſind wir todt!“ und ſo zerrann die materialiſtiſche Philoſophie in ein gähnendes Nichts, in eine graue, todtenhafte Oede, vor welcher zurückgeſchaudert zu ſein Göthe in den Denkwürdigkeiten ſeines Lebens bekannte, in ein troſtloſes „Gaffen der Gähnungen“ (ginnungagap), von welchem in alter Zeit die Sibylle der germaniſchen Bibel, die Völa der Edda, orakelhaft geredet hatte.

## Zweites Kapitel.

# Die Begeiſterung.

Aber auf ſeinem Wege zu dieſem Abgrund des Nichts hatte der revolutionäre Gedanke ſchwindelnd innegehalten. Oder vielmehr, dem ſeinen letzten Conſequenzen haſtig zuſtürmenden Zweifel ſuchte die Begeiſterung ſich in den Weg zu ſtellen.... Keiner, dem Sinn für Wahrheit innewohnt, wird leugnen wollen, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unzählige Herzen unter dem Anhauch der großen Vorſchrittsgedanken der Zeit von edelſter Begeiſterung glühten und daß die hoffenden, ſtrebenden, nach Licht, Luft und Freiheit ringenden Geiſter der ganzen gebildeten Welt wie durch eine elektriſche Kette mit einander verbunden waren. Darum, wo immer ein Funke vom echten Feuer des Genius auf dieſe Kette fiel, durchzuckte der Schlag mit Blitzesgewalt ganz Europa.

Eine ſolche Wirkung thaten die Schriften Rouſſeau's, des „Citoyen de Genève“. Der Prophet des Gefühls löſ'te den Propheten des Witzes ab. Wo Voltaire zerſtört hatte, ſuchte Rouſſeau aufzubauen. Wo jener den Verſtand zur Empörung geſtachelt, regte dieſer die Triebkraft des Gemüthes auf. Wo jener gehöhnt, tröſtete dieſer; wo der Patriarch von Ferney unter Scherzen und Gelächter überredet hatte, überzeugte der Geächtete der Petersinſel und flammte die Herzen mit der

Glut des eigenen Enthuſiasmus an. Rouſſeau iſt recht eigentlich der Mann geweſen, welcher der weltgeſchichtlichen Frivolität des 18. Jahrhunderts ein weltgeſchichtliches Pathos entgegenſetzte und zwar ſiegreich entgegenſetzte, indem er ſeine Zeitgenoſſen, wenigſtens die Empfänglichen, aus dem Sumpfe gemeiner Inſtinkte auf die Aetherhöhe edler Leidenſchaft emporhob. Noch einmal, er hat ſeine Zeit Begeiſterung gelehrt, — eine unſterbliche That, ein Verdienſt, deſſen ganzer Umfang Einem klar wird, wenn man ſich vergegenwärtigt, was für eine entſetzliche Zucht- und Ruchloſigkeit die Geſellſchaft des Ancien Régime mit ihrer Philoſophie der Blaſirtheit bemäntelte. Man überwinde ſeinen Ekel und werfe einen Blick auf die Schmutzromanliteratur von damals — mit deren Produkten, auch ein Zeichen der Zeit, die Pariſer Polizei einen heimlichen Handel trieb[15]) — man ſehe ſich die Erzählungen des jüngern Crébillon an oder eine „Thérèse philosophe“ oder gar des Marquis de Sade „Justine“ und „Juliette“, das Scheußlichſte, was jemals ein Menſchengehirn ausgeheckt; man beachte, daß ſelbſt Geiſter erſten Ranges, ein Voltaire, ein Diderot, ein Mirabeau nicht verſchmähten, in dieſem Schmutz mitherumzuplatſchen, und man wird erkennen, was es heißen wollte, wie viel es zu bedeuten hatte, wenn ein genialer Mann auftrat und mit der feierlichen Beredtſamkeit einer Rieſenglocke, deren Klang zugleich etwas von dem Schreckhaften des Sturmglockengeläutes hatte, in den orgiaſtiſchen Tumult der „Vorurtheilsloſigkeit“ hineintönte: Natur und Freiheit! Gott und die Familie! Nur in der Rückkehr zu dieſen iſt Heil!.... Freilich, es iſt wahr, leicht mag das Naturevangelium von Jean Jacques, genau angeſehen, heute mehr Achſelzucken als Sympathie erregen. Nicht ſo faſt deshalb, weil wir daran etwas Gemachtes herauszufühlen meinen, ſondern vielmehr darum, weil wir das Unhaltbare des Enthuſiasmus für „naturwüchſige“ Zuſtände erkannt haben, weil wir wiſſen, daß der Menſch nicht für die Barbarei des Natur zuſtandes, ſondern für die Segnungen der Civiliſation da iſt. Aber vergeſſen wir darob nicht, daß die Geſellſchaft des Rococo, ſo, wie ſie war, einem Manne von Geiſt und Herz wohl den Wunſch einflößen konnte, in Wildniſſe und unter Wilde zu fliehen. Vergeſſen wir auch nicht, daß die Sehnſucht, aus den verkünſtelten, raffinirten, häufig geradezu widernatürlichen Verhältniſſen herauszukommen, eine allgemein verbreitete war. Brauchte man doch nur eine Rococo-Schöne, wie wir oben eine vorgeführt, anzuſehen, um Angeſichts ſolcher Unnatur nach Natur zu dürſten und zu ſeufzen. Wie ſehr dieſes ſchmerzlich-drangvolle Sehnen nach Naturgenuß und naturgemäßeren ſozialen Zuſtänden, einfacheren Gewohnheiten und reineren Sitten, nach Wiederherſtellung der zerrütteten Häuslichkeit und des geſchändeten Familienlebens Tauſende von Herzen erfüllte, bezeugt die Literatur, bezeugen die Töne, welche in England Thomſon, Cowper, Young, Gray und Goldſmith, in Deutſchland Klopſtock und ſeine Schule, in Italien Parini und Ceſarotti anſchlugen, bezeugt der außerordentliche Beifall, welchen das Genre des Richardſon'ſchen Familienromans, ſowie die ebenfalls nach engliſchen Muſtern durch Diderot in Frankreich, durch Schröder und Iffland in Deutſchland aufgebrachten dramatiſchen Familiengemälde fanden. Alle dieſe Strömungen und Strebungen faßten ſich zuſammen in der von Rouſſeau verkündigten frohen Botſchaft der Natur und Freiheit. Allerdings iſt dabei viel Schiefes und geradezu Falſches mituntergelaufen und es hätte dem Propheten der Naturwüchſigkeit und Naturgemäßheit nicht begegnen ſollen, daß er die Staatsgeſellſchaft auf das künſtliche Fundament eines Vertrags ſtellt, während die Natur ſie aus ihrer natürlichen Wurzel, aus der Familie, hervorgehen ließ. Ueberhaupt iſt die von Rouſſeau conſtruirte Demokratie eine Chimäre, die nur etwa durch lauter Rouſſeaus verwirklicht oder auch dann erſt recht nicht verwirklicht werden könnte. Allein wenn des vielgeſchmähten, vielgehetzten und, freilich nicht ohne eigenes Verſchulden, tiefunglücklichen Mannes Politik ihrem ganzen Weſen nach der unmittelbaren Fruchtbarkeit ermangelte, ſo hat dagegen ſeine Autorſchaft im Ganzen und Großen eine unberechenbare Fülle von Anregungen über die Welt ausgegoſſen. Es war in ſeinen Büchern eine wahrhaft erſtaunliche emanzipative Kraft. Mittelſt ſeiner „Nouvelle Heloise“ emanzipirte der geniale Genfer das Gefühl von dem hölzernen Joch der conventionellen Lüge; mittelſt ſeines „Emile“ befreite er die Jugend von dem Baculus einer ſtrohernen Pedanterei, gab den Kindern Kindheit und Kindlichkeit zurück und weckte in der Bruſt des armen großen Heinrich Peſtalozzi jenen Funken himmliſchen Erbarmens, der ſeinem Träger zur Findung ſeiner glorreichen Volkserziehungsmethode leuchtete; mittelſt ſeines „Contrat social“ endlich erlöſ'te Rouſſeau die Welt von dem laſtenden Wahn, das angebliche göttliche Recht der Könige exiſtire anderswo als in dem Köhlerglauben der Völker. Es war eine heldiſche Ader in dem ruhelos Umgetriebenen, beſtreite das, wer kann und mag. Nicht eine Sonderlingsgrille, nein, Heroismus iſt es geweſen, was Rouſſeau dem Triumphzug des Materialismus das Banner des Idealismus kühn entgegentragen ließ. Der kennt, fürwahr, jene Zeit ſchlecht, welcher nicht anerkennen wollte, daß Muth erforderlich war, um inmitten der Saturnalien des Atheismus die „Profession de foi du vicaire Savoyard“ zu ſchreiben, das ſchönſte Blatt, welches Rouſſeau geſchrieben, das wärmſte, welches das Buch der franzöſiſchen Literatur aufzuweiſen hat. Und Muth gehörte auch dazu, im ſchöngeiſtigen Salon von Mademoiſelle Quinault mitten in die witzigen Blasphemieen der modiſchen Skeptiker und Skeptikerinnen hinein, wie eines Tages Rouſſeau that, das Wort zu werfen: „Iſt es eine Erbärmlichkeit, zu dulden, daß von einem abweſenden Freunde ſchlecht geſprochen werde, ſo iſt es eine Niederträchtigkeit, zu dulden, daß von Gott ſchlecht geſprochen werde, der anweſend iſt [16].“ Gewiß haben die recht, welche behaupten, daß in dem Rouſſeau'ſchen Idealismus und Enthuſiasmus, obſchon derſelbe gegen die dogmatiſche Seite des Chriſtenthums nicht weniger ſcharf anging als der Voltaire'ſche Skepticismus, die Keime einer Reaction der Romantik gegen die Aufklärung gelegen hätten. Aber gewiß iſt auch, daß ohne den Idealismus, die Begeiſterung, die Leidenſchaft, welche Rouſſeau in die Herzen der Menſchen pflanzte, das Revolutionsgewitter nicht zum Ausbruch gekommen wäre. Die Skepſis, der Witz, die Ironie allein werden niemals eine weltgeſchichtliche That vollbringen. Nachdem der Zweifel ſeine preiswürdige Minirarbeit gethan, waffnete ſich der Enthuſiasmus zu ſeiner titaniſchen Sturmarbeit. Das iſt, unparteiiſch gewerthet, die Bedeutung von Rouſſeau's Wirkſamkeit geweſen. Des Mannes Sendung war wirklich und wahrhaft eine ſchickſalsmächtige . . . .

Während die vornehmen Kreiſe im ganzen civiliſirten Europa noch unter dem Einfluſſe des Voltaireismus ſtanden und als ein modiſches Zubehör zu ihrem übrigen Luxus das Getändel mit der ſkeptiſch-revolutionären Literatur hinzufügten oder — anders ausgedrückt — Aufklärung und Vorurtheilsloſigkeit als neue und zeitgemäße Privilegien der Ariſtokratie in Anſpruch nahmen, riefen die von Rouſſeau und ſeinen Geſinnungsgenoſſen verkündigten Grundſätze in den bürgerlichen Klaſſen eine tief und weit greifende Bewegung hervor. Es ließe ſich, wäre hier Raum, eingehend davon zu handeln, unſchwer darthun, wie die Befreiungsliteratur des Jahrhunderts, von Frankreich her in alle benachbarten Länder eindringend, den bürgerlichen Mittelſtand ſo zu ſagen erſt geſchaffen hat, indem ſie demſelben das Bewußtſein ſeiner ſelbſt und der Zeit gab. Von der großen Umformung an, welche in dieſer Epoche mit den religiöſen, politiſchen und ſozialen, mit den landwirthſchaftlichen, induſtriellen und commerciellen, mit den naturwiſſenſchaftlichen und geſchichtswiſſenſchaftlichen, mit den pädagogiſchen und äſthetiſchen Anſchauungen und Begriffen vor ſich ging, iſt das wiedergeborene Bürgerthum an die Spitze der Civiliſation getreten, hat auf allen Gebieten ganz vorzugsweiſe die Kulturarbeit geleitet und gethan, hat eine Neſtel und Spange des Zwangshemdes der Bevormundung nach der andern gelöſ't und zerſprengt und überall die Furchen gezogen, in welche die in unſeren Tagen langſam, aber kraftvoll aufwachſende Saat der freien Selbſtbeſtimmung und Selbſtregierung der Völker geſtreut wurde.

Der Vorſchritt der Aufklärung über Europa hin, das iſt, mit Kant zu reden, das Herausſchreiten des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit, fühlte den von Seite des Rouſſeau'ſchen Naturevangeliums empfangenen Antrieb auf's Gewaltigſte. Ueberall eine unſtillbare Erregung der Geiſter, überall die Regung und Bewegung der beſten Inſtinkte der Menſchennatur, an allen Ecken und Enden der Krieg, welchen eine edle und jugendfriſche Begeiſterung für das Ideal und gegen die der Verknorpelung und Verrottung verfallene Wirklichkeit führte. Wie unwiderſtehlich dieſer Krieg alle Beſſeren zu ſeiner Fahne lockte, wie allgemein der vorwärts drängende Enthuſiasmus war, erhellt ſchon daraus, daß die begeiſterte Strömung auch in die Reihen der Privilegirten mehr und mehr ſich Bahn brach, daß Edelleute aufrichtig zu dem Glauben ſich bekannten, der Titel „Bürger" überwiege alle Adelstitel der Welt, und daß Prälaten ſtolz darauf waren, dem Illuminatenorden anzugehören. Es war etwas ſo Zwingendes, ſo Bewältigendes in dem Sturm und Drang der Zeit, wie es eben nur in Epochen vorkommt, wo die Gemüther über aller „feigen Gedanken ängſtliches Schwanken" weit hinweg und in die Aetherhöhen reinſten Wünſchens und Wollens emporgeflügelt werden. Solche Zeiten ſind Frühlinge der Menſchheit, und wenn nicht alle „Blüthenträume" reifen, warum verzagen? Etliche reiften und reifen doch allzeit und immer kehrt der Frühling wieder, von neuen Blüthen ſchwer.

Sie erſchloſſen ſich damals im heißen Süden Europa's und im kalten Norden. Denn durch alle Lande ging der Odem des Frühlingsſturmes des Jahrhunderts und in zahlloſen Variationen kehrte das Thema der Befreiung und Erlöſung wieder. Freiheit des Fühlens, Denkens und Glaubens, Duldſamkeit, Erziehung, Bildung, Vermenſchlichung der Volkszuſtände, Erbarmen mit dem Elend, der Armuth, mit dem Verbrechen ſogar, Emporhebung der Unterdrückten zur Stufe und zum Bewußtſein der Menſchenwürde, Herbeiziehung Aller zur Tragung der öffentlichen Laſten, Anerkennung und Verwirklichung der Idee der Bruderſchaft der Menſchen, — das waren die Ziele der emanzipativen Literatur. Und die Verkündiger dieſer frohen Botſchaft ſollten nicht beſſere Menſchen, ja, wenn man darauf einen Werth legt, ſogar beſſere Chriſten geweſen ſein als alle ihre Gegner im weißen Chorrock oder in ſchwarzer Paſtorskutte? Es gehört, fürwahr, ein vollgerüttelt Maaß von Dummheit, Unwiſſenheit und Unverſchämtheit dazu, das unermeßliche Verdienſt dieſer weltgeſchichtlichen Befreiungsarbeit zu verkennen oder gar zu ſchmähen . . . . In Italien widmeten, angeregt durch den Vorgang der franzöſiſchen Schriftſteller, die Verri, Beccaria, Genoveſi und Filangieri ihr Talent und ihre Begeiſterung der Reform der Volkswirthſchaft und der Rechtspflege und daſſelbe Jahr 1749, welches uns Deutſchen den Göthe gab, ſchenkte den Italienern ihren Alfieri, deſſen Poeſie für ſeine Landsleute ein läuterndes Fegfeuer wurde, welches ihnen das ſklavenhafte Behagen an der Knechtſchaft ausbrannte. Auch in Spanien brach nach den wegbahnenden Aufklärungsverſuchen eines Macanaz und Feyjoo die energiſche und zugleich beſonnene, durch den vortrefflichen dritten Karl aufgemunterte und praktiſch nutzbar gemachte nationalökonomiſche Schriftſtellerei des preiswürdigen Grafen Campomanes den Bann mittelalterlicher Erſtarrung. Dieſes Mannes und ſeiner durch ihn herangebildeten Schüler aufkläreriſchen Beſtrebungen iſt es hauptſächlich zu danken, daß das unglückliche Spanien ſogar die Regierung des vierten Karlos oder vielmehr die der Königin Maria Luiſa und ihres Leibgardiſten Godoy zu überſtehen vermochte, eine der furchtbarſten Prüfungen alſo, die jemals über ein Land verhängt worden ſind. . . In England kündigte ſich das Weben des neuen Geiſtes durch die Emanzipation der nationalen Muſe vom Pope'ſchen Schnürleib und Reifrock an, eine Emanzipation, deren Vorläufern wir ſchon oben begegnet ſind. In einer ſchottiſchen Lehmhütte am Ufer des Ayr kam zu Anfang des Jahres, gegen deſſen Ende zu Schiller in der Bäckerſtube zu Marbach geboren wurde, Robert Burns zur Welt, der unvergleichliche Liederſänger, die Morgenlerche eines neuen glänzenden Tages engliſcher Dichtung. Macpherſon traf mit den nebelhaft elegiſchen Geſängen ſeines Oſſian ganz gut die Stimmung der europäiſchen Geſellſchaft, welche ſich gerne in die Mondſcheinnacht der Schwärmerei vertiefte, als könnte ſie darin die Ahnung vom Herankommen einer ungeheuren Kataſtrophe loswerden. In dieſer Zeit geſchah es auch, daß für England und die Welt ein großer Schauſpieler den Shakſpeare wieder entdeckte oder wenigſtens durch ſein Spiel neu belebte, und wohl hat ſich damit Garrick ſein Grab in der Weſtminſterabtei verdient. Der Januartag von 1779, wo er dort beſtattet wurde, gibt, will mir ſcheinen, auch einen kulturgeſchichtlichen Markſtein ab. Ein Komödiant in Weſtminſter! Zu Grabe geleitet von der hochmüthigſten, nackenſteifſten Ariſtokratie der Erde! Ein Symptom des Jahrhunderts, wohl werth der Beachtung. Die fromme Hannah More hat etliche zwanzig enggedruckte Bände mit Romanpredigten oder Predigtromanen angefüllt: ſie mögen der Guten verziehen ſein, weil ſie, vom Begräbniſſe Garrick's kommend, dieſe Zeilen niederſchrieb: — „Die Glocken der Weſtminſterabtei ließen einen Klang erſchallen, der mir tief in die Seele drang. Es war gerade drei Uhr, als die großen Thorflügel aufſprangen mit einem Geräuſch, welches die Decke erſchütterte. Die gewaltige Orgel erhob ihr Gedröhne und ein Vollchor ſtimmte die feierlichen

Weiſen Händel's an. Die Prozeſſion nahte ſich dem Grabe, voran die Geiſtlichkeit unter beſtändigem Geſange. Dann kam Sheridan, als erſter Leidtragender; hierauf der Sarg, umgeben von zehn Lords, welche die Enden des Leichentuches hielten; endlich das übrige Trauergeleite. Faſt kein Auge blieb trocken, ſelbſt die Schauſpieler, deren Beruf Verſtellung iſt, vergoſſen aufrichtige Thränen. Sobald der Sarg niedergeſetzt war, begann der Biſchof das Gebet mit feierlicher und andächtiger Stimme. Es waltete eine ſo ehrfurchtsvolle Stille, daß jedes Wort hörbar war. Wie fühlte ich mich bewegt!" Es iſt ein Hauch vom Idealismus jener Zeit in dieſen Worten. Nicht aber bloß ein Hauch, nein, ein voller Strom deſſelben ging durch die Glanzentfaltung parlamentariſcher Beredtſamkeit, welche England damals erlebte. Edmund Burke, zu dieſer Zeit noch nicht genöthigt — (wie er es durch ſeinen ſpätern Abfall vom Freiheitsprinzip wurde) — ſein entweihtes Genie in die Dreſſur der Sophiſterei zu geben, ſah mit neidloſer Freude im Unterhauſe eine Gruppe junger Redner erſten Ranges erſtehen: — den „liebenswürdigſten Mann innerhalb der Küſten Großbritanniens," Charles Fox, der „geboren war, geliebt zu werden," den ſeine Freunde vergötterten und für den Herzoginnen mittelſt Küſſen bei Fleiſchern und Bierbrauern Wahlſtimmen warben; ferner Richard Brinsley Sheridan und William Pitt den Jüngeren. Fox und Sheridan hielten ſtandhaft zur Fahne weltbürgerlichen Freiſinns und ſie haben ihr Leben lang die Sache der Humanität bei jeder Gelegenheit mit glänzendem Talent und uneigennütziger Hingebung vertreten. Die engliſche Beredtſamkeit hat wohl niemals einen edleren Triumph gefeiert als an jenem Junitag von 1787, wo Sheridan — nebenbei bekanntlich auch Dichter der beſten engliſchen Charakter-Komödie („the school for scandal") — als einer der vom Unterhauſe beſtellten Ankläger des Warren Haſtings vor dem Oberhauſe ſeine große Anklagerede gegen die verbrecheriſche Tyrannei des geweſenen

Generalgouverneurs von Oſtindien hielt („the famous Begum-speech"), ein Verdict gegen die Unterdrückung, deſſen unerhörte Wirkung um ſo höher angeſchlagen werden muß, als es zugleich auf die britiſche Selbſtſucht geſchleudert war. Aber der jüngere William Pitt, deſſen großer Vater i. J. 1778 in der Weſtminſterabtei ſeine Ruheſtätte gefunden, trug es über alle ſeine Mitſtrebenden davon, auch über ſeinen genialſten Gegner, Charles Fox, wie es eben die Intereſſen am Ende immer über die Ideen davonzutragen pflegen. Mit beiſpiellos frühreifer Verſtandesſchärfe erfaßte und eroberte Pitt, gegenüber der weltbürgerlich-liberalen Anſchauungsweiſe von Fox, die Stellung eines oberſten Leiters der engliſch egoiſtiſchen Intereſſenpolitik, eine Stellung, welche ihm eine weltgeſchichtliche Bedeutung gab. Der in demſelben Jahre mit Burns und Schiller Geborene hielt ſchon am 26. Februar 1781 ſeine Jungfernrede im Unterhauſe und er hielt ſie ſo, daß Burke entzückt ausrief: „Das iſt kein Span von dem alten Block, das iſt der alte Block ſelbſt." Ein neben Fox Sitzender ſagte: „Der junge Pitt wird einer der erſten Redner des Parlaments werden." „Er iſt es bereits," gab Fox zur Antwort, in deſſen Seele für Neid kein Platz war [17]. Bevor er ſein fünfundzwanzigſtes Lebensjahr erreicht hatte, ſtand Pitt als erſter Lord der Schatzkammer und Leiter des Unterhauſes an der Spitze des engliſchen Staatsweſens und hat dann, eine Unterbrechung von wenigen Jahren abgerechnet, bis zu ſeinem Tode die contrerevolutionäre Politik Englands und der feſtländiſchen Mächte gelenkt. Nicht ſo ſouverain freilich, wie franzöſiſche Geſchichtſchreiber der Welt einzubilden ſuchten und wirklich eingebildet haben. . . .

Aus der Weite, Größe und Belebtheit des engliſchen Lebens den Blick nach Deutſchland hinüberlenkend, muß uns da der kleinliche Zuſchnitt aller Verhältniſſe, die Schneckenhäuslichkeit des ganzen Daſeins doppelt auffallen. Das deutſche Rococo war nicht ſo tief unſittlich, nicht ſo ganz vom Marasmus zerfreſſen wie das franzöſiſche; aber dafür war es viel ſtarrer, plumper und anſpruchsvoller als jenes. Gallomaniſch in Allem, nur nicht in der Annahme der liebenswürdigen Beweglichkeit der Franzoſen. Es war eine herkuliſche Arbeit, den auf Deutſchland laſtenden Bann der Ausländerei zu brechen und den Ideen des Jahrhunderts Bahn zu ſchaffen. Hatte ſich doch, um nur einen Fingerzeig nach dieſer Richtung hin zu geben, in den höheren Geſellſchaftskreiſen die Franzöſirung ſo feſtgeſetzt, daß vorab in Berlin noch um 1785 die deutſche Sprache für gemein galt, ja daß an dortigen höheren Schulen Franzoſen mit derſelben umgehen durften wie jener Monſieur Naudé, der noch i. J. 1798 den Schülern des Joachimthal'ſchen Gymnaſiums vorüberſetzte: „Cäſar hazardirte es, den püblikeu Treſor zu ſpoliiren [18].“ Welchen Muth mußte es fünfzig Jahre früher erfordern, inmitten der kaſtenmäßigen Scheidung der Stände, des Hochmuths der Ariſtokratie, der Unduldſamkeit der Pfaffheit, der Unwiſſenheit und trägen Gleichgültigkeit des Volkes und der eiferſüchtigen Deſpotie der Fürſten den Gedanken zu faſſen, Deutſchland vom Einfluſſe des Auslands zu emanzipiren und es dem Gefühle und Bewußtſein ſeiner Nationalität zurückzugeben?

Dieſer Gedanke wurde, unter der bezüglichen, früher berührten Einwirkung des Waltens von Friedrich dem Großen, alles Ernſtes gefaßt; aber ſeine Verwirklichung iſt nur dadurch möglich geworden, daß in Deutſchland, ſo, wie die Verhältniſſe lagen, den wahrhaft urſprünglichen, ſelbſtſtändigen und ſelbſtbewußten Kräften nur ein Feld öffentlicher Wirkſamkeit offen ſtand, das der Literatur. Weil auf dieſem Felde die genialſten Gaben und beſten Strebungen der Nation ſich vereinigten, iſt es nicht bloß gelungen, eine deutſche Nationalliteratur von unvergleichlicher Tiefe, Kraft und Schönheit zu ſchaffen, ſondern es iſt auch in Deutſchland die geiſtige Befreiung ſo ernſt, ſo umfaſſend und ſo vollſtändig durchgeführt worden wie ſonſt nirgendwo. Die deutſche Gemüthstiefe verlieh dem Skepticismus ſelbſt eine idealiſtiſche Färbung, und wer nur immer ein Organ dafür hat, wird leicht wahrnehmen, daß in der deutſchen Befreiungsliteratur des 18. Jahrhunderts die ſchneidende Stimme des Zweifels von dem vollen Bruſtton der Begeiſterung überwältigt wird. Selbſt bei Wieland, dem eigentlichen und verdienſtvollſten Vertreter des franzöſiſchen Eſprit, iſt das grinſende Hohnlachen der Skepſis zum urbanen Lächeln der Ironie gemildert. Und wer fühlte nicht die verhaltene, aber intenſive Glut der Begeiſterung in Leſſing's glorreicher Kriegsführung gegen die Dummheit, Lüge und Heuchelei, ſei es, daß er ſeinen guten Kampf der Vernunft und des Patriotismus mittelſt Streitſchriften, ſei es, daß er ihn mittelſt Dichtungen kämpfte? Wo hätte ſich denn der Enthuſiasmus eines Befreiers jemals edler geoffenbart als im „Nathan?" Und der Mann, welcher, wie Leſſing die deutſche Aufklärung zu nationalliterariſchem, ſo dieſelbe ſeinerſeits zu wiſſenſchaftlichem Abſchluſſe brachte, Immanuel Kant, hat er etwa ſein Rieſenwerk ohne Begeiſterung zu Stande gebracht? Er, welcher der von der Illuſion des Ueberſinnlichen befreiten „reinen Vernunft" als Stab und Stütze den „kategoriſchen Imperativ" gab und im höchſten Gefühle der Menſchenwürde an die Stelle der gemeinen Nützlichkeitslehre von jenſeitiger Belohnung das ſtrengſittliche und erhabene Befehlswort der Pflicht ſetzte.

Es entſprach dem deutſchen Idealismus, daß die Poeſie es ſein mußte, welche den ſeit dem dreißigjährigen Kriege währenden Winterſchlaf des deutſchen Volksgeiſtes beſeitigte. Nachdem die kritiſchen Bemühungen der Züricher, wie zahm und philiſtern ſie den Menſchen von heute vorkommen mögen, die Eiskruſte des „falſchen Regelzwangs" der Gallomanie gebrochen, brachte die Dichtung Klopſtock's die frohe Frühlingsbotſchaft. Ihre ſoziale Wirkung überwog weit ihren äſthetiſchen Werth. Sie veredelte vermöge des von ihr aufgeſtellten Liebesideals die Stellung der Frauen und das Verhältniß der beiden Geſchlechter; ſie ſchwang, ſelber von Begeiſterung getragen, das Feuer des Enthuſiasmus in alle jungen Herzen und lehrte die heranwachſende Generation an weibliche Jugend und männliche Würde, an Freundſchaft und Vaterland, an alles Gute und Hohe glauben, was „des Schweißes der Edlen werth.“ Man vergegenwärtige ſich Klopſtock's Beſuch in Zürich i. J. 1750 und man wird eine ſprechende Probe haben von der tiefgreifenden Einwirkung des Dichters auf ſeine Zeitgenoſſen. Dem wohlmeinenden Bodmer freilich war das Gebaren des Meſſiasſängers „nicht heilig“ genug und er fand es profan, daß derſelbe weit lieber im Kreiſe fröhlicher Zecher tüchtig mitzechte — („er trinkt ſehr ſtark und mag den Wein wohl vertragen,“ ſeufzte der gute alte Bücherwurm und Waſſerpoet) — ja, und lieber hübſchen züricher Mädchen „Mäulchen raubte“ als den gelehrten Auseinanderſetzungen des verdienſtvollen, jedoch über die Maßen breitredſeligen Literators zuhörte 19). Aber es war ein Stück verwirklichte Klopſtock'ſche Poeſie, es war eine Kundgebung der Erlöſung der Menſchen von dem Schnürleib der Rococo-Unnatur, als der Dichter mit ſeinen Freunden, ihren Frauen und Töchtern jene Sommertagsfahrt die „Traubengeſtade“ des Zürichſee's entlang machte, welche ihn zur ſchönſten ſeiner Oden begeiſterte 20). Unwillkürlich geben wir dem lockenden Reize der Gegenſätze nach, indem wir neben dieſem freilich nur angedeuteten Bild idealiſch-idylliſcher Schwärmerei an das claſſiſche Perückenſtück erinnern, welches ſechszehn Jahre ſpäter der junge Göthe als Leipziger Student erlebte, als er Bodmer's Todfeind, den in ſeiner Art einzigen und keineswegs verdienſtloſen Großpedanten Gottſched beſuchte 21). Schwankte ja doch zwiſchen ſolchen Contraſten das deutſche Leben jener Tage und wir dürfen nicht vergeſſen, wie ſchwer es ſelbſt einem Göthe wurde, die Convenienz des Rococo völlig zu überwinden. Es muthet uns ganz ſeltſam an, wenn wir erfahren, daß der Dichter des Götz und Werther zwanzig Jahre nach dem Erſcheinen dieſer Sturm- und Drangdichtungen, im Jahre 1793 noch, einen „langen“ und wohlgepuderten Zopf getragen hat[22]. Armer Zopf, als du im Nacken von Leuten wie Leſſing und Kant, Göthe und Schiller, Waſhington und Fox, Rouſſeau und Mirabeau baumelteſt, ließeſt du dir nicht träumen, daß du dereinſt zu einem Symbol der Unvernunft und Knechtſchaft werden ſollteſt.

Klopſtock's Meſſias bewährte weit in das Jahrhundert ſeines Entſtehens hinein ſeine die Seelen löſende und das Gefühl entbindende Kraft. Wie hat das Gedicht z. B. auf den öſtreichiſchen Aufklärer Feßler gewirkt, dem es in der Kapuzinerkutte zu enge und ſchwül wurde; wie auf den kraftgenialiſchen Schwaben Schubart, der noch in den ſiebziger Jahren zu Augsburg mit dem Vortrag des Meſſias ſo große Erfolge erzielte: („Mit jedem neuen Geſange mehrte ſich meine Zuhörerſchaft, der Meſſias wurde reißend aufgekauft, man ſaß in feierlicher Stille um meinen Leſeſtuhl her, Menſchengefühle erwachten, wie ſie der Geiſt des Dichters erweckte, man ſchauerte, weinte und ich ſah's mit ſüßeſtem Freudegefühl im Herzen, wie offen die deutſche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene ſei.“) Und wie wirkte dieſe pathologiſche Dichtung erſt auf die Jugend! Zur gleichen Zeit, vielleicht in denſelben Stunden, wo Schubart zu Augsburg den Meſſias vortrug, las in der Kloſterſchule zu Blaubeuern der junge Paulus, nachmals ein weithinſcheinendes Licht auf dem Leuchter des Rationalismus, in heimlichen Dämmerſtunden auf ſeiner Zelle das Gedicht „mit gedämpfter Stimme“ einem Mitkloſterſchüler vor, „abwechſelnd ganz Entzücken und ganz Schauder[23].“ Vom Klopſtock'ſchen Pathos angeregt, gründete die Schaar begeiſterter Jünglinge, welche ſich zu Göttingen um Voß geſammelt hatte, i. J. 1772 den „Hainbund,“ deſſen dichteriſche Reſultate allerdings nicht viel zu bedeuten hatten, der aber merkwürdig bleibt als ein Verſuch des deutſchen Idealismus, mitten in der Proſa des Lebens ſich förmlich realiſtiſch zu organiſiren. Der Hainbund iſt bekanntlich ein Stück „Sturm und Drang“ geweſen, eine Manifeſtation jener wunderſamen Zeitſtimmung, in welcher die Eingebungen Leſſing'ſchen Freiſinns, des durch Hamann und Herder in Deutſchland um- und weitergebildeten Rouſſeau'ſchen Naturevangeliums und die Bewunderung Shakſpeare's zu begeiſtertem, zu „kraftgenialiſchem," zu bacchantiſchem Ausbruche kamen.

Natur und Freiheit! Haß den Deſpoten! Verderben den Pfaffen! Krieg den Philiſtern! das waren die Schlagworte und Loſungen, welche in Deutſchland umgingen. In allen Tonarten, da mondſcheinzart ſäuſelnd, dort gewitterſtürmiſch brauſend. Ein Grundton durchklang das verworrene Concert: Erlöſung von der Lüge des Rococo, und zwar des Rococo im denkbar weiteſten Umfange des Begriffs. Dieſes idealiſtiſche Sehnen nach Befreiung von der Konvenienz greiſenhaft abgelebter, ſchon nach Verweſung duftender Zuſtände, es waltete und herrſchte, trieb und gohr allüberall. Seine Kundgebungen waren bunt bis zur Tollheit, aber in ihrem Weſen immer dieſelben. Ja, es war dieſe idealiſtiſche Sehnſucht, welche etliche Jahre nach der Stiftung des dichteriſchen Hainbunds im proteſtantiſchen Norddeutſchland, im katholiſchen Süddeutſchland den revolutionären Illuminatenorden aus der aufkläreriſchen Freimaurerei hervorgehen machte. Sie war es, welche den Lorenzo-Doſen-Brüdern des Gleim'ſchen Kreiſes in Halberſtadt und des Jakobi'ſchen in Pempelfort die Ueberſchwänglichkeiten ihrer Freundſchaftlerei eingab, ſowie ſie jene Hofdame der Frau Erbprinzeſſin von Heſſen-Homburg antrieb, ein weißes Lämmlein am roſenrothen Bande auf die Hügel von Bergzabern zur Weide zu führen. Sie war es ferner, welche einem Herder das kosmopolitiſche Verſtändniß des Getöns der Rieſenharfe aller Völkerpoeſie erſchloß, einem Göthe ſeine ſüßeſten Jugendlieder auf die Lippen lockte, einem Jeruſalem-Werther das ſelbſtmörderiſche Piſtol und einem achtzehnjährigen Schiller die Feder in die Hand gab, womit er unter den Bedrängniſſen der von Schubart nicht mit Unrecht „Sklavenplantage“ geſcholtenen Militärakademie die „Räuber“ aufs Papier warf, das genial-unbändigſte Manifeſt der Sturm- und Drangzeit, deren Schmerzen und Hoffnungen, deren Verzweiflung und Begeiſterung, deren titaniſches Wollen und Ringen Göthe in ſeines Fauſt's erſtem Theil ſpäter zur modernen Univerſaldichtung geſtaltet hat. Sie, die Sehnſucht nach dem Ideal, war es endlich auch, welche den „wohlduftenden“ Lavater inſpirirte, als „Sanct Lavatus“ in der Welt umherzuapoſteln, und welche den myſtiſch-katholiſchen Kreis der Fürſtin Gallitzin zu Münſter, ſowie den vornehm-pietiſtiſchen der Stolberg und Reventlow in Holſtein beſeelte. Auch dieſe Menſchen ſuchten das Licht und die Freiheit, wennſchon nach einer Richtung hin, wo das Dunkel und die Knechtſchaft lagen [22]).

Das Auftreten Göthe's am Hofe zu Weimar, ſeine Dutzbruderſchaft mit dem prächtigen Karl Auguſt, das kraftgenialiſche Weſen und „Wüthen“ in der Reſidenz an der Ilm, dieſer Muſenhofhalt mit ſeinen kommenden und gehenden „Genies,“ mit ſeinen Oſſian-Werther-Fauſt-Clavigo'ſchen Stimmungen und Manifeſtationen, mit ſeinen Shakſpeare'ſchen Humoren und Ariſtophaniſchen Burlesken, mit ſeinem Klinger'ſchen Titanismus und ſeinen Lenz'ſchen „Affenſtreichen,“ mit ſeinen Komödien- und Liebesſpielen, ſeinem Reiten und Jagen, ſeiner über alle konventionellen Schranken hinwegſetzenden und doch auch wieder in ſeinen wildeſten Auslaſſungen idealiſch angehauchten Keckheit, — war das Alles nicht ein erklecklich Stück einer ſozialen Revolution? Einer Revolution, welche freilich nicht allein die herkömmlich-geſelligen Formen, ſondern mitunter auch die ſittlichen Grundbegriffe ſo ſehr erſchütterte, daß ſelbſt eine ſo hochſittliche Natur, wie Schiller war, auf die barocke Idee einer Doppelehe mit zwei Schweſtern verfallen konnte [23]). Man beachte die Stellung, welche die Frauen in der Weimarer Glanzperiode einnahmen: — dieſe geiſt- und gemüthvolle Herzogin Amalie, dieſe Lotte von Kalb, die „Titanide,“ die Geliebte Schiller's und Jean Paul's, die Freundin Göthe's, Fichte's und Hölderlin's, welche ihre Genialität bis ins Uralter bewahrte[26]); dieſe Lotte von Stein, die „beſte von allen,“ die „große Flamme“ Göthe's — (welche Flamme aber doch recht bedenklich trüb aufqualmte, als der Geliebte ſo frei war, in den Armen der „hübſchen, friſchen, quabbeligen“ Chriſtiane Vulpius ſeine „Römiſchen Elegien“ zu dichten) — ferner die nach unſerem Sinne „beſte“ der Lotten, Lotte von Lengefeld, mit ihrer hoch und ſchön erregten Schweſter Karoline; endlich Emilie Berlepſch, eine Emanzipirte par excellence, und Amalie von Imhof, die Dichterin, welche in ihrer Jugendſchöne in den Dichterkreis am Weimarer Muſenhofe trat, „im weißen griechiſchen Gewande, mit goldenen Spangen, das braune wundervolle Haar griechiſch geſcheitelt und gewunden, während vor innerer Bewegung ihre großen blauen Augen ſtralten, ihre Wangen glühten, ihr Buſen flog und wallte[27]).“ Man gebe den Beziehungen dieſer und anderer mehr oder weniger genialen Frauen jener Zeit zu den hervorragendſten Männern nach, man ſehe ſich die ganze auf das Ungewöhnliche, Poetiſche, Phantaſtiſche abzielende Lebensführung der deutſchen Sturm- und Dranggeſellſchaftskreiſe an und man wird begreifen, daß Jean Paul zur Zeit ſeines zweiten Aufenthalts in Weimar (1798) im Hinblick auf die franzöſiſche Staatsumwälzung an ſeinen Freund Otto ſchreiben konnte: „Eine geiſtige und größere Revolution als die politiſche und nur ebenſo mörderiſch wie dieſe ſchlägt im Herzen der Welt.“ Selbſtverſtändlich ſoll damit den deutſchen Frauen ihr herrliches Verdienſt, durch ihre lebhafte Betheiligung an der geiſtigen und ſozialen Revolution, aus deren Gährungen unſere claſſiſche Literatur hervorging, die Gemüthsvertiefung und den hochfliegenden Idealismus dieſer Claſſik weſentlich mitgefördert zu haben, nicht verkümmert werden. Im Gegentheil!

So finden wir denn die beiden großen Richtungen der geiſtigen Bewegung des Jahrhunderts an einem und demſelben

Ziele angelangt: die Literatur des Zweifels und die Literatur der Begeiſterung, der Materialismus und der Idealismus haben zu ihrem Ausgangspunkt den Gedanken einer Revolution. Und zwar ſchwankt dieſer Gedanke nicht mehr unbeſtimmt in nebelgrauer Ferne, nein, er ſtellt ſich vielmehr in der Form beſtimmter, unzweideutig und ſcharf ausgeprägter Weiſſagung vor die Geſellſchaft des Ancien Régime hin, von dem Propheten des Skepticismus mit nicht geringerer Sicherheit und Beſtimmtheit ausgeſprochen als von dem Propheten des Idealismus. Dieſer, Rouſſeau, ſchrieb ſchon 1760, an ſeinem „Emil“ arbeitend, die Worte nieder: „Ihr vertraut auf den beſtehenden ſozialen Zuſtand, ohne zu bedenken, daß derſelbe unausweichlichen Umwälzungen ausgeſetzt iſt. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch ein Unterthan werden. Wir nähern uns der Kriſis und der Epoche der Revolution“ (nous approchons de l'état de la crise et du siècle des révolutions). Und vier Jahre ſpäter, am 2. April 1764, äußerte Voltaire in einem Brief an Mr. de Chauvelin: „Alles, was ich ſehe, ſtreut den Samen einer Revolution, welche unfehlbar kommen wird (jete les semences d'une révolution, qui arrivera immanquablement) und von welcher Zeuge zu ſein ich leider nicht das Vergnügen haben werde. Das Licht iſt allmälig ſo allgemein geworden, daß es bei erſter beſter Gelegenheit eine Exploſion geben wird. Hübſch geräuſchvoll wird es dabei hergehen (ce sera un beau tapage). Die jungen Leute ſind recht glücklich; denn was werden ſie nicht Alles ſehen und erleben!“

## Drittes Kapitel.

## „Le roi est mort... vive le roi!"

Zehn Jahre nach dem Tage, wo der Patriarch von Ferney die herankommende Revolution vorhergeſchaut hatte, nicht in Geſtalt eines Flammen hauchenden und Alles verſchlingenden Drachen, ſondern vielmehr in Geſtalt einer lächelnden, ſegnenden Göttin, erſchien die Stunde, wo der Tod zum Dubarry-Louis ſagte: Fort! Verpeſte nicht länger die Welt!....

Die Orgie der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten war zuletzt von immer häufiger eintretenden Pauſen der Melancholie unterbrochen worden. In einer ſolchen Pauſe hat die Haupt- und Staatsmaitreſſe — wiſpert es im „Ochſenauge" des Verſailler Schloſſes — dem melancholiſchen Sultan zu ſeiner Zerſtreuung ein blutjunges Mädchen zugeführt und das Opfer hat dem König-Moloch den Keim der Kinderblattern in bösartigſter Form eingepflanzt. Genug, Ludwig liegt im Sterben und macht den Palaſt zu einer Peſthöhle, während draußen der Mai ſeine Millionen duftender Blüthenkerzen aufgeſteckt und angebrannt hat. Das Werk des Königs iſt gethan: er hat die franzöſiſche „Geſellſchaft" vergiftet bis in's Mark und die Staatsſchuld auf 4 Milliarden Livres gebracht. Das ärgerliche Ränkeſpiel, welches die Partei des untergehenden Schwefelgeſtirns der Dubarry und die der „aufgehenden Sonne" des

Dauphin um das Bett des zu einem athmenden Aas Gewordenen her aufführte, iſt vorbei, ſeit man erkannt, daß ſein Zuſtand ein hoffnungsloſer. Das „ſcharlachene Weib“ hat ſich am 4. Mai in den Wagen geworfen und ſich zu ihrem würdigen Herzensfreund, dem Duc d'Aiguillon, nach Ruelle zurückgezogen. Auch der noch ärgerlichere Zank, ob dem Könige die Sterbeſakramente gegeben werden ſollten oder nicht, iſt verſtummt: der Abbé Mondon und der Großalmoſenier Roche-Aymon haben ſie ihm gegeben, und wenn ſie ſich dabei möglichſt ſputeten, ſo kann es ihnen wahrlich nicht verdacht werden. Denn die Nähe des Kranken iſt unerträglich und todbringend. Der Herzog von Liancourt trifft im Vorzimmer einen der königlichen Kammerdiener in Thränen zerfließend. „Ah, Ihr weint um Euren Herrn?“ „O nein, nicht um den, aber um meinen armen Kameraden, welcher die Blattern noch nicht gehabt, davon angeſteckt werden und ſterben wird.“ Der Schwarm der Hofleute ſpäht nur noch vorſichtig aus der Ferne den Corridor nach dem Krankenzimmer herauf, ungeheuer große Riechflacons vor allen den hochadeligen Naſen. Im Oeil-de-Boeuf vornehmes Gedränge bis zu völliger Stopfung. Wer wird ſo glücklich ſein, den beiden königlichen Hoheiten, welche im nächſten Augenblicke ſchon königliche Majeſtäten ſein können, zuerſt ſich zu Füßen zu werfen? Wem wird es gegönnt ſein, zuerſt das huldigende: „Le roi est mort . . . vive le roi!“ anzuſtimmen?

Derweil ſtirbt der fünfzehnte Ludwig einſam und verlaſſen. Doch nein! Denn es fällt ſogar in dieſes Sterbezimmer ein Stral vom Lichte des Ewig-Menſchlichen. Seine Kinder, ſeine rechtmäßigen Töchter, von ihm mit pöbelhaften Unnamen verunglimpft, ſie halten bei ihm aus, ſie thun den eckelhaften Krankendienſt, ein Heroismus der Pflicht, welcher vergeſſen macht, daß die armen Prinzeſſinnen häßliche und einfältige alte Jungfern ſind. Endlich, am Nachmittag des 10. Mai 1774, verſcheidet der König. „Ihr werdet — ſagt der erſte Kammerherr, der Duc de Villequier, zum erſten Wundarzt — Ihr werdet den königlichen Leichnam öffnen und balſamiren.“ „Wohl, ich bin dazu bereit — erwidert Mr. Andouillé — aber während ich operire, werdet Ihr den Kopf des Leichnams halten: Euer Amt ſchreibt Euch das vor.“ Der Duc macht ſich im höchſten Schrecken davon und das Grauenhafte, was von Ludwig dem Fünfzehnten übriggeblieben, wird eiligſt in einen Bleiſarg mit doppelten Wänden geworfen. Trotzdem geht ein Peſthauch von den Ueberreſten des Königs aus, welcher — ſagt ein Hofmann von dem kaum erkalteten Todten — „durch ſeine Pflichtvergeſſenheit und ſeine ſchmachvollen Ausſchweifungen ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes geworden war.“ Zwei Tage ſpäter eilt der Leichenzug ſo zu ſagen im Galopp nach Saint-Denis, mehr der Beiſeiteſchaffung eines Dinges gleichſehend, das man möglichſt raſch los ſein will, als der Beſtattung eines „allerchriſtlichſten“ Königs. In den Schenken am Wege, den der Zug eiligſt zurücklegt, gibt ſich die allgemeine Freude über den Hingang des Ex-„Vielgeliebten“ geräuſchvoll kund. „Was — ſchreit ein Betrunkener, dem der Wirth nicht mehr einſchenken will, weil der königliche Leichenzug ſoeben vorüberkommt — was? Dieſer Hundeſohn (ce B..... là) hat uns während ſeines Lebens verhungern laſſen und möcht' uns bei ſeinem Tode auch noch verdurſten laſſen!“... Das war die volksthümliche Grabrede des „Bien-aimé!“ Das Requiem ſangen ihm ein Hundert oder mehr Pariſer Spottdroſſeln, deren ſtachelige Couplets die Wände der Königsgruft von Saint-Denis wildjubelnd umgellten [38]).

Während der Abſcheuliche und Verabſcheute ſeine letzten Athemzüge röchelte, harrten Dauphin und Dauphineſſe im andern Flügel des Rieſenſchloſſes beklommen des erſten Augenblicks ihrer Königsſchaft. Drunten auf den Höfen ſtehen alle Equipagen angeſpannt, um den ganzen Hof, ſowie das „Le roi est mort . . . vive le roi!“ erklungen wäre, nach Choiſy zu bringen, aus der verpeſteten Atmoſphäre des Palaſtes weg. Plötzlich ein Gedonner und Geſtampfe vom Ochſenauge her und der junge Prinz und ſeine junge Frau wiſſen, daß ſie jetzt König und Königin ſind. Denn das ganze Rudel der Hofleute kommt dahergeſtürzt, um die neuen Majeſtäten zu begrüßen. Bevor aber die Flügelthüren aufgehen — erzählt Madame de Campan, erſte Zofe Marie Antoinette's, und warum ſollte ſie dieſen einfach und rein menſchlichen Zug erfunden haben? — werden der zwanzigjährige Ludwig der Sechszehnte und ſeine noch nicht ganz neunzehnjährige Königin von der Wucht des Moments ſo erdrückt, daß ſie ſich auf die Kniee werfen und in Thränen und in das gemeinſame Gebet ausbrechen: „O Gott, leite und ſchütze uns! Wir kommen zu jung auf den Thron!“ Nun tritt die erſte Hofdame, die Frau Gräfin von Noailles herein — („Madame Etikette“ iſt ſie von einer ihren Muthwillen nicht immer gehörig zähmenden Dauphineſſe zubenannt worden) — und begrüßt Ihre Majeſtäten zuerſt, mit der Bitte, die Huldigungen der Prinzen und des Hofes empfangen zu wollen. Auf ihren Gatten geſtützt, das Taſchentuch vor den Augen, macht die neue Königin von Frankreich dieſe Ceremonie durch. Warum ſoll ſie nicht glauben, daß die Glückwünſche und Ehrfurchtsbezeugungen und Treuſchwüre, die zu dieſer Stunde ihr entgegengebracht werden, aufrichtig ſeien und glückverheißend? Warum ſoll ſie nicht hoffen dürfen, daß ihre ſchönen Tage von Aranjuez, will ſagen von Klein-Trianon jetzt beginnen würden? Was ſollte ſie fürchten? War ſie nicht, auf ihrem Brautzuge von Straßburg nach Verſailles, überall in Frankreich wie eine triumphirende Göttin empfangen worden? Hatte doch, als ſie an einem der Feſttage ihrer Hochzeit vom Balkon des Pariſer Stadthauſes auf die zahllos unten auf dem Grèveplatz wogende und das enthuſiaſtiſche „Vive la Dauphinesse!“ zu ihr emporjubelnde Volksmenge niederſah, der Marſchall von Briſſac, der noch dazu kein Schmeichler war, zu ihr geſagt: „Madame, dieſe zweimalhunderttauſend Menſchen ſind alle in Sie verliebt.“ Ein Omen anderer Art war es freilich geweſen, daß an einem dieſer Feſttage in Folge eines paniſchen Schreckens auf dem Platze Ludwigs des Fünfzehnten Hunderte von Menſchen todtgedrückt oder tödtlich gequetſcht wurden. Ein Omen anderer Art auch, daß bei einem über alle Beſchreibung glänzenden Vermählungsballfeſt in den Sälen des Verſailler Schloſſes der Finanzminiſter Abbé Terray dem ihn ſchmunzelnd antretenden Dubarry-Louis auf die Frage, wie er, der Generalcontroleur der Finanzen, alle dieſe Luſtbarkeiten fände, die Antwort gab: „O, Sire, ich finde, daß ſie unbezahlbar ſind[29].“ Unbezahlbar, ja wohl, gerade wie die vier Milliarden der Staatsſchuld. Aber was wußte damals eine fünfzehnjährige Kronprinzenbraut, was wußte jetzt eine neunzehnjährige Königin davon, daß es in Frankreich oder ſonſtwo in der Welt ein ungeheuerliches Ding gäbe, welches ſeinen abſonderlich häßlichen Namen Defizit den Leuten bald ſo zudringlich kreiſchend in die Ohren ſchreien würde?

„Wir ſind zu jung!“ In Wahrheit, nur ſo junge Leute wie der neue König und ſeine Königin waren, merkten nicht, daß und wie ſehr der Boden unter ihnen zitterte, bebte und ſchwankte. Der alte Hirſchpark-Ludwig ſogar hatte mitunter ein fröſtelndes Vorgefühl vom nahen Bankerott der allerchriſtlichſten Königsfirma empfunden. Als er i. J. 1771 durch ſeinen Kanzler Maupeou die Parlamente hatte aufheben laſſen, welche Gerichtshöfe ihrer Verknöcherung ungeachtet doch immerhin gegen das Handiren mit „Lettres de cachet“ und andere Gräßheiten des Sultanismus noch einige Oppoſition zu machen geſucht, drang das Getöſe der Mißbilligung durch die Wände des königlichen Serails. Einen Augenblick ſtutzte der Sultan. Dann aber ſprach er das „Nach uns die Sündflut!“ ſeiner in ihrem ſchmachbedeckten Grabe verſchollenen Pompadour in ſeiner Weiſe nach: — „Bah, mich wird es wohl noch aushalten; mein Enkel jedoch mag ſich in Acht nehmen 30)." War aber der Enkel der Mann dazu, ſich gehörig in Acht zu nehmen? Oder war damit das Verhängniß abzuwenden? Die Geſchichte hat beide Fragen verneint.

Mit der nicht aus Niederträchtigkeit, ſondern aus Hoffnung und Vertrauen entſpringenden Freigebigkeit, womit die Völker neuen Königen ſchöne Namen zutheilen, begrüßten die Franzoſen ihren ſechszehnten Ludwig bei ſeiner Thronbeſteigung als „Louis le désiré." Eitelkeit der Eitelkeiten! Der „Erſehnte" blieb es lange nicht ſo lange als ſein Großvater der „Vielgeliebte" geblieben war. Und doch war Ludwig der Sechszehnte ein guter Mann, ſittlich in ſeiner Führung, einfach in ſeinen perſönlichen Bedürfniſſen, ſeinem Volke mit Herzlichkeit zugethan, des Ernſtes ſeiner Königspflicht wohl bewußt, auch entſchloſſen, derſelben Genüge zu thun — nach Kräften. Aber eben mit den Kräften war es nicht ſo beſtellt, wie es hätte beſtellt ſein müſſen, wenn der Verſuch, das herandrohende Verderben abzuwenden, mit einiger Ausſicht auf Erfolg gemacht werden wollte. Der König hatte die Sünden ſeiner Väter zu tragen und er war dieſer Laſt nicht gewachſen. Er lebte in einer Zeit, deren geſammte Geiſtesrichtung, deren Denken und Fühlen durch Voltaire und Rouſſeau beſtimmt war, und er hatte hievon keine klare Erkenntniß. Er brachte auf den Thron die Neigungen und Tugenden eines Privatmanns mit — und es war das auch Etwas, was unter andern Umſtänden hätte heilſam wirken können — aber nicht die Willens- und Thatkraft eines Herrſchers, und zwar eines Herrſchers, wie ein in völliger Zerſetzung begriffener Staat ihn bedurfte. Gutmüthige Schwäche, Mangel an Selbſtvertrauen, Unſicherheit und Beſtimmbarkeit, das waren Todſünden für einen Nachfolger Ludwigs des Fünfzehnten und gerade mit dieſen Todſünden war ſein Nachfolger behaftet. Dennoch iſt man — ſei es gleich hier geſagt — verleitet durch das Zerrbild, welches eine einſeitig revolutionäre

Geſchichtſchreibung von dem ſechszehnten Ludwig entworfen, dem unglücklichen Mann nicht hinlänglich gerecht geworden. Wer immer die Wahrheit achtet und die Gerechtigkeit liebt, wird nicht allein dem Menſchen Ludwig ſein Mitleid, ſondern er wird auch dem König Ludwig ſeine Achtung zollen, wenigſtens was die Zeit ſeiner Regierung betrifft, welche dem Ausbruch des Orkans vorherging, den zu beſchwören, ſo wie die Sachen lagen, überhaupt unmöglich war.

Der Anfang von Ludwigs Königsſchaft berechtigte zu den beſten Hoffnungen. An die Stelle von Schurken wie Maupeou, Terray und Brillière berief er in's Miniſterium Männer von Talent, erleuchtetem Freiſinn, Eifer für das Volkswohl und die Wiederherſtellung der geſchändeten Ehre Frankreichs. So Turgot, Malesherbes und Vergennes. Bedenklich war dabei nur, daß der König die factiſche Premierminiſterſchaft an Maurepas gab, der ſchlechterdings Nichts als ein leichtfertiger Witzling und ein ränkeluſtiger Höfling des Ancien Régime geweſen iſt 31). Indeſſen ging Alles gut oder ſchien wenigſtens gut zu gehen, ſo lange die Turgot und Vergennes nur mit den Einflüſſen von Maurepas' Seite her zu kämpfen hatten, und es iſt bekannt, daß zu dieſer Zeit Frankreichs Handel, Colonialweſen und Seemacht höchſt bedeutend gehoben wurden und daß ſeine Machtſtellung in Europa aus ihrem tiefen Verfalle ſich wieder aufgerichtet hat. Aber frühzeitig machte ſich doch auch ſchon die Unzulänglichkeit des Staatsoberhauptes geltend. Bereits im Jahre 1777 hat ein fremder Diplomat, der ein geübter und zugleich billiger Beobachter war, über den König geſchrieben: „Er iſt gerecht, wohlthätig, er hat ein rechtſchaffenes Herz, er liebt es, ſein Volk zu beglücken; aber unkundig, wie er iſt, und ohne erworbene Aufklärung ſchwankt er in der Wahl der Mittel. Er vertraut dabei ſich ſelbſt nicht und fürchtet doch auch, ſich beſtimmen zu laſſen, wenn er Andere um Rath frägt. Die Erfahrung, welche ihm zeigt, daß man ihn oft betrogen, macht ihn argwöhniſch.

Man kann ihm Meinungen, aber niemals Ueberzeugungen geben [32])." Weniger diplomatiſch ausgedrückt, heißt das doch nur: Ludwig der Sechszehnte ſchwankte wie ein Rohr im Winde. Es kam alſo viel zu viel darauf an, von welcher Seite her der Wind blies, und wenn wir das Bild feſthalten wollen, ſo iſt jetzt zu ſagen, daß das arme Rohr nach einer ſchlimmen Seite hingewindet wurde, als es ſich dem zephyriſchen Anhauch ehelicher Zärtlichkeit überließ. Ohne Bild: die Tochter Maria Thereſia's hat keinen heilſamen Einfluß auf ihren Eheherrn geübt, ſondern einen entſchieden unheilvollen. Aus dieſer Frau hat erſt das Unglück Etwas gemacht, das man hochachten kann. Im Sonnenſchein des Glückes war ſie eine leichte Tändlerin, nur ſehr oberflächlich unterrichtet, ohne Kenntniß der Zeit und ihrer Bedürfniſſe, von der Zeitbildung nur die frivole Seite derſelben beachtend, überdies von dem Gelüſte, zu herrſchen, geprickelt und nach Frauenart, d. i. nach Art gewöhnlicher Frauen, wähnend, das Staatsruder laſſe ſich handhaben wie ein Fächer oder ein Joujou. Gewiß, Marie Antoinette hätte mit größerer Berechtigung als jener Revolutionsmann ſagen können: „Bei verdorbenen Nationen iſt die Verleumdung eine Macht. Sie hält in ihrer eiſernen Hand eine vergiftete Feder. Ihr Herz iſt von Koth und ihr Kopf von Erz. Sie iſt ohne Ohren und ohne Erbarmen. Taub und voll Bosheit, hört ſie weder auf Thatſachen noch auf Rechtfertigungen [33])." Aber wenn von dem infamem Schmutz, womit die Verleumdung die Geſtalt der Königin bewarf, die Geſchichte ſie reingewaſchen hat, ſo iſt es doch ebenſo die Geſchichte, welche den Wahrſpruch abgeben muß: Schuldlos iſt dieſes ſchöne und ſtolze Haupt nicht geweſen. Sicher war die reizende und heißblütige junge Frau zu beklagen, daß das Verhältniß zu ihrem Gemahl ſo lange ein nur ceremoniöſes blieb, aber zur Stunde, wo es ein wirklich eheliches wurde, hob auch der leidige, im Sinne einer verſtockten Faction geübte Einfluß der Königin auf den König in Staatsſachen an. Man weiß aus den offenen Bekenntniſſen des begehrlichen und gewiſſenloſen Intrikanten Beſenval, in deſſen und ſeines Mithofgeſindels Augen ein Turgot nur ein „philosophe arrogant, un homme médiocre et faible“ war, welcher Art die Zettelungen geweſen ſind, Marie Antoinette die Meinung beizubringen, ſie ſei berufen, nicht nur eine repräſentirende, ſondern auch eine regierende Königin von Frankreich zu ſein. Man weiß auch, daß die Tochter Maria Thereſia's auf dieſe Unterſchiebung bereitwillig einging, daß ſie ſchon um 1776 den König mittelſt ihrer herrſcheriſchen Gelüſte mißſtimmte[34], und endlich, daß er dieſen ihren Gelüſten erſt nachzugeben, aber freilich dann ſehr nachzugeben anfing, als er ſie zum erſten Mal in einen Zuſtand verſetzt hatte, in welchem es Königinnen und Bäuerinnen gleich ſehr erlaubt iſt, von Gelüſten angewandelt zu werden.

Von dem Augenblick an, wo er Familienvater wurde, iſt der gutmüthige Ludwig ein ausgemachter Pantoffelheld geworden, natürlich ohne es zu merken. Die Natur hatte ihn überhaupt zu einem kleinbürgerlichen Hausvaterdaſein beſtimmt. Er hatte, mit Ausnahme der Jagd, die er aber auch mehr nur gewohnheitsmäßig als mit Leidenſchaft trieb, gar keine „noble Paſſion“ in und an ſich. Sein eigenſter Ehrgeiz war, ein tadelloſes Schrank- oder Thürſchloß zu verfertigen, und ſeine glücklichſten Stunden ſind ohne Zweifel die geweſen, wo er in ſeiner in einem abgelegenen Winkel des Verſailler Rieſenpalais eingerichteten Werkſtatt unter Anleitung des Schloſſergeſellen Gamin dieſen ſchloſſeriſchen Beſtrebungen ſich widmen konnte.

Aber die Zeit und Frankreich waren nicht danach angethan, an einem König Genüge zu finden, welcher ſtatt des Szepters die Feile führte. In Wahrheit, unter den vielerlei Motiven, welche zum Verderben Ludwigs des Sechszehnten und der Monarchie zuſammenwirkten, war nicht das letzte dieſes, daß die ganze Art und Weiſe des Königs, ſich zu haben und zu geben, der Fähigkeit entbehrte, auch nur äußerlich das Oberhaupt einer ſo ſehr in Aeußerlichkeiten aufgehenden Nation vorzuſtellen. Es klingt paradox und frivol und iſt doch nur wahr: wie ſeine Sittenreinheit, welche für die in Grund und Boden verdorbene Pariſer Geſellſchaft ein Tadel und Vorwurf war, ſo brachte dem armen Ludwig auch der Umſtand Unheil, daß er zu wenig, daß er gar kein Komödiant war. Er verſtand es nicht, den Franzoſen Etwas vorzuſpielen, Etwas vorzugaukeln, und dadurch hat er — es iſt traurig zu ſagen — bei ihnen das Königthum in größere Mißachtung gebracht als Ludwig der Vierzehnte durch ſeine hochmüthige Tyrannei oder Ludwig der Fünfzehnte durch ſeine thieriſche Wüſtheit. Wenn — ſo wurde nicht laut, aber deſto eifriger ſtillſchweigend gefolgert — wenn der König von Frankreich keine glänzende Figur macht, in welcher die franzöſiſche Eitelkeit ſich ſelber anbeten kann, wozu hat man dann überhaupt noch einen König nöthig? Und wirklich, eine glänzende Figur machte Ludwig der Sechzehnte nicht. Jeder Zoll ein Nichtkönig! Keine Spur von Majeſtät in ſeiner Perſönlichkeit, keine Spur von der Kunſt, zu imponiren, in ſeinem Gebaren. Epicierartig, ſchloſſermeiſtermäßig ordinär. Das Geſicht eine bis zur Karikatur gehende Uebertreibung des bourboniſchen Typus, in Schnitt und Ausdruck ſchäfig, voll Gutmüthigkeit; aber immerhin ſchäfig, um nicht zu ſagen ſchöpſig. Dazu ſpießbürgerliche Manieren, ein jägermäßiger Appetit, eine nicht eben feine Wahl der Worte, ein ſtereotypes Phlegma, welches dann doch zu Zeiten, wenn auch nur aus Unbeholfenheit, in Harſchheit und Barſchheit umſprang und jählings zu widerborſtigen Auslaſſungen griff, die weit verletzender wirkten als der gute Mann beabſichtigte. Eine deutſche Frau, gute Beobachterin und milde Urtheilerin, hat den König i. J. 1787 geſehen und von ihm geſagt: „Seine unbehülfliche, zu ſtarke Geſtalt, ſein ſchwerfälliger ſchwankender Gang fielen keineswegs vortheilhaft auf; eine gewiſſe ſchüchterne Unſicherheit ſprach aus ſeinem ganzen Weſen wie aus dem Ausdruck ſeiner übrigens nicht gerade unangenehmen Züge.“ Und nun dagegen — fährt unſere Reiſende fort — „die Königin! Die blendendſte Erſcheinung ihrer Zeit. Sie ſtand damals in ihrem zweiunddreißigſten Jahre, erblüht zur vollkommenſten Entfaltung ihrer Schönheit, ohne an Jugendreiz verloren zu haben. Schlank und hochgewachſen, im vollkommenſten Ebenmaß der edlen Glieder, unbeſchreibliche Anmuth in Gang und Blick, mit hoher Würde gepaart. Sie war blond, blendend weiß, die regelmäßigen Züge, das ſchöne Oval des Geſichts, die ſtralenden blauen Augen, die ſanft gebogene Adlernaſe, Alles an ihr vereinte ſich zu einer jener zaubervollen Geſtalten, wie die Welt ſelten ſie erblickt[35].“ Dem guten Weber vollends, dem Milchbruder der Königin, gab ſeine Dankbarkeit das Recht, vor Entzücken förmlich zu raſen, wenn er auf die Schönheit und Liebenswürdigkeit von Marie Antoinette zu reden kam[36]. Aber auch auf einen Mann vom Schlage Burke's wirkte die Erſcheinung der Königin ſo zauberhaft, daß er in einen Hymnus der Ekſtaſe ausbrach: — „Niemals glänzte eine himmliſchere Erſcheinung auf unſerer Erdkugel, welche ſie kaum zu berühren ſchien. Sie trat hervor wie der Morgenſtern, leuchtend, voll Leben, Glanz und Glück.“ Ein kühlerer Beobachter, Senac de Meilhan, gelangte doch ſo ziemlich zum gleichen Reſultat: — „Marie Antoinette war mehr ſtralend als ſchön. Jeder ihrer Züge hatte, einzeln genommen, nichts Bemerkenswerthes, aber das Ganze war von vollendeter Anmuth. Um dieſe Anmuth zu malen, dazu war das Wort „reizend“ wie eigens gemacht. Keine Frau wußte ihren Kopf beſſer zu tragen als ſie und damit harmonirte jede ihrer Bewegungen, die voll Adel und Grazie waren. Ihr Gang endlich, vornehm und ungezwungen zugleich, erinnerte an das Wort Virgil's: Incessu patuit dea[37].“

Der Göttin fehlte auch das Paradies nicht. Es war jenes Klein-Trianon, welches ihr der Gemahl in der erſten Zeit ſeiner Königsſchaft in einer Anwandlung von Galanterie geſchenkt hatte: — „Sie lieben die Blumen, Madame? Wohl, ich habe da ein Bouquet für Sie, Klein-Trianon.“ Die Königin machte ihr neues Beſitzthum wirklich zu einem Blumenſtrauß, in deſſen Düften ſie ſchwelgte, ohne zu beachten, daß die Schlange der Verleumdung unter den Roſen züngelte. An der Seite ihres phlegmatiſch-proſaiſchen Gatten ſich langweilend, bildete ſich die junge, ſchöne, lebensluſtige Fürſtin einen Hof am Hofe und leider wußte ſie ihre Freunde und Freundinnen ſo wenig gut zu wählen, daß ſie bald dahin kam, anſtatt der guten und verſtändigen Prinzeſſin Lamballe die Gräfin Jules Polignac zu ihrer Buſenfreundin zu machen und damit dem Einfluſſe dieſer Familie zu verfallen, welche beſtimmt war, zweimal für das bourboniſche Königthum unheilvoll zu werden. Marie Antoinette war der ſtralende Mittelpunkt der „Geſellſchaft“ und ſie gefiel ſich darin, die Tonangeberin der Mode zu ſein, deren Tollheiten ſie leidenſchaftlich mitmachte. So war z. B. ſie es, welche den damaligen Damenkopfputz in's Ungeheuerliche ſteigerte, bis ſie eines Tages, ganz verrückt à la Pfauenſchweif friſirt, einen derben Ausfall der ſatiriſchen Muſe von Paris auf ſich zog. Eine leidenſchaftliche Tänzerin, Komödien- und Faroſpielerin; eifrig darauf aus, der glänzenden Sklaverei der Etikette ſich zu entziehen, ohne zu bedenken, daß das Nichts der Etikette im Grunde das Etwas des Königthums iſt; in ihrer Art nach Freiheit dürſtend, wie die ganze Zeit freiheitsdurſtig war; gar gerne Maskenſcherz treibend, der nicht immer ſo harmlos ausſah, wie er war; in mondhellen Sommernächten idylliſch in den Bosketts von Marly und Trianon ſchweifend und Verſtecken ſpielend, Winters im phantaſtiſch gebauten Schlitten durch die Straßen von Paris fliegend und Nachts verſtohlen in das Gewühl der Maskenbälle der Oper ſich miſchend: — mit Alledem verſtieß Marie Antoinette gegen die öffentliche Meinung, welche, ſo wunderlich verworren war ſchon die Lage, an der Königin gerade das tadelte, was ſie an dem König vermißte. Die junge Lebensluſtige verſtieß aber damit auch gegen die bürgerlich-ſoliden Lebensgewohnheiten ihres Gatten und hieraus entſpann ſich eine Reihe von kleinen Täuſchungen und Verhehlungen, die für eine Königin geradezu Verfehlungen waren. Es ziemte der „Tochter der Cäſaren“ nicht, es ziemte noch weniger der Tochter Maria Thereſia's, daß ſie, um den langweiligen Eheherrn vor der gewohnten Zeit zu Bette gehen zu machen, lachend den Uhrzeiger vorrückte, damit ſie ihrerſeits um ſo bälder in die muntere Abendgeſellſchaft käme, wo ſie erwartet wurde. Es ziemte der Königin von Frankreich ebenfalls nicht, ſich den unfeinen Zufälligkeiten der großen Opern-Maskenbälle auszuſetzen, zudringlich begehrliche, mit derbſtem Pöbelwitz verbrämte Huldigungen hinnehmen oder, wie eines Nachts geſchah, von einem als Fiſchweib Maskirten ſich ſagen laſſen zu müſſen: „He, Antoinette, du auch da? Wär's nicht anſtändiger, du wäreſt zu dieſer Stunde daheim und lägeſt deinem ſchnarchenden Ehemann zur Seite?“ Was man von den Liebſchaften der Königin mit dem ſchönen Eduard von Dillon, mit dem Herzog von Lauzun, mit dem Herzog von Coigny oder gar mit ihrem Schwager, dem Grafen von Artois, erſt flüſterte, dann laut ausſchrie, iſt höfiſcher Klatſch und Nichts als höfiſcher Klatſch geweſen und überhaupt ergibt die ſtrengſte Unterſuchung des Betragens Marie Antoinette's, falls es eine unbefangene iſt, nicht den Schatten eines Beweiſes für die gegen ſie geſchleuderte Anklage, ſie habe ſich grobſinnliche Verirrungen zu Schulden kommen laſſen. Leichtſinnig, oft bis zur Gedankenloſigkeit leichtſinnig war die junge Königin, ja! Aber nur die niederträchtigſte Bosheit hat behaupten können, daß ſie wollüſtig und unzüchtig geweſen ſei 38). Dagegen darf als feſtgeſtellt angenommen werden, als durch das beſtimmte Zeugniß eines durchaus glaubwürdigen Mannes feſtgeſtellt, daß der, welchem Marie Antoinette vielleicht die erſte und innigſte Liebesglut ihres Herzens widmete, nicht ihr Eheherr war, ſondern ein Anderer,

— jener ritterliche Schwede, der Graf Axel von Ferſen, als Oberſt des Regiments Royal Suédois eine der glänzendſten Geſtalten des franzöſiſchen Hofes, dann Freiheitskämpfer in Amerika, ſpäter ein treueſter Freund und Helfer ſeiner königlichen Geliebten oder, falls das Wort zu viel ſagen ſollte, ſeiner Liebhaberin, endlich wie dieſe einem blutig-tragiſchen Geſchicke verfallen [39]. Am 10. Auguſt 1779 ſchrieb Graf Creutz, der ſchwediſche Geſandte am Verſailler Hofe, an Guſtav den Dritten: „Ich muß Ew. Majeſtät anvertrauen, daß der junge Graf Ferſen ſo gut bei der Königin ſteht, daß es mehreren Perſonen Unruhe verurſacht hat. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß ſie eine Zuneigung zu ihm gefaßt habe. Ich habe zu ſichere Beweiſe davon geſehen, als daß ich zweifeln könnte. Das Betragen des jungen Grafen iſt bewunderungswürdig geweſen, wegen ſeiner Beſcheidenheit und Zurückhaltung, beſonders wegen ſeines Entſchluſſes, nach Amerika zu gehen (als Adjutant des Generals Rochambeau). Die Königin konnte in den letzten Tagen ihre Blicke nicht von ihm wenden, und wenn ſie ihn anſah, füllten ihre Augen ſich mit Thränen. Einige Tage vor ſeiner Abreiſe ſagte die Herzogin von Fitz-James zu Ferſen: Wie, Herr Graf, ſo geben Sie Ihre Eroberung auf? Hätte ich eine gemacht, erwiderte er, ſo würde ich ſie nicht aufgeben [40].“ So endigte dieſes zarte Verhältniß. In demſelben Briefe ſagte Graf Creutz ſeinem Gebieter noch die Worte: „Der König iſt dem Willen der Königin ganz und gar untergeben.“ Bedeutungsvolle Worte, zumal wenn man bedenkt, daß derſelbe Augenzeuge kurz zuvor nach Stockholm berichtet hatte: „Die Königin iſt inconſequent, leichtſinnig und ſtellt ſich beſtändig durch ihre Unbeſonnenheiten bloß.“

In der That, gerade um die Zeit, wo der zarte ſchwärmeriſche Roman „Axel und Antoinette“ ſpielte, war in dem armen, guten, phlegmatiſchen Feilenſchwinger von König eine völlige Revolution vor ſich gegangen, — nach glücklicher Beſeitigung eines organiſchen Fehlers, ſagt man. Er, welcher ſeine Frau bislang mit Geringſchätzung und Mißtrauen behandelt hatte, war jetzt bis über die Ohren in ſie verliebt. „Meine liebe Campan,“ ſagte Marie Antoinette eines Tages gegen das Ende des Jahres 1777 hin zu der vertrauten Zofe, „wünſchen Sie mir Glück, denn endlich bin ich wirkliche Königin von Frankreich“ — und im Sommer darauf entzückte ſie ihren Gemahl mittelſt der Aeußerung: „Sire, ich habe mich über einen Ihrer Unterthanen zu beſchweren, der mir Fußtritte im Leibe verſetzt.“ Es kam zunächſt nur eine Unterthanin zur Welt, jene Prinzeſſin, welche nachmals von Napoleon „der einzige Mann in ihrer Familie“ genannt wurde. Drei Jahre ſpäter, im Oktober 1781, ſchallte es jubelnd durch die Galerien des Verſailler Schloſſes und durch die Straßen von Paris: „Ein Dauphin! Ein Dauphin!“ Aber ein ſchneidender Mißton miſchte ſich doch in den offiziellen Jubel, womit ein Prinz empfangen wurde, welcher durch ſeinen nach ſchon ausgebrochener Revolution erfolgten Tod (Juni 1789) ſeinen nachgeborenen Bruder, den im März 1785 zur Welt gekommenen Herzog von der Normandie, zum unglückſeligſten aller Dauphins machte, — ein Mißton grimmiger Verleumdung, ausgeſtoßen von dem Herzog von Chartres, etliche Jahre ſpäter Herzog von Orleans und wieder etliche Jahre ſpäter Philippe Egalité: — „Coigny's Sohn ſoll nie mein König werden!“... Man hat früher die Einwirkung des Herzogs auf die Revolution viel zu hoch angeſchlagen; aber das iſt wahr, daß die Vergiftung ſeines Anfangs freundlichen Verhältniſſes zu der Königin eines der wirkſamſten Motive der Zugrundrichtung des Rufes der unglücklichen Frau geworden iſt. Er war einer ihrer Anbeter geweſen und zwar kein begünſtigter; aber warum hätte er nicht hoffen dürfen, das zu werden, wenn ſogar ein Oberſt der Schweizer, der Schleicher Beſenval, durch das unbeſonnene Gebaren der Königin ſich zu der Frechheit ermuthigt fühlte, ihr eine förmliche Liebeserklärung zu machen? Später hatte der bösartigſte Klatſch Marie Antoinette und den Herzog in die Stellung gegenſeitiger tödtlicher Feindſchaft gebracht und ſchon i. J. 1786 ſagte die Königin bei einer Cour in Verſailles, indem ſie mit den Augen auf den Herzog von Orleans wies, zu dem engliſchen Geſandten, dem Herzog von Dorſet: „Sehen Sie ſich dieſen Menſchen an. Er haßt mich und hat mein Verderben geſchworen. Ich leſe das in ſeinen Augen, ſo oft er mich anblickt. Er wird ſich nicht zufrieden geben, bis er mich todt zu ſeinen Füßen hingeſtreckt ſieht[41].“

Gibt nicht ſchon dieſer Umſtand einen erſchreckenden Wink, wie in ſich zerſetzt und zerriſſen der franzöſiſche Hof war zur Zeit, wo die Wogen der großen Sturmflut heranrauſchten? Es iſt eine noch lange nicht genug bekannte und betonte Thatſache, daß die raſend gewordene Demokratie in Marie Antoinette nur ein Opfer tödtete, welches die berechnete Bosheit der Ariſtokratie ihr geliefert hatte. Nicht vom Volke, nicht von der revolutionären Literatur, nein, ſondern vom Hofe ſelbſt, von den Kreiſen der Prinzen und Prinzeſſinnen, der Ducs und Ducheſſen, der Marquiſen und Comteſſen, der Hofprälaten und Hoflakaien jeden Ranges gingen die Läſterungen aus, welche die Königin als eine Meſſalina, als einen Ausbund von Ueppigkeit und Verſchwendung, als eine Verrätherin und Feindin Frankreichs bezeichneten. Aus dieſen Kreiſen kam die Loſung: „L'Autrichienne!“ mittelſt welcher Marie Antoinette dem Haſſe des Pariſer Pöbels ſignaliſirt wurde. Eine Bande von vornehmen Weibern, welche jede Unzucht erſchöpft, jede Scham verlernt hatten, dieſe Ducheſſe de Mazarin, dieſe Ducheſſe de Chatillon, dieſe Marquiſe de Fleury, dieſe Marquiſe de Roncé, dieſe Comteſſen de Valentinois, de Roſen, de Roncherolles, ſie und Ihresgleichen waren es, welche den Ruf der Königin zu Grunde richteten. Und gingen nicht ſelbſt die beiden Schwäger der Unglücklichen, die Brüder des Königs, in der Arbeit an dieſem hölliſchen Werke mit ihrem Beiſpiele voran? Der jüngere, der lüderliche Graf von Artois, verdächtigte die Königin durch die geckenhafte Selbſtgefälligkeit ſeiner ihr gewidmeten Galanterie. Der ältere, der Graf von Provence, an Geiſt ſeinen königlichen Bruder weit überragend, hatte, viele Anzeichen weiſen darauf hin, auf die anfängliche Kinderloſigkeit ſeiner Schwägerin Hoffnungen gebaut, welche er auf dem Wege lichtſcheuer Ränke ihrer Erfüllung näher zu führen ſuchte. Er iſt es geweſen, der, indem er Marie Antoinette hübſche Feſte gab und die zarteſte Ehrerbietung gegen ſie zur Schau trug, unter der Hand die blutigſten Sarkasmen gegen die Königin in Umlauf ſetzte. Gewiß iſt, wenigſtens bevor es einen „Père Duchesne“ gab, nichts Giftigeres wider Marie Antoinette ausgeheckt worden als das Wort, welches der kinderloſe Graf von Provence zu ſeinem Bruder Artois ſagte, als dieſem ein Sohn geboren wurde: — „Nun nehmen Sie ſich aber bei Ihren Maitreſſen in Acht, damit ſie Ihren legitimen Erben nicht beeinträchtigen[12].“ Es fehlte nur noch, daß die freſſende Eiterbeule ſolcher Hofzuſtände in ein öffentliches Skandal ausbarſt, und auch das kam, kam im Jahre **1785**, wo der koloſſale Schwindel, mittelſt deſſen der Hofjuwelier Böhmer um ſein **1,600,000** Livres werthes Juwelenhalsband geprellt wurde, ein Aergerniß von entſprechenden Dimenſionen nach ſich zog. Und in dieſen gräulich-ſchmutzigen Handel, in welchem ein Lotterbube von Prinz und Kardinal (Rohan), eine Schwindlerin der verworfenſten Art (die La Motte), ein vornehmer Dieb (ihr Ehemann), eine Gaſſendirne (die Oliva), endlich ein Gauner von europäiſcher Verrufenheit (Caglioſtro) figurirten, war die Königin von Frankreich verwickelt, ſchuldlos verwickelt, keine Frage, ſofern man ihr etliche auch in dieſer Sache begangene Unbeſonnenheiten nicht als Schuld anrechnen will, — aber doch verwickelt und zwar ſo, daß der Schein wider ſie war oder doch von ihren Feinden wider ſie gewendet werden konnte. Ein Gegenſtand der Neugier Europa's, wurde die Halsbandgeſchichte aus den verſchiedenſten Stand-

und Streitpunkten angeſehen, nur nicht für das, das ſie war, nur nicht für ein ſchreiendes Vorzeichen der nahenden Sündflut[43] ....

Armer, wohlmeinender ſechszehnter Ludwig, auch wenn du nicht unter der Herrſchaft des zierlichen Pantoffels deiner hochgeliebten Antoinette geſtanden hätteſt, würde es dein Vermögen weit überſtiegen haben, deinen dem Untergang zuſtürzenden Hof zu retten, geſchweige den einer Umwälzung zueilenden Staat auf dieſer Bahn innehalten zu machen. Sehr wahr hat der tiefſte Kenner und ſcharfſinnigſte Erörterer der Urſachen der franzöſiſchen Revolution[44]) geſagt, für ein ſchlechtes Staatsweſen ſei der gefährlichſte Moment der, wo es den Weg der Reform zu betreten ſucht. Nur außerordentliches Genie vermöge einen Fürſten zu retten, welcher es unternehme, nach langem Drucke ſeinen Unterthanen Erleichterung zu verſchaffen; denn das Uebel, welches man als ein unvermeidliches mit Geduld ertrage, werde unerträglich, ſobald ſich die Ausſicht aufthue, es abſchütteln zu können. Mit andern Worten: wenn man daran geht, ein durch und durch verrottetes, in ſeinen Fundamenten verfaultes Haus auszubeſſern, ſo zerfällt unter den Händen der Ausbeſſerer der ganze Bau. Das Frankreich des Ancien Régime war aber zur Zeit der Throngelangung Ludwigs des Sechszehnten ſo ein Haus und es kam daher mit dem Um- und Ausflickungsgeſchäft, wie es kommen mußte. Die materiellen und intellectuellen, die religiöſen und ſittlichen Grundlagen der Geſellſchaft waren faul, faul durch und durch. Die ganze Triebkraft der alten Inſtitutionen in Staat und Kirche verwelkt und abgeſtorben. Ueberall der bleierne Druck von Formen und Formeln, die durch keinen Geiſt mehr beflügelt wurden. Die Corruption in allen Adern des Verwaltungs-, Gerichts- und Kirchenweſens circulirend oder vielmehr ſtockend. Das Heerweſen durch die Pompadour- und Dubarry-Generale demoraliſirt und gänzlicher Auflöſung nahe gebracht. Die politiſche Gleichheit, d. h. die Nivellirung aller

Stände durch die Wucht der königlichen Deſpotie, und daneben die ſoziale Ungleichheit in ſchroffſter Erſcheinungsweiſe. Von oben der Druck der öffentlichen Meinung, von unten der Druck der Noth. Und dieſer Preſſung ſollte das entnervte Ding von Ancien Régime widerſtehen können? Oben wildjubelnde Sturmfanfaren, unten ingrimmiges Hungergeſtöhn. Hier raſende Vergeudung, dort bitterſte Entbehrung. Dann die allgemeine Zweifelſucht, der Unglaube an die „gute alte fromme Zeit“ und ihren ganzen Puppenkaſten und Marionettenkram. Zuletzt, aber nicht als das Letzte, die franzöſiſche Nationalität, das Franzoſenthum, wie es leibte und lebte und wie es ſo meiſterlich nur ein Franzoſe zeichnen konnte, ohne der Unbilligkeit geziehen zu werden, — dieſes Volk, „ſo reich an Gegenſätzen, ſo leicht von einem Extrem ins andere geworfen, ſo häufig durch die Eindrücke des Augenblicks, ſo ſelten durch feſte Grundſätze beſtimmt. Ein Volk, bald unter dem allgemeinen Niveau der Menſchheit bald hoch darüber; ſo unveränderlich in ſeinen Grundzügen, daß noch heute vor zwei Jahrtauſenden von ihm entworfene Schilderungen auf daſſelbe paſſen, und doch zugleich ſo beweglich in ſeinem Fühlen und Denken, daß es zuweilen ſich ſelbſt zu einem unerwarteten Schauſpiele wird. Ein Volk, welches an Herd und Gewohnheit mehr als jedes andere hängt, ſo lange es ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, und welches doch, ſobald man es ſeiner Heimat entriſſen hat, bis an's Ende der Welt zu marſchiren und Alles zu wagen im Stande iſt. Ein Volk, welches ſeinem Temperament nach widerwillig gehorcht, aber der willkürlichen und ſelbſt tyranniſchen Gewalt eines Monarchen lieber ſich fügt als der geregelten und freiheitlichen Regierung ſeiner beſten Bürger; heute allem Gehorchen feind, morgen mit einer Leidenſchaft dienend, welche von den für die Knechtſchaft begabteſten Völkern lange nicht erreicht wird. Ein Volk, an einem Fädchen führbar, ſo lange das Signal des Widerſtandes nicht gegeben iſt, unlenkſam in dieſem Falle. Darum ſeine Gebieter, ſei es, daß ſie es zu ſehr oder zu wenig fürchten, immer täuſchend; niemals frei in dem Maaße, daß man ſeine Knechtung unterlaſſen müßte, und niemals ſo geknechtet, daß es ſeine Feſſeln nicht zu ſprengen vermöchte. Ein Volk, für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolg, dem Glanz und Geräuſch mehr als dem wahren und echten Ruhm zugethan; mehr mit Heroismus als mit Tugend, mehr mit Genie als mit geſundem Menſchenverſtand ausgeſtattet[15]."

Die Vorzüge ſowohl als die Fehler dieſes Nationalcharakters mußten durch das Syſtem des Ancien Régime, d. i. durch das Syſtem abſoluter Bevormundung, auf die Spitze getrieben werden. Wenn man bedenkt, daß die Staatslaſt mit ihrem erdrückenden Gewicht im Grunde doch nur auf dem Volke, auf dem dritten Stande wuchtete[16], und weiter, daß durch das genannte Syſtem das Volk gezwungen wurde, gleichſam mit gebundenen Händen und gefeſſelten Füßen zu arbeiten, ſo wird man begreifen, daß die Laſt geradezu nicht mehr zu tragen war. Die Centraliſation der Regierungsgewalt, ſeit Ludwig dem Elften durch das franzöſiſche Königthum mit eiſerner Folgerichtigkeit angeſtrebt und verwirklicht, ſog alle Lebensſäfte des Landes auf, ſchloß den Fleiß und die Betriebſamkeit in unüberſteigliche Schranken ein, entwöhnte die Menſchen des Vertrauens auf die eigene Kraft und gewöhnte ſie an die willenloſe Unterwerfung unter das Machtgebot eines Jeden, welcher über die centraliſirte Regierungsmaſchine in Paris verfügen konnte[17]. Die Centraliſation, deren Plagen und Plackereien die privilegirten Stände auf die arme „gent taillable et corvéable à merci et miséricorde“ abzuladen verſtanden, ſie erdrückte und erwürgte das franzöſiſche Volk, welches zwar die Leibeigenſchaft bekanntlich viel früher losgeworden als das deutſche, aber dennoch unter der Bürde der gebliebenen Feudalrechte, der Privilegien des Adels und des Klerus, nicht zu Athem zu kommen vermochte. Sicher widerſtrebt es dem Gefühl und dem Gedanken, von Vertheilen der Sklaverei überhaupt zu reden; wenn aber einmal davon geredet werden ſoll, ſo iſt zu ſagen, daß der franzöſiſche Bauer und Kleinbürger, welcher bei der in Frankreich ſchon vor der Revolution eingetretenen Zerſtückelung und Zerſplitterung des Grundeigenthums Grundbeſitzer werden konnte und wirklich ward, die Vortheile der Hörigkeit eingebüßt und alle Nachtheile derſelben behalten hatte. Man braucht hiebei die mehr oder weniger häufigen Ausſchreitungen adeligen und klerikalen Uebermuths nicht einmal ſonderlich in Anſchlag zu bringen: es genügt, auf die Mühſal des ackerbaulichen Daſeins im Ganzen und Großen aufmerkſam zu machen. Die Erwerbung eines Grundſtücks war zuvörderſt von der Erlegung einer Steuer abhängig. War dieſe Steuer entrichtet, war das Grundſtück erkauft, ſo legte der neue Grundeigenthümer „ſein Korn und ſein Herz darin nieder und dieſer kleine Winkel Landes in dem ungeheuren Weltall, der ihm eigenthümlich gehörte, erfüllte ihn mit Stolz und Unabhängigkeit.“ Allein dieſe Befriedigung war nicht von Dauer. Denn ſeine adeligen oder klerikalen Nachbarn beſitzen das Privilegium, ihn von ſeinem Felde weg auf die übrigen zu holen, um daſelbſt ohne Lohn zu arbeiten. Er iſt nicht befugt, ihr Wild von ſeiner Saat abzuhalten. Sie haben die Brücken und Stege und Wege ringsober mit Zollſchranken verbarrikadirt; ſie zwingen ihn, die Erlaubniß, ſeine Erzeugniſſe zu Markte zu bringen und dort zu verkaufen, mittelſt Abgaben zu erwerben; ſie nöthigen ihn, ſein Korn in ihren Mühlen zu mahlen, ſein Brod in ihren Oefen zu backen. Wie er ſich auch abmühe, nicht der kleinere, ſondern weitaus der größere Theil des Ertrags ſeiner Arbeit und ſeines Ackers fließt unmittelbar oder mittelbar den bevorrechteten Ständen zu. Mit einem Wort, der Feudalismus hatte aufgehört, eine politiſche Einrichtung zu ſein, war aber eine ſoziale geblieben und zwar eine, welche alle übrigen bedingte und beſtimmte, ſowie überdies mit dem ganzen Raffinement der modernen Polizeikunſt geübt wurde.

Und da hat man ſich gewundert, daß der franzöſiſche Bauer, wo er nicht ein ganz denkunfähiger Junker- und Pfaffenknecht war, wie in der Vendée, die Revolution mit wilder Freude begrüßte und ihr mit Fanatismus ſich hingab! Auch der Soldat konnte, wie der Bauer, durch Anſchluß an die Revolution nur gewinnen, er, welchem das Ancien Régime vom Kriegsleben nur die bittern Hefen zu koſten gab, während es dem Adel den ſüßen Schaum kredenzte.

Was ſollte den naturnothwendigen Schlußfolgerungen gegenüber, welche aus den Prämiſſen ſolcher Zuſtände floſſen, ein gutmüthiger Hausvater und leidlicher Geſelle der Schloſſerzunft, den der Unſtern ſeiner Geburt zum König von Frankreich gemacht, Anderes thun als vor dem Sturme treiben, ſobald dieſer recht in die Zeit gefahren war? Er, der weder die Hellſicht noch die Energie des Genie's, ja nicht einmal die Feſtigkeit beſaß, welche erforderlich war, einen Turgot und Necker gegenüber von einem Calonne und Brienne zu halten. Sollte er, da er die Strömung zu lenken nicht verſtand, zu ihr ſagen: Steh' ſtill oder fließe rückwärts! Nun wohl, er hat es zu verſchiedenen Malen verſucht, auf Antrieb ſeiner Frau und anderer übelberathener Leute. Aber Alles, was er damit erreichte, war, den Anprall der Flut nur um ſo wüthender zu machen.... Im Uebrigen iſt zu ſagen, daß, geſetzt, die Revolution hätte abgewendet werden können, was wir leugnen, unter Ludwig dem Sechszehnten zu dieſem Zwecke etwas Ernſtliches und Nachhaltiges nicht geſchah. Wohlmeinende Anläufe genug, aber nirgends etwas Durchſchlagendes, Durchgreifendes. Nirgends das Uebel entſchloſſen an der Wurzel gepackt. Die arme Todkranke, la belle France, mit flauen Decocten und ſchwächlichen Pflaſtern behandelt, wo Eiſen und Feuer hätten zur Anwendung kommen müſſen. Im Ganzen und Großen lotterte, alles offiziellen und nichtoffiziellen Reformgeredes ungeachtet, der franzöſiſche Staatshaushalt unter dem ſechszehnten Ludwig ganz ſo fort, wie er unter dem fünfzehnten gelottert hatte. Allerdings, ein Verſchwendungsposten weniger war da: eine königliche Beiſchläferin verſchlang jetzt nicht mehr binnen fünf Jahren 180 Millionen, wie die Dubarry zu ihrer Glanzzeit gethan — (ſie ſitzt dermalen, vom Fett ihres Raubes zehrend, in ihrem feenhaften Pavillon zu Luciennes, bis „der große Tag des Zorns“ auch für ſie anbrechen wird). Aber abgeſehen davon, koſtet der Hof eines ſparſamen Hausvaters Ludwig noch anſtändig viel.

Laßt uns für etliche Augenblicke jene kleinen und doch ſo gewaltigen, jene ſtummen und doch ſo beredten Geſchöpfe des Menſchengeiſtes, genannt Zahlen, an die Zeugenſchranken rufen und ihre Angaben vernehmen. Necker's „Compte rendu“ zufolge betrug i. J. 1781 die ganze Staatseinnahme Frankreichs 428,233,000, die ganze Staatsausgabe 396,971,666 Livres. In Wahrheit war aber der herausgerechnete Ueberſchuß nicht da, ſondern ein beträchtliches Defizit, welches man — ſchon damals kannte und übte man alſo dieſen Schwindel — als nur durch „außerordentliche Ausgaben“ verurſacht, durch „außerordentliche Credite“ zu decken oder auch nicht zu decken ſuchte. Armee, Flotte und Verzinſung der Staatsſchuld nahmen nicht weniger als 81 Prozent der Einnahme in Anſpruch. Drei Jahre ſpäter betrugen die Staatseinkünfte 600, die Ausgaben 610 Millionen; allein das Defizit war in Wirklichkeit viel größer. Das Ausgabenbudget für den Hof nun ſtellte ſich ſo, daß dieſer — die Einkünfte des Königs ungerechnet — jährlich 24 Millionen koſtete. Darunter folgende Poſten: Für die Königin 4 Mill., für den Dauphin 3½ M., für die Prinzen 8,300,000 — (in Wahrheit haben die beiden Brüder des Königs von 1781—89 noch außerdem mitſammen mehr als 28 M. aus der Staatskaſſe bezogen) — für die Hofgeiſtlichkeit 1,600,000, für das Hofbauamt 3,200,000, für den Hofſtaat 1,500,000, für Almoſen und Gnadengelder 1,800,000. Die Garden koſteten 13 M. An Penſionäre wurden 28 M. verſchleudert. Der Mißbrauch der Staatsgelder war überhaupt auch unter Ludwig dem Sechszehnten ein unverantwortlicher. Zwar bezog jetzt kein Miniſter mehr 1,200,000 Livres Jahreseinkommen, wie ſie der Abbé Terray unter der vorigen Regierung bezogen hatte, wohl aber erhielt ein ſo gemeinſchädlicher Tagdieb wie der Prinz Soubiſe eine jährliche Penſion von 1$^1/_2$ Millionen. Die Einkünfte der erſten Hofdame der Königin ſtellten ſich auf 62,000 L., der Intrikant Beſenval bezog das Einkommen von 7 Gouverneursſtellen, der Kardinal de Lomenie hatte 28 oder gar 30 Pfründen inne, eine Madame Desprémenil wurde als Maitreſſe eines Miniſters mit 20,000 L. jährlich beſoldet. An die unwürdigſten Kreaturen und Taugenichtſe wurden alſo die Staatsgelder mit vollen Händen weggeworfen, für die Schulen im ganzen Königreich dagegen hatte man jährlich nicht mehr als 600,000 L. aufzuwenden. Und wer hatte den Bedarf der ganzen ſinnloſen Wirthſchaft herbeizuſchaffen? Natürlich das „ſteuerzahlende und frohnende Volk“, welches, wohlverſtanden, nur ein Drittel von Grund und Boden des Landes beſaß, denn zwei Drittel des Grundeigenthums waren in den Händen der Krone, des Adels und der Kirche. Die Einkünfte der Geiſtlichkeit betrugen durchſchnittlich 130 Millionen jährlich, wovon ſie (i. J. 1781) ein „Don gratuit“ von 3,400,000 L. an den Staat entrichtete[18].

Faſſen wir das Facit der Schuldrechnung des Ancien Régime zuſammen, ſo ergibt ſich Maßloſigkeit in der Bevormundung und Belaſtung der arbeitenden und nährenden, Maßloſigkeit in der Begünſtigung der müſſiggehenden und verzehrenden Klaſſen. Maßloſigkeit des Luxus, der Genußſucht und Verſchwendung hüben, Maßloſigkeit der Entbehrung, der Sorge und des Elends drüben. Man denke ſich, wie der Bauer vor der Revolution gewohnt und gelebt haben muß in dieſem Frankreich, wo noch jetzt, nach drei ſiegreichen Revolutionen, hunderttauſende von bäuerlichen Wohnungen fenſterlos ſind und weit mehr Hütten von Kaffern und Hottentotten ähnlich ſehen als

Behauſungen von Mitgliedern einer Nation, welche, wenigſtens in ihrer Einbildung, „an der Spitze der Civiliſation marſchirt.“ Wer das Uebermaß von Deſpotie betrachtet und beachtet, womit das „alte Regiment“ Frankreich belaſtete, wird ſich über die nachmaligen Exceſſe der Freiheit in dieſem Lande nicht allzuſehr verwundern. Oder iſt unſeres Sehers warnend Wort: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, erzitt're!“ darum weniger ewigwahr, weil es nachgerade trivial geworden? Wer in dem Gang der franzöſiſchen Revolution den Donnerſchritt der weltgeſchichtlichen Nemeſis nicht erkennt, wer in ihr nicht ein Ereigniß ſieht, ſo unausweichlich, unabwendbar, logiſch und unerbittlich wie ein Naturgeſetz, für den iſt und bleibt das Buch der Geſchichte nicht mit ſieben Siegeln verſchloſſen wie jenes geheimnißvolle, welches der neuteſtamentliche Poet in ſeinen apokalyptiſchen Viſionen erblickte, wohl aber mit ſiebenmal ſieben.

## Viertes Kapitel.

## Die Freiheitsgöttin und ihre Prieſterſchaft.

Wenn der Schwarzſeher, angewidert von der Frechheit, womit menſchliche Eitelkeit und Niederträchtigkeit in dieſer unſerer „beſten der Welten“ einhertreten, in der Weltgeſchichte nur einen trübſeligen „Miſchmaſch von Irrthum und Gewalt“ ſieht, erkennt der freie und unbefangene Geiſt oft gerade da, wo jener verzweifelt, Tröſtlichſtes und erquickt ſich an der wunderſamen Ironie, womit die große Weberin Zeit ſo häufig die gröbſten Fäden menſchlichen Unverſtandes und menſchlicher Bosheit als Einſchlag zum ewigen Gewebe des Gewandes der Freiheit zu verwenden weiß.

So ein ironiſch verbrauchter Faden war jener ſtotternde und geifernde Tropf von König, Jakob der Erſte von England, welcher mittelſt ſeiner hochkirchlich-orthodoxen Tyrannei die Puritaner zur Auswanderung nach der Neuen Welt trieb. Eine weltgeſchichtliche Stunde fürwahr, eine Stunde voll unberechenbarer Zukunft, als die erſte Schaar der „Pilgerväter“ am Morgen des 9. Novembers 1620 vom Verdeck der „Maiblume“ aus das Kap Cod erblickte. Und eine weltgeſchichtliche Stunde auch, als im Angeſicht der Küſte, wo die Kolonieen von Neu-England bald ſo gedeihlich aufblühen ſollten, die einundvierzig Männer dieſer puritaniſchen Pilgrimſchaft in der Kajüte des Schiffs zuſammentraten, um die erſte demokratiſche Verfaſſungsurkunde der einſtigen Freiſtaaten von Nordamerika zu entwerfen, zu berathen, anzunehmen und zu beſiegeln. Wunderbar! Hundert und zweiundvierzig Jahre vor dem Erſcheinen von Rouſſeau's „Contrat social“ wurde an dem Geſtade transatlantiſcher Wildniſſe ſo ein „Geſellſchaftsvertrag“ errichtet. Hier, in der Kajüte der Mayflower, war die Geburtsſtätte der modernen Demokratie. Denn hier erhielt die Humanität ihren erſten politiſch-geſetzlichen Ausdruck, indem auf der Baſis „gleicher Rechte und Geſetze“ eine Staatsgeſellſchaft gegründet wurde, deren ausgeſprochener Zweck das „allgemeine Beſte“ war, während ſämmtliche mittelalterliche Conſtitutionen, Charten und Freibriefe bloße Feſtſetzungen über Befreiungen von Steuern und Laſten, Monopole, Adelsdiplome, Ertheilung von ſtädtiſchen oder korporativen Privilegien, Einſchränkungen der monarchiſchen Gewalt zu Gunſten des Feudalismus geweſen waren [19]). Nachdem ſie Einen aus ihrer Mitte zu ihrem Oberhaupt für das nächſte Jahr gewählt, landeten die „Pilgrim Fathers“ am 11. Dezember (a. St.) und am 9. Januar 1621 begannen ſie New-Plymouth zu erbauen. Dies war der Anfang der nordamerikaniſchen Republiken und mit vollem Recht hat unſere treffliche deutſche Geſchichtſchreiberin der Koloniſation von Neu-England geſagt, daß kein anderer Staat in der Welt eines ſo rein moraliſchen Urſprungs ſich rühmen könne [20]). Denn um ihren Gott in ihrer Weiſe verehren zu können, vertauſchte dieſe heldiſche Schaar frommer Menſchen Haus und Heim mit allen Entbehrungen und Gefahren der Wildniß, und es iſt der ernſteſten Beachtung, es iſt der höchſten Bewunderung werth, wie ihr im gelichteten Urwald aufgerichteter Tempel zugleich auch die Grundveſte ihres bürgerlichen Daſeins ward, wie unter den ſchaffenden Händen dieſer begeiſterten und kühnen Pioniere und ihrer Nachfolger „ein Gebäude ſich erhob, in deſſen Umkreis zuerſt Menſchenrechte an die Stelle von Staatsrechten traten, Freiheit an die Stelle von Freiheiten und Gleichheit an die Stelle von Herrſchaft und Knechtſchaft.“

Und war es nicht auch eine prächtige Ironie, als die Wirkerin am ſauſenden Webſtuhl der Weltgeſchichte einen ſcheinbar ſo anachroniſtiſchen Faden wie Georg den Dritten in ihr Weberſchifflein einſpannte? Hat nicht die deſpotiſche Verſtocktheit dieſes ſtierköpfigen Anachronismus, welcher wähnte, der jüngſte Tag müßte unfehlbar anbrechen, falls zwölf blühende amerikaniſche Kolonieen nicht nach ſeiner und ſeiner Tories Steuern- und Taxenpfeife tanzten, hat nicht dieſe Verſtocktheit unſere, wie wir ſahen, im Wintermond aufgegangene Maiblumenblüthe, unſere moderne Freiheitsgöttin angeeifert, ihre Glieder zu rühren und ihre Kraft kundzuthun, der neuen und der alten Welt? Die auf jungfräulichem, von der Feudalbarbarei nicht beſudeltem Boden geborene und puritaniſch-ſtreng erzogene, unter harter Arbeit herangewachſene, auch im Wald- und Prairiekrieg mit Rothhäuten und Franzoſen geſtählte Jungfrau richtete zunächſt, derweil König Georg der Dritte auf ſeinem mit allerhand Flitterwerk und Klingelzeug ſtattlich aufgezäumten Steckenpferd „Droit divin“ wie toll in Saint-James herumritt, ein eigenthümlich Spiel an, gab ſo zu ſagen ein Stück hinterwäldleriſchen Humors zum Beſten, indem ſie am letzten Dezember des Jahres 1773 den Hafen von Boſton in einen ungeheuren Theekeſſel verwandelte. Da ſchwimmt die Beſcheerung! Der alte Pitt hatte alſo doch rechtgehabt, als er im Oberhauſe warnte, die Yankees würden keinen zu verzollenden Thee, überhaupt keine ihnen von England aus auferlegten Taxen und Steuern haben wollen und, falls man ſie doch damit behelligte, reſolut „calculiren,“ ſie hätten die Kinderſchuhe längſt vertreten, bedürften alſo keines mutterländiſchen Gängelbandes mehr, wären Manns genug, ſich ſelber zu regieren, wollten alſo fortan alleiniger Herr im eigenen Hauſe ſein. Daraufhin heftiges Gepfauche und Gezeter von Seiten des ſcheinbar anachroniſtiſchen Steckenpferdreiters und ſeiner Lords und Biſchöfe, viel Entfaltung von britiſchem Scharlach auf der andern Seite des Ozeans, viel Getrommel und Geſchieße, viel Verbrauch von „Futter für Pulver," welches der heſſiſche und andere deutſche Landesväter zu landläufigen Preiſen geliefert, endlich auch gehörig viel „Yankee-Doodle." Und Miſter Yankee-Doodle trug's dann ſchließlich, wie weltbekannt, über Mylady „Rule-Britannia" davon. Mühſam genug freilich und nach hartem Ringen. Aber er trug's davon. Mittelſt des Friedens von Verſailles (September 1783) ward die Unabhängigkeit der „United States of North-America" anerkannt.

Das demokratiſche Ideal, welches Rouſſeau dem ſkeptiſchen Europa vorgeführt hatte, in Amerika wurde es zur Thatſache. Am 16. Juni 1775 erhielt die Unabhängigkeit der Amerikaner auf Bunkershill ihre Blut- und Feuertaufe. Tags zuvor ernannte der zu Philadelphia tagende Kongreß der zwölf Vereinigten Kolonieen den Virginier George Waſhington, den größten Bürger der modernen Welt und Zeit, zum Oberbefehlshaber ihrer Geſammtſtreitkraft. Am 7. Juni 1776 brachte der Virginier Harry Lee im Congreſſe den Antrag ein, die Kolonieen für Freiſtaaten und für von England unabhängig zu erklären, und am 4. Juli erging von Seiten der Bevollmächtigten des amerikaniſchen Volkes die beantragte Freiheits- und Unabhängigkeitserklärung. Thomas Jefferſon iſt der Verfaſſer dieſer glorreichen Urkunde, an deren Spitze jene „Erklärung der Menſchenrechte" ſteht, welche ſeither ein ſtechender Dorn im Fleiſche des Abſolutismus geweſen iſt. Laßt uns, wie keine, ſo auch dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, den Dorn von Neuem und, wo möglich, tiefer ins Fleiſch hineinzudrücken: — „Wir halten für klare und keines Beweiſes bedürfende Wahrheit, daß alle Menſchen von Geburt gleich und von ihrem Schöpfer mit gewiſſen unveräußerlichen Rechten begabt ſind, zu welchen Leben, Freiheit und das Streben nach Glückſeligkeit gehören; daß, um dieſe Rechte zu wahren, unter den Menſchen Regierungen eingeſetzt ſind, deren gerechte Machtvollkommenheiten auf der Zuſtimmung der Regierten beruhen; daß jeder Zeit, wenn irgendwo eine Regierungsform in die gedachten Endzwecke ſtörend eingreift, das Volk das Recht hat, dieſe Regierung zu ändern oder abzuſchaffen, eine neue einzuſetzen und dieſe auf ſolche Grundſätze zu baſiren und deren Vollmachten in der Form zu ordnen, welche ihm zu ſeiner Sicherheit und zu ſeinem Gedeihen erforderlich ſcheint.“ .. Mit der Verkündigung dieſer frohen Botſchaft ward ein neues Hauptſtück im Buche der Weltgeſchichte aufgeſchlagen und trat der ſoziale Entwicklungsprozeß in eine neue Phaſe. Der theologiſchen Dichtung vom göttlichen Recht der Könige war die humane Thatſache vom natürlichen Recht der Völker entgegengeſtellt, als der Polarſtern, welcher fortan der Menſchheit auf ihrer Vorſchrittsbahn voranleuchten ſollte.

Die Rückwirkung der Emanzipation Amerika's auf Europa war gewaltig über alle Berechnung. Ein großes Beiſpiel war gegeben. Die glückliche und ſiegreiche Verwirklichung der demokratiſchen Idee in der neuen Welt ſteckte den Nationen der alten Ziele, welche zu erreichen bislang nur die Phantaſie der kühnſten Denker für möglich gehalten hatte. Der Name Waſhington's überſtralte die aller Heroen alter und neuer Zeit. Und warum ſollte er das nicht? Hatte, ganz abgeſehen von ſeinen Thaten und Erfolgen als Feldherr und Staatsmann, der Mann nicht gethan, was in den Augen der Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, als übermenſchlich erſcheinen konnte, mußte? Hatte er nicht, der nur mit den Augen zu winken brauchte, um zum König, zum Kaiſer gekrönt zu werden, eine Bürgerkrone vorgezogen? Führte er nicht nach ſiegreicher Beendigung des Unabhängigkeitskriegs ſeine Präſidentſchaft, welche durch die Umſtände zur unbeſtrittenen Dictatur gemacht wurde, mit der ſchlichten Uneigennützigkeit eines antiken Bürgers aus den beſten Zeiten antiker Republiken? Wie erſtaunte der junge Chaſkan briand, als er, auf ſeine phantaſtiſche Nordweſtpaſſage-Entdeckung ausgezogen, zu Philadelphia (1791) das kleine Haus ſah, welches, vor den Nachbarhäuſern durch Nichts ausgezeichnet, die Behauſung des Präſidenten der Vereinigten Staaten war. „Da waren keine Schildwachen, keine Lakaien zu ſehen. Ich klopfte an, ein junges Dienſtmädchen öffnete mir die Thüre und führte mich zu dem General [51].“ . . Unzweifelhaft hatte ſeit den Tagen der Reformation kein Ereigniß mehr ſo elektriſch in die Herzen der Menſchen eingeſchlagen, wie die Befreiung Amerika's einſchlug. Es ging ein hoffnungsfreudiges Aufathmen durch Europa und der emanzipative Blitz, aus der transatlantiſchen Welt herüberzuckend, machte nicht etwa bloß den Zunder franzöſiſcher Erregbarkeit hell auflodern, ſondern auch ganz andere, nicht eben leicht entzündbare Gegenſtände, wie z. B. die „vom Gedankenſchweiß feuchte“ Schlafmütze unſeres armen guten geliebten Großvaters Michel, welcher in ſeiner weltvergeſſenen Studirſtube plötzlich ein wunderlich Rumoren anfing, das Fenſter aufriß und mittelſt des Sprachrohrs Klopſtock'ſcher Odendichtung den Amerikanern über dem Ozean drüben zurief, ihr Freiheitskampf ſei „die Morgenröthe eines nahenden großen Tages [52].“ Als vollends der Erfolg ſein rothes Siegesſiegel auf das große Unternehmen der Rebellen gedrückt hatte, da erhob ſich ſogar im militär-deſpotiſchen Berlin, während im nahen Potsdam Friedrich der Große noch kaum in ſeinem Sarge erkaltet war, der Enthuſiasmus bis zum offenen Bekenntniß des Republikanismus [53].

In Deutſchland blieb es bei dieſen papierenen Reſultaten, bei dieſen mehr oder weniger kühnen Sympathiebezeugungen in Verſen und Proſa. Auch iſt, wohl zu merken, Großvaters gedankenſchweißfeuchte Schlafmütze durch beſagten transatlantiſchen Blitz nicht ganz in Brand geſetzt worden, ſondern nur in ſtellenweiſes, ſehr nur ſtellenweiſes Gloſten. Gerade zur Zeit, wo ſich, wie eben gemeldet, in Berlin Einer auf Odenflügeln ins Himmelblau idealen Republikanerthums aufſchwang, legte Göthe, in der Ruinenwelt Italiens behäglichſt ſeinen Künſtlerſinn ſchulend, dem armen Taſſo die Behauptung in den Mund: „Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein, und für den Edlen gibt's kein höher Glück, als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen." Es verſchlug auch wenig, daß, wie die unglücklichen Heſſen gezwungen auf engliſcher, ſo einzelne Deutſche, unter welchen ſich Steuben einen ruhmvollen Namen gemacht, freiwillig auf amerikaniſcher Seite fochten. Eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Folgen hat es gehabt, für Frankreich gehabt, daß eine Schaar adeliger Enthuſiaſten, allen voran der junge Marquis de Lafayette, ſich zu einem Freiheitskreuzzuge gen Weſten aufmachten, mit demſelben Ungeſtüm, womit vor Zeiten die Ritterſchaft der Normandie und Provence Glaubenskreuzzüge gen Oſten unternommen hatte. Denn dieſes Amerika-Freiheitsfieber der franzöſiſchen Adelsjugend iſt ein bedeutender Ring in der Kette von Motiven geweſen, welche das Bündniß Frankreichs mit den amerikaniſchen Rebellen zu Stande brachten (1778). Wie war die Gelegenheit, alle die Demüthigungen Frankreichs zur Zeit des ſiebenjährigen Kriegs jetzt an der übermüthigen Dreizackſchwingerin jenſeits des Aermelmeers zu rächen, ſo verlockend! Armer Ludwig, wenn die Flut der Revolution überhaupt noch zu dämmen geweſen wäre, hätte dein Thron befeſtigt und mit neuem Glanz umgeben werden müſſen durch die Wiederherſtellung der franzöſiſchen Waffenehre in dieſem Kriege. Aber wie deine perſönlichen Tugenden den Verfall der Monarchie nur beſchleunigten, ſo auch die Erfolge deiner Regierung. Der Schickſalsſpruch war ergangen und Alles, Alles lenkte und drängte auf ſeine Erfüllung hin. Nicht den Wiederbeſitz der beiden Kanada's brachten die ſiegreichen Bundesgenoſſen der Amerikaner mitheim, wohl aber unſere transatlantiſche Maiblumenblüthe, unſere jungfräuliche Freiheitsgöttin, die auf Bunkershill, bei Saratoga und Yorktown wacker mitgefochten hatte.

Es gelang aber nicht, das „Mädchen aus der Fremde“ in Frankreich zu acclimatiſiren. Der ſpröden Schönen mochte ſchon das mehr oder weniger theatraliſche Getändel, deſſen Gegenſtand ſie in den Salons der Leute von Pariſer Ganz-Welt und Halb-Welt wurde, ſattſam widerſtehen. Als man ihr aber dann bei nächtlichen Saturnalien auf dem Grèveplatz den Aehrenkranz vom Haupte zerrte und ihr eine rothe Phrygermütze aufſtülpte, als man aus ihrer Rechten die rodende Axt und aus ihrer Linken die Pflugſchar nahm, um jene mit einer Pike, dieſe mit einem Dolche zu erſetzen, als man ſie zwingen wollte, des jungfräulichen Leibes herbſchöne Gliederpracht in frecher Blöße zur Schau zu ſtellen, da entſchlüpfte ſie und ſchob im Entfliehen ihrer Geſtalt die einer Poiſſarde unter, welche mit muthwilligem Lachen der Toilette ſich unterzog, wie die Pariſer Revolutionsmode ſie einer franzöſiſchen Freiheitsgöttin vorſchrieb.

Proſaiſch zu ſprechen: Frankreich war nicht der Boden, wo das Selfgovernment des Volkes wurzeln, ſproſſen und reifen konnte, die Franzoſen waren keine amerikaniſchen Demokraten, der Marquis Gilbert Mottier de Lafayette war kein George Waſhington. Unzweifelhaft ein kreuzbraver Mann, der Marquis. Edelſinnig, human, gütig, uneigennützig, herzlich begeiſtert für die Freiheit und Wohlfahrt ſeines Landes, aber nicht im Beſitze von Augen, womit man die Dinge und Menſchen ſieht, wie ſie ſind. Nicht einmal feſt in der Theorie, hat er ſein Lebenlang zwiſchen dem Liberalismus Montesquieu's und dem Radikalismus Rouſſeau's geſchwankt, man möchte faſt ſagen wie Buridan's Eſel zwiſchen ſeinen zwei Heubündeln. In der Praxis gern voran und doch ohne rechte Initiative, ſtets mehr geſchoben als ſchiebend und noch dazu meiſt nach ganz anderer Richtung hin geſchoben als nach welcher hin er zu ſchieben glaubte. Summa: Einer aus Nebelheim, deſſen von Natur nicht eben ſehr weites Gehirn durch den Weihrauch einer frühzeitigen, einer vorzeitigen Popularität bedenklich eingenommen war. Mehr nur ein heroiſcher Figurant als ein wirklicher Held im Hochſinn des Wortes. Daher eine Weile auf dem Revolutionstheater eine leidlich gute Figur machend, aber raſch verbraucht und gerade noch zu rechter Zeit bei Seite geworfen, um in den Augen der Nachgeborenen das Anſehen eines ſchönen Revolutionsmythus zu erlangen und zu behaupten[34]. Dieſer Mann hatte ſich eine Rolle ausgedacht und vorgenommen, welche, wenn überhaupt in Frankreich durchzuführen, weit über ſeine Kräfte ging: — er wollte der Waſhington ſeines Landes werden. Das Ancien Régime ſollte beſeitigt, die königliche Macht auf einen Grad herabgebracht werden, wo ſie nicht mehr ſchaden, ſondern nur noch nützen könnte. Dann wollte der ritterliche Marquis, der unter dem Sternenbanner für die Freiheit gekämpft, dazwiſchentreten, der Bewegung Halt gebieten, Volksſouverainetät und Königthum harmoniſch verſchmelzen und ſchließlich, überſchüttet mit dem Dank und Segen der Nation, ſich in den idylliſchen Frieden ſeines Landgutes zurückziehen. Nebel!

Ein franzöſiſcher Waſhington war, iſt und wird ſein ein Unding, ein Widerſpruch in ſich ſelbſt. Eher wird die Erde ſich rückwärts um ihre Axe drehen als ſich ein Franzos das Oberhaupt ſeines Landes in einem kleinen, vor den Nachbarhäuſern durch Nichts ausgezeichneten Hauſe wohnend vorſtellen kann, ohne Schildwachen und Lakaien. Auch der wirkliche Waſhington hätte auf franzöſiſchem Boden die Rolle, welche Lafayette für ſich zurechtgemacht, nicht durchzuführen vermocht, hätte unfehlbar Fiasco gemacht. Er würde auch wohl ſich gehütet haben, der Uebernahme dieſer Rolle ſich zu erdreiſten. Ihm, dem in und mit naturwüchſigen Verhältniſſen Großgewordenen, ihm hätte die franzöſiſche Geſellſchaft, wie ſie in den letzten Jahrzehnten vor der Revolution war, als ein Pandämonium erſcheinen müſſen, vor welchem er zurückgeſchrocken ſein würde. In Wahrheit, hier war Alles in Zerrüttung und Verwirrung.

Zerſetzung und Fäulniß. Die vollſtändigſte ſoziale Anarchie als Wegbahnerin der politiſchen. Ein frivoles Fangballſpielen mit früher heiligſten und ehrwürdigſten Vorſtellungen und Begriffen. Ein zerſtörungsluſtiges Jubeln an allen Ecken und Enden, ein bacchantiſcher Tanz auf, nein, in der Pulverkammer. Reiſende Engländer hatten ſchon unlange nach der Mitte des Jahrhunderts wahrgenommen, wie ſehr in Paris der Skepticismus reinen Tiſch gemacht. Als der berühmte Geſchichtſchreiber Hume i. J. 1764 an der Tafel Holbach's äußerte, er möchte doch wiſſen, ob es wirklich Atheiſten gebe; er für ſeine Perſon habe nie einen geſehen, gab ihm der Wirth zur Antwort: „Ei, da ſind Sie doch unglücklich geweſen; allein Sie können das Verſäumte nachholen, denn in dieſem Augenblicke ſitzen Sie mit nicht weniger als ſiebzehn Atheiſten bei Tiſche.“ Im folgenden Jahre ſchrieb Horace Walpole aus Paris: „Eingeſtandener Maßen iſt die Anſicht der hieſigen Philoſophen der Atheismus“ — und neun Jahre darauf (1774) meldete Prieſtley aus der franzöſiſchen Hauptſtadt: „Alle Philoſophen, deren Bekanntſchaft ich hier machte, glaubten nicht an das Chriſtenthum und waren ſogar offenkundige Atheiſten [55].“

Ueberall, wohin man zu dieſer Zeit blickt, bemerkt man, wie Alles daran arbeitet, die Dämme der aufgebauten revolutionären Flut zu durchſtechen und die Schleuſen aufzuziehen. Die Privilegirten voran. Vornehme Damen bringen den Geſchmack an Naturwiſſenſchaften in Mode, welche die alten religiöſen Anſchauungen in Grund und Boden zerſtören. Grandſeigneurs beſchützen und bewundern Schriftſteller wie Raynal, deſſen ſogenannte „Histoire des deux Indes“ nur eine wild-dithyrambiſche Variation des Thema's iſt: „Völker, wollt ihr glücklich ſein, ſo zertrümmert alle Altäre und alle Throne!“ Die adlige Jugend vernachläſſigt die Salons und ſchaart ſich in Clubs, welche Nachahmung engliſcher Sitte bald ein mächtiges revolutionäres Ferment werden ſollte. Hier lauſchen die

Modeherren mit Begierde den Erörterungen der „Philoſophen“ und „ſchlagen, — wie ſo ein junger Seigneur ſelber berichtet hat [56] — ein Wort des Beifalls aus dem Mund eines D'Alembert oder Diderot höher an als die ausgeprägteſte Gunſtbezeugung von Seiten eines Prinzen.“ Hierzu kommt die Franklin-Mode oder der Franklin-Cult; denn Gegenſtand eines förmlichen Cultus wird der große Bürger, als er i. J. 1776 als Geſandter der neugebornen transatlantiſchen Republik am Hofe Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät erſcheint, mit ſchlicht herabhängendem ungepudertem Haar und rundem Hut, im einfach zugeſchnittenen, brauntuchenen Rock, einen tüchtigen Stock in der Rechten, die Brille auf der Naſe. So kommt er zu Hofe, ſo erſcheint er in der franzöſiſchen Akademie, die ihr neuaufgenommenes Mitglied als den begrüßte, „der dem Himmel entriß den Blitz, den Tyrannen das Szepter,“ — ſo auch bei jenem Feſte, wo unter dreihundert ſchönen Frauen die ſchönſte ausgewählt wurde, um auf das Silberhaar des amerikaniſchen Republikaners einen Lorbeerkranz und auf ſeine Wangen zwei Küſſe zu drücken. Selbſt im Palaſt von Verſailles, unter den Augen des Königs, verkauft man das Medaillon Franklin's mit der Umſchrift: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis.“ Ein gutmüthig-phlegmatiſcher Ludwig ſieht ſich das mit an, ohne ein Wort zu ſagen; hat aber doch ſeine eigenen, nicht eben ſympathiſchen Gedanken dabei und gibt denſelben in ſeiner Weiſe Ausdruck, nicht eben ſehr feinen und zarten [57]. Die enthuſiaſtiſche Verehrung, deren Gegenſtand der amerikaniſche Bürger iſt, beſchleunigt auch die Revolution in der Tracht, welche nach Franklin's Vorbild demokratiſch einfach wird. Das umſtändliche und koſtſpielige „habit habillé“ des Ancien Régime weicht dem ſimpeln, einfarbigen Leibrock oder Frack, der Puder wird allmälig verabſchiedet, immer häufiger ſchon eine mörderiſche Scheere an Zopf und Haarbeutel gelegt, auch der Degen nicht mehr auf Schritt und Tritt mit herumgeſchleppt, als ob man ſich unter Wilden befände. Vornehme Herren tragen Sorge, ihre Röcke feſt zuzuknöpfen, um ihre Sterne und Ordensbänder nicht ſehen zu laſſen. Vornehme Damen, bis zu den Prinzeſſinnen, bis zur Königin hinauf, erſcheinen im einfachſten Anzuge, in einem weißen Perkalkleid, mit einem Gaze-Halstuch und einem breitrandigen Strohhut. So folgt, da die Gleichförmigkeit und Wohlfeilheit der neuen Tracht die Vermengung und Vermiſchung der verſchiedenen Stände begünſtigt, die franzöſiſche Geſellſchaft auch in ihrer äußeren Erſcheinung einem unwiderſtehlichen Zuge der Gleichheit[58]).

Während Franklin's Triumphen in Paris ſah dieſe Stadt noch eine andere der außerordentlichſten Szenen des Jahrhunderts, den Triumph der Literatur der Zerſtörung, gefeiert durch den Alten von Ferney, welcher nach zwanzigjähriger Verbannung aus ſeiner Vaterſtadt am 10. Februar 1778 dieſelbe noch einmal betrat, um innerhalb ihrer Mauern die Apotheoſe und den Tod zu finden. Schon der Triumphzug des Vierundachtzigjährigen von Ferney bis Paris war beiſpiellos. Wie ein Gott geehrt, fuhr er einher. „Va bon train — rief in Bourg-en-Breſſe der Poſtmeiſter dem Poſtillon zu — crève mes chevaux, je m'en f . . . . Tu mènes Mr. de Voltaire.“ Er war zu alt, den Trank aller dieſer Eitelkeiten mit viel Behagen zu trinken; aber das rührte doch den alten Spötter, daß er unter der ſtaunenden Menge an ſeinem Wege ein armes Weib zu ſeiner Nachbarin ſagen hörte: „C'est le sauveur des Calas.“ Bei ſeinem Eintritt in die Hauptſtadt mußte er ſich wie in eine fremde Welt verſetzt vorkommen, wie hinwiederum er in ſeinem Gala-Anzug aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten — („er trug einen rothen, mit Hermelin beſetzten Rock, eine große ſchwarze Perücke, in welcher ſein Geſicht ſo begraben war, daß man bloß ſeine beiden Augen glänzen ſah wie Karfunkel; auf der Perücke eine viereckige rothe Mütze in Form einer Krone“) — den Pariſern ſo ungeheuerlich erſchien, daß all ihr Reſpect kaum ihre Lachluſt bändigte. Und nun begann für den armen alten Mann eine Reihe von anſtrengenden Prüfungen, will ſagen Ovationen. Jedermann wollte ihn ſehen, ein Wort, einen Witz von ihm erhaſchen. Marie Antoinette ſelbſt zügelte nur mit Mühe ihre Neugierde, die Bekanntſchaft dieſes Phänomens zu machen. Sie unterzog ſich dem Beſchluſſe des Hofes, den Propheten des Spottes nicht zu empfangen; aber gerade dieſer Beſchluß fügte der Abſicht der Pariſer Geſellſchaft, den Alten zu vergöttern, einen Anreiz mehr hinzu. Man gab ſich alle erſinnliche Mühe, und zwar, wohlgemerkt! gerade von Seiten der vornehmen Kreiſe, dem Könige, der Königin und dem ganzen Hofe recht ausdrücklich zu zeigen, daß König, Königin und Hof Nichts ſeien, rein Nichts, verglichen mit einem Weſen wie Voltaire. So oft ſein Wagen in den Straßen erſchien, bildeten Tauſende und wieder Tauſende ſein Geleite und erſchollen die öffentlichen Plätze von jubelndem Vivatruf. In der Akademie ward er beweihräuchert, im Theater feierlich gekrönt, unter Abſingung eines Hymnus, welchen ein Marquis gedichtet hatte. „Nun wohl, mein theurer Voltaire — ſagt zu ihm der Patriarch der Wüſtlinge, der Marſchall von Richelieu — Sie müſſen ſich recht befriedigt fühlen.“ „Ah — gibt der Patriarch der Philoſophen zur Antwort, nach Luft ſchnappend — ſie haben mich erſtickt mit ihren Kränzen.“ In der That, der Greis erlag unter der Wucht der Huldigungen, womit man ihn überhäuft hatte. Schon zwei Monate darauf, am 30. Mai 1778 iſt er geſtorben. Seine angebliche Todesbettreue iſt eine Fabel. „Laissez-moi mourir en paix!“ hat er zu dem Pfarrer von Saint-Sulpice geſagt, der den Sterbenden bekehren wollte, ſonſt Nichts. Die Geiſtlichkeit rächte ſich an dem Todten, indem ſie ihm ein Grab in Paris verſagte. Erſt die Revolution holte ihn aus der Abtei Sillières in der Champagne, wo er in der Stille beigeſetzt worden, zur Beſtattung im Pantheon herbei [59]). Fünf Wochen nach Voltaire's Hingang erloſch unter dem Baumgrün von Ermenonville ein anderes größtes Licht des Jahrhunderts. Dem Propheten des Witzes folgte der Prophet der Begeiſterung in's Grab: am 3. Juli 1778 ſtarb Rouſſeau plötzlich, unentſchieden bis heute, ob an einem Schlagfluß, ob durch Selbſtmord. Der Spötter und der Enthuſiaſt, Keiner von Beiden ſollte die von ihnen ſo mächtig geförderte, ſo beſtimmt angekündigte Revolution erleben. Ihre Miſſion war erfüllt; aber was ſie Beide geſäet und gepflanzt, ſteht in vollſtem, üppigſtem Wachsthum, ſo recht in Schuß und Saft. Höher und höher ſteigt die Flut, lauter und lauter kreiſchen die Sturmvögel, ſchreiender immer und drohender werden die Zeichen der Zeit.

Da iſt Einer aus dem Duc-Chartres'ſchen Kreiſe, welcher im Palais Royal ſeine Orgien feiert und in die Ausſchweifungen ausſchweifende Plane und Hoffnungen verwebt, da iſt Sieur Chanderlos de Laclos, welcher i. J. 1782 ſeinen Roman „Les liaisons dangereuses“ ausgeben läßt, jenes meiſterlich ſtiliſirte Zeugniß, daß die Ziffer Moral in der Lebensrechnung der Pariſer Geſellſchaft von damals ſchlechterdings gar nicht mehr vorkam. Geht hin und leſ't das in ſeiner graziöſen Glätte entſetzliche Buch und ihr werdet begreifen, wie es kam, wie es kommen mußte, daß auf dieſe bronzeſtirnigen Meſſieurs und Mesdames des Ancien Régime mühlſteinherzige Citoyens und Citoyennes folgten. Und da iſt Sieur Pierre Auguſtin Caron de Beaumarchais, Pariſer Gamin höchſter Potenz, aus den Tagen des Hirſchpark-Louis her als ſiegreicher Bekämpfer ſchnöder Juſtizmißbräuche berühmt, jetzo Komöde und Kehrausfidler des alten Regiments, welchem die lachende Leichenrede zu halten er die Figur ſeines Figaro auf die Schaubühne ſtellt. Soll, darf dieſe Leichenrede wirklich gehalten, darf „Le mariage de Figaro“ aufgeführt werden? Das iſt die Frage, welche ganz Paris beſchäftigt und bewegt und Verſailles in einen ſummenden Bienen-, d. h. Drohnenkorb verwandelt. Die Herren und Damen des Hofes und der Ariſtokratie, allen voran die Günſtlingin der Königin, Frau von Polignac, mit ihrem ganzen Schweif, ſie brennen förmlich darauf, den Figaro auf der Bühne zu ſehen. Eines Tages wird die Campan in das Kabinett der Königin gerufen, um dieſer und dem König die Komödie vorzuleſen, welche ſchon im Manuſcript einen ſolchen Lärm verurſacht. „Ah, — ruft Ludwig der Sechszehnte nach beendigter Vorleſung aus — das iſt abſcheulich! Das ſoll nie und nimmer aufgeführt werden! Man müßte die Baſtille zerſtören — (armer Louis, auch du unter den Propheten?) — damit die Aufführung dieſes Stücks nicht als eine gefährliche Inconſequenz erſchiene.“ „Man wird es alſo nicht ſpielen?“ fragt Marie Antoinette. „Nein, gewiß nicht!“ ſagt der König[60]). Er ſagt's und — am 27. April 1784 wird „die Hochzeit des Figaro,“ d. h. die Zuſammenfaſſung der revolutionären Literatur des Jahrhunderts zu einem dramatiſch-epigrammatiſchen Bouquet von Stachelblumen, unter raſendem, unerhörtem Beifall aufgeführt und achtundſechzig Vorſtellungen der Komödie folgen ſich ununterbrochen. Prinzen und Herzoge, Ducheſſen und Marquiſen klatſchen ſich die Hände roth, jauchzend ſchallen durch ganz Paris die Worte, welche Figaro im fünften Act dem Grafen Almaviva, der jenem ſein Liebchen Roſine entreißen will, zuſchleudert: „Noblesse, fortune, un range, des places, tout cela vous rend si fier? Qu'avez vous fait pour tant de biens? Vous vous êtes donné la peine de naitre et rien de plus!“ und, damit der Punkt auf dem i der Geſchichte dieſer Komödie nicht fehle, wird am 19. Auguſt 1785 Figaro's Hochzeit zu Klein-Trianon auf dem Liebhabertheater der Königin aufgeführt und ſpielt Marie Antoinette die Roſine und ihr Schwager, der Graf von Artois, den Figaro. Iſt das nicht auch eine Ironie der Weltgeſchichte und zwar keine ihrer kleinſten?

Zu dieſe Zeit des Figarofiebers, in dieſe Zeit der Wirkung einer Komödie, welche Napoleon „la révolution déjà en action“

nannte, hat ein franzöſiſcher Akademiker, ſehr mittelmäßiger Poet und leidlicher Literarhiſtoriker, Jean François de La Harpe, welcher das bacchantiſche Satyr-Vorſpiel der großen Revolutionstragödie luſtig mitſpielte, durch die Schrecken der Schreckenszeit aber zum Chriſtenthum und Königthum zurückbekehrt wurde, eine Szene verlegt, welche miterlebt zu haben er verſichert, — eine Szene, deren hiſtoriſche Thatſächlichkeit ſtarkes, ſtärkſtes Bedenken erregt, die aber eine geſchichtlich treue und höchſt belebte Zeichnung der vornehmen und geiſtreichen Pariſer Geſellſchaftskreiſe unmittelbar vor Beginn der großen Kataſtrophe liefert[61]. In dieſem Sinne geben wir dem bekehrten Akademiker das Wort: — „Wir waren, zu Anfang des Jahres 1788, bei einem unſerer Collegen von der Akademie, einem geiſtreichen Grandſeigneur, zu Tiſche. Hofleute, Parlementsherren, Gelehrte, vornehme Damen bildeten die zahlreiche Geſellſchaft. Man hatte, wie gewohnt, ſehr gut geſpeiſ't und beim Nachtiſch entfeſſelten Malvaſier und Kapwein die Geiſter. Man gelangte zu einer Stimmung, wo Alles erlaubt iſt, was Lachen erregt. Chamfort hatte uns etliche von ſeinen gottloſen und unzüchtigen Erzählungen vorgeleſen und die großen Damen hatten dieſe Vorleſung mitangehört ohne zu ihren Fächern Zuflucht zu nehmen. Darauf kam eine Flut von antireligiöſen Witzen und Sarkasmen. Einer recitirte eine Stelle aus Voltaire's Pucelle, ein Anderer declamirte die „philoſophiſchen“ Verſe Diderot's: „„Et des boyaux du dernier prêtre serrez le cou du dernier roi!“““ Ein Dritter erzählte, ſein Friſeur habe ihm geſagt: „Sehen Sie, Monſieur, obgleich ich nur ein armer Teufel bin, ſo habe ich doch nicht mehr Religion als ein Anderer.“ Alles unter Beifallklatſchen und Gelächter, worauf man zu dem Schluſſe kam, die Umwälzung würde ſich vollziehen und Aberglaube und Fanatismus müßten durchweg der Philoſophie weichen. Einer jedoch von den Gäſten hat an der allgemeinen Erregung dieſer Unterhaltung nicht theilgenommen, ſondern in die Ausbrüche unſerer Begeiſterung nur einige leichte Scherzworte gemiſcht. Es iſt der originelle und liebenswürdige Cazotte, ein illuminatiſcher Träumer. „Meſſieurs und Meſdames — ſagt er endlich ganz ernſthaft — geben Sie ſich zufrieden. Sie werden dieſe große und prächtige Revolution, welche Sie ſo ſehr herbeiſehnen, ſicherlich ſehen. Ich bin, wie Sie wiſſen, ein Stück von einem Propheten und ich ſage Ihnen nochmals: Sie werden dieſe Revolution ſehen.“ Ei, iſt die laute Entgegnung, um das zu wiſſen, braucht man eben kein Prophet zu ſein. „Allerdings nicht; indeſſen muß man es doch ein Bißchen ſein, um das ſagen zu können, was ich Ihnen weiter ſagen will. Wiſſen Sie, wie dieſe Revolution und wie Ihr Aller Loos während derſelben ſich geſtalten wird?“ — „Ah, laſſen Sie doch mal hören,“ ſagt Condorcet, „was ein Prophet einem Philoſophen zu prophezeien hat.“ — „Sie, Monſieur de Condorcet, Sie werden ſterben, ausgeſtreckt auf dem Fußboden eines Gefängniſſes, an Gift ſterben, welches Sie verſchluckt haben, um ſich dem Henker zu entziehen.“ Die ganze Geſellſchaft ſtutzt. aber bald lacht ſie wieder, denn der gute Cazotte iſt ja ein Träumer, der auch wachend träumt. „Monſieur Cazotte, Ihre Weiſſagung iſt nicht ſo luſtig wie Ihr „Diable amoureux.“ Aber welcher Teufel hat Ihnen dieſe ſchönen Dinge, dies Gefängniß, dies Gift, dieſen Henker eingegeben? Was haben alle dieſe Dinge mit der Philoſophie und mit der Herrſchaft der Vernunft zu ſchaffen?“ — „Im Namen der Philoſophie und der Humanität und unter der Herrſchaft der Vernunft wird es Ihnen zuſtoßen, alſo enden zu müſſen. Die Vernunft wird zu dieſer Zeit ihre Tempel haben, ja in ganz Frankreich wird es überhaupt keine anderen Tempel mehr geben.“ — „Traun, bemerkt Chamfort mit ſpöttiſchem Lächeln, Sie werden keiner von den Prieſtern dieſer Zeit ſein.“ — „Hoffentlich keiner; Sie aber, Monſieur Chamfort, Sie werden einer ſein und zwar ein ſehr würdiger. Sie werden ſich mittelſt eines Raſirmeſſers die Adern öffnen, an zweiundzwanzig Stellen, und doch erſt etliche Monate ſpäter ſterben.“ Die Gäſte ſehen einander an, lachen aber noch. „Sie, Monſieur Vicq-d'Azyr, werden ſich allerdings die Adern nicht ſelbſt öffnen, wohl aber werden Sie ſich, um Ihrer Sache deſto ſicherer zu ſein, an demſelben Tage ſechs Mal zur Ader laſſen und in der folgenden Nacht ſterben. Sie, Monſieur Nicolai, werden auf dem Schaffote ſterben; Sie, Monſieur Bailly, ebenfalls; Sie, Monſieur de Malesherbes, ebenfalls ...“ „Gott ſei Dank, unterbricht Roucher den Propheten; es ſcheint, der Herr will nur Akademikern an's Leben und ich bin, Gottlob“ — „Sie? Auch Sie ſterben auf dem Schaffot.“ Jetzt ruft es von allen Seiten: „Das iſt eine Wette! Er hat geſchworen, Alles zu vertilgen.“ — „Nein, nicht ich habe das geſchworen.“ — „Nun wie denn? Steht uns alſo eine Unterjochung durch Türken und Tataren bevor?“ — „Keineswegs. Ich wiederhole, das Alles wird geſchehen unter der Herrſchaft der Vernunft und Philoſophie. Die, von Seiten derer Ihnen die angedeutete Behandlung bevorſteht, werden lauter Philoſophen ſein, werden gleich Ihnen Voltaire's Pucelle und Diderot's Refrain citiren und dieſelben Redensarten im Munde führen, welche Sie jetzt ſeit einer Stunde zum Beſten gaben ....“ Man zuckt die Achſeln über den närriſchen Gazotte und flüſtert ſich in die Ohren, der Alte müſſe ſeinen Scherzen immer etwas Wunderbares beimiſchen. Worauf Chamfort: „Hm, ſein Wunderbares iſt nicht eben luſtig, ſondern riecht ſehr nach dem Galgen. Und wann, Monſieur Gazotte, werden denn alle dieſe ſchönen Dinge geſchehen?“ — „Binnen ſechs Jahren wird Alles geſchehen ſein, was ich Ihnen ſagte.“ — „Nun, da gibt's ja Wunder in Hülle und Fülle, ruft La Harpe, und auf meinen Antheil kommt keins?“ — „Sie ſelbſt werden ein Wunder ſein, denn Sie werden alsdann ein Chriſt ſein.“ „Oh, ſchreit Chamfort, das beruhigt mich. Wenn wir nicht zu Grunde gehen, bevor La Harpe ein Chriſt wird, ſind wir unſterblich.“ — „Wir Frauen, ſagt die Herzogin von

Grammont, ſind doch glücklich, daß wir in Revolutionen Nichts zu bedeuten haben. Nicht als ob wir nicht Luſt hätten, uns bei Gelegenheit auch miteinzumiſchen; aber an unſerem Geſchlechte vergreift man ſich ja unter keinen Umſtänden.“ — „Ihr Geſchlecht, Madame? Es wird Sie nicht ſchützen und Sie werden ganz ſo wie die Männer behandelt werden.“ — „Ei was, Monſieur Cazotte? Sie prophezeien ja den Weltuntergang.“ — „Davon weiß ich Nichts; aber was ich weiß, iſt, daß Sie, Frau Herzogin, zum Schaffot geführt werden, Sie und manche andere Dame mit Ihnen, auf einem Karren, die Hände auf den Rücken gebunden.“ — „Was? Ich hoffe, daß ich in dieſem Falle wenigſtens eine Staatscaroſſe haben werde, ſchwarz ausgeſchlagen.“ — „Nein, Madame. Größere Damen als Sie werden wie Sie mit gebundenen Händen auf dem Karren fahren ....“ „Größere Damen? Wie? Etwa Prinzeſſinnen von Geblüt?“ — „Noch größere Damen.“ — „Ha! Am Ende geben Sie mir nicht einmal einen Beichtvater?“ — „Nein, Madame, Sie werden keinen haben. Der letzte zum Schaffot Geſchleppte, welcher aus ganz beſonderer Gnade noch einen Beichtvater haben wird, das wird ....“ „Heraus damit! Wer iſt der glückliche Sterbliche, der ein ſolches Privilegium haben wird?“ — „Der König von Frankreich.“ — Der Herr vom Hauſe ſteht raſch auf und mit ihm erhebt ſich die ganze Geſellſchaft. „Mein lieber Cazotte, ſagt der Wirth, dieſer traurige Scherz währt zu lange. Sie treiben ihn zu weit und bis zu einem Punkt, wo Sie der Geſellſchaft, in welcher Sie ſich befinden, und Ihnen ſelbſt Unannehmlichkeiten bereiten könnten.“ Cazotte ſchweigt und macht Anſtalten, fortzugehen. Aber Frau von Grammont, bemüht, den ernſten Eindruck zu verwiſchen und die Geſellſchaft den früheren fröhlichen Ton wieder finden zu machen, hält den Alten auf und ſagt zu ihm: „Herr Prophet, Sie haben uns Allen die Zukunft geweiſſagt, aber Ihre eigene verſchwiegen.“ Cazotte bleibt eine Weile ſtehen, die Augen an den Boden geheftet.

Dann fragt er die Herzogin: „Haben Sie wohl im Joſephus die Geſchichte der Belagerung Jeruſalems geleſen?“ — „Freilich. Wer hätte ſie nicht geleſen? Aber nehmen Sie an, ich wüßte Nichts davon.“ — „Wohl, Madame. Während dieſer Belagerung machte ein Mann ſechs Tage lang den Umgang auf den Wällen der Stadt, Angeſichts der Belagerten und der Belagerer, und rief unabläſſig mit donnernder Stimme: Wehe Jeruſalem! Am ſiebenten Tag rief er: Wehe mir ſelbſt! und wie er es rief, zerſchmetterte ihn ein gewaltiger, von einer römiſchen Wurfmaſchine geſchleuderter Stein....“ So Cazotte. Dann verbeugte er ſich tief und ging raſch hinweg.

## Fünftes Kapitel.

### Der Maitag und die Augustnacht.

Das Königthum in ſeiner unbedingten Selbſtherrlichkeit, wie es vom vierzehnten Ludwig ausgebaut, gebraucht und gemißbraucht, vom fünfzehnten ſodann geſchändet worden, hatte allen Credit verloren. Ludwig der Sechszehnte, wie beſchränkt ſeine Einſicht war, hatte ſich ſchon bei ſeiner Thronbelangung der Anerkennung dieſer Thatſache nicht verſchloſſen und um ſo weniger ſich verſchließen können, als ihm das Gefühl ſeiner Schwäche die Ueberzeugung aufdrang, er habe zu einem Autokraten nicht das Zeug. Ueberdies hatte die Bildung der Zeit den jungen König, wenn nicht ergriffen, ſo doch geſtreift, ſtark geſtreift. Gleich zu Anfang ſeiner Regierung finden wir Anſchauungen und Gedanken, ſprachliche Ausdrücke und Wendungen, wie ſie der literariſchen Bewegung geläufig waren, in die aus dem königlichen Kabinette kommenden Erlaſſe eingegangen und es iſt ſehr bemerkenswerth, daß in ſolchen Erlaſſen lange vor der Revolution von „natürlichen Rechten des Menſchen“ die Rede iſt, zur ſelbigen Zeit, wo in bäuerlichen Bittſchriften ganz in Rouſſeau'ſchem Style die Nachbarsleute „Concitoyens“ und der Herrgott „L'être suprême“ heißen. Rechnet zu Alledem noch das natürliche Wohlwollen des Königs für ſein Volk hinzu, ſo erklärt ſich unſchwer das Unleugbare, daß Ludwig der Sechszehnte von vornherein in eine Beſchränkung des königlichen Deſpotismus ſich ergab.

Es handelte ſich nur darum, zur Betheiligung der Nation, wenigſtens in ihren Spitzen, an dem Gemeinweſen die richtigen Mittel und Wege zu finden, und an Verſuchen hiezu fehlte es nicht. An das Nächſtliegende zu denken, an die Wiedererweckung und zeitgemäße Umbildung der alten Reichs- oder Generalſtände (états généraux) nämlich, das freilich erſchien vorderhand dem abſoluten Königthum als eine unſtatthafte Kühnheit, als eine Verwegenheit, als ein in einigen wenigen „Feuerköpfen“ ausgebrüteter Gräuel. Wie gewöhnlich an Höfen, hatte man auch an dem von Verſailles keine Vorſtellung von dem unwiederbringlichen Werthe der Tage, der Stunden, der Minuten. Glaubte man doch noch Zeit zum Experimentiren zu haben, als das Defizit ſchon mit ſeiner Eiſenfauſt an die Thüre des Kabinetts pochte. Die geſchickteſten Heilkünſtler, ein Turgot, ein Necker, waren berufen worden, um den furchtbaren Finanzſchaden zu heilen; aber wie konnten ihre Rezepte, auch abgeſehen von der Unzulänglichkeit derſelben, entſchieden wirken, wenn der Patient, wie wir geſehen haben, ſo ausſchweifend, d. h. ſo ſinnlos verſchwenderiſch zu leben fortfuhr, wie er es gewohnt war? Auf den bürgerlichen Necker, den ſeine ewigen Sparſamkeitspredigten den Hofleuten zu verhaßt gemacht, als daß er lange hätte vorhalten können, folgte in der Leitung der Finanzen der elegante Leichtfuß Calonne, welcher nach der Maxime verfuhr: Wer Credit haben will, muß Aufwand machen. Doctrinäre Haarſpalterei, welche ſich einbildet, ſtets und überall das Warum des Warum ergründen zu können, hat glücklich herausgebracht, daß Calonne von Anfang an ſeine Verſchleuderungen planmäßig betrieben habe. „Ihm ſei klar geweſen, daß die Monarchie einer radikalen Reform bedürfe, und da habe er die privilegirten Stände dahin zu bringen geſucht, in dieſe Reform zu willigen, und zwar dadurch, daß er „die Reſte des Schatzes unter ſie vertheilte, ſie mit Geld in Hülle und Fülle überſchüttete und ſie alſo lachend an den Rand des Abgrundes führte, der ſich ſo plötzlich und ſo entſetzlich vor ihnen aufthun ſollte, daß für König, Adel und Klerus Nichts mehr übrig bliebe als laut nach rettenden Neuerungen zu rufen[62].“ Die Wahrheit iſt, daß der frivole Mann, weit entfernt, ein Syſtematiker zu ſein und das angedeutete peſſimiſtiſche Syſtem durchzuführen, vielmehr auf's Gerathewohl verſuchte, den Teufel mittelſt Beelzebubs zu vertreiben, d. h. die Stimme des Defizits durch das Getöſe einer Schuldenmacherei größten Styls zu erſticken. Und ferner, daß er, als nicht länger ſo fortzuwirthſchaften war, d. h. als man dem Verſchwender kein Geld mehr leihen wollte, als ein Menſch von Geiſt oder bezeichnender zu ſprechen, von Esprit ſich erwies, indem er mit guter Manier, mit einer Art vornehm-eleganter Nonchalance zu Auskunftsmitteln griff, welche beſſere Leute lange vor ihm ſchon in Vorſchlag gebracht hatten.

Denn, wie bekannt, hatte Turgot bereits i. J. 1775 dem Könige gerathen, ſich zum Zwecke der Hebung des öffentlichen Vertrauens mit einer Art von repräſentativer Verſammlung zu umgeben, welche die Aufgabe hätte, die Wünſche der Nation an den Thron zu bringen und die Krone zu berathen, ohne irgend eine beſchließende Machtvollkommenheit zu beſitzen. Die Geſchichte Frankreichs bot ein Vorbild ſolcher Verſammlungen, als deren Erfinder König Heinrich der Zweite zu betrachten ſein dürfte, welcher i. J. 1558 ſtatt der mittelalterlichen Reichsſtände (Adel, Klerus, Städtebürgerthum) nur einige, von ihm ſelbſt bezeichnete Mitglieder derſelben berufen hatte. Unter den letzten Valois und den erſten Bourbons waren ſolche Verſammlungen von „Notablen,“ wie man ſie hieß, nicht ſelten geweſen. Jetzt beſchloß Calonne, wahrſcheinlich durch Mirabeau darauf aufmerkſam gemacht, dieſes alte Inſtitut wieder zu beleben, um mittelſt deſſelben zur Abſtellung der Mißbräuche („abus“) im

Staatshaushalt — ein Calonne ſprach von Mißbräuchen! das Verzweifelte der Lage kann nicht ſchärfer bezeichnet werden — zur Wiederbelebung des Credits und dazu zu gelangen, was der Miniſter in einem Bericht an den König „eine neue Untermauerung des ganzen Gebäudes“ nannte. Schade nur, daß es, wenn ſo eine Untermauerung überhaupt noch möglich, jetzt zu ſpät dazu war und weder der König noch Calonne das Zeug hatten, auch nur einen ernſtlichen Verſuch zu machen.... Die Notablen traten auf königliche Ernennung und Berufung hin wirklich zuſammen und am 22. Februar 1787 eröffnete Ludwig ihre Sitzungen im Schloſſe zu Verſailles im Saale der Hofluſtbarkeiten („Salle des menus plaisirs“). In der Verſammlung ſaßen 7 Prinzen, 7 Erzbiſchöfe, 8 Biſchöfe, 36 Herzoge, Marquis und Grafen, eine Menge von hohen Beamten, im Ganzen 140 Perſonen, worunter, genau gerechnet, 7 oder 8 Männer vom dritten, vom bürgerlichen Stande. Dieſe Spottgeburt von Nationalvertretung ſollte Frankreich regeneriren oder wenigſtens regeneriren helfen[63]. Wenn aber der Hof in dieſer Verſammlung ein gefügiges Werkzeug zu finden erwartet hatte, ſo täuſchte er ſich gröblich. Soweit war der revolutionäre Geiſt bereits vorgeſchritten, daß ſogar eine Verſammlung von ſolcher Zuſammenſetzung unlenkſam ſich erwies. Calonne entſchloß ſich mit genialem Leichtſinn, die ganze Bodenloſigkeit des Uebels zu enthüllen, das ungeheure Krebsgeſchwür der Finanznoth rückhaltslos aufzudecken, was er mit dem entſcheidenden Worte that, daß binnen zehn Jahren, von 1776 bis 1786 nicht weniger als 1 Milliarde und 250 Millionen Staatsſchulden gemacht worden ſeien. Jetzt brach der Sturm gegen den Miniſter los. Die oppoſitionellen Aeußerungen im Schooße der Notablen fanden ſchon ein volksredneriſches Echo im Garten des Palais Royal, und was den König betrifft, ſo ließ er ſeinen Schrecken und Zorn über den Miniſter aus, welcher Nichts vermocht hatte als die ganze Troſtloſigkeit der Situation darzulegen. „Dieſer

Schuft von Calonne! Er hätte verdient, daß ich ihn hängen ließe!“ rief Ludwig aus[64]) und bald darauf erhielt der Miniſter mit ſeiner Entlaſſung zugleich das Decret der Verbannung. An ſeine Stelle trat, durch die Königin emporgebracht, der Erzbiſchof von Toulouſe, Loménie de Brienne, ein Erzbiſchof, welcher nach der Weiſe der prälatiſchen Grandſeigneurs von damals zugleich Prieſter und Atheiſt war, ſo daß der König, als es ſich kurz zuvor um die Beförderung Brienne's auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Paris gehandelt, unwillig geäußert hatte: „Ein Erzbiſchof von Paris muß doch wenigſtens an Gott glauben[65]).“ Jedenfalls gehörte eine ſtarke Doſis von Glauben an ſich ſelbſt dazu, unter ſolchen Umſtänden die Leitung der franzöſiſchen Finanzen, d. h. die Regierung Frankreichs zu übernehmen. Der Erfolg entſprach dieſer Keckheit in keiner Weiſe. Brienne's Miniſterium war nur eine ruhmloſe Agonie der alten Monarchie und des abſoluten Königthums. Das Begehren nach Reichsſtänden, innerhalb der Verſammlung der Notablen durch Lafayette und andere liberale Edelleute formulirt, wurde zur unhemmbar anſchwellenden Loſung der öffentlichen Meinung. Sie ſiegte und die Händel, in welche ſich der Hof mit dem nach Ludwigs des Fünfzehnten Tod reſtaurirten Pariſer Parlement verwickelte, beſchleunigten nur dieſen Sieg. Die Berufung der Reichsſtände wurde zugeſagt, Brienne entlaſſen, Necker zurückberufen, die Wahlbewegung begann über das ganze Reich hin.

Alle dieſe Erfolge waren ganz weſentlich Erfolge der Ariſtokratie. Der franzöſiſche Adel wollte, nach dem Vorgang und Vorbild der engliſchen Nobility und Gentry, einen vorragenden Antheil an den Staatsgeſchäften haben, er wollte der beſtimmende Factor des Staatsweſens ſein. Aber er ſollte in die Grube fallen, welche er dem unbeſchränkten Königthum gegraben. Bei ihrem Vorgehen gegen dieſes überſah die Ariſtokratie, daß hinter ihr bereits die Demokratie ſich organiſirte, feſt entſchloſſen, die Vorgängerin und Wegbahnerin bei der erſten Gelegenheit zur Seite zu ſchieben und ihrerſeits im Staate die Stelle einzunehmen, welche jene für ſich anſtrebte. Wenn dieſe Beſtimmung des dritten Standes, des Bürgerthums, zuerſt wieder rund und nett durch Angehörige der privilegirten Stände geformelt und verkündigt wurde, ſo bezeugt dies, daß, wie logiſch im Ganzen und Großen die Geneſis der Revolution vorſchritt, im Einzelnen dennoch des Unerwarteten und Ueberraſchenden in allen dieſen Vorgängen kein Ende war. Ein Graf d'Entraigues aus dem Vivarais nahm in ſeinem „Mémoire sur les états-généraux“ die leidenſchaftlichſten Affecte der Revolution vorweg, lobpries die politiſchen Prinzipien des „Contrat social“ und ſprach es mit dürren Worten aus, daß die Monarchie das Unglück der Völker ſei. („Ce fut sans doute pour donner aux plus héroïques vertus une patrie digne d'elles, que le ciel voulut qu'il existait des républiques; et, peut-être pour punir l'ambition des hommes, il permit qu'il s'élevât de grands empires, des rois et des maitres.“) Noch weit bedeutender war und wirkte eine andere Flugſchrift. Mitten in das tumultuariſche Gezänke über die Einrichtung der zu berufenden Nationalvertretung mittelſt Reichsſtänden, über das Zahlenverhältniß der drei Stände, über die Wahlart, über den Umfang ihrer Vollmachten und Befugniſſe, mitten in dieſes Gezänke hinein brannte der Abbé Sieyes, Generalvikar des Biſchofs von Chartres, den Signalſchuß los, welcher das Bürgerthum auf den Kampfplatz rief, und zwar ſo, daß es zur ſelben Stunde, wo es den Kampfplatz betrat, aufhörte, der dritte Stand, überhaupt ein Stand zu ſein, um das Volk, das ganze Volk zu werden. Sieyes' berühmte Brochüre — ſie ſoll durch das in Geſellſchaft hingeworfene Wort Chamfort's: „Was iſt der dritte Stand? Alles und Nichts!“ veranlaßt worden ſein[66]) — war eine Art Katechismus, welcher in kürzeſter Faſſung die brennenden Fragen der Lage ſtellte und beantwortete. Dieſe Flugſchrift, die Reſultate ihrer Erörterungen ſchon auf dem Titel zuſammenfaſſend — („Qu' est-ce que le Tiers-état? Tout. Qu'a-t-il été jusqu' à présent dans l'ordre politique? Rien. Que demande-t-il? A y devenir quelque chose“) — iſt das Manifeſt geweſen, womit das Bürgerthum, unmittelbar in Frankreich, mittelbar in Europa, ſeine weltgeſchichtlich-politiſche Rolle angetreten, das Manifeſt, kraft deſſen es erklärt hat: „Nicht die bevorrechteten und zehrenden Stände, ſondern ich, der nährende und lehrende Stand, ich der Vollzieher der Arbeit und der Inhaber der Intelligenz, ich bin künftig der Staat; denn ich bin Alles, weil ich das ganze Volk bin.“ Es war ein kühnes Wort, aber es war auch mehr als ein Wort: es war eine welthiſtoriſche Thatſache. Alle ſeither gemachten Experimente, die Schwerkraft des Staats, den Staat ſelbſt außerhalb des Bürgerthums, außerhalb des Volks zu ſuchen, waren und ſind nur knabenhafte Verſuche, den majeſtätiſch einherflutenden Strom geſchichtlicher Nothwendigkeit mittelſt Nürnberger Spielzeugs rückwärts zu ſtauen . . . .

Und wie ſtand es denn bei Hofe, während Paris und ganz Frankreich durch eine derartige Flugſchriften-Debatte elektriſirt wurden, deren Kühnheit die völlige Erlahmung des ganzen Triebwerks der alten Staatsmaſchine grell bezeugte? Wie ſtand es im, ach, von ſo vielen, von lauter Zwergen bewohnten Rieſenſchloſſe zu Verſailles, während der Tumult der Wahlen zu den Generalſtänden das ganze Land erfüllte? Während im Süden ein Mirabeau, im Norden ein Robespierre — (zur Zeit freilich noch nur ein ſentimentaler Pedant, mit gefühlvollen Frauenzimmern über Zeiſige und Blumen briefwechſelnd) — gewählt wird? Während an allen Ecken und Enden die Wähler ihren Beauftragten „Cahiers“ in die Taſchen ſteckten, Cahiers, deren Forderungen zuſammengerechnet auf nichts Geringeres hinausliefen als auf eine „gleichzeitige und ſyſtematiſche Aufhebung aller im Lande beſtehenden Geſetze und Gebräuche67)?“

Nun wohl, die Antwort iſt bald gegeben: im Verſailler Schloſſe wußte man nicht, bis zu welcher Stunde der Zeiger der Zeituhr vorgerückt war, wennſchon das allgemeine Unbehagen auch in dieſen unbelehrbaren Kreiſen zeitweilig anfröſtelnd umging. Ein durchaus glaubwürdiger Zeuge, den wir noch öfter an die Schranken rufen werden, der Graf Miot, ſah den Hof im Spätherbſt von 1788 und fand, daß ſich die Schaaren der Höflinge um drei Perſonen gruppirten: um den Grafen von Artois, den Grafen von Provence und die Königin[68]. Vom König keine Rede: der ging jagen oder fertigte Schlöſſer unter Anleitung ſeines Lehrmeiſters Gamin, der eines Tages die unglückſelige Geſchichte von einem gewiſſen „eiſernen Schrank“ erzählen ſollte, ſehr zum Schaden ſeines königlichen Lehrjungen. Artois, ausſchweifend bis zum Exceß, war ganz mit Maitreſſen- und Spielgeſchichten beſchäftigt; Provence galt für einen Pedanten und hielt ſich, in dem Kreiſe der Königin als „Hortenſius“ verſpottet, zugeknöpft bei Seite; die Geſellſchaft Marie Antoinette's, „liebenswürdige und geiſtreiche“ Herren und Damen, aber ohne Charakterfond, weder durch überlegene Talente noch durch dem Staate geleiſtete Dienſte ausgezeichnet, beherrſchte den Hof ausſchließlich, verfügte über alle Gnaden und Gunſtbezeugungen und erlag gleichſam unter der Laſt der Ehren und Schätze. Es war das Unglück der Königin, daß ihre Freunde und Vertrauten, mit Recht dem allgemeinen Mißtrauen und Haß ſignaliſirt, ihrer Herrin nur ſchlechte Rathſchläge geben konnten, weil ſie die erſten Opfer heilſamer hätten werden müſſen. Dieſes mit dem Marke des Landes gemäſtete vornehme Ungeziefer[69], war es, welches aus allen Kräften und mit allen Mitteln der Ränkekunſt bemüht war, Marie Antoinette, d. h. die Gebieterin des Königs und des Hofes, von vorneherein in eine Stellung entſchiedener Feindſeligkeit zu dem großen Verſuch einer durchgreifenden Staatsreform zu bringen. Hörte man dieſe Leute — und die Königin hörte nur ſie — ſo beſtand die Nothwendigkeit einer ſolchen Reform bloß in den unruhigen Köpfen einer Handvoll Advokaten und Literaten — (der Beiſatz „Juden“ war damals noch nicht erfunden) — welche mit ihrem Geſchrei die „Roture“ und „Canaille“ verwirrt hätten. Es käme daher nur darauf an, dieſe Rotte von Unruhſtiftern, zu welcher ſelbſtverſtändlich ſo ziemlich alle ſo eben gewählten Abgeordneten des dritten Standes gehörten, mittelſt Waffengewalt zu maßregeln, und der ganze Lärm würde zu Ende ſein. Mittelſt Waffengewalt? Dieſe Armſeligen wußten alſo nicht oder wollten nicht wiſſen und Marie Antoinette hatte ſicherlich keine Ahnung davon, daß auch die Armee von der herrſchenden Unzufriedenheit vollſtändig ergriffen war, daß die Soldaten ihre adeligen Offiziere haßten oder verachteten und daß die Einführung des unſeligen preußiſchen Fuchtelſyſtems durch einen Zweidrittelsnarren, den Kriegsminiſter Grafen Saint-Germain, lautes Murren erzeugt und die Bande der Disziplin bedrohlich gelockert hatte…

Aus dem Geſagten erhellt, daß innerhalb der Ariſtokratie ſelbſt ein Schisma ausgebrochen war. Der eigentliche Hofadel hatte das Spiel mit dem revolutionären Feuer aufgegeben, ſobald dieſes Feuer Miene machte, die Mißbräuche zu verzehren, von welchen die Höflinge lebten. Der beſſere Theil der Ariſtokratie dagegen war noch immer entſchloſſen, mit der Bewegungspartei voranzugehen. Es liegt am Tage, wie ſehr dieſe Trennung des Adels in eine höfiſche und eine liberale Partei der Revolution zu gute kommen mußte. Einſtweilen wiegte ſich die höfiſche in der ſolcher Geiſter würdigen Selbſttäuſchung, der nahende Sturm ſei mit kleinſten und kleinlichſten Mitteln zu beſchwören, mit jämmerlich-bübiſchen Hänſeleien der „Landpomeranzen“ (provinciaux), d. h. der aus den Provinzen angekommenen Abgeordneten des dritten Standes, mit Hervorſuchen und wieder Inſzeneſetzen eines antediluvianiſchen Ceremoniells, mit Geltendmachung von allen den lächerlichen Wichtigkeiten der Heraldik und Etikette, mit Handhabung von Ceremonienmeiſterſtäben und anderem dergleichen ſchäbigen Plunder mehr. Die Deputirten des dritten Standes ſollten ſchwarzwollene Mäntel und niedergekrämpte Hüte tragen, wahrſcheinlich, wie der Oberceremonienmeiſter de Brezé in ſeiner Weisheit berechnet hatte, um ihnen das Ausſehen von Leichenbittern zu geben; auch ſollten, wenn ihnen Se. Majeſtät allergnädigſt eine Audienz gewährte, bei ihrem Eintritt nicht beide, ſondern nur eine Flügelthüre des Saals geöffnet werden. Und mit derartigen Nadelſtichen der Albernheit glaubte man Männer tödten zu können, welche, kaum in Verſailles angelangt, die Bezeichnung als Abgeordnete des „dritten Standes“ verworfen, weil, wie Robespierre nach Hauſe ſchrieb, dieſes Wort als ein „Denkmal der alten Knechtſchaft geächtet war.“ Ein ſo wohlwollender und ein bis zu dem Punkte, wo ſeine Schwäche begann, auch ſo redlicher Mann freilich, wie der König war, dachte nicht daran, den Bevollmächtigten ſeines Volkes ſo einen kleinen Krieg zu machen. Im Gegentheil, er hatte ſich's angelegen ſein laſſen, den Generalſtänden ein recht ſtattliches Local zu bereiten. Er hatte ſelber die Arbeiten überwacht, welche die „Salle des menus“ zum Reichsſtändeſaal umwandelten und es war Nichts geſpart worden, um den Schauplatz des welthiſtoriſchen Schauſpiels würdig zu machen, das hier vor ſich gehen ſollte[70].

Sonntags den 3. Mai 1789 wurden die Reichsſtände ins Schloß entboten, um dem Könige vorgeſtellt zu werden. Hiebei handhabten die Untergebenen des Marquis de Brezé die Flügelthüren in der angedeuteten Weiſe, was nicht ohne bedenkliches Murren der „Gemeinen“ geſchah. Sie konnten übrigens dieſen höfiſchen Nadelſtich leicht verſchmerzen im Genuſſe der allgemeinen und begeiſterten Sympathie, welche ihnen die Bevölkerung von Verſailles entgegenbrachte. Schon dieſer Umſtand, daß die Bewohnerſchaft einer Stadt, welche ſich gänzlich vom Hofe nährte, entſchieden dem Hof abhold und der Bewegung zugethan war, hätte die Höflinge ſtutzig machen müſſen. Aber wer kümmerkte ſich um dieſes Symptom, wenn nicht ein ſcharfbeobachtender Engliſhman, welcher in jenen Tagen kopfſchüttelnd in Verſailles herumging[71]? .... Der folgende Tag, Montag der 4. Mai, ſah die letzte großartige Prachtentfaltung der alten Monarchie und dieſer Pomp war ihr Leichenpomp. Die geſchäftliche Eröffnung der Generalſtände war auf morgen angeſetzt; heute ſollte eine große kirchlich-höfiſche Ceremonie dem Werke ſeine Weihe geben.

Alle Häuſer der Straßen, durch welche die Feſtprozeſſionen gehen ſollte, mit Kränzen, Guirlanden und Draperien geſchmückt, drunten eine lebendige Hecke von königlichen Garden im glänzenden Waffenſchmuck, hinter dieſer Hecke die freudig wogende Volksmenge, auf den Balkonen und in allen Fenſterrahmen Hunderte von Damen im Vollreiz ihrer Schönheit und Koketterie, Glockenſchall in den Lüften, mit Trompetenfanfaren und Paukengedröhn ſich miſchend, über alles dieſes aus wolkenloſem Himmel die Maiſonne ihre Lichtmaſſen ausſchüttend, — fürwahr ein Anblick, wohlgeeignet, ein ſo feuriges Herz in Begeiſterung aufflammen zu machen, wie es die dort weit aus dem Fenſter ſich lehnende Tochter Necker's, ſeit drei Jahren die Frau des ſchwediſchen Geſandten Staël, in ihrer hochbuſigen Bruſt trägt. Jetzt verkündet Kanonendonner, daß die Prozeſſion die Pfarrkirche von Notre-Dame, wo ſie ſich geſammelt, verlaſſen hat, um den Zug nach der Sanct-Ludwigs-Kirche zu beginnen, allwo der Hymnus: „O salutaris hostia!“ geſungen werden und der Biſchof von Nancy eine Predigt halten ſoll, welche man an einer beziehungsreichen Stelle beklatſchen wird, als wäre man im Theater. Die Prozeſſion kommt heran, Kutten und Kapuzen vorne, die Franziskanermönche von Verſailles, dann die Pfarrgeiſtlichkeit und hierauf die nahezu 600 Deputirten des dritten Standes, die Gemeinen, trotz ihrer ſchwarzen Mäntel und niedergekrämpten Hüte gar nicht leichenbitterlich, ſondern zuverſichtlich blickend und feſt auftretend. Im Uebrigen eine gleichförmige Schaar, aus welcher heute noch nur etwa der hagere Abbé Sieyes, der künftige Verfaſſungsmacher der Revolution, durch den klugſchnüffelnden Ausdruck ſeines Geſichts und der Abgeordnete von Aix, der Herr Graf Gabriel Honoré Riquetti de Mirabeau durch ſeinen „ſchwarzen Oberkopf,“ durch die Art, ſeine mächtige Geſtalt zu tragen, und durch ſeine „erhabene und majeſtätiſche“ Häßlichkeit beſonders charakteriſtiſch hervorſtechen. Hierauf folgen die 300 Abgeordneten des Adels, prunkend in goldgeſtickten Mänteln, weiße Federbüſche auf den Klapphüten, rauſchend von Spitzen, Sammet und Seide. Auffallen mag es, daß der Herzog von Orleans, als gält' es, ſchon jetzt ſeine Befähigung zum „Egalité“ darzuthun, die Reihen ſeiner Standesgenoſſen verläßt, um ſich in die der bürgerlichen Deputirten zu miſchen. Dann die 300 Deputirten des Klerus: erſt die Plebejer der Kirche, die Dorfpfarrer und Kapläne, gemeine Soldaten der Hierarchie, welche, gleich ihren Brüdern in der Armee, niemals Offiziere, niemals Prioren, Pröpſte, Aebte, Biſchöfe, Kardinäle werden konnten; dann die Privilegirten des Standes, die Prälaten im Violett und Purpur ihrer Würden, mit ſchimmernden Baretten und blitzenden Infuln geſchmückt, gegen ihre plebejiſchen Amtsbrüder in ſchmuckloſem Schwarz nicht weniger beleidigend abſtechend als die Edelleute gegen die Bürgerlichen. Der Erzbiſchof von Paris trägt die Monſtranz unter einem prachtvollen Baldachin, deſſen Schnüre die Grafen von Provence und Artois und die Herzoge von Angoulême und Berry halten. Die Höflinge drängen ſich um die Prinzen. Provence geht nachdenklich und mühſam einher, wie von der Wucht des Tages gedrückt. Artois, augenſcheinlich gelangweilt und übelgelaunt, wirft nach rechts und links hochmüthige Blicke auf die Menge. Folgt nun König und Königin. Sein Geſicht ausdruckslos und theilnahmlos, wie gewöhnlich, ohne Würde und Majeſtät; man ſieht ihm an, daß ihm der ganze Handel nur eine Etikettenpflicht iſt, die er möglichſt bald erfüllt zu haben wünſcht. Marie Antoinette's Stirn iſt bewölkt, ſorgenvoll; man erkennt unſchwer, daß ihr Herz, heute vielleicht zum erſten Mal von einer Ahnung des wirklichen Standes der Dinge durchſchauert, in Galle ſchwimmt. Vergebens bemüht ſie ſich, ihren edlen Zügen einen Ausdruck von Zufriedenheit zu geben. Als ſie hören muß, daß die Deputirten des dritten Standes beim Vorüberziehen vom Volk jubelnd begrüßt, während der Hof, der König, ſie ſelbſt mit einem tödtlichen Stillſchweigen empfangen werden, trozt ſie mit zuſammengepreßten Lippen der ſtummen Beleidigung. Aber als der Ruf: „Vive Orleans!“ an ihr Ohr ſchlägt, wankt ſie auf ihren Füßen und muß von der Prinzeſſin Lamballe gehalten werden, um nicht zu fallen.

Und was hatte das Alles zu bedeuten? Nichts Anderes als daß in Frankreich das Volk die geſchichtliche Bühne betreten hatte, um die erſte Rolle zu übernehmen, und daß das Königthum im Begriffe war, von dieſer Bühne abzutreten. Sehr möglich, daß Marie Antoinette mit dem feinen Inſtinkt ihres Geſchlechts dieſe Thatſache in ihrem ganzen Umfange errieth. Sie machte ſich auch anderen Frauen fühlbar, aber je nach Charakter und Stimmung derſelben in ſehr verſchiedener Weiſe. „Ah — rief droben an ihrem Fenſter Anne Louiſe Germaine de Staël, die großen geiſtvollen Augen von Enthuſiasmus blizend, mit etwas afrikaniſch üppig belipptem Munde ihrer Nachbarin, der Frau Gräfin von Montmorin, zu — ah, wie ſchön, wie groß, wie hoffnungsvoll! Welche Freude, zum erſten Mal in Frankreich Repräſentanten der Nation zu ſehen!“ Worauf die Gräfin, eine Weiſſagerin ihres eigenen ſchrecklichen Looſes: „Sie thun unrecht, ſich über dieſe Stunde zu freuen; denn davon wird großes Unheil über Frankreich und über uns kommen.“ Die arme Frau — ſie verfiel mit ihrem Sohne der Guillotine, ihr Gatte den Säbeln der Septembermörder — war mit ihren trüben Vorahnungen nicht allein. Es waren auch Männer da, in welchen, obgleich ſie den

Tag mit frohen Hoffnungen begrüßten, keine rechte Freude aufkommen konnte. Zwei italiſche Dichter, beide nachmals berühmt in ihrem Lande, ſahen ſich den Feſtzug ebenfalls mit an, Vittorio Alfieri und Ippolito Pindemonte. Der Letztere wurde zu einer Canzone begeiſtert, deren erſte Strophen aber ſchon Zweifel und Bedenken durchſcheinen ließen: „Auf Helvetiens Bergen iſt mir, als ich ſie überſtieg, um nach Frankreich zu kommen, die Freiheitsgöttin erſchienen, leuchtender als die Sonne. Ihre goldenen Locken wogten im Morgenwind, ihre Augen ſtralten in ſanftglühendem Feuer. Ich rief ihr zu: An den Ufen der Seine verlangen Tauſende und wieder Tauſende von Stimmen nach dir und geloben dir Tempel und Altäre, Prieſter und Hymnen. Sie jedoch, zweifelnd und zögernd, gab mit einem Seufzer zur Antwort: Werd' ich dort wirklich meine Wohnung aufſchlagen[72])?“

Am folgenden Tage, den 5. Mai, hatte die amtliche Eröffnung der Generalſtände in der „Salle des menus“ ſtatt. Wie Mirabeau eintritt, der Volks-Graf (comte plébéien), wie ihn ſeine erbitterten Standesgenoſſen ſchelten, erheben ſie ein lautes Murren. Er wirft den Kopf ſtolz in den Nacken und ſchreitet durch den Saal, ein Lächeln der Verachtung auf den Lippen ſeines zum Donnern geſchaffenen Mundes. Hütet euch, den werdet ihr nicht einſchüchtern. Er iſt der Mann dazu, euch, wenn ihr ihm die Laſter ſeiner Vergangenheit vorrückt, mit dem Achſelzucken ſtolzeſten Selbſtbewußtſeins zu ſagen: „Ach ja, meine früheren Verirrungen kommen dem Gemeinweſen theuer zu ſtehen[73]).“ Beim Erſcheinen des Königs, welcher an dieſem Tage gewiß in ſeinem großen Unbehagen mit der ganzen Schwere und Pracht königlichen Ornats behangen und bedeckt iſt, will Einer den Volks-Grafen zu ſeinem Nachbar haben ſagen hören: „Seht da, das Opfer!“ was uns aber ziemlich mythiſch oder vielmehr geradezu ſchlecht erfunden ſcheint[74]). Die Eröffnungsrede Ludwigs iſt voll Verſöhnlichkeit und Wohlwollen und es iſt dem guten Manne ohne Zweifel lauterer Ernſt damit. Man bemerkt, daß die Königin, im Gegenſatze zu ihrem Gemahl, an dieſem Tage ſehr einfach angezogen iſt und daß ſie die königliche Rede ſtehend und in ehrfurchtsvoller Haltung mitanhört. Tochter Maria Thereſia's, warum hat dir zur Stunde nicht ein guter Genius zugeflüſtert: Heute iſt's vielleicht noch Zeit, ehrlich und aufrichtig mit der Reform zu gehen; morgen iſt es ſchon zu ſpät, denn morgen iſt die Revolution da?... Ja, die Revolution! Ging doch ihr Sturmodem ſchon durch den Saal, als der König, nach beendigter Rede, ſeinen Federhut aufſetzte und die Edelleute, mittelalterlichem Vorrecht gemäß, ebenfalls ihre Federhüte aufſetzten und nun, gegen alle Kleiderordnung und gegen alles Ceremoniell, zur Verzweiflung eines Obercerem onienmeiſters de Brezé und aller de Brezé's der Welt, die Deputirten des dritten Standes ihre niedergekrämpten Hüte ebenfalls ſofort feſt auf die bürgerlichen Köpfe drückten. Ach, es war nicht mehr die Zeit, wo die Abgeordneten des dritten Standes entblößten Hauptes und knieend die Entſchließungen Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät entgegennahmen.

Warum ausführlich erzählen, was lebendig in Jedermanns Erinnerung ſteht? Es folgte der wochenlange Zank über die Frage, ob gemeinſam oder geſondert zu berathen, ob nach Köpfen oder nach Ständen zu ſtimmen ſei. Geſtützt auf die unzweideutige Willensmeinung der von Tag zu Tag mehr revolutionär aufwogenden Bevölkerung der nahen Hauptſtadt, wo jetzt die Preſſe, die Clubs, die Volksrednerei ihre immer entfeſſeltere Thätigkeit anheben, bleiben die Gemeinen feſt und beharren auf Gemeinſamkeit der Berathung und auf Stimmgebung nach Köpfen. Mit dem Magnetismus der Kraft ziehen ſie die freiſinnigen Elemente der Abgeordnetenſchaft des Adels und der Geiſtlichkeit mälig zu ſich herüber. Am 17. Juni erklären ſie ſich zur „Nationalverſammlung“ (assemblée nationale) und conſtituiren ſich mit Eidesleiſtung als ſolche[73]. Jetzt geräth der höfiſche Olymp in Aufregung. Höchſt antiplebejiſches Fächerſpiel polignac'ſcher und anderer Hof-, Ehren- und Palaſtdamen im Zirkel der Königin; auch ſehr chevalereskes Galanteriedegengeraſſel um den Grafen von Artois her, welcher heroiſch vom Zupferdeſteigen redet. Wäre es nicht an der Zeit, die Blitz- und Donnermaſchine des Königthums in Stand und Thätigkeit zu ſetzen? Aber ach, unſer Ludwig iſt kein Zeus, und was die Blitz- und Donnermaſchine betrifft, ſo iſt das ein armes altes verbrauchtes Möbel, womit gar nicht aufzukommen iſt gegen einen vor lauter blatternarbiger Häßlichkeit faſt wieder ſchönen Jupiter Mirabeau, der da drüben im Saale der Hofluſtbarkeiten, wo es dermalen für den Hof gar nicht mehr luſtbar hergeht, blitzt und donnert… Am 19. Juni erklären ſich 149 Abgeordnete des Klerus gegen 115 für den Uebertritt zur Nationalverſammlung. Jetzt iſt nicht mehr zu zögern: auf den 23. Juni wird eine königliche Sitzung angeſagt und inzwiſchen der Sitzungsſaal geſperrt. Da führt Bailly am 20. die Nationalverſammlung ins Ballhaus (jeu de paume) und hier ſchwören die Abgeordneten, auch ſolche des Adels darunter — Clermont-Tonnerre, Lally-Tolendal und Matthieu de Montmorency — ſich nicht zu trennen, bevor die Verfaſſung des Königreichs auf feſter Grundlage aufgebaut ſei. Manche, Viele, die Mehrzahl ſogar ſchwört nicht mit leichtem Herzen dieſen Eid; ſie fühlen, es iſt eine Kriegserklärung gegen das Königthum, und ſie halten daſſelbe für ſtärker als es iſt. Aber ſie ſchwören dennoch Alle, bis auf Einen, deſſen Name vergeſſen ſein mag. Tags darauf iſt auch das Ballhaus geſperrt: die Nationalverſammlung tagt in der Ludwigskirche. Hier treten, geführt von dem greiſen Erzbiſchof von Vienne, Lefranc de Pompignan, 148 Geiſtliche zu ihr über.

Am 23. Juni ſind 1000 Mann Truppen um den Palaſt her aufgeſtellt. Die königliche Sitzung hebt an. Der König ſpricht wiederum wohlwollend und verſöhnlich, läßt dann eine Erklärung verleſen, kraft welcher den Reichsſtänden ſo ziemlich alle Machtvollkommenheiten eingeräumt werden, welche ſeither die conſtitutionell-monarchiſch-parlamentariſche Schablone einer Volksvertretung zuerkennt. Aber alle dieſe Huld hat einen Hacken, mittelſt deſſen ſie ſich zur Unhuld umbiegt. Der König erklärt nämlich, bei der althergömmlichen Trennung der Reichsſtände in drei Kammern oder Kurien, ſowie bei der Berathung und Stimmgebung nach Ständen müſſe es ſein Verbleiben haben, ein für alle Mal, „car tel est notre plaisir.“ Das iſt der Kern der Frage. Wird dieſes königliche Belieben zur politiſchen Thatſache, ſo gibt es allerdings in Frankreich keine königliche Autokratie mehr, ſondern ein ariſtokratiſch-hierarchiſches Regiment, da ja die beiden privilegirten Stände, das Junkerhaus und das Pfaffenhaus, es vollſtändig in ihrer Befugniß und Gewalt haben, das Volkshaus zu einem bloßen Redeübungsverein zu machen[76]. Die Abgeordneten des franzöſiſchen Volkes von 1789 ſind aber nicht die Leute, durch das Belieben irgend eines Menſchen in der Welt ſich zu redeübungsvereinlichen Nullen machen zu laſſen, und, was noch mehr iſt, ſie wiſſen, daß das Volk entſchloſſen iſt, ſolchem Beginnen nicht etwa nur theoretiſch paſſiven, ſondern praktiſch-activen Widerſtand entgegenzuſetzen. So läßt denn, als der König mit dem Befehle, die drei Stände ſollten ſich ſofort trennen, ſich entfernt hat, Mirabeau alle Regiſter ſeiner Donnerorgel prächtig los, findet für die Lage das rechte Wort und reißt mit jenem Schwung (élan), welcher die ſchönſte Nationaleigenſchaft der Franzoſen iſt, ſeine Collegen mit ſich auf die Höhe ihrer Miſſion. Er macht dann auch noch, ſo zu ſagen, den Punkt auf das i. Der Adel, bis auf Wenige, und viele Prälaten haben ſich gehorſamſt mit dem Könige entfernt. Der arme de Brezé ſagt in ſeinem Amtseifer zu den Gemeinen: „Meſſieurs, Ihr habt Sr. Majeſtät Befehle vernommen“ — will ſagen: Packt euch von dannen und, wo möglich, zum Teufel! Ein ehrenwerther Bailly iſt begreiflicher und verzeiblicher Weiſe etwas verblüfft und ſagt kleinlaut zu ſeinen Nachbarn: „Ich glaube nicht, daß man der verſammelten Nation Befehle ertheilen kann.“ Nun tritt Mirabeau vor und blitzt, nicht mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, ſondern mit kalter

Ruhe, mit ſouverainer Verachtung gleichſam, auf den amtseifrigen Oberceremonienmeiſter die Worte: „Ich erkläre Euch, daß, falls man Euch beauftragt hat, uns von hier zu entfernen, Ihr erſt Befehle einholen müßt, Gewalt in Anwendung zu bringen; denn wir werden nur der Gewalt der Bajonnette weichen[77].“ Der Blitz ſchlägt ein, als Donner rollt der laute Ruf der Verſammlung nach: „Das iſt unſer Wille!“ Angedonnert, „stupéfait,“ verſchwindet der ärmſte aller Ceremonienmeiſter, „mit dem Rücken voran ſich hinausbewegend“... Draußen hat ſich inzwiſchen eine Szene anderer Art abgeſpielt. Der König iſt in der großen Avenue in ſeinen Wagen geſtiegen, um nach dem Schloſſe zurückzukehren. Da ſtürzt ſein Bruder Artois herbei: „Die Gemeinen weigern ſich, den Saal zu verlaſſen. Man muß ſie durch die Gardes-du-Corps zuſammenſäbeln laſſen“ (faire sabrer). Der König kaltblütig: „Zum Schloß!“ Artois dringend: „Gebt doch Befehl, ſie zuſammenzuhauen. Sonſt iſt Alles verloren.“ Der König ungeduldig: „Geht zum Henker (allez vous faire f...)! Zum Schloß, zum Schloß!“ Wieder eine andere Szene ſpielt nach der königlichen Sitzung im Spielſalon der Königin, wo ein großes Gedränge von Herren und Damen ſtattfindet. Man beglückwünſcht ſich, man glaubt geſiegt zu haben, man wähnt, alle Gefahr für Hof und Ariſtokratie ſei vorüber. Marie Antoinette, freudeſtrahlend, hält den kleinen Dauphin den ſiegesbewußten Cavalieren entgegen mit den Worten: „Ich anvertraue ihn dem Adel[78].“ Die Unglückliche! Das hieß das arme Kind auf eine ſteuer- und rettungsloſes im Sturme treibende Planke ausſetzen. Die Königin hatte alſo ihre Wahl getroffen. Darf, wer auf einen faulen Strunk ſich ſtützt, ſich beklagen, wenn er mit der morſchen Stütze zugleich fällt?

Der König war in der That ein viel zu gutmüthiger Mann, um Artois'ſchen, das Zuſammenſäbeln der Volksabgeordneten fordernden Rathſchlägen Gehör zu geben. Nach Art der Schwäche ließ er vor der Hand die Dinge gehen, wie ſie wollten und mochten, unbeſtimmten Hoffnungen auf irgend eine günſtige Wendung ſich überlaſſend. Unterdeſſen fuhren die Gemeinen fort, als Nationalverſammlung zu tagen, ihren Saal und ihr kühn erobertes Recht behauptend, als wäre Nichts geſchehen. Das imponirte, das zog. Schon am 21. Juni führte ihnen der Erzbiſchof von Vienne abermals die Mehrheit der klerikalen Abgeordneten zu. Am folgenden Tage kamen unter Führung des Herzogs von Orleans 47 Edelleute aus der Adelskammer herüber. Wiederum einen Tag ſpäter kam Einer, der von allen den 25 Millionen Franzoſen die ſchärfſte Witterung der Macht und des Glückes hatte, Einer, der ein Edelmann und auch ein Prälat war, vom Schickſal beſtimmt, in der Weltgeſchichte als der fleiſchgewordene Meineid in ſchwefelfarbenem Scheine zu glänzen, Monſeigneur Talleyrand de Perigord, Biſchof von Autun. *Sein* Kommen bezeugte, daß der Erfolg bei der Nationalverſammlung, und ſiehe, an demſelben Tage befahl der König dem noch widerſpenſtigen Adel, ſich in die Umſtände zu fügen und mit der Nationalverſammlung zu vereinigen. Das geſchah am 27. Juni, und mit was für Vorbehalten und Hintergedanken Edelleute und Prälaten in die Verſammlung eintreten mochten, gleichviel, die Gemeinen hatten die Bevorrechteten in ſich aufgeſogen und die einzige wirkliche Autorität und Macht im Lande war bei der Nationalverſammlung.

Den ganzen Umfang dieſer Thatſache und die aus ihr ſich ergebenden Folgerungen hat vielleicht in ganz Frankreich damals kein Menſch ſo deutlich erkannt wie der ſcharfblickende, ſtockconſervative, etwas ſpleenige Engländer Arthur Young, welchem wir ſchon einmal begegnet ſind. Er hatte ſich alle die Mai- und Junivorgänge aus nächſter Nähe mit angeſehen und ſchrieb am 21. Juni in ſein Diary: „Die Gemeinen haben durch ihr Vorgehen, ſich für die Nationalverſammlung und für unabhängig von den übrigen Ständen, ja ſelbſt von dem Könige zu erklären, ſowie durch ihre Proteſtation gegen eine Trennung, thatſächlich alle Autorität im Reiche ſich angemaßt und ſich mit einem Schlage in das lange Parlament Karl's des Erſten verwandelt.“ Und am 26. Juni: „Was man unter einer freien Conſtitution verſteht, iſt leicht einzuſehen: eine Republik. Dahin zielen die Grundſätze, die man jetzt verbreitet, mit jedem Tage mehr. Man wird auf den Straßen ganz betäubt von Leuten, welche aufrühreriſche Schriften zum Verkauf ausrufen. Die Unachtſamkeit, ja die Stupidität des Hofes iſt beiſpiellos. Der jetzige Augenblick fordert die kräftigſte Entſcheidung und geſtern, da es ſich wirklich darum handelte, ob der König ein Doge von Venedig oder ein König von Frankreich ſein ſoll, ging er auf die Jagd[79]).“

Freilich, es iſt jetzt keine Zeit für das Königthum, auf die Jagd zu gehen oder Schlöſſer zu feilen. Bislang iſt Alles leidlich glatt, friedlich und gemüthlich hergegangen, jetzt aber beginnt die revolutionäre Erdbebenſchwingung den Boden von ganz Frankreich mit immer heftigeren Stößen zu heben. Jetzt kommen die Tage, wo die Julihitze das Freiheitsfieber zum Delirium ſteigert, die Tage, wo der wildbrodelnde Rieſenkeſſel der Unzufriedenheit, mittelſt des Feuers zahlloſer Flugſchriften und wilder Clubreden zum Sieden gebracht, überwallt und der hinter dem Verſailler Parlamentarismus bewaffnet auftauchende Pariſer Demokratismus in offene Empörung ausbricht. Ja, es kommen jetzt die Tage, welche Zeugniß geben, wie richtig der kauſtiſche Skeptiker Chamfort geſehen, als er dereinſt zum ſüßlich-faden Schwätzer Marmontel ſagte: „Glaubt Ihr denn, man mache Revolutionen mit Roſenwaſſer?“ Kein Roſenwaſſer, ſondern rothes Blut beginnt jetzt zu fließen: das Freiheitsidyll iſt vorüber, die Revolutionstragödie hebt an.

Im Rathe der Königin und des Grafen Artois iſt beſchloſſen worden, endlich einen durchſchlagenden Verſuch zur Aufrechthaltung des abſoluten Königthums und der Feudal-Ariſtokratie zu machen, einen Verſuch, deſſen Gelingen die Unterwerfung oder

Sprengung der Nationalverſammlung in Verſailles und die Bändigung der Pariſer Demagogie zur Vorausſetzung hat. Die Beweisführungen Marie Antoinette's ſind natürlich für Ludwig, der den Hausfrieden liebt, unwiderſtehlich: er gibt ſeine Einwilligung. Am 11. Juli werden Necker und ſeine Collegen entlaſſen und wird ein Miniſterium Breteuil-Broglie ernannt, welches in dem eben bezeichneten Sinne vorgehen ſoll. Am 12. gelangt dieſe Nachricht nach Paris, am 13. iſt die Stadt in Aufruhr, die Truppen verſagen den Gehorſam und werden, um ihren völligen Abfall zu verhindern oder wenigſtens hinauszuſchieben, aus Paris weggezogen. Am 14. Juli Erſtürmung der Baſtille, ſo, wie die Sachen liegen, weit mehr nur ein ſymboliſcher als ein ernſtlicher Act, ſo zu ſagen ein unter viel Getrommel und Flintengeknall ausgegebenes Manifeſt der Demokratie, beſagend, daß ſie jetzo Herrin der Hauptſtadt ſei, was, da Paris Frankreich iſt, viel zu bedeuten hat. In den innern Gemächern des Palais Royal wird ernſtlich die Frage erwogen, ob es nicht räthlich und an der Zeit wäre, einen ſo volksthümlichen Prinzen, wie der Herzog von Orleans unbeſtritten ſei, zum König oder wenigſtens zum Generalſtatthalter des Königreichs auszurufen. Aber die Stunde des Hauſes Orleans hat noch nicht geſchlagen: es muß noch einundvierzig Jahre lang warten, bis ſie ſchlägt. Ein ehrenwerther Bailly wird von der ſich ſelbſt überlaſſenen und friſchweg von ihrer Souverainetät Gebrauch machenden Bevölkerung der Hauptſtadt zu ihrem Maire, ein nicht minder ehrenwerther General Lafayette zum Obercommandanten der raſch improviſirten und ſchon recht ſtattlich aufmarſchirenden Nationalgarde ernannt und beide Ehrenwerthe wollen ſchlechterdings Nichts von einem König oder Generalſtatthalter Orleans wiſſen... Draußen in Verſailles iſt der arme Ludwig, wähnend, Alles ſei auf gutem Wege, am Tage des Baſtillenſturms in gewohnter Weiſe jagen gegangen. Um 10 Uhr Abends weiß er noch nicht, was heute drüben in Paris geſchehen iſt, und geht gemüthsruhig zu Bette. Aber er ſoll nicht lange ſchlafen. Der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt, Großgarderobemeiſter, tritt in das Schlafzimmer des Königs, weckt ihn und bringt ihm die Pariſer Hiobspoſt. Tiefnachdenklich ſchweigt Ludwig eine Weile. Dann ſagt er: „Das iſt alſo eine Revolte?“ „Nein, Sire — entgegnet Liancourt — das iſt eine Revolution**).“

Das Wort iſt geſprochen, das Bild von Sais entſchleiert... Am folgenden Tag erſcheint das ſchwankende Rohr von König in der Nationalverſammlung, begrüßt ſie ſtehend und entblößten Hauptes als ſolche und zeigt ihr die Entlaſſung des todtgeborenen Staatsſtreichsminiſteriums und die Rückberufung Necker's an. Die Verſammlung, in ihrer überwiegenden Mehrheit der conſtitutionell-monarchiſchen Doctrin aufrichtig zugethan, läßt als Antwort ein lautes Vive le roi! erſchallen. Sie will, daß der conſtitutionelle König auch mit ſeiner Hauptſtadt ſich ausſöhne, und am 17. Juli führt eine Abordnung von hundert Mitgliedern den Monarchen zu dieſem Zwecke nach Paris. Hier läßt er ſich im Stadthauſe mit der in dieſen ſtürmiſchen Tagen erfundenen dreifarbigen Nationalkokarde ſchmücken, zeigt ſich mit dieſem Schmuck am Hut der auf dem Grèveplatz verſammelten Menge und wird jubelnd begrüßt. . . . Trügeriſcher Jubel, der nur einen ſechszehnten Ludwig täuſchen kann und ſelbſt den wohl nur auf Augenblicke. Die Revolution hat ihren Lauf begonnen und kann nicht innehalten auf ihrer Bahn. Zur Stunde, wo der König am 15. Juli ſeinen Frieden mit der Nationalverſammlung machte, ging Madame Campan ſorgenvoll über die Schloßterraſſe von Verſailles. Unter den Fenſtern des Thronſaals ſah ſie drei Männer ſtehen und hörte einen derſelben mit lauter Stimme ſagen: „Seht, da ſteht der Thron, deſſen Spur man binnen Kurzem vergebens ſuchen wird***).“ Und wie ſoll ſich auch der Thron gegen den Andrang der Revolution halten können, da die ihm Zunächſtſtehenden ihn bereits verloren geben? In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli flieht eine Schaar von Prinzen und Prinzeſſinnen, von großen Herren und Damen, die Artois, Condé, Conti, Polignacs, Lambesc, Broglie und andere dergleichen Leute mehr, die „ſich die Mühe gegeben, geboren zu werden, und ſonſt keine,“ aus Verſailles und Frankreich und damit beginnt jene „Emigration“ der franzöſiſchen Ariſtokratie, welche die Nachbarländer mit ihren Laſtern verpeſtet und über ihr Heimatland ſo viel Unheil gebracht hat.

Das Königthum iſt zu Verſailles geſchlagen und zu Paris beſiegt worden. Nur ſein Schatten geht noch um in dieſem Frankreich, wo überall der von der Hauptſtadt am 14. Juli gegebene Stoß mächtig nach- und fortwirkt und die Bauern in ihrer Weiſe mit dem Feudalismus fertig zu werden verſuchen. Denn ein Orkan der Anarchie fährt und fegt brauſend durch die Provinzen und räumt tüchtig auf unter den feudalen Dingen, unſanft allerdings, bäueriſch grob und rückſichtslos, aber tüchtig. Wird nun bei ſo bewandten Umſtänden der conſtitutionell-monarchiſche Parlamentarismus im Stande ſein, ſich ſolid zu conſtituiren und zu organiſiren oder aber wird er einem ſchon ſtark republikaniſch ſchillernden Demokratismus das Feld räumen müſſen? Das iſt, rund und nett formulirt, die Frage. Der Parlamentarismus thut, was er kann, um ſich zu behaupten und feſtzuſetzen. Er nimmt in der berühmteſten aller Auguſtnächte der Weltgeſchichte einen großen Anlauf und zwar unter Führung des Adels, von welchem die Emigranten-Spreu täglich mehr abſtiebt und der ſich in ſeinem Kern einmal als Ariſtokratie im beſten Sinne des Wortes zeigen will. Der Feudalismus iſt ja doch nicht zu retten, iſt in den Provinzen bereits thatſächlich abgethan, wie wär' es alſo, wenn wir, die Feudalherren ſelber, das Göttern und Menſchen verhaßte todte Ding feierlich, unter gehöriger parlamentariſcher Pompentfaltung begraben? Gedacht, gethan, und zwar, was nicht unbemerkenswerth iſt, ohne Mitwirkung, ja ſogar ohne Dabeiſein des „Comte plébéien[32].“

Wir wollen beim Duc d'Orleans diniren und dann friſch an's Werk! Dieſes Zuvor-bei-Orleans-Diniren hat man euch ſehr zum Vorwurf gemacht, wackere widerfeudaliſtiſche Feudalherren; aber was thut's? Die Geſchichte der Nacht vom 4. Auguſt 1789 iſt doch das ſchönſte Blatt in der Geſchichte des franzöſiſchen Adels und die andern Völker könnten ſich, fürwahr, glücklich ſchätzen, wenn ihr Adel auch einmal bei Orleans oder ſonſtwo ſo dinirt hätte oder ſo diniren wollte. Ja, es war eine der verſtändigen und patriotiſchen Minderheit des franzöſiſchen Adels zur höchſten Ehre gereichende That, eine glorreiche Initiative, ob auch mehr nur formal als real, gleichviel . . . Sie kommen alſo vom Diner bei Orleans. Le Chapelier ſitzt der Nationalverſammlung vor. Target verlieſ't den Entwurf einer Proclamation, mittelſt welcher dem in ſeiner Weiſe in den Provinzen aufräumenden franzöſiſchen Volke die Achtung vor der Perſon und dem Eigenthum eingeflößt werden ſoll. Der Vicomte de Noailles ſpringt ungeſtüm auf: — „Ihr wollt die Perſon ſchützen, das Eigenthum ſicherſtellen, die Herrſchaft des Geſetzes begründen und die an allen vier Enden Frankreichs lodernde Feuersbrunſt löſchen? Wohlan, ſo laßt die leeren Predigten! Das Heil liegt in der Gerechtigkeit und dieſe fordert die Gleichheit der Pflichten und Abgaben, die Aufhebung der Privilegien und die Abſchaffung der Feudallaſten.“ Zunächſt verblüfft dieſer plötzlich in ihre Mitte geſchleuderte Antrag die Verſammlung, welche auch wohl denken mag, de Noailles habe gut großmüthig ſein, da er ein armer Teufel von jüngerem Sohn. Als aber der Duc d'Aiguillon, einer der reichſten Seigneurs, welcher vergeſſen machen will, daß er der Sohn des Dubarry-Aiguillon, den Antrag Noailles' kräftig unterſtützt, da beginnt ſich der franzöſiſche „Elan“ in den Herzen zu rühren und trägt ſie auf Adlerſchwingen empor in die „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen,“ wo die ewigen Ideale walten und das Reinmenſchliche ſeine Triumphe feiert. Es geht Schlag auf Schlag in ewig ruhmvoller Ueberſtürzung: — Leibeigenſchaft, todte Hand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Jagdrecht, Zehnten, Städte- und Provinzenprivilegien, Standesvorrechte, Ungleichheit der Beſteuerung, Aemterkauf, Aemter- und Pfründenhäufung, Penſionenunfug, Zunftzwang — fort mit Schaden! Der hiſtoriſche Unrechtsboden in tauſend Stücke zertrümmert, zu Müll zerſchlagen! Die Feudalbarbarei in Frankreich vernichtet, ganz und für immer! Morgens um 2 Uhr iſt das Werk gethan. Man beſchließt, daß zur Feier dieſes Sieges eine Medaille geſchlagen und ein Tedeum geſungen werde; ſowie, daß eine Abordnung zum Könige hinübergehen ſoll, um ihn als „Wiederherſteller der franzöſiſchen Freiheit“ zu begrüßen…

Die Kunde von dieſer Auguſtnacht ging aus in alle Welt, eine Botſchaft, die an Hoffnungsfülle Alles übertraf, was die aufhorchenden Völker bislang von den großen Ereigniſſen in Frankreich vernommen hatten. Im benachbarten Deutſchland ſteigern ſich die ſchon vorher laut gewordenen herzlichen Sympathiebezeugungen. Der greiſe Klopſtock, ſich ſegnend, daß er das noch erlebt, greift volle Hymnenakkorde auf ſeiner Skalden-Telyn, preiſ't mit den ſchönſten Liedern ſeines Alters „den kühnen Reichstag Galliens“ und begrüßt die Revolution als „die größte Handlung des Jahrhunderts[81].“ Bürger und Voß, ja ſogar der Herr Graf Friedrich von Stolberg ſtimmen ein. Fritz Jakobi nimmt an der Revolution den „doppelten Antheil eines feurigen Liebhabers bürgerlicher Freiheit und eines Propheten.“ In Weimar freuen ſich Wieland, Herder und Knebel des Vorſchreitens der Nationalverſammlung. Droben in Königsberg hat der große Kant die Revolution theilnahmsvoll bewillkommt, mit Fichte zu den Wenigen ſich ſtellend, welche im Glauben an die Grundidee und an die weltgeſchichtliche Berechtigung des großen Ereigniſſes nie laß werden. In Berlin tragen modiſche Damen blaurothweiße Buſenſchleifen, aber was wichtiger iſt, zur Feier des Geburtstags Friedrich Wilhelms des Zweiten hält der Profeſſor am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium, Friedrich Brunn, eine Feſtrede, worin er die in Frankreich ausgebrochene Revolution als „groß, ſchön und ehrenvoll“ begrüßt, und wird noch im Hörſaale von dem alten Miniſter Friedrichs des Großen, dem Grafen Hertzberg, aufgefordert, dieſe Rede drucken zu laſſen[81]).... Anders ſtellen ſich, wie Jedermann weiß, zu den franzöſiſchen Vorgängen Göthe und Schiller. Göthe, des hiſtoriſchen Sinnes baar, bekennt offen: „Die Ereigniſſe der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution berühren mich nur inſofern, als ſie die größere Geſellſchaft intereſſiren. Mir ſelbſt und meinem engeren Kreis iſt nur darum zu thun, den Menſchen kennen zu lernen; die Menſchheit überhaupt laſſen wir gerne gewähren,“ — d. h. wir ſind zu genial und zu vornehm, uns um die Geſchicke der Völker zu bekümmern. Mag es ſo ſein. Aber warum, o großer Wolfgang, ſeinen Genius ſo weit entwürdigen, daß er Komödien herleiert wie „der Bürgergeneral“ und „die Aufgeregten,“ worin mit der witzloſen Witzelei eines kleinſtädtiſchen Stockphiliſters an einer welthiſtoriſchen Thatſache herumgenörgelt wird, die man nicht verſteht und nicht verſtehen will? Was Schiller angeht, von dem wir ſpäter in Beziehung auf dieſes Thema noch mehr hören werden, ſo iſt er dermalen in einer philoſophiſchen Mauſer begriffen, welche ihm das wilde Jugendgefieder ſeiner Räuber-, Fiesko-, Kabale- und Liebe-Periode ausfallen macht, und außerdem in den tauſend Nöthen eines Liebenden, der zugleich ein angehender Profeſſor. Er hat eben unter den Baumſchatten der einſamen Wieſe hinter dem Tiſchlerhaus in Lauchſtädt der lieben Lotte Lengefeld geſtanden, was ſie ihm ſei, was er von ihr hoffe, und hat das Gegengeſtändniß ihrer Neigung empfangen, als der Widerhall des Baſtilleſturms in dieſes zärtliche Idyll hereindonnert. Lotte und ihre Schweſter Line freuen ſich dieſer „Botſchaft des Sieges der Freiheit über die Tyrannei.“ Allein der Dichter ſagt, er zweifle, daß „den Franzoſen republikaniſche Geſinnungen eigen werden könnten," und was die Nationalverſammlung angebe, ſo ſei es „unmöglich, daß von einer Geſellſchaft von ſechshundert Menſchen etwas Vernünftiges beſchloſſen werde;" denn, ſo hat er dieſe Aeußerung ſpäter ergänzt, „Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen."

Aber daheim im alten Schwabenland ſieht ſich die Jugend die Sache nicht ſo zweifelnd und bedenklich an wie der dem Geſchicke Schubart's entflohene Dichter. In den Räumen der Karlsſchule, wo er vor zehn Jahren die Räuber geſchaffen, geht jetzt und ſo lange ſie noch beſteht ein revolutionärer Geiſt um. Bei einer großen öffentlichen Maskerade erdreiſtet ſich eine Anzahl von Karlsſchülern, in Gegenwart emigrirten franzöſiſchen Hochadels, namentlich des Grafen von Artois, die Abſchaffung des Adels pantomimiſch darzuſtellen. Und droben in der alten Univerſitätsſtadt Tübingen geht's ganz ſansculottiſch und carmagnoliſch her 85). Insbeſondere iſt das proteſtantiſch-theologiſche „Stift," vonwo Myriaden ſchwäbiſcher Magiſter informirend und predigend ausgegangen ſind in die weite Welt, ein „Herd der Aufregung." Schelling, Hegel und Hölderlin ſind da beiſammen und gilt namentlich der Hegel für einen „derben Jakobiner." Zur Feier der Geburt der franzöſiſchen Republik ziehen die „Stiftler" in Verbindung mit der übrigen Studentenſchaft auf den Marktplatz, um da unter großem Jubel einen Freiheitsbaum aufzurichten, und es ſieht putzig genug aus, wie die jungen Theologen denſelben umtanzen in ihrem Stiftshabit, ſchwarzen Fräcken, ſchwarzen Strümpfen, Schnallenſchuhen, ſchmale ſchwarze Mäntelchen die Rücken hinabflatternd, über den Mäntelchen lange Zöpfe, über den Zöpfen ſchwarze Dreimaſter. Noch ganz warm von ſo einem Tanz um den Freiheitsbaum hat ſich, wie zu vermuthen ſteht, der Studioſus der Gottesgelahrtheit Ludwig Kerner — ſein älterer Bruder Georg iſt ſchon auf dem Wege nach Paris — hingeſetzt, um an ſeinen Vater, den geſtrengen Oberamtmann zu Ludwigsburg, alſo zu ſchreiben: — „Hier im Stift wird die ganze Größe der franzöſiſchen Revolution ſchon lange begriffen. Die Erde rauche von Tyrannenblut! Das iſt Aller Loſung. Mit dreifarbigen Kokarden reiſen wir in die Vacanz und „Vive la liberté!“ ruft der Eine und der Andere antwortet „Vive la nation!“ In dem Kerker dieſes theologiſchen Stifts ſchmacht' ich nicht länger mehr. Die Zeit iſt herangekommen, wo ein Jeder ein freier Weltbürger iſt. Ich habe mir einen Büchſenranzen gekauft; in dieſen werde ich Kant's Schriften packen und damit nach Paris wandern. Haben Sie was dagegen, ſo verſtehen Sie den Zeitgeiſt nicht. Vive la liberte!“

## Viertes Buch.

# Die Sündflut.

## Erſtes Kapitel.

### Der Todeskampf des Königthums.

Wenn ein Künſtler erſten Ranges, welcher ſoeben im Allerheiligſten der Poeſie eine „Iphigenie“ aufgeſtellt hatte, die helleniſche Marmorgeſtalt mit deutſcher Seelenfülle durchpulſend, im Hinblick auf die Gegenwart, wo das ſansculottiſch-terroriſtiſche „La Guillotine va bien!“ ſogar einem Shakſpeare, der doch mehr Weltgeſchichte vertragen konnte als ein Göthe, das Trommelfell ſchmerzhaft genug berührt haben müßte, — wenn ſo ein Künſtler damals in die Worte ausbrach: „Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück[1])“ — ſo iſt das begreiflich und verzeihlich. Man braucht nicht einmal von unſeres Dichterkaiſers Stellung oder vielmehr Nichtſtellung zur Geſchichte, man braucht noch viel weniger von ſeinem Ariſtokratismus zu ſprechen, um ſein ablehnendes Verhalten gegen die Revolution zu verſtehen. Er war zwar ſelbſt einmal ein Stück von einem Revolutionär geweſen, in der kraftgenialiſchen Wertherperiode. Aber wenn ein ganzes Volk zu wertheriſiren anhob, d. h. hunderttauſendſtimmig, millionenſtimmig nach Natur und Freiheit nicht zu ſeufzen, nein, zu rufen, zu brüllen begann, ſo mußte das einem Dichter antipathiſch ſein, welcher, ſo eben zum Vollbewußtſein ſeiner Künſtlerſchaft gelangt, dieſem Knäuel von wüthend ſich zerfleiſchenden Leidenſchaften rathlos gegenüberſtand und mit Schrecken auf ſolch ein Wirrſal tobender Diſſonanzen blickte, welche künſtleriſch nicht zu faſſen, nicht zu bewältigen waren, ſich nicht in die Harmonie der Schönheit auflöſen laſſen wollten.

Freilich, einem Göthe durfte man zumuthen, zu wiſſen, daß die Menſchheit, ſeit ſie da iſt, noch keinen ihrer großen Vorſchritte auf dem Wege „ruhiger Bildung“ gemacht hat. Immer iſt ſie nur unter gewaltſamſten Krämpfen von einer Entwickelungsſtufe zur andern emporgelangt und leider können bloß Träumer, welche vergeſſen, daß Intereſſen und Leidenſchaften die Weltgeſchichte machen, ſich der Hoffnung tröſten, die Vorſchrittsbahn der Geſellſchaft werde in der Zukunft nicht mehr durch Lachen von Blut und Thränen führen. Indeſſen hat ein Augenzeuge der Revolution, der ein volles Verſtändniß für dieſelbe beſaß, doch in einer Stunde ſchaudernder Rückerinnerung geſagt, die Freiheit in der Revolution ſei geweſen wie „ein apolloniſcher Hymnus, durch Iphigenie aus Hellas mitgebracht und unverſtanden bei den blutigen Opferfeſten von Tauris angeſtimmt[2]),“ und die ſtarknervige Tochter Necker's, welche wir am 4. Mai 1789 zu Verſailles die Prozeſſion der Generalſtaaten freudeſtralend betrachten ſahen, hat von den ſpäteren Phaſen der Revolution redend, wo ihr Vater allerdings ſchon lange nicht mehr „le ministre adoré“ war, mit Grauen ausgerufen: „Es iſt, als ob man wie Dante von Kreis zu Kreis immer tiefer in die Hölle hinabſtiege[3]).“ Endlich hat ein genialer deutſcher Kyniker das verdammende Verdict gegeben: „Die Leute von Verſtand erfanden die Revolution und die Dummköpfe verdarben ſie, weil ſie Alles, was die Leute von Verſtand ſagten, mißverſtanden[4]).“ Allein — von der angeblichen „Erfindung“ der Revolution ganz abzuſehen — wenn man mit Unbefangenheit betrachtet, was die Revolution zu zerſtören hatte und was ſie geſchaffen hat, ſo wird man bekennen müſſen, daß eben nur ein verbiſſener Kyniker zu der Anſicht kommen konnte, die Dummköpfe hätten in dieſer Umwälzung jemals die Oberhand gehabt. Es iſt wahr, die „blutigen Opferfeſte in Tauris" erfüllen uns mit Entſetzen. Aber iſt es nicht der Deſpotismus geweſen, welcher die Franzoſen zu Tauriern erzogen hatte?

Nichts iſt ungerechter und unhiſtoriſcher als den Maßſtab der Stimmungen und Anſichten einer kühl, um nicht zu ſagen gemein rechnenden Zeit, wie die unſrige, an eine Epoche titaniſchen Strebens und gigantiſcher Leidenſchaftlichkeit zu legen. Gewiß, in der fahlen Beleuchtung der Blaſirtheit, von welcher die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts angekränkelt iſt, können ſämmtliche Heroen der Revolution nur entweder als Schurken oder als Narren erſcheinen. Aber mit der Nüchternheit von heute, die Trunkenheit von damals meſſen, heißt eine unabſichtliche oder auch eine abſichtliche Geſchichtsfälſchung begehen. Mag unſer Herz vor Entrüſtung, Abſcheu und Trauer erbeben bei Betrachtung der Revolutionsgräuel, mag die Hand zittern, mit welcher wir die Szenen der ungeheuren Tragödie verzeichnen, dennoch ſollen wir ſo feſt, ſollen wir ſo gerecht ſein, jener trotz Alledem und wieder Alledem großen und ebenſo naturnothwendigen als fruchtbaren Zeit ihre eigene Beleuchtung zu gönnen und zu geben, den heißen, rothen Flammenſchein, welcher allerdings die Schatten der in ſeiner grellen Helle ſich bewegenden Geſtalten in's Rieſenhafte vergrößert. Und auch deſſen laßt uns gedenk ſein, daß wir Franzoſen vor uns haben, Menſchen des Extrems im Guten wie im Böſen, ein Volk von theatraliſchem Hang und Gebaren, Leute, welchen das Aufgeſpannte, Aufgedonnerte der Helden ihrer „tragédie classique" zu wirklicher Natur geworden und denen es mit dem revolutionären Pathos ernſt war, ernſt bis zur Verzweiflung, ſo daß, was der kalten Analyſe von uns Nachgeborenen häufig genug als ſpukhafter Schwulſt und Bombaſt erſcheinen könnte, in Wahrheit eine aus dem Weſen der Nation und den Wehen der Zeit geborene furchtbare Wirklichkeit geweſen iſt. Schemen und Spukgeſtalten, Schwulſtiker und Bombaſtianten haben noch niemals Großes zuwegegebracht in dieſer Welt; aber die franzöſiſche Revolution hat Europa beſiegt. Das iſt eine Thatſache, deren Bedeutung man dadurch nicht verkleinert, daß man nachweiſ't, wie traurig es mit dieſem Europa beſtellt war. Die europäiſchen Monarchieen coaliirten ſich gegen die franzöſiſche Republik. Dieſe Coalition — ihrer jammerſeligen Organiſation und Führung ungeachtet eine gewaltige Uebermacht — wurde von der jungen, im eigenen Innern noch dazu von entſetzlichen Krämpfen der Parteiwuth, der Anarchie, des Bürgerkriegs geſchüttelten Republik wiederholt geſchlagen, beſiegt, geſprengt. Das ſteht feſt. Man kann es erklären, aber hinwegdeuteln kann man es nicht, und wem Wahrhaftigkeit innewohnt, dem wird es keinen Augenblick zweifelhaft ſein, auf welcher Seite Genie, Begeiſterung, Thatkraft und hiſtoriſche Berechtigung geweſen ......

Am 6. Auguſt 1789 begann die franzöſiſche Nationalverſammlung ihre rieſenmäßige Arbeit, den chaotiſchen Trümmerſturz des Ancien Régime, welchen die „Opfernacht“ vom 4. Auguſt hinter ſich gelaſſen, ſyſtematiſch fortzuräumen und an der Stelle der weggefegten deſpotiſchen Monarchie die verfaſſungsgemäße zu erbauen, an den Platz des niedergeworfenen Car-tel-est-notre-plaisir-Abſolutismus die parlamentariſch-verantwortliche Regierung zu ſetzen, die höfiſch-feudale franzöſiſche Geſellſchaft in eine ſtaatsbürgerliche umzuwandeln. Nicht oft, ſeit es eine Geſchichte gibt, ſind Menſchen zu einem ſo ſchwierigen Werke zuſammengetreten und nur Unverſtand oder Böswilligkeit mögen verkennen oder läugnen, daß dieſe „conſtituirende“ Verſammlung wirklich Etwas conſtituirte, gründete, baute, ſchuf, was die Kraft und Berechtigung in ſich trug, Etwas zu gelten in dieſer Welt und von den Menſchen als eine große Förderung wirklich menſchlicher Intereſſen dankbar anerkannt zu werden. Nicht die Form der franzöſiſchen Staatsverfaſſung, wie ſolche von der Nationalverſammlung entworfen und beſchloſſen ward, iſt damit gemeint. Wohl aber die ſozialen Reformen, über welchen dieſe Verfaſſung, im Sinne ihrer Macher, als eine politiſche Kuppel ſich wölben ſollte. Der Kuppelbau, obgleich nach einem mehr tranſcendenten als praktiſchen Plan unternommen, wäre vielleicht geglückt, falls des Gewölbes Schlußſtein, der König, ein Anderer geweſen als er war, d. h. falls er ein Mann und kein ſchwankendes Rohr, heute daher, morgen dorthin gewindet.

Wäre Ludwig der Sechzehnte ein Mann geweſen, hätte er ſtatt des Muthes, zu dulden, den des Handelns beſeſſen, es würde ihm nicht ſchwer geworden ſein, in der Nationalverſammlung die monarchiſche Partei zur herrſchenden zu machen, der Verfaſſung mehr einen franzöſiſchen als nordamerikaniſchen Zuſchnitt zu geben und alle noch vorhandenen Elemente der Ordnung feſt um den Thron zu ſchaaren. Allein das Grundübel war dieſes, daß aus des Königs Charakterſchwäche eine Unaufrichtigkeit, eine Falſchheit, eine Doppelzüngigkeit hervorging, welche ſeine Stellung zur Reform und Revolution von vorneherein unklar, zweideutig und zweiſchneidig machte. Ludwig hat, das iſt heutzutage unzweifelhaft feſtgeſtellt, ungeachtet all der einzelnen conſtitutionellen Rührungsmomente, welche ihn überkamen und in denen er ſich auf Augenblicke mit Behagen gefiel, unter dem übermächtigen Einfluß ſeiner Frau bis ziemlich weit in die Revolution hinein dieſe nur für eine läſtige Epiſode ſeines Königthums angeſehen, welche vorübergehen würde und müßte. Ueber die Anſchauungen eines wohlmeinenden Deſpotismus hat er ſich im Grunde nie erhoben. Er wollte keineswegs zu den Mißbräuchen des Ancien Régime zurück, aber eine Modification des altköniglichen Syſtems wollte er doch nur, ſoweit ſie ihm beliebte[3], und daß es ſich für das Königthum überhaupt um Sein oder Nichtſein handele, begriff er lange gar nicht. Als dann ſpäter dieſe Wahrheit mit ihrer ganzen Wucht auf ihn fiel, dachte er nicht mehr an Abwehr und Widerſtand, ſondern nur noch daran, mit der Ergebung eines orthodoxen Chriſten zu ſterben .... Ein Unglück für das Königthum iſt es auch geweſen, daß die eigentlichen Royaliſten in der Nationalverſammlung ſo wenig Talent aufzuwenden hatten. Wenn man den Dragonerrittmeiſter Cazalès und den Abbé Maury ausnimmt, ſo ragte auf dieſer Seite kaum noch ein Dritter über das Niveau der Gewöhnlichkeit empor. Die conſtitutionellen Royaliſten ihrerſeits waren unter ſich uneinig. Die Führung, welche von Natur- und Rechtswegen Mirabeau gehörte, wurde nur in unwiderſtehlich zwingenden Augenblicken, wo ſein Genie jedes Mißtrauen, jede perſönliche Antipathie niederſtürmte, anerkannt und auch dann nur mit Widerwillen. Iſt es doch Thatſache, daß ſeine perſönlichen Gegner, Edelleute und Conſtitutionelle wie er, ihm nicht nur auf alle Weiſe den Weg zum Steuerruder des Staats zu vertreten ſuchten und zu verſperren wußten, ſondern daß ſie auch, um mit Hülfe der Demokraten in der Verſammlung die parlamentariſche Macht Mirabeau's zu brechen oder doch zu lähmen, zu demokratiſchen Anträgen verſchritten, welche weſentlich dazu beitrugen, die Begründung und Befeſtigung der conſtitutionellen Monarchie zu verhindern. Als dann ſpäter dieſe Mirabeau-Gegner, die Lafayette, Lameths, Duport und ihre Freunde, zu ſogenannten Umgewandten („Convertis“) wurden, als ſie, erſchrocken über das Aufgeben ihrer Saat, den Thron gegen die heranwogende Demokratie zu decken ſuchten, war es zu ſpät und wurden ſie ſelber von der Flut bei Seite geſchwemmt.

Die Aufgabe, welche ſich die Nationalverſammlung geſtellt und, ſoweit es an ihr war, auch gelöſ't hat, war, flüchtig umriſſen, dieſe: — Auf Grundlage der Beſeitigung bisheriger Vorrechte der Privilegirten Herſtellung vollſtändiger Gleichheit vor dem Geſetz; demnach an die Stelle des Ständeweſens das eine franzöſiſche Staatsbürgerthum geſetzt, die „Egalité“ der Franzoſen geſetzlich begründet. Gewiſſens- und Cultus-Freiheit, Aufhebung der Klöſter und der geiſtlichen Orden, Einziehung der Kirchengüter, Beſoldung der Geiſtlichen aus der Staatskaſſe, Unterwerfung des Klerus unter die Staatsverfaſſung und Beeidigung deſſelben auf dieſe, Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden, der Biſchöfe durch die Departements. (Dies, die „Civilconſtitution" und der geforderte „Bürgereid" des Klerus, der Punkt, wo ein Funke aufglomm, der zur verderblichen Feuersbrunſt anſchwoll. Großes Schisma der Geiſtlichkeit, „beeidigte" und „unbeeidigte" Prieſter, Abfall eines großen Theils der Populargeiſtlichkeit von der Sache der Revolution zu der des Königthums, Anfachung des Bürgerkriegsfeuers in den Provinzen des Südens und Weſtens, vorab in der Vendée, mittelſt des Blaſebalgs der „Religionsgefahr," Weihung der höfiſchen und der junkerlich-feudaliſtiſchen Zettelungen durch die Kirche — eine große und ſcharfſtimmig warnende Lehre für alle künftigen Reformer und reformirenden Verſammlungen, daß der Idealismus des Volks, die Religion und ihr Dienſt, ein ſchalloſes Ei, welches ſehr vorſichtig und ſchonend angefaßt ſein will.) Ferner die radikale Um- und Neuformung des Gerichtsweſens mit Einführung der Wahrſpruchgebung durch Geſchworene im Strafprozeß. Die Umwandlung von Maaß, Gewicht und Münze nach den Grundſätzen des Dezimalſyſtems, eine Reform, welche ſpäter weiter ausgebaut — im erſten Jahre der Republik wurde der Silberfuß als der einzige und ausſchließliche feſtgeſtellt — von den ſegensreichſten Folgen geweſen iſt. (Zunächſt freilich drängte die Finanznoth, welche zu beſſern Necker bald verzweifeln mußte, ſo daß er vor Ablauf des Jahres 1790 als ein ex-„adoré," ſehr ex-adoré, auf Nimmerwiederkehr in ſeine heimatliche Schweiz verſchwand, — zu Schaffung jenes Papiergelds, welches, unter dem Namen „Aſſignaten" bald genug verrühmt, zuerſt im Betrage von 400 Millionen decretirt, nachmals im Betrage von Milliarden und wieder Milliarden in's Land ausgeworfen wurde, um bei ſeiner ſchließlichen völlichen Entwerthung nur noch den Bankerott übrig zu laſſen.) Sodann Beſeitigung der mittelalterlichen Geographie Frankreichs durch Verwiſchung der Gränzen und Namen der Provinzen und eine neue, dem centraliſtiſchen Hange der Franzoſen handliche, ſo zu ſagen uniforme Eintheilung der geſammten Bodenfläche des Landes in 83 Kreiſe (Departements), von denen wiederum jeder ſo und ſo viele Bezirke (Arrondiſſements) in ſich begriff. Endlich das Haupt- und Staatsgrundgeſetz, die neue Verfaſſung, der zufolge Frankreich eine conſtitutionell-parlamentariſche Monarchie ſein ſollte, in des Wortes „verwegenſter Bedeutung“ fürwahr! Denn wenn auch, ganz namentlich durch die Bemühungen Mirabeau's, der ein ſtandhafter Monarchiſt war und ſo, wie er ſeine Franzoſen kannte, der republikaniſchen Strömung der Zeit zum Trotz ein ſolcher ſein mußte, der Krone verfaſſungsmäßige Prärogative zugeſtanden wurden, aus welchen ſich in ruhigen Zeiten ſchon Etwas, Vieles ſogar hätte machen laſſen, ſo lagen die Dinge doch ſchon ſo, daß in dem ganzen Luftſchloß dieſer Verfaſſung — (Luftſchloß, weil von der revolutionären Bewegung factiſch ſchon überholt, alſo in die Luft geſtellt) — die königlichen Befugniſſe das Luftigſte waren. Im Geldpunkte erwies ſich die Verſammlung — der rothe Unheilsrabe Marat krächzte ſich darob in einen Wuthkrampf hinein — freigebig gegen den König: ſie zuerkannte ihm eine Civilliſte von 25 Millionen jährlich. Wer aber, unbeirrt von dieſer Loyalitätsbezeugung, die neue Verfaſſung, wie ſie endlich aus den Debatten der Nationalverſammlung hervorging, näher anſah, dieſe Verfaſſung mit ihrem Einkammerſyſtem, mit ihrer Volksvertretung, deren Befugniſſe fort und fort zu Uebergriffen auf das Gebiet der Verwaltung reizen mußten, der mußte gewahr werden, daß ſie nichts Anderes war als eine monarchiſche Maske, welche die Züge der werdenden Republik mehr zeigte als verbarg.

Freilich, es mußte ſo kommen. Denn die Regierung, ohne ein Haupt, welches wirklich ein Haupt geweſen wäre, ohne Spontaneität, Initiative und Thatkraft, regierte ſo wenig, daß der Nationalverſammlung neben der geſetzgebenden auch die regierende Gewalt von Tag zu Tag mehr zufiel und zufallen mußte. Aber neben ihr bildete ſich eine Macht heran, von welcher ſie bald überflügelt werden ſollte: die Pariſer Demagogie, deren Anſtrengungen mächtig gefördert wurden durch die herrſchende Theurung und welche alles Ernſtes damit umging, mittelſt ihrer zwei Haupthebel, genannt Journalismus und Clubismus, alles Beſtehende aus den Angeln zu heben. Auch der Hof arbeitete ihr in die Hände. So durch jene allerdings an ſich mehr nur lächerliche als bedeutſame Demonſtration des Banketts, welches die Gardes-du-Corps den Offizieren des Regiments Flandern am 1. Oktober 1789 im Hofopernſaal zu Verſailles gaben. Falls Hofherren und Hofdamen Ohren hätten, womit man die Stimmen der Zeit hört, würde ihnen die beim Bankett angeſtimmte Melodie aus Grétry's Coeur-de-Lion: „O Richard, ô mon roi! L'univers t'abandonne!“ nicht wie ein dem gehofften neuen Aufſchwung des Königthums geſungener Hymnus, nein, vielmehr wie ein prophetiſches Requiem der Monarchie geklungen haben, das bald genug zur geſchichtlichen Thatſache werden ſollte.

Die Antwort der Pariſer auf dieſen Ausbruch royaliſtiſcher Begeiſterung war der Weiberzug nach Verſailles am 5. Oktober, in ſeiner Tendenz nicht gerade feindſelig gemeint, wenigſtens nicht gegen die Perſon des Königs. Die Expoſition dieſer eigenthümlich modern-franzöſiſchen Ausgabe der ariſtophaniſchen Komödie von den „Theſmophoriazuſen“ zielte in der That einfach darauf ab, den guten Hausvater Ludwig aus dem als eine Thatſache wie als ein Symbol des Deſpotismus mit Recht verhaßten Verſailles nach Paris hereinzuholen, damit er ſeine Pariſer vor den Machenſchaften wirklicher oder bloß mythiſcher „Kornwucherer“ bewahre und wohlfeileres Brot ſchaffe. Die Peripetie des

Stückes freilich nahm, wohl unſtreitig in Folge orleaniſtiſcher Zettelung und Rottirung, eine bedrohlichere Geſtalt an und ſeine Kataſtrophe wäre tragiſch geworden, wenn Lafayette mit ſeinen Bürgergrenadieren nicht dazwiſchen gefahren. Im Morgengrauen des 6. Oktobers hat er die königliche Familie gerettet, keine Frage. In jenen furchtbaren Augenblicken, wo mörderiſche Hände ſchon gegen die Thüre des königlichen Gemaches ſchlugen, begann die Heldenſchaft von Marie Antoinette. Denn Heroismus, wahrlich, gehört dazu, daß ſie, die verhaßte „Oeſtreicherin“, deren Name ſchon ſeit Jahren nur noch in Verbindung mit grauſamen Zoten und wilden Flüchen vom Volke genannt wurde[6], ihre Kinder an den Händen auf den Balkon des Verſailler Schloſſes hinaustrat, um ſich den drunten tobenden Maſſen auf deren Verlangen zu zeigen, ja, ſogar auf das wüthende Geſchrei: „Point d'enfants!“ hin ſich des Schutzes kindlicher Unſchuld begebend und ihre Kinder rückwärts in das Zimmer zurückdrängend ganz allein der Leidenſchaft der Menge gegenübertrat, „croisant les mains sur sa poitrine, avec une contenance d'un calme, d'une noblesse, d'une dignité impossible à dépeindre, et semblant ainsi attendre la mort[7].“ Seit es Könige und Königinnen gibt, dürften wenige eine furchtbarere Fahrt gemacht haben als Ludwig und Marie Antoinette an jenem 6. Oktober durch den Herbſtkoth von Verſailles nach Paris, während die bleichen Köpfe ihrer getödteten Leibwächter auf Piken vor ihnen hergetragen wurden und rings um ſie die Weiber mänadiſch jubelten: „Wir werden keinen Mangel an Brot mehr haben; denn da bringen wir den Bäcker mitſammt der Bäckerin und dem Bäckerjungen[8].“ Die „Bäckerin“ hielt während der Fahrt ihren Sohn in ihren Armen und badete das Kind mit ihren Thränen. Ah, Königin, dieſe Thränen hatteſt du vordem nicht geahnt, damals im Jahre 1776, als dich das Weinen angekommen bei dem Gedanken, das Rennpferd des ſchönen Duc de Lauzun könnte gegen das des Duc de Chartres die Wette verlieren[9].

Am 9. Oktober forderte der König die Nationalverſammlung auf, ihm nach Paris zu folgen, wo ſie in der für ſie eingerichteten Salle de Manège bei den Tuilerien ihre Sitzungen fortſetzte. Mit der Herrlichkeit von Verſailles aber war es aus. Der Prachttempel, welchen Ludwig der Vierzehnte dem franzöſiſchen Königthum erbaut hatte, zerfiel. Die Bewohnerzahl der künſtlich gemachten Hofſtadt ſank binnen kurzer Zeit von 60,000 auf 25,000 herab. Der revolutionäre Zorn legte vandaliſche Hände an die Prunkgebäude, auf deren Mauern die Nemeſis ihr Mene Tekel Upharſin geſchrieben. Im Jahre 1796 durchwanderte ein deutſcher Reiſender mit melancholiſcher Theilnahme dieſe Stätten verſchwundener Ueppigkeiten und ſchrieb in ſein Reiſebuch die Worte: „Verſailles iſt verarmt und leer, das Schloß iſt unbewohnt, vernachläſſigt der Park, ausgeleert, verfallen oder ganz zerſtört ſind die Luſtſchlöſſer und Gartengebäude von Trianon, verſtümmelt, wenn nicht ganz zerſchmettert viele ſchöne antike und moderne Statuen, Büſten, Basreliefs und Vaſen. Eine leere Einöde, wie in den Gräbern derer, die hier einſt auf dem Throne ſaßen, umgibt den Wanderer. Klein-Trianon, dieſes von dem feinſten Geſchmack und dem erfinderiſchſten Geiſt ausgeführte Gebäude mit ſeinen Gärten, es war! An der Eingangspforte verkündigt ein Anſchlagezettel mit den Worten: Propriété à vendre den bevorſtehenden Verkauf dieſes Nationaleigenthums. Die Thüren zu dem üppigen Wohnhauſe der Königin ſind vertrocknet, geſpalten; Gras ſproßt an den Stufen, Epheu rankt die Mauern hinan: ausgeleert die Säle und Zimmer, ausgebrochen die Spiegel, herabgeriſſen die Malereien: ein Kellerdunſt geht aus den Gemächern hervor, an den nackten und feuchten Wänden ſchlägt Salpeter aus 10).“ Und ſiehe, Alles iſt eitel! ſpricht der Koheleth.

Länger als ein Jahrhundert war es her, ſeit das franzöſiſche Königthum ſeinen Wohnſitz aus den Tuilerien wegverlegt hatte, um vom Wahnſinn ſeines Stolzes getrieben, von jeder Berührung mit dem Volke ſich abzuſondern. Jetzt hatte das Volk von

Paris ſeinen König in ſeine Mitte zurückgeholt. Seinen König? Nur einen Schatten von König, welcher bald nur noch Louis Capet heißen ſollte. Und nicht in ſeine Mitte, ſondern nur in ein Gefängniß: denn in Wahrheit, das waren die Tuilerien für die königliche Familie ſchon jetzt, obgleich man ihr noch dann und wann einen Schein von Freiheit gönnte, wie jene Villeggiatur zu St. Cloud im Sommer von 1790. Schon ſangen, während die Straßen von Paris von der wilden Melodie des „Ça-ira“ widerhallten, die Royaliſten in den Provinzen des „Troubadour Béarnais“ elegiſchen Refrain: „Louis, le fils de Henri, est prisonnier dans Paris[11].“ Das arme ſchwankende Rohr von König wollte ſich an ſeiner alten Lieblingsbeſchäftigung wieder aufrichten: er ließ ſich ſein Werkzeug von Verſailles kommen und verſuchte in Stunden, wo ihn die conſtitutionelle Königsplackerei in Ruhe ließ, zu ſchloſſern („il donne quelques coups de lime[12]).“ Die Königin ihrerſeits, im Herzen der Revolution unverſöhnlich grollend, machte verzweifelte Anſtrengungen, dieſen Groll zu verbergen, und arbeitete mit Eifer, dem wankenden Throne Stützen zu ſchaffen. Nur ſuchte ſie jetzt und ſpäter das Material meiſtens da, wo es nicht zu finden war. Im Uebrigen war ſie inmitten von tauſend quälenden Sorgen doch immer wieder von roſenfarbenen Hoffnungen umgaukelt. Das Freiheitsweſen konnte ja nicht dauern, das Königthum mußte ja ſiegen, ſo oder ſo, und bald. So hoffte ſie jetzt und ſpäter noch. Als zu Neujahr von 1791 Grenadiere von der Pariſer Bürgerwehr mit klingender Muſik in die Tuilerien gezogen waren und dem Dauphin als Neujahrsgeſchenk ein aus Steinbrocken der zerſtörten Baſtille zierlich gearbeitetes Würfelſpiel überreicht hatten, übergab die Königin dies „unſelige Kleinod“ ihrer Zofe Campan und ſagte: „Bewahren Sie es auf; es wird für die Geſchichte der Revolution dereinſt nicht ohne Intereſſe ſein[13].“ Aber ſie ſollte den Tag nicht erleben, wo ihr der Anblick dieſes Spielzeugs die Erinnerung an glücklich vorübergezogene Stürme zurückrufen könnte.

Schon ſchüttelte das Schickſal ſeinen Würfelbecher, aus welchem ihr das Todesloos fallen ſollte. Hatte doch bereits am 7. Oktober von 1789, am Tage nach der Wegführung aus Verſailles, der Maler David im Salon der Gräfin von Albany, der Geliebten Alfieri's, geſagt: „Es iſt ein großes Unglück, daß dieſe Megäre von Königin nicht von den Weibern erwürgt oder zerriſſen worden iſt; denn ſo lange ſie lebt, wird in Frankreich keine Ruhe ſein [14].“ Doch Marie Antoinette hoffte, nicht ſehr auf einen Umſchwung im Innern, auch mit nichten ſehr auf das Heldenthum der Emigranten, aber auf alles Mögliche und Unmögliche von Seiten der auswärtigen Mächte. Sie ſetzte ihre Hoffnung auf ihren Bruder Joſeph den Zweiten, dann auf ihren Bruder Leopold den Zweiten, dann auf ihren Neffen Franz den Zweiten, ferner auf Friedrich Wilhelm den Zweiten, auf Guſtav den Dritten, auf Katharina die Zweite. Von der Hand der Letzteren hat ſie ihrer Zofe Campan i. J. 1790 (oder auch im folgenden) einen Brief gezeigt, worin die Czarin großartig ſagte: „Die Könige müſſen ihren Weg verfolgen ohne ſich um das Geſchrei der Völker zu kümmern, gerade wie der Mond ſeinen Lauf verfolgt ohne ſich durch bellende Hunde aufhalten zu laſſen [15].“ Ein wohlfeiler Rath, doppelt wohlfeil, weil er nur ein an der alten „rothen Eminenz“, dem Kardinal Richelieu, begangenes Plagiat iſt. Und die glückliche Selbſtherrſcherin an der Newa hatte gut ſo ſprechen. Ihr ſchallten nicht, wenn ſie ſich an einem Fenſter ihres Palaſtes blicken ließ, Beſchimpfungen, Verwünſchungen und Drohungen entgegen und für ſie war die franzöſiſche Revolution nur eine gar nicht unwillkommene und auch vortrefflich benützte Gelegenheit, neue Eroberungsgeſchäfte zu machen.

Derweil gehen in Paris die Dinge ihren Gang. Heftig und immer heftiger arbeiten die beiden Umſturzhebel Journalismus und Clubismus. Fréron ſprudelt ſeine ſcharfe Galle aus; Desmoulins ſchießt ſeine Witzpfeile, die ſo zierlich geſchnitzt, ſo leichtbeſchwingt ſind und doch ſo tödtlich verwunden: Marat krächzt ſeine wilden Fieberträume daher von Dolchen und Mord, von Myriaden abzuſchneidender Ariſtokratenköpfe und von der Bluttaufe der Freiheit: Georges Jacques Danton, geboren zu Arcis-ſur-Aube 1759, alſo ein Jahrgänger von Schiller, entwickelt ſich zum Club-Mirabeau, beginnt bereits den Parlaments-Mirabeau zu überdonnern, die durſtigen Ohren und lechzenden Herzen der Maſſen mit gigantesken Hyperbeln berauſchend und ſie gewöhnend, ſeinen auf den Schultern eines Rieſen ſitzenden Bullenbeißerskopf mit dem ſchwarzen, Geiſt und Feuer ſprühenden Augenpaar als die Standarte der Empörung anzuſehen. In der Kirche des entmönchten Jakobiner-Kloſters — die Rue St. Honoré hat es ſeitdem weggefegt — richtet ſich des zahmen Bretagnerclubs wilder Sprößling ein, der Club der Jakobiner, auf deſſen amphitheatraliſch gereihten Bänken die „Hoſenloſen“ (Sansculottes) und „Rothmützen“ (Bonnets rouges) bald Reſolutionen faſſen werden, welche die Gegenbeſchlüſſe der Herren vom ſchwächlichen Feuillans-Club wie Spreu in alle Winde blaſen und langathmiger ſind als ſelbſt die Donner Danton's bei den Cordeliers, Reſolutionen, welche den Boden Frankreichs krampfhaft ſchütteln wie Erdbebenzuckungen. Dieſer Club wird als „Muttergeſellſchaft“ Tauſende von „Töchtergeſellſchaften“ in die Welt ſetzen, wird die Bevölkerung des Landes in ein rieſenhaftes jakobiniſches Clubnetz einfangen. Dieſe Jakobinerkloſterkirche hat der ſcharfſchnüffelnde Inſtinkt eines Maximilian Robespierre, welcher dermalen nicht mehr mit empfindſamen Frauenzimmern über Blumen und Zeiſige briefwechſelt, als den Ort herausgewittert, von wo die Predigt ſeiner fanatiſch von ihm geglaubten und bekannten Contrat-social-Religion erobernd ausgehen könnte über Frankreich und den Erdkreis, und deßhalb widmet er dem Club ſo ziemlich Alles, was er von Talent, Redegabe und Zeit aufzuwenden vermag.

Zwei Frauen, jede in ihrer Art zum Höchſten gelangt, was ein Weib erreichen kann, haben uns den fanatiſchen Apoſtel der

Rouſſeau'ſchen Demokratie gezeichnet, Frau von Staël und Frau Roland. Keine geſchmeichelten Zeichnungen, wie leicht begreiflich. „Seine Geſichtszüge waren gemein, ſeine Farbe bleich, ſeine Adern grün; die allerabgeſchmackteſten Sätze behauptete er mit einer Kälte, die das Anſehen von Ueberzeugung hatte,“ ſagt die Tochter Necker's. „Niemals hat auf Robespierre's Lippen ein Lächeln des Vertrauens geſchwebt, während ſie beinahe ſtets von jenem bittern Lachen des Neides zuſammengepreßt waren, welches ſich den Anſchein von Hohn geben will. Sein Talent als Redner war weniger als mittelmäßig; ſeine gemeine Stimme, ſeine ſchlechten Ausdrücke, ſeine fehlerhafte Ausſprache machten ſeinen Vortrag höchſt langweilig,“ ſagt Frau Roland. Nun iſt aber der Robespierre ſo eine Figur, wie ſie eine Frau, und wär' es die genialſte, niemals unbefangen zeichnen und beurtheilen kann. Es gehören dazu die Augen und Ohren und Nerven eines Mannes und es lohnt ſich wohl der Mühe, einen ſolchen über den Fanatiker zu hören, einen Mann, der ihn häufig geſehen und gehört hat. „Die Natur — ſagt unſer Zeuge[16]) — hatte für Robespierre Nichts gethan, was ihm Erfolge als Redner zu ſichern ſchien. Man ſtelle ſich einen ziemlich kleingeſtaltigen, hager gegliederten Mann vor, mit einem ſchmalen Geſicht, mit einer an den beiden Enden wie bei Raubthieren zuſammengedrückten Stirne, mit einem großen, gekniffenen, blaßlippigen Mund, mit einer Stimme, die in den tiefen Tönen rauh, in den hohen fiſtulirend iſt und in der Begeiſterung wie im Zorn in eine Art Hyänengeheul überſchnappt — und man hat Robespierre. Man nehme hinzu noch den Apparat einer ſteifleinenen, ſpröden und trotzigen Koketterie, und man hat ihn faſt leibhaftig vor ſich. Der die Seele kennzeichnende Blick iſt bei ihm ſo zu ſagen ein ſcharfer Stachel, aus dem röthlichen Augapfel zwiſchen den krampfhaft zuckenden Lidern hervorſchießend und Jeden, auf den er fällt, verwundend. Ihr errathet höchſtens aus dem nervöſen Schauer, der ſeine Glieder durchzittert, aus dem beſtändigen Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln, aus dem Beben ſeiner Finger, welche auf dem Rande der Rednerbühne ſpielen wie auf den Taſten eines Spinetts, daß die ganze Seele dieſes Mannes in dem Gefühle aufgeht, welches er mittheilen will, und daß er, völlig Eins mit der Leidenſchaft, welche ihn beherrſcht, zeitweilig groß und gewaltig werden kann wie ſie. Robespierre mit ſeiner ſchrecklichen Redlichkeit, mit ſeiner blutigen Naivetät, mit ſeinem reinen und grauſamen Gewiſſen iſt die eingefleiſchte Revolution.“ Man ſieht, auch dieſes Portrait iſt kein geſchmeicheltes, aber es hat vollen Anſpruch, als ein authentiſches und wohlgetroffenes in der Bildergalerie der Weltgeſchichte aufgeſtellt zu werden. Der „Unbeſtechliche“ — denn das war Robespierre[17] — iſt auch keineswegs ſo räthſelhaft, wie er ausſieht. Das Räthſel ſeiner Erſcheinung löſt ſich einfach dahin, daß er weit mehr Formel als Menſch war: die Formel der abſtrakten Demokratie Rouſſeau's, ganz wie Innocenz der Dritte die Formel der Hierarchie, Dominikus die Formel der Inquiſition, Calvin die Formel der Prädeſtinations-Raſerei, Loyola die Formel des alleinſeligmachenden Dogma's geweſen. Ein gefrorener Fanatismus, welcher das Menſchliche von ſich ausgeſchieden, iſt der gemeinſame Charakter ſolcher Formeln, ſolcher fix gewordenen weltgeſchichtlichen Ideen. Lege den Maßſtab des Menſchlichen an dieſe Formeln und er wird ſich als ein Zauberſtab erweiſen, welcher ſie ſofort in Ungeheuer verwandelt....

Der Hof ſchwankt haltlos hin und her, die Miniſter ſind der Lage in keinem Wege gewachſen, die royaliſtiſche Preſſe mit ihren Rivarol, Peltier, Mallet du Pan vermag gegen die revolutionäre nicht aufzukommen. Die Nationalverſammlung arbeitet emſig an ihrem Verfaſſungswerk, mitunter in ſehr guter Laune. So lacht ſie z. B. von Herzen, als im Dezember 1789 der gute Doctor Guillotin ihr ſeine „ſchmerzloſe“ Hinrichtungsmaſchine empfiehlt, in ſeinem menſchenfreundlichen Eifer ſprudelnd: „Mit meiner Maſchine puz' ich euch im Handumdrehen und ganz ſchmerzlos den Kopf weg [18]). Den furchtbaren Schatten, welchen „La sainte Guillotine“, wie ſie ſpäter hieß, vor ſich herwirft, ſieht alſo an dieſem Tage noch keiner der Herren Senatoren. Gar viele aber von ihnen ſollen, nachdem im März 1792 die Einführung der Enthauptungsmaſchine beſchloſſen worden, die „Schmerzloſigkeit“ von Guillotin's „menſchenfreundlicher“ Erfindung an ſich ſelber erproben... Im Frühling und Sommer von 1790 iſt die revolutionäre Exaltation ſchon weit gediehen. Schon dürfen ſich Phantaſten wie der „Redner des Menſchengeſchlechts“, Anacharſis Cloots — (eigentlich Baron von Kloß aus Preußiſch-Kleve) — unterſtehen, im Sitzungsſaal der Nationalverſammlung tolle Maskeraden aufzuführen. An demſelben 19. Juni, wo die Verſammlung dieſem in Brand gerathenen Strohkopf Beifall klatſcht, beſchließt ſie, die Beſchlüſſe der Nacht vom 4. Auguſt zu ergänzen. Auf den Antrag von Edelleuten wie Lafayette, Lameth, Montmorency, Noailles, wird nämlich beſchloſſen, daß ſämmtliche adelige Titel, Wappen, Abzeichen und Livreen, ebenſo die Anredeformeln Monſeigneur, Excellenz, Eminenz u. ſ. w. abgethan ſein ſollen. Kein Franzoſe ſoll fürder einen andern Namen und Titel führen als ſeinen urſprünglichen Familiennamen — (Mirabeau brummt darüber, daß er nun Riquetti heißen müſſe) — und ſelbſt das unſchuldig höfliche „Monſieur“ und das harmlos-galante „Madame“ finden keine Gnade vor den Augen der eifrigen Gleichmacher. Die ſtaatsbürgerliche Gleichberechtigung, die Egalité, ſoll auch in den Umgangsformen ſich ausprägen und deßhalb müſſen und werden ſich fortan Franzoſen und Franzöſinnen durch die Bank mit „Citoyen“ und „Citoyenne“ anreden. Das verträgt aber eine Menge von Edelleuten nicht und die Beſchlüſſe vom 19. Juni ſind in der That die nächſte Veranlaſſung zu dem zweiten großen Schub der Emigration geweſen. Natürlich ſchärft der Anblick der maſſenhaften Auswanderung des Adels, welcher gar kein Hehl hat, daß er mit Beihülfe des Auslands mit bewaffneter

Hand zurückkehren werde, um die Gegenrevolution zu machen, daheim das Mißtrauen und den Groll gegen die Ex-Privilegirten und bietet einem heiſer-ſchrill krächzenden Marat unendlichen Stoff zur Aufreizung.

Ueberhaupt iſt um dieſe Zeit, wo die Spaltung der conſtitutionellen Partei ſich in der zwiſchen Mirabeau und Lafayette herrſchenden Feindſeligkeit deutlich genug manifeſtirt, das Vorgehen der demokratiſch-republikaniſchen Partei bereits ein ſehr kühnes. In der Nationalverſammlung predigt Robespierre ſchon offen ſein Contrat-social-Evangelium und draußen auf Straßen und Plätzen und in Clubs donnert Danton — („der Mirabeau des Pöbels“, ſagt Frau von Staël, ihre unholden Negerlippen geringſchätzig zuſammenfaltend) — lauter und drohender. In den Provinzen die helle Anarchie, von daher durch jakobiniſche Wühlerei, von dorther durch junkerlich-reactionäre Verbiſſenheit und eidweigernd-prieſterlichen Groll geſchürt. Schlimm das! Aber macht die neue Verfaſſung nicht alle Franzoſen zu Brüdern? Und wär' es, da wir ein theatraliſches Volk ſind, nicht an der Zeit, ein Schauſpiel in Szene zu ſetzen, welches die Thatſache dieſer unſerer Brüderſchaft den Sinnen und Seelen Aller recht nachdruckſam einprägte? Gedacht, gethan. So ging am Jahrestage des Baſtilleſturms, am 14. Juli 1790, das berühmte Föderativfeſt in Szene, das großartigſte Schauſpiel der Revolution, auf dem in ein ungeheures Amphitheater umgeſchaufelten Pariſer Marsfeld vor oder vielmehr durch 400,000 Franzoſen und Franzöſinnen ausgeführt, lauter Citoyens und Citoyennes für dieſen Tag. Das vielleicht Merkwürdigſte an dieſer in ihrer Art beiſpielloſen, den höchſten Schwung des Idealismus der Revolution zur ſinnlichen Erſcheinung bringenden Haupt- und Staatsaction iſt bis heute noch nicht bekannt geworden: nämlich, was wohl der hinkende Atheiſt Talleyrand bei ſich dachte, als er, in pontificalibus und mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, am „Altar des Vaterlandes“ die Feſtmeſſe celebrirte.

Im Uebrigen hat die franzöſiſche Erregbarkeit an dieſem 14. Juli noch einmal in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, der „Elan“ in ſeiner ganzen Schwungkraft ſich gezeigt.

Freilich, lange hielt die Verbrüderungs-Illuſion nicht vor. Genau angeſehen, kaum über den Feſttag hinaus. Es war keine Sicherheit, kein Halt mehr in den Zuſtänden. Allgemein, wenn ſchon mehr oder weniger ſtark, war das unheimliche Gefühl, daß die eigentliche Umwälzung erſt bevorſtehe, die von Dirne Pompadour dereinſt mit lachendem Leichtſinn prophezeite Zeit, wo der hochangeſchwollene Strom der Revolution mit der verheerenden Gewalt einer Sündflut über Frankreich ſich ergießen werde.

Auch bei Hofe dringt endlich dieſe Ahnung durch. Man will ſich nicht mehr damit begnügen, in Befolgung des Rathes eines Miniſters von ehemals, „die Anarchie zu hindern, daß ſie ſich organiſire;“ man ſieht endlich, ſtatt wie bislang nach Strohhalmen, nach einem Balken von Kernholz aus, um damit den bedrohlichſt wankenden Thron zu ſtützen. Der verſtändige öſtreichiſche Geſandte, Graf Mercy, ſetzt es mühſam bei der Königin durch, daß man die Dienſte Mirabeau's, welche dieſer durch Vermittlung ſeines Freundes, des Grafen La Marck, angeboten, ohne weiteres Zögern annehme und ſich dafür erkenntlich zeige. Man kommt überein, daß der König die Schulden Mirabeau's im Betrage von 200,000 Livres bezahle und ihm eine monatliche Rente von 12,000 Francs anweiſe. Auch noch von einem handſchriftlichen Verſprechen des Königs iſt die Rede, dem Grafen die Summe von 2,500,000 Fr. zu bezahlen, in dem Augenblick, wo deſſen „Plan einer Gegenrevolution ausgeführt wäre[19]).“ Dies der „Verrath“ und „Verkauf“ des Grafen Mirabeau. Barère, welcher nicht bloß der „Anakreon der Guillotine,“ ſondern auch der Tyrtäus des Convents war, deſſen Schlachtenberichte die republikaniſchen Soldaten ſo entzückten, daß ſie nach erfochtenen Siegen auf der Walſtatt ſchrieen: „Barère à la tribune!" — Barère hat mit einer echt franzöſiſchen Wendung das Verhältniß des Grafen zum Hofe gekennzeichnet: „Il rassemblait à ces femmes, qu'on paye toujours et qu'on n'achète jamais 29)." Keine Rede davon, daß Mirabeau eine wirkliche „Gegenrevolution" gewollt habe; aber eine Geſtaltung der Verfaſſung wollte er, wodurch der conſtitutionelle Thron auf feſtere Grundlagen geſtellt werden ſollte. Für ſein darauf abzielendes Bemühen ließ er ſich bezahlen, was allerdings der Sache einen ſehr fatalen Beigeſchmack gibt. Er brauchte Geld zur Bezahlung ſeiner Schulden, zur Fortführung ſeiner gewohnten Ausſchweifungen. Und hier iſt die verwundbare Ferſe dieſes Achilleus des Conſtitutionalismus; er konnte von der Rouérie eines Seigneur des Ancien Régime nicht laſſen. Daher beſaß er nur die Autorität des Genie's, niemals die eines ſittlichen Charakters, und an dieſem Zwieſpalt wäre er bei längerer Lebensdauer unfehlbar politiſch zu Grunde gegangen.

Nachdem Mirabeau im Mai 1790 dem Könige förmlich ſeine Dienſte angeboten hatte und dieſelben unter den angegebenen Bedingungen angenommen worden waren, handelte es ſich noch um eine perſönliche Verſtändigung mit der Königin; denn der Graf wußte gar wohl, daß dieſe mit ihm Hand in Hand geben mußte, wenn er ſeinen Plan durchführen wollte. Es mag dem Stolz der Tochter Maria Thereſia's keine geringe Selbſtüberwindung gekoſtet haben, als ſie ſich im Sommer entſchloß, dem verhaßten Agitator in ihrem Privatgarten zu Saint Cloud eine geheime Unterredung zu bewilligen. Da empfing ſie ihn mit den Worten: „Einem gewöhnlichen Feinde gegenüber wäre mein gegenwärtiger Schritt ſehr übel angebracht; allein einem Mirabeau gegenüber iſt es etwas Anderes." (Von dieſer Zuſammenkunft ins Schloß zurückgekehrt, ſagte Marie Antoinette zu ihrer Zofe Campan: „Wiſſen Sie wohl, daß das *Einem Mirabeau gegenüber* ihm unendlich zu ſchmeicheln ſchien?") Beim Abſchied ſoll er zu der Königin geſagt haben:

„Madame, wenn die Kaiſerin Ihre erhabene Mutter einem ihrer Unterthanen die Ehre ihrer Gegenwart erwies, pflegte ſie denſelben nicht zu entlaſſen, ohne ihm ihre Hand zum Kuſſe zu reichen.“ Die Königin gewährte den erbetenen Handkuß und es iſt nicht abzuſehen, warum Mirabeau nicht auflodernd ausgerufen haben ſollte: „Dieſer Kuß rettet die Monarchie[21])!“ War er doch bei aller Verſtandesſchärfe ein Mann von tiefem, leicht erregbarem Gefühl und mächtiger Phantaſie. Aber wenn das Wort geſprochen wurde, ſo war der Inhalt eine ungeheure Illuſion. „Dieſer Kuß“ rettete die Monarchie keineswegs. Mirabeau war zu dieſer Zeit ſchon nicht mehr der „Volksgraf,“ welcher die Revolution beherrſchte, obgleich er noch in der Nationalverſammlung regierte. In Wahrheit, ſeine Popularität war in raſchem Schwinden begriffen. Außerdem kreuzte das tiefe Mißtrauen, welches Lafayette und deſſen Freunde gegen ihn hegten, ſeinen Pfad Schritt für Schritt. Aber das Schlimmſte war, daß das Vertrauen des Hofes zu ihm doch nur ein kaum halbes blieb, daß man ſich in dortigen Regionen nicht entſchließen konnte, dem gefürchteten Manne eine wirkliche Macht und Vollmacht zum Handeln in die Hände zu legen, daß man zwar ſeine Rathſchläge hinnahm, aber nur wie unzählige andere auch, und daß man ſich immer wieder Einflüſſen überließ, welche die Bemühungen Mirabeau's vereitelten. Darum iſt es denn, wie Jedermann weiß, für Mirabeau's Stellung in der Geſchichte ein Glück geweſen, daß er, erſchöpft von Arbeiten und Orgien, im Alter von 42 Jahren am 2. April 1791 ſtarb. Sein Leichenbegängniß war, dem läſternden Dreinkrächzen Marat's zum Trotz, eine Vergötterung, die aber in dem jetzt anhebenden furchtbaren Wirbel von Ereigniſſen und Perſonen, von Schreckniſſen und Großthaten, von Ruhm und Schmach bald genug in Verdammung umſchlug. Es war ja damals die Zeit, wo die Menſchen mit noch vom Hoſianna-Rufen heiſern Kehlen das Kreuzige! Kreuzige! anſtimmten.

Mirabeau ließ eine Lücke hinter ſich, welche nach dem mißlungenen Fluchtverſuch der königlichen Familie im Juni 1791 Barnave auszufüllen verſuchte. Ein eitler Verſuch, der dem wohlmeinenden und begabten „Converti“ nur die Bekanntſchaft mit der Guillotine verſchaffte . . . Die Flucht nach Varennes hätte unſchwer gelingen können, wie denn Monſieur, der Graf von Provence, welcher ebenfalls in der Nacht vom 20. Juni aus Paris floh, mit ſeiner Frau ungefährdet Brüſſel erreichte. Unbegreiflich, daß der treue Ritter einer jetzt nicht mehr ſtralenden, ſondern nur noch unglücklichen Königin, Graf Axel Ferſen, welcher die königlichen Flüchtlinge ſo geſchickt vom Carouſſelplatz auf wohlerwogenem Umweg durch die Rue de Grammont, über den Boulevard, die Chauſſée d'Antin hinauf, durch die Barrière von Clichy, dann längs des äußern Boulevard zur Barrière von St. Martin kutſchirte, wo die eigens für das Fluchtabenteuer gebaute, leider zu ungeheuerlich und auffallend ausgefallene Berline mit ihrem Sechsgeſpann harrte, — unbegreiflich, daß der geſcheidte, gewandte und energiſche Schwede hier von den Flüchtlingen ſich trennte und die weitere Leitung des bedenklichen Abenteuers einem Kleeblatt treuergebener, aber einfältiger und energieloſer Garde-du-Corps überlaſſen ward. Auch Bouillé's Veranſtaltungen waren nicht, wie ſie hätten ſein müſſen, wenn die Sache gelingen ſollte: er kam mit ſeinen Soldaten erſt anderthalb Stunden nach der Verhaftung und Rückführung der königlichen Familie vor Varennes an[22]). Im Uebrigen, wenn auch der erſte Theil des Fluchtplans gelungen wäre, wenn der König Montmedy glücklich erreicht hätte, der zweite Theil, welcher dahin lautete, von der Gränze aus, geſtützt auf die Oeſtreicher in Belgien und mit Hülfe der am Rhein zuſammengelaufenen Emigrantenbanden, die Contrerevolution gewaltſam nach Paris zu tragen, würde ſicherlich mißlungen ſein. Den entſchiedenen Bewegungsmännern in der Hauptſtadt iſt es auch, wie bekannt, gar nicht recht geweſen, daß der König nicht entkommen, gerade wie im Jahre 1848 die Republikaner die Flucht Louis Philippe's an und über das Meer eher förderten als hinderten. Den Republikanern von 1791 eröffnete der Fluchtverſuch Ludwig's des Sechzehnten und was damit in Verbindung ſtand frohe Ausſichten. War doch die vom Könige in den Tuilerien zurückgelaſſene und der Nationalverſammlung am 21. Juni zugeſtellte Denkſchrift mit ihrem Proteſte gegen alles ſeit der Nacht vom 4. Auguſt 1789 Geſchehene und von Sr. Majeſtät Sanctionirte, dieſe Denkſchrift mit ihrer unverhüllten gegenrevolutionären Tendenz einer der Sargnägel des Königthums. Hält man dieſes Dokument mit jenem vom 23. April 1791 zuſammen, worin der König die Nationalverſammlung benachrichtigt hatte, daß er die auswärtigen Mächte in Kenntniß geſetzt, er habe ſeine Zuſtimmung zu den Beſchlüſſen der Vertreter des franzöſiſchen Volks durchaus freiwillig und ungezwungen gegeben und er ſei den neuen Inſtitutionen aufrichtig zugethan, ſo wird man nicht umhin können, dieſen Widerſpruch durch die Lage des armen Schwächlings erklärlich, aber auch das Geſchrei von ſeiner Redlichkeit und Geradheit etwas unpaſſend zu finden. Ach, es hätte eines ganz andern Metalls bedurft als deſſen, woraus Ludwig gemacht war, um, den Unbilden des Revolutionswetters bloßgeſtellt, keinen Roſt anzuſetzen und nicht brüchig zu werden .... Der haltloſe Mann war jetzt mit Frau und Kindern ein Gefangener in dem Palaſte ſeiner Vorfahren und die Gefangenſchaft war beſonders in den erſten Tagen von einer das Phlegma des Königs nicht ſehr, im höchſten Grade dagegen den reizbaren Stolz der Königin verletzenden und quälenden Härte. Was muß dieſe Frau gelitten haben, als ſie gezwungen war, unter den Augen der ſie bewachenden Bürgerwehrmänner zu Bette zu gehen und aufzuſtehen, ſich aus- und anzukleiden. Als ſie nach dem Abenteuer von Varennes ihre Campan zum erſten Mal wieder ſah, nahm ſie ihre

Haube ab und zeigte der Zofe, daß ihre Haare vor Aufregung, Angſt und Kummer ergraut waren[23].

Dennoch tritt in der langen und traurigen Agonie des Königthums noch ein Stillſtand ein. Die conſtitutionellen Monarchiſten, unter Lafayette's Führung in dieſer Kriſis feſt zuſammengeſchloſſen, ſetzen in der Nationalverſammlung ihren Willen durch, halten zugleich außerhalb derſelben jakobiniſch-republikaniſche Fühlungen und Verſuche nieder und machen die jetzt noch einmal ſchüchtern auftauchende Rottirung zu Gunſten des Herzogs von Orleans für immer zunichte. Als am 13. Juli in der Verſammlung die Verhandlungen über die Flucht des Königs und über das Geſchick des Königthums überhaupt beginnen, ſind zwar die 132 eigentlich royaliſtiſchen Deputirten mit ihrem Führer Cazalès von ihren Sitzen verſchwunden und bleiben es, allein die Conſtitutionellen ſetzen es durch, daß dem König für ſeine Fluchtſünde Abſolution ertheilt wird, und am 17. Juli ſchlägt einen ſich dagegen ſetzenden Pöbeltumult Lafayette mit ſeiner Bürgerwehr blutig nieder. Das Königthum mag noch einmal ſchwach aufathmen. Am 3. September hat die Nationalverſammlung ihr Verfaſſungswerk vollendet und am 13. gibt demſelben der König ſeine Zuſtimmung. Am 30. September beſchließt die conſtituirende Nationalverſammlung (La Constituante) ihre Sitzungen und am 1. Oktober eröffnet die geſetzgebende (La Législative) die ihrigen. Lafayette legt ſein Bürgerwehrkommando, Bailly ſeine Stelle als Maire von Paris nieder, Robespierre zieht ſich in den Jakobinerclub als in ſein Prätorium zurück, um allda den Plan eines neuen Feldzugs gegen das Königthum und für das Evangelium von Sanct Jean-Jacques auszuſinnen.

Unter den 745 neuen Geſetzgebern — (in überwiegender Mehrzahl junge Männer) — welche die conſtitutionelle Verfaſſung im Einzelnen ausbauen, ſo zu ſagen den neuen franzöſiſchen Staatsbau tapeziren und möbliren ſollen, befinden ſich 70 Geiſtliche, 70 Literaten und 300 Advokaten, viel, ſehr viel, zu viel Theologie, Literatur und Jurisprudenz. Unbedingte Royaliſten kommen nur ſporadiſch vor. Die conſtitutionellen Monarchiſten, die Feuillans, nehmen die Bänke zur Rechten vom Präſidentenſtuhl ein, links ſitzen die Jakobiner, zu welchen ſich dermalen noch die Fraction der Girondins hält, welche für eine Weile auf der Bühne der Weltgeſchichte erſcheinen, um zu reden, und dann raſch und blutig wieder verſchwinden. Ihr Chef iſt der vielſeitige, aber wie aus Kork geſchnittene Briſſot; die Seele und Blüthe der Partei jedoch Vergniaud, welcher des ſehr richtigen Dafürhaltens, „Freiheit und Gleichheit ſollten nicht zwei Tigerinnen ſein, die ſich zerfleiſchen, ſondern vielmehr zwei Schweſtern, die ſich zärtlich umſchlungen halten,“ — aber dabei viel zu idealiſtiſch und gleichgültig-läſſig iſt, um mehr zu thun, als in den kochenden Strudel der Revolution von Zeit zu Zeit einen von Farbenſchmelz und Duftthauperlen ſchimmernden Wortblumenkranz zu werfen. Ja, wenn dieſe unſere Welt, wie ſie iſt, mit republikaniſchen Ideen, philanthropiſcher Doktrin, ſchwungvollem Periodenbau in Parlamentsreden und Journalartikeln und etwa noch mit jugendlichem Feuer des Ehrgeizes und etwelchem Großmannsbewußtſein zu leiten und zu regieren wäre, da würden die Vergniaud und Briſſot, die Guadet, Jonard, Buzot, Lanjuinais, Genſonné, Condorcet, Louvet, Barbaroux und wie ſie alle heißen mögen, Erſtaunliches geleiſtet haben. . .

Arme Girondiſten, ihr vermochtet bloß den apolloniſchen Hymnus der Freiheit bei den blutigen Opferfeſten von Tauris anzuſtimmen; nicht ungehört, aber unverſtanden. Nicht ganz ohne eure eigene Schuld fürwahr! Warum wandeltet ihr träumend am Ufer des Iliſſos, während es galt, am Ufer der Seine zu handeln? Warum glaubtet ihr in dem Athen des Perikles zu leben, während ihr in Paris lebtet, welches die rothe Mütze der Galeerenſträflinge zum Symbolum der Freiheit erhoben hatte, in *dem* Paris, deſſen Orakel ſpendende Pythoniſſa ein Blut!

Blut! und wieder Blut! krächzender Marat war? Ihr werdet euch bei eurem ſteifleinen-tugendhaften Geſinnungsgenoſſen Roland verſammeln und der Frau vom Hauſe, der ſchönen, genialen, hochgemuthen Manon Jeanne Phlippon, als eurer Aſpaſia huldigen. Huldigt ihr immerhin, Madame verdient es; aber laßt euch nicht durch dieſe Idealiſtin noch weiter in die himmelblauen Regionen hineininſpiriren, wo alles Mögliche und Unmögliche wohnt und thront, nur die praktiſche Staatskunſt nicht… Arme Manon Jeanne, auch du! Von allen durch Schönheit, Geiſt oder Tugend erlauchten Opfern der Revolution nicht zwar das erlauchteſte — denn dieſes war Charlotte Corday — aber doch eines der edelſten. Ein ganz eigener Zauber von Seelenreinheit und Gedankenhoheit umſchwebt dieſe Frau; aber manchmal ſpürt man doch den ankältenden Aushauch der Eiskruſte, welche dieſes glühende Herz umgab; manchmal wünſcht man doch, Frau Roland hätte ſich als beſten Gewinn ihrer Lectüre der Alten das weiblich-ſchönſte Wort der antiken Welt eingeprägt, das Wort Antigone's: „Nicht mitzuhaſſen, nein, mitzulieben bin ich da!“ und jedenfalls iſt es nur eine Uebertreibung der Bewunderung, welche ſie einflößte, wenn Einer — (Dumont) — von ihr geſagt hat, falls ſie „die Kraft und Energie ihrer Seele den Girondiſten hätte mittheilen können, ſo würde das Königthum geſtürzt worden, aber dieſer Sturz nicht zum Triumph der Jakobiner ausgeſchlagen ſein.“ Schwindel! Ja, wenn es die Idealiſten von der Gironde nur mit Jakobinern wie Bazire, Chabot, Merlin, Thuriot und Lacroix zu thun gehabt hätten! Aber die große „Muttergeſellſchaft“ erzog jetzt Söhne, deren Namen blutroth auf den ſchwärzeſten Blättern der Revolutionstragödie ſtehen, Söhne wie Collot d'Herbois, Couthon, Saint-Juſt, Billaud-Varennes, Lebon, Fouché und alle die übrigen Häuptlinge im Pandämonium. Und harret dort nicht auch der „Unbeſtechliche“ ſeiner Stunde? Und donnert dort nicht Danton, derſelbe Danton, welcher euch, tugendſtolze

Verehrer der Frau Roland, noch in der zwölften Stunde ſein rettendes Bündniß vergeblich antragen wird? Wolkenwandler jedoch, wie ihr ſeid, beachtet ihr die Zeichen der Zeit nicht und meint Paris durch euren Maire Pethion, den Jakobinerclub und das Parlament durch Ideologie zu beherrſchen und durch eine mit helleniſcher Lyrik geſchmückte, mit attiſchem Salz gewürzte Beredtſamkeit, die allenfalls auf der Pnyx im alten Athen hätte von etwelcher kurzathmigen Wirkung ſein können. . . .

Warum die letzten ſchmerzlichen Zuckungen der ſterbenden Monarchie des Breiteren hier darlegen? Es iſt ſo unſtatthaft wie überflüſſig. Nicht ganz überflüſſig dagegen iſt die Erinnerung, daß die Zeit vom Herbſte 1791 bis zum Sommer 1792 eine Zeit kläglicher offizieller Heuchelei war. Heuchelei auf Seiten der in ihrer Maſſe republikaniſch geſinnten geſetzgebenden Verſammlung, Heuchelei auf Seiten des Hofes. Jene meinte es gerade ſo aufrichtig mit dem Königthum, wie der König mit der Verfaſſung. Ludwig hatte am 14. September die Conſtitution, die ihm doch immerhin bedeutende Befugniſſe gab, angenommen, ſanctionirt und beſchworen. Es iſt wahr, dieſes Staatsgrundgeſetz bot, wie jedes menſchliche Werk ſie darbietet, der Kritik Blößen genug dar. Aber ſie war doch der erſte mit logiſcher Folgerichtigkeit unternommene Verſuch in Europa, die moderne Geſellſchaft den Ideen und Bedürfniſſen der Neuzeit gemäß ſtaatlich zu organiſiren. Die franzöſiſche Verfaſſung von 1791 markirt daher, unbefangen angeſehen, einen höchſt bedeutenden und fruchtbaren Vorſchritt der Civiliſation. Die Baſis bildet die „Déclaration des droits de l'homme,“ das große Aergerniß des Abſolutismus. Wenn dieſer darüber läſtert, ſo iſt das ſein Recht. Daß aber auch außerdem eine „Autorität“ der andern nachplappert, dieſe Erklärung der Menſchenrechte ſei nur eine „negative Spielerei“ geweſen, gehört zu den vielen Gedankenloſigkeiten in dieſer Welt. Negativ? Nun ja, denn es war ja eben ihr Zweck, die Barbarei der Vergangenheit zu verneinen. Eine Spielerei? So wenig, daß jeder Denkende darin das ſehr ernſte und wirkliche Prinzip erkennen muß, welches die Entwicklung der europäiſchen Geſellſchaft auf Jahrhunderte hinaus bedingen und beſtimmen wird. Die drei erſten Artikel der Erklärung enthalten das Fundamentalgeſetz der modernen Demokratie: — die Beſeitigung der Geburtsprivilegien, die ſoziale Gleichberechtigung der Menſchen, ihr natürliches und unverjährbares Recht auf Freiheit, auf Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, ſowie auf Widerſtand gegen Unterdrückung: endlich die politiſche Schlußfolgerung dieſer ſozialen Prämiſſen: die Volksſouverainetät [20]).

Daß die Verfaſſung dem Könige, als einem im Purpur Geborenen, nicht ſehr gefiel, iſt begreiflich. Aber er hat dieſe Verfaſſung, welche ihn aus einem myſtiſchen Ding, aus einer Art Halb- oder gar Ganzgott zu einem gekrönten Beamten machte, anerkannt und beſchworen. Freilich, als er von dieſer Ceremonie in die Tuilerien zurückgekehrt war, beklagte er, in Thränen ausbrechend, nicht ſich, aber ſeine Frau, daß das Königthum ſo gedemüthigt worden ſei. Marie Antoinette ihrerſeits, welche dem für abſolutiſtiſchen Hochmuth allerdings ſchmerzlichen Staatsact ebenfalls angewohnt hatte, ſagte bei dieſer Gelegenheit: „Dieſe Leute wollen gar keine Fürſten mehr haben; Stein für Stein reißen ſie die Monarchie nieder [23])." Aber, zum dritten Mal ſei es geſagt, Ludwig hatte die Verfaſſung anerkannt und beſchworen. Iſt er, als ein ehrlicher Mann, ſeinem Eide treu geblieben? Er äußerte in dieſer Zeit gegen ſeinen Miniſter Bertrand de Molleville: „Die Conſtitution iſt kein Meiſterſtück; ich glaube ſogar im Gegentheil, daß ſie große Fehler hat. Indeſſen ich habe ſie beſchworen, ſo wie ſie iſt. Ich will und muß meinem Schwur treu ſein, um ſo mehr, da ich glaube, daß die pünktliche Befolgung der Verfaſſung das ſicherſte Mittel, um der Nation bemerkbar zu machen, welche Veränderungen allenfalls daran vorzunehmen ſein möchten [26])." So der ehrliche

Mann Ludwig, von der Natur zu einem leidlich geſchickten Schloſſermeiſter und guten Hausvater beſtimmt. Unlange darauf und bevor einer der gewaltſamen Schläge des Jahres 1792 gegen das Königthum fiel, beauftragte der König einen der Vertrauten des Hofes, den Journaliſten Mallet du Pan, mit einer geheimen und höchſt wichtigen Sendung an Franz den Zweiten und Friedrich Wilhelm den Zweiten. Die Inſtruction, welche Ludwig ſeinem Agenten mitgab, verräth ſeine geheimen Gedanken und beweiſ't, wie es eigentlich mit dem Conſtitutionalismus des Königs beſtellt war. Mallet ſollte nämlich bei den verbündeten Monarchen — er traf ſie in Mainz — dahin wirken, daß ſie erklärten, Frankreich kein Regierungsſyſtem aufdringen zu wollen, wohl aber die Waffen ergriffen, um die Monarchie und die legitime Königsgewalt wieder herzuſtellen, und zwar in *der* Geſtalt, wie Se. Majeſtät (von Frankreich) ſelber ſie beſtimmen würde[27]. Das bedarf wohl keines Commentars: die beabſichtigte Rückkehr zum patriarchaliſchen Deſpotismus konnte kaum deutlicher ausgeſprochen werden. Nicht die Nation, nein, der König ſollte und wollte nach ſeinem Belieben die Schranken ſeiner Befugniſſe feſtſetzen („circonscrire“).

Aber das Alles war ja nur ein Traum und auch andere Leute als der König planten um dieſe Zeit Träumeriſches. Die „Convertiten“ Lafayette, Lameth, Duport beabſichtigten im März 1792, den König nach Fontainebleau zu bringen, ihn dort mit Truppen zu umgeben und die Aſſemblée mit Gewalt auseinander zu jagen. Oder die Frau Geſandtin, Madame de Staël, ſchlug dem König und der Königin vor, Beide bei Gelegenheit der Abreiſe ihres Mannes im Wagen deſſelben aus Paris zu retten, wobei ſich der König als Bedienter, die Königin als Kammerfrau und der Dauphin als Mädchen verkleiden müßte, — ein Vorſchlag, über welchen ſich Marie Antoinette luſtig machte („en fit des gorges chaudes avec le chevalier de Coigny[28]“). Vielleicht iſt dies das letzte Lachen der unglücklichen Frau geweſen. In demſelben Monat März ſah ſich Ludwig genöthigt, das Miniſterium Dumouriez-Roland zu ernennen, und in demſelben Monat März geſchah es auch, daß er an den Nachfolger ſeines kaiſerlichen Schwagers Leopold ſchrieb: „Die Franzoſen haben geſchworen, frei zu leben oder zu ſterben, und denſelben Schwur hab' auch ich gethan [29])." Die Verwicklungen mit dem Ausland waren inzwiſchen bis zum Kriege gediehen, welchen am 20. April der König in höchſter Bekümmerniß und die Augen voll von Thränen an Oeſtreich und Preußen erklärte. Im Mai und Juni verſuchte Ludwig, ob ſich ſein verfaſſungsmäßiges Recht des Veto handhaben laſſe; allein ſein Arm war zu ſchwach, dieſe Waffe mit Erfolg zu ſchwingen, und der Verſuch brachte nur den Spottnamen Monſieur und Madame Veto für König und Königin zuwege. In dieſen Tagen lief, von Danton in die Menge geſchleudert, das Wort von dem Schrecken („la terreur,)" der in die Seelen der Feinde des Volkes geworfen werden müſſe, zuerſt in Paris um, zündend und berauſchend. Die „Oeſtreicherin," welcher man nicht verübeln kann, daß ſie unter ſolchen Umſtänden die Tagmärſche, welche die Preußen nach Paris führen könnten, ſehnſüchtig auf der Landkarte abmaß, konnte ſich nicht mehr blicken laſſen, ohne ſich den roheſten Beſchimpfungen und Drohungen auszuſetzen. Als ſie eines Abends flüchtig an einem Fenſter erſchien, das auf den Tuilerienhof hinabging, ſchrie ihr ein Bürgerwehrmann von drunten zu: „O, hätt' ich die Freude, deinen Kopf auf meinem Bajonnett ſtecken zu ſehen!" . . . So kam der 20. Juni, der Jahrestag des Ballhausſchwurs, das wüſte Vorſpiel des blutigen 10. Auguſts. Der erſte Aufſtand der Volksquartiere von St. Antoine und St. Marceau im großen Styl verfehlte ſeines Zweckes, inſofern er zunächſt organiſirt war, um dem Könige die Sanction der Aſſemblée-Beſchlüſſe gegen die eidweigernden Prieſter und für die Berufung der Föderirten nach Paris abzupreſſen. Ludwig hat an dieſem Tage, wo dem Erben der

„älteſten Monarchie Europa's“ die rothe Mütze auf's Haupt gezwungen wurde, einen Duldmuth ohne Gleichen, einen wahren Heroismus der Paſſivität an den Tag gelegt. Aber nicht Duldmuth, ſondern Thatmuth heißt die Loſung der Weltgeſchichte. Der unglückliche Mann hatte ſeine Wahl getroffen, ſeine Rolle gewählt, wie eben Wahl und Rolle durch ſeine Natur bedingt waren. Nach dem 20. Juni überzeugt, daß ſein Loos das Karls des Erſten von England ſein werde, in deſſen Geſchichte er häufig las, ergab er ſich mit voller Reſignation in ſein Geſchick, als in ein Unausweichliches. „O, — ſagte er, als die Königin auf Vorſichtsmaßregeln gegen Meuchelmordverſuche drang — o, ſie werden mich nicht ermorden; ſie werden mich auf eine ganz andere Art ſterben laſſen *).“

Die Sturmflut vom 10. Auguſt zerſchellt das kaum nothdürftig unter Dach gebrachte neue Staatsgebäude Frankreichs, improviſirt einen jakobiniſchen Gemeinderath von Paris, welcher unter dem Namen der „Commune“ (la Commune) bald eine Art Dictatur ausſprechen und auch ausüben wird, ſchleudert die Schmutzwoge ſiegreicher Pöbelrotten in die Tuilerien und wirft das Königthum wehrlos und ſchutzflehend der geſetzgebenden Verſammlung zu Füßen. In dieſer Verſammlung aber muß unſer „idealer“ Republikanismus von der Gironde zum Sprachrohr des ſehr realen Jakobinismus ſich hergeben. Durch Vergniaud's Mund dictirt der revolutionäre Realismus ſeine Anträge, d. h. die Beſchlüſſe, daß die königliche Gewalt ſuſpendirt, dem Dauphin ein Erzieher beſtellt und auf Grund des allgemeinen Wahlrechts — jeder unbeſcholtene Franzoſe, der das 21. Jahr zurückgelegt und nicht Dienſtbote, wahlfähig, ebenſo jeder, der fünfundzwanzigjährig, wählbar — ein nationaler Convent (convention nationale) berufen werden ſoll, die künftige Verfaſſung zu berathen und zu beſchließen. Auf den Antrag Briſſot's decretirt die Verſammlung, da ſie doch einmal im Zug iſt, auch ein neues Miniſterium, in welchem Roland dem Innern und

Danton der Juſtiz vorſtehen ſoll. „Mein Freund Danton iſt Miniſter geworden, par la grâce du canon," ſchreibt etliche Tage ſpäter der Grazienſchlingel der Revolution, Camille Desmoulins, an ſeinen Vater .... Ein furchtbarer, ein explodirender Tag, dieſer 10. Auguſt, der die Größen und Herrlichkeiten der vergleichungsweiſe idylliſchen erſten Revolutionsjahre wie dürre Blätter vom Freiheitsbaum wirbelt. Ein ſolches Blatt — wie war es vor Kurzem noch ſo ſaftig und grün und ſonnbeſtralt! — der Feuillanschef Lafayette, wird in Bälde über die Gränze geweht, um unſanft in einen Olmützer Kerker niederzufallen, und ſeht, dort läßt ſich auch unſer hinkender Teufel, der biſchöfliche Meßprieſter vom Föderativfeſt verſchollenen Andenkens, eiligſt über das Aermelmeer hinüberwehen, um im ſicheren England Zeiten und Leute abzuwarten, welche ſeine diplomatiſchen Gaben beſſer zu würdigen wiſſen als eine jetzt unter Dampf und Blitz und Donner und Blutregen ſich offenbarende carmagnoliſch-republikaniſche Hoſenloſigkeit. Ja, ein rechter Dies irae, dieſer 10. Auguſt von 1792. Ein vulkaniſch unwiderſtehliches Ausberſten der Volksleidenſchaft! Im Grunde hat ſich, damit auch die weltgeſchichtliche Ironie dem Tage des Zorns nicht fehle, Niemand für das ſterbende franzöſiſche Königthum geſchlagen als die Söhne einer Republik, die armen, ihrer Fahne und ihrem Schwur bis zum Tode getreuen Schweizergarden [31]).

Aber faßt den ſchmächtigen, olivengelben jungen Mann ins Auge, der, während die Schweizer den großen Palaſthof noch halten und ihre mörderiſchen Salven den Carouſſelplatz mit Todten bedecken, in der Halbuniform eines Artilleriecapitains durch das Gewühl der anſtürmenden Volksmaſſen ſich windet. Dieſem Olivengelben, der dann mit ſeinen großen dunkeln Augen aus dem Fenſter eines Hauſes auf dem Carouſſelplatz „alle Details des Tages mit Bequemlichkeit ſich betrachtet," wird der 10. Auguſt ſehr nutzbar werden. Nachdem der Kampf vertobt und der Reſt der eidfeſten Alpenſöhne aus dem Königspalaſt abgezogen, macht der Capitain Buonaparte einen Gang durch den Tuileriengarten. Viele Jahre nachher wird er ſich auf Sanct Helena dieſes Ganges erinnern und zu ſeinen letzten Getreuen ſagen: „Nie hat mir eins meiner Schlachtfelder die Vorſtellung von ſo vielen Leichnamen gegeben wie hier die Maſſen der getödteten Schweizer[32].“ Wunderbare Verkettung menſchlicher Geſchicke! Während die Revolution das Königthum aus ſeinem Palaſte wegfegt, ſieht ſich der künftige Erbe der Revolution das mit aller „Bequemlichkeit“ ſo mit an wie eine Theaterſzene. . . . Am 13. Auguſt bringt Maire Pethion in ſeinem Wagen die königliche Familie von der Manège nach dem Temple. Als der traurige Zug, finſter ſchweigende Volksmaſſen rechts und links, über den Vendômeplatz geht, fällt des entthronten und gefangenen Königs Blick auf ein Getrümmer am Boden. Es iſt die umgeſtürzte und zerſchmetterte Statue ſeines Ahnherrn, Ludwig's des Vierzehnten, Ludwig's des „Großen,“ dem Molière gehuldigt, Racine geſchmeichelt und Boſſuet Weihrauch verbrannt hatte. „Sic transit gloria.“

## Zweites Kapitel.

## „Allons, enfants de la patrie!“

Es fehlte nur noch, daß einem alſo aus dem Aeolusſchlauch revolutionärer Leidenſchaften hervorgebrochenen und luſtig auf den Pariſer Feuerherd zublaſenden Sturmwindechor von draußen her der Fanfarenbläſer Krieg ſich geſellte, um das Erde und Himmel mit wildem Getön und Gedröhn erfüllende Concert vollſtändig zu machen. Und ſo ſollte es kommen 33).

Daß die antimonarchiſche Wendung, welche die franzöſiſche Staatsumwälzung ſchon frühzeitig deutlich genug genommen, ſämmtliche Inhaber der europäiſchen Throne erſchrecken mußte, lag in der Natur der Sache. Der anfänglichen Verblüffung über die Thatſache, daß die Revolution von oben, wie der aufgeklärte Deſpotismus ſie getrieben, durch die Revolution von unten weit überflügelt wurde, folgte eine nicht geringe Beſtürzung, welche, noch erhöht durch die Wahrnehmung, daß die Völker überall, wo ſie überhaupt einer Aeußerung fähig waren, dem Vorgehen der Franzoſen warme Theilnahme bezeigten, den Gedanken eines gewaltſamen Einſchreitens gegen die Geſtaltung der Dinge in Frankreich zunächſt gar nicht aufkommen ließ. Die Beziehungen der europäiſchen Höfe unter einander waren zudem gerade damals ſo verwickelt, daß an ein gemeinſames Handeln, an einen monarchiſchen Kreuzzug gegen die Revolution Niemand dachte als etwa Guſtav der Dritte von Schwe den, deſſen hierauf bezüglichen ritterlichen Ränke und Schwänke vorerſt jedoch nur die Bedeutung einer Don-Quijoterie hatten. Was England angeht, ſo iſt das Gefühl ſeiner leitenden Staatsmänner beim Ausbruch des Revolutionsvulkans in Frankreich unzweifelhaft anfänglich das der Schadenfreude geweſen; aber dieſes Gefühl wich um ſo bälder dem der Beſorgniß, je lebhafter ſich auch in England, je drohender ſich in Irland die Volksſtimmung den Franzoſen zuwandte. Der ariſtokratiſche Inſtinkt, die Seele des engliſchen Staatsweſens von damals und von heute, hat ſich dann allerdings bald genug feindſelig gegen die Revolution geſtellt, ohne jedoch, wie bekannt, zu einer Bethätigung dieſer Geſinnung zu verſchreiten, bevor die Geſtaltung der Sachlage auf dem Feſtland ein handelndes Vorgehen von Seiten Englands heiſchte.

Die Entſcheidung gebende Frage war demnach vorerſt: wie werden ſich Oeſtreich und Preußen zu den Vorgängen in Frankreich ſtellen? Leopold der Zweite war ein feiner Kopf, der die Gefährlichkeit eines improviſirten Kreuzzugsabenteuers gegen die Revolution ſehr wohl begriff und außerdem alle Hände voll zu thun hatte, das öſtreichiſche Staatenconglomerat, welches beim Tode Joſephs des Zweiten ganz aus den Fugen gehen wollte, wieder einzurenken. Wenn er durch die Beſchwörungen Seitens ſeiner Schweſter Marie Antoinette und durch die Beſtürmungen des Grafen Artois und anderer Emigranten ſich bewegen ließ, mitunter eine drohende Miene gegen das revolutionäre Frankreich anzunehmen — (ſolch ein drohendes Mienenſpiel war jenes im Juli 1791 aus Padua erlaſſene Rundſchreiben des Kaiſers an die europäiſchen Mächte, worin die Sache Ludwigs des Sechszehnten für eine gemeinſame Sache aller Monarchen erklärt ward) — ſo war und blieb er in Wahrheit dem Kriege abgeneigt, weil er denſelben nur auf einer geſicherten Baſis und mit Kräften unternehmen wollte, welche Erfolg verſprächen. Das revolutionäre Frankreich konnte ihm bis zum Ende des oben genannten Jahrs, was ſeindſelige Handlungen betraf, höchſtens den Vorwurf machen, daß er als Reichsoberhaupt die, übrigens weit mehr lärmenden als gefährlichen Rüſtungen duldete, welche die Emigranten unter dem Schutze der bald genug und mit Recht dafür büßenden geiſtlichen Kurfürſten auf deutſchem Boden betrieben, in der „großen Pfaffengaſſe“ am Rhein. Viel heißblütiger und unſtaatsmänniſcher als Leopold ſah ſich Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen die Sache an. Sein perſönlicher Standpunkt war der Guſtavs des Dritten: wie die ſchwediſche, prickelte es auch die preußiſche Majeſtät, am Drachen der Revolution zu einem Ritter Sanct Georg zu werden. Von Allen hat der König von Preußen den Feldzug der Legitimität gegen die Demokratie wohl am ernſteſten und ehrlichſten genommen. Indeſſen Friedrich Wilhelm der Zweite gehörte nicht zu den beſtimmenden, ſondern zu den beſtimmbaren, zu den ſehr beſtimmbaren Größen dieſer Welt und er ließ ſich beſtimmen. Zunächſt zu dem Vertrage von Reichenbach (Juli 1790), der eine Ausſöhnung zwiſchen den von Friedrichs und Joſephs Zeiten her tief verhetzten beiden deutſchen Großmächten bewerkſtelligen oder wenigſtens anbahnen ſollte: dann zu dem Pourparler von Pillnitz (Auguſt 1791), das zu der großwertigen aber thatloſen Auslaſſung gegen die Revolution führte, „der Kaiſer und der König, auf die Betheiligung ſämmtlicher europäiſcher Mächte rechnend, hegten die Abſicht, ihren Herrn Bruder von Frankreich in den Stand zu ſetzen, nach ſeinem freien Ermeſſen und Willen den Franzoſen eine Verfaſſung zu geben.“ Auf dieſe Bedrohung der revolutionären Prinzipien hin ſtießen im Winter von 1791 auf 1792 die Girondiſten in die Kriegstrompete, und als dann am 7. Februar des letztgenannten Jahres Oeſtreich und Preußen zu Berlin einen förmlichen Allianzvertrag ſchloſſen, mußte man in Paris die Spitze dieſes Bündniſſes gegen das revolutionäre Frankreich gerichtet glauben. Mit gutem Grund. Denn wenn der erwähnte Allianzvertrag zunächſt aus dem Hinblick auf die Geſtaltung der Dinge in Polen hervorgegangen war, ſo hatte doch die alte Meiſterin großſtyligen Ränkeſpiels, Katharina die Zweite, durch Verknotigung der polniſchen mit der franzöſiſchen Sache dafür geſorgt, daß aus dem Geſpinnſte dieſes Vertrags die erſte gegen die Thatſachen nicht nur, ſondern auch gegen den Gedanken der Revolution gerichtete europäiſche Coalition ſich entpuppen könnte.

Das Unglück, ein Erbtheil Deutſchlands ſeit Jahrhunderten, hat es gewollt, daß die Czarin Oeſtreich und Preußen zu Handlangern ihrer auf den großen deutſchen Zwieſpalt berechneten Politik machen konnte. Es hat in Wahrheit eine ungeheure Verblendung der beiden deutſchen Mächte dazu gehört, nicht zu erkennen oder nicht erkennen zu wollen, was handgreiflich war. Nämlich, daß die Verſchürzung der polniſchen Frage mit der franzöſiſchen durch Katharina's Diplomatie nur dem Zwecke diente, Rußland in Verwirklichung ſeiner Abſichten auf Polen freie Hand zu ſchaffen, der Czarin bei dem eingeleiteten zweiten polniſchen Raubgeſchäft im ungünſtigſten Falle abermals den Löwenantheil zu ſichern. Aber dieſe Verblendung war wirklich vorhanden: Oeſtreich und Preußen gingen, falls in einer ſo tragiſchen Sache ein ſkurriler Ausdruck ſtatthaft iſt, auf die von Katharina aufgeſteckte Leimruthe der Legitimität, und als ſie dann fanden, daß die franzöſiſchen Trauben zu ſauer wären, blieb ihnen nichts Anderes übrig als ſich in gehäſſigem Wetteifer, gegenſeitig trachtend, einander zu überliſten, zu dem polniſchen Theilungsgeſchäft zu drängen, deſſen beſten Gewinnſt die Czarin ſchon vorweggenommen hatte, und zwar ſo geſchickt, daß das ganze Odium des ſchmählichen Handels weit mehr auf Oeſtreich als auf Rußland und am allerſchwerſten auf Preußen ſiel. Es iſt wahr, der Stand der Dinge in Polen war durch die jahrhundertlange Verſchuldung der polniſchen Ariſtokratie ein verzweifelter und ſo iſt auch der Verſuch der polniſchen Patrioten, mittelſt der Verfaſſung vom 3. Mai 1791 eine Wiedergeburt ihres Landes zu bewerkſtelligen, ein verzweifelter geweſen. Aber nicht weniger wahr iſt, daß, wenn es damals eine deutſche Politik gegeben hätte, dieſe deutſche Politik Oeſtreich und Preußen zur Aufrechterhaltung Polens gegen Rußland hätte zuſammenſchließen müſſen. Um ſo mehr, da ein ſolcher Zuſammenſchluß Oeſtreichs und Preußens im deutſchnationalen Sinne zugleich auch jeder etwa von Frankreich her drohenden Gefahr die Stirne geboten hätte.

So freilich, wie es mit der öſtreichiſch-preußiſchen Politik beſtellt war, trieb man dem Kriege zu. Hier die von der königlichen Familie in Frankreich ausgehenden Hülferufe an ihre Herren Brüder auf den europäiſchen Thronen, dort die Entrüſtung, welche die über alle Maßen einfältige Emigrantenhätſchelei in der großen Pfaffengaſſe drüben erregte; hier die ſataniſch-liſtigen Aufſtachelungen zum Ritterzug der Legitimität übern Rhein von Seiten der Selbſtherrſcherin an der Newa, — die ſich aber wohl hütete, an dieſem Abenteuer mit mehr als Worten ſich zu betheiligen, — dort die idealiſtiſch-ſchwärmeriſchen Gelüſte unſerer Wolkenwandler von Girondiſten, das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit auch den Nachbarvölkern zu bringen: — alle dieſe Motive wirkten zuſammen, einen feindlichen Zuſammenſtoß unausweichlich zu machen. Möglich, daß bei längerem Leben des behutſamen Kaiſers dieſer Zuſammenſtoß noch hinausgeſchoben worden wäre; allein Leopold ſtarb in Folge ſeiner Maßloſigkeit im Sinnengenuſſe am 1. März 1792 eines plötzlichen Todes.

Eines gewaltſamen ſtarb in demſelben Monat März deſſelben Jahres der leidenſchaftlichſte Gegner der franzöſiſchen Revolution unter den europäiſchen Monarchen, Guſtav der Dritte von Schweden, welcher aus ſeinen Ausſchweifungen genug Jugendfeuer und Phantaſie in ſein reiferes Alter herübergerettet hatte, um all ſein Dichten und Trachten auf den Plan zu wenden, der rettende Ritter Marie Antoinette's zu werden. Ueber der Inſzeneſetzung dieſer Rolle brütend, fiel er von der Hand eines Meuchlers, welcher den mörderiſchen Beſchluß eines junkerlichen Komplotts vollzog. Gewiß, was immer dieſer Schwedenkönig geſündigt, er war eines beſſeren Todes würdig. Es iſt Seelenſchwung in ihm geweſen, Etwas von Königlichkeit im höchſten Sinne des vielmißbrauchten Wortes. Die Fäden des Komplotts, welches ihn fällte, hielt und leitete der zweiundſiebzigjährige Freiherr und General Pechlin, ein ſtahlharter Ariſtokrat, dem König unverſöhnlich, weil dieſer mittelſt des Staatsſtreichs von 1772 dem Adel ſeine deſpotiſche Macht über Schweden entzuckt hatte, ein Mann, wie eigens dazu gemacht, die Fäden einer Verſchwörung zu halten und zu leiten ohne die Hände zu zeigen. So wußte er, ohne daß es ihm zu beweiſen geweſen wäre, den Gedanken des Königsmords drei jungen Männern einzuflößen, dem Grafen Ribbing, dem Grafen Horn und dem Hauptmann Ankarſtröm. Klas Horn, ein begabter Poet, iſt allen Anzeichen zufolge aus reiner Schwärmerei für das aus Frankreich herüberklingende Freiheitsevangelium in die finſtere Zettelung verſtrickt worden. Auch auf Ribbing und Ankarſtröm hatte die Strömung der Zeit, zu Großthaten wie zu Unthaten hinreißend, gewirkt; aber dieſe Beiden hatten außerdem noch perſönliche Beſchwerden gegen den König oder glaubten welche zu haben. Die drei vorwärts und zum Aeußerſten zu treiben, iſt neben dem alten, ſiebenfach deſtillirten Verſchwörungskünſtler Pechlin noch von verſchiedenen Anderen auf ſie eingewirkt worden; denn es mögen im Ganzen wohl zwanzig oder dreißig oder mehr Perſonen in das Komplott eingeweiht geweſen ſein. Im Schloſſe Hufvudſtad, dem anmuthig am Mälar gelegenen Beſitzthum Horn's, ſind die letzten Verabredungen getroffen worden. In der Nacht vom 16. März 1792 war großer Maskenball im Opernhauſe zu Stockholm. Dem Könige war eine Warnung zugegangen, aber er hatte ſie nicht beachtet. Nachdem er eine

Weile von ſeiner Loge aus dem bunten Treiben zugeſehen, kommt er nach ſeiner Gewohnheit in den Saal herunter und miſcht ſich, auf den Arm ſeines Oberſtallmeiſters Eſſen geſtützt, in das Gewühl der Masken. Da, zwiſchen 11 und 12 Uhr, trifft ihn die Kugel aus Ankarſtröm's Piſtol. Tödtlich, aber nicht zum Tod auf der Stelle. Er hat, bevor er am 29. März ſtarb, noch vierzehn Tage gelitten, wahrhaft heldiſch die Qualen ſeiner Wunde duldend und es ſeinem Bruder, welcher für den minderjährigen Kronprinzen die Regentſchaft führen ſollte, dringlichſt einſchärfend, „gegen die Verſchwörer Barmherzigkeit zu üben und nicht durch ein von vielen Henkerbühnen ſtrömendes Blut blutdürſtige Rachegeiſter im Volke zu entflammen [34].“ Der Herzog von Südermanland iſt dieſem Befehle nachgekommen. Nur Einen der Verſchwörer, Ankarſtröm, traf das Todesloos und der Mörder Guſtavs des Dritten, eine wildenergiſche Natur, hat unter allen Martern des Prangers und einer barbariſchen Hinrichtung ſeinen trotzigen Stolz behauptet, bis zuletzt betheuernd, er habe den König für ſeines Vaterlandes Feind und Unterdrücker gehalten und darum den Tyrannen erſchoſſen... Dieſe ganze Guſtavianiſche Kataſtrophe macht den Eindruck, als habe eine Welle der revolutionären Sündflut von den Franzoſen an der Seine zu den „Franzoſen des Nordens“ am Mälarſee hinaufgegriffen. Auf den Gang der Ereigniſſe hatte ſelbſtverſtändlich der Tod des Schwedenkönigs keinen Einfluß...

Man trieb alſo dem Kriege zu und, wie wir ſahen, hatte Ludwig der Sechszehnte denſelben an Oeſtreich und Preußen zu erklären ſich genöthigt geſehen, als dieſe Mächte an Frankreich die Forderung geſtellt, die deutſchen Reichsſtände, welche durch die Aufhebung der Feudallaſten im Elſaß zu Schaden gekommen, zu entſchädigen, Avignon dem Papſte zurückzugeben und eine Verfaſſung ſich gefallen zu laſſen, wie König Ludwig im Juni von 1789 ſie hatte geſtalten wollen. Auf deutſcher Seite verzögerte ſich indeſſen die Entſcheidung bis in den Sommer von 1792 hinein.... Im Juli wurde Franz, Erzherzog von Oeſtreich, König von Ungarn und Böhmen, in Frankfurt zu des Heiligen Römiſchen Reichs Deutſcher Nation letztem Kaiſer gekrönt. Der Sohn Leopolds des Zweiten und Neffe Joſephs des Zweiten war damals noch nicht völlig zu dem Mann ausgewachſen, von welchem viele Jahre nachher ein Kundigſter das im Einzelnen ſo widerſpruchsvolle und im Ganzen ſo naturwahre Portrait gezeichnet hat: — „Voll Haß, Verſtellung, Rachſucht, kein anderes Intereſſe als das der perſönlichen unbeſchränkten Gewalt; ein durch alle Waſſer des achtzehnten Jahrhunderts verwäſſerter Ludwig der Eilfte, ſo menſchenfeindlich, egoiſtiſch, gottlos, bigot, zäh und ſchwach 35).“ Zwar ſchon damals iſt Franz der Zweite ein vollendeter Abſolutiſt geweſen, aber noch ein Abſolutiſt mit Joſephiniſcher Färbung. Das Schickſal ſeiner Tante Marie Antoinette kümmerte ihn nicht im Geringſten: war doch ſein Herz ſchon in jungen Jahren ſo „ſtrohſideltrocken,“ wie ſein Lebenlang ſein Lachen geweſen iſt. Aber der Krieg war ihm erklärt worden, man mußte alſo Krieg führen und außerdem konnte ja dieſer Krieg wohl die günſtigſte Gelegenheit herbeiführen, den alten öſtreichiſchen Lieblingsplan einer Erwerbung Baierns im Austauſch gegen Belgien endlich einmal zu verwirklichen. Auch Preußen ging keineswegs ſo ganz nur aus bloßem blindem Legitimitätseifer gegen die franzöſiſche Revolution an, ſondern hoffte ebenfalls den kriegeriſchen Tumult zu einem Vergrößerungsgeſchäft ſo oder ſo, da oder dort ausnützen zu können.

Zu Mainz ſammelte ſich am 19. Juli 1792 ein glänzender Kreis von Fürſten, Prinzen, Prälaten, Miniſtern und Generalen. Der neugekrönte Kaiſer kam von Frankfurt herüber mit ſeinem Vetter von Neapel. Der König von Preußen, die Kurfürſten von Trier und Köln, viele Fürſten und Herren des Reichs fanden ſich ein. Es war das letzte Mal, daß das arme alte Reichsgeſpenſt ſo zu ſagen in Gala ſpukte. Auch die Chefs der franzöſiſchen Emigranten, welches Ungeziefer ſchon ſeit etlicher Zeit, ſchon allzu lange die große rheiniſche Pfaffengaſſe mit ſeiner frechen Anmaßlichkeit und ſchamloſen Lüderlichkeit unſicher machte, kamen herbei, die Grafen von Provence und Artois und der Prinz von Condé. Der Kurfürſt von Mainz, der windige Erthal, ein prunkliebender Herr, der für ſeine „Armee" von 3032 Mann einen Generaliſſimus und elf Generale hielt 36), ſchwamm in Wonne, eine ſo vornehme Verſammlung prachtvoll bewirthen zu können, und vergaß als aufmerkſamer Wirth nicht, für Se. ſiziliſche Majeſtät, den König-Lazzarone, ein Treibjagen auf dem Schloßplatze zu veranſtalten. Mitten im Tumult der Feſte wurden die letzten Verabredungen zu dem gegen die franzöſiſche Revolution zu führenden Kriege getroffen. Von Seiten Ludwigs des Sechzehnten war Mallet du Pan, wie ſchon gelegentlich gemeldet worden, nach Mainz geſchickt; aber der verſtändige Mann, welcher, obgleich ein in der Wolle gefärbter Royaliſt, die Pariſer Sachlage den verbündeten Monarchen darlegen wollte, wie ſie war, und ein möglichſt vorſichtiges, das franzöſiſche Nationalgefühl ſchonendes Vorgehen empfahl, wurde von den bramarbaſirenden, Drohung ſchnaubenden und Rache brüllenden Emigranten übermault. Außerdem ſuchte der ruſſiſche Geſandte, Graf Romanzoff, alle ſeine Schritte zu kreuzen, ja ſogar dem Agenten Ludwigs des Sechzehnten geradezu den Zutritt zu den Fürſten und ihren Miniſtern zu verſperren 37). Sehr begreiflich! Katharina der Zweiten lag Nichts daran, daß etwa durch Befolgung von Rathſchlägen der Mäßigung eine ernſte kriegeriſche Verwicklung vermieden, aber ſehr viel, daß dieſe Verwicklung bald begonnen und ſo tief als möglich würde.

Man ſprang in das Unternehmen mit einem Leichtſinn hinein, der um ſo thörichter und ſtrafbarer war, als ſich ſchon während der Dauer des Fürſtenkongreſſes zu Mainz handgreiflich fühlbar machte, wie ſchlechtgeleimt das öſtreichiſch-preußiſche Bündniß ſei. Es bleibt Nichts übrig, als anzunehmen, das freche

Geſchrei der Emigranten habe Fürſten und Miniſtern die Köpfe verwirrt und verrückt. Auf die Verſicherungen dieſes Menſchenſpülichts, auf ihre unabſichtlichen und abſichtlichen Lügen baute man den Kreuzzugsplan gegen die Revolution, ohne die entfernteſte Ahnung, welche Kräfte man gegen ſich aufzureizen im Begriffe ſei. Man ahnte nicht, daß man einen *Volkskrieg* zu beſtehen haben würde, daß eine ganze Nation — gleichviel, durch was für Mittel angeeifert — in Waffen gegen die kecken Eindringlinge ſich erheben werde. Man machte ſich nicht die entfernteſte Vorſtellung, daß der Genius der Revolution die ganze Art und Weiſe der Kriegsführung ſelbſt revolutioniren, daß er durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, durch das Maſſenaufgebot, durch hierauf baſirte taktiſche und ſtrategiſche Reformen, ſowie dadurch, daß er, ohne alle Rückſicht auf Geburtszopf und Ancienneтätshaarbeutel, jedes ſoldatiſche Talent zu verwerthen und auf den rechten Platz zu ſtellen wußte, ganz neue kriegeriſche Factoren und Motoren in's Feld führen würde, — Talente, Kräfte und Einrichtungen, gegen welche unſere zwei alten armen gichtbrüchigen öſtreichiſch-preußiſchen Herren, Herr Schlendrian von Koſtbeutel und Herr Fuchtel von Kamaſchenheim, trotz ihrer zweifelloſen Tapferkeit in die Länge nicht ſtandzuhalten vermochten. Allerdings erwies ſich, beiläufig bemerkt, die maſſenhafte Aushebung für die Franzoſen auch als ein zweiſchneidiges Schwert; denn es unterſteht keinem Zweifel, daß die unerbittliche Conſcription es war, welche das wirkſamſte Motiv für den Aufſtand der Vendéer abgab. Religion und angeſtammter Adelsreſpect allein hätten es nicht gethan; als aber die Vendéer Bauernjungen maſſenhaft Haus und Herd verlaſſen ſollten, um für die Königsfeinde gegen die Königsfreunde zu fechten, da wollten ſie, wenn doch einmal gefochten ſein mußte, lieber gleich in ihrer geliebten heimiſchen Bocage unter dem altgewohnten weißen, jetzt durch ihre Prieſter zwei- und dreifach geweihten Banner gegen die „Blauen“ fechten....

„Glück auf zum Marſch nach Paris!“ rief zu Mainz an einem der Julifeſttage von 1792 die emigrirte Ducheſſe de Grammont dem an der Spitze einer Bande ſogenannter „königlich franzöſiſcher Gensdarmerie“ unter ihrem Fenſter vorüberparadirenden emigrirten Marquis d'Antichamp zu. „O, Madame — gab der Begrüßte zurück — es iſt nur ein Spaziergang nach Paris.“ Das Wort machte Glück und wurde geglaubt, bis die Allergläubigſten, preußiſche Offiziere, knietief durch den Koth der Champagne platſchend, den „Spaziergang“ denn doch etwas unbehaglich und Paris zu weit entlegen fanden. Bei dem Herrn Gouverneur von Mainz, General von Gymnich, Generaliſſimus der kurmainziſchen „Armee“, war an einem jener Julitage Galatafel. Als der Nachtiſch kam, hatte ſich die vornehme Tafelrunde zu der erhabenen Ueberzeugung aufgeſchwungen, daß alle Franzoſen, die ſich irgendwie an der Revolution betheiligt hätten, ohne Ausnahme galgenswerth („pendables“) ſeien. „Gemach, meine Herren,“ ſagt der Gouverneur. „Woher Henker und Stricke genug nehmen?“ „Wir wollen die Henker machen!“ ſchreien champagnerbegeiſterte Offiziere. „Wir geben unſere Haare her, Stricke daraus zu drehen!“ erklären enthuſiaſtiſche Damen. Kommt denn auch der „Spaziergang nach Paris“ auf's Tapet. „Ich habe drei Kapaunen auf meinem Küchenwagen; den erſten denk' ich in Landau, den zweiten in Nancy, den dritten in Paris zu verzehren,“ bemerkt der Herr Oberſtlieutenant von Fechenbach. „Herr Gouverneur, Parole d'Honneur, ich bring' Ihnen einen Sack voll abgeſchnittener Jakobinerköpfe aus Paris mit!“ ſchreit der Herr Hauptmann von Dahl. „Bringen Sie mir die Hunde ſelbſt; ich will ſie in den Kaſematten verſchmachten laſſen,“ entgegnet der Herr General von Gymnich. „Ich für mich erbitte mir nur einen Finger von Pethion,“ flötet die „liebenswürdige“ Frau vom Hauſe [38].

Derweil hier dieſe Szene aus „Horribilikribrifax“ [39]) aufgeführt wird, ſpielt eine zweite deſſelbigen Bramarbas-Stückes drüben in der kurfürſtlichen „Favorite.“ Denn hier iſt man daran, das berüchtigte Kriegsmanifeſt der Verbündeten zu verfertigen, welches der zum Oberbefehlshaber des Invaſionsheers beſtellte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig am 25. Juli zu Koblenz unterzeichnen wird. Widerwillig, ſagt man; denn der herzogliche Herr iſt nicht ohne geſunden Menſchenverſtand, wenngleich dieſes Beſitzthum neben andern, als da ſind Puderkleiſterei, Gamaſchenknöpferei und franzöſelnde Grandſeigneur-Frivolität, weniger oft ſich geltend machen kann als nöthig und wünſchbar wäre. Seit Manifeſte erfunden ſind, iſt ein dümmeres und zweckwidrigeres niemals geſchrieben und veröffentlicht worden als dieſes ſogenannte des Herzogs von Braunſchweig. Mignet hat das Machwerk des Blödſinns kurz und gut charakteriſirt, wenn er ſagt, es habe „allen Jammer einer feindlichen Invaſion den Franzoſen offen angekündigt und überdies die Rückkehr des Deſpotismus und die Rache.“ Das ganze Ding athmet von Satz zu Satz mehr und mehr brutale Drohung. Aber es iſt noch alberner als brutal. Wenig glaubhaft daher, daß der ci-devant Finanzminiſter Monſieur de Calonne der Verfaſſer geweſen ſei, ſondern einem obſcuren Marquis de Limon die Autorſchaft mit beſſerem Grunde zuzuſchreiben 10). In der Favorite zu Mainz, wie geſagt, iſt dieſe weltgeſchichtliche Dummheit ausgeheckt, allen Abmahnungen des verſtändigen Mallet du Pan ungeachtet zu Papier gebracht und alsdann vom Herzog von Braunſchweig unterzeichnet und nach Frankreich hineingeworfen worden. In Paris ward es am 30. Juli ruchbar, zuerſt im Jakobinerclub, hat aber zunächſt nur erregt, was es zumeiſt verdiente, Spott und Lachen — („on en rit“, ſchrieb ein Freund an den zu Mainz abgeblitzten Agenten Ludwigs des Sechszehnten 11). Aber jakobiniſcher Eifer ſorgte ſchon dafür, daß es dabei nicht blieb. Auf die manifeſtlich-abſurde Drohung, es dem Erdboden gleich zu machen, gab Paris den 10. Auguſt zur Antwort — eine ſehr thatſächlich formulirte Entgegnung auf eine Beſchimpfung, die ſich allenfalls ein Volk von Lakaien, aber nicht das franzöſiſche gefallen laſſen konnte.

Neben der gemeldeten Antwort des revolutionären Zorns erfolgte noch eine zweite, von Seiten der kriegeriſchen Begeiſterung Frankreichs kommende: zunächſt nur ein Lied, aber ein Lied, das eine Urthat geweſen, weil Thaten ſchaffend, wie kaum ein zweites in dieſer Welt. Die Marſeillaiſe — das „revolutionäre Tedeum," wie Göthe ſie genannt hat [12]) — iſt eine der wenigen ſchickſalsmächtigen Erſcheinungen in der modernen Geſchichte Frankreichs, welche nicht von Paris über das Land ausgegangen ſind. Gedichtet von Rouget de l'Isle, einem Juraſſier, Geniecapitain bei der Beſatzung von Hüningen, wurde die gewaltige Hymne der Schlachtgeſang des an der Oſtgränze Frankreichs gegen die Coalition ſich ſammelnden Rheinheeres, flog, zuerſt in Straßburg im Hauſe des Maire Dietrich geſungen, von Stadt zu Stadt und wurde durch das Pikenbataillon der ſogenannten Marſeiller Föderirten, welches auf Barbaroux's Betreiben am 29. Juli 1792 in Paris anlangte, dorthin gebracht. Daher, wie Jedermann weiß, der Name Marſeillaiſe. Die Pariſer vernahmen das Lied zum erſten Mal von der Bühne der Opera aus dem Mund eines Choriſten, welcher es in einem Zwiſchenact anſtimmte. Worte wie Weiſe wühlten die Herzen der Hörer in ihren Tiefen auf. Dumouriez, der doch fürwahr nicht gerade ein Nebler und Phantaſt geweſen, hat bezeugt, daß die Marſeillaiſe auf dem Schlachtfeld dieſelbe elektriſirende Wirkung gethan, ja da erſt recht: — bei Jemappes, am 6. November 1792, bringt er die ſchon mehr als halb verlorene Schlacht zum Stehen, indem er mit heller Stimme das wunderſame Lied anſtimmt und den dadurch bewirkten „Elan" ſeiner Bataillone raſch benützend das Treffen zum Siege wendet [13]).

Seltſame Fügung, daß dieſer Päan der Revolution, welcher für ſo viele Tauſende und wieder Tauſende von Deutſchen zu einem Todtenmarſch werden ſollte, zuerſt in der deutſchen

Stadt Straßburg ſeine Adlerſchwingen gelüftet hat. Eine ſeltſamere noch, daß die welthiſtoriſch gewordene Melodie von De l'Isle's Lied ſechszehn Jahre vor Entſtehung des Textes von einem deutſchen Muſiker erſonnen wurde, der ſich gewiß nicht träumen ließ, daß der Satz des „Credo“ einer ſeiner Meſſen dereinſt den Feuerworten des revolutionären Sturmlieds brauſende Fittige leihen würde 44). Lamartine, der in ſeinem glänzenden hiſtoriſchen Roman von den Girondiſten ſo oft über jene, Perſonen und Ereigniſſe blitzartig erleuchtenden Schlaglichter gebietet, wie nur poetiſche Inſpiration ſie an die Hand gibt, hat wahr, wenn auch etwas geziert, geſagt: „Die Noten dieſer Melodie rieſelten gleich der auf dem Schlachtfelde in noch heißes Blut getauchten Fahne. Sie machte erbeben, aber dieſes das Herz mit ſeinen Schwingungen erfaſſende Beben war furchtloſer Art. Sie gab Schwung, ſie verdoppelte die Kräfte, ſie verſchleierte den Tod, ſie goß die Trunkenheit des Kampfes in die Sinne und die Seele des Volkes 45).“ Jedenfalls — das zu ſagen iſt auch der Geſchichtſchreiber berechtigt — war die Antwort, welche Frankreich mittelſt der Marſeillaiſe dem Abſolutismus gab, edler als die Frage, welche dieſer mittelſt des Manifeſts vom 25. Juli an die Franzoſen gerichtet hatte. „Wollt ihr euch unterwerfen?“ — „Allons, enfants de la patrie!“ — „Wollt ihr hinnehmen, was wir bringen? Das Ancien Régime und ein rachedurſtiges Emigrantenpack?“ — „Aux armes, citoyens!“

## Drittes Kapitel.

### Schrecken.

Zu Anfang des Jahres 1791 war ein Deutſcher nach Paris gekommen, Johann Heinrich Merck, welchen Fauſt-Göthe nicht ganz mit Recht ſeinen Mephiſto genannt hat, der aber ohne Frage ein Mann geweſen iſt, welcher die „gemeine Wirklichkeit der Dinge“ unter einem darüber gebreiteten roſenrothen Phraſenſchleier zu erſchauen vermochte. Nun wohl, dieſem unſerem leidlich poſitiven Kriegszahlmeiſter aus Darmſtadt iſt Paris, welches zur angegebenen Zeit doch ſchon nicht mehr in den Flitterwochen der Freiheit lebte, wie ein Paradies vorgekommen. „Paris — ſchrieb er am 23. Januar an Einen Freund — übertrifft alle Erwartung an Ganzheit der Geſinnung, an Größe der Bilder, an Feſtigkeit des Ausdrucks, an Durſt nach Wahrheit, Jugend, Menſchengefühl. Ich habe die „Einnahme der Baſtille“ geſehen, ein völlig Shakſpeare'ſches Drama, das Göthe nicht beſſer hätte calculiren können. Ich bin in Thränen geſchwommen, nicht ſowohl wegen der Vorſtellung der Dinge als wegen der Theilnahme des Publikums. Mir war es, als wenn ich bei dem Mahle wäre, wo der Vater des verlorenen Sohns Alles hergab, was er im Hauſe hatte. Ich war in dieſer großen, großen Familie mit bei Tiſche ... Der Maler David wird mich morgen zur Aufnahme in den Club des Jacobins vorſchlagen. Der Jakobinerclub enthält alle Leute von Genie und warmem Herzen. Hier iſt der Ort, wo der Grundſtein zum Wohl der Nation und vielleicht des Univerſums bereitet wird 16)."

Ein Jahr ſpäter und gar vollends nach dem 10. Auguſt von 1792 würde der gute Merck ſein Pariſer Paradies voll „Wahrheit, Tugend und Menſchengefühl" kaum noch erkannt haben. Denn die inzwiſchen eingeriſſene Hoſenloſigkeit bevölkerte es mit Geſtalten, deren Anblick zu ertragen ſtarke Nerven erforderte. Diplomatiſche Nerven insbeſondere waren zu zart hiefür. Der explodirende Tag hatte daher die Diplomatenſpreu in alle Winde geblaſen: kaum daß noch der oder dieſer Geſandten-Schemen in trauriger Vereinzelung auf der Stätte umging, vonwo jetzt das Phantom von conſtitutionellem König weggeſpült war. Auch Poetennerven — es wären denn die im Feuer des Jakobinismus geſtählten eines Marie-Joſeph Chénier geweſen — war die Pariſer Luft nicht mehr zuträglich und ſo ſehen wir am 18. Auguſt den italiſchen Freiheitsdichter Vittorio Alfieri mit der Madonna ſeines Herzens, der Gräfin von Albany, aus der franzöſiſchen Hauptſtadt entweichen. Nicht ohne mancherlei Hemmniſſe und Verumſtändigungen; denn Paris iſt, ſo will es ein feuerathmender, von einer im Stadthauſe thronenden „Commune" dictatoriſch geleiteter Sansculottismus, dermalen eine ungeheure Mausfalle, ſinnreich zum Einfangen aller des Ariſtokratismus verdächtigen Creaturen hergerichtet. Vittorio und Signora ſind glücklich an der nach St. Denis führenden Barrière angelangt und die wachthabenden drei oder vier Nationalgardiſten wollen den Flüchtlingen das Gitterthor des „Rieſengefängniſſes" aufmachen. Aber unglücklicher Weiſe liegt neben der Barrière eine Pintenſchenke, aus welcher plötzlich — erzählt der gräfliche Dichter in wüthender Rückerinnerung — an dreißig „Wüthriche" herausſtürzen, „beſoffen und hemdelos" (warum nicht auch hoſenlos?) — und ſofort, als ſie unſere zwei Wagen mit dem ſchweren Gepäck und mit fünf Perſonen männlicher und weiblicher Dienerſchaft erblicken, zu heulen anfangen, „die Reichen wollten aus Paris entfliehen, ihre Schätze mitnehmen und das Volk in Hunger und Noth zurücklaſſen.“ Bei ſo bewandten Umſtänden entſteht ein Zank zwiſchen den „wenigen elenden Gardiſten, welche uns ziehen laſſen, und den vielen elenden Lumpenkerlen„ welche uns zurückhalten wollen.“ Da ſpring' ich, in meinem Aerger und Ingrimm die gräßliche über unſern Häuptern ſchwebende Gefahr nicht achtend und wohl wiſſend, das rechte Mittel, mit Franzoſen fertig zu werden, ſei, noch ärger als ſie zu ſpectakeln, aus dem Wagen, unſere Päſſe in der Hand, und ſchreie: „Seht, hört! Mein Name iſt Alfieri. Italiener, nicht Franzos! Groß, blaß, mager, rothhaarig. Ich bin's! Guckt mich an! Ich hab' einen Paß, hab' ihn von euren Behörden; wir wollen fort und, bei Gott, wir werden reiſen!“ Das geht ſo eine halbe Stunde lang und hat ſich inzwiſchen viel Volk um die Reiſewagen geſammelt. „Feuer an die Equipagen!“ ſchrei'n die Einen. „Pflaſterſteine herbei!“ die Andern. „Das ſind fliehende Adelige und Reiche. Nach dem Stadthaus mit ihnen!“ die Dritten. Endlich macht das lange Spectakeln die „Tigeraffen“ ermatten. Die Wache „gibt mir ein Zeichen, in den Wagen zu ſteigen, in welchem die Signora, man kann ſich denken, in was für einer Stimmung, ſitzen geblieben war; die Poſtillone ſteigen auf, das Gitter wird aufgethan und im Galopp geht's hinaus, unter Begleitung von Gepfeife, Geheul und Gefluche des Lumpenpacks.....“ Kein Lichtbild das, aber die getreue Photographie eines Stückes Leben aus jenen Tagen, wo ſich der „Schrecken“ wie die ſchwarze Höhlung einer tonloſen Rieſenglocke auf Paris herabſenkte. Ah, Dichter des Filippo und der Virginia, du wirſt am derzeit noch friedlichen Ufer des Arno, wohin du mit deiner „Herrin“ geflüchtet, fortfahren, wie bisanhin mit dem Dolche der Tragödie antike und moderne Tyrannen umzubringen. Aber den Anblick eines hiſtoriſchen Trauerſpiels der Wirklichkeit vermochteſt du nicht zu ertragen. Du wirſt, mehr noch als der deutſche Odendichter Klopſtock durch die leidige Erfahrung, daß man Revolutionen nicht mit Verſen und Lavendelwaſſer macht, zum Ingrimm geſtachelt, deinen „Gallierfeind" (Misogallo) zuſammenſonettiren, in welchem du den Franzoſen als „parfümirten Barbaren" alles mögliche Böſe nachſagſt und zornglühend anrufſt: „Sind die Gallier frei, ſo bin ich — ich, der Freiheitsdichter par excellence — ein elender Sklave[67]."

Wohl denen, welchen es glückte, in dieſen unheilſchwangern Tagen, die dem 10. Auguſt folgten, Paris zu verlaſſen, bevor die Stadt geſperrt wurde und eine dictatoriſche Commune, welche einem ſchönredenden Parlament und einer lahmgelegten Regierung alle Macht und Gewalt entwunden, ihre Hausſuchungen und ihre Verhaftungen der „Verdächtigen" im Großen anhob. Wohl denen, die weder ſelbſt verdächtig waren — aber wer war einer argusäugigen Hoſenloſigkeit nicht verdächtig? — noch für verdächtige Freunde zu zittern hatten. Seht da unſere Frau Geſandtin, Dame Staël, wie ſie angſtvoll gackernd umhergeht, einer Henne gleich, die ihre Küchlein vor den Krallen des über ihnen ſchwebenden Habichts ſchützen möchte und nicht weiß wie. Folgt ihr auf ihren Angſtgängen, bis es ihr endlich mit Aufbietung all ihres Eſprit, ihrer Buſen fliegen machenden Gefühlswallung und Beredtſamkeit gelingt, ihr theures Küchlein Narbonne erſt zu verſtecken und endlich durch die Barrière zu ſchmuggeln, und ihr werdet euch ſchon eine Vorſtellung machen können von der Pein und Noth, welche Menſchen in jenen erdrückend ſchwülen Sommertagen zu leiden hatten[68]. Denn tiefer und tiefer ſenkt ſich die dunkle Schreckensrieſenglocke auf Paris herab, die Ränder ihrer Wölbung berühren die Ringmauern, wuchten auf denſelben und verwandeln die Stadt in eine Luftpumpe der Angſt, in eine infernaliſche „città dolente." Die Familiaren der Commune — gewiſſenhaft-fanatiſchere hatte die heilige Inquiſition nie — durchſtreichen, durchfliegen, durchwittern die Quartiere und ſtopfen mit ihrem Menſchenraub die Gefängniſſe voll, wo Schuldige und Unſchuldige — und wer iſt ſchuldig und wer iſt unſchuldig? — Greiſe, Männer und Jünglinge, Matronen und Mädchen, Prieſter, Hochadelige und Kleinbürger, des Furchtbaren harren, jenes großen Molochopferfeſts des Schreckens in den gräuelvollen Tagen und Nächten vom 2. bis zum 6. September. „Morgen wird man in den Gefängniſſen die Seelen der Ariſtokraten zur Hölle ſpediren!" zetern am 1. September wuthtrunkene Poiſſarden auf der Terraſſe der Feuillans[19]). Um 4 Uhr Abends am 2. September beginnt die ſchnöde Traveſtie von Gericht und Urtheilsſprechung in der Abtei und beginnt hier und im Chatelet, in La Force, in Bicêtre, in der Salpetrière, in St. Firmin und in der Conciergerie das Morden. Das Morden um Taglohn — hört ihr? — um Taglohn zu 3 bis 6 Francs. Nur einen Blick in dieſen Septemberhöllenſchlund, in welchem erbarmungsloſe „Tappe-durs" handiren und aus welchem eine heiße, ſchwere, rothe Dampfwolke aufſteigt, ein Dunſt von Blut und Lymphe, welcher das Herz krank macht. Am Morgen des 3. Septembers kommt der finſtere Billaud-Varennes, Einer von der Commune, in ſeiner ſchwarzen Perücke, mit der dreifarbigen Amtsſchärpe gegürtet, nach der Abtei und hält auf dem Hofe, mitten unter Haufen von Leichnamen ſtehend, dieſe Rede an die Schlächter: „Volk, du thuſt deine Pflicht, indem du deine Feinde tödteſt. Eine dankbare Commune, ein dankbares Vaterland würden euch gerne angemeſſen belohnen, ſind aber außer Standes; ihr wißt, warum. Indeſſen, wer in einem der Gefängniſſe gearbeitet hat, ſoll eine Anweiſung auf einen Louisd'or haben. Ehrenwerthe Bürger, fahrt fort mit eurer Arbeit und ihr werdet euch noch mehr um das Vaterland verdient machen." Vorüber!… Den genaueſten Ermittelungen zufolge iſt die Zahl der Opfer der Septemberwerde — (das ſchönſte darunter wohl die ſanfte und gute Prinzeſſin de Lamballe, deren Kopf mit ſeinen langen blonden Locken auf der Spitze einer Pike vor das Fenſter von Marie Antoinette's Kerker im Temple getragen wurde) — 1089 geweſen[30]). Es war fürwahr nicht nöthig, dieſe Zahl nachmals ins Ungeheuerliche zu übertreiben. Ob 100, ob 1000, ob 10,000, der Gräuel iſt derſelbe, wie es die Schuld jener Katharina von Medici und ihrer vornehmen Satelliten nicht mindert noch mehrt, ob in der von ihr angeſtifteten und von ihnen vollzogenen Bluthochzeit vom Auguſt 1572 nur 20,000 oder doppelt ſo viele Hugenotten „im Namen Gottes und des Königthums“ hingeſchlachtet worden ſind.

Die am 10. Auguſt improviſirte Commune von Paris oder wenigſtens ein Ausſchuß derſelben, aus eigener Machtvollkommenheit conſtituirt, hat die Septembermetzelei organiſirt und geleitet, das ſteht feſt. Aus der Region, wo ein nach Blut krächzender Marat, ein tamerlaniſch aufgereckter Collot, ein unerbittlicher Billaud walteten, konnte und mußte Solches kommen zu einer Zeit, wo ſo zu ſagen die Revolution im Fieberdelirium raſ'te. Aber iſt nicht die bluttriefende Septemberſaat auf das in der Sitzung eines von der Legislative beſtellten Vertheidigungscomité am 30. Auguſt aus Danton's Mund gegangene Wort: „Il faut faire peur aux royalistes!“ als auf ihr Samenkorn zurückzuführen? Er kann das Wort geſprochen haben, es hat Danton'ſchen Klang; aber es iſt nicht bewieſen, daß er es geſprochen[31]). Unwiderſprochen dagegen iſt, daß Danton, auf welchem in dieſen ſchrecklichen Tagen wahrlich eine zu ungeheure Arbeitslaſt wuchtete, als daß er, wie man ihm nachgeſagt, mit Gelagen und Schwelgereien ſich hätte befaſſen können, im Verlaufe der Mörderei eine Menge von Gefangenen gerettet hat[32]). Allerdings, er that dies nur gelegentlich, gleichſam im Vorübergehen: denn er hatte Anderes zu thun und zwar, ſo grauſam das klingen mag, Wichtigeres. Wer unbefangenen Blickes die

Umſtände muſtert, welche ſich in den letzten Wochen und Tagen des Auguſt von 1792 zuſammendrängten, wird und muß zu der Ueberzeugung kommen, daß es damals in der That galt, die Revolution zu retten und durch die Revolution Frankreich, es wäre denn, daß man die Rettung deſſelben in einer auf den Spitzen fremder Bajonnette gebrachten Reaction erblickte, wie die Emigranten ſie wollten. Danton's Stellung zu den Septembriſeurs war die, daß er geſchehen ließ, was ihm als revolutionärem Staatsmann von untergeordneter Bedeutung zu ſein ſchien. Er kehrte auch wohl im Hinblick auf die Septembertage den Danton-Hyperbolos heraus, indem er, wenn Barère recht gehört hat, den koloſſalen Kynismus hinwarf: „Le 10 août la révolution est accouchée de la liberté républicaine, le 2 septembre elle a déposé l'arrière-faix [32].“

Danton iſt der Mann der Männer der Revolution. Keine andere Geſtalt derſelben reicht an dieſen Rieſen hinan, welcher unter der Schädeldecke ſeines Bullenbeißerkopfes die Impulſe ſtaatsmänniſchen Genie's trägt, Impulſe, die nicht mit der Krämerelle unſerer Tage zu meſſen ſind. Dem Rieſen gebührt der rieſige Maaßſtab ſeiner eigenen Zeit, die nicht kleinlich-ſäuberlich (oder auch kleinlichſt-unſäuberlichſt) rechnen, dafür aber groß handeln konnte, die Welt in Feuer und Flammen ſetzte und eine Götterdämmerung heraufführte, die wahrlich Europa noththat, einer Sündflut Thür und Thor öffnete, die unermeßlich viel Unrath wegzuſpülen hatte. Und das auch iſt das Auszeichnende an Danton, daß der Koloß ein Menſch war, keine abſtracte Formel wie der „grünadrige“ Unbeſtechliche, ſondern ein Menſch voll pulſirenden Lebens, voll quillender Leidenſchaft und ſtrotzender Kraft, ein Menſch, der neben dem dröhnendſten Schrei des Zorns und der Wuth, neben gigantiſchen Kynismen auch die innigſten Herzenslaute in der Bruſt trug. „Danton — hat ein keineswegs für ihn eingenommener Zeitgenoſſe geſagt — hatte immer etwas Verſöhnliches und oft etwas Menſchenfreundliches.

Voll Wildheit auf der Tribüne, war fern von dieſer ſeine Erſcheinung ruhig und manchmal heiter. Seine Beredtſamkeit war vulkaniſch und er war ganz und gar zum Volkstribun gebaut[34].“ Summa: ein Rieſe, von welchem, falls man ihn weinend ſich denken könnte, man auf gut Shakſpeariſch ſagen müßte: „Er weint Mühlſteine.“ Er ragte zu weit über das menſchliche Mittelmaaß hinaus, als daß er nicht einer der Beſtverläumdeten ſeiner Zeit hätte ſein ſollen. Lafayette hat in ſeinen Memoiren die leichtſinnigſten Lügen über Danton zu Markte gebracht, und wenn von ihm die Rede, machte girondiſtiſcher Parteihaß auch Frau Roland alles Wahrheitsgefühl vergeſſen oder verleugnen[35]. Einen Hauptbeleg für Danton's active Betheiligung an den Septembermorden ſah man in der Angabe Bertrand's de Molleville, das berüchtigte Rundſchreiben, welches der Wachtausſchuß der Commune am 3. September an alle Departements erließ und welches die Aufforderung enthielt, den Pariſer Septembergräuel in den Provinzen nachzuahmen, ſei von Danton als Juſtizminiſter contraſignirt worden. Nun iſt aber das Wahre an der Sache, daß der Ex-Miniſter Ludwig des Sechszehnten gelogen, die fragliche Contraſignatur geradezu erfunden hat[36].

Ja, von furchtbarer Schwüle ſind die letzten Wochen und Tage des Auguſt von 1792 geweſen, die zaghaften Gemüther mit Angſt, die energiſchen mit Wuth füllend. Man athmete in einer Atmoſphäre von Feuer, in einem Chaos von ungeheuerlichen Gerüchten und wirklichen Hiobsposten, von Rathloſigkeit, Anarchie und unſicher taſtender Verzweiflung. Solchem Gewölke, mit elektriſchem Franzoſenthum bis zum Berſten geladen, kann ſchon ein Schwefelblitz wie der 2. September entfahren. Die fliegende Fieberhitze vom 10. Auguſt wird zur ſtehenden. Am 15. erſtatten Gohier und Bazire in der Manége einen vorläufigen, aber hinlänglich aufregenden Bericht über die im „eiſernen Schrank“ in den Tuilerieen gefundenen Papiere, einen Bericht, welcher die Beziehungen des entthronten Königs zu ſeinen emigrirten Brüdern, zu den auswärtigen Höfen und zu ſeinen Anhängern in Frankreich zu einer förmlichen Verſchwörung des Royalismus gegen das franzöſiſche Volk geſtaltet. Am 18. die Fahnenflucht Lafayette's. Am 23. nehmen die in Frankreich eingebrochenen Preußen und Oeſtreicher Longwy; in Folge von royaliſtiſchem Verrath, ſchreit es durch Paris. Verdun iſt bedroht und der Weg nach Paris ſcheint den Verbündeten geöffnet. Allerdings iſt die Gefahr lange nicht ſo groß, wie ſie ſcheint. Findet doch die Contrerevolution ſelbſt in jenen für monarchiſch geſinnt geltenden Gegenden keinen Anklang und werden die Emigranten beim Einzug der Preußen in Verdun (am 1. September) ſehr kühl empfangen[37]. Aber wie gar oft in dieſer Welt, hat auch hier der Schein mehr zu bedeuten als das Sein. Der Schein von Gefahr ſchlägt die Bewegungsmänner in Paris mit Furcht und Zittern und plötzlich ſpringt dann, dem franzöſiſchen Charakter gemäß, die Angſt in Ingrimm um. Um ſo jacher, um ſo hitziger, als Falſches und Wahres die Seelen verwirrt, die Geiſter peitſcht. Der gefangene König, heißt es, ſoll durch einen Aufſtand der Royaliſten aus dem Temple befreit werden. Drüben in der Vendée, heißt es, und ſo iſt es, ſchlägt das Feuer des royaliſtiſchen Aufſtands auf. Schon ſammeln ſich, auf den Ruf ihrer Prieſter, Banden bewaffneter Bauern im Bocage, ſchon ſind die Vendéer Barone zu Pferde geſtiegen, Piſtolen im Gürtel, die weiße Kokarde am Hut, ein „geweihtes Herz" auf dem Rockärmel, einen Roſenkranz im Knopfloch, dreifarbige Kokarden an den Schweifen ihrer Roſſe durch den Koth ſchleifend[38]. Wir befinden uns alſo zwiſchen zwei Feuern? Feinde von außen, Feinde von innen in Hülle und Fülle. Wohl, ſo laßt uns thun, was wir müſſen, und ſehen, was eine alſo in die Enge getriebene Freiheitsgöttin, die eine rothe Mütze auf dem Haupt und eine Pike in der Hand trägt, auszurichten vermag. Erſt an die Verräther und dann an den Feind! Schließt die Thore, ſpürt auf, verhaftet, tödtet! Und laßt Danton auf die Tribüne ſteigen, damit er den Flammenſtrom ſeiner Worte über Frankreich ausſchütte. Seine Rede vom 2. September iſt die Trompetenfanfare, welche das franzöſiſche Volk zu den Waffen ruft. „Die dröhnende Sturmglocke gibt nicht das Alarmzeichen, ſie iſt der Stoß (la charge) auf die Feinde des Vaterlands. Um ſie niederzuſchmettern, bedarf es der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit, abermals der Kühnheit und gerettet iſt Frankreich! 29)…“ So mag ſich, menſchlich angeſehen, das Septembergrauen erklären. Kein Zweifel, Danton hat in jenen Tagen die ganze Kraft der Revolution entfeſſelt und ihr den Weg zum Siege gezeigt, indem er den Gedanken eines Volkskriegs proclamirte und alle Anſtalten traf, dieſen Gedanken zur Thatſächlichkeit zu geſtalten. Es iſt tröſtlich, zu ſehen, daß von denſelben Tagen, wo Franzoſen um Taglohn Franzoſen mordeten, die Erhebung in Maſſe gegen den auswärtigen Feind datirt.

Aber, ſagt man, die maſſenhafte Erhebung des franzöſiſchen Volkes blieb vorderhand mehr Phraſe als That. Sehr wahr, aber was thut's? Der Anſtoß iſt gegeben, ein ſo mächtiger Anſtoß, daß er ſeines Zieles nicht verfehlen wird. Laßt nur erſt einen das Ding mit praktiſchem Schick und Takt zur Hand nehmenden Carnot, wohlfahrtsausſchüßlichen Andenkens, die Danton'ſche „Phraſe,“ d. h. den republikaniſchen Krieg gegen das monarchiſche Europa organiſiren und ihr werdet hinlänglich viel rothe Wunder zu ſehen bekommen. Einſtweilen hat es ganz den Anſchein, als bedürfe es nicht einmal rother Wunder, um die fremden Waffen vom franzöſiſchen Boden zu verſcheuchen. Hat weithinſchallendes Danton'ſches Löwengebrüll den Feind erbeben gemacht? Das nicht. Auch was Dumouriez von den „Thermopylen Frankreichs,“ zu welchen er den Argonner Wald machen wolle, in auf Theaterſtelzen einhergehenden Redensarten baſelirt, iſt unendlich viel mehr Wind als Wahrheit. Es hat keine Noth mit dieſen Thermopylen, bewahre! Viel mehr

Wirklichkeit hat eine andere antike Reminiscenz, die nämlich, daß der Herr Herzog von Braunſchweig ein Fabius Cunctator mit Zopf und Quatre-Epinglesfriſur iſt. Er ſcheint ein beängſtigendes Vorgefühl zu haben, wie ihm eines böſen Tages die „Furia francese“ mitſpielen werde. Er zaudert und trippelt und tiftelt, er manövrirt ſo methodiſch, daß er vor lauter Methode kaum vom Flecke kommt. Vollends gar nicht mehr, als die Herbſtregen die Champagne in ein Kothmeer verwandeln. Friedrich Wilhelm der Zweite möchte aus der Haut fahren vor Ungeduld, denn er iſt dermalen noch voll Feuer, ſeinem guten Bruder Ludwig im Temple zu Paris Hülfe zu bringen; allein ſoweit geht dieſes Preußenkönigs Königlichkeit nicht, einen methodiſchen Kamaſchenknopf von Herzog zu allen Teufeln oder wenigſtens heim nach Braunſchweig zu ſchicken und wohl oder übel ſein Heer ſelber zu befehligen. Uebler hätte er die Sache auch gar nicht machen können als ſein weltberühmter herzoglicher General ſie machte, welcher den Franzoſen Veranlaſſung gab, zu meinen, ſie hätten die Schlacht von Valmy gewonnen, weil ſie dieſelbe nicht verloren. Ein bloßes Scheinding von Schlacht übrigens, wie Jedermann weiß, franzöſiſche Geſchichtſchreiber ausgenommen. Auf beiden Seiten mitſammen fünf-, höchſtens ſechshundert Mann gefallen. Eine Fanfaronade, ſtatt mit Menſchenkehlen mit Kanonenmäulern in den Argonner Bergwald hinein und heraus geſchrieen. Nichts weiter. Oder doch? Die Preußen kehrten um und der Herzog von Braunſchweig machte Paris, das inzwiſchen ſogar republikaniſch gewordene Paris nicht dem Erdboden gleich, ſoviel iſt gewiß. Longwy und Verdun wurden ohne Schwertſtreich den „Neufranken“ wieder überlaſſen und die ganze Herrlichkeit des Kreuzzugs der Legitimität löſ'te ſich in Nebel, Regen und Froſt auf. Eine alte Wahrheit wurde wieder einmal neu: — „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi,“ zu Deutſch: die armen preußiſchen Soldaten hatten die ritterliche Hochgefühlswallung ihres

Königs mit einer verheerenden Ruhr zu büßen. Der gute General Kalkreuth mochte ſich immerhin rühmen, die franzöſiſchen Generale Dillon und Kellermann bei den mit ihnen am 11. und 14. October zu Glorieux und zu Aozenne gehabten Zuſammenkünften, wo um einen Waffenſtillſtand herumgeredet wurde, überliſtet zu haben[60]). Das Reſultat des ſo großprahleriſch begonnenen Feldzugs nach der Champagne war doch kein anderes, als daß die Franzoſen mit ſanftem Drängen die Preußen aus Frankreich hinauskomplimentirten. Man müßte denn als ein weiteres Reſultat gelten laſſen wollen, daß dieſer Feldzug dem Wolfgang Göthe Gelegenheit gegeben, thatſächlich zu erproben, was es mit dem Kanonenfieber eigentlich auf ſich habe. Als er eines Tages in „die Region gelangte, wo die Kugeln herüberſpielten," kam ihm der Ton „wunderſam genug" vor, wie „zuſammengeſetzt aus dem Brummen des Kreiſels, dem Butteln des Waſſers und dem Pfeifen des Vogels." Er konnte unter „dieſen Umſtänden" bald bemerken, daß „etwas Ungewöhnliches" in ihm vorging, ein „gräßlich Bängliches," das „durch die Ohren" zu ihm gebracht wurde. Es war ihm, als befände er ſich an „einem ſehr heißen Orte" und als hätte „die Welt einen gewiſſen braunröthlichen Ton[61])...."

Am Tage nach dem Kanonade-Schwindel von Valmy, alſo am 21. September 1792, zieht der inzwiſchen gewählte National-Convent, 749 Mitglieder ſtark, in die Manège ein und eröffnet unter Pethion's Vorſitz ſeine Thätigkeit. Wohlbedächtig ſagen wir Thätigkeit, denn mit der parlamentariſchen Rednerei, ſo da redet, um zu reden, iſt's vorbei in dieſem fiebernden, vulkaniſirenden Frankreich, welches, bildlich zu ſprechen, zu ſeinem Convent ſagt, wie vordem ein König-Korporal von Preußen zu dem Berliner Pflaſtertreter: „Geh, Kerl, und thu' was!" Und der Convent thut Etwas, thut mehr als jemals ein Parlament gethan hat: ſein Debattiren iſt ein Regieren, Produziren, Phosphoresziren, auch ein Galvaniſiren mitunter. Er ſoll für ein anarchiſch hin und her wogendes Land den haltenden Anker einer Verfaſſung ſchmieden, aber nur ſo nebenbei gleichſam. Denn es gibt Dringlicheres zu thun: — im Innern den Royalismus austilgen, nach Außen das monarchiſche Europa bekämpfen, Armeen aus der Erde ſtampfen, Krieg führen, Krieg gegen ſämmtliche „Tyrannen" des Erdkreiſes wie gegen ſämmtliche Heilige des chriſtlichen Kalenders, Krieg an allen Ecken und Enden, Schreckenskatarakte auf alle Widerbeller und Widerſacher der neuen Dreieinigkeit „Liberté, Egalité et Fraternité" ausſchütten, den Herrgott ab- und wieder einſetzen, einen Feuergürtel um die rebelliſche Vendée ſchlingen und denſelben eng und enger zuſchnüren, ein royaliſtiſches Lyon in Schutt legen, den Föderalismus im Süden und Weſten niedertreten, Sendboten wie flammende Donnerkeile in die Provinzen und zu den Heeren ſchleudern, in die Furchen des umgewühlten Frankreichs eine Energie ſäen, die eine Saat von Soldaten aus dem Boden treibt, welche die Tricolore an den Liris und an den Nil, an die Donau und Save, an den Ebro und Tajo, an die Weichſel und Moskwa tragen werden; — alle dieſe und noch viel andere Arbeit mehr hat der Convent zu verrichten. Zuletzt, aber nicht als die letzte die, es dahin zu bringen, daß ſelbſt ein krächzender Marat, wenn er es noch erlebt hätte, mit dem Grinſen einer theilweiſen Befriedigung in den Refrain der Hoſenloſigkeit: „La Guillotine ne va pas mal!" würde eingeſtimmt haben. Armer Wortblumenkranzwinder Vergniaud, arme Wolkenwandler von der Gironde alle mitſammen, inmitten eines mit derartiger Arbeit beladenen und ſolche Arbeit entſchloſſen und rüſtig anpackenden Convents wollt ihr euer Ideal von einer „honetten" Republik verwirklichen? Seht ihr dort den „Berg," auf deſſen Höhe die „Montagnards" hauſen, voran die Erwählten der Hauptſtadt, die „grünadrige" Contrat-ſocial-Formel Robespierre, Koloß Danton, Billaud, Collot, Desmoulins und verſchiedene Dii minorum gentium, unter welche ſich auch ein zum Philippe

Egalité metamorphoſirter Ex-Duc d'Orleans einſchiebt, endlich der ſchmutzſtarrende „L'ami du peuple,“ triefäugig, bränenmaulig, wie unmittelbar aus der Goſſe hieher geſchaufelt, ein Anblick, menſchlichen Augen wehthuend, unerträglich, — ja, idealiſtiſche Verehrer eurer Sibylle Manon Jeanne Roland, ſeht ihr dieſen Berg? Von ſeiner Höhe herab wird die Lawine des Jakobinismus rollen, welche euch zermalmt und, ach, die Sibylle mit euch. In Revolutionen iſt man Hammer oder Ambos. Andere hatten mehr Hammerhaftigkeit in und an ſich als ihr und der Hammer ſchlug zu, wie es des Hammers Art und Amt.... Monarchiſch-conſtitutionelle Feuillans ſind jetzo aus der Reitbahn weggeblaſen. Dort, auf der Rechten, wo ſie in der Lucus a non lucendo „geſetzgebenden“ Verſammlung geſeſſen, ſitzen jetzt die Girondiſten. Zwiſchen Gironde und Montagne dehnt ſich die „Ebene“ (la plaine), das Centrum nach neuerem parlamentariſchen Rothwelſch, allwo ein künftiger „Anakreon der Guillotine,“ Barère, ein feuriger und in jeder Fiber ehrlicher Grégoire, ein Marie-Joſeph Chenier und verſchiedene künftige Größen oder Kleinheiten des Directoriums und des Kaiſerreichs ſich aufhalten. Auch ein Conſtitutionsmacher Sieyes ſitzt da, nachgerade ſehr ſchweigſam geworden. Der wird eines Tages auf die Frage: „Was machten Sie denn während der Schreckenszeit?“ die vielſagende, allesſagende Antwort geben: „Ich lebte!“ Die Ebene fällt ab in den „Sumpf“ (le marais), Behauſung feiger „Sumpfkröten“ (crapauds du marais), welche quaken, wie das vom Berge kommende Schrecken ſie lehrt. Eines Tages freilich werden Ebene und Sumpf gegen den Berg oder vielmehr gegen den Hauptbergmann ſich empören, für jetzt aber gehorchen ſie ihm.

So wird denn am zweiten Tag der Exiſtenz des Convents, am 22. September, mit wunderbarer Einmüthigkeit vorgegangen. Berg, Gironde, Ebene und Sumpf zwar nicht *ein* Herz und *eine* Seele, aber doch *eine* Stimme. Am geſtrigen Tage fiel von Danton's Lippen die eindringliche Mahnung, ſtrenge Geſetze zu geben und dieſelben ſcharf zu handhaben, aber mit dem Blute der Franzoſen ſparſam umzugehen. Heute vor Allem: Monarchie oder Republik? Grégoire beſteigt die Tribune und wälzt vom Rande derſelben den ungeſchlachten Wortfelsblock in die Verſammlung hinab: „Die Könige ſind in der moraliſchen Ordnung der Dinge, was die Ungeheuer in der phyſiſchen. Die Höfe ſind Höhlen für Tyrannen und Werkſtätten für Verbrechen. Die Geſchichte der Könige iſt die Leidensgeſchichte der Völker“ (l'histoire des rois est le martyrologe des nations). Logiſche Schlußfolgerung aus dieſen Prämiſſen: „Vive la République!“ Hat Jemand Etwas dagegen? Nein! Keine Stimme von dieſen 749 Stimmen erhebt ſich für das Königthum, nicht eine. Alſo fertig und abgemacht: — Frankreich iſt von dieſem 22. September an eine Republik[62]. Drei Tage ſpäter decretirt der Convent den Zuſatzartikel, daß die franzöſiſche Republik die eine und untheilbare ſein und Männiglich, der ſo oder ſo dieſe Einheit gefährde, den Tod erleiden ſoll. Hätte nur der Convent daran gedacht, zunächſt ſeine eigene Einheit und Einigkeit zu bewahren; aber ſchon am 24. September gaben die Girondiſten das Signal zur Eröffnung mörderiſcher Parteikämpfe, indem ſie ihren Antrag auf Unterſuchung des Septembergräuels und Beſtrafung der Septembriſeurs im Convent einbrachten.

Derweil macht die junge Republik mit den Waffen in der Hand am deutſchen Rhein Propaganda. „Krieg den Paläſten! Friede den Hütten!“ ihre Loſung. Die Ueberſetzung dieſer weltbürgerlichen Floskel in hiſtoriſche Wirklichkeit lautet aber ſo: „Was wir in den Paläſten vorfinden, das nehmen wir, und was in den Hütten, auch. Dann nehmen wir Paläſte und Hütten ſelber und endlich alles Land, worauf ſie ſtehen. Im Uebrigen: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“ Ein windiger Erthal, Kurfürſt von Mainz, hat ſich gar ſehr beeifert, ſeine „Armee“ zu dem Einfall in Frankreich herzugeben. Verſuchen wir alſo, Mainz zu „befreien.“ Gedacht gethan; denn es iſt gar viel Beweglichkeit in dieſen neugebackenen Republikanern. General Cuſtine, ein demokratiſirter Marquis, der bald genug ein guillotinirter ſein wird, bricht mit nur 13,000 Mann gegen Mainz auf, welches beim Nahen der Gefahr von ſeinem Kurfürſten und ſeinen Domherrn, von ſeinen Grafen und Freiherrn ganz ſo ſchmachvoll, wie es von dieſen Leuten zu erwarten war, im Stiche gelaſſen und vermöge einer von demſelben Gouverneur von Gymnich, dem wir vor einem Vierteljahr als einem ſäbelraſſelnden Franzoſenfreſſer begegneten, unterzeichneten Kapitulation an die Neufranken übergeben wird. Gerade einen Monat nach dem Zuſammentritt des Convents, Sonntags den 21. Oktober Mittags 12 Uhr werden die Thore des ſchmählich vernachläſſigten Reichsbollwerks den Feinden geöffnet. Ein kosmopolitiſcher Weltumſegler, welcher dermalen noch an das idealiſtiſch-weltbürgerliche: „Guerre aux palais, paix aux chaumières! Liberté, égalité, fraternité!“ glaubt, Georg Forſter, geht mit ſeiner Frau und etlichen Freunden ins franzöſiſche Lager hinaus und begrüßt im Ueberſchwang weltbürgerlicher Gefühle den erſten neufränkiſchen Soldaten, deſſen er anſichtig wird, mit einem: „Vive la république!“ Aber der Franzos, ſicherlich richtiger fühlend als der deutſche Gelehrte, knurrt zurück: „Sacré, elle vivra bien sans vous!“ Armer Forſter, hätteſt du dir's ein Omen und eine Warnung ſein laſſen... Nachmittags zogen die Franzoſen in Mainz ein: — „Linientruppen, Freiwillige, Nationalgarden in buntem Gemenge durcheinander. Wohlgekleidete junge Leute mit einnehmenden Geſichtszügen und feiner Haltung neben ſchmutzigen, zerlumpten Kerlen. Viele ohne Schuhe und Strümpfe, ihr Commisbrot oder ihre Portion Fleiſch auf Piken und roſtige Bajonnette geſpießt tragend. Ueberall die rothe Mütze auf Fahnen und Standarten. Aber dennoch alle Furcht der Mainzer ſchnell verſchwunden, als ſie die kleinen, beweglichen, muntern Soldaten ſahen, die ihren Führern gehorchten, ſich ſchwatzend unter das Volk miſchten, Freiheit, Republik und Brüderlichkeit jubelten und den Hütten Frieden, den Paläſten Krieg verkündigten.“ Das Weitere iſt bekannt: — Stiftung eines „Club“ und unmäßig viel Gerede darin; dann Spukgeſtalt eines „rheiniſch-deutſchen Nationalconvents,“ welcher „im Namen des ſouverainen Volks“ allerhand Unzulängliches und Unſinniges treibt und am 21. März 1793 „einmüthig“ beſchließt, das „freie Deutſchland ſei mit der Frankenrepublik zu vereinigen“ und ſeien, den Wunſch dieſer Vereinigung dem wirklichen Convent vorzutragen, der Bürger Bibliothekar Forſter, der Bürger Kaufmann Potocki und der Bürger und Gutsbeſitzer Lux als Deputirte nach Paris zu ſchicken.... Da hat ſich aber doch Etwas wie Nationalſcham in den Deutſchen geregt. Sogar die eingeroſtete Reichstagsmaſchine zu Regensburg begann etwas weniger gemächlich zu poltern als gewöhnlich und förderte, gerade einen Tag nach dem gemeldeten Beſchluß der Mainzer Clubiſten und ihrer Anhänger, eine Kriegserklärung gegen die Frankenrepublik zu Tage. Deutſche Waffen umlagern Mainz und bringen es wieder zum Reiche zurück — auf fünf Jahre vorderhand. Göthe kommt vom Beſuche in ſeiner Vaterſtadt zu dieſer denkwürdigen Belagerung herüber: — „Den 27. Mai eilte ich, meinen Fürſten im Lager von Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn, aufzuwarten.“ Nicht eben kaiſerlich geſprochen, o Dichterkaiſer! Drinnen in der belagerten Stadt der neufränkiſche Freiheitsbaum mit der rothen Mütze aufgepflanzt und hier außen dieſe Sprache unterthänigſten Erſterbens. Aber in der großen Pfaffengaſſe längs des Rheins ſtellen ſich ja in dieſen Zeiten die Gegenſätze häufig in ſchroffſter Grellheit neben einander. So iſt in der alten Kaiſerſtadt Aachen, während franzöſiſche Soldaten in den Straßen die Carmagnole tanzen und Spottlieder auf Kirche und Prieſter ſingen, ein Ablaß an den Kirchenthüren angeſchlagen des Inhalts: „Am nächſtkünftigen Sonntag wird gehalten werden das Feſt der hochlöblichen Bruderſchaft unter dem Titel der allerſeligſten Jungfrauen Mariä und Beichtigers Liborii, eines ſonderbaren Patrons wider den Stein; er wird verehret für die Befreiung der vom böſen Feind Beſeſſenen. Denen Blinden, Lahmen, Tauben und Stummen iſt durch Fürſprach des heiligen Liborius das Geſicht, gerade Glieder, Gehör und Sprache mitgetheilt worden; er wird verehret zur Abtreibung des Sandgriesſteins; er iſt ein wahrer Tröſter der Kranken, ein Helfer der Armen und Nothleidenden.“ Angeſichts dieſes Actenſtücks hat der franzöſiſche General Dampierre zu den Aachenern geſagt: „Ihr ſeid noch zu weit zurück, um zu wiſſen, was Freiheit iſt.“ Worauf die Aachener: „Ei was, als ob die Dreckkerle ſie uns geben könnten[63].“

Inzwiſchen war der Convent vorwärts geſchritten auf ſeiner flammenden Bahn. Der Sansculottismus rührt ſich ſtark außerhalb und innerhalb der Verſammlung und, wunderlich, Einer von der Gironde, welche doch ſonſt in Glacéhandſchuhen Revolution machen möchte, ja, Guadet gibt als Vorſitzender das erſte offizielle Beiſpiel von allgemeiner Duzbruderſchaft. Keine Frage, wenn die Girondiſten, ſtatt mit der kopfſteifen Zähigkeit ehrlicher aber unpraktiſcher Doktrinäre immer wieder auf die Septembermorde zurückzukommen und die ihnen wiederholt und bis zuletzt wiederholt angebotene Bundesgenoſſenſchaft Danton's zurückzuweiſen, mit dem Gewaltigen und ſeinen Freunden ſich verbündet hätten, ſo würde dieſes Bündniß die Revolution in einem anſtändigen Style zu erhalten und zunächſt den Prozeß des Königs zu verhindern vermocht haben oder wenigſtens deſſen tödtlichen Ausgang. Aber was ſollen die „Wenn“ in der Weltgeſchichte? Sie kennt und anerkennt keine Conjecturalpolitik… Eines Dienſtags im Dezember (am 11.) von 1792 wird der Entthronte durch den dermaligen Maire von Paris, Chambon, und den Procureur der Commune, Chaumette, vom Temple nach der Manège gebracht, während Santerre mit ſeinen jetzt überwiegend ſansculottiſchen Nationalgarden den Zug begleitet und bewacht. „Louis — ſagt Barère als Vorſitzender zu dem vor die Schranken des Convents geforderten Königsſchatten — Ihr könnt Euch ſetzen[64])!“ und die Prozedur hebt an, eine Prozedur, bei der es ſich, ſchrecklich zu ſagen, im Grunde gar nicht mehr um Sein oder Nichtſein des armen Ludwigs handelt — was iſt der noch zu dieſer Stunde? — ſondern um Sein oder Nichtſein der Gironde oder des Berges. Der von jener ſo hartnäckig-unklug zurückgewieſene Danton geht mit den Montagnards und damit iſt die Sache entſchieden. Einen vollen Monat nun iſt der Convent ein brodelnder Hexenkeſſel der wüthendſten Parteileidenſchaft, ein Schauſpiel, das zuweilen an Heſiod'ſche Titanen- und Gigantenſchlachten, zuweilen aber auch, beſonders wenn Marat krächzt und ſchäumt und, würdig begleitet von den zeternden und fiſtulirenden „Tricoteuses“ auf den Galerien, ſeine Zoten und Flüche hervorgellt, an gemeinſtes Pöbelkneipengebalge gemahnt. Endlich am 14. Januar 1793 kommt man dazu, die drei verhängnißvollen Fragen zu formuliren: 1) Iſt Ludwig ſchuldig? 2) Soll die Entſcheidung des Convents der Genehmigung des Volkes unterſtellt werden? 3) Welche Strafe ſoll über Ludwig verhängt werden? Die erſte Frage beantworten von 721 anweſenden Mitgliedern 683 mit unbedingtem, die übrigen mit bedingtem Ja, ſchuldig der Verſchwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats gegen die Sicherheit des Staats. Die zweite Frage verneinen 423 Stimmen und dieſes Nein wird binnen Kurzem die Girondiſten auf das Schaffot ſchleudern, zum Selbſtmord treiben oder auf der Flucht verkommen machen. Die Abſtimmung über die dritte Frage währt 25 Stunden lang ununterbrochen. Die Gironde iſt durch ihre bei der Abſtimmung über die zweite Frage erlittene entſcheidende Niederlage ſo eingeſchüchtert, daß ſie ſchwach und kläglich genug, mittelſt ihrer Stimmgebung über die dritte Frage ſich beim Jakobinismus Abſolution holen zu wollen. Alle vorragenden

Girondiſten, Vergniaud an der Spitze, ſtimmen für den Tod des entthronten Mannes. Die „Sumpfkröten“ vollends votiren aus feiger Angſt vor Tappe-durs und Tricoteuſes den Tod.

Hinſichtlich der einzelnen Vota iſt viel gelogen worden. Sieyes': „La mort sans phrase!“ gehört zu dieſen Lügen. Bertrand de Molleville, wie wir wiſſen, ſtark in Erfindungen, hat, nicht ungeſchickt allerdings, dem Danton das Votum angedichtet, man „müſſe den gegen Frankreich verbündeten Mächten einen Königskopf als Fehdehandſchuh hinwerfen.“ In Wahrheit aber hat Danton ſo votirt: „Ich gehöre nicht zu dieſer Maſſe von „„Staatsmännern““ — (auf die Girondiſten gemünzt) — welche nicht wiſſen, daß man mit Tyrannen kein Abkommen trifft; welche nicht wiſſen, daß man die Könige nur ſchlägt, wenn man ſie auf den Kopf ſchlägt; welche nicht wiſſen, daß wir von den Monarchen Europa's Nichts zu erwarten haben als was unſere Waffen erzwingen. Ich ſtimme für den Tod des Tyrannen[63]).“ Des Tyrannen? Armer Ludwig, hätteſt du auch nur eine Ader von einem ſolchen beſeſſen, du wäreſt vielleicht auch zu Grunde gegangen; aber nicht ſo. Du wäreſt nie in den Fall gekommen, „Louis“ ſchlechtweg zu heißen und dir von einem Citoyen Barère gnädigſt erlauben zu laſſen, dich zu ſetzen. Es iſt widerwärtig, den jakobiniſchen Jargon auch von einem Danton zu vernehmen; aber im franzöſiſch-republikaniſchen Wörterbuch von 1793 waren nun einmal König und Tyrann ſynonym. Robespierre wickelt ſein Todesvotum in eine lange Abhandlung ein, Formelwind, kalt über das Stoppelfeld eines abgemähten Königthums ſtreichend. Als der gefühlsſinnige Philippe Egalité für Tod ſtimmt, „ganz und gar nur aus Pflichtgefühl“ (uniquement occupé de mon devoir), murrt die Ebene und läßt ſogar der Berg ein unwilliges Grunzen hören. Von 721 Stimmenden haben 361 unbedingt für Tod votirt.

Gerade als bei ſchon eingebrochener Nacht am 17. Januar der Namensaufruf endlich zu Ende iſt, gelangt an den Verſpenden die Botſchaft von einer Note des ſpaniſchen Geſandten Ocariz, in welcher der ſpaniſche Hof dringlichſt um das Leben des Verurtheilten oder wenigſtens um Aufſchub der Urtheilsvollſtreckung bittet und als Aequivalent die Anerkennung der franzöſiſchen Republik, ſowie ſeine Vermittelung zwiſchen dieſer und den deutſchen Mächten anerbietet[66]. Aber der Convent „hat jetzt keine Zeit, den Brief des ſpaniſchen Tyrannen zu leſen.“ Spanien wird darüber in monarchiſchen Fanatismus ausbrechen, aber was thut's? Ein Krieg mehr oder weniger, darauf kommt es einem Convent nicht an, welcher entſchloſſen iſt, die Generale ſo lange unter die Guillotine zu befördern, bis ſich welche finden, die zu ſiegen verſtehen. Und der ſpaniſche Zorn vollends? Bah! Einer Königin Maria Luiſa Leibgardiſt und nebenbei Premierminiſter Godoy, Herzog von Alcudia und nachmals Principe de la Paz, wird ſchon dafür ſorgen, daß von der Seite her der Republik wenig Gefahr drohe.... Am 19. Januar machen Etliche von der Gironde noch einen ſchwächlichen Verſuch, Aufſchub der Hinrichtung zu erlangen, aber mit 380 gegen 310 wird ihr Antrag verworfen. Am Vormittag des 20. kündigt der Juſtizminiſter Garat dem Verurtheilten den Beſchluß des Convents an und nun, armer Mann, bereite dich auf die bitterſte Schmerzensſtunde deines Lebens, auf den Abſchied von deiner Frau, deinen Kindern und deiner Schweſter. Wohl magſt du, als dieſes Herzzerreißende vorüber, erleichtert aufſeufzen: „Das wäre überſtanden!“ und begreiflich auch, daß Marie Antoinette, als ſie hinwegwankt durch das Vorzimmer und die Reihen der daſelbſt wachthaltenden Commune-Beamten und Nationalgarden durchſchreiten muß, ihre Thränen aus den Augen ſchüttelt und das krampfhafte Zornwort von ihrer Zunge ſchnellt: „Ihr ſeid lauter Böſewichter[67]!“

Am 21. Januar, einem ſo kalten Januartag wie jener geweſen, an welchem vor 144 Jahren Karl Stuart aus dem Fenſter des Bankettſaals von Whitehall auf das Schaffot getreten, geht Ludwig ſeinen letzten ſchweren Gang. Nicht wie ein Held; aber wie ein Dulder, der mit ſich ſelbſt und mit der Welt im Frieden. Schuldloſer als jener Stuart, der falſch und verrätheriſch war bis ins Mark, fällt er als Träger eines Prinzips. Ja, ein beſiegtes Prinzip wird in der 11. Morgenſtunde des 21. Januars von 1793 auf dieſem Platz erſchlagen, der Platz Ludwig des Fünfzehnten hieß, jetzt Revolutionsplatz heißt und ſpäter Eintrachtsplatz heißen wird. Der unglückliche Mann iſt ein beſiegtes Prinzip, damit iſt Alles geſagt. Denn „Wehe den Beſiegten!“ lautete allzeit, lautet allzeit und wird allzeit lauten der eiſerne Wahrſpruch der unerbittlichen Richterin Geſchichte. Auf dem Schaffot hat der König noch zu der ungeheuren Volksmenge zu reden, ſeine Unſchuld zu betheuren verſucht, aber Trommelgewirbel verſchlang ſeine Worte. Santerre's Degenwink heißt Samſon und deſſen Knechte ihre Schuldigkeit thun und eine Minute darauf rollt das Fallbeil nieder, Ludwig den Sechszehnten genau auf der Stelle tödtend, wo die vom Volke umgeſtürzte Statue ſeines Großvaters, des „Bien-aimé,“ geſtanden, des Hirſchparks-Louis, der wahrlich nicht ohne Grund geſagt hatte: „Mein Enkel mag ſich in Acht nehmen!“ Samſon nimmt den abgeſchlagenen Königskopf aus dem Korbe und zeigt ihn der Menge. Ein wildes „Vive la république!“ rauſcht auf und ein Hunderttauſend rother Mützen wird in der Luft geſchwenkt.

Der Widerhall des Fallbeilſchlags vom 21. Januar in Europa war ein furchtbarer. Alle Königsthrone fühlten dieſen Schlag, als wär' er auf ſie ſelbſt gefallen. Das Blut Ludwigs, kann man ſagen, kittete das Bündniß der Monarchen gegen das revolutionäre Frankreich feſter als es bis dahin geweſen, und von größter Bedeutung mußte es werden, daß nun auch das conſtitutionelle England, mit dem abſolutiſtiſchen Feſtland gegen die Revolution ſich verbindend, in den gewaltigen Kampf handelnd eintrat. Noch bei der Budgetvorlage im Unterhauſe im Frühling von 1792 hatte Pitt erklärt, es ſeien gute Gründe vorhanden, auf einen vieljährigen Frieden hoffen zu dürfen, und er beantrage daher eine beträchtliche Reduction der Streitkräfte zu Land und zur See[68]). Seither freilich hatten ſich dieſe friedlichen Ausſichten ſehr getrübt und zwar ganz weſentlich durch den aggreſſiven Charakter, welchen die Revolution ſeit dem 10. Auguſt angenommen, einen Charakter, der wie die feſtländiſchen Mächte ſo auch die Intereſſen Englands mannigfachſt bedrohte. Indeſſen waren Pitt und ſeine Collegen noch zu Ende des Jahres 1792 weit davon entfernt, einen Krieg mit Frankreich zu wollen oder hervorzurufen. Erſt zu Anfang 1793 ſchlug dieſe friedliche Stimmung um, theils in Folge der gegen Belgien und Holland gerichteten Eroberungspläne der Franzoſen, theils aus ariſtokratiſcher Beſorgniß, das revolutionär-demokratiſche Feuer möchte über den Kanal nach Irland und nach England ſelbſt herübergreifen, wo es bekanntlich an Zündſtoff nicht fehlte. Kaum war die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs nach London gelangt, ſo wies die Regierung den franzöſiſchen Geſandten aus dem Lande und forderte vom Unterhauſe Geldmittel zur Vermehrung der Land- und Seemacht. Darob wallte der Convent auf. Schon am 1. Februar 1793 erklärte er auf Briſſot's Antrag an England und zugleich an Holland den Krieg. Der Vulkan in der Manége war zu dieſer Zeit ein Kriegsfeuer ſpeiender ganz und gar. Am 7. März ward an Spanien, um dieſelbe Zeit an den Papſt der Krieg erklärt, nachdem im Januar der Geſandte der Republik, Baſſeville, in Rom durch eine fanatiſirte Pöbelrotte grauſam ermordet worden. Da bald auch Portugal dem monarchiſchen Bündniß gegen Frankreich beitrat und da Neapel, von ſeiner Königin, der Schweſter Marie Antoinette's, der grimm- und racheſchnaubenden Karoline, vorwärts getrieben, nur das Erſcheinen einer engliſchen Flotte im Mittelmeer abwartete, um feindlich gegen die franzöſiſche Republik aufzutreten, ſo befand ſich dieſe unlange nach dem Anfang des Jahres 1793 mit ganz Europa in Kriegszuſtand, abgerechnet die Schweiz, Dänemark, Schweden, Toscana, Parma, Modena und die Türkei.

Und nicht allein die Waffen dieſer ſcheinbar ungeheuren Uebermacht hatte ſie zu beſtehen, ſondern auch die öffentliche Meinung der europäiſchen Geſellſchaft, welche durch die blutige Haupt- und Staatsaction vom 21. Januar ganz unzweifelhaft zu ihren Ungunſten gewendet worden war. In Weſtminſter hatten die beredten Vertheidiger der franzöſiſchen Revolution, Charles Fox und Brinsley Sheridan, durch die allgemeine Stimmung ſich genöthigt geſehen, ſchonungslos jenen Tag zu verdammen. Noch gewaltſamer war der Rückſchlag in Deutſchland. Von den höfiſchen Kreiſen ganz abgeſehen, ging ein Schauder des Mitleids und der Entrüſtung durch die deutſchen Gemüther, welche ſich das furchtbare Exempel nicht vom politiſchen, ſondern vom menſchlichen Standpunkt anſahen. Klopſtock dichtete zornvolle Abſage-Oden an die „blutigen Neufranken;“ der gute alte Canonicus Gleim in Halberſtadt erboſ'te ſich in namenlos elenden Reimereien gegen die Revolution bis zu faſelndem Gelalle**). Aber ſelbſt Geiſter erſten Ranges wurden verwirrt und konnten von da ab nie wieder zu einer klaren Anſchauung der Revolution gelangen. Schiller, welcher ſich, wie bekannt, mit dem Gedanken getragen, für den angeklagten König eine Vertheidigungsſchrift bei dem Convent einzureichen, ſchrieb am 8. Februar 1793 an Körner: „Ich habe wirklich eine Schrift für den König ſchon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt ſie mir nun noch da. Ich kann ſeit vierzehn Tagen keine franzöſiſche Zeitung mehr anſehen, ſo ekeln dieſe elenden Schinderknechte mich an.“ Von der franzöſiſchen Republik, welche ihm zugleich mit Waſhington, Bentham, Peſtalozzi, Klopſtock, Kosciusko, Wilberforce und Andern ihr Bürgerrecht zuerkannt hatte — (das Diplom kam jedoch erſt im März 1798 in ſeine Hände) — wollte

Schiller ſchlechterdings Nichts wiſſen. Im Sommer von 1793 in ſeinem ſchwäbiſchen Heimatland weilend, ſoll er in Ludwigsburg zu ſeinem Jugendfreunde Hoven geſagt haben: „Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören als ſie entſtanden iſt. Die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand von Anarchie übergehen und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen, woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird.“ Ein wunderſam prophetiſches Wort, fürwahr, wenn es zur angegebenen Zeit und ſo geſprochen wurde, ſo ſcharf und beſtimmt auf Napoleon weiſend[70])... Schiller's ganze Stellung zur franzöſiſchen Staatsumwälzung macht uns klar, wie ſehr die Deutſchen, ſelbſt bis zu den höchſten Stufen der Geiſterordnung hinauf, im Laufe des 18. Jahrhunderts aus einem theologiſchen erſt ein literariſches, noch lange aber nicht ein politiſches Volk geworden waren. Daher reichte die Sehkraft ihrer Augen nicht über den Blutſtrom der Revolution zum andern Ufer hinüber. Schiller's Blick zwar hat ſich ſpäter geklärt und geſtärkt; aber noch am Ausgang des Jahrhunderts ſehen wir ihn völlig in den Anſchauungen des aufgeklärten Deſpotismus befangen, bis zur Verlautbarung von wahren Bettelmannsſprüchen befangen. „Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n“ — hat er noch im Glockenlied geſagt. Aber wer, o Dichter der Freiheit, ſoll denn die Völker befreien, wenn nicht ſie ſelbſt es thun? Als ob etwas Anderes möglich wäre, als daß, wie jeder einzelne Menſch, der wahrhaft frei ſein will, ſein Selbſtbefreier ſein muß, ſo auch die Völker, und nur ſie ſelbſt, ſich befreien. Als ob nicht auch die Freiheit, wie alle wirklichen Güter, ein Gut wäre, welches zum rechten und echten Eigenthum einer Nation nur da wird, wo es das Ergebniß ihrer eigenen Arbeit, ihres Schweißes, ihrer Anſtrengungen, ihrer Schmerzen und Opfer....

Im März und April von 1793 richtet ſich der Convent die beiden Hauptwerkzeuge ſeiner beiſpiellos energiſchen Arbeit her: — das Revolutionstribunal („tribunal révolutionnaire“) und den Wohlfahrtsausſchuß („comité du salut public“). Jenes die große Aufräumungsmaſchine, dieſer die große Regierungsmaſchine der revolutionären Politik; koloſſale Dampfmaſchinen ſo zu ſagen, welche, vom Feuer revolutionärer Leidenſchaften bis zum Berſten geheizt, ihr Werk thun, raſtlos bei Tag und Nacht, unerbittlich und unwiderſtehlich. Schon gellen auch aus der infernaliſchen Symphonie des zwiſchen Gironde und Berg auf Leben und Tod entbrannten Parteikampfs agrariſch-ſozialiſtiſche Tendenzen und communiſtiſche Gelüſte ſchneidend heraus. In den Kreiſen, wo die Marat, Hebert und Chaumette den Ton angeben, iſt ſtark davon die Rede, „d'établir la seule égalité reelle, celle des biens.“ und hinwiederum pfeift in den Straßen ſatiriſch das girondiſtiſch-föderaliſtiſche Couplet, die Köpfe von Marat, Robespierre, Danton und ihren Anhängern fordernd [71]. Die Gironde wagt einen kühnſten Wurf: ſie klagt Danton des verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit Dumouriez an, der den Verſuch gemacht hat, aufhaltend in das rollende Rad der Revolution zu greifen, und von dieſem als ein verbrauchtes Ding bei Seite geſchleudert worden iſt. Umſonſt ſchreit Danton den Anklägern ſeine letzte Warnung zu: „Ihr kennt nicht meine Kraft!“ Sie beharren, denn ſie haben den Muth der Doctrin. Da wird der Angeklagte zum Ankläger und „pulveriſirt“ die „Staatsmänner“ mittelſt ſeiner großen Rede vom 1. April. „Keinen Vergleich mehr mit euch! Aus der Citadelle der Vernunft werd' ich hervorbrechen mit der Kanone der Wahrheit und die Elenden, die mich anzuklagen gewagt, zermalmen“ (je pulvériserai [72]). „Wir wurden' von einer Art elektriſchen Enthuſiasmus erfaßt“ — meldet ein Conventsmitglied vom Eindruck der Danton'ſchen Rede [73]), einer wie aus kyklopiſchen Wortblöcken zuſammengerafften Rede. Oder auch mag ſie die Todtenglocke heißen, welche das Verderben der Gironde eingeläutet hat. Denn wie wacker dieſe gemalten, ohne Knochen gemalten „Staatsmänner“ noch einen, noch zwei Monate lang reden, es kommt „illa suprema dies“ ihrer parlamentariſchen Herrlichkeit, jener 2. Juni, ein Sonntag, wo ſie dem Jakobinismus des Convents und dem Sansculottismus der Straße erliegen… Während ſie nun im Gefängniß ihres Prozeſſes harren oder drüben in der Normandie eine girondiſtiſche Erhebung zu organiſiren ſuchen, hat der Convent eine Verfaſſung gemacht, eine ſäuberlich in Paragraphen gebrachte Abſchattung des „Contrat ſocial,“ ein Stück Papier von papierigſter Sorte, ſo durch und durch demokratiſch, daß man erſt ein Volk von Demokraten dazu erfinden müßte. Nur ein Scheinding alſo, das gar bald zu andern Curioſitäten in der Plunderkammer der Geſchichte ſich verſammeln wird. Unendlich viel mehr Wirklichkeit haben die Verſtimmungen, die ſich dermalen zwiſchen Danton und Robespierre, zwiſchen Cordeliers und Jakobinern, wie nicht minder zwiſchen der unbeſtechlichen Formel des Geſellſchaftsvertrags und den anarchiſchen Bakchanten der Commune einzufreſſen beginnen. Da iſt Sauerteig zu weiteren revolutionären Gährungen.

Und jetzo, „im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit,“ laßt eure Regierungsmaſchine alle Fäden der Gewalt zu einer Straffheit anziehen, wie die Welt ſie bislang noch nicht geſehen; bringt eure Aufräumungsmaſchine in raſchen und immer raſcheren Gang, erklärt — wie am 5. September die Deputation der Sectionen von Paris an den Schranken des Convents es fordert — den Schrecken zur Tagesordnung („que la terreur soit à l'ordre du jour!“) und die Guillotine auf dem Revolutionsplatz in Permanenz!

Aufklafft das Pandämonium und anhebt die hölliſche Komödie. Aber ſeht, bevor die Dämonen ſich tummeln, ſchwebt ein Weſen, leuchtend wie ein Engel Milton's oder Bendel's, auf blitzenden Silberſchwingen durch die blutpurpurne Finſterniß….

Am 13. Juli ſitzt Citoyen Marat fieberkrank in einer Badewanne, dort in ſeiner Höhle in der Rue de l'Ecole de Médecine. Neben ihm ein Stuhl mit Schreibzeug. Vor ihm ſteht ein Mädchen, jung, ſchlank, ſchön, in der ſittſamen Tracht, wie daheim in der Normandie die Töchter guter Bürgerhäuſer ſie tragen. „Du kommſt von Caen, Citoyenne?“ — „Ja, Citoyen Marat.“ — „Was machen die Verräther von Girondins in Caen? Kannſt du mir die Namen von Solchen nennen, die ſich an dieſer girondiſtiſchen Rebellion betheiligen?“ — „Ja.“ Und ſie nennt etliche Namen. „Gut, ich will dafür ſorgen, daß ſie der Guillotine nicht entgehen.“ Damit wendet ſich der krächzende Blutrabe zu ſeinem Schreibzeug, um die Namen aufzuzeichnen. Aber in dieſem Augenblick ſchimmert Etwas wie Stahl durch die Luft und im nächſten ſitzt ein breites und ſcharfes Meſſer in Marat's Bruſt. Die jungfräulichſte Hand in Frankreich hat mit tödtlicher Sicherheit den Stoß geführt. Nun mag, was von Marat übrig, ins Pantheon und von da ſpäter in die Kloake wandern: — der Blutrabe hat ausgekrächzt … Am 16. Juli beſteht Charlotte Corday ihr Verhör, am 17. wird ſie vom Revolutionstribunal verurtheilt, um $6\frac{1}{2}$ Uhr Abends an demſelben Tage wird das Todesurtheil vollzogen. Während ihrer kurzen Gefangenſchaft hat ein deutſcher Maler, Hauer geheißen, ein Schüler David's, ihr Bild gemalt[78]). Eine halbe Stunde vor der Fahrt zur Guillotine ward es vollendet. Ein ſchöner Kopf mit aſchblonden Haaren von mildeſtem Glanz, edler Geſichtsſchnitt, ein ernſter, aber ſanfter Ausdruck der ſeelenvollen Züge, keine Spur von Theaterheroismus. Die ganze Erſcheinung bezaubernd einfach, friſch, mädchenhaft, lieb und gut. Der Republik mit der ganzen Glut ihrer keuſchen Seele zugethan, war ſie von Caen gekommen, Marat zu tödten, in welchem ſie das böſe Prinzip der Revolution ſah, und ſie hatte ihren Entſchluß mit heldiſcher Tapferkeit ausgeführt. Aus dem Kerker ſchrieb ſie an ihren Vater, er möge ihr verzeihen, daß ſie über ihr Leben verfügt habe, ohne ſeine Erlaubniß einzuholen, und er möge eingedenk ſein, daß Corneille geſagt: „Le crime fait la honte et non pas l'échafaud!“ Das Gedränge auf dem Hofe des Juſtizpalaſts war furchtbar, als die Verurtheilte den verhängnißvollen Karren beſtieg, der ſie zum Revolutionsplatze brachte. Unerſchüttert durch die wilden Verwünſchungen, womit ſie von der fanatiſchen Menge empfangen wurde, blickte ſie mit Mitleid auf dieſelbe. Ruhig ſtieg ſie die Stufen zum Schaffot hinan. Sie nahm ihre weiße Haube vom Haupte und ein tiefes Roth überflog ihre Wangen, als der Henker ihr Halstuch anfaßte und wegzog. Gefaßt und milden Blickes grüßte ſie dann das Volk und wollte zu demſelben ſprechen, aber man hinderte ſie daran. Da ging ſie zur Guillotine und legte ſelbſt ihr Haupt dahin, wohin man ſie wies. Tiefe Stille lagerte ſich plötzlich über die verſammelten Tauſende. Das Beil ſchwirrte nieder, der Henker nahm das abgeſchlagene Haupt, wies es der Menge und gab dem blutenden einen Backenſtreich. Das war aber ſelbſt der maratiſirten Menge drunten zu viel: ſie murrte. Ein deutſches Gemüth voll edler Schwärmerei, Adam Lux, der mit Georg Forſter als Abgeordneter des verſchollenen Mainzer Nationalconvents nach Paris gekommen, begnügte ſich nicht, zu murren. Laut rief er ſeine Begeiſterung für die Jungfrau von Caen und ſeine Entrüſtung über ihre Hinmordung aus. Deßhalb verhaftet und vor das Revolutionstribunal geſtellt, ſagte er: „Ich weiß, daß ich nach euren Geſetzen des Todes ſchuldig bin, und das iſt mir lieb.“ Verurtheilt, „iſt er auf das Schaffot geſprungen:“ ſolche Eile hatte er, ſeiner Heldin nachzuſterben 75).

# Viertes Kapitel.

## „Redeunt Saturnia regna.“

Am 10. Auguſt des Jahres 1793 iſt Paris feſtlich geſchmückt, denn es gilt den Jahrestag der Wegfegung des Königthums und zugleich den Tag der Einführung der neuen Staatsverfaſſung feierlich zu begehen. Eifrige Republikaner ſind aus dem ganzen Land entboten, wo in deſſen Umkreis nicht etwa zu dieſer Zeit weißbourboniſche Vendéerfahnen oder auch dreifarbige Girondiſtenbanner bürgerkriegeriſch flattern. Unſer berühmter Maler und heftiger Jakobiner David, dem die Anordnung des Feſtes übertragen worden, hat gethan, was Holz und Gyps, Blumen und Reiſer, Draperien und Goldſchaum, Decorationsmalerei und Pumpwerke vermögen. Für feſtzweckdienliches Ceremoniell und gehörig aufgebauſchte Phraſen ſorgen Andere. Seht, da, wo die Baſtille geſtanden, ſteht heute eine koloſſale Statue der Natur, aus Gyps zwar nur, aber doch leidlich klares Waſſer aus ihren Brüſten ſprudelnd. Hieher bewegt ſich „unter ſanfter Muſik und patriotiſchen Geſängen“ der Feſtzug, geführt von dem dermaligen Präſidenten des Convents Hérault-Séchelles, dem „ſchöngemalten Anfangsbuchſtaben der neuen Verfaſſungsurkunde,“ welchen die Guillotine auch bald auswiſchen wird. Der ſchöne Hérault hält eine aus dem ſchönſten Stück Bombaſt, welches in Paris zu haben war, verfertigte Rede und ſpendet der gypſernen Göttin Natur, „deren Kinder wir Alle ſind,“ aus eiſernem Becher eine Libation; denn wir ſind allgemach aus dem Chriſtenthum heraus und ins Heidenthum hinein gerathen. Hierauf bewegt ſich unter Muſik und Kanonenſchlägen der Zug nach dem Revolutionsplatz, wo heute das rothe Ding, welches der gute Doctor Guillotin jetzt ſo gerne nicht erfunden haben möchte, durch eine ebenfalls gypſerne Koloßſtatue der Freiheit erſetzt iſt. Zu ihren Füßen ein Scheiterhaufen, worauf allerhand aus Pappe gemachter Kram, Symbole der Feudalität und Monarchie vorſtellend. Der ſchöne Hérault gibt abermals freiheitsfeſtlichen Schwulſt von ſich und zündet beſagten Scheiterhaufen an, worauf mittelſt einer ſinnreichen Vorrichtung 3000 Vögel — nicht mehr und nicht weniger — freigelaſſen in die Lüfte ſteigen, jeder um den Hals ein blau-rothweißes Band mit der Inſchrift: „Wir ſind frei! Ahmt uns nach!“ Dieſe frohe Botſchaft ſollen die beflügelten Boten nach allen Ecken und Enden der Welt den Menſchen bringen[76]).

Alſo „rückkehrt des Saturnus Reich?“ Ja. Denn ſeht euch nur um in dieſem Paris des Sommers von 1793, ihr werdet nicht viele Häuſer finden, an welchen nicht mit mehr oder weniger großen Buchſtaben geſchrieben ſtände: „Die eine und untheilbare Republik . . . Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder — Tod!“ Seine terroriſtiſche Auslegung findet dieſer Text, wenn der verlaufene Kapuziner aus Köln, Eulogius Schneider, ſeine fahrbare Guillotine in den Ortſchaften des Elſaſſes umherkutſchirt[77]), wenn Ronſin den Marſch ſeiner „Revolutionsarmee“ mit einer breiten Blutfährte bezeichnet, wenn Fouché im Departement der Nièvre, Lebon in Arras und Cambray wüthet, Maignet in Orange, Lequinio in Rochefort, Andere anderswo raſen, wenn Carrier in Nantes ſeine „Noyaden“ veranſtaltet und ſeine „republikaniſchen Hochzeiten“ feiert, wenn Collot d'Herbois aus dem den Händen des Royalismus entriſſenen und vom Convent zur Zerſtörung verdammten Lyon („la ville de Lyon sera détruite!“) von ſeinen „Mitrailladen“ berichtet und lapidariſcher Weiſe hinzufügt: „Das republikaniſche Strafgericht muß auf die Verräther fallen wie der Blitz und nur Aſche übriglaſſen.“ Und weil es, predigen die Citoyens Hebert und Chaumette, keinen Gott gibt und der Tod nur ein „ewiger Schlaf“ iſt und jetzo die Zeit gekommen, alles Ernſtes „d'écraser l'infame“ und in Notre-Dame den Cult der „Göttin der Vernunft“ zu inauguriren, ſo laßt unſere Mathematiker und Aſtronomen Romme, Monge und Lagrange mit Beihülfe unſeres Poeten Fabre d'Eglantine einen republikaniſchen Kalender machen und am 5. Oktober dieſes geſegneten Jahres 1793 beginnen wir mit Trompeten und Pauken die neue Aera und ſchreiben: „L'an premier de la République.“ Nun, er wird etwas länger als elf Jahre währen, dieſer neue Kalender, bis zum 1. Januar 1806, und das iſt ſchon Etwas. Auch wird er nie wieder aus dem Gedächtniß der Menſchen verſchwinden, weil zwei ſeiner Daten, ein 9. Thermidor und ein 18. Brumaire, unauslöſchlich demſelben ſich eingeätzt haben.

O, alter Virgil, der du vor achtzehn Jahrhunderten von der Rückkehr von des Saturnus goldenem Zeitalter auf bukoliſcher Rohrflöte idylliſch gepfiffen, wenn du dieſe Saturnalien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erlebt hätteſt! Aber was hätten ſie dir viel Ueberraſchendes bieten können? Du haſt ja die Proſcriptionen des Triumvirats Octavian, Antonius und Lepidus erlebt und ſo würde dir das Triumvirat Robeſpierre, Saint-Juſt und Couthon nur ein achſelzuckendes: „Nichts Neues unter der Sonne!“ entriſſen haben. Ob er in Tunika und Toga oder in Kniehoſe und Frack einhergehe, der Schrecken bleibt Schrecken. Alſo aber hat Vergniaud, ſich ſelber ſein Schickſal weiſſagend, das Virgil'ſche Latein ins Franzöſiſche überſetzt: „La révolution est comme Saturne; elle dévorera tous ses enfants.“ Ja, ſie wird ſo ziemlich alle ihre Kinder verſchlingen, beſonders die echten.

Eine Leſe von Blut ſtatt von Wein bringt dieſer Herbſt von 1793. Am 17. September decretirt der Convent das „Geſetz über die Verdächtigen,“ das Manifeſt, womit der Terrorismus förmlich von der Gewalt Beſitz ergreift. „Suspects à la liberté“ — eine unendliche Kategorie! Wohl den Sternen, daß ſie unerreichbar ſind; wenn auch nicht für den Verdacht, ſo doch für die Arme der Guillotine ... Am 14. Oktober ſteht im Juſtizpalaſt vor den Schranken des Revolutionstribunals die „Wittwe Capet.“ Delaroche hat ſie gemalt, wie ſie an dieſem Tage war, mit der Divination des Genie's das Bild der Königin aus dem Schatten der Vergangenheit heraufbeſchwörend. Denn Königin iſt ſie, dieſe Angeklagte und ſchon zum Voraus Verurtheilte, wie ſie es nie zuvor geweſen. Auf der Stirne die Ruhe, welche einkehrt, wo mit der Hoffnung zugleich auch die Furcht geſtorben, in den beflorten Augen ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Weltverlaſſenheit, aber auch von Weltekel, um die niedergezogenen Mundwinkel cäſariſcher Stolz — ein in Weh und Zorn und Menſchenverachtung erſtarrtes Meduſenantlitz des Königthums, ſteinern der Revolution zugekehrt. Mag Fouquier-Tinville die lange Litanei ſeiner Anklagen herleiern, ſie iſt fertig mit der Welt und den Menſchen. Nur einmal zuckt es in dem erſtarrten Herz, als einer der Geſchworenen fragend jenes unnennbar Schändliche betont, welches gegen ſeine Mutter zu lügen Hebert den im Temple verkümmernden Sohn Ludwig's des Sechszehnten brutal gezwungen hatte. Nur da gibt ſie für einen Augenblick ihren eiſigen Lakonismus auf und appellirt an „alle anweſenden Mütter, ob auf eine ſolche einer Mutter gemachte Anſchuldigung, gegen welche die Natur ſich ſträubt, Etwas zu ſagen ſei.“ Sogar eine grünadrige unbeſtechliche Formel bricht, als ſie davon hört, in einen Fluch über „dieſes Vieh von Hebert“ aus[78]. Nach zweitägiger Prozeßqual vernimmt Marie Antoinette im Morgengrauen des 16. Oktobers mit ſtoiſcher Ruhe den Todesſpruch. Um 11 Uhr deſſelben Tages beſteigt ſie den ſchrecklichen Karren, kümmerlich mit einem faſerigen Kleid von weißem Piqué angethan, die Hände auf den Rücken gebunden. „A bas la tyranne!" heult der Sansculottismus um ſie her, aber was kümmert es ſie? Um 12 Uhr, wo ihr Haupt fällt, iſt ſie über den Sansculottismus und alles Uebrige hinweg. Ihr letzter quälender Gedanke mögen ihre Kinder geweſen ſein. Dieſer Dauphin, unter den Händen eines ſchnapſenden Schuſters Simon an Leib und Seele zu Grunde gerichtet, bis er am 8. Juni 1795 endlich ſterben kann — grauenhaftes Bild[79]. Aber ſollte es Angeſichts dieſer Unthat der Revolution nicht gerecht ſein, an jene, freilich nicht im Purpur geborenen Kinder zu erinnern, welche durch einen „allerchriſtlichſten" König vordem im Hirſchpark an Leib und Seele zu Grunde gerichtet worden? Sollte nicht gerade hier eine Stelle ſein, wieder einmal daran zu erinnern, daß in der Weltgeſchichte jene „Göttin mit ernſtem Blick, welche zügelt der Sterblichen ſtolzſchnaubenden Lauf und züchtigt ihren verderblichen Uebermuth," die ewige Nemeſis waltet?

Und jetzt ein langer Todesreigen und, ach, eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Am 31. Oktober gehen, Tags zuvor verurtheilt, Vergniaud, Briſſot, Genſonné und ſämmtliche Girondiſten, welche nicht inzwiſchen auf der Flucht umgekommen ſind oder ſich entleibt haben oder ſich entleiben werden oder, und das waren die Wenigſten, ein ſchützendes Verſteck erreichten, — zur Guillotine, nachdem ſie ihre letzte Nacht in der Conciergerie mit ſokratiſcher Heiterkeit verbracht, ſchönredend, witzſprühend, von Esprit funkelnd, zuletzt als Requiem die Marſeillaiſe anſtimmend, bis dem Letzten der heroiſch Sterbenden das Fallbeil Stimme und Leben zerſchneidet. Am 3. November Olympia de Gouges guillotinirt, weil ſie das „Verbrechen" begangen, Ludwig den Sechszehnten rechtfertigen zu wollen; am 4. November unſer armer edler Charlotte-Corday-Schwärmer Lux. Zwei Tage darauf wird Citoyen Philippe Egalité nach dem Revolutionsplatz gekarrt, in gelbledernen Hoſen, weißer Weſte und grünem Frack. „Machen wir's raſch ab!“ ſagt er zu Samſon. „Orleans iſt herzhafter geſtorben als man vermuthete. Ein Menſch, der ſo für allen Genuß abgeſtumpft iſt, kann auch wohl einmal zur Abwechslung das Sterben verſuchen wollen[80].“ So die Grabrede auf den Mann, deſſen Sohn dereinſt König der Franzoſen ſein wird. Am 10. November ſteigt Frau Roland die Stufen zum Schaffot hinan und ſpricht, die daneben aufragende Koloſſalſtatue der Freiheit anblickend, ihr durch die Welt hallendes Wort: „O Freiheit, was für Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ Ja, arme Manon Jeanne, das iſt freilich nicht die Freiheitsgöttin, wie du ſie mit deinen Freunden von der Gironde dir geträumt hatteſt. Nein, „c'est la vierge fougueuse, enfant de la Bastille,“ eine Freiheitsgöttin, welche den Pulverdampf und das Sturmglockengeheul liebt, am Gebrüll der Maſſen und am Handgemenge Gefallen findet, die wilde Starke, die nur von Starken ſich umarmen läßt, mit Armen roth von Blut[81]. Am 12. November kommt der milde, gute, redliche Bailly an die Reihe („Bailly, du zitterſt?“ „Weil mich friert, mein Freund!“); am 17. Manuel und die Generale Brunet und Houchard; am 25. der General Lamarlière, am 29. Barnave („das alſo mein Lohn?“ ruft er, die Henkerbühne mit dem Fuße ſtampfend). Im Dezember die nachgeholten Girondiſten Kerſaint und Rabaut-St. Etienne, ſowie Exminiſter Lebrun, und zwiſchen brave Männer hinein das ſcharlachene Weib, Madame la Comteſſe Dubarry, welche, von allen Furien des Gewiſſens gepeitſcht, auf dem Schaffot in entſetzlicher Todesangſt Samſon anfleht: „Monsieur le bourreau, un moment! Un instant, Monsieur le bourreau!“ Hierauf zum Monatsſchluß der General Biron und der Ex-Maire von Straßburg, Dietrich, in deſſen Haus die

Marſeillaiſe zuerſt erklungen war. Und ſo geht der Opferdienſt von „La sainte Guillotine“ weiter in ſchrecklicher Monotonie, „beſinnungraubend, herzbethörend wie der Erinnyen Geſang.“

Freilich, kein griechiſches Trauerſpiel, dieſe Revolutionstragödie, ſondern ein franzöſiſches. Aber wie keinem griechiſchen, ſo fehlte auch dem franzöſiſchen der Chor nicht. Ein Deutſcher hat ihn geſprochen, Georg Forſter, der, wir wiſſen in welchen Geſchäften, am 29. März 1793 nach Paris gekommen, wo ihm beſchieden war, ſchweren Irrthum ſchwer zu büßen. Wie des Mannes Seele mit den Ereigniſſen, deren Augenzeuge er iſt, ebbt und flutet! Wie ſein Verſtand mit ſeinen Illuſionen ringt! Wie er jetzt in den Abgrund troſtloſeſter Verzweiflung hinabgeriſſen, jetzt wieder für einen Augenblick von einer Hoffnungswoge zur Höhe revolutionärer Ekſtaſe hinaufgeſchleudert wird! Laßt uns etliche Strophen dieſes tragiſchen Chors mitanhören . . . . „Paris, 31. März 1793: Ich bin noch immer mit der Revolution zufrieden, ob ſie gleich ganz etwas Anderes iſt als ſich die meiſten Menſchen denken.“ 6. April: „Alles gährt jetzt, aber es wird gewiß noch ein anderes Ende nehmen als es die Ariſtokraten hoffen. Freilich bleibt es bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menſchenglück und Unglück betrachten müſſe, ſondern als eins der großen Mittel des Schickſals, Veränderungen im Menſchengeſchlecht hervorzubringen. Ich bin ſo wenig von dem Charakter der Franzoſen erbaut als ihre Feinde und Verächter; aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das ſie haben. Die Franzoſen ſind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, beſtimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müſſen. So ungefähr wie die Deutſchen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden mußten, indem ſie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten.“ 8. April: „Aus der Ferne ſieht Alles anders aus als man's in der nähern

Beſichtigung findet. Dieſer Gemeinſpruch drängt ſich mir hier ſehr auf. Alles iſt blinde, leidenſchaftliche Wuth, raſender Parteigeiſt und ſchnelles Aufbrauſen, das nie zu vernünftigen, ruhigen Reſultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einſicht und Talente, ohne Muth und ohne Kraft; auf der andern eine phyſiſche Energie, die, von Unwiſſenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß." 13. April: „Je mehr man in die Geheimniſſe der hieſigen Intrike eingeweiht, oder beſſer, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin ſich hier Alles windet und dreht, deſto mehr kalte Philoſophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln." 16. April: „Du wünſcheſt, daß ich die Geſchichte dieſer gräuelvollen Zeit ſchreiben möchte? Ich kann es nicht! O, ſeit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommenen Menſchen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen und weiter gehen; aber mit Teufeln, mit herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne." 18. April: „Tugend und Rechtſchaffenheit ſind in dieſer verderbten Nation etwas ſo Seltenes geworden, daß man wenigſtens nichts Böſes mehr für unmöglich halten kann." 27. April: „Wer obenauf ſchwimmt, ſitzt am Ruder, bis ihn der Nächſte, der für den Augenblick der Stärkſte iſt, verdrängt. Wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren laſſen kann, iſt man Nichts." 26. Juni: „Erinnerſt du dich aus den erſten Bänden des Gibbon der Schilderung des römiſchen Reichs, als es ein Raub der prätorianiſchen Garden war? So, wie damals in Rom, ſieht es jetzt hier aus. Nie hatte die Tyrannei ſo viel Unverſchämtheit, ſo viel Ausgelaſſenheit, nie wurden alle Grundſätze ſo mit Füßen getreten, nie herrſchte Verleumdung mit ſo zügelloſer Gewalt." 16. Auguſt: „Die ſchnelle Vergeſſenheit alles Geſchehenen, der Sturm, in welchem man von heute zu morgen übergeht, ſind mir neue Beweiſe von der gänzlichen Verſchiedenheit unſeres Zeitalters von dem vorigen und von dem Mangel der Charaktereigenſchaften, die große Menſchen machen. Es iſt aber auch nicht in der Natur dieſer Revolution, daß ſie Größe dulden könnte. Was iſt auch am Ende dieſe Größe? Die Menſchheit in der Maſſe ſcheint keine Ehre davon zu haben. Wenn jetzt die Maſſe beſſer wäre, ich bedauert' es nicht, daß wir keine Größe haben.“ 21. Auguſt: „Die Periode, wo man ſich ſchmeicheln durfte, abſolute Freiheit in Europa und insbeſondere hier ruhig und feſt gegründet zu ſehen, iſt ſeit acht Monaten vorüber. Es iſt keinem kaltblütigen, keinem hellſehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen, und ich betheure euch, daß die Krämpfe, die man uns mit Kanthariden verurſacht, mit einer gänzlichen Abſpannung endigen werden.“ 24. Oktober: „Wir haben die Vendée nun ausgerottet und ſo werden wir ausrotten, was ſich uns widerſetzt. Es iſt eher an keine Ausgleichung zu denken, als bis man bittend zu uns kommt. Die Lava der Revolution fließt majeſtätiſch und ſchont Nichts mehr. Wer vermag ſie abzugraben?“ 11. November: „Wenn ich's wieder überlege, daß alle dieſe Quälerei nur zehn Jahre gilt, ſo ſpotte ich des menſchlichen Lebens, ſeiner Thorheit und ſeines Elends. Alle Moralität ſcheint mir eine Poſſe und eine abgeſchmackte Erfindung, womit wir uns unter einander zum Beſten haben. Aufwand menſchlicher Kräfte vermag Nichts im Schickſal des ganzen Geſchlechts, Nichts im Schickſal eines Einzigen zu ändern. Alles wird unaufhaltſam fortgeriſſen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zerſprengt iſt**).“ . . . Bis zu ſolchem Fatalismus iſt des armen Forſter's Herz verſteinert. Was blieb ihm da noch übrig als zu ſterben? Ein letzter blaſſer Schimmer von Freude fiel in ſeine Seele, als zu Anfang Dezembers der Waffenträger Danton's, der rüſtige, nimmermüde

Camille Desmoulins, deſſen publiziſtiſcher Köcher noch voll klingender Pfeile iſt, ſeinen „Vieux Cordelier“ gegen die Ultrarevolutionäre, Terroriſten und Anarchiſten ins Feld ſtellte. Forſter ſtarb zu Paris am 12. Januar 1794. Der grazienſchlingelhafte Camille wird ſeinen im Dienſte des Erbarmens unternommenen Witzkrieg auch nicht mehr lange führen. „Saint-Juſt, der Lieblingsjünger des Blutmeſſias (Robespierre), trägt ſeinen Kopf wie eine Monſtranz,“ ſagt Camille. „Ah, ich werde ihn den ſeinigen tragen machen wie St. Denis,“ ſagt der Lieblingsjünger, welcher, noch ſo jung an Jahren und von faſt mädchenhaft ſchlanker Geſtalt und zarter Geſichtsbildung, ſeinen Meiſter an abſtracter Formelei, an eiskalter Syſtematik noch überböte, wenn das möglich wäre. Aber unbedingt überbietet er denſelben an Energie. Er iſt der eigentliche Fanatiker des Schreckenſyſtems. „Wagt!“ hat er geſagt: „dies Wort enthält die Quinteſſenz der revolutionären Politik[83]).“ Und weil die Syſtematiker des Schreckens Alles wagten, beherrſchten ſie Alles, bis eben auch, mit Forſter zu ſprechen, ihre Federkraft abgenutzt war.

Denn ſelbſt die ſtärkſte hielt dieſe furchtbare Ueberſpannung nicht lange aus, mußte erlahmen oder brechen. Sagen, daß in dieſer Arena wüthend auf einander platzender Leidenſchaften ſogar ein Athlet wie Danton ermüdete, heißt Alles ſagen. Es hat im Sommer von 1793 eine Sehnſucht ihn angewandelt, aus dem wüſten Wirbel heraus zu kommen und reinere Luft zu athmen. Es war jener Zug, welcher öffentliche Charaktere, falls ſie ein Herz haben, antreibt, in der Stille des Privatlebens, in ländlicher Muße von dem Staub und Schmutz des Marktes ſich von Zeit zu Zeit die Seele wieder rein zu baden. Danton, deſſen erſte Frau im vorigen Winter geſtorben, machte im Juni mit einem jungen Mädchen, Sophie Gely, Hochzeit, nahm wenig an den öffentlichen Angelegenheiten theil und reiſ'te im Herbſt zu einem längeren Beſuch nach ſeiner Heimat Arcis-ſur-Aube.

Dort geht er eines Novembermorgens mit ſeinem Freunde Doulet im Garten ſeines Vaterhauſes ſpazieren, als ein Bekannter herbeieilt, ein Zeitungsblatt in der Hand. „Eine gute Neuigkeit!“ — „Was für eine?“ fragt Danton. — „Die Girondiſten ſind verurtheilt und hingerichtet.“ — „Und das nennſt du eine gute Neuigkeit, Unglücklicher?“ — „Gewiß, waren ſie denn keine Wühler (factieux)?“ — „Wühler? Sind denn wir etwa keine Wühler? Wir verdienen den Tod nicht mehr und nicht weniger als die Girondiſten und Einer nach dem Andern werden wir Alle daſſelbe Schickſal haben wie ſie[84].“

Die Erfüllung dieſer Ahnung ließ nicht lange auf ſich warten. Parteiführer ſollten nicht Hochzeit machen und dürfen keine Sehnſucht nach Landluft haben. Die Menge will ihre Idole ſtets vor Augen haben, wenn ſie dieſelben nicht vergeſſen ſoll. Während Danton des Honigmonds ſeiner zweiten Ehe genießt und unter den Bäumen ſeiner Heimat ſpazieren geht, hat ſich der grünadrige Unbeſtechliche in Paris in die Verfaſſung geſetzt, die Dictatur an ſich zu nehmen und wegzuräumen, was ihm den Weg dazu verſperrt. Die Schreckensmaſchine iſt ja zu ſeiner Verfügung. Saturn hungert und „die Götter haben Durſt[85].“ Die Stellung Robespierre's und Danton's zu einander, nach des Letztern Rückkehr in die Hauptſtadt im November, hat ein verläßlicher Augenzeuge kurz und gut ſo gezeichnet: Robespierre war eifrig darauf aus, durch ſeine eigene Energie und ohne den beſiegten Parteien irgendeine Conceſſion zu machen, aus dem Strudel der Revolution herauszukommen; Danton dagegen, erſchreckt durch die Uebel, die ſich ſeinen Augen aufdrängten, wollte um jeden Preis der Anarchie ein Ende bereiten[86]. Zunächſt ſcheinen die Beiden noch Hand in Hand zu gehen: Danton und ſeine Freunde können Nichts dagegen einzuwenden haben, daß auf Betreiben des Unbeſtechlichen die anarchiſtiſch-atheiſtiſchen Spectakler Hebert und Compagnie am 24. März durch die Guillotine „weggeſäubert“ werden. Aber während nun Robespierre und ſeine Seïden eine raſtloſe Thätigkeit für *ihre* Zwecke entwickeln, iſt Danton müde und laß und läßt die Dinge gehen, wie ſie wollen. An Warnungen fehlt es nicht, aber: „Sie werden es nicht wagen!“ ſagt der müde Koloß, und als einer ſeiner Freunde Etwas von Flucht munkelt, brummt er: „Nimmt man ſein Vaterland an den Schuhſohlen mit?“ Der liebenswürdige Camille, welcher in ſeinem „Alten Franziskaner“ angefragt hat, ob es nicht an der Zeit wäre, daß der Convent neben dem Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuß und andern Ausſchüſſen auch einen Ausſchuß des Erbarmens beſtellte, ſagt zu Danton: „Ich theile dein Schickſal, fall' es, wie wolle.“

In der Nacht vom 31. März 1794 wird Danton mit ſeinen Freunden verhaftet. *Sie* haben es alſo doch gewagt! Am 1. April beantragt Saint-Juſt Namens des Wohlfahrtsausſchuſſes im Convent das Anklagedecret gegen den gefallenen Rieſen, der hier ſo oft gedonnert hat. Genehmigt; denn die, welche „wagten,“ haben das Meſſer in den Händen. Und ſchnell ſind ſie, raſchhandelnd, das iſt gewiß. Schon am 2. April ſteht Danton nebſt ſeinen Freunden — mit deren Sache die Anklage Hérault-Séchelles', ſowie eines Nachſchubs von Hébertiſten zuſammengeſtoppelt wird — vor dem Revolutionstribunal[97]. Der Verſchwörung mit Mirabeau und Dumouriez zum Zwecke der Wiederaufrichtung des Königthums angeklagt? „Meine Stimme, die ſo oft für die Sache des Volks ſich erhob, wird dieſe Verleumdung unſchwer zurückweiſen.“ Zeigt dies Gemurr an, daß der bedrängte Löwe in ſeiner ganzen Kraft wider ſeine Feinde ſich aufrichten wird? Nein. Er iſt todmüde. „Meine Wohnung wird bald im Nichts, mein Name im Pantheon ſein. Das Leben iſt mir eine Laſt; es drängt mich, ihrer ledig zu werden.“ Dann findet er aber doch wieder in ſeiner Bruſt einen Reſt von Donnertönen, die den Juſtizpalaſt erdröhnen, den Gerichtsvorſitzer Hermann und den

Ankläger Fouquier-Tinville erbeben, den Wohlfahrtsausſchuß erzittern machen. Mit Verletzung aller Formen wird, auf Saint-Juſt's Betreiben, den Geſchworenen ein Schuldig entriſſen. Am 5. April, Abends 5½ Uhr, fährt Danton mit vierzehn Todesgefährten nach dem Revolutionsplatz. Von dem Karren aus läßt er ſeine Blicke voll Ruhe und Verachtung über die Menge ſchweifen und ſagt zu Camille, der Miene macht, das Volk anzureden: „Sei doch ruhig und gib dich mit dem niederträchtigen Hundepack da nicht ab**)!“ Am Fuße des Schaffots ſagt er heiter wortſpielend zu dem Poeten Fabre d'Eglantine: „Nous ferons tous ce qui tu as fait si longtems, — des vers“ .... Der Fallbeilſchlag, der Danton tödtete, war das Signal zur eigentlichen Blutraſerei der Revolution. Bis zum Tage, wo der Gewaltige ſtarb, hatte das Revolutionstribunal 375 Perſonen unter das Meſſer der Guillotine geliefert. Von Danton's Tod bis zum Sturze Robespierre's, in nicht ganz vier Monaten, ſchickte es 2300 Perſonen auf's Schaffot***). Unter ihnen, am 10. Mai, die Prinzeſſin Eliſabeth, Schweſter Ludwig's des Sechszehnten, deren einzige Verbrechen ihre Geburt, ihre Reinheit und Jugend waren. Die gerichtliche Prozedur war jetzt auf Null reduzirt und beſtand eigentlich nur noch aus dem Namensaufruf. Die Brutalität des Tribunals gegen die Angeklagten ging, namentlich unter dem Vorſitz von Dumas, ins Kanibaliſche. Wenn der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville ſein tägliches „Gebäcke“ (fournée) von 30 bis 60 und noch mehr Perſonen für die Guillotine zurechtmachte, ſo war Alles gut. Mit den letzten Opfern des Schreckenſyſtems iſt noch ein koſtbarſtes hingerafft worden, der hochbegabte Dichter André Chenier, der im Kerker ſeine berühmte Elegie „La jeune captive“ gedichtet hatte, das ſeelenvollſte Lied, welches jemals einer franzöſiſchen Bruſt entquellen. Wie die Marſeillaiſe der kriegeriſche Jauchzlaut, ſo iſt das Klagelied der jungen Gefangenen die Schmerzensthräne der Revolution ....

Als der Todeskarren, welcher Danton und ſeine Freunde der Guillotine zuführte, an Robespierre's Wohnung in der Rue St. Honoré vorüberkam, rief Desmoulins, in ſeiner Sterbeſtunde auch prophetiſch angefaßt, zu den Fenſtern hinauf: „Du wirſt uns folgen[30]!“ Es hat dann auch wirklich nur ein Vierteljahr und etliche Tage gewährt, bis der Unbeſtechliche denſelben Weg ging, auf welchem er ſo Viele vor ſich her geſchickt hatte. Auch er mußte ſich der tödtlichen Umarmung von Guillotin's nimmerſatter Tochter bequemen. Gerade aber einen Monat vor dieſem Ende ſeiner nach „Wegſäuberung“ der Dantoniſten und Hebertiſten erlangten dictatoriſchen Herrlichkeit erfreute er ſich ihres Glanzpunkts, ſoweit eben ſo eine grünadrige Formel überhaupt ſich zu freuen vermag. Es war am 20. Prairial (8. Juni), an welchem Tage das Feſt des „höchſten Weſens“ mit allem Pomp gefeiert wurde, welchen Maler David, der Großceremonienmeiſter der Republik, zu erſinnen und in Szene zu ſetzen vermocht hatte. Frankreich ſoll erklären und die Welt es wiſſen, daß die eine und untheilbare Republik zu dem Glauben an ein „Höchſtes Weſen“ und an „die Unſterblichkeit der Seele“ ſich bekennt. So will es der Dictator und der unbefangene Blick wird in dem Feſtzug und den Ceremonien dieſes Junitages von 1794 keineswegs nur leere Poſſen erkennen.

In Wahrheit, dieſer 20. Prairial war von nicht geringer Bedeutung und zwar nach zwei Seiten hin. Er iſt geradezu ein Verſuch geweſen, das Fundament einer neuen Geſellſchaft zu legen, ein Verſuch, inmitten der ungeheuren Verheerung und Zerſtörung den Grundgedanken einer wieder beginnenden Ordnung aufzurichten. Den Glauben an eine Gottheit proclamiren, hieß ein unſtillbares idealiſtiſches Bedürfniß, wie es im Volke vorhanden, befriedigen und zugleich die abgeſchmackten und ärgerlichen Orgien des ſogenannten Vernunft-Göttin-Dienſtes verdammen. Daß mit Beidem der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung ein großer Gefallen geſchah, unterliegt gar keinem Zweifel. Allerdings, er hat etwas Lächerliches, dieſer auf Conventsbeſchluß wieder inthroniſirte Gott; aber bei näherem Zuſehen nicht mehr und weniger als andere auf die Beſchlüſſe von Synedrien, Synoden und Concilien hin inthroniſirte Götter. Gewiß iſt wenigſtens, daß die Feſtfeier vom 20. Prairial mit nichten einen komiſchen, ſondern einen entſchieden pathetiſchen und erhebenden Eindruck auf die Menge hervorbrachte. Einer, der ſie mitgemacht hat, bezeugt es nachdrücklich. „Ich ſah darin nur eine fromme Feierlichkeit, zu der ich die volle Andacht meines Herzens mitbrachte. Nie war die Sonne mit ſolcher Klarheit an unſerem Horizont aufgegangen. Das Volk ſah ein Wunder darin und hielt dieſen ungewöhnlichen Glanz des Himmels für ein Pfand der göttlichen Verſöhnung mit Frankreich. Ueberall herrſchte ein Gefühl für Ordnung. Es war kein Kreuzweg in der Stadt, der nicht mit einer Fahne geſchmückt, kein Nachen auf dem Fluſſe, der nicht bewimpelt geweſen wäre. Selbſt das unanſehnlichſte Haus war mit Kränzen und Bändern verziert, ſelbſt die abgelegenſte Gaſſe mit Blumen beſtreut. In der allgemeinen Trunkenheit hatten ſich die Rufe des Haſſes und Mordes verloren, wie die letzten Donnerſchläge eines nächtlichen Gewitters beim Herannahen eines friedlichen Morgens verhallen. Man näherte ſich, ohne einander zu kennen; man umarmte einander, ohne ſich zu nennen. Oeffentliche Bankette vereinigten auf den Straßen und Plätzen Reiche und Arme, Ariſtokraten und Jakobiner und das ungeheure Gewühl verlief ohne Verwirrung, ohne Streit, ohne einen Unglücksfall. Endlich kam der Feſtzug.“ — (Die unendliche Menſchenhecke, durch welche der Zug ſchritt, war gebildet aus Männern, welche Eichenzweige in den Händen hielten, und aus weißgekleideten Frauen und Mädchen, welche Roſenſträuße und Blumenkörbe trugen. Nur die Jünglinge gingen an dieſem Tage im Waffenſchmuck.) — „Zum erſten Mal erblickte man die Mitglieder des Convents in einem uniformirten Anzug und dieſe monarchiſchen und ariſtokratiſchen Regierungen zuſtehende Eigenthümlichkeit konnte manches Kommende ahnen laſſen. Die auf Robespierre's Befehl das „Gottesfeſt“ feiernden Conventsmänner hatten ein hellblaues Kleid an und waren mit der dreifarbigen Schärpe gegürtet. Ihre Säbel, Hüte, Bänder, Federbüſche, die erſtrebte Majeſtät ihrer Haltung und ihres Einherſchreitens, das Geſchrei eines erſtaunten Volkes, welchem man „par décret“ wieder einen Gott gibt — man muß das Alles geſehen und gehört haben, um es glauben und um begreifen zu können, daß dies Alles ſehr ſchön war. Jedes Conventsmitglied hielt in der Hand einen Blumenſtrauß. Robespierre allein trug ein dunkelblaues Kleid. Er hatte einen Blumenſtrauß vor der Bruſt und einen zweiten von enormer Größe in der Hand. Es war ihm unmöglich, ſeinen finſtern Zügen den Ausdruck der Heiterkeit zu geben; aber ich erinnere mich, daß er ſeinen gepuderten Kopf mit der fahlen Stirne hoch trug und daß ſein gewöhnlich verſchleiertes Auge faſt ſanft und begeiſtert blickte[21])“ . . . Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß der 20. Prairial — und dies iſt die zweite Seite der Bedeutung des Tages — ein Fühler großen Styls ſein ſollte, ob das franzöſiſche Volk, durch den furchtbaren Wirbelwind der Revolution müdgejagt, bereit ſei, dem Machtgebot eines Einzigen wieder ſich zu unterwerfen. Die unbeſtechliche Contrat-ſocial-Formel wollte herrſchen, allein herrſchen, um in ihrer Manier Frankreich und, wo möglich, die ganze Welt glücklich zu machen. Dahin alſo, bis zu dieſer Verwirklichung des Ideals der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit iſt es gekommen? Ja, in der That, dahin und ſoweit, wie es denn, mutatis mutandis, dahin und ſoweit immer kommen wird und muß, wann und wo man Leben und Geſellſchaft nach der Schablone dieſer oder jener Abſtraction zuſchneiden will und vergißt, daß die Menſchen Weſen ſind, welche ſchlechterdings eſſen und trinken, wohnen und ſchlafen, ihren Tagesgeſchäften, ihren Intereſſen und Leidenſchaften nachgeben wollen und müſſen.

Aber die Gewäſſer der revolutionären Sündflut ſtanden im Sommer von 1794 noch zu hoch, als daß ſchon jetzt eine Krone oder ein ähnliches Ding aus dem Grundſchlamm herauszufiſchen geweſen wäre. Der Grünadrige hatte ſeinen zierlich gepuderten Kopf am 20. Prairial zu herriſch-hoch getragen und es war auch nicht klug geweſen, durch einen dunkelblauen Frack und zwei Blumenſträuße vor den Collegen im Convent ſich auszuzeichnen. In der Wolle gefärbte Sansculotten hatten überhaupt zu dem ganzen Feſte ſcheel geſehen. Der Ruf: „Seht mal den Cujon da! Nicht zufrieden, Herr zu ſein, möcht' er auch noch Gott vorſtellen“ — war aus der Menge gehört worden und der düſtere Fanatiker Billaud-Varennes ſagte ohne Weiteres zu Robespierre: „Du machſt mir übel mit deinem Être suprême[92].“ Ein bedenkliches Symptom, denn der Unbeſtechliche hat ſich zu ſehr auf den Gehorſam des Wohlfahrtsausſchuſſes und des Convents verlaſſen, deren er unter der Obhut ſeiner zwei Jünger Saint-Juſt und Couthon völlig ſicher zu ſein glaubt, während er den Sitzungen fern bleibt und überhaupt ein excluſiv-dictatoriſches Anſehen ſich gibt, das gar Vielen Mißfallen und Beſorgniß erregt.

Gerade in dieſen Tagen, wo der Terrorismus, mit dem auf des lahmen Couthon's Antrag ins Ungeheuerliche verſchärften „Geſetz der Verdächtigen“ vom 22. Prairial in der Hand, in die raſenden Zuckungen ſeines Todeskrampfes verfiel, bemerkte man an Robespierre ein unſtätes Haſten und Taſten, abwechſelnd mit gänzlicher Unthätigkeit. Und doch wäre der unbeſtechlichen Formel gerade jetzt die höchſte Spannung vonnöthen geweſen. Aber auch mit ihrer Federkraft iſt es vorbei. Eine Formel, die ſich oben halten will in dieſem Strudel, ſollte keine menſchlichen Nerven haben. So bringt denn der 8. Thermidor (26. Juli) von 1794 die Kriegserklärung der aus widerhaarigſten Elementen wunderlichſt zuſammengeſetzten antirobespierre'ſchen Bundesgenoſſenſchaft und der 9. Thermidor den Kampf ſelbſt. Dunkelſte Blutmänner, wie Billaud und Collot, und kaum weniger dunkle, wie Tallien, welcher den wunderſchönen Hals ſeines gefangenen Liebchens, der aus ſpaniſchem Feuer und franzöſiſcher Grazie gemachten Thereſe Cabarrus, nicht vom Fallbeil zerſchnitten ſehen will, bringen es, da auch ein „Anakreon der Guillotine“ ihr Lied mitſingt, dahin, daß „Berg“ und „Ebene“ und „Sumpf“ gegen den Unbeſtechlichen in den vernichtenden Empörungsſchrei ausbrechen: „Nieder mit dem Tyrannen!“ Das Verhaftungsdecret ergeht und mit dem Verzweiflungsruf: „Die Räuber triumphiren!“ welcher eine unbeſtreitbare Wahrheit ausſpricht, ergibt ſich Robespierre in ſein Schickſal, das eine kurze ſcheinbar günſtige Wendung nicht ändern kann. Die Zeit auch dieſes Idols iſt um. Am Tage darauf wird es ſammt ſeinen vertrauteſten Geſellen durch die Guillotine „weggeſäubert.“ Sein „Schweif“ liefert einem nicht zu ermüdenden Fouquier Material zu maſſenhaften „Gebäcken,“ bis ſchließlich der raſtloſe Bäcker ſelber verbacken wird. „Wo ſind deine Fournées?“ ſchreit ihm das Volk zu, als er auf dem Todeskarren ſitzt. „Hungerleideriſches Pack, haſt du ohne dieſelben wohlfeileres Brot?“ gibt er zurück . . . . Der Schreckensorkan vertobt allgemach, freilich lange nicht ſo raſch, wie man gewöhnlich glaubt. Die thermidoriſche Reaction hat ebenfalls Blut genug und viel zu viel an ihren Händen. Aber allerdings, die Formen des Blutvergießens werden andere: an die Stelle des gerichtlichen tritt der meuchleriſche Mord, beſonders in den Provinzen. Derweil bemüht ſich Paris, die Schreckensmiene abzulegen. Freue ſich, wer da noch athmet im roſigen Licht: es kommt eine luſtig-lüderliche Zeit. „La sainte Guillotine“ iſt aus der Mode und in der Mode iſt „Unſere liebe Frau vom Thermidor“[21].

## Fünftes Kapitel.

# Zwei Soldaten.

Ein klägliches Schauſpiel, eine große That auf eine kleine Seele gelegt zu wiſſen, wie Göthe vom Hamlet geſagt hat; ein kläglicheres, große Zeittendenzen durch ein Geſchlecht von Hämmlingen und Halblingen verpfuſchen und zu Grunde richten zu ſehen. So einem Schauſpiel zu begegnen braucht nicht zu fürchten, wer die Geſchichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und der erſten fünfzehn Jahre des neunzehnten betrachtet. Denn niemals iſt die Natur in der Schöpfung gewaltiger Geſtalten, großer Menſchen, idealer und praktiſcher Genies und eigenartiger Charaktere ſo verſchwenderiſch geweſen, wie ſie in dieſem Zeitraum von etlichen ſiebzig Jahren es war. Kein Wunder wahrlich, wenn Mutter Erde, nachdem ſie raſch hinter einander her eine ſolche Schaar von Titanen geboren, in Ermattung und Abſpannung verfiel. Alle Länder Europa's hatten mehr oder weniger Antheil an dem Segen dieſer herrlichen Fruchtbarkeit. Nach der idealen Seite hin fiel der beſte Deutſchland zu. Aber wahrhaft ſtaunenswerth und für die hiſtoriſche Berechtigung der Revolution wie für ihre unverwüſtliche Kraft gewichtiges Zeugniß ablegend iſt der Umſtand, daß in dem um und um gewühlten Frankreich, allen den maſſenhaften ſaturniſchen „Wegſäuberungen“ zum Trotz, eine Generation heranwuchs, geſund und ſtark genug, aus dem wüſten Schlamm, welchen die verrauſchende Sündflut zurückließ, mit wunderſamer Elaſtizität hervorzuſpringen und, befehligt von dem größten aller Schlachtenlenker, dem Erdtheil die Geſetze der Eroberung vorzuſchreiben.

Während der „Stern“ Bonaparte's zu Ende des Jahres 1793 über den brennenden Straßen und dampfenden Leichenhaufen des den Engländern wieder abgetrotzten Toulon aufging, ſeinen Aufgang alſo mit einem nationalen Triumph verknüpfend, ſchlug ſich der deutſche Soldat, welcher dem binnen eines Jahrdutzends vom Bataillonschef zum Imperator vorrückenden korſiſch-franzöſiſchen Soldaten ſpäter der gefährlichſte Widerſacher werden ſollte, als ein tapferer Huſar und Huſarenführer am Niederrhein gegen die franzöſiſchen Republikaner herum. Denn ein rechtes Wagen und Schlagen war Gebhard Lebrecht Blücher's Thun in den Rheinfeldzügen von 1793 und 1794, wo er ſeine rothen und braunen Huſaren zum Schrecken der Feinde machte und ſich den weithinſchallenden Ruf eines ſcharfblickenden, raſtloſen, freudig-muthigen Reiterführers gewann: ſowie nebenbei auch den Rang eines Generalmajors und Regimentsinhabers (Juni 1794). Ja, er „ſchlug ſich herum,“ und zwar häufig genug im buchſtäblichſten Sinne. Wenn noch im Feldzug von 1814 der Feldmarſchall Blücher, ein Siebziger, auf dem Rückzug nach dem Mißgeſchick von Montmirail Jugendfeuer genug beſaß, auf die den Feldherrn und ſein Gefolge bedrohlich umſchwärmenden Bärenmützen von Napoleon's Reitergarde mit den Worten: „Ich will den Kerls doch Etwas abgeben!“ loszuſtürmen 94), ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß der Huſarenoberſt Blücher, ein Fünfziger, den Säbel nicht in der Scheide hielt, wo Gelegenheit war und geſucht werden konnte, den Feind zu attakiren … Es war nur einer noch in den Heerſchaaren der Verbündeten, welcher an mannhafter Beweglichkeit und fröhlicher Kühnheit mit Blücher in Vergleich zu ſtellen war: der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, von deſſen heldiſch-genialem Weſen Göthe in ſeinem Tagebuch über den Zug nach der Champagne ſo viel zu melden weiß. Ein anderer deutſcher Poet, der Don Quixote der romantiſchen Schule, Fouqué, hat uns in ſeiner ſüßholzigen Manier ein Bild von dem damaligen Weſen des Prinzen gemalt, welches hier eingeſchoben werden mag. Es war im Feldzug von 1794, als im Mai die Preußen auf die bei Meckenheim aufgeſtellten Franzoſen einen Angriff unternahmen, um zu Gunſten des bei Kaiſerslautern vom Feinde bedrängten Feldmarſchalls Möllendorf eine Diverſion zu machen. „Doch wollte der Erbprinz von Hohenlohe gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wieſenbruch und ſchmal überhinführenden Damm von uns getrennt. „Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten!“ hieß es ein- oder ein paarmal. Da erhub ſich aus dem ſchon hochaufgeſchoſſenen Frühlingskorn, worin er bisher ſchlummernd gelegen hatte, ein hoher, ſchlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gelock und ſprach mit tiefwohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterieregiment Romberg und, mein Wort darauf, ich nehme das Dorf!“ Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vortheil iſt nicht entſcheidend genug, um ſo gar Vieles daranzuſetzen, lieber Prinz.“ Und unwillig verſtummend tauchte die Jünglingsgeſtalt wieder unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. So war Prinz Louis Ferdinand geweſen 95).“

Die frohe Befriedigung, womit Blücher auf ſeine Thätigkeit in den Feldzügen von 1793 und 1794 zurückblickte und zurückblicken durfte, hat ihren bleibenden Ausdruck gefunden in den Aufzeichnungen, welche er in Tagebuchsform darüber hinterließ 96). Es ſpricht darin überall ein tapferer Mann, der weiß, was er werth iſt; aber auch ein aufrichtiger Mann, der unter allen Umſtänden auf Wahrheit hält, ſie friſch herausſagt und mit Lügen und Pralen ſich nicht befaßt. Wahrhaftigkeit iſt überhaupt immer einer der vortretenden Charakterzüge Blücher's geweſen und höchſt erfreulich iſt auch die Wahrnehmung, daß ſeinem brauſenden Huſarenmuth ein ſtarker Zug menſchlich-hülfreicher Milde beigemiſcht war, eine Herzensgüte, die auch gegen den Feind ſich keineswegs verleugnete. Als am 23. Mai 1794 Blücher bei Weidenthal in der Pfalz glücklich gegen die Neufranken geſtritten, befand ſich — erzählt er — „unter den Gefangenen Einer, dem der Schenkelknochen oben zerſchmettert war. Man hatte ihn neben das Feuer gelegt und ihm zur Erfriſchung, wie den andern, Brot und Branntwein angeboten. Er ſchlug aber dieſes nicht allein aus, ſondern wollte ſich auch ſchlechterdings nicht verbinden laſſen und forderte unſere Leute wiederholt auf, ihn todtzuſchießen. Dieſe ſagten untereinander: Das iſt ein recht hartnäckiger, verſtockter Franzos! Ich ſtand mit dem Obriſtlieutenant von Müffling in einiger Entfernung, wir hörten dieſe auffallende Beurtheilung und näherten uns der Gruppe. Der Bleſſirte lag ganz ſtill, tief in ſich gekehrt und ſah nicht, was um ihn vorging. Da er zu frieren ſchien, ließ ich mehrere Decken holen und ihn damit zudecken. Bei dieſer Gelegenheit blickte er mich forſchend an und ſchlug die Augen nieder. Ich ließ ihm durch meinen Adjutanten, da ich ſelbſt der franzöſiſchen Sprache nicht ganz mächtig bin, ſagen, er möchte ſich doch verbinden laſſen und zu ſeiner Stärkung Etwas genießen. Aber er antwortete nicht, daher ich ihm ferner ſagen ließ, daß ich denjenigen für einen ſchwachen Menſchen hielte, der ſein Schickſal nicht zu tragen wüßte, und daß es ſich am wenigſten für einen Soldaten gezieme, ſeine Zuflucht zur Verzweiflung zu nehmen. Uebrigens dürfe er die Hoffnung, zu geneſen, nicht aufgeben und könne verſichert ſein, daß er ſich unter Menſchen befände, die Gefühl hätten und zu ſeiner Erleichterung Alles beitragen würden. Nun blickte mich der Leidende an, ein Strom von Thränen ſtürzte zugleich aus ſeinen Augen und er reichte mir vertraulich die Hand. Ich ließ ihm Wein geben und er trank: auch ſträubte er ſich nicht mehr, ſich verbinden zu laſſen.“ Man erfuhr dann von dem Verwundeten, daß derſelbe ſeinen Vater durch die Guillotine, ſeine Brüder durch den Krieg verloren, ſeine Frau und Kinder aber, als ihn das terroriſtiſche Maſſenaufgebot an die Gränze getrieben, in kümmerlichſter Lage zurückgelaſſen hätte. Deßhalb habe er ſterben wollen. Blücher that für den Unglücklichen, was er unter den obwaltenden Umſtänden thun konnte, und fürwahr in den Augen von Menſchen ziert dieſer auf der Walſtatt einem gefangenen Feind erwieſene Samariterdienſt unſern heldiſchen Huſaren unendlich viel ſchöner als der „Rothe Adler,“ der um dieſe Zeit ihm zugeflogen iſt.

Derweil lotterte und ſchlotterte die erſte gegen die franzöſiſche Revolution geſchloſſene Coalition ihrem Ende zu. Die unerwartete, immer gewaltiger ſich entfaltende Widerſtandskraft der Republik, die namenloſe Elendigkeit der deutſchen Reichsverhältniſſe, der ſeit Friedrichs und Joſephs Zeit in ſeiner ganzen Schärfe herausgekehrte Gegenſatz von Oeſtreich und Preußen, endlich die Durchgiftung und Durchteufelung des ganzen Bündniſſes Seitens Katharina's der Zweiten, welche, während Preußen und Oeſtreich und England gegen Frankreich ſich abmühten, die polniſche Frage in ihrer Weiſe zu löſen trachtete, — alle dieſe Motive, am wirkſamſten aber das letztgenannte, hatte die Coalition nie zur vollen Entwicklung ihrer Stärke gelangen laſſen und führte jetzt ihre Auflöſung herbei[97]). Die Thugut'ſchen Zettelungen gegen Preußen, die Willfährigkeiten Preußens gegen Rußland und die Schwachmattigkeit ſeiner ganzen Politik, die gegenſeitigen Hinterhaltsgedanken und Ueberliſtungsverſuche, die Ränke und Verräthereien hinüber und herüber, ſchließlich die Emporgipfelung des von Infamie ſtrotzenden Lug- und Trugſpiels der zweiten und dritten Theilung Polens zur mongoliſch-wüſten Kataſtrophe vom 4. November 1794, wo nach der entſcheidenden Niederlage Koſciusko's bei Macieſowie Suworow's Ruſſen Praga erſtürmten und in den Raum von wenigen Stunden alle Gräuel der franzöſiſchen Schreckenszeit zuſammendrängten: — dies Alles zuſammen macht einen Höllenbreughel aus, wie die weltgeſchichtliche Bildergalerie nur wenige aufzuweiſen hat. Katharina die Zweite konnte, dem Ende ihrer Laufbahn zugehend, des Gedankens ſich freuen — und ſie war ganz dazu gemacht, dieſes Gedankens ſich zu freuen — daß noch niemals eine Frau ein fremdes Reich auf Koſten ihres Vaterlandes ſo groß gemacht wie ſie und daß ſie den Pfahl im Fleiſche Deutſchlands, den Dualismus von Oeſtreich und Preußen, mit einem ebenſo ätzenden als langnachwirkenden Gifte beſtrichen habe. So ſtarb die Semiramis des Nordens, nach vielſtündigem Todesröcheln einen furchtbaren Schrei ausſtoßend, am 18. November 1796 und es begann der vier Jahre und etliche Monate währende Wahnſinn der Regierung Pauls des Erſten, gegen welchen Wahnſinn wir zu ſeiner Zeit das bekannte „Verdünnungsmittel“ des ruſſiſchen Deſpotismus grauenhaft werden in Anwendung bringen ſehen.

In dem Unſegen der Vernichtung Polens hatte die Lähmung der öſtreichiſch-preußiſchen Kriegführung gegen Frankreich ihre Wurzel und die hieraus entſprungenen Zerwürfniſſe zwiſchen den beiden deutſchen Großmächten trieben Preußen — nicht ohne eigene Schuld, aber auch nicht ohne Mitſchuld Oeſtreichs, von der des armen Reichsgeſpenſtes gar nicht zu reden — zu dem unſeligen Frieden von Baſel, kraft deſſen es den Franzoſen das linke Rheinufer preisgab und ſeine Sache von der des übrigen Deutſchlands trennte. Die Entrüſtung der eigenen Armee, die ſich trotz vielfach mangelhafter Führung doch brav geſchlagen, war groß und viele wackere Männer ſprachen ſie laut aus. Am rückhaltsloſeſten der Prinz Louis Ferdinand, der ſich im Hauptquartier des Feldmarſchalls Möllendorf befand, als dort die Nachricht eintraf, daß in der Nacht vom 5. auf den 6. April zu Baſel der Friede zwiſchen den Preußen und Frankreich unterzeichnet worden ſei. Der Prinz ging in ſeinem Feuereifer ſogar ſoweit, in zahlreicher Geſellſchaft laut zu wünſchen, das Heer möchte ſich weigern, den Frieden anzunehmen, in welchem Fall er ſelbſt ſich an die Spitze deſſelben ſtellen wollte 98). Auf derartige Aufwallungen mag es ſich bezogen haben, wenn der nachmalige General von dem Kneſebeck, welcher der Meinung war, daß Louis Ferdinand vor allen übrigen preußiſchen Generalen jener Zeit mit Feldherrntalent begabt geweſen ſei, während der Rheinfeldzüge einmal zu dem Prinzen ſagte: „Sie haben einige Orleans'ſche Regungen, aber die taugen nicht 99).“ Preußen konnte, nur Parteiſucht mag das überſehen, neben Anderem zu Gunſten ſeines Friedensſchluſſes ſeine Erſchöpfung an Geld und Heerkräften anführen. In Wahrheit, was die Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten an Kräften aufzubringen vermocht hatte, war am Rhein und an der Weichſel verbraucht worden. Die ritterliche Aufſpannung des Königs ſelbſt war längſt dahin. Er krankte an der Waſſerſucht und es ging mit ihm raſch dem Ende zu. Die Armee nahm ſich auf dem Papiere noch parademäßig genug aus, in der Wirklichkeit war es anders mit ihr beſtellt. Die Offiziercorps ganzer Regimenter beſtanden ſchon i. J. 1795 aus Invaliden an Körper und Geiſt. Es kam vor, daß ſämmtliche Offiziere von Reiterregimentern vom Oberlieutenant aufwärts vor lauter Schmeerbäuchigkeit, Gicht und Hämorrhoiden nicht mehr zu Pferde ſteigen oder wenigſtens es nicht mehr zu Pferde aushalten konnten 100). Der Geiſt der Friedrich'ſchen Aera war aus dem Heer entwichen und mit ihm die moraliſche Zucht. Geblieben aber war der todte Mechanismus, die Puder-, Zopf- und Kamaſchenqual und brutalſte Fuchtelei: wo der Reiſende innerhalb Preußens einen Exercirplatz betrat, konnte er Offiziere und Korporale auf die Schultern und Beine der Rekruten losſchlagen ſehen und das „Ihr verfluchten Hundekerle, das Donnerwetter ſoll euch zerſchmeißen!“ ſchallte ihm unaufhörlich in die Ohren 101).

Zur Mittagsſtunde am 16. November von 1797 wurden die Thore Berlins geſchloſſen und die Stadt geſperrt; denn ſo eben war Friedrich Wilhelm der Zweite geſtorben, nachdem ihm ſeine Roſenkreuzer zuletzt vergeblich trinkbares Gold („aurum potabile“) bereitet und eingegeben hatten, und die Huldigung für den neuen Monarchen ſollte ſofort ſtattfinden[102]. „Mag wohl leichter ſein, Friedrich Wilhelm zu heißen als Friedrich“ — dieſe Aeußerung, womit der junge König vom Throne Beſitz ergriff, verrieth ſchon, daß er kein Friedrich werden würde. Es wird ſeiner Zeit zu ſagen ſein, was und wie er war. Daß der ſittenreine Mann mit ſeiner ſchönen und hochgeſinnten Königin Luiſe von ſeinem Volke hoffnungsvoll willkommen geheißen wurde, iſt ganz begreiflich und in der Ordnung geweſen. Als im Juli von 1798 im Berliner Schloſſe die Erbhuldigung der brandenburgiſchen Stände ſtattfand, machten ſich etliche Striche von der Signatur der Zeit bemerkbar, freilich ohne von Solchen bemerkt zu werden, die Etwas daraus hätten lernen können. Die märkiſchen Junker nahmen mit äußerſter Entrüſtung unter dem diplomatiſchen Corps das „Canaillen-Geſicht,“ den „ungepuderten“ Schwarzkopf und die „enorme dreifarbige Schärpe“ des „berüchtigten“ Sieyes wahr, des Geſandten der franzöſiſchen Republik. Beim Huldigungsakt ſelbſt erwiderte die Anrede des Miniſters Reck an die Stände der Domdechant von Brandenburg mit herkömmlich-allerunterthänigſter Floskelei und eiferte ſich ſchließlich zu dem verrückten Bombaſt hinauf, eine „dankbare Nachwelt würde des neuen Königs Ruhm dereinſt dort am Himmel wiederzufinden wiſſen, wo ſchon mit neu entdeckten Sonnen das Geſtirn Friedrichs des Großen prangt.“ Beim Bankett zwar verlautete an einer der Tafeln ſo Etwas von der Zeit, in welcher man lebte. Einer der beiden Abgeordneten der Univerſität Frankfurt an der Oder „fing an, loſe demagogiſche Reden zu führen vom Volkswillen und deſſen Recht, über Throne zu disponiren,“ welchen Reden die anweſenden „Schwarzröcke“ (d. h. Nichtoffiziere) Beifall zollten. Da aber, wie „der Demagoge immer dreiſter wurde,“ ſchrie ihn der Major von Bredow vom Regiment Gensdarmes mit einer Donnerſtimme an: „Infamer Halunke, wenn Er nicht das Maul hält, ſo pack' ich Ihn und werf' Ihn zum Fenſter hinaus!“ Dies die Antwort des preußiſchen Junkerthums auf die Fragen der Zeit 103).

Man kann ſie ihm auch nicht verübeln. Denn mit der politiſchen Bildung nicht nur der preußiſchen Majore, ſondern der Deutſchen überhaupt war es damals übel beſtellt. Was half es, wenn einzelne erleuchtete Geiſter, wie ein Kant und ein Fichte, das Verſtändniß der Revolution beſaßen? Die Nation als ſolche — falls es zu jener Zeit überhaupt eine deutſche Nation gab — konnte ſich ja nicht einmal dazu erheben und ermannen, der Offenſivkraft der Revolution wenigſtens eine ebenbürtige Defenſivkraft entgegenzuſtellen. Mit einer empörenden Gleichgültigkeit nahm man in Mittel- und Norddeutſchland den Verluſt des linken Rheinufers hin. Das Volk hatte und äußerte zwar mitunter ein mehr oder weniger lebhaftes Gefühl der Schmach, die Gebildeten nicht. Dieſe waren ein bloßes Literaturvolk, Jammer über Jammer! In der Literatur ging alles höhere Intereſſe auf und der Verkehr der gebildeten Kreiſe bewegte ſich faſt ausſchließlich in den Geleiſen literariſchen Klatſches. Während Bonaparte bereits ſeine Laufbahn angetreten hatte und es ſich demnach ſchon um Sein oder Nichtſein Deutſchlands handelte, hatte das deutſche Publikum keine Zeit, mit dieſer Frage ſich abzugeben, da ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Theilnahme durch den Göthe-Schiller'ſchen „Xenienkrieg“ von 1797 in Anſpruch genommen wurde, und als beim Kongreß von Raſtadt von den Franzoſen Reichsländer verſchachert wurden wie Kleiderfetzen in einer Trödlerbude, was ſollte das ein Volk kümmern, welches vollauf mit der Frage beſchäftigt war, ob der Dichter des Werther oder der des Don Carlos oder gar der des Hesperus der größere Poet? Solcher Nebelei gegenüber konnte es faſt für Mannhaftigkeit und Tugend gelten, wenn in den Rheinlanden ſtrebſame Geiſter mit Eifer und Enthuſiasmus der Frankenrepublik ſich anſchloſſen. Es gab ja kein deutſches Vaterland, wie hätte man es verrathen können? Das ganze deutſche Elend jener Zeit tritt uns furchtbar nahe, wenn wir hinhören, was, nachdem Mainz am 30. Dezember 1797 abermals den Franzoſen in die Hände gefallen, am 1. Januar 1798 in dem „patriotiſchen“ Club zu Koblenz der „Bürger“ Joſeph Görres geredet hat: — „Bürger, Mainz iſt unſer! Auf den Wällen dieſer ſtolzen Feſte weht die dreifarbige (franzöſiſche) Fahne. Ihre ſchrecklichen Feuerſchlünde ſprühen nicht mehr Tod über die Heerſchaaren der Freiheit; drohend und fürchterlich ſtrecken ſie jetzt den Königen und ihren Helfershelfern den Alles verſchlingenden Rachen entgegen. Sie iſt verloren, dieſe Sternſchanze des Deſpotismus, zerſchnitten iſt der Saum der Reichsintegrität! Zernichtet iſt alſo die Hoffnung unſerer Deſpoten, abgeworfen die große Brücke, die ſie noch mit dem linken Rheinufer verband. Sie ſtehen auf den Gebirgen im jenſeitigen Deutſchland und blicken mit verbiſſener Wuth ins gelobte Land der Freiheit, das ihnen jetzt auf ewig den Zugang verſagt[104].“

Generalmajor Blücher war nach dem Friedensſchluß von Baſel mit ſeinem Regiment zu dem Armeecorps befehligt worden, welches die zur Sicherung der Neutralität von Norddeutſchland gezogene „Demarkationslinie“ hüten ſollte. Zu Anfang des Mai von 1795 ſtand er mit ſeinen Huſaren in Oſtfriesland und zu Aurich in der Stadt ſah man den raſchen Dreiundfünfziger, der in vollſter Manneskraft blühte und die preußiſche Generalsſteifheit ſeinem munteren, lebemänniſchen Weſen und Gebaren nicht auf hundert Schritte weit nahekommen ließ, in dem Hauſe des dortigen Kammerpräſidenten, eines Herrn von Colomb, gar häufig aus- und eingehen. Es gab Magnete daſelbſt für unſern ſtattlichen Gebhard Lebrecht. Insbeſondere einen Hauptmagnet, Amalie geheißen, des Herrn Kammerpräſidenten jüngſte Tochter, welche ihrerſeits die Perſönlichkeit des Herrn Generals ebenfalls hinlänglich magnetiſch gefunden haben muß[105]. Blücher dachte lebhaft an eine zweite Heirat und der Gegenſtand ſeiner Wünſche hatte gegen die Verwirklichung dieſes Gedankens wenig oder nichts einzuwenden. Den Eltern des Fräuleins dagegen ſcheint unſer Huſarengeneral faſt etwas zu huſariſch, zu lebemänniſch, zu luſtig und luſtig vorgekommen zu ſein. Sie zögerten mit ihrer Einwilligung, gaben ſie aber am Ende doch und Fräulein Amalie von Colomb wurde Frau Generalin von Blücher... Im folgenden Jahre finden wir den General in Münſter, wo er als Befehlshaber der Vorhut auf der Demarkationslinie ſeinen praktiſchen Schick und Takt, ſeine lebemänniſche Gewandtheit in dem ſchwierigen Verkehr mit auf gut Weſtphäliſch durch und durch geräuchertem, preußenfeindlichem Adel und Klerus zu erproben Gelegenheit hatte und wirklich erprobte. Er blieb zu Münſter bis zum Jahre 1801, welches ihm die Ernennung zum Generallieutenant brachte, und dann blieb die neue Excellenz erſt recht. Zur Abwechſelung machte der Lebensluſtige häufige Ausflüge nach Berlin, wo er ſich, „eigentlich mehr als ſeinem Range gemäß war," zu jungen Offizieren hielt, beſonders zu denen von den Gensdarmes, im damaligen Lotterleben von Berlin die Tonangeber aller Thorheit und Tollheit. Obgleich Excellenz und den Sechzigen zuſchreitend, tanzte Blücher, „was etwas Unerhörtes war," ganze Abende hindurch und ein flotter Tänzer muß er geweſen ſein, denn die ſchöne Königin Luiſe, eine leidenſchaftliche Tänzerin damals, tanzte gern mit ihm. Auch in den Freimaurerlogen hat er ſich zu jener Zeit viel umgetrieben, theils weil das größte und geſuchteſte Myſterium der Berliner Maurerei in der beſonderen Reinheit und Feinheit der Weine bei den Tafellogen beſtand, theils weil er hier ſeiner natürlichen Beredtſamkeit freien Lauf laſſen konnte[106]. Bruder Blücher hatte in der That Ausſicht, ein vollkommener „Bruder Redner“ zu werden, obgleich zu vermuthen ſteht, daß der Mann, wenn er ausſchaute in die Welt, in ſeiner derben Manier den ewigen Berliner Schwatz und Klatſch mehr als ein Mal zu allen Teufeln gewünſcht habe und lieber wieder mit zu Felde geritten wäre, den Huſarenſäbel in der Fauſt.

Denn die Zeit war gekommen, von der geſchrieben ſtand: „Auf des Degens Spitze die Welt jetzt ruht.“ In der That, während ſich Preußen und das nördliche Deutſchland in die geträumte Sicherheit einer ſelbſtgenügſamen Neutralität zurückgezogen hatten, ging auf anderen Schauplätzen das Ringen „um der Menſchheit große Gegenſätze, um Herrſchaft und um Freiheit,“ ſeinen geräuſchvoll-blutigen Gang weiter. Oeſtreich, was man auch immer an ſeiner Politik auszuſetzen haben mochte, kämpfte, indem es ſeinen Krieg gegen Frankreich führte, doch zugleich auch für Deutſchland und machte durch ſeinen glänzenden Feldzug vom Herbſte 1795 bis zum Herbſte 1796 den deutſchen Waffen Ehre. Erzherzog Karl, bei Würzburg Sieger über Jourdan (3. September 1796), ſäuberte Deutſchland bis zum Rhein von den Franzoſen, und falls eine nationale Erhebung ihm zu Hülfe gekommen wäre, würde Moreau keine Urſache gehabt haben, ſich ſeines „Xenophontiſchen“ Rückzugs aus Baiern, durch den Schwarzwald und über den Rhein halber rühmen zu laſſen. So jedoch, wie es um die deutſchen Verhältniſſe beſtellt war, mußte die Entſcheidung anderswo liegen, jenſeits der Alpen nämlich...

Die Sündflut hatte ſich verlaufen und einen unermeßlichen Schlamm zurückgelaſſen. Auf dieſem trügeriſchen, unſaubern Boden nun tummelte ſich die thermidoriſche Reaction. Hier ſpreizte ſich die „Jeunesse dorée,“ welche ſo zu ſagen Trauer tanzte, indem ſie Opferbälle („bals à victime“) veranſtaltete, wozu nur Zutritt erhielt, wer einen Verwandten durch die Guillotine verloren hatte. Auf dieſem Boden ſtellten die „Muscadins“ unſerer lieben Frau vom Thermidor das Reich des Pariſer Luxus wieder her, dieſe Elegants von 1795 in ihren kurzen, breitſchößigen Röcken und gemſenfarbenen Pelzſammetweſten, mit langfliegenden gepuderten Haaren, wulſtigen grünen Halsbinden, aufgebundenen Zöpfen und ungeheuerlichen Hüten, in den Händen derbe Knotenſtöcke, welche nur allzuhäufig mit Dolchen vertauſcht wurden. Auf dieſem Boden endlich hetzte die „Compagnie Jehu,“ nicht zu verwechſeln mit der Compagnie Jeſu, und hetzten ähnliche aus föderaliſtiſch-girondiſtiſch-royaliſtiſchen Elementen gebildete Genoſſenſchaften den beſiegten, ſterbenden, vergebens nach Luft ſchnappenden Jakobinismus und Sansculottismus vollends zu Tode[107]). Im Jahre 1796 fand ein deutſcher Reiſender, daß in Paris an die Stelle republikaniſcher Einfachheit und ſansculottiſcher Kynismen ſchon wieder allerhand ariſtokratiſche Eleganz getreten war. Modiſche Damen trugen die noch vorgeſchriebene Nationalkokarde in der Größe einer Erbſe, unter einem Band oder einer Blume ihres Kopfputzes verſteckt. Die elegante Welt hatte eine entſchieden antirepublikaniſche Färbung, die Atmoſphäre der öffentlichen Orte einen royaliſtiſchen Ton und die Leute nach der Mode verſammelten ſich zwiſchen den Straßen Grange-Batelière und Montblanc auf dem Boulevard, welchem man den herausfordernden Namen „Le petit Coblence“ gegeben hatte[108]).

Die Directorialregierung — inaugurirt mittelſt eines durch den ſechsundzwanzigjährigen Napoleon Bonaparte auf Befehl des in den letzten Zügen liegenden Convents in Szene geſetzten „Kartätſchenpuffs“ vom 13. Vendemiaire (5. Oktober) 1795 — war ein Pfuhl der Corruption, wimmelnd von häßlichem Gewürme, die Hefe und Grundſuppe des verſchäumten, verſchütteten und verdunſteten Republikanismus. An die Stelle der Grauſamkeit des Fanatismus war die Grauſamkeit der Liederlichkeit getreten: man ſchickte die Beſiegten nicht mehr unter das Fallbeil, wohl aber dahin, „wo der Pfeffer wächſt,“ in die todhauchenden Glutſümpfe von Cayenne. Es iſt wahr, eine ſo ganz aus Rand und Band geriſſene Geſellſchaft, wie die franzöſiſche nach vertobtem Schreckensſturm geweſen, wieder aufzubauen, das erforderte eine ungeheure Arbeit. Aber das Directorium machte nicht einmal Miene, dieſe Arbeit anzufaſſen. Frivol und unſittlich durch und durch, hat ſeine Politik das Chaos ſo zu ſagen noch chaotiſcher gemacht. Und wie widerlich die Traveſtie antiker Sitten am Hof eines Barras! Denn dieſer Herr Director hielt ja einen förmlichen Hof, an welchem verbuhlte Weiber von altem Adel die Honneurs machten und die Traditionen der Monarchie wieder aufzubringen ſuchten. Da war Madame de Ravaille, Madame de Mailli und auch Madame Joſephine de Beauharnais, welche Letztere der in ſehr knappen Verhältniſſen lebende General Bonaparte kürzlich geheiratet hatte, weil er der anmuthigen Kreolin wirklich mit einer Zärtlichkeit, wie er ſie gegen kein zweites Weſen empfunden hat, zugethan und nebenbei auch der Protection ihres Freundes Barras bedürftig war. Hieher kam Madame Tallien im Glanz ihrer Schönheit und in einem Anzug von ſolcher „Antikheit," daß man es begreiflich findet, wenn einer nach dem Styl „Unſerer lieben Frau vom Thermidor" gekleideten, d. h. nicht gekleideten Dame ein Feigenblatt zugeſchickt wurde mit der Aufſchrift: Kleidung für Madame. In dieſen Kreiſen machte auch die reizende Juliane von Krüdener jene Schule des Lebens und Liebens durch, welche ſie vollſtändig berechtigte, ſpäter als büßende Magdalena ihr Wehe über die ſündige Welt zu rufen. Die tonangebenden Weiber der Directorialzeit hätten gerne griechiſche Heroinen vorgeſtellt und brachten es doch nur dazu, Hetären zu ſein. Und ſo war auch das ganze Weſen und Walten dieſer Baſtard-Republik. Es gab da kein Forum mehr, es gab nur noch ein Lupanar. Um ſo mehr, da ſich alle Geſundheit, Kraft und Tüchtigkeit nach außen warf, in den Krieg.

Aber der ſterbende Jakobinismus brauchte nicht zu beten:

„Mög' aus meinem Gebein mir erſtehen ein Rächer!“ Sein Rächer und Erbe zugleich war ſchon da. Es iſt nie ein wahreres Wort aus Diplomatenmund gegangen als jenes, welches der Graf Markoff, ruſſiſcher Geſandter am Hof des erſten Conſuls, über Bonaparte geſprochen: — „Das iſt der Jakobinismus ganz und gar, concentrirt in einem Menſchen und bewaffnet mit allen Werkzeugen der Revolution [109].“ Ausgerüſtet aber auch, muß man hinzufügen, mit einem Genie, welchem Nichts gleichkam bis zu der Zeit, wo der Uebermuth eines beiſpielloſen Glücks ſeinem Träger Schwindel verurſachte, bis zum Wahnſinn gehenden Schwindel. Ja, es war dieſes Mannes Natur und Beſtimmung — denn der Gährungsprozeß der Revolution wollte vollendet ſein — die Welt jakobiniſch zu terroriſiren und zu deſpotiſiren. Allein trotzdem iſt es durchaus unpaſſend, Bonaparte den „Robespierre zu Pferde“ zu nennen, wie Frau von Staël gethan hat, welchen in Alles und Jedes zudringlich hineinblaſenden Wirbelwind von Weib jener mit Fug und Recht unausſtehlich widerwärtig fand. Bonaparte war keineswegs eine bloße Formel, ſondern im Gegentheil ein Vollblutmenſch mit allen Leidenſchaften ſeiner Heimatinſel. Eine ſteifleinene, ſpröde Formel von Robespierre kann man ſich gar nicht in ſolchen menſchlichen, wenn auch nicht ſehr zarten Situationen denken, wie das Leben Bonaparte's, bevor ſein Herz unter dem Kaiſermantel byzantiniſch verknöcherte, deren in Fülle darbot, — Situationen wie z. B. jene, wo er im Auguſt von 1797 auf der Fahrt von Mailand nach Udine im Reiſewagen ſeiner Zärtlichkeit gegen ſeine liebenswürdige Frau freien Lauf ließ, ohne zu beachten, daß die Mitfahrenden, Berthier und Miot, nicht wußten, wohin ſie mit ihren Augen ſollten.

Der gemeldete Kartätſchenpuff vom 13. Vendemiaire hatte Bonaparte zum Diviſionsgeneral und dann auch zum Obergeneral der franzöſiſchen Armee gemacht, welche barfüßig und im ſtrengſten Wortſinn ſansculottiſch in Savoyen und dort herum lungerte und hungerte. Wie Marmont, ein für dieſe Zeit noch unanfechtbarer Zeuge über Bonaparteſches, des Beſtimmteſten verſichert, glaubte der ſiebenundzwanzigjährige General ſchon damals mit der ganzen Stärke ſeines atheiſtiſchen Fatalismus an ſeine Miſſion oder, wie er es nannte, an ſeinen „Stern.“ Im Frühling von 1796 begann er ſein erſtes großes Siegesjahr, jenen erſten und zweiten italiſchen Feldzug, welcher zeigte, wie unendlich er ſeinen öſtreichiſchen Gegenfeldherrn, einem Beaulieu, einem Wurmſer, einem Alvinzi und ſelbſt einem Erzherzog Karl überlegen ſei, jenes blitzſchnelle Erkennen und Ergreifen der Motive und Momente der Entſcheidung, wodurch Oeſtreich aus Italien hinaus und zum Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797) gedrängt wurde… Ein mit Aufträgen des Directoriums in Italien reiſender Diplomat, dermalen Citoyen Miot, ſpäter, als es Barone, Grafen, Fürſten, Herzoge und Könige von Napoleon's Gnaden gab, Graf Miot von Melito, machte im Juni von 1796 dem Citoyen Obergeneral zu Breſcia ſeine Aufwartung und war vom Anblick deſſelben „wunderlich überraſcht,“ weil er ſich von dem Manne eine ganz andere Vorſtellung gebildet hatte. „In der Mitte eines zahlreichen Generalſtabs erblickte ich einen Mann unter Mittelgröße und von ungewöhnlicher Hagerkeit: gepuderte Haare, unterhalb der Ohren eigenthümlich viereckig geſchnitten, fielen ihm auf die Schultern herab. Er trug einen engen, bis oben zugeknöpften, mit ſehr ſchmaler Goldſtickerei verzierten Rock und einen Hut mit dreifarbiger Feder. Beim erſten Anblick kam mir ſein Geſicht unſchön vor, allein die ſcharfausgeprägten Züge, das lebhafte, forſchende Auge, das draſtiſche Gebärdenſpiel verriethen eine Feuerſeele und die breite, gedankenſchwere Stirne einen Denker.“ Eine Aeußerung Bonaparte's im Geſpräche mit Miot verrieth, daß er ſich bereits als mehr fühlte und mehr war als ein bloßer General der Republik: — „Die Commiſſäre des Directoriums haben ſich mit meiner Politik nicht zu befaſſen. Ich thue, was ich will.“ Im folgenden Jahre, wiederum im Juni, traf Miot den ſiegesgewaltigen Soldaten zu Montebello inmitten eines Hauptquartiers, das „ſchon mehr einem glänzenden Hofe glich," an welchem eine ſtrenge Etikette herrſchte. Das Gebaren des Generals war ſchon ganz das eines Eroberers auf eigene Rechnung, welcher den Beſiegten ſeine Bedingungen auferlegte. Die republikaniſchen Ideen und Formen behandelte er ohne alle Umſtände als Phantasmen oder, wie er ſpäter Alles nannte, was ſeiner Tyrannei widerſtrebte, als „Träume der Ideologen." An einem dieſer Junitage von 1797 iſt Bonaparte mit Miot und dem Mailänder Melzi, den er ſpäter zum Herzog von Lodi machte, im Park von Montebello ſpazieren gegangen und da hat er in ſeiner heftig explodirenden Weiſe von damals dieſe welthiſtoriſchen Worte geſprochen: — „Was ich bis jetzt gethan, iſt noch Nichts: meine Laufbahn iſt kaum erſt begonnen. Glauben Sie etwa, meine in Italien errungenen Triumphe hätten den Zweck, die Advokaten des Directoriums, dieſe Carnot und Barras, groß zu machen? Glauben Sie, ich hätte geſiegt, um die Republik zu befeſtigen? Eine Republik von dreißig Millionen Menſchen — welche Idee! Eine Republik bei unſern Sitten, unſern Laſtern? Das iſt nur eine Chimäre, für welche die Franzoſen augenblicklich eingenommen ſind, die aber vorübergehen wird, wie ſchon ſo viele andere Chimären vorübergegangen ſind. Ruhm brauchen die Franzoſen, Befriedigung ihrer Eitelkeit wollen ſie haben. Aber Freiheit? Bah, ſie wiſſen nicht, was das iſt. Sehen Sie ſich die Armee an! Unſere Siege, die wir gewonnen, haben in dem franzöſiſchen Soldaten den wahren franzöſiſchen Charakter wieder hervorgekehrt. Ich bin für dieſen Charakter ganz gemacht. Möge ſich das Directorium einfallen laſſen, mir den Oberbefehl zu nehmen, und es ſoll erfahren, wer der Herr iſt. Die Nation braucht ein Oberhaupt, ein durch Ruhm verherrlichtes Haupt, keine Regierungstheorien, keine ideologiſchen Redensarten, von denen die Franzoſen Nichts verſtehen. Man gebe ihnen Kinderklappern, das genügt. Sie werden ſich damit amüſiren und ſich leiten laſſen, ſofern man ihnen nur das Ziel, welchem man ſie zuführt, geſchickt verhüllt“. . . Da hätten wir alſo ſchon im Juni des Jahres 1797 nicht mehr den General Bonaparte, ſondern den ganzen Napoleon: aber noch einen Napoleon, welcher Wahrheit redete, was ſpäter bekanntlich nicht mehr ſeine ſtarke Seite geweſen iſt.

Nach Paris zurückgekehrt, wurde der Siegreiche, dem zu Ehren die Munizipalität der Hauptſtadt die Rue Chantereine, wo ſeine Wohnung lag, in eine Rue de la Victoire umtaufte, von dem Directorium zum Oberbefehlshaber der gegen England beſtimmten Armee ernannt. Denn damals blies man den Gedanken einer Invaſion in Großbritannien zum erſten Mal mit aller Macht zu einem drohenden Phantom auf. Bonaparte merkte bald, was dahinter war. „Mit dieſen Leuten (vom Directorium), ſagte er zu Marmont, iſt Nichts anzufangen. Für etwas Großes haben ſie gar keinen Sinn und ohnehin fehlen ihnen die Mittel zur Ausführung. Wir ſind außer Standes, zu einer Landung in England die Vorkehrungen zu treffen, welche den Erfolg ſichern könnten. Wir müſſen den Orient ins Auge faſſen; dort iſt Großes auszuführen.“ Seelenfroh, den General, deſſen zur Schau getragene republikaniſche Einfachheit ſeine Anweſenheit nicht weniger unheimlich machte, wieder aus Frankreich loszuwerden, beſchloß und rüſtete das Directorium den großartigen Abenteurerzug nach Aegypten. Das Unternehmen, welches, obgleich mißlungen, der Gloriole Bonaparte's den letzten Glanzſchliff gab, ſcheiterte an der Vernichtung der franzöſiſchen Flotte durch Nelſon bei Abukir und an dem Mißlingen der Belagerung von Saint-Jean-d'Acre. „Wenn Saint-Jean-d'Acre nicht geweſen, wäre ich jetzt Kaiſer des Orients!“ hat Napoleon ſpäter als Kaiſer des Occidents geſagt. Seinen Namen aber hat er damals mit Flammenzügen ins Morgenland eingeſchrieben: Bonaparte Wetterſtral nennen und kennen ihn die Orientalen („Bunabarde jildirim“ [110]). Nelſon ſeinerſeits, der „Lord vom Nil“, welcher neben ſeiner unvergleichlichen Seetüchtigkeit ein bis zur Gemeinheit gewöhnlicher, roher, ſo zu ſagen nach Matroſengrog riechender Menſch war, ſegelte von Abukir nach Sizilien und Neapel, damit die Welt von der vollendeten Herzloſigkeit engliſcher Politik ein ſchreiendes Beiſpiel mehr erhalte. Verführt von der frechſten aller Dirnen ihrer Zeit, Emmy Lyon, die ſich mittelſt „Shawltanzes“ und ſchamloſer Schauſtellung ihrer Körperreize in „mythologiſchen Attituden“ zur Lady Hamilton und zur Bad- und Bettgenoſſin der Königin Karoline von Neapel hinaufgeſchwindelt hatte [111], gab ſich der britiſche Seeheld auf Antreiben dieſer ſeiner Maitreſſe, die wiederum von ihrer königlichen Freundin getrieben wurde, zum Handlanger der mordluſtigen Reaction her, welche im Sommer von 1799 dem kurzen Traum einer „parthenopäiſchen“ Republik die blutigſte Wirklichkeit folgen ließ und gezeigt hat, wie weit ein wüthendes Weib in Verleugnung alles Menſchengefühls es bringen kann.

Wie weit eine durch und durch unſittliche Politik in Verleugnung aller völkerrechtlichen Grundſätze es zu bringen vermochte, zeigte ſeinerſeits das franzöſiſche Directorium. Ruchloſer als es durch dieſe Regierung geſchah, konnten die Ideen der Revolution unmöglich traveſtirt und geſchändet werden. Ihr Walten im Innern — ſie konnte nur in Folge der allgemeinen Ermattung ihr Daſein ſo hinfriſten — war ein von der Hand in den Mund Leben, ihre auswärtige Politik ein von dem Leiter derſelben, von Talleyrand, deſſen Zeit jetzt gekommen, gewirktes Gewebe von Lug und Trug, Diebſtahl und Raub. Darauf lief alle dieſe phantasmagoriſche Gaukelei mit bataviſchen, cisrhenaniſchen, cisalpiniſchen, liguriſchen, römiſchen und parthenopäiſchen Republiken hinaus. Die ganze directorialiſche Abgefeimtheit und Schamloſigkeit kam auch der Schweiz gegenüber zu Tage, wo ein unfähiges Patrizierregiment die Gemüther für Einwirkungen von Frankreich her empfänglich gemacht hatte. Aber der Fall der alten Eidgenoſſenſchaft war wenigſtens kein ſo ſchmachvoller wie der Venedigs. Die Republik von Sanct Marcus, die „Königin der Meere“ von ehemals, fiel wie ein verfaulter Baumſtamm in einen Sumpf fällt, der ſeine Wurzeln durchfreſſen hat. Die Berner Patrizier dagegen und die Landleute der Waldſtätte fielen kämpfend. Viel zu ſpät freilich erhob ſich die Berner Ariſtokratie gegen den Raubplan, denn etwas Anderes iſt die franzöſiſche Invaſion der Schweiz im Frühjahr von 1798 nicht geweſen, von Anfang bis zum Ende nicht[112]). Die Berner Milizen ſtritten im März muthvoll bei Neuenegg und im Grauholz, aber die ganze Organiſation des Widerſtandes war unzulänglich, die Führung zerſplittert und das kernhafte Volk überdies vom höchſten Mißtrauen gegen ſeine welſchparlirenden Führer im Rathſaal und im Feld erfüllt. Einer der tüchtigſten der Letztern hat uns erzählt, wie er in jenen Kampftagen zu verſchiedenen Malen in Gefahr kam, als ein „puderirter Dunder“ und ſogar ſeiner fremdartig ausſehenden, für „Dunders-Franzoſenhoſen“ angeſehenen Beinkleider wegen von den wüthenden Bauern, welche überall Verrath witterten, umgebracht zu werden, was bekanntlich dem General Erlach wirklich widerfuhr[113]). Nach Ausraubung des Berner Staatsſchatzes und Zeughauſes proclamirten die Franzoſen in Verbindung mit der franzöſiſchen Partei in der Schweiz die eine und untheilbare Helvetiſche Republik, von welcher die Bewohner der Waldſtätte Nichts wiſſen wollten. Gewiß, ihre Erhebung in Waffen gegen die neufränkiſchen Freiheitsbringer hatte einen ſtarkpfäffiſchen Anſtrich: aber trotzdem ſind die gegen eine erdrückende franzöſiſche Uebermacht mit höchſter Mannhaftigkeit in den erſten Maitagen des Jahres 1798 von den Nachkommen der alten Eidgenoſſen bei der Schindeleggi, bei Rothenthurm und auf der altberühmten Schlachtſtätte am Morgarten beſtandenen Kämpfe, ſowie der letzte im September von einer

Handvoll Unterwaldner Männer gegen 16,000 Mann franzöſiſcher Kerntruppen am Kernſerwald, bei Alpnacht und Stansſtad geführte Verzweiflungsſtreit — auch Frauen und Mädchen ſtritten mit — ohne Frage das am meiſten Heldiſche in der modernen Schweizergeſchichte. Die Folgen für das unglückliche Unterwalden waren freilich ſchrecklich. In dem paradieſiſch lieblichen Alpenthal zwiſchen Pilatus und Stanſerhorn tobte am 9. September und in den folgenden Tagen die franzöſiſche Kriegsfurie in ihrer ganzen Schreckhaftigkeit, mit dem Jammer von Raub, Brand, Mord und Schändung das ganze Gelände bis zu den höchſten Felswänden hinan erfüllend [114]).

Im folgenden Jahre ſah die Schweiz eines der wunderſamſten Schauſpiele dieſer an wunderſamen Schauſpielen ſo überreichen Zeit: Suworow's Rückzug aus Italien über die Alpen [115]), womit der Zerfall der zweiten Coalition, zwiſchen Rußland, England und Oeſtreich gegen die franzöſiſche Republik geſchloſſen, offen erklärt war. Die Verbündeten hatten nicht unglücklich gekriegt: in Südweſtdeutſchland waren die Oeſtreicher unter Erzherzog Karl bei Oſtrach und Stockach (März 1799) Sieger über die Franzoſen unter den Jourdan, Soult und Lefebre und in Oberitalien führte der Erſtürmer von Ismail und Warſchau, Suworow, das ruſſiſch-öſtreichiſche Heer von Sieg zu Sieg, durch den glanzvollen von Novi (Auguſt 1799) den Franzoſen Italien entreißend. Es iſt wohl der Mühe werth, den Mann, welcher eine der eigenthümlichſten Geſtalten ſeiner Zeit und der einzige General geweſen iſt, welcher dem General Bonaparte die Spitze zu bieten vermocht hätte, uns im Vorbeigehen geſchwind anzuſehen und zwar mittelſt der Augen eines öſtreichiſchen Soldaten, welcher den Alexander Waſſiljewitſch mit dem Oeſtreicher Melas an einem der letzten Apriltage von 1799 in das eroberte Mailand dergeſtalt einziehen ſah: — „Suworow, hinter ihm Melas mit dem Gefolge, ritten durch mehrere Straßen der Stadt, bis Erſterer eine offene Kirchthüre erblickte. Hurtig ſprang er vom Pferde, drängte ſich durch die Menge, lief an den Hochaltar hin und warf ſich dort der Länge nach zur Erde. Nachdem er einige Minuten gelegen, ſprang er in die Höhe, ertheilte ſeinem Gefolge den Segen, lief zur Kirche hinaus, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt, indem er mit ſeiner Rechten, an welcher der Kantſchu hing, immerwährend dem Volke und den aus den Fenſtern Zuſehenden links und rechts den Segen austheilte, ſeinem Quartiere zu. Hiebei denke man ſich den General auf einem Koſakenpferde ſitzend, worauf ein abgenutzter deutſcher Sattel lag. Kleine Stiefeln deckten ſeine Füße, über welche die Strümpfe vom Knie herabhingen. Die kurzen Beinkleider von weißem geſtreiftem Zeuge waren unter dem Knie mit einer Schnalle leicht befeſtigt, die Knöpfe aber nicht zugemacht. Ein Hemd ohne Krauſe mit offenem Halskragen gab der Luft Raum, es aufzublaſen. Ueber demſelben trug er ein offenes weißes Hausleibel mit kurzen Patten. Die Kopfzierde beſtand in einem Helm von ſchwarzem Leder mit ſchwarzgelber Kammquaſte[116]." Es galt im Herbſte von 1799, die Franzoſen auch aus der Schweiz hinauszuſchlagen. Allein der innere Zwieſpalt der Coalition griff auch hier wieder lähmend in die Kriegsoperationen ein und ließ — nicht ohne Mitſchuld des Erzherzogs Karl, der auf ſeiner ganzen Feldherrnlaufbahn ſeine Siege nie recht zu benützen verſtand — die große zur Vertreibung der Franzoſen aus der Schweiz entworfene ruſſiſch-öſtreichiſche Combination nicht zu Stande kommen. Zu nicht geringem Aerger Suworow's, welcher nach Vollbringung ſeines beiſpielloſen Zuges durch die Urner, Glarner und Graubündner Alpenwildniſſe im Dorfe Jlanz den Adjutanten des albernen Korſakow, der ſich bei Zürich hatte ſchlagen laſſen, in einer Stellung empfing, welche ſeine Verachtung charakteriſtiſch-draſtiſch genug ausdrückte[117]. Zu nicht geringer Wuth auch Kaiſer Paul's, deſſen Politik in Folge dieſes Mißlingens plötzlich einen ihrer wahnſinnigen Sprünge machte und zwar diesmal einen franzoſenfreundlichen.

Trotz Alledem ſtellte ſich die Lage Frankreichs am Ausgange des Jahrhunderts in jeder Beziehung mißlich genug dar. Das Athmen der Republik war nur noch ein mühſeliges Keuchen, welches in ein Todesröcheln überging, ſowie der aus Aegypten ganz auf eigene Fauſt zurückkehrende Bonaparte am 9. Oktober 1799 den Fuß auf die franzöſiſche Küſte ſetzte. Als der Moniteur am 22. Vendemiaire triumphirend ausrief: „Citoyens, es lebe die Republik, Bonaparte iſt zu Frejus an's Land geſtiegen!“ ſo hieß das in Wahrheit: Liebe Leute, jetzt wird die Republik ihren Meiſter finden. Denn es iſt ganz unzweifelhaft, daß allgemein das Gefühl ſich geltend machte, man ſtehe „an der Schwelle einer neuen Ordnung der Dinge.“ Man war der Republik ſatt, man mußte einer Republik ſatt ſein, welche eine Regierung hatte, wie das Directorium eine war. Und zudem, Frankreich war im Laufe der Revolutionskriege ganz weſentlich ſoldatiſch geworden und konnte alſo in ſeinem glücklichſten Soldaten auch ſeinen politiſchen Meſſias erblicken. Dieſer Meſſias hat dann auch nicht gezaudert, ſein in der That dem Nationalcharakter der Franzoſen wundervoll angepaßtes Programm von Montebello zu verwirklichen. Der 18. Brumaire (9. November) von 1799 wurde gemacht. Wie, weiß Jedermann. Der Held deſſelben hat ſich bei der Ausführung des Staatsſtreichs nicht gerade heldenhaft benommen. Weitaus das Meiſte thaten Andere für ihn, beſonders Bruder Lucian und Schwager Murat. Der Letztere hat im Saal des Rathes der Fünfhundert zu St. Cloud mit ſeinen Grenadieren die ſterbende Republik buchſtäblich zum Fenſter hinausgeworfen.

Am 11. November traten die drei Conſuln Bonaparte, Sieyes und Roger-Ducos im Palais Luxembourg zu ihrer erſten Berathung zuſammen. Das erſte Geſchäft ſoll die Wahl eines Obmanns der neuen Regierung ſein. „Nehmen Sie den Vorſitz, Bürger General, und berathen wir,“ ſagt Roger-Ducos. Bonaparte nimmt ohne Weiteres den Präſidentenſtuhl ein und nach Beendigung der Sitzung ſagt Verfaſſungsfabrikant Sieyes ſüßſäuerlich zum hinkenden Talleyrand: „Wir haben einen Herrn, der Alles kennt, Alles kann und Alles will“ .... Ja, die Franzoſen hatten einen Herrn, einen Herrn und Meiſter, wie ſie ihn verdienten. Denn immer — ſo lautet der ſtrengen Lehrerin Hiſtoria herber Spruch — immer haben die Nationen, was ſie verdienen.

# Quellen,

# Zeugniſſe und Erläuterungen.

# Zum erſten Buch.

1) „Quand je viendrais un jour au trône, je serais un vrai roi des gueux." Dieſe Aeußerung des Prinzen läßt freilich noch eine andere und vielleicht richtigere Deutung zu als die im Text gegebene mildere, nämlich dieſe, Friedrich habe damit ſeinem Vater Eins anhängen, habe ſagen wollen, die Finanzerei deſſelben ſei eine das preußiſche Volk ſo ausbeutelnde, daß er, der Prinz, wenn er einmal zum Throne gelange, der König eines Volks von Bettlern, ein wahrer Bettlerkönig ſein werde. Meine Quelle für den angeführten Satz, wie für die ganze Szene an der Tafel des Herzogs von Braunſchweig, findet ſich in K. v. Weber's inhaltsreicher Sammlung archivaliſcher Mittheilungen aus dem Dresdener Staatsarchiv: „Aus vier Jahrhunderten", Neue Folge I, 112. Weber gibt daſelbſt (S. 106 fg.) reichliche Auszüge aus den vertraulichen, manches Neue enthaltenden Berichten, welche der geweſene ſächſiſche Kabinettsminiſter Graf E. Chr. v. Manteuffel an den Miniſter Brühl von Berlin aus erſtattete, wo er ſich ſeit 1734 niedergelaſſen hatte.

2) Pöllnitz, Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeſchichte der vier letzten Regenten des preußiſchen Staats, 1791. II, 539.

3) Manteuffel bei Weber a. a. O. I, 113. Vgl. Pöllnitz, II, 540.

4) Manteuffel bei Weber, I, 113.

5) Wie Jedermann weiß, haßten ſich die beiden Schwäger, Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Georg II. von England, gründlichſt. „Mein Herr Bruder der Unteroffizier," pflegte dieſer von jenem; „mein Herr Bruder der Komödiant," pflegte jener von dieſem zu ſagen.

6) Pöllnitz (II, 343 fg.) und Förſter („Friedrich Wilhelm der Erſte", II, 154 fg.) geben Berichte über des Königs Geſpräche mit Rolof. Ich bin, den Schlußſatz ausgenommen, der Relation Manteuffels bei Weber (I, 155 fg.) gefolgt.

7) „Wir führten (i. J. 1720 zu Potsdam) das traurigſte Leben von der Welt. Früh, wie es Sieben ſchlug, weckte uns das Exerziren von dem Regimente des Königs. Es fand vor unſern Fenſtern ſtatt, die zu ebener Erde waren. Den ganzen Morgen hörte das Schießen nicht auf. Um 10 Uhr gingen wir zu meiner Mutter und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen (übrigen) Morgen verſeufzen mußten. Endlich kam die Tafelſtunde. Das Eſſen beſtand aus ſechs kleinen, übel zubereiteten Schüſſeln, die für vierundzwanzig Perſonen ausreichen ſollten, ſo daß die meiſten vom Geruche ſatt werden mußten. Den ganzen Tiſch über ſprach man

von Nichts als von Sparſamkeit und Soldaten." Denkwürdigk. der Königl. Preuß. Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth. Deutſche Ausg. 1810, I, 64.

8) Manteuffel bei Weber, I, 148. Ebenda (S. 158) wird erzählt, wie ſchlecht es dem königlichen Koch erging, welcher dem Kranken im März eine Schnepfe zubereitete, die der König zwar mit beſtem Appetit verzehrte, aber am folgenden Tage bei Reviſion der Küchenrechnung als „ſchlechtes Zeug, das zuviel Geld koſte," den Koch aus der eigenen Taſche zu bezahlen nöthigte.

9) Derſelbe a. a. O. I, 159.

10) Büſching, Beitr. zu d. Lebensbeſchr. denkw. Perſonen, IV, 100.

11) Markgräfin von Bayreuth, II, 197.

12) Dieſer Ausruf entſprach ſicherlich mehr der Sinnesweiſe des Sterbenden als die ihm von ſeiner Tochter Wilhelmine angedichtete letzte Aeußerung: „Ich kehre in mein Nichts zurück."

13) Förſter a. a. O. I. Urkundenbuch, S. 19.

14) Markgräfin v. B. I, 218—219, wo das bekannte Abenteuer des Königs mit dem ſpröden Hoffräulein von P. erzählt iſt, deſſen Ausgang war, daß Friedrich Wilhelm ſich „entliebte" (il se désamouracha), und zwar auf ſchlagende Gründe hin. Denn die Schöne wies einen Zärtlichkeitsverſuch des Königs mit einem ſo derben Fauſtſchlag ab, daß „ihm das Blut aus Mund und Naſe ſpritzte". Worauf der Entliebte: „Sie ſind ein braves Mädchen, aber bös wie der Teufel."

15) „Protokolle des Köpenicker Kriegsgerichts über Kronprinz Friedrich, Lieutenant von Katte" u. ſ. w. Nach den im Schulenburg'ſchen Familienarchive befindlichen Akten herausgeg. v. Danneil, 1861.

16) Was es geweſen ſein würde, falls Ranke recht hätte, wenn er (Neun Bücher Preuß. Geſchichte", I, 314 fg.) behauptet, Friedrich Wilhelm habe niemals „im Ernſte daran gedacht, ſeinen Sohn mit dem Tode zu beſtrafen". Das widerſtreitet allen beglaubigten Zeugniſſen und iſt um ſo mehr abzuweiſen, als Ranke ſeine Behauptung unbezeugt gelaſſen hat. Preuß hat mit der in ſeinem Buch über die „Jugend und Thronbeſteigung Friedrichs" aufgeſtellten Behauptung, das Kriegsgericht habe einen wirklichen Todesſpruch über den Prinzen nicht gefällt, ohne Zweifel recht, aber dies ändert an der Abſicht des Königs kein Jota. Zu beklagen iſt, daß die Akten über Friedrichs Proceß noch immer unter dem Siegel liegen, welches er denſelben aufdrücken ließ.

17) Freiherr von Bielfeld, Vertraute Briefe, I, 14.

18) Derſelbe, I, 31.

19) Kerls und Pferde wurden unbefangen als einander ebenbürtig in einem Athem genannt. So ſchrieb der Kronprinz Friedrich im Herbſt 1735 aus Marienwerder an ſeinen Vater: „Ich habe heute die zwei hieſigen Compagnien beſehen; ſie ſind beide recht hübſch, und ohngeachtet ſie von Mannſchaft und Pferden nicht extraordinär groß, ſo ſind es ſchöne wohldreſſirte Kerls und ein ſchöner gedrungener Schlag von Pferden." Oeuvres de Frédéric l. Gr. III, part. XXVII, 97. Ich merke an, daß ich im Text bei Angabe der Stärke von Friedrich Wilhelms Heer der Autorität von Preuß gefolgt bin (Friedrich d. Gr. I, 131 u. d. Lebensgeſch. d. gr. K. Friedrich v. Preußen, I, 49), daß aber Förſters (a. a. O. II, 293) Auseinanderſetzungen zufolge die Stärke der Armee bedeutend höher angeſchlagen werden kann, nämlich auf 89,000 Mann.

20) Friedrichs eigene Worte: Oeuvres, XXVII, I, p. 32.

21) Schilderung eines ſolchen Bacchanals bei Bielfeld, I, 51 fg.

22) Lebensgeſchichte Karls des Zwölften von A. Fryxell, deutſch von Jenſſen-Tuſch (1861), I, 27, 31, 32, 47, 48. II, 221, 275, 286, 290, 291, 300, 323, 335, 339. V, 238, 239.

23) Büſching, Magaz. f. Hiſtor. u. Geogr. XI, 496. Villebois, Mémoires secrets, 28.

24) Man ſehe über das „kamtſchadaliſche“ (vgl. Klemm, Allg. Kulturgeſch. II, 206—7) — Gebaren Peters die bezüglichen Stellen bei Pöllnitz (Mémoires, II, 65—66). Die blutſchänderiſche Ehebruchsſzene, welche der Czar im Jahr 1717 zu Magdeburg mit ſeiner Nichte, der Herzogin von Mecklenburg, Angeſichts ihres Gemahls und vor einer ganzen Schaar von Zeugen aufführte, gehört eben nach Kamtſchatka. Ein gewiſſer brutaler Humor iſt der folgenden Anekdote eigen (von Sugenheim, „Rußlands Einfluß“ u. ſ. f. I, 160, aus Louville's Mémoires secrets etc. II, 241, angezogen). Il (le czar) fit un jour (während ſeines Aufenthalts in Paris 1717) à M. le duc d'Orléans un conte que je ne puis m'empêcher de vous répéter: — Dixit ei, se salutavisse quamdam meretricem decies nocte in una, et huic datis pro tanto labore tantum duobus nummis tunc illam exclamavisse: „Sane, domine, ut vir magnifice, sed parcissime ut imperator mecum egisti.“

25) S. den Nachweis der Vermehrung der Leibeigenen und der Verſchlimmerung ihres Looſes durch Peter den Großen bei Dolgorukow, La vérité sur la Russie, deutſch v. Wachler, I, 152. Hiezu vgl. Herzen, Rußlands ſociale Zuſt. 61 fg.

26) Die Czarin Katharina I. darf man freilich nicht einzig und allein nach der boshaften Schilderung werthen, welche die Schweſter Friedrichs des Großen (a. a. O. II, 6), bei Gelegenheit der Anweſenheit des czariſchen Ehepaars in Berlin i. J. 1717, von ihr entworfen hat. („Die Czarin war klein und breit, braun, ohne allen Anſtand. Man brauchte ſie nur zu ſehen, um ihr niederes Herkommen zu errathen. Ihrem Aufputze nach hätte man ſie für eine deutſche Schauſpielerin gehalten. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft, altfränkiſch, mit Silber und Schmutz beladen, ihr Schnürleib war vorne mit Edelſteinen nach einer wunderlichen Zeichnung beſetzt. Sie trug ein Dutzend Orden und ebenſo viele Heiligenbilder und Reliquien, die an dem Beſatz ihres Kleides angebracht waren und, wenn ſie ging, ein Geklingel machten, als hörte man einen gezäumten Mauleſel.“) Es iſt ſchwer zu glauben, das ci-devant „Mädchen von Marienburg“ habe wirklich nicht liebenswürdiger ſich dargeſtellt. Dolgorukow (a. a. O. I, 158 Anm.) zufolge war die Ehe Peters mit Katharina „nichts weniger als erwieſen und hat ſich niemals ein Actenſtück beibringen laſſen, welches die Rechtmäßigkeit dieſer Verbindung erwieſe.“ Uebrigens war Katharina bekanntlich eine durchtriebene geſcheidte Frau, welche mittelſt ihres Rathes Peter dem Großen ganz weſentliche Dienſte geleiſtet hat . . . . Was die Todesart des Großfürſten Alexis angeht, ſo ſcheint mir die Angabe des Fürſten Dolgorukow (a. a. O. I, 152), der Czar „habe ſeinen Sohn auf die Folter legen laſſen, daß er daran ſtarb,“ von allen bezüglichen Nachrichten die wahrſcheinlichſte. Damit wäre denn auch der Mythus, Peter habe den Henkerdienſt an Alexis eigenhändig verrichtet, definitiv beſeitigt.

27) Ritter von Lang, Memoiren, I, 212. Der erſte Band dieſer mit

Geiſt, Witz und Bosheit geſchriebenen Denkwürdigkeiten gibt unbezahlbare Schilderungen der bankerotten Reichswirthſchaft und der gleichzeitigen Duodez-Sultanswirthſchaft.

28) Die Beiſpiele von dem gelehrten Knechtsſinn jener Zeit reichen aus, Bände anzufüllen. Ich will nur ein einziges hervorheben, nämlich mit welchen infamen Schmeicheleien der vielberufene Gottſched einen der verworfenſten Fürſten von damals, Auguſt den Starken, angeräuchert hat (Gottſched's Ged. S. 17 fg. und anderwärts, beſonders in dem Poem „auf das Carneval zu Dresden“ 1732).

29) Die Fälle, wo dieſe Lehre in greller Weiſe ſich geltend machte, waren nicht ſelten. Beruhte doch auch der ganze von deutſchen Fürſten im vorigen Jahrhundert ſo ſchwunghaft betriebene Menſchenhandel darauf. Nachſtehender Fall verdient aber noch beſonders hervorgehoben zu werden. Der Graf Friedrich Chriſtian zu Schaumburg-Lippe (ſtarb 1728) hatte in grober Unvorſichtigkeit ſtatt eines Stückes Wild einen Menſchen erſchoſſen. Er ließ zur Beſchwichtigung ſeines Gewiſſens einen Paſtor kommen und dieſer ſpendete ihm den Troſt, der gräfliche Irrthum habe Nichts zu bedeuten, „da ja der Graf Herr über das Leben ſeiner Unterthanen ſei“. Bülau, Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen, VI, 481.

30) Fama, die europäiſche, 1702—30. Keyßler: Reiſen. Schlözer: Briefwechſel und Staatsanzeigen. Möſer: Patriotiſche Phantaſien. J. J. Moſer: Lebensgeſchichte, von ihm ſelbſt geſchrieben. Schubart: Selbſtbiographie. K. Fr. v. Moſer: Vom deutſchen Nationalgeiſt. Riesbeck: Briefe eines reiſenden Franzoſen. Nicolai: Reiſen in Deutſchland. Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Reichlin-Meldegg: H. E. G. Paulus und ſeine Zeit. Löher: Geſch. der Deutſchen in Amerika. Grellmann: Hiſtor. ſtatiſt. Handbuch Deutſchlands. Perthes: Das deutſche Staatsleben vor der Revolution. Biedermann: Deutſchland im 18. Jahrhundert. Scherr: Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte, 2. Aufl. 3. Buch.

31) Zeitſchr. f. deutſche Kulturgeſchichte 1856, S. 413.

32) Belgrad hatte nach unglücklich geführtem Türkenkrieg kraft des Belgrader Friedens von 1739 wieder an die Pforte abgetreten werden müſſen, ſammt Serbien, Bosnien und der öſtreichiſchen Walachei.

33) Preuß, Friedrich d. Gr. I, Anhang II, S. 462. Frédéric le Gr., Oeuvres, VIII, 60.

34) „Ew. K. M. hat derſelbe es lediglich zu gebührender Erkenntlichkeit zu danken, daß ich Dero Vorwort Ihm habe angedeihen laſſen wollen, maßen ich bloß dadurch bin bewogen worden, Ihm zu pardonniren, und will Ich wünſchen und hoffen, daß dieſes einen ſolchen Eindruck auf ſein Herz machen möge, daß derſelbe dadurch ganz geändert werde und er recht erkennen lerne, wie ſehr Ew. K. M. Er vor Dero bezeigte aufrichtige Liebe und Neigung verbunden bleiben.“ Preuß, Urkundenbuch z. d. Lebensgeſch. Fr. d. Gr. II, 169.

35) Förſter, Friedrich Wilhelm d. Erſte, II (U. B.), 213.

36) Olenſchlager's Quartant „Geſchichte des Interregni nach Abſterben Kaiſer Karls des Sechſten“ (1742), ein echter und gerechter Reichsquartant, gibt I, 291 die auf das im Text Angeführte lautende Inſtruction, welche Friedrich am 15. November 1740 für ſeinen nach Wien beſtimmten Geſandten niederſchrieb.

37) Schön, Geſchichte der Handfeuerwaffen, 77.

38) „Comme il était à supposer que ces offres seraient rejetées, dans ce cas le comte de Gotter était autorisé à déclarer la guerre à la reine de Hongrie. L'armée fut plus diligente que cette ambassade; elle entra en Silésie deux jours avant l'arrivée du comte de Gotter à Vienne." Frédéric l. Gr., Oeuvres, II, 57.

39) „Je vais, je crois, jouer votre jeu; si les as me viennent, nous partagerons." Voltaire, Siècles de Louis XIV. et de Louis XV. (Paris 1821), IV, 69.

40) „Und der Mann wollte deutſcher Kaiſer werden!" So Schloſſer, welcher (Geſch. d. 18. Jahrh., 3. A. II, 101) den in Rede ſtehenden Brief des Kurfürſten aus dem Archiv des auswärt. Departement in Paris mitgetheilt hat.

41) Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde, II, 273. Vgl. Düntzer, Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit, 113 fg.

42) Ich datire den Beginn der Göthe-Schiller'ſchen Freundſchaft von jenem Juliabend 1794, wo die Beiden zuſammen aus der naturforſchenden Geſellſchaft zu Jena weggingen und Göthe noch zu verlängertem Geſpräche bei Schiller eintrat. S. mein Buch: „Schiller und ſeine Zeit", Prachtausg. S. 449 fg. und die Anmerkung 50 auf S. 665.

43) „The king of Prussia at present holds in his hands the balance of Europe." Hor. Walpole, Memoirs, II, 320.

44) Macaulay, Essays, III, 51.

44a) Im Jahre 1741 waren zwiſchen dem Petersburger und Berliner Hof Unterhandlungen im Gange, welche auf eine Heirat der jüngſten Tochter Peters des Großen, Eliſabeth, mit dem Kronprinzen Friedrich abzielten. Weber, Aus vier Jahrhunderten, N. F. II, 231.

45) Marmontel, Mémoires, II, 54. Voltaire, Vie privée du roi de Prusse (1784), p. 97 seq. Raumer, Beitr. zur neueren Geſch. aus d. brittiſchen Muſeum und Reichsarchiv, II, 102, 104. Mad. du Hausset, Mémoires, 162 seq.

46) Depeſche des engliſchen Geſandten aus Paris vom 8. Juni 1761, bei Raumer a. a. O. 103.

47) Wiltſch, Die Schlacht von nicht bei Roßbach oder die Schlacht auf den Feldern von und bei Reichardtswerben, 1858. Ich nenne bei dieſer Gelegenheit als einen gewichtigen Beitrag zum älteren Material der Geſchichte des Siebenjährigen Kriegs die Schrift: Fr. d. Gr. von Kollin bis Roßbach und Leuthen. Nach den Cabinetsbriefen im Staatsarchiv zu Berlin, 1858.

48) Duclos, Mém. secr. (1791), II, 462 seq.

49) Ein Gallier, der Galliſch nur verſtand
Und das allein reich, klar und zierlich fand,
(Das Deutſche hatt' er ſtets durch ſchalen Spott entehrt,
Weil ihn für dies Verdienſt ein deutſcher Hof ernährt.)
Den bat ich: Nennt mir doch auf Galliſch Hippokrene.
„Herr Deutſcher, könnt Ihr mich im Ernſt ſo ſeltſam fragen?
Der Gallier behält die griech'ſchen Töne."
Nun wohl, Monſieur, wir können Roßbach ſagen.

50) Paragraph 2 ſeines am 8. Januar 1769 niedergeſchriebenen Teſtaments lautet: „Je laisse à mon cher neveu Frédéric Guillaume le royaume de Prusse, provinces, états, chateaux, forts, places, munitions, arsenaux, les pays par moi conquis ou hérités, tous les joyaux de la couronne, les

services d'or et d'argent, qui sont à Berlin, mes maisons de campagne, bibliothèque, cabinet de médailles, gallerie de tableaux, jardins etc. etc. Preuß, Fr. d. Gr. IV (Beilage 17), 402.

51) Frédéric l. Gr., Oeuvres, VII, 95.

52) Cabinetsordre vom 31. Oktober 1746: „Mein lieber Generallieutenant von Bore. Ich gebe euch auf euer Schreiben vom 26. dieſes Monats wegen des Lieutenants von Schwenitzke verabredeten Heirath mit einer Doctors Wittwe hierdurch zu Antwort, daß es mir ſehr unangenehm iſt, wenn Subaltern-Offiziers heirathen und zumal ſich meſalliiren wollen. Ihr habet alſo die euerigen vielmehr auf alle Weiſe davon abzuhalten, als euch für ſie wegen ſolcher mariagen zu intereſſiren, denn ihr ſonſt bald lauter Bürger zu Offiziers kriegen werdet. Ich bin" u. ſ. w. Preuß, Urkundenbuch, I, 21.

53) Mémoires de l'impératrice Catherine II., écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Lond. 1859. Autoriſ. deutſche Ausgabe, Hannover 1859. Die Echtheit dieſer Denkwürdigkeiten zu beſtreiten, welche einen unſchätzbaren Schlüſſel zum Verſtändniß von Katharina's Weſen und Entwickelung bieten, iſt von keiner Seite her ein ernſtlicher Verſuch gemacht worden. Ich habe dieſelben — leider reichen ſie nur bis zum Jahre 1759 — als die Hauptquelle für das im Texte über die ruſſiſchen Vorgänge und Zuſtände Geſagte benutzt und daneben noch aus den nachſtehenden geſchöpft: — Castéra, Vie de Catherine II. Helbig, Biographie Peters III. Helbig, Ruſſiſche Günſtlinge. Mitchell, Memoirs and papers. Masson, Mémoires secrets sur la Russie (deutſch unter dem Titel: „Major Maſſon's geheime Denkwürdigkeiten über Rußland" in der Biblioth. ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts). Fürſtin Daſchkow, Memoiren (deutſch herausgeg. von A. Herzen). Fürſt Dolgorukow, die Wahrheit über Rußland. Endlich das Memoire eines ungenannten Diplomaten über die ruſſiſche Palaſtrevolution vom Jahre 1762, mitgetheilt in Bülau's Geheime Geſchichten, I, 29 fg. Vgl. auch meine „Drei Hofgeſchichten", wo ich (S. 2—122) die ruſſiſchen Kataſtrophen von 1762 und 1801 ausführlich geſchildert habe.

54) S. die Memoiren Katharina's. Eine höchſt merkwürdige Beſtätigung des in Rede ſtehenden Geſtändniſſes gibt eine Depeſche des franzöſiſchen Geſandten Breteuil (dat. Petersburg 23. Febr. 1763), zu welchem die Czarin ſagte: „Seit ich den erſten Fuß in Rußland ſetzte, war ich immerdar damit beſchäftigt, dereinſt allein zu regieren." Raumer, Beiträge zur neueren Geſchichte aus dem brit. und franzöſ. Reichsarchiv, I, 312.

55) Prinz Eugen von Würtemberg. „Aus dem Leben des ruſſ. Generals der Infanterie Pr. E. v. W." Aus deſſen eigenhänd. Aufzeichnungen u. ſ. w. herausgeg. v. Freiherrn von Helldorff, I, 101.

56) Eine der charakteriſtiſchſten erzählt die Daſchkow (Mem. I, 89), nämlich die höchſt ergötzliche, Peters des Dritten Narrheit flagrant conſtatirende Geſchichte von ſeinem Mohren Narciſſus, welchen, weil er ſich mit dem Schmutzfeger des Ismaeloff'ſchen Garderegiments gerauft, der Czar für „entehrt" hielt und deſſen Ehre er dadurch wieder herſtellte, daß er in großer Ceremonie den Neger mit den Fahnen des Regiments zudecken ließ.

57) Dolgorukow a. a. O. I, 172—173.

57a) K. H. v. Gleichen, Denkwürdigkeiten, S. 175.

58) Die Korreſpondenz Katharina's mit ihrem langjährigen Vertrauten, dem Grafen J. J. Sievers, in den gehaltvollen „Denkwürdigkeiten zur Ge-

ſchichte Rußlands“ von A. v. Blum kann die im Texte geäußerte Anſicht nur beſtätigen.

59) Dolgorukow, I, 179, 180, 193, 196.

60) Wilson, Secret history of the Russian campaign of 1812. Geheime Geſchichte des ruſſ. Feldzugs von 1812. Deutſch von J. Seybt (1861). S. 102.

61) Raumer a. a. O. III, 4.

62) Schlözer, Kurt v., Friedrich II. u. Katharina II., 231 fg. Smitt, Frédéric II., Catherine II. et le partage de la Pologne (eine Ausſchlag gebende Actenſammlung und Documente). Raumer, Beitr. II, 522.

63) Im ſogenannten bayeriſchen Erbfolgekrieg befand ſich, während Friedrich in Schleſien war, der Prinz Karl von Heſſen, nachmals däniſcher Statthalter in Schleswig, in der Umgebung des Königs, welcher ſich in einem Geſpräche mit dem Prinzen zu Jägerndorf über die Theilung Polens folgendermaßen ausließ: — „Benoit (der preußiſche Geſandte in Warſchau) hat alte Anſprüche an Polen entdeckt, welche ich geltend machen ſollte. Ich ließ ſie unterſuchen, und da ſie nicht ohne Grund waren (?), ſo baute ich meinen Plan auf ſie. Die Kaiſerin von Rußland ging ſofort darauf ein, aber Maria Thereſia war viel zu gewiſſenhaft, daſſelbe zu thun. Nun ſchickte ich Edelsheim nach Wien, um ihren Beichtvater zu gewinnen, und dieſer überredete ſie auch, daß ſie die Pflicht habe, zum Heil ihrer Seele den ihr angebotenen Antheil von Polen anzunehmen. Da fing ſie fürchterlich an zu weinen. Unterdeſſen rückten die Heere der drei Mächte in Polen ein und bemächtigten ſich ihrer Antheile. Sie weinte immer fort. Bald aber erfuhren wir zu unſerer größten Ueberraſchung, daß ſie viel mehr an ſich geriſſen, als ihr eigentlich zukam. Denn ſie heulte, griff aber dabei immer zu und es koſtete große Mühe, bis wir ſie ſo weit hatten, daß ſie ſich mit ihrer Portion Kuchen begnügte.“ Mémoires de mon temps. Dictés par S. A. le landgrave Charles, prince de Hesse. Das Buch wurde 1861 zu Kopenhagen als Manuſcript gedruckt und hab' ich es mir nicht verſchaffen können. Die daraus angeführte Stelle iſt einer Berichterſtattung über das Buch entnommen. Zeitſchr. „Europa“, 1861, Nr. 52, S. 1662.

64) Fouqué, d. Leben d. G. v. Rüchel, I, 48.

65) Merck's Briefwechſel, II, 189. Müller's Werke, V, 319.

66) Raumer, Beitr. II, 249. Vie privée, pol. et milit. du prince Henri de Prusse (par de la Roche Aymon), 218. Preuß, IV, 93.

67) Zeuß, die Deutſchen und die Nachbarſtämme, 654 fg. Schafarik, Slaviſche Alterthümer, II, 517 fg. Pertz, Monumenta, I, 185.

68) Wiggers, Kirchengeſchichte Mecklenburgs, 120.

69) Grimm, Deutſche Mythologie, II. A. 141 fg.

70) Weber, Jul., Briefe eines durch Deutſchland reiſenden Deutſchen, III, 346, 348.

71) S. die Beweisführung Zarncke's in Haupt's Zeitſchr. f. d. Alterthum, IX, 374.

72) Vgl. meine „Geſchichte der deutſchen Frauen“, S. 274.

73) Andere ſchreiben Groß-Renzow. Ich ſchreibe den Gutsnamen, wie er in einer gütigen brieflichen Mittheilung des Herrn Grafen Blücher von Wahlſtatt, Enkels des Feldmarſchalls, geſchrieben iſt. Auf dieſer Mittheilung (dat. Schloß Radun, 2. Oct. 1861) fußt die im Texte gegebene Darlegung der Blücher'ſchen Familienverhältniſſe. Leider war der Hr. Graf nicht im Falle,

über die Jugendjahre ſeines berühmten Großvaters, insbeſondere über die früheſten, neue Aufſchlüſſe zu geben. Der Großvater ſelbſt habe im Kreiſe der Familie viel mehr aus ſeinem ſpätern bewegten Leben als aus ſeiner ſtillen Jugendzeit erzählt und die Jugendgefährten deſſelben ſeien geſtorben, ohne Aufzeichnungen in dieſer Richtung zu hinterlaſſen. Die gedruckten Lebensgeſchichten Blücher's ſind hierin auch ganz dürftig. Sie ſind überhaupt, die Varnhagen'ſche ausgenommen, gar nicht der Rede werth. Anekdotenſtoppelungen ohne hiſtoriſchen Sinn. Was die Biographie Blücher's von Varnhagen (Biogr. Denkmaler, 3. Thl.) angeht, ſo vereinigt dieſelbe alle Vorzüge und Schwächen dieſes Schriftſtellers. Da meine Arbeit nach einem ganz anderen Plane angelegt iſt und ganz andere Ziele verfolgt, ſo konnte mir ſein Buch nur hinſichtlich des ſpezifiſch Biographiſchen förderlich ſein und das iſt es denn auch, wie ich dankbar anerkenne, geweſen, hauptſächlich durch die fleißige Sammlung und Sichtung des Materials.

74) Jul. Weber a. a. O. III, 303.

74a) Ich finde beim Biſchof Eylert (Charakterzüge und hiſt. Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelms des Dritten, III, 247) eine Notiz, welcher zufolge Blücher eine der lateiniſchen Schulen jener Zeit durchlaufen haben muß. Der Biſchof hat nämlich, wie er behauptet, den Feldmarſchall im königlichen Staatsrath eine Rede halten und ihn bei dieſer Gelegenheit ſagen gehört: „Ich habe mein Bischen Latein, das ich in der Jugend auf Schulen lernte, verſchwitzt.“

75) Vgl. Aus dem Nachlaſſe Friedrich Auguſt Ludwigs von der Marwitz I, 23 fg. und die Memoiren des Generals Ludwig von Reiche, I, 2.

76) Ich will eine königliche und eine kaiſerliche Probe geben. Im Jahre 1771 bat der Potsdamer Hofprediger Gedicke um eine Stelle am Dom in Berlin, worauf folgende Marginalreſolution Friedrichs d. Gr. erfolgte: — „Jeſus Sagt mein Reich iſt nicht von dieſer welt So müſſen die prediger auch denken denn Predigen Sie Nach Ihren Thext im Dohm von Neuen Jeruſallem.“ Preuß, Urkundenb. II, 230. Kaiſer Joſeph der Zweite ſchrieb zu „Wienn den 21. May 1781“ dieſes ſein Teſtament nieder: — „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit! Obwohlen ich noch niemahlen ein Teſtament geſchrieben welches klar genug verfaſſet worden wäre ſo verhoffe dennoch, daß dieſe meine letzte willens meinung keiner möglichen zweydeutigkeit unterliegen werde; zur genaueſten Befolgung derſelben ſchreibe ich ſie hiemit eigenhändig hier nieder. Meine Seele gehört dem Schöpfer; an meinem Körper iſt nichts gelegen; als ein Diener des Staats habe ich gelebet für denſelben gewacht; alles gehöret alſo dem der durch die natürliche in Meinem Hauſe eingeführt Erbfolge, mir am Throne folgen, und landesfürſt werden wird, ſey es nun in Geld Capitalien geldeswerth Mobilien oder ſchriften, nur diejenigen Capitalien ſo ich auf leibrenten angeleget, ausgenohmen, welche ohnedies ex pacto mit meinem Tode erlöſchen und der Credits cassa als eine getilgte ſchuld anheimfallen. Wenn mein Tod erfolget ſo ſolle alles geſperrt und Petſchirt werden von jenen denen es amtswegen gebühret und die weiteren befehle ſind von zukünftigen landesfürſten als mein einzigen und gänzlichen Univerſall Erben und des Staats vorſteher zu erwarten. almoſen Meſſen gebeter werde ich ſuchen annoch lebender nicht zu vernachläſſigen und ſoder überlas ich alles dieſes dem eingeführten Hofgebrauch.“ Hellmuth, Kaiſer Joſeph der Zweite, 317.

77) Der Huſar Gottfried Landeck hat in ſeinen alten Tagen von dieſem

ſeinem glücklichen Fang gelebt, ſchmal genug freilich. Arm und ſchwach, erinnerte er im Jahre 1814 den Staatskanzler Hardenberg daran, daß er es geweſen, welcher den Blücher bei Spantikow für Preußen eingefangen. Es wurde ihm darauf hin eine Penſion von 6 Thalern monatlich bewilligt. Preuß, II. 268, Anm.

78) Von der Marwitz a. a. O. I, 274.

## Zum zweiten Buch.

1) Vie privée de Louis XV. Lond. 1781. II, 190 seq. (Ich bemerke, die Citate, Quellenangaben u. ſ. w. zum erſten Buch überblickend, mit Schrecken, daß dieſelben einen Raum einnehmen, welcher zu der ganzen Oekonomie meiner Arbeit in grellem Mißverhältniſſe ſteht. Da ich überdies keineswegs Anſpruch auf die Ehre mache, ein College der Herren Gaukling, Smelfungus, Banauſus und Dryasdust zu ſein, d. h. die Noten höher anzuſchlagen als den Text, ſo werde ich mich vor der „Notenwuth" beſſer als bislang in Acht nehmen und die Quellen mehr in Bauſch und Bogen als im Detail angeben, — Fälle natürlich ausgenommen, wo die Umſtände das Letztere räthlich machen.)

2) So fand ſie eines Tages in Marly unter ihrer Serviette die folgende, ein geheimes Gebrechen ihrer Reize grauſam verhöhnende Vierzeile:

La Marquise a bien des appas;
Ses traits sont vifs, ses graces franches,
Et les fleurs naissent sous ses pas:
Mais, hélas! ce sont des fleurs blanches.

3) Mémoires de M. le baron de Besenval (Paris 1805), I, 204.

4) Duclos, Mémoires secrets. — Marmontel, Mémoires. — Soulavie, Mémoires de Richelieu. — Soulavie, Décadence de monarchie française. — Madame de Hausset, Mémoires. — Madame de Campan, Mémoires. — Besenval, Mémoires. — Dumouriez, Mémoires. — Casanova, Mémoires. — Vie privée de Louis XV. — Les fastes de Louis XV. — Voltaire, Siècle de Louis XV. — Mémoires hist. et anecdot. de la cour de France. — Chesterfield, Letters. — Mercier, Tableau de Paris. — Lacretelle, Hist. de la France pendant le XVIIIe siècle. — Barbier, Journal du règne de Louis XV., publ. p. Villegille.

5) Lady Mary Wortley Montagu, Letters. — Junius, Letters. — Gibbon, Miscellaneous works and memoirs. — Walpole, Memoirs of the reign of George II. and George III. — Walpole, Letters to Sir Horace Man. — Burke, Anecdotes of the aristocracy. — Wraxall, Hiſtor. Denkwürdigkeiten meiner Zeit (deutſch 1816). — Chryſander, Händel, II.

6) Dieſe Anekdote iſt angezweifelt worden, allein ſie wurde als hiſtoriſch beſtätigt durch einen von Karajan im Jahr 1861 aufgefundenen und bekannt gemachten Brief Metaſtaſio's an ſeinen Freund Aggeni in Siena (dat. Februar 1768).

7) Es dürfte nicht unintereſſant ſein, anzumerken, wie damals eine öſtreichiſche Erzherzogin erzogen wurde. Die Inſtruction, welche Maria Thereſia für die Erziehung ihrer Tochter Joſepha entwarf, lautete im Weſentlichen ſo: — „Sie ſoll oft ausgehen, in Speiſen ſehr einfach gehalten werden. Sie ſoll Spaniſch und Italiſch lernen. Um 7 Uhr muß ſie aufſtehen, nach dem Morgengebet und einer geiſtlichen Lectüre frühſtücken. Montag, Mittwoch und Freitag unterrichtet ſie Pater Richter von 9 bis 10 Uhr in der chriſtlichen Lehre, im lateiniſch und deutſch Leſen. Um 11 Uhr Meſſe, um 12 Uhr Mittageſſen. Von halb 2 bis 2 Uhr Hiſtorie leſen, bis 3 Uhr deutſche Lehre. Dann kommt der Tanzmeiſter, um 4 Uhr der welſche Meiſter. Um 5 Uhr wird der Roſenkranz ganz laut gebetet. An den andern Tagen kommt der franzöſiſche Meiſter, deutſche und franzöſiſche Stylübungen werden vorgenommen und Muſik gelehrt. Es wird der Hofmeiſterin empfohlen, darauf zu ſehen, daß die Erzherzogin freundlich ſei, auch gegen die Dienſtleute." Die Kaiſerin war freilich viel zu ſehr anderweitig beſchäftigt, als daß ſie die gehörige Zeit gehabt hätte, darauf zu ſehen, daß ihre Abſichten und Vorſchriften hinſichtlich der Erziehung ihrer vielen Kinder genau befolgt würden. Die Folgen blieben nicht aus. Marie Antoinette z. B. war ſehr ſchlecht unterrichtet (vgl. Campan, Mém. chap. 2). Außer italiſch und franzöſiſch Plaudern wußte ſie eigentlich gar Nichts und es iſt ein ihre frivole Franzöſirung kennzeichnender Zug, daß ſie als Dauphine von Frankreich ſich ſehr damit wußte, „kein Deutſch mehr zu verſtehen" (Campan, l. c.)

8) Als Quellen und Hülfsmittel zur Schilderung der Wiener Zuſtände unter Maria Thereſia und Joſeph dem Zweiten habe ich die Mehrzahl der in der Note 30 zum erſten Buch angegebenen benutzt; ferner: Wolf, Aus dem Hofleben M. Th. nach den Memoiren des Fürſten Joſeph Khevenhüller; Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Bd. 1; G. Forſter, Geſammelte Schriften, VII; Lorenzo da Ponte, Denkwürdigkeiten (deutſch von Burckhardt); Devrient, Geſchichte d. d. Schauſpielkunſt, II; Jahn, Mozart, III.

9) Von der Marwitz, I, 10.

10) Zimmermann, Fragmente über Friedrich d. Gr., I, 61 fg. Das ganze Buch, bekanntlich nicht ſo faſt ein Denkmal Friedrichs als vielmehr ein Denkmal der Eitelkeit ſeines Verfaſſers — ſie hat ihn zuletzt verrückt gemacht — enthält manchen nicht unwichtigen Zug zur Charakterzeichnung des Königs, muß aber geleſen werden und darf nur gebraucht werden mit Nicolai's „Freimüthigen Anmerkungen" in der Hand.

10a) Frédéric l. Gr., Oeuvres XVI, 50.

11) Auszüglich aus verſchiedenen Depeſchen Sir Charles', die in den Beilagen zum letzten Bande von Walpole's Memoires mitgetheilt ſind.

12) Von der Marwitz, I, 18.

13) Preuß, Urkundenbuch, I, 233.

14) Bei dieſer Gelegenheit war es — wie die Enkelin der „Karſchin", Helmina von Chezy, in ihren Denkwürdigkeiten erzählt („Unvergeſſenes", I, 56, 73) — daß Friedrich der „Naturdichterin" verſprach, er wolle „ihr das Leben ſorglos machen". Auf ihre wiederholte ſpätere Mahnung hieran ſchickte ihr der König 2 Thaler durch die Poſt. Im Moment des Empfangs ſchrieb ſie die vier Zeilen an den Geber:

Zwei Thaler gibt kein großer König

Und ſie erhöhen nicht mein Glück;
Nein, ſie erniedern mich ein wenig,
Drum ſend' ich ſie zurück.

Friedrich ſoll von Herzen darüber gelacht haben. Als ihn die Karſch ſpäter — im Januar 1783 — wieder einmal daran erinnerte, daß ſie Nichts zu leben habe, ſchickte er ihr 3 Thaler. Es mochte eben kein Brot im Hauſe ſein. Die Karſch ſchickte alſo diesmal das Geſchenk nicht zurück, ſondern ſchrieb folgende Quittung:

Se. Majeſtät befahlen,
Mir, anſtatt ein Haus zu bau'n,
Doch 3 Thaler auszuzahlen.
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und freundlich ausgerichtet
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für 3 Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonſt beſtellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein ſolches Haus,
Wo einſt Würmer Tafel halten
Und ſich zanken übern Schmaus
Bei des abgegrämten alten
Magern Weibes Ueberreſt,
Das der König darben läßt.

15) Frédéric l. Gr., Oeuvres, VII, 91 seq.

16) Fürſtin Daſchkow, Memoiren, I, 294.

17) Schreiben des ſchwediſchen Kammerherrn Baron Relken vom 20. Dezember 1771 aus Berlin, wohin er die verwittwete Königin Ulrike von Schweden, Schweſter Friedrichs d. Gr., begleitet hatte. Des Königs Guſtav III. nachgelaſſene Papiere. Herausgeg. von Geijer (deutſch 1843), II, 13.

18) Biſchof Eylert („Charakterzüge" u. ſ. w., I, 455 fg.) berichtet nämlich, daß ihm König Friedrich Wilhelm der Dritte eines Sommerabends im Jahre 1823 im Parke von Sansſouci die bezügliche Unterredung mit ſeinem Großoheim erzählt habe.

19) Mirabeau, Hist. secr. de la cour de Berlin, I, 217.

20) „Merkwürdige Nachricht über den Inhalt Wöllner'ſcher Papiere, Vorleſungen, die er dem Prinzen von Preußen (nachmals Friedrich Wilhelm II.) gehalten hat, — gegen alle Vermuthung ganz freiſinnig, demokratiſch, revolutionär, ſchon im Jahre 1784! Alles wird auf den Landmann und Bürger zurückgeführt." Varnhagen von Enſe, Tagebücher, II, 31. Vgl. II, 167.

21) Vertraute Briefe über die innern Verhältniſſe am preußiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs des Zweiten, I, 113, 133 fg. Varnhagen von Enſe, Tagebücher, I, 334.

22) Mémoires de Reverdil, publ. par A. Roger (Paris 1858), p. 4, 5. Elie Salomon François Reverdil (geb. 1732 zu Nyon) war Lehrer, dann Vorleſer und Bibliothekar Chriſtians des Siebenten und wurde von dieſem zum Staatsrath ernannt. Seine Memoiren müſſen fortan als eine Hauptquelle für die Geſchichte der Struenſee'ſchen Tragödie angeſehen werden. Die Belege für das im Texte darüber Vorgebrachte finden ſich insbeſondere S. 9, 15, 73,

130, 140, 153, 162, 208, 257, 304, 305, 330, 337, 396, 404. Andere quellenmäßige, von mir zu Rathe gezogene Zeugniſſe bieten die bezüglichen engliſchen und franzöſiſchen Geſandtſchaftsberichte bei Raumer, Beiträge, I, 113—206. Dazu, was Oehlenſchläger („Meine Lebenserinnerungen“, IV, 80 fg.) aus dem Munde des Herrn Ries, welcher lange Zeit Geſellſchaftscavalier Chriſtians des Siebenten geweſen war, mitgetheilt hat. In meinen „Drei Hofgeſchichten“ hab' ich S. 123—213 den Struenſee'ſchen Handel einer einläßlichen Darſtellung unterzogen.

23) „Sperling était plus âgé que son maître et déjà très débauché. Il versa dans l'esprit du prince de funestes lumières; il sut égarer son imagination et corrompre son cœur.“ Reverdil, 15.

24) „Ces femmes s'étant aperçues que Struensee avait le passe-partout du palais et une clef pour entrer par la porte dérobée dans l'appartement de la reine, elles avaient enduit de cire l'entrée de la serrure et reconnu qu'on l'avait ouverte. Une autre fois elles avaient répandu de la poudre dans ce passage obscur qui joignait les deux appartements — (nämlich das der Königin und das Struenſee's) — et avaient trouvé les traces de pas d'homme. Nec deerant in ipso reginae lecto suspecta quaedam vestigia.“ Reverdil, 209.

25) Von der Marwitz, I, 206.

26) „Que la corruption est la sauvegarde des lois et de la liberté.“ Aeußerung des Oberſten Pechlin. Raumer (nach Sautreau), Beitr. I, 215.

27) Guſtavs des Dritten nachgelaſſene Papiere, I, 96, 97, 99, 53; II, 146, 147. Unterm 29. Dezember 1780 ſchrieb ein engliſcher Agent aus Stockholm (Raumer, Beitr. I, 283): „Whatever means were employed to procure the present prince royal, there is no doubt but the same have been made use to fabricate this second child.“ Was die Geſchichte von dem Nebenjungen angeht, ſo wurde ſie dem General Friedrich von Gagern im Jahr 1839 von einem in den ſchwediſchen Verhältniſſen „gut Unterrichteten“ zu Petersburg erzählt. S. Gagern, das Leben des Gen. Fr. v. Gagern, III, 376.

28) Guſtavs des Dritten nachgel. Pap. II, 101, 107.

29) Maſſon. Vgl. Note 53 zum erſten Buch, wo die auch hier gebrauchten Quellen verzeichnet ſind.

30) Mitgetheilt in der Herzen'ſchen Ausgabe der Memoiren der Fürſtin Daſchkow, I, 313 fg.

31) Raumer, Beitr. V, 402, Anm. 2.

32) Martens, Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines alten Offiziers, S. 21.

33) Denkwürdigkeiten des Freiherrn A. F. von der Aſſeburg, S. 244 fg.

34) Fürſt Peter Dolgorukow a. a. O. I, 184, 187, 188.

35) Mad. Campan, Mémoires, chap. 10. Falls der Fürſtin Daſchkow in Dingen zu glauben ſein würde, welche ſich auf die ruſſiſche Palaſtrevolution von 1762 beziehen, ſo wäre Paul nach dem Tode ſeiner Mutter von dem ſchlimmſten Verdachte gegen ſie zurückgekommen. Die Fürſtin erzählt (Memoiren, I, 120): „Alexei Orlow hat wenige Augenblicke nach der gräßlichen That einen eigenhändigen Brief an Katharina geſchrieben, worin er in ſeinen demüthigſten Ausdrücken und in unzuſammenhängendem Styl, welcher trotz ſeiner Trunkenheit ſein Entſetzen und die Wildheit ſeiner Befürchtungen zeigt, Verzeihung erfleht. Dieſer wichtige Brief wurde von Katharina mit großer Sorg-

fält aufgehoben in einem Koffer, welchen der Fürſt Besborodko nach ihrem Tode auf Pauls Befehl unterſuchen mußte, um die Papiere, die er enthielt, in des Kaiſers Gegenwart zu leſen. Als er die Lectüre des Briefes von Alexei Orlow beendigt hatte, machte Paul das Zeichen des Kreuzes und rief aus: „„Gott ſei gelobt! die Zweifel, die ich in dieſer Beziehung über meine Mutter hatte, ſind gelöſ't.““

36) Quellen und Hülfsmittel für dieſes Kapitel: Casanova, Mémoires. — Stramberg, Rheiniſcher Antiquarius. — Perthes, Polit. Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft. — Forſter, Sämmtl. Schriften und Briefwechſel. — Bonſtetten, Souvenirs (im Anhang zu Bonſtetten's Briefwechſel mit Matthiſſon). — Morell, Karl von Bonſtetten. — Lavater, Schweizerlieder. — Grimm, Correspondance. — Rousseau, Confessions. — Barthold, die geſchichtlichen Perſönlichkeiten in Caſanova's Memoiren. — Dutens, Mémoires d'un voyageur qui se repose. — Daru, Histoire de Venise. — Alfieri, vita scritta da esso. — Wraxall, Memoirs of my own time. — Reumont, die Gräfin von Albany. — Winkelmann, Briefe. — K. H. v. Gleichen, Denkwürdigkeiten. — Baumgarten, Geſchichte Spaniens zur Zeit der franzöſ. Revolution. — Smith, Memoirs of the Marquis of Pombal.

37) Auch von mir. S. die quellenmäßige Darſtellung in meiner Schrift „Schiller und ſeine Zeit“, Buch 1, Kap. 1.

38) In einem ſeiner „Schweizerlieder“ rief Lavater einem auf Reiſen gehenden jungen Patrizier zu:

Bewund're hochfriſirtes Haar,
Heiduk' und Liverei,
Der Grafen und Baronen Schaar
Und Leibwach' und Lakai,
Und drücke den Pariſer Hut
Feſt auf die Augen ein;
Laß jeden Tropfen Schweizerblut
Dir Gift im Leibe ſein.
Komm dann zurück, ein armer Tropf,
In allerneuſter Tracht,
Ein gaukelnder Franzoſenkopf,
Und rede viel von Pracht,
Von Spiel und Oper und Concert
Und von des Königs Stern;
Wie ſeinem Wagen, ſeinem Pferd
Sich Alles neigt von fern,
Wie man den „Pöbel“ dort nicht mehr
Kaum achte wie den Koth: —
Lach' unſ'rer Freiheit laut und ſchwör':
„Ich bin kein Patriot!“

39) Lorsque j'étais à Genève, il y a quelques années — ſchrieb Grimm im Jahr 1764 (Correspondance littér. IV, 38) — M. de Voltaire avait fait acquisition d'un étalon danois bien vieux, avec lequel il se proposait d'établir un haras dans sa terre. Il avait une demi-douzaine de vieilles jumens qui le traînaient lui et sa nièce. Un beau matin, l'oncle se mit, lui et sa nièce, à pied, pour abandonner les six demoiselles aux plai-

sire de l'étalon; il espérait être dédommagé de cette petite gêne par une belle race des chevaux danois nés aux Délices. Ses essais ne furent point heureux; les efforts du vieux danois ne fructifièrent point; cependant son maitre nous en donnait tous les jours le spectacle dans son jardin au sortir du diner. Il voulait surtout le montrer aux femmes qui venaient diner chez lui. „Venez, mes dames, s'écria-t-il, voir le spectacle le plus auguste; vous y verrez la nature dans toute sa majesté.“

40) Wraxall, 123.

41) Der Baron von Gleichen, deſſen im anmuthigſten Cauſerie-Franzöſiſch geſchriebenen Denkwürdigkeiten leider nur einen ſchmalen Band füllen, hat (S. 29) in Betreff der Häuslichkeit Karls des Dritten, den er perſönlich ſehr genau kannte, eine gute Geſchichte erzählt. Er hatte aus Spanien eine Doſe mitgebracht, auf deren Deckel ein wohlgetroffenes Portrait des Königs eingelaſſen war. Dieſe Doſe circulirte eines Tages an der Tafel Voltaire's in Ferney und Gleichen theilte mit, daß der König, bevor derſelbe vom neapolitaniſchen Thron auf den ſpaniſchen übergeſiedelt, ſich dem Pantoffelregiment ſeiner Frau ſehr ſchmiegſam gefügt habe, „uniquement pour avoir la paix du ménage. „Elle était donc bien méchante, dit Mr. de Voltaire, et que lui aurait-elle donc fait?“ „Elle l'aurait dévisagé“, lui répondis-je. Alors un homme, qui n'avait pas deserré les dents de toute la journée et qui dans ce moment regardait le portrait, s'écria: „Ma foi, elle lui aurait rendu là un grand service.“ — Für das über Ferdinand den Sechſten Mitgetheilte iſt ebenfalls Gleichen (S. 28) mein Gewährsmann, der den ſpaniſchen Hof aus eigener Anſchauung kannte.

42) Der Biſchof von Cordova hatte 900,000 Realen Jahreseinkommen, der Erzbiſchof von Sevilla 3 Millionen, der Erzbiſchof von Toledo 9 Millionen. Das an der Kathedrale von Toledo angeſtellte Perſonal betrug über 600 Perſonen, die Geiſtlichen darunter, 140 Domherren, Präbendarien und Kapläne, bezogen 4 Millionen jährlich. Baumgarten a. a. O. 181 fg.

43) Das letzte Autodafé in Spanien fand im Jahr 1781 zu Sevilla ſtatt. Das bei dieſer Gelegenheit auf Befehl der Inquiſition lebendig verbrannte Opfer war ein junges und ſchönes Weib, als Hexe angeklagt und verurtheilt. Tapia, Historia d. l. civilizacion española, IV, cap. 16. Llorente, Hist. crit. de l'inquisit. d'Espagne, IV, 270.

44) Schon im Jahr 1626 gab es in Spanien 9088 Männerklöſter und die Zahl der Nonnenklöſter dürfte nicht viel kleiner geweſen ſein. Im Jahre 1632 zählten die Orden der Dominikaner und Franciskaner allein in Spanien 32,000 Mönche. Die Zahl der Weltgeiſtlichen ging ebenfalls ins Ungeheuerliche. Schon zur Zeit Philipps des Dritten gab es z. B. in der Diöceſe Sevilla 14,000 Kapläne, in der von Calaberra gar 18,000. Buckle, History of civilisation in England, II, chap. 1 (nach Cespedes und Davila).

45) Smith, l. c. I, 96: „Like a superior being he was present every where; encouraging the timid, comforting the desolate, awing the wicked, restraining the reckless, soothing the wounded and pouring the balm of peace and consolation into the bosoms of the despairing and the afflicted. He was in all the upholder, regenerator and genius of the nation.“

## Zum dritten Buch.

1) Eine ausführliche Schilderung der Rococo-Geſellſchaft in Deutſchland hab' ich, an der Hand der gleichzeitigen Literatur, in meiner „Geſchichte der deutſchen Frauen“ gegeben (S. 377—416) und als auf das Gegenſtück hiezu verweiſe ich auf das Kapitel „Sturm und Drang“ im erſten Buch meiner Schrift „Schiller und ſeine Zeit“, wo die Periode der Kraftgenialität einläßlich nach den Quellen geſchildert iſt.

2) Die weiblichen Modebilder zum geſammten erſten Jahrgang (1786) des „Journal der Moden“ von Bertuch und Kraus können eine Vorſtellung von dieſer Abenteuerlichkeit des Kopfputzes geben, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß die Zeit der größten Uebertreibung dieſes Unſinns damals ſchon vorüber war.

3) „Kennt man doch Mütter — ſagt ein Autor von damals (Pockels, Verſuch einer Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts, I, 191) — welche den unzüchtigen Anzug ihrer Töchter nicht nur erlauben, ſondern auch noch anordnen helfen. Da hat das alberne Mädchen, ſagte neulich eine vornehme Mutter zu ihrer Tochter und zwar in Geſellſchaft von Männern und Weibern, — da hat das alberne Mädchen ihren Buſen beinahe ganz eingehüllt; ich kann dieſe dumme Schamhaftigkeit nicht leiden, da ſich das Mädchen ſehen laſſen kann und ihre Gorge weit und breit herum die ſchönſte iſt.“

4) Johanna Schopenhauer, Jugendleben (2. A.), I, 236.

5) Wie aus dem ſchalkhaften, die Rococoperiode in mehr als **einer** Beziehung charakteriſirenden Genrebild hervorgeht, welches Thümmel im dritten Geſang ſeiner „Wilhelmine“ von dem morgendlichen Abſchiedsbeſuch der Heldin bei dem Hofmarſchall mit der höchſten Grazie der Perückenzeit gemalt hat.

6) H. König, Auch eine Jugend, 36, 41, 67. Ich entnehme dieſem trefflichen Memoirenbuch noch zwei Züge zur näheren Kennzeichnung des Rococotons an geiſtlichen Höfen . . . Weikard, der Leibarzt des Fürſtbiſchofs Heinrich von Fulda, ein ausgezeichneter Gelehrter, befand ſich eines Sommerabends mit dem Fürſtbiſchof in dem Sommerſchloß Faſanerie, als er durch einen reitenden Boten eiligſt nach der nicht gar entfernten Propſtei Johannisberg verlangt wurde, wo der Propſt plötzlich erkrankt ſei. Er fuhr hin und fand eine ausgeſuchte Geſellſchaft von Prälaten und Hofleuten im Speiſeſaal, alle etwas angetrunken und ihn mit ſchalkhaften Mienen empfangend. Man begleitete ihn nach dem Schlafzimmer des Propſtes, den er auf einem dreifach aufgeſchichteten Bette liegend fand. Weikard, klein und etwas verwachſen von Geſtalt, merkte, daß man ihn, um dem Patienten den Puls zu befühlen, nöthigen wollte, einen Stuhl zu beſteigen und dadurch lächerlich zu werden. Aber er that nicht desgleichen, ſondern rief mit großem Ernſt: „Wollen mir Ew. Gnaden die Zunge zeigen!“ Der Propſt zeigte die Spitze. „Mehr heraus, Ew. Gnaden! Noch beſſer, bitte ſehr.“ Und wie nun der Propſt die ganze Zunge herausſtreckte, rief Weikard, zum Gehen gewendet: „So, Herr Propſt, ſo reicht es zu! Nun können Sie mich im — Andenken behalten!“ S. 83. „Unter den

Zulkaerinnen waren die Shawls oder doch dieſer Name für ſolche Halstücher aufgekommen. Sie nannten ſie Schalen, was einem täppiſchen Propſte Anlaß zu einem Wortſpiel mit Umſtänden im Prälatengeſchmacke gab. Indem derſelbe nämlich das neue Tuch, worin eine Prälatenfreundin ſich ihren Bekannten vorſtellte, auf unziemliche Weiſe betaſtete, ſagte er: „Ich zöge die Schale dem Kerne vor.“ Worauf die beleidigte Schöne, den Lachenden am Bande ſeines Kapitelkreuzes ergreifend, raſch verſetzte: „Und mir wäre der Zaum auch lieber als der Eſel.“ S. 153.

7) Als claſſiſches Muſter dieſes deutſchgrobianiſchen Amtsſtyls kann der von dem preußiſchen Miniſter Wöllner unterm 30. März 1796 an die Lehrerſchaft der Kloſterſchule zu Bergen erlaſſene, von Eilers in ſeinen Denkwürdigkeiten („Meine Wanderung durch's Leben“, I.) mitgetheilte Strafbeſcheid angeſehen werden. Der Herr Miniſter redet darin die ohne allen Grund auf's Brutalſte Abgekanzelten, welche nur auf einem nie beſtrittenen Recht beſtanden hatten, mit „Eure Geringfügigkeit“ an.

8) Es kann ſelbſtverſtändlich nicht meine Abſicht ſein, über die große Literaturbewegung des 18. Jahrhunderts an dieſem Orte und bei ſpäterer Veranlaſſung mehr als Andeutungen zu geben, Andeutungen, ſoweit ſolche eben durch den Plan meines Buches gefordert und geſtattet ſind. Größere Ausführlichkeit dürfte übrigens in Betreff des beregten Gegenſtandes überhaupt überflüſſig ſein, nachdem derſelbe, abgeſehen von anderweitigen Bearbeitungen, durch Hermann **Hettner** („Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts“, 1856 fg.) eine muſtergültige, Abſchluß gebende erfahren hat.

9) Daß ſich hinter dem Namen „Junius“ die Perſon des Sir Philipp Francis barg, darf jetzt wohl für ausgemacht gelten. S. die Beweisführung Macaulay's in deſſen Eſſay Warren Hastings und Lord Mahon's Hist. of England (Leipz. A.), V, 379.

10) Nos prêtres ne sont point ce qu'un vain peuple pense,
Notre crédulité fait toute leur science.

11) Voltaire, Oeuvres, XXIII, 35, und Voltaire, Lettres inédits, II, 367, 403, 423.

12) Inhalt der zwei Doppelverſe in Voltaire's gedankenſchönem Gedicht „Sur la loi naturelle“: —

Sois juste, bienfaisant, contraire à tout extrême,
Indulgent pour ton frère, rigoureux pour toi-même.
D'où tu viens, où tu vas, renonce à le savoir
Et marche vers ta fin sans crainte et sans espoir.

13) So z. B. Madame Geoffrin, als ſie im Jahr 1766 über Wien nach Warſchau reiſ'te, um den König Stanislaus zu beſuchen. Ihre ganze Reiſe war ein völliger Triumphzug. Vgl. den meiſterhaften Aufſatz „Madame Geoffrin et sa fille“ in Gleichen's Denkwürdigkeiten (171 fg.), welcher ein deutliches und anziehendes Bild von der Stellung dieſer Pariſer Bureaux-d'esprit-Damen in der vornehmen europäiſchen Geſellſchaft bietet. Uebrigens wurde die Mode der Einrichtung literariſcher Salons — den im Texte genannten folgten ſpäter die der Madame Necker, Mad. d'Epinay, Mad. d'Houdetot und der Mlle. Quinault — wie andere Pariſer Moden außerhalb Frankreichs nachgeahmt. So machte z. B. in Leipzig Gottſched's Frau einen Verſuch, ein Bureau d'esprit zu halten. In London ſtanden von 1770 bis 1785 die literariſchen Salons der Mrs. Montagu, Veſey, Thrale und Boſcawen ſehr in Glanz (Wraxall, 76 fg.).

14) „Endlich im Jahr 1766 erſchienen die letzten zehn Bände. Das Geſchrei der Geiſtlichkeit wiederholte ſich und die Buchhändler wurden acht Tage in die Baſtille geworfen; dem Verkauf jedoch wurden keine ernſtlichen Hinderniſſe in den Weg gelegt. Choiſeul und Malesherbes hatten, den König günſtig zu ſtimmen, ein kleines Hofmanöver veranſtaltet. Man wußte vorzubereiten, daß der König bei Tafel nach der Verfertigung des Pulvers und Madame Pompadour" — (muß ohne Zweifel heißen Madame Dubarry, denn jene war ſeit zwei Jahren todt) — „nach der Verfertigung der beſten Pomade fragte. Man holte die Encyklopädie und verlas aus dieſer die betreffende Anweiſung. Der König war entzückt. Die Encyklopädie wurde zwar nicht erlaubt, aber geduldet." Hettner, II, 267.

15) Wolff, Geſch. d. Romans, 331.

16) Mde. d'Epinay, Mémoires, II, 63.

17) Macaulay in ſeinem Eſſay über den jüngeren Pitt. Macaulay's ausgew. Schriften geſchichtl. und literar. Inhalts. Neue Folge. II, 143. (Das Original iſt mir im Augenblick nicht zur Hand.)

18) Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechſel, I, 16.

19) S. den in ſeiner Art koſtbaren Brief Bodmer's an Zellweger vom 3. September 1750 bei Mörikofer, die ſchweizeriſche Literatur des 18. Jahrhunderts, 179 fg. Mörikofer's Darſtellung von Klopſtock's Aufenthalt in Zürich (S. 164 fg.) iſt meines Erachtens der Glanzpunkt ſeiner Schrift.

20) Die authentiſche Beſchreibung dieſer berühmten Luſtfahrt in einem Briefe des Dr. Hirzel, der mit dabei war, an ſeinen Freund E. Chr. v. Kleiſt wurde meines Wiſſens zuerſt gedruckt im Helvetiſchen Kalender für 1796 (S. 77 fg.).

21) Göthe, Aus meinem Leben, Buch VII.

22) „Er trägt — ſchrieb Veit am 20. März 1793 an Rahel — das Vorderhaar kahl abgeſchnitten, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf, weiß gepudert." Briefw. zwiſchen Rahel und Veit, I, 3.

23) Paulus, Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeſchichte, 90.

24) Daß übrigens gerade in dieſen frommen Kreiſen der Geiſt der Zeit ſiegreich aus den Dunkeleien und Dünkeleien hervorleuchtete, beweiſ't jene Gräfin Luiſe, Frau des Grafen Chriſtian Stolberg auf Windebye, welche „mit geiſtvoller Lebendigkeit und ſcharfem Verſtande immer wieder die Behauptung geltend machte, daß der Menſch nicht in Formeln oder Formen irgend einer Art ſein inneres Verhältniß zu Gott ausdrücken dürfe." (Alſo ganz das Fauſt-Göthe'ſche: „Wer darf ihn nennen?" u. ſ. w.) Sie ſchrieb einmal an Friedrich Perthes: „Es iſt gefährlich, den wahren lebendigen Glauben, die rechte wirkliche Religioſität in Dogmen faſſen und durch Dogmen beſtimmen zu wollen. Wie müde bin ich aller Formeln! Wer ſich an Dogmen hält, hat einen Planeten zum Polarſtern genommen. Jeder Dogmatiker, der katholiſche wie der proteſtantiſche, der theologiſche wie der philoſophiſche, iſt mir ein Götzendiener." Cl. Th. Perthes, Fr. Perthes' Leben, I, 133.

25) S. die actenmäßige Erörterung dieſer Thatſache im 7. Kapitel des 2. Buchs meiner Schrift „Schiller und ſeine Zeit".

26) Am 28. Sept. 1837 ſchrieb Varnhagen (Tagebücher, I, 64): „Ich ging zu Frau von Kalb, die ich ſeit drei Jahren und länger nicht geſehen, auf's Schloß (in Berlin). Freudiger Empfang. Die Sibylle, die Titanide,

welche ſie war, iſt ſie noch immer; tiefſinnig, vornehm, heiter lachend, voll ruhiger Leidenſchaft!“

27) Helmina v. Chezy, Unvergeſſenes, I, 151.

28) Vie privée de Louis XV., t. IV, p. 234 seq. Besenval, Mémoires, II, 59 seq. Mde. Campan, Mémoires, chap. 4. Beſenval theilt (a. a. O. 87 fg.) eines der vielen Hohn- und Strafgedichte auf den Tod Ludwigs des Fünfzehnten mit, welches ſeinen Inhalt zuſammenfaßt in dem Schlußquatrain:

Ami des propos libertins,
Buveur fameux, et roi célèbre
Par la chasse et par les catins:
Voilà ton oraison funèbre.

Eine andere charakteriſtiſche Probe findet ſich in Soulavie's Mémoires de Richelieu (Paris 1858), II, 281:

Remplissant ses honteux destins,
Louis a fini sa carrière.
Pleurez, coquins; pleurez, putains,
Vous avez perdu votre père.

29) Weber (Milchbruder Marie Antoinette's), Mémoires (Paris 1822), I, 24 (not. 1), 30.

30) „Je m'en tirerai moi, mais gare à mon petit-fils.“ So bei Lameth, Histoire de l'assemblée const. (1828), I, préface. Andere geben die bezügliche Aeußerung anders wieder.

31) Ich finde, daß Flaſſan (Hist. de la diplomatie française, II, 115) das bündigſte und beſte Urtheil über Maurepas gefällt hat: — — „Son principal mérite fut d'avoir l'esprit conciliant et un grand usage de la cour et des ses menées; ce que les gens superficiels prenoient pour la science du gouvernement.“

32) Graf Creutz, ſeit 1763 ſchwediſcher Geſandter in Paris, an Guſtav den Dritten. Geijer, des Königs Guſtavs des Dritten nachgel. Papiere, II, 106.

33) Barère, Mémoires, I, 8.

34) Raumer, Beiträge, V, 120.

35) Johanna Schopenhauer, Jugendleben und Wanderungen, I, 339, 357.

36) Weber, Mém. I, 71.

37) Senac de Meilhan, Portraits et caractères, 74. Das citirte Virgil'ſche Wort iſt bekanntlich der Stelle im erſten Buch der Aeneis entnommen, wo Venus dem frommen Aeneas erſcheint. Höher konnte Marie Antoinette allerdings nicht geprieſen werden als durch dieſe Vergleichung:

. . . Avertens rosea cervice refulsit,
Ambrosiaeque comae divinum vertice odorem
Spiravere; pedes vestis defluxit ad imos,
Et vera incessu patuit dea.

(. . . . . Wie ſie ſich wandte, erglänzt' ihr roſiger Nacken
Und dem ambroſiſchen Haar entſtrömete ſüß von der Scheitel
Göttlicher Duft; das Gewand wallt' tief zu den Füßen hinunter,
Ganz als Göttin erſchien ſie im Geh'n.)

38) Meinen Aeußerungen über Marie Antoinette liegen außer den ſchon gelegentlich angegebenen noch dieſe Quellen zu Grunde: Mde. Campan, Mémoires; Besenval, Mémoires; Comte de Tilly, Mémoires; Soulavie, Mém. hist. et pol. du règne de Louis XVI.; Nougaret, Règne de Louis XVI.; Mr. de Levis, Souvenirs et portraits; Montjoie, Histoire de Marie-Antoinette; E. et J. de Goncourt, Histoire de Marie-Antoinette.

39) Dem Stockholmer Pöbel am 20. Juni 1810 zerriſſen auf das Gerücht hin, er habe im Komplott mit Anderen den kurz nach ſeiner Wahl zum Kronprinzen von Schweden jählings geſtorbenen Prinzen von Holſtein-Auguſtenburg vergiftet.

40) Guſtavs des Dritten nachgelaſſene Papiere, II, 108.

41) Wraxall, 16.

42) Blanc, Hist. d. l. révolution française (vol. II, chap. 1), nach den von ihm benützten handſchriftlichen Memoiren des Herrn Sanguaire Souligné. Louis Blanc hat das Verdienſt, an der bezeichneten Stelle ſeines Werkes und weiterhin zuerſt einläßlich und klar die höfiſchen und ariſtokratiſchen Machenſchaften gegen Marie Antoinette nachgewieſen zu haben.

43) Es exiſtiren bekanntlich eine Menge Darſtellungen der Halsbandgeſchichte, aber keine läßt ſich auch nur entfernt mit Carlyle's „Diamond-collar" — (in ſeinen Critical and miscellaneous essays 1839, auch deutſch von Kretzſchmar in Carlyle's „Ausgewählten Schriften", Bd. 1) — vergleichen. Ein wahres Juwel!

44) Alexis de Tocqueville. Selbſtverſtändlich bin ich in den Andeutungen, die im Text über die Urſachen der franzöſiſchen Staatsumwälzung folgen, zwar nicht ausſchließlich, aber doch hauptſächlich dem anerkannt claſſiſchen Werke dieſes Mannes („L'ancien régime et la révolution" 1856) gefolgt.

45) Tocqueville, 253.

46) Allerdings war die Perſon des Edelmanns nicht frei von Kopfſteuer (capitation), nicht jedes adelige Grundeigenthum frei von der Grundſteuer (taille), nicht von den öffentlichen Wegfrohnden (corvées), noch von Einquartirung und Militärtransporten; allerdings gab der Klerus zur Abfindung von den beiden Vingtièmen und der Kopfſteuer ein „Don gratuit"; es waren demnach alle drei Stände beſteuert. Aber weil die „Taille" vorzugsweiſe von den Nichtadeligen erhoben wurde und bei adeligen Gütern meiſt auf den Pächter fiel (taille d'exploitation) und perſönlicher Frohndienſt nur dem Nichtadeligen angeſonnen ward, galt doch nur der dritte Stand für die eigentliche „gent taillable et corvéable à merci et miséricorde". Was irgend Unangenehmes außer der materiellen Leiſtung von Habe und Gut ſich an die Steuerpflichtigkeit knüpfte, das trug der dritte Stand allein und die thatſächliche Mitbelaſtung der bevorrechteten Stände war zu gering, um über die Unbilde, mit der das Prinzip der Privilegien gegen den dritten Stand geltend gemacht wurde, zu tröſten. Wachsmuth, Geſchichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, I, 8.

47) Einſchneidend hat Tocqueville (a. a. O. 79) den Fluch der bevormundenden Centraliſation, der in Frankreich heute noch wie vor der Revolution jede Begründung einer wirklichen Freiheit hindert, weil er die Selbſtbeſtimmung des Individuums wie die Selbſtregierung der Gemeinde in der Wurzel zerſtört, ſo gezeichnet: „Sous l'ancien régime, comme de nos jours, il n'y avait ville, bourg, village, ni si petit hameau en France, hôpital, fabrique, couvent ni collège, qui pût avoir une volonté indépendante

dans ses affaires particulières, ni administrer à sa volonté ses propres biens. Alors, comme aujourd'hui, l'administration tenait donc tous les Français en tutelle."

48) Kolb, Handbuch der vergleich. Statiſtik, 2. A. 61.

49) Bancroft, History of the United States, I, 310.

50) Talvj, Geſch. d. Koloniſ. v. Neu-England, 1.

51) Chateaubriand, Mém. d'Outre-tombe, deutſch von Fink, II, 90. Chateaubriand — er nennt den Befreier ſeines Landes „einen Mann von hohem Wuchſe mit mehr ruhigen und kalten, als edlen Zügen" — war offenbar von ſeinem Beſuche bei Waſhington nicht ſehr erbaut. Natürlich! Wie hätte ſich der gekünſteltſte und eitelſte der Menſchen in Gegenwart des naturwahrſten und ſchlichtgrößten behagen können?

52) Dieſe Worte ſind einer Ode entnommen, womit Klopſtock 1781 den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner begrüßte.

53) Ein höchſt merkwürdiges Zeugniß hiefür enthält das Aprilheft der „Berliniſchen Monatsſchrift" v. J. 1783, eine ſchwungvolle Ode (wieder abgedruckt in d. Zeitſchrift f. d. Kulturgeſchichte 1858, S. 487 fg.), welche anhebt:

Frei biſt du! (ſag's im höheren Siegeston,
Entzücktes Lied!) frei, frei nun, Amerika!
Erſchöpft, gebeugt, bedeckt mit Schande
Weichet dein Feind und du triumphireſt.

Der edle Kampf für Freiheit und Vaterland,
Er iſt gekämpft, rühmlich gekämpft. O nimm
Den Kranz am Ziel! Europens Jubel
Feiert den heiligſten aller Siege!

Der begeiſterte Poet erblickt dann weiterhin einen Genius in den Wolken, welcher der fliehenden Britannia allerlei Anzügliches ſagt, ſchließlich aber Europa alſo apoſtrophirt: —

Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Bald glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirſt, deine Furien
Scheuchſt und ein glücklicher Volksſtaat grüneſt.

54) Den meiſten Leſern, vermuth' ich, wird mein Urtheil über Lafayette zu herb erſcheinen. Ich kann aber Nichts davon oder dazu thun. Es iſt ein nach reiflicher Erwägung ausgeſprochenes, insbeſondere auch aus des Generals eigenen Aeußerungen in ſeinen Memoiren gewonnenes.

55) Walpole, Letters, V, 96. Priestley, Memoirs, I, 74. Buckle, Hist. of civilis. in England, I, chap. 14.

56) Comte de Ségur, Mémoires, I, 142.

57) Madame Campan erzählt (Mém. chap. 9): „Der König äußerte ſich nie über dieſen Enthuſiasmus. Indeſſen, da die Gräfin Diane (von Polignac) als geiſtreiche Frau mit zu viel Wärme an der allgemeinen Vorliebe für den amerikaniſchen Abgeſandten theilgenommen hatte, ſo kann man aus einem Scherze, den Ludwig der Sechszehnte ſich machte, leicht auf ſeine geheimen Geſinnungen ſchließen. Er ließ nämlich in der Porzellanmanufactur zu Sèvres

einen Nachttopf verfertigen, auf deſſen Boden das Medaillon Franklin's mit der ſo berühmten Umſchrift ſich befand, und ſchickte denſelben der Gräfin Diane zum Neujahrsgeſchenk." Ueber die beiſpielloſe Senſation, welche die Erſcheinung Franklin's in Paris hervorrief, und über ſeine Popularität vgl. Mde. d'Epinay, Mémoires III, 419; Dutens, Mém. II, 317; Soulavie, Règne de Louis XVI, II, 50 („J'ai vu Franklin devenir un objet de culte").

58) Grimm, Correspondance, XI, 141; XIV, 485. Mde. de Campan, Mém. chap. 9. Prince de Montbarey, Mémoires, III, 161. Ségur, Mém. I, 131.

59) Wagnière et Longchamp, Mém. sur Voltaire, I, 121, 161; II, 353, 466 seq. — Grimm, Correspond. IV, 176. — Campan, Mém. chap. 8. — Soulavie, Mém. de Richelieu, II, 305.

60) Campan, Mém. chap. 11.

61) Laharpe ſchrieb die im Texte mitgetheilte Erinnerung, bekannt unter dem Titel „Prophezeiung Cazotte's", jedenfalls erſt nach ſeiner Einkerkerung und Bekehrung (i. J. 1794) nieder, vielleicht gar erſt kurz vor ſeinem im Februar 1803 erfolgten Tode. Veröffentlicht wurde das merkwürdige Schriftſtück zuerſt 1806, im erſten Band der Oeuvres choisies et posthumes de M. de La Harpe; ſpäter (1816) auch im erſten Band der Oeuvres badines et morales de Jacques Cazotte. Selbſtverſtändlich iſt dieſe Cazotte zugeſchriebene Prophezeiung, welche in allen ihren Einzelnheiten in Erfüllung ging, ebendeßhalb nur eine Prophezeiung ex post; aber ſie gehört zur Signatur der Zeit.

62) Blanc, Hist. de la révolut. franç. II, chap. 5.

63) Ueber die Verſammlung der Notablen von 1787 ſ. die Abhandlung Ranke's in A. Schmidt's Allg. Zeitſchr. f. Geſchichte, 5. Bd. 1. Heft, meines Erachtens die lichtvollſte Erörterung des Gegenſtandes.

64) Soulavie, Mém. hist. et pol. VI, 169.

65) Lévis, Souvenirs et portr., 103.

66) Die Broſchüre gehört jetzt zu den ſeltenen Büchern. Einen guten und ziemlich umfangreichen Auszug findet der Leſer im Anhang zum erſten Bande der Mémoires de Weber (Paris 1822), pag. 404—494.

67) Worte Tocqueville's, welcher bei dieſer Gelegenheit ſagt, daß die Franzoſen vergeſſen hatten, was ihre Altvordern vierhundert Jahre zuvor in ihrer naiven Sprache ſo ausgedrückt hatten: „Par requierre de trop grande franchise et libertés chet-on en trop grand servaige."

68) Mémoires du comte Miot de Melito (Paris 1858), tom. I.

69) Der Ausdruck iſt ſicher nicht zu ſtark für eine Zeit, wo, wie Schiller am 28. September 1789 ſeinem Freunde Körner meldete (Briefw. Sch. mit K., II, 123) „Herder an der Tafel der Herzogin zu Weimar den Hof einen Grindkopf nannte und die Hofleute die Läuſe, die ſich darauf herumtummeln."

70) Eine anſchauliche Beſchreibung des prächtigen Saals ſ. bei Grimm, Correspond. V, 124.

71) Arthur Young, Travels (deutſch 1793), I, 221: „Augenſcheinlich ſind die Einwohner von Verſailles, das bei einer Volksmenge von 60,000 Seelen auch einen ziemlich zahlreichen Pöbel hat, bis zu dem Geringſten herunter auf Seite der Gemeinen. Dies iſt merkwürdig, da die Stadt ſich gänzlich vom Hofe nährt. Denn wenn die Sache des Hofes hier keine Anhänger hat, ſo läßt ſich leicht denken, wie es in allen übrigen Theilen des Landes ſein muß."

72) **Miot**, Mém. I. Campan, Mém. II, chap. 13. **Montgaillard**, l. c. II, chap. 4. **Nougaret**, l. c. VI, 133. **Weber**, Mém. I, 326. **Mde. de Staël**, Considérations, chap. 16. Reumont, die Gräfin v. Albany, I, 290.

73) „Oui, mes anciennes erreurs coûtent bien cher à la chose publique." **Barère**, Mém. IV, 354.

74) „Voilà la victime." **Weber**, Mém. I, 335. Der gute Weber hat ſich da wohl Etwas aufbinden laſſen. Eine ſolche Aeußerung war weder der damaligen noch der ſpäteren Stellung und Stimmung Mirabeau's angemeſſen.

75) Wenn der engliſche Geſandte am Verſailler Hofe, der Herzog von Dorſet, recht unterrichtet war, wählten die Gemeinen den Namen „Nationalverſammlung" auf Anrathen des amerikaniſchen Geſandten Jefferſon. S. Tomline's Life of Pitt, II, 266. Indeſſen iſt zu bedenken, daß der Ausdruck „Assemblée nationale" ſchon ſeit mehr als zehn Jahren in Frankreich nicht ſelten gebraucht und neuerlich durch Sieyes' berühmte Flugſchrift den Ohren vertraut gemacht worden war.

76) Sybel (Geſchichte der Revolutionszeit, 2. A., I, 36) hat es mit Recht getadelt, daß dieſer Kernpunkt in ſo vielen Darſtellungen der Revolutionsgeſchichte ganz überſehen oder wenigſtens nicht ſtark genug betont wird. Es iſt dies eine der vielen Stellen ſeines trefflichen Werkes, wo Sybel's monarchiſche Sympathien vor ſeiner Gewiſſenhaftigkeit als Hiſtoriker zurücktreten müſſen.

77) Dies die authentiſche Faſſung der berühmten Worte Mirabeau's, von ſeiner eigenen Hand aufgezeichnet in der „Treizième lettre du comte de Mirabeau à ses commettants."

78) **Barère**, Mém. I, 256. **Ferrières**, Mém. I, 61.

79) **Young**, l. c. I, 219, 232.

80) **Weber**, Mém. I, 385. **Barère**, Mém. I, 267.

81) Campan, Mém. chap. 14.

82) Mirabeau war in der berühmten Sitzung der Nationalverſammlung vom 4. Auguſt nicht anweſend. Mém. biogr., littér. et polit. de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif. VI, 166.

83) „Die größte Handlung dieſes Jahrhunderts ſei,
So dacht' ich ſonſt, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europa's
Herrſchern bekämpft und Herrſcherinnen.

So denk' ich jetzt nicht. Gallien krönet ſich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war.
Der glänzet heller und verdient es!
Schöner als Lorber, dem Blut entſchimmert."

84) Schmidt's Zeitſchr. f. Geſchichtswiſſenſchaft (1844), I, 2.

85) Chr. Th. Schwab, Hölderlin's Leben (Fr. Hölderlin's ſämmtl. Werke, II, 279). Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus, I. Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, 48 und 101.

# Zum vierten Buch.

1) In dieſer Faſſung ſteht das Göthe'ſche Epigramm in der „Jahreszeiten" überſchriebenen Diſtichenſammlung des Dichters. Urſprünglich, als Nr. 93 der Göthe-Schiller'ſchen „Xenien" im Schiller'ſchen Muſenalmanach für 1797, lautete es ſo:

Was das Lutherthum war, iſt jetzt das Franzthum in dieſen
Letzten Tagen: es drängt ruhige Bildung zurück.

2) Nodier, Souvenirs de la révol. et de l'empire. 6. édit. (Paris 1858), I, 273. — Ich merke an, daß ich zum vierten Buch als Hauptquellen, die franzöſiſchen Verhältniſſe betreffend, ſelbſtverſtändlich den Moniteur universel und das große Sammelwerk der Histoire parlementaire de la révol. fr. par Buchez et Roux benutzt habe, nicht ohne bald gewahr zu werden, daß man in dem Labyrinth der 40 Bände des letztgenannten Werkes leicht irregehen kann. Der Moniteur ſtand mir in der Nouvelle édition de l'anc. M. (32 vols.) zu Gebote. Außerdem erwieſen ſich mir dienlich: Deux amis de la liberté, Hist. de la révol. Mercier, Le nouveau Paris. Prudhomme, Révol. de Paris. Vilate, Causes secrètes de la révol. du 9 thermidor. Ferner eine Menge der ſchon in den drei früheren Büchern benützten Quellen, ſowie die Memoiren der Frau Roland, die von Dumouriez, Molleville, Dumont (Souvenirs sur Mirabeau), Briſſot, Barbaroux, Mallet du Pan u. A. Auf Weiteres wird bei Gelegenheit im Beſonderen verwieſen werden.

3) Staël, Considérat. chap. 16.

4) H. D. von Bülow, Militär. und verm. Schriften, 76.

5) Ich werde den Beweis hiefür beibringen. Vgl. Anm. 27 und die bezügliche Textſtelle.

6) Schon im September 1787 fand man an verſchiedenen Orten von Paris das Couplet angeſchlagen (Mallet du Pan, Mémoires, Paris 1851, I, 148):

Le parlement est fou, je pense,
Car il y perdra son latin,
De vouloir régler la dépense
D'un ivrogne et d'une putain.

7) Wie der gute Weber (Mém. I, 451) erzählt, diesmal mit Recht begeiſtert.

8) Die wunderbar herrliche Schilderung, welche Carlyle in ſeiner „French revolution" (B. VII, ch. 4—7) von dem Weiberzug nach Verſailles gegeben, iſt zwar allgemein bekannt. Ich kann aber doch nicht umhin, darauf zu verweiſen. Ueberhaupt iſt Carlyle's Buch eine der bedeutendſten literariſchen Hervorbringungen unſeres Jahrhunderts. Wie freilich ein deutſcher Kritiker daſſelbe die „beſte populäre" Darſtellung der Revolutionsgeſchichte nennen konnte, das gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten im Hantiren unſerer Tageskritik. Carlyle's Buch iſt gerade das Gegentheil von populär. Man muß nicht nur die Geſchichte der Revolution im Einzelnen kennen, ſondern überhaupt umfaſſende geſchichtliche und literariſche Kenntniſſe haben, um dieſes beſte hiſtoriſche

Epos der modernen Welt — für was ich Carlyle's Werk anſehe — recht genießen zu können.

9) „Le commencement du printemps (1776) ramena les courses: j'avais beaucoup de chevaux engagés, pour lesquels la reine pariait toujours, quoique dans sa société on le trouvât mauvais. Dans les premiers jours d'avril, je fis courir un cheval contre un de ceux de M. le duc de Chartres, pour une somme fort considérable, beaucoup trop sans doute. La reine s'en occupa beaucoup, vint à la course, et un moment avant le départ des chevaux me dit: „J'ai tant de peur, que si vous perdez, je crois que je pleurerai." Cela fut remarqué et blâmé. Mon cheval gagna assez facilement, et le public m'applaudit longtemps. La reine en parut transportée de joie. J'eus toutes les peines du monde à l'empêcher d'avoir des chevaux de course, et de monter à cheval à l'anglaise. Ce fut, je crois, la plus grande preuve de mon crédit sur elle." Duc de Lauzun, Mémoires (Biblioth. des Mém. p. Barrière, T. XXV, P. 1862), p. 145.

10) Dorther F. J. L. Meyer, Fragmente aus Paris (Hamburg, 1798), II, 303 ſq.

11) Weber, Mém. II, 14.

12) Buchez et Roux, II. p. IV. 219.

13) Campan, Mém. chap. 17.

14) Reumont, die Gräfin von Albany, I, 292.

15) Campan, chap. 16.

16) Nodier, l. c. I, 286—87.

17) Die Anklage auf Beſtechlichkeit iſt, wenn mir recht, nur von einer beachtenswerthen Seite her gegen Robespierre erhoben worden. Hormayr erzählt nämlich in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" (III, 136), Thugut habe „wegen der Rettung der unglückſeligen Königin mit Robespierre angebunden", und ſetzt hinzu, „daß Robespierre und ſein Bruder, bei allen Römergrimaſſen, gegen Gold und Silber nicht den geringſten Widerwillen hatten." Aber von einem Beweiſe für dieſe Behauptung keine Spur, wie eben Hormayr manche ſeiner Behauptungen unbewieſen gelaſſen hat. Ich bekenne ſchon hier, daß ich den „Lebensbildern", als einer außerordentlich reichen Materialienſammlung, für die folgenden Bände meiner Arbeit hoch verpflichtet bin, wie das Jeder iſt, der ſich mit der Geſchichte der Napoleoniſchen Zeit befaßt. Allein es iſt bekannt, daß Hormayr, wie in allen ſeinen Schriften, ſo auch in den Lebensbildern, keineswegs ein Führer iſt, auf den man ſich unbedingt verlaſſen kann. Seine Auffaſſung iſt häufig eine ganz ſchiefe, ſeine Zeichnung eine verzerrte, ſeine Farbengebung eine falſche. Wo er mehr als Actenſtücke geben will, beſtimmt perſönliche Zu- oder Abneigung Alles. Hieraus erklärt ſich auch das wunderliche Unterfangen, den Grafen Münſter, dieſen ſtarren Ariſtokraten, gehäſſigen Partikulariſten und ergebenen Leibdiener des Prinz-Regenten, zu einem großen deutſchen Patrioten und Staatsmann zu ſtempeln. Die Hormayr'ſche Apotheoſe Münſter's iſt nur eine geſpreizte Lächerlichkeit.

18) Moniteur 1789, Nr. 70. Buchez et Roux, III, 447.

19) Mirabeau, entièrement dans les intérêts du roi un an avant sa mort, avait à sa disposition tout l'argent qu'il demandait. „Il lui donnait tout ce qu'il demandait, dit M. de Montmorin, cela est allé à douze mille

francs par mois.“ Le roi lui avait assuré en billets signés de sa main, deux millions cinq-cent mille livres, au moment où son plan contre-révolutionnaire serait exécuté. Mallet du Pan, Mém. I, 229.

20) Barère, Mém. IV, 345. Man wird dadurch an das Wort erinnert, womit bei Cicero (ad famil. IX, 26) der alte Ariſtipp ſein Verhältniß zur Lais bezeichnet: „Habeo, non habeor.“ Freilich „hatte“ Mirabeau den Hof keineswegs unbedingt.

21) Dumont, Souv. s. M. 231. Campan, Mém. chap. 17. Weber, Mém. II, 37.

22) Bei Weber (Mém. II, 55 seq. und Note E, p. 308 seq.) finden ſich die Relationen über die Flucht nach und die Rückreiſe von Varennes, welche auf die meiſte Glaubwürdigkeit Anſpruch machen können. Vier dieſer Berichte rühren von Perſonen her, welche das Abenteuer mitgemacht haben, und iſt der erſte von der Hand der Tochter Marie Antoinette's, der Prinzeſſin Marie Thereſe Charlotte, ſpäter Ducheſſe d'Angoulême.

23) Freilich doch wohl nicht — wie die gute Kammerfrau poetiſch hinzufügt (Mém. chap. 18) — „in einer Nacht und wie die einer ſiebzigjährigen Greiſin“.

24) Art. 1. Les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits. Les distinctions sociales ne peuvent être fondées que sur l'utilité commune. Art. 2. Le but de toute association politique est la conservation des droits naturels et imprescriptibles de l'homme. Ces droits sont la liberté, la propriété, la sûreté et la résistance à l'oppression. Art. 3. Le principe de toute Souveraineté réside essentiellement dans la nation. Nul corps, nul individu ne peut exercer d'autorité qui n'en émane expressément.

25) Campan, chap. 19.

26) B. de Molleville, Mémoires, I, 102.

27) Mallet du Pan (Mém. I, 186): „N'imposer ni ne proposer aucun système de gouvernement; mais déclarer qu'on s'arme pour le rétablissement de la monarchie et de l'autorité royale légitime, telle que Sa Majesté elle-même entend la circonscrire.“

28) Mallet du Pan, I, 258—59.

29) Buchez et Roux, II p. XIV, 22.

30) Moniteur, Nr. 170. Buchez et Roux, XV, 228. Dumouriez, Mém. II, 166. Campan, chap. 20, 21.

31) Ich mache auf die Monographie: „Die Schweizerregimenter in Frankreich“ (1789—92) von K. Morell aufmerkſam, welche ein aus dem Berner Staatsarchiv gezogenes quellenmäßiges Material in anziehender Form darlegt.

32) Memorial von Sanct Helena (deutſche A. v. 1823), 3, 129.

33) Ich halte für nöthig, hier an ſchon in der Vorrede Geſagtes zu erinnern, nämlich, daß ich den vorliegenden erſten Band meines Werkes als eine Einleitung zu den folgenden angeſehen wiſſen möchte und daß insbeſondere das vierte Buch durchaus nicht beabſichtigt, in die Geſchichte der Revolutionszeit näher einzutreten, ſondern ſich mit Bemerkbarmachung der Spitzen der Ereigniſſe und mit Hervorhebung weniger oder gar nicht bekannter, das menſchliche Intereſſe berührender Thatſachen begnügt. Die Verwicklungen des revolutionären Frankreichs mit dem Auslande fordern ins Einzelne und Einzelnſte gehende Darlegungen und haben dieſelben in neuerer Zeit wirklich gefunden.

Es iſt das Verdienſt deutſcher Forſchung, in dieſe durch die franzöſiſche Nationaleitelkeit vielfach abſichtlich getrübten Verhältniſſe endlich einmal Klarheit gebracht, den Mythus vom contrerevolutionären Allerweltsfaiſeur Pitt zerſtört, die wirklichen zum Nachtheil wie zum Vortheil Frankreichs thätigen Motive der europäiſchen Kabinette aufgedeckt und ſo den wahren Zuſammenhang der Vorgänge feſtgeſtellt zu haben. Wer die Werke von Häuſſer und Sybel zuſammenhält mit dem ſechſten Bande von Herrmann's Geſchichte des ruſſiſchen Staats und mit Baumgarten's Geſchichte Spaniens zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, wird ſich die treueſte und anſchaulichſte Vorſtellung von den bezüglichen Ereigniſſen bilden können, welche bislang überhaupt zu gewinnen war. Freilich, auch in den Reſultaten dieſer Forſchung darf noch lange nicht Alles als durchaus unanfechtbar angeſehen werden und ſind ſogar noch wichtige Punkte Gegenſtände der Controverſe. So z. B. gehen die Anſichten Sybel's und Herrmann's über die öſtreichiſch-preußiſche Allianz vom Februar 1792 und die zweite Theilung von Polen, beziehungsweiſe über die polniſche Revolution vom 3. Mai 1791, weit auseinander (Sybel, 2. A. I, 283 fg., Herrmann, VI, 360 fg. und Anhang VI, II, 4, 5, 6, ſowie die Streitſchrift gegen Sybel: „Die öſterr.-preuß. Allianz vom 7. Febr. 1792 und die zweite Theilung von Polen.“) So, wie die Acten zur Stunde, wo ich dieſes ſchreibe, liegen, ſcheint es keinem Zweifel zu unterſtellen, daß Herrmann's Anſicht die richtigere ſei. Ich bin derſelben insbeſondere in Betreff des öſtreichiſch-preußiſchen, zu Berlin im Februar 1792 geſchloſſenen Bündniſſes gefolgt. Vgl. S. 3 und 4 der Streitſchrift, welche eine Beweisführung für den Herrmann'ſchen Satz iſt: „Die Schlichtung der polniſchen Wirren war weder das einzige noch das vornehmſte Ziel, welches dieſer Tractat ſich ſteckte, ſondern die Haupttendenz deſſelben war vielmehr darauf gerichtet, vermittelſt einer Verſtändigung Oeſtreichs und Preußens mit Rußland über die gegenſeitigen Intereſſen dieſer drei hinſichtlich Polens eine breitere und ſicherere Reactionsbaſis gegen das revolutionäre Frankreich zu gewinnen.“

34) Arndt, Schwediſche Geſchichten, 139. Ausführliche Darſtellung der Kataſtrophe Guſtavs des Dritten S. 134 fg.

35) Hormayr im Geſpräche mit Varnhagen zu Hannover am 7. Auguſt 1837. Varnhagen, Tagebücher, I, 57.

36) Mainzer Staatskalender von 1792.

37) Mallet du Pan, Mém. I, 305: — „La plus sérieuse opposition lui (M. du P.) vint du comte de Romanzoff, qui chercha à l'écarter des souverains alliés et de leurs ministres.“ Ein, wie mir ſcheint, ſehr beachtenswerther Wink.

38) Klein, Geſchichte von Mainz während der erſten franzöſiſchen Occupation, 27. Das Buch hat einem fühlbaren Mangel in tüchtiger Weiſe abgeholfen.

39) Die bekannte Komödie vom alten Andreas Gryph, der deutſche „Miles gloriosus“. Die beiden Bramarbaſſe Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides ſind die Hauptperſonen des Stückes.

40) „Rheiniſcher Antiquarius“, I, I, 102.

41) Mallet du Pan I, 322.

42) Tagebuch der Belagerung von Mainz (24. Juli 1793): — „Als die merkwürdigſte Erſcheinung mußte Jedermann auffallen, wenn (beim Auszug der Franzoſen nach der Capitulation) die Jäger zu Pferd zu uns herauf-

ritten. Sie waren ganz ſtill bis gegen uns herangezogen, als ihre Muſik den Marſeiller-Marſch anſtimmte. Dieſes revolutionäre Tedeum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch ſo muthig vorgetragen wird. Diesmal aber nahmen ſie das Tempo ganz langſam, dem ſchleichenden Schritt gemäß, den ſie ritten. Es war ergreifend und furchtbar.“

43) Dumouriez, Mém. III, 174.

44) S. Nachweis und Begründung durch J. B. Hamma (in Keil's Gartenlaube Jahrg. 1861, S. 236, Col. 2), daß die Melodie der Marſeillaiſe das „Credo“ einer Meſſe iſt, welche der kurpfälziſche Hofkapellmeiſter Holtzmann im oder ums Jahr 1776 componirte. Das mit dieſer Jahreszahl verſehene Original der Meſſe hat Hamma, der ganz gut nachweiſ't, wie De l'Isle dazu gekommen, für ſein Lied dieſe kirchliche Melodie zu wählen, in der muſikaliſchen Bibliothek der Stadtkirche zu Meersburg aufgefunden. Was für mich die Sache ganz unzweifelhaft macht, iſt eine Jugenderinnerung, welche durch Hamma's Veröffentlichung wieder in mir belebt wurde. Ich habe vor Zeiten in einer katholiſchen Dorfkirche Schwabens in der Chriſtnacht „auf der Orgel“ eine Art Weihnachtscantate ſelber mitgeſungen, die in jener Nacht zum erſten Mal geſungen wurde. Beim Herausgehen aus der Kirche ſagte ein Bekannter, ein alter Soldat, der ein gut Stück der Revolutionskriege und ſämmtliche Napoleon'ſche von 1805—14 mitgemacht hatte, zu mir: „Wißt Ihr auch, was Ihr heut' Nacht geſungen? 's iſt die Marſeillaiſe auf und eben. Ich hab's gleich bei den erſten Tönen gemerkt.“ Das fiel mir auf, weil ich gerade von demſelben alten Kriegsmann oft genug vernommen, was die Marſeillaiſe zu ihrer Zeit zu bedeuten gehabt, und ich theilte das Gehörte dem Organiſten mit, der mein eigener Vater war. „Die Marſeillaiſe?“ gab er zur Antwort. „Warum nicht gar? Die Muſik, welcher ich das neue Weihnachtslied unterlegte, iſt ein Stück aus einer alten Meſſe .....“ Das „Kirchengeſangartige“ der Revolutionshymne iſt übrigens von jeher den Leuten aufgefallen.

45) Lamartine, Girondins, liv. XVI, 18.

46) Merck's Briefwechſel, II, 279.

47) Tra i Galli schiavi, e in schiavitù gaudenti,
Molti anni io stava, e carmi assai scrivea,
Costretto ognor dalla feroce Dea
Libertà, fonte in me di caldi accenti.
Ecco, ch'a un tratto a balbettar sorgenti
Una qualche non lor libera idea
Quei profumati barbari io videa,
Rapina e sangue e tirannia volgenti.
Ma che perciò? Liberi i Galli, od io
Vil servo son, perchè in augusto tema
Non l'oprar lor, ma il dir, consuona al mio?
Libertà, il vol d'uom libero non prema:
Jo comprai libertà, donando il mio;
L'altrui furando, i servi ebber diadema.

48) Staël, Considérat. II, chap. 10.

49) Buchez et Roux, XVIII, 146.

50) Montgaillard, III, 191 seq. Buchez et Roux, XVIII, 177 seq. Mercier, VI, 20 seq.

51) Mignet (Hist. de la rév. fr., chap. 5) ſchreibt die Aeußerung mit

Beſtimmtheit Danton zu, gibt aber keine Quelle an und bringt keinen Beweis bei. Ich habe mich nach einem authentiſchen emſig, aber vergebens umgeſehen. Möglich, daß ein ſolcher exiſtirt; aber ich glaube es nicht, weil mir die betreffende Literatur in reichem Maaße zur Hand war.

52) Buchez et Roux, XVIII, 447 seq.

53) Barère, Mém. IV, 173.

54) Thibeaudeau, Mémoires sur la convention, chap. 5.

55) Das ſehr fleißige Buch „Danton“: documents authentiques pour servir à l'hist. de la révol. fr. par A. Bougeart (1861) — ich kenne kein franzöſiſches über irgend eine Epoche der Revolution, welches fleißiger gearbeitet wäre — weiſ't im Einzelnen nach, warum, von wem und wie Danton verleumdet wurde. Lügen wie die Lafayette'ſche (Mém. III, 388), Danton habe bei den Jakobinern dem Hof als Spion gedient, ſind unendlich ſchwachköpfig und lächerlich. Frau Roland bringt ähnliche Albernheiten vor. Bougeart analyſirt, mit den Beweisſtücken in der Hand, die ganze Laufbahn Danton's und die Geſtalt des Rieſen geht aus dem Feuer dieſer Analyſe größer und gewaltiger hervor. Man wird Bougeart's Arbeit bei der Würdigung Danton's fortan nicht überſehen dürfen.

56) Molleville, Mém. IX, 310. Den Beweis, daß er gelogen, ſ. bei Bougeart, welcher p. 121 einen Abdruck des in Rede ſtehenden Actenſtücks nach dem Originaltext gibt.

57) Häuſſer, 2. A. I, 335.

58) Mad. la Marquise de la Rochejaquelin, Mémoires, I, chap. 6.

59) Moniteur du 4 septembre 1792.

60) Toulongeon, Hist. de France depuis la révol. de 1789, II, 152. Archenholz, Minerva, Dezemberheft v. 1792. Vgl. Häuſſer, I, 353 fg.

61) Göthe, Campagne in Frankreich, Tageb. vom 19. Sept. 1792.

62) Buchez et Roux, XIX, 19.

63) Klein a. a. O. 110, 113, 463 fg. Forſter, Briefwechſel (1829), II, 421. Göthe, Belagerung von Mainz (Tageb. v. 27. Mai). Perthes, Pol. Perſonen u. Zuſtände in Deutſchland z. Z. d. franz. Herrſchaft, 96, 161.

64) Barère hat ſich nachmals Etwas darauf zu gute gethan (Mém. II, 57), daß er dem König einen Lehnſtuhl habe geben laſſen.

65) Moniteur du 20 janvier 1793.

66) Baumgarten a. a. O. 437.

67) Clery's, des Kammerdieners Ludwigs des Sechszehnten, Bericht, abgedr. in Weber's Memoiren, III, 311 fg.

68) Massey, History of England during the reign of George the third, III, 467.

69) Köſtliche Proben davon, wie überhaupt von contrerevolutionärer Literatur in Deutſchland, gibt der „Obſcuranten-Almanach“ auf das Jahr 1798.

70) Karoline von Wolzogen („Schillers Leben“, 1. A. II, 109) hat die Schiller'ſche Aeußerung aus Hoven's „Autobiographie“ entnommen. Nun kann es zwar Niemand einfallen, leugnen zu wollen, daß Sehergabe, etwas Prophetiſches in Schiller geweſen; dennoch aber geſteh' ich, daß mir dieſe dem Dichter zugeſchriebene Weiſſagung nicht weniger als die Cazotte-Laharpe'ſche wie eine Prophezeiung ex post vorkommt. Sie lautet auch gar zu beſtimmt und außerdem weiß ich von der Beſchäftigung mit Schiller's Biographie her,

daß Hoven's Lebensbeſchreibung, die mir in dieſem Augenblicke nicht zur Hand, überhaupt keine der verläßlicheren Quellen für das Leben des Dichters iſt.

71) Montgaillard, VI, 20. Deux amis de la liberté, IX, 3e part. I. époque: —

La tête de Marat, Robespierre et Danton,
Et de tous ceux qui les défendront.

72) Moniteur du 4 avril 1793.

73) Levasseur, Mémoires, I, chap. 5.

74) Es befindet ſich jetzt in der Nationalgalerie zu Verſailles.

75) Buchez et Roux, XXVIII, 311 seq. Vatel, Dossiers du procès de Charlotte Corday devant le tribunal révolutionnaire. (Vgl. die Berichterſtattung über dieſe Actenſammlung in Weſtermann's Monatsheften, Febr. 1862, S. 560 fg.) Forſter, Briefwechſel, II, 507 („Sie war blühend von Geſundheit, reizend ſchön, am meiſten durch den Reiz der Unverdorbenheit, der ſie umſchwebte. Ihre Heiterkeit blieb bis zum letzten Augenblick auf dem Blutgerüſte, wo ich ſie hinrichten ſah. Ihr Tod that mir wohl für ſie. Du haſt ſchnell ausgelitten, dachte ich. Man fragte ſie, ob ſie einen Prieſter wolle? „Nein." Vielleicht, weil du keinen unbeeidigten bekommen kannſt? „Ich verachte ſie alle beide."); 317, 320, 627.

76) Deux amis, l. c. XI, 52 seq.

77) Ueber Eulogius Schneider, ſein Wühlen im Elſaß und ſeinen Fall ſ. Nodier, l. c. I, 7 seq. Nodier war von ſeinem Vater nach Straßburg geſchickt worden, um bei Schneider griechiſch zu lernen. In Straßburg erlebte der liebenswürdige Nodier auch jenen, die Stimmung und das Gebaren der Menſchen zur Zeit des „Schreckens" ſo ſehr kennzeichnenden Auftritt im Theater, welchen er in dem „Saint-Just en mission" betitelten Kapitel ſeiner Erinnerungen (I, 30 seq.) beſchrieben hat.

78) Vilate, l. c. I, 13.

79) Der Schatten des armen Dauphin ſpukte bekanntlich nachmals noch lange in der Welt umher in Geſtalt des Uhrmachers Naundorff, der Allem nach vollſtändig von ſeiner Identität mit dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten überzeugt war. Die Conſtatirung des Todes des Knaben iſt allerdings nicht unanfechtbar und auf dieſen Umſtand baſirte Gruau de la Barre ſein dickleibiges Buch „Intrigues dévoilées, ou Louis XVII, dernier roi légitime de France" (1846—48). Eine gedrängtere Darlegung des immerhin intereſſanten Problems findet ſich bei Bülau, Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen, II, 38 fg.

80) Forſter, Briefwechſel, II, 628.

81) Barbier, Iambes (II, 3): —

C'est une forte femme aux puissantes mamelles,
A la voix rauque, aux durs appas;
Qui, du brun sur la peau, du feu dans les prunelles,
Agile et marchant à grands pas,
Se plait aux cris du peuple, aux sanglants mêlées,
Aux longs roulements des tambours,
A l'odeur de la poudre, aux lointaines volées
De cloches et des canons sourds;
Qui ne prend ses amours que dans la populace,
Qui ne prête son large flanc

Qu'à des gens forts comme elle, et qui veut qu'on l'embrasse
Avec des bras rouges de sang.

82) Forſter, Briefwechſel, II, 426, 428, 431, 434, 438, 443, 445, 466, 546, 550, 601, 612.

83) Buchez et Roux, XXXI, 299.

84) Bougeart (d'après le „Mémoire" des fils de Danton), l. c. 285.

85) Die Schlußworte der Schlußnummer des Vieux Cordelier von Desmoulins, wo die Hebertiſten „et leurs pareils" mit den azteliſchen Baalspfaffen verglichen werden, welche den Montezuma um eine große Menſchenopferung angingen, weil die Götter Durſt hätten.

86) Levasseur, Mém. II, chap. 20.

87) Bougeart l. c. 352 seq. gibt die ganze Verhandlung nach dem Bulletin du tribunal révolutionnaire. — Als Desmoulins ſich und Danton mit Leuten wie Chabot und Bazire auf eine Anklagebank zuſammengeworfen ſah, rief er entrüſtet aus: „Kann man uns nicht allein abſchlachten? Welche Gemeinſchaft beſteht zwiſchen uns und dieſen Schuften?" Levasseur, Mém. II, chap. 3.

88) „Reste donc tranquille et laisse là cette vile canaille." Nach dem Zeugniß von Desmoulins Schwiegervater Matton, bei Bougeart, 366.

89) Fréron, Orateur du peuple, Nr. 75.

90) Matton bei Buchez und Roux, XXX, 96.

91) Nodier, l. c. I, 288 seq.

92) Vilate, l. c. 56 seq.

93) So nannte man die ſchöne Thereſe Cabarrus, mit welcher Tallien nach dem 9. Thermidor ſich verheiratete. Sie machte ſo zu ſagen die Honneurs der thermidoriſchen Reaction, war jetzt und ſpäter in den Salons der Directorialzeit die Tonangeberin in allen Dingen der Mode, verwaltete, wie Thibaudeau (Mém. sur la conv. I, 131) galant ſich ausdrückt, „die Angelegenheiten der Grazien" und verdiente im Uebrigen redlich den Namen „Unſere liebe Frau vom Thermidor", indem ſie ſich mit unerſchöpflicher Herzensgüte aller Bedrängten annahm.

94) Steffens, Was ich erlebte, VIII, 16.

95) Varnhagen, Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel, I, 258.

96) Dieſe Aufzeichnungen ſind durch Blücher's Adjutanten, den Grafen von der Golz, und den Kriegsrath Ribbentrop im Jahr 1796 zu Münſter ſtyliſirt und in's Reine geſchrieben worden. Schade, daß ſie nicht in Blücher's eigenhändigem Styl exiſtiren. Varnhagen gibt in ſeinem „Leben Blücher's" (S. 23 fg.) ſehr reichliche Auszüge daraus, auf welche ich verweiſe.

97) Wenn man freilich F. v. Smitt („Suworow und Polens Untergang") glauben wollte, ſo hätte die Czarin Deutſchland eine große Wohlthat erwieſen, als ſie die Vernichtung Polens anſtrebte. Sie habe, meint Smitt, von den mit Frankreich in Krieg verwickelten Deutſchen „die Fluten des ſarmatiſchen Völkerſturms abgewehrt". Die Wahrheit iſt bekanntlich, daß, wie ich ſchon früher andeutete, die Verknotigung der polniſchen Frage mit der franzöſiſchen durch Katharina das ohnehin ſchon mißliche Verhältniß von Oeſtreich zu Preußen und umgekehrt ganz vergiftete, woraus für Preußen, für Oeſtreich, für Deutſchland das mannigfachſte Unheil entſprang. Smitt's Buch, ſeiner archivaliſchen Mittheilungen wegen ſchätzbar, iſt daher nur mit großer Vorſicht zu gebrauchen.

98) Dohm bei Varnhagen, Galerie u. ſ. w. I, 261 fg.

99) Varnhagen, Tagebücher, I, 143.

100) Man ſehe die ergötzliche Schilderung, welche Graf Henckel von Donnersmark („Erinnerungen", 20) von dem Offiziercorps des Küraſſierregiments entworfen hat, bei welchem er im Jahr 1795 als Lieutenant ſtand.

101) Martens, Denkwürdigkeiten eines a. Offiziers, 24.

102) Die merkwürdigſte aller Leichenreden, welche auf Friedrich Wilhelm den Zweiten gehalten worden ſind, hielt wohl der Oberſt des in der vorletzten Note erwähnten Küraſſierregiments (H. v. Donnersmark, a. a. O. 29): — „Seine Majeſtät Friedrich Wilhelm der Zweite haben geruhet zu ſterben. Wir werden alſo nun dem neuen König ſchwören. Wie er heißen wird, ob Friedrich Wilhelm oder Friedrich, das kann man ſo eigentlich nicht wiſſen; das thut auch Nichts zur Sache. Was iſt da anders zu ſagen als: andere Regierung, andere Montirung. Herr Gerichtsſchreiber, leſen Sie den Eid vor."

103) Von der Marwitz, a. a. O. I, 89, 90, 99, 100.

104) Die ganze Rede in Görres' „Rothem Blatt", 2. Heft.

105) Ich verſag' es mir, ſchon hier ein Bild von Blücher's Perſönlichkeit zu zeichnen, und verſpare dies auf eine Zeit, wo ich ſeine Geſtalt vorführen kann, wie die Weltgeſchichte ſie kennt.

106) Von der Marwitz, I, 196, 248.

107) Vgl. die beiden höchſt intereſſanten Aufſätze „Réaction thermidorienne" und „Compagnies de Jéhu" bei Nodier, I, 111 seq. und 127 seq. Im Folgenden habe ich für die franzöſiſchen Verhältniſſe dieſer Zeit, beſonders in Betreff des Emporkommens Bonaparte's, als Hauptquellen benützt die Mémoires du Duc de Raguse (Paris 1856), t. I. und die Mémoires du Comte Miot de Melito (Paris 1858), t. I. Von der „Correspondance" Napoleon's und der ſeines Bruders Joſeph, welche beiden hochwichtigen Quellenwerke jetzt durch ſchöne Ausgaben dem Gebrauche ſo nahegelegt ſind, hab' ich in dieſem Schlußkapitel des erſten Bandes meiner Arbeit noch abgeſehen, weil ich mich nicht ins Detail einlaſſen durfte und wollte.

108) Domherr Meyer, a. a. O. I, 40, 51.

109) „C'est tout le jacobinisme renfermé dans un seul homme et armé de tous les instruments révolutionnaires." Bodenſtedt, Neue Beiträge zur Geſchichte der ruſſiſchen Diplomatie. Weſtermann's Monatsh. 1862, Nr. 64, S. 391.

110) Fallmerayer, Geſ. Werke, I, 85.

111) Colletta, Storia del reame di Napoli, lib. V, cap. I, 1.

112) Das erhellt ſehr deutlich aus der 1859 durch M. v. Stürler herausgegebenen „Correspondance" des Generals Brune, welcher die franzöſiſche Invaſionsarmee befehligte („Archiv für ſchweizeriſche Geſchichte", 12. Bd.). Das Verfahren der Franzoſen bei ihrer „Befreiung" der Völker kann kaum draſtiſcher dargelegt werden als es hier durch einen der „Befreier" ſelbſt geſchieht.

113) Oberſt Rudolf Effinger, Erinnerungen an die vier erſten Monate des Jahres 1798; mitgeth. im Berner Taſchenbuch von 1858 durch L. Lauterburg, 161 fg. Beſ. 181 und 188.

114) Es iſt zu beklagen, daß der Untergang der alten Eidgenoſſenſchaft in den Waldſtätten noch keine des Gegenſtandes würdige Darſtellung gefunden hat. Zſchokke's „Geſchichte vom Kampf und Untergang der Waldkantone"

(1801) enthält viel brauchbares, aber einſeitig geſammeltes und gruppirtes Material. In Betreff der Unterwaldner Kataſtrophe bringt das Büchlein „Der ſchröckliche Tag am 9. September des Jahrs 1798 in Unterwalden, von einem wirklichen Augenzeugen ächt beſchrieben (1799)" — anſchauliches Detail. Wäre nur die Salbung nicht ſo dick aufgetragen, daß die Thatſachen faſt darunter erſticken. Weitere bemerkenswerthe Einzelnheiten enthält der Briefwechſel zwiſchen Pfr. Ringold zu Altorf und Antiſtes Heß in Zürich (Handſchr. der Züricher Stadtbibliothek, zuſammengebunden mit „Der ſchröckliche Tag"). Während der Correctur dieſes Bogens kam mir ein ſehr dickleibiges Buch zu, betitelt: „Der Ueberfall in Nidwalden i. J. 1798", von F. J. Gut (Stans 1862). Als Materialienſammlung läßt daſſelbe wohl kaum Etwas zu wünſchen übrig.

115) Derſelbe iſt ſo lichtvoll wie nirgends beſchrieben von Th. v. Bernhardy in den „Denkwürdigkeiten des ruſſ. Generals Grafen von Toll", I, 58 fg.

116) Generalmajor Wardenburg bei Bülau, Geh. Geſchichten, II, 424.

117) Auf dem Nachtſtuhl ſitzend. Smitt, Denkwürdigkeiten eines Livländers (Löwenſtern), I, 47 fg.

## Berichtigungen.

S. 103, Z. 1 v. o. ſt. „namenloſen" l. namenlos.
S. 137, Z. 13 v. o. ſt. „imbécilles" l. imbéciles.
S. 177, Z. 12 v. u. ſt. „zu" l. zur.
S. 185, Z. 14 v. u. ſt. „endlich das" l. das endlich.
S. 218, Z. 12 v. u. ſt. „Revolution" l. Revolutionen.
S. 221, Z. 5 v. u., ſowie S. 222, Z. 3 u. 18 v. u. ſt. „Dauphineſſe" l. Dauphine.
S. 236, Z. 1 v. o. ſt. „das ſie war" l. was ſie war.
S. 283, Z. 12 v. u. ſt. „aufgebauten" l. aufgeſtauten.
S. 291, Z. 1 v. u. ſt. „liberte" l. liberté.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

# Blücher.

## Seine Zeit und ſein Leben.

Zwölf Bücher in drei Bänden.

Von

**Dr. Johannes Scherr,**

Profeſſor der Geſchichte am eidgenöſſiſchen Polytechnikum in Zürich.

### Zweiter Band.

Buch V—VIII.

### Napoleon.

(1800 - 1812.)

Inf. Reg.
Kronprinz.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Universitäts-
Bibliothek
München

~~Wehrkreis-
bücherei VII
München~~

G.O

# Inhalt des zweiten Bandes.

## V. Buch:

### Conſulat und Empire.

Seite
Erſtes Kapitel: Vom Luxemburg in die Tuilerien 3
Zweites Kapitel: „Comme la foudre“ . . . . 28
Drittes Kapitel: Magna Charta in Rußland 63
Viertes Kapitel: „Morituri, Caesar, te salutant . . . 88
Fünftes Kapitel: Blücher in Münſter . . . . 121

## VI. Buch:

### Auſterlitz. Jena. Tilſit. Erfurt.

Erſtes Kapitel: Signatur der Zeit . . 143
Zweites Kapitel: Auſterlitz . . . . 178
Drittes Kapitel: Auerſtädt und Jena . . . . . 215
Viertes Kapitel: Blücher in Lübeck . . . . 233
Fünftes Kapitel: Tilſit und Erfurt . . . . 286

## VII. Buch:

### Saragoſſa. Aſpern. Innsbruck. Wagram.

Erſtes Kapitel: „Dämmerungen für Deutſchland“ 325
Zweites Kapitel: Saragoſſa . . . . . 334

Seite
Drittes Kapitel: Aspern . . . . . . . 374
Viertes Kapitel: Innsbruck . . . . . . 398
Fünftes Kapitel: Wagram . . . . . . 410

## VIII. Buch:

### Sonnenwende.

Erſtes Kapitel: Kaiſerwahnſinn . . . . . . 435
Zweites Kapitel: Dresden und Wilna . . . . . 450
Drittes Kapitel: Moskau . . . . . . . 477
Viertes Kapitel: Bereſina . . . . . . 491
Fünftes Kapitel: Tauroggen . . . . . . 504
Quellen, Zeugniſſe und Erläuterungen . . 513

## Fünftes Buch.

# Conſulat und Empire.

## Erstes Kapitel.

### Vom Luxemburg in die Tuilerien.

Maßloſem Machtbeſitz entſpringt Menſchenverachtung. Muß es doch ſogar maßhaltende Deſpoten, wie jener „erleuchtete“ auf der Terraſſe zu Sansſouci von ſich bekannt hat, zuletzt bitterlich anwidern, „über Sklaven zu herrſchen.“ Bar des Gefühls für Selbſtbeſtimmung und Charakterwürde, beugt ſich die ſtumpfe Maſſe unter das von einem Starken ihr aufgelegte Joch, falls er es verſteht, ihren ſchlechten Inſtinkten zu ſchmeicheln und die menſchliche Niederträchtigkeit zum Fußſchemel ſeiner Gewalt zu machen. Die Gewohnheit der Unterwürfigkeit, beim bildungsloſen Pöbel aus Unwiſſenheit, beim gebildeten aus Berechnung entſpringend, hat ein gewiſſes Wohlgefallen an der Knechtſchaft zur Folge und die ungeheure Mehrzahl der Menſchen wird darum allzeit den möglichen Gefahren der Freiheit die wirklichen Uebel der Sklaverei unbedenklich vorziehen. Und warum ſollte ſie nicht? Kennt und anerkennt doch die niedrige und vornehme Menge — ſpärlich wiederkehrende Pfingſttage der Weltgeſchichte ausgenommen, wo das wie vom Himmel fallende Feuer begeiſterter Fortſchrittsluſt ſelbſt die dürftigſten Geiſter und kümmerlichſten Herzen anflammt — keine andere Triebfeder menſchlichen Thuns und Laſſens als den ſinnlichen Kitzel in dieſer oder jener Geſtalt. Panem et circenses: möglichſt viel und gut eſſen und trinken, möglichſt wenig denken, möglichſt viel Zeitvertreib und Spektakel! In dieſen Kreis, fürwahr, iſt die Sehnſucht und die Befriedigung von Millionen und wieder Millionen „vernunftbegabter“ Weſen gebannt, und zwar ohne weſentlichen Unterſchied der Bildungsſtufen und Lebensſtellungen. Selbſtſucht, naturwüchſig-naive oder künſtlich-verfeinerte, bedingt und beſtimmt Alles. Das alte Lied, die alte Leier! Aber dieſe alte Leier, ſie ſpielt den ewigen Grundbaß im ſozialen Konzert.

Wer geübt und gewohnt iſt, feſt und unbeirrbar in das Leben zu ſchauen, weiß, daß die Menſchen, mit Ausnahmen, welche ſich unſchwer zählen laſſen, entweder von der geiſtbeſchwerenden bleiernen Sorge um die tägliche Nothdurft oder aber von ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften oder endlich von den tauſend elenden Eitelkeiten und thörichten Rückſichten der „Konvenienz“ ſo erfüllt, befangen und gebunden ſind, daß ſie von Idealen gar nicht wiſſen oder wenigſtens dafür keine rechte Theilnahme, kein wirkliches Verſtändniß haben. Dies vorausgeſetzt, liegt es auf der Hand, daß das oben Geſagte nicht etwa Vorwurf und Tadel ſein ſoll, ſondern einfach nur Erinnerung an eine Thatſache, ohne Beachtung welcher ſo Vieles in der Weltgeſchichte unerklärt und unerklärlich bleiben würde. Und wie nur irgendwo, iſt hier, auf der Schwelle zur hiſtoriſchen Betrachtung der napoleoniſchen Zeit, dieſe Erinnerung ſtatthaft und geboten. Denn der große Deſpot hat ja durch Gründung und Mehrung ſeiner Macht bewieſen, daß man, um über Menſchen unbeſchränkt herrſchen zu können, gemein und ſchlecht von ihnen denken muß: daß man ſie an ihren eigenſüchtigen Intereſſen, an ihrer kläglichen Eitelkeit und gedankenloſen Spektakelſucht faſſen und führen kann, wie und wohin man will; daß nicht nur Geld, ſchöne Weiber und alle Genüſſe des Luxus, ſondern auch und faſt noch mehr das Nichts des Nichts, En kette, Titel, Bändchen, Stickerein und Livreen auf den vornehmen Pöbel in noch höherem Grade als auf den geringen imponirend, lockend und knechtend wirken. Das war auch ganz in der Ordnung und wird es immer ſein. Sklaven machen Staat mit ihren Ketten, falls man ſie ihnen mit etlichem Flitter aufputzt.

Auf ein Hunderttauſend Menſchen kommt — die Rechnung eher zu günſtig als zu ungünſtig geſtellt — ein Idealiſt, d. h. Einer, welchen die Natur, derb und derb mit dem alten Römer zu reden, nicht zu einem erdwärts gedrückten oder freiwillig geneigten „Knecht ſeines Bauches“ geſchaffen hat[1]); Einer, welchen Genius, Stimmung und Bildung befähigen, aus dem Dunſtkreis der gemeinen Wirklichkeit der Dinge zur Aetherhöhe der „Urbilder“ ſich zu erheben; Einer, deſſen Seele licht und weit genug iſt, „die Sache der Menſchheit als die eigene zu betrachten“, und welcher demzufolge nicht anſteht, den eigenen Vortheil und das eigene Behagen hinzuopfern, wo und wann es gilt, den alten guten Kampf gegen Wahn und Unkultur, Pfaffentrug und Zwingherrſchaft weiterzuführen. Daß dieſe Rechnung richtig, das wußte Napoleon und darum behauptete er ſeinen Platz über den zu Boden getretenen Völkern, bis ihn, wie vormals die römiſchen Cäſaren, der „Kaiſerwahnſinn“ erfaßte, bis er, berauſcht vom Bewußtſein der Allmacht, im taumelnden Uebermuth unerhörten Glückes, nicht allein die Gefühle der wenigen Hochdenkenden, ſondern auch die Intereſſen der zahlloſen Gemeinrechnenden ſchonungslos und anhaltend verletzte, mißhandelte, zertrat. Gegenüber den „Ideologen“, wie er bekanntlich die Bekenner des Göttlichen in der Menſchheit ſammt und ſonders nannte, mit wildem Haß inſtinktmäßig Alles verfolgend, was wahrhaft edel und groß, weil alles wahrhaft Edle und Große der ausgleichenden Wucht ſeiner nivellirenden Tyrannei ſich widerſetzte, — ja, gegenüber den Ideologen allein hätte es fürwahr mit dauernderer Behauptung ſeiner Macht keine Noth gehabt, weil ſich die Menſchen, eine verſchwindend kleine Minderheit abgerechnet, die Knechtſchaft gerne gefallen laſſen, ſo lange dieſelbe eine in materieller Hinſicht nur halbwegs leidliche. Allein Napoleons Egoismus ſchwoll zu einem Alles verſchlingenden Ungeheuer auf, welches ſämmtlichen übrigen Egoismen ſchlechterdings keine, aber auch gar keine Berechtigung mehr zugeſtand, und ſo konnte ſich die Stimme der Ideologen, d. h. der Freiheitsfreunde und Patrioten, allmälig auch in ſolchen Kreiſen hörbar und wirkſam machen, wo das Feld des Denkens wüſt liegt oder Alles des Nutzens grobem oder des Genuſſes raffinirtem Dienſt verkauft iſt, und konnte dieſe Stimme die „korſiſche Gottesgeißel“ dem Groll und der Rache des Menſchengeſchlechts mit Erfolg ſignaliſiren.

Die Gottesgeißel! Es iſt Wahrheit in dieſer Bezeichnung und zwar in höherem Sinn als der große Haufe glauben mag. Denn falls der ſoziale Prozeß, die weltgeſchichtliche Entwicklung in unſerer anthropomorphiſtiſchen Anſchauung zum Weltzügel lenkenden Gott ſich verkörpert, wann und wo hätte der göttliche Treiber eine zweckdienlichere Geißel als dieſe korſiſche in ſeiner Rechten geſchwungen? Eine Skorpionen-Geißel ohne Zweifel! Von grauſamer Schärfe und furchtbarer Schwere, hat ſie, wohin immer ihre Streiche fielen, unendliche Blutſtröme hervorgelockt und Millionen von armen Sterblichen auf und unter die Erde geſchlagen. Aber ſie hat auch, trotz Alledem, die Völker vorwärts gepeitſcht auf der Bahn ihrer Geſchicke, welche verfolgend ſie ja allzeit, ſo lange Menſchen Menſchen bleiben, durch Sümpfe von Blut und Thränen platſchen werden. „Die Menſchheit bedarf von Zeit zu Zeit ſtarker Aderläſſe“ — ſo habe, wird uns gemeldet, Einer geſagt, von deſſen „wieneriſcher Gemüthlichkeit“ jetzt nur noch ein halbverſchollenes Ammenmärchen murmelt, Kaiſer Franz von Oeſtreich. Nun wohl, Bonaparte Gottesgeißel iſt ſo ein Aderlaſſer geweſen, welcher die Venen der ältlichen Jungfrau Europa von ſtockenden, faulen Säften gründlich gereinigt hat.

Dieſes Mannes ganze Erſcheinung und Laufbahn bringt den Eindruck hervor, als wär' er eigens geboren worden, um das mephiſtophelische Wort von der Kraft, „die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft“, zu weltgeſchichtlicher Wirklichkeit zu machen. Von dämoniſcher, von meſſaliniſch unerſättlicher Ruhm- und Herrſchgierde gepeinigt und geſtachelt, eilt er mit Tigerſprüngen von einem Ende des Erdtheils zum andern, um dem wahnwitzigen Traum einer Weltherrſchaft nachzujagen. Ländermaſſen, welche ſelbſt der Orkan der Revolution in ſeinem ſtärkſten Raſen nur fernher und oberflächlich geſtreift hatte, rüttelt und ſchüttelt er mit der Gewalt eines Erdbebens; umwerfend, was morſch, tödtend, was krank, zerſchmetternd, was abgelebt; Alles lockernd, zerwühlend, zerſchmeißend und zerſtampfend. Auf der einſamen Höhe ſeiner Macht und Menſchenverachtung ſpielt er mit Kronen wie mit Rechenpfennigen, greift mit ſkrupelloſer und unwiderſtehlicher Eiſenfauſt den Völkern in die Seele, dreht ihnen das Herz im Leibe herum und zwingt ſie, aus der Tiefe der Verzweiflung die Entſchlüſſe höchſten Muthes zu ſchöpfen. Untergang oder Wiedergeburt, Tod oder neues Leben — es gab keine andere Wahl. Fürwahr, ein Rieſenpflug iſt der Mann aus Korſika geweſen, geſchmiedet aus härteſtem Stahl und von der Anagke Feuerroſſen über und durch das vor Schmerz und Wuth ächzende Europa hingezogen, hingeriſſen, damit der grauſam auf- und umgewühlte Boden friſche Zukunftsſaat empfangen und zeitigen könnte.

Schickſalmächtiges war in ihm, keine Frage, und darum iſt er, wie es weltgeſchickbeſtimmenden Perſönlichkeiten zu gehen pflegt, in der Anſchauung der Völker bereits zu einer mythiſchen Geſtalt geworden. Noch hängt in den Stuben deutſcher Bauern das Bild des Mannes, deſſen Antlitz ſelbſt in den ſchlechteſten Kleckſereien etwas Imperatoriſches hat, und mit ſcheuer Ehrfurcht blicken die Hausbewohner zu dem „Bonapartle“ oder „Napellion“ auf, der ihren Vätern ſo namenloſe Leiden bereitete und die Vernichtung Deutſchlands als eines ſeiner Hauptziele verfolgte. Denn nicht das Andenken ihrer Wohlthäter, nein, wohl aber das ihrer Quäler ehrt die knechtiſche Menge. Und hat ſolche Ehrfurcht vor dem gewaltigen Herrſcherdämon nicht auch ſogar die Bruſt eines Göthe erfüllt? Hat nicht der Dichter des Fauſt, der Stolz deutſcher Nation, unter allen Würden und Ehren, welche das Glück auf ihn gehäuft, jenen von dem Unterdrücker ſeines Vaterlandes ihm angehängten Orden der Ehrenlegion als die in ſeinen Augen werthvollſte und willkommenſte Ehrenbezeugung bezeichnet?[*] Und warum ſollte der große Dichter, auch abgeſehen von ſeinem all ſein Lebenlang ſtandhaft behaupteten weltbürgerlichen Standpunkt, nicht mit Staunen und Bewunderung auf dieſen von einem armen Teufel von Artillerielieutenant zum Gebieter Europa's aufgeſtiegenen Mann blicken, der alle die Purpurgeborenen, vor welchen der arme weimar'ſche Herr Geheimrath, obgleich er der *Göthe* war, ſo tiefe Bücklinge machen mußte, mit der gebührenden Verachtung behandelte? Wir vermögen die geheime Schadenfreude von Mephiſto's Schöpfer nachzuempfinden, wenn wir betrachten, wie der glorreiche Parvenu mit den gekrönten Nichtigkeiten umſprang, deren Mehrzahl bereit war, ihm den Staub von den Reitſtiefeln zu lecken, falls er ihnen nur allergnädigſt geſtattete, als Untervögte ſeiner Tyrannei zu handlangern. In Wahrheit, wie eine koloſſale Eiche ſtand der Mann unter dem fürſtlichen Krüppel- und Knüppelholz ſeiner Zeit. Zuſammengeſtellt mit einem Franz von Oeſtreich, einem Friedrich Wilhelm von Preußen, einem Prinzregenten George von England, ſelbſt mit einem Alexander von Rußland, *muß* Napoleon unſere Sympathie erregen: es iſt nicht anders möglich. Dieſes kriegeriſche und ſtaatsmänniſche, Alles durchdringende Genie, dieſer das Größte wie das Kleinſte erfaſſende Blick, dieſe rieſenhafte Arbeitsluſt und ruheloſe Energie, dieſe ſtählerne Willenskraft, von der eine Feindin des Mannes geſagt hat, daß ſie mächtig genug, die Welt aus den Angeln zu heben[3]), dieſe auf ein ungeheures, mit beiſpielloſer Folgerichtigkeit erſtrebtes Ziel konzentrirte Leidenſchaft — wer in Alledem nicht eine der wunderſamſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte erkennt, dem geht ein für alle Mal das Organ ab, womit ſolche Größen erkannt und gewerthet werden können.

Er war frühzeitig gewöhnt worden, den Gedanken einer verhängnißvollen Beſtimmung in ſeiner Seele großzuziehen und fataliſtiſch an ſeinen „Stern“ zu glauben. Die bonapartiſtiſche Mythologie hat ſchon die Geburt und Kindheit ihres Helden und Heilands mit Vorzeichen und Mirakeln ausſtaffirt. Daß aber in der Familie Bonaparte Ahnungen von einer großen Zukunft Napoleone's wirklich umgingen, darf als geſchichtlich bezeichnet werden. Zweiundzwanzigjährig ſtand der kleine, hagere, olivengelbe Artillerielieutenant im heimatlichen Ajaccio mit ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern am Sterbebette ſeines Großoheims, der ſich wenige Minuten vor ſeinem letzten Athemzug an ſeine Nichte wandte mit den Worten: „Laß das Weinen, Lätitia. Ich ſterbe ruhig, wenn ich dich im Kreiſe deiner Söhne ſehe.“ Dann kehrte ſich der Sterbende zu dem jungen Offizier und ſagte zu ihm: „Du, Napoleone, wirſt ein großer Mann ſein!“ (Tu poi, Napoleone, sarai uno-mone)[4]) .... Er mag die Weiſſagung als etwas Selbſtverſtändliches hingenommen haben, denn längſt war ſeine Seele voll von unbeſtimmten, aber großen Zukunftshoffnungen. In jener Zeit hat er ſeine lechzende Phantaſie mit den Begeiſterungsſtrömen getränkt, welche in den leidenſchaftlich von ihm bewunderten Schriften Rouſſeau's fluteten. Er liebte überhaupt die Poeſie; — neben dem ſtrengen Studium mathematiſcher und kriegswiſſenſchaftlicher Bücher, neben Plutarch und Tacitus, von welchen Beiden er unauslöſchliche Eindrücke empfing, las er mit Begierde, Genuß und tiefem Verſtändniß das klaſſiſche Triumvirat der franzöſiſchen Tragiker, ferner den Homer, den Macpherſon'ſchen Oſſian und den Werther. Noch in der Feldbibliothek, welche er nach Aegypten mitführte, nahmen die Dichter einen großen Raum ein; aber wie in dieſem wunderbaren Menſchen ſchon damals hart neben der kühnſten Einbildungskraft der kühlſte Verſtand arbeitete, wird dadurch erhärtet, daß er in dem von ihm entworfenen Verzeichniß der erwähnten Bücherei das Alte und das Neue Teſtament gleich dem Koran in die Rubrik „Politik" eingeordnet hat*). Die Religion war ihm ja auch eines jener Spielzeuge, womit man die großen Kinder, die Völker, ſchweigt und ſchwichtigt und gängelt.

Schon vor dem Ausbruch der Revolution begegnen wir Aeußerungen des jungen Bonaparte, die uns wie ein träumeriſches Flügellüften ſeines noch ſchlummernden Genius anmuthen. So, wenn er i. J. 1788 zu ſeinem Bruder Joſeph ſagte: „Ich wollt', daß ich, die Nachwelt vorweglebend, mitanhören könnte, wie ein Poet, der groß ſein müßte wie Corneille, mich dereinſt empfinden, denken und ſprechen laſſen wird." Noch im Jahre 1795 hatte ſich der junge General der träumeriſchen Stimmungen, wie ſie genialen Naturen in der Jugend eigen, nicht ganz entwöhnt und es überraſcht, bei dem Manne, welcher vielleicht das größte aller praktiſchen Genies geweſen, einen Gedanken wiederzufinden, welchen anderthalb Jahrhunderte früher der große kaſtilianiſche Dichter dem tiefſinnigſten ſeiner Dramen zu Grunde gelegt hatte. „Das Leben iſt nur ein flüchtiger Traum", äußerte im genannten Jahre der General gegen ſeinen Bruder. Allein der erſte italiſche Feldzug, dieſe ruhmrauſchende Ouvertüre zur napoleoniſchen Welttragödie, lehrte ihn das Leben ſo recht als eine derbe Wirklichkeit kennen, packen und meiſtern. Mit andern Jugendſchwärmereien hatte ſich auch der Republikanismus des Generals ſpurlos verflüchtigt. Im Begriffe, ſich nach Aegypten einzuſchiffen, ſagte er zu Joſeph: „Unſere Träume von einer Republik waren jugendliche Illuſionen. Seit dem 9. Thermidor iſt die republikaniſche Stimmung von Tag zu Tag ſchwächer geworden. Die Anſtrengungen der Bourbons und der fremden Kabinette, unterſtützt durch die Erinnerung an 1793, haben eine impoſante Mehrheit gegen das republikaniſche Syſtem zuſammengebracht“[6]. Er wußte jetzt, was er war; er wußte, was er wollte, und — ſeltſam zu ſagen — ein Kirchenlicht ſcheint es geweſen zu ſein, welches ihm zuerſt ein helles Licht über ſeine Zukunft und Beſtimmung aufſteckte. Wenigſtens hat er im großen Sonnewendejahr von 1812 zu dem Grafen Narbonne geſagt: „An jenem Tage, wo mir ein glücklicher Zufall Boſſuets „Discours sur l'histoire universelle“ zur Hand brachte und ich darin die Aufeinanderfolge der Reiche las und was der fromme Biſchof ſo prächtig von den Eroberungen Alexanders, ſowie von Cäſar ſagt, welcher, Sieger bei Pharſalus, in einem Augenblicke der ganzen Welt ſich offenbarte, da ſchien es mir, als ob der Vorhang des Tempels von oben bis unten zerriſſe und ich die Götter wandeln ſähe“[7].

Andere Leute ſahen in den Straßen von Paris bereits den künftigen Cäſar wandeln, als der Eroberer Italiens aus dem Feldzug von 1797 in die Hauptſtadt Frankreichs zurückgekehrt war, und wieder Andere, bornirte Junker freilich nur, erblickten in dem General Bonaparte bloß eine neue Ausgabe des Generals Monk. Da war ein junger Menſch von ſiebzehn Jahren, beſtimmt, ſpäter der Hierokeryx des Napoleonkultus zu werden, Pierre-Jean Béranger. Der ging eines Tages mit dem Herrn Grafen Clermont-Gallerande durch die Rue Chantereine, als der General Bonaparte aus ſeiner daſelbſt gelegenen Wohnung trat. „Was für ein großer Soldat!“ ſagte der junge Chanſonnier zu dem alten Edelmann. — „Ja, ja. Aber die Republik wird ihn umbringen oder er die Republik.“ — „Er wird ſich zum Diktator machen.“ — „Sie prophezeien wie ein Schuljunge. In Republiken wie die unſrige bedarf es nur etlicher Striche mit dem

Kehrbeſen, um den Platz für die legitimen Herren reinzufegen." — „Sie glauben alſo, Herr Graf, Bonaparte werde ſich zum Gaſſenkehrer hergeben?" — „Hm, er iſt von Adel und wurde mit Edelleuten erzogen. So was verwiſcht ſich nicht." — Der junge Béranger war hinlänglich in der Geſchichte unterrichtet, um zu begreifen, daß der Herr Graf dem Helden von Italien die Rolle des Zurückführers der Stuarts zudachte, — eine kindiſche Illuſion, womit ſich übrigens Einfältige noch unter dem Conſulat abgegeben haben. Der ſiebzehnjährige Béranger hatte doch nicht ſo ganz ſchuljungenhaft prophezeit: die zweite Auflage von Monk erſchien nicht, wohl aber die bonaparte'ſche Diktatur. Zur Zeit, als die Orgie der Direktorialzeit in die Agonie der franzöſiſchen Republik auslief, „ſaß ich — erzählte in ſeinen alten Tagen der große Chanſonnier — gerade in dem von meinem Vater gehaltenen Leſekabinett, als die überraſchende Neuigkeit anlangte, Bonaparte ſei aus Aegypten nach Frankreich zurückgekehrt und zu Frejus gelandet. Mehr als dreißig Perſonen waren anweſend und alle erhoben ſich zumal und ſtießen einen langen und lauten Freudenſchrei aus. Daſſelbe geſchah faſt aller Orten in Frankreich, welches ſich jetzt gerettet glaubte. Wer aber ſolche Wirkung auf ein Volk hervorbringt, der iſt ſein Herr. Keine Weisheit vermag dagegen aufzukommen. Als er zu Frejus an's Land trat, war Bonaparte bereits der Kaiſer Napoleon" *).

Und gegenüber einer Thatſache wie dieſe wollt ihr, arme „Ideologen", noch immer nicht begreifen, daß in dieſer unſerer beſten der Welten die Katechismus-Moral nur da ſei, um auswendig gelernt, nicht aber, um befolgt zu werden, und daß das Recht eine Phraſe, Erfolg und Macht aber Wirklichkeiten ſind? Ihr habt den 18. Brumaire ein Verbrechen genannt; aber ihr habt für gut gefunden, zu verſchweigen, daß an dieſem Tage der kühne Korſe ganz Frankreich zum Mitſchuldigen hatte .... Wenige mannhafte Seelen ausgenommen, die aber eben „Ideologen“ waren, d. h. ihrer Zeit weit vorausſchreitend mehr in ihren Ideen als in der Wirklichkeit lebten, war die Republik Allen zum Ekel und Ueberdruß geworden. Und, in Wahrheit, Kläglicheres konnte die Sonne auf ihrer Bahn nicht ſchauen als dieſe Republik ohne Republikaner. Nachdem ſie eine Mänade geweſen, war die arme Freiheitsgöttin eine Metze geworden auf dieſem Boden, welcher die Urheimat der Eitelkeit und Koketterie. Es war Zeit, daß ſie von der Bühne verſchwand, und maßen die Gallier noch genau ſo dachten und waren, wie ſie jener erſte Cäſar vor achtzehn Jahrhunderten charakteriſirt hatte — („auf Veränderung erpicht“) — ſo mußte ihnen ein vollſtändiger Dekorationswechſel willkommen ſein. Die genialſte Franzöſin, die genialſte Frau überhaupt, welche jemals in der Literatur aufgetreten, Aurore Dudevant, hat eines Tages zu einem deutſchen Poeten geſagt: „Sehen Sie, die Franzoſen ſind alle geborene Komödianten und jeder ſpielt in der Welt mehr oder minder brillant ſeine Rolle“ 9).

Nun wohl, ſie hatten eben noch die Republikaner geſpielt, jetzt, auf der Gränzſcheide des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, ſpielten ſie die Höflinge und zwar der Mehrzahl nach ſo natürlich, ſo „brillant“, daß wenige Wochen nach der gelungenen Uſurpation vom 9. Novbr. 1799 eines der wenigen, ſehr wenigen franzöſiſchen Journale, welche ſich noch nicht in dampfende Weihrauchpfannen für den glücklichen Uſurpator umgewandelt hatten, im Hinblick auf das Wettkriechen um den neuen Gewalthaber her vollauf berechtigt war, zu ſagen: „Die Sklaven ſind auf einander eiferſüchtig: ſie fürchten immer, daß Jemand kriechender ſein könnte als ſie“ 10). Die geſchichtliche Wahrheit iſt aber, daß ſolche vereinzelte Stimmen der Mißbilligung ganz und gar verhallten in dem unermeßlichen Beifallsſturm, womit die Machtgelangung Bonaparte's innerhalb und außerhalb Frankreichs begrüßt wurde. Denn unzählige Menſchen erblickten in ihm den Mann, deſſen Miſſion es ſei, die Errungenſchaften der Revolution ſicherzuſtellen, indem er ſie mit der Ordnung und mit dem verbände, was man ſchon damals eine „ſtarke Regierung“ nannte. Wenn, um nur ein Zeugniß anzuführen, ein ſo redlicher Menſch und beharrlicher Freiheitsfreund wie der General Matthieu Dumas — er hat noch als achtzigjähriger Greis im Juli 1830 auf den Pariſer Barrikaden mitgefochten — in ſeinem Exil zu Hamburg, wohin ein Deportationsedikt des Direktoriums i. J. 1797 ihn getrieben, nach dem 18. Brumaire zu ſeinem Gaſtfreund Friedrich Perthes bewundernd von Bonaparte ſagte: „C'est un maitre-homme“ [11] — ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie laut die urtheilsloſe, den Erfolg vergötternde Menge dem glücklichen Abenteurer zujubelte, welcher die Conſulstoga umgeworfen, bis der Kaiſermantel zugeſchnitten wäre. Und nicht allein die urtheilsloſe Menge, nein, auch Kreiſe von Menſchen, in welchen idealiſche Stimmung und edelſte Bildung heimiſch. Eine deutſche Frau, die zu den Erwählteſten ihres Geſchlechts gehört und in der Göthe-Schiller'ſchen Zeit eine vorragende Stellung einnahm, hat bezeugt, daß das Genie, der Ruhm und die Erfolge Bonaparte's auch auf die deutſche Geſellſchaft wie mit Zauberkraft wirkten und daß ſein Name die allgemeine Loſung war. Aber ſie hat auch bezeugt, daß auf deutſchem Boden wenigſtens Einer lebte, deſſen freier Seele der von dem glücklichen Uſurpator ausgehende Froſthauch der Tyrannei von Anfang an durchaus zuwider geweſen iſt. Denn „als alle Welt voll war von dem Ruhme Bonaparte's, ſtimmte Schiller in den allgemeinen Jubel nicht ein. Er ward des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde und wir hörten ihn ſagen: „„Wenn ich mich nur für ihn intereſſiren könnte! Alles iſt ja ſonſt todt, aber ich vermag's nicht. Dieſer Charakter iſt mir durchaus zuwider: — keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges gutes Wort vernimmt man von ihm““ [12]. Entſchiedener konnte ſich die Antipathie nicht kundgeben, welche das [illegible]e idealiſche Genie des ſend, zum Allmachtsrauſch ſich hinaufſchwindelte und, allmälig gänzlich vergeſſend, daß er ein Menſch, alles Menſchliche ſeiner unerſättlichen Ehr- und Herrſchſucht in den flammenden Molochsrachen warf, ſo iſt es nicht weniger Pflicht, auf die menſchlichen Züge hinzuweiſen, welche an dem Koloß hervortraten, ſo lange der Bonaparte noch nicht gänzlich im Napoleon aufgegangen war. Auch dieſes Mannes Hand, welche vom daran klebenden Blute reinzuwaſchen das Waſſer aller Ozeane nicht ausreicht, hat Wohlthaten geſpendet, Elend gemildert und Thränen getrocknet. Im Jahre 1799 lebte eine tugendhafte und hochgebildete Frau in einer ihr aus Mitleid angewieſenen Behauſung in der Rue de la Sourdière, ihr Daſein vom Almoſen friſtend, und dieſe Frau war die Wittwe Bailly's, des erſten Präſidenten der Nationalverſammlung von 1789, des erſten Maire von Paris. Am 21. Brumaire 1799 ſchrieen die öffentlichen Ausrufer auch in dieſer abgelegenen Straße den Staatsſtreich vom achtzehnten aus und daß der General Bonaparte Conſul geworden und der Aſtronom Laplace Miniſter des Innern. Am folgenden Tage ſteht die arme Wittwe frühmorgens am Fenſter. Unten hält ein Wagen, aus welchem die Frau des Miniſters ſteigt, eine goldgefüllte Börſe in der Hand. „Liebe Freundin, was machen Sie denn ſchon ſo frühe am Fenſter?“ „Madame, ich hörte geſtern die öffentlichen Ausrufer und erwartete Sie.“ Bonaparte hatte am erſten Tage ſeines Conſulats für die hungernde Wittwe Bailly's eine Jahrespenſion von 2000 Francs bewilligt und ausdrücklich befohlen, daß der erſte Halbjahrsbetrag ihr ſofort gebracht werden ſolle. Vom Siege bei Marengo nach Paris zurückgekehrt, empfing der erſte Conſul einen aus Jerſey datirten, von einem ſechsundachtzigjährigen Emigranten geſchriebenen Brief, deſſen Schreiber, ein Ludwigsritter und General des Ancien Régime, auseinanderſetzte, daß er vor Zeiten dem „ſeligen Herrn Vater“ des Generals einmal 25 Louisd'or geliehen habe und zwar „avec plaisir.“ „Ihre Frau Mutter, General, hat ſich, als ich Ajaccio verließ, erboten, etwelches Silbergeſchirr zu veräußern, um mich zu befriedigen; aber ich wollte von dieſem Anerbieten nicht Gebrauch machen. Jetzt aber, nach Verluſt aller meiner Güter, in der Verbannung lebend, alt, gebrechlich und zur äußerſten Dürftigkeit herabgekommen, muß ich, obgleich Sie es ſonderbar finden werden, General“..... Aber der Erſte Conſul fand dieſes ſpäte Mahnſchreiben nicht ſonderbar. „Bourrienne“, ſagte er in aufrichtiger Rührung, „das iſt etwas Heiliges! Der gute Greis! Verlieren Sie keine Minute! Schicken Sie ihm die zehnfache Summe und ſchreiben Sie ihm, daß er unverzüglich aus der Liſte der Emigranten geſtrichen werden ſoll und daß ich für ihn Sorge tragen werde“ 15). Wiegt das in der Wage, wo menſchliches Thun nach ſeinem wahren Werthe gewogen wird, in der Wage der „Ideologie“, nicht Dutzende von napoleoniſchen Siegesbulletins auf und war der Bonaparte, welcher i. J. **1800** ſo ſprach, nicht größer als der Napoleon, welcher i. J. **1812** die gegen ſeinen Einmarſch in Rußland proteſtirenden Boten Alexanders mit den Worten: „Ihr könnt mir keinen Widerſtand leiſten. Ich gebe monatlich 30,000 Menſchen aus“ 15a) — hochmuthsvoll angeſchnarcht hat?

Das Menſchliche oder, genauer geſprochen, das Menſchlich-Gute hatte in den erſten Tagen, Wochen und Monaten ſeiner neuen Machtſtellung noch Platz in Bonaparte. Das machte: ſein Gehirn war damals noch nicht vom Weihrauchsqualm der Schmeichelei berußt, und wie er in ſeiner äußern Erſcheinung keineswegs ſchon das Imperatoriſch-Breitſpurige ſeiner ſpätern Zeit darſtellte, ſo wechſelte ſein beweglicher Geiſt zwiſchen träumeriſchem Brüten über gigantiſchen Entwürfen, energiſcher Sorge für die Befriedigung der Staatsbedürfniſſe bis ins Einzelnſte hinein und den Auslaſſungen einer munteren Laune, die in eben dem Maaße verblaßte und völlig verſchwand, als der „kleine Korporal“, welcher der größte aller Generale war, dieſer ſchmächtige, hagere Bonaparte mit dem länglichten, blaſſen Geſicht, der prachtvoll gebauten Stirn, auf welcher noch nicht der ſpätere Jupitersgroll ſtereotyp geworden, und den großen ſchickſalsvollen, magiſch-mächtigen Augen in den dicken Kaiſer Napoleon ſich verwandelte. Zartheit freilich war niemals ſeine Sache; das Geplauder, welchem er ſich zu dieſer Zeit gern überließ, roch ſtark nach dem Lager und ſeine Scherze waren nicht die feinſten. Er warf gern mit den Worten „Bête", „Niais", „Sot", „Imbécile" um ſich — als mit Zärtlichkeitsausdrücken, wohlverſtanden! — und traktirte ſeine Umgebung mit einer vulgären Vertraulichkeit, von welcher er ſeinem ergebenen Knecht Cambacérès eines Tages eine charakteriſtiſche Probe gab, indem er, nach ſeiner Gewohnheit den ci-devant Richter und Verurtheiler Ludwigs des Sechszehnten ins Ohrläppchen kneipend, lachend ſagte: „Armer Cambacérès, es thut mir leid, allein Wahrheit iſt Wahrheit: falls die Bourbons jemals wieder nach Frankreich zurückkehren, werdet Ihr gehenkt". Aber derſelbe Mann, welcher nicht anſtand, die bleifarbigen Züge eines Cambacérès mittelſt eines ſolchen Galgenſcherzes noch bleifarbiger zu machen und überhaupt die Gefühle ſeiner Getreueſten aus bloßem Uebermuth der Laune zu kränken, hat doch mitten in dem ungeheuren Wirrſal von Geſchäften, welches unmittelbar nach dem Staatsſtreich vom 18. Brumaire um ihn hertobte, Zeit gefunden, daran zu denken, daß der bedrängten franzöſiſchen Armee in Aegypten die Aufheiterung durch eine Komödiantenbande willkommen ſein dürfte, und den Befehl zur Abſendung dieſes Erheiterungsmittels zu geben[16]... Er hatte bizarre Gewohnheiten, wie jene yankeehafte, an Tiſchen und Stuhllehnen ausgelaſſene Sucht, zu ſchneiden und zu ſchnitzeln. Aber manche ſeiner Aeußerungen aus dieſer Zeit, wie z. B. jene im Parke von Malmaiſon gethane über die tiefwohlthuende Wirkung des Glockengeläutes auf ſeine Stimmung, zeigen, daß dieſer raſtlos arbeitende Geiſt poetiſcher Impulſe fähig war. Dagegen war es freilich nicht ſo ganz harmlos und unbedenklich, wie es ausſah, wenn der Conſul in den vertrauten

Abendzirkeln zu Malmaiſon beim Kartenſpiel beharrlich betrog. Es kündigte ſich darin doch ſchon Etwas von dem nachmaligen Trachten und Walten des Mannes an, der zu Grunde ging, weil nach und nach jedes Gefühl für Wahrheit und Recht aus ſeiner Seele ſchwand. Und ſchon jetzt gefiel er ſich darin, mit kyniſcher Rückſichtsloſigkeit Aeußerungen hinzuwerfen wie dieſe: — „Der Menſch hat keine Freunde, nur das Glück hat welche. Es gibt bloß zwei Hebel, womit man die Menſchen in Bewegung ſetzt, Furcht und Eigennutz. Freundſchaft? Bah, das iſt nur ein Wort. Was mich angeht, ich liebe Niemand; nicht einmal meine Brüder. Den Joſeph allenfalls ein wenig; aber es geſchieht nur aus Gewohnheit, weil er mein älterer Bruder iſt. Ich weiß recht gut, daß ich keine wirkliche Freunde habe und iſt mir das auch ganz gleichgültig.“ Der Kaiſer Napoleon konnte mit Recht ſo ſprechen, der Conſul Bonaparte nicht. Denn dieſer liebte noch, und wenn ſonſt Niemand, doch ſeine Frau. Nachdem er mit nicht geringer Selbſtüberwindung den böſen Argwohn niedergekämpft, zu welchem die gute, aber kreoliſch leicht- und heißblütige Joſephine durch ihre Aufführung während der Abweſenheit ihres Gemahles in Aegypten Veranlaſſung gegeben, war er wieder ein rückſichtsvoller und zärtlicher Ehemann geworden und gar oft konnte ſeine Frau des Morgens freudeſtrahlend in das Frühſtückzimmer treten und, die kleinen Hände reibend, zu ihren Vertrauten ſagen: „Cette nuit Bonaparte a couché avec moi“ — welche Manier, ehefrauliche Triumphe zu feiern, zugleich darthun kann, daß der ſehr zwangloſe Ton, welchen Herren und Damen in der Direktorialzeit ſich angewöhnt hatten, an dem ſich bildenden Conſularhof noch häufig durchſchlug, wenn auch daſelbſt die republikaniſchen Anredeformen Citoyen und Citoyenne ſehr raſch den monarchiſchen Monſieur und Madame weichen mußten. Bonaparte behielt zwar für ſeine Perſon noch lange und im Grunde all ſein Lebenlang den brüsken wachtſtüblichen Ton bei, welchen er von Jugend auf gewohnt war; aber trotzdem gab er den Beſuchern und Beſucherinnen ſeines Palais ſehr deutlich zu verſtehen, daß es mit der Rohheit der Sansculotterie wie mit der Lüderlichkeit der Direktorialorgie vorbei ſei, ganz entſchieden vorbei, und daß es hohe, höchſte Zeit, die Geſetze des geſelligen Anſtands von ehedem wieder in Uebung und Geltung zu bringen[17]. Denn wir — „Nous, Monseigneur le consul Bonaparte“ — müſſen uns zwar, um nicht mit der monarchiſchen Thüre allzu geräuſchvoll ins republikaniſche Haus zu fallen, bei officiellen Anläſſen noch der leidigen Worte „liberté et égalité“ bedienen; aber daneben wollen wir den am 21. Januar 1793 guillotiniſch zerſchnittenen Faden monarchiſcher Traditionen ſachte wieder anknüpfen und zu dieſem Behufe namentlich auch die Bekanntſchaft unſerer Frau Gemahlin mit den Ueberbleibſeln der vornehmen Damenwelt vom Ancien Régime benützen, um La Belle France allmälig wieder an die Dreſſur höfiſcher Etikette zu gewöhnen... Indeſſen muß, der Wahrheit ihr Recht widerfahren zu laſſen, ein für alle Mal hier geſagt werden, daß Bonaparte es verſchmäht hat, nach einer Richtung hin die monarchiſche Ueberlieferung wieder aufzunehmen. Er hat ſich nicht mit dem Unflath des Maitreſſenweſens beſchmutzt. Wandelte im Punkte des ſechſten Gebotes ihn gelegentlich eine „Zerſtreuung“ an, ſo geſchah das nur ſo vorübergehend, daß es kaum der Erwähnung werth. Das ihm angelogene ſträfliche Verhältniß zu ſeiner Stieftochter Hortenſe war eben nur eine Lüge. Er hatte überhaupt gar keine Zeit, den Prinzen alten, will ſagen ausſchweifenden Styls zu ſpielen, und er ließ überhaupt die Betreibung der „noblen Paſſionen“ getroſt den „Rois fainéants“ auf den europäiſchen Thronen, zu welchen er, als er ihr „Herr Bruder“ wurde, wahrlich nicht hinauf, ſondern hinabgeſtiegen iſt, weit hinab.....

Derweil hat Verfaſſungsmacher Sieyes ein neues Staatsgrundgeſetz fertig gebracht für dieſes Frankreich, welchem die letzten zehn Jahre her ſo manche Konſtitution angemeſſen worden war, ohne daß eine derſelben ihm ſo recht auf den Leib gepaßt hätte. Der Entwurf wird unter Bonaparte's Vorſitz berathen durch eine Kommiſſion, welche die am 18. Brumaire fortgejagte Nationalrepräſentation angeblich zu dieſem Zwecke zurückgelaſſen hatte. Das geht wie mit Extrapoſt, denn Bonaparte macht keine Umſtände und ſagt kurzweg: So will ich's haben und ſo will ich's nicht haben! Laſſen wir, der lieben ideologiſchen Einfalt wegen, den Namen der Republik und den Schatten einer repräſentativ-parlamentariſchen Verfaſſung vor der Hand noch beſtehen, die Macht aber muß mir gehören. Danach richte man ſich und ſchwatze nicht lange; denn „Clubreden“ verbitt' ich mir des Entſchiedenſten[18])... Wie befohlen, ſo geſchieht's. Sieyes erkennt, daß es an der Zeit, ſeinem Schattenconſulat zu entſagen, ſtimmt das horaziſche: „Beatus ille, qui procul negotiis“ an, was der gute Roger Ducos mitſingt, und Beide heben ſich hinweg, um nicht wieder auf einer Bühne zu erſcheinen, wo jetzo neben dem Haupt- und Staatsacteur ſchlechterdings nur noch Statiſten Platz haben. Als ſolche, will ſagen als neue Mitconſuln, läßt ſich der nunmehr „Erſter Conſul“ betitelte Gewalthaber die Herren Cambacérès und Lebrun gefallen. Der ſieyes'ſche Verfaſſungsentwurf geht im Uebrigen aus dem bonaparte'ſchen Prokruſtesbett alſo hervor, daß der arme Vater dieſes jüngſte Kind ſeiner konſtitutionellen Laune kaum wieder zu erkennen vermag. Die Ausübung des Gemeinde-, Departements- und Staatsbürgerrechts wird ſo zugeſchnitten, daß eine verſchwindend kleine Minderzahl berechtigt iſt, die Volksvertreter zu wählen — nicht doch! ſondern nur zu präſentiren. Nämlich dem aus achtzig Mitgliedern beſtehenden Senat (Sénat conservateur), welche erlauchte Verſammlung von „Notabilitäten“ aus beſcheidenen Anfängen raſch zur Bedeutung und Stellung des römiſchen Senats emporwächſt, nämlich des römiſchen Senats zur Zeit des Tiberius, Caligula und Nero — Zunge der officiellen Speichelleckerei, Sprachrohr der Niederträchtigkeit höchſter Potenz. Der Senat wählt die Conſuln, deren Amtsdauer zehn Jahre betragen ſoll, ferner aus der Anzahl der ihm präſentirten „Volksvertreter“ die Schemen des geſetzgeberiſchen Schattenſpiels: alſo die hundert Mitglieder des Tribunats, welches die vom Staatsrath vorbereiteten und von der Regierung vorgelegten Geſetze diskutiren und ſogar „Wünſche“ betreffend Abſtellung von Mißbräuchen u. ſ. w. äußern darf, und die dreihundert Mitglieder des geſetzgebenden Körpers (corps législatif), welcher „sans aucune discussion“ mittelſt geheimer Stimmgebung die vom Tribunat diskutirten Geſetzvorlagen annimmt; denn vom Verwerfen kann natürlich keine Rede ſein. Die Regierungsgewalt iſt beim Erſten Conſul, welcher die Geſetze bekannt macht, die Mitglieder des Staatsraths ernennt und ebenſo die Miniſter, die Geſandten, die Offiziere der Land- und Seemacht, die Civil- und Criminalrichter.

Warum weiter von dieſem Scheinding von Verfaſſung reden? Oder warum erwähnen, wie es gemacht wurde, daß die Stimmen von mehr als 3 Millionen „Citoyens“ für und nur 1562 gegen die neue Konſtitution ſich ausſprachen? Der ziemlich langen Paragraphenreihe kurzer Sinn war: Bonaparte iſt der unumſchränkte Herr und Gebieter Frankreichs, welcher ſich als Hauptwerkzeug ſeiner Machtübung im Innern die Präfekturen herrichtete: — an die Spitze der Verwaltung jedes Departements ward ein Präfekt geſtellt, deſſen Perſönlichkeit die Bürgſchaft unbedingter Willfährigkeit und ſkrupelloſer Herrendienerei gewährte. Mittelſt dieſer Geſtaltung des Civildienſtes ſah ſich Frankreich wiederum in das Netz einer Centraliſation verſtrickt, deſſen Fäden noch nie ſo feſt gedreht und ſo ſtraff angezogen waren wie jetzt. Daß unter dieſem Netze Nichts ſich rege und bewege, was dem Gebieter mißfällig und ſeinen An- und Abſichten in Betreff von Volks- und Weltbeglückung entgegen, dafür ſorgte eine mit wahrhaft diaboliſcher Kunſt organiſirte und gehandhabte Polizei, mit deren Geſchicklichkeit, Gewiſſenloſigkeit und Tyrannei verglichen Alles, was die Welt bis dahin von Polizeikünſten geſehen hatte, Kinderſpiel war. Fouché, der Ex-Schreckensmann, der in allen Ruchloſigkeiten Ausgelernte, wurde zum Wärter und Leiter dieſer furchtbaren Polizeiſchlange beſtellt und wurden dem neuen Polizeiminiſter zugeſellt als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Talleyrand, als Miniſter des Innern Lucien Bonaparte, als Finanzminiſter Gaudin, als Kriegsminiſter Berthier. Saßen demnach im erſten Miniſterium des Erſten Conſuls Bonaparte zwei Männer, welche dereinſt Haupthebel zum Sturze des Kaiſers Napoleon ſein ſollten. Ueber Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Oeffentlichkeit der Rechtspflege und andere „ideologiſche“ Dinge mehr beobachtete die am 22. Frimaire (13. December) von 1799 zum Abſchluß gekommene Conſularverfaſſung ein ſchreiendes Schweigen. Dagegen war in der Proklamation, welche Bonaparte zwei Tage ſpäter an die Franzoſen erließ, geſagt: „Die neue Konſtitution iſt gegründet auf die wahren Prinzipien der Repräſentativ-Regierung, ſowie auf die geheiligten Rechte des Eigenthums, der Gleichheit und der Freiheit“ [19]. Die Welt will ja betrogen ſein. Und die Phraſe war nicht einmal ganz Lüge; denn Bonaparte meinte es ohne Zweifel ernſt und ehrlich mit der „Gleichheit“: — alle Franzoſen und ſpäterhin alle übrigen Völker ſollten gleich ſein unter ſeiner eiſernen Fauſt, völlig gleich. Nivellirt die Welt, uniformirt die Menſchheit, ſo wollte er ſie zu ſeinen Füßen ſehen.

„Madame, was denkt Ihr von mir?“ fragte um dieſe Zeit eines Tages der Erſte Conſul eine der Damen vom Ancien Régime, welche bereit genug waren, um die anmuthige Joſephine her einen neuen Hof zu bilden. „General“, gab die geſcheidte Frau von Clermont-Tonnere zur Antwort, — „ich denke, daß Sie einem geſchickten Architekten gleichen, welcher das Gebäude, das er errichtet, erſt dann ſehen laſſen will, wenn es vollendet ſein wird. Sie bauen hinter einem Gerüſte, welches Sie niederreißen, ſobald Sie fertig ſein werden.“ .. Aber das republikaniſche Gerüſte, welches einſtweilen noch beibehalten wurde, war ſo durchſichtig, daß, wer überhaupt ſehende Augen hatte, ſehen mußte, wie eifrig dahinter an der Monarchie gebaut ward. An der Form der Monarchie nämlich, denn das Weſen war ja ſchon da. Der Erſte Conſul kannte aber die zwingende Bedeutung der Formen für die Menſchen zu gut, als daß ihm nicht hätte daran gelegen ſein müſſen, den Rückſchritt von der Republik zur Monarchie auch formell zu manifeſtiren. Deßhalb fand er das Palais Petit-Luxemburg, welches er nach dem 18. Brumaire bezogen hatte, für das Staatsoberhaupt Frankreichs zu klein und dürftig und verlangte darnach, in den Tuilerien zu wohnen, damit ſich die Pariſer wieder daran gewöhnten, in dem alten Palaſt der franzöſiſchen Könige den Mittelpunkt des geſammten Staatslebens zu erblicken und von dort, wie in der „guten alten Zeit“ der Monarchie, die höchſten Entſcheidungen und Befehle ausgeben zu hören.

Aber man mußte mit der ſehnlich gewünſchten Ueberſiedelung in das Königsſchloß ſachte zu Werke gehen, maßen die Mehrzahl der Franzoſen dermalen noch ſich ſelber belog, Frankreich ſei eine Republik. Zeigen wir alſo dieſen Gläubigen des Republik-Märchens, daß, wenn wir die Tuilerien beziehen, Solches nur in republikaniſchen Abſichten geſchieht. Zu dieſem Ende wollen wir, daß die Bildſäulen einer Anzahl berühmter Männer im genannten Palaſte aufgeſtellt und darunter die des jüngeren Brutus, welcher den Cäſar umgebracht, ja nicht vergeſſen werde. Natürlich mußte, um den Heroen eine anſtändige Umgebung zu ſichern, bei dieſer Gelegenheit das Innere der Tuilerien vom Conventsſchmutze gereinigt werden, d. h. von den überall auf die Wände gemalten rothen Mützen und anderen republikaniſchen Emblemen. Denn: „Ich kann das Dreckzeug nicht leiden!“ ſagte Bonaparte zu dem Architekten Lecomte 20) … Während dieſe Reinigungsarbeit vor ſich ging, gelangte die Nachricht nach Paris, daß der größte Bürger des modernen

Weltalters zu Mount Vernon geſtorben ſei. In der 10. Abendſtunde des 14. Dezembers von 1799 ſagte der ſterbende George Waſhington zu ſeinem langjährigen Freund und Arzt Craik: „Doktor, ich fühle, daß ich ſterbe; aber ich fürchte mich nicht vor dem Tode.“ Was auch fürchten nach einem *ſolchen* Leben? Bald darauf hatte der Befreier ſeines Landes ausgeathmet. „Nun iſt Alles vorbei,“ unterbrach die Wittwe des großen Todten das feierliche Schweigen des Sterbegemachs; „meine letzte Prüfung iſt beſtanden“ 21). Am 7. Februar 1800 erließ der Erſte Conſul folgenden Tagesbefehl: „Waſhington iſt todt. Dieſer große Mann hat gegen die Tyrannei gefochten. Er hat die Freiheit ſeines Vaterlandes feſt begründet. Sein Andenken wird dem franzöſiſchen Volk und allen freien Menſchen beider Erdhälften ſtets theuer ſein, ganz insbeſondere aber den franzöſiſchen Soldaten, welche, wie er und die amerikaniſchen Krieger gethan, für Gleichheit und Freiheit ſich ſchlagen. Demzufolge befiehlt der Erſte Conſul, daß zehn Tage lang die Fahnen und Standarten der Republik mit ſchwarzem Flor behängt werden ſollen.“ Am 19. Februar erſchien die Lobrede auf Waſhington im Moniteur, welche zu halten dem glatten Fontanes, dem Schmeichler Bonaparte's, dem Speichellecker Napoleon's, dem zum Oberpolizeivogt der Literatur des Empire deſignirten Schönredner, befohlen worden.

Da war gewiß in ganz Paris kein Epicier, welchen jener Tagesbefehl und dieſer Moniteurartikel nicht bewogen hätten, ſeelenvergnügt ſich die Hände zu reiben und ſchmunzelnd zu ſagen: „Seht mal den Blitzkerl von Bonaparte! Er hat uns Ordnung und Sicherheit wiedergegeben und erhält uns die Freiheit und Gleichheit; denn er iſt augenſcheinlich ein Republikaner comme il faut.“ Und an demſelben Tage — denn die Welt will betrogen ſein — ſetzte ſich um 1 Uhr Mittags der Umzug des Erſten Conſuls aus dem Luxemburg nach den Tuilerien in Bewegung. Mit ſo viel Pomp und Pracht, als in dem damaligen Paris aufzutreiben geweſen; denn die vorhandenen Karoſſen reichten nur für die Conſuln und Miniſter aus, während die Mitglieder des Staatsraths mit Fiakern ſich behelfen mußten. Der Wagen Bonaparte's war mit ſechs herrlichen Schimmeln beſpannt, welche ihm der deutſche Kaiſer beim Friedensſchluß von Campo Formio zum Geſchenke gemacht hatte. Der Zug ging durch die Rue Thionville, über den Quai Voltaire und den Pont Royal, damals Pont de la Réunion geheißen. Eine Augenzeugin, welche Miene und Gebaren des Triumphators genau beobachtete, hat darüber dieſen Bericht gegeben: „Er bemerkte und grüßte Niemand, als hätte er gefürchtet, man könnte ihm ein Gefühl für die Huldigungen zutrauen, die er forderte. Sein Geſicht hatte etwas Zerſtreutes und Sorgloſes und ſeine Blicke drückten nur aus, was ihm jeder Zeit eigen war, Gleichgültigkeit gegen das Schickſal und Menſchenverachtung“ 22). Aus einem Fenſter des Pavillon der Flora winkte Madame Bonaparte, von einem Kreiſe ſchöner Damen in „griechiſcher“ Tracht umgeben, dem Herankommenden ihre zärtlichen Grüße entgegen und auf allen Seiten rauſchte tauſendſtimmig ein enthuſiaſtiſches: „Vive le Premier Consul!“ in die Lüfte. Aber an dem Wachthaus zur Rechten des mittleren Gitterthors, durch welches der neue Machthaber fuhr — zu dieſer Stunde thatſächlich ſchon König, ſchon Kaiſer — da war noch vom Jahre 1793 her die Inſchrift zu leſen: „Das Königthum iſt in Frankreich abgeſchafft und wird nie wieder aufkommen! ...“ Ja, kein Zweifel, Seherin Hiſtoria hat unter dem Nagel ihres kleinen Fingers mehr, unendlich viel mehr Humor als ein Ariſtophanes, ein Cervantes, ein Shakſpeare im ganzen Leibe.

## Zweites Kapitel.

## „Comme la foudre.“

„Die Revolution iſt zu Ende,“ hatte Bonaparte in ſeiner Proklamation vom 24. Frimaire zu den Franzoſen geſagt. Denn — das dachte er aber nur — eure Direktorial-Dirne von Freiheitsgöttin ſoll meine Markedenterin ſein und euch hinlänglich viel Gloire-Fuſel verzapfen, um euch alle und jede „Ideologie“ vergeſſen zu machen. Speichellecker Fontanes hat den Sieger vom 18. Brumaire mit Emphaſe genannt den „Wiederherſteller der Geſellſchaft, den Wiedererbauer der Altäre, den Non-ibis-amplius der Revolution“ [23]. In der That, der Erſte Conſul war der Bis-hier-her-und-nicht-weiter der revolutionären Bewegung, der unermeßlichen demokratiſchen Fortſchrittsbewegung, welche im 16. Jahrhundert begonnen hat. Er gebot ihr Halt.... für einen Augenblick, denn ein ſolcher nur ſind in der Rechnung der Weltgeſchichte fünfzehn, dreißig, fünfzig Jahre. [illegible] der Halt iſt nicht einmal ein wirklicher geweſen: der Napoleonismus hat ja im Grunde der Revolution nur gedient, indem er ſie zu bekämpfen glaubte. Stemmt euch immerhin dem „Rauſchen der Zeit“, dem „Rollen der Begebenheiten“ entgegen, Zwerge oder Rieſen, gleichviel! Die ungeheure Lawine wickelt euch ein wie Kinderſpielzeug und ſchwingt euch mit fort in dem unaufhaltſamen Vorwärtsſchwung ....

Drei Wege lagen vor dem Gewalthaber, welcher die Revolution in die Taſche geſteckt hatte oder zu haben glaubte. Der erſte dieſer drei Wege war der Monk-Weg. Aber auch nur daran zu denken, daß Bonaparte ſich der höchſten Gewalt bemächtigt hätte, um dieſelbe an die podagraiſch-unbehülfliche Fettmaſſe, zu welcher, mit Sir John zu reden, der Kummer und die Sorgen des Exils den Bruder Ludwigs des Sechszehnten, den ſogenannten achtzehnten Louis aufgeblaſen hatten, auszuliefern, — ja, ſchon der bloße Gedanke war eine Abgeſchmacktheit, wie ſie nur verbohrten Bourboniſten beikommen konnte. Solche Leute, Männlein und Weiblein, ſpannen um Joſephine Bonaparte her ihre Ränkeleien, um ſozuſagen das Ehebett des Erſten Conſuls zu einer Brücke zu machen, mittelſt welcher die Bourbons über den Blutſtrom der Revolution hinweg nach Frankreich zurückkehren könnten. Wenn Bonaparte durch ſeine Bereitwilligkeit, den Emigranten die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen, und durch ſeine aus dem brennenden Wunſch, regelrecht dreſſirte Höflinge zu haben, entſprungene Zuvorkommenheit gegen den Adel derartige bourboniſch-thörichte Hoffnungen ermuthigt hatte, ſo ſchlug er dieſelben doch ein für alle Mal nieder mittelſt der kategoriſchen Antwort, womit er eine direkt an ihn gerichtete Zumuthung des Prätendenten abfertigte. Ludwig der Achtzehnte in spe hatte dem Herrn Frankreichs in re eine Epiſtel in die Hände ſchmuggeln laſſen, worin er demſelben allerhand Schönes ſagte und ihn aufforderte, den Preis zu beſtimmen, um welchen er Frankreich an die Bourbons zurückgeben wollte. „Mein Herr — gab der Erſte Conſul zur Antwort — ich danke Euch für die mir bezeugten Höflichkeiten. Aber ſchlagt Euch den Gedanken einer Rückkehr nach dieſem Lande aus dem [illegible] — Ihr müßtet denn über ein Hunderttauſend von Leichen ſchreiten wollen“ (il vous faudrait marcher sur cent [illegible] cadavres[21]). Als die Bourboniſten alſo erkennen mußten, [illegible] ſie es nicht mit einem Monk, ſondern mit dem Bonaparte zu thun hatten, brachten ſie den Bürgerkrieg in der Vendée und Bretagne wieder auf die Beine. Allein umſonſt, denn ſie hatten es eben auch hier nicht mehr mit dem Direktorium, ſondern mit dem Erſten Conſul zu thun, welcher mittelſt eines aus Strenge und Milde geſchickt kombinirten Syſtems der Inſurrektion ein raſches Ende bereitete. Nach verkündigter Amneſtie kam mit den adeligen Vendéer-Häuptlingen auch der kühnſte und zäheſte Chef der Chouans, Georges Cadoudal, zur Audienz nach Paris, ohne ſich jedoch von Bonaparte gewinnen zu laſſen; denn es war in dem rieſenhaft gebauten Körper dieſes Müllerſohns aus dem Morbihan auch Etwas von dem Zeug, aus welchem geſchichtliche Charaktere gemacht werden. Die legitimiſtiſchen Junker ließen ſich, bis „beſſere Zeiten“ kämen, unſchwer beſtimmen, an dem Hofe des „Uſurpators“ Lakaiendienſte zu thun; der legitimiſtiſche Bauer nicht.

Der zweite Weg, welchen der Erſte Conſul einſchlagen konnte, führte zu der Rolle, welche Washington durchgeführt und welche ein wohlmeinender, aber ſchwachgeiſtiger Lafayette dereinſt in Frankreich durchführen zu können gehofft hatte. Bonaparte konnte den Verſuch machen, im Innern des Landes die Ordnung mit der Freiheit zu verbinden, Recht und Geſetz auf feſte Grundlagen zu ſtellen, nach Außen die Machtſtellung Frankreichs zu einer geachteten und geſicherten zu geſtalten, und konnte ſich dann, begleitet von den Segenswünſchen einer dankbaren Nation, in die privatliche Stille eines franzöſiſchen oder italiſchen Mount Vernon zurückziehen, ſeinen Kohl zu pflanzen und allenfalls ſeine Denkwürdigkeiten zu ſchreiben. Schade nur, daß er kein wohlmeinender Nebler von Lafayette war, und noch mehr, [illegible] er keine Ader von einem Washington hatte, auch [illegible], einem Bonaparte könnte es jemals einfallen, [illegible] der Macht, falls er denſelben einmal an die Lippen [illegible] wieder wegzuſetzen. Und dann, wie konnte man ihm [illegible], nicht zu wiſſen, daß ein ins Franzöſiſche überſetzter Washington von den Franzoſen im günſtigſten Fall ausgepfiffen werden würde?

Der dritte Weg bog nach der Seite der konſtitutionell-parlamentariſchen Prinzipien hin, welche die Mehrheit der Nationalverſammlung von 1789 beſeelt und in der Verfaſſung von 1791 ihren Ausdruck gefunden hatten. Keine Frage, Bonaparte konnte, falls ihm ſein Conſulstitel nicht gefiel, ſich zum konſtitutionellen König machen und mit dieſer Verfaſſung Frankreich in Frieden und Ruhe regieren. Er hätte weder von der Konkurrenz der in der Maſſe der Franzoſen ſchon damals verſchollenen Bourbons noch auch von der durch die Erinnerung der Menſchen an „la sainte Guillotine" gelähmten Idee der Republik etwas Ernſtliches zu befürchten gehabt. Aber dem verkörperten Gedanken der Autokratie, der abſoluten Autokratie — denn das war Napoleon — mußte ſchon der Gedanke, ein konſtitutioneller König zu ſein, barock und lächerlich vorkommen, geſchweige der, als ſolcher zu handeln, d. h. nicht zu handeln. Verfaſſungsmacher Sieyes hatte ſich's nach dem 18. Brumaire beikommen laſſen, dem General eine derartige konſtitutionelle Stellung anweiſen zu wollen; allein Bonaparte hatte den Theoretiker, welcher mit Spinnwebfäden einen Rieſen feſſeln zu können wähnte, angeſchnauzt, ob er, Sieyes, glaube, daß er, Bonaparte, ſich dazu hergeben würde, ein „ſchattenhafter König Nichtsthuer", „ein konſtitutionelles Maſtſchwein" zu ſein[25]), was, der Wahrheit die Ehre zu geben, allerdings von einem Manne ſeines Schlages nicht verlangt werden konnte, weil die Grundſätze der konſtitutionellen Schweinemaſt auf Männer von Genius billiger Weiſe keine Anwendung finden. Sodann iſt nicht zu überſehen, daß der Erſte Conſul alles Ernſtes der Anſicht war, mit der Verfaſſung von 1791 oder einer ähnlichen laſſe ſich ſchlechterdings nicht regieren. Als der aus der Emigration zurückgekehrte Graf Matthieu Dumas — nachmals einer der ergebenſten Offiziere Napoleons, ohne deſſen Schmeichler zu werden — dem Erſten Conſul in den Tuilerien aufwartete, ſagte ihm dieſer im Verlauf des Geſprächs: „Falls ich euren Konſtitutionellen von 1791, alſo den Leuten, welche Ihr die Partei der anſtändigen Menſchen (gens de bien) nennt, zu freie Hand (trop d'élan) und zu viel Einfluß ließe, ſo würde ich dadurch ſofort einer läſtigen Reaktion (oder vielmehr Aktion) rufen. Als ich mich hierher ſetzte (auf den Stuhl Ludwigs des Sechszehnten), hab' ich bald gelernt, daß man ſich ſehr hüten müſſe, alles das Gute zu wollen, welches man thun könnte. Die öffentliche Meinung würde mir über den Kopf wachſen, das abgemagerte Pferd würde auf der fetten Weide bald wieder Sprünge machen und nicht mehr zu bändigen ſein“[26]). Man ſieht, die Nemeſis verſäumte nicht, dem Gewalthaber ins Ohr zu raunen: Die Freiheit iſt zwar begraben, aber doch nur lebendig begraben!

Er alſo ſchlug keinen der drei Wege ein, welche die Verhältniſſe ihm vorzuzeichnen ſchienen. Kometen wandeln nicht vorgezeichnete Bahnen und kometenhaft war all der Wandel des „aus Korſika aufgezuckten Wetterſtrals“; ja, „blitzſchnell, wie Kometen rollen, ſo die Sonn' umarmen wollen“[27]), ſtürzte er hinaus in den endloſen Raum einer wie freſſendes Feuer ſein Herz verzehrenden Ruhm- und Herrſchſucht. Sein Gedanke, welcher dämoniſch-ihn beſaß, war ein Rieſe, den es lüſtete, auf den Erdball ſich zu ſchwingen als auf ſeinen Pegaſus und herrſchend, erobernd, verſchlingend hinzuſtürmen, hinzuraſen durch die Unermeßlichkeit des Weltenozeans ..... Der eiſerne Wille des Mannes hielt jedoch anfänglich ſogar den Dämon des eigenen Weſens ſtraff im Zügel einer ſchlau berechnenden Politik. Es war dermalen, im Jahre 1800, noch nicht rathſam, der franzöſiſchen Nation das zu ſagen, was man an jenem Junitag von 1797 im Park von Montebello-im Vertrauen zu Miot und Melzi geſagt hatte[28]). Aber wenn man auch des Dekorums halber gelegentlich noch von Liberté et Egalité ſprach, ſo war darum die Ausführung jenes bonaparte'ſchen

Programms von Montebello nicht weniger bereits in vollem Zuge. Schon hatte man der Belle France die republikaniſche Pike ſachte aus der Hand gewunden und dafür die koloſſale Ruhm-Klapper untergeſchoben, an deren Spektakelei fortan die Schöne fünfzehn Jahre lang ihr höchſtes Ergötzen fand. „Ruhm brauchen die Franzoſen, Befriedigung ihrer Eitelkeit wollen ſie haben. Aber Freiheit? Bah, ſie wiſſen nicht, was das iſt." Er hatte recht, er ſprach wahr, furchtbar wahr, derſelbe Mann, der kein großer im höchſten Sinne des Wortes werden kann, weil ihm, genau im Verhältniß zu ſeinen Erfolgen, das Gefühl für Wahrheit ſpäter mehr und mehr abhanden kam, ſo ſehr, ſo ganz, daß er zuletzt ſelber nur noch eine alpſchwer auf der Menſchheit laſtende Weltlüge geweſen iſt . . . Er kannte ſeine Franzoſen. Er wußte, daß ihre Natur durchaus darauf geſtimmt und geſtellt ſei, eine uniformirte Nation zu ſein. Deßhalb konnte er ungeſtraft die Freiheit mit tödtlichem Haſſe verfolgen, wenn er ſich nur den Anſchein gab, die Gleichheit zu reſpektiren. Und er gab ſich auch nicht bloß den Anſchein. Es war ihm ernſt, völlig ernſt mit ſeinem: „La carrière ouverte aux talents!" Ein tüchtiger, preiswürdiger, mit nachhaltiger Wucht auf die ſtupid-anmaßliche Geſichtsfratze legitimiſtiſchen und feudaliſtiſchen Blödſinns niederfallender Fauſtſchlag.

Daſſelbe praktiſche Genie, welches dieſen guten Schlag that, der das ſittliche Recht von Befähigung und Verdienſt über das unſittliche der Geburt ſtellte, hat Frankreich auch von dem Weichſelzopf mittelalterlich-barbariſchen Rechtswirrwars erlöſ't. Schon in den erſten Zeiten des Conſulats begannen, unter lebhafteſter und ſcharfſinnigſter Betheiligung Bonaparte's, die Arbeiten an jenem Geſetzbuch, welches, im September von 1807 als „Code Napoléon" verkündigt 39), das große und dauernde civiliſatoriſche Denkmal des Napoleonismus geworden iſt. Dieſer hat auch vom Beginn ſeines Machtbeſitzes an dafür geſorgt, daß die Kunſt monumentale Arbeit für ihn thue, und die

Kunſt, grundſatzlos und politiſch völlig indifferent, wie ſie iſt, hat denn auch redlich für den gewaltigen Deſpoten gearbeitet, wie ſie eben für Jeden arbeitet, welcher ſie bezahlt. Der Exceremonienmeiſter einer abgethanen Republik, Maler David, widmete ſeinen Pinſel dem neuen Cäſar und malte keine Brutuſſe mehr, ſondern Bonapartes. Aus Italien wurde Paiſiello herbeſchieden, um dem erſten Conſul Tedeums und Opern zu komponiren, und nicht minder Canova, eine Koloſſalſtatue des werdenden Imperators zu ſchaffen und das jüngſte Kind der cäſariſchen Familie, die reizende Paulette, wie ſie vertraulich hieß, in der Toilette der Venus von Medici zu modelliren. Aber die Kunſt durfte in Bonaparte's Dienſt nicht bloß eine höfiſche Tändlerin ſein: ſie mußte ſich nutzbar machen und zum Grund- und Ausbau des Napoleonismus emſig mit Handanlegen. In aller und jeder Beziehung. Denn ſie mußte für den napoleoniſchen Staatszweck thätig ſein als Straßen-, Kanäle-, Brücken-, Hafen-, Kaſernen- und Feſtungsbaumeiſterin nicht weniger denn als dramatiſch-theatraliſche Muſe, als welche ſie ſo tiefunterthänigſt aufwarten, apportiren und ſchweifwedeln lernte, ſowie, auf Befehl, breitmäuligſt-gloireſüchtig bellen. O, der Herr General Bonaparte war nicht nur ein „kleiner“ Korporal, ſondern auch ein ſehr großer. Er verſtand es, die Menſchen zu exerciren, zu dreſſiren, zu korporaliſiren, daß ſie, wie richtig korporaliſirte Leute zu thun pflegen, förmlich ſtolz darauf waren, Maſchinen zu ſein.

Die Jugend zu ſolchen heranzudreſſiren, zu ſtumm gehorchenden, exakt arbeitenden Maſchinen, darauf zielte mit unerbittlicher Folgerichtigkeit Alles ab, was der Napoleonismus Erziehung und öffentlichen Unterricht nannte. Vom Volksſchulweſen durfte eigentlich gar keine Rede ſein, denn die Aufklärung der Maſſen verträgt ſich nicht mit der „höheren Staatsraiſon“ des Abſolutismus. Im Uebrigen — befiehlt der Erſte Conſul — da wir doch einmal Schulen haben müſſen, richtet mir ſie ſo ein, daß ich ein Wohlgefallen daran haben kann. Streng militäriſche Zucht, Uniformirung, eiſerne Disciplin und Subordination durchweg! Hinaus mit allen idealiſtiſchen Faxen und Brimborien aus meinen Schulen! Ich bedarf keiner harmoniſch und human gebildeter Männer, ſondern nur tauglicher Werkzeuge. Ich will keine Philoſophen, Metaphyſiker, Theorienſpinner und Chimärenmacher, kurzum, keine Ideologen; ſondern ich will fixe Mathematiker, flinke Ingenieurs, richtige Mechaniker und tüchtige Architekten. Ich brauche keine Poeten und Redner — unſere „Littérature classique“ hat deren ſchon genug und übergenug — aber ich brauche gewandte und dienſteifrige Offiziere aller Waffengattungen, blindwillige und arbeitſame Präfekten und Unterpräfekten, mühlſteinhartherzige Steuernbeitreiber, mitleidsloſe Rekrutenausheber und ſervile Gloirephraſeologen. In allen Branchen des öffentlichen Dienſtes ſoll, wenn ſchon ich Leute vom Adel des Ancien Régime als Hoflakaienſchaft vorziehe, der Grundſatz gelten: Dem Talent offene Bahn! Wer Etwas iſt und kann und thut, ſoll Etwas ſein und bedeuten, Vieles, Glänzendes ſogar. Nur ſoll kein Talent ſich erdreiſten, einen eigenen Willen haben zu wollen; denn ich bin der Nationalwille, der das Zeug und die Abſicht hat, ſich zum Univerſalwillen zu machen. Ich will keine Ideologie, d. h. kein ſelbſtändiges Denken, keine freie Forſchung, keine Lehr- und Lernfreiheit, nicht den Schatten eines Schattens von Oppoſition. Man höre und gehorche. Denn ich, o Frankreich, bin dein Herr und dein Gott .... Und: Amen! ſagte Frankreich; denn das Roß der Revolution, dem die Sporen des Terrorismus die Flanken bis auf die Knochen wundgeriſſen hatten und welches dann auf der dürren Direktorialweide vollends ganz kläglich herabgekommen, fühlte den unwiderſtehlichen Schenkeldruck ſeines korſiſchen Reiters .....

Er hatte Augen für Jedes, er fand Zeit für Alles. Eine ungeheure Arbeitslaſt lag auf den Schultern des hagern, ſchmächtigen, ſchwarzhaarigen Mannes unter Mittelgröße; aber gerade unter dieſer Bürde wuchs ſo zu ſagen ſeine Geſtalt zur imperatoriſchen Höhe empor. Eine wahre Sturmflut von Aufgaben und Geſchäften rollte auf ihn heran, aber ſie fand in ihm ihren Bewältiger. Ein mannhaftes und ſiegreiches Ringen mit der tauſendköpfigen Anarchie, welche das Direktorium dem Conſulat hinterlaſſen hatte. Alles war zu reorganiſiren oder ganz neu aufzubauen. Er blitzte drein mit ſeinen Alles ſehenden Augen, er faßte an mit ſeinen Alles bewältigenden Händen und ſiehe, es ward Licht und Ordnung in dem bodenloſen Tohuh-Wabohuh des Civildienſts und der Militärverwaltung, des Finanzweſens und der Rechtspflege. Sicherheit, Vertrauen und Behagen kehrten den Menſchen wieder zurück. Der öffentliche Kredit, durch die gräuliche Aſſignatenkoſt zum Skelett abgemagert, ſetzte von Neuem Fleiſch an und brachte es bald wieder zu rothen Backen. Das „Geſchäft“ kam wieder in Gang und mit dem Geſchäft das „Vergnügen“. Panem et circenses! Der kleine Schwarzhaarige war der Mann, den nachgemachten Römern an der Seine damit aufzuwarten. Und er war noch für Anderes der Mann. Denn während er mit der einen Hand das unter dem Schein republikaniſcher Formen auf abſolut-monarchiſcher Baſis reorganiſirte Frankreich ſtraff im Zügel hielt, zeichnete er mit der andern auf der Karte von Europa ſchon die Linien der künftigen Märſche ſeiner Heere und die Stätten ſeiner künftigen Siege. Und wie hätte es anders ſein können? Warum ſollte Angeſichts dieſer überall unzulänglichen, unerquicklichen und unerſprießlichen, hier in Leichtfertigkeiten und Laſtern ſchwelgenden, dort zwiſchen Blödſinn und Wahnwitz ſchwankenden, wieder anderswo an Leib und Seele völlig verkommenen Legitimität, welche auf den Polſtern der europäiſchen Throne gemeinen Bauchdienſt oder „noble Paſſionen“ oder auch gar Nichts trieb, — warum ſollte da der Bonaparte nicht Hang und Drang, Wunſch und Berechtigung in ſich fühlen, als ein vernichtender Wetterſtral hineinzufahren in dieſe Welt des hohlen Dünkels, des brutalen Hochmuths, der Dummheit, Ohnmacht und Lüderlichkeit? Er, in ſeiner Weiſe, welche dazumal noch häufiger eine kalkulirende als eine explodirende geweſen iſt, drückte das etwas anders aus, indem er zu Thibaudeau ſagte: „Die Regierung Frankreichs bedarf der Handlung, bedarf des Glanzes und demnach des Krieges, um inmitten ihrer inneren und äußeren Feinde eine imponirende Stellung einzunehmen. Sie muß die erſte von allen ſein oder ſie geht zu Grunde!“ — „Und dies zu erreichen, gibt es Ihrer Anſicht zufolge kein anderes Mittel als den Krieg?“ — „Nein, kein anderes“ 38).

Aber was man einem geſcheidten Mann wie Thibaudeau ſagen durfte, brauchte man dem großen Haufen in Frankreich und Europa nicht ebenfalls zu ſagen. Bevor wir über die ewigen großen Kinder, die Völker, abermals das Kriegsdonnerwetter aufziehen laſſen, wollen wir ihre Ohren mit ſanftem Friedensſäuſeln kitzeln; denn die Welt will betrogen ſein. Demzufolge ſetzt ſich Bonaparte ſchon am 25. Dezember 1799 hin und ſchreibt an Se. Majeſtät den König von Großbritannien und Irland einen Brief, worin des Friedens Palmen melodiſch weh'n und ſäuſeln. „Soll der Krieg, welcher ſeit acht Jahren in vier Erdtheilen wüthet, ewig währen? Gibt es kein anderes Mittel, ſich zu verſtändigen? Wie! Könnten die zwei aufgeklärteſten Nationen Europa's, beide mächtiger und ſtärker als ihre bloße Sicherheit und Unabhängigkeit fordern, die Wohlthaten des Handels, das innere Gedeihen und das häusliche Glück den Illuſionen einer eiteln Größe zum Opfer bringen? Warum ſollten ſie nicht fühlen, daß der Friede das erſte Bedürfniß und der größte Ruhm iſt“ (comment ne sentent-elles pas que la paix est le premier des besoins comme la première des gloires). An demſelben 25. Dezember von 1799 ſchreibt der Erſte Conſul noch eine zweite Friedenspalmenepiſtel, gerichtet an Se. Majeſtät den Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen.

„Fremd jedem Gefühl eiteln Ruhms — ſo lautete unter Anderem das Girren der korſiſchen Friedenstaube — zielt der erſte meiner Wünſche darauf ab, weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun“ (étranger à tout sentiment de vaine gloire, le premier de mes voeux est d'arrêter l'effusion du sang qui va couler[31]). Zwanzig Jahre ſpäter, als er auf St. Helena die Kommentarien zu ſeinen früheren Worten und Thaten diktirte, ſagte Napoleon: „Ich brauchte damals (auf der Schwelle zum Jahr 1800) den Krieg. Der 18. Brumaire hatte mich ohne Zweifel ſehr hoch geſtellt; aber ein Friede, welcher den von Campo Formio aufgehoben hätte, würde auf die Einbildungskraft der Franzoſen nachtheilig gewirkt und mir das entriſſen haben, was ich brauchte, um die Revolution zu ſchließen und ein feſtes Regierungsſyſtem zu begründen. Dies fühlend, erwartete ich mit Ungeduld die Antwort des engliſchen Kabinetts und ihre Ankunft erfüllte mich mit geheimer Freude“[32].

Denn dieſe Antwort brachte Krieg. Georg der Dritte, unter deſſen Organen Kinnlade und Magen die ſtärkſten und entwickeltſten waren, hätte es jedenfalls weit unter ſeiner Würde gehalten, die „impertinente“ Zuſchrift des Parvenu vom 18. Brumaire höchſtſelbſt zu beantworten, auch wenn der diplomatiſche Brauch Englands das geſtattete. Der Inhalt der Antwortsnote, welche im Namen des engliſchen Kabinetts der Vorſtand des auswärtigen Amts, Lord Grenville, ertheilte, war ganz ſo, wie er von der britiſchen Oligarchie erwartet werden mußte .... Wenn es eine franzöſiſche Fabel iſt, daß Pitt, d. h. England, vom Beginn der Revolution an mit allen Mitteln auf das Verderben Frankreichs hingearbeitet habe[33], ſo iſt es nicht weniger eine engliſche Fabel, daß Bonaparte von Anfang an England nur zwiſchen Untergang und einem Kampf auf Leben und Tod die Wahl gelaſſen habe. Die Wahrheit iſt, daß die britiſche Oligarchie den Frieden ebenſo wenig wollte wie der neue Machthaber von Frankreich, ja, daß ſie ſogar noch leidenſchaftlicher als dieſer nach Krieg begehrte. Die auswärtige Politik Englands, eine beiſpiellos glückliche Miſchung von Brutalität und Heuchelei, hatte ſich zu dieſer Zeit bereits glücklich zur Höhe jener inſulariſchen Selbſtſucht emporgearbeitet, für welche das Feſtland von Europa und die ganze Erde ſchlechterdings nur ein Gegenſtand der Ausbeutung war und iſt. Es gehörte die bronzeſtirnige Schamloſigkeit engliſcher Tartufferie dazu, Frankreichs Uebergriffe und Eroberungsluſt bei allen Menſchen und Göttern zu verklagen, während man ſelber mit nimmerſatter Räuberfauſt alles irgendwie Erreichbare zuſammenraffte, während man Millionen auf Millionen von Hindus verknechtete und in allen Erdtheilen den engliſchen Leoparden ſeine beutegierige Tatze überall einſchlagen ließ, wo Raum dazu war. Aus zärtlicher Beſorgniß für die Unabhängigkeit der Völker des Kontinents hätte England ſeinen ruheloſen Kampf gegen den Napoleonismus geſtritten? Lug und Trug! Wie kindiſch dieſes Märchen, muß auch dem Blödſichtigſten einleuchten, wenn er bedenkt, daß bei noch währendem und nach beendigtem Weltkrieg gegen Napoleon der engliſche Ariſtokratismus dem feſtländiſchen Abſolutismus treulichſt geholfen hat, die Völker um die Früchte des ungeheuren Kampfes zu prellen. Aber anerkennen muß man, der engliſche Egoismus hat den großen Streit mit jener zähen Ausdauer, mit jener unerbittlichen Logik und unbedingten Skrupelloſigkeit geführt, wodurch weltgeſchichtliche Erfolge erreicht werden. Gewiß, es wäre lächerlich, gegen dieſen Egoismus zu deklamiren; allein Pflicht der Geſchichte iſt es, die Thatſache deſſelben zu bezeugen. Der Kern des Verfahrens, welches England dem Frankreich der Revolution und Napoleon's gegenüber einhielt, war ein doppelter. Es ſollte nach außen die britiſche Handelsobmacht erhalten und erweitert, nach innen das Staatsweſen von Alt England, d. h. das Privilegium der Ariſtokratie, vor jeder Beeinträchtigung durch die revolutionären Prinzipien bewahrt werden. Der jüngere Pitt war der Mann dazu, dieſe doppelte Aufgabe zu erfaſſen und durchzuführen. Wie Jedermann weiß, war er beim Anfang ſeiner ſtaatsmänniſchen Laufbahn Reformgedanken ſelber lebhaft zugeneigt geweſen; aber ſchärfer von Verſtand und kleiner von Seele als ſein erlauchter Vater, hatte er bald erkannt, daß ſein leidenſchaftlicher Machtdurſt, dem napoleoniſchen wenig oder nichts nachgebend, im Bunde mit einem König wie Georg der Dritte, in deſſen Schädel der Haß jeder Freiheitsregung zur fixen Idee ſich verknöchert hatte, und im Bunde mit der überwiegenden Mehrzahl der engliſchen Nobility und Gentry vollere und dauerndere Stillung finden würde als an der Spitze der liberalen Oppoſition, die ja zudem in der Perſon des Charles Fox bereits einen Chef beſaß, welchen zu verdrängen ſchwer oder geradezu unmöglich geweſen wäre.

Nachdem er ſeine Wahl getroffen und ſein Talent in den Dienſt der toryiſtiſchen Intereſſen gegeben hatte, ſchritt Pitt, um die „Katechismus-Moral" nicht weniger unbekümmert als Bonaparte, feſt voran auf ſeiner Bahn. Sicher der herzlichen Zuſtimmung ſeines Königs, hinter deſſen Stirnwand Nichts vorhanden war als das erwähnte verknöcherte Ding, und ſicher einer ſtarken ſtockengliſchen, d. h. durchaus ariſtokratiſchen und dabei in Betreff feſtländiſcher Angelegenheiten gränzenlos unwiſſenden Mehrheit in beiden Häuſern des Parlaments, beſchloß der leitende Miniſter, die Zuſchrift des Erſten Conſuls im Styl echtbritiſcher Flegelei zu beantworten und damit den Krieg auf's Neue in Gang zu bringen. Denn ohne Krieg ließ ſich das Syſtem Pitt's, d. h. die Ausbeutung der Welt durch England und die Ausbeutung Englands durch ein Tauſend von privilegirten Familien, nicht durchführen. Man bedurfte des kriegeriſchen Lärms, um die auch in England laut und in Irland ſehr laut gewordenen Stimmen, die nach Reform und Gerechtigkeit riefen, niederzuſchreien. Man bedurfte des Pulverdampfes, um dem engliſchen Volke die gehörige Maſſe blauen und grauen

Dunſtes vermachen zu können. In die miniſterielle Parlaments- und Zeitungsſprache überſetzt, lautete das: „Behütung der Unabhängigkeit der Nationen Europa's vor franzöſiſcher Uſurpation! Bewahrung der Freiheiten von Alt-England vor jakobiniſcher Beſudelung!“ In der That, die Sorge der Firma William Pitt, George the Third und Compagnie, das weiße Unſchuldskleid einer ſchuldloſen Britannia vor jakobiniſch-trikolorer Bemackelung zu wahren, ging ſehr weit, ging ſo weit, daß England — von dem zu Boden geſtampften Irland gar nicht zu reden — ſelbſt in den ſchlimmſten Zeiten der Stuarts kaum ſo willkürlich und gewaltſam regiert worden iſt, wie es auf der Schwelle vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert regiert wurde. Man iſt vollauf berechtigt, zu ſagen, daß Pitt und Konſorten mehrere Jahre lang den Staat mit abſolutem Terrorismus beherrſcht haben 36). Es fehlte keineswegs an Denkenden und Einſichtigen, welche das Spiel der Oligarchie durchſchauten; allein die Mehrzahl der Leute von „Reſpectability“ gab ſich zufrieden, hinter dem brodelnden Theekeſſel ihr orthodox-anglikaniſches Kreuz vor der jakobiniſchen „Infidelity“ zu ſchlagen, und was die eigentliche Volksmaſſe anging, ſo ließ man ihr ja die brutale Freiheit, in den Ale- und Ginhäuſern Flüche und Verwünſchungen auf die „French dogs“ herzubrüllen. Der altengliſch-ſtierköpfige Nationalhaß gegen die Franzoſen wurde überhaupt durch die Tories höchſt geſchickt zu ihren Zwecken ausgebeutet, wie denn dieſe Kinderkrankheit der Völker, der Nationalhaß, zu jeder Zeit der dynaſtiſchen oder ariſtokratiſchen Tyrannei vortreffliche Dienſte leiſtete und leiſtet.

Es ſteht zu vermuthen, daß Georgs des Dritten mächtiges Kieferwerk zum wohlgefälligſten Schmunzeln ſich zugeſpitzt habe, als ihm die Antwort zur Billigung vorgelegt ward, womit ſein Miniſterium die Friedensepiſtel Bonaparte's abfertigte; und Thatſache iſt, daß der Erſte Konſul, nachdem dieſe Abfertigung in Paris eingetroffen, ſeinerſeits behaglichſt ſich die Hände rieb und zum Diable-Boiteux-Talleyrand ſagte: „Die Antwort konnte gar nicht erwünſchter ausfallen“ 38). Gewiß iſt es insbeſondere ein Satz in der engliſchen Note geweſen, welcher Sr. großbritanniſchen Majeſtät und Bonaparte gleichermaßen gefiel, wenn auch aus verſchiedenen Gründen, der Satz: „Der beſte und ſicherſte Beweis (für die friedliche Geſinnung der neuen franzöſiſchen Regierung) würde die Heimberufung und Wiederinthroniſirung (restauration) der bourboniſchen Familie ſein, welche während ſo vieler Jahrhunderte der franzöſiſchen Nation innere Wohlfahrt und die Achtung des Auslands verſchafft hat.“ War dieſer Blödſinn in die Note eingeſchoben, um dem Legitimitätsduſel des dritten Georg zu ſchmeicheln? Oder war es jenes berechnete Hohngrinſen („sneer“), womit die hochmüthige Selbſtſucht der engliſchen Oligarchie auf feſtländiſche Verhältniſſe herabzublicken pflegt? Genug, Bonaparte war vollauf berechtigt, dieſe plumpe oder höhniſche Forderung des britiſchen Kabinetts ſo tüchtig zur Aufſtachelung des franzöſiſchen Nationalgefühls auszunützen, wie er that. Es half Nichts, daß die parlamentariſche Oppoſition in England eine kräftige Anſtrengung machte, um den Kriegsdurſt der Regierung zu löſchen. Vergeblich boten Fox, Erskine und Sheridan ihren Scharfſinn und ihre Beredtſamkeit auf, um im Unterhaus eine Verwerfung der kriegeriſchen Vorſchläge des Miniſteriums durchzuſetzen. Am Ende der Rede, mittelſt welcher Pitt den loyalen Fuchsjägern und ſonſtigen „Landgentlemen“, woraus die Mehrheit des Unterhauſes beſtand, die unausweichliche Nothwendigkeit der Fortführung des Krieges gegen Frankreich bewies, ſpielte er den lateiniſchen Trumpf aus: „Cur igitur pacem nolo, quia infida est, quia periculosa, quia esse non potest —“ und gewann ſein Spiel. Mit einer Mehrheit von 265 Stimmen gegen 64 billigte das Haus die Pitt'ſche Politik, d. h. die Fortſetzung des Kriegs, und bewilligte verſchwenderiſch die nöthigen Geldmittel, worunter auch reichliche Subſidien für Oeſtreich und die übrigen „bettelhaften“ deutſchen Potentaten, welche zu Koalirten Sr. großbritanniſchen Majeſtät angeworben werden ſollten [36].

Die engliſchen Pfunde thaten auf dem Feſtland die gewünſchte Wirkung. Nicht allein wurden damit im Frühjahr von 1800 Pfalzbaiern, Würtemberg und Kurmainz gegen Frankreich gekauft, ſondern auch verſtärkten dieſe Pfunde gar ſehr das Gewicht der Gründe, welche Oeſtreich bei der zweiten Koalition und demnach auf dem Kriegspfad feſthielten. Zwar hatte Miniſter Thugut den Friedensbrief Bonaparte's an Kaiſer Franz artiger und verbindlicher beantwortet als man von Thugut'ſcher Art erwarten konnte, welche bekanntlich eine Art von Feuerſpeiteufelei geweſen iſt. Der Erſte Conſul hatte darauf durch Talleyrand eröffnen laſſen, Frankreich ſei ganz bereit, auf der Baſis der Beſtimmungen des Friedens von Campo Formio einen neuen Friedensvertrag mit Oeſtreich einzugehen und vor der Hand einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Auf einer ſolchen Baſis zu unterhandeln, war aber Thugut, beſonders nach den großen Erfolgen der öſtreichiſchen Waffen i. J. 1799, nicht der Mann und er brach daher das zwiſchen Paris und Wien hin- und hergehende Pourparler ab mittelſt der Erklärung, Oeſtreich wolle ohne ſeine Bundesgenoſſen, d. h. ohne England, nicht weiter unterhandeln .... Viel leichteres und erfolgreicheres Spiel als in Wien hatte Bonaparte in Berlin. Es bedurfte hier in der That nur eines geringen Aufwands von glatten Phraſen, um Preußen bei der norddeutſchen Neutralitätspolitik feſtzuhalten, die es ſeit dem Frieden von Baſel befolgt hatte. Dieſe „Politik der freien Hand“ wurde dann in allen möglichen Tonarten ſo lange abgeorgelt, bis der ſelbſtgefällige Text bei Jena eine unliebſame Variation fand. Nicht viel größere Mühe, wenn auch mehr Koſten als die Neutraliſirung Preußens verurſachte dem Erſten Conſul die Rußlands. Czar Paul der Erſte, damals ſchon an der Schwelle zum letzten Stadium ſeiner tyranniſchen Narrheit angelangt, war mit dem Rückzug Suworow's aus der Schweiz thatſächlich bereits von der Koalition gegen Frankreich zurückgetreten. Er hatte Grund, manches von ſeinen Bundesgenoſſen, Oeſtreich und England, während des letzten Krieges Gethane und Nichtgethane übel zu vermerken, und außerdem nahmen in dem kranken Gehirn des unglücklichen Mannes auch kleinſte öſtreichiſche oder engliſche Ungeſchicklichkeiten ungeheuerliche Dimenſionen abſichtlicher Beleidigungen an. Begreiflich daher, daß der närriſche Czar, nachdem vollends Bonaparte die bekannte Reihenfolge äußerſt geſchickt in Szene geſetzter Schmeichelungen und Streichelungen gegen ihn losgelaſſen hatte, mehr und mehr geneigt wurde, mit gleichen Füßen in eine Allianz mit Frankreich hineinzuſpringen, als die ruſſiſche Magna Charta — wir werden ſehen, wie — dieſen czariſchen Sprung verhinderte ....

Alledem zufolge hatte Bonaparte den gewünſchten Krieg und konnte am 3. März von 1800 ſeinem Bruder Lucien, damals Miniſter des Innern, den Befehl zufertigen, derſelbe ſolle die „Bürger“ Lebrun und Rouget de l'Iſle beauftragen, ein Kriegslied zu dichten, welches geeignet wäre, den Franzoſen die Idee beizubringen, daß der Friede erſt nach dem Siege komme, und ſo einzurichten ſei, daß es nach der Melodie der Marſeillaiſe oder des „Chant du départ“ geſungen werden könne. Denn — was freilich in der betreffenden Ordre nicht ſteht — wir dürfen keine Gelegenheit verſäumen, den republikaniſchen Weiſen unſern bonaparte'ſchen Text unterzuſchieben. Während wir aber Kriegslieder beſtellen und unſere gegen Deutſchland und Italien beſtimmten Armeen ſchlagfertig machen, wollen wir der Nation fortwährend unſere Friedensliebe betheuern und ihr am 8. März zurufen: „Français, vous désirez la paix: votre Gouvernement la désire avec plus d'ardeur encore“ 37). Denn die Welt will betrogen ſein und ſo werde ſie es. Als im Jahre 1556 der Legat Papſt Paul des Vierten, der Kardinal

Carlo Caraffa, welcher an König Heinrich den Zweiten geſandt war, um Frankreich in einen blutigen Krieg hineinzumacchiavelliſiren, ſeinen feierlichen Einzug in Paris hielt, drängte ſich die gedankenloſe Menge zu Tauſenden auf den Straßen, um den Segen des vorüberreitenden Geſandten und Neffen des Statthalters Chriſti zu erflehen und zu empfangen. Er aber, ſo thuend, als bewegte er betend die Lippen und hobe ſegnend die Hände, ziſchelte ſeinen ihm zur Seite reitenden Vertrauten zu: „Laßt uns dieſe ſchäfigen Kreaturen für Narren halten, da ſie es ſchlechterdings ſo haben wollen“ [38]). So war es und ſo wird es im Grunde immer ſein: die Formen der Dummheit hüben, die des Macchiavellismus oder Loyolaismus drüben wechſeln; aber das Weſen bleibt und niemals wird es an einer hinlänglichen Anzahl von „ſchäfigen Kreaturen“ fehlen, welche geſegnet zu werden wähnen, während man ſie verhöhnt . . . .

Bevor die Frühlingsſtürme von 1800 den Winterſchnee hinweggefegt hatten, begannen dieſſeits und jenſeits der Alpen die kriegeriſchen Bewegungen wieder. Hier und dort hatte Oeſtreich die Bürde des Krieges allein zu tragen. Denn das arme alte Reichsgeſpenſt trat als ſolches gar nicht mit auf den Plan und die mittelſt der Magie engliſcher Guineen in Bewegung gebrachte Beihülfe, welche einzelne Reichsfürſten den Oeſtreichern leiſteten, wollte auch nicht viel bedeuten. Was England angeht, ſo ſuchte es nach wieder ausgebrochenem Kriege mit gewohntem Eifer ſeine Meer- und Kolonialherrſchaft zu erweitern und neue Stützpunkte ſeiner See- und Handelsmächtigkeit in ſeine Gewalt zu bekommen, wie ihm das z. B. mit Malta gelang, welche Hauptburg des Mittelmeers es i. J. 1801 den Franzoſen entriß. Seine Betheiligung an den Landkriegen der napoleoniſchen Zeit war jetzt und noch etliche Jahre lang gleich Null. Sie iſt erſt mit dem Auftreten Wellington's in Spanien von Bedeutung geworden.

Bonaparte hatte beſchloſſen, die großen Schläge des bevorſtehenden Feldzugs in Italien zu thun, auf dem Boden, wo der Widerhall ſeiner früheren Siege noch nicht erſtorben war. Es bedurfte daher eines nicht eben großen Aufwands von Selbſtverleugnung, um das Kommando der gegen Deutſchland beſtimmten angeblichen Hauptarmee in den Händen Moreau's zu laſſen. Wohl aber bedurfte es etlichen Witzes und Scharfſinns, wie nicht minder napoleoniſcher Arbeitskraft und Thätigkeit, um der Welt die bekannte täuſchende Phantasmagorie der „Reſerve-Armee von Dijon" vorzugaukeln und zugleich die Thatſache einer nach Italien beſtimmten, in aller Eile und Stille truppweiſe gegen den Genferſee hinaufrückenden Armee herzuſtellen, mit welcher der Erſte Conſul die Alpen überſteigen und wetterſtrahlplötzlich über das vom alten Melas befehligte öſtreichiſche Heer in der lombardiſchen Ebene herfallen wollte. In drei Kolonnen bei Straßburg, Neu-Breiſach und Baſel über den Rhein nach Deutſchland hereinbrechend, begann Moreau an der Spitze von etwa 135,000 Mann, von welchen 100,000 Mann wirkliche Feldtruppen, am 25. April ſeine Operationen gegen das öſtreichiſche Heer, welches, unter des Feldzeugmeiſters Kray Oberbefehl, in der Stärke von 101,734 Mann von Graubünden und Vorarlberg an über den Schwarzwald hin bis zum Rhein, Neckar und Main verzettelt ſtand 39). Moreau, wie eigens dazu geſchaffen, der Welt den Beweis zu liefern, daß Einer ein mittelmäßiger Kopf und ſchwacher Charakter und dabei doch ein tüchtiger General ſein könne, manövrirte in den erſten Wochen des Maimonds ſeinen Gegner Kray, dem es doch keineswegs an Verſtand und Bravheit gebrach, vermöge der überlegenen Manövrirfähigkeit der Franzoſen aus dem Hegau und dem obern Donauthal bis nach Ulm hinunter, bei welcher Stadt die Öſtreicher ein feſtes Lager bezogen. Dann trat auf dem deutſchen Kriegstheater ein langer Stillſtand der Operationen ein, theils weil mit dem vorſichtigen und tapfern Kray doch nicht ſo leicht fertig zu werden war, theils weil Moreau, überhaupt nicht der

Mann, entſcheidende Schläge im bonaparte'ſchen Styl zu führen, als einen annehmbaren Grund ſeiner zaudernden Strategik ſchmollend den Umſtand geltend machen konnte, daß er 15,000 Mann von ſeiner Armee unter Moncey's Führung aus Schwaben durch die Schweiz und über den Gotthard zur Verſtärkung der franzöſiſchen Streitmacht in Italien habe entſenden müſſen.

Es konnte nicht anders erwartet werden als daß die Entſcheidung des Feldzugs da ſein würde, wo Bonaparte war. Nachdem er ungeduldig die erſten Nachrichten von Moreau's Vorgehen in Deutſchland, von welchem Vorgehen die Aufhebung der Verbindung zwiſchen den öſtreichiſchen Armeen diesſeits und jenſeits der Alpen abhing, erwartet hatte, verließ der Erſte Conſul am 6. Mai Paris, führte zu Dijon eine Revue-Komödie auf zur Erbauung der fremden Kundſchafter und rannte nach Genf, allwo die Ufer des Leman entlang nicht das Dijoner Dunſt- und Scheinbild, ſondern die Wirklichkeit der Reſerve-Armee zum Alpenübergang bereit ſtand. Hohe, höchſte Zeit war es hiezu, denn die Ueberreſte der franzöſiſchen Streitkräfte in Ober-Italien, befehligt von Suchet und Maſſena, waren durch die weit überlegenen öſtreichiſchen — Melas hatte im Ganzen an 130,000 Mann zu ſeiner Verfügung — auf den ſüdlichen Abhang der Meeralpen zurückgedrängt worden, ſo zwar, daß Suchet ſich genöthigt ſah, aus der Grafſchaft Nizza über den Gränzfluß Var nach Frankreich zurückzugehen, während Maſſena mit 15,000 Mann ſich in dem feſten Genua einſchloß und heldenmüthig eine Belagerung beſtand gegen 40,000 Oeſtreicher unter dem General Ott, gegen den Hunger und gegen die durch den Hunger zur Verzweiflung getriebene Bewohnerſchaft der Stadt. Am 5. Juni war die äußerſte Möglichkeit, Genua länger zu halten, zu Ende und Maſſena kapitulirte. Allein noch bevor die Oeſtreicher dieſen letzten Erfolg erlangten, hatte ſich auf dem oberitaliſchen Kriegstheater eine große Szenenveränderung vorbereitet. Denn ſchon wälzten ſich die bonaparte'-

ſchen Heergewitterwolken an der Südſeite der Alpen hernieder.

Die ganze Armee, womit der Erſte Conſul in die Lombardei einbrechen wollte, hatte eine Stärke von 65,000 Mann, welche an vier Stellen, über den Gotthard, den Mont Cenis, den großen und kleinen Sankt Bernhard hinweg, die Alpen überſteigen und jenſeits derſelben einen Feind überraſchen ſollten, welcher noch immer das Dijoner Dunſt- und Scheinbild von einer „Reſerve-Armee“ im Kopfe und demnach von der ihn bedrohenden Gefahr entweder gar keine oder doch höchſtens nur eine ſehr nebelhafte Vorſtellung hatte. Tauſendäugig betrieb Bonaparte an den Geſtaden des Leman die Anordnungen zum Alpenübergang. Siegesgewiß ſchrieb er von Lauſanne aus an Deſaix: „Ich bin im Begriff, mit 30,000 Mann nach Italien hinüberzuſteigen, um Maſſena Luft zu machen und Melas zu verjagen.“ Nicht ganz wahrheitsgetreu, wie ja das Genaunehmen mit der Wahrheit zu dieſer Zeit ſchon nicht mehr die Sache des genialen Glücksſoldaten geweſen iſt. Denn nicht 30,000, ſondern 40,000 Mann (35,000 M. Infanterie und Artillerie, 5000 M. Reiterei) betrug der Gewalthaufe, welchen der Erſte Conſul ſelber über den großen Sankt Bernhard führen wollte. Der Ingenieur-General Marescot hatte dieſen Bergpaß ſorgfältig unterſucht und ſtattete Bonaparte zu Lauſanne Bericht ab. „Kann man hinüber?“ — „Ja, Bürger Conſul, aber nur mit großer Mühe und Noth.“ — „Hinüber alſo!“ Inmitten der anſtrengenden Arbeiten, um den kühnen Hinübergedanken zur That zu machen, fand der Erſte Conſul Zeit zu einer zweiſtündigen Unterredung mit Monſieur Necker, welche verſchollene Größe von 1789 von ihrer Villa Coppet nach Genf hereingekommen, um ſich dem neuen Gebieter Frankreichs vorzuſtellen. Kein Zweifel, Necker hätte ſeine Perſon und ſeine ganze Finanzerei demſelben gerne zur Verfügung geſtellt; denn Dame Staël bezeugt uns ſüßſäuerlich, Bonaparte habe einen

„ziemlich angenehmen" Eindruck auf ihren Vater gemacht. Allein der angenehme Eindruck war kein gegenſeitiger. Monſieur Necker imponirte mit ſeinem ſelbſtgefälligen Gerede von der „Moralität, die ein Finanzminiſter haben müſſe", dem Erſten Conſul ganz und gar nicht und dieſer nahm von dem leicht erkennbaren Wunſch des Genfers, wieder an die Spitze der franzöſiſchen Finanzverwaltung geſtellt zu werden, nicht die geringſte Notiz, ſondern ſagte achſelzuckend zu ſeinem Geheimſchreiber Bourrienne: „Er hat mir nichts Erwähnenswerthes mitgetheilt. Ein Bankier von beſchränkten Anſichten, weit unter der Vorſtellung, die ich von ihm gehabt. Ja, ja, ſo geht es: die meiſten Berühmtheiten können eine Betrachtung aus der Nähe nicht vertragen"**).

Lannes, nachmals Titularherzog von Montebello, unter dem napoleoniſchen Marſchallsrock ſtets die rauhe Sitte und Sprechweiſe eines tapferſten Soldaten und tüchtigſten Generals der Republik bewahrend, Einer, welcher es bis zuletzt wagte, den allmächtigen Imperator im unbefangenſten Kameradenton gelegentlich zu erinnern, daß er ihn als armen Teufel von Secondelieutenant gekannt habe, — Lannes brach mit der Vorhut des Gewalthaufens im Morgengrauen des 15. Mai vom nördlichen Fuße des großen Bernhard auf. Im Laufe der vier folgenden Tage überklomm und überkletterte Diviſion um Diviſion die Schneefelder und Eisrunſen des Alpenpaſſes, Pferde, Geſchütze und Troß mit ſich ziehend und ſchleppend, ſo gut es eben gehen mochte und wollte. Am 20. Mai ging der Erſte Conſul zu Fuße über den Berg, nur mitunter eines Maulthiers ſich bedienend. Mühe und Noth genug und mehr als genug koſtete das „Hinüber", aber es gelang und auch das Fort Bard, welches ſich im engen Dora-Thal mit ſeinen öſtreichiſchen Kanonen breitmachte, vermochte dem bonaparte'ſchen Hinüber! keinen Halt zu gebieten. Jetzt endlich dämmerte dem öſtreichiſchen Heerführer drunten am Var die Gewißheit auf, daß der Alpenübergang der franzöſiſchen „Reſerve-Armee" kein Märchen ſei.

Als er aber, von Streitkräften zuſammenraffend, was gerade bei der Hand, von Nizza her gen Turin ſich aufmachte und am 26. Mai daſelbſt anlangte, war es ſchon zu ſpät, den Verſuch zu machen — auch wenn die Verzettelung der öſtreichiſchen Heerhaufen dieſen Verſuch zugelaſſen — das Hervorbrechen der feindlichen Harſte aus den Thalmündungen am Südabhange der Alpen zu verhindern. Und dann operirte dieſer Parvenu von Bonaparte leider Gottes auch gar nicht ſo, wie die Regeln der Kriegskunſt es verlangten und wie richtige öſtreichiſche Generale, deren Ur-Urgroßväter ſchon zu den Zeiten der Gallas und Piccolomini Mitheerverderber geweſen waren, billiger Weiſe es erwarten konnten. Das Regelrechteſte war doch wohl, daß Bonaparte vor Allem verſuchte, dem in Genua eingeſchloſſenen Maſſena Entſatz zu bringen. Aber was kümmerte ſich ſo ein Bönhaſe von General, deſſen Avancement auch gar kein regelmäßiges geweſen, um die Paragraphen der Kriegswiſſenſchaftskompendien?

Er ging ſeinen eigenen Weg, der „Bunabarde Jildirim“. Am 21. Mai ſchrieb er von Aoſta aus an ſeinen Bruder Joſeph: „Wir ſind hieher herabgefahren wie der Blitz (nous sommes tombés ici comme la foudre). Der Feind hat uns ſchlechterdings nicht hier erwartet und will kaum glauben, daß wir da. Größte Ereigniſſe bereiten ſich vor. Die Reſultate werden, hoff' ich, bedeutend ſein für das Glück und den Ruhm der Republik.“ Fünf Tage darauf, nachdem die öſtreichiſchen Vortruppen allenthalben von den Abhängen der Alpen gegen Turin zurückgetrieben waren, hielt er über ſeine an der Chiuſella zuſammengezogenen Schaaren Heerſchau und ſetzte ein Kind in die Welt, das nachmals ungeheuren Lärm darin gemacht hat. Dieſes Kind erhielt den Namen „Bulletin“, auf welchen es zu Ivrea, ſeiner Geburtsſtätte, am 9. Prairial oder 29. Mai des Jahres 1800 getauft ward[41]). In der unſcheinbaren Geſtalt eines ſimpeln Tagsbefehls an die Reſerve-Armee zur Welt gekommen, wuchs das Kleine, mit Gloire aufgepäppelt, binnen Kurzem zu einem ungeheuerlichen Ding heran, zu einem Rieſenſchlauch ſo zu ſagen, außen gleißend von den blendendſten Phraſenfarben, aber innen voll Lüge, Hochmuth und Falſchheit. Alſo rumorte es elf Jahre und etliche Monate lang in der Welt umher, bis der Tag kam — es war der 3. Dezember von 1812 — an welchem zu Molodeczno in Litthauen der Rieſenſchlauch barſt, Europa mit entſetzlichem Geſtank erfüllend .... Während der wackere altfränkiſche Melas zu Turin mit der Stange der Methode im Nebel der Ungewißheit herumtaſtete, wandte ſich der Erſte Conſul plötzlich oſtwärts und zog am 2. Juni in Mailand ein, wo die ſofort bewerkſtelligte Wiederaufrichtung des Scheinbilds der Ciſalpiniſchen Republik mit Jubel begrüßt wurde. Von Denen, die an dieſem Tage in den Straßen der lombardiſchen Hauptſtadt die einziehenden Franzoſen als „Befreier" anjubelten, haben gewiß noch viele, vielleicht die meiſten, nicht minder begeiſtert die am 9. Mai 1814 wiederum in Mailand einziehenden Oeſtreicher gleichfalls als Befreier angejubelt; denn es ziemt dem Knechtsſinn der charakterloſen Menge, jeden Dekorationswechſel mit Jubel zu begrüßen ... Bonaparte machte ſich, auch abgeſehen von ſeinen Feldherrngeſchäften, in Mailand viel zu thun. „Paßt mir auf den Georges Cadoudal auf, der aus England zurück iſt; ſchafft mir ihn lebendig oder todt", ſchrieb er an Miniſter Fouché. „Laßt ein Pamphlet drucken, welches den Beweis führt, daß das Haus Oeſtreich ſtets zum Schaden und auf Koſten des deutſchen Reichs ſich vergrößert habe", ſchrieb er an Miniſter Talleyrand. Am 4. Juni ließ er den hoffnungsvollen Säugling Bulletin den Mund aufthun und ſagen: „Im Dom von Mailand ward ein Tedeum geſungen für die glückliche Befreiung von Ketzern und Heiden" (des hérétiques et des infidèles), welche Ketzer und Heiden von Oeſtreichern mit einem bulletiniſchen Strom von Schmähungen überſchüttet wurden. Tags darauf that er an die verſammelte Geiſtlichkeit der lombardiſchen Hauptſtadt eine Anrede, in welcher ſeine Abſicht, den Katholicismus in Frankreich wieder herzuſtellen, zum erſten Mal mit Schall alſo explodirte: „Ich bin Katholik und bin überzeugt, daß dieſe Religion die einzige iſt, welche das wahre Glück einer wohleingerichteten Geſellſchaft begründen und die Grundlagen einer guten Regierung kräftigen kann. Frankreich, belehrt durch ſeine Mißgeſchicke, hat erkannt, daß die katholiſche Religion der einzige Anker, auf welchen es ſich inmitten der Stürme und Wogen verlaſſen kann“[42]). Und ſo weiter in dieſer Tonart. Zu Mailand iſt demnach am 5. Juni von 1800 das Präludium zum Konkordat geſpielt werden.

Zuvörderſt mußte das „eiſerne Würfelſpiel“ mit Melas zum Austrag gebracht werden und wurde, wie bekannt, nachdem ſchon die Probewürfe bei Caſteggio und Montebello (9. Juni) zum Nachtheil der Oeſtreicher ausgefallen, am 14. Juni durch den Hauptwurf auf dem Blachfeld zwiſchen dem Dorf Marengo, dem Fluß Bormida und dem Bach Fontana Nuova entſchieden. „Es gab da eigentlich zwei Schlachten an einem und demſelben Tage“, ſagte Bonaparte auf der Rückreiſe nach Paris in Dijon zu Matthieu Dumas. „Die erſte verlor, die zweite gewann ich[43])“. Er hätte hinzufügen ſollen: Mit Hülfe des armen Deſaix, ja ſehr mit deſſen Hülfe. Denn in der falſchen Vorausſetzung, die Oeſtreicher zögen ſich, einer Schlacht ausweichend, gegen Genua hin zurück, hatte der Erſte Conſul die von Deſaix befehligte Diviſion Boudet in der Richtung von Novi entſandt, um dem Feinde den Weg zu verlegen. Deſaix machte aber Kehrt, ſowie er von Marengo her den Geſchützdonner der beginnenden Schlacht vernahm, und ſo erreichte ihn der von Bonaparte geſandte Eilbote noch rechtzeitig. Die Oeſtreicher, am Morgen aus Aleſſandria aufgebrochen, überſchritten die Bormida in einer Stärke von 30,800 Mann, welchen Bonaparte, nach Deſaix's Entſendung, höchſtens 20,000 Mann entgegenzuſtellen hatte. Schon um 9 Uhr Morgens hatten ſich die Oeſtreicher Marengo's bemächtigt. Sie jagten von dort das Corps Victor's in die Flucht und nöthigten auch das Corps von Lannes zum Rückzug. Vergebens führte dann der Erſte Conſul dem ſiegreichen Feinde, dem auf der weiten Ebene ſeine Ueberlegenheit an Reiterei ſehr zu ſtatten kam, die Diviſion Monnier und die 900 Grenadiere der Conſulargarde entgegen. Um 2 Uhr Mittags war die ganze Linie der Franzoſen in unaufhaltſamem Weichen. Hätten die Oeſtreicher gehörig nachgedrückt, ſo war die Niederlage des Feindes vollſtändig. Aber vorzeitig wähnend, Sieger zu ſein, kehrte der alte Melas, verwundet und erſchöpft wie er war, nach Aleſſandria zurück, leider auch die Einheit im Kommando mit ſich nehmend. Jetzt aber hob der zweite Akt des blutigen Spiels von Marengo an. Denn während die Oeſtreicher auf der erſtrittenen Walſtatt ſorglos ſich reckten und dehnten, ſammelten ſich die geſchlagenen Franzoſen bei San Giuliano wieder und kam Deſaix. Ein nochmaliges Vorgehen wird beſchloſſen, angeordnet und ausgeführt. Deſaix, unterſtützt von einer wohlangebrachten Kartätſchen-Kanonade Marmont's und einem kühnen Reiterangriff Kellermann's, führt mit ſeiner Sturmkolonne den entſcheidenden Stoß, den Sieg freilich mit ſeinem jungen Leben bezahlend, einem der koſtbarſten und hoffnungsreichſten Leben in der franzöſiſchen Armee. Man ſieht, der „Blitz“ war nahe daran geweſen, ſtatt erhaben zu treffen in den Gewäſſern der Bormida kläglich zu erlöſchen. Denn ohne den Sieg von Marengo kein Napoleonismus. Die armen öſtreichiſchen und franzöſiſchen Soldaten, die ſich zu Tauſenden mordeten — die Schlacht war, obgleich nicht mit Maſſen geſchlagen, ſo blutig, daß der Verluſt an Todten und Verwundeten hüben und drüben 7—8000 Mann betrug — ja, die armen öſtreichiſchen oder franzöſiſchen Soldaten hatten keine Ahnung, daß ſie, während ſie um die „Ehre“ eines ſchwarzgelben Seidenlappens oder „pour la gloire“ gegenſeitig ſich zu Tauſenden mordeten, nur die Würfel waren, womit um eine Kaiſerkrone geknöchelt wurde.

Und dazu waren ſie, doch auch „vernunftbegabte" Weſen gleichſam, von ihren Müttern in Wonne empfangen und in Schmerzen geboren worden? In Wahrheit, beim Anblick ſo einer Walſtatt könnte man leicht auf den Einfall kommen, die Lehre von der Ver- und Durchteufelung der Welt ſei doch nicht ſo ganz nur eine kirchenväterliche Marotte, ſei doch etwas mehr als eine hypochondriſche Narrethei des rebelliſchen Mönchs von Wittenberg.

Der alte Melas ſah die Niederlage für eine entſcheidende an und ging am 15. Juni einen Waffenſtillſtand ein, welcher ihm geſtattete, die Trümmer ſeines Heeres hinter die Wälle von Mantua zurückzuführen. Der nächſtliegende Siegespreis für Bonaparte war der Beſitz der Lombardei und Piemonts. Ein zweitnächſter, daß das frondirende Gemunkel, welches in etlichen pariſer Salons, insbeſondere in dem von Sieyes, gegen den Erſten Conſul zu raunen und zu ziſcheln begonnen hatte, als ein Gerücht über die Alpen geflogen von einer Niederlage Bonaparte's, urplötzlich verſtummte. Von Marengo aus richtete der Sieger am 16. Juni ein Schreiben an Kaiſer Franz, zum Zwecke, den Waffenſtillſtand auch auf die in Deutſchland kämpfenden Heere auszudehnen und Friedensunterhandlungen anzubahnen. Bonaparte hatte ſeinen Corneille und Racine, ſeinen Oſſian und Werther nicht fruchtlos ſtudirt: es war Pathos in ſeiner Epiſtel und dichteriſcher Schwung. „Inmitten von Schmerzgeſtöhn und umgeben von 15,000 Leichen, beſchwöre ich Ew. Majeſtät, den Ruf der Menſchlichkeit zu hören und nicht zu geſtatten, daß zwei tapfere und mächtige Nationen ſich gegenſeitig erwürgen, um Intereſſen zu fördern, die ihnen fremde ſind." Galt der engliſchen Intereſſenpolitik, dieſer Hieb, und zwar, wie man geſtehen muß, nicht ohne Grund, auch falls es mehr Dichtung als Wahrheit ſein ſollte, daß, wie ein bonaparte'ſches Bulletin vom 17. Juni angab, ein verdienter öſtreichiſcher General im franzöſiſchen Hauptquartier geäußert habe, der Kontinent würde nicht eher zu Ruhe und Gedeihen kommen, bis er ſich einmüthig gegen jede Einmiſchung dieſes „feilen und krämeriſchen" Inſelvolks in ſeine Angelegenheiten erhöbe, dieſes Inſelvolks, welches „calcule sur notre sang pour l'accroissement de son commerce." Am 18. Juni wohnte der Erſte Conſul einem im Dom zu Mailand geſungenen Siegestedeum an und ermangelte nicht, Frankreich zu verkünden, daß „cette cérémonie était imposante et superbe." Denn wir müſſen jede Gelegenheit ergreifen, die Wiederherſtellung der „Religion" vorzubereiten, maßen der Altar die ſicherſte Stufe zum Thron. Es iſt daher geſcheidt von unſerem Bruder Lucien, daß er als Miniſter des Innern auch zu Paris ein Tedeum anordnet, welches am 22. Juni wirklich ſtattfindet und zwar unter dem Zulauf von 60,000 Menſchen, wohlgezählt. . . . Nachdem er für Ober-Italien eine proviſoriſche Regierungsmaſchinerie eingerichtet, auch zu Mailand den Schein einer Volksvertretung („Consulta") zu Nutzen und Frommen der italiſchen „Ideologen" inſtallirt und endlich Maſſena zum Obergeneral des jenſeits der Alpen verbleibenden franzöſiſchen Heeres beſtellt hatte, ging der Erſte Conſul über Lyon und Dijon nach Paris zurück. Von Lyon aus ſchrieb er an Bruder Lucien, er wolle bei ſeiner Ankunft weder Triumphbogen noch Empfangsceremonieen vorfinden; „denn ich habe eine zu gute Meinung von mir, um dergleichen Firlefanz (colifichets) werthzuſchätzen." Später gehörte die Werthſchätzung derartiger Colifichets bekanntlich ſehr zum „Syſtem" des Napoleonismus. Auf dem Wege durch Burgund ſagte Bonaparte zu ſeinem Wagengefährten Bourrienne: „Nur noch etliche große Ereigniſſe, wie dieſer Feldzug eins war, und ich kann zur Nachwelt gelangen." — „Ei, ich ſollte meinen, daß Ihr zu dieſem Zweck ſchon genug gethan habt." — „Genug gethan? Ich? Da ſeid Ihr ſehr auf dem Holzweg. Allerdings hab' ich binnen zwei Jahren Kairo, Paris und Mailand erobert; aber falls ich morgen ſtürbe, würd' ich nach einem Jahrtauſend in einem Weltgeſchichtsbuch kaum eine halbe Seite ausfüllen“[64]. Seifenblaſe Ruhm, wie magiekräftig muß dein Farbenſpiel gleißen, daß in demſelben Luſtrum, wo der größte Realiſt der Zeit ſo ſprach, auch der größte Idealiſt den Ruhm als das höchſte der Güter zu preiſen ſich getrieben fühlte[65].

Kaiſer Franz und ſein Miniſter Thugut fanden die Friedensepiſtel des Siegers von Marengo nicht beweglich genug. Um ſo weniger, als gerade einige Stunden vor dem Eintreffen derſelben Thugut und der engliſche Botſchafter mitſammen zu Wien einen Vertrag unterzeichnet hatten, kraft deſſen England ſich verpflichte, an Oeſtreich zwei Millionen Pfund Sterling Unterſtützungsgelder zu zahlen, und Oeſtreich, keinen Separatfrieden mit der franzöſiſchen Republik zu ſchließen, ſondern den Krieg gegen dieſelbe energiſch fortzuführen. Fortgeführt wurde er denn auch, nach Abwickelung eines Friedensheuchelſpiels, darin beſtehend, daß Thugut und Talleyrand — par nobile fratrum — ſich aus der Ferne um die Frage duellirten, welcher von ihnen im Rank und Schwank, im Lug und Trug der Gewand'tere ſei. Mit der Energie der öſtreichiſchen Kriegsführung war es freilich ſo lotterig und ſchlotterig beſtellt, daß Bonaparte, Herr von Norditalien und Süddeutſchland, mittelſt der den Waffenſtillſtand noch um 45 Tage verlängernden Uebereinkunft von Hohenlinden (20. September) Oeſtreich nur noch eine Galgenfriſt gewährte. Zwar trat in Folge dieſer Vereinbarung der „Feuerſpeiteufel“ Thugut von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oeſtreichs zurück — (wenigſtens pro forma) — und übertrug Kaiſer Franz dieſelbe dem geſchmeidigen Kobenzl, ſo daß ſich die Ausſichten für ernſtliche Friedensunterhandlungen günſtiger zu ſtellen ſchienen. Allein Oeſtreich weigerte ſich nicht unehrenhaft fortwährend, mit Beiſeitelaſſung Englands Frieden zu ſchließen, und ſo konnte ihm über dieſes Bedenken erſt das unwiderſtehliche Argument der entſchiedenen Niederlage hinweghelfen, die es am 3. Dezember 1800 in der großen Waldſchlacht bei Hohenlinden erlitt. Wie hätten auch die Oeſtreicher dort ſiegen ſollen? Waren ihnen doch die Franzoſen an Güte des Armeematerials und der Ausrüſtung nicht nur, ſondern auch an Zahl überlegen und wurden von Moreau kommandirt, während ein unreifer Junge, der achtzehnjährige Erzherzog Johann, und ein abgeſtandener Greis, der Feldzeugmeiſter Lauer, den öſtreichiſchen Heerbefehl mitſammen führten oder vielmehr nicht führten.

Der Schlag von Hohenlinden war ſo furchtbar, daß an eine weitere Fortführung des Kriegs von Seiten Oeſtreichs nicht mehr gedacht werden konnte 46). Der zu ſpät herbeibeſchworene Erzherzog Karl fand das geſchlagene Heer in völliger Auflöſung. Jetzt mußte Oeſtreich England England ſein laſſen und mit den Friedensverhandlungen zu Lüneville, wo der Herr Graf von Lehrbach ſeit November mit dem Citoyen Joſeph Bonaparte nichtsſagende Redensarten ausgetauſcht hatte, Ernſt machen, ſchwerſten, traurigſten Ernſt. Auch dem franzöſiſchen Machthaber, deſſen an ſeinen Bruder Joſeph während der Lüneviller Verhandlungen gerichtete Briefe Meiſterſtücke von diplomatiſcher Schlauheit und Verſchlagenheit ſind 47), war es um raſchen Abſchluß zu thun, da er des Friedens bedurfte, damit der Reifungsprozeß der Puppe Bonaparte zum Schmetterling Napoleon deſto ungeſtörter vor ſich gehen könnte. Der werdende Schmetterling reckte übrigens ſchon jetzt annexirluſtige Fühlhörner, welche freilich mehr imperatoriſchen Löwenklauen glichen, aus der Puppe hervor. Schon gingen manchmal an einem und demſelben Tage zwei oder drei Annexirungsbefehle von dem Arbeitskabinett des Erſten Konſuls aus 48). „Vous ferez connaitre, Citoyen Ministre, au tel et tel qu'il me paraitrait convenable de réunir au territoire de la République la place, telle et telle ou le pays tel et tel.“ Das Länderverſpeiſen hatte begonnen und das Speiſen wurde bald zum

Verſchlingen. . . . Einſtweilen diktirte Bonaparte durch den Mund ſeines Bruders Joſeph Oeſtreich und dem deutſchen Reich den Frieden, welcher am 9. Februar 1801 zu Lüneville unterzeichnet wurde. Der Czar aller Reußen, von deſſen Marotten die des plötzlichen Enthuſiasmus für Bonaparte eine der letzten ſein ſollte, hatte dieſes Diktat eifrigſt unterſtützt und auch die preußiſche Politik der „freien Hand“, par courtoisie angefragt, hatte zugeſtimmt. Das Heilige Römiſche Reich deutſcher Nation, deſſen ausgemergelter, gelähmter, dem Marasmus ſenilis rettungslos verfallener Leib oder Leichnam von dem Ungeziefer ſeiner nahezu 2000 „Souveraine“ wimmelte, wurde gar nicht in Anfrage geſetzt. Selbſt ſein Kaiſer, der „gewiſſenhafte“ Franz, hielt das für überflüſſig. Und es war auch überflüſſig. Bonaparte regierte ja ſo wie ſo die franzöſiſch-ruſſiſche Kneipzange, womit das arme alte Ding zu Schanden geriſſen wurde. Es beſaß nicht mehr ſo viel Kraft, um auch nur einen rechten Schmerzensſchrei auszuſtoßen. Das „Ungeziefer“ aber, größerer und kleinerer Sorte, machte ſich nach Paris auf, um wetteifernd die Stufen des Conſularthrons Bonaparte's zu umkriechen, vor welchem ja auch der Geſandte Preußens, der italiſche Marcheſe Luccheſini, die Genuflexionen ſeiner ſchmeichleriſchen Niedertracht machte [19]. Der Lüneviller Friedensſchluß war eine Aufwärmung der Beſtimmungen des Friedens von Campo Formio, ſowie des Schacher- und Raubgeſchäfts von Raſtadt. Das Reich trat an Frankreich ab das ganze linke Rheinufer und ſollten die erblichen Fürſten, welche dort Land und Leute beſeſſen, auf dem rechten Rheinufer entſchädigt werden, — ein Hippenwink von Freund Hein, welcher eine beträchtliche Anzahl von biſchöflichen Mitren und äbtlichen Infuln, von Reichsfürſten-, Reichsgrafen- und Reichsfreiherrnkrönlein in wohlbegründet-zappelnde Todesangſt verſetzte. Denn auch welſchen Dynaſten, dem Großherzog von Toskana, dem Herzog von Modena, ſollten aus den Fetzen des Reichsmantels der armen Germania Kleider zugeſchnitten werden, um ihre Blöße zu decken, d. h. ſie ſollten mit deutſchen Gebieten für die Einbuße ihrer italiſchen entſchädigt werden. Oeſtreich trat ab den Breisgau, das Frickthal, Belgien und die Lombardei und erhielt als Erſatz Venedig und deſſen Gebiet bis zur Etſch, ſowie Iſtrien und Dalmatien. Im Ganzen verlor Deutſchland zu Lüneville ungefähr 1150 Geviertmeilen mit nahezu 3,500,000 Bewohnern [50]). Die beſagte Kneipzange, deren erſprießliche Handhabung dem Erſten Conſul durch die freundliche Beihülfe von Preußen, Baiern, Würtemberg (u. ſ. w. im deutſchen Partikularismuselend), ganz insbeſondere aber durch die treugehorſamen Dienſte des neuen und letzten Kurfürſten von Mainz, des Kurerzkanzlers und Mollusken-Menſchen Dalberg, weſentlich erleichtert wurde, arbeitete dann rüſtig weiter und entpreßte dem Antiquitätenkabinett von Reichstag zu Regensburg jenen ſchmachvollen „Reichsdeputationshauptſchluß“ vom 25. Februar 1803, eine Haupt- und Staatsaktion, deren Sinn und Zweck kein anderer war, als das, was noch Deutſchland hieß, für den großen Verſchlinger zu Paris recht lockend und leicht ſchlingbar bereit zu legen. Der deutſche Reichstraum war aus. Es bedeutete nicht einmal mehr den Schatten eines Scheins, wenn Franz von Lothringen-Habsburg den Titel eines deutſchen Kaiſers noch eine Weile fortführte. Dieſe Kaiſerſchaft war nur noch ein Spuk des Aberwitzes, deſſen Lächerlichkeit ſich auch in der Hofburg zu Wien ſo fühlbar machte, daß man ſchon jetzt oder wenigſtens im nächſtfolgenden Jahre ernſtlich daran dachte, ein öſtreichiſches Erbkaiſerthum aufzurichten, um doch mit Grund den Kaiſertitel zu führen [50*]).

Derweil war auch in dem Kampfe zwiſchen Frankreich und England eine Pauſe eingetreten, jene Pauſe, welche man den Frieden von Amiens nennt. Der Erſte Conſul hatte nach Beendigung des Feſtlandskriegs Alles aufgeboten, um das jetzt alleinſtehende England einzuſchüchtern, und unter ſeinen Bedrohungsmitteln beſonders auch den Gedanken einer Landung an der engliſchen Küſte ins Auge gefaßt und zur Verwirklichung deſſelben Anſtalten gemacht. Damals ſoll ein armer Teufel von vagirendem Yankee, der im Jahre 1767 irgendwo in Pennſylvanien geboren worden, vor Bonaparte getreten ſein und zu ihm geſagt haben: „Das Meer und Englands Flotten verwehren Euch den Zugang zu Eurem Feinde. Wohlan, ich beſitze ein Mittel, Eure Heere binnen wenigen Stunden, den Winden und Wellen und feindlichen Orlogſchiffen zum Trotz, nach Albions Geſtaden hinüberzuſchaffen.“ Damit überreichte der Mann eine Denkſchrift, in welcher ſein wunderbares Mittel erörtert war, und der Erſte Conſul, auf welchen der Fremde einen „ideologiſchen“ Eindruck machte, überwies dieſe Denkſchrift den Hochweiſen von der Akademie. Die Hochweiſen aber, ſiehe, zogen die Brauen profeſſorlich hinauf und die Schultern doktorlich hernieder und ſprachen mit der ganzen Salbung des Zunftbewußtſeins: „Charlatanerie!“ Worauf Bonaparte: „Ich dachte mir's. Gebt dem Kerl den Laufpaß“ 51). Der Kerl war Robert Fulton und die Charlatanerie die Erfindung des Dampfſchiffs. Nur eine Variation eines ſehr alten und immer neuen Thema's: — die wahren Helden der Menſchheit ſind in den Augen der Hochweiſen und Hochmächtigen bloße Charlatane. Und in den Augen des Volkes? Das Volk kennt ſie nicht. . . . Die Landungsdrohung ließ jedoch England keineswegs ſo gemüthsruhig, wie engliſche Geſchichtſchreiber ſich den Anſchein geben, beſonders vollends, nachdem im Auguſt von 1801 ein Verſuch Nelſon's, die unter den Küſtenbatterien von Boulogne ankernde franzöſiſche Schiffslinie zu ſprengen und zu vernichten, gänzlich mißlungen war. Andere Urſachen — die Ungeheuerlichkeit der Kriegskoſten, der furchtbare Steuerdruck, die Suſpenſion der geſetzlichen Freiheiten, die erwieſene Unfähigkeit des leitenden Miniſters in Betreff der Kriegsleitung — waren hinzugetreten, den Stern des Pittismus für eine Weile erbleichen zu machen. Ein übrigens Pitt zur Ehre gereichendes Zerwürfniß mit dem bornirten König hinſichtlich den iriſchen Katholiken einzuräumender Bewilligungen hatte dann den Ausſchlag gegeben. Pitt trat zurück und der König berief Henry Addington, der zwar ein Pittiſt, aber ein ganz talentloſer war und demnach die Pitt'ſche Kriegspolitik nicht fortzuführen vermochte. Das Miniſterium Addington machte dem Erſten Conſul Friedensanträge, welcher ſie beifällig aufnahm. Die vereinbarten Präliminarartikel gingen im November in beiden Häuſern des Parlaments faſt einſtimmig durch. Zum definitiven Abſchluß des Friedenswerkes traten Lord Cornwallis als engliſcher und Joſeph Bonaparte als franzöſiſcher Bevollmächtigter zu Amiens zuſammen. Der Erſte Conſul brannte, die Sache beendigt zu ſehen. „Finissez, finissez donc!“ ſchrieb er ſeinem Bruder [52]). Am 27. März 1802 wurde der Friedensvertrag zu Amiens unterzeichnet und zwar auf dieſe weſentlichen Bedingungen hin: — Frankreich räumt den Kirchenſtaat und Neapel; England gibt ſeine Eroberungen heraus mit Ausnahme von Ceylon und Trinidad; Aegypten wird dem Sultan, Malta dem Malteſerorden zurückgegeben; die aus Holland vertriebene Erbſtatthalterfamilie Naſſau-Oranien erhält eine Entſchädigung; die Selbſtändigkeit Portugals und die Republik der ſieben (joniſchen) Inſeln wird anerkannt; die Fragen von den Bourbonen, den Emigranten, dem König von Sardinien und noch andere kitzlige werden mit Stillſchweigen übergangen. . . . Der Jubel über den Frieden war groß in Paris, größer in London und in England überhaupt [53]). Kinder und Völker freuten ſich überall der kurzlebigen Illuſion. Es gab ein großes Geſtröme nach dem Seine-Babylon. Schaaren von Engländern kamen, um ihren in inſulariſcher Abgeſchloſſenheit ſchimmelig gewordenen Spleen auf den Boulevards zu lüften; italiſche Sängerinnen und andere Buhlweiber, um den Generalen der Pſeudorepublik ihre Beutegelder verjubeln zu helfen; vornehme Damen aus aller

Welt, um zu ſehen, wie die Gemahlin des Erſten Conſuls es anſtelle, binnen eines Monats 37 Hüte zu verbrauchen; engliſche und deutſche Modiſtinnen, um die Conſularmoden heimzuholen; Diplomaten im Unterrock, um in den wiederauflebenden Salons politiſche Ränke mittelſt erotiſcher Schwänke zu fördern; Abgeſandte deutſcher Fürſten, um für ihre Herren einen bonaparte'ſchen Huldblick zu ergattern. Ja, es ging hoch her in Babel.

## Drittes Kapitel.

# Magna Charta in Rußland.

Aber nicht nur hoch und herrlich, ſondern auch barſch und herbe ging es her im Conſular-Paris. Das bonaparte'ſche „Quos ego!“ wirkte, wirkte gewaltig, über den vom großen Erdbeben der Revolution her noch krampfhaft nachzitternden Boden Frankreichs hinſchallend. Doch nicht mit einmal legt ſich ein ſolches Gewoge. Die Grundſuppe menſchlicher Leidenſchaften, wenn recht zum Brodeln gekommen, verkühlt ſich nicht ſo ſchnell. Vom Forum verjagt, haben ſich die Partei-Fanatismen in das Dunkel der Spelunken, in die Schlupfwinkel der Komplotte zurückgezogen, um daraus von Zeit zu Zeit attentäteriſch hervorzubrechen. Epigonen des niedergekartätſchten Jakobinismus wetzen in kläglichen Winkelclubs Brutus-Dolche gegen den neuen Cäſar; aber dieſe blaſſen Schemen der hochrothen Titanen von 1793 bringen es nimmer zur Führung eines Stoßes. Einer von ihnen, ſagt man, hat auch das Modell jener „Höllenmaſchine“ angegeben, welches Leute von verzweifelterem Sinn und Muth zu explodirender Ausführung bringen werden.

In der That, ein verwilderter Royalismus arbeitet in eigenthümlicher Weiſe für Wiederherſtellung von Thron und Altar und für Wiederpflanzung bourboniſcher Lilien. In den

Departements von Mittel-, Süd- und Weſtfrankreich hat er ſich förmlich zu Räuber- und Meuchlerbanden zuſammengethan, welche vorgeben, auf die Jakobiner Jagd zu machen, in Wahrheit aber die Käufer von Nationalgütern ermorden, daneben ohne alles Anſehen der Perſon oder Partei nach links und rechts plündern, brennen und ſchänden und endlich im Superlativ ihrer Ruchloſigkeit als „Chauffeurs“ ſich bethätigen, d. h. als Quäler, welche die Fußſohlen und Beine ihrer Opfer mit langſamem Feuer ſengen, um den Kitzel der Rache oder Grauſamkeit zu befriedigen oder auch den Gemarterten die Angabe verſteckter Schätze zu entpreſſen. Da thun, fürwahr, die bonaparte'ſchen Streifkolonnen und Militärkommiſſionen und Füſilladen noth, welche das Land von den Mordbrennern reinigen..... In der Hauptſtadt greift der Bourbonismus mit meuchleriſcher Fauſt höher hinauf, nachdem er zur ſchmerzlichen Erkenntniß gekommen, der Bonaparte wolle keineswegs den Kehrbeſen machen zu Gunſten einer verrotteten Bourbonen-Sippſchaft. Die Taſchen bis zum Berſten mit engliſchem Gelde geſpickt, kommen die Apoſtel des Lilienglaubens aus England nach Frankreich herüber geſchlichen, um gegen den „neuen Cromwell“ Mord und Tod zu predigen. Er hat — wir hörten davon — im Mai des Jahres 1800 nicht ohne Grund von Mailand dringend nach Paris geſchrieben: „Paßt mir auf den Georges Cadoudal auf, der in's Morbihan heimgekehrt iſt.“ In ſeiner Art eine arge Ungereimtheit, dieſer bäueriſche Koloß. Vor dem bonaparte'ſchen Genius ſich nicht beugend, aber Thatkraft und Leben auf dem Altar des bourboniſchen Rechts opfernd. Ganz dazu gemacht, mit jenem nackenſteifen Miniſter Karl's des Erſten zu ſagen: „Durch!“ Aber die Strafford's und Cadoudal's bringen es doch nur dazu, ſich die Schädel einzurennen, falls ihnen eine tüchtige Mauer entgegenſteht. Vorderhand ſchickt der unbezähmbare Chouan im November von 1800 drei ſeiner hartgeſottenſten Mordgeſellen nach Paris, um dem „Uſurpator" den Krieg zu machen. Mittelſt jener Höllenmaſchine von Pulverfaß, welches, am Abend des 24. Dezember in der vom Carouſſelplatz nach der Rue Richelieu führenden Straße Saint-Nicaiſe losgebrannt, eine Menge von Opfern tödtete, aber das auserſehene nicht; denn der raſchrollende Wagen des zur Aufführung von Haydn's Schöpfung in die Opera fahrenden Erſten Conſuls war um eine ſchützende Straßenecke gebogen, bevor Saint-Réjant die Lunte an das hölliſche Ding gebracht hatte. Sofort als Widerhall der mörderiſchen Exploſion eine ſolche bonaparte'ſchen Ingrimms. „Das kam von den Jakobinern, den Republikanern! Es ſind die Septembriſeurs, die Schreckensmänner von 1793! Man raffe ihrer ein Schock zuſammen und fort mit ihnen in die Sümpfe von Cayenne!" Vergebens ſchüttelt ein ſcharfwitternder Polizei-Fouché den Kopf. Einhundert und dreißig arme jakobiniſche Schemen werden zuſammengepackt und zur Deportation verurtheilt, doch nur einundſiebzig dem Deportationstod (auf den Sechellen) überliefert. Es ändert Nichts an dieſem Gewaltſpruch, daß inzwiſchen die wirklichen Höllenmaſchiniſten entdeckt und zwei davon zur Haft gebracht worden. Die Chouans guillotinire, die Jakobiner deportire man: ſo wird aufgeräumt nach rechtshin und linkshin. Denn wir brauchen freien Raum zur Aufrichtung unſeres Empire.

Genau drei Monate nach dem fehlgeſchlagenen Mordklapf an der Seine explodirte droben an der Newa ein Mordkomplott mit ganz anderem Erfolg[34]) .... Zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhob ſich zu St. Petersburg im Hintergrunde des ſogenannten Sommergartens, am rechten Ufer des Fontankakanals, inmitten von häßlich einförmigen „Exercirhäuſern" eine rieſige, hellroth angeſtrichene Steinmaſſe, mit einem ausgemauerten Graben umgeben, der von mit Geſchütz beſetzten Baſtionen überragt wurde: — der Michailow'ſche Palaſt, welchen Czar Paul der Erſte binnen wenigen Jahren aufgethürmt und roth hatte anſtreichen laſſen, weil ſeine Maitreſſe, die Fürſtin Gagarin, an dem Tage, wo der Auſtrich des Schloſſes zur Sprache gekommen, Handſchuhe von dieſer Farbe getragen. In den letzten Wochen des 18. Jahrhunderts war der bizarre Bau vollendet und von dem Czaren bezogen worden, welcher den Winterpalaſt wie alle übrigen Reſidenzen ſeiner Mutter Katharina mit Abſcheu anſah. Hatten die Beiden einander doch ſo inbrünſtig gehaßt, wie Mutter und Sohn in der Weltgeſchichte kaum ein zweites Mal ſich haßten [33]. Am 7. Februar von 1801 fuhr eine kaiſerliche Karoſſe auf das Portal der rothen Czarenburg zu und darin ſaßen der alte General Diebitſch, Vater des nachmaligen Feldmarſchalls dieſes Namens, eine „Nußknackerfigur", und ein dreizehnjähriger Junge, aus welchem binnen wenigen Jahren einer der tüchtigſten Männer der Zeit werden ſollte, der aber jetzt, „einen wahren Bau von Puder und Pomade auf dem Kopf und in eine hellgrüne Dragoner-Uniform geſteckt, welche mit den natürlichen Dimenſionen ſeines Körpers in Widerſpruch ſtand", ganz und gar als Karikatur eines altfritzigen Miniaturſoldaten erſchien. Der Knabe, Prinz Eugen von Würtemberg, Brudersſohn von Pauls zweiter Gemahlin Dorothea oder, ruſſifizirt, Maria Feodorowna, machte, als der Wagen durch das gewölbte Thor der finſtern Czarenburg rollte, die Wahrnehmung, daß die Hand ſeines Gouverneurs und Begleiters Diebitſch eiskalt war und krampfhaft zitterte, und es kam ihm vor, als flüſterte der alte Mann in leiſem Stoßgebet: „Geſtrenger, friß mich nicht!" So waren die Gefühle beſchaffen, womit man ſich dem Selbſtherrſcher aller Reußen näherte, ſelbſt wenn man, wie der alte Diebitſch, zu ſeinen Günſtlingen ſich zählen durfte. Er wußte von pauliniſchen Launen zu erzählen, der alte Nußknacker. Aus preußiſchen Dienſten in ruſſiſche übergetreten, war er vom Czaren als Oberſt in ſein Gefolge aufgenommen, dann Knall und Fall nach Sibirien geſchickt, unterwegs in Twer jedoch mit der Ernennung zum General überraſcht worden. Hierauf zu den Stufen des Thrones zurückgerufen, hatte er, barſchem Befehlswort Sr. czariſchen Majeſtät gemäß, niederknieen müſſen, ſtatt des erwarteten Todesſtreichs aber den Ritterſchlag als Komthur des Malteſerordens erhalten. Die Malteſer-Großmeiſtersratte iſt bekanntlich unter den mancherlei Ratten, welche unter der Schädeldecke Paul's umhertobten, eine der wohlgenährteſten und längſtgeſchwänzten geweſen.

Durch verſchiedene Säle und Prachtgemächer gelangten die Ankömmlinge zu den „verhängnißvollen“ Flügelthüren, deren Eröffnung unter Diebitſch's ängſtlichem Ruf: „Nun, Gott ſei uns gnädig!“ dem ſchwäbiſchen Knaben die Erſcheinung des Kaiſers enthüllte. Mittelgroß und hager von Geſtalt, hatte Paul ein ſchmutzig-gelbliches oder vielmehr erdfarbiges Geſicht mit kleinen Augen, afrikaniſcher Wurſtoberlippe und garſtig vorſtehender Unterlippe, mit kurzer, eingedrückter, quatſchiger Naſe, — ganz Baſchkir, ganz das Ideal kalmukiſcher Schönheit. Dazu der vogelſcheuchige, altpreußiſche Anzug, der antediluvianiſche Uniformsſchnitt, der durch die Rockſchöße geſteckte Degen, die Gypsmauer der Friſur, der lange Zopf, das fahrige Gebaren, jetzt hagebuchen, jetzt queckſilbern, die heiſere Schakalsſtimme — Alles zuſammen zerrbildhaft, widrig, unheimlich. Der junge Prinz, plötzlich von dem Gemahl ſeiner Tante an den ruſſiſchen Hof gerufen, machte, mit der ganzen Unbefangenheit ſeiner zu Karlsruhe in Schleſien empfangenen ländlichen Erziehung dem Czaren entgegentretend, im Nu die Eroberung des gefürchteten Tyrannen, welcher nach einer kurzen Unterhaltung mit dem Knaben vom Stuhle aufſprang, dem General Diebitſch gnädig zuwinkte und dem Prinzen „Kußhändchen“ zuwarf mit den Worten: „Mein gnädiger Herr, ich freue mich Ihrer Bekanntſchaft. Warten Sie, ich werde Sie bei der Kaiſerin anmelden.“ Die Czarin Maria, „eine impoſante Vierzigerin von hoher Geſtalt und majeſtätiſchem Anſehen“, ſagte, ihren Neffen fixirend: „Il a l'air bien nourri.“ Worauf der Czar: „C'est un joli garçon.“ Der junge Prinz glaubte nun auch ſein Franzöſiſch zum Beſten geben zu müſſen; aber Paul unterbrach ihn mit der haſtigen Frage: „So gut franzöſiſch ſprechen lernten Sie zu Hauſe?“ — „Bei einem Franzoſen, Ew. Majeſtät.“ — „Nun, da werden Sie auch bald ruſſiſch können.“ — „Es iſt ſchwer.“ — „Woher wiſſen Sie das?“ — „Von meinem ruſſiſchen Lehrer.“ — „Auch den hatten Sie in Karlsruhe?“ — „Zu Befehl, Ew. Majeſtät.“ — „Nun wahrlich, das iſt ſchön!“ rief der Kaiſer aus, in die Hände klatſchend und ſich zu ſeiner Gemahlin wendend: „Wirklich, ſo mancher unſerer Gelbſchnäbel durchflog die Welt und brachte nicht ſo viel zurück wie dieſes Kind von Hauſe.“ — „Ew. Majeſtät, fiel ich hier naſeweis ein — erzählt der Prinz — ſind gänzlich im Irrthum. Ich dürfte kein Examen beſtehen, aber ich werde fleißig lernen, vielleicht hole ich das Fehlende nach.“ — „Bravo, bravo!“ rief wieder der Kaiſer und lachte faſt krampfhaft. Sein: „C'est excellent!“ erſcholl unzählige Male, er griff nach den Händen des Knaben, ſchüttelte ſie heftig, wandte ſich dann mit auffallender Gebärde zur Kaiſerin, lachte abermals aus Leibeskräften und wie mit ſich ſelbſt zufrieden ſchlug er ſich mehrere Male auf die Bruſt und rief aus: „Savez-vous, que ce petit drôle a fait ma conquête?“ — warf dem Prinzen noch ein „Kußhändchen“ zu und ging „trillernd“ ab. Betroffen ſah die Czarin der trillernden Majeſtät nach. Was iſt das wieder für eine abſonderliche Marotte? mochte ſie denken; aber gewiß war ſie weit entfernt, zu ahnen, bis zu welchem Grade der Abſonderlichkeit dieſe neueſte pauliniſche Marotte ging.

Es ſteht geſchrieben: „Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind!“ Und es ſollte geſchrieben ſtehen: Dreimal wehe dem Lande, deſſen Kaiſer ein Narr! Rußland hatte das unter der aberwitzig tyranniſchen Regierung Pauls des Erſten ſchmerzlichſt zu erfahren, eines Menſchen, der von Kindheit auf

Spuren von Geiſteszerrüttung gezeigt hatte und, zu Mannesjahren gekommen, von Rechtswegen in eine Zwangsjacke hätte geſteckt werden müſſen. Aber freilich, das „Recht der Geburt," der „Legitimität" gehört ja zu den heiligen Phantomen, wovor die Dummheit und Feigheit der Völker götzendienern. Die „Legitimität" des Sohns Katharina's der Zweiten? Ein Spottlachen geht durch die Welt, wenn man davon ſpricht. Er jedoch war davon überzeugt, der arme närriſche Czar, und ihn mußte in dieſer Ueberzeugung der Umſtand beſtärken, daß er „von Jugend an ſeiner Mutter ein Gräuel geweſen." Sehr wahrſcheinlich auch, daß durch die fanatiſche Sucht Pauls, ganz und gar als legitimer Sohn des am 17. Juli 1762 zu Ropſcha gräulich gemordeten dritten Peters ſich zu gebaren, ſeine urſprüngliche Anlage zum Wahnſinn einen bedeutenden Anſtoß zur Entwicklung erhalten hat. Abgeſehen von dieſer Anlage, hatte er als Großfürſt auch noch andere Schattenſeiten ſeiner Perſönlichkeit verrathen: Dünkel und Jähzorn, Wolluſtgier und eine ſchon ins Närriſche greifende Soldatenſpielwuth. Daneben hatte er in ruhigeren Stunden recht liebenswürdig ſich zu geben und ſeiner Umgebung einzubilden gewußt, daß ihn ein „ritterlicher Thatendrang" beſeele, welche Ritterlichkeit im Grunde freilich nur in Phantasmen einer krankhaft gereizten Einbildung beſtand. So hatte er ſich als Großfürſt gegenüber der gehaßten Mutter in die Rolle eines Hamlet hineinzuſtacheln verſucht, ſo hätſchelte er als Kaiſer die Malteſer-Großmeiſterſchrulle. Alle ſeine Regierungsakte trugen den Stempel einer launenhaften Tyrannei oder auch geradezu das Gepräge der Verrücktheit. In ſeiner gränzenloſen Wuth, alle Einrichtungen und die ganze Politik ſeiner Mutter und Vorgängerin über den Haufen zu werfen, gelang es ihm binnen kürzeſter Zeit, die inneren Zuſtände des ruſſiſchen Reichs und deſſen Beziehungen nach außen in ein troſtloſes Wirrſal zu verwandeln. Viel früher noch als in Rußland ſelbſt machte ſich im Auslande die Ueberzeugung laut, daß dieſer Narr zu regieren aufhören müßte. Nur der neue Gewalthaber in Frankreich war anderer Meinung, weil er, wie wir ſahen, gute Gründe hatte, zu glauben, er würde am Gängelbande ſeiner Schlauheit die Narrheit des Czaren führen und leiten können. Zwar beſtieg Paul keineswegs ohne wohlwollende Abſichten und Vorſätze den Thron, aber von Anfang an verdarb ſeine Abenteuerlichkeit Alles. Uebereiltes Streben, die geſtrigen Fehler zu verbeſſern — ſo hat ein wiſſender und ſchonender Urtheiler, der Prinz Eugen von Würtemberg, von dieſer Regierung bezeugt — lieferte dann heute noch bejammernswerthere Reſultate und thürmte ſchon morgen einen Bau von Widerſprüchen in die Höhe, der zu den unabſehbarſten Verlegenheiten geführt haben würde, wenn er nicht übermorgen von ſelbſt zuſammengefallen wäre. Unzählige, ohne alles Recht und Urtheil verhängte und eben ſo ſprunghaft-launiſch zurückgenommene Verbannungen nach Sibirien, plötzliche Amtsentſetzungen und ebenſo plötzliche wie maßloſe Gunſtbezeugungen und Standeserhöhungen, tyranniſche Beſtrafungen und willkürlichſte Begünſtigungen, eine knabenhafte Nachäfferei des Räuſperns und Spuckens preußiſchen Großfritzenthums, ein zielloſes Abſpringen von den Traditionen der äußeren Politik Rußlands, ein barſcher Bruch mit England, welcher die ruſſiſchen Grundbeſitzer in Wuth und die ruſſiſchen Handelsleute in Verzweiflung brachte, ein täppiſch-haſtiges Zufahren auf die bonaparte'ſche Leimruthe einer Allianz mit Frankreich und daneben doch brutalſte Verfolgung alles „Jakobiniſchen,“ d. h. Franzöſiſchen, bis auf die Hüte von runder Form herab, — fürwahr in dieſem Wahnſinn des pauliniſchen Regiments iſt nicht einmal Methode geweſen. Die Einzelheiten im Thun und Laſſen dieſes Czarismus gingen in's Wüſt-Rohe oder in's Märchenhaft-Sinnloſe. Von Erſterem ſah ein Schüler der Domſchule zu Riga, als Paul kurz nach ſeiner Throngelangung dahin kam, dieſes Beiſpiel mit an. Am frühen Morgen waren die vier Regimenter, welche die Beſatzung der Stadt bildeten, auf dem Glacis aufgeſtellt, um von dem Kaiſer gemuſtert zu werden. (Am Abend zuvor hatten die armen Teufel von Soldaten ihre in Waſſer getauchten Uniformſtücke auf Leib und Beine preſſen und ſo die ganze Nacht hindurch langſam am Feuer trocknen müſſen, damit ja kein Fältchen ſichtbar wäre.) Todtenſtille herrſchte unter der ganzen Zuſchauermenge. Der Czar, von den Großfürſten Alexander und Konſtantin begleitet, ging die langen Reihen der Truppen hinunter und theilte mit ſeinem Rohrſtock links und rechts Hiebe und Stöße aus. Nahe dem Standort unſeres Zeugen ſtieß der Kaiſer mit ſeinem Stock einem unglücklichen Soldaten die Zähne ein und zerſchlug ihm das Geſicht. Der Mißhandelte ſtürzte leblos nieder und dem Domſchüler entfuhr ein Angſtſchrei. Da ergriff ihn ein Bürger und ſchleuderte ihn hinter den Volkshaufen mit den Worten: „Verdammter Hundsjunge, willſt du uns alle unglücklich machen?“ Beſinnungslos heimgebracht, erzählte der Knabe am nächſten Tage den gräßlichen Auftritt ſeinem Vater. Worauf dieſer mit leiſer, vor Angſt bebender Stimme: „Um Gotteswillen, Junge, ſchweig'! ſonſt wandern wir alle noch heute nach Sibirien“ 36). Ein anderes Bild, zur Beleuchtung der Kategorie des „Märchenhaft-Sinnloſen.“ Der Oberſt eines Garderegiments hatte in ſeinem Monatsrapport einen Offizier, der im Lazareth in den letzten Zügen zu liegen ſchien, als todt angegeben und darauf hin der Czar denſelben eigenhändig aus der Armeeliſte geſtrichen. Unglücklicher Weiſe ſtirbt aber der Offizier nicht, ſondern geſundet. Der Oberſt in der Angſt vor den Folgen ſeiner übereilten Meldung überredet den Geneſenen, ſich für einige Zeit auf ſeine Güter zurückzuziehen, bis er, der Oberſt, Gelegenheit fände, die Sache zu repariren. Der Offizier geht darauf ein, aber ſeine Erben haben die amtliche Anzeige ſeines Todes geleſen und wollen ihn ſchlechterdings nicht mehr als Lebenden anerkennen. Als nun der lebendig Verſtorbene durchaus nicht wieder in den Beſitz ſeiner Güter gelangen kann, reiſ't er nach Petersburg zurück und reicht dem Kaiſer ein unterthänigſtes Geſuch um Wiederbelebung ein, d. h. um allerhöchſte Anerkennung ſeiner wirklichen und leibhaften Exiſtenz. Darauf ſetzt ſich Paul, der ſich ungeheuer viel darauf einbildet, wie Friedrich der Große Alles ſelber zu thun und zu entſcheiden, hin und ſchreibt höchſteigenhändig die ſalomoniſche Marginalreſolution: „Maßen in Betreff des Herrn Offiziers ſchon ein allerhöchſter Befehl erlaſſen worden iſt, ſo wird ihm ſeine Bitte abgeſchlagen“ 57).

Fünfunddreißig Millionen „vernunftbegabter“ Weſen den Grillen eines Verrückten, eines Tollwüthigen anheimgegeben — o Segen der Monarchie! Der Zuſtand war unerträglich, darin ſtimmten Alle überein, welche überhaupt denkfähig innerhalb der Gränzen Rußlands. Aber um dem Unerträglichen ein Ende zu machen, bedurfte es — wiederum: o Segen der Monarchie! — eines Verbrechens, eines Gräuels. In Wahrheit, eine grauenhafte Seite im Weltgeſchichtsbuch, dieſe ruſſiſchen Hofzuſtände unter dem erſten Paul. Unendlich viel ruchloſer als alle die Ruchloſigkeiten der franzöſiſchen Schreckenszeit von 1793. Ein ganz abſonderlich moskowitiſches Geköche von tatariſcher Rohheit und byzantiniſcher Verderbtheit, zur Mehrung des Hautgout noch gewürzt mit Pariſer Ränke- und Buhlkünſten. Denn in dem Gewirre dieſer Verhältniſſe war eine diplomatiſche Gauklerin thätig, Madame de Bonneuil, deren geſchickte Finger in Petersburg die erſten Fäden zum Gewebe einer franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz anſpannen, und da war eine zweite Franzöſin, ihres Berufs eine Bretter-Gauklerin von „impoſanter Geſtalt“, Madame Chevalier, welche ihre vornehme Konkurrentin, die Fürſtin Gagarin, nachgerade aus dem Schlafgemach Sr. czariſchen Majeſtät hinauszubuhlen gewußt hatte. Zur Vollendung des wüſten Gemäldes gehört noch ein Strich, der, welcher die gänzliche Zerrüttung der kaiſerlichen Familie andeutet. Der Kaiſer ſeine Frau und ſeine beiden erwachſenen

Söhne mit tödtlichem Argwohn betrachtend, die Kaiſerin und die Großfürſten Stunden und Tage hinzitternd in der beſtändigen Angſt, daß der Raſende mit Ketten und Beil gegen ſie wüthen werde.

Rußland hätte nicht Rußland ſein müſſen, falls das Geſchwür dieſes Czarismus nicht in eine gräßliche Kataſtrophe ausgeborſten wäre. Unter den gegebenen Verhältniſſen mußte ſich mit Nothwendigkeit eine Verſchwörung gegen das Regiment und das Leben des Tyrannen bilden. Es war das ein Syllogismus der Logik der Thatſachen. Denn während in freien Staaten nothwendige und gewünſchte Aenderungen am hellen Tage auf dem Wege der Aktion und Reaktion der Parteien vor ſich gehen, müſſen ſie in geknechteten mittelſt lichtſcheuer Komplotte und mörderiſcher Attentate bewerkſtelligt werden. Der Keim der Verſchwörung, welche die ruſſiſche Palaſtrevolution von 1801 zuwegebrachte, war der löbliche patriotiſche Gedanke des Vizekanzlers Grafen Panin und des Admirals Ribas, dem tyranniſchen Wahnſinn Pauls dadurch die Spitze abzubrechen, daß man den Czaren zwänge, ſeinen älteſten Sohn, den am 23. Dezember von 1777 geborenen Großfürſten Alexander, zum Mitregenten anzunehmen. Die Urheber dieſes Plans haben ſich, das iſt gewiß, mit der allerdings wunderlichen Illuſion getragen, Paul würde zur Einwilligung in die Mitregentſchaft ſeines Sohns vermocht werden können, ohne daß man irgendwelche Gewalt gegen ihn anwenden müßte. Die ſpäteren Theilnehmer an der Verſchwörung waren jedoch von dieſer Naivetät nicht befangen. Von größter Wichtigkeit iſt es geweſen, daß der Mann, welchem Czar Paul die höchſte Machtſtellung gegeben, welche in Rußland geſetzförmlich jemals ein Unterthan innegehabt, daß der Livländer Graf Peter Ludwig Pahlen, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Generalgouverneur von Livland und Ingermanland, Generalinſpektor der Kavallerie, Reichsoberjägermeiſter, Militärgouverneur von St. Petersburg, in den Gedanken Panin's einging und vermöge ſeiner Stellung bald das eigentliche Haupt der Verſchwörung wurde. Panin machte dem Großfürſten Alexander die erſten Eröffnungen, welche „mit Widerwillen" zurückgewieſen worden ſein ſollen. Der Gang der Dinge mußte jedoch dem Prinzen die peinliche Ueberzeugung aufnöthigen, daß ſein Eingreifen oder wenigſtens Geſchehenlaſſen nur noch eine Frage der Zeit ſei. Graf Pahlen war ſcharfblickend genug, zu erkennen, daß dieſe Vorſtellung in dem Großfürſten arbeitete, und trug demſelben ſeine Dienſte an, unter der Bedingung jedoch, daß Alexander geradezu an die Spitze des Unternehmens träte, welches die Schaffung der Mitregentſchaft bezweckte. Pahlen verkleidete die geforderte Mitwirkung des Prinzen in die diplomatiſche Formel, derſelbe ſollte nicht weiter behelligt werden, als daß er erklärte, eine ihm vom Senat angebotene Mitregentſchaft annehmen zu wollen. Ob Alexander hierein ausdrücklich gewilligt oder ob er nur ſtillſchweigend die Sache ihren Lauf nehmen ließ, iſt hiſtoriſch nicht feſtzuſtellen. Uebrigens kreuzte ſich dieſe um den Großfürſten her geſponnene Intrike mit einer andern, um die Kaiſerin Maria her thätigen. Die großen Familien Kurakin, Lapuchin, Raſumofsky und andere, ihres unter der Regierung Katharina's genoſſenen Glanzes bei ihrer jetzigen Glanzloſigkeit mit doppelter Bitterkeit ſich erinnernd, hatten ihre Augen auf die Kaiſerin gerichtet und derſelben den Gedanken einzuflößen geſucht, nach dem Vorbilde der großen Czarin, wenn nicht unumſchränkte Herrſcherin, ſo doch Regentin im Namen ihres verrückten Gemahls zu werden. Man hat ausreichende Gründe zu vermuthen, daß dieſer Gedanke in dem Gemüthe der Kaiſerin gehaftet und Wurzel geſchlagen habe. Allein es blieb bei dem Gedanken. Denn die Partei Maria's konnte gegen die ihres Sohns Alexander nicht aufkommen. Der Großfürſt, „vergöttert von den Weibern und Gardeoffizieren", war der Liebling der Nation und die Mitglieder der

Verſchwörung waren um ſo mehr entſchloſſen, zu ſeinen Gunſten und nur zu ſeinen Gunſten zu handeln, als ſein „ſanfter“ und „beſtimmbarer“ Charakter den Häuptern des Unternehmens die Bürgſchaft zu geben ſchien, ſie würden unter ſeinem Regiment ihre eigenen Vortheile leichter verfolgen können als unter der allfälligen Regentſchaft ſeiner charakterfeſten Mutter, von welcher, wie man glaubte, ein ſehr entſchiedenes und herriſches Auftreten zu erwarten wäre. Das Komplott war inzwiſchen namhaft verſtärkt worden durch den Beitritt der drei Brüder Platon, Valerian und Nikolai Zubow kathariniſchen Andenkens, ferner der Generale Bennigſen, Galitzin, Uwaroff, Talyſin und einer ganzen Menge anderer Edelleute und Offiziere, wie Orlow, Cziczerin, Tarotinew, Tolſtoi, Fürſt Jaſchwil, Fürſt Wjäſemsky, Serjaetin; ja ſogar das geſammte Offiziers- und Unteroffizierscorps des Semenow'ſchen Garderegiments ſoll eingeweiht geweſen ſein.

Das Geheimniß der Verſchwörung wurde nicht ſehr ſorgſam gehütet und es hätte bei der Menge der Betheiligten ohnehin wunderbar zugehen müſſen, wenn kein Raunen und Murmeln von dem Bedrohlichen dem Kaiſer zu Ohren gekommen wäre. Noch mehr, Paul erhielt ganz beſtimmte, obzwar anonyme Anzeigen vom Beſtehen der Verſchwörung. Da unternahm es — die glaubwürdigſten Zeugniſſe beſtätigen dies — Graf Pahlen mittelſt verwegenſten Lug- und Trugſpiels den Argwohn des Kaiſers nicht zu beſchwichtigen, wohl aber hinzuhalten, vom raſchen Zuſchlagen abzuhalten. Er gab ſich ſelber als das Haupt des Komplotts an, in welches er eingetreten ſei, um die Abſichten der Verſchwörer deſto ſicherer überwachen, deſto leichter vereiteln zu können. Der kecke Mann ließ es dabei nicht bewenden. Um ſich ein draſtiſch-wirkendes Mittel zu verſchaffen, den ſchwankenden Großfürſten Alexander vorwärts zu treiben, ſchürte er des Kaiſers gegen Gemahlin und Söhne ſchon gloſtenden Argwohn zur hellen Flamme an und ſtieß dann die wilden Drohungen, welche Paul gegen die Kaiſerin und ſeine zwei älteſten Söhne herausſprudelte, als ſtachelnde Sporen in Alexanders zaudernde Seele. Der Czar, ſtatt wie ein tüchtiger und entſchloſſener Tyrann zu handeln, vergeudete als ein aberwitziger die Zeit mit Drohworten. Er ließ ſich gegen Pahlen aus, daß er entſchloſſen ſei, ſeine Frau, welche es gelüſte, eine zweite Katharina zu agiren, in das hinter Archangel gelegene Kloſter Kolmogory zu verſperren, den Großfürſten Alexander auf der Schlüſſelburg und den Großfürſten Konſtantin auf der Petersburger Citadelle einzuthürmen. Zu ſeiner halb und halb abgedankten Maitreſſe, der Fürſtin Gagarin, ſoll Paul in einer ſchwachen Stunde ſogar geſagt haben, weil ſich Frau und Söhne gegen ihn verſchworen hätten, ſo würden Häupter, ihm einſt vor allen theuer, demnächſt fallen müſſen. Die Gagarin habe dieſe Aeußerung brühwarm ihrer Mutter mitgetheilt, der Fürſtin Lapuchin, dieſe ihrem Liebhaber, dem General und Verſchworenen Uwaroff, dieſer dem Grafen Pahlen, dieſer dem Großfürſten Alexander. Zugleich ſoll der Graf jetzt oder kurz nachher dem Prinzen einen gegen denſelben vom Czaren ausgeſtellten und ihm, dem Militärgouverneur der Hauptſtadt, auf alle Fälle hin anvertrauten Verhaftsbefehl vorgezeigt haben.

Gewiß iſt, daß der Großfürſt noch immer zauderte, in die Thronentſetzung ſeines Vaters zu willigen. Sein damals in Wahrheit noch lauteres und ſanftes Gemüth mußte, wenn er ſich den Ausgang ſeines angeblichen Großvaters vergegenwärtigte, vor der Vorſtellung erſchaudern, was es mit der „Thronentſetzung“ eines ruſſiſchen Czars eigentlich für eine Bewandtniß habe. Da aber ſpann ſich in den verworrenen Knäuel dieſer Angelegenheit ein neuer, ein ausſchlaggebender Faden ein, der den zögernden Entſchluß Alexanders auf die Seite der Verſchwörer herübergezogen haben mag. In dem Chaos von Pauls Gehirn war nämlich der Einfall aufgeſchoſſen, ſeine eigenen Söhne, wenigſtens die beiden erwachſenen, von der Thronfolge auszuſchließen und zwar zu Gunſten eines fremden Knaben, den er an Sohnes Statt anzunehmen und mit ſeiner Tochter, der Großfürſtin Katharina — ſpäter Erbprinzeſſin von Oldenburg und noch ſpäter Königin von Würtemberg — zu vermählen die Marotte hatte. . . . Eines Abends im März von 1801 hatte der dreizehnjährige Prinz Eugen von Würtemberg beim Aufheben der kaiſerlichen Tafel das Unglück, ſich mit ſeinen Sporen in das Tiſchtuch dergeſtalt zu verwickeln, daß er „Knall und Fall mit der Gewalt einer Bombe auf den Boden hinſchlug." Der Czar gab durch ſein Lachen das Signal zu einem allgemeinen Gelächter. Plötzlich aber verfinſterte ſich ſein Geſicht, er ſchnarrte den lachenden Großfürſten Konſtantin barſch an, fragte den jungen Prinzen, der ſich inzwiſchen vom Boden aufgerappelt hatte, mit zärtlicher Theilnahme, ob er ſich Nichts zu Leide gethan, entfernte ſich dann raſch und ließ den General Diebitſch, Gouverneur des Prinzen, in ſein Kabinett beſcheiden. Als der General nach beendigter Audienz mit ſeinem prinzlichen Zögling vom Michailow'ſchen Palaſte wegfuhr, ſank er im Wagen plötzlich vor dem überraſchten Knaben auf die Knie, benetzte die Hände deſſelben mit Thränen und rief wie berauſcht aus: „Geliebter, gnädiger Herr! Was mußte ich hören! Iſt es möglich, faßlich, glaublich?" — „Was denn, Ew. Excellenz, was gibt es denn?" — „Ach, einen Großfürſten! Er will Sie adoptiren!" . . . . Die allerneueſte Narrethei Pauls des Tollen blieb nicht verhehlen und wurde von den Anhängern Alexanders ſo ernſthaft genommen, daß die Kaiſerin Maria für das Leben ihres Neffen Eugen, den ſie zärtlich liebte, höchlich beſorgt ward und geheime Veranſtaltungen traf, beim Hereinbrechen einer Kataſtrophe den Knaben vor Händen ſicher zu ſtellen, welche mit einem Kronprätendenten, und wär' es ein noch ſo unfreiwilliger geweſen, ſicherlich wenig Umſtände gemacht haben würden. Alexander aber hat den Argwohn und

Haß gegen ſeinen Vetter Eugen ſo tief in ſeine „ſanfte“ Seele geſchloſſen, daß ſie beider nie wieder los und ledig geworden iſt. All' ſein Lebenlang ſah er in dem Prinzen nur den möglichen Kronprätendenten von 1801, den ſein Vater ihm ſelber hatte vorziehen wollen, der auf ſeine Koſten hätte erhöht werden ſollen. Daher die eiſige Kälte, womit der Czar Alexander die gränzenloſe Hingebung erwiderte, welche der würtembergiſche Prinz ihm widmete; daher die herbe Ungerechtigkeit, der ſchnöde Undank, womit die großen, außerordentlichen Verdienſte vergolten wurden, welche Eugen als Heerführer um Rußland ſich erworben hat[10].

Man flüſterte und ziſchelte ſich's nicht mehr zu in den Salons und auf den Straßen von St. Petersburg, nein — ſo ſehr war die ſinnloſe Tyrannei Pauls bereits lahmgelegt — man ſagte ſich's ganz laut: „Der Czar iſt toll; ſo darf, ſo ſoll, ſo kann es nicht länger mehr gehen!“ In dieſer bleiernen Schwüle konnte man nicht länger athmen. Am 21. März war Konzert bei Hofe. Düſterniß lag auf der Verſammlung. Der Czar, durch den Geſang der ſchönen Madame Chevalier nicht aufgeheitert, ſtarrte in finſterem Brüten vor ſich hin und warf nur von Zeit zu Zeit den Kopf auf, um wilde Blicke auf ſeine Umgebung zu ſchießen. Die Kaiſerin blickte ängſtlich um ſich her, als wollte ſie erſpähen, mit welchen verderbendrohenden Gedanken ihr Gemahl ſich beſchäftige. Der Großfürſt Alexander und ſeine junge Gemahlin Eliſabeth ſaßen in ſchweigendem Trübſinn. Als nach dem Konzert die kaiſerliche Familie und ihr Gefolge in den Speiſeſaal getreten, wurde das Gebaren Pauls vollends ganz abſonderlich. Er trat hart vor ſeine Frau hin, blieb hohngrinſend vor ihr ſtehen, pruſtete, ſchnarrte und pfnuchzte wie ein zorniger Kater und ließ dann dieſes ſeltſame Bezeigen auch ſeinen beiden Söhnen Alexander und Konſtantin angedeihen. Hierauf winkte er, bevor man zu Tiſche ging, den Grafen Pahlen heran und raunte ihm mit finſterer Miene einige

Worte in's Ohr. Während der Tafel herrſchte „Grabesſtille". Als der Czar aufgeſtanden war, gingen die Kaiſerin und ſeine Söhne herkömmlicher Weiſe auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Er aber trat hohnlächelnd vor den Seinigen zurück, drehte ſich um und lief raſch aus dem Gemach. Ja, in der That, der Czar war toll und länger konnte es ſo nicht gehen.

Es iſt denn auch nur noch zwei Tage gegangen. Die Verſchwörer beſchloſſen, ein Ende zu machen. Sie konnten auch gar nicht anders, ſo weit, wie ſie einmal gegangen waren. Sie befanden ſich mit Paul in einem Krieg auf Leben und Tod und „à la guerre comme à la guerre". Er oder ſie! es gab kein Drittes. . . . Nach genommener Abrede und getroffenen letzten Vorbereitungen verſammelten ſich die Verſchworenen am Abend des 23. März beim General Talyſin, Chef des erſten (ſpäter preobraſchenskiſchen) Garderegiments. Ein ſtürmiſches Gelage fand ſtatt, „wo im Rauſche des Champagners der Name Brutus von allen Lippen tönte." Dieſer verlorene Klang aus der franzöſiſchen Revolution, wie wunderlich unheimlich er inmitten dieſer Mordorgie ruſſiſcher Ariſtokraten widerhallt! Der Geheimrath Troſchinsky ſetzte während des Bacchanals ein Manifeſt auf, kraft deſſen der Kaiſer „krankheitshalber" dem Großfürſten Alexander die Mitregentſchaft übertragen ſollte. In der beſtimmten Vorausſicht, daß Paul nur auf gewaltſamem Wege zur Unterfertigung dieſer Abdankungsurkunde gebracht werden könnte, war beſchloſſen worden, ihn nach der Schlüſſelburg zu entführen und dort „mürbe" zu machen. „Aber wenn er ſich ſträubt? Wenn er Widerſtand leiſtet?" — „Bah, wirft Pahlen hin, quand on veut faire des omelettes, il faut casser des oeufs" 39). Hinterher haben freilich, wie ſich das von ſelbſt verſteht, Pahlen und Andere des Beſtimmteſten geläugnet, daß bei Ausführung ihres Unternehmens eine mörderiſche Abſicht im Spiele geweſen ſei. Allein wer die von Haß entflammten Züge dieſer halb oder ganz berauſchten Verſchwörer hätte betrachten können, als ſie ſich zum Aufbruch nach dem Michailow'ſchen Palaſt anſchickten, würde gewiß in den Blicken der Meiſten den wilden Entſchluß geleſen haben, Paul den Erſten nicht ſchonender zu behandeln als Peter der Dritte behandelt worden war.

Die Rollen waren ausgetheilt und gut vertheilt, alle Maßregeln ſo umſichtig getroffen, daß das Gelingen des Unternehmens zum Voraus geſichert erſcheinen mußte. Trotzdem hielt ſich der ſchlaue Pahlen für die Möglichkeit eines Fehlſchlags die Hinterthüre offen, daß er ſich wohl hütete, in dem Michailow'ſchen Palaſte früher zu erſcheinen als Alles vorüber war. Zwiſchen 11 und 12 Uhr begaben ſich die Verſchwörer nach der rothen Burg, hinter deren Mauern Czar Paul ſo ſicher zu ſein glaubte. Als ſie durch den Sommergarten gingen, ſtörte das Geräuſch ihrer Schritte die Rabenſchwärme, welche in den alten Linden horſteten, aus ihrer Nachtruhe auf. Die Vögel, deren Gekrächze in Rußland Unheil bedeutet, flogen auf und umkreiſ'ten kreiſchend die Baumwipfel. Das böſe Omen machte den Zug einen Augenblick ſtocken, aber ein kyniſches Witzwort irgendeines der Männer brachte ihn ſofort wieder in Bewegung. Ohne irgendwelchem nennenswerthen Widerſtand zu begegnen gelangt eine auserleſene Bande der Verſchwörer, geleitet von dem Generaladjutanten Argamakoff, welcher in dieſer Nacht den Dienſt hatte, bis in das Schlafgemach und vor das Bett des ſchlafenden Kaiſers. An der Spitze dieſer eigentlichen Sturmkolonne des Komplotts befinden ſich der Fürſt Platon Zubow, der höchſtſeligen Kaiſerin Katharina letzter Beiſchläfer von Amtswegen, und der General Bennigſen. In Gala-Uniform, die Federhüte auf dem Kopf und die Degen in der Hand, treten die Beiden an das Lager des überfallenen Kaiſers. Zubow ſoll demſelben die Abdankungsurkunde überreichen, verliert aber die Faſſung. Da ſagt der nervenfeſte Bennigſen: „Sire, vous êtes arrêté!“ Der Ueberraſchte, Verrathene fährt auf und ſchreit Zubow an: „Que faites-vous, Platon Alexandrowitsch?“ Zubow wird ganz ſchlotterig und eilt hinaus, da noch dazu die falſche Meldung hereinkommt, die Schloßwache oder wenigſtens ein Theil derſelben zeige ſich den Verſchwörern feindlich.

Bennigſen hält aus und ſagt wieder: „Sire, vous êtes arrêté!“ Paul ſchweigt, kochender Bruſt, und die Farben wechſeln ſchnell auf ſeinem Geſicht. Dann ſchreit er auf Ruſſiſch: „Arretirt? Was ſoll das heißen?“ — „Abdanken! Abdanken!“ grellt die Schaar der Verſchworenen aus dem Hintergrunde des Zimmers. Und wieder Paul: „Arretirt? Was ſoll das heißen? Hülfe! Wache! Hülfe!“ Bennigſen mit Feſtigkeit: „Restez tranquille, Sire, car il y va de vos jours!“ Allein der Czar iſt vor Schreck und Zorn ſo außer ſich, daß er kein Ohr hat für dieſe bedeutungsvolle Warnung. „Arretirt?“ kreiſcht er abermals. „Was heißt das arretirt?“ Worauf Stimmen aus dem Chor der Verſchworenen: „Das heißt, daß man mit dir längſt hätte ein Ende machen ſollen!“ — „Wie? Was hab' ich euch denn gethan?“ In dieſem Augenblick entſteht Geräuſch an der Thüre, herrührend von einer ins Vorzimmer tretenden Schaar von Offizieren des 2. (ſemenow'ſchen) Garderegiments. Die Verſchworenen, in der falſchen Meinung, überfallen zu werden, wollen die Flucht ergreifen; aber der kaltblütige Bennigſen hält ihnen die Degenſpitze und das Wort entgegen: — „Es iſt zu ſpät zum Zurücktreten!“ Dieſen Moment benützt der Czar, aus dem Bett und hinter einen großen Ofenſchirm zu ſpringen. Einer der Offiziere ihm nach und ſucht ihn zu faſſen. Bei dem hierdurch entſtandenen Tumult muß das Licht verlöſcht ſein. Man iſt im Dunkeln und Bennigſen ſagt noch einmal: „Sire, verhalten Sie ſich ruhig! Es handelt ſich um Ihr Leben.“

Paul jedoch hat ſich der Fauſt ſeines Angreifers entrungen, ſchlüpft hinter die ſtets in ſeinem Schlafzimmer ſtehenden Fahnen der Garderegimenter und hinter den Fahnen weg ins Kamin, in deſſen Rauchfang er eine Strecke weit emporklimmt. Einen

Augenblick glauben die Verſchworenen, das Opfer ſei ihnen entwiſcht, und laufen rathlos durcheinander, um ſo rathloſer, da Bennigſen hinausgegangen, um zu ſehen, was das Geräuſch im Vorzimmer zu bedeuten habe. Aber man bringt Licht, bei deſſen Scheine der Czar im Kaminſchlot entdeckt wird. An den Beinen gefaßt, wird er herab und heraus gezogen. Nun ein wildgroteskes Intermezzo in dem furchtbaren Drama. Paul, in ſeiner baſchkiriſchen Häßlichkeit, im bloßen Hemde, um und über berußt, ſteht inmitten der Verſchwörer und hebt an zu geſtikuliren und zu peroriren, zu pruſten und zu pfauchzen. Die Trunkenen ergötzen ſich an dem mitleidswürdigen Tollen und lachen über ſein Ausſehen und Gebaren. Dann kommt das Ende. Der Unglückliche will ſich aus dem Kreiſe der Verſchworenen heraus- und der Thüre zudrängen. Fürſt Jaſchwil will das verhindern. Der Czar ſtößt ihn zurück, Jaſchwil packt ihn und im Ringen ſtürzen ſie mitſammen zu Boden. Jetzt knäult ſich Alles wüſt in einander, das Licht geht abermals aus und der Ofenſchirm wird umgeworfen. Noch einmal rafft der Czar ſich auf und ſtößt ein gellendes Geſchrei um Hülfe aus. Fürſt Wjäſemsky und die Gardeoffiziere Tatarinow und Serjaetin (oder Skariatin?) halten ihn feſt. Einer von dieſen preßt dem Schreienden die Hand auf den Mund. Der Kaiſer, jetzt in vollem Todesbangen, entfernt mit einer verzweifelten Anſtrengung dieſe Hand und ächzt: „Schont meiner! Vergönnt mir wenigſtens Zeit, zu Gott zu beten!“ Ob dieſe ſeine letzten Worte von mehr als den zunächſt um ihn Gedrängten vernommen wurden, wer weiß es? Erhörung fand die flehende Bitte nicht. Serjaetin hat ſich die Schärpe heruntergeriſſen und windet dieſelbe dem wieder zu Boden gezerrten Czaren um den Leib. Andere preſſen und ſtopfen ihm Taſchentücher in den ächzenden Mund. Jaſchwil hält das Opfer an den Beinen feſt und viele Andere, in der grauſigen Dunkelheit herandrängend, werfen ſich auf die ſcheußliche Gruppe. Serjaetin ſoll endlich dem Gemarterten die Schärpe um den Hals geſchnürt, Nikolai Zubow die Enden derſelben gewaltſam zuſammengedreht haben. Als der zurückkommende Bennigſen mit Licht eintritt, findet er den ermordeten Kaiſer am Boden liegen, ſplitternackt, blutend, erdrückt, erwürgt, erſtickt, zerſtampft, — ein grauenhafter Anblick, der ſelbſt die berauſchten Mörder mit Entſetzen ſchlägt. Dann raffen ſie ſich wieder auf und ſtürzen, in ihrem Erfolg ihren Muth wieder findend, mit dem wilden Jubelruf: „Il est achevé!“ zum Mordgemach hinaus und die Treppen hinunter ... So ſtarb Paul der Erſte, der kaiſerliche Tollhäusler, welcher „alle Menſchen für Sklaven angeſehen und als ſolche behandelt, die abſolute Gewalt vergöttert und mehr als zwei Millionen „Seelen“ an Edelleute verſchenkt hatte“**). Und doch war auch er Einer „von Gottes Gnaden“, war auch er ein „Geſalbter des Herrn“ geweſen. Mußte ein richtig organiſirtes Ohr aus den Tritten der durch die Nachtſchatten des Wintergartens herankommenden Mörderrotte nicht das Schreiten der Nemeſis heraushören? „Discite justitiam“!

Die Botſchaft: „Der Tyrann iſt todt!“ ging wie Feſtglockenſchall durch die Straßen der Hauptſtadt, durch das ganze Reich, machte den Menſchen zu Muthe wie Solchen, welche „auf den Stufen des Schaffots den Gnadenruf vernehmen“, rief allenthalben einen unbändigen Freudenrauſch, einen wahren Glückstaumel hervor. Berge von Flüchen und Schimpfworten wurden auf den Leichnam des Gemordeten gehäuft, in allen Buden verkaufte man Ringe, auf welche das Datum ſeines Todes eingegraben war, Männer trugen Börſen, Frauen Medaillen mit der Inſchrift: „12. März (a. St.) 1801.“ Valerian Zubow ſoll von der Mordſtätte weg als der Erſte zum Großfürſten Alexander geeilt und den Ueberraſchten als Kaiſer begrüßt haben, meldend, Czar Paul habe ſich, als ihm Platon Zubow und Bennigſen die Abdankungsurkunde vorgelegt, in ſeinem Bette aufgerichtet, ſei vor Erſtaunen und Ingrimm auf ſein Kiſſen zurückgeſunken und da habe ein — Schlagfluß ſeinem Leben ein Ende gemacht[illegible]). Einem andern Bericht zufolge wurde Alexander durch die Botſchaft, daß die Kriſis vorüber, nicht ſehr überraſcht. Der General Bennigſen ſoll nämlich, ſo wird verſichert[illegible]), in ſeinen Memoiren, deren Handſchrift nach ſeinem Ableben von ſeiner Wittwe dem ruſſiſchen Hofe verkauft wurde, den Satz niedergeſchrieben haben: „Als ich (nach dem Tode des Kaiſers) bei dem Thronfolger in der Nacht eintrat, unangemeldet wie mir befohlen war, fand ich ihn in vollſtändiger Uniform auf dem Sopha liegend. Alexander ſprang raſch auf und richtete, bevor ich Zeit hatte, ein Wort zu ſprechen, in aufgeregter Stimmung und heftigem Ton die Frage an mich: Iſt es vollbracht?“ Wäre dem ſo, dann, fürwahr, hätte der Großfürſt vollwichtigen Grund gehabt, den herbeigeſtrömten Gardeoffizieren, welche ihn als Kaiſer begrüßten, mit Grauen zu ſagen: „Ich will dieſe blutbefleckte Krone nicht; man bringe ſie Konſtantin.“ In Wahrheit, er hat im erſten Entſetzen ſo geſprochen. Er wußte ja, daß er, wennſchon nicht den Tod, doch die Entthronung des Vaters erwartet hatte, und dieſes Bewußtſein iſt in ſeiner Seele ein Wurm geworden, der nur mit ihm ſelber ſtarb. Nicht nur in Tagen der Prüfung und des Mißgeſchicks, nein, auch in Tagen des Glückes und Triumphes, wie ſie für Alexander ſpäter ſo leuchtend anbrachen, nie und nimmer, ſelbſt dann nicht, als der Glanz der Czarenkrone über ganz Europa hinſtralte, ſind ſeinen Augen die Blutflecken entſchwunden, die Vatersblutflecken, welche an dieſer Krone hafteten. Daher die Verdüſterung ſeines Gemüths, die Zerſtörung ſeines Geiſtes in ſpäterer Zeit. „Es fürchte die Götter das Menſchengeſchlecht!“ Man bricht, und wenn auch halb oder ganz gezwungen, nicht ungeſtraft die heiligſten Bande der Natur, nicht einmal in Gedanken.

Sehr glaublich, daß der Großfürſt, vom Sturme ſeiner Empfindungen zur Verzweiflung getrieben, zuletzt in krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen ſei. Graf Pahlen habe ihn dieſer Hingabe an einen gewiß aufrichtigen Schmerz — denn der Alexander von damals hatte noch weit, ſehr weit hin zu dem Alexander vom Erfurter Kongreß — mit den rauhen Worten entriſſen: „Das kindiſche Flennen hat lange genug gedauert; es iſt Zeit, daß Sie die Regierung antreten" — und habe ihn fortgezogen, um den vor dem Winterpalaſt verſammelten Truppen den neuen Czaren vorzuſtellen. In der Morgenfrühe des 24. März ſodann ſahen ſchaarenweiſe zur Huldigung herbeigeeilte Offiziere und Beamte aller Grade, wie der jugendliche Kaiſer, „mit aufgelöſ'tem Haar, in Thränen", in der Kapelle des Palaſtes dem Gottesdienſt „für Sterbende" anwohnte, während draußen auf Straßen und Plätzen die ſich Begegnenden einander umarmten und beglückwünſchten und das Volk einer Freude ſich überließ, die keine Feder ſchildern kann"[63]. Anders in den Gemächern der Kaiſerin Maria im Michailow'ſchen Mordſchloß. Das Geräuſch, wodurch ſie aus dem Schlafe geweckt wurde, mußte ihr, ſo wie die Sachen lagen, ſagen, daß Etwas gegen ihren Gemahl im Werke ſei. Das Werk war übrigens ſchon gethan, als das Gerücht zu ihr drang, der Czar ſei des Throns enthoben. Sie will zu ihm eilen, findet ſich aber in ihre Gemächer eingeſchloſſen. Werde ich jetzt die Regentin Rußlands ſein? Daß dieſer Gedanke ſie erfüllte, unterliegt keinem Zweifel. Als Pahlen, von Alexander geſandt, bei ihr eintritt, ruft ſie ihm die Worte entgegen: „Werde ich die Laſt des ſchweren Amtes tragen können?" „O, Madame, dafür iſt geſorgt" (on en a eu soin), entgegnet Pahlen und bringt dann die Geſchichte von dem „Schlagfluß" vor. Die kaiſerliche Wittwe bricht in den heftigſten Zorn aus und weiſ't, von Entſetzen, Schmerz und Enttäuſchung zerriſſen, den Grafen mit ungeſtümen Worten fort. Dem General Bennigſen, welcher kommt, um ſie im Namen des neuen Kaiſers in den Winterpalaſt einzuladen, ergeht es nicht beſſer. „Wer iſt Kaiſer? Wer nennt Alexander Kaiſer?" — „Die Stimme der Nation, Madame. Die Garden haben ihn ausgerufen." — „Ich werde ihn nicht anerkennen, bis er mir.... Rechenſchaft abgelegt hat."

Die arme Kaiſerin war übrigens nicht die einzige Perſon, welche Kaiſer Pauls Tod aus allerhand Illuſionen aufſchreckte und zu ungeſtümen Aeußerungen ſtachelte. In Paris platzte im „Moniteur du 27 germinal" die bonaparte'ſche Bombe: „Paul Ier est mort dans la nuit du 23 au 24 mars!!! L'escadre anglaise a passé le Sund le 31!!! L'histoire nous apprendra les rapports qui peuvent exister entre ces deux événements!!!" Die Geſchichte hat ſich aber nicht herbeigelaſſen, den bonaparte'ſchen Orakelwink, daß eigentlich Pitt's Hand die bewußte Schärpe um Pauls Hals geſchlungen, zu beſtätigen. Auch hatte das Ereigniß der verhängnißvollen Märznacht zunächſt nicht die politiſchen Folgen, welche der Erſte Conſul befürchtete. Konnte er doch ein Jahr darauf (11. März 1802) an ſeinen Bruder Joſeph ſchreiben: „Der Kaiſer Alexander iſt mehr als je geſtimmt, hinſichtlich aller großen Angelegenheiten Europa's mit Frankreich Hand in Hand zu gehen." Freilich, die Wandelbarkeit dieſer czariſchen „Stimmung" ließ nicht allzu lange auf ſich warten. Nicht nur in Betreff der äußeren, ſondern auch der inneren Politik. Es iſt wahr, Alexander hat mehrere Jahre ſeiner Regierung hindurch an den freiſinnigen und humanen Grundſätzen feſtgehalten, welche ihm ſein Erzieher, der Schweizer Laharpe, eingeflößt hatte, und im Einzelnen auch Manches in dieſem Sinn und Geiſt gewollt und gethan. Schon das gereichte ihm zu großer Ehre, daß mit ſeiner Throngelangung, weil er ſeinen Miniſtern, Generalen und Günſtlingen ſchlechterdings keine Leibeigenen mehr zutheilte, in Rußland jene „Vertheilung von menſchlichem Vieh aufhörte, welche ein Schandfleck der Regierung Katharina's und unter Paul die unvermeidliche Folge ſeines abſolutiſtiſchen Wahnſinns geweſen war." Aber im Ganzen und Großen ſind alle Hoffnungen, welche der vielfach in die ruſſiſche Ariſtokratie eingegangene Liberalismus auf den neuen Czaren geſetzt hatte, zunichte geworden. Mehrere von den Häuptern der gegen Paul gerichteten Verſchwörung, vor allen Panin und Pahlen, waren von dem Gedanken erfüllt, aus der beabſichtigten und ins Werk geſetzten Palaſtrevolution eine Einſchränkung der czariſchen Gewalt hervorgehen zu laſſen, eine Magna Charta für Rußland, eine konſtitutionelle Verfaſſung, natürlich in vorwiegend ariſtokratiſchem Sinne. Sie ſcheinen auch vor der Kataſtrophe von dem Thronfolger ſo Etwas wie mündliche Zuſage der Gewährung einer Konſtitution erlangt zu haben. Aber die Sache ſcheiterte ſchon daran, daß in Betreff ihrer die Verſchworenen unmittelbar nach der Kataſtrophe ſich unter einander zerwarfen. Pahlen und auch die drei Zubows erinnerten zwar den neuen Kaiſer an das Verſprechen des Großfürſten; allein Talyſin, Uwaroff und Wolkonski, den geheimen, noch unter dem liberalen Firniß jugendlichen Idealismus verſteckten abſolutiſtiſchen Inſtinkt Alexanders beſſer errathend, forderten, daß er als unumſchränkter Selbſtherrſcher proklamirt werde, und ſetzten es durch 61).

Aus dem Grauen der Märznacht von 1801 iſt alſo nicht die Morgenröthe einer neuen Magna Charta für Rußland hervorgegangen und die ruſſiſche Ariſtokratie mußte ſich damit tröſten, daß wenigſtens die Wirkſamkeit ihrer alten in jener Nacht furchtbar ſich bethätigt habe. Als kurze Zeit nach Kaiſer Pauls tragiſchem Ausgang dem hannoverſchen Geſandten Münſter ein moskowitiſcher Großer im Michailow'ſchen Palaſt alle Einzelnheiten der Mordnacht „anſchaulich wies“, machte das auf den deutſchen Grafen, welcher wohl Attentate gegen Völker, nicht aber gegen Fürſten zu begreifen vermochte, einen „gewaltigen Eindruck“. Worauf der Moskowit, das Entſetzen des Deutſchen gewahrend, mit beſchwichtigendem Lächeln: „Mais, mon Dieu, que voulez-vous, Monsieur le comte? La tyrannie tempérée par l'assassinat, c'est notre Magna Charta“ 62).

## Viertes Kapitel.

### „Morituri, Caesar, te salutant.“

Derweil baut ſich in Paris des neuen Cäſars Thron Stufe für Stufe empor. Krone, Szepter und Hermelinmantel ſind ſchon in Arbeit, aber früher noch werden Monſtranz und Meßgewand fertig; denn, ſagt Bonaparte, „ich muß die Religion wieder herſtellen, weil ſie eine Baſis für mich abgibt. Man wird mich zwar einen Päpſtling ſchelten, aber, bah, ich war Mohammedaner in Aegypten und ich werde hier zu Lande Katholik ſein — Alles zum Beſten des Volkes. Ich für meine Perſon freilich halte Nichts von den Religionen, aber das Volk, ja das Volk muß Religion haben“ **). So zu Thibaudeau und kurz darauf zu Marmont in derſelben Tonart: „Frankreich iſt ein religiöſes, ein katholiſches Land. Der Klerus iſt einflußreich. Um ihn zu lenken und zu beherrſchen, muß man ihn wieder herſtellen, ihm eine Organiſation, eine ehrenvolle Stellung und ein ausreichendes Einkommen geben. Indem ich das thue, verdoppele ich, die Ideologen mögen ſagen was ſie wollen, meine Macht und ſchlage Wurzeln in dem Herzen des Volkes.“

Er hatte recht, er ſprach wahr, wenn auch in tieferem Sinne als er ſelber glaubte und wußte. Denn eine Zeit der Reaktion, der „Umkehr“ war gekommen. Die Reſtauration des neunzehnten Jahrhunderts gegen die Revolution des achtzehnten kündigte ſich an und begann erſt im Stillen, dann immer geräuſchvoller ihre Miſſion. Es trat jetzt zu Tage, daß die Maſſen dem Gedankengang des Zeitalters der Aufklärung und Befreiung nie und nirgends zu folgen vermocht hatten. Es wurde klar, daß in den Köpfen und Gemüthern der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerungen Europa's das Mittelalter noch immer ſeinen herrſchenden Spuk trieb. Hatte das große Geſetz von Stoß und Gegenſtoß, welches die weltgeſchichtliche Bewegung regelt, nicht ſogar einen Robespierre zum Werkzeug der religiöſen Reaktion gegen den ultrarevolutionären Atheismus gemacht? Ja, das Volk — und zwar keineswegs blos im Sinne von Pöbel — *muß* Religion haben, eine in Dogmen, Formeln und Ceremonien ausgeprägte Religion. Denn in Form der Religion befriedigt es inſtinktiv ſeine idealiſchen Bedürfniſſe, und „was dir der Glaube an dein Ideal, das iſt dem Volk ſein Heiland und ſein Fetiſch.“ Ein weiſeſtes Wort, fürwahr, wenn auch aus eines Thoren Mund gegangen[66]). Zur ſelben Schreckenszeit, wo Berchoux's Gaſſenhauer in Paris umging: „Le peuple souverain, libre par sa nature même, ne reconnait d'être suprême que celui qu'il nomme au scrutin“ — ſtrömte eine gläubige Menge in das Haus Nr. 1078 in der Rue Contreſcarpe, um ſich daſelbſt in einem Zimmer des dritten Stockwerks vor einem Mädchen von neunundſechszig Jahren huldigend auf die Kniee niederzuwerfen und unter Andachtsſchauern dieſer alten Jungfer, geheißen Katharine Theos und genannt „la sainte mère du Verbe“, je zwei Küſſe auf die Stirne, die Schläfen, die Wangen und einen ſiebenten auf das Kinn zu drücken, in der feſten Ueberzeugung, daß dieſe „neue Eva“ alle die „traurigen Folgen des Sündenfalls der erſten Menſcheneltern aufheben und das Werk der Erlöſung vollenden werde“[67]). Zur ſelben Zeit auch machte in demſelben Paris der liebenswürdige Schwarmgeiſt St. Martin unter gefühlvollen Weiblein Propaganda für ſeinen ſanft-melancholiſchen Quietismus, in deſſen Falten revolutionsſturmmüde Seelen ſich gerne hüllen mochten. Ebenſo polterte aus ſeinem Exil nach Frankreich hinein der Vicomte de Bonald den trockenen Formalismus ſeiner gegen Montesquieu und Rouſſeau gerichteten Umkehrspredigt, welche den Ultraroyalismus der Reſtaurationsepoche vorwegnahm, und in den Pamphleten des Grafen de Maiſtre ſpitzte ſich die Dialektik der ſtaatlichen und kirchlichen Reaktion allmälig zu ihren äußerſten Schlußfolgerungen zu, zur Forderung eines Papſtthums im Sinne des ſiebenten Gregors, zur Verherrlichung der ſpaniſchen Inquiſition, zur Anempfehlung des unbeſchränkteſten Sultanismus. Näherliegende Wirkung jedoch und viel bedeutendere als die Auslaſſungen dieſer Contrerevolutionäre that ein Buch, an welchem der Vicomte de Chateaubriand im erſten Jahre des 19. Jahrhunderts in der Abgeſchiedenheit des Parks von Savigny arbeitete und das 1802 erſchien — „Le génie du Christianisme“. Schon der Titelbeiſatz „Ou les beautés de la religion chrétienne“ verräth, was Chateaubriand mit dieſer Schrift wollte, durch welche er der Vater der franzöſiſchen Neuromantik geworden iſt. Er wollte am Lenkſeil der Aeſthetik, am Gängelbande der Schönſeligkeit die Menſchen in den chriſtlichen oder vielmehr kirchlichen Schafſtall zurückführen. Er wollte der klaſſiſch-atheiſtiſch-revolutionären Literatur Frankreichs eine romantiſch-chriſtlich-reſtaurative entgegenſtellen und mittelſt des Nachweiſes, daß die chriſtliche Mythologie eigentlich noch viel poetiſcher ſei als die antik-heidniſche, mittelſt geſchickter Hätſchelung des Schönheitsgefühls, mittelſt weichen Anſchlagens aller Saiten der Rührung im menſchlichen Gemüthe die „Geſellſchaft“ in den Katholicismus und Monarchismus zurückſchmeicheln. Ein glänzender und gelungener Verſuch, obgleich, wie Chateaubriand ſelber erzählt hat, Madame Staël dem neuerſchienenen Buch kein gutes Prognoſtiken ſtellte. (Mit den Fingern zwiſchen den Blättern des noch unaufgeſchnittenen Werkes herumſtöbernd, gerieth ſie auf das Kapitel „von der Jungfrauſchaft Maria's“ und ſagte zu ihrem Geſellſchafter Adrien de Montmorency: „Ach, Gott, der arme Chateaubriand! Das beginnt platt und fade zu werden!“*) Die Wirkung des Werkes war in der That eine große und nachhaltige; es kitzelte Phantaſie und Sinnlichkeit der „gebildeten Kreiſe“ ſo angenehm-erbaulich, es traf ſo höchſt glücklich mit der reaktionären Zeitſtimmung zuſammen. Und doch kann man in dem himmelnden Ding bei ſchärferer Prüfung nur eine gewandt aufſtaffirte Frivolität erkennen. In Wahrheit, von einer tieferen Erfaſſung, d. h. von der ſittlichen Bedeutung des Chriſtenthums iſt bei Chateaubriand keine Rede. Darum iſt ſein blendendes Raiſonnement im Grunde ſo hohl und leer. Lauter Aeußerlichkeit und Flitter, kein Ernſt, keine Wahrheit, keine Innigkeit. In einer einzigen Strophe eines geiſtlichen Liedes von Gerhard, Spee oder Flemming athmet unendlich viel mehr „Geiſt des Chriſtenthums“ als in dem ganzen Chateaubriand'ſchen Buch, deſſen Verfaſſer ſelber nicht glaubt, was er ſagt, weßhalb denn auch ein aufmerkſames Ohr aus dem gläubigen Bimbambum überſchwänglicher Chateaubriands-Phraſen häufig genug ein Voltaire'ſches Spottlachen merkbar heraushört.

Aber es will ja die Welt betrogen ſein und das Buch erreichte ſeine Ziele. Zunächſt auch das, die Aufmerkſamkeit des Erſten Conſuls auf den Verfaſſer zu lenken, welcher vor dem Drucke die Handſchrift des Werkes ſeinem Gönner Lucien Bonaparte mittheilte. Zweifelsohne hatte auf dieſem Wege auch der Erſte Conſul zeitig von dem Inhalt Kenntniß erhalten und er mag mit einem Lächeln der Befriedigung wahrgenommen haben, welche Mühe ſich Chateaubriand gemacht, der „Ideologie“ eine unſchädliche Richtung zu geben, d. h. die Phantaſie der Franzoſen von den Traditionen des politiſchen Idealismus der Revolution abzuziehen und auf das Gebiet religiöſer Unklarheit und äſthetiſcher Fühlſamkeit hinüberzuweiſen. Auch mag es dem Machthaber lieblich geſchmeichelt haben, daß gerade jetzt, wo er im Begriffe war, ſich durch eine Vereinbarung mit dem päpſtlicher Stuhl die gewünſchte und gehoffte „Baſis“ klerikaler Unterſtützung zu ſchaffen, Chateaubriand in der Vorrede ſeiner Schrift ziemlich unverblümt ihn aufforderte: „Allez, montez sur la montagne sainte de Jérusalem et rabâtissez le temple de Jéhovah!“ Es hätte freilich dieſer Aufforderung nicht bedurft; aber ſie mußte willkommen ſein, maßen es von jeher zur bonaparte'ſchen Politik gehört hat, die Stimme der eigenen Wünſche in eine Quaſi-Volksſtimme umzulügen. Auf dieſer Lügenkunſt beruhte auch, wie bekannt, jene Volksabſtimmungsmaſchine, die ſo unübertrefflich konſtruirt war, jener Suffrage-Univerſel-Alfanz, der auf Befehl ſo wohlgeölt und geſchmeidig Millionen von Ja's von ſich gab .... Hätte der Erſte Conſul keine ſo übergroße Eile gehabt, den Altar als Vorſtufe zum Throne aufzurichten, er würde ſich unmöglich über den verhängnißvollen Mißgriff verblendet haben, welchen zu begehen er im Begriffe war. Er glaubte der Kirche als einer Polizei der Gewiſſen zu bedürfen, er wähnte ſie als eine ſolche benützen zu können und ſah in ſeiner Eilfertigkeit ganz über die hiſtoriſche Thatſache hinweg, daß die Kirche, auch da, wo ſie ſcheinbar dient, immer und überall herrſchen will. Schon das Zaudern und Zögern, womit die päpſtliche Kurie ſeinen heftigen Anerbietungen entgegenkam, hätte ihn ſtutzig machen müſſen; aber er achtete nicht darauf. Noch weniger auf die Warnungen des redlichen Grégoire, der ihn zu verſtändigen ſuchte, eine der ſchönſten Aufgaben und Pflichten des Erben der Revolution ſei, die kirchliche Reformation fortzuſetzen und zu vollenden, und ihm zuredete, bei einem Kompromiß mit dem Papſte wenigſtens die revolutionäre Errungenſchaft der Prieſterehe zu retten. Alles umſonſt. In dem Hotel Joſeph Bonaparte's in der Straße Faubourg Saint-Honoré wurden um 2 Uhr Morgens am 15. Juli 1801 die Präliminarien des Konkordats von dem genannten Bruder des Erſten Conſuls und dem Legaten Pius des

Siebenten, Kardinal Conſalvi, unterzeichnet. Mittelſt Bulle vom 15. Auguſt ertheilte der Papſt dem Vertrag ſeine Genehmigung. Am 4. Januar 1802 wurde in der Kapelle der Tuilerien zum erſten Mal wieder Meſſe geleſen. Im April ließ man ein unlängſt gezähmtes Tribunat und einen eifrig gehorſamen geſetzgebenden Körper ihre Ja's herſagen und am 8. April ward das Konkordat als Staatsgeſetz verkündet, welches die „römiſch-apoſtoliſch-katholiſche Religion als die Religion der großen Mehrzahl der franzöſiſchen Bürger“ in Frankreich wieder herſtellte. Der Erſte Conſul ſoll die Erzbiſchöfe und Biſchöfe ernennen, der Papſt denſelben die kanoniſche Inſtitution geben. Die Biſchöfe, welche dem Erſten Conſul den Unterthaneneid leiſten wie vormals dem Könige, ernennen die Pfarrer. Die Kirchengüter bleiben eingezogen, aber der Staat beſoldet die Geiſtlichkeit angemeſſen und geſtattet Stiftungen zu Gunſten der Kirche. Am 18. April als am Oſtertag — die Wiederherſtellung der Sonntage und der katholiſchen Feſte war vorhergegangen — wurde in Anweſenheit des Erſten Conſuls und ſeines Hofſtaats die Reſtauration des Katholicismus mittelſt eines prunkvollen Gottesdienſtes in Notre-Dame gefeiert. Der Erzbiſchof von Tours hielt die Predigt, der neue päpſtliche Legat Caprara das Hochamt, ein Tedeum ward geſungen und zum Schluß das „Domine, salvam fac rempublicam; salvos fac consules!“ angeſtimmt. (Bald wird es kürzer lauten: „Salvum fac Napoleonem imperatorem!“) Die herbeigeſtrömte Menge war zahllos, denn man hatte Alles aufgeboten, die Ceremonie lockend-pompös zu machen. Aber die Zuſchauer nahmen dieſelbe vorerſt nur wie ein anderes Spektakelſtück, die draußen in Parade aufgeſtellten Soldaten höhnten und fluchten über die „Pfaffenkomödie“, die in das Innere der Kathedrale befehligten Generale murrten. Als am folgenden Tage Bonaparte den grobkörnigen General Augereau (oder Delmas?) fragte, wie ihm die geſtrige Ceremonie gefallen, gab der Gefragte zur

Antwort: „Hm, nicht übel. Eine recht hübſche Kapuzinade! Es fehlte Nichts dabei als etwa die Million Menſchen, welche ſich's ihr Leben koſten ließen, um das zu zerſtören, was Sie wieder herſtellen, Bürger Conſul.“ Dieſer ſollte jedoch bald erfahren, daß es mit der römiſchen Kurie keinen Frieden gäbe, nämlich keinen Frieden in ſeinem Sinne. Die Kirche erwies ſich keineswegs willig, ſich nur ſo als eine Art geiſtiger oder geiſtlicher Polizeimaſchine handhaben zu laſſen. Gründe, Zweifel und Mißtrauen in ihre Willfährigkeit zu ſetzen, ergaben ſich binnen Kurzem, und als Bourrienne beſchwichtigend zu dem Gewalthaber ſagte, der Kardinal Conſalvi habe ja erklärt, der Papſt würde Alles thun, was der Erſte Conſul wünſchte, verſetzte Bonaparte raſch: „Daran wird er wohlthun. Denn er möge ja nicht glauben, er habe mit einem Schwachkopf zu ſchaffen. Man komme mir nur nicht damit, mir vom Heil meiner Seele zu ſchwatzen. Für mich beſteht die Unſterblichkeit in der Spur, welche ich dem Gedächtniſſe der Menſchheit einpräge.“ Eines Tages wird Napoleon erfahren, wie ſehr der unbeachtete Warner Grégoire rechthatte. Er wird erfahren, daß man Papſt und Papſtthum wohl brutaliſiren, nicht aber mittelſt Gewalt beſiegen kann. Einſtweilen folgt dem Konkordatsabſchluß ein heiteres Nachſpiel: — Monſeigneur le Diable-Boiteux-Talleyrand, ci-devant Biſchof von Autun, iſt durch päpſtliches Breve ſeiner Prieſtergelübde entbunden worden und wird dann, um dem von der Direktorialzeit her graſſirenden gräulichen Sittenverfall ein offizielles Dementi zu geben, von ſeinem Herrn gezwungen, ſeine Maitreſſe, Madame Grandt, zu heiraten, eine ſehr ſchöne Gans von gänſigſter Sorte, welche ihren Tiſchnachbar, den berühmten Reiſenden Denon, gelegentlich mit Robinſon Cruſoe verwechſelt, — ein beſchwerlich-lächerlich Anhängſel für den Mephiſtophel der Diplomatie, eine Bürde, die den Allerweltsironiker durch ihr bloßes Daſein ironiſirte**).

Bonaparte fuhr überhaupt von Tag zu Tag mehr als unumſchränkter Gebieter drein und gefiel ſich darin, auf ihm Mißfälliges wachtſtubenbariſch auszufallen. Dame Staël, ohnehin eine Antipathie des Erſten Conſuls, hatte das eines Tages im Salon Joſephine's bitterlich zu erfahren, als ſie, à la Grecque gekleidet, ihren allerdings ſchon ältlichen Buſen da zur Schau trug, als wär' es jener, mittelſt deſſen Enthüllung Hyperides vor Zeiten ſo erfolgreich für Phryne plaidirt hatte. „Madame — ſchnarcht im Vorbeigehen der Gewaltige ſie an — wie lange iſt's her, ſeit Ihr Euer jüngſtes Kind geſtillt habt?“ Ein Keulenſchlag, der mit unendlich vielen Nadelſtichen vergolten werden wird. Warte nur, denkt unſer alſo beleidigend angeſchnarchter Wirbelwind von genialem Weib — warte nur, du Robespierre à cheval, ich will dir ſchon zeigen, daß ich mehr kann als Kinder ſtillen ... Der Erſte Conſul gab ſich zu dieſer Zeit bedeutende Mühe, mit dem Altar und dem Thron zugleich auch das Dekorum wieder herzuſtellen und vornehmen Anſtand und monarchiſche Etikette an die Stelle republikaniſcher Zwangloſigkeit und demokratiſcher Formloſigkeit zu ſetzen. Die eigene Familie verurſachte ihm hiebei dermalen und ſpäter vielen Aerger, viele Mühwaltung. Seine Brüder und Schweſtern wollten nicht recht begreifen, daß ſie ſich ſchon jetzt als Geſchwiſter einer werdenden imperatoriſchen Majeſtät gebaren ſollten. Der Springinsfeld Jérôme heiratet drüben in Baltimore eine ſimple Miß Patterſon, der „ideologiſche“ Lucien, welcher ſich mehr und mehr mit dem wachſenden Deſpotismus ſeines Bruders zerwirft, nimmt die ſchöne Wittwe Jouberton zur Frau. Quer das, da ſie allbereits um Prinzeſſinnen ſich hätten umthun ſollen. Unſere theure Stieftochter Hortenſe und Bruder Louis, der elegiſche Träumer, leben nicht gut mitſammen und wir hätten vielleicht beſſer gethan, ſie Duroc zu geben, in welchen ſie verſchoſſen war. Schweſter Karolina, Madame Murat, könnte bei ihren Liaiſons auch mehr auf Anſtand halten, und was Paulette angeht, welche mit ihrem zweiten Mann, dem Principe Borgheſe, nach Rom gegangen, ſo müſſen dorthin an ſie und an Onkel Feſch, unſern Geſandten beim heiligen Stuhl, grollende Briefe geſchrieben werden, daß die Aufführung unſerer ſchönen Lieblingsſchweſter ganz anders ſein ſollte als ſie iſt[69]). Aber nicht allein auf Herſtellung des geſellſchaftlichen Dekorums, ſondern auch monarchiſcher Dekorationen richtete der Gewalthaber ſein Augenmerk. Er brauchte ſich nicht zu erinnern, im Montesquieu das Paradoxon geleſen zu haben, Ehre ſei das Prinzip der Monarchie; er brauchte nur die Augen aufzuthun, um zu ſehen, daß die Franzoſen, eine verſchwindend kleine Minderheit ausgenommen, im höchſten Grade bereit und begierig waren, dem Erſatz der Loſung „Liberté et égalité“ durch die Loſung „Gloire et honneur“ beizuſtimmen. Ruhm und Ehre im franzöſiſchen Sinne ſind ohne Symbole, Gepränge und Spektakel nicht denkbar. „Gebt den Franzoſen Kinderklappern!“ hatte er geſagt und er gab ihnen jetzt den Orden der Ehrenlegion. So ganz freilich war in Frankreich die Erinnerung an die Revolution noch nicht erloſchen, daß die Stiftung dieſes Ordens keinen Widerſpruch erfahren hätte. Sogar im Staatsrath Bonaparte's warf ein Ehrenmann, Berlier, dem Erſten Konſul die Worte ins Geſicht, die Einführung eines Ordens verletze den Grundſatz der Gleichheit, ſchaffe wieder eine Ariſtokratie und außerdem ſeien dergleichen ſogenannte Ehrenzeichen nur monarchiſches Spielzeug. „Ja wohl — fuhr der Machthaber auf — ſind ſie Spielzeug; aber mittelſt Spielzeugs lenkt man die Menſchen. Ich glaube nicht, daß das franzöſiſche Volk der Freiheit und Gleichheit zugethan ſei. Es iſt, durch zwölf Revolutionsjahre nicht anders gemacht, noch immer ſtolz und leichtfertig, wie ſeine Vorfahren, die Gallier, geweſen ſind. Die Franzoſen haben nur ein wirklich lebhaftes Gefühl, das für Ehre. Dieſes Gefühl alſo muß man nähren, indem man ihnen Auszeichnungen gibt.“ Wie wahr der Mann ſprach, wie richtig er die Franzoſen werthete, iſt dadurch erwieſen, daß der Orden der Ehrenlegion, nachdem derſelbe, nicht ohne auch im Tribunat und im geſetzgebenden Körper Widerſtand gefunden zu haben, am 19. Mai 1802 geſetzeskräftig errichtet worden, binnen Kurzem ganz außerordentlich volksthümlich wurde. Der Beifall und die Gunſt, womit dieſe monarchiſche, ein neues Patriziat mit an dén Feudalismus ſtreifenden Beſtimmungen gründende Einrichtung aufgenommen ward, zeigten deutlich, wie weſentlich monarchiſch die Sitten Frankreichs geblieben waren. Nahmen doch ſelbſt denkende und patriotiſch geſinnte Männer die Ehrenlegion für eine dem bürgerlichen wie dem kriegeriſchen Verdienſte gleicherweiſe gebotene Belohnung, die als ein Beweis der Achtung angeſehen werden müßte, welche die Regierung für das Prinzip politiſcher Gleichheit hege, und als das geeignetſte Mittel, dieſelbe zu befeſtigen, indem dieſer Orden die alten ariſtokratiſchen und erblichen Auszeichnungen bis auf die Erinnerung auslöſche[79]).

Zugleich mit der Stiftung der Ehrenlegion wurde ein zweiter, den Uebergang von der Diktatur zur abſoluten Monarchie kennzeichnender Schritt vorbereitet und gethan, die Verlängerung von Bonaparte's Conſulat auf Lebenszeit. Einige Stimmen ſprachen ſchon jetzt vom Kaiſerthum und warum auch ſollten ſie nicht? Der Machthaber ſelber war für das lebenslängliche Conſulat als für eine letzte Stufe zum Thron, welcher übrigens ſchon ſo beſtimmt in Ausſicht ſtand, daß Joſephine's an ihren Eheherrn geſtellte Frage: „Wann machſt du mich zur Kaiſerin?“ nur eine lächelnde Abweiſung fand. Die ſchwächlichen Ueberbleibſel des Republikanismus verſuchten zwar gegen das lebenslängliche Conſulat oppoſitionell ſich zu regen, ſogar in den Staatskörperſchaften; aber natürlich ohne Erfolg. Die Volksabſtimmungsmaſchine ward in Bewegung geſetzt, arbeitete, wie befohlen, und ergab von 3,577,885 Stimmen 3,568,259 bejahende Antworten auf die Frage: Soll Bonaparte mit dem Recht, ſeinen Nachfolger zu ernennen, Erſter Conſul auf Lebenszeit ſein? Im Beſitze dieſer Millionen von Ja's hatte der Herr

Frankreichs Grund genug, über etliche Tauſende von Nein's ſich hinwegzuſetzen. Auch über das von Lafayette. Der Ex-General hatte votirt: „Ich kann für eine ſolche Magiſtratur nicht ſtimmen, bevor die öffentliche Freiheit mit ausreichenden Bürgſchaften verſehen iſt" — und hatte von ſeinem Landgut Lagrange aus dieſes Votum mit einem Brief an den Erſten Conſul begleitet, worin er anerkannte, daß „le 18 brumaire sauva la France", aber auch Bonaparte beſchwor, der Sache der Revolution und des Volkes treu zu bleiben[71]). „Bah, ſagte der Empfänger dieſes Briefes, verachtungsvoll mit den Fingern ſchwippend — Monſieur de Lafayette iſt in Sachen der Politik ein Narr. Er verſteht mich nicht. Ich hab' ihn zum Senator und zum Ritter der Ehrenlegion machen wollen. Er hat Beides abgelehnt. Deſto ſchlimmer für ihn. Ich kann, meiner Treu', ſeiner Stimme wohl entbehren…". Am 2. Auguſt 1802 erging das Senatoconſult, welches das lebenslängliche Conſulat Bonaparte's proklamirte. Am folgenden Tage brachte der Senat dem Machthaber ſeine Glückwünſche dar, worauf der große Gaukler: „Das Leben eines Bürgers gehört ſeinem Vaterlande. Das franzöſiſche Volk will, daß das meinige ihm ganz geweiht ſei. Ich gehorche ſeinem Willen. Durch meine Bemühungen, durch eure Unterſtützung, durch die Beihülfe aller Behörden, durch das Vertrauen und den Willen dieſer unermeßlichen Mehrheit iſt die Freiheit, die Gleichheit und Wohlfahrt Frankreichs den Tücken des Schickſals und der Ungewißheit der Zukunft entzogen. Das beſte der Völker wird auch das glücklichſte ſein und ſeine Glückſeligkeit wird zu der von ganz Europa beitragen"[72]). Wieder einen Tag ſpäter wurde eine ausgeheckte Conſular-Verfaſſung verkündigt, die ſogenannte fünfte Konſtitution, weil Bonaparte, über den neueſtens im Schooße des Staatsraths, des Tribunats und des geſetzgebenden Körpers mehrfach erfahrenen Widerſpruch erboſ't, ſeine diktatoriſche Gewalt noch mehr ſtärken zu müſſen glaubte. Dieſer fünfte Verfaſſungsſchein gab die großen Staatskörperſchaften in die

Hand des Senats und dieſen willenlos in die Hand des neuen Cäſars, der ſich bei Gelegenheit der Feſtfeier ſeines Geburtstags am 15. Auguſt 1802 zum erſten Mal als ſolcher in allen Tonarten anſchmeicheln ließ und ſich ſchon jetzt in den Tuilerien, ſowie in dem ohne alles Weitere in Beſitz genommenen Sommerſchloß Saint-Cloud, einen förmlich-monarchiſchen Hofſtaat einrichtete.

Ja, noch nicht zwei Jahre war es her, ſeit er die „Colifichets“ tief zu verachten ſich den Anſchein gegeben. Jetzt aber lautete es anders. Jetzt ward die ſchmeichleriſche Niederträchtigkeit gefordert und in ein Syſtem gebracht, alle Brimborien der Autokratie mit Eifer herbeigezogen und Stück für Stück ein byzantiniſches Hof-Ceremoniell in Szene geſetzt. Schon mußte man, um der graſſirenden Herrendienerei ſich zu bequemen, ſogar die Geſtalt, die Züge, die Haltung des Gebieters ſchön und majeſtätiſch finden, während doch noch zu Anfang der Conſularzeit bei öffentlichem Erſcheinen Bonaparte's Stimmen aus der Menge laut geworden wie: „Er iſt verteufelt gelb; er ſollte Roth auflegen“ — oder: „Wie ſchade, daß ein ſolcher Mann ſo häßlich ſein muß“ — oder: „Wie garſtig er iſt, die kleine Kröte!“ (Oh, qu'il est laid celui-là, ce petit crapaud[74]). Wenn alte Bekannte des Erſten Conſuls vom erſten italiſchen Feldzug her nach zeitweiliger Abweſenheit von Paris dahin zurückkehrten, waren ſie nicht wenig erſtaunt und verblüfft über die inzwiſchen vor ſich gegangene „Häutung“ der tonangebenden Kreiſe. Das republikaniſche Fell war abgefallen und darunter die monarchiſche Livree zum Vorſchein gekommen. Nicht nur die ſansculottiſchen und carmagnole'ſchen Moden waren weg, auch das Soldatiſch-Republikaniſche war dem Höfiſchen gewichen. An der Stelle der Säbel und Kokarden, der langen Beinkleider und Sporenſtiefeln ſah man jetzt Salondegen, ſeidne Strümpfe, Schnallenſchuhe und Claquehüte. Lakaienſchaaren brüſteten ſich in goldbordirten Röcken und Rococo-Friſuren. Wenn der Erſte Conſul in ſeinem veilchenblauen Staatsanzug mit Goldſtickerei in den Tuilerien oder zu Saint-Cloud von der ſonntäglichen Meſſe nach ſeinen Gemächern zurückkehrte, erwarteten ihn, ganz wie zur Zeit des Ancien Régime Se. allerchriſtlichſte Majeſtät, in der großen Galerie eine bunte Menge von Miniſtern, Senatoren, Generalen, Prälaten, fremden Prinzen und Diplomaten, um ihm ihren Hof zu machen. Da waren deutſche Fürſten oder ihre Bevollmächtigten, welche um die Gunſt des Erſten Conſuls mit ihren Unterthanen daheim entpreßten Summen zu erkaufen nach Paris gekommen und daſelbſt von Talleyrand und Anderen ſo ſchamlos genarrt und ausgebeutelt wurden, daß ſich Bonaparte bewogen ſah, ein warnendes Handbillet an Fouché zu richten, in welchem er ſprach von „toutes les menées qui avaient lieu pour tirer de l'argent des princes allemands“ und von „escrocs qui compromettent l'honneur du gouvernement et dupent d'infortunés étrangers“[74]. Da waren die Geſandten der Bourbons von Spanien und von Neapel, Caballero d'Azara und Marcheſe Gallo, beauftragt und bemüht, den Argwohn des franzöſiſchen Gewalthabers gegen Alles, was Bourbon hieß, einzulullen. Da war der Kardinal Caprara, Legat des Papſtes und gleichſam der Vorläufer Sr. Heiligkeit zur bevorſtehenden Krönungsfahrt. Hart neben dem rothen Hut und Mäntelchen des Legaten zeigte ſich der ſchlichte ſchwarze Rock des nordamerikaniſchen Geſandten Livingſton, deſſen ganze Erſcheinung in dem Kreiſe dieſer vornehmen, betreßten und beſternten Lakaien ausſah wie eine Mahnung, daß es doch in der Welt noch eine Demokratie gäbe. Ferner waren da der Geſandte Oeſterreichs, der alte Kobenzl, deſſen langes leichenhaftes Geſicht immer länger und leichenhafter wurde, wenn er wahrnehmen mußte, daß dieſem „Teufelskerl“ von Bonaparte mit den alten abgegriffenen diplomatiſchen Kniffen und Pfiffen ſchlechterdings nicht beizukommen ſei. Ferner der preußiſche Geſandte, Marcheſe Luccheſini, des Erſten Conſuls gehorſamer Diener. Ab und zu kam ein zweiter großer preußiſcher Diplomat, Monſieur Lombard, mit Luccheſini und dem Grafen von Haugwitz jenes Trifolium von Staatsmännern bildend, welches einem unfähigen König den Staat Friedrichs des Großen ins Verderben ſtürzen oder vielmehr langſam ſchieben half. Endlich waren auch die Geſandten Englands und Rußlands da, der ſcharfäugige Lord Whitworth und der hochmüthige Graf Markoff, Bürgen des europäiſchen Friedens ſo zu ſagen, eines Friedens, welcher Tag für Tag in die Baumwolle heuchleriſcher Phraſen eingewickelt werden mußte; ſo zerbrechlich war er. War ja die politiſche Atmoſphäre Europa's ſchon wieder tüchtig mit Kriegselektrizität geladen und bald grollten einzelne bonaparte'ſche Vordonner. Am 13. März 1803 ſagte im Empfangzimmer ſeiner Frau der Erſte Conſul zu Lord Whitworth: „Wir haben uns jahrelang bekriegt; es ſcheint, wir ſollen uns abermals jahrelang bekriegen. Der König von England hat in ſeiner Botſchaft an das Parlament geſagt, daß Frankreich ſich zu einem Angriffskriege rüſte. Es iſt nicht wahr. Er hat auch geſagt, daß zwiſchen den beiden Kabinetten verſchiedene Differenzen obwalten. Ich kenne keine, doch ja, eine wohl: Se. großbritanniſche Majeſtät ſoll Malta räumen, wozu der Friedensvertrag ſie verpflichtet. Man kann das franzöſiſche Volk tödten, aber nicht einſchüchtern“ 75). Die Seitenſzene zu dieſer ſpielte am 21. September 1803, nachdem ein Angehöriger der ruſſiſchen Geſandtſchaft, der Schweizer Chriſtin, als Umtriebler und Zetteler zu Gunſten der Bourbons zur Haft gebracht worden war. Am genannten Tage trat Bonaparte in feierlicher Audienz und in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung haſtig auf den Grafen Markoff zu und ſchrie mit greller Stimme: „Es kommt mir außerordentlich ſonderbar vor, daß der ruſſiſche Geſandte einen Schweizer, welcher Verſchwörungen anzettelt, in ſeinen Dienſten behält. Es iſt fürwahr mit uns noch nicht ſo weit gekommen, daß wir Derartiges dulden müßten, und ich werde in Zukunft Jeden verhaften laſſen, welcher gegen das Intereſſe Frankreichs handelt“ 76). Auch von anderwärts her warf in den Sonnenſchein am Conſularhof Zukünftiges mitunter ſchon einen dunklen

Schatten herein. Da man mit Aufzimmerung und Tapezierung des Kaiſerthrons beſchäftigt war, ſo drängte ſich ſchon jetzt die Frage nach einem legitimen Erben deſſelben auf und Joſeph Bonaparte war es, der in ſeinem Bruder den erſten Gedanken einer Scheidung von Joſephine anregte. „Stelle dir den Fall vor — will er zum Erſten Conſul geſagt haben — daß eine natürliche Urſache den Tod deiner Frau herbeiführte; dann wirſt du in den Augen Frankreichs, Europa's, ja ſogar in den meinigen, der ich dich doch kenne, als ihr Vergiſter erſcheinen." Betroffen habe der Gewalthaber darauf erwidert: „Das iſt das erſte Mal, daß mir der Gedanke einer Scheidung möglich erſcheint." Ganz komiſch-derb faßte die Sache Lucien Bonaparte an, indem er, als ſeine Schwägerin Joſephine nach Plombières reiſ'te, zu ihr ſagte: „Sie gehen ins Bad. Nun wohl, Sie müſſen einen Sohn bekommen. Wenn nicht von Ihm, ſo doch von einem Andern." Als Joſephine über dieſe Zumuthung ſich entſetzte, fuhr ihr Schwager fort: „Falls Sie ſich dazu nicht verſtehen wollen oder können, ſo muß mein Bruder von einer andern Frau einen Jungen bekommen und Sie denſelben für den Ihrigen ausgeben. Er braucht einen Erben. Es verlangt das auch Ihr eigenes Intereſſe; Sie wiſſen wohl, warum"......

Zur Zeit, wo der Friedenstraum von Lüneville und Amiens noch einige Dauer zu verheißen ſchien, wurde eines Tages im großen Empfangſaal in den Tuilerien durch den engliſchen Geſandten ein Landsmann vorgeſtellt, bei welchem der Erſte Conſul ſofort achtungsvoll ſtill ſtand und lebhaft ſagte: „Ah, Monſieur Fox, ich habe Ihre Ankunft mit großem Vergnügen erfahren und es verlangte mich ſehr, Sie zu ſehen. Hab' ich doch in Ihnen ſchon lange den beredten Freund ſeines Landes bewundert, welcher ſtets für den Frieden ſeine Stimme erhob und dadurch den Intereſſen Englands wie Europa's und der Menſchheit diente. Die beiden erſten Nationen unſeres Erdtheils haben Nichts von einander zu fürchten, haben einander nicht zu beneiden; ſie ſollten ſich verſtehen und achten. Ich erblicke in Ihnen mit Befriedigung den großen Staatsmann, welcher den Frieden empfahl, weil er mit Schmerz Europa zweckloſen Verheerungen preisgegeben ſah.“ Der große Parlamentsredner begnügte ſich, die ihm geſpendeten Schmeicheleien mit einer ſtummen Verbeugung zu erwidern. Er fühlte, daß er als Führer der engliſchen Oppoſition ſeine Haltung und Sprache Bonaparte gegenüber ſehr vorſichtig zu bemeſſen habe. Jedenfalls vergab er dem Stolz und der Würde ſeines Landes Nichts. Bei einer Unterredung, welche er ſpäter in einem der Säle des Louvre mit dem franzöſiſchen Machthaber hatte, legte einer der Mitanweſenden die Hand auf einen daſtehenden kunſtvoll gearbeiteten Erdglobus und ſagte: „England nimmt doch einen recht kleinen Raum auf der Weltkarte ein.“ „Wohl — entgegnete Fox — auf dieſer kleinen Inſel werden die Engländer geboren und auf ihr wünſchen ſie alle zu ſterben. Aber — fügte er, ſeine Arme um den Globus legend, hinzu — während ihres Lebens breiten ſie ſich über den ganzen Erdball aus und umfaſſen ihn mit ihrer Macht.“ Der Erſte Conſul, welcher, wie gar keinem Zweifel unterliegt, damals die Erhaltung des Friedens mit England ernſtlich wünſchte, während Georg der Dritte und ſeine Tories in der That Alles thaten, dieſen Wunſch zu Schanden zu machen, — bot ſeine ganze Liebenswürdigkeit auf, um das Haupt der friedlich geſinnten Whigs zu bezaubern und ſich geneigt zu machen. Vorkommenden Falls auch mittelſt Lugs und Trugs. Er wußte, daß zwiſchen Fox und Wilberforce, dem hochherzigen Vorkämpfer der Neger-Emanzipation, eine innige Freundſchaft beſtand, und ſo brachte er bei einer ſeiner Unterredungen mit dem engliſchen Staatsmann das Geſpräch auf die Abſchaffung des Negerhandels und der Negerſklaverei und ſagte mit ſentimentalem Augenaufſchlag: „Ach, Monſieur Fox, daß mir doch vergönnt wäre, einen großen Bundesvertrag unter den Menſchen beſiegelt zu ſehen durch eine weiße Hand, welche brüderlich eine ſchwarze drückt“[77]. Der bronzeſtirnige Heuchler und Komödiant! Er, welcher ſo ſprach, hatte ſo eben den Befreier von Hayti, Touſſaint Louvertüre, den erſten in die Weltgeſchichte eingetretenen Mann der ſchwarzen Race, verrätheriſch in ſeine Gewalt gelockt, um den Verrathenen in einem Kerker des Forts Joux in Verzweiflung verkümmern zu laſſen.

Nicht ſo ſchmeichelnd und heuchelnd wie zu dem berühmten engliſchen Parteiführer, nein, ſondern barſch und barſch befehlend ſprach um dieſelbe Zeit Bonaparte zu der Schweiz, zu deren thatſächlichem Gebieter er unter dem harmloſen Titel eines Vermittlers (médiateur) ſich aufwarf. Die Eidgenoſſenſchaft hatte aus den Kämpfen und Krämpfen der Revolutionszeit noch nicht wieder zu Frieden und Geſundheit gelangen können. Seitdem Maſſena bei Zürich geſiegt und Suworow aus der Schweiz abgezogen, hatte ſich das Land in den Händen franzöſiſcher Heerſchaaren befunden, die es freilich in Folge einer Beſtimmung des Lüneviller Friedens räumten, aber erſt im Auguſt 1802 und nur für wenige Wochen. Denn bald gaben dem Herrn Frankreichs willkommenen Vorwand zu erneuerter Einmiſchung in die Angelegenheiten der Schweiz die fortwährenden Streithändel zwiſchen den Parteien der Einheitler und der Kantönler, der Demokraten und der Ariſtokraten, der franzöſiſch-revolutionär und der öſtreichiſch-konſervativ Geſinnten, Streithändel, welche nicht nur in den Rathſälen tobten, ſondern mitunter auch zu einem halben oder Zweidrittels-Waffengang führten, während heute ein Reding als föderaliſtiſcher, morgen ein Dolder als unioniſtiſcher Landamman ſchemenhaft über die eidgenöſſiſche Schaubühne huſchte und die beiden Faktionen, welche das Land zerriſſen, wetteifernd um die Gunſt des Gewaltigen in Paris bettelten. Ein klägliches Wirrſal, in welches im September 1802 das bonaparte'ſch vermittelnde: „Ha, ich will euch“! . . . drohend hereinſcholl. Denn in einer an Talleyrand gerichteten Depeſche vom 23. des genannten Monats erklärte der Erſte Conſul, daß er 30,000 Mann unter Ney's Befehlen in die Schweiz einrücken laſſen werde und daß es, falls man ihn zur Anwendung von Gewalt zwänge, um die Schweiz geſchehen ſein würde („c'en est fait de la Suisse"). Was die auf der Spitze von 30,000 Bajonetten gebrachte „Vermittlung" eigentlich zu bedeuten habe, erhellte ſattſam aus einer weiteren Stelle der Depeſche, wo der Vermittler trocken ſagte: „Entweder eine ſolid organiſirte und Frankreich befreundete Schweiz oder gar keine!" (un gouvernement suisse solidement organisé et ami de la France, ou point de Suisse!) Sieben Tage ſpäter erging von Saint-Cloud aus an die „Achtzehn Kantone der Helvetiſchen Republik" ein Manifeſt, worin der Erſte Conſul den Schweizern, nachdem er ſie von wegen des „spectacle affligeant", das ſie ihm ſeit zwei Jahren dargeboten hätten, gehörig gerüffelt, ſeinen Willen kundthat, das Werk der Vermittlung zu übernehmen. Schweizeriſche Abgeordnete ſollten nach Paris kommen, um gemeinſchaftlich mit ihm die ganze Angelegenheit zu ordnen. Im Oktober rückte Ney in die Schweiz ein, ohne Widerſtand zu finden, und gab den Schweizern bald bemühende Veranlaſſung, zu bemerken, daß die Herren Generale des Vermittlers in Betreff des Mein und Dein noch immer ſehr nach ſansculotte'ſchen Grundſätzen verfuhren. Aber man ließ ſich ſelbſt die ſchamloſeſten Durchſtechereien und gröbſten Erpreſſungen gefallen, denn es war nicht mehr die Zeit von 1798. Keine Mannhaftigkeit, kein Seelenſchwung mehr. Nichts als Kleingeiſt und Kleinmuth, die liebe charakterloſe Mittelmäßigkeit an allen Ecken und Enden. So ging es denn ganz natürlich zu, daß die ſchweizeriſchen Republikaner, mit leicht zu zählenden Ausnahmen, vor dem weiland Unterlieutenant von Valence ebenſo platt am Boden lagen wie die deutſchen Fürſten und Fürſtlein. Es war eine Zeit epidemiſcher Gemeinheit .... Wie mußte es der franzöſiſchen Eitelkeit wohlthun, als die Sonntags den 12. Dezember 1802 in der großen Galerie von Saint-Cloud verſammelten Großoffiziere, Großbeamten und Hierarchen die dreiundſechzig Abgeordneten der Schweizer-Kantone eintreten ſahen, welche kamen, das Geſchick ihres Vaterlandes dem Machtſpruch des Gebieters von Frankreich zu unterſtellen. Die Abgeordneten erblickten den Erſten Conſul in ſeiner Kapelle beim Hochamt. Neben ihm ſtanden ſeine beiden Schatten-Kollegen, ſeine Gemahlin, ihre Tochter und die dienenden Damen, während den Hintergrund eine glänzende Wolke von Offizieren und Hofleuten füllte. Die Republikaner aus den Alpen fühlten, daß in all der ſie umgebenden Pracht nichts Republikaniſches mehr war. Nachher ertheilte der Vermittler ihnen die erſte Audienz, hob in ſeiner Anſprache ganz richtig hervor, daß alle Verhältniſſe der Schweiz einem Einheitsſtaat widerſtrebten, daß die Natur ſelbſt dem Lande die föderative Verfaſſung vorgezeichnet habe („la nature a fait votre état fédératif“), und betonte als maßgebende Grundſätze des vorzunehmenden Vermittlungswerks die politiſche Gleichberechtigung der achtzehn Kantone, eine aufrichtige Verzichtleiſtung auf patriziſche Vorrechte und eine bündiſche Organiſation der Schweiz als eines Ganzen nach Außen. Ausführlicher wiederholte er das Geſagte in einer zweiten Audienz am folgenden Tage. Nachdem ſodann die Verhandlungen zwiſchen den ſchweizeriſchen Abgeordneten und den vom Mediator ernannten Kommiſſarien zu Ende, fand am 29. Januar 1803 eine feierliche Verſammlung unter dem Vorſitz des Erſten Conſuls ſtatt, in welcher die Kantonalverfaſſungen und die Bundesurkunde zur Verleſung und Berathung kamen und der Vermittler den Schweizern Gelegenheit gab, ſeine „ausharrende Geduld, ſeine praktiſche Weisheit und ſeine Orts-, Zeit- und Perſonenkenntniſſe zu bewundern.“ Am 19. Februar 1803 endlich wurden die Schweizer in die Tuilerien beſchieden, im Saale der Ambaſſadoren durch den Palaſtpräfekten empfangen und von dort in den großen Audienzſaal geleitet, um daſelbſt aus den Händen des Erſten Conſuls die zum Abſchluß gebrachte „Vermittlungsakte“ zu empfangen. Er begleitete die Uebergabe des Dokuments mit den ſtolzen

Worten: „Nachdem ich mit Ernſt erwogen, was euch dienlich, habe ich eine Vermittlung beſchloſſen, von welcher ich die Begründung der Wohlfahrt eurer Bevölkerungen erwarten darf. Dieſe Vermittlung iſt ein Schiffbrüchigen in dem Augenblick, wo ſie in den Abgrund zu verſinken im Begriffe waren, zugeworfenes Rettungsſeil." Freundlicher fügte er jedoch hinzu: „Ihr könnt darauf zählen, daß die franzöſiſche Nation euch als gute Nachbarn behandeln wird. Ich werde ſtets bereit ſein, euch Beweiſe meines Wohlwollens und meines Schutzes zu geben"[78]. Die Miſchung von diktatoriſcher Energie und Wohlwollen, welche aus dieſen Sätzen hervorleuchtet, hat das Verhalten Bonaparte's zur Schweiz fortan überhaupt gekennzeichnet. Sie war thatſächlich ſeinem Willen unbedingt unterthan, ſie mußte ihm zu ſeinen Kriegen Truppen ſtellen — was man euphemiſtiſch einen Söldnervertrag nannte — aber ſeine Mediation war unter den obwaltenden Umſtänden für die Schweiz unſtreitig eine Wohlthat. Das Land hat unter dem Schutze des Gewaltigen während der napoleoniſchen Zeit im Vergleich mit den übrigen Ländern Europa's ein ruhiges und friedliches Daſein geführt. Das ſchweizeriſche Vermittlungsgeſchäft iſt in Wahrheit eines der löblichſten Geſchäfte bonaparte'ſcher Politik geweſen. Die Machenſchaften der öſtreichiſchen, ruſſiſchen und engliſchen hatten die Schweiz nur zu verwirren vermocht, Bonaparte ordnete ſie. Er konnte die Eidgenoſſenſchaft völlig unterwerfen, mit Frankreich vereinigen, keine Frage; aber klug zog er es vor, ihr den Schein von Unabhängigkeit zu laſſen und ſie ſich zu befreunden, und er hat ſie bis zuletzt ganz unverhältnißmäßig viel ſchonender behandelt als Frankreich ſelbſt und als alle die andern unter der Form der Allianz ihm unterworfenen Länder.

Die Feſtſtellung der lebenslänglichen Machtwaltung Bonaparte's wurde in England, wenigſtens in den toryiſtiſchen Kreiſen, mit Bedenken, auf dem Feſtland dagegen mit ſo vorwiegender Befriedigung aufgenommen, daß ſogar die Königin Karolina von Neapel, in der Freude über den Bändiger der Revolution ihres doppelten Hochmuths als öſtreichiſche Erzherzogin und Gemahlin eines Bourbon vergeſſend, zu der Aeußerung ſich herbeiließ: „Hätt' ich in Frankreich mitzuſtimmen gehabt, ich würde meine Stimme Bonaparte gegeben und unter mein Votum geſchrieben haben: Ich wähl' ihn zum Conſul auf Lebenszeit, weil er der einzige Mann, welcher ſein Land zu regieren vermag. Er iſt des Thrones würdig, denn er weiß, wie man darauf ſitzen muß“ 79). Was Frankreich betrifft, ſo ſtürzte es ſich mit Enthuſiasmus in die Sklaverei. Zwar fehlte es nicht ganz an edlen und feſten Geiſtern, die ſich mannhaft dem Malſtrom der Niederträchtigkeit entgegenſtemmten. Selbſt in der Armee, die ſich doch gewöhnt hatte, in Bonaparte die Gloire des franzöſiſchen Waffenthums zu vergöttern, glomm da und dort der Funke des Republikanismus fort und konnte nie ganz zertreten werden. Aber jeder gegen die einreißende Knechtſchaft erhobene Widerſpruch und Widerſtand war und blieb ohnmächtig, weil vereinzelt. Denn die ungeheure Mehrheit der Nation ließ ſich, in das Netz, welches der mit kirchlichem Weihwaſſer beſprengte bonaparte'ſche Militärdeſpotismus ihr über das Haupt geworfen, willenlos verſtrickt, mit lachendem Leichtſinn die Hände feſſeln. Sie hatte ja „Panem et circenses“. In der That, das materielle Gedeihen des Landes unter Bonaparte's Regierung war ganz unleugbar, und wenn auch die Steuerlaſt drückend, wenn namentlich die Vertheilung der Grundſteuer mitunter ganz ſinnlos ungleich und ungerecht war, ſo zeugt doch der Umſtand, daß Frankreich i. J. 1802 ein Steuerquantum aufzubringen vermochte, welches den Reinbetrag der direkten Abgaben auf 273,600,000 Francs ſtellte, ſehr ſprechend dafür, daß unter dem Regiment des Erſten Conſuls die furchtbare Zerrüttung des Ackerbaus und der Induſtrie, wie ſolche während des Revolutionsorkans eingetreten, raſch beſeitigt wurde. Die ſtrenge Ordnung des Staatshaushalts that auch das Ihrige und es hieß, um gerecht zu ſein, Frankreich nicht allzu viel zumuthen, wenn es während der napoleoniſchen Zeit jährlich einen zwiſchen 700 und 800 Millionen Francs ſchwankenden Staatsbedarf decken mußte. Erſt zu Anfang des Jahres 1813, wo aber das Empire einen rieſenhaften Umfang hatte, ſtieg dieſer Bedarf auf 1150 Millionen an. Indeſſen iſt hiebei nicht zu überſehen, was für ungeheure Opfer Napoleon, um Frankreich zu erleichtern, beſiegten und ſogenannten verbündeten, d. h. unterworfenen Ländern aufbürdete. Hat doch, ſchon hier ſei es gelegentlich bemerkt, der Eroberer aus Norddeutſchland allein und allein durch die Intendantenhand Daru's in baarem Geld und in Naturallieferungen die für jene Zeit koloſſale Summe von 604,227,921 Fr. gezogen, nicht eingerechnet, was Marſchälle und Generale, von denen die meiſten raubten wie Wölfe und ſtahlen wie Raben, was Offiziere, Kommiſſäre und Soldaten auf eigene Rechnung erpreßten[80]).

Und „Spiele“ bot ſeinen nachgemachten Römern der neue Cäſar in Hülle und Fülle. Zunächſt wiederum ein Kriegsſpiel, das jedoch nicht ſo recht zur Peripetie aufſchritt. Die Illuſion der Pariſer, ſie würden ſich jetzt in ihrer vom Erſten Conſul großartig verſchönerten Stadt unbehelligt des Lebens freuen dürfen, die Täuſchung der Provinzbewohner, ſie würden im Schutze einer ſtarkhändig hergeſtellten und aufrechtgehaltenen Ordnung ungeſtört ihren friedlichen Beſchäftigungen obliegen können, verſchwand. Der Friedenstraum von Amiens war zerronnen. Das engliſche Kabinett wollte den Krieg und vereitelte alle, unbezweifelt ernſt gemeinten Verſuche des Erſten Conſuls, den Wiederausbruch der Feindſeligkeiten zu verhüten[81]). Wenigſtens für jetzt zu verhüten. Wir wiſſen ja aus ſeinen eigenen ſpäteren Geſtändniſſen auf St. Helena, daß er allerdings England unterjochen wollte, daß er aber zur Zeit, von welcher hier die Rede, lebhaft wünſchte, ſechs bis acht Jahre lang mit England in Frieden zu leben; denn dieſe Friſt, rechnete er, würde er nöthig haben, um die rieſigen maritimen Rüſtungen und ſonſtigen Veranſtaltungen zu beendigen, welche ihm erforderlich ſchienen, die Eroberung des britiſchen Inſelreichs zu unternehmen und durchzuführen[82]). Für die engliſche Oligarchie kam zu den früheren Motiven des Kriegs nun allerdings noch dieſes, daß ſie mit zukunftvorſchauendem Blick, wie ſolchen nur britiſche Selbſtſucht alſo zu ſchärfen vermag, den Plan Bonaparte's errieth. Es lag demnach allerdings im Intereſſe Englands, daß es dem Abmahnen von Fox zum Trotz den Krieg ſchon jetzt wieder begann. Bittere Höflichkeiten und höfliche Bitterkeiten waren zuvor zwiſchen den beiden Regierungen gewechſelt worden und der Erſte Conſul, wüthend über die Angriffe, die er von Seiten der engliſchen Preſſe erfuhr, hatte es durch ſeine plumpe Zumuthung, die britiſche Regierung möge zu ſeinen Gunſten die Preßfreiheit und die Habeas-Corpus-Akte ſuspendiren, auch für die Whigs ſchwierig gemacht, die Sache des Friedens in die Länge zu vertheidigen. Am 16. Mai 1803 brachten die engliſchen Miniſter im Unterhaus eine königliche Botſchaft ein, kraft welcher Georg der Dritte das Parlament aufforderte, ihn in ſeinem Widerſtande gegen die „ehrſüchtige“ und „ländergierige“ Politik Frankreichs zu unterſtützen. Mit 398 gegen 67 Stimmen entſchied ſich das Unterhaus, mit 142 gegen 10 Stimmen das Oberhaus für den Krieg. Der Erſte Conſul ſeinerſeits hielt am 25. Mai in den Tuilerien eine Anſprache an die großen Staatskörperſchaften, worin er, was die Gegenwart betraf, mit Wahrheit ſagen konnte: „Wir ſind zum Kriege gezwungen, um einen ungerechten Angriff zurückzuweiſen.“ Wenn er aber hinzufügte: „Nous la ferons avec gloire“ — ſo rechtfertigte ſich dieſe ſtolze Zuverſicht zunächſt nicht eben ſehr. Denn der Krieg mit England war vermöge ſeiner Natur ein Seekrieg und in dieſem vermochten die Franzoſen ſchlechterdings nicht gegen ihre Gegner aufzukommen. Bonaparte ſtrengte alle Fibern ſeines Geiſtes und ſeiner Thatkraft an, um den Gedanken, England in England ſelbſt zu treffen, zur That zu machen. Er wäre es geworden, falls Frankreich andere Admirale beſeſſen hätte als ſolche von der Sorte Villeneuve's. Die ungeheuren maritimen Rüſtungen, welche Behufs der beabſichtigten Landungen in England und Irland getroffen wurden, waren keine Spiegelfechterei. Das Lager von Boulogne — in welchem nebenbei die Umwandlung des republikaniſchen Heeres in ein kaiſerliches vollendet wurde — iſt keine Finte geweſen, keine Gaukelei, ſondern bitterſter, entſchloſſenſter Ernſt, wie das ganze koloſſaliſch angelegte Unternehmen gegen England[83]. Die allmälig klar gewordene Unausführbarkeit deſſelben war eine der bitterſten Erfahrungen des großen Schlachtenmeiſters. Wohl that ihm die Unfähigkeit ſeiner feſtländiſchen Gegner den Gefallen, ihn aus der peinlichen Verlegenheit zu ziehen, welche das Boulogner Lager nachgerade für ihn geworden war. Oeſtreich gab ſich zum Prügeljungen für England her. Aber inmitten ſeiner Erfolge im Feldzug von 1805 vermochte Bonaparte das Scheitern des Anſchlags gegen Britannien nicht zu verwinden, und als Marmont zu Augsburg gegen ihn äußerte, es ſei am Ende doch ein Glück geweſen, daß jenes Unternehmen nicht zu Stande gekommen in dem Augenblick, wo auch Oeſtreich zu Felde gezogen, gab er die treffende Antwort: „Bah, wären wir in England gelandet und, was gar nicht zweifelhaft ſein konnte, in London eingezogen, ſo hätten die Weiber von Straßburg genügt, unſere Oſtgränze zu vertheidigen“ .... In England führte der wieder angehobene Krieg folgerichtig den William Pitt an die Spitze der Staatsleitung zurück. Zeitig im Frühjahr von 1804 war es aller Welt offenbar geworden, das Miniſterium Addington ſei dieſer Laſt nicht gewachſen. Aber Pitt, mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt, ließ ſich herbei, aus den Trümmern des abgetretenen eine Verwaltung zu bilden. Widerwillig allerdings, aber ſein Stolz und ſeine Machtgier trugen es doch über ſeine Einſicht davon. Er hatte nämlich erkannt, daß jetzt Zeit, Gelegenheit und Urſache da ſei, alle vorragendſten Talente des Landes im Miniſterium zu vereinigen und namentlich die Führer der Whigs, allen übrigen voran Fox, in daſſelbe zu berufen. Aber die treffliche Kombination ſcheiterte an dem unverſöhnlichen, mehr als halbverrückten Widerwillen des ſtierköpfigen Königs gegen den großen Whighäuptling. Pitt hätte Georg den Dritten zwingen können, zwingen müſſen, wie man eben ſtierköpfige Könige zwingen ſoll und muß: aber er gab nach und dieſe Schwäche hat ſich ſattſam an ihm gerächt, denn er vermochte nur ein klägliches Flickwerk von Miniſterium zuſammenzubringen.

Gleichzeitig gingen im damaligen Circus Maximus Europa's, genannt Paris, zwei neue große „Circenſes" den ſtaunenden Augen der Einheimiſchen und Fremden vorüber: die Tragödie der Georges-Pichegru-Moreau-Enghien-Komplottprozedur und die pompoſe Poſſe der Kaiſerkrönung .... Die erſtgenannte tragiſche Haupt- und Staatsaktion anlangend, war ſie ein Höllengebräu, zuſammengekocht aus „Nothwendigkeiten" der bonaparte'ſchen Politik, bourboniſtiſchen Verblendungen, engliſchem Geld, giftigem Weibergeträtſch und diaboliſchen Zettelungen Fouché's, welcher, von dem Erſten Conſul die Treppe hinaufgeworfen, nämlich vom Polizeiminiſterium in den Senat, auf eigene Hand den Polizeiminiſter ſpielte, um wieder der offizielle zu werden. Die Tendenz iſt geweſen, die Royaliſten zu ſchrecken und die Republikaner zu lähmen. Beides gelang und zwar das Letztere insbeſondere durch Moreau, der ſeine Haltloſigkeiten mit der Schwäche krönte, daß er ſich von dem Manne, zu deſſen Nebenbuhler er ſich hatte aufblähen laſſen, zur Verſchickung nach Amerika begnadigen und ſogar mit Reiſegeld ausſtatten ließ. Was Pichegru's Entleibung angeht, ſo iſt denkbar, daß die Vorſtellung, er, der ruhmgekrönte General der Republik, werde mit bourboniſchen Meuchelmördern auf derſelben Anklagebank ſitzen müſſen, ihn zu ſelbſtmörderiſcher Verzweiflung trieb; aber möglich iſt es auch, daß er das Opfer von Leuten aus der Umgebung des Erſten Conſuls wurde, welche von Seiten des Angeklagten unliebſame Enthüllungen zu befürchten haben konnten. Daß aber die Tödtung des Renegaten auf Bonaparte's eigene Veranlaſſung geſchehen ſei, iſt nur eine antibonapartiſtiſche „Fable convenue“, durch kein pſychologiſches Motiv, durch keinen thatſächlichen Beweis geſtützt. Der eigentliche und einzige Held des Trauerſpiels war Georges Cadoudal, der legitimiſtiſche Bauer aus dem Morbihan. Sein Entſchluß, dem Herrn Frankreichs einen Krieg auf Leben und Tod zu machen, ſein Verhalten im Kerker und vor Gericht, ſeine Ablehnung der ihm noch zuletzt angebotenen Gnade und Gunſt Bonaparte's, endlich ſein Todesgang, — Alles heroiſch und aus einem Guß. „Ein Mann von Eiſen!“ hat der Erſte Conſul bewundernd und bedauernd von ihm geſagt.... Das Verfahren gegen den armen Duc d'Enghien war eine Brutalität vom Anfang bis zum Ende, ein wüſter Juſtizmord. Der ganze Hergang ſieht ſo aus, als hätte Bonaparte, in einer Anwandlung tollen Uebermuths ſich ſelber an Kühnheit überbieten wollen. Als hätte er, im Begriffe, in der Mitte der Monarchen Europa's Platz zu nehmen, dieſen den Leichnam eines königlichen Prinzen hinwerfen und zu ihnen ſagen wollen: Trotz Alledem müßt ihr mich „Herr Bruder“ nennen! Als aber der allgemeine Abſcheu über die Gewaltthat in ganz Europa mehr oder weniger laut wurde, als dem Gewalthaber der Fehdebrief, welchen ihm der eben von ihm zum Geſandten im Wallis gemachte Chateaubriand, der Don Quijote der Legitimität, welcher jedoch dann und wann über ſeine Don Quijoterie und Eitelkeit hinauswuchs, in Form eines Entlaſſungsgeſuchs überſandte, zeigte, daß es noch Menſchen gäbe, welche ſein Thun zu tadeln wagten, da wurde der Frevel den Werkzeugen aufgebürdet, die hinwieder denſelben gegenſeitig einander zuſchoben. Noch auf St. Helena hat Napoleon dieſe Taktik befolgt; doch gereicht es ihm zur Ehre, daß er Angeſichts des Todes offen zu der verbedachten That ſtand, indem er in ſein Teſtament die Worte niederlegte, die Hinrichtung des Herzogs von Enghien ſei eine „Nothwendigkeit der Staatsraiſon“ geweſen **).

Nun aber laßt uns ſehen, wie die bonapartiſtiſche Mythologie dieſes Verbrechen, welches einem dem Gemahl der Madame Grandt zugeſchriebenen „Mot“ zufolge noch „etwas Schlimmeres war als ein Verbrechen, nämlich ein Fehler“ ***), zurechtgelegt und beſchönigt hat. Es iſt lehrreich und wenig bekannt . . . Joſeph Bonaparte befand ſich auf ſeinem Landgut Morfontaine, als die Nachricht kam, der Duc d'Enghien ſei als Gefangener in Vincennes eingebracht worden. Er eilt, von ſeiner Schwägerin Joſephine gerufen, ſofort nach Malmaiſon hinüber. Dort ſagt ihm die Frau des Erſten Conſuls „tout émue“, Bonaparte habe ſich mit Cambacérès und Berthier berathen, welche dem Gefangenen günſtig ſeien, aber ſie fürchte den ſchlimmen Einfluß Talleyrands, welcher mit dem Conſul im Parke ſpazieren gehe. „Eilen Sie, ſein langes Geſpräch mit Talleyrand zu unterbrechen. Ce boiteux me fait trembler.“ Joſeph ſucht ſeinen Bruder auf und räth, den Prinzen zu ſchonen. Aber, behauptet er, Bonaparte habe noch mehr thun wollen: — „Ich will, daß der Abkömmling des großen Condé in unſeren Heeren diene.“ Beruhigt kehrt Joſeph nach Morfontaine zurück, wo ſeine Tiſchgäſte, darunter Madame Staël — (die ſich aber in Wirklichkeit zu dieſer Stunde in Deutſchland und zwar in Berlin befindet) — über das erlangte Reſultat ihre Freude bezeugen. Am folgenden Morgen wieder nach Malmaiſon gekommen, findet Joſeph ſeinen Bruder wüthend über den (nachmaligen) Grafen Réal, deſſen Abſichten er anklagt, indem er ſich den Vorwurf macht, in ſeiner Regierung Leute angeſtellt zu haben, welche ſich durch Betheiligung an den ärgſten Exceſſen der Revolution kompromittirt hätten. Der Herzog von Enghien war in der Nacht verurtheilt und hingerichtet worden, bevor ihm, dem Erſten Conſul, eine Meldung von dem Urtheil zugekommen war

(„le duc d'Enghien avait été condamné et exécuté avant même que l'avis de son jugement lui fut arrivé“[84]). „Es wäre ſchön geweſen, einen Sprößling des großen Condé zum Adjutanten zu haben“, ſagt Bonaparte elegiſch zu Joſeph und verſchreitet dann dazu, Verſe von Corneille zu deklamiren, des Inhalts, daß die Diener eines Herrſchers oft von allzu großem und falſchem Dienſteifer beſeelt ſeien[85]). Aber auch der gute Graf Réal iſt an der Unthat unſchuldig geweſen. Im Jahre 1825, erzählt Joſeph, hat er dieſem zu New-York den wahren Hergang mitgetheilt. Dieſer Mittheilung zufolge war i. J. 1803 Réal einer der vier Staatsräthe, welche mit der Verwaltung der Polizei des ganzen Landes beauftragt waren. In ſeinem Bezirk gehörten Paris und Vincennes. Mitten in der Nacht gelangte die Depeſche, welche die Verurtheilung des Prinzen meldete, von Vincennes in die Wohnung Réals. Der im Vorzimmer wachende Polizeicommis hatte den Herrn Staatsrath in dieſer Nacht ſchon zweimal geweckt, um geringfügiger Dinge willen, worüber Réal ungeduldig geworden. Die dritte Meldung, eben die verhängnißvolle Depeſche, blieb daher, weil der Polizeicommis den Herrn Staatsrath nicht abermals behelligen wollte, auf dem Kamin liegen und fiel Réal erſt bei ſchon vorgerückter Tageszeit in die Augen. Nachdem er ſie eröffnet, eilte er ſpornſtreichs damit nach Malmaiſon, allwo jedoch gerade vor ihm ein Gensdarmerie-Offizier mit der Meldung von der vollzogenen Hinrichtung des Prinzen angelangt war. Das Kriegsgericht hatte geglaubt, es ſei keine Gnade zu hoffen, weil die Regierung Stillſchweigen beobachtete[86]). Summa: der eigentliche Mörder des Herzogs von Enghien war ein namenloſer Polizeicommis . . . .

Frivol und unheimlich zugleich ſpielte ſich neben dem Komplottprozeß-Trauerſpiel die Kaiſermacherei-Poſſe ab. Denn gerade dieſe Zeit, wo der „ruhige Bürger“ mittelſt des Geräuſches der Verſchwörungsprozedur ſo recht in die unterthänige

Sehnſucht nach einer „feſten, ſtarken und die Bürgſchaft der Dauer bietenden Regierung“ hineingeängſtigt war, mußte den Söldnern des Bonapartiſmus als die paſſendſte vorkommen, eine längſt vorbereitete Komödie zur Aufführung zu bringen. Im Morgengrauen des 21. März 1804 wurde der Duc d'Enghien im Schloßgraben von Vincennes erſchoſſen. Am 27. März ſpielte eine von Monarchiſmus überfließende, auf Anregung von Fouché, der um jeden Preis wieder Miniſter werden wollte, erlaſſene Adreſſe des Senats an den Erſten Conſul die Ouvertüre zur Opera buffa der Inthroniſirung des Empire. In der Nacht vom 5. auf den 6. April ſtarb Pichegru in ſeinem Kerker. Am 23. April beantragte Curée im Tribunat, Bonaparte zum Kaiſer zu [illegible]. Zwei Tage darauf zierte ſich in ſeiner Antwort an den Senat der Erſte Conſul wie eine pretiöſe Kokette, gaukelte etwas Weniges darüber, „que la souveraineté réside dans le peuple français“, und forderte endlich die Herren Senatoren auf, ihre ganze Meinung frei herauszuſagen („je vous invite donc à me faire connaître votre pensée tout entière“). Der Senat gehorchte, indem er dem im Tribunat geſtellten Antrag beifiel; doch ſtimmten Volney und Sieyes dagegen, wie ſchon Barbier im Staatsrath gegen die Wiederherſtellung der Monarchie als einen beklagenswerthen Rückſchritt ſich ausgelaſſen hatte. Am 30. April, als Curée's Antrag im Tribunat zur Verhandlung kam, ſprach Carnot — wie erfriſcht es das Auge, in dieſem Gewühl von Sklaven wenigſtens da und dort noch einen Mann zu erblicken! — ſeinen berühmten „Schwanengeſang der Republik“[87]. Natürlich vergebens. Der Senat trat dem Beſchluß des Tribunats bei und brachte dann ſein „organiſches Senatusconſult“ vom 18. Mai zuwege, welches dem Erſten Conſul die erbliche Kaiſerwürde zutheilte und die Grundlinien der Einrichtung des Empire zog. Bei der Abſtimmung enthielten nur 5 Stimmzettel kein Ja; zwei davon waren leer, auf einem der mit Nein beſchriebenen leuchtete der reine Name Grégoire's. Der Senat begab ſich nach erfolgter Abſtimmung in Maſſe nach Saint-Cloud, dem Erſten Conſul die Kaiſerſchaft zu Füßen zu legen. Der Wortführer Cambacérès ſtolperte bei dieſer Gelegenheit ziemlich ungeſchickt über die von ihm ſeit 12 Jahren zum erſten Mal in Frankreich wieder vorgebrachten Anredeformeln „Sire“ und „Votre Majesté“. Bonaparte, als der viel beſſere Schauſpieler, antwortete gelaſſen: „Alles, was zur Wohlfahrt des Vaterlandes beitragen kann, gehört weſentlich zu meinem Glück. Ich nehme den Titel an, den ihr für den Ruhm der Nation nützlich erachtet.“ Jetzt endlich redete er nicht mehr von „liberté“ und „égalité“, ſondern das waren fortan verpönte, in die Rumpelkammer der Revolution geworfene Worte. An demſelben 18. Mai unterzeichnete Bonaparte ſeine Ordres zum erſten Mal mit „Napoleon“. Darauf Kreirung von Prinzen und Prinzeſſinnen, von kaiſerlichen Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen, von Marſchällen und Großwürdenträgern aller Art, ein Platzregen von Titulaturen, Uniformen, Livreen und Ordensbändern**). Erſchöpfung der ganzen Phraſeologie der Unterthänigkeit in zahlloſen Huldigungsadreſſen, am ungeſtümſten jedoch die Weihrauchfäſſer der Kleriſei um den neuen Thron her dampfend. Inmitten dieſes Geſchrei's und Gedampfes wurde am 25. Juni Georges Cadoudal mit elf ſeiner Chouans auf dem Grèveplatz guillotinirt ... „Wir dem Tode Geweihten begrüßen dich, Cäſar!“ Das blutige Wort aus römiſcher Imperatorenzeit drängt ſich Einem von ſelbſt auf die Lippen.

Aber damit die Komödie, deren beſter Witz geweſen iſt, daß Napoleon den Proteſt gegen ſeine Kaiſerſchaft, welchen der Graf von Provence, Ludwig der Achtzehnte in partibus, aus Warſchau erließ, wortgetreu in den Moniteur vom 1. Juli einzurücken befahl, ja nicht eines ihrer heiterſten Akte ermangle, merk' auf dein Stichwort, Volksabſtimmungs-Alfanz, und thu' deine wohlgeölte Schuldigkeit!" „Zu Befehl, Kaiſerliche Majeſtät, ganz zu Befehl: — 3,521,675 Ja und nur 2569 Nein." Doch Wir, die Wir wiſſen, wie es mit dieſem Ausſpruch der „Volksſouverainetät" eigentlich beſchaffen iſt, Wir bedürfen zum Kaiſerthum Karls des Großen, das Wir erneuern wollen, noch einer andern Weihe. Heiligſter Vater, Ihr werdet Uns den Gefallen thun, nach Paris zu kommen, um Uns in Notre-Dame zu ſalben. Das wird Uns in den Augen Unſerer Herren Brüder von Gottes Gnaden, mehr aber noch in den Augen der Völker den myſtiſchen Nimbus des Gottesgnadenthums verleihen: — mundus vult decipi... Eitelkeit der Eitelkeiten! Falls Napoleon nicht ſchon damals zeitweilig von ſeinem ſpäteren Kaiſerwahnſinn angewandelt geweſen wäre, würde er nicht den lächerlichen Mißgriff begangen haben, der Welt einbilden zu wollen, die päpſtliche Salbung könnte ſeiner Uſurpation einen Anſtrich vom fabelhaften „göttlichen Recht" der Könige geben. Der Mißgriff war lächerlich, weil Bonaparte damit einen albernen Widerſpruch gegen die Anſchauungen der Zeit erhob. Er war aber auch verhängnißvoll. Denn Napoleon konnte, mußte vorauswiſſen, daß er, ſo wie er war, eines Tages Papſt und Kirchenſtaat werde verſchlingen müſſen, und wie ſtand es dann „in den Augen der Völker" mit dem Nimbus eines göttlichen Rechts, welchen er ſich von einem Menſchen, den er durch ordinäre Gensdarmen brutaliſiren ließ, hatte anſalben laſſen?

Während Pius der Siebente widerwillig, aber doch in der Hoffnung, bei dieſer Gelegenheit etliche Brocken für die Kirche zu ergattern, ſich von Rom nach Paris aufmachte, wurde der kaiſerliche Hofſtaat ganz auf byzantiniſchem Fuße eingerichtet. Schon am 13. Juli war das Geſetzbuch des kaiſerlichen Hofceremoniells erſchienen. Scharf, aber diesmal wahr, hat die Tochter Neckers ſich darüber alſo ausgelaſſen: „Die meiſten Stellen ſeines Hofhalts beſetzte Bonaparte mit Adeligen vom Ancien Régime. Denn die Eitelkeit des Emporkömmlings mit den rieſigen Entwürfen und Eigenſchaften des Eroberers verbindend, liebte er es, ſich von Hofleuten von ehemals beſchmeicheln zu laſſen, weil ſich dieſe beſſer darauf verſtanden als die eifrigſten Neulinge. Jeder Edelmann, welcher ein Stück der Etikette des Ancien Régime in Erinnerung zu bringen vermochte und einen Bückling mehr, eine beſondere Art, an die Thüre des Vorzimmers zu klopfen, eine Supplik zu überreichen oder einen Brief zu falten lehren konnte, wurde wie ein Wohlthäter des Menſchengeſchlechts aufgenommen. Das Geſetzbuch der kaiſerlichen Hofetikette iſt vielleicht die merkwürdigſte Urkunde, bis zu welcher Niederträchtigkeit der menſchliche Sklavenſinn herabgebracht werden kann"[89]). Und das Alles kaum ein Jahrdutzend nach 1793! Und in ſolchen bourboniſchen Jammerſeligkeiten, in ſolchem Kram und Tand ſah er Stützen ſeiner Gewalt, ſah er Regierungsmittel, derſelbe Napoleon, welcher als Bonaparte im Lager von Boulogne zum großen Geometer Monge geſagt hatte: „Sie haben eine unrichtige Vorſtellung von meiner Macht. In unſerem Jahrhundert kann man auf einen herzlichen Gehorſam nur rechnen auf der Höhe der Vernunft" (à la pointe du raisonnement[90]).

Im November kam der Papſt nach Paris. In einigen Landſchaften Frankreichs mit altkatholiſcher Ehrfurcht empfangen, diente er den Pariſern nur zu einem Spektakel und ſein mittelalterlicher Aufzug, insbeſondere der auf einem Mauleſel gravitätiſch vor ihm einherreitende Kreuzträger, gab den Gaffern viel zu ſpaſſen und zu lachen[91]). Am 2. Dezember wurde in Notre-Dame das große Schlußtableau der Inſtallirungskomödie des Empire, die päpſtliche Salbung des Imperators und deſſen Selbſtkrönung, zur Darſtellung gebracht, theatraliſch eingeübt, mit grellbuntem Pomp und koloſſalem Flitterzeug; aber ohne eine Spur echtmenſchlicher Begeiſterung oder nationaler Weihe. Charakteriſtiſch genug ließ Napoleon den Papſt in der Kathedrale eine volle Stunde auf den Kaiſer warten und den Anweſenden machte ſich der Gegenſatz dieſer Stunde zu mehr als einer jener Stunden des Mittelalters, wo Päpſte hatten Kaiſer auf ſich warten laſſen, ſo fühlbar, daß der nachmals aus der Seeſchlacht von Trafalgar mit knapper Noth entkommene ſpaniſche Admiral Gravina in der Diplomatenloge ausrief: „C'est rendu!“ Seltſame Verflechtung menſchlicher Geſchicke, durch Jahrhunderte ſich hinſpinnend! Als ein Vorgänger von Pius dem Siebenten, jener gewaltige Hildebrand, wie Bonaparte oder Buonaparte longobardiſch-toskaniſchen Urſprungs, dereinſt den König der Deutſchen vor den Mauern Canoſſa's hatte warten laſſen, da war vielleicht ein Vorfahr des Mannes, der heute einen Papſt warten ließ, von der großen Markgräfin Mathildis ihrem erlauchten Gaſt zur Bedienung zugewieſen geweſen.

Ja, er hatte es weit gebracht in ſo kurzer Zeit, der kleine, ſchwarzhaarige Korſe, märchenhaft weit. Lieutenant, General, Conſul, Diktator, Kaiſer binnen zwölf Jahren! Aber ſchwelgte er jetzt im Vollgenuß ſeines beiſpielloſen Erfolgs? War ſein Herz befriedigt? Kaum eine Stunde, jedenfalls keinen ganzen Tag. Denn am Morgen des Tages, welcher auf die Krönung in Notre-Dame folgte, ſagte er zu ſeinem Marineminiſter Decrès: „Ich kam zu ſpät. Die Menſchen ſind zu klug. Es gibt nichts Großes mehr zu vollbringen.“ — „Wie, Sire, Ihre Stellung hätte nicht Glanz genug? Kann es etwas Größeres geben als, wenn man als einfacher Artillerieoffizier angefangen hat, den erſten Thron der Welt einzunehmen?“ — „Wohl, ich habe eine hübſche Carrière gemacht, ich geb' es zu. Aber welch' ein Abſtand gegen das Alterthum! Nehmen Sie z. B. Alexander. Nachdem er Aſien erobert und ſich den Völkern als einen Sohn des Jupiter dargeſtellt hatte, glaubte alle Welt daran, mit Ausnahme ſeiner Mutter Olympia, die wohl wußte, was daran ſei, ſowie des Ariſtoteles und noch etlicher Philoſophen von Athen. Ich aber, wenn ich heute erklären wollte, daß ich ein Sohn Gottvaters, und wenn ich nach Notre-Dame ginge, ihm dafür zu danken, jedes Fiſchweib, das mir begegnete, würde mich auslachen. Ah, die Völker ſind heutzutage zu klug; man kann nichts Großes mehr vollbringen“[92].

## Fünftes Kapitel.

### Blücher in Münſter.

Die alte Fürſtbiſchofsſtadt Münſter hatte ſeit jenem Hochſommertag von 1535, wo Jan Bockolt, Knipperdolling und Krechting auf dem Hauptmarkt vor dem Rathhaus mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt worden, manchen Wechſel und Wandel der Zeit erfahren. Keinen jedoch, der einem echten und rechten Münſterkind alſo das Herz im Leibe herumdrehen mußte, wie die Beſitznahme von Stadt und Hochſtift durch die Krone Preußen i. J. 1803. Sie hatten ſo gut und bequem mittelalterlich fortvegetirt unter des Krummſtabs Herrſchaft, die guten Leute von Münſter, oder wenigſtens geglaubt, gut und bequem zu leben. Sie hatten ſich ſo behaglich gefühlt in der von Kleriſei und Weihrauch duftenden Atmoſphäre ihrer Stadt, in dieſen engen Gaſſen mit den hohen Giebelhäuſern und den heimeligen „Lauben“, wo im Zwielicht ſo mancherlei Romantik ſich ereignen konnte. Sie waren ſtolz geweſen auf ihren „Friedensſaal“, nicht ahnend in der Kindlichkeit ihres Lokalpatriotismus, daß dieſer Saal eine der fluchwürdigſten Stätten auf Deutſchlands Boden. Mit der vollen Befriedigung ihres alleinſeligmachenden Glaubens hatten ſie die am Giebel ihres Rathhauſes hangenden Marterwerkzeuge der „guten, alten, frommen“ Zeit betrachtet, womit die drei Wiedertäuferhäuptlinge „zur

Hölle“ befördert worden, und von da links hinaufgeſchaut zum Thurm der Lambertikirche, auf deſſen Zinnen die in ihren drei Eiſenkäfigen verwitterten Gebeine des Schneiderkönigs von Zion und ſeiner zwei Miniſter Zeugniß gaben, wie vordem eine ſiegreiche Reaktion die aus Rand und Band gegangene Zeit wieder eingerenkt hatte. Der Krummſtab hatte in der That nicht ſehr ſchwer auf einer Bürgerſchaft gelaſtet, welche ohne allzu großen Aufwand von Kopf- oder Handarbeit ihr diesſeitiges Daſein beſchaulich hinbrachte inmitten der zahlloſen Klöſter und Konvente ihrer Stadt und die Garantie für ein jenſeitig-ſeliges ſo zu ſagen mit der Luft einathmete, in dieſem Bezirke von ſchön geſchmückten Domen, Kirchen und Kapellen, innerhalb deren Prälaten und Kleriker aller Grade, Mönche und Nonnen aller Kuttenfarben mit Meſſeleſen, Vesperſingen und Litaneienſprechen Tag um Tag für das Seelenheil der gläubigen Heerde ſich abmühten und dabei, wie billig, ſelber ganz vortrefflich gediehen.

Und alle dieſe katholiſche Herrlichkeit ſollte nun ab und dahin ſein? Denn der Zeitſturm warf eine ſeiner Alles umwälzenden Wogen in das friedliche Hochſtift herein, noch dazu, ſchrecklich zu ſagen! eine ketzeriſche. Sie ſah in Wahrheit auch ſchmutzig genug aus und das konnte nicht anders ſein, denn ſie kam aus einer ſehr unſaubern Gegend. Aus der Gegend der geheimen Abmachungen, welche zur Zeit des Lüneviller Friedensſchluſſes zwiſchen dem franzöſiſchen und dem preußiſchen Kabinette ſtattgefunden hatten. Dieſen Abmachungen, denen zufolge Preußen für ſeine Einbußen auf dem linken Rheinufer neben anderen Entſchädigungen auch das beſte Stück vom Hochſtift Münſter erhalten ſollte, gab der Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Februar 1803 die Weihe, und nachdem dieſes geſchehen, kamen die Anfangs in dünneren Haufen gekommenen preußiſchen Soldaten und Beamten in immer dichteren und Se. preußiſche Majeſtät ließ von „ſeinem“ Fürſtenthum Münſter förmlich Beſitz ergreifen. Die guten Bewohner des Hochſtifts drückten ſich über dieſe Thatſache anders aus: denn ſie ſprachen in ihrem reſpektwidrigen Platt von dem „luthersgen Prüsken-Kiöning“ als von einem Uſurpator, nannten die preußiſchen Beamten „luthersge Dickköppe“, die preußiſchen Offiziere „prüske Windbüdels“ und alle Preußen zuſammen wegwerfend „dat prüske Volk.“ In Wahrheit, Türken und Tataren hätten, in das weſtphäliſche Rom einziehend, den Bewohnern nicht fremder und unliebſamer erſcheinen können, als ihnen ihre preußiſchen, ihre deutſchen Landsleute erſchienen. Mit ſolchem Erfolg hatten Partikularismus und Konfeſſionalismus daran gearbeitet, die Deutſchen einander zu entfremden und das Gefühl der nationalen Zuſammengehörigkeit gänzlich zu erſticken. So gänzlich, daß die nach der Kataſtrophe von Jena in Münſter einrückenden Franzoſen mit Jubelſchall als Befreier empfangen wurden; denn, ſagten die guten Bürger von Münſter, „dat ſien dog keene luthersgen Dickköppe, dat ſien dog nog Lüde, die met us in Eene Kierke goan. Nu werd' et wedder better wern'n.“ Mit dem Beſſerwerden hatte es freilich gute Weile und die Münſterer wurden doch ſchon etwas ſtutzig, als ſie ſehen mußten, daß die Franzoſen nicht allein „mit uns nicht in eine Kirche,“ ſondern überhaupt gar nicht in die Kirche gingen.

An die Landerwerbungen Preußens in Weſtphalen heftete ſich von vorneherein der Unſegen, welcher die preußiſche Politik dieſer Zeit überall begleitete. Keineswegs nur in Folge eines Verſchuldens von Seiten des preußiſchen Kabinetts. Insbeſondere hatte dieſes vom Hochſtift Münſter mit dem guten Vorſatz zBeſitz ergriffen, die Bewohner durch zweckdienliche Reformen und milde Behandlung zu gewinnen und mit den neuen Zuſtänden u verſöhnen. Wie als eine nicht anzuzweifelnde Bürgſchaft der Redlichkeit ihrer Abſichten hatte die preußiſche Regierung den ausgezeichnetſten Beamten nach Münſter geſchickt, über welchen ſie überhaupt zu verfügen hatte, den Reichsfreiherrn Heinrich

Friedrich Karl vom und zum Stein, den künftigen Regenerator Preußens. Was er als Oberpräſident der weſtphäliſchen Regierung für die Verwaltung des Landes gethan, gehört mit zu ſeinem beſten Thun. Allein weder die kurze Zeit ſeiner Wirkſamkeit noch die Umſtände, unter welchen er dieſelbe hatte beginnen müſſen, geſtatteten ihm, alle die zahlreichen und ſcharfen Antipathieen zu beſeitigen, welche aus religiöſen und politiſchen Urſachen, ſowie aus Gründen von Sitte, Brauch und Mundart hier zu Lande gegen das ganze preußiſche Weſen rege waren. Ueberdies hatte Stein keineswegs ſo weit freie Hand, daß er immer und allenthalben nach ſeinem Ermeſſen hätte verfahren und demnach das Richtige und Tüchtige, wo und wie es erforderlich war, hätte ins Werk ſetzen können. Man kennt ja die unſelige Halbheit, das ewige Wollen und Nichtwollen, das zweideutige Mögen und Nichtmögen, welches die ganze im Namen Friedrich Wilhelms des Dritten bis zum Jahre 1807 geführte Regierung kennzeichnete. Schwäche war der Name der preußiſchen Staatsraiſon und Staatspraxis jener Zeit. Aber dieſe Schwäche, welche bald mit ſo ſchrecklichem Ach und Krach zum Vorſchein kommen ſollte, war dermalen noch hinter einem Großmachtsbewußtſein verſteckt, welches ſeit Friedrichs des Großen wundergleichen Erfolgen und den Erfahrungen der letzten zehn Jahre zum Trotz ſich ſelber zu einem wahrhaft afterwitzigen Dünkel aufgeblaſen hatte. Ein „richtiger“ Altpreuße von damals, Offizier oder Beamter gleichviel, ging herum wie jener indiſche Brahman, welcher alles Ernſtes überzeugt war, daß er Feuer genug in ſeinem Bauche habe, um damit nöthigenfalls die ganze Welt zu verbrennen.

Der Freiherr vom Stein iſt bekanntlich weder ein „richtiger,“ noch überhaupt ein Altpreuße, ja, zum größten Heile Preußens, gar kein Preuße geweſen. Mit ihm waren etliche andere Beamte nach Münſter gekommen, welche in die Ideen des Oberpräſidenten verſtändig eingingen und in ſeinem Sinne wirkten. Nicht ſo jedoch die überwiegende Mehrzahl der preußiſchen Bedienſteten, welche vielmehr durch den Hoch- und Uebermuth ihres altfritzigen Preußenthums alle die ohnehin ſchmerzhaften Störungen und Unzukömmlichkeiten des neuen Zuſtandes den Münſterländern bitter widerwärtig und verhaßt machten, auf die zu preußiſchen Unterthanen Gepreßten mit der kleinlich-pedantiſchen Hochnäſigkeit ihres nackenſteifen Schreiberbewußtſeins herabſahen und die von Uralters her frei auf ihren Hufen ſitzende weſtphäliſche Bauerſame, den an die Läſſigkeit des Krummſtabregiments gewöhnten Stadtbürger und den eingeſeſſenen Adel gleichermaßen behandelten, als hätten ſie lauter hörige Kaſſuben vor ſich. Noch ſchlimmer ſtellte ſich das Verhältniß der Münſterländer zu den preußiſchen Militäreinrichtungen. Das damalige Surrogat für die Konſkription, das „Kantonweſen“ und ebenſo die Bequartirung von Privathäuſern mit Soldaten mußten den Münſterländern, welche derartiger preußiſcher Glückſeligkeiten ungewohnt waren, als tyranniſche Veranſtaltungen erſcheinen; die unglaublich brutale Manier der Rekrutendrillung mußte ihnen vollends Entſetzen erregen. Aber ins Unerträgliche wurde die Laſt der Soldaterei geſteigert durch das Gebaren des bettelhaften Junkerthums, welches, altfritziger Weisheit gemäß, im preußiſchen Heere ausſchließlich die Offiziersſtellen innehatte. Nur ganz wenige der höheren oder ſubalternen Offiziere waren nicht von dem dummen Teufel einer Junkerei und Flunkerei beſeſſen, welche aus dem preußiſchen Offizierſtand eine Sammlung von Don Ranudos di Collibrados und Horribilikribrifaxen machte. Die altpreußiſche Vernirtheit, die Unkenntniß der Zeit, der brutale Bramarbaſten bei Fähnrichen und Generalen gleichermaßen vorherrſchend. Eines Tages fand damals zu Münſter zwiſchen Bürgern und einem preußiſchen Wachtpoſten eine leichte Reibung ſtatt. Flugs erließ der Herr General von Erneſt einen Tagesbefehl, wodurch jede Schildwacht, welche irgendwie von einem Bürger berührt würde, ermächtigt ward, den Berührer niederzuſtoßen. Natürlich trieben die jüngeren und jüngſten Offiziere, dem jugendlichen Hang zur Uebertreibung nachgebend, das gewaltthätig-übermüthige und lächerliche Junkerzeug zur vollſtändigen Karikatur. Es muß betrübend und zugleich ſpaßhaft geweſen ſein, das Gebaren dieſes jungen, eben erſt aus dem Kadettenhauſe gekommenen Volkes mitanzuſehen. Ein glaubwürdiger Zeuge und guter Preuße hat es zu Münſter mitangeſehen und uns davon gemeldet. „Die langen Degen in wagrechter Lage an der Seite, ſahen die bartloſen Kerlchen mit dem gewaltigen Sturmhut auf dem Heldenhaupt aus wie mit einer Stecknadel aufgeſpießte Brummfliegen. Dieſe Knaben-Offiziers ſtolzirten in langer Front auf dem Prinzipalmarkt umher und unter den Lauben mit einer Unverſchämtheit und Brutalität, die ſelbſt die Verſtändigen unter den preußiſchen Beamten empörte. Wer ihnen in den Weg kam und nicht bei Zeiten auswich oder nicht mehr ausweichen konnte, wurde mit dem Rohrſtock oder mit dem Degenknopf bei Seite geſtoßen, und Frauen und Jungfrauen, die das Unglück hatten, in das Bereich dieſer entarteten Jugend zu gerathen, wurden durch die ſchamloſeſten Reden und ſelbſt durch Handgriffe inſultirt. Dieſe Bande führte in Wein- und Speiſehäuſern und bei den Konditoren das große Wort. Wir werden, lärmten ſie, den Franzoſen und ihrem Bonaparte ſchon zeigen, um was es ſich handelt, wenn ſie uns zu nahe kommen. Er ſoll uns kennen lernen“[92]. Ach ja, er lernte ſie kennen, der Bonaparte, oder vielmehr, er lehrte ſie ihn kennen.

Aus Alledem iſt ſattſam zu erſehen, wie verhaßt in Münſter die Preußen und das preußiſche Weſen ſein mußten. Und doch gab es eine große Ausnahme, doch war Einer von „dat prüske Volk“, Einer von den „luthersgen Dickköppen“ binnen Kurzem in Münſter wahrhaft beliebt und volksthümlich geworden, der General Gebhard Lebrecht von Blücher, Oberbefehlshaber der preußiſchen Truppen in weſtphäliſchen Landen. . . . Damals ein angehender Sechziger, konnte er ſich nicht eben einer imponirenden perſönlichen Erſcheinung rühmen. Wenn er des Sonntags bei den großen Paraden erſchien, welche zwiſchen 11 und 12 Uhr auf dem Prinzipalmarkt zu Münſter ſtatthatten, in ſeinem blauen, goldgeſtickten Generalsrock mit rothem Kragen und rothen Aufſchlägen, in paillegelber Weſte, gleichfarbenen Unterkleidern und hohen Stiefeln, auf dem Kopfe den großen dreieckigen Hut mit goldener ausgeſpitzter Borte und ſchmalem weißem Federnbeſatz, den Huſarenſäbel, welchen er auch als General trug, läſſig hinterdrein ſchleppend, und dann mit ſeinem Gefolge von Stabsoffizieren und Adjutanten die aufgeſtellten Regimenter „abſchritt“, langſamen Ganges, Kopf und Oberleib ſehr bedeutend nach der linken Seite geneigt, ſo machte er, iſt uns bezeugt, ſchon i. J. 1804 „den Eindruck großer körperlicher Hinfälligkeit.“ Das Leben hatte den Mann tüchtig mitgenommen; aber die Strapazen, welche ihm am nachtheiligſten mitgeſpielt, waren wohl gerade die, welche er, in Friedenszeiten nämlich, wie ſchon früheren Ortes gemeldet worden 94), mit Leidenſchaft aufſuchte: die Strapazen des Spiels. In den geſelligen Kreiſen des weſtphäliſchen Adels und höheren Bürgerſtandes, im Caſino und Club, wurde das Kartenſpiel nur als Lückenbüßer angeſehen und mit Maaß betrieben. Blücher, welchen Whiſt, Boſton und L'Hombre als zu wenig aufregend langweilten und der die Wagniſſe des Hazardſpiels tage- und nächtelang zu betreiben liebte, mußte ſich ſeine Spielgenoſſen unter ſeinen Kameraden ſuchen, unter Generalen, Stabsoffizieren und ſogar noch tiefer herunter. Denn geſpielt mußte einmal ſein. Daher ging der General, ſo oft es ſich thun ließ, nach dem Badort Pyrmont hinüber, damals die deutſche Spielhölle par excellence. Aber auch anderwärts wurde hoch und heftig geſpielt, und wie es nicht nur das ſtarke, ſondern auch das ſchwache oder ſanfte und zarte Geſchlecht mit Hazardiren trieb, zeigt beiſpielsweiſe die Thatſache, daß Blücher zu Hamm eines Abends einer Frau von X. die Summe von 11,000 Thalern abgewann. So glücklich hat er freilich nicht immer geſpielt. Sein häufiges Unglück im Spiel war die vornehmſte Urſache der Geldverlegenheiten, aus welchen er eigentlich ſein Lebenlang nicht herausgekommen iſt. Er hat auch in Münſter eine Spielſchuld von etlichen tauſend Thalern hinterlaſſen, die er erſt lange Jahre nachher tilgte, mit drolligem Humor allerdings [95]). Stark ſteht zu vermuthen, daß, wenn der General zu dieſer Zeit, wie noch ſpäter, mit dem ſchwachen Geſchlechte ſpielte, nicht immer Geld der Einſatz geweſen ſei. Im Dämmer der Blücherlegende ſchweben, biographiſch freilich nicht urkundlich greifbar, verſchiedene von der Bank gefallene Blücher und Blücherinnen umher. So ein wilder Schößling, ſeinem Erzeuger wie aus dem Geſichte geſchnitten, iſt einem deutſchen Reiſenden ſogar im Innern von Braſilien aufgeſtoßen. „Ich nenne mich Blüchſtein, Joachim von Blüchſtein, denn ich bin ein Sohn des alten Haudegens außer der Ehe." Das aber hätte ſich der „alte Haudegen" wohl nicht träumen laſſen, daß er einen Schneider zeugen würde. Denn beſagter Blüchſtein, der als Offizier nach Braſilien gekommen, hatte, bei der Abdankung Dom Pedro's des Erſten mittellos verabſchiedet, in Rio Preto eine ehrſame Schneiderswittwe geheiratet und ſelber die Scheere zur Hand genommen [96]).

Es hieße boswelliſiren, wollte man behaupten, Blücher habe ſich zur Zeit, wo er in Weſtphalen befehligte, militäriſch oder politiſch irgendwie merklich über das Niveau der preußiſchen Generalſchaft von damals emporgehoben. Was ihn ſchon jetzt vor ſo vielen, ja man kann ſagen vor allen ſeinen Kollegen auszeichnete, war ſeine Verachtung der hochmüthig geſpreizten Kamaſchenknöpferei, ferner eine tüchtige Doſis geſunden Menſchenverſtandes und endlich ſein angeborener und fleißig ausgebildeter Takt im Verkehr mit den verſchiedenſten Menſchenklaſſen. Sonſt aber haben den General, gerade wie den Staat, welchem er diente, erſt die Schläge des Unglücks aus dem Schlendriangeleiſe des Gewöhnlichen in die Region hinaufelektriſirt, wo hohe Entſchlüſſe gedeihen und große Thaten geſchehen. Noch i. J. 1804 hatte Blücher von der Weltlage und von der Zeit, in welcher er lebte, durchaus keine Vorſtellung. Er war Soldat und nur Soldat, im ordinären Sinne des Wortes, und hielt ſich daher alle Dinge, welche, wie er ſich ausdrückte, „nur die Federfuchſer intereſſirten“, barſch vom Halſe. Hieraus ſind ihm in ſeiner Stellung in Münſter manche Mißgriffe erwachſen. So jener, als er, von ſeinem Sohne, dem Lieutenant Franz von Blücher, ungebürlich beeinflußt, zu Gunſten eines ſäbelraſſelnden Lieutenantsbewußtſeins das münſter'ſche Patriziat in den Perſonen von drei Domherren empfindlich kränkte, indem er dieſe durch ſeinen Sohn und zwei von deſſen Kameraden Myſtifizirten barſch aus ſeinem Hauſe verwies [97].

Ungeachtet einzelner derartiger Schnauzbärtigkeiten war Blücher, wie ſchon geſagt, in Münſter eine populäre Figur. Das kam daher, daß er die Leute den kommandirenden preußiſchen General über den kernhaften, wohlwollenden Menſchen vergeſſen machte. Es iſt ausdrücklich bezeugt, daß er „gegen den Kleinbürgerſtand, den Handwerksmann und die niederen Volksklaſſen der Stadt die Humanität in ihrer Verkörperung“ geweſen ſei. Ohne ſeiner Würde Etwas zu vergeben, aber aller Vornehmthuerei entſchieden feind, liebte er es, mit dem Volke zu verkehren. Und das, wohlverſtanden, zu einer Zeit, wo die Scheidung der Stände in Deutſchland vielfach noch eine indiſch-kaſtenmäßige war, ſo daß dieſes Verhalten einer preußiſchen Excellenz geradezu als etwas Beiſpielloſes betont werden muß. Blücher bewohnte im fürſtbiſchöflichen Schloſſe das Erdgeſchoß linker Hand vom Portal, und wenn er an Sommerabenden im Schloßgarten viel Geſellſchaft ſah, kam er gerne heraus, in ſeinen ſchlichten Ueberrock gekleidet, um ſich unter die Spaziergänger zu miſchen. Da ſetzte er ſich beim Kaffeewirth an den erſten beſten Tiſch, wo eine bürgerliche Familie ſich niedergelaſſen hatte. Die Unterhaltung, die dann ſich entſpann, war komiſch genug, erſtlich „des Stoffes wegen, wozu der General die Anregung gab und der immer die Familien- und Gewerbsverhältniſſe der Tiſchgenoſſen betraf“, und zweitens „der Sprache halber, in welcher die Unterhaltung geführt wurde; denn dieſe Sprache war Seitens des Generals ſein eigenthümliches Hochdeutſch im Ausdruck ſeines heimatlichen niederſächſiſch-mecklenburgiſchen Dialekts, gemiſcht mit Idiotismen dieſer, ſowie der pommer'ſchen und vieler anderen Mundarten mehr, und Seitens der Tiſchgenoſſen das münſter'ſche Plattdeutſch, dem man einen Anflug vom Hochdeutſchen zu geben verſuchte.“ Dieſe Doppelzungen brachten oft ein gewaltiges Sprachwirrniß und die wunderlichſten Mißverſtändniſſe hervor, welche, wenn man ſich nach langem Mühen endlich verſtändigt hatte, zum Ausbruch eines gemeinſamen lauten Gelächters führten. Blüchers Sprechweiſe iſt damals und ſpäter ein Krieg auf Leben und Tod gegen die deutſche Grammatik geweſen und zu Münſter fand er, was dieſen Krieg angeht, in dem ſchönen und heiteren Mädchenflor, welcher die Häuſer der einheimiſchen Ritterſchaft ſchmückte, einen unerbittlich neckenden Gegner. Er ließ ſich die Plänkeleien der hübſchen Grammatikerinnen gemüthlich gefallen. Machten ſie es ihm aber gar zu arg, ſo kriegte er die muntern jungen Dinger bei den Köpfen zu faſſen und bürſtete ihnen mit ſeinem ergrauten Schnurrbart küſſend die Stirnen roth. Das Faktotum des Generals war der Wachtmeiſter Schumann, welchen er als einen in der Schreiberei und Rechnerei gewandten Mann aus ſeinem Huſarenregiment in ſeine Kanzlei herübergenommen hatte. Es charakteriſirt den Gebhard Lebrecht, daß er den wackern Unteroffizier im vertraulichen Geſpräche mit „Hör' Se mal, Wachtmeiſter-Schreiberſeele“, im Dienſte aber mit „Sie“ anredete, und es charakteriſirt die preußiſche Junkerei von damals, daß die

Offiziere zwar nicht laut, denn ſie kannten den Blücher, aber doch leiſe darüber murrten. Einen Unteroffizier, eine „bürgerliche Canaille“, ſtatt mit dem kanoniſchen „Er“ mit „Sie“ anzureden, war das nicht eine ſträfliche Neuerung? Zu ſeinem tiefen Bedauern hat der General ſeinen treuen Schumann ſchon im Feldzug von 1806 verloren **).

Es iſt nicht mit poſitiven Belegen zu erhärten, wohl aber aus pſychologiſchen Gründen anzunehmen, daß noch während ſeines Aufenthalts in Weſtphalen Blücher durch den Eindruck bedrohlicher Ereigniſſe aus dem engbegränzten Geſichts- und Gedankenkreiſe königlich preußiſcher Generalſchaft mehr und mehr herausgedrängt und zu klarerer Erfaſſung der Weltlage, ſowie zu national-deutſchen Anſchauungen hingedrängt worden ſei. War er doch genöthigt, nach dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen England und Frankreich aus nächſter Nachbarſchaft Dinge mit anzuſehen, die einem Mann ſeines Schlages zu denken geben und die Galle gewaltig aufrütteln mußten: — die Vergewaltigung Hannovers, ſo recht ein Stück deutſchen Jammers. Blücher muß, hiefür liegen Andeutungen vor, ſeinem Mißmuth, unthätig mitanſehen zu müſſen, wie die Franzoſen alſo in einem deutſchen Lande wirthſchafteten, mit gewohnter Derbheit Luſt gemacht haben. Denn von da an richteten ſich die Blicke der „Kriegspartei“ in Berlin auf den General und ſah ſie in ihm einen der Männer, welche gewillt und vermögend wären, Preußen aus ſeiner verquickten und verzwickten Gaukel- und Schaukelpolitik, aus dem in die Länge durchaus unhaltbaren Haugwitz-Luccheſini-Lombard'ſchen Neutralitätsduſel und Freihandſchwindel herauszureißen. Indeſſen war die Stellung eines preußiſchen Generals damaliger Zeit nicht der Art, daß ſie auch nur den Verſuch erlaubt hätte, in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten irgendwie einzugreifen. Das deſpotiſch-friedrich'ſche „Nicht raiſonnirt!“ war, von der Spitze der ſoldatiſchen und bureaukratiſchen Staatspyramide herabtönend, noch immer für Generale und Korporale, für Oberpräſidenten und Kanzliſten gleichermaßen bindend, obgleich ſchon lange kein großer Fritz mehr droben ſtand, ſondern nur Friedrich Wilhelm und andere kleine Leute. Blücher mochte immerhin knirſchen, brummen und wettern, daß man den Franzoſen erlaube, Hannover wegzunehmen und ſich alſo in Norddeutſchland feſtzuſetzen. Aber mehr konnte er nicht thun, maßen noch ganz andere Dinge geſchehen mußten, bevor preußiſche Generale ſich zur Höhe des Gedankens erhoben, König und Miniſterium zum Trotz den preußiſchen Staat zu retten. Für Blücher, der gewiß weit entfernt war, zu ahnen, daß Hannover in den Händen Bonaparte's eine Leimruthe ſein würde, an welcher die Ehre Preußens kleben bleiben ſollte, mußte die Befolgung des „Nicht raiſonnirt!" jetzt um ſo beſchwerender und bitterer ſein, als es ihm bei unausweichlichen dienſtlichen Berührungen mit den in Hannover eingerückten Franzoſen höfliche Zurückhaltung oder gar zuvorkommende Artigkeit vorſchrieb. . . .

Von Alters her hat es ein Kapitel der Geſchichte des deutſchen Jammers ausgemacht, daß deutſche Länder ihre Dynaſtieen auch dann nicht loswerden, wann dieſelben einen Ruf erhalten, fremde Völker zu beglücken. In Folge eines derartigen „angeſtammten" Zuſammenhangs mit der im Jahre 1714 auf den Thron von Großbritannien berufenen braunſchweigiſch-hannover'ſchen Dynaſtie mußte nach dem Bruch des Friedens von Amiens das Kurfürſtenthum Hannover für Bonaparte ein naheliegendes und lockendes Ziel der Eroberung ſein. Der König von England iſt zugleich Kurfürſt von Hannover; das Meer und die engliſche Flotte verwehren uns, nach England zu gehen, alſo gehen wir nach Hannover — ſchlußfolgerte der franzöſiſche Machthaber und es läßt ſich nicht beſtreiten, daß geſunder Menſchenverſtand in dieſer Schlußfolgerung war. Freilich, Hannover war ein deutſches Reichsland und das deutſche Reich befand ſich im Frieden mit Frankreich. Aber das deutſche Reich ſelber war ja nur ein klägliches Geſpenſt und die Rechte von Geſpenſtern anzuerkennen fiel dem franzöſiſchen Machthaber mit Recht nicht ein. Was iſt überhaupt das Recht in der Politik? Eine Idee. Die Macht aber iſt eine Wirklichkeit und nur „das Wirkliche iſt vernünftig,“ hat bekanntlich einer der größten aller Wortjongleurs geſagt, die jemals dialektiſches Ring-, Becher- und Ballſpiel trieben. Laßt alſo, befiehlt der Erſte Conſul, im März von 1803 unſern gewandten Duroc nach Berlin gehen — er weiß ſchon, wie man die neunmalweiſen Meſſieurs les Pruſſiens gängelt — um dem preußiſchen Kabinett anzuzeigen, daß „le Premier Consul regardant la guerre comme un mal, et en déplorant les suites, se tient persuadé que le Roi de Prusse pense comme lui,“ daß aber, ſo wie die Sachen einmal lägen, „la France ne tarderait pas d'occuper l'Electorat d'Hanovre.“ Gehorſamer Diener, ſagt Graf Haugwitz. Obzwar . . . wenn . . . aber . . . obgleich . . . alldieweilen . . . ſo man möchte, ſo man könnte, ſo man dürfte, ſo man wollte . . . Hannover iſt ein deutſches Land und wir gehören gewiſſermaßen ebenfalls zu Deutſchland. Aber wir ſind zugleich auch eine europäiſche Großmacht, wir, welche in ihrer Politik freie Hand haben muß. Alſo, Meſſieurs les Français, nehmt in Gottes Namen Hannover und wohl bekomm' es euch! — Gut, ich dachte mir's, kenne die Herren, ſagt der Bonaparte. Laßt unſern General Mortier mit 12,000 Mann von Holland aus über Deventer und Coeverden in Hannover einbrechen. Er wird mit dem dortigen Junker-Regiment wohl fertig werden.

Doch wie, tagt zu Regensburg nicht noch immer ein offizieller deutſcher Reichstag und ſitzt drunten in Wien nicht ein leibhaftiger Kaiſer Germaniens, ein „Semper Augustus“ und „allzeit Mehrer des Reichs“? O Himmel, die Mumien zu Regensburg haben dermalen mit dem hochwichtigen Streit um die neuen Stimmen im Fürſtenrath alle Hände voll zu thun; wie könnten ſie ſich um den drohenden Verluſt eines Reichslandes kümmern? Der deutſche Kaiſer aber mochte ſich vielleicht mit Schadenfreude erinnern, daß Hannover ſeit 1795 ja auch an keinem Kriege des Reichs theilgenommen, und gewiß iſt, daß er bei der in nächſter Ausſicht ſtehenden gewaltſamen Verletzung des Reichsgebiets „ſich nicht mehr rührte, als wenn es dabei auf ein Land im Mond abgeſehen geweſen wäre.“ Hatte doch die in Wien herrſchende vollſtändige Gleichgültigkeit für die Dinge in Deutſchland ſelbſt den hannover'ſchen Geſandten am kaiſerlichen Hoflager, Grafen von Hardenberg, ſo angeſteckt, daß derſelbe am 7. Mai, als der Einbruch der Franzoſen in Hannover die han- ſchon ganz nahe bevorſtand, eine chiffrirte Depeſche an nover'ſche Regierung richtete, worin von Nichts die Rede war zwi- als ſehr des Breiteren von den Gefahren, welche aus dem ent- ſchen Frankreich und England wieder ausgebrochenen Kriege ſtehen müßten für — Neapel. Aber ſollte vielleicht Se. czariſche für Majeſtät bewogen werden können, ihr mächtig Schutzwort Hannover einzulegen? Graf Münſter gab ſich in Petersburg große Mühe, dieſes Reſultat zu erlangen; aber umſonſt. Zwar Frank- neigte ſich die ruſſiſche Politik mehr zu England als zu reich, zwar hatte gerade damals der Kaiſer Alexander auf die Grund- ihm ſchon jetzt gemachten Vorſchläge Bonaparte's, auf lage der Vernichtung der Türkei ein orientaliſches Kaiſerthum zu errichten, unter Vorbehalt des occidentaliſchen für Frankreich, die ſtolz abweiſende Antwort gegeben, „er glaube ſich auch ohne neue Ländererwerbungen ſtark genug, im Norden die Wage der politiſchen Geſchicke zu halten;“ allein um Hannovers willen mit Frankreich zu brechen kam ihm deßhalb nicht zu Sinne. Und England? Mußte denn von daher nicht rechtzeitige und ausreichende Hülfe kommen? Nun wohl, wir wollen und dürfen in Liebe annehmen, die drohende Einbuße ſeines Heimatlandes habe in der Bruſt Georgs des Dritten ein gewiſſes haus- und familienväterliches Leidgefühl erregt. Wenn man aber eine am

16. Mai zu Hannover ausgegebene Proklamation des König-Kurfürſten abzieht, worin „die getreueſten Unterthanen Unſerer deutſchen Lande“ aufgefordert wurden, „für den Schutz und die Rettung ihres Vaterlandes im eintretenden Nothfall mit Aufopferung aller ihrer Kräfte nach beſtem Vermögen mitzuwirken“ [99], ſo iſt weiter Wenig oder Nichts von Anſtrengungen Sr. großbritanniſchen Majeſtät zu Gunſten Hannovers zu melden. Das britiſche Kabinett vollends, hab, das hatte dem preußiſchen Geſandten Jakobi, welcher daſſelbe zu beſtimmen geſucht, in Verbindung mit Preußen einen Verſuch zu machen, dem Kurfürſtenthum Neutralität zu erwirken, durch den Mund von Mylord Hawkesbury echtengliſch-ſelbſtſüchtig und trocken-brutal erklären laſſen: „Wir legen gar keinen Werth auf die Verbindung mit dem Kurfürſtenthum und das Schickſal Hannovers kann keinen Einfluß auf die Entſchließungen der Krone England üben.“ Der preußiſche Premier Haugwitz war auf dieſe ihm von dem bornirten Egoismus des engliſchen Miniſteriums gebotene Handhabe mit beiden Händen zugefahren. Er erklärte dem hannover'ſchen Geſandten in Berlin: „Der König von Preußen kann nun mit dem beſten Willen die Beſetzung Hannovers durch franzöſiſche Truppen nicht verhindern“ — und fügte noch hinzu: „Sitzen die Franzoſen einmal in Hannover feſt, ſo dürfte dem König von Preußen Nichts übrig bleiben als ſich noch inniger mit Frankreich zu verbinden. Wer wird daran ſchuld ſein? Einzig und allein das engliſche Kabinett.“ — „Aber, wandte der Geſandte beſcheiden ein, die Anweſenheit einer franzöſiſchen Armee ſo nahe dem Herzen der preußiſchen Staaten könnte für dieſe doch höchſt bedrohlich ſein.“ — „Ach, was das betrifft, mit einer Armee wie die unſrige und mit unſern Staatskräften haben wir nie Etwas von Frankreich zu beſorgen.“

Das Schickſal des auf ſich ſelbſt angewieſenen Hannovers war demnach beſiegelt. Denn als die preußiſche und ruſſiſche Diplomatie nachträglich noch etliche lahme Verſuche machte, die franzöſiſche Invaſion abzuhalten oder wenigſtens zu verzögern, wußte Bonaparte ſo gut, was es mit dieſen Verſuchen auf ſich habe, daß er dem General Mortier kurzweg den Befehl zufertigte: „Marchez, serrez l'armée hanovrienne et faites-lui mettre bas les armes!“ Es gab allerdings in Deutſchland Leute, denen die Bedeutung der bevorſtehenden Vergewaltigung eines deutſchen Landes in ihrer ganzen Schwere ſich fühlbar machte und die aus dem Verfahren des franzöſiſchen Machthabers gegen Hannover die richtigen Schlüſſe für die Zukunft zogen. Da war z. B. der regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, Generaliſſimus der preußiſchen Armee. Der ſagte zu jener Zeit, als ſchwante ihm, wie Napoleon binnen Kurzem ihm ſelber mitſpielen würde, in Berlin zu dem hannover'ſchen Unterhändler Ompteda draſtiſch-plaſtiſch: „Geben Sie Acht, der Kerl, der Bonaparte, wird uns Allen noch auf die Naſe ſch—pucken!“ Aber außerhalb Hannovers rührte ſich keine Hand, um die ſchmähliche Prämiſſe leicht vorherzuſehender ſchmählicher Schlußfolgerungen zu vereiteln. Im Gegentheil, es liegen Beweiſe vor, daß, was namentlich Preußen angeht, die leitenden preußiſchen Staatsmänner auf die Beſetzung Hannovers durch die Franzoſen unehrenhafte Berechnungen gründeten. Hat doch Einer derſelben, der Miniſter Schulenburg-Kehnert, ſchon zu Anfang des Maimonats von 1803 zu Hildesheim ſeinen Tafelgäſten die Landkarte vorgelegt und ſchadenfroh auf derſelben nachgewieſen, daß man preußiſcherſeits eine Stelle im Münſterländ'ſchen zu einem bequemen Einmarſch der Franzoſen in Hannover recht abſichtlich offen gelaſſen habe. Kein Wunder daher, daß Bonaparte, als man in Berlin, nach erfolgter franzöſiſcher Invaſion in Hannover, Anſtands halber ſich entſchloß, zu Gunſten Hannovers noch einen Unterhändler zu ihm nach Brüſſel zu ſchicken, wohl wußte, wie er das zu nehmen hätte. Konnte ihm das doch ſchon die Perſon des Boten ſagen. Denn man ſchickte jenen Kabinettsrath Lombard, der, ſoweit überhaupt von Geſinnung bei ihm die Rede ſein konnte, durch und durch franzöſiſch geſinnt war, und zu dieſem Berliner-Franzoſen ſagte denn auch der Erſte Conſul mit kyniſcher Offenheit: „Le général Mortier est entré dans le pays d'Hanovre comme un polisson. Les Hanovériens auraient pu chasser ma première armée; mais j'aurais envoyé une seconde plus forte qui n'aurait pas manqué son but.“

Die armen Hannoveraner waren jedoch nicht in der Lage geweſen, „ma première armée“, nämlich das am 26. Mai unter Mortier's Befehlen über die holländiſch-deutſche Gränze gegangene franzöſiſche Truppenkorps zu verjagen. Die Herren von Kielmansegge und Konſorten, welche das hannover'ſche Miniſterium bildeten, waren nicht die Leute, eine Kriſis, wie ſie über das Land hereingebrochen, zu beſtehen, und weder der alte Feldmarſchall Graf Wallmoden noch der Herzog von Cambridge, Sohn Georgs des Dritten, beſaßen die Eigenſchaften, welche ſie hätten beſitzen müſſen, um an der Spitze des ſchnell zuſammengerafften und nothdürftig ausgerüſteten kleinen hannover'ſchen Heeres mit irgendwelcher Ausſicht auf nachhaltigen Erfolg den Franzoſen entgegenzutreten. Indeſſen iſt es nur gerecht, zu ſagen, daß die armen alten ſteifzöpfigen Herren zu Hannover ihre Pflicht erfüllten, ſo gut ſie es eben verſtanden. Sie thaten, was ſie konnten. Das war allerdings nicht viel, aber daß es nicht viel war, wird ein billiger Sinn ebenſoſehr oder noch mehr den jammerſeligen Verhältniſſen als den unfähigen Perſonen zurechnen. Sie hofften noch immer auf preußiſche und ruſſiſche, ſogar auf kaiſerlich-franz'ſche Dazwiſchenkunft, als im Grunde ſchon Alles vorbei war. Tragikomiſch wird ihre Bedrängniß bezeugt durch abſonderliche Erlaſſe, welche ihnen dieſelbe entpreßt hat. Es iſt Thatſache, daß den hannover'ſchen Regimentern verboten war, das Feuer der raſch im Lande vordringenden franzöſiſchen Eindringlinge zu erwidern. Begreiflich daher, daß die witzige Legende entſtehen und geglaubt werden konnte, das Miniſterium habe befohlen, daß „die Truppen nur im dringendſten Nothfalle ſich des Bajonnetts bedienen ſollten, aber mit Moderation“[100]). Die hannover'ſchen Offiziere und Soldaten waren vom beſten Geiſte beſeelt und die zwiſchen ihnen und den Franzoſen vorgefallenen Plänklergefechte haben den Beweis geliefert, daß es ihnen nicht ſehr ſchwer geworden ſein würde, den „Poliſſon“ Mortier aus dem Lande zu jagen. Aber was würde dann gekommen ſein? Die Regenten zu Hannover, weit entfernt, Männer von äußerſten Entſchlüſſen zu ſein, hatten das Recht und die Pflicht, dies zu bedenken, und ſo ſchloſſen ſie durch Bevollmächtigte im Hauptquartier Mortier's zu Suhlingen mit dem franzöſiſchen General die berüchtigte „Konvention“ vom 3. Juni 1803, welche Hannover dem Bonaparte unterwarf. Unter Bedingungen allerdings, allein der Erſte Conſul behandelte unter dem nichtigen Vorwand, daß Georg der Dritte den Vertrag nicht ratifizirt habe, die Suhlinger Konvention als ein leeres Blatt Papier und Hannover als ein erobertes Land, welchem ſeine ~~franzöſiſche~~ Beſetzung durch die Franzoſen binnen zwei Jahren und zwei Monaten die für jene Zeit ungeheure Summe von 26 Millionen Thalern gekoſtet hat[101]).

Hannover war alſo das erſte deutſche Land auf dem rechten Rheinufer, welches den bittern Inhalt vom Leidenskelch bonaparte'ſcher Gewaltherrſchaft zu ſchmecken bekam. Die Art und Weiſe, wie es unter franzöſiſche Botmäßigkeit gekommen, zeigte erſchreckend die ganze Kläglichkeit der deutſchen Viel- und Kleinſtaaterei und noch erſchreckender, wie der franzöſiſche Machthaber dieſe deutſche Viel- und Kleinſtaaterei auszunützen geſonnen ſei. Er manifeſtirte das auch ganz offen, als er im Herbſt von 1804 nach Mainz kam, um ſich den huldigend daſelbſt um ihn ſammelnden ſüdweſtdeutſchen Fürſtlichkeiten im funkelnagelneuen Glanze ſeiner Kaiſerſchaft darzuſtellen. In einem Geſpräche, welches er in jenen Tagen mit dem Markgrafen von Baden und mit dem Kurfürſten, Erzkanzler und Primas Dalberg hatte, verrieth er eine ſolche Freude an dem Auseinanderfallen des deutſchen Reichs, daß die beiden Reichsfürſten nach ſeiner Entfernung einander weinend in die Arme fielen[102]). Weinen konnten ſie, aber zu Vaſallen, zu Knechten des geſchworenen Feindes ihres Vaterlandes haben ſie ſich doch hergegeben, mit beſonderer Dienſtbefliſſenheit der Mollusken-Dalberg. Ja, kein Zweifel, der Herzog von Braunſchweig hatte mit ſeinem draſtiſch-plaſtiſchen Wort das Verhältniß der deutſchfürſtlichen Legitimität zur bonaparte'ſchen Uſurpation ganz naturwahr bezeichnet und er hätte, ohne Gefahr zu laufen, ein falſcher Prophet zu werden, ſchon i. J. 1803 nicht nur zum Herrn von Ompteda, ſondern auch zu ſeinen Herren Brüdern von Gottes Gnaden kecklich ſagen dürfen: „Geben Sie Acht, der Kerl wird uns Allen auf die Naſe ſch—pucken!“

## Sechstes Buch.

# Auſterlitz. Jena. Tilſit. Erfurt.

## Erſtes Kapitel.

## Signatur der Zeit.

„Die Ideale ſind zerronnen“: — wir treten in eine Epoche voll Eiſen und Elend, voll Lug und Trug, voll Wuth und Blut. Der Rieſenpflug Napoleon hat ſeine wehvolle Umackerung Europa’s begonnen. Aber bevor wir den von ihm gezogenen Furchen nachgehen, aus deren Tiefen da und dort die Spitzen der Zukunftsſaat ſchüchtern ſchon hervorgrünen, laßt uns rundſchauen nach allen vier Himmelsgegenden, damit wir ein flüchtig Bild von der Welt gewinnen, wie ſie war, als das napoleoniſche Gericht über ſie erging.

„Quos deus vult perdere, dementat.“ Man muß dieſes banale Wort ausſprechen, wenn man den Kreis der Herren und Damen „Von Gottes Gnaden“ überblickt, welche im erſten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf der Mehrzahl der europäiſchen Throne oder auf den oberſten Stufen zu denſelben ſaßen und ſtanden. Und nicht etwa nur im figürlichen, nein, im wörtlichen Sinn iſt das „Dementare“, das Verrückt- und Tollmachen zu verſtehen. Denn wir haben da nicht bloß gekrönte Dummlinge und Blödſinnige, ſondern auch ausgeſprochene Narren und Raſende in purpurnen Zwangshemden vor uns. Was für eine unſägliche phyſiſche und moraliſche Verwahrloſung, Verkommenheit und Verkrüppelung in dieſen dynaſtiſchen Regionen! Welchen Moderſtaub, welchen Fäulnißſtank rührte der Degen des korſiſchen „Parvenu“ auf, als er an dieſe wurmſtichigen Throne ſchlug! Eine gar helle und hübſche Illuſtrirung des „göttlichen Rechts der Könige“, dieſe Muſterſammlung von Idioten und Bedlamiten!

Da war Ferdinand der Vierte, der König-Lazzarone von Neapel, ein Jagdwüthrich, mit dem Stumpfſinn eines Metzgers in dem Blut und den Eingeweiden des erlegten Wildes wühlend und watend, wie er ſeine Ruffo und Speciale und alle ſeine übrigen vornehmen und geringen Mitlazzaroni im Blute der unglücklichen Männer und Frauen, welche den Traum einer „parthenopäiſchen“ Republik geträumt hatten, wühlen und waten ließ, — ein Fürſt, von welchem mit Beſtimmtheit behauptet werden kann, daß ihn nur einmal in ſeinem Leben ein menſchlich Gefühl durchſchauert habe, damals, als dem Mühlſteinherz des im Boote Nelſons Luſtfahrenden der auf den Wellen treibende Leichnam des tugendhaften, ſchnöde gemordeten Admirals Caracciolo die bange Frage abpreßte: „Was will dieſer Todte?“ — ein thieriſcher Vielfraß, der, wenn er ſich vollgeſchlungen, ſeinen Bauch ſtrich und mit den Worten: „Sono ben pranzato, adesso bisogna una buona panciata“ ... ſeine Höflinge befehligte, ihm bei Unnennbarem zu aſſiſtiren. Und dieſem König zur Seite als ſeine Herrin und Meiſterin eine Königin Karolina, durch ihre Buſenfreundin, Bad- und Bettgenoſſin, die Luſtdirne und Shawltanzgauklerin Lady Hamilton, ſonſt Emmy Lyſon oder Lyon, in allem Böſen geſteift, vom Hochmuth des Abſolutismus trunken und doch mit kühlſter Bosheit Gräßlichſtes, was die wüſte Null von König aus ſtupider Indolenz geſchehen ließ, ausſinnend und ins Werk ſetzend. In der infernaliſchen Reaktionstragödie, welche in den Jahren 1799 und 1800 zu Neapel ſpielte, hatten dieſes Weib und ihre „Buſenfreundin“ vortretende Rollen inne und Nelſon, auf dem Quarterdeck ſeines Admiralſchiffs ein Held, überall ſonſt aber ordinärer Theer und gemeiner Grog, gab ſich zum Werkzeug dieſer würdigen Freundinnen her. Von Neapel aus hat er dann über Trieſt und Wien mit ſeiner Buhlerin jenen Triumphzug durch Deutſchland gemacht, deſſen abſonderliche, uns durch die Feder einer engliſchen Augenzeugin geſchilderte Einzelnheiten auch einen Strich zum Zeitgemälde des beginnenden Jahrhunderts abgeben. Es war im Oktober von 1800, als der engliſche Geſandte zu Dresden, Sir Elliot, mit Nelſon und deſſen Anhang ſeine liebe Noth hatte. Mylord vom Nil, „ein kleiner Mann ohne alle Würde, eine wandelnde Konſtellation von Orden und Sternen,“ befand ſich ganz „im Beſitz“ der Lady Hamilton, während der Herr Gemahl der Dame, Sir William Hamilton, „in Bewunderung ſeines Weibes völlig aufgelöſ't war.“ Die Lady, von Geſtalt „koloſſal,“ jedoch mit Ausnahme ihrer abſcheulichen Füße wohlgebaut, ſtarkknochig und außerordentlich beleibt, benahm ſich „keck, eitel, vorlaut, roh und anmaßend.“ Als das Tiſchtuch weggenommen war, „hatten wir mehrere Geſänge zu Ehren Nelſons, vorgetragen von Lady Hamilton. Sie blies ihm den dickſten Weihrauch ins Geſicht, aber er empfing ihn mit Vergnügen und verſchluckte ihn mit innigem Wohlbehagen. Ihr Geſang endigte in Matroſenweiſe mit „Hip, hip, hip, hurra,“ mit dem Ausleeren zahlreicher voller Gläſer und der Nagelprobe.“ Mylady wünſchte an den Hof zu gehen, allein die Kurfürſtin weigerte ſich, eine ſolche Dirne zu empfangen, worauf Nelſon zu Elliot: „Sir, im Fall eine Schwierigkeit dieſer Art gemacht werden ſollte, wird Lady Hamilton die Kurfürſtin zuſammenhauen und, Gott verdamm' mich, ich will daſſelbe thun.“ Die Lady ließ ſich jedoch beſchwichtigen, als man ihr ſagte, daß der Kurfürſt weder Mittagstafel noch Abendeſſen gebe. „Was, kein Fraß (no guttling)!“ ſchrie ſie verachtungsvoll und verſchritt dazu, die gewohnte Champagnerbenebelung ihrer Ladyſchaft und ihres „ſeeköniglichen“ Liebhabers vorzunehmen.

Nach England zurückgekehrt, zwang der gemeine und brutale Mann ſeine treffliche Frau, das ſchamloſe Kebsweib in ihrem Hauſe und an ihrem Tiſche zu dulden. Als der Lady Nelſon eines Tages über die ihr angethanen Quälereien ein leiſes Klagwort entfuhr, packte die wilde Metze die ſanfte Dulderin beim Arme, ſtieß ſie im Zimmer herum und warf ihr den cyniſchen Hohn ins Geſicht: „Bedienen Sie Mylord, wie ich ihn bediene, und er wird ſich ſchon beſſer gegen Sie betragen lernen“ [1]).

Die Kreiſe des engliſchen „High life“ von damals waren übrigens ſolcher Skandale gewohnt. Entführungsärgerniſſe und Ehebruchsprozeſſe, rohe Völlerei und wüthendes Spiel waren unter den Herren und Damen von ariſtokratiſcher Stellung und faſhionablem Tone daheim. Zwiſchenhinein mörderiſche Duelle, wie jenes im Jahre 1803 zwiſchen den beiden Modelöwen Montgomery und Macnamara um der Rivalität ihrer Doggen willen ausgefochtene. Immer noch erfreute auch der vornehmſte wie der gemeinſte Mob ſeine altengliſchen Herzen gern an den Barbareien der Boxerei, und als im genannten Jahre zwiſchen den beiden berüchtigten Boxern Belcher und Firby in der Grafſchaft Eſſex ein ſolenner Fauſtkampf ſtattfand, gab es ein ſolches Zuſtrömen der Nobility und Gentry, daß die Gegend, welche der lange Zug von Reitern und Wagen durcheilte, in Alarm gerieth, weil man glaubte, die Franzoſen hätten gelandet und die vornehme Welt befände ſich auf der Flucht. Zugleich graſſirte im öffentlichen und privatlichen Leben eine wilde Verſchwendungsſucht, die es mit Herbeiſchaffung der Mittel durchaus nicht genau nahm. Die britiſchen Staatsmänner gingen ihrer großen Mehrzahl nach zur Zeit Pitts mit den Staatsgeldern keineswegs gewiſſenhafter um als ihre Vorgänger unter den Verwaltungen der Walpole und Newcaſtle. Wenn auf Burke's unabläſſiges Andringen im Unterhauſe in dem Amt des Generalzahlmeiſters allein eine jährliche Erſparniß von 25,000 Pfund erzielt werden konnte, ſo gibt das ſchon eine Vorſtellung von der gäng und gäben Verſchleuderung der öffentlichen Gelder. Und das von den Verwaltern derſelben gegebene Beiſpiel fand auch in den Kreiſen der Geſchäftsleute bereitwillige Nachahmung. Machte ſich doch i. J. 1803 einer der Kaſſirer der Bank von England einer Unterſchlagung von 200,000 Pfund ſchuldig 2). Was den Hof anlangt, ſo bot er ein widerwärtigſtes Bild der Zerrüttung. Der Tonangeber, der Prinz von Wales, von ſeinen Laſtergeſellen kurzweg „Gentleman George“ genannt, war bekanntlich das Ideal eines Wüſtlings und ſein Lieblingswohnſitz, der Pavillon zu Brighton, eine Orgienhöhle, welche zu betreten die Tochter des Prinzen, die Prinzeſſin Charlotte, eines Tages ſich weigerte, weil ſie ſich, ſagte ſie, „nicht die Sohlen ihrer Schuhe beſchmutzen wollte“. Mit ſeinem Vater, Georg dem Dritten, lebte der Thronerbe im offenkundigſten Zerwürfniß, wie es in der hannoveraniſch-engliſchen Königsfamilie zwiſchen Throninhabern und Thronerben herkömmlich und ſo zu ſagen hausgeſetzlich gehalten wurde. Er heuchelte, entgegen dem ſtarren Torysmus oder vielmehr Abſolutismus des Königs, Hinneigung zum Liberalismus und die Whigs waren ſchwach genug, dem einſchmeichelnden Heuchler zu trauen, der ſich, zur Regierung gelangt, alsbald und ſein Lebenlang als den würdigen Sohn ſeines Vaters erweiſen ſollte. Schon ſpielten auch die erſten offenkundig ärgerlichen Szenen der kronprinzlichen Ehe, welche man mit Fug und Recht die „Comedy of bordel“ genannt hat und die erſt lange Jahre nachher (1820) durch die Ehebruchsprozedur der Königin Karoline vor dem Oberhaus ihr ungeheuerliches Finale fand. Gentleman George war i. J. 1795 von ſeinem Vater genöthigt worden, ſeine Baſe zu heiraten, die Prinzeſſin Karoline von Braunſchweig. Das von beiden Theilen mit Widerwillen geknüpfte Eheband riß, ſagen Wiſſende, ſchon in der Hochzeitnacht und zwar mit Geräuſch und Mißduft. Wie hätte hier auch von einer wahrhaften Ehe die Rede ſein können, da der Prinz von Wales zur Zeit, wo er ſich zwingen ließ, die braunſchweigiſche Baſe zu heiraten, neben zahlloſen Kebſinnen bereits eine Frau beſaß, Miſtreß Fitzherbert, die er ſich in aller Form hatte antrauen laſſen, weil ſie ſich ihm nur um dieſen Preis ergeben wollte? Die Prinzeſſin wußte das und ſagte ganz offen: „Mrs. Fitzherbert iſt des Prinzen rechtes Weib“ (that is the Prince's true wife) 1). Jedenfalls war dieſe iriſche Wittwe von allen Bewohnerinnen des prinzlichen Serails die ehrenhafteſte. Ihre vornehmen und vornehmſten Konkurrentinnen, allen voran die ſchöne Gräfin Jerſey, hatten den Bewerbungen des Gentleman George gegenüber nicht ſo viele Skrupel. Nachdem die Prinzeſſin von Wales ihre Tochter Charlotte geboren, trennte ſich das übel zuſammengefügte Ehepaar. Der Prinz ſchlug ſeine Reſidenz wieder im Pavillon zu Brighton auf und ſeine Lebensführung daſelbſt war der Art, daß in öffentlicher Sitzung des Unterhauſes Brighton mit dem Capri des Tiberius verglichen wurde. Die Prinzeſſin zog nach Blackheath zurück, wo ſie durch ihr zwanglos heiteres Gebaren die engliſche Heuchelei nicht wenig ärgerte. Männer, die zu den beſten im Lande gehörten, waren häufige Gäſte zu Blackheath. So iſt z. B. ein eifriger Mitſpieler des von der Prinzeſſin auf dem Raſenplatz vor ihrer Villa veranſtalteten Blindekuhſpiels George Canning geweſen, der ſich, wie bekannt, nachmals in dem Blindekuhſpiel der Politik leidlich hervorgethan hat. Freilich ſcheinen allen Anzeichen nach zu Blackheath auch noch andere, weniger harmloſe Spiele geſpielt werden zu ſein. Wenigſtens wurde auf dringendes Begehren ihres Gemahls, des Tiberius von Brighton, ſchon i. J. 1806 eine „delicate investigation“ gegen die Prinzeſſin angeſtellt, um ſie des Ehebruchs zu überweiſen. „Bah — ſagte die arme Karoline, die ein explodirendes Mundſtück beſaß, genialiſch-ſarkaſtiſch, — ich habe allerdings einmal Ehebruch getrieben, nämlich mit dem

Ehemann der Mrs. Fitzherbert.“ Für diesmal verdunſtete noch das ganze Aergerniß erfolglos, wenn auch mit übelm Geruch. Aber in der Meinung der engliſchen Delicacy und Prüderie war die Prinzeſſin zu Grunde gerichtet und die engliſche Tugendheuchelei gab durch den Mund der Nichte Pitt's, der Lady Eſther Stanhope, einer Dreiviertelsnärrin, den Wahrſpruch ab: „Die Prinzeſſin war eine gemeine, ſchamloſe Perſon, eine verworfene Kreatur, geradezu eine Vettel (slut); denn ſie war ſo niedriggeſinnt und pöbelhaft, daß ſie ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte“*). Georg der Dritte, der ein guter Hausvater geweſen iſt, ſoweit er es zu ſein verſtand, nahm ſich ſeiner Schwiegertochter gegen ſeinen verworfenen Sohn treulich an und gehört das zu dem ſehr Wenigen, was man an dieſem König zu rühmen hat. Dumm von Haus aus und gröblich unwiſſend, war er folgerichtig ſehr „fromm“, und weil er das war, glaubte er feſtiglich, die Menſchheit ſei nur dazu da, das „göttliche Recht“ der Könige und anderes Aftergläubiſche unterthänigſt zu reſpektiren und zu adoriren. Eine unliebſame Erſcheinung, dieſer Hans Narr ſeiner Einbildungen, der „ever warr'd with freedom and the free“**). Es kennzeichnet ihn, daß er ſein Lebenlang keinen Mann von Genius in ſeine Nähe ließ, den einzigen Pitt ausgenommen, und dieſen nur, weil ſich der Miniſter, um zu herrſchen, den fixen Ideen des Königs anbequemte. Es kennzeichnet ihn, daß er Burke haßte, ſo lange Burke Burke war; aber denſelben mit Gunſtbeweiſen überhäufte, als Burke ebenfalls fixe Ideen bekommen hatte, mongoliſch-blutdürſtig gegen die Franzoſen zu raſen begann und von Rechtswegen und Geſundheitshalber ſtatt in Weſtminſter in Bedlam hätte ſitzen ſollen. Die Verrücktheit des Königs war ſchon lange offenkundig, allein erſt i. J. 1810, als Se. großbritanniſche Majeſtät bei Eröffnung des Parlaments die Anredeformel an die beiden Häuſer „Mylords und Gentlemen!“ in ſeinem königlichen Machtbewußtſein bedeutend abzuändern geruhte, indem Allerhöchſtſie die Thronrede großartig anhub mit den Worten: „Mylords und Waldſchnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe ſtreckt! . . .“ erſt dann wurde dem armen Verrückten ein Thurm von Windſor-Caſtle zum Narrenhaus angewieſen und wurde der Prinz von Wales in den Stand geſetzt, der Welt zu beweiſen, daß es noch etwas Lüderlicheres und Ruchloſeres gäbe als den Gentleman George, nämlich Se. Königliche Hoheit den Prinz-Regenten von England.

Prinzliche Regentſchaften gingen zu Anfang des 19. Jahrhunderts überhaupt ſtark im Schwange, denn, wie ſchon geſagt, die Königstollheit war epidemiſch. Zu Kopenhagen regierte ein Prinz-Regent an der Statt Chriſtians des Siebenten, des noch immer blödſinnig umgehenden eisgrauen Königsgeſpenſtes, und wenn drüben in Stockholm an der Statt Guſtavs des Vierten, eines notoriſchen Rappelkopfs, noch kein Anderer regierte, ſo wird das arme Schweden dies binnen Kurzem bitterlich zu büßen haben. Drunten in Liſſabon hat man ſich längſt genöthigt geſehen, an der Stelle der verrückten Königin Maria Franciſca ihren Sohn João als Regenten einzuſetzen, während drüben in Madrid ein Idiot von König, Karl der Vierte, wohlgefällig zuſah, wie der Buhler ſeines Weibes Land und Leute ruinirte. Ein garſtiger Anblick, dieſes ſpaniſche Maria-Luiſa- und Principe-de-la-Paz-Luderthum. Schier unerträglich für menſchliche Augen! Dieſer Tropf von Premierminiſter Godoy mit ſeiner ungeheuerlich großen Naſe, dieſe Metze von Königin, welche, nachdem ſie vor Zeiten ſchon als Siebzehnjährige zügelloſem Wolluſttrieb gefröhnt, jetzt als altes Weib, mumienhaft gebräunt und verſchrumpft, haar- und zahnlos, alle Bande der Pflicht, der Sitte, der Natur mit Füßen trat, um mit dem geliebten großnaſigen Manuel das gewohnte Laſterleben fortſetzen zu können, und endlich dieſer Prinz von Aſturien, dieſer Ferdinand „mit dem Stierkopf und dem Tigerherz“, wie ihn ſeine Mutter in ihrem wüthenden Haß ſchrecklich-wahr genannt hat:

— fürwahr, Abſcheulichſtes, was düſtere Phantaſie jemals erſonnen, kommt dem Gräuel dieſer ſpaniſchen Königsfamilie kaum gleich.

Es erquickt das Auge, von dieſer wüſten Wirthſchaft am Manzanares weg- und zur Newa hinaufzublicken, wo ein junger Czar Alexander nach Kräften ſich bemühte, das von der tollen Tyrannei ſeines Vorgängers aufathmende Rußland im Geiſte der Civiliſation und Humanität zu regieren. Wie ernſt er das nahm, wird ſchon dadurch bezeugt, daß er im erſten Jahrdutzend ſeiner Regierung zum Hauptgehülfen ſeines Strebens den trefflichen Speranski nahm, der ſein großes Talent und ſeinen reinen Willen daran ſetzte, das ruſſiſche Volk wirklich in den Kreis der europäiſchen Kultur einzuführen. Die Schwierigkeiten, welche ſich dem jungen Kaiſer entgegenſtemmten, waren freilich unermeßlich. Die größte aber iſt geweſen, daß er es mit einer von der Zeit ſeiner Großmutter her in Grund und Boden verderbten Geſellſchaft zu thun hatte, welche ſich wohl äußerlich lackiren, nicht aber innerlich reformiren laſſen wollte. An dieſer ruſſiſchen vornehmen „Fäulniß vor der Reife“ ſcheiterten die meiſten und die beſten Entwürfe Alexanders und zwölf Jahre nach dem Regierungsantritt des Kaiſers konnte noch ſein Gegner Napoleon nicht ganz mit Unrecht von den Ruſſen ſagen: „Soulevez l'épiderme et vous trouverez les Tatares.“ Daß der Czar, was ſeine Politik nach Außen angeht, dem ruſſiſchen Ausbreitungs- und Eroberungstrieb Genüge zu thun ſuchte, wer wollt' es ihm ernſtlich verübeln? War er doch von Amts- und Pflichtwegen die Verkörperung des Ruſſenthums und es iſt das Recht jeder Nationalität, dem ihr innewohnenden Kraftgefühl thatſächlichen Ausdruck zu geben. Bei Alexander kam noch eine höchſt lebhafte Phantaſie und eine nicht weniger lebhafte Eitelkeit hinzu, welche ihn aneiferte, nach der erſten Stelle in Europa zu trachten. Daß er ſeiner Zeit dieſes Ziel erreichte, beweiſ't, daß er nicht ohne bedeutende Eigenſchaften geweſen ſein kann.

Freilich, auf der Zenithhöhe ſeiner Erfolge, ſeines Ruhms und ſeiner Macht ſchlug ſeine beziehungsweiſe Größe in Schwäche um. Der Weihrauch, in dicken Wolken ihn umqualmend, berußte ſein Gehirn und nun trat die unliebſame Schattenſeite ſeines Charakters mehr und mehr hervor, jener tiefgehende, unter einem höchſt liebenswürdigen Gebaren verſteckte Zug von Heuchelei und Falſchheit, welcher vielleicht in den Umſtänden ſeiner Throngelangung wurzeln mochte. Er, der Sohn Pauls, mußte ja die Mörder ſeines Vaters um ſich dulden, mußte ihnen höchſte Ehren und Würden zutheilen und das geheime Bewußtſein, gewiſſermaßen der Mitſchuldige dieſer Menſchen zu ſein, konnte den Stachel nur ſchärfen und mußte dem Kaiſer allmälig eine Verſtellungskunſt angewöhnen, welche der eines Fanarioten Nichts nachgab. Aber was man ihm nachrühmen ſoll, iſt, daß er niemals — ſelbſt dann nicht, als ſein verſtörtes und müdes Gemüth in die myſtiſchen Gaukeleien der Maria Magdalena Krüdener ſich verſtricken ließ — gänzlich verlernt hat, Menſchliches menſchlich anzuſehen. Seine Lebensführung war nicht tadellos im Sinne ſtrenger Sittlichkeit, aber er verbannte wenigſtens, ſoweit er es vermochte, Aergerniſſe aus ſeiner Umgebung und bewies daneben bei perſönlichen Verletzungen der empfindlichſten Art nicht ſelten die hochherzigſte Milde. Seiner Frau, Eliſabeth von Baden, erwies er rückſichtsvolle Achtung, allein ſie ihrerſeits war „zu ſehr Weib“, als daß ſie ſeine „kleinen Untreuen“ nicht hätte ſehen wollen. Sie „boudirte“, „refüſirte“ und ſo brachte ſie den Kaiſer dahin, anderwärts „häusliches Glück und Behagen“ zu ſuchen. Er glaubte es gefunden zu haben bei Madame Nariſchkin, einer Polin, „Polonaise, donc belle, gracieuse et intrigante.“ Eines Abends überraſcht der Czar ſeine Maitreſſe in den Armen des polniſchen Grafen Branitzky und ſagt dem zum Tode Erſchrockenen und Zerknirſchten gelaſſen: „Graf Branitzky, mein Wagen iſt unten, folgen Sie mir.“ Und dann im Wagen: „Sie haben mein häusliches

Glück zerſtört; aber fürchten Sie Nichts. Sie brauchen ſich nicht vom Hofe zu entfernen. Sie haben Ihr Handwerk als Mann geübt (vous avez fait votre métier d'homme) und an Ihrer Stelle hätte ich vielleicht gerade ſo gethan. Was Madame Nariſchkin anlangt, ſo hat ſie mich verrathen und kann ich ſie daher fortan weder lieben noch achten. Aber weil ſie die Mutter meiner Tochter, meines einzigen Kindes iſt, will ich ſie nicht verlaſſen." Dieſes ſein einziges Kind ſtarb dem Kaiſer, als es elf Jahr alt war, und ſoll ſein Tod zur Verdüſterung von Alexanders Gemüth Vieles beigetragen haben[6].

Heimwärts unſere Blicke kehrend, finden wir in Berlin, wo noch vor Kurzem die Lichtenau-Lüderlichkeit Trumpf geweſen, vom Hof aus alle Kreiſe der Geſellſchaft peſtilenzialiſch durchwuchernd[7], einen König und eine Königin, welche in wechſelſeitiger aufrichtiger Zuneigung alles Ernſtes den Verſuch machen, auf oder wenigſtens unmittelbar neben dem Thron ein Familienglück zu begründen, wie es die von ihnen im idylliſchen Paretz eifrig mitſammen geleſenen Rührromane von Auguſt Lafontaine ſchildern. Freilich, wenn man ein König iſt, wandelt man nicht ungeſtraft unter Lafontaine'ſchen Thränenweiden, zumal in einer Zeit, wo rings um die Schneckenhauswände deutſcher Traumſeligkeit her die eiſernen Würfel des napoleoniſchen Weltgeſchickſpiels rollen. Aber nach der Orgie der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten war das Idyll der Regierungsanfänge Friedrich Wilhelms des Dritten eine wahre Wohlthat. Seht euch nur um in den Fürſtenhäuſern von damals und ihr werdet leicht begreifen, was es heißen wollte und zu bedeuten hatte, wenn einmal ein königliches Paar ein Ehepaar im beſten Sinne des Wortes war. Es wird allzeit als ein geradezu weltgeſchichtliches Verdienſt Friedrich Wilhelms des Dritten und ſeiner Frau Luiſe anerkannt werden müſſen, daß ſie durch das Beiſpiel ihres Wandels zum erſten Mal wieder ſchön bezeugt haben, das Sittengeſetz ſei auch für die im Purpur Geborenen verbindlich und die Reinheit und Zucht des Familienlebens ſeien als die Grundveſten der Staatswohlfahrt anzuſehen. Damit aber iſt das Lob, welches dem fünften König von Preußen gebührt, ſo ziemlich zu Ende. Seine Tugenden waren die eines Privatmanns, wie denn auch ſeine Lebensweiſe fort und fort ſo ſchlicht und prunklos geweſen iſt wie die eines Gutsbeſitzers von mäßigem Vermögen. Beſucher der königlichen Reſidenzen zu Potsdam und Charlottenburg erſtaunten über die bürgerlich-einfache Einrichtung der Wohn- und Schlafräume. Friedrich Wilhelm hatte ſchlechterdings keine koſtſpielige Liebhaberei und lebte am liebſten im Kreiſe ſeiner Familie, wo es ſo gemüthlich herging, daß die Königin dem liebſten Tiſchgenoſſen ihres Gemahls, dem General Köckeritz, nach Tiſche die geſtopfte Pfeife und den brennenden Fidibus darreichte. Auch ſein Königsamt betrieb Friedrich Wilhelm mit der Gewiſſenhaftigkeit, womit ein biederer Bürgersmann von mäßigen Gaben und Neigungen ſein Geſchäft betreibt. Er war ganz und gar nicht hochmüthig, es war eine ſtarke bürgerliche Ader in ihm, die ſtärkſte, die je in einem Hohenzollern geweſen, und er liebte ſein Volk aufrichtig. Auch an ſoldatiſchem Muth fehlte es ihm nicht: er hatte das in den Rheinfeldzügen bewieſen. Aber er war jeder Zoll *kein* König! Aller Weihrauch, welcher, aus hofprieſterlichem Rauchfaß aufdampfend*), der Redlichkeit und Güte des *Menſchen* Friedrich Wilhelm dargebracht wurde, vermag Augen, welche überhaupt zum Sehen eingerichtet ſind und ſehen wollen, dieſe Thatſache nicht zu verbergen. Nur mittelmäßig begabt, war der König ſchlecht erzogen und in ſeiner Jugend ſo verſchüchtert und aller großen Faſſung und Führung des Lebens ſo entwöhnt worden, daß er, obgleich von Geſtalt ein ſchöner Mann, es niemals dazu bringen konnte, das Königthum auch nur äußerlich würdig zu repräſentiren, was doch in dem ſo ganz vorzüglich auf die Perſönlichkeit ſeiner Könige geſtellten abſolutiſtiſchen Preußen von höchſter Wichtigkeit war. Sein ſchüchternes, faſt linkiſches Gebaren, ſein wunderlich-bröckeliges Sprechen im Infinitiv — ach, er war ſelber ein Infinitiv, der ſich nie zum rechten und rechtzeitigen Gebrauch des perſönlichen Fürworts „Ich" zu beſtimmen vermochte — ſeine Unfähigkeit, ſich aufzuſchließen und mit feſter Hand in die Urne der Schickſalsloose zu greifen, ſeine Neigung, nach Art von Mittelmäßigen nur ordinäre Leute gern um ſich zu haben und zu ſeinem Vertrauen zuzulaſſen, Köckeritze und ſonſtige Mittelmäßigkeiten, ſeine Abneigung, ja Furcht vor allem Ungewöhnlichen, Genialiſchen, energiſch Auftretenden, ſein Mißtrauen gegen Alle, welche entſchieden ſprachen und zu entſchiedenem Handeln trieben, und ſein noch größeres Mißtrauen auf die eigene Einſicht und die eigene Kraft — daß Alles hat aus einem guten Menſchen einen ſchlechten König gemacht. Eine Louis-Seize-Natur, aus dem Franzöſiſchen ins Potsdämiſche, verſailler Kohl in märkiſches Sauerkraut überſetzt. Im Uebrigen zur Zeit, wo ihn das Unglück noch nicht vergrämt und verbittert hatte, eines zeitweiligen Seelenſchwungs nicht unfähig und nicht bar eines zwecktreffenden Wortes, wie jenes war, womit er dem aus Jena vertriebenen Fichte, dem mannhafteſten und ſtolzeſten der deutſchen Philoſophen, den Aufenthalt in Berlin geſtattete: — „Iſt's wahr, daß der Fichte mit dem lieben Gott in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir thut das Nichts."

Die Königin Luiſe iſt nicht das Ideal geweſen, welches verſtandloſe Bewunderung aus ihr hat machen wollen; aber gewiß iſt, daß ſie, wie ſelbſt ſtrenge Urtheiler erklärten, „die ſchönſte Königin und eine noch ſchönere Seele war." Selbſt ein widerborſtigſter, dem die Lippen ſonſt nur von Sarkasmen troffen, der Ritter von Lang, wurde durch den Anblick Luiſe's wie verzückt und hat ſich ganz lyriſch über ſie ausgelaſſen: — „Das war nun freilich eine Frau, die wie ein ganz überirdiſches Weſen vor Einem ſchwebte, in einer engliſchen Geſtalt und von honigſüßer Beredtſamkeit, mit der ſie Allen die Stralen ihrer Holdſeligkeit zuwarf, ſo daß Jeder wie in einem zauberiſchen Traume glauben mußte, dieſes lebendige Feenbild ſei in ihn verliebt und er dürfe nun auch in ſie verliebt ſein.“ Die Königin war eine Schönheit erſten Ranges, von hoher und ſchlanker Geſtalt, edler Fülle, anmuthvollſter Haltung und Bewegung. Ihr Geſichtsſchnitt, mit Ausnahme der etwas zu ſtumpfen Naſe, von helleniſcher Reinheit und belebt durch große Blauaugen, welche „die Klarheit ihres Geiſtes und die Wahrheit und Güte ihres Charakters ſtralend ausdrückten.“ Sie iſt auch im Verkehr mit dem Volk, dem ſie überall gerne nahe trat, voll ungezwungener Huld geweſen, und daß ſie in Wahrheit nicht bloß die Königin von Junkern ſein wollte, kann ſchon die bekannte und ergötzliche Geſchichte von dem Bezeigen Luiſe's gegen die bürgerliche Majorsfrau, welche „gar keine Geborene“ war, eindrücklich bezeugen. Sie gehörte, wie zu den ehrſamſten, ſo auch zu den gebildetſten Frauen der Zeit. Sie ließ ſich zwar von Kotzebue rühren und weinte mit Lafontaine, aber ſie bewunderte Göthe, verehrte Schiller und liebte Jean Paul, welcher zu Anfang des 19. Jahrhunderts die „Jubelfeiertage“ ſeines Daſeins in Berlin verlebte, mit Sophie Bernhard unbefangen in einer obſkuren Kneipe zuſammenwohnend, einer geiſtreichen, gutmüthigen Frau von ſehr empfänglichem Herzen, welcher als einer „mit großer Buſenfülle Geſegneten“ ihre Freundinnen nachſagten, „ſie lege die Gelehrten an ihre Brüſte.“ Es iſt weltbekannt, daß wenn die Bewohner und Bewohnerinnen der preußiſchen Hauptſtadt im Entzücken raſen, ſei es heute um eines großen Dichters, morgen um eines Sieges bei Waterloo, übermorgen um einer Trillerſchlägerin willen, das Unberechenbarſte geſchehen kann. Als die Jean-Paul-Raſerei in Berlin recht in Blüthe ſtand, riſſen ſich die Damen buchſtäblich nicht etwa bloß um die Haare des großen Humoriſten, ſondern auch um die ſeines Pudels. Der Tumult wurde zuletzt ſo arg, daß unſer Infinitiv von König dadurch zu einer der definitivſten Aeußerungen ſeines Lebens gereizt ward: — „Höre denn doch zu viel dieſen Jean Paul herausſtreichen. Mag ganz gute Romane geſchrieben haben, für den Liebhaber, mir freilich ein Bißchen gar zu kraus ſein. Aber dies doch ein Verdienſt ſein, das ſich noch halten läßt. Wie erſt von einem großen Staatsmann ſprechen oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet haben? Die Damen verſtehen immer das Maßhalten nicht.“ Gar nicht ohne geſunden Menſchenverſtand geſprochen, o König! Inſonderheit inmitten eines ſolchen ewigen Literaturvolks wie die Deutſchen, welches fortfährt, ſich heiſer zu keifen und zu ſchreien, ob der Göthe oder der Schiller oder auch wohl der Kotzebue der größere Dichter, während die tödtliche Adlerkralle Napoleons ſchon über Deutſchland ſchwebt. Die Königin Luiſe ſah bei Zeiten dieſe Kralle und ſtatt ihr einen Vorwurf daraus zu machen, daß ſie ſich in die Politik gemiſcht, muß man es vielmehr beklagen, daß ſie es nicht früher und energiſcher gethan. Indeſſen die ganze Wucht des drohenden Unheils hat auch ſie zu dieſer Zeit noch nicht geahnt, geſchweige klar erkannt. Ihr Geiſt und Gemüth gelangten erſt im Unglück zur Vollreife. Ja, wir werden dieſe wirklich königliche Frau mit dem Mißgeſchick wachſen ſehen, — ein beſtes Zeugniß, das Menſchen ertheilt werden kann.

Irrthümlich wäre jedoch die Annahme, daß das Beiſpiel guter Sitte, Familienhaftigkeit und Wohlanſtändigkeit, welches Friedrich Wilhelm und Luiſe geben, raſch gewirkt habe! Um die Bewohner von Lichtenau-Gomorrha zur Beſinnung zu bringen, mußten erſt die Donnerſchläge Jena und Tilſit fallen. Vorerſt ging das Schlemmen und Praſſen, das Hazardiren und Bordelliren noch den gewohnten Gang. Wie unter der vorhergehenden Regierung ſtießen weitherzigen Hoffräulein auch jetzt noch allerhand Menſchlichkeiten zu. Eine dieſer jungen Damen kann eine mit ihr vorgegangene Veränderung nicht mehr verbergen und ihre Gönnerin, die Prinzeſſin Henriette, läßt den

Hauptmann von Schack kommen, von welchem verlautet, daß er der letzte Liebhaber der Veränderten geweſen. Die Prinzeſſin hält dem Schuldigen ſein Vergehen vor und ſpart die Worte Unſchuld, Verführung und dergleichen mehr keineswegs. Zuletzt fragt ſie ihn gebieteriſch: „Was werden Sie denn jetzt thun?“ Worauf Schack mit ehrerbietiger Gelaſſenheit: „Königliche Hoheit, ich will fürerſt warten, um zu ſehen, was die Anderen thun werden ...“ Charakteriſtiſch für die damalige Berliner Geſellſchaft iſt das flitterhafte Staatmachen auch der Unvermögenden, hinter welchem ſich bettelhafte Entbehrung nur ſchlecht verſteckte. Fichte, in deſſen Auditorium damals Antipoden und Todfeinde wie Kotzebue und Wilhelm Schlegel zuſammenſaßen, ſchrieb einmal an ſeine Frau: „Ich kenne hier einen Kriegsrath, der 860 Thaler Beſoldung und einen Bedienten in prächtiger Livree hält. Dieſer kocht verwichenen Sonnabend für die Familie ½ Pfund Rindfleiſch und für 6 Pfennige Kartoffeln und Moorrüben zum Mittageſſen. Es findet ſich, daß das Fleiſch nicht weich gekocht iſt; ſonach wird nur das Gemüſe verſpeiſ't und das halbe Pfund Fleiſch den andern Tag wieder gekocht zum Sonntagseſſen. Die Frau Kriegsräthin wäſcht das Hemd, das ſie den Sonntag tragen will, Sonnabends ſelbſt in ihrer Stube und geht indeß ohne Hemd.“ Im grellſten Gegenſatz zu ſolcher Armſeligkeit ſtand das Schwelgen Solcher, welche, wie ſich ein Zeitgenoſſe ausdrückt, „Dietriche zu den Staats- und Kriegskaſſen beſaßen.“ Aber am tollſten mit Saufen und Brauſen, mit Gejunker und Geflunker trieben es die Offiziere von der Garde, vor allen die vom Regiment Gensdarmes, welche Herren unter vielen anderen, mit Juden und Chriſten, Chriſtinnen und Jüdinnen aufgeführten, mehr oder weniger ärgerlichen Ränken und Schwänken im Auguſt von 1806 unter Leitung des Tollſten von ihnen, des langen Karl von Noſtitz, jene Sommerſchlittenfahrt machten, welche eine ſo echtgensdarmes'ſche Parodie der Werner'ſchen „Weihe der Kraft“ geweſen und als das Finale der luſtig-lüderlichen vorjenaiſchen Zeiten Berlins anzuſehen iſt.

Der Heros der preußiſchen Gardeoffiziere von damals und auch der Heros noch vieler anderer geſcheidterer und beſſerer Leute war der Vetter des Königs, Prinz Louis Ferdinand, ein Dreißiger, groß, ſchlank, ſchön gebaut, edelfein von Geſichtsſchnitt und Miene, hochſtirnig, adlernäſig, blauäugig und dreiſtblickend, bequem vornehmer Haltung, literariſch und muſikaliſch hochgebildet, beredt, witzig, genialiſch, aller Leibesübungen Meiſter, von erprobter Tapferkeit; aber Talent und Kräfte in erotiſchen Abenteuern und allerhand Genialitäten und Extravaganzen zerſplitternd und aufzehrend, unbefriedigt und unbehaglich, weil nicht an einen Platz geſtellt, wo ſeine unzweifelhaft vielſeitigen und glänzenden Gaben dem preußiſchen Staate, für deſſen Ehre und Machtſtellung er leidenſchaftlich glühte, hätten erſprießlich werden können. Den preußiſchen Alkibiades hat ihn Clauſewitz treffend genannt, aber die Verhältniſſe waren, namentlich in Folge der entſchiedenen Abneigung des hausbackenen Königs gegen den ſturm- und drangvollen Vetter, ſo angethan, daß der preußiſche Alkibiades wenig mehr als die tollhafte Seite ſeines Weſens hervorzukehren vermochte. Die attiſchen Sympoſien in des Prinzen Landhaus Schricke bei Magdeburg, wo nach Beendigung wilder Hirſchjagden und Sauhetzen der Wirth muſikaliſche Wettkämpfe mit dem Klaviervirtuoſen Duſſek ausfocht, während auf der Tafel der Champagner ſtrömte und die Würfel klapperten, die Frauen aber, „auf den Sophas in antiker Freiheit gelagert, ſcherzten, entzückten, hinriſſen," dieſe Sympoſien waren berühmt zu ihrer Zeit; berüchtigt dagegen die Schwelgereien, welchen der Prinz in Berlin ſich hingab, in Geſellſchaft von Friedrich Gentz und Johann Müller, „einem kleinen, grundhäßlichen Kerlchen mit einem Spitzbauch, kleinen Beinchen und einem dicken Kopf, immer glühend von vielem Freſſen und Saufen, mit Glotzaugen, die weit aus dem Kopfe herausſtanden und beſtändig roth unterlaufen waren, mit einer heiſeren, krächzenden, höchſt unangenehmen Stimme, im Franzöſiſchen geläufig, im Deutſchen nur mit Mühe ſich ausdrückend." Kein ſchmeichelhaftes Bild des trotz Alledem bedeutenden und vielfach verdienten, wenn auch charakterloſen Mannes. Freilich von einem altpreußiſch-verbiſſenen Junker entworfen, aber in der Hauptſache doch beſtätigt von einer mildurtheilenden Zeitgenoſſin, welche von den „wie mit Fett beſtrichenen Lippen" und den „weinfeuchten Augen" des „Gutſchmeckers" Müller ſpricht.

Hatte Prinz Louis im Kreiſe ſolcher Kumpane ſich „ausgewüſtet", eilte er oft noch ſpät in der Nacht zu einem Judenhaus in der Jägerſtraße, wo damals die „Demoiſelle" Rahel Levin, „nicht ſchön, aber fein und zart gebildet, von angenehmem Ausdruck", ihren geiſtreichen Hof hielt. Denn wirklich, eine Art von Höfen kann man die Kreiſe von Männern und Frauen nennen, welche zu jener Zeit die beiden Jüdinnen, Rahel Levin und Henriette Herz, die wunderſchöne Frau des Arztes Markus Herz, um ſich verſammelten. In den beſcheiden eingerichteten Salons dieſer Damen pulſirte das geiſtige Leben Berlins am reichſten und lebendigſten. Die Rahel, welche aus einer „Dienerin der Geſelligkeit", wie ſie ſich zu nennen liebte, zu einer Meiſterin der Geſellſchaft wurde, iſt nachmals zu europäiſcher Berühmtheit gelangt. Nicht ohne Grund, denn dieſe in innerſter Seele tiefunglückliche Frau hat neben vielen Kolefoniumsblitzen auch manchen echten Geiſtesblitz geworfen, der durch die Jahrhunderte hinableuchten mag. Und hätte ſie nur das eine Wort geſagt, daß „Amor nicht blind ſei und keine Binde trage, ſondern im Gegentheil jede löſe; denn die Liebe ſieht klar und ſcharf und daß ſie trotz Allem, was ſie ſieht, zu lieben fortfährt, das iſt ihr höchſtes Kennzeichen" — oder nur das andere, daß „die großen Ereigniſſe von aushaltender geſchichtlicher Geſtalt über alle die Gewaltſamkeiten und Liſten von Deſpoten und Diplomaten hinweggehen und daraus den Staub ihres Weges machen" — ſo ſollte ſchon darum ihr Andenken aufrecht erhalten werden unter Menſchen ... Hierher, zur Rahel, kam Prinz Louis, um ſich ſeines edleren Selbſts bewußt zu werden. Hierher kamen die Adepten der kürzlich aufgekommenen romantiſchen Schule, um ihre Stichwörter auszutauſchen und ihre Loſungen zu holen, und es gibt von der gränzenloſen äſthetiſchen Begriffsverwirrung jener Tage eine Vorſtellung, wenn der Geſchmack ſelbſt einer Rahel noch ſo ungeklärt und ſchwankend war, daß ſie ſich für einen ſüßhölzernen Fouqué, mitunter ſogar für einen aufgeſchwemmten Lafontaine begeiſtern konnte und die Größe des Wallenſtein erſt lange Jahre nach dem Erſcheinen des Gedichts fühlte und verſtand, erſt dann, als die großen Geſchicke ſich erfüllt hatten, deren Geiſter in der ſchiller'ſchen Tragödie der Zeit vorangeſchritten waren. Hier, im Rahel'ſchen Kreiſe taucht einmal unverſehens die abenteuerliche Geſtalt des Zacharias Werner auf mit „langen buſchigen Brauen, glühenden Schwarzaugen, ſchroffen Zügen, verwirrten Locken und graubrauner Haut, die nach einem Barte zu ſchreien ſchien." Der Verfaſſer der „Weihe der Kraft" hat aber nicht Zeit, lange zu weilen, denn er muß, um ſich die rechte Zerknirſchung zum Konvertiren anzulüderlichen, eilends nach Paris, um in den Arkaden des Palais Royal herumzuſtreichen, gefolgt von ſeinem Bedienten, der den Kurzſichtigen am Rockſchoß zu zupfen angewieſen iſt, wenn ihm unter den ſchwärmenden Freudenmädchen ein hübſches aufſtößt, worauf die Loretten, um mit dem „Deutſchen mit den vier Augen" ihren Spaß zu haben, ihn umringen: — „Nehmen Sie mich! Nein, mich müſſen Sie nehmen, ich bin die Schönſte von allen!" Auch ein anderer Irrwiſch der Romantik, der Klemens Brentano, irrlichtelirt unter den Geiſtreichigkeiten der preußiſchen Hauptſtadt herum. Ebenfalls nur ganz fahrig und kurz, denn es treibt und drängt ihn, nicht nur Romantiſches zu dichten, ſondern auch Romantik zu leben. Er wird die mitgenialiſche Sophie Schubert, verehelichte Mereau, welche dermalen „mit drei Schwungfedern auf dem Hut auf wildem Roſſe die Straßen der alten Univerſitätsſtadt Jena durchſprengt", entführen und heiraten, würde ſich aber, falls ſie nicht zuvor ſtürbe, wieder von ihr ſcheiden laſſen, weil ſie die romantiſche Leidenſchaft hat, „mit den Füßen unten am Bettgeſtelle zu trommeln." Dann wird er ſich von einer Frankfurter Romantikerin entführen laſſen und die Entführerin heiraten; aber, bevor ein Jahr um, vor der Heißgeliebten Reißaus nehmen. In ſolchen Dingen, d. h. in Liebes-, Heirats- und Scheidungsſachen, im Verführen und Entführen, im Weiberabſpenſtigmachen und Weibertauſchen waren die Herren Romantiker, wie bekannt, eifrigſt darauf aus, die „Freiheit des genialen Subjekts" zu umfaſſendſter Geltung zu bringen. Was den krausbaarigen Klemens angeht, ſo wird er nach mancherlei Abenteuern zuletzt dem höheren Blödſinn der Romantik entſagen, um ſich von der „ſtigmatiſirten" Nonne Emmerich zu Dülmen in den tieferen einweihen zu laſſen.

Die romantiſche Schule! Was war das zu Anfang des 19. Jahrhunderts damit für ein Geflacker und Geklingel und wie bald iſt Alles erloſchen und verhallt! „Wie eine prächtige Rakete — hat ein ſtandhafter Romantiker geſagt — iſt die moderne Romantik funkelnd zum Himmel emporgeſtiegen, um, bevor ein Menſchenalter vergangen, nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen (?) Gegend oben in tauſend bunte Sterne ſpurlos zu zerplatzen." Mit dem Zerplatzen hat es ſeine Richtigkeit und die „Sterne" mögen als poetiſche Licenz hingehen, aber Spuren fürwahr hat die romantiſche Doktrin genug zurückgelaſſen, unſelige Spuren. Die Romantik war von Anfang an ein unklares und unlauteres Weſen. Denn wenn auch keinesfalls geleugnet werden kann, daß ſie in der berechtigten Verzweiflung an der nicht zur vollen Verwirklichung gekommenen Idee der Revolution ihre Wurzel hatte und daß ſtrebſame Geiſter ſich getrieben fühlen mußten, aus der trübſeligen deutſchen

Gegenwart um jeden Preis hinwegzuflüchten, und wäre es ins Mittelalter zurück, ſo darf doch ebenſo wenig verhehlen werden, daß ſich der romantiſchen Theorie, bei deren Geburt die ſchelling'ſche Naturphiloſophie die Hebamme gemacht hat, ſehr frühzeitig ſchon die unſauberſten praktiſchen Motive beimiſchten. Die äſthetiſche Doktrin der Schule, wie ſie insbeſondere von Friedrich Schlegel aufgeſtellt und gepredigt wurde, war an ſich harmlos genug. Weil, wie man behauptete, „der Vorzug der antiken Poeſie vor der modernen in der Mythologie beſtand, ſo müſſen auch wir eine Mythologie haben, und weil wir eine ſolche haben müſſen, ſo iſt es rathſam und wohlgethan, wenn wir uns, wenigſtens poetiſch, einer Religion anſchließen, die eine Mythologie beſitzt, alſo der katholiſchen.“ Was aber dieſe katholiſirende Richtung eigentlich zu bedeuten habe, das konnten die Schlußfolgerungen, welche die Bonald und Maiſtre auf ſtaatlichem und kirchlichem Gebiet aus den Prämiſſen der „Umkehrlehre“ bereits gezogen, erſchreckend zeigen und bald ſollten ſich auch in Deutſchland die Konſequenzen der romantiſchen Aeſthetik geltend machen, das religiöſe Leben vergiftend, das politiſche knebelnd und den unberechenbaren Schaden, welchen ſie der Nation zufügten, durch die von ihnen ausgehenden mannigfachen Anregungen für Wiſſenſchaft und Kunſt lange nicht aufwiegend *).

Vorderhand iſt die Romantik noch nicht konſervativ, reſtaurativ und reaktionär, ſondern ſteht in der Blüthe ihrer, wie [illegible] wähnt, vorwärts tappenden, in Wahrheit aber rückwärts ſtolpernden Flegeljahre, in einem Stadium, wo ſie „göttlich grob“ von einem „bleiern moraliſchen“ Schiller zu haſeliren und über die Werke Wielands das „beneficium inventarii“ zu erkennen ſich erfrecht. Nicht nur gebärdet ſich dermalen noch ein Friedrich Schlegel ganz revolutionär, ſondern hat ſogar ein Friedrich Gentz noch Etwas wie Freimuth, Ehre und Vaterlandsliebe im Leibe. Beſtimmt, ſpäter jedem öffentlichen Wortbruch, jeder dynaſtiſchen Gewaltthat und diplomatiſchen Niederträchtigkeit, jedem Völkermord ein kleidſam-gleißendes Mäntelchen anzuſtyliſiren, dilettirt er, aufmerkſamen Augen allerdings merkbar genug, gegenwärtig noch einigermaßen verſchämt in der Kunſt, ſich zu verkaufen oder ſich beſtechen zu laſſen, in welcher Kunſt er bald der ausgeſchämteſte Zunftmeiſter ſein wird. In ſeinem Häutungsprozeß vom preußiſchen Kriegsrath zum öſtreichiſchen Hofrath begriffen, ſtürzt er eines Tages zu ſeiner Freundin Rahel herein und wirft ſich auf's Sopha mit dem Ausruf: „Ich kann nicht mehr! Welche Müdigkeit! Welche Qual! Seit fünf Uhr Morgens verdammte Gläubiger! Wo ich hinkomme, treten ſie mir entgegen. Sie hetzen mich todt. Nirgends Ruhe noch Raſt!“ Aber Abends ſprüht er, der Geiſtreichſte unter den Geiſtreichen am Theetiſch der Rahel, von Laune, Witz und Beredtſamkeit, während ihn Friedrich Schlegel finſter von der Seite her anſieht und zwiſchen den Zähnen murmelt: „Feiler Skribent! Nichtswürdiger Freiheitsfeind!“ Wie würd' es den Gentz ergötzen, wenn er wüßte, wie bald der tugendſame Schlegel ſich verkaufen würde, um wie ein Kapuziner zu ſprechen, damit er wie ein Eß- und Trinkkünſtler leben könne. Neben Schlegel ſitzend, den er zu beruhigen ſucht, macht ſich ein kleiner, verwachſener Mann mit einem geiſtvollen Geſicht bemerkbar, auch ein Adept der romantiſchen Schule, Friedrich Schleiermacher, der ſich vorerſt damit abgibt, den Platon zu überſetzen und über die „Lucinde“ ſeines Freundes, das unſittlichſte zugleich und impotenteſte Buch der deutſchen Literatur, entzückte Briefe zu ſchreiben. Später wird er die Kautſchuk-Dogmatik erfinden, die Polonius-Theologie. (Hamlet: Seht Ihr die Wolke dort, beinahe in Geſtalt eines Kameels? — Polonius: Beim Himmel, ſie ſieht auch wirklich aus wie ein Kameel. — H. Mich dünkt, ſie ſieht aus wie ein Wieſel. — P. Ja, ſie hat einen Rücken wie ein Wieſel. — H. Oder wie ein Walfiſch? — P. Ganz wie ein Walfiſch.) Mag er aber erfinden, was er will, die Ehrenmeldung darf dem Manne ſchon an dieſer Stelle nicht vorenthalten werden, daß er in trübſter Zeit, wie ſie dem Vaterlande nahe bevorſteht, als ein treueſter Deutſcher ſich bewähren wird [10]).

In der Kaiſerſtadt an der Donau wetteiferte man zu jener Zeit zwar nicht in Geiſtreichigkeit, aber gewiß in materiellem Lebensgenuß mit der Königsſtadt an der Spree. In einzelnen Kreiſen, bürgerlichen ſowohl als adeligen, hielten ſich zwar noch die Ueberlieferungen und Strebungen der joſephiniſchen Aufklärungszeit und ſuchte man mit der Bewegung der deutſchen Literatur gleichen Schritt zu halten. Das Haus der jungen Karoline Pichler, wo ſich die Haſchka, Collin, Hormayr, Köderl, Schneller und andere Gelehrte und Poeten zuſammenfanden, war der eigentliche Mittelpunkt des geiſtigen Lebens in Wien. Aber im Ganzen und Großen athmete dieſes doch nur kümmerlich und ängſtlich unter dem Druck der leopoldiſch-franz'ſchen Reaktion, welche ſyſtematiſch darauf ausging, Oeſtreich vom Zuſammenhang mit dem deutſchen Kulturleben loszulöſen und Wien zu einem „Kapua der Geiſter" zu machen. Ungezügelter Sinnengenuß war die Loſung immer und überall: — in den Theatern, wo Madame Vigano und andere mehr als halbnackte Balletſpringerinnen ihre ſchamloſen „roſenfarbenen" Pantomimen tanzten; in den Salons der Ariſtokratie, wo kaum weniger halbnackte Damen in der „griechiſchen" Modetracht der Zeit mit Stutzern tändelten, die mit ungeheuren Backenbärten S[illegible] machten; in den ſogenannten „Beiſeln" der Vorſtädte, in welchen Kloaken der Ausſchweifung es dem Zacharias Werner ſo wohlgefiel — („Ach, es iſt doch gar ſo volksthümlich da!") — daß der gute Caſtelli ſeine liebe Noth hatte, den Romantiker aus dieſen Laſterhöhlen wegzubringen, denſelben Romantiker, welchen wir in demſelben Wien angethan mit der Liguorianerkutte als zeternden Bußprediger wiederfinden werden. Caſtelli, der harmloſeſte literariſche Plauderer Wiens, hat in alten Tagen mit einem ſchweren Seufzer auf den graſſen Blödſinn zurückgeblickt, womit in ſeinen jungen Tagen die Cenſur in Wien wirthſchaftete und überhaupt jedes geiſtige Streben niedergemaßregelt wurde. Schrieb er einen traveſtirten Lear, ſo durfte die Poſſe nicht aufgeführt werden, weil es „unſtatthaft ſei, einen König lächerlich zu machen“, wie der ſhakſpear'ſche Lear nicht gegeben werden durfte, weil man dem Publikum „keinen verrückten König vorführen dürfe“. In Schillers Räubern mußte der Vater Moor in einen „Oheim“ verwandelt werden, in Kabale und Liebe der Präſident in einen „Vicedom“, in Wallenſteins Lager der Kapuziner in eine „Magiſtratsperſon“. Don Carlos ſollte nur aufgeführt werden, falls man das Stück ſo änderte, daß „der Prinz nicht mehr in ſeine Stiefmutter verliebt wäre.“ Der Ausdruck „O Gott!“ durfte nur auf den Hofbühnen gebraucht werden, während in den Vorſtadttheatern dafür geſagt werden mußte „O Himmel!“ Wenn es im Manuſkript einer Novelle hieß: „Sie beſitzt einen weißen, üppigen Buſen“ — ſchrieb der Cenſor dafür: „Sie iſt vorne ſehr ſchön gebaut.“ Und ſo weiter in der Litanei des Unſinns. Wie ſich die vornehmen und vornehmſten Kreiſe zur Literatur ſtellten, hatte zu erfahren Göthe im Sommer von 1806 zu Karlsbad ergötzliche Gelegenheit. Kommt da eines Tages ein alter öſtreichiſcher General „aus einem alten, ſehr vornehmen Geſchlecht“ auf den ſpazierengehenden Dichter zu: — „Nicht wahr, Sie nennen ſich Herr Göthe?“ — „Schon recht.“ — „Aus Weimar?“ — „Schon recht.“ — „Nicht wahr, Sie haben Bücher geſchrieben?“ — „O ja.“ — „Und Verſe gemacht?“ — „Auch.“ — „Es ſoll ſchön ſein.“ — „Hm!“ — „Haben Sie denn viel geſchrieben?“ — „Hm, es mag angehen.“ — „Iſt das Verſemachen ſchwer?“ — „So, ſo.“ — „Es kommt wohl halter auf die Laune an und ob man gut gegeſſen und getrunken hat, nicht wahr?“ — „Es iſt mir faſt ſo vorgekommen.“ — „Na, ſchauen's, da ſollten Sie nicht in Weimar ſitzen bleiben, ſondern halter nach Wien kommen.“ — „Hab' auch ſchon daran gedacht.“ — „Na, ſchauen's, in Wien iſt's gut; es wird gut gegeſſen und getrunken.“ — „Hm!“ — „Und man hält was auf ſolche Leute, die Verſe machen können.“ — „Hm!“ — „Ja, dergleichen Leute finden wohl gar, wenn's ſich gut halten, ſchauen's, und zu leben wiſſen, in den erſten und vornehmſten Häuſern Aufnahme.“ — „Hm!“ — „Aber ſagen's mir doch, was haben's denn geſchrieben?“ — „Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Ceder bis zum Brombeerſtrauch.“ — „Es ſoll halter berühmt ſein.“ — „Hm, leidlich.“ — „Schade, daß ich Nichts von Ihnen geleſen habe. Sind ſchon neue verbeſſerte Auflagen von Ihren Schriften erſchienen?“ — „O ja, wohl auch.“ — „Und es werden wohl noch mehr erſcheinen?“ — „Das wollen wir hoffen!“ — „Ja, ſchauen's, da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand; ſonſt hat man immer den Aerger, ein ſchlechtes Buch zu beſitzen, oder man muß daſſelbe Buch zum zweiten Male kaufen. Darum wart' ich, um ſicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, bevor ich ihre Werke kaufe. Das iſt Grundſatz bei mir und von dieſem Grundſatz kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen.“ — „Hm!“ 11)

Das war nun ſo ein echter Wiener der „guten alten Zeit“ Wiens. Ein Produkt öſtreichiſch-kirchlich-militäriſcher Erziehung, welches von ſeiner Unkultur gar keine Vorſtellung hatte, aber ſeine geiſtige Beſchränktheit mittelſt naivſter Gutmüthigkeit faſt liebenswürdig machte. Kein ſolcher echter Wiener, ſondern vielmehr ein entſchieden falſcher iſt Kaiſer Franz geweſen, der ſich, ein vollendeter Tartuffe, einen Schein von gutmüthig-biedermänniſcher Haus- und Volksväterlichkeit ſo geſchickt anzuwienern gewußt hatte, daß ſcharfe Augen dazu gehörten, hinter dieſem Schein das Sein einer hartgeſottenen Deſpotennatur zu erkennen. Joſephs des Zweiten Augen freilich hatten ſchon im Jahre 1784 das Weſen des Neffen erkannt. Damals ſchrieb der arme große Kaiſer ſeine berühmten Betrachtungen über die Erziehung des Erzherzogs Franz nieder, in welchen der Charakter des nachmaligen Kaiſers Franz ſo divinatoriſch gezeichnet ward. Er fand ſeinen ſiebzehnjährigen Neffen „im Phyſiſchen gänzlich vernachläſſigt, an Kräften und Wachsthum verſpätet, ohne Geſchicklichkeit und Anſtand“, er fand in ihm „ein verzogenes Mutterkindchen, welches für unendlich groß und gefährlich alles Dasjenige beurtheilet, was es thut oder was ſeine Perſon betrifft, und Dasjenige für gar Nichts anrechnet, was es Andere für ſich thun oder leiden ſieht.“ Ferner, dem Erzherzog ſei „eine unermeßliche Eigenliebe zu eigen, eine Trägheit im Denken und Handeln, eine Gleichgültigkeit im Thun und Laſſen, er ſcheue Alles, was Mühe koſte, fürchte ſich davor, die Wahrheit zu hören, prange mit ſeinem guten Gedächtniß und ſeiner Leichtigkeit im Begreifen.“ Wann aber „Mark ſeiner Beine, Schweiß ſeines Angeſichts, Erweckung aller ſeiner Seelenkräfte, Anſpannung ſeiner Ueberlegungskraft, Empfindungen der Ehre und ſeiner Pflicht von ihm gefordert werden, ſo iſt er nicht mehr da.“ Weiterhin bezeichnete Joſeph den Charakter ſeines Neffen als „einen nicht glücklichen“ und ſagte, der junge Mann ſei „mit Kenntniſſen haufenweiſe angeſtopft, ohne zu einer nutzbaren Verwendung derſelben angeleitet zu ſein; nur auf Nebendinge erpicht, die ihn unterhalten“ — (daher ſpäter die kaiſerliche Siegellackmacherei und dergleichen Armſeligkeiten mehr). Endlich vermißte der Oheim an dem Neffen das Vorhandenſein von „Ruhm- und Vaterlandsliebe, Rechtſchaffenheit und Redlichkeit in Erfüllung ſeiner Pflichten“[12]). Franz der Kaiſer war, was Franz der Erzherzog zu werden verſprochen hatte. Die Legende hat ein ganz falſches Bild von ihm in Umlauf gebracht; denn er iſt ebenſo wenig ein gutmüthiger als ein einfältiger Menſch geweſen und vollends gar nicht der Untergebene ſeiner Miniſter. Das Bewußtſein ſeines „göttlichen Rechts“, der cäſariſche Hochmuth war gränzenlos in ihm, und wenn er früher einem Thugut, ſpäter einem Metternich die Staatswaltung im Großen überließ, ſo geſchah es bloß, weil jener und dieſer ganz in ſeinem Sinne und nur in ſeinem Sinne regierte. Wehe Jedem, der auch nur den leiſeſten Schein auf ſich lud, die mit unerbittlicher Eiferſucht gewahrte Autokratie des Kaiſers antaſten zu wollen. Hat er doch ſeine Brüder Karl und Johann, denen er einen ſolchen Schein anargwohnte, darum unverſöhnlich gehaßt und ſeiner dritten Gemahlin, der hochſinnigen Kaiſerin Maria Luiſa Beatrice, aus demſelben Grunde das Leben verbittert. Er war nicht ohne Geiſt, aber er war ein Kleingeiſt, ſo eine verbuttete ſchwammtrockene Seele, welcher Alles, was groß, klein, und Alles, was klein, groß erſchien. Deßhalb iſt ſeine vielgerühmte Arbeitſamkeit Nichts geweſen als ein geſchäftiger Müſſiggang. Starrer Abſolutiſt, würde er Sonne, Mond und Sterne zum Stillſtand gezwungen haben, falls er es vermochte, und er gab ſich gerne den Anſchein, ſogar an dem Alten feſtzuhalten, was ſchon gar nicht mehr vorhanden war. Keineswegs ohne Einſicht in das, was die Zeit wollte, bedurfte und forderte, machte es ihm Freude, gerade das Gegentheil zu thun, fortwährend ſich ſtellend, als glaubte er feſt daran, daß die Welt noch immer mit den alten, abgeſtandenen Hausmittelchen des ſogenannten patriarchaliſchen Deſpotismus ſich regieren laſſe. Zum Schönen, Hohen, Großen hat ſein nüchtern-proſaiſches Naturell niemals eine Beziehung gewinnen können. Die Forſchungskühnheit der Wiſſenſchaft, die freie Schöpfungskraft der Kunſt, der Schwung der Poeſie, Alles, was den Genius offenbart, war ihm tief zuwider: jede Volksregung aber ein Gräuel („Völker? Was iſt das? Ich weiß Nichts von Völkern, ich kenne nur Unterthanen.“) Denn eine Perſönlichkeit, welche Selbſtbeſtimmung zeigte, und ein Volk, welches eigenen Willen verrieth, ſie paßten ſchlechterdings nicht in das abſolute Bevormundungsſyſtem dieſes Monarchen, der ein ſo zäher Deſpot war, daß ſelbſt die furchtbarſten Nöthigungen der Umſtände ihn nur momentan aus ſeinem Geleiſe zu drängen vermochten. Den Menſchen Franz kennzeichnet ſattſam ſchon die Thatſache, daß neben dem Hofklatſch die Rapporte der geheimen Polizei, die Zuträgereien vornehmer und niedriger Spione und die ſchmachvollen Myſterien des Chiffrekabinetts ſeine Lieblingsunterhaltung geweſen ſind. Selbſtverſtändlich bedurfte ein ſo verhärteter Charakter Zeit, um ſo in ſich zu verhärten; aber zeitig hat ein trefflicher Beobachter über ihn geſagt: „Ich wage den Kaiſer für einen der kälteſten, egoiſtiſchſten Menſchen zu erklären, den jemals Unglück und Unmuth über die eigene Unfähigkeit ſtarr und fühllos machten. Er hat mit der Kaiſerin Thereſa, (der zweiten ſeiner vier Frauen), in der beſten Ehe gelebt. Er ertrug jedoch den Verluſt der Mutter von dreizehn ſeiner Kinder mit merkwürdiger Stumpfſinnigkeit. Als er das Reich von ſeinem Vater überkam, lebten 34 Millionen glücklicher Menſchen in ſeinen blühenden Provinzen. Er hatte einen Schatz von Volkstreue und Liebe ererbt, wie wenige Monarchen je beſeſſen haben. Nun aber erheben Unzufriedenheit und Armuth von allen Seiten die Stimme gegen ihn. Er erträgt dieſes mit der größten Gleichgültigkeit. Er hat ſich ſo daran gewöhnt, daß er mit einem ſteinernen Geſicht jedem Leidenden die Antwort gibt: „„Nu, nu, Wir wollen's ſchon machen““ — ohne jemals Etwas zu thun“ 13).

Welch ein Schickſalshohn für das arme Deutſchland, daß dieſer Mann, an welchem Nichts deutſch geweſen als ſein wieneriſcher Dialekt, der letzte deutſche Kaiſer ſein mußte! Aber Kaiſer und Nation — falls von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein konnte — ſie paßten zuſammen, ſie waren, ach, einander vollkommen werth und ebenbürtig. Wie der arme, alte, federloſe, flügellahme und ſchnabelſtumpfe Reichsadler zu dem jugendlichen, ſchwungkräftigen Aar des franzöſiſchen Gewalthabers, ſo verhielt ſich Deutſchland zu den Gefahren, womit das neue Jahrhundert es bedrohte, welches der hoffnungsvollſte deutſche Dichter nur mit den ſtoiſch reſignirten Worten: „Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume und das Schöne blüht nur im Geſang — “ zu begrüßen vermocht hatte. So wuchtig niederdrückend war der Gegenſchlag der Enttäuſchung, welcher dem Hoffnungsſchwung der Revolution gefolgt. Wo da und dort edlere Lebensfunken noch glühten, war es nur ein Nachleuchten von dem Feuer der idealiſtiſchen Stimmungen und Strebungen des 18. Jahrhunderts. So jener beiſpielloſe, vorher und nachher auf deutſchem Boden ein zweites Mal nicht vorgekommene Pomp, womit am 22. März von 1803 den Sarg, welcher die Ueberreſte von Friedrich Gottlieb Klopſtock enthielt, nach dem Friedhof von Ottenſen zu geleiten die beiden Städte Hamburg und Altona wetteiferten. So auch, und noch bedeutungsvoller, die preiswürdig aufklärende und patriotiſche Wirkſamkeit, welche vom Jahre 1801 an Heinrich von Weſſenberg als Bisthumsverweſer von Konſtanz im katholiſchen Süddeutſchland entwickelte. Dieſer Treffliche — es iſt ein Labſal für die Muſe der Geſchichte, wenn ſie, die ſo viele Schurken zu brandmarken die traurige Pflicht hat, im Vorbeigehen dann und wann auf eines Trefflichen Haupt den wohlverdienten Kranz drücken kann — dieſer Treffliche iſt der deutſcheſte Mann geweſen, der jemals die römiſche Prieſtertonſur getragen hat. Betrachtet euch nur gelegentlich das eine Bild, wie Weſſenberg ſpäter, i. J. 1817, eines Tages, nachdem er auf dem Wege von Albano nach Rom einer Rotte von 500 Banditen begegnet war, gegen den päpſtlichen Premierminiſter, Kardinal Conſalvi, ſein Befremden äußerte, warum man denn dieſes ſchreckliche Geſindel nicht auszurotten vermöge, und der Kardinal achſelzuckend die Größe des Uebels zugab, aber hinzuſetzte: „Wie viel ärger ſtünde es noch mit dieſem Lande, wenn es nicht ſo viel Religion hätte“ — und der deutſche Prieſter entrüſtet losbrach: „Religion? Auch die Banditen bilden ſich ein, ſolche zu beſitzen; ſie rufen alle den heiligen Antonius von Padua an und tragen geweihte Medaillen mit dem Mariabild auf der Bruſt, allein das hält ſie nicht ab, ihre Mitmenſchen zu berauben und zu ermorden: es muß alſo Etwas krank ſein in dieſer Religion!“ — ja, betrachtet euch dieſes Bild und ihr habt den Unterſchied von germaniſchem und romaniſchem Chriſtenthum leibhaft vor euch....

Durchſchnittlich ſtellte ſich das deutſche Leben zu Anfang des neuen Jahrhunderts im Süden und Weſten beweglicher, aber auch zerfahrener dar als im Norden und Oſten, wo es feſter und ſpröder, aber auch ungleich roher war. Wahre Sittlichkeit und edle Sitte ließen ſich hüben und drüben nur allzu häufig vermiſſen. Wenn in Wien von der Zeit Leopolds, in München von der Zeit Karl Theodors, in Stuttgart von der Zeit Karl Eugens, in den rheiniſchen Städten von den Zeiten der geiſtlichen Kurfürſten ſowie der franzöſiſchen Emigranten her die Sittenverderbniß groß war, ſo war zur Ausgleichung im deutſchen Norden die mittelalterliche Sittenroheit noch immer zu Hauſe. Ganz insbeſondere unter dem Adel auf dem Lande. In Pommern beluſtigten ſich Junker und Fräulein bei Tiſche mitſammen am Herſagen von Leberreimen, welche Fuhrknechten und Stallmägden die Schamröthe ins Geſicht jagen mußten; und wenn ſo ein Junker auf Reiſen ging, griff er in ſchamloſeſter Weiſe jedes weibliche Weſen an, welches in den Wirthshäuſern ihm nahe kam. Die ganze Roheit des Mittelalters wüthete und wüſtete auch noch auf den meiſten der deutſchen Univerſitäten, wo die „Muſenſöhne“ in bunten „Jacken“, ungeheuerlichen „Stürmern“ und ſchweren „Kanonen“ einherraſſelten und die Hieber brüllend auf dem Pflaſter wetzten. Von welcher geringen unmittelbaren Wirkung ſelbſt zu Jena die akademiſche Lehrthätigkeit eines Schiller und die viel bedeutendere eines Fichte war, erhellt daraus, daß die jenenſer Studenten es noch i. J. 1808 für ihre althergebrachte Pflicht und Schuldigkeit hielten, zu Lichtenhain und anderswo den „Gnoten“ förmliche Treffen zu liefern. In Göttingen und anderen deutſchen Univerſitätsſtädten hießen die Profeſſoren im Studentenmunde nie anders als „de Kerls“ und leider muß man hinzufügen, daß dieſe brutal-verächtliche Bezeichnung in ſehr vielen Fällen nicht ungerechtfertigt war. Dieſe abſtruſen Abſtraktoren von deutſchen Gelehrten hatten nicht die entfernteſte Ahnung, in was für einer Zeit ſie lebten, und ſelbſt aus Gegenden der deutſchen Gelahrtheit von damals, woher man es nicht erwarten ſollte, weht uns eine Geiſtesarmuth und Pedanterei an, welche mit der militäriſchen Kamaſchenknöpferei auf einer und derſelben Werthlinie ſtand. Wer ſollt' es glauben? Die Pedanten der Göttinger gelehrten Anzeigen fanden es unter ihrer Würde, mit der Anzeige eines Werkes wie Wielands Oberon ſich zu befaſſen. Noch i. J. 1800 eröffneten ſie eine Anzeige von Schillers Wallenſtein mit den Worten: „So wenig auch Anzeigen von gewöhnlichen Theaterſtücken für dieſe Blätter gehören, ſo können wir doch“ u. ſ. w. Dieſe gelehrten Böotier und Banauſier glaubten alſo ihrer Zeitſchrift Etwas zu vergeben, wenn ſie in derſelben eine Schöpfung wie den Wallenſtein beſprachen. Auf ſehr vielen Kathedern rumorte die plumpſte Poſſen- und Zotenreißerei. Aber am tollſten trieb es und zwar bis in ſein höchſtes Alter und bis zum Jahre 1809 der berühmte und berüchtigte Beireis zu Helmſtedt. Dieſer „Charlatan im Superlativ“ pflegte in ſeinen Vorleſungen ſeine Zuhörer zärtlichkeitshalber „Hundeſchwänze“ zu nennen, und wurde das Lachen über ſeine Späſſe gar zu toll, ſo hieß es: „Jungens, ſeid ſtill oder ich rufe den Leonhard — (ſeinen Bedienten) — und der ſchmeißt euch alle hinaus.“ Das phyſikaliſche Kompendium ſeines Vorgängers Krüger, nach welchem Beireis las, war das Werk eines „ungeheuren Hundeſchwanzes“. Es kam nicht ſelten vor, daß dieſer würdige akademiſche Lehrer von ſeinem dicht am Fenſter ſtehenden Katheder auf den Papenſtieg hinauszeigte mit den Worten: „Meine Herren, da geht eben der Profeſſor N. vorüber, der größte Sauſchwanz des Jahrhunderts“[14].

Unredlich wär' es, zu verſchweigen, daß auch von den eigentlichen Führern der Nation, von den rechten Vorderſten und Fürſten keineswegs alle oder auch nur verhältnißmäßig viele auf ihren Poſten waren, als das Verderben dem Vaterlande näher und näher gezogen kam. Metaphyſiſche Wolkenwandelei, naturphiloſophiſcher Taumel, romantiſcher Firlefanz, abſtrakter Kunſtduſel, ſolcherlei Dinge nahmen die Köpfe der Begabteſten und Gebildetſten ein. Von Deutſchland war nicht die Rede, man hatte Wichtigeres zu verhandeln. Man ſchwärmte ſich in einen Hellenismus hinein, wie er hiſtoriſch gar nie dageweſen, man ſchraubte ſich zu einem transcendenten Menſchenthum hinauf und vergaß darob des Bodens, auf welchem man geboren war und lebte. Und doch war einem Göthe kurz zuvor gerade auf dieſem Boden Herrlichſtes gelungen: „Hermann und Dorothea". Jetzt, in der bänglichen Zeit nach dem Lüneviller Frieden, gefiel es ihm, ſeinen Genius an eine Künſtelei zu wenden wie „die natürliche Tochter", welche nicht einmal den höfiſchen Kreiſen behagte, zu deren Ergötzung ſie zunächſt beſtimmt war. Im Hauſe des Ex-Neuigkeitenzufertigers Grimm in Gotha ſchüttelte Madame Staël, die nach Deutſchland gekommen, um die Nadelbüchſe, welche ſie ſpäter auf Napoleon ausleeren wird, mit aus deutſcher „Ideologie" geſchnittenen Nadeln zu füllen, den Kopf über dieſe unnatürliche Tochter des großen Dichters und der Erbprinz Auguſt bemerkte richtig: „Das Stück iſt im alten Hofgeſchmack. Die Perſonen ſchreiten darin einher wie die Damen und Herren auf den alten gewirkten Tapeten." Schärfer noch durfte ſich ein Patriot von Perthes' Schlage darüber auslaſſen, indem er an Jakobi ſchrieb: „Scham, glühende Scham über die Zerreißung unſeres Vaterlandes ſollte und müßte unſere Herzen foltern. Aber was thun unſere Edelſten? Statt ſich zu waffnen durch Nährung der Scham und ſich Kraft, Muth und Zorn zu ſammeln, entfliehen ſie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunſtſtücke." Als aber zu derſelben Zeit auch ein Perthes von den Erfolgen Bonaparte's einen Augenblick geblendet ſich zeigte, ſchrieb ihm Johann Müller ſtrafend: „Sie betrachten, was wir ſehen, als eine Vorbereitung zum Beſſeren; ich wünſche es, aber was hat ein ungeheures Weltreich voll Raubſucht, Hohn und Eitelkeit je gebeſſert? Die kalte Hand des Todes iſt ſein Szepter, Humanität und Wiſſenſchaft ſterben von ſeiner Berührung.“ Etliche wenige Jahre ſpäter werden wir denſelben Johann Müller anders reden hören, ſehr anders. Denn auch das war ja ein Fluch dieſer Zeit, daß ſie nur ganz Wenigen geſtattete, ſich ſelbſt treu zu bleiben. Göthe blieb es, aber nur, indem er Menſchenverachtung wie eine berghohe Scheidewand zwiſchen ſich und die Gegenwart ſtellte. Von der Gletſcherhöhe dieſer Scheidewand herab hat er im Sommer von 1806 in Jena zu dem Hiſtoriker Luden geſagt: „Die Wahrheit iſt, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miſerabel geweſen. Die Menſchen haben ſich ſtets geängſtigt und geplagt, ſie haben ſich unter einander gequält und gemartert, ſie haben ſich und Anderen das Bißchen Leben ſauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daſeins, welche die ſchöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur Wenigen iſt es bequem und erfreulich geworden. Die Meiſten haben wohl, wenn ſie das Leben eine Zeitlang mitgemacht hatten, lieber hinausſcheiden als von Neuem beginnen wollen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder gibt, das war und iſt die Furcht vor dem Sterben. So iſt es, ſo iſt es geweſen und ſo wird es auch wohl bleiben. Das iſt nun einmal das Loos der Menſchen. Was brauchen wir weiter Zeugniß?“

Und doch, o Dichterkaiſer, ſoviel leidige Wahrheit in dieſem deinem Eſſigerguß ſein mag und wirklich iſt, — doch brauchen wir weiter Zeugniß. Denn nicht buddhiſtiſcher Quietismus, ſondern Bewegung und Kampf iſt das Weſen der Weltgeſchichte und die Menſchheit iſt zu Anderem beſtimmt als dem Peſſimismus Mephiſto's Stoff zu ironiſcher Betrachtung zu liefern. Und wenn dir das genügen mag, ſo iſt ein Anderer da, den der Genius treibt, Zeugniß abzulegen, daß troß Alledem die menſchliche Geſellſchaft nicht verſumpfen werde, Einer, den ſein liebevolles Herz drängt, ſeinem Volke den Samen einer beſſeren Zukunft in die zagende Seele zu ſäen ... Es iſt freilich wahr, daß auch ihm, dem Friedrich Schiller, der Mangel an politiſcher Bildung, dieſes unliebſame Merkmal der deutſchen Kultur jener Zeit, mitunter auffallend genug anhaftet, und es iſt bemühend, zu bemerken, daß das vornehme Hinwegſehen über die Gegenwart, womit unſere hohe Ariſtokratie des Geiſtes von damals ſich ſo viel wußte, auch ihm zu eigen. Zeugniſſe deſſen ſeine Briefwechſel mit Körner, mit Humboldt, mit Göthe. Wo in dieſen vertraulichen Mittheilungen, namentlich in den Göthe-Schiller'ſchen, unter die unendlichen Verhandlungen über literariſche Quisquilien, von welchen ſehr viele nur Papierkorbdinge waren, allenfalls noch ein ſeltenes und flüchtiges Wort über zeitgeſchichtliche Ereigniſſe und Staatsſachen ſich miſcht, zeugt es von politiſcher Unreife und Unbildung, von ganz geringer Einſicht in die „gemeine Wirklichkeit der Dinge". So hatte z. B. Göthe zur Zeit, als die franzöſiſchen Republikaner das linke Rheinufer, Italien und die Schweiz erobert hatten, beſorgt ausgerufen: „Wer wird der beweglichen, glücklich organiſirten und mit Verſtand und Ernſt geführten franzöſiſchen Maſſe widerſtehen?" jedoch ſofort auch den kurzdarmigen Troſt bei der Hand gehabt: „Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordiſchen Maſſe ſtecken, gegen die man ſich ſo leicht nicht wenden wird"15). Aber auf ſich ſelbſt geſtellt und in ſtillen Arbeitsnächten im heimeligen Verkehr mit ſeinem Genius, war Schiller erſt der rechte und ganze Schiller. Da hat er, jeder Einwirkung von außen ledig, der inneren Stimme und eigenſten Inſpiration gehorcht, dem Anhauch prophetiſchen Geiſtes nachgegeben und gedichtet, wie er mußte. So hatte er den Wallenſtein geſchaffen, dieſe wunderbare Hinweiſung auf die napoleoniſche Eiſenzeit, und ſo ſchuf er jetzt, vom Gedanken des Vaterlandes angefaßt, die Jungfrau von Orleans und den Tell, bei deſſen Nennung ſchon jedes menſchlich ſchlagende Herz freudig aufpocht. Dieſe Dichtungen, vorab der Tell, hatten nicht nur die Bedeutung, daß ſie die Verpflanzung des deutſchen Idealismus aus der Nebelregion des Kosmopolitismus auf den feſten und geſunden Boden des Patriotismus und Politismus ſignaliſirten und förderten, ſondern ſie waren geradezu vaterländiſche Thaten. Aus den Trümmern des zuſammenkrachenden deutſchen Reiches ſtieg, ein ſtralender Phönix, das ſchiller'ſche Hohelied vom Vaterland auf, Troſt, Mahnung und Verheißung zugleich. Wunderſam! Zur ſelben Zeit, wo der Deſpotismus dazu verſchreitet, in Napoleon ſeine letzte großartige Erſcheinung zu vollziehen, verkündigt unſer theurer Seher, indem er ein ſich befreiendes Volk zum Helden ſeines herrlichen Drama's macht, daß die Zukunft der Demokratie gehöre. Nun mag er ſich, müde wie er iſt, getroſt zum Sterben hinlegen. Sein Werk wird wirken. Zuvörderſt ſo, daß es während der napoleoniſchen Bejochung des Vaterlandes in Tauſende und wieder Tauſende von betrübten [illegible] grollenden Herzen die Ueberzeugung einwurzelt: „Eine [illegible]ze hat Tyrannenmacht!“

## Zweites Kapitel.

### Auſterlitz.

Am Abend des 30. Septembers von 1805 war das am nordöſtlichen Fuße des Hohenasbergs gelegene Luſtſchloß Monrepos der Schauplatz einer jener „Fêtes champêtres", wie ſie der Kurfürſt Friedrich von Würtemberg daſelbſt zu veranſtalten pflegte. Es galt heute der Nachfeier des Hochzeitsfeſtes ſeines zweiten Sohns Paul. Der Spiegel des See's im Park hat die bunten Lichter des abgebrannten Feuerwerks zurückgeſpiegelt und im Mittelſaal der Villa iſt der Ball im Gange. Der ſiebzehnjährige Prinz Eugen von Würtemberg — er iſt uns früher als dreizehnjähriger unter ſattſam unheimlichen Umſtänden begegnet und wird uns ſpäter unter für ihn ſehr ehrenvollen wieder begegnen — tanzt mit ſeiner ſchönen Baſe Katharina, welche in ihrer quabbelig-jugendlichen Munterkeit keine Ahnung hat, daß ſie ſo unglücklich ſein würde, Königin von Weſtphalen und die Frau eines Prinzen von napoleoniſcher Mache zu werden, welcher bereits eine in legitimſter Form ihm angetraute Gattin beſaß. Arme Prinzeſſinnen! von den Klaſſen unglücklicher Sterblichen macht ihr ſicherlich eine der bedauernswertheſten aus und ſelbſt ein mit widermonarchiſchem Erz dreifach umſchmiedetes Herz muß in Mitleid ſchmelzen, ſo es erwägt, wie und an wen ihr armen Dinger in der Regel Jugend, Schönheit und Jungfräulichkeit wegwerfen mußt . . . Während die höfiſche Jugend walzt, hat ſich am Ende des Saals eine Gruppe von Herren gebildet, aus deren Mitte die hohe und ungeheuerlich dicke Figur des Kurfürſten hervorragt. Da geht ein Geflüſter um, aber kein feſtlich-fröhliches. Auch fordert keiner jener gemeinen Späſſe, wie ſie ſonſt unter den „Mignons“ Sereniſſimi bräuchlich ſind, zu rohem Gelächter auf. Selbſt der Gemeinſte der Gemeinen, der Ober-Mignon, ein geweſener Poſtknecht und zukünftiger Graf, bringt keine ſeiner gewohnten Schmutzereien vor. Denn die Stirne des Gebieters iſt umwölkt, ſehr umwölkt. Es ſind Nachrichten aus dem öſtreichiſchen Hauptquartier zu Ulm eingelaufen, Nachrichten bedenklicher Natur. Denn maßen noch immer das Quaſi-Ding von deutſchem Reich offiziell ſpukt, könnte die Nähe der kaiſerlichen Armee vielleicht Se. kurfürſtliche Hoheit daran erinnern wollen, daß Höchſtdieſelbe als ein Quaſi-Reichsfürſt Pflichten gegen das Reich zu erfüllen habe. Und von anderwärts her ſind nicht minder bedenkliche Nachrichten eingegangen. Der Kaiſer Napoleon, unbändig froh, daß ſich Oeſtreich, wie früher bemerkt worden, zum Prügeljungen für England hergeben will und ihn dadurch von ſeiner koloſſalen Verlegenheit, genannt Lager von Boulogne, befreite, hat ſeine Heeresmaſſen blitzſchnell an den Rhein und über den Rhein geworfen, damit das an den Küſten des Aermelmeers angeſammelte Gewitter über Deutſchland ſich entlade, welches altgewohnter Maßen wieder einmal die Ehre haben wird, den ſtreitenden Nationen Europa's zum Schlachtfeld zu dienen.

Denn Mr. Pitt, der Regierer des großen Koalitionen-Webſtuhls im auswärtigen Amt zu London, hat inzwiſchen das Gewebe des dritten gegen Frankreich gerichteten altmonarchiſchen Bündniſſes glücklich fertig gebracht. Es war ihm nicht allzu ſchwer geworden; er hatte in den Zettel der geheimen, ſchon im November von 1804 zwiſchen Oeſtreich und Rußland neugeſchloſſenen Allianz bloß den engliſchen Einſchlag, den Subſtdieneinſchlag zu machen gebraucht. Im Hochſommer ſodann von 1805 war die dritte Koalition fertig, indem zum Zwecke, den bereits ins Werk geſetzten und weiter mit Beſtimmtheit zu erwartenden Uebergriffen des „franzöſiſchen oder vielmehr korſiſchen Uſurpators“ endlich einen Damm entgegenzuſtellen, am 11. April England ein Bündniß mit Rußland aufrichtete, welchem Schweden ſofort beitrat — armer Rappelkopf von viertem Guſtav, es wird dich theuer zu ſtehen kommen! — und Oeſtreich am 9. Auguſt. An napoleoniſchen Uebergriffen fehlte es in der That nicht, denn ſchon bewährte ſich an dem Länderverſchlinger das franzöſiſche Sprüchwort: „L'appétit vient en mangeant.“ Zwar hatte der neugebackene Kaiſer in ſeiner Thronrede vom 27. Dezember 1804 feierlich verſichert, daß er das franzöſiſche Gebiet nicht vergrößern und kein fremdes Land demſelben einverleiben wolle („Je ne veux pas accroître le territoire de la France; aucun état ne sera incorporé dans l'empire“[18]). Aber wir ſind jetzo bereits auf jener Höhe unſeres Napoleonismus angelangt, allwo man gerade das Gegentheil thut von dem, was man ſagt. Laßt daher der Pſeudorepublik von Holland im März von 1805 eine neue ſogenannte Verfaſſung geben, welche uns das beabſichtigte Verſchlingen dieſes „état“ ſo leicht macht, als gält' es, eine Auſter zu verſchlucken, und laßt in demſelben Märzmonat die Conſulta der italiſchen Pſeudorepublik eine Berathungsfarce aufführen, deren Finale ſein wird, daß wir zu unſerem Titel eines Kaiſers der Franzoſen den eines Königs von Italien fügen, am 26. Mai von 1805 — „unter dem Jubel der Bevölkerung“, verſteht ſich — zu Mailand die eiſerne Krone der Lombarden auf unſer Haupt ſetzen („Dio me la diede, guai a chi la tocca!“), die verkommene Republik Genua dem Empire einverleiben, auch verſchiedene Fürſtenthümer in Italien errichten und wieder zuſammenſchmeißen, kurzum, uns als unbedingter Herr und Meiſter der apenniniſchen Halbinſel gebärden. Endlich bürgt auch der Umſtand, daß wir, abgeſehen von der Einverleibung des linken Rheinufers, mittelſt Beſetzung Hannovers ein gut Stück von Norddeutſchland vergewaltigen, für die Aufrichtigkeit unſerer Verſicherung, Frankreich nicht vergrößern zu wollen.

Die Koaliirten, zwar über die Mittel, welche zur Eindämmung des Napoleonismus nöthig, anderweitig höchlich verblendet, fanden es doch rathſam, nach weiteren Bundesgenoſſen auszuſehen und beſonders mußte ihnen Preußens Beitritt zur Koalition wünſchenswerth erſcheinen. Die Stunde kam alſo, wo Preußen einen Entſchluß faſſen mußte. Allein das Entſchlüſſefaſſen, ach, das war ja eben Friedrich Wilhelms des Dritten ſchwächſte Seite! Was hatte es ihm nicht kürzlich für Mühe gekoſtet, den Entſchluß zu faſſen, den Freiherrn vom Stein, weil „der Mann ein Genie ſein“, auf Beyme's Betreiben zum Finanzminiſter zu machen. Außerdem war die auswärtige Politik Preußens, d. h. die des lüderlichen Kleeblatts Lombard-Haugwitz-Luccheſini zu dieſer Zeit franzöſiſch, man müßte ſagen, entſchieden franzöſiſch, falls von preußiſcher Entſchiedenheit hätte überhaupt die Rede ſein können. Man war ja in der franzöſiſchen Richtung nicht übel gefahren: man hatte mit Beihülfe des Erſten Conſuls bei der „erſten Theilung Deutſchlands“, d. h. bei Vollzug des Reichsdeputationshauptſchluſſes von 1803 ein gutes Vergrößerungsgeſchäft gemacht, indem man für die beim Lüneviller Frieden eingebüßten 48 Geviertmeilen mit 127,000 Einwohnern mit Gebietszuwachs von 235 Geviertmeilen, 558,000 Einwohnern und 3,800,000 Gulden jährlicher Einkünfte entſchädigt worden. Das konnte ſchon den Appetit reizen und zunächſt auf Hannover hinwenden, welches Napoleon durch ſeinen Sendling Duroc dem preußiſchen Kabinett als Lockſpeiſe hinhalten ließ. Es iſt jedoch nur billig, nicht weniger zu betonen, daß das Verhalten der Koaliirten und vorab Rußlands gegen Preußen keineswegs danach angethan war, dieſen Staat koalitionsluſtig zu machen. Pitt freilich iſt Staatsmann genug geweſen, um einzuſehen, daß man Preußen wirkliche und zwar tüchtige Vortheile anbieten müßte — das ganze linke Rheinufer und die ganzen Niederlande — wenn man wollte, daß es ſeine Neutralität, ſeine Freihandpolitik aufgäbe und ſich der Allianz gegen Frankreich anſchlöſſe. Allein weder Oeſtreich noch Rußland gönnten Preußen eine derartige Vergrößerung und Czar Alexander war der Meinung, ſein „Freund“ Friedrich Wilhelm würde ſich durch diplomatiſche Plusmachereien, empfindſamen Schwindel und nöthigen Falls durch halb verſteckte oder auch ganz offene Drohungen dahin bringen laſſen, wo man ihn haben wollte. Verfinge das Alles nicht, je nun, ſo könnte man ja, ſchmeichelte ſich ruſſiſcher Uebermuth, Preußen ſo „nebenher beſiegen und mit ſich gegen Frankreich fortreißen.“ In dieſem Sinne ſchrieb, als der Krieg in Deutſchland loszugehen im Begriffe war, der ruſſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der Pole Adam Czartoryski, an den ruſſiſchen Geſandten in Wien: „Der Kaiſer verhehlt ſich die Nachtheile nicht, welche ein dermalen mit Preußen angehobener Krieg mit ſich bringen könnte; aber Europa darf nicht ſagen können, der Kaiſer von Rußland habe eine Armee ins Feld rücken laſſen, habe ſich in Perſon zu derſelben begeben und habe dann damit geendigt, vor dem Willen des Königs von Preußen zurückzuweichen“17). Zu Deutſch: Wenn du nicht willſt, Freund Friedrich Wilhelm, ſo wirſt du wollen müſſen. Indeſſen ſollte der Czar bald erfahren, daß er nicht, wie er ſich einbildete, ſtark genug ſei, „die Wage der politiſchen Geſchicke im Norden zu halten.“ In Berlin fuhr man einſtweilen fort, ſelbſtgefällig in der Neutralitätsſchaukel ſich zu wiegen, wogegen in Südweſtdeutſchland die bonaparte'ſche Lockpfeife das Präludium zum Rheinbundstanz — die erſten Takte waren ſchon im vorigen Herbſt bei Napoleons Anweſenheit in Mainz geblaſen worden — immer lauter und erfolgreicher erſchallen ließ. Bevor der franzöſiſche Machthaber von Paris an den Rhein aufbrach, war er ſicher, daß die Potentaten von

Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen und Naſſau ſich mit etwas mehr oder etwas weniger Umſtänden dazu hergeben würden, ſeine Vaſallen zu ſein. Er rechnete darauf, daß alle dieſe Herren bereit ſeien, auf Koſten ihres Vaterlandes dynaſtiſche Vortheile zu erſchnappen; daß ſie bereit ſeien, Fetzen vom Kleide der armen alten Mutter Germania durch die Hand eines Fremden ſich zuwerfen zu laſſen, und er hatte es z. B. von Seiten Baierns ſchon Schwarz auf Weiß, daß er richtig rechne. Der Kurfürſt von Baiern, der „ehrliche“ Max Joſeph ſpielte damals eine Rolle — d. h. ſein Miniſter Montgelas, in deſſen Händen er war wie Wachs, ließ ſie ihn ſpielen — welche den deutſchen Jammer jener Tage trübſelig charakteriſirt. Nachdem ſich der Beherrſcher der „bairiſchen Nation“ — dieſes lächerliche Phantom ſpukte nämlich ſchon damals in bairiſchen Amtsſtylübungen — Ausgangs Auguſts mit Napoleon verſtändigt hatte, ließ er ſeinem auf Reiſen befindlichen Kronprinzen den Befehl zugeben, ſich ſofort nach Frankreich zu begeben. Der Kronprinz, ein Gegner der franzöſiſchen Politik des Miniſters ſeines Vaters, empfing dieſen Befehl in Lauſanne und ſagte in großer Aufregung zu dem ebenfalls dort weilenden würtembergiſchen Hauptmann von Wolzogen: „Das iſt wieder ſo ein Stücklein Montgelas'ſcher Diplomatie!“ gehorchte aber 18). Inzwiſchen hatte Kaiſer Franz an den Kurfürſten geſchrieben und ihn aufgefordert, die bairiſche Armee mit der öſtreichiſch-ruſſiſchen gegen Napoleon zu vereinigen. „Fußfällig fleh' ich Ew. Kaiſerl. Majeſtät an — ſchrieb der Kurfürſt zurück — mir die Neutralität zu bewilligen, maßen mein Sohn, der Kronprinz, dermalen in Frankreich ſich befindet, folglich in Napoleons Gewalt iſt, folglich von demſelben, falls Baiern ſich nicht neutral hält, als Geiſel zurückgehalten werden wird.“ Schrieb's, der ehrliche Max Joſeph, und machte ſich auf, vor den nahenden Truppen ſeines, des deutſchen Kaiſers aus ſeiner Reſidenz München gen Würzburg zu flüchten, allwo er ein Heer von etwa 25,000 Mann verſammelt hatte, um daſſelbe mit der Armee des Franzoſenkaiſers zu vereinigen, welche in der Stärke von nahezu 200,000 Mann auf der Strecke von Mainz bis Straßburg vom 24. bis 26. September über den Rhein ging, vortrefflich organiſirt, beweglich, lechzend nach Gloire, zum erſten Mal auch reglementariſch ohne Zopf und Puder, welche Heiligthümer preußiſch-öſtreichiſch-ruſſiſcher Kriegskunſt die Franzoſen im Lager von Boulogne für immer abgeworfen hatten ....

Alſo zu Monrepos tanzte man am erwähnten Septemberabend und eine fürwitzige Prinzeſſin Katharina zog ihren jungen Vetter Eugen, mit welchem ſie walzte, zu der Stelle heran, wo der Kurfürſt mit ſeinen Vertrauten bedenkliche Neuigkeiten verhandelte. Er wies die neugierige Tochter mit der Bemerkung fort: „On est appelé pour la danse et pas à mon conseil“ — aber er hatte das kaum geſagt, als ein Reiteroffizier athemlos in den Saal ſtürzte und Sereniſſimo zurief: „Um Gottes willen, gnädigſter Herr, hören Sie mich an! Die Franzoſen ſind keine Viertelſtunde mehr von hier entfernt!“ Nun Wirrwar und Tumult, Schreien nach den Equipagen, haſtiger Aufbruch und eiligſtes Rennen und Reiten nach der nahen Reſidenz Ludwigsburg. Als Prinz Eugen am folgenden Morgen zum Fenſter ſeines Schlafzimmers hinausſah, war „der Anblick überraſchend. Ameiſen gleich bedeckten zahlloſe Gruppen von Franzoſen Wege und Felder, ſoweit das Auge reichte, und alle Straßen waren mit Fuhrwerk und Reiterei bedeckt.“ Es gelang dem Kurfürſten durch Vermittlung des franzöſiſchen Geſandten, den Führer dieſer franzöſiſchen Vortruppen, Marſchall Ney, zu bewegen, die Neutralität ſeiner Reſidenz zu achten und um Ludwigsburg herum zu marſchiren. Schwieriger war es, auch den „gröberen“ Lannes zu ſolcher Rückſichtnahme zu bewegen, als derſelbe, auf Ney folgend, in ſeiner rothen Huſarenuniform vor dem Thore von Ludwigsburg erſchien. Am 2. Oktober kam Napoleon ſelber, nachdem ſein Hofſtaat ſchon zuvor eingetroffen und ein vorausgeſchickter Kammerdiener die im kurfürſtlichen Schloſſe für ſeinen Herrn bereiteten Gemächer ſo ſorgfältig unterſucht hatte, daß „es zweifelhaft blieb, ob er Wanzen oder Mörder wittere.“ Spät am Abend zog der Kaiſer unter Trommelgewirbel und Glockengeläute in Ludwigsburg ein. Der Kurfürſt empfing ſeinen Gaſt, welcher ſchon ſein Gebieter war, am Fuße der Schloßterraſſe und geleitete denſelben in den Gartenſaal, wo der Gewaltige, mit bezeichnender Abſichtlichkeit, der Kurfürſtin, einer engliſchen Prinzeſſin, die gewinnendſten Artigkeiten ſagte. Einem beobachtenden Prinzen Eugen kam es vor, daß der Kaiſer, „ohne gerade verlegen und unbeholfen zu ſein, keine weltmänniſche Tournüre beſitze.“ Seine ganze Erſcheinung — die „unterſetzte“ Geſtalt mit „ſchon etwas vorſtehendem Bauche“, das „durch die Fülle der Wangen eher verjüngte als veralterte Geſicht mit dem ſüdlich-bläßlichen Schein, der mehr ſanfte als ſcharfe Blick“ — imponirte nicht ſehr. Er ſchien ſeine Worte zu wägen, bat die Kurfürſtin um Verzeihung, „daß er in Stiefeln zu erſcheinen gezwungen ſei;“ denn, fügte er hinzu, er folge „unwillkürlich den Wegen, die ſein Schickſal ihm vorzeichne, und könne darum ſeine Kleidung nicht immer paſſend wählen.“ Die Kurfürſtin fand und der ganze würtembergiſche Hofſtaat fand, Se. kaiſerliche Majeſtät ſei bezaubernd liebenswürdig. Napoleon wußte gar wohl, wie man dieſe Leute, Männlein und Weiblein, zu behandeln habe. Am Tage darauf bewies er das in einer mehrſtündigen Konferenz mit dem Kurfürſten, zu welchem er ſagte: „In den großen Welthändeln muß Jedermann Partei ergreifen. Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich.“ — „Aber wenn meine Landſtände gegen die Allianz mit Ew. kaiſerlichen Majeſtät ſind?“ — „Ihre Stände, bah, mit denen werden Sie, meines Beiſtands ſicher, wenig Federleſens machen. Sie ſind offenbar der klügſte und kräftigſte Fürſt Deutſchlands. Würtemberg iſt zu klein für Ihren Geiſt. Es muß Ihnen ein größeres Reich und eine Königskrone werden. Ich will Ihnen dazu verhelfen.“ Von dem Kaiſer entlaſſen, äußerte der Kurfürſt: „Seit Friedrich dem Zweiten iſt mir Niemand von ſolcher Beredtſamkeit vorgekommen und ſonderbar genug hat der Kaiſer auch ungefähr dieſelbe tournure d'esprit wie der große Friedrich.“ Das Reſultat dieſer Konferenz war, daß der Kurfürſt ſich in die Vaſallenſchaft des Franzoſenkaiſers begab, baldmöglichſt ein Truppencorps von 8 bis 10,000 Mann gegen Oeſtreich ins Feld zu ſtellen verſprach, fernerweit alle mögliche Mühe aufwandte, eine gelungene Karikatur des napoleoniſchen Deſpotismus auf deutſchem Boden vorzuſtellen, und auch bis zuletzt ein ergebenſter und eifervollſter Diener ſeines Herrn und Meiſters blieb, ſo zwar, daß noch im Feldzug von 1814, nach den großen Schlägen, welche Napoleon im Februar den Verbündeten beigebracht, Winzingerode's Koſaken einen Brief Friedrichs von Würtemberg auffingen, worin er den Kaiſer der Franzoſen beglückwünſchte und „unter Vergießung von Reuethränen über den nothgedrungenen Abfall“ die freudige Hoffnung einer „prochaine retour sous ses heureux drapeaux“ ausſprach.

Napoleon wurde durch ſeine Erfolge am würtembergiſchen Hof in ſo gute Laune verſetzt, daß er ſich die Aufführung von Mozarts Don Juan erbat und ſich ſehr an den herrlichen Melodieen ergötzte — („l'opera allemand de Don Juan m'a paru fort bonne“, ſchrieb er an ſeinen Bruder Joſeph). Als er mit der kurfürſtlichen Familie bei Tafel ſaß, machte es den jungen Prinzen Eugen ſchamroth, die beiden Marſchälle Berthier und Mortier, „dieſe unter Freiheitsträumen ergrauten Kriegshelden der Revolution“, verurtheilt zu ſehen, hinter den Stühlen „einer alten deutſchen Fürſtenfamilie aufwartend zu ſtehen.“ Ja, der korſiſche Cidevant-Lieutenant hatte die „Kriegshelden der Revolution“ gezähmt, wenigſtens weitaus die meiſten, und zwar bis zu ſklaviſcher Mamelukenſchaft gezähmt. Der Mameluk der Mameluken aber war, beiläufig bemerkt, der brutale Davout, der ſich nicht ſcheute, in Gegenwart Marmont's und anderer ſeiner Kameraden eines Tages das Empörende zu äußern: „Wenn der Kaiſer zu mir ſagte, die Intereſſen ſeiner Politik erforderten es, Paris zu zerſtören und keinen Menſchen entwiſchen zu laſſen, ſo würde ich, aus Furcht, das Geheimniß zu verrathen, Frau und Kinder darin laſſen." Für die Demüthigung übrigens, hinter den Stühlen deutſcher Fürſtenfamilien ſtehen zu müſſen, wußten ſich die napoleoniſchen Marſchälle gelegentlich ſchadlos zu halten. Gerade ein Jahr nach des Kaiſers erſtem Empfang in Ludwigsburg berief derſelbe ſeinen württembergiſchen, inzwiſchen König von Napoleons Gnaden gewordenen Vaſallen zu einer Zuſammenkunft nach Würzburg. Der Marſchall Lannes hatte daſelbſt das für die neugebackene königliche Majeſtät beſtellte Quartier in Beſitz genommen, und als der Flügeladjutant Wolzogen dieſe Gewaltſamkeit nicht leiden wollte, ſchrie ihm der Franzos zu: „Geht zum Teufel! Euer Herr iſt nur ein König, ich aber bin ein Marſchall"[19].

Am 4. Oktober verließ Napoleon Ludwigsburg, um das Remsthal aufwärts zu ſeinem Heere zu eilen und den erſten Akt des Feldzugs von 1805 ſofort zum Abſchluß zu bringen. Am 20. Oktober übergab der unſelige Mack Ulm und die öſtreichiſche Armee dem Sieger, — Mack, „deſſen Name in hebräiſcher Sprache Niederlage bedeutet"[20]. . . . Wie ein leicht und flach gebautes Schiff ohne Ballaſt und Tiefgang, aber mit übermäßig hohen Maſten verſehen und mit ſchwerfällig-komplizirtem Takelwerk überladen, beim erſten Anprall eines Sturms als unſeetüchtig ſich erweiſt und nothwendig umgeworfen werden muß, ſo ein Menſch von ſeichtem Verſtand und ſtumpfer Urtheilskraft, welcher mit lebhafter Phantaſie begabt iſt. Und ſo ein Menſch war Mack, der Erzphantaſtikus, welcher, ſo wunderlich wirft die Weltgeſchichte mitunter ihre Würfel, von dem Erzproſaiker Kaiſer Franz und von dem verſtandesſcharfen Pitt zum Heerführer gegen Napoleon auserſehen werden, obgleich er im Jahre 1794 in den Niederlanden und 1798 in Neapel ſeine Unfähigkeit bereits ſo glänzend erwieſen hatte, daß dieſelbe unzweifelhaft war. Was den engliſchen Miniſter angeht, ſo lieferte er, indem er auf die Wahl Macks zum Feldherrn drang, einen abermaligen Beweis, daß er in militäriſchen Sachen eine durchaus ungeſchickte und unglückliche Hand hatte. Kaiſer Franz ſeinerſeits gab den Heerbefehl an Mack, weil dieſer ein ergebener Knecht; ſodann, weil der Kaiſer, der kein Feudaliſt, ſondern ein entſchiedener Bureaukrat war, lieber dem ergebenen Knecht von Emporkömmling als einem der großen Adeligen Oeſtreichs ſeine Armee anvertraute; endlich, weil Franz in ſeinem Argwohn und Neid lieber durch den unfähigen Mack eine Niederlage als durch ſeinen fähigen Bruder, den Erzherzog Karl, einen Sieg davontragen wollte. Aber die Wahl Macks machte nur ein Glied aus in der enggegliederten Kette von Dummheiten, als welche der ganze Kriegsplan der Verbündeten von A bis Z, im Entwurf ſowohl als in der Ausführung, ſich darſtellte. Es konnte gar nicht fehlen, daß Napoleon ſiegen mußte. Man ſtellte ja ſeiner genialen Praxis, welche alle taktiſchen und ſtrategiſchen Findungen und Erfahrungen der Revolutionskriege zu Entſcheidungsſchlägen zuſammenzufaſſen verſtand, die ſchwerfällige Theorie entgegen, welche die Epigonen der Kriegskunſt des ſiebenjährigen Kriegs zu einer Art myſtiſchen Syſtems ausgebildet hatten. Ja, es konnte nicht fehlen, die Adepten dieſer Wiſſenſchaft von den „ſtrategiſchen Punkten“ und ähnlichen geheimnißvollen Dingen, die Mack und Weyrother, die Braunſchweig, Hohenlohe und Maſſenbach, ſie mußten in dieſem Feldzug und in dem vom folgenden Jahre geſchlagen werden, wie denn die beſten Generale des ſiebenjährigen Kriegs, die Daun und Laudon, Prinz Heinrich, Winterfeldt und der alte Fritz ſelber von Napoleon würden geſchlagen werden ſein, wenn ſie mit ihrer Methode gegen die ſeinige hätten angehen wollen. Daran aber nicht genug. Man vermochte Seitens der Verbündeten nicht einmal das folgerichtig vorzubereiten und ins Werk zu ſetzen, was auf dem Standpunkt ihrer altfränkiſchen Kriegsführerei geboten war. Napoleon mußte ſeine Gegner erſt in langer und grauſamer Schule lehren, wie man es anzuſtellen habe, ihn zu ſchlagen. Er mußte ſie erſt lehren, die Punkte der großen Entſcheidungen zu errathen und auf dieſen Punkten mit Maſſen zu wirken.

Der urſprüngliche Kriegsplan der Koalirten war äußerſt künſtlich und zugleich in ſo koloſſalen Dimenſionen angelegt geweſen, daß derſelbe, auch vorausgeſetzt, es hätte ſich ein der Sache gewachſener oberſter Leiter gefunden, ſchon an der grellen Unzulänglichkeit der materiellen Mittel der Ausführung geſcheitert ſein müßte. Sodann wurde auch der ſpätere, auf einen weit geringeren Umfang zurückgeführte Plan ganz mangelhaft und verkehrt ausgeführt, zuſammenhangslos, lotterig und ſchlotterig. Weil Bonaparte früher die großen Entſcheidungen in Italien geſucht, ſandte man den tüchtigſten General, über welchen man zu verfügen hatte, mit einer ſtarken Armee dahin, den Erzherzog Karl, welcher daſelbſt Nichts zu thun vermochte als den unfruchtbaren Sieg bei Caldiere über Maſſena zu erfechten. Sodann verzettelte man, ohne die Herankunft der Ruſſen abzuwarten, nach Baiern und Schwaben hin ein öſtreichiſches Heer von 70,000 Mann unter dem Oberbefehl von Mack oder eigentlich unter dem Oberbefehl von Kaiſer Franz, nein, vielmehr unter dem uneigentlichen Oberbefehl des jungen Erzherzogs Ferdinand von Eſte, welcher am Ende noch der klügſte aller dieſer eigentlichen und uneigentlichen Oberfeldherrn war, indem er wenigſtens erkannte, wenn es Zeit ſei zum Davonlaufen, und wirklich aus Ulm zwar nicht mit 24,000 Mann, aber doch mit 1500 Reitern vor Thorſchluß davonlief. Die traurige „Comedy of errors“ in Betreff des eigentlichen und uneigentlichen oberſten Heerbefehls wiederholte ſich, nachdem ſie in Schwaben geſpielt, ſofort in Mähren, wo ja bei Auſterlitz das ruſſiſch-öſtreichiſche Heer auch ohne wirkliche Oberführung ſich ſchlug, d. h. ſich ſchlagen ließ. Denn Kutuſow hieß daſelbſt General en chef, war aber ein zu guter Hofmann, um die willkürlichen und ungeſchickten Eingriffe des Kaiſers Alexander in das Kommando zurückzuweiſen. Der Czar machte es ſchon hier, wie er es nachmals im Jahre 1813 unglücklicher Weiſe auch gemacht hat. Eigene Eitelkeit und die Schmeicheleien ſeiner Günſtlinge ſtachelten ihn, ſich in der Feldherrnrolle zu verſuchen, während hinwiederum die Furcht, ſich zu kompromittiren, entſprungen aus dem geheimen Gefühle ſeiner militäriſchen Unfähigkeit, ihn doch nur zu halben Verſuchen kommen ließ, welche, wie eben Halbheiten thun, unheilvoller wirkten als ganze hätten wirken können.

Napoleon hatte bei Eröffnung des Feldzugs in Deutſchland nicht allein ſeinen Genius, die tüchtigeren Generale, die beſſere Organiſation und zweckmäßigere Ausrüſtung ſeiner Truppen vor dem Feinde voraus, ſondern auch, wie wir ſahen, eine ſehr beträchtliche Uebermacht, wie denn überhaupt der große Kriegsmeiſter keineswegs ſo einfältig geweſen iſt, wie ſeine franzöſiſchen Lobhudler ihn darzuſtellen bemüht ſind, indem ſie ihrem Heros beharrlich die Minderzahl und ſeinen Gegnern ebenſo beharrlich die Mehrzahl von Streitern anlügen. Napoleon wußte recht gut, daß Don Quijoterie und Kriegskunſt zwei ſehr verſchiedene Dinge und daß das A und O der letztern ſei, den Feind entſcheidend zu ſchlagen, was man in der Regel nur mittelſt überlegenen Kräften zu thun vermag. Er war auch im Herbſt von 1805 ſeiner Sache ſo gewiß, daß er, bevor er zu Ludwigsburg in den Wagen ſtieg, zum Vater des Prinzen Eugen ſagte: „Ich werde nach Wien marſchiren als wär' es auf Etappen.“ Dieſen Marſch verzögerte dann auch wirklich nur der Umſtand einigermaßen, daß Napoleon nicht Einbildungskraft genug beſaß, um ſich einbilden zu können, ein hochwohlweiſer Mack würde ſo ungeheuerlich dumm handeln, wie derſelbe wirklich handelte, an dem „ſtrategiſchen Punkt“ Ulm, von deſſen Beſitz er Alles abhängig glaubte, feſtklebend wie eine Fliege im Honig und — es klingt fabelhaft und iſt doch buchſtäblich wahr — zur Zeit, wo er in ſeinem hochgelobten ſtrategiſchen Punkt ſchon ganz hülflos umzingelt war, Befehle zur Verfolgung der Franzoſen, welche er auf eiligem Rückzug nach dem Rheine begriffen wähnte, ausſtiftelnd und ertheilend. Wohin ſolches Getiftel führte, nämlich in Schmach und Kriegsgefangenſchaft, verkündete höhniſch-luſtig Napoleons Siegesbulletin vom 21. Oktober der Welt. Er hatte allerdings Urſache, zu triumphiren, denn die mit der Kapitulation der Oeſtreicher in und bei Ulm gekrönten Erfolge der erſten vierzehn Tage des Feldzugs waren groß und ſehr wohlfeil erkauft: — („Voilà qu'avec nos jambes nous avons gagné la première bataille“, ſagte der Franzoſenkaiſer zu Mathieu Dumas). Aber die Siegesbotſchaft vom 21. Oktober bezeugte zugleich, daß der Uebermuth des napoleoniſchen Glückſchwindels begonnen habe. Nicht ganz ungeſtraft. Denn an demſelben Oktobertag von 1805, wo der napoleoniſche Bulletinismus zum erſten Mal recht bulletiniſch ſich gebärdete, ward drunten an der Südweſtküſte von Spanien, zwiſchen Cadiz und Gibraltar, dem übermüthigen Ding ein Dämpfer aufgeſetzt. Dort nämlich, bei Trafalgar, gab Nelſon zur Stunde, wo Napoleon droben an der Donau prahleriſch bulletiniſirte: „La France ne songe qu'à la gloire“ — die Seeſchlachtloſung aus: „England erwartet, daß Männiglich ſeine Schuldigkeit thue“ — und rannte los mit ſeinen 27 Orlogſchiffen auf die 33 franzöſiſch-ſpaniſchen, durchbrach an zwei Stellen die feindliche Flotte, wickelte ſie auf und richtete in dreiſtündigem Wuthkampf ſie zu Grunde. Und er ſiegte nicht nur, er ſühnte zugleich auch durch heldiſchen Tod die Verſchuldigungen ſeines Lebens. Den mitten im furchtbarſten Feuer auf dem Verdeck ſeines Admiralſchiffs Victory ſeine Befehle Ertheilenden trifft eine vom Fockmars des Redoutable kommende franzöſiſche Büchſenkugel. „Es iſt aus mit mir, Hardy; ich bin durch das Rückgrat geſchoſſen", ſagt er zu ſeinem Flaggenkapitain. In den Schiffsraum gebracht, gibt er mit dem Tode ringend noch Befehle. Hardy kommt herab, die Hand des Sterbenden zu drücken. „Wie geht die Schlacht?" — „Sehr gut für uns. Bereits haben 15 feindliche Schiffe die Flagge geſtrichen." — „Ich hoffe, keines der unſeren hat geſtrichen." — „Keines." — „Das iſt gut. Ich bin ein todter Mann. Aber das thut Nichts. Ich bin zufrieden. Gott ſei Dank, ich habe meine Schuldigkeit gethan"[21]). So ſtarb er, durch ſeinen letzten Sieg ſeinem Lande die unbeſtrittene Meerherrſchaft ſichernd. Von einem Ringen zur See mit England oder gar von einem napoleoniſchen Einbruch in die britiſche Inſelwelt konnte fortan keine Rede mehr ſein.

Am 27. Oktober ſchrieb der franzöſiſche Machthaber von München aus großpraleriſch an ſeinen Bruder Joſeph: „Binnen etlichen Wochen werde ich 100,000 Ruſſen und 60,000 Oeſtreicher vor mir haben und werde ſie ſchlagen." In demſelben Briefe ſagte er: „Preußen benimmt ſich zweideutig genug" (d'une manière assez équivoque[22]). Und das war ein traurigwahres Wort. Denn in Berlin und Potsdam zweideutelte und ſchaukelte man ſich dem Verderben näher und näher. Wenn jemals Buridan's berühmter Eſel zwiſchen ſeinen zwei Heubündeln einen Staat vorgeſtellt hat, ſo ſtellt er dieſes zwiſchen Frankreich und der Koalition ſchwankende Preußen von 1805 vor. Man wollte wohl den Zweck, nämlich die Vergrößerung durch das als Köder hingehaltene Hannover; aber nicht das Mittel, nämlich die Allianz mit Napoleon. Deßhalb erging nach langer Unſchlüſſigkeit an den drängenden Duroc die Mittheilung, man wolle allenfalls Hannover „in Verwahrung" nehmen und dafür fernerweitige Neutralität beobachten. Bevor aber auf dieſer Baſis ein Abſchluß erfolgen konnte, traten andere Wendungen ein. Der Czar Alexander hatte ſeinen Adjutanten Dolgorukow nach Berlin geſchickt mit der Meldung, die ruſſiſchen Truppen würden, ungeachtet der preußiſchen Neutralität, bei ihrem Vormarſch nach Deutſchland durch preußiſches Gebiet ziehen. „Alſo mich zwingen wollen, mich Frankreich in die Arme zu werfen?“ ruft Friedrich Wilhelm unwillig aus und verlangt, daß kein ruſſiſcher Soldatenfuß preußiſches Gebiet betrete. Da kommt die Meldung, daß Napoleon, um Mack's Umgarnung bei Ulm zu bewerkſtelligen, eines ſeiner Truppenkorps ohne Weiteres durch die preußiſche Markgrafſchaft Ansbach geſchickt habe. „Jetzt mein Entſchluß geändert ſein — ſagt Friedrich Wilhelm zum Fürſten Dolgorukow — von jetzt an bin ich der Bundesgenoſſe der Kaiſer von Rußland und Oeſtreich.“ Die brutal-rückſichtsloſe Verletzung des preußiſchen Gebiets durch die Franzoſen ſcheint in der That der widerfranzöſiſchen und kriegeriſchen Partei in Berlin nachhaltiges Oberwaſſer zu geben. Man ermannt ſich, am 14. Oktober an den franzöſiſchen Geſandten eine Note zu erlaſſen, worin ziemlich hochtönig erklärt wird, daß Preußen ſich in Folge der erfahrenen Beleidigung aller ſeiner früheren Verpflichtungen gegen Frankreich los und ledig erachte; aber zugleich begeht man die unbegreifliche Abgeſchmacktheit, die 66,000 Gulden anzunehmen, welche Napoleon als Entſchädigung für den von ſeinen Truppen beim Durchmarſch in Ansbach allfällig angerichteten Schaden geſandt hat[23]. Die Kriegspartei rührt ſich, die Königin ſpendet begeiſternde Blicke und Worte, Prinz Louis, ganz Feuer und Flamme, jubelt auf, daß man endlich einſtehen wolle für Preußens Ehre, der kleine Johann Müller trommelt heftigen Bombaſt auf ſeiner Wortheerpauke, die Junker von der Garde raſſeln furchtbar mit ihren Säbeln, im Theater wird zum erſten Mal Wallenſteins Lager aufgeführt und zum Schluſſe ein von dem Major von dem Kneſebeck gedichtetes „Loblied auf den Krieg“ unter raſendem Beifallsſturm abgeſungen[24]. Mitten im Lärm einer preußiſchen Mobilmachung von damals kommt der Czar Alexander und kommt der Erzherzog Anton nach Berlin, um den letzten entſcheidenden Druck auf Friedrich Wilhelm perſönlich zu üben. Man gaukelt dem König einen „großen Pacifikationsplan“ vor, um in Form deſſelben ihn vollends zur Koalition herüberzuziehen. Preußen ſoll demzufolge zwiſchen dieſer und Napoleon als Friedensvermittler auftreten und falls ſeine Vorſchläge — Unabhängigkeit des deutſchen Reichs, Hollands, der Schweiz, Neapels, Entſchädigung der ſardiſchen Dynaſtie, Trennung der italiſchen Krone von der franzöſiſchen — verworfen würden, mit 180,000 Mann in den Kampf gegen Frankreich eintreten. Am 3. November wird dies zu Potsdam vereinbart und in der Nacht darauf führt Czar Alexander am Sarge Friedrichs des Großen die bekannte ſentimentale Opernſzene auf, ſeinem Bruder von Preußen ewige Freundſchaft ſchwörend, welchen Schwur der König in ſeiner ſchlichten Weiſe unbeſehen für bare Münze nimmt. Mit der frohen Ueberzeugung, Preußen jetzt in der Taſche zu haben, eilt der Czar zu ſeiner Armee zurück. Aber die preußiſche Politik iſt ein unberechenbares Ding. Als Ueberbringer des preußiſchen Ultimatums wird der Herr Graf von Haugwitz an Napoleon abgeſandt, Frieden oder Krieg in den Falten ſeines Haarbeutels tragend, — Haugwitz, damit iſt Alles geſagt. Preußen wird nicht zur rechten Zeit losſchlagen, überhaupt nicht. Zwar ſtellt es ſich ſo an und läßt auch langſam, langſam ein Armeekorps unter den Befehlen des Fürſten von Hohenlohe nach Sachſen vorrücken, aber es iſt nur Spiegelfechterei. Als ſich ein dem Fürſten zugetheilter Adjutant im Hauptquartier zum Dienſt meldet, ſchnauzt der Chef des Generalſtabs, Oberſt Maſſenbach trübſeligen Andenkens, den kriegsfreudigen Offizier an: „Was wollen Sie hier? Krieg führen? Es wird kein Krieg! Gegen die Ruſſen müßten wir Krieg führen, aber hier nicht. Ich ſag' Ihnen, es wird kein Krieg oder der König müßte toll geworden ſein.“ — „Wenn das Tollſein heißt, Ehrgefühl zu haben, ſo hoff' ich, der König ſei toll und alle ſeine Unterthanen ſeien ſo toll, ihm zu helfen.“ — „Ehre? Ehre iſt ein Hirngeſpinnſt; die kann man nicht freſſen. Unſere Ehre wäre, mit Napoleon gemeinſchaftliche Sache zu machen; aber er wird ſchon ohne uns fertig werden. Ich ſag' Ihnen, es wird kein Krieg“[25].

Derweil in Berlin die Einen Krieg! ſchreien und die Andern Nichtkrieg! flüſtern, die Maſſe der Bevölkerung jenen Ruf und dieſes Geflüſter mit ſtumpfer Gleichgültigkeit anhört, Graf Haugwitz gemächlich zur Reiſe in Napoleons Feldlager ſich anſchickt und der König nach Paretz geht, um von ſeinen in letzter Zeit durchgemachten Aufregungen und Anſtrengungen idylliſch ſich zu erholen, hat der Franzoſenkaiſer den zweiten Aktſchluß ſeines Feldzugs glücklich zuwegegebracht, die Einnahme von Wien (13. November). Die Beute an Kriegsmaterial, welche die Franzoſen daſelbſt machten, war ungeheuer, denn die hochwohlweiſen Herren, welche Oeſtreich mißregierten, hatten es wie eigens darauf angelegt, daß der Feind die Arſenale recht vollgeſtopft vorfände, ein Beiſpiel von Staatsverwaltungskunſt, welches die hochwohlweiſen Herren, welche Preußen mißregierten, im nächſtfolgenden Jahre nachzuahmen ſich beeilten. Aber das ſchönſte Wiener Stücklein, welches durch ſeine Folgen ein ſehr unglückliches ward, iſt doch das von oder vielmehr mit dem General Fürſten von Auersperg aufgeführte geweſen, einem jener hochgeborenen Schafsköpfe, welche in den ſtatiſtiſchen Tabellen der Weltgeſchichte die Rubrik „Oeſtreichiſche Heerverderber“ füllen. Es war von äußerſter Wichtigkeit für Napoleon, ſein Heer in möglichſter Eile von Wien aus auf das linke Donauufer hinüberzubringen, um die nach Mähren zurückweichenden Ruſſen und Oeſtreicher unter Kutuſow einzuholen und zu ſchlagen, bevor eine Vereinigung derſelben mit der aus Italien heranrückenden Armee des Erzherzogs Karl möglich wäre. Das Mittel zur raſchen Verfolgung Kutuſows bot die Spitzbrücke, welche daher die Oeſtreicher um jeden Preis zerſtören mußten. Es waren dazu wirklich alle Anſtalten getroffen, die Ausführung jedoch beſagtem fürſtlichem Hammel übertragen, der ſich dann richtig die Brücke in ſpaßhafteſter Manier von den Franzoſen abſchwindeln ließ. Murat und Lannes, Beide Gascogner, waren ganz die Leute dazu. Mit ihrer Kolonne an der Brücke angekommen, welche mit brennbaren Stoffen bedeckt und an ihrem linken Ende von einer ſtarken Batterie beherrſcht war, gingen die zwei Franzoſen allein hinüber, um mit dem öſtreichiſchen General zu unterhandeln, hinterließen jedoch ihren Truppen den Befehl, ihnen ſachte und gleichſam ſpaziergängeriſch zu folgen. Die Unterhandlung drüben beginnt, und während Murat und Lannes mit der ſchäfigen Fürſtlichkeit allerhand Alfanzereien treiben, rücken die Franzoſen Schritt für Schritt auf der Brücke vor und werfen die Brennmaterialien und Zündſtoffe von derſelben in den Strom hinab. Die öſtreichiſchen Soldaten, welche durch ihre Geburt der Verpflichtung, ſehende Augen und geſunden Menſchenverſtand zu haben, nicht enthoben ſind, begreifen ſehr gut den welſchen Schabernack und werden unruhig. Ein alter Feldwebel von der Artillerie tritt zu dem Fürſten heran und ſagt ungeſtüm: „Herr General, man läßt Sie blau anlaufen, man belügt und betrügt Sie. Ich will feuern laſſen.“ In dieſem kritiſchen Augenblick fällt der ſchlaue Lannes haſtig ein: „Wie, General, ſo laſſen Sie ſich behandeln? Wo iſt denn die gerühmte öſtreichiſche Disziplin hingekommen?“ Und ſiehe, mein fürſtliches Schaf wird drehend und kollerig und befiehlt, den armen Teufel von reſpektwidrigem Feldwebel, der ſich unterſtanden, klüger ſein zu wollen als ſein Herr General, feſtzunehmen, und während das geſchieht und die beiden Gascogner noch etwas Weniges von einem Waffenſtillſtand gascognern, ſind die Franzoſen Meiſter der Brücke geworden und die Komödie iſt aus. „Wäre die Brücke verbrannt worden — urtheilt Marmont — ſo hätte der Kaiſer, der gegen den noch fernen Erzherzog manövrirte, das Baſſin der oberen Donau verlaſſen müſſen. Die Ruſſen hätten nach ihrer Bequemlichkeit auf Preßburg oder noch weiter ſtromabwärts marſchiren können. Der Erzherzog, welcher das blinde Vertrauen der Ruſſen nicht theilte, wäre der Schlacht ausgewichen, bis er ſeine Vereinigung mit ihnen bewerkſtelligt gehabt. Dann hatten wir einen Kampf gegen 200,000 Mann zu beſtehen, tief in Ungarn, fern von unſern Hülfsmitteln und Stützpunkten. Da hätte der Feldzug einen ganz andern Ausgang haben können. Statt deſſen verfolgte der Kaiſer, da er kein Hinderniß vor ſich fand, das Korps Kutuſow's, ſchlug es bei Hollabrunn, marſchirte der großen ruſſiſchen Armee entgegen, und nachdem er die Korps von Lannes, Soult und Bernadotte, eine Diviſion von Davout, die Reiterei unter Murat und die Garde an ſich gezogen und ſo mindeſtens 100,000 Mann beiſammen hatte, griff er den Feind an, der 95,000 Mann ſtark war, — 80,000 Ruſſen und 15,000 Oeſtreicher."

Dieſe Zahlenangaben des franzöſiſchen Marſchalls ſind nicht ganz genau, denn die zuverläſſigſten Berechnungen haben ergeben, daß die Verbündeten bei Auſterlitz nicht volle 80,000 Mann hatten und daß Napoleon mit einer gleich ſtarken oder nur unbedeutend ſtärkeren Anzahl von Truppen die Dreikaiſerſchlacht ſchlug und gewann. Dagegen ſagt Marmont ganz richtig, wie die Verbündeten hätten handeln ſollen. Sie mußten Allem aufbieten, der von Napoleon gewünſchten Schlacht auszuweichen, bevor der Erzherzog Karl mit ſeiner Armee nahe genug herangekommen, um ſich in Ungarn oder Mähren mit ihnen vereinigen zu können. Statt deſſen forderten die Verbündeten, d. h. die Leute, welche das Ohr des Kaiſers Alexander hatten, mit tollſter Zuverſicht das Schickſal heraus. Dieſe Stutzer von Adjutanten und Kammerherren ſahen im Hinblick auf den bisherigen Verlauf des Feldzugs mit brutalem Hochmuth auf die Oeſtreicher herab und wähnten, daß der Bonaparte und ſeine Franzoſen ihnen, den Ruſſen, in einer regelrechten Feldſchlacht ſtandhielten, ſei ganz undenkbar. Der alte Kutuſow freilich machte ſich ganz andere Gedanken, allein er beobachtete ein hofmänniſches Schweigen, um nicht den Anſchein zu haben, als wollte er ſeinem jungen Kaiſer den Siegeslorbeer entziehen. Demnach wurde auch bei Auſterlitz die Sache möglichſt dumm gemacht, gerade wie bei Ulm. Bemerkenswerth auch, daß die Verbündeten es wie abſichtlich ſo einrichteten, daß dem Franzoſenkaiſer eine recht glänzende Feier des Jahrestags ſeiner Krönung bereitet wurde und der 2. Dezember im Kalender des Bonapartismus eine erhöhte Bedeutung erhielt. Nachdem ſie nämlich, um dem Gegner die nöthige Zeit zu laſſen, ſeine Truppenkorps heranzubringen, in dem unregelmäßigen Drei[illegible], welches durch die Ollmützer Heerſtraße, durch den Bzizker- und Goldbach, durch den Rausnitzerbach, die Littawa und den Saczaner See gebildet wird, drei Tage lang „strategiſch den Boden geſtampft“, beſchloſſen ſie, im Morgengrauen des 2. Dezembers den Angriff auf die Franzoſen zu thun. Im Hauptquartier des Kaiſers Alexander fürchtete man nur das Eine, der Feind würde die dem Schlachttage vorangehende Nacht benützen, um zu entwiſchen!!! Einer der aufgeblähteſten Fanfarons aus der Umgebung des Czaren, der Fürſt Dolgorukow, beritt daher in der Nacht die Vorpoſten und ſchärfte denſelben ein, doch ja recht aufzupaſſen, auf welchem Wege die Franzoſen ſich zurückzögen. Wenige Stunden darauf waren die Verbündeten vollſtändig geſchlagen und die Ruſſen ſo gänzlich aufgelöſt, daß ſie ihre geſammte Artillerie einbüßten, während die Oeſtreicher wenigſtens ihr Geſchütz retteten. Man hatte dem Gegner den S[illegible] möglichſt leicht gemacht, indem man die das Terrain beherrſchenden Pratzener Höhen verließ und die entſcheidende Wichtigkeit derſelben erſt erkannte, nachdem Napoleon ihrer mittelſt des Korps von Soult ſich bemächtigt hatte. Armer junger Czar, ſtatt, wie dir deine Schmeichler vorgeſpiegelt, auf dem Felde von Auſterlitz den Siegeslorbeer zu pflücken, reiteſt du dort als Flüchtling, nur von zwei Getreuen begleitet, querfeldein und, überwältigt von den betäubenden Eindrücken des Tages, hältſt du dein Pferd an, ſteigſt ab, wirfſt dich unter einem Baum auf die feuchte Erde, verhüllſt dein Geſicht mit einem Tuch und brichſt in ein bitterliches Weinen aus, ſo daß der herbeikommende Major Toll Mühe hat, dich zur Fortſetzung des Fluchtritts nach Hodiegitz zu ermuthigen. Im Uebrigen ſuchten ſich die Ruſſen aus dem beſchämenden Gefühl der erfahrenen Demüthigung dadurch herauszuhelfen, daß ſie die Schuld der Niederlage den Oeſtreichern aufbürdeten und ſogar von Verrath ſchwatzten. Der mehrgenannte Bramarbas Fürſt Dolgorukow trieb die Unverſchämtheit ſoweit, wenige Tage nach der Schlacht bei Auſterlitz an den Czaren zu ſchreiben, man „habe die ruſſiſche Armee auf das Schlachtfeld geführt, nicht ſowohl um den Feind zu bekämpfen als vielmehr um ſie ihm in die Hände zu liefern.“

Die Kanonen Napoleons, welche am Abend des Tages der Dreikaiſerſchlacht Viktoria ſchoſſen, proklamirten die Auflöſung der dritten Koalition. Am 4. Dezember hatte, nachdem er den Sieger um Waffenſtillſtand und Frieden angegangen, Kaiſer Franz bei der Mühle von Naſedlowitz unter freiem Himmel am Beiwachtfeuer mit Napoleon eine mehrſtündige Zuſammenkunft. Hier „erſchien der Enkel der Cäſaren in ſeiner gewöhnlichen mitleidswürdigen Geſtalt und nur von dem geiſtesarmen Adjutanten Lamberti begleitet vor Bonaparte und deſſen Gefolge ſiegtrunkener Generale und kriechender Kammerherrn, recht eigentlich als Supplikant und ging nach des Siegers übermüthiger Faſtenpredigt recht als ein Begnadigter hinweg.“ Er mußte die grauſame Demüthigung hinnehmen und noch froh ſein, daß ſeine Befürchtung, Napoleon werde ſeine Tochter, die Erzherzogin Marie Luiſe, für den Vicekönig Eugen zur Frau begehren, nicht in Erfüllung gegangen. Aber der tödtliche Haß, welchen Franz bei dieſer Zuſammenkunft gegen den „korſiſchen Abenteurer“ eingeſogen, verlautbarte ſich einigermaßen, als er, aus dem Bivouak von Naſedlowitz zurückgekehrt, „nach langem Schweigen mit ſeinem bekannten Ausdruck höchſten Zorns in den Augen und Mundwinkeln“ in ſeinem Wiener Jargon zu dem Fürſten Johannes von Lichtenſtein ſagte: „Jetz, weil I'n gſögn hab', jetz kann I'n gar nimmer leiden“[26]. Der Zuſammenkunft der beiden Kaiſer folgte mit Wiſſen und Genehmigung des Czaren ein Waffenſtillſtand, obgleich die Fortführung des Krieges um ſo mehr eine Möglichkeit war, als Erzherzog Karl mit ſeinem Heer inzwiſchen bis in die Nähe von Wien herangekommen war. Aber Selbſtvertrauen und gegenſeitiges Zutrauen waren bei den Ruſſen und Oeſtreichern gleichermaßen verſchwunden. Jene zogen durch Ungarn und Galizien heimwärts, dieſe gingen den Frieden von Preßburg ein (26. Dezember), deſſen Beſtimmungen zufolge Kaiſer Franz an das Königreich Italien das Venetianiſch-Dalmatiſche abtrat, an Baiern Tirol, die Markgrafſchaft Burgau, ſieben vorarlbergiſche Herrſchaften und verſchiedene ſchwäbiſche Städte und Gebiete. Der Reſt der ſogenannten vorderöſtreichiſchen Beſitzungen wurde Würtemberg und Baden zugetheilt. Als Zugabe ſetzte Napoleon ſeinen Vaſallen von Baiern und Würtemberg Königskronen und dem von Baden den Kurhut auf. Außerdem mußte Oeſtreich zur Zahlung der 40 Millionen Francs ſich verpflichten, welche, von der durch Napoleon dem Lande auferlegten Kriegsſteuer von 100 Millionen noch rückſtändig waren. Endlich konnte es nicht verhindern, daß von Schönbrunn aus Napoleon mittelſt Proklamation vom 26. Dezember die Königin von Neapel, eine öſtreichiſche Erzherzogin, mit allerdings nicht unverdienten Schmähungen überhäufte — („cette femme criminelle qui, avec tant d'impudeur, a violé tout ce qui est sacré parmi les hommes“) und ſchließlich erklärte, die neapolitaniſche Dynaſtie habe aufgehört zu regieren („la dynastie de Naples a cessé de régner“). Auf der Rückreiſe nach Paris ſchrieb der Kaiſer von München aus, wo er für ſeinen Stiefſohn Eugen um die ſchöne Prinzeſſin

Auguſte ward, am 31. Dezember an ſeinen Bruder Joſeph: „Meine Abſicht iſt, mich des Königreichs Neapel zu bemächtigen. Der Marſchall Maſſena und der General Saint-Cyr marſchiren dahin. Ich ernenne Euch zum Chef dieſer Armee. Reiſ't ſofort nach Italien ab.“ Am 15. Februar von 1806 zog Joſeph Bonaparte in Neapel ein. Am 27. Februar ſchrieb der Kaiſer: „Entwaffnet die Stadt Neapel und legt ihr eine Kriegsſteuer von 10 Millionen auf.“ Am 8. März: „Man gewinnt die Völker nicht durch Liebkoſungen“ (en cajolant). Am 12. März: „Legt dem Königreich eine Kriegsſteuer von 30 Millionen auf. Ihr ſeid viel zu mild und nachſichtig.“ Am 23. März: „In einem eroberten Lande iſt Güte inhuman“ (dans un pays conquis, la bonté n'est pas de l'humanité). Am 30. März wurde Joſeph Bonaparte durch kaiſerliches Dekret zum König von Neapel ernannt. Sein Bruder ſandte ihm als Berather den Staatsrath Miot zu und ſagte dieſem beim Abſchied: „Je fais une famille de rois, qui se rattacheront à un système fédératif“ [27]). In wahrhaftiges Deutſch übertragen hieß das: „Ich mache aus meinen Brüdern, was ich aus meinen überrheiniſchen Vaſallen gemacht habe, franzöſiſche Präfekten mit Königstiteln.“

In der Proklamation, womit der Sieger von Auſterlitz am 27. Dezember 1805 ſeinem Heere den Abſchluß des Friedens anzeigte, ſchmeichelte er der franzöſiſchen Nationaleitelkeit ſehr geſchickt, indem er ſich nannte „le souverain du premier peuple de l'univers.“ Die Stimmung der Franzoſen war ſchon ſo gänzlich verknechtet, daß Derartiges mit Entzücken aufgenommen und mit möglichſter Unterthänigkeit erwidert wurde. Von beiden Seiten ward nach des Kaiſers Heimkehr aus dem Feldzug echtfranzöſiſch kokettirt. Schon am 1. Januar von 1806 hatte der Senat den Beſchluß gefaßt, Napoleon dem „Großen“ ein Denkmal zu errichten. Bald darauf nannte der Präſident des geſetzgebenden Körpers, alle Byzantiner an ſchwülſtig-niederträchtiger Schmeichelei überbietend, Napoleon „den Mann, vor dem das Weltall ſchweigt, dem aber auch das Weltall ſich anvertraut; den Mann, welcher zugleich der Schrecken und das Vertrauen der Völker iſt“ — und wie zum Danke hiefür kitzelte hinwieder der Gegenſtand ſolcher Huldigungen „ſein Volk“ mit der Verſicherung: „Ihr Franzoſen ſeid die obherrſchende Macht geworden, deren die neue Organiſation von Europa bedurfte. Ihr ſeid die Lenker des Erdtheils. Ihr ſprecht allen Völkern das Recht. Ihr habt wie das leuchtende Geſtirn, welches die Erde erhellt, den Hauptplatz im Centrum der politiſchen Bewegungen eingenommen, um denſelben eine heilſame Richtung zu geben“[28]). Ah, er wußte die „Kinderklapper“ zu handhaben, der große Komödiant, dieſes wunderbare, vor ihm und nach ihm nie wieder dageweſene Amalgam von Held und Hanswurſt, von Gott und Gaukler.

Der Preßburger Friedensſchluß beraubte Oeſtreich ſeines Einfluſſes auf Italien und drängte es zugleich förmlich aus Deutſchland hinaus. Einſichtigen machte ſich daher die Nothwendigkeit fühlbar, den öſtreichiſchen Staatsbau auf ganz neue Grundlagen zu ſtellen. So ſchrieb Gentz, dermalen im Solde Englands öſtreichiſcher Hofpubliziſt, an Johann Müller: „Ich werde jetzt einen Plan zur Stiftung einer neuen öſtreichiſchen Monarchie ausarbeiten. Wien muß aufhören, Reſidenz zu ſein, die deutſchen Staaten als Nebenländer und Gränzprovinzen betrachtet, der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufgeſchlagen, eine neue Konſtitution für dieſes Land gemacht werden“[29]). Das blieb freilich nur eine hingeworfene Idee, denn mit einem Kaiſer Franz an der Spitze unternimmt man ſo Neues und Gewagtes nicht. Oeſtreich bewies übrigens ſeine alte Zähigkeit, indem es ſich von dem Sturm von 1805 zeitig genug ſoweit erholte, um den heftigeren von 1809 mit leidlichen Ehren beſtehen zu können. Was Preußen angeht, ſo ward ihm 1805 noch eine kurze Galgenfriſt gewährt, die es freilich mit nicht geringen Demüthigungen erkaufen mußte. Zwei Tage vor der Schlacht bei Auſterlitz war Graf Haugwitz zu Brünn von Napoleon empfangen, aber mit glatten Worten nach Wien an Talleyrand gewieſen worden. Der Kriegsmeiſter hatte damals Wichtigeres zu thun gehabt als dieſe Breiſeele breitzuſchlagen. Kaum in Wien angelangt, erhielt Haugwitz die Nachricht von der Dreikaiſerſchlacht und ſoll „in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle“ ausgerufen haben: „Gottlob, wir ſind gerettet!“ Auch habe er ſofort einen Kurier an Napoleon abgeſandt mit einem Glückwunſch, welchen der Beglückwünſchte mit dem bitterwahren Wort empfing: „Voilà un compliment dont la fortune a changé l'adresse.“ Am 7. Dezember gelangte Haugwitz zur Audienz bei dem Sieger von Auſterlitz und wurde behandelt, wie er es verdiente. Mit Schmähungen überhäuft, mußte er ſich's gefallen laſſen, daß ihm der explodirende Schlachtenlenker den Hut ins Geſicht warf, und er hat ſich nachher dieſer Schmach ſogar gerühmt, weil „er ſich dadurch nicht habe irre machen laſſen“. In der That, er ließ ſich nicht irre machen: er ſchloß am 15. Dezember den berüchtigten Vertrag von Schönbrunn mit Napoleon, kraft deſſen Preußen das Fürſtenthum Neuenburg, den Reſt von Kleve und die Feſtung Weſel an Frankreich, die Markgrafſchaft Ansbach dagegen an Baiern abtrat und dafür den ebenſo ſchmählichen als unſichern Beſitz von Hannover zugeſichert erhielt. Als dieſer Vertrag — Haugwitz war bei Abſchluß deſſelben ſo eigenmächtig verfahren, daß ſein Stellvertreter Hardenberg in Berlin dem engliſchen Geſandten noch am 22. Dezember in gutem Glauben die Erklärung gab, Preußen unterhandle nur, um Zeit zu Rüſtungen zu gewinnen — ja, als dieſer Vertrag zur Weihnacht am preußiſchen Hofe eintraf, ſchäumte nicht nur die Kriegspartei auf, ſondern trat ſogar der König für einen Augenblick zornvoll aus ſeinem Phlegma heraus. Allein das Trifolium Lombard-Haugwitz-Luccheſini wußte das ranzige Oel der Nachgiebigkeitspolitik auf die kurzlebigen Wogen der königlichen Aufwallung zu gießen und nach etlichen kläglichen weiteren Ränken und Schwänken, welche den Franzoſenkaiſer vollauf berechtigten, an ſeinen Bruder Joſeph zu ſchreiben, der preußiſche Hof ſei ebenſo falſch als dumm („cette cour de Prusse est bien fausse et bête“), wurde auf Grund der Schönbrunner Uebereinkunft der ſogenannte Allianzvertrag Preußens mit Frankreich am 3. März 1806 ratifizirt. An dem Tage, wo Friedrich Wilhelm ſeine Beſtätigung gab, erhob ſich, wie ein altpreußiſcher Patriot mit Wuth im Herzen bemerkt hat, in Berlin „ein gewaltiger Orkan und ſtürzte von den Zinnen des Zeughauſes gerade des Königs Fenſtern gegenüber das Haupt der Bellona auf's Straßenpflaſter hinab und zerſchmetterte es.“ Aber es bedurfte ſolcher Wunder und Zeichen nicht, um die Thatſache fühlbar zu machen, daß Preußen durch ſeine armſelige Schaukelpolitik um die Achtung von Freund und Feind ſich gebracht habe[30]).

Im Gegenſatze zu dem mehrgenannten Kleeblatt, welches, den ſchwachen König beherrſchend, im ſchmiegſamſten Anſchluß an den Napoleonismus eine von der Hand in den Mund lebende Politik verfolgte, überließen ſich andere Kreiſe hinſichtlich der Kraft, Macht und Geltung Preußens einer faſt unglaublichen Verblendung. Ganz grell und graß trat dieſelbe unter dem Offizierſtand hervor, deſſen ungeheure Mehrzahl einen gänzlichen Mangel an politiſchen Begriffen beurkundete. Dieſe krautjunkerlichen Säbelſchlepper brachen in den preußiſchen Garniſonen in Jubel aus, daß bei Ulm und Auſterlitz „die Weißröcke ſo unbarmherzig ausgeklopft worden“, bramarbaſirend, daß „ſo Etwas den Blauröcken niemals begegnen könne“. Sollte es dem Monſieur Bonaparte jemals einfallen, Preußen anzugreifen, mit Schimpf und Schande würden er und ſeine Franzoſen wieder laufen müſſen wie einſt bei Roßbach, „uff Ehre“! Und nicht etwa nur Fähnriche, Lieutenants und Rittmeiſter führten damals Roßbach im Munde, ſondern auch ganz andere Leute.

So Blücher, der vor Ungeduld verging, ſich auf die Franzoſen zu ſtürzen. Als man nach der brutalen Verletzung des preußiſchen Gebiets in Berlin Miene zum Kriege machte, war der General befehligt worden, ein kleines Korps in Baireuth zuſammenzuziehen. Feſt überzeugt, daß es endlich „losgehe“, bereitete er ſich auf dieſem Poſten eifrig zu einem Anfall auf den Feind. Als es aber wieder nicht „losging“, iſt, wie mit Beſtimmtheit vermuthet werden kann, das ganze mecklenburgiſch-pommeriſch-blücheriſche Fluchregiſter häufig aufgezogen und heftig losgeorgelt worden. Nachdem der General von Baireuth, allwo er hatte unthätig zuſehen müſſen, wie die Franzoſen nach der Schlacht von Auſterlitz im ſüdweſtlichen Deutſchland wirthſchafteten, nach Münſter zurückbefehligt worden und im Sommer von 1806 die Unvermeidlichkeit eines Entſcheidungskampfes mit Napoleon mehr und mehr ſich aufdrang, machte er im Juli und Auguſt in Berichten an den König wiederholt ſeinem Herzen Luft und erbot ſich, mit den Truppen, welche er in Weſtfalen unter ſeinen Befehlen hatte, ſofort die Feindſeligkeiten zu eröffnen, um durch raſchen Ueberfall die Franzoſen in dortigen Gegenden an oder über den Rhein zurückzuwerfen. Dies war recht wohlgemeint; aber daß Blücher wähnen konnte, mit einer derartigen Huſaren-Politik gegen Napoleon irgendwie aufzukommen, verrieth nur, in welcher gränzenloſen Täuſchung über die Sachlage auch er befangen geweſen iſt. In Wahrheit, dieſe Täuſchung ging ſoweit, daß Blücher aus Münſter ſchrieb: „Die Franzoſen finden ihr Grab noch dieſſeits des Rheins und die Hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht mit wie von Roßbach“ — noch zur Zeit, als auf den Feldern, wo die Schlacht von Jena geliefert werden ſollte, ſchon das Korn von 1806 geſchnitten worden war[31].

Während die preußiſchen Patrioten ſprachen, als wären noch die Tage Friedrichs des Großen, gaben ſich die berliner Bonapartiſten den Anſchein, als hätte Preußen Urſache mit dem

Ausgange der Verwicklungen von 1805 zufrieden zu ſein. Insbeſondere erfreute man ſich auf dieſer Seite des Danaergeſchenks Hannover, deſſen kurzer Beſitz, abgeſehen ſogar von der Schmach der Erwerbungsweiſe, ſchon darum übermäßig theuer erkauft war, weil England, ſofort mit Preußen brechend, den preußiſchen Seehandel zerſtörte, binnen wenigen Wochen ſchon nicht weniger denn 400 unter der ſchwarz-weißen Flagge ſegelnde Kauffahrer als Priſen aufbringend. Die leitenden engliſchen Staatsmänner waren auch weit entfernt, die Schläge von Ulm und Auſterlitz, die Auflöſung der dritten Koalition ſo leicht zu nehmen wie die preußiſchen. William Pitt ſtarb daran: das bittere Bewußtſein, einen dreizehnjährigen Rieſenkampf erfolglos gekämpft zu haben, brach ihm das ſtolze Herz, nachdem die nagende Sorge ſchon ſeit Langem ſeine Körperkräfte verzehrt hatte. Als ihm Lord Malmesbury die erſte Nachricht von der Ulmer Kapitulation aus einer holländiſchen Zeitung verdolmetſchte, war der Eindruck ein niederſchmetternder. Doch richtete ſich der Miniſter noch einmal auf, als vier Tage ſpäter die Siegesbotſchaft von Trafalgar anlangte. Beim Lordmayors-Bankett in der Guildhall wurde zum letzten Mal der Toaſt auf Pitt als den „Saviour of Europe“ ausgebracht, aber er wies die Huldigung mit den Worten zurück, Europa könne nicht durch irgendeinen einzelnen Mann gerettet werden („Europe is not to be saved by any single man“). Dem ſtandhaften Ariſtokraten war alſo die Ahnung aufgegangen, daß Europa nur durch die Volkskraft vom Napoleonismus befreit werden könne, eine Ahnung, welcher wenige Jahre darauf auch der Erzherzog Karl Worte lieh, als er ſagte, „kein im Fürſtenſtand Geborener vermöge dieſe Befreiungsarbeit zu thun“. Im Dezember nach Bath gegangen, erfuhr Pitt, ſiech und matt wie er war, die Auſterlitzbotſchaft. Das warf ihn um. Es iſt zu glauben, daß das Auge des Miniſters von Stund' an jenen Ausdruck gehabt, welchen man pathetiſch den Auſterlitz-Blick („Austerlitz look“) genannt hat. Unter Fieberſchauern nach London zurückgekehrt, ſagte er, auf die in ſeinem Schlafzimmer hängende Karte von Europa blickend, zu ſeiner Nichte Eſther: „Roll up that map; it will not be wanted these ten years.“ Er freilich bedurfte der Karte nicht mehr, aber gebraucht wurde dieſelbe auch in den nächſten zehn Jahren hinlänglich. Er ſtarb am 23. Januar 1806 mit dem Ausruf: „O, mein Land, wie verlaſſ' ich dich!“ Man grub ſein Grab in der Weſtminſterabtei unfern der Stelle, wo ſein großer Vater lag, und unfern auch der, wo ſein großer Gegner Fox bald liegen ſollte 32). Mit Pitt ſchien auch der Pittismus begraben zu werden und die öffentliche Meinung ging in England in der That hoch für den Frieden und für die Whigs als die Vertreter der Friedenspolitik, ſo unwiderſtehlich hoch, daß Georg der Dritte ſchon drei Tage nach Pitts Hingang dem Lord Grenville die Bildung eines neuen Miniſteriums übertrug, in welchem Fox die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Man glaubte etliche Tage oder Wochen lang an die Möglichkeit des Friedens, jenſeits des Kanals wie dieſſeits — („le nouveau cabinet anglais parait avoir des principes plus raisonnables que l'ancien“, ſchrieb Napoleon am 8. März 1806 an ſeinen Bruder Joſeph) — aber auch nur etliche Tage oder Wochen lang. Hüben ließ es der verſchlingungsſüchtige Napoleonismus zu keiner Verſtändigung kommen und drüben ſtarb, mitten in ſeinen Vorarbeiten zum Verſuch eines allgemeinen Friedenswerkes, Charles Fox ſchon am 13. September 1806, der liebenswürdigſte Menſch ſeines Landes, der genialſte und zugleich humanſte engliſche Staatsmann ſeiner Zeit. Das Whigminiſterium hielt ſich nur bis zum März 1807. Ein ſtierköpfiger dritter Georg ließ dasſelbe den weiſen, zeitgemäßen und edlen Verſuch, die Emanzipation der Katholiken durchzuführen, mit plötzlicher Entlaſſung büßen und das Toryminiſterium Portland-Perceval, in welchem nach Cannings Ausſcheiden Lord Caſtlereagh als Leiter des

Auswärtigen die erſte Rolle ſpielte, nahm die Pitt'ſche Kriegspolitik mit Eifer wieder auf.

Napoleon inzwiſchen verfuhr, nachdem er die dritte Koalition beſiegt und geſprengt, Oeſtreich verkleinert und Preußen gedemüthigt hatte, auf dem Feſtland als Diktator, deſſen Machtgebot Widerſpruch oder Widerſtand nicht zu beſorgen habe. Schon ſtoben ihm Königskronen und Fürſtenhüte nur ſo von der Hand. Seinen Bruder Joſeph machte er, wie ſchon gemeldet, zum König von Neapel, ſeinen Schwager Murat zum Großherzog von Kleve-Jülich-Berg, ſeinen Generalſtabschef Berthier zum Fürſten von Neuenburg, ſeine Schweſter Pauline zur Fürſtin von Guaſtalla. Aus italiſchem, deutſchem und anderem Länderraub wurden für die Marſchälle, Generale und Großbeamten des Empire ſogenannte Reichslehne mit Herzogs-, Fürſten-, Grafen- und Baronentiteln geſchaffen und ward ſomit der napoleoniſche Adel, eine Art von bonaparte'ſcher Feudalität hergeſtellt, das mittelalterliche Miniſterial- und Beneficialweſen im 19. Jahrhundert wieder aufgewärmt. Den Holländern befahl er, daß ihre bataviſche Pſeudorepublik in ein Königreich Holland umzuwandeln ſei und daß ſie einen Geſandten nach Paris ſchicken ſollten, um ſich einen Prinzen der Dynaſtie Napoleon — vom Namen Bonaparte wollte der Kaiſer Nichts mehr wiſſen[33] — zum König zu erbitten. Nämlich den armen, guten Louis, welcher neben der Laſt von dem Ding, womit ſeine Frau Hortenſe ihn krönte, nun auch noch die Bürde einer Präfekten-Krone tragen mußte, er mochte ſich ſträuben wie er wollte. Mynheers gehorchten und als Ueberbringer der holländiſchen Krone kam der Admiral Ver Huell nach Paris, welcher, ſo einer Humboldt'ſchen Skandalchronikzunge irgendwie zu trauen iſt, der neugebackenen Königin Hortenſe viel willkommener war als dem guten, armen Louis[34].

Um dieſe Zeit erreichte endlich auch der jammerwürdige Heilige-Römiſche-Reichsſpuk ſeine offizielle Endſchaft. Die deutſchen Satrapen Napoleons befolgten mit Vergnügen die von Paris kommenden Winke, das, was ſie thatſächlich ſchon vollbracht, ihre Losſagung vom Vaterlande, nun auch urkundlich zu manifeſtiren. Allen voran ging die Spottgeburt von Reichserzkanzler und Kurfürſt, der Molluſken-Dalberg, dem die gebührende Brandmarkung nicht erlaſſen werden kann, obgleich als mildernder Oelzweig darüber gebreitet werden mag, daß der Polizeidirektor von Regensburg, als er den im Februar 1817 erfolgten Tod des dreiundſiebzigjährigen Erzbiſchofs erfuhr, ausgerufen hat: „Wer hilft jetzt meinen Armen?“ Er war ein gutmüthiger Menſch, aber ſolche gutmüthige Menſchen ſind ſchon vom Uebel, wenn ſie aus freien Stücken in die Geſchicke der Völker hineinpfuſchen, geſchweige vollends, wenn ſie als Marionetten am Draht eines Napoleon oder auch nur eines Talleyrand zappeln. Im Uebrigen ging die Gutmüthigkeit Dalbergs keineswegs ſo weit, daß bei ſeinen Einfädelungen des Rheinbunds die Sorge um die eigene Exiſtenz, d. h. um die Sicherſtellung ſeiner Exiſtenz als letzter geiſtlicher Kurfürſt, nicht als mitwirkendes Motiv angeſehen werden müßte. Die gutmüthigen Biedermänner Dalberg'ſchen Schlags pflegen ſich ſelber keineswegs zu vergeſſen. Dalberg, voll ſüßer Erinnerung an die Artigkeiten, womit man den zum Krönungsfeſt Napoleons Geladenen in Paris überhäuft hatte, begann ſeine Machenſchaften damit, daß er ſich den Stiefoheim des franzöſiſchen Machthabers und weiland Mehlhändler, Kardinal Feſch, zu ſeinem Koadjutor erränkelte und die Einführung Murat's als Kurfürſten in den Fürſtenrath des Reichs befürwortete. Gleichzeitig richtete er ein Schreiben an Monſieur de Hedouville, franzöſiſchen Geſandten bei der Regensburger Mumienſammlung, worin in unterthänigſt-ſchwülſtigen Wendungen der Kaiſer der Franzoſen angegangen wurde, der Regenerator der deutſchen Reichsverfaſſung zu werden. Und zwar auf breiteſter Grundlage. Denn Dalberg ſchmeichelte dem Sieger von Auſterlitz geradezu den

Gedanken ein, die Rolle Karls des Großen wieder aufleben zu machen und als Kaiſer des Abendlandes Italien, Frankreich und Deutſchland unter ſeinem Szepter zu vereinigen — („que l'empire d'Occident renaisse en l'empereur Napoléon, tel qu'il était sous Charlemagne, composé de l'Italie, de la France et de l'Allemagne"). An Napoleon unmittelbar ſchrieb der Kurerzkanzler: „Sire, Ihr Genie beſchränkt ſich nicht darauf, nur Frankreichs Glück zu ſchaffen. Einen ſo vorragenden Mann hat die Vorſehung für die ganze Welt beſtimmt. Die achtungswerthe deutſche Nation ſeufzt in dem Unglück der politiſchen und religiöſen Anarchie. Seien Sie, Sire, der Wiederherſteller ihrer Verfaſſung" [35]). Natürlich waren dieſe Dalberg'ſchen Zettelungen im Grunde weiter Nichts als Verſicherungen, daß in Paris gefaßte Beſchlüſſe bei den deutſchen Fürſtlichkeiten der willfährigſten Aufnahme gewiß ſeien.

Ueber Einzelnem in der Geneſis des Rheinbunds, einer Schlußfolgerung des Preßburger Friedens, liegt noch ungelüftetes Dunkel [36]). Das Grundmotiv war ohne Zweifel die Tendenz des Franzoſenkaiſers, ſeinen Satrapieen oder Präfekturen in Deutſchland eine Geſammtorganiſation zu geben, welche die Handhabung und Ausbeutung derſelben leichter und bequemer machte. Dies erreichte er kraft der am 17. Juli 1806 vollzogenen, auf den 12. Juli zurückdatirten Rheinbundsakte. Baiern, Würtemberg, Baden, Kleve-Berg, Heſſen-Darmſtadt, Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen, ferner die Fürſten von Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Iſenburg-Birſtein und Lichtenſtein, der Herzog von Aremberg und der Graf von der Leyen waren urſprünglich die Mitglieder des Rheinbunds, d. h. einer napoleoniſchen Präfektur, deren Gebieter den beſcheidenen Titel Protektor wählte und ſeinen mit Königs-, Großherzogs- und Fürſtentiteln beflitterten deutſchen Präfekten gnädigſt erlaubte, ihre bisherigen Mitreichsſtände, deren Beſitzungen innerhalb ihrer

Präfekturen lagen, zu berauben, was man „Mediatiſiren“ nannte. Eine Hauptabſicht Napoleons bei Schaffung des Rheinbunds war, Kanonenfutter für ſeine Eroberungsgier zu erhalten. Baiern ſollte dem Protektor 30,000 Mann zu ſeinen Kriegen ſtellen, Würtemberg 12,000, Berg 5000, Darmſtadt 4000, Baden 3000, Naſſau und die andern Lilliputer mitſammen 4000. Es blieb jedoch nicht bei dieſen Anſätzen, ſondern der Herr Protektor forderte nach Bedürfniß. Die ſogenannte Verfaſſung des Bundes, von welchem der Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel, Wilhelm der Seelenverkäufer, ausgeſchloſſen war, ſei es, weil der Geizhals ſich nicht entſchließen konnte, mittelſt Aufwendung von Summen, welche „großartige Schurken Anſtands halber hätten annehmen können,“ in Paris ſeine Zulaſſung zu erkaufen, ſei es, weil man ſich die Verfügung über ſein Gebiet für weitere Eventualitäten vorbehalten wollte, — die ſogenannte Verfaſſung des Bundes, deſſen Ehrenvorſitz Molluſken-Dalberg als Fürſt Primas und Großherzog von Frankfurt führen ſollte, war eine ſolche „Schimpf- und Scheinkonſtitution,“ daß ſie ſelbſt einem Gentz, welcher doch der kühlen Region diplomatiſcher Theilnahmsloſigkeit und Ausgeſchämtheit damals ſchon mit raſchen Schritten ſich näherte, den Wuthſchrei entlockte, ſie ſei gebildet „aus drei köſtlichen Beſtandtheilen: einem Sklavenvolk unter einem doppelten Herrn, Deſpoten in erſter Potenz, ſelbſt Sklaven eines höheren Gebieters, und einem Alles verſchlingenden Oberdeſpoten.“ Am 1. Auguſt gaben die Rheinbündler, welche bald Zuwachs erhielten, zu Regensburg die Erklärung ab, daß ſie „für immer“ aus dem deutſchen Reich austräten. Daß ſie in dieſem Aktenſtück von „ihrer Würde“ und von „der Reinheit ihrer Zwecke“ zu reden die Stirne hatten, war ganz in der Ordnung. Denn vornehme Worte ſind den Menſchen gegeben, um die Niedrigkeit ihres Thuns damit herauszuputzen. Zehn Tage ſpäter legte Kaiſer Franz von Oeſtreich mittelſt vom 6. Auguſt 1806 datirter Erklärung die Krone des

Heiligen Römiſchen Reichs Deutſcher Nation nieder. Mit Unehren hatte er ſie getragen, mit Unehren verlor er ſie. Es hätte freilich, ſo wie die Zeiten waren, eines Rieſen bedurft, um ſie mit Ehren zu tragen. Endlich alſo war das arme alte Reichsgeſpenſt erlöſ't: der große Exorciſt in den Tuilerien hatte das bannende „Finis Germaniae!“ geſprochen.

Nur ein leiſer Schmerzensruf gab Antwort auf die brutale Beſchwörungsformel, die kleine Schrift: „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung,“ welche von Heſſel in Altdorf gedruckt und von dem Buchhändler Johann Philipp Palm in Nürnberg unter der Hand verbreitet wurde. Ein bei dem Pfarrer Sonnenmeyer in Mettingen bei Nördlingen einquartirter franzöſiſcher Offizier — denn bekanntlich hatte Napoleon nach dem Feldzug von 1805 ſeine Armee, mit Ausnahme der Garden, in Südweſt-Deutſchland ſtehen laſſen — wurde, der deutſchen Sprache kundig, auf das Büchlein aufmerkſam, in welchem ein patriotiſch geſinnter Mann ſeinem Schmerz über die Schmach des Vaterlandes ſchüchternen Ausdruck lieh, und machte dem in Oettingen ſtehenden Marſchall Davout Anzeige davon. Die franzöſiſchen Polizeikünſte, ſchon damals im ſüdweſtlichen Deutſchland mit ſouverainer Infamie geübt, führten zur Aufſpürung und Verhaftung Palms als Verlegers und Verbreiters der Schrift, welche man ohne Weiteres zu einem Hochverrath gegen die geheiligte Majeſtät des Kaiſers und Königs Napoleon des Großen und demnach zu einem todeswürdigen Verbrechen ſtempelte. Da man des ungenannten Verfaſſers nicht habhaft werden konnte, ſollte der arme Palm für ihn büßen. Denn man wollte ein ſchreckend Beiſpiel geben, man wollte den Deutſchen zeigen, daß nicht nur den Neapolitanern, ſondern auch ihnen gegenüber das kürzlich von dem Kaiſer und König geſprochene Wort: „Man gewinnt unterworfene Völker nicht mit Liebkoſungen“ — ſeine volle Geltung habe. Alſo ward, auf Napoleons ausdrücklichen Befehl 37), der ſchnöde Juſtizmord durch ſeinen Stellvertreter in Deutſchland, den Marſchall Berthier, veranſtaltet. Am 25. Auguſt 1806 wurde Palm dem Kriegsgericht vorgeführt, welches zu Braunau im Saale des Gaſthauſes zum weißen Finken zuſammengetreten war und aus ſieben franzöſiſchen Oberſten beſtand. Dem Angeklagten war kein Vertheidiger geſtattet und die ganze Prozedur, da das Todesurtheil ſchon zum Voraus gefällt war, nur eine brutale Poſſe. Am folgenden Tage wurde der Mordſpruch mittelſt Pulver und Blei an dem armen Manne vollzogen, der mit ſtandhaftem Duldmuth in den Tod ging[38]).

Dies war die Antwort Napoleons auf den halbverhaltenen Sterbeſeufzer des deutſchen Reichs. Aber das Schmerzlichſte bleibt noch zu ſagen. So herabgekommen und verkommen nämlich war in jenen Tagen das deutſche Volk, daß die Rheinbundsſchmach zugleich für ein Glück gelten konnte und mußte. Das Zerſtieben des Reichstraums war ja ein erſtes Symptom vom Wiedererwachen der ſchlummernden Nation, und wenn die Rheinbündler in ihrer Erklärung an den Reichstag das ſchamloſe Wort geſprochen, die Abſichten ihres Protektors, des Franzoſenkaiſers, ſeien „ſtets mit dem wahren Intereſſe Deutſchlands übereinſtimmend“, ſo hatten ſie nicht geahnt, daß ſie nur das Sprachrohr der Ironie des Schickſals geweſen. Denn ohne es zu wiſſen und zu wollen hat der „Oberdeſpot“ der Rheinbundsdeſpoten dem „wahren Intereſſe Deutſchlands“ gedient, indem er die rheinbündiſche Wegſäuberungsmaſchine konſtruirte, mittelſt welcher Hunderte „angeſtammter“ Schmarotzerpflanzen vom deutſchen Boden weggemäht wurden. Die „duldſam-träge Eſelei der Deutſchen“ — der zürnende Herder hat aus der Eſſigflaſche ſeiner patriotiſchen Verbitterung dieſes gallige Wort herausgeſpritzt — hätte die Laſt ihrer tauſend und mehr „Souveraine“ zweifelsohne noch lange geduldig weiter geſchleppt. Aber der große Völkerjäger gab ſeiner rheinbündiſchen Meute freie Pirſch und ſo wurden die Tauſend glücklich auf etliche

Dreißig heruntermediatiſirt. Fürwahr, es wäre begreiflich und verzeihlich geweſen, wenn Angeſichts dieſer Jagd deutſche Studenten von damals bei einem ihrer tobenden Kommerſe im Humor der Verzweiflung aus voller Kehle angeſtimmt hätten: „Vivat sequens!“

# Drittes Kapitel.

## Auerſtädt und Jena.

Wir hörten im Jahr 1805 die preußiſchen Blauröcke lachen, weil die öſtreichiſchen Weißröcke bei Ulm und Auſterlitz ſo tüchtig ausgeklopft worden. Jetzt, im Jahr 1806 kommt die Reihe, zu lachen, an die Weißröcke. Denn der Bonaparte wird mit Fug und Recht ſagen: „Die Preußen ſind noch dümmer (plus stupides) als die Oeſtreicher!“ und wird die Blauröcke bei Jena und anderwärts auf's Tüchtigſte ausklopfen. Sehr ergötzlich für den deutſchen Jammer, dieſes Ausgeklopftwerden hüben und drüben! Denn „wir ſind — hat zu damaliger Zeit der Stylkünſtler Gentz geſagt, einer der wenigen Deutſchen, die politiſchen Verſtand und politiſche Bildung beſaßen — ein zerſtückeltes Volk. Hätte *eine* Religion, *ein* Geſetz und *eine* Regierung dieſe mächtige Völkerſchaft verknüpft, ihr ein gemeinſchaftliches Streben, eine gemeinſchaftliche Bildung, ein gemeinſchaftliches Intereſſe verliehen, ihre Wünſche und Kräfte in *einem* Ziele vereint, ſo ſtänden wir heute an der Spitze der civiliſirten Welt“[39]. Statt deſſen ſtehen wir in dieſem Unglücksjahr 1806, wo wir ſo oft geſtanden im Verlauf unſerer unheilvollen Geſchichte, an einer Stelle nämlich, wo der eine Theil der Nation müſſig oder ſogar ſchadenfroh zuſieht, wie der andere zu Grunde gerichtet wird.

Um gerecht zu ſein, muß man jedoch ſagen, daß öſtreichiſche Schadenfreude über die jenenſiſchen Erfahrungen der Blauröcke nirgends beſtimmt bezeugt iſt. Noch mehr, wenn die preußiſche Politik im Jahr 1806 nicht ſo alles Vertrauens bar und ledig geweſen, ſo würde Preußen in ſeinem Entſcheidungskampfe gegen Napoleon der Hülfe Oeſtreichs nicht entbehrt haben. Denn obzwar Oeſtreich aus den 1805 empfangenen Wunden noch heftig blutete, war es doch überzeugt, daß es nur eine Frage der Zeit ſein könne, das Loos der Waffen abermals zu verſuchen. Dieſe Ueberzeugung war der beherrſchende Gedanke des Mannes, an welchen nach dem Preßburger Friedensſchluß der armſelige Kobenzl das Staatsſteuer hatte abgeben müſſen. Graf Johann Philipp von Stadion wußte, daß mit dem Napoleonismus kein dauernder Friede möglich ſei, und zielte daher von der erſten Stunde ſeiner Staatsleitung darauf, Oeſtreich in den Stand zu ſetzen, die unterbrochene Fehde wieder aufzunehmen. Die patriotiſche Energie des Mannes verſtand es ſogar, die träge Gleichgültigkeit und die mißtrauiſche Selbſtſucht des Kaiſers Franz zeitweilig ſoweit zu überwinden, daß derſelbe dem edlen und kühnen Unternehmen des Miniſters, eine moraliſche Entſumpfung Oeſtreichs durchzuführen, wenigſtens keinen unmittelbaren Widerſpruch entgegenſetzte. Stadion, von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß in Oeſtreich noch unendlich viel geſunder und tüchtiger Stoff vorhanden, welcher nur unter der Winterdecke der Franz-Thugut-Kobenzl'ſchen Erſtarrungspolitik hervorgezogen zu werden brauche, griff das Werk der inneren Kräftigung des Staats rüſtig an und es war wie ein erſter leiſer Hoffnungsſchimmer in der auf die deutſchen Völker — eine Nation gab es nicht — gelagerten Nacht, als der neue Leiter der öſtreichiſchen Politik ſeinen Kaiſer am 1. Februar 1806 erklären ließ, „die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der Geiſteskultur, durch Belebung der Nationalinduſtrie und durch Wiederherſtellung des öffentlichen Kredits erhöhen zu wollen.“

Stadion erkannte auch recht wohl, daß ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen eine gebieteriſche Forderung der Zeit ſei; aber auch, daß die Erfüllung dieſer Forderung eine Unmöglichkeit, ſo lange in Berlin die Politik von Haugwitz und Konſorten obenauf. Noch zu Anfang Septembers 1806 ſchrieb er an Gentz, Oeſtreich ſei zwar im Falle, neutral zu bleiben, weil es von Seiten Preußens zu einer Allianz noch gar nicht ernſtlich eingeladen worden und weil auf die Haugwitzerei ſchlechterdings kein Verlaß; im Uebrigen aber „glaube ich, daß die obſchwebende Kriſis unſere Exiſtenz nicht weniger berührt als die Preußens, und wie groß auch die augenblicklichen Schwierigkeiten und die Ungewißheit unſerer Lage, dennoch wird weder der Kaiſer noch werde ich jemals daran denken, unſere Sache wirklich von der preußiſchen zu trennen.“ Gentz trug Sorge, dieſen Faden, aus welchem geſunder Menſchenverſtand das Band eines öſtreichiſch-preußiſchen Bündniſſes hätte machen können, ſofort in das berliner Kabinett zu leiten[40]). Allein hier hatte der geſunde Menſchenverſtand gar keinen Raum, weil Unfähigkeit, Charakterloſigkeit und Dünkel allen in Anſpruch nahmen.

Preußen mußte zu Grunde gehen, eben weil es das Preußen von 1806 war. Zur Unzeit hatte es 1805 den Degen in der Scheide gelaſſen, zur Unzeit zog es jetzt blank. Statt alle Mittel anzuſpannen, um Oeſtreich zum Bundesgenoſſen zu gewinnen, verließ es ſich lieber auf halbe Zuſagen Rußlands, deſſen Hülfe bei der Ueberſtürzung, in welche man ſich aus dem früheren Zaudern plötzlich geworfen, jedenfalls zu ſpät kommen mußte. Napoleon war nach Sprengung der dritten Koalition feſt entſchloſſen, die erſte Gelegenheit, Preußen zu verderben, zu ergreifen oder auch eine ſolche Gelegenheit zu ſchaffen. Er ſpielte im Frühling und Sommer von 1806 ſo recht wie eine Katze mit der armen Maus Preußen, welche ſich einbildete, ein Löwe zu ſein. Dieſes Katzenſpiel war empörend argliſtig und übermüthig zugleich. Neben verletzender Gewaltſamkeit — (die Wegnahme der von Preußen angeſprochenen weſtphäliſchen Abteien Eſſen, Elten und Werden durch den Großherzog Murat von Kleve-Berg, ſowie die Einverleibung Weſels in das Empire) — und offener Verachtungsbezeigung — (verſpätete Anzeige der Rheinbundsſtiftung und dergleichen mehr) — gingen perfide Rathſchläge her, wie der, welcher Preußen zur Stiftung eines norddeutſchen Bundes unter ſeinem Protektorat aufforderte, während gleichzeitig die franzöſiſchen Agenten in Kaſſel und anderwärts thätig waren, um die Idee eines ſolchen Bundes ſchon in der Geburt zu erſticken. Man liebäugelte aber in Paris, um die Iſolirung Preußens zu vollenden, auch mit Rußland und ſogar mit England, deſſen Whigminiſterium ſich zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen herbeiließ. In den Unterredungen, welche zu dieſem Zwecke Talleyrand mit Lord Yarmouth hatte, trat es offen zu Tage, daß der Napoleonismus Deutſchland als ein zu ſeiner willkürlichen Verfügung ſtehendes Ding anſah. Ging doch Talleyrand mit dem Vorſchlag heraus, die Hanſeſtädte als eine Entſchädigung für den aus Neapel vertriebenen König-Lazzarone anzubieten. Auf Preußen brauchte natürlich keine Rückſicht genommen zu werden. Der zwiſchen Frankreich und Preußen im März geſchloſſene Allianzvertrag hatte Hannover zu einer preußiſchen Provinz gemacht; als nun aber Yarmouth erklärte, die Zurückgabe Hannovers an Georg den Dritten ſei die Vorbedingung jeder weiteren Friedensunterhandlung, ſtand Talleyrand keinen Augenblick an zu ſagen: „Bah, das ſoll keine Schwierigkeit verurſachen“ (Hanover should make no difficulty[41])! Augenſcheinlich ein garſtig Stück „korſiſcher Tücke“ und „welſchen Treubruchs“. Schade nur, daß ein redlicher Friedrich Wilhelm der Dritte mit dem franzöſiſch-preußiſchen Allianzvertrag gerade ſo ehrlich umſprang wie ein perfider Napoleon. Noch war die Dinte, womit der König von Preußen dieſen Vertrag unterzeichnet hatte, kaum trocken, als er — einer ſeiner ergebenſten und ſtandhafteſten Diener bezeugt es — mit dem Czar aller Reußen ein geheimes Uebereinkommen ſchloß, kraft deſſen er ſich verpflichtete, „mit Rußland gegen Frankreich zu gehen“ 49).

In Wahrheit, es iſt ein Verdienſt Napoleons um Deutſchland geweſen, daß er den Golem von preußiſcher Staatslüge zu Boden warf. In der offiziellen Welt dieſes Preußens, das nur noch ein übertünchtes Grab Friedrich'ſchen Ruhms, war von unten bis oben und bis zur höchſten Spitze Alles faul. Ja, bis zur höchſten Spitze. Die Unterthänigkeit mag das verſchweigen, die Wahrhaftigkeit muß es ſagen. Denn wenn es das Recht des abſoluten Königthums iſt, die Staatswohlfahrt als ſein Verdienſt anzuſprechen, ſo iſt es auch ſeine Pflicht, das Staatsverderben ſich als Schuld anzurechnen. Das iſt freilich nicht die Logik der Schmeichelei, aber die der Geſchichte. Man ſage auch nicht, Friedrich Wilhelm der Dritte ſei mit dem ganzen Umfang der preußiſchen Staatsfäulniß nicht bekannt und demnach nicht im Stande geweſen, die Folgen derſelben zu ermeſſen. Das iſt nur eine höfiſche Lüge, zu deren Beſchönigung man höchſtens anführen könnte, der König habe die Sachlage ſo wenig begriffen, daß er beim Empfang der Auſterlitzbotſchaft ſagen konnte: „Im Grunde iſt es ein Glück für die Welt, daß Napoleon ſiegte; nun wird Friede“ 50). Die Wahrheit iſt, daß, wenn Friedrich Wilhelm allerdings zu beſchränkten Geiſtes war, um Napoleons Pläne vollſtändig zu ahnen und zu faſſen, er dagegen doch den faulen Zuſtand ſeines eigenen Staats und die denſelben bedrohende Gefahr gar wohl kannte. Er kannte auch die verrätheriſche Elendigkeit der Lombard-Haugwitz'ſchen Koterie, denn warum hätte er ſonſt hinter dem Rücken derſelben den beregten Vertrag mit Kaiſer Alexander geſchloſſen? Den König mit ſeiner Unwiſſenheit entſchuldigen zu wollen, iſt geradezu lächerlich: denn dieſe angebliche Unwiſſenheit war nicht vorhanden und konnte nicht vorhanden ſein. Zu Anfang des Mai von 1806 war, abgeſehen von allem Andern, Friedrich Wilhelm im Beſitz der Denkſchrift, in welcher der Freiherr vom Stein die fehlerhafte Organiſation des Kabinetts und die Gebrechen der Staatsverwaltung offen darlegte. In demſelben Sinne ſchrieb Blücher im Juli aus Münſter einen dringenden Brief an den König. Dann überreichten ihm ſeine Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, ferner der Prinz Louis Ferdinand gemeinſam mit Stein und den Generalen Rüchel und Phull ein von Johann Müller entworfenes Geſuch, welches in ehrerbietigſter Form und mit ſchlagenden Motiven auf die Beſeitigung der ſtaatsverderblichen Haugwitz'ſchen Bande drang. Das Ergebniß war ein zorniges Auffahren Friedrich Wilhelms und ein barſches Anfahren der Unterzeichner des Geſuchs. Ja, der König kannte das Uebel und ſah die drohende Gefahr, aber, ſei es aus Willensſchwäche, ſei es aus abſolutiſtiſcher Verſtocktheit, er wollte zur Beſeitigung des Uebels und zur Abwendung der Gefahr Nichts thun. Das iſt allgemein bekannt. Weniger dagegen, daß Friedrich Wilhelms eigener Mund das verdammende Verdikt geſprochen hat, was zu beſtätigen zwei unverwerfliche Zeugen, preußiſche Edelleute, „loyalſte“ Unterthanen und brave Offiziere, aus der Zeugenloge hertreten mögen. Als der Feldzug von 1806 begonnen, hatte der Stabsrittmeiſter von der Garde du Corps, Graf Henckel von Donnersmarck, eines Tages eine Meldung ins königliche Hauptquartier zu bringen. Friedrich Wilhelm, der ihm wohlwollte, unterhielt ſich lange mit ihm über die Zuſtände der Armee und brach endlich in die Worte aus: „Das kann nicht gut gehen, denn es iſt eine unbeſchreibliche Konfuſion. Die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verſtände das nicht“**). Ende Februar 1807 ſpeiſ'te der Junker von der Marwitz zu Memel bei dem Könige, welcher ſeinen Gaſt nach Tiſch in eine Fenſterniſche nahm und den Feldzug vom vorigen Herbſt mit ihm durchſprach. Da „kamen denn auch einige unſerer Haupt-Operations- und politiſchen Fehler zur Sprache. Ich weiß nicht mehr, welchen der allerauffallendſten der König erwähnte. Ich erſtarrte und fuhr heraus: Mein Gott, das wiſſen Ew. Majeſtät? „„Freilich! Müßte ſonderbar zugehen, wenn ich es nicht wüßte. Warum verwundern ſich ſo?““ Ich gewahrte, daß ich mich gewaltig verſehen hatte, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie er aber in mich drang, bedachte ich, wie denn ein König die Wahrheit erfahren ſollte, wenn man ſie ihm, ſogar aufgefordert, verhehlen wollte, und antwortete: Ew. Majeſtät befehlen es, alſo muß ich es ſagen. Ich wundere mich darüber, daß, wenn Ew. Majeſtät die Sache ſo klar eingeſehen, Sie es nicht beſſer gemacht haben“ 43). Friedrich Wilhelm war kein Tyrann; er nahm die große Wahrheit, welche ihm da geſagt worden, nicht klein und krumm. Aber es war ſeine Schuld und ſein Unglück, daß er jetzt erſt, nach der Kataſtrophe, ſich die Wahrheit ſagen ließ, von welcher er, wie wir ſahen, vor derſelben Nichts hatte hören wollen.

Die Berichte, welche der preußiſche Geſandte Luccheſini über die Bereitwilligkeit Napoleons, einem allfälligen Frieden mit England zu lieb Hannover an Georg den Dritten zurückzugeben, aus Paris ſandte, machten den gefüllten Kriegstopf zu Berlin überlaufen. Am 10. Auguſt befahl Friedrich Wilhelm die Mobilmachung ſeiner Armee. Dieſe um ein Jahr verſpätete Schwertziehung war zugleich eine um etliche Monate verfrühte. „Als Preußen ſich entſchloß, die Waffen zu ergreifen, hatte es ſich zu dieſem unerwarteten Fall auf keine Weiſe vorbereitet,“ ſagt ein hellſichtiger Augenzeuge des Feldzugs von 1806 trocken und beſtimmt, jener hellſichtige Augenzeuge, deſſen Bericht die Grundlage aller ſpäteren Darſtellungen geworden und geblieben iſt 44). „Auf keine Weiſe vorbereitet,“ denn Preußen ſtand thatſächlich allein dem mit in jeder Beziehung überlegener Kraft geführten napoleoniſchen Stoß gegenüber. Der neuliche Bruch mit England war noch nicht wieder ſo ausgeheilt, daß von wirkſamem Beiſtand von dorther hätte die Rede ſein können. Der kaiſerliche „Freund“ in Petersburg verhieß zwar auf die im September an ihn ergangene dringende Mahnung hin ein Hülfsheer von 70,000 Mann, aber der Entſcheidungswurf mußte längſt gethan ſein, bevor die Spitzen der ruſſiſchen Kolonnen auf dem Kriegstheater erſcheinen konnten. Das nahegelegene Sachſen vermochte man zu widerwilligem Mitthun zu zwingen, welches der Kurfürſt Friedrich Auguſt zum Voraus in Paris entſchuldigen zu laſſen Sorge trug[67]; aber auf das etwas weiter entlegene Heſſenkaſſel wollte oder konnte man dieſen ſanften Zwang ſchon nicht mehr anwenden. „Auf keine Weiſe vorbereitet,“ denn während man mit dem angeblichen Degen Friedrichs des Großen im blauen Dunſt junkerlichen Dünkels herumfuchtelte, hatte man die Wehrkraft des Staats ſchmählich verrotten und verroſten laſſen. Schon in Betreff der Truppenzahl befand ſich Preußen ſeinem Gegner gegenüber in offenbarem Nachtheil: denn mit Hinzurechnung des kurſächſiſchen Hülfskorps — 21,923 Mann mit 4594 Pferden und 106 Geſchützen — brachte es 163,834 Mann auf, von welchen aber ſicherlich nicht mehr als 133,000 Mann eigentlichen Felddienſt thaten, während der Franzoſenkaiſer, die Kontingente ſeiner rheinbündiſchen Satrapen ungerechnet, nicht weniger als 198,940 Mann gegen Preußen ins Feld führte[68]. Und das waren kriegsgewohnte, vom Nationalſtolz gehobene, vom Gloire-Dämon beſeſſene, vom erſten General der Welt befehligte Truppen, von einem General, der ſeine Heermaſchine handhabte wie ein Virtuos ſein Inſtrument.

Und die preußiſche Armee? Sie war ein altfritziges Caput mortuum oder auch, wenn man will, die groteske Blüthe des Junkerthums in der ganzen Prachtentfaltung ſeiner Dummheit und Ueberhebung. Der Soldat wurde, ungeachtet einiger ſchüchternen Anläufe Friedrich Wilhelms, die Offiziersbrutalität zu mildern, noch ganz auf dem Fuße der guten altpreußiſchen Zeit behandelt, d. h. wie eine wilde Beſtie, welcher nur mittelſt Fuchtelei, Stockſchlägen und Spießruthenlaufen die nöthige Dreſſur und Disziplin beigebracht werden könne. Verpflegung und Bekleidung elend. Der Mann erhielt täglich 2 Pfund ſchlechtgebackenes Kommisbrot und wöchentlich 1 Pfund Fleiſch. Seine Uniform war aus ſo grobem und loſe gearbeitetem Tuch gemacht, daß man nach dem damaligen beliebten Ausdruck „hätte Erbſen durchſäen können“. Die Röcke waren „vorn von der Bruſt ab kurz weggeſchnitten, wodurch der Unterleib entblößt wurde“. Im Sommer wurden ſtatt der tuchenen Beinkleider linnene getragen und in ſolchen mußten denn auch die Truppen, welche weder Unterbeinkleider noch Mäntel hatten, in den kalten Herbſtnächten von 1806 beiwachten. Die weiße Weſte war nicht eine wirkliche, ſondern ſo zu ſagen nur eine Vexirweſte, ein an den Uniformsrock genähter Lappen. Alles Zeug war ſo knapp zugeſchnitten, daß der Mann, der in dieſe Uniform geſteckt wurde, ſich kaum rühren konnte und daſtand „wie eine Draht- und Gliederpuppe, deren Arme und Beine nur bis zu einem gewiſſen Punkt in Bewegung geſetzt werden können.“ Die Zopf- und Puderquälerei ging ins Unglaubliche. Genaues Gleichmaß der Zöpfe eines Regiments war ein Hauptziel der preußiſchen Kriegskunſt. Gab es doch in der Armee noch Zopfungeheuer von Kapitänen, deren Zöpfe auf dem Boden nachſchleppten und die 70 bis 80 Ellen Zopfband brauchten. Es kam vor, daß ein preußiſcher Feldmarſchall bei großen Paraden das Normalzopfmaß aus der Taſche zog und den Tadel, welchen er nach Anwendung dieſes kriegeriſchen Inſtruments dem betreffenden Regimentschef zutheilte, mit dem großartigen Diktum beſchloß: „Ach, Herr General, es iſt grauſam ſchwer, einen guten Zopf zu machen.“ Es kam auch vor, daß bei einer Muſterung ein unbärtiger Junge von Lieutenant aus Unkenntniß einen unrichtigen Zopfſtellſtab in Anwendung brachte und in Folge deſſen die normalmäßige Zopflänge am Hinterkopf irgendeines unglücklichen Klaus oder Hans vermiſſend wüthend ſchrie: „Zwanzig Fuchtel dem Bauerlümmel von Kerl!“ Kerl und Bauerlümmel waren noch die mildeſten der Schimpfwörter, womit Offiziere und Unteroffiziere ihre Untergebenen überſchütteten. Die Exercirplätze widerhallten von wüſten Flüchen und die grauſame Rohheit der Drillmeiſter machte dieſelben zu wahren Folterplätzen für die Rekruten. Wohl hatte ſich eine kräftige Tradition von altpreußiſcher Tapferkeit in dem Heer erhalten, aber trotzdem hieß alſo genährte, gekleidete und behandelte Truppen gegen napoleoniſche ins Feld führen nicht viel Anderes als mit Nürnberger Blei-Soldaten gegen wirkliche ſtreiten. Daß es ſich ſo verhielt, verſchuldete vornehmlich die Beſchaffenheit des Offizierskorps, eine im Ganzen „wurmſtichige Geſellſchaft“. Je höher aufwärts, um ſo wurmſtichiger, während unten die graſſe Unwiſſenheit laſtete und unten und oben gleichermaßen der Horribilikribrifax und Daradiridatumdarides graſſirte. Allerdings war ein neues Geſchlecht von Offizieren ſchon tüchtig herangewachſen oder wenigſtens im Heranwachſen begriffen, Männer wie Scharnhorſt, Gneiſenau, Grolmann, Müffling, Rühle und Andere, die nachmals geſchichtliche Zierden des preußiſchen Heeres wurden. Schon hatte auch der Erſtgenannte die napoleoniſche Art der Kriegsführung begriffen und ſuchte auch Andern begreiflich zu machen, daß man einem Napoleon eben nur in napoleoniſcher Weiſe den Krieg machen könne. Aber nicht ſolche reformiſtiſche Einſicht, ſondern der in Rang und Würden ſtehende Unverſtand gab den Ton an und in den Händen von zwei phantaſtiſchen Tiftlern wie Phull und Maſſenbach, in den Händen von zwei Macks alſo, welche Schwabenland Preußen geliehen hatte, lag das, was man preußiſche Kriegswiſſenſchaft zu nennen beliebte. Solche Menſchen, aufgeblaſene und unſichere Theoretiker ohne allen praktiſchen Blick und Schick und noch dazu ohne Muth, ſollten den Feldzugsplan gegen Napoleon entwerfen und ins Werk ſetzen. Die Rangliſte der preußiſchen Armee von 1806 iſt geradezu eine Satire auf die Kriegskunſt wie auf den geſunden Menſchenverſtand. Ein General unter 64 Jahren war da eine Seltenheit, alle höheren Generale zählten 70 Jahre und mehr, alle Stabsoffiziere ſtanden zwiſchen 50 und 60 Jahren. Als eines Typus der preußiſchen Generalität von damals, ſo recht als eines Urbilds der Kamaſchigkeit und junkerlichen Säbelraſſelei mag des Generals von Rüchel erwähnt werden, welchen Clauſewitz ſo prächtig eine „aus lauter Altpreußenthum concentrirte Säure" genannt hat. Dieſer aufgeblaſene Miles glorioſus, an welchem alle Erfahrungen der Revolutionskriege ſpurlos vorübergegangen, gab bei einer Parade zu Potsdam die märchenhafte Dummheit von ſich: „Meine Herren, Generale, wie der Herr von Bonaparte einer iſt, hat die Armee Sr. Majeſtät mehrere aufzuweiſen." Als ihn ein einſichtiger junger Offizier, welcher die Beweglichkeit der franzöſiſchen Armee kennen und bewundern gelernt hatte, auf die Unzweckmäßigkeit aufmerkſam machte, daß bei der preußiſchen Infanterie auch die Subalternoffiziere ritten, wodurch, abgeſehen von der taktiſchen Mißlichkeit dieſer Einrichtung, bei jedem Bataillon ein Geſchleppe von 50 Packpferden entſtand, ſchnarrte der Herr von Rüchel: „Ein preußiſcher Edelmann geht nicht zu Fuß!" Dieſer General war es auch, der den Uebermuth und die Brutalität, welche an den bürgerlichen Ständen auszulaſſen das preußiſche Offiziersjunkerthum als ein unantaſtbares Vorrecht anſah, ſtets und überall zur roheſten Erſcheinung brachte, zu ſo roheſter, daß ſich ſchon aus den Rüchel'ſchen Brutalitäten allein erklären läßt, wie es gekommen, daß beim Eintreffen der Hiobspoſt von Jena Bürger und Bauern da und dort händereibend ſich zulachten: „Endlich mal haben die Junker gehörige Schmiere gekriegt!" Wo immer man die preußiſchen Heerſachen von damals anſehen mag, allenthalben erblickt man Verknöcherung, Verrottung, Moder und Wurmfraß. Das Armee-Geräthe, das Fuhr-, Proviant- und Lazarethweſen dürftig und ſchwerfällig zugleich, ein ungeheurer Troß, Mangel an Nöthigem, Ueberfluß an Unnützem und Hinderlichem. Es wird in den Augen von Urtheilsfähigen dieſes ganze Kriegsweſen ſchon dadurch gekennzeichnet, daß im Herbſt von 1806 ein Lieutenant vom Regiment Möllendorff ſein Klavier mit ins Feld ſchleppte und der einundſiebzigjährige Generaliſſimus ſeine Maitreſſe, eine Franzöſin, der man nachſagte, ſie habe die Geheimniſſe des Hauptquartiers an ihre Landsleute verrathen, was aber unwahr; denn es gab da im Grunde gar Nichts zu verrathen, was der Mühe gelohnt hätte. Im Uebrigen war Napoleon durch ſeine in Deutſchland organiſirte Polizei von den Vorgängen in Preußen genau unterrichtet und konnte deshalb, während die Rüchel und andere Kamaſchenknöpfe ſiegesgewiß mit den Säbeln raſſelten, am 12. und 13. September aus Saint-Cloud, ſeiner Lieblingsreſidenz, an ſeinen Bruder Joſeph, welchem damals die Fra Diavolo, Sciabolone und andere bourboniſche Briganti viel zu ſchaffen machten, nach Neapel ſchreiben: „Preußen macht lächerliche Rüſtungen (arme d'une manière ridicule). Es wird bald wieder entwaffnen oder aber es theuer bezahlen. Binnen wenigen Tagen wird es entwaffnet haben oder aber vernichtet ſein“ (sous peu de jours elle aura désarmé, ou elle sera écrasée**).

Nachdem man in Berlin einmal ſoweit gekommen, zu beſchließen, nicht zu entwaffnen, traf man die Beſtimmung, daß die ſogenannte ſchleſiſche Armee unter dem Befehl des Fürſten von Hohenlohe durch Kurſachſen, deſſen Truppen ſich mit ihr vereinigen würden, nach Thüringen rücken und dort mit der unter dem unmittelbaren Kommando des Generaliſſimus Herzog von Braunſchweig ſtehenden Hauptarmee, welche der König ins Feld begleiten wollte, in Verbindung treten ſollte, ſo zwar, daß das Hohenlohe'ſche Korps an der Saale den linken Flügel der zwiſchen Erfurt, Weimar und Gotha vereinigten Geſammtkriegsmacht bildete und den rechten das bis gen Eiſenach hingedehnte Korps, welches Rüchel befehligte. Die Führung der Vorhut des Hauptheeres ſollte Blücher haben. Einſtweilen zog er, im Hochſommer von 1806, die in Weſtphalen ſtehenden Truppen bei Osnabrück zuſammen, von der Ausſicht auf Krieg freudig erregt und feſt entſchloſſen, auf die Franzoſen, welche dieſe letzten Jahre her ſo zu ſagen ihm unter der Naſe ſo viele Ungebühr ungeſtraft hatten treiben dürfen, tüchtig einzuhauen. Dieſe Stimmung bezeugt ein Brief, welchen er am 14. Auguſt an den König richtete: — „Der Major von Rauch hat mich Ew. Königl. Majeſtät aller höchſte befehle überbracht, ich werde es mich zur heiligſten Pflicht machen, ſie aufs genaueſte zu erfüllen … Die nachrichten ſo ich heute erhalten beſtimmen das Vordringen der Franzoſen auf d. Küſten dieſes, um dieſe Zeit bin ich mit die Truppen zuſammen und fürchte ihre Ankunft nicht, übrigens verſichre ich Ew. Königl. Majeſtät daß ich nichts übereiltes unternehmen und mich von zu großer begierde werde hinreißen laſſen, auch aufs möglichſte vermeiden werde, die Feindſehligkeiten anzufangen. Beginnen die Franzoſen ſolche, dan weiß ich was ich Ew. Königl. Majeſtät aller höchſten Dienſt, der Ehre der Truppen und meiner eigenen ſchuldig bin. Die Truppen ſo ich Commandire ſind voller Muht, wie ich ſelbſt Ew. Königl. Majeſtät mit Leib und Seele ergeben. Um noch ein Cavallerie Regiment bitte ich aller unterthänigſt, bei einem nohtwendigen Rückzug bitet das Terain verſchiedentlich die Gelegenheit dabi Cavallerie anzuwenden und ich werde mich angelegen ſein laſſen, Ew. Königl. Majeſtät Cavallerie bei der feindligen gleich in Reſpect zu bringen“[18]. Einen Monat ſpäter, im September, finden wir dieſe huſariſche Freudigkeit bedeutend herabgeſtimmt. Keineswegs etwa aus Beſorgniß vor dem äußern Feind, aber vor dem innern, d. h. vor der Haugwitz'ſchen „Rotte“, welche vom Kabinett aus alle Energie lähmte, während zu dieſer Zeit die höchſte Spannung derſelben und ihre Richtung auf ein klar und feſt ins Auge gefaßtes Ziel vonnöthen geweſen wäre. Von Rüchel hatte Blücher erfahren, daß der König, unfähig, von der Haugwitz'ſchen Bande ſich loszumachen, haltlos noch immer zwiſchen Krieg und Frieden ſchwankte, und in Beziehung hierauf ſchrieb er noch von Münſter aus an den Genannten: „Alles mich ſo gütig zu gewant hat meine Sehle mit Innigſten Kummer erfühlt; gott wie weit iſt es mit uns gekommen. Doch es iſt noch nicht Alles verlohren, da wir wahrſcheinlich den könig in unſre mitte ſehen werden, er wird täglig, ſtündlig andre meinungen hören, als ſie ihm bis iezt von einer boßhafften Rotte niedere Kanll thire vorgetragen werden, wird auch ſelbſt eine andre anſicht bekommen, wenn er ſelbſt länger leben und entſchloſſen unter ſeine Menſchen ſiht; es kan ihm doch nicht entgehen, welcher allgemeine haß und verfluchung die wenigen trifft, die ihm bißher verführten und betrogen. Uebrigens bin ich feſt entſchloſſen, mit die wenigen, die ſich zu ſolchen Ohnerbittigen aber auch ſehen entſchloſſenen Maßregeln verbunden haben[30], zu vereinigen, mit dieſen Edlen menſchen vor die erhalltung des Vaterlandes Freiheit und leben zum Opffer dahr zu bringen"[31]. Es iſt ein auffallender Umſtand, daß gerade zu dieſer Zeit die zwei kriegsmuthigſten Männer Preußens, Blücher und der Prinz Louis Ferdinand, banger Vorgefühle ſich nicht entſchlagen konnten. Der Prinz drückte das vermöge ſeiner höheren Bildung freilich anders aus, als der General in ſeinem Huſarendeutſch gethan, indem er zu Anfang Septembers an den Konſiſtorarius Maſſenbach ſchrieb: „Der ganze Staat liegt an einem Uebel krank, welches ihm, werde es Krieg oder Frieden, gleich verderblich werden kann. Wir haben keine Regierungsform, kein Gouvernement. Friedrich der Zweite, der mit der Kraft ſeines allumfaſſenden Geiſtes durch ſich ſelbſt regierte, dem kein Zweig der Verwaltung unbekannt war, der über jeden derſelben ſich mit ſeinen Miniſtern unterhielt und bei dem ſeine Kabinettsräthe nur Werkzeuge ſeines Willens waren, hinterließ nicht ſeinen Nachfolgern jenen großen Geiſt, der alle Theile der Adminiſtration in einem gemeinſamen Brennpunkt vereinte, nur durch ſich ſelbſt wirkte und dem Staat das innere Leben gab, welches er ſobald nach Friedrichs Tode verlor“ 33).

Kein Zweifel, das hieß den Nagel auf den Kopf treffen: der alte Fritz war nicht mehr da, mit ſeinem Krückſtock die auf ihre Spitze geſtellte Großmachtspyramide Preußen zu ſtützen. Prinz Louis war aber ebenfalls nicht der Mann dazu, auch wenn er unbedingte Vollmacht gehabt hätte, den altfritzigen Krückſtock zu handhaben. Es war überhaupt kein Mann da, welcher fähig, die Pyramide aufrechtzuhalten. Die Junker freilich hatten keine Ahnung, daß das Preußen Friedrichs nicht mehr vorhanden ſei. Sie nahmen die noch ſtehende Hülſe unbedingt für den verlorengegangenen Kern. Ihr fortgeſetztes Bramarbaſiren roch nach Blödſinn. Da haſelirte ein General: „Der Bonaparte verdient nicht einmal Korporal in der preußiſchen Armee zu ſein.“ Dort ſprachen Flaumbärte von Fähnrichen und Lieutenants, die noch nie einen Feind geſehen, mit Verachtung von Napoleons Soldaten: — „Sie haben noch keine Preußen vor ſich gehabt. Ertönte nur einmal der Ruf ins Feld, ſo wäre der Sieg unſer; ein leichter Sieg, wahrſcheinlich allzu leicht, um ehrenvoll zu ſein.“ Noch am 13. Oktober ſchnarrten preußiſche Offiziere zu Weimar vornehm: „Laß ſie man kann uff de Plaine kommen! Mit dieſenjenigten Sansculotten wollen wir ſchon fertig werden.“ Als ergötzliches Intermezzo in den Trubeln jener Tage mag hervorgehoben werden, daß der Göthe, der als weimariſcher Verpflegungskommiſſarius ins preußiſche Hauptquartier gekommen war — „ein großer ſchöner Mann, der, ſtets im geſtickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanteriedegen, durchaus nur den Miniſter ſehen ließ“ — in den Augen des altpreußiſchen Junkerthums eben auch nur ein „Kerl“ geweſen iſt. Ein alter dickbäuchiger Major, welcher mit ſeinem Bataillon in Weimar eingerückt war, vermehrte die Geſellſchaft in einem Weinhauſe. Ein junger Offizier fragt ihn, ob er gut einquartiert ſei. „Na nu, es geht an. Ich ſtehe bei einem gewiſſen Gothe oder Göthe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt.“ — „Ah, das iſt gewiß der berühmte Göthe!“ — „Das kann wohl ſein. Ja, ja, na nu, das kann wohl ſein. Ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er ſcheint mir Mucken im Kopfe zu haben ...“ Die gedankenloſe Menge ließ ſich durch das junkerliche Geflunker von der Unbeſiegbarkeit der Preußen bethören. Denkende Menſchen — eine zu allen Zeiten ſpärlich gedeihende Species: „rari nantes in gurgite vasto“ — und namentlich denkende Soldaten betrachteten das vom Weſten herdrohende Gewitter freilich mit ganz anderen Gefühlen. Ein preußiſcher Rittmeiſter Kannacker, ein exaltirter Franzoſenfeind, welcher aus Verdruß über den herrſchenden Kamaſchengeiſt den Dienſt aufgegeben hatte, ſagte ſchon im Frühjahr von 1806 zu Leipzig in der Kaſtanienallee des Großboſe'ſchen Gartens zu einem Bekannten: „Möchte man nicht des Teufels werden, wenn man bedenkt, daß im Herbſt die franzöſiſchen Soldaten in dieſer ſchönen Allee herumſpazieren werden?“ Als nach einem der „brillanteſten“ potsdamer Manöver ein Kamerad den Ingenieuroffizier Reiche fragte: „Zweifeln Sie jetzt noch, daß wir die Franzoſen ſchlagen werden?“ gab der Gefragte zur Antwort: „Nach dem, was ich heute geſehen habe, ſchlagen die Franzoſen uns“ — und als ſich Reiche nach Beginn des Feldzugs in Magdeburg bei dem Oberſt von Kleiſt, dem Generaladjutanten des Königs, meldete, ſagte ihm dieſer: „Mein Freund, ſoll ich Ihnen einen Rath geben, ſo laſſen Sie ja nicht merken, daß wir könnten geſchlagen werden. Meine Stimme dringt nicht durch. Man glaubt, wir brauchten uns nur blicken zu laſſen, ſo geben die Franzoſen ſchon davon. Die Erfahrung hat uns nicht klüger gemacht.“ Der Mann, welcher der größte Kriegswiſſenſchafter Preußens war, Heinrich Dietrich von Bülow, ſaß damals der ſtacheligen politiſchen und militäriſchen Kritik wegen, die er in einer Schrift über den Feldzug von 1805 geübt, in der berliner Hausvogtei gefangen. Als der Feldzug begonnen hatte, ſetzte er ſeinen Mitgefangenen auseinander, „daß und wie und warum die Preußen in ihrer Stellung zwiſchen Saale und Elbe unfehlbar geſchlagen werden müßten.“ Aber das Wunderlichſte kommt noch, nämlich, daß der preußiſche Generaliſſimus Herzog von Braunſchweig, wenn nicht an der eigenen, ſo doch an der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel und ſeiner Untergebenen verzweifelte. Er hatte — es klingt fabelhaft und iſt doch von einem unanfechtbaren Augen- und Ohrenzeugen beſtimmt bezeugt — „das Kommando nur angenommen, um dem Kriege auszuweichen“. In Stunden, wo ihm, dem „die Begebenheiten ohnehin dergeſtalt über den Kopf gewachſen waren, daß er, weit entfernt, ſie zu leiten, vielmehr von ihnen beherrſcht wurde,“ ſeine Untergebenen die Galle aufgerührt hatten, indem ſie „hinter ſeinem Rücken Dinge ausführten, mit denen er in keiner Weiſe einverſtanden war,“ nannte er „den Fürſten von Hohenlohe einen ſchwachen und eiteln Mann, der ſich von Maſſenbach regieren ließe, den General von Rüchel einen Fanfaron, den Feldmarſchall von Möllendorff einen abgeſtumpften Greis, den General von Kalkreuth einen liſtigen Ränkeſchneider und die Generale en seconde ordre talentloſe Routiniers.“ Dieſen Katalog beſchloß er dann mit den Worten: „Und mit ſolchen Leuten ſoll man den Krieg führen, den Krieg gegen Napoleon“ — der bekanntlich „uns allen noch auf die Naſe ſch . . . pucken wird“. Luccheſini und Haugwitz waren des Herzogs „Hoffnungsſterne“, weil ſie ihn glauben machten, der Krieg könne noch vermieden werden. Als der aus Paris im königlichen Hauptquartier zu Naumburg angekommene Luccheſini — ſo dumm oder ſo ſchlecht war dieſer Italiener, welchem Preußen die Vertretung ſeiner Intereſſen am napoleoniſchen Hofe anvertraut hatte — des Herzogs Frage nach Napoleons Abſichten mit den Worten beantwortete: „Er wird niemals der Angreifer ſein, niemals, niemals!“ zeigte Braunſchweigs Geſicht den höchſten

Ausdruck von Zufriedenheit[54]. Und doch lagen nur noch wenige Tage zwiſchen Naumburg und Auerſtädt!

Unter ſolchen Vorbedeutungen begann der Feldzug[55]. Wohl toſ'te Berlin von kriegeriſcher Wallung, wohl verſtiegen ſich Gensdarmenlieutenants zu ſo aberwitzigen Vorſchlägen, wie der, einen Preis von 10,000 Thalern auf Napoleons Kopf zu ſetzen, wohl ſprachen ſogar Damen vom Franzoſenbluttrinken, wohl wurde die ausmarſchirende Armee mit einem Lied angeſungen, worin das „Zertheilen des heranziehenden Ungewitters mit preußiſchen Kanonen" zuverſichtlich prophezeit war. Allein die leitenden oder leiten ſollenden Kreiſe waren von derartiger Zuverſicht weit entfernt und die politiſchen und militäriſchen Strategen wurden in ihrer Vielwiſſerei, Unſchlüſſigkeit und Verworrenheit wahrhaft dumm und immer dümmer, bis ſie, im Angeſicht des Feindes angelangt, zuletzt dem Bourgeois-Gentilhomme Molière's glichen, welcher zur Magd, d. h. zum geſunden Menſchenverſtand, ſagte, als ſie ihm mit ihrem Beſen zu Leibe rückte: „Du greifſt mich nicht nach den Regeln an, il faut que tu m'attaques ou de tiers ou de quart"[56]. Die Nichteingeweihten freilich, d. h. die von den Rathloſigkeiten und Verlegenheiten im Hauptquartier Nichtwiſſenden — wo beim Mangel an aller geſchickten und verläßlichen Erkundung des Feindes erſt am 9. Oktober allmälig die Gewißheit aufdämmerte, daß „die Abſichten Napoleons feindlich ſeien"[57] — die Nichteingeweihten alſo wiegten ſich noch immer auf ihren altfritzigen Chimären. Wenige Tage vor der furchtbaren Entſcheidung, während im Hauptquartier zu Erfurt das Delirium tremens ſchon ſporadiſch graſſirte, ließ ſich zu Nieder-Rosla im Quartier des Herzogs Karl Auguſt von Weimar, der als preußiſcher General ins Feld zog, ein Offizier vom Generalſtab desſelben alſo heraus: „Bis jetzt hat der Feind keinen Schritt gethan, den wir ihm nicht vorgeſchrieben. Unſere Operationen ſind ſo kombinirt, unſere Korps ſo geſtellt, daß der Feind überall abgeſchnitten und in das ſtrategiſche Netz getrieben iſt. Napoleon iſt ſo gewiß unſer, als ob wir ihn ſchon in dieſem Hut hätten.“ Sprach's und wies mit dem Finger in ſeinen Hut und viele der gläubigen Zuhörer erhoben ſich auf den Zehen und guckten in den Hut hinein, als ſteckte der Bonaparte wirklich darin[38]). Zu dieſer Zeit hatte die preußiſche Hauptarmee in der Stärke von 70,000 Mann und unter dem unmittelbaren Befehl des Generaliſſimus Braunſchweig zwiſchen Erfurt und Weimar Stellung genommen. Rüchel ſtand zwiſchen Eiſenach und Gotha, Blücher zwiſchen Eiſenach und Kreuzburg; Beide ſollten ſich aber ebenfalls gen Erfurt heranziehen. An der obern Saale bis Jena hinab breitete ſich, die Vorhut bis Rudolſtadt vorgeſchoben, die zweite, über 50,000 Mann ſtarke Armee unter den Befehlen Hohenlohe's aus. Die ganze preußiſch-ſächſiſche Streitmacht war über einen Längenraum von 18 Meilen hin verzettelt, weil die Auguren des Hauptquartiers noch fortwährend vom „Ueberflügeln“ und „Umfaſſen“ Napoleons orakelten, während derſelbe die etliche Tauſende von Vortruppen, welche unter Tauenzien bei Hof geſtanden, am 7. Oktober ſchon zurückgedrängt hatte und ſich anſchickte, raſch durch das ihm pfiffiger Weiſe offengelaſſene Loch zwiſchen der Saale und dem Erzgebirge zu Gewaltſchlägen auf die Ueberflügler und Umfaſſer vorzubrechen.

Seiner allſeitigen Ueberlegenheit bewußt, hatte er zum Voraus das Vollgefühl des Erfolgs, welchem er Worte lieh, die wieder ſchon ſtark nach dem Uebermuth des Kaiſerwahnſinns ſchmeckten, immerhin jedoch unendlich berechtigter waren als die preußiſchen Windbeuteleien. Er ſchrieb am 18. und 20. September aus Saint-Cloud an ſeinen Bruder Joſeph: „Es kann ſein, daß binnen acht oder zehn Tagen der Handel mit Preußen beigelegt wird. Wenn nicht, werde ich die Preußen in den erſten Treffen dermaßen ſchlagen, daß binnen wenigen Tagen Alles zu Ende ſein wird. Ihr braucht Euch gar nicht zu beunruhigen. Ihr werdet mit der Nachricht von meiner Ankunft bei der Armee und von dem Beginn der Feindſeligkeiten zugleich die von meinen Erfolgen erhalten.“ Gegen ſeinen Bruder ſprach er um dieſe Zeit auch Anſichten über Kriegskunſt und Kriegsführung aus, die in ihrer lapidariſchen Gedrängtheit und Beſtimmtheit einen ſo charakteriſtiſchen Gegenſatz zu den Schwarbeleien bilden, womit die Tiftler und Düftler im preußiſchen Hauptquartier die Zeit vergeudeten. („Tout l'art de la guerre consiste dans une defensive bien ordonnée et extrêmement circonspecte, et dans une offensive audacieuse et rapide.“ — „L'art de la guerre est de disposer les troupes de manière qu'elles soient partout à la fois.“ — „L'ennemi ne se place pas sans qu'on le reconnaisse; mais il ne faut pas calculer théorétiquement ce qu'on veut faire, puisque cela est subordonné à ce qu'a fait et fera l'ennemi.“) Joſeph genoß, beiläufig bemerkt, zu dieſer Zeit noch das höchſte Vertrauen des Imperators, in welchem, wie man mit einer gewiſſen melancholiſchen Befriedigung wahrnimmt, zu dieſer Zeit der Deſpot den Menſchen noch nicht ganz verdrängt hatte. Er hegte noch brüderliche Gefühle, die nachmals wie alles Edlere ſeiner Natur in den höher und höher ſchwellenden Wogen des Kaiſerwahnſinns ſpurlos untergingen; ja, er konnte ſogar noch zärtlich ſein, im beſten Sinne des Wortes. Viele ſeiner Briefe an ſeinen Stiefſohn Eugen, den er zum Vicekönig von Italien gemacht hatte, beweiſen das und wir fühlen uns menſchlich angemuthet, wenn der Kaiſer mitten unter den Arbeiten und Unternehmungen des Jahres 1806 Muße und Stimmung findet, an Eugen zu ſchreiben: „Es macht mich glücklich, wenn ich Gelegenheit finde, Euch Beweiſe von meiner Freundſchaft zu geben. Nichts kann die Zuneigung erhöhen, die ich für Euch habe. Mein Herz kennt nichts Lieberes als Euch. Dies Gefühl iſt unerſchütterlich. So oft ich Euch Talent entwickeln ſehe und Gutes von Euch höre, empfinde ich eine freudige Genugthuung.“ Es gewährt einen tiefen Einblick in das menſchliche

Weſen überhaupt und in das napoleoniſche im Beſonderen, wenn man neben ſolchen Aeußerungen väterlicher Güte Herrſcherworte voll Menſchen- und Völkerverachtung von Napoleons Lippen fallen hört, wenn er z. B. in einem Schreiben an Eugen über ſeine Landsleute, die Italiener, dieſes herbe Urtheil fällt: „Ihr thut Unrecht, wenn Ihr wähnt, die Italiener ſeien wie die Kinder. Es ſteckt böſer Wille in ihnen. Laßt ſie nicht vergeſſen, daß ich ihr Herr bin und thun und laſſen kann, was ich will. Das iſt nothwendig für alle Völker, ganz beſonders aber für die Italiener, welche nur der Stimme des Befehls gehorchen. Ihr werdet von ihnen nur ſoweit geachtet werden als Ihr von ihnen gefürchtet ſeid, und ſie werden Euch nur fürchten, ſofern ſie wahrnehmen, daß ihr treuloſer und tückiſcher Charakter Euch bekannt iſt. Im Uebrigen iſt Euer Syſtem ſehr einfach: der Kaiſer will es.“ 38) . . . Am 25. September von Saint-Cloud abgereiſ't, nahm Napoleon zu Mainz und Würzburg die Aufwartung ſeiner deutſchen Satrapen entgegen. In Franken vereinigte er ſeine Heermaſſen, zu deren Unterhalt er nur die Bagatelle von 80,000 Francs mit über den Rhein gebracht hatte 39). Er wußte, daß vermöge der ſo zu ſagen künſtleriſch ausgebildeten Requiſitionstechnik ſeine Soldaten in Feindesland nicht verhungern würden, während dagegen die preußiſchen, ſo ſchlau war das preußiſche Verpflegungsweſen eingerichtet, in Freundesland Hunger litten. Um zu verſtehen, wie ſehr dieſer Umſtand nach der Kataſtrophe vom 14. Oktober zur völligen Auflöſung der preußiſchen Armee beitragen mußte, braucht man ſich bloß jene Szene zu vergegenwärtigen, die am Abend des 15. Oktobers zu Sömmerda ſtattfand. Hier nämlich verſuchte der General von Kalkreuth mittelſt eines Parolebefehls die auf dem Rückzug aus Rand und Band gegangene Ordnung wiederherzuſtellen und ſagte darin unter Anderem: „Es ſoll den Truppen Brot ausgegeben werden, und wenn kein Brot da iſt, ſoll ihnen der Brotgroſchen gegeben werden.“ Da aber weder die Brotwagen noch

Geld zum Brotkaufen vorhanden, ſo überſetzte der Prinz Auguſt von Preußen, der die Kolonne führte, den Befehl ſehr richtig: „Gebt den Leuten Geld, das ihr nicht habt, damit ſie Brot kaufen, wo keins zu kaufen iſt“[61]. In Bamberg angelangt, erhielt der Franzoſenkaiſer am 7. Oktober das preußiſche Ultimatum, welches, ſo Preußen nicht zum Kriege verſchreiten ſollte, forderte, daß der Bildung eines norddeutſchen Bundes kein Hinderniß mehr entgegengeſtellt, daß die Feſtung Weſel an das Großherzogthum Berg, die drei weſtphäliſchen Abteien an Preußen zurückgegeben würden und Napoleon ſeine ſämmtlichen Truppen unverzüglich aus Süddeutſchland über den Rhein zurückzöge. Die Antwort Napoleons auf dieſen „véritable délire de la Prusse“ war ein übermüthig-höhniſches Auslachen in Form einer Proklamation an ſeine Soldaten und — „comme on dit qu'il y a une belle reine qui veut être témoin de combats“, eine erſte, noch ziemlich anſtändige Probe der zügelloſen Schmähungen, womit der große Bülletiniſt ſpäter die Königin Luiſe bebülletiniſirte — der Marſchbefehl an ſeine Marſchälle, welcher raſchen Vollzug fand. Der franzöſiſche Gewalthaufe in der Stärke von etwa 90,000 Mann drang demnach auf der Leipziger Straße vor und die beiden Flügelkolonnen ſetzten ſich gleichzeitig in Marſch, die linke auf Koburg, die rechte auf Hof gerichtet. Am Abend des 9. Oktobers war die Kolonne des Centrums, unter des Kaiſers unmittelbarem Befehl, auf den Straßen von Auma, Neuſtadt und Pößneck angelangt und ſtand Bernadotte mit ſeinem Korps zu Oettersdorf, Davout zu Lobenſtein, während die rechte Flügelkolonne unter Soult und Ney die Gegend von Hof und Münchberg, die linke unter Lannes und Augereau die Gegend von Rudolſtadt erreicht hatte. Auf dieſer Seite fiel, während Napoleon in ſeinem Hauptquartier zu Ebersdorf Erkundungen einzog und ſeinen Angriffsplan feſtſtellte, der erſte Schlag.

Es iſt der Fluch der elenden deutſchen Verhältniſſe, daß nur beim ſeltenſten Zuſammentreffen einer Menge von glücklichen Umſtänden ein großartiger öffentlicher Charakter ſich entwickeln kann. In dieſer Jammerſeligkeit von Staatsleben ohne nationalen Mittel- und Brennpunkt gedeihen nur die Mittelmäßigkeiten und allenfalls die Gauner, die Mucker und Ducker, die Fuchſer und Druckſer. Der arme Prinz Louis! Er hätte das Zeug gehabt, in England ein großer Parteiführer im Parlament, in Rußland eine Art von Suworow oder wenigſtens ein Potemkin, in Frankreich ein Stück Danton oder ein glänzender napoleoniſcher Marſchall zu werden. In Deutſchland brachte er es nur zum Gensdarmenofficier mit genialem Anſtrich. Der preußiſche Alkibiades hatte ein Herz und liebte ſein Vaterland. Oft hatte er im Rahel'ſchen Kreiſe geſagt: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht. Wenn wir ſolch' Unglück haben, ſterb' ich" — und bevor er nach Jena ging und von da nach Rudolſtadt, um den Befehl über die Hohenlohe'ſche Vorhut zu übernehmen, hatte er am 11. September von Leipzig aus an die Freundin geſchrieben: „Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei Avantgarde-Chefs gehabt, des Generals Blücher, des Generals Rüchel und mir. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß ſoll es gehalten werden — beſtimmt das Leben daran zu ſetzen und dieſen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet oder politiſche Freiheit und liberale Idee auf lange erſtickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben. So ſoll es ſein! Was iſt dieſes erbärmliche Leben? Nichts, auch gar Nichts. Alles Schöne und Gute verſchwindet, erhaben iſt das Schlechte und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle ſchönen Hoffnungen von unſeren Herzen. So muß es in dieſem Zeitalter ſein, denn es erſtarben auch alle menſchenbeglückenden Ideen. Nur das Erbärmliche blieb, nur dieſes ſiegt, warum alſo ſich beklagen, wenn im Kleinen geſchieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!"*) In ſolcher vorweggenommener Stim-

Stimmung ging der Prinz am 10. Oktober in das Gefecht von Saalfeld, welches ein halbwegs guter General vermieden haben würde, weil der Gegner, Marſchall Lannes, ſo überlegene Streitkräfte entwickelte, daß von einem ausreichenden Widerſtande gar keine Rede ſein konnte. Der Prinz aber, mehr Soldat als General, nahm das Gefecht an, weil er — ſo wird bezeugt[63]) — wähnend, dem brauſenden Reitermuth ſei Nichts unmöglich, um jeden Preis dem Feinde einen erſten Schlag verſetzen wollte, in dem guten Glauben, Oeſtreich könne durch irgend einen erheblichen Erfolg der preußiſchen Waffen zum Losſchlagen gegen Napoleon vermocht werden; oder aber, weil er — ſo iſt mit Grund zu vermuthen — durch das, was er in den Hauptquartieren zu Erfurt, Weimar und Jena geſehen und gehört, zu der verzweiflungsvollen Ueberzeugung gebracht worden, es ſei Zeit, den „Fall ſeines Landes“ nicht zu überleben. Heldiſch bemüht, ſeine vor dem übermächtigen Feinde weichenden Truppen wieder zum Stehen zu bringen, erhielt er im dichteſten Handgemenge erſt einen Säbelhieb in den Hinterkopf, dann einen Degenſtoß durch die Bruſt. Sein nach verlorenem Treffen auf der Walſtatt nackt gefundener Leichnam zeigte dreizehn Hieb- und Stoßwunden. Als man dem Marſchall Lannes des Prinzen Tod meldete, ſagte er: „Diable, voilà qui est bon; cela ſera une sensation à l'armée“[64]).

Ja, wohl machte es Senſation, aber mehr in der preußiſchen als in der franzöſiſchen Armee. In Wahrheit, die Hiobspoſt von Saalfeld war eine Bombe, ſo wuchtig auf die Eiterbeule der preußiſchen Heerzuſtände niederfallend, daß die Beule platzte. Denn ſo darf man doch wohl ſagen, wenn die Auflöſung der Armee von innen heraus ſchon ſo weit vorgeſchritten war, daß am 11. Oktober im Hauptquartier zu Weimar eine Deputation von Offizieren beim General Kalkreuth erſchien, um denſelben zu beſchwören, das Oberkommando an ſich zu nehmen. Denn „die Krone des Königs ſtände in Gefahr, wenn der Herzog von Braunſchweig noch länger den Oberbefehl behielte, weil derſelbe weder wüßte, was er thäte, noch was er wollte, weder wo er ginge, noch wo er ſtände, und, um die Verwirrung auf's Aeußerſte zu bringen, ſich mit dem Oberſt Scharnhorſt überworfen habe"[65]). In denſelben Stunden erfuhr Napoleon zu Auma, daß die Hauptmacht der Preußen noch auf dem linken Saalufer bei Erfurt ſich befände, und kam zu dem Schluß, die feindlichen Streitkräfte würden ſich hinter der Saale oder Ilm zuſammenziehen. Seinen hierauf berechneten Angriffsbeſtimmungen zufolge vollzog die geſammte franzöſiſche Armee eine Linksſchwenkung, ſo daß das Centrum, mit Ausnahme der Kaiſergarde, mit welcher Napoleon auf Gera marſchirte, zum linken Flügel und der bisherige linke Flügel zum Centrum wurde. In Folge dieſes ſtrategiſchen Schachzugs wurden die „Ueberflügler" in spe zu Ueberflügelten in re, waren die Preußen von ihren Stammlanden abgeſchnitten und lagen die Straßen nach Dresden und Berlin den Franzoſen offen. Dieſe ſtanden nun — der Kaiſer mit den Garden, die Korps von Ney, Bernadotte, Soult und Davout, ferner Murat mit der Reſervekavallerie, wozu noch Lannes und Augereau von Saalfeld herſtießen — auf dem rechten Saalufer, in der Stärke von 150,000 Mann, alſo mit überlegener Macht, zu einem Entſcheidungsſchlag bereit, während das Hauptheer der Preußen bei Weimar nicht wußte, wo ein oder aus, das Nebenheer unter Hohenlohe um Jena her taſtete, das Rüchel'ſche Korps bei Bechſtädt ſtand, und das des Herzogs von Weimar im Thüringer Gebirge ſteckte, alle vereinzelt, ohne geſicherte Verbindung unter einander, brüchige, bröckelnde Theile einer auseinanderfallenden Maſchine, deren Zuſammenſtoß mit der napoleoniſchen, wo Alles klappte und in einander griff, erbarmungswürdig ſein mußte. Wenn im preußiſchen Hauptquartier noch ein Funke von Verſtand vorhanden oder wenigſtens in Geltung geweſen wäre, ſo hätte man ſich Angeſichts der Sachlage augenblicklich entſchließen müſſen, das Einzige zu thun, was man noch mit Ausſicht auf Erfolg thun konnte, nämlich, ohne eine Schlacht zu liefern, mit der ganzen Armee von Weimar und Jena aus einen geordneten Rückzug nach Magdeburg anzutreten, um von dort die Oder zu gewinnen und den Ruſſen Zeit zu laſſen, heranzukommen. Dadurch wäre nicht nur die Möglichkeit gegeben geweſen, die numeriſche Ungleichheit der Streitkräfte auszugleichen, ſondern auch die weitere, ſchon jetzt eine Strategie in Anwendung zu bringen, an welcher ſpäter, i. J. 1812, ſelbſt der Genius Napoleons erlahmte.

Man muß Braunſchweig die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu ſagen, daß ihm dieſer Ausweg vorſchwebte; aber von beſtimmter Faſſung und feſter Durchführung eines Gedankens war ja auf preußiſcher Seite keine Rede mehr, ſeit die vor etlichen Tagen oder Stunden ſogar noch tiefverachteten Franzoſen ſo wenig Umſtände machten, ſeit „dieſejenigten Sansculotten“ friſchweg „rann uff de Plaine“ kamen. Als endlich kein Zweifel mehr möglich, daß der Feind durch das Saalthal herandringe, und man in öſtlicher Richtung bereits überflügelt ſei, kam man in Weimar zu dem Entſchluß, ſich mit dem Gewalthaufen gegen die Unſtrut hin in Marſch zu ſetzen, um zwiſchen der Saale und Elbe ein geeignetes Schlachtfeld zu ſuchen. Während dieſes ihres Linksabmarſches ſollte die Flanke der Hauptarmee durch Hohenlohe gedeckt werden, der deßhalb bei Jena ſtehen bleiben mußte. Allein Napoleon hatte dafür geſorgt, daß die Preußen das geſuchte „geeignete“ Schlachtfeld nicht erreichten. Die Hauptarmee, am Abend des 13. Oktobers von Weimar aufgebrochen — Blücher als Vorhutführer mit ſeinem Huſarenregiment voran — gelangte nur bis Auerſtädt. Davout war ihr in Beſetzung des Köſener Paſſes zuvorgekommen, hatte die Höhen auf dem linken Ufer der Saale mit ſeinen Truppen garnirt und eine ſeiner Diviſionen auf der Hochfläche bis Haſſenhauſen vorgeſchoben. Am Morgen des 14. Oktobers entſpann ſich hier die Schlacht von Auerſtädt und zu gleicher Zeit, in der Entfernung von vier Stunden, die Schlacht von Jena. Dieſe Stadt war Tags zuvor von den Franzoſen beſetzt worden und ſie hatten auch, ohne nennenswerthen Widerſtand zu finden, die ſteilen Ränder der Hochebene erklettert, welche ſich nördlich von Jena ausbreitet. Der Paſtor Putſche aus Wenigenjena hatte ihnen, durch Todesandrohungen gezwungen, die Wege und Stege durch die gewundenen Schluchten des Rauthals weiſen müſſen 65*). Napoleon traf an demſelben Tage ein, und weil er die Hauptmaſſe der Preußen hinter Jena zu finden erwartete, hatte er überlegene Streitkräfte auf dieſen Punkt hergelenkt. Bei Jena focht demnach das aus Preußen und Sachſen beſtehende Heer Hohenlohe's ungeſchickt und unglücklich gegen eine ſehr beträchtliche feindliche Uebermacht, bei Auerſtädt ſchlugen ſich die Preußen noch ungeſchickter und unglücklicher gegen eine ſehr beträchtliche Minderzahl und konnten zu ihrer Entſchuldigung nur etwa anführen, daß gleich einer der erſten feindlichen Gewehrſchüſſe dem im Nebel zur Erkundung des Feindes vorgerittenen Herzog von Braunſchweig beide Augen wegputzte und der alſo verwundete Obergeneral das Geheimniß ſeines Schlachtplans, wenn er nämlich überhaupt einen hatte, mit auf ſeine jammervolle Flucht nahm, um denſelben mit Allem, was vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand noch geblieben, in ſeinem ruhmloſen Grabe zu Ottenſen zu verbergen. In derſelben Stunde, wo bei Auerſtädt der preußiſche Generaliſſimus tödtlich verwundet wurde, warf Napoleon bei Jena ſeine Diviſionen aus dem Saalethal auf die Hochebene hinauf, nachdem er bei Tagesanbruch die Soldaten angeredet und ein enthuſiaſtiſches „En avant!“ zur Antwort erhalten hatte.

Einer der bedeutendſten Kriegskünſtler der napoleoniſchen Zeit hat das Facit der Doppelſchlacht von Auerſtädt-Jena ſo gezogen: — „Die Verwundung des Herzog von Braunſchweig ſtörte jede Diſpoſition und die Rathloſigkeit der übrigen Führer jeden ferneren Zuſammenhang in einem ohnehin keinem recht beſtimmten Vorhaben entſprechenden Unternehmen. Einzeln ſchritt man zum Angriff und einzeln wurde man zurückgeworfen. Man hatte es, ohne dies zu wiſſen, nur mit dem Korps des Marſchalls Davout allein zu thun und dieſem war bei der Sache gar nicht wohl zu Muthe. Endlich faßte er den Entſchluß, eine ſeiner Diviſionen den Preußen in die linke Flanke zu ſenden. Dieſe Maßregel imponirte und man ſchritt zum Rückzuge. Erſt durch dieſen löſ'te ſich in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober die militäriſche Haltung der Armee auf, da die Flüchtlinge von Jena ſich mit den Retirirenden von Auerſtädt kreuzten. Die Niederlage bei letzterem Orte beruhte auf Illuſion; die Auflöſung wurde aber poſitiv und dem unwillkürlichen Inſtinkt nachgebend, in der dem Feinde entgegengeſetzteſten Richtung abzuziehen, geriethen die Truppen des Hauptkorps über Weimar nach Erfurt, wohin auch die mehr rechts im thüringer Gebirge geſtandenen Abtheilungen des Generals Tauenzien und des Herzogs von Weimar ſich zogen. Als nun der Feind Erfurt erreichte, kapitulirte darin eine durch Flüchtlinge bedeutend verſtärkte Garniſon, was auf die noch außerhalb befindlichen Heerſchaaren ſehr erſchütternd wirkte, und nun *floh* Alles nach Magdeburg, wohin man früher *marſchiren* konnte“ 66).

Aber wir müſſen es über uns bringen, noch etliche Augenblicke auf den beiden unſeligen Schlachtfeldern zu verweilen. Denn ohne Auerſtädt-Jena verſteht man die Katzbach, Dennewitz, Leipzig, Paris, Ligny und Waterloo nicht, — verſteht man nicht, welche Arbeit, welches Verdienſt es geweſen iſt, die Preußen von 1806, trotz einem Friedrich Wilhelm dem Dritten, zu den Preußen von 1813 zu machen, — verſteht man endlich auch nicht die von da ab raſend raſche Steigerung des napoleoniſchen Kaiſerwahnſinns. Von dem Tag an, wo es ihm ſo leicht geworden, binnen wenigen Stunden die Monarchie Friedrichs des

Großen in den Herbſtkoth von Auerſtädt-Jena zu ſtampfen, mußte dieſer Mann Nichts mehr für unmöglich und ſeinen Ausſpruch: „Impossible? c'est le mot d'un fou“ — für eine Wahrheit halten. Von Auerſtädt-Jena weg rannte er mit wenigen Sturmſchritten zur Skalahöhe ſeines Glückes hinan, welche Erfurt heißt. Vom 14. Oktober 1806 ab ward ſeine Menſchen und Völker verachtende Vermeſſenheit zur Beſeſſenheit, welche ihm die Fata Morgana der Weltherrſchaft, den Weltreichstraum zu einer Wirklichkeit umlog, welche binnen wenigen Jahren ihm gehören müſſe.

Wie Alles auf preußiſcher Seite auf den nebeligen Walſtätten von Auerſtädt und Jena nebelhaft erſcheint, ſo tritt auch die Thätigkeit unſeres Gebhard Lebrecht an dieſem Unheilstage nicht ſo ſcharfumriſſen hervor, wie zu wünſchen wäre. Wir hören nur und wiſſen daher auch nur weiterzuſagen, daß er ſich bei Auerſtädt als wackerer Reiterführer gebärdete, daß er beim Beginn der Schlacht mit 25 Schwadronen zwiſchen den Dörfern Poppel und Tauchwitz auf die Franzoſen einbrach, daß aber dieſer Kavallerieſtoß, wie ein ſpäter gegen den rechten Flügel des Feindes bei Bunſcherau unternommener, wobei dem General das Pferd unterm Leibe erſchoſſen ward, an den ſtandhaften Vierecken der franzöſiſchen Infanterie ſich gebrochen hat. Ferner, daß, als beim Erſcheinen einer feindlichen Diviſion auf der linken Flanke der Preußen, der Tag unerhört voreilig verloren gegeben wurde, Blücher in höchſter Erbitterung hierüber im Gewühl den König aufſuchte, ihm zu ſagen, daß ja noch ganze Abtheilungen preußiſcher Truppen unberührt und ſchlagfertig ſeien, und zugleich um die Ermächtigung nachzuſuchen, mit der geſammten Reiterei ſofort einen Verſuch machen zu dürfen, das Schickſal des Tages wiederherzuſtellen. Friedrich Wilhelm, der ſich in der Schlacht als ein furchtloſer Mann benommen, hatte entfernt nicht das Zeug, eine Armee zu befehligen und gar vollends inmitten eines ſolchen Tumults den Heerbefehl raſch und entſchieden zur Hand zu nehmen. Er folgte Dieſem, er folgte Jenem und leider war, wie es ſcheint, unter ſeinen Rathgebern in dieſer kritiſchen Stunde nur **ein** Blücher. Dieſer erhielt zwar die erbetene Erlaubniß, aber er kam, obgleich in vollem Galopp zu ſeinen Reitern gerannt, nicht mehr dazu, ſie abermals vorzuführen, weil zuvor Gegenbefehl vom König einlief, welcher, in dem verhängnißvollen Wahn, es mit der ganzen Macht Napoleons zu thun zu haben, nur noch im Rückzuge Heil ſah. Blücher deckte ſelben mit der Reiterei. Wie ſehr Friedrich Wilhelm von dem berührten Wahn beherrſcht war, verräth der Umſtand, daß er, obſchon die Verfolgung Seitens der Franzoſen anfänglich nur ganz läſſig betrieben wurde, bei der Ankunft in Sömmerda zu ſeinem Reitergeneral ſagte: „Blücher, wir können einander Glück wünſchen, daß wir ſo durchgekommen ſind“[67].

Die Verwirrung bei Auerſtädt muß gränzenlos geweſen ſein. Selbſt hellſichtige und beſonnene Männer, welche mit dabeigeweſen, haben darum nur ganz dürftige und wirre Erinnerungen aus der Schlacht mitgenommen. „Es war — meldet ſo Einer — ein Nebel, daß man nicht zehn Schritte vor ſich ſehen konnte. Der Feind, von dem man nur erfahren, daß er bei Haſſenhauſen bivouakire, ſollte angegriffen werden, und da links abmarſchirt war, ſollten die Truppen ſich allmälig rechts in Linie ſetzen. Kaum begann dies mit der Brigade des Generals von Schmettau, ſo kam das Regiment Königin-Dragoner en debandade zurück; es war geworfen worden. Die Reſervekavallerie, welche General Kalkreuth kommandirte, ſetzte ſich in Marſch. Wir marſchirten durch den Predigergarten und formirten uns in Linie. Wir zogen uns erſt ganz links, mußten dann rechtsum machen und die zwei Gräben der Chauſſee von Auerſtädt nach Naumburg überſpringen, ſo daß wir auf einer Höhe zu ſtehen kamen. Hier blieben wir lange halten, Garde du Corps, Gensdarmes, Küraſſiere. Plötzlich wurden wir vor geholt, gingen in Linie vor und ſollten ein großes Quarré attakiren, was nicht glückte. Warum, weiß ich nicht. Es iſt wahr, wir bekamen die ganze Salve der Infanterie, ſie that uns aber nicht viel. Unwillkürlich machte aber Alles linksum und ſo war ein wahres Spießruthenlaufen vor dem Quarré. Auf einmal hieß es, die Bataille ſei verloren und die Kavallerie ſollte die Arrièregarde machen“[66]. Ein anderes Auerſtädter Nebelbild: — „Unſer Küraſſierregiment hatte ſich (nach der erſten mißlungenen Attake) wieder ziemlich geordnet, und da mir ein abermaliger Angriff auf die feindliche, uns gegenüber haltende Kavallerie unerläßlich ſchien, ritt ich hin, um Etwas darüber zu erfahren, fand es aber dort jämmerlich beſtellt. Der General war bleſſirt zurückgeritten, der Kommandeur Oberſt Kl. aber nicht zu finden. Oberſt R., in der peinlichſten Verlegenheit und Unentſchloſſenheit, was zu thun ſei, ritt hin und her, fragte Dieſen und Jenen und faßte auf Zureden wohl einmal ein Herz, um: „Marſch, vorwärts!“ zu kommandiren, aber mit ſolcher Unſicherheit, daß man gleich merkte, wie es ihm kein rechter Ernſt war, und Niemand ſich deßhalb berufen fühlte, Folge zu leiſten, während Major M. ſeine Unfähigkeit unter erkünſteltem ironiſchen Lächeln zu verbergen ſuchte und that, als wiſſe er wohl, was geſchehen müßte, wenn er nur dürfte. Major S. hatte den beſten Willen und empfand den tiefſten Schmerz über dieſe Zuſtände, wagte es aber nicht, ſeine untergeordnete Autorität geltend zu machen. Daß die Befehle, was geſchehen ſollte, von Oben kommen müßten, diente Allen zum Vorwande, ſich bis dahin ruhig zu verhalten; von Oben aber erfolgten keine Befehle“[67]. Auf der Hochebene von Jena nebelte es gerade ſo. „Es war eine Lücke in der Infanterie entſtanden, ſie mußte deßhalb rechts ſchließen und Fürſt Hohenlohe — deſſen Adjutant von der Marwitz hier ſpricht — befahl, daß die Reiterei folgen ſollte. Das Regiment Gettkandt Huſaren, welches ſeit dem ſiebenjährigen Kriege einen gerechten Ruf behauptet hatte, hielt im Kanonenfeuer, als ich obigen Befehl überbrachte. Oberſt Hengel, der Kommandeur, fragte ängſtlich, ob er ſich nicht aus dieſem gewaltigen Feuer zurückziehen ſolle, und hatte eigentlich recht; denn es wäre beſſer geweſen, wenn das Regiment nicht ſo exponirt hielt. Indeſſen war es ſchon gefährlich, das Wort „zurück“ nur auszuſprechen, und mir blieb daher Nichts übrig als den überbrachten Befehl zu wiederholen. Der Oberſt war ſo außer Faſſung, daß er fragte: Wie ſoll ich es denn machen? — Sie kommandiren mit Vieren rechtsum und marſchiren, bis ſie wieder an die Infanterie heran ſind. — Gut, gut: ſagen Sie mir nur immer, wie ich kommandiren ſoll: ich will es ja gern thun. Er kommandirte und das Regiment zog ſich rechts. Jetzt iſt es Zeit, Front zu machen, ſagt' ich. — Ja, ja: aber nach welcher Seite? — Heiliger Gott, dahin, wo der Feind ſteht und wo die Kugeln herkommen.“ Fürwahr, es wäre zu ſchmachvoll für den deutſchen Namen, wenn aus dieſem Nebeldüſter nicht auch da und dort ein Lichtbild hervorträte. Der Fähnrich Eberhard, ein kaum dem Knabenalter entwachſener Offizier, brachte bei Vierzehnheiligen ein Bataillon vom fliehenden Regiment Sanitz wieder zum Stehen. Als Ordonnanz zum Fürſten Hohenlohe kommandirt, jagt er auf den mit der Fahne fliehenden Junker zu: — „Was, du biſt auch ſo ein Hundsfott, daß du mit der Fahne davonläufſt? Pfui, ſchäme dich!“ Spricht's, entreißt dem Feigling das Banner, pflanzt es neben ſeinem kleinen Pferd in den Boden und ruft: „Hier, Kameraden, hier iſt eure Fahne! Lauft nicht wie die Schurken, kommt her, ſammelt euch um mich und zeigt, daß ihr Preußen ſeid!“ Mitten unter Tauſenden von Flüchtlingen, unabläſſig vom Feinde angegriffen und niemals erſchüttert, ging das ſächſiſche Grenadierbataillon „Aus dem Winckel“ vollkommen geordnet, „in mäßigem Schritt und mit klingendem Spiele zurück. In einem offenen Quarré bot es dem Feinde die Spitze, ſo oft er ihm nahe kam, und weder das vielfach wiederholte Anreiten ſeiner Kavallerie noch die Kugeln der Tirailleure erſchütterten dieſe tapferen Leute. Sobald das Bataillon Luft hatte, ward Trupp geſchlagen und es zog mit Muſik wie auf dem Exercirplatz ab; kam der Feind wieder heran, ein Wirbel, und Alles ſtand ſchlagfertig“ [70]. Aber ſolche vereinzelte Lichtblicke verquellen raſch wieder in dieſem dicken Nebel vom 14. Oktober 1806, welcher nicht etwa nur preußiſchen Generalen und Oberſten auf den Schlachtfeldern von Auerſtädt und Jena den Sieg verbirgt, ſondern dort unten in der alten Univerſitätsſtadt an der Saale einem deutſchen Wolkenkukuksheimer die ganze Welt. Georg Friedrich Wilhelm Hegel hat unter dem Kanonendonner von Jena ſeine „Phänomenologie des Geiſtes“ vollendet und eilt — was kümmern den Mann der Idee die Phänomene der Wirklichkeit? was geht den Bürger von Wolkenkukuksheim das deutſche Vaterland an? — ja, er eilt, ſein Manuſkript ſeinem Verleger zu bringen, als ihn franzöſiſche Soldaten auf der Straße aufhalten, ihm ad oculos demonſtrirend, daß es im Menſchenleben Augenblicke gebe, wo nicht alles Wirkliche ſchlechthin vernünftig ſei. Freilich, in ihrer Art waren die franzöſiſchen Voltigeurs auch vernünftig, ſehr vernünftig. Als ſie geſtern einem Kollegen unſeres Philoſophen, dem ehrwürdigen Griesbach, das Haus ausplünderten, bewieſen ſie das. „Ich empfing ſie vollkommen gelaſſen und freundlich — meldet der gute Theologe — und demonſtrirte ihnen, ich ſei ein Gelehrter und die große Nation führe nicht mit den Wiſſenſchaften und den Dienern derſelben Krieg, ſondern ſchütze beide. Unterdeſſen holten ſie mir und dem alten D. Uhr und Börſe und dem armen W., obgleich ich ſchrie, er ſei ein unglücklicher Blinder, worauf ich zur Antwort erhielt, aber ſie ſeien clairvoyans — ſeine wenige Baarſchaft aus der Taſche und ſetzten mir auseinander, ihr métier ſei, de faire la guerre, und das könne man nicht umſonſt thun“ [71].

Ja, die Sieger machten keine Umſtände und thaten ihr

Metier nicht umſonſt. Am allerwenigſten der Oberſte der Sieger. Wenige Tage nach der Doppelſchlacht erklärte er laut, jeder neue Erfolg würde die Härte der Bedingungen ſteigern, die er Preußen auferlegen wolle, und die Kehrſeite zu ſolchem Uebermuthe bildete der Kleinmuth in der Umgebung Friedrich Wilhelms, wo, wie uns ein Eingeweihter ſagt, alle Perſonen von Einfluß dem Könige riethen, ohne weiteren Widerſtand allen, ſelbſt den härteſten Bedingungen Frankreichs ſich zu unterwerfen 72). Das napoleoniſche Blitz- und Donnerwort „Ecraser“ flog nach Auerſtädt-Jena nur ſo in Deutſchland umher. „Das Haus Heſſen-Kaſſel hat zu regieren aufgehört! Das Haus Braunſchweig hat aufgehört zu regieren!“ An andern „Häuſern“ ſtreifte der Blitz bedrohlich nahe vorbei. So am Sachſen-Weimar'ſchen. Am Abend des Unglücksdienſtags von Jena ſaß Göthe in ſeinem Hauſe zu Weimar bei Tiſche, bis der näher und näher kommende Kanonendonner ihn aufſcheuchte. Er ging in den Garten hinunter, als der ungeheure Wirrwar des preußiſchen Rückzugs, nein, der wildeſten Flucht an der Mauer deſſelben hinraſ'te, — ein wüthendes Gewühl aller Waffengattungen, Geſchütze, Munitions- und Bagagewagen, Reiter zu Fuß und Infanteriſten zu zwei und drei auf einem Pferde. Als es zu dunkeln begann, ſtreiften franzöſiſche Chaſſeurs ſchon durch alle Straßen. Trommeln und Pickelflöten kündigten ſodann den Einmarſch der erſten franzöſiſchen Infanteriekolonne an, der ſogenannten Löffelgarde, — „wilde, bärtige Kerle in langen ſchmutzigen Leinwandkitteln und dreieckigen Hüten mit einem Löffel darauf.“ In der Dämmerung ſah man Göthe mit einem jungen franzöſiſchen Huſarenoffizier nach dem Schloſſe gehen: es war ein Sohn ſeiner Jugendgeliebten Lili. Folgte dann die furchtbare weimarer Plünderungsnacht, welche der guten „quabbeligen“ Chriſtiane Vulpius gegründeten Anſpruch gab, Frau Geheimräthin von Göthe zu werden; denn nur durch ihre entſchloſſene Dazwiſchenkunft wurde der Dichterkaiſer in dieſer Nacht den Fäuſten franzöſiſcher Marodeurs entriſſen, die vom Weine erhitzt, in ſein Schlafzimmer eingebrochen waren und dem Schöpfer des Fauſt in ihrer Weiſe das Kriegsrecht der großen Nation auslegten, die „ſtets an der Spitze der Civiliſation marſchirt.“ Am folgenden Tage, den 15. Oktober, zog Napoleon in Weimar ein. Die Herzogin Luiſe, in dieſen ſchrecklichen Stunden den ganzen Adel ihres Herzens bewahrend, empfing mit der würdigen Faſſung edelſter Weiblichkeit oben an der Schloßtreppe den Sieger. „Qui êtes-vous, Madame?“ runzelte er ſie an … Je vous plains, j'écraserai votre mari … Qu'on me fasse dîner dans mes appartements.“ Am folgenden Tage hatte er eine längere Unterredung mit der Herzogin. Anfangs noch im explodirend-napoleoniſchen Ton. „A cause de vous, Madame, je pardonne votre mari, ce fou, qui croit me faire la guerre.“ Worauf die Fürſtin beſcheiden, aber mit Feſtigkeit: „Der Herzog, mein Gemahl, hat nur ſeine Pflicht als preußiſcher General gethan.“ Der, welcher „Nichts anbetete als die Gewalt“, muß doch den Zauber empfunden haben, welcher ſo einer Frau innewohnt. Er ſtimmte ſeinen Ton beträchtlich herab, er ſpielte ſogar ſo zu ſagen den Frommen, indem er die Bemerkung hinwarf: „Croyez moi, Madame, il y a une providence, qui dirige tout et dont je ne suis pas que l'instrument“ — und in ſeine Gemächer zurückgekehrt, ſagte er zu Rapp: „Voilà une femme à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur“ [73].

Und unaufgehalten und unaufhaltſam weiter ging der Siegeslauf des Gewaltigen und ſchon am 25. Oktober ſchrieb er aus Potsdam an Joſeph: „Ich habe die preußiſche Monarchie vernichtet (écrasé); ich werde die Ruſſen vernichten (j'écraserai), wenn ſie herankommen, und ich fürchte die Oeſtreicher nicht.“ Er traf in den königlichen Schlöſſern Alles ſo, wie es die rechtmäßigen Beſitzer verlaſſen. Die ungeheure Kopfloſigkeit, welche dort herum graſſirte, hatte es nicht einmal dazu gebracht, auch nur die Privatpapiere der königlichen Familie zu retten, und ermöglichte es Napoleon, mit roher Hand in den Briefſchaften der Königin Luiſe zu wühlen. Im Arbeitszimmer Friedrichs des Großen zu Sansſouci hatte oder erkünſtelte er eine Anwandlung von Ehrfurcht. „Meſſieurs, ſagte er den Hut abnehmend zu ſeinem Gefolge, dieſer Ort verdient unſere Achtung“ (c'est un endroit qui mérite notre respect). Aber er gab doch dem Eitelkeitskitzel nach, den Degen des großen Todten als Trophäe nach Paris zu ſenden, und wann die Preußen i. J. 1814 kommen werden, denſelben zurückzufordern, wird es ſich zeigen, daß ein Schattenkönig Jérôme weſtphäliſchen Andenkens die Ehrloſigkeit begangen hat, die theure Reliquie vernichten zu laſſen. In einer der Nächte, welche Napoleon zu Charlottenburg zubrachte, wurde ihm übrigens ſein Schlaf verdorben. Die göttliche Komödie der Weltgeſchichte ermangelt ja zu keiner Zeit der komiſchen Zwiſchenſpiele. Stand da nämlich im Speiſezimmer Friedrich Wilhelms, hart neben dem Gemach, wo ſein Beſieger ſchlief, eine große Spieluhr, welche in vollem Chor geblaſene Trompeterſtücke täuſchend nachahmte. Um Mitternacht „geht das Spektakel los, Trompeten ertönen durch das Schloß, die Dienerſchaft, die Adjutanten, Napoleon ſelbſt fahren aus den Betten und Alle glauben an einen Ueberfall. Aber Alles iſt wieder ſtill und Niemand kann begreifen, wo alle die Trompeter geblieben ſind. Es werden Poſten ausgeſtellt, ein Theil der Diener und Adjutanten bleibt auf den Beinen und ſiehe, um 1 Uhr wieder derſelbe Lärm und zwar in einem der Zimmer. Man ſtürzt hin und ſo wird denn die unſchuldige Uhr überraſcht, ehe noch der Schabernack zu Ende war“74). Napoleon „der Große“, der „Ecraſeur“ der preußiſchen Monarchie, in dem Palaſt der erſten Königin von Preußen ſchlafend und von einer Spieluhr in Schrecken gejagt, — in der That „du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.“

Am 24. Oktober rückten die erſten franzöſiſchen Schaaren in Berlin ein, geführt von Davout, dem Sieger von Auerſtädt, dem, wie wir wiſſen, ergebenſten Sklaven ſeines Herrn, — für jetzt und für noch eine Handvoll Jahre. Denn es wird eine Zeit kommen, wo auch dieſer Sklave ſich empört, ſeine bis dahin gegen unterjochte Völker herausgekehrte Rauheit und Roheit gegen den bei Waterloo beſiegten Unterjocher herauskehrt und, von Belial-Fouché geſtachelt, ſo laut, daß es der in Malmaiſon zögernde und auf ein rückkehrendes Lächeln des Glückes harrende Entthronte hören muß, in Paris ſchreit: „Was, euer Bonaparte will nicht abreiſen? Er muß uns von ihm befreien! Wenn er nicht geht, verhaft' ich ihn mit eigener Hand“ 73) ..... Die Franzoſen wurden bei ihrem Einzug in der Hauptſtadt Preußens mit düſterem Schweigen empfangen. Aber die Beamtenſchaft ſtellte ſich den Siegern unweigerlich zur Verfügung: ſie war ja nur eine ſeelloſe Maſchine, der es gleichgültig ſein konnte, für wen ſie arbeitete. Der Hiobspoſt von Auerſtädt-Jena war ein Siegesgerücht vorangeflogen, wohl nur die Spiegelung ſelbſtgefälliger Hoffnungen. Um ſo zerſchmetternder traf der Schlag. Am Morgen des 18. Oktobers trat der „alte Heim“, damals eine der originellſten und bekannteſten Figuren Berlins, in das Wohnzimmer einer angeſehenen Bürgerfamilie. „Was bringen Sie Neues?“ tönte dem Hausarzt bänglichfragend entgegen. „Verdammt Schlechtes! Die Schlacht iſt verloren! Alles zum Teufel gelaufen!“ Die Hausfrau erblaßte. Der Hausherr in äußerſter Aufregung: „Ich glaubte, es ſei noch Nichts entſchieden; ſie ſtehen, heißt es ja, einander gegenüber wie die Mauern.“ Dagegen der alte Heim: „Nein, nein, nein; ſie ſind davongelaufen wie die Hundsfötter. Es iſt Alles verloren!“ In den Straßen ſtumme, gedrückte, fahrige Bewegung. Die Begegnenden hielten einander an, eifrig, aber leiſe mitſammen ſprechend. Das Gefühl der Trauer und Sorge allgemein. In der Behrenſtraße, unter den Fenſtern der Wohnung des Gouverneurs der Hauptſtadt, des Miniſters Grafen

Schulenburg-Kehnert, hatte ſich eine dichte Volksmenge verſammelt und wartete unter dumpfem Gemurmel auf Nachrichten. Der Herr Miniſter gab ſie in Form eines Maueranſchlags, in Schulenburg-Kehnert'ſchem Lapidarſtyl: — „Der König hat eine Bataille verloren. Die erſte Bürgerpflicht iſt Ruhe. Ich fordere hiezu alle Einwohner Berlins auf. Der König und ſeine Brüder leben . . .“ Die einziehenden Sieger von Auerſtädt-Jena fanden eine „dumpfe, todtenartige Stille in den Straßen“[76]. Aber für Solche, ſo Ohren hatten, zu hören, war in der Luft ein Schüttern und Krachen und Gellen, nicht vom Widerhall der franzöſiſchen Marſchtritte und Pickelflöten und Trommeln allein, ſondern auch und dröhnender noch vom Zuſammenſturz des Junkerſtaats Preußen und vom Hohnlachen eines Chors von Dämonen, welche über den Trümmern das klaſſiſche Schöpsgeblöke nachſpotteten: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“

## Viertes Kapitel.

# Blücher in Lübeck.

„Wer nie ſein Brot mit Thränen aß“ . . . Zu dieſen göthe'ſchen Klageſchrei einer gequälten Seele iſt die Königin Luiſe am 5. Dezember 1806 zu Ortelsburg ausgebrochen auf ihrer kläglichen Fluchtfahrt aus dem Hauptquartier zu Weimar über Berlin und Stettin nach Königsberg und Memel [77]. Man kann dich beklagen, ſchöne und gute Königin, und doch der Meinung ſein, daß es der Menſchheit wohlbekäme, wenn Könige und Königinnen ihr Brot häufiger „mit Thränen“ eſſen müßten, weil zu erwarten ſteht, daß ſie dadurch veranlaßt würden, darüber nachzudenken, woher das Brot komme und was es heißen wolle, daſſelbe herbeizuſchaffen. Es ſteckt mehr Philoſophie der Geſellſchaft in einem richtig angeſehenen Laibe Brot, als im ganzen Machiavelli, Montesquieu, Saint-Simon und Fourier. Königin Luiſe bekam unterwegs zwiſchen Weimar und Memel eine Ahnung davon. Sie hat auf dieſer Schmerzensreiſe überhaupt Viel gelernt. Unter Anderem, wie wir erfahren werden, daß die hochgelobte „Monarchie Friedrichs des Großen“ im J. 1806 eben nur noch eine kernloſe Hülſe war, ein Golem, ein Spuk. Lernen und erkennen heißt aber beſſer werden. Königin Luiſe beſtätigt den alten Satz, daß Unglück edle Naturen veredelt, während es gemeine vergemeinert. Leider machen die gemeinen die ungeheure Mehrzahl aus.

„Im Allgemeinen beſitzen nur Edelleute Ehre und Ehrgefühl und deßhalb müſſen, wo immer möglich, alle Offiziersſtellen dem Adel vorbehalten werden.“ Ah, Philoſoph von Sansſouci, si tacuisses ... Der Satz hätte dir nicht entwiſchen ſollen[78]. Der Spätherbſt von 1806 ſchrieb den Kommentar zu dieſer Vollblutjunkerweisheit, denn „alle Schuld rächt ſich auf Erden.“ Die Zeit war jetzt gekommen, wo die Herren, welche das Monopol militäriſcher Ehre zugetheilt erhalten hatten, dem alten Fritz ihren Dank abſtatteten, und der Dank hieß: Kapituliren! ... Wir müſſen ſie flüchtig mitanhören, dieſe widerliche, aber lehrreiche Kapitulationslitanei, in welche ſich zum Glück da und dort ein anderer Ton einflicht, ein Ton von Mannhaftigkeit und Pflichtgefühl.

Am Morgen des 16. Oktobers übertrug Friedrich Wilhelm zu Sondershauſen dem Fürſten von Hohenlohe den Befehl über die noch zuſammenhaltenden Trümmer der preußiſchen Streitkräfte und machte ſich dann gen Magdeburg, Berlin, Stettin und Königsberg auf. Der Rückzug der Armeereſte ſollte durch den Harz zur Elbe gehen. Der Nachtrab unter dem Kommando des Generals von Kalkreuth traf am Morgen des 17. Oktobers von Sömmerda ein. An der Spitze deſſelben marſchirte der Bruder des Königs, Prinz Auguſt. Bei ihm war Blücher, deſſen Reiterſchaar noch feſt zuſammenhielt. Unterwegs beim Defilée von Weißenſee war man auf die franzöſiſche Dragoner-Diviſion Klein geſtoßen, und obgleich dieſelbe nur 800 Pferde zählte, lag der paniſche Schrecken von Auerſtädt-Jena den Leuten ſo in den Gliedern, daß auch hier, ob zuerſt von Kalkreuth ausgeſprochen oder nicht, das Wort Kapitulation ſich hören ließ. Prinz Auguſt jedoch ſagte: „So lang' ich da bin, verbitt' ich mir, Etwas von Kapitulation zu hören. Was meinen Sie, Blücher? Ich denke, wenn man 12,000 Preußen bei ſich hat, kann man ſich wohl noch ſchlagen." — „Verſteht ſich. Nur mach' ich Ew. Kgl. Hoheit aufmerkſam, daß Se. Majeſtät der König vor ſeiner Abreiſe von Sömmerda befohlen hat, beim Zuſammentreffen mit den Franzoſen die Feindſeligkeiten nicht zuerſt anzufangen, da er bei dem Bonaparte einen Waffenſtillſtand beantragt hat. Greifen die Franzoſen an, ſo ſchlagen wir uns, das iſt klar." Nicht ganz klar jedoch iſt, wie bei dieſer Gelegenheit mit dem General Klein — welchem deßhalb Napoleon „simplicité" vorwarf — ein Waffenſtillſtand zuwegekam, demzufolge die Preußen unangegriffen ihren Marſch nach Sondershauſen fortſetzten[79]. Der napoleoniſche Bülletinismus wirft dem General Blücher vor, daß er bei Weißenſee die Franzoſen mit derſelben Münze bezahlt habe, womit ein Jahr zuvor Murat und Lannes an der Donaubrücke bei Wien den Fürſten Auersperg beſtochen hatten, mit der Vorſpiegelung eines Waffenſtillſtands nämlich. Dieſe Behauptung iſt aber eben nur eine bülletiniſche. Gewiß dagegen iſt, daß der herbeikommende Marſchall Soult die Uebereinkunft Kleins mit den Preußen verwarf und daß dieſe ihren Rückzug, welchen Blücher deckte, unter dem Feuer der Franzoſen in feſter Haltung von Sondershauſen gen Nordhauſen richteten, wo der wüſte Knäuel der flüchtigen Armee ſich zuſammenballte, um dann bei der Weiterflucht kläglich auseinanderzufahren.

Der ſiegreiche Imperator ſeinerſeits konnte nur verachtungsvoll lächeln, als er das von Luccheſini ihm überbrachte Waffenſtillſtands- und Friedensgeſuch des geſchlagenen Preußenkönigs empfing. Hatte doch Haugwitz, der Entwerfer des Geſuchs, die Niederträchtigkeit begangen, ſeinen Gebieter in dieſem Schreiben den Sieger unterthänig anſchmeicheln zu laſſen als den „premier capitaine de son siècle", als den Mann, welcher „a trop relevé la dignité des trônes par l'éclat de ses vertus"[80]. Die gebührende Antwort Napoleons war, daß er, um die geſchlagenen Preußen zu vernichten, ſeine Soult, Ney und

Murat auf die Fährte der fliehenden Heerestrümmer unter Hohenlohe hetzte und ſeine Lannes, Davout und Bernadotte auf Halle und Leipzig verſchob, um jene von der Rückzugslinie der Elbe abzuſchneiden und Kurſachſen von der Verbindung mit Preußen wegzuſchrecken, was auch mit leichter Mühe gelang. Als die Hiobspoſt von Jena nach Dresden gelangte, beſtürmten die Höflinge den Kurfürſten Friedrich Auguſt, nach Preußen zu fliehen, um nicht der Gefangene Napoleons zu werden. Aber der Italiener und Günſtling, der Graf Marcolini, hatte die richtige Witterung. „Bleibt Sie da, Ihre Kurfürſtlichen Durchlaucht! — ſchrie er zornig ſeinem Schwächling von Gebieter zu — kommt Napoleon, wird Sie Nichts thun“[81]. Er hatte recht; denn bekanntlich that Napoleon dem Kurfürſten weiter Nichts als daß er ihn zum Rheinbündler, zum König, zum Großherzog von Warſchau, mit einem Wort, zu einem ſeiner Satrapen in Deutſchland machte, der ſich mit ſeinem Mitſatrapen Friedrich von Würtemberg um die Ehre ſtritt, wer von Beiden als der ergebenſte Napoleonsknecht ſich darſtellen könnte.

Inzwiſchen war Hohenlohe durch den Harz nach Quedlinburg und von da nach Magdeburg gelangt. Von dort brach er am 21. Oktober nach der Oder auf, um hinter dieſem Strome Schutz und Erholung zu ſuchen und die erſehnte Vereinigung mit den Ruſſen zu bewerkſtelligen. Denn an der Elbe war auf keinen Halt mehr zu hoffen, ſeit der ungeſchickte Herzog Eugen von Würtemberg — ein von ſeinem gleichnamigen Sohne ſehr verſchiedener und zu unterſcheidender General — das unter ſeinem Befehle ſtehende preußiſche Reſervecorps am 17. Oktober bei Halle vollſtändig hatte ſchlagen laſſen. Blücher, durch die verkehrten Befehle Kalkreuths von Magdeburg abgedrängt, hatte mit ſeinen Reitern unter großen Strapazen einen Zug von 40 Geſchützen glücklich durch den Harz gebracht und brachte denſelben nach manchen Kreuz- und Querzügen bei Sandow auch über die Elbe. Am 24. Oktober wurde der General in das Hauptquartier Hohenlohe's zu Neuſtadt an der Doſſe berufen. Der Fürſt, von der franzöſiſchen zwiſchen Elbe und Oder vorrückenden Macht ſchon gedrängt, aber doch lange nicht ſo gefährlich gedrängt, wie er und ſein Generalquartiermeiſter Maſſenbach ſich einbildeten, bot Blüchern an, den Befehl über ſämmtliche noch vorhandene Reiterei zu übernehmen oder aber den Befehl über das der Niederlage bei Halle entronnene Natzmer'ſche Korps, welches die äußerſte Nachhut bildete. Der General wählte die letztere Aufgabe, als die gefahrvollere, und erbat ſich nur die Zugabe ſeines eigenen Huſarenregiments. Hätte Hohenlohe ſelber ſo alle Nerven und Muskeln angeſtrengt, wie Blücher that, ſo würde er unzweifelhaft Stettin vor den Franzoſen erreicht haben und der Schmach von Prenzlow entgangen ſein. Unter unſäglichen Anſtrengungen und Entbehrungen, häufig vom verfolgenden Feinde angegriffen, aber demſelben trotz der äußerſten Erſchöpfung von Mann und Roß unverſagt die Stirne bietend, führte der Gebhard Lebrecht die weit zurückſtehende Nachhut über Ganzer, Altruppin, Fürſtenberg und Lychen zur Vereinigung mit dem Haupthaufen heran, die bei Prenzlow ſtattfinden ſollte. Bei Menz und Lychen auf Flanke und Rücken durch die Truppen Bernadotte's heftig angefallen, wies er, an der Spitze ſeiner Huſaren reitend, dieſe Angriffe zurück und gelangte am ſpäten Abend des 28. Oktobers in die Gegend von Boitzenburg. Am folgenden Tage von dort gen Prenzlow aufgebrochen, erfuhr er, was am vorhergehenden dort geſchehen war. Hohenlohe hatte kapitulirt und ſich mit 10,000 Mann Fußvolk und 1800 Reitern den Franzoſen ergeben, verblüfft, verwirrt und eingeſchüchtert durch die Fanfaronaden Murat's, welcher dem Fürſten vorgaukelte, er, Murat, halte ihn mit 100,000 Mann umzingelt — („je vous donne ma parole d'honneur, que vous êtes cerné par cent mille homme“) — und außerdem rücke noch der Marſchall Soult heran. Der Fürſt verſammelte die Oberoffiziere. „Meine Herren Generale, Brigadiere und Oberſten, wer von Ihnen ein Mittel zu unſerer

Rettung weiß, der trete vor und theile es mit.“ Alle trauerten, Alle ſchwiegen, hin und wieder erhob ſich ein leiſes Gemurmel, Niemand trat vor. „Mein Herr Oberſt von Böhmken, ich ſehe, Sie wollen Etwas ſagen. Sagen Sie es, ich will Ihre Meinung im Voraus zu der meinigen machen. Ich verlange nichts Beſſeres als mich durchzuſchlagen, ich habe lange genug gelebt.“ Oberſt Böhmken zuckte die Achſeln und ſchwieg. Als nun das entſcheidende Wort „Kapitulation“ von den Lippen des Fürſten kam, öffnete ſich unter Schluchzen und Verwünſchungen der Kreis und die Offiziere eilten, die Schreckensnachricht ihren Untergebenen zu bringen. Jeder überließ ſich laut dem Ausbruche der Leidenſchaft und Verzweiflung. Die Soldaten weinten, fluchten, ſchimpften auf ihre Offiziere, warfen ihre Gewehre von ſich und ſtreuten die Patronen umher, während die Franzoſen ihr triumphirendes „Vive l'empereur!“ in das klägliche Wirrſal hineinſchrieen“ [82]).

Als Mack in Ulm kapitulirte, beſtand einer der öſterreichiſchen Generale — Gyulai hieß der Edle — ängſtlich darauf, daß die zur Waffenſtreckung ausmarſchirenden Soldaten Tempo und Linie des Parademarſches genau einhielten. Als Hohenlohe bei Prenzlow kapitulirte, tröſtete ſich mehr als ein preußiſcher General damit, daß es in der Kapitulation nicht hieß, die Waffen ſollten geſtreckt, ſondern ſie ſollten „zuſammengeſetzt“ werden. Man ſieht, die Herren Blauröcke wollten den Herren Weißröcken in keiner Weiſe Etwas vorausgeben und die dualiſtiſche Diſſonanz der deutſchen Großmächte löſte ſich wenigſtens zeitweilig auf in — die Harmonie der Dummheit. Es iſt aber Pflicht des Geſchichtſchreibers, zu ſagen, daß von allen den Schwachköpfigkeiten und Niederträchtigkeiten, welche in den für Deutſchland ſo traurigen Jahren 1805 und 1806 begangen wurden, nur die wenigſten dem „gemeinen Mann“ auf Rechnung zu ſetzen ſind. Der vornehme Pöbel war es, welcher in dieſer Prüfungszeit, im Kabinett und im Lager, ſeinen ganzen Unverſtand, ſeine ganze moraliſche Verrottung, ſeine ganze Feigheit und Ehrloſigkeit offenbarte. Daß namentlich der preußiſche Soldat, wo immer er Männer zu Führern hatte, trotz Auerſtädt und Jena als tapferer und ausdauernder Krieger ſich erwies, das bezeugt, was Blücher während des Rückzugs mit ſeinen Huſaren und York mit ſeinen Jägern geleiſtet hat. Den York, welchem es vorbehalten war, an einem der verhängnißvollſten Wendepunkte der Weltgeſchichte eine Entſcheidungsthat zu thun, ſtellte das glänzende Gefecht, welches er zur Deckung des Elbübergangs der vom weimarer Herzog Karl Auguſt befehligten Truppen am 26. Oktober bei Altenzaun gegen die Franzoſen beſtand, in die erſte Reihe der deutſchen Kriegsmänner. Wenn es inmitten eines Chaos von Entmuthigung immer noch einzelne deutſche Kriegsmänner, ja ſogar Kriegsfrauen gab, ſo war das eines der erſten leiſen Symptome, daß mit dem Eintritt der tiefſten nationalen Demüthigung zugleich auch die Möglichkeit einer Wiedererhebung ſich einſtellte, weil der Nachweis geleiſtet wurde, daß doch noch Stoff zu Tüchtigem vorhanden ſei. Einige jüngere Offiziere ſuchten mit Kühnheit und nicht ohne Glück nach dem Unglückstag von Auerſtädt-Jena einen Guerillaskrieg gegen die Franzoſen in Gang zu bringen. So der Lieutenant von Hellwig in Thüringen, die Lieutenants von Schill und von Blankenburg in Pommern, der Major von Görtz in Schleſien, allwo ſich die Frau des Salzfaktors Bonin in Löwenberg als Patriotin und Kriegerin höchlich hervorthat. Sie rettete durch Geiſtesgegenwart und Tapferkeit öffentliches Geld und Gut vor und aus franzöſiſchen Händen und focht in mehreren Reitergefechten tapfer mit. Ein tapferer Fechter, obzwar nicht mit Büchſe und Säbel, war auch jener ungenannte Paſtor im Dorf Bodenſtede bei Stralſund, welcher im Winter von 1807 dem Marſchall Mortier ſein Leben als Sühnopfer darbot, um ſeine Gemeinde zu retten. Der Marſchall hatte das Dorf zu verbrennen und die Gemeindevorſteher zu erſchießen befohlen, weil die Bodenſteder Bauern gegen die Ungebühr, welche ein Trupp franzöſiſcher Soldaten mit ihren Frauen und Töchtern treiben wollte, grimmig ſich erhoben und die Uebelthäter gebunden an die Schweden in Stralſund abgeliefert hatten. Ein Selbſtaufopferungswort von antiker Größe hat zu jener Zeit auch der General Hirſchfeld geſprochen, an deſſen Namen ſich ſpäter eine der glänzendſten Waffenthaten von 1813 knüpfte. Im April von 1807 ſaß er als Gefangener der Franzoſen in der Citadelle von Magdeburg, als ſein Sohn, der Huſarenlieutenant Eugen von Hirſchfeld, einen Handſtreich zur Wiedergewinnung dieſer Feſtung plante. Der Gefangene mußte durch das Vorhaben ſeines Sohnes ſehr gefährdet werden, allein er ließ dieſem auf Befragen ſagen: „Wenn du Etwas zum Vortheile deines Königs und Vaterlandes unternehmen kannſt, ſo mußt du vergeſſen, daß du einen Vater haſt“ 83).

Aber der Name Magdeburg ruft uns zurück zu jener Uebergabe der preußiſchen Feſtungen nach dem Tage von Auerſtädt-Jena, die in der Geſchichte ganz einzig und beiſpiellos daſteht, — eine jener welthiſtoriſchen Warnungstafeln, die den Königen ſo laut in die Ohren ſchreien und von den Königen dennoch ſo wenig beachtet werden. Zuerſt ergab ſich Erfurt, wo der abgeſtandene Feldmarſchall Möllendorf mit einer durch Flüchtlinge von Auerſtädt-Jena auf mehr als 10,000 Mann vermehrten Beſatzung Nichts anzufangen wußte als die Feſtung mit allen Truppen und Vorräthen möglichſt ſchnell an die Reiterei Ney's zu übergeben. Am 23. Oktober ſchrieb der Kommandant von Spandau, der Herr Major von Beneckendorf, an den König, er werde die Feſtung halten, bis nur noch Trümmer davon vorhanden; am 25. Oktober übergab er ſie, ohne einen Schuß zu thun, an Murat und Lannes, nur beſorgt, ſeinen Hühnerhof in Sicherheit zu bringen, wie denn die preußiſchen Herren Generale, Oberſten und Majore von damals auf Hühnerzucht abſonderlich verſeſſen geweſen zu ſein ſcheinen. Beim Ausmarſch in den Krieg von 1806 hatten die rothangeſtrichenen Küchenwagen der Herren mit zu beiden Seiten angebrachtem Gitterwerk, hinter welchem zur Sicherung der Tafelfreuden mit in's Feld geſchlepptes Federvieh aller Art ſtrobelte und gackerte, einen großen Raum in dem unendlichen Troß eingenommen. . . . Nach der Kapitulation von Prenzlow wurde das Kapitulationsfieber geradezu epidemiſch. Stettin mit ſeiner Beſatzung von 5000 Mann und ſeinen 160 Kanonen übergab der Gouverneur, General von Romberg, einem Trupp leichter Reiterei vom Vortrab der Korps von Murat und Lannes am 29. Oktober. Am 1. November überlieferte der Oberſt von Ingersleben, Kommandant von Küſtrin, dieſe Feſtung mit 90 Kanonen und 3000 Mann Beſatzung einem franzöſiſchen Infanterieregiment. Das ſtarke Magdeburg, mit 600 Geſchützen bewehrt, mit 24,000 Mann beſetzt, mit ungeheuren Vorräthen an Munition und Lebensmitteln verſehen, übergab, nach einer leichten Berennung von etlichen Tagen durch das Korps von Ney, der Gouverneur, General von Kleiſt, am 8. November dem Feinde, derſelbe Herr General von Kleiſt, welcher am 1. November bramarbaſirt hatte, er werde Magdeburg vertheidigen, bis ihm das Schnupftuch in der Taſche brenne. Wüthend tobten nach Unterzeichnung der Kapitulation die Soldaten in der Stadt umher, verlangend, „den alten Hund von General zu maſſakriren". Am 22. November überlieferten die Generale von Schöler und von Lecocq Stadt und Feſtung Hameln, die eine Beſatzung von 10,000 Mann hatte und mit Allem vortrefflich ausgerüſtet und verſehen war, an 6000 Franzoſen, nachdem der General von Schöler ein paar Tage zuvor den Parolebefehl ertheilt hatte, daß „Jeder erſchoſſen werden ſollte, der von Kapitulation ſpräche". Die jüngeren Offiziere ſchrieen: „Wir müſſen proteſtiren gegen dieſe ſchändliche Kapitulation!" Die Soldaten, mit Recht ſich verrathen glaubend, meuterten, zerſchmiſſen ihre Waffen und ſchlugen den Generalen die Fenſter ein. Ein franzöſiſcher Edelmann, der einzige Franzos, welcher, ſeit es Franzoſen gibt, es dazu gebracht, ſich zu verdeutſchen ganz und gar, Adelbert von Chamiſſo, hat als preußiſcher Lieutenant die Kapitulation von Hameln mit erlitten und an demſelben Tage an ſeinen Freund Varnhagen in Berlin die Schmerzensworte geſchrieben: „Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutſchen Namen; es iſt vollbracht das Schmähliche, die Stadt iſt über!“ Zu Ende des Jahres und zu Anfang des folgenden fielen auch die ſchleſiſchen Feſtungen. Mit ganz beſonderer Schmach das wohlverwahrte Schweidnitz, deſſen Kommandant, Oberſtlieutenant von Hacke, ſeinen Offizieren, welche über ſeinen Verkehr mit dem Feinde mißtrauiſch geworden, am 7. Februar 1807 erklärte: „So lange ich kommandire, iſt eine Kapitulation unmöglich“ — und am 8. Februar die Feſtung überlieferte [34]). Breslau, durch die Generale von Kraft und von Thile am 5. Januar übergeben, war nicht viel weniger ſchmachvoll gefallen. Höchſt rühmlich dagegen ward Koſel und zwar mit unzulänglichen Mitteln durch ſeinen tapfern Kommandanten Oberſt Neumann bis zum Frieden gehalten und ebenſo Graudenz in Preußen durch den pflichttreuen und entſchloſſenen General Courbière. Aber wie weit mußte der moraliſche Ruin des Staats, wie weit mußte die Verluderung des Altpreußenthums vorgeſchritten ſein, wenn ſolche Ausnahmefälle von einfacher Pflichterfüllung wie Wunder von Heroismus beſtaunt wurden.

Und nicht nur hohe Thürme und feſte Wälle fielen allüberall vor dem bloßen Anſchritt des Eroberers, ſondern mittelſt flüchtiger Blicke und Worte machte er auch Menſchen fallen, von welchen man gewähnt, ſie würden wie Leucht-, Wart- und Wehrthürme in der Brandung der Unglückswogen ſtehen, welche über dem Staat zuſammenſchlugen. Da war der Schweizer oder vielmehr der Weltbürger Johann Müller, in welchem freilich Scharfſichtige nie einen Wart- und Wehrthurm erblickt hatten, ſondern mit Niebuhr nur einen Autor, „deſſen Gefühle und Urtheile von früher Jugend an gemacht waren und in deſſen

Schriften der Lebensathem der Wahrheit überall fehlte“. Aber er hatte ſich als lärmender Widerbonapartiſt gebärdet; er hatte — wir hörten es — zu ſeinem Freunde Perthes geſagt, die „kalte Hand des Todes ſei Napoleons Szepter, von deſſen Berührung Humanität und Wiſſenſchaft ſterben“; er hatte im Sommer von 1805 an einen andern Freund geſchrieben: „Nie werde ich vor dem verächtlichen Abgott (Napoleon), den die Furcht und Kleinheit ſchuf, die Kniee beugen“; er hatte im Herbſt deſſelben Jahres die „Poſaune des heiligen Kriegs“ gegen den Eroberer blaſen wollen; er hatte ſich unlängſt geärgert, daß nicht ihm die Styliſirung des preußiſchen Kriegsmanifeſtes übertragen worden, und er war endlich preußiſcher Staatsdiener. Wenn dieſer Mann nun urplötzlich zu Napoleon abfiel, ſo erinnert das, fürwahr, an eines Verrufenen verrufenes Wort: „Gelehrte haben gar kein Vaterland; Profeſſoren, Huren und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben; ſie gehen dahin, wo man ihnen einige Groſchen mehr bietet“ 83). Erfolg heißt der Gott der Charakterloſen und Müller war ein Bekenner dieſer Religion. Ganz natürlich daher, daß Auerſtädt-Jena den nachgemachten ſchweizeriſchen Tacitus zu der Erkenntniß brachte, welcher er am 8. November die Worte lieh: „Gott, ich ſehe es, hat dem Kaiſer Napoleon das Reich, die Welt gegeben.“ Nach dem Einzug der Franzoſen in Berlin ſteigerte ſich die Müller'ſche Erkenntniß, denn jene wußten, wie man mit eiteln Literaten umzuſpringen habe. Der Intendant Daru lud den „Gutſchmecker“ von Tacitus zu ſeinen Diners, der Diplomat Maret ſagte ihm Artigkeiten, welche der haltloſe Menſch damit heimzahlte, daß er fand, man müſſe ſich darein finden, wenn die Schweiz, wie das Gerücht gehe, durch den neuen Cäſar einem Fürſten zugetheilt würde. Maret vermittelte dann, auf Veranlaſſung des kosmopolitiſchen Alexanders von Humboldt, welcher ſchon damals, wie nachher ſein Lebenlang, den geheimen Republikaner mit dem öffentlichen Hofmann aufs Glücklichſte in ſeiner Perſon zu verſchmelzen wußte, die Audienz, welche Napoleon am 19. November unſerem umgekehrten Tacitus gewährte, welcher nach Beendigung derſelben entzückt ſchrieb: „Sein gediegener Verſtand hat mich mit Bewunderung, ſowie ſeine Manier, mit mir zu ſprechen, mit Liebe für ihn erfüllt. Durch ſein Genie und ſeine unbefangene Güte hat er mich erobert.“ Vielleicht würde es den Wonnerauſch des alſo Eroberten etwas geſtört haben, wenn er ſeinem neuen Abgott hätte über die Schulter blicken können, als derſelbe etliche Monate ſpäter an ſeinen Bruder Joſeph ſchrieb: „Ich ſtelle die Gelehrten und die Menſchen von Geiſt in dieſelbe Linie mit den Koketten. Man muß ſie ſehen, und mit ihnen plaudern, aber dieſe nicht heiraten und jene nicht zu Miniſtern machen.“ Dennoch machte er den im Handumdrehen zu ihm bekehrten Müller zwar nicht zu ſeinem, aber doch zum Miniſter der dazumalen gerade im Gebackenwerden begriffenen Jérôme'ſchen Majeſtät von Weſtphalen, vor welcher wir den traveſtirten Tacitus das rhetoriſche Weihrauchfaß werden ſchwingen ſehen. Sogar ein Gentz empörte ſich über Müllers Abfall. „Ueber Ihre frevelhafte Apoſtaſie — ſchrieb er ihm — ſpreche ich ein unerbittliches Verdammungsurtheil aus“ 86). Im Uebrigen blieb Müller nicht allein. Die deutſchen Gelehrten liefen vielmehr ſchaarenweiſe zum Napoleonismus über. Der Hiſtoriker Heeren ſchrieb damals ſeine „Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems“, worin — in der erſten Ausgabe nämlich — der franzöſiſche Machthaber in allen Tonarten als der „Held des Zeitalters“ gefeiert wurde. Als Napoleon im J. 1807 in Leipzig erwartet wurde, ließ die Univerſität flugs eine Sternkarte entwerfen und darauf ein „Napoleonsgeſtirn“ anbringen. Am anatomiſchen Theater prangte die Inſchrift: „Auch die Todten rufen: lebe!“ Als der Kaiſer, von Tilſit kommend, im Juli deſſelben Jahres in Dresden einſprach und ihm zu Ehren die Stadt illuminirt wurde, hatte ein Gelehrter den Einfall, die Ueberſchrift des Kreuzes Chriſti — I. N. R. I. — auf Napoleon gedeutet —

Imperator Napoleon Rex Italiae — an ſeinem Hauſe anzubringen 87).

Und nicht allein deutſche Feſtungen und deutſche Gelehrte fielen mit und in Schmach, ſondern auch — es iſt bitter zu ſagen — deutſche Frauen. Ja, vieler Orten eilten Frauen und Mädchen, alles Vaterlandsgefühls, aller Ehre und Scham bar, von den franzöſiſchen Siegern ebenfalls ſich beſiegen zu laſſen. Zahlloſe Zeugniſſe beſtätigen dieſe traurige Thatſache. „In alle Stände — ſagt eines derſelben aus — drang die Franzoſenliebe. Jede Bürgersfrau hatte ihren Sapeur, ihren Sergeanten, jedes hübſche Dienſtmädchen ſeinen Voltigeur. Wie ſie paarweiſ' einherſtolzirten! Und wie viele Ehemänner demüthig hinter ihren Weibern einhergingen!“ Man muß dem eigentlichen Norddeutſchland die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, anzuerkennen, daß es von dieſer Franzoſerei viel weniger bemackelt wurde als Süddeutſchland vom Rhein bis nach Schleſien hinein. Gäbe es aber überhaupt eine Entſchuldigung für ſolche Bemackelung, ſo läge ſie etwa darin, daß die franzöſiſchen Offiziere und Soldaten — es iſt natürlich hier nur von Fällen regelrechter Einquartierung die Rede — in deutſchen Landen ganz entſchieden viel liebenswürdiger ſich aufführten als ihre deutſchen Mitſtreiter, die Soldaten der rheinbündiſchen Satrapen. Auch dieſe Narbe muß berührt werden. Man nehme beiſpielsweiſe nur das brutale Benehmen der Rheinbündler in Schleſien während des Feldzugs von 1807. „Von den deutſchen Bundesgenoſſen der Franzoſen wollte Niemand Etwas wiſſen. Sogar ſolche Dienſtmädchen, welche verſchmähten, mit Franzoſen in nähere Verbindung zu treten, haben ſich über Brutalität von dieſer Seite niemals beſchwert. Wohl aber wenn Baiern, Würtemberger oder gar Heſſen ins Quartier rückten: da zitterte das ganze Haus vor Angſt und Schrecken. Die ſchmählichſten Gräuel in dieſem Kriege ſind von Deutſchen gegen Deutſche verübt worden. Deutſche waren es, welche Grüfte aufbrachen und Leichnamen, deren Stiefeln mit ſilbernen Sporen ſie nicht anders erlangen konnten, die modernden Beine ausriſſen; Deutſche, die mit Gewalt und durch Martern den armen Landleuten abzuzwingen ſuchten, was dieſe längſt ſelbſt nicht mehr hatten. Der Franzos war, wenn er nur freundlich empfangen wurde, mit allem zufrieden, richtete ſich beſcheiden ein und erwiderte jede gaſtliche Aufmerkſamkeit mit verbindlichem Danke. Bemerkte er, daß ſeine Wirthsleute arm waren, ſo brachte er Nahrungsmittel nach Hauſe und ſie wurden des ungeladenen Gaſtes eingeladene Gäſte. Seine deutſchen Bundesgenoſſen quälten dagegen ihre deutſchen Brüder bis auf's Blut; ſie machten ſich eine Ehre und Freude daraus“[88]) . . .

Ja, es war in den Jahren 1806 und 1807 ein allgemeiner, ein ungeheurer Zuſammenbruch von Allem, was man bislang für feſt, tüchtig, ehrenhaft und dauernd gehalten hatte, und wohl hatte Friedrich Wilhelm der Dritte Grund und Urſache, verzweiflungsvoll auszurufen: „Alles iſt verloren. Wo ſoll die Hülfe herkommen? Von denen, die man bis jetzt die Stützen des Thrones genannt hat, erwarte ich, enttäuſcht, Nichts mehr“[89]). Hätte nur der König ſelber die Fähigkeit beſeſſen, im toſenden Sturme des Unglücks zu wachſen. Aber er beſaß ſie nicht. Er war eine jener trägen Naturen, welche zuwarten, bis ihnen das Feuer auf den Nägeln brennt, bevor ſie zu einem Entſchluſſe kommen, d. h. dazu ſich drängen laſſen. Es iſt daher ganz in ſeinem Styl geweſen, daß er auch jetzt noch, nachdem er doch eingeſehen und hatte einſehen müſſen, wohin die Haugwitz und Lombard und Luccheſini Preußen gebracht, das lüderliche Kabinetts-Kleeblatt mit deſſen Nebenblättern, den Schulenburg, Zaſtrow und Mitjämmerlingen, beibehielt. Dieſe Leute arbeiteten dann auch im November eifrig daran, vom Napoleon Frieden um jeden Preis zu erwirken, „unter jeder Bedingung“, wie ein verläßlichſter Zeuge ſagt. Man war ſchon ſoweit, ſich zur Räumung des Landes bis zur Weichſel zu verſtehen, ja ſogar, ſeine Bereitwilligkeit zum Eintritt in den Rheinbund zu erklären, d. h. den Reſt von Preußen zu einer napoleoniſchen Satrapie zu machen, als Napoleons Uebermuth und ein aus Petersburg eintreffender Kurier den Abſchluß verhinderten. Der franzöſiſche Gewalthaber ſteigerte nämlich ſeine Forderungen von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde und auf der andern Seite ließ Czar Alexander ſeinem Bundesgenoſſen die Mahnung zugeben, auszuharren, da er mit 180,000 Mann — was den Mund auf gut Ruſſiſch vollnehmen hieß — ihm zur Hülfe heraneile, um an der Weichſel den Kampf gegen den gemeinſamen Feind wieder aufzunehmen. Sowie nun beſchloſſen war, am ruſſiſchen Bündniß und folglich am Kriege mit Napoleon feſtzuhalten, verließen die Ratten Haugwitz und Konſorten das ſinkende Schiff. Friedrich Wilhelm *entließ* ſie nicht, ſie *verließen* ihn. Der Herr Graf von Haugwitz bekam zu ſeiner Gicht hin plötzlich auch noch ein Augenübel, wahrſcheinlich in Folge des angeſtrengten Hinblickens auf ſeine Güter in Schleſien, welche vor den Franzoſen zu retten er ſich das Friedenswerk hatte ſo angelegen ſein laſſen. Er verſchwand, jedoch nicht, ohne Setzlinge der Haugwitzerei im Kabinett zurückzulaſſen. Mitten unter dieſes Unkraut hinein wollte nun Friedrich Wilhelm den eichſtämmig-knorrig-rauhrindigen Freiherrn vom Stein pflanzen, indem er demſelben mittelſt aus Ortelsburg vom 29. November datirter Kabinettsordre die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Aber Stein wollte nicht in dem Ding ſein. Er ſuchte dem König begreiflich zu machen, daß es die höchſte Zeit ſei, an die Stelle einer obſkuren, zerfahrenen, im Lande ſelbſt wie außerhalb deſſelben um allen Kredit gekommenen Kabinettsregierung einen wirklichen Miniſterrath zu ſetzen, der nicht bloß ein blindgehorchendes Werkzeug der Krone ſei, ſondern vielmehr von dem Bewußtſein ſeiner Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber getragen werde. Friedrich Wilhelm begriff nicht; er war überhaupt langſam im Begreifen, beſonders wenn es ſich darum handelte, ihm Etwas begreiflich zu machen, was auch nur von ferne wie Beſchränkung ſeiner abſoluten Machtvollkommenheit ausſah. Schwache Könige halten ja immer am eiferſüchtigſten auf ihre Gewalt. Stein erhielt davon eine Probe, die grobkörnig genug war. Auf ſeine nochmalige Weigerung hin, das Finanzminiſterium unter den beſtehenden Verhältniſſen mit dem Miniſterium des Auswärtigen zu vertauſchen, empfing er ein aus Königsberg vom 3. Januar 1807 datirtes königliches Schreiben, worin Friedrich Wilhelm ihn „einen widerſpänſtigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorſamen Staatsdiener“ ſchalt, der, „auf ſein Genie und ſeine Talente pochend, weit entfernt das Beſte des Staats vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenſchaft und perſönlichem Haß handelt.“ Stein — der König hatte ſogar daran gedacht, den Mann, welcher ihm die Wahrheit deutſch herausgeſagt, ins Gefängniß zu ſchicken — antwortete auf dieſe Beleidigung mit einem Entlaſſungsgeſuch, welches Friedrich Wilhelm am 4. Januar mittelſt zwei trockenen Zeilen gewährte **).

Und doch hatte dieſer König, der ſo querköpfig und zweckwidrig zu handeln vermochte, wieder Augenblicke, wo er dem ganzen preußiſchen Elend hellſichtig auf den Grund ſah. In einem ſolchen Augenblick hat er dem oben erwähnten Anklagewort gegen die angeblichen bisherigen „Stützen des Throns“ beigefügt: „Nur durch das ehrenfeſte Volk und den biederen Bürger und den ſchlichten Landmann kann es vielleicht beſſer werden.“ Er mochte das, wie zu vermuthen ſteht, im Hinblick auf ein allerdings leuchtendes Beiſpiel von Bürgertugend ſagen, das noch bedeutungsvoller war als Friedrich Wilhelm ſich vorſtellte, im Hinblick auf ein erſtes Symptom, daß der Napoleonismus, vor welchem die Kabinette und die Heere der europäiſchen Monarchieen zu Schanden wurden, im Begriffe ſei, die Völker gegen ſich aufzureizen und, nachdem er Könige und Adel beſiegt, die bürgerlichen Stände in die Waffen zu rufen. Denn ſeht, dort hinten in Pommern, wo die Perſante ihre trägen Waſſer durch traurige Moorniederungen der Oſtſee zuführt, zeigt ein ſchlichter „Pfahlbürger“, wie er ſelber ſich nennt, was ein tüchtiger Mann in ſolchen Nöthen, wie jetzt über Preußen gekommen, werth iſt. Er war ein ſo wackerer Theer geweſen, als nur je einer in ſeinen Schuhen ſtand, der alte Joachim Nettelbeck, dermalen, als die Franzoſen im März 1807 zur Belagerung ſeiner Vaterſtadt Kolberg verſchritten, nahezu ein Siebziger, ein bürgerlicher Blücher ſo zu ſagen, mit Schnee auf dem Kopf und einem Jünglingsherz in der Bruſt. Er hatte den Stürmen der Nordſee wie der Sonnenglut der Tropen Trotz geboten und Schlimmerem noch. Unter Anderem der leidigen Erfahrung, daß, während er in fernen Meeren mit Wind und Wellen kämpfte, daheim ſeine junge Hausfrau das Wunder des heiligen Veit, welcher den Weibern Kinder beſcheert ohne Zuthun ihrer Männer, zu verwirklichen ſich bemüſſigt gefunden. Er war friſch geblieben trotz Alledem. Der ganzen Anlage ſeiner Perſönlichkeit nach ſo ein In-die-Breſche-Steher, der, wenn es dumm und ſchlecht um ihn her zugeht, denkt und ſagt: So ſollt' es nicht ſein und ſo ſoll es nicht ſein! Redet alſo auch ſeinen Mitbürgern ein: Die Welſchen ſollen unſer Kolberg nicht kriegen, wie ſie Magdeburg und Stettin und Küſtrin kriegten. Wär' eine zu große Schmach, wißt ihr? Wär' es, ſagen die wackeren Bürger von Kolberg. Alter Jochem, zeigt uns, wie wir das Ding anpacken ſollen; wollen es reſolut anpacken, wollen unſer Kolberg halten, bis Mann und Maus, Kind und Kegel zu Grunde geht, ſagen ſie. Denn wo immer ein rechter Menſch entſchloſſen vorangeht, treibt heilige Scham ſeine Mitmenſchen ihm nach. Mein alter Jochem eilends zum alten Oberſt Loucadou, welcher zu Kolberg kommandirt, aber in keiner Weiſe jung geblieben iſt. Stellt ihm der Jochem vor, daß die Bürgerſchaft ſich mit Waffen verſehen und militäriſch organiſirt habe, daß ſie bereit, alle zur Inſtandſetzung der Feſtung nöthigen Arbeiten zu thun, daß ſie ſchlüſſig, mit Leib und Leben für die Vertheidigung des Platzes einzuſtehen. Worauf der alte Kamaſcheneſel: „Die Bürgerſchaft und immer wieder die Bürgerſchaft! Ich will und brauche die Bürgerſchaft nicht.“ Belfert auch ſein ſchnippiſches Ding von Haushälterin oder ſo Was drein, Arme in die Seite geſtemmt: „Ei, ſeht doch! der Herr Oberſt werden das Alles wohl beſſer wiſſen.“ Als ſich das wiederholt, nimmt mein alter Theer das ſchnippiſche Ding „fein ſäuberlich beim Kragen“ und „ſchuppt“ es zur Thür hinaus. Er läßt ſich auch durch den bockſteifen Soldatenzopf nicht vom rechten Wege ablenken. Er befeuert die Bürgerſchaft, er treibt ſie zum Schanzen und Palliſadeneinrammen, er ſorgt, daß das Schleuſenwerk zur Unterwaſſerſetzung der Gegend hergerichtet werde, er beſchleunigt die Verproviantirung der Stadt, er iſt überall und überall iſt er an ſeinem Platz, — ein treibender, ſchaffender Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und auch den Mund. Kommt da der Herr Kommandant zu der „auf dem Damm nächſt der Ziegelſcheune“ Tag und Nacht unverdroſſen ſchanzenden Bürgerſchaft heraus, ſieht ſich gravitätiſch das Werk an und verhandelt dann mit ſeinen Offizieren die Frage, ob und wie lange Kolberg zu halten ſei. Da pfeffert der alte Jochem jach und jugendlich dazwiſchen: „Meine Herren, Kolberg kann und muß dem Könige erhalten werden; es koſte, was es wolle. Wir haben Brot und Waffen. Wir Bürger ſind, Alle für Einen und Einer für Alle, entſchloſſen, die Feſtung nicht übergeben zu laſſen, und würden auch alle unſere Häuſer zu Schutthaufen. Hörten es je meine Ohren, daß Irgendeiner, er ſei Bürger oder Soldat, von Uebergabe ſpräche, bei Mannes Wort! dem rennt' ich auf der Stelle dieſen meinen Degen durch den Leib!“ Er macht Loucadou'ſche Anfänge von Kapitulationsverſuchen energiſch zunichte, er berichtet dringend an den König, daß dieſer einen tüchtigeren Kommandanten herſchicke, und als die Beſchießung der Stadt durch die Franzoſen begonnen hat und der Herr Oberſt beim Einſchlagen einer Bombe in ſeiner Nähe ſich vernehmen läßt: „Meine Herren, wenn das ſo fortgeht, werden wir doch zu Kreuze kriechen müſſen“, — da fährt dem alten Jochem „er weiß nicht wie“ der Degen aus der Scheide und mit gegen den Kommandanten gekehrter Spitze ſchreit er: „Halt! Wer das verdammte Wort vom zu Kreuze kriechen noch mal ausſpricht, der ſtirbt des Todes von meiner Hand! Laßt uns brav und ehrlich ſein oder wir verdienen, wie Hundsfötter zu ſterben.“ Als die Belagerungsnoth zu ſteigen beginnt, kommt am 29. April der vom König beſtellte neue Kommandant rechtzeitig zur See in Kolberg an, der Major Auguſt Neidhardt von Gneiſenau, aus einer früher in Oeſtreich anſäſſigen, dann in Franken niedergelaſſenen Familie ſtammend, als anſpach'ſcher Lieutenant in den Kriegsdienſt eingetreten, derzeit ſchon als ein Braver und Tüchtiger bemerklich geworden und in der That beſtimmt, einer der Grund- und Eckpfeiler am Neubau von Preußen zu werden 91). Für Kolberg iſt jetzt geſorgt. Die Franzoſen mögen die Stadt mit Bomben und Granaten überſchütten, der Gneiſenau und der alte Jochem halten aus und mit ihnen eine wohlkommandirte Garniſon und eine wackere Bürgerſchaft und ſo halten Alle mitſammen die Feſtung bis zum Frieden. Fortes fortuna juvat.

Aber doch nicht immer. Das erfuhr der Gebhard Lebrecht Blücher, zu welchem wir jetzt nach mancher nothgedrungenen Aus- und Abbeugung vom Wege unſere Schritte zurücklenken, dorthin nach der Gegend von Boitzenburg, allwo der General am 29. Oktober von 1806 erfuhr, was am Tage zuvor bei Prenzlow geſchehen war. Da ſteckte man nun in der Patſche! Von der Oder abgedrängt und mit den ganzen Korps von Bernadotte, Soult und Murat an den Ferſen, während das von Lannes auch nicht weit weg war. Was machen? Kapituliren wie Hohenlohe und alle die andern Hampelmänner von Generalen und Oberſten? Nicht blücheriſch das! Auch nicht ſcharnhorſtiſch; denn der Oberſt Scharnhorſt hatte das blücher'ſche Korps von Sondershauſen aus als Generalſtabschef begleitet und zum guten

Theil geleitet. Auch ſo ein Beſſere-Zukunfts-Mann, der Gerhard Scharnhorſt, der Bauersſohn aus Hämelſen in Hannover, „der, ob alle Welt auch teufelt, nie am Vaterland verzweifelt“, wie von ihm geſungen iſt. Blücher weiß, was er an ihm hat und ſagt es auch frank und frei, wie er es ſpäter von Gneiſenau gewußt und geſagt hat. „Ohne den Scharnhorſt kann ich niſcht machen.“ Der Gebhard alſo und der Gerhard halten eine geflügelte Berathung mitſammen und werden Raths, die preußiſche Fahne im Felde flattern zu laſſen bis zur äußerſten Möglichkeit. Und maßen es die bare Unmöglichkeit, oſtwärts zur Oder vorzudringen und über dieſelbe zu gelangen, ſo wollen wir uns weſtwärts zur Elbe zurückwenden und wollen verſuchen, ob ſich in der Flanke oder gar im Rücken des Feindes eine Diverſion machen läßt. Etwas iſt jedenfalls ſchon dadurch gewonnen, daß eine preußiſche Truppe noch links von der Oder das Feld zu halten ſucht. Vielleicht ziehen wir den Feind oder wenigſtens bedeutende Streitkräfte deſſelben von der Oderlinie ab und tragen durch unſer Ausharren dazu bei, daß die Reſervetruppen in Weſt- und Oſtpreußen zur Sammlung und die Ruſſen zum Herankommen Zeit erhalten[92]. Dies der Gedanke, welcher dem vielgetadelten „Huſarenſtreich“, dem blücher'ſchen Zug durch Mecklenburg nach Lübeck zu Grunde lag, einem Zug, der auf Ach und Krach allerdings keine Rückſicht nahm, allein, ganz abgeſehen von der unzweifelhaften Richtigkeit der ſtrategiſchen Berechnung, auf welcher er beruhte, ſchon deßhalb von hoher Bedeutung geweſen, weil er den Franzoſen, welche in dieſen Tagen in Deutſchland ſo namenlos Erbärmliches und Niederträchtiges geſehen hatten, bewies, daß es doch auf deutſchem Boden noch Männer gäbe, welche aushielten „bis zur äußerſten Möglichkeit.“

Mit dem Vorſatz, bei Lauenburg über die Elbe zu gehen — er ſandte den Rittmeiſter Chazot dahin voraus, um die Gelegenheit auszukundſchaften — bog Blücher in ſein Heimatland Mecklenburg ein, welches ſich dieſen Beſuch des Sohnes ſicherlich gerne verbeten hätte. Es iſt ſtark zu vermuthen, daß er es that ohne auch nur auf gut Plattdeutſch „Mit Verlöv“ zu ſagen. Die Franzoſen fackelten freilich bei ſolchen Gelegenheiten auch nicht lange mit „Avec permission“, ſondern marſchirten friſch darauf los, wo und wohin es ihnen gerade taugte. Dagegen wagten die deutſchen Fürſten und die deutſchen Philiſter nicht zu muckſen. That aber mal, wie hier der Blücher, ein deutſcher General daſſelbe, ſo huben im ganzen Umfange des weiland Heiligen Römiſchen Reichs Deutſcher Nation alle alten Weiber beiderlei Geſchlechts ein Gezeter an, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen . . . Am 30. Oktober zog der General mit ſeinem Korps an Strelitz vorbei und hielt auf einer Wieſe an, um ſeine Leute Muſterung paſſiren zu laſſen. Wie ſein Huſarenregiment, welches ſich geſtern jenſeits Boitzenburg ſehr wacker mit Bernadotte's Chaſſeurs herumgehauen, an ihm vorüberzieht, ſagt er: „Na, das iſt mir lieb, daß ihr geſtern euren alten Ruf aufrecht erhalten habt. Bleibt nur ſo dabei und es wird noch Alles gut werden.“ Ein junger Huſar mit verbundenem Kopf reitet an dem General vorbei: „Ei, haſt du auch Eins abgekriegt?“ — „Ja wohl,“ brummt der Mann verdrüßlich. „Na, ich hoffe doch, du haſt ihm wieder einen ordentlichen Schmiß gegeben?“ — „Ja wohl, einen recht ordentlichen,“ erwidert der Verwundete lachend und Alles lacht. „So macht es nur immer! Aber ich ſag' euch, die Kerls mit den bloßen Geſichtern immer von oben herunter gehauen und die mit den Helmen, denen der dicke Pferdeſchwanz ſo um die Ohren herumbummelt, allemal in die Quere!“ Blücher war kaum von Strelitz weg, als Bernadotte's Vortrab daſelbſt anlangte, geführt vom General Savary, jetzt ſchon und nachmals als Duc de Rovigo der Polizei-Oberſchnüffler Napoleons. Das Bernadotte'ſche Korps ſelbſt ſchlug, ſtatt ſeiner Vorhut zu folgen, im Abenddunkel einen falſchen Weg ein und das verſchaffte dem Blücher einen Vorſprung [93]. Er hatte Grund, zu hoffen, daß er im Mecklenburgiſchen dem vom weimarer Karl Auguſt über die Elbe geführten Heerhaufen begegnen würde, und dieſe Hoffnung erfüllte ſich. Der Herzog, obſchon ſein Land in Feindeshand und Napoleon, wie wir ſahen, über ſeine preußiſche Generalſchaft höchlich erbittert war, hatte es für eine Ehrenſache angeſehen, das Kommando erſt jenſeits der Elbe und auch dann nicht eher niederzulegen, bis er von Friedrich Wilhelm dem Dritten förmlich dazu ermächtigt war. Der Nächſte im Rang nach ihm war der General Winning, ein „tüchtiger Exercirmeiſter“, der dem Namen nach die Führung des Korps übernahm, dieſelbe aber der Sache nach jüngeren und tüchtigeren Leuten, wie Müffling, Reiche und Pfuel überließ. Die Abſicht war, durch das Netz der mecklenburgiſchen Seen nach Roſtock und Wismar ſich durchzuwinden, wo man ſchwediſche Schiffe zur Einſchiffung der Schaar nach Kolberg oder Danzig aufzutreiben hoffte. Als man aber erfuhr, daß Blücher mit ſeinem Harſt in der Nähe ſei, beſchloß man, vor allen Dingen ſich mit ihm zu vereinigen und unter ſeinen Befehl zu ſtellen.

Bei Speck am nordöſtlichen Geſtade des großen Müritzſee's fand am 31. Oktober die Vereinigung der beiden Korps ſtatt und Blücher hatte jetzt eine Streitmacht von etwas über 20,000 Mann unter ſeinem Befehl. Müffling regte den Plan einer Einſchiffung in Roſtock noch einmal an. Allein Blücher verwarf denſelben und hielt ſeine Abſicht feſt, über die Elbe zurückzugehen, die Feſtungen Nienburg und Hameln zu entſetzen, ſodann gegen Heſſen und Weſtphalen ſich zu wenden, die Bevölkerungen zum Aufſtand gegen die Franzoſen zu bringen, kurz, im Rücken des Feindes einen „Parteigängerkrieg im großen Style“ zu organiſiren und zu führen. Ein wackerer Eiſigblicker York, welcher die Nachhut befehligen ſoll, iſt mit dieſem weitausſehenden Plane nicht einverſtanden. „Scharf wie gebacktes Eiſen“ ſchon dazumal, brummt er ziemlich anzüglich über „die Gelehrten des Hauptquartiers“, welches Gebrumm nachmals in den Jahren 1813 und 1814 mitunter ganz bärenhaft werden wird, und iſt des Dafürhaltens, das Klügſte wäre, in der nächſten beſten günſtigen Stellung dem verfolgenden Feinde ſtandzuhalten und eine Schlacht zu wagen. Trotzdem wird aber der Eſſigblicker ſeine Schuldigkeit thun und mehr ... Wie es ſcheint, hat Blücher vor dem Antritt des Weitermarſches gen Weſten ſeine Offiziere verſammelt und ihnen die Sachlage offen dargethan, auch Jedem freigeſtellt, das Abenteuer mitzumachen oder nicht. Wenigſtens von den Offizieren eines Regiments iſt dies bezeugt. Dieſe beſchied er zu ſich auf den Edelhof, wo er ſein Nachtquartier genommen, und ſagte ihnen, er „wolle nicht verhehlen, daß der Erfolg ſeines beabſichtigten Unternehmens ſehr zweifelhaft ſei“, daß den Theilnehmern „große Entbehrungen und Strapazen, wohl auch Tod oder Gefangenſchaft bevorſtänden.“ Er wolle daher „Keinen zwingen, ihm zu folgen, und wer ſich dazu phyſiſch oder moraliſch nicht kräftig genug fühle, möge lieber ſofort ausſcheiden“ 94). Man ſieht, der Gebhard Lebrecht begriff, daß man mit mechaniſcher Dreſſur und Disziplin nicht mehr ausreiche zu dieſer Zeit, ſondern daß man „den Geiſt anrufen müſſe in der Noth.“

Am 1. November begann der Weitermarſch weſtwärts. York hielt den Feind — es waren die ganzen Korps von Bernadotte, Soult und Murat hinter den Preußen her — durch ein kräftig beſtandenes Nachhutsgefecht bei Wahren von allzu heftigem Vordringen ab; allein die Bedrängniſſe des Rückzugs mehrten ſich von Stunde zu Stunde, mehr noch als durch die immer wiederkehrenden Angriffe von Seiten der Verfolger durch den Mangel an Lebensmitteln, Ruhe und Verpflegung. Man hatte gar keine Zeit, hier auf dem klaſſiſchen Boden der Spickgänſe, Schinken und Mettwürſte die gehörigen Rhazzias anzuſtellen; man mußte, was allenfalls am Wege Eßbares zu ergattern war, nur ſo im Fluge mitnehmen. Kein Wunder daher, daß ſchon vom zweiten Marſchtag der General das Traurige zu berichten hatte: „Viele Soldaten fielen vor Hunger um und waren todt.“ Bei der gleichmäßigen Erſchöpfung von Mann und Roß war eine Verzettelung des Zuges und in Folge deſſen das Abgeſchnittenwerden einzelner Abtheilungen durch die nachdringenden Franzoſen gar nicht zu vermeiden. So gingen binnen wenigen Tagen an 5000 Mann verloren und in dem Maaße, in welchem dieſe Verminderung des Heerhaufens eintrat, ſah man ſich gezwungen, von dem Plan einer Rückwärtsbewegung über die Elbe abzugehen und von der weſtlichen Marſchrichtung in eine nördliche auszubiegen. So kam man bis Gadebuſch, wo nach York's Meinung auf günſtigem Terrain der Feind erwartet und das Loos einer Schlacht verſucht werden mußte. Allein Blücher und Scharnhorſt waren der Ueberzeugung, der Zuſtand der Mannſchaft ſei in Folge des nun ſeit 21 Tagen unter fortwährendem Plänkeln, Scharmuziren und ernſtlichem Fechten beſtandenen ruheloſen Rückzugs ein ſolcher, daß ſie einem überlegenen Feinde, in offener Feldſchlacht unmöglich zu ſtehen vermöge. Vom Kapituliren ſei deßhalb natürlich keine Rede — eben war ein zum zweiten Mal gekommener Parlamentär Bernadotte's unbedingt zurückgewieſen worden — aber nothwendig ſei es, vor Allem einen wohlgelegenen Platz von irgendwelcher Feſtigkeit aufzuſuchen, um hinter deſſen Mauern Mann und Roß von der unſäglichen Zerrüttung und Ermattung ausruhen zu laſſen. So ein Platz, das müßte Jedem einleuchten, ſei Lübeck, wenigſtens theilweiſe noch mit ſeinen alten Befeſtigungen verſehen und ſchon durch ſeine halbinſelige Lage zwiſchen der Trave und der Wackeniß von natürlicher Feſtigkeit, außerdem in Verbindung mit der See und endlich auch zur Bewerkſtelligung eines allfälligen Rückzugs ins Holſteiniſche wohlgelegen. Freilich iſt Lübeck oder nennt ſich vielmehr eine „freie Reichsſtadt"; aber wo es kein Reich mehr gibt, gibt es auch keine Reichsſtädte mehr und außerdem haben die Franzoſen ſchon ſattſam bewieſen, daß ſie ihrerſeits mit den ſogenannten deutſchen Reichsſtädten und mit der Neutralität derſelben wenig Umſtände machen. Nach Lübeck alſo. Wir werden einem hochwohlweiſen Magiſtrat der alten Hanſeſtadt höflich unſere bevorſtehende Ankunft zu wiſſen thun, und wenn ein hochwohlweiſer Rath, wie zu erwarten und wie es ſein Recht und ſeine Pflicht, mit aller Energie, welche die Schwäche gegenüber der Gewalt aufzuwenden hat, unſern Beſuch ſich verbitten wird, ſo werden wir ihm durch die Thatſache unſerer Ankunft beweiſen, daß Noth kein Verbot kennt und daß es eben im Kriege zugeht wie im Kriege.

Die armen Lübecker vermochten gegen dieſe Beſtimmungen des kanoniſchen Rechts nur einen Proteſt zu erlaſſen, welchen Blücher damit beantwortete, daß er ſeinen Vortrab am Abend des 5. Novembers in Lübeck einrücken ließ. In der Nacht langte auch der Gewalthaufe an und am folgenden Morgen war Alles herein mit Ausnahme der drei von dem Herzog von Braunſchweig-Oels befehligten Bataillone, die mitſammt der leichten Brigade des Generals Oswald zur Deckung des Burgthors aufgeſtellt waren, welches den ſchmalen Zugang zur Stadt von Iſraelsdorf her beherrſchte. Der General hatte aber kaum ſein Hauptquartier im „Heiligen Geiſte“ aufgeſchlagen, als ſich das Illuſoriſche der Gründe, welche ihn nach Lübeck geführt, bemerklich machen mußte. Die Stadt ward keine Stätte der Erholung für ſeine abgehetzten Truppen. Denn die napoleoniſchen Marſchälle, damals in der Vollkraft ihrer Rüſtigkeit und ihres Eifers, waren nicht die Leute, einem abgehetzten Feinde Raſt und Ruhe zu gönnen. Noch hatten gar keine irgendwie ausgiebigen Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt getroffen werden können, als der Feind am 6. November ſchon vor den Thoren ſtand und ſofort zum Angriff verſchritt. In Wahrheit, der Bulletinismus log diesmal ausnahmsweiſe nicht, wenn er im 29. Bulletin ſagte: „Sehen, Rekognosciren und Angreifen war Eins.“ Auf das Burgthor richtete am beſagten Tage Bernadotte, auf das Mühlenthor Soult, auf das Höxterthor Murat ſeinen Sturm. Mehrere Stunden wüthete das Gefecht mit mörderiſcher Heftigkeit, denn nachdem Blücher, an der Spitze etlicher Huſarenſchwadronen aus dem Mühlenthor hervorbrechend, die dort herandrängenden feindlichen Reitermaſſen blutig zurückgeworfen, wurden ſämmtliche drei beſtürmte Thore bis 1 Uhr Mittags gehalten. Zu dieſer Zeit aber zog der Herzog von Braunſchweig-Oels ſeine übermächtig gedrängte Infanterie durch das Burgthor zurück, dadurch erſchreckt, ließ der Kommandant der dort aufgeſtellten Batterie aufprozen und nun drang der Feind raſch nach, fuhr Geſchütz unter der Thorwölbung auf und kartätſchte in die Straße hinein. Das furchtbare Wirrſal eines Stadtgaſſengefechts hebt an. Blücher ſtürzt in den Sattel, ſprengt raſend auf den Marktplatz, ſetzt ſich an die Spitze der dort aufgeſtellten Reſerve, führt ſie auf die „breite Straße", dringt auf dieſer „bis auf den offenen Platz Kaufberg vor und wirft Alles über den Haufen, was er vor ſich findet"[95]). Auch die Burgſtraße wird durch dieſen Blücher'ſchen Stoß und das wohlgezielte Feuer der York'ſchen Jäger wieder von den Eindringlingen geſäubert. Brave Leute, dieſe Jäger. Einer derſelben, der Oberjäger Meier, iſt durch die Bruſt geſchoſſen. „Herr Oberſt, ſagt er zu York, ich bin bleſſirt." Der Oberſt ſieht das Blut aus Bruſt und Rücken des Verwundeten herausſtrömen und ſagt: „Mein lieber Meier, es iſt vorbei; Sie ſterben wie ein tapferer Mann. Gott befohlen!" „Nun denn, wenn es geſtorben ſein muß, ſo will ich doch noch einen Franzoſen mitnehmen." Spricht's, legt an, drückt los und in demſelben Augenblick ſtürzt ein auf's Korn genommener Franzos zuſammen[96]). Gleich darauf wird York ſelber lebensgefährlich verwundet. Scharnhorſt iſt auf dem Markt gefangen worden, der Feind drängt von Neuem mit Uebermacht durch das Burgthor, erſtürmt das Mühlen- und Höxterthor und bedroht auch das Holſtenthor, die einzige Rückzugslinie. Es war aus. Die verzweiflungsvoll Fechtenden, von allen Seiten mit überlegenen Kräften eingeſchloſſen und angefallen, konnten, ſoweit Mann und Roß noch aushielt, nur noch darauf denken, ſich durchzuſchlagen. Blüchers Stimme, das Gewühl überdröhnend, bis die übermenſchlich angeſtrengte ihm verſagte, rief ſeine Leute noch einmal zur Sammlung und es gelang ihm, ſeinem Reſt von Reiterei und Fußvolk durch das Holſtenthor einen Durchpaß zu erzwingen und nach Ratkau und Schwartau zu gelangen. Er wollte in Travemünde noch einmal ſich ſetzen, allein nun war es auch mit ſeiner Kraft zu Ende, wenigſtens mit ſeiner phyſiſchen. Dem kaum nach Ratkau Gelangten ſchüttelte ein heftiges Fieber die Glieder.

Derweil hat in dem unglücklichen Lübeck die entfeſſelte franzöſiſche Kriegsfurie zu raſen begonnen. Es iſt 3 Uhr Abends, als ſich die Franzoſen Herren der Stadt ſehen, und was nun kommt, iſt Gräuel und Verwüſtung. Raub, Mord und Nothzucht in allen Quartieren. Es fehlte nur noch der allgemeine Brand und Augenzeugen des Schrecklichen ſagen aus, daß die Stadt nicht völlig im Feuer aufgegangen, ſei ein helles Wunder. Ah, alter Voltaire, dein bitteres Wort, die Franzoſen ſeien halb Affen halb Tiger, geht heute ſchrecklich in Erfüllung. Denn während die zügelloſe Soldateſka plündernd und mordend wüthet, während Frauen und Mädchen bis zur Ohnmacht, bis zum Wahnſinn, bis zum Tode geſchändet werden, während ſogar die armen Irrinnen im Spital viehiſcher Gier zum Opfer fallen und unnennbar Scheußliches aus dem verworfenſten Buch, welches die Welt kennt, aus des Marquis de Sade „Juſtine“ beſtialiſch in Szene geſetzt wird, taucht aus dieſem wüſten Wirbel von Franzöſiſch-Tigerhaftem das Franzöſiſch-Aeffiſche empor, daß Chaſſeurs und Huſaren und Voltigeurs inmitten von all dieſem Schrecken und Elend eine Maſkerade aufführen, in ſeidenen Frauenroben und Damenhüten oder auch in den Predigerskutten der Lübecker Geiſtlichkeit paradirend, mit Perlenhalsbändern und anderen geraubten Juwelen praleriſch ausſtaffirt [97]). „Vieles Gewaltige lebt, doch Nichts iſt gewaltiger als der Menſch“, heißt es in einem Chorlied des griechiſchen Tragikers. In den Chören der ungeheuren Tragödie, genannt Weltgeſchichte, heißt es nur allzu oft: Viel Beſtialiſches lebt, doch Nichts iſt beſtialiſcher als der Menſch . . .

Der kranke Blücher, um welchen ſich in der Umgebung von Ratkau noch ungefähr 7000 Mann aller Waffengattungen geſammelt, gab noch nicht klein bei, ſondern wollte ſogar am 7. November den Verſuch machen, Lübeck den Franzoſen wieder zu entreißen. Aber ſchon war die äußerſte Gränze der Möglichkeit des Fechtens erreicht. Die abgeriſſenen, ſchuheloſen, übermüdeten Soldaten hatten kein Brot und keinen Schießbedarf mehr, die hinfälligen Pferde kein Futter. Da und dort wurden überdies ſchon kleinere Abtheilungen von den Feinden aufgehoben, ſo daß der General am 7. November thatſächlich nur noch etwa 6000 Mann hatte, die er allenfalls hinopfern, aber unmöglich retten konnte. In dieſer äußerſten Bedrängniß war ſchlechterdings nichts Anderes zu thun als die von Bernadotte abermals angebotene Kapitulation anzunehmen und zwar auf die Bedingung hin, daß die Preußen „mit allen Kriegsehren“ die Waffen niederlegen und ſich gefangen geben, ihr Privateigenthum aber behalten ſollten. Blücher behielt ſich vor und beſtand unentweglich darauf, in der Kapitulationsurkunde ſeiner Namensunterſchrift die Worte beizufügen: „Ich kapithullire, weill ich kein brot und keine Muhnitſion nicht mehr Habe.“ Dann ging er, bis ſich eine Gelegenheit zu ſeiner Auswechſelung fände, auf Ehrenwort nach Hamburg und hier entwarf er am 14. November ſeinen Bericht an den König, worin er mit neidloſer Anerkennung die Verdienſte der Oberſten Scharnhorſt und York warm hervorhob, der Hingebung, Ausdauer und Tapferkeit der Truppen das herzlichſte Lob zollte und zuletzt ſagte: „Ich ſchließe dieſen Bericht mit der inneren Ruhe, welche das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, einflößt.“ Er bedurfte gar ſehr dieſes Gefühls, denn an Angriffen auf ſein Verhalten war kein Mangel. Man warf ihm vor, daß er den Krieg in ſein „neutrales“ Heimatland Mecklenburg hineingezogen, man ſetzte die ganze Heimſuchung Lübecks auf ſeine Rechnung. Unter den Angreifern war der preußiſche Mack, der klägliche Tiftler Maſſenbach, der die Schmach von Prenzlow verſchuldet hatte, der allereifrigſte. Dieſem hat Blücher geſagt: „Was den Vorwurf betrifft, daß ich mein eigenes Vaterland Mecklenburg nicht verſchont, ſo ſcheint es, als wolle man mich dem Kommandanten einer Feſtung gleichſtellen, der die ihm auf Ehre, Pflicht und Gewiſſen anvertraute Veſte aus wahrer Herzensgüte übergibt, damit ſeine und ſeiner Verwandten Häuſer nicht zerſchoſſen werden. Nach meinen Grundſätzen iſt aber Pflichterfüllung das Erſte, was einem Mann von Ehre obliegt. Lübeck betreffend, ſo war es für mich ſchmerzhaft, deſſen braven Bewohnern ſo viel Unangenehmes zufügen zu müſſen. Wäre aber bei Lübeck das befolgt worden, was geſchehen ſollte und konnte, ſo würde ich, wenn ich das Unglück für die Stadt auch zehnmal größer vorausgeſehen hätte, dennoch die Beſetzung nicht unterlaſſen haben. Mein Zweck, die Feinde ſo lange zu beſchäftigen, bis daß die ruſſiſchen Armeen herankämen, und dadurch Preußen und Schleſien zu retten, würde dann in größerem Umfang erreicht worden ſein *).

Sein eben erlebtes Mißgeſchick brach dem Mannhaften nicht die Kraft und den Seelenſchwung, nicht die Zukunftshoffnung. Gerade zu dieſer Zeit, wo er als Gefangener auf Ehrenwort in Hamburg weilte, waren die Nichtſe Jaſtrow und Köckeritz, welche, bis Hardenberg zum Wiedereintritt in den Dienſt ſich beſtimmen ließ, die Hauptberather des Königs vorſtellten, eifrig darauf aus, um jeden Preis zum Frieden mit Napoleon zu gelangen, zu einem Frieden, deſſen Möglichkeit ihnen Talleyrand verlockend vorgaukelte **). Der geſchlagene Blücher aber hielt gerade jetzt mit Zuverſicht den Gedanken feſt, daß er zu ſeiner Zeit ein ſchlagender ſein werde. Geht da eines Tages mit einem Bekannten den Jungfernſtieg hinab, als zwei muntere franzöſiſche Voltigeurs hinter ihm herkommen. Sie haben Eile und ſo klopfen ſie mit ihren Flanirgerten dem Begleiter Blüchers leicht auf den Rücken, damit er ſie vorbei laſſe. Der alte Huſar ſieht ihnen lächelnd nach und ſagt: „Schlagt nur, Franzöſiken, ſchlagt nur! Ich ſchlag' euch wohl mal wieder“ 99). Er war ſo Einer, dem das Herz geſund bleibt und der alſo in allen Lebenslagen den Kopf aufrecht tragen darf und kann. Auch ſo Einer, der, weil er ſelbſt an die Zukunft glaubt, die an der Gegenwart Verzagenden aufzurichten vermag. Endlich ſo Einer, deſſen Perſönlichkeit, eben weil ſie eine echte und rechte und tüchtige, überall raſch Freunde wirbt. So auch in Hamburg, in deſſen Wohllebigkeit er leicht einging, denn er hat all ſein Lebenlang zu den glücklichen Naturen gehört, welche das weiſe „Carpe diem“ praktiziren. So hat er denn auch in der reichen und genüßlichen Hanſeſtadt an der Elbe tüchtig geblüchert, was Wein, Weiber und Würfel angeht. Ein Vierundſechziger dermalen, beſaß der General noch immer Etwas von der ſtattlichen Erſcheinung des Huſarenoberſts: ein offenes, blühendes Antlitz mit ſchöngewölbter, heiterer Stirne, wohlgeformter Naſe, rundem Kinn, feurigen, geſcheidt und ſchlau blickenden Augen und rothlippigem Mund, in deſſen Winkeln der ſatiriſch-launige Zug ſichtbar geweſen wäre, wenn der ſtarke, herabhängende Schnauzbart denſelben nicht verdeckt hätte. Man erkannte in ihm unſchwer eine bevorzugte Natur. „Man machte Platz, wenn er kam, und war ſtille, wenn er redete.“ Es ging von ihm Etwas aus, das anzog und feſthielt; man „konnte den Blick nicht von ihm wenden“, man fühlte, daß er ein ungewöhnlicher, ein heldiſcher Menſch war 100).

Vorerſt jedoch muß er noch ſeiner Zeit harren, denn im jetzigen Kriege kann er nicht mehr dazu kommen, etwas Rechtes zu thun. Zwar wurde er im März von 1807 gegen den franzöſiſchen General Victor ausgewechſelt, welchen der kühne Schill in Pommern weggeſchnappt und nach Kolberg geführt hatte, und ward er, in Königsberg angelangt, zum Führer einer Unternehmung auserſehen, die gut ausgedacht und vielverſprechend, allein dennoch von vornherein lahmgelegt war, weil in Gemeinſchaft mit dem wirrſeligen Rappelkopf von Schwedenkönig unternommen, deſſen Bündniß mit Preußen dieſem im ganzen Verlaufe des Kriegs überhaupt mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Es ſollte, unterſtützt durch die Schweden von Rügen und Stralſund her, in Pommern ein Stoß auf die linke Flanke des nach Preußen und Polen vorgedrungenen Feindes verſucht werden, und ſollte Blücher dieſen Stoß führen. Er ſchiffte ſich zu dieſem Zweck am 25. Mai in Pillau nach Rügen ein und ſegelte von da nach Schwediſch-Pommern, wo er in Greifswald ſein Hauptquartier aufſchlug und unter den verdrüßlichſten Häckeleien mit dem rappeligen Guſtav dem Vierten, der nach Stralſund herübergekommen, ſeine Aufgabe ins Werk zu ſetzen ſuchte. Er hatte mit Hinzuziehung des Schill'ſchen, des Marwitz'ſchen und des Krokow'ſchen Freikorps, ungefähr 7000 Mann unter ſeinem Befehl; allein bevor er zum Losgehen gelangen konnte, war die große Entſcheidung in Oſtpreußen gefallen und ein Waffenſtillſtand eingetreten, welcher den Frieden von Tilſit einleitete 101). Der General gerieth über den Fehlſchlag ſeines Unternehmens in große Gemüthsaufregung. War er doch, aus der Gefangenſchaft erlöſ't, der Wiederaufnahme ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit ſo hoffnungsvoll entgegen gegangen. Von dieſer Stimmung, ſowie von einer bedeutungsvollen Begegnung zeugt ein Brief, welchen Blücher auf ſeiner Reiſe von Hamburg nach Königsberg im April zu Bartenſtein an den Freiherrn vom Stein ſchrieb: „Ich finde unſeren gemeinſchaftligen Freundt — (Hardenberg iſt gemeint) — an der ſpitze der geſcheffte, und daß macht mich muht und gewehrt eine frohe auß ſicht. Der keißer Alexander bezeugt mich viele Gnade, beweiſt ein unbegräntztes zu trauen an unſeren Freundt Hardenberg, daß iſt denn vihle wehrt; ihnen mein verEhrter Freundt beſchwöhre ich zu uns zu kommen ſo balldt ſie verlangt werden, was gewiß geſchehen wirdt; ſind wir durch ihnen verſterckt, ſo ſollen uns die noch übrigen an geiſt und leib kranken Faull tihre keinen Schritt Terain mehr ſtreitig machen. ins feindlige haupt quartir habe ich vor meiner auswechſelung 14 Tage zu bringen müſſen; der große man hat ſich eine gantze ſtunde gantz allein mit mich unterhallten, er hatte vihl mühe mich alles verſtendlig zu machen da ich der ſprache nicht megtig bin, liß ſich aber nicht abhallten es mich begreifflig zu machen, daß er Fride wollte“ [102]).

Blücher hatte demnach die perſönliche Bekanntſchaft Napoleons gemacht und der große Zauberer offenbar auch auf ihn gewirkt. Er nennt den Franzoſenkaiſer einen „großen Mann“ und er thut das augenſcheinlich nicht etwa ironiſch, ſondern ganz unbefangen und aufrichtig. Es klingt ſogar durch, daß Blücher von der Aufnahme, welche er bei Napoleon fand, ſich geſchmeichelt fühlte. Im kaiſerlichen Hauptquartier zu Finkenſtein fand dieſe Begegnung der Beiden ſtatt. Wer dem Napoleon zur Stunde, wo er dem des Franzöſiſchen nur ganz dürftig mächtigen Mecklenburger ſeine Politik verſtändlich zu machen ſich abmühte, geſagt hätte, daß er ſeinen gefährlichſten Gegner vor ſich habe! Alſo gehen die Menſchen wie an ihrem höchſten Glück ſo auch an ihrer höchſten Gefahr oft achtlos vorbei.... Damals haßte der Blücher den Napoleon noch nicht. Aber dieſer Haß ſollte kommen, ein furchtbarer, tödtlicher, im heißeſten Zornfeuer ſiebenfach gehärteter Haß. Und für die Anfachung und Unterhaltung des Zornfeuers ſorgte vollauf, was mit und nach dem Frieden von Tilſit kam: die äußerſte Demüthigung Preußens, die weh- und ſchmachvolle Bejochung Deutſchlands. Der Blücher, zum Befehlshaber der Truppen in Pommern beſtellt, wo er erſt zu Treptow, dann zu Stargard ſein Standquartier hatte -- (im Mai 1809 wurde er zum General der Kavallerie erhoben) — ja, der Blücher empfand die Schwere und Reibung des napoleoniſchen Joches, als hätt' es auf ſeinem Nacken allein gelegen. Er büßte ſogar ſeinen ſonſt unverwüſtlichen Humor darob ein, ward griesgrämiſch, gallig, faſt bis zur Tollheit aufgeregt, ſo daß von ihm erzählt wird, er habe mit dem bloßen Säbel nach den Fliegen in ſeinem Zimmer gehauen und geſtochen, vermeinend, es mit dem Fliegengott, dem Beelzebub, dem Bonaparte zu thun zu haben. Seine Geſundheit wankte unter dem Druck ſolcher Gemüthsleiden und ſo hat er den ganzen Sommer von 1808 gekränkelt. Gerade während dieſer trüben Zeit iſt er jedoch zeitweilig aus ſeinem mißmuthigen Brüten zu einer Hoffnungsfreudigkeit emporgefahren, deren Aeußerungen in jenen Tagen ſchwärzeſter Hoffnungsloſigkeit für oberflächliche Hörer etwas Wahnwitziges haben mußten. Er aber ließ es ſich nicht anfechten, wenn man munkelte oder gar laut ſagte: „De old Blüchert, de Dollkopp, iſt völlig übergeſchnappt“! ſondern blieb dabei und wiederholte hellſeheriſch: „Der Bonaparte muß herunter! Ich werde dabei ſchon mithelfen, und bevor das gethan iſt, ſterb' ich nicht. Herunter muß er!“ 103) Langſam genas der ſoldatiſche Prophet und erſt im Jahre 1809 gab ihm die freilich eitle Hoffnung, daß die Stunde des Wiederlosſchlagens gegen Napoleon ſchon jetzt gekommen, den vollen Gebrauch ſeiner Kräfte wieder.

## Fünftes Kapitel.

### Tilſit und Erfurt.

„Generale, Oberſten, Offiziere aller Grade — ſchrieb Napoleon am 1. März 1807 zu Oſterode an ſeinen Bruder Joſeph — ſind ſeit zwei Monaten nicht aus den Kleidern gekommen und ich ſelbſt habe ſeit vierzehn Tagen meine Stiefeln nicht ausgezogen. Mitten im Schnee und Koth, ohne Brot, ohne Wein, ohne Branntwein, von Kartoffeln und Fleiſch lebend, haben wir weite Märſche und Gegenmärſche gemacht ohne irgendwelche Ruhe und Erholung, uns auf's Bajonnett ſchlagend und ſehr oft im Kugelregen.“ Wenn man ſo ſein Tagewerk thut und dabei ein Napoleon iſt, bringt man ſchon Etwas zuwege. Unter Anderem einen Frieden zu Tilſit, der ein recht hübſches Stück napoleoniſcher Arbeit geweſen iſt. Und doch auch wieder ein Stümperwerk, eine Pfuſcherei, wie alles Halbe. Von ſeinem Standpunkt aus mußte Napoleon Preußen, ſtatt es bloß zu demüthigen und zu mißhandeln, geradezu vernichten, was er ohne Frage konnte, und Dame-Hiſtoria hätte darob ihr Taſchentuch gewiß nicht naß geweint.

Denn wenn es je etwas Vernichtungswerthes gab, ſo war es dieſes Preußen vom Jahre 1806, welches unter dem ſchlechteſten aller Regimente, unter dem Regiment der Mittelmäßigkeiten, ſo heruntergekommen, daß der geſunde Menſchenverſtand nur mit Befriedigung auf den Zuſammenſturz dieſer Spottgeburt von Dummheit und Dünkel hinblicken kann. Wie hatte man gepocht auf das „herrliche Kriegsheer“ und daß man der „erſte Militärſtaat der Welt“! Vom Volk brauchte natürlich keine Rede zu ſein: man hatte ja Junker zu Offizieren und willenloſe Sklaven zu Soldaten, die bei ihren Beiwachtfeuern vor dem 14. Oktober Spottlieder auf den Tod für's Vaterland ſangen — („Für's Vaterland zu ſterben wünſcht Mancher ſich; zehntauſend Thaler erben, das wünſch' ich mich. Das Vaterland iſt undankbar, und dafür ſterben? O du Narr!“). Urjunker von Rüchel aber ging bei Jena „uff de Plaine“ in der feſten Ueberzeugung, mittelſt der hochgelobten „preußiſchen Taktik“ mal dem Monſieur Bonaparte zu beweiſen, daß ſelbiger Monſieur ein „General von untergeordneter Bedeutung“ ſei, und als man den vorrückenden Dünkelmichel aufmerkſam machte, daß franzöſiſche Kolonnen ſeine Flanken bedrohten, ſchnarrte er: „Ein preußiſcher General ſieht nicht rechts und ſieht nicht links; ich gehe gerad' aus und ſchlage den Feind“ — d. h. ich laſſe mich ſchlagen, nach Noten. So waren ſie und ſo wären ſie geblieben, wenn ihnen der Napoleon nicht den Meiſter gezeigt hätte. Ja, es iſt nicht paradox, ſondern nur wahr, der Franzoſenkaiſer war der Wohlthäter Preußens. Wäre dem preußiſchen Junkerthum bei Auerſtädt-Jena der Zopf nicht ſo unſanft heruntergeſchlagen worden, es würde ihn zweifelsohne noch mit ins 20. Jahrhundert hineingeſchleppt haben. Begreiflich auch, daß Napoleon nach Allem, was geſchehen und was um ihn her vorging, Preußen und Deutſchland tief verachtete. Beide waren es werth. Von der Mehrzahl der deutſchen Fürſtlichkeiten gar nicht zu reden — die haben von jeher mit jeder fremden, Deutſchland feindlichen Macht, welche ihnen geſtattete, das Spielzeug der „Souverainetät“ zu handhaben, unterthänig gebuhlt — alle Stände und Klaſſen hatten an der Schmach, welche über die Nation, nein, über eine Nichtnation von zum willenloſen Brei zuſammenregierten Bevölkerungen ohne Vaterlandsgefühl und politiſches Bewußtſein gekommen, ihren vollgemeſſenen Antheil. Die „Gelehrten“ und „Gebildeten“ voran. Viele deutſche Wolkenwandler erblickten in Napoleon, den man zu dieſer Zeit doch ſchon als den kennen mußte, der er war, noch immer eine Art von neuem Meſſias; ſo z. B. Hegel, der ſein „unbedingter Verehrer“ war. Die erſte, ja einzige nennenswerthe deutſche Zeitung von damals, die „Allgemeine“, poſaunte den Ruhm des Eroberers von Deutſchland mit vollen Backen: — („Mit allumfaſſenden Blicken leitet der Kaiſer der Franzoſen die unermeßlichen Staats- und Kriegsgeſchäfte und dringt in Alles mit einer Art von Allgegenwart ein, die man nur anſtaunen, nicht faſſen kann“ u. ſ. w.). In Berlin verekelten ſich die franzöſiſchen Sieger an der „verächtlichen Weiſe“, womit man ihnen „ſchmeichelte“. Kurz, Max von Schenkendorf hatte nur allzu recht, beim Rückblick auf dieſe Zeit die „Beichte“ abzulegen: „Wir haben Alle ſchwer geſündigt; ſo Fürſt als Bürger, ſo der Adel: hier iſt nicht Einer ohne Tadel“ 104) . . . .

Der Krieg hatte ſich inzwiſchen nach Polen und Oſtpreußen hineingeſpielt. In ſeinem Hauptquartier zu Poſen nahm im November der Franzoſenkaiſer den Kurfürſten von Sachſen und die ſächſiſchen Herzoge zu Gnaden an, d. h. zu rheinbündiſchen Vaſallen. Mit blutendem Herzen mußte ſich auch Karl Auguſt von Weimar herbeilaſſen, ein ſolcher zu werden oder wenigſtens zu heißen 105). Mit überſtrömendem Dankgefühl ward es Friedrich Auguſt. Die Fortſetzung des Kriegs begann für Preußen unter trüben Ausſichten. In einen Winkel ſeines Gebiets zurückgedrängt und nicht nur von den Franzoſen, ſondern auch von den bei der Annäherung dieſer aufſtehenden Polen bedroht, hatte es über eine Streitmacht von 25,000 Mann zu verfügen. Die 180,000 Mann Ruſſen, womit Czar Alexander ſeinem „Freunde“ Friedrich Wilhelm zu Hülfe zu eilen verſprochen hatte, blieben ein Verſprechen. Denn vorerſt waren nur 60,000

Ruſſen unter Bennigſen's Befehl nach Preußen gelangt, während der Reſt der ruſſiſchen Streitkräfte, 55,000 Mann unter Buxhöwden, noch weiter zurückſtand. Der Krieg war übrigens gar nicht im Sinne der Ruſſen, d. h. der ruſſiſchen Ariſtokraten, welche nicht einſahen, warum ſie ſich für dieſe Preußen ſchlagen ſollten, auf welche ſie, vollends ſeit Auerſtädt-Jena, mit ſouverainſtem Hochmuth herabſahen, während die ruſſiſchen Offiziere und Soldaten in dem armen Preußen, in Freundesland alſo, viel ſchlimmer hauſ'ten als die Franzoſen, ja geradezu ſo mongoliſch-viehiſch, als wären ſie nicht ſchon ſeit etlichen hundert Jahren, ſondern erſt ganz friſch aus der Schule der Mongolen entlaſſen. Es iſt buchſtäblich zu nehmen, daß die ruſſiſche Soldateska, wohin ſie den Fuß ſetzte, das Land zur Wüſte machte[106]. Das war im Grunde der einzige Gewinn, welchen Preußen in den Jahren 1806—7 aus der czariſchen Freundſchaft zog.

Die ganze Kriegsführung iſt von Anfang an verpfuſcht geweſen. Die ruſſiſchen Generale wollten nichts Erkleckliches für Preußen thun. So namentlich Bennigſen, welcher als Ausländer doppelte Urſache hatte, den Widerwillen der ruſſiſchen Ariſtokratie gegen die preußiſche Allianz zu berückſichtigen. Etwas jedoch mußte er thun, wenn er, einer der Mörder Pauls des Erſten, es nicht ganz mit Alexander verderben wollte, welcher den Krieg dermalen noch ernſtlich nahm, da er ſeiner bei Auſterlitz gemachten Erfahrung zum Trotz dem Franzoſenkaiſer obzuſiegen hoffte. Was er freilich zu dieſem Zwecke zunächſt that, würde unglaublich ſein, wenn es nicht thatſächlich wäre. Weil Bennigſen dem Buxhöwden und Buxhöwden dem Bennigſen den Oberbefehl nicht gönnen mochte und weil überdies die ruſſiſche Ariſtokratie zur Verleihung des Heerkommando's an einen Ausländer ſcheel geſehen hätte, ſchickte der Czar — ſo ein ruſſiſcher Autokrator iſt im Grunde viel weniger unumſchränkt als er ausſieht — als Feldherrn den Stockruſſen Kamensky, einen ſechsundſiebzigjährigen Invaliden, der zugleich ein Verrückter, welcher den Suworow ſpielen wollte, aber nur das ſpielte, was er war, d. h. den Narren. Auf dem Kriegsſchauplatz angelangt, faſelte dieſer gelungene Feldmarſchall: „Nach Schleſien will ich, um den Feind im Rücken zu faſſen“ 107). Eine blanke Narrethei, ſo wie die Sachen lagen. Als ſich Prinz Eugen von Würtemberg bei dem Feldmarſchall zum Dienſt meldete, ſtürzte das „kleine, hagere Männchen, nur mit Hemd und Nachtmütze bekleidet“, auf ihn los, erſtickte ihn faſt mit Küſſen und ſchrie aus Leibeskräften: „Prinz Würtembergsky! Cousin de sa Majesté L'Empereur! Plemènnik Mariä Feodorównä (Neffe von Maria Feodorowna)! Altesse Sérénissime! Junges Blut! Molodèz (wackrer Burſche)! Padi Sjudà (komm her)!“ Dann fuhr er etliche Tage „en grande tenue“, nämlich in einem Bauernſchafpelz, darüber einen kleinen Degen geſchnallt und um den Kopf ein ſchmutziges Tuch gewunden“, auf einem Bauernkarren wie ein Irrwiſch zwiſchen den Armeekorps hin und her, warf Alles durcheinander, ſchrie den Soldaten zu: „Ihr ſeid verrathen und verkauft! Alles iſt verloren! Lauft nach Hauſe, ich mach' es auch ſo!“ ſurrte hierauf wirklich ab auf ſeinem Karren, im Galopp Oſtrolenka zu, tauchte bei Lomza noch einmal flüchtig auf, ward in Grodno von einem kaiſerlichen Ukas ereilt, der ihn auf ſeine Güter verwies, und wurde dort ſchließlich von ſeinen durch den Narren zum Aeußerſten getriebenen Bauern todtgeſchlagen 108).

Dieſes Tollen entledigt, ſchienen die Ruſſen unter Bennigſens Führung Ernſt machen zu wollen. Allein das von ihnen am 26. Dezember bei Pultuſk gegen die Korps von Lannes, Augereau und Davout tapfer beſtandene Gefecht gewährte doch keinen anderen Erfolg als einen geſicherten Rückzug. Auch die Franzoſen waren erſchöpft durch den raſchen Zug aus Thüringen in dieſe preußiſch-polakiſchen Gegenden, wo das „fünfte Element“, der Koth, noch ſchwerer zu überwinden war als der Feind. („Das nennt dieſe polniſche Canaille ein Vaterland!“ ſchrie der brutale Davout, ſeine kothſtarrenden Reiterſtiefeln ſchüttelnd.) Man bezog Winterquartiere. Doch bevor der Januar von 1807 zu Ende, wurden beiderſeits die Operationen wieder aufgenommen. Bennigſen, durch czariſche Befehle gedrängt, ging angriffsweiſe vorwärts bis zur Paſſarge, dann vor dem mit Macht herankommenden Napoleon wieder zurück bis Preußiſch-Eilau. Hier nahm er, 60,000 Mann gegen 70,000 Franzoſen und Rheinbündler ſtark, am 8. Februar die Schlacht an, eine der mörderiſchſten von allen napoleoniſchen. Weithin waren die beſchneiten Felder mit Blut getränkt und geröthet. Die furchtbare Schlächterei brachte keine Entſcheidung, keinen Sieg für den Franzoſenkaiſer, was ohne Frage den 6000 Preußen zu danken war, welche hier gemeinſam mit den Ruſſen fochten und, geführt von dem braven General Leſtocq, in der Kriſis der Schlacht, als der linke Flügel der Ruſſen aufgelöſ't wich, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen über Schmoditten auf Kutſchitten vorſtürmten, ſo das Treffen hielten und in offener Feldſchlacht zuerſt die preußiſche Waffenehre wieder herſtellten. Was man in Paris von dem angeblichen Sieg Napoleons bei Eilau hielt, zeigte der fallende Börſenbarometer. Der Schlachtenmeiſter wußte recht wohl, daß er nicht geſiegt habe, und es ſcheint, daß der Anblick der Eilauer Walſtatt ſogar für ſeine Nerven zu ſchrecklich geweſen. Wenigſtens ließ er den Bulletinismus ſagen: „Dieſes Schauſpiel iſt wie eigens gemacht, um Fürſten Liebe zum Frieden und Abſcheu vor dem Kriege einzuflößen.“ Er that — während er zugleich ſeinen furchtbar mitgenommenen Streitern den Troſt zurief, ſie würden immer „les soldats français de la grande armée“ ſein — noch mehr. Er ſchickte, was den beſten Beweis für ſeinen Nichtſieg bei Eilau abgibt, den General Bertrand nach Memel, um dem König von Preußen den Frieden anzubieten. Man muß annehmen, daß es ihm unter den erſten Eindrücken des 8. Februars mit dieſem Anerbieten ernſt geweſen, und jedenfalls war es ihm ernſt mit der beigegebenen Verſicherung, er habe eingeſehen, daß aus Polen kein ſelbſtſtändiger Staat zu machen ſei. Hatte er doch ſchon im Jahre 1801 gegen Talleyrand geäußert, es könne von einem Staate Polen keine Rede mehr ſein, was freilich deutlich genug zeigt, wie er es von Anfang mit den Polen meinte, die in ihm ihren Heiland und den Wiedererwecker ihres Vaterlandes ſahen.

Das Friedensanerbieten, obgleich nur in ganz allgemeinen Ausdrücken von einer „Wiederherſtellung“ Preußens redend, war lockend, doppelt lockend in der ſchrecklichen Lage, in welcher die geringen Ueberbleibſel des zertrümmerten Staats ſich befanden. Die ruſſiſchen Bundesgenoſſen hauſ'ten dergeſtalt im Lande, daß die zur Verzweiflung getriebenen Bewohner die „Herbeikunft der Franzoſen auf den Knieen erflehten.“ Gerade um dieſe Zeit ſchrieb der dem ruſſiſchen Hauptquartier beigegebene Oberſtlieutenant von dem Kneſebeck an Scharnhorſt herzzerreißende Briefe über die „Grauſamkeiten der Moskowiter, welche an Nichts dächten als das Land auszuſaugen und zu verwüſten, um ſich ſelbſt durch dieſe Wüſte zu decken —“ und beſchwor den Freund, Alles aufzubieten, daß der Friede, „wenn er nur unter irgend erträglichen Bedingungen geboten würde, nicht ausgeſchlagen werde.“ Selbſt ein ſo verbiſſener Friedensfeind, wie der Junker von der Marwitz einer war, mußte als Augenzeuge zugeben: „Das ganze Land lechzte nach Frieden.“ Man hat Friedrich Wilhelm getadelt, daß er keine Rückſicht darauf nahm, ſondern, insbeſondere auf Hardenbergs und gegen Zaſtrow's Rath, feſt bei der Allianz mit Rußland und England — die letztere war neulich neugeknüpft worden — beharrte, ſeine Bundesgenoſſen von den Eröffnungen Napoleons ſofort in Kenntniß ſetzte und an den Czaren die ausdrückliche Verſicherung gelangen ließ, daß „ſich der König niemals von ihm trennen werde.“ Man hat geſagt, dieſe Rechtlichkeit ſei, vom Standpunkt eines biederen Privatmanns angeſehen, recht ſchön und löblich geweſen; aber wer einen König vorſtellen wolle, müſſe wiſſen, daß es in der Politik nicht zugehe wie in einem Lafontaine'ſchen Roman und daß, was insbeſondere die Allianz mit Rußland beträfe, ein ſtarker Bundesgenoſſe noch niemals Bedenken getragen, den ſchwachen zu opfern, wenn ſein, des Starken, Vortheil dies erheiſche. Es zeuge daher für die ſehr beſchränkte Einſicht Friedrich Wilhelms, daß er der im Februar von 1807 durch den General Uwarow aus Petersburg überbrachten Verſicherung, der Czar „werde ſich eher der Gefahr ausſetzen, ſeine eigene Krone zu verlieren, als dulden, daß der König ein Sandkorn ſeiner Staaten verliere“ — Glauben geſchenkt habe. Das iſt richtig; dieſer Verſicherung zu trauen, war thöricht. Aber durfte man denn auf der andern Seite den friedlichen Verſicherungen Napoleons trauen? Konnte man in denſelben etwas Anderes ſehen als eine Falle? Der König entſendete den Oberſt von Kleiſt zum Franzoſenkaiſer nach Oſterode, um Näheres über die Friedensanerbietung zu vernehmen. Kleiſt vernahm nur Untröſtliches. Denn Napoleon, welcher ſich inzwiſchen von dem Eilau-Schrecken erholt und ſein zuſammengeſchmolzenes Heer wieder ergänzt hatte, nebelte und gaukelte nur Unbeſtimmtes und Unfaßbares und der preußiſche Oberſt mußte die ganze Schärfe ſeines Gehörs anſtrengen, um aus der Wortflut Napoleons als das einzige Beſtimmte herauszufiſchen, daß die Elbe in Zukunft die Gränze Preußens gegen Weſten ſein ſollte. Unter ſolchen Umſtänden war von ernſtlichen Unterhandlungen weiter keine Rede. Kaiſer Alexander ſchickte Verſtärkungen zu ſeinem Heere und kam dann ſelbſt nach Preußen heraus, um mehr Energie in die Kriegsführung zu bringen. Am 8. April führte er zu Kydullen die ruſſiſchen Garden in Parade dem Könige vor, umarmte auch dieſen vor der Front und rief mit thränenden Augen aus: „Nicht wahr, Keiner von uns Beiden fällt allein? Entweder Beide mitſammen oder Keiner von Beiden!“ Dieſe czariſche Rührung war unzweifelhaft aufrichtig, aber mit Rührungen kommt man nicht weit in dieſer harten und herben Welt und ſtatt Opernſzenen aufzuführen hätte der Czar Alles daranſetzen müſſen, daß vor Allem das höchſt wichtige, von den Franzoſen belagerte Danzig entſetzt würde. War es doch, hat ein Wiſſender geſagt, „ein wahres Paſquill auf die Kriegskunſt, wenn es eine große Armee drei Monate lang ruhig mit anſah, daß eine Feſtung wie Danzig, deren Beſitz auf den ganzen Operationsplan Einfluß hatte, belagert und genommen wurde, und erſt dann, wann ſie die Uebergabe erfahren, wieder offenſiv zu handeln anfing.“ So verkehrt handelte in der That der ruſſiſche Obergeneral Bennigſen, der aber wußte, daß er damit den Sinn der zahlreichen, auch im Heere zahlreich vertretenen ruſſiſchen Partei traf, welche unter Führung des Großfürſten Konſtantin ganz laut die Frage that: „Warum ſollen wir uns für die perſönliche Freundſchaft unſeres Kaiſers mit dem König von Preußen noch ferner ſchlagen?“ Der Fall von Danzig — am 25. Mai ſah ſich der Kommandant Kalkreuth genöthigt, mit dem Marſchall Lefebvre eine Kapitulation einzugehen — gab Napoleon freie Hand zur Weiterführung des Feldzugs und ſo gut hatte er die Ruhe, die man ihm gegönnt, zu benutzen verſtanden, daß er mit 200,000 Mann auftreten konnte, während die ruſſiſch-preußiſche Armee höchſtens 120,000 Streiter zählte[109]).

So kam es denn, wie es kommen mußte. Denn das einzige Rettungsmittel zu ergreifen — im gegebenen Fall allerdings ein verzweifeltes — kam in den entſcheidenden Kreiſen Niemand zu Sinne. Es beſtand darin, den Krieg gegen Napoleon ſo zu führen, wie er nachmals im Jahre 1812 gegen ihn geführt wurde. Und doch — es iſt eine merkwürdige und wohlbezeugte Thatſache — war der Gedanke dazu ſchon vorhanden. Droben in Memel nämlich ſetzte der bei Eilau ſchwer verwundete ruſſiſche General Barklay de Tolly auf ſeinem Schmerzenslager ſeinem Freunde, dem Hiſtoriker Niebuhr, auseinander, wie er, falls er dermalen die ruſſiſche Armee zu kommandiren hätte, dieſelbe bis ins Innere von Rußland zurückführen würde, den Feind ſtets lockend und nach ſich ziehend bis hinter Moskau, um ihn zu ermüden und zu erſchöpfen, von ſeinen Hülfsquellen und ſeiner Operationsbaſis zu entfernen und Napoleon ſchließlich, mit Beihülfe der Strenge des Klima's, an den Ufern der Wolga ein zweites Poltawa finden zu laſſen (110). Einſtweilen hob in den erſten Tagen des Juni an den Ufern der Paſſarge die Blutarbeit wieder an. Nachdem die Franzoſen den Fluß überſchritten, ward am 10. Juni bei Heilsberg hartnäckig und entſcheidungslos gerungen, aber ſchon vier Tage darauf fiel bei Friedland der Entſcheidungsſchlag. Napoleon erkaufte denſelben theuer, aber was war ihm der Verluſt von 12,000 Menſchen, wenn er, wie er am 20. Juni von Tilſit aus that, an ſeinen Bruder Joſeph ſchreiben konnte: — „Die Schlacht von Friedland, welche am Jahrestag der Marengoſchlacht geſchlagen worden, hat den Streit entſchieden. Die ruſſiſche Armee iſt vernichtet (anéantie). Dieſe Schlacht iſt ebenſo entſcheidend, wie die von Marengo, Auſterlitz und Jena waren.“ Er ſprach die Wahrheit. Am preußiſchen Hoflager zu Memel wimmerten die Köckeritze, im ruſſiſchen Feldlager ſchrieen die Bennigſen nach Frieden. Noch wollte der Czar aushalten, aber die Friedensſtrömung war zu ſtark für ihn. Zögernd gab er ſeinem General eine halbe Vollmacht, dem Feinde einen Waffenſtillſtand anzubieten, und Bennigſen zauderte nicht, die halbe für eine ganze zu nehmen und mit Berthier eine vierwöchentliche Waffenruhe zu vereinbaren. Den ſchwankenden Czaren beſtürmte ſein Bruder Konſtantin, welcher ſich „bei allen Gelegenheiten des Feldzugs als ein Poltron erwieſen“, in brutaler Weiſe um ſeine Zuſtimmung. Es kam dabei ſoweit, daß zwiſchen den beiden Brüdern Brüderlichkeiten wie „Nach Sibirien ſchicken“ und „Vom Throne ſtoßen“ hin- und herflogen (111). Alexander gab nach und damit war die Opferung Preußens entſchieden.

Sie ward vollzogen. Die beſiegten Bundesgenoſſen fielen keineswegs „mitſammen“, ſondern der Eine fiel „ohne den Andern“ und dieſer Eine war Friedrich Wilhelm, welcher jetzt einſehen lernen konnte, was czariſche Freundſchaftsſchwüre am Sarge Friedrichs des Großen zu bedeuten hätten. Warum ſich übrigens über den „Abfall“ des Kaiſers Alexander ereifern? Nur biedermänniſche Beſchränktheit kann wähnen, in der Politik wiege Freundſchaft Etwas. Sie wird durch Intereſſen beſtimmt. Was vermochte der hülfloſe König von Preußen dem Czar zu bieten? Nichts, während ihm Napoleon Vieles, ungeheuer Vieles bieten konnte und wirklich bot. Natürlich griff Alexander zu, denn die Weltgeſchichte arbeitet nicht mit Gefühlen und Moral, ſondern mit Thatſachen, die allerdings meiſt „brutal“ genug ſind. Und dann darf man, um gerecht zu ſein, auch nicht zu wiederholen unterlaſſen, daß die Stimmung in der ruſſiſchen Ariſtokratie und Armee gegen die Fortführung des Kriegs war; darf nicht vergeſſen, daß der Czar den Sinn der ruſſiſchen „Magna Charta“ in ſchreckhafter Erinnerung hatte, haben mußte. Sodann wußte Napoleon, daß Alexander gegen England gereizt ſei und zwar mit Grund gereizt, denn England hatte die ganze Craßheit ſeiner Selbſtſucht auch in dieſem Kriege wieder an den Tag gelegt, hatte nichts, aber auch gar nichts Nennenswerthes zur Unterſtützung ſeiner feſtländiſchen Bundesgenoſſen gethan, hatte Preußen Subſidien verſagt, hatte die nachgeſuchte Bürgſchaft für eine ruſſiſche Anleihe in beleidigender Art abgeſchlagen und dagegen in Aſien, Afrika und Amerika mit echtbritiſcher Gier dieſelbe Eroberungspolitik verfolgt, die es mit echtbritiſcher Heuchelei dem franzöſiſchen Machthaber zum Vorwurf machte[112]). Die antiengliſche Stimmung des Czaren nutzte Napoleon aus und endlich machte er ſowohl ſeine geiſtige Ueberlegenheit als auch ſein ganzes Schauſpielertalent im Verkehr mit Alexander ſo ſehr geltend, daß dieſer weder gegen jene noch gegen dieſes aufzukommen vermochte. Er mußte erſt noch etliche Jahre wachſen und reifen, bevor er ſich von den Schlingen, womit

Napoleon zu Tilſit ihn umſpann, befreien konnte und aus dem Gefühl der Demüthigung, in dieſe Schlingen gegangen zu ſein, einen unverſöhnlichen Haß ſog, jenen Haß, der nachmals ein Haupthebel zum Sturze des Napoleonismus geworden iſt.

Daß auch Preußen, nachdem Rußland Waffenſtillſtand geſchloſſen, bei dem Sieger um einen ſolchen nachſuchte, verſtand ſich von ſelbſt. Napoleon, indem er denſelben gewährte, trug Sorge, von vornherein ſeinen Handel mit Rußland von dem mit Preußen ſcharf zu trennen, und da er mit den Köckeritzen und Kalkreuthen, d. h. mit den Winſelern und Schwätzern, ſchneller und leichter zum Ziele zu kommen erwarten durfte, ſo beſtand er vor Allem darauf, daß die Friedensunterhandlungen von preußiſcher Seite nicht durch Hardenberg geführt werden ſollten, ein Wink, welcher der Miniſterſchaft des Genannten vorerſt überhaupt ein Ende machte. Denn ſobald er ſich des Czaren verſichert hatte, ſprach der Sieger zu Preußen nur noch als Herr und Gebieter. Des Czaren aber verſicherte er ſich bei jener vielberufenen Zuſammenkunft mit demſelben am 25. Juni im Floßpavillon auf dem Niemen (der Memel) bei Tilſit. Napoleon wollte bezaubernd ſein, denn er bedurfte Alexanders. Nicht nur war es klar geworden, daß mit den Mitteln, über welche er dermalen gebot, Rußland nicht niederzuwerfen ſei, ſondern auch wollte er — und das war durch eine Allianz mit dem Czaren zu erreichen — für etliche Jahre im Nordoſten von Europa Ruhe haben, um vorerſt die Unterwerfung des Südweſtens zu vollenden. Denn ſchon lüſtete es die Adler ſeines nimmerſatten Gedankens, über die Pyrenäen zu fliegen, damit er in Madrid und Liſſabon geböte, wie er in Venedig, Rom und Neapel, in Amſterdam, Hamburg, München, Dresden und Berlin gebot. Er bedurfte Alexanders Beihülfe auch, um ein kürzlich (am 21. November 1806) in der preußiſchen Hauptſtadt an's Licht des Tages geborenes napoleoniſches Ungethüm großzufüttern, welches der kaum mannbar gewordene Kaiſerwahnſinn mit der Rachſucht gezeugt hatte. Kontinentalſperre hieß dies Ungethüm, deſſen Geneſis und Wachsthum wir ſeines Ortes ins Auge faſſen werden. Ein horribles Ding, von welchem, ſo könnte ein Träumer ſich einbilden, ſchon der alte Homer verahnend geſungen: — „Vorn ein Leu und hinten ein Drach', in der Mitt' 'ne Chimäre.“

Bezaubernd alſo wollt' er am 25. Juni von 1807 ſein und er war es. Bonaparte Wetterſtral wandelte ſich in ſchmeichelndes, lockendes Geſäuſel. Er trieb es ſoweit, daß er ſich „in Alexanders ſchöne und edle Formen gänzlich verliebt und verloren ſtellte“, und doch wußte er zwiſchen das Geſäuſel hinein auch wieder den Orkan ſtürmen zu laſſen, koloſſale Ideen und Pläne wie urweltliche Felsblöcke dem Czaren vor die Füße ſchleudernd. Als die beiden Kaiſer den Floßpavillon betraten, begrüßte der ruſſiſche den franzöſiſchen mit den Worten: „Ich haſſe die Engländer nicht weniger als Sie und will Sie in Allem unterſtützen, was Sie gegen dieſelben unternehmen.“ Worauf Napoleon: „Wenn es ſo iſt, wird ſich Alles leicht ordnen laſſen und iſt der Friede geſchloſſen.“ Dieſe Aeußerungen ſind als geſchichtliche anzuſehen, denn noch im Sommer von 1812 ſchrieb Napoleon von Wilna aus an Alexander. „Sie ſagten mir in Tilſit: Ich werde Ihnen gegen England beiſtehen“ (je serai votre second contre l'Angleterre). Er begann dann ſofort die Eitelkeit des Czaren auf den rechten Ton zu ſtimmen. „Mit ſolchen Kriegern, wie ſie ſich ſo eben mörderiſch bekämpften, könnte man die Welt erobern und beherrſchen. Einigen wir uns — und zwar wir Beide unter uns, denn wir vermögen binnen einer Stunde die Dinge weiterzubringen als unſere Miniſter in vielen Tagen — einigen wir uns und wir werden mitſammen das Größte vollbringen, was die moderne Zeit kennt (unissons-nous, et nous accomplirons les plus grandes choses des temps modernes). Im Kampfe gegen Frankreich verſchwendet Rußland ſeine Kräfte umſonſt.

im Bunde mit Frankreich kann es ſeine einzig wahre Politik wieder aufnehmen, die Politik Katharina's der Zweiten.“ Wie zu vermuthen ſteht, wurden ſchon bei dieſer erſten Zuſammenkunft der beiden Kaiſer ſämmtliche oder wenigſtens die meiſten Punkte berührt, worüber ſie ſich in weiterem Beiſammenſein „direkt“ verſtändigten. Es ſchien damit freilich zeitweilig happern zu wollen. Der napoleoniſche Gedanke, ein Herzogthum Warſchau aufzurichten, ſo zu ſagen als einen „Denk- und Erwartungsſtein für ein künftiges Königreich Polen“, mußte für Alexander ein Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes ſein; allein Napoleon ſuchte ihm darüber wegzuhelfen, indem er demonſtrirte, Rußland müſſe ja doch, um Europa keine Beſorgniſſe einzuflößen, hinter dem Niemen bleiben und ſeine Blicke nach Oſten kehren. Und nach dieſer Richtung hin that er den geblendeten Augen des Czaren eine Eroberungsperſpektive auf, die nicht nur bis nach Konſtantinopel, ſondern bis nach Indien reichte — eine Gaukelei, welche Napoleon in ſeinem Verkehr mit Alexander ſtets wieder vorbrachte. (So ſchrieb er z. B. im Februar von 1808 an Caulaincourt, ſeinen Geſandten in Petersburg: „Dites à l'empereur, que je ne suis pas loin de penser à une expédition dans les Indes, au partage de l'empire Ottoman, et à faire marcher à cet effet une armée de 20 à 25 mille Russes, de 8 à 10 mille Autrichiens et de 35 à 40 mille Français en Asie et de là dans l'Inde.“) Mit der Schlinge der Errichtung des Herzogthums Warſchau war eine andere eng verknüpft, nämlich die, daß Napoleon Rußland und Preußen für immer zu verhetzen hoffte, indem er jenes vermochte, einen Antheil von der preußiſchen Beute zu nehmen, den preußiſch-polniſchen Kreis Bialyſtok. Es iſt zu glauben, daß Alexander gegen die Nichtswürdigkeit, ſeinen Bundesgenoſſen plündern zu helfen, nicht bloß Anſtands halber, ſondern ernſtlich ſich geſträubt habe; allein gewiß iſt, daß Napoleon ihn bewog, die Zutheilung von Bialyſtok ſich gefallen zu laſſen, und zwar dadurch, daß er drohte, im Weigerungsfalle mit der fraglichen Landſchaft die gegen Rußland gerichtete Drohung, genannt Herzogthum Warſchau, zu vergrößern. Weiter verſtrickte der Sieger den Beſiegten mit Schweden, deſſen Rappelkopf von König der Schwager Alexanders war. „Der König von Schweden iſt allerdings Ihr Verwandter und Alliirter, aber Schweden iſt ein geographiſcher Feind Rußlands. Finnland reicht bis vor die Thore von St. Petersburg. Können Sie dulden, daß Ihre ſchönen ruſſiſchen Damen in ihren Paläſten an der Newa den Donner ſchwediſcher Kanonen vernehmen?“ Der Köder war zu lockend, Alexander biß an. Er ging auch auf den geforderten Bruch mit England ein und auf den Beitritt zur Kontinentalſperre, obgleich ſich vorausſehen ließ, daß dadurch der Ausfuhrhandel Rußlands und ſomit ſeine Finanzen ruinirt werden würden. Verſprach doch Napoleon, im Oſten ihm ganz freie Hand zu laſſen, zunächſt gegen die Türkei, wo allervörderſt die Donauprovinzen wie eine reife Ernte einzuheimſen wären, und leuchtete doch die napoleoniſche Phantasmagorie einer Theilung der Welt in ein Kaiſerthum des Orients und in ein Kaiſerthum des Occidents ſo prächtig-verführeriſch, daß Alexanders Erinnerungen an die ſeinem preußiſchen Bundesgenoſſen gegebenen Verſicherungen und geleiſteten Schwüre mehr und mehr davor verblaßten. Zwar mag wohlwollend angenommen werden, daß der Czar, als ihm Napoleon zuerſt eröffnete, Preußen müßte ſeine ſämmtlichen weſtlich von der Elbe gelegenen deutſchen Provinzen und ſeine ſämmtlichen polniſchen abtreten, damit aus den erſteren für einen geweſenen Schiffslieutenant und Schnittwaarencommis Jérôme Bonaparte ein Rheinbundskönigreich Weſtphalen und aus den letztern ein Herzogthum Warſchau, deſſen nomineller Souverain der neugebackene König von Sachſen ſein ſollte, zuſammengeſchneidert werden könnte, — ja es mag wohlwollend angenommen werden, daß der Czar gegen die Härte dieſer Friedensbedingungen einiges Wenige eingewendet habe. Aber Entſchiedenes gewiß nicht; denn als die preußiſchen Unterhändler Kalkreuth und Golz den Franzoſenkaiſer etliche Tage darauf erinnerten, er habe dem Czaren bei der erſten Zuſammenkunft mit demſelben in dem Floßpavillon günſtigere Bedingungen für Preußen zugeſagt, gab Napoleon zur Antwort: „Bah, da muß mich der Kaiſer von Rußland ſeines ſchlechten Gehörs wegen nicht recht verſtanden haben“ — und der Czar ließ es ruhig geſchehen, daß man ihn eines ſolchen Gehörfehlers bezichtete. Vielleicht hat er auch falſch gehört oder es ganz überhört, als ihm Napoleon ſagte: „Ich fürchte Preußen nicht; es kann mir nicht mehr ſchaden und daher hab' ich auch keinen Grund, es zu ſchonen“ — und im Uebrigen ſchwichtigte er ſein Gewiſſen wahrſcheinlich damit, daß Napoleon dem beraubten, gedemüthigten und zertretenen Preußen noch den blutigen Schimpf anthat, öffentlich zu erklären, er gebe dem König Friedrich Wilhelm die Hälfte ſeines Gebiets „nur aus Achtung für den Kaiſer von Rußland und auf deſſen Verwendung hin“ zurück. Man brauchte ſich, Alles zuſammengenommen, fürwahr nicht darüber ſo zu entrüſten, wie geſchehen iſt, daß Napoleon, von der erſten Zuſammenkunft mit Alexander zurückkommend, zu ſeinen Vertrauten geſagt haben ſoll: „C'est un Grec du bas empire!“ Thatſache iſt, daß Rußland durch den Frieden von Tilſit Nichts verlor, ſondern eine Provinz gewann, und zwar eine preußiſche, und daß der Czar, nachdem der Hauptſache nach ſchon Alles mit Napoleon abgemacht war, ſeinem aufgegebenen und verlaſſenen Bundesgenoſſen noch immer „die feierlichſten und rührendſten Verſicherungen ſeiner zärtlichſten Freundſchaft und der Sorgfalt wiederholte, mit der er bemüht ſei, das Intereſſe Preußens zu fördern“ 113).

Armer Infinitiv von Preußenkönig, du mußteſt am 26. Juni den Zwang, welchen ſich der Sieger am Tage zuvor dem Ruſſenkaiſer gegenüber auferlegt hatte, ſchwer entgelten! Er kanzelte dich wie einen Schuljungen ab, überſchüttete deine Heer-

und Civilverwaltung mit Tadel und entließ dich endlich ſo „angedonnert", daß es wie eine Anwandlung von Geiſtesverwirrung klingt, wenn du, ſehr übler Laune von dieſer Zuſammenkunft zurückgekommen und dieſelbe an den Herren Jagow, Kleiſt und Hardenberg auslaſſend, brummſt: „Napoleon nur zu gut die Fehler meines Heeres kennen. Hab' es ja immer geſagt, die Kapitäne zu viel Einkommen haben." Friedrich Wilhelm muß in jenen ſchweren Tagen von Tilſit eine trübſelige Figur gemacht haben, eine ſo trübſelige, daß der ruſſiſche General Budberg ohne Weiteres zu dem Freiherrn von Schladen ſagte: „Mit einem Monarchen wie der Ihrige kann Niemand den Staat retten. Er hört und befolgt immer nur den Rath der Schwachen und der Schurken. Durch ihn ſelbſt geht alſo Preußen zu Grunde" [114]).

Die Wimmerer und Winſeler in der Umgebung des Königs verfielen nun auf ein Mittel, mildere Friedensbedingungen von Napoleon zu erlangen, welches ſolcher „Staatsmänner" würdig war. Sie wollten eine große Rührſzene veranſtalten, in welcher die Königin Luiſe die Hauptrolle ſpielen ſollte. Der König wußte von dem Plan und vielleicht auch der Czar. Genug, man veranlaßte die Königin, von Memel herüberzukommen, obgleich man ihr dieſe Demüthigung wohl hätte erſparen können, um ſo mehr, da eben nur Köckeritze hoffen konnten, auf Napoleon mittelſt einer Szene à la Lafontaine zu wirken, welche allenfalls im idylliſchen Paretz, aber gewiß nicht in Tilſit am Platze war. Die Königin kam widerſtrebend, aber ſie kam. „Welche Ueberwindung es mich koſtet, das weiß nur Gott," äußerte ſie unterwegs. Am 4. Juli in Piktupöhnen angelangt, fuhr ſie am 6. in einem achtſpännigen Galawagen unter dem Geleite franzöſiſcher Gardedragoner nach Tilſit. Die franzöſiſchen Truppen machten ihr die Honneurs. Nach einer Stunde kam Napoleon auf einem arabiſchen Langſchwanzſchimmel angeritten. Generale hielten ihm die Bügel beim Abſteigen. Der

König und die preußiſchen Prinzen begrüßten ihn unten an der Haustreppe. Er behielt ſeine Reitpeitſche in der Hand, nahm den Hut ab, grüßte rechts und links und ging allein zur Königin hinauf. Luiſe benahm ſich dem übermüthigen Sieger gegenüber würdig und fein zugleich. „Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?“ eröffnete er das Geſpräch. „Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unſere Kräfte zu täuſchen, wenn anders wir uns getäuſcht haben.“ Der König und die Königin waren nachher Napoleons Tafelgäſte und der Eroberer ließ ſich herbei, Friedrich Wilhelm zu ſagen, er möge ſich über den Verluſt ſeiner Provinzen tröſten. Das ſei eben ſo eine Folge der Wechſelfälle des Kriegsglücks. Der König fand diesmal in ſeinem Schmerz eine würdige Antwort. „Sire, Sie wiſſen nicht, was es heißt, Länder zu verlieren, an denen theuerſte Jugenderinnerungen haften. Man kann ſie ſo wenig vergeſſen, wie ſeine Wiege.“ — „Was Wiege! Wenn das Kind ein Mann geworden, hat es keine Zeit mehr, an ſeine Wiege zu denken.“ — „Doch, doch. Seine Jugend kann man ſo wenig vergeſſen als verleugnen und ein Mann von Herz wird ſich dankbar der Wiege erinnern, in welcher er als Kind lag.“ Die Königin kam nicht ganz ohne Hoffnung nach Piktupöhnen zurück. Sie hatte auf die höflichen Redensarten, deren ſich Napoleon gegen ſie bedient, zu viel Gewicht gelegt und hoffte wenigſtens die Zurückgabe Magdeburgs zu erlangen. Der Sieger zauderte nicht, ſie zu enttäuſchen. Er ſagte dem Grafen Golz rund heraus, was er gegen die Königin geäußert, ſeien nur ſchöne Phraſen geweſen, die ihn zu Nichts verpflichteten. Von weiteren Unterhandlungen könne keine Rede mehr ſein, Alles ſei ſchon mit dem Kaiſer Alexander feſt verabredet. Es ſei bloß eine Rückſicht für dieſen, daß er dem König überhaupt noch Etwas laſſe. Kurz, es bleibe Nichts übrig, als den Friedensvertrag, wie er ihn diktire, anzunehmen. „Il faut en finir, ich muß nach Paris zurück.“ Den König verwies er mit unedlem Hohn an den Czaren. Der ſollte ihm, dem König, ſeine Verwandten, die Herzoge von Mecklenburg und Oldenburg opfern; dieſe Länder würden eine ganz hübſche Entſchädigung für Preußen abgeben. Als ſich der Uebermüthige von der Königin verabſchiedete, bot er ihr eine Roſe von ſeltener Schönheit. Sie zögerte, die Blume anzunehmen, nahm ſie aber dann mit den Worten: „Zum Mindeſten mit Magdeburg!“ Die Bedingung wurde rauh zurückgewieſen. „Feſtungen ſind keine Spielzeuge für Damen,“ ſagte Napoleon daheim in Paris zu Joſephine, welcher gegenüber er ſich rühmte, ſeiner Politik um der Galanterie willen Nichts vergeben zu haben. Am 7. Juli wurde der franzöſiſch-ruſſiſche, am 9. der franzöſiſch-preußiſche Friedensvertrag von Tilſit unterzeichnet. Preußen verlor dadurch die ſchon erwähnten Provinzen, mußte außerdem der Kontinentalſperre beitreten und ſofort ſeine Häfen den Engländern verſchließen, den neuen König von Weſtphalen und den Großherzog von Warſchau anerkennen, ebenſo die bonapartiſtiſchen Könige von Holland und Neapel. Außerdem ſollte kraft einer nachträglich abgeſchloſſenen Uebereinkunft Preußen eine Kriegskoſtenentſchädigung im Betrag von 150 Millionen Francs an Frankreich bezahlen und bis zur Abtragung dieſer für die Kräfte des auf die Hälfte ſeines bisherigen Gebiets eingeſchrumpften Preußens unerſchwinglichen Summe ſollten die Feſtungen Stettin, Küſtrin und Glogau als Unterpfänder in Napoleons Händen bleiben. Bis zum 1. Oktober ſollten die Franzoſen das verkleinerte Preußen geräumt haben, aber in Wahrheit blieben bis über die Mitte des Jahres 1808 hinaus gegen 200,000 Franzoſen und Rheinbündler in dem unglücklichen Lande gelagert, auf Koſten desſelben zehrend. Und auch das war noch nicht Alles. Kraft weiterer Uebereinkünfte, d. h. Vergewaltigungen (vom 13. Oktober und 9. November) mußte Preußen den Franzoſen verſchiedene Militär- und Handelsſtraßen durch ſein Gebiet nach Sachſen und Polen offen halten, mußte Neu-Schleſien und den

Kreis Michelau an das Herzogthum Warſchau abtreten, mußte die Schenkung von preußiſchen Staatsdomänen an napoleoniſche Marſchälle und Generale anerkennen, mußte endlich ſich verpflichten, in den nächſten zehn Jahren nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen zu halten. Wohl hatte die tiefgebeugte Königin Urſache, im Frühling des zuletzt genannten Jahres an ihren Vater zu ſchreiben: „Mit uns iſt es aus; wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich Nichts mehr. Ich habe mich ergeben . . . Es wird mir immer klarer, — fuhr ſie fort und ſie hat ſich mit den folgenden Worten ein ſchönes Denkmal geſetzt — daß Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt. Die göttliche Vorſehung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein und es ſoll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und als abgelebt in ſich ſelbſt zuſammenſtürzt. Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten und deßhalb überflügelte ſie uns. Von Napoleon können wir Vieles lernen und es wird nicht verloren ſein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Läſterung, zu ſagen, Gott ſei mit ihm; aber offenbar iſt er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen feſt verwachſen iſt, zu begraben.“ Die edle Frau hatte alſo das Weſen der wirklichen Miſſion Bonaparte's ſo klar erkannt wie nur wenige Männer ihrer Zeit oder gar keiner und es bezeugt ſchön ihren Hochſinn, daß ſie ſich aus der Tiefe ihres perſönlichen Kummers zur Anſchauung und Werthung der weltgeſchichtlichen Bedeutung des Todfeindes zu erheben vermochte. Im Fortgang ihres Briefes ſprach ſie auch die feſte Ueberzeugung aus, daß der Napoleonismus nicht dauern könne, ſondern nur die ſchmerzliche „Bahnung des Weges zu einem beſſeren Ziele“ ſei. „Ich finde — ſchloß ſie — Troſt, Kraft und Muth in dieſer Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Iſt doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müſſen durch“ [113]).

Um aber durchzukommen, durch die Gegenwart dieſes zu einem Trümmerhaufen von Noth und Elend zuſammengeworfenen Preußens, bedurfte es eines Mannes, deſſen aufräumende Willens- und Thatkraft über den gewöhnlichen Umfang ſtaatsmänniſcher Begabung weit hinausreichte, — es bedurfte des Freiherrn vom Stein, welcher dermalen daheim im Lahngau krank darniederlag. Auf ihn, welchen Friedrich Wilhelm unlängſt ſo barſch von ſich geſtoßen, wandten alle einſichtigen Vaterlandsfreunde ihre Blicke und Gedanken, Allen voran die Königin. Er wurde gerufen wie ein erſehnter Nothhelfer und, die kürzlich erfahrene Kränkung vergeſſend, raffte er ſich vom Krankenlager auf und kam. Denn einem ſolchen Manne ziemte es, da entſchloſſen anzufaſſen, wo Andere verzweifelten, und die Hand zu legen an einen Neubau, wo Schwächlinge nur daran dachten, ſeufzend unter den Ruinen ſich zu verbergen. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein, nachdem er unterwegs ſeinem Freunde Blücher in Treptow einen Beſuch gemacht. Gewiß haben da die beiden Männer, welchen es vor Allen beſtimmt und gegeben war, den deutſchen Namen wieder zu Ehren zu bringen, herzlich an einander ſich erfriſcht und geſtärkt. Stein ſollte, während Scharnhorſt als Kriegsminiſter die Wiederherſtellung des preußiſchen Heerweſens auf zeitgemäßer Grundlage unternahm, die oberſte Leitung aller Civilangelegenheiten übernehmen. Aber auch jetzt noch, es iſt traurig zu ſagen, galt für Friedrich Wilhelm der herbe Ausſpruch des Ruſſen Budberg, daß er nur von Schwachen und Schuften berathen ſein wollte. Ohne die geduldige und beharrliche Arbeit der Königin wäre es kaum möglich geweſen, den Widerſtand des Königs, um welchen her die Köckeritz, Kalkreuth und Jaſtrow wieder ihre Schlendrianslieder anſtimmten und ihre armſeligen Junkerkabalen ſpannen, für die durchgreifenden Anſichten und Reformvorſchläge Steins zu gewinnen. Endlich, am 4. Oktober, erging an Stein dieſes königliche Handſchreiben: „Mein lieber Freiherr vom Stein. Die jetzige Lage des Staats und ſeine kräftige Wiedereinrichtung macht eine gänzliche Einheit in der Verwaltung wünſchenswerth. Nach der Euch ſchon mündlich geäußerten Abſicht vertraue Ich Euch hierdurch die Leitung aller Civil-Angelegenheiten meines Staats. Friedrich Wilhelm“ 116). Von dieſem Tage datirt der Wiederaufbau Preußens . . .

Aber wir müſſen noch einmal nach Tilſit zurückblicken, wo in den Pauſen zwiſchen den militäriſchen Schauſpielen, womit Napoleon den Czaren zu unterhalten wußte, neben den mehr oder weniger offenen Verhandlungen zwiſchen den beiden Kaiſern und ihren vertrauten Handlangern Geheimes und Geheimſtes gezettelt wurde. Es handelte ſich, wie allerdings nur zu vermuthen und bislang nicht ſicher zu erweiſen iſt, in letzter Linie um nichts Geringeres als um eine „Theilung der Welt“ zwiſchen dem „Kaiſer des Occidents“ und dem „Kaiſer des Orients“. Der bezügliche Vertrag ſoll durch Talleyrand und den Fürſten Kurakin förmlich unterzeichnet, aber das Originaldokument durch den Erſteren bei Alexanders Anweſenheit in Paris i. J. 1814 verbrannt worden ſein. Dem Czaren mußte freilich viel daran liegen, eine ſolche Urkunde vernichtet zu ſehen, und könnte Talleyrands Gefälligkeit manche Gefälligkeit Alexanders gegen Talleyrands Wünſche erklären helfen. Es ſoll aber eine Abſchrift des Vertrags exiſtirt haben und dieſe wurde zuerſt durch die „Gazetta de Madrid“ i. J. 1812, dann auch in etlichen engliſchen Zeitungen veröffentlicht. Ob die Wortform der Urkunde eine authentiſche, ob der Vertrag überhaupt in dieſer Ausdehnung wirklich abgeſchloſſen war, hierüber könnten allein eines ſchwefelfarbenen Talleyrands Memoiren, falls ſie jemals erſcheinen, Gewißheit geben. Aber Etwas, Vieles ſogar — es wurde weiter oben ſchon darauf hingedeutet — war jedenfalls an der Sache und ſo mag der Vertrag hier ſtehen: — 1) „Rußland wird von der europäiſchen Türkei Beſitz ergreifen und in Aſien ſeine Gränzen ſoweit ausdehnen als es ihm zukömmlich ſcheint. 2) Die Dynaſtie der Bourbons in Spanien und das Haus Braganza in Portugal hören zu regieren auf und fallen dieſe beiden Kronen Prinzen der Familie Bonaparte zu. — (Daß den Franzoſenkaiſer während des Feldzugs von 1807 die ſpaniſch-portugieſiſche Angelegenheit, d. h. die Verſchlingung der pyrenäiſchen Halbinſel, lebhaft beſchäftigte, iſt bekannt. Es drängte ihn daher auch ſo, mit Alexander vorerſt ins Reine zu kommen. Schon als ſich die franzöſiſche Armee der Narew näherte, ſchrieb Talleyrand an Savary: „Der Kaiſer muß ſeine Gedanken in Betreff Polens aufgeben; dieſe Nation iſt zu Nichts brauchbar. Wir haben eine andere weit wichtigere Angelegenheit — d. h. eben die ſpaniſche — zu erledigen“ 117). — 3) Die weltliche Herrſchaft des Papſtes hört auf. Rom und ſein Gebiet werden mit dem Königreich Italien vereinigt. 4) Rußland verpflichtet ſich, ſeine Flotte Behufs der Eroberung von Gibraltar Frankreich zur Verfügung zu ſtellen. 5) Die Franzoſen ergreifen Beſitz von den Städten an der Nordküſte von Afrika, Algier, Tunis u. ſ. f., und beim Abſchluß eines allgemeinen Friedens können dieſe afrikaniſchen Eroberungen zur Entſchädigung der Könige von Sardinien und Sizilien verwendet werden. 6) Malta wird in den Beſitz Frankreichs übergeben und es ſoll mit England, ohne daß es in die Abtretung dieſer Inſel willigt, ſchlechterdings kein Friede geſchloſſen werden. 7) Die Franzoſen werden Aegypten beſetzen. 8) Die Schiffahrt auf dem Mittelmeer ſoll nur franzöſiſchen, ruſſiſchen, italiſchen und ſpaniſchen Handels- und Kriegsſchiffen geſtattet und ſollen alle übrigen Nationen davon ausgeſchloſſen ſein. 9) Dänemark ſoll die Hanſeſtädte in Norddeutſchland erhalten, unter der Bedingung, daß es ſeine Flotte Frankreich überliefert. 10) Ihre Majeſtäten, die Kaiſer von Rußland und von Frankreich, vereinbaren ein Reglement, demzufolge es künftig keinem Staat, welcher nicht eine gewiſſe Anzahl von Kriegsſchiffen unterhält, geſtattet ſein ſoll, Handelsfahrzeuge in See gehen zu laſſen“ 118).

Da wäre denn ein Netz gewoben geweſen, um erobernd und unterjochend Europa und weiterhin die ganze geſittete Welt darein zu verſtricken. Allein Englands Gold wußte ſeine Späher ſelbſt Geheimſtes, was ſeine Feinde planten, erlauſchen zu machen und ſo erfuhr das engliſche Miniſterium zeitig im Juli von 1807 Dies und Jenes von den franzöſiſch-ruſſiſchen Zettelungen in Tilſit, namentlich, wie Napoleon die däniſche Flotte in ſeine Hand bekommen wollte. Es kam dieſer Gefahr zuvor; denn eine Gefahr lag für England allerdings darin, daß Frankreich die Flotten Dänemarks, Rußlands, Spaniens und Portugals zur Verfügung bekam, wie es unzweifelhaft Napoleons Plan war. Bevor alſo die Abſicht des Franzoſenkaiſers, ſeine Marſchälle Bernadotte und Victor nach Holſtein und Schleswig rücken und von da nach den däniſchen Inſeln überſetzen zu laſſen, ins Werk geſetzt werden konnte, führte England dort den Gegenſchlag. Es ſandte eine ſtarke Flotte in den Sund, mit 25,000 Mann Landungstruppen an Bord, und forderte, daß Dänemark ſofort ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm ſchließe, auch als Pfand deſſelben ſeine Flotte ihm „in Verwahrung“ gebe. Dänemark weiſ't dieſe gebieteriſche Forderung zurück. Die Engländer landen, ſchließen Kopenhagen von der Land- und Seeſeite ein, bombardiren die Stadt, zwingen ſie am 7. September zur Uebergabe und führen die im Hafen liegende däniſche Flotte, welche 18 Linienſchiffe und 15 Fregatten zählt, als gute Beute weg. Ein britiſch-brutales Stücklein, ohne Zweifel, ein ſchnöder Friedensbruch, welcher Dänemark zu einem verbiſſenen Vaſallen Napoleons machen mußte; aber zugleich doch auch eine Handlung der Nothwehr, eine logiſche Folge der widernapoleoniſchen Politik des Inſelreichs.

Die Wuth des Eroberers über dieſen Streich war gränzenlos. Er ſchäumte und tobte, daß ein Anderer ihm zuvorgethan, was er ſelbſt hatte thun wollen, und daß damit eine der bedeutendſten Maſchen des zu Tilſit gewobenen Netzes zerriſſen worden. Vorerſt mußte ihm das Einathmen der unermeßlichen Weihrauchsdämpfe, welche dem nach Paris zurückgekehrten Triumphator aus allen Ecken und Enden entgegenſtrömten, die aufgeregte Galle beſänftigen. In dem beiſpielloſen Geräuſch der Huldigungen, womit die Franzoſen das Idol, in welchem ſie die eigene Eitelkeit anbeteten, umgaben, wurde es nur von wenigen vereinſamten und verſchollenen Freiheitsfreunden beachtet, daß jetzt die letzten ſchwachen Schranken, welche wenigſtens formell noch dem zügelloſen Deſpotismus entgegengeſtanden, bei Seite geräumt wurden. So das Tribunat, welchem der Deſpot nicht verzeihen konnte, daß es zuweilen eine ſchüchterne Erinnerung an 1789 kundzugeben gewagt hatte. Was ſollten auch Schranken irgendwelcher Art gegenüber einem Gott? Denn die Vergottung Napoleons war jetzt eine vollendete Thatſache, eine in öffentlichen Akten ausgeſprochene Thatſache, und während jeder Schatten, jede Möglichkeit einer Freiheitsregung von dem zur Vollendung gebrachten Byzantismus der kaiſerlichen Hof-, Heer- und Regierungsmaſchine mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zerſtampft wurde, wälzten ſich die Sklaven mit Wolluſt im Wuſt und Unflath der menſchlichen Niederträchtigkeit. Es ſchien unmöglich, die Cambacérès und Fontanes an Infamie der Schmeichelei zu überbieten, und doch machte ein Graf Fabre das Unmögliche möglich, indem er die Frau Lätitia Bonaparte zu einer neuen Muttergottes und ihren Sohn zu einem neuen Heiland hinaufſchwulſtiſirte, in voller Senatsſitzung erklärend: „Der Lebenskeim, welchen die Mutter Napoleons in ihrem Schooße empfing, kann nur ein Ausfluß des göttlichen Geiſtes geweſen ſein“ 119). So ſpeichelleckten die Großen und Vornehmen; die Kleinen, die Leute vom Volk, vergötterten den Kaiſer in ihrer Weiſe. Eines Tages nach der Rückkehr aus Tilſit hielt Napoleon auf dem Boulevard unſern der Madeleinekirche eine große Revue ab. Eine Bürgersfrau hob ihr dreijähriges Töchterlein — es hieß Aurore Dupin und wurde nachmals unter dem Namen Dudevant eine unglückliche Frau und unter dem Namen George Sand ein großer Dichter — über die Tſchacko's der Soldaten empor, damit es den die Linie hinabſchreitenden Kaiſer ſehen könnte. Das über die Soldatenreihe erhobene Kind zog für einen Augenblick die Aufmerkſamkeit des vorübergehenden Cäſars auf ſich. Er ſah es an und entzückt rief die Mutter aus: „Er hat dich angeſehen, Aurore! Vergiß es nie! Das muß dir Glück bringen“ 120). War es ein Wunder, daß der Vergötterte alles Ernſtes an ſeine Gottſchaft zu glauben begann und daß gerade darum des eingebildeten Gottes Genius dem Dämon des Kaiſerwahnſinns mehr und mehr den Platz zu räumen anfing?

Regelmäßig ſtoßen wir bei bedeutſamen Wendepunkten der Laufbahn des Mannes auf Berufungen an ſeinen „Stern“ oder ſein „Schickſal“. Dieſer Fatalismus, welcher die Willkür der eigenen zügelloſen Begier gern zu einer ſittlichen Nothwendigkeit umlog, gehörte recht eigentlich zum Weſen des Napoleonismus. So ſchrieb er jetzt, im Begriffe, in das „ſpaniſche Abenteuer“ ſich zu ſtürzen, im Dezember von 1807 aus Mailand an Joſeph: „Die Ereigniſſe drängen und meine Geſchicke müſſen ſich erfüllen“ (il faut que mes destinées s'accomplissent). Gerade das ſpaniſche Abenteuer half nicht wenig dazu mit, dieſe Prophezeiung zu erwahren, freilich in anderem Sinne als der Verhängnißmann meinte. Auch ein anderes um dieſe Zeit unternommenes Abenteuer, die Vergewaltigung des Papſtes, trug dazu bei, wennſchon es Napoleon geringfügig erſcheinen mochte. Pius der Siebente ſetzte allen Zumuthungen des nachgemachten Charlemagne, ihm unbedingte Vaſallendienſte zu thun, beharrlich das altgewohnte „Non possumus!“ der päpſtlichen Kurie entgegen. Er verachtete den Befehl, der Feind der Feinde Napoleons zu ſeyn und ſeine Häfen den Engländern zu verſchließen.

Er ſprach ſogar davon, den nachgerade verroſteten Bannblitzſtral auf ſeinen Dränger zu ſchleudern. Die Antwort des in Wuth ausberſtenden Empereur war, daß er ſämmtliche Provinzen des Kirchenſtaats von Rom losriß und zum Königreich Italien ſchlug (April 1808). Aber obgleich auf Rom und deſſen nächſte Umgebung beſchränkt und in ſeinem Vatikan und Quirinal im Grunde nur ein Gefangener der franzöſiſchen Beſatzung, gab der Papſt dennoch nicht nach und dieſe ſeine Haltung mußte der Welt imponiren. Mochte die moderne Bildung die Menſchen immerhin gewöhnt haben, die päpſtliche Statthalterſchaft Chriſti nur für ein Märchen anzuſehen, dieſes Märchen des Köhlerglaubens gewann genau in dem Verhältniß, in welchem die Erſcheinung eines hinfälligen Greiſes, eines hülfloſen Prieſters, der dem großen Deſpoten, vor welchem Fürſten, Könige, Kaiſer ſich in den Staub beugten, Trotz bot, die Sympathie der unterdrückten Völker erregte, von Neuem weltgeſchichtliche Bedeutung und wurde, Etwas vom Edelſten und Beſten aufregend, was neben ſo vielem Gemeinen und Schlechten in der Menſchennatur liegt, mit der Zeit einer der Sargnägel des Napoleonismus.

Dermalen jedoch iſt noch die Epoche ſeiner Triumphalpompe; denn es iſt die Zeit des Kongreſſes von Erfurt, wohin er den Talma mit den Worten befehligte: „Ihr werdet vor einem Parterre von Königen ſpielen.“ In Wahrheit, in Erfurt waren Könige „gemein wie Brombeeren“ und der Kapitän, welcher die Tambours der kaiſerlichen Garde, die, getäuſcht durch die prunkvolle Auffahrt des dicken und dickthuenden Königs von Würtemberg, den dreifachen für die Kaiſer vorbehaltenen Wirbel ſchlugen, zornig anfuhr: „Hört auf, 's iſt nur ein König (taisez vous, ce n'est qu'un roi)!“ hat ein Stück geſchichtlicher Malerei geſprochen. Napoleon, bereits in Spanien arg verwickelt — es wird weiterhin davon die Rede ſein — empfand, um bis zur gehofften Abwickelung dieſes Abenteuers den Rücken frei zu haben, das dringende Bedürfniß, den Czaren noch ferner eine Weile in guter Laune zu erhalten. Denn dieſe gute Laune drohte bedenklich in ihre Kehrſeite umzuſchlagen, ſeit es in Betreff der großartigen Welttheilungsplane, welche Napoleon ſeinem Verbündeten in Tilſit zum Spielzeug hingeworfen, in Paris bedenklich ſtille geworden und ſogar die Türken unter ihren Sultanen Muſtafa und Mahmud dem Zweiten in Feſthaltung ihrer vom Czaren begehrten Donauprovinzen eine unvermuthete und unverzeihliche Hartnäckigkeit entwickelten. Auch die Schweden wollten ſich Finnland nur vermittelſt blutiger Kämpfe nehmen laſſen: ſo wenig Sinn hatten auch ſie für die Tilſiter Weltbeglückungsprojekte. Endlich machten ſich die Folgen des Beitritts zur Kontinentalſperre Rußland ſchon fühlbar genug und, Alles zuſammengenommen, ſchien ſich Alexander die unliebſame Ueberzeugung aufdringen zu wollen oder gar ſchon aufgedrungen zu haben, daß er in Tilſit was man ſo nennt genasführt worden. Veranſtalten Wir daher, um das volle Durchbrechen dieſer Ueberzeugung noch für etliche Jahre zurückzuſchieben, eine zweite Auflage der „großen Ideen von Tilſit“. Unſer Miniſter Champagny — vom ſchwefelfarbenen Talleyrand, der Uns hinſichtlich des ſpaniſchen Abenteuers zu widerſprechen die Unverſchämtheit hatte, wollen Wir als Miniſter des Auswärtigen und bald auch als Großkammerherr Nichts mehr wiſſen — mag dem ruſſiſchen Geſandten einen Wink geben, daß alle etwaigen Anſtände und Anſtöße zwiſchen Unſerer und der czariſchen Majeſtät mittelſt einer abermaligen perſönlichen Zuſammenkunft leicht gehoben werden könnten. Der Wink ward gegeben, von Alexander gut aufgenommen und ſo kam man im September von 1808 in Erfurt zuſammen.

Dieſe Herbſttage von Erfurt ſind ohne Frage die Zenithhöhentage des napoleoniſchen „Sterns“ geweſen. Denn noch einmal gelang es dem vollendeten Schauſpieler, obgleich er ein oder zwei Mal plump aus der Rolle fiel, den Czaren zu umgarnen, oder wenigſtens hatte es ganz ſo den Anſchein. Alexander war ſcharfblickend genug, zu erkennen, daß die „großen Ideen von Tilſit“ nur Gaukelei geweſen ſeien, und daher wollte er nicht ohne Zuſicherung wirklicher Vortheile aus Erfurt fort. Napoleon mochte ſich drehen und winden, wie er wollte, er mußte mittelſt Vertrags vom 12. Oktober den Ruſſen ausdrücklich zugeſtehen, daß ſie, wie den Schweden Finnland, ſo den Türken die Moldau und Walachei ſollten nehmen dürfen, und mußte ſich außerdem verpflichten, ſeinem „erhabenen Verbündeten“ werkthätige Hülfe zu leiſten, ſo Oeſtreich oder irgend eine andere Macht Miene machten, das beſagte czariſche Raubgeſchäft ſtören zu wollen. Damit gab ſich Alexander zufrieden oder ſchien ſich zufrieden zu geben, denn er ſchauſpielte in Erfurt wetteifernd mit ſeinem „erhabenen Verbündeten“, und dieſer konnte an Bruder Joſeph ſchreiben: „Ich habe alle meine Geſchäfte mit dem Kaiſer von Rußland ins Reine gebracht. Alles iſt ſo geordnet, wie ich es wünſchte.“ In Wahrheit, die Bejochung des Feſtlands von Europa ſchien durch dieſe Erfurter Neukittung der franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz für lange geſichert.

Napoleon gefiel ſich darin, gegen Alexander den glänzenden Wirth zu machen und zu dieſem Ende das byzantiniſch-bunt gleißende Pfauenrad ſeiner imperatoriſchen Herrlichkeit zu ſchlagen. Er hatte eine goldflimmernde Wolke von Lakaien mitgebracht, vom Marſchall und Miniſter bis herab zum Piqueur und Stallknecht. Nicht ohne Abſicht war es auch geſchehen, daß der Theil ſeiner Armee, welcher in dieſen Tagen aus Preußen herabmarſchirte, über Erfurt gelenkt wurde. Man wollte ſeinem „erhabenen Verbündeten“ die Soldaten zeigen, welche bei Friedland geſiegt hatten. Hiebei freilich iſt es dem Schüler Talma's begegnet, daß er plötzlich aus der Rolle des großartig liebenswürdigen Wirthes in die des gehäſſig-übermüthigen Emporkömmlings hinüberplumpſte. Er lud eines Tages den Czaren und deſſen Gefolge zur Parade eines eben aus Preußen angelangten Regiments ein. Auf dem Muſterungsfeld angekommen, ſprengte Napoleon die Fronte hinunter, ohne ſich um den Czaren zu kümmern, der „auf einem napoleoniſchen Pferde wie ein Adjutant nachjagen mußte.“ Nachdem ſich das Regiment in geſchloſſene Kolonne geſetzt, rief der Schlachtenlenker dem Oberſten zu: „Les braves en avant!“ und eine Anzahl von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten trat vor und bildete einen Halbkreis um den Imperator. Er ſtieg vom Pferde, Alle thaten ebenſo, der Czar und ſein Bruder Konſtantin ſtanden zur Rechten Napoleons, Berthier mit einer Schreibtafel in der Hand zur Linken, während ein Haufe von Königen, Fürſten und Prinzen den Bogen des Kreiſes ergänzte. Der Oberſt des Regiments, welches zur Entſcheidung der Schlacht von Friedland weſentlich beigetragen, rief nach der Reihe jeden der vorgetretenen „Tapfern“ auf und ſtellte denſelben dem Kaiſer vor, welcher jeden Einzelnen des Genaueſten ausfragte, was er bei Friedland gethan, worauf er auf der Stelle allen je nach Verdienſt Beförderung oder Ehrenlegionskreuze zuerkannte. Den Meiſten der Anweſenden, ſogar die Franzoſen nicht ausgenommen, drang ſich die Ueberzeugung auf, Napoleon habe durch dieſes ganze Verfahren dem Czaren eine Demüthigung und eine Marter bereiten wollen, und alle Augen richteten ſich unwillkürlich auf den ſo gröblich Gekränkten, welcher bis zum Schluſſe der Szene in ruhigſter Haltung neben dem zu dieſer Stunde offenbar Kaiſerwahnſinnigen ſtehen blieb. Aber der übermüthig abgeſchoſſene Pfeil war tief in Alexanders Seele gedrungen und die Widerhaken hafteten feſt. Vorderhand ſetzte er der napoleoniſchen Schauſpielerei die alexander'ſche entgegen. Als an einem der Erfurter Abende die aus Paris mitgebrachte Truppe Voltaire's „Oedipe“ aufführte und in der erſten Szene Philoktet den Vers ſprach: „L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux“ — erhob ſich Alexander und umarmte mit Emphaſe den ihm zur Seite ſitzenden Napoleon, worüber das „Parterre von Königen“ in ſtürmiſchen Beifall ausbrach. Aber in ſeinem Kabinett ſagte nachher der Czar zu ſeiner Mutter Bruder, dem König von Würtemberg, der als fanatiſcher Trabant des Franzoſenkaiſers freilich ein übelgewählter Vertrauter war: „Napoleon iſt gegenwärtig zu mächtig, um ihm mit Erfolg den Krieg zu machen. Man muß ihn erſt ſich ſchwächen laſſen. Spanien wird in dieſer Hinſicht gute Dienſte leiſten. Sein Ehrgeiz, der ihn von einer Unternehmung zur andern führt, thut das Uebrige. Die Zeit wird dann kommen, wo ich für die Rolle, die ich jetzt hier in Erfurt ſpiele, Entſchädigung nehmen werde.“ Auch dem Schlachtenmeiſter fiel ſeine Erfurter „Rolle“ ſchwer. „Dieſer Phraſenmacher von Czar langweilt mich,“ ſagte er zum Bruder Jérôme. Ah, es war ein großes Lug- und Trugſpiel, dieſer Kongreß von Erfurt. Der Kaiſer Franz von Oeſtreich brauchte wenigſtens nur aus der Ferne her zu ſchauſpielen, indem er den General Vincent zur Begrüßung Napoleons ſandte und ſeinem Geſandten einen Brief mitgab, worin er log: „Ich beeile mich, die Gelegenheit zu ergreifen, um Ihnen, mein Herr Bruder, den Ausdruck meiner hohen Achtung und Freundſchaft zu erneuern und Ihnen die Verſicherung der Unveränderlichkeit dieſer Geſinnung darzubringen.“ Freilich, die Könige, Großherzoge und Fürſten vom Rheinbund, ſie ſchauſpielten nicht. Ihnen war es ernſt mit den Huldigungen, welche ſie ihrem „Protektor“ darbrachten, und nur dem Einen von ihnen, dem Karl Auguſt von Weimar, haben Scham und Zorn im Herzen gebrannt.

Aber reich an Szenen von unvergänglichem Intereſſe war die Erfurter Haupt- und Staatsaktion, das iſt wahr. Seht, am 2. Oktober wird unſer Dichterkaiſer zur Audienz beim franzöſiſchen Schlachtenkaiſer nach Erfurt beſchieden und haben ſich da die Beiden in Gegenwart von Talleyrand, Berthier, Savary und Daru eine volle Stunde unterhalten. „Wie alt iſt Monſieur Goet?“ — „Sechzig Jahre, Sire.“ — „Ihr habt Euch gut erhalten. Ich habe Euren Roman Werthers Leiden ſiebenmal geleſen, aber das Buch leidet an der Miſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der Liebesleidenſchaft. Das iſt nicht naturgemäß, ſchwächt bei dem Leſer die Vorſtellung von dem übermäßigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt, und läßt keine reine poetiſche Wirkung zu. Qu' en dit Monsieur Goet?“ Der Getadelte ſuchte den Vorwurf, daß er einen äſthetiſchen Bock geſchoſſen, mit der Bemerkung zu entkräften, daß ein Dichter mitunter, um eine gewiſſe Wirkung hervorzubringen, eines nicht leicht zu entdeckenden Kunſtgriffs ſich bedienen dürfe. Nachmals aber hat er zum Kanzler Müller geſagt, Napoleon ſei ihm vorgekommen wie ein „kunſtverſtändiger Schneider“, welcher an einem „angeblich ohne Naht gearbeiteten Aermel ſofort die feinverſteckte Naht entdeckt.“ Man ſprach dann über die Tragödie, wobei Daru Veranlaſſung nahm, von Göthe's Trauerſpielen zu reden. Göthe erfuhr mit Erſtaunen, daß der Gewaltige die tragiſche Bühne „mit der Aufmerkſamkeit eines Kriminalrichters“ betrachtete. „Mit den Schickſalstragödieen, die jetzt wieder Mode werden, iſt es Nichts — äußerte der Kaiſer. Sie haben einer dunkleren Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal!“ Soult trat herein und Napoleon neckte den Marſchall mit gewiſſen unangenehmen polniſchen Erlebniſſen deſſelben. Dann ſtand er auf, trat nahe zu dem Dichter hin, fragte freundlich den perſönlichen Verhältniſſen deſſelben nach und ſagte, auf die tragiſche Dichtung zurückkommend, ſchließlich: „Das Trauerſpiel ſollte die Schule der Könige und der Völker ſein. Das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann. Sie, Monſieur Göthe, ſollten den Tod Cäſars auf eine vollwürdige Weiſe, großartiger als Voltaire ſchreiben. Das könnte die ſchönſte Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen“ — (ah, ha!) — „wie Cäſar ſie beglückt haben würde; wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ſeine hochſinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Dort gibt es größere Weltanſchauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“ Der Dichterkaiſer nahm aus dieſer Audienz einen unermeßlichen Reſpekt vor dem Schlachtenkaiſer mit weg, einen Reſpekt, den er ſein Lebenlang nie verwunden hat. Napoleon ſeinerſeits kehrte ſich, als Göthe abtrat, zu ſeinen Marſchällen und Miniſtern und ſagte: „Voilà un homme!“ Vom Vaterland, vom armen Deutſchland war freilich bei dieſer Zuſammenkunft nicht mit einer Sylbe die Rede geweſen und es mußte der Schlachtenkaiſer erſt bei Leipzig geſchlagen ſein, bevor der Dichterkaiſer ſich „bequemte, auf vornehme Manier auch patriotiſch zu ſein.“

Karl Auguſt von Weimar mußte dermalen ſich zu Herberem bequemen, nämlich den franzöſiſchen Machthaber von Erfurt nach Weimar zu Gaſte zu laden und den höflichen Wirth zu machen. Am 6. Oktober kam der ganze Kongreßtumult in die ſtille Muſenſtadt an der Ilm herüber. Nachmittags war große Hirſchjagd, d. h. man hatte etliche Hunderte von Hirſchen auf dem Ettersberg ins Garn getrieben und Napoleon ſchoß kreuz und quer unter den Rudel, wobei er ſich als ſehr ſchlechter Schütze erwies. Abends führte Talma's Truppe im Weimarer Schauſpielhaus Voltaire's „Mort de César“ auf. Das Orcheſter war mit einer Eſtrade überbaut, auf welcher die beiden Kaiſer auf Thronſeſſeln ſaßen. Im Parkett hatte man die Könige und Großherzoge untergebracht, im Parterre den übrigen Fürſtentroß. Der Balkon war ausſchließlich den Damen vorbehalten. Von der Galerie herab ſchimmerten die Stickereien der Marſchälle, Generale, Miniſter und Hofwürdenträger. Talma entfaltete in der Rolle des Brutus ſein ganzes Genie, aber als Cäſar dem Antonius, der ihn vor den verſchworenen Senatoren warnt, die bekannte hochſinnige Antwort gab, welche mit den Worten ſchließt: „Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance! Sur l'univers soumis régnons sans violence“ — ging das Schauſpielen von der Bühne auf die glänzende Zuſchauermenge über und die Verſammlung brach, „von der beziehungsreichen Stelle elektriſch durchzuckt,“ in einen Sturm huldigenden Beifalls aus. „Ueber den unterworfenen Erdkreis herrſchen wir ohne Gewaltſamkeit“ — dieſe ungeheure Lüge wurde zu Weimar an derſelben Stelle, wo Schiller ſeine Jungfrau und ſeinen Tell vorgeführt hatte, von deutſchen Fürſten und deutſchen Frauen beklatſcht, — ein Zeugniß der Schmach, welches den ganzen Jammer der Zeit in ſich zuſammenfaßt. Es iſt wahrhaft wohlthuend, daß uns inmitten dieſes Elends wenigſtens ein Ton aufſtößt, und zwar ein Ton aus Frauenmund, welcher tröſtlich klingt. Auf dem Hofball, welcher dem Schauſpiel folgte, begegnete Napoleon einer jungen Dame, Frau von der Recke, deren Schönheit ihm auffiel. Auf ſein Befragen ſagte ſie ihm, daß ſie in Erfurt wohne. „Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt ſo ſchöne Frauen gäbe. Aber ſind Sie denn eine geborene Erfurterin?“ — „Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren.“ — „Alſo Preußin?“ — „Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele!“ Das brave Wort zwang dem Eroberer Achtung ab. „Gut, ſagte er, man muß ſeinem Vaterland anhängen.“ Nachdem er dann den Czaren flüchtig begrüßt hatte, unterhielt er ſich lange mit Göthe und ſprach hierauf den Kanzler Müller an: „Wo iſt denn Wieland? Warum führt man mir ihn nicht zu?“ Karl Auguſt ließ den Alten, den „deutſchen Voltaire“, wie ihn die Franzoſen nannten, zu Hofe holen. Der Kaiſer empfing ihn ſehr freundlich und fragte: „Welches von Ihren Werken halten Sie für das beſte?“ — „Sire, ich lege auf keins derſelben einen großen Werth. Ich ſchrieb, wie es mir um's Herz war.“ Das Geſpräch verbreitete ſich über weltgeſchichtliche Gegenſtände und Napoleon pries laut den Julius Cäſar, wie er denſelben ſchon dem Göthe gerühmt hatte. „Er wäre ohne Frage der größte Mann der Geſchichte, falls er nicht einen unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Er kannte die Menſchen genau, die ihn auf die Seite ſchaffen wollten, und ſo hätte er ſie bei Seite ſchaffen müſſen.“ Ueber Geſchichtſchreibung ſprach er einſichtsvoll, aber von Tacitus ſehr ſchlecht. „Die Geſchichte will keine Illuſionen; ſie ſoll aufklären und belehren, nicht bloß eindrucksvolle Gemälde entwerfen. Tacitus hat die Urſachen und die inneren Motive der Begebenheiten nicht genugſam entwickelt. Die römiſchen Kaiſer waren lange nicht ſo ſchlecht wie er ſie uns ſchildert.“ Noch im Jahre 1812 äußerte er ſich gegen den Grafen Narbonne über Tacitus ungefähr mit denſelben Worten, wie hier gegen Wieland. Es iſt klar, der Tacitus war ihm gar ſehr im Wege, und er fürchtete augenſcheinlich, auch für ihn könnte eines Tages ein Tacitus erſtehen, der ihn zeichnen würde, wie der römiſche den Tiberius gezeichnet hat. Sehr fein ſagte der Imperator, vom Chriſtenthum ſprechend, zu Wieland: „Ich finde darin eine bewundernswürdige Reaktion des griechiſchen Geiſtes gegen den römiſchen. Griechenland, durch phyſiſche Stärke überwunden, eroberte ſich die geiſtige Herrſchaft wieder, indem es jenen wohlthätigen, jenſeits des Meeres ausgeſtreuten Keim in ſich aufnahm und pflegte. Uebrigens — hier trat er ganz nah' an Wieland heran und hielt die Hand ſo, daß Niemand als der greiſe Dichter es hören ſollte — übrigens iſt es eine große Frage, ob Jeſus Chriſtus jemals gelebt hat.“ Wieland beſtritt dieſen Zweifel, was den Gewaltigen „frappirte“ und ihm „wohl gefiel“.

Am folgenden Tage lud Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, und die deutſchen Fürſten zu einer auf dem Schlachtfeld von Jena veranſtalteten „Haſenhetze“ ein und ſie kamen, kamen wirklich! Nur Karl Auguſt von Weimar hatte den Muth, ſich dieſem grauſamen Hohn auf Deutſchland zu entziehen. Aber es ſtellten ſich auch Jagdgenoſſen anderer Art ein, die nicht auf Haſen, ſondern auf Hochwild zu pirſchen beabſichtigten. Draußen vor Weimar im Webichtgehölz lauerten, auf guten Pferden ſitzend, zwei ehemalige preußiſche Offiziere dem dort vorbeikommenden Sieger von Jena auf, um mittelſt des Inhalts der „Musquetons“, die ſie unter ihren Mänteln trugen, die ganze ungeheure Rechnung zwiſchen Preußen und Napoleon zu quittiren. Leicht alſo konnte der „Mord Cäſars“, welcher geſtern zu Weimar geſpielt worden, am 7. Oktober von 1808 auf der Weltbühne zum zweiten Male Wirklichkeit werden. Aber wer einem Napoleon an's Leben will, darf ſich nicht dadurch abſchrecken laſſen, daß ein beliebiger Prinz — diesmal Prinz Wilhelm von Preußen — neben demſelben im offenen Wagen ſitzt und möglicher Weiſe auch eine Kugel abbekommen könnte[121]. Die Musquetons im Webicht wurden nicht losgeſchoſſen, die beregte Quittung ward nicht ausgeſtellt, ſollte nicht ſo ausgeſtellt werden, ſondern, nachdem der korſiſche Wetterſtral vollbracht, was er zu vollbringen hatte „in dieſer Welt des Athmens“, erſt jahrelang ſpäter, endgültig erſt bei Belle Alliance und durch Einen, der — ſo wunderſam verflochten ſich auch hier wiederum die menſchlichen Dinge — während Napoleon zu Erfurt und Weimar trunkenen Blicks auf der Zenithhöhe ſeiner Macht und Herrlichkeit ſtand, dort hinten im Pommerland zu Stargard in den Hallucinationen ſeiner Geneſungsſchwäche ſein prophetiſches Zornwort wiederholte: — „Er muß herunter! Herunter muß der Bonaparte!“

## Siebentes Buch.

# Saragoſſa. Aſpern. Innsbruck. Wagram.

## Erstes Kapitel.

## „Dämmerungen für Deutſchland.“

„Ich rede für Deutſche ſchlechtweg, durchaus bei Seite ſetzend und wegwerfend alle die trennenden Unterſcheidungen, welche Jahrhunderte in der einen Nation gemacht haben. Mein Geiſt verſammelt den ganzen gebildeten Theil der deutſchen Nation um ſich her, bedenkt und beachtet unſer Aller gemeinſame Lage und Verhältniſſe; denn lediglich der gemeinſame Grundzug der Deutſchheit iſt es, wodurch wir den Untergang unſerer Nation und ein Zuſammenfließen mit dem Auslande abwehren und ein auf ihm ſelber ruhendes Selbſt wiederum gewinnen können. Ich ſetze ſolche Zuhörer voraus, welche nicht rein aufgehen im Gefühl des Schmerzes über den erlittenen Verluſt und in dieſem Schmerze ſich wohlgefallen und durch dieſes Gefühl ſich abzufinden glauben mit der an ſie ergehenden Aufforderung zur That; ſondern ſolche, die fähig ſind, ſich über dieſen gerechten Schmerz zur klaren Beſonnenheit der Einſicht zu erheben, daß allein wir ſelber uns helfen müſſen, falls uns geholfen werden ſoll. Nach einem über den ſinnlichen Antrieb der Furcht und Hoffnung hinausliegenden Bildungsmittel, nach einer Erziehung der Nation zu einem ganz neuen Leben, nach einer gänzlichen Veränderung des bisherigen Erziehungsweſens laßt uns ſuchen, als dem einzigen Mittel, um die deutſche Nation im Daſein zu erhalten. Und eine ſolche Erziehungskunſt, wie wir ſie begehren, iſt wirklich ſchon erfunden und wird ausgeübt — (die Peſtalozzi'ſche) — ſo daß wir nur das in ihr ſich darbietende Rettungsmittel ergreifen dürfen. Einen feſten und nicht weiter ſchwankenden Willen muß die neue Erziehung hervorbringen. Sie muß als feſtes und unwandelbares Sein ihres Zöglings ein ſo inniges Wohlgefallen am Guten ſchaffen, daß man dadurch getrieben werde, es in ſeinem Leben darzuſtellen. Das vorgeſchlagene Bildungsmittel eines neuen Menſchengeſchlechts muß zu allererſt von Deutſchen an Deutſchen angewendet werden und es kommt daſſelbe ganz eigentlich und zunächſt unſerer Nation zu. Denn die Deutſchen, als ein urſprüngliches Volk, welches die urſprüngliche Sprache des germaniſchen Stammvolks behalten und fortgebildet haben, die Deutſchen, welche allein berufen ſind, die Wahrheit innerlich zu erleben und ſelbſtthätig zu geſtalten — wie insbeſondere ihre letzte große Weltthat, die Reformation, gezeigt hat — ſie ſind allein freier Wiſſenſchaft und wahrhaft ſchöpferiſcher Dichtung fähig. Der ausländiſche Genius mag ein lieblicher Sylphe ſein, der mit leichtem Fluge über den ſeinem Boden von ſelbſt entkeimten Blumen hinſchwebt und ihren erquickenden Thau einzieht, oder eine Biene, die aus dieſen Blumen mit geſchäftiger Kunſt den Honig ſammelt und denſelben in regelmäßig gebauten Zellen zierlich geordnet niederlegt. Der deutſche Geiſt dagegen iſt ein Adler, der mit Gewalt ſeinen gewichtigen Leib emporreißt und mit ſtarkem Flügel viel Luft unter ſich bringt, um ſich näher zu heben der Sonne, deren Anſchauung ihn entzückt. . . . Laßt uns auf der Hut ſein, in unſerer bisherigen Unachtſamkeit, Gedankenloſigkeit und Zerſtreutheit an die fremde Ordnung der Dinge uns zu gewöhnen! Laßt uns auf der Hut ſein gegen die Ueberraſchung der Süßigkeit des Dienens! Denn dieſe raubt ſogar unſern Nachkommen die Hoffnung künftiger Befreiung. Laßt die Freiheit immerhin auf einige Zeit verſchwinden aus der ſichtbaren Welt; aber geben wir ihr ſo lange eine Zuflucht im Innerſten unſerer Gedanken, bis um uns die neue, durch nationale Erziehung gezeitigte Welt emporwächſt, die da Kraft habe, die Freiheitsidee zur That zu machen: Laſſen wir nur nicht mit unſerem Körper zugleich auch unſern Geiſt niedergebeugt, unterworfen und in die Gefangenſchaft gebracht werden! Und wie das zu erreichen ſei? Wir müſſen eben zu Stelle werden, was wir ohnedies ſein ſollten, Deutſche! Das zu ſein, dafür haben unſere Altvorderen mehrere Menſchenalter hindurch gegen die Römer geſtritten. Sie ſetzten voraus, daß ein wahrhafter Deutſcher nur könne leben wollen, um eben Deutſcher zu ſein und zu bleiben und die Seinigen zu eben ſolchen zu bilden. Sie und alle Anderen in der Weltgeſchichte, die ihres Sinnes waren, haben geſiegt, weil das Ewige ſie begeiſterte, und ſo ſiegt immer nothwendig dieſe Begeiſterung über den, der nicht begeiſtert iſt. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, ſondern die Kraft des Gemüthes iſt es, welche Siege erkämpft. . . . Gebt ihr ferner hin in eurer Dumpfheit und Achtloſigkeit, ſo erwarten euch zunächſt alle Uebel der Knechtſchaft: Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders. Ihr werdet ſo lange herumgeſtoßen werden in allen Winkeln, bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft und bis auf dieſe Weiſe allmälig euer Volk auslöſcht. Ermannt ihr euch aber, ſo werdet ihr noch unter euch und um euch ein Geſchlecht aufblühen ſehen, durch welches unſere Nation wieder hergeſtellt und die wiederhergeſtellte zur Wiedergebärerin der Welt wird“[1].

So ein Mann vom Katheder des runden Saals der berliner Akademie herab, an den Sonntagen des Winters von 1807—8, zu einer zahlreichen und auserleſenen Hörerſchaft, während ſeine Stimme oft von franzöſiſchen Trommeln, die durch die Straßen zogen, übertäubt wurde und allgemein bekannte Aufpaſſer im Auditorium erſchienen" — ein Mann in der Vollkraft des Lebens, von Wuchs mehr unter als über Mittelgröße, von unterſetzter, muskulöſer Statur, von ſcharfmarkirtem, charaktervollem, adlernaſigem Geſicht, mit unter einer gedrungenen Stirne, welcher der raſtlos wandelnde Gedanke ſeine Furchenpfade eingetreten, und unter buſchigen Brauen ſcharf und ſchießend hervorleuchtenden Augen, mit einer Stimme von ſtolzem, gebieteriſchem Klang und einer Sprechweiſe, welche einhertoſ't wie ein Gewitter, das ſeines Feuers in mächtigen Einzelnſchlägen ſich entladet — Johann Gottlieb Fichte, der Weberſohn aus Rammenau in der Oberlauſitz, derſelbe Mann, welcher im Mai 1807, als er den Abfall Müllers zu Napoleon erfahren, aus Königsberg an ſeine Frau geſchrieben hatte: „Müller und Humboldt beneide ich nicht, ſondern freue mich, daß mir die ſchmachvolle Ehre nicht zu Theil geworden wie ihnen; ſondern daß ich frei geathmet, gedacht, geredet habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen"[2]).

Er hatte lange in Wolkenkuckuksheim gewohnt, das Luftſchloß ſeiner „Wiſſenſchaftslehre" mit den dialektiſchen Spinngeweben der „Ich- und Nichtich"-Philoſophie austapezirend. Nun aber, angefaßt vom Jammer ſeines Volkes, war er zur Wirklichkeit herabgeſtiegen, um gefaßten Muthes eine größte That ſeiner Zeit zu vollbringen. Denn mag man vom poſitiven Inhalt der fichte'ſchen Reden an die deutſche Nation denken, wie man will, mag man ſogar mit dem ironiſchen Lächeln der Frau von Staël auf dieſelben hinblicken und achſelzuckend fragen: „Warum mittelſt der Erziehung nur Tropfen für Tropfen den Felſen aushöhlen wollen, während der Strom der Ereigniſſe denſelben in einem Tage fortreißt?" — dennoch iſt gewiß, daß Fichte's Auftreten in dem von den Franzoſen noch beſetzt gehaltenen Berlin ein heldiſches Unternehmen nicht nur, ſondern auch ein fruchtbares geweſen iſt. Schon das, zur Stunde, wo Deutſchlands tiefſte Erniedrigung eingetreten, wo ein fremder

Deſpot von Baſel bis Danzig und von Hamburg bis Trieſt mit unbeſchränkter Willkür gebot, wo — wie Gneiſenau am 20. Juli 1807 aus Kolberg an Blücher ſchrieb[1]) — ein franzöſiſcher Marſchall (Ney), welcher während des Kriegs in Oſtpreußen mit ſeiner übrigen Bagage auch ſeine Maitreſſen eingebüßt, in Gumbinnen alle Häuſer beſetzen und ſich die vier ſchönſten Mädchen ausſuchen ließ, um ſeinen Verluſt zu erſetzen, — wo der deutſche Name ab und todt und die Erlöſchung der deutſchen Nationalität nur noch eine Frage der Zeit zu ſein ſchien — zu ſolcher Stunde aufzutreten und feſt und laut, den fremden Drängern wie den einheimiſchen Verräthern ins Angeſicht, zu ſagen: Ihr Deutſche ſeid eine Nation, ihr ſeid ſogar die erſte von allen und von euch muß die Wiedergeburt Europa's ausgehen! ja, fürwahr, ſchon das war mannhaft, tüchtig, groß. „So groß und tief und ſtolz hat noch Niemand von der deutſchen Nation geſprochen!" fühlte ſelbſt ein Gentz auszurufen ſich gedrungen. Der tapfere Denker hat die verdüſterten Gemüther wieder hoffen gelehrt und ihnen die Zukunftsbahn gewieſen. Die alte Zeit iſt todt, laßt uns eilen, ſie zu beſtatten. Die neue iſt geboren, ſie lebt, aber ſie muß erzogen werden. Wodurch wird ſie es? Durch eine völlige Umſchaffung unſerer Geſinnung, durch eine gänzliche Erneuerung des Volksgeiſtes durch alle Stände hindurch. Und wie dieſe Umſchaffung, dieſe Erneuerung zuwegebringen? Mittelſt einer auf die Methode Peſtalozzi's gegründeten umfaſſenden Nationalerziehung. . . . Wie ein ſehendes Auge, wohin es in der Zeit von 1807 bis 1813 in Deutſchland blickt, überall die unermeßliche Wirkſamkeit der Dichtungen Schillers, namentlich des Tell, erſchaut, ſo auch die Befruchtung der patriotiſchen Gemüther mit dem durch Fichte mit Recht ſo energiſch betonten Gedanken, daß die Erneuerung und Wiederherſtellung der Nation deutſcher Art gemäß von innen heraus und von unten herauf bewerkſtelligt werden müſſe. Er ſtand übrigens mit ſeiner Anſicht vom praktiſchen Hochwerth der Peſtalozzi'ſchen Unterrichtsmethode nicht allein. Schon i. J. 1805 hatte Ernſt Moritz Arndt — der i. J. 1807 ſeine beſte vaterländiſche That zuwegebracht, ſeinen „Geiſt der Zeit", ein im ſchönſten Sinne des Wortes „erweckliches" Buch — Fragmente über Menſchenbildung veröffentlicht, worin er die Wege des großen Zürichers ging, deſſen Erziehungsreform von der Schweiz aus ins ſüdweſtliche Deutſchland ſich Bahn brach. Im nördlichen nahmen auf Fichte's Anregung hin viele treffliche Männer ſich der Sache werkthätig an. So Stein, der von Peſtalozzi's Methode urtheilte, „ſie erhöhe die Selbſtthätigkeit des Geiſtes, errege den religiöſen Sinn und alle edleren Gefühle des Menſchen, befördere das Leben in der Idee und mindere den Hang zum Leben im Genuß." Für eine tiefgebeugte, aber helläugige Königin Luiſe wurde dieſe Angelegenheit eine wahre Herzensſache. Sie las mit tiefer Bewegung Peſtalozzi's herrliche Dorfgeſchichte von „Lienhardt und Gertrud", ſie hätte „dem edlen Manne gern mit Händedruck und mit Thränen in den Augen dafür gedankt." Sie ſchrieb: „Wie gut er es mit der Menſchheit meint! In der Menſchheit Namen dank' ich ihm." Sie betrieb die Berufung peſtalozziſch gebildeter Lehrer nach Preußen und es war ihr in den trüben Tagen von Memel und Königsberg ein Troſt, Schulen zu beſuchen, in welchen dieſe Peſtalozzianer unterrichteten, und ſich an den Vorſchritten der Jugend zu erfreuen. Die beſten Vaterlandsfreunde zogen, wie die Königin that, die Verbeſſerung der Volkserziehung und des Unterrichtsweſens in allen ſeinen Abſtufungen in den Kreis ihrer Reformgedanken und Reformwerke, welche nach dieſer Seite hin einen verheißungsvollen Abſchluß erhielten durch die im Herbſt von 1810 eröffnete berliner Hochſchule, — eine Anſtalt, die zwar lange nicht ganz ſo organiſirt wurde, wie ein Fichte, ein Schleiermacher, ein Friedrich Auguſt Wolf gewünſcht und gewollt hatten, dennoch aber durch den von ihr ausgehenden, das ganze deutſchwiſſen ſchaftliche Leben und Streben neubeſeelenden Geiſt die Erhebung von 1813 weſentlich mitvorbereiten half 6). Das Auszeichnende war hier, daß zum erſten Mal mit Entſchiedenheit das Forſchen und Wiſſen mit dem Leben in Beziehung geſetzt, die Wiſſenſchaft auf den Staat bezogen und alles Ernſtes der Verſuch gemacht wurde, die ſtudirende Jugend nicht allein zu Gelehrten und Beamten, ſondern auch zu Bürgern, zu deutſchen Staatsbürgern heranzubilden.

Dem einmal geweckten Vaterlandsgefühle kamen von verſchiedenen Seiten her hülfreiche Anregungen und Stärkungen. So bildete ſich innerhalb der romantiſchen Schule eine patriotiſche Richtung aus, die an dem artiſtiſchen Klingklingelſpiel mit den romantiſchen Dichtungsformen, wie es Ludwig Tieck trieb, kein Genüge fand, ſondern dieſe Formen zur Weckung und Stachelung des nationalen Bewußtſeins benützen wollte. Hier ſtand Allen voran Heinrich von Kleiſt, ohne Frage der bedeutendſte Dichter unter den Romantikern, von welchem wir noch weiterhin hören werden. Löblich waren auch die Bemühungen der Görres, Arnim, Brentano und Boiſſerée, durch die Aufgrabung, Sammlung und Schauſtellung der alten Volksſagen, Volksbücher, Volkslieder und Kunſtleiſtungen den deutſchen Volksgeiſt auf ſich ſelbſt zurückzuführen, aus der Quelle ſeines eigenen Weſens ihn zu tränken und dadurch zum Widerſtande gegen das Fremdweſen zu kräftigen. Freilich lag hier die Gefahr dilettantiſcher Spielerei mit unklar Erfaßtem oder ſchief Verſtandenem ſehr nahe und daraus entſprang dann jene nicht nur literariſch, ſondern auch politiſch unſelige Mittelalterſüchtigkeit, welche in den Schreibereien eines Fouqué junkerliches Süßholz raſpelte und von Kanzeln und Kathedern herab den Kreuzzug feudaliſtiſcher Unvernunft und Barbarei gegen den geſunden Menſchenverſtand und die Humanität predigte. Wiſſenſchaftliche Bedeutung erhielten die altdeutſchen und mittelalterlichen Studien erſt ſpäter, durch die Arbeiten der Brüder Grimm und ihrer Mitſtrebenden.

Es lag nahe, daß Männer, welche nicht wie der abtrünnige Johann Müller der Anſicht waren, aller Widerſtand gegen Napoleon ſei vergeblich, weil der Eroberer „die Beſtimmung habe, ein Neues, Niedageweſenes in die Weltgeſchichte einzuführen“, und demſelben darum die Welt dahingegeben worden; das „ſei Schickſal, ſei Gottes Finger“ — ſondern welche vielmehr des feſten Glaubens lebten, es ſei Pflicht für jeden Deutſchen, an ſeinem Ort und mit ſeinen Kräften gegen den Unterdrücker zu wirken, auf den Gedanken kamen, ſich zu dem gemeinſamen Werke zuſammenzuthun, ſich bündiſch gegen den Erzfeind zu organiſiren. Schon im Januar von 1806 hatte Friedrich Perthes daran gedacht, einen „Verein der Vaterlandsfreunde“ von den Alpen bis zur Oſtſee zu gründen, und im Frühjahr von 1808 entſtand dann auf ähnlicher Grundlage und, wie es ſcheint, zunächſt auf freimaureriſche Anregung hin zu Königsberg der „Tugendbund“, der ſich einen ſittlich-wiſſenſchaftlichen Verein nannte, ſeine Statuten förmlich von der preußiſchen Regierung beſtätigen ließ und zwar keinen Mann erſter Bedeutung unter ſeinen Mitgliedern zählte, jedoch, durch Beamte, Gelehrte und Offiziere geſtiftet (Mosqua, Lehmann, Both u. A.), insbeſondere aber durch den Eifer des Aſſeſſors Bardeleben weit verbreitet, für ſeine wirkliche, wenn auch in ſeinen Satzungen nicht ausgeſprochene Grundidee, „unter der Fremdherrſchaft den deutſchen Geiſt aufrecht zu erhalten“, ohne Zweifel Bedeutendes gewirkt hat. Freilich machte die Sache noch mehr Geräuſch als Wirkung und es zeugte nur von franzöſiſcher Unkenntniß, wenn dem Franzoſenkaiſer die Gefährlichkeit des Tugendbundes als eine ungeheuerliche vorgeſpiegelt wurde. Männer wie Stein, Scharnhorſt, York, Blücher, Gneiſenau haben dem Verein niemals angehört. Blücher hatte für Derartiges überhaupt gar kein Organ und erklärte die Bemühungen der Tugendbündler kurzweg für „Federfuchſerei“. Gneiſenau ſchrieb: „Mein Bund iſt ein anderer, ohne Zeichen und ohne Myſterien: Gleichgeſinntheit mit Männern, die einer fremden Herrſchaft nicht unterworfen ſein wollen.“ In Wahrheit, dieſer „Bund ohne Zeichen und Myſterien“ war unendlich viel verbreiteter, thätiger und mächtiger als der Tugendbund. Mußten doch zu dieſer Zeit der ſchweren und ſchwerſten Noth in jeder deutſchen Bruſt, die überhaupt guter Regungen fähig, die edelſten Leidenſchaften erwachen. Hieraus ging „eine ſchöne Reinigung der Sitten“ hervor, hieraus große Entſchlüſſe und hohe Opferfreudigkeit. Es bildete ſich eine Gemeinde tüchtiger Menſchen, die ohne Bund eng mit einander verbunden, von einem Gefühl ergriffen, von einem Grundſatze geleitet, von einem Entſchluſſe durchdrungen waren. Wenn Einer — ſo hat ein Mitglied dieſer Gemeinde bezeugt — auf den Anderen ſtieß, ſo „erkannten und verſtanden ſie ſich ſogleich. Die Feigen und Schlechten traten betreten vor ihnen zurück, ohne die verrätheriſche Freude zu haben, ſchaden zu können“[3]. Mit den Bemühungen des Tugendbundes, „die Tugenden des Muthes, der Hoffnung, der Freimüthigkeit und der körperlichen Feſtigkeit, ſowie den Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei und Verweichlichung zu mehren“, hing die Thätigkeit des „Turnmeiſters“ Jahn enge zuſammen. Es iſt in dieſem Manne von Anfang an viel Verzerrtes und Eulenſpiegeliſches geweſen, was ſpäter, wie bekannt, den „Alten im Bart“ zu einer ſchon bei Lebzeiten halbmythiſchen und wenig erquicklichen Figur gemacht hat. In ſeinem engen, aber in ſeiner Enge originellen Geiſte ſpitzte ſich die Reaktion des deutſchen Bewußtſeins gegen Franzoſenthum und Napoleonismus ſo nadelſcharf aus, daß die Spitze, eben ihrer Schärfe wegen, nicht ſelten ins Komiſche ſich umbog. In ſeinem Buch „Deutſches Volksthum“ (1810) fabulirte und haſelirte er kunterbunt genug und ſetzte den großen befreienden Ideen der franzöſiſchen Revolution ein mitteralterlich oder gar waldurſprünglich-teutoniſch zugeſchnittenes Staatsgebäude entgegen, in welchem allenfalls Jahne hätten hauſen mögen und können, für etliche Tage. Allein die von ihm neubegründete, zuerſt

(1810) in Berlin geübte Turnerei war eine Wohlthat für Deutſchland und für die menſchliche Geſellſchaft. Es war ein Fortſchrittsgedanke und zwar ein ſehr praktiſcher. Das unverbeſſerliche Junkerthum merkte das auch recht bald. „Sie haben Wunder gethan — ſagte ein uckermärkiſcher Grande auf dem Turnplatz zu Jahn — aber Unrecht bleibt's doch. Die verteufelten Jungen treten beſſer auf als die Kadetten. Was ſoll aus der Welt werden, wenn dergleichen ritterliche Uebungen nicht mehr ein Eigenthum der höheren Stände bleiben? Da kann man ja künftig keinen Vornehmen mehr von der Crapule unterſcheiden.“ Worauf Jahn — über deſſen Bemühungen, manche Schnörkel und Weitläufigkeiten der deutſchen Sprache abzukürzen, der General Kalkreuth witzelte, man werde künftig ſtatt Grobian nur noch Jahn ſagen — „Wenn vornehm etwas Anderes bedeuten ſoll als ſich vornehmen, in Sitten und Tugenden es den Andern zuvorzuthun, ſo iſt es ein Mißlaut in der Sprache.“ Mit flinken und mutterwitzigen Antworten war Jahn überhaupt raſch bei der Hand und er gehörte, obzwar er ſeine Turnerei von Anfang an als eine Vorübung zum Vertilgungskrieg gegen den Napoleonismus betrachtete und betrieb, noch keineswegs zu den tollſten Franzoſenhaſſern ſeiner Zeit. Ein ſolcher ſetzte ihm eines Tages alles Ernſtes auseinander, er wolle ſich nach Inner-Afrika begeben, um die dort hauſenden menſchenfreſſenden Wilden zu einem großen Kriegszug zu bewegen. Sie ſollten von der Nordküſte Afrika's aus nach Spanien überſetzen, von dorther über Frankreich herfallen und das Reich des verhaßten Zwingherrn vertilgen. Worauf Jahn: „Dabei haſt du nur zwei Hauptſachen wohl zu beachten; erſtens, daß ſie nicht dich ſelbſt auffreſſen, und zweitens, daß du ſie dahinbringſt, kein anderes Menſchenfleiſch als franzöſiſches zu freſſen.“ Alles in Allem, der Turnmeiſter Jahn ſtand mit ſeinen ganzen Schrullen und Marotten unendlich hoch über Leuten wie z. B. der bairiſche Freiherr von Aretin war, welcher, wie jener richtig von ihm ſagte, „tief im Sündenpfuhl der Welſchſucht ſchlemmte, im Nebel der Weltbürgerlichkeit zierbengelte, ſich als Herold des Zwingherrn aufblähte“ und in ſeiner Oberdeutſchen Gelehrten-Zeitung von den Weckern und Predigern deutſchen Sinnes und deutſcher Vaterlandsliebe als „Hochverräthern und Miſſethätern ſprach, welche den Boden des rheiniſchen Bundes beſudelten“ [6]).

Derweil hatte der Freiherr vom Stein den Neuaufbau des preußiſchen Staats im großen Styl unternommen. Es war eine Herkulesarbeit und zwar zunächſt die Herkulesarbeit des Augiasſtallfegens. Denn wo immer Stein und ſeine Mitarbeiter anfaßten, mußten ſie erfahren, wie tief doch das vielgeprieſene Preußen Friedrichs des Großen im mittelalterlichen Unrath ſtecken geblieben, und an allen Ecken und Enden ſtießen ſie auf ſorgfältig altfritzig konſervirte junkerliche Vorrechte, ohne deren Beſeitigung das unabweislich nothwendige Reformwerk gar nicht denkbar. Begreiflich daher, daß ſich das verſtockte Junkerthum mit Wuthgegeifer gegen dieſes Werk anſtemmte [7]). Stein griff und fuhr durch, wie ein Durchgreifer und Durchfahrer mußte. Er wollte — ſeine bezüglichen Denkſchriften liefern den Beweis [8]) — mit ſeinen Gedanken ſtets über Preußen hinaus, aber auch *durch* Preußen auf Deutſchland hinübergreifend, „in der Nation einen ſittlichen, religiöſen und vaterländiſchen Geiſt pflanzen, ihr wiederum Muth, Selbſtvertrauen und Opferwilligkeit für die nationale Unabhängigkeit, Selbſtſtändigkeit und Ehre einflößen, um mit der ſo erneuten, wiedergeborenen, tüchtig erzogenen den Kampf für dieſe höchſten Güter zu wagen.“ Gewiß das ſchönſte Ziel, welches jemals ein deutſcher Staatsmann ſich geſteckt. Der treffliche Freiherr ging rüſtig daran, daſſelbe zu erreichen. Wenn an die Stelle der Ruinen des altfritzigen Preußens wirklich ein neuer Staat mit Bewohnern voll Gemeinſinn und Vaterlandsliebe treten ſollte, ſo mußte man nach neuen Baumaterialien ausſehen. Mit junkerlichen, fürwahr, konnte man Nichts ausrichten. Es galt geradezu, einen Bauern- und Bürgerſtand erſt zu ſchaffen, und das konnte man nicht zuwegebringen ohne zu den Ideen von 1789 zu greifen. Dieſe, gereinigt von bonaparte'ſcher Fälſchung, wurden von Stein und ſeinen Beiſtändern auf die gegebenen Verhältniſſe ſo angewandt, daß, im Gegenſatz zum franzöſiſchen Prinzip der Centraliſation und Staatsallgewalt, der große Grundſatz der Freiheit und Selbſtregierung der Gemeinde in ſeiner praktiſchen Verwerthung die Grundlage eines freien Staatsbürgerthums ſein ſollte. Aus ſolchem Geiſt iſt die ganze Geſetzgebung der Stein'ſchen Reform entſprungen, welche Preußen, ſoweit dem energiſchen Reformer Zeit und Macht geſtattet war, aus dem Feudalſumpf herausgeriſſen und in die Reihe der modernen Staaten geſtellt hat. Die Hauptakte dieſer Prozedur, welche die ſtarren Kaſtenſchranken zerbrach, an der Stelle von Bevorrechteten und Rechtloſen die Gleichheit Aller vor dem Geſetz anbahnte, einen freien Bauernſtand und ein freies Städtebürgerthum begründete, der Intelligenz und der Arbeit den Vorrang vor dem eingebildeten Geburtsrecht ſichern wollte, — die Hauptakte dieſer Prozedur waren, wie Jedermann weiß, das Edikt über „den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums“ vom 9. Oktober 1807 und die „Städteordnung“ vom 19. November 1808. Hand in Hand mit dieſen großen ſozialen Reformen ging die zeitgemäße Umformung des Heerweſens durch die Scharnhorſt, Gneiſenau, Grolmann, Boyen und ihre Geſinnungsgenoſſen. Der leitende Gedanke war hier, an die Stelle einer aus uniformirten Sklaven beſtehenden und von bildungsloſen, dünkelvollen „kleinen Herren“ kommandirten Armee ein Heer zu ſetzen, in welchem zu dienen eine ehrenvolle Bürgerpflicht ſei und der Zugang zu allen Offiziersſtellen der Tüchtigkeit und dem Verdienſte offen ſein müſſe. Was aber — hat ein Wiſſender höchſten Grades geurtheilt — was das „Wichtigſte war, Scharnhorſt bereitete die Idee einer allgemeinen

Landwehr vor, und obgleich dieſe Idee zunächſt noch nicht in volle Ausführung kam, ſo war es doch von einer entſcheidenden Wichtigkeit, daß ſie nach und nach in den Köpfen reifte und ſich allgemein verbreitete, daß der Glaube an die Möglichkeit dieſer heilbringenden Inſtitution gegründet wurde"[9]).

Während alſo in Preußen zukunftſchauende Männer in lauterſtem Pflichtgefühl und edelſtem Wetteifer das Rechte und Tüchtige thaten, um das preußiſche Heer und Volk, ſo die Stunde käme, für Deutſchlands Befreiung auf den Plan führen zu können — denn die Wiederaufbauer Preußens die haben bei ihrer Arbeit dieſes Staates deutſchen Beruf nicht eine Stunde außer Acht gelaſſen und haben ſolchen Beruf in etwas Anderes geſetzt als in hohlbauchige Redensarten — während deſſen raſtete auch anderwärts der vaterländiſche Gedanke nicht. Ein rechter Brennpunkt für ſeine Strebungen im mittleren Deutſchland war Weimar, wo Karl Auguſt und ſeine vortreffliche Frau Luiſe eine geräuſchloſe, aber höchſt emſige Thätigkeit Behufs der Wachhaltung und Stärkung deutſchen Sinnes entwickelten. Die Zeit lag ſchwer auf ihnen, um ſo ſchwerer, da ſie, Gegenſtände des napoleoniſchen Argwohns, von dem zu dieſer Zeit in Thüringen und Franken befehligenden Marſchall Davout ſcharf beobachtet waren; um ſo ſchwerer auch, als ſie ſich gezwungen ſahen, ihren jungen Sohn Bernhard rheinbündiſche Kriegsdienſte thun zu laſſen. Aber dennoch verzweifelten ſie nicht an der Wiederherſtellung des Vaterlandes und der Herzog, welcher das Talent beſaß, unter einem jovialen, oft an das Frivole ſtreifenden Gebaren zu verbergen, was in ihm vorging, war ein eifrigſter Wirker und Werber gegen die Fremdherrſchaft. Von Weimar aus — ſo hat ſein Vertrauter in dieſen patriotiſchen Geſchäften geſagt — wurden „die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt und Manches ohne Aufſehen vorbereitet, was 1813 als echtdeutſches Element ſich erwies"[10]). Auf dieſem Wege ging Karl Auguſts dichterkaiſerlicher Duzbruder von der kraftgenialiſchen Sturm- und Drangzeit her mit dem Herzog nicht Hand in Hand. Auch das iſt ein nicht zu überſehender Zug im Bilde der Schmachperiode Deutſchlands, daß ſein größter Genius davon unberührt blieb. Es weht aus dem göthe'ſchen Kreiſe zu dieſer Zeit ein empörend wehthuender Froſthauch der Gleichgültigkeit. „Göthe — ſchrieb Knebel im Januar 1807 an Jean Paul — war die ganze Zeit her mit ſeiner Optik beſchäftigt. Wir ſtudiren hier unter ſeiner Anleitung Oſteologie, wozu paſſende Gelegenheit, da alle Felder mit Präparaten beſäet ſind. Wir leben einſam, aber nicht unmuthig noch unglücklich, vielmehr heiter." Wenige Wochen nach der Schlacht bei Jena war Göthe dorthin gekommen, ſeinen Freund Knebel zu beſuchen. „Wie ſind Ew. Excellenz durch die Tage der Schmach und des Unglücks hindurchgekommen?" fragte ihn Luden. „Ich habe gar nicht zu klagen," gab der Dichter zur Antwort. „Etwa wie ein Mann, der von einem feſten Felſen hinab in das tobende Meer ſchaut und den Schiffbrüchigen zwar keine Hülfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach irgendeinem Alten ſoll das ſogar ein behagliches Gefühl ſein — (nach Lukrez! rief Knebel dazwiſchen) — ſo habe ich wohlbehalten dageſtanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen laſſen." Dem guten Luden lief, wie er nicht leugnen will, bei dieſen „in der That mit einer gewiſſen Behaglichkeit geſprochenen Worten" eine eiſige Kälte über die Bruſt hinweg [11]).

Nicht wie ein von dem ſicheren Felſen weltbürgerlicher Faſſung und Gelaſſenheit mit einem Gefühl egoiſtiſchen Wohlbehagens auf das in der Brandung verſinkende Vaterland Niederblickender, nein, wie ein Mitfühlender und Mitleidender, aber auch wie ein Tröſtender ſtellte ſich Jean Paul Friedrich Richter zu ſeinem Volke. Die deutſche Schmachzeit ward eine Ehrenzeit für den großen Humoriſten, der, während ein brutaler Davout in Baireuth gebot, gerade von da ſeine kühnen Tröſtungen und Mahnungen in das geknechtete Vaterland ausgehen ließ, herrlich erweiſend, daß er nicht nur über Blumenſtaubwolken, Frühlingsdüfte, Thränenregen und Mondregenbogen geböte, ſondern auch über Blitze voll läuternden Feuers und über mahnende, weckende Donner. „Ich theile, ſchrieb er an Perthes, alle Ihre patriotiſche Glut und knirſche ſo oft mit den Zähnen als irgend ein Deutſcher. Alle meine Werke ſind, wie mein Leben, Freigeborene, keine Sklavenkinder irgendeiner knechtiſchen Abſicht.“ Es iſt merkwürdig, wie ſcharf und richtig der Schöpfer des Titan, in welchem man nur einen Wolkenwandler höchſter Potenz vermuthen möchte, in ſeine Zeit blickte und in wie hohem Grade er das beſaß, was von jeher unter den Deutſchen eine ſeltenſte Gabe, politiſchen Verſtand. Wie divinatoriſch ſein nach Jena und Tilſit über Preußen gethaner Ausſpruch: „Manche Staaten gleichen Orgelpfeifen, die man bloß deßwegen ſehr lang macht, damit man ſie richtig ſtimme durch Abſchneiden!“ Gerade als Napoleons Stern im Zenith ſtand, veröffentlichte Jean Paul ſeine im Sommer von 1808 geſchriebenen „Dämmerungen für Deutſchland“, ein Troſtbüchlein, deſſen muthvolle und höchſt zeitgemäße Abſicht war, im Bewußtſein der Nation das drückende Gefühl der Uebergewalt der Franzoſen zu vernichten, ſowie die „Augen und Geiſter verblendende, das deutſche Volk mit einem faſt türkiſchen Fatalitätsglauben niederſchlagende und niederhaltende“ Bewunderung und Anſtaunung des großen Schlachtenmeiſters in ihre richtigen Gränzen zurückzuführen. „Die Eroberer wird kein Buch erobern, aber gegen das vergiftende Bewundern derſelben ſoll man ſprechen.“ Das zu thun, inmitten des Rheinbunds, inmitten des franzöſiſchen Polizeinetzes, war lebensgefährlich. Nicht minder, wenn Jean Paul das ſchelling'ſche Gefaſel von einem „faſt göttlichen Rechte des Eroberers“ mit dem Ausrufe ſtrafte, auf das angeblich göttliche Recht eines Cäſars ſich zu berufen ſei jeder Straßenräuber berechtigt. Oder endlich, wenn der kühne Sprecher das deutſche Volk aufforderte, am Jahrestage der Schlacht von Jena einen „Bußtag zu begehen, um am Schmerze den Muth zu entzünden, damit das ganze Volk in der Trauer hoch aufſtehe, gemeinſam ſich die Wunden zu heilen und ſich zu neuem Kampfe zu rüſten.“

Es war doppelt verdienſtlich, ſolche Dämmerungen einer beſſeren Zukunft aus Gegenden aufleuchten zu laſſen, auf welchen der Napoleonismus mit ſeinem Vollgewicht nachtete und, während in Preußen und ſelbſt in Oeſtreich im deutſchen Sinne reformirt wurde, das ganze Beſtreben der rheinbündiſchen Regierungen darauf abzielte, ein deutſches Gebiet von 5500 Quadratmeilen mit etwa 13 Millionen Bewohnern mittelſt eines unerbittlichen, aus Bureaukratie und Militärdeſpotismus zuſammengeſetzten Regierungsmechanismus zu einer franzöſiſchen Satrapie ſo herzurichten, daß dieſelbe den Anforderungen Sr. kaiſerlich-königlichen Majeſtät des erhabenen „Protektors“ in jeder Beziehung entſpräche und doch zugleich auch dem Souverainetätsſchwindel der einzelnen Satrapen ſchmeichelte. Das Muſter ſo eines Herrichters und napoleoniſchen Präfekten war der Graf von Montgelas, der bairiſche Premierminiſter und Hauptmacher, deſſen Regierung der „bojoariſchen Nation“ übrigens auch die gute Seite des rheinbündiſchen Unweſens vergegenwärtigen kann. Ja, die gute Seite; denn es muß — mag Michel Franzoſenfreſſer dieſen Brocken noch ſo unſchmackhaft finden — geſagt werden, daß eine ſolche vorhanden war. Sie beſtand darin, daß die rheinbündiſche Deſpotie das ſüdweſtliche Deutſchland entmittelalterlichte, ein Verdienſt, welches nur beſtreiten kann, wer gar keine Vorſtellung hat von der Verkommenheit der Kleinſtaaterei dieſer Gegenden, bevor ſie durch die Eiſenfauſt Napoleons in den Wirbelſturm der Zeit hineingeſtoßen wurden. Schon das war ein Glück, geradezu ein deutſcher Gewinnſt, daß zahlloſe Gebiete und Gebietlein, und wenn auch noch ſo unſanft, zu größeren ſtaatlichen Gebilden zuſammengeworfen wurden; und ein Glück war es auch, daß die rheinbündiſchen Präfekten — und hätten ſie es nur im Intereſſe ihrer chimäriſchen Souverainetät gethan — unter dem Schmarotzergeſtrüppe der Pfafferei und der Junkerei, wovon der Boden dort vielfach ganz entſetzlich überwuchert geweſen, tüchtig aufräumten. Das ging allerdings ohne mannigfache und ſchmerzliche Rechts- und Gefühlsverletzungen nicht ab; aber es iſt des weltgeſchichtlichen Stromes Art, über nachläſſig bewirthſchaftete Felder wie über liebevoll gepflegte Blumenbeete gleich achtlos wegzurollen. Es liegt auch auf der Hand, daß die rheinbündiſchen Verwaltungen, ſchon um ihre Leiſtungsfähigkeit, wie der Protektor ſie in Anſpruch nahm, zu erhöhen, ſich genöthigt ſahen, den materiellen Vorſchritt ihrer Gebiete in Land- und Forſtwirthſchaft, in Induſtrie und Handel, in Auffindung neuer Nahrungszweige und in Herſtellung von Verkehrsmitteln möglichſt zu fördern. Freilich wurde auch dieſes ihr wohlthätiges Walten zunächſt den Bevölkerungen häufig genug nur zu einer weiteren Plage, weil die rheinbündiſche Bureaukratie in allen ihren Graden und Abſtufungen, vom Miniſter und Staatsrath bis zum Forſtwart und Polizeidiener hinab, mit dem abſoluten Bevormundungsgeiſt, der Härte und Beſtechlichkeit ihrer franzöſiſchen Vorbilder die angeſtammte deutſche Kanzleigrobheit und Amtsſtubenrüpelei glücklich verband. Es würde, von allem Uebrigen abgeſehen, eines der düſterſten Gemälde menſchlicher Verworfenheit ausmachen, wenn ſich Jemand der Mühe unterzöge, thatſächlich zuſammenzuſtellen, wie es bei Aufhebung der Klöſter und ſonſtigen kirchlichen Stiftungen in Baiern, Würtemberg und anderwärts herging. Brutalität und Unterſchleif wagten und leiſteten hiebei geradezu Unglaubliches. Und nicht nur hiebei. Die Paſchawirthſchaft rheinbündiſcher Beamten brachte nicht ſelten Gräuelhafteres zuwege als die türkiſche[12]).

Vollends abſchmeckend, widerlich und empörend wird Einem die Rheinbündelei, wenn man einen Blick auf die rheinbündiſchen Hofzuſtände wirft. Der Hof des „gemüthvollen" Königs

Max Joſeph von Baiern war eine Stätte der Geiſtesöde, der Verſchleuderung und einer ſittlichen Laxheit, die ſich ſchon dadurch kennzeichnet, daß die Hofdamen und Kammerzofen, wenn — „was ſo zu ſagen unter die gewöhnlichen Zufälle gehörte“ — ihre Tugend zu Falle gekommen, den allerhöchſten Schutz anriefen, kraft deſſen ſie eine reiche Ausſtattung und einen Gardeoffizier zum Mann erhielten. Se. Majeſtät war nicht ohne Geiſt, aber er machte keinen Gebrauch davon. Er wußte auch recht gut, was Alles und wo es der „bojoariſchen Nation“ fehlte, und er ließ oft ganze Wolkenbrüche von Sch . . . kerlen — ſein Leib- und Lieblingswort — auf die Pfaffen und ihre Helfershelfer herabregnen. Im Uebrigen aber ſtellte er die Staatsgeſchäfte Gott und Montgelas anheim. Ein höchſt „gutmüthiger“ Menſch, ließ er ſich ſein tägliches „Taſchengeld“ von 1000 Gulden ſchon in den Vormittagsſtunden von ſchamloſen Lumpen und Vetteln abbetteln und führte eine ſchlechtausgeſtattete Tafel, während die geſammte Hofdienerſchaft aus der königlichen Küche und dem königlichen Keller ganze Wagenladungen ſtahl. Er hatte keine Leidenſchaft, kein Laſter, nicht einmal eine Liebhaberei. Es war daher für ſeine Höflinge keine geringe Aufgabe, die Tage der Majeſtät auszufüllen, welche die Manieren eines Fuhrmanns mit der Sprechweiſe eines gutmüthigen Polterers aus Ifflands Dramen verband. Hunde und Affen, Stadtklatſch und Polizeihiſtorien, etwas Spazierengehen, etwas Liebelei, Vorzimmerwitze und Stallzoten, auch mit Bauern und Bauernmädchen auf Markt und Gaſſen aufgeführte Schwänke bildeten das Füllſel dieſer leeren Königstage . . . Anders ſuchte Friedrich von Würtemberg ſeine napoleoniſche Majeſtät zur Ausprägung und Darſtellung zu bringen. Er hätte den Napoleon gern übernapoleoniſirt und brachte es in der That wenigſtens dazu, ein napoleoniſcher Paſcha im Superlativ zu ſein. Für ſeine Perſon Sklave eines unnennbaren Laſters, war er ſeiner eigenen Familie wie ſeinen Unterthanen ein Tyrann, welcher das arme

Würtembergerland alles Elend, was es ſeit Jahrhunderten durchgemacht, innerhalb weniger Jahre noch einmal durchmachen ließ. Seine Einbildung von ſeiner Macht war ſo ungeheuerlich wie die Königskrone, welche er auf ſein ſtuttgarter Reſidenzſchloß ſetzen ließ. Er deſpotiſirte in „allen ſeinen Staaten" von vierthalbhundert Quadratmeilen Flächeninhalt, als hätte er ein Weltreich zu deſpotiſiren. Seine Jähzornraſereien ſteigerten ſich nicht ſelten zu völliger Tollwuth. Schon das, was er als Jagdwüthrich erſter Größe ſeinem Lande anthat, hätte die Bewohner desſelben zur Verzweiflung und Empörung treiben müſſen, falls ſie nicht zum Volke der Geduld gehörten. Es wird glaubhaft erzählt, als der Tyrann die Augen geſchloſſen, habe ſich der erſchöpfte Leibarzt in einen Lehnſtuhl geworfen und habe dieſes Möbel, in deſſen Polſterung ein Spieluhrapparat verborgen geweſen, zu orgeln begonnen: „Freut euch des Lebens!" Ja, ſo hieß es geräuſchvoll fröhlich das Land auf und ab, als dieſer König geſtorben, welcher „niemals etwas Dummes geſagt und niemals etwas Geſcheidtes gethan." Kaum jemals dürfte ein gequältes Volk einem neuen Regenten mit herzlicherem Vertrauen und freudigerer Hoffnung entgegengekommen ſein als die Schwaben dem Nachfolger König Friedrichs entgegenkamen.

Unter den Spott- und Mißgeburten napoleoniſcher Laune ſtand das Königreich Weſtphalen in erſter Linie. Er gab dieſem aus preußiſchen, heſſenkaſſel'ſchen, hannover'ſchen und braunſchweig'ſchen Landestheilen zuſammengefügten Kartenhausbau ſeinen Leichtfuß von jüngſtem Bruder zum König, dem er ſelber vorwarf, „de marcher toujours en jeune homme". Jérôme war ein Bruder Lüderlich, der ſein Paſchalik durch die franzöſiſchen und deutſchen Handlanger des kaiſerlichen Willens zu Gunſten Frankreichs ausbeuten ließ und ſein Königsamt darein ſetzte, ſeine Reſidenz zu einem Bordell zu machen. Ein gutmüthiger Wüſtling übrigens, welcher die aus Paris kommenden Donnerkeile zur Seite zu lenken ſuchte, wenn ihm ſeine Ausſchweifungen gerade Zeit dazu ließen. So jenen Donnerkeil, welcher befahl, das Dorf Dörnberg niederzubrennen, weil der dortige Forſtwart aus patriotiſchem Grimm auf den König geſchoſſen hatte. Jérôme ließ die Hütte des Mannes, den er nach kurzer Einſperrung begnadigte, anzünden und meldete dem Jupiter tonans nach Paris: „Dorf Dörnberg brennt.“ Es muß auch hervorgehoben werden, daß zwar im Königreich Weſtphalen ſelbſt die einſichtigeren und edleren unter den Franzoſen, welche Napoleon hergeſchickt hatte, ſeinen Bruder und das Land zu regieren, ein Siméon, ein Beugnot, im Ganzen nur Unheil ſtifteten, weil ſie aus Unkenntniß der deutſchen Verhältniſſe die lächerlichſten Mißgriffe begingen — ſie unterſagten z. B. in den Kanzleien den Gebrauch des Wortes Kothſaſſe, weil es bedeute „un homme qui est assis sur la boue“ und dieſer Ausdruck die Menſchenwürde herabſetze — daß aber dennoch auch hier die Fremdherrſchaft manchen einbalſamirten Blödſinn, manche mumiſirte Barbarei beſeitigte. War es doch, um nur Eins zu nennen, der weſtphäliſche Soldat, welcher zuerſt in Deutſchland ohne Anwendung der entehrenden Stockprügel eingeübt wurde. Grauenhaft freilich war das Sittenverderbniß, welches König Jérôme's Carneval — denn ſeine ganze Regierung war ein ſolcher — in Kaſſel zuwegebrachte. Der franzöſiſchen Schamloſigkeit kam die deutſche Charakterloſigkeit und Bettelhaftigkeit auf halbem Wege entgegen. Ganz beſonders eifrig die hochadelige. Grafen und Freiherrn ſtellten ihre Frauen und Töchter und Schweſtern der Jérôme'ſchen Lüderlichkeit zur Schau und Auswahl. Gräſinnen und Baroneſſen riſſen ſich um die koſtbaren „dunkelrothen Shawls mit perlfarbenen und ſeegrünen Buckeln“, deren Se. weſtphäliſche Majeſtät fünfzig auf einmal aus Paris kommen ließ, damit ſeine vornehmen Odalisken ihre brüchige Tugend darein wickeln könnten. „Wer iſt heute Nacht beim König geweſen? Die Prinzeſſin v. L. oder die Gräſin v. B. oder Fräulein v. W.?“ fragte gewöhnlich des Morgens ein wachtſtehender

Garde du Corps den andern. Bei einem Hofball die Mutterhoffnungen der ſchönen Gräfin von B—z bemerkend, flüſterte ihr Jérôme zu: „Ein junger Graf, Madame?“ — worauf ſie zurückliſpelte: „Sire, ich hoffe, es wird ein Prinz ſein.“. Das in Napoleonshöhe umgenannte Luſtſchloß Weiſſenſtein war das Jérôme'ſche Capri. Hier, ſowie in Schönfeld und Katharinenthal, wurden jene Bälle in „paradieſiſcher Toilette“, jene verworfenen Orgien gefeiert, welche der König, bis zur Ohnmacht überſättigt, mit den drei einzigen deutſchen Worten, die er ſprechen gelernt hatte, zu beſchließen pflegte: „Morgen wieder luſchtik!“ Kaſſel war unter dieſem Morgen-Wieder-Luſchtik-König ein ſtinkender Laſterpfuhl, eine Stätte der Proſtitution auch in den bürgerlichen Kreiſen, welche ſich von der Franzöſirung keineswegs rein erhielten. Denn der Hof folgte dem Beiſpiel des Königs, welcher ſeine Galanterie durchaus nicht auf Damen mit Stammbäumen und Wappen beſchränkte, und man kann leider den deutſchen Frauen, auch der bürgerlichen Klaſſen, bei dieſer Gelegenheit ebenfalls wieder nicht nachrühmen, daß ſie von den fremden Eroberern durchſchnittlich unerobert geblieben wären. Die galanten Herren Franzoſen, fanden die kaſſeler Schönen, hatten doch gar ſo „etwas Artiges und Apartes“ an ſich, und vollends ſo ein „zierlicher, olivenfarbiger und etwas wattirter“ König! Und ſeht, vor demſelben wattirten und geſtickten Lumpenkönig ſchwang der, wie wir ſahen, im Handumdrehen vom deutſchen Patriotismus zum Napoleonismus bekehrte Pſeudo-Tacitus Johann Müller ſein rhetoriſches Rauchfaß, in dem kläglichen Faſtnachtsſpiel, genannt weſtphäliſcher Reichstag als Miniſter-Redner figurirend. Als ſolcher hat er am 22. Auguſt von 1808 die Sitzungen beſagten Reichstags mit einer Rede geſchloſſen, welche er aus „einem roth eingebundenen Taſchenbuche mit matter Stimme und unangenehmem Accent vorlas“ — übrigens mit einem ſpaniſchen Mantel und befederten Barett angethan — und in welcher er alſo fuchsſchwänzelte: — „Der, vor dem die Welt ſchweigt, weil Gott die Welt in ſeine Hände gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Bruſtwehr von Süd und Weſt, von den erſten Hauptſitzen der Kultur Europens. Alſo, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutſchland Feſtigkeit, gab ihm ſein Geſetzbuch, das Muſter ſeiner Waffen, die größten Lehren und ſtatt gedemüthigter Soldaten geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern ſchuf er ein Reich. Er ſetzte darüber ſeinen Bruder. Konnte er mehr thun? Sie hörten den König, meine Herren, Sie haben ſeine Handlungsweiſe geſehen; ſeine Verordnungen, ſeine Vorſichtsmaßregeln zählen Sie nach den Tagen ſeiner Regierung. Glückliches Volk, Tage des Ruhms eröffnen ſich dir!" In demſelben Kaſſel hatte derſelbe Johann Müller vormals des jetzt vertriebenen Kurfürſten Menſchenfleiſchhandel redneriſch beſchönigt, von den nach Amerika an die Engländer verkauften Heſſen bombaſtiſirend, daß ſie „jenſeits des Weltmeers bald glorreich gefallen, bald ruhmvoll geſiegt"[12]).

Ja, der Schlammſtrom der Niederträchtigkeit wälzte ſich zu jener Zeit in ſchamlos-breiter Behaglichkeit durch Deutſchland. Was ließen ſich nicht die von dem Zwingherrn und ſeinen Satelliten bieten, welche die Vorderſten in Aufrechthaltung der Nationalehre hätten ſein ſollen, die deutſchen Fürſten! Von weitaus den meiſten derſelben galt Steins herbes Wort: „Dieſe kleinen Tyrannen freuen ſich nur ihrer Souverainetät und des Genuſſes des Geraubten und ſind taub und gleichgültig gegen die Leiden und die Schande des Vaterlandes." Da war z. B. jener Herzog Emil Auguſt von Sachſen-Gotha, welchen Jean Paul einen „perſonifizirten Nebel" genannt hatte, ein genialiſch thuender Sonderling, der ſich den bizarrſten Einfällen überließ und in den Sitzungen ſeines Geheimen Rathes zu ſagen pflegte: „Wollen die Herren Geheimräthe nun nicht bald die Gnade haben, zu befehlen, was Ich befehlen ſoll?" Dieſer ſtand einſt im Schloßhof von Friedrichsthal mit ſeinem ganzen Hofſtaat in voller Gala bereit, den vorbeireiſenden „Protektor" zu empfangen. Der Wagen des Kaiſers rollt heran und hält vor dem Gitterthor. Der Herzog naht ſich „entblößten Hauptes" dem Wagen, „demuthsvoll bittend", daß Se. kaiſerlich-königliche Majeſtät geruhen wolle, ein Frühſtück einzunehmen. Ein kurzes „Non!" und der Befehl an den Mameluken Ruſtan, die Pferde vorhängen zu laſſen, iſt die Antwort und ohne den Herzog eines Wortes oder auch nur eines Blickes zu würdigen läßt er denſelben in peinlichſter Verlegenheit am Schlage ſtehen. Der Herzog hat nicht den Muth, wegzugehen, und ſo verfließen in lautloſer Stille die Minuten, bis die Relaispferde vorgeſpannt ſind und der Gewaltige mit einem kaum bemerklichen Kopfnicken davonfährt. Einen andern Rheinbundsfürſten ſah man eine lange Strecke neben Napoleons Reiſewagen herreiten, demüthig den Hut in der Hand. Ein dritter wollte eines Tages in Frankfurt dem Marſchall Augereau ſeine Aufwartung machen, und als er, ſchnöde abgewieſen, mit einer tiefen Verbeugung gegen den Kammerdiener des brutalen Franzoſen ſich entfernte, konnte eine hochgeſinnte deutſche Frau, welche den Vorgang mit angeſehen, ſich nicht enthalten, dem Abgehenden die Worte nachzuſchleudern, womit der größte aller „Herzenskündiger" den Bodenſatz menſchlicher Gemeinheit gezeichnet hat, wie nur er es konnte[14]). Und man hat es preiswürdig gefunden, daß das deutſche Volk „ſeinen Fürſten um ſolcher Demüthigungen willen, die ſie von Napoleon erfuhren und hinnahmen, noch treuer anhing" und dieſe Schmach ſeiner Gebieter mit „heißen Thränen beweinte"! In Wahrheit, es war ſo. Der Sklave betrauerte, daß ſein Treiber einen Obertreiber erhalten hatte, und nannte das „deutſche Treue". Denn es iſt den Deutſchen eigen, ihre Armſeligkeiten in ſchöne Gefühle umzutaufen und ihres politiſchen Nichts durchbohrendes Gefühl zu einer Tugend zu ſtempeln, deren Beſchmeichelung dann alle die betriebſamen „Macher" in Patriotismus ſich angelegen ſein laſſen, weil ſie wiſſen, daß man damit der urtheilsloſen Menge ſich empfiehlt . . . .

Es war die Zeit der ſchweren Noth. Ueber den leiſen „Dämmerungen für Deutſchland“ ſchlugen zuvörderſt die ſchwärzeſten Schatten der Nacht immer wieder zuſammen. Ein heftigſter Schlag für die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde war die mit Steins Entlaſſung verknüpfte Unterbrechung des Reformwerkes in Preußen. Nur etliche Tage über ein Jahr hatte die Miniſterſchaft des Mannes gewährt und mehr, weit mehr als der rege gewordene Argwohn Napoleons haben die Kabalen des preußiſchen Junkerthums ſeine Entfernung vom Staatsruder verſchuldet. Haben doch die Feinde der Reform ſich nicht entblödet, die Zuträger und Aufhetzer der mit der höheren und niederen napoleoniſchen Spionage in Preußen betrauten Franzoſen zu machen und an dieſer Stelle den Widernapoléonismus des Miniſters zu denunciiren, welcher das Unverzeihliche begangen, dem Privilegium und Schlendrian an's Herz zu greifen, und ſogar — entſetzlich zu ſagen! — ſoweit vorgeſchritten, daß er, nach dem Ausbruch des ſpaniſchen Kriegs den König zur Erneuerung des Kampfes mit Napoleon aneifernd, den Vorſchlag machte, beim Ausmarſch ins Feld den Adel ganz aufzuheben und ſpäter nur ſolche als Edelleute anzuerkennen, die ſich im Kampfe ausgezeichnet hätten. Friedrich Wilhelm, dem der Schrecken vom 11. Oktober von 1806 noch immer in den Gliedern lag, war nicht der Mann, gegenüber dem Unwillen des Franzoſenkaiſers und gegenüber den höfiſch-junkerlichen Zettelungen ſeinen Miniſter zu halten. Die Beiden paßten ohnehin nicht zuſammen und man muß zur Entſchuldigung des Königs ſagen, daß er weder im Stande war, das hochfliegende Wollen und weitgreifende Wirken Steins zu verſtehen, noch auch deſſen Perſönlichkeit zu ertragen, welche keineswegs eine ſchmiegſame, verträgliche und liebenswürdige geweſen iſt. Friedrich Wilhelm mußte ſich durch des Freiherrn barſches und herriſches Auftreten, durch des Miniſters barſch-befehleriſche Sprache ſo peinlich berührt und gedrückt fühlen, daß er gewiß ordentlich leichter aufgeathmet hat, als er dem Durchgreifer und Durchfahrer am 24. November von 1808 die wiederholt erbetene Entlaſſung gewähren und zu ſeinen lieben Mittelmäßigkeiten zurückkehren konnte. Zu Anfang Dezembers verließ Stein Königsberg. Die Junker jubelten hochauf. Selbſt ein York war in der Junkerei ſo befangen, daß er dem Geſtürzten, dem „Plusmacher", den Wuthſchrei nachzeterte: „Ein unſinniger Kopf iſt zertreten; das andere Natterngeſchmeiß wird ſich in ſeinem eigenen Gifte ſelbſt auflöſen" [15]. Das war der Dank, welchen der große Reformer in Preußen geerntet, wenigſtens von Seiten des Unverſtands, der Verbiſſenheit und des altfritzigen Dünkels. Ein noch ehrenvollerer Dank kam ihm, datirt vom 16. Dezember 1808, aus dem Feldlager Napoleons bei Madrid, ein Aechtungsdekret des Eroberers gegen den „nommé Stein, voulant exciter troubles en Allemagne", der „überall, wo er durch unſere und unſerer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, zur Haft gebracht und deſſen Gut im Lahngau mit Beſchlag belegt werden ſoll." In Prag, wohin er von Berlin geflüchtet, erhielt er einen Brief Gneiſenau's, worin es hieß: „Sobald ich Sie in Sicherheit wußte, freute ich mich über Ihre Proſcription. Die Schwachmüthigen ſind dadurch niedergedonnert, die Bösartigen freuen ſich darüber; allein alle edlen Herzen fühlen ſich dadurch näher an Sie angeſchloſſen. Napoleon hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres thun können. Sie gehörten bis jetzt dem preußiſchen Staate an, nun aber gehören Sie der ganzen civiliſirten Welt und der Geſchichte." Im großen Schickſalsjahr 1812 werden wir in St. Petersburg, wohin ein herzlich-dringender Ruf des Czaren ihn geladen (27. März 1812), den Geächteten wiederfinden und jene weltgeſchichtliche Wirkſamkeit anheben ſehen, wodurch er ſeine Aechtung dem Urheber derſelben mit Wucherzinſen heimbezahlt hat.

Sobald er ſeine energiſche Hand vom Staatsruder Preußens weggethan, begann das Schiff bedrohlich zu ſchlenkern und zu ſchwanken. Um den König her köckeritzte und zaſtrowte es wieder ganz bedenklich; nur hießen die Köckeritze und Zaſtrowe jetzt Altenſtein und Dohna, die Vormänner des neuen Miniſteriums, welches die haugwitz'ſche Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik wieder aufnahm, das ſtein'ſche Reformwerk ſtocken und mehr und mehr wieder überjunkern ließ. Es wäre in dieſer Richtung noch heilloſer zurückgegangen worden, wenn nicht einzelne höhere Beamte, wie Vincke, Schön und Sack, die ſtein'ſchen Ideen in den Provinzen aufrecht gehalten hätten, ſo gut es eben gehen wollte und oft kümmerlich genug. Echter und friſcher Reformgeiſt waltete nur noch im Unterrichtsminiſterium, weil dieſem Wilhelm von Humboldt vorſtand. Aber daß im Ganzen und Großen die alte Lotterei und Schlotterei wieder Raum gewann, iſt eine traurige, leicht zu erhärtende Thatſache. Das Junkerthum wurde wieder auf Koſten der übrigen Klaſſen ſchamlos begünſtigt. „Du glaubſt nicht — ſchrieb i. J. 1809 der im Steuerweſen arbeitende Friedrich von Raumer an einen Freund — wie einſeitig und zum Vortheil der Adeligen die Ausſchreiben der Kriegsſteuern angelegt ſind. Wo die Abgaben nach der Kopfzahl ausgeſchrieben wurden, mußten die Armen leiden; wo nach der Ausſaat, die unfruchtbaren Gegenden. Ohne Rückſicht auf die ſchweren, im Kriege ohnehin ſchon verdoppelten Laſten der Bauern gab z. B. der ärmſte 4 Groſchen zur Lagerſteuer, wo der reichſte Edelmann nur 1 Thaler bezahlte." Die in den altfritzigen Kanzleiſtyl eingeroſteten Beamten konnten weder den Geiſt noch die Formen der ſtein'ſchen Verwaltung faſſen. Während z. B. Raumer i. J. 1810 die „allerhöflichſten Briefe" an einen jüdiſchen Bankier zu Königsberg richtete, damit derſelbe bedeutende Zahlungen für den Staat vorſchußweiſe übernehme, ſchrieb gleichzeitig ein anderer Beamter an denſelben Bankier unter der mittelalterlichen Adreſſe: „An den Judenknecht N. N.“ Zuſammenfaſſend lautet das Schreiben des Staatsraths Schön an Stein (vom 1. März 1809): — „Sie wollen ausführlich wiſſen, wie es unſerem Freunde, dem Grafen Meding — (Friedrich Wilhelm der Dritte) — in ſeinem Privatleben geht. Sie wiſſen, daß Herr von Groß — (Stein) — ſich der Geſchäfte des Grafen treu annahm und ihm einen Wirthſchaftsplan geſtellt hatte. Kaum war dieſer Freund von ihm, ſo wurde dieſer Plan durchlöchert. Der Wirthſchaftsinſpektor — (Dohna) — gerieth gänzlich in die Hände des Rentmeiſters — (Altenſtein) — und ſeines Vetters des Poſthalters — (Nagler) — in denen er noch bis jetzt liegt. Alle Drei vereinigen ſich, um das, was ihnen der Graf nach Groß's Vorſchlag ſtellte, aufzuheben. Dies darf nun freilich nicht öffentlich geſchehen, aber von den groß'ſchen Wirthſchaftsplänen iſt nicht nur Nichts fortgeſetzt, ſondern das Wenige, was geſchah, trägt Spuren gegen dieſelben. Bauern, Knechte und Mägde lachen über die Schwäche des Inſpektors und die Wirthſchaft geht ſchlecht“[16]). Zuletzt ſo ſchlecht, daß Altenſtein, gegenüber der ewigen Preſſerei Napoleons um die Bezahlung der rückſtändigen Kriegskontribution rathlos, den Vorſchlag machte, auch noch Schleſien an den Franzoſenkaiſer abzutreten. Das war dem Könige denn doch zu viel. Das Miniſterium ward entlaſſen und — nach eingeholter Erlaubniß Napoleons — Hardenberg mit dem Titel eines Staatskanzlers mit der Premierminiſterſchaft betraut (7. Juni 1810). Der alſo an die Spitze der preußiſchen Staatsgeſchäfte zurückberufene hannover'ſche Freiherr kam mit der feſten Abſicht, das ſtein'ſche Reformwerk der Junkerei zum Trotz wieder aufzunehmen und fortzuſetzen. Er dachte und rieth ſogar alles Ernſtes, die Umgeſtaltung des alten Staatsweſens mit der Einführung einer

Volksvertretung zu krönen; allein zu ſo kühnen Würfen kam es nicht und Hardenberg, deſſen ganze Sorge bald davon in Anſpruch genommen wurde, das nur nothdürftig kalfaterte und betakelte preußiſche Staatsſchiff auf der ſtürmiſchen See der auswärtigen Politik kümmerlich oben zu halten, mußte ſich begnügen, wenigſtens die im Sinne der ſtein'ſchen Reform gehaltene und am 28. Oktober von 1810 verkündigte Steuergeſetzgebung durchgeſetzt zu haben.

Denn ſo ſtark köckeritzte und zaſtrowte es, wie geſagt, ſchon wieder um den König her, daß jeder Vorſchritt mit Ach und Krach durchgeſetzt werden mußte. Es iſt keine Frage, daß die i. J. 1809 gegen den Rath patriotiſcher Männer von Friedrich Wilhelm und ſeiner Frau nach St. Petersburg unternommene Reiſe von ſchlechter Wirkung war. Der König, durch die Schmeichelworte Alexanders beſtimmt, kehrte mit einem nacken ſteiferen abſolutiſtiſchen Bewußtſein aus Rußland zurück als er hingegangen. Auch war es dem Czaren gelungen, die Erinnerung an Tilſit zu verwiſchen und ſich wiederum als den getreueſten Freund Preußens darzuſtellen. Alexander, welcher trotz Alledem den Orient-Kaiſerthumstraum damals keineswegs ſchon völlig ausgeträumt hatte und deßhalb an der Allianz mit Napoleon noch feſthielt, hatte mit Erfolg dahin gearbeitet, den König von der Betheiligung am Krieg Oeſtreichs gegen Frankreich abzuhalten. Ja, die Hofluſt war mit Ruſſiſch-Byzantiniſchem geſchwängert, als die königliche Familie im Dezember von 1809 nach Berlin zurückgekehrt war. Mit „überaus großer und wahrhaft rührender Theilnahme und wehmüthiger Freude“ hatten die Berliner dieſe Rückkehr begrüßt und die Begeiſterung hatte ſich geſteigert, als am Abend im Theater die Königin zum ſchäumenden Aerger des Junkerthums den „Komödianten“ Iffland in die königliche Loge rufen ließ, um ihm herzlichen Dank zu ſagen für die ſinnige zugleich und muthige Weiſe, womit er ein Jahr zuvor den Franzoſen zum Trotz der Geflüchteten

Geburtstag auf der Bühne begangen. Aber wie ein Stral kalten Waſſers mußte auf dieſe Begeiſterung ein etliche Tage ſpäter erſcheinendes „Publikandum“ wirken, worin des Langen und Breiten von „Hoffähigkeit“, „Hofkleidung“, „Courtagen“ und dergleichen großen Dingen mehr wichtigthuend gehandelt war.

Schlimmeres folgte, Schlimmſtes: der Tod der Königin, welcher es vor allen Andern gegeben war, den König in leidlichem Verſtändniß der Zeit zu erhalten. Sie erkrankte, bei ihrem Vater in Mecklenburg zu Beſuch, in Hohen-Zieritz. Der herbeieilende König fand ſie ſchon in ſehr gefährlichem Zuſtand und ſagte in der Bitterkeit ſeiner Angſt: „Wenn ſie nicht mein wäre, würde ſie leben; aber da ſie meine Frau, ſtirbt ſie gewiß.“ Der „alte Heim“ war aus Berlin geholt worden, der Leidenden ärztlichen Beiſtand zu leiſten. Es war vergeblich. Ein Geſchwür in der Lunge und ein Polyp im Herzen führten den Tod der Königin raſch herbei. Der alte Heim hielt ihre Hand in der ſeinigen, als ſie Morgens um 9 Uhr am 19. Juli 1810 verſchied. „Herr Jeſus, mach' es kurz!“ waren ihre letzten Worte geweſen. Am Sterbebette zuſammengebrochen, rief Friedrich Wilhelm ſchluchzend aus: „Bin ich nicht ein ſehr unglücklicher Mann?“ Gewiß, das war er und er hat ſeinem und des ganzen Landes Schmerz über den erlittenen Verluſt lakoniſch-wahren Ausdruck gegeben und das gefühlteſte Wort ſeines Lebens geſprochen, als er wenige Tage nach Luiſe's Hingang im Garten von Charlottenburg zu ſeinem Flügeladjutanten Henckel ſagte: „Dies iſt der härteſte Schlag“ [17]).

## Zweites Kapitel.

## Saragoſſa.

Rückwärts nun ſchreiten wir etliche Jahrmeilen weit, um zwei der trübſten, aber gewaltigſten Zuflüſſe des Europa überflutenden Napoleonismus von ihrer Quelle herabzubegleiten... Es war in der Siegestrunkenheit vom Oktober von 1806, als der Eroberer, triumphirend in die preußiſche Hauptſtadt eingezogen, den alten Plan gegen ſeinen Erzfeind Britannien mit neuer Energie wieder aufnahm. Er war unnahbar, dieſer Feind, und er beherrſchte die Meere: zwei Thatſachen, die ſich dem Imperator bei Tag und Nacht als zwei ſcharfe Erinnerungsſtacheln ins Bewußtſein bohrten. Wie denſelben beikommen? Dadurch, daß man der Wurzel der britiſchen Macht nachgrub, um dieſelbe zu vernichten. Dieſe Wurzel aber hieß mit einem Doppelnamen Induſtrie und Handel, im Grunde nur zwei Bezeichnungen für eine und dieſelbe Sache. England iſt ein Welthandelspolyp, ſeine Saugfäden an alle Küſten des Kontinents anheftend und von dorther Saft und Kraft ſeines Daſeins ziehend. Wohlan, hauen wir dieſe Saugfäden ab! Wir werden damit dem Rieſenpolypen, obgleich wir ihn anſcheinend nur an ſeinen Extremitäten verwunden, einen Stoß ins Herz verſetzen. Denn ſperren wir ihm die europäiſchen Märkte, ſo heißt das bei der außerordentlichen Entwicklung, welche ſeine Induſtrie und ſein Handelsbetrieb genommen, eine ſoziale Revolution in England vorbereiten. Stehen erſt ſeine Fabriken ſtill, faulen erſt ſeine Kauffahrteiſchiffe in den Häfen, lungern ſeine Matroſen brotlos, hungern ſeine Fabrikproletarier hoffnungslos, dann wird Noth, Elend, Verzweiflung und der mit Nothwendigkeit daraus entſpringende Veränderungstrieb, ja, ſie werden mitſammen das ſtolze Machtgebäude der engliſchen Oligarchie unterwühlen und im gelindeſten Falle dieſelbe zwingen, mittelſt eines Friedensſchluſſes mit Frankreich ſo einem unerträglichen Zuſtand ein Ende zu machen. Die Schlußfolgerung aus dieſen Prämiſſen, bei welchen nur das kleine Verſehen oder Ueberſehen mitunterlief, daß beim gewaltſamen Unterbinden der Handelsadern des Geſellſchaftskörpers nicht nur dieſes oder jenes beſtimmte Glied, ſondern alle leiden, — die Schlußfolgerung alſo hieß „Kontinentalſperre“, ein, wie ſchon bemerkt worden, chimäriſches Ungethüm von Haus aus. Methodiſch zum „Kontinentalſyſtem“ erzogen, ſollte es die erdumgürtende Mitgardſchlange der engliſchen Handels- und Seemacht als obſiegender Drache verſchlingen. Aber der ungefüge Drache kam der Schlange nirgends recht bei, dagegen fügte er mit ſeinen tauſendfach gegliederten Krallen, mit ſeinem giftbauchenden Rachen und ſeinem ungeheuren Ringelſchweife dem armen Kontinent, auf dem ſein ſcheußlicher Leib laſtete, unermeßlichen Schaden zu.

England hatte im Aerger über Preußens Gelüſte nach dem Beſitz von Hannover, im Mai 1806 alle Flüſſemündungen und Geſtade von der Elbe bis nach Breſt in Blokade erklärt. Darauf ging die napoleoniſche Gegenmine los, das Dekret von Berlin (dat. v. 21. November), kraft deſſen über die britiſchen Inſeln der Blokadezuſtand verhängt, aller Handel und Verkehr, ſogar der Briefwechſel mit denſelben unterſagt, jeder auf dem Kontinent betroffene Engländer als Kriegsgefangener, jede aus engliſchen Kolonieen und Fabriken ſtammende Waare als gute Priſe und kein Schiff, welches nach Bekanntmachung dieſes Dekrets in irgendeinem britiſchen Hafen geweſen, als in einem Hafen Frankreichs und ſeiner Bundesſtaaten zuläſſig erklärt wurde. „Alſo wollen wir — ſagte der Imperator — dem perfiden Albion, welches uns das Meer verſchließen will, unſererſeits das Land verſchließen.“ Dieſe Verſperrung des Feſtlands ward nun bekanntlich ein Hauptmotiv der napoleoniſchen Politik und nicht minder ein Hauptmotiv des Schiffbruchs derſelben. Denn mittelſt des Kontinentalſyſtems, welches noch dazu allem Aufwand raffinirteſter wie brutalſter Tyrannei zum Trotz gar nie voll und ſcharf durchzuſetzen war, muthete der große Despot den Völkern mehr zu, als Fleiſch und Blut zu ertragen vermag, und reizte Millionen gegen ſich auf, die bei einiger Schonung ihrer materiellen Bedürfniſſe der Knechtſchaft ruhig ſich bequemt oder gar in derſelben ſich behaglich gefühlt hätten. Hier gerieth er mit den natürlichſten Anforderungen an das Leben, mit den — im gemeinen Sinne — menſchlichſten Leidenſchaften, welche, gerade weil ſie die menſchlichſten, auch die mächtigſten ſind, in einen tödtlichen Zwieſpalt und es iſt gewiß, nicht der brutale Freiheitsmord, nicht die abſolute Unterdrückung alles Selbſtſtändigen, Edeln und Großen im Bereiche der Intelligenz und des Staats, nicht die Hunderttauſende, die Millionen und wieder Millionen, welche Napoleon auf ſeinen Schlachtfeldern verbluten ließ [18]), — nein, das Alles zuſammen hat ihn lange nicht ſo ſehr zum „Haß des Menſchengeſchlechts“ (odium generis humani) gemacht, wie ihn das wahnwitzige Kontinentalſyſtem mit ſeinen jammervollen materiellen und moraliſchen Folgen dazu machte, mit ſeinen Spionirquälereien, Verräthereien und blutigen Gewaltthaten, mit ſeiner Verarmung und Entſittlichung ganzer Länderſtrecken, mit ſeiner Vernichtung des redlichen Verkehrs und ſeiner Ermuthigung des Betrugs, des Schmuggels und aller Niederträchtigkeiten der Gewinnſucht, der Beſtechung und Erpreſſung. Endlich iſt hier auch der Punkt, wo das Intereſſe und folglich die Sympathie der großen und einflußreichen ſozialen

Partei, welche man vorzugsweiſe die „reſpektable“ zu nennen pflegt, vom Napoleonismus ſich abwandte. Sie hatte demſelben zugejauchzt als dem verwirklichten Prinzip der Ordnung, ſie hatte es ſich gefallen laſſen, daß dieſe napoleoniſche Ordnung von Tag zu Tag mehr und mehr die eines Zuchthauſes, eines Bagno geworden war. Nun aber hinderte der theure Ordnungsmann ſie, Geſchäfte zu machen, und das konnte nicht verziehen werden. Jetzt erkannte die Reſpektabilität in dem Geſellſchaftsretter vom 18. Brumaire plötzlich den Tyrannen. Eine große Lehre! Die Reſpektabilität wird es ſich am Ende, obzwar etwas murrend, immer gefallen laſſen, daß der Deſpotismus die Schnüre ihres Geldbeutels mehr oder weniger ſanft oder unſanft halte; aber niemals wird und kann ſie es ruhig hinnehmen, wenn man ihr verwehren will, den Beutel zu füllen. Ein kluger Deſpotismus, ein klügerer als der napoleoniſche war, wird das ſehr beachten, und wenn er ſich vollends dazu verſteht, ſo zu thun, als wollte er die Reſpektabilität ein Bißchen mitregieren laſſen, ſo iſt er ihrer doppelt ſicher ....

Vorderhand gedieh das Ungethüm von Kontinentalſyſtem ganz prächtig und jeder Schlag, welchen Rule-Britannia mit ihrem Dreizack darauf führte, machte es nur gewaltiger an- und aufſchwellen. Es war eine eigenthümliche Art von Duell, ausgefochten zwiſchen John-Bullismus und Napoleonismus. „Schlägſt du meinen Juden, ſchlag' ich deinen Juden!“ Aber der geſchlagenere wurde nachgerade doch der kontinentale, weil auf ihn die vom Napoleonismus gegen den inſularen geführten Hiebe und Stöße ſchließlich immer wieder zurückprallten. Ein langes, hitziges und kunſtgerechtes Duell im Uebrigen. Erließ England am 7. Januar 1807 den Befehl an ſeine Kreuzer, jedes Schiff einer neutralen Nation, welches einen franzöſiſchen oder unter franzöſiſchem Einfluß ſtehenden Hafen anlaufe, zu kapern, ſo kam aus Warſchau der napoleoniſche Gegenſtoß vom 25. Januar, alle engliſchen Waaren, die in den deutſchen Hanſeſtädten vorgefunden würden, wegzunehmen. Engliſcher Hieb vom 11. November 1807: alle Häfen, von denen Englands Flagge ausgeſchloſſen iſt, ſollen ſtreng blokirt, alle Schiffe, welche franzöſiſche Papiere führen, gekapert werden; nur Fahrzeugen ſolcher Staaten, die in ihren Häfen die britiſche Flagge zulaſſen, ſoll geſtattet ſein, Fahrten nach den feindlichen Kolonieen zu unternehmen, um dort Produkte zu holen; jedes Schiff, welches mit den blokirten Häfen verkehren will, muß zuvor in einen britiſchen Hafen einlaufen und daſelbſt eine Abgabe von 25 Prozent vom Werth ſeiner Ladung entrichten. Napoleoniſcher Gegenhieb aus Mailand vom 19. Dezember: Jedes Schiff, welches geſtatte, daß es von einem engliſchen unterſucht werde, oder irgend eine Abgabe an England entrichte, ſoll für „entnationaliſirt“ erklärt und als gute Priſe betrachtet werden. Das Duell wurde noch verwickelter, weil ſich Uncle Sam Yankee darein miſchte, der ſich die heilloſe Störung ſeines Handels durch das Hin- und Herſtoßen, Hinüber- und Herüberhauen der beiden Duellanten ſchlechterdings nicht gefallen laſſen wollte. Man hatte beiderſeits Gründe, den bedrohlich Murrenden zu begütigen, und dieſe Begütigungen hatten zur Folge, daß Uncle Sam unter allerhand humbugiſchen Formen ein wahrhaft koloſſales Schmuggel- und Schleichhandelgeſchäft etablirte und ſich dabei ganz leidlich befand. Weil nun auch durch Napoleon ſelbſt mittelſt ſeines „Licenzenſyſtems“, d. h. mittelſt der Erlaubniß, gegen hohe Bezahlung eines Licenzſcheins Kolonialwaaren einzuführen, die um den Kontinent gelegte chineſiſche Mauer durchbrochen wurde, ſo trat die chimäriſche Seite der Natur des Drachen Kontinentalſyſtem neben der unheilvollen immer deutlicher zu Tage. Aber ein verbiſſener Napoleonismus hörte darum doch nicht auf, mit neuen Dekreten die Beſtie zu ihrer vollen Größe heranzufüttern. Aus Trianon erging am 5. Auguſt 1810 ein kaiſerlich Dekret, daß alle ſich vorfindenden Kolonialwaaren, als aus engliſchem Handel ſtammend, einer Kolonialwaarenſteuer von 50 Prozent unterworfen ſein ſollten. Aus Fontainebleau ein weiteres vom 4. Oktober, welches dieſe Verordnung dem geſammten Feſtland als ein allgemein gültiges Geſetz aufzulegen ſuchte, und ſchließlich aus demſelben Orte ein alle vorhergegangenen krönendes vom 19. Oktober 1810, welches die Verbrennung und Vernichtung aller auf dem Kontinent vorhandenen engliſchen Manufakturwaaren gebot. Der Drache war jetzt richtig ausgewachſen: ſein ungeheuerlicher Rumpf laſtete auf Frankreich, Italien, der Schweiz, den Rheinbundländern und Holland; ſein unendlicher Schweif, woran Tauſende und wieder Tauſende von franzöſiſchen Gränz- und Zollwächtern, Spionen und Schnüfflern aller Grade klebten, ringelte ſich ſeit 1807 über Preußen, Rußland, Dänemark und Portugal, ſeit 1809 über Spanien und Oeſtreich, ſeit 1810 über Schweden hin. Von allen feſtländiſchen Völkern hatten nur die Türken noch das Glück, kontinentalſyſtemloſen Kaffee zu trinken. Nicht unabſichtlich iſt gerade dieſe Kolonialwaare hier genannt. Denn ihre Theurung ſchuf, das iſt unbeſtreitbar, dem Drachenfütterer Hunderttauſende von Feinden und Millionen von Feindinnen. Wo das Pfund Kaffee — und Zucker ebenſo — in Folge des Kontinentalſyſtems 1½, 2, ja mitunter ſogar 3 bis 4 Thaler koſtete, da verwandelte ſich das Wohlgefallen am Napoleonismus in Mißfallen und ward ſelbſt in den veilchenblauen Gemüthern deutſcher Hausfrauen die rothe Empfindung rege, die ſchiller'ſche Poeſie von der „Gränze, welche Tyrannenmacht hat", ſollte von Rechtswegen in Wirklichkeit überſetzt und das „letzte Mittel", von welchem Werner Stauffacher auf dem Rütli zu ſprechen ſich erdreiſtet, friſch zur Hand genommen werden.

Aus dem Kontinentalſyſtem entſprang die Verwicklung der napoleoniſchen Politik in der pyrenäiſchen Halbinſel, eine Verwicklung, die freilich raſch einen Umfang und eine Bedeutung gewann, welche die anfängliche handelspolitiſche Beziehung der Frage ganz zurücktreten und alle denkenden Menſchen in derſelben eine Lebensfrage des Napoleonismus erkennen ließ. Zuvörderſt ſchien dieſen das gewohnte Glück auch über die Pyrenäen begleiten zu wollen. Denn mit Portugal, welches am 12. Auguſt 1807 gebieteriſch aufgefordert wurde, ſeine Häfen ſofort den Engländern zu verſchließen, war leicht fertig zu werden. Als der Prinz-Regent, ſtatt dem brutalen und verderblichen Befehl zu folgen, einen Schutzvertrag mit England ſchloß, überſchritt ein franzöſiſcher Heerhaufe unter Junot's Befehlen die Bidaſſoa und drang durch Spanien auf Liſſabon vor, wo ſich der Hof und mit ihm viele Tauſende von Beſitzenden am 27. November auf der portugieſiſchen Flotte einſchifften und unter dem Schutz und Geleite eines engliſchen Geſchwaders glücklich nach Braſilien entkamen. Am 30. November erreichte Junot die Hauptſtadt, aber die portugieſiſche Flotte war den Franzoſen entgangen, wie ihnen vor drei Monaten die däniſche entführt worden. Schon am 13. November hatte der Moniteur die Entthronung des Hauſes Braganza angekündigt mit den Worten: „Der Fall dieſer Dynaſtie iſt ein neuer Beweis, daß Jeder, welcher ſich an England anſchließt, unausweichlich zu Grunde geht.“ Junot, mit ſeiner kleinen Schaar die unkriegeriſchen Portugieſen — („poor, paltry slaves“, wie Byron ſie ſchalt) — leicht im Zaume haltend, verkündigte, daß er Portugal im Namen ſeines großmächtigen Kaiſers regieren und napoleoniſch glücklich machen werde. Als einigen Erſatz hiefür mußten die Portugieſen zunächſt eine Kriegsſteuer von 105 Millionen Francs entrichten und 8000 Mann Rekruten nach Frankreich ſenden, wo dieſe Armen fortan in den kaiſerlichen Kriegen ihre Arme brauchen mußten, die ſie gegen den Eroberer ihres Landes zu brauchen nicht den Muth gehabt hatten. Das Vaterland des Dichters der Luſiaden war alſo glücklich verſchlungen. Daß es verdaut wurde, hinderten die böſen Engländer.

Nicht ſo raſch und glatt, wie das portugieſiſche, lief das ſpaniſche Verſchlingungsgeſchäft ab, obgleich auch dieſes ſich verſprechend genug anzulaſſen ſchien. Daß die napoleoniſche Brutaliſirung Spaniens, unbefangen angeſehen, für dieſes Land ein großes Glück war, kann gar keiner Frage unterliegen. Der Rieſenpflug Napoleon pflügte wacker den brachliegenden ſpaniſchen Acker. Ob er ſelber von der Bedeutung dieſer Umackerung eine Vorſtellung hatte, iſt gleichgültig; aber der Napoleonismus hatte glücklich herausgerechnet, daß es an der Zeit ſei, mit den ſpaniſchen Bourbonen ein Ende zu machen, und, in Wahrheit, es war Zeit! Je früher das Angeſicht der Erde nicht mehr von dieſer ſcheußlichen Sippſchaft beſudelt wurde, deſto beſſer. Einen Idioten, wie Karl der Vierte war, eine haar- und zahnloſe alte Metze von Königin Maria Luiſa ſammt ihrem großnaſigen Godoy, einen Prinzen Ferdinand von Aſturien, welcher, wie ſeine Mutter im Paroxismus ihres Haſſes ſchrecklich wahr geſagt, auf ſeinem Hals den „Kopf eines Stiers“ und in ſeiner Bruſt das „Herz eines Tigers“ trug, — dieſe Bande hinwegzuwiſchen von der Tafel des Lebens, hieß der Menſchheit eine Wohlthat erweiſen. Aber die Sache war, daß Napoleon nicht entfernt an die Menſchheit dachte, ſondern nur an ſich, und daß er nicht wie ein kühn ausſchreitender Held das ſpaniſch-bourboniſche Ungeziefer auf ſeinem Wege zertrat, ſondern daſſelbe vielmehr wie ein kleiner Schurke von Taſchenſpieler eskamotirte. In der That, ſo ganz klein, ſo verächtlich gemein wie in jener Komödie der Infamie, die zu Bayonne ſpielte, iſt der große Gaukler kein zweites Mal, weder vorher noch nachher aufgetreten. Selbſt ein ſchwefelfarbener Talleyrand, gewohnt zu Allem zu lächeln, wenn es nur kein „Fehler“ war, hat ſich von dieſem wüſten Amalgam kyniſcher Ruchloſigkeit und elender Kouliſſenreißerei mit Ekel abgewandt. Aber Napoleon hatte in ſeinem ſpaniſchen Rechenexempel eine Ziffer vergeſſen: das ſpaniſche Volk. Begreiflich! Er hatte überhaupt vergeſſen, daß es noch Völker gäbe, ſeit es ihm ſo leicht geworden, mit den Fürſten fertig zu werden. Jetzt ſollte er zum erſten Mal erfahren, daß man mit einem Volke nicht ſo leicht, ja überhaupt nicht fertig wird, mit einem wirklichen und racenhaften Volke, welches zum Gefühle ſeiner Nationalität nicht erſt künſtlich aufgepäppelt, erzogen und angelernt werden muß, mit einem Volke, welches ſtatt Reflektion und Geduld Feuer und Eiſen in der Bruſt trägt und ſich „die angebor'ne Farbe der Entſchließung nicht von des Gedankens Bläſſe ankränkeln läßt.“ Das Denken war allerdings nicht die ſtarke Seite der Spanier. Hätten ſie gedacht, ſo mußt' es ihnen als Wahnwitz erſcheinen, in jahrelangem Kampfe Gut und Blut einzuſetzen, um ſich einen König Ferdinand zurückzuerſtreiten, für deſſen Verworfenheit die Sprache keinen Ausdruck hat. Aber eben daß ſie ſich über das Was dann? gar keine Gedanken machten, daß ſie nur fühlten, in allen Fibern ihrer Feuerſeelen fühlten: Kein fremder Deſpot ſoll uns Geſetze auferlegen auf dieſem unſerem heimiſchen Boden, welchen unſere Väter den ungläubigen Hunden von Moren abgeſtritten! gerade dies machte den Kampf der Spanier gegen Napoleon zu einem ſo elementaren, zu einem ſo ſpontan-energiſchen, zu einem ſo großartigen Willensakt, welcher dem Eroberer die herausfordernde Fanfare entgegenſchmetterte: Und wenn ſich alle Kaiſer und Könige der Erde dir beugen und unterwerfen, wir, die Söhne des Cid, wir thun es nicht! ... Ah, es hatte etwas zu bedeuten in der Welt, dieſes Wort; denn hinter demſelben lebte und webte die That. Fichte'ſche Reden und „Tugendbünde“, obzwar in ihrer Art keineswegs zu verachten, thun es nicht allein und auf dem göthe'ſchen Wege „ruhiger Bildung“ wären wir noch heute nicht über das Paradies hinausgekommen, d. h. wir liefen noch immer auf allen Vieren mit Bären und Affen um die Wette in den Urwäldern herum. Denn nicht mittelſt Vernunft und Logik, ſondern mittelſt Leidenſchaften und Fanatismen werden die Maſſen in Bewegung gebracht. Dieſes ſpaniſche Volk von 1808, in Allem und Jedem ſo weit hinter den Kulturvölkern Europa's zurückgeblieben, eingemummt in ſeinen finſtern Köhlerglauben, arm und unwiſſend, hat dennoch alle übrigen beſchämt, indem es einer unter das napoleoniſche Joch feige ſich duckenden Welt die große Lehre gab: Eiſen bricht die Noth!

Don Emanuel Godoy, Principe de la Paz, Großadmiral von Spanien und Indien, Premierminiſter und „Durchlauchtige Hoheit“, Buſenfreund des Königs und Bubljunge der Königin, war ein gehorſamer Lakai und dienſtbefliſſener Stiefellecker Napoleon's ſchon lange geweſen. Als mit dem Frieden von Tilſit des Eroberers Macht dauernder als je begründet ſchien, trieb die Camarilla, welche ſich um Godoy's Todfeind, den Prinzen von Aſturien, zuſammengethan, dieſen zu dem Verſuch, den Verhaßten mittelſt deſſen eigenen Mitteln zu ſtürzen, d. h. ebenfalls um die Gunſt des Franzoſenkaiſers ſich zu bemühen. Napoleon, mit dem Gedanken, die pyrenäiſche Halbinſel zu verſchlingen, ſchon, wie wir geſehen, während des Krieges von 1807 beſchäftigt, betrieb die Ausführung deſſelben zunächſt auf dem Wege ſchmieriger Zettelungen und trügeriſcher Vertragsſchlüſſe mit dem Friedensfürſten, welcher um ſo ſklaviſcher in die Abſichten des Kaiſers einging, als er während des preußiſch-ruſſiſchen Kriegs einmal Miene gemacht, mit England und Rußland gegen Frankreich zu kabaliren. Die Anträge und Bitten des Kronprinzen Ferdinand, welcher eine Prinzeſſin aus dem Hauſe Bonaparte, und wäre es die entfernteſte beauharnais'ſche Baſe, demüthigſt zur Gemahlin ſich erbat, würdigte Napoleon zunächſt keiner Antwort, ſondern ränkelte mit Godoy weiter und zwar der Art, daß unter allerhand Vorwänden zu Ende von 1807 und zu Anfang von 1808 mehr und mehr franzöſiſche Streitkräfte über die Pyrenäen vorgeſchoben werden und in Spanien Stellung nehmen konnten. Im März des letztgenannten Jahres ſtanden bereits 100,000 Franzoſen auf ſpaniſchem Boden und hatte der Oberbefehlshaber dieſer Macht, Murat, ſein Hauptquartier zu Burgos. Godoy, erliegend unter der Laſt des

Haſſes der Nation und zu ſpät vermerkend, daß er nur ein bereits verbrauchtes Werkzeug Napoleon's geweſen, faßte jetzt den verzweifelten Entſchluß, den ſpaniſchen Hof das nachmachen zu laſſen, was der portugieſiſche gethan, und König und Königin von Aranjuez nach Sevilla und von dort nach einer der Kolonieen in Amerika zu führen. Aber es war zu ſpät. In der Nacht vom 17. auf den 18. März barſt das ſcheußliche Geſchwür ſpaniſch-bourboniſchen Familienzwiſtes und höfiſcher Rottirung in die Palaſtrevolution von Aranjuez aus, deren Reſultat war, daß Karl der Vierte unter der Bedingung, daß ſein Sohn Ferdinand das von einer wüthenden Menge bedrohte Leben des Friedensfürſten rettete — Don Großnaſe lag 24 Stunden lang, „in eine Binſenmatte eingerollt" und Todesangſtſchweiß ſchwitzend, in einem Speicher verſteckt — dem Thron entſagte und der Prinz von Aſturien als Ferdinand der Siebente denſelben beſtieg. Dieſe neue Katholiſche Majeſtät bewarb ſich alsbald unterwürfig um Anerkennung von Seiten des Franzoſenkaiſers, an welchen zur gleichen Zeit die alte Katholiſche Majeſtät, angeeifert von Megäre Maria Luiſa, einen Widerruf ſeiner Entſagung gelangen ließ. Jetzo ſchien die ſpaniſche Traube zum Pflücken reif. Die Anerkennung Ferdinands wurde verweigert, das offizielle „Journal de l'empire" mußte in die Welt hinauslügen: „Der Prinz von Aſturien beſteigt den Thron, bedeckt mit dem Blute ſeines Vaters" — und Murat, welcher inzwiſchen nach Madrid vorgerückt war, ſowie die übrigen Agenten in Spanien erhielten Befehl, alle Hebel des Betrugs, der Lockung und Drohung anzuſetzen, um die Mitglieder der königlichen Familie nach Bayonne zu ſchaffen, damit daſelbſt das ſchmutzige Schurkenſpiel in Szene geben könne (vom 20. April bis 6. Mai 1808), deſſen Finale war, daß die ſpaniſchen Bourbons entthront und als Gefangene in Frankreich zurückbehalten wurden; ferner, daß Joſeph Bonaparte von ſeiner Königs-Präfektur in Neapel abberufen und, er mochte wollen oder nicht, zum napoleoniſchen König von Spanien ernannt ward, während Schwager Murat, der ſeiltänzeriſche Held in Federbarett, rothen Hoſen und gelben Stiefeln, zum Titularkönig von Neapel vorrückte. („Der Mann ein Liebhaber von einem kurioſen Anzug ſein“, meint Friedrich Wilhelm der Dritte von dieſer neugebackenen makkaroniſchen Majeſtät [180]).)

Aber bevor noch das Geſchäft alſo zum Abſchluß gekommen, hatte das ſpaniſche Volk — die überſehene Ziffer im napoleoniſchen Calcul — in ſeiner Art Proteſt dagegen erhoben. Der nationale Inſtinkt hatte hinter all dem napoleoniſchen Blendwerk von Lug und Trug die Gefahr erſchaut, welche die Selbſtſtändigkeit Spaniens bedrohte und trat dieſer Gefahr entſchloſſen entgegen mit der Loſung: „Tod den Franzoſen!“ Sie ward zuerſt laut in Madrid am 2. Mai, wo die Madrilenos den Nationalkampf gegen die Eindringlinge anhoben. Eine junge Kreolin aus Habana hat inmitten der Exploſion geſtanden und von derſelben dieſes Bild entworfen: — „Der Tumult griff um ſich, Verwirrung verbreitete ſich überall und augenblicklich ſtand Madrid im Feuer. Flintenſchüſſe, entſetzliches Geſchrei, Gebrüll, Geheul, Gefluch und Gejammer drangen gleichzeitig in unſere Ohren. Unter Trommelgewirbel und Schüſſegeknall warf ſich das Volk, ſchnaubend vor Rachewuth, blindlings auf die franzöſiſchen Soldaten, ohne ihre Zahl zu berückſichtigen. Jede Waffe war ihm recht, Meſſer, Stöcke oder Beile, und mehr als einen Tollkühnen ſah ich nur mit einem Dolch bewaffnet mitten in die franzöſiſchen Kolonnen ſich ſtürzen. Nie werde ich das Schauſpiel vergeſſen, welches die Straße Panaderos darbot. Soldaten drangen mit gefällten Bajonnetten auf Männer, Greiſe und Kinder ein, welche gerächt wurden von den Unſeren, die ſich auf die Fremdlinge warfen, rechts und links mit blanker Waffe ſie durchbohrend. Zwanzig Schritte weiter erſtürmten franzöſiſche Voltigeurs ein Haus, aus welchem Schüſſe gefallen, und ließen die ſämmtlichen Bewohner über die Klinge ſpringen.

Furchtbares Geheul, Wuthgeſchrei, gräßliche Flüche ſchlugen himmelan. Die beiden ſich miſchenden Sprachen waren in ihrem Ausdruck ſo ohr- und herzzerreißend, daß man ſie für das Geſchrei von Rothwild hätte halten können; ſie hatten nichts Menſchliches mehr. Plötzlich ſtürzt ſich mir gegenüber ein junges Mädchen, von franzöſiſchen Soldaten verfolgt, mit der Raſchheit und Leichtigkeit einer von der Meute verfolgten Hindin auf den Balkon, ſchwingt ſich über das Geländer, ſchwebt einen Augenblick in der Luft, fällt dann und zerſchellt den ſchönen Kopf auf dem Straßenpflaſter“ [19].

Tod den Franzoſen und den Franzoſenfreunden („Afrancesados“)! Das ſprang wie raſchelndes Feuer von Venta zu Venta, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, bis ganz Spanien in *einem* Brande ſtand, welchen Tauſende und wieder Tauſende von wüthenden Mönchen raſtlos ſchürten und deſſen Glut zum verzehrenden Lohen angeblaſen wurde durch die gewaltigen Bruſtlaute der patriotiſchen Muſe Arriaza's: — „Horch, wie des Leuen Töne zum Donner in Kaſtiliens Regionen, zum Heulen werden für Aſturia's Söhne, Rachſchrei für die, ſo in Sevilla wohnen! Valencia iſt erſchüttert, indeß Moncava's Boden dröhnt und zittert. Sieh' bis an ſeine Gränzen das ganze Land von Kriegsglut roth erglänzen! Die Trommeln wirbeln und die Fahnen flattern, die Hörner gellen und die Büchſen knattern. Selbſt die im Staube tief begraben lagen, *die* Waffen ſchwingt man in den Rachetagen“ [20]) .... Der arme Joſeph Bonaparte, der mit ſchweren Seufzern zu Bayonne die ſpaniſche Dornenkrone ſich auf's Haupt drücken ließ, würde, ſo er nur hätte dazu kommen können, Spanien zweifelsohne unendlich viel beſſer regiert haben als es unter dem vierten Karl und dem ſiebenten Ferdinand regiert wurde. Aber das ſpaniſche Volk wollte nun einmal nicht von ihm regiert ſein, und was half es ihm dieſer Thatſache gegenüber, daß ihm ſein Bruder und Tyrann ein Scheinbild von

Verfaſſung mit auf den Weg gab und daß er von 92 „Notabeln“, von einem kleinen Bruchtheil des Adels und der Bourgeoiſie als König anerkannt wurde? Gerade ſo viel, als es ihm half, daß ihn der Gefangene von Valencay, der elende Ferdinand, mit „Votre Majesté Catholique“ anredete und Joſeph's Orden ſich erbat ... Nachdem Napoleon den ſeufzenden Scheinkönig bis zur Bidaſſoa begleitet hatte, begann zwiſchen den beiden Brüdern ein ſchriftliches Zweigeſpräch, welchem wir als einem ſehr belehrenden eine Weile zuhören wollen. Joſeph (Vittoria, 12. Juli 1808): „Niemand hat bis heute Ew. Majeſtät die ganze Wahrheit geſagt. Thatſache iſt, daß nicht ein einziger Spanier ſich für mich ausſpricht, ausgenommen die kleine Anzahl von Perſonen, welche mit mir von Bayonne gekommen ſind. Die übrigen, welche ſich zu der dortigen Notabelnverſammlung eingefunden hatten, haben ſich, auf ſpaniſchem Boden angelangt, ſofort verloren und verborgen, erſchreckt durch die einmüthige Stimmung ihrer Landsleute“. Napoleon (Bayonne, 14. Juli): „Seid munter und zufrieden, pflegt Eure Geſundheit.“ Joſeph (Madrid, den 21. Juli): „Der hier herrſchende Geiſt iſt ſo ſchlecht als möglich. Das iſt ein Feuer wie das von 1789. Wenn Frankreich in den erſten Jahren ſeiner Revolution eine Million Bewaffneter aufbrachte, warum ſollte Spanien, noch einmüthiger in ſeiner Wuth und in ſeinem Haß, nicht eine halbe Million aufbringen? Ich wiederhole, die Leute von der beſitzenden Klaſſe ſind nicht mehr für mich als die Lumpe, und ich ſage: Ihr ſeid im Irrthum, Sire; Euer Ruhm wird in Spanien Schiffbruch leiden. Die Nation iſt einſtimmig gegen uns. Ihr habt 1789 und 1793 geſehen; der Enthuſiasmus und die Wuth ſind hier nicht geringer.“ Napoleon (Bordeaux, 31. Juli): „Ich werde in Spanien wohl die Säulen des Herkules, nicht aber die Gränzen meiner Macht finden.“ Joſeph (Burgos, 9. Auguſt): „Dieſes Volk iſt von kräftigerem Gefühl als irgend ein anderes in Europa; ſein Charakter hat eine Beimiſchung von Afrikaniſchem. Ew. Majeſtät kann ſich gar keine Vorſtellung machen von dem Haß, welcher auf Eurem Namen laſtet. Es bedarf 200,000 Franzoſen, um Spanien zu erobern, und 100,000 Schaffote, um einen fremden Prinzen, welcher zum ſpaniſchen Throne verdammt iſt, auf demſelben aufrecht zu halten. Nein, Sire, man kennt dieſes Volk nicht. Jedes Haus iſt eine Feſtung und ein Spanier ſteht für alle und alle für einen. Auch nach der Eroberung des Landes wird kein einziger Spanier für mich ſein.“ Napoleon (Saint-Cloud, 27. Auguſt): „Vor dem Monat Januar werdet Ihr 100,000 Mann haben und in ganz Spanien wird es nicht einen einzigen rebelliſchen Ort mehr geben“[21]).

So täuſchte der Eroberer ſich ſelbſt, ohne Andere zu täuſchen. Er wollte ſich's nicht geſtehen, daß er etwas Unberechenbares gegen ſich heraufbeſchworen, daß er in Spanien ſtatt eines Kabinettskriegs einen Volkskrieg zu beſtehen haben werde, einen Volkskrieg, der an erbarmungsloſer Wildheit den Vendéer-Kämpfen gleichkam, aber an Umfang dieſelben weit überflügelte. Die ganze ſpaniſche Nation erhob ſich in Waffen gegen die Franzoſen, denn die „Joſefinos“ bildeten eine ſo verſchwindend kleine Minderzahl, daß ſie gar kein Gewicht in die Wagſchale warfen. Die Vereitelung der erſten Belagerung Saragoſſa's (15. Juni bis 14. Auguſt) und die Kapitulation, wozu das Dupont'ſche Korps bei Baylen genöthigt wurde (22. Juli), gaben der ſpaniſchen Sache einen ungeheuren Aufſchwung. Saragoſſa ward das Hoffnungswort aller Napoleonhaſſer in Europa. Hier wurde wieder einmal der Welt gezeigt, was Menſchen vermögen, die das Leben für Nichts achten und alle Güter deſſelben dem einen großen Gedanken opfern, der ſie beſitzt. Hier erfuhren die Franzoſen, was der Palafox'ſche Wuthſchrei: „Krieg bis auf's Meſſer!“ für eine furchtbare Wirklichkeit ſei. Hier waren nicht nur die Männer, ſondern auch die Frauen von echt und rechtheldiſchem Metall. „Da es die Franzoſen — erzählt der Geſchichtſchreiber der größten Epoche ſeines Landes — ins beſondere auf die Erſtürmung des Thors del Portillo abgeſehen hatten, ſo war das Wüthen des Kampfes dort ſo, daß zuletzt Niemand die Vertheidiger der äußeren Batterie, welche alleſammt gefallen, zu erſetzen wagte. Da that es ein Mädchen aus dem Volk, Agoſtina Zaragoza geheißen. Zweiundzwanzigjährig und ſchön von Antlitz und Geſtalt, trug ſie den Vertheidigern gerade Mundvorrath zu, als jener Poſten verlaſſen war. Die Entmuthigung und Angſt der Männer wahrnehmend, ſtürzt das tapfere Mädchen in die Batterie, reißt die noch brennende Lunte dem letzten zu Boden geſtreckten Artilleriſten aus der Hand, feuert ein Geſchütz ab und thut den Schwur, daſſelbe nicht wieder zu verlaſſen, ſo lange die Belagerung währe und ſie lebe. Solche Kühnheit belebt die Muthloſen auf's Neue, ſie eilen herbei, die Batterie füllt ſich wieder mit Vertheidigern und das Feuer hebt energiſcher an als zuvor“ [22].

Und doch muß es geſagt werden, daß auch Spanien aller Aufopferung und Todesverachtung, aller Wuth und Glut ſeiner Bevölkerung ungeachtet dem großen Schlachtenlenker in die Länge nicht zu widerſtehen vermocht hätte, falls es auf ſich allein geſtellt geblieben und falls nicht, gerade zu entſcheidender Zeit, der günſtige Zwiſchenfall des öſterreichiſchen Krieges eingetreten wäre. Nur ein völlig blindes England hätte verkennen können, welch' ein gewaltiger Hebel zum Sturze des Napoleonismus ſich jetzo auf der in widerfranzöſiſchen Flammen ſtehenden pyrenäiſchen Halbinſel anſetzen ließe. England iſt aber, wo es ſeinem Vortheil gilt, nie blind, ſondern ſehr ſcharfäugig, und man brauchte nur den ungeheuren Jubel zu hören, womit die Nachricht von dem ſpaniſchen Aufſtand in London begrüßt wurde, um vorherſagen zu können, daß die britiſche Regierung ſich dieſe herrliche Gelegenheit nicht werde entgehen laſſen. Sie that das um ſo weniger; als ſie jetzt auch durch die liberale Oppoſition zum Vorgehen gegen den Napoleonismus in Spanien angeeifert wurde. Der Führer der Whigs, der einzige von der Schaar der großen Parlamentsredner, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England aufgeſtanden, noch Vorhandene, Brinsley Sheridan, gab am 15. Juni von 1808 in einer glänzenden Rede das bezügliche Votum ſeiner Partei im Unterhaus ab. „Niemals zuvor — ſagte er — bot ſich Großbritannien eine ſo glückliche Gelegenheit dar, kühn zur Rettung der Welt aufzutreten. Wenn bislang Bonaparte's Siegeslaufbahn eine ſo raſche geweſen, ſo war der Grund davon dieſer, daß er mit Fürſten ohne Würde, mit Miniſtern ohne Weisheit, mit Völkern ohne Vaterlandsliebe kämpfte. Er ſollte erſt erfahren, was es heißt, ein Volk zu beſtreiten, welches einmüthig gegen ihn iſt. Nun iſt die Zeit da, kühn für Europa's Freiheit in die Schranken zu treten, und wenn unſere Miniſter wirkſam mit den ſpaniſchen Patrioten ſich verbünden wollen, ſo ſollen ſie von mir ſo aufrichtig unterſtützt werden, als wäre der Mann — (Fox) — noch am Leben und am Staatsruder, welcher mir von allen der theuerſte geweſen“ [23]. Die Regierung nahm demnach die Unterſtützung der ſpaniſchen Inſurgenten rüſtig zur Hand und ſandte außer Geldern, Waffen und Vorräthen aller Art ſchon im Juli ein britiſches Hülfsheer nach Portugal, welches, beſtimmt, den Spaniern zum Rückhalt zu dienen, in den ſchrecklichen, jahrelang die pyrenäiſche Halbinſel durchwüthenden Kampf ausgiebig und die Entſcheidung vorbereitend beſonders von da ab einzugreifen begann, wo der zähe Arthur Wellesley, nachmals als Lord Wellington weltbekannt und mit Fug der „eiſerne Herzog“ genannt, den oberſten Heerbefehl übernahm (April 1809) und gegenüber von Soult, Maſſena und Mortier ſeine gleich ruhmvollen Vor- und Rück- und abermals Vorwärtszüge begann.

Im Spätherbſt von 1808 war derweil Napoleon ſelber auf den ſpaniſchen Kampfplatz getreten und zwar an der Spitze von 186,700 Mann, ungerechnet zwei ſehr ſtarke Korps, welche etwas ſpäter Junot und Mortier zur Verſtärkung nach Spanien führten. Aber der Schlachtenmeiſter mußte erfahren, daß ſeine gewohnte Methode der Kriegsführung auf dieſem Boden nicht ausreichte. Er pflegte ſonſt „mit entſcheidenden Schlägen anzufangen und die dadurch erhaltenen Vortheile zu neuen entſcheidenden Schlägen zu benützen. Die feindlichen Streitkräfte ſchlagen, zertrümmern, die Hauptſtadt erobern, die Regierung in den letzten Winkel des Reichs hindrängen und dann in der erſten Beſtürzung den Frieden gewinnen“, — ſo war bisher der Operationsplan ſeiner Kriege geweſen und natürlich wollte er denſelben auch in Spanien in Anwendung bringen. Aber es half Nichts; denn hier war im Nothfall jede Stadt Hauptſtadt und jede Junta Centraljunta, und da und dort und drei- und viermal hinter einander geſchlagen, gaben ſich die Spanier nie beſiegt und hinter dem unwiderſtehlich vordringenden Keil der franzöſiſchen Legionen ſchlugen die von unzähligen Rinnſalen geſpeiſ'ten Guerrillaswogen immer wieder zuſammen. Zwar nach Madrid fuhr er durch, der korſiſche Wetterſtral, mit zermalmender Gewalt ſich Bahn ſchaffend, den Paß von Somoſierra mit polniſchen Lanzenreitern ſtürmend. Am 4. Dezember kapitulirte Madrid, die Franzoſen zogen ein und von Chamartin aus erließ Napoleon Dekrete, welche die ſpaniſche Angelegenheit ordnen ſollten. Weder des armen Schattenkönigs Pepe noch der Scheinkonſtitution von Bayonne war darin Erwähnung gethan. Denn der Kaiſer betrachtete ſich jetzt als Herrn von Spanien kraft des Rechts der Eroberung, und wenn das Dekret, welches die förmliche Einverleibung Spaniens und Portugals in das Empire verfügte, ausblieb, ſo lag dies nicht an ihm, ſondern an dem Verlaufe, welchen die Ereigniſſe nahmen. Zunächſt dieſen, daß ſeine perſönliche Kriegführung in Spanien unterbrochen und er zu ſeinem Unglück vermocht wurde, ſich in einen anderweitigen Krieg zu ſtürzen, bevor er auf der pyrenäiſchen Halbinſel reinen Tiſch gemacht hatte. Er empfing zu Chamartin Botſchaften von den drohenden Rüſtungen Oeſtreichs und man merkte ihm die Verlegenheit hierüber leicht an. Er ward unruhig und zerſtreut. Einmal kam er, in der Morgenfrühe, nach Madrid herein, um flüchtigen Schrittes die Prachtgemächer des königlichen Palaſtes zu durchwandern. Nur vor einem Portrait Philipps des Zweiten blieb er lange ſtehen, wie inſtinktmäßig durch das Bild eines Königs angezogen, welcher, ſo verſchieden er ſonſt von ihm war, doch einen ebenſo brennenden Hang für ſchrankenloſen Deſpotismus beſeſſen hatte wie der korſiſche Parvenu. Nachdem er dann mit halben Worten das Scheinkönigthum ſeines Bruders Joſeph wieder anerkannt, brach er zur Vernichtung der ſpaniſchen Inſurgenten und ihrer engliſchen Bundesgenoſſen auf, glaubte aber dieſe Aufgabe ſeinen Marſchällen überlaſſen zu können und machte in Valladolid Raſt. Hier hätte es ihm recht klar werden können, was der ſpaniſche Krieg eigentlich zu bedeuten habe. Sogar die franzöſiſchen Kerntruppen nämlich fanden die Strapazen deſſelben unerträglich und ein Gerücht, daß Napoleon abreiſen und ſeine Garde in dem verhaßten Lande zurücklaſſen wollte, beunruhigte dieſelbe ſo, daß die alten „Brummbären" von Grenadieren laut zu brummen anhoben. Es kam dem Kaiſer zu Ohren und am Tage darauf ging er im Schloßhof von Valladolid bei der Parade mit großen Schritten auf den rechten Flügel der Grenadiere zu, packte den Flügelmann beim Kragen, riß ihn zu ſich her, ſchlug ihm das Gewehr aus der Hand, ſtieß dann den wackern Veteran in das Glied zurück, ſprang vor die Fronte und donnerte die Truppe an: „Was ſoll das Murren, von dem man mir geſprochen? Ah, ihr möchtet zu euren Huren nach Paris zurück? Nichts da! Mit achtzig Jahren noch werd' ich euch in Reih' und Glied halten" (à quatre-vingt ans, je vous tiendrai encore dans les rangs). Aber des Mannes Hochmuth war ſchon keiner Warnung mehr zugänglich. Er glaubte — ſein Brief aus Valladolid vom 12. Januar 1809 an Joſeph zeigt es — daß ſich mittelſt Füſilliren und Deportiren etlicher Hunderte von „Boute-feux" in Madrid die Ruhe in Spanien herſtellen ließe, und was das Zerwürfniß mit Oeſtreich betraf, bah, das machte ihm, nachdem er den erſten verſtimmenden Eindruck überwunden, wenig Sorgen. Wenigſtens ſprach er mit übermüthigſter Verachtung davon. „Der Wiener Hof — ſchrieb er am 15. Januar ſeinem Bruder — führt ſich ſehr ſchlecht auf. Er ſoll es bereuen. Meine bloße Anweſenheit in Paris wird genügen, Oeſtreich in ſein Nichts zurückzuwerfen“ 26).

## Drittes Kapitel.

### Aſpern.

Zur Zeit, wo der Franzoſenkaiſer, inmitten einer Nimbuswolke von Königen, Herzogen, Fürſten und Prinzen thronend, ſeine Macht zu Erfurt ſchauſtellte, einen Tag nach jenem, wo der Uebermüthige ſeinen deutſchen Satrapen, zur Verhöhnung der Nation, auf dem Schlachtfelde von Jena eine Haſenhetze zum Beſten gab, hatte in einem Geheimzimmer der Wiener Staatskanzlei eine wichtige Verhandlung ſtatt zwiſchen dem öſtreichiſchen Premier, Grafen Stadion, und dem vormaligen kurhannover'ſchen Geſandten am Kaiſerhofe, dem Grafen Hardenberg, welcher als „Privatmann“ in Wien zurückgeblieben war und ſich ſo harmlos zu geben wußte, daß den Argusaugen der napoleoniſchen Späherei die rege Thätigkeit entging, welche er als ein Hauptmittler zwiſchen den feſtländiſchen Napoleonsfeinden und den britiſchen entwickelte, — eine Thätigkeit, in deren Kette Graf Münſter, Freiherr vom Stein, General Nugent, Oberſt Gneiſenau, General Wallmoden, die Brüder Winzingerode, Graf Waldſtein-Dux und der Korſe Pozzo di Borgo als Hauptglieder ſich einringten. Stadion, gewiß, daß Hardenberg Mittel und Wege finden würde, ſeine Eröffnungen und Wünſche an das britiſche Kabinett gelangen zu laſſen, ſprach an dieſem achten Oktobertag von 1808 gegen den Hannoveraner aus, daß ein neuer Krieg Oeſtreichs mit Napoleon unvermeidlich und nahe bevorſtehend ſei. Oeſtreich habe den Preßburger Frieden nie als etwas Anderes denn als einen Waffenſtillſtand angeſehen, habe niemals der Hoffnung und dem Wunſche entſagt, für ſo viele erfahrene Demüthigungen und Einbußen Vergeltung und Erſatz zu ſuchen. Der Kaiſer Franz, wenn auch noch ſo wenig den Zeitverhältniſſen gewachſen, ſei doch ſchon durch ſeinen unbeugſamen autokratiſchen Stolz und durch die Traditionen ſeines Hauſes angeeifert, dieſe Hoffnung und dieſen Wunſch zu theilen oder wenigſtens gewähren zu laſſen. Vollends jetzt, wo die franzöſiſch-ruſſiſche Allianz eine wie für ganz Europa ſo auch und in erſter Linie für Oeſtreich äußerſt bedrohliche Geſtalt angenommen habe. In Erfurt würden zwiſchen Napoleon und dem Czaren europäiſche Theilungsplane verabredet, welchen Oeſtreich nicht unthätig zuſehen dürfe, ohne ſeine Exiſtenz aufs Spiel zu ſetzen. Oeſtreich müſſe einen Schlag thun und ſei dazu entſchloſſen, ſo ſehr, daß der Kaiſer Franz die Ueberzeugung habe, es müſſe ein „Internecionskrieg“ werden. (Der Kaiſer ließ ſich zu jener Zeit ſogar zu der Aeußerung herbei: „Schauen's, d'Völker ſind halter jetzund auch Was“.) Die Stunde ſei nicht ungünſtig. Rußland ſei wegen Finnlands mit Schweden, wegen der Donauprovinzen mit der Türkei verwickelt und Napoleon habe ſich in ein unberechenbares Abenteuer, in das ſpaniſche, geſtürzt. Der günſtige Augenblick dürfe nicht verpaßt werden und Oeſtreich ſei gerüſtet, den Kampf zu beſtehen. Es verfüge, die Landwehren und ungariſche Inſurrektion ungerechnet, über eine thatſächliche Streitmacht von 400,000 Mann Linientruppen. Der Erzherzog Karl würde den Heerbefehl übernehmen. Geiſt und Stimmung von Heer und Volk ſei vortrefflich. Die ſeit 1805 eingeleiteten Reformen äußerten überall ihre wohlthätigen Wirkungen. Man gehe nicht mehr mit willenloſen Maſſen in den Kampf. Vaterländiſche Geſinnung ſei erwacht und beſeele die Bevölkerungen und Soldaten Oeſtreichs. Aber es müſſe ſich nach Bundesgenoſſen umſehen und vermöge ſolche zunächſt nur in der Türkei und England zu erblicken. Die Pforte müſſe in jeder Weiſe in und zu ihrem Widerſtande gegen Rußland beſtärkt und geſtärkt werden, um dieſe Macht zu beſchäftigen. England aber müſſe, ſo ihm daran gelegen, dem Napoleonismus auf dem Feſtland endlich eine Schranke geſetzt zu ſehen, Oeſtreich mit dem verſehen, was es am dringendſten nöthig habe, mit Geld. Es bedürfe einer jährlichen Subſidie von 5 Millionen Pfund und überdies ſofort eines Zuſchuſſes von 2 Millionen, theils um ſeine Rüſtungen zu vollenden, noch mehr aber, um das öſtreichiſche Papiergeld aufrecht zu erhalten, welches ſonſt beim Ausbruch des Kriegs zu gänzlicher Entwerthung herabſinken würde[23]).

Stadions Vorſchläge gelangten zeitig genug nach England, wo Graf Münſter, vom Standpunkt eines deutſchen, nein, eines hannover'ſchen Junkers aus, aber mit unnachgiebiger Beharrlichkeit und ausgiebiger Emſigkeit den Napoleonismus beſtreitend, Alles aufbot, das engliſche Kabinett zu raſchem und nachdrücklichem Handeln zu beſtimmen, zu ausreichender Geldhülfeleiſtung an Oeſtreich, zu energiſcher Anhandnahme der Betreibungen in Norddeutſchland, welche die Organiſation eines Volkskriegs gegen die Franzoſen zum Ziele hatten, zur Veranſtaltung von Landungen an den Weſer- und Elbemündungen. Allein es erwies ſich auch jetzt wieder, daß England dermalen keinen Pitt den Aelteren, nicht einmal einen Pitt den Jüngeren beſaß. Das Miniſterium, in ſich uneinig, folgte mehr den Hemmungen Caſtlereagh's als den Antrieben Cannings. Alles wurde verſchleppt und verlangſamt, nirgends rechtzeitig und entſcheidend eingegriffen, die Geldhülfe an Oeſtreich ſo klaſſiſch gemächlich geleiſtet, daß die erſten Sendungen der britiſchen Subſidien in Hamburg und Fiume gerade zur rechten Zeit anlangten, um damit die erſten Raten der vom ſiegreichen Feinde auferlegten Kriegsſteuer zu decken. Wie keinen rechten leitenden Miniſter, hatte England ſeit Nelſons Tod auch keinen Admiral erſten Ranges mehr und nur einen einzigen großen General, Wellington, der aber auf der pyrenäiſchen Halbinſel unentbehrlich. So ſpielte denn Britannien in dem bevorſtehenden Krieg von 1809 eine keineswegs glänzende Rolle. Die höchſte Kraftanſtrengung, zu welcher es ſich erhob, die ungeheuer koſtſpielige Expedition nach Walcheren, nahm, ſchlecht angelegt und ſchlecht geleitet, einen ganz kläglichen Ausgang (Auguſt 1809). Caſtlereagh triumphirte, weil er ſie widerrathen. Darüber kam es zwiſchen ihm und ſeinem Kollegen Canning zu einem Piſtolenduell im Hydepark, worauf der Letztere aus dem Miniſterium ſchied. Von jetzt an war Caſtlereagh der Leiter der auswärtigen Politik Britanniens und er hat dieſelbe, wie bekannt, im ſtrikt britiſch-oligarchiſch-widernapoleoniſchen Sinne geleitet.

Der öſtreichiſche Miniſter verkannte nicht, daß es von äußerſter Wichtigkeit, Preußen für ein Kriegsbündniß gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu gewinnen, und die deutſchen Patrioten hüben und drüben wünſchten und erwarteten dieſes Bündniß ſehnſüchtig. Sie beſchränkten ſich auch keineswegs auf Wünſche und Erwartungen, ſondern ſtrengten, ſowie der Ausbruch des Krieges zwiſchen Oeſtreich und Frankreich in beſtimmter Ausſicht ſtand, Alles an, um in Nord- und Mitteldeutſchland einen Volkskrieg vorzubereiten, wozu der ſpaniſche Ausbruch Anregung und Vorbild gegeben. Alle hierauf gerichteten Strebungen und Pläne, aus denen dann nur vereinzelte und mißglückte Schilderhebungen hervorgegangen ſind — das huſariſche Unternehmen Schill's, der Aufſtandsverſuch Dörnbergs in Heſſen, der heldiſche Zug des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig[26]) — hätten der vollen, bis zur Verzweiflung entſchloſſenen Mitwirkung Preußens bedurft und dieſe war nicht zu erlangen. Auch wenn ſich Friedrich Wilhelm zu dieſer Zeit von dem Jena-Auerſtädtſchrecken ſchon erholt gehabt hätte, was nicht der Fall war, würde er ſich dennoch zu dem immerhin gewagten Verſuch, das napoleoniſche Joch in Gemeinſchaft mit Oeſtreich zu brechen, nicht verſtanden haben. Denn des Königs Augen und Ohren waren nicht nach Wien, ſondern vielmehr nach St. Petersburg gerichtet und von dorther war die Loſung „Zuwarten!“ gekommen. Möglich, daß die kalt rechnende Politik des Czaren, welcher den Napoleoniſmus dermalen noch nicht zum Schütteln reif glaubte, richtiger geweſen iſt als die heißen Wünſche der deutſchen Patrioten. Möglich aber auch, daß der czariſchen Politik unendlich viel daran gelegen ſein mochte, einen gemeinſamen nationalen Aufſchwung Oeſtreichs und Preußens zu verhindern. Jedenfalls hatte Gentz recht, wenn er um jene Zeit ſchrieb: „Wenn Preußen und Oeſtreich nicht Eins ſind, wird kein Segen aus dem Kampfe ſprießen. Es liegt Etwas von finſterem Geſchick darin, daß dieſe beiden deutſchen Mächte, nachdem ſie ſo viele Erfahrungen bitterſter Art gemacht, nie einen deutſchen Gedanken mitſammen faſſen und ausführen können.“ Stadion in Wien und die Vaterlandsfreunde in Preußen konnten ſich vorderhand nur etwa der Hoffnung tröſten, daß der Erfolg, der Herrgott der Schwachen und Schwankenden, Preußen zum Mithandeln beſtimmen würde.

Dem Napoleon, mochte er noch ſo truthähniſch-hochmüthig kollern, kam Oeſtreichs Kriegsluſt und Kriegsrüſtung höchſt ungelegen. Er hatte, obgleich dem Wiener Hof mißtrauend, darauf gerechnet, daß er ohne Störung von dorther das ſpaniſche Abenteuer zu Ende bringen könnte. Er hatte ſogar explodirend verlauten laſſen, daß ihm ein Bruch mit Oeſtreich dermalen ſehr quer käme. Im Vorſommer von 1808 ging in den Vorzimmern der Tuilerien ein Geziſchel und Gekicher um, mit welchem raſchen und glänzenden Erfolg der neubeſtallte öſtreichiſche Botſchafter, ein nachmals doppelt gefürſteter Graf Klemens von Metternich, der aus einer Großherzogin von Berg zu einer Königin von Neapel ſich entpuppenden Madame Murat, Karolina Bonaparte, den Hof zu machen verſtanden habe, und ſo ſchnob denn der Kaiſer bei einer großen Cour im Vorbeigehen ſeine Schweſter an: „Tändle mit dieſem Schwachkopf! Ich brauch' ihn gegenwärtig“ (amusez ce niais là! Nous en avons besoin à présent). Der „Schwachkopf“ ſollte ihm eben Oeſtreich bei guter Laune halten helfen. Vielleicht war es bei derſelben Cour, daß der grobſchlächtige Lannes, welcher mit ſeinem zum Kaiſer avancirten Kriegskameraden noch immer im dutzbrüderlichen Styl zu verkehren ſich herausnahm, hinter Napoleon ſtand, während dieſer mit Talleyrand und Metternich ſprach, und als die Beiden ſich entfernt hatten, in ein wieherndes Gelächter ausbrach. „Nun, was ſoll's?“ fragte der Kaiſer unwirſch. Worauf Lannes: „Oh, über Karolina's Geſchmack! Ueber die Hundedemuth und Nichtigkeit dieſes Menſchen! Ich hätte ihm während des Geſprächs mit dir einen Fußtritt geben können und du würdeſt vorne nicht das leiſeſte Zucken des ſüßen Mundes wahrgenommen haben“[27]). Aber Kaiſer und Marſchall täuſchten ſich gründlich hinſichtlich Metternichs. Allerdings iſt dieſer, ſo man den höchſten Maßſtab an ihn legt, ſei es an den Menſchen oder an den Staatsmann, nur „lackirter Staub“ geweſen[28]). Allein höchſte Maßſtäbe ſind überhaupt nur ſelten in Anwendung zu bringen und jedenfalls war Metternich, welcher, nachdem er auf ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Dresden in den Armen verbuhlter Weiber hohen und höchſten Ranges die Hochſchule der Unterrockspolitik mit Erfolg abſolvirt hatte, zu dieſer Zeit ſeine geſchichtliche Laufbahn betrat, kein „Schwachkopf“. Er bewies das ſchon durch ſeine Führung des öſtreichiſchen Botſchafteramts zu Paris, eine Führung, welche dem Schlachtenmeiſter mitunter geradezu bange machte, und zwar beſonders deßhalb, weil Metternich mit Talleyrand und Fouché, deren feine Naſen ſchon jetzt Etwas wie Leichengeruch des Napoleonismus witterten, ſehr viel und vertraut verkehrte. Eine ſolche Zukunftswitterung wie die beiden ſiebenundſiebzigmal deſtillirten Großmeiſter der höheren Schurkerei hatte freilich Metternich keineswegs. Aber was er aus ſeinem Liebchen Karolina herauständelte und was ihm Talleyrand und Fouché mittheilten, war doch hinreichend, ihn nach Wien wiederholt mit Betonung melden zu laſſen, es ſei jetzt ein höchſt günſtiger Zeitpunkt, dem Franzoſenkaiſer den Krieg zu machen.

Napoleon hatte hievon Wind bekommen und mit Wuth bis zum Berſten vollgeladen langte er „à franc étrier“ am 14. Auguſt 1808 aus Spanien in Paris an. Folgenden Tags, als am Napoleonstage, war große Audienz und da ging der erſte Schuß los mit Blitz und Donner und Wolkenbruch. Der erſte Anprall des Gewitters fiel auf den armen Marcheſe Gallo, vormals Diplomat Ferdinands des Vierten, jetzo in Dienſten des bonaparte'ſchen Titularkönigs von Neapel. „Ihr ſeid es, der mich verleitete, Oeſtreich in Leoben Waffenſtillſtand, in Paſſeriano den Frieden zu ſchenken. Eure geweſene Königin Karolina — (ſie ſitzt dermalen leider ungreifbar und unerſchießbar in Palermo) — iſt nicht nur die erſte Meſſalina des Jahrhunderts, ſondern auch eine Tribade!“ Dies der erſte Krach, ein Eberzahnhieb im Vorbeigehen ſo zu ſagen. Und nun ſchoß der tobende Cäſar, die Augen funkelnd, die Lippen gekniffen, die Hände heftig auf- und zuklappend, auf den öſtreichiſchen Geſandten los, machte eine Gebärde, als wollt' er denſelben an der Bruſt packen, und fiſtulirte: „Was will denn Ihr Kaiſer?“ — „Er will, Sire, daß Sie ſeinen Geſandten reſpektiren.“ Wenn Metternich, wie überliefert iſt, wirklich „mit gelaſſener Feſtigkeit“ dieſe Antwort gegeben hat, während rings im Audienzſaal Alles erbleichte, zitterte und bebte, ſo iſt dies unbedingt der größte Augenblick ſeines Lebens geweſen. Der wüthende Empereur wurde doch etwas ſtutzig und ſchwieg eine Sekunde lang. Dann legte er die Hände auf den Rücken und wüthete abermals: „Nun ja, es iſt wahr, meine Armeen haben jenſeits der Pyrenäen einigen Verluſt erlitten. Aber noch bevor das Jahr zu Ende, ſoll kein einziges Dorf in Spanien und Portugal mehr rebelliſch, ſoll der infame engliſche Leopard, wo immer ſein Tritt das Feſtland beſudelt, ins Meer geſtürzt ſein, ſollen meine Adler auf den Mauern von Kadix und Liſſabon aufgepflanzt werden. Drei Konſkriptionen ruf' ich auf einmal unter die Waffen; nicht allein, um mit Spanien raſch ein Ende zu machen, ſondern auch Oeſtreich Schach zu bieten. Nöthigen Falls bin ich der Mann, beide zugleich zu beſiegen. Oeſtreich mag ſich in Acht nehmen! Jeder meiner Kontinentalkriege hat meine Macht nur vermehrt. Will das Wiener Kabinett, aufgeſtachelt vom Reichsadel und ſeiner eigenen Ariſtokratie, vergeſſen, wie ich an jenem Beiwachtfeuer in Mähren den Kaiſer Franz großmüthig zu Gnaden angenommen und den großpraleriſchen Ruſſen erlaubt habe, in Frieden heimzugehen, ſo ſoll das Haus Lothringen, deſſen Glieder allzeit übermüthige Vaſallen der Krone Frankreich geweſen, bald zu regieren aufgehört haben“ 29).

Die kannten den Kaiſer Franz ſchlecht, welche glauben konnten, er würde jemals eine ſolche Herausforderung vergeſſen oder verzeihen, und er hat ſie auch nie verziehen, ſelbſt dann nicht, als er ſeine Tochter in das Bett des „korſiſchen Aventurier“ ſchickte, ja dann gerade erſt gar nicht. Aber in keiner Weiſe ein Mann der Initiative, ließ er die Sache ſich hinſchleppen, um ſo mehr, da die Rüſtungen Oeſtreichs noch lange nicht vollendet waren. Auch Napoleon konnte ſich diesmal nicht zu ſo blitzſchnellen Schlägen aufraffen, wie er in den Kriegen von 1805 und 1806 gethan. Das rührte daher, weil bei dem ungeheuren Menſchenverbrauch in Spanien der Stoff zur Heerbildung in Frankreich zu mangeln begann. Schon mußte man die Reihen mit Rekruten von achtzehn Jahren füllen, um möglichſt raſch 100,000 Mann rheinüber nach Süddeutſchland ſenden zu können. Aber wozu wäre der Rheinbund da geweſen als Kanonenfutter in Hülle und Fülle zu liefern? Die nöthigen Befehle ergingen aus Paris und er lieferte es. Wenn man übrigens Napoleon glauben darf, ſo hat er, „wie ein geſchickter General ſoll“, im Kriege von 1809 ſeine Stärke an Truppen ſtets höher angegeben als ſie war; denn „im Kriege iſt Alles erlaubt“ (à la guerre tout est moral). Nach der Schlacht von Wagram ſchrieb er, es ſei „ſein beſtändiges Studium“, ſeine Truppenzahl in den Augen des Feindes zu vergrößern. Weit entfernt, zu geſtehen, daß er bei Wagram nur 100,000 Mann gehabt, thue er Alles, um glauben zu machen, es ſeien 220,000 Mann geweſen; denn „man muß ſowohl dem Feinde als den eigenen Leuten ſtets vorſpiegeln, man ſei jenem an Zahl überlegen, weil nun einmal die Menſchen das Vorurtheil haben, daß die Minderzahl von der Mehrzahl geſchlagen werden müſſe“ [30]).

Sein höchſtes menſchliches ſowohl als nationales Intereſſe erhielt das Kriegsdrama von 1809 durch jenen ſeiner Akte, welcher „das Tiroler Bauernſpiel“ heißt. Denn, in Wahrheit, der Aufſtand der Tiroler iſt weitaus das Beſte geweſen, was bis zum Jahre 1813 von Deutſchen gegen den Napoleonismus gethan worden. Auch hier in Tirol trat, wie in Spanien, eine elementare Volksnatur gegen die Berechnungen des napoleoniſchen Weltdeſpotismus in die Schranken und, Alles zuſammengehalten, darf der tiroliſche Heldenkampf fürwahr noch glorreicher genannt werden als der ſpaniſche. Nicht allein deßhalb, weil ein ſo kleines, an Anzahl und Mitteln den Spaniern ſo weit nachſtehendes und zuletzt ganz nur auf ſich ſelbſt geſtelltes Volk dem Gebieter Europa's die Spitze zu bieten wagte, ſondern auch und noch viel mehr deßhalb, weil der Heroismus der Tiroler nie zu ſpaniſchem Kanibalismus ward. Es gibt in der Kriegsgeſchichte ſchlechterdings kein zweites Beiſpiel von der Gutmüthigkeit und Milde, womit i. J. 1809 die Tiroler ihre beſiegten Gegner behandelten, und es geht durch dieſes ganze heldiſche Bauernſpiel ein wahrhaft herzbewegend idylliſcher Zug . . . Ein Bergvolk voll ſtrotzender Geſundheit und Kraft, hingen ſie ihrem ſchönen, wenn auch armen Heimatland mit Innigkeit und den althergebrachten bürgerlichen und kirchlichen

Satzungen und Ordnungen des Lebens mit Zähigkeit an, wie Bergvölker zu thun pflegen. In engen und engſten Anſchauungen und Vorſtellungen empfangen, geboren und erzogen, waren die Tiroler den zeitbewegenden Ideen ſchlechthin unzugänglich geblieben. Die höchſten Gedanken, zu welchen ihre ganz dürftige Schulbildung ſie emporhob, waren die Kirche mit ihren Vorſchriften und Ceremonieen, eine Art gemüthlichen Fetiſchismus, dann die alte landſtändiſche Verfaſſung und endlich der „Koaſer“, welcher dem tiroliſchen Bauer ein um ſo erhabeneres Weſen, als eine dunkle, aber nur um ſo heiliger gehaltene Erinnerung in ſeiner Vorſtellung den öſtreichiſchen Kaiſer noch immer mit dem Reichs-Oberhaupt deutſcher Nation verband. Der kaiſerliche Doppeladler war für ihn ein Symbol, welches an Heiligkeit nur der Monſtranz wich und ſelbſt dieſer nicht um viel. Ein ſolches Volk, welchem die moderne Kultur mit ihrer Verfeinerung, die ſo häufig zugleich auch eine Verfeigung iſt, noch nicht den naturwüchſigen Stolz und Trotz auf ſeine Manneskraft geraubt, ein Volk, dem das wärmſte Vaterlandsgefühl, das elementarſte Tirolerthum in jedem ſeine Adern durchrollenden Blutstropfen pulſirte, das mußte ſich in innerſter Seele verwundet fühlen, als es ſich kraft des preßburger Friedensvertrags wie ein willenloſes Beuteſtück dem napoleoniſchen Königreich Baiern zugeworfen ſah und Großvezier Montgelas die rheinbündiſche Paſchawirthſchaft auch in den Thälern Tirols in Betrieb ſetzte. Es gab im Lande unendlich Vieles umzuwandeln und zu beſſern, keine Frage; aber die Art, wie man das von München aus angriff, mußte die Tiroler bis zur Wuth erbittern. Am 1. Februar 1806 ſagte der gemüthliche Max Joſeph zu München einer Deputation der tiroliſchen Stände: „Liebe, brave Tiroler, kein Jota an eurer Verfaſſung ſoll geändert werden“ 31). Es war ein Königswort. Schon ein Jahr ſpäter verſchwand die tiroliſche Verfaſſung in dem trüben Strom der montgelas'ſchen Bureaukratie, welcher ſich über das Land ergoß, die Konſkription und andere zahlloſe Plackereien und Quälereien mit ſich brachte, außerdem aber ſchon durch die brutale, nicht ſelten mit Frivolität widerlich verquickte Manier, womit die Geiſtlichkeit und die kirchlichen Dinge durch den Abſchaum bairiſcher Schreibersknechte behandelt und mißhandelt wurden, die Gefühle der Tiroler bitterlich verletzte. Die tiroliſche Frommheit mußte ſich entſetzen, wenn ein Jude mit einer Monſtranz, die er bei Verſteigerung der Kirchengeräthſchaften eines aufgehobenen Kloſters erſchachert hatte, über die Straße ging und begegnenden Bekannten ſpaßhaft damit den Segen ertheilte, oder wenn einer Jüdin mit Grund nachgeſagt wurde, ſie bediene ſich eines erhandelten Altargefäßes in ihrer Schlafkammer zu unnennbarem Gebrauch. Endlich muthete man den Tirolern ſogar zu, des hochgeliebten Namens ihres Landes ſich zu entwöhnen; Tirol ſollte fortan Südbaiern heißen[12]).

Die Verſtimmung des Volkes wurde zur gährenden Unzufriedenheit, dieſe zur wühlenden Sehnſucht nach einer Aenderung der Dinge, dieſe zum Entſchluß, bei erſter Gelegenheit die Abwerfung der bairiſchen Zwangsherrſchaft zu verſuchen. Es bildete ſich unter den Tirolern ein Bund ohne Zeichen und Loſung, ein echter und rechter, weil wortkarger Bauernbund gegen die bairiſchen und franzöſiſchen Eindringlinge, ein Bund, deſſen Hauptagenten die Wirthe waren, ein Bund, aus deſſen verſchwiegenem Dunkel, als die Zeit des Handelns gekommen, die Namen der Wirthe, Bauern und Studenten Hofer, Speckbacher, Schenk, Meyer, Straub, Sieberer, Aſchbacher, Winterſteller, Thalguter, Wörndle, Tſchöll, Eiſenſtecken, Lener, Kemenater, Ennemoſer, Wallner, des rothbärtigen Kapuziners Haſpinger, des Hauptmanns Anton von Gaſteiger, des wackeren Doktor Schneider in Vorarlberg auftauchten. Nicht zu vergeſſen auch den Namen der Freifrau von Sternbach, welche, von bürgerlicher Geburt, für Tirol viel gethan und gelitten und franzöſiſchen Offizieren, welche ſie mit dem Tod am Galgen bedrohten, das klaſſiſch-tiroliſche Wort geſagt hat: „Nun wohl, wenn ich gehenkt werden ſoll, ſo henkt mich ſo, daß mein Geſicht Oeſtreich und mein Hintertheil Frankreich zugekehrt iſt.“ Die vortretendſte Rolle im tiroliſchen Bauernſpiel fiel, ohne daß er ſie geſucht hätte, dem zweiundvierzigjährigen Andreas Hofer zu, Bauer und Kronwirth am Sand im Paſſeierthal. Nicht etwa, weil er ſeine bäuriſchen Mithäuptlinge an Intelligenz und Thatkraft überragt hätte — er ſtand im Gegentheil an Beidem mehreren derſelben bedeutend nach, insbeſondere dem „Mann von Rinn“, dem Sepp Speckbacher 33) — ſondern vielmehr, weil er in Geſtalt, Sinnesweiſe und Gebaren das wahre Ideal eines Tirolers war. Ein Mann, der breitſchulterig, prall und drall, rundgeſichtig und rothbackig, aus hellen braunen Augen höchſt gutmüthig blickend, an ſechs Fuß hoch in ſeinen Schuhen ſtand, am Hals ein kleines Kruzifix und einen ſilbernen Sankt Georg tragend, die Wellen eines prächtigen ſchwarzen Vollbarts — il Barbone hießen ihn darum die Welſchen — über das grüne Lodenwamms bis zum ſchwarzen Leibgurt hinabfließen laſſend, auf dem Kopf einen großen breitkrämpigen ſchwarzen Hut mit ſchwarzer Feder. Langſam und bedächtig ſchritt er aus, ſprach mit weicher Stimme, handhabte Stutzen, Roſenkranz und Flaſche gleich gern, liebte einen Scherz mit Weibern, aber in aller Unſchuld, war naiv-fromm und köhlergläubig ganz und gar, von ſtrengen Sitten und ohne Falſch durch und durch, leicht zu herzlichem Lachen und eben ſo leicht zu herzlichem Weinen angeregt. — Summa: ein großes Kind; aber ein Kind, das aushielt, wo Männer von gutem Metall wichen, und, nachdem Alles verloren, noch Kraft genug hatte, zu ſterben wie ein Held.

Oeſtreich bot dem tiroliſchen Bauernbund einen Rückhalt, der freilich nur Vieles verſprach und Nichts hielt. Iſt ja dieſes gerade das Große an unſerm Bauernſpiel geweſen, daß die Tiroler Alles allein thaten, während die Generale, welche Oeſtreich zu ihrer Unterſtützung ſandte, die Jellachich, Chaſteler, Fenner, Buol-Schauenſtein, Marſchall und Lebzeltern Nichts thaten als mit dem Hochmuth ſouverainer Kamaſcheneſelei auf die „dummen Bauern“ herabſehen und ſich, wo immer Gelegenheit dazu war, kläglich blamiren. Der Wiener Hof hatte ſeine Verbindungen mit Tirol nie ganz aufgegeben. Jetzt wurden die Fäden derſelben emſig angezogen und vermehrt. Sie lieſen in der Hand des tiroliſchen Freiherrn Joſeph von Hormayr zuſammen, der beim Grafen Stadion und beim Erzherzog Johann einen großen Stand hatte. Er ſollte die oberſte Leitung des Aufſtands haben und er hatte ſie eine Weile wirklich; aber auch er wußte ſeinen bäueriſchen Landsleuten gegenüber nicht den rechten Ton zu treffen. Was den genannten Erzherzog angeht, ſo hat derſelbe, wie Jedermann weiß, all ſein Lebenlang mit dem Volk ſchöngethan, vorab mit dem tiroliſchen. Er ließ ſich gern den „Mann des Gebirges“ nennen und war gegen die Tiroler ganz außerordentlich freigebig mit Verſprechungen. Ueber das Halten derſelben muß man ſich in den tiroliſchen Thälern eigene Gedanken gemacht haben, denn der Erzherzog führte ſpäter dort das Epitheton ornans „der Lugenhans“ . . . Im Winter von 1808 auf 1809 erhielt der Plan einer Schilderhebung in Tirol zu Wien feſte Geſtalt. Der Sandwirth Hofer machte ſich, im Geheimen gerufen, am 16. Januar mit zwei Gefährten dahin auf den Weg, um die letzten Verhaltungsvorſchriften zu empfangen. Um den Argwohn des franzöſiſchen Botſchafters Andreoſſy und des bairiſchen Geſandten Rechberg nicht zu frühe zu wecken, wurden die Tiroler beim Anton Steger, Büchſenſpanner des Erzherzogs Johann, verſteckt und hatten nur nächtlicher Weile ihre Zuſammenkünfte mit Hormayr. Aber das große Kind Barbone wußte ſich in dieſe Heimlichthuerei nicht zu ſchicken. Wird da eines Abends Hormayr eilig zum Miniſter Stadion gerufen, welchen er in großer Entrüſtung, heftig Tabak ſchnupfend und faſt ſtotternd vor Aufregung trifft. „Saubere Geſchichten! Sie halten nicht Ihr

Wort! Ihre Tiroler ſollten ja verſteckt bleiben, um mir nicht den Andreaſſy und den Rechberg auf den Hals zu hetzen; ſtatt deſſen laufen Sie überall herum.“ — „Excellenz, das iſt nicht wahr. Kein Tiroler bricht ſein Wort.“ — „Wie können Sie das ſagen? Ihr Bartmann oder Buſchmann oder Sandwirth ſitzt drüben im Kärthnerthortheater und zieht Aller Augen auf ſich.“ Rennt der Hormayr wie beſeſſen aus der Staatskanzlei und über den Joſephsplatz ins Kärthnerthortheater und ſieht richtig zu ſeinem großen Schrecken den Sandwirth mit Bart, Kruzifix, Sankt Georg und Allem im Parterre ſitzen. Der Freiherr läßt „dem ungariſchen Viehhändler mit dem langen Bart“ durch den Thürſteher hineinſagen, der „Landsmann mit dem Wein und den Pferden ſei angekommen und müſſe ihn auf der Stelle ſprechen.“ Barbone vernimmt kopfſchüttelnd die ſeltſame Botſchaft und kommt zögernd und langſam heraus. Hormayr zerrt ihn heftig auf die Straße. „Aber, Anderl, die Tiroler halten ſonſt Wort und du haſt mir in die Hand verſprechen, dich ſorgfältig verborgen zu halten, und jetzt läufſt du in deinem Aufzug und mit deinem bärtigen Rüſſel daher, um die Operntriller zu hören und zu ſehen, wie die Ballettänzerinnen die Beine ſtrecken.“ — „Ich hab' Nix verſprochen als mich niemals bei Tage wo ſehen zu laſſen; doch jetzt iſt es ja ſchon zwiſchen 4 und 5 Uhr ſtockrabenfinſter.“ — „Aber, Anderl, die Leute ſollten dich auch bei Nacht nicht ſehen.“ — „So, ſo? Ja, ja; aber wo iſt denn der Landsmann mit den Pferden und mit dem Wein?“ — „Herrgott, das war ja nur 'ne Finte, um dich möglichſt ſchnell aus dem Theater herauszukriegen.“ — „So, ſo? Aber jetzt kann ich doch wieder hineingehen und mich auf meinen Platz ſetzen; denn ich hab' für das ganze Stück bezahlt, hab' jetzt ſchon Viel davon verſäumt, und wenn ich jetzt fortgehen thu', ſo werden's mir bei der Kaſſ' keinen Heller mehr von meinem Geld herausgeben wollen“ 34).

Am 18. Februar von 1809 wurde Friedrich Gentz von Stadion aus Prag nach Wien gerufen, um das öſtreichiſche

Kriegsmanifeſt auszuarbeiten. Der Krieg war alſo entſchieden. Am 30. März war das Manifeſt vollendet und am 15. April ging es in die Welt[33]).“ Ein ſtyliſtiſches Meiſterſtück, legte es die Motive Oeſtreichs zur Waffenerhebung klar und ſcharf dar, betonend, daß es gelte, im Intereſſe Europa's und namentlich Deutſchlands gegen den allverſchlingenden Napoleonismus damm- und ſchrankenſetzend aufzutreten. Wärmer noch hatte ſchon am 6. April der Erzherzog Generaliſſimus in einer Anſprache an das Heer ſich ausgelaſſen, indem er demſelben zurief: „Die Freiheit Europa's hat ſich unter eure Fahnen geflüchtet; eure Siege werden ihre Feſſeln löſen und eure deutſchen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlöſung.“ Konnte man hoffen, dieſe Sprache durch Thaten zu bewahrheiten? Es ſchien ſo. Obzwar noch nicht ſo gerüſtet, wie es zu ſein ſich vorgenommen, trat Oeſtreich mit einer Streitmacht auf den Plan, welche Anfangs der des Gegners an Zahl ſowohl als an Güte des Materials überlegen war. In Wahrheit, niemals haben beſſere Soldaten die Muskete geſchultert als die geweſen ſind, welche im J. 1809 unter den ſchwarzgelben Fahnen ins Feld zogen. Der unverwerflichſte Zeuge beſtätige das. Als Schwager Murat den Napoleon leiſe zu tadeln wagte, daß dieſer nach Wagram Oeſtreich einen zu milden Frieden auferlegt habe, fuhr der große Schlachtenmeiſter den Tadler an: „Schweigt und redet nicht als Blinder von der Farbe! Ihr habt die Oeſtreicher von Aſpern nicht geſehen, alſo habt Ihr gar Nichts geſehen.“ Und zum General Jomini ſagte er: „De tous mes ennemis, les Autrichiens à Essling et à Wagram m'ont parû les plus respectables“[36]). Die Hauptarmee unter des Erzherzogs Karl unmittelbarem Befehl zog zu Anfang des März ihre Maſſen in Böhmen und im Donauthal zuſammen. Sie ſollte eine Stärke von nahezu 200,000 Mann erhalten und hatte beim Beginn des Feldzugs eine thatſächliche von 145,000 bis 150,000, war alſo vor dem April, wo erſt bedeutendere Maſſen von Franzoſen über den Rhein kamen, dem Feinde überlegen, der bis dahin in Südweſtdeutſchland nicht mehr als 75 bis 80,000 Mann muſterte. In Galizien ſtellte Oeſtreich behufs eines auf das Herzogthum Warſchau zu richtenden Angriffs unter dem Erzherzog Ferdinand 33,000 Mann auf. Eine dritte Armee, etliche 50 bis 60,000 Mann ſtark und als „Heer von Inner-Oeſtreich“ dem Befehl des Erzherzogs Johann unterſtellt, ſollte durch Steiermark und Kärnthen gegen Italien vordringen und zugleich dem Aufſtand der Tiroler ſtrategiſchen Nachdruck geben. Der Kriegsplan war von vornherein ein zu weit ausgreifender und darum die Kräfte verzettelnder. Man hätte mit ganzer Kraft in Deutſchland operiren müſſen, wo unbedingt die Entſcheidung lag. Statt deſſen ließ man ſich, wie i. J. 1805 geſchehen war, wieder durch die Rückſicht auf Italien beſtimmen, nicht bei rechter Zeit aus Böhmen mit voller Macht und Energie in das ſüdweſtliche Deutſchland vorzubrechen, um die daſelbſt ſtehenden unzulänglichen feindlichen Streitkräfte unter Davout und Oudinot vor Ankunft Napoleon's zu erdrücken und durch dieſen großen Schlag den in Mittel- und Norddeutſchland gloſtenden Volkskriegsbrand zur hellen Flamme anzufachen, was eben, wie Stimmungen und Verhältniſſe lagen, nur durch einen großen am Main, Neckar oder Rhein erzielten Erfolg möglich war, nicht mehr aber dann, wann die Oeſtreicher bis nach Wien zurückgedrängt waren und die Fürſten und Völker des Rheinbunds, wie die Lenker Preußens, von der Ueberlegenheit Napoleon's ſich auf's Neue überzeugt hatten 37). War der öſtreichiſche Generaliſſimus, welcher diesmal wirklich ein ſolcher heißen durfte, denn Stadion hatte alle Nerven angeſtrengt, der Eiferſucht des Kaiſers Franz die unbedingteſten Vollmachten für ſeinen Bruder zu entreißen, — war der Erzherzog Karl der Mann, mit dieſer napoleoniſchen Ueberlegenheit es aufzunehmen? Die Geſchichte ſagt: Nein! Es war in dem Erzherzog unzweifelhaft etwas von dem Zeug zu einem großen Feldherrn, aber lange nicht alles. Er iſt in hohem Grade das geweſen, was man einen guten „Bataillengeneral“ nennt, aber niemals ein Heerführer erſten Ranges. Er wußte daher zur Noth eine Schlacht zu gewinnen; aber er verſtand es nicht, den Sieg zu einem vollſtändigen zu machen, und noch weniger, zu einem fruchtbaren. Alle ſeine Erfolge waren, bei Licht betrachtet, erfolglos; denn mit dem Ergreifen und Vertragen einer Fahne und Dergleichen entſcheidet man vielleicht wohl ein Treffen, aber keinen Krieg.

In ſolchem Styl, deſſen Mängel er diesmal nicht damit entſchuldigen konnte, daß er nicht freie Hand hätte, war, als er ſeinen Feldzug am 9. April begonnen hatte, des Erzherzogs Heerführung von Anfang an. Es ſchien, als gälte es, der Welt zu zeigen, daß man nur verſtände, ſich ſchlagen zu laſſen. Trotz des ſchleppenden Vormarſches der Oeſtreicher an den Inn und an die obere Donau wären die napoleoniſchen Marſchälle auch jetzt noch nicht im Stande geweſen, einen concentrirten Gewaltſtoß auszuhalten; aber in dem erzherzoglichen Hauptquartier zu Regensburg herrſchte völlige Kopf- und Planloſigkeit. Als einer der beſten Generale, Radetzky, beſtimmt, in ſpäterer Zeit ein Retter Oeſtreichs zu werden, beſorgnißvoll herbeieilte und auf den Generalquartiermeiſter Prohaska mit der Frage eindrang: „Um's Himmelswillen, was iſt denn unſer Plan?“ ward ihm von Seiten des Gefragten die Antwort: „Plan? Plan? Ich weiß nicht, was Sie wollen. Mit 148,000 Mann gegen 75,000 geht man gerade auf den Feind los und ſchlägt ihn“ 38)). Ganz wie Rüchel bei Jena. Man tappte hinſichtlich der damaligen Stärke und der Stellungen des Feindes völlig im Dunkel herum, taſtete unſicher dahin und dorthin und zerſplitterte Zeit und Truppen, während Napoleon, am 13. April aus Paris abgerannt, ſchon am 16. von Ludwigsburg aus ſeine Befehle fliegen ließ, um die Fehler ſeiner Marſchälle raſch zu verbeſſern und ſeine Heermaſchine in Gang zu bringen! „Activité! Activité! Vitesse! Die Augenblicke ſind koſtbar, Alles hängt von

Stunden ab“ [39]). Und jetzt zeigte es ſich wieder recht deutlich, wie wahr das Wort, daß „unter Napoleon's Augen ſeine eigenen Generale ſich vergrößerten und die Gegner ſich verkleinerten“ [40]). Und Wahrheit auch war es, wie im italiſchen Feldzug von 1800, wenn er am 17. April zu Donauwörth zu ſeinen Soldaten ſagte: „Da bin ich wie der Blitz“ (j'arrive avec la rapidité de l'éclair). Der Erzherzog bewährte in dieſen Tagen ſeinen Feldherrnruf in keiner Weiſe. Ohne auch nur einen energiſchen Verſuch zu machen, ſeine Heerhaufen zu einem tüchtigen Schlage zuſammenzufaſſen, ließ er die verzettelten vom 19. bis zum 23. April bei Tann, Abensberg, Rohr, Landshut, Eckmühl und Regensburg nach einander ſchlagen, um, nachdem er, ohne daß es zu einer Hauptſchlacht gekommen, binnen fünf Tagen 55,000 Mann eingebüßt [41]), mit den ihm noch bleibenden 78 bis 80,000 Mann gen Böhmen zurückzuweichen. Folgte dann das traurige Nachſpiel zu dieſem traurigen erſten Kriegakt, jener abgeſchmackt-bettelhafte Brief, welchen der Erzherzog auf ſeinem Rückzug aus Neumarkt an den Sieger ſchickte: — „Sire! Ew. Majeſtät haben mir Ihre Ankunft mittelſt Kanonendonner angekündigt, ohne mir Zeit zu laſſen, Sie zu komplimentiren. Kaum unterrichtet von Ihrer Gegenwart, konnte ich dieſe durch den Schaden ahnen, den Sie mir zugefügt haben. Ich fühle mich geſchmeichelt, Sire, mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen. Ich wäre glücklich, wenn das Schickſal mich erleſen hätte, meinem Vaterlande die Wohlthaten eines dauerhaften Friedens zu verſichern. Welche immer die Glücksereigniſſe des Krieges oder die Annäherung des Friedens ſein mögen, bitte ich Ew. Majeſtät zu glauben, daß mein Ehrgeiz mich Ihnen immer entgegenführt und daß ich mich gleichmäßig geehrt halte, mit dem Degen oder dem Oelzweig in der Hand Ew. Majeſtät zu begegnen.“ Ganz wie der Brief, welchen Friedrich Wilhelm der Dritte nach dem Tag von Auerſtädt-Jena an Napoleon ſandte. Solchen Bezeigungen gegenüber war denn doch der große Zwingherr völlig in ſeinem Recht, wenn er, auf dem Marſch nach Wien begriffen, zu Linz am 1. Mai an Davout ſchrieb: „Ich werde dieſen Brief gelegentlich beantworten. So iſt dies Volk! Im Mißgeſchick ebenſo niederträchtig, wie beim leiſeſten Glücksſchein übermüthig und anmaßend“ (ces gens là sont aussi vils dans l'adversité, qu'arrogans et hauts à la moindre lueur de prosperité [12]).

Des Erzherzogs Verehrer behaupten, an den in Baiern erlittenen ſchweren Mißgeſchicken — welche auch den Erzherzog Johann, der Anfangs am Tagliamento glücklich gegen den Vicekönig von Italien geſtritten (bei Sacile, den 16. April), beſtimmten, mit dem Heer von Inner-Oeſtreich durch Kärnthen und Steiermark nach Ungarn zurückzuweichen — ſei der unſelige Umſtand ſchuld, daß Geiſt und Thatkraft des Feldherrn gerade in jenen Apriltagen durch epileptiſche Anfälle gelähmt geweſen [13]). Er faßte den Entſchluß, auf ſeinem Rückzug innezuhalten, Kehrt zu machen, über Linz den aufgeſtandenen Tirolern und der Armee des Erzherzogs Johann die Hand zu reichen und ſo mit geſammter Macht den nach Wien vordringenden Feind vom Rücken her zu umwickeln. Ein trefflicher Plan, wäre er nur ausgeführt worden. Er ward es nicht, weil die Ausführung gleich von vornherein ſo lahmte, daß man nicht einmal des Uebergangspunktes Linz ſich zu verſichern vermochte. Am 13. Mai übergab der in Wien kommandirende Erzherzog Maximilian die Hauptſtadt den Franzoſen und Napoleon nahm Quartier in Schönbrunn. Drei Tage ſpäter erreichte der Erzherzog Karl mit ſeinem Heer das am linken Donauufer Wien gegenüber hingedehnte Marchfeld, wo er Stellung nahm, mit dem Rücken an das anſteigende Gelände des Biſambergs gelehnt. Hier auf dieſem Boden wurde die zweitägige furchtbare Schlacht von Aſpern und Eßling am 21. und 22. Mai ausgefochten, ſo genannt nach den beiden Dörfern, um deren Beſitz der wüthende Kampfwirbelſturm als um ſeine Angelpunkte ſich drehte, — ausgefochten mit ziemlich gleichen Kräften, wennſchon die Franzoſen in gewohnter

Weiſe fanfaroniren, ihr Feind ſei 90,000 Mann, ſie aber nur 60,000 Mann ſtark geweſen. Die Wahrheit iſt, daß die Oeſtreicher am erſten Schlachttage den Franzoſen um etwa 15,000 Mann überlegen, am zweiten Tage dagegen, nachdem Napoleon Verſtärkungen herangezogen, die beiderſeitigen Streitkräfte nicht nur gleich waren, ſondern ſo, daß die Ueberzahl, obzwar keine bedeutende, bei den Franzoſen . . . Etwas unterhalb Wiens liegt im Donauſtrom die große bewaldete Inſel Lobau. Nach dieſer ließ Napoleon von Kaiſerebersdorf aus eine Brücke legen und von der Lobau aus eine zweite an's Marchfeldufer hinüber. Erzherzog Karl ließ das ungeſtört geſchehen, weil er im Marchfeld ſchlagen wollte. Am 20. Mai begannen die Franzoſen hinüberzugehen. Am 21. geſchah das Vorrücken der Oeſtreicher gegen die Donau und hob das blutige Ringen an, ward durch die ſinkende Nacht unterbrochen und am nächſten Morgen mit neuer Kraft und Wuth wieder aufgenommen. Es war der große Ehrentag der öſtreichiſchen Kriegsgeſchichte. Um Mittag war die Sache entſchieden: zum erſten Mal wich Napoleon beſiegt aus offener Feldſchlacht, nahezu 12,000 Todte und an 30,000 Verwundete — der Bulletinismus log, wie gewohnt, von 1100 Todten und 3000 Verwundeten — hinter ſich zurücklaſſend, während die Oeſtreicher gegen 20,000 Gefallene und Verwundete zählten. Der Schlachtenmeiſter, den man in dem Gewühle ſelber gefallen glaubte, übertrug die Leitung und Deckung des Rückzugs nach der Inſel Lobau dem Maſſena, deſſen Heroismus das weichende Heer vor Vernichtung bewahrte. Er ſelber eilte von der Lobau weg in einem Fiſchernachen nach dem Schloß Kaiſerebersdorf, wo er alsbald in einen ſechsunddreißigſtündigen todähnlichen Schlaf verfiel. Die Lage der geſchlagenen Franzoſen auf der Lobau war geradezu eine verzweifelte. Einer ihrer beſten Marſchälle hat dies offen zugeſtanden und geurtheilt, daß, wenn die Oeſtreicher in den erſten Tagen nach der Schlacht den Uebergang auf die Lobau erzwungen hätten, was ſie konnten, und wenn zugleich die Bevölkerung von Wien gegen die Franzoſen aufgeſtanden wäre, wozu ſie ſehr geſtimmt war, die geſammten auf der Inſel befindlichen franzöſiſchen Heerestrümmer, denen es gänzlich an Proviant und Munition fehlte, vernichtet oder gefangen worden wären. Aber der Erzherzog Karl vermochte ſich zur Höhe des Gedankens, den Napoleon zu vernichten, gar nicht zu erheben. Der ſo blutig erkaufte Sieg blieb unbenützt und fruchtlos. Noch mehr, der Erzherzog ſoll nur mit Mühe überzeugt worden ſein, daß er den Napoleon wirklich beſiegt habe. Schon habe er, durch Maſſena's Standhaftigkeit entmuthigt, die Befehle zum Rückzug ſeiner Armee nach dem Biſamberge geben wollen, als der „erſte Soldat von Aſpern“, der tapfere Reitergeneral Johannes von Lichtenſtein, wüthend herbeiſprengte und, ſeinen durchlöcherten Hut in die Augen drückend, ſchrie: „Was? Retiriren? Warum nicht gar? Die Schlacht iſt ja gewonnen! Die Franzoſen räumen ja das Schlachtfeld und gehen nach der Lobau hinüber“ [44]).

Wenn er aber auch unvollendet und unbenützt blieb, der Sieg bei Aſpern, ſoviel iſt gewiß, daß nach dieſem Schlag, nach dieſem Beweis von der Beſiegbarkeit des bis dahin Unbeſieglichen ganz Deutſchland in hellen Aufſtandsflammen auflodern mußte, falls die Deutſchen Spanier geweſen wären. Aber ſie waren keine Spanier. Sie ließen, wie das Unternehmen Dörnberg's und Schill's, ſo auch das noch heldiſchere des Herzogs von Braunſchweig ohne Unterſtützung zu Grunde gehen oder, wo ſie etwa eine leiſteten, war es höchſtens eine paſſive. Die Maſſen blieben ſtumpf und dumpf. Wie den Erzherzog Karl, ſo ſchien der Klapperſchlangenblick von Napoleon's Genie das geſammte deutſche Volk zu beherrſchen und zu lähmen. Ein deutſcher Arriaza, Heinrich von Kleiſt, der genialſte und bravſte der Romantiker, ſchleuderte einen „Ruf Germania's an ihre Kinder“ in das Land, den wildherrlichſten Zornſchrei, welcher jemals einer deutſchen Dichterbruſt entquollen [45]). Vergebens: er fand keinen Widerhall in der Menge. Alles hing freilich in erſter und letzter Linie von Preußen ab und Preußens König war ein ewiger Infinitiv. Vor der Schlacht von Aſpern hatte er Miene gemacht, gemeinſam mit Oeſtreich die Waffen gegen Napoleon zu erheben. Am 15. Mai hatte er zu Königsberg dem Prinzen von Oranien geradezu erklärt, er ſei entſchloſſen, dies zu thun 46). Nach der Schlacht von Aſpern wurde auf dieſe Meldung von Seiten des Prinzen hin der Oberſt von Steigenteſch aus dem öſtreichiſchen Hauptquartier nach Königsberg geſandt. Er brachte einen Brief von Kaiſer Franz, worin dieſer den König erinnerte, wie derſelbe gegen Oranien geäußert, es ſei ſeine Ueberzeugung, daß nur „eine vollſtändige und energiſche Vereinigung der Kräfte und Anſtrengungen Preußens und Oeſtreichs für die beiden Staaten eine Bürgſchaft gegen das napoleoniſche Eroberungs- und Raubſyſtem biete“, und auf ein beſchleunigtes Bündniß drang 47). Schon dieſes Drängen — der Erzherzog Karl hatte zu dem Boten ſogar geſagt: „Gehen Sie nur dem König keck zu Leibe, und wenn er ſich nicht entſchließen will, ſo kompromittiren Sie ihn!“ — mußte dem Friedrich Wilhelm, ſo wie er nun einmal war, ſehr unbehaglich machen. Er ſagte zu Steigenteſch: „Trotz der Beſorgniß, die ich haben könnte, von Oeſtreich unter Umſtänden preisgegeben zu werden, bin ich doch entſchloſſen, mich eines Tages mit Ihrem Hofe zu verbinden. Aber es iſt noch nicht Zeit. Thun Sie noch einen Schlag und wir ſind vereint.“ Vergebens beſtürmten die Königin, Graf Golz, Scharnhorſt, Blücher, ſogar Beyme den König, jetzt den Schild zu erheben. Scharnhorſt überreichte eine Denkſchrift, worin er ſagte: „Ich will nicht entehrt in das Grab ſteigen. Das würde ich aber, ſo ich Ew. Majeſtät nicht riethe, den gegenwärtigen Augenblick zu benützen, um gegen Napoleon loszuſchlagen.“ Er ſuchte dem König zu beweiſen, daß man im Stande ſei, ein Heer von 120,000 Mann aufzuſtellen, was auch wohl möglich geweſen wäre 48). Blücher verging in Stargard vor Ungeduld. Er hatte ganz beſtimmt gehofft, es werde losgehen, und Alles vorbereitet, mit den von ihm befehligten Truppen ſofort ins Feld rücken zu können. Tag für Tag, Stunde für Stunde harrte er des heiß erſehnten Signals. Es kam nicht. Da ſchrieb er dem König in den ſtärkſten Ausdrücken, er müſſe um ſeinen Abſchied bitten, maßen er es „nicht mitanſehen könne, wie der Thron zuſammenſtürze, und lieber in der Fremde Dienſte nehmen wolle, wo immer ihm Gelegenheit ſich biete, gegen die Franzoſen zu fechten“ [49]). Es half Nichts. Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, ſagte zu Steigenteſch: „Sie werden hier Nichts ausrichten; die Unentſchloſſenheit des Königs wird ihn zum zweiten Mal zu Grunde richten.“ Auf dieſen Prinzen richteten damals preußiſche Heißſporne ihr Augenmerk, welche des ewigen Infinitivs von König ſatt waren und ſich von ihrem Ingrimm bis zu dem kühnen Gedanken emporſtacheln ließen, mittelſt einer Palaſtrevolution Friedrich Wilhelm vom Throne herab und ſeinen Bruder hinauf ſteigen zu machen [50]). Es blieb freilich beim Gedanken; denn wie die Deutſchen keine Spanier waren, ſo waren die Preußen keine Leute, welche mit der ruſſiſchen Magna Charta ernſtlich handiren mochten.

Die Unbehülflichkeit des Königs ließ ſich eines Tages den wirklichen Grund ſeines Nichteingehens auf die öſtreichiſchen Vorſchläge entwiſchen. „Ach — ſagte er zu dem ihn drängenden Steigenteſch — Sie wiſſen nicht, was ich in Petersburg verſprochen habe.“ Zuzuwarten nämlich, ſtillzuſitzen, nicht mit Oeſtreich gemeinſam für Deutſchland in die Schranken zu treten. Aber dieſer Grund war nicht der einzige und auch nicht der wichtigſte. Die Wahrheit iſt, Friedrich Wilhelm hatte Argwohn gegen Oeſtreich gefaßt, welches er mit den ihm tief verhaßten Betreibungen der deutſchen Patrioten einverſtanden wähnte. Der Aufſtandsverſuch Dörnberg's, das Losbrechen Schill's hatten ihm höchlich mißfallen. Als ſeine Einwilligung nachgeſucht wurde, die Stelle in Stralſund, wo Schill ſeinen braven Reitertod gefunden, mit einem einfachen Stein bezeichnen zu dürfen, brummte er barſch: „Nicht paſſend ſein, der Inſubordination Ehrendenkmale zu errichten“[31]). Den nach Art von Mittelmäßigkeiten auf ſeine Gewalt ungemein Eiferſüchtigen überkam und übernahm die Angſt des Abſolutismus vor allen volksthümlichen Regungen, vor allem ſelbſtſtändigen Denken und Handeln von Perſonen und Völkern. Möglich auch, daß ihm von der geplanten preußiſchen Thronveränderung Etwas zu Ohren gekommen und daß er in ſeiner Beſchränktheit dieſen Plan ohne Weiteres mit den Wünſchen und Strebungen der deutſchen Patriotenpartei zuſammenwarf. Die Mahnungen Oeſtreichs ſchienen *dem Befangenen eigentlich von den geheimen patriotiſchen Ver*bindungen auszugehen, von deren Umfang und Wirkſamkeit er ſich ganz übertriebene Vorſtellungen machte[32]). In ſeinen Aengſten, in ſeinem Zorn wollte er von den Zuſagen, die er dem Prinzen von Oranien gemacht, Nichts mehr wiſſen und ſo kam es, daß Preußen i. J. 1809 das that, was der Sinnesart ſeines Königs am angemeſſenſten war: — Nichts.

## Viertes Kapitel.

## Innsbruck.

Bevor die erſten Entſcheidungen an der obern Donau gefallen, war der erſte Akt des tiroliſchen Bauernſpiels glücklich in Szene gegangen, nachdem das Geheimniß der großen Verſchwörung, welche Tauſende von Mitwiſſern zählte, bis zum letzten Augenblick mit beiſpielloſer Treue bewahrt worden. Die Umſtände waren günſtig; denn Baiern hatte, obgleich es von ſeinen einſichtigeren Offizieren und Beamten in Tirol Warnungen empfangen, nicht mehr als 1400 Mann Truppen dahin zu ſchicken vermocht, welche geringe Macht noch dazu von Kufſtein bis Brixen verzettelt war. In den erſten Tagen des April warf der Freiherr von Hormayr vom Hauptquartier des Erzherzogs Johann zu Gratz aus die letzten Anordnungen und Befehle nach Tirol herein. Der Einmarſch des Generals Chaſteler mit etwa 7000 Mann ins Puſterthal ſollte das Zeichen zum Losbruch geben. Am Morgen des 9. April ſetzten ſich die Oeſtreicher von Villach aus in Bewegung und ſofort flammten die „Kreidefeuer“ auf den Bergen, ſchwammen die Signale, Mehl, Blut, Bretter mit kleinen Fähnlein, auf Bächen und Flüſſen, erhoben ſich die Puſterer unter Führung des Peter Kemenater und führte der Sandwirth ſeine Paſſeirer über den Jaufen gen Sterzing. Hier ward der erſtere größere Erfolg erzielt. Die bairiſche Beſatzung ſtellte ſich am Morgen des 11. April auf dem Sterzinger Moos den Bauern entgegen und begrüßte ſie mit Kartätſchenfeuer. Dem ſetzte der Bartmann vom Sand ein echt bäuriſches Kriegsmittel entgegen. Er ließ beladene Heuwagen bringen und gegen die Stellung der Baiern vorfahren. Zwei kühne junge Mädchen, Anna Zorn und Maria Pichler, leiteten die Geſpanne, hinter welchen hervor treffliche Schützen nach und nach die Kanoniere wegſchoſſen und ſo das Geſchütz zum Schweigen brachten. Die Baiern wehrten ſich wacker, aber um Mittag waren ſie gezwungen, vor dem mörderiſchen Stutzenfeuer der Bauern die Waffen zu ſtrecken und ſich gefangen zu geben.

Am Abend deſſelben Tages trafen zwei bairiſche Bataillone und eine Schwadron Dragoner, befehligt vom Oberſt Wrede, und eine ſtarke franzöſiſche Kolonne in Sterzing ein. Die letztere war, vom General Biſſon geführt, auf dem Marſche von Südtirol nach Baiern, wo ſie ſich mit der großen napoleoniſchen Armee vereinigen ſollte. Am 12. April brachen die vereinigten Schaaren Wrede's und Biſſon's gegen den Brennerpaß auf. Der Aufſtand verfolgte ſie Schritt für Schritt, und während ſie im Rücken und auf beiden Flanken von den Inſurgenten ſcharf beläſtigt wurden, gingen ſie einer noch größeren Gefahr entgegen; denn am 10. hatten nach erhaltener Loſung („Es iſt Zeit!“) auch die Innthaler ſich erhoben und zunächſt unter Speckbachers und Straubs Führung das Städtchen Hall genommen. Das ganze Land ward lebendig, von allen Berghalden herab, aus allen Thälern hervor ſtrömten und brachen die bäuriſchen Krieger, welche mit dem ſcharfen Inſtinkt von Bergbewohnern die Natur ihrer Heimat zu ihrer hülfreichſten Mitſtreiterin zu machen verſtanden. Schon am 12. April war Innsbruck von den Bauern umringt und berennt. Sie ſtanden, ohne irgendwelche Oberleitung, in drei großen Haufen um die Stadt her: der erſte auf dem Berg Iſel von der Gallwieſe bis an die Sill, der zweite auf den Anhöhen über der Sillbrücke bis gegen Egerdach, der dritte auf den Halden von Kranewitten und Hötting am linken Innufer. In der Hauptſtadt führte dem Namen nach der untüchtige bairiſche General Kinkel, thatſächlich aber der tüchtige Oberſt Ditfurth den Befehl, welcher der Mann war, ſelbſt gegen eine Uebermacht glücklich zu ſtreiten. Er that auch, als am Frühmorgen des genannten Tages die Bauern von ihren angegebenen Stellungen aus kühn den Sturm auf Innsbruck unternahmen, rühmlichſt ſeine Pflicht: aber eine Stutzenkugel warf ihn tödtlich verwundet nieder. Damit war der Widerſtand der Baiern in Innsbruck zu Ende. Um 10 Uhr Vormittags rückten die ſiegreichen Bauern in die Stadt, den Reſt der bairiſchen Truppen entwaffnend und gefangen ſetzend.

Ein wunderſamer Triumph und, falls man etliche auf Anhetzung Seitens des ſtädtiſchen Janhagels von den Bauern an Juden, die mit erſchacherten Monſtranzen und Kelchen unehrerbietig handirt hatten, ausgetheilte derbe Püffe abrechnet, auch ein höchſt gutmüthiger und idylliſcher. Die bäuriſchen Sieger ſtrömten vor Allem in die verſchiedenen Kirchen, um inbrünſtige Dankgebete darzubringen, und überließen ſich dann ihrer harmloſen Freude. Hier jodelte einer in der Ueberwallung ſeines Herzens: „'s kommt mir vor, die Sonne ſcheine jetzt Tag und Nacht!“ Dort kniete ein Anderer vor dem koloſſalen öſtreichiſchen Doppeladler nieder, den man im Oratorium des Damenſtifts vorgefunden, in Prozeſſion durch die Stadt getragen und am Poſthaus aufgeſtellt hatte, und rief mit ausgebreiteten Armen und die Augen voll Thränen: „O, du lieber, ſchwarzer, ſakriſcher Schwanz, hab' ich mir's doch gedacht, die Flügel würden dir wieder wachſen!“ Wenn man erwägt, wie verhaßt die meiſten der bairiſchen Beamten ſich gemacht hatten, ſo erſcheint die Gutmüthigkeit der Erſtürmer von Innsbruck ganz erſtaunlich und höchſt ehrenhaft. Es war ſogar ein Stück Humor mit dabei. In der Wohnung des Grafen Arco, bairiſchen General-Kreis kommiſſärs, herrſchte große Furcht, die ſich zum Entſetzen ſteigerte, als eine Bande junger Burſche, von Sieg und Jubel und Wein erhitzt, die Treppen heraufſtürmte. Was richteten ſie für Unheil an? Kein anderes, als daß ſie in aller Manier baten, mit den hübſchen Töchtern des Hauſes einen Schleifer oder Hopſer tanzen zu dürfen, was, da ein Klavier vorhanden, zu beiderſeitiger Befriedigung und Freude geſchah, worauf die Sieger in Lederhoſen und Lodenwämmſern dankend abzogen [33]. Der folgende Tag brachte einen noch glänzenderen Erfolg. Unkundig der Vorfälle in Innsbruck, ſenkte ſich die Biſſon-Wrede'ſche Kolonne, zuſammen an oder über 4000 Mann ſtark, erſchöpft und hart mitgenommen durch die Treibjagd der Paſſeirer in ihrem Rücken, vom Iſelberg ins Innthal herab. Hier wurde dieſe ganze Streitmacht von den Bauernhaufen, deren Bewegungen insbeſondere Speckbacher und Straub leiteten, umzingelt und bei Wiltau zur Waffenſtreckung gezwungen. Zwei Tage darauf rückte General Chaſteler in das befreite Innsbruck ein. Er kam, nachdem die Bauern Alles allein gethan hatten, und ſo kamen er und die übrigen öſtreichiſchen Generale und Oberſten im ganzen tiroliſchen Kriege überall entweder zu ſpät oder aber ſie gingen zu früh. Sie mochten ſich ja, wie ſie kamaſchenknöpfig ſagten, nicht in den „Bauern-Rummel“ miſchen. Binnen vier Tagen hatten die Tiroler zwei Generale, Kinkel und Biſſon, 17 Stabsoffiziere, 113 Offiziere, 3500 bairiſche und 2050 franzöſiſche Soldaten zu Gefangenen gemacht, 7 Geſchütze, 800 Pferde und eine beträchtliche Kriegskaſſe erbeutet [34]. Tirol war frei, hatte ſich ſelbſt befreit. Der Freiherr von Hormayr ſtellte als kaiſerlicher Intendant die alte Verwaltung wieder her, was ſo zu ſagen im Handumdrehen geſchehen war. Der Kaiſer Franz aber ſchrieb aus Schärding (18. April) an ſeine „lieben“ und „getreuen“ Tiroler: „Ich bin durchdrungen von euren Anſtrengungen. Ich zähle auf euch und ihr könnt auf mich zählen.“ Dann aus Wolkersdorf (26. Mai): „Ihr habt mein heiliges

Wort, daß ich euch nie verlaſſen, daß ich alle meine Kräfte aufbieten werde, um die noch drohenden Gefahren von euch abzuwenden. Nie werde ich dieſer feierlich übernommenen Verpflichtung uneingedenk ſein." Endlich abermals aus Wolkersdorf (29. Mai): „Im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache, erkläre ich hiermit meiner treuen Grafſchaft Tirol, mit Einſchluß des Vorarlbergs, daß ſie nie mehr von dem Körper des öſtreichiſchen Kaiſerſtaats ſoll getrennt werden und daß ich keinen Frieden unterzeichnen werde als einen ſolchen, der dieſes Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft" [33]). Es war ein Kaiſerwort, das beim Wiener Friedensſchluß gehalten wurde. Wie, weiß die Welt.

Niemals ward einer bejochten Nation ein herrlicheres Beiſpiel gegeben als die Bauern Tirols den Deutſchen gaben; aber es verfing nicht. Denn die Nation als Ganzes war ſo herunter, daß ſie gar nicht zu faſſen vermochte, wie man Etwas thun könnte, was nicht von Oben herab befohlen würde. Wohl pries da und dort ein fühlender Sänger die Tiroler in Liedern, wohl knirſchten in Preußen ein Blücher und Manche, Viele, ſehr Viele mit ihm, daß ſie nicht thun ſollten wie die heldiſchen Bauern im Lodenwamms, wohl ging die Röthe brennender Scham über Männer- und Frauenſtirnen, daß ſolcher Muth und ſolche Treue hülflos und verlaſſen bleiben ſollten. Aber bei Alledem blieben die Tiroler hülflos und verlaſſen, ſelbſt von Oeſtreich, während in den rheinländiſchen Paſchaliks die Deutſchheit ſo mit der Wurzel ausgerottet ſchien, daß man die Tiroler daſelbſt nur für verbrecheriſche Rebellen gegen den großen Obertreiber anſah, welcher wuthſprühend befahl, die „Brigands" zu Paaren zu treiben und am 15. Mai verordnete, daß „alle Tiroler, die bewaffnet gefangen würden, erſchoſſen und aufgehängt werden ſollten und daß, wo immer in einem Dorf, in einem Kreis oder in einem Landgericht ein franzöſiſcher oder bairiſcher Soldat todt gefunden würde, daſſelbe Dorf, derſelbe Kreis oder daſſelbe

Gericht binnen 24 Stunden verbrannt und ſämmtliche angeſehene Einwohner, auch ſo ſie ohne Waffen betroffen würden, ſofort dem Strang verfallen müßten." Keine leere Drohung fürwahr; denn die Baiern, welche in zwei ſtarken, von Deroy und Wrede unter dem Oberkommando des franzöſiſchen Marſchalls Lefebvre befehligten Diviſionen um die Mitte des Maimonds zum Angriff auf Tirol verſchritten, waren entſchloſſen, die Willensmeinung Napoleons des „Großen" zu vollſtrecken. Sie trugen auf den Spitzen ihrer Bajonnette alle Gräuel einer barbariſchen Kriegsführung in die Thäler Tirols. Raub, Mord, Brand, Kirchenſchändung und Nothzucht begleiteten die Schritte dieſer Schaaren. Mongoliſches ward verübt: Kinder wurden an der Seite der Mütter niedergemacht, ſchwangeren Frauen die Leiber aufgeſchlitzt. Schon nach dem zweiten Tagmarſch mußte General Wrede ſeinen Soldaten vorwerfen, daß ſie abſcheulichſte „Grauſamkeiten, Mordthaten, Plünderungen und Mordbrennereien" verübten. Freilich wär' es ihm beſſer angeſtanden, als Befehliger dreinzufahren, ſtatt „mit Thränen in den Augen" einer beſtialiſchen Soldateska von „Menſchlichkeit" vorzufaſeln. Nachdem die kleine öſtreichiſche Truppenmacht unter der Führung Chaſteler's, welcher das Bißchen Kopf, was er früher beſeſſen, gänzlich verloren, ſeit ihn Napoleon als „Chef des brigands" geächtet hatte, bei Wörgl umgerannt und zerſprengt worden, drangen die Baiern auf Innsbruck vor, nachdem ſie die Gräuelhochzeit von Schwaz gefeiert. Es mag dahin geſtellt ſein, ob der General Wrede während dieſes Gräßlichen wirklich „im ſogenannten Schnapperwirthshauſe des obern Dorfes ſchwelgte". Aber wie es in Schwaz hergegangen, verriethen ſchon die Worte im bairiſchen Bulletin: „Die Blut- und Mordſzenen in dieſer Stadt waren ſchrecklich, die Wuth der Soldaten ohne Gränzen." In Wahrheit, Alles, was in den verwildertſten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs die Kriegsfurie Scheußliches ausgeſonnen, ward an dieſem 15. Mai von 1809 in Schwaz verübt. An 40 Perſonen wurden ohne Unterſchied von Alter und Geſchlecht, Krüppel und Kranke darunter, grauſam zu Tode gemartert, über 100 Frauen und Mädchen in Gegenwart ihrer Gatten und Eltern viehiſch vergewaltigt, auf offener Gaſſe entkleidet, von einem Berauſchten und Wüthenden dem anderen zugeſchleudert und, ſo ſie nicht unter der Schändungsqual ſtarben, nackt von dannen gejagt. Schließlich ging der geplünderte Flecken, der blühendſte Tirols, in Rauch und Flammen auf unter den Jubelrufen und Muſikfanfaren der Baiern. Nach gerichtlicher Schätzung belief ſich der erlittene Schaden der Marktgemeinde Schwaz auf 1,618,051 Gulden, eine für ein ſo armes Land ungeheure Einbuße[38]. So wütheten, Schergen des Napoleonismus, Deutſche gegen Deutſche und wohl iſt es zu begreifen und zu verzeihen, daß als nachmals im Dienſte des vergötterten Zwingherrn 30,000 Baiern in den Steppen und auf den Schneefeldern Rußlands elendiglich zu Grunde gingen, in Tirol das Wort umlief: „Das iſt für Schwaz!"

Zur Mittagszeit am 19. Mai rückten die Diviſionen Deroy und Wrede in Innsbruck ein. Abends kam der Marſchall Lefebvre. Das Bauernſpiel ſchien zu Ende. Und doch kam jetzt erſt der zweite Akt, die prächtige Peripetie. Die Tiroler überließen ſich nicht „feiger Gedanken ängſtlichem Schwanken", wie alle die Klüglinge „draußen im Reich". Es kümmerte ſie auch wenig, daß der kopfloſe Chaſteler aus dem Lande wich, nur 3000 ſeiner Soldaten zurücklaſſend, und daß auch einen feurigen Freiherrn von Hormayr ein unverkennliches „Schlottern" anwandelte. Der Sandwirth trat jetzt, wo die Herren Generale und Intendanten das Feld räumten oder zu räumen ſich anſchickten, ſo recht auf den Plan, der „Andere Hofer, ober Kommendant in Tiroll", wie er ſich von nun an ſchrieb. Er hatte auf die Hiobspoſten von Wörgl, Schwaz und Innsbruck hin ſüdlich vom Brenner die Schützenklane von Paſſeier, von Meran, vom Vintſchgau und von der Eiſack geſammelt und rückte mit ihnen gegen den Brennerpaß, auf deſſen Höhe er etliche ſchwache Bataillone öſtreichiſcher Truppen vorfand und an ſich zog. In der Stärke von ungefähr 6000 Mann ging er über den Brenner vor gegen Innsbruck und am 25. Mai that er vom Berg Iſel aus, dieſer Hauptſzene des tiroliſchen Bauernſpiels, den Angriff auf die Baiern unter Deroy. Einer der bravſten Kämpfer dieſes Tags hat uns das Weſen des Sandwirths als Heerführer köſtlich gezeichnet. „Nach kurzer Friſt ging's am 25. Mai mit ganzer Macht vorwärts. Gleich am nördlichen Ende des Marktfleckens Matrei theilen ſich die Straßen, von denen die eine links über den Schönberg nach Innsbruck, die andere rechts über die Ellbögen nach Hall führt. Dort auf dem Scheidepunkt ſtand nun Hofer in eigener Perſon, umgeben von ſeinem lodenen Generalſtab, und wies jede der vorüberziehenden Heeresabtheilungen an, entweder die eine oder die andere Straße zu ziehen, d. h. ob ſie zum linken oder zum rechten Flügel unſerer Aufſtellung zu gehören habe. Beide Hände in ſeinen Ledergurt geſteckt, erhob er nur bald den einen bald den andern Fuß und begleitete mit dieſer Gebärde jeden ſeiner Befehle. „Des geht da außen!“ ſagte er zu mir, als ich mit meiner Kompagnie an ihm vorübergezogen kam, und wies mir mit ſeinem emporgehobenen rechten Fuß die Ellbögner Straße an. „Alſo werde ich die Avantgarde bilden?“ fragte ich. „Des ſeid halt die Erſten“, entgegnete der Sandwirth. „Und was hab' ich zu thun? Worauf iſt eigentlich unſer Operationsplan gegründet?“ frug ich weiter. „Wenn Des die Baiern trefft, ſo ſchlagt darauf los und werft ſie über den Berg hinab!“ lautete kurz und inhaltsſchwer der Beſcheid, der alle weiteren Bedenken zu Boden ſchlug“ 57). Ein Mann ohne Umſchweiſe und Umſtände, der General Barbone. „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ ſagte ein frommer Cromwell bei Worceſter zu ſeinen Eiſenſeiten. „Vertraut auf Gott und wöhrt's enk ſtandhaft!“ ſagte ein frommer Hofer auf dem Iſel und anderwärts zu ſeinen Tirolern 58). Der

Kampf vom 25. Mai blieb unentſchieden, aber am 29. ward entſcheidend gefochten nach einem vom öſtreichiſchen Oberſtlieutnant Ertl entworfenen Angriffsplan. Hofer hatte die Leitung auf dem Iſel, Speckbacher und Straub bei Hall und Volders. Um Mittag war die bairiſche Streitmacht, über 7000 Mann ſtark, in die Thalniederung von Innsbruck zurückgedrängt, räumte dann die Stadt und mußte einen mühſamen Rückzug gen Kufſtein ſuchen. Tirol hatte zum zweiten Mal kühn und glücklich ſich befreit. . . . .

Derweil gingen anderwärts, auf dem großen Kriegstheater an der Donau, die Dinge ihren Gang. Einen langſamen zunächſt, einen bedeutend langſameren als der Napoleonismus bislang zu geben gewohnt geweſen. Aſpern war für den Schlachtenmeiſter doch ein wuchtiger Nackenſchlag geweſen. Er lag, während der Erzherzog Karl auf dem Marchfelde drüben feſtgewurzelt ſtand, auf der Lobau, ſeinem zerſchlagenen und zerriſſenen Heerkörper die Glieder wieder einrenkend und die Wunden ausheilend. Uebrigens ſehr ſchlechter Laune, auch körperlich herabgeſtimmt, ſchlaffſüchtig, melancholiſch zu Stunden, zwiſchenhinein gewohnter Maßen exploſiviſch. Der am 31. Mai erfolgte Tod des bei Aſpern verwundeten Marſchalls Lannes konnte doch auch nicht verfehlen, den Reſt von menſchlichem Gefühl in dem Eroberer aufzurühren. Der General Dumas war damals gerade im Lager angelangt. Bei Tagesanbruch vernahm er ſchnelles Galoppiren, eilte hinaus und erblickte den Kaiſer, welcher mit Savary geritten kam. Als er den General Frère auf der Thürſchwelle erblickte und aus deſſen Gebärden entnahm, daß der Marſchall ſo eben verſchieden ſei, hielt er ſein Pferd raſch an, ließ die Zügel fallen, hob die Hände gen Himmel und ſagte: „So endigt alſo Alles (voilà donc comme tout finit)!“ Dann wandte er ſein Roß und eilte ſpornſtreichs von dannen. Etliche Tage ſpäter ging er mit Dumas auf dem Uferraſen der Donau hin und her, nach ſeiner Gewohnheit abgeriſſene Fragen an den General richtend. Plötzlich blieb er ſtehen, legte die Hände auf den Rücken und ſagte: „General Dumas, Sie gehörten zu jenen Dummköpfen, welche an die Freiheit glaubten?" — „Ja, Sire, ich gehörte und gehöre noch zu denſelben." — „Und Sie haben wie die Andern aus Ehrgeiz an der Revolution mitgearbeitet?" — „Nein, Sire, und ich hätte ſehr ſchlecht gerechnet; denn ich ſtehe heute noch gerade auf demſelben Punkte, wo ich i. J. 1790 ſtand." — „Sie haben ſich Ihre Beweggründe nicht gehörig klar gemacht. Dieſelben können von denen der Andern nicht verſchieden ſein. Das perſönliche Intereſſe iſt immer im Spiel. Da ſehen Sie einmal den Maſſena. Er hat genug Ruhm und Ehrenſtellen erworben und doch iſt er nicht zufrieden; er möchte Prinz ſein wie Murat und Bernadotte. Er wird ſich morgen tödten laſſen, um Prinz zu werden. Das iſt die Triebfeder der Franzoſen; die Nation iſt ganz weſentlich ehrſüchtig und eroberungsgierig" [39].

Sie ging alſo um in den Tagesgedanken und in den nächtlichen Träumen des Deſpoten, die Erſchlagene vom 18. Brumaire? Er ahnte, er wußte, wußte mit geheimem Schrecken, daß ſie nicht wirklich todt und ab ſei, und vergebens ſuchte er ſich ſelbſt und Andern einzubilden, daß nur „Dummköpfe" an ihr Daſein glaubten. Die Wuth, die Beſorgniß, in welche ihn der ſpaniſche Ausbruch, die Schilderhebungen Dörnbergs und Schills, die Heldenfahrt des Braunſchweigers, die ſpäteren Aufſtandsverſuche des alten Emmerich gegen den Morgen-Wieder-Luſchtik-Jérôme und der Mergentheimer Bauern gegen den „dicken Friedr", vor Allem die glorreiche Selbſtbefreiung Tirols verſetzten, ſie bezeugten ſattſam, daß er wußte, die, welche er zu Tode gemaßregelt und zertreten wähnte, lebe, lebe ihm und allen Tyrannen des Erdkreiſes zum Trotz und niemals fehle es der Himmliſchen an Streitern und Blutzeugen. Ihm ſchwante, daß ſie eines Tages doch die rächenden Arme der Völker gegen ihn bewaffnen würde, und darum läſterte er die Ungreifbare, welche ihm immer wieder ins Ohr raunte: Ich bin da und mir zur Seite iſt meine Schweſter, die Nemeſis!

Und hörte er damals auf der Lobau vielleicht noch ein anderes Geraune? Ein Geraune von einer näher lauernden Gefahr? Wußte er, daß nach dem Schlachttag von Aſpern während ſeines langen Schlafes zu Kaiſerebersdorf eine Anzahl ſeiner Generale zuſammengetreten war, um zu berathen, was denn im Falle ſeines Todes oder ſeiner Gefangenſchaft zu thun wäre? Man wagte alſo zu denken, daß die Welt auch ohne ihn exiſtiren könnte, müßte? Ja, man wagte das. Es iſt ein ſehr denkwürdiges Zuſammentreffen, daß, während in Preußen verzweifelnde Patrioten ſich mit dem Gedanken trugen, den König-Infinitiv durch einen König-Definitiv zu erſetzen, zur ſelben Zeit in der öſtreichiſchen Armee — ein Mann wie Radetzky hat es bezeugt — die Idee Platz griff, nicht nur den unfähigen Kaiſer Franz, ſondern die ganze Dynaſtie zu entthronen, und zugleich auch im franzöſiſchen Heer unter dem Eindruck des Schlages von Aſpern und des Elends, welches die Heerestrümmer anfänglich auf der Lobau auszuſtehen hatten, eine ſehr drohende widernapoleoniſche Stimmung ſich verbreitete[60]. Es ſteht ſtark zu vermuthen, iſt aber beweiskräftig nicht feſtzuſtellen, daß der ſoldatiſche Geheimbund der „Philadelphen“, welcher zu Führern den General Malet und den Oberſt Oudet und zu Mitwiſſern Männer wie den General Foy hatte und in welchem die Traditionen der Republik ſich fortpflanzten, — daß dieſer Geheimbund damals ſehr thätig war. Möglicherweiſe iſt er zur Führung eines Streiches gegen Napoleon nur deßhalb nicht vorgeſchritten, weil der Sieg von Wagram dazwiſchen trat oder weil Oudet, der ein Mann von hoher Bedeutung geweſen ſein muß, in dieſer Schlacht fiel. In die Zeit der wochenlangen Beiwacht auf der Lobau fielen auch gewiſſe unheimliche Zettelungen Bernadotte's mit dem diaboliſchen Fouché, deren Einzelnheiten ſich ebenfalls nicht unwiderſprechlich erweiſen laſſen. Der Diaboliſche ſoll nach der Niederlage bei Aſpern den geheimen Gegnern Napoleons in der Armee aus Paris die Botſchaft zugefertigt haben: „Wir können hier nicht den Anfang machen. Wenn ihr auch nur zwölf entſchloſſene Männer habt, ſo erdroſſelt ihn in ſeinem Bette, werft ihn in einem Sack in die Donau und damit iſt Alles gut“ 61). Er wurde nicht erdroſſelt, nicht in der Donau geſäckt: ſeine Zeit war noch nicht um. Aber der Zauber ſeines Namens, ſeiner Unbeſiegbarkeit und ſeiner Macht war im Schwinden und da und dort ſah ein zukunftſchauendes Auge ſchon den Anfang vom Ende.

## Fünftes Kapitel.

# Wagram.

Erzherzog Karl, Niemand bezweifelt es, war ein ſo tapferer Mann als nur jemals einer den Degen umgeſchnallt hat. Ebenſo gewiß iſt, daß er ein theoretiſch hochgebildeter, ja gelehrter Kriegsmann geweſen. Aber ihm fehlte gerade das, was die großen Siege des Geiſtes und des Schwertes erſicht, die Urſprünglichkeit des Willens, der ſelbſtſtändige Entſchluß, die Spontaneität, die Initiative. „Es gibt keine Freiheit, keine Selbſtſtändigkeit in unſerem ganzen Verfahren“, urtheilte ein öſtreichiſcher General über den Feldzug von 1809 und derſelbe Urtheiler ſagte am 2. Juli, während der Erzherzog noch immer unthätig und wie angenagelt im Marchfeld ſtand, zu Gentz: „Unſer Generaliſſimus iſt ganz und gar wie ein Hahn, welchen man auf einen Tiſch legt und von deſſen Schnabel aus man mit Kreide eine Linie zieht. Der Hahn wähnt ſich an dieſe Linie angebunden, er glaubt den Schnabel nicht regen und bewegen zu können. So ein fataler Kreideſtrich iſt für den Erzherzog die Lobau“62)). Karl beſchränkte ſich darauf, in ſeiner Stellung bei Wagram ſich in die Verfaſſung zu ſetzen, eine abermalige Schlacht im Marchfeld annehmen zu können; allein an energiſcher Vorſorge zu dieſem Zwecke ſeinem Gegner weit nachſtehend brachte er ſeine Streitmacht im Ganzen nur auf 153,159 Mann

(171½ Bataillone Fußvolk: 137,622 M.; 154 Schwadronen Reiterei: 15,432 M.) mit 452 Geſchützen, wogegen Napoleon auf der Lobau und am rechten Donauufer während der ihm gegönnten ſechswöchigen Waffenraſt mehr als 180,000 Mann und mehr als 600 Geſchütze zum Entſcheidungskampf geſammelt hatte 63).

Am 30. Juni begann er ſeine Bewegungen, um von der Lobau aus ſeine Harſte auf das Marchfeld hinüberzuwerfen, und der Erzherzog, hoffend, dem Gegner ein zweites Aſpern zu bereiten, ſetzte dem Uebergang des Feindes auf das linke Donauufer durchaus keinen nachhaltigen Widerſtand entgegen. Man möchte faſt glauben, dem öſtreichiſchen Feldherrn habe die Strategie des Mittelalters vorgeſchwebt, wo ſich die Heerführer dann und wann mit ihren beiderſeitigen Streitkräften an einen beſtimmten Ort und auf einen beſtimmten Tag wie zu einem Duell beſtellten: ſo paſſiv wartete er des zweiten Erſcheinens Napoleons im Marchfeld. Erſt dann, als am Vormittag des 5. Juli immer gewaltigere Franzoſenmaſſen auf dem linken Ufer ſich entwickelten und Anſtalten machten, zum Angriff auf die öſtreichiſche Stellung bei Wagram vorzugehen, rührte ſich der Erzherzog ernſtlicher und ſandte auch ſeinem bei Preßburg ſtehenden Bruder Johann den Befehl, mit der Armee von Inneröſtreich über Marchegg nach dem Marchfeld zu eilen, um dem Feind in die rechte Flanke zu fallen. Noch an demſelben Tag begann bei ſchon zur Rüſte gehender Hochſommerſonne das ſiebenhunderttauſendarmige Rieſenduell von Deutſch-Wagram, wie es nach dem Orte heißt, wo beim Beginn deſſelben das öſtreichiſche Hauptquartier aufgeſchlagen war 64). Eine Art Vorſpiel zu Leipzig, dieſes Wagram, wirklich eine Art von Völkerſchlacht: hüben Franzoſen, Deutſche aus den rheinbündiſchen Paſchaliks, Italiäner, Dalmatiner und Portugieſen; drüben Deutſche, Slaven, Magyaren, Wallonen, mit eingeſprengten Wälſchen aus Italien und ſogar aus Frankreich (Emigranten).

Auch Engländer und Ruſſen waren da, wenigſtens als Zuſchauer, jene bei den Oeſtreichern, dieſe bei den Franzoſen. Einer dieſer Gäſte, ein Deutſch-Ruſſe aus Livland, ſah den Schlachtenmeiſter in's Marchfeld reiten. „Wir waren glücklich hinübergekommen und mein Auge forſchte nach ihm, der die Seele des Ganzen war. Da kam er, ernſt, ſchweigend, aber heiter. Die Ergebniſſe, die er um ſich ſah, mußten ihn zufriedenſtellen: der Uebergang war glücklich bewerkſtelligt, in dem ungeheuren Gewühl die größte Ordnung, zahlloſe Maſſen wie an einem Faden von ſeinem Willen geleitet. Es war wunderbar, dieſes ſtille Geſicht inmitten der vielen bewegten zu ſchauen. Ein inkarnirter, feſter Gedanke. Als er zu reden begann und geſtikulirte und dabei ſein Antlitz faſt daſſelbe unbewegte blieb, erſchien er mir als ein entſchloſſener, von der Luſt des Spiels unwiderſtehlich ergriffener Spieler, der ſich zur Zeit in Beſitz unerſchöpflicher Geldmittel ſieht und meint: Der allerletzte Satz iſt doch mein und damit der Gewinn“ 63).

Die erſten Gänge am Abend und in der Nacht vom 5. Juli blieben unentſchieden oder fielen ſogar zum Nachtheil Napoleons aus. Früh am Morgen des 6. Juli entbrannte der Kampf mit voller Wuth auf der ganzen Schlachtlinie. Die Oeſtreicher ſchlugen ſich heldiſch, über alles Lob erhaben. Aber im Vorſchritt des mörderiſch-hartnäckigen Spiels machten ſich die Folgen der Fehler oder vielmehr des einen großen Fehlers des Erzherzogs mehr und mehr fühlbar. Seine Sucht der „weiten Umgehungen“, mittelſt welcher Napoleon auf beiden Seiten umfaßt werden ſollte, hatte ihn verleitet, ſeine Streitmacht übermäßig auszudehnen, was um ſo tadelnswerther, da er mit einer bedeutenden Uebermacht zu thun hatte. So blieb ihm keine Reſerve und ſeine weitgeſtreckten Linien kamen in Gefahr, vom Feinde durchbrochen zu werden, welcher ſeinen Gewalthaufen dicht um Raſchdorf zuſammengezogen hatte, um denſelben von da auf den entſcheidenden Punkt werfen zu können. Trotzdem flogen die Wagſchalen von Sieg und Niederlage bis um Mittag ſo unentſchieden auf und ab, daß gerade jetzt ein Augenblick eintrat, wo, nach furchtbar blutiger Vereitelung des franzöſiſchen Verſuchs, das öſtreichiſche Centrum zu durchbrechen, der Verluſt der Schlacht für Napoleon vielleicht nur dadurch verhindert wurde, daß auf öſtreichiſcher Seite nicht ſchnell genug etliche Reiterregimenter bei der Hand waren, um auf den für eine Weile entſetzlich verwirrten Knäuel der Feinde losgelaſſen zu werden[66]. Allein dieſer günſtige Moment verſtrich unbenutzt und der Erzherzog Johann kam ebenfalls nicht. Zwar hatte Napoleon gegen deſſen Eingreifen in die Schlacht Vorbereitungen getroffen, jedoch keine genügenden, und die Sachlage war ſo, daß ſein rechtzeitiges Eintreffen bei Markt-Neuſiedel von höchſter Bedeutung ſein mußte. Aber er kam nicht und der Erzherzog Karl hat bekanntlich dieſem Nichtkommen den Verluſt der Schlacht ſchuldgegeben. Der Erzherzog Johann wollte ſeinerſeits natürlich dieſe Schuld nicht auf ſich ſitzen laſſen und behauptete, der Generaliſſimus habe ihm den Marſchbefehl zu ſpät zugefertigt. War dem ſo? Nein. Der Prinz von Reuß bezeugt: „Morgens 8 Uhr am 6. Juli übergab ich zu Marchegg dem Erzherzog Johann den Befehl des Erzherzogs Karl, ſeinen Marſch zu beſchleunigen und an der Schlacht theilzunehmen. Der Erzherzog Johann ſchien dieſen Befehl mit Begeiſterung zu empfangen“ — (er hat ſein Lebenlang erforderlichen Falls den Begeiſterten gut zu ſpielen verſtanden) — „nachdem er ſich aber mit ſeinen Generalen berathen“ — (wozu denn in ſolcher Lage erſt noch eine Berathung?) — „befahl er, die Truppen ſollten Raſt machen und abkochen. Als er ſich dann endlich gegen Siebenbrunn zu wieder in Marſch ſetzte, war es zu ſpät“[67].

Mittag war vorüber. Noch hielt das öſtreichiſche Centrum bei Aderklaa dem wiederholten Anſturm der Franzoſen Stand und war der rechte Flügel ſogar gegen Aſpern und Eßling zu noch im Vordringen. Aber der linke war geworfen, und da das gerade hier dringend nothwendige und erwartete Eingreifen des Erzherzogs Johann nicht erfolgte, ſo war von dieſer Seite her eine unheilvolle Ueberflügelung zu befürchten. Dies zu vermeiden, brach Erzherzog Karl die Schlacht ab und befahl den Rückzug auf der Znaymer Straße, welcher Rückzug in ſo feſter Ordnung erfolgte, daß Napoleon der Haltung des abziehenden Feindes ſeine Bewunderung nicht verſagte. Es war ein merkwürdiges Vorkommniß, daß die das Schlachtfeld Räumenden mehr Trophäen mit ſich fortnahmen als die daſſelbe Behauptenden zurückbehielten. Die Oeſtreicher nämlich hatten nur 1 Fahne eingebüßt und 9 Kanonen, die Franzoſen dagegen 11 Geſchütze und 12 Adler. Jedes der beiden Heere hatte dem andern gegen 7000 Gefangene abgenommen. Der franzöſiſche Verluſt an Todten und Verwundeten betrug 14,000 Mann, während der öſtreichiſche ſich auf 20,000 Mann ſtellte. Ein Urtheilsfähiger, der General Bubna, äußerte gegen Gentz über die Schlacht: „Wenn der Erzherzog Alles an Alles hätte ſetzen wollen, ſo hätte er den Sieg gewinnen können und ſogar einen vollſtändigen und entſcheidenden Sieg. Aber falls es ſchief gegangen, ſo war die Armee vernichtet und die Monarchie zum Teufel. Einmal entſchieden, kein ſo verwegenes Spiel zu ſpielen, mußte er den Kampf gerade in dem Augenblick abbrechen, wo er es that“[68]). Zwiſchen 2 und 3 Uhr Nachmittags, als der Rückzug der Oeſtreicher ein allgemeiner geworden, hielt Napoleon inmitten ſeiner Fußgarde, fertigte Kuriere mit der Siegesbotſchaft ab und befahl, ſein Zelt aufzuſchlagen. Noch bevor man damit zu Stande gekommen, ſtieg er vom Pferde. ſein Mameluk breitete einen kleinen Teppich auf dem Graſe aus und der ermüdete Imperator legte ſich darauf nieder, ſofort einſchlafend. Um ihn vor den brennenden Sonnenſtralen zu ſchützen, ward eine Pyramide von Trommeln aufgethürmt und ſeine Grenadiere bildeten ein Viereck, um den Schlafenden vor dem Zertretenwerden zu ſchützen. Generale, Miniſter und Offiziere aller Grade lagerten ſich umher, alle das tiefſte Schweigen beobachtend, bis Davout angeritten kam, verkündend, die Schlacht ſei gewonnen 69)). Sie ward jedoch zur wirklich gewonnenen erſt durch ihre Folgen, ſie ward es erſt, als, nachdem am 10. und 11. Juli bei Znaym noch einmal heftig und unentſchieden gekämpft worden, der Erzherzog Karl die von ſeinen beſten Generalen getheilte Ueberzeugung gewann, daß man eilen müſſe, Frieden zu ſchließen. Er ſandte, noch während des Treffens bei Znaym, den Fürſten Johannes von Lichtenſtein zum Franzoſenkaiſer und ließ einen Waffenſtillſtand vorſchlagen, welcher noch am Abend des 11. Juli zu Znaym vereinbart wurde und über ein Drittel der öſtreichiſchen Monarchie in den Händen Napoleons ließ. Der Erzherzog that dies ganz auf eigene Hand, ſo daß ihm Kaiſer Franz, der keineswegs ſchon zum Frieden geneigt war, verwundert und vorwurfsvoll aus Komorn ſchrieb: „So iſt es denn wahr, daß Sie den Waffenſtillſtand unterzeichnet haben?“ 70)) Gekränkt, legte der Erzherzog den Heerbefehl nieder: ſeine Feldherrnrolle war ausgeſpielt für immer. Trotzdem daß durch ſeinen Rücktritt die bedenklichſte Zerrüttung im öſtreichiſchen Heerweſen einriß, während Napoleon außerordentliche und erfolgreiche Anſtrengungen machte, die furchtbaren Lücken in ſeiner Armee wieder auszufüllen, hielt Kaiſer Franz, im Schloß Totis in Ungarn beim Fürſten Eſterhazy zu Gaſt, noch eine gute Weile mit Zähigkeit an ſeiner Abneigung gegen den Frieden feſt. Erſt am 17. Auguſt begannen zu Ungariſch-Altenburg zwiſchen Metternich und Champagny die Friedensunterhandlungen, welche aber gar nicht vom Flecke wollten. Und es gab nicht nur am öſtreichiſchen Hoflager, ſondern auch anderwärts Leute, welche nicht gewillt waren, die Waffen niederzulegen. So der tapfere Braunſchweiger, welcher jetzt, von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, mit ſeiner ſchwarzen Schaar von den Gränzen Böhmens bis zur Nordſee ſich durchſchlug und zu Elsfleth von engliſchen Schiffen aufgenommen wurde (7. Auguſt). So auch das Volk von Tirol, wo der dritte Akt des glorreichen Bauernſpiels inzwiſchen begonnen hatte.

Von Seiten des wiener Hofs geſchah zur Unterſtützung der Tiroler, nachdem ſie ſich zum zweiten Mal ſelber befreit hatten, Nichts, rein Nichts. Der Kaiſer Franz hatte aller ſeiner großartigen, dem treuen Bergvolke gegebenen Verſprechen völlig vergeſſen und ebenſo ſein „lieber Herr Bruder“ — die lieben Herren Brüder liebten ſich bekanntlich wie Iſegrim und Reineke — der Erzherzog Johann. Ein Klügling wäre daher vollauf berechtigt geweſen zu ſagen: Es iſt der Gipfel der Thorheit, für eine ſolche Dynaſtie ſich zu ſchlagen; für Leute wie dieſer Franz und dieſer Johann Leib und Leben zu wagen — und ein Nützlichkeitsmann hätte rechtgehabt, den ganzen tiroliſchen „Bauern-Rummel“ als unpraktiſch und ſchädlich zu verurtheilen. Aber die Tiroler waren keine Klüglinge, keine Utilitarier, ſondern nur ein naturwüchſiges Volk, welches lange nicht „gebildet“ genug war, um zu begreifen, daß es klug und praktiſch, vor dem Erfolg und der Macht knechtiſch-feig ſich zu ducken, — ein naturwüchſiges Volk, welches, ohne je eine Zeile von Schillers Tell geſehen zu haben, ſich's in den harten Kopf geſetzt hatte, der Welt zu zeigen, daß noch immer ſo ein Befreiungsdrama thatſächlich über die Bretter der Weltgeſchichtsbühne gehen könne .... Die Tiroler waren, wohl nicht unabſichtlich, mit der falſchen Nachricht getäuſcht worden, bei Wagram hätten die Oeſtreicher geſiegt. Erſt in den letzten Tagen des Juli kam die Botſchaft vom Znaymer Waffenſtillſtand, worauf die wenigen öſtreichiſchen Truppen, welche noch im Lande geſtanden, daſſelbe verließen, durch das Puſterthal abmarſchirend, während ſich unter dem Oberbefehl des Marſchalls Lefebvre vom Norden, Nordoſten, Nordweſten und Süden her an 50,000 Mann Baiern, Rheinbündler, Franzoſen und Italiäner gegen Tirol und Vorarlberg in Bewegung ſetzten.

Schon am 30. Juli war Lefebvre ohne Widerſtand gefunden zu haben in Innsbruck eingerückt, Allen, welche die Waffen abliefern und ſich bis zum 10. Auguſt unterwürfig ſtellen würden, eine Amneſtie verheißend, welche freilich durch die Bekanntmachungen der bairiſchen Civilkommiſſäre, daß alle Bewohner Tirols für den Schaden, welchen der Aufruhr angerichtet, haftbar ſein ſollten, ganz illuſoriſch gemacht wurde. Aber das arme Land ſchien Alles über ſich ergehen laſſen zu müſſen und zu wollen. Nirgends zeigte ſich Gegenwehr und die feindlichen Kolonnen ſchoben ſich ungehindert über den Brenner vor. Selbſt kühnſten Kämpfern war der Muth entwichen: ſogar der Speckbacher war im Begriffe, im Geleite der abziehenden Oeſtreicher unter General Buol das Land zu verlaſſen.

Einer jedoch hielt aus und machte auch Andere wieder aushalten, der Sandwirth. Er hatte ſich von ſeinem Haus im Paſſeierthal über den Jaufen in ein geheimes Verſteck geflüchtet, als der Feind über den Brenner gen Sterzing gerückt kam. Dann begab er ſich nach Lienz, um über den Stand der Dinge Gewißheit zu erlangen. Auf dem Rückweg begegnete ſein Wägelchen bei St. Nepomuk zwiſchen Unterwinkel und Brunecken einem Leiterwagen, worauf unter öſtreichiſchen Offizieren, welche zum abziehenden Korps Buols gehörten, ein Lodenwammsmann ſaß. Im Vorbeifahren erkannte der Sandwirth den Speckbacher. „Seppel — ſchrie er — was? Auch du willſt mich im Stich laſſen? Geh' nit mit ihnen, ſie führen dich der Schande zu!“ Wie das der Mann von Rinn hört, greift er nach ſeinem Stutzen, ſchwingt ſich, ohne ein Wort zu ſagen, vom Wagen, rennt barhäuptig dem Hofer nach und kehrt mit ihm heimwärts, um noch einmal loszuſchlagen. Denn, wirklich und wahrhaftig, noch einmal wollten dieſe heldiſchen Bauern losbrechen und ſchon am 4. Auguſt erging aus einer vergletſcherten Felsſchlucht an der Oſtgränze des Paſſeierthals des durch Lefebvre geächteten Sandwirths abermaliger Waffenruf, der alſo anhob: „Herzallerliebſte Tiroler, abſonderlich aufrichtige Paſſeirer! Wegen Gott, Religion und Vaterland wollen wir ſtreiten —" und unterfertigt war: „Euer treues Herz, Andere Hofer, Oberkommendant von Paſſeir, dermal wo ich bin" [71]). Der Ruf zündete. Die bäuriſchen Häuptlinge ſammelten wieder ihre Klane und abermals begann von allen Berghalden herab und aus allen Schluchten und Thälern hervor das Geknall und Halloh der großen tiroliſchen Jagd. Großpraleriſch ſchalt der franzöſiſche Marſchall am 6. Auguſt zu Sterzing auf „das dumme Bauernvolk, welches ſeiner Macht widerſtehen wolle." Am 11. Auguſt war er wieder in Innsbruck zurück, aber nicht als Sieger, ſondern als abgehetzter Flüchtling, von allen Seiten her Botſchaften empfangend, daß, wie er ſelbſt, ſo auch ſeine Generale und Oberſten allenthalben von dem „dummen Bauernvolk" vollſtändig geſchlagen worden ſeien. „Verflucht dieſes Land!" rief er aus. „Nicht einmal in Spanien hab' ich ſo Etwas gefunden!" Am 13. Auguſt unternahmen die Tiroler, im Centrum geführt von Hofer, auf den beiden Flügeln von Speckbacher und Haſpinger, von ihrem glorreichen Berg Iſel herab den entſcheidenden Angriff auf den Feind im Innthal. Er gelang. Am folgenden Tag begann Lefebvre den Rückzug und acht Tage ſpäter war Tirol der Feinde wiederum gänzlich los und ledig und zum dritten Mal frei. Am 15. Auguſt zog der Sandwirth in Innsbruck ein und begann von der dortigen Hofburg aus ſein Heimatland als „ober Kommendant von Tiroll" zu regieren. Ein eigenthümlich Stück von Regiment, unter deſſen Akten ſich manches Abſonderliche findet. So das Hofer'ſche Edikt vom 25. Auguſt 1809: — „Viele meiner guten Waffenbrüder und Landesvertheidiger haben ſich geärgert, daß die Frauenzimmer von allerhand Gattungen ihre Bruſt und Armfleiſch zu wenig oder mit durchſichtigen Hadern bedecken und alſo zu ſündhaften Reizungen Anlaß geben, welches Gott und jedem chriſtlich Denkenden mißfallen muß. Man hofft, daß ſie ſich zur Hintanhaltung der Strafe Gottes beſſern, widrigenfalls aber ſich ſelbſt zuſchreiben werden, wenn ſie auf eine unliebige Art mit Dreck bedecket werden." Doch es iſt wohlbezeugt, daß, ſo lange der gute Anderl das Oberkommando in Tirol führte, überall Einigkeit, Ruhe, Ordnung und Sicherheit geherrſcht hat. Und wie urgemüthlich ging es dazumal in der innsbrucker Hofburg her! Paſſeirer Schützen ſaßen Schildwacht auf den Treppen und in den Korridoren. In ſeinem Audienzzimmer arbeitete der Sandwirth hemdärmelig mit ſeinen Schreibern, während Bauern mit hunderterlei Anliegen fortwährend unangemeldet kamen und gingen. Die Lebensweiſe war tiroliſch-bäuriſch: man ſang, pfiff, rauchte, trank, putzte die Lichter mit den Fingern, und bevor der Oberkommandant ſich Abends zur Ruhe begab, wurde ein kirchliches oder auch ein kriegeriſches Lied geſungen, wobei er den Vorſänger machte. Und wie beiſpiellos billig that der Anderl ſeine Regentenſchuldigkeit! Seinen Wein ließ er ſich von Hauſe kommen und im Uebrigen verurſachte ſeine geſammte Beköſtigung dem Lande einen täglichen Aufwand von 45 Kreuzern[72]).

Inzwiſchen redeten zu Ungariſch-Altenburg Metternich und Champagny noch immer über den Frieden hin und her, ohne zu einem Ziele zu kommen. Anfänglich hatte Napoleon ſeine Bedingungen ſo hoch geſpannt, daß er von Oeſtreich Länderabtretungen mit gegen 8 oder gar 9 Millionen Bewohnern forderte. Dann war er auf die Hälfte heruntergegangen; denn es mußte ihm daran liegen, den Friedensſchluß zu beſchleunigen. Kaiſer Franz ſeinerſeits zauderte. Zu ſeiner nächſten Umgebung war die kriegeriſch geſinnte Partei noch immer obenauf, voran die Kaiſerin Beatrice, welche ihrem Gemahl zuſprach: „Lieber Alles zu leiden, als ſich durch demüthigende Bedingungen zu retten." Allein da die urtheilsfähigſten öſtreichiſchen Generale erklärten, noch eine Schlacht verlieren hieße Oeſtreich verlieren, mußte man ſich zu Totis ſchon dazu verſtehen, die Friedensverhandlungen ernſtlicher anzufaſſen. Kaiſer Franz ließ daher Metternich und Champagny in Altenburg mitſammen plaudern und ſandte ſeinen Generaladjutanten Bubna Behufs einer unmittelbaren Unterhandlung mit Napoleon nach Schönbrunn. Dieſe Sendung wiederholte ſich und man kam einander allmälig näher. Der Franzoſenkaiſer ſcheint an der Perſönlichkeit des öſtreichiſchen Unterhändlers Gefallen gefunden zu haben; denn er ließ ſich dem General gegenüber in einer Weiſe gehen, wie zu thun es zu dieſer Zeit ſonſt nicht eben mehr ſeine Sache war. Hier etliche dieſer von der Hand eines Wiſſenden aus Bubna's Mund uns überlieferten napoleoniſchen Auslaſſungen: — „Oeſtreich wird nach Frankreich immer die bedeutendſte Feſtlandsmacht bleiben. Ihr ſeid teufelmäßig ſtark. Im Bündniß mit Rußland, glaubte ich keinen ernſtlichen Kontinentalkrieg beſtehen zu müſſen, und gar einen ſolchen Krieg! . . . Frankreich iſt heute, was es längſt geweſen ſein würde, falls die Bourbons zu regieren verſtanden hätten. Es wird aber nicht immer das ſein, was es jetzt iſt. Noch zehn oder fünfzehn Jahre, ich werde krepiren (je creverai) und ihr werdet von Neuem thun können. was euch beliebt. . . . Ich habe Urſache, mit dem Kaiſer von Rußland zufrieden zu ſein. Er hat dem Geſchrei der Nation und der Armee zum Trotz feſt an mir gehalten und er hat gut gethan; das Volk kann man nie zufriedenſtellen. . . Was mir meine Ueberlegenheit über euch gab, war, daß ich unausgeſetzt in angreifender Bewegung blieb, wodurch ich eure Bewegungen von den meinigen abhängig machte. Ich entwerfe nie einen Schlachtplan zum Voraus, nicht einmal am Vorabend einer Schlacht, ſondern immer erſt in dem Augenblick, wo ich die Stellung des Feindes ſehe und ſeine Abſichten errathe. . . Eure Armee wäre ſo gut wie die meinige, wenn ich ſie kommandirte; jedes andere Heer, welches ſich mit dem eurigen meſſen wollte, das preußiſche, das ruſſiſche, würde geſchlagen werden. . . Ich werde vielleicht einen Zug nach Indien unternehmen. Ich nenne

Indien, um Etwas zu nennen. Aber ich ſeh' es vorher, nachdem wir Frieden geſchloſſen haben werden, wird es nicht lange anſtehen, bis ihr meine Plane abermals durchkreuzt. Ich will annehmen, dieſer Friede werde etwa 6 Jahre währen, aber dann werdet ihr neue Händel mit mir ſuchen ... Warum über den Verluſt etlicher Länderfetzen einen ſolchen Jammer aufſchlagen? Ihr werdet ſie doch eines Tages wieder zurückerhalten. So, wie es jetzt iſt, kann es bleiben, ſo lange ich lebe. Frankreich kann dieſſeits des Rheins keinen Krieg führen. Ich hab' es gekonnt, aber mit mir wird das und Alles aus und vorbei ſein!" Der Augenblick, wo der große Schlachtenmeiſter dieſes merkwürdige Wort ſprach, iſt ohne Frage der letzte großartig lichte geweſen, bevor das Delirium des „Furor Caesaris" mit voller Macht über ihn kam. Was die Bedingungen betraf, unter welchen er Oeſtreich den Frieden gewähren wollte, ſo betonte er beſonders eine, die illyriſche: — „Illyrien muß ich beſitzen, um, falls Oeſtreich mit der Pforte bräche, es ganz in der Hand zu haben und Rußland den Daumen auf's Auge drücken zu können. England aber mag wie ein Meerungeheuer aus der wüſten See zuſchauen, wie ich eine neue Welt zurechtmache" 73).

Kaiſer Franz jedoch gab noch nicht nach. Dieſes Monarchen Seele war aus hagebuchenem Holz geſchnitzt: trocken, unelaſtiſch, ſchwunglos, aber zähe, ſehr zähe. Da trieb Napoleon in dieſe hölzerne Zähigkeit einen Keil, der ſie ſpaltete. Er hatte ſchon früher den Gedanken hingeworfen, er ſei bereit, Oeſtreich in ſeinem Länderbeſitz ganz unangetaſtet zu laſſen, falls Kaiſer Franz zu Gunſten des Erzherzogs Ferdinand, ſeines Bruders, der Krone entſagte. Jetzt gab er dem General Bubna den Auftrag, dieſen Antrag förmlich dem Kaiſer zu machen 74). Das half. Franz hätte die Krone Oeſtreichs lieber zu Müll zerſchlagen als auf dem Haupte eines ſeiner Brüder im Vollglanz geſehen. Aber auch dem Napoleon ward in dieſen Tagen ein ſehr merkbarer „Drucker“ aufgeſetzt. Es war am 12. Oktober, als der Kaiſer im Schönbrunner Schloßhof bei der Parade ſeiner Garden erſchien, wie er täglich zu thun pflegte. Da drängt ſich ein junger Mann wiederholt in die Nähe des Gewaltigen, vorgebend, er wolle demſelben eine Bittſchrift überreichen. Die zudringliche Beharrlichkeit fällt auf, der junge Mann wird auf Veranlaſſung des Generals Rapp, eines der vertrauten Adjutanten Napoleons, feſtgenommen, unterſucht, im Beſitz eines langen Meſſers gefunden, befragt und erklärt ruhig, er habe beabſichtigt, den Kaiſer zu ermorden, um ſein Vaterland von napoleoniſcher Tyrannei zu befreien. Napoleon läßt den Attentäter, den achtzehnjährigen Predigersſohn Friedrich Staps aus Naumburg vor ſich bringen und erſtaunt, daß ein ſo mädchenhaft ſanft und weich ausſehender Jüngling in ſeiner jungen Seele einen ſo verzweifelten Entſchluß ausgebrütet habe. „Was wollten Sie mit Ihrem Meſſer?“ — „Sie tödten.“ — „Sie ſind ein Verrückter oder ein Illuminat.“ — „Ich bin nicht verrückt und weiß gar nicht, was ein Illuminat iſt.“ — „Corviſart, fühlen Sie doch dieſem jungen Fanatiker den Puls.“ Der Leibarzt gehorcht und erklärt, daß der Pulsſchlag ganz regelmäßig, ohne die geringſte Abweichung. „Warum wollten Sie mich tödten?“ — „Weil Sie das Unglück meines deutſchen Vaterlandes.“ — „Sie ſind ein exaltirter Kopf. Ich will Ihnen verzeihen.“ — „Ich will keine Verzeihung.“ — „Aber wenn ich Ihnen dennoch das Leben ſchenkte?“ — „Da thäten Sie unrecht; denn ich würde abermals verſuchen, Sie zu tödten.“ Und mit derſelben eiſernen Entſchloſſenheit ging der arme Junge, ruhig und feſt erklärend, daß ſeine Abſicht ſein alleiniges Eigenthum ſei und daß er keinen Mitwiſſer habe, in den Tod, als er, einer Militärkommiſſion zu raſcher Verurtheilung übergeben, am folgenden Morgen beim Tagesgrauen in einem Winkel des Schönbrunner Parkes erſchoſſen ward[73]).

Alſo auch in dem Volke der Geduld gährte und kochte es, wie es ſonſt nur in ſüdländiſch-heißen Köpfen zu gähren und zu kochen pflegt? So furchtbar wuchtete des Weltdeſpoten Joch auf den Menſchen, daß die Verzweiflung ſo weichen und reinen Jünglingen, wie Staps einer war, den Mordſtahl in die Hand drückte? Denn der Attentäter vom 12. Oktober blieb nicht allein. Im Februar von 1811 machte ſich der neunzehnjährige Ernſt von der Sahla aus ſeiner ſächſiſchen Heimat nach Paris auf, um Napoleon zu ermorden. Verhaftet, geſtand er dem damaligen Chef der kaiſerlichen Polizei, dem Savary-Rovigo, „avec la candeur d'une âme qui n'était point encore souillée“ ſeine Abſicht. Auf Napoleons Befehl ward er, „pour éviter d'éclat“, in Vincennes, dann in Saumur eingeſperrt und 1814 nach dem Einmarſch der Verbündeten befreit. Aber er war von ſeinem Gedanken förmlich beſeſſen. Denn nach der Achtung des aus Elba zurückgekehrten Napoleon durch den wiener Kongreß eilte von der Sahla abermals nach Paris, um die Acht zu vollſtrecken und zwar mittelſt Knallſilbers. Am 6. Juni 1815 dem Kaiſer an der Pforte zum Sitzungsſaal des geſetzgebenden Körpers auflauernd, glitt er auf den Stufen aus, fiel und wurde durch die Exploſion des Knallſilbers, das er bei ſich trug, ſchrecklich zugerichtet. Im Gefängniß La Force nothdürftig geheilt, kam er nach dem zweiten Einzug der Verbündeten in Paris wieder los; aber überdrüſſig eines Lebens, deſſen Zweck er verfehlt wähnte, ſtürzte er ſich in die Seine und ſtarb, zu ſpät herausgezogen, in der Charité[76].

Der Paſtorſohn aus Naumburg mit ſeinem langen Meſſer und ſeinem heldiſchen Todestrotz machte den Eroberer und Unterdrücker damals zu Schönbrunn ſehr nachdenklich. Ueberhaupt war Etwas in der Luft, was früher nicht in der Luft des geduldigen Deutſchlands geweſen war. Wie verſchieden dieſer ganze Krieg von 1809 von denen der Jahre 1805 und 1806! Die Aufſtandsverſuche in Heſſen und Franken, die Züge Schills und Braunſchweigs, die dreimal ſiegreiche Erhebung der Tiroler, endlich dieſer achtzehnjährige Knabe mit ſeinem unerſchütterlichen Mordentſchluß, — ah, das Alles gab dem Napoleon Gründe genug, beſorgnißvoll zu Champagny zu ſagen: „Si la paix ne se fait pas, nous allons être entourés de mille Vendées. Il est temps de finir.“ Ja, man mußte ein Ende machen, um ſo mehr, da dem Imperator der mit Flüchen gemiſchte Zuruf, womit ſeine Soldaten im Gewühle des Rückzugs von der Aſpern-Walſtatt nach der Lobau ſich an ihm vorbeigedrängt hatten, der Zuruf: „Eh bien, petit caporal, êtes-vous foutu à présent?“ ihm unangenehm in den Ohren nachklang, als eine Warnung, daß auch die Franzoſen kriegsſatt werden könnten[77]). Er gab alſo um Etwas nach, Kaiſer Franz aber um Vieles und ſo ward am 14. Oktober der Friede von Wien geſchloſſen. Oeſtreich büßte durch denſelben etwa 2000 Geviertmeilen Landbeſitz mit mehr als 3 Millionen Bewohnern ein: es trat ab an den Rheinbund das Innviertel und die Hälfte des Hausruckviertels, ferner Salzburg und Berchtesgaden; an das Königreich Italien Görz, Trieſt, Krain, ein Stück von Kärnthen und alles Land am rechten Ufer der Save vom Austritt dieſes Fluſſes aus Krain an bis nach Bosnien hinab; an das Herzogthum Warſchau Weſt- und Neu-Galizien; an Rußland einen altgaliziſchen Bezirk mit 400,000 Bewohnern. In geheimen Artikeln wurden überdies Oeſtreich noch verſchiedene mehr oder weniger ſchwere Bedingungen auferlegt: ſo die zwei, daß es den Beſtand ſeines Heers auf 150,000 Mann verringere und eine Kriegsſteuer von 55 Millionen Francs entrichte. Endlich anerkannte Oeſtreich das Schalten und Walten des Napoleonismus in der apenniniſchen und pyrenäiſchen Halbinſel, verſprach, allen Verkehr mit England abzubrechen, und gab den Tirolern ausreichende Gelegenheit, über den Werth feierlich gegebener Kaiſer-Franz-Worte nachzudenken. Schon am 26. September hatte Stadion ſeine Entlaſſung genommen und an deſſen Stelle als leitender Miniſter trat ungeachtet ſeines neulichen Fiasko's in Altenburg Graf Metternich.

Die Botſchaft vom Wiener Friedensſchluß wirkte in Preußen tief und ſchmerzlich. Keine Rede mehr davon, daß jetzt noch, wie vier Jahre zuvor geſchehen war, die Blauröcke ſich darüber gefreut hätten, daß die Weißröcke tüchtig geklopft worden. Der deutſch-nationale Gedanke begann die unſeligen Scheidewände, welche die Kabinettspolitik aufgerichtet, zu durchbrechen. In allen preußiſchen Männerſeelen regte ſich grimmer Zorn über den ewig unſchlüſſigen König, der es verſäumt hatte, die günſtige Gelegenheit zu erfaſſen, um in Gemeinſchaft mit Oeſtreich dem Napoleonismus einen Krieg auf Leben und Tod zu machen. Die Muthigſten gingen noch weiter. Sie wollten, daß man auch jetzt noch, um den völligen Untergang Preußens, welchen ſie kommen ſahen, abzuwenden, Alles an Alles ſetzen ſollte. Am 8. Oktober 1809, ſechs Tage vor der Unterzeichnung des Wiener Friedens, ſchrieb Blücher aus Stargard alſo an Friedrich Wilhelm den Dritten: — „Allergnädigſter König! Mit dem innigſten Schmerz muß ich Ew. Majeſtät die erhaltene Nachricht von dem Abſchluß des für Oeſtreich höchſt nachtheiligen Friedens melden. Das Unglück, welches uns bevorſteht, iſt ſchrecklich, da Napoleon ſich beſtimmt geäußert haben ſoll, die rückſtändige Kontribution ſelbſt beitreiben zu wollen. Noch vor wenigen Monaten konnte Ew. Majeſtät der allgemeinen Sache aller Völker durch einen kühnen Entſchluß den Ausſchlag geben. Höchſt ſchmerzhaft iſt es mir, daß Sie, allergnädigſter Herr, meine dringende ehrerbietige Bitte verwarfen, die ich aus wahrer, unbegränzter Anhänglichkeit wagte.“ — (Loszuſchlagen nämlich.) „Die Wiederbeſetzung des größten Theils von Ew. Majeſtät Staaten durch die Franzoſen iſt nicht zu bezweifeln. Wir werden das Schickſal der Heſſen haben und durch einen Federſtrich Napoleons fallen. Wir haben alſo Nichts zu verlieren, denn ein ehrenvoller Tod iſt beſſer als ein vor der Welt gebrandmarktes Leben. Ew. Majeſtät können noch Sich, die königliche Familie und das Land retten, wenn Sie uns die Waffen in die

Hand geben. Mit weit geringern Mitteln widerſtand einſt Friedrich der Große der Unterjochung; denn Ew. Majeſtät können auf eine Armee von 60,000 Mann, auf noch einmal ſoviel theils exercirte theils waffenfähige Mannſchaft und auf das ganze Land rechnen, welches gewiß lieber für ſeinen König fechten und ſich auf ſeines Königs Stimme aufopfern als ein fremdes Joch tragen wird. Ganz Deutſchland, deſſen Freiheit am letzten Faden von Ew. Majeſtät gehalten wird, kann und wird mit uns gemeinſchaftliche Sache machen. Was könnten, was wollten wir nicht thun, wenn unſer König nur ſich unſerer annehmen, nur mit uns kämpfen und lieber den Tod als Schmach mit uns theilen wollte! Ich, der ich nur meinem König bis in den Tod getreu bleibe, verbürge mich, daß es gut gehen muß, wenn man nur die rechten Mittel ergreift. Haben Ew. Majeſtät die einzige Gnade, meine fußfällige Bitte zu hören und ſie ſo zu nehmen, wie ich ſie, freimüthig als ein deutſcher Mann, Ihnen zu Füßen lege. Haben Ew. Majeſtät die Gnade, mir die Gewährung ſchleunig durch den Ueberbringer wiſſen zu laſſen. Sehr gut, ſehr leicht können wir einen imponirenden Schritt durch die Wegnahme von Stettin thun. Wenn wir aber warten, ſo wird ſich die dortige Garniſon verſtärken. Jetzt iſt ſie mit den Kranken 1900 Mann ſtark und ohne Kavallerie, größtentheils deutſche Truppen. Auf jeden Fall bitte ich Ew. Majeſtät um genaue Verhaltungsbefehle, wie ich mich benehmen ſoll, was aus den Truppen in der Mark werden wird und wohin ich ſie ſchicke, wenn der Feind Berlin wieder beſetzt und jene Truppen in mein Gouvernement kommen. Alle dieſe Fälle, welche ich beſtimmt vorauszuſehen glaube, dürfen nicht unerwartet kommen, wenn ich nicht gegen die höchſte Intention Ew. Majeſtät handeln ſoll. Kein falſcher Ehrgeiz, keine verkehrte Anſicht, nicht die Ahnung der Möglichkeit, meinen König und Herrn durch verderbliche Rathſchläge in den Abgrund zu ſtürzen, wie ſo viele leidige Rathgeber der Könige, die den na türlichen Muth meines gränzenlos geliebten Monarchen durch Kleinmüthigkeit und verkehrte Liebe, das Land zu ſchonen, irre zu leiten ſuchen, ſondern der innigſte, alleinzige Wunſch, das königliche Haus auf dem Thron erhalten und unſer armes Land nicht unter die Füße getreten zu ſehen, leiten mich bei meiner allerunterthänigſten Bitte. Die bisherigen Begebenheiten, der aus ſicherer Quelle erfahrene Entſchluß Napoleons und die Ueberzeugung, daß dieſer Kaiſer Ew. Majeſtät Staaten gebraucht, um Weſtphalen feſt zu ſtellen, daß er Ihnen, allergnädigſter Herr, weder die rückſtändige Kontribution noch ſo manches Andere erlaſſen wird und endlich in jedem Falle einen Vorwand gefunden haben würde, — dieſe Ueberzeugung zwingt mich, Ew. Majeſtät dieſe Vorſtellungen zu Füßen zu legen. Geruhen Sie, mir nur einen Strahl von Hoffnung, aber einer ehrenvollen, uns nicht täuſchenden Hoffnung zu geben, ſo werde ich mich beruhigen. Warum ſollten wir uns denn geringer als die Spanier und Tiroler achten? Wir haben größere Hülfsmittel als ſie. Wenn wir unſern Herd zu vertheidigen wiſſen, ſo werden wir es werth ſein, fortzudauern. Unwerth der Fortdauer, werden wir untergehen“78).

Gewiß iſt dieſe beredte Beſchwörung, welche ſelbſtverſtändlich völlig wirkungslos blieb, ein ſchönes Ehrenzeugniß für Blücher, der zu derſelben Zeit an einen Freund ſchrieb: „Mein Rath iſt zu den Waffen unſere und die gantze deutſche Nation aufzuruffen, den vaterländiſchen boden zu verteidigen, die waffen nicht ehender niederzulegen, bis ein Volck daß uns unterjochen wollte vom dießſeitigen Reinufer vertrieben iſt“79). Aber der Soldat, welcher auf das Signal zu einem höchſten Wagniß immer von einer Seite her wartete, von woher, er mußte das wiſſen, ein ſolches Signal ſchlechterdings nicht zu erwarten war, — er verliert doch durch die Vergleichung mit dem ſchlichten Alpenbauer aus Paſſeier, der das höchſte Wagniß friſchweg gewagt hatte, ohne lange zu fragen und zu fackeln, und auch jetzt noch Herd und

Heimatland gegen den ganzen Napoleonismus zu halten ſich unterſtand. Freilich, er kannte die Größe ſeines Unternehmens nicht, er hatte nicht den entfernteſten Begriff von dem ungeheuren Mißverhältniß der Kräfte Tirols zu denen des Franzoſenkaiſers und noch weniger war er im Stande, das ruchlos-tückiſche Spiel zu begreifen, welches man von Wien oder vielmehr von Totis aus mit der rührenden Treue der Tiroler trieb, indem man ſie durch tröſtliche Zuſicherungen, überbracht von dem „Landeskommiſſär“ Roſchmann, zum Ausharren ſtachelte, noch zu der Zeit, wo man ſich zur Annahme der napoleoniſchen Friedensbedingungen bereits entſchloſſen hatte. Und war es denn endlich der tapferen tiroliſchen Bauerſchaft nicht erlaubt, nachdem ſie dreimal geſiegt, an einen vierten Sieg zu glauben? Allerdings hatte ſie dieſen Glauben ſchwer zu büßen. Am ſchwerſten der Sandwirth, welcher ſich in dem Wirrſal, das mit der vierten franzöſiſch-bairiſchen Invaſion über Tirol hereinbrach, nicht mehr zurechtzufinden vermochte. Zur ſchlimmen Stunde ließ der treue Mann, welcher all das Gerede vom wiener Frieden für Spiegelfechterei hielt, weil er wähnte, es ſei unmöglich, daß ein Kaiſerwort Lug und Trug ſei, ſich verleiten, noch einen letzten Waffenerhebungsverſuch zu machen, als ſchon Alles aus und vorbei war. Dann mußte der Geächtete das Bittere erleben, daß ihn, der zur ewigen Schneewildniß hinauf geflüchtet, ein Paſſeirer an die Franzoſen verrieth, Joſeph Raffl. Nach Meran und von da nach Mantua hinunter geſchleppt, ward er daſelbſt am 19. Februar 1810 vor ein Kriegsgericht geſtellt und am folgenden Tag erſchoſſen. Wie ein chriſtlicher Held ſei er zum Tode gegangen und wie ein muthvoller Märtyrer geſtorben, hat ſein Beichtvater bezeugt („un uomo, ch' è andato alla morte come un eroe cristiano, e l'ha sostenuta come martire intrepido“). Eine Stunde vor ſeinem Tode hatte er noch an einen Freund geſchrieben und den Brief mit den Worten beſchloſſen: „Ade, mein ſchnöde Welt, ſo leicht kombt mir das ſterben, daß mir nit die Augen naß werden. Um

9 Uhr Reiß ich mit der Hilf aller Heiligen zu Gott.“ In die Mündungen der Gewehrläufe blickend, hat er, bevor er Feuer kommandirte, noch „Hoch der Kaiſer Franz!“ gerufen [80]). So viel Treue ward an ein Steinherz verſchwendet, das es nicht über ſich gewinnen konnte, ein fürbittend Wort für den armen Andreas zu ſprechen.

Ob das Wort wirkſam geweſen wäre, iſt zweifelhaft; daß es nicht geſprochen wurde, iſt gewiß. Selbſt einem Gentz kam der ſteinerne Kaltſinn empörend vor, womit die Tiroler preisgegeben wurden [81]). Und zu Gunſten Hofers hätte ja Kaiſer Franz zum Napoleon als Schwiegervater zum Schwiegerſohn ſprechen können; denn als der Sandwirth gefangen ward, iſt ja das Geſchäft, kraft deſſen die „Tochter der Cäſaren“ in das Bett des „korſiſchen Parvenu“ geliefert wurde, bereits abgeſchloſſen geweſen. Die Gefahr der Eheſcheidung hatte lange über der anmuthigen Joſephine geſchwebt und hatte ſich tiefer herabgeſenkt, nachdem der älteſte Sohn ihrer Tochter Hortenſe geſtorben, welchem der Imperator ſehr zugethan geweſen war und den er wahrſcheinlich zu ſeinem Thronfolger gekürt hätte. Nun verlangte er nach einem unmittelbaren Erben, und da ihm Joſephine dieſen nicht geben konnte, mußte ſie ſich, ob es ihr auch das Herz brach, im Dezember von 1809 der Eheſcheidung unterziehen. Nach einer neuen Imperatrice hatte man ſchon vorher ausgeſehen und zunächſt in St. Petersburg angeklopft, ob die Hand der Großfürſtin Anna, einer fünfzehnjährigen Schweſter des Czaren, erhältlich. Von dorther war nicht gerade ein Korb eingelaufen, aber doch, in feinſte Phraſenbaumwolle eingewickelt, ein Ding, welches einem Korbe ſo ähnlich ſah wie ein Ei dem andern [82]). Inzwiſchen hatte Graf Narbonne, der als Brautſpäher nach Wien gegangen, von dort berichtet, die Erzherzogin Marie Luiſe, Tochter des Kaiſers Franz, ſei ein begehrenswerther Gegenſtand. Der öſtreichiſche Geſandte in Paris, Fürſt Karl von Schwarzenberg, wies die erſten auf dieſen

Gegenſtand zielenden Eröffnungen nicht zurück und in Wien bewies Metternich ſeinem Gebieter, daß Knüpfung eines Familienbandes mit Napoleon gleichbedeutend mit Sprengung der bedrohlichen franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz und daß Oeſtreich dermalen darauf angewieſen ſei, den Schlachtenmeiſter in möglichſt guter Laune zu erhalten, maßen ſchon die gräuliche Finanznoth des Staats den Gedanken einer abermaligen Bekämpfung deſſelben gar nicht aufkommen laſſe.

Alſo ſagte Franz ſein trockenes Ja, worauf zu Anfang Februars 1810 das Heiratsgeſchäft zum Abſchluß kam. Am 5. März wurde die Erzherzogin Marie Luiſe mit ihrem Oheim Karl als dem Stellvertreter Napoleons zu Wien getraut. Etliche Tage darauf reiſ'te die neue Kaiſerin nach Paris ab und ſtachelzüngige wiener Spottvögel zwitſcherten ihr den Segen nach: „Jetzt iſt er hin! Jetzt haben wir ihn doch drangekriegt! Jetzt haben wir ihm das öſtreichiſche Unglück und die öſtreichiſche Dummheit vaccinirt“[83]). Napoleon, obzwar ſeine Heirat Etwas wie ein dumpfes Echo des zur Revolutionszeit laut geweſenen Haß- und Drohrufs „L'Autrichienne“! in Paris wachgerufen, war weit entfernt, ſich um düſtere Warnungen und Weiſſagungen zu kümmern. Mit der Ungeduld eines verliebten Bräutigams eilte er ſeiner Braut entgegen, faßte dieſelbe, aller Kleiderordnung und Etikette zuwider, in Courcelles ab, entführte ſie nach Compiegne und feierte daſelbſt ſeine Hochzeitsnacht mit Ihr. Am Morgen ſodann ließ er den Grafen Clary, welcher die Erzherzogin nach Frankreich geleitet hatte, vor das Bett rufen, in welchem er mit ſeiner Neuvermählten lag, und ſagte zu dem Verblüfften: „Allez à Vienne et dites ce que vous avez vu!“ Beim Lever ging er händereibend im Zimmer auf und ab, zupfte den General Rapp am Ohrläppchen und ſagte: „Heiraten Sie eine Deutſche! Die ſind friſch wie Roſen“[84]).

Marie Luiſe — ihr Herr Gemahl nannte ſie zärtlich, wenn auch nicht ganz unzweideutig „L'innocence“, ein Sobriquet, welches ſpäter bekanntlich zur Satire wurde — Marie Luiſe erfüllte ſchon nach Jahresfriſt die Sehnſucht des Weltreichträumers nach einem Sohn und Erben. Am 20. März 1811 gebar ſie den „König von Rom“, an deſſen goldener Wiege die Schmeichelei ihre infamſten Kniebeugungen verrichtete und der doch nur beſtimmt war, nach einem unglücklichen Leben jung an Jahren und alt an Schmerzen zu Schönbrunn in demſelben Zimmer zu ſterben, wo ſein Vater den Wiener Frieden diktirt hatte. Eitelkeit der Eitelkeiten! Aber wenn zu Paris die Verſammlung von Lakaien, genannt Senat, durch den Mund ihres Präſidenten den Neugeborenen ſpeichelleckte: — „Ein neues Geſtirn iſt am Himmel Frankreichs aufgegangen und ſein erſter Strahl hat das Dunkel der Zukunft vollſtändig zerſtreut“ — ſo fand das doch nicht unbedingten Glauben in der Welt. In einem londoner Salon begegneten ſich Stratford Canning und Pozzo di Borgo. „Sehen Sie, ſagte Jener, das Schickſal iſt mächtiger als unſere Politik! Die kaiſerliche Dynaſtie iſt jetzt befeſtigt.“ Worauf Pozzo, der in ruſſiſchen Dienſten ſtehende Landsmann und Todfeind Napoleons: „Warten Sie nur das Ende ab. Napoleon iſt ein Rieſe, der im Urwald die hohen Eichen niederbeugt. Aber eines Tages werden die Baumgeiſter ihre ſchmählichen Feſſeln ſprengen, werden die Eichen emporrauſchen und den Rieſen zerſchmettern“ 85). In einen wiener Salon ſtürmte, von Paris kommend, der Eilbote und hielt Champagny's Billet empor: „Eh bien, le roi de Rome est arrivé!“ Und ein großer Herr rief aus: „Iſt das nicht Gottes Finger? Sogar den Sohn, den *er* gewünſcht, er *hat* ihn auf's erſte Mal, der außerordentliche Mann! Worauf doch werden die Tollhäusler und Unruheſtifter *jetzt* noch ihre Hoffnungen gründen?“ Aber ein „derber Geſell“ 86) gab friſchweg zur Antwort: „Oho! In zehn Jahren haben wir dieſen König von Rom doch hier in Wien, als *Bettelſtudenten*!“

## Achtes Buch.

# Sonnenwende.

## Erstes Kapitel.

### Kaiſerwahnſinn.

Er ſaß auf einem Baumſtamm, vorgebeugt, mit zuſammengezogenen Brauen ſtarr vor ſich hinſehend, mit dem Stock heftig in der Erde wühlend. Seitab im Forſte von Fontainebleau lärmte die Jagd, welchem Vergnügen der große Nimrod, der Könige zu hetzen und Völker zu jagen gewohnt war, keinen Geſchmack abzugewinnen vermochte. Sein Gefolge wagte ſich nicht zu rühren, ja kaum zu athmen; denn zu dieſer Zeit, im Jahre 1810, dunkelte, flüchtige Augenblicke ausgenommen, ſtets eine Zornwolke auf der Empereurſtirne, blitz- und donnerſchwanger und allfort bereit, Unheil und Verderben aus ihrem Schooße zu ſchütten. Nur noch dann und wann erinnerte des Gewaltigen Gebaren und Sprache an den Menſchen Bonaparte von ehemals; ſonſt zeigte er der Welt bloß den grollenden Gebieter Napoleon, der ſklaviſch-unterwürfiges Bezeigen als einen ſeiner Allmacht gebührenden Tribut forderte.

In Wahrheit, er ſchien ſich den ewig wuthſchnaubenden alten Semitengott Moloch-Schaddai zum Vorbilde genommen zu haben, wie denn auch in den Schulen des Empire ein Katechismus gelehrt wurde, worin es ausdrücklich hieß, daß Gott Napoleon den Großen „zu ſeinem Bilde auf Erden beſtellt habe", weßhalb folgerichtig Alle, die „gegen unſern Kaiſer treulos handeln, der ewigen Verdammniß ſchuldig und verfallen ſind“[1]. Mit „Furcht und Zittern“ ward der weiland Souslieutenant verehrt, ganz wie der alte Adonai-Schaddai. Seine großen Audienzen, während deren Dauer „eine Todtenſtille herrſchte“, gaben Großwürdeträgern, Geſandten, Prinzen, Königen, Männern der Wiſſenſchaft wie Männern des Kriegs ein Gefühl, als befänden ſie ſich unter einer Luftpumpe. Sein Kommen beklemmte den Athem, ſein Gehen erlöſ'te vom Alp. Ein feiner Beobachter hat im Jahre 1810 den Kaiſer im Audienzſaal in den Tuilerien ſo geſehen: in einfacher Uniform, den kleinen Hut unter dem Arm, ſchwerfälligen Ganges, in einer Haltung, welche „den Widerſtreit eines Willens ausdrückte, der Etwas erreichen möchte, und zugleich eine Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden ſollte. Daher Nachläſſigkeit und Abſicht abwechſelnd in ihm hervortraten und nur in Unruhe und Mißbehagen zuſammenfloſſen. Seine Augen waren dunkel umwölkt, auf den Boden geheftet und ſtreiften nur ruckweiſe und ſcharf über die Anweſenden hin. Wenn er lächelte, ſo lächelte bloß der Mund mit einem Theile der Backen, unbeweglich finſter blieben Stirn und Augen. Zwang er auch dieſe, ſo bekam ſein Geſicht einen noch verzerrteren Ausdruck. Dieſe Verbindung von Lächeln und Ernſt hatte etwas furchtbar Abſchreckendes. Er ſprach kurz, haſtig, hingeworfen, die gleichgültigſten Sachen mit einer leidenſchaftlichen Schnelle; ja wenn er gütig ſein wollte, klang es immer noch, als ſei er zornig“[2] . . .

Mochten ſeine Gäſte im Forſte von Fontainebleau Haſen und Faſanen ſchießen, er ſaß abſeits, mit dem Stock in der Erde wühlend, und ſpann weiter den Weltreichstraum, der ihm keine Ruhe ließ bei Tag und bei Nacht. Er hatte kurz zuvor nur ſo „hingeworfen“ davon geſprochen, daß er in Paris einen „allgemeinen Gerichtshof für Europa und ebenſo ein allgemeines Archiv“ errichten werde, ſobald, was zum „ewigen Frieden“ noch fehle, Rußland „in die Gränzen einer aſiatiſchen Macht“ zurückgedrängt ſein würde. Aber Europa — bah, wer wird mit Europa ſich begnügen, wenn man ein Napoleon iſt? Er wühlt und wühlt mit ſeinem Stock, als wollt' er die Erdkugel damit ſpießen, ſinnt und träumt und plötzlich wirft er den Kopf auf, blitzt mit ſeinen Augen raſch über das ehrfurchtsvoll ſchweigende Gefolge hin und ſagt (ungewiß, ob zu ſich ſelbſt oder zu dem nahe bei ihm ſtehenden bairiſchen General Wrede): „Noch drei Jahre und ich bin der Herr der Welt!" 8)

Die fixe Idee der Weltherrſchaft trat alſo in frecher Nacktheit hervor: der Kaiſerwahnſinn war ganz offenkundig ausgebrochen und hörte mehr und mehr auf, ein „Wahnſinn mit Methode" zu ſein. Nicht als ob der Napoleonismus nicht nach wie vor die meiſten ſeiner Hülfsmittel entfaltet hätte, wodurch er ſo ſtaunenswerthe Erfolge gewonnen: durchdringende Menſchenkenntniß und ſouveraine Menſchenverachtung, die vollendetſte Kunſt, der franzöſiſchen Nationaleitelkeit zu ſchmeicheln und der Phantaſie der Maſſen an- und aufregende Phantasmen vorzugaukeln; ſodann eine Energie, welche zwar ſchon durch allmälig häufiger werdende Pauſen der Apathie und Lethargie unterbrochen wurde, dennoch aber noch immer eine bis ins Einzelnſte hineinwirkende koloſſale Federkraft erwies, ferner eine Willensſtärke, die, auf unbedingte Skrupelloſigkeit baſirt, alle Hebel der Verführung wie der Einſchüchterung und Vergewaltigung gleich geſchickt in Bewegung zu ſetzen wußte, und endlich eine Thätigkeit, welche man eine allgegenwärtige zu nennen verſucht iſt. Aber alle dieſe ſeine Eigenſchaften und beziehungsweiſe Vorzüge waren nur Räder, auf welchen der Napoleonismus raſch und raſcher dem Abgrund des Verderbens zueilte, weil ſein treibender und lenkender Gedanke toll geworden. Man iſt ſchlechterdings genöthigt, anzunehmen, Napoleon habe von 1809 an keine einzige Stunde ruhigen Beſinnens und kühlen Nachdenkens gefunden; denn eine ſolche Stunde müßte ausgereicht haben, einen ſo mächtigen Geiſt zu überzeugen, daß er angefangen, von Fehler zu Fehler zu ſtürmen, und daß ſein ganzes Syſtem nach Innen wie nach Außen durchaus unhaltbar ſei. Noch lag zwar ſeine Hand mit ſo eiſerner Schwere auf Frankreich, daß von irgendwelchem Widerſtand höchſtens flüſternd die Rede ſein konnte. Aber als der ſpaniſche und öſtreichiſche Krieg, aller Lügenfrechheit des Bulletinismus zum Trotz, den Zauber ſeiner Unbeſiegbarkeit einmal gebrochen, begann das nichtamtliche Frankreich ſich ſchüchtern darauf zu beſinnen, wer denn eigentlich dieſer Bonaparte ſei, unter deſſen Deſpotismus es ſeufzte. Denn daß es ſeufzte, vermag bloß die Schamloſigkeit der bonaparte'ſchen Mythologie zu leugnen. Der Druck des kaiſerlichen Syſtems war furchtbar und Frankreich ein Polizeiſtaat in wahrhaft venetianiſcher Bedeutung des Wortes, d. h. allen Tücken der ſchonungsloſeſten Spionage, allen Brutalitäten der zügelloſeſten Kabinettsjuſtiz preisgegeben. Die Rede-, Schreib- und Druckfreiheit auf's Härteſte verpönt und verfehmt, alles idealiſche Streben als „Ideologie" verworfen und geächtet, der Buchhandel wie der ganze geiſtige Verkehr überhaupt erſtickenden Quälereien unterworfen, die Gefängniſſe vollgeſtopft mit Unglücklichen, an denen irgendein leiſer Verdacht des Widernapoleonismus haftete, Einkerkerung, Verbannung, Güterkonfiskation ebenſo maſſenhaft als völlig willkürlich verhängt. Die Landbevölkerung litt mehr und mehr durch die unaufhörlich ſich folgenden Konſkriptions-Hekatomben, welche ſie dem unerſättlichen Kaiſerwahnſinn darbringen mußte, die Seeplätze waren durch die Kontinentalſperre zu Grunde gerichtet, die Mittelklaſſen durch die Handelsſtockung hart beeinträchtigt, Bourgeoiſie und Bauerſchaft durch die Höhe der Steuern — am ſchwerſten und verhaßteſten drückten die „vereinigten Gefälle" (droits réunis) — und durch die grauſame Härte ihrer Beitreibung über Gebühr belaſtet. Und während er ſo jeden Nerv und Muskel der franzöſiſchen Nation zu Gunſten ſeiner rieſigen Selbſtſucht anſpannte, hatte der große Gaukler die Stirne, am 10. Dezember von 1809 hinzutreten und zu ſagen, er „wünſche noch dreißig Jahre zu leben, nur um ſeinen Unterthanen noch dreißig Jahre dienen zu können“ [4].

Es unterliegt gar keinem Zweifel, der Kaiſerwahnſinn begann den Genius des Mannes mehr und mehr zu verdunkeln. Wie er, was ſeine innere Politik anging, überſah, daß Frankreich die Laſt eines ſolchen Kaiſerthrons unmöglich in die Länge tragen könnte, ſo häuften ſich auch in ſeinem Walten und Schalten nach Außen die Irrthümer, Mißgriffe, Thorheiten und Rohheiten. So war es, als die Schweden mittelſt der unblutig-ſoldatiſchen Revolution vom 13. März 1809 ihres armen, im für Schweden unheilvollen Verlaufe des vom Schwager Czaren um Finnland unternommenen Raubkriegs mehr und mehr ins Deliriren gerathenen Rappelkopfs von König, ihres Guſtavs des Vierten ſich entledigt und den kinderloſen Oheim deſſelben zum König ausgerufen hatten [5] — ganz entſchieden eine Thorheit, daß Napoleon die auf bekanntem Wege bewerkſtelligte Gelangung des Gascogners Bernadotte, den er als ſeinen perſönlichen Feind kannte, zur ſchwediſchen Kronprinzenſchaft zuließ, ja gewiſſermaßen förderte. Eine Thorheit nicht etwa deßhalb, weil aus der Betheiligung dieſes ſchwediſchen Kronprinzen aus der Gascogne am Kriege von 1813 dem Franzoſenkaiſer eine Gefahr von irgendwelcher Bedeutung erwachſen wäre — (wir werden ſeines Ortes ſehen, daß Bernadotte die Sache der Verbündeten weit mehr gehindert als gefördert hat) — wohl aber deßhalb, weil Schweden unter Bernadotte's Leitung entſchieden von der napoleoniſchen Politik abfiel und um den Preis der Inausſichtſtellung des Beſitzes von Norwegen mit dem Czaren ein Bündniß ſchloß (5. April 1812), mittelſt deſſen Rußland eine Rückenſicherheit gerade dort erhielt, von woher ihm ein Zuſammenwirken Schwedens mit Napoleon im Kriege von 1812 höchſt gefährlich hätte werden können. Auch mußte ein widernapoleoniſches Schweden ſchon vermöge ſeiner geographiſchen

Lage zum Vermittler zwiſchen England und Rußland vortrefflich geeignet ſein und ſo war in der That mit dem am 18. Juli des genannten Jahrs zu Orebro erfolgten Friedensabſchluß Rußlands und Schwedens mit England der Grund zu der europäiſchen Koalition gelegt, welche die Welt vom Napoleonismus befreite ....

Der Kaiſerwahnſinnige ſtürmte, geblendet durch die von ſeiner Glücksſonne ausgeſtrömten Stralenmaſſen, vorwärts auf ſeiner Bahn, ohne die drohenden Symptome, die rechts und links am Wege ſich aufrichteten, eines ſchärferen Zuſehens zu würdigen. Vom Jahre 1808 an überließ er ſich den Anreizungen einer zaum- und zügelloſen Verſchlingwuth ſo ſcham- und ſcheulos, daß er ſich höchſtens noch aus Ironie zur Angabe von Verſchlingungsvorwänden herbeiließ. Zunächſt wurde der Reſt des Kirchenſtaats verſchlungen, weil „Karl der Große, Kaiſer der Franzoſen und unſer erhabener Vorgänger“, dem Papſt weltlichen Beſitz zu ſchenken für gut fand, wir aber dem Papſt dieſen Beſitz zu entziehen für gut finden. Pius der Siebente ſchleuderte als Antwort auf Napoleon's Raubdekret den Bannſtral; aber, ach, das arme mittelalterliche Ding von anachroniſtiſchem Blitz fiel kläglich in den Tiber und von der Inſel Lobau aus flog ein Befehl nach Rom, welcher am Tage der Wagramſchlacht dergeſtalt zur Ausführung kam, daß franzöſiſche Gensdarmen den Papſt im Quirinal gefangen nahmen und über Florenz und Grenoble nach Savona führten, von wo er ſpäter nach Fontainebleau gebracht wurde 30). Aber auch als Gefangener fuhr der Pontifex fort, ſeinem Vergewaltiger zu widerſtehen, und die Wiederherſtellung des Katholicismus in Frankreich, in welchem Napoleon nur eine Grundlage ſeiner Herrſchaft erblickt hatte, wandte ihm jetzt ihre Kehrſeite zu. Es iſt eine der größten Irrungen in dem Rechenexempel ſeiner Laufbahn geweſen, daß er die Prieſter als eine ihm zu gute kommende Ziffer angeſehen hatte. Zu ſpät erkannte er dieſen Irrthum und jetzt half alles Explodiren und Fulminiren Nichts mehr. Er hatte ja die Franzoſen wieder in den Pferch der Kirche zurückgetrieben, wie konnte er ſich alſo beklagen, wenn die Heerde über die Mißhandlung ihres päpſtlichen Oberhirten ein vorwurfsvollklagendes Geblök erhob? Vergeblich ſuchte er ſeinen Frieden mit dem Papſt zu machen, denn dieſer konnte auf kaiſerwahnſinnige Bedingungen nicht eingehen. Es half auch Nichts, daß Napoleon im Sommer von 1811 zur Anbahnung einer Ausgleichung mit der Kurie eine Art von Koncil in Paris verſammelte. Der Fürſtprimas Dalberg und der konſtanzer Bisthumsverweſer Weſſenberg waren auch mit dabei und der Letztere hat aufgezeichnet, daß auf dem Geſichte des Kaiſers das horaziſche „Post equitem sedet atra cura“ ſehr deutlich zu leſen geweſen. Eines Tages ſagte er in Saint-Cloud zu Dalberg: „Was haben Sie heute gemacht?“ — „Sire, die Deputirten des Nationalinſtituts, die mich neulich zu ihren Sitzungen eingeladen haben, waren bei mir zu Tiſch.“ — „Wie können Sie es einrichten, zu gleicher Zeit mit den Prieſtern und den Atheiſten zu leben?“ — „Aber, Sire, ich halte ſie nicht für Atheiſten, die Mitglieder des Inſtituts.“ — „Ja, das ſind Atheiſten, ich weiß es, und die Prieſter, oh, die kenn' ich auch“*). Früher hatte er ſie aber nicht gekannt, ſonſt hätte er ſich nicht der Täuſchung überlaſſen können, ſie würden ſich zu Stützen irgendeiner Macht hergeben, ausgenommen ihre eigene.

Nach der Verſchlingung des Patrimoniums Petri nahmen die weiteren „Réunions“ ihren Lauf; denn dieſes von den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten her übelriechende Wort erſchien jetzt wieder in der amtlichen Sprache des Empire. Am 9. Juli 1810 ward Holland verſchlungen, weil der Schattenkönig Louis Bonaparte ehrenwerther Weiſe Miene gemacht hatte, mehr die Wohlfahrt des Landes als den tyranniſchen Willen ſeines Bruders zu berückſichtigen. Es klang wie ein burlesker Hohn, wenn der Imperator dieſe Reunion damit rechtfertigte, daß ja

Holland Nichts ſei als eine „Anſchwemmung“ der franzöſiſchen Flüſſe Rhein, Maas und Schelde, folglich eigentlich eine „Ausſtrömung“ des Empire („la Hollande a été réunie à l'empire, elle n'en est qu'une émanation“). Louis Bonaparte proteſtirte gegen den Gewaltakt und nahm ſeinen Aufenthalt in Oeſtreich. Seine Frau Hortenſe, thatſächlich ſchon lange von ihm getrennt, blieb in Paris und verlegte ſich in ihrem Hotel in der Rue d'Anjou St. Honoré auf die Muſik und eine andere vom alten Ovid gar anmuthig und lehrreich beſungene Kunſt[7]). Folgte dann die Verſchlingung der Schattenrepublik Wallis, welche im November von 1810 als Departement Simplon mit dem Empire „reuniirt“ wurde. In demſelben Jahre noch gierte der Kaiſerwahnſinn nach der Verſchluckung eines größeren Brockens. Mittelſt einfachen Dekrets vom 13. Dezember wurden ohne einen Schatten von Vorwand die deutſchen Hanſeſtädte Hamburg, Bremen und Lübeck ſammt ihren Gebieten, ferner das Herzogthum Lauenburg, das Herzogthum Oldenburg, alles Küſtenland zwiſchen Elbe und Ems dem Empire annexirt, ein Gebiet von 600 Quadratmeilen, — eine „Reunion“, von welcher man nur ganz obenhin zu ſagen ſich herbeiließ, ſie ſei durch die Umſtände geboten („commandée par les circonstances“). Die malmende Kinnlade des unerſättlichen Schlingers und Schluckers hat ſich auch mehr als einmal dem Vaſallenland Schweiz bedrohlich zugewandt. Im Jahre 1811 erklärte er den Schweizern, er wolle das Land in der Verfaſſung laſſen, in welcher es ſich befinde, falls die Eidgenoſſen hübſch artig und gehorſam ſeien; indeſſen könnte es ihm doch eines ſchönen Tages einfallen, um Mitternacht das Dekret der Einverleibung der Schweiz in das Empire zu unterzeichnen („un beau jour, à minuit je signerais la réunion“[8]). Die förmliche Reunion Spaniens mit Frankreich war ſeit 1810 eine beſchloſſene Sache, mit welcher man nur nicht plötzlich, ſondern allmälig vorgehen wollte. Zu Anfang Februars von 1811 enthielt daher der

Moniteur die wahnſinnige, angeblich auf einem Bericht des Marſchalls Suchet fußende Lüge, „die Bevölkerung von Aragonien und ebenſo die Bewohner der nördlichen, mittleren und ſüdlichen Provinzen Spaniens verlangten laut (à grands cris) nach der Vereinigung mit dem Empire“ — und im September deſſelben Jahres erfuhr der arme Königſchemen Pepe — (er verließ im Juli 1813 Spanien mit einem einzigen Geldſtück in der Taſche: „avec un napoléon en or dans mes poches“) — von Berthier, daß der Kaiſer gewillt ſei, zunächſt Katalonien zu verſchlingen*).

Die Lawine war im Rollen und es gab auf dem abſchüſſigen Boden kein Innehalten mehr, weil die „lichten Momente“ nicht mehr eintraten. Wäre noch einer eingetreten, den Kaiſerwahnſinn unterbrechend, ſo hätte Napoleon unmöglich daran denken können, zur Verſchlingung Rußlands ſich aufzumachen, während die klaffende Wunde ſeiner Macht, der ſpaniſche Krieg, zu bluten fortfuhr. Wir haben ihn zu Schönbrunn belauſcht, wie er in einem jener Augenblicke, wo der Menſch von dem Gefühle des eigenen Nichts und des Nichts von Allem angeſchaudert wird, zum General Bubna ſagte: „Ich weiß es wohl, mit mir geht auch mein Werk zu Grunde.“ Aber als ihm der Sieg die „Tochter der Cäſaren“ wie eine Trophäe zugeworfen und nachdem vollends die Geburt des Königs von Rom den Taumelkelch ſeines Glückes bis zum Ueberfließen vollgegoſſen, da war es vorbei mit Erkenntniß, Beſinnung und geſundem Menſchenverſtand und der blinde Uebermuth, der Rauſch, der Wahnſinn herrſchte ſouverain. Es änderte Nichts hieran, daß er zeitweiſe Männer, denen er gerade ſein launiſches Vertrauen ſchenkte, glauben zu machen ſuchte, es ſei wenigſtens noch immer Methode in dieſer Welteroberungstollheit.

Einer dieſer Vertrauten, der General und Diplomat Narbonne, auf welchen Napoleon in der Zeit von 1809 bis 1813 große Stücke hielt und mit dem er viel verkehrte, hat uns neben anderen Aufſchlüſſen auch den gegeben, daß alle Gründe, welche der Kaiſer für den Bruch mit Rußland angeführt, von ihm ſelbſt als bloße Scheingründe anerkannt worden ſeien, während er als den wahren ſeine Abſicht erklärt habe, die „dräuende Rivalität, die er von Seiten Rußlands für den Weſten von Europa vorausſah, noch bei ſeinen Lebzeiten niederzutreten, da ſie ihm zu furchtbar für Jeden, der Nichts weiter als ſein Sohn und Erbe.“ Der wahrſte Grund des ruſſiſchen Kriegs war aber ganz unzweifelhaft der tollgewordene Napoleonismus, die delirirende Verſchlingungswuth. Im März von 1812 überſchüttete der Empereur den Grafen Narbonne mit einer genialiſch blitzenden Kaskade von Motiven zum Feldzug nach Rußland. Der Graf nahm ſich heraus, ſanft auf die Gefahren des gigantiſchen Unternehmens aufmerkſam zu machen, von Rußlands räumlicher Unermeßlichkeit und barbariſcher Volksart ſprechend. Napoleon, eine Zornwallung unterdrückend, entgegnete: „Ah, Sie haben ſich durch Märchen, wie die Emigranten ſolche über Rußland erzählen, verwirren laſſen. Alles das wird vor den Thatſachen verſchwinden. Barbariſche Völker ſind abergläubiſch und haben einfache Vorſtellungen. Hab' ich erſt auf das Herz des ruſſiſchen Reichs, auf das heilige Moskau einen entſcheidenden Stoß geführt, ſo iſt mir ſofort jene blinde Maſſe überliefert, welcher es an aller Spannkraft fehlt.“ (Wie wenig kannte der Eroberer dieſes „barbariſche“ Volk!) „Was Alexander angeht, ich kenn ihn, ich habe ihm imponirt. Das wird wieder ſo kommen.“ (Wie wenig kannte er den Czaren!) „Man muß durch einen großen und kühnen Effekt auf ſeine Einbildungskraft wirken, dann wird er zu mir zurückkehren. Vielleicht daß er ſchon nachgibt, wenn er die unerhörte Rüſtung ſieht, die ich aufbringe, und die europäiſche Muſterung, welche ich in Dresden abzuhalten gedenke, bevor ich ihm mein Ultimatum zugehen laſſe. Wenn aber nicht, nun wohlan, ſo mögen die Geſchicke ſich erfüllen“ — (wieder mal das Bimbambum des Bulletinismus!) — „und Rußland zermalmt werden unter dem Haß, welchen ich gegen England hege. Rußlands Barbarei iſt nur eine weitere Garantie unſerer organiſatoriſchen und taktiſchen Ueberlegenheit, und was die Unermeßlichkeit des Landes betrifft, ſo haben wir nur deſto mehr Stationen durch Siege zu bezeichnen. An der Spitze von 400,000 Mann, deren Verpflegung geſichert iſt“ — (was log ſich dieſer Menſch nicht Alles vor!) — „mit einem Heermaterial und einer Ausrüſtung, wovon kein zweites Beiſpiel vorhanden, mit polniſch-lithauiſchen Korps als Reſerven auf unſern Flanken“ — (Spiegelfechterei! er ließ es ſich ja angelegen ſein, in Wilna die Polen ſo abzukühlen, daß ihnen alle Luſt verging, ſich für ihn zu opfern) — „fürchte ich durchaus Nichts von dieſem langen, ſteppenumſäumten Wege, an deſſen Ende die Eroberung und der Friede winken“ . . . Hier hielt er eine Weile inne. Dann leuchtete ſein Auge von verſtärktem Feuer, weil er hinter dem in Gedanken eroberten Rußland bereits ein weiteres, noch glänzenderes Ziel der Eroberung lockend ſchimmern ſah, welches in den Träumen ſeines Kaiſerwahnſinns häufig wiederkehrte: — Indien. So ſagte er denn an jenem Tage zu Narbonne: „Der lange Weg durch Rußland iſt ja der Weg nach Oſtindien. Alexander der Große war ebenſo weit gezogen als von hier nach Moskau, um an den Ganges zu gelangen“ — (will ſagen an den Indus). „Seit der Belagerung von St. Jean d'Acre denke ich an einen Zug nach Indien. Ohne den engliſchen Korſaren“ — (will ſagen Sir Sidney Smith) „und den franzöſiſchen Emigranten, welche das Feuer der Türken leiteten und mich im Verein mit der Peſt zur Aufhebung der Belagerung nöthigten, hätte ich die eine Hälfte Aſiens erobert und Europa im Rücken gefaßt, um die Throne von Frankreich und Italien einzunehmen. Jetzt muß ich von dem äußerſten Ende Europa's her Aſien im Rücken faſſen, um England dort zu erreichen. Der Feldzug nach Indien iſt vielleicht weniger anſtrengend als der, welcher in drei Monaten unſerer wartet. Moskau liegt 3000 Kilometres von Paris und unterwegs werden wohl einige Schlachten geſchlagen werden. Nehmen Sie nun an, Moskau ſei genommen — und wir werden es nehmen — Rußland ſei damit niedergeworfen, der Czar ausgeſöhnt oder getödtet in irgendeiner Palaſtrevolution, vielleicht ein neuer und abhängiger Thron aufgerichtet, und dann ſagen Sie mir, ob es einer von Tiflis aufbrechenden großen Armee von Franzoſen und Hülfstruppen nicht möglich iſt, bis an den Ganges vorzudringen? Die bloße Nähe einer franzöſiſchen Streitmacht würde genügen, in ganz Indien das Gebäude kaufmänniſcher Macht und Größe zu Falle zu bringen. Allerdings wäre dies das rieſenhafteſte Unternehmen des 19. Jahrhunderts; aber es iſt ausführbar und dadurch würde Frankreich zugleich die Unabhängigkeit des Abendlandes und die Freiheit der Meere erobern.“ Als Graf Narbonne ſchwieg, durch dieſen Strom von koloſſalen Planen, ſtolzen Hoffnungen und elenden Sophismen mehr verwirrt als überzeugt, fügte Napoleon noch hinzu: „Täuſchen Sie ſich nicht: ich bin ein römiſcher Kaiſer, ich gehöre zu dem beſten Geſchlecht der Cäſaren, zu dem, welches ſchafft und gründet.“ Vanitas vanitatum! Narbonne nahm von dieſer Unterredung eine Empfindung mit fort, als ob er „zwiſchen Pantheon und Bedlam“ geſtanden 10).

Derweil der Napoleonismus in der Wirklichkeit alſo gierig ſchluckte und ſchlang und in Gedanken künftige Verſchlingungen vorwegkoſtete, war in Deutſchland die Stimmung ſeit dem wiener Frieden immer trüber und hoffnungsloſer geworden. Hellſte Geiſter freilich, welche ſich die Klarheit ihres Blickes durch die Wallungen des Herzens nicht beeinträchtigen ließen, begannen nur um ſo entſchiedener zu hoffen, je toller der Napoleonismus rumorte. Aber ſolcher alle Für und Wider unbeirrbar-beſonnen Abwägender gab und gibt es allzeit und überall Wenige. Die Mehrzahl der deutſchen Patrioten überließ ſich einer düſteren

Verzweiflung an der Möglichkeit, das Joch der fremden Zwingherrſchaft zu zerbrechen. Die Bravſten ließen aber deßhalb weder Geiſt noch Arme raſten. Da waren Napoleonhaſſer, die keine Mühſal, keine Gefahr ſcheuten, um überall mitdabeizuſein, wo es ein Fechten gegen den Weltdeſpoten gab. Ein Typus dieſer deutſchen Fechter, und zwar ein herrlicher, war jener Leo von Lützow, ein jüngerer Bruder des nachmals berühmten Freiſcharenführers, welcher Leo i. J. 1806 im preußiſchen, i. J. 1809 im öſtreichiſchen Heer gegen die Franzoſen ſtritt, nach dem wiener Frieden nach Spanien eilte, um dort gegen Napoleon zu fechten, i. J. 1811 in Folge der Kapitulation von Valencia gefangen ward, aber der Gefangenſchaft entfloh, durch Südfrankreich, die Schweiz, Deutſchland und Polen nach Rußland ſich durchſchlug, um mit den Ruſſen abermals gegen den Erzfeind zu Felde zu ziehen [11]). Andere zogen gar aus dem Leben hinaus, um dem Napoleonismus zu entrinnen, an deſſen erfolgreiche Beſtreitung ſie nicht mehr zu glauben vermochten. So der arme geniale Heinrich von Kleiſt, ein theuerſtes Opfer dieſer ſchmerzen- und opferreichen Zeit. Er hatte ſeine zornſprühende „Hermannsſchlacht" gedichtet, um mit dem Waffengedröhne dieſes wunderſam beziehungsreichen Drama's die Deutſchen in die Waffen gegen den neuen Zwingherrn zu rufen. Umſonſt. Er hatte den Racheſchrei der „Germania an ihre Kinder" erſchallen laſſen. Vergebens. Da gab er, verzweifelnd an der Welt, an ſeinem Volk und an ſich ſelbſt, am 21. November 1811 unter den düſtern Föhren des Wannſeeufers zwiſchen Berlin und Potsdam erſt — ein furchtbares Manneswort einzulöſen — ſeiner unheilbar kranken Freundin Adolfine Vogel und dann ſich ſelber den Tod, der patriotiſche Werther Deutſchlands, welcher leider keinen Göthe gefunden hat [12]).

Unter den hoffenden und ſtrebenden Vaterlandsfreunden waren auch ſolche, die ihr Vertrauen auf Rußland ſetzten und zum Vermittler zwiſchen dem Czaren und dem deutſchen Patriotismus einen Prinzen auserſehen hatten, welchen Stimmung und Begabung allerdings zu einer ſolchen Rolle befähigten: — den uns wohlbekannten Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher, mit dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe nahverwandt, ungeachtet ſeiner Jugend bereits ſchöne Proben von kriegeriſchem Talent, politiſcher Einſicht und mannhafter Geſinnung gegeben hatte und dermalen in der Walachei unter Kutuſow eine ruſſiſche Diviſion mit großer Auszeichnung führte. Die deutſchen Patrioten überſahen nur, daß der treffliche Prinz am allerwenigſten geeignet war, den Czaren für die Sache Deutſchlands zu gewinnen, weil ja — wir hörten, warum — Alexander ſein Lebenlang ſeinen Vetter mit ebenſo unverdientem als nachtragendem Argwohn betrachtete. Sie knüpften überhaupt — der Prinz nannte ſie deßhalb ſeine „phantaſtiſchen Gönner" — allerhand weitausſehende Plane an die Perſon Eugen's, Plane, deren Kern ſichtbar wird, wenn wir hören, daß die „Gönner" an den Prinzen in die Walachei ſchrieben: „Bald erhebt ſich aus den Trümmern des geſunkenen Vaterlandes ein neues deutſches Reich, deſſen Schwertführer zu ſein dem einzigen militäriſch wirkenden deutſchen Fürſten gebührt, den wir jetzt noch als uns angehörig betrachten können." Es handelte, d. h. es redete ſich um nichts Geringeres, als dem Prinzen die kriegeriſche Diktatur in Deutſchland zu verſchaffen[13]. Das Wie? ſcheint freilich ganz nebelhaft geblieben zu ſein.

Aber auch Männer, die keine Nebler waren, gehörten zu dieſer Zeit zu den Hoffenden. So der Freiherr vom Stein, der ſcharfen Blickes in die deutſchen Zuſtände hineinſah. Auch er erwartete das Heil von einem deutſchen Diktator. „Der allgemeine Unwille — ſchrieb er im Oktober von 1811 — hat in Deutſchland die Bande gelöſ't, die den Unterthanen an den Fürſten knüpfen: er ſieht in ihnen entweder feige Flüchtlinge, die, nur für ihre Erhaltung beſorgt, ſich durch die Flucht retteten, laub gegen die Forderungen der Ehre und Pflicht, oder betitelte Sklaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinfällige Exiſtenz erbetteln. Die Individualität der Fürſtenhäuſer ſelbſt iſt herabgekommen; durchaus herrſcht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, niederträchtige, kriechende Selbſtſucht. Daher entſteht der allgemeine Wunſch nach einer Verfaſſung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet, und jeder große Mann, der ſie herzuſtellen fähig wäre, würde der Nation, die ſich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen ſein." In demſelben Briefe ſprach Stein ſeine Anſicht aus, Deutſchlands Befreiung ſei ohne Oeſtreichs Mitwirkung nicht zu erreichen, da „dieſes allein durch Streitkräfte und Einfluß auf das ſüdliche Deutſchland zu wirken" vermöge. Im Uebrigen war er überzeugt, daß es wohl möglich ſein werde, die „ſchändlichen Sklavenfeſſeln zu zertrümmern", und zwar darum, weil der Napoleonismus ſich gebarte, wie er that. „Das Ganze — ſo zeichnete Stein den Kaiſerwahnſinn — beruht auf roher Kraft und dem Druck jeder Art. Napoleon's Bemühen iſt nicht, „„das Kaiſerthum den Nationen einzuzaubern"", wie es das fünfzigjährige Beſtreben des Auguſtus war; er läßt vielmehr keine Gelegenheit unbenutzt, um durch höhnenden Uebermuth, durch rauhe Formen, durch Kränkung jedes edlen Gefühls und Störung jedes Zwecks des Eigennutzes den Druck des durch ihn herbeigeführten Zuſtandes unerträglich zu machen. Dieſe Handlungsweiſe wirkt wohlthätig; ſie erhält in den Menſchen einen regen Unwillen, ein Streben nach dem Zerbrechen der Feſſeln und verhindert das Verſinken in Todesſchlaf"[11]).

## Zweites Kapitel.

# Dresden und Wilna.

„Kometen winken, die Stund' iſt groß!“ hat im Rückblick auf das Kometenjahr 1811 Wolfgang der Große in des „Epimenides' Erwachen“ geſungen, als ſeine olympiſche Ruhe vom gewaltigen Sturm der Zeit zwar nicht angefaßt, aber doch geſtreift wurde. In Wahrheit, dieſes Jahr 1811 war ſo eine Epoche, wo jenes unbeſtimmbare Etwas in der Luft liegt, wodurch in der moraliſchen Welt große geſchichtliche Schickſalswendungen ſich ankündigen, wie in der phyſiſchen der Gewitterſturm die bange Schwüle als ſeine Botin vor ſich herſendet. Hat nicht einer der ſchärfſten, feinſten und freieſten Geiſter, welche jemals über Menſchliches, Göttliches und Teufliſches nachgedacht, hat nicht Niccolo Machiavelli keinen Anſtand genommen, ſeinen Glauben zu bekennen, daß es Vorzeichen gäbe und daß dieſelben dem Menſchengeſchlecht zur Warnung kämen, damit es ſich auf nahende Stürme gefaßt machte? 15) Hat nicht zu allen Zeiten und unter den verſchiedenſten Völkern das Erſcheinen eines Kometen für ein bedeutungsvollſtes Omen gegolten? Iſt doch ſogar aus dem alten Anahuak in der Neuen Welt die Ueberlieferung auf uns gekommen, daß in den letzten Jahren vor der Ankunft der ſpaniſchen Conquiſtadoren, welche

„auf vierfüßigen Schlangen ritten und Blitz und Donner in den Händen trugen", Se. aztekiſche Majeſtät der „Emperador" Montezuma ſammt ſeinem Staatsrath und Konſiſtorium und ſammt der ganzen Bevölkerung ſeiner prächtigen Hauptſtadt Tenochtitlan mit ſchreckensvollen Ahnungen erfüllt worden ſeien, weil jedes dieſer Jahre durch das Erſcheinen eines Kometen bezeichnet wurde 16). Begreiflich daher, daß die gequälten Menſchen zu dem gewaltigen Wandelſtern bänglich aufſtarrten, welcher i. J. 1811 ſeine rothe Ruthe aus dem nächtlichen Firmament herausſtreckte, und zu einander ſagten: Das bedeutet Etwas! Es wird etwas Großes vorgehen in der Welt, etwas Abſonderliches, Schreckliches, Ungeheures ... Und diesmal bewahrheitete ſich der Volksglaube. Denn noch hatte ſich der Kometenweinmoſt von 1811 nicht in den Fäſſern geklärt, als der „Kaiſer des Occidents" ſchon ſeine zahlloſen Streiterſchaaren in Bewegung ſetzte, um den „Kaiſer des Orients" anzufallen, und die Völker Europa's mit Staunen und mit Zagen, aber auch da und dort mit geheimer Hoffnung des Auseinanderplatzens der beiden Koloſſe harrten.

Der Zerfall der napoleoniſch-alexandriſchen Freundſchaft und das Ausdemleimgehen der franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz ſchrieb ſich, wie wir bemerkten, nicht von Heute und nicht von Geſtern her. Der Czar hatte ſchon bald nach den Tagen von Tilſit die Wahrnehmung machen müſſen, daß er bei der Art und Weiſe, wie ſein imperatoriſcher Herr Bruder und Freund bei Verwirklichung des tilſiter Weltvertheilungsplans verging, zu kurz käme. Außerdem war ſchon das Beſtehen des Herzogthums Warſchau, dieſe beſtändige Drohung einer Wiederherſtellung Polens, ein ſcharfer Stachel in ſeiner Seite. Ein um ſo ſchärferer, als im J. 1809 und noch im folgenden Napoleon wirklich ab und zu mit dem Gedanken umging, Polen wieder herzuſtellen und etwa ſeinen Schwager Murat oder den Morgen-Wieder-Luſchtik-Jérôme dort zum König-Präfekten zu beſtellen 17). Der

Czar beſtand feſt und nachdrücklich darauf, daß den polniſchen Hoffnungen, welche die Vergrößerung des Herzogthums Warſchau durch den wiener Frieden geſteigert hatte, ein für alle Mal der Riegel geſtoßen würde. Dies ſollte mittelſt eines Vertrags geſchehen, zu deſſen Abſchluß Napoleon ſeinen Geſandten Caulaincourt ermächtigte und welcher am 5. Januar wirklich von dieſem in Petersburg abgeſchloſſen wurde, feſtſetzend, daß das Königreich Polen niemals wiederhergeſtellt, ja ſogar der Name Polen aus allen öffentlichen Akten verbannt und überhaupt nicht mehr genannt werden ſollte — („L'empereur Napoléon, ſchrieb Champagny an den ruſſiſchen Staatskanzler Rumänzow, approuve que les mots de Pologne et de Polonais disparaissent non seulement de toutes les transactions publiques, mais même de l'histoire"[19]). Allein der franzöſiſche Machthaber verzögerte ſeine Sanktion dieſes Vertrags und verweigerte ſie zuletzt geradezu, weil inzwiſchen aus Petersburg von kundiger Hand der Wink gekommen, daß auf die Werbung um die Großfürſtin Anna nur ein zierlichſt geflochtener Korb in Ausſicht ſtände. Bevor der Korb eintraf, warb Napoleon raſch um die öſtreichiſche Erzherzogin; aber er hätte nicht ſein müſſen, der er war, wenn er es dem Czaren nicht tief ins Kerbholz gegraben, daß man den Gedanken gewagt, ihn bekorben zu wollen. Von da ab war es Wiſſenden und Denkenden klar, daß die große europäiſche Gefahr, die „Freundſchaft" zwiſchen Napoleon und dem Alexander, im Schwinden und Verſchwinden begriffen ſei. Die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg in das Empire trieb den Keil weiter in die Spalte. Der Czar proteſtirte lebhaft gegen dieſe Beraubung eines ihm verwandten Fürſtenhauſes, was aber Nichts bewirkte als daß Miniſter Champagny in Paris zum ruſſiſchen Geſandten Kurakin ſagte: „Karl der Große, der Vorgänger Napoleon's des Großen, hat ja auch Oldenburg und die andern Landſchaften dort herum in Beſitz gehabt. Uebrigens können kleine Staaten ihre Selbſtſtändigkeit nicht bewahren, ſobald dieſe dem Vortheil der Großmächte zuwider iſt. Die letztern gleichen reißenden Strömen, die Alles auf ihrem Wege mit ſich fortſchwemmen und verſchlingen“[19]). Die Verſchlingungspraxis kramte alſo ganz naiv ihre brutale Theorie aus. Der Czar war um eine Antwort auf dieſe Abfertigung ſeines Proteſts nicht verlegen. Er ließ ſeinen Handels-Ukas vom 31. Dezember 1810 ausgeben, kraft deſſen Kolonialwaaren unter neutraler Flagge in den ruſſiſchen Häfen zugelaſſen wurden, dagegen die Einfuhr ausländiſcher Manufakturwaaren mittelſt eines neuen Zolltarifs ſehr erſchwert ward. Napoleon tobte und wetterte, das ſei eine Begünſtigung der Engländer und zerſtöre Rußlands Handel mit Frankreich, und er hatte recht: — der in Rede ſtehende Ukas war in der That ein derber Schlag auf das Ungethüm Kontinentalſyſtem, von welchem ſich Rußland ſchlechterdings losmachen mußte, wenn es nicht ökonomiſch zu Grunde gehen wollte. Der Empereur ſchalt und drohte, der Czar ſprach mittelſt Depeſche des Kanzlers Rumänzow ſeinen feſten Entſchluß aus, bei den angeordneten Handelsmaßregeln zu beharren, weil „es ſeine Pflicht, ſeiner Unterthanen Wohlfahrt zu fördern.“ Dem Kanzler mag freilich dieſe Depeſche, die ein Schritt mehr gegen den Krieg zu war, ſchwer genug von der Hand gegangen ſein; denn er war ein fanatiſcher Napoleonbewunderer und ſo ganz franzöſirt, daß er das Bündniß mit Frankreich um jeden Preis erhalten wiſſen wollte, ja daß er unumwunden bekannte, „er ſähe nicht ein, was es ſchaden könnte, wenn man, um Napoleon zu willfahren, franzöſiſche Beſatzungen und franzöſiſche Zollwächter in die ruſſiſchen Seeſtädte aufnähme“[20]). Alexander aber ſah mit anderen Augen und zwar, wie man zu ſagen nicht unterlaſſen darf, mit Augen, wie ſie dem Beherrſcher eines großen Reichs ziemten. Das Jahr 1812 war überhaupt wie die größte Prüfung ſo auch der eigentliche Glanzpunkt ſeiner Regierung. Daß er, obgleich keineswegs nach dem Krieg begierig, damals feſt und folgerichtig geblieben, das iſt ſein weltgeſchichtliches Verdienſt. „Ich will den Krieg nicht“, äußerte er zu Anfang des Jahres 1811 gegen Caulaincourt — welcher als ebenfalls gegen den Krieg geſtimmt oder, wie ſein Gebieter ſagte, als „ruſſifizirt“ bald darauf aus Petersburg abberufen und durch Lauriſton erſetzt wurde — „ich gebe Ihnen mein Wort darauf; ich fürchte ihn und er kreuzt meine Abſichten. Zwingt man mich jedoch dazu, ſo werde ich ihn energiſch und verzweifelt führen“[21].

Die Sache lag alſo, kurz geſagt, ſo: der Napoleon wollte den Alexander verſchlingen und der Alexander wollte ſich nicht nur nicht von dem Napoleon verſchlingen laſſen, ſondern entwickelte gerade zu dieſer Zeit ſeinerſeits ſelber einen wahrhaft ruſſiſchen Appetit. Hatte er nicht nach einander das preußiſche Bialyſtok, das ſchwediſche Finnland — einen tüchtigen Brocken fürwahr! — und das öſtreichiſche Tarnopol verſchlungen? War er nicht dermalen noch emſig beſchäftigt, drunten an der Donau türkiſche Provinzen zu verſchlucken? Er brachte freilich deren nicht ſo viele hinunter als er wünſchte, weil der Krieg mit Frankreich die Mahlzeit unterbrach. Indeſſen war es doch kein Geringes, daß er, nachdem Kutuſow die Türken bei Slobodſei geſchlagen — („Conçoit-on ces chiens, ces gredins de Turcs, qui ont eu le talent de se faire battre de la sorte!“ donnerwetterte der Schlachtenmeiſter in Paris) — inmitten der beginnenden Bedrängniſſe des franzöſiſchen Einbruchs die Türken zum Frieden von Bukareſt (12. Mai 1812) zu nöthigen vermochte, wodurch die Gränze des „heiligen“ Rußlands vom Dnjeſter bis zum Pruth und zur Donau vorgeſchoben und obendrein eine Armee mehr gegen Napoleon verfügbar wurde. Dieſer hatte demnach guten Grund zum Donnerwettern gegen „dieſe Hunde von Türken“; allein die armen Türken waren ſo oft von ihm belogen und betrogen worden, daß ſie ſich gleichwenig aus ſeinem Lächeln wie aus ſeinem Grollen machten und mit verzeihlichem Behagen zuſahen, wie die beiden größten Verſchlinger in der

Chriſtenheit ungeheuer ſich abmühten, einander ſelber zu verſchlucken.

Schon im Dezember von 1810 begann der franzöſiſche Machthaber ſeine auf Rußland zielenden Kriegsrüſtungen damit, daß er in Frankreich ſelbſt die Rekrutenquote für 1811 im Betrage von 80,000 Mann unter die Waffen rief und die Beſatzung von Danzig verſtärkte. Im Frühjahr und Sommer von 1811 wurde mit den weiteren Vorbereitungen ſo energiſch vorgegangen, daß zu Ende des Jahres Napoleon mit Hinzurechnung der rheinbündiſchen Kontingente bereits an 240,000 Mann in Deutſchland und im Herzogthum Warſchau ſchlagfertig hatte. Trotzdem hätte er den Krieg gern noch länger hinausgeſchoben [22]). Theils weil die Rüſtungen noch lange nicht ſo weit gediehen waren, um mit zermalmender Macht auftreten zu können, theils weil ſich die Tag für Tag aus Spanien kommenden Warnungen ſelbſt einem Kaiſerwahnſinnigen ſo ſehr aufdrangen, daß er wünſchen mußte, erſt dort ein Ende zu machen, bevor er ſich anſchickte, nach Rußland und von Rußland aus nach Indien zu marſchiren. Aber der Kaiſerwahnſinn trug es ſchließlich doch über alle Bedenken davon. Er ließ die Wunde im Süd-Weſten bluten und ſtürzte ſich gierig dem Nord-Oſten entgegen. Wenn Napoleon noch irgendeiner Warnung zugänglich geweſen wäre, hätte es ihn ſtutzig machen müſſen, daß ſogar ein Menſch vom leichtfertigſten Schlage, wie ſein Bruder, der Morgen-Wieder-Luſchtik-Jérôme war, ihm zu Ende des Jahres 1811 eindringlich vorſtellte, daß die Stimmung in Deutſchland die ungünſtigſte ſei, und zwar „nicht allein aus Haß gegen die Franzoſen und aus Ingrimm über die Fremdherrſchaft, ſondern auch und noch mehr weil die Ueberladung mit Steuern, Kriegskontributionen, Quartierlaſten und Plackereien aller Art, verbunden mit dem Ruin des Handels und Verkehrs, die Bevölkerungen, denen man Alles genommen hat, in eine Verzweiflung hineintreibt, welche zu befürchten iſt“ [23]). Aber zu dieſer Zeit, wo Jérôme alſo warnte, war das ruſſiſche Abenteuer ſchon unwiderruflich beſchloſſen. Denn ſchon am 15. Auguſt von 1811 hatte in den Tuilerien eine jener napoleoniſchen Exploſionen ſtattgefunden, welche der Welt anzukündigen pflegten, daß der Napoleonismus das Schlachtroß zu beſteigen im Begriffe ſei. Lauriſton hatte aus Petersburg geſchrieben, daß der Czar durchaus nicht nachgiebig geſtimmt wäre, und daraufhin überſchüttete der Empereur den ruſſiſchen Geſandten Kurakin mit Vorwürfen und Drohungen. „Was will Ihr Kaiſer mit ſeinem Proteſt gegen die Reunion Oldenburgs mit meinem Reiche? Der Herzog von Oldenburg hat ſich durch Geſtattung des Schleichhandels in ſeinem Lande gegen mich als Protektor des Rheinbunds verſündigt. Kraft eines alten deutſchen Rechts hätte ich ihn ächten können .... Rußland möchte das Herzogthum Warſchau haben; aber ich trete keine Fußbreite von meinem Gebiete ab, gebe Polen niemals her, niemals! ... Ich will den Krieg nicht, aber Ihr Gebieter rüſtet und ſo muß auch ich rüſten ... Ich will Polen nicht herſtellen; aber wenn Krieg wird, ſoll die Wiederherſtellung Polens mein Erſtes ſein ... Wiſſen Sie, daß ich binnen zwei Jahren 600,000 Mann gegen Sie marſchiren laſſen kann? Und wo ſind Ihre Verbündeten? Etwa Oeſtreich, dem Sie 1809 eine Provinz abgenommen? Oder Schweden, dem Sie Finnland geraubt? Oder Preußen, dem Sie im J. 1807, obgleich ſein Alliirter, ebenfalls eine Provinz entriſſen haben? Der Kaiſer Alexander mag das ganze Elend verantworten, welches über Europa hereinbrechen wird“[31]. Man diplomatiſirte zwar noch monatelang hin und her, weil hüben und drüben die Rüſtungen noch unvollendet waren. Auch wollte Napoleon nicht in Rußland einbrechen, bevor der Sommer von 1812 begonnen hätte, weil er erſt dann für das Hunderttauſend ſeiner Roſſe und für das mitzuführende Schlachtvieh ausreichendes Grasfutter vorzufinden hoffte. Indeſſen ſchon am 12. Januar meldete Kurakin aus Paris: „Der Krieg iſt unzweifelhaft beſchloſſen. Die

Rüſtungen ſind beendigt, die Märſche heben an. Der Kriegsminiſter hat zu einem Vertrauten geſagt, man ſei noch nie auf einen Krieg ſo gut vorbereitet geweſen wie auf dieſen." Der Schlachtenmeiſter ſelber war dieſer Anſicht. Seine Zurüſtungen überblickend, äußerte er ſelbſtzufrieden: „Mit ſolchen Hülfsmitteln überwindet man alle Hinderniſſe" (avec de tels moyens nous dévorerons tous les obstacles). Von der Rieſenhaftigkeit dieſer Hülfsmittel gibt ſchon der Umſtand eine Vorſtellung, daß, abgeſehen von den mehr als 100,000 Kavallerie- und Artilleriepferden, welche Napoleon über den Niemen führte, zur Fortſchaffung des Proviants für die Armee 6000 Wagen mit 20,000 Pferden und 10,000 Fuhrknechten beſtimmt waren und daß dieſe Anzahl als eine ganz unzulängliche ſich erwies . . .

Maßen der umgekehrte, d. i. von Weſten nach Oſten ſeine Heerlawine wälzende Attila nicht nur durch Deutſchland marſchiren mußte, ſondern auch etliche 130 bis 150,000 Deutſche in ſeiner Armeerechnung angeſetzt hatte, war es geboten, vor dem Zug nach Rußland mit den deutſchen Kabinetten ſich auseinander zu ſetzen. Was die rheinbündiſchen Satrapen anging, ſo genügte ein einfacher Befehl, ihre Kontingente ſchlag- und marſchfertig zu halten, welcher Befehl mit Beeiferung vollzogen ward. Mit Preußen und Oeſtreich wurden beſondere Verträge abgeſchloſſen. Niemals vielleicht hat ſich ein Staat in ſo kläglicher Lage befunden wie Preußen, das zerſtückte, unerhört überlaſtete, im Jahre 1811. Eingeklemmt zwiſchen zwei Koloſſe, mußte es ſozuſagen mit gefeſſelten Armen und Beinen erwarten, durch den bevorſtehenden Zuſammenſtoß dieſer Koloſſe jämmerlich zerquetſcht zu werden. Selbſt ein ganz anderer König als Friedrich Wilhelm der Dritte mußte von dieſem Vernichtungsvorgefühl zu Boden gedrückt werden und es iſt nur gerecht, zu ſagen, daß viele von den ſpäteren Verfehlungen des Monarchen ſich aus dem unſäglich bittern Nachgeſchmack erklären laſſen, welchen die Hefen des Unglücksbechers, die er in den

Jahren 1811 und 1812 zu koſten hatte, in ſeiner Seele zurückließen. Der König gab ſich anfänglich dem eiteln Glauben hin, der Krieg werde ſich vermeiden laſſen und er ſelber im Stande ſein, den Vermittler zwiſchen Napoleon und Alexander zu machen. Im Mai 1811 ſchrieb er an den Letztern, er ſei überzeugt, daß der franzöſiſche Kaiſer den Krieg nicht wolle und daß es von dem Czaren abhänge, den Kampf zu vermeiden — („Je me tiens assuré que l'empereur des Français ne veut point la guerre, et il me semble aussi qu'il ne dépendrait que de V. M. impériale de l'éviter“). Alexanders Antwort (vom 18. Juni) war ſehr kurz und kalt, ſogar ziemlich patzig und grob („il n'est pas raisonnable de me supposer l'envie de troubler la paix“) und lehnte die preußiſche Vermittlung ſtillſchweigend ab[23]. Auch die Bemühungen Friedrich Wilhelms um ein Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland, im Herbſt von 1811 durch Scharnhorſt perſönlich in Petersburg unterſtützt, hatten keinen Erfolg. Die deutſchgeſinnten Männer in Preußen, die Blücher, die Scharnhorſt, die Gneiſenau und ihre Mitſtrebenden hatten ihrerſeits, ſowie der Zwiſt zwiſchen Napoleon und Alexander zu drohen begonnen, ihre Hoffnung auf das Schwert geſetzt und ſtimmten und handelten für einen Verzweiflungskrieg, der wie der ſpaniſche „bis zum Meſſer“ gehen ſollte. „Mein Plan — ſchrieb Gneiſenau im Juli 1811 aus Berlin — geht dahin, dem Krieg einen inſurrektionellen Charakter zu geben und alle Streitkräfte des Landes zu entwickeln. Lähmt uns nicht die Schwäche, ſo ſoll die Welt erſtaunen, mit welchen Kräften wir auftreten werden.“ Sodann im Auguſt: „Wenn unſer König ſich nur entſchließen möchte, ſogleich jetzt zu ſeiner Vertheidigung die paſſendſten Mittel anzuwenden, ſo wären wir wahrlich in einer glänzenden Lage. Wir haben in dieſem Augenblick 124,000 Mann völlig ausgerüſtet und können hoffen, das ganze Land unter die Waffen zu bringen.“ Und in demſelben Brief (an den Grafen Münſter):

„Ich kann Ihnen jetzt die Nachricht geben, daß der König entſchloſſen iſt.“ Es ſchien ſo und der franzöſiſche Geſandte Marſan hatte Veranlaſſung, aus Berlin über die drohenden Rüſtungen Preußens nach Paris zu berichten. „Sie rüſten alſo?“ fragte er den Staatskanzler Hardenberg. „Allerdings und warum ſollten wir nicht, da Alles um uns her ein Gleiches thut?“ — „Aber was wollen Sie denn mit Ihren Truppen machen?“ — „Mit dem Degen in der Hand ſterben und niemals mit Schande zu Grunde gehen!“

Aber, ach, nicht ohne Grund hatte Gneiſenau Beſorgniſſe vor der „Schwäche“ gehegt. Die Schwäche hieß Friedrich Wilhelm, welcher, überhaupt nicht der Mann, einen Krieg im ſpaniſchen Styl zu begreifen, geſchweige zu führen, durch die kaltſelbſtſüchtige Ablehnung ſeines Allianzantrags von Seiten Rußlands in völlige Zaghaftigkeit geworfen ward und jetzt nur noch in einem Bündniß mit Napoleon Rettung ſah. Vergebens führte Hardenberg in einer dem König eingereichten Denkſchrift den unwiderſprechlichen Beweis, daß „Allianz mit Frankreich für Preußen Nichts als völlige Unterwerfung“ ſei und daß man daher, dieſem Unglück und dieſer Schmach zu entgehen, kühn Alles an Alles ſetzen müſſe. Friedrich Wilhelm hielt nach Art von Kleinmüthigen das Kleinmüthigſte eigenſinnig feſt, nachdem er ſich einmal dazu von Jämmerlingen hatte beſtimmen laſſen. Es wurde jetzt in Paris um das franzöſiſche Bündniß wie um eine Gnade gebettelt und mittelſt demüthigſter Bewilligungen der Abſchluß deſſelben erſtrebt. So wurde z. B. Blücher, auf die Forderung der Franzoſen hin, ſchon im Oktober von ſeinem Kommando in Pommern abberufen. Sie wollten keinen General in ſo bedeutender Stellung ſehen, deſſen Haß der Fremdherrſchaft ein ſo heißer und ein ſo barſch ausgeſprochener war. Napoleon, wahrnehmend, daß Friedrich Wilhelm gehörig mürbe, und die völlige Vernichtung des preußiſchen Staats auf eine gelegenere Zeit verſchiebend, gewährte den erbetenen Allianzvertrag, welcher, am 24. Februar 1812 zu Paris abgeſchloſſen, Preußen in die Kategorie der rheinbündiſchen Paſchaliks herabdrückte, es verpflichtete, 20,000 Mann mit 60 Geſchützen zum Heerzug gegen Rußland zu ſtellen und überhaupt die Verfügung über ſeine Kräfte dem geſchworenen Feinde überlieferte. „So iſt alſo Alles vergeblich geweſen!“ ſchrieb der tieferſchütterte Gneiſenau (10. März). „Wir haben einen Unterwerfungsvertrag unterzeichnet, welcher Blut und Vermögen des Volkes fremder Willkür preisgibt. Und wenn man weiß, durch welche Perſonen dieſes Unglück über uns gekommen iſt! Ein kindiſch gewordener Feldmarſchall, ein altes Weib von übelm Ruf, ein durch Stupidität ausgezeichneter General, ein Hofpfaff und was ſich denn ſonſt noch für Hundepack von den höheren Ständen an dieſe Koryphäen ſchloß, dieſe haben dem armen geängſteten König ſo viel von den Gefahren, denen eine Waffenerhebung gegen Frankreich ihn bloßſtellte, ſo viel von dem Unglück, das dadurch über das Volk komme, und ſo viel von den Vortheilen, die ein Bündniß mit Frankreich herbeiführen könne, vorgeredet, daß er ſich zuletzt zu dieſer Meinung hinneigte“ [26]). Die Kalkreuthe und Köckeritze oder wie ſonſt alle die Heulbrüder und Angſtweiber in der Umgebung des Königs Infinitiv hießen, hatten es alſo wiederum über die Thatmänner davongetragen. Und doch hätte eine verzweifelte Anſtrengung zu Anfang des Jahres 1812 dem preußiſchen Volk nicht mehr, ſondern eher weniger gekoſtet als ihm die Anſtrengung von 1813 koſtete, beſonders wenn man die furchtbaren Opfer hinzurechnet, welche ihm der napoleoniſche Heereszug nach Rußland auferlegte. Wie aber die Franzoſen den Allianzvertrag mit Preußen verſtanden, drückte einer ihrer Marſchälle ſehr unzweideutig mit den Worten aus: „Eh bien, vous avez la convention et nous avons la force.“

Jede Hoffnung der Beſſern und Beſten ſchien gebrochen. In Preußen räumten die Franzoſenfeinde das Feld. Scharnhorſt legte ſein Amt als Haupt des Generalſtabs nieder, nachdem er jedoch, wie von einer wunderbaren Ahnung kommender Geſchicke erfaßt, noch durchgeſetzt hatte, daß dem lenkſamen General Grawert, welcher nach dem Willen der Franzoſen das nach Rußland beſtimmte preußiſche Hülfskorps befehligen ſollte, der ſcharfkantige York beigegeben wurde, welcher dann jenen, der erkrankte, bald im Oberbefehl erſetzte. „Mich alſo verlaſſen wollen?“ fragte Friedrich Wilhelm den ſcheidenden Scharnhorſt, der nach Schleſien ging. „Ich kann nicht unter den Franzoſen dienen, Majeſtät.“ „Verdenk's Ihnen nicht, treuer Freund; aber mich nicht ganz verlaſſen, auf die Zukunft hoffen, kann ja beſſer werden“ 27). Gneiſenau nahm den Abſchied. Mit ihm Männer wie Golz, Clauſewitz, Chazot, Lützow, Dohna, an 300 Offiziere, die nicht den Franzoſen zur Seite, ſondern in Rußland oder Spanien gegen dieſelben fechten wollten. Der Freiherr vom Stein ſchrieb an Münſter (19. April): „Nun kann man in Deutſchland Nichts mehr von einer Impulſion von oben erwarten! Es mag ſein, daß Rußland den Krieg beſteht. Möge er einen glücklichen Erfolg haben oder ich mein Ende darin finden!“

Ganz ungebärdig wüthete „de old Blüchert“ über dieſe Wendung der Dinge. Er war, ſeiner Stellung in Pommern enthoben, zu Anfang des Jahres 1812 nach Berlin gekommen und ließ hier, wo die Franzoſen ganz offen die Herren und Meiſter ſpielten, den Unmuth über die „Sakerments-Welſchen“, über den „Schwerenothskerl von Bonaparte“, über all das „Dreckzeug“ von „Federfuchſern“ und „Diplomatikern“ ſo laut und heftig aus, daß den Leuten von der Sorte Köckeritz und Zaſtrow vor Schrecken und Angſt die Haare zu Berge ſtanden und daß ſelbſt Hardenberg, von dem König gar nicht zu reden, die Anweſenheit des Alten höchſt unliebſam, unbequem und gefährlich fand. Man ſuchte ihm das begreiflich zu machen; aber der Alte hörte nicht gut, wenn er nicht hören wollte. Da erinnerte man ſich bei Hofe, daß der General von 1806 her noch allerhand Forderungen an den Staat zu machen und überdies eine Vergütung ſeiner treuen Dienſte wohl verdient hätte. Der König ſchenkte ihm demzufolge das Gut Kunzendorf unſern Neiße in Schleſien und Blücher, die ſtillſchweigende Bedingung, unter welcher dieſe Verleihung geſchah, wohl begreifend, machte ſich ſofort dahin auf den Weg. Die Zeit, welche er nicht dazu verwandte, auf ſeinem Gut nach dem Rechten zu ſehen, verbrachte er in Schweidnitz und Breslau mit Brummen und Spielen, nicht ſelten zum Entſetzen ängſtlicher Seelen in neue Anwandlungen ſeiner Berſerkerwuth von Anno 1808 zurückfallend [28]). So harrte er ſeiner Zeit. Die kam bald und fand ihn rüſtig und tüchtig und bereit, ſo daß mit Fug von ihm geſagt und geſungen werden konnte: — „Hei, wie der weiße Jüngling in den Sattel ſich ſchwang!“ . . .

Dem ſogenannten Allianzvertrag Napoleon's mit Preußen folgte ein am 14. März zu Paris mit Oeſtreich abgeſchloſſenes Bündniß, wodurch ſich dieſes gegen Inausſichtſtellung verſchiedener Vortheile zur Erhaltung der Integrität des türkiſchen Reiches mit Frankreich verband und zur Fortführung des Kontinentalſyſtems ſowie zur Stellung von 30,000 Mann mit 60 Kanonen gegen Rußland ſich verpflichtete. Metternich hatte nicht ohne Mühe den Kaiſer Franz zur Einwilligung in dieſes Abkommen vermocht; denn es gab ja auch in Wien eine widernapoleoniſche Partei, welche dem Miniſter, der zu dieſer Zeit nur in einer möglichſt engen Verbindung mit Napoleon Oeſtreichs Heil erblickte und der ſein Leben lang für deutſches Vaterlandsgefühl niemals ein Organ gehabt hat, energiſch entgegengearbeitet und den Gedanken eines großen Bündniſſes zwiſchen Oeſtreich, England, Rußland und Preußen ſchon jetzt zu verwirklichen verſucht hatte [29]). Das gegen Rußland beſtimmte öſtreichiſche Hülfskorps ſollte der Fürſt Karl von Schwarzenberg befehligen, der aber weit entfernt war, ein York zu ſein.

Wie mußte es den Kaiſerwahnſinn des Eroberers kitzeln, die Beſiegten von Auerſtädt und Jena wie die Beſiegten von Marengo und Wagram als Heerfolge leiſtende Vaſallen in die Heerſäulen einzufügen, welche er gegen die Beſiegten von Auſterlitz und Friedland heranrollte! Mehr ein Völkerwanderungszug als ein Armeemarſch war das zu nennen und nie zuvor war ein Feldherr an der Spitze einer ſolchen Streitmacht ins Feld gezogen. Denn was waren die Heere der ägyptiſchen Pharaonen, der Könige von Aſſur und Perſien, der römiſchen Cäſaren, des Hunnenhäuptlings Attila und der Mongolen-Khane, verglichen mit der Schlagfertigkeit dieſer 608,000 Mann, welche mit 1336 Stücken Feld- und Belagerungsgeſchütz, mit 145,000 Reit- und Zugpferden gegen Rußlands Gränzen herangezogen! *) Da waren 370,000 Franzoſen, 150,000 Deutſche, 50,000 Polen, 20,000 Italiener und Illyrier, 10,000 Schweizer, etliche Tauſende Holländer, Spanier und Portugieſen, 604 Bataillone Infanterie (492,000 Mann), 530 Schwadronen Kavallerie (96,000 M.), 20,000 M. techniſche Truppen — in der That, es bedurfte eines Kriegskünſtlers, wie es einen zweiten nicht gegeben, um auf dieſem aus ſo vielerlei Völkerbeſtandtheilen zuſammengeſetzten Rieſenheerinſtrument zu ſpielen. Aber es ſollte ſich bald zeigen, daß ſelbſt dieſer Künſtler dieſem Inſtrument in die Länge nicht gewachſen war, weil das Spiel auf einem Boden vor ſich ging, wo Alles, aber auch Alles und ganz insbeſondere die Ungeheuerlichkeit der Maſchine ſelber dazu beitrug, dieſelbe in Unordnung zu bringen und auseinanderfallen zu machen. Was die Vertheidigungskräfte Rußlands betraf, ſo verhielten ſie ſich zu den napoleoniſchen Angriffskräften beim Beginn des Krieges angeblich wie 1 zu 6, in Wirklichkeit aber wie 1 zu 3. Denn obzwar die ſchlagfertige ruſſiſche Streitmacht im Juni von 1812 nicht weniger als 180,000 Mann mit 1600 Geſchützen betragen haben ſoll, ſo war doch dieſe Wehrkraft alſo über den Raum des unermeßlichen Reichs hin verſtreut, daß dem napoleoniſchen Einbruch über die Weſtgränze im allergünſtigſten Fall 200,000 Mann entgegengeſtellt werden konnten; denn auf die in den Weſtprovinzen formirten ſogenannten Depot-Bataillone und Depot-Schwadronen, welche auf 80,000 Mann angeſchlagen wurden, konnte man Anfangs gar nicht zählen. Was zunächſt verfügbar, war die „erſte Weſtarmee“, 150 Bataillone, 132 Schwadronen, 18 Koſakenregimenter, 49 Batterien, im Ganzen höchſtens 127,000 „Kombattanten“; ferner die „zweite Weſtarmee“, 46 Bataillone (12 weitere ſtießen ſpäter hinzu), 52 Schwadronen, 9 Koſakenregimenter, 18 Artillerie-Kompagnien, zuſammen 45,000 Mann, endlich die „dritte Weſtarmee“, 54 Bataillone, 76 Schwadronen, 9 Koſakenregimenter, 164 Geſchütze, im Ganzen etwas über 40,000 Mann. Die dritte dieſer Armeen befehligte der General Tormaſow, die zweite der Fürſt Bagration, die erſte der Kriegsminiſter Barklay de Tolly, einer der kaltblütigſten Helden, welche je den Befehlsſtab geführt, der Sohn eines ehrſamen deutſchen Paſtors in Livland, viel mehr deutſch als ruſſiſch in Art und Sprache, durchaus ehrlich und geradaus, aber eckig und methodiſch und ſo, wie er war, von den Ruſſen als „Ausländer“ gehaßt und, weil um ſeiner am Quark in Finnland bewieſenen Tapferkeit willen ſpät befördert, wortſpieleriſch bewitzelt („il est sorti de la boue“). Rechnet man zu den aufgeführten Streitkräften noch die 15,000 Mann, welche in Riga zuſammengezogen waren, ſo ergibt ſich, daß, Alles zuſammengenommen, die Ruſſen dem Napoleon anfänglich allerdings etwas mehr als 200,000 Mann entgegenſtellen konnten; allein Wiſſende haben nicht ohne Grund behauptet, in Wirklichkeit habe die an der Weſtgränze Anfangs in Linie ~~wirklich~~ vorhandene und verfügbare Macht nicht mehr als 175, höchſtens 180,000 Mann betragen [31]). Demnach hätte ſich in der That, wie ſchon bemerkt, die ruſſiſche Defenſivkraft zur franzöſiſchen Offenſivmacht im günſtigſten Falle wie Eins zu Drei verhalten. Freilich wollen Andere, ebenfalls „Wiſſende“, behaupten, Rußland habe gegen den Weſten zu ſofort 241,000 Mann verfügbar gehabt, während nach dem Friedensſchluß von Bukareſt weitere 87,000 Mann aus den Donauprovinzen herangezogen, auch 33,000 Mann in Perſien und im Kaukaſus, 30,000 Mann in Finnland, 28,000 in Petersburg und 10,000 Mann in Moskau geſtanden ſeien [33]). Wir ſind dermalen aber endgültig vergewiſſert, daß die Anzahl der an der Weſtgränze aufgeſtellten ruſſiſchen Truppen 175,000 Mann betrug und mit Hinzuzählung der Koſaken 193,000 Mann mit 938 Geſchützen [34])

Im April von 1812 waren die diplomatiſchen Gaukeleien hüben und drüben erſchöpft. Man mußte zur „ultima ratio“ greifen. Napoleon verwarf das ruſſiſche Ultimatum, in welchem obenan die Räumung Preußens von franzöſiſchen Truppen gefordert war. Die Hunderttauſende des Eroberers wälzten ſich der Oder, der Weichſel und dem Niemen entgegen. Die Ruſſen rückten in ihre Aufſtellungen an der Weſtgränze des Reiches. Der Czar ſchrieb am 19. April an Barklay: „Elektriſiren Sie Ihre Seele durch das große Ziel, welchem wir zuſtreben: die Menſchheit dem Joch zu entreißen, unter welchem ſie ſeufzt, und Europa von ſeinen Ketten zu befreien“ [35]). Zwei Tage darauf reiſ'te er ins Hauptquartier nach Wilna ab, wohin am 12. Juni der aus Prag berufene Freiherr vom Stein kam, jedenfalls der Mann, welcher ganz dazu gemacht war, den Kaiſer in der ſo eben geäußerten großartigen Anſicht und Abſicht zu beſtärken. Der Franzoſenkaiſer machte, indem er den Grafen Narbonne an den Czaren abſandte, einen letzten Verſuch, dieſen in eine nachgiebige Stimmung hineinzuſchmeicheln oder hineinzudrohen, nebenbei auch im ruſſiſchen Hauptquartier den Späher zu machen. Dann verließ er am 9. Mai Paris und ging nach Dresden zur „Fürſtenrevue“, wozu der öſtreichiſche Schwiegerpapa — der aber zwei Jahre ſpäter die ſchwiegerſohnliche Berufung auf ſeine großväterlichen Gefühle mit den Worten abwies:

„Rödt's mier nit alleweil von dem Kind (König von Rom); bei mier z' Haus hab I gar viel Kinder, an die I z'erſt denken muß“ 35) — ja, der öſtreichiſche Schwiegerpapa freiwillig, Friedrich Wilhelm der Dritte gezwungen kam, denn die napoleoniſche Einladung war für ihn nur ein Befehl. Selbſt einen Franzoſen erbarmte es, den armen Preußenkönig beim Lever Napoleon's im Palaſt des Königs von Sachſen „unter der Maſſe der Offiziere der kaiſerlichen Suite hin- und hergeſtoßen“ zu ſehen 36). Von den rheinbündiſchen Satrapen fehlten nur einer oder zwei bei der Muſterung. Aber es war die letzte Fürſtenrevue, welche der Obertreiber abhielt und ſie verfehlte gänzlich ihren Hauptzweck, den Czaren durch glänzende Schauſtellung napoleoniſcher Macht einzuſchüchtern. Narbonne brachte von Wilna nur die Kunde von Alexanders Entſchloſſenheit nach Dresden. „Ich mache mir — hatte der Czar zu ihm geſagt, auf eine vor ihm liegende Karte von Rußland zeigend — durchaus keine Täuſchungen vor. Ich weiß, daß Ihr Kaiſer ein großer Feldherr iſt; aber ich habe für mich Zeit und Raum. Es gibt in dieſem weiten Gebiete keinen noch ſo entlegenen Winkel, in welchen ich mich nicht zurückziehe, keinen noch ſo entfernten Poſten, welchen ich nicht vertheidige, bevor ich in einen ſchimpflichen Frieden willige. Ich greife nicht an, aber ich lege auch die Waffen nicht nieder, ſo lange noch ein einziger fremder Soldat auf ruſſiſchem Boden ſteht“ 37).

Aus dieſer Aeußerung hätte Napoleon den ruſſiſchen Kriegsplan errathen können. Denn daß der Krieg von Seiten der Ruſſen nicht planlos angehoben und geführt wurde, kann nach den beſten Quellen nicht mehr zweifelhaft ſein. Das allerdings iſt wahr, daß der ruſſiſche Kriegsplan mehrfache Abänderungen erlitt und zwar gleich Anfangs die größte. Man war nämlich überzeugt geweſen, daß man den Krieg gegen Napoleon angriffsweiſe und demnach in Polen und Preußen führen müßte, welcher Abſicht man ſodann gänzlich entſagte. Es iſt ferner wahr, daß man nicht von vornherein auf einen ſyſtematiſchen und folgerichtigen Rückzugsplan verfiel. Niemand dachte Anfangs auch nur an die Möglichkeit, daß man bis Smolensk oder gar bis Moskau werde zurückweichen müſſen 28). Daher iſt es wohlbegründet, wenn geſagt worden, man habe im Hauptquartier von Wilna nicht daran gedacht, die ungeheure Ausdehnung Rußlands zu Hülfe zu nehmen; denn dazumal war der Czar noch ſehr für den Plan des Generals Phull eingenommen, welcher, weit mehr ſchwäbiſcher Magiſter als Kriegspraktiker, vorgeſchlagen hatte, mit der Armee Barklay's langſam und fechtend bis in das übelgewählte und ſchlechtangelegte Lager von Driſſa zurückzugehen. Endlich iſt es richtig, daß, ſobald der Krieg wirklich begonnen hatte, im geraden Widerſpruch mit den Phull'ſchen Vorſchlägen die Vereinigung der Heere Barklay's und Bagration's das Ziel aller Bewegungen ward, daß das Streben, ſich zu vereinigen, tiefer in das Innere des Landes führte und daß dadurch der ganze Krieg erſt ſeinen wahren Charakter erhielt 29). Aber bei Alledem iſt nicht zu überſehen, daß ſchon im Jahre 1807, wie wir ſeines Ortes gehört haben, der verwundete Barklay zu Memel den Gedanken einer ruſſiſchen Kriegsführung gegen Napoleon äußerte, welchen er i. J. 1812 zu verwirklichen ſuchte und, ſo ſehr und ſo oft auch höhere Einflüſſe ihn zu vorübergehenden Abweichungen nöthigten, thatſächlich verwirklichte, ein Gedanke, welchen beizubehalten auch ſeinen Nachfolger im Heerbefehl, Kutuſow, die Umſtände zwangen. Dieſer einzig richtige Plan war durch Niebuhr ſchon frühzeitig zur Kenntniß des Oberſts von dem Kneſebeck gekommen, welcher ihn daher bei Gelegenheit ſeiner Sendung nach Petersburg im Januar 1812 bei dem Czaren in Anregung brachte. Auch Wolzogen und Phull wußten davon und noch viele Andere. Die Grundidee deſſelben klang in allen Feldzugsplanen an, welche dem Kaiſer Alexander vorgelegt wurden. So in dem von dem Oberſt Toll, ſo in dem von dem franzöſiſchen Emigranten d'Allonville eingereichten. Sehr ſelbſtſtändig hatte der Prinz Eugen von Würtemberg dieſe Idee in ſich verarbeitet und, des Erfolges gewiß, ſchrieb er darüber an ſeine Tante, die Czarin-Mutter: „Wenn Napoleon beabſichtigt, uns nach Art der Römer den Krieg zu machen, so wird er das Schickſal des Craſſus im Kriege gegen die Parther haben“ [40]. Noch mehr, die geſchichtliche Erinnerung an den Skythenfeldzug des Dareios, an den Partherfeldzug der Römer und an den Zug Karls des Zwölften nach Poltawa war, ſobald der Krieg zwiſchen Napoleon und Alexander kaum erſt wahrſcheinlich geworden, überall in denkenden Menſchen lebendig. So ſehr drängte ſich der Gedanke auf, daß ſeine räumlichen Verhältniſſe, ſeine dünne Bevölkerung und ſein Klima Rußlands beſte Vertheidigungsmittel ſeien. Den Krieg in die Länge zu ziehen, entſcheidende Schlachten zu vermeiden, Zeit und Raum, Klima und Strapazen, Hunger und Durſt auf den Feind einwirken zu laſſen, hievon ſprach man überall. Nicht etwa nur in Petersburg, Wien, Berlin, Mailand und ſogar in widernapoleoniſchen Kreiſen in Paris, ſondern auch in ganz abgelegenen Erdwinkeln. Ein reiſender Schweizer trat im Sommer von 1812 in das Haus des Pächters Ruge auf der Inſel Rügen. „Was gibt's Neues?“ fragte der Hausvater. „Iſt er noch immer ſiegreich?“ — „Napoleon?“ — „Wer ſonſt? Er kippt doch einmal um. Aber die Ruſſen freilich werden ihn nicht ſchlagen.“ — „Rußland iſt eine Wüſtenei. Er dringt immer tiefer hinein und kommt mir ganz ſo vor wie Karl der Zwölfte. Wenn Alles verhungert und erfroren iſt, hilft kein Kommando mehr. Seien Sie überzeugt, er pfeift auf dem letzten Loche.“ — „Mir ganz aus der Seele geſprochen! Trinken wir Eins darauf“ [41] . . . Als Barklay im Hauptquartier zu Wilna anlangte, um den Befehl über die erſte Weſtarmee zu übernehmen, befahl der Czar, welcher über den Umfang der Streitkräfte ſeines Gegners nur ſehr unvollkommen unterrichtet war, daß dieſer Feldzugsplan eingehalten würde: — Jedes der ruſſiſchen Heere ſollte, von übermächtigen Kräften angegriffen, ſich zurückziehen, während das andere Heer, wenn nicht ebenfalls mit Uebermacht bedrängt, den Feind entſchloſſen in Rücken und Flanke faſſen ſollte. Nachdem dann aber an der ungeheuren Ueberlegenheit Napoleon's gar kein Zweifel mehr ſein konnte, mußte man an eine Vereinigung der beiden erſten Weſtarmeen denken, um mit vereinten Kräften dem Gegner zu widerſtehen. Zum Vereinigungspunkt war zuerſt Swenzjäni beſtimmt, hierauf das Lager von Driſſa, dann Orſcha, und als nach endlich bei Smolensk bewerkſtelligter Vereinigung der Feind noch immer übermächtig ſich erwies, ging der Rückzug weiter. So machte und ſo änderte ſich der ruſſiſche Feldzugsplan. Aber daß der beſtimmende Grundgedanke ſchon im Mai feſtſtand, wenigſtens bei den einſichtigſten ruſſiſchen Führern, iſt ſicher. Als im genannten Monat der Czar zu Schawel das erſte Korps beſichtigt hatte, fragten nach ſeiner Abreiſe einige Generalſtabsoffiziere den Oberſt Diebitſch: „Und was wird denn nun geſchehen?“ — „Wir werden uns zurückziehen.“ — „Wie weit?“ — „So weit als es Napoleon belieben wird, uns zu folgen, und wäre es bis zur Wolga“[42]).

Der Franzoſenkaiſer ſeinerſeits war nicht gewohnt — wir haben ihn weiter oben ein bezügliches Wort ſprechen hören — mit einem zum Voraus bis ins Einzelne ausgearbeiteten Plan ins Feld zu ziehen. Indeſſen hatte er doch gewiſſe leitende Grundſätze feſtgeſtellt und zwar hauptſächlich dieſe: — ſeine Heerſchaaren mit möglichſt wenigem Geräuſch bis zur Weichſel vorzuſchieben und hier ſo aufzuſtellen, daß die ganze Weſtgränze Rußlands bedroht ſchiene; zum Hauptzielpunkt ſämmtlicher Operationen Moskau zu nehmen, die heilige Stadt der Ruſſen; behufs der Täuſchung des Feindes ſtarke Demonſtrationen gegen Wolhynien hin zu machen, während die entſcheidenden Schläge nicht dort, ſondern nördlicher geführt werden ſollten; die Ausdehnung und Verzettelung der feindlichen Streitkräfte, welche er mittelſt des angegebenen Manövers zu erzielen hoffte, zu benützen, um ſeinen Gewalthaufen als unwiderſtehlichen Keil zwiſchen ſie hineinzutreiben, ſie dadurch in der Mitte zu durchbrechen, ſie auseinanderzuſprengen, auseinanderzuhalten und alſo einzeln zu ſchlagen, ein Schlagen, welches er dann mit der eingreifenden Beihülfe ſeiner Flügelheere — das äußerſte rechte bildeten die Oeſtreicher unter Schwarzenberg, das äußerſte linke die Preußen (mit Zutheilung von Polen) unter Macdonald — zu einem Vernichten zu machen hoffte[43]). Als der große Kriegskünſtler dieſen ſeinen Plan nach dem Uebergang über den Niemen, d. h. nachdem er ſich über die Stellungen der Ruſſen Kenntniß verſchafft hatte, vervollſtändigte, war es ein Meiſterſtück von Plan, vielleicht der ſchönſte, welchen er jemals entworfen. Schade nur, daß er zwei Dinge darin nicht mit in Anſchlag gebracht hatte: Rußland und die Ruſſen. Der ſpaniſche Krieg hatte ihn alſo nicht gelehrt, daß man eine Nation, welche wirklich eine Nation iſt, damit noch nicht beſiegt, daß man ihre Hauptſtadt erobert? Nur ein Kaiſerwahnſinniger fürwahr konnte, während doch alle Welt davon ſprach, daß die Ruſſen den Krieg nach Art der Skythen und Parther führen würden, ſich einbilden, ſie würden Napoleon dem „Großen“ zu Gefallen keine ſolchen „Barbaren“ ſein, ſondern etliche Tagemärſche jenſeits der Gränze ſeiner ungeheuren Uebermacht geduldig ſtandhalten, um ſich napoleoniſche Entſcheidungsſchläge beibringen und dann den Frieden diktiren zu laſſen. Auch zeigte es ſich gleich beim Beginne des Feldzugs, lange bevor man das eigentliche Rußland betrat, das unwirthliche, wo die Bauern ihre Vorräthe vernichteten, ihr Vieh wegtrieben, ihre Häuſer in Brand ſteckten, die Brunnen und Mühlen zerſtörten, um den Soldaten des ſchwarzen Teufels („Tschort“[44]), wie ſie Napoleon nannten, allen möglichen Schaden anzuthun, — ja, ſchon vor dem Uebergang über den Niemen zeigte es ſich, daß alle die ungeheuerlichen Veranſtaltungen zur Verproviantirung des Rieſenheers kläglich unzulänglich und unbrauchbar waren, ſo ſehr, daß ſogar noch dieſſeits des Riemens die peinlichſte Hungerleiderei bereits begann, während jenſeits des Gränzfluſſes die Entbehrungen und Leiden aller Art ſo raſch und ſo ſehr ſich ſteigerten, daß ſchon auf dem Marſch gen Wilna und Witepsk Hunderte von Soldaten verzweiflungsvoll ſich ſelber den Tod gaben [45]).

„Wir wollen ſehen, ob die Hartnäckigkeit des Czaren der Macht der Ereigniſſe ſtandhält“ — ſagte Napoleon, als ihm Narbonne zu Dresden meldete, daß er in Wilna Nichts ausgerichtet. „Alexander will alſo den Krieg, er ſoll ihn haben.“ Am 29. Mai flog von Dresden aus der Befehl zum allgemeinen Vormarſchiren nach Preußen und Polen. Er ſelber flog dorthin, in gewohnter Wetterſtralweiſe, über Poſen, Thorn, Marienburg, Danzig und Königsberg an den Niemen, an deſſen Ufer in der Länge von wenigen Meilen 400,000 Mann zum Uebergange bereit ſtanden, während weitere 200,000 Mann nachrückten. Am 23. Juni traf der Schlachtenmeiſter an dem ruſſiſchen Gränzfluß ein. Zu Pferde deſſen Ufer erkundend, ward er — erzählt die napoleoniſche Legende — von ſeinem ſtürzenden Pferd unſanft auf den Sand geſchleudert und eine Stimme, vielleicht ſeine eigene, habe ausgerufen: „Ein böſes Omen! Ein Römer würde umkehren“ [46]). Er kehrte aber nicht um, ſondern befahl dem General Eblé, die Brücken zu ſchlagen. Am folgenden Tage überſchritt die große Armee den Niemen. Augenzeugen ſagen, es ſei „ein herzergreifendes Schauſpiel geweſen, die Schaaren des Welteroberers in drei breiten Strömen durch die Sandfläche gegen die drei Brücken zu ſich ergießen zu ſehen.“ Wenige Monate nur, ach, und aus dieſem machtvollen oſtwärts gehenden Geſtröme war ein kärglich weſtwärts ſickerndes Getröpfel geworden. Denn es kam anders als der Vater des Bulletinismus in der Proklamation prophezeite, welche er am Ufer des Niemen an ſeine Soldaten richtete. „Rußland iſt fortgeriſſen von ſeinem Verhängniß, ſeine Geſchicke müſſen ſich erfüllen (la Russie est entrainée par la fatalité; ses destins doivent s'accomplir)." Alſo auch hier wiederum die Schickſalsphraſe, die nachgerade ſehr abgegriffen war. Der große Bulletiniſt kopirte ſich ſelber, und ſobald ein Autor dieſes thut, iſt ſein Geiſt und ſein Styl entſchieden im Sinken. Man ſagt auch in der That nicht zu viel, wenn man ausſpricht, daß der ruſſiſche Feldzug nicht nur des napoleoniſchen Glückes, ſondern auch des napoleoniſchen Genius Sonnenwende geweſen iſt. Der Mann war ſchon im J. 1809 nicht mehr der Napoleon von 1805 und 1806, aber im J. 1812 war er nicht mehr der, welcher er im J. 1809 geweſen. Erſt in den Jahren 1813 und 1814 hat der Wermuthstrank des Unglücks ſeinen Geiſt wiederum ſo gekräftigt, daß er mitunter abermals zur Höhe ſeiner glänzendſten früheren Offenbarungen hinanreichte.

Als der Czar zu Wilna den Einbruch des Feindes in ſein Reich erfahren, erließ auch er eine Proklamation an ſeine Soldaten, worin er ihnen ſagte: „Ihr vertheidigt den Glauben, das Vaterland, die Freiheit!" und in derſelben Stunde ſchrieb er nach Petersburg: „Ich lege die Waffen nicht nieder, ſo lange noch ein feindlicher Krieger in meinem Reiche ſich befindet." Dann übergab er den Heerbefehl an Barklay und ging über Moskau, wo ſich das Nationalgefühl der Bevölkerung begeiſtert und opferfreudig kundgab, nach Petersburg zurück. Am 28. Juni zog Napoleon in Wilna ein, um die enthuſiaſtiſchen Polen mit — kaltem Waſſer zu übergießen. „Sprechen Sie, Sire, das entſcheidende Wort: Polen lebt wieder!" Aber er ſprach das entſcheidende Wort nicht aus. Er hatte Polen und die Polen im Grunde ſeines Herzens niemals für etwas Anderes als für eine gegen Rußland und Oeſtreich nach Befund der Umſtände zu richtende Drohung und für Kanonenfutter angeſehen. Außerdem konnte er, der Ueberläufer von der Völkerpolitik zur Deſpotenpolitik, es um Oeſtreichs willen nicht wagen, in Wilna zu ſagen: Polen iſt wieder hergeſtellt! denn dieſes Wort hätte in ſeinem Rücken Oeſtreich nothwendig in die Waffen rufen müſſen.

Sein Abfall von der Sache der Völker hat ſich bitter an ihm gerächt in jener Stunde, als er zu Wilna mittelſt gewundener und geſchraubter Redensarten ſich aus der Klemme zu ziehen ſuchen mußte und damit die Polen ſoweit ernüchterte, daß ſie es unterließen, ſich ferner für den Eroberer zu opfern. Daß aber dieſes von da an eingetretene gleichgültige, opferunluſtige und abgeneigte Verhalten der Bewohner von Litthauen, Wolhynien und der übrigen polniſch-ruſſiſchen Provinzen, ſehr viel dazu beigetragen hat, die napoleoniſche Kataſtrophe in Rußland zu einer ſo furchtbaren zu machen, liegt auf der Hand ... In Wilna empfing Napoleon den Generaladjutanten Balaſchew, welchen der Czar ſandte, um einen letzten Verſuch zum Frieden zu machen, welchen er aber nur unter der Bedingung eingehen zu wollen erklärte, daß die Franzoſen ſofort den ruſſiſchen Boden wieder räumten. Balaſchew fand, daß die napoleoniſchen Generale dieſes ſtrapazenvollen Krieges ſchon jetzt müde waren, in welchem Sinne ſich insbeſondere Murat gegen ihn ausließ. Der Kaiſer ſelbſt war mit Balaſchew ſehr geſprächig, unter Anderem davon ſchwatzend, er wolle, weil der Czar mit ſeinen, Napoleon's, perſönlichen Feinden ſich eingelaſſen, wie z. B. mit Stein, „der ein ſchlechter Menſch und aus ſeinem Vaterlande verbannt ſei", zur Vergeltung die dem ruſſiſchen verwandten Fürſtenhäuſer aus Deutſchland vertreiben, das würtembergiſche, badiſche, weimariſche. Das Gerede führte zu Nichts. Schließlich fragte der Eroberer mit explodirender Taktloſigkeit: „Welcher Weg führt nach Moskau?" „Ebenſo viele wie nach Rom — gab Balaſchew zur Antwort. Karl der Zwölfte wollte dorthin über ... Poltawa" [17]).

Das verhängnißvolle Wort blieb doch wider ſeinen Willen im Ohr Napoleon's haften. Aber er ſuchte es herauszuſchütteln und ſetzte am 16. Juli ſeine Armee von Wilna aus nach Vorwärts in Bewegung. Der Marſch wurde, ohne irgendwelches nennenswerthe Zuſammenſtoßen mit dem rückweichenden Feinde ſo aufreibend, daß der vom Kaiſer perſönlich geführte Gewalthaufe, welcher 220,000 Mann ſtark über den Niemen gegangen, beim Eintreffen in Witepsk am 28. Juli nur noch 150,000 Mann zählte. So furchtbar wirkten Entbehrungen, Ueberanſtrengung, Krankheiten und das in Folge des Mangels an Lebensmitteln zum nothwendigen Uebel gewordene Marodiren, von deſſen Umfang man eine Vorſtellung erhält, wenn glaubhaft verſichert wird, die franzöſiſche Geſammtarmee habe im Juli und Auguſt oft an 50,000 „Marodebrüder" gehabt. Von dem beiſpielloſen Abgang an Mannſchaft ſchon auf dem Marſche von Wilna nach Smolensk gibt die Thatſache einen Begriff, daß würtembergiſche Kompagnieen, welche 150 Gewehre ſtark von der Heimat ausgezogen waren, bei ihrer Ankunft vor dem letztgenannten Orte nur noch 38 Mann in Reih' und Glied hatten 40). In Witepsk angelangt, ohne unterwegs zu einem heiß erſehnten „Entſcheidungsſchlag" Gelegenheit gehabt zu haben, ſchien ſich Napoleon beſinnen zu wollen. Poltawa klang ihm in den Ohren. „Wir werden — ſagte er — nicht ſo thöricht ſein wie Karl der Zwölfte. Wir müſſen hier Halt machen und im nächſten Frühjahr den Krieg fortſetzen. Der Feldzug von 1812 iſt zu Ende; der ruſſiſche Krieg iſt ein Krieg von drei Jahren." Alſo ein „lichter Moment" im Kaiſerwahnſinn? Die aufrichtigſten Anhänger des Mannes ſuchten denſelben zu benützen: Berthier, Daru, Caulaincourt, Duroc warnten vor weiterem Vordringen. Der letztere ſchrieb damals in ſein Tagebuch: „Der Kaiſer wird in Smolensk oder ſelbſt in Moskau den Frieden ebenſo wenig finden als in Witepsk. Der Friede wird vor uns fliehen wie die Schlacht, nur noch länger." Aber konnte Napoleon zurück? Konnte er vor das unterjochte Europa hintreten und ſagen: Ich habe Nichts ausgerichtet? Das hieß ſagen: Meines Glückes Sonnenwende iſt eingetreten. Er fühlte das. „Duroc — ſagte er, in Witepsk nicht nur mit ſeinen Sorgen, ſondern auch mit Krankheitsanfällen kämpfend — wir müſſen marſchiren oder ſterben.

Ein Kaiſer ſtirbt ſtehend, und ſo lange er ſteht, ſtirbt er nicht. Wir müſſen marſchiren und handeln.“ Und zu Narbonne: „Der Friedensſchluß von Bukareſt iſt ein Grund mehr für uns, zu eilen und einen großen Schlag zu thun. Die Entſcheidung liegt in Moskau“ 49).

So ging es denn am 13. Auguſt von Witepsk vorwärts gen Smolensk, allwo ſich zehn Tage zuvor die Heere Barklay's und Bagration's glücklich vereinigt hatten. Damit und dadurch war der beſte Theil des napoleoniſchen Feldzugsplans entſchieden vereitelt. Doch ſchien endlich die Möglichkeit gegeben, einen „Schlag zu thun“, was durch den bisherigen Rückzug der Ruſſen vereitelt worden. Der beſonnene und ſtandhafte Barklay zwar hielt an dem Rückzugsplan feſt, aber als ſich der Feind der „heiligen“ Stadt Smolensk näherte, mußte er dem Drängen der Offenſivpartei im Hauptquartier und in Petersburg nachgeben und wenigſtens Smolensk zu halten verſuchen. Zwei Tage lang (16. und 17. Auguſt) wurde nun mit 182,000 Mann auf franzöſiſcher und 113,000 Mann auf ruſſiſcher Seite um den Beſitz der Stadt mörderiſch gerungen. Am Abend des zweiten Schlachttages verglichen im Bivouac alte franzöſiſche Offiziere, welche ſchon in Aegypten mitgefochten, Smolensk mit St. Jean d'Acre, ein Name von übler Vorbedeutung. In der Morgenfrühe des 18. Auguſt räumte aber Barklay Smolensk, zum größeren Theil nur noch eine Brand- und Schuttſtätte, und nahm den Rückzug wieder auf, obgleich ein Theil ſeiner Oberoffiziere, den Großfürſten Konſtantin an der Spitze, welcher ſein Lebenlang Nichts als ein brutaler Poltron geweſen iſt, faſt in offener Meuterei dem weiteren Zurückgehen, alſo dem einzig Wahren, Richtigen und Heilſamen ſich widerſetzte. Barklay machte kurzen Prozeß und jagte den haſelirenden Großfürſten davon, d. h. er ſchickte ihn mit „wichtigen Papieren“ an den Czaren nach Petersburg. Aber dort war inzwiſchen das Geſchrei über den „verrätheriſchen Ausländer“ Barklay — (die Deutſchen müſſen häufig das Beſte thun in der Welt und ernten dafür in der Regel nur ſchnöden Undank, weil man weiß, daß ſie kein Vaterland, keine Nation hinter ſich haben) — ſo arg geworden und das Geſchrei nach einem in der Wolle gefärbten Ruſſen als Oberfeldherrn ſo groß, daß Alexander gegen ſeine beſſere Einſicht und Ueberzeugung der Strömung hatte nachgeben und ſchon am 20. Auguſt, alſo noch bevor die Nachricht von der Räumung von Smolensk an ihn gelangen konnte, den alten Kutuſow zum Generaliſſimus hatte ernennen müſſen. Napoleon ſeinerſeits, unter den Trümmern von Smolensk erkennend, daß ihm die „Entſcheidung“ abermals entgangen ſei, hatte wiederum einen Augenblick der Beſinnung. Er dachte alles Ernſtes daran, hier am Dnjepr Halt zu machen und ſich feſtzuſetzen. Sein Stiefſohn Eugen, Berthier, auch Davout riethen dazu, obgleich ſie ſich nicht verhehlten, daß es eine vielfach ſehr bedenkliche Sache, in dieſer Entfernung von Frankreich und in einem ſolchen Lande Winterquartiere zu beziehen. Andere freilich, im Glauben, Napoleon's Genie müßte über alle Hinderniſſe triumphiren, trieben zu weiterem Vorgehen und er ſelbſt kam bald wieder auf ſeine fixe Idee „Moskau“ zurück[30]). Am 24. Auguſt brach er aus Smolensk auf, der Fata Morgana einer „Entſcheidung“ zueilend, die er in der „heiligſten“ Stadt Rußlands finden ſollte, aber nur — in Geſtalt eines Flammenmeeres, vor deſſen rother Glut ſein „Stern“ erbleichte.

# Drittes Kapitel.

## Moskau.

Der lakoniſche Barklay hat dem weiteren Verlauf des Feldzugs von 1812 folgenden bündigen und ſcharfen Umriß gegeben: — „Hinter Wjäsma bei Czarewo-Saimiſchtſche ſollte die Gränze unſeres Rückzugs ſein. Miloradowitſch mit den Verſtärkungen traf ein und wir bereiteten uns am 30. Auguſt in einer vortheilhaften Stellung zur Schlacht vor. Doch wegen des jetzt erfolgenden Wechſels im Oberbefehl durch die Ankunft des Fürſten Kutuſow wurde die Schlacht aufgeſchoben und der Rückzug noch bis zum Dorfe Borodino fortgeſetzt. Dort zeigten wir in einer beiſpielloſen Schlacht, wie wir uns zu vertheidigen wüßten. Doch die fortdauernde Ueberlegenheit des Feindes (an Streitkräften) bewog unſern Feldherrn, den Rückzug fortzuſetzen und Moskau preiszugeben. Aber ſtatt ein Ende des Kriegs fand der Feind hier nur das Grab ſeines Ruhms. Jetzt begann unſer Rettungsplan in Erfüllung zu gehen und der Krieg, der uns anfänglich mit ſo großen Gefahren bedroht hatte, ſchlug in das Verderben des Feindes um. Unſer geſchickter Marſch von der räſaniſchen auf die kalugaiſche Straße vollendete die Noth des Feindes. Wir bedrohten ſeine Verbindung mit Smolensk, wir bedrohten ihn auf allen Seiten. Er wollte nach Kaluga durchbrechen, die Schlacht bei Malo-

Jaroslawetz wehrte es ihm. Die Niederlage ſeiner Truppen bei Polotzk, der Anmarſch der aus der Moldau kommenden ruſſiſchen Armee auf Minsk nöthigten ihn, auf ſchleunigen Rückzug zu denken, und da alle andern Wege ihm verlegt waren, blieb ihm nur der verwüſtete über Smolensk. Jetzt endlich ernteten wir die Früchte unſerer Mühen und Arbeiten und die furchtbare Armee, welche Rußland niederwerfen und Europa's Unterjochung vollenden ſollte, verſchwand von der Oberfläche der Erde“[51].

Man ſieht, auch Barklay wollte den Rückzug nur bis zu einem Punkt fortſetzen, wo man hoffen konnte, dem inzwiſchen furchtbar geſchwächten Feind mit einigermaßen annähernd gleichen Kräften entgegentreten zu können. Da traf den Braven die tiefe Kränkung, daß Kutuſow zum Oberbefehlshaber ernannt und er ſelbſt demſelben untergeordnet ward. Was that nun Barklay? Ging er maulend bei Seite? Nein, er blieb und that auf ſeinem untergeordneten Poſten am ſchrecklichen Tage von Borodino das Beſte. Er hat mit antiker Seelengröße in ſeiner Denkſchrift davon kein Wort geſagt, aber ſelbſt ſuperlativiſche Ruſſen haben es anerkennen müſſen. Was Kutuſow anlangt, der ebenfalls ein ſuperlativiſcher Moskowit war, aber in anderem Sinne, ſo erntete er, was Barklay geſäet, und daß er die Erntearbeit ſehr läſſig und unvollſtändig gethan, haben ſeine Landsleute nach verflogenem Kutuſow-Schwindel ſelber zugegeben. Es kennzeichnete den alten ſchlauen Herrn vollkommen, wenn er, im Begriffe, von Petersburg zur Armee abzugehen, einem ihn naſeweislich fragenden Verwandten: „Wann gedenken Sie, Herr Vetter, den Napoleon zu ſchlagen?“ zur Antwort gab: „Schlagen? Gar nicht; aber zu täuſchen gedenke ich ihn“[52]. So ſprach er aber nur unter vier Augen; denn öffentlich benahm er ſich, wie die Tagesſtimmung es haben wollte, und er ſpielte daher die Rolle des heroiſchen „Batallader“ mit vielem Anſtand[53]. Als er, auf ſeiner Reiſe in Gſchatsk angelangt, daſelbſt Generalſtabsoffiziere traf, die zur Erkundung von Stellungen auf der Straße nach Moskau entſendet waren, hieß er ſie ins Lager zurückkehren, denn: „Rückwärts der Armee brauchen wir keine Stellungen; wir ſind ohnehin ſchon weit genug zurückgegangen.“ Am 29. Auguſt traf er im Hauptquartier zu Czarewo-Saimiſchtſche ein, in einem Aufzug à la Suworow, in einem Rock ohne Epaulettes, eine ſchirmloſe Lagermütze auf dem Kopf, die Schärpe über die eine, den Kantſchu über die andere Schulter gehängt, und: „Kutuſow iſt gekommen, um die Franzoſen zu ſchlagen!“ ſagten die Soldaten zu einander. Denn die Welt will betrogen ſein. Kutuſow war trotz der ſchirmloſen Mütze und des Kantſchu ſchlechterdings kein Suworow, welcher ſich bei Borodino ſicherlich nicht ſo weit hinter der Fronte und außerhalb des Feuerbereichs gehalten hätte, wie jener that.

Barklay war, trefflich unterſtützt vom Generalquartiermeiſter Toll, ruſſiſcher Seite nicht nur der eigentliche Leiter, ſondern auch der erſte Held dieſer entſetzlichen Borodino-Schlacht vom 7. September, der ruhmreichſten der ruſſiſchen Geſchichte. Denn auf dieſer Walſtatt, „wo auch nicht eine Fußbreite Boden, darauf ein Feigling ſich hätte bergen können“, hier, wo ein Tapferſter, der Prinz Eugen von Würtemberg, als er ſeine Diviſion gegen den „feindlichen Krater von Semenowskoje“ vorführte und von der „Lava“ deſſelben „übergoſſen“ wurde, empfand und ausrief: „Das iſt ein Schritt in die Hölle!“ — ja, hier auf dem Hügelgelände zwiſchen Gorki, Borodino und Semenowskoje haben ruſſiſche Generale und Soldaten ſo heldiſch für die Rettung ihres Vaterlandes gerungen, daß gleich mannhaft in der Weltgeſchichte nicht allzu häufig gerungen ward, mannhafter niemals[33]. Und doch — wunderliche Geſchöpfe, die wir Menſchen ſind! — wirkten drüben auf Seiten Napoleon's die Phantome „Gloire“ und „Honneur“ keine geringeren Wunder der Todesverachtung als hüben die Wirklichkeit

„Vaterland“ wirkte. Die Wirklichkeit? Der Skepticismus wird darob höhniſch ſeine Mundwinkel niederkrümmen und ſagen: Eine ſaubere Wirklichkeit! Frau Patria Moskowitia war für die armen Teufel von ruſſiſchen Soldaten, welche ſich für ſie todtſchießen und todtſchlagen ließen, nur eine harte und karge Stiefmutter, die ihnen Nichts gab als ſchlechtgebackenes Roggenbrot und Waſſer nebſt 3 Rubeln Jahresſold[33] . . .

Zu Wjäsma angelangt und hinter dem ewig ſeinen „Entſcheidungsſchlägen“ ſich entziehenden Feind überall nur Feuer und Verheerung erblickend, hatte der Eroberer angefangen zu glauben, das Verfahren der Ruſſen ſei ein ſyſtematiſches. Groß war daher ſeine Freude, als ſie bei Borodino ihm zur Schlacht ſich ſtellten, und zwar in der Stärke von 180 Bataillonen, 164 Schwadronen und 55 Batterien, zuſammen 103,800 Mann mit 640 Geſchützen, ungerechnet 7000 Koſaken und 10,000 Landſturmleute, auf welche in einer Feldſchlacht auch gar nicht zu rechnen war. Gegen dieſe Streitmacht führte Napoleon die noch erhaltenen Kerntruppen der großen Armee in den Kampf: 82,000 Fußgänger, 26,000 Reiter, 15,000 Kanoniere und Pioniere, zuſammen 123,000 Mann mit 587 Geſchützen[34]. Von dem Gedonner dieſer Schlacht vom 7. September verſchafft es eine Vorſtellung, wenn man erfährt, daß auf franzöſiſcher Seite 60,000 Geſchütz- und 1,400,000 Musketen-Patronen verbraucht wurden. Von erſter Morgenfrühe bis zum Sinken des Tages ein grauenhaft Gewürge! Franzöſiſche und deutſche Infanteriekompagnieen ſchmolzen auf 15 bis 10 Gewehre herunter, ruſſiſche Reiterregimenter verloren von ihren 400 Mann 395. Den Ruſſen wurden 4 Generale getödtet und 18 verwundet, bei den Franzoſen fielen 12 Generale und wurden 37 verwundet. Der Geſammtverluſt der Ruſſen an Todten und Verwundeten betrug 44,000, der Franzoſen 28,000 Mann. Nach dem gräßlichen Schlachten zählte das ruſſiſche Heer nicht mehr als 52,000 Streiter, während Napoleon noch 95,000 hatte und in den nächſten Tagen von Smolensk und Witepsk her Verſtärkungen erhielt[37]. Und hatte er an dieſem von Blut ſtrömenden Herbſttag endlich die erſtrebte „Entſcheidung“ erlangt? Nein. Die Ruſſen konnten ſich mit kaum geringerem Rechte des Sieges rühmen als er; aber daß er vollſtändig hätte ſiegen können, falls er Nachmittags ſeine noch ganz unberührten Garden in der Stärke von etlichen 20,000 Mann ins Feuer gebracht haben würde, geben Franzoſen und Ruſſen gleichermaßen zu. Warum unterließ er es? Weil der Napoleon von 1812 nicht mehr der Bonaparte von 1796 war. „Gegen 9 Uhr Abends — erzählt der General Dumas — wurden Daru und ich zu dem Kaiſer gerufen. Sein Bivouac befand ſich inmitten eines Bataillonsvierecks ſeiner Garde. Er war allein und ließ uns rechts und links neben ihm ſitzen. Nachdem er ſich hatte Bericht erſtatten laſſen über die unzulänglichen Anordnungen, welche zum Beiſtand der Verwundeten getroffen worden waren, ſprach er mit uns über die Schlacht. Dann ſchlief er für etwa zwanzig Minuten ein, erwachte aber plötzlich wieder und ſagte: „Man wird ſich wundern, daß ich heute meine Reſerven nicht vorführte, um größere Reſultate zu erzielen. Ich mußte ſie jedoch aufſparen, um in der großen Schlacht, welche der Feind uns vor Moskau liefern wird, einen entſcheidenden Schlag zu führen“[38].

Er täuſchte ſich und vermochte den verſäumten Entſcheidungsſchlag nicht nachzuholen. Denn die Ruſſen lieferten, als ſie am 8. September ihren Rückzug wieder aufnahmen, vor Moskau keine Schlacht mehr. Zwar ſchrieb Kutuſow noch am 11. September von Wjäſoma aus an den Grafen Raſtoptſchin, Militärgouverneur der heiligen Stadt: „Wir nähern uns der Hauptſchlacht bei Moskau“ — aber als die Armee zwei Tage ſpäter auf den Höhen von Fili und auf den Sperlingsbergen Stellung genommen, erkannten Einſichtige ſofort, daß hier, obzwar das Heer mit Inbegriff der Koſaken und Milizen ſich wieder auf nahezu 90,000 Mann verſtärkt hatte, dem Feinde nicht Schach geboten werden könnte, ohne das Aeußerſte befürchten zu müſſen. Barklay ſagte gerade heraus: „Schlagen wir hier, ſo wird im Fall einer Niederlage die Armee bis auf den letzten Mann vernichtet.“ Aber nicht ſchlagen hieß ja die allerheiligſte Stadt preisgeben. Der wackere Barklay hatte auch dieſe herbe Nothwendigkeit ſchon viel früher ins Auge gefaßt und war nicht davor erſchrocken. Schon in Dorogobuſch hatte er, als die Möglichkeit, daß der Feind bis Moskau vordringen könnte, erwogen ward, geſagt: „Moskau gilt mir, wo es auf das Heil Rußlands, ja Europa's ankommt, nicht mehr als jede andere Stadt“ ... Auf einer Anhöhe beim Dorfe Fili ſaß der alte gebrechliche Kutuſow auf ſeinem Lehnſtuhl, unter freiem Himmel Kriegsrath haltend. General Bennigſen ſtellte die Frage: „Was iſt rathſamer, unter den Mauern Moskau's zu kämpfen oder die Stadt dem Feinde zu überlaſſen?“ Aber der Generaliſſimus verbeſſerte dieſe Frageſtellung alſo: „Was ziemt ſich mehr, den Angriff des Feindes in dieſer unſerer unvortheilhaften Stellung zu erwarten oder aber Moskau dem Feinde preiszugeben?“ Es wurde ziemlich tumultuariſch durcheinander geſprochen, bis Kutuſow ungeduldig aufſtand und im Weggehen dem Prinzen von Würtemberg ins Ohr ſagte: „In ſolcher Lage muß man ſich auf ſeinen eigenen Kopf verlaſſen, ſei er dumm oder geſcheidt.“ Raſtoptſchin näherte ſich dem Prinzen ebenfalls und ſagte leidenſchaftlich: „Würde ich gefragt, ſo ſagt' ich: Vernichtet die Hauptſtadt, ehe ihr ſie dem Feinde preisgebt!“ Worauf der Prinz: „Es wäre eine Rieſenthat, aber das wahre Kraftmittel in dieſer entſetzlichen Kriſe“ ... Graf Raſtoptſchin war nun gerade ſo ein Kraftmittelmann, ſo ein Alles-an-Alles-ſetzer und er iſt, das unterſteht keinem Zweifel mehr, der Brandſtifter von Moskau geweſen, deſſen Verbrennung er mit derſelben Skrupelloſigkeit anordnete, womit er bei der Annäherung der Franzoſen ſein eigenes prachtvolles Schloß Woronowo mit eigener Hand eingeäſchert hat. Höchſt wahrſcheinlich hat er am 13. September zu Fili, wo er dem Generaliſſimus mittheilte, daß er die öffentlichen und privatlichen Werthſachen und Vorräthe, ſowie den weitaus größten Theil der Einwohner bereits aus Moskau fortgeſchafft habe, auch ſchon einen Wink fallen laſſen, daß die Truppen, ſobald ſie Moskau geräumt, die Stadt brennen ſehen würden. Der Entſchluß Raſtoptſchin's, ſein Kraftmittel in Anwendung zu bringen, war auch mit nichten ein plötzlich und jetzt erſt gefaßter. Schon am 24. Auguſt hatte er an Bagration geſchrieben: „Wenn Gott uns nicht günſtig iſt, ſo wird Moskau in Flammen aufgehen und Napoleon ſoll ſtatt reicher Beute nur den Aſchenhaufen der ruſſiſchen Hauptſtadt finden.“ Und am 2. September an denſelben: „Wenn Alles Nichts hilft, ſoll den Böſewichten ſtatt Moskau nur ein Trümmerhaufen bleiben.“ Der entſchloſſene Franzoſenhaſſer ſchritt von Worten zur That. „Ich habe — ſagte er nachmals i. J. 1817 in Baden-Baden zu Tettenborn und Varnhagen — ich habe die Gemüther der Menſchen entzündet und an dieſem furchtbarſten Feuer entzündeten ſich die Pechfackeln leicht.“ Aber dabei hatte er es i. J. 1812 keineswegs bewenden laſſen, ſondern die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung ſeines Vorhabens ſehr einläßlich getroffen. Nicht allein durch das Wegbringenlaſſen der Feuerſpritzen und übrigen Löſchgeräthſchaften, ſondern auch dadurch, daß er einer Abtheilung von Polizeiſoldaten befahl, in Moskau, deſſen Bewohner in langen Zügen auswanderten, zurückzubleiben und die Stadt an den verſchiedenen Punkten, wo er Brandſtoffe hatte aufhäufen laſſen, anzuzünden. Das Zerſtörungswerk konnte aber von Raſtoptſchin's gehorſamen Untergebenen nicht in dem ganzen Umfange ausgeführt werden, in welchem es geplant war, weil mit dem Sengen und Brennen nicht eher vorgegangen werden durfte als bis die ruſſiſche Armee durch Moskau hindurch war, und als ihr Nachtrab zum einen Thore hinauszog, war der franzöſiſche

Vortrab ſchon zum andern herein. Indeſſen genügten die trotzdem in Ausführung gebrachten Brandſtiftungen vollkommen, um ein Zerſtörungswerk anzuheben, welches dann die in der Stadt herrſchende chaotiſche Verwirrung vollendete. Daß aber der Graf ſpäter den furchtbaren Ruhm, der Brandſtifter von Moskau zu ſein, von ſich abzuwälzen ſuchte, war ſehr natürlich: er wollte nicht, daß man, als die Einwohner auf die Trümmerhaufen der Stadt zurückkehrten, auf ihn als den Urheber dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe zeigen ſollte .... Abends 5 Uhr am 13. September trat in einem Bauernhauſe zu Fili der Kriegsrath nochmals zuſammen und da kam es zur Entſcheidung. Barklay beharrte bei ſeiner Meinung, Moskau zu räumen und den Rückzug fortzuſetzen, weil die Erhaltung der Armee die Hauptſache ſei und weil der Feind durch die Einnahme der Stadt nur ſeinen Untergang vorbereiten werde. Bennigſen widerſprach, aber Oſtermann und Toll, dann auch Jermolow und Rajewskij traten Barklay bei. Kutuſow entſchied: „Ich weiß wohl, daß ich für Alles werde herhalten müſſen (que je payerai les pots cassés); aber ich opfere mich für das Wohl meines Vaterlandes. Mit dem Verluſt Moskau's iſt Rußland noch nicht verloren und ich halte es für die erſte Pflicht, die Armee zu retten. Ich befehle den Rückzug“ 59).

Zur Stunde, wo zu Fili dieſer Rückzugsbefehl erging, war Napoleon noch 30 Werſt von Moskau entfernt, zu Perchuſchkowo. In der Nacht vom 13. auf den 14. September durchzog das ruſſiſche Heer die verödeten Straßen der alten heiligen Czarenſtadt, um ſich 14 Werſt dahinter bei Panki aufzuſtellen. Um 2 Uhr Nachmittags am 14. September, während Murat an der Spitze der Reiterei des Vortrabs im Galopp durch das dragomilowskiſche Thor in die Stadt ſprengte, überblickte der Kaiſer vom Poklonberg herab das prächtig bekuppelte, orientaliſch bethürmte, von der koloſſalen Czarenburg des Kreml ſtolz überragte Moskau. Hochaufathmend ſagte er: „Là voilà donc enfin cette fameuse ville!“ und fügte leiſer hinzu: „Il était temps!“ ... Nein, Kaiſer und König, es war nicht mehr Zeit, es war zu ſpät! Als man ihm meldete, die Stadt ſei von ihren Bewohnern verlaſſen, rief er ungläubig aus: „Moskau verlaſſen? Wie unwahrſcheinlich! Man muß ſich Gewißheit verſchaffen. Geht und bringt mir die Bojaren her!“ Er meinte damit ſo eine Deputation, von welchen an den Thoren eroberter Hauptſtädte der verhätſchelte Sohn des Glückes unterthänig empfangen zu werden gewöhnt war. Aber am Thore von Moskau gab es keine ſolche Deputation, weder von Bojaren noch von Bürgern. „Still und lautlos — heißt es im Tagebuch eines jungen würtembergiſchen Offiziers — gleich einem todten Gemälde lag die unermeßliche Stadt vor uns.“ Dies ſchrieb er am 15. September. Am folgenden Tage hatte ſich das „todte Gemälde“ hinlänglich belebt und der junge Mann zeichnete, auf ſeinem Felleiſen ſitzend, beim Flammenſchein der brennenden Stadt in ſein Heft die Worte ein: „Mit der Zerſtörung Moskau's ſchwindet unſere letzte Hoffnung dahin. Während der Feind zu neuem Kampfe ſich rüſtet, ſchmelzen unſere Kräfte immer mehr zuſammen. Von den 16,000 Würtembergern, welche nach Rußland marſchirten, ſtehen hier insgeſammt, Reiterei und Artillerie inbegriffen, nicht mehr als 2000 im Lager und in verhältnißmäßig gleichem Zuſtande befindet ſich die ganze Armee Napoleon's“**).

Schon am Abend des 14. Septembers ſprangen da und dort die züngelnden Flammen empor und im Verlaufe der Nacht brannte es ſchon hellauf im Stadtquartier Kitai (Chineſenſtadt), ſowie im Quartier Semljäni-Gorod. Alle Anſtrengungen — worunter auch das Erſchießen ertappter Brandſtifter — des Feuers Meiſter zu werden, waren vergeblich. Am 15. nahm die Brunſt immer rieſigere Dimenſionen an, ein heftiger Wind machte die Flammen von Straße zu Straße, von Quartier zu Quartier ſpringen und am 16. war die Czarenſtadt ein ungeheurer Gluthherd. Eine Hölle in des Wortes infernalſter Bedeutung! Denn in den verzweifelnden Soldaten, welche ihre ſehnlichen Hoffnungen auf Moſkau alſo erfüllt ſahen, ſprang die Beſtie wüthend auf, um ſich in allen Gräueln zu berauſchen. Inmitten der tobenden Flammen tobte ein Bacchanal des Ingrimms, eine Orgie der Verzweiflung, an deren Schilderung ſelbſt die Feder eines Rabelais erlahmen müßte. Ein Bild von ſo grotesker Wildheit hat vielleicht die Weltgeſchichte nicht zum zweiten Mal geſehen. Achtundvierzig Stunden und drüber raſ'te der Brand, von 4000 ſteinernen Häuſern alle bis auf 200, von 8000 hölzernen alle bis auf 500, von 1600 Kirchen 800 verzehrend und 700 beſchädigend. Aber das Gräßlichſte kommt noch: von den 24,000 ruſſiſchen und franzöſiſchen Verwundeten, die in Moſkau zuſammengehäuft lagen, ſollen mehr als 20,000 bei lebendigem Leibe verbrannt ſein[61].

Napoleon ſuchte in ſich ſelber und in ſeiner Umgebung die Täuſchung aufrechtzuhalten, der Beſitz der Brandſtätte Moſkau müßte ihm den Frieden ſichern. Zwar hatte er, nachdem die ruſſiſche Abſichtlichkeit der Zerſtörung der Stadt klar geworden, geäußert, es ſei „bei Leuten, welche Moſkau angezündet hätten, nicht eben große Neigung zum Frieden vorauszuſetzen"[62]; allein Wahrheit war ihm zu dieſer Zeit im Ganzen und im Einzelnen ſchon ſo durchaus zuwider, daß er auch jetzt die wahre Sachlage durchaus nicht ſehen wollte und fortwährend ſich vorlügend, es müßte ſchlechterdings aus Petersburg eine Friedensbotſchaft eintreffen, in dem vom Feuer verſchont gebliebenen Kreml eine koſtbare Zeit verplemperte, während drunten auf der rieſigen Brandſtätte ſeine brotloſen Soldaten an ihren mit den koſtbarſten Möbeln, mit Heiligenbildern und prachtvoll gebundenen Bibliotheken genährten Beiwachtfeuern ihr armſelig Pferdefleiſch kochten. Er ſpielte, während die entſetzliche Tragödie des Feldzugs von 1812 ſchon ſo weit vorgeſchritten war, in den Prachtgemächern des Kreml Komödie. Denn was

Anderes war es, wenn er am 15. Oktober ein Dekret über die neue Organiſation des Théâtre Français in Paris ausfertigte und am Abend in ſeinem Salon in weitläufigen kunſtphiloſophiſchen und literariſchen Betrachtungen ſich erging? „Ich liebe — ſagte er zu Narbonne — vor allen Dingen das Trauerſpiel, die hohe Tragödie, wie Corneille ſie geſchaffen hat. Die großen Männer ſind darin treuer gezeichnet als in der Geſchichte; denn man erblickt ſie nur in entſcheidenden Augenblicken und Kriſen, ohne das Beiwerk von Einzelnheiten, womit die Geſchichtſchreiber uns zu erdrücken pflegen.“ Er kam dann auf Peter den Großen zu reden und Narbonne benützte die Gelegenheit, von Karl dem Zwölften zu ſprechen. „Ah, ich ſehe Sie kommen, mein Lieber — fiel der Kaiſer ein. Aber ſeien Sie ruhig, wir werden den Fehler Karls des Zwölften nicht begehen.“ (Aber er hatte ihn ja ſchon begangen!) „Wir haben hier nur ein wenig warten müſſen auf den Eindruck dieſer Donnerſchläge, der Schlacht von Borodino und der Einnahme von Moſkau“[62].

In Wahrheit, die Botſchaft, daß das ruſſiſche Heer die heilige Reichsſtadt preisgegeben und der Feind von derſelben Beſitz ergriffen habe, fiel wie ein Donnerſchlag auf den ruſſiſchen Hof und die Bewohnerſchaft von Petersburg. Um ſo betäubender, da Kutuſow von Borodino aus einen Siegesboten nach der Newa geſandt und der Czar ein feierliches Tedeum für den „Sieg“ vom 7. September hatte ſingen laſſen. Der Schrecken und die Angſt waren groß in vornehmen Kreiſen und groß war im Volke die Wuth gegen die Franzoſen. Das erfuhr in jenen Tagen Dame Staël, welcher es im väterlichen Coppet immer unheimlicher geworden und die, der napoleoniſchen Cenſur und Polizei entweichend, im Mai von 1812 nach Petersburg geflüchtet war. Ging ſie da eines Abends ins franzöſiſche Theater, um Racine's Phädra aufführen zu ſehen. Aber es kam nicht dazu, denn das Publikum erſtickte die Stimmen Hippolyts und ſeiner verliebten Stiefmutter mit dem wüthenden Geſchrei:

„Fort mit alledem verfluchten Franzoſenzeug!“ was Dame Staël ſo in Aufregung brachte, daß ſie nach Hauſe ſtürzte und unter die in ihrem Salon Verſammelten mit dem ſchluchzenden Ausruf hineinplatzte: „Oh, ces barbares! Oh, mon Racine!“ . . . Der Czar hatte einen harten Stand. Denn, wenn ſchon — wie der Freiherr vom Stein damals an ſeine Frau ſchrieb — „das ruſſiſche Volk viel Kraft und Begeiſterung, große Hingebung und einen unerſchütterlichen Muth zeigte“, ſo hatte dagegen die Nachricht von der Einnahme und Zerſtörung Moskau's, die man den Franzoſen zuſchrieb, in der kaiſerlichen Familie ſelbſt große Kleinmüthigkeit hervorgerufen.“ Die Czarin-Mutter, die „ſonſt ſo ſtattliche Würtembergerin“, ſprach nachdrücklich von der Nothwendigkeit, mit Napoleon Frieden zu ſchließen, und der Großfürſt Konſtantin „ſchrie durch alle Gaſſen und Paläſte Frieden! Frieden!“[44]). Aber Alexander hielt feſt und hielt aus und mit Gewißheit iſt anzunehmen, daß des damals bei ihm vielgeltenden tapfern Stein's mannhafte Sprache in dieſer Prüfungszeit dem Kaiſer ein wahres Labſal und eine Stärkung geweſen.

Kutuſow hatte den Oberſt Michaud mit dem Rapport von der Einnahme Moskau's durch die Franzoſen an Alexander geſandt. Nachdem der Oberſt ſeinen Bericht abgeſtattet, fragte der Czar: „Aber was ſagten die Truppen, als ſie, ohne einen Schuß zu thun, Moskau verließen? Waren ſie nicht niedergebeugt?“ — „Majeſtät, erlauben Sie mir, daß ich offen reden darf?“ — „Freilich; ich fordere die ganze Wahrheit.“ — „Majeſtät, als ich die Armee verließ, befand ſich dieſelbe vom Generaliſſimus bis zum letzten Soldaten herab in unbeſchreiblicher Furcht.“ — „Was ſagen Sie?“ — „Ja, die Armee hat Furcht vor der Güte Ihres Herzens, wodurch Sie verleitet werden könnten, Frieden zu ſchließen.“ — „Sie erleichtern mein Herz. Kehren Sie zur Armee zurück und ſagen Sie derſelben: ſo lange mir noch ein Soldat, noch ein Bauer bleibt, werde ich keinen Frieden mit Napoleon eingehen. Es iſt beſſer, ſich im Innern Sibiriens von trockenem Brote zu nähren als die Schande meines Vaterlandes zu unterzeichnen. Merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen ſage: — Napoleon oder ich! Ich oder er! Wir können nicht mehr neben einander regieren. Ich habe ihn kennen gelernt, er wird mich nicht mehr täuſchen“[63]. Am 1. Oktober ſchrieb ſodann Alexander an Bernadotte: „Der Verluſt Moskau's gibt mir Gelegenheit, Europa den größten Beweis meiner Standhaftigkeit zu liefern. Ich wiederhole Ew. Königl. Hoheit die feierliche Verſicherung, daß ich und die Nation mehr als je entſchloſſen ſind, uns lieber unter den Ruinen des Reichs zu begraben als mit dem Attila der Neuzeit Frieden zu machen.“ Zur gleichen Zeit ließ er ſeinen Generaladjutanten Liewen an den preußiſchen Staatskanzler ſchreiben: „Die Zeit kommt für Preußen, gegen den gemeinſamen Feind zu rüſten und auch Oeſtreich dazu zu bewegen. Auf alle Fälle ſollte der General York mit den nöthigen Inſtruktionen verſehen werden“[64].

Bald rechtfertigten die Botſchaften von dem unerhörten Verderben, welche das napoleoniſche Heer auf ſeinem Rückzug von der Moskwa bis zur Weichſel erfuhr, die Standhaftigkeit Alexanders. Jetzt triumphirten die vorher Verzagteſten am lauteſten. Bei einem Siegesmahl im Winterpalaſt ſagte die Czarin-Mutter: „Wenn jetzt noch ein franzöſiſcher Soldat durch die deutſchen Gauen entrinnt, werde ich mich ſchämen, eine Deutſche zu ſein.“ Da erhob ſich der Stein an der Tafel, roth im Geſicht, aber längs ſeiner großen Naſe weiß vor Zorn, verneigte ſich, richtete ſich wieder hoch auf und brach los: „Ew. Majeſtät haben ſehr Unrecht, Solches hier auszuſprechen, und zwar über ein ſo großes, treues und tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten ſagen ſollen: nicht des deutſchen Volkes ſchäme ich mich, ſondern meiner Herren Brüder, Vettern und Genoſſen, der deutſchen Fürſten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk war ſchuld, man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutſchen Fürſten ihre Schuldigkeit gethan, nimmer wäre ein Franzos über die Elbe, Oder und Weichſel gekommen!“ Es ehrt die ſtolze Frau, daß ſie das tapfere Treffwort nahm, wie es genommen werden mußte, und zur Antwort gab: „Sie mögen vielleicht rechthaben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion“[67].

# Viertes Kapitel.

## Beresina.

Eine bittere Stunde, fürwahr, muß es für ihn geweſen ſein, als Napoleon zur Einſicht kam, daß er mit Moskau keineswegs Rußland, mit dem Kreml keineswegs das Czarenthum erobert habe. Eine noch bitterere, als er ſich herablaſſen mußte, am 5. Oktober den General Lauriſton nach Tarutino an Kutuſow abzuſenden, um durch den ruſſiſchen Generaliſſimus Friedensvorſchläge an Alexander gelangen zu laſſen. Eine bitterſte endlich, als er erfahren mußte, daß dieſer und ein zweiter, auf anderem Weg an den Czaren gelangter Vorſchlag zum Frieden nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurden, und jetzo die Gewißheit hinunterzuwürgen war, das ganze koloſſale Unternehmen gegen Rußland ſei vollſtändig mißlungen und ſtatt nach Indien vorwärts zu gehen bleibe Nichts übrig als nach Polen zurückzumarſchiren. Denn wenn er ſich, auf die Zuſprache Daru's hin 68), die Möglichkeit vorgegaukelt hatte, in Moskau zu überwintern oder aber die andere, mittelſt einer Flankenbewegung ſich der Dwina zu nähern, dort Winterquartiere zu beziehen, Verſtärkungen an ſich zu ziehen und im nächſten Frühjahr mit 300,000 Mann gen Petersburg vorzugehen, — ſo mußten doch alle dieſe Selbſttäuſchungen endlich vor der Thatſache verſchwinden, daß man aus Moskau und aus Rußland fortmüßte, falls man nicht daſelbſt verkümmern und verhungern wollte.

Am 18. Oktober begann der Abmarſch aus Moskau und am 23. verließ Mortier, nachdem er Napoleon's Befehl, den Kreml in die Luft zu ſprengen, nur ſehr obenhin ausgeführt, mit dem Nachtrab die Trümmer der Czarenſtadt. Das franzöſiſche Heer zählte, während ſeines Aufenthalts in Moskau durch Nachſchub verſtärkt, beim Beginn des Rückzugs 107,000 Streiter mit 569 kläglich beſpannten Geſchützen, mit den Nichtſtreitenden, dem Troß, den verwundet ſich Mitſchleppenden, den Frauen und Kindern aber 140,000 Menſchen. Bei der Ankunft am Dnjepr ſtanden noch mehr als 20,000 Mann wirklich unter den Waffen, bei der Ankunft an der Bereſina aber nur noch 10,500. Hier ſtießen freilich, durch Oudinot und Viktor von der Düna hergeführt, ungefähr 19,000 Mann beſſer erhaltener und geordneter Soldaten als Verſtärkungen zu dem jammervollen Ueberreſt; aber auch dieſer Zufluß an Mannſchaft vermehrte nur den unwiderſtehlichen Strom des Verderbens und der Verzweiflung, welcher ſo raſch floß, daß der geſchonteſte und beſterhaltene Truppenkörper, die alte Garde, welche am 26. November noch 3500 Gewehre ſtark war, am 29. November, ohne inzwiſchen ins Gefecht gekommen zu ſein, nur noch 2000 Mann zählte. Als im Januar von 1813 die Ueberbleibſel der „großen Armee", welche, ungerechnet das öſtreichiſche und preußiſche Hülfsheer, mit mehr als einer halben Million Streiter über den Niemen gegangen war, halbtodt bis zur Weichſel ſich zu ſchleppen vermocht hatten, hinter dieſem Strome ſich zuſammenfanden, waren es mitſammen noch höchſtens etliche 20,000 — nicht Männer, ſondern wandelnde Halbleichen, Spukgeſtalten, mitleidswürdig anzuſehen. Selbſtverſtändlich ging mit dem Heer auch das ganze unermeßliche Heergeräthe, das Geſchütz, das Fuhrweſen, die Beute zu Grunde. Man hat nicht mit Unrecht dem Fürſten Kutuſow vorgeworfen, daß es während des Rückzugs der Franzoſen mehrmals, beſonders bei Krasnoi, in ſeiner Macht geſtanden, die Feinde gänzlich zu vernichten, ſo daß von der ganzen grauſigen Ernte auch nicht ein Halm verloren gegangen wäre. Der ruſſiſche Feldherr jedoch ſprach, ſtatt energiſch zu handeln, lieber davon, dem Feinde „goldene Brücken“ zu bauen — (ſchöne „goldene“ Brücken, wahrhaftig!) — oder auch davon, daß die Franzoſen ganz ohne ſein Zuthun zu Grunde gehen würden („tout cela se fondera sans moi“); aber die Wahrheit iſt, er hatte vor dem Napoleon, ſelbſt vor dem fliehenden, einen ſo ungemeſſenen Reſpekt, daß er ſich wohl hütete, dem Schlachtenmeiſter zu nahe zu kommen. Dieſe Saumſeligkeit und Kleinmüthigkeit war inſofern von ſehr unglücklichen Folgen, weil eine große Anzahl, vielleicht die Mehrzahl der aus Rußland geretteten napoleoniſchen Soldaten aus Offizieren und Unteroffizieren beſtand und dieſer Umſtand den Franzoſenkaiſer in den Stand ſetzte, im Frühling von **1813** ſo raſch ein neues Heer ins Feld zu ſtellen. Einigermaßen, jedoch nur einigermaßen gereicht es der Zaghaftigkeit Kutuſow's zur Entſchuldigung, daß in dem Winterfeldzug auch das ruſſiſche Heer ſehr litt und dahinſchmolz, ſo daß es eines ſehr energiſchen Feldherrn bedurft hätte, um zu Anſtrengungen getrieben zu werden, wie ſie zur gänzlichen Vernichtung des Feindes doch immerhin erforderlich waren. Als die Ruſſen zur Verfolgung der Franzoſen im Oktober von Tarutino aufbrachen, waren ſie **102,254** Mann ſtark; als ſie im Dezember in Wilna anlangten, hatten ſie noch **40,290** Mann bei den Fahnen[60]).

Die angegebenen Zahlen ſagen eigentlich Alles. Wie ſo oft, reden ſie auch hier eine eindringlichere Sprache als der lauteſte Donner. Obdachloſigkeit, Hunger, Ungeziefer, Froſt, Erſchöpfung und Koſakenhetze vereinigten ſich, um die Darbringung einer Völkerhekatombe zu vollenden, wie ſie vorher und nachher ſo koſtbar der Selbſtſucht eines Menſchen niemals dargebracht worden iſt. In Wahrheit, ein Gräuel ohne Gleichen! Das Auge ſträubt ſich, auf dieſen entſetzlichen Leichenzug hinzublicken, welcher durch die beſchneiten Steppen ſchwankt und bei jedem Schritt ſich verkleinert. Aber das Gemälde der Zeit würde ja ſeines tiefſten Schattens entbehren, wenn wir nicht etliche Zeugen vorriefen, um das Ungeheure, was die Zahlen im Ganzen ausſagten, im Einzelnen zu beſtätigen ... Schon in den erſten Tagen des Rückzuges waren die Entbehrungen, Leiden und Verluſte groß; doch konnte man noch hoffen, in Smolensk Vorräthe, Ruhe und Erholung zu finden, und ſo erhielt ſich in den abgeriſſenen, hungernden, frierenden Kriegsleuten noch der Muth und regte ſich ſelbſt da und dort noch Etwas wie Humor. Kauerte da allenfalls ein Häuflein Schwaben — von den 16,000 nach Rußland getriebenen Würtembergern kamen 300 über den Niemen zurück — um ihr nächtliches Beiwachtfeuer, an welchem das Bruchſtück eines Pferdeſchenkels gebraten wurde, und ſagte ein kleiner Hauptmann, der als Feinſchmecker groß war: „Ah, wenn ich erſt wieder aus dieſem vermaledeiten Rußland heraus bin und daheim in meiner lieben Garniſon Gmünd! Ich ſetze mich in dem Gaſthof zur Poſt oder zum Rad an einen ſchöngedeckten Tiſch, verlange vom Kellner die Speiſekarte und wähle das Delikateſte aus, was ſie enthält. Dazu dann einen Schoppen Uhlbacher, denken Sie ſich, meine Herren, einen Uhlbacher! Vor Allem jedoch muß mir, ſowie ich nach Hauſe komme, meine Frau ſogleich einen Zwiebelkuchen backen.“ Der arme Gute! Seine Frau buck ihm keinen heimatlichen Zwiebelkuchen mehr: er wurde vielmehr, als Gefangener in Wilna geſtorben, ſelber in jenen gräßlichen Kuchen verbacken, in jenen rieſenhaften, aus 8000 Todten beſtehenden Leichenklumpen, welcher auf einem der Kirchhöfe der genannten Stadt, zuſammengeballt, „mit Schnee überdeckt und in eine einzige Eiskruſte verſchmolzen war“[79]).

Das maſſenhafte Verderben begann mit dem Schneefall vom 4. November, zu welchem am 6. ein ſchneidender Wind kam, welcher den Schnee härtete und „ihn während des Herumterfallens wie lauter Diamanten funkeln machte.“ Die bereits von Entblößung, Hunger und Siechthum gepeinigten Rückzügler waren auf den klingenden Froſt ſchlecht vorbereitet. Von jetzt an machte ſich unter ihnen eine Stimmung geltend, welche alle Menſchlichkeit verdrängte. Eine ſtumpfe Gleichgültigkeit bemächtigte ſich Aller, eine vollſtändige Gefühlloſigkeit gegen Alles, „was nicht für den Augenblick dem Körper Erleichterung brachte.“ Die Wuth ſchien Alle wahnwitzig zu machen. Alles Brennbare ging in Flammen auf und hülfloſe Kameraden wurden mit derſelben erbarmungsloſen Gewaltthätigkeit behandelt wie die Feinde. Wer umfiel, dem wurden von ſeinen nächſten Gefährten ſofort die Kleider von den erſtarrenden Gliedern geriſſen. Fand man Lebensmittel, ſo erhob ſich um den Beſitz derſelben ein Kampf mit blanken Waffen. Unaufhörlich knatterten links und rechts vom Wege ſelbſtmörderiſche Schüſſe. Tauſende von halbzerriſſenen Pferden bedeckten die Straße. Tauſende von elenden Menſchen, halb oder ganz nackt, wankten dem Zuge zur Seite einher, bis der Froſt, der Hunger oder die Koſakenlanzen ſie für immer niederwarfen in den Schnee. Die ruſſiſchen Bauern, Opfer der Gewaltſamkeit des Feindes auf ſeinem Vorrücken wie auf ſeinem Rückzug, überließen ſich einer dämoniſch-wilden Rachewuth. Unweit von Dorogobuſch ſah Löwenſtern einen Bauer, der ſein blutiges Meſſer ſchwang, triumphirend verkündigend, daß er es ſo eben zwanzig Franzoſen nach einander ins Herz geſtoßen habe. Die Gefangenen wurden ſplitternackt ausgezogen und in dieſem Zuſtande kolonnenweiſe zurückgetrieben oder der Grauſamkeit der Bauern überlaſſen. Man ſah Schaaren von Bauernweibern um einen gefällten Kiefernſtamm tanzen, auf welchem die Köpfe von ſechzig und mehr Gefangenen der Reihe nach feſtgebunden lagen, und die Schädel der Unglücklichen nach dem Takt eines hergeheulten Liedes langſam mit Knitteln zu Brei ſchlagen. Franzöſinnen, die mitten in dieſer Noth von Geburtswehen überraſcht wurden, riß man die neugeborenen Kinder aus den Armen und die Kleider vom Leibe und gab ihnen vielleicht ein paar Meſſerſtiche, aus Barmherzigkeit. General Wilſon ſah ſo eine junge und ſchöne Unſelige nackt im blutüberſtrömten Schnee ſich winden, die, während ihr das lange, glänzendſchwarze Haar über das Geſicht herunterfloß, in wildeſter Seelenqual die Arme in die Höhe warf, röchelnd: „Rendez moi mon enfant!“ Und Kanibaliſches ſah er auch. Denn „häufig holte man Gruppen ein, die ſich um die brennenden oder noch rauchenden Trümmer von Gebäuden drängten, wo Verwundete oder Erfrorene ein Obdach gefunden hatten, und Viele in dieſen Gruppen ſchälten das halbverkohlte Fleiſch von den Leichen ihrer Kameraden mit den Fingern ab und ſchlangen es hinunter.“ Die Menſchen wurden beſtialiſch in dieſem Nachtſtück der Wirklichkeit, wie Byron keins zu dichten vermochte, und die Thiere menſchlich. Rührend war nämlich das Aushalten der Hunde bei den Leichen ihrer Herrn. Fünfzig Franzoſen waren in einem Dorfe von den Bauern überfallen worden, welche beſchloſſen, ihre Gefangenen lebendig in einer Grube einzuſcharren, und „ein kleiner Trommler führte unerſchrocken die dem Tode geweihte Schaar und ſprang zuerſt in das Grab.“ Ein Hund, welcher einem der Opfer dieſer Volkskriegsführung gehörte, ließ ſich nicht einfangen, ſondern ſtahl mehrere Tage lang täglich im ruſſiſchen Lager ein Stück Fleiſch, ſchleppte es auf das grauenvolle Grab, als wollt' er ſeinem todten Herrn Speiſe bringen, und trieb es mit Scharren und Winſeln ſo lange, bis die Bauern auch ihn todtſchlugen[71].

Das Grauſenhafte erreichte ſein Vollmaaß in den Novembertagen vom 26. bis zum 29. am Ufer der Bereſina. Hätten der General Wittgenſtein und der Admiral Tſchitſchagow, welche den feindlichen Rückzug hier hemmen ſollten, gehandelt, wie ſie konnten, und hätte Kutuſow gehörig nachgedrückt, es wäre vielleicht kein Mann vom napoleoniſchen Heer entronnen. Aber war es denn nicht genug, daß man an beiden Geſtaden des

Fluſſes ſpäter über 30,000 Leichen zählte? Laßt uns von Einem, der mit dabeigeweſen, erzählen, wie man, wenn man Glück hatte, über die Bereſina kam, bis wohin er ſich unter tauſend Leiden mit froſtwunden Füßen geſchleppt hatte. Er verſuchte am 27. November hinüberzukommen, aber „ſowie ich mich dem koloſſalen Menſchenknäuel, der ſich den Brücken zudrängte, näherte und ſah, wie haarſträubend es darin herging, konnte ich mich nicht entſchließen, mich demſelben anzureihen." Aber als nach einer troſtloſen Nacht am Morgen die ruſſiſchen Geſchützkugeln in die Flüchtlingsmaſſe einzuſchlagen begannen, blieb keine Wahl mehr. „Ich hatte mich der großen Kolonne angeſchloſſen und bald fand ich mich völlig eingekeilt. Die Augenblicke, welche ich jetzt bis zu meiner Ankunft am jenſeitigen Ufer erlebte, waren die ſchrecklichſten meines Lebens. Ich ward in dieſem Knäuel, wo Alles ſchrie, fluchte und um ſich ſchlug, fortgeſchoben, fortgeſtoßen und fortgetragen, denn oftmals berührte ich, in die mich umgebende Menſchenmaſſe eingeklemmt, den Boden nicht, welchen Menſchen und Pferde, todt und lebendig, bedeckten. Gräßlich, wenn man den Fuß auf noch lebende Weſen ſetzte! So erinnere ich mich noch heute, daß ich auf ein lebendes Weib trat. Ich fühlte die Bewegung ihres Körpers unter meinen Füßen, hörte ihren zu mir emporgeröchelten Schmerzensruf: „Oh, ayez pitié de moi!" und konnte ſie dennoch erſt nach einer ziemlich langen Pauſe, indem ich weiter geſchoben wurde, von meiner Laſt befreien. Je näher ich der Brücke kam, deſto größer wurde das Gedränge von rückwärts, indem man ſich dort dem heftigen feindlichen Geſchützfeuer möglichſt bald entziehen wollte, wogegen zahlreiche franzöſiſche Gensdarmen mit gezogenen Pallaſchen, von welchen ſie gegen die Flüchtlinge ſchonungsloſen Gebrauch machten, an der Brücke aufgeſtellt waren, um dem allzu großen Zudrang zu derſelben zu wehren." Wenige Schritte weiter geſchoben, erhielt er einen heftigen Stoß von einem der Nachdrängenden und wäre unfehlbar rücklings umgefallen und verloren geweſen, wenn er nicht, inſtinktmäßig vorwärts faſſend, den Kragen eines blauen Mantels erhaſcht hätte. „Der Träger deſſelben, ein koloſſaler franzöſiſcher Küraſſieroffizier, hatte einen ſeinem Umfange entſprechenden Prügel in der Hand und verwendete denſelben erfolgreich, indem er damit unbarmherzig auf ſeine Umgebung losſchlug.“ So ſchuf ſich der Küraſſier Raum, unſer armer würtembergiſcher Lieutenant aber dachte: „Bei dieſem lieben Manne bleibſt du“ — hielt den blauen Mantelkragen alles Fluchens und Wetterns ſeines Trägers zum Trotz feſtgepackt und ließ ſich alſo durch die Menſchenflut „bugſiren“. Aber er mußte doch noch das Eiswaſſer der Bereſina koſten, bevor es nach „mehrſtündigem Ringen zwiſchen Leben und Tod“ ihm gelang, das rettende Ufer zu erreichen [72]). Freilich, die Noth war noch nicht zu Ende. Jetzt erſt hob die grimmigſte Kälte an und in dem unwirthlichen Polen gab es nirgends Raſt und Ruhe und Pflege, ſondern höchſtens Branntwein, den die Verzweiflungsvollen dann ſo gierig hinunterſtürzten, daß er ſie tödtete und das Verdikt des polniſchen Judenwirths in Wilna über einen todten Franzoſen: „Iſt geſterbt, weil hat getrinkt ſo ville Branntwein“ — hundertfach wiederkehrte. Doch räumte der Tod noch am ſchrecklichſten auf, bevor die Flucht nach der eben genannten Stadt gelangte. „Wir kamen an Lagern vorbei, die Schlachtfeldern glichen; ſo viele Leichen lagen um die erloſchenen Beiwachtfeuer zuhauf.“ Ein unbeſchreiblich freudiges Gefühl, wahre Wolluſt war es, wenn all dem Grauen und Schauder entronnene Deutſche im oſtpreußiſchen Städtchen Stallupöhnen zuerſt wieder „geſittete, theilnehmende“ Menſchen fanden, Troſtworte in der Mutterſprache vernahmen und das erſte Stück deutſchen Brotes, welches ihnen mitleidige Hände reichten, mit endlich, endlich wieder ſtrömenden Thränen benetzten [73]).

Und erſchauderte beim Anblick dieſer Berge von Elend der Kaiſerwahnſinn vor ſich ſelbſt? Keineswegs. Sogar Anbeter

Napoleon's und des Imperialismus haben bezeugt, daß der vergötterte Kaiſer und König inmitten des ungeheuren Jammers nur daran dachte, das zu bewahren, was er ſeine „Ruhe“ nannte, und, wie delirirend, fortfuhr, ſeinen Marſchällen, die keine Soldaten mehr hatten, zu befehlen, ſie ſollten dieſe oder jene Stellung gegen den Feind einnehmen und behaupten. „Aber“, bemerkte einer der Marſchälle mit Bitterkeit, „ich habe ja keine Mannſchaft mehr.“ — „Wollen Sie mir meine Ruhe rauben?“ — „Ich muß wiederholen, es iſt mir kein Soldat geblieben.“ — „Schweigen Sie, mein Herr! Warum wollen Sie mir meine Ruhe rauben?“ Sogar ſeine Unempfindlichkeit hielt aber dem Grauſen nicht länger ſtand. Als er auch den kleinen Reſt ſeiner alten Garde, von der entſetzlichen Kälte und namenloſen Erſchöpfung bezwungen, die Gewehre wegwerfen ſah, als alle Bande der Zucht und Ordnung ſich löſ'ten und die elenden Heertrümmer nur noch einen wirren Haufen waffenloſer, abenteuerlich vermummter oder kläglich zerlumpter, rauchgeſchwärzter, froſtblaunaſiger und vor Schwäche taumelnder Vagabunden darſtellten, da hielt er es nicht mehr aus und plötzlich fiel ihm ein, daß es „gefährlich ſei, Preußen zwiſchen ſich und Frankreich zu laſſen“ [74]. Am 3. Dezember in Malodeczno angelangt, diktirte er das 29. Bulletin, welches zwar die ſchreckliche Wahrheit nicht offen herausſagte, aber doch deutlich ahnen ließ. Das war das Zerplatzen des Bulletinismus, der es ſich nicht nehmen ließ, mit ſeinem letzten Worte noch eine napoleoniſche Ungeheuerlichkeit zu begehen. Am Schluſſe des Bulletin nämlich ſchlug der Kaiſerwahnſinn förmlich einen Purzelbaum: — „Das Wohlbefinden Sr. Majeſtät des Kaiſers iſt nie beſſer geweſen als gegenwärtig“ (La santé de Sa Majesté n'a jamais été meilleure). Hört es, ihr Völker vom Tajo bis zum Niemen und vom Faro bis zum Belt, ſechsmalhunderttauſend eurer Söhne hab' ich ins ruſſiſche Verderben geſchleppt, aber was thut das? Ich, Gott Napoleon, bin mit heiler Haut davongekommen, ich bin ganz wohlauf! ... In Smorgoni übergab er den Heerbefehl an Murat, welcher wetternd, man könne „dieſem Menſchen („cet homme“), dieſem Wahnſinnigen nicht länger dienen“, ſeinen Poſten bald dem Vicekönig Eugen abtrat. Dann warf ſich der kaiſerliche Ex-Bulletiniſt am 5. Dezember mit Caulaincourt in einen Schlitten und floh davon.

Da und dort auf ſeinem Schlittenflug durch Polen und Deutſchland nach Paris taucht er flüchtig wieder auf. Zunächſt in Oſzmiana, wo er aber um's Haar für immer untergetaucht wäre. Er traf hier auf die zur Verſtärkung heranrückende Diviſion des Generals Loiſon, welche aus Franzoſen und Neapolitanern, zum größern Theil aber aus Rheinbündlern beſtand. Die Grenadierkompagnieen der deutſchen Regimenter wurden als Ehrenwache vor Napoleon's Quartier aufgeſtellt. Der Major des 113. franzöſiſchen Regiments, Lapie geheißen, tritt zu den deutſchen Offizieren der Wache und ſagt mit Betonung: „Maintenant, Messieurs, ce serait le moment!“ Der rechte Augenblick wozu? Mit dem Kaiſerwahnſinnigen ein Ende zu machen. Stand doch zu jener Zeit das „Preſtige“ des Napoleonismus auf ſo ſchwachen Füßen, daß ein verwegener Republikaner, der zu Paris im Gefängniß La Force verwahrte General Malet, ſein beiſpiellos kühn ausgedachtes Komplott am 23. Oktober hatte explodiren laſſen können und nahe daran geweſen war, den Kaiſerthron über den Haufen zu werfen[75]. Man iſt in Oſzmiana über die That ſofort einig und in leiſem Hin- und Herreden wird beſchloſſen, der älteſte der anweſenden Hauptleute ſolle mit ſeiner Kompagnie in das Haus dringen und Jeden, der ſich zur Wehre ſetzte, ohne Weiteres niederſtoßen, Napoleon ſelbſt inbegriffen, verſteht ſich. Dann wollten die deutſchen Regimenter „mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel“ zu den Ruſſen übergehen. Der im Range älteſte Hauptmann, ein Herr von S., welcher eine weimariſche Grenadierkompagnie führt, ſoll die That thun. Aber da fällt ihm ein, das Ding ſei doch eigentlich ein Mord, ein ſolcher vertrage ſich ſchlecht mit der Ehre eines deutſchen Offiziers und von Rechtswegen ſollte Lapie, der den Anſchlag gemacht, denſelben auch ins Werk richten. Während man darüber debattirt, tritt Caulaincourt vor die Thüre, ſchlägt in die Hände und ruft ungeduldig nach dem Schlitten. Dieſer fährt vor, Napoleon ſteigt ein und fliegt davon. Der „Moment“ war verloren[76]. Am 10. Dezember wird der franzöſiſche Geſandte in Warſchau, der Erzbiſchof von Mecheln, de Pradt, eilig ins dortige Hotel d'Angleterre berufen und findet daſelbſt den flüchtigen Empereur, welcher bunt durcheinander ſchwadronirt: „Wir müſſen ſofort 10,000 polniſche Koſaken ausheben, um damit die Ruſſen aufzuhalten. Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. Gefahren? Bah, ich habe keine geſehen. Ich befinde mich nie beſſer als wenn ich aufgeregt bin. Nur die Könige Nichtsthuer werden in ihren Paläſten fett. Ich bin für den Sattel und das Lager gemacht. Ich ſehe, ihr ſeid hier Alle ganz erſchrocken. Warum? Die Armee iſt prächtig! Ich habe 120,000 Mann, habe die Ruſſen ſtets geſchlagen und ſie wagen nirgends mir ſtandzuhalten. Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. Sie gedachten mich an der Bereſina abzuſchneiden, aber ich habe mir dieſen Eſel von Admiral vom Halſe geſchafft. Jetzt geh' ich, um 300,000 Mann auszuheben, und werde binnen ſechs Monaten wieder am Niemen ſtehen. Der König von Neapel wird ſich in Wilna behaupten. Die Politik iſt ein großes Spiel; wer Nichts wagt, gewinnt Nichts. Ich habe mich niemals wohler befunden. Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt“[77]. Wenn das nicht Kaiſerwahnſinn war, ſo hat es nie einen ſolchen gegeben. Am 14. Dezember begrüßte er im Vorüberſauſen ſeinen ergebenſten Vaſallen, den König Friedrich Auguſt, in Dresden; am 15. huſchte er durch Weimar, in Pelze begraben, neben ihm Caulaincourt, während vorn auf dem Schlitten der Mameluk Ruſtan ſaß und zwei ſächſiſche Küraſſiere hintenaufſtanden[78]). Aber wie ſchnell er floh und flog, die Rache hätte doch ſchneller ſein können als er, ſein ſollen! Wie, es war im weiten Deutſchland Keiner, welcher gegen den, der ſo eben die Leichen von einem Hunderttauſend deutſcher Männer und Jünglinge auf die ruſſiſchen Steppen und polniſchen Schneefelder geſtreut, den Jagdruf, „wie wenn Schützen auf der Spur dem Wolfe ſitzen", erhoben hätte? Es war Keiner da, welcher den, der nicht nur, wie er ſich gerühmt, für die Zwecke ſeiner wahnſinnigen Selbſtſucht monatlich 30,000, ſondern binnen ſechs Monaten eine halbe Million Menſchen „ausgegeben" hatte, vor den Kopf geſchlagen hätte wie einen tollen Hund? Nein, Keiner! Ah, er brauchte nicht bange zu ſein, brauchte ſich nicht ſo ängſtlich in ſeine Pelze zu verhüllen: er floh ja durch das Land, wo das Volk der Geduld wohnt, welches „nur thut, was ſeine Fürſten ihm befehlen." Und dieſe Fürſten? Sie waren, etwa einen oder höchſtens zwei ausgenommen, ſtolz darauf, Könige, Großherzoge u. ſ. w. von Napoleon's Gnaden zu heißen . . . .

Am 14. Dezember waren von der „großen Armee" noch 1050 Mann im Stande, in halberſtarrten Händen die Waffen zu halten. Alle Uebrigen waren „Moskauer Simpel", wie man die jammervollen, durchfrorenen, zu Skeletten abgehungerten, von der beiſpielloſen Wucht phyſiſcher und moraliſcher Leiden zum Stumpfſinn herabgedrückten Menſchengeſpenſter nannte, welche in ihren Lumpen bei Kowno über die vom Marſchall Ney, der ſeinen Heldennamen „le brave des braves" in dieſem ſchrecklichen Feldzug hundertfach verdient hatte, mit einer letzten Anſtrengung vertheidigte Niemenbrücke wankten. Etliche Tage darauf trat zu Gumbinnen ein langbärtiger, rauchſchwarzer Mann mit verſengten Brauen, in einen Fetzen von Mantel gewickelt, zu dem kranken General Dumas ins Zimmer mit den Worten: „Nun, da wär' ich endlich!" — „Wer ſeid Ihr?" — „Wie, General Dumas, Ihr kennt mich nicht?" — „Nein; wer ſeid Ihr?“ — „Ich bin die Nachhut der großen Armee, der Marſchall Ney. Ich habe an der Brücke von Kowno den letzten Schuß gethan, habe unſere letzte Waffe in den Niemen geworfen und habe mich dann, ſo wie Ihr mich ſeht, durch die Wälder hierher geſchleppt“ 79).

## Fünftes Kapitel.

### Tauroggen.

Derweil nun aber das ungeheure Bild vom Untergange der napoleoniſchen Armee aus dem Halbdunkel des Gerüchts und dem Zwielicht der Sage mälig heraustritt in die Tageshelle der Gewißheit und endlich in der ganzen unerhörten Schreckbarkeit ſeiner Thatſächlichkeit ſich hinſtellt vor die ſtaunenden, ſtarrenden, ſtierenden Augen der Menſchen, geht dort oben, wo die oſtpreußiſchen Wälder und die litthauiſchen Moore zuſammenſtoßen, ein Ding vor, welches zuerſt wenig Lärm macht in der Welt und auch wohl, falls es mehr gemacht hätte, weit übertönt worden wäre von dem Wehruf, welcher jetzo aus fünfmalhunderttauſend Mutterherzen aufſchreit zum Himmel. Ein Ding, von wenigen Männern gethan in einem unbeachteten Winkel des Welttheaters, ein Ding von embryoniſchem Ausſehen ſo zu ſagen, aber von jachem Wachsthum und bald in Reckengeſtalt, hoch und herrlich, vorſchreitend in klirrendem Waffenſchmuck auf die Bühne, wo „um der Menſchheit große Gegenſtände, um Herrſchaft und um Freiheit wird gerungen ...“

Zur Zeit, wo die „große Armee“ ihre Todesſtraße von der Moskwa bis zum Riemen mit Leichen beſäete, ſtand zu Mitau in Kurland unter General York's Befehl das kleine preußiſche Hülfsheer, welches dem Franzoſenkaiſer nach Rußland gefolgt war. Es hatte einen Theil des 10. Korps der gewaltigen Armee ausgemacht und war dem Oberkommando des Marſchalls Macdonald unterſtellt. Der ſcharfkantige York jedoch hatte es von Anfang an durchgeſetzt, daß die Preußen nicht auf dem Fuße von rheinbündiſchem Kanonenfutter behandelt werden durften oder konnten, indem er durch Zurückhaltung und Feſtigkeit die franzöſiſchen Generale zwang, in dem preußiſchen Hülfskorps die Truppen eines zwar verbündeten, nicht aber unterthänigen Staats zu achten. Dabei konnte es natürlich ohne Reibungen nicht abgehen und zur Zeit, wo die ruſſiſche Kataſtrophe eintrat, hatte York mit Macdonald vollſtändig ſich zerworfen. Die Preußen hatten im ganzen Feldzug verhältnißmäßig wenig gelitten. Das Macdonald'ſche Korps hatte gegen Riga operirt, es war aber auf dieſer nördlichſten Seite des Kriegsſchauplatzes im Ganzen überhaupt Wenig gethan worden, wozu die Abneigung der Preußen, für den Napoleonismus zu fechten, ohne Zweifel Einiges beigetragen hat. Nicht ſo Vieles jedoch, daß dadurch die militäriſche Ehre irgendwie beeinträchtigt worden wäre. York, durch und durch ein zäher Soldat, war nicht der Mann, ſo Etwas auf ſich und ſeine Leute kommen zu laſſen. Dermalen, d. h. in den erſten Tagen des Dezembers 1812, zählte der York'ſche Harſt noch 17,500 Mann mit 3200 Pferden; jedoch waren die in den Lazarethen von Mitau liegenden 2500 Verwundeten und Kranken in dieſem Mannſchaftsbeſtand inbegriffen[80]). Im Uebrigen befanden ſich die Truppen „durchaus in gutem Stande“ und es unterliegt gar keiner Bezweifelung, daß von allen den Hunderttauſenden, welche im Sommer über den Niemen gezogen, nur dieſe preußiſche Truppe noch fähig war, die Ruſſen jetzt an dieſem Fluſſe aufzuhalten.

In Wahrheit, das kleine Heer unter York konnte ein großes Gewicht in die weltgeſchichtliche Wagſchale legen, ein Gewicht, welches zu ſeiner Stärke an Mannſchaft in gar keinem Verhältniſſe ſtand. Es konnte den Ruſſen an der deutſchen

Gränze, wo ſie in ſo höchſt zerrüttetem Zuſtande anlangten, daß die Hauptmacht unter Kutuſow mehr nur „den Schatten oder höchſtens den Rahmen einer Armee“ als eine ſolche ſelbſt darſtellte, Halt gebieten oder aber die jammerſeligen franzöſiſchen Heertrümmer vom Erdboden wegtilgen. Czar Alexander ſowohl als Napoleon hatten dieſe Bedeutſamkeit des York’ſchen Korps viel früher begriffen als man ſie in Berlin begriff, wo man, gewohnter Maßen, auch jetzt wieder an entſcheidender Stelle weder dieſen Fall noch überhaupt die Zeit verſtand, ſondern im alten, ewigen Infinitiv linkiſch ſich drehte und wand. Napoleon hatte ſchon von Moskau aus beſorgt nach Mitau hinaufgeblickt, weil er von York irgendeinen kühnen Schritt fürchtete, doch aber im Hochmuth des Kaiſerwahnſinns weiter Nichts gethan, als daß er, ſich einbildend, Männer vom Schlag der preußiſchen Generale York und Kleiſt ſeien mit Firlefanz zu ködern, an die Beiden Offizierskreuze der Ehrenlegion geſandt hatte. York that dieſes Ehrenzeichen, das für einen Deutſchen nur ein Zeichen der Knechtſchaft war, nie an und Kleiſt hing es einer Gypsbüſte des Gebers um. Es war in Yorks Augen gerade ſoviel werth wie dieſes Band, daß der Franzoſenkaiſer ihm eine Dotation von 20,000 Francs jährlich zuerkannte, ja ſogar davon ſprach, ihn zum Marſchall von Frankreich zu machen. Was den Czaren anlangt, ſo hatte dieſer, wie wir ſahen, ſofort nach dem Brande von Moskau nach Berlin ſchreiben laſſen, wie wichtig es ſei, den General York auf alle Fälle hin mit den nöthigen Inſtruktionen zu verſehen. Aber dies war nicht geſchehen und York hat ſpäter, als man munkelte, er habe auf Grund geheimer Vorſchriften gehandelt, ausdrücklich erklärt: „Jetzt glaubt Mancher, ich habe geheime Befehle gehabt und ſei anderer Seits impulſirt worden. Ich habe aber ganz aus eigenem Gefühl gehandelt“ [81]).

Sobald in Moskau die große Wendung eingetreten war, machten die Ruſſen von Riga aus Verſuche, den York zu bewegen, die preußiſchen Waffen von den franzöſiſchen zu trennen und mit den ruſſiſchen zu vereinigen, um gemeinſam zur Befreiung Deutſchlands vorzugehen. Aber mit ſolchen weitausgreifenden Planen mußte man York nicht kommen. Er war ein eifrigſter Patriot, freilich, aber nur ein altpreußiſcher: zudem mißbehagte ſeinem Stolz die zudringliche Protektionsmiene, welche die Ruſſen aufſetzten, und endlich widerſtrebte es ſeiner ſoldatiſchen ſowohl als royaliſtiſchen Ueberzeugung, einen ihm von ſeinem König angewieſenen Poſten zu verlaſſen, ſo lange die Umſtände nicht der Art waren, daß es mit Ehren geſchehen konnte. Die Umſtände geſtalteten ſich aber wirklich der Art.

Im ruſſiſchen Hauptquartier plante man eine völlige Abſchneidung der Geſammtſtreitmacht Macdonalds und konnte um ſo mehr hoffen, dies ins Werk zu ſetzen, da der franzöſiſche Marſchall, weil ohne Kenntniß der franzöſiſchen Rückzugszuſtände, ruhig in Kurland ſtehen blieb. Wittgenſtein ſollte ihm am Niemen zuvorkommen, während der Gouverneur von Riga, Paulucci, Befehl erhielt, ihn von dorther im Rücken zu drängen[32]). York hatte durch einen vertrauten Boten, welchen er ins franzöſiſche Hauptquartier nach Wilna an den dort weilenden preußiſchen Bevollmächtigten Kruſemark abgeſandt, über den wahren Stand der Dinge früher Gewißheit erhalten als Macdonald und hatte ſofort ſeinen vertrauten Adjutanten, den Major Seydlitz, nach Berlin geſchickt, um ſich Verhaltungsbefehle zu erbitten, beſtimmte Befehle, ob er, York, die Allianz Preußens mit Frankreich als noch beſtehend anzuſehen habe oder nicht. Seydlitz, welcher die peinliche Lage ſeines Generals zwiſchen dem franzöſiſchen Marſchall und den auf eine Entſcheidung drängenden ruſſiſchen Führern zu würdigen wußte, drang in Berlin vergeblich auf Ertheilung klarer und beſtimmter Vorſchriften. Der König ſagte nur: „Nicht über die Schnur hauen!“ — „Aber wie meinen Ew. Majeſtät dies?“ — „Napoleon ein großes Genie ſein, weiß immer Hülfsmittel zu finden." — „Alſo gebieten Ew. Majeſtät, daß der General York, obſchon der Untergang der franzöſiſchen Macht ſo vollſtändig iſt, wie man vermuthen muß, ſtreng bei der Allianz verharre?" — „Nach den Umſtänden handeln." Das war Alles, was Seydlitz herauszupreſſen vermochte*). Alſo wiederum die alte Infinitiv-Politik! Nicht gehauen und nicht geſtochen, weder warm noch kalt, weder weiß noch ſchwarz, ſondern nur grau, lau und flau.

Macdonald, welcher Anfangs den Hiobsposten aus Litthauen keinen rechten oder gar keinen Glauben geſchenkt, konnte ſich endlich der Wahrheit nicht mehr verſchließen. Am 18. Dezember begann er ſeinen Rückzug. Voran er ſelbſt mit etwa 5600 Rheinbündlern und Polen und mehr als 5000 Preußen, welche der General Maſſenbach — nicht der Tiftler von 1806 — befehligte. Dann folgte York mit dem preußiſchen Haupthaufen. Es war in dem öden Lande bei härteſtem Winterwetter ein ſehr beſchwerlicher Marſch. Bei Piktupöhnen war der Weg bereits durch Ruſſen verlegt, doch gelangte der Marſchall glücklich nach Tilſit und nach dem York'ſchen „Abfall" von dort weiter. York aber war, und zwar keineswegs durch eigene Schuld, von Macdonald getrennt, mit welchem er ſich in Tauroggen wieder hätte vereinigen ſollen. Als er ſich im furchtbarem Schneegeſtöber dem Niemen näherte, fand er parallel mit dem Fluſſe die ruſſiſchen Korps von Diebitſch, Tettenborn und Kutuſow dem Jüngern wie einen vorgeſchobenen Riegel aufgeſtellt, während in ſeinem Rücken der ruſſiſche General Lewis mit 5000 Mann ihn bedrohte. Er hätte ſich durchſchlagen können, keine Frage; aber nun war die Stunde gekommen und lagen die Verhältniſſe ſo, daß er „nach den Umſtänden" handeln, d. h. Preußen von dem Bündniſſe mit Frankreich, will ſagen von der Unterwerfung unter Napoleon losmachen zu dürfen oder zu müſſen glaubte. Kein kleiner Entſchluß, fürwahr, und vollends für einen ſo beſonnenen Mann, der von ſelbſt tiſcher Pflicht die ungemeſſenſten Verſtellungen hatte. „Wenn er — hat Clauſewitz geſagt — an die Verhältniſſe in Berlin dachte, ſo mußte er den größten Widerwillen gegen einen plötzlichen Wechſel der Rolle daſelbſt vorausſetzen. Wenn er alſo für ſich, auf ſeine Gefahr einen Entſchluß faßte, der die preußiſche Politik in eine entgegengeſetzte Richtung mit fortreißen ſollte, ſo war dies eine der kühnſten Handlungen, die in der Geſchichte vorgekommen ſind“ **). Er hat auch ſeinen Entſchluß entſchieden nur „aus ſeinem eigenen Gefühl“ geſchöpft, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß die lebhaften, darauf hinwirkenden Bemühungen der deutſchen Patrioten, welche ſich im preußiſchen und im ruſſiſchen Lager befanden, die Entwicklung beſchleunigten. Bei Diebitſch, der von Geburt ebenfalls ein Preuße, befanden ſich Dohna und Clauſewitz, welcher Letztere den Hauptvermittler zwiſchen den beiden Generalen machte.

Am Abend des Weihnachtstages hatte York zwiſchen den Vorpoſtenketten die erſte Unterredung mit Diebitſch, welcher erklärte, er ſei bereit, einen Neutralitätsvertrag einzugehen. York war ſehr zurückhaltend, ließ aber durchblicken, daß auch er nicht abgeneigt ſei; doch müſſe er wünſchen, die Sache ſo eingerichtet zu ſehen, daß „die Ehre der Waffen auf keine Weiſe gefährdet werde.“ Es machte ſich dann wirklich alſo, da man auf beiden Seiten hinlänglich viel guten Willen hatte, ſich zu verſtehen und zu verſtändigen. Am 29. Dezember war York in Tauroggen. Am Vormittag traf der aus Berlin rückkehrende Seydlitz daſelbſt ein, welcher aber nur Infinitiviſches mitbrachte. York ſchwankte. Er konnte ſich mittelſt einer leichten Anſtrengung wieder mit Macdonald vereinigen, der noch drüben in Tilſit ſtand. Da kam Abends Clauſewitz und brachte zwei Schriftſtücke von Diebitſch. Das eine war eine durch die Koſaken aufgefangene Depeſche Macdonalds an den napoleoniſchen Miniſter Maret, worin der Rath gegeben war, auf die Entſetzung Yorks vom Kommando hinzuwirken; das andere war der Nachweis, daß Wittgenſtein am 31. Dezember die Straße von Tilſit nach Königsberg in ſeiner Gewalt zu haben hoffte. Dies entſchied. „Oberſt Röder — wandte ſich York zu ſeinem Generalſtabschef — ſagen Sie mir Ihre pflichtmäßige Meinung.“ — „Herr General, für den Staat, für das Vaterland kann Nichts heilvoller ſein als wenn Sie mit den Ruſſen abſchließen. Für Sie perſönlich iſt aber dabei Alles gewagt und deßhalb müſſen Sie ſelbſt Ihren Entſchluß faſſen.“ — „Nun denn, ihr habt mich!“ erwiderte York und reichte Clauſewitz die Hand. „Sagt dem General Diebitſch, daß wir uns morgen früh in der Mühle von Poſcherun ſprechen wollen und daß ich jetzt feſt entſchloſſen bin, mich von den Franzoſen und ihrer Sache zu trennen. Ich werd' es aber nicht halb thun, ich werd' euch auch den Maſſenbach verſchaffen.“ Heller Jubel bricht unter den Offizieren im Hauptquartier aus, aber der York ſagt: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern“ . . . Am folgenden Morgen ward in der Mühle von Poſcherun die „Konvention von Tauroggen“ vereinbart und zwar zwiſchen lauter Preußen; denn York war von Röder und Seydlitz, Diebitſch von Dohna und Clauſewitz begleitet. Der Hauptwortinhalt der Konvention war, daß von Stund' an das York'ſche Korps neutral ſein ſollte, der Sinn aber kein anderer als der, welchen York, bevor er zur Poſcheruner Mühle ritt, in einer Anſprache an ſeine verſammelten Offiziere mit den Worten ausſprach: „Die Zeit iſt gekommen, wo wir unſere Selbſtſtändigkeit wieder gewinnen können, und ſo möge denn das Werk unſerer Befreiung beginnen und ſich vollenden!“ In demſelben Sinne ſchrieb der General ſogleich nach Abſchluß der Konvention an den König, dem er „willig ſeinen Kopf zu Füßen legte, falls er gefehlt haben ſollte“ [93]. Macdonald, welcher in der Morgenfrühe des nächſten Tages zu Tilſit die Neuigkeit erfuhr, war wie vom Donner gerührt. Er begriff vollkommen die Bedeutung und Tragweite des Ereigniſſes, benahm ſich aber ſeiner würdig und gegen die noch in ſeinem Hauptquartier anweſenden Preußen als der Ehrenmann, welcher er ſein Lebenlang geweſen iſt . . .

Daß York durch ſeine That bedeutſam in die Weltgeſchichte eingegriffen, iſt klar. Ohne die Konvention von Tauroggen wäre es gar wohl möglich geworden, daß die Politik der

Schaukler und Gaukler, der Wimmerer und Winſeler auch nach dem „ruſſiſchen Gottesgericht“ in Berlin die Oberhand behielt. Im Bunde mit Preußen hätte aber Napoleon von Rußland nichts Weiteres zu beſorgen gehabt, gar nichts. Wäre andererſeits York ein Mann erſter Größe geweſen, ſo ein Weltgeſchicke beſtimmender Mann, ſo würde er verſucht haben, in Tauroggen ſofort das Banner eines deutſchen Nationalkriegs zu erheben und das deutſche Volk, die Völker Europa's gegen den Napoleonismus aufzurufen, ohne dieſem Zeit zu laſſen, von dem ruſſiſchen Rieſenſchrecken ſich zu erholen. Das Gelingen eines ſolchen Verſuchs war möglich, wahrſcheinlich ſogar. Denn der wilde Franzoſenhaß, der in dem nordöſtlichen deutſchen Gränzlande gohr, hätte ſich, recht losgelaſſen und recht geleitet, wie eine unwiderſtehliche, hunderttauſendfältig wachſende Lawine ins mittlere und weſtliche Deutſchland hineinwälzen müſſen.

Es fehlte an einem rechten Loslaſſer und Leiter, aber Stoff zur Lawine war da. Kaum war die Nachricht vom Brande Moskau's und vom Rückzug der Franzoſen nach Oſtpreußen gelangt, als der wackere Schön, Regierungspräſident in Gumbinnen, von hier an den Staatskanzler in Berlin ſchrieb: „Die Stimmung iſt ſo, daß nur ein Funke nöthig iſt, um Flamme zu haben, und die Franzoſen fürchten auf der Retirade erſchlagen zu werden. Dieſe Stimmung iſt bei allen Ständen allgemein“[66]). Als Stein und Arndt auf ihrer Reiſe von Petersburg nach Königsberg im Januar 1813 in Gumbinnen einkehrten, erzählte Schön ſeinen Gäſten: „Die franzöſiſchen Rückzügler, ſelbſt die vornehmſten, kamen in einem ſo armſeligen, jämmerlichen Aufzug hier an, ſo zerſprengt und einzeln nach einander, zum Theil zu Fuß, ohne irgendeinen marſchalliſchen und generaliſchen Prunk, fern von all dem Glanz und Stolz, mit welchem ſie über Weichſel und Niemen gen Oſten gezogen waren, daß ſie von ein paar hundert luſtigen und wohlberittenen Huſaren leicht alle hätten können abgefangen und zuſammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl luſtig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen erlitten hatte, auch wohl berechtigt geweſen. Ja, hätte nur einer der Oberen die Trompete geblaſen: Schlagt todt! Schlagt todt! von den Tauſenden dieſer Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichſel entkommen.“ — „Aber warum haben Sie die Kerle nicht todtſchlagen laſſen?" fragte der Stein. — „Ei, ſo zornig Sie bei Gelegenheit werden können, *Sie* hätten es auch nicht gethan." — „Hm, ich glaube, ich hätte blaſen laſſen" 97).

Wer jedenfalls nicht blaſen ließ, war Friedrich Wilhelm der Dritte. Als die erſte Nachricht von dem, was York zu Tauroggen gethan, nach Berlin kam, rief der König aus: „Da möchte Einen ja der Schlag rühren!" und ſandte den Major von Natzmer ab, um York ſeines Kommando's zu entſetzen und vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Am 2. Januar wartete ſein Adjutant Henckel von Donnersmark dem König in Potsdam auf und bat, nachdem er den Zuſtand der aufgelöſ'ten franzöſiſchen Armee geſchildert, „um die Gnade, ihm ein Reiterregiment zu geben;" denn „unfehlbar würde ich ihm dann einen großen Theil der franzöſiſchen Marſchälle, Generale und Stabsoffiziere gefangen bringen" und es ſollte dem Napoleon „doch ſchwer werden, dieſen Mangel wieder zu erſetzen." Worauf Friedrich Wilhelm privatmänniſch-redlich: „Für Sie das ganz ſchön ſein, für mich aber malhonnête" 98). Aber dem Schlachtenmeiſter Zeit und Material laſſen, raſch ein neues Heer aufzubringen, aber ihm Raum und Gelegenheit geben, abermals Deutſche gegen Deutſche in den Kampf zu führen und noch eine halbe oder gar eine ganze Million Mütter um ihre auf den Walſtätten von Lützen bis Belle Alliance verblutenden Söhne weinen zu machen, *das* war nicht „malhonnête!" Glücklicher Weiſe blieb Yorks kühner Vorgang, auf eigene Manneshand zu handeln, nicht ohne Nachfolge und glücklicher Weiſe figurirte demgemäß Friedrich Wilhelm nur als ein Schachzabelkönig in dem mit den Frühlingslüften von 1813 neu anhebenden Weltſchachſpiel.

# Quellen,

## Zeugniſſe und Erläuterungen.

## Zum fünften Buch.

1) . . . . Veluti pecora, quae natura prona atque ventri obedientia finxit. Sallust. Catil. 1.

2) Einſtmals (i. J. 1816) zeigte Goethe ſeiner Frau ein kleines Etui mit den Worten: „Sieh, liebes Kind, was mir meine liebe Freundin, die Geheimräthin Willemer, für eine allerliebſte Neuigkeit zum Andenken überſandt hat.“ Es war eine goldene Schnalle, woran ſeine Orden im kleinſten Format mit venetianiſchen Kettchen befeſtigt waren. Frau Lortzing, die neben der Geheimräthin ſaß und ein großer Liebling Goethe's war, fragte ihn ganz unbefangen, welcher ihm der liebſte von allen den Orden ſei. Keinem Andern hätte ich ſolche Dreiſtigkeit rathen mögen, denn er liebte es gar nicht, um ſeine Gedanken befragt zu werden; aber bei ihr machte er eine Ausnahme und erwiderte: „Kleine Neugier! Doch den Kindern muß man zuweilen den Willen thun“ — und er wies auf die Ehrenlegion. Aus dem Tagebuch des Schauſpielers Eduard Genaſt, I, 220.

3) Mad. Staël an Mad. Récamier (11. Prairial 1809): „Cet homme a une volonté qui soulève le monde.“ Coppet et Weimar (Paris 1862), p. 20.

4) Joseph Bonaparte, Fragment historique, in den Mémoires et Correspondance politique et militaire du Roi Joseph. Publ. par A. Du Casse (Paris 1853 seq.), I, 47.

5) Bourrienne, Mémoires, II, chap. 4.

6) Mém. du roi Joseph, I, 32, 38, 70, 131.

7) Villemain, Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature, tom. I (Bruxelles 1854), p. 112.

8) Béranger, Ma biographie (Paris 1857), 41, 70.

9) Heine's ſämmtl. Werke (Philadelphia 1855), VI, 225.

10) Allgemeine Zeitung, 1. Jan. 1800, Beil. 1.

11) Cl. Th. Perthes, Friedrich Perthes' Leben (1848), I, 159.

12) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 1. A., II, 197.

13) Correspondance de Napoléon I, VI, 8. (Ich citire nach der Prachtausgabe in Quart.) Leider iſt, indem ich den 2. Band meiner Arbeit abſchließe, die Veröffentlichung dieſer wichtigen, „par ordre de l'empereur Napoléon III“ veranſtalteten Urkundenſammlung, welche die geſammte amtliche Korreſpondenz Napoleons im weiteſten Umfange, ſeine ſämmtlichen Schreiben und Diktate, Anreden, Armeebefehle, Manifeſte u. ſ. w. enthalten ſoll (ob auch wirklich

alles), iſt bis zum 9. Bande gediehen, welcher nicht weiter reicht als bis zum Ende Novembers von 1804.

12) Bourrienne, Mém. III, ch. 9. Bourrienne iſt bekanntlich eine nur mit großer Vorſicht zu benutzende Quelle. Indeſſen hab' ich gefunden, daß ſeine zahlreichen abſichtlichen und unabſichtlichen Irrthümer weit weniger in den früheren als in den ſpäteren Bänden ſeiner Denkwürdigkeiten enthalten ſind, welche für die Geſchichte der Konſulatszeit denn doch einiges ſchätzenswerthe Material bieten. Als er aber, aus der vertrauten Umgebung Napoleons verwieſen, die Dinge nur noch vom Hörenſagen kannte und überdies mit der Verbitterung eines gefallenen Günſtlings das Gehörte entſtellte, da nahmen ſeine Aufzeichnungen jene Färbung an, welche ſie unzuverläſſig macht.

13) Arago, Biographie Bailly's. Arago's ſämmtl. Werke, deutſche Ausg. von Hankel, II, 343. Bourrienne, Mém. IV, ch. 11.

15) Herzog Eugen von Würtemberg, Memoiren (1862), I, 311.

16) Der betreffende, an Laplace gerichtete Brief iſt vom 26. Brumaire 1799 datirt. Corresp. de Napoléon, VI, 11.

17) Die Belege für die einzelnen von Bonaparte's Weſen und Gebaren zu dieſer Zeit angeführten Züge finden ſich zerſtreut in den Mémoires von Bourrienne, der Herzogin von Abrantes, des Kammerdieners Conſtant, des Generals Rapp und der Histoire du consulat et de l'empire par Thibaudeau. Das letztere Buch gehört zu den wenigen, ſehr wenigen von Franzoſen geſchriebenen, worin ſich hinſichtlich der Geſchichte Napoleons eigene Anſchauung, Wahrheit ſuchende Forſchung und Unbefangenheit des Urtheils verbinden. Mit der franzöſiſchen Nationaleitelkeit und Gloirepredigerei muß man freilich auch in dieſem Buch häufig genug die gewohnte Nachſicht haben. Aber trotzdem ſteht Thibaudeau als Hiſtoriker doch über Bignon (Histoire de la France depuis le 18 Brumaire jusqu' à la paix de Tilsit), ſowie über Thiers. Unterrichtete, d. h. wirklich Unterrichtete, werden es begreiflich finden, daß ich des Letzteren endloſe Histoire du consulat et de l'empire nur ſelten und ſtets mit Mißtrauen zu Rathe gezogen habe. Thiers iſt ein glänzender Erzähler, keine Frage; einer der glänzendſten, welche jemals Geſchichte „zurechtgemacht“ haben. Aber ein Geſchichtſchreiber iſt er eben nur im franzöſiſchen Sinne, nicht in dem der Wiſſenſchaft. Denn daß ein Mann, dem die deutſchen Quellen unbekannt und unzugänglich, ſchlechterdings nicht befähigt war, die Geſchichte der napoleoniſchen Zeit zu ſchreiben, liegt auf der Hand. Was würde man von einem Deutſchen ſagen, welcher ſich unterſtände, die Geſchichte dieſer Periode ſchreiben zu wollen, ohne im Stande zu ſein, auch nur drei Zeilen in franzöſiſcher Sprache zu leſen und zu verſtehen? Trotzdem ward und wird — more consueto — das Werk des Herrn Thiers, das ja als ein ausländiſches über die Anforderungen des geſunden Menſchenverſtandes und der geſchichtlichen Treue und Wahrhaftigkeit erhaben iſt, in Deutſchland emſig geleſen und eifrig bewundert und geprieſen, geprieſen auch von unſerer berühmten Kritik, welche ſtets bereit iſt, deutſcher Art gemäß einheimiſche Mucken gewiſſenhaft zu ſeigen und franzöſiſche oder anderweitige fremde Kameele zu verſchlucken, ohne den Mund zu verziehen. Wahr iſt, daß Thiers ſeinen Napoleonismus, von welchem die früheren Bände ſeiner Kaiſergeſchichte völlig beſeſſen waren, bedeutend herabſtimmte, ſeit ihn der „Neffe des Onkels“ für eine Weile in Mazas einlogirte; allein auch in den ſpätern, d. h. nach dieſer unliebſamen Erfahrung geſchriebenen Bänden ſeines Werkes iſt von einer wirklichen Kenntniß und gerechten Würdigung der

nichtfranzöſiſchen, insbeſondere der deutſchen Verhältniſſe keine Rede und, ganz abgeſehen von den lächerlichſten Irrthümern, in welche er nach dieſer Richtung verfallen iſt, ſprang der berühmte Geſchichtsmacher mit den zierlichſten Entrechats über Alles hinweg, was die franzöſiſche Selbſtgefälligkeit unangenehm hätte berühren können. „La grande nation“ und „la gloire française“ immer und überall! Thiers oder überhaupt ein richtiger Franzos wird ſich, und forderte es die geſchichtliche Wahrheit zehnmal, niemals überwinden können, einfach zu ſagen: „Da und da haben wir tüchtige Schläge gekriegt.“ Im Gegentheil, er wird ſtets eine Wendung ſuchen und finden, um ſein Publikum glauben zu machen, daß immer und überall die Schmach den Gegnern, den Franzoſen aber die Gloire zugekommen ſei. Ueber dieſen Punkt mit Franzoſen zu reden, iſt gerade ſo unerſprießlich, wie mit Engländern (gewöhnlichen Schlags) über die Bibel. Das mag in gewiſſem Sinne ganz achtungswerth ſein und wir Deutſche haben wahrlich noch immer Urſache, unſerem Nationalgefühl die Stärke des franzöſiſchen zu wünſchen. Aber trotzdem ſteht feſt, daß eine von der Nationaleitelkeit, von einer bis zur Unzurechnungsfähigkeit geſteigerten Nationaleitelkeit inſpirirte und getragene Geſchichtſchreibung im Ganzen und Großen nur eine Geſchichtslüge iſt, ſo recht eine „fable convenue“.

18) Thibaudeau, l. c. I, 78.

19) Correspondance de Napoléon, VI, 32.

20) Bourrienne, III, ch. 13, 15, 19. Correspond. de Nap. VI, 150, 151.

21) Irving, Life of G. Washington, chapt. 109.

22) Mad. de Staël, Considérations, IV, ch. 4.

23) Villemain, Souvenirs contempor. II part. (Paris 1855), p. 32.

24) Die Zuſchrift Ludwigs und die Antwort Bonaparte's bei Bourrienne, IV, Kap. 5.

25) Las Cases, Mémorial de Sainte-Hélène, IV, 401.

26) Souvenirs du Lieutenant Général Comte Matthieu Dumas de 1770 à 1836. Publ. par son fils (Paris 1839), III, 176.

27) Rapidly as comets run
To the embraces of the sun. Moore, Paradise and the Peri.

28) Vgl. Bd. 1, S. 405.

29) Die napoleoniſche Kriminalgeſetzgebung und die Strafprozeßordnung kamen bekanntlich erſt ſpäter zum Abſchluß und zwar unter leidiger Einwirkung eines ſchon vollſtändig entwickelten und verhärteten Despotismus.

30) Thibaudeau, Sur le consulat (1827), p. 393. Nicht zu verwechſeln mit deſſelben Verfaſſers Hist. du consul. et de l'emp., welche ſieben Jahre ſpäter erſchien.

31) Correspondance de Nap. VI, 16, 17.

32) Memoiren Napoleon's (deutſche Ausg. v. 1823), Anmerkg. u. verm. Aufſ. I, 24.

33) Vgl. Bd. 1, S. 363 fg.

34) S. die ſorgſame Zuſammenſtellung der Beweiſe für dieſen Satz im 7. Kapitel (gegen das Ende zu) des 1. Bandes von Buckle's History of civilisation in England. Graf Stanhope, wenn mir recht iſt, ein Großneffe des jüngern Pitt, hat eine vierbändige Biographie des berühmten Miniſters herausgegeben, deren Schlußband i. J. 1862 erſchien („Life of R. H. William Pitt“, by Earl Stanhope). Das Buch, bei Gelegenheit auch von mir benutzt,

bringt nicht allein in Betreff der Perſonalien Pitts manches Neue, ſondern wirft auch auf die engliſche Politik von damals manche dankenswerthe Aufhellung. Nur muß man ſtets im Auge halten, daß es durchweg Apologie oder vielmehr Apotheoſe iſt, zwar nicht ohne Streben nach Wahrheit geſchrieben, aber doch ſtets vom Stand- und Geſichtspunkt der engliſchen Oligarchie aus. Was Macaulay's vielbewunderten Eſſay über den jüngeren Pitt betrifft, ſo iſt derſelbe ein geiſtreich gezeichnetes und prachtvoll gemaltes Kabinettsſtück. Aber die hiſtoriſche Treue des Gemäldes hätte ſicherlich nicht verloren, ſondern nur gewonnen, wenn die Schattenpartieen ſchärfer markirt worden wären. Ich komme im 6. Buch auf Pitt zurück.

35) Mém. Napoleons, Ausg. u. verm. Aufl. I, 23.

36) Alison, History of Europe from the commencement of the french revolution to the battle of Waterloo, chapt. 28. Man hat Aliſon's Werk in Betreff der geſchichtlichen Glaubwürdigkeit bekanntlich mit Scott's „Life of Napoleon" auf eine Linie geſtellt; aber meines Erachtens entſchieden mit Unrecht. Es iſt wahr, Aliſon kennt die feſtländiſchen Verhältniſſe nur ſehr obenhin und er iſt ein bornirter Hochkirchler und Stocktory, demnach weder geiſtig hinlänglich befähigt noch wiſſenſchaftlich ſattſam ausgerüſtet, die Geſchichte der napoleoniſchen Zeit ſo zu ſchreiben, daß ſie ein allſeitig wahres, getreues und verläßliches Bild darböte. Aber er hat doch — und das iſt das Verdienſt ſeines Buches — den Antheil Englands an der Geſchichte der napoleoniſchen Epoche einläßlicher unterſucht und anſchaulicher dargeſtellt als irgend ein Anderer, und falls man ihm gehörig auf die Finger ſieht, wird man nach dieſer Richtung hin manche Belehrung von ihm empfangen können.

37) Corresp. de Nap. VI, 204, 215.

38) Thuanus, Histor. sui temp. III, XVII, 29.

39) Die genaue Angabe des Stärkebetrags der Armeen iſt bekanntlich eine der ſchwierigſten Aufgaben gewiſſenhafter Geſchichtsdarſtellung, weil ſelbſt die Zahlenangaben amtlicher Tabellen, auch wo ſie rückhaltslos veröffentlicht werden, nicht immer unanfechtbar zuverläſſig ſind. Die bekannte „Geſchichte der Kriege in Europa" u. ſ. w., ein ebenſo redliches als trockenes Buch, beſtimmt (VI, 145) die Stärke der öſtreichiſchen Armee, welche i. J. 1800 in Deutſchland der Moreau'ſchen entgegenſtand, auf nahezu 109,000 Mann. Die „Oeſtreichiſche militäriſche Zeitſchrift" (Jahrg. 1836, I, 231) dagegen gibt (nach amtlichen Quellen) die von mir im Text adoptirte Zahl. In der Beſtimmung der Stärke von Moreau's Armee bin ich Kausler und Wörl gefolgt („Die Kriege von 1792 bis 1815", S. 302), doch iſt zu bemerken, daß die Angabe von „100,000 Kombattanten" nach Abzug der Beſatzung von Mainz und des unter Lecourbe's Befehlen von Laufenburg bis Ragaz in der Schweiz aufgeſtellten Korps zu hoch gegriffen ſein dürfte. Die genaueſten franzöſiſchen Berechnungen geben an, daß das wirklich operirende Heer Moreau's nur 74,000 Mann ſtark geweſen ſei. Auf Seite der Oeſtreicher blieben freilich ebenfalls an 25,000 Mann völlig unthätig in Graubünden und Vorarlberg ſtehen. . . . Selbſtverſtändlich hab' ich von franzöſiſchen Quellen, welche ich in Betreff ſolcher Zahlenangaben, wie der militäriſchen Ereigniſſe überhaupt, zu Rathe zog, den „Précis des événements militaires" von Matthieu Dumas — nicht zu verwechſeln mit den Souvenirs dieſes Generals — und die „Histoire critique et militaire des guerres" von Jomini mit in die erſte Reihe geſtellt. Leider beſitzt die kriegsgeſchichtliche Literatur der Franzoſen kein drittes Werk,

welches ſich an Wahrheitsliebe im Allgemeinen und an aufrichtiger Genauigkeit hinſichtlich der Zahlenverhältniſſe im Beſonderen mit dem Buch Chambray's über den Feldzug von 1812 und mit dem Buch von Charras über den Feldzug von 1815 meſſen könnte.

40) Corresp. de Nap. VI, 345. Dumas, Précis, III, 180 seq. Thibaudeau, Hist. du consul. I, 261. Staël, Considérat. II, chap. 7. Mem. Nap. I, 179. Bourrienne, Mém. IV, chap. 7.

41) Mém. du roi Joseph, I, 191. Corresp. de Nap. VI, 388, 405.

42) Corresp. de Nap. VI, 416, 417, 424, 426, 427.

43) Marmont (Duc de Raguse), Mém. II, 126 seq. Marmonts Schlachtbericht darf wohl als der im Ganzen unbefangenſte von allen franzöſiſchen bezeichnet werden. Bonaparte's Siegesbulletin, dat. Torre bei Garofoli, 15. Juni (Corresp. de Nap. VI, 453), iſt ſchon ſehr bulletiniſch gehalten — es lügt, nur 600 Franzoſen ſeien gefallen — doch immerhin noch nicht ſo ſehr, daß es ſich geſcheut hätte, an einer Stelle zu bekennen: „La bataille paraissait perdue". — Dumas, Souvenirs, III, 182.

44) Bignon, l. c. I, 131. Corresp. de Nap. VI, 460, 468, 471, 492. Bourrienne IV, chap. 10.

45) „Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch!
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

46) Nach amtlichen Angaben (Oeſtreich. militär. Zeitſchrift, 1836, IV, 35) betrug der Verluſt der Oeſtreicher bei Hohenlinden beinahe 5000 Todte und Verwundete, mehr als 7000 Gefangene und 50 Geſchütze. Dazu kam, daß das bairiſche Hülfskorps ebenfalls nahezu 5000 Mann und 24 Geſchütze eingebüßt hatte.

47) Man ſehe z. B. den Brief vom 20. Januar 1801, bei Du Casse, Mém. du roi Joseph, I, 193.

48) Z. B. am 19. Januar 1801. Corresp. de Nap. VI, 733.

49) Gagern, Mein Antheil an der Politik, S. 97, 98, 99, 119.

50) Häuſſer, Deutſche Geſchichte, 2. A. II, 291.

50*) S. hierüber d. merkw. Schreiben Napoleons an Talleyrand vom 9. Juli 1804. Corresp. de Nap. IX, 534.

51) Bignon, II, 61 seq.

52) Mém. du r. Joseph, I, 233.

53) The enthusiasm with which the upper and middle classes had rushed into the war had spent itself. Jacobinism was no longer formidable. Everywhere there was a strong reaction against what was called the atheistical and anarchical philosophy of the eighteenth century. . . The treaty of Amiens was therefore hailed by the great body of the English people with extravagant joy. Macaulay, William Pitt (Tauchn. collect. vol. 507, p. 130—31).

54) Als Hauptquelle der im Texte folgenden Darſtellung des Ausgangs Kaiſer Pauls des Erſten haben mir gedient die „Jugend-Erinnerungen" des trefflichen Prinzen Eugen von Würtemberg, mitgetheilt in des Generalmajors von Helldorff Schrift: „Aus dem Leben des Kaiſ. Ruſſ. Generals der Infanterie Pr. Eugen v. W." (1861), I, 73—160. Damit kombinirte ich die bezüglichen Andeutungen in den „Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg" (1862),

I, 19 fg. Beide Werke — das zweitgenannte iſt einem bedeutenden Theile ſeines Inhalts nach eine Wiederholung der von dem Prinzen ſchon früher veröffentlichten „Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland“ (1846) — gehören mit zu den zuverläſſigſten, von einem einſichtsvollſten, wackerſten und glaubwürdigſten Mithandelnden herrührenden Quellenſchriften der napoleoniſchen Zeit. Weitere Aufſchlüſſe über die ruſſiſche Palaſtrevolution von 1801 bieten die Martens'ſchen Denkwürdigkeiten, die Mémoires d'un homme d'état (t. VIII), die Mémoires secrets des Grafen d'Allonville (t. V); ferner die ſorgſame Schilderung derſelben in Bülau's Sammelwerk: „Geheime Geſchichten“, I, 38 fg., ſowie endlich eine aus den „Preußiſchen Jahrbüchern“ in die Allg. Zeitung (1858, Beilage zu Nr. 346—47) übergegangene, von einem während der Kataſtrophe in Petersburg anweſenden Diplomaten an Friedrich Wilhelm den Dritten von Preußen gerichtete Denkſchrift. Freilich beſeitigen alle die jetzt zugänglich gewordenen Quellen keineswegs ſämmtliche Widerſprüche, die ſich in unſerer Kenntniß der Einzelnheiten des Schauerdrama's vorfinden. Bis zu welchem Grade der Kühnheit die Hoffnungen der Kaiſerin Marie, bis zu welchem Grade der Mitſchuld das Gebaren des Großfürſten Alexander gegangen, dürfte wohl nie ganz genau ermittelt werden. Indeſſen verdanken wir den Mittheilungen des Prinzen Eugen, welche ganz weſentlich neue Züge enthalten, immerhin die Aufhellung von manchem Räthſelhaften in dieſer ſchrecklichen Tragödie.

55) Vgl. Bd. I, 160 fg.

56) C. v. Martens, Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines alten Offiziers, S. 7.

57) Herzen, Memoiren eines Ruſſen, I.

58) Wer die „Jugend-Erinnerungen“ und die „Memoiren“ des Prinzen aufmerkſam prüft, wird nothwendig mit mir zu dieſer Auffaſſung der Sachlage kommen und meine im Text aufgeſtellte Anſicht theilen, daß die Abſichten, welche Paul der Erſte mit dem Neffen ſeiner Frau hatte, ein bedeutſam mitwirkendes Motiv der ruſſiſchen Palaſtrevolution von 1801 geweſen ſind.

59) Ich ſchreibe dieſe Aeußerung dem Grafen Pahlen zu und zwar auf die Autorität des Prinzen Eugen hin („Jugenderinnerungen“ bei Helldorff a. a. O. I, 139), bemerke aber, daß anderen Nachrichten zufolge nicht Pahlen, ſondern Bennigſen die angeführten Worte geſprochen haben ſoll und zwar auf der Stätte des Kaiſermords ſelbſt.

60) Fürſt Dolgorukow, die Wahrheit über Rußland, I, 198, 199.

61) Der „Schlagfluß“ wurde überallhin gemeldet und Anfangs im Ausland für keinen mythiſchen, ſondern wirklichen genommen. So ſchrieb z. B. der Erſte Conſul am 12. April 1801 an ſeinen Bruder Joſeph: „L'empereur de Russie est mort dans la nuit du 23 au 24 mars, d'une attaque d'apoplexie.“ Corresp. de Nap. VII, 145.

62) Von dem Generallieutenant Grafen von Bismark („Aufzeichnungen“, S. 31, Anmerk.), welchem Bennigſen, der ſich nach der napoleoniſchen Kriegszeit in ſein Geburtsland Hannover zurückgezogen hatte, ſeine handſchriftlichen Denkwürdigkeiten zum Leſen anvertraut habe. Uebrigens ſind die Einzelnheiten in den Berichten über die Hergänge unmittelbar nach dem Kaiſermord voll von Widerſprüchen, wie ſchon erwähnt.

63) Bernhardi, Denkwürdigkeiten des ruſſ. Generals der Infanterie K. Fr. Grafen von Toll, I, 97.

64) Dolgorukow, I, 200, 203.

65) Hormayr, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, 2. A. I, 17.

66) Thibaudeau, Mém. s. l. consulat, 152.

66*) Aus dem Mund von Zacharias Werner („Die Söhne des Thals").

67) Levasseur, Mém. III, 191 seq.

68) Mém. du r. Joseph, I, 183. Thibaudeau, Hist. du consul. II, 242 seq. Bourrienne, Mém. IV, chap. 17.

69) Corresp. de Nap. IX, 404, 407.

70) Thibaudeau, Hist. du cons. II. 173 seq. Math. Dumas, Souvenirs. III, 227.

71) Das Datum und der Brief Lafayette's finden ſich in der Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte (Paris, 1819—20), VII, 358. Nicht zu verwechſeln mit der häufig von mir citirten Correspondance de Napoléon Ier.

72) Bourrienne, Mém. IV, chap 23. Corresp. de Nap. VII. (Allocut. au Sénat du 3 août 1802.)

73) Solger (Liter. Nachlaß, I, 34) als Augen- und Ohrenzeuge.

74) Corresp. de Nap. VIII, 6. Dieſe ſchmutzigen Händel ſchrieben ſich vom Raſtadter Kongreß und dem Lüneviller Frieden her. Die dumme Madame Talleyrand-Grandt war doch geſcheidt genug, in dieſen Dingen die Mittelsperſon zu machen. An ſie wurden die für Talleyrand und Mitſchuldige beſtimmten Beſtechungs- und Kaufgelder abgeführt, deren z. B. Würtemberg, „wie es ſich ſelbſt in aufrichtigem Schmerzensruf laut berühmte", centnerweiſe lieferte. Das Nähere ſ. bei Ritter v. Lang, Memoiren, II, 52 fg.

75) Corresp. de Nap. VIII, 411.

76) Bartenjew, Mitgetheilt von Bodenſtedt, Ruſſiſche Fragmente, II, 306.

77) Trotter, Memoirs of the later years of the r. h. C. J. Fox, 266, 291.

78) Die angezogenen Aktenſtücke betreffs der Mediation ſ. in der Corresp. de Nap. VIII, 58, 67, 69, 158, 163, 238, 265. Damit vgl. K. v. Muralt, Hans von Reinhard, Bürgermeiſter von Zürich, nach Reinhards Denkſchriften, Tagebüchern und Briefwechſel bearbeitet, S. 88, 104, 105, 128, 129, 143, 144. Reinhard war ein Hauptmitarbeiter beim Vermittlungsgeſchäft.

79) Ich weiß hiefür freilich nur das Zeugniß von Bignon (Hist. de Fr. II, 250) anzuführen. Doch iſt gewiß, daß die Königin von Neapel gerade zu jener Zeit um Bonaparte's Gunſt ſich bemühte.

80) Duc de Gaëta, Statist. d. l. France, II, 260 seq. Kolb, Handb. d. vergl. Statiſtik, 2. A. 62.

81) Selbſt ein Stockengländer und Stocktory wie Aliſon muß das zugeben. Hist. of Europe, chapt. 35. Hiermit vgl. die Friedensvorſchläge Bonaparte's in ſeiner Depeſche an Talleyrand vom 13. Mai 1803. Corresp. de Nap. VIII, 393.

82) Las Cases, Mém. V, 14 seq.

83) Wir bedürfen hiefür der nachdrücklich abgegebenen Zeugniſſe von Männern wie Marmont und Mathieu Dumas gar nicht mehr, ſeit in der Corresp. de Napoléon (VIII. und IX.) alle bezüglichen Depeſchen und Ordres Bonaparte's an den Kriegsminiſter Berthier und den Marineminiſter Decrès, an die Admirale Bruix und Ver-Huell, an die Generale Soult, Davout u. A. veröffentlicht ſind.

84) Las Cases, Mém. VII. 253. Testament de Napoléon, sect. VI.

84a) „C'est pis qu'un crime, c'est une faute." Das Wort wird bekanntlich auch Fouché in den Mund gelegt, wie denn ihm und Talleyrand eine Menge von „Mots" zugeſchrieben wird, an die ſie wahrſcheinlich nie gedacht haben.

Univ. Bibl.
chen

85) Votre zèle était faux, si seul il redoutait
Ce que le monde entier à pleins voeux souhaitait,
Et s'il vous a donné ces craintes trop subtiles,
Qui m'ôtent tout le fruit de nos guerres civiles,
Où l'honneur seul m'engage, et que, pour terminer,
Je ne veux que celui de vaincre et pardonner;
Où mes plus dangereux et plus grands adversaires,
Sitôt qu'ils sont vaincus, ne sont plus que mes frères;
Et mon ambition ne va qu'à les forcer,
Ayant dompté leur haine, à vivre et m'embrasser.

86) Mém. du r. Joseph. I. 97—101.

87) Carnot's Rede iſt vollſtändig gedruckt bei Buchez et Roux. XXXIX. 114 seq.

88) Corresp. de Nap. IX. 432, 438, 460 seq.

89) Staël, Considérat. II. chap. 11.

90) Arago's ſämmtl. Werke. II. 400.

91) Depping, Erinnerungen aus dem Leben eines Deutſchen in Paris, 101.

92) Bei Schilderung der franzöſiſchen Hofzuſtände unter dem Conſulat und bei Errichtung des Kaiſerthrons habe ich geſchöpft aus Bourrienne, Thibaudeau, Bignon, Conſtant, Madame Junot, Joſeph Bonaparte; hauptſächlich aber aus: Marmont (Mém. II), dem Bürgen für die am Schluß des Kapitels angeführte Aeußerung Napoleons, Miot (Mém. II) und Villemain (Souvenirs contemp. I).

93) Wallfahrt durch's Leben vom Baſeler Frieden bis zur Gegenwart von einem Sechsundſechziger, I. 235. Ferner I. 121, 212 fg., II. 117, 121. (Ein wunderliches Buch. Die erſten Bände beſtehen augenſcheinlich aus authentiſchen Aufzeichnungen eines Zeitgenoſſen, die ſpäteren ſind ganz werthloſes Geſchreibſel.) Geheimrath Sethe, handſchriftl. Mittheilungen, gedr. bei Freytag, Neue Bilder a. d. Leben d. d. Volkes, 482.

94) Ebd. I. S. 87.

95) Biſchof Eylert, Charakterzüge und hiſtor. Fragmente a. d. Leben Friedrich Wilhelms des Dritten, III. 1. Abthlg. 235 fg.

96) G. A. Pajeken, Reiſeerinnerungen (Bremen, 1861).

97) Sethe a. a. O. 482 fg.

98) Wallfahrt durch's Leben, I. 227; II. 15, 16, 17, 18, 19, 193 fg.

99) Allgemeine Zeitung, 1803, S. 592.

100) Dieſe Legende wird erzählt bei Beamiſh, Geſch. der kgl. deutſchen Legion, I. 9.

101) Allg. Zeitung, 1861, Beil. zu Nr. 237, S. 3858. F. v. Ompteda, die Ueberwältigung Hannovers durch die Franzoſen, 27, 68, 69, 75, 82, 89, 90, 128, 134, 160, 190, 215, 251. Dieſe i. J. 1862 erſchienene Monographie verdient Lob und Vertrauen. Sie läßt zwar nicht undeutlich die Abſicht durchſchimmern, die Vorwürfe, welche die Kataſtrophe von 1803 gegen die

hannover'ſche Ariſtokratie wachrief, zu mildern; allein ſie gibt doch, und zwar auf Grund der zuverläſſigſten Materialien, im Ganzen ein wirklich objektives, ein wahrhaft geſchichtliches Bild von dem trübſeligen Ereigniß.

102) Perthes, Pol. Zuſtände und Perſonen, 383.

## Zum ſechſten Buch.

1) Göthe, Philipp Hackert's Leben. Pepe, Memorie, capit. 3—6. Colletta, Storia del reame di Napoli, lib. V, 1—8. Wraxall, Memoirs, 123. Allgemeine Zeitung, 1861, Beil. zu Nr. 207 (Auszüge aus der „Times“, welche ihrerſeits das Tagebuch ausgezogen, das von dem Sohn der in Rede ſtehenden Augenzeugin zwar in Druck gegeben, aber nicht veröffentlicht wurde). Geſchichte d. Lady Hamilton (Leipz. 1816), S. 139.

2) Allg. Zeitung, 1863, Nr. 131, Col. 1—2. Bisset, Life of Burke, II, 37 seq.

3) The Princess of Wales speaks highly of Mrs. Fitzherbert; she always says, that is the Prince's true wife; she is an excellent woman, it is a great pity for him he ever broke with her. Do you know I know the man who was present at his marriage, the late Lord B. He declared to a friend of mine, that when he went to inform Mrs. Fitzherbert that the Prince had married me, she would not believe it, for she knew she was herself married to him. Diary illustr. of the times of George the Fourth, etc. (Paris 1838), I, 19. Um den Prinzen von dem Vorwurf der Bigamie zu reinigen, hat man freilich nicht unglaubhaft behauptet, ſeine Ehe mit der ſchönen Irländerin ſei nur eine Scheinehe geweſen, beruhend auf dem unter Leitung des damals in London weilenden Duc d'Orleans (Philippe Egalité) in Szene geſetzten Gaukelſpiels einer Scheintrauung. Vgl. meine „Drei Hofgeſchichten“, wo ich (S. 215—329) die Geſchichte der Königin Karoline quellenmäßig dargeſtellt habe.

4) Lady Esther Stanhope, Memoirs, 73, 83.

5) Byron, Vision of Judgment, St. 45. H. Th. Buckle, deſſen vorzeitiger Tod ſo ſchmerzlich zu beklagen iſt, hat im 7. Kapitel ſeiner History of civilisation in England eine meiſterhafte Charakteriſtik George des Dritten und ſeiner Regierungszeit gegeben. Jeder Satz derſelben ſtützt ſich auf unanfechtbare Zeugniſſe. In England freilich wird dieſes herrliche Kapitel wenig Anklang finden, denn Buckle iſt einer der ſehr wenigen Engländer, welche ſich von dem köhlergläubiſchen Reſpekt vor dem Königthum völlig frei gemacht haben.

6) General v. Gagern, Journal meiner Reiſe nach Rußland i. J. 1839 (Leben des G. v. Gagern, III, 308).

7) Vgl. Band I, S. 139 fg.

8) Selbſtverſtändlich iſt damit das ſchon mehrfach von mir angezogene Buch des Biſchofs und Hofpredigers Eylert gemeint, welches übrigens manchen

ſeltenen und werthvollen Beitrag zur Geſchichte der napoleoniſchen Zeit enthält. Man iſt ja nicht verpflichtet, alle die höfiſchen Ueberſchwänglichkeiten des guten Biſchofs für baare Münze zu nehmen. Auf der andern Seite darf man aber ebenfalls nicht Alles für baare Münze nehmen, was die Garrulitas ſenilis Alexanders von Humboldt in vertraulichen Stunden ſeinem Freunde Varnhagen vorgeklatſcht und dieſer Behufs der Veröffentlichung nach ſeinem Tode ſauber ins Tagebuch eingetragen hat. So z. B. die Behauptung, die Königin Luiſe ſei „äußerſt ſelbſtſüchtig, verſchlagen und verſteckt" geweſen (Varnhagen, Tagebücher, I. 9). Ich geſtehe, es iſt für mich eines der widerwärtigſten Bilder unſerer an widerwärtigen Bildern ſo reichen Literaturgeſchichte, mir den greiſen Humboldt zu denken, wie er den Tag über am Hofe kammerherrt oder — kammerdienert und dann Abends zu Freund Varnhagen eilt, um über die Leute zu ſpotten und zu läſtern, deren Höfling er gerade noch mit Beeiferung geſpielt hat. Es kennzeichnet, ſag' ich unverhohlen, ſo recht die feige Autoritätsmichelei und die kleinliche Parteiborniertheit des liberalen Philiſterthums, wenn man Humboldts Aeußerung gegen Varnhagen (Briefe A. v. H. an V. v. E. 2. Aufl. S. 104—5): „Mit meinen Impietäten mögen Sie nach meinem Hinſcheiden walten und ſchalten; Wahrheit iſt man im Leben nur denen ſchuldig, die man tief achtet" — nicht als das zu erkennen und zu benennen wagte, was ſie war und iſt, als eine Gemeinheit. Alſo falls man Niemand achtet, darf man Jedermann belügen? Und dieſelben liberalen Philiſter, welche dieſe jeſuitiſche Falſchheit bewunderungswürdig finden, ſchreien über den Jeſuitismus der verſchiedenen Kirchen! Man braucht nicht eben Prophet zu ſein, um vorherſagen zu können, daß von einem deutſchen Hiſtoriker des 20. Jahrhunderts die ſkandalſüchtige Gier, womit der Humboldt-Varnhagen'ſche Briefwechſel verſchlungen wurde, als ein bedeutendes Charaktermerkmal der ſittlichen Anſchauung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden wird.

9) Ich werde im 3. Bande auf die romantiſche Schule zurückkommen und ein Mehreres darüber ſagen müſſen.

10) Vertraute Briefe über d. inn. Verhältn. am preuß. Hofe (1807), I. 123, 124, 183, 192. Adami, Königin Luiſe (Umarbeitung der bekannten Denkſchrift der Frau v. Berg), 3. A. 92, 150, 223. Eylert a. a. O. II. 63 fg. Scherr, Geſchichte d. deutſchen Frauen, 436 fg. Lang, Memoiren, II. 44. Fichte's Leben und Briefwechſel, herausgeg. v. ſ. Sohne J. H. Fichte, 1. A. I. 382, 394. Henriette Herz, Leben und Erinnerungen, 2. A. 177, 181. Rahel Lewin und ihre Geſellſchaft (1801): aus d. Pap. d. Grafen **** (Graf Hugo Salm?), mitgeth. in d. „Grenzboten" v. 1844, S. 710, 713, 738, 743. Vgl. S. 211, 213. Karl v. Noſtitz, Leben und Briefwechſel, 37, 74 fg. Von der Marwitz, Nachlaß, I. 170, 172. Varnhagen, Rahel, I. 336, 369. Varnhagen, Gal. v. Bildn. aus Rahel's Umgang, I. 230. Helmina von Chezy, Unvergeſſenes, I. 333. Depping, Erinner. a. Paris, 202. Heyden, Gal. berühmter Frankfurter, 189 fg. Eichendorff, Ueber die neuere romant. Poeſie, S. 1.

11) Pichler, Denkwürdigkeiten, I. 207; II. 54, 209. Caſtelli, Memoiren, I. 120 fg. 278 fg. Luden, Rückblick in mein Leben, 18 fg.

12) Feil, Kaiſer Joſeph als Erzieher, Beitrag ad fontes rerum Austriacarum, mitgeth. bei Vehſe, Geſch. d. öſtreich. Hofs, X. 100 fg.

13) Hormayr, Lebensbilder, 2. A., Urkundenbuch, I. 73.

14) Jördens, Lexikon deutſcher Dichter u. Proſaiſten, III. 10 fg. Beck,

Freiherr J. H. v. Weſſenberg, 96 fg. 295. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, I, 87, 90. Gebr. Keil, Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens, 331. Oppermann, die Göttinger G. A. während einer hundertjährigen Wirkſamkeit, 73. Strombeck, Darſtellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, I, 64. Heiſter, Nachrichten über G. Gf. Beireis, 151.

15) Jakobs, Perſonalien, 2. A. 61—62. Perthes' Leben, 164, 167. Luden, Rückblicke, 36. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, 2. A. II, 67.

16) Moniteur du 28 décembre 1804.

17) Pertz, Aus Stein's Leben, I, 134. Höpfner, Der Krieg von 1806 bis 1807, I, 6 fg. Bernhardi, Denkwürdigkeiten Toll's, I, 134.

18) General Ludwig von Wolzogen, Memoiren, 22.

19) Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 12—32. Wolzogen, Mem. 23, 24, 25, 31, 35. Hormayr, Lebensbilder, Urkdb. I, 171. Lord Caſtlereagh's Denkſchriften, Depeſchen und Schriftenwechſel, deutſch v. Frankenberg, IV, 89. Mémoires du roi Joseph, I, 294.

20) H. D. v. Bülow, Militär. u. verm. Schriften, 478. Das gemeinte hebräiſche Wort, welches Schlag, Schlacht, Niederlage bedeutet, lautet eigentlich Mackah. — Bernhardi hat a. a. O. I, 122 fg. eine meiſterhafte Charakteriſtik Mack's geliefert und daneben manche Ungenauigkeit und manchen Irrthum der Darſtellung, welche Schloſſer in ſeiner Darſtellung des Feldzugs von 1805 gegeben (Geſch. d. 18. u. 19. Jahrh. VI.), lichtvoll berichtigt. Mit Bernhardi hab' ich in Betreff des Feldzugs von 1805 insbeſondere die „Geſchichte der Kriege" u. ſ. w. (Bd. 6), ferner Rüſtow's „Krieg von 1805" und die wichtigen Aufſchlüſſe zuſammengehalten, welche der 2. Band von Marmont's Memoiren gibt.

21) Southey, Life of Nelson, II, 270.

22) Mém. du r. Joseph, I, 308.

23) Manſo, Geſchichte d. preuß. Staats, II, 93.

24) Allg. Zeitung v. 1805, S. 1200, 1238. Das Kniebeck'ſche Kriegslied fing an mit der Strophe:

Ho leb' der Krieg! Im wilden Kriegesleben
Da ſtählet ſich der Muth!
Frei kann die Kraft im Kriege nur ſich heben,
Der Krieg, der Krieg iſt gut!

25) Von der Marwitz, I, 140.

26) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I, 43. Vgl. Gentz, Schriften, IV, 134 fg.

27) Mém. du r. Joseph, I, 351; II, 88, 93, 100, 121, 128, 131.

28) Moniteur 1806, p. 12. 239, 260.

29) Gentz, Geſ. Schriften (A. v. Schleſier), IV, 241.

30) Thibaudeau, Hist. du cons. et de l'emp. V, 53. Mém. du r. Joseph, I, 345; II, 56. Von der Marwitz, I, 150, 156. Höpfner, a. a. O. I, 31.

31) Wallfahrt durch's Leben, II, 89. General F. K. F. Freiherr v. Müffling, Aus meinem Leben, 13.

32) Gifford, Life of Pitt, III. Stanhope, Life of Pitt, IV. Den „Auſterlitz-Blick" betreffend, ſo wird dieſer Ausdruck Wilberforce zugeſchrieben; allein mit Unrecht. („The expression, ſagt Lord Stanhope, was striking and well chosen, but not strictly accurate, since Wilberforce never once saw Pitt after the battle of Austerlitz was fought.") Macaulay hat die im

Text angeführten letzten Worte Pitts für erfunden erklärt, aber der gutunterrichtete Stanhope bezeugt die Echtheit derſelben. Nur hat er die Leſart: „Oh my country! how I love my country!“ Das Aprilheft des Quarterly Review von 1862 gibt jedoch den Nachweis, daß eine ältere Aufzeichnung als die von Stanhope benutzte nicht „love“, ſondern „leave“ hat.

33) Napoleon an Joſeph (13. Febr. 1806): „Il faut intituler vos actes Joseph Napoléon; il est inutile de mettre Bonaparte“. Mém. du r. Jos. II, 71.

34) Briefe von Alexander v. Humboldt an Varnhagen, 2. A., 259: „Humboldt ſagt, es ſei unzweifelhaft, daß Louis Bonaparte (jun.) ein Sohn des Admirals Verhuel ſei.“ Ich ſchrieb im Text den Namen des Admirals Ver Huell, weil er in Dokumenten der Corresp. de Nap. ſo geſchrieben iſt.

35) Perthes, Polit. Zuſt. u. Perſonen, 385, 386, 401. Thiers, Hist. du cons. et de l'emp. VI, 368 seq.

36) Welches die Memoiren von Talleyrand, falls ſie je in die Oeffentlichkeit kommen, am beſten klären könnten.

37) Daran läßt Berthiers Schreiben in dieſer Angelegenheit an Soult (Matth. Dumas, Précis, XV, 399—401) gar keinen Zweifel aufkommen.

38) Schultheis, Johann Philipp Palm (Nürnberg 1860). Dieſe kleine Schrift faßt, nach zum Theil bis dahin unbekannten Quellen, die Momente der kläglichen Geſchichte gut zuſammen. Sie ſtellt auch feſt, daß Palm der Verleger der fraglichen Flugſchrift, und macht es wahrſcheinlich, daß Johann Konrad Yelin der Verfaſſer derſelben geweſen iſt. Doch wird als ſolcher anderwärts auch Graf Julius von Soden genannt.

39) Gentz, Memoire vom September 1804 (Geſ. Schriften, IV, 23 fg.)

40) Schmidt-Weißenfels, Friedrich Gentz, I, 231 fg.

41) Schreiben Yarmouths an Fox vom 13. Juni 1806, aus Cobbetts Parliamentary debates mitgeth. von Häuſſer a. a. O. II, 398, Note 3.

42) Von Schladen, Preußen in den Jahren 1806 und 1807, ein Tagebuch — (eine der wichtigſten Quellenſchriften jener Zeit) — S. 176: „Den 15. April 1807. Im engſten Vertrauen hat Graf Goltz einem Freunde (d. h. Schladen ſelbſt) ein Geheimniß anvertraut, welches als Charakteriſtik unſerer Zeit eine geſchichtliche Wichtigkeit behalten wird. Es iſt folgendes: Im vorigen Jahre, wenige Wochen nach dem Abſchluſſe unſeres Bündniſſes mit Frankreich, als der Baron von Hardenberg zurückgezogen auf ſeinem Landgute Tempelberg lebte und der ruſſiſche Geſandte von Alopäus erklären mußte, er werde mit dem Miniſter Grafen von Haugwitz keine Geſchäfte verhandeln, ward ein förmlicher Vertrag zwiſchen Rußland und Preußen ohne Wiſſen des Grafen von Haugwitz und des ganzen preußiſchen Miniſteriums abgeſchloſſen, von den Miniſtern Alopäus und Hardenberg unterzeichnet und ſpäter in Petersburg beſtätigt. Nur die beiden Monarchen, die unterzeichneten Miniſter, der Fürſt Czartoriſky und unſer Geſandter, Graf Goltz, wußten dies Geheimniß. Durch dieſen Vertrag verpflichtete ſich Preußen, mit Rußland gegen Frankreich zu gehen, wenn ein Krieg zwiſchen dieſen beiden Mächten ausbrechen ſollte, und dieſe Verpflichtung allein verhinderte es, daß Preußen nicht ſogleich von Rußland angegriffen wurde. Noch mehr als dies: Der König unterhielt, ohne daß es ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten bekannt war, einen doppelten Briefwechſel mit dem ruſſiſchen Hofe, von welchen der eine öffentlich durch das damalige Miniſterium und den Grafen Haugwitz befördert wurde, der andere

ſehr geheim nur durch die Hände des General-Poſtmeiſters von Seegebarth ging und an den Miniſter von Hardenberg gerichtet war, der davon den König unmittelbar in Kenntniß ſetzte und von S. M. den Befehl zur Beantwortung empfing. Dieſes doppelte Spiel nöthigte unſern Geſandten, den Grafen Golz, häufig öffentlich das Gegentheil von demjenigen zu ſchreiben, was wirklich geſchah, und die Wahrheit nur unter dem Siegel des ſtrengſten Geheimniſſes zu berichten. Welche widernatürliche und unwürdige Stellung iſt die eines Herrſchers über Millionen, der gezwungen iſt, ſeine eigenen Diener zu täuſchen, und ſelbſt wenn er ihnen ſein Vertrauen nicht ſchenkt, es dennoch nicht wagt, ſie zu verabſchieden! Und welche Gefahren bedrohen nicht ſelbſt den treueſten Diener, wenn ſein Landesherr ſich zu ſolchen Handlungen überreden läßt!"

43) Vertraute Briefe, I, 196.

44) General Graf W. L. V. Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben, 44.

45) Von der Marwitz, I, 234.

46) Rühle v. Lilienſtern, Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während der Monate September und Oktober 1806 unter dem Kommando des Fürſten zu Hohenlohe-Ingelfingen geſtandenen kgl. preußiſchen und kurfürſtl. ſächſiſchen Truppen, 11. (Ich citire nach der erſten Ausgabe von 1807.)

47) Pölitz, die Regierung Friedrich Auguſts, I, 284.

48) Bei Angabe der beiderſeitigen Streitkräfte bin ich Höpfner und Dumas gefolgt, hinſichtlich der Sachſen jedoch dem nach amtlichen Quellen gearbeiteten Buch von A. v. Montbé, die kurſächſiſchen Truppen im Feldzuge von 1806, S. 31.

49) General Ludwig von Reiche, Memoiren, I, 141, 144, 145. Wallfahrt durch's Leben, II, 23, 31. Biſchof Eylert, III, 63. Müffling a. a. O. 6, 14. Henckel v. Donnersmarck a. a. O. 11, 12, 380, 396 fg. Jakobs, Perſonalien, 364 fg. Mémoires du r. Joseph, III, 196, 199.

50) „Blücher-Papiere." Ich bezeichne damit die Sammlung von amtlichen und privatlichen Handſchreiben und Diktaten Blüchers, welche mir in wortgetreuer Abſchrift der Originale vorliegt. Näheres darüber werd' ich in der Vorrede zum 3. Bande meines Buches ſagen.

51) Es ſind die weiter oben im Kapitel berührten Vorſtellungen gemeint, welche Stein und ſpäter die Prinzen und einige Generale gemeinſam dem Könige machten.

52) Blücher-Papiere.

53) Pertz, Das Leben des Miniſters Freiherrn vom Stein, I, 569.

54) H. D. v. Bülow, Militär. u. verm. Schriften, 27, 39. Jakobs, Perſonalien, 66 fg. Genaſt, Tagebuch e. a. Schauſpielers, 23. Von der Marwitz, II, 11. G. v. Martens, Denkwürdigkeiten, 33. Juſtizrath Greß, Erinnerungen aus den Kriegsjahren, 3. General v. Reiche, Mem. I, 141, 142. General v. Müffling, Aus m. Leben, 15, 16.

55) Einſichtige Leſer werden nicht erwarten, daß ich hier und im Fortgang dieſes Bandes in die Einzelheiten der kriegeriſchen Operationen, der Märſche, Schlachten, Belagerungen u. ſ. w. eintreten werde, was allerdings im 3. Bande eine mehr in meinem Stoffe liegende Nothwendigkeit ſein wird. Es iſt leicht zu begreifen, daß der vorliegende 2. Band, welcher ſich die Aufgabe ſtellt, ein Geſammtbild der Zeit von 1800—1812 zu liefern, ſchon aus räumlichen

Gründen in Betreff der militäriſch-techniſchen Seite der Ereigniſſe ſich beſchränken muß, das Unumgängliche zu berühren.

56) Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 85. Karl v. Noſtiz, Leben und Briefwechſel, 97. Allgemeine Zeitung v. 13. Sept. 1806, wo S. 1024 das nachſtehende von „einem preußiſchen Patrioten beim Ausmarſch der Berliner Garniſon gedichtete Lied“ aus der Berliner Hofzeitung abgedruckt iſt: —

Da ziehen ſie in langen Reih'n
Zu Fuß und Roß, die tapfern Krieger;
Der Held darf nicht den Helden ſcheu'n,
Die gute Sache ruft den Sieger.

Nicht für den Ruhm, der nur zerſtört,
Nicht für den Durſt nach Land und Schätzen.
Nein, für den eignen ſtillen Herd
Sieht man den Waffenſtahl ſie wetzen.

Zurück! ſo rufen ſie beherzt
Der Wolke zu, die immer weiter
Des Horizontes Mitte ſchwärzt;
Zurück, laß unſern Himmel heiter!

Blitzſchwanger drohſt du unſrer Saat,
Doch wiſſe, daß wir Friedrichs Land bewohnen.
Wenn ſich ein Ungewitter naht,
Zertheilen es die Preußen mit Kanonen.

57) Schladen, Tagebuch, 2.

58) Droyſen, Das Leben des Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg, 2. A. I, 122.

59) Mém. du r. Joseph, III, 208, 211; II, 408, 435; V, 105. Mémoires et Correspondance pol. et mil. du Prince Eugène, publ. par Du Casse, I, 220.

60) Bignon, l. c. VI, 33.

61) Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 250, Anmerkg.

62) Varnhagen, Galerie v. Bildn. a. Rahels Umgang, I, 291, 290.

63) Rühle v. Lilienſtern a. a. O. 82.

64) Noſtiz, Leben u. Briefwechſel, 103—5. Adami, Königin Luiſe. 3. A. 219.

65) Höpfner, I, 310.

65a) Klopfleiſch, Die Schlacht bei Jena, 132 fg.

66) Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 90.

67) Adami, 237.

68) Henckel v. Donnersmark, 43 fg.

69) General A. L. v. Ledebur, Erlebniſſe aus den Kriegsjahren 1806 und 1807, S. 12.

70) Von der Marwitz, II, 27, 30, 33.

71) Gans im Nekrolog Hegels, angef. bei Michelet, Geſch. d. Philoſophie

v. Kant b. Hegel, II, 613. Schreiben Griesbachs v. 7. November 1806, angef. bei Heyden, Galerie der. Frankfurter. 232.

72) Höpfner, II, 385. Schladen, 29.

73) Genaſt a. a. O. 26, 28. Viehoff, Göthe's Leben, IV, 211 fg. Kanzler Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13, S. 2, 4.

74) Mém. du r. Joseph. III, 223. Von der Marwitz, I, 186.

75) Quinet, Histoire de la campagne de 1815, liv. IV, chap. 9.

76) Rellſtab, Aus meinem Leben, I, 46, 47, 49.

77) Denkſchrift der Frau von Berg, bei Adami a. a. O. 255.

78) Vgl. Bd. I, S. 37 fg. und Note 31 und 32 auf S. 420.

79) Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 250.

80) Höpfner, II, 62.

81) Heink, Denkwürdige Momente aus Napoleons Aufenthalte in Sachſen, 5.

82) Rühle v. Lilienſtern, 218 fg. Von der Marwitz, II, 33. Höpfner, II, 190 fg.

83) Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 3, 198, 223. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 3. A. 31 fg.

84) Immermann, Memorabilien, I, 69, 81, 82, 87. Oberſt K. v. Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 69. A. v. Blumröder, Meine Erlebniſſe im Krieg und Frieden, 30 fg. Chamiſſo's Werke, V, 170 fg. Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 12, 55.

85) König Ernſt Auguſt von Hannover. Briefe v. A. v. Humboldt an Varnhagen, 2. A. 118.

86) Müller's Werke, VII, 243 fg. Briefwechſel zw. Gentz und Adam Müller, 44. Mém. du r. Joseph III, 406. Gentz, Schriften, IV, 269. Neueſtens hat Mörikofer (Die ſchweizeriſche Literatur des 18. Jahrhunderts, 491 fg.) die Vertheidigung Müller's eifrig und geſchickt geführt, allein dieſes Plaidoyer vermag das Verdikt, welches die Geſchichte über den ſchwachen Mann gefällt, nicht umzuſtoßen. „Ubi facta loquuntur, non opus est verbis“, hat bekanntlich der Zweiachsler Cicero, eine Art von römiſchem Johann Müller, ganz richtig bemerkt.

87) Groß, Erinnerungen a. d. Kriegsjahren, 16, 18. Laun, Memoiren, II, 140.

88) Holtei, Vierzig Jahre, 2. A. I, 60 fg. Der Verfaſſer erzählt (S. 62) aus dem Schatze ſeiner heimatlich-ſchleſiſchen Jugenderinnerungen auch die folgende charakteriſtiſche Anekdote. „Einer von Breslau's franzöſiſchen Kommandanten, S., hatte mit einer ſchönen und intereſſanten Frau aus der vornehmen Welt im traulichſten Verhältniß geſtanden. Als nun nach der Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich im Kreiſe dieſer Dame hin und her geſtritten wurde, welche von den napoleoniſchen Generalen dem Kaiſer anhängen und welche dem Königthume ſich zuwenden würden, äußerte die Schöne: Für S. möcht' ich bürgen; im Herzen war er immer Royaliſt. Ei, rief darauf Herr von C., das können Sie behaupten, meine Gnädige? Sie, die ihn doch wahrhaftig als Sansculotte kennen lernten?“ — Was Holtei in Bezug auf ſeine Heimat Schleſien über das rohe und gewaltthätige Gebaren der Rheinbundstruppen bezeugt, kann ich in Bezug auf Schwaben aus den Erinnerungen meines elterlichen Hauſes nachdrücklich beſtätigen, welches jahrelang unter der

Einquartierungslaſt zu ſeufzen hatte. In unſerem Dorfe, welches in Folge des preßburger Friedens zum napoleoniſchen Königreich Würtemberg geſchlagen worden, war, ich habe es hundertmal wiederholen gehört, folgende Quartierplackereiſkala allgemein angenommen: — Beſchwerlich die Franzoſen, beſchwerlicher die Oeſtreicher, am beſchwerlichſten die Ruſſen (unfüllbare Freſſer und unerſchöpfliche Ungeziefermagazine), aber ganz unerträglich die Würtemberger, welche ſich verpflichtet glaubten, in den neuwürtembergiſchen Gegenden die volle Roheit übermüthiger Eroberer zu entwickeln.

89) Biſchof Eylert, III, 117.

90) Schlaken, Tagebuch, 34, 37, 51, 64, 65. Pertz, Das Leben d. M. Freih. v. Stein, I, 339 fg. Pertz, Aus Steins Leben, I, 172 fg.

91) Nettelbeck's Selbſtbiographie, herausgeg. v. Haken (1821—23), III, 31, 32, 45, 50, 63, 64, 68, 70, 71, 76, 88, 89, 103.

92) Ich folge hier hauptſächlich den Memoiren des mitdabeigeweſenen Generals von Reiche (I, 179 fg.) und dem von Blücher nach Beendigung ſeines Unternehmens an den König erſtatteten Bericht (Allgemeine Zeitung v. 1806, S. 1308 fg.), ſowie der Erklärung, welche der General in der Berliner Zeitung vom 28. Januar 1808 abgab.

93) Von der Marwitz (der mit Blücher in Strelitz eine Begegnung hatte), I, 182 fg.

94) Droyſen, Leben Yorck's, 2. A. I, 152. Euckow, Aus meinem Soldatenleben, 71.

95) Bericht eines Stabsoffiziers vom Blücher'ſchen Korps über das Gefecht in und bei Lübeck am 6. November, Allg. Zeitung v. 1806, S. 1315.

96) Reiche, I, 183.

97) S. die höchſt belebte Schilderung vom „ſchwarzen Freitag" Lübecks, welche ein Augenzeuge, der treffliche Franzoſe Villers, in ſeinem „Brief an die Gräfin F. de B." (Amſterdam 1807) entworfen hat, S. 59 fg. und beſonders S. 62, 63, 65, 67, 69, 70, 71, 72, 73.

98) Schlaken, 101.

99) Varnhagen, Fürſt Blücher, 121.

100) Biſchof Eylert, III, 245 fg.

101) Näheres über das in Pommern beabſichtigte Unternehmen ſ. im Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1843, S. 206 fg. und bei Marwitz, I, 236 fg.

102) Blücher-Papiere.

103) Varnhagen, Fürſt Blücher, 138. Die Zuverläſſigkeit dieſer Mittheilung ward mir auf Befragen aus Mecklenburg beſtätigt, aus dem Munde eines Mannes, deſſen Vater in der ſtargarder Zeit viel um den General war. Nach dieſem mir gütigſt übermittelten Zeugniß hab' ich die prophetiſche Aeußerung in den Text aufgenommen. Bei Varnhagen lautet ſie etwas anders, was beweiſen kann, daß ſie von Mehreren vernommen worden.

104) Mém. du pr. Joseph, III, 309. Klopfleiſch, die Schlacht bei Jena, 144. Höpfner, I, 153. Schubert, Selbſtbiographie, III, 316. Allgemeine Zeitung v. 1806, S. 1336. Aus Schleiermachers Leben, II, [illegible]. Schenkendorf, Gedichte, 1. Geſammtausg. (1837), S. 147.

105) Man muß beim Kanzler Müller (Erinnerungen a. d. Kriegszeiten, S. 24 fg.) nachleſen, welche Mühe es koſtete, Napoleon zu bewegen, dem Herzog unter ſchweren Bedingungen ſein Ländchen zu laſſen, um zu erfahren, welchen Demüthigungen deutſche Fürſten und ihre Diener damals ausgeſetzt waren.

106) Die haarſträubende Beſtätigung dieſes Satzes im Einzelnen ſ. bei Hagen, Neue preuß. Provinzialblätter ſ. 1847, IV, 274 fg. Preußiſche Bauern, welche jene Zeit mitlitten, zeichneten den Unterſchied zwiſchen den franzöſiſchen Feinden und den ruſſiſchen Freunden ſo: — „Die Franzoſen nahmen, brateten und kochten, ſagten aber doch: „„Bauer, haſt Hunger? Komm', iß!““ Die Ruſſen fraßen aber wie die Wölfe Alles auf und gaben uns Nichts, ſondern warfen die Reſte lieber auf die Höfe und Miſthaufen.“

107) Von der Marwitz, I, 212.

108) Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 104, 129, 132, 141.

109) Bignon, VI, 95, 99. Bulletin 64. Corresp. de Nap. VII, 374 (au citoyen Talleyrand, 17 Oct. 1801: „J'ai oublié dans la lettre que j'ai eu l'honneur de vous écrire au sujet de „l'Almanach national“, de vous parler de la Pologne, dont le Premier Consul désire qu'il ne soit pas question, dans l'état des Puissances. Cette mention, pour mémoire, est d'une inutilité absolue“). Förſter, III, 127. Aus der handſchriftl. Korreſpondenz Kneſebecks mitgeth. von Häuſſer, III, 99 fg. Von der Marwitz, I, 227. Schladen, 122, 130, 131, 170, 173. Henckel von Donnersmark, 394. Wolzogen, 42.

110) Matth. Dumas, Souvenirs, III, 415—17. General Dumas vernahm das im Text Angeführte aus dem Munde Niebuhrs, als er denſelben, ſeinen alten Bekannten, im J. 1812 auf dem Marſche nach Rußland in Berlin beſuchte. Dumas theilte das Vernommene ſofort dem Marſchall Berthier mit, es fand aber keine Beachtung.

111) Mém. du r. Joseph, III, 395. Wolzogen, 43.

112) Fr. v. Smitt, Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812, S. 124.

113) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. 31, 153. Smitt a. a. O. 124, Note 1, und Beilage A, S. 144. Bignon, VI, 315 seq. Dumas, Précis XIX, 53 seq. Lefebvre, III, 101 seq. Thiers, liv. XXVII (éd. Brux. et Leipz. VII, 300 seq.). Wolzogen, 44. Schladen, 246, 253.

114) Schladen, 243, 256.

115) Frau v. Berg bei Adami a. a. O. 276, 283—294. Henckel v. Donnersmark, 68 fg. Schladen, 260 fg. Martens, Collection des traités de paix, Supplém. IV, 452, 474, 483.

116) Pertz, Leben Steins, II, 626.

117) Savary (Duc de Rovigo), Mémoires, III, 76.

118) Mém. du r. Joseph, IV, 217; vgl. IV, 8, 218.

119) Montgaillard, Hist. de France, VI, 275.

120) Georges Sand, Histoire de ma vie, part. II, chap. 1.

121) Mém. du r. Joseph, IV, 81; V, 127, 132. Kanzler v. Müller, Erinnerungen, 231, 237 fg. 247 fg. General v. Müffling, Aus m. Leben, 24, 27. Göthe, Nachgelaſſ. Werke, LX, 276 fg. Eckermann, Geſpräche mit Göthe, II, 115; III, 38. Graf v. Bismark, Aufzeichnungen, 45. Hormayr, Lebensbilder, Urkundenbuch, I, 230. Genaſt, Aus d. Tageb. e. Schauſpielers, I, 37 fg. Gruber, Wielands Leben, II, 493 fg. Hinſichtlich des beabſichtigten Attentats auf Napoleon bin ich nicht dem Bericht des Kanzlers Müller gefolgt, welcher angibt, die Attentäter hätten dem Kaiſer am Ausgang des Theaters aufgelauert, ſondern der Erzählung Müfflings, womit in der Hauptſache ſtimmt, was Steffens, freilich nebelnd genug, in ſeinem breitmauligen Nebelbuch „Was

ich erlebte" (VI. 171 fg.) über die Sache beibringt. Er ſah die von dem unausgeführten Attentat herkommenden „zwei Männer" in Halle und hörte von ihnen, der Umſtand, daß auf der „ihnen zugewandten Seite" der Czar neben Napoleon „geritten", habe das Losfeuern ihrer Büchſen verhindert.

## Zum ſiebenten Buch.

1) Bruchſtücke aus Johann Gottlieb Fichte's „Reden an die deutſche Nation", zuerſt erſchienen i. J. 1808, neu herausgegeb. durch ſeinen Sohn J. H. Fichte 1859.

2) Fichte's Leben von ſeinem Sohne, 1. A. 487, 329.

3) Blücher-Papiere. Der Brief enthält auch die Stelle: „Preußen iſt gänzlich verheert von unſeren ruſſiſchen Alliirten."

4) Mde. de Staël, De l'Allemagne, I, chap. 19. (Eine gründliche Würdigung der Fichte'ſchen Reden gibt Noack's Buch „J. G. Fichte nach ſeinem Leben, Lehren und Wirken" — und Jürgen Bona Meyer's Abhandlung „Ueber Fichte's Reden a. d. d. N."). Haym, W. v. Humboldt, 268. Frau v. Berg bei Adami a. a. O. 323 fg. Dorow, Erlebtes a. d. J. 1790—1827, III. 26 fg. Biſchof Eylert, II, 1. Abthlg. 288 fg. Köpke, Die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin, welche Schrift über dieſen Gegenſtand vollſtändigen Bericht gibt.

5) Perthes' Leben, I, 191, 195. Voigt, Geſchichte des Tugendbundes. Pertz, Leben Stein's, VI, 2. Abthlg. S. 1238, Note 33. Daß die von mir im Text angegebene Grundidee wirklich die des Tugendbundes war, bezeugt ausdrücklich ein mit den höchſten Zwecken der Verbindung Wohlbekannter, der General v. Dörnberg, bei Bülau, Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen, V, 441. Dorow a. a. O. IV, 39. Hormayr, Lebensbilder, Urkundenb. II, 312. Luden, Rückblicke, 198.

6) Pröhle, Friedrich Ludwig Jahn's Leben, 39, 43, 53. Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechſel, I. 237.

7) Zur Probe leſe man, wie Urjunker von der Marwitz über Stein ſich ausließ. Nachlaß, I. 292 fg. Und doch war derſelbe Marwitz, weil er in ſeiner Art ein ehrlicher Mann, genöthigt, einige Seiten ſpäter zu ſagen: „Schon in den alten Tagen Friedrichs des Großen, noch mehr unter ſeinem Nachfolger, zumeiſt aber unter Friedrich Wilhelm dem Dritten war der alte Mechanismus der Verwaltung erſt abgenutzt, zuletzt ganz todt und unbrauchbar geworden." Nachl. I, 321.

8) Steins Berichte und Denkſchriften über die Reorganiſation des preußiſchen Staats, bei Pertz, II. 634 fg.

9) Clauſewitz in ſeinem Aufſatz „über das Leben und den Charakter des Generals Scharnhorſt", zuerſt gedr. in Ranke's Hiſtor. polit. Zeitſchrift f. 1832. Voigt hat in ſeiner Biographie des Grafen Alexanders zu Dohna-Schlobitten die erſte Idee zur Errichtung der Landwehr dieſem zuweiſen wollen,

allein General Boyen, der genaue Freund Scharnhorſts, hat in ſeinen „Beiträgen zur Kenntniß Scharnhorſts und ſeiner amtlichen Thätigkeit“ den Irrthum vollſtändig widerlegt. Hippel vollends weiſ't in ſeinen „Beiträgen zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelms des Dritten“ klärlich nach, daß Scharnhorſt ſchon i. J. 1803 in ſeinen an der Berliner Kriegsſchule gehaltenen Vorträgen den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung entwickelt habe.

10) General v. Müffling a. a. O. 21 fg. Vgl. Kanzler v. Müller a. a. O. 261.

11) Spazier, Jean Paul Friedrich Richter, V, 77. Luden, Rückblicke, 193.

12) Beweiſe hiefür geben die bezüglichen vom Ritter v. Lang (Memoiren, II, 97 fg.) angeführten Beiſpiele.

13) Weſtphäliſche Erinnerungen, Allg. Zeitung v. 1853, Beil. zu Nr. 269 und 270. Fr. K. v. Strombeck, Darſtellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, II, 30, 52, 55, 66. Chr. v. Rommel, Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, gedr. bei Bülau, Geheime Geſchichten, V, 472 fg. Geheime Geſchichte des ehemaligen weſtphäliſchen Hofes zu Kaſſel (Petersburg 1814), I, 91, 95, 98, 197, 202. Dornenſtücke (Mannheim 1797), 33. Vgl. hiezu Boas, Schiller und Göthe im Xenienkampf, II, 109.

14) Hormayr, Lebensbilder, Urkundenbuch, II, 83. Spohr, Selbſtbiographie, I, 128, 131. Luden, Rückblicke, 201. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, I, 212. . . .

„Der geht von hier und, in der Hand die Mütze,
Hält er die Kammerthür, ein ſchnöder Kuppler,
Indeß ein Sklav, nicht edler als mein Hund,
Die ſchönſte Tochter ihm entehrend ſchwächt.“

15) Droyſen, Leben York's, 2. A. I, 190.

16) Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechſel, I, 97, 147. Pertz, Leben Stein's, II, 711.

17) Henckel v. Donnersmarck, 74, 86. Frau v. Berg bei Kraml a. a. O. 382 fg. Keßler, Der alte Heim, 2. A. 361 fg. Fr. v. Raumer, a. a. O. I, 226. Raumer erzählt auch (I, 132) vom alten Heim, welcher bekanntlich eine der originellſten Charakterfiguren jener Zeit geweſen iſt, folgende ergötzliche Geſchichte. Eines Tages befand ſich der alte (vertriebene) Landgraf von Heſſen beim Staatskanzler Hardenberg, als Heim nach ſeiner Gewohnheit eiligſt hereintrat. Der Staatskanzler ſtellte den Landgrafen dem Arzte vor, worauf Heim: „Sind Sie der Landgraf mit dem Zopf? Drehen Sie ſich doch einmal herum! Können Sie mir nicht, wie Sie es Andern zugeſtanden, etliche von Ihren Unterthanen käuflich überlaſſen, damit ich medizinische Verſuche mit ihnen anſtelle?“ Der Landgraf-Seelenverkäufer war vor Erſtaunen ganz dumm und konnte kein Wort hervorbringen.

18) Das iſt nicht etwa eine poetiſche Hyperbel, ſondern proſaiſche Thatſächlichkeit. Die unbeſtreitbarſte amtliche Quelle, der „Moniteur“ von 1805 bis 1814, gibt die Belege, daß der Napoleonismus nur an franzöſiſchen Soldaten, alſo die italiſchen, polniſchen, rheinbündiſchen u. ſ. w. gar nicht gerechnet, binnen zehn Jahren (1804—1814) nicht weniger als 2,200,400 verbraucht hat. Im Jahre 1804 war die Armee 640,000 Mann ſtark. Dazu wurden ausgehoben, nur in Frankreich ſelbſt, i. J. 1805 (September) 80,000 M., i. J. 1806 (November) 80,000 M., i. J. 1807 (April) 80,000 M.,

i. J. 1808 (Januar und September) 240,000 M., im J. 1809 (April und Oktober) 76,000 M., i. J. 1810 (Dezember) 160,000 M., im J. 1811 (Dezember) 120,000 M., i. J. 1812 (März und September) 237,000 M., i. J. 1813 (Januar, April, Auguſt, Oktober, November) 1,040,000 M., i. J. 1814 (ſog. Departementalgarden, Freiwillige und Aushebung en masse) 280,000 M. Frankreich hat demnach dem Kaiſer von deſſen Thronbeſteigung bis zu deſſen erſtem Sturz nicht weniger als 2,363,000 Rekruten geliefert. Mit Hinzurechnung des angegebenen Armeebeſtands von 1804 ergibt das die Summe von 3,003,000 Mann. Davon waren nach der Abdankung von Fontainebleau noch vorhanden (unter den Waffen, als Gefangene, Kranke, Verſtümmelte, Geneſende) 802,000 M. Verbrauch binnen zehn Jahren folglich 2,200,400 Mann Franzoſen. Dieſe Summe müßte ſich furchtbar ſteigern, wenn die im Dienſte Napoleons gefallenen nichtfranzöſiſchen Truppen dazu gerechnet würden; ins Ungeheuerliche aber, wenn man dem Eroberer überhaupt alle während ſeiner Kaiſerſchaft umgekommenen Kriegsleute auf Rechnung ſetzen wollte. Die bisher gemachten Verſuche, dieſe ſchreckliche Geſammtrechnung zu ſtellen, genügen nicht und leider ſind mir die Mittel nicht zur Hand, auf ſicheren Grundlagen eine zuverläſſigere Berechnung zu unternehmen.

18a) Von der Marwitz, I, 327.

19) Comtesse Merlin, Souvenirs et Mémoires, II, 87—91. Dieſe Dame wurde während der kurzen Scheinkönigſchaft Joſeph's in Madrid an den ihm beigegebenen General Merlin verheirathet, welcher eines Tages auf die ſcherzende Frage König Pepe's: „Général Merlin, si un roi faisait la cour à votre femme, que feriez-vous?“ die mehr ſpaniſche als franzöſiſche Antwort gab: „Je le tuerais, Sire.“ (II. 325.)

20) Aus des Juan Bautiſta de Arriaza „Profecia del Pirinéo“, der Marſeillaiſe des ſpaniſchen Unabhängigkeitskrieges: —

. . . Oye que el gran rugido
Es ya trueno en los campos de Castilla,
En las Asturias bélico alarido,
Voz de venganza en la imperial Sevilla;
Junto a Valencia es rayo,
Y terremoto horrisono en Moncáyo.
Mira en haces guerreras
La España toda hirviendo hasta sus fines,
Batir tambores, tremolar banderas,
Estallar bronces, resonar clarines,
Y aun las antiguas lanzas
Salir del polvo à renovar venganzas.

21) Mém. du r. Joseph. IV, 343. 350. 376. 380. 381. 383. 395, 412. 421; V. 40.

22) Toreno, Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, parte II, lib. 1. Lord Byron hat, wie mir ſcheint, die Wirkung dieſes einfachen und thatſächlichen Berichts durch romantiſche Zuthat kaum erhöht (Childe Harold, c. I, st. 56):

Her lover sinks, she sheds no ill-timed tear;
Her chief is slain, she fills his fatal post;
Her fellows flee, she checks their base career;
The foe retires, she heads the sallying host:

Who can appease like her a lover's ghost?
Who can avenge so well a leader's fall?
What maid retrieve when man's flush'd hope is lost?
Who hang so fiercely on the flying Gaul,
Foil'd by a woman's hand, before a batter'd wall?

23) Parlam. Debat. angef. bei Alison, l. c. chapt. 47.

24) Mém. du roi Joseph. V. 182. 208. 341. 347. General Karl v. Clauſewitz, Hinterlaſſ. Werke über Krieg und Kriegführung. 2 A. VII, 206—7. Toreno, p. II, l. 2. Matth. Dumas, Souvenirs. III, 339.

25) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I. 34 fg.

26) In Betreff dieſer drei Epiſoden des Krieges von 1809 verweiſe ich insbeſondere auf die Aktenſtücke bei Hormayr, Lebensbilder, Urkundenb. I. 28 fg. und auf Bärſch: Ferdinand von Schill's Zug und Tod (1860), der Verfaſſer war ein Kampfgenoſſe Schill's); auf Dörnberg's hinterlaſſenen Aufſatz über den Aufſtand in Heſſen (gedruckt bei Bülau, Geheime Geſchichten, V. 109 fg. Dörnberg ſagt ausdrücklich, es ſei die „Grundidee" aller patriotiſchen Verbindungen geweſen, „bei einem wieder ausbrechenden Kriege Frankreichs mit Oeſtreich einen Aufſtand im nördlichen Deutſchland gleichzeitig ausbrechen zu laſſen und denſelben, ſoviel wie möglich, militäriſch zu organiſiren"); endlich auf die Schrift „Das ſchwarze Korps der Rache; zur Erinnerung an Friedrich Wilhelm Herzog von Braunſchweig und ſeinen Zug von den Gränzen Böhmens nach Elsfleth" (mit Aktenſtücken, 1830).

27) Hormayr, Kaiſer Franz und Metternich, 55, 57.

28) Mit dieſem außerordentlich glücklichen und geiſtvollen Ausdruck hat ihn der ruſſiſche Staatsrath Merian bezeichnet. Reſtiß, Leben und Briefwechſel, 180.

29) Mailath, Geſchichte d. öſtreich. Kaiſerſtaats, V, 287. Hormayr, Franz und Metternich, 58. Den weiteren Verlauf der Eruption ſ. bei Schmidt-Weißenfels, Fürſt Metternich, I. 61 fg.

30) Napoleon an ſeinen damaligen Kriegsminiſter Clarke (Schönbrunn, 10. Okt. 1809). Mém. du r. Joseph. VII. 39. 41.

31) Rapp, Tirol im Jahre 1809, S. 25. Dieſes durchweg nach urkundlichem Material höchſt fleißig gearbeitete Buch iſt entſchieden eine reichhaltigere und lauterere Quelle für die Geſchichte Tirols im bezeichneten großen Jahr als Hormayr's Geſchichte des Andreas Hofer, worin der Verfaſſer den Geſchichtſchreiber nur allzuhäufig hinter dem ehemaligen kaiſerlichen Intendanten in Tirol verſchwinden läßt, der es nicht verwinden konnte, daß er ſich mit den bairiſchen Häuptlingen nicht recht zu ſtellen vermocht hatte. Selbſtverſtändlich ſoll übrigens damit Hormayr's bedeutendes Verdienſt um die Inſurrektion von Tirol keineswegs geſchmälert werden.

32) Rapp, 34, 141. In der „Einleitung" zu ſeinem Buch hat der Verfaſſer die Gründe des tiroliſchen Aufſtands umſichtig zuſammengeſtellt, jedoch hätte auch das Gute, was in den Tendenzen der bairiſchen Regierung lag, mehr betont werden ſollen.

33) Unter dem Titel „der Mann von Rinn" hat J. G. Mayr eine leidlich gute Biographie Speckbachers geliefert (1851).

34) Hormayr, Geſch. Andreas Hofer's, 2. A. I. 200 fg. Rapp a. a. O. 372, 376 fg. Hormayr, Lebensbilder, 2. A. Urkdb. I. 155 fg.

35) Tagebücher von Friedrich v. Gentz, herausgeg. v. Varnhagen v. Enſe

(1861), S. 66 ff. Weitaus der wichtigſte Abſchnitt dieſes Buchs iſt das franzöſiſch geführte „Journal politique" (S. 78—216), welches Gentz in den Monaten Juni bis Oktober 1809 niedergeſchrieben hat. Eine geradezu unſchätzbare Quelle für die Geſchichte jener Zeit; denn Gentz, welcher dem öſtreichiſchen Hof nach Ungarn gefolgt war, ſaß in jenen verhängnißvollen Monaten ſo recht an der Quelle, mit den Wiſſenden und Handelnden tagtäglich in vertrautem Verkehr.

36) Hormayr, Lebensbilder, I, 73. Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 233.

37) Den Beweis für die Verſpätung der öſtreichiſchen Angriffsbewegung in Deutſchland durch die Rückſichtsnahme auf die möglichen Erfolge des Erzherzogs Johann in Italien lieferte der Freiherr v. Weſſenberg in ſeinem „Kommentar zu Marmont von einem Zeitgenoſſen" (1857).

38) Hormayr, Lebensbilder, Urkb. I, 450.

39) Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, II, 407 seq.

40) Graf v. Bismark, Aufzeichnungen, 173.

41) Dieſe Zahl geben die „Kriege in Europa" (VIII, 62) an.

42) Pelet l. c. III, 431. Hormayr, Franz und Metternich, 126.

43) Ich habe hiefür ſchlechterdings keinen Beweis auffinden können, ausgenommen die Erwähnung der Sache bei Hormayr, Franz und Metternich, 125. Allerdings erweiſ't ſich Hormayr als über die Ereigniſſe von 1809 faſt durchweg vorzüglich unterrichtet.

44) Geſchichte der Kriege, VIII, 111. Marmont, Mém. III, 218. Hormayr, Franz und Metternich, 127, (nach dem Zeugniß des Fürſten Johannes von Lichtenſtein und des Generals Radetzky).

45) Das zornlodernde Gedicht (H. v. Kleiſt's Geſammelte Schriften, 1826, III, 338), welches von wahrhaft hiſtoriſcher Bedeutung, weil es den ganzen Grimm, der in den beſten der deutſchen Patrioten kochte, energiſch ausprägt, iſt wenig bekannt. Ich führe daher etliche Strophen an.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebau'n,
Aus des Rheines Laubenſitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Rieſenberge Spitzen,
Von der Oſt- und Nordſee her!
  Chor. Horchet! Durch die Nacht, ihr Brüder,
  Welch' ein Donnerruf hernieder?
  Stehſt du auf, Germania?
  Iſt der Tag der Rache da?

Deutſche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Luſt geküßt,
In den Schooß mir kletternd ſteigen,
Die mein Mutterarm umſchließt,
Meines Buſens Schutz und Schirmer,
Unbeſiegtes Marſenblut,

Enkel der Kohortenſtürmer,
Römerüberwinderbrut!
Chor. Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felſenriſſen,
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n
Unter Frühlings heißen Küſſen
Siedend auf die Gletſcher geh'n:
Katarakten ſtürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wider,
Fluren ſind ein Ocean: —
Chor. So verlaßt, voran den Kaiſer,
Eure Hütten, eure Häuſer!
Schäumt, ein uferloſes Meer,
Ueber dieſe Franken her!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß!
Welchen Rab' und Fuchs verſchmähten,
Gebet ihn den Fiſchen preis!
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, geſtaut von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Gränze ſein!
Chor. Eine Luſtjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe ſitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eiſenerz geprägt,
Eines Höllenſohnes Rechte
Ueber unſern Nacken legt!
— — — — —
Chor. Frei auf deutſchem Boden walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens laßt uns freu'n
Oder unſer Grab ihn ſein!

46) Gentz, Journal politique a. a. O. 131.

47) Correspondance inédite de Napoléon, VII, 408. Daſelbſt, pag. 393 seq. findet ſich auch die Hauptquelle über die Sendung des Oberſts Steigenteſch und deſſen Erfahrungen in Königsberg, nämlich die Depeſche des weſtphäliſchen Geſandten in Berlin, Baron v. Linden, an den Grafen von Fürſtenſtein in Kaſſel.

48) Vgl. Clauſewitz, Hinterlaſſ. Werke, 2. A. VII. 229 fg.

49) Baron v. Linden a. a. O. p. 400: — „Le général Blucher a écrit une lettre très-forte au roi, par laquelle il demande son congé, ne voulant pas, comme il s'exprime, être témoin de la chute de trône, et qu'il préférait servir dans un corps d'étrangers qui ferait la guerre aux Français.“

50) Barſch, Beiträge zur Geſchichte des Tugendbundes, 33 fg. Es ſcheint, daß man in Wien ſondirt hatte, wie eine im angedeuteten Sinne ins Werk zu ſetzende preußiſche Palaſtrevolution von dem öſtreichiſchen Hof angeſehen würde. Baron v. Linden a. a. O. p. 404: — „Mais la sotte religion de l'empereur repousse encore (ce moyen infaillible), qui ne veut point détrôner un souverain légitime.“

51) General v. Reiche, Memoiren, I. 210.

52) Dieſe, wie mir ſcheint, nicht unwichtigen Aufſchlüſſe verdanken wir Gentz, Journal politique a. a. O. 133.

53) Rapp a. a. O. 87, 113, 119, 120, 140.

54) Mayr, der Mann von Rinn, 49. Die Angabe Hormayr's (Andr. Hofer, 2. A. I. 210), daß bei Wiltau 8000 Franzoſen und Baiern die Waffen geſtreckt, iſt zu hoch gegriffen. Bei der Unterhandlung mit Wiſſen über die Kapitulation ſpielte bekanntlich der Tabaksagent Teimer die erſte Rolle, weil er zufällig im Beſitz einer öſtreichiſchen Majorsuniform war.

55) Hormayr, Lebensbilder, Urkdb. I. 433, 435, 436.

56) Rapp, 217, 268, 269, 278, 279, 280.

57) Aufzeichnung von Anton v. Gaſteiger. Zur Erinnerung an A. v. G. Die „Zeit“ f. 1861, Beilage zu Nr. 87.

58) Hormayr, Geſch. Andr. Hofers, I. 205, Anmerkg.

59) Math. Dumas, Souvenirs, III. 358, 362.

60) Hormayr, Lebensbilder, I. 71. Gentz, Journal politique a. a. O. 191: „J'ai eu de longues conversations avec Radetzky, qui m'a entretenu de tout ce qu'il y a de défectueux dans l'administration militaire. Il m'a parlé aussi — et d'une manière qui m'a étonné de la part d'un homme aussi calme et aussi réglé — des idées qui commencent à circuler dans l'armée sur l'incapacité de l'empereur, et sur l'avantage qui pourrait résulter d'un changement total de dynastie.“

61) Hormayr, Franz und Metternich, 159. Was den Geheimbund der „Philadelphes“ angeht, ſo iſt an ſeiner Exiſtenz wohl nicht zu zweifeln. Ausführlichſten Bericht darüber hat Charles Nodier erſtattet in ſeinen „Souvenirs de la révolution et de l'empire“, 6. édit. (Paris, 1838), II. 142 bis 233. Nodier, abgeſehen davon, daß er ein ehrlicher Mann und ein Mitlebender war, kann das von ihm Berichtete unmöglich nur ſo aus der Luft gegriffen haben. Eine ſtarke Gewährſchaft für ſeine Angaben liegt übrigens in der Verſchwörung des Generals Malet i. J. 1812.

62) Gentz, Journ. pol. a. a. O. 92.

63) Kausler und Wörl, die Kriege u. ſ. w. 455 fg.

64) Wir beſitzen bekanntlich eine klaſſiſch-künſtleriſche Beſchreibung der Schlacht von Varnhagen v. Enſe, der mit dabei war (Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften, II. 179—231), — ohne Zweifel eines der anſchaulichſt gezeichneten und ſauberſt gemalten Schlachtſtücke der europäiſchen Literatur.

65) General v. Löwenſtern, Denkwürdigkeiten eines Livländers, I, 120.

66) Hormayr, Franz und Metternich, 145.

67) Gentz, Journ. pol. a. a. O. 197.

68) Varnhagen a. a. O. II. 248. Gentz, a. a. O. 129.

69) General v. Löwenſtern, I. 127 fg.

70) Gentz, Journ. pol. a. a. O. 198.

71) Rapp, 488, 494, 495. Mayr, der Mann von Rinn, 143. Hormayr hat den Zuſatz zu Hofers Unterſchrift „dermal wo ich bin" umgedichtet in „dermal unwiſſend wo", ein Zug, der wie ſo viele andere die mühſam verhaltene Feindſeligkeit gegen Hofer charakteriſirt, welche in Allem anklingt, was Hormayr über den tiroliſchen Aufſtand veröffentlicht hat.

72) Hormayr, Geſch. Andr. Hofers, 2. A. I. 203. Rapp, 547, 580, 581.

73) Gentz, Journ. pol. 130, 131, 133, 205, 206. Hormayr, Lebensbilder, III. 494.

74) Gentz, Journ. pol. 166.

75) Duc de Rovigo, Mém. IV, 219. Matth. Dumas, Souvenirs, III, 385.

76) Raumer's Hiſtor. Taſchenbuch f. 1860, 2, 377 fg. Rovigo, Mém. V. 99 seq.

77) Hormayr, Lebensbilder, III. 393, 398.

78) Blücher-Papiere. Ich bedaure, daß der Abſchreiber verſäumt hat, die blücher'ſche Orthographie wiederzugeben.

79) Gedr. bei Häuſſer (2. A. III. 439) nach der handſchriftlichen Correſpondenz des Grafen Götzen.

80) Rapp, 795, 802, 803.

81) Gentz, Journ. pol. 212.

82) Smitt, Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812, S. 156 fg.

83) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I. 90.

84) Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen a. m. Leben, 83. Constant, Mémoires, IV. 235.

85) Schmidt, Zeitgenöſſiſche Geſchichten, 4.

86) Hormayr, Lebensbilder, I. 81. Der „derbe Geſell" war ohne Zweifel Hormayr ſelbſt.

## Zum achten Buch.

1) Der in Rede ſtehende Katechismus war auch in den deutſchen Gebieten des Empire eingeführt. Eine deutſche Ausgabe wurde 1809 zu Trier gedruckt. Vgl. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, II. 26.

2) Varnhagen v. Enſe, Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, II. 300 fg. Vgl. die ebenfalls ins Jahr 1810 fallende Audienz, welche Henckel v. Donnersmarck mitgemacht und geſchildert hat (Erinnerungen, 81 fg.). Wenn man ein recht widerwärtiges Beiſpiel haben will, wie Napoleon die Gelehrten behandelte,

d. h. mißhandelte, ſo muß man den brutalen Auftritt leſen, welcher ſtattfand, als der junge Arago, zum Mitglied der Akademie ernannt, dem Brauche gemäß von ſeinen Kollegen dem Kaiſer vorgeſtellt wurde. Franz Arago's ſämmtl. Werke, deutſche Ausg. v. Hankel, I, 72 ſq.

3) „Encore trois ans et je serai le maître de l'univers!" Hormayr, Lebensbilder, III, 401.

4) „Afin de pouvoir trente ans servir mes sujets." Moniteur, 11 Decbr. 1809.

5) Eine kundige und anſchauliche Schilderung dieſer ſchwediſchen Märzrevolution von 1809 findet ſich in Arndt's „Schwediſchen Geſchichten", 417—433.

5a) Als i. J. 1821 die Botſchaft von Napoleons Tod nach Paris gelangte, ſagte Talleyrand: „Il fit trois grandes fautes, auxquelles sa chute peut être attribuée, l'Espagne, la Russie et le Pape. Je dis le pape, car son couronnement et le fait du chef spirituel de la chrétienté réconnaissant un petit lieutenant de l'île de Corse comme premier souverain de l'Europe était, quel qu'en fut le motif, le plus haut degré de gloire auquel un mortel pût atteindre. Après avoir ainsi deployé sa grandeur et couronné ses exploits, il n'aurait pas dû s'abaisser à persécuter ce même Pontife pour des sujets comparativement insignifiants." Lord Holland, Souvenirs, Bibl. de Mém. par Barrière, XXVII, 235.

6) Aufzeichnung von Weſſenberg bei Beck, Freiherr Heinrich v. Weſſenberg, 190.

7) Im Gartengebüſch des Hôtels der Exkönigin ſtand ein Pavillon. Hier ſpielte ſie mit ihrem Stallmeiſter, dem jungen und ſchönen Grafen Flahault, häufig Klavier und hier gebar ſie am Abend des 23. Oktobers 1811 einen Sohn, deſſen Vater ihr Mitklavierſpieler. Ein liederlicher adeliger Lump, der Graf Morny, verſtand ſich um den Preis von 800,000 Francs dazu, den Bankert an Sohnesſtatt anzunehmen und ihm ſeinen Namen zu geben. Unſere Zeit (1857), I, 72 ſq.

8) Muralt, Hans v. Reinhard, 201.

9) Mém. et Corresp. du r. Joseph, VII, 429, 435; IX, 342.

10) Villemain, Souvenirs contemporains, tom. I (Bruxelles 1854), p. 114, 115, 122, 123 seq. (Villemain war ein vertrauter Freund Narbonne's.)

11) General v. Clauſewitz, Hinterlaſſ. Werke, 2. A. VII, 36.

12) Bülow, Heinrich v. Kleiſt's Leben und Briefe, 74 ſq. 200 ſq.

13) Herzog Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 239, 284.

14) Hormayr, Lebensbilder, Urkundenbuch, I, 244—246.

15) Macchiavelli, Discorsi sopra Livio, l. I, c. 36.

16) Prescott, Hist. of the conquest of Mexico, l. II, c. 6.

17) Die diplomatiſchen Agenten Englands, in der Regel mit ſcharfem Verſtand und ſchwerem Geld ausgerüſtet, ſcheinen zuerſt von dieſen Abſichten Napoleons in Betreff Polens Witterung erhalten zu haben. S. d. bezüglichen Depeſchen aus Konſtantinopel bei Robert Adair, Negotiations for the peace of the Dardanelles, I, 273; II, 212.

18) Smitt, Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812, nach archivaliſchen Quellen, 133. Smitt's Buch gehört ohne Frage zu den bedeutendſten Werken über den ruſſiſchen Krieg. Dieſe ſind von franzöſiſcher Seite Chambray, „Histoire de l'expédition de Russie;" von deutſcher

Herzog Eugen v. Würtemberg, „Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812", General Clauſewitz, „Der ruſſiſche Feldzug von 1812" (Hinterl. Werke, 2. A. VII, 1 fg.), General Wolzogen, „Memoiren" (freilich zu ſehr Oratio pro domo) und Bernhardi, „Denkwürdigkeiten des Generals Toll" (I. und II.); von engliſcher Sir Robert Wilson, „Secret history of the Russian campaign of 1812" (deutſch 1861); von ruſſiſcher Generalmajor Bogdanowitſch, „Geſchichte des Feldzugs im Jahre 1812 nach den zuverläſſigſten Quellen" (deutſch v. Baumgarten, 1863). Dieſes Buch leiſtet Alles, was man von einem „auf allerhöchſten Befehl" geſchriebenen billiger Weiſe erwarten kann. Es iſt ſehr reich an archivaliſchem, bislang zum Theil noch unbekanntem Material. Die allerunterthänigſten Schnörkel, welche der Verfaſſer gelegentlich anzubringen ſich bemüßigt fand, kann man ja wegdenken und die Lücken, welche höfiſches Verſchweigen oder Vertuſchen in die Darſtellung brachte, kann der Kundige von anderwärtsher leicht ausfüllen. Was die bekannten Bücher der Franzoſen Ségur und Fain über den ruſſiſchen Feldzug angeht, ſowie den betreffenden Band von Thiers' Kaiſergeſchichte, ſo bringen zwar alle Drei manche verdankenswerthe Einzelheit bei; aber alle Drei gehören im Ganzen und Großen doch weit mehr in das Gebiet der napoleoniſchen Mythologie und Heroologie als in das der Geſchichte. Die ruſſiſche Mythologie und Heroologie von 1812 ihrerſeits hat in dem General Michailowskij-Danilewskij einen Darſteller gefunden, welcher die franzöſiſchen Mythographen an Unzuverläſſigkeit noch übertrifft. Willkommene Beiträge zur Geſchichte des ruſſiſchen Feldzugs bieten die 1862 erſchienenen Aufzeichnungen der beiden würtembergiſchen Veteranen K. v. Suckow („Aus meinem Soldatenleben") und C. v. Martens („Vor fünfzig Jahren; Tagebuch m. Feldzugs in Rußland"), welche Beide als junge Offiziere den furchtbaren Zug mitgemacht haben. Ihre Erinnerungen ſind, zuſammengehalten mit älteren Veröffentlichungen von Mithandelnden (General Löwenſtern, General Hofmann, General Röder, Loßberg u. A.), beſonders geeignet, uns die menſchliche (oder, wenn man will, die unmenſchliche) Seite des ungeheuren Unternehmens nahezubringen. Ich bemerke ein für alle Mal, daß ſämmtliche Zahlenangaben im Text, es würde denn eine andere Quelle ausdrücklich genannt, auf Chambray und Bogdanowitſch ſich ſtützen.

19) Bogdanowitſch a. a. O. I, 11. Smitt a. a. O. 161.

20) Bernhardi a. a. O. I, 225.

21) Thiers, XII, 374.

22) Chambray, I, 109 seq.

23) Bignon, chap. 32.

24) Depeſche des Fürſten Kurakin vom 15. Auguſt 1811, bei Bogdanowitſch, I, 31 fg.

25) Correspondance inédite de Nap. VII, 431, 434.

26) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. Urkdb. I, 103, 181, 183, 186, 296.

27) Schmidt-Weißenfels, Scharnhorſt, 185.

28) Blücher-Papiere.

29) Einblicke in dieſe Betreibungen gewähren die Briefe des Generals Nugent aus dem Ende d. J. 1811 und dem Anfange d. J. 1812 aus Wien, bei Hormayr, Lebensbilder, Urkdb. I, 151 fg. Ganz lächerlich aber und von des „illustre historien" gewohnter Unkenntniß der deutſchen Verhältniſſe zeugend iſt es, wenn Thiers (tom. XIII, liv. 44) die widernapoleoniſchen Ver-

ſuche, welche zur angegebenen Zeit in Wien ſtatthatten, als Manifeſtationen des „deutſchen Genius“ bezeichnet und behauptet, der wiener Hof habe damals die Vertreter des deutſchpatriotiſchen Geiſtes gehätſchelt. Mr. Thiers geht in ſeiner Unwiſſenheit bis zur unfreiwilligen Komik fort, indem er höchſt zuverſichtlich erzählt (wörtlich): „Mit einer ihm ſonſt keineswegs eigenen Zuvorkommenheit nahm der wiener Hof die deutſchen Autoren bei ſich auf. Die Herren Göthe, Wieland und noch Andere waren nach Wien gezogen worden und man hatte ſie dort mit außerordentlichem Eclat begrüßt“ — u. ſ. w. im blühenden Nonſens.

30) Chambray, I (die Tabellen am Schluſſe des Bandes). Rechnet man aber die Korps von Victor, Durutte und Loiſon hinzu, ſowie das von Augereau zwiſchen Elbe und Weichſel nachträglich formirte, welche während des Feldzugs in verſchiedenen Abtheilungen nach Rußland gingen, ſo bringt man mit dem General Sir Robert Wilſon (Geheime Geſchichte des Feldzugs von 1812, S. 19) eine Geſammtmacht von 631,358 Mann mit 187,121 Pferden und 1372 Geſchützen heraus.

31) Bogdanowitſch, I, 42 fg. und die Tabellen am Schluſſe des Bandes. Herzog Eugen v. Würtemberg, Erinnerungen v. 1812, S. 8 fg. Derſelbe, Memoiren, I, 277. Wolzogen, Memoiren, 87 fg. Bernhardi, Denkw. Toll's, I, 234 fg. Clauſewitz (2. A.), VII, 12.

32) Smitt, Zur näheren Aufklärung, 264 fg.

33) Bogdanowitſch, I, 103 und die Tabellen S. 98 fg.

34) Smitt, 234.

35) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I, 99.

36) Villemain, Souvenirs contemp. I, 130: „Le roi de Prusse, coudoyé dans la foule des officiers de la suite, au lever de Napoléon.“

37) Villemain, I, 134.

38) Bogdanowitſch, I, 96. Eugen v. Würtemberg, Erinnerungen, 71.

39) Bernhardi, I, 247, 301.

40) Eugen v. Würtemberg, Memoiren, I, 210 Anm. und 285.

41) Arnold Ruge, Aus früherer Zeit, I, 66.

42) Bogdanowitſch, I, 90 fg., 98. Smitt, 278. Ich bin hinſichtlich der ruſſiſchen Streitkräfte und des ruſſiſchen Kriegsplans i. J. 1812 über Gebühr ausführlich geworden, da eine einläßliche Betrachtung des Feldzugs von 1812 gar nicht zu meinem Plan ſtimmt. Indeſſen ſchien es mir gerathen, auf Grund der neueſten Quellenaufſchlüſſe gerade die beregten Punkte, über welche noch immer irrige Meinungen im Schwange gehen, möglichſt ins Klare zu ſetzen.

43) S. die lichtvolle, wahrhaft ſchöne Auseinanderſetzung des napoleoniſchen Kriegsplans bei Smitt, 366—387.

44) Semmel, Erinnerungen a. m. Leben, gedr. bei Bülau, Geheime Geſchichten, V, 368.

45) G. v. Martens, Vor fünfzig Jahren, 37, 61. (Der Verfaſſer iſt nicht zu verwechſeln mit dem gleichnamigen G. v. Martens, deſſen „Denkwürdigkeiten eines alten Offiziers“ anzuführen ich mehrmals im Falle war.) Oberſt K. v. Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 164, 165.

46) Ségur, liv. IV, chap. 2.

47) Bogdanowitſch, I, 123 fg.

48) Suckow, 168.

49) Villemain, I, 139, 142, 143 seq.

50) Fezensac, Journal de la campagne de Russie en 1812. Bern-

hardi, I, 368 ſq. Fain, Manuscrit de 1812, 330. Denniée, Itinéraire de Napoléon pendant la campagne de 1812, p. 30.

51) Barklay's zweite Denkſchrift über die Operationen des Jahres 1812, gedr. bei Smitt, 330—338.

52) Bogdanowitſch, II, 14.

53) Bernhardi, II, 8.

54) General Löwenſtern, I, 218. Eugen v. Würtemberg, Erinnerungen von 1812, S. 82.

55) General Wilſon, Geheime Geſchichte d. Feldzugs v. 1812, S. 9, Anm.

56) Bogdanowitſch, II, 142—149. Bernhardi, II, 47—57. Chambray, II, 60 seq.

57) Denniée, Itin. de Nap. 80—81. Bernhardi, II, 110 ſq. Bogdanowitſch, II, 208 ſq. Eugen v. Würtemberg, 89.

58) Matth. Dumas, Souvenirs, III, 440.

59) Barklay's erſte Denkſchrift, gedr. bei Smitt, 332 ſq. Löwenſtern, I, 212. Eugen v. Würtemberg, 98 ſq. Bernhardi, II, 134 ſq. Bogdanowitſch, II, 231 ſq. 290 ſq. General Wilſon, 135 ſq. Varnhagen v. Enſe, Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, IX, 118 ſq.

60) Martens, Vor fünfzig Jahren, 133, 134.

61) Chambray, II, 119 seq. Fain, II, 77 seq. Wilſon, 149.

62) Denniée, 96.

63) Villemain, I, 138, 160.

64) Arndt, Meine Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein, 30 ſq. 86.

65) „Napoléon ou moi, ou lui ou moi; nous ne pouvons plus régner ensemble. J'ai appris à le connaître; il ne me trompera plus.“ Aus dem Originalbericht des Oberſts Michaud, vollſtändig gedr. bei Bogdanowitſch, II, 268 ſq. Anm.

66) Ebendaſelbſt, II, 272.

67) Arndt a. a. O. 87 ſq.

68) Villemain, I, 160.

69) Bernhardi, II, 233, 319, 341, 350 ſq. Clauſewitz a. a. O. 176.

70) Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 241. Eugen v. Würtemberg, 175. Den Wilnaer Leichengräuel ſah auch Arndt (mit dem Freiherrn vom Stein auf der Reiſe von Petersburg nach Königsberg begriffen), Meine Wanderungen, 105 ſq.

71) Eugen v. Würtemberg, 130 ſq. Martens, 184 ſq. Löwenſtern, I, 268 ſq. Wilſon, 220, 221, 222, 223, 225, 226.

72) Suckow, 290 ſq.

73) Martens, 221, 236 ſq. Suckow, 303.

74) Ségur, liv. XI, chap. 10—11.

75) Eine aktenmäßige Darſtellung des Malet'ſchen Komplotts gibt der „Neue Pitaval“, XII, 61 ſq.

76) Bernhardi, II, 343, nach der „Mittheilung von unmittelbar Betheiligten“.

77) De Pradt, Histoire de l'ambassade dans le Grand-Duché de Varsovie, 210 seq.

78) Kanzler Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten, 273.

79) Chambray, III, 138, 178. Martens, 215. Matth. Dumas, Souvenirs, III, 485.

80) Droyſen, York's Leben, 2. A. I. 363. Droyſen gibt S. 331 fg. eine ausführliche Analyſe der Geneſis der Tauroggener Konvention, auf welche Analyſe ich verweiſe. Aus unmittelbarer Anſchauung erzählt den Abſchluß Clauſewitz (Hinterl. Werke, 2. A. VII. 178 fg.), welcher ja dabei ein thätigſter Mithandelnder war.

81) York an Valentini (14. März 1823), gedr. bei Droyſen, I. 390 Anm.

82) Bernhardi, II. 349.

83) Droyſen, I. 379.

84) Clauſewitz a. a. O. 188.

85) Derſelbe, 189 fg. 196 fg. Droyſen, I. 417.

86) Droyſen, II. 4.

87) Arndt, Meine Wanderungen, 111.

88) Hormayr, Lebensbilder, 2. A. I. 310. Droyſen, II. 31. Henckel v. Donnersmark, 174.

## Nachträgliche Berichtigungen zum I. Band.

S. 98, Z. 14 v. u. ſt. „déluge" l. le déluge.
S. 144 Z. 2 v. u. ſt. „1760" l. 1660.
S. 148 Z. 7 v. u. ſt. „bedeute" l. bedeutende.
S. 196 Z. 5 v. u. ſt. „da" l. dann.
S. 258 Z. 12 v. u. ſt. „range" l. rang.
S. 264 Z. 2 v. u. ſt. „Rechnet" l. Rechnet man.
S. 277 Z. 10 v. o. ſt. „Ufen" l. Ufern.
S. 393 Z. 11 v. o. ſt. „qui" l. que.
S. 434 Z. 16 v. o. ſt. „1783" l. 1787.

## Berichtigungen zum II. Band.

S. 33, Z. 9 v. o. ſt. „werden kann" l. genannt werden kann.
S. 56 Z. 12 v. o. ſt. „verpflichte" l. verpflichtete.
S. 138 Z. 16 v. u. ſtreiche „franzöſiſchen".
S. 144 Z. 13 v. u. ſt. „bon" l. ben.
S. 257 Z. 4 v. u. ſt. „homme" l. hommes.
S. 292 Z. 7 v. u. ſt. „gewöhnt" l. gewähnt.
S. 454 Z. 13 v. u. ſt. „Connoit on" l. Conçoit on.
S. 464 Z. 5 v. u. ſtreiche „wirklich".

* * *

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

~~485~~
Dn. 8, 10708 (3

dpl (2x)

# Blücher.

## Seine Zeit und ſein Leben.

Zwölf Bücher in drei Bänden.

Von

**Dr. Johannes Scherr,**

Profeſſor der Geſchichte am eidgenöſſiſchen Polytechnicum in Zürich.

### Dritter Band.

Buch IX – XII.

### Blücher.

(1813 – 1819.)

Mit einem Facſimile Blüchers nach der Schlacht von Belle-Alliance.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Universitäts-
Bibliothek
München

Wehrkreis-
bücherei VII
München

90

E.-B. I,6 Nr. 8905

# Inhalt des dritten Bandes.

## IX. Buch:

### Deutſcher Frühling.

Seite
Erſtes Kapitel: Frühlingsglaube . . . 3
Zweites Kapitel: Grüne Oſtern . . . 44
Drittes Kapitel: Rothe Pfingſten . . . 84
Viertes Kapitel: Blüthenfall . . . 119
Fünftes Kapitel: Sommerſchwüle . . . 131

## X. Buch:

### Von der Katzbach bis zum Rhein.

Erſtes Kapitel: „De olt Blüchert“ . . . 153
Zweites Kapitel: An der Katzbach . . . 173
Drittes Kapitel: Wartenburg . . . 209
Viertes Kapitel: Leipzig . . . 237
Fünftes Kapitel: Frankfurt . . . 288

## XI. Buch:

### Paris. London. Wien.

Erſtes Kapitel: Brienne und La Rothière . . . 321
Zweites Kapitel: Craonne und Laon . . . 346

Seite
Drittes Kapitel: Paris 363
Viertes Kapitel: London und Berlin 403
Fünftes Kapitel: Wien 412

## XII. Buch:

### Waterloo

Erstes Kapitel: Ein Adlerflug 433
Zweites Kapitel: Ligny 460
Drittes Kapitel: Belle Alliance 501
Viertes Kapitel: Malmaiſon und St. Cloud 523
Fünftes Kapitel: Krieblowitz und St. Helena 541
Quellen, Zeugniſſe und Erläuterungen 559

## Neuntes Buch.

# Deutſcher Frühling.

* * *

## Erſtes Kapitel.

## Frühlingsglaube.

Das majeſtätiſche Rauſchen des Stromes der Weltgeſchichte iſt von Stund' an, wo im Bewußtſein des Menſchen die ungeheure Kluft zwiſchen ſeinem Wollen und Können zuerſt ſich aufthat, von der zweifelnden, zagenden, klagenden Frage begleitet worden: Warum und wozu das Alles? Durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtauſende herab tönt heiſerſtimmig dieſe Elegie, bald herzzerreißend ſchmerzlich, bald weltekelvoll reſignirt. Alle Zeiten und alle Völker haben daran gedichtet; jede in ihrer, jedes in ſeiner Art. Klagte der indiſche Brahman: „Leben iſt Leiden!“ ſo ſpitzte der Jünger Buddha's dieſen Schmerzenslaut der Kreatur zu dem Kredo ſeiner Nirvana Lehre zu: „Alles war Nichts, iſt Nichts, wird Nichts!“ und drückte der hebräiſche Koheleth dieſem Glaubensbekenntniß das bleiern-hoffnungsloſe Siegel ſeines „Alles iſt eitel!“ auf. Auf die gramſchwere Frage des perſiſchen Heldenſängers: „Iſt das Welträthſel, wie ungelöſ't, ſo auch unlösbar?“ wußte ein weiſeſter Sufi nur die Antwort zu geben: „Geh' vorüber an der Welt; ſie iſt Nichts!“ Der troſtloſe Klang, vor Alters ſchon im Orient laut geworden, hat allzeit im Occident Widerhall gefunden. Das buddhiſtiſche Thema: „Die Welt iſt nur eine Schaumblaſe“ — fand ſeine Variation durch den großen britiſchen Seher („Der Erdbald ſelbſt wird untergeh'n und wie ein leeres Schaugepränge ſpurlos verſchwinden!"), wie nicht minder durch den großen kaſtiliſchen („Das Leben ein Traum!") und den großen deutſchen („Rauch iſt alles irdiſche Weſen!"). Des griechiſchen Weiſen: „Schein und Täuſchung iſt all unſer Daſein!" überſetzte der Römer, ins eigene Schwert ſich ſtürzend, in das echt römiſche: „O, Virtus, auch du biſt nur ein Wahn!" und wie im 5. Jahrhundert vor Chriſtus der helleniſche Tragiker ſeinen Chor anſtimmen ließ: „Nicht gezeugt zu ſein, iſt der Wünſche höchſter!" ſo hat in unſeren Tagen der letzte große deutſche Lyriker aus röchelnder Bruſt den Verzweiflungsſeufzer heraufgeholt: „Gut iſt Schlaf, beſſer iſt Tod: das Beſte wäre, nie geboren ſein."

Ein Volk gab es, welches, unter Joniens blauem Himmel und auf Attika's ſonnigen Geſtaden angeſiedelt, den Verſuch gemacht hat, eine Religion des Lebens, einen Kultus der Schönheit und Freude zu ſchaffen. Aber ſchon nach einer Spanne Zeit — denn was Anderes wäre ein halbes oder ganzes Dutzend von Jahrhunderten an der Ewigkeitsuhr? — war den ſchönen Göttergeſtalten von Hellas des Zweifels Bläſſe angekränkelt, weil denkenden Griechen jenes furchtbare, raſtlos wiederkehrende Warum und Wozu? in die Seele ſich bohrte. Ausharſt dann die antike Welt, ſatt ihrer Götter und ihrer ſelbſt, in eine Verzweiflungsorgie, bis der uralte Weltſchmerz in Geſtalt des Chriſtenthums über das wüſte Gewühle ſein Bahrtuch der Weltverleugnung warf. Im Schweiße ihres Angeſichts ringt ſeitdem die Menſchheit, ſich wieder darunter hervorzuarbeiten, aber das ewige Warum und Wozu? läßt ſie nicht dazu kommen. Glücklich die gedankenloſe Menge, welche, über die Oberfläche des Daſeins hinſtreichend, von den Thieren nur dadurch ſich unterſcheidet, daß ſie es auf zwei ſtatt auf vier Beinen thut. Glücklich auch die Menſchen mit leichten Korkſeelen, welche die an ihrem Wege blühenden Blumen pflücken, ohne je zu bedenken, daß ſie ſelber „wie Gras und wie des Graſes Blume.“ Wer aber ſehende Augen, hörende Ohren und arbeitende Gehirnnerven beſitzt, der wird ſich nicht erwehren können, früher oder ſpäter von „des Daſeins ganzem Jammer“ angefaßt zu werden und in der Bitterkeit ſeiner Erkenntniß zu fühlen und zu ſagen: — Das Reſultat der Weltgeſchichte heißt Verzweiflung; denn aus einer Art des Irrthums, aus einer Weiſe des Wahns, aus einer Mode der Thorheit, aus einer Form der Knechtſchaft in die andere zu fallen, das iſt Menſchenbeſtimmung und Völkergeſchick!

Und ſo hätte denn Mephiſto vollauf das Recht, jeder Strophe des Weltgedichts ſeinen gellenden Vernichtungsjubelrefrain anzuhängen: „Alles, was entſteht, iſt werth nur, daß es zu Grunde geht!?“ Trauriger Gedanken Raub, dem „Weltgeheimniß in den finſtern Schlund zu ſtarren,“ das wäre der Weisheit letzter Schluß? Im beſten Falle gedankenlos zu jodeln: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts geſtellt!“ dies ſollte höchſtes Menſchenglück ſein? Das mit verachtungsvollem Achſelzucken läſſig hingeworfene: „Vanitas Vanitatum!“ der Blaſirtheit wäre wirklich der ganze Gewinnſt der durch Meere von Thränen und Blut gegangenen Kampf- und Leidensbahn der Menſchheit und es bliebe demnach nur übrig, die Verzweiflungsfrage, warum ſie als eine „ſtörende Epiſode in der ſeligen Ruhe des Nichts“ auf unſerer Erde das Phänomen des Lebens hervorgerufen habe, zur Sonne emporzuſchleudern?

In Wahrheit, ſo wär' es, falls nicht in der Menſchenbruſt neben dem nagenden Zweifel, der entmuthigenden Erkenntniß und der verbitternden Erfahrung die Hoffnung waltete, die „holde, gütig geſchäftige,“ welche die Gedanken des Menſchen und der Menſchheit auf die Zukunft wendet, — ſie, die große Tröſterin, welche unſer Geſchlecht vorwärts führt, über Millionen und Milliarden von Gräbern hinweg immer vorwärts, zu lieben und zu leiden, zu ſtreben und zu ſtreiten, vorwärts dem in unendlicher Ferne wie eine heilige Verheißung leuchtenden Paradieſe, d. h. der Vorſtellung von einem Geſellſchaftsbau zu, der es denkbar macht, daß eine Zeit kommen könnte, wo Menſchen menſchlich mitſammen leben würden. Nehmt dieſen Glauben an das Ideal, nehmt dieſen Zukunftstraum weg von der Stirne des Menſchen und es bleibt nur ein kläglicher Erdenkloß, welcher aus der Geſittung in die Anarchie und aus dieſer in die Beſtialität zurückfallen wird, aus welcher ihn mälig einigermaßen herauszubilden es einer kaum abſehbaren Reihe von Jahrtauſenden bedurfte.

In jenen langen und bangen Winterzeiten, wo die Grundſuppe menſchlicher Niederträchtigkeit und ſozialer Verrottung obenauf und das öffentliche Gewiſſen ſtumm iſt, wo der ſtehende Sumpf der Geſellſchaft nur bewegt wird durch den ekelhaften Zank zwiſchen infamer Habſucht und infamerer Genußwuth, wo alle gemeinen Inſtinkte und ſchmählichen Leidenſchaften wettbuhlen, den Speichel des Deſpotismus zu lecken, — in ſolchen Winterzeiten webt die Hoffnung, die ewigjunge, neue Lenzgedichte, gießt den Balſam des Zukunftglaubens in die verzagten, wunden, kummervollen Herzen und füllt die Seelen mit dem läuternden Feuer der Begeiſterung. Da iſt es, als ginge die Sonne ſtralend und lebensmächtig wie noch nie über der Erde auf. Ein unendliches Weben und Regen, ein wunderſames Weben und Streben geht durch die wiedergeborene Geſellſchaft. Alles, „was ſterblich nicht“ im Menſchen, richtet ſich auf und ſchießt auf's Neue in Trieb und Saft. Ein friſcher Odem, wie aus Hochwäldern und von Firnhöhen kommend, ſchwellt Männerherzen und hebt Frauenbuſen. Ein Leuchten, reiner und inniger noch als das der erſten Liebe, iſt in den Augen von Jünglingen und Jungfrauen. Selbſt in die ſtumpfen, unter das Joch der Sorge um's tägliche Brot gedrückten Maſſen dringt die frohe Botſchaft und macht ſie freudig und opfermuthig aufathmen. Auch die verhärteten Herzen der Bevorzugten und

Bevorrechteten ſchmelzen unter dem Anhauch heiliger Glut und ſogar über die Bronzeſtirnen raffinirter Weltlinge geht ein flüchtiger Schimmer von edler Scham. Die Menſchen fühlen ſich über ſich ſelbſt erhoben, hoch hinweg über ihr kleines kläglich-egoiſtiſches Ich, fühlen ſich dem Dunſtkreis gemeiner Berechnung und ſelbſtſüchtiger Wünſche entrückt und emporgetragen in die Aetherhöhen, wo die großen Gefühle, die erlöſenden Gedanken und die befreienden Thaten gedeihen. Auf alle Stände, alle Berufsklaſſen, alle Alter und Geſchlechter ſenkt ſich gleichmäßig die Weihekraft des großen Moments und wie jauchzende Donner rollen durch die entzückt aufhorchende Welt die magiſch mächtigen Loſungen: Freiheit und Vaterland!

Völkerfrühlinge nennt man mit Fug und Recht dieſe verheißungsvollen und täuſchungsſchwangern Epochen und ein ſolcher war für Deutſchland der Frühling von 1813. Freilich, lange nicht ſo umfaſſend, voll und fruchtbar blühte derſelbe auf, wie der Freiherr vom Stein hoffte, wünſchte und erwartete, als er ſich am 5. Januar von St. Petersburg aufmachte, um ſpornſtreichs der deutſchen Gränze zuzueilen und die Nation gegen den Napoleon und den Napoleonismus in die Waffen zu rufen. Vielmehr ging an dem trefflichen, aus dem Exil heimkehrenden Mann das dreiundzwanzig Jahrhunderte zuvor geſprochene Dichterwort in Erfüllung, daß „Verbannte gern in täuſchenden Hoffnungen ſich wiegen [1].“ Er glaubte, *die* gewaltige Flamme, welche er in ſeinem Herzen mit ſich brachte, müßte und würde allweckend und allzündend hinſchlagen über alles deutſche Land. Sie that es nicht und Stein mußte, kaum in Königsberg angelangt, erfahren, daß zwiſchen der Idee einer deutſchen Nationalerhebung und der Wirklichkeit ein ungeheurer Abſtand ſei. Er kam als Träger einer Vollmacht, welche ihm der Czar Alexander am 18. Januar zu Raczky ausgeſtellt hatte und welche dahin ging, daß der Freiherr von Königsberg aus das Preußenland im Namen des Ruſſenkaiſers ſouverain regieren ſollte, bis „Wir ein Abkommen mit dem König von Preußen getroffen haben werden [2]." Wie die zu Königsberg verſammelten preußiſchen Patrioten zu dieſer moskowitiſchen Vollmacht die Köpfe ſchüttelten, werden wir ſehen. Sie laſen zwiſchen den Zeilen des eigenthümlichen Schriftſtücks und laſen richtig: eine Satzgliederung nämlich, gefügt aus moskowitiſchem Hochmuth und moskowitiſcher Ausbreitungsluſt, ein gieriges Gebrumm des nordiſchen Rieſenbären, der Miene machte, ſeine Tatzen nicht allein bis zur Weichſel vorzuſtrecken, ſondern dieſelben ſogar am Uferrand der Oder erobernd einzuſchlagen. Und, die Sache ruſſiſch angeſehen, warum nicht? Der Idealismus eines Stein durfte, geblendet durch das tadellos feſte Verhalten Alexanders im verfloſſenen Jahre, in dem Czaren nur den erleuchteten und erlauchten Ritter und Retter Europa's erblicken, der auszöge, den Erdtheil vom laſtenden napoleoniſchen Drachenkoloß zu befreien. Der Kaiſer dagegen wußte zu gut, daß der Realismus ſeiner Ruſſen keineswegs ein Genüge daran finden würde, ihren Herrſcher als den „Befreier Europa's" gefeiert zu ſehen. Er hatte ſattſam erfahren, welcher Anſtrengung es ſchon bedurfte, um die Anſicht der Spitzen der ruſſiſchen Ariſtokratie, vieler Generale und insbeſondere des Generaliſſimus Kutuſow zurückzudrängen, daß man die Waffen nicht weiter als bis zum Niemen tragen ſollte, welchen Gränzfluß er ſelbſt am 1. Januar alten Styls an der Spitze ſeiner Garden überſchritt. „Warum ſollten wir uns für den König von Preußen ſchlagen?" war eine im ruſſiſchen Lager gäng und gäbe Rede, und als der vorwärts treibende Czar zu Wilna erklärt hatte, man müſſe mit Hintanſetzung der gewöhnlichen Regeln der Kriegskunſt die erlangte Ueberlegenheit mit äußerſter Raſchheit benützen, um „das Uebergewicht des Sieges weithin zu benützen," beſchwichtigte der alte Kutuſow — (er ſchleppte ſich dann widerwillig noch bis Bunzlau in Schleſien, wo er am 28. April ſtarb) — die Beſorgniſſe der Altruſſen mit den

Worten: „Fürchtet Nichts! Wir werden wohl nicht ſehr weit gehen 3).“ Gegen eine ſolche Stimmung war mit ſchönen Ideen und hohen Worten Nichts auszurichten. Man mußte vielmehr die Ueberlieferungen der ruſſiſchen Politik, wie dieſe durch Peter den Erſten und Katharina die Zweite feſtgeſtellt worden, zu Hülfe nehmen; man mußte Ländererwerbungen in Ausſicht ſtellen und auf die hinter dem für eine bereits eingethane Beute angeſehenen Polen lockend gelegenen preußiſchen Gränzprovinzen hinweiſen. Leider — im ruſſiſchen Sinne leider! — gab es damals Männer in Preußen, welche alsbald und tüchtig auf die allzu begehrlich täppiſch zulangenden Bärentatzen klopften.

Bei Alledem verlangt die Gerechtigkeit, daß mit Betonung geſagt werde: Alexander der Erſte iſt allerdings in gewiſſem Sinne der Ritter Sankt Georg geweſen, welcher die arme, obzwar etwas ältliche, aber doch noch immer leidlich hübſche Jungfer Europa aus napoleoniſcher Drachenumſtrickung erlöſ't hat. Daß der Ruf zur ungeheuren Völkertreibjagd auf den großen Völkerjäger zuerſt und am entſchiedenſten wie am entſcheidendſten von dem Ruſſenkaiſer ausgegangen, kann unmöglich angezweifelt werden. In einer jener runden, blanken Phraſen, in deren Verfertigung die Franzoſen Meiſter ſind, hat einer geſagt: „Wie Baylen ganz Spanien, ſo machte Moskau ganz Europa gegen Napoleon aufſtehen 4).“ Schade nur, daß dieſe Phraſe gerade ſo viel Wahrheit enthält wie tauſend andere franzöſiſche Phraſen, nämlich keine. Freilich heißt die Sonnenwende des Napoleonismus Moskau, aber ſie ward es nur, weil der Czar — wir hörten es mit an 5) — beim Empfang der Botſchaft vom Brande der allerheiligſten Stadt Rußlands das tapfere Wort ſprach: „Napoleon oder ich! Ich oder Er!“ und Alles daran ſetzte, das Wort zur Wahrheit zu machen. Ohne Alexander — das iſt ſein Denkmal in der Weltgeſchichte — hätte ſich trotz der beiſpielloſen Kataſtrophe von 1812 Europa noch nicht gegen den Kaiſerwahnſinn erhoben. Hätte Infinitiv

Friedrich Wilhelm welcher dazumal nicht mehr von den Köckeritz und Zaſtrow, aber von den, wo möglich, noch hohleren Nullen Kalkreuth und Wittgenſtein geleitet wurde — es gewagt? Hätten Tartuffe Franz und ſein Korkſeelen-Metternich es gewollt? Hätten die rheinbündiſchen Landvögte auch nur daran gedacht? Hätten die deutſchen Patrioten es gekonnt? Nein und abermals nein! Ohne Alexander kein Jahr 1813.

Gröblich jedoch hieße es die Wahrhaftigkeit beeinträchtigen, ſo man verſchwiege, daß dem großen widernapoleoniſchen Motiv, welches den Czaren ſpornte und ſtachelte, ſich alsbald andere kleine beigeſellten, welche dann im Verlaufe der Zeit allmälig größer wurden als das große. Ein ſolches Motiv war die Eitelkeit Alexanders, welche Charaktereigenſchaft binnen etlichen Jahren zu ungeheuerlichen Dimenſionen aufſchwoll, eine Eitelkeit, die dem Czaren einflüſterte, er ſei berufen, den Napoleon zu übernapoleoniſiren, d. h. in beſſerem Sinne als der Korſe ein die Weltgeſchicke beſtimmender Imperator zu ſein. Auch war Alexander, ungeachtet all der hochedlen Ritter-Sankt-Georgs-Intentionen, die er nicht nur ſich ſelbſt und Andern verſpielte, ſondern an die er anfänglich auch wirklich glaubte, doch keinen Augenblick der Forderungen und Vorſchriften ruſſiſcher Politik uneingedenk. Was vollends ſein Verhalten zu Deutſchland angeht, ſo iſt daſſelbe von Anfang an durch jenen intenſiven Zug von Falſchheit gekennzeichnet, welcher eine ſo tiefe Furche in das Weſen des Czaren einſchnitt und für ſehende Augen auch auf ſeinem blühenden, aber zerfloſſenen Antlitz zu leſen war. Zwar that er beim Ueberſchreiten des Niemen noch ſo, als ob er auf die Anſichten und Rathſchläge des Freiherrn vom Stein großes, größtes Gewicht legte: in Wahrheit jedoch ſah er Deutſchland nur als ein Ding an, das ſo oder ſo dem ruſſiſchen Intereſſe dienſtbar werden und bleiben ſollte. Er mußte durch Stein wiſſen, was alle Deutſchen, die ſo zu heißen verdienten, von der Fortführung des Krieges gegen Napoleon hofften: — die Wiederaufrichtung und einigende Neugeſtaltung ihres Vaterlandes. Freilich war es gränzenlos naiv, von dem Erben der Politik Peters des Erſten und Katharina's der Zweiten zu erwarten, daß er an der Herſtellung der deutſchen Nation redlich mitarbeiten würde; aber Stein hegte in der That dieſe Erwartung und hatte deßhalb, im Einverſtändniß mit ſeinen Freunden daheim, den Czaren angelegentlichſt aufmerkſam gemacht, daß, ſobald die Waffen über die deutſche Gränze getragen wären, der Krieg im Styl eines Nationalkriegs organiſirt werden müßte. Zu dieſem Zwecke ſollte der treffliche Prinz Eugen von Würtemberg, trotz ſeiner Jugend als kriegeriſcher Führer bereits herrlich bewährt und mit den auf Wiederherſtellung des deutſchen Reiches in zeitgemäßer Geſtalt gerichteten Plänen der deutſchen Patrioten bekannt und einverſtanden, eine vortretende Rolle übernehmen. Er ſollte — dahin gingen die deutſchpatriotiſchen, bis ins czariſche Kabinett hineinreichenden Wünſche und Betreibungen — die Vorhut der ruſſiſchen Armee nach Deutſchland hereinführen und dieſe ſeine Stellung benützen, um auf deutſchem Boden den „Kern eines Reichsheers" um ſich zu ſammeln und dann als „Reichsfeldherr" an die Spitze des Nationalkriegs zu treten. Der Czar, obgleich ſeinem würtembergiſchen Vetter herzlich abgeneigt, ſchien hiemit ganz einverſtanden zu ſein. Aber der Prinz ſollte bald erfahren, wie falſch ſein czariſcher Verwandter, deſſen ſchneidenden Undank er ſein Lebenlang mit einer Treue vergalt, wie nur ein vom Volke der Geduld Stammender ſie zu üben vermag, zu reden und zu handeln im Stande ſei, ſobald die „ruſſiſche Politik" dieſes forderte. Zu Wilna nahm Alexander den Prinzen in ſein Kabinett und ſagte gütig und ſchmeichleriſch zu ihm: „Ich kenne Eure Wünſche. Ihr werdet, unſerer Sache dienend, der Sache Eures Vaterlandes und der Menſchheit dienen." Den Heraustretenden erwartete im Vorzimmer der alte Kutuſow und flüſterte ihm ins Ohr: „Eure Angelegenheit iſt in Ordnung: — Ihr führt die Avantgarde!“ Aber als der wackere Eugen zu Goniondz im Großherzogthum Warſchau angelangt war, fand er daſelbſt ſtatt des erwarteten Befehls, die Vorhutführung zu übernehmen, vielmehr den vor, ſich dem Generaladjutanten Winzingerode zur Verfügung zu ſtellen, welchem das Kommando der Avantgarde übertragen ſei, — dem Baron von Winzingerode, der, früher in öſtreichiſchen Dienſten, zweifelsohne ein tapferer Soldat und leidlich geſchickter General, im Uebrigen aber ein indolenter Tabaksſchmaucher und ordinärer Condottiere war, welcher ſich den Teufel um das deutſche Vaterland kümmerte. Wir dürfen dem Prinzen auf's Wort glauben, wenn er die Erzählung dieſer alexandriniſch-fanariotiſchen Machenſchaft mit den Worten ſchließt: „Dieſe Kunde traf mich wie ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel. Sie begrub zugleich mit meinen Hoffnungen auch alle daran ſich kettenden Erwartungen für Vaterland und Menſchheit [6].“

Zur Entſchuldigung Alexanders kann man ſagen: er handelte als ruſſiſcher Czar, indem er den deutſchnationalen Hoffnungen von 1813 in der angegebenen Weiſe ſofort die Spitze abbrach. Die Sache menſchlich angeſehen, könnte man freilich der „ideologiſchen“ Meinung ſein, Alexander hätte ſich bei gemeldeter Gelegenheit, wie auch ſpäter noch oft, wohl erinnern dürfen, daß Rußland weitaus das Meiſte von dem, was es war, Deutſchen, ja, und nur Deutſchen verdankte. Wären der Czar und ſeine Ruſſen i. J. 1813, wirklich und wahrhaftig ſtatt bloß angeblich, einzig und allein zum Vortheil Deutſchlands zu Felde gezogen, fürwahr, dieſer Feldzug war zum Voraus vollauf bezahlt durch das, was, um von ſo vielen deutſchen Arbeitern an Rußlands Civiliſation und Macht nur zwei zu nennen, Münnich und Sievers für das Czarenreich gethan hatten. So es Dankbarkeit in der Welt gäbe, müßten die Beiden überall in Rußland als wahre Kulturheroen verehrt werden. Aber die Völker ſind noch undankbarer als die Könige und das undankbarſte aller Geſchäfte iſt, Slaven das germaniſche Evangelium der Arbeit zu predigen; an Barbaren, deren Element der Schmutz, den Kulturſtriegel zu legen; zu verlangen, daß der naturwüchſige Ruſſe des Läuſekamms ſich bediene und daß die graziöſe Polin unter der ſeidenen Robe ein reines Hemd oder überhaupt ein Hemd anhabe. Das heißt am „jungfräulichen“ Slaventhum die „Nothzucht der Germaniſirung“ begehen, — an dieſem Slaventhum, welches, vom Abhub des romaniſch-germaniſchen Kulturtiſches lebend, ſchlechterdings keine Bildung aus ſich ſelbſt zu erzeugen vermag, keinen einzigen eigenwüchſigen Denker, urſprünglichen Dichter oder ſelbſtſtändigen Künſtler erſten Ranges hervorgebracht hat und dennoch, aller Abmahnungen wahrhaft human und liberal gebildeter Slaven ungeachtet, im Hochmuth der Barbarei ſich anmaßt, in der Zukunft oder gar ſchon in der Gegenwart das die Weltgeſchicke beſtimmende Entſcheidungswort zu ſprechen 7). . . . Keine Frage alſo, Alexander ſah und dachte nicht wie die deutſchen Patrioten, ſondern wie ein ruſſiſcher Czar. Er handelte aus perſönlichen Motiven — die Widerhaken des Uebermuthspfeils, welchen Napoleon ſchon zu Erfurt auf ſeinen kaiſerlichen „Freund“ abgeſchoſſen, wühlten ſchmerzlich in Alexanders Bruſt — ja, aus perſönlichen Motiven und aus Gründen der ruſſiſchen Politik, welche, gerade ſo wie die engliſche und franzöſiſche, einer einheitlichen und freiheitlichen Organiſation Deutſchlands ſtets entgegen ſein wird. Der Czar gab ſich daher den Anſchein, einem Völkerbefreiungskampf das Banner vortragen zu wollen. Sowie er aber mit ſeinem feinen Geiſte erkannte oder zu erkennen glaubte, daß einem Volkskrieg der Napoleonismus ſchwerlich erliegen dürfte, lenkte er eiligſt in das Geleiſe einer Kabinettkriegsführung ein, wähnend, in jedem Falle der König der Könige, der „ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων“ zu ſein, bis über den Schlauen Schlauere kamen. Aber er *handelte* und ohne ihn — man muß es wiederholen — kein Jahr 1813, kein Sturz des Napoleonismus!

Denn daß es ſich darum handle, hierin ſtimmte der ruſſiſche Czarismus mit dem deutſchen Patriotismus überein. In der That, die Zeit des Kaiſerwahnſinnigen war um, ſeine Miſſion erfüllt. Als bei Ankunft der Botſchaft vom Rückzug der Franzoſen von der Brandſtätte Moskau's Ernſt Moritz Arndt in einem petersburger Salon ſeiner Hoffnung Worte gab, daß der Untergang des Eroberers jetzt bevorſtehe, ſagte ihm ein weiſer Weltverächter: „Man muß ſich freuen, daß es ſolche Nimrode wie Napoleon auf Erden gibt, Grundwühler und Aufräumer, welche die ſeit Jahrhunderten aufgethürmten Dreckhaufen auseinanderwerfen [8].“ Wohl, dieſe Arbeit hatte der aus Korſika aufgezuckte Wetterſtral tüchtig gethan; nur war es ihm dabei begegnet, daß er an der Stelle der auseinandergeworfenen „Dreckhaufen“ andere zuſammengeſcharrt, ja ganze Berge von Unrath, von Elend und Jammer auf die Völker gethürmt hatte. Sie hatten ſich darunter gebeugt und gekrümmt, jetzt aber ſchüttelten ſie ſich zornig und er ſah es nicht, wollte es nicht ſehen und merken. In der ſtummen Geiſtesöde, welche das Empire kennzeichnet und welche herbeizuführen alles Raffinement und alle Brutalität der Polizeikunſt aufgeboten worden [9], war ſeit Jahren kein Laut der Freiheit, kein Ton des Rechts, kein Wort der Wahrheit erſchollen. Zum letzten Mal hatte im Jahre 1806 in Marie Joſeph Chenier's tapferer „Epitre à Voltaire“ die franzöſiſche Muſe es gewagt, gegen die Tyrannei aufzuſtehen, die Lorbeern des Eroberers zu verwerfen und die Sejane des Deſpotismus zu brandmarken [10]. Seitdem hatte es in Frankreich nur eine Sklavenliteratur gegeben, dirigirt vom kaiſerlichen Oberſpucknapf Fontanes. Chateaubriand mußte das falſche Pathos ſeines affektirten Bourbonismus in das noch falſchere einer erfaſelten Chriſtlichkeit und Mittelalterlichkeit maskiren, um überhaupt ſchreiben zu dürfen, und Dame Staël mit den konſtitutionellen Phantasmen ihrer geiſtreichelnden Zu- und Aufdringlichkeit im Ausland hauſiren gehen. Frankreich war uniformirt und die Uniform war Alles. Aber doch allmälig nicht mehr in den Augen von Allen. Für Leute, welche der napoleoniſche Gloirefuſelrauſch nicht ein für alle Mal denkunfähig gemacht, begann von 1809 an der heimlich umhergeraunte Vers: „L'ennui naquit un jour de l'uniformité!" zur Wahrheit zu werden und i. J. 1812 hob in dem „Caveau", wo ſich der junge Béranger und ſeine Mitchanſonniers zuſammenfanden, jene Kritik des Imperialismus in Chanſonsform an, von welcher „Le roi d'Yvetot" und „Le ſénateur" ſo allerliebſte Proben abgeben. Dieſe Lieder, handſchriftlich von Hand zu Hand gehend, machten den Namen ihres Verfaſſers, welcher nachmals der größte Dichter Frankreichs wurde, weil er der franzöſiſchſte, der nationalſte war, zuerſt bekannt und erregten durch ihr beziehungsvolles Gekicher das Entzücken der Mittelklaſſen, in welchen der Kaiſerwahnſinn dem Napoleonismus längſt die Wurzeln abgegraben hatte [11]). Ob dieſer bedeutungsſchwere Umſtand dem Empereur und Roi entging oder ob er nur ſo that, als bemerkte er ihn nicht, oder ob er endlich, der Armee und der Volksmaſſe gewiß, die „ideologiſche" Oppoſitionsſtimmung der Bourgeoiſie verachten zu dürfen glaubte? Genug, der Kaiſerwahnſinnige kam, obgleich die Kunde von Malet's Komplott ihm hätte zeigen müſſen, daß ſein kaiſerlich königlicher Thron nur auf Sand und Koth ſtand — auf dem Zauber ſeines Glücks und auf der Niederträchtigkeit der Menſchen — keineswegs ernüchtert von den Leichenfeldern Rußlands und Polens zurück.

Im Gegentheil, der Feldflüchtige war am Abend des 18. Dezembers von 1812 kaum im Tuilerienhof aus dem Wagen geſtiegen, ſo hatte das Weben am alten tollen Weltreichstraum alsbald wieder ſeinen Fortgang. Die 500,000 Menſchen, welche er ſo eben ins Verderben geſchleppt, waren für ihn ſchon völlig verſunken und verſchollen; ihn kümmerte Nichts, als möglichſt raſch abermals Hunderttauſende zuſammenzuraffen und möglichſt bald wiederum an der Weichſel und dem Niemen zu erſcheinen. Kein Schatten von einem Inſichgehen, keine Spur von einer Gewiſſensregung, ſondern ganz noch dieſelbe kaiſerwahnſinnige Selbſtvergottung, womit er nach der Geburt des Königs von Rom im Parke von Fontainebleau zum Cambacérès geſagt hatte: „So hat denn alſo meine Dynaſtie unausrottbar Wurzel geſchlagen: — ein Sohn iſt Uns gegeben! Meine Brüder regieren Königreiche; ich ſtehe in Blutsverwandtſchaft mit Oeſtreich; mich zu entthronen iſt unmöglich, undenkbar[13]." Er, den die franzöſiſche Nation mit der Wucht ihrer Frage: „Was haſt du aus den Myriaden meiner armen, über den Niemen geführten Söhne gemacht?" hätte zu Boden drücken müſſen, hatte die beiſpielloſe Frechheit, am 20. Dezember vor die höchſten Staatskörperſchaften nicht nur mit handgreiflichen Lügen — („Meine Armee hat einigermaßen gelitten, aber nur durch die Ungunſt der Jahreszeit," und ſo weiter im ſchamloſeſten Ton des ſiebzehn Tage zuvor zu Malodeczno unſelig zerplatzten Bulletinismus) — ſondern auch mit herben Vorwürfen und Anklagen hinzutreten. Freilich, dieſem Abſchaum von Sklavenſeelen, dieſem Staatsrath und dieſem Senat, geſchah nur ſein Recht, wenn der Herr und Meiſter ihn verhöhnte und brutaliſirte. Lacépède, einer jener Gelehrten, welche dazu gemacht ſind, die Erbärmlichkeit zu formuliren, und derzeit Präſident des Senats, ſpeichelleckte: „Sire, ich wünſche Frankreich Glück zur Rückkehr Ew. Majeſtät; denn jede Abweſenheit Ew. Majeſtät hemmt die wohlthätige Wirkſamkeit Ihres Genies und iſt demnach ein Nationalunglück." Der Sprecher des Staatsraths räucherte: „Für alle die vielen und großen Wohlthaten, womit Ew. Kaiſerliche und Königliche Majeſtät Frankreich überhäuft, haben wir nur unſere Bewunderung, unſere Liebe und Treue darzubringen." Und auf dieſen Menſchen mit Herzen von Koth ſollte Napoleon nicht verachtungsvoll herumſtampfen? Aber ſelbſt einem Kaiſerwahnſinnigen war die plumpe Abgeſchmacktheit nicht zu verzeihen, daß er in einer ſeiner Antworten auf dieſe knechtiſchen Auslaſſungen alles Unglück, welches Frankreich betroffen hatte, der Philoſophie, ja der Philoſophie ſchuld gab — („C'est à l'idéologie, à cette ténébreuse métaphysique, qu'il faut attribuer tous les malheurs qu'a éprouvés notre belle France [13]).“

In dieſer Lage ward es wieder einmal ſo recht klar, daß Napoleon ein Italiäner, der Sohn einer Nation, zu deren Charaktereigenthümlichkeiten es gehört, mit den maßloſeſten Blendungen der Phantaſie, mit den ausſchweifendſten Träumen des Ehrgeizes, mit den tollſten Wünſchen der Herrſchſucht die kühlſte Berechnung, die ſcharfſichtigſte Thätigkeit zu verbinden. Er fühlte gar wohl, was die Niederlage in Rußland zu bedeuten habe, obgleich er ſchauſpielte, es nicht zu wiſſen. Hatte er, der Nichts anbetete als die Macht, doch vor wenigen Jahren zu einem Vertrauten geſagt, der Erfolg ſei Alles und rechtfertige Alles („le succès justifie tout“), und hatte, den Vers: „Si j'eusse été vaincu je serai criminel“ citirend, hinzugefügt: „Meine Rechtfertigung bei der Nachwelt beſteht in meinen Triumphen.“ Den Rückzug aus Moskau und den Bereſina-Gräuel vermochte aber ſelbſt der Vater des Bulletinismus nicht zu Triumphen umzulügen und ſo war es denn, falls man den Napoleonismus aufrechthalten wollte, dringend nöthig, dem Gloirerauſch der „grande nation“ neuen Füllſtoff zuzuführen. Da die Welt betrogen ſein will und die Völker auf Gaukeleien verſeſſen ſind, ſo laßt Uns zunächſt eine große Rührſzene aufführen, indem Wir nach Fontainebleau hinüberfahren, wo ein ſiebenter Pius in vergoldetem Kerker nach der Siebenhügelſtadt ſich zurückſehnt. Man muß den Pfaffen und der von ihnen gegängelten Volks-Beſtie einen erbaulichen Brocken hinwerfen, damit namentlich die Mütter des guten Glaubens leben; es geſchehe zur größeren Ehre Gottes, wenn man ihnen jetzo ihre jüngſten und letzten Söhne entreißt, um ſie auf die Schlachtfelder jenſeits des Rheins zu werfen. Geſagt, gethan. In den kalten Januartagen von 1813 ſchwindelte der Empereur dem gefangenen Papſt das „Konkordat von Fontainebleau“ ab, kraft deſſen Pius ſtillſchweigend auf Rom und den Kirchenſtaat verzichtete und Avignon als Reſidenz ſammt 2 Millionen Jahresbeſoldung erhielt. Der Schwindel hielt freilich nur ſo lange vor, als der arme ſchwache Papſt unter dem Bann der Perſönlichkeit ſeines Kerkermeiſters ſtand. Denn ſowie dieſer Bann gehoben war, fiel Pius in die alte Litanei der römiſchen Kurie zurück: — „Non possumus.“ Aber trotzdem freute ſich der große Komödiant noch auf Sankt Helena der Konkordatskomödie von Fontainebleau, ſagend: „Durch die bloße Macht meiner Unterhaltung hab' ich dem Papſt jenes berühmte Konkordat abgewonnen, kraft deſſen er auf ſeine weltliche Souverainetät verzichtete [14].“ Auf Sankt Helena kam überhaupt, die Fartcatchers des Napoleonismus mögen ſagen was ſie wollen, die komödiantiſche Seite in dem Weſen des Mannes ſo herrſchend zum Durchbruch, daß die heldiſche ganz dahinter verſchwand. Man glaubt aus den vergötternden Berichten der Montholon, Gourgaud und Las Caſes weniger den großen Kaiſer als vielmehr den dicken Sir John herauszuhören: — „So lag ich und ſo führt' ich meine Klinge, und als ich die Degenſpitzen der ſieben Kerle in Steifleinen mit meiner Tartſche aufgefangen, gab ich Elfen von den Sieben ihr Theil. . .“

Es hing Vieles, Alles davon ab, ob der Schlachtenmeiſter wieder an der Spitze einer imponirenden Streitmacht in Deutſchland erſcheinen könnte, bevor die Wirkungen der ruſſiſchen Kataſtrophe allſeitig ſich geltend machen konnten, oder nicht. Der Napoleonismus durfte den Völkern und den Kabinetten keine Zeit geben, vom St[illegible]en und Starren zum Nachdenken zu gelangen. Er mußte wieder in voller Rüſtung auf dem Plan ſtehen, bevor das Ewig-Infinitiviſche zu Berlin und das Ewig-Tartuffe'ſche zu Wien bedrohliche Entſchlüſſe faſſen konnten.

Man mußte ein neues Heer aus dem Boden ſtampfen und man that ſo, konnte es aber nur thun, weil, wie früher gemeldet worden, deutſche Gemüthlichkeit nicht zur vernichtenden Treibjagd auf die Tauſende von dem ruſſiſchen Grauen und Grauſen entwankten napoleoniſchen Ober- und Unteroffizieren hatte blaſen laſſen. Selbſtverſtändlich glaubte Napoleon nicht entfernt an die Phantasmagorie, welche er Andern vorgaukelte, daß er nämlich im Januar von 1813 noch 200,000 Mann von der großen Armee am Niemen und an der Weichſel ſtehen hätte. In Wirklichkeit hatte er, nachdem zu den elenden, über den ruſſiſchen Gränzfluß zurückgekommenen Heerestrümmern die Nachſchübe aus Frankreich, Italien und den rheinbündiſchen Paſchaliks geſtoßen waren, unter dem Oberbefehl von Eugen Beauharnais zur Zeit noch 10,000 Mann im Hauptquartier zu Poſen, 25,000 Mann in Danzig, 10,000 Mann in den übrigen Weichſelfeſtungen, etliche wenige Bataillone in Warſchau und 26 bis 28,000 Mann unter Augereau und Grenier in und um Berlin[15]. Daß er trotzdem beim Beginn des Frühlings wiederum mit überlegenen Streitkräften — wie dargethan werden wird — auf dem Kampfplatz erſcheinen konnte, iſt ein ſchlagender Beweis für ſein wunderſames Organiſationstalent, für ſeine allſehende Arbeitskraft und rückſichtsloſe Energie. Nicht weniger auch dafür, daß die Regierungsmaſchine des napoleoniſchen Deſpotismus dazumal noch eben ſo regelrecht und unerbittlich als erfolgreich ihren Dienſt that. Der Uſurpator vom 18. Brumaire hatte zwar in Frankreich eine unermeßliche Saat des Haſſes ausgeſäet. Sie keimte und ſproßte, aber noch ſtand ſie nicht in Aehren. Ein ſchadenfrohes Hohn- und Hoffnungslächeln zitterte auf den Lippen gichtiſcher Marquis und zahnloſer Comteſſen im Faubourg St. Germain, die Bourgeoiſie begann zu murren und die Intrikanten aller Sorten zwirnten ihre Fäden; aber noch gehorchte Alles.

Nach Außen hin freilich begann die Kraft des furchtbaren

Inſtruments da und dort ſchon zu lahmen. Symptome erſchienen, daß es den Ratten in den Beinen zuckte, das ſchlenkernde und ſchwankende Schiff des Napoleonismus bei Zeiten zu verlaſſen. Da war z. B. der Seiltänzerkönig von Neapel, Schwager Murat, ſchon dermalen in ſolcher Rattenſtimmung, kalkulirend, ob er nicht gutthäte, mit den Engländern und Oeſtreichern ſeinen Frieden zu machen, was er nach dem Weltgerichtstag von Leipzig mit flüchtigem Erfolg bekanntlich gethan hat, während er für jetzt noch durch ſeine ſtolze Frau, unter deren Pantoffel er Staub war, vermocht wurde, die Reiterei des herriſchen Schwagers im Feldzug von 1813 zu kommandiren, d. h. zu ruiniren. Auf die rheinbündiſchen Satrapen jedoch wirkte das napoleoniſche „Preſtige“ noch mit voller Macht und ſie kamen den Befehlen, dem erhabenen Protektor neue Soldatenhekatomben darzubringen, mit fliegender Beeiferung nach. In dieſen „Souverainen“ lebte, falls wir den Karl Auguſt von Weimar und die freilich ganz einflußloſen Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg und Ludwig von Baiern ausnehmen, nicht die leiſeſte Regung von Vaterlandsgefühl, wie das ſo herkömmlich war in dieſen erlauchten Häuſern, welche ſtets bereit geweſen ſind, die Nation zu verrathen, wenn dies ihren perſönlichen Leidenſchaften oder dynaſtiſchen Intereſſen förderlich ſchien. Es war unter Napoleon, wie es, von den fürſtlichen Verräthereien früherer Jahrhunderte gar nicht zu reden, ſchon unter Ludwig dem Vierzehnten geweſen, nur in größerem Styl und ſyſtematiſcher. Hiezu kam noch der Zauber von Napoleon's Dämon, ein Zauber, welcher z. B. den armen, unzurechnungsfähigen Friedrich Auguſt von Sachſen den Franzoſenkaiſer geradezu wie einen Herrgott verehren ließ. Und nicht etwa nur die Fürſten waren undeutſch und widerdeutſch. Es wäre thöricht, die Thatſache leugnen zu wollen, daß in den rheinbündiſchen Ländern, wenigſtens in den ſüdweſtdeutſchen, der deutſche Frühling von 1813 nur ſehr vereinzelte oder gar keine Blüthen trieb. Nation und Vaterland waren hier Worte ohne Sinn und Klang. So zuſammenregiert, ſo napoleoniſirt waren dieſe Bevölkerungen. Die rheinbündiſchen Truppen, welche im Frühjahr von 1813 von dem Obertreiber ihrer verſchiedenen Untertreiber wieder zu Felde getrieben wurden, hatten im Ganzen und Großen gar keine Ahnung von der Schmach, für einen fremden Zwingherrn gegen ihre Landsleute zu fechten. Erſt im Verlaufe des Feldzugs änderte ſich dies allmälig, aber nicht ſo faſt durch den Einfluß der patriotiſchen Ideen als vielmehr durch die Brutalität der franzöſiſchen Generale, welche, wie ihr Herr und Meiſter ſelbſt, die Rheinbündler von jeher nur als „Futter für Pulver“ betrachtet hatten und jetzt ganz offen äußerten, ihr Kaiſer trachte die deutſchen Truppen noch möglichſt zu verwenden und zu verbrauchen, wohl wiſſend, daß er nicht mehr lange über ſie werde verfügen können 16). Im Uebrigen kommt eine Geſchichtſchreibung, welche es verſchmäht, einem wohlfeilen Patriotismus Honig auf die Lippen zu ſchmieren, nur ihrer Pflicht nach, wenn ſie bezeugt, daß trotz Alledem das arme rheinbündiſche Kanonenfutter, der Soldat, nicht weniger für den großen Kriegsmeiſter begeiſtert, ja fanatiſirt war als der franzöſiſche 17).

Und brauchen wir uns denn zu verwundern, daß dieſe einfachen Menſchen von dem Blendwerk einer Erſcheinung, wie die Welt keine zweite geſehen hat, überwältigt waren, da ſelbſt der erſte Genius deutſcher Nation, Wolfgang der Große, mit vergötterndem Staunen zum Napoleon hinaufblickte? Dem kosmopolitiſchen Künſtler und Menſchenverächter Göthe rührte der deutſche Frühlingsglaube von 1813 ſcheinbar das Herz gar nicht. Im April ſagte er zu Dresden im körner'ſchen Hauſe zum Arndt und zum jungen Lützower Theodor: „Bah, ſchüttelt nur an euren Ketten! Der Mann iſt euch zu groß; ihr werdet ſie nicht zerbrechen.“ Aber des Meiſters wahre Stellung zur deutſchen Sache zeichnet ſeine im November von 1813 zu Weimar gegen Luden gethane Aeußerung: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; dieſe Ideen ſind in uns, ſie ſind ein Theil unſeres Weſens und Niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch mir liegt Deutſchland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel im Ganzen iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volkes mit anderen Völkern erregt peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weiſe hinwegzukommen ſuche, und in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt hab' ich die Schwingen gefunden, mittelſt welcher man ſich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wiſſenſchaft und Kunſt gehören der Welt an und vor ihnen verſchwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Troſt, den ſie gewähren, iſt doch nur ein leidiger Troſt und erſetzt nicht das ſtolze Bewußtſein, einem großen, ſtarken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören [18]).“ Ueber dieſe Trauer hinaus zur Begeiſterung hat er es jedoch nicht gebracht. Als höfiſche Rückſichten ihn nöthigten, von dem Befreiungskriege poetiſch Notiz zu nehmen, that er es eben als Höfling, nicht als Dichter, indem er das pappelhölzern-allegoriſche Ding „Des Epimenides Erwachen“ zurechtkleiſterte, worüber ein patriotiſcher Sänger jener Zeit mit Recht ſeinen Spott ausgelaſſen hat [19]). Und ein Napoleoniſt zu ſein hörte der Meiſter niemals auf. Als im April von 1814 einer der Frühſtücksgäſte des Herzogs von Weimar bei Verr bemerkte: „Mit Göthe's Napoleonsverehrung wird es jetzt wohl aus ſein“ wandte ſich Karl Auguſt raſch um und ſagte: „O ganz und gar nicht! Da kennen Sie Göthe nicht.“ Noch in ſpäterer Zeit, als einmal in ſeiner Gegenwart über den gefallenen Soldatenkaiſer heftig losgezogen wurde, ſchwieg der Dichterkaiſer erſt eine Weile, dann aber ſagte er barſch und herb: „Laßt mir meinen Kaiſer in Ruhe [20])!“ Der alte Herr mochte denken, die Welt habe nicht eben Viel dadurch gewonnen, daß an die Stelle des einen Rieſen-Deſpoten ein ganzer Schwarm von Zwerg-Deſpoten getreten ſei, und, fürwahr, in dem Deutſchland der Metterniche und Gentze, der Kamptz, Schmalz und Tzſchoppe, der karlsbader Beſchlüſſe und der mainzer Demagogen-Inquiſition konnte man ſich wohl nach dem Napoleonismus zurückſehnen. . . . .

Des rheinbündiſchen Deutſchlands alſo konnte der Zwingherr vorerſt ſicher ſein, weil ja der vom Oſten her ergehende Ruf zur Erhebung deutſcher Nation in den Ohren der rheinbündiſchen Satrapen nur ein verbrecheriſcher Mißton war. Ob er mit mehr oder weniger Beſtimmtheit hoffte, daß auch Preußen und Oeſtreich an der Allianz mit ihm feſthalten, d. h. in der Unterwürfigkeit gegen ihn beharren würden, dieſe Frage iſt mit Sicherheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Er wußte, welche Gewaltſamkeiten er Oeſtreich und Preußen angethan hatte; aber er wußte auch, welche Furcht ſeine geiſtige Ueberlegenheit den von ihm Vergewaltigten einflößte. Noch glaubte er feſt und voll an ſeinen Stern, d. h. an ſich, und in dieſem Glauben mußte er allerdings gegen Beſorgniſſe gefeit ſein, welche eine Perſönlichkeit wie die Friedrich Wilhelms in ihm erregen konnte und eine Perſönlichkeit wie die des Kaiſers Franz in ihm hätte erregen ſollen. Denn, in Wahrheit, die grobe Täuſchung, welcher Napoleon hinſichtlich der Stimmung und Sinnesweiſe ſeines Schwiegervaters ſich überließ, iſt einer ſeiner verhängnißvollſten Fehler geweſen. Der Kriegsmeiſter wähnte, Franz werde ſich im entſcheidenden Augenblicke doch immer wieder erinnern, daß er die Ehre habe Napoleon's des Großen Schwiegervater zu ſein, und hatte keine Ahnung davon, daß in der unſcheinbaren Geſtalt des Lothringers eine verzehrende Herrſchluſt brannte, daß dieſer „gemüthliche“ Franz gerade ſo wie er, Napoleon, Nichts achtete und Nichts anbetete als die unumſchränkte Gewalt und deßhalb keinen Augenblick anſtehen würde, der Möglichkeit, die öſtreichiſche Macht wieder aufzurichten, nicht nur eine, ſondern zehn Töchter zum Opfer zu bringen. Freilich konnte es ſogar dem ziemlich beſchränkten Grafen Otto, dem franzöſiſchen Geſandten in Wien, nicht entgehen, daß daſelbſt ſofort nach dem Bekanntwerden der Kataſtrophe in Rußland der Widernapoleonismus kräftig ſich regte, beſonders in den Reihen der Ariſtokratie, welche ihres Unmuths über die Beſchränkungen und Einbußen, die das Kontinentalſyſtem ihr auferlegte, kein Hehl hatte. Ueberhaupt iſt gleich hier zu ſagen, daß der ſich vorbereitende Umſchwung der Dinge in Oeſtreich von Anfang an einen deutſchnationalen und volksmäßigen Charakter nicht hatte, ſondern durchaus nur einen öſtreichiſch-ariſtokratiſchen, einen diplomatiſchen und ſoldatiſchen. Man hätte die knöcherne Geſtalt des Kaiſers Franz pulveriſiren können ohne auch nur ein Atom von Deutſchheit darin zu finden, und was Metternich angeht, ſo war er ein ſeines Herrn würdiger Diener, d. h. ein ſo ganz und gar entdeutſchter Menſch, daß ihm bekanntlich Deutſchland durchaus Nichts war als „eine geographiſche Redensart.“ Abſolutiſt nicht aus eigener Neigung — ſchon darum nicht, weil ſeine Eitelkeit ſich mitunter in der Vorſtellung gefiel, eine parlamentariſche Miniſterrolle zu ſpielen — machte er den Abſolutismus zu ſeinem Syſtem, weil er nur mittelſt unbedingter Adoption dieſes Syſtems der erſte Miniſter des Kaiſers Franz ſein und bleiben konnte, was er unter allen Umſtänden ſein und bleiben wollte, weil er die Macht und das Geld liebte. Das letztere nicht, um es zu behalten, ſondern um es zu vergeuden: — unermeßliche Summen von „Beſoldungen“, „Gratifikationen“ und „Entſchädigungen“ aller Art ſind ihm durch die Finger gerollt. Hatte doch auch ſein ſtyliſtiſcher Leibdiener Gentz Erntejahre, wo er eigenem Geſtändniß zufolge 17,000 Dukaten und mehr an Beſtechungsgeldern einnahm [21]. Frivol bis ins Mark, ſkeptiſch und blaſirt wie ein Marquis des Ancien Régime, konnte Metternich Dinge wie Vaterland, Freiheit und Ehre nur wie Spielzeuge für große Kinder anſehen und ein Mann, welchen Buhlweiber von der Sorte der Fürſtin

Bagration („la belle ange nue“) und der Herzogin von Sagan in die Myſterien der Genußſchwelgerei eingeweiht hatten, ein Mann, welcher mit beiſpielloſem Kynismus über das Verhältniß zu ſeiner eigenen Frau ſich ausließ [22]), der mußte alles Edlere und Beſſere im Menſchen für Firlefanz erklären und folgerichtig die Staatskunſt in den höheren Humbug ſetzen. Bei Alledem jedoch iſt wahr, daß Metternich eine zwar klein, aber ſehr fein angelegte Perſönlichkeit geweſen iſt und daß er ſich ganz unübertrefflich jenen Anſchein von Ueberlegenheit zu geben verſtand, welcher ſelbſt geſcheite Leute verblüffen kann und dumme ſtaunen macht. Nicht entfernt ein Mann von Genius, aller urſprünglichen und ſelbſtſtändigen Ideen bar, war er, was in der Welt unendlich mehr gilt und wirkt, ein Meiſter der Formen und als ſolcher hat er — nur der Unverſtand kann es beſtreiten — die Politik Oeſtreichs im franz'ſchen Sinne während der Jahre 1813—15 meiſterhaft geleitet. Das unwiderrufliche Endurtheil über die ganze Franz-Metternichigkeit hat erſt der März von 1848 geſprochen. Es konnte nur ein herbſter Verdammungsſpruch ſein.

Wie hätte unter einem Regiment wie das franz-metternichige der Gedanke des Deutſchthums und einer nationalen Erhebung gegen Napoleon ſich regen können? „Hier in Wien — ſchrieb Dorothea Schlegel im April von 1813 an Sulpiz Boiſſerée — iſt man auf jede andere Ehre eiferſüchtiger als auf die, Deutſchlands Hauptſtadt zu ſein. Denn Sie müſſen wiſſen, daß man Hanaken, Naraken und alle erdenklichen Aken und Maken nicht für Ausländer, aber alle Deutſchen, die nicht am wiener Berge geboren ſind, allerdings für Ausländer anſieht“ — und als Theodor Körner ſeiner Leier das Schwert geſellte und ſich zu den Lützowern gen Breslau aufmachte, da meinten die gutmüthigen Wiener achſelzuckend, „der in jeder Hinſicht ſo achtungswerthe Jüngling ſei doch viel zu gut für Kanonenfutter [23]).“ So weit war man in Oeſtreich dem Verſtändniſſe deſſen fern, was die Blüthe der deutſchen Jugend drängte und trieb. Der Widernapoleonismus hatte demnach in Wien einen ausſchließlich öſtreichiſchen, ariſtokratiſch-reaktionären und ſelbſtſüchtig-diplomatiſchen Charakter und in ſolchem Sinne ging er vor, d. h. auf Schleichwegen und Heuchelpfaden. Noch vor Ablauf des Jahres 1812 kam der dem Franzoſenkaiſer von früher her wohlgefällige General Bubna nach Paris, um die Glückwünſche des wiener Hofs zur Heimkehr Napoleon's zu überbringen und nebenher zu verſichern, daß Oeſtreich bei der franzöſiſchen Allianz beharren werde. Am 12. Februar von 1813 ſodann erklärte Metternich dem Grafen Otto: „Unſere Allianz gründet ſich auf die natürlichſten, dauerndſten, ihrem Weſen nach wohlthätigſten Verhältniſſe und Intereſſen; ſie muß daher ewig ſein wie die Bedürfniſſe, aus denen ſie hervorging.“ Doch ließ der Miniſter nebenbei ein Wort von der Unbequemlichkeit des Kontinentalſyſtems für Oeſtreich fallen, ſowie ein weiteres, daß das wiener Kabinett den Gedanken ins Auge gefaßt habe, eine Vermittlung zwiſchen den kriegführenden Mächten verſuchen zu wollen. Und in denſelben Tagen, wo Metternich die franzöſiſch-öſtreichiſche Allianz für „ewig“ erklärte, gingen öſtreichiſche Sendlinge ins Hauptquartier des Czaren und nach London ab, natürlich nur, um für dieſe „Ewigkeit“ zu arbeiten, und in denſelben Tagen drückte der „redliche“ Kaiſer Franz dem preußiſchen General von dem Kneſebeck, welchen Friedrich Wilhelm ſofort nach Abſchluß ſeiner Allianz mit Alexander nach Wien geſchickt hatte, biedermänniſch die Hand und ſagte: „Melden Sie Ihrem König, daß ich komme. Ich habe noch nie meine Hand auf Etwas gegeben, ohne mein Wort zu halten. Erſt muß mich aber der Metternich von Napoleon losmachen, gegen den ich Verpflichtungen eingegangen bin [24].“ Man ſieht, der Franzoſenkaiſer hatte recht, wenn er, weit entfernt, von Seiten Oeſtreichs einen äußerſten Entſchluß zu fürchten, der Sachlage doch nicht ganz traute. Ueberzeugt von der

Wahrheit des Satzes, daß „kleine Geſchenke die Freundſchaft warmhalten,“ bot er dem wiener Hof, um denſelben „treu“ zu erhalten, die preußiſche Provinz Schleſien an [23]). Das Anerbieten, wohl nur ein „Fühler,“ wurde abgelehnt und nun ſchien es Napoleon rathſam, an die Stelle des redlichen Otto den pfiffigeren Narbonne nach Wien zu ſchicken, welcher Diplomat auf ſeinen Poſten mit den Worten abgegangen ſein ſoll: „Wo der Arzt mit ſeinem Latein zu Ende, ruft man den Quackſalber.“ Der Quackſalber vermochte den ſehr allmälig, aber unaufhaltſam vor ſich gehenden Allianzbruch nicht zu verhindern oder wieder zu heilen. Oeſtreich wollte aus der Lage Vortheil ziehen und warum hätte es das nicht wollen ſollen? Metternich handirte ſehr geſchickt. Ihm kam es nicht zu Sinne, den Napoleonismus vernichten zu wollen: er wünſchte ihn bloß einzuſchränken und zwar in einer für Oeſtreich vortheilhaften Weiſe. Die Franzoſen aus Deutſchland zu verdrängen, fiel ihm gar nicht ein; wohl aber, die angebotene Friedensvermittlung ſo hoch wie möglich anzuſetzen und zwar nach beiden Seiten hin. Wetteifernd ſollte auf die Allianz Oeſtreichs von hüben und drüben geboten werden, bis das Angebot einer Wiedereinbringung der öſtreichiſchen Einbußen von 1805 und 1809 gleichkäme. Damit war es dem Franz und dem Metternich ernſt und Napoleon ſollte es bitterlich bereuen, daß er das nicht bei Zeiten einſah und ſich danach richtete. Er wähnte, er habe es ja ſchlimmſten Falls immer noch in ſeiner Gewalt, Oeſtreich mittelſt Hinwerfung eines Länderbrockens beim Bündniß mit ihm feſtzuhalten, und allerdings erklärte noch am 26. April Metternich dem Grafen Narbonne, daß Oeſtreich die Grundlagen der Allianz vom März 1812 als unerſchüttert anſehe. Aber in derſelben Note doch auch, daß „Oeſtreich als vermittelnde Macht und vermöge ſeiner geographiſchen Lage nicht mehr in der Eigenſchaft als bloße Hülfsmacht (Napoleon's) an dem Kriege ſich betheiligen könne und daß demnach die Stipulationen des Allianzvertrags von 1812 aufhörten, auf die gegenwärtige Situation anwendbar zu ſein.“ Aus der diplomatiſchen Phraſenbaumwolle herausgewickelt hieß das: „Sehr lieber Herr Bruder und Schwiegerſohn Bonaparte, entweder du bezahlſt uns für unſere Allianz den Preis, den wir fordern, oder aber wir ſuchen bereitwilligere Käufer im Lager deiner Feinde.“ Dies ſo deutlich zu verſtehen zu geben, daß man es verſtehen mußte, wenn man es verſtehen wollte, hatte auch der Fürſt Karl von Schwarzenberg Auftrag, als derſelbe, ſo eben für den thatloſen Feldzug in Polen auf Napoleon's Verwendung mit dem Marſchallsſtab belohnt, am 7. April nach Paris kam, um die Unterhandlungen weiter zu führen. Er that es ohne Erfolg, obgleich der Schmiegſame am 22. April Namens ſeines Hofes dem Duc de Baſſano (Maret) erklärte, Oeſtreich halte den Kaiſer Napoleon für ſeinen „natürlichſten Verbündeten“ 26). Der Kaiſerwahnſinnige ließ den öſtreichiſchen Botſchafter ziehen, ohne Oeſtreich irgendwelche feſte Vorſchläge oder gar Einräumungen gemacht zu haben. Noch mehr, der tollgewordene Napoleonismus konnte nicht umhin, den Fürſten Schwarzenberg förmlich zu hänſeln, wovor dieſen ſchon ſein höchſt ehrenhafter Privatcharakter hätte ſicherſtellen ſollen. Der Fürſt war bei der Abſchiedsaudienz in öſtreichiſcher Feldmarſchallsgala und trug den Marſchallsſtab. „Vous avez le bâton de maréchal — ſagte im Uebermuth ſeiner Laune der Empereur zu ihm — le bâton cela veut dire schlagen celui qu'on a devant soi.“ Worauf der öſtreichiſche Magnat ganz treffend und tüchtig: „Oui, Sire, il faut le désirer; il s'agit de le pouvoir 27).“ Die Dinge nahmen dann ihren Verlauf und man muß anerkennen, daß es ein feines Stück diplomatiſcher Arbeit geweſen iſt, welche Metternich that, indem er ſeinen Herrn vom Napoleon „losmachte,“ Oeſtreich ſachte aus der Region der napoleoniſchen Allianz auf das Feld der Neutralität, dann der friedlichen Vermittlung, dann der bewaffneten Vermittlung hinüberrückend und zuletzt in eine

Stellung ſchiebend, wo es in dieſe oder jene Wagſchale das Gewicht der Entſcheidung werfen konnte.

Das Verhältniß Preußens zu dem Eroberer und Zwingherrn mußte ſich der ganzen Lage dieſes Staats gemäß viel raſcher und früher klären als das Oeſtreichs. Aber Preußen war nicht allein in Betreff ſeiner materiellen Machtſtellung weit ungünſtiger daran als Oeſtreich, ſondern auch in Betreff der leitenden Perſonen. Friedrich Wilhelm kam an Verſchlagenheit, Verſtellungskunſt und Willenszähigkeit dem Kaiſer Franz entfernt nicht bei und Hardenberg war in diplomatiſchen Ränken und Schwänken dem Metternich lange nicht gewachſen. Daher fiel auch die Gaukelei, welche man nach der Konvention von Tauroggen dem Napoleon von Berlin aus vorzumachen ſich bemühte, ſo kläglich aus. Daß man, ſobald vom Untergang der großen Armee in Rußland beſtimmte Kunde eingegangen, die Empörung Preußens gegen die fremde Zwingherrſchaft als eine ausgemachte Sache anſah und daß auch der König in innerſter Seele dieſen Gedanken hegte, iſt wohl ganz unzweifelhaft [28]). Aber noch immer ſtand, was in den Jahren 1806 und 1807 geſchehen war, noch immer ſtand das Schreckgeſpenſt Jena-Tilſit vor Friedrich Wilhelm, und ſowie es drohend den Finger erhob, ſchwankte der König in ſeine infinitiviſche Unentſchloſſenheit zurück, den Einflüſſen von Kalkreuthen und Wittgenſteinen preisgegeben.

Es wurde, wie Jedermann wiſſen konnte, in der hofhiſtoriographiſchen Falſchmünzſtätte eine Friedrich-Wilhelms-Legende geprägt, welche von dem „Heldenkönig,“ von „Der König rief und Alle, Alle kamen“ — und von dergleichen ſchönen Dingen mehr unterthanentrommelfellrührend und herzbeweglich zu ſingen und zu ſagen weiß. Solche Legenden gehören zu den dynaſtiſchen Regierungsmitteln und es iſt ganz in der Ordnung, daß ſie bei paſſenden Gelegenheiten offiziell hergeleiert werden; denn die Welt will betrogen ſein und die blöde Menge lieber hundert

Lügen hinunterſchlucken als eine Wahrheit hinunterwürgen. Aber trotzdem und obzwar geſchrieben ſteht: „Dogge Wahrheit wird hinausgepeitſcht und muß ins Hundeloch, während Schooßhündchen Schmeichler am Ofen liegen und ſtinken darf [29])“ — ſo muß doch geſagt werden, daß unter ernſten Männern nicht mehr davon die Rede ſein ſollte, dem König Friedrich Wilhelm die Führerſchaft der preußiſchen Erhebung von 1813 anzulügen, eine Führerſchaft, wozu er nicht das Zeug hatte und die er auch gar nicht in Anſpruch nahm. Er beſaß ohne Frage den ordinären phyſiſchen Soldatenmuth und zwar in nicht geringem Grade, aber den Muth des ſelbſtſtändigen Denkens und entſchiedenen Handelns beſaß er nicht. Darum trieb er nicht, ſondern mußte getrieben werden. Wäre es auf ihn angekommen, fürwahr die günſtige Stunde würde i. J. 1813 gerade ſo verpaßt worden ſein, wie ſie i. J. 1809 verpaßt worden war. An die ſignalgebende That York's ſchloß ſich aber eine ganze Reihe entſprechender Verrichtungen und Betreibungen der preußiſchen Patrioten — man betrachte z. B. nur die militäriſchen Maßregeln, welche Bülow im Anſchluß an York als Befehlshaber in der Provinz Preußen traf [30]) — welche Betreibungen die Strömung der Zeit unwiderſtehlich hoch anſchwellten. Friedrich Wilhelm, weit entfernt, ſie zu leiten, folgte ihr nur, und zwar zögernd und widerwillig genug. Wie hellſichtigſte und bravſte Männer des Königs Stellung zur großen Zeitfrage faßten und wie Wenig ſie von ihm erwarteten, hierauf wirft ſchon der Umſtand ein grelles Streiflicht, daß, ſobald die Konvention von Tauroggen in London bekannt geworden war, Gneiſenau gegen Lord Caſtlereagh ſich erbot, zur Fortſetzung des von York Begonnenen nach Kolberg zu eilen, ſich an die Spitze der dortigen Garniſon zu ſtellen und in Verbindung mit der aus Rußland erwarteten deutſchen Legion auf eigene Hand den Krieg gegen die Franzoſen anzuheben [31]). Nein, ſeine Zeitgenoſſen kannten Friedrich Wilhelm den Dritten keineswegs als den „Heldenkönig,“ ſondern nur als den König Infinitiv, deſſen Verſchuldung und Unglück war, ſein Lebenlang auf Mittelmäßigkeiten förmlich verſeſſen geweſen zu ſein, allzeit lieber die Rathſchläge von Tröpfen und Schuften als die der Männer von Geiſt, Herz und Ehre befolgt und überdies die ſehr mäßig große Gehirnhöhle mehr als billig vom Dreit-Dirin-Dunſt angefüllt gehabt zu haben. Wie kleinlich nachtragend der „großherzige Heldenkönig“ ſein konnte, wie unfähig er war, Etwas zu vergeben und zu vergeſſen, was ihm ſein bockſteif-abſolutiſtiſches Bewußtſein verletzt hatte, beweiſ't ſein Verhalten gegen York, welchem er im Grunde niemals verzieh, in der Mühle von Poſcherun jenen mannhaften Entſchluß gefaßt zu haben, welchen Friedrich Wilhelm allerdings nie zu faſſen vermocht hätte. Bei jeder Gelegenheit tränkte es ja der König dem General ein. Als nach der Schlacht bei Bautzen die Sachen ſehr bedenklich zu ſtehen ſchienen, brummte er York an: „Haben alle dieſen Wirrwar verſchuldet!“ und als nach Ablauf des Waffenſtillſtands das Korps des Generals zu Rogau vor dem König Muſterung paſſirte und allerdings nicht ſehr potsdämiſch-parademäßig ausſah, weil es an Schuhwerk fehlte und die Bekleidung elend war, erhielt York zum Dank für ſeine und ſeiner Soldaten im bisherigen Verlaufe des Krieges ausgeſtandenen Strapazen und ruhmreichen Anſtrengungen wiederum ein königlich-infinitiviſches Gebrumm: — „Mir ſehr unangenehm ſein. Haben aber den Krieg gewollt und Alles angefangen [33].“

Geſchichtlich iſt demnach, daß Friedrich Wilhelm den Geiſt und Schwung von 1813 nicht begriff, daß er demſelben nicht zu folgen vermochte und im Herzen ſtets abgeneigt blieb. Sogar inſoweit dieſer Geiſt und Schwung ein ſpezifiſch preußiſcher war. Was vollends den Gedanken einer deutſchnationalen Erhebung anging, o Himmel, den vermochte ein hohenzollern'ſcher Infinitiv nicht mehr zu erfaſſen als ein lothringiſcher Tartuffe. Man muß ſogar dem Kaiſer Franz nachſagen, daß er ſich zur deutſchen Frage entſchieden viel ehrlicher ſtellte als Friedrich Wilhelm. Denn Jener wollte von Anfang an Nichts von ihr wiſſen und dabei blieb er, während Dieſer ſich denn doch bewegen ließ, mittelſt der deutſchen Sache gelegentlich preußiſches Kapital zu machen. Sodann iſt es, um den Mythus von der „fleckenloſen Redlichkeit“ des „Heldenkönigs“ zu retten, ſehr bequem, die unſaubern Machenſchaften des berliner Kabinetts im Januar von 1813 ohne weiteres dem Miniſter Hardenberg in die Schuhe zu ſchieben. Die Wahrheit aber iſt, daß Hardenberg damals durchaus Nichts ohne Wiſſen und Willen ſeines Herrn gethan hat. Fleckenlos redlich war aber dieſes Thun ſicherlich nicht, wohl aber diplomatiſch-gaukleriſch, wenn auch lange nicht ſo geſchickt und zierlich wie das metternichige. Am 19. Januar brachten die berliner Zeitungen die amtliche Botſchaft, daß der König „mit höchſtem Unwillen“ die Nachricht von der york'ſchen Kapitulation vernommen und ſofort verfügt habe, daß der General ſeines Kommando's enthoben, verhaftet und vor ein Kriegsgericht geſtellt werde; ſowie, daß die Truppen zur Verfügung des Kaiſers Napoleon oder ſeines Stellvertreters bleiben ſollten. Endlich, daß der Fürſt von Hatzfeld als außerordentlicher Geſandter nach Paris geſchickt worden ſei, um Sr. Majeſtät „hohem Alliirten“ die Verſicherung zu geben, wie ſo „ſehr ſchmerzlich“ für Se. Majeſtät das Gebaren York's geweſen und wie Se. Majeſtät der Allianz mit dem Empereur und Roi aufrichtig zugethan ſei. Zugleich mit Hatzfeld eilte der Major Natzmer vom preußiſchen Hoflager weg, freilich in entgegengeſetzter Richtung, in ſehr entgegengeſetzter. Denn neben ſeinem öffentlichen Auftrag, die angegebenen auf York bezüglichen Befehle nach Königsberg zu bringen, hatte er den geheimen, nicht nach dieſer Stadt, ſondern vielmehr ins ruſſiſche Hauptquartier zu gehen, um dem Czaren ein preußiſches Schutz- und Trutzbündniß anzubieten, für den Fall, daß Alexander den Krieg gegen Napoleon energiſch fortſetzen und ſeine Truppen möglichſt raſch über die Weichſel und Oder vorgehen laſſen wollte. Am 13. Januar richtete Natzmer dieſes zu Boberok an den Czaren aus. Tags zuvor aber hatte St. Marſan, der franzöſiſche Geſandte in Berlin, eine Depeſche nach Paris abgehen laſſen, worin er dem Duc de Baſſano meldete, Friedrich Wilhelm verſichere „des Beſtimmteſten“, er ſei „der natürliche Verbündete Frankreichs.“ Damit noch nicht genug. Man hatte in Paris in Anregung bringen laſſen, daß Preußen im vorigen Jahre der franzöſiſchen Armee Lebensmittel und ſonſtige Sachen im Werthe von 94 Millionen geliefert habe und dieſe Summe gern ausbezahlt erhielte, mit Abzug der 48 Millionen, welche es noch von 1807 her an Frankreich ſchuldig ſei. Aber um ja mit dieſer Forderung nicht anzuſtoßen oder gar den Verdacht zu erregen, der preußiſche Hof wollte das verlangte Geld zu Rüſtungen gegen den „hohen Alliirten“ verwenden, ließ man durch St. Marſan in derſelben Depeſche melden, man trage ſich am berliner Hof mit dem Gedanken, den Kronprinzen mit einer Prinzeſſin aus der kaiſerlich-napoleoniſchen Familie zu verheiraten, und der König ſtimme dieſem Projekte bei, falls der preußiſchen Monarchie gewiſſe Vortheile zugeſichert würden [13]. In der Politik Moral zu ſuchen iſt bekanntlich kindiſch, und daß Friedrich Wilhelm ſeinem Zwingherrn Napoleon gegenüber berechtigt war, jede ihm gerade zur Hand ſeiende Waffe zu gebrauchen, iſt ſelbſtverſtändlich; aber wie die angeführten Thatſachen mit der „fleckenloſen Redlichkeit“ eines „Heldenkönigs“ zu reimen ſeien, mögen Solche wiſſen, welche der Meinung ſind, Lüge ſei ein ganz vortrefflicher Reim auf Wahrheit. Außerhalb der Sphäre der Falſchmünzerei und Schönfärberei wird man daher in den Verſuchen des preußiſchen Kabinetts, dem Napoleon Sand in die Augen zu ſtreuen, nur Züge jener diplomatiſchen Schachſpielkunſt erblicken, welche herkömmlicher Weiſe von dem Grundſatz ausgeht: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Hatte man doch ſchon i. J. 1812 bei Abſchluß der Allianz mit Frankreich auf den Fall hin, daß der napoleoniſche Zug nach Rußland ein ſchlechtes Ende nähme, geheime Verabredungen mit dem Czaren getroffen, welche Preußen verpflichteten, jetzt gegen den Zwingherrn aufzutreten [34]. Daher konnte auch, wir hörten es [35], Kaiſer Alexander, ſobald er den Rückzug der Franzoſen aus Moskau erfahren, Preußen zum Handeln auffordern. Daß übrigens die „deckenden“ Schachzüge Hardenberg's den Napoleon über das wirklich beabſichtigte Spiel Preußens nicht täuſchten, erhellt ſattſam daraus, daß der Empereur, von dorther Nichts mehr hoffend, das preußiſche Schleſien dem öſtreichiſchen Kabinett als Köder hinhielt. . . .

Ganz unabhängig von dieſen diplomatiſchen Spiegelfechtereien keimte, ſproßte, wuchs, ſchoß in Blatt und Blüthe die deutſchnationale Erhebung der Gemüther in Preußen, ihren Völkerfrühlingshauch nach Kräften über alles deutſche Land ausſendend, ſo daß derſelbe ſelbſt da, wo er als belebender Sturm nicht wirken konnte, wenigſtens als tröſtliches Säuſeln verſpürt wurde. In Preußen und insbeſondere in Oſtpreußen iſt der glorreiche Sturm — wir werden mehr davon hören — durchaus ein urſprünglicher und ſpontaner geweſen, alle Menſchen, alle Stände und Klaſſen aus tiefſter Noth emportragend auf den Feuerwogen edelſten Zorns. Hier, wo der laſtende Napoleonismus die Schultern und die Seelen am unerbittlichſten wundgedrückt hatte, hier ſtand auch das ganze Volk wie ein Mann gegen ihn auf, zunächſt die übrigen Provinzen Preußens zur Nachahmung und Nacheiferung rufend. Auch anderwärts in Deutſchland regte ſich der Napoleonhaß, der Ueberdruß an der fremden Zwingherrſchaft in den Bevölkerungen; aber zu einer nennenswerthen That brachte er es nicht. Am ſaft- und kraftloſeſten erwies ſich das Vaterlandsgefühl in Würtemberg, wo es unter dem Tyrannenſtock des „dicken Frieders“ kaum zu muckſen wagte. Das Kühnſte, deſſen ſich deutſcher Patriotismus hier unterſtand, war, daß er in Stuttgart einen auch nach dem Beitritt Würtembergs zur widernapoleoniſchen Allianz noch im Lokal des Leſevereins aufgehängten obrigkeitlichen Befehl, „nicht über Politik zu reden,“ herunterriß und zwar, wie ein echter und gerechter Altwürtemberger triumphirend gemeldet hat, „ohne daß Strafe erfolgt wäre“ *). Es iſt überhaupt nicht Geſchichte, ſondern nur eine Legende, welche dem gekräftigteren Vaterlandsgefühl der Nachgeborenen ſich eingeſchmeichelt hat, wenn geſagt und geglaubt wird, der Erhebungsgedanke von 1813 ſei wie ein elektriſcher und elektriſirender Schlag durch alle deutſchen Gaue gefahren, habe wie ein zündender Blitz in die Herzen aller Deutſchen geſchlagen. Abgeſehen davon, daß die deutſchen Herzen an langſamem Feuer geglüht ſein wollen, wenn ſie für Etwas recht warm werden ſollen, konnte i. J. 1813 von einem plötzlichen und allgemeinen, von einem wirklich und wahrhaft nationalen Aufſchwung ſchon deßhalb gar keine Rede ſein, weil der ungeheuren Mehrzahl der Deutſchen, weil den Volksmaſſen das Bewußtſein der Deutſchheit ganz abhanden gekommen war. Allerdings, ſie konnten Nichts dafür: ſie waren ja ſyſtematiſch entdeutſcht worden.

Schon in ſeinen Anfängen, bei ſeinem erſten Auftreten in der Geſchichte iſt das Deutſchthum keineswegs national, ſondern ganz entſchieden partikulariſtiſch. Eine Menge von germaniſchen Völkerſtämmen drängt ſich auf die weltgeſchichtliche Bühne, aber nirgends hören wir von einer germaniſchen Nation, — es wäre denn in den generaliſirenden und darum ſchiefen Berichten eines Cäſar oder Tacitus. In dem Nationalnamen „deutſch“ klingt freilich, wie Jedermann weiß, Urzeitlich-Mythiſches nach (Teut, Tuiſto); aber es iſt doch ſehr eigen und kennzeichnend, daß erſt zur Zeit Kaiſer Otto's des Großen für die im Reichsverbande ſtehenden deutſchen Stämme der nationale Geſammtname „Deutſche“ aufkam *) und daß früher als bei uns ſelbſt bei den Fremden, z. B. bei den Italiänern, die Bezeichnungen „Deutſchland,“ „deutſches Volk,“ „deutſches Reich“

und „deutſcher König“ gebräuchlich waren. Erſt von der Mitte des 11. Jahrhunderts an trat in Deutſchland der gemeinſame, auf unſern mythiſchen Urahn zurückweiſende Volksname mälig an die Stelle der einzelnen Stammnamen. Wenn aber in den Deutſchen von Anfang an unendlich viel mehr Stammesbewußtſein und Heimatsgefühl als Nationalinſtinkt und Vaterlandsſinn vorhanden war, ſo iſt auch ihre ganze Geſchichte nicht dazu angethan geweſen, das zu ändern. Eine traurige Centrifugalgeſchichte allzeit! Unſer Kaiſerthum ſelbſt in den Zeiten ſeiner mittelalterlichen Glanzhöhe nur eine kosmopolitiſche Windbeutelei, draußen der gleißenden Unmöglichkeit einer Weltherrſchaft nachjagend und derweil drinnen die heilſame Möglichkeit verſäumend, die „angeſtammte“ partikulariſtiſch-dynaſtiſche Drachenzähneſaat mit Stumpf und Stiel auszurotten. Dann kam der Unſinn des Unſinns, das elende Pfaffengezänke um Meßbuch oder Bibel, um „Iſt“ oder „Bedeutet,“ um Stola oder Bäffchen, jene Nichtverwirklichung, ſondern Verpfuſchung und Fälſchung des Reformationsgedankens, welche es ſehr ungewiß läßt, ob die bornirte Lutherei oder die pfiffige Jeſuiterei für die Verknechtung und Entdeutſchung der Bevölkerungen Deutſchlands mehr gethan habe. Auf die Affenſchande der „Alamoderei“ des ſiebzehnten Jahrhunderts folgte ſodann im achtzehnten der Ausbau fürſtlichen Sultanismus à la Louis Quatorze; hierauf kam Friedrich der Große mit ſeiner Erfindung der „Nation prussienne,“ mit ſeinem erleuchteten, das deutſche Reich ſymboliſch und thatſächlich die Treppe hinabwerfenden Stockſzepterthum [37]); dann die franzöſiſche Revolution mit ihren weltbürgerlichen Verheißungen und ihren napoleoniſchen Erfüllungen; endlich folgten die Könige und Herzoge von Bonaparte's Gnaden, — woher denn hätten nach Alledem in den Volksmaſſen vaterländiſches Gefühl und nationales Bewußtſein kommen ſollen? Wenn es dennoch wahr iſt — und es iſt wahr! — daß dieſes Gefühl und Bewußtſein auch außerhalb Preußens

i. J. 1813 vorhanden war, ſo muß beſchränkend angemerkt werden, daß es nur in den gebildeten Kreiſen der Fall geweſen. In dieſen Kreiſen glomm der vaterländiſche Funke ſchon jahrelang unter der Aſche und wuchs an Kraft und Macht, um dann im Frühling des großen Erhebungsjahrs in herrlichen Flammen aufzulodern. Aber es muß als echtdeutſch hervorgehoben werden, daß dieſes Vaterlandsgefühl, dieſes Nationalbewußtſein, dieſe Deutſchheit lange nicht ſo ſehr eine naturwüchſige Pflanze als vielmehr ein Reſultat der Reflektion, ein Pfropfreis der Kulturſtimmung und Literaturentwicklung geweſen iſt, wie ſolche während der Herrſchaft des Napoleonismus in Deutſchland eingetreten war. Mit andern Worten, die Entartung der kosmopolitiſchen Revolutionsidee zur herben Wirklichkeit eines wahnſinnigen Weltzwingherrſchaftsverſuchs hatte die guten Wolkenkukuksheimer von gebildeten Deutſchen vom Weltbürgerthumscredo zum Vaterlandsglauben bekehrt.

Literargeſchichtlich heißt dieſe Wendung herkömmlicher Weiſe die „Romantiſche Schule“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß die auf der Schwelle vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert emporgekommene Doktrin und Tendenz der Romantiker bedeutſam in die Speichen des Zeitrades eingegriffen hat, um daſſelbe rückwärts zu treiben. Ja, rückwärts! Anfangs ohne es zu wiſſen und zu wollen, weiterhin bewußt und abſichtlich. . . Als den Deutſchen mit der offiziellen Bannung des Reichsgeſpenſtes auch der Name des deutſchen Vaterlandes verſchwunden war, erwachte in ihnen die Sehnſucht danach, wie man ja ſtets wünſcht, was man nicht hat. Dichter und Gelehrte begannen auf die Entdeckung Deutſchlands auszugehen und glaubten es endlich im Mittelalter gefunden zu haben, allwo, ſangen und ſagten ſie, des „Heiligen Römiſchen Reichs Deutſcher Nation“ Oberhaupt der „Herr der Welt“ geweſen war. Sie meinten damit jene Periode, wo der deutſche Kaiſerwahnſinn ſeine Weltreichs-Fata-Morgana geträumt hatte, — ein Traum, der allenfalls innerhalb einer kleinen Spanne Zeit (1000—1050) wie Wirklichkeit ausgeſehen hatte. Genug, am Stabe der ſchmeichelnden Erinnerung mittelalterlicher Größe ſollte ſich, wollten die Romantiker, das deutſche Vaterlandsgefühl wieder emporranken und zu dieſem Zwecke wurde von den naiven wie von den berechnenden Adepten der Schule die ungeheuerliche, aber von dem ſtupiden Haufen deßhalb nur um ſo lieber geglaubte Lüge von der „guten, alten, frommen Zeit" möglichſt verführeriſch aufgeſtutzt und eifrigſt in Umlauf geſetzt. Nicht ohne Erfolg, beſonders dann, als dieſes Phantom von Mittelalter, durch Romantiker zweiten, dritten und vierten Ranges populariſirt, in den Leihbibliotheken zu graſſiren begonnen hatte. In Wahrheit, Vaterland, Deutſchthum und Mittelalterlichkeit wurden für eine Weile in der Anſchauung der urtheilsloſen Menge gleichbedeutend und ſo war den Abſichten und Bemühungen der Junker- und Pfaffenpartei, welche das wieder erwachende Nationalgefühl im Sinne einer Reaktion gegen die großen befreienden Ideen von 1776 und 1789 auszubeuten ſich beeilten, in der öffentlichen Meinung ein breiter Raum bereitet. Schwer, wenn überhaupt, ſind die Völker für Wahrheit und Vernunft zu gewinnen; aber der Lüge und dem Wahn huldigen ſie mit Jubelſchall.

An und für ſich betrachtet, war die romantiſche Schule nur ein ſchnell vorüberhuſchendes Spektakel. Gemacht, erkünſtelt, verlogen das ganze Weſen von Anfang an! Schon beim erſten Auftreten der Romantiker trieben ſie, wie mit Allem, ſo auch mit der Religion, welche „wiederherſtellen" zu wollen ſie erklärten, frivolen Zeitvertreib, myſtiſche Jonglerie. („Das Chriſtenthum iſt hier à l'ordre du jour" — ſchrieb Dorothea Schlegel, geborene Mendelsſohn, entführte Veit, am 15. November 1799 aus Jena an Schleiermacher. „Die Herren ſind etwas toll. Hardenberg glaubt, Tieck iſt ganz und gar ſeiner Meinung; ich will aber wetten, ſie verſtehen ſich ſelbſt nicht und einander nicht.*) Aus der Unklarheit und Unwahrheit der Romantik ging ganz naturgemäß die künſtleriſche Impotenz ihrer Jünger hervor. Sie haben ſelber nie an ihre Predigt geglaubt. So oft und gewaltſam ſie daher zum Enthuſiasmus ſich aufblieſen, machten die Nadelſtiche der eigenen Ironie die Windblaſe alsbald wieder zuſammenklappen. Wo immer ſie einen rechten Anlauf nahmen, kam nur eitel Stückwerk zu Tage **). Sie wurden auch der romantiſchen Maskerade ſelber in Bälde überdrüſſig. Der Hektiker Hardenberg-Novalis, dem es mit der Sache noch am meiſten ernſt geweſen, ging die „blaue Blume“ der Romantik im Jenſeits ſuchen: Tieck zog ſich aus der affektirten Genovefa- und Oktavianus-Klingelei zu der geiſtreichelnd-langweiligen Theeklatſchbaſigkeit einer Novelliſtik ohne Erfindungs- und Geſtaltungskraft zurück; Auguſt Wilhelm Schlegel trat als literariſche Kammerzofe in die Dienſte von Madame Staël; Zacharias Werner ſteckte ſich nach in Paris abſolvirtem Kurs der Lüderlichkeit zu Rom in die Mönchskutte; Friedrich Schlegel ward ein untergeordneter Handlanger bei der Metternichigkeit in der Staatskanzlei zu Wien. Die Romantiker haben überhaupt in Deutſchland das literariſche Renegatenthum ſo recht in Schwung und Mode und die Kunſt, ſich zu verkaufen, in Aufnahme gebracht. Seitdem hat ein Ueberfluß von Beiſpielen gezeigt, daß man, ſo man den Menſchen im Vollglanz ſeiner Nichtswürdigkeit erblicken will, ſo einen Literaten betrachten muß, welcher, ſchamloſer und verworfener als die Gaſſendirne, heute dieſer morgen jener Partei ſeine Dienſte anbietet, heute läſtert, was er geſtern lobhudelte, und um ſchnöden Lohn bereit iſt, das Andenken ſeiner Mutter zu ſchänden und das Grab ſeines Vaters zu beſudeln — ein mitleidswerthes Geſchöpf, falls der Ekel das Mitleid aufkommen ließe.

Aber hat ſich denn nicht trotz Alledem aus der romantiſchen Schule eine Dichtung herausgezweigt, welche die vaterländiſche Stimmung von 1813 widerſpiegelt? Allerdings. Dieſe Richtung der Romantik knüpfte ſich, wie ſchon früher gemeldet ward, hauptſächlich an den mannhaften Heinrich von Kleiſt, den einzigen der älteren Romantiker, welchem der Schmerz und Zorn um Deutſchland zum Lebensinhalt, zur Subſtanz ſeines Dichtens und Trachtens geworden war. Abgeſchwächt ſchon und mit unreinen Zugaben verſetzt erſcheint der aus Kleiſt's wunder Bruſt hochroth aufgeſprudelte Born patriotiſcher Poeſie in den Liedern des Max von Schenkendorf. Da junkert und pietiſtelt es mitunter ſchon ſehr bedenklich, da faſelt und lallt die romantiſche Lüge von einem Mittelalter, wo angeblich „die hohen adligen Geſtalten am Rheine auf und nieder wallten," während in Wahrheit damals dickwanſtige Bonzen und brutale Stegreifritter in der „großen Pfaffengaſſe" ihr Unweſen trieben. Dagegen wurde der patriotiſch-romantiſche Ton rein aufgenommen und, obzwar innerhalb eines nicht ſehr weiten Ideenkreiſes, mit voller Bruſtſtimme fortgeführt durch Ludwig Uhland, welcher überhaupt in ſeinen Liedern und Romanzen alle geſunden Elemente der Romantik als ein echter Dichter zu zwanglos künſtleriſcher Geſtaltung gebracht hat und darum auch mit Recht der einzige Romantiker war, welcher wirklich in die Nation gedrungen iſt. Freilich darf nicht überſehen werden, daß des ſchwäbiſchen Sängers holde und keuſche Muſe keineswegs nur von Seiten der Romantik ihre Eingebungen empfing, ſondern auch und ebenſoſehr aus einer Region, allwo ein unbefangenes Auge die wahre Quelle der ſittlichen Erhebung, der freiheitlichen und vaterländiſchen Begeiſterung erblickt, wie ſie i. J. 1813 ſich offenbarten. Es war die Region, wo der reinigende und kräftigende Gedankenſtrom rauſchte, welchen der tapfere Fichte mitten in der Wüſte des Jammers von 1807 hatte entſpringen laſſen; die Region, wo der Genius Schiller's waltete, die Herzen der Jugend mit ſittlichem Pathos und edelſtem Enthuſiasmus tränkend. Wir Nachgeborenen, enttäuſcht, verbittert und hoffnungsarm, wir können uns kaum noch eine Vorſtellung machen von dem „lechzenden Durſt,“ womit nach Schiller's Hingang die deutſche Jugend ſich herbeidrängte, um ſich „am Quell ſeiner Poeſie zu berauſchen.“ Einer der beſten Jünglinge von damals, Karl Immermann, hat ſchön bezeugt, was Schiller in der Zeit der napoleoniſchen Zwingherrſchaft dem heranwachſenden Geſchlecht geweſen iſt: — „Am gewaltigſten wirkte Schiller auf uns. Unſere Begeiſterung für ihn ging bis zur Andacht. Es war uns wunderbar, daß ein ſolcher Mann hatte ſterben können. In einer unſerer Zuſammenkünfte, es mochte ſieben Jahre nach ſeinem Tode ſein, rief Einer plötzlich aus: Wenn er noch lebte, wollt' ich gern einen Finger meiner rechten Hand darum geben [39].“ Kein Wunder demnach, daß wir in den echten und rechten Zeitgeſängen der Befreiungskriegsepoche, in den Liedern von Ludwig Uhland, Ernſt Moritz Arndt und Theodor Körner, in den aus unerſchöpflichem Born quillenden kriegeriſchen Ehren- und Spottliedern, Zeitgedichten und geharniſchten Sonetten von Friedrich Rückert, wie ſpäter noch in den Liedern von Julius Moſen, überall der leuchtenden Feuerſpur der Muſe Schiller's begegnen.

Und nicht etwa nur in Dichterklängen, nicht etwa nur in den Herzen einer Jugend, welche auf blutigen Walſtätten bald herrlich erwies, wie todesmuthig ernſt es ihr mit Freiheit und Vaterland war, — nein, allenthalben, wo ihr zu jener Zeit in Deutſchland fühlende Frauen und denkende Männer reden hört, vernehmt ihr den Widerhall der ewigen Worte, welche der Schöpfer des Tell ſeine Attinghauſen und Staufacher in die Zukunft hatte ſtreuen laſſen. Das Vaterlandsgefühl war mächtig in den Menſchen. „So ſehr ich wünſche — ſchrieb die Wittwe Schiller's — daß meine Kinder einſt an jedem Ort der Welt ſich durch das Gefühl einheimiſch finden mögen, ihre Pflicht zu thun und ihr treu zu leben, wo ſie auch das Schickſal hinſtellt, ſo ſehr wünſche ich auch, daß, die einſt ihrem Herzen und Vertrauen am nächſten ſein werden, wenn ich nicht mehr hin, ihnen eine heilige Ehrfurcht und Liebe für ihr Vaterland erhalten und ſie an dieſe Wünſche meines Herzens mahnen mögen [10].“ Zu jener Zeit iſt in den Gemüthern eine Frühlingsglut geweſen, deren Nachſchimmer ein ganzes langes Leben vorhielt. Ernſte und verdiente Männer haben in ihrem Greiſenalter wie mit aufjubelnder Bruſt auf das Jahr 1813 als auf den „eigentlichen Lichtpunkt“ ihres Daſeins zurückgeblickt: — „Da war kein Leben mit ſechs Alltagen und einem Sonntage, ſondern ein Leben in faſt ununterbrochener feſtlicher Stimmung. Die Vergangenheit lag wie ein abgeſchüttelter böſer Traum hinter uns, die Zukunft ſchmückte ſich mit Bildern von Verwirklichung der edelſten und tiefſten Gedanken über würdige menſchliche und ſtaatliche Zuſtände und jeder Wohlmeinende fühlte ſich berufen, zu dieſer Verwirklichung mit Hand anzulegen. Die Schranken, welche die Menſchen in den gewöhnlichen Verhältniſſen von einander entfernt hatten, waren gefallen; die Gleichgeſinnten erkannten ſich nach wenigen Berührungen, weil Jeder ſeine Gedanken und ſein Herz offen vor ſich hertrug. Man reichte ſich die Hand als Verbündete: das entfernthaltende Sie mußte dem enganſchließenden Du ſelbſt zwiſchen Männern weichen, die erſt vor wenigen Tagen mit einander bekannt geworden waren; die Unterſchiede der Stände und des Alters glichen ſich unter beſcheidener Berückſichtigung des durch ein natürliches Gefühl Gegebenen zum guten Theil aus und ſo entſtand nicht nur für den geſelligen Verkehr, ſondern auch für das Wirken und Schaffen eine freudige Gemeinſchaftlichkeit, welche das Leben höher hob und die Kräfte zum Handeln verdoppelte [11].“

Ja, ſo war's! Eines „höher gehobenen Lebens“ Pulsſchlag ging durch die Welt, ein Sonntagsgefühl, eine Völkerfrühlingsſtimmung erfüllte die aufathmenden Menſchen. Noch lag der Winterſchnee auf dem deutſchen Boden, aber in den Herzen begann es mit Macht zu frühlingen. Und ſeltſamſte Frühlingsboten erſchienen: nicht vom Süden her, ſondern aus dem Norden, keine Schwalben und Lerchen, aber Söhne des Don's und der Ukraine, Koſaken mit langen Bärten und langen Lanzen, hochwillkommene Gäſte, wenn ihnen auch eine etwas nähere Bekanntſchaft mit Kamm und Seife ſehr zu wünſchen geweſen wäre. Der Frühlingsglaube wob ſeine Blüthenträume und hob an ſeine Wunder zu wirken. In Tauſenden, in Hunderttauſenden, in Millionen von Frühlingsgläubigen wallte ein Andachtsſchauer auf und leiſe und laut ſtimmten ſie ein in die frohe Botſchaft: „Nun muß ſich Alles, Alles wenden!“

## Zweites Kapitel.

# Grüne Oſtern.

Aber nicht Alles, lange nicht Alles „wandte ſich.“ Die Erfüllung hinkte der Hoffnung nach wie eine lahme Mähre dem windſchnellen Vollblutrenner. Nur wenige Blüthenträume von 1813 reiften, geſchweige alle, und zu einer vollſaftig-geſunden Frucht für Deutſchland gedieh nicht ein einziger. Da war des Freiherrn vom Stein ſchon am 1. Dezember von 1812 verweggeträumter Blüthentraum vom Wiedererſtehen deutſcher Nation, vom einen Deutſchland. „Ich habe nur ein Vaterland — ſchrieb der Mann an jenen Grafen von Münſter, welcher nachmals durch ſeine junkerlich-partikulariſtiſche Schwärmerei für das „erlauchte welfiſche Haus“ der deutſchen Sache ſo ſehr geſchadet hat — ich habe nur ein Vaterland und bin nur ihm und nicht einem Theil deſſelben von ganzem Herzen ergeben. Mir ſind die Dynaſtieen in dieſem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig: es ſind bloß Werkzeuge. Mein Wunſch iſt, daß Deutſchland groß und ſtark werde, um ſeine Selbſtſtändigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und Beides in ſeiner Lage zwiſchen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das iſt das Intereſſe der Nation und ganz Europa's; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden. Mein Glaubensbekenntniß iſt Einheit [42].“

So der deutſche Staatsmann. Der deutſche Soldat Blücher aber ſchrieb am 5. Januar 1813 aus Kunzendorf an ſeinen „hochverEerthen“ Freund Scharnhorſt: „Mich jukts in allen finger, den ſäbel zu ergreiffen. Wenn es ietzt nich Sr. Majäſtet unnſeres königs und aller übrigen deuttſchen fürſten und der gantzen Nation fürnehmen iſt Alles ſchellmFrantzoſenzeug mittſamt dem Bonaparte und allſeinem gantzen Anhankh vom deutſchen boden wegzuverthilgen; ſo ſcheint Mich das kein deutſcher man Mehr des deutſchen nahmens wehrt ſeye. ietzo iſt widerum die zeitt zu duhn waß ich ſchon anno 9 angeratten; nehmlig die gantze nation zu den Waffen aufzuruffen und wan die fürſten nicht wollen und ſich dem enttgegen ſetzen ſie ſamt dem Bonaparte wegh zu jahgen: Denn nich nuhr Preuſen alleyn ſondern daß gantze Deutſche vatterland muſſ widerum herauffgebracht und die Nation hergeſtellth werden 13).“ Gut geblüchert, alter Hekla, Feuerſpeier mit greiſem Haar! Exzeſſiv unorthographiſch zwar, wie gewohnt; aber hinlänglich deutlich und verſtändlich, noch deutlicher und verſtändlicher ſogar als das Votum des ebenfalls nicht blöden Drein- und Durchfahrers Stein. Man ſieht, in großen Herzen lebte der große Gedanke, daß mit der Befreiung Deutſchlands vom napoleoniſchen Alp die Wiedergeburt der Nation und ihre einheitliche Organiſation ſich verbinden müßten. Es ſollte anders kommen. . . . Aber vorderhand frühlingt es in deutſchen Landen und hoffnungsgrüne Oſtern ſtehen in Ausſicht. Zuſonderheit dort droben in Oſtpreußen, allwo der körner'ſche Sang: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!“ vorweg zu prächtiger Wirklichkeit wird. Laßt es uns aufſchlagen dieſes Blatt in dem ſchickſalsſchweren und unheilvollen Buch der deutſchen Geſchichte. Es iſt ein ſchönſtes, vielleicht das allerſchönſte darin. . .

Die Beſtimmungen des tilſiter Friedensſchluſſes laſteten mit Bleigewicht auf Allem, was derſelbe vom preußiſchen Staat übriggelaſſen, und um die furchtbare Klemme, in welcher ſich das Land auch nach der napoleoniſchen Kataſtrophe in Rußland befand, zu verſtehen, genügt ſchon die Hinweiſung auf den kläglichen Umſtand, daß Preußens Bollwerke ſeine Zwingburgen waren. Die Feſtungen Danzig, Pillau, Stettin, Küſtrin, Glogau und Spandau wurden von franzöſiſchen Beſatzungen gehütet, und um die Einſchnürung zu vollenden, befanden ſich drüben die Feſtungen Thorn, hüben Erfurt, Magdeburg und Wittenberg ebenfalls in den Händen des Zwingherrn. Muß nicht ſchon das den Entſchluß des preußiſchen Volkes, gegen den Napoleonismus aufzuſtehen, in den Augen denkender Menſchen zu einem heldiſchen machen? Und wie arm war das dünnbevölkerte Land! Dieſes ſeit 1807 durch Erpreſſung ungeheurer Kriegsſteuern, durch tyranniſche und vexatoriſche Maßregeln eines ergrimmten Eroberers ausgeſogene Land, deſſen Handel in Folge des Kontinentalſyſtems vollſtändig zu Boden lag, deſſen Erwerbsquellen verſiegt waren. Die Induſtrie vernichtet, der Viehſtand zuſammengeſchmolzen, der Werth des Grundbeſitzes ganz herabgekommen, die Beſitzer adeliger und bäuerlicher Güter gleich ſehr unter der Schuldenlaſt erliegend. In den Städten Armuth und Noth faſt noch größer als auf dem Lande; ein Theil der Bürger unvermögend, die ewigen Einquartirungslaſten noch länger zu tragen. Die Finanzen des Staats zerrüttet, der Kredit der Provinzen, der Kreiſe, der Korporationen auf Null herabgekommen [11]. Summa: ein geradezu verzweifelter Zuſtand! Aber am verzweifeltſten war er in Oſtpreußen. Auf dieſe Provinz waren ſeit Jahren beiſpielloſe Bürden gehäuft worden, als ſollte der Welt bewieſen werden, was Alles ein Volk zu ertragen und zu leiden vermöge; aber auch, wie ein Volk unter der Wucht ſolcher Bürden hoch und herrlich ſich aufzurichten vermag, ſo es einig in ſich und brav und entſchloſſen die Bahn betritt, welche Männer ihm weiſen. Selbſtverſtändlich kann Geld lange nicht für Alles, was Oſtpreußen in der Zeit von 1807 bis 1812 erduldet, eingebüßt und geopfert hat, der Werthmeſſer ſein. Wenn man jedoch bedenkt, daß dieſe Provinz mit einer Bevölkerung von kaum 470,000 Bewohnern binnen der angegebenen fünf Jahre durch Kriegskontributionen, durch Leiſtungen und Lieferungen aller Art einen aktenmäßig gewiſſenhaft feſtgeſtellten Geſammtſchaden von 77 Millionen Thalern erlitten hat [45]), ſo erſcheint das, was ſie i. J. 1813 unternahm und that, als ein helles Wunder, — als ſo ein Wunder, wie eben doch nur der arme Aſchenbrödel Ideologia ſie wirkt.

Freilich, die große Meiſterin Noth war auch mit dabei, und zwar ſehr. Es wollte kein anderes Mittel mehr verfangen: man mußte zum „letzten“ greifen, zum Schwert. Wir haben ja davon gehört [46]), wie die Bewohner dieſer Gegenden mit widerfranzöſiſchem Grimm und Groll bis zum Berſten vollgeladen waren. Hätte es damals in Preußen einen Giovanni da Procida gegeben, den Franzoſen würde eine erbarmungsloſe preußiſche Veſper eingeläutet worden ſein. Aber es liegt nicht im deutſchen Weſen, alſo zu veſpern, und das gerade iſt das Eigenthümliche an dieſer Erhebung, daß ſie in ganz deutſch-geſetzmäßiger Ordnung verlief. Ueberzeugt, daß vom königlichen Infinitiv zu Potsdam nie und nimmer das Signal zum Losbrechen kommen würde, trat das Volk ſelbſtthätig auf die Bühne; aber es berieth, beſchloß und handelte nur mittelſt ſeiner geſetzlichen Organe. Es war da überall kein rand- und bandloſes Dreinwüthen, ſondern ein zwar ſpontanes, aber methodiſches Vorſchreiten. Auch iſt es, mit den Augen des Gemüthes angeſehen, gewiſſermaßen rührend, zu betrachten, wie dieſe Preußen, in welchen der Aberglaube des Königthums mächtig, über die in ihren Augen mißliche Thatſache, daß ſie unabhängig von ihrem König, ja wider deſſen Wiſſen und Willen handelten, mittelſt der gutmüthigen Fiktion ſich hinwegzuſetzen ſuchten, Friedrich Wilhelm ſei ja im Grunde ein Gefangener der Franzoſen, könne nicht um ſeine Willensmeinung angegangen werden, habe überhaupt keinen freien Willen. Endlich muß mit Betonung geſagt werden, daß die Erhebung in Preußen ein wahrhaft herzerhebend ſchönes Bild vom Zuſammenſtehen und Mitſammengehen aller Stände und Volksklaſſen geweſen iſt. Bauer, Bürger und Edelmann, ſie waren nur noch Vaterlandsſöhne, wetteifernd in Hingebung, bereit, Gut und Blut für ihres Landes Befreiung zu opfern, und wirklich opfernd. Ah, der preußiſche Adel hat Grund, mit Selbſtbewußtſein auf jene Zeit zurückzublicken, und ſo lang es in der Welt ein Gefühl für Gerechtigkeit gibt, darf ihm das Ehrenzeugniß nicht verkümmert werden, daß er damals vorantrat, feſt und mannhaft, die Scharte von 1806 glänzend auswetzend. Er hatte ſich geläutert in der Zeit der Trübſal, er fühlte ſich Eins mit ſeinem Volke und darum hat er auch ſo Tüchtiges und Großes vollbracht. Man beachte nur den Umſtand, daß ſich unter den 237 Generalen, Oberſten und Stabsoffizieren der Landwehr, wie Preußen ſie ins Feld ſtellte, nur 5 bürgerliche ſich befanden 67) und wie außerordentlich Viel von der geſchickten und tapfern Führerſchaft dieſer 232 adeligen Offiziere abhing, und man wird das eben Geſagte ſicherlich nicht beſtreiten wollen. Mag Hypochonder Skepticismus immerhin hohnlächelnd ſagen: Bah, der Adel hat im Grunde doch nur für die Reſtauration des altpreußiſchen Junkerthums gefochten! — wir glauben ihm nicht. Denn ihm glauben, hieße leugnen, daß es weltgeſchichtliche Oſter- und Pfingſtzeiten gebe, wo Standesvorurtheile und Standesintereſſen wie Spreu zerſtieben vor dem heiligen Sturm, der in die Zeit gefahren. In Wahrheit, niemals durften Menſchen mit mehr Fug und Recht als die preußiſchen Edelleute, Bürger und Bauern i. J. 1813 von ſich ſagen, daß ſie getrieben ſeien von dem göttlichen Feuer, welches an den Feſttagen der Menſchheit die Seelen aufflammt und entflammt. („Est deus in nobis, agitante calescimus illo.“) Ja, hier war ein einig Volk, das aus eigenſtem Herzenstrieb für ſeine Befreiung auf- und zuſammenſtand. Falls es dem Friedrich Schiller gegönnt geweſen wäre, das zu erleben, in brennender Scham würde er den hofräthlichen Bettelmannsſpruch: „Wo ſich die Völker ſelbſt befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n" — aus ſeinem Glockenlied geriſſen haben, er, den zu jener Zeit hochgeſinnte Frauen beklagten, daß er nicht mitanſehen konnte, wie ſo viele echteſte und beſte Schiller-Worte zu Thaten wurden 48). . . .

Kaum erſchallt die Kunde von dem, was York in der Poſcheruner Mühle gethan, zu Königsberg, ſo rührt ſich das Volk, rührt ſich ſo, daß es der makkaroniſchen Seiltänzermajeſtät Murat's in der oſtpreußiſchen Hauptſtadt nicht mehr geheuer iſt und ſelbige Majeſtät ihren in Rußland kläglich geknickten Reiherfederbuſch ſammt übrigem Flitterſtaat ſchleunig in Sicherheit bringt. In der Nacht vom 4. auf den 5. Januar ſodann verlaſſen die letzten Franzoſen Königsberg und am Morgen zieht der Vortrab der Ruſſen unter Sievers ein. Folgenden Tages hält der Graf Wittgenſtein, welcher den mittleren der drei ſchwachen ruſſiſchen Heerhaufen führt, die in Oſtpreußen eingerückt, ſeinen feierlich-lauten Einzug in Königsberg, am 8. Januar der General York ſeinen ganz ſtillen und ſchlichten, nachdem er zuvor zu Tilſit mit dem wackern Schön Abrede genommen, wie ſich in dieſer Kriſis Männer, die ihr Land liebten, zu haben und zu gebaren hätten. Kritiſch genug läßt ſich ſofort auch die Kriſis an. Man erfährt in Königsberg, daß ein potsdämiſcher Infinitiv die Konvention von Tauroggen verworfen habe, und da ſieht ſich nun der ſtrengſoldatiſch-denkende Eiſigblicker York in einer hübſchen Klemme! Zumal etliche ruſſiſche Generale, vor allen der italiſche Marcheſe Paulucci, welcher Memel beſetzt hat, die moskowitiſchen Bärentatzen ganz ungeſcheut hervorſtrecken und ganz ſo reden und thun, als wäre Oſtpreußen eine eroberte Provinz. Der Schön aber läßt durch ſeinen Kommiſſarius Schulz dem ruſſifizirten Marcheſe bedeuten: „Hier zu Lande haßt man die aſiatiſche Apathie nicht weniger als die franzöſiſche Deſpotie!“ und läßt zugleich an den Freiherrn vom Stein, welcher ſich beim Czaren im Hauptquartier zu Suwalky befindet, die Botſchaft gelangen, daß er, Schön, die Sturmglocken läuten laſſen und das geſammte Volk gegen die Ruſſen aufbieten werde, ſofern gemeldete Paulucciomen und bärentatzige Moskowitiomen überhaupt nicht alſobald abgeſtellt würden 49). Der Stein bewirkt das und geht dann zu ſeinem Freunde Schön nach Gumbinnen, wo aber die czariſche Vollmacht, deren Träger der Freiherr iſt, ſchon etwelches Kopfſchütteln erregt. Ein noch ſtärkeres zu Königsberg, als Stein daſelbſt am 22. Januar ſeine Vollmacht vorbrachte und kraft derſelben den Oberpräſidenten, Herrn von Auerswald, aufforderte, „einen Generallandtag auf den 5. Februar auszuſchreiben, um mit den oſtpreußiſchen, litthauiſchen und dieſſeits der Weichſel belegenen Herren Ständen über die Errichtung eines Landſturms und einer Landwehr zu berathen und Beſchlüſſe zu faſſen.“ Auerswald zwar entſprach dieſer Aufforderung und am 5. Februar traten die Stände des Provinziallandtags, die geſetzlichen Vertreter der Bevölkerung, in Königsberg zuſammen, 62 Männer, wovon 30 der Ritterſchaft, 19 dem ſtädtiſchen Bürgerthum und 13 der freien Bauerſchaft angehörten 50).

Wer jedoch ſollte nun die Leitung der Verſammlung, welcher die Organiſirung der Volkserhebung zugewieſen war, übernehmen? Auerswald hatte Bedenken, der Graf Alexander von Dohna, Generallandſchaftsdirektor, hatte Bedenken, der General York, Generalgouverneur von Oſt- und Weſtpreußen, hatte Bedenken. Der Letztere nicht allein deßhalb, weil er den berliner Zeitungen zufolge ſeines Kommando's entſetzt und peinlich angeklagt war, ſondern auch, weil ihm das Auftreten Stein's, den er von früher her mit der Erbitterung eines altpreußiſchen Junkers haßte, höchlich zuwider war. Unſer reichsfreiherrlicher Drein- und Durchfahrer, von dem einen großen Gedanken glühend und lodernd, alles deutſche Land und Volk mit allen Mitteln gegen den Napoleonismus auf- und in die Waffen zu bringen, konnte gar nicht begreifen, was denn eigentlich in ſeiner ruſſiſchen Vollmacht und darin, daß er, geſtützt auf dieſelbe, im höchſten Intereſſe Deutſchlands ſo zu ſagen als ruſſiſcher Diktator auftrat, die Aufhebung der Kontinentalſperre und Anderes befehlend, Bedenkliches liegen könnte. Ein Mann aus dem Ganzen und Vollen, nahm er auch die große Sache voll und ganz, ohne alle Bedenken und kleinliche Rückſichten auf „konventionelle Formen und armſelige Verfragen." So verſtand er denn gar nicht, wie „preußiſche Patrioten jetzt noch zaudern, mißtrauen, auf allerlei Majeſtätsrechte, Staatskourtoiſie und preußiſche Eigenartigkeiten erpicht ſein ſollten." Aber bald mußte er verſtehen lernen, daß gegen deutſche Bedächtigkeit und preußiſches Mißtrauen mit einer ruſſiſchen Diktatur nicht aufzukommen ſei. Sein Ungeſtüm zerwarf ihn mit Auerswald und Dohna und zwiſchen ihm und York kam es zu einer förmlichen Exploſion, trotz des vermittelnd von Gumbinnen herübergekommenen Schön's Dazwiſchentreten. Wenn der granitene Stein und ein wie gehacktes Eiſen ſpröder York an einander kamen, da mußt' es Feuer geben. „Sie müſſen den Landtag eröffnen — ſagt der Freiherr am 4. Februar zum General — es iſt Ihre Pflicht und Schuldigkeit." — „Ich muß nicht und will nicht. Die Verſammlung iſt auf Ihr Betreiben zuſammengekommen. Nun ſehen Sie zu, wie Sie damit fertig werden." — „Sie müſſen, ſag' ich, oder Sie haben mit Ihrer Konvention von Tauroggen Etwas angefangen, was Sie nicht aus- und durchführen können und wollen." Der York ſteht erbittert auf. „Ich werde nöthigen Falls Waffengewalt anwenden!" ſchreit der Stein heftig. Worauf der General von der Thüre her: „Nur zu! Ich laſſe dann Generalmarſch ſchlagen und da mögen Sie zuſehen, wo Sie mit Ihren Ruſſen bleiben." . . Da hatte nun der Vermittler Schön alle Hände voll zu thun, dieſe Granit- und Eiſen-Männer auf den rechten Ton zu ſtimmen. York ſprach davon, er wolle lieber ſofort nach England entweichen als im Sinn einer ruſſiſchen Diktatur vorgehen, und ließ ſich nur mit Mühe beſänftigen. Dem Stein ſtellte der Vermittler vor, daß kein Diener Friedrich Wilhelms, weil dieſer ſich noch nicht gegen Napoleon erklärt habe, in der ſchwebenden Sache die Initiative ergreifen könne. York vollends, als dermalen verleugneter und abgeſetzter General, gar nicht; es wäre denn, die Vertreter des Landes forderten ihn auf, an die Spitze zu treten. Er, Stein, möge als Bevollmächtigter des ruſſiſchen Kaiſers eine Aufforderung an den Direktor des ſtändiſchen Komité, als den Stellvertreter des unpäßlichen Oberpräſidenten, richten, den Landtag zu eröffnen, und möge dann — das war eine bittere Pille! — dem Heil des Vaterlandes zu Liebe einen Schauplatz verlaſſen, wo, wie die Dinge nun einmal lägen, ſeine Anweſenheit, weil gewiß neue Zerwürfniſſe und Aergerniſſe herbeiführend, dieſem Heil mehr hinderlich als förderlich ſein würde. Sicherlich, eine ſchwere Stunde für den Stein, welcher ſeine Thätigkeit für die Befreiung Deutſchlands ſchon bei ihrem erſten Anlauf alſo gehemmt ſah, und hoch wohl ſind im Zorn die Wogen ſeiner Seele gegangen. Aber als ein rechter Mannlöwe hat er ſich ſelber zu beſiegen vermocht und hat, die von Schön vorgebrachten Gründe richtig werthend, dieſem erklärt, er wolle nach ſeinem Rathe thun. That auch wirklich ſo und verließ dann am 7. Februar Königsberg, ins Hauptquartier Alexanders zurückeilend, welches er in Plozk traf und mit welchem er ſich durch Polen gegen die ſchleſiſche Gränze hinbewegte.

Die Wahrheit gerade herauszuſagen, die Art von Stein's Auftreten in Königsberg und die Art, wie der Mann von dort wegdiplomatiſirt wurde, iſt ein ſchlimmes und ſchlimmſtes Vorzeichen für den Gang der deutſchen Geſchicke geweſen. Dieſes ganze königsberger Wirrſal war ohne Zweifel die erſte tüchtige Doſis von dem ſo reichlichen Mehlthau, welcher auf die Blüthenknoſpen des deutſchen Frühlings von 1813 fiel. Stein iſt vom Widernapoleonismus ſo ganz erfüllt geweſen, daß für ein Mißtrauen gegen den Czarismus in ſeiner Seele gar kein Raum übrigblieb. Und doch wäre ein ſolches Mißtrauen ſehr am Platze geweſen; denn nur deutſche Idealiſten konnten verkennen, daß die deutſche Nationalſache von Alexander durchweg bloß als ein mit Nutzen in den Zettel der ruſſiſchen Politik zu verwebender Einſchlag angeſehen und gehandhabt wurde. Hinter dem Vorhang großbrockiger Weltbefreiungsphraſen, wie ſie vom czariſchen Hauptquartier ausgingen, war die ſchlau rechnende moskowitiſche Selbſtſucht raſtlos thätig, an die Stelle des Napoleonismus den Czarismus zu ſetzen. Schon das fanariotiſch-alexandriſche Kajoliren des Franzoſenthums zur Stunde, wo man gegen Frankreich einen Krieg auf Leben und Tod begann, hätte die deutſchen Patrioten ſtutzig machen müſſen. Der Czar wollte ſich gegen allfällige deutſche Anſprüche, welche nicht in ſeinen Kalkül paßten, von vornherein ein franzöſiſches Gegengewicht bereiten. Daher die Schmeichelungen und Streichelungen, welche er an den Gaskogner Bernadotte verſchwendete, der ſich zum Thronfolger in Schweden hinaufgeſchwindelt hatte, — Schmeichelungen und Streichelungen, welche keineswegs einzig und allein aus der Sorge ſich erklärten, das kürzlich mittelſt Liſt und Gewalt geſtohlene Finnland gegen einen Rückforderungsverſuch von ſchwediſcher Seite ſicherzuſtellen. Alexanders Fürſorge, in der Perſon Bernadotte's, deſſen Feldherrntalente er weit überſchätzte, einen General gegen Napoleon ſich zu ſichern, welcher General ſeinen Plänen zweckdienlicher wäre als ein deutſcher oder ſelbſt ein ruſſiſcher, war nicht von heute oder von geſtern. Die Rolle, welche der Czar dem Gaskogner zutheilte und welche dieſem ſogar die Krone von Frankreich in lockende Ausſicht ſtellte, war ſchon damals zwiſchen den beiden Schlauköpfen vereinbart worden, als ſie am 17. Auguſt von 1812 zu Abo einander beſchmeichelt hatten. Damals hatte der

Kronprinz von Schweden auf Alexanders Verſicherung, daß „er ſich eher nach Sibirien zurückziehen als mit Napoleon Frieden ſchließen werde“, mit Emphaſe geantwortet: „Dieſer Entſchluß wird Europa's Ketten zerbrechen.“ Als ſodann im Verlaufe des Geſpräches der Czar äußerte: „Iſt Napoleon geſtürzt, ſo halt' ich den franzöſiſchen Thron für erledigt —“ fragte Bernadotte bedeutſam: „Und wer ſoll dann dieſen erledigten Thron beſteigen?“ Worauf Alexander, dem Fragenden mit einem unendlich feinen und vielſagenden Lächeln zunickend: „Der Würdigſte[31].“ Der pfiffige Gaskogner ging auf die czariſche Leimruthe und machte, wie bekannt, Schweden der Allianz gegen Napoleon beitreten, indem er am 3. März von 1813 mit England einen Vertrag ſchloß, welcher ihm zu vorläufigem Lohne Norwegen zuſicherte, wogegen er verſprach, an der Spitze von 30,000 Schweden (in der Wirklichkeit ſchrumpften dieſe zu 24 oder gar zu 18,000 zuſammen) — auf dem Kriegsſchauplatz in Deutſchland zu erſcheinen. Hier aber ward, indem er den Pfiffikus im Superlativ ſpielen wollte, ſein Spiel bald ſo plump, daß ihn ſein Mitſpieler Alexander mehr und mehr zu verleugnen ſich genöthigt ſah. Vorerſt freilich war die Franzoſerei ſo mächtig in dem Czaren, daß er gar nicht genug Franzoſen um ſich haben konnte. Er empfing den Ueberläufer Jomini mit offenen Armen, er berief den charakterſchwachen Moreau aus Amerika, der zwar, als trüge er nicht die Waffen gegen ſein Vaterland, nur im Civilrock in dem Generalſtab Alexanders ritt, dem aber die gerechte Nemeſis, welche derartige Mentalreſervationen nicht zu beachten pflegt, trotzdem bei Dresden die zerſchmetternde Kanonenkugel zuſandte. . . Ja, die preußiſchen Patrioten waren in ihrem Recht, als ſie einer Diktatur, wie ſie der argloſe Stein im Namen des Czaren zu Königsberg üben wollte, mit Mißtrauen entgegentraten. Aber die Sache hatte auch noch eine andere Seite und zwar eine ſehr untröſtliche. Hinter dem an ſich ganz elenden Formenzank, welcher zwiſchen

York und Stein ausgebrochen war, ſteckte die preußiſch-partikulariſtiſche Reaktion gegen die nationale Aktion, wie Stein ſie verſtand und vorgehen zu machen beabſichtigte. Der brave, aber ſpröde und gallſüchtige York iſt in jeder Fiber und Faſer ein altpreußiſcher Junker geweſen und ſein Lebenlang geblieben. Von einem deutſchen Vaterland wußte er nicht. Was den deutſchen Reichsfreiherrn Stein trieb und ſpornte, begriff und mochte der preußiſche General nicht. Wiederherſtellung der Monarchie Friedrichs des Großen war ihm das Höchſte, das Einzige, und es ſoll dem tapfern Manne kein Vorwurf daraus gemacht werden; denn Niemand kann aus ſeiner Haut heraus. Aber zu beklagen iſt doch, daß gleich zu Anfang der Erhebung von 1813 der preußiſch-bureaukratiſche und preußiſch-ſoldatiſche Sondergeiſt gegen die nationale Idee ſich erhob und überhob, und zu ſagen iſt auch, daß die Dinge zu Königsberg und von Königsberg aus leicht einen anderen und beſſeren, d. h. einen nationaleren Verlauf genommen haben würden, ſo an York's Stelle der alte Blücher geweſen wäre mit ſeinem jugendlichen Feuer und ſeinem unbedenklichen, rückſichts- und rückhaltloſen Vorwärtstreiben.

Auch der Alte aus Mecklenburg zwar hatte einen ſtarkjunkerlichen Zug in ſeinem Weſen und Nichts könnte thörichter ſein, als dem heldiſchen Mann einen Ton modernen oder modernſten Liberalismus anſchönfärben zu wollen. Aber was ihn auszeichnete und was ihn über ſo viele, über weitaus die meiſten preußiſchen Generale und Staatsmänner ſo weit hinweghob, war der nationale Inſtinkt, von welchem wir ihn vorhin eine ſo prächtige briefliche Probe geben ſahen. Auch Blücher fühlte ſich als preußiſcher General, aber noch mehr als deutſcher Mann: man hört das aus ſeinen Aeußerungen deutlich heraus. Er hatte ſogar, und zwar gerade zu dieſer Zeit, wenn nicht ein helles Bewußtſein, ſo doch eine ſehr richtige Ahnung vom wahren Werth hohenzolleriſcher Großmachtsduſelei und daß Preußen ohne Deutſchland doch eigentlich Nichts ſei. Wie er im Sommer von 1809 ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Dienſt verlangt hatte, „weil ich als ein Deuttſcher Eddelman da dem Deuttſchen Vaterlande gefahr drohte nicht müſſig ſein wollte“ — ſo ſchrieb er jetzt: „Ich will nicht untterlaßen ihnen zu ſagen das ich vor Meine perſohn gentzlig ihr Excellentz meynung bin; nehmlig bey der ietztigen lage derer ſachen mus durch Preuſen dem gantzen deuttſchen Vatterlande auffgeholffen werden und die ſacht auff diſſenjenigten Bonapartte in ſolchen ſinn und Arth brav angeſtehltt; waßmaſſen es vor alle verſtendigte Declarirt und offenkundt daß könig und preuſſen ihre Exeſtentz und machtt nuhr gemeynſcheftlig mitt dem Deuttſchen vaterlandt gubt auffrechtt hallten kan [32].“ . . .

Von dem Standpunkt aus nun aber, auf welchen die preußiſchen Patrioten zu Königsberg ſich einmal geſtellt hatten, handelten ſie herrlich und thaten Alles, was innerhalb der preußiſchen Anſchauung für Deutſchland gethan werden konnte. Das Auszeichnende dabei iſt geweſen, daß der Sturmgeiſt der Zeit den verknöcherten altfritzigen Abſolutismus entſchieden durchbrach; denn obzwar die Stände von Oſtpreußen die Formen loyaler Unterthänigkeit mit faſt peinlicher Sorgfalt wahrten, ſo ſind ſie doch ſachlich mit volksſouverainer Selbſtbeſtimmung und Selbſtthätigkeit vorgeſchritten. Unter dem Vorſitz des Grafen Alexander von Dohna-Schlobitten berieth der Landtag. Mit ihm hatte die Führung der Verſammlung der königsberger Oberbürgermeiſter Heidemann, ein Wackerſter unter den vielen, vielen wackeren Menſchen jener wackern Zeit. York, von dem Landtag dazu aufgefordert, hatte jetzt kein Bedenken mehr, als oberſte militäriſche Autorität im Lande zu handeln. In Uebereinſtimmung mit ihm berieth und beſchloß der Landtag eine allgemeine Landesbewaffnung, ein Beſchluß, welcher unter den Umſtänden geradezu den Sinn einer Kriegserklärung gegen den Franzoſenkaiſer hatte. Den Plan dieſer

Landesbewaffnung entwarf mit Beiziehung des in Königsberg anweſenden Clauſewitz der Graf Dohna und ſo iſt er es allerdings geweſen, welcher den ſcharnhorſt'ſchen Gedanken der Schöpfung eines Volksheers zuerſt zur Verwirklichung brachte. Der Landtag fühlte und wußte wohl, was für ein faſt geradezu unerſchwingliches Opfer er von dem verarmten, ausgeſogenen, ausgepreßten Oſtpreußen und Litthauen forderte, indem er auf Koſten des Landes die Aufſtellung, Ausrüſtung und Einübung einer Landwehr-Streitmacht von 20,000 Mann mit 10,000 Mann Landſturm-Reſerve und einem Reiterregiment von 1000 Pferden beſchloß; aber wie jeder der Beſchließenden für ſeine Perſon bereit war, den letzten Sohn und den letzten Thaler der Sache des Vaterlandes darzubringen, ſo ſtanden ſie auch nicht an, für dieſe Sache den letzten Nerv der Provinz anzuſtrengen. Höchſt bedeutſam und ſo recht den Kern dieſes Landesbewaffnungsbeſchluſſes bloßlegend war Dohna's Wort: „Wir wollen Alle Krieger ſein, aber Bürger bleiben!“ Hiemit war der Gegenſatz ausgeſprochen, in welchen die preußiſche Volkserhebung von 1813 zum altfritzig-preußiſchen Militärſtaat trat. Mochten die Kalkreuthe und Wittgenſteine in Friedrich Wilhelms Umgebung beim Empfang der Botſchaft von den königsberger Reden und Thaten immerhin mit erboſ't-ſpöttiſch gekniffenen Lippen fragen: „Trägt der Herr von York ſchon eine Bürgerkrone?“ — gewiß iſt trotzdem, daß noch uns Spätergeborenen ſtolz das Herz in der Bruſt ſchwillt, wenn wir auf dieſe deutſchen Edelleute, Bürger und Bauern hinblicken, welche in den Februartagen von 1813 da droben in Königsberg ſo ruhigfeſt ihre Bürgerpflicht thaten. Es iſt, als ſpürte man, daß ein Hauch vom Geiſt des großen Meiſters, welcher zuvor in dieſer Stadt den kategoriſchen Imperativ der Pflicht lehrte, durch den Landtagsſaal gegangen ſei. Schon die Mitlebenden hatten dies Gefühl und mit Fug ſchrieb Schön: „Kant lebt noch, und nur weil er lebte, iſt das Leben da. Dieſer Landtag iſt wichtiger als der Brand von

Moskau. Die york'ſche Konvention war ein Schattenſpiel, wenn der Landtag nicht ſo war, wie er war: er gab ihr erſt Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Ruſſen war eine Koſakenoperation, die ebenſo ſchnell zurück als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtag nicht ſprach, wie es ſprach."

Und, wohlverſtanden, beim bloßen Sprechen ließen es dieſe braven Deutſchen in Oſtpreußen nicht, wie es ſonſt nur allzuſehr und allzuhäufig ein deutſches Nationallaſter war und iſt. Der königsberger Kriegsbeſchluß wurde mannhaft aus- und durchgeführt. Denn die dünnbevölkerte Provinz ſtellte i. J. 1813 nicht weniger als 71,445 Mann zur Linie und Landwehr, ſo daß von je 100 Männern zwiſchen 18 und 50 Jahren nicht weniger als 45 zu den Waffen griffen, und ſie brachte, trotz der bitterlichen Noth und Armuth, welche im Lande herrſchte, nicht weniger als 1,025,859 Thaler für die Landwehr allein auf. . . . Nie, fürwahr, ſoll es der alten Stadt am friſchen Haff vergeſſen werden, daß in ihr zu jener Zeit das Herz Deutſchlands zuerſt voll und freudig, opferbereit und thatenluſtig geſchlagen hat. „Das waren Tage — rief Einer aus, welcher damals zu Königsberg mitgeredet und mitgethan hat — ja, das waren herrliche, leuchtende Tage! Die junge Lebens- und Ehrenhoffnung ſang und klang auf allen Gaſſen und tönte begeiſtert von Kanzel und Katheder. Der Bücherſtaub der Gelehrſamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht und der goldene Blüthenſtaub des fröhlichen Maientags der Hoffnung und des Muthes fiel auf die Stirnen, die jener ſonſt umgraut hatte. Auch die Kälteſten wurden warm, auch die Steifſten wurden gelenkig, ſie glühten und zitterten in der allgemeinen Bewegung mit fort." Ja wohl! War doch die Stimmung der Zeit gewaltig genug, ſogar der aus Abfällen von allem Erbärmlichen und Gemeinen zuſammengekneteten Breiſeele, wie Schmierling Kotzebue ſie in der Bruſt trug, für eine Weile einigen Halt zu geben, ſo zwar, daß beſagter Schmierling, im Gefolge des ruſſiſchen Generals

Wittgenſtein nach Königsberg gekommen, als deutſchpatriotiſcher Bulletiniſt ſich aufthat, mit derſelben Fingerfertigkeit, womit er nachmals im Solde des Deſpotismus den Lurifax und Judas an Deutſchland machte. Ein ganz anderer Ritter von der Feder war der, welchen wir ſo eben ſo entzückt von den königsberger Februartagen reden hörten, Ernſt Moritz Arndt, der dazumal ſeine einſchlagenden, zündenden und weckenden Flugbüchlein („Was bedeutet Landwehr und Landſturm?“ und „Deutſcher Soldatenkatechismus“) von Königsberg ausgehen und ſeine Feuer- und Eiſenlieder in die deutſchen Lande hineinwettern und hineinſchmettern ließ. Hier ſprang „aus der allgemeinen Begeiſterung, die mit dem ganzen Volk in den Kampf gehen wollte,“ auch ſein „ſogenanntes Deutſches Vaterlandslied hervor[33].“ Dame Kritik macht freilich ihr ſauerſtes Altjungferngeſicht zu dieſer etwas abſonderlichen deutſchen Marſeillaiſe, welche die Frage: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ durch hinlänglich viele Strophen eintönig hinſchleppt, und gewiß iſt, daß der Arndt Dutzende von Liedern gedichtet hat, die ganz anders und wahrhaft herrlich im Sturmtakt der Zeit einherſchritten: aber trotzdem war es ein gutes Wort, eine gute That ſogar, jene Frage mal beſtimmt zu ſtellen und frank und frei darauf zu antworten: „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“ Das iſt doch haften geblieben und alle karlsbader Kongreßbeſchlüſſe und alle die andern an der Nation verübten Iſchariotismen und Schurkereien haben ihr den Gedanken und das Wort doch nicht mehr aus der Seele zu reißen vermocht. Um die damalige dichteriſche und tagesſchriftſtelleriſche Thätigkeit eines Mannes wie Arndt nach ihrem wahren Gehalt und Werth meſſen zu lernen, muß man ſie mit dem unglaublich elenden Schmieralienzeug zuſammenhalten, welches die vom Napoleonismus befreite deutſche Preſſe in der Zeit von 1813—15 gegen den Zwingherrn maſſenhaft zu Tage förderte[34]. Uebrigens ganz in der Ordnung das! Denn in ſolchen Zeiten machen ſich hart neben den edelſten Leidenſchaften die gemeinſten Neigungen breit, und während die Begeiſterung himmelan ſtiegt, wälzt ſich die Gemeinheit im Koth. . .

Am 13. Februar machte ſich Graf Ludwig Dohna von Königsberg auf, um die Meldung von dem, was in Oſtpreußen beſchloſſen und gethan worden, dem Könige nach Breslau zu bringen. Denn dahin war Friedrich Wilhelm unterdeſſen geflüchtet. Alſo nämlich kann man ſeine am 22. Januar erfolgte Abreiſe nach der Hauptſtadt Schleſiens wohl nennen. Das Doppelſpiel des preußiſchen Kabinetts mit Frankreich und Rußland war von Tag zu Tag durchſichtiger geworden. Zwar ſcheinen die in den preußiſchen Staaten anweſenden Franzoſen keinen entſchiedenen Argwohn gefaßt zu haben — der Geſandte St. Marſan folgte ſogar dem König als einem „Verbündeten" nach Breslau — allein am Hofe zu Potsdam hatte man allen Grund, den Franzoſen Argwohn zuzutrauen. Bei der von Stunde zu Stunde ſich ſteigernden Spannung der Gemüther mußte auch ein aufregendes Gerücht nach dem andern entſtehen. So, als die franzöſiſche Diviſion Grenier, in die Kurmark eingerückt, in der Stadt Potsdam und deren Umgebung Quartier nehmen wollte, dieſes, daß die Franzoſen beabſichtigten, den König und ſeine ſämmtlichen Angehörigen zu Gefangenen zu machen, um werthvollſte oder für werthvollſte angeſehene Geiſeln in Händen zu haben[35]. Ein Beweis für dieſe Vermuthung liegt nicht vor[36]. Gewiß aber iſt, daß die Vaterlandsfreunde die in Potsdam erwachte Beſorgniß ſofort benützten, um den ſchwankenden, zaudernden König nach Schleſien zu bringen, wo er, den franzöſiſchen Einflüſſen entzogen, endlich zu einem Entſchluß kommen könnte. Ein franzoſenfeindlichſter Altpreuße hat geſagt, es ſei „gewiß, daß an der Aufhebungsgeſchichte kein wahres Wort; ungewiß dagegen, ob das Gerücht zufällig entſtanden oder von Gutgeſinnten abſichtlich ausgeſprengt worden ſei." Ein wiſſender Mann dagegen: „Es iſt hierbei auf eine Myſtifikation abgeſehen geweſen, um den König zu bewegen, die Marken zu verlaſſen.“ Endlich hat Eulenſpiegel Jahn geradezu das Verdienſt in Anſpruch genommen, dieſe Myſtifikation in Szene geſetzt zu haben. Man habe in der Ueberzeugung, daß es in Berlin unmöglich ſein würde, den König zum Bruche mit Napoleon zu bringen, das Gerücht verbreitet, die Franzoſen wollten ſeiner Perſon und Familie ſich bemächtigen. Er, Jahn, habe mit einigen Freunden dieſes Geraune an öffentlichen Orten geſchickt in Umlauf geſetzt und 24 Stunden darauf habe Friedrich Wilhelm Potsdam in aller Eile und Heimlichkeit verlaſſen [37]. Genug, vom 25. Januar an, wo der König in Breslau eintraf, war die Entſcheidung in dieſe Stadt verlegt.

Aber ſie erfolgte nur mit Ach und Krach, ſie war ſo recht eine Zangengeburt, dieſe Entſcheidung, einer infinitiviſchen Königsſeele gewaltſam entriſſen. Freilich, nur die bare Ungerechtigkeit könnte das Zaudern Friedrich Wilhelms unbegreiflich und unverzeihlich finden und könnte daſſelbe einzig und allein den feigen Rathſchlägen der Wittgenſtein und Kalkreuth zuſchreiben, welche Jämmerlinge allerdings den König um jeden Preis bei der franzöſiſchen Allianz, d. h. unter dem Joch des Napoleonismus feſthalten wollten. Nein, Friedrich Wilhelm vermochte ſich die Möglichkeit, daß der korſiſche Wetterſtral auslöſchen könnte, gar nicht zu denken: einen ſo unbändigen Reſpekt hatte das Genie des Eroberers ihm eingeflößt. Er haßte zwar denſelben mit aller Kraft ſeiner Seele, aber noch mehr fürchtete er ihn. Und dann, mußte denn dem Könige beim Rückblick auf die Tage von Tilſit nicht vor der ruſſiſchen Allianz grauen? Und mußte er vorwärts blickend ſich nicht ſagen, als Rußlands Verbündeter würde er, ſo, wie er nun einmal war, eigentlich weiter Nichts ſein als ein Adjutant Alexanders? So iſt es denn auch gekommen, wie Jedermann weiß, wer hinter höfiſchem Phraſennebel die Thatſachen zu ſehen vermag. Der Czar, deſſen ſchmiegſame Schlauheit mit Flaumhänden die infinitiviſche

Sprödigkeit und Störrigkeit Friedrich Wilhelms zu ſtreicheln verſtand, machte mit dem „Heldenkönig," was er wollte. Altpreußiſche Politik hatte außerdem guten Grund, darüber zu ſtutzen, was von alexandriſchen Machenſchaften in Polen verlautete, von einer beabſichtigten und eingeleiteten Wiederherſtellung des polniſchen Reichs, wozu ſelbſtverſtändlich auch Preußen mittelſt Abtretung ſeiner polniſchen Landſtriche beitragen ſollte, von einer großmächtig ausſtaffirten Königskrone von Polen auf dem Haupte des Czaren oder, ohne Redensarten, von einer Verſchlingung ſämmtlicher polniſcher Brocken durch den moskowitiſchen Bären. Und weiter, war denn die Streitmacht, womit Rußland zu Anfang des Jahres 1813 auftrat, eine ſolche, daß ſie irgendwelche Garantie gegen den Napoleonismus geboten hätte? Nein. Selbſt der Freiherr vom Stein, dermalen den Abſchluß einer ruſſiſch-preußiſchen Allianz auf Leben und Tod betreibend, hat ſpäter in kühlerer Stimmung bekannt: „Der Beitritt Preußens zu dem von Rußland begonnenen Kampfe war gewagt; denn ſeine eigenen Kräfte waren beſchränkt und nicht entwickelt und die ruſſiſchen noch ſchwach, da zwiſchen Oder und Elbe nicht 40,000 Mann ſtanden und ihnen gegenüber Napoleon mit allen Kräften Frankreichs, Italiens und des Rheinbunds 58)." Ja, die rheinbündiſchen Untertreiber hielten vorerſt feſt an ihrem Obertreiber, obzwar da oder dort einem von ihnen die Souverainetät von Napoleon's Gnaden dermalen etwas wackelig und flatterig erſcheinen mochte, wie denn von Baiern unzweifelhaft bezeugt iſt, daß es ſchon im März oder wenigſtens im April ſachte bei den Verbündeten anklopfte, ob und unter welchen Bedingungen es der widernapoleoniſchen Allianz beitreten könnte 59). Die Antwort war, es möge ſich an Oeſtreich wenden, und ſie beweiſ't, daß ſchon zu jener Zeit Vereinbarungen der Verbündeten mit dem wiener Hof ſtattgehabt haben müſſen, ſowie, daß ſchon im März oder April, eben in Folge der Vereinbarungen mit Oeſtreich, die Erhebung gegen den Napoleoniſmus nur noch in Worten eine Völkerſache, thatſächlich dagegen bereits ein Kabinettsding geweſen iſt. Deßhalb trugen auch die Herzoge von Mecklenburg kein Bedenken, ſchon jetzt und von allen Rheinbundsſatrapen am früheſten zu den Verbündeten überzugehen. Daß auch innerhalb der rheinbündiſchen Staaten das nationale Gefühl in den Kreiſen der Gebildeten ſich regte und in den Maſſen der Franzoſenhaß lebhaft genug war, iſt ſicher; nicht weniger aber, daß jenes Gefühl und dieſer Haß von den Machthabern unerbittlich niedergehalten wurde und daß ſich die rheinbündiſchen Soldaten bis gegen das Ende des Feldzugs von 1813 hin im Dienſte des fremden Zwingherrn tapfer ſchlugen. Der Preußenkönig durfte ſchon im Hinblick auf dieſe Verhältniſſe bedenklich werden, auch das Unſtatthafte vorausgeſetzt, daß ſeine Seele weit genug geweſen wäre, den Gedanken einer nationalen Erhebung Deutſchlands zu faſſen. Die Billigkeit verlangt übrigens, daß man auch die Rheinbundfürſten nicht ohne Weiteres verdamme. Von einem deutſchnationalen Sturm hätten ſie ſich vielleicht mitfortreißen laſſen oder aber ſie wären mit Recht von demſelben zermalmt worden; gegenüber jedoch einer hohenzolleriſchen Hauspolitik, welche ihren altgewohnten, ſelbſtſüchtigen Länderhunger auch jetzt ſofort hervorkehrte, zunächſt gegen Sachſen, ihr gegenüber ſind wahrlich auch die rheinbündiſchen Dynaſten berechtigt geweſen, den Antrieben partikulariſtiſcher Selbſtſucht ebenfalls nachzugeben. Wie geſagt, Friedrich Wilhelm war gar nicht gemacht, ſich als Deutſcher zu fühlen, und in ſeiner engen Seele war kein Raum für die Vorſtellung, ſich an die Spitze einer Bewegung zu ſtellen, welche nicht allein deutſcher Nation Erlöſung vom Napoleoniſmus, ſondern auch ihre politiſche Wiedergeburt hätte zum Zwecke haben können und ſollen. Noch mehr, er betrachtete in ſeiner abſolutiſtiſchen Befangenheit die Volkserhebung in ſeinem eigenen Lande mit einem nur ſchlechtverhehlten Mißtrauen. Man weiß, daß ihm das

Vorgehen des oſtpreußiſchen Landtags weit mehr Unbehagen als Freude machte; man weiß, daß er die Hariſte der Freiwilligen nur mit Bedenken, die Schar Lützow's ſogar mit entſchiedener Ungunſt anſah: denn das Unberechenbare einer Begeiſterung, welche aus ganz andern Quellen als aus allerhöchſtem Belieben und Geruhen floß, mußte für einen Menſchen ſeines Schlages erſchrecklich ſein. Oder ſollte er wirklich, wie man entſchuldigend geſagt hat, unfähig geweſen ſein, an die Kraft und Nachhaltigkeit des Muthes und der Opferfreudigkeit im Volke zu glauben? Jedenfalls war es ein unermeßliches Unglück für Deutſchland, daß dieſer „Heldenkönig“ damals das Staatsoberhaupt Preußens vorſtellte. . .

Während die am friſchen Haff entzündete Flamme Oſtpreußen durchlohte, nach Weſtpreußen, Pommern, Brandenburg, Schleſien hereinſchlug und ihren Feuerſaum bis zur Elbe heranrollte, an den Geſtaden der Oſt- und Nordſee in den Bauerſchaften Etwas vom alten Stedinger- und Dithmarſenſinn, in den Städten Etwas vom alten Hanſageiſt weckend, ging zu Breslau das ſchaukelnde Gemunkel im Infinitiv noch eine Weile fort. Die Männer der That, des Losſchlagens, des Wagniſſes auf Leben und Tod, die Männer des Widernapoleonismus, die Franzoſenhaſſer und Deutſchgeſinnten blieſen und trieben und eilten zur Sammlung. Gneiſenau kam ſpornſtreichs aus England, Scharnhorſt übernahm die Leitung des Heerweſens, die Boyen, Müffling, Clauſewitz und Grolman legten mit Hand an. Von Kunzendorf kam der Blücher hereingefahren, ganz Feuer und Flamme, aus der ſiebzigjährigen Bruſt Jünglingsgluten ſchnaubend, ſeinen ſeit Jahren angeſammelten Grimm in Hagelſchauern von Verwünſchungen, in Donnerſchlägen von Flüchen entladend, wie ein tobender Leu in den Weinhäuſern und auf den Straßen wetternd und wüthend, ein Unband, der den Köckeritzen und Kalkreuthen und Wittgenſteinen Angſtſchweiß auspreßte und auch einem gaukelnden Hardenberg ſich ſehr unangenehm machte. Scharnhorſt ſtreichelte in einer gelegentlichen Zuſchrift den alten Stürmer beſchwichtigend mit ſeiner Freundeshand. Worauf der Gebhart Lebrecht zurückſchrieb: — „Ich kan alleweille nich ſtill ſitzen und nich die zene zußamen Beiſſen wan eß Sich um daß Vatterlandt und die freyheit Handelln duht. laſſt das lauße und ich . . . Zeugh von denen diplomahtiker zu Allen teuffeln faren; warum ſoll nich alles Auffitzen und loß auff die frantzoßen wie daß Heylige donnerwetther. Die den könig vohr ſchlagen noch lenger zu zauhtern und mit den Bonapartte friden zu Hallten ſind ferrähter an ihn und daß gantze deuttſche vaterlandt und deß tohtſchiſſens wert, denn Derweill wihr hihr ſchwazzen duhn ann Statt die Nation auff und in krig zu ruffen haben die Franco-ſen zeytt und Gelägenheyt iren dinſt und Armeh wider her und ein zu Richtten und dahrum ſo ſag Ich, marrſch und auff und mitt den Degen den feindt inn die ribben“ 60).

Endlich doch wurde dem harrenden, hoffenden, bangenden Volke von Breslau aus ein erſtes Zeichen: der königliche Erlaß vom 3. Februar, welcher die Bildung freiwilliger Jägerharſte verfügte, — ein Zeichen zugleich, daß die widerfranzöſiſche und kriegeriſche Partei über die Wimmerer und Winſeler, über alle die lieben Mittelmäßigkeiten in der Umgebung des Königs einen erſten Vortheil davongetragen habe. Das Signal lautete noch ſehr behutſam und unbeſtimmt, aber es ward verſtanden. In Wahrheit: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!“ noch bevor es geſagt und geſungen ward, geſchah es und frühlingskräftig anfing vaterländiſche Gedankenſaat. Von den Kathedern der Hochſchulen fielen Worte in die Hörſäle wie jene weckenden des armen guten Wirrkopfes Steffens, welche er am 3. Februar in der Aula Leopoldina zu Breslau ſprach, einen „kleinen ſilbernen Stift bebende in den fein geſchnittenen Fingern auf und nieder ſchiebend“, in gewohnter nebelhafter Weiſe, ohne Zweifel, aber diesmal doch verſtändlich genug. „Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zuſammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich ſagte, war die ſtille Rede Aller und ſie machte deßwegen wie ein Echo aus der eigenen Seele eines Jeden einen tiefen Eindruck.“ Zu Deutſch: — Der Profeſſor forderte die Studenten auf, für das Vaterland in den Kampf zu ziehen, und erklärte ſeinen Entſchluß, ſelber mitzuziehen. „Steffens — rief ihm Scharnhorſt am folgenden Tage zu — ich wünſche Ihnen Glück. Sie wiſſen nicht, was Sie gethan haben“[81]. In der That, die ſteffens'ſche Rede hat dazu mitgewirkt, die breslauer Sachlage zu klären. Sein Wort war eines der vielen zu jener Zeit geſprochenen, welche zugleich Ereigniſſe geweſen ſind. Das ſoll dem Guten nicht vergeſſen werden ob der leidigen Thatſache, daß nachmals ſeine kriegeriſchen Abenteuer als Freiwilliger weit mehr in's komiſche als in's heldiſche Fach fielen und daß eine loſe Zunge ſogar Urſache hatte, den Spottpfeil auf ihn zu ſchnellen: „Im Anfang des Treffens drückte ſich Steffens“ .... Herrlich ward nun offenbar, was man einem geſunden Volke zutrauen darf und ſoll. Die preußiſche Jugend bis weit ins Mannesalter hinein erhob ſich unter dem Jubelſchrei: „Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland!“ Schon der infinitiviſche Aufruf vom 3. Februar wirkte elektriſch. Die Hörſäle der Univerſitäten, die oberen Klaſſen der Gymnaſien, die Komtore, die Kunſt- und Werkſtätten leerten ſich, die Pflüge ſtanden verlaſſen. Väter und Mütter weihten ihre Söhne, Schweſtern ihre Brüder, Bräute ihre Bräutigame, Frauen ihre Gatten dem heiligen Krieg. Die Städte begannen von Freiwilligen zu wimmeln, die Landſtraßen von ziehenden Männern und Jünglingen zu ſtauben. In Berlin allein meldeten ſich binnen drei Tagen 9000 junge Männer zu freiwilligem Kriegsdienſt. Greiſe griffen mit Jugendkraft zu den Waffen, Knaben flehten ſchluchzend, wenigſtens als Trommelſchläger mitgehen zu dürfen. Neben dem Bauer ſtellte ſich der Edelmann bis zum Fürſten hinauf, neben dem Handwerksburſchen der Gelehrte, neben dem Kaufmann der Künſtler, neben dem Taglöhner der Beamte in die Reihen der Landwehr. Es ward Sonntag, es ward Oſtern im Lande, grün, hoffnungs- und verheißungsvoll. Wenige Tage nach dem Aufruf vom 3. Februar ſitzt Friedrich Wilhelm in ſeinem breslauer Schloß am Fenſter, als ein großes Getöſe wie von raſſelnden Wagen und jubelnden Stimmen die Straße heraufkommt. „Sehen Sie, Majeſtät!“ ſagt der Scharnhorſt und öffnet das Fenſter. Es ſind nicht weniger als achtzig Leiterwagen, alle mit berliner Freiwilligen beladen. „Glauben nun Ew. Majeſtät an die Wirkſamkeit des Aufrufs?“ fragt der General. Der König gibt keine Antwort, aber die Thränen rollen ihm über die Wangen herab[63]. Wahrlich, es wäre gut geweſen für Friedrich Wilhelm, für welchen ſein Volk ſo Viel gethan, wie nie zum zweiten Mal ein Volk für ſeinen König that, ſo er ſich dieſer Stunde von 1813 erinnert hätte, als er nachmals im Begriffe war, die Kamptz und Schmalz und Tzſchoppe und andere Gleiche als Demagogenhetzhunde auf die deutſche Jugend loszulaſſen, bei Gelegenheit jener ruchloſen Treibjagd, als das ſchlechte Gewiſſen der Metterniche, Wittgenſteine und Mitſünder ſelbſt in ſo exceſſiv monarchiſch und loyal geſinnten Männern, wie der Arndt einer war, Verſchwörer und Rebellen witterte, weil dieſe wollten, daß die ungeheuren Opfer von 1813 nicht allein den Fürſten und den übrigen „Privilegirten“ zu Gute kommen ſollten, daß die ſtromweiſe geſäete Blutſaat der Befreiungskriege auch dem deutſchen Volke Früchte tragen müßte. Nicht alle „Blüthenträume“ von 1813 konnten reifen; aber mußte man darum die ſchnödeſte Undankbarkeit, welche die Welt geſehen, ſo weit treiben, keinen zur Reife kommen zu laſſen? . . . .

Der ſtaunenswerthe Erfolg des Erlaſſes vom 3. Februar ſchlug aber am königlichen Hoflager keineswegs endgültig durch.

Das alte Weib in Feldmarſchallshoſen, Herr von Kalkreuth, und ſeine Mitfranzöſelinge, ſie wußten dem armen Jnfinitiv immer wieder gehörig angſt und bange zu machen. Wäre Napoleon nicht kaiſerwahnſinnig geweſen, d. h. hätte er in den erſten Tagen des Februars dem preußiſchen Kabinett etliche annehmbare Brocken hingeworfen, ſo würde ohne Zweifel der Verſuch gemacht worden ſein, den Volksaufſchwung zu lähmen und in der napoleoniſchen Vaſallenſchaft zu beharren. Leider ließ es der hochmüthige Wahnſinn des Empereur, welcher nicht die geringſte Einräumung machen wollte, nicht zu dieſem Verſuche kommen, und da nun von franzöſiſcher Seite her Nichts zu hoffen war, mußte man ſich wohl dazu entſchließen, die von ruſſiſcher her gebotene Handhabe ernſtlicher anzufaſſen. Da kam nun, die zukünftige Stellung Preußens anlangend, Alles darauf an, wie man das that. Man that es, wie Jedermann weiß, möglichſt ungeſchickt. Staatskanzler Hardenberg — auch eine Korkſeele, aber lange nicht ſo fein geſchnitzt, ſo gerieben, wohlgeölt und elaſtiſch wie Metternich — iſt gar nicht der Mann geweſen, die Situation diplomatiſch zu beherrſchen, auch vorausgeſetzt, daß er freie Hand gehabt hätte. Die Kläglichkeit der preußiſchen Diplomatie, welche nachmals beim erſten und zweiten pariſer Frieden und auf dem wiener Kongreß ſo glänzend ſich offenbarte, kündigte ſich jetzt ſchon an. Statt gleich von vornherein die Wünſche und Forderungen Preußens beſtimmt zu formuliren und in ganz unzweideutig vertragsmäßiger Weiſe zu ſtipuliren, begnügte man ſich in der Hauptſache vorderhand mit der Zuſicherung der Wiederherſtellung des preußiſchen Staats in ſeinem Umfange vor dem Tage von Auerſtädt-Jena, und nahm das byzantiniſch-freundliche Lächeln des Czaren für eine Garantie. Hiebei fällt auch auf die Stein und Scharnhorſt ein ſtarker Tadel. Verzehrt vom Eifer des Widernapoleonismus, glaubten ſie und mit ihnen noch viele Wackere, nach Niederwerfung des Zwingherrn würde und müßte ſich alles Andere von ſelber finden und machen, und ſo verſäumten ſie, um nur möglichſt raſch das ruſſiſch-preußiſche Bündniß zuwegezubringen, Sicherſtellungen für Preußen und Deutſchland, welche Rußland gebunden hätten, auch dann noch gebunden hätten, als durch Oeſtreichs Beitritt zur Allianz die oberſte Leitung thatſächlich in die Hände der öſtreichiſchen Diplomatie kam, welche, der preußiſchen ſo überlegen wie immer, natürlich ganz im franz-metternichigen widerdeutſchen Sinne verfuhr. Allerdings, es iſt fraglich, ob die Führer der deutſchen Patrioten Mittel und Wege hätten ausfindig machen können, die nationale Sache Rußlands verſteckter und Oeſtreichs offener Feindſeligkeit gegenüber zu halten; aber daß ſie, vorerſt im blinden Vertrauen auf das „große Herz“ Alexanders, Betreibungen und Vorkehrungen zu dieſem Zwecke, wie ſolche möglich geweſen wären, vernachläſſigten, das iſt gewiß und iſt ihre Verſchuldung.

Man ſcheint ſich zu Breslau zwiſchenhinein mit dem Wunſche getragen zu haben, in Gemeinſchaft mit Oeſtreich die Stellung einer bewaffneten Neutralität zwiſchen Rußland und Frankreich einzunehmen; allein da in Wien Alles ſtillblieb und auch von Paris aus nicht ein Wort als Antwort auf die ſchüchternen preußiſchen Eröffnungen verlautete, ſo mußte man doch endlich einen nach anderer Seite hinzielenden Entſchluß faſſen. Ließ es ſich doch nicht mehr überhören, daß die Volksſtimme mehr und mehr einen murrend drohenden Ton annahm. Alle — hat ein Mitlebender in ſeinen Erinnerungen geſagt — „Alle ohne Ausnahme wollten gegen die franzöſiſche Tyrannei kämpfen. Aber der König ſchwieg und ſchwieg. Die Ungeduld wuchs von Tage zu Tage, jeder Verſtändige ſah, daß die flüchtige Gelegenheit raſch und entſchloſſen ergriffen werden müſſe und daß durch Zögerung Alles verloren gehen könne. Ja, es ließen ſich Stimmen der Ungeduldigſten vernehmen: wofern der König nicht bald ſich erkläre, ſo müſſe man ſeinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, auf den Thron ſetzen“[63]. Alſo der Gedanke einer

Palaſtrevolution, welcher unter den obwaltenden Verhältniſſen gar leicht zur That einer Volksrevolution hätte werden können? Man ſieht, wie lächerlich es im Grunde war, wenn amtliche und lohnſchreiberliche Falſchmünzerei die edle Loſung jener Tage: „Für Freiheit und Vaterland!“ nachmals in die Loſung: „Für Friedrich Wilhelm!“ umgelogen hat ..... Am 9. Februar wurde der Oberſt von dem Kneſebeck in aller Heimlichkeit als Unterhändler in das ruſſiſche Hauptquartier nach Chlodowa geſchickt. Er brachte Nichts zu Stande, weil er nicht merkte, worauf es dem Czaren hauptſächlich ankomme, nämlich auf die Verſchlingung ſämmtlicher polniſcher Provinzen. Alexander, in ſeiner Großherzigkeit höchſt freigebig mit vorerſt noch unereroberten deutſchen Ländern, bot zur Vergrößerung Preußens das ganze Königreich Sachſen an; aber dieſes großherzige Anerbieten diente nur dazu, die Unterhandlung zu verwickeln. Denn wenn auch der Köder dem hohenzolleriſchen Länderappetit gar duftend in die Naſe ſtach, ſo verwehrte das Ewig-Juſtitiviſche der preußiſchen Politik doch auch hier wieder ein entſchloſſenes Zugreifen.

Der Czar, des Hin- und Herredens ſatt, beſchließt jetzt, den Knoten zu zerhauen, und ſendet als Zerhauer den Stein nach Breslau. Der Reichsfreiherr langt am 25. Februar daſelbſt an, ein höchſt unwillkommener Bote. Die Angſtweiber in der Umgebung des Königs ſtimmen ihre Klagelieder an: — „Ach, Herr Jeſus, was wird der franzöſiſche Geſandte zur Erſcheinung des „„mauvais Stein““ an unſerem Hoflager ſagen?“ „Sehr unpaſſend ſein, dieſen Herrn zu ſchicken; mir ſehr widerwärtig ſein!“ brummt König Juſtitiv. Aber der Stein kümmert ſich Wenig um Geflenn und Gebrumm, Wenig auch darum, daß er, fieberbehaftet, nur in einem elenden Dachſtübchen des Wirthshauſes zum Szepter ein Unterkommen findet und daß ſeine Anweſenheit durch den Schletterling von Kalkreuth dem Monſieur St. Marſan förmlich denuncirt wird. Gut da, als der Ober-

Hofmeiſter oder Obergroßpapa des Königs (ſpaniſch: el gran ajo del rey), der Herr von Wittgenſtein, ſich bei ihm melden läßt, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, d. h. um zu ſpioniren, den preiswürdigen Steinismus von ſich: „Der Fürſt mag kommen; aber er wird mir's nicht übel nehmen, wenn ich ihn die Treppe hinunterwerfen laſſe"64). Führt dann auch, auf infinitiviſches Gebrumm nicht achtend, bei Hofe eine verſtändlich-lapidariſche Sprache, ſtellt, wie die weichen Sammetlippen „korrekter" Hiſtoriographie es ausdrücken, die Sachlage „auf's Eindringlichſte" vor und ſpielt zuletzt den Trumpf aus: „Hält Preußen an dem Bündniß mit Frankreich feſt, ſo iſt der Kaiſer von Rußland entſchloſſen, die preußiſchen Provinzen bis zur Weichſel in Beſitz zu nehmen und dieſelben dem ruſſiſchen Reiche förmlich einzuverleiben"65). Das ſchlägt durch. „Wenn man dem Czaren beweiſen will, daß es Preußen mit der ruſſiſchen Allianz ernſt ſei, muß man an die Stelle des Hämorrhoidarius Kneſebeck den Scharnhorſt zu ihm ſenden", ſagt der Stein. Scharnhorſt geht nach Kaliſch ins ruſſiſche Hauptquartier. Hardenberg vereinbart mit dem ruſſiſchen Diplomaten Anſtett, der mit Stein gekommen, ein preußiſch-ruſſiſches Schutz- und Trutzbündniß. Der Entwurf iſt ſchon ins Reine geſchrieben, da wird Friedrich Wilhelm noch einmal ſtutzig und ſtörrig, ſo zwar, daß es — ſagt eine aus verläßlichſter Quelle fließende Nachricht — nöthig wird, vor den Ohren der infinitiviſchen Majeſtät hörbar zu murmeln, es könnte leicht nöthig ſein und dazu kommen, daß eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt werden müßte, um den Staat zu retten66). Jetzt wird der Allianzvertrag am 27. Februar durch Hardenberg und Anſtett zu Breslau und am 28. durch Scharnhorſt und Kutuſow Namens ihrer Souveraine zu Kaliſch unterzeichnet. Demzufolge verpflichtet Rußland ſich, ſofort 150,000, Preußen 80,000 Mann Linientruppen (die Feſtungsbeſatzungen ungerechnet) zum gemeinſamen Kriege gegen Frankreich zu ſtellen, zu einem Kriege, welcher von keiner der beiden Mächte einſeitig beendigt oder auch nur durch einen Waffenſtillſtand unterbrochen werden dürfe. Folgte dann das Gelöbniß des Czaren, vor Wiederherſtellung Preußens die Waffen nicht niederzulegen, und die Beſtimmung, Oeſtreich und England zum Eintritt in den Bund einzuladen. Eine Ergänzung, die deutſchen Dinge beſchlagend, fand der kaliſcher Vertrag durch einen weiteren, am 19. März zu Breslau vereinbarten, kraft deſſen als Kampfziel die „Befreiung Deutſchlands von napoleoniſcher Zwingherrſchaft" hingeſtellt ward und die deutſchen Fürſten und Völker aufgerufen werden ſollten, die Kampfarbeit zum angegebenen Zwecke mitzuthun. Jeder deutſche Fürſt, welcher bis zu einer beſtimmten Friſt dieſem Aufruf nicht nachgekommen wäre, ward bedroht, Land und Leute zu verlieren. Auch ſollte, die deutſchen Länder zu regieren, welche die ruſſiſchen und preußiſchen Heere in ihrem Vorſchreiten gen Weſten beſetzen würden, ein „Centralverwaltungsrath" eingeſetzt werden, beſtehend aus ruſſiſchen und preußiſchen Bevollmächtigten, zu deren Obmann und Vorſitzer Stein erkoren wurde. Der tapfere Reichsfreiherr ſah dieſen Platz für einen ſolchen an, auf welchem er für den Aufbau eines einheitlichen Deutſchlands Tüchtiges zu wirken vermöchte, was freilich eine Illuſion war. Aber eine Illuſion, welche die Partikulariſten links und rechts nicht wenig ängſtigte, weßhalb dann aus der metternichig-widerdeutſchen wiener Staatskanzlei wie aus den rheinbündleriſch-widerdeutſchen Kabinetten alsbald Pfeile genug mit vergifteten Spitzen geflogen kamen, auf den Stein zielend als auf den künftigen „deutſchen Kaiſer" . . .

Alſo nahmen endlich die Dinge eine vorſchreitende Geſtalt an. Am 15. März war der Czar in Breslau. Sein Empfang an der deutſchen Gränze hatte etwas Ueberſchwängliches, Berauſchendes. Er wurde in der That wie ein befreiender Gott empfangen und die Ruſſen nahmen die herzlichen Freudenbezeugungen, deren Gegenſtände ſie waren, mit ſteigender Verwunderung, mit ſtaunendem Gaffen entgegen. Einigen trieb das jubelnde „Hurrah unſerem Befreier! Hurrah dem Retter Europa's!“ Thränen ſlaviſcher Rührung in die Augen[67]. Alexander aber ſchlürfte mit Wohlbehagen den berauſchenden Huldigungstrank, welcher auf ſeine angeborene Eitelkeit die naturgemäße und unausbleibliche Wirkung haben mußte. Wenn die knechtiſche Menge die Fürſten vergottet, warum ſollten ſie ſich nicht für Herrgötter halten? Der Czar nahm demzufolge die gnädige Miene einer Art von europäiſchem Herrgott an, mit wohlwollend-beſchützerlichem Auge Deutſchland anſehend und ſogar ſchon jetzt einen gnädigen Blick auch nach Frankreich hinüberwerfend. Denn in dem berühmten „Manifeſt von Kaliſch“, welches Kutuſow am 25. März ausgeben ließ und welches ganz unzweifelhaft das Kriegsmanifeſt der ruſſiſch-preußiſchen Allianz geweſen iſt, obzwar diplomatiſche Niedertracht es ſpäter gern verleugnet hätte, — in dieſem Aktenſtück, worin mit der Loſung „Ehre und Freiheit!“ jeder Deutſche, „der des Namens noch würdig ſein will, ſei er Fürſt, ſei er Edler oder ſtehe in den Reihen der Männer des Volkes“, aufgerufen ward, den „Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beizutreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben,“ — in dieſem Aufruf, in welchem die Auflöſung des Rheinbunds verkündigt und die Wiederherſtellung Deutſchlands mit einer Verfaſſung, welche „hervorgehend aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volkes“ die deutſche Nation „verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener unter Europa's Völkern erſcheinen laſſen wird,“ förmlich verheißen wurde, — in eben dieſem Manifeſt war doch auch ſchon von der „ſchützenden Hand“ die Rede, welche der Kaiſer aller Reußen über Deutſchland und deſſen neuzuſchaffende Verfaſſung „halten“ wollte; ſowie davon, daß Frankreich „ſchön und ſtark durch ſich ſelbſt bleiben ſollte“ und daß es keiner Macht einfiele, Etwas gegen ſeine „rechtmäßigen Gränzen“ zu unternehmen“[68]. Für hörende Ohren ſchon ein Vorklang von jenem widerdeutſchen, freilich durch die klägliche Unfähigkeit und Energieloſigkeit der preußiſchen Politik mitverſchuldeten, alexander-talleyrand-metternich-caſtlereagh'ſchen Ränke- und Schwänkeſpiel, welches das beſiegte Frankreich ſtark und mächtig und das ſiegreiche Deutſchland zerriſſen, kraftlos und ohnmächtig ließ.

Am 12. März war Gneiſenau, aus England kommend, in Breslau angelangt, die Verſicherung von Seiten des engliſchen Kabinetts mit ſich bringend, daß Britannia ihre widernapoleoniſche Schuldigkeit thun und den Verbündeten ganz vorzüglich mit dem beiſtehen werde, deſſen ſie am meiſten bedurften, mit Geld. Drei Monate ſpäter (15. Juni) kam dann, wie Jedermann weiß, ein förmlicher Vertrag in dieſer Richtung zu Stande, kraft deſſen England ſich verpflichtete, für das Jahr 1813 an Preußen 666,666 und an Rußland 1,333,334 Pfund zu entrichten. Jetzt aber und ſpäter iſt Preußen in Betreff der britiſchen Subſidien ſeinen Verbündeten gegenüber augenſcheinlich zu kurz gekommen, viel zu kurz. Was Englands Freigebigkeit angeht, ſo war ſie natürlich eine echtengliſche, d. h. durchaus ſelbſtſüchtige. Denn es verſtand ganz vortrefflich zu berechnen, was es ihm eintragen müßte, wenn feſtländiſche Bajonnette dem Drachen Kontinentalſperre den Garaus machten. Ah, Buſineßmacherin Britannia wußte das mit Zinſen und Zinſeszinſen wieder hereinzubringen, was Rule-Britannia ausgab. Kaum war der genannte Drache todt, als eine wahre Flut von engliſchen Waaren alle feſtländiſchen Märkte überſchwemmte, die feſtländiſche Fabrikation in vielen Zweigen vollſtändig lahmlegend. Von der ungeheuren Maſſenhaftigkeit der engliſchen Ausfuhr und des engliſchen Gewinnſtes zu jener Zeit kann es eine Vorſtellung verſchaffen, wenn man erwägt, daß die Engländer im Jahre 1814 allein für nicht weniger als 10,831,000 Pfund Baumwollenwaaren auf das Feſtland herüberwarfen und Deutſchland hievon für 3,248,000 Pfund gekauft hat[60].

Derweil hatte ſich in Breslau die Frage erhoben, welcher preußiſche General den preußiſchen Hauptheerhaufen, wie ſolcher in Schleſien ſich geſammelt hatte, führen ſollte. Man ſprach von York, den Kneſebeck empfahl, von Tauenzien und Anderen. Auch vom Blücher, natürlich. Aber, ſagten die Neunmalweiſen, der Mann iſt nahezu ein Einundſiebziger; was kann ſo ein „invalider Greis“ ausrichten? Erinnern wir uns doch, wie unſere „Uralten“ von Generalen Anno 1806 ſich aufgeführt haben. Aber, ſagten die wimmernden und winſelnden Vorzimmerlinge, der Mann iſt ein „huſariſcher Tollkopf“, ein „Wildfang“ und „verzweifelter Spieler“, welcher durch ſein „blindes Vorwärtsſtürmen und Dreinfahren“ Alles zu Grunde richten wird[70]. Wahr iſt, als der Gebhart Lebrecht erfuhr, daß das „federWichſollk von diplomahtiker“ daran arbeitete, ihn vom Heerbefehl fernzuhalten, da wurde ſein Blüchern recht eigentlich zum Berſerkern und, ein vollſtändigſtes Flüchedonnerwetter losorgelnd, vermaß er ſich und ſchwur, er ſetze ſeinen Kopf zum Pfande, man ſolle ihm nur 30,000 Mann geben, damit wolle er alle Franzoſen aus Deutſchland hinausfegen[71]. Die Sage will, Blücher habe das ſpäter (1815) wiederholte Wort noch hinzugefügt: „Wenn ich den Bonaparte kriege, laſſ' ich ihn aushauen!“ Ein häßliches Wort, ſelbſt einem widernapoleoniſchen Berſerkerzorn nicht zu verzeihen, doppelt garſtig auf eines Helden Lippen ... Die Anſprüche des Alten konnten nicht überſehen und überhört werden, um ſo weniger, da Soldaten und Offiziere laut genug riefen, „de old Blüchert“ ſolle ſie führen. Man brach aber der Frage ſcheinbar die Spitze ab, indem man vorderhand gar kein oberſtes preußiſches Heerkommando einſetzte, woher es dann kam, daß von den preußiſchen Generalen zunächſt jeder den Krieg auf eigene Hand führte. Blücher erhielt, ganz insbeſondere auf Scharnhorſt's energiſches Andringen hin, den Oberbefehl über das in Schleſien ſtehende preußiſche Heer, welches 26,000 Mann ſtark war und durch Hinzufügung eines ruſſiſchen

Korps unter Winzingerode um 10,000 Mann vermehrt wurde[72]). General Scharnhorſt war erſter, Oberſt Gneiſenau zweiter Generalquartiermeiſter. Mit dem Hinausfegen der Franzoſen aus Deutſchland ging es freilich lange nicht ſo geſchwinde, wie der Gebhart Lebrecht gemeint hatte. Der Bonaparte zeigte der Welt hinlänglich deutlich, daß er einſtweilen noch der Napoleon ſei, der ſich nicht ſo mir Nichts dir Nichts „kriegen“ und „ausbauen“ ließe . . . .

Die alte Stadt Breslau konnte in jenen Tagen mit Fug das „Herz Deutſchlands“ heißen. Hoch und herrlich pulſirte es und trieb die hochrothen Wellen ſeiner Begeiſterung weithin durch die Adern der Germania, von welcher in Erfüllung gehen zu wollen ſchien, was dazumal Einer ihr zuſang: — „Zu welch hohem Heldenleibe einer Rieſin voller Mark könnteſt du aus ſchwachem Weibe wachſen, Deutſchland, groß und ſtark!“ Es iſt unmöglich, daß ein Deutſcher von jener Oſterzeit ſpräche oder hörte, ohne daß ihm ein Nachhall davon im Herzen wach würde. Der edelſte Enthuſiasmus, jahrelang mit heiligem Zornfeuer und bitterlichen Thränen großgenährt, regte ſich in den Menſchen. Wie liebende Söhne zur hülfebedürftigen Mutter, eilte die Blüthe der deutſchen Jünglingſchaft, ein von Kant und Schiller und Fichte erzogenes Geſchlecht, nach Breslau, wo in der rauchigen Bierſtube zum „Szepter“ Adolf von Lützow ſein Werbequartier aufgeſchlagen hatte, um jene „Freiſchar“ der Lützower zu bilden, in deren Reihen Theodor Körner, aus Wien herbeigerannt, „zugleich ein Sänger und ein Held“ geweſen iſt, auf Märſchen und am Beiwachtfeuer jene lodernden Lieder anſtimmend, deren Wahrhaftigkeit er mit ſeinem Herzblut beſiegelt hat. Das war ein Leben und Weben im „Szepter“, wo die Lützow, Petersdorf, Helmenſtreit, Müller, Maſſus, Frieſen, Eckardt und andere viele wackere und wackerſte Geſellen ſich zum Kriege rüſteten, der im Sinne der Lützower kein Krieg war, „von dem die Kronen wiſſen“, kein Fürſten- und Diplomatenkrieg, aber ein Volkskrieg, aus welchem Mutter Germania in verjüngter Herrlichkeit hervorgehen ſollte. Alſo faßte die „Schwarze Schar“ dieſen Krieg und ſeinen Endzweck und darum fühlten ſich die Lützower ganz weſentlich als deutſche Krieger, kleideten ſich in die deutſchen Farben — ſchwarze Waffenröcke, rothe Achſelklappen und Aermelaufſchläge, gelbe Knöpfe — und als ſie am 28. März in der Kirche zu Rogau dem König von Preußen den Kriegseid leiſten ſollten, machten ſich Stimmen unter ihnen laut, daß nur dem künftigen deutſchen Kaiſer geſchworen werden dürfe. In dieſem Sinne war ganz beſonders der raſtloſe „Werber“ und „Treiber“ Jahn thätig, von deſſen im Aufruffach ſtarker Feder auch Blücher und Scharnhorſt gelegentlich Gebrauch machten. Die lützow'ſche Freiſchar — ſie zählte zur Zeit ihrer höchſten Blüthe 2800 Mann zu Fuß (Jäger und Füſiliere) und 480 Reiter (Jäger, Ulanen und Huſaren) — war ohne Frage der höchſte dichteriſche Ausdruck des Krieges vom Jahre 1813. Aber wie die Poeſie zur Wirklichkeit, ſo verhielt ſich die Idee, welche die Lützower zuſammengebracht hatte, zu den Ereigniſſen der Zeit, d. h. die Idee konnte es nun und nimmer zu einer ganzen und vollen Erſcheinung bringen, und trotz aller Tapferkeit hat die ſchwarze Schar verhältnißmäßig Wenig geleiſtet. Es rührte dies hauptſächlich davon her, daß ſie von oben herab mit Mißtrauen und Ungunſt angeſehen wurde; dann auch davon, daß ihr Befehliger zwar ein bravſter Soldat, aber ein Führer von nur ſehr mittelmäßigem Talent und zudem ein ganz entſchiedener Pechvogel war[74]). Trotz Alledem jedoch muß der ſchwarzen Schar ihre geſchichtliche Bedeutung gewahrt werden. Sie war die Verſinnlichung des opferfrohen, von einer religiöſen Weihe angehauchten Idealismus, welcher alle deutſchen Jünglingsſeelen hob und trug. Alle? Ach nein! Da war ja ein fünfundzwanzigjähriger berliner Student, Arthur Schopenhauer geheißen und vom Schickſal auserkoren, ſpäter eine Art von deutſchem Buddha vorzuſtellen, den „verfolgte“ beim Ausbruch des

Kriegs von 1813 „die Furcht, zum Kriegsdienſte gepreßt zu werden“[74].

Am Tage nach der Ankunft des Czaren in Breslau ſandte Hardenberg dem franzöſiſchen Geſandten, welcher endlich eingeſehen hatte, daß hier nicht mehr ſeines Bleibens, und abgereiſ't war, die Erklärung nach, daß Preußen im Bunde mit Rußland die Waffen gegen Napoleon erheben werde (16. März). Am folgenden Tage erſchien der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk“, verfaßt vom Staatsrath Hippel, gute herzbewegende Worte, ſchlicht und warm, Preußen und Deutſchland entſchloſſen ankündigend, daß ein Kampf um Sein oder Nichtſein bevorſtehe, und an- und aufrufend Alles, was gut und edel in Menſchen und Völkern. An demſelben 17. März führte York — („ein grimmiger Ernſt war auf ſein Geſicht geſchrieben“[75]) — ſeinen Harſt in das von den Franzoſen geräumte Berlin, mit unendlichem Jubel empfangen. Zugleich mit dem Aufruf „An mein Volk“ erſchienen die Verordnungen über die Schaffung und Organiſation der Landwehr und des Landſturms, ſowie über die auf einem höchſt glücklichen Gedanken beruhende Stiftung des Ordens vom „Eiſernen Kreuz“, — ein wahrhaft volksthümliches Ehrenzeichen, welches als dem Erſten ſeiner Ritter dem braven Major von Borcke verliehen ward, weil er mit ſeinen pommer'ſchen Füſilieren zu Lüneburg ſo mannhaft gegen den Feind geſtritten hat[76]. Schleiermacher hielt, als der königliche Aufruf von allen Kanzeln verleſen wurde, in Berlin ſeine berühmte Heerpredigt wider die Franzoſen und ſchrieb darüber an einen Freund: „Auch wir, die Verkündiger des Friedens, haben, wenn auch nicht alle zum Schwert, doch zu der ſcharfen Waffe des Wortes gegriffen und an heiliger Stätte zum Kriege, zum Kampf auf Leben und Tod aufgerufen“[77]. Und, in Wahrheit, *ſo* todesernſt und hingebungsvoll nahm man dieſen Streit in allen Volksſchichten und in *dieſem* Sinne entſprach man dem Aufruf vom 17. März. „Wer Zeuge der

Begeiſterung jener ſchönen Tage geweſen iſt — hat ein Mitbegeiſterter bezeugt — wer geſehen hat, wie die Schranken fielen, die ſo lange Deutſche von Deutſchen trennten: wie der Unterſchied der Stände und ihre gegenſeitigen Antipathieen in der Liebe zum Vaterlande unterzugehen und nur ein Gefühl zu herrſchen ſchien, die erlittene Schmach zu rächen und gegen neue Bande der Knechtſchaft Sicherheit zu ſchaffen: der weiß auch, wie raſtlos Jeder bemüht war, die Mittel, die ihm zu Gebote ſtanden, zur Förderung des allgemeinen Zweckes geltend zu machen"[78]. Wie kläglich erſcheint es, wie ſo ganz unter dem Maaße von Napoleon's Genie, wenn er ſich den Anſchein gab, dieſe Volkserhebung gar nicht verſtanden zu haben. Noch auf St. Helena hat er ſich über den Haß, welchen er in Deutſchland erregte, verwundert geſtellt und darüber, daß man in ihm einen „Vernichter" (destructeur) der Rechte der Völker geſehen, in ihm, der doch „für die Völker ſo Viel gethan und noch ſo Viel für ſie habe thun wollen"[79].

Groß und ſchwer, geradezu ungeheuer und unerhört war das, was dem preußiſchen Volke zugemuthet wurde; aber es ward mit einer glorreichen Hingebung geleiſtet. Vier Heerhaufen brachte Preußen zunächſt auf: einen in Oſtpreußen unter York, einen zweiten in Weſtpreußen unter Bülow, einen dritten in Pommern unter Borſtell, einen vierten in Schleſien unter Blücher. Von Tag zu Tag wuchſen dieſe Harſte an Zahl, Kraft und Waffentüchtigkeit. Die Provinzen wetteiferten in Opferwilligkeit. Schleſien allein hatte ſchon bis zur Mitte des Maimonats 95,767 Krieger geſtellt. Der kleine, arme, ausgepreßte preußiſche Staat mit weniger als 5 Millionen Bewohner brachte im Frühjahre und Sommer von 1813 nicht weniger als 271,000 Streiter unter die Fahnen[80]. Ins Feld jedoch konnte ſelbſtverſtändlich dieſe Maſſe nur ſehr allmälig geführt werden. Die ganze Rüſtung aber ward nur möglich durch das opferwillige und opferfreudige Handeln der ganzen Bevölkerung. Ab, damals war der „Altar des Vaterlandes“ keine bloße Redensart! Er bog ſich unter der Laſt der Opfergaben, welche patriotiſcher Enthuſiasmus auf ihn häufte. Das Einzige, Letzte, Theuerſte, mit rührender Beeiferung ward es herbeigebracht. Allen Gebern und Geberinnen voran ſtand die katholiſche Gemeinde Marienburg in Weſtpreußen, welche das Silbergeräth ihrer Kirche dem Staat zur Verfügung ſtellte. Die erſten Geldbeiträge gaben der Schneidermeiſter Hans Hofmann in Breslau (100 Thlr.) und der Jude Gumpertz in Berlin (300 Thlr.). Johannes Hintze in Deutſch-Bergh war der Bauer, welcher das erſte Pferd ſchenkte; Michel Arzleben der, welcher zuerſt 100 Scheffel Hafer hergab. Die Profeſſoren Gravenhorſt, Schulz und Hermbſtädt waren die erſten Staatsbeamten, welche zu Gunſten der guten Sache auf einen Theil ihres Gehalts verzichteten. Der erſte Edelmann, welcher ſein Silbergeſchirr einſandte, war der ſchleſiſche Graf Sandretzky. Ein Ungenannter ſchickte drei Golddoſen mit Brillanten im Werth von 5300 Thalern, ein alter Kriegsmann ſein einziges Goldſtück. Die Erſten, welche ihre goldenen Trauringe opferten, waren der Lotteriecollecteur Rolin und ſeine Frau in Stettin. In Breslau allein gingen während der Monate März und April tagtäglich Opfergaben von 1000 Thalern Bargeld ein. Man darf kecklich ſagen, daß wie mit ſeinem Blute ſo auch mit ſeinem Gute niemals ein Volk freigebiger geweſen ſei als das preußiſche im Jahre 1813, falls man erwägt, daß das arme Land neben den von Gemeinde- und Staatswegen geforderten Opfern noch freiwillige im Betrage von Millionen aufgebracht hat. Etwas vom Höchſt- und Heiligſt-Menſchlichen athmet darin, wenn das ſchöne junge Mädchen Ferdinande von Schmettau in ihrer Armuth ihr prachtvolles Goldlockenhaar als patriotiſche Opfergabe darbrachte; ſowie nicht minder darin, wenn eine leider ungenannt gebliebene blutarme Taglöhnerin im Dorfe Ratſch in Schleſien ihr einziges Betttuch zu Verbandzeug zerſchnitt[81]).

„Ehrwürdig“ hat ein ſtrenger Urtheiler und karger Lober das Gebaren der deutſchen Frauen zu jener Zeit genannt, wie ſie, wo immer ſie helfen konnten, hülfreich zarte Hände rührten, die Kämpfer begeiſternd mit innigen Herzensworten, die Gebeugten tröſtend, die Zweifelnden aufrichtend, die Verwundeten pflegend. Gar viele ſind, die Peſtluft der Lazarethe einathmend, Opfer ihrer heldiſchen Pflichterfüllung geworden. Junge Mädchen, an deren jungfräulichem Ruf kein Makel, wurden von dem gewaltigen Zeitſturm über die Bedenklichkeiten ihres Geſchlechts ſo weit emporgehoben, daß ſie zur Büchſe und zum Säbel griffen, um gegen den Feind des Vaterlandes zu fechten. So die beiden kühnen Reiterinnen Dore Sawoſch und Line Peterſen; ſo die freiwilligen Jägerinnen Johanna Lüring, Friederike Werder, Lotte Krüger und die ſchöne Lore Prochaska, welche in den Reihen der Lützower im Treffen bei der Göhrde die Todeswunde empfing, mit echtweiblicher Hochherzigkeit den Wundarzt, der ſie zu verbinden kam, auffordernd, lieber erſt den umherliegenden Verwundeten beizuſpringen, bei welchen die Hülfe noch von Nutzen ſein könne. Freilich, wenn ſich deutſche Streiterinnen, wie z. B. die Line Peterſen und die Lotte Krüger, das Ehrenzeichen des Eiſernen Kreuzes erwarben, ſo fehlte es auch nicht an deutſchen Mädchen und Frauen, die es vorzogen, Unehrenzeichen ſich zu erwerben, und für welche Schiller's Wort: „O, mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!“ umſonſt geſprochen war. Zwar, wenn junge hannover'ſche Gräfinnen des Namens Hardenberg über die Ereigniſſe des Jahres 1813 ein Klaglied ſangen, weil in Folge dieſer Ereigniſſe das „doch gar zu amüſante“ Leben am Hofe des Morgen-Wieder-Luſchtik-Jérôme in Kaſſel ein Ende genommen hatte, ſo mag das einer ſiebzehn- und achtzehnjährigen Gänſigkeit in Gnaden verziehen ſein. Weit weniger verzeihlich dagegen iſt es, wenn eine deutſche Fürſtin, die Fürſtin-Regentin Pauline von Lippe-Detmold, als eine ganz fanatiſche Napoleonsmagd ſich gebarte, den deutſchen Führer einer koſakiſchen Streifſchar, welchen ſein Unſtern ihr in die Hände geliefert, ins Tollhaus ſperren ließ und den Orakelſpruch von ſich gab: „Die Deutſchheit iſt ein Unding. Die Zukunft wird beweiſen, daß der große Napoleon rechthatte und daß man unrecht und unverzeihlich gewaltthätig an ihm handelte.“ .. Es gab jedoch auch fürſtliche Frauen in Deutſchland, in deren Seele das Vaterlandsfeuer hoch und ſchön mitloderte. So die Prinzeſſinnen Luiſe und Marianne von Preußen, ſo Amalia von Baden, welche, als ſie ein von ihrem Freunde Stein zu Breslau geſprochenes Scheltwort über die deutſchen Fürſten, welche „fortwährend ihre Ketten küßten,“ vernommen und die Rechte ihres Hauſes gegen ihn in Schutz genommen hatte, auf ſeine derbe Zurechtweiſung zurückſchrieb: „Sie haben mich an meinen Platz verwieſen und ich bin Ihnen deßhalb nicht gram. Aber rechtfertigen muß ich mich doch; denn Sie mißverſtehen mich und die Beſchuldigung, als fühlte ich nicht warm für das, was uns Alle jetzt begeiſtern muß, hat mir wehgethan, da ich ſie nicht verdiene. Ich kann nach meinen Gefühlen nie eine Empfindung zu exaltirt finden, wenn es das Vaterland und die Befreiung von dem ſchimpflichſten Joche gilt; dafür iſt kein Opfer zu groß und ich möchte ſie gern ſelbſt alle bringen. Aber dem Vaterland und der Freiheit müſſen ſie gelten und das wäre kein Opfer für beide, wenn man von einer andern gefräßigen Macht unterjocht würde. Nur dahin geht meine Sorge für die Meinigen, nur das kann ich nimmermehr recht und billig finden. In allem Uebrigen die Wiederherſtellung des Vaterlandes betreffend bin ich ſtolz, einerlei Meinung mit Ihnen zu ſein, und jedes Opfer, welches dahin zielt, werde ich nie zu groß nennen.“ .. Es gibt einen anmuthigen Dreiklang, wenn man neben dieſe Prinzeſſin das ſchlanke ſchleſiſche Edelfräulein ſtellt, in deren Mutterhaus zu Steinau der Livländer Woldemar von Löwenſtern im Februar von 1813 einquartirt war, einer der kühnſten Degen jener Zeit und einer der glücklichſten, wenn nicht der glücklichſte Streifzügeführer der Befreiungskriege — („ihre Augen konnten wie blaue Flammen auflodern, wenn die Eigenthümerin vom Kriege gegen die Franzoſen ſprach; ſie hatte zwei Brüder beim Heere und bedauerte ſehr, nicht ein dritter Bruder zu ſein, um auch noch die Waffen zu führen; ihre Ringe, Ohrgehänge und andere Schmuckſachen hatte ſie an die Kriegskaſſe in Berlin eingeſandt: ſo belloniſch dachte das Fräulein aus Vaterlandsliebe, denn übrigens war ihr Weſen zart und weich*) — und neben das blauäugige Edelfräulein die ſchöne, ſchwarzäugige, verſtandesklare achtzehnjährige Müllerstochter Marie im Dorfe Groß Särchen unweit Muskau, welche, als im Auguſt von 1813 würtembergiſche Offiziere in ihrem väterlichen Hauſe Quartier hatten, an ihrem raſtlos ſurrenden Spinnrädchen helle Thränen vergoß, daß Deutſche noch unter den Fahnen des Zwingherrn föchten, während des Waffenſtillſtands entſchloſſen ausrief: „Um Gotteswillen, nur keinen Frieden, ſo lange noch ein Franzos auf deutſchem Boden ſteht!“ und mit Augen voll Feuer und Wangen voll Röthe hellfieberiſch-zuverſichtlich ſagte: „Noch heuer wird nach hartem Kampfe Deutſchland frei ſein **).“

## Drittes Kapitel.

# Rothe Pfingſten.

Der grünen Oſterzeit des deutſchen Frühlings von 1813 folgten rothe Pfingſttage. Denn es war Krieg, ein — wie die Loſung von Hunderttauſenden lautete — „Krieg auf Leben und Tod dem Unterdrücker! Jetzt oder nie! Auf, zur Wiedervergeltung!“ Nachdem ſchon am 20. Februar zum nicht geringen Schrecken der „Franzuſky“ in den Straßen von Berlin Koſaken auf windſchnellen Steppenroſſen erſchienen waren, machte ſich in der Nacht vom 3. auf den 4. März die franzöſiſche Beſatzung, welcher es unter den obwaltenden Umſtänden in der preußiſchen Hauptſtadt immer unheimeliger geworden, ſtill und ſachte davon. Am 11. März hielt der ruſſiſche General Wittgenſtein an der Spitze ſeines Heerhaufens ſeinen feſtlichen Einzug und das fröhliche Willkommen der Berliner beantworteten die Koſaken mit dem Rufe: „Paris! Paris!“ als könnte ſie auf dem Wege dahin Nichts mehr aufhalten. Schon am folgenden Tage brach Oberſt Tettenborn, der kühne deutſche Parteigänger in ruſſiſchen Dienſten, mit ſeiner Streifſchar nach der Niederelbe auf, allwo das Feuer der Erhebung kräftig aufgeſchlagen war, indem die wackere Bürgerſchaft von Hamburg am 24. und 25. Februar gegen die Franzoſen ſich erhoben und das fremde Joch abgeworfen hatte. Freilich nur, um bald darauf noch einmal unter dieſes Joch zurückzufallen und unter den eiſernen Krallen des Davout, des brutalſten der napoleoniſchen Marſchälle, Schweres und Schwerſtes zu dulden, ein, wie Jedermann weiß, hauptſächlich der ſtrafbaren Saumſeligkeit des gaskogniſchen Kronprinzen von Schweden auf Rechnung zu ſchreibendes Unglück, dieſes Zweiächslers und Ränkeſpinners Bernadotte, welcher, vertrauend auf die Bornirtheit der engliſchen Tories, ſowie auf die Verblendung des Czaren und nachtrachtend einer Chimäre, d. h. der franzöſiſchen Kaiſerkrone, mit ſeinen Schweden nach Deutſchland kam, um nicht fördernd, ſondern möglichſt hemmend in die widernapoleoniſche Kriegsarbeit einzugreifen. Der Mann glaubte ſein Spiel, wobei es ſich darum handelte, den lieben franzöſiſchen Landsleuten möglichſt wenig wehezuthun und ſich in den Augen der Engländer und Ruſſen dennoch das Anſehen eines großen Generals zu erhalten, wunderſam fein zu ſpielen, ſpielte es aber in Wahrheit ſo plump, daß daſſelbe auch von Leuten durchſchaut werden mußte, welche weniger ſcharf zuſahen als die preußiſchen Generale thaten. Dieſe, wie ihre Soldaten, waren überhaupt der Ueberzeugung, daß jetzt Alles gewonnen oder Alles verloren werden müßte. Als York am Morgen des 27. März mit ſeinem Harſt aus Berlin aufbrach, trat er auf dem Schloßplatze vor das Leibregiment mit den Worten: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf. Ihr ſollt mich an eurer Spitze ſehen. Thut eure Pflicht! Ich ſchwör' euch, *mich* ſieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder.“ Der Führer des Regiments, Oberſt Horn, warf ſich tiefergriffen in die Arme des Generals. „Ich und das ganze Regiment werden Ihrem Beiſpiele folgen,“ ſagte er. „Das ſoll ein Wort ſein!“ rief ein Soldat und: „Ja, das ſoll ein Wort ſein!“ das ganze Regiment [81].

Die nationale Erhebung in den Gegenden an den Elbe- und Weſermündungen ermangelte viel zu ſehr des ſoliden Rückhalts ausreichender Streitkräfte, um nachhaltig ſein zu können. Schon hier zeigte es ſich, daß man die Hülfsmittel und die

Energie des franzöſiſchen Empereur viel zu niedrig anſchlug. Die Begeiſterung iſt eben eine Frau und ſieht nach Frauenart in ihrem Schwung und Flug über die Einzelnheiten der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge“ gern hinweg, ſelbſt über großmächtigſte Einzelnheiten mitunter. So im Frühling von 1813 darüber, daß zur Stunde eine Streitmacht, welche weit ſtärker als die ruſſiſch-preußiſche, dem großen Deſpoten zur Verfügung ſtand und daß derſelbe dieſe Streitmacht mit gewohnter ſouverainer Entſchloſſenheit und Rückſichtsloſigkeit, mit ſtraffſter Einheit im Heerbefehl lenkte, während auf Seiten der Verbündeten die einzelnen Theile der Heermaſchine noch in kläglicher Unordnung umherlagen, eine einheitliche oberſte Führung vorderhand mythiſch blieb und überall wie viele Köpfe ſo viele Sinne ſich geltend zu machen ſuchten. Napoleon, entſchloſſen, ſeine Herrſchaft über Deutſchland zu behaupten, hatte, kaum aus dem ruſſiſchen Fluchtpelz geſchlüpft, Sorge getragen, in dem Gebiete zwiſchen der Weſer und dem Unterrhein eine Streitmacht aufzuſtellen, welche ſtark genug wäre, das franzöſiſche Joch auf den Nacken der Bewohner feſtzuhalten oder das für einen Augenblick abgeſchüttelte denſelben wieder aufzulegen. Den Oberbefehl über dieſe Armee hatte der aus Sachſen herberufene brutale Davout und unter ihm führte Vandamme drei Diviſionen, eine vollendete Beſtie im Generalsrock, welche zwar nachmals bei Kulm die Nemeſis ereilte, aber viel zu ſanft behandelte.

Bevor Davout und Vandamme von Weſel her auf dem Schauplatz der ihnen angewieſenen Thätigkeit erſcheinen konnten, war nun allerdings zu Hamburg, Lübeck, Bremen, Lüneburg und anderwärts dort herum die deutſche Schilderhebung über die Franzoſerei vorübergehend Meiſter geworden. Am 18. März war auch Tettenborn in Hamburg eingezogen. Aber ſtatt nun im Hauptquartier der Verbündeten alle Nerven anzuſpannen, um eine zum Schutze des nordweſtlichen Deutſchlands ausreichende Armee dort zu verſammeln, ſtatt den jammerſelig zappelnden und trippelnden Junkern in Hannover und mehr noch dem Zweiächsler Bernadotte mit ſeinen Schweden Beine zu machen, begnügte man ſich, eine Art von komplizirtem Koſakenputſch zu veranſtalten, indem man die von Dörnberg, Czernitſcheff und Benkendorf befehligten Streifſcharen der tettenborn'ſchen zur Unterſtützung nachſandte. Es fehlte dieſen deutſch-ruſſiſchen Guerrillas nicht an Erfolgen in dem von ihnen geführten Kleinkrieg. Für den General Dörnberg und den Major Borcke insbeſondere war der 2. April, wo ſie das von dem franzöſiſchen General Morand wieder beſetzte Lüneburg erſtürmten und heldenhaft gegen den hinausgeſchlagenen, dann aber ſeinerſeits zum Sturme zurückkehrenden Feind behaupteten, ein glänzender Ehrentag. In dieſem heißen Streit geſchah es, daß ein armes lüneburger Bürgermädchen, die ſchlanke, ſanfte, blauäugige Johanna Stegen, das röthlichbraune Haar mit dem „weißen Strichhäubchen" bedeckt, durch den wildeſten Kugelregen hindurch den pommer'ſchen Füſilieren Borcke's, die ſich verſchoſſen hatten, unermüdlich friſches Pulver und Blei zutrug. Unerſchrocken und raſtlos, obzwar die feindlichen Kugeln ihre Kleider zerreißen, eilt ſie zwiſchen dem „Neuthor" und dem „Graben" hin und her, füllt am letztern Ort ihre Schürze aus einem verlaſſenen franzöſiſchen Pulverwagen mit Patronen, ſchleppt ſolche den Kämpfern zu und ſchiebt ſie ihnen, „mit den Zähnen die Zipfel ihrer Schürze haltend, mit den Händen in die Uniformen, um das Geſchäft zu beeilen." Sie hat dadurch zur günſtigen Entſcheidung des Gefechtes ganz weſentlich beigetragen, iſt aber um ihrer heldiſchen Vaterlandsliebe willen von den Franzoſen nachmals ſchwer bedroht, verfolgt, wie ein Reh gehetzt worden und nur mit Mühe einem Rachegericht entgangen, wie es die Feinde, als ſie in jenen Gegenden wieder Herren wurden und bis zum Herbſte blieben, über gar viele Patrioten verhängten 84). Denn die ſchwachen Harſte der Tettenborn und Dörnberg vermochten gegen den mit gewaltigen Heerhaufen gegen die Niederelbe herandrängenden Davout nicht ſtandzuhalten, ſondern mußten auf das rechte Elbeufer zurück. Am letzten Maitag ſodann konnte der napoleoniſche Marſchall ſeine Eiſenfauſt auf das unglückliche Hamburg legen, welches von dem „ſchurkiſchen“ Bernadotte förmlich preisgegeben wurde, nachdem er mittelſt Einrückenlaſſens etlicher ſchwediſcher Bataillone die Miene angenommen, die „Königin der Elbe“ ſchützen zu wollen. Davout hat dann, wie weltbekannt, ein Raub- und Schreckensregiment aufgethan, welches ſeinen Namen für alle Zeit jedem echten hamburger Kind zu einem Fluch machen mußte; aber noch viel wilder als er hatte ſchon im April Vandamme in Bremen und von Bremen aus mit Raub und Fuſilladen, mit Mordbrennerei und maſſenhaften Metzeleien zu wüthen begonnen.

Dergeſtalt ſcheiterte der erſte Anlauf der deutſchen Erhebung und zwar gerade in Gegenden, wo ausreichende Materialien vorhanden geweſen wären, einen Nationalkrieg gegen die Franzoſen zu organiſiren. Ein bedenkliches Symptom! Es konnte, wenn man vollends das widerdeutſche, vaterlandsverrätheriſche Beharren der Rheinbundsſatrapen beim Napoleonismus hinzuthat, Jedem, welcher ſich nicht durch Redensarten den Kopf erhitzen ließ, ſondern kühl mit Thatſachen rechnete, unwiderleglich darthun, daß die Hoffnung auf eine Befreiung Deutſchlands durch eigene Kraft ſchon jetzt unwiederbringlich dahin. Folgerichtig mußte aber in demſelben Maaße die Hoffnung auf die ruſſiſche Bundesgenoſſenſchaft ſteigen und damit natürlich auch der Werth derſelben. Der Erbärmlichkeit der preußiſchen Staatskunſt, d. h. Staatspfuſcherei, war es vorbehalten, dieſen Werth ins Ungeheuerliche zu ſteigern und demzufolge als Hauptreſultat des Befreiungskriegs herbeizuführen, daß Deutſchland ſtatt wie zuvor von Paris ſo nachher von Petersburg aus deſpotiſirt wurde. Und doch iſt gleich zu Anfang des widernapoleoniſchen Unternehmens, wie ſofort berichtet werden ſoll, handgreiflich offenbar geworden, daß — den guten

Willen des Czaren in Ehren! — Rußlands Bundesgenoſſenſchaft lange nicht ſtark genug war, den Napoleonismus in Deutſchland niederzuwerfen, und daß, nachdem man von vorneherein die Zeit und die Mittel, einen deutſchen Volks- und Nationalkrieg ins Werk zu richten, verpaßt und verſäumt hatte, der czariſche „Befreier Europa's“ — vom König Infinitiv gar nicht zu reden — froh ſein mußte, durch demüthigende Zugeſtändniſſe aller Art die Beihülfe Oeſtreichs zu erkaufen. Traurige Thatſache! Kaum iſt das lichteſte Blatt im Buche deutſcher Geſchichte aufgeſchlagen, ſo wirft ſchon die Metternichigkeit ihren ſchwarzen Schatten darüber hin. . . .

Derweil hatte auf dem mitteldeutſchen Schauplatz der große Krieg begonnen. Am 16. März war Blücher aus Breslau gen Sachſen zu aufgebrochen. Der General Wittgenſtein, welcher neben ſeinen Ruſſen die preußiſchen Korps unter York, Bülow und Borſtell befehligte, zog — im Ganzen etwa 27,000 Man̄ ſtark — aus den Marken elbewärts. Bülow ſollte Magdeburg blockiren, Wittgenſtein aber mit ſeiner übrigen Streitmacht in Sachſen die Vereinigung mit Blücher bewerkſtelligen. Mit vereinter Kraft — ſie war freilich, was die Zahl betraf, ſchwächlich genug — wollte man dann auf Leipzig rücken, alſo ſchon jetzt ſich ein Ziel ſteckend, welches erſt nach Monaten und nach ungeheuren Anſtrengungen und Einbußen erreicht werden ſollte. In und um Magdeburg hatte Eugen Beauharnais, von ſeinem Stiefvater befehligt, die Elblinie zu halten, bis er ſelber mit ſeiner neu gebildeten franzöſiſch-rheinbündiſchen Armee herankäme, 37—40,000 Mann. Er unternahm am 3. April von Magdeburg aus einen Vormarſch auf der Straße nach Berlin, trat jedoch — ſo gedämpft war zu dieſer Zeit die „Furia francese“ — ſofort den Rückzug an, als er die Annäherung der Verbündeten erfuhr. Wittgenſtein zauderte nicht, mit den Truppen, welche er gerade bei der Hand hatte (das preußiſche Korps York's, das ruſſiſche Berg's und wenige Tauſende von

Bülow's und Borſtell's Heerhaufen), den weit überlegenen Vicekönig am 5. April bei Möckern anzugreifen [85]. Es geſchah mit Erfolg, inſofern das Treffen durch die ungeſtüme Tapferkeit der Preußen — von Ruſſen kamen nur wenige ins Gefecht — ſiegreich ausgefochten und der Feind, welcher zu dieſen Preußen ein verwundertes Geſicht machte, zu eiligem Rückzug genöthigt wurde. Aber einen ſtrategiſchen Erfolg hatte der Sieg von Möckern nicht; denn um den Vicekönig weiter nach Weſten zurückzuſchlagen, hätte es einer raſchen Vereinigung der wittgenſtein'ſchen Streitkräfte mit den blücher'ſchen bedurft und dieſe fand lange nicht zeitig genug ſtatt [86]. Von großem Nutzen erwieſen ſich jetzt ſchon und mehr noch in der Folge die Unternehmungen kühner Streifſcharenführer, wie Dörnberg, Hellwig, Colomb, Lützow und ſpäter (in größerem Styl) Thielmann von deutſcher, Czernitſcheff, Tettenborn und Löwenſtern von ruſſiſcher Seite waren. Dieſe kecken Degen warfen ſich mit ihren „fliegenden Korps" in den Rücken des Feindes, neckten ſeine Flanken, beunruhigten ihn auf allen Seiten, fingen ſeine Kuriere auf, durchſchnitten ſeine Verbindungen, nahmen ihm Kriegskaſſen, Proviant-, Waffen- und Munitionszufuhren ab. Die vielfachen und ſchweren Schädigungen, welche die franzöſiſche Armee während des Feldzugs von 1813 durch dieſen Streifſcharenkrieg erlitt, machen es begreiflich, daß Napoleon von Wuth über die „Brigands," wie er die Parteigänger nannte, überſchäumte [87].

Das arme Sachſen hatte die verzweiflungsvolle Ausſicht, der Schauplatz des bevorſtehenden ungeheuren Kampfes zu werden, und zum König einen Friedrich Auguſt. Die „Majeſtät des Königthums" dürfte, fürwahr, kaum jemals kläglicher offenbar worden ſein als ſie es zu Dresden in jenen Februartagen von 1813 ward. Nicht daß der Sachſenkönig — falls von demſelben überhaupt als von einer zurechnungsfähigen Perſon geredet werden darf — ſchwerer gegen Deutſchland geſündigt hätte als die übrigen Rheinbundsfürſten, welche auch jetzt noch „ihre napoleoniſchen Ketten küßten;“ aber ſo ganz unmännlich wie er hat ſich doch keiner ſeiner Herren Brüder von Napoleon's Gnaden benommen. Der arme Mann war „jeder Zoll ein König,“ nämlich ein König „in tauſend Aengſten.“ Hier die Scylla, dort die Charybdis: hier die Verbündeten, welche den Beitritt Sachſens zu ihrer widernapoleoniſchen Allianz hofften und erwarteten; dort der cäſariſche Protektor, welcher drohend den Finger erhob und welchem Wir, die ſächſiſche Majeſtät, mit ſklaviſcher Ehrfurcht zugethan ſind. Einen raſchen und großen Entſchluß zu faſſen, als ein deutſcher Staat, welcher, ſo er nur wollte, binnen kurzer Zeit doch an 50,000 Streiter aufbringen konnte [38], auf- und in die deutſche Bewegung einzutreten, das Gewicht der nationalen Sache gegenüber von moskowitiſchen wie von hohenzolleriſch-partikulariſtiſchen Tendenzen und Gelüſten beträchtlich zu verſtärken, o Himmel, wie hätte man dem Herrn von Senfft-Pilſach und anderen Miniſternullitäten, welche den Sachſenkönig regierten, ſo Etwas zumuthen können? Alles, was man dieſen Leuten zumuthen konnte, war, daß ſie die ſächſiſche Majeſtät beredeten, bei ſothanen Umſtänden ſei es das Klügſte und Würdigſte, davonzulaufen. That ſo, der arme unzurechnungsfähige Friedrich Auguſt, lief unter dem Schutze von zwei Küraſſierregimentern mit ſeiner Familie und ſeinen Schätzen, welche an Baargeld, Staatspapieren und Juwelen viele Millionen betrugen, davon, begleitet von dem koſtbaren Herrn von Senfft und Mitnullitäten, erſt nach Plauen, dann von da nach Regensburg, dann von da nach Prag, da Unſere Königliche Majeſtät an der von Unſeren Senfften Uns vorgegaukelten Phantasmagorie einer „Neutralitätsallianz“ mit Oeſtreich allerhöchſt Sich zu ergötzen belieben, bis Wir, auf einen kategoriſchen Befehl Unſeres vieltheuren Protektors hin, mit Kind und Kegel und Küraſſieren, mit Geld und Juwelen, Miniſtern und Allem in Unſere Hauptſtadt Dresden zurückkehren werden, um gegen den ganz entſchiedenen Wunſch und Willen **Unſeres** getreuen Sachſenlandes Gut und Blut deſſelben Napoleon dem Großen nochmals allerunterthänigſt zur Verfügung zu ſtellen. Ein vollgerüttelt Maaß deutſchen Jammers!

Im Sachſenvolk regte ſich der deutſche Sinn lebhaft; aber es iſt nicht deutſche Art, den Raum zwiſchen Gedanke und That mittelſt eines herzhaften Sprunges zu überſchreiten, ſondern, wenn es gut geht, mit bedächtigſter Langſamkeit. Sehr häufig, am häufigſten begnügt ſich der deutſche Gedanke, zum Wort ſtatt zur That zu werden. So rumorte es zwar in den erſten Märztagen unter den Bevölkerungen von Dresden, Leipzig und anderen ſächſiſchen Städten widerfranzöſiſch und ging laut genug der Ruf um: „Die Franzoſen fort!“ Selbſt vor dem Quartier des franzöſiſchen Generals Reynier zu Dresden ward dieſer Ruf erhoben, und als auf des Generals Befehl der Verſuch gemacht ward, die prächtige Elbebrücke zu ſprengen, wehrte ſich das Dresdener Volk für ſeine Brücke, bis der harte Davout mit Verſtärkungen herbeieilte und mit gewohnter Entſchloſſenheit die Zerſtörung des ſchönen Bauwerkes, welches dem heranrückenden blücher'ſchen Heere keinen Uebergang auf's linke Stromufer gewähren ſollte, an Hand nahm. In der neunten Morgenſtunde des 19. März „ſchlängelte ſich das aufblitzende Zündpulver zu dem ausgehöhlten Pfeiler. Alsbald bedeckte ein ſchwarzer Dampf die Brücke. Dann ſtieg ein weißer Stral empor, darauf eine Feuerſäule. Der Pfeiler ſchien ſich zu dehnen und Flammen fuhren aus den geöffneten Fugen. Die beiden anliegenden Bögen hoben ſich, und als in den nächſten Augenblicken Pfeiler und Bögen mit dumpfen Schlägen in die aufbrauſenden Fluten geſtürzt waren, verhüllten finſtere Rauchwolken die weite Kluft **).“ Aber auch dieſe böhmiſch-barbariſche Verheerung vermochte die guten Sachſen nicht vergeſſen zu machen, daß ſie zum Volke der Geduld gehörten. Der Unwille und Aberwille gegen die Franzoſen waren freilich groß und ſelbſt in den Reihen der ſächſiſchen Offiziere und Soldaten gab ſich das Gefühl kund, daß ſie doch eigentlich zum deutſchen Vaterland ſtatt zum Napoleon ſtehen ſollten. Aber — „ach, Herr Cheſes!“ — wir gebildeten ſächſiſchen Deutſchen ſind ja nur zum allerunterthänigſten Gehorchen, nicht zum ſelbſtſtändigen und thatkräftigen Handeln erzogen. Auch hat unſer davongelaufener König in den Perſonen der Herren von Globig, von Frieſen, von Manteuffel und von Zeſchwitz eine oberſte Regierung zurückgelaſſen, welche vom deutſchen Vaterland nicht einmal einen geographiſchen Begriff hatte, geſchweige einen ethiſchen und politiſchen. Bei ſo bewandten Umſtänden wird es ſich vorerſt nur fragen, wer in Sachſen die Macht, zu befehlen, hat und behaupten kann. Mögen die ſächſiſchen Soldaten widernapoleoniſch geſinnt ſein, ihr König wird ihnen befehlen, für den Napoleon und gegen Deutſchland zu ſtreiten, und ſie werden das bis zum Herbſte thun. Mag der General Thielmann, dem ſo eine Art von ſächſiſcher York's-Rolle vorſchwebte, zu Anfang des Mai den Verſuch machen, die wichtige Feſtung Torgau den Verbündeten zu überliefern, der Verſuch wird mißlingen und der General froh ſein müſſen, mit leidlich guter Manier zu den Preußen entkommen zu können [90]).

Allerdings iſt es wahr, daß die Sachſen — außerdem, daß ſie geduldige Deutſche waren — guten Grund hatten, über die Art und Weiſe ſtutzig zu werden, womit von preußiſcher Seite vorgegangen wurde. Das Erſte nämlich, was man in Sachſen von dorther erfuhr, und zwar durch eine am 22. März aus Bunzlau erlaſſene Proklamation Blücher's, war, daß der kotbuſer Kreis, welcher durch den tilſiter Friedensſchluß von Preußen an Sachſen gekommen, jetzt wieder preußiſch ſein ſollte. Dieſe Taktloſigkeit machte jedoch Blücher wieder gut durch ſeinen vom nächſtfolgenden Tage datirten Aufruf „An Sachſens Bewohner,“ in welchem berühmt gewordenen Aktenſtück er dieſelben aufforderte, das „ſchimpfliche fremde Joch abzuwerfen“ und

„vereinigt mit uns Preußen, die wir euch die brüderliche Hand bieten, auszuziehen zum herzerhebenden Kampfe für unſere Freiheit.“ Ausdrücklich verwahrte ſich der preußiſche Feldherr, als wollte er Sachſen für Preußen erobern, und ſagte dann: „Der Zutritt zu mir ſei jedem Unterdrückten offen, jede Klage werde ich hören, jede Verletzung der Mannszucht ſtreng beſtrafen. Jeder, auch der Geringſte, kann ſich mir vertrauensvoll nähern, ich werde ihn liebreich aufnehmen.“ Das Beſte kam zuletzt: — „Den Freund deutſcher Unabhängigkeit werden wir als unſern Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwachſinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten, den ehrloſen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräther am gemeinſamen Vaterlande unerbittlich verfolgen.“ Derſelbe deutſchpatriotiſche Sinn alſo, welcher, wie wir ſahen, in den Privatbriefen des Alten aus dieſer Zeit blitzte und wetterte, athmete auch in ſeinen öffentlichen Kundgebungen, welche freilich orthographiſcher geſchrieben und beſſer ſtyliſirt waren als jene. . . . Am 26. März beſetzte Winzingerode's Vortrab die Neuſtadt von Dresden, am folgenden Tage zog die franzöſiſche Beſatzung aus der Altſtadt ab und am 30. März hielt Blücher ſeinen Einzug, mit aufrichtigem Jubel empfangen. Er ſcheint in dieſen Tagen in vortrefflicher Laune und voll freudiger Zuverſicht geweſen zu ſein. Ein Mann ohne Umſtände, wie immer, zugänglich und kordial. „Ich fand den alten Herrn — ſchrieb Einer, welchem er die Erlaubniß gegeben, eine Sammlung von Kriegsliedern drucken zu laſſen, am 1. April aus Dresden — ich fand den alten Herrn, wie er beim Frühſtück verſchiedene Rapporte empfing, und kam mir unter allen dieſen Huſaren und Jägern in meinem ſchwarzen Frack recht dürftig vor. Als ich ihm vorgeſtellt wurde und meinen Dank abſtattete, legte er mir freundlich die Hand auf die Schulter und ſagte: „Man immer munter druff los geſungen! Das bringt etwas Feuer unter die Leute. Jetzt muß ein Jeder ſingen, wie ihm um's Herz iſt; der

Eine mit dem Schnabel, der Andere mit dem Sabel.“ — „Excellenz, ich denke nicht unter den Schnabelſängern zu bleiben; ich erwarte nur das lützow'ſche Korps, um einzutreten.“ — „Deſto beſſer, da können wir ja gleich auf gute Kameradſchaft anſtoßen“[91]).... Indeſſen war die ganze Stellung Sachſens durch die Verſchuldung ſeines eigenen Königs ſowohl als auch durch die der verbündeten Monarchen, welche mit breitſpurigem Unterhandeln gewinnen zu können wähnten, was nur mit raſch zugreifendem Handeln gewonnen werden konnte, doch eine ſo zweideutige und verzwickte, daß, ungeachtet der deutſchen Geſinnung der Bewohner des Landes, in ihren Beziehungen zu den Truppen der Verbündeten mancherlei Mißlichkeiten nicht ausbleiben konnten. Nicht wenig trug hiezu bei, daß die moskowitiſchen Gäſte durch nähere Bekanntſchaft nicht eben gewannen. Die Naturkindſchaft der Koſaken, Baſchkiren und Kalmüken offenbarte ſich oft dergeſtalt, daß die guten Sachſen darob ſich entſetzten. Und mehr noch die ſchönen Sächſinnen; denn die Gefühle dieſer Naturſöhne für das weibliche Geſchlecht äußerten ſich keineswegs ſo zart und empfindſam wie in dem angeblichen Koſakenliede: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden“ — welches dazumal in deutſchen Landen überall geſungen und gedrehorgelt wurde. „Sah man — berichtet der dresdener Augenzeuge — ſah man, wie die rohe Begierde, von keinem Anſtandsgefühle gezügelt, ſelbſt auf offener Straße ehrbare Frauen und Jungfrauen durch unzüchtige Ausbrüche empörte und dem Auge der kindlichen Unſchuld Gefahr brachte, ſo mochte man es nicht für Uebertreibung halten, wenn die Bewohner der umliegenden Dörfer erzählten, daß die jungen Bauernmädchen ſelbſt in Schornſteinen Zuflucht ſuchten, um ſich vor Vergewaltigung zu ſchützen. Deſto muſterhafter war das Betragen der Preußen, deren Lob Städter und Landleute einſtimmig ausſagten [92]).“ Natürlich, was wußten die ruſſiſchen Soldaten von dem „heiligen“ Krieg, deſſen Geiſt in den Reihen der preußiſchen lebte und webte?

Blücher, voll Ungeduld über das langſame Nachrücken des ruſſiſchen Hauptheers aus Schleſien — es ſah mit dieſem „Hauptheer“ mißlich genug aus, denn das Haupt, der alte Kutuſow, war ein Sterbender und das Heer mußte erſt durch Nachſchübe aus Rußland und Polen ein ſolches werden — Blücher brach ſchon am 3. April aus Dresden auf, war aber dann genöthigt, vom 14. bis zum 28. unthätig bei Altenburg ſtehen zu bleiben, weil ein weiteres Vorgehen eines einzelnen Heerhaufens nur ein planloſes Vorprallen geweſen ſein würde. Erſt als der alte Hemmſchuh Kutuſow endlich in Bunzlau zerbrochen, d. h. geſtorben war, kam etwas mehr Regung und Bewegung in die ruſſiſche Armee, welche unter Miloradowitſch aus der Lauſitz gegen die Elbe rückte, auf deren linkes Ufer die geſammte feldtüchtige Streitmacht der Verbündeten mälig vorging. Am 24. April zogen Alexander und Friedrich Wilhelm in Dresden ein, von weißgekleideten, Blumen ſtreuenden Mädchen begrüßt, mit Glockengeläute, Kanonenſalven, ſchlechten Reden, noch ſchlechteren Gedichten und allem bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Humbug bewillkommt. Im Gaſthaus zur „Stadt Gotha“ in Altenburg, wo Blücher ſein Hauptquartier hatte, ging es derweil bunt und turbulent genug her und fanden ſich wunderliche Gäſte ein. So der Wirrkopf Steffens, welcher beim Beginn ſeiner kriegeriſchen Laufbahn die leidige Erfahrung hatte machen müſſen, daß es ſchlechterdings unmöglich, ihm die Begriffe Rechtsum und Linksum beizubringen, und welcher jetzt vom ſtreitenden zum ſchreibenden Kriegsdienſt im blücher'ſchen Hauptquartier überging. So ferner der Oberſt Guſtavſon oder eigentlich Se. ſchwediſche Ex-Majeſtät Guſtav der Vierte, eine blonde, hagere Figur mit ſehr langem Geſicht, ein abgeſetzter und verbannter König, welchen die Hoffnung hergeführt haben mochte, hier im blücher'ſchen Hauptquartier irgendwelche Unterſtützung für ſeine freilich ſchon ganz hoffnungslos verſchollene, durch eigene Schuld, d. h. Narrheit, verſpielte Sache zu finden. Blücher, in Ermangelung einer beſſeren Thätigkeit, freimauerte in Altenburg heftig. Die dortigen Brüder hatten ihm, als einem Meiſter vom Stuhl zu Ehren, eine ſolenne Tafelloge veranſtaltet und der Gebhart Lebrecht that es bei dieſem Anlaß einem richtigſten und tüchtigſten „Bruder Redner" mindeſtens gleich [93]). Es ſteht zu vermuthen, daß er ſich gegen die Brüder vom Schurzfell und Winkelmaaß ungefähr in demſelben Sinne ausgelaſſen, wie gegen ſeine Soldaten, welchen er mittelſt Heerbefehls vom 24. April zurief: „Ich dank' euch, weil ihr euch bislang als Krieger gehalten, wie es uns geziemt, die wir für die edelſten menſchlichen Güter, für Vaterland und Freiheit kämpfen." — (Man ſieht, im blücher'ſchen Hauptquartier war von der ſpäter beliebten und fälſchender Weiſe vordatirten pietiſtiſch-ſervilen Loſung: „Mit Gott für König und Vaterland!" keine Rede.) — „Suchet ferner durch Mäßigung in euren Forderungen, durch eine ſchonende und milde Behandlung die Bewohner deutſcher Länder davon zu überzeugen, daß wir als ihre deutſchen Brüder, als ihre Befreier und nicht als ihre Unterdrücker zu ihnen gekommen ſind [94])."

Mit der Befreiung Deutſchlands von den Franzoſen hatte es freilich vorerſt noch gute Weile. Blücher zwar verlor keinen Augenblick ſeine Zuverſicht und ſchalt nur auf den ruſſiſchen „Schneckengang." Aber Männer in ſeiner Umgebung, welchen die Verſchlingungen der politiſchen Fäden offener lagen als dem Alten, erkannten ſchon zu dieſer Zeit, daß die Kräfte Preußens und Rußlands zur Niederwerfung des Napoleonismus nicht ausreichten, und ſahen ſich deßhalb nach der Hülfe Oeſtreichs um, von welcher — äußerte Scharnhorſt am 14. April mit dürren Worten — „der ſichere, glückliche Erfolg des Kriegs abhing [95])." In Wahrheit waren die Verbündeten, welche zunächſt nicht mehr als 90 bis 93,000 Mann ins Feld zu führen vermochten, der Macht Napoleon's keineswegs gewachſen. Allerdings, an Güte des Materials, d. h. an phyſiſcher Kraft und

Uebung der Truppen, ſowie an Stimmung und Geiſt derſelben, insbeſondere der preußiſchen, endlich an Reiterei und Geſchütz (25,000 Reiter, 320 ruſſiſche und 204 preußiſche Kanonen) waren ſie dem Schlachtenmeiſter überlegen, von deſſen Streitkräften eigentlich nur die Garden, das Korps des Vicekönigs und noch etliche unbedeutendere Abtheilungen kriegsgeübt und kriegsgewohnt waren, während die große Mehrzahl aus Rekruten und theilweiſe aus ſo jungen Rekruten beſtand, daß einer ihrer Offiziere mit ſeiner brutal-zweifelnden Frage: „Que ferons-nous de ces cochons de lait?“ ſie richtig kennzeichnete. Was aber die Zahl der Truppen betraf, ſo war Napoleon's Uebermacht ganz unbeſtreitbar. Er brachte dieſſeits des Rheins 165—170,000 Mann Franzoſen und Rheinbündler zuſammen, wovon er ſofort 125—130,000 Mann, worunter allerdings nur 5000 Reiter, mit 250 Geſchützen gegen die Saale und Elbe vorführen konnte. Das Mißverhältniß war demnach in den erſten Schlachten des Feldzugs ſehr bedeutend: — bei Lützen oder Großgörſchen hatten die Verbündeten 69,125, Napoleon dagegen nahezu 115,000 Mann auf der Walſtatt, während er bei Bautzen ſeinen Gegnern, welche ſich auf 82,852 Mann verſtärkt hatten, um mehr als das Doppelte überlegen war, denn er führte hier 170,000 Mann ins Treffen [96]). Und dieſe Uebermacht ward ſtreng einheitlich gelenkt durch eine Hand, deren Genialität und Kraft noch nicht erlahmt war, während auf Seiten der Verbündeten der oberſte Heerbefehl zwar formell an den General Wittgenſtein gegeben, thatſächlich aber der Heerkommandoſtab ein fahrendes Ding war, welches bald Dieſer bald Jener zu faſſen und zu ſchwingen verſuchte und welches eben deßhalb von Keinem recht geſchwungen ward. Endlich legte auch der Umſtand kein geringes Gewicht in Napoleon's Wagſchale, daß ſeine Marſchälle und Generale an Befähigung und Kriegserfahrung den Generalen der Verbündeten wenigſtens durchſchnittlich voranſtanden. Auch ſind die franzöſiſchen Kriegsoberſten, voll brennender Begier, die Scharte von 1812 auszuwetzen, zu Anfang des Feldzugs von 1813 noch ganz willig und eifrig im Dienſte ihres Gebieters geweſen. Ein vorragendſter darunter, welchen wir ſpäter in den Stürmen der Zeit windfahnig ſich drehen ſehen werden, Michel Ney, ſagte im April zu Erfurt dem weimarer Kanzler Müller, welchem er als ein Bild „unerſchütterlicher Feſtigkeit und ganz wie aus Bronze gegoſſen“ erſchien, mit „trotziger Sicherheit“ und „zuverſichtlichſtem Glauben an Napoleon und deſſen Glück“, er, Ney, ſei „nur ein Atom vor dem großen Mann“ und Nichts als „ein geladenes Gewehr“ in der Hand des Kaiſers[97].

Im Hauptquartier oder vielmehr in den Hauptquartieren der Verbündeten machte ſich den Verſtändigen der Mangel einer einheitlich-ſtraffen Leitung noch vor Beginn der Blutarbeit drückend fühlbar, um ſo mehr, da es bald offenbar ward, man habe den 120,000 Mann, womit nach den allermäßigſten Angaben der Feind zunächſt operiren könne, vorerſt im allergünſtigſten Fall 85,000 Mann entgegenzuſtellen[98]. Es fragte ſich, ob man bei ſothanen Streitmachtverhältniſſen die Initiative verſuchen oder aber dieſelbe dem Napoleon überlaſſen, ob man angriffs- oder vertheidigungsweiſe verfahren wollte. Sollte man Sachſen ohne Schwertſtreich wieder aufgeben und hinter die Elbe zurückgehen, um die Linie dieſes Stroms zu vertheidigen? Aber ſie war ja nicht haltbar, weil die Elbefeſtungen noch in feindlichen Händen ſich befanden. Sollte man demnach bis nach Schleſien zurückweichen, wo außer den Verſtärkungen an preußiſchen Truppen auch ſolche an ruſſiſchen, welche Barklay und Sacken heranführten, zu erwarten waren? Oder aber ſollte man den Feind, ſo wie er aus dem Thüringerwald hervorgebrochen wäre und die Saale überſchritten hätte, angreifen? Dies ſchien das Räthlichſte. Moraliſch oder politiſch angeſehen, weil man die handgreifliche Mißlichkeit vermeiden wollte, einen mit ſo großen Worten angekündigten Befreiungskrieg mit einem kleinmüthigen Rückzug anzuheben; taktiſch angeſehen, weil ein Schlagen auf den weiten Ebenen vor Leipzig die Ueberlegenheit der Verbündeten an Reiterei fruchtbar zu machen verſprach **). Der Empereur wurde denn auch durch die Ausführung dieſes Entſchluſſes von Seiten der Verbündeten auf ſeinem Vormarſch von der Saale gen Leipzig förmlich überraſcht und es hing an einem Haar, daß dieſe Ueberraſchung für ihn zu einer Niederlage geworden wäre. Am 15. April aus den Tuilerien abgefahren, befand er ſich am 18. in Mainz, wo er eine ſeiner gewohnten Revuen über deutſche Fürſten abhielt, die aber ſchon ziemlich dünn ausfiel. Am 25. April war er zu Erfurt in der Mitte ſeiner Truppen und ſein Erſcheinen war noch immer „wie das des Blitzes", welches von ſeinen Soldaten mit einem fanatiſch ungeſtümen „Vive l'empereur!" begrüßt wurde. Er wußte auch noch blitzende Schläge zu führen, aber es waren keine zerſchmetternden mehr. Zunächſt ließ er ſich als Donnerer aus, am 26. April zu Erfurt den weimarer Regierungsrath Müller in altgewohnter exploſiviſcher Manier anrunzelnd: — „Ich weiß gar wohl, daß euer Herzog mein abgeſagter Feind iſt und nie aufgehört hat, mit allen meinen Feinden zuſammenzuhängen. Hat er nicht preußiſche Offiziere in ſeinem Solde? Hat er nicht fortwährend mit der Kaiſerin von Oeſtreich, meiner Schwiegermutter, korreſpondirt, die von Wien aus giftige Netze für mich ſpinnt? Aber fürwahr, man betrügt mich nicht ſo leicht. Ich habe ſie alle geleſen, dieſe Briefe; die Kunſt, zu entziffern und Briefe unmerkbar zu öffnen, iſt unglaublich weit gediehen! Euer Herzog iſt der unruhigſte Fürſt in ganz Europa (votre prince est le plus remuant de toute l'Europe). Und euer Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden eurer jenaiſchen Profeſſoren, der revolutionäre Samen, den ſie überall unter die Jugend ausſtreuen! Sind nicht die Vorpoſten des Generals Durutte zu Jena durch als Koſaken verkleidete Studenten alarmirt worden? Und was wollen denn alle dieſe Ideologen, dieſe Schwätzer? Sie wollen eine deutſche Revolution, ſie wollen alle Bande zerreißen, welche Deutſchland an Frankreich knüpfen. Aber ich werde ein abſchreckendes Beiſpiel geben. Noch dieſen Abend wird das 3. Armeekorps in Jena einziehen und dort auf meinem Schreibtiſch liegt die Ordre an den General Bertrand, die Stadt niederzubrennen. Ich bin eben im Begriff, ſie zu unterzeichnen." Der Mordbrandsbefehl iſt jedoch nicht unterzeichnet worden: man wußte den „Herrſcher im Donnergewölk" zu überreden, daß die dermaligen jenenſer und überhaupt die deutſchen Profeſſoren, weit entfernt, gefährliche Revolutionäre zu ſein, vielmehr im Grunde ganz harmloſe Hofräthe ſeien oder „Solche, die es werden wollten", was freilich nicht ſo ganz der Wahrheit gemäß war . . . Der Donnerer benahm ſich dann am folgenden Tage im Schloſſe zu Weimar ſo liebenswürdig, wie nur er es ſein konnte, ſchenkte der Herzogin die eben erſchienenen Memoiren der Prinzeſſin von Wales, mit denen „er ſich unterwegs im Wagen amüſirt habe", ſtieg hierauf zu Pferde und ritt, von Karl Auguſt begleitet, der ſich den ſchmerzlichſten Zwang anthun mußte, nach Eckardtsberga. Auf dem Wege dahin war er ſehr aufgeräumt, trällerte zu wiederholten Malen: „Marlborough s'en va-t-en guerre" — und ſprach, auf Luther zu reden kommend, das geſcheite Wort: „Karl der Fünfte würde klug gethan haben, ſich an die Spitze der Reformation zu ſtellen; denn bei der damaligen Stimmung der Gemüther würde es ihm leicht geworden ſein, dadurch zur unumſchränkten Herrſchaft über ganz Deutſchland zu gelangen"[100].

Am 30. April überſchritt der Schlachtenmeiſter bei Weißenfels die Saale, deren Ufer nur die alte Siegeszuverſicht neu in ihm beleben konnten. Ueber Leipzig wollte er nach Dresden vordringen, um, wie er hoffte, am Ende dieſes Geſchwindmarſches die Gelegenheit zu einem Entſcheidungsſchlag à la Napoleon zu finden. Ueber die Stimmung ſeiner Gegner täuſchte er ſich ſo vollſtändig, daß er denſelben gar nicht die Kühnheit zutraute, ſeinem Angriff zuvorkommen zu wollen. Gerade das zu thun hatten aber die Verbündeten beſchloſſen: ſie wollten ſich mit ihren möglichſt raſch zuſammengezogenen Streitkräften auf die Flanke des gegen Leipzig vordringenden Feindes werfen und hatten ſich die wellenförmige Ebene zum Schlachtfeld auserſehen, welche ſich ſüdlich von der weißenfels-leipziger Straße ausbreitet, öſtlich vom ſogenannten Floßgraben, ſüdweſtlich vom Grunabach begränzt, von den Dörfern Groß- und Klein-Görſchen, Kaja und Rahna in unregelmäßigem Viereck umgeben, von Sumpfwieſen, Hohlwegen und Waſſergräben vielfach durchſchnitten. Die Preußen haben die Schlacht, welche hier ausgefochten ward, nach dem Dorfe Groß-Görſchen genannt, mit größerem Recht als Napoleon ſie nach dem Dorfe Lützen nannte, welches eigentlich gar nicht im Bereiche des Kampfes lag. Es war von übler Vorbedeutung, daß ſich, wie es ſcheint, noch während der Vorbereitungen zum Angriff in den Hauptquartieren der Verbündeten Bedenklichkeiten über die Führung der oberſten Schlachtbefehlshaberſchaft erhoben, welche nur dadurch beſeitigt wurden, daß Blücher, der als älterer General der Kavallerie dem Grafen Wittgenſtein vorgegangen wäre, aus freien Stücken hinter dieſen zurücktrat[101]. Dagegen fehlte es auch den Franzoſen nicht an einem ſchlimmen Omen: am 1. Mai, dem Tage vor der Schlacht, entſpannen ſich in der Umgebung der Rippach heftige Plänkeleien zwiſchen Winzingerode's leichten Truppen und dem Korps Ney's, und hiebei geſchah es, daß die Kugel eines von dem ruſſiſchen Artillerieoffizier Gorokn abgefeuerten Geſchützes den Marſchall Beſſières tödtete[102].

Der Angriff der Verbündeten ſollte dem von Scharnhorſt entworfenen Plan zufolge am frühen Morgen des 2. Maitags ſtattfinden und es ſetzten ſich zu dieſem Zwecke Ruſſen und Preußen über Pegau und Zwenkau nach dem gewählten Schlachtfeld in Bewegung, während die Maſſe der feindlichen Armee ſchon auf

Leipzig zurückte. Blücher, von Borna aufgebrochen, marſchirte am Abend des 1. Mai von Rötha ab, überſchritt die Pleiße, dann die Elſter und ſah ſich, die ganze Nacht marſchirend, unglücklicher Weiſe bei Pegau aufgehalten, indem ſein rechter Flügel mit dem von Zwenkau kommenden Korps Yorks ſich kreuzte. Dieſer leidige Umſtand brachte eine ſolche Stockung in das Vorſchreiten der Verbündeten, daß der Angriff auf den Feind ſehr verſpätet und dadurch die Kraft des beabſichtigten Ueberraſchungsſtoßes ſehr vermindert ward. Erſt um 11 Uhr Morgens konnten ſich Blücher in erſter, York und Berg in zweiter Linie zwiſchen den Dörfern Werben und Domſen formiren, während Napoleon, mit ſeinen Garden in Lützen eingetroffen, den Heerhaufen ſeines vicekoniglichen Stiefſohns, wovon das eine Korps unter Macdonald bereits Markranſtädt, das andere unter Lauriſton Günthersdorf erreicht hatte, weiter gegen Leipzig verſchob, wo er die Hauptmacht der Verbündeten zu treffen erwartete. Weiter zurück hielt Ney mit vier Diviſionen Kaja, Rahna, Groß- und Kleingörſchen beſetzt und hinter ihm ſtanden Bertrand bei Poſerna, Marmont in Weißenfels und Oudinot in Naumburg. Alles hing davon ab, ob die feindliche Mittelſtellung, d. h. der 24—30,000 Mann ſtarke Haufe Ney's, geworfen und geſprengt werden könnte, bevor der Empereur, welcher nach den erſten Meldungen von Seiten ſeines Marſchalls die Sachlage blitzſchnell erkannte, Zeit gewönne, ſeine auf Leipzig rückenden überlegenen Maſſen zurück und in die Schlacht zu werfen. Dieſe Frage entſchied ſich zu ſeinen Gunſten und dadurch ward es den Verbündeten unmöglich, ihren Angriffsplan zu voller Verwirklichung zu bringen, welcher darauf abgezielt hatte, die mehrgenannten vier Dörfer zu nehmen, dann frontalförmig gegen den rechten Flügel des Feindes bei Lützen vorzugehen, denſelben mit zuſammengehaltener Kraft zum Weichen zu bringen, die Franzoſen von dem Rückweg nach der Saale abzudrängen, ſie mittelſt der zahlreichen Reiterei völlig zu umgeben und ſchließlich vom Rücken her einen entſcheidenden Anfall auf ſie zu thun.

Die Mittagsſtunde war ſchon vorüber, als Wittgenſtein endlich dazu kam, das Zeichen zum Angriff zu geben, und Blücher demnach ſeine Brigaden Klüx, Ziethen und Röder auf die Stellung Ney's warf. Nach kurzwährendem Feuer von 4 bis auf 800 Schritte gegen Groß-Görſchen vorgegangenen Batterien wurde zum Sturmangriff geſchritten, welcher mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm geſchah. Ah, das waren nicht mehr die Preußen von 1806, ſondern die von 1813! Freiwillige und Linientruppen, ſowie alle Waffengattungen wetteiferten in freudiger Todesverachtung und auf dieſer Walſtatt hat der Geiſt des großen Erhebungsjahres ſeine glorreiche Blut- und Feuertaufe erhalten. Es iſt auch wohlbezeugt, daß die Ruſſen, ſoweit ſie zum Schlagen kamen, ebenfalls wacker geſtritten haben, daß ſie, wie ihre Hurrahs herzlich mit den preußiſchen, ſo auch ihr reichlich vergoſſenes Blut mit dem ihrer Verbündeten vermiſchten. (Hat doch das von dem trefflichen Eugen von Würtemberg befehligte ruſſiſche Korps allein von ſeinen 8700 Mann binnen dreiſtündigem Gefecht nicht weniger als 1632 Mann, worunter 87 Offiziere, an Todten und Verwundeten verloren.) Nur ſolcher Tapferkeit war es zu danken, daß die Schlacht nicht einen weit ſchlimmeren Verlauf nahm. Denn die oberſte Führung auf Seiten der Verbündeten war elend. Nicht nur „verbiß" ſich Wittgenſtein in den Beſitz der vier Dörfer ſo ſehr, daß er für andere Möglichkeiten und Nothwendigkeiten gar kein Auge hatte, ſondern er machte ſich auch etwas ganz Anderes zum Hauptgeſchäft als die Leitung der Schlacht. Der Czar nämlich, welcher ſich mit dem Preußenkönig auf den ſogenannten Monarchenhügel bei Werben begeben hatte, um dem Kampfe zuzuſehen, ritt ohne alle Noth, entweder um ſeinen Muth zu zeigen oder wieder einmal als Feldherr zu glänzen, plötzlich ins heftigſte Feuer, ſo daß Wittgenſtein immer nur vollauf damit beſchäftigt war, ihn wieder glücklich „herauszubringen“. Unterdeſſen kommandirte dann eigentlich Niemand oder vielmehr Jedermann: der Czar, die ruſſiſchen Generale d'Auvray und Diebitſch, die preußiſchen Blücher und Scharnhorſt, am allerwenigſten aber Wittgenſtein, der „gar nicht recht wußte, wo die Regimenter und Brigaden ſtanden.“ Trotz Alledem hielt der heldiſche Muth der Verbündeten die Schlacht ſo aufrecht, daß der Sieg lange ſchwankte und für den Feind nicht entfernt ein entſcheidender ward.

Napoleon, ſpornſtreichs zurück- und herbeigerannt, als er den Kanonendonner von Görſchen her vernommen, kam, ſeinen zurückbefehligten Geſchwadern vorauseilend, etwa um 2 Uhr bei Kaja an, durch ſeine Gegenwart den erſchöpften und zuſammengeſchmolzenen Truppen Ney's neues Leben gebend, ſelbſt von ſterbenden oder ſchrecklich verſtümmelten noch mit einem enthuſiaſtiſchen „Vive l'empereur!“ begrüßt. Unterwegs hatte er, die Sachlage überblickend und um ſich über ſeinen fühlbaren Mangel an Reiterei zu tröſten, ausgerufen: „Nous aurons une bataille d'Egypte!“ Aber er mußte erfahren, daß er heute keine Mameluken vor ſich habe ... Der furchtbar blutige Kampf um die vier Dörfer ward in dem Grade, in welchem von beiden Seiten mehr und mehr Truppen ins Feuer gebracht wurden, heißer und heißer, und je mehr ſich der Tag dem Abend zuneigte, ſchien ſich auch die Entſcheidung auf die Seite der Verbündeten zu neigen. Nach ſchrecklichem Ringen waren dieſe, von etlichen glücklichen Reiterangriffen unterſtützt, im hoffnungsvollſten Vorſchreiten. Groß- und Kleingörſchen waren erſtürmt, eine herbeigezogene Reſervebrigade von preußiſchen Garden ging unaufhaltſam auf Kaja los und trieb die Franzoſen weit hinter das brennende Dorf zurück. Gelang es den Preußen, auf dieſem Punkte noch weiter vorzudringen, ſo war die ganze Marſchlinie des Feindes zwiſchen Weißenfels und Leipzig durchbrochen, was den Verbündeten bei ihrer Ueberlegenheit an

Kavallerie die glänzendſten Vortheile ſichern mußte. Napoleon fühlte das, ſetzte daher, wie er ſich ſelber dem feindlichen Feuer unbedenklich ausſetzte, Alles daran, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Bis um halb 6 Uhr drehte ſich der Kampf um das Dorf Kaja. „Nie — ſo hat Einer, welcher an dieſem Tage und überhaupt während des ganzen Feldzugs dem Empereur zur Seite war, der Sachſe Odeleben, berichtet — nie habe ich in Napoleon's Geſicht ſprechendere Spuren der Verlegenheit wahrgenommen als in dem Momente, wo der fünfte Angriff auf Kaja und Rahna abgeſchlagen war und eine ſeiner Brigaden in förmlicher Flucht aus dem erſten Dorfe gejagt wurde. In dieſem Augenblick erhielt er eine Meldung durch einen ſeiner Ordonnanzoffiziere. Mit einem grimmigen „Hä!" ließ er ſich dieſelbe wiederholen und warf zugleich einen ſo langen, ungewiſſen, ſcheufragenden Blick auf Berthier und Caulaincourt, als ob er ſagen wollte: Glaubt ihr, daß mein Stern untergehe?"

Er ging noch nicht unter. Wittgenſtein, ganz unfähig, eine Feldſchlacht zu leiten, hatte verſäumt, zur rechten Zeit die ruſſiſchen Reſerven heranzubringen, um den Anſtrengungen der Garde Blücher's, Yorck's und Berg's Nachdruck und Rückhalt zu geben. Es wird ſogar von zuverläſſigſter Seite verſichert, nämlich durch Gneiſenau, daß Wittgenſtein den ruſſiſchen General Miloradowitſch mit ſeinen 12,000 Mann, welche von Weißenfels her in die linke Flanke des Feindes hätten fallen ſollen, „aus perſönlichen Verhältniſſen" nicht herbeigerufen habe. Blücher hatte, an der Spitze ſeiner Sturmkolonnen reitend, den gelungenen Angriff auf Kaja geführt und war dabei durch einen Streifſchuß nicht unbedeutend im Arm verwundet worden, was ihn aber nicht hinderte, im Sattel und im Feuer zu bleiben. Er und Scharnhorſt thaten das Menſchenmögliche, um das Treffen zu halten, bis die ruſſiſchen Reſerven in die Schlachtlinie einrückten, was freilich erſt mit Einbruch der Nacht und auch dann nur unvollſtändig geſchah. Der Alte, trotz ſeiner einundſiebzig Jahre ſeit 2 Uhr Morgens unausgeſetzt zu Pferde, ſammelt ein Dutzend preußiſcher Schwadronen und er und Scharnhorſt werfen ſich damit auf die feindlichen Infanteriemaſſen, welche der Empereur zum Angriff auf Kaja und Rahna zuſammengebracht hat. Unter dem concentrirten Feuer von 60 Geſchützſtücken erfolgt bei Tagesneige dieſer Angriff, während den jetzt auf der Walſtatt eingetroffenen, auf die rechte Flanke der Verbündeten fallenden Heerhaufen des Vicekönigs die ſchwache Diviſion Eugen's von Würtemberg mit äußerſter Anſtrengung vergebens zurückzudrängen verſucht. In dem verzweifelt wilden Wirrſal von Angriff und Abwehr, welches alſo in den Abendſtunden ſich entſpinnt und wobei um jede Fußbreite Boden hartnäckig gerungen wird, ſchlägt eine Musketenkugel in Scharnhorſt's linkes Bein und dem General eine Wunde, die, obgleich oder vielmehr weil als eine unbedeutende betrachtet und behandelt, des unerſetzlichen Kriegers und Patrioten Tod herbeiführen ſoll, welchem er, ohne ein Ergebniß ſeiner großen und guten Lebensarbeit geſehen zu haben, am 28. Juni zu Prag erliegen wird... Die letzten Akte des Blutdrama's vom 2. Mai ſind geweſen, daß Kaja, Rahna und Klein-Görſchen von den Franzoſen wieder genommen wurden, daß die Preußen Groß-Görſchen behaupteten und der ruſſiſche General Konownitzin dem vorgedrungenen Vicekönig wieder Boden abgewann, mit drei Grenadierregimentern bis gegen Eisdorf vorſtürmend. Bis zur neunten Abendſtunde brüllten noch die Kanonen, dann verſtummten ſie allmälig und auf dem blutüberſtrömten Schlachtfeld — bei Kaja und Rahna deckten die Gebliebenen förmlich den Boden; die Preußen hatten 8000, die Ruſſen 2000, die Franzoſen gegen 15,000 Mann an Todten und Verwundeten und 800 an Gefangenen eingebüßt — warfen die Flammenherde von ſechs in Brand geſchoſſenen Dörfern ihre Feuergarben zum nächtlichen Himmel empor 103). Ein ſiegreicher war der blutige Tag für den Napoteen demnach nur inſofern, als die Verbündeten den Zweck ihres Schlagens nicht erreicht hatten.

Nachdem mit herabſinkenden Nachtſchatten gegenſeitige Ermattung der blutigen Arbeit ein Ende gemacht hatte, trafen Friedrich Wilhelm — welcher, auf einem Schimmel reitend, Einer der Letzten im brennenden Dorfe Kaja den heranſtürmenden Franzoſen den Rücken gewandt hatte — und Czar Alexander wieder auf dem Hügel bei Werben zuſammen. Verſchiedene Generale fanden ſich ebenfalls hier ein und es erhob ſich die Frage: Was iſt jetzt zu thun? Sollen wir verſuchen, unſere Stellungen zu behaupten und mit dem grauenden Morgen die Schlacht zu erneuern? Oder aber iſt ein Rückzug räthlicher? Die ruſſiſchen Generale neigten ſich mehr dem Letzteren, die preußiſchen mitſammt dem König dem Erſteren zu. Es wurde ziemlich bunt durcheinander geſprochen. Als Ludwig von Wolzogen, damals ein Flügeladjutant des Czaren, in den Kreis trat, hörte er „einen alten preußiſchen General, welcher den Arm in einer Binde trug," laut und lebhaft wettern: „Was! all' das Blut ſollte hier umſonſt gefloſſen ſein? Nimmermehr geb' ich zurück, ſondern noch in dieſer Nacht werd' ich die Franzoſen zuſammenhauen, daß ſich diejenigen ſchämen ſollen, welche das Wort Rückzug ausgeſprochen haben!" „Wer iſt der Sprecher?" fragte Wolzogen, welcher in der Dunkelheit den Mann nicht erkennen konnte. „Blücher," ward ihm erwidert [104]. Auf des unverzagten und feurigen Alten Betreiben iſt demnach jener nächtliche Reiterangriff auf den Feind unternommen worden, welcher heftigen Tadel erfahren hat, weil er mißlang [105]. Wäre dieſer Verſuch, welchen der tapfere Oberſt Dolffs an der Spitze von neun Schwadronen preußiſcher Küraſſiere machte, gelungen, ſo würde das Urtheil anders gelautet haben. Und er war nahe daran, zu gelingen. „Die brennenden Dörfer erhellten den Horizont, als plötzlich auf der rechten Flanke der franzöſiſchen Armee eine Linie Kavallerie in dumpfem Geraſſel heranrauſchte und dicht bis an die Vierecke kam, hinter denen ſich der Kaiſer befand. Ich glaube, wenn ſie noch 2000 Schritte raſch vorging, ſo wurde Napoleon mit ſeinem ganzen Gefolge gefangen [108]).“ Daß dieſe Maſſe von preußiſchen Panzerreitern im entſcheidenden Augenblick innehielt, verſchuldete der 8 Fuß tiefe Hohlweg zwiſchen Groß-Görſchen und Söbeſten. Nur ein Theil brach durch und in die vorderen Glieder des Feindes ein, welcher in große Verwirrung gerieth und ſich erſt weiter rückwärts wieder in Maſſen ſammeln konnte, was einen weitern Erfolg unmöglich machte. Doch imponirte dieſer Reiterangriff den Franzoſen ſo, daß ſie ſich während der Nacht großentheils hinter den Floßgraben zurückzogen und am folgenden Morgen kaum ihren Augen trauen wollten, als ſie bemerkten, daß die Verbündeten die Walſtatt geräumt und den Rückzug angetreten hatten.

Zum Entſchluß hiezu war es erſt in der Nacht gekommen, nachdem ſich die verbündeten Monarchen in ihr Quartier nach Groitzſch begeben hatten. Beim ſpät eingenommenen Abendeſſen konnte Friedrich Wilhelm nicht müde werden, infinitiviſch zwar, aber dankbar von der Bravheit ſeiner Truppen zu reden, und er wie ſeine Leute gingen in der feſten Ueberzeugung ſchlafen, daß die Schlacht am kommenden Tage fortgeſetzt werden würde. Mitten in der Nacht kam aber der Czar, welcher in der nämlichen Straße abgeſtiegen war, in das Quartier des Königs, ließ ihn wecken und theilte ihm mit, daß es nöthig ſei, ſofort den Rückzug bis zur Elbe zu befehlen und anzuordnen, maßen ſein Artilleriechef, der General Jermolow, ihm angezeigt habe, daß er keine oder wenigſtens keine ausreichende Munition mehr habe. Auf die „verlegen vorgebrachten“ Auseinanderſetzungen des Czaren brach Friedrich Wilhelm unwirſch los: „Das ſchon kennen! Wenn wir erſt anfangen zu retiriren, werden wir an der Elbe nicht aufhören, ſondern auch über die Weichſel gehen. Auf dieſe Art ich mich ſchon wieder in Memel ſehen. Das ja wie bei Auerſtädt ſein!“ Half aber Alles Nichts. Die ruſſiſche Anſicht, daß man, zu ſchwach, gegen die überlegenen Streitkräfte Napoleon's das Feld zu halten, über Dresden zurückgehen müſſe, um ſich mit den hinter der Elbe und an der Oder zu erwartenden Verſtärkungen in Verbindung zu ſetzen, trug es über die preußiſche davon und mit Tagesgrauen begann der Rückzug[107]. Derſelbe ward zunächſt wenig beläſtigt, denn der am Tage zuvor hart mitgenommene Feind vermochte ſich am 3. Mai erſt um Mittag in Bewegung zu ſetzen. Blücher führte die preußiſchen Heerſcharen zunächſt über Dreichwitz nach Borna und von da nach Meißen. In welcher Laune, kann man ſich unſchwer vorſtellen und hat es ſicherlich zur Beſſerung derſelben nicht eben viel beigetragen, daß der Czar von Dresden aus dem Alten den Sankt Georgsorden zuſandte mit dieſem vom 3. Mai datirten Schreiben: „An den General der Kavallerie, von Blücher, Excellenz. Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht vom 2. Mai bewieſen haben, die von Ihnen an dieſem ſchönen Tage geleiſteten ausgezeichneten Dienſte, Ihre Hingebung, Ihr Eifer und die glänzende Art, ſich jeder Zeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten iſt, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlaſſen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen während der Schlacht hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen[108].“

Napoleon beabſichtigte, durch möglichſt raſches Vorgehen auf Dresden, die Verbündeten von dieſer Stadt abzuſchneiden, was aber nicht gelang. Am 4. Mai rückte Ney in Leipzig ein und hielt eine lange Rede an den Magiſtrat, worin er dieſen und die Welt belehrte, was der Zweck dieſes von ſeinem Herrn und Gebieter unternommenen Krieges ſei, nämlich „die Civiliſation von Europa, welche nicht den Koſaken preisgegeben werden ſoll.“ Man ſieht, der Bulletinismus geſpenſterte noch immer in der Welt herum. Die guten Dresdener wurden noch ſchmerzlicher als durch die Berichte von der lützener Schlacht durch den Anblick der langen Wagenreihen mit Verwundeten, welche durch ihre Stadt und weiter zurück gingen, aus ihrem kurzen Befreiungstraum aufgeſchreckt. Indeſſen war es ein ermuthigendes Zeichen von dem ungebeugten Geiſte der Verbündeten, daß viele Verwundete, die es verſchmähten, in unthätiger Ruhe ihre Heilung abzuwarten, in den Reihen ihrer Kameraden marſchirten, ſprechend: „Das Herz iſt noch geſund!“ Am 7. Mai befand ſich das blücher'ſche Hauptquartier noch in Meißen: am 8. aber verließen die verbündeten Monarchen Dresden, der Rückzug ging nach der Lauſitz zu weiter und noch an demſelben Tage zog der Empereur in die Hauptſtadt Sachſens ein, nachdem er beim Chauſſéehaus auf der freiberger Straße eine Abordnung des Stadtraths angeraſſelt hatte: „Ich weiß, welches feindſelige Entzücken ihr an den Tag legtet, als der Kaiſer Alexander und der König von Preußen in eure Mauern einzogen. Eure Häuſer zeigen noch die Ueberbleibſel der Kränze und auf euren Straßen ſieht man den Miſt der Blumen, welche eure Töchter meinen Feinden geſtreut haben. Avez-vous du pain? Qu' ils fournissent du pain, de la viande, du vin!“ Nach Prag zuckte der napoleoniſche Befehl an den König von Sachſen, auf der Stelle nach Dresden heimzukehren und ſich an ſeinen „erhabenen“ Protektor anzuſchließen, und dieſer Befehl fand augenblicklichen Gehorſam — („denn es ehrt ja der Knecht nur den Gewaltſamen“). Am 12. Mai führte der Zwingherr den Sachſenkönig wie ein armes Opferſchaf durch die Reihen franzöſiſcher Truppen vom Dorfe Gruna her in ſeine Hauptſtadt zurück. Die Bürgermeiſter mit der Rathsdeputation machten am Stadtthore ihre allerunterthänigſte Aufwartung. Als ſie ihren Fürſten anreden wollten, wies der arme Friedrich Auguſt ſie an Napoleon. Aber dieſer ſagte: „A votre roi! Dites lui que c'est lui, qui a sauvé la Saxe.“ Worauf die Allerunterthänigſten zum Unzurechnungsfähigen: „Die Kinder des Vaterlandes ſind erfreut, ihren Vater wiederzuſehen.“ „Was haben ſie geſagt?“ fiel der Empereur ein. „Sie ſagten, was

Ew. kaiſerl. königl. Majeſtät befohlen hat," ward ihm erwidert 109). Ein bis zum Erbrechen ekelhaftes Stück Komödie! Das feſte Torgau wurde nun den Franzoſen überantwortet, das ſächſiſche Heer mit ſeiner vortrefflichen Reiterei unter das franzöſiſche geſteckt, ganz Sachſenland dem Todfeinde deutſcher Nation zu unbedingter Verfügung geſtellt.

Wenn aber der Schlachttag vom 2. Mai dem Empereur noch einen Zweifel an der Beharrlichkeit ſeiner Gegner gelaſſen hätte, ſo mußte dieſer Zweifel vollends weichen, als die Verbündeten mit ihrem Rückzug bei Bautzen innehielten, um dem nachdringenden Feinde kühn die Stirne zu bieten, obgleich ihnen — wie ſchon oben gezeigt worden — der große Kriegskünſtler an Streitkräften jetzt noch weit überlegener war als bei Groß-Görſchen. Denn die Verbündeten hatten ſich zwar bis zum 17. Mai durch das Eintreffen Barklay's mit 14,000 Ruſſen und durch das Heranziehen des Korps von Kleiſt (5000 Mann) und noch einiger Tauſende preußiſcher Reſerven bis auf 80 oder 82,000 Mann verſtärkt, Napoleon aber vermochte mit allermindeſtens 120,000 Mann, wahrſcheinlich aber mit 170,000 den Angriff auf ſie zu thun 110). Daß ſie deſſen ungeachtet dem Angriff ſtandhielten, geſchah aus ſittlichen und politiſchen Gründen: — aus ſittlichen, weil der treffliche Geiſt, ſo im Heere waltete, nach möglichſt baldigem Wiederſchlagen mit dem Feinde verlangte; aus politiſchen, weil die Verbündeten mittelſt abermaligen Schlagens Europa im Allgemeinen zeigen wollten, daß der Schlachtenvirtuos denn doch ſeine früher gewohnten Entſcheidungs- und Vernichtungsſymphonien nicht mehr aufzuſpielen vermöge, und dem öſtreichiſchen Kabinett im Beſonderen, daß man entſchloſſen ſei, nicht in furchtſamer Erwartung ihm die Entſcheidung über die Weltgeſchicke zu überlaſſen. Freilich, dieſe Entſchloſſenheit hielt nicht lange vor.

Die verbündete Armee hatte am 14. Mai auf ihrem Rückmarſche Halt gemacht und eine halbe Meile hinter der Stadt

Bautzen eine feſte Stellung bezogen, um den Feind zu erwarten, der ſchon nicht mehr mit der Windeseile früherer Jahre herankommen konnte, ſondern dem Gegner acht Ruhetage gönnen mußte. Die Stadt und ihre nächſte Umgebung hielt die von Miloradowitſch befehligte Vorhut beſetzt. Südwärts auf der Hügelkette, welche ſich am rechten Ufer der Spree hinzieht, ſtand der linke Flügel, von ruſſiſchen Truppen unter Gortſchakoff's Kommando gebildet. Im Centrum, auf den Höhen zwiſchen Kreckwitz und Plieskowitz, ſtanden die Preußen unter Blücher und York, auf dem rechten Flügel von den plieskowitzer Teichen bis zum Windmühlenberge von Gleina das Korps Barklay's und als Rückhalt zwiſchen Würſchen und Klein-Purſchwitz die ruſſiſchen Garden [111]. In der oberſten Leitung des Ganzen machten ſich wieder die bedauerlichſten Schwankungen fühlbar. Wittgenſtein wollte von vornherein eine Vertheidigungsſchlacht, ſcheint aber dann doch dem Andringen Blücher's, welcher in Uebereinſtimmung mit ſeinem jetzigen Generalſtabschef Gneiſenau dafür war, angriffsweiſe gegen den herankommenden Feind vorzugehen, nachgegeben zu haben. Freilich nur eben in ſeiner Art, d. h. halblings, indem er York und Barklay am 18. Mai über die Spree vorgehen ließ, welche dann am 19. bei Königswartha und Weißig ein ſiegreiches Gefecht gegen den feindlichen Vortrab beſtanden, jedoch, nicht gehörig unterſtützt, vor der andrängenden Hauptmacht Napoleon's über den Fluß und hinter Bautzen zurückmußten. Blücher, iſt bezeugt, ſoll beim Anblick dieſes Rückzugs kaum auf ſeinen Höhen zu halten geweſen ſein und ſoll fluchend ausgerufen haben: „Da gibt nun der Hundsfott, der Wittgenſtein, dem Bonaparte hübſch Zeit und Gelegenheit, uns ganz nach ſeiner Bequemlichkeit anzugreifen [112].“ Uebrigens war die wirkliche Leitung der Schlacht gar nicht bei Wittgenſtein, ſondern bei dem preußiſchen General von dem Kneſebeck, der den Czaren begleitete und ſo zu ſagen überwachte. Am 20. Mai um Mittag ging der Feind in vier Heerhauſen unter der Führung von Oudinot, Macdonald, Marmont und Bertrand über die Spree vor und erſchütterte ſchon an dieſem Tage die Stellung der Verbündeten nicht wenig. Nur Blücher hielt ſich völlig unerſchüttert auf ſeinen Kreckwitzer Höhen. Am folgenden Tage hob mit der Morgenfrühe das Ringen wieder an. Napoleon's Plan ging dahin, den linken Flügel der Verbündeten zu beſchäftigen, das Centrum hinzuhalten, den rechten Flügel zu umfaſſen, zu erdrücken und endlich, auf die Rückzugslinie ſeiner Gegner ſich ſetzend, mit den zuſammenwirkenden Kräften ſeiner Uebermacht die durchbrochenen und eingeengten feindlichen Scharen zu zerſchmettern. Aber wenn ihm auch das Aufrollen gegen das Centrum hin gelang, wenn er namentlich durch ſchonungsloſes Aufopfern des würtembergiſch-rheinbündiſchen „Futters für Pulver" gegen Abend zu in der Wegnahme der Kreckwitzer Höhen Vorſchritte machte — auf einer Trommel ſitzend lenkte er von der Anhöhe bei Nieder-Kaina herab den Sturm — ſo mißlang ihm doch die Erzwingung größerer Reſultate, theils aus Mangel an Reiterei, theils und noch mehr weil auf Kneſebeck's dringenden Rath Seitens der Verbündeten die Schlacht abgebrochen und noch zur rechten Stunde der Rückzug beſchloſſen ward, welcher ſchleſienwärts ſo ruhig und ſicher „wie auf dem Exercirplatz" ausgeführt ward, ohne eine Kanone, ohne Gefangene, ohne Trophäen in den Händen des Feindes zurückzulaſſen, deſſen Verluſt weit bedeutender war als der preußiſch-ruſſiſche. Denn wenn dieſe an 12,000 Mann eingebüßt hatten, ſo betrug der Verluſt der Franzoſen vom 19. bis und mit dem 21. Mai an Todten und Verwundeten 20 bis 24,000 Mann. Der Gebhart Lebrecht hatte bei dieſer Gelegenheit gezeigt, daß er auch in der Vertheidigung Tüchtigſtes zu leiſten vermöge. Er war in die Lage gekommen, am zweiten Schlachttag nach drei Seiten hin dem Feinde zumal die Stirne bieten zu müſſen, und er hatte dieſe ſchwierige Arbeit höchſt mannhaft gethan.

Von preußiſcher Seite ward ſchon hier bei Bautzen, wie nachmals in dieſem Kriege noch oft, nicht ohne Grund der Vorwurf erhoben, daß die Ruſſen ihre Garden in manchmal geradezu lächerlicher Weiſe ſchonten. York's Stabschef Valentini fand während der Schlacht die prachtvolle ruſſiſche Gardereiterei in Linien aufmarſchirt und unbeweglich haltend in dem Augenblicke, wo ſie große Dienſte leiſten konnte. Valentini ſuchte den befehligenden Gardegeneral zum Einhauenlaſſen zu bewegen, aber der Ruſſe ſah ihn groß an und fragte: „Glauben Sie, der Kaiſer habe ſeine Gardekavallerie dazu, daß ſie ſich todtſchießen laſſe[111]?“

Mit dem Ergebniß der Schlacht höchſt unzufrieden, ſah Napoleon auch ſeine Hoffnung getäuſcht, den rückziehenden Gegnern größere Schädigungen beizubringen. Er trieb und drängte ihnen mit aller Macht nach, konnte aber Nichts erreichen, als daß ſeine Angriffe auf die Hinterhut der Verbündeten — der wackere Eugen von Würtemberg war ein Führer derſelben — blutig abgewieſen wurden. So bei Reichenbach und Markersdorf, wo eine ruſſiſche Stückkugel einen der Getreueſten und Liebſten des Schlachtenmeiſters, den Großmarſchall Duroc, wenige Schritte hinter ſeinem Gebieter zum Tode traf. Der Empereur, die Erſchütterung über dieſen Verluſt nicht verbergend, ſtieg vom Pferde und betrachtete eine Weile ſtarren Auges die Stelle, wo Duroc getroffen worden, welcher wenige Minuten zuvor zu Marmont geſagt hatte: „Mein Freund, der Kaiſer iſt unerſättlich in Kämpfen; wir werden Alle darin zu Grunde gehen, das iſt unſere Beſtimmung.“ Dann ſaß er den ganzen Abend hindurch in ſeinem grauen Ueberrock auf einem Feldſtuhl inmitten eines ungeheuren Vierecks ſeiner Garde, mit geſenktem Haupt und ſchlaff herabhängenden Armen, ſtumm und regungslos. Es war ein unglücklicher Tag. Zornig hatte der verwöhnte Sohn des Glückes, als er am Morgen zu Pferde geſtiegen, mit einem Rückblick auf das unerſprießliche Schlachtfeld von Bautzen ausgerufen: „Wie, nach einer ſolchen Schlacht kein Reſultat? Keine Gefangene? Keine eroberten Geſchütze und Fahnen? Dieſe Menſchen werden mir ja nicht einen Nagel zurücklaſſen!“ und hatte dann, als faſt in demſelben Augenblick eine Kugel neben ihm einſchlug und einen ſeiner Ordonnanzreiter tödtete, in trüber Ahnung zu dem unglücklichen Großmarſchall geſagt: „Duroc, heute will das Schickſal an uns [111].“ In Wahrheit, Dirne Fortuna war auf dem Sprung, dem Manne den Rücken zu kehren, welchen ſie ſo lange mit wahnſinnig machenden Zärtlichkeiten überſchüttet hatte, und Rächerin Nemeſis ſchickte ſich an, ihr heiliges Amt zu üben.

Die Verbündeten ſetzten von Görlitz aus in zwei Kolonnen ihren Rückzug fort, welcher nach dem feſten, am 31. Mai und 1. Juni glücklich erreichten Lager von Pilzen bei Schweidnitz gerichtet war. Die Preußen bildeten die erſte oder rechte Marſchkolonne, deren Weg über Hainau führte. Hier beſchloß Blücher, als die feindliche Vorhut den Nachtrab der Verbündeten heftiger zu drängen begann, den Franzoſen eine Lektion zu geben, welche am 26. Mai richtig gegeben wurde, wie um den Tag zu bezeichnen, an welchem er den Oberbefehl über die erſte Kolonne übernahm, während Barklay, an der Stelle Wittgenſtein's mit dem oberſten Heerkommando betraut, die Führung der zweiten Kolonne leitete. Eine Viertelſtunde hinter Hainau liegt Michelsdorf und gerade hier ſollten die Franzoſen die unliebſame Erfahrung machen, daß es noch deutſche Michel von der Art der Seydlitze gäbe, welche vordem an jenem Novembertag von 1757 auf den Brachfeldern von Roßbach eine luſtige Franzoſenjagd angeſtellt hatten. Zwiſchen Michelsdorf und Doberſchau dehnt ſich eine Ebene aus, welche erſt durch den Wieſenthaleinſchnitt, in welchem die Dörfer Pantenau und Steudnitz liegen, unterbrochen wird. Rechter Hand aber iſt die Ebene von einer durchſchnittenen und waldigen Niederung begränzt. Dies der Schauplatz des fröhlichen Reitertreffens von Hainau, auf welches ſich der alte Gebhart Lebrecht mehr einbildete als auf alle ſeine übrigen Treffen und Schlachten. Es war auch in der That ein huſariſches Stück von Kriegsführung im beſten Styl. Am 26. Mai nämlich zog das preußiſche Heer von Hainau ab und Liegnitz zu. Die Nachhut, beſtehend aus drei Bataillonen Fußvolk und drei Regimentern leichter Reiterei unter dem Befehl des Oberſts Mutius, ſollte ſich recht gemächlich von Michelsdorf nach Steudnitz zurückziehen, um die feindliche Avantgarde nachzulocken, welche in Gegenwart des Marſchalls Ney vom General Maiſon kommandirt wurde. Hinter Pantenau und Gohlsdorf war als Reſerve die preußiſche Brigade Ziethen aufgeſtellt, in der erwähnten durchſchnittenen Waldniederung aber der Oberſt Dolffs mit zwanzig Schwadronen und zwei reitenden Batterien bei Schellendorf in Hinterhalt gelegt. Herwärts von Schellendorf lag zwiſchen Baudmannsdorf, Ueberſchar und Gohlsdorf auf einer kleinen Anhöhe eine Windmühle, deren Anzündung das Signal zur Eröffnung des Stückes geben ſollte. Hier nahm der Alte ſeinen Stand, von Herzen froh, heute einmal, all des „Sch. . . diplomatiker-Zeugs“ des Hauptquartiers los und ledig, auf eigene Fauſt und nach ſeinem Sinne handeln zu können. Der General Maiſon, im Begriffe, aus Michelsdorf auf die Ebene zu debouchiren, traute dem Dinge nicht recht; aber Ney verlachte ſeine Beſorgniſſe und der General rückte vor. Kaum aber waren die Franzoſen, dem langſam vor ihnen weichenden Mutius etwa 1500 Schritte weit nachgezogen, als das Aufbrennen der Windmühle ſie ſtutzig machte. Maiſon befahl raſch die Formirung von Vierecken, aber es war zu ſpät. Denn ſchon war, während Mutius gegen den Feind Kehrt machte, der tapfere Dolffs im Trabe auf die Ebene heraufgekommen und warf jetzt, ohne von ſeiner Artillerie Gebrauch zu machen, ſeine Schwadronen im Galopp auf die rechte Flanke der Franzoſen. Das prächtige Gefecht währte keine halbe

Stunde und Mutius hatte kaum Zeit, mit ſeiner Reiterei heranzukommen, um ſich ebenfalls daran zu betheiligen. Die franzöſiſche Kavallerie floh nach kurzem Säbelkreuzen ſchmählich, die Infanterie wurde umgeritten, niedergehauen oder gefangen; auch ſeine ganze Artillerie, 18 Geſchütze, ließ der fliehende Maiſon im Stiche. Die preußiſche Reiterei verlor nur 70 Mann, darunter aber 16 Offiziere und leider auch den wackeren Dolffs, welcher ſich an der Spitze ſeiner Tapfern auf den Feind geſtürzt hatte [115]. Während dieſes Treffens geſchah es, daß, wie wohlbezeugt iſt [116], eins der draſtiſcheren Blücherworte geſprochen wurde. Kommt da ein Ordonnanzoffizier athemlos angeſprengt, mühſam herausbringend, daß er dem Obergeneral von Seiten des Brigadekommandanten des rechten Flügels der großen Marſchkolonne eine geheime Meldung zu machen habe. „Bah, bah, wozu die Ziererei? Heraus damit, Mann! Was iſt los?" — „Excellenz, der Feind, vom Kaiſer Napoleon ſelbſt geführt, dringt mit Macht vor, hat den rechten Flügel umgangen und ſteht ſchon völlig in unſerem Rücken." — „Donnerwetter! In weſſen Rücken? In dem Ihres Kommandanten oder in dem meinigen?" — „Leider in dem Ihrigen, Excellenz." — „Na, ſo ſagen Sie man Ihrem Kommandeur, daß ich mich über dieſe Nachricht außerordentlich freue; denn ſteht mir der Kerl von Bonaparte im Rücken, ſo iſt er ja auf dem rechten Wege, mich . . . eine ganz abſonderliche Ehre zu erweiſen!"

## Viertes Kapitel.

# Blüthenfall.

Die Feldhauptleute der Verbündeten hatten, des ſehr fühlbaren Mangels einer feſten und ſichern Oberleitung ungeachtet, während des Maifeldzugs von 1813 im Ganzen und im Einzelnen ihre Schuldigkeit nicht übel gethan und die Soldaten hatten ſich ausgezeichnet brav geſchlagen. Trotz Alledem aber war das Reſultat einer blutrothen Pfingſtzeit dieſes, daß Rußland und Preußen, wenigſtens in ihrer dermaligen Verfaſſung und Rüſtung, den Napoleon nicht zu beſiegen vermöchten. Im Hauptquartier der verbündeten Monarchen blickte man daher zu Ende des Mai immer ängſtlicher nach weiteren Bundesgenoſſen aus, und da man es zur rechten Zeit verſäumt hatte, mit ſanften oder unſanften Mitteln die widerdeutſchen Rheinbundſatrapen zur Vernunft und zu ihrer Pflicht zurückzubringen, ſo mußte man es jetzt ſogar für etwas Rechtes anſehen, wenn ſich der Dänenkönig herbeilaſſen würde, in die widernapoleoniſche Allianz einzutreten. Allein die Zettelungen Rußlands und Englands mit Bernadotte, welchem Norwegen verſprochen war — der liebe Gaskogner wollte Dänemark dafür mit deutſchen Ländern, mit den Gebieten der Hanſeſtädte und mit Mecklenburg entſchädigt wiſſen — machten den Dänenkönig kopfſcheu. Er ſchwenkte plötzlich wieder zur napoleoniſchen Vaſallität zurück und die 10,000 Dänen, welche an der Niederelbe erſchienen waren, um mit den Verbündeten ſich zu verbinden, zwangen den Tettenborn, Hamburg zu räumen und mitverſchuldeten alſo das Zurückfallen der reichen und patriotiſchen Hanſeſtadt unter das franzöſiſche Joch, deſſen Schwere Davout mit der erfinderiſchen Kaltblütigkeit eines vollendeten Räuberhauptmanns ſiebenfach zu ſteigern wußte. Freilich, wie er zu ſeiner Entſchuldigung nachmals nachgewieſen hat, auf die ganz beſonderen und gebieteriſchen Befehle und Anweiſungen ſeines Herrn und Meiſters hin[116a]).

Wer die Dinge, wie ſie beim Rückzug der Verbündeten nach Schleſien waren, mit ſehenden Augen anſieht, muß ſagen: alle die hoffnungsreichſten Blüthen des deutſchen Frühlings von 1813 waren verwelkt und entblättert fielen ſie jetzt nieder in den Koth der Kabinettspolitik. Denn bereits war Oeſtreich, d. h. die widerdeutſche Zweifaltigkeit Franz-Metternich, ganz und gar Herr der Lage. In Wahrheit, von der Antwort auf die Frage: Was wird Oeſtreich thun? hing „To be or not to be“ des Napoleonismus oder des Widernapoleonismus ab. Um ſo mehr, als die Mißgeſchicke des Frühjahrsfeldzugs den Kleiſter der preußiſch-ruſſiſchen Freundſchaft bedenklich aufgeweicht hatten, ſehr bedenklich. „Die Oberleitung der Armee — ſchrieb Gneiſenau am 29. Mai aus dem deutſchen, d. i. blücher'ſchen Hauptquartier — kommt aus dem ruſſiſchen Hauptquartier. *Wir* haben keinen Antheil daran. Man hört uns ſogar nicht. Wir ſind bloß ausführende Werkzeuge. Wir ſehen unſer Land durch unſere Freunde nicht minder als durch unſere Feinde ausgeplündert. Selbſt unſern Soldaten raubt man die Lebensmitteltransporte, die wir mit Sorge und Kummer herbeigeſchafft haben, und es empört, zu ſehen, daß unſere eigenen Verwundeten auf dem Schlachtfelde durch unſere Bundesgenoſſen ausgeplündert werden. In wenig Tagen haben wir wieder eine Schlacht zu liefern, *wenn anders unſere Verbündeten* noch treu und zuverläſſig ſind! Von ihr hängt das Schickſal des Kontinents ab. Oeſtreich würde, nach dem Verluſt derſelben, lieber unterhandeln als fechten wollen. Das ſchlimmſte Element iſt der Kleinmuth der leitenden Perſonen — (Geht auf die um den König Infinitiv her köckeritzenden und kalkreuthenden Angſtvetteln und Klageweiber, aber wohl auch auf die Umgebung des Czaren). Gerade in dem Moment, wo ihnen Energie den größten Nutzen ſchaffen würde, entbehren ſie ſelbiger[117])." Der Treffliche hatte guten Grund, der moskowitiſchen Zuverläſſigkeit zu mißtrauen. Während die Preußen, um der Verbindung mit Oeſtreich mittelſt der nordöſtlichen Gränze von Böhmen nicht verluſtig zu werden, Alles daran ſetzten, nicht bis oder gar über die Oder zurückzugehen, wollten die Ruſſen den Rückzug geraden Weges bis nach Polen verlängern. Im blücher'ſchen Hauptquartier erkannte man lebhaft das Unheilvolle dieſer Abſicht und der Alte richtete am 1. Juni eine dringende Vorſtellung an Barklay, in welcher er ſagte: „Setzen wir unſern Rückzug fort, ſo werden wir tagtäglich mehr von unſern Hülfsquellen getrennt, der Geiſt wird ſinken, der Mißmuth ſich mehren und alle Symptome werden eintreten, die von einem fortgeſetzten Rückzug unzertrennlich ſind. Auf Oeſtreichs Hülfe bei ſtetem Rückzuge zu rechnen iſt illuſoriſch. Nur unſere Succeſſe können uns deſſen Beiſtand ſichern." Blücher ſandte ſeine an Barklay gerichtete Denkſchrift auch an den König mit Beifügung von Folgendem: — „Ich erwarte nicht, daß der ruſſiſche General zu dem, was ich ihm vorgeſchlagen habe, ſich entſchließen werde; vielmehr ſehe ich voraus, daß er, ſobald der Feind Truppen in der Nähe unſerer Front zeigt, die Armee abermals Rückſchritte machen laſſen werde. Geſchieht dies und bleiben wir mit der ruſſiſchen Armee vereint, ſo wird ſich der Unmuth der unſrigen noch mehr ſteigern. Ich muß demnach bei Ew. Majeſtät pflichtmäßig darauf antragen, daß Allerhöchſtdero Armee ſich in dieſem Falle von der ruſſiſchen trenne und von Stellung zu Stellung gegen den Fuß der Berge, welche die Grafſchaft Glatz nördlich umgeben, ſich zurückziehe, während die Landwehren einſtweilen die feſten Lager von Glatz und Neiße beſetzen. Die Ruſſen mögen ſich dann immerhin gegen ihre Verſtärkungen zurückziehen und ſpäter die Offenſive allenfalls wieder ergreifen. Der franzöſiſche Kaiſer kommt dann in die Verlegenheit, ſeine Armee theilen zu müſſen [118]." Man ſieht, der Gebhart Lebrecht war inmitten der ihn umringenden Schwierigkeiten ſo guten Muthes, daß der Gedanke, den Krieg möglicher Weiſe ohne die Ruſſen fortführen zu müſſen, ihm eher leicht als bange machte. Gerade dieſe Zuverſichtlichkeit des Alten, auch dem Napoleon gegenüber bewahrt, vor welchem ſo viele, um nicht zu ſagen die meiſten Generale jener Zeit gerne, wo möglich, in ein Mausloch ſich verkrochen hätten, ja, dieſe Zuverſichtlichkeit iſt ohne Frage ein weltgeſchichtlich-widernapoleoniſches Agens geweſen. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob die preußiſchen Gründe die Ruſſen beſtimmt haben würden, von der Fortſetzung des Rückzugs nach Polen abzuſtehen. Hätten aber die ruſſiſchen Truppen von den preußiſchen ſich getrennt, ſo wäre damit die Koalition thatſächlich aus dem Leim gegangen. Dann würde Oeſtreich gar nicht dazu gekommen ſein, gegen Napoleon ſich zu erklären, trotz der Streitmacht von 200,000 Mann, zu deren Anſammlung in Böhmen es allmälig Anſtalten machte. Daß ferner Preußen von England keine ausgiebige und entſcheidende Hülfeleiſtung erwarten konnte, lag am Tage; denn der engliſche Widernapoleonismus hatte zwar ungeheuerliche Summen verſchwendet, aber, abgerechnet die Erfolge Wellington's in Spanien, unter der Leitung eines bornirten, von einem ſtiergrindigen Caſtlereagh geleiteten Toryismus, auf dem Kontinent niemals etwas Rechtes gethan und ausgerichtet. Bei ſothanen Umſtänden, und da ſolche Frühlingsblüthen wie die Hoffnungen auf einen allgemeinen Aufſtand in Teutſchland und auf widernapoleoniſche

Regungen und Bewegungen in Tirol, in der Schweiz und in Italien längſt welk geworden, wäre den Preußen nur ein Verzweiflungskampf, nur ein palafoxiſcher „Krieg bis auf's Meſſer“ übriggeblieben, falls nicht Napoleon dieſes Aeußerſte verhütet hätte durch Abſchließung eines Waffenſtillſtands, während deſſen Dauer die Geſtalt der politiſchen und demnach auch der kriegeriſchen Situation ganz weſentlich zum Nachtheil des Schlachtendonnerers ſich veränderte.

„Zwei große Fehler beging Napoleon: bei Smolensk hielt er 1812 nicht an und an der Oder hielt er 1813 an, da er doch bis zur Weichſel durchdringen konnte.“ Ja wohl; aber wäre ihm denn an der Weichſel ein wirklicher Triumph geſichert geweſen? Und ſchon das Vordringen bis dahin war ein häklig Ding. Der Kaiſerwahnſinnige war allerdings mit dem altgewohnten Vertrauen auf ſeinen „Stern“ an dieſen Feldzug gegangen, und wenn er zu Anfang deſſelben äußerte: „Je ferai cette campagne comme le général Bonaparte“ — ſo erinnerte das ihn ſelbſt und ſeine Umgebung ſo ſehr an die blitzenden Erfolge der erſten italiſchen Feldzüge, daß die Adepten des kaiſerlichen Hauptquartiers jetzt und ſogar noch ſpäter zuverſichtlich ſagten: „Vous verrez, ils (die Verbündeten) commettront des défauts, nous tomberons sur eux, nous les écraserons.“ Allein ſeit dem Tage von Lützen waren verſchiedene „lichte Momente“ über den Empereur gekommen. In ſolchen Augenblicken ſah er ein, daß ihm wohl noch das Blitzen, nicht aber mehr das Einſchlagen ſo recht von der Hand ginge und daß die Verbündeten ſo obſtinat ſeien, ſich ſchlechterdings nicht „ekraſiren“ laſſen zu wollen. Quer das, ſehr quer! Er mußte ferner erkennen, daß auf die Rheinbundstruppen doch nicht unter allen Umſtänden mehr zu rechnen war und daß die Mehrzahl ſeiner franzöſiſchen Soldaten aus „cochons de lait“ beſtand, welche ſich zwar tapfer ſchlugen, aber die ruheloſen Strapazen eines raſtlos fortgeſetzten Feldzugs durchaus nicht zu ertragen vermochten. Weiter kam ihm vor, als müßte man dem aus Frankreich herübertönenden Gejammer der Mütter und dem Gemurre der Bourgeoiſie: Frieden! Frieden! wenigſtens die Scheinnachgiebigkeit erweiſen, als wäre man bereit, das Blutvergießen zu beendigen und um Frieden zu unterhandeln. Denn da die lichten Momente immer wieder raſch dem tollgewordenen Napoleonismus, dem welthungrigen Kaiſerwahnſinn wichen, ſo zielte die wirkliche Tendenz des Mannes bei den Unterhandlungen, welche er durch Vermittlung Oeſtreichs den Verbündeten hatte vorſchlagen laſſen, keineswegs auf Frieden, ſondern nur auf Zeitgewinn ab. Während der von ihm gewünſchten Waffenruhe würden, ſo hoffte er, maſſenhafte Verſtärkungen in ſeinen Lagern eintreffen; aber er überſah, daß die Verbündeten derweil alle Nerven und Muskeln anſpannen würden, ihrerſeits noch größere Verſtärkungen zu erhalten. Er hätte — hat man richtig geſagt — bedenken müſſen, daß je größer die Maſſen, je gewaltiger die Macht des Materiellen, deſto geringer die Wirkungskraft des Ideellen, der Geiſtesübermacht ſei. Durch Führung erſt kleiner, dann mäßig großer Heere, welche ſein blitzender Genius mit Leichtigkeit nach dem augenblicklichen Bedürfniſſe hin- und herſchieben konnte, war er zum erſten Feldherrn ſeiner Zeit geworden. Nun aber Hunderttauſende auf der ungeheuern Kriegsbühne von der Oſt- und Nordſee bis zum adriatiſchen Meere, ja bis zum Ebro und Guadalquivir in Bewegung geſetzt werden mußten, da ward es offenbar, daß die Räume zu groß, die Heermaſchine zu verwickelt war, um nicht dem Zufall, dem Ungefähr, dem Unberechenbaren Macht zu laſſen. Mochte es auch ferner noch geſchehen, wie es denn wirklich noch geſchah, daß da, wo er ſelber war, ſein Dämon das Glück feſſelte, ſo konnte er doch unmöglich alle die eiſernen Würfelwürfe des ungeheuren Spieles mit eigener Hand thun, konnte nicht allenthalben zugleich ſein, mußte alſo ſeinen Generalen die Führung wichtiger und wichtigſter Unternehmungen anvertrauen und die leidige Erfahrung machen, daß dieſe ſeine Generale von den feindlichen an Fähigkeit und Thatkraft übertroffen und demnach geſchlagen wurden, ſo daß, was er perſönlich an einem Orte gewann, an zwei oder drei anderen doppelt oder dreifach verloren ging [119].

Solcherlei Gedanken ſcheint ſich jedoch der Empereur gar nicht gemacht zu haben und jedenfalls überwog bei ihm die Räthlichkeit einer Waffenruhe die dagegen aufkommenden Bedenken. Er gaukelte ſich auch die Möglichkeit vor, während eines ſolchen Stillſtands der Blutarbeit einen Sonderfrieden mit dem Czaren ſchließen zu können, und behandelte daher die von Seiten des wiener Kabinetts gewünſchte und angebotene öſtreichiſche Vermittlersrolle anfänglich mit hochmüthiger Wegwerfung. Sein Kaiſerwahnſinn wäre zweifelsohne noch weit exploſiviſcher aufgetreten, ſo er gewußt hätte, wie ſchlecht es gerade in dieſen Tagen mit der preußiſch-ruſſiſchen Allianz beſtellt war. Aber die Flankenſtellung der Verbündeten bei Schweidnitz, welche die Entſchloſſenheit zu einer abermaligen Schlacht kundzugeben ſchien, ſowie und noch mehr der Umſtand, daß ſein wiederholter Verſuch, mit Alexander in eine geſonderte Unterhandlung zu treten, entſchiedene Abweiſung erfuhr, bewogen in Verbindung mit den früher erwähnten Motiven den Schlachtenlenker, auf den Waffenſtillſtand, mit Einſchluß der Vermittlung Oeſtreichs, einzugehen und ſo kam derſelbe nach lebhaftem Hin- und Herreden namentlich über die von den beiderſeitigen Heeren einzuhaltend[illegible] Demarkationslinien am 4. Juni zu Poiſchwitz zu Stande, abgeſchloſſen für 7 Wochen, nämlich bis zum 20. Juli, mit ſechstägiger Aufkündigung. Die Franzoſen ſollten Breslau räumen und ihre Truppen bis hinter die Katzbach zurückziehen, die Vorpoſtenlinie der Alliirten ſollte ſich eine Meile oberhalb Breslau an die Oder lehnen, von da auf das ſchweidnitzer Waſſer und längs deſſelben dann auf Bolkenhain, Landshut und Schmiedeberg gehen. Der zwiſchen den beiden Linien gelegene Landſtrich ſammt der Stadt Breslau ward für neutral erklärt. Freilich war dieſer verhängnißvolle Waffenſtillſtand, welcher den Verbündeten hochwillkommen war, weil ſie mit voller Beſtimmtheit während der Dauer deſſelben das Eintreffen bedeutender Verſtärkungen und wenigſtens mit halber den Beitritt Oeſtreichs zur widernapoleoniſchen Allianz erwarten durften, kaum zum Abſchluſſe gekommen, als dem Soldatenkaiſer die Einſicht aufdämmerte, daß er einen dummen Streich gemacht habe. Auf ſeiner alsbald angetretenen Rückfahrt aus Schleſien nach Dresden ließ er ſich zu Neumarkt die Aeußerung entwiſchen: „Falls die Verbündeten nicht aufrichtig den Frieden wollen, ſo dürfte dieſe Waffenruhe für uns höchſt nachtheilig werden“ — und zu Longwood auf St. Helena hat er mit bitterer Reue geäußert: „Ich that unrecht, den Waffenſtillſtand einzugehen; denn wäre ich, wie ich konnte, damals weiter vorgedrungen, ſo würde ſich mein Schwiegervater nicht gegen mich erklärt haben…“ Die Abreiſe aus Schleſien bot ihm ſattſame Veranlaſſungen zum Nachdenken. Ueberall ſtieß er auf traurig-ſprechende Spuren, was ſein Heer auf dem Vormarſch nach Schleſien gelitten hatte. Als er zwiſchen Biſchofswerda und Bautzen die Straße durch die Trümmer von mehr als 70 Munitionswagen verſperrt fand, welche eine feindliche Streifpartei im Rücken der Armee weggenommen und in die Luft geſprengt hatte, lenkte er mißmuthig ſein Pferd bei Seite und galoppirte querfeldein. Als nun vollends ein kleiner Hund es wagte, ihn heftig bellend zu verfolgen und nach den Füßen ſeines Pferdes zu ſchnappen, riß der Schlachtengott ein Piſtol aus dem Holſter und feuerte es in blindem Zorne rückwärts ab. Zum Glück verſagte die Waffe, die leichter einen der Adjutanten als den reſpektloſen Kläffer getroffen hätte, und der Zornige ſchleuderte ſie weit von ſich. Am 10. Juni in Dresden angelangt, bezog er das Marcolini'ſche Palais in der Friedrichsſtadt, welches ihm während des Waffenſtillſtandes zum Hauptquartier dienen ſollte.

In die Zeit deſſelben fiel auch ſein Ausflug nach Mainz, allwo der Empereur mit ſeiner aus Paris beſchickten Imperatrice zuſammenkam. Aber, ach, es war dieſe Zuſammenkunft keine honigmondliche mehr, ſondern nur eine politiſche; — Napoleon wähnte, Marie Luiſe's als eines erfolgreichen Mittels zur Einwirkung auf ihren Vater ſich bedienen zu können. Die Tage waren vorbei, wo der Wolkenſammler, ſeine Blitze und Donner für flüchtige Augenblicke bei Seite legend und dem familiären Geſchmack („un goût puisé dans la familiarité de la vie domestique“) ſeiner jungen cäſariſchen Gemahlin ſich anbequemend, gemeinſam mit ihr im Backen von Omeletten ſich verſucht und die Unanſtellige ſogar in dieſer ſchwierigen Kunſt unterrichtet hatte — („Vous n'y entendez rien; je veux vous montrer comment on s'y prend“). Die marie-luiſe'ſche Omelette v. J. 1810 war freilich trotzdem mißrathen und es hatte zur Zeit dieſer Zuſammenkunft in Mainz ganz den Anſchein, als ſollte auch die napoleoniſche v. J. 1813 mißrathen. Er that zwar ſo, als könnte davon keine Rede ſein, und ſtellte ſich an, als wäre er noch immer der „Herr der Welt.“ Bemühte er ſich doch, ganz im alten pompoſen Empereur- und Roi-Styl zu Dresden hofzuhalten, und ließ, damit dieſe Hofhaltung vollſtändig ſei, die Acteurs und Actricen des Theater Français aus Paris kommen. Aber mit Monſieur Talma, welcher die Kataſtrophe der Tragödie „Napoleon“ herannahen fühlte, und mit Mademoiſelle Georges war auch noch ein Acteur anderer Art nach Dresden befohlen worden, Belial-Fouché, welcher den Leichengeruch des Empire dazumal ſchon ſehr ſtark gewittert haben muß; denn der Empereur gab auf die Frage ſeines Palaſtpräfekten Bauſſet, warum er den brauenloſen Unheimlichen habe kommen laſſen, zur Antwort: „Fouché iſt ein Menſch, welchen man unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht in Paris laſſen durfte129).“ Er ſchickte hierauf den Brauenloſen nach Illyrien und Italien, allwo Fouché bis zur erſten Kataſtrophe des Empire verweilen mußte, ſo daß er zu derſelben nur ſehr entfernt und mittelbar beizutragen vermochte . . .

Die Nachricht vom Abſchluß des Waffenſtillſtandes, welche man zugleich mit der Botſchaft von dem glänzend ſiegreichen Treffen erhielt, das Einer der Tüchtigſten und Bravſten dieſer Zeit, General Friedrich Wilhelm von Bülow, am 4. Juni gegen die überlegenen Streitkräfte des Marſchalls Oudinot bei Luckau ausgefochten, wirkte in Berlin, in ganz Preußen, in ganz Deutſchland, wo es deutſch, wie ein betäubender Donnerſchlag. Man glaubte den Nerv des Widernapoleonismus durchſchnitten, man argwöhnte — und, ach, mit wie gutem Grund! — daß Oeſtreich, d. h. Franz-Metternich, die leitenden Fäden in die Hand bekommen und dieſelben in undeutſchem oder geradezu widerdeutſchem Sinne zwirnen und weben würde. Das Günſtigſte, was man erwartete, war ein elender, ein fauler Friede, welcher den Napoleon thatſächlich als den laſſen würde, der er bis jetzt geweſen, während die deutſche Nation in ihrer Knechtſchaft, Erniedrigung und Schmach verbleiben müßte. Vergeblich erklärte der König von Preußen in einer öffentlichen Kundmachung, der Waffenſtillſtand ſei von den Verbündeten nur angenommen worden, „damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt ſo ruhmvoll gezeigt hat, ſich völlig entwickeln könne" — man mißtraute nicht der Ehrlichkeit Friedrich Wilhelms, wohl aber ſeiner Willenskraft und Charakterſtärke. Patriotiſche Ohren hörten Blatt um Blatt und Blüthe um Blüthe vom Hoffnungsbaum des deutſchen Frühlings rieſeln und die trübe Stimmung ward noch mehr verdüſtert durch die Nachricht von dem ſchurkiſchen Mordſtreich, welcher auf Napoleon's ausdrücklichen Befehl auf die Freiſchar der Lützower zerſchmetternd niederfiel. Die Oberleitung dieſes Streiches, mit welchem in den Lützowern die Träger der höchſten Ideen und Ideale des Befreiungskrieges getroffen werden ſollten und wirklich getroffen wurden, war bei dem franzöſiſchen Kommandanten von Leipzig, General Arrighi, Titularherzog von Padua, welcher in dem General Fournier ein hinlänglich gewiſſenloſes Werkzeug fand. Mit raffinirter Bosheit beſtimmte man zur Mitführung des Schlages auf die Blüthe der deutſchen Jugend nicht allein franzöſiſche Truppen, ſondern auch zwei würtembergiſche Regimenter, als dürfte man den Soldaten eines Fürſten, wie Friedrich der Dicke war, alles Schändlichſte und Verhaßteſte zumuthen. Die Führer der Würtemberger haben übrigens, ſoweit es ſich eben bei einer ſolchen Gelegenheit überhaupt thun ließ, wenigſtens ihre „ſoldatiſche“ Ehre zu wahren geſucht. Dagegen iſt ein Domherr von der Pfordten zu Merſeburg glücklich auf die tiefſte Sproſſe der Niederträchtigkeit hinabgeſtiegen, indem er ſich gegen den Marſchall Berthier rühmte, durch Spionendienſte zur Zerſprengung der lützow'ſchen „Brigands“ beigetragen zu haben, während ein Ehrenmann von Franzoſe, der Colonel Riſas, ſich lieber dem vernichtenden Zorne Napoleon's bloßſtellte als daß er eine Rolle in dem Schurkenſtück übernahm, welches mit dem Ueberfall der Lützower bei Kitzen am Abend des 17. Juni durch eine zehnfache Uebermacht explodirte. Anordner und Vollzieher des häßlichen Stückleins, welches die korſiſche Grundnatur Napoleon's wieder einmal ſo recht hervortreten ließ, konnten ſich freilich auf den Wortlaut des Waffenſtillſtandsvertrags berufen, kraft deſſen ſämmtliche Korps der Verbündeten bis zum 12. Juni auf das rechte U[illegible] der Elbe zurückgegangen ſein ſollten. Aber Pechvogel Lützow erfuhr in der Gegend von Hof, bis wohin er im Rücken des Feindes vorgedrungen, die Kunde vom Abſchluß des Waffenſtillſtands erwieſener Maßen ſo ſpät (9. Juni), daß er innerhalb der angegebenen Friſt unmöglich die Demarkationslinie der Verbündeten erreichen konnte. Er hatte dieſe Unmöglichkeit oder vielmehr die Wuth des Zwingherrn über die Freiheits- und Vaterlandsliebe der deutſchen Jugend, ſowie auch ſein allzu ſorgloſes und langwieriges Vertrauen auf franzöſiſch-rheinbündiſche Ehrenhaftigkeit ſchwer zu büſſen[121]. Mit der Kataſtrophe von Kitzen war das Daſein der „Schwarzen Schar“ als eines ſelbſtſtändigen Harſtes zu Ende. Ein blutiges Finale der Poeſie dieſes Krieges! Blüthenfall an allen Ecken und Enden!

## Fünftes Kapitel.

# Sommerſchwüle.

Vorbei alſo und dahin der deutſche Frühling von 1813 mit ſeinen ſtolzen Vaterlandshoffnungen und ſeinem Freiheitslerchengeſchmetter. Drückende Schwüle legte ſich auf die Gemüther beim Empfang der Botſchaft vom Abſchluß des poiſchwitzer Waffenſtillſtandes, welcher ſo, wie die Sachen lagen, die Entſcheidung in die Hände des öſtreichiſchen Kabinetts gab, das ohne Zweifel am Napoleonismus feſtgehalten hätte, falls den Verbündeten bei Lützen eine entſcheidende Niederlage widerfahren wäre. Metternich, von welchem Stein in jenen Tagen geurtheilt hat, er ſei „flach, unmoraliſch, doppelſinnig und handle entweder als Verräther oder, was wahrſcheinlich, er beſitze nicht die Kraft und den auf perſönliches Anſehen gegründeten Einfluß, um ſeinen Kaiſer zu lenken“ — Metternich war jetzt durch die Verhältniſſe zu einer Rolle emporgetragen, wie ſie einem Staatsmann ſeiner Sorte behagen mußte. Daß er für ſeine Perſon ein Anhänger der Allianz mit Napoleon war, konnte hierbei gar nicht ins Gewicht fallen; denn Metternich iſt nie etwas Anderes geweſen als der Inſzeneſetzer der Tendenzen ſeines Gebieters Franz. Dieſer — eine mit dem Firniß der „falſchen Wienerei“ tartuffe'ſch angeſtrichene Fleiſchwerdung des Deſpotismus — ſtellte ſeinem Miniſter die Aufgabe, Faden für Faden die Allianz mit Frankreich zu löſen und mittelſt der Art und Weiſe, wie dieſe Löſung betrieben ward, zugleich die leitende und entſcheidende Stimme im Rathe der Verbündeten zu gewinnen. Dieſe Arbeit wurde, wie ſchon früheren Ortes bemerkt worden, von Metternich mit bewunderungswerther Geſchicklichkeit gethan.

Es kam ihm dabei freilich ſehr zu ſtatten, daß Napoleon fortfuhr, kaiſerwahnſinnig zu ſein, und die äußerſt gemäßigten, die deutſche Sache ohne Weiteres preisgebenden Vorſchläge des öſtreichiſchen Kabinetts hochmüthig zurückwies. Und ebenſo kam ihm dabei zu ſtatten, daß die Verbündeten, einmal aus der idealiſchen Region der Frühlingsgedanken von Kaliſch in die gemeine Sphäre eines ordinären Kabinettskrieges herabgeſunken, mit zappelnder Begierde — am zappelndſten der Czar — auf die kokett dargebotene und dann wieder kühl zurückgezogene Hand Oeſtreichs losfuhren. Wie ſo ganz herzlos und der ausgelernteſten Buhlkünſtlerin würdig, wie insbeſondere ſo ganz widerdeutſch dieſe franz-metternichige Koketterie geweſen, erhellt ſattſam daraus, daß, wie Jedermann weiß, im März von 1813, als der deutſche Frühlingsgeiſt auch in Oeſtreich ſchüchtern ſich regen wollte, brutal dagegen eingeſchritten worden iſt, daß Träger dieſes Geiſtes, wie Hormayr und Schneider, welche eine tiroliſche Volkserhebung planten, in die Kerker von Munkacz gebracht wurden und daß noch ſpäter auf Anſtiften der wiener Polizei auf dortigen Vorſtadttheatern die heilige Begeiſterung der Jünglinge, welche bei Lützen und Bautzen ihr Leben für Deutſchland ließen, zum Gegenſtand zotenreißeriſcher Verhöhnung und Beſchimpfung gemacht ward. So ſtellte ſich dieſer „gemüthliche“ Franz, welcher die deutſche Kaiſerkrone getragen hatte, zur deutſchen Sache, er, deſſen gemeine Tyrannennatur ſchon dadurch ſich verrieth, daß er zum vielvermögenden Generaladjutanten und Liebling einen der verworfenſten Menſchen jener Zeit hatte, den Baron von Kutſchera, welcher ſeine militäriſchen Grade mittelſt der im Privatquartett des Kaiſers geſtrichenen Bratſche, ſeine übrigen Titel und Würden aber wahrſcheinlich durch die Ausdauer erwarb, womit er bei den von der Komödiantin D . . . veranſtalteten „Adamitenbällen“ den Reigen führte. Als endlich das Skandal, welches übrigens in dem „Kapua der Geiſter,“ d. h. in dem damaligen Wien, gar kein ungewöhnliches war, allzu ſtinkend in die Oeffentlichkeit ausbarſt, begnügte ſich der „ſittenſtrenge“ Kaiſer, den nichtswürdigen Satyr mit der Aeußerung zu beſtrafen: „Na, Sie müſſen Ihnen ſchön ausg'nommen hab'n auf'm nackigen Ball[123])!“ Die enge Seele von Oeſtreichs Beherrſcher war mit einem unerbittlichen Kulturhaß angefüllt und dieſer Haß, allem auf und vorwärts Strebenden geltend, war mit noch ganz beſonderer Schärfe gegen die deutſche Literatur und Wiſſenſchaft gerichtet. Die Gedankenarbeit eines Leſſing, Kant und Fichte, die Poeſie eines Göthe und Schiller mußten dem Kaiſer, ſoweit er überhaupt davon gehört hatte, ein Gräuel ſein und es kennzeichnet die geiſtige Atmoſphäre Wiens zu jener Zeit, daß die unſäglich gemeine und ſchmutzige Monatſchrift „Eipeldauers Briefe,“ in welcher Franz gelegentlich mit Jeſus Chriſtus verglichen wurde, in der Hofburg und in den Salons der Ariſtokratie den willkommenſten, in barbariſchem Styl gebotenen Leſeſtoff abgab[124]). Das franz'ſche Syſtem zielte mit hagebuchener Zähigkeit darauf ab, jedes ernſte und ſelbſtſtändige Bildungsſtreben unmöglich zu machen, Oeſtreich demnach vollſtändig von Deutſchland loszulöſen und alles Deutſche als „Ausländerei“ und „lutheriſches Weſen“ dem plumpen Hohn vornehmer Unkultur und dem blinden Haſſe der ſtupiden Menge zu ſignaliſiren. Zu dieſem Verdummungs- und Entmannungsſyſtem eines bornirten, aber pfiffigen Deſpotismus gehörte dann auch noch die einſeitige Begünſtigung der Muſik, weil dieſe, ausſchließlich getrieben und genoſſen, die Menſchen in Gedankenloſigkeit einlullt, an Denkträgheit, Geſinnungs- und

Charakterloſigkeit gewöhnt und folglich zu „frommen“ Unterthanenſchafen erzieht. („Macht ihnen Muſik, wenn ihr Sklaven haben wollt.“) Summa: ſeit dem Jahre 1809, wo man ja auch in Oeſtreich öffentlich und amtlich von der „Freiheit Europa's,“ vom „Vaterland“ und von „Völkern“ geſprochen hatte, war es in dieſem Staate mit der ſittlichen und politiſchen Bildung und Stimmung ganz entſchieden rückwärts gegangen.

Bei ſo bewandten Umſtänden liegt es auf der Hand, daß die Franz-Metternichigkeit in der deutſchen Erhebung, wie ſie im Frühjahr 1813 ſich angekündigt hatte, nur „ſtrafbaren Jakobinismus“ ſah und in den von Preußen und Rußland anfänglich gemachten Verſuchen, die deutſchen Bevölkerungen, nöthigen Falles auch gegen den Willen ihrer „Souveraine,“ wider Napoleon in die Waffen zu bringen, frevelhafte Verſündigungen an der geheiligten Rechten des Despotismus. Einen Funken von Selbſtbeſtimmung, eine Regung von Selbſtthätigkeit in den Völkern dulden? Zeter und Anathema! Lieber das Joch des Napoleonismus bis an's Ende der Zeiten ſchleppen als die Möglichkeit zugeſtehen, es könnte mal ſtatt Unterthanenpflichten ſo Etwas wie Volksrechte geben. Laßt uns daher auf ſolche dreimal vermaledeite Verirrungen, wie der kaliſcher „Aufruf an die Deutſchen“ vom 25. März eine war, als auf ſtaats- und religionsgefährliche Ungeheuerlichkeiten fahnden und laßt uns, indem wir unſern Beitritt zur widernapoleoniſchen Allianz ſachte, ſachte vorbereiten, des Entſchiedenſten erklären, was wir, gegenüber den deutſchen Jakobinismen, unter der „guten Sache“ verſtehen und verſtanden wiſſen wollen: — Wiederherſtellung der öſtreichiſchen Macht in ihrem früheren Umfang und im Weiteren die Herſtellung und Kräftigung des „göttlichen Rechts“ der Könige, der Privilegien der Ariſtokratie, des beſchränkten Unterthanenverſtandes und des unbeſchränkten Unterthanengehorſams. Um dieſen Preis wollen wir euch helfen, den Napoleon bald oder im äußerſten Nothfall ganz abzuthun, maßen derſelbe, obzwar er ſich Mühe gab, wie ein legitimer „Geſalbter des Herrn“ ſich zu gebaren, im Grunde doch immer nur ein Stück von einem Jakobiner geweſen iſt .... So war in Wahrheit die Anſchauung und das Vorgehen des öſtreichiſchen Kabinetts.

Napoleon kannte wohl den miniſteriellen, nicht aber den kaiſerlichen Lenker deſſelben. Daher die kaiſerwahnſinnigen Irrthümer ſeines ganzen Verfahrens gegenüber von Oeſtreich. Es hätte ihm die Augen öffnen ſollen, als Narbonne aus Wien berichtete, daß Graf Stadion, einer der Erzfeinde des Napoleonismus, in das Lager der Verbündeten geſandt worden ſei, um dort der öſtreichiſchen „Vermittlung“ Raum zu ſchaffen. Und wie leicht wäre Oeſtreichs Vermittlungsſtellung wieder in eine napoleoniſche Allianzſtellung zu wandeln geweſen, wenn der Empereur ſeinen Hochmuth ſo weit hätte beugen können, die Baſis einer Friedensvermittlung anzunehmen, wie Metternich in einer am 8. Mai an Narbonne gerichteten Note ſie vorſchlug: — Rückerſtattung der illyriſchen Provinzen an Oeſtreich, Wiederherſtellung Preußens, Verzichtleiſtung Napoleon's auf die geraubten Hanſeſtädte und die übrige zwiſchen der Elbe, Weſer und Ems gemachte Länderbeute, Auflöſung des Herzogthums Warſchau und — aber nur „wünſchbarer Weiſe“ — Auflöſung des Rheinbunds. Hätte Napoleon dieſe Opfer gebracht, ſo wären ihm neben Frankreich noch geblieben ſeine Präfekturen Weſtphalen und Berg in Deutſchland, ferner die ſämmtlichen deutſchen Lande am linken Rheinufer, ſowie Belgien, Holland, die Schweiz und ganz Italien und er würde demnach Hülfsmittel genug beſeſſen haben, den unterbrochenen Weltherrſchaftstraum bald wieder aufnehmen und weiterführen zu können. Das gab ihm ein alter Bekannter von ihm, der General Bubna, welcher als Sendling Metternich's am 11. Mai nach Dresden kam, fein zu bedenken. Auch mußte Bubna in Dresden nicht nur die angegebenen, höchſt gemäßigten Bedingungen wiederholen, unter welchen Oeſtreich den Frieden zu Stande zu bringen unternähme, was mittelſt eines etwa in Prag zu verſammelnden Kongreſſes geſchehen könnte, ſondern er mußte auch dringend vorſtellen, ein raſcher Friedensſchluß ſei ſchon deßhalb geboten, weil durch das ſchlechterdings nicht zu entſchuldigende Verfahren der Verbündeten beim Beginne des Feldzugs der „Dämon der Revolution“ in den Völkern wieder geweckt worden ſei und das Intereſſe aller Herrſcher gebieteriſch fordere, daß ſie ſich ſo ſchnell als möglich unter einander verſtändigten, um nöthigen Falles gemeinſam gegen den „Geiſt des Jakobinismus“ zu Felde ziehen zu können. Allein damit ließ ſich der Bändiger der Revolution nicht bange machen. Statt auf die öſtreichiſchen Vorſchläge einzugehen, verlangte er die unbewaffnete Neutralität Oeſtreichs und das Aeußerſte, wozu ihn die beredten Vorſtellungen Bubna's bringen konnten, war die Erklärung, daß er bereit ſei, an einem Kongreſſe ſich zu betheiligen, welcher in einer neutralen Stadt über einen allgemeinen Frieden verhandeln würde.

Soweit, d. h. gar nicht weit war man gekommen, als der öſtreichiſche Miniſter durch ſeinen ſtyliſtiſchen Leibdiener Gentz, welcher als Späher nach Böhmen gegangen war, eine Botſchaft empfing, die ihn aus ſeiner gewohnten Trägheit und Läſſigkeit aufſchreckte und zu raſcherem Handeln ſpornte. Gentz nämlich, welcher auf dem Schloß Ratiborzitz bei Nachod, einer Beſitzung der Herzogin von Sagan, als vielſeitige Buhlſchweſter ſowie als eine Intimiſſima Metternich's bekannt, ſeine Kundſchafterwerkſtatt eingerichtet hatte, meldete ſeinem Herrn und Meiſter das Bedrohliche, daß Napoleon alle Mittel angeſpannt habe und noch anſpanne, zu Sonderunterhandlungen und zu einem Separatfrieden mit dem Ruſſenkaiſer zu gelangen. Wie, wenn es dem Empereur noch einmal gelänge, den Czaren zu bethören wie vormals zu Tilſit? Wenn es abermals zu einer ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz käme? Die ganze Wucht derſelben müßte ja nicht allein auf Preußen, ſondern auch auf Oeſtreich fallen, welches mittelſt der zögernden Schritte, die es neuerlich gegen den Franzoſenkaiſer gethan, deſſen Grimm hinlänglich gereizt wußte. Das war ein Schrecken, welcher ſelbſt einen Stabilitätsmann, wie Kaiſer Franz einer war, in Bewegung ſetzen konnte. Am 31. Mai brach derſelbe mit Metternich nach Böhmen auf und nahm in dem unfern von Ratiborzitz gelegenen Schloß Gitſchin ſein Quartier. Es galt, der Entwicklung der Ereigniſſe näher zu ſein, und dem kaum in Gitſchin angelangten öſtreichiſchen Miniſter brachte der ruſſiſche Diplomat Neſſelrode von Seiten des Czaren förmlich die Mittheilung von den Anerbietungen, welche Napoleon dem Letzteren hatte zukommen laſſen. Sie liefen darauf hinaus, daß der Rheinbund bis zur Oder ausgedehnt, Preußen vollſtändig aus Deutſchland hinausgedrängt und zu einem kläglichen Vaſallenſtaat Rußlands gemacht, das Czarenreich aber mittelſt vollſtändiger Verſchlingung Polens bis zur Weichſel ausgedehnt werden ſollte[124]). Daß Alexander den lockenden Köder zurückwies, gereicht ihm zu hoher Ehre, ſo wie die Menſchen und menſchlichen Dinge nun einmal ſind. Freilich wäre es, meint die arme unpraktiſche Ideologia, eine ſchnödeſte Niederträchtigkeit geweſen, wenn der Czar ſeinen vertrauensvollen Bundesgenoſſen Friedrich Wilhelm verrathen, d. h. die Friedensanträge Napoleon's angenommen hätte: aber Sankta Experientia, eine höchſt praktiſche Dame, wirft die ſchnüffelnde Stumpfnaſe auf und ſagt wegwerfend zum armen ideologiſchen Aſchenbrödel: — Dummes Ding, in der Politik gibt es eigentlich gar keine ſchnöden und ſchnödeſten Niederträchtigkeiten, ſondern nur Erfolge und Nichterfolge.

„Sie müſſen wiſſen — ſchrieb Gentz am 23. Juni aus Ratiborzitz an Rahel, welcher er in demſelben Briefe das Geſtändniß ablegte: „Ich bin unendlich alt und ſchlecht geworden“ — Sie müſſen wiſſen, daß jetzt durch eine in der Geſchichte wohl einzige Konſtellation die vier größten Souveraine Europa's mit ihren Kabinetten, Miniſtern, Höfen und 6 bis 800,000 Mann Truppen in einem kleinen Strich Landes von einigen zwanzig Meilen in der Länge und zehn Meilen in der Breite konzentrirt ſind und daß in dieſem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts verſinken gegen Gitſchin, Reichenbach (dem Hauptquartier der Verbündeten), Ratiborzitz und Opotſchna. Ratiborzitz iſt der Central-Verſammlungsort. Hier ſind große Dinge getrieben worden." Ja wohl, Dinge, wie ſie dem Orte entſprachen, dem Luſtſchloß eines Buhlweibes von europäiſchem Rufe. Denn hier, in Ratiborzitz, ſind an demſelben 23. Juni, von welchem der gentziſche Brief datirt, zwiſchen Kaiſer Alexander, Metternich, Neſſelrode und Hardenberg Verabredungen getroffen worden, welche dem ganzen widernapoleoniſchen Krieg einen anderen Charakter gaben, nämlich einen entſchieden freiheits- und volksfeindlichen, ſowie einen widerdeutſchen. Der Czar hat ſich bei dieſer Gelegenheit ſchwachmüthig, die preußiſche Diplomatie — auch Wilhelm von Humboldt war zugegen — der öſtreichiſchen gegenüber ſchon ganz die flagrante Unfähigkeit erwieſen, welche ſie fortan beharrlich zeigen ſollte. Es iſt wahrlich keine Kunſt geweſen, zu merken, wie Metternich that, daß die Verbündeten auf den Herübertritt Oeſtreichs zu ihnen den unmäßigſten Werth legten. Der öſtreichiſche Miniſter richtete ſich danach und ſtellte dieſen zitternd und zappelnd erſehnten Beitritt ſeines Kaiſers in Ausſicht, aber unter zwei Grundbedingungen. Zum Erſten müßte in das ganze widernapoleoniſche Geſchäft ein „korrekterer" Styl als der bisher eingehaltene gebracht werden. Von „Freiheit," „deutſchem Vaterland," „Volksrechten," „nationaler Verfaſſung" und anderen dergleichen „Ungeheuerlichkeiten" mehr, wie die „beklagenswerthe" Proklamation von Kaliſch ſie leider in Umlauf gebracht, müßte unbedingt Abſtand genommen, jene gefährliche Proklamation ſelbſt für immer der Vergeſſenheit überwieſen, ferner jede Berufung an das Nationalgefühl der Maſſen vermieden, der mit Kundgebung „jakobiniſcher“ Grundſätze begonnene Krieg durchaus in die korrekten Geleiſe eines „nüchternen Kabinettskrieges“ hinübergeleitet, jede Betheiligung der Völker an den öffentlichen Angelegenheiten, ſoweit ſie nicht eine allerhöchſt befohlene ſei, energiſch zurückgewieſen und dafür geſorgt werden, daß die unbequeme und verdammliche Hitze des „Freiheits- und Vaterlandsrauſches“ unter dem Kühlapparat „reindynaſtiſcher Intereſſen“ unſchädlich „verdampfe.“ Zum Zweiten dürfe dem Franzoſenkaiſer nicht zu Viel zugemuthet und müſſe insbeſondere zu deſſen Gunſten auf die „Chimäre“ der vollſtändigen Befreiung eines chimäriſchen Deutſchlands verzichtet werden. Oeſtreich würde die „maßvollen“ Friedensvorſchläge, welche es an Napoleon habe gelangen laſſen, demſelben noch einmal unterbreiten und die Annahme derſelben, falls er ſie verwerfe, an der Seite der Verbündeten mittelſt der Waffen erzwingen helfen 125). Der Czar und die preußiſchen Diplomaten, deren Beklemmungen und Beängſtigungen freilich gerade damals die übelwollende Tories-Stupidität des engliſchen Kabinetts bedeutend vermehrte, gingen auf dieſe franz-metternichigen Beſtimmungen und Bedingungen ein, welche die Hoffnung einer Wiedergeburt Deutſchlands vernichteten, und daraufhin ward am 27. Juni zu Reichenbach durch Stadion, Neſſelrode und Hardenberg der bekannte Vertrag unterzeichnet, welcher den Beitritt Oeſtreichs zum widernapoleoniſchen Bündniß verhieß, falls der Empereur kaiſerwahnſinnig blieb und die „maßvollen“ Friedensbedingungen verwarf, welche ihn im Grunde als den gelaſſen hätten, der er war.

Die deutſchen Patrioten, deren Führer ſelbſtverſtändlich von da ab zu entſcheidenden Rathſchlägen nicht mehr zugelaſſen, ſondern von den Myſterien der Diplomatie möglichſt ferngehalten wurden, konnten die Abwendung eines ſo ganz ſchmählichen Friedens, wie Metternich ihn wollte, nur noch vom Kaiſerwahnſinn erwarten und erbebten daher, als in demſelben ein lichter Augenblick einzutreten ſchien. Metternich fand nämlich bei ſeiner Rückkehr von Ratiborzitz nach Gitſchin eine Einladung von Seiten Napoleon's vor, zu mündlicher Verhandlung mit ihm nach Dresden zu kommen, was, da der Schlachtenvirtuos eine ſolche bislang abgelehnt hatte, auf eine nachgiebigere Stimmung deſſelben hindeutete. Träger eines Briefes, in welchem der Kaiſer Franz ſeinen Herrn Schwiegerſohn beſchwor, die öſtreichiſchen Vorſchläge anzunehmen, traf der Miniſter am 25. Juni in Dresden ein. Um gerecht zu ſein, muß man hier ſagen, daß, wenn das franz-metternichige Verhalten zum urſprünglichen und eigentlichen Gedanken des widernapoleoniſchen Krieges die unerbittlichſte Brandmarkung verdient, die Tendenz des öſtreichiſchen Kabinetts, den Napoleonismus nicht zu vernichten, ſondern nur etwas einzuſchränken, eine nicht allzu leicht wiegende Entſchuldigung in dem wohlbegründeten Mißtrauen findet, welches der ſiegreiche Czarismus einflößen konnte und mußte. Auch in dieſer Hinſicht war die Unfähigkeit und Schwachmattigkeit der preußiſchen Diplomatie, welche durchaus nur als Schleppträger der ruſſiſchen erſchien, ſehr vom Uebel. Freilich, wären auch Hardenberg und Humboldt aus dem Holz geſchnitten geweſen, aus welchem die großen, nicht die mittelmäßigen Staatsmänner geſchnitten ſind, was hätte es geholfen, ſo lange ſie nicht einen König à la Stockſzepter-Fritz, ſondern nur einen unbeholfenen, ſchweigſamen oder infinitiviſch brummenden, allzeit leicht zu beköckerizenden und zu bekalkreuthenden hinter ſich hatten?

Am Nachmittag des 28. Juni hatte Metternich im Marcolini'ſchen Palais jene berühmt gewordene Audienz bei Napoleon, deren Einzelnheiten freilich weit mehr nur legendariſch als hiſtoriſch feſtſtehen, obgleich oder vielmehr *weil* die legendariſche Ueberlieferung aus dem Munde des öſtreichiſchen Miniſters ſelbſt ihre Beſtätigung erhalten hat oder haben ſoll [128]. Der Empereur iſt dazumal in der ſchlechteſten Laune geweſen und vollauf mit Grund. Der Waffenſtillſtand will nicht die erwarteten Früchte tragen und überhaupt Unſer „Stern“ nicht mehr recht glückſtralend leuchten. Es zieht Wolke um Wolke darüber hin. Da ſchreibt Unſer dienſtbefliſſenſter Satrap, die dicke würtembergiſche Majeſtät, daß die Einflüſſe dieſer infamen „Jacobins allemands,“ dieſer Tugendbündler, bis in die rheinbündiſchen Kabinette und Generalſtäbe ſich erſtrecken und daß der öſtreichiſche Hof nach München hin ſeine Intrikenfäden ſpinnt [107]). Da kommt die Hiobspoſt von jenſeits der Pyrenäen, daß Unſer Eſel von Bruder Joſeph und Unſer nicht minder eſelhafter Marſchall Jourdan am 21. Juni bei Vittoria in einer Hauptſchlacht von dem einfältigen Wellington total ſich haben ſchlagen laſſen. Und endlich iſt dieſer „Niais“ von Metternich da, um mir Flauſen vorzumachen, welche den Abfall Unſeres Dummkopfs von Schwiegervater verſchleiern ſollen. Quos ego! . . . Gar nicht unwahrſcheinlich alſo, daß am 28. Juni von 1813 der Napoleonismus ein ſo exploſiver geweſen iſt wie nur jemals, um ſo mehr, da er durch ſeine von dem ſächſiſchen Kriegsminiſter, General Gersdorf, dirigirte Spionirmaſchine und vielleicht auch durch Schlauköpfe in dem Lager ſeiner Feinde von den Machenſchaften Oeſtreichs mit den Verbündeten genau unterrichtet war [108]). Der Empereur demnach zum Vulkaniſiren geſtimmt und bereit, aber ſeine Vertrauteſten und Getreueſten zu dieſer Zeit von der noch kurz zuvor an den Tag gelegten Ekraſirungszuverſicht ſehr beträchtlich herabgeſtimmt. Wie der öſtreichiſche Miniſter durch das bunte Gewühl von Offizieren und Höflingen ſchreitet, welches die Vorzimmer des Marcolini'ſchen Palaſtes erfüllt, tritt ihn der Marſchall Berthier an und ſagt lauter als Politik und Etikette es erlauben: „Nun wie, bringt Ihr uns den Frieden? Seid doch geſcheidt! Bringen wir dieſen Krieg zu Ende; wir haben es nöthig, daß er aufhöre, und Ihr auch.“ Ah, mag der Metternich gedacht haben, Meſſieurs les Français haben alſo den Frieden nöthig? Vor den Schlachtendonnerer geführt, findet er denſelben ſtehend, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm, ſo zu ſagen zum Sprunge bereit und jedenfalls keine Sekunde verlierend, die in ſeiner Bruſt kochende Zornlava auszuſprudeln. „Da ſind Sie alſo endlich, Herr von Metternich! Wenn Sie den Frieden wollen, warum kommen Sie ſo ſpät? Wir haben bereits einen Monat verloren, wodurch ich verhindert wurde, die Ruſſen und Preußen zu vernichten. Ihr aber habt unter dem Vorwand, den Frieden herbeiführen zu wollen, gerüſtet, und nun eure Rüſtungen vollendet ſind, erfrecht ihr euch, mir Bedingungen vorzuſchreiben, wie nur meine Feinde ſie mir vorſchreiben können. Wollen Sie den Krieg mit mir? Dreimal hab' ich dem Kaiſer Franz ſeinen Thron wiedergegeben und habe ſogar den Fehler begangen, ſeine Tochter zu heiraten; aber Nichts hat ihn zu beſſeren Geſinnungen zurückführen können. Sie treten wie Leute auf, die bereit ſind zum Kriegführen. Wohlan, erklären Sie ſich: wollen Sie den Krieg mit mir? Ah, die Menſchen ſind alſo unverbeſſerlich? Sie laſſen ſich nie Etwas zur Lehre dienen? Ich habe die Ruſſen und Preußen tüchtig geklopft. Wollt nun ihr an die Reihe kommen? Gut, es ſei ſo. Auf Wiederſehen im Oktober zu Wien!“ Auf dieſe erſte Eruption will Metternich kalt und höflich geantwortet haben: „Sire, wir wollen Ihnen keineswegs den Krieg erklären, aber wir wollen einem Zuſtand der Dinge ein Ende machen, welcher für Europa unerträglich geworden iſt und uns Alle jeden Augenblick mit allgemeiner Vernichtung bedroht.“ — „Aber was wollen, was verlangen Sie denn von mir?“ — „Einen Frieden, einen unumgänglich nothwendigen und geſicherten Frieden.“ — „O, ich durchſchau' euch! Ihr Oeſtreicher wollt ganz Italien, die Ruſſen wollen Polen, die Preußen Sachſen, die Engländer Belgien und Holland. Aber bevor ihr das erreicht, werdet ihr Millionen von Soldaten ausheben und das Blut von Generationen vergießen müſſen, um dennoch erſt am Fuße des Montmartre mit mir über den Frieden unterhandeln zu können. Metternich, wie viel Geld hat England Ihnen gegeben, um Sie zu vermögen, dieſe Rolle gegen mich zu ſpielen?“ Donnert ſich in dieſem Style der Mann in immer größere Erhitzung hinein, obſchon der öſtreichiſche Miniſter keine anderen als die mehrfach erwähnten, ſicherlich unmäßig gemäßigten Friedensvorſchläge macht und ſogar die Auflöſung des Rheinbundes nur als eine zwar wünſchenswerthe, nicht aber unumgängliche Bedingung bezeichnet. „Allerdings — fügt er hinzu — gibt es in Europa, wenn auch nicht in Wien, Narren, welche von weitergehenden Bedingungen träumen und faſeln; aber das rechte Mittel, ſolche Erdreiſtungen niederzuſchlagen, iſt ein raſcher Friedensſchluß im angedeuteten Sinne der Mäßigung.“ — „Und das nennen Sie Mäßigung? Ei, eure auf dem Throne geborenen Monarchen können nicht verſtehen, was mich treibt. Sie mögen geſchlagen in ihre Hauptſtädte zurückkehren, ohne dadurch Etwas von Ihrem Nimbus einzubüßen. Ich aber, ich bin Soldat, ich bedarf des Ruhms, ich kann nicht verkleinert nach Frankreich zurückkehren, ich muß groß, ruhmbedeckt und bewundert bleiben.“ — „Wann aber ſollen dieſe unſeligen Kriege aufhören, wenn Niederlagen wie Siege Beweggründe ſind, dieſelben fortzuſetzen?“ — „Ich muß der braven Nation, welche auf meinen Ruf ihr edelſtes Blut vergoſſen hat, ihre mit heroiſchen Anſtrengungen erworbene Größe voll und ungeſchmälert wahren.“ — „Aber, Sire, dieſe Nation bedarf ſelbſt der Ruhe. Mein Weg hat mich mitten durch Ihre Regimenter geführt: Ihre Soldaten ſind Kinder und werden Sie, wenn dieſe dahingerafft ſind, noch jüngere Rekruten einberufen?“ Der Stoß ſitzt gut: — der Empereur ſchleudert, vor Wuth erbleichend, ſeinen Hut auf den Boden und ſchreit mit verzerrtem Geſicht: „Herr, Sie ſind nicht Soldat, Sie haben nicht in Lagern gelebt und fremdes wie eigenes Leben verachten gelernt. Ich, ich ſch . . . pucke auf das Daſein von 200,000

Menſchen!“ (Je me f.... bien de la vie de deux cents mille hommes.) „Oeffnen wir — will Metternich auf dieſe kaiſerwahnſinnige Scheußlichkeit zur Antwort gegeben haben — öffnen wir Thüren und Fenſter, damit ganz Europa Sie höre.“ Der Empereur rennt mit großen Schritten im Zimmer hin und her, ſtößt wüthend ſeinen Hut, welchen der öſtreichiſche Miniſter nicht aufgehoben hat, mit dem Fuß in einen Winkel, haſelirt bunt durcheinander und endigt mit dem Refrain: „Es war eine Dummheit, ein großer Fehler, daß ich eine öſtreichiſche Erzherzogin heiratete.“ — „Ein Fehler für Napoleon den Eroberer, aber nicht für Napoleon den Kaiſerreichsgründer.“ — „Fehler oder nicht, Ihr wollt mir alſo den Krieg erklären?“ — „Nicht doch, Sire: wir wollen auf die angegebenen Bedingungen hin zwiſchen Ihnen und Ihren Gegnern den Frieden vermitteln.“ — „Ah, Ihr bleibt alſo halsſtarrig dabei, mir Geſetze vorſchreiben zu wollen? Wohlan, Ihr ſollt den Krieg haben. Auf Wiederſehen in Wien!“ Damit war die Audienz zu Ende. Geſpannt hatte man draußen den Ausgang derſelben erwartet. Im Vorzimmer richtete Berthier an den weggehenden Metternich die zweifelnde Frage: „Sind Sie mit dem Kaiſer zufrieden?“ und erhielt die Antwort: „Ja, ich bin zufrieden; denn Ihr Herr hat mich in's Klare geſetzt und ich ſchwör' es Ihnen, er hat den Verſtand verloren.“

Es kommt auf den Wortlaut deſſen, was an jenem Junitag im Kabinette Napoleon's geſprochen wurde, gar nicht an, da es gewiß iſt, daß der Bruch Oeſtreichs mit dem Franzoſenkaiſer durch dieſe Audienz entſchieden wurde. Sehr gegen den Willen Metternich's freilich, der auch jetzt noch wähnte, wollte und hoffte, daß auf die öſtreichiſchen Vorſchläge hin der Friede zu Stande käme, nachdem er auf Napoleon's Geheiß am 30. Juni mit Maret zu Dresden eine Vereinbarung getroffen, kraft welcher der Empereur die Vermittlung Oeſtreichs annahm und franzöſiſche, ruſſiſche, preußiſche und öſtreichiſche Bevollmächtigte am 5. Juli in Prag zuſammentreten ſollten, um über den Frieden zu verhandeln. Da jedoch ſelbſt die Fartcatchers des Napoleonismus, die überhaupt zurechnungsfähigen derſelben wenigſtens, der Konzeſſion an die hiſtoriſche Wahrheit, daß ihr Idol den prager Friedenskongreß rein nur als ein Zeitgewinnſtmittel und im Uebrigen als ein inhaltsloſes Gaukelſpiel betrachtete und behandelte, nicht ſich entwinden können, ſo ſollen über dieſe Gaukelei nicht allzu viele Worte verloren werden. Napoleon, von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde erwartend, daß irgendein glücklicher Zufall den Vollglanz ſeines Sterns wieder entſchleiere, wollte keinen Frieden, der ihm ein Opfer von irgend einer Bedeutung gekoſtet hätte. Er ſandte daher ſeinen Bevollmächtigten Caulaincourt erſt ganz ſpät, erſt dann nach Prag, als Metternich es bei den Verbündeten mühſam zuwegegebracht hatte, daß der Waffenſtillſtand bis zum 10. Auguſt verlängert wurde. Dies war nicht nur den Ruſſen und mehr noch den Preußen zum Trotz, ſondern auch zum großen Aerger der öſtreichiſchen Ariſtokratie geſchehen. „Trauriges Spiel der Eitelkeit des Herrn von Metternich — äußerte ſelbſt ein ſo wenig ungeſtüm und ſo ſehr diplomatiſch angelegter Mann, wie der Fürſt Karl von Schwarzenberg war — er weiß Nichts zur rechten Zeit zu machen und verdirbt Alles durch ſein unglückſeliges Temporiſiren." Die Klagen über Verſchleppung der großen Angelegenheit von Seiten Metternich's waren allgemein. Aber konnte denn, wer, wie Metternich in Prag that, mit Buhlweib Sagan und Leibſchuft Gentz die Nächte durchſchwärmte, bei Tage Stimmung und Kraft finden, das Heil Europa's zu bedenken und zu betreiben? Des Miniſters notoriſches Verlaſſenſein von allem ſittlichen Gefühl und ſeine offenkundige Frivolität ſie gaben ſogar dem ſchlimmſten Argwohn Raum. Zwar die Behauptung der Ducheſſe d'Abrantes (Madame Junot), Metternich ſei gerade damals in großer Geldverlegenheit geweſen und der Duc de Vicenza (Caulaincourt) habe darum ſeinem Gebieter dringend gerathen, dieſer Verlegenheit abzuhelfen, was Napoleon in ſeiner Verblendung verweigert hätte, mag als ſo werthlos wie hundert andere von der Klatſchprieſterin par excellence des Empire vorgebrachte Anekdoten bei Seite geworfen werden. Mehr Beachtung aber ſcheint nach dieſer metternichigen Geldverlegenheitsrichtung hin zu verdienen, was ein Augenzeuge von einer geheimen Zuſammenkunft des Czaren Alexander mit Metternich's damaliger Intimiſſima, der mehrgenannten Buhldame, erzählt. Dieſe Zuſammenkunft fand im Kloſter Griſſau ſtatt, drei Tage vor der Auflöſung des prager Kongreſſes. Der Czar kam von Reichenbach nach Griſſau gefahren, nur von ſeinem Generaladjutanten Wolkonski begleitet, und bald nach ihm erſchien auch die Herzogin von Sagan im Kloſter. Nachdem ſich die Herrſchaften eine kleine Weile unterhalten hatten, machte die Dame dem Kaiſer eine Mittheilung, worüber dieſer höchſt zufrieden ſeine Hände rieb. Dann wurden unter Leitung Wolkonski's auf dem Kloſterhof verſchiedene ſchwere Käſtchen aus der Kaleſche des Czaren in die der Intimiſſima des öſtreichiſchen Miniſters hinübergepackt, worauf die Dame nach Prag zurückfuhr und Alexander nach Reichenbach [129].

Daß einem Menſchen wie Metternich, welcher ſein Lebenlang nie ein ſittliches oder humanes oder patriotiſches Intereſſe gekannt hat, alles Gemeine und Gemeinſte zuzutrauen iſt, braucht kaum geſagt zu werden. Aber möge es nun wahr oder unwahr ſein, daß Alexander das von Napoleon verworfene klingende Mittel, Metternich zu gewinnen, in Anwendung gebracht habe, ſoviel iſt gewiß, daß nur Solche, welche der durchaus falſchen Meinung wären, der öſtreichiſche Miniſter ſei der Gebieter ſeines Herrn geweſen, während er in Wahrheit der gehorſame Diener deſſelben war, wähnen könnten, die Entſcheidung ſei bei Metternich geſtanden. Das Entſcheidende war, daß der Kaiſer Franz „aus innerem Antrieb“ für den Krieg ſich entſchieden, d. h. wohleingedenk empfangener bitterlicher Demüthigungen den

Entſchluß gefaßt hatte, ſeinen Herrn Schwiegerſohn nicht etwa vernichten — (das wollte er ſchlechterdings nicht) — aber demüthigen zu helfen. Als daher der Schlachtendonnerer, in einem ſeiner lichten Momente endlich doch bange vor dem Ausbruch des Koalitionsgewitters, welches ſich hinter dem Vorhang der böhmiſchen Berge gegen ihn zuſammenzog, am 5. Auguſt an Caulaincourt, welcher in Prag auf Nadeln ſaß, die geheime Weiſung gelangen ließ, mit Oeſtreich ein Sonderabkommen zu treffen, und der Duc am 6. den öſtreichiſchen Miniſter darum anging, fuhr dieſer nach Brandeis zu ſeinem Herrn und brachte von dort dem Bevollmächtigten Napoleon's am 8. Auguſt das Ultimatum zurück, daß Oeſtreich, falls der Kaiſer der Franzoſen deſſen wiederholt berührten Friedensvorſchläge bis zum 10. nicht einfach und beſtimmt angenommen hätte, ſeine Vermittlerrolle für beendigt anſehen, der widernapoleoniſchen Allianz beitreten und an Frankreich den Krieg erklären werde. Und ſo iſt es dann auch, wie Jedermann weiß, wirklich geſchehen. Napoleon, nachdem der lichte Augenblick wieder vorüber, war nicht zufrieden mit dem Beſitze von Frankreich, Italien, Spanien — (welches freilich durch die Schlacht bei Vittoria ſchon ſo gut wie völlig verloren gegangen) — Belgien, Holland, der Schweiz, dem linken Rheinufer, Weſtphalen, dem Rheinbund, nein, er verlangte auch noch, daß die brandenburgiſchen Marken von Preußen abgeriſſen und ſeinem Satrapen, dem Sachſenkönig zugetheilt würden. Das hieß alſo Deutſchland ganz unter ſeinem Joche laſſen. Um dieſen Preis wollte er die öſtreichiſchen Vorſchläge annehmen. Aber immer wieder die zweifelnde Frage erhebend: „Wird Oeſtreich den Muth haben, mit mir zu brechen?“ hielt er — ſein treuer Sklave Maret hat es bezeugt — ſeinen Eilboten ſo lange zurück, daß derſelbe Prag erſt in der Morgenfrühe des 11. Auguſt erreichen konnte. . . Es war zu ſpät. Metternich hatte am 10. bis um Mitternacht im Boudoir der Herzogin von Sagan auf das Ankommen des Friedensboten aus Dresden gelauert. Statt deſſen kam Gentz mit der Nachricht, daß der preußiſche und ruſſiſche Bevollmächtigte, Humboldt und Anſtett, mit dem Schlage der Mitternachtsſtunde ihre Kongreßvollmachten für erloſchen erklärt hätten. Jetzt war es mit Metternich's „Finaſſiren" vorläufig zu Ende, denn die Befehle ſeines Herrn waren ſicherlich beſtimmte. Im Boudoir der Buhldame — recht charakteriſtiſch das! — fertigte der Miniſter die Note aus, welche dem Duc de Vicenza mittheilte, daß Oeſtreich den Verbündeten beitrete und an Frankreich den Krieg erkläre. Aber wie die deutſchen Patrioten von der Franz-Metternichigkeit dachten, d. h. wie ſie noch im letzten Augenblick einen Umſchlag der öſtreichiſchen Politik zu Gunſten Napoleon's befürchteten, verräth uns halbkomiſch der Umſtand, daß Humboldt ruhelos umhertrippelte, bis er den öſtreichiſchen Kriegsboten nach Dresden unterwegs wußte. Am 12. Auguſt ſchrieb Stein aus Reichenbach an die Prinzeſſin Luiſe von Preußen: „Das wichtige Ereigniß, welches uns heute angekündigt iſt, verheißt uns eine glänzende Ausſicht. Napoleon's Wuth führt ſein Verderben herbei; er iſt verblendet durch Stolz, Menſchenverachtung und die Wuth, ſich am Rande des Abgrunds zu finden. Möchten wir ihn davon verſchlungen ſehen, zum Beiſpiel künftiger Geſchlechter." . . . Der Empereur hatte am 10. Auguſt zu Dresden ſein auf dieſen Tag vorgerücktes Geburtsfeſt mit Pomp und Pracht gefeiert, weit entfernt, zu glauben, daß dieſes ſein letztes auf deutſchem Boden gefeiertes Feſt ſein würde. Noch ſchwichtigte er die Beſorgniſſe, welche ihm und mehr noch ſeiner Umgebung aufſtießen, fort und fort mit der Hoffnung, Oeſtreich werde keinesfalls angriffsweiſe gegen ihn vorgehen. In dieſem Sinne ſuchte auch der ſeinem Gebieter treuergebene Caulaincourt noch mit Metternich in Prag zu zetteln; allein der Letztere konnte ihm nur noch „finaſſirende" Redensarten bieten. Narbonne, am 15. aus Prag eintreffend, brachte die Gewißheit, daß vorderhand alle Unterhandlungsgaukelei zu Ende und die Verbündeten, Oeſtreich inbegriffen, ſofort den Krieg wieder eröffnen würden. „Tant mieux — ſoll Napoleon ausgerufen haben — l'Europe se revoltera!“ Doch ließ er — wird erzählt — während ſeine zur Abfahrt nach der Lauſitz ſchon beſpannten Wagen vor dem marcoliniſchen Palais hielten, noch den General Bubna rufen, um einen letzten Verſuch der Ausgleichung mit Oeſtreich zu machen. Zwei Stunden lang ſprach er in einem Parterrezimmer des Palaſtes in den General hinein. Dann ſah das draußen wartende Gefolge den Oeſtreicher herauskommen, und zu ſeinem Wagen zurückkehren; mit großem Erſtaunen aber, daß der Empereur dem General folgte und „im Laufen“ demſelben nachrief: „Herr General, noch ein Wort!“ Aber Bubna mit über die Schulter zurückgewandtem Geſichte barſch: „Nichts mehr!“ warf ſich in ſeinen Wagen und raſſelte weg [130]). Wenige Minuten darauf rollte Napoleon der Lauſitz zu, blitz- und donnerträchtig — („exivit ut fulgur,“ wie es in dem Hirtenbrief eines franzöſiſchen Biſchofs jener Zeit hieß) — auf das Verderben ſeiner Gegner ſinnend und namentlich von höchſter Erboſung gegen Oeſtreich erfüllt — („le beau-père nous payera tout,“ ſagten die Vertrauten des Hauptquartiers) — aber doch eben nur noch mit der Verſtockung des Wahnſinns, nicht mehr mit der freudigen Zuverſicht wohlbegründeter Ueberzeugung dem neuen Spiel um den Erdball entgegeneilend.

## Zehntes Buch.

# Von der Katzbach bis zum Rhein.

## Erstes Kapitel.

### „De old Blüchert."

Ein Sonnenſtrahl, flüchtig eine Kothlache ſtreifend: — ſo verhält das Ideal ſich zur Wirklichkeit. Von Zeit zu Zeit rauſcht aus den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," ein voller Gedankenakkord hernieder: aber nur, um in der lackirten Barbarei des großen „Jahrmarkts von Plundersweiler," genannt „Geſellſchaft," ſofort in die grellen Diſſonanzen der Thorheit und Selbſtſucht zu zerfahren. Was weiß und will die ungeheure Mehrheit der Menſchen von Ewigem? Nichts. Und wir Andern, die wir uns einbilden, Etwas davon zu wiſſen und zu wollen, ſind wir nicht alleſammt Dickhäuter und Harthörige, an deren Trommelfell nur gebrochene und verlorene Klänge einer geahnten Univerſalharmonie ſchlagen? Ah, jener Eine, vor deſſen Augen die „kleine Narrenwelt," der Menſch, durchſichtig geweſen iſt wie Glas, William der Einzige, hat es wohl gewußt und geſagt: — „Zu grob umhüllt uns das Kleid hinfälligen Staubes, als daß wir die Muſik der Geiſterſphären vernehmen könnten[1]." Wie in einer verdorbenen Phantaſie eine Ophelia und Desdemona, eine Iphigenie und Dorothea zu Metzen werden, ſo vergröbert und vergemeinert ſich jede höchſte und heiligſte Idee in den ſchwieligen und ſchmutzigen Händen des Lebens. Größter aller Fakire, unglücklicher und unſterblicher Selbſtpeiniger von der Eremitage im

Forſt von Montmorency, Alles zuſammengehalten, haſt du doch wohl nicht ſo ganz unrecht gehabt mit deinem griesgrämigen Ausſpruch, daß der Menſch nur dazu da ſei, Alles zu verpfuſchen und zu verderben [2].

Das Beſtialiſche, genannt der Krieg, niemals war es durch eine reinere und ſchönere Glut ſo ſehr zu etwas Sittlichem hinaufgeläutert worden wie im Frühling von 1813. Aber das konnte ja nicht von Dauer ſein: denn das Edle und Gute iſt nur dazu da, dem Gemeinen und Schlechten zu unterliegen, und „das Schöne lebt nur im Geſang." Dieſe bittere Wahrheit ſie wurde, wie in der Weltgeſchichte unzählig oft, im Sommer von 1813 zu brutaler Wirklichkeit. Genau in demſelben Verhältniß, in welchem durch Oeſtreichs Beitritt zur Koalition der Widernapoleonismus an Maſſenhaftigkeit zunahm, verfiel er der Entgeiſtung. Der Volks- und Freiheitskrieg wandelte ſich unverſehens in einen Dynaſtenſtreit, in einen „nüchternen und korrekten" Kabinettskrieg, deſſen würdiges Ziel und Ende dann auch ein altgewohntes dynaſtiſches Schachern und Hadern um Länderfetzen und „Seelen" geweſen iſt. Die Franz-Metternichigkeit, durch die unverbeſſerlichen Unterlaſſungen und Fehler, welche die Verbündeten von Anfang an begangen hatten, zur entſcheidenden Rolle berufen, hat bewußt und abſichtlich das Prinzip des großen Kampfes gefälſcht. Bewußt und abſichtlich hat ſie auch, von czariſch-alexandriſcher Falſchheit und königlich-infinitiviſcher Bornirtheit trefflich unterſtützt, von vorneherein eine vergiftende Hand auf die nationalen Hoffnungen Deutſchlands gelegt. Leuten wie Franz und Metternich, denen es ſpäter Vergnügen machte, über verworfenſte und ruchloſeſte Menſchenquäler und Völkerpeiniger, über einen Karl von Braunſchweig und über einen Dom Miguel von Portugal liebkoſend ſchützende Hände zu halten, ihnen mußte es wahre Wolluſt ſein, die Beſtrebungen und Erwartungen der deutſchen Patrioten zunichte zu machen.

Und ſie thaten ſo. Sie hatten Sorge getragen und es einzurichten gewußt, daß ſie — ſelbſt nicht um den Preis der ihnen bewilligten Preisgebung der Völkerhoffnungen und der deutſchen Sache — weder durch die reichenbacher Vereinbarung vom 27. Juni noch ſogar durch die Kriegserklärung an Frankreich allzu feſt der widernapoleoniſchen Allianz ſich anſchloſſen. Jedermann weiß, daß Metternich, ſowie Fortuna dem Schlachtendonnerer wieder lächelte oder zu lächeln ſchien, ſein feiges „Finaſſiren“ abermals anhob, daß er, der weiland begünſtigte Buhle von Napoleon's Schweſter Karolina, ſeine Beziehungen zum Hofe des Empereur ſo lange unterhielt, als es eine phyſiſche Möglichkeit war, und daß er, ſelbſtverſtändlich im Einverſtändniß und auf Befehl ſeines Herrn, bis zuletzt Alles aufbot, den franzöſiſchen Machthaber auf ſeinem Throne zu erhalten. Dies konnte, falls man erwägt, mit welchem bohrenden Haſſe Tartuffe Franz die Perſönlichkeit ſeines Schwiegerſohns haßte, räthſelhaft erſcheinen. Aber das ſcheinbare Räthſel löſ't ſich leicht und ſicher dahin, daß Franz und Metternich in Napoleon den vollendeten Meiſter der Tyrannenkunſt höchlich bewunderten, ja als ſolchen gewiſſermaßen liebten. Fürwahr, es erregt mitleidiges Achſelzucken über menſchliche Thorheit, wenn man wahrnimmt, welche thörichte Hoffnungen deutſche Patrioten, dahlende und duſelnde freilich nur, im Hochſommer von 1813 auf Oeſtreich ſetzten. Da war ſo Einer, der wohlmeinende Junker Max von Schenkendorf, welcher ſich bemühte, auf ſeiner dünnpfeifenden lyriſchen Flöte tyrtäiſch zu trompeten und zu poſaunen. Der forderte im Auguſt die Preußen auf, das „klangreiche Böhmerland mit Waffentänzen zu begrüßen und Sieg und Heil dem Kaiſer zu rufen,“ dem Kaiſer Franz wohlverſtanden, in welchem der arme faſelnde Poet den Wiederherſteller des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation ſah, eine Art von deutſchem Meſſias ſo zu ſagen, den Heraufführer eines goldenen Zeitalters, von welchem geſungen werden könnte und würde: „Nicht mehr nun trennt uns Süd und Norden, ein Lied, ein Herz, ein Gott, ein Orden, ein Deutſchland hoch und ſchön [3]).“

Zur ſelben Zeit, wo der Kaiſer-Tartuffe alſo angedudelt wurde, trug der Empereur bei Dresden ſeinen letzten glänzenden Erfolg über die unzulängliche Führung der dort fechtenden Verbündeten davon und flugs flog heimlich ein Friedensunterhändler aus dem öſtreichiſchen ins franzöſiſche Hauptquartier. Aber ein widerdeutſcher Schwiegerpapa und ein kaiſerwahnſinniger Schwiegerſohn hatten keine Zeit ſich zu verſtändigen, weil der von den Siegesſtätten von Kulm und von der Katzbach herbrauſende Wind die Wetterfahne der franz-metternichigen Politik wieder drehte. Jetzo beſchloſſen der öſtreichiſche Kaiſer und ſein Miniſter, den Knoten der Allianz mit Rußland und Preußen etwas feſter zu ſchürzen, und geſchah dies dann bekanntlich durch den zu Teplitz am 9. September vereinbarten Vertrag, welcher durch einen weiteren, am 3. Oktober zwiſchen Oeſtreich und England abgeſchloſſenen ſeine Ergänzung fand. Oeſtreich hatte es auch jetzt wieder verſtanden, ſich koſtbar zu machen, und ſetzte daher zu Teplitz in Betreff der deutſchen Sache ſeine Anſicht und ſeinen Willen durch. Der Freiherr von Stein hatte es dahin gebracht, daß man ſich einmal alles Ernſtes mit dieſer Sache befaſſen und die Grundzüge einer deutſchen Geſammtverfaſſung feſtſtellen wollte. Er forderte, nachdem er ſeinem früheren Gedanken einer Theilung ſämmtlicher deutſcher Länder zwiſchen Preußen und Oeſtreich entſagt hatte, die Wiederherſtellung der deutſchen Kaiſerwürde, des Reichstags und der Reichsgerichte in verjüngter und verbeſſerter Geſtalt. Dieſem Vorſchlag widerſprachen die preußiſchen Diplomaten, Hardenberg und Humboldt, und noch viel entſchiedener Franz und Metternich, welche von einem deutſchen Reich überhaupt Nichts wiſſen wollten. Auf Stein's Anregung ſchlug nun Preußen die Errichtung eines deutſchen Bundes vor mit etwas ſtraff-föderativen Formen, kraft welcher der Souverainetätsſchwindel der mittleren, kleineren und kleinſten deutſchen Staaten zu Gunſten des Ganzen beſchnitten werden ſollte[4]. Oeſtreich widerſetzte ſich auch dieſem Antrag. Sein Bedenken vorſchiebend, die Rheinbundsſatrapen würden lieber den letzten Mann und den letzten Gulden ihrer Unterthanen für den Napoleonismus opfern als ihrer Souverainetät von Napoleon's Gnaden entſagen, brachte es Metternich dahin, daß feſtgeſetzt und erklärt wurde, der Rheinbund zwar müßte aufgelöſ't werden, allein die Fürſten deſſelben und überhaupt ſämmtliche zwiſchen dem wiederhergeſtellten Oeſtreich und Preußen, dem Rhein und den Alpen liegenden Staaten und Staätchen ſollten die vollſtändige und unbedingte Souverainetät beſitzen („l'indépendance entière et absolue[5])."

Damit waren die Hoffnungen auf die Herſtellung deutſcher Nation, auf ein deutſches Geſammtvaterland glücklich vermetternicht, d. h. eingeſargt und begraben. Die gefoppten und geäfften Deutſchen ſchlugen ſich fortan, indem ſie gegen den Napoleonismus weiterfochten, im Grunde nur noch für einen andern Anſtrich ihrer Feſſeln, für dynaſtiſche Egoismen und diplomatiſche Iſchariotismen und der veränderte Charakter des ganzen Kampfes gab ſich hörenden Ohren ſchon dadurch deutlich kund, daß in den Lagern an die Stelle der arndt- und körner'ſchen Eiſen- und Feuerlieder die offiziell-ſervile Drehorgelei „Heil dir im Siegerkranz" geſetzt ward. Alſo triumphirte Oeſtreich, die ruſſiſche Zweideutigkeit und die preußiſche Schwäche gleichermaßen naſführend. Und nicht zufrieden damit, Prinzip und Charakter des widernapoleoniſchen Krieges gefälſcht zu haben, hat die Franz-Metternichigkeit nachmals noch den Verſuch gemacht, durch die Feder von Judas Gentz auch die Geſchichte dieſes Krieges zu fälſchen, indem ſie den genannten Judas, im ſchreienden Widerſpruch gegen früher von ihm ſelber gethane Aeußerungen, lügen ließ, „die Völker, die

Jugend, die Freiwilligen hätten Anno 1813 ſo gut wie gar Nichts gethan, ſondern Alles ſei vollbracht worden durch die wundervolle, im Stillen längſt vorbereitete Eintracht der Höfe. Die Fürſten, die Miniſter, die Generale, die ſtehenden Heere, ſie und nur ſie hätten das Größte und Herrlichſte ganz allein verrichtet und alles entgegengeſetzt Scheinende ſei nur ein Uebergang geweſen*)." Alſo wird den Völkern gelohnt und zwar — meint Doktor Sauerampfer — mit Fug und Recht; denn warum laſſen ſie in ihrer Blödheit und Knechtſchaffenheit ſolchen Lohn ſich gefallen? . . .

Maſſig und wuchtig war die materielle Macht, womit die Verbündeten nach am 10. Auguſt aufgekündigtem Waffenſtillſtand gegen Napoleon ins Feld rücken konnten. Indeſſen iſt es doch nur ein von der franzöſiſchen Eitelkeit erſonnenes und von der deutſchen Unſelbſtſtändigkeit nachgebetetes Märchen, daß die widernapoleoniſche Allianz ſofort mit einer „erdrückenden Uebermacht" aufzutreten im Stande geweſen ſei. Die Verlogenheit dieſes Märchens iſt jetzt aus amtlichen franzöſiſchen Quellen, aus den Rapporten von Napoleon's Generalſtabschef Berthier nachgewieſen und demnach iſt nicht als „Vermuthung," „Berechnung" oder „Schätzung" zu erwähnen, ſondern als feſtſtehende geſchichtliche Thatſache anzuführen, daß der Empereur den Herbſtfeldzug von 1813 mit einer Streitmacht eröffnete, welche 1200 Geſchütze führte und 330,000 Mann Infanterie, 72,000 Mann Kavallerie, 33,000 Mann Artillerie und 5000 Pioniere und Sapeure zählte, zuſammen 440,000 Mann. Daß dieſes Heerinſtrument an Güte des Materials dem gegneriſchen nachſtand, namentlich darum, weil die franzöſiſchen Soldaten der Mehrzahl nach allzu jugendliche waren und weil die ſoldatiſche Blindheit der unter napoleoniſchen Adlern fechtenden Deutſchen durch die um ſich greifende Ahnung ihrer Schmach allmälig gelichtet wurde, — das iſt wahr; aber nicht minder, daß der größte Schlachtenvirtuos aller Zeiten auf demſelben ſpielte.

Die Verbündeten ihrerſeits konnten beim Beginn des Feldzugs im freien Felde gegen ihren Gegner verwenden 364,500 Mann Fußvolk, 76,000 Mann Reiterei, 30,500 Mann Artillerie und techniſche Truppen, außerdem 22,000 Koſaken, zuſammen 493,000 Mann mit 1388 Geſchützen. Erſt nach den großen Unfällen und Einbußen, welche Napoleon in den letzten Auguſt- und erſten Septembertagen erlitt, und erſt nachdem ein ruſſiſches Nachſchubsheer unter Bennigſen aus Polen nach Böhmen vor- und in die Schlachtlinie der Verbündeten eingerückt war, wären dieſe ihrem Gegner allerdings „erdrückend“ überlegen geweſen, falls in ſämmtlichen treibenden Gewichten, Federn und Rädern der alliirten Armeemaſchine der Wille zum Erdrücken vorhanden geweſen ... Die Maſſe der preußiſch-öſtreichiſch-ruſſiſchen Streitkräfte gliederte ſich in Folge des angenommenen Kriegsplans in drei große Heerſcharen: — I. die ſogenannte Hauptarmee, die ſich in Böhmen zuſammengezogen hatte und aus 110—115,000 Oeſtreichern, 60,000 Ruſſen unter Barklay und 47,490 Preußen (Garden und das 2. Armeekorps unter Kleiſt) beſtand, zuſammen 222,490 oder nach den höchſten Angaben 237,000 Mann mit 672 Kanonen; II. das ſchleſiſche Heer, zuſammengeſetzt aus 38,220 Preußen (das 1. Armeekorps unter York, worunter 15,236 Mann Landwehr) und 61,220 Ruſſen (die Korps von Langeron und Sacken), zuſammen 99,440 M. mit 340 Geſchützen; III. die Nordarmee, beſtehend aus 78,250 Preußen (das 3. Armeekorps unter Bülow und das 4. unter Tauenzien), 29,667 Ruſſen (die Korps von Winzingerode und Woronzow), 24,000 (?) Schweden, zuſammen 131,917 Mann mit 316 Kanonen. Zu der Nordarmee gehörte auch noch das unter dem ruſſiſch-engliſchen General Wallmoden in Mecklenburg gegen Davout aufgeſtellte, vorwiegend aus Deutſchen — (auch die Lützower waren dabei) — dann aus Ruſſen, Schweden und Engländern gemiſchte Heer in der Stärke von 24,567 Mann mit 60 Geſchützen[7]. Man ſieht, Preußen that hiebei nicht nur verhältnißmäßig, ſondern unbedingt das Beſte. Es ſtellte zu den drei Hauptheergliedern 163,960 Mann (worunter 66,942 Mann Landwehr), während Rußland 150,887 und Oeſtreich gar nur 115,000 Mann dazu lieferten. Freilich muß beachtet werden, daß Rußland durch Bennigſen eine Reſervearmee im Betrage von 50—56,000 Mann bei Kaliſch formiren und Oeſtreich ein Heer von 50,000 Mann durch Steiermark gegen Italien und wieder eins von 20—25,000 zur Bedrohung oder Gewinnung Baierns gegen den Inn vorgehen ließ.

Das böhmiſche Heer befehligte der öſtreichiſche Feldmarſchall Fürſt Karl von Schwarzenberg, dem ſich aber Barklay mit ſeinen Ruſſen nur ſehr widerwillig fügte; das ſchleſiſche der preußiſche General der Kavallerie Gebhart Lebrecht von Blücher; das nördliche der Kronprinz Bernadotte von Schweden, welcher dem Czaren und Anderen vorzugaskognern oder vorzugaunern gewußt hatte, ſein „Erſcheinen auf dem Kontinent würde das Signal zu widernapoleoniſchen Bewegungen in Frankreich geben," und welchen Alexander und Andere für den leibhaften Kriegsgott hielten, während ihn Napoleon ganz richtig werthete, bei der Kunde von des Ränkeſpinners Landung in Deutſchland verachtungsvoll ſchnarchend: „Bah, der da wird Nichts thun als großhänſige Kabriolen machen" — (pour celui là, il ne fera que piaffer 8). Aber wer ſollte des Widernapoleonismus oberſter Bannerherr und Generaliſſimus ſein? Das habe, hat man behauptet, aber nicht erwieſen 9), der Czar Alexander ſein wollen, den es gelüſtet, ſeinen großen Gegner nicht allein politiſch, ſondern auch feldherrlich zu beſiegen. Mit dem Gelüſten hat es ſeine Richtigkeit; aber im Uebrigen iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Alexander von vornherein darauf gefaßt war, den Oberbefehlshaberſtab in den Händen eines Oeſtreichers zu ſehen, weil das öſtreichiſche Kabinett nicht ermangelt haben wird, dies zu einer der ſtillſchweigenden, weil ſelbſtverſtändlichen Bedingungen ſeines Beitritts zur Allianz zu machen.

Vielleicht hätte ſich der Czar angeſtrengt, ſeinen Barklay zum Oberfeldherrn erklären zu laſſen, ſo er nicht erwogen, daß es doch dem öſtreichiſchen, preußiſchen und ruſſiſchen Junkerbewußtſein zu viel bieten hieße, einen Paſtorsſohn zum Generaliſſimus eines Heerzugs zu ernennen, welchen zwei Kaiſer und ein König mitmachen wollten. Von einem preußiſchen General war natürlich gar nicht die Rede; denn als ein infinitiviſch geleiteter Staat hatte es bei dieſem ganzen Unternehmen die Ehre, das Meiſte zu thun und das Wenigſte zu erlangen. Aber was für ein Oeſtreicher ſollte die beiſpiellos glänzende, aber auch beiſpiellos ſchwierige Stelle einnehmen und das verbündete Rieſenheer gegen den Schlachtendonnerer kommandiren? „Der Erzherzog Karl, verſteht ſich von ſelbſt!“ gab die öffentliche Meinung zur Antwort. Doch bekanntlich war es ſtets der Ruhm echtöſtreichiſcher Politik, der öffentlichen Meinung ins Geſicht zu ſchlagen, und außerdem würde ein gemüthlicher Kaiſer Franz ſeine habsburgiſche Hängelippe ſammt Unterkiefer eher ſo weit verlängert haben, um ſich damit allerhöchſt ſeine kaiſerlich-königliche Naſe abbeißen zu können, als daß er ſeinem Bruder Karl den widernapoleoniſchen Heerbefehl gegönnt hätte. Denn in dieſer neidgrünen Tartuffe-Seele haftete allzu feſt jener Argwohn vom Jahre 1809, daß der Erzherzog dem flüchtigen Gedanken des Empereur, die öſtreichiſche Monarchie zu zerſplittern oder aber ihre Krone von dem Haupt ihres Trägers auf das eines ſeiner Brüder überzutragen, doch nicht ganz fremde geweſen ſein dürfte.

So kam man denn, wie die Dinge ſtanden, auf einen franz-metternichigen Vorſchlag hin überein, den zweiundvierzigjährigen öſtreichiſchen Feldmarſchall Karl von Schwarzenberg, welcher das böhmiſche Heer befehligte, zum Generaliſſimus der Koalition zu ernennen. Spottvögel zwitſcherten freilich ſofort von dem Fürſten: „Die Soldaten ſagen, er ſei ein guter Diplomat, und die Diplomaten, er ſei ein guter Soldat.“

Allein die Spottvögel müſſen verſtummen vor jenem helltönenden Trompetenſtoß der Anerkennung, welchen der alte Blücher in ſchönſter Neidloſigkeit freiſam gethan hat, zu Karlsbad i. J. 1819 ſein Glas erhebend: „Auf das Wohl des Fürſten von Schwarzenberg, als desjenigen Feldherrn, welcher drei Monarchen in ſeinem Lager hatte und den Feind dennoch zu ſchlagen verſtand[10].“ Eines der beſten Blücherworte, die Schwierigkeit der Stellung des Generaliſſimus der Verbündeten bündigſt und meiſterlichſt kennzeichnend. Schwarzenberg ſelbſt hatte übrigens den von Blücher ſo rückhaltslos veröffentlichten Gedanken früher, nämlich ſchon i. J. 1814, wiederholt geäußert — (wir werden davon hören) — vertraulich zwar, aber in viel derberer Weiſe als es der Alte nachmals in Karlsbad that. Allerdings iſt das Verdienſt des Fürſten weit mehr nur ein negatives als ein poſitives geweſen; aber ſo, wie die Umſtände lagen, war es ein außerordentliches, ein weltgeſchichtliches. Preußen, Ruſſen und Engländer haben es nicht über ſich gewinnen können, Schwarzenberg Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſein eigener Kaiſer hat ihn nur ſehr kärglich belohnt. Er war ein öſtreichiſcher Magnat im beſten Sinne des Wortes. Ein braver, rechtlich denkender Edelmann, beſonnen, zartfühlend und freigebig; kein weiter Geiſt, aber auch keine enge Seele. Hochgewachſen und ſehr beleibt, war ſeine Beleibtheit der Gewandtheit und Anmuth ſeiner Bewegungen nicht hinderlich. Seine Haltung war hofmänniſch glatt und ſchmiegſam, aber keineswegs ohne Würde. Seine Geſichtszüge zeugten von Milde und Herzensgüte und ſeine ſchwarzen Augen „ſtralten“ zwar nicht „von Geiſt,“ wie biographiſche Schmeichelei gelogen hat, aber ſie blickten verſtändig und wohlwollend. Als tapferen Soldaten hatte er ſich überall erwieſen, als großer General erwies er ſich nirgends. In Wahrheit, wie ſein politiſches, ſo war und blieb auch ſein kriegeriſches Talent nur ein mittelmäßiges; aber der Mittelmäßigkeit gehört ja die Welt und mittelmäßige Menſchen richten daher in der Regel darin weit mehr aus als genialiſche[11]. Schritt für Schritt ſchieben ſie ſich zum Ziele auf der Rennbahn des Glückes, während der einherſtürmende Genius gewöhnlich auf halbem Wege den Hals bricht. Schwarzenberg war wie eigens für das Amt gemacht, zu welchem er berufen wurde und das er nicht ohne Selbſtvertrauen antrat. „Napoleon iſt der größte Feldherr der Zeit — ſagte er — aber kann er deßhalb nicht geſchlagen werden? Und wenn er es kann, warum ſoll dieſes nicht durch mich geſchehen? Mich beunruhigt es nicht, ihm entgegenzuſtehen[12].“ Und daß der Napoleon wirklich geſchlagen wurde, hiezu hat der Fürſt allen ſeinen Schwächen und Mängeln zum Trotz weſentlich mitgewirkt. Denn eine ſo geduldige und vermittelnde, ja, gerade herausgeſagt, eine höfiſch-biegſame Natur, wie die ſeinige war, gehörte ganz nothwendig dazu, um die ungefüge, aus ſo disparaten Theilen zuſammengeſetzte Heermaſchine des Widernapoleonismus zuſammenzuhalten. Nachdem aber dieſer einmal gefälſcht war, bedurfte es einer Heermaſchine von ſolchen Dimenſionen, um mit dem Napoleonismus fertig zu werden. Der Heerbefehlsſtab war für Schwarzenberg — wir werden ſeiner Zeit ſeine vertraulichen Stoßſeufzer vernehmen — ein wahres, ihm in den Händen brennendes Marterholz; allein ſtatt daſſelbe mit Erbitterung wegzuwerfen, hat er mit ſeltenem, mit preiswürdigem Pflichtgefühl nach Maßgabe ſeiner Kräfte ſeine Schuldigkeit gethan. Man kann ſeine ganze Anſchauungsweiſe verwerfen, welche eben die eines öſtreichiſchen Magnaten von damals geweſen iſt; man kann mit Grund behaupten, ſeine Vorſicht ſei häufig zur Zaghaftigkeit geworden und er wäre daher, ſich ſelbſt überlaſſen, niemals nach Paris gelangt: aber man hat nicht das Recht, die Ehrenhaftigkeit ſeiner Geſinnung und die Lauterkeit ſeines Wollens auch nur entfernt anzuzweifeln.

Die Gliederung der verbündeten Streitmacht in drei große

Heere war eine Folge der geographiſchen Verhältniſſe, unter welchen der Krieg unternommen wurde, und dann auch des demſelben von Seiten der Alliirten zu Grunde gelegten Syſtems, bekannt unter dem Namen des Kriegsplans von Trachenberg. Seine Urſprünge ſind ohne Zweifel in den Beſprechungen zu ſuchen, welche der ruſſiſche General Toll ſogleich nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes im Juni zu Gitſchin mit Schwarzenberg und deſſen Generalſtabschef Radetzky hatte. Die hier vorgebrachten und erörterten Entwürfe wurden dann den preußiſchen Generalen mitgetheilt und von dieſen, namentlich von Kneſebeck, Gneiſenau und Müffling, durchberathen und ergänzt. Das alſo gewonnene Material erhielt hierauf ſeine endgültige Faſſung zu Trachenberg, wohin der Czar und der König von Preußen mit ihren Generalen am 10. Juli kamen. Am Abend deſſelben Tages traf auch Bernadotte ein, aus Stralſund, wo er ſchon ſeit dem 18. Mai unthätig, aber „piaffirend“ gehockt war, herbeigeholt durch Pozzo di Borgo, welcher von Sr. kronprinzlichen Hoheit urtheilte, ſelbige ſei „un caractère disparate et impur, ein Gemiſche von Gaskogner, Jakobiner, Soldat, Prinz, Chevalier u. ſ. w.“ Er wußte jedoch gleich beim Beginn der Kriegsplansberathungen zu Trachenberg dem Czaren und dem König durch die mit großartiger Gebärde vorgebrachte Floskel: „Das Zelt Napoleon's muß ſtets und allein das Augenmerk der Verbündeten ſein!“ gehörig zu imponiren und es dahin zu bringen, daß die Welt, die ja bekanntlich betrogen ſein will, eine Weile in ihm den Urheber des trachenberger Planes ſah. In Wahrheit beſchränkte ſich aber Monſeigneurs Antheil an dieſem Werke darauf, daß er während der Debattirung deſſelben die Auseinanderſetzungen Toll's und Kneſebeck's von Zeit zu Zeit mit einem „Mais très-bien!“ oder „C'est très-vrai!“ unterbrach und ſchließlich in der von Toll zu Papier gebrachten „Disposition générale pour les opérations ultérieures“ etliche orthographiſche Verbeſſerungen anbrachte. Denn das Redigiren verſtand er, das muß man ſagen. Hat er doch, wie bekannt, nachmals die Berichte über die Siege von Großbeeren und Dennewitz, welche gegen ſeine Abſicht und gegen ſeinen Willen von den ihm unterſtellten preußiſchen Generalen erfochten wurden, ſo zu redigiren verſtanden, daß nicht die Bülow und Tauenzien und Borſtell, ſondern er, Monſeigneur le Piaffeur, als der Sieger erſchien und von der Welt, die ja betrogen ſein will, als ſolcher anerkannt und gefeiert wurde ... Der trachenberger Kriegsplan, am 12. Juli von Alexander und Friedrich Wilhelm, ſowie nachträglich auch vom Kaiſer Franz genehmigt, wird am gerechteſten als ein Toll-Radetzky-Kneſebeck'ſcher bezeichnet. Als das „eigentlich Charakteriſtiſche“ desſelben hat ein Wiſſender hervorgehoben, daß er „nicht geographiſche Punkte, ſondern unmittelbar Napoleon's Heer ſelbſt zum ſtrategiſchen Objekt machte, zu dem Gegenſtand, auf den ſich alle Bewegungen beziehen ſollten und den man zu faſſen ſtrebte.“ Man war dabei von der ganz richtigen Anſicht ausgegangen, daß der Empereur, im Beſitze der Feſtungen Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Küſtrin, Spandau und Glogau, die Elbelinie halten und Dresden zu ſeinem Hauptſtützpunkte machen werde. Hier nun ſei er feſtzuhalten „wie in einer Zwickmühle,“ dadurch nämlich, daß eine Armee vom Süden (Böhmen), eine zweite vom Norden (den Marken), eine dritte vom Oſten (Schleſien) her gegen ihn operire. Keine dieſer drei Armeen ſollte ſich einem entſcheidenden Schlage von Seiten Napoleon's ausſetzen, ſondern ſich, ſowie er zu einem ſolchen aushole, zurückziehen, während ihm, wenn er gegen die eine vorginge, die beiden andern ſofort in Flanken oder Rücken fallen müßten. Durch ſolches Hin- und Herſchieben der Figuren des Weltſchachſpiels, wobei die drei verbündeten Heere je nach Erforderung der Umſtände ſich die Hände reichen ſollten, würde der Gegner müde und mürbe gemacht werden, und wenn er dann das geworden und, unfähig, die Linie der Elbe länger zu halten, gen

Leipzig zurückwiche, ſo müßte ihm auf den dortigen Ebenen, wohin die Streitmacht der Alliirten in einem ungeheuren, mehr und mehr ſich verdichtenden Halbkreiſe vordringen ſollte, die Entſcheidungsſchlacht geliefert werden [13]). Die Geheimhaltung dieſes Plans, welcher, wenn auch im Einzelnen durch die Ereigniſſe vielfach abgeändert, dennoch im Ganzen feſtgehalten und ausgeführt wurde, gelang ziemlich gut. Wenigſtens ſcheint es gewiß, daß Napoleon vor dem 15. Auguſt gar Nichts davon erfahren habe, woraus es ſich erklären mag, daß er, erſt nach dem Mißlingen ſeiner erſten Stöße ahnend, ſeine Gegner müßten planmäßig handeln, exploſiviſch-ärgerlich keifte: „Ces animaux ont compris quelque chose [14]).“

In Wahrheit, ſie hatten Etwas gelernt, ſeine Gegner, welche er in ſeiner Wuth „Thiere“ ſchalt. Aber Manchen darunter ging das Lernen ſchwer genug ein, während ſie ſich nachmals im Vergeſſen ſehr ſtark zeigten. In der Umgebung Friedrich Wilhelms gab es ſogar ſchon jetzo Rückfälle in die Zeit vor 1806. Darauf weiſ't deutlich genug das während des Waffenſtillſtandes umgelaufene Geraune, der Oberbefehl über das ſchleſiſche Heer ſollte nicht dem Blücher gegeben werden, ſondern — wem wohl? Dem York etwa? Das hätte ſich begreifen und rechtfertigen laſſen und durfte es der Konventionsmann von Tauroggen ſogar erwarten. Allein von ihm war kaum oder gar nicht die Rede, ſondern — es klingt märchenhaft-verrückt — von dem Prenzlow-Hohenlohe! Da hob ſich aber doch im Preußenheer ein Gemurre, daß die Kalkreuthe und Wittgenſteine die Schneckenhörner einzogen. Man war doch noch nicht ſoweit, zurück nämlich, daß man die allgemeine Stimme, womit die öffentliche Meinung, vorab die der Armee, den Gebhart Lebrecht verlangte, hätte überhören können. „De old Blüchert he ſull uns kommandiren!“ ſchrie es in den Lagern und wunderlicher Weiſe wollte auch der Kronprinz von Schweden, welcher ſich dem König von Preußen als einen „einnehmenden und klugen Herrn“ zu geben gewußt hatte, den Alten an der Spitze des ſchleſiſchen Heerhaufens wiſſen, wahrſcheinlich von der komiſchen Täuſchung befangen, er würde den Blücher wie eine Marionette lenken können. Genug, der Alte ward ernannt, obzwar mit Ach und Krach. Denn ſeine Gegner waren ſehr rührig geweſen. Die Einen hatten wiederum ſein „Alter“ und ſeine „Kränklichkeit“ auf's Tapet gebracht, die Andern mit Beſorgniß von ſeinem „blind dreinfahrenden Ungeſtüm“ gemunkelt. Von den Generalen, die ihm untergeordnet waren, ließ ſich ein ruſſiſcher, Langeron, dies nur mit einem ſchmollenden Uebelwollen gefallen, welches unter Umſtänden ſehr gefährlich werden konnte und wirklich ward, während ein preußiſcher, York, ſeinem Mißmuth in lautem Schelten Luft machte. Denn in ſeinen nicht unbegründeten Hoffnungen, zu einer erſten Rolle im bevorſtehenden Feldzuge berufen zu werden, getäuſcht und nur mit einer zweiten bedacht, wollte der wackere Eſſigblicker in Blücher ſchlechterdings nur den „Huſarengeneral“ ſehen, welchem „eine excentriſche Partei eine Popularität zurechtgeredet habe, die weit über ſeine Befähigung hinausreiche.“ Den Chef des blücher'ſchen Generalſtabs, Gneiſenau, und den Generalquartiermeiſter Müffling, die vollends haßte York geradezu. Er ſchimpfte ſie „Kraftgenies,“ von denen er Nichts als „unpraktiſche Dinge und Ueberſpanntheiten“ erwartete, zu welchen ſie den „Alten“ verleiten würden, der, meinte er, ganz von ihnen „umgarnt“ ſei 15).

Schon dieſes Verhältniß zu ſeinen Unterfeldherrn machte Blücher's Stellung von Anfang an ſchwierig genug. Es kam aber noch, eben weil nur Wenige ihn als den kannten, der er war, das weitere Erſchwerniß hinzu, daß ihm anfänglich nur eine ziemlich untergeordnete Rolle im anhebenden Rieſenkriegsſpiel beſtimmt war. Er ſollte, ſo lautete die geheime Inſtruktion, welche er am 11. Auguſt zu Reichenbach aus den Händen Barklay's de Tolly empfing, „mit der ſchleſiſchen Armee an den

Feind rücken, denſelben nicht aus den Augen verlieren, mit ihm zugleich ankommen, wenn er ſich auf die große Armee werfen wollte, jedoch allen entſcheidenden Gefechten ausweichen." Weiter: die Hauptarmee allein würde von Böhmen aus angriffsweiſe vorgehen, das ſchleſiſche Heer dagegen müßte dem Feind, falls er gegen daſſelbe anrückte, ausweichen und ihn nach Schleſien hineinziehen. Wenn aber Napoleon wiederum gegen die inzwiſchen vorgedrungene böhmiſche Armee ſich kehrte, ſollte die ſchleſiſche ihm ſchnell folgen. Summa: unter keinen Umſtänden ſich ſchlagen laſſen und zur großen Entſcheidungsſchlacht rechtzeitig eintreffen. Dazu der Alte mit Kopfſchütteln: „Schwerenoth! Das iſt 'ne verwickelte Geſchichte. Geht über meine Kräfte. Bin kein Fabius oder wie der Kerl hieß. Verſtehe nur, draufloszugehen, Gott ſtraf' mir! Wäre da ein Anderer beſſer an meinem Platze. Bin zwar den Monarchen für ihr Zutrauen ſehr dankbar, muß aber ein Kommando ablehnen, bei welchem ich nur fuchsſchwänzen und retiriren ſoll." Fiel jedoch der General Diebitſch ein, welcher mit Barklay war: „Excellenz nehmen die Inſtruktion wohl zu buchſtäblich. An der Spitze von 100,000 Mann kann man nicht unbedingt auf die Defenſive beſchränkt werden. Wenn Sie Gelegenheit finden, ſo greifen Sie den Feind nur friſchweg an." „Das iſt was Anderes! So gemeint laſſ' ich mir die Inſtruktion ſchon gefallen. Ich übernehme alſo das Kommando unter der Bedingung, daß ich den Feind, wo ich es für gerathen und nothwendig halte, angreifen darf, und bitte Sie, dies den Monarchen zu melden."

Man hat mit Recht geſagt, dieſe Unterredung zu Reichenbach gehöre der Weltgeſchichte an [16]). Von ihr datirt der Beginn von Blücher's weltgeſchichtlicher Rolle. Er trat dieſelbe keineswegs als ein gedankenloſer „Huſarengeneral" an und mit nichten als ein blinder „Drauflosgänger", obſchon er, wie wir hörten, zu Reichenbach ſelber als einen ſolchen ſich bezeichnet hat. Die Wahrheit iſt, daß der Alte, obzwar ſeine kriegswiſſenſchaftliche Bildung gleich Null und alles Theoretiſiren ihm tief verhaßt war, den Geiſt des Kriegsplans von Trachenberg ſo hell und ſcharf faßte wie kein Anderer und daß er dieſem Geiſt ſich anbequemte, mit Aufopferung perſönlicher Neigungen und Leidenſchaften ſich anbequemte, aber auch demſelben erſt das rechte Leben, die treibende Seele einhauchte, d. h. die eigene Energie. Es iſt keine kühne Behauptung, ſondern nur einfach eine hiſtoriſche Thatſache, welche kein Wiſſender und Gewiſſenhafter verneinen wird: — ohne den Alten, ohne den ſtahlharten, hochroth glühenden, heiligen widernapoleoniſchen Blücherzorn wäre der trachenberger Plan bei ſeiner Ausführung im günſtigſten Fall elendes Stückwerk ſtatt ewig denkwürdiger Wirklichkeit geworden. Man kann, man muß es im Intereſſe Deutſchlands ſchmerzlich beklagen, daß Blücher mit ſeinem genialen kriegeriſchen Inſtinkt, mit ſeinem deutſchpatriotiſchen Gefühl, mit ſeinem redlichen Sinn und mit ſeiner unbezwinglichen Thatkraft nicht die politiſche Bildung, den ſtaatsmänniſchen Blick, die ariſtokratiſch-weltmänniſche Imponirungsfähigkeit und Einflußübungskunſt beſaß, welche Eigenſchaften die Feldherrnſtellung Wellington's für deſſen Vaterland ſo fruchtbar machten: aber feſtſteht das Eine, Große: — die Hauptſpringfeder, welche den Napoleon aus Deutſchland hinaus und zuletzt bis nach Sankt Helena ſchnellte, heißt Gebhart Lebrecht Blücher.

Er war jetzt ſiebzig Jahre und acht Monate alt, „de old Blüchert,“ aber noch immer ein ſchöner Greis, dem man gern in das friſchrothe, heitermuthige Antlitz ſah. Im Frühling des vorhergegangenen Jahres hatte Arndt zu Breslau dies oft gethan und von der Erſcheinung des heldiſchen Mannes dieſen Eindruck empfangen: — „Trotz ſeines Alters trug er eine herrliche Geſtalt, groß und ſchnell, mit den ſchönſten, rundeſten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, ſeine Arme, Beine und Schenkel noch faſt wie eines Jünglings ſcharf und feſt gezeichnet.

Am meiſten erſtaunte ſein Geſicht. Es hatte zwei verſchiedene Welten, die ſelbſt bei Scherz und Spaß, welchen er ſich ganz friſch und ſoldatiſch mit Jedem ergab, ihre Farben nicht wechſelten: auf Stirn, Naſe und in den Augen konnten Götter wohnen, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Weſen. In jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, ſondern auch eine tieſe Schwermuth, die ich der ſchwarzdunkeln Augen wegen, welche der finſtern Meeresbläue glichen, faſt eine Meerſchwermuth nennen möchte; denn wie freundlich dieſe Augen zu lachen und zu winken verſtanden, ſie verdunkelten ſich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernſt und Zorn. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit dem oberen Theil des Geſichts in Uebereinſtimmung. Hier ſaß immer die Huſarenliſt geſammelt, deren Zügenſpiel zuweilen bis in die Augen hinauflief.“ Möglich, daß ein Loth arndtiſchen Enthuſiasmus zuviel in die Farben dieſes Bildes gerieben iſt. Wenigſtens muß demſelben zu dieſer Zeit, i. J. 1813, hinzugefügt werden, daß das Alter und die Folgen der Strapazen, welche Blücher — rokokomäßig zu reden — nicht allein im Dienſte des Mars, ſondern auch in dem der Venus und des Bakchus ſcharf befahren hatte, in ſeinem Aeußeren deutlich ſich bemerkbar machten. Sein Gang war ſchwerfälliger geworden, ſeine breiten Schultern bogen, ſeine Mundwinkel zogen ſich abwärts. Zu Pferde aber, und er ritt immer nur feurigſte, erſchien er noch in der ganzen Schönheit und Kraft ſeiner Mannhaftigkeit 17). Wenn er ſo, mit ſeinem offenen, blühenden Antlitz, der prächtig gewölbten und heiteren Stirne, den großen, liſtig blickenden oder heldenkühn blitzenden Augen, der mächtigen Adlernaſe, dem ſchnauzbartumſchatteten Mund, der ſo ſchelmiſch gutmüthig lächeln und ſo befeuernd donnern konnte, an die Geſchwader heran und durch die Reihen ſprengte, einen Augenblitz, einen Scherz, ein Kraftwort, wohl auch eine Donnerſalve von Flüchen dahin und dorthin werfend, ſo war die Wirkung ſeines Erſcheinens eine unwiderſtehliche, elektriſche und elektriſirende und es ging von ihm jener geheimnißvolle, Menſchenſeelen weitende und Menſchenherzen hebende Glanz aus, welcher „Erwählte“ ankündigt, wie Ambroſiaduft das Nahen homeriſcher Götter.

Er allein von allen den oberſten Lenkern und Leitern des Widernapoleonismus hat den auf ihn geſetzten Hoffnungen und Erwartungen nicht nur entſprochen, ſondern er übertraf ſie. „Viel Großes hat dieſer Mann gethan — ſo urtheilte Einer, der ſeine Feldherrlichkeit aus nächſter Nähe mitangeſehen, über Blücher — und die Natur hatte ihn mit ſeltenen Gaben zum Heerführer ausgerüſtet. Mit ſeinem ſcharfen, durchdringenden Verſtand, war er ohne alle wiſſenſchaftliche Ausbildung geblieben; allein in dem Umgang mit Menſchen ſich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Feſtigkeit auftretend und mit großem Takt ſich bewegend, erwarb ihm ſeine unerſchöpfliche Heiterkeit und anſpruchslos gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verſpottete nie das Wiſſen, aber er überſchätzte es auch nie. Er ſprach ohne Rückhalt über die Vernachläſſigung ſeiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne dieſe Ausbildung leiſten konnte. Seine Unerſchrockenheit in gefährlichen Lagen, ſein Ausdauern im Unglück und ſein mit den Schwierigkeiten wachſender Muth gründeten ſich auf das Bewußtſein ſeiner Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine kriegeriſche Verlegenheit gebe, aus welcher man ſich nicht am Ende durch einen Kampf von Mann gegen Mann herausziehen könne. Den Offizieren ſeiner Umgebung ſchenkte er ſein Zutrauen nur, wenn er ſie für unternehmend hielt; dann aber, wenn ſie dies Zutrauen einmal hatten, unbedingt. Er ließ ſich ihre Entwürfe zu Märſchen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte Alles ſchnell auf und hatte er die Vorlagen gebilligt, ſo nahm er keinen fremden Rath an und geäußerte Beſorgniſſe machten nicht den geringſten Eindruck auf ihn[18])“ .... So war der Gebhart Lebrecht, der Erzhaſſer und Todfeind des Napoleon und des Napoleonismus, unſer Nationalheld, die kriegeriſche Verkörperung des urſprünglichen und echten Gedankens von 1813. Und jetzo rolle der Vorhang empor und der Alte beſchreite die waffentoſende Weltbühne.

## Zweites Kapitel.

# An der Katzbach.

Deutſchland, das ſich rühmt, Europa's Herz zu ſein, iſt jedenfalls Europa's Lieblingsſchlachtfeld und in Deutſchland hinwiederum genießt Sachſen der traurigen Ehre, zur bevorzugten Walſtätte zu dienen. Auf dieſem ſo oft mit Blut geſättigten Boden war im Frühjahr bei Lützen und Bautzen das Präludium zur koloſſalen Schlachtenſymphonie von 1813 geſpielt worden und hier auch ſollte im Herbſte das unerhörte Finale bei Leipzig nervenzerreißend und markdurchbohrend wogen und wettern und wüthen.

Zwar ſoll einer ſeiner Marſchälle, Oudinot, dem Napoleon gerathen haben, ſeine geſammte Streitmacht, mit Einſchluß der aus den Elbe- und Oderfeſtungen herauszuziehenden Beſatzungen, aus der bedrohlich eingeengten Stellung in Sachſen hinweg und in das offene Gebiet zwiſchen dem Main und dem Rhein zu ziehen, um dort den Krieg zu führen oder über den Frieden zu unterhandeln; allein dieſer Rath war nicht nach des Imperators Geſchmack. Vielmehr hatte er beſchloſſen, Sachſen bis zum Aeußerſten als ſein Kriegstheater feſtzuhalten, weil es ihm als eine „ungeheure“ ſtrategiſche Niederlage erſchien, daſſelbe aufzugeben und ſeine Operationsbaſis rückwärts an den Rhein zu verlegen. Sehr möglich, höchſt wahrſcheinlich ſogar, daß ſein Rachedurſt ihm den Wunſch eingab, vor Allem einen Schlag gegen das „abtrünnige“ Oeſtreich zu thun, die böhmiſche Armee zu vernichten, auf Wien zu marſchiren und dort zum dritten Mal den Frieden zu diktiren. Allein dies konnte nur mit einer ſehr bedeutenden Macht unternommen werden und eine ſolche vermochte er nicht aus Sachſen wegzuführen, falls zugleich dieſes Land gegen die ſchleſiſche und die nördliche Armee der Verbündeten behauptet werden ſollte, wie es behauptet werden mußte, wenn man nicht ganz ſtützelos ins Blaue hineinoperiren wollte. Nachdem daher Napoleon innegeworden, daß die Hauptmacht ſeiner Gegner — er hatte dieſelbe zuerſt in Schleſien vermuthet — in Böhmen ſtünde, mußte er folgerichtig Dresden zum Mittelpunkt ſeiner Hauptſtärke machen, weil er von hier aus ſeine Stöße gleich gut gegen Böhmen, gegen die Marken und gegen Schleſien führen konnte. In dieſem Behufe theilte er ſeine Heergeſchwader ungefähr in derſelben Weiſe, wie die Verbündeten mit den ihrigen gethan hatten, jedoch ſo, daß er, durch ſeinen eben berührten anfänglichen Irrthum verleitet, die gegen Schleſien hin operirende Armee ungewöhnlich ſtark machte, während er gegen die Nordarmee eine in ihrem Stärkebetrag unzulängliche Streitmacht aufſtellte, weil er vollwichtigen Grund hatte, von dieſer Seite her, d. h. von der Kabriolenſchneiderei des Monſieur Bernadotte nichts Ernſtliches zu befürchten. In der Mitte ſeiner Feinde ſich behauptend, hoffte er je nach den Umſtänden in gewohnter Wetterſtralsweiſe aus ſeiner concentriſchen Stellung hervorbrechen, die Gegner mittelſt einzelner Siege aufreiben oder wenigſtens ermüden, entmuthigen und entzweien zu können 19). Allerdings hatte dieſe Hoffnung einen ſtarken Beiſatz von Kaiſerwahnſinn, jedoch war ſie nicht allzu kühn, und zwar darum nicht, weil der Krieg dermalen kein ſolcher mehr, von welchem „die Kronen nicht wußten,“ ſondern im Gegentheil ein ſolcher, von dem nur die Kronen wiſſen ſollten, nicht die Völker, d. h. ein „korrekter“

Krieg im alten guten deſpotiſchen Kabinetsſtyl, welchen unendlich viel beſſer als ſeine gegneriſchen Pfuſcherdeſpoten handhaben zu können der Meiſterdeſpot mit Grund ſich ſchmeicheln durfte. Er überſah dabei nur, daß es in der Welt noch ein mächtiger Ding gäbe als das Napoleonglück und Napoleongenie, den Napoleonhaß, der in dem Zelte Blücher's wachte.

Der Alte handelte bei Eröffnung ſeiner Laufbahn als Obergeneral der ſchleſiſchen Armee ſofort im Sinne der Auslegung, welche er, wie wir hörten, ſeiner Inſtruktion gegeben hatte, d. h. er ging vorwärts. Man hatte durch Späher in Erfahrung gebracht, daß die Franzoſen, hinter der Katzbach von Goldberg bis Bautzen ſtaffelförmig aufgeſtellt, ſich vorbereiteten, am 17. Auguſt, als dem erſten Tage, wo den Beſtimmungen des Waffenſtillſtandsvertrags zufolge die Feindſeligkeiten wieder anheben durften, das neutrale, zwiſchen ihnen und dem blücher'ſchen Heer gelegene Gebiet zu überſchwemmen. Nun war es aber aus ſtrategiſchen Gründen von Wichtigkeit, dieſem zuvorzukommen [20]). Als daher im Hauptquartier die Nachricht einging — gebracht durch einen von Steffens aus Warmbrunn abgefertigten Boten [21]) — daß feindliche Reiterſchwärme Requiſitionen erhebend das neutrale Gebiet vertragswidrig durchſtreiften, war der Gebhart Lebrecht ſchnell entſchloſſen, zog ſeine Harſte raſch zuſammen, ließ ſie am 14., 15. und 16. Auguſt das neutrale Gebiet beſetzen und bis zur Katzbach vorgehen. Darüber hub ſich aber ein groß Geſchrei. Zunächſt nicht ſo ſehr im feindlichen als vielmehr im eigenen Lager und recht keifend angeſtimmt vom ruſſiſchen General Langeron, welcher, weil er ſchon einmal ſelbſtſtändig, dort hinten in der Türkei, den Heerbefehlsſtab geführt, ſehr widerwillig von einem Andern ſich kommandiren ließ. Das Vorrücken Blücher's — ſchrieen Langeron und ſeine Ruſſen — verſtoße gegen den Kriegsplan und gegen die geheime Inſtruktion, welche letztere, um dem alten „Huſaren" einen „Dämpfer" aufzuſetzen, dem ruſſiſchen General unehrlicher Weiſe mitgetheilt worden war. So könne man nicht dreinfahren und die ruſſiſchen Korps dürften nicht unter dem Befehl eines ſolchen Dreinfahrers verbleiben. Der Alte achtete dieſes Geſchrei's gar nicht und nahm davon erſt dann Kenntniß, als er mußte. Zu Neumark befanden ſich nämlich noch Kommiſſäre der Verbündeten und der Franzoſen, welche über die Ausführung der Waffenſtillſtandsbedingungen zu wachen hatten. Die franzöſiſchen erhoben Beſchwerde über das Vorgehen der blücher'ſchen Armee; aber der General, zur Erklärung aufgefordert, ſandte nach Neumark die Beweiſe, daß die Franzoſen das neutrale Gebiet zuerſt verletzt hatten. Trotzdem ging ihm von Neumark die Weiſung zu, er ſolle ſeine Truppen umkehren laſſen. Da blücherte der Gebhart Lebrecht los und ſchrieb an den preußiſchen Kommiſſär, den General von Kruſemark: „Die Narrenpoſſen der Diplomatiker und das Notenſchmieren müſſen nun mal ein Ende haben. Ich werde den Takt ohne Noten ſchlagen [22])."

Napoleon, am 15. Auguſt in Bautzen angelangt, erfuhr zwar in den nächſten Tagen Einiges, was darauf hindeutete, daß die Hauptmaſſe der Verbündeten in Böhmen zuſammengezogen ſei, und er ſchien entſchloſſen, ſich dorthin zu werfen und einen großen Schlag zu verſuchen. Allein er *ſchien* es nur; denn ſeine Entſchlüſſe hingen denn doch nicht mehr ſo ganz von ihm ſelber ab, ſondern wurden vielmehr durch die Armbewegungen der koloſſalen Heerzange beſtimmt, womit ſeine Feinde ihn zu packen ſuchten. Der Plan, in Böhmen einzufallen und die dortigen feindlichen Heerſcharen zu ſchlagen, noch bevor ſie ſich vereinigt hatten, wurde ſchon in ſeinem Entſtehen zunichte gemacht durch das raſche Vordringen Blücher's bis an den Bober. Der Empereur durfte es nicht wagen, der ſchleſiſchen Armee, welche er noch dazu für bedeutend ſtärker hielt als ſie war, ſeine linke Flanke preiszugeben. Seinen Befehlen zufolge hätten die ſämmtlichen Korps von Marmont, Macdonald, Lau riſten. Sebaſtiani und Ney unter der Führung des letztgenannten Marſchalls in der Stärke von 130,000 Mann bei Bunzlau vereinigt ſein und in feſter Stellung das blücher'ſche Heer aufhalten ſollen. Dies wurde nicht bewirkt und die Franzoſen, ziemlich planlos geführt, entgingen einer ſchweren Niederlage ſchon am 19. Auguſt nur durch die mißlichen Verhältniſſe, womit Blücher in der eigenen Armee zu kämpfen hatte. Er war am genannten Tage am Bober angekommen und ordnete ſofort einen allgemeinen Angriff, welcher dem Feind und insbeſondere dem Marſchall Ney, der ſich am Gröditzberg mitten unter verbündeten Truppenabtheilungen befand, hätte verderblich werden müſſen. Da verſagte Langeron unter ganz nichtigen Vorwänden den Gehorſam, griff mit ſeinem Korps im entſcheidenden Augenblicke nicht angriffsweiſe ein und Ney entkam in der Nacht bei Bunzlau über den Bober. Das zeichnet wohl ſattſam die ſchlimme Lage Blücher's. Sein Heer beſtand der Mehrzahl nach aus Ruſſen und die ruſſiſchen Generale befolgten ſeine Befehle nur, wenn es ihnen beliebte. Auch York kam den Weiſungen aus dem Hauptquartier nur murrend nach und war ſtets mit Einwürfen bei der Hand. Was ſollte der Alte thun? Durchfahren? Aber das würde ja das locker genug zuſammengefügte Ding von ſchleſiſchem Heer gleich zum Anfang ganz aus dem Leim geriſſen haben. Hier war nur mit Beharrlichkeit und Geduld, mit unendlich viel Geduld Etwas anzurichten, und daß der Blücher ſolche Geduld erwies, iſt ihm doppelt hoch anzurechnen. Er beſchloß, ſeinen perſönlichen Stand beim langeron'ſchen Korps zu nehmen und „zu erwarten, ob eine Widerſetzlichkeit gegen perſönlich gegebene Befehle, wobei die Entſchuldigung eines Mißverſtehens nicht ſtattfinden konnte, erfolgen würde.“ Das half, aber doch nur allmälig und erſt dann, als der Alte ſeinen erſten großen Sieg erfochten hatte, ſtand ſein perſönliches Anſehen ſo feſt, daß ſeine Unterfeldherren keine Widerſetzlichkeit mehr wagten. Für jetzt war die ſchöne Gelegenheit, das Feldzugsdrama auf dieſer Seite der Kriegsbühne mit einem glänzenden Akt zu eröffnen, durch Langeron's Schuld verpaßt. Zwar wollte Blücher am 20. Auguſt den Bober überſchreiten, um den Feind weiter gegen die Lauſitz hin zu drängen; aber er mußte anhalten, weil bald die Meldung kam, daß Napoleon mit ſeinen Garden und dem Reiterkorps von Latour-Maubourg am 21. Vormittags zur Verſtärkung ſeiner Marſchälle in Löwenberg eingetroffen ſei und ſeinerſeits zum Angriff übergehen werde. Jetzt lieferte der angebliche „blinde Dreinfahrer“ den Beweis, daß er den trachenberger Kriegsplan vollkommen innehabe und zur Verwirklichung deſſelben das Seinige redlich thun wolle, keineswegs nur als „Huſarengeneral,“ ſondern vielmehr als ein rechter Heerführer. Die Uebermacht war jetzt am Bober unzweifelhaft auf Napoleon's Seite, folglich durfte man ihm keine Gelegenheit geben, dieſelbe zu bethätigen, folglich mußte man ſeinem Stoß ausweichen und den Rückzug unverweilt antreten. „Der Feind — ſprach Blücher in einem am 21. Auguſt aus Pilgramsdorf erlaſſenen Tagsbefehl ſein Heer an — will uns zu einer entſcheidenden Schlacht nöthigen; aber unſer Vortheil erheiſcht, daß wir eine ſolche jetzt vermeiden. Wir gehen daher zurück und thun ihm ſicherlich dadurch ſehr wehe, indem er Zeit verliert und die vereinigten ruſſiſchen, öſtreichiſchen und preußiſchen Armeen Zeit gewinnen, aus Böhmen und über die Elbe in ſeinem Rücken hervorzubrechen, ſo wie auch der Kronprinz von Schweden mittlerweile von der Mark aus ihn in ſeinem Rücken angreifen wird. Die meinem Kommando anvertraute verbündete Armee ſehe daher dieſen Rückzug nicht als einen abgenöthigten, ſondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet iſt, den Feind in ſein Verderben zu führen. . . Mit wahrem Vergnügen habe ich geſehen und erfahren, daß die Landwehrtruppen, welche heute im Gefechte waren, ſich brav geſchlagen und den alten Linientruppen gleichgeſtellt haben.“ (Blücher hat ſpäter ein Geſammturtheil über das Verhalten der

Landwehr in ſeiner Weiſe alſo gefällt: — „Mit die Landwehr-Battelljons ging's z'erſt man ſo ſo; als ſie aber mal tüchtig Pulver geſchmeckt hatten, ging's mit ihnen ſo gut wie mit die Linien-Battelljons.*) Der Rückzug ward angetreten und unter ziemlich heftigen Nachhutsgefechten bis hinter Jauer fortgeſetzt. Auf dem dortigen hügeligen Boden wollte aber Blücher eine Schlacht annehmen, falls der Feind ſie bot. Sie wurde jedoch zunächſt nicht geboten. Die Franzoſen hielten an der Katzbach an und verhielten ſich am 24. und 25. Auguſt ganz ruhig. Das machte, Napoleon hatte ſich ſchon am 23. eilends nach Sachſen zurückgewandt, durch die inzwiſchen eingetretene Bedrohung ſeines Centralpunktes Dresden Seitens der verbündeten Hauptarmee dahin gerufen. Er nahm die Garden, ſein 6. Armeekorps und das 1. Kavalleriekorps mit ſich und übertrug den Oberbefehl über ſeine in Schleſien zurückbleibende Streitmacht von 105,000 Mann dem Marſchall Macdonald mit dem Befehl, den Feind bis über Jauer hinaus zu drängen und dann Stellung zu nehmen, ſo zwar, daß er im Stande wäre, den Blücher zu verhindern, nach der einen oder andern Seite hin einem der zwei übrigen verbündeten Heere Hülfe zu bringen. Der Rückmarſch des Empereur aus Schleſien nach Sachſen iſt einer der bedeutendſten Gewaltmärſche geweſen, welche er ſeinen Truppen zugemuthet hat. Kavallerie, Artillerie und Infanterie marſchirten am 23. aus Löwenberg ab und der größte Theil dieſer Truppen befand ſich am Nachmittag des 26. bereits auf der Walſtatt bei Dresden. Das hieß Marſchiren und noch dazu bei ganz mangelhafter Verpflegung! Vergnügt über dieſen Beweis, daß das Inſtrument noch immer ſeiner Hand ſo willig gehorche, war der Kriegsvirtuos auf dieſem Marſche ſehr aufgeräumt und ſeine Zuverſicht theilte ſich ſeiner Umgebung ſo ſehr mit, daß der ſonſt ſchon nicht mehr ſehr zuverſichtliche Berthier zu den Generalſtabsoffizieren ſagte: „Eh bien, nous gagnerons une bataille, nous marcherons sur Prague, sur Vienne**).“

Allerdings, die Zuverſicht, er würde die aus Böhmen hervorgebrochene Armee der Verbündeten bei Dresden ſchlagen, mochten und konnten Napoleon und ſeine Vertrauten haben, weil der Schlachtenlenker gewiß war, zur entſcheidenden Stunde daſelbſt eine Streitmacht von 160 bis 180,000 Mann vereinigen zu können. Im Uebrigen jedoch war zum Vergnügtſein kein Grund vorhanden. Der Stoß auf die ſchleſiſche Armee war mißlungen und ſollte ſich, wie wir mitanſehen werden, bald in einen furchtbaren Gegenſtoß verwandeln, während ein ſolcher auf einer anderen Stelle des Kriegstheaters bereits eingetreten war und zwar an demſelben 23. Auguſt, an welchem der Empereur ſich genöthigt geſehen hatte, von Blücher abzulaſſen . . . Wie bereits angedeutet worden, war Napoleon bei Wiedereröffnung des Kriegsſpiels nicht in der Lage, ſeine Unternehmungen nur von den Eingebungen ſeines Genie's oder ſeiner Wünſche abhängig zu machen. Er hatte ſich vielmehr durch die Umſtände veranlaßt geſehen, erſt gegen Böhmen, dann gegen Schleſien hin zu taſten. Gleichzeitig hatte er ein Unternehmen gegen eine dritte Seite hin ins Werk ſetzen laſſen, ein Unternehmen gegen die Nordarmee der Verbündeten, d. h. gegen Berlin; denn die Hauptſtadt Preußens war das Ziel, deſſen Erreichung er dem Marſchall Oudinot ſteckte. Mit der Wiedernahme von Berlin glaubte er den Herd eines Feuers zu löſchen, welches ihm in ſeinen Gedanken keineswegs ſo klein und verächtlich erſchien, wie ſeine Worte glauben machen wollten. Trotz der Wegwerfung, womit er bei jeder Gelegenheit von der „mauvaise infanterie prussienne“ — er meinte die Landwehr — ſprach, ſagte ihm ein richtiger Inſtinkt, daß der Volkszorn in Preußen und Norddeutſchland das gefährlichſte Element des Widernapoleonismus ſei. Es mußte verſucht werden, dies Feuer zu löſchen, welches ein nationaldeutſches zu werden drohte. Begann doch jetzt auch viel lebhafter, als es im Frühjahre geſchehen war, in den rheinbündiſchen Heerhaufen, vorab in den weſtphäliſchen und ſächſiſchen, das Gefühl ſich zu regen, daß ſie unter franzöſiſchen Fahnen eigentlich gegen ihr eigen Fleiſch und Blut wütheten, gegen ihre arme alte kummervolle Mutter Germania. Wo dieſes Gefühl in kriegeriſchen Führern ſtark war, da bethätigte es ſich in einer Weiſe, die den Empereur erſchrecken mußte: — ſchon in der Nacht vom 22. auf den 23. Auguſt führte der Reiteroberſt Wilhelm von Hammerſtein zwei ganze weſtphäliſche Huſarenregimenter aus dem franzöſiſchen Lager ins öſtreichiſche hinüber 26). Berlin alſo, die Hauptſtadt des „Jacobinisme allemand,“ ſollte wieder genommen und gehörig napoleoniſirt werden, im Styl, wie Davout zu Hamburg verfahren; das würde den „Ideologen“ Schrecken einjagen. Monſieur le Piaſſeur wird das Unternehmen nicht hindern und Unſere kaiſerlich-königliche Majeſtät hat gar nicht nöthig, ſich ſelber in jener Richtung zu bemühen. Es genügt, die Sache durch zwei Unſerer Marſchälle abmachen zu laſſen.

Der kombinirte Stoß auf die feindliche Nordarmee, um dieſelbe hinter Berlin zurückzuwerfen, ſollte alſo gethan werden. Der Marſchall Oudinot ſollte mit 70,828 Mann und 207 Geſchützen von Baruth aus nordwärts vorgehen, von Magdeburg aus eine Heerſchar von 12,000 Mann ſeine linke Flanke decken und zugleich ſollte von Hamburg her über Mecklenburg Davout mit 25,000 Franzoſen und 15,000 Dänen ebenfalls auf Berlin marſchiren. Es wurden demnach in runder Summe 120,000 Mann gegen Berlin in Bewegung geſetzt. Am 19. Auguſt betrat Oudinot die Marken und auf die Meldung von ſeinem Herankommen nahm Bernadotte, welcher am 15. mittelſt eines zweideutigen Tagsbefehls das Kommando über die Nordarmee angetreten hatte, ſeine verzettelten Streitkräfte, deren Kern die vier preußiſchen Brigaden Bülow's waren, etwas mehr zuſammen. Wäre er dabei energiſcher verfahren, ſo hätte er Oudinot mit 80,000 Mann entgegentreten können. Aber, in der That, der Empereur hatte recht gehabt: der Gascogner that Nichts als piaſſiren. Als ihm die falſche Kunde zugekommen, Napoleon ſelber würde bei Oudinot's Armee ſein, machte er die Haupt- und Staatskabriole, daß er einen Preis von 500,000 Rubeln für die Gefangennahme des Schlachtendonnerers ausſetzte und dem Parteigänger Löwenſtern befehlen ließ, mit ſeinen Koſaken dieſen Fang zu thun. Im Uebrigen räumte er dem Feinde das Feld, ſo daß dieſer bis auf drei Meilen Entfernung an Berlin herankommen konnte. Am 22. Auguſt hielt Bernadotte zu Philippsthal Kriegsrath, in welchem er erklärte, eine Schlacht liefern zu wollen, aber doch zuletzt rieth, den Rückzug bis hinter Berlin fortzuſetzen und dort auf's Neue Stellung zu nehmen. Dagegen ſtand der Bülow auf: — „Berlin darf in keinem Falle ohne Schlacht aufgegeben werden!“ — „Bah, was iſt Berlin? eine Stadt, weiter nichts.“ — „Doch, für uns Preußen iſt Berlin etwas mehr und ich erkläre, daß wir lieber mit den Waffen in der Hand vor Berlin fallen als uns mit heiler Haut hinter daſſelbe zurückziehen wollen.“ Der Gascogner lenkte ein und entließ die Generale mit dem Bedeuten, die Vorbereitungen zur Schlacht zu treffen. „Ah,“ rief Bülow im Wegreiten zornig aus, „den hab' ich weg! Der iſt nicht der Mann, den wir brauchen. Aber mich bekommt er nicht dazu, daß ich über ſeine Rückzugsbrücke bei Moabit gehe. Unſere Knochen ſollen vor Berlin bleichen, nicht dahinter!“ Am folgenden Tage zogen die Heerhaufen des franzöſiſchen Marſchalls auf drei Straßen heran, um in der offenen Ebene ſüdlich von Berlin eine Schlacht zu ſchlagen. Sie kamen von Jühnsdorf gegen Blankenfelde, von Ludwigsfeld auf Großbeeren, über Thyrow nach Ahrensdorf. Gegenüber ſtand Tauenzien bei Blankenfelde, Bülow bei Heinersdorf und Großbeeren, Bernadotte mit den Ruſſen und Schweden bei Ruhlsdorf. Am Vormittag dieſes 23. Auguſt's wies Tauenzien mit ſeinen 13,000 Mann bei Blankenfelde den Angriff der 17,700 von Bertrand geführten Streiter tapfer ab und die preußiſche Landwehr, „la mauvaise infanterie,“ that hier und anderwärts an dieſem preußiſchen Ehrentage rühmlichſt ihre Schuldigkeit. Obgleich zum erſten Mal in offener Feldſchlacht und zum Theil noch nur mit Piken bewaffnet, fiel ſie unerſchrocken in den Feind, das Handgemenge ſuchend, wobei es ihr zu ſtatten kam, daß der ſtrömende Regen das feindliche Feuer beeinträchtigte[28]. Während bei Blankenfelde geſtritten ward, hatte Bülow die Gefahr erkannt, daß die Franzoſen auf der Straße von Großbeeren nach Berlin durchbrechen könnten. Er ſetzte ſich in Bereitſchaft, dieſer Gefahr zu begegnen, und benachrichtigte den Obergeneral, welcher ihm zurückſagen ließ, er ſolle ſich beim Wiedervordringen des Feindes auf die Höhe von Tempelhof zurückziehen. Allein der wackere Bülow, fühlend, daß er und ſeine Preußen nicht zum Rückzug, ſondern zum Angriff da ſeien, beſchloß dieſen, als er, hart an den Feind vorgeritten, wahrnahm, daß die Franzoſen in und um Großbeeren ſich ſorglos zum Beiwachten anſchickten. „Wir greifen an,“ ſagte er, ohne ſich weiter um den Piaffeur zu bekümmern, und als er ſeine Brigaden das Gewehr aufnehmen hieß, um zum Angriff vorzugehen, ſchrieen ſie ein dreifaches Hurrah munter in den Regen hinein und ſetzten ſich ſofort in Marſch. Daß und wie Bülow einen glänzenden, durch die mittelſt Anwendung von Bajonnett und Gewehrkolben bewerkſtelligte Erſtürmung von Großbeeren entſchiedenen Sieg davontrug, daß er 14 Kanonen, 60 Pulverwagen, 2000 Gewehre und 1500 Gefangene erbeutete, iſt bekannt. Ebenſo, daß Oudinot, welcher ſchleunigſt zur Elbe umkehrte, eine geradezu vernichtende Niederlage erlitten haben würde, wenn der ſchwediſche Kronprinz durch raſches Miteingreifen Bülow's Sieg vervollſtändigt hätte. Weniger dagegen, daß der Bernadotte in den berliner Zeitungen und anderwärts der Welt ſchamlos vorzugaunern wußte, er ſei der Sieger von Großbeeren. Selbſt der berliner Magiſtrat ging, ihn als ſolchen zu begrüßen, auf dieſem Huldigungsgange achtlos an Bülow vorübergehend, und als dieſer das „elende Machwerk“ von piaſtirend-bernadotte'ſchem „Bulletin“ berichtigen und eine Darſtellung des wahren Verlaufs der Schlacht in die berliner Blätter einrücken wollte, verweigerte die Cenſur auf „höhere“ Weiſung, d. h. auf Anordnung des Angſtweibes Wittgenſtein hin die Aufnahme, weil „man von Seiten Preußens keine Veranlaſſung zu Mißhelligkeiten unter den Alliirten geben wollte.“ So erbärmlich ſtellte ſich ſchon jetzt das preußiſche Kabinett zu ſeinen Verbündeten. Den braven Bülow hat das an ihm begangene ſchnöde Unrecht lange gewurmt. Als ihn nach ſeiner Rückkehr aus dem Feldzug von 1814 der Magiſtrat von Berlin begrüßen ließ, bebülowte er, der nach der Schlacht von Großbeeren dem Gaskogner dargebrachten Huldigung gedenkend, die Abgeordneten mit den Worten: „*Mich* konnten Sie damit nicht beleidigen; aber in Ihrer Seele habe ich mich damals des gänzlichen Mangels an Nationalgefühl, den Sie zeigten, geſchämt“ 45).

Zweiächsler Bernadotte, nachdem er die Niederlage Oudinot's bei Großbeeren zu einer möglichſt milden gemacht, ſorgte dann auch dafür, daß ſeine lieben Landsleute auf ihrer Flucht elbewärts nicht allzuviel litten. Denn erſtens darf man doch nicht rückſichtslos auf die Franzoſen zuſchlagen, wenn man im günſtigſten Falle ihr Kaiſer zu werden hoffen kann; und zweitens darf man nicht riskiren, von ſeinen lieben Schweden viele oder auch nur wenige Mannſchaft zu verlieren, falls man dieſelben aufſparen muß, um mittelſt ihrer im ungünſtigſten Falle den Dänen Norwegen abzugaskognern. Demgemäß betrieb er die Verfolgung des Feindes ſo matt, daß Oudinot, nachdem er am 24. und 25. Auguſt Eilmärſche gemacht, am 26. ſeinen Heerhaufen einen Raſttag gewähren konnte. Da hatte denn Bülow alle Urſache, am 27. voll Unwillen an ſeine Frau zu ſchreiben: „Wir gehen unſern Schneckengang, bauen dem Feinde goldene Brücken, laſſen ihn entwiſchen und in aller Ruhe ſich der Elbe nähern, ſtatt daß wir ihn hätten vernichten können. Erbärmlicheres hab' ich noch nie erlebt!“ Schlimmer als der Duc de

Reggio kam General Girard weg, welcher zur Unterſtützung von deſſen linkem Flügel am 21. Auguſt aus Magdeburg vorgebrochen und bis Belzig gerückt war. Hier wurde er am 27. Auguſt durch den von der Nordarmee entſendeten General Hirſchfeld mit 11,400 Preußen angegriffen, nach Hagelsberg zurückgedrängt und völlig aufgerieben. Denn er verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 8000 Mann, 7 Kanonen und das ganze Gepäck. Der Ruhm dieſes hagelsberger Siegestages gehört ganz weſentlich den Landwehrhaufen, welche in allen Szenen des blutigen Drama's die Hauptrolle hatten und von den Linientruppen nur unterſtützt wurden. Es war ſo recht eine Kolbenſchlacht, von den braven Landwehrmännern mit umgekehrten „Scheetprügeln“ ausgefochten, weil „et ſo better fluſchte.“ Urjunker von der Marwitz, der aber an dieſem Tage an der Spitze ſeiner kurmärkiſchen Landwehrkavallerie die franzöſiſchen Vierecke heldiſch um- und niederritt, hat beſchrieben, wie es herging, als den an und in dem Dorfe Hagelsberg zuſammengedrängten und feſtgekeilten Franzoſen die Landwehrbataillone „die eiſerne Garbe in die Rippen trugen.“ Man war handgemein geworden. „Als aber einige handfeſte Oderbrücher vom Flügel die Unbequemlichkeit des Bajonnetts innewurden, kehrten ſie das Gewehr um und begannen durch mächtige Seitenhiebe mit der Kolbe immer drei und vier Franzoſengeſichter auf einen Streich zu zerſchmettern. Das Beiſpiel wirkte, Alles griff zur Kolbe und die Hinterſten liefen auf die Seiten der feindlichen Maſſe und keilten ſo dieſelbe immer enger gegen die Mauer.“ So ging hier die Blutarbeit fort, bis, was vom Feind da geſtritten, in Geſtalt einer rothen Leichenpyramide aufgeſchichtet lag. Durch einen ſtürmiſchen Angriff der Preußen auf die entgegengeſetzte Seite von Hagelsberg wurden 3 bis 4000 Franzoſen in dem Dorfe zuſammengepreßt und — „Keiner erhielt Pardon, Keiner entkam, Alle wurden mit der Kolbe niedergemacht. Die Todten lagen höher als die Gartenmauern übereinander, alle Thorwege waren damit verſperrt, der Amtshof und Waſſerteich davon angefüllt“[26]. Die urgermaniſche Kampffurie war losgelaſſen an dieſem Tag und hervorbrach berſerkerhaft aus den bäueriſchen Söhnen Pommerns und der Mark, welche hier mit ihren Musketen wie mit Dreſchflegeln handirten, der lange Jahre her hinuntergewürgte Grimm und Haß.

„Zur ſelben Stunde, wo bei Hagelsberg gewüthet ward, als gält' es, in waldurſprünglich-germaniſcher Weiſe dem alten Wuotan oder Donar ein furchtbares Opfer darzubringen, wurde droben in Mecklenburg unter den Eichenſchatten von Wöbbelin ein koſtbares Opfer, das ſchönſte dieſes Krieges, in die Grube geſenkt: — Theodor Körner, „zugleich ein Sänger und ein Held“. . . Davout drang, den Anordnungen ſeines Gebieters gemäß von Hamburg her nach Schwerin vor, um Oudinot's Anſchlag auf Berlin zu unterſtützen, kehrte aber dann, ohne etwas Ernſtliches verſucht zu haben, wieder um, ſobald die Meldung von dem, was bei Großbeeren und Hagelsberg geſchehen, eingegangen war. Es kam demnach in dieſem Winkel der ungeheuren Kriegsbühne vorderhand nur zur Aufführung von Szenen des „kleinen Kriegs“ zwiſchen den Truppen des franzöſiſchen Marſchalls und den leichten Reiter- und Jägerſcharen, welche Wallmoden, der vom ängſtlichen Zweiächsler Bernadotte eiligſt nach Brandenburg gerufen ward, unter Tettenborn's Befehl zurückgelaſſen hatte. Die Lützower waren mit dabei. Am 25. Auguſt unternahm Lützow mit 100 ſeiner Huſaren und 200 Koſaken von Warſow aus einen Streifzug in den Rücken der nach Schwerin marſchirten feindlichen Armee. Körner that Adjutantendienſt bei dem Führer der Freiſchar, welche in der erſten Dämmerung des 26. Auguſt von Gottesgabe aufbrach, um eine Erkundung gegen die gadebuſch-ſchweriner Straße hin vorzunehmen. Bei Tagesanbruch hielten die Reiter Raſt in einem mit Birkengeſtrüppe durchwachſenen Tannengehölz bei Roſenberg und hier nahte dem Dichter von „Leier und Schwert“ zum letzten Male die Muſe. Seine Kameraden hatten Tags zuvor für ihre „Feldkapelle“ ein neues Lied von ihm gefordert und dort im Tannicht ſchrieb er es raſch in ſeine Schreibtafel: — das „Schwertlied.“ Etliche Stunden darauf wurde die Schlußſtrophe zur Wirklichkeit: — „Friſch, laßt das Liebchen ſingen, daß helle Funken ſpringen! Der Hochzeitmorgen graut — Hurrah, du Eiſenbraut!“ Ein Mann aus Käſelow, Namens Düring, war aufs Feld gegangen, als ein Bekannter von ihm, ein junger Graf von Hardenberg, der mit den Lützowern zog, auf ihn zugeritten kam und ihn warnte, auf dem Felde zu bleiben, weil „es hier bald Etwas geben könnte.“ Düring begab ſich demzufolge auf einen kleinen Hügel beim Dorfe Roſenow. Kaum auf der Spitze der Anhöhe angelangt, ſah er eine lange Reihe von Wagen unter Bedeckung franzöſiſcher Infanterie bei dem genannten Dorfe hervorkommen, ſofort aber auch, als der Wagenzug auf der offenen Straßenſtelle zwiſchen Roſenow und dem roſenberger Tann angelangt war, den Heranſturz von zwei Reiterhaufen, deren einer aus dem Gehölze, deren anderer vom Lützowhof herkam. Er hörte die Trompeten der Angreifer Attake blaſen, die Trommeln der Angegriffenen zur Sammlung ſchlagen und ſah, wie die Franzoſen ein Viereck zu bilden ſuchten: dann quoll eine Wolke von Staub und Pulverdampf verhüllend über das Bild her. Der Ueberfall war vollſtändig gelungen, der ganze Wagentransport wurde genommen, die Bedeckung vollſtändig zerſprengt. Aber in dem Tannicht ſammelten ſich die fliehenden Franzoſen wieder und eröffneten, ermuthigt und geleitet von tapferen Offizieren, ein lebhaftes Plänklerfeuer auf die verfolgenden Lützower. Der Führer derſelben, raſch erkennend, daß ein Fechten im Gehölz ſeine Reiter gegen die feindliche Infanterie allzu ſehr in Nachtheil ſetze, ließ Appell blaſen. Aber ſei es, daß das Signal nicht gehört wurde, ſei es, daß die befeuerte Kampfluſt nicht darauf achtete, Hardenberg und Körner ſprengten mit noch etlichen Kameraden in den Buſch und fielen den Feind mit blanker Waffe an. Den jungen Grafen warf eine Kugel, welche ihm die Schläfe durchbohrte, augenblicklich todt vom Roſſe und gleich darauf fuhr das Todesblei, welches aber nicht, wie man melodramatiſch gefabelt hat, aus deutſchem (rheinbündiſchem), ſondern aus franzöſiſchem Rohre kam, dem Dichter unter der Herzgrube in den Unterleib, Leber und Rückgrat verletzend. Den aus dem Sattel Geſunkenen trugen ſeine Waffenbrüder Frieſen und Helfritz aus dem Buſch und ſetzten ihn draußen unter einer Birke nieder, mit dem Rücken an den Stamm derſelben gelehnt. Er ſagte nur noch: „Es ſchad't nicht!“ dann verlor er Sprache und Bewußtſein. Er athmete noch, als er auf einen der erbeuteten Wagen gelegt wurde, verſchied aber im Getümmel des Abzugs der Freiſchar nach gänzlicher Verjagung des Feindes. Ihres geliebten Sängers Tod war für ſie ein großes Leid. Aber der Rittmeiſter Fiſcher, eine der eigenthümlichſten Heldengeſtalten von 1813, wie Frieſen eine der edelſten war, der „alte Fiſcher,“ jung ſeinen ſiebzig Jahren zum Trotz, rieſenhaft von Geſtalt und Kraft, habichtsnäſig, adleräugig, geierklauenfäuſtig, patriarchenbärtig, mit einem ungeheuren zweihändigen Flammberg bewehrt, — ſelbiger alte Recke polterte ſeinen Schmerz alſo heraus: „Es iſt ſchon recht. Ich wollt', ihr wär't Alle geblieben. Hol' der Teufel eure Bravour! Ich will lieber die feigſten Hundsfötter kommandiren, als Menſchen, die nicht auf's Appellblaſen hören ...“ Der theure Todte ward nach Wöbbelin gebracht. In der Nacht zimmerten ihm zwei Kameraden einen Sarg aus Eichenholz, vier andere gruben ihm auf der Morgenſeite des Dorfes unter einer Eiche das Grab und ein ſiebenter ſchrieb in ſein Tagebuch: „Der Schmerz lag auf allen Geſichtern. Jeder drängte ſich zu Theodors theurer Leiche mit Eichenlaub und Blumen. Der Erſte unter Deutſchlands Jünglingen, hatte er ein Leben voll Genuß und Glanz verlaſſen für des Vaterlandes Sache. Er fiel, ein Sühnopfer für Aller Schuld. Das Theuerſte und Höchſte mag nur das Theuerſte löſen." Am Abend des folgenden Tages ward der heldiſche Sänger beſtattet und wurde unter den Klängen ſeines Liedes von „Lützow's wilder, verwegener Jagd" die Fahne über ſeinem Grabe geſchwenkt[27]. Die deutſche Tyrtäus-Lyra war zerſchlagen und mit ihrem Schläger die höchſte Poeſie der Befreiungskriegszeit eingeſargt unter der Eiche von Wöbbelin ....

Der 26. Auguſt iſt im Sommer von 1813 ein mehrfältig verhängnißvoller Tag geweſen, für den Empereur ein Glücks- und Unglückstag zugleich, ein Tag, der ſein zu dieſer Zeit geſprochenes Wort rechtfertigte: „Wo ich nicht ſelber bin, geht Alles ſchlecht." In Wahrheit der Glanz ſeines „Sternes" ſchien nur noch in nächſter Nähe ob dem Haupte des verwegenen Glücksſoldaten leuchten zu wollen. Die Eilboten des in der Hauptſtadt Sachſens kommandirenden Gouvion Saint-Cyr, welche ihn aus Schleſien zurück und zur Rettung ſeines durch das böhmiſche Heer bedrohten Centralpunktes riefen, holten ihn zu ſeinem letzten glänzenden Erfolg auf deutſchem Boden, zum Siege bei Dresden[28]. Man hatte nämlich im großen Hauptquartier der Verbündeten in Böhmen einen Hauptſchlag gegen Napoleon beſchloſſen und hielt zur Erörterung deſſelben am 18. Auguſt feierlichen Kriegsrath zu Melnik. Hiebei kam aber die unſelige Vielköpfigkeit dieſes bunt zuſammengeflickten Hauptquartieres ſo recht zum Vorſchein, ſowie, daß Schwarzenberg beim beſten Willen nicht der Mann war, alle dieſe auseinanderſtrebenden Elemente mit feſter Hand zuſammenzufaſſen. Es hätte hiezu einer eiſernen Rieſenfauſt bedurft. Dieſe „wundervolle Eintracht und Einigkeit der Höfe," von welcher Judas Gentz ſpäter faſelte, ſie war in Wirklichkeit die vollkommenſte Diskordia, ein anarchiſches Tohu Wabohu. Der Czar hatte natürlich die Verleihung des oberſten Heerbefehls an einen Oeſtreicher nicht ſo ſtreng und ſtrikte gemeint, daß er ſich nicht gelegentlich ſelber als Generaliſſimus gefühlt und gebärdet hätte. Hierauf geſtützt, ſahen die ruſſiſchen Generale bei der böhmiſchen Armee, Barklay und Toll voran, im ſchwarzenbergiſchen Oberkommando nur eine Formalität, welcher man nach Umſtänden eine oder keine Beachtung zu ſchenken brauche. Die Oeſtreicher warfen den Ruſſen die viehiſche Plünderungs- und Zerſtörungswuth ihrer Soldaten vor, die Ruſſen den Oeſtreichern ihre ſchlechte Rüſtung, welcher Vorwurf in Betreff der Armee, welche Oeſtreich zuerſt ins Feld ſtellte, ein nur zu begründeter war, namentlich, was die Infanterie anging. Die Bekleidung und Bewaffnung derſelben war elend, faſt noch elender als die der preußiſchen Landwehr. Nicht minder kläglich war es mit der Verpflegung beſtellt. Und wie hätte es auch anders ſein können? Bei der herkömmlich heilloſen Staatswirthſchaft in Oeſtreich waren die Kaſſen, wie gewohnt, leer geweſen, als man ſich zu Kriegsrüſtungen genöthigt geſehen hatte. Die ganze öſtreichiſche Finanzerei war ja ſeit dem wiener Frieden Nichts als ein fortgeſetzter Bankerott. Wer die von 1809 bis 1813 erlaſſenen öſtreichiſchen „Finanzpatente“ kennt, dieſes dummpfiffige, heuchleriſche und brutale Sammelſurium von Lug und Trug, Erpreſſung und Raub, dem wird ſich als handgreifliche Wahrheit aufdringen, daß des Kaiſer-Tartuffe's Franz Wahlſpruch: „Justitia regnorum fundamentum“ — nur ein teufliſch boshafter Hohn geweſen iſt. Und noch ſchlechter als äußerlich waren die Oeſteicher innerlich zum Kriege gerüſtet. Von Geiſt und Schwung war hier gar keine Rede und ſollte keine ſein. Die Franz-Metternichigkeit wollte ja keine begeiſterten, bewußt ſtreitenden Kämpfer haben, ſondern nur ſtummgehorchende und möglichſt wenig koſtende Soldatenmaſchinen, wie man ſie eben aus einer Bevölkerung zuſchneiden konnte, deren ſittliche Inſtinkte der allgemeinen Verluderung verfallen waren, womit die peſthauchende „Bankozettel“-Sündflut Oeſtreich überſchwemmt hatte . . . Mit Alledem war die Summe der Uebelſtände im großen Hauptquartiere noch lange nicht erſchöpft. In Schwarzenberg's nächſter Umgebung konnte ſich bei Radetzky's Indolenz der neulich aus ſächſiſchen in öſtreichiſche Dienſte übergetretene General von Langenau anmaßen, die erſte Geige zu ſtreichen, — derſelbe Langenau, welcher, ein wunderlich Gemiſch von einem Fanfaron und einem kriegswiſſenſchaftlichen Pedanten von der Sorte Phull, nachmals einen mögſtlich dummen Plan zur leipziger Schlacht entworfen hat. Da waren ferner die beiden militäriſchen Speziallieblinge des Kaiſers Franz, die Generale Duka und Kutſchera, welche trotz ihrer allbekannten Schöpſigkeit ſehr mit dreinredeten und dem armen Schwarzenberg nicht weniger zu thun machten als die beiden Orakelſpender Moreau und Jomini, welchen, wie auch einem gewiſſen „piaffirenden“ dritten Welſchen, der Czar Alexander ein geneigtes Ohr lieh. Am meiſten machte ſich um die „wundervolle Eintracht“ im großen Hauptquartiere unſtreitig der Preußenkönig verdient. Der ſchwieg wenigſtens mit Ausdauer.

Das krüppelige Ding von Beſchluß, welches zu Melnik mittelſt langwieriger Zangengeburt zur Welt gefördert wurde, lebte nicht lange. Man hatte nämlich, trotz des Ueberfluſſes an leichter Reiterei von den Stellungen des Feindes ſchlecht unterrichtet, beſchloſſen, von Böhmen aus auf dem linken Ufer der Elbe gegen Leipzig hin, wo man die Hauptmacht des Feindes vermuthete, einen großen Schlag zu führen und zugleich nach der Richtung von Dresden hin „geräuſchvoll zu demonſtriren“. Demgemäß ſchoben ſich am 22. Auguſt die vier Kolonnen der böhmiſchen Armee durch die Päſſe des Erzgebirges nach Sachſen vor. Da man nun aber inzwiſchen in Erfahrung gebracht hatte, daß Napoleon mit ſeiner Hauptheerkraft von Dresden nach Schleſien aufgebrochen ſei, ſo befiel den Fürſten von Schwarzenberg und ſeine verſchiedenen Mitoberfeldherren die Beſorgniß, der Empereur möchte von Schleſien her plötzlich rechts nach Böhmen einſchwenken und den Verbündeten in den Rücken fallen. Wahrſcheinlich hätte dieſe Befürchtung, von den Hülfsquellen in Böhmen abgeſchnitten zu werden, eine ſofortige Umkehr veranlaßt, wäre nicht die erlangte Gewißheit, daß Dresden nur ſchwach beſetzt ſei, zu einem Antrieb geworden, vorwärts zu gehen. So wurde denn beſchloſſen, ſtatt auf das entferntere Leipzig auf das viel näher gelegene Dresden loszugehen, und wären die verbündeten Heerſäulen rechtzeitig vor der ſächſiſchen Hauptſtadt eingetroffen und hätten ſie dann beim unverzüglichen Angriff rechtzeitig und energiſch in einander eingegriffen, ſo mußte der „Centralpunkt“ Napoleon's in ihre Hände fallen, bevor der Empereur mit ſeinen Scharen zur Rettung herbeikommen konnte. Aber in der Ausführung der Bewegung auf Dresden lahmte, ſtockte und verwirrte ſich Alles. Deßhalb konnte der Angriff auf Dresden nicht, wie es beſtimmt worden, am Morgen des 25. Auguſt ſtattfinden. Am Morgen des folgenden Tages, um 9 Uhr, kam der Schlachtenmeiſter von Stolpen her unerwartet nach Dresden hereingeſprengt und ihm nach wogten ſeine Geſchwader über die Elbebrücke. Nun er und ſeine Harſte da, war der Verſuch, die wohlbefeſtigte Stadt mit ſtürmender Hand zu nehmen, von vornherein hoffnungslos. Geſtern war Schwarzenberg in einem auf den Höhen zwiſchen Zſchertnitz und Kaitz zuſammengetretenen Kriegsrath für ſofortigen Angriff geweſen. Jomini hatte ihn unterſtützt, Moreau und Toll hatten widerſprochen und der Letztere gerathen, die Armee unverweilt nach Dippoldiswalde zurückzuführen und dort Stellung zu nehmen. Der Czar hatte beiſtimmend dazu genickt. Heute, am 26., befand er ſich zur Mittagszeit auf den Höhen bei Räcknitz, und Alles, was man von dort aus ſah, mußte den Sturm auf die ſächſiſche Hauptſtadt als unthunlich erſcheinen laſſen. Schwarzenberg kam herbei, gab dieſe Unthunlichkeit zu und ritt wieder weg, um die Ausfertigung der Rückzugsbefehle zu beſorgen. Er muß aber irgendwo wieder umgeſtimmt worden ſein; denn die Anordnungen, welchen gemäß um 4 Uhr Abends vier Kanonenſchüſſe zum allgemeinen Angriff das Signal geben ſollten, blieben in Kraft. Um ſo mehr, da inzwiſchen auch der Czar wieder umgeſtimmt worden war und zwar, ſtaunenswerther

Weiſe, durch Friedrich Wilhelm, welcher an dieſem Tage, auf die Höhen von Räcknitz hinangeritten, aus ſeiner infinitiviſchen Schweigſamkeit hervor zur höchlichen Verwunderung und Verblüffung Alexanders und Aller plötzlich ein ſehr beſtimmtes und entſcheidendes Wort ſprach: „Was — brummte Se. preußiſche Majeſtät, welcher es auf dem Schlachtfelde niemals an ſoldatiſchem Muth gebrach — was, 150,000 Mann mit 400 Kanonen zur Stelle haben und morgen früh noch weitere 50 oder gar 70,000 Mann haben können und unverrichteter Dinge umkehren wollen? Bloß, weil der Napoleon da ſein? Schimpflich ſein! An der Spitze einer ſolchen Streitmacht ſo zu ſagen vor der bloßen Erſcheinung, vor dem bloßen Namen des Franzoſenkaiſers zurückweichen? Schmählich ſein, ja, und unpolitiſch dazu!" Zur ſelben Stunde ſagte drinnen in Dresden der Empereur, von einem Erkundigungsritt zurückgekehrt, zum General Gersdorf: „Eh bien, ſie greifen uns binnen Kurzem an. Man ſollt' es nicht glauben; denn ſie werden wohl wiſſen, daß ich mit meiner Armee da bin. Aber ich will ihnen heimleuchten, ich bin zu Allem bereit…" In Wahrheit, das war er, als um 4 Uhr die vier Signalſchüſſe krachten und die blutige, durch die Nacht kaum unterbrochene und am folgenden Tage ingrimmig fortgeſetzte Arbeit anhob, welche den Verbündeten eine Einbuße von 15 bis 16,000 Todten und Verwundeten und 20 bis 25,000 Gefangenen und Verſprengten verurſachte und mit einer furchtbaren Niederlage endigte. Sie wäre wahrſcheinlich zu einer vernichtenden geworden — denn zu allen den übrigen Nachtheilen, unter welchen die Verbündeten litten, hatte ſich noch die Ungunſt eines ſtrömenden Regenwetters geſellt — falls der am 27. Auguſt aufgetauchte Gedanke, den Kampf auch am 28. fortzuſetzen, nicht dem klügeren gewichen wäre, ſchon am Nachmittag des 27. den Rückzug nach Böhmen anzutreten, wozu Radetzky und Toll die Anordnungen trafen, denen zufolge das Mitteltreffen über Altenberg und Dux, der linke Flügel über Pretſchendorf auf

Kommotau, der rechte über Dohna auf Teplitz gehen ſollte. Dieſer Rückzug war ſo kläglich-mühſam, daß ganze Regimenter vor Hunger, Erſchöpfung und Unmuth ſich auflöſ'ten. Die verfolgenden Franzoſen fanden nicht nur auf allen Wegen und Stegen verlaſſenes Fuhrwerk und Gepäck, ſondern auch, was „auf Schlachtfeldern noch wenig vorgekommen ſein wird," mehrfache lange Linien von Gewehren, „nach den Gliedern der daſelbſt poſtirt geweſenen Bataillone in Pyramiden zuſammengeſtellt" und dabei „ſehr viele im Kothe ſteckengebliebene Schuhe." Napoleon ordnete, abgeſehen von den Korps unter Murat, der gen Freiberg vorging, und unter Vandamme, der beim Königſtein ſtand, die Verfolgung ſo, daß Marmont auf die nach Dippoldiswalde, Mortier auf die nach Pirna führende Straße und zwiſchen den Beiden Saint-Cyr in die Richtung auf Maxen gelenkt wurde. Dies geſchehen, ſagte er, ſehr zufrieden mit dem Reſultat der beiden Schlachttage, am Abend des 27. Auguſt zum General Gersdorf: „Man ſieht deutlich, daß bei den Verbündeten noch Nichts recht zuſammen ſtimmt und klappt. Hätte mich der Regen nicht an der Erſtürmung der Anhöhen verhindert, würd' ich den Feind heute vernichtet haben. Aber ich gedenke vor ihm in Böhmen zu ſein und vor meinen Herren Kollegen — (den alliirten Monarchen) — in Prag." Dieſer zuverſichtlichen Aeußerung hinkte aber die beſorgnißvolle hintendrein: „Wäre nur Oudinot nicht geſchlagen und müßt' ich nur nicht für Macdonald fürchten!" Er ſchrieb ſodann, richtig rechnend, daß das in der Niederlage von Dresden vergoſſene Blut wie Scheidewaſſer auf die Allianz ſeiner Gegner wirken könnte, und über das Erzgebirge hinweg deutlich in der Seele Metternich's leſend, eine Friedensepiſtel an Schwiegerpapa Franz. Allein bevor der von Koſaken aufgefangene Brief an ſeine Adreſſe gelangte, hatte ſich die Sachlage ſchon wieder gänzlich zum Vortheil der Verbündeten und zum Nachtheil ihres Gegners verändert.

Denn der Empereur beging nach dem Siege bei Dresden den verhängnißvollen und unverzeihlichen Fehler, die Verfolgung der geſchlagenen böhmiſchen Armee nicht in eigener Perſon zu betreiben. Wäre dies geſchehen, ſo dürfte das Hauptheer der Verbündeten ſeinen Untergang gefunden haben, während es in den Engpäſſen des Erzgebirges ſteckte. Um ſo wahrſcheinlicher, als während der erſten Stunden des Rückzugs das dresdener „Scheidewaſſer“ wirklich thätig zu wirken begonnen hatte. Ging doch die ruſſiſche Eigenmächtigkeit ſo weit, daß Barklay de Tolly den ganzen Rückzug in Verwirrung brachte, indem er, ſtatt die ihm angewieſene Straße über Peterswalde und Nollendorf zu halten, nach Dippoldiswalde marſchirte. Als er daſelbſt eintraf, brachte ſein Erſcheinen ſogar den höflichen Hofmann Schwarzenberg in ſolchen Zorn, daß er faſt zu blüchern begann und dem ruſſiſchen General die ganze Verantwortung eines aus deſſen Ungehorſam entſpringenden Unglücks überbürdete [29]. Das hätte freilich das gefürchtete Unglück, welches die Preisgebung der über Peterswalde nach Böhmen gehenden Straße herbeiführen konnte und vorausſichtlich ſogar mußte, nicht verhindern können, falls daſſelbe nicht abgewandt worden wäre durch das Talent und die heldiſche Standhaftigkeit eines andern ruſſiſchen Heerführers, unſeres guten alten Bekannten, des Prinzen Eugen von Würtemberg .... Napoleon kam nicht, wie er geprahlt hatte, vor ſeinen „Herren Kollegen“ nach Prag. Als er am Morgen nach dem zweiten dresdener Schlachttag hinausritt, ſah er vom Kamm einer Anhöhe bei Räcknitz aus, wie ſich die Reiterei des feindlichen Nachtrabs in den Schluchten des Erzgebirges verlor. Ein Bauer brachte einen verlaufenen Hund herbei, auf deſſen Halsband „Moreau“ geſchrieben ſtand. Unfern von dieſer Stelle war geſtern der wohlmeinende, aber ſchwachköpfige Republikaner im Gefolge des Czaren von einer franzöſiſchen Kugel zum Tode getroffen worden. Der Schlachtendonnerer ließ dem Bauer etliche Goldſtücke reichen. Seltſame

Erinnerungen mochten in ihm wachwerden beim Anblick des armen Hundes, welchen noch geſtern die Hand ſeines vormaligen Nebenbuhlers geſtreichelt hatte. Im Weiterreiten ließ er ſich öſtreichiſche Geſangene vorführen, deren mit ihren Klagen über Mangel an Brot ſehr wohl übereinſtimmendes verhungertes Ausſehen ihm gerechten Spott über die öſtreichiſche Armeewirthſchaft entlockte. Freilich, mit ſeiner eigenen Heerverpflegung war es dermalen auch nicht viel beſſer oder ebenſo ſchlecht beſtellt. Nachmittags befand er ſich bei Pirna, und nachdem er hier, auf einem Feldſtuhl ſitzend, Umſchau gehalten und erfahren hatte, daß der Prinz von Würtemberg, welcher Vormittags hier gegen Vandamme ſich geſchlagen, ebenfalls in's Erzgebirge zurückgegangen ſei, glaubte er die Verfolgung im beſten Zug und Gang. Murat rückte über Freiberg und Frauenſtein nach Böhmen, Vandamme über Peterswalde, andere Korps gingen auf der dippoldiswalder Straße vor. Alles alſo ließ ſich ſo an, daß erwartet werden konnte, die Trümmer der bei Dresden geſchlagenen Armee würden jenſeits des Erzgebirges von den maſſenhaft daſelbſt eintreffenden Verfolgern erdrückt werden. Aber warum führte der Empereur das Unternehmen nicht perſönlich zu Ende? Weil er, ſagen die Schönfärber des Napoleonismus, plötzlich erkrankte[30]). Er ſei, durch die allerdings großen Strapazen der letzten Tage hart mitgenommen, von einem heftigen, von Erbrechen begleiteten Fieber ergriffen und dadurch gezwungen worden, nach Dresden zurückzukehren. Aber das iſt pure, blanke Schönfärberei, im gewöhnlichen Leben Lüge genannt. Des Erfolgs der angeordneten Verfolgungsmaßregeln völlig ſicher, ſagte er — ſo erzählt ein wahrhaftiger Augen- und Ohrenzeuge — auf ſeinem Feldſtuhl bei Pirna „in der größten Gemüthlichkeit“ zu dem Comte de la Lobau: „Eh bien, je ne vois plus rien. Faites retourner la vieille garde à Dresde! La jeune garde restera ici au bivouac.“ Und damit ließ er, „ſehr heiter und ruhig“, den Wagen herankommen, ſetzte ſich ein und kutſchirte nach Dresden[31]. Es war ihm alſo noch nicht klar, daß Dirne Fortuna müde geworden, ihn zu liebkoſen; er hatte noch nicht begriffen, daß er ſich nur noch auf ſein Genie und nicht mehr auf ſeinen „Stern“ verlaſſen dürfe.

Die Niedergeſchlagenheit, Erſchöpfung und Auflöſung in der Mehrzahl der über das Erzgebirge nach Böhmen mühſelig ſich zurückſchleppenden Heerhaufen der Verbündeten waren ſo groß, daß ſie beim Debouchiren aus den Bergpäſſen im Thale von Teplitz und Kulm von ganz geringer Widerſtandsfähigkeit ſein müßten, falls es dem Vandamme mit ſeinen friſchen 40,000 Mann gelang, ſo frühzeitig dorthin zu gelangen, daß er Raum und Muße hatte, eine Aufſtellung zu nehmen, welche die Widerſtandsfähigkeit der einzeln und verzettelt aus den Schluchten am ſüdöſtlichen Abhang des Gebirges hervorkommenden Kolonnen der Verbündeten auf Null zurückführen mußte. Vandamme kam aber nicht frühzeitig genug hinüber und hieran ſcheiterte Alles. Daß er aber nicht frühzeitig genug hinüberkam und es demzufolge möglich ward, ihm bei Kulm eine vernichtende Niederlage zu bereiten, das hatte der Widernapoleonismus dem braven würtemberger Prinzen Eugen zu danken[32]. Denn dieſer war es, welcher dem ſchon am 26. Auguſt beim Königſtein über die Elbe gegangenen Vandamme auf der Hochebene von Pirna jeden Schritt Boden ſtreitig machte, am 26. mit 8000 Mann, am folgenden Tage nach erhaltener Verſtärkung mit 17 bis 18,000 Mann gegen 40,000. Und noch dazu unter andern ungünſtigſten Umſtänden, gedrückt nämlich durch die Anweſenheit des verrückten Grafen Oſtermann, welchen ihm Dummheit oder Bosheit als Oberbefehlshaber zugeſchickt hatte, und gehemmt durch das Uebelwollen Jermolow's und anderer ruſſiſcher Generale, welche dem von furchtbarer Uebermacht Gedrängten anfänglich jede Unterſtützung verweigerten. Aber der Prinz hielt aus, d. h. er wich kämpfend nur Schritt für Schritt über Gieshübel nach Peterswalde zurück, wo er in der Nacht vom 28. auf den 29. ſtand, um am folgenden Tage bei Prieſten abermals einen wahrhaft thermopyliſchen Vertheidigungskampf zu beſtehen. Mittelſt dieſer heldiſchen Haltung hatte der einſichtsvolle und tapfere Mann verhütet, daß Vandamme weder der böhmiſchen Armee auf ihrem Rückzug in die Flanke fallen noch zeitig genug vor derſelben jenſeits des Erzgebirges anlangen konnte, über welches er, einem ausdrücklichen, am Abend des 28. zu Hellendorf empfangenen Befehl Napoleon's zufolge vorging, um ſich, in der beſtimmten Erwartung, durch nachrückende, von dem Empereur ſelbſt geführte Korps unterſtützt zu werden, drüben „den Marſchallsſtab zu holen.“ Als er nun aber am ſonntäglichen Morgen des 29. Auguſt endlich ins Thal von Kulm hinabſteigen konnte, war es zu ſpät; denn ſchon kamen auch Kolonnen der verbündeten Armee über die Gebirgswände nach Böhmen hinab und aus den Mündungen der Päſſe hervor. Hieraus erhellt, daß man dem zähen Heldenſinn von „Prinz Eugenius, dem edlen Ritter,“ den Sieg von Kulm verdankte; denn nur dieſer Heldenſinn hatte es möglich gemacht, dem Vandamme an entſcheidender Stelle mit gleichen oder vielmehr überlegenen Kräften begegnen zu können. Und welchen Dank erhielt der Prinz? Dieſen, daß in den amtlichen und außeramtlichen Berichten über die Ereigniſſe vom 26. bis 30. Auguſt ſein Name gar nicht genannt wurde. Als er, in gerechter Empörung hierüber, den Czaren um ſeinen Abſchied angehen wollte, ſagte ihm dieſer: „Ich weiß Alles, was wir Ihnen verdanken! Aber Selbſtverleugnung iſt die ſchönſte Tugend.“ Eine wohlfeile Art, fürwahr, ein Thun zu belohnen, welches, wie der Prinz ſpäter mit wohlbegründetem Selbſtgefühl ſchrieb, „zur Wendung des Schickſals von Europa ſo entſcheidend beitrug.“

Dem König von Preußen muß nachgerühmt werden, daß auch er zum Siege von Kulm mitwirkte. Wenn der Schweigſame am 26. Auguſt vor Dresden zu ſehr unglücklicher Stunde den Mund aufgethan hatte, ſo that er denſelben am Morgen des 29. zur glücklichen auf, als er, den Kanonendonner von Peterswalde und Prieſten her vernehmend, den zuerſt ins Thal herabſteigenden ruſſiſchen und öſtreichiſchen Scharen den Befehl gab, in möglichſter Eile die Richtung auf Kulm zu halten. Dort erfolgte dann, wie bekannt, am nächſten Tage die Entſcheidung, zu welcher Oeſtreicher (unter Kollorede und Bianchi) und Ruſſen (unter Barklay) in redlichſtem Wetteifer das Ihrige beitrugen, die aber zur unzweifelhaften erſt dann wurde, als der brave Kleiſt in Folge des kühnen, ganz aus freiem Entſchluß unternommenen Wagſtücks ſeines Marſches über Nollendorf um 10 Uhr Morgens mit ſeinen Preußen den nollendorfer Berg herab und den Franzoſen in den Rücken fiel, wobei der Oberſt von Blücher, des Alten älteſter Sohn, an der Spitze der Vortrabsreiter zuerſt auf die feindlichen Geſchütze ſich warf. Um 3 Uhr Nachmittags war der Kampf zu Ende und die Niederlage der Franzoſen vollſtändig. Sie hatten 5000 Todte und Verwundete, verloren 10,000 Gefangene, 81 Kanonen und 200 Munitionswagen. Vandamme, welcher vom Horkaberge bei Kulm aus die Schlacht verſtändig und tapfer geleitet hatte, wurde auf der Flucht unweit eines Dorfes des ominöſen Namens Schande von ruſſiſchen Jägern gefangen, welche dem Brutalen auch einmal fühlbar machten, was Brutalität ſei. Nach Teplitz in das Hauptquartier der drei Monarchen gebracht, begegnete er unterwegs dem Czaren und benahm ſich gegen den ihn tröſtend anſprechenden ſo frech, daß Wolzogen heranritt und erbittert zu dem Kaiſer ſagte: „Erinnern Sie ſich doch, daß dieſer Menſch derſelbe iſt, welcher in Oldenburg ganze Bauernfamilien erſchießen ließ, weil dieſelben dem Herzog, Ihrem Schwager, treu blieben.“ Am folgenden Morgen ſtand die Poſtkaleſche, welche den Gefangenen nach Rußland bringen ſollte, zu Teplitz auf der Straße. Der Kaiſer Franz ging mit ſeinem Adamitenball-Kutſchera vorüber, als Vandamme ihn anrief: „Votre Majesté! Votre Majesté!“ — „Que voulez-vous, général?“ — „J'ai beaucoup à me plaindre de l'injustice de l'empereur Alexandre. On me met ici sur un chariot de bourreau, sans argent, sans domestique.“ — „L'empereur Alexandre est un prince très juste, il ne vous traitera que justement.“ Und dann zum Kutſchera: „Wenn er halt kan Geld hat, muß mer ihm doch ans geben.“ Gab ihm aber keins, ſondern ging vorbei und machte dem wüſten Baſchkiren Platz, dem Großfürſten Konſtantin, des erwürgten und zerſtampften Czaren Paul ebenbürtigſtem Sohn, welcher den Gefangenen mit Flüchen und Verwünſchungen überſchüttete. Auch auf der nächſten Poſtſtation, in Laun, hatte der Räuber und Henker von Bremen, Lübeck und Oldenburg Mißliches zu befahren. Ein Volkshaufe hatte ſich vor dem Hauſe zuſammengerottet, und als Vandamme herauskam, um ſeine Kaleſche wieder zu beſteigen, ging der Tumult los. „Haſt du Nichts nach Hamburg zu beſtellen? Oder nach Lübeck? Oder nach Bremen? Tiger! Krokodil! Drache! Glückliche Reiſe nach Sibirien! Dort magſt du Zobel fangen oder Erz graben in Nertſchinsk, Beſtie!“ Einer, der daneben ſtand, hat erzählt: „Vandamme verrieth während dieſes Auftritts eine außerordentliche Furcht, grüßte, Angeſichts der knirſchenden Zähne und geballten Fäuſte, fortwährend nach allen Seiten hin und es war lächerlich anzuſehen, wie er bei den gegen ihn geſchleuderten Scheltworten Tiger! Krokodil! Beſtie! zaghaft und gleichſam zuſtimmend ſich verbeugte.“ Er kam indeſſen mit der Angſt davon ... In Teplitz aber war derweil großer Jubel und vom dresdener Scheidewaſſer keine Rede mehr. Nicht allein um des Erfolges bei Kulm, ſondern auch um anderwärts erlangter willen. In der Nacht hatte der engliſche Geſandte Lord Cathcart den Czaren wecken laſſen, um ihm zu melden, daß Wellington am 30. Juli und 1. Auguſt in den Pyrenäen den Marſchall Soult tüchtig geklopft habe, und ſchon vorher, während noch bei Kulm die Geſchütze donnerten, war die frohe Botſchaft von Blücher's herrlichem Sieg an der Katzbach eingelangt[33].

Ja, „an der Katzbach, an der Katzbach, hurrah, gab's ein luſtig Tanzen! Wilde, wirre Wirbelwalzer tanztet ihr dort, ſchnöde Franzen! Denn dort ſtrich den großen Brummbaß euch ein alter deutſcher Meiſter: Marſchall Vorwärts, Fürſt von Walſtatt, Gebhart Lebrecht Blücher heißt er.“ Alſo ein Poet im Kraftſtyl der Befreiungskriegszeit[34]. Man darf aber von dem 26. Auguſt das Flitterzeug, womit deutſchthümliche Bombaſtik ihn aufgebauſcht hat, kecklich wegthun, immer noch bleibt er ein prächtiger Blüchertag. Es war ſchon kein Kleines, denſelben einzuleiten; denn die Mißhelligkeiten zwiſchen dem Obergeneral und ſeinen Korpsführern waren in Folge der bisherigen Kriegsführung in Schleſien, in Folge der ſcheinbar ſich widerſprechenden und in Wahrheit höchſt mühſeligen, aber durchaus nothwendigen Hin- und Hermärſche bis zur äußerſten Spannung gediehen. Glücklicher Weiſe fand der angeſammelte Gewitterſtoff bald Gelegenheit, nach Außen ſich zu entladen, auf den Feind. Wie ſchwül es aber trotz der ewigen Regengüſſe im Hochſommer von 1813 bei der ſchleſiſchen Armee war, deutet ein Klagewort Gneiſenau's an, welches er ſich dazumal über ſeine häckliche Stellung entwiſchen ließ: — „Die Korpskommandanten halten mich für einen ehrgeizigen Verwegenen, mein Oberfeldherr aber will immer Angriffsdispoſitionen von mir haben.“ Der Alte jedoch wußte richtig drein- und durchzufahren, wo es ſein mußte. Das Stillliegen der Franzoſen am 24. und 25. Auguſt bei Goldberg hinter der Katzbach führte ihn auf die Anſicht, daß Napoleon mit einem Theil ſeiner Armee aus Schleſien abmarſchirt ſei, und als Späher die Beſtätigung dieſer Anſicht brachten, zugleich aber auch meldeten, das unter Macdonald's Befehl zurückgebliebene Heer ſei von ſehr beträchtlicher Stärke, beſchloß Blücher ſofort, den letzteren Umſtand weiter nicht zu berückſichtigen, ſondern wiederum angriffsweiſe vorzugehen. York ſowohl als Langeron waren damit keineswegs einverſtanden. Der ruſſiſche General, welcher die Unverſchämtheit ſoweit trieb, ganz offen zu ſagen, er halte ſeinen Oberfeldherrn „für einen Haudegen und weiter für Nichts,“ machte Miene, den Gehorſam ganz zu verweigern, und York, beim Superlativ ſeiner Brummlaune angelangt, that, als ihm Blücher am 25. Auguſt zu Jauer perſönlich ſeine Abſicht kundgab, ſo brummig, daß der Alte ſeinen Ingrimm in einem Hagelſchauer von Flüchen ergoß. Der Auftritt ging bis zu den äußerſten Gränzen der Heftigkeit in Worten und York ſchrieb noch am nämlichen Tage ein Abſchiedsgeſuch an den König. Am folgenden jedoch lieferte er einen glänzendſten Beweis, daß — wie Blücher ſagte — der „Schwerenöther, der York, zwar brumme, aber auch beiße.“ Und wahrhaftig, er hat an der Katzbach die Franzoſen tüchtig gebiſſen. Mit ſeinem dritten Korpsführer, dem General Sacken, hatte der Obergeneral leichteres Spiel. Denn Sacken theilte Blücher's Anſichten und verſprach pünktliche Mitwirkung. So gab denn Blücher in ſeinem Hauptquartier Brechtelshof am Abend des 25. den Befehl zum Vorwärtsgehen für den folgenden Tag aus. Es ſollte die Katzbach überſchritten und der drüben ſtehende Feind angegriffen werden, zu welchem Ende Langeron auf dem linken Flügel gegen Goldberg, York im Centrum nach Nieder-Krain, Sacken auf dem rechten Flügel auf Tobnau zu marſchiren hätten.

Dieſer Vormarſch kam aber nur ſehr theilweiſe zur Ausführung und zwar deßhalb, weil Macdonald, eingedenk des Befehls ſeines Gebieters, die ſchleſiſche Armee der Verbündeten möglichſt weit nach Schleſien hineinzudrängen, am 26. Auguſt auch ſeinerſeits zum Angriff ſchritt und darum über die Katzbach vorging. So geſchah es, daß die beiden vorrückenden Heere unterwegs ſich begegneten; jedoch mit dem bedeutſamen Unterſchied, daß das franzöſiſche nicht auf eine Schlacht gefaßt war, wohl aber das preußiſch-ruſſiſche. Dieſe Begegnung fand ſtatt auf dem rechten Ufer der Katzbach, auf einer von ſteil abfallenden Thalrändern begränzten Hochebene, die von der „wüthenden“ Neiße, welche in die Katzbach geht, von Süden nach Norden durchſchnitten wird. Die genannten beiden Gebirgswaſſer, gewöhnlich nur unbedeutende Bäche, waren jetzt in Folge maſſenhaften Regenfalls zu reißenden Strömen angeſchwollen, ein Umſtand, welcher den Franzoſen ſehr verderblich werden ſollte. Auch am 26. goß es Vormittags wieder in Strömen. Morgens hatte Blücher die Meldung erhalten, der Feind ſei in Bewegung und rücke vor. Noch um 11 Uhr jedoch hielt man dieſe Bewegung im Hauptquartier zu Brechtelshof für eine bloße Erkundung. Wäre und bliebe dem ſo, ſollte um 2 Uhr der Vormarſch der Armee nach der früheren Anordnung weitergehen, ſo zwar, daß Langeron links auf die goldberger Anhöhen jenſeits der Katzbach verdränge, Sacken rechts den Feind bei Liegnitz auf- und feſthielte, York in der Mitte bei Kroitſch und Dohnau die Katzbach überſchritte. „Ei, ja wohl — brummt der Giftgblicker — lieber meinen Degen zerbrechen als über die Katzbach gehen!“ Der Degen wurde nicht zerbrochen, aber es iſt ſicher, daß York's Zögern, geſtützt auf die Meldungen, welche von ſeiner Vorhut über die Bewegungen des Feindes eingingen, Vieles zur glücklichen Wendung des Tages beigetragen hat. Denn es war ſehr Viel daran gelegen, daß die verbündeten Harſte noch von ihrer Stellung auf der Hochebene aus den Stoß auf den mühſam dieſelbe hinanſtrebenden Feind führen konnten.

Macdonald's Plan war, mit ſeinem Gewalthaufen in der Stärke von etlichen 80,000 Mann über die Katzbach zu gehen, dann die wüthende Neiße zu überſchreiten und auf Jauer loszudrücken, welcher Punkt für ſeine drei Kolonnen das gemeinſame Operationsziel abgab. Zur Rechten marſchirte Lauriſton, zur

Linken Souham, im Centrum der Marſchall ſelbſt. Demnach ſtand dem Erſten entgegen Langeron, dem Zweiten Sacken, dem Dritten York, bei deſſen Harſt heute Blücher ſelber ſich befand. Um die 10. Morgenſtunde leitete Geplänkel den Zuſammenſtoß ein. Die preußiſchen Vortruppen wurden von dem linken Ufer der Katzbach auf das rechte zurückgedrängt, der Feind folgte in Maſſen, drückte jene auch über die wüthende Neiße zurück und begann dieſelbe zu überſchreiten, in der ſorgloſen Ueberzeugung, überall nur auf einen weichenden Feind zu ſtoßen, weil der wellenförmige Boden, der dampfende Nebel und ſtrömende Regen die zum Angriff bereite Aufſtellung der Verbündeten verbarg, und mehr noch, weil der ungehorſame Langeron in der That Miene machte, ſeinem Gegner Lauriſton eiligſt das Feld zu räumen, während Sacken dagegen auf den Angriffsbefehl Blücher's erwiderte: „Antworten Sie dem General: Hurrah!“ und bei Eichholz mit dem Feuer ſeiner Zwölfpfünder den Kampf gegen die Franzoſen vortheilhaft eröffnete. Als das Vorgehen derſelben die frühere Ordnung der Angriffsbewegung auf Seiten der Verbündeten zwecklos machte, war Blücher's Entſchluß raſch gefaßt. Angeſichts des über die wüthende Neiße vordringenden Feindes beſchloß der Alte, eine gute Anzahl deſſelben auf die Hochebene heraufkommen zu laſſen, dann ſeine Schlachthaufen auf ihn zu werfen und ihn alſo die ſteilen Abhänge hinabzuſtürzen. Ohne Rückſicht auf das, was etwa von Liegnitz her, wohin Macdonald zwei Infanteriediviſionen und ein Reiterkorps entſandt hatte, um ebenfalls gegen und über die Katzbach vorzudringen, geſchehen könnte, den Feind, welchen man vor ſich hatte, friſchweg anzugreifen, dieſer Entſchluß muß unbedingt als der eigentliche Motor und Faktor der Katzbachſchlacht angeſehen werden. Dies Verdikt kommt aus dem Wahrheitsmund von Seherin Hiſtoria. Die Blücher-Legende dagegen hat die Sache etwas anders gefaßt, aber ebenſo ſinnig als lakoniſch. Der heldiſche Greis ſei an der Fronte des aufmarſchirten York'-

ſchen Korps hinuntergeſprengt, dann habe er ſich an die Spitze deſſelben geſtellt, habe den Säbel gezogen, mit der Spitze desſelben auf die über die wüthende Neiße deſilirenden feindlichen Maſſen gewieſen und mit den Worten: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzoſen herüber — Vorwärts!" das Zeichen zum Angriff gegeben, welcher ſo erfolgreich geſchehen, daß dem im heißeſten Gewühle mit brennender Pfeife behaglich ſich Tummelnden die Soldaten bald hätten zurufen können: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!"

In Wahrheit, es ging gut, ſehr gut. Denn das Ende vom glorreichen, unter Geſchützbrummbaßtönen hauptſächlich mit Bajonnetten und Gewehrkolben intonirten, in vier Strophen (will ſagen Gefechtsakte) getheilten Katzbachliede war dieſes, daß Gneiſenau um Mitternacht zu Brechtelshof ſich hinſetzen und an den Grafen Münſter ſchreiben konnte: „Wir haben heute einen Sieg erfochten. Wir hatten die Dispoſition zum Angriff gemacht und wollten ſie eben in Ausführung bringen, als man uns meldete, die feindlichen Kolonnen ſeien gegen uns über die Katzbach im Anrücken. Schnell änderten wir unſern Angriffsplan, verbargen unſere Kolonnen hinter ſanften Anhöhen, zeigten nur unſere Avantgarde und ſtellten uns, als ob wir in die Defenſive verfielen. Nun drang der Feind übermächtig vor. Auf einmal brachen wir hervor. Einen Augenblick war das Gefecht im Stillſtand. Wir brachten mehr Kavallerie ins Gefecht, zuletzt unſere Infanteriemaſſen, griffen die feindlichen mit dem Bajonnett an und ſtürzten ſie den ſteilen Rand der Katzbach hinunter. Der General Sacken hat uns vortrefflich unterſtützt." (Blücher ſelbſt äußerte am folgenden Tage in ſeiner neidlos anerkennenden Art: „Wir verdanken dem Sacken ſehr viel. Seine Zwölfpfünder auf den Höhen von Eichholz erleichterten uns die Arbeit und ſeine Kavallerie in Sebaſtiani's Rücken vollendete den Sieg. Den Mann laßt uns in Ehren halten!") — „Nicht ſo der General Langeron. Er hatte eine ungeheuer ſtarke Poſition und wollte ſich dennoch nicht ſchlagen. Er verlor einen Theil ſeiner Stellung durch Ungeſchicklichkeit und Unentſchloſſenheit und nur dadurch, daß wir dem gegen ihn vorgedrungenen Feind in den Rücken gingen, retteten wir ihn." Den in völliger Auflöſung fliehenden Heerestrümmern Macdonald's als energiſcher Verfolger an die Ferſen ſich heftend, konnte Blücher in einem am 1. September zu Löwenberg an ſeine Truppen erlaſſenen Tagsbefehl die Summe des Sieges vom 26. Auguſt alſo ziehen: „In der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesſchnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verſchmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen. Unaufhaltſam ſchrittet ihr vor. Eure Bajonnette ſtürzten ihn den ſteilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr angeſchwollene Flüſſe und Bäche durchwatet. Ihr littet Mangel an Lebensmitteln und zum Theil an Bekleidung, ihr hattet mit Kälte, Näſſe und Entbehrung zu kämpfen und dennoch murrtet ihr nicht und verfolgtet mit Anſtrengung euren geſchlagenen Feind. Habt Dank für ein ſo hochlobenswerthes Betragen! 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanſtalten, Feldſchmieden und Proviantkarren, 3 Generale, eine große Anzahl Oberſten, Stabs- und andere Offiziere, 18,000 gefangene Soldaten, 2 Adler und andere Trophäen ſind in euren Händen. Den Reſt derjenigen, welche euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber geſtanden, hat der Schreck vor euren Waffen ſo ſehr ergriffen, daß ſie den Anblick eurer Bajonnette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwiſchen der Katzbach und dem Bober habt ihr geſehen: ſie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde." Und noch unverhältnißmäßig größer als der materielle iſt der moraliſche Gewinnſt dieſes Sieges geweſen. Er war der erſte entſcheidende, auf deutſchem Boden der franzöſiſchen Macht abgerungene. Trotz ſeines Regenwolkendüſters ein weithin leuchtender, ein tröſtlich hell klingender, dieſer Katzbachtag. In Blücher's Feldherrnleben ein rechter Glanz- und Jubeltag, welcher zur Beſchämung der Neider und Nörgeler zeigte, daß der Alte zur entſcheidenden Stunde aus einer vorſichtigen Vertheidigung meiſterlich kühn zum Angriff überzugehen verſtehe [15].

Spät am Abend des 28. Auguſt trat der dienſtbefliſſene ſächſiſche Kriegsminiſter Gersdorf zu Dresden in das Kabinett des von Pirna zurückgekehrten Empereur. Nicht als ein Glücksbote: denn ſeine Kundſchafter hatten ihn in den Stand geſetzt, die erſte Meldung von Macdonald's Niederlage zu bringen. Am folgenden Tage kam die berühmte Depeſche des Marſchalls: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus!“ Die Hiobspoſt wurde vorerſt geheim gehalten, bis die mit Beſtimmtheit erwartete Vollendung des dresdener Sieges durch Vandamme den Katzbachſchaden gutgemacht hätte. Auch ſandte, wie aus einer an Berthier erlaſſenen Ordre unwiderleglich erhellt, an dieſem 29. Auguſt (oder ſchon am Tage zuvor?) Napoleon den Adjutanten Galbois in geheimer Miſſion in's öſtreichiſche Hauptquartier, um die Beziehungen wieder aufzunehmen, die er noch immer mit Oeſtreich, d. h. mit Metternich unterhielt („les communications que j'ai avec l'Autriche“). Aber an demſelben und dem folgenden Tage ward bei Kulm der allianzkittende Widerſcheidewaſſertrank gebraut, welcher Galbois' Sendung zwecklos machte. Als die Nachricht von der Vernichtung Vandamme's einlief, gab es im Palais Marcolini ſehr lange Geſichter und ſelbſtverſtändlich mußte der geſchlagene General Alles verſchuldet haben. Es ſei unbegreiflich, hieß es jetzt, daß ſich derſelbe nach Böhmen habe „hineinziehen“ laſſen. Und doch war ihm der Marſch dahin am 28. Auguſt von dem Empereur mittelſt einer zwiſchen Pirna und Dresden im Reiſewagen ausgefertigten Ordre ausdrücklich und beſtimmt befohlen worden und hatte Berthier am Abend des 29. noch ſiegesgewiß an Murat geſchrieben, Vandamme marſchire auf Teplitz [16]. Aber wie hätte auch nur ein Funke von Wahrheitsgefühl in der Seele eines Kaiſerwahnſinnigen glimmen können, welcher, je bedrohlicher die Verhältniſſe für ihn ſich geſtalteten, nur um ſo ſtarrſinniger an der fixen Idee, der Weltherr zu ſein, feſthielt und daher mehr und mehr in Gefahr gerieth, nicht allein als Politiker, ſondern auch als Feldherr alle ſeine Ziele zu verfehlen, während er alle zumal erreichen zu können wähnte? Jetzt, wo durch die eigene, aus ſeiner hochmüthigen Sicherheit entſprungene Verſchuldung des Zwingherrn der gleichzeitig gewollten Erreichung von drei Zielen: Eroberung von Berlin, Unſchädlichmachung Blücher's und Vernichtung der verbündeten Hauptarmee, die drei Schlagbäume Großbeeren, Katzbach und Kulm vorgezogen worden waren, mußte, da bei ſothanen Umſtänden der „Stern" nicht wohl behelligt werden konnte, die leichthandirliche „Taſchenprovidenz", der liebe Nothhelfer und Allerweltsſündenbock Zufall herhalten. „Enfin — ſagte der Empereur nach Empfang der kulmer Hiobspoſt zum Duc de Baſſano — dies iſt der Krieg! Am Morgen hoch oben und am Abend tief unten. Vom Triumph zur Niederlage iſt oft nur ein Schritt." Dann beugte er ſich über ſeine ausgebreiteten Karten, verſank in düſteres Brüten und murmelte Verſe, in welchen die Genialität Voltaire's zu der Trivialität ſich verflacht hat, die knabenhafte Weisheit zu predigen, daß die Zufälligkeiten der Stunde und des Augenblicks in höchſter Inſtanz die Geſchicke der Staaten beſtimmten — („J'ai toujours reconnu, qu'en chaque événement le destin des états dépendait d'un moment").

## Drittes Kapitel.

## Wartenburg.

Ein auszeichnendes Merkmal von Blücher's Feldherrlichkeit iſt geweſen, daß er, ſicher des Beſitzes aller großen Charaktereigenſchaften eines Heerführers, um den Mangel an untergeordneten ſich nicht grämte. Gerade dies war es, was ihn über Hinderniſſe, vor welchen Beſitzer untergeordneter Feldherrngaben zweifelnd oder verzweifelnd innehielten, mit einer gewiſſen großartigen Unbekümmertheit wegſchreiten ließ. So auch nach dem Katzbachſieg, wo der jugendfriſche Alte ſchlechterdings ſeinen Grundſatz, daß man einem geſchlagenen Feind keine Zeit „zum Verſchnaufen“ gönnen dürfe, ſondern ihm vielmehr — wie er ſich huſarenlateiniſch ausdrückte — „stante pene alleweile auf dem Buckel ſitzen müſſe“ 17), trotz Alledem und Alledem tüchtig bethätigt ſehen wollte. York und Andere brummten, das ſei unmöglich, und in Wahrheit hatten ſie Grund zu ſolchem Gebrumm: — das ſiegreiche ſchleſiſche Heer war furchtbar mitgenommen und zwar lange nicht ſo ſehr durch die Schlacht ſelbſt als vielmehr durch die zuvor und hernach ausgehaltenen Strapazen. Empfing doch, beiſpielsweiſe zu reden, am 29. Auguſt der York zu Leiſersdorf von dem ihm unterſtellten General Horn, alſo von keiner Zierpuppe wahrlich, die Meldung, ganze Landwehrbataillone wären nur noch 100 Mann ſtark und auch dieſe „ſo ausgehungert und abgemattet, daß ſie nicht mehr marſchiren könnten.“ Aber der Gebhart Lebrecht wollte vom Anhalten und Stillſtehen Nichts wiſſen. „Bei der Verfolgung eines fliehenden Feindes — ließ er am 31. Auguſt aus Hohlſtein an York ſchreiben — kommt es gar nicht darauf an, mit geſchloſſenen Brigaden oder auch nur Bataillonen zu marſchiren. Was zurückbleibt, bleibt zurück und muß nachgeführt werden. An die Klagen der Kavallerie muß man ſich nicht kehren; denn wenn man ſo große Zwecke als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann, kann der Staat wohl einige hundert Pferde verlieren, die aus Müdigkeit fallen. Eine Vernachläſſigung in Benutzung des Sieges hat zur unmittelbaren Folge, daß eine neue Schlacht geliefert werden muß, wo mit einer einzigen die Sache abgethan werden konnte“[38]).

Am 2. September, an welchem Tage die Vorhut der blücher'ſchen Armee bis an die Neiße, an die zahme nämlich, gelangt war, gab es im Hauptquartier ein bedenkliches Kopfſchütteln und ging die Donnerwetter-Orgel des Alten heftig. Kam da nämlich der öſtreichiſche Major Fürſt Wenzel Lichtenſtein daher, aus Böhmen über den Iſerkamm, Greifenberg und Lauban, mit einer ſchwarzenbergiſchen Depeſche im Gurt, deren Inhalt der Wind war, welcher den Blaſebalg beſagter Orgel aufblies. Ein fürſichtiger Generaliſſimus hatte nämlich nach der Niederlage bei Dresden für nöthig erachtet, vor Allem dem böhmiſchen Heere neue Kräfte zuzuführen, und ſo hatte er am Morgen des 30. Auguſt, als bereits die Wendung der Dinge bei Kulm eingeleitet war, den genannten Eilboten an Blücher entſendet, mit dem Begehren, der Obergeneral der ſchleſiſchen Armee ſollte dieſe ſofort auflöſen. Denn Anderes bedeutete es doch wahrhaftig nicht, wenn Schwarzenberg verlangte, daß Blücher von ſeinen vorausgeſetzten 80,000 Mann nicht weniger als 50,000 linksab ſchwenken und zum böhmiſchen Heere ſtoßen laſſen ſollte[39]). Das hieß im Grunde den trachenberger Kriegsplan ganz aufgeben und gerade die Armee der Verbündeten, welche den erſten entſcheidenden Schlag gethan hatte, vom Kriegstheater verſchwinden machen oder wenigſtens zu einer armſeligen Statiſtenrolle herabdrücken. Der Gebhart Lebrecht war aber zum Statiſten nicht gemacht und er weigerte ſich daher, dem Anſinnen Schwarzenberg's zu entſprechen. Zum großen Glück des Widernapoleonismus, ohne Zweifel; denn wäre Blücher durch Vereinigung der Hauptmaſſe ſeines Heeres mit dem böhmiſchen in eine untergeordnete Stellung zurückgedrängt worden, ſo hätte die ganze Kriegsführung der Verbündeten ihren Nerv, den vorwärts drängenden und energiſch treibenden Willen verloren. Daß dieſer beim Blücher war, vermag nur jene ſchäbige Bornirtheit zu leugnen, welche weder ein humanes noch ein nationales Bewußtſein und Gewiſſen hat, ſondern höchſtens ein öſtreichiſches, preußiſches oder reuß-greiz-ſchleiz-lobenſteiniſches, und weder von geſundem Menſchenverſtand noch von geſchichtlicher Wahrheit und Gerechtigkeit weiß. Wer hievon weiß, wird nicht anſtehen, zu ſagen, daß Schwarzenberg zu ſeinem befremdlichen Anſinnen nicht etwa nur durch „Zaghaftigkeit“ bewogen worden ſei. Nein, er hat vielmehr dieſes Anſinnen, und zwar ſicherlich nicht ohne Billigung des Czaren Alexander, geſtellt, weil er nach der Dresdener Niederlage einen konzentriſchen Angriff Napoleon's auf Prag befürchtete und zur Abwehr deſſelben nicht genug Truppen vereinigen zu können glaubte.

Blücher alſo ſandte den Fürſten Wenzel mit einer ablehnenden Antwort nach Böhmen zurück. Er begnügte ſich aber damit nicht, ſondern ſchickte ſeinerſeits den geſcheiten und diplomatiſch gewandten Major Rühle von Lilienſtern zu dem Czaren, um dieſen nicht nur von der Unthunlichkeit des ſchwarzenbergiſchen Anſinnens zu überzeugen, ſondern auch für einen blücher'ſchen Plan zu gewinnen, deſſen Ausführung auf den Weitergang des Krieges von entſcheidendem Einfluß geweſen iſt. Rühle hatte den Auftrag, dem Czaren vorzuſtellen, daß es, ſtatt die ſchleſiſche Armee aufzulöſen, viel zweckmäßiger ſei, zur Verſtärkung der böhmiſchen das ruſſiſche Reſerveheer, welches Bennigſen in Polen geſammelt hatte, möglichſt raſch heranzuziehen. Man hat dann auch im großen Hauptquartier in Böhmen, wo ja inzwiſchen die dresdener Angſt beſchwichtigt worden war, die Richtigkeit dieſer Anſicht eingeſehen. Bennigſen erhielt Befehl, mit ſeinen 57 bis 60,000 Mann ſich hinter der ſchleſiſchen Armee wegzuziehen, um über Zittau und Leitmeritz zum böhmiſchen Heer zu ſtoßen, was er am 26. September, wo er in die Nähe von Teplitz gelangte, glücklich bewerkſtelligte. Ferner hatte Blücher's Sendling dem Ruſſenkaiſer eine vertrauliche Mittheilung von höchſter Wichtigkeit zu machen. Der Alte war nämlich durch ſeine Waffenbrüder Bülow und Tauenzien vergewiſſert worden, daß die ſchielende Politik des Zweiächslers Bernadotte denſelben, ſolange er auf einem abgeſonderten Kriegstheater befehligte, niemals zu einem thatkräftigen Vorſchreiten gegen die Franzoſen kommen laſſen würde, und demzufolge war man im blücher'ſchen Hauptquartier auf den vortrefflichen Gedanken gekommen, mit der ſchleſiſchen Armee, welche ja auf dieſer Seite der Kriegsbühne ſo eben durch die aus Polen gekommene bennigſen'ſche erſetzt würde, eine große Rechtsabſchwenkung nach der Elbe zu unternehmen, dadurch mit der Nordarmee in Verbindung zu treten, den ewig zaudernden Piaffeur mit über den Strom zu ziehen, Napoleon in Flanke und Rücken zu bedrohen und alſo zu zwingen, ſeine bislang hartnäckig behauptete Elbeſtellung aufzugeben[10]. Alexander, obzwar ſeine angeborene Unklarheit zu dieſer Zeit unter unſeligen Einflüſſen mitunter bereits bedenklich zu niflheimern begann, wollte freilich auf den Kronprinzen von Schweden, auf welchen er dermalen noch große Stücke hielt, Nichts kommen laſſen. Indeſſen, da ſeit den letzten Tagen des Auguſts und den erſten des Septembers Alles gut ſich anließ und er zum Blücher ein großes Vertrauen hatte, ſo ſtand er nicht an, den blücher'ſchen Plan zu billigen, wennſchon er noch in einem Schreiben vom 25. September, welches der Alte am 29. empfing, als er bereits bis Elſterwerda vorgedrungen war, dringend forderte, daß dieſer fortwährend ſeine Operationen nach denen der Hauptarmee einrichten und es ſein vornehmſtes Beſtreben ſein laſſen müßte, zu verhindern, daß Napoleon Zeit und Gelegenheit fände, ſeine Maſſen auf einen Punkt zu werfen[41]). Man ſieht, das Fabius-Cunctator-Spiel war im großen Hauptquartier noch immer obenauf. Der Gebhart Lebrecht iſt aber glücklicher Weiſe Keiner geweſen, welcher die Zahl der Cunctatoren vermehrte, ſondern jetzt, d. h. in den letzten Septembertagen, wo ihm ſein dem Genie nahekommender Inſtinkt ſagte, daß die Kataſtrophe herannahe, von Tag zu Tag mehr ein Vor- an- und Drauflosgänger. Charakteriſtiſch erſcheint übrigens, daß bei Gelegenheit der Sendung Rühle's nach Böhmen, wie ſo oft in dieſem ganzen Kriege, die preußiſchen Generale den eigenen König ſtillſchweigend übergingen. Sie kannten ihren Rex Inſitiens ...

In denſelben letzten Auguſt- und erſten Septembertagen, welche die Zuverſicht der Verbündeten mächtig ſtärkten und das widernapoleoniſche Bündniß feſter kitteten, hoben die Geſchicke laſtender auf den großen Glücksſoldaten zu drücken an. Wären ſeine Ohren von dem Unrath ſklaviſcher Schmeichelei nicht undurchdringlich verſtopft geweſen, er hätte das näher und näher kommende Schreiten der Nemeſis vernehmen müſſen. In Wahrheit, der ſchwarze Wolkenſaum des Mantels der nahenden Rächerin verdunkelte den Blick des napoleoniſchen Genius mehr und mehr. Proſaiſch zu reden, der Mann befand ſich in bitterlicher Verlegenheit und hatte die frühere Spannkraft ſeines Wollens und die Sicherheit ſeines Thuns größtentheils eingebüßt. Er ſpürte, wie das koloſſale Netz, welches die Verbündeten um den Völkerjäger hergebreitet hatten, mehr und mehr ſich verengte; aber der Trotznagel des Kaiſerwahnſinns hielt ihn noch immer zu Dresden feſt, weil er nicht ablaſſen wollte, ſich vorzulügen, er würde von dieſem Mittelpunkt in vormaliger

Wetterſtralsweiſe nach allen Richtungen zugleich ſiegreich ausfahren können. Auch die betrübſame Muſterung ſeiner Streitkräfte, als er dieſelben nach den Schlägen von Großbeeren, Katzbach und Kulm wieder organiſirte, machte dieſe tolle Phantasmagorie nicht verſchwinden. Es war nach dem Scheitern von Oudinot's Unternehmung gegen Berlin ſeine Abſicht geweſen, ſelber gegen die Nordarmee der Verbündeten zu marſchiren und die Wegnahme der preußiſchen Hauptſtadt zu erzwingen. Nach der Niederlage Macdonald's aber ſchien es ihm das Nothwendigſte, dem vordringenden Blücher in eigener Perſon entgegenzutreten. Doch ſollte darum die Expedition in nördlicher Richtung nicht aufgegeben werden. Dank dem elenden Benehmen des Monſieur le Plaſſeur hatte ſich Oudinot gemächlich vom Schlachtfeld von Großbeeren in das verſchanzte Lager bei Wittenberg zurückziehen können, um hier am 4. September ſeinen Kommandoſtab an den Marſchall Ney abzugeben, welchen der Empereur mit der Führung des zweiten Unternehmens gegen die Nordarmee beauftragte und der am 5. September an der Spitze von 65 bis 70,000 Mann ſeine Angriffsbewegung begann. Napoleon ſelbſt brach am 3. September von Dresden nach der Lauſitz auf, mit überlegener Macht dem Sieger von der Katzbach entgegenrückend, in der Hoffnung, derſelbe werde ſich, von ſeinem Siege aufgeblaſen, verleiten laſſen, mit der napoleoniſchen Uebermacht eine Schlacht einzugehen, etwa bei Bautzen. Ueberall auf ſeiner Straße begegneten dem Empereur die aus Schleſien kommenden Flüchtlinge, „waffenlos, im bunten Gemiſch, mit bleichem Angeſicht." Die Armen wurden förmlich aufgefangen und ſogleich an der Straße neugeordnet. Wagen kamen herbei, welche aber nicht, wie die Hungernden hofften, mit Brot, ſondern mit Gewehren gefüllt waren, die man ihnen aufzwang. Die gewollte Schlacht aber fand der Schlachtenvirtuos nicht.

Denn Blücher, Wunſch und Abſicht des Feindes errathend, hielt zwiſchen Görlitz und Bautzen ſeine Kolonnen an, und nachdem er ſich vergewiſſert, daß er es unzweifelhaft mit überlegenen Streitkräften zu thun habe, wich, dem Grundgedanken der ganzen Kriegsführung der Verbündeten gemäß, der „blinde Dreinſtürmer“ am 5. und 6. September unter mit ruhiger Feſtigkeit beſtandenen Nachhutsgefechten über den Queiß zurück, nach Böhmen ins große Hauptquartier meldend: „Ich weiche einer Schlacht aus. Sollte der Feind über Zittau nach Böhmen gehen, ſo werde ich, im Fall er nicht eine zu große Macht gegen mich ſtehen läßt, dieſe angreifen und nach Böhmen folgen.“ Dem Empereur mußte ſich die Gewißheit aufdringen, daß der „alte Huſar“ planmäßig handle und dadurch ſeinen Plan vereitelt habe. Aeußerſt verdroſſen ging er am 5. September von Hochkirch aus noch eine Strecke vorwärts, ritt dann, während rechts und links brennende Bauernhöfe die zügelloſe Verwüſtungsſucht ſeiner Garden bezeugten, querfeldein zu einer verlaſſenen Meierei, ſtieg ab, ſetzte ſich auf ein Bündel Stroh und verſank in ein langes und peinliches Hinbrüten, deſſen Reſultat war, daß ein weiteres Vorgehen gegen Blücher zwecklos wäre. Er wandte ſich daher noch am Abend desſelben Tages mit den Garden gegen Dresden zurück, wohin dringende Mahnungen des Marſchalls Gouvion Saint-Cyr ihn riefen, weil das verbündete Hauptheer abermals aus Böhmen vorzubrechen Miene mache. Man ſieht, die „Zwickmühle,“ von welcher Kneſebeck in Trachenberg geſprochen, begann den Zwingherrn allmälig immer unangenehmer zu zwicken. Kaum war er aus der Lauſitz weg, ſo nahm der unermüdliche Alte die unterbrochene Vorſchrittsbewegung wieder auf, drängte den gegen ihn ſtehen gebliebenen Seiltänzerkönig von Neapel nach Bautzen und von da nach Biſchofswerda zurück und nahm am 15. September in der erſtgenannten Stadt ſein Hauptquartier, voll Ungeduld des Entſcheides über ſeine endgültig in Form einer Note von Gneiſenau entworfenen, an den Czaren gerichteten und aus Herrnhut am 11. September ins große Hauptquartier geſchickten Vorſchläge darrend. Napoleon erhielt inzwiſchen am Morgen des 7. Septembers zu Stolpen eine erſte unbeſtimmte Kunde von Ney's Niederlage bei Dennewitz. Jedoch ſchien es dringlicher, zunächſt nicht nach Norden, ſondern ſüdwärts nach Böhmen zu blicken. Am Abend des folgenden Tages befand er ſich zu Dohna im Hauptquartiere des Marſchalls Gouvion, welcher die aus den Päſſen des Erzgebirges hervorgekommenen Vortruppen der böhmiſchen Armee wieder gegen dieſelben zurückgetrieben hatte. Hier in Dohna empfing der Empereur aus dem Munde eines Adjutanten Ney's die ausführliche Meldung über die dennewitzer Kataſtrophe. Es verdient bemerkt zu werden, daß er ſich nicht exploſiviſch äußerte, ſondern mit ungewohnter Milde die Niederlage des Marſchalls auf die Schwierigkeiten ſchob, welche nur Wenige zu würdigen verſtänden. „Ich will — fügte er hinzu — wenn ich nur einmal erſt zur Ruhe gekommen, ein großes Werk über die Theorie des Krieges ſchreiben, in welchem ich die Prinzipien der Kriegsführung mit ſolcher Beſtimmtheit entwickeln werde, daß man daraus das Kriegführen lernen kann, wie man jede andere Wiſſenſchaft zu erlernen vermag.“ Am nächſten Morgen ließ er ſich dann von dem Marſchall zu einem Verſuch bereden, gegen Böhmen vorzugehen. Er kam perſönlich bis Ebersdorf, von wo er ins teplitzer Thal hinab und daſelbſt die zwiſchen Kulm und Teplitz in zwei gewaltigen Schlachtlinien aufgeſtellte Armee der Verbündeten ſah. Sorgumdüſtert, wie er war, ſchien es ihm nach den letzten Vorgängen auf den übrigen Kriegsſchauplätzen unthunlich, auf dieſer Seite einen Alles an Alles ſetzenden Hauptwurf zu wagen, d. h. die böhmiſche Armee ernſtlich anzugreifen. Einſtweilen hielt er es für ausreichend, die wieder in ſeine Gewalt gerathenen Päſſe des Erzgebirges — bei einem der Kämpfe dieſer Tage wurde der tapfere Reiteroberſt Blücher von polniſchen Ulanen der Kaiſergarde verwundet und gefangen — durch das Korps des Generals Lobau beſetzen zu laſſen, und kehrte dann nach Pirna zurück**). Er erfuhr da wenig Tröſtliches. Die gegen Blücher ſtehenden Heertheile unter Murat und Macdonald waren aus der Lauſitz bis auf wenige Meilen oſtwärts von Dresden zurückgewichen und der bis zur Elbe zurückgeſchlagene Ney, welchem der Empereur ſagen ließ, er bereite eine abermalige Unternehmung gegen Berlin vor, ließ zurückmelden, dieſe Unternehmung werde kaum möglich ſein: er wenigſtens, der Marſchall, habe kaum noch 36,000 Mann und zwar ſeien dieſe Truppen theils entmuthigt, theils im Stillen feindſelig geſinnt, nämlich die rheinbündiſchen.

So kleinlaut war zu dieſer Zeit ſelbſt „le brave des braves“ geworden, nachdem er ſich mit ſeinen 65 oder 70,000 Mann bei Dennewitz von 40,000 Preußen, worunter 16,000 Mann Landwehr, furchtbar hatte ſchlagen laſſen. Dieſe Schlacht, in noch höherem Grade als die von Großbeeren gegen den Willen ihres Oberbefehlshabers Bernadotte von den preußiſchen Generalen der Nordarmee geſchlagen und gewonnen, iſt eine glänzendſte preußiſche Ehrenſchlacht, welche durch ein günſtiges Vorzeichen eingeleitet wurde. Denn gerade, als der erſte Kanonenſchuß fiel, traf ein Feldjäger aus dem blücher'ſchen Hauptquartier ein mit der Meldung vom Katzbachſieg. Ney, ungewarnt durch das Schickſal Oudinot's und nur daran denkend, daß er es mit dem piaffirenden Cidevant-Kollegen zu thun habe, wurde, ganz ſorglos vorwärts marſchirend, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung bald gewahr, daß er es eigentlich nicht mit bloß kabrioliſirenden Leuten zu thun habe. Um die 9. Morgenſtunde des 6. Septembers ſtieß der Marſchall bei Jüterbogk auf Tauentzien und es hob die dennewitzer Schlacht an, deren Haupt- und Entſcheidungsmomente dieſe geweſen ſind: — die ruhmvoll zähe Behauptung ſeiner Stellung vor Jüterbogk durch den genannten preußiſchen General gegen einen mit großer Uebermacht geführten Angriff; ſodann das rechtzeitige Heranrücken Bülow's zur Unterſtützung ſeines Waffengefährten und zum Stoß auf die linke Flanke des Feindes; endlich, nachdem der Kampf heiß und blutig und von den Preußen ſtets gegen die große feindliche Ueberlegenheit ſtundenlang aufrecht gehalten um den Beſitz der Dörfer Niedergörsdorf, Göhlsdorf und Dennewitz ſich gedreht hatte, das Erſcheinen Borſtell's, welcher dem furchtbar ringenden Bülow zu Hülfe eilte und den Sieg entſchied. Aber wo war und was that inzwiſchen der große Feldherr und Kriegsheld aus der Gaskogne? O, der war mit ſeinen Schweden und Ruſſen zu Lobeſſen und that piaffiren. Als der Kanonendonner endlich gar zu unangenehm laut von Dennewitz herüberſchallte, konnte er freilich nicht umhin, mit dem Gros ſeiner Armee ſich in Bewegung zu ſetzen und ſich ſachte, ſachte nach der Walſtatt ... bewahre, ſondern nach dem eine Meile davon entfernten Eckmannsdorf aufzumachen, wo weit und breit kein Feind zu ſehen war. Da blieb er in großartiger Feldherrnruhe unthätig ſtehen. Umſonſt ging ihn Bülow dringend um Beihülfe an. Alles, was Bernadotte that, war, daß er dem preußiſchen General ſagen ließ, er ſolle die Schlacht verloren geben; denn einen andern Sinn konnte es doch unmöglich haben, wenn der Gaskogner verlangte, die Preußen ſollten ſich auf Eckmannsdorf zurückziehen und daſelbſt hinter den Ruſſen und Schweden aufſtellen. Noch mehr, als Borſtell, der Aufforderung Bülow's und dem eigenen Eifer gehorchend, von Kropſtädt und Köbenig her dem Schlachtfelde zueilte, ließ ihm der Piaffirer von Obergeneral den Befehl zugehen, ihm bei Eckmannsdorf ſich anzuſchließen, d. h. ſeine preußiſchen Waffenbrüder zu Grunde gehen zu laſſen. Allein der muthige Borſtell gab zur Antwort: „Bülow ſteht im heftigſten Feuer; es iſt meine Pflicht, ihm Hülfe zu bringen!“ und brachte ſie. Dann, als der Sieg der preußiſchen Waffen entſchieden war, marſchirte die kronprinzlich-ſchwediſche Hoheit dem Schlachtfelde etwas näher und gaskognerte: „La bataille est gagnée; j'arrive avec quarante bataillons. Dites au général Bulow, qu'il se retire en seconde ligne.“ Gewonnen allerdings war die Schlacht, ohne nicht nur, ſondern trotz ihm; aber mit der Einbuße von 204 todten und verwundeten Offizieren und 5989 gebliebenen und verwundeten Soldaten hatten die Preußen den Sieg erkauft. Der Feind verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf der Walſtatt und auf der Flucht gegen Torgau zu mehr als 20,000 Mann, 80 Geſchütze, 400 Wagen, 4 Fahnen und alles Gepäck. „Ich bin völlig geſchlagen (j'ai été battu complètement) — ſchrieb Ney am 7. September ſeinem Gebieter — und weiß nicht, ob meine Armee ſich wieder zuſammengefunden hat. Ihre linke Flanke iſt offen, nehmen Sie ſich in Acht. Ich glaube, es iſt Zeit, die Elbe zu verlaſſen und ſich auf die Saale zurückzuziehen.“ In einer ergänzenden Meldung des geſchlagenen Marſchalls kam der bedeutſame Satz vor: „Die Haltung (le moral) der Generale und der Offiziere im Allgemeinen iſt ſehr erſchüttert und in den Rheinbundstruppen regt ſich ein böſer Geiſt“ — d. h. in dieſen unglücklichen Deutſchen regte ſich mehr und mehr das Gefühl ihrer ſchmachvollen Lage. Zweiächsler Bernadotte benützte in ſeiner Weiſe den Sieg der Preußen dazu, drei Tage lang in vollſtändiger Unthätigkeit auf der Walſtatt ſtehen zu bleiben, wodurch Ney Muße zu dem Verſuche gewann, ſeine Heertrümmer hinter der Elbe wieder zu ſammeln[43]. Uebrigens muß, um den Schweden gerecht zu werden, geſagt werden, daß es unter ihnen immerhin Männer gab, welche mit ihrer „ſchonenden“ Verwendung durch den Kronprinzen keineswegs zufrieden waren. Sagte doch der tapfere General Adlerkreutz nach der Schlacht von Dennewitz dem General Pozzo di Borgo, welcher von dem Czaren als Aufpaſſer und Antreiber in Bernadotte's Hauptquartier geſendet worden war, in Gegenwart des engliſchen Agenten Thornton, daß bei Dennewitz, wie vorher bei Großbeeren, die franzöſiſche Armee vollſtändig vernichtet worden wäre, wenn die Schweden und Ruſſen zur rechten Zeit gehandelt hätten. Der ſchwediſche General und mehrere ſeiner Landsleute waren geradezu „wüthend“ über die ſchmähliche Rolle, welche man ſie ſpielen ließ. Der Gaskogner aber verrieth trotz ſeiner Pfiffigkeit in jenen Tagen mehrmals die ihn bewegenden Hintergedanken. Thornton hörte ihn ſagen: „Unbegreiflich, mit welcher Liebe der ſchwediſche Soldat für die gefangenen Franzoſen ſorgt. Welcher Inſtinkt!“ Die Berichte des engliſchen Agenten werfen überhaupt manches Streiflicht in das Dunkel und Gemunkel hinter den Kuliſſen des Kriegstheaters. So, wenn Thornton an Lord Caſtlereagh berichtete: „Ich habe den poſitiven Beweis, daß der General Moreau in die Reſtauration der Bourbons eingewilligt hatte und ſie vielleicht mit gefördert hätte.“ (Alſo ſchon damals, ſchon im September von 1813 dachte man an dieſe Reſtauration!) „Der Tod Moreau's iſt jetzt ein ganz beſonders großes Unglück, denn er hat aus den Augen des Kronprinzen (Bernadotte) ein Hinderniß ſeiner Pläne (auf Frankreich) hinweggeräumt“[11]).

Die beweglichen Wände der „Zwickmühle“ ſchoben ſich jetzt mehr und mehr um „Bony“ zuſammen, wie der große Deſpot in England vertraulich genannt wurde, während ihn die Yankees drüben, um Zeit und folglich Geld zu ſparen, kurzweg „Nap“ benamſeten. Der babel'ſche Thurmbau ſeines bis in die Wolken erhöhten Kaiſerthrons begann zu wanken, weit mehr durch den Wahnwitz des neuen Cäſars als durch die Bemühungen ſeiner Haſſer untergraben. Schon purzelten auch, Vorzeichen des großen Sturzes, links und rechts napoleoniſche Nebenthrönlein um. Schwager Murat zwar wird unter durch ſchnöden Abfall vom kaiſerlichen Königsmacher erkauftem öſtreichiſchen Schutz, d. h. unter dem Schutze des weiland Liebhabers ſeiner Frau, den Flittertraum ſeines Seiltänzerkönigthums noch eine Weile fortträumen; aber den armen Pepe hat ein „eiſerner Herzog“ Wellington bereits von dem Nadelſitzkiſſen ſeines ſpaniſchen Thrones weg und über die Pyrenäen herüber geblaſen. Und ſeht, dort bläſ't am 28. September ein Koſaken-Hurrah, angeſtimmt von dem kecken Streifzugführer Czernitſcheff, den Morgen-Wieder-Luſtik-Jérôme aus Kaſſel hinweg. Gar eilig entfernte ſich bei Ankündigung dieſes koſakiſchen Beſuchs Se. weſtphäliſche Majeſtät aus der Mitte ſeiner getreuen Unterthanen, „evasit, erupit, excessit," ſtob davon und hielt erſt in Elberfeld an, um ſich allda in ſeiner auf Koſten der Stadt mit Burgunderwein gefüllten Badwanne vom ausgeſtandenen Koſakenſchrecken kümmerlich zu erholen[45]. Derweil zog am 1. Oktober Czernitſcheff in Kaſſel ein und die guten Kaſſeler und Kaſſelerinnen küßten im Delirium des Entzückens ihm nicht allein die Hände, ſondern auch die Stiefeln, in rührend blindheſſiſcher Unterthanenzärtlichkeit ſteif und feſt behauptend, der Koſakengeneral ſei eigentlich ihr „angeſtammter geliebter" Kurprinz Wilhelm[46]. Die koſakiſche Herrlichkeit währte freilich nicht lange. Die Franzoſen kehrten noch einmal zurück und mit ihnen Seine wattirte Majeſtät. Aber ſchon am 26. Oktober ſah der jetzt zum Morgen-Nimmer-Luſchtik Jérôme Gewordene durch „circonstances impérieuses" — wie ſich der weſtphäliſche Moniteur zart ausdrückte — ſich bewogen, ſeiner Hauptſtadt und ſeinem Königreich wieder Valet zu ſagen und zwar diesmal für immer, verfolgt von dem Horniſſengeſumm eines zweiſprachigen Pasquills[47]. Am 21. November ſodann verwirklichte ſich die ganze Hochfülle der patriotiſchen Hoffnungen des getreuen Heſſenvolkes. Denn an dieſem Tage des Heils, deſſen „Entzückungen, Rührungen und Seligkeiten unbeſchreiblich waren" — ſagt Augenzeuge Niemeyer — zog der angeſtammte Landesvater triumphirend in Kaſſel ein, Wilhelm Seelenverkäufer, der Kurfürſt mit dem Zopf und mit dem Kropf. Welche Freuden die getreuen heſſiſchen Unterthanen an ihm, der ſofort „die Weltuhr für Heſſen um ſieben Jahre zurückſchob," ſowie an ſeinen angeſtammten geliebten Nachfolgern erlebt haben, iſt weltbekannt . . . .

Der gewandte Rühle hatte ſich beim Czaren Alexander ſeines Auftrags vortrefflich zu entledigen gewußt. Der gneiſenau-blücher'ſche Plan wurde gebilligt, nur ſollte der Rechtsabmarſch der ſchleſiſchen Armee zur Verbindung mit der Nordarmee und zum Elbübergang erſt ſtattfinden, wenn Bennigſen, welcher am 8. September Breslau erreicht hatte, am Fuße des Erzgebirges angelangt ſein würde. Blücher und Bernadotte ſollten von Oſten und Norden her auf den Empereur drücken und dadurch das Hervorbrechen der Hauptarmee aus Böhmen erleichtern. Die Enden des rieſigen Heerbogens der Verbündeten ſodann mehr und mehr einander nähernd, hoffte man mit Grund, den Feind von der Elbe abzudrängen und ihn zu nöthigen, ſofort den Rückzug gegen den Main und Rhein anzutreten oder aber in der großen ſächſiſchen Ebene eine Entſcheidungsſchlacht anzunehmen. Napoleon konnte ſich über dieſen Plan ſeiner Gegner keine Täuſchung mehr vormachen; aber noch immer blieb er halsſtarrig dabei, zu verſuchen, nicht aus der bedrohlichen Zwickmühle herauszukommen, ſondern die Wände derſelben zurückzuſchieben. Prallte er aber gegen die eine vor, ſo machte ſich ihm auf der Seite und im Rücken die Näherſchiebung der andern ſo fühlbar, daß er wieder zurückmußte. Alſo verlor er die Tage vom 15. bis zum 21. September mit einem gänzlich verfehlten abermaligen Verſuch, in Böhmen einzudringen, und als er davon ablaſſen mußte, begann ſich in ſeinem Hauptquartier „ein dumpfes Schweigen und Mißbehagen“ bemerkbar zu machen. Ebenſo mißlang vollſtändig ein am 22. und 23. September in der Richtung von Biſchofswerda gegen Blücher mehr nur eingeleiteter als geführter Stoß, obgleich der Empereur bulletiniſch nach Dresden melden ließ: „Que l'ennemi se retire, qu'il va au diable.“ Erboſ't und unſchlüſſig kehrte er dann nach der ſächſiſchen Hauptſtadt zurück, um daſelbſt noch etliche Tage lang auf die Preisgebung irgendeiner ſchwachen Seite der Verbündeten zu lauern. Als ſein Lauern als vergeblich und die Nothwendigkeit des Rückzugs von Stunde zu Stunde mehr und mehr — namentlich in Folge der Meldungen von Blücher's Bewegungen — als unausweichlich ſich erwies, ließ er in ſeinem Zorn an die Führer ſeiner Truppen den tatariſchen Befehl ausgeben, die öſtlichen Gegenden Sachſens zur Wüſte zu machen, das Vieh mitfortzutreiben, die Feldfrüchte zu vernichten, die Obſtbäume niederzuſchlagen und die Wälder zu verbrennen. Es war freilich in jenen von dem Krieg furchtbar verheerten Landſtrichen nicht mehr Viel zu verwüſten. Auch hatten die entmuthigten franzöſiſchen Generale weder Luſt noch Muße, den kaiſerwahnſinnigen Befehl zu vollziehen[48].

Am 25. September gab Blücher die Anordnungen über den Rechtsabmarſch, mittelſt deſſen die ſchleſiſche Armee ſich vor die Nordarmee ſetzen und dieſer voran über die Elbe gehen ſollte, an ſeine Unterfeldherren aus. Großes Kopfſchütteln und Gebrumm; denn der ganze Plan und die Vereinbarung mit dem Kaiſer Alexander waren ſo geheim gehalten worden, daß der in's blücher'ſche Hauptquartier als „Dämpfer" befehligte ruſſiſche General Thuyl gegen das ganze Unternehmen förmlichen Proteſt einzulegen ſich bemüßigt fand[49]. Natürlich wurden Einreden gegen die beabſichtigte „Preisgebung Schleſiens" und Proteſte gegen die Rechtsſchwenkung mit etlichen „Millionen Schock Donnerwetter" abgefertigt und der Gebhart Lebrecht ſetzte ſeine 67,222 Mann, worunter das york'ſche Korps in der Stärke von 25,646 Mann, in Bewegung, den klugen Rühle voran zum General Tauenzien nach Liebenwerda ſendend, um dieſem und Bülow zu melden, daß jetzt die Zeit gekommen, über die Elbe zu gehen, mit dem Kronprinzen von Schweden oder auch ohne denſelben. Tauenzien — er hatte 31 Bataillone, 26 Schwadronen und 40 Geſchütze — meldete am 27. Septbr. ſofort ſeine Bereitwilligkeit, aber auch, daß General Borſtell von Bernadotte Befehl erhalten habe, die bei Elſter geſchlagene Schiffbrücke wieder abzubrechen, „weil einige feindliche Bataillone der Anlegung eines Brückenkopfs ſich widerſetzt haben." Gerade dieſen Punkt, allwo, Wartenburg gegenüber, die Elbe zwiſchen der Mündung der Elſter und dem nach dieſem Fluſſe benannten Dorfe nach rechtshin einen ſcharfen Bogen macht, erkannte Rühle auf Grund gneiſenau'ſcher Weiſungen als den zur Bewerkſtelligung des Uebergangs geeignetſten und hinterließ, da er die Schiffbrücke auf Veranſtaltung eines überfürſichtigen Monſeigneur le Piaſſeur bereits abgebrochen fand, in Elſter Befehle, Alles zur abermaligen Brückenſchlagung vorzubereiten. Dann eilte er in das Hauptquartier Bülow's zu Rudersdorf vor Wittenberg und erhielt die Verſicherung, daß der General zum Gedeihen der Unternehmung Blücher's von Herzen mitzuwirken bereit ſei. „Aber — ſagte Bülow — gehen Sie zum Kronprinzen nach Zerbſt hinüber. Ich habe denſelben vergeblich angeeifert, unſere bei Großbeeren und Dennewitz ſiegreichen Waffen auf das linke Ufer der Elbe zu tragen. Vielleicht gelingt es Ihnen beſſer." Machte ſich alſo unſer ſoldatiſcher Diplomat auf nach Zerbſt und wurde von dem Gaskogner ohne Zweifel mit deſſen ſtereotyper Anredeformel empfangen: „Je suis enchanté de vous voir, mon ami. Entendez-vous, mon ami? Adieu, mon ami" — welche Formel durch alle Aeußerungen Bernadotte's immer wiederkehrend ſich hindurchſchlängelte wie der bekannte rothe Faden durch das engliſche Flottentauwerk[30]. Nachdem der Major den Zweck ſeines Kommens dargelegt, fragte Se. königliche Hoheit: „Und mit wie vielen Truppen will denn der Herr General von Blücher über die Elbe gehen? Entendez-vous, mon ami? Mit 30,000? Adieu, mon ami." — „Entſchuldigen Sie, Hoheit. Nicht mit 30,000, ſondern mit ſeiner ganzen Armee." — „In dieſem Falle bin ich entſchloſſen, mit der Nordarmee die Elbe ebenfalls zu überſchreiten. Adieu, mon ami. Der Punkt bei Elſter ſcheint auch mir für den Uebergang der ſchleſiſchen Armee der paſſendſte. Entendez-vous, mon ami? Ich werde, um die Aufmerkſamkeit des Feindes abzulenken, von Roslau und Aken aus ernſthafte Demonſtrationen unternehmen — Adieu, mon ami! — und hierauf, ſowie ich mit Sicherheit operiren kann, mit meiner ganzen Armee ebenfalls über den Strom gehen. Binnen drei oder vier Tagen wird das, hoff' ich, geſchehen können — Entendez-vous, mon ami? — und wir können dann auf dem linken Ufer gemeinſam auf Leipzig marſchiren — Adieu, mon ami!“ Rühle, wohl wiſſend, mit wem er es zu thun habe, nahm den Piaſſirer beim Wort und ließ ſich das ſo eben Vernommene Schwarz auf Weiß geben, in Form eines Briefes des Kronprinzen an Blücher. Aber man konnte weder auf ein mündliches noch auf ein ſchriftliches Wort des Gaskogners ſich verlaſſen, weßhalb der in's bernadotte'ſche Hauptquartier befehligte General Kruſemark an demſelben 29. September an Blücher ſchrieb: — „Bei der Stimmung und den Anſichten des Kronprinzen ſehe ich kein anderes Mittel, ihn vorwärts zu bringen, als daß die Bewegungen von Ew. Excellenz Armee ihm nicht länger verſtatten, zurückzubleiben.“ Die Wahrheit iſt, daß Zweiächsler Bernadotte ſein eben erwähntes Verſprechen nur gegeben hatte, weil er des beſtimmten Glaubens lebte, der Blücher würde es unter allen Umſtänden nicht wagen, ohne ihn die Elbe zu überſchreiten. Er kannte den Alten ſchlecht.

Blücher ging entſchloſſen vorwärts, um ſo mehr, da ihm Bennigſen unterm 29. September aus Auſſig ſeine Ankunft in Böhmen meldete. Am 1. Oktober traf die ſchleſiſche Armee in Herzberg ein, am Tage darauf in Jeſſen. Hier erhielt der Alte ein Schreiben von Bülow, worin es hieß: „Der Marſch Ew. Excellenz iſt ſchön und kühn. Wir müſſen nun aber, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, die Elbe paſſiren und am linken Ufer mit aller Kraft wirken. Ich hoffe, daß ſich eine Gelegenheit finden wird, den Kronprinzen mit fortzuziehen; kann es aber nicht geſchehen, ſo werde ich mich durch die Furchtſamkeit und die egoiſtiſche Politik eines Fremdlings nicht abhalten laſſen, mit meinem Korps für das allgemeine Beſte mitzuwirken, und können Ew. Excellenz auf mich und meine ſehr braven Truppen rechnen." Solcher Waffenbrüder Unterſtützung ſicher, ließ ſich Blücher, am Ufer der Elbe angelangt, nicht dadurch aufhalten, daß er erfuhr, Bernadotte habe zum Uebergang der Nordarmee am 3. Oktober noch nicht die geringſte Anſtalt gemacht. Er für ſeine Perſon wollte mit dem ſchleſiſchen Heer an dieſem Tage hinüber und er kam hinüber. Gefahrlos freilich war das Unternehmen mit nichten. Man mußte, da Bernadotte in geradem Gegenſatz zu ſeinem Verſprechen ſich mäuschenſtill verhielt, beſorgen, der Feind würde mit ungetheilten Kräften dem Uebergangsverſuch bei Elſter und Wartenburg entgegentreten. Das Dorf Wartenburg, ſchon von Natur eine feſte Stellung, war von den Franzoſen mittelſt Benützung der Moräſte und Uferdämme, wie mittelſt Anlegung von Schanzen und Verhauen zu einer Art Feſtung umgeſchaffen worden. Das vierte franzöſiſche Armeekorps, vom General Bertrand befehligt, hielt dieſelbe in der Stärke von 10—12,000 Mann mit 60 Geſchützen beſetzt; ſo zwar, daß die Diviſion Morand in Wartenburg ſelber, die würtembergiſche Diviſion Franquemont auf dem rechten Flügel bei Bleddin und die italiſche Diviſion Fontanelli etwas rückwärts bei Globig ſtand. Die Bodenverhältniſſe waren übrigens der Art, daß die Schwierigkeiten eigentlich erſt nach Ueberſchreitung des Stroms anheben. Der Feind vermochte nämlich den Uebergang ſelber kaum ernſtlich zu hindern; aber die Verbündeten ſahen ſich, am Ende der Brücken angekommen, in der Lage, den Feind aus einer feſtungsähnlichen Stellung vertreiben zu müſſen, um auf dem linken Ufer feſten Fuß faſſen zu können.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober wurden von Elſter aus eine preußiſche Bockbrücke und eine ruſſiſche Leinwand-Prahmenbrücke über den Strom geſchlagen. Der Obergeneral hatte am Abend des 2. von Jeſſen aus dem York den Befehl zugefertigt, mit ſeinem Harſt zuerſt überzugehen, und in der Morgenfrühe des 3. langte der Prinz Karl von Mecklenburg mit den zwei erſten Brigaden York's in Elſter an, von wo ihn Gneiſenau über die inzwiſchen fertig gewordenen Brücken marſchiren und gegen Wartenburg vorgehen hieß. York ſelbſt folgte mit ſeinem ganzen Schlachthaufen. Als er in drei Kolonnen über die Brücken zog, ſtimmten die Preußen aus voller Kehle an: „Prinz Eugenius, der edle Ritter, er ließ ſchlagen einen Brucken, daß man konnt' hinüberrucken mit der Armee wohl vor die Stadt.“ Drüben hielt der Alte auf ſeinem Schimmel, heftig rauchend. Das Fußvolk marſchirte mit Hurrah an ihm vorüber. Als die ſchwarzen Huſaren kamen, ihre Pferde am Zügel führend, rief er ihnen zu: „Vorwärts, Kinder, und gut ausgehalten! Wer nicht ſiegt, muß in der Elbe erſaufen, ihr Mordkerle und Schwerenöther! Denn die Brücken laſſ' ich hinter uns abbrennen.“ Dazu die Einen: „Hurrah, Vater Blücher!“ aber die Andern brummig: „Ei, ja wohl! Daß dich! Nicht nöthig, das Abbrennen! Werden unſere Schuldigkeit thun, ob die Brücke hinter uns ſteht oder brennt.“ Worauf der Gebhart Lebrecht: „Na, Kinder, hab' ich was Dummes geſagt? Millionen Donnerwetter! Laßt's man gut ſein und nehmt's nicht krumm! War nicht ſo gemeint, wißt ihr? Kennen einander ſchon... Vorwärts!“

Und vorwärts ging es, aber hart her ging es dabei. Die Erſtürmung von Wartenburg war ein ſchweres Stück Blutarbeit und ein tapferer Eiſigblicker York, dem der ſchwerſte Antheil zugefallen, glaubte ausreichende Urſache zu haben, eine höchſt verdrüßliche Priſe zu nehmen und zu brummen: „Dieſer Elbübergang iſt wieder ein ſo unüberlegtes Stücklein, als es nur eins geben kann, und wird ſchlecht ausfallen.“ Dann ſchlug er den Deckel ſeiner Doſe zu und verſchritt dazu, das Stücklein gut ausfallen zu machen, ſo daß der Blücher ſeinerſeits guten Grund hatte, zu ſagen: „Der Schwerenöther, der York, iſt ſchwer ins Feuer zu bringen; hab' ich ihn aber mal drin, ſo iſt Keiner beſſer als er.“ York ordnete einen kombinirten Angriff auf Wartenburg, ſo zwar, daß der Prinz von Mecklenburg auf Bleddin vordringen und nach Wegnahme dieſes Dorfes den Feind in der rechten Flanke umgehen, der Oberſt Steinmetz aber derweil die Franzoſen in der Fronte beſchäftigen und der Generalmajor Horn die Verbindung zwiſchen dem Prinzen und dem rechten Flügel unterhalten ſollte, worauf dann, ſobald die umgehende Bewegung des Prinzen wirkſam geworden, der allgemeine Sturm erfolgen müßte. Allein der Feind vermochte in ſeinen wohlgedeckten Stellungen alle auf dieſe Anordnungen baſirten Anſtrengungen der Preußen blutig zurückzuweiſen. Beſorgnißvoll ſah Blücher das maſſenhafte Zurückbringen von Verwundeten. Er ſprengte zu den Brücken, dieſſeits welcher ſich das inzwiſchen herübergekommene Korps von Langeron in Gefechtsordnung formirt hatte. Der Alte wollte in eigener Perſon die Ruſſen ins Treffen führen, um mit überlegenen Maſſen rechtsher vom „Klinker“ und linksher von Bleddin Wartenburg zu umfaſſen. Er ritt an die ruſſiſchen Regimenter heran, forderte den General Kern auf, ſeine Worte zu dolmetſchen, und rief: „Ihr alten Moskowiter, ihr habt euren Feinden noch nie den Rücken gekehrt“ — (großes Hurrah!) — „ich werde mich an eure Spitze ſetzen und ihr ſollt die Kerls, die Franzoſen, angreifen. Schwerenoth, ich weiß, ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken zeigen... Paſcholl!“ Unter unendlichem Hurrahen ſetzten ſich die „alten Moskowiter“ in Marſch, allein ſie kamen nur auf ein bereits erſiegtes Schlachtfeld. Der Entſcheidungsſchlag war nämlich inzwiſchen ſchon gefallen: der tapfere Generalmajor Horn hatte den großen Damm von Wartenburg erſtürmt und damit die „Pflaumenſchlacht“ gewonnen, welche 12,000 Mann vom York'ſchen Korps — denn nur dieſe kamen wirklich ins Gefecht — gegen ungefähr ebenſo viele Feinde fochten und zwar mit einem Verluſt von 3068 Todten und Verwundeten, worunter 67 Offiziere. Ja, der Horn hatte an dem ſchwer anzupackenden Ding eine Handhabe gefunden. An der Spitze des zweiten Bataillons vom Leibregiment, gefolgt vom erſten und vom Landwehrbataillon Reichenbach, ging er durch Sumpfwieſen und Obſtbaumpflanzungen gegen den großen Damm vor. Seine Leute waren emſig daran, reiſe Pflaumen von den Bäumen zu ſchütteln — daher die „Pflaumenſchlacht“ — als Trommeln und Hörner zum Angriff riefen. Als derſelbe begonnen hatte, merkte Horn, daß mit Geſchieße gegen einen völlig gedeckt ſtehenden Feind Nichts auszurichten ſei, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Brigade, rief ihr zu: „Ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut! Zur Attake Gewehr rechts!“ und vorwärts ging's, den Damm hinan, mit dem Bajonnett dem Feind ins Fleiſch. Um 3 Uhr Nachmittags war Alles vorüber und Bertrand mit den Trümmern ſeines Korps in voller Flucht gen Wittenberg zu. Die Sieger lagerten bei Wartenburg. Als die Truppen Abends einrückten und das erſte Bataillon vom Leibregiment an der Stelle vorübermarſchirte, wo York mit ſeinem Stabe hielt, nahm der General den Hut ab und blieb entblößten Hauptes, bis der letzte Zug der braven Stürmer vorbeigeſchritten. . . Alſo war der Rechtsabmarſch des ſchleſiſchen Heeres zur Elbe und die Ueberſchreitung des Stromes, eine ſtrategiſche Bewegung von weltgeſchichtlicher Bedeutung, vollſtändig gelungen und wohl durfte ſich der Blücher im Saale des Schloſſes von Wartenburg mit ſeinen Generalen ſiegesfröhlich zum Abendimbiß niederſetzen. Das Siegesmahl verwandelte ſich aber ſo zu ſagen in eine „Trauerloge“, aufgethan zum Ehrengedächtniß des großen und guten Scharnhorſt, welchem die von ihm ſo treu vorbereiteten Tage des Sieges zu ſehen nicht gegönnt geweſen. Ein Meiſter vom Stuhl, nahm der Gebhart Lebrecht zum Preiſe ſeines dahingegangenen Freundes das Wort und „nie — ſo hat ein Ohrenzeuge berichtet — nie hörte ich eine ergreifendere Rede, nie eine Darſtellung der Verdienſte des großen Kriegers anſchaulicher, herrlicher, lebendiger vortragen. Der unwillkürliche Erguß von Blücher's Rede war ein wunderbares Produkt dichteriſcher Begeiſterung. Am Schluſſe derſelben rief er den anweſenden Sohn des verſtorbenen Helden zu ſich und der Gerufene, dem greiſen Redner ſich gegenüber ſtellend, vermochte es nicht, ſeine Erſchütterung zu verbergen[51]). . ." Bis zum 9. Oktober, an welchem Tage Blücher ſein Hauptquartier in Düben hatte, war die Verbindung des ganzen ſchleſiſchen Heeres, das in der Stärke von etwa 60,000 Mann den Feldzug jenſeits der Elbe fortſetzen konnte, mit der Nordarmee, welche ihr piaffirender Obergeneral wohl oder übel die Elbe ebenfalls hatte überſchreiten laſſen müſſen, vollkommen hergeſtellt und ließen die bedeutſamen ſtrategiſchen Folgen hievon nicht lange auf ſich warten. . .

Derweil alſo durch preußiſche Waffen, nicht allein vorzugsweiſe, ſondern geradezu *nur* durch preußiſche Waffen der Widernapoleonismus auf Walſtätten ſiegte und ſtrategiſche Erfolge errang, war es Oeſtreich gegeben, diplomatiſche Triumphe zu feiern, — Triumphe, welche zugleich Niederlagen für die deutſche Sache geweſen ſind. Denn getreu dem deſpotiſchen und widerdeutſchen Sinne des teplitzer Vertrags, wob die öſtreichiſche Diplomatie weiter an dem Leichentuch, welches der Abſolutismus über die Völkerhoffnungen werfen wollte. Judas Gentz, dieſer elende Knecht ſeiner Lüſte, dieſer Feigling, der ſich vor dem Tod, vor dem Donner, ſogar vor Gänſen fürchtete, vor Gänſen in des Wortes wörtlichſter, gänſigſter Bedeutung, hat uns verrathen, was in jenen Tagen, wo die genasführten Völker noch für Freiheit und Vaterland ſich zu ſchlagen glaubten, die leitenden Kreiſe bewegte und beſtimmte. Er hatte zu Prag vom 4. bis zum 7. Oktober „viele und wichtige Geſpräche mit Metternich, beſonders über die deutſchen Angelegenheiten“ und ſchrieb darüber in ſein Tagebuch: „Der Geiſt, der durch den allgemeinen Widerſtand gegen die franzöſiſche Herrſchaft in Deutſchland erwacht, durch die ſtein'ſchen Proklamationen mächtig geſteigert, beſonders von Preußen aus dergeſtalt gewachſen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskriege nicht unähnlich ſah, gab zu ernſten Betrachtungen und Beſorgniſſen über die Zukunft Anlaß[34]).“ Ja wohl! Für die Gentze und Metterniche mußte natürlich der Gedanke erſchrecklich ſein, daß die armen Teufel von Völkern den Einfall haben könnten, für ihre namenloſen Leiden, ihre unermeßlichen Anſtrengungen und Aufopferungen auch einmal Troſt, Erſatz und Vergütung zu erwarten und zu fordern. Von einer Gewährung konnte freilich keine Rede mehr ſein von dem Tage ab, von welchem an der öſtreichiſche Miniſter, dieſer flache, herzloſe Ränkekünſtler und graziöſe Unterrockspolitiker, in dem Rathe der Verbündeten die leitende Stimme hatte. Mittelſt ſeiner Formenſicherheit und Formengewandtheit, durch ſeinen diplomatiſchen Schliff, Schick und Takt hatte er den unklaren Czaren, deſſen Eitelkeit er geſchickt und wohlduftend zu beweihräuchern wußte, aus der Sphäre des ſtein'ſchen Geiſtes mehr und mehr in die des Ungeiſtes der Franz-Metternichigkeit herüberzuziehen gewußt. In dieſer Sphäre gediehen dann Dinge, wie der zwiſchen Oeſtreich und Baiern am 8. Oktober von 1813 zu Ried abgeſchloſſene Vertrag, kraft deſſen Baiern vom Rheinbund zurück- und zu den Verbündeten übertrat.

Der Czar, welcher für die Sache Deutſchlands nie eine wirkliche Theilnahme gehegt, ſondern nur, ſo lange ihm das zweckdienlich geſchienen, eine erheuchelte gezeigt hatte, ging bereitwillig auf die metternichigen Anleitungen ein, die Sprengung des Rheinbundes in einer Weiſe zu bewerkſtelligen, welche alle Hoffnungen der deutſchen Patrioten auf eine einheitliche oder auch nur annähernd einheitliche Geſtaltung ihres Landes zunichte machte. In dieſem Zwecke ſollte den rheinbündiſchen Satrapen Napoleon's, um ſie ihrem „Protektor“ untreu zu machen, die volle Selbſtſtändigkeit ihrer „Reiche,“ die volle Souverainetät ihrer „Kronen“ verſprochen und garantirt werden. In dieſem Sinne, alſo ganz in dem des teplitzer Vertrags, ſchrieben die beiden Kaiſer Alexander und Franz am 23. September aus

Teplitz an den König von Baiern, welchem der Beſitz des bairiſchen Reichs, ſo wie es war, förmlich zugeſichert wurde („ses dimensions actuelles et sa parfaite indépendance," ſchrieb Franz) — oder aber, falls politiſche Konſtellationen die Abtrennung etlicher ſeiner dermaligen Provinzen (d. h. die Zurückgabe Vorarlbergs, Tirols und Salzburgs an Oeſtreich) räthlich machen ſollten, eine volle, zweckmäßige und vortheilhafte Entſchädigung hiefür durch Zutheilung von Land und Leuten („l'indemnisation la plus complète sera formellement garantie à V. M." ſchrieb Alexander[34]). Aber erhob denn der Freiherr vom Stein ſeine Stimme nicht gegen ſolchen an den deutſchen Hoffnungen begangenen Verrath? O Himmel, der Stein war zu dieſer Zeit ſchon nur noch ein fünftes Rad am Wagen, welches ſich zwar grollend-knarrend drehte, aber in der Luft, mit der einzigen Wirkung, daß die Metterniche und Gentze und mälig auch ſchon der Czar das grollende Geknarre ſehr unangenehm fanden. Und die preußiſche Staatskunſt? Die iſt, wie Jedermann weiß, ein Ding, welches mit Friedrich dem Großen in die Gruft der potsdamer Garniſonskirche verſenkt ward. Vom König Infinitiv gar nicht zu reden, ſondern nur von den damaligen beiden amtlichen Hauptträgern der preußiſchen Politik, ſo iſt zu ſagen, daß der Eine, Hardenberg, im Grunde eine kaum weniger frivole Natur geweſen iſt als Metternich, aber dieſem an Sicherheit und Gewandtheit des Auftretens, an Routine im diplomatiſchen Formalismus ſehr weit nachſtand, und daß der Andere, Humboldt, ein guter, edler, vaterländiſch fühlender und freiſinnig denkender Menſch war, aber unendlich weit mehr ein quietiſtiſcher Gelehrter als ein ſicher blickender und entſchloſſen handelnder Staatsmann. Zudem wurde das Gute und Tüchtige, was Hardenberg und Humboldt allenfalls noch hätten ſchaffen und durchſetzen wollen und können, gelähmt und verdorben durch das Hereinpfuſchen von Leuten wie Kalkreuth, Wittgenſtein und Niebuhr in die preußiſche Politik. Der Letztgenannte, ſpäter bekanntlich zum kläglichſten Angſtbruder ausgeſchlagen, erwies ſchon i. J. 1813 die Schärfe ſeines „hiſtoriſchen Blickes,“ indem er von dem preußiſchen Kronprinzen, dem nachmaligen Friedrich Wilhelm dem Vierten, „die ſchönſten und größten Dinge“ erwartete und förmlich „prophezeite“[34]. Summa: Preußen hatte die Ehre, auf dem Schlachtfelde das Meiſte und Beſte zu thun; im Rathe jedoch ward es zuletzt gefragt und am wenigſten beachtet.

Es war ſchon im Auguſt von Wien aus auf den Abfall Baierns vom Napoleonismus hingearbeitet worden. Montgelas jedoch, welchem die deutſchpatriotiſchen Anſchauungen und Abſichten, wie der Aufruf von Kaliſch ſie verkündigt hatte, ein Gräuel, Montgelas, welcher überdies der Uneigennützigkeit Rußlands, Preußens und Oeſtreichs mit Recht mißtraute, hielt den König Max Joſeph noch beim Rheinbund feſt und ſo war am 13. Auguſt ein bairiſches Heer von München nach dem Inn aufgebrochen, um den Oeſtreichern daſelbſt abwehrend entgegenzutreten. Es wurde befehligt von dem General und Grafen (von Napoleon's Gnaden) Wrede, dem man die lächerliche Ehre angethan hat, ihn für einen deutſchen Patrioten zu halten und zu erklären, während er im günſtigſten Falle „gut bairiſch“ geſinnt und im höchſten Grade begierig war, die herrſchende Stelle des Miniſters Montgelas einzunehmen. Im Uebrigen ein Mann von ganz mittelmäßigen Gaben, welcher Säbelraſſelei mit Feldherrntalent verwechſelte. Wrede, im Sinne des ſpezifiſch-bairiſchen Patriotismus handelnd, brachte es dahin, daß er die auf eigene Hand angeſponnenen Verhandlungen mit den Oeſtreichern fortführen durfte, und in Folge deſſen gelangte Baiern zu einem weiteren Punkt ſeiner Abſchwenkung vom Napoleonismus, indem es ſich am 21. September neutral erklärte und ſeine Truppen aus dem Lager des Empereur abrief. Als nun vollends die frohe, in den erwähnten beiden Kaiſerbriefen enthaltene Botſchaft aus Teplitz in München eingetroffen und der Beſtand des „Reiches“ Baiern garantirt war, da ging dem guten Max Joſeph plötzlich ein Licht auf, daß, in ſeiner eigenen gemüthlichen Ausdrucksweiſe zu reden, der Sch...kerl von Bonaparte doch eigentlich nur ein Parvenu und Uſurpator ſei, und Wrede erhielt Vollmacht, mit dem öſtreichiſchen Bevollmächtigten zu Ried weiter zu verhandeln und abzuſchließen. Montgelas verſuchte zwar noch eine Gegenmine zu bohren, ſcheiterte aber an dem barſchen Auftreten Wrede's, dem es an Selbſtvertrauen keineswegs fehlte und der, von Ried nach München geeilt, am 7. Oktober dem Könige den entſcheidenden Entſchluß abpreßte. Am folgenden Tage kam dann der rieder Vertrag förmlich zum Abſchluß, kraft deſſen Baiern unter den ſchon angegebenen Bedingungen ein Heer von 36,000 Mann gegen Frankreich ins Feld zu ſtellen verſprach [55]). Damit war der Rheinbund thatſächlich geſprengt; denn wenn auch Würtemberg, Baden, Würzburg, Frankfurt und Heſſen, d. h. die Paſcha's dieſer napoleoniſchen Paſchaliks, durchaus keine Neigung zeigten, das von Baiern gegebene Beiſpiel zu befolgen, ſo hatte Wrede, welcher ſchon am 10. Oktober mit ſeinen Baiern und den ſeinem Befehl unterſtellten Oeſtreichern vom Inn nach dem Main aufbrach, um auf die Rückzugslinie des Empereur zu gelangen, die militäriſche Macht, beſagte Paſcha's zum Abfall von ihrem Padiſchah zu zwingen. So zwang er ſchon am 23. Oktober dem würtemberger einen „Militärvertrag" ab, kraft deſſen Würtemberg vom Rheinbund zurücktrat und einen Heerhaufen von 4500 Mann zu der öſtreichiſch-bairiſchen Armee unter Wrede ſtoßen ließ.

In Wahrheit, der würtemberger Tyrann that dies nur gezwungen; denn er hing mit Fanatismus an ſeinem Obertyrannen. Wie ſich der ſtuttgarter Hof zu dem Geiſte des Jahres 1813 ſtellte, erhellt tragikomiſch aus dieſer kurzen, aber aktenmäßigen Geſchichte: — König Friedrich hatte einen höheren Staatsdiener, Herrn von Jasmund zu Ellwangen, beauftragt, diplomatiſche Beziehungen mit den Verbündeten, zunächſt wohl mit Wrede, anzuknüpfen. Höchſt erfreut, ſchrieb Jasmund ſeinem „Allerdurchlauchtigſten“ u. ſ. w. am 14. Oktober: „Ew. K. Majeſtät lege ich den ehrfurchtsvollſten Dank zu Füßen für das Glück, daß Sie in einem der wichtigſten Augenblicke für das Schickſal Würtembergs mich würdig gefunden haben, die erſten Schritte zu thun, um dieſes ſchöne Land wieder mit dem heiligen Intereſſe Deutſchlands zu verbinden. Wenn es mir bisher nur erlaubt war, Wünſche für das Gelingen der allgemeinen guten Sache zu hegen, ſo geben mir Ew. K. M. durch dieſen ehrenvollen Auftrag die ſchönſten Mittel an die Hand, meine Geſinnungen für die Befreiung Deutſchlands von dem fremden Joch auf's Herzlichſte zu bethätigen, und nie war ich ſtolzer auf dieſe Geſinnungen als jetzt, wo Sie mir das beneidenswerthe Loos verſchaffen, mir die Zufriedenheit meines Königs und den Beifall meines deutſchen Vaterlandes zu erwerben.“ Armer Jasmund! Die „Zufriedenheit“ deines „Allerdurchlauchtigſten“ u. ſ. w. mit deiner vaterländiſchen Geſinnung erhellte ſchlagend aus dem königlichen Erlaß, welcher „auf allerhöchſten Befehl“ am 20. Oktober aus Stuttgart an dich abging und alſo lautete: „Se. K. Majeſtät haben Dero Schreiben vom 14. erhalten, müſſen aber darüber Ihr gerechtes Mißfallen äußern, indem es einen Geiſt verrieth, welcher zwar entfernte und benachbarte Reiche ergriffen hat, welchen aber Se. K. M. in dem Ihrigen zu unterdrücken wiſſen werden. S. K. M. fordern von Ihren Dienern nur Intereſſe für Ihren König und Sein Reich und jedes allgemeine Intereſſe enthält eine ſtrafbare Einmiſchung in die Abſichten des Gouvernements. Endlich iſt es Pflicht eines jeden getreuen Dieners, nur die Sache, für welche Ihr Souverain ſich erklärt, als die wahre gute Sache anzuſehen, und S. K. M. ertheilen daher nicht nur dem von Jasmund einen ernſtlichen Verweis, ſondern werden auch, da Höchſtſie jetzt von ſeinen Geſinnungen unterrichtet ſind, ihn für die Zukunft dahin ſtellen müſſen, wo dergleichen überſpannte Ideen unſchädlich werden“ 76). Alſo im Oktober von 1813 der Quäler eines deutſchen Volksſtamms, welcher vordem der Ehre genoſſen, die Reichsſturmfahne tragen zu dürfen, — alſo der Tyrann eines Landes, welches den Dichter des Tell geboren hatte. War es ungerechtfertigt, zu ſagen, daß Ideal und Wirklichkeit ſich verhalte, wie der Sonnenſtral zu der von ihm geſtreiften Kothlache?

## Viertes Kapitel.

## Leipzig.

Die ſchrillſtimmigen Prediger der napoleoniſchen Mythologie, die Fain, Pelet und Mitlügner — den Gott dieſer Mythologie inbegriffen — haben der Welt, welche ſie ja als eine betrogen ſein wollende kannten, Viel von einem abenteuerlichen Plan vorgeredet, welchen der Empereur gefaßt habe, als ſeine Centralſtellung in Dresden mehr und mehr unhaltbar geworden, nachdem ſämmtliche drei Heere der Verbündeten einmal in den Stand geſetzt waren, auf dem linken Ufer der Elbe gegen ihn vorzugehen. Denn auch die Hauptarmee unter Schwarzenberg hatte ſich am 3. Oktober wieder über das Erzgebirge nach Sachſen herein in Bewegung geſetzt und zwar in der Richtung auf Leipzig, — ſehr vorſichtig taſtend allerdings, wie es des Generaliſſimus Art, weil er, einem entſcheidenden Zuſammenſtoßen mit dem Schlachtendonnerer fürerſt abhold, der Anſicht war, man müßte denſelben mittelſt Steigerung des „kleinen Kriegs“, welcher durch „ſtrategiſche Manöver“ zu unterſtützen wäre, alſo mittelſt Anwendung von ſanftem Zwange zum Rückzug nach Leipzig bewegen[57]). Ein piaffirender Bernadotte, welcher das Zuſammentreffen mit ſeinem ehemaligen Gebieter noch unendlich viel mehr ſcheute als der öſtreichiſche Feldmarſchall, war mit dieſer vor-, neben- und hinterſichtigen Kriegsführung von Herzen einverſtanden. Aber da war auch noch der alte Blücher, der unverwüſtliche Vorwärtstreiber, welcher zwar keineswegs, wie die Wimmerer klagend winſelten, „blind dreinfuhr“, aber doch des entſchiedenen Glaubens lebte, es wäre nachgerade Zeit, mit dem Bonaparte ein Ende zu machen, und von welchem daher, wie nicht weniger von ſeinem Gneiſenau, mit Beſtimmtheit zu erwarten, daß er alles Menſchenmögliche thun würde, um dem Feinde den Centralpunkt Dresden zu verleiden.

Was thut nun „Bony in der Zwickmühle?“ Mythograph Pelet phantaſirt zur Antwort von einer großartigen „Veränderung des Kriegsſchachbretts“ und die napoleoniſche Mythologie, bearbeitet von Fain und Napoleon ſelber (auf Sankt Helena), variirt dieſes phantaſtiſche Thema dahin, daß der Kaiſer geplant habe, „die Verbündeten zwiſchen der Elbe und Saale ungehindert vorrücken zu laſſen, ſich ſelber aber mit allen ſeinen Streitkräften in ihren Rücken zu werfen, unter dem Schutze der feſten Plätze Torgau, Wittenberg, Magdeburg zu manövriren, den Kriegsſchauplatz zwiſchen die Elbe und die Oder zu verlegen, nach Befund der Umſtände die noch von den Franzoſen beſetzten Oder- und Weichſelfeſtungen zu entſetzen, auf dem Raume zwiſchen Hamburg und Dresden den Krieg neu zu organiſiren, dadurch die Rheinbundfürſten in ihrer Treue zu befeſtigen, das Bündniß der Feinde aber zu lockern und zu ſprengen.“ Aber leider — klagt Mythograph Fain — findet die Kühnheit dieſes Plans nur Tadler in der Umgebung des Kaiſers. „Die meiſten Generale, die bereits eine ſtille Verdrüßlichkeit zeigten, geben nun ein offenes Mißvergnügen zu erkennen.“ Und damit noch nicht genug. Es bedarf zum Abſchluſſe des mythologiſchen Melodrama's eines großen Knalleffekts. Bumm, bumm! Marſchall Berthier tritt auf, „ein kleines Billet aus München in der Hand haltend: Der Abfall Baierns iſt eine vollendete Thatſache!“ Jetzt wird der Empereur beſtürmt, die großartige Schachbrettsveränderung bleiben zu laſſen, um der Rückzugslinie nach dem Rhein nicht verluſtig zu geben, und er thut es. Nicht weil er „den Abfall Baierns nicht ſchon vorher in ſeinen Kombinationen als möglich vorausgeſetzt gehabt hätte, ſondern weil es ihm immer klarer wird, daß die Anführer ſeiner Armee muthlos geworden ſind,“ und es demnach unklug wäre, ſie der Probe einer derartigen kaiſerwahnſinnigen Schachbrettveränderung auszuſetzen[38]).

Das Alles iſt eitel Alfanzerei, zur Erbauung von Köhlergläubigen erſonnen. Die Vertrauten Napoleon's in jenen Tagen, mit welchen er ſeine wirklichen Pläne durchſprach, die Marſchälle Saint-Cyr und Marmont, ſowie der Generalintendant Daru, ſie wiſſen in ihren Berichten Nichts von Alledem. Napoleon's Lage war, nachdem Blücher die Nordarmee über die Elbe ſich nachgezogen und die böhmiſche Armee ihren Marſch auf Leipzig angetreten hatte, eine höchſt bedrohte. Er wußte es wohl; denn in dieſem echten Italiker war neben höchſter Leidenſchaftlichkeit kühlſte Ueberlegung vorhanden, und ſowie der Dämon cäſariſch wahnwitzigen Hochmuths einen Augenblick in ſeiner Seele ſchlief, machte ſein ſcharfer Verſtand, ſein Realismus ſich geltend. Dieſer rieth ihm, zunächſt mit aller Macht auf den Blücher loszugehen, als auf den gefährlichſten Gegner. Da er die Stärke der ſchleſiſchen Armee richtig auf 60,000 Mann ſchätzte, die Stärke der Nordarmee aber ſehr unterſchätzte — (er ſchlug ſie auf nur 40,000 Mann an) — ſo glaubte er einen Schlag nach dieſer Seite hin mit großer Uebermacht führen zu können, während ihm immerhin noch 50 oder etliche 50,000 Mann blieben, mit welchen er ſeinen Schwager Murat über Meißen gen Leipzig aufbrechen ließ, um Schwarzenberg einſtweilen im Schach zu halten, und weitere 28 bis 30,000 Mann, welche er unter dem Oberbefehl des Marſchalls Saint-Cyr zur Behauptung Dresdens in dieſer Stadt zurücklaſſen konnte und auch wirklich zurückließ. Seine Hoffnung war, den Blücher vollſtändig zu ſchlagen — den gaskogniſchen Piaffeur zog er mit Recht bei dieſem Vorhaben weiter gar nicht in Betracht —

und hierauf nach Leipzig eilen, daſelbſt die 30,000 Mann, großentheils aus Spanien gezogene Kerntruppen, welche der Marſchall Augereau aus Franken heranführte, an ſich ziehen und mit ganzer Kraft auf die Hauptarmee der Verbündeten fallen zu können. In dieſem Plan war Möglichkeit und Methode; allein von den günſtigen Vorausſetzungen, von welchen dabei ausgegangen wurde, verwandelten ſich die meiſten in ihr Gegentheil, ſo daß Leipzig allerdings der Ausgangspunkt blieb, aber nicht als Stätte des Sieges, ſondern der Niederlage.

Die Nacht vom 6. auf den 7. Oktober war die letzte, welche der Empereur im Marcolini'ſchen Palais zu Dresden verſchlief, oder vielmehr durchwachte. Denn nachdem er am Abend dem König Friedrich Auguſt Befehl gegeben, ihm am folgenden Tage in der Richtung auf Leipzig zu folgen, arbeitete er beim Schein von 20 Wachskerzen in ſeinem Kabinette bis zum Morgengrauen. Dann nahm er ein Bad und fuhr ab gen Meißen. Das arme, willenloſe Opferſchaf von Sachſenkönig langſam hintendrein. Zu Meißen angelangt, ſchrieb Napoleon an Gouvion Saint Cyr, daß er Hoffnung habe, den Feind (Blücher) zu einer Schlacht heranzulocken („j'ai l'espérance d'attirer l'ennemi à une bataille“), und that gegen Daru eine Aeußerung, die Zweierlei beweiſ't: daß die erwähnte, von ihm ſelbſt und Anderen ſpäter erſonnene und ſchlecht aufgeſtutzte Schachbrettveränderungsfabel eben nur eine Fabel iſt und daß die Vorſtellung, er könnte von den Verbündeten ſo gut geſchlagen werden, wie ſeine Generale von ihnen geſchlagen worden waren, an dem Hochmuth des Kaiſerwahnſinns ganz und gar abprallte. Er ſagte nämlich oder diktirte vielmehr (zu bulletiniſchen Zwecken): „Ich werde eine Schlacht liefern. Werde ich ſie verlieren, laſſ' ich Dresden räumen. Die Kanonen werden vernagelt, die Laffeten zertrümmert, die Blockhäuſer verbrannt. Da ich aber die Schlacht gewinnen werde, bleibt Dresden ſtets der Mittelpunkt meiner Operationen“[59]. Am 8. Oktober war er in Wurzen, am 9. in

Eilenburg, am 10. in Düben, wo er in ſehr übler Laune anlangte; denn der gegen Blücher beabſichtigte Schlag war bereits ins Waſſer gefallen.

Der Alte nämlich hatte die von dem Empereur geſuchte Schlacht nicht bewilligen können, ohne ſich einer geradezu erdrückenden Uebermacht bloßzuſtellen, weil der heldenmüthige Gaskogner durchaus nicht zum Mitſtandhalten zu bewegen geweſen war, ſobald er das Herankommen Napoleon's in Erfahrung gebracht. Am 7. Oktober war Blücher zu einer Zuſammenkunft mit dem ſchwediſchen Kronprinzen nach Mühlbeck an der Mulde geritten. In plaſſirender Manier höchſter Potenz als „cher frère d'armes" begrüßt, begann er mit Bernadotte zu verhandeln und zwar unter dolmetſchender Vermittelung des Prinzen Wilhelm von Preußen und des Oberſts Müffling, da keiner der beiden Feldherrn der Sprache des andern mächtig war. Blücher ſchlug ein unverweiltes gemeinſames Vorrücken der Nordarmee und der ſchleſiſchen auf Leipzig vor, um dort mittelſt der Verbindung mit der böhmiſchen das Netz um den Feind zuſammenzuziehen. Bernadotte kabriolte, dahin, dorthin, ſuchte jedoch die dem Alten über die Zuverläſſigkeit des „lieben Waffenbruders" aufſteigenden Bedenken mit einem kordialen: „Mais nous sommes d'accord!" zu beſchwichtigen. Man ſollte und wollte demnach auf Leipzig marſchiren und im blücher'ſchen Hauptquartier wurden ſofort die Bewegungen eingeleitet, kraft welcher die ſchleſiſche Armee am 9. Oktober bei genannter Stadt eintreffen könnte. Da ging aber durch Streifzügler die ſichere Nachricht ein, daß der Franzoſenkaiſer mit ſeinem Gewalthaufen von Dresden heranziehe. Natürlich mußten nun die ſchon in Marſch geſetzten blücher'ſchen Truppen innegehalten werden, um ſo mehr, als der Nous-sommes-d'accord-Zweiächsler ſeinerſeits ſich nicht von der Stelle gerührt hatte. Gneiſenau ſchlug vor, griffe Napoleon das Nordheer an, ſollte dieſes, auf den feſten Brückenkopf bei Roslau geſtützt, dem Angriffe ſtehen, während die ſchleſiſche Armee dem Feinde in Flanke und Rücken ginge; griffe aber der Empereur die ſchleſiſche Armee an, ſo ſollte dieſe in die Verſchanzungen von Wartenburg zurückgehen und daſelbſt den Angriff annehmen, während die Nordarmee ihrerſeits den Franzoſen in Flanke und Rücken zu fallen hätte. Blücher gab ſeine Genehmigung, aber kopfſchüttelnd und ſcheltend: — „Man kann ſich ja auf den welſchen Sakermenter, auf den Bernadottle, von dem man nicht recht weiß, ob er ein Jud' oder ein Zigeuner, nicht verlaſſen. Hat aber der Hundsfott Mucken oder Mohren und thut wieder Nichts, ſo können wir in dem Dreckloch, in dem Wartenburg, mit der Elbe im Rücken und zwiſchen allen den Sümpfen, wo keine Kavallerie attakiren kann, recht in die Sch…gaſſe kommen!" „Wohl wahr," beſchwichtigte der Gneiſenau; „wollen aber den feinen Einfädeler, den Rühle, zu ihm ſenden. Der weiß ſchon, wie man den Mann anfaſſen muß, und wird ihn herankriegen." Machte ſich demnach Einfädeler Rühle am 8. Oktober nach Zehbitz auf, traf die ſchwediſche Hoheit an ihrem Lieblingsaufenthaltsort, im Bette nämlich, und beſtellte ſeine Botſchaft aus dem blücher'ſchen Hauptquartier. „Impossible!" — lautete der Beſcheid. „Schlechterdings unmöglich, daß ich einen Angriff Napoleon's bei Roslau abwarte, entendez-vous, mon ami? Unmöglich auch, daß ich der ſchleſiſchen Armee bei Wartenburg Hülfe bringen könnte — Adieu, mon ami! Man muß dem Stoße des Empereur ausweichen, ich werde daher bei Roslau und Acken über die Elbe zurückgehen und die Brücken hinter mir abbrechen. Der General Blücher muß bei Wartenburg das Gleiche thun." — „Königliche Hoheit, der General Blücher wird unter keiner Bedingung über die Elbe zurückgehen." — „Warum denn nicht?" — „Weil er der Blücher iſt." — „Aber was wird er denn, von meiner Armee getrennt und auf ſich ſelbſt angewieſen, thun?" — „Er weicht dem Stoße Napoleon's aus, indem er über die Saale geht." — „Ueber die Saale?

Ueber die Saale? Eh bien, ich gehe gleichfalls über die Saale, und wenn uns der Empereur folgt, ſo gehen wir unterhalb Magdeburgs über die Elbe und decken Berlin." Der Rühle mochte denken: Kerl, bei dir läuft Alles immer wieder auf den Refrain hinaus: „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo, oder auch Don Ranudo!" Und was deine plötzlich erwachte zärtliche Beſorgniß für Berlin angeht, welches du neulich zweimal ohne Schwertſtreich dem Feinde preisgeben wollteſt, bah, wir kennen dich! Er ſagte: „Monſeigneur, über die Elbe geht Blücher in keinem Falle zurück, auch wenn die Nordarmee ihn an der Saale verlaſſen ſollte." — „Ei, was könnte er denn Anderes thun?" — „Er kann und wird die Saale aufwärts ziehen, um eine Vereinigung mit der Hauptarmee zu ſuchen." — „Aber das hieße ja gegen alle Regeln der Kriegskunſt ſündigen. Und was würde aus dem ſchutzloſen Berlin?" — „Nun, iſt Moskau verbrannt worden, ſo kann man auch Berlin preisgeben." Bernadotte, wahrſcheinlich in der Meinung, er habe einen Mann von feinem Schlage, d. h. einen Pfiffikus vor ſich, und alle dieſe Vorſchläge ſeien nicht ernſtgemeint — und ſie waren in Wahrheit nur augenblickliche Eingebungen des „Einfädelers" — willigte ſcheinbar darein und gab dies ſogar, auf Rühle's Verlangen, ſchriftlich, in einem Schreiben, womit er einen ſeiner Offiziere zum Blücher hinüberſchickte. In dieſem Schreiben war freilich, falls Napoleon angriffe, der Rückgang über die Elbe in die erſte und der Uebergang auf das linke Ufer der Saale in die zweite Linie gerückt. Aber der Alte, durch Rühle raſch über die Sachlage aufgeklärt, erwies ſich dem Sendling Bernadotte's gegenüber als der Fuchs, welcher er richtig zu ſein vermochte, wenn er wollte. Er that, als wäre ihm der rühle'ſche Einfall eines Ausweichens über die Saale ein längſt vertrauter Gedanke, ließ den Briefträger gar nicht zu Worte kommen, um die Bedenken des Kronprinzen mündlich zu erläutern, und ſchickte ihn mit den Worten weg: „Alſo es bleibt dabei, wir gehen über die Saale und ſtellen uns mitſammen hinter derſelben auf.“ Allerdings verhehlte man ſich keineswegs das Bedenkliche, was in dieſer Bewegung lag, ſchon deßhalb, weil durch ſie das ſchleſiſche Heer von ſeiner Rückzugslinie und ſeinen Vorräthen ganz abkam; aber es gab kein anderes Mittel, den kronprinzlichen Zweiächſler an der Elbe feſtzuhalten und auf das Feld der Entſcheidung „heranzukriegen“[60]).

Blücher, welchen Napoleon in Düben zu überraſchen hoffte, begann ſofort die beabſichtigte Bewegung, indem er am Nachmittag des 9. Oktober ſeine Heerhaufen rechts abmarſchiren und über die Mulde gehen ließ, ſo daß am folgenden Tage die ſchleſiſche Armee mit der Nordarmee vereint auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes bei Jeßnitz ſtand, mit hinter ſich abgebrochenen Brücken. So kam es, daß Napoleon am Abend des 9. bei Düben in's Blaue ſtieß und am 10. ſich zu ſeinem nicht geringen Aerger überzeugen mußte, daß ihn die Hoffnung auf eine Schlacht, wie er ſie haben wollte, abermals getäuſcht habe. Am Nachmittag deſſelben Tages hatte Blücher wiederum eine Zuſammenkunft mit Bernadotte und hiebei war das Gebaren des Letzteren ein ſolches, daß ſich der Alte gar keine Mühe gab, ſein Mißtrauen zu verbergen. Es waren überhaupt böſe Tage für ihn; denn er mußte dermalen faſt Stunde für Stunde die mühevollſten Siege erſtreiten, Siege über ſich ſelbſt, über die Heftigkeit ſeines Temperaments, über ſeinen nur allzu gerechten Zorn, welchen ihm die Zweiächſelei des Gaskogners verurſachte. Um des großen Zweckes willen, zu deſſen Erreichung die Mitwirkung der Nordarmee ganz weſentlich gehörte, beſiegte aber der Gebhart Lebrecht ſich ſelbſt und that das Menſchenmögliche, damit nur der heldenmüthige Piaffeur mit ſeinen 90,000 Mann nicht angriffe, wo er, der Blücher, mit ſeinen 60,000 ſtandhalten wollte. In Wahrheit, die Vorbereitungstage zur leipziger Schlacht ſind zu den allerverdienſtlichſten Tagen im Leben unſeres nationalen Helden zu zählen .... Bernadotte theilte in Zebbitz mit, der Marſchall Augereau rücke mit ſeinem Korps von Erfurt gen Leipzig. Es ſei klar, daß der Empereur daſelbſt ſeine Streitkräfte zuſammenziehe, um ſofort mit überlegener Macht auf die ſchleſiſche und die Nordarmee zu fallen. Dieſem dürfe man ſich nicht ausſetzen und müſſe man deßhalb unverzüglich über die Saale gehen, um bei Bernburg eine feſte Stellung zu nehmen. „Warum ſo weit zurück?“ warf Blücher ein. „Es iſt, um die Möglichkeit einer Verbindung mit Schwarzenberg nicht zu verlieren. Das Rathſamſte, möglichſt weit an der Saale aufwärts zu gehen und ſich bei Halle zu ſetzen.“ — „Impossible, mon cher frère d'armes.“ Dabei blieb Bernadotte, und da er, wie er ſagte, „ſeiner Kommunikationen mit Schweden wegen“ ſich nicht von der Elbe entfernen konnte — (d. h. weil er in der Lage bleiben wollte, möglichſt raſch über dieſen Strom hereinzuentwiſchen zu können) — ſo ſprach er den Wunſch aus, das ſchleſiſche Heer möchte ſich auf den rechten Flügel der Nordarmee hinüberziehen und zu dieſem Zwecke bei Wettin die Saale überſchreiten. Der Alte gab nach, in der Abſicht, jenſeits der Saale ſich nach Halle vorzuſchieben und den Piaſſirer nachzuziehen, wie er denſelben über die Elbe nachgezogen. Zugleich aber trug Blücher, deſſen Argwohn gegen den Gaskogner auf's Höchſte geſtiegen, Sorge, auf alle Fälle hin mit den preußiſchen und ruſſiſchen Generalen in der Nordarmee ſich zu verſtändigen, insbeſondere mit Winzingerode und Bülow. Der Sieger von Dennewitz war ganz der blücher'ſchen Meinung, daß „man nur durch Schlachten dahin kommen könne, Napoleon aus Deutſchland zu treiben“ — und ließ dem Alten die Verſicherung zugeben, daß er ſich auf ſeine, Bülow's, Mitwirkung zur Erreichung dieſes Zweckes verlaſſen könne, der Bernadotte möge gaskognern oder gasgannern, was und wie er wolle. Auch hier galt demnach wieder das nach der Katzbachſchlacht geſprochene Schmerzenswort Gneiſenau's, daß man „die Succeſſe nicht allein gegen den Feind, ſondern auch gegen die Gehülfen erkämpfen müſſe.“

In der Morgenfrühe des 10. Oktobers brachen die Kolonnen der ſchleſiſchen Armee nach Wettin auf; allein unterwegs erfuhr Blücher, daß Bernadotte ſein am Tage zuvor ausdrücklich gegebenes Verſprechen, bei jenem Ort eine Brücke ſchlagen zu laſſen, nicht gehalten habe. Wollte er mittelſt dieſer Wortbrüchigkeit den Alten zwingen, nach Bernburg einzulenken? Blücher jedoch hatte jetzt das Kannegießern ſatt und überſatt. „Der Hundsfott ſoll warten, bis ich mich wieder ſeinen Wünſchen anbequeme. Wir wollen uns fürder nur auf unſere eigene Kraft verlaſſen und dem Kerl von Franzoſen nur noch unſere Beſchlüſſe mittheilen. Hol' ihn der Teufel!“ Sofort wurde die Richtung auf Wettin aufgegeben und der Alte führte ſeine Haufen in einem Gewaltmarſch nach Halle, führte ſie dort über die Saale und vertheilte ſie, nachdem er Merſeburg durch den ruſſiſchen General St. Prieſt mit 11,000 Mann hatte beſetzen laſſen, in die umliegenden Dörfer, um den Truppen einen Raſttag zu gönnen, während die Nordarmee bei Rothenburg und Alsleben an der Saale vereinigt ſtand, mit Ausnahme der beiden Korps, womit Tauentzien und Hirſchfeld die Elbebrücken bei Deſſau und Acken bewachten. Am 11. Oktober kam aus dem Hauptquartier Bernadotte's ſpornſtreichs ein Eilbote und brachte ein Schreiben höchſt bedenklichen Inhalts an Blücher, welchem freilich der General Kruſemark an demſelben Tage aus demſelben Hauptquartier geſchrieben hatte, daß „es ein verdienſtliches Werk wäre, den ſehr geſunkenen Muth des gnädigen Herrn wieder zu heben, welcher ſchon Alles verloren glaube.“ Warum denn? Se. königlich ſchwediſche Hoheit ſchrieb: „Vier franzöſiſche Armeekorps ſind unter Napoleon's perſönlicher Führung zu Wittenberg über die Elbe gegangen. Es iſt demnach klar, daß die ganze feindliche Streitmacht ſich auf das rechte Ufer des Stromes geworfen hat. Wir haben daher keinen Augenblick zu verlieren, ebenfalls über die Elbe zurückzugehen, um nicht vom Rücken her mit Uebermacht gefaßt und von allen unſeren Verbindungen abgeſchnitten zu werden. Ich gehe bei Aken über. Folgen Sie mir eiligſt! Im Uebrigen muß ich bemerken, daß Se. Majeſtät der Kaiſer Alexander mir eröffnet hat, in gewiſſen Fällen ſollten Ew. Excellenz unter meinen Befehlen ſtehen. Ein ſolcher Fall iſt jetzt eingetreten. Ich erſuche Sie daher, mit der ſchleſiſchen Armee meiner Bewegung auf das rechte Elbufer ungeſäumt zu folgen." — „Warum nicht gar? Millionen Schock Donnerwetter! Die Peſtilenz ſoll dem welſchen Kerl von Haſenfuß in die Kaldaunen fahren! Ich unter den Befehlen des Gascogners ſtehen? Bedank' mir ſchön! Möcht' Einer da nicht geradezu des Teufels werden? Iſt ja all das Gethue man dummes Zeug. Aber warte, Musje, ſollſt deine Antwort kriegen." Die kriegte denn der Gascogner auch, freilich nicht in blücheriſch-grobianiſchen, ſondern in müfflingiſch-glatten Ausdrücken. Der Oberbefehl, deſſen ſich der Gascogner über Blücher anmaßen wollte, wurde in dem Antwortſchreiben mit dem Stillſchweigen der Verachtung übergangen und ſodann ward höflichſt erklärt, von einer Rückwärtsbewegung der ſchleſiſchen Armee über die Elbe könne gar keine Rede ſein und brauche keine zu ſein, maßen Blücher aus zuverläßigen Anzeichen die Ueberzeugung geſchöpft, daß Napoleon keineswegs beabſichtige, das Kriegstheater auf das rechte Elbufer zu verlegen, ſondern vielmehr hierauf zielende Scheinbewegungen nur angeordnet habe, um die ſchleſiſche und die Nordarmee über die Elbe zurückzulocken und dadurch Zeit zu bekommen, mit aller ſeiner Macht ſchnell der verbündeten Hauptarmee auf den Leib zu rücken. Mit dieſer Meldung habe er, Blücher, ſeinen erſten Adjutanten, den Grafen Goltz, bereits an den Czaren geſandt und demſelben ſagen laſſen, er ſei ſicher, daß Napoleon ſeine Streitmaſſen bei Leipzig ſammle, um, ſowie er erfahren, daß die ſchleſiſche und die Nordarmee ſich von ihm richtig hätten täuſchen laſſen und über die Elbe zurückgegangen wären, Schwarzenberg mit Kraft anzugreifen. Dieſes Schreiben, deſſen Veranlaſſungen ſich als vollſtändig richtig erwieſen, that keine Wirkung. Zwar konnte unſer heldenmüthiger Gaskogner zu ſeinem Leidweſen nicht ſo raſch über die Elbe zurück als er wünſchte, weil der General Hirſchfeld die Brücke bei Acken bei Annäherung franzöſiſcher Truppen hatte zerſtören laſſen. Aber auch dann — es klingt ebenſo unglaublich als es buchſtäblich wahr iſt — auch dann, als es ſich ganz unwiderleglich herausgeſtellt hatte, daß die Bewegungen des Feindes gegen das rechte Elbufer nur leere Demonſtrationen geweſen, wollte Bernadotte ſchlechterdings noch auf das jenſeitige Ufer zurück und konnte von dieſer Abſicht nur dadurch abgebracht werden, daß ihm die preußiſchen und ruſſiſchen Generale, voran die engliſchen, ruſſiſchen und preußiſchen Kriegskommiſſäre in ſeinem Hauptquartier, die Herren Stewart, Pozzo di Borgo und Kruſemark, unter der anſtändigen Form kriegsräthlicher Voten den Gehorſam aufſagten. Jetzt mußte er ſich wohl oder übel entſchließen, umzuwenden und, wenn auch nicht geraden Weges nach Leipzig, wie er hätte thun ſollen, ſo doch nach Halle zu ziehen**).

Napoleon hatte ſchon am 9. Oktober noch in Eilenburg erfahren, daß der „Hitzkopf“ Blücher doch nicht hitzköpfig genug ſei, ſich einem mit 130,000 Mann gegen 60,000 geführten Schlage bloßzuſtellen. In einem Winkel ſeines Wagens zuſammengekauert, wie es ſeine Art, wenn er erboſ't war, kam er am 10. nach Düben und verbrachte in dem Schlößchen daſelbſt drei unerquickliche Tage. Er ſchien mit ſeiner Weisheit zu Ende zu ſein; denn er ſaß entweder in brütender Zerſtreutheit an einem großen Tiſche, einen vor ihm liegenden Papierbogen ſchuljungenhaft mit Frakturbuchſtaben bemalend, oder er fragte, ganz gegen ſeine Gewohnheit, die Offiziere ſeines Stabes um Rath, z. B. den Ingenieur-General Rogniat, deſſen Bericht kläglich darthut, daß ſchon am 11. Oktober von weiteren Unternehmungen auf dem rechten Elbufer keine Rede mehr geweſen iſt. Der Emperour ſcheint ſich der Täuſchung überlaſſen zu haben, er hätte den Blücher und den Bernadotte weit genug zurückmanövrirt, daß von dieſer Seite, falls er ſich jetzt gegen den Schwarzenberg kehrte, Nichts zu beſorgen wäre. Rogniat und andere ernſte Männer ſchüttelten freilich bedenklich den Kopf dazu und der General ſcheint ſeinem Gebieter gerathen zu haben, von den zwei dermalen noch möglichen Plänen nicht den zu wählen, welcher dahin lautete, ſich inmitten der Gegner in und bei Leipzig zu ſetzen, um eine Entſcheidungsſchlacht anzunehmen, ſondern vielmehr den zweiten, welcher darauf abzielte, über Magdeburg in der Richtung auf Weſel den Rückzug anzutreten. Allein Rückzug war ein Wort, welches im Wörterbuch des Kaiſerwahnſinns fehlte. Wie eine Fliege im Honig, klebte der Imperator an dieſem armen Sachſenland feſt, welches dermalen doch wahrlich nicht von Milch und Honig, ſondern von Blut und Thränen und Elend überfloß, wo ihm aber, wie er wähnte, irgend ein glücklicher Schlachtenwürfelwurf die bereits verſpielte Oberherrlichkeit über Europa wiedergeben ſollte. Auch der Marſchall Marmont ſtellte ihm eindringlich, aber erfolglos vor, daß es nothwendig ſei, Sachſen zu räumen, und machte umſonſt die triftigſten Einwände gegen die jetzt, am 11. Oktober, feſtſtehende Abſicht, unter den Mauern Leipzigs ſich zu ſchlagen. „Ich werde nur ſo lange ſchlagen, als es mir beliebt; die Verbündeten werden nie wagen, mich dort anzugreifen", behauptete der Kaiſerwahnſinn. Und doch wurde der Abgrund, an deſſen Rand der große Schwindler ſtand, während dieſes ſeines Geſprächs mit dem Marſchall plötzlich durch einen wunderſam-prophetiſchen Geniesblitz beleuchtet. Napoleon ſprach unter Anderem davon, daß Jemand ein redlicher und gewiſſenhafter Mann ſein könne ohne deßhalb ein Mann von Ehre zu ſein, was er ſo nannte. „Wenn z. B. Sie, Marmont, falls Frankreich vom Feind überzogen wäre und dieſer auf den Höhen des Montmartre ſtände, mit Grund der Meinung wären, das Wohl des Landes gebiete Ihnen, mich zu verlaſſen, und Sie würden mich wirklich verlaſſen, ſo wären Sie immerhin ein ehrlicher Mann und guter Franzoſe, aber nicht ein Mann von Ehre" ... Er rechnete dem Marſchall auch die Streitkräfte vor, womit er bei Leipzig auftreten könne und wolle. Er habe bei ſich 130,000 Mann, Murat ſtehe mit 50,000 bei Leipzig, wo er außerdem noch andere 30,000 vorfinden werde. Dieſe Rechnung war nicht ſehr übertrieben. Denn es iſt Thatſache, daß Napoleon am 16. Oktober gewiß nicht weniger als 190,000 Mann hatte und auf dem Schlachtfeld zu unmittelbarer Verwendung 176,955 Mann, worunter etwa 33,500 Reiter, mit 700 Geſchützen. Dieſer Streitmacht hatten an dieſem erſten Schlachttag die Verbündeten keineswegs, wie die napoleoniſche Mythologie log und lügt, eine „erdrückende" oder auch nur eine namhafte Uebermacht entgegenzuſtellen. Denn durch die Schuld des Pfiffikus aus der Gascogne geſchah es ja, daß an dem erſten Akt der Völkerſchlacht nur die Heere Blücher's und Schwarzenberg's ſich betheiligten, — jenes 60,431, dieſes 133,078 Mann ſtark, mitſammen alſo 193,509 Streiter, worunter ungefähr 38,000 Reiter, mit etwa 750 Kanonen. Erſt am dritten Tag, als der Blücher den Gascogner endlich „herangekriegt" hatte — wir werden ſehen, wie — und Bennigſen, ſowie Bubna und Kolloredo herangekommen waren, alle vier mitſammen den Verbündeten eine Verſtärkung von mindeſtens 103,000 Mann zuführend, da war auf der leipziger Walſtatt der Widernapoleonismus allerdings erdrückend übermächtig*). In der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober wähnte der Empereur aus den Ausſagen eines gefangenen preußiſchen Stabsoffiziers die Gewißheit geſchöpft zu haben — was man wünſcht, hofft man ja — daß die ganze blücher'ſche Armee auf das rechte Elbufer zurückgegangen ſei. Im Morgengrauen des 13. ließ er dann ſeinen Gewalthaufen gen Leipzig abmarſchiren. Frühzeitig am folgenden Tage ging er ſelbſt dahin ab, langte gegen Mittag an, umritt die Stadt, während von Liebertwolkwitz her, wo Schwager Murat ein Reitertreffen ſchlug, d. h. geſchlagen wurde, der Pulverdampf ſich gegen das Dorf Reudnitz heranwälzte, wo der Imperator ſein Quartier nahm, bis tief in die Nacht hinein mit Berthier, Marmont und anderen ſeiner Generale taktiſche und ſtrategiſche Fragen durchſprechend, genial, kenntnißreich und ſo marmorruhig, wie dieſer aus Roth und Feuer wunderſam gemiſchte Korſenmenſch am Vorabend großer und größter Entſcheidungen oft geweſen iſt.

Und eine größte ſtand jetzt bevor: auf den Ebenen um Leipzig der ſollten Napoleoniſmus und Widernapoleoniſmus um die Herrſchaft über Europa ringen und bereits waren an dem Tage, wo der Imperator in Reudnitz eintraf, ſo zu ſagen die Inſtrumente geſtimmt worden zu der ungeheuren, dreitheiligen Schlachtenſymphonie. Denn an dieſem 14. Oktober war die Hauptarmee der Verbündeten, nachdem ſie ſich hinlänglich ſchwerfällig und langſam mit ihren drei Monarchen über das Erzgebirge herübergeſchoben und über Altenburg und Zeitz vorbewegt hatte, am ſüdlichen Saum der Völkerwahlſtatt angelangt, zu raſcherem Vormarſch auf Leipzig bewogen durch die am 8. Oktober in Auguſtusburg an Schwarzenberg gelangte Nachricht, daß Napoleon mit ſeiner Hauptmacht gegen Blücher in's Feld gezogen. Man hoffte deßhalb gegen Murat, der mit ſeinen 50,000 Mann vor Leipzig ſtand, einen Schlag führen zu können, was ſchon durch die vorausmarſchirenden Haufen von Wittgenſtein, Klenau und Kleiſt, zuſammen 60,000 Mann, geſchehen konnte. Allein im großen Hauptquartier ſchwankten in Folge der mannigfaltigſt ſich durchkreuzenden An- und Abſichten, Antriebe und Hemmungen die Entſchlüſſe ſo hin und her, daß man zunächſt nur dazu kommen konnte, eine „große Rekognoscirung" gegen Leipzig hin unternehmen zu wollen. Dieſe Erkundung führte am 14. Oktober zu einem Kampf mit den von Markkleeberg bis Wachau und Liebertwolkwitz ſtehenden Truppen Murat's, welcher Kampf, ganz vorzugsweiſe durch Reitergeſchwader gefochten, von beiden Seiten eine „planloſe Metzelei" geweſen iſt. Der Seiltänzerkönig Joachim ließ darin zwar ſeinen Faſtnachtsanzug wie ſeine Bravour glänzend ſehen, opferte aber einen beſten Theil der franzöſiſchen Reiterei, ſo eben aus Spanien gekommene Dragonerregimenter, zwecklos auf und ſah ſich zuletzt, nachdem er für ſeine Perſon mit Noth der Gefangenſchaft entgangen, genöthigt, vor der preußiſchen und ruſſiſchen Reiterei das Feld zu räumen. Oeſtreichiſches Fußvolk unter Klenau verſuchte zuletzt das Dorf Liebertwolkwitz zu nehmen, mußte aber vor dem Feuer franzöſiſcher Batterien zurückweichen.

Am folgenden Morgen ſtieg Napoleon zu Pferde und ſuchte von dem ſanften Hügelſaum herab, welcher von Liebertwolkwitz bis zum Ufer der Pleiße bei Dölitz hinzieht, über die Sachlage, über ſeine und der verbündeten Truppen Stellungen einen Ueberblick ſich zu verſchaffen. Er war noch nicht gewiß, ob er die geſammte Hauptarmee ſeiner Gegner ſüdwärts von Leipzig vor ſich habe, mußte es aber vermuthen. In der That ließ Schwarzenberg an dieſem 15. Oktober ſeine Schlachthaufen in die Stellung einrücken, von wo aus ſie am 16. zum Angriff vorgehen ſollten und zwar nach dem von Langenau entworfenen, dann von verſchiedenen Anderen mehr verböſerten als verbeſſerten Plan, deſſen Fehler geweſen ſind, daß er den Kampfplatz in das enge, ſumpfige, unwegſame Delta zwiſchen der Elſter und der Pleiße verlegte, wo zur ſicheren und raſchen Entwicklung der Maſſen kein Raum war; daß er außerdem den Zuſammenhang der Operationen dadurch lockerte, daß zugleich, um dem an und für ſich allerdings wohlbegründeten Verlangen des Czaren zu entſprechen, auch auf dem rechten Ufer der Pleiße „Etwas gethan werden ſollte,“ und daß er endlich die Entſcheidung von einem rechtzeitigen, den Bodenverhältniſſen nach aber höchſt ſchwierigen oder ganz unmöglichen Ueberſchreiten der Pleiße bei Connewitz abhängig machte. Fürſt Schwarzenberg ſtützte ſeinen linken Flügel an die genannten beiden Flüſſe, während er mit ſeinem rechten in die ſüdöſtlich von Leipzig gelegene Ebene hinausgriff. Napoleon dagegen, ſeine Rechte an die Pleiße lehnend, hatte ſeine Hauptſtellung auf den ſanften, die weiten Niederungen beherrſchenden Höhen bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz. Auf das in ſeinem Rücken liegende Leipzig geſtützt, glaubte er im Stande zu ſein, Schwarzenberg und Blücher jedenfalls getrennt zu halten. Ein Herankommen Bernadotte's vollends machte ihm gar keine Sorge: er kannte ja ſeinen Vaſallen. Aber er beging am 15. October den ſchweren Rechnungsfehler, anzunehmen, er würde am 16. vor allen Störungen von Norden her ſo ſicher ſein, daß er ſeine Geſammtkraft gegen Schwarzenberg verwenden und denſelben entſcheidend ſchlagen könnte, um ſich dann am 17. gegen Blücher zu wenden und dieſem ein gleiches Loos zu bereiten. Denn daß er den preußiſchen Feldherrn keineswegs, wie er ſich flüchtig eingebildet, über die Elbe zurückgedrückt habe, das war ihm inzwiſchen klar geworden. Er hatte Etwas von dem Marſche Blücher's in der Richtung auf Halle gehört, aber nicht Alles, und wußte daher nicht, daß der alte Recke ſeine Haufen bei der genannten Stadt beiſammen habe, entſchloſſen, mit Nachdruck gegen Leipzig vorzugehen, und zwar auf dem rechten Ufer der Elſter über Schkeuditz. Blücher ließ dieſes ſein Vorhaben durch den „Einſiedler“ Rühle dem Fürſten von Schwarzenberg melden und erhielt die Rückmeldung, die Hauptarmee würde am 16. October den Angriff auf Napoleon thun und zwar ſo, daß ſie das weſtlich von Leipzig gelegene Dorf Lindenau und zugleich das ſüdlich gelegene Dorf Wachau als den Schlüſſel der feindlichen Stellung angreifen wollte. Dieſe Meldung ging auch an den Kronprinzen von Schweden, zugleich mit der von Blücher's Abſicht, und Bernadotte muß dieſe Botſchaften am Vormittag des 15. erhalten haben. Hätte er nun an dieſem Tage auf der Straße über Delitzſch gegen Leipzig zu nur noch etliche Stunden weit vorrückte, ſo konnte er in die Kämpfe vom 16. werkthätig eingreifen. Er aber, ſagend: „Ich weiß ja gar nicht, wo und wie der Feind ſteht — entendez-vous, mon ami? und will nicht in die Armee Napoleon's hineingerathen — allons, mon ami! — zog rechts nach dem Petersberg ab, marſchirte gemächlich und nahm am 16. behaglich ſein Quartier in Halle. Von dem alſo hatte der Imperator allerdings Wenig zu beſorgen, allein den Blücher in der Nähe zu wiſſen war ihm doch nicht lieb. Er hatte daher ſchon am 14. gegen denſelben Vorkehrungen getroffen, indem er dem Marſchall Marmont befahl, zwiſchen Leipzig und Halle eine Stellung aufzuſuchen, wo er, Marmont, an der Spitze einer ausreichenden Streitmacht und mittelſt aufzuwerfender Feldſchanzen das anrückende blücher'ſche Heer 24 Stunden lang aufzuhalten vermöchte. Der Marſchall hatte ſich dieſes Auftrags entledigt, indem er die Stellung bei Lindenthal wählte und ſie, nach aufgeworfenen Verſchanzungen, mit 17,000 Mann Infanterie, an 2000 Mann Kavallerie und 84 Kanonen beſetzte, zwar, daß er ſeinen rechten Flügel an Breitenfeld, ſeinen linken an Möckern lehnte und der Gegner, um vorzudringen, die zwiſchen der Elſter und Lindenthal gelegene, mit Geſchützfeuer leicht zu fegende Hochebene angreifen mußte. Zur wirkſameren Vertheidigung dieſer ſehr günſtigen Stellung verlangte Marmont noch weitere 15,000 Mann und erhielt ſie auch zugeſagt. Am Abend des 15. meldete er ſeinem Gebieter, daß er mit Beſtimmtheit erwarte, am folgenden Tage angegriffen zu werden. Napoleon war aber von den Vorgängen, die ſich für den 16. Oktober auf der Südſeite von Leipzig vorbereiteten, allzuſehr in Anſpruch genommen, als daß er denen auf der Nordſeite viele Beachtung hätte ſchenken können. Da er die Hauptarmee der Verbündeten in der Richtung der von Leipzig nach Grimma führenden Straße zu finden erwartete — daß man dieſelbe ſchwarzenberg'ſcher Weiſe in dem „Sumpfwinkel“ zwiſchen Elſter und Pleiße agiren laſſen wollte, konnte er natürlich nicht erwarten — ſo beabſichtigte er, über Holzhauſen und Seifertshain ihren rechten Flügel zu umgehen und ſie auf das ſchwierige Terrain zu werfen, wo welchem ſie ihrerſeits auf ſeinen linken Flügel und ſein Centrum hervorbrechen wollten. Noch am Morgen des 16. ergingen von Napoleon an Ney und von dieſem dann an ſeine Korpskommandanten Befehle, welche des Beſtimmteſten beſagten, die blücher'ſche Armee ſei nicht auf dem rechten, ſondern auf dem linken Ufer der Saale in Bewegung und es könnten und ſollten demnach die zur Unterſtützung von Marmont beſtimmten Truppen großentheils anderweitig verwendet werden. Ein verhängnißvoller Irrthum und Fehler! Denn dadurch ging, was Napoleon am 16. Oktober auf der Südſeite des Schlachtfeldes gewann, auf der Nordſeite verloren und zwar, es iſt nicht zu viel geſagt, um das Doppelte[63]).

Auf der Südſeite der ungeheuren Walſtatt da freilich zeigte der Schlachtendonnerer ſeinen Feinden am erſten der drei leipziger Tage noch einmal den Meiſter; aber das Zermalmen hatte er doch ein für alle Mal verlernt. Der Mangel an einheitlicher Führung — denn Schwarzenberg's Hand war eine biedermänniſche, aber keine ſtählerne — und die glänzende Unfähigkeit von mehr als einem General, die ſchlimmen Folgen eines ſchlechten Schlachtplans und die loſe, verzettelte Ausführung deſſelben, alle dieſe Nachtheile wurden aufgewogen durch die Einſicht und Standhaftigkeit einzelner Führer, ſowie durch das heldiſche Streiten der Truppen, welche naiv genug waren, zu glauben, es ſei wahr und ernſt gemeint, wenn ihnen Generaliſſimus Schwarzenberg, welcher es übrigens für ſeine Perſon wahr und ernſt meinte, in ſeinem Tagsbefehl vom 15. Oktober zugerufen hatte: „Ihr kämpft für die Freiheit Europa's!“ Wie mögen die Franze, die Metterniche und Gentze höhniſch den Mund verzogen haben, als ſie dieſe Phraſe zu Geſichte bekamen! Aufgewogen alſo wurden die bezeichneten Nachtheile wenigſtens ſoweit, daß der Schlachtenvirtuos da, wo er ſelbſt war, am 16. weit mehr nur den Schein, als das Weſen eines Sieges gewann. Und auch dieſen Schein nur dadurch, daß er ſeine alte

Kunſt, mit Maſſen aufzutreten, auch jetzt wieder übte, während die Verbündeten es glücklich dahin brachten, auf keinem der entſcheidenden Punkte mit wirklich überlegenen Streitkräften zu handeln. Der unfähige, ſchlaffe Kamaſchenknopf Gyulai zwar hatte auf dem linken Ufer der Pleiße und Elſter zum Angriff auf Lindenau **20,000** Mann und ſtanden ihm nur **15,500** Franzoſen entgegen, aber in höchſt vortheilhaft feſter Stellung. Der öſtreichiſche Gewalthaufe von ungefähr **35,000** Mann unter Merveldt und dem Prinzen von Heſſen-Homburg war in dem Sumpfdelta zwiſchen Elſter und Pleiße ſo unglücklich verirrt, daß wenig mehr als **10,000** Franzoſen ausreichten, ſein Hervorbrechen über die Pleiße zu hindern. Gegen die Haupt- und Centralſtellung Napoleon's aber um Wachau, wo derſelbe gewiß **109,000** Mann vereinigt hatte, brachten die Verbündeten **84,000** zum Angriff auf oder eigentlich nur **65,000** Mann; denn die **19,000** zu jenen gezählten preußiſchen und ruſſiſchen Garden ſtanden bei Rötha, konnten alſo im beſten Falle das Schlachtfeld erſt nach mehreren Stunden Marſchirens erreichen. Das meiſte Mißgeſchick hatten an dieſem erſten Schlachttag die öſtreichiſchen Generäle: der einfältige Gyulai tiftelte ſolange vor Lindenau herum, bis der ihm gegenüberſtehende Bertrand ſeine Stellung hinlänglich geſichert hatte, um den verſpäteten Angriff mit Nachdruck abweiſen zu können; Merveldt ſodann, dem die heilloſe Aufgabe zugefallen, bei Konnewitz den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen, um dem Empereur auf die rechte Flanke und in den Rücken zu fallen, kam zwar zuletzt auf das rechte Ufer hinüber, aber nur, um ſofort abgeſchnitten und mit etlichen Tauſenden ſeiner Leute gefangen zu werden; Klenau endlich, ein tapferer Mann, welcher auf dem rechten Flügel bei Liebertwolkwitz befehligte, kam nicht vorwärts und wollte, ärgerlich über die Einmiſchung des ruſſiſchen Generals Toll, welchen der Czar als Antreiber zu ihm geſchickt, mitten im Gefecht den Befehl an den Genannten abgeben.

Mit vollem Recht heißt die Schlacht, welche am 16. Oktober ſüdwärts von Leipzig geſchlagen ward, die von Wachau; denn hier wüthete der Kampf ſo heiß und mörderiſch wie nirgends, nachdem die aus Ruſſen, Preußen und Oeſtreichern gebildete und von Wittgenſtein, Kleiſt und Klenau geführte große Angriffskolonne gegen Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz vorgegangen war. Bald nach 8 Uhr Morgens gaben drei Kanonenſchläge das Signal dazu, in vier Säulen ſetzten ſich die Angreifer in Bewegung und im erſten Anlauf nahm Kleiſt Markkleeberg und Prinz Eugen von Würtemberg, welcher unter Wittgenſtein im linken Centrum zwei ruſſiſche Diviſionen und eine preußiſche Brigade führte, Wachau. „Schnell änderte ſich jedoch die Szene: wir hatten den ſchlafenden Löwen geweckt! Es konnte gegen 9 Uhr ſein, als ſich im Angeſicht unſerer Truppen die ganzen Erhöhungen zwiſchen Wachau und Liebertwolkwitz mit mehr denn 100 Geſchützen krönten.“ Die Verbündeten brachten ihre Kanonen ebenfalls vor und nun begann „auf der ganzen Linie auf beiden Seiten eine unerhörte Kanonade und wurde 5 Stunden lang ſo raſtlos fortgeſetzt, daß zuweilen die Erde im eigentlichen Sinne des Wortes erbebte.“ Der erſte Anſturm der Verbündeten hatte die franzöſiſche Schlachtlinie ſo gewaltig erſchüttert, daß Napoleon ſelber mit ſeinen Garden bis zur Schäferei von Mensdorf zurückwich; aber durch ſeine energiſchen Anordnungen brachte er das Treffen bald zum Stehen, ging dann ſeinerſeits wieder vor und verſetzte die Angreifer in die Lage, auf weitere Vorſchritte verzichten und ſich auf Vertheidigung beſchränken zu müſſen. Dieſelbe ward denn auch bald von Minute zu Minute ſchwieriger gemacht durch das Verdrücken überlegener franzöſiſcher Streitkräfte und ein niederſchmetterndes Geſchützfeuer. Der wackere Eugen von Würtemberg hatte heute abermals, wie ſo oft ſchon, den ſchwerſten Stand. Der ganzen Wuth des napoleoniſchen Kanonenzorns ausgeſetzt, ſuchte er Wachau und damit die Schlacht zu halten. „Donner krachte der Boden zitterte, Funken ſtoben, Späne flogen, Rauch und Flammen, Tod und Verderben rings um uns her!“ Mitten in dieſem Chaos von Wuth und Blut thut der Held ruhig ſeine Pflicht, nicht ohne Humor ſogar. Kommt da der Artillerieoberſt Galudzew, dem es bei ſeiner Batterie nicht mehr geheuer, zu dem Prinzen herangeritten, ihm das zu ſagen. In demſelben Augenblick ſauſ't eine Stückkugel daher, tödtet dem Prinzen das Roß unterm Leibe, zerſchmeißt das Pferd des Galudzew und zerſchmettert zugleich einen Adjutanten und einen Ordonnanzhuſaren des Erſteren. Reiter und Roſſe, Lebende und Todte ſtürzen in eine blutige Gruppe zuſammen, und als ſich der Prinz wieder aufgerafft hat, ruft er dem eiligſt davonlaufenden Oberſt nach: „Na, Sie ſehen, wir wandeln hier auch nicht auf Roſen!“ Wie der brave Eugen, ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel, bei Wachau gerungen und ausgehalten, bezeugt ſein entſetzlicher Verluſt: — mit 5200 Ruſſen und 1700 Preußen ging er in die Schlacht und von dieſen 6900 Streitern ließ er 6333 Mann todt oder verwundet auf der Walſtatt... Gegen Mittag zu mußte der Angriff der Verbündeten auf die Stellungen Napoleon's als geſcheitert betrachtet werden und konnte es ſich auf ihrer Seite nur noch darum handeln, einer entſchiedenen Niederlage vorzubeugen. Der Czar, welcher mit dem König von Preußen auf einer Höhe bei Goſſa hielt, während der feuerſcheue Kaiſer Franz in Altenburg geblieben war, griff nun hier auch einmal glücklich ein, indem er den Herbeimarſch der ruſſiſchen und preußiſchen Garden von Rötha beeilte und ſeinen Adjutanten Wolzogen zu Schwarzenberg nach Gautſch ſandte, um den Generaliſſimus zu veranlaſſen, die öſtreichiſchen Reſerven aus dem „Sumpfzwickel“ möglichſt raſch herauszubringen und den auf dem rechten Ufer der Pleiße von der ganzen Wucht eines napoleoniſchen Angriffs Bedrohten zu Hülfe zu führen. Denn der Empereur hatte jetzt ſoviel Boden gewonnen, daß er zu einem Hauptſchlag ausholen konnte. Er wollte das Centrum des Feindes ſprengen, indem er eine Maſſe von 8000 Reitern unter Murat darauf warf und ſelber mit Infanterie nachdrückte. Einen Augenblick war die Gefahr ſo groß, daß Schwarzenberg, welcher den öſtreichiſchen Reſerven voraus nach Goſſa geeilt war, die Monarchen beſchwor, ſich der drohenden Gefangennehmung zu entziehen, und ſich mit gezogenem Degen wacker in das Getümmel warf. Aber Murat vermochte nirgends durchzubrechen. An der Standhaftigkeit des heldiſchen Prinzen Eugen, deſſen entſetzlich geſchmolzene Bataillone wiederum der erſte Stoß traf, ſowie an der Tüchtigkeit ruſſiſcher Küraſſiere, Dragoner und Gardekoſaken zerſchellte der franzöſiſche Kavallerieſturm. Napoleon ließ dann zwar noch Infanteriemaſſen auf die Mitte der Linie ſeiner Gegner vorſtoßen, um zu vollbringen, was den Reitern mißlungen war; allein ſchon begannen die herbeikommenden preußiſchen und ruſſiſchen Garden die Lücken in der Schlachtlinie der Verbündeten auszufüllen und rückten auch die öſtreichiſchen Reſerven unter Bianchi, Weiſſenwolf und Noſtitz heran. Nach acht- oder neunſtündigem furchtbaren Ringen war die Sachlage ſtrategiſch ſo ziemlich wie vorher. Die Franzoſen ſtanden mit ihrem Centrum auf der Höhe bei Wachau, den linken Flügel an die ſogenannte Schwedenſchanze, den rechten an Markkleeberg gelehnt; die Verbündeten dem Feinde halbkreisförmig parallel gegenüber, mit dem Mitteltreffen vor Güldengoſſa. Ihre Haltung war feſt und der Generaliſſimus traf noch am Abend die nöthigen Anordnungen zur Erneuerung des Kampfes am nächſten Tage, wo Bennigſen und Kolloredo zur wuchtvollen Verſtärkung des rechten Flügels eingetroffen ſein würden. Der Empereur ſeinerſeits ſchlug ſeine Beiwacht in einem ausgetrockneten Teich rückwärts von Wachau an der Straße nach Rochlitz auf, nachdem er es hatte aufgeben müſſen, wirkſam zu ſiegen, was nur möglich geweſen ſein würde, falls er von der Nordſeite Leipzigs die Korps Ney's und Marmont's noch hätte heranziehen und rechtzeitig auf der Südſeite verwenden können[91].

Es war dafür geſorgt, daß dies eine Unmöglichkeit geweſen und geblieben, und während der Empereur ſüdlich von Leipzig einen unfruchtbaren Scheinſieg gewonnen, hatte er nördlich eine vollſtändige und folgenſchwere Niederlage erlitten, eine Niederlage, welche, wie der zunächſt davon betroffene Marſchall Marmont richtig bemerkt hat, die Vernichtung der franzöſiſchen Herrſchaft in Deutſchland ſchon entſchied.... In der alten Saaleſtadt hatten viele Offiziere und Landwehrmänner der blücher'ſchen Armee ihrer Studententage ſich erinnert und gaben dieſer Erinnerung mittelſt Veranſtaltung eines feierlichen Kommerſes im Rathskeller Ausdruck. Echtdeutſche Züge das: — Soldaten ſchütteln idylliſch Pflaumen, bevor ſie bei Wartenburg ins feindliche Kartätſchfeuer ſtürmen; Offiziere treiben ſtudentiſche Romantik, bevor ſie bei Möckern in den Tod gehen. Derweil im Rathskeller der Schläger umgeht beim Klange der alten Burſchenlieder, ſitzt im Hauſe des Kanzlers Niemeyer ein ernſter Kriegsrath. Die Generale haben die Karten vor ſich ausgebreitet und verhandeln über den Vormarſch gen Leipzig, wobei es wohl nicht an harter Kampfarbeit fehlen wird. Der Alte ſitzt drinnen im Nebenzimmer beim Hausherrn auf dem Sopha und dampft ſeine Pfeife, — ein Ding, welches ſo „organiſch“ mit dem Blücher verwachſen iſt, daß man ſich ihn ohne dies Anhängſel eigentlich gar nicht denken kann. „Die Dispoſition iſt fertig, Excellenz,“ meldet der Gneiſenau. Der Alte tritt an den Tiſch und ſagt: „Nu, ihr Herren Schriftgelehrten, was habt ihr Gutes ausgeheckt?“ — „Das und das, ſo und ſo, Excellenz.“

— „Ja, ja, mag wohl recht und gut ſein; aber ob's auch brauchbar, iſt doch die Frage. Wann ich mit meinen Jungens erſt auf das Schlachtfeld komme, werd' ich ſchon ſehen, was zu thun iſt. Vorderhand, Herr Kanzler, noch eine Pfeife**).“ Am 15. Oktober gab Blücher den Befehl zum Aufbruch aus Halle, um auf ſeiner Seite am folgenden Tage zur Völkerſchlacht bereit zu ſein. Das Korps York's, 20,831 Streiter ſtark (16,120

Mann Fußvolk, 3101 Mann Reiterei und 1610 Kanoniere mit 104 Geſchützen), marſchirte voran und beiwachtete bei Schkeuditz. Langeron folgte und lagerte am Abend eine halbe Stunde weiter zur Linken, Sacken rückte als Reſerve nach. Die Preußen hatten alſo wiederum den Vortritt und, in Wahrheit, es war ihnen beſtimmt und beſchieden, den Tag von Möckern wiederum mit vollſtem Recht einen preußiſchen Sieges- und Ehrentag zu nennen, wie ſie die Tage von Großbeeren und Dennewitz, von der Katzbach und von Wartenburg vollberechtigt als ſolche anſprechen und bezeichnen dürfen. Wie im Feldzug von 1813 überhaupt, ſind es auch auf der leipziger Rieſenwalſtatt preußiſche Waffen geweſen, welche den erſten entſchiedenen und entſcheidenden Triumph erſtritten haben. Warum, im Beſitze ſolcher Trophäen, ſich herablaſſen, zu windbeuteln, wie des Plautus Miles glorioſus oder wie Calderon's Bramarbas Perſius oder wie Shakſpeare's dicker Sir John oder auch wie ein richtiger „Gardeleutnant“?

Zur achten Morgenſtunde des 16. Oktobers war der Alte auf der Höhe von Lützſchena bei der Vorhut York's. Bald begann der bei Wachau anhebende Kanonendonner dumpf herüberzurollen und dieſer Ruf zog den Gebhart Lebrecht gewaltig vorwärts, obgleich ihm gerade jetzt der engliſche Kriegskommiſſär Stewart, aus dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden kommend, eine bedenkliche Kunde brachte. Die nämlich, daß der Piaffeur, ſtatt von Landsberg über Delitzſch gen Leipzig vorzugehen und damit die linke Flanke des ebendahin vorgehenden Blücher's zu decken, vielmehr heute vom Petersberg aus nur bis Landsberg zu marſchiren und dann rechtsab nach Halle auszubiegen gewillt ſei. „Da haben wir es wieder! Alle ewigen Millionen-Schwerenoths-Donnerwetter über den Racker! Aber der Kerl von Zigeuner ſoll wenigſtens uns nicht aufhalten. Sie ſind ja dort drüben hinter Leipzig ſchon mit dem Bonaparte zum Tanz angetreten. Wollen mittanzen, müſſen vorwärts, mag's biegen oder brechen.“ Es wurde zunächſt zur Erkundung der Stellungen des Feindes geſchritten, aber die Bodenverhältniſſe von Schkeuditz bis Leipzig hin, waldige Niederungen, mit bebuſchten Höhenzügen wechſelnd und mit Dörfern reichlich beſtreut, ließen darüber nicht in's Klare kommen. Blücher, welcher franzöſiſche Truppen noch von Düben und Eilenburg her im Marſch wußte (das Korps Reynier's), war beim Ausbleiben der Nordarmee unter Bernadotte für die Sicherheit ſeiner linken Flanke beſorgt und traf hiernach ſeine Maßregeln, welche ohne Zweifel von Anfang an kühner ausgefallen ſein würden, hätte er wiſſen können, daß ſeine Beſorgniß wegen Reynier's, welchen Bülow's Reiterei hinlänglich im Schach hielt, eine allzugroße und daß er nur Marmont vor ſich habe, welchem ſein Angriff nicht Zeit ließ, nach Wachau abzurücken, wohin Ney, wie ſein Waffengefährte von Napoleon gerufen, bereits aufgebrochen war. Der letztgenannte Marſchall hielt dann freilich, von den Eilboten Marmont's beſchworen, unterwegs wieder inne, verbrachte jedoch mit Hin- und Hermarſchiren faſt den ganzen Tag nutzlos. Marmont ſelbſt hatte dem Empereur in der Morgenfrühe gemeldet, daß er nur etwa 1500 Mann feindlicher Infanterie vor ſich habe. Später freilich ſah er ganz andere Streitkräfte gegen ſich herankommen und erkannte als der einſichtige und tapfere General, der er war, daß es ſeinem Gebieter einen ſehr ſchlechten Dienſt erweiſen hieße, unter dieſen Umſtänden nach Wachau abziehen zu wollen, dagegen einen guten, die ſchleſiſche Armee auf ihrem Marſch gen Leipzig, d. h. in den Rücken Napoleon's, aufzuhalten.

Blücher, entſchloſſen, den Feind aufzuſuchen und anzugreifen, gab bald nach 9 Uhr ſeinen Unterfeldherren die Befehle hiezu. Sie lauteten, Langeron ſoll das Dorf Freiroda, dann Radefeld nehmen, Sacken dieſem Angriff in Reſerve folgen, York aber bei Lützſchena links zum Angriff auf Lindenthal vorgehen. Dies befohlen, ritt der Alte die Front des eben aufmarſchirten oſtpreußiſchen Nationalkavallerieregiments entlang und blücherte die Reiter an: „Na, Kinder, heute haut mal auf gut Preußiſch ein! Sag' euch, wer heut Abend nicht entweder todt oder wonneduſelig iſt, der hat ſich geſchlagen wie ein infamer Hundsfott[66].“ Nach 12 Uhr eröffnete Langeron den Angriff, der ein ſehr ungefährlicher war, weil der General die vom Feinde geräumten Dörfer Freiroda und Radefeld ohne Widerſtand nehmen konnte. Blücher befahl ihm, dem weichenden Feinde zu folgen und neben Lindenthal durch den Tannenwald gegen Breitenfeld und Widderitzſch vorzugehen. Erſt hier trat ihm der Feind, die von Delitzſch heranmarſchirte polniſche Diviſion Dombrowski, ernſtlich entgegen und er ließ ſich, obgleich an Kräften überlegen, den größten Theil vom Reſt des Tages hier aufhalten, um ſodann, nachdem er endlich über dieſes ſchwache Hinderniß weiteren Vorſchreitens hinweggekommen, in der inzwiſchen von Düben herbeigeeilten Diviſion Delmas ein neues und eben ſo ſchwaches zu finden. Da nun Sacken noch zurück war, auch Blücher ihn und St. Prieſt für einen Nothfall, d. h. für die Abwehr eines auf ſeiner linken Flanke erwarteten feindlichen Angriffs zur Verfügung haben wollte, ſo blieb dem Harſte Yorck's ausſchließlich die Ehre, den Marſchall Marmont da anzugreifen, wo derſelbe den Angriff anzunehmen bereit war, beim Dorfe Möckern, welches der blutige Angelpunkt der mit Fug nach ihm genannten Schlacht wurde. Hier hatte Marmont alſo Stellung genommen, daß er, mit dem linken Flügel an das ſtark beſetzte Dorf, mit dem rechten an den Rietſchkebach oberhalb Gutritzſch gelehnt, alle die Vortheile, welche das Terrain bot, ſich zu eigen gemacht.

Nachdem Blücher dem General Sacken befohlen, auf alle Fälle hin als Rückhalt bei Radefeld ſtehen zu bleiben, ging er mit ſeinem Stabe durch das vom Feind geräumte Lindenthal und nahm jenſeits dieſes Dorfes ſeinen Stand ſo, daß er ſeine ſämmtlichen Heerhaufen im Auge behalten konnte. Dem Yorck aber, welchen, wie er wußte, vieles Befehlen und Dreinreden nur brummig machte, ließ er ganz freie Hand, den Angriff auf Marmont zu ordnen. Er that recht; denn der „Eiſigblicker“ machte ſeine Sache vortrefflich, wie immer, wenn er einmal „drinnwar“ und „angebiſſen“ hatte. Aber es war eine furchtbar blutige Arbeit, die da bei Möckern, um deſſen Beſitz ſich Sieg und Niederlage drehten. Preußiſche Infanterie ſtürmte und erſtürmte es, wurde aber von dem mit Verſtärkungen herbeikommenden Marmont wieder hinausgetrieben, um dann, ihrerſeits verſtärkt, abermals zum Angriffe zurückzukehren. Der tapfere Major Hiller war einer der Führer, welche an der Spitze der erſten Sturmkolonnen ſchritten. „Jeder — hat er nachmals erzählt — brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken ſtürzten die Bataillone auf meinen Zuruf, daß heute Deutſchlands Schickſal entſchieden werden müſſe, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrahgeſchrei von Neuem auf den Feind.“ „Kinder, rettet das Vaterland!“ rief zuſammenſinkend der tödtlich getroffene Graf Wedell den Landwehrmännern zu, die heute wieder ganz herrlich ſtritten. Aber auch die Franzoſen kämpften mit höchſter Tapferkeit. Sie machten den Preußen jeden Zoll Boden, ſie machten ihnen Haus für Haus von Möckern ſtreitig, Jeder fechtend bis zum letzten Athemzug. Pardon weder gebend noch nehmend. Marmont leitete den Kampf meiſterlich. Trotzdem hätte derſelbe ſchon frühzeitig zum gänzlichen Nachtheile der Franzoſen ausſchlagen müſſen, wenn Langeron, wie er geſollt und leicht gekonnt, Widderitzſch raſch genommen hätte und von dort auf Marmont's rechte Flanke gefallen wäre oder wenn Sacken, welchen Blücher, merkend, wie es bei Möckern ſtand, von Radefeld herbeigerufen, zeitig genug eingetroffen ſein würde. Wie die Sachlage war, hat der York, auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen, mehrmals bedenklich die Doſe hervorgezogen und die erfingerte Priſe in die Naſe zu ſtecken vergeſſen. Ließ aber nicht nach, reichte dem Feinde ganz verteufelte Priſen, in Form von Ladungen groben und gröbſten Geſchützes, von Bajonnettſtürmen und Säbelattaken. Rief nach und nach ſeine ſämmtlichen noch übrigen Brigaden, Mecklenburg, Steinmetz, Horn und Hünerbein, auf den Entſcheidungspunkt heran, ſetzte ſeine Batterien in Thätigkeit und unterhielt zäh die Glut des in und um Möckern wabernden Wuthkampfes, bis der entſcheidende Augenblick gekommen war. Dieſer erſchien in der fünften Nachmittagsſtunde, als Marmont alle ſeine Streitkräfte zur Behauptung und York alle die ſeinigen zur Wegnahme des Dorfes oder vielmehr der Ruinen deſſelben zuſammennahm und der preußiſche General dazu kam, ſeine Reitergeſchwader, voran die brandenburgiſchen Huſaren unter Major Sohr, in die franzöſiſchen Bataillone unwiderſtehlich einbrechen zu laſſen, und ſein Fußvolk, mit den Bajonnetten nachdrückend, unaufhaltſam in die entſtandenen Lücken eindrang. Nun war für Marmont kein Halten mehr. Nachdem ſeine letzten, von Möckern zurückweichenden Vierecke zerſprengt waren, wurden die Reſte ſeines Schlachthaufens in völliger Auflöſung nach Eutritzſch, nach Gohlis und bis unter die Mauern von Leipzig zurückgeworfen. Der Sieg der Preußen, welchen Blücher vom Schlachtfeld aus an Schwarzenberg und an Bernadotte melden ließ, war vollſtändig, aber theuer erkauft. Die Nacht ſank auch hier, wie bei Wachau, auf eine ſtromweis mit Blut getränkte Walſtatt herab; denn das york'ſche Korps hatte nicht weniger als 173 Offiziere und 5432 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt. Ein Hauptſchlag übrigens gegen den Napoleonismus! Denn es hatte dieſer ſicher 6000 Mann an Todten und Verwundeten, 2000 an Gefangenen und 53 Kanonen eingebüßt67). Seine Schutzwand auf der nördlichen Seite des leipziger Entſcheidungsfeldes war zerſtört und er vermochte in der Eile eine neue dort nur herzuſtellen, indem er die ſüdliche ungebührlich ſchwächte. Summa: am 16. Oktober ſtob die napoleoniſche Fortuna davon vor der Nemeſis dräuend erhobener Hand.

Er aber glaubte es nicht, wähnte die ſchon Flüchtige noch feſt an der Stirnlocke zu halten. Der Mann war dadurch groß geworden, daß er, während er den Augen der Menſchen allerhand Phantasmen von Gloire u. dgl. m. vorzugaukeln wußte, für ſeine Perſon verſtand, Dinge und Menſchen zu ſehen, wie ſie wirklich waren. Er fiel, weil die langgeübte Kunſt, Andere zu betrügen, zum Selbſtbetrug umgeſchlagen war und er demzufolge die Phantasmen, an welche die Leute nicht mehr glaubten, allmälig ſelber für Wirklichkeiten anzuſehen ſich gewöhnt hatte. Hieraus erklärt ſich die kaiſerwahnſinnige Illuſion, er habe es noch am Abend des erſten der leipziger Schlachttage in ſeiner Hand, über Krieg oder Frieden zu entſcheiden, habe es in ſeiner Hand, durch etliche Zugeſtändniſſe ſeinen „cher beau-père“ von den Verbündeten ab- und zu ſich herüberzuziehen, und könne einen Waffenſtillſtand anbieten, weil ſeine Gegner dies Anerbieten keineswegs etwa als ein Symptom ſeiner verzweifelten Lage, ſondern vielmehr nur als einen Beweis ſeiner Großmuth und Friedensliebe anſehen würden. Daß er das „Odium generis humani“, daß ihn die verbündeten Monarchen als einen Emporkömmling, der ſie gedemüthigt hatte, und die Völker als einen erbarmungsloſen Tyrannen haßten, davon hatte dieſer Menſch noch immer gar keine Vorſtellung. In Wahrheit, er glaubte an das Märchen-Dogma ſeiner Vergottung durch Sklaven, wie deren keiner der römiſchen Cäſaren niederträchtigere gehabt hat.

Man war eben daran, am Abend des 16. Oktobers das Zelt des Empereur aufzuſchlagen, als dem an einem Wachtfeuer ſich Wärmenden der gefangene öſtreichiſche General Merveldt vorgeführt wurde, ein alter Bekannter von den Friedensverhandlungen von Leoben her. Er empfing ihn gnädig und unterhielt ſich lange mit ihm. Später am Abend oder vielmehr um oder erſt nach Mitternacht wurde Merveldt aus dem Schlafe geweckt und in das kaiſerliche Zelt beſchieden, in welches inzwiſchen eine ſchlimme Botſchaft gelangt war, die Botſchaft von der gänzlichen Niederlage bei Möckern. Napoleon machte dem General ein Kompliment über deſſen Anſtrengungen, bei Konnewitz den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen, und warf dann die Frage hin: „Ihr wolltet mir alſo eine Schlacht liefern?“ — „Ja, Sire.“ — „Ihr ſeid ſicherlich im Irrthum über den Betrag meiner Streitkräfte. Wie hoch ſchätzt ihr ſie?“ — „Auf höchſtens 120,000 Mann.“ — „Ich habe mehr als 200,000, glaube aber, daß ich ebenfalls die eurigen unterſchätzte. Wie ſtark ſeid ihr?“ — „Mehr als 350,000 Mann.“ — „Werdet ihr mich morgen wieder angreifen?“ — „Ich zweifle nicht daran.“ — „Dieſer Krieg ſoll alſo ewig währen? Es wäre Zeit, ihm ein Ende zu machen.“ — „Das iſt der allgemeine Wunſch, deſſen Gewährung während des prager Kongreſſes bei Ew. Majeſtät ſtand.“ — „Man verfuhr dort nicht redlich gegen mich, man hat finaſſirt (on a finassé). Oeſtreich hat den rechten Augenblick verpaßt, ſich an die Spitze der Angelegenheiten Europa's zu ſchwingen. Wir hätten mitſammen den Frieden diktiren können.“ — „Und dieſe gemeinſame Diktatur, ſo denken wir Oeſtreicher, würde damit geendigt haben, daß Sie auch Oeſtreich das Geſetz diktirt hätten.“ — „So muß aber doch eine Macht für den Frieden wieder das Wort nehmen. Ihr ſolltet nicht auf Rußland hören. Das ſteht ganz unter dem Einfluß Englands und England will keinen Frieden.“ Merveldt beſtritt dieſe Behauptung, weil auch England des Friedens nicht weniger benöthigt ſei als der Kontinent. Nach ziemlich langem Hin- und Herreden kam man überein, daß Merveldt in das Hauptquartier der Verbündeten ſich begeben ſollte als Träger eines Waffenſtillſtandsvorſchlags von Seiten Napoleon's. Die Bedingungen ſollten ſein, daß die Franzoſen hinter die Saale, die Preußen und Ruſſen hinter die Elbe, die Oeſtreicher nach Böhmen ſich zurückzögen, und um Friedensunterhandlungen zu ermöglichen, erklärte der Empereur ſich bereit, Illyrien an Oeſtreich und Hannover an England zurückzugeben, auf die nordweſtdeutiſchen Landſtriche zu verzichten, Polen ganz preiszugeben, in Betreff Spaniens, Hollands und Italiens unterhandeln zu wollen und ſchließlich auch den Rheinbund fallen zu laſſen, — dies aber doch nur bedingter Weiſe: denn — ſagte er — „il y a des choses auxquelles mon honneur tient, et dont surtout dans ma position je ne saurais me départir: par exemple le protectorat de l'Allemagne[68]).“ Merveldt brachte dieſe Vorſchläge ins große Hauptquartier der Verbündeten, wohin derweil die Kunde vom Möckernſieg gelangt war. Der Czar und der Preußenkönig waren ſchlechterdings nicht in der Stimmung, zu dieſer Stunde gemachten Anträgen Napoleon's Gehör zu geben. Was Metternich dazu meinte, iſt nicht bekannt und auch ganz gleichgültig; denn „le cher beau-père,“ der Kaiſer Franz, ließ den General Merveldt gar nicht vor, mit dem Bedeuten, er könne und wolle ihn nur in Gegenwart ſeiner beiden Alliirten ſprechen[68a]). Damit war die Friedensmiſſion Merveldt's als nicht geſchehen angeſehen und wurde der 17. Oktober auf der Südſeite des Schlachtfeldes nur dazu verwendet, Alles zur Entſcheidung für den folgenden Tag vorzubereiten, an welchem, wie man gewiß wußte, Bennigſen und Kolloredo in die Schlachtlinie eingerückt ſein mußten. Man war ſeiner Ueberlegenheit entſchieden bewußt und ging dem 18. Oktober mit Siegeszuverſicht entgegen. Anders im franzöſiſchen Hauptquartier, wo nur noch in der Wolle gefärbte Lakaien nicht wußten oder wiſſen wollten, was das von dem Empereur zur Feier ſeines angeblichen Sieges bei Wachau befohlene leipziger Glockengeläute eigentlich zu bedeuten habe. Aber freilich, die Lüge mußte aufrecht erhalten werden. Wenn der Empereur am 17. Oktober mittelſt eines Rückzugs den Boden ſeines „Sieges“ vom 16. aufgab, ſo mußte ja die ganze Welt glauben, der Sieg ſei eigentlich eine Niederlage geweſen. Alſo bleiben wir und verſuchen wir noch einmal das eiſerne Würfelſpiel. Vielleicht werfen wir doch noch den Bennewurf, wir müſſen, wir werden ihn werfen. Trotz ſolcher Verblendung wurde Napoleon jedoch gegen Abend zu, als kein Friedensbote von drüben eintraf, ſehr nachdenklich, und nachdem er ſich in ſein Zelt „verkrochen,“ mehrten ſich im Hauptquartier die „finſteren Geſichter“ und man ſprach ziemlich unverhohlen von der Nothwendigkeit des Rückzugs[69]).

Generaliſſimus Schwarzenberg, welcher im Verlaufe des Feldzugs den Werth blücher'ſcher Mitwirkung kennen zu lernen hinlänglich Gelegenheit gehabt und ſie auch wirklich erkannt und anerkannt hatte, ließ am 17. Oktober zur Mittagszeit einen kühnen Huſarenoffizier, den Grafen Stephan Széchenyi — in ſpäterer Zeit mit Fug der „große Ungar“ geheißen — rufen und fragte ihn, ob er ſich getraue, auf dem kürzeſten Weg, alſo durch die feindlichen Stellungen hindurch, zum Blücher zu reiten, um dieſem zu ſagen, daß er, Schwarzenberg, am nächſten Tage den Feind mit aller Macht angreifen werde und dies auch von Seiten des ſchleſiſchen Heers und der Nordarmee erwarte. „Ich getrau' mir's,“ ſagte der Graf und er führte das verwegene Reiterſtücklein glücklich durch. „Ja, ja“ — ſagte am Abend zu Mockau, wo er ſein Hauptquartier hatte, der Alte „in echtblücher'ſcher Manier“ zu dem kühnen Boten — „an mich ſoll's nicht fehlen! Auf mir kann ſich der Herr Fürſt ſchon verlaſſen. Werde das Meinige morgen thun, Schwerenoth! Was aber den Millionenhund von Racker und Haſenfuß, den Juden oder Zigeuner von Bernadott' angeht, na, den kriege der Teufel rann uff det Schlachtfeld[70])!“ Grobianiſch zwar geblüchert, aber ſehr wahr und auch völlig gerechtfertigt; denn der heldiſche Greis, welchem es ganz gegen den Mann ging, nach dem Sieg von geſtern heute müſſig ſtillzuliegen, hatte auch an dieſem 17. Oktober wieder tüchtig gearbeitet, war ſchon in aller Morgenfrühe wieder bei den Vorpoſten geweſen, hatte angeordnet, daß York's geſtern arg mitgenommenes Korps ſich hinter Möckern zöge und dort wieder in ſchlagfertigen Stand ſetzte, hatte dann Sacken's Harſt herbeigezogen und durch dieſen in Verbindung mit den

Korps von Langeron und St. Prieſt Alles, was von Franzoſen noch nördlich von Leipzig ſtand, über Gohlis hinaus rückwärts bis in das Weichbild der Stadt zurückwerfen laſſen. Dies war eben geſchehen, als Széchenyi angeritten kam und der Alte konnte dem Boten Schwarzenberg's ſagen, in welcher Art er mit den freilich nicht ſehr bedeutenden Mitteln, die er noch hatte, zur Entſcheidung am folgenden Tage mitzuwirken beabſichtige. So nämlich, daß er das Korps Langeron's (25 oder höchſtens 30,000 Mann) am linken Ufer der Parthe gegen Leipzig, als den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, angriffsweiſe vorgehen ließ, während die Hälfte von York und Sacken (mitſammen etwa 20,000 Mann) als Rückhalt zwiſchen der Parthe und der Pleiße blieben[71]. Er konnte Széchenyi auch ſagen, daß alles Menſchenmögliche gethan worden ſei, um den ſchwediſchen Kronprinzen zur Betheiligung an der morgigen Schlacht zu bewegen. Freilich ſieht es faſt wie Spott und Hohn aus, wenn Gneiſenau am Tage zuvor den Schwarbelkopf Steffens zu Bernadotte geſchickt hatte, um denſelben zu veranlaſſen, zu dem Kampfe vom 16. herbeizukommen. Nach langem Umherirren — der gute Profeſſor konnte ſelbſtgeſtändlich im Felde links nicht von rechts unterſcheiden — hatte Steffens den Gaskogner in Landsberg gefunden, natürlich im Bette. „Das dunkle Geſicht mit der mächtigen Naſe und das ſtarkzurückgehende Kinn ſtachen ab gegen die weiße Bettwäſche und die mit Spitzen beſetzte Nachtmütze.“ Se. königl. Hoheit geruhte, dem abſtruſen Abſtrakter einen langen lebhaften Vortrag zu halten, „den ich freilich nur theilweiſe verſtand,“ und entließ ihn dann mit dem Verſprechen, ſogleich mit ſeinen Truppen aufzubrechen[72]. Den wirklichen Aufbruch zu bewerkſtelligen, mußten aber andere Mittel als ſteffens'ſche angewandt werden, weil ja doch einmal „für das ſchleſiſche Heer die Mitwirkung des Nordheers eine Art Geſchick war, heftig zu wünſchen, ſchwer zu ertragen, nicht zu vermeiden.“ Auf Gneiſenau's Betreiben eilte Sir Charles Stewart, der bei tiſche Kriegskommiſſär, von der blutigen Walſtatt bei Möckern ſpornſtreichs zum Kronprinzen von Schweden zurück und ſprach Fraktur-Engliſch mit demſelben, wenn auch in franzöſiſcher Zunge, namentlich geradeheraus erklärend, britiſche Subſidien dürfe der Gaskogner nicht mehr erwarten, falls er für die gemeinſame Sache ſchlechterdings Nichts thun wolle. Das endlich wirkte. Bernadotte ließ ſofort das ruſſiſche, 5000 Mann ſtarke Reiterkorps Winzingerode's zur Vereinigung mit Blücher abgehen und rückte am 17. Oktober mit ſeiner ganzen Macht nach; immerhin gemächlich genug, doch ſo, daß er am Abend in Breitenfeld eintraf.

Soweit alſo hatte man ihn glücklich „heran.“ Aber nun ging das Piaffiren wieder los. Schon auf dem Marſche nach Breitenfeld hatte er einen Adjutanten an Blücher geſandt mit der abſonderlichen Forderung, die „alte Ordre de Bataille hergeſtellt zu ſehen,“ d. h. er wollte auf den rechten Flügel der ſchleſiſchen Armee rücken, um dieſelbe „in Flanke und Rücken zu decken gegen einen Angriff von — Düben (!) her.“ Aus dem Gaskogniſchen ins Deutſche überſetzt, hieß das: Ich will mich möglichſt vom Felde der Entſcheidung fernhalten. Die paſſendſte Antwort darauf war wohl die blüchernde: „Meldet dem Hundsfott mein Kompliment und er ſoll mir . . .“ Von Breitenfeld kam dann ein ſchwediſcher Adjutant nach Mockau herüber, um den Alten zu einer Zuſammenkunft mit Bernadotte einzuladen. „Millionen Schock Donnerwetter, der Kerl von Zigeuner kann mir geſtohlen werden! Habe Nichts in Breitenfeld zu thun.“ Dagegen wurde ein vertrauter Bote zu Bülow geſandt, welchen Blücher unter Mittheilung ſeines für den morgigen Tag entworfenen Plans zur Mitwirkung auffordern ließ, der Gaskogner möge ſagen und thun oder nichtſagen und nichtthun, was er wolle. „Bei meinem Wort — lautete Bülow's Antwort — ich werde jedenfalls mannhaft zu meinen Landsleuten und Waffenbrüdern ſtehen und unbedingt mitſchlagen!“ In der Nacht vom 17. auf den 18. kam abermals ein Adjutant von Bernadotte, die Einladung nach Breitenfeld dringender zu wiederholen. „Ich geh' nicht — ſagt der Gebhart Lebrecht. Hol der Teufel den Schubiak!“ — (Wie man ſieht, hatte der General aus dem Umſtande, daß ruſſiſche Truppen unter ihm ſtanden, bereits philologiſche Vortheile gezogen: denn ſchon waren ihm die ruſſiſchen Worte Paſcholl und Schubiak geläufig.) — Der arme Gneiſenau, auf welchem in dieſen Tagen ſo Vieles laſtete, hatte nun wieder einmal ſeine liebe Noth, ſeinen Feldherrn zu beſtimmen, um der guten Sache willen der Einladung des „Zigeuners“ zu entſprechen. Aber Blücher ſah ſich vor und ſorgte dafür, daß es ſeiner Verhandlung mit dem Gaskogner wenigſtens nicht an Zeugen fehlte. Er nahm, als er vor Tagesgrauen nach Breitenfeld hinüberritt, Gneiſenau und den Prinzen Wilhelm von Preußen mit und verlangte, daß auch Bülow, Kruſemark und Pozzo di Borgo bei der Zuſammenkunft zugegen ſeien. Es ging dabei hart her. Bernadotte piaffirte, der Gebhart Lebrecht that ſich keinen Zwang an und fluchte alle möglichen Huſarenflüche. Es war auch wahrlich zum Verfluchen, was Monſieur le Piaffeur vorſchlug und haben wollte. Nämlich, er wollte ſich kriegskunſtregelrecht „en échelon“ hinter der blücher'ſchen Armee aufſtellen, um Berlin (!) zu ſchützen und dem Napoleon in die Flanke zu fallen, wenn derſelbe, was mit Beſtimmtheit zu erwarten ſei, über Taucha und Eilenburg einen Rückzugsweg nach Torgau ſich bahnen wollte. Solches Zeug ließ ſich nun aber der Alte gar nicht länger vormachen. Er blücherte ſo wüthend dazwiſchen, daß der Bernadotte den Sinn des Blücherdeutſch verſtehen mußte, obzwar die Dolmetſcher dieſen Sinn zu mildern ſuchten. „Eh bien — gaskognerte jetzt Se. königl. Hoheit — ich will über alle ſtrategiſchen Bedenken hinwegſehen, will mich opfern, falls mir mon cher frère d'armes für heute 30,000 Mann von ſeiner Armee abgibt; denn ohne dieſe Verſtärkung kann und werde ich den Angriff auf dem linken Ufer der Parthe nicht unternehmen.“ Natürlich glaubte er, Blücher werde dieſes unverſchämte

Anſinnen zurückweiſen. Aber der Alte, um dem „Schubiak“ jeden Vorwand zu längerem Zögern zu nehmen, bewilligte daſſelbe ſofort und ſtellte das Korps von Langeron dem Kronprinzen zur Verfügung. Nur nahm er ſich vor, ſelber bei Langeron zu ſein, um jede neue Nücke und Tücke Bernadotte's vereiteln zu können. Er erhielt hiezu ſofort Gelegenheit. Denn kaum von der Zuſammenkunft in Breitenfeld nach den Höhen von Eutritzſch zurückgekehrt, wo man ſchon den Geſchützdonner der wieder anhebenden Schlacht von Wachau und Probſtheida herübertönen hörte, erſchien ein Adjutant des Kronprinzen und brachte an Langeron den Befehl, nach Taucha zu marſchiren, um dort die Parthe zu überſchreiten. Hätte er es gethan, ſo hätte er zwei Stunden rückwärts und dann wieder zwei Stunden vorwärts marſchiren müſſen, um an den Feind zu kommen, vor welchem er bereits ſtand. „Nichts da!“ rief der Gebhart Lebrecht zornvoll aus. Das iſt Unſinn oder Verrath! Auf dieſe Art verlöre ja das Korps den ganzen Tag mit Marſchiren, ohne des Feindes anſichtig zu werden. Sagt dem Prinzen, Langeron werde ſeine Befehle jenſeits der Parthe, die er unverzüglich überſchreiten wird, bei Abt-Naundorf erwarten. Damit Punktum“[73]. So viele Mühe hatte es gekoſtet, den Gaskogner endlich dahin zu bringen, dahin zu nöthigen, das um den großen Völkerjäger für den großen Jagdtag vom 18. Oktober hergeſtellte Netz ſchließen zu helfen, welches jetzt nur noch eine ſchmale Oeffnung zum Entkommen bot, über Leipzig gen Weißenfels zu.

Der Verlauf des 17. hatte dem Kaiſerwahnſinn doch endlich einen „lichten Moment,“ doch endlich die Ueberzeugung abgepreßt, daß er das einzige noch offenſtehende Rettungsloch benützen müßte, bevor das ungeheure Netz über ihm zuſammenſchlüge. Der geſunde Menſchenverſtand, die Politik, die Kriegskunſt riethen gleichermaßen bei Zeiten die Tollheit aufzugeben, mit 145,000 Mann dem Angriff von 280 bis 300,000 Gegnern ſtandhalten zu wollen[74]. Spät am Abend des 17. entſchloß ſich in der That Napoleon zum Rückzug. Aber dabei mußte dem cäſariſchen Hochmuth doch noch ein Zugeſtändniß gemacht werden, welches ſelbſt ein ſo eifriger Pfaffe des Napoleonkultus, wie Thiers einer iſt, leiſe zu tadeln nicht umhin kann. Denn der Rückzug ſollte „nicht einer jener nächtlichen Rückzüge ſein, wie die Kriegswiſſenſchaft ſolche anräth, falls ein Heer das Bedürfniß fühlt, einem überlegenen Feinde ſich zu entziehen, ſondern vielmehr ein Rückzug bei hellem Tage und in langſamem Schritt, ein Rückzug, welchen der Empereur ſo auszuführen gedachte, daß er eine impoſante Haltung behaupten und ohne Hinderniß durch das lange Defilé von Leipzig nach Lindenau abziehen könnte, welches aus einer Menge Brücken beſteht, die über die Pleiße und die verſchiedenen Arme der Elſter führen.“ Noch am Abend erhielt demzufolge Bertrand den Befehl, mit Tagesanbruch von Lindenau nach Weißenfels aufzubrechen. Um 2 Uhr Morgens ſodann gab Napoleon ſeine übrigen Befehle aus, welche den Rückzug im angegebenen imperatoriſchen Styl anordneten. Alle ſeine Schlachthaufen, welche bislang auf der Südſeite von Leipzig gekämpft hatten (Poniatowski, Augereau, Victor, Lauriſton, Macdonald, die Garden, und 4 Kavalleriekorps), ſollten um eine Wegſtunde zurückgehen und auf dem Plateau von Propſthaida ſich zuſammenſchließen. Nördlich und öſtlich von Leipzig ſollte Marmont — er war nach ſeiner Niederlage bei Möckern über die Parthe zurückgegangen — ſeine Streitkräfte auf der Linie von Schönefeld bis Sellerhauſen zuſammenziehen und Ney, welcher mit dem inzwiſchen eingetroffenen Korps Reynier's die Linie Marmont's verlängerte, ſollte ſeinen rechten Flügel rückwärts biegen, bis er den linken Macdonald's erreichte. In dieſer Weiſe zuſammengezogen, würde die franzöſiſche Armee einen ſoliden Kreis von nicht mehr als zweiſtündiger Ausdehnung bilden und in „impoſanter Haltung“ dem Feinde überall und ſo lange die Stirne bieten, bis bei allmäliger Verengerung dieſes Kreiſes ein Korps nach dem andern über Leipzig und Lindenau ſich abziehen könnte. Das wäre nun Alles recht ſchön geweſen, wenn die Verbündeten ſich begnügt hätten, in pflichtſchuldiger Bewunderung dieſes „impoſante“ Rückzugsmanöver mitanzuſehen. Allein ſie wollten auch mitſprechen und mitthun und Generaliſſimus Schwarzenberg ſammt Mithelfern hatten ihrerſeits folgenden Angriffsplan entworfen. In drei Säulen formirt, ſollten auf der Südſeite von Leipzig die verbündeten Streitkräfte gegen die Stellungen der Franzoſen vorgehen: — die erſte Kolonne (etwa 45 bis 50,000 Mann) unter dem Erbprinzen von Heſſen-Homburg rechts und links von der Pleiße gegen Lößnig und Konnewitz, die zweite (ungefähr 60,000 Mann) unter Barklay de Tolly gegen Wachau und Liebertwolkwitz und weiterhin gegen Propſthaida, die dritte (an 65,000 Mann) unter Bennigſen gegen Holzhauſen, um den linken Flügel des Feindes anzufallen und zu umgehen. Des feindlichen Rückzugspunktes Lindenau ſollte ſich Gyulai mit ſeinen 25,000 Mann bemächtigen, was er ſchon am 16. hätte thun ſollen, aber nicht gethan hatte. Im Oſten von Leipzig aber ſollte Bernadotte zwiſchen Holzhauſen und der Parthe, im Norden Blücher den Kampf führen. Der Konflikt zwiſchen dieſem Angriffsplan und jenem Rückzugsplan heißt die Schlacht vom 18. Oktober, welche, obzwar die rieſenhafteſte und blutigſte der neueren Zeiten, dennoch, wie man mit Recht bemerkt hat, „in Wahrheit nichts Anderes als ein Arrièregarden-Gefecht“ geweſen iſt. Sie zerfiel, nachdem ſich um die achte Morgenſtunde die beiden Armeen in Bewegung geſetzt hatten, in zwei große Akte, deren erſter der Angriff und die Linksſchwenkung des ſchwarzenbergiſchen, deren zweiter der Angriff und die Rechtsſchwenkung des bernadotte-blücher'ſchen Heeres war. Ein ganz eigenthümlicher Schickſalszug iſt es, daß dem Manne, welchem alle Wiſſenden und Redlichen das Hauptverdienſt des leipziger Sieges beimeſſen, weil es ohne ihn, ohne ſein Verhalten vom Beginn des Herbſtfeldzugs an, zu keiner Entſcheidung von Leipzig gekommen wäre,

— ja, eigenthümlich ſchickſalstückiſch iſt es, daß dem Blücher am 18. Oktober eine unverhältnißmäßig untergeordnete Rolle zufiel[75]. Aber freilich, wenn man ein Blücher iſt, ſpielt man, obzwar formell zu einer Nebenrolle beſtimmt, ſtets eine Hauptrolle. Der heldiſche Greis hatte allerdings nur die ſchwachen Hariſte York's und Sacken's unmittelbar unter ſich, aber wer wollte leugnen, daß er die treibende Seele der ganzen Streitmacht auf der Nord-Oſtſeite von Leipzig geweſen iſt?

Es hatte am Abend zuvor und in der Nacht ſtark geregnet, aber am Morgen zertheilte die Oktoberſonne mälig die Nebelſchwaden, als wollte ſie ſich das furchtbare Spiel mitanſehen, bei deſſen Beginn man, die Schlachttrompete des Dichters entlehnend, erſchüttert anrufen möchte: „O, welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen! Aus tauſend Herzen ſprang ſo hoch das Blut, als wären unverſiegbar ſolche Bronnen[76].“ Und doch, hielt' auch Einer die Tuba des alten Homeros in Händen und vermöcht' er ſie mit dem Athem des Dichters der Nibelungenſchlacht zu ſchwellen, er müßte das Inſtrument überwältigt ſinken laſſen bei dem ungeheuren Anblick, als nun die 150,000 Streiter antraten zu dem reiſigen, rieſigen Rennen und Ringen … Um 2 Uhr Morgens ſchon verließ der Empereur ſein Zelt, eilte nach Reudnitz zu Ney, von da nach Lindenau zu Bertrand, welcher ſich zum Abmarſch nach Weißenfels anſchickte, und kehrte dann nach Stötteritz um, wo er in einem Landhaus beim Frühſtück ſaß, als der von Markkleeberg, Dölitz und Liebertwolkwitz herüberkrachende Geſchützedonner verkündete, daß Schwarzenberg ſeine Angriffskolonnen in Bewegung geſetzt habe. Bote auf Bote kam von Murat, welcher, mit den Korps von Victor und Augereau vorwärts von Probſthaida aufgeſtellt, um Verſtärkung bitten ließ gegen die Uebermacht, womit die Verbündeten ihn angefallen hatten. Napoleon eilte im Galopp nach dem ſogenannten Thonberge und nahm ſeinen Stand als Lenker der Schlacht neben einer halbzerſtörten Windmühle, welche Einem, der an dieſem Tage um ihn war, vorkam „wie ein warnendes, böſes Vorzeichen, wie ein Bild des launiſchen, von allen Winden abhängigen Glückes.“ Es ſchien aber doch heute für ſeinen verhätſchelten Lieblingsbuhlen noch ein Lächeln zu haben, freilich nur ein ſehr flüchtiges. Die Verbündeten nämlich kämpften auf der Südſeite des Schlachtfeldes am Vormittag nicht mit einem Erfolg, welcher ihren heldiſchen Anſtrengungen entſprochen hätte. Die Abwehr ihrer Angriffe wurde von dem Schlachtenvirtuoſen genialiſch-kühn geleitet. Der Prinz von Heſſen-Homburg vermochte bei Lößnig die franzöſiſche Stellung nicht zu bewältigen, Barklay erlitt beim Angriff auf Probſthaida, wo der herbeigeeilte Empereur ſeine Garden in's heftigſte Feuer warf, entſetzliche Verluſte und Bennigſen vermochte ſeine Aufgabe, den linken Flügel des Feindes zu umfaſſen und aufzurollen, ebenfalls nicht zu löſen, weil er den größten Theil ſeiner Streitmacht zu weit rechtshin geſchoben, um mit der Nordarmee in Verbindung zu treten und gemeinſam mit ihr dem Napoleon den Rückzug zur Elbe zu verſperren, wohin er ſich, wähnte Bennigſen, werde wenden müſſen, maßen ihm der Rückzug nach der Saale zu durch die Oeſtreicher bei Lindenau verſperrt wäre. Nach und nach gewannen die Verbündeten in dem ſchrecklichen Spiel allerdings Boden und preßten die Seiten des Halbkreiſes der feindlichen Stellung mehr gegen Leipzig hin zuſammen; allein erſt das Eingreifen des Nordheeres entſchied die Niederlage der Franzoſen, eine bei ſothanen Umſtänden ſo unbedingt unvermeidliche Niederlage, daß es ganz lächerlich iſt, wenn die napoleoniſchen Mythographen dieſelbe allerlei kleinen und kleinlichen Nebenumſtänden, dem Uebertritt von etlichen tauſend Rheinbündlern in die Reihen der Verbündeten, dem vorzeitigen Sprengen einer Brücke u. dergl. m. zugeſchrieben haben. Daß aber das rechtzeitige Eintreffen und Eingreifenkönnen der Nordarmee dem raſtloſen Antreiber Blücher und dem

Eifer des mit ihm einverſtandenen Bülow zu danken war, iſt ganz zweifellos.

In bereits gemeldeter Weiſe hatte der Alte, in der Morgenfrühe von Breitenfeld nach Eutritzſch zurückgekehrt, das Abſonderliche, was Bernadotte dem Korps von Langeron zumuthete, vereitelt. Sein Falkenblick erkannte auf der Stelle, was zu thun ſei. Er ließ, ſowie die Kanonenſtimmen von ſüdwärts her erſchollen, an Sacken und York den Befehl ergehen, gegen Leipzig vorzurücken, um die Verſchanzungen und Häuſer am halle'ſchen Thor anzugreifen, ließ dem rückwärts bei Taucha ſtehenden Bülow ſagen, er werde mit dem Korps von Langeron auf dem kürzeſten Wege über die Parthe gehen und dann jenſeits derſelben das Nordheer erwarten, lenkte ſofort Langeron's und St. Prieſt's Streitmacht über Mockau dem Fluſſe zu und ließ ſie, nachdem er mittelſt des Feuers von Neutſch gegenüber aufgefahrenen 36 ruſſiſchen Zwölfpfündern die Artillerie Marmont's zum Schweigen gebracht, denſelben überſchreiten, was das Fußvolk bis zum Gürtel im Waſſer that. Jenſeits der Parthe erhebt ſich die Gegend und — „hier genoſſen wir ein erſtaunliches Schauſpiel. Auf dem langen Höhenzug erblickten wir in der Ferne die ſchwarzenbergiſche Armee, welche heranrückte. Die Kolonnen nahmen den ganzen Höhenzug ein, am entfernteſten ſüdöſtlichen Horizont auftauchend. Ruhig bewegten ſich alle Waffengattungen neben und nach einander. Hier und da ſah man die Waffen in der Morgenſonne glänzen. Die Entfernung war groß genug, um das ganze Heer als eine Erſcheinung im Traume vorüberſchweben zu laſſen, um den ganzen endloſen Zug zu überblicken, bis er im entfernteſten Weſten untertauchte. Immer kamen neue Schaaren im Oſten zum Vorſchein, immer verſchwanden die Vorderſten im fernen Weſten, während der Zug ſich ununterbrochen fortbewegte. Man konnte glauben, ein auswanderndes Volk zu erblicken. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung die germaniſchen Stämme erſchienen ſein, als ſie die deutſchen Gauen überſchwemmten. Der Anblick ergriff uns Alle mit großer Gewalt. Hier war es, wo Müffling der Schlacht den Namen gab: er nannte ſie die große Völkerſchlacht" . . . Während Blücher gegen Abt-Naundorf hin ein lebhaftes Plänklergefecht unterhalten ließ, überſchritt die Nordarmee weiter zurück ebenfalls die Parthe, Bülow bei Taucha, Winzingerode bei Grasdorf und die Schweden bei Plaußig. Bülow drängte mit aller Macht raſch voran und auch Bernadotte, erkennend, daß jetzt kein Zögern und Aufhalten mehr möglich, war rührig. Ney und Marmont nahmen ihre Truppen, das 3., 6. und 7. Armeekorps, in die Linie zwiſchen Stünz, Sellerhauſen und Schönefeld zurück und beſtanden, zeitweiſe ſogar wieder vorſtoßend, den Kampf gegen Langeron und eine Weile ſogar noch gegen die herangekommene Nordarmee mit hohen Ehren. Derweil aber dieſer Kampf ſich vorbereitete, bot ſich der Umgebung Blücher's, welcher auf der Hochebene hielt, wiederum ein überraſchendes Schauſpiel dar. „In ſchöner Rüſtung und ruhiger Ordnung rückte eine Schar fremder Kavallerie auf uns zu, die wir, ohne von Truppen in der Nähe umgeben zu ſein, ruhig erwarteten. Ohne Zweifel war der Feldherr von ihrer Ankunft unterrichtet. Es war ſächſiſche Kavallerie — (ein Huſaren- und ein Ulanen-Regiment) — die ſich vom Feinde getrennt hatte und zu uns überging. Wunderbar und ſeltſam, echtdramatiſch war dieſer Auftritt. Die Reiter hielten, entſchloſſen und dennoch, wie mir ſchien, niedergeſchlagen, in unſerer Nähe ſtill. Der Anführer näherte ſich unſerem Feldherrn, der ihn in würdiger Haltung erwartete. Sie hätten, verſicherte der ſächſiſche Offizier, lange den Augenblick erharrt, in welchem ſie ſich aus der unnatürlichen Lage herausreißen könnten, die ſie zwang, gegen ihr eigenes Volk zu kämpfen; jetzt erſt ſei es ihnen gelungen. Doch baten ſie um Schonung; ſie wünſchten nicht, in dieſer Schlacht zu kämpfen. Blücher redete ſie kurz, aber freundlich an, gewährte ihre Bitte und es wurde ihnen eine Stellung hinter dem fechtenden Heere angewieſen.“ Später, nach 2 Uhr Mittags, alſo zur Zeit, wo die Entſcheidung des Tages der Hauptſache nach bereits gefallen, traten auch zwei ſächſiſche Infanterie-Brigaden mit 38 Geſchützen von Sellerhauſen her zu den Verbündeten über, ſowie ſchon Vormittags die würtembergiſche Reiterbrigade Normann übergetreten war, welcher General damit vielleicht ſühnen wollte, daß er zu dem Schmachſtück bei Kitzen befehligt worden war, — eine Sühne freilich, welche dem dicken Tyrannen im ſtuttgarter Schloſſe Wuthkrämpfe verurſachte.

Gegen 1 Uhr war Bülow auf der Walſtatt eingetroffen. Hinter dem Verhang eines niedrigen Hügelrandes formirte er ſeine Brigaden zum Sturm auf Paunsdorf, mit welchem, Blücher's Anordnung gemäß, gleichzeitig der Angriff Langeron's auf Schönefeld geſchehen ſollte. Als Bülow das Marſchkommando gegeben hatte, da „ſtimmten die kolberger Jäger an: „Heil dir im Siegerkranz!“ und alle Muſikchöre fielen ein. So ſtiegen wir jubelnd die Anhöhe hinauf. Kaum mochten die Spitzen der Bajonnette darüber fortblitzen, ſo kam die erſte Granate ſauſend durch die Luft und platzte zwiſchen dem erſten und zweiten Treffen. Nur höher erhoben ſich die Stimmen und lauter ertönte der Hymnus, bis wir die Anhöhe erreicht hatten und nun auf einmal Leipzig, ſeine weite Ebene und das ungeheure Getümmel in derſelben vor uns ſahen, die leichten Truppen, welche den Aufmarſch gedeckt hatten, zurückkehrten, unſere Batterien abprotzten und mit ihrem Donner den Geſang erſtickten.“ Bernadotte war bei Bülow's Truppen und es iſt nur billig, zu ſagen, daß er keineswegs als Monſieur le Piaffeur da war. Er gab ſich heute gegen den preußiſchen General mehr als „Kamerad denn als Befehlshaber,“ ordnete gemeinſam mit demſelben den Angriff, ritt kaltblütig in's Plänkler- und in's Kanonenfeuer, kurz, erwies rühmlich, daß er ein rechter General und braver Soldat ſein konnte, wenn er nur wollte. Es währte jedoch, ſo ſtandhaft war der Widerſtand Ney's und Marmont's, bis zum Abend, bis Bülow jenen aus Stünz und Sellerhauſen nach Volkmarsdorf, Langeron dieſen aus Schönefeld nach Reudnitz zurückwarf. Jedoch ſchon um 2 Uhr Mittags hatte Blücher, wahrnehmend, daß der Kreis der verbündeten Völkerſchlachtſtreiter auf dem linken Ufer der Parthe mehr und mehr um den weichenden Feind ſich zuſammenzog und daß dieſer Truppen über Lindenau zurückſende, an York den Befehl geſchickt, noch am Abend zur Verfolgung des Feindes nach Halle aufzubrechen. Zum gleichen Zwecke erging, allein erſt mehrere Stunden ſpäter, aus dem Hauptquartier Schwarzenbergs an den Koſaken-Hetman Platow der Befehl, auf Zwenkau zu rücken, und ein weiterer an Gyulai, dem Feinde bei Naumburg zuvorzukommen und Paß und Brücke bei Köſen zu beſetzen. In Wahrheit konnte, als die Abendſchatten auf das Blutfeld herabſanken, ſelbſt der Kaiſerwahnſinn dem Gefühl einer vollſtändigen Niederlage ſich nicht mehr entziehen. Es ſah trüb und traurig aus bei der Windmühlruine auf dem Thonberg. Berthier diktirte beim Schein eines Wachtfeuers ſeinen Adjutanten die Rückzugsbefehle im Einzelnen, welche ihm der heute entſchieden niedergedonnerte Schlachtendonnerer zuvor im Ganzen gegeben. Man hatte dem Empereur „einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erſchöpft von den Anſtrengungen der letzten Tage, in Schlummer ſank. Seine Hände ruhten, nachläſſig gefaltet, im Schooß und er glich in dieſen Augenblicken jedem andern unter der Bürde des Mißgeſchicks erliegenden Menſchenkinde. Die Generale ſtanden düſter und ſtumm um das Feuer und die zurückziehenden Truppen rauſchten in einiger Entfernung vorüber[77].“

Nach 8 Uhr ritt er nach Leipzig hinein und übernachtete auf dem Roßplatz im Gaſthaus „Zum König von Preußen,“ — auch ein ironiſcher Nackenſchlag des Schickſals. Nachdem er ſich bis ſpät in die Nacht und dann frühmorgens wieder mit dem Rückzug der ihm noch gebliebenen Streitmacht — in runder Summe 90,000 Mann — durch Leipzig und weiterfort beſchäftigt hatte, ritt er durch das grimmaiſche Thor auf den Markt zu dem apel'ſchen Hauſe, wo der arme Sachſenkönig ſeinem böſen Geſchick entgegenzitterte und jetzo von ſeinem „erhabenen Beſchützer" den wohlfeilen Rath erhalten haben ſoll, einſtweilen mit den Verbündeten ſeinen Frieden zu machen, ſo gut es eben gelänge. Es gelang aber, wie bekannt, nicht gut und Friedrich Auguſt befand ſich wenige Stunden darauf als Kriegsgefangener in den Händen der Alliirten und es war dieſe Gefangenſchaft kriegsrechtlich vollkommen gerechtfertigt, da der König ſogar nach der Flucht ſeines „hohen Alliirten" noch gegen den vom Czaren an ihn geſandten General Toll äußerte, er könne und werde ſeine noch bei den Franzoſen ſtehenden Truppen nicht abberufen *). Während ſein Verderber, den er wie einen Gott verehrt hatte, noch mit dem armen Opferſchaf redete, hatte der Angriff der verbündeten Waffen auf die Vorſtädte und Thore von Leipzig begonnen. Denn kaum waren die Morgennebel des 19. Oktobers ſoweit geſunken, daß ein Blick auf den Stand der Dinge möglich geworden, als aus Blüchers Lager wiederum das raſtlos treibende „Vorwärts!" des Alten erſcholl und er mit ſeinen Harſten zum Sturm auf die Nordſeite der unglücklichen Stadt aufbrach. Hierauf rückten, während der Czar Alexander und Friedrich Wilhelm an Napoleon's geſtrigen Standort auf dem Thonberge ſich begaben, die Maſſen Schwarzenbergs auf die Südſeite und die Bennigſens und Bernadotte's auf die Oſtſeite Leipzigs an, welches Poniatowski — dem in der Elſter zu ertrinken beſchieden war — und Lauriſton mit ihren Korps bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen Befehl hatten. Nachdem er dieſen Befehl noch einmal eingeſchärft, trat der Empereur aus dem apel'ſchen Hauſe, ſtieg auf und ritt mit ſeinem Gefolge ſchräg über den Markt nach der Hainſtraße, die aber ſo mit Kanonen, Pulverwagen und Fourgons vollge ſtopft war, daß er nicht durchkommen konnte, ſondern durch die Fleiſcher- und Kloſtergaſſe, dann durch das Petersthor und durch die Allee nach dem ranſtädter Steinwege ſich wandte. Zwei leipziger Bürger ſtanden mitſammen an einem Fenſter und ſahen den geſchlagenen Zwingherrn dahinreiten. „O Gott — rief der Eine und fiel dem Andern um den Hals — wäre dieſes doch das letzte Mal, daß wir ihn ſehen!“ Auch ein junger Schwabe ſtand zu jener Stunde auf dem Markt von Leipzig und beim Wegreiten des Empereur, welcher auf ihn „den Eindruck eines Jeſuitenprovinzials machte, ſo ruhig, klug, weltverachtend und unerſchütterlich ſah er aus,“ kam es ihm vor, als „hörte er das Rauſchen der Blätter des ungeheuren Schickſalsbuches über ſeinem Haupte[79].“

Nachdem der Empereur, dem Hauptſtrom ſeiner fliehenden Truppen „ganz gelaſſen“ gen Lindenau folgend, um 11 Uhr Vormittags Leipzig verlaſſen hatte, brach, während von drei Seiten her die Verbündeten die Thore beſtürmten — erſtürmt wurde zuerſt das äußere grimmaiſche durch königsberger, vom Major Friccius geführte Landwehrmänner — über die noch in der Stadt vorhandenen franzöſiſchen Heerestrümmer ein ſo beiſpielloſes Wirrſal herein, daß ſie verloren geweſen wären, auch wenn die Elſterbrücke auf dem ranſtädter Steinweg nicht zu früh oder auch gar nicht geſprengt worden wäre. Noch währte am lindenauer Thore das Schießen, als um 1 Uhr Mittags der Ruſſenkaiſer und der Preußenkönig auf dem Marktplatz von Leipzig anlangten, woſelbſt der Kaiſer Franz, welcher mit Sir John Falſtaff des weiſen Glaubens lebte, daß „Vorſicht der beſte Theil der Tapferkeit,“ erſt etliche Stunden ſpäter eintraf. Es war ein großer Moment, als die Sieger, von allen Seiten in die Stadt ſtrömend, auf dem Marktplatz zuſammentrafen, Triumphworte und Glückwünſche tauſchend. Als der Blücher mit ſeinem Stabe geritten kam, erhob ſich ein rauſchender Jubelruf. Er ſtieg ab, um die drei Monarchen zu begrüßen. Der

Czar ging ihm entgegen und umarmte den heldiſchen Greis mit den Worten: „Mein lieber General, Sie haben das Beſte gethan, Sie ſind der Befreier Deutſchlands!“ Worauf der Alte: „Kaiſerliche Majeſtät, erlauben Sie mich, hab' bloß meine Schuldigkeit gethan; aber meine braven Truppen, ja die haben mehr gethan, viel mehr!“ Alexander führte ihn dem König von Preußen zu, welcher dem General die Hand bot und ganz gerührt-infinitiviſch ſagte: „Schon wiſſen, lieber Blücher, immer große Stücke auf Sie gehalten haben. Erſchrecklich viel Blut gekoſtet haben, dieſer Sieg, aber Alles vortrefflich gegangen ſein. Ihre Sache alle dieſe Bataillentage über und früher gut gemacht haben, recht gut, ganz brav. Weiß, was wir Ihnen zu danken haben. Werd' es nicht vergeſſen.“ Auch der Kaiſer Franz kam herbei und wienerte den Feldherrn dankend und lobpreiſend an[30]). Konnte ſich dann der Bernadotte ebenfalls nicht enthalten, ſeinen „waffenbrüderlichen“ Gefühlen gegen Blücher lauten Ausdruck zu geben, was der Alte, wie zu vermuthen ſteht, mit jenem eigenthümlich-blücher'ſchen Kopfruck erwiderte, welcher, aus dem Mecklenburgiſchen in's Deutſche überſetzt, bedeutete: „Hol' der Teufel dich Kerl von Juden oder Zigeuner!“ Sehr herzlich dagegen war die Begrüßung zwiſchen Blücher und Schwarzenberg. Der Letztere tritt uns menſchlich recht nahe, wenn wir einen Blick auf den Brief werfen, welchen er am Tage darauf aus Rötha an ſeine Frau ſchrieb. Es ging von der leipziger Walſtatt kein ſo herzbewegend-menſchlicher Siegesbericht aus wie dieſer: — „Zu deinen Füßen, meine Nani, leg' ich die heiligen Lorbeern nieder, welche mir der Allmächtige gewährte. Gott hat unſere Waffen geſegnet, die Niederlage des Feindes iſt beiſpiellos, nie ſah ich ein ſchauderhafteres Schlachtfeld. Der Kaiſer mein Herr hat mir das Großkreuz des Maria-Thereſia-Ordens, der ruſſiſche das Großkreuz des Georgsordens und der König von Preußen den ſchwarzen Adler verliehen. Das ſag' ich dir als Neuigkeit; denn du weißt, meine Nani, daß mich die Sache lohnt, mehr als alle Souveraine der Erde zu thun im Stande ſind. Nani, ich habe redlich und treu gehandelt, viel geduldet, und der Himmel hat mich geſegnet[51]).“

Inmitten des Siegesjubels auf dem Marktplatze von Leipzig am 19. Oktober iſt es geſchehen, daß, wie Jedermann weiß, der Gneiſenau zuerſt und entſchieden den Ausſpruch that: Der Krieg darf nur in Paris und mit dem Sturze Napoleon's enden! Das war ein deutſchpatriotiſches Programm, welches mit dem Freiherrn von Stein, der am folgenden Tage kam, ſofort im blücher'ſchen Hauptquartier, bevor daſſelbe nach Lützen aufbrach, berathen und feſtgeſtellt wurde. Der Stein war voll fröhlicher Zukunftshoffnung. „Endlich — ſchrieb er am 21. an ſeine Frau — endlich wagt man ſich dem Gefühle des Glückes hinzugeben. Napoleon iſt geſchlagen, in unordentlicher Flucht. Man treibt ihn auf das linke Rheinufer und das öſtreichiſch-bairiſche Heer (unter Wrede) wird ihn noch vor ſeinem Uebergange angreifen. Da liegt alſo das mit Blut und Thränen ſo vieler Millionen gekittete, durch die tollſte und verruchteſte Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden. Wir verdanken dieſes große Reſultat nicht dem Einfluſſe feiger Staatsmänner und elender Fürſten; es iſt hervorgebracht durch zwei blutige, thatenvolle, lorbeer- und thränenreiche Feldzüge.“ In Wahrheit, der Kaufpreis, welcher für dieſes Reſultat in den Tagen vom 16. bis zum 19. Oktober bezahlt wurde, war erſchreckend groß. „Mit welchen Strömen von Blut — ſchrieb Gneiſenau am 22. aus Freiburg an der Unſtrut an die Prinzeſſin Luiſe von Preußen — die Freiheit der Welt erkauft iſt, davon mag man anderwärts keinen Begriff haben. Vier Tage hat ſich die ſchleſiſche Armee geſchlagen. Von den 103,000 Mann, die ſie beim Anfang des Feldzugs ſtark war, iſt ſie auf 40,000 Mann geſchmolzen. Zwiſchen 40 und 50,000 Mann haben ſicherlich die vier Tage bei Leipzig den verbündeten Armeen gekoſtet. Auf Meilen weit ſind die Felder mit Todten, Verſtümmelten und Verwundeten bedeckt und rings um Leipzig her iſt die Erde mit Blut getränkt — ein jammervolles Schauſpiel des höchſten menſchlichen Elends[82]).“ In Zahlen angegeben, iſt die Summe deſſelben dieſe: — die Ruſſen verloren in den leipziger Schlachten an Todten und Verwundeten 12 Generale, 864 Offiziere, 21,740 Unteroffiziere und Soldaten; die Preußen 2 Generale, 520 Offiziere, 14,950 Unteroffiziere und Soldaten; die Oeſtreicher 7 Generale, 399 Offiziere, 8000 (?) Unteroffiziere und Soldaten; die Schweden 10 Offiziere, 300 Unteroffiziere und Soldaten. Zuſammen 21 Generale, 1793 Offiziere, 44,990 Unteroffiziere und Soldaten. Der Verluſt der Oeſtreicher iſt aber in dieſer Berechnung zu niedrig angeſetzt. Napoleon ſoll 15,000 Todte und 30,000 Verwundete um und in Leipzig zurückgelaſſen haben, ſowie 15,000 Gefangene, 300 Kanonen und 900 Wagen[83]). Spricht dieſe ſchreckliche Zahlenreihe noch nicht deutlich genug von dem Grauenhaften, welches ſich nach vertoſ'ter Völkerſchlacht um und in Leipzig darſtellte? Draußen ringsher eine blutſtarrende Wüſte, aus welcher die Brandruinen von mehr als zwanzig im Feuer aufgegangenen Dörfern ſchwarz in die Luft ſtarrten. Drinnen in der Stadt eine Hölle, eine peſtilenzialiſche Lazareth-Hölle, an deren Eingang füglich die Aufſchrift des dante'ſchen Inferno hätte angebracht ſein ſollen: — „Per me si va tra la perduta gente.“ Ach ja, zum verlorenen Volke! Noch ſieben Tage nach der Schlacht wurden Verwundete von der Walſtatt eingebracht — was mußten ſie inzwiſchen dort gelitten haben! — „ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie die Kälber auf Schubkarren ohne Strohpolſter zuſammengeklumpt lagen und ihre zerſchoſſenen Glieder, die nicht Raum genug auf dieſem engen Fuhrwerk hatten, neben ſich herſchleppten.“ Es waren in der Stadt mehr als 30,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen zuſammengehäuft, zuſammengehäuft im ſchrecklichſten

Sinne des Wortes, „in dumpfen Spelunken oder in ſcheibenleeren Schulen und wölbiſchen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmoſphäre in dem Maaße wuchs als ihre Verderbniß abnahm und an dem einen Pol der Reihe die Stickluft, an dem andern der Froſt die Kranken aufrieb". Von 20,000 Verwundeten hatte „nicht ein einziger ein Hemde, Betttuch, eine Decke oder auch nur einen Strohſack erhalten." Auf dem Hofe der Bürgerſchule war ein Berg von todten Preußen aufgethürmt, die „nackt dalagen und von Hunden und Raben angefreſſen waren." Das iſt das Loos des „gemeinen Mannes", der für das Vaterland ſtirbt! „Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der um ſo mehr wuchert als Hunger und Kälte ſeiner Haupturſache zu Hülfe kommen" — ſchrieb der hochherzige, aus Berlin herbeigeeilte Arzt Reil, wenige Tage darauf ein Opfer ſeiner heldiſchen Bemühungen, am 26. Oktober an Stein — „kurz, die zügelloſeſte Phantaſie iſt nicht im Stande, ſich ein Bild des Jammers in ſo grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand**)." Doktor Sauerampfer wird freilich zu Alledem ſagen: Warum ſich darüber ereifern? Wenn die Könige zanken, kriegen die Völker Schläge, — die alte Geſchichte! Und warum ſollten ſie nicht Schläge kriegen, da ſie ja einfältig genug ſind, ihre breiten Rücken immer wieder ſo einladend-geduldig hinzuhalten?

## Fünftes Kapitel.

# Frankfurt.

Unter dem überflüſſigen Gepäck überlieferter „Erbweisheit“, d. h. Erzdummheit, womit die Menſchheit ſich ſchleppt, befindet ſich auch ein Bündel nichtsnutziger Sprüchwörter und unter dieſen das berühmte von der goldenen Brücke, welche man einem geſchlagenen Feinde bauen müſſe. Pietätloſe Menſchen, welche älteſten Unſinn für gerade ſo unſinnig halten wie jüngſten, können in dieſem berühmten Sprüchwort nur den Sinn finden: Schlage den Feind: aber dann laſſe den Geſchlagenen entrinnen, damit du genöthigt ſeieſt, jenſeits der „goldenen Brücke“ dich abermals mit ihm zu ſchlagen. Der Empereur konnte froh ſein, daß man nach ſeiner leipziger Niederlage dieſes Stück Erbweisheit zu ſeinen Gunſten praktizirte. Daß es von öſtreichiſcher Seite von vornherein abſichtlich geſchehen, iſt unerwieſen und jedenfalls darf dem Generaliſſimus Schwarzenberg keine weitere Schuld beigemeſſen werden als dieſe, daß er im erſten Siegesjubel nicht Geiſtesgegenwart genug beſaß, um ſofort und mit aller Macht die Verfolgung des geſchlagenen Feindes betreiben zu laſſen und daß er den notoriſch unfähigen und ſchwachmattiſchen Gyulai damit betraut hatte, den fliehenden Franzoſen bei Naumburg zuvorzukommen und mittelſt Beſetzung des Paſſes von Köſen ihnen den Rückzug abzuſchneiden. Natürlich kamaſchirte der

Herr General in Pegau und anderwärts gemächlich herum, ſo daß Bertrand mit ſeinem Korps glücklich vor ihm an der Saale eintraf und den Paß ungefährdet paſſirte. Aber auch York, welchen Blücher, wie wir ſahen, ſchon am Abend des 18. Oktobers auf die Rückzugslinie des Feindes entſandt hatte, vermochte beim beſten Willen doch nur ſeinen Vortrab, nicht aber ſeinen Gewalthaufen zeitig genug an den Rand des Unſtrutkeſſels bei Freiburg zu bringen und mit dieſer Streitmacht war er nicht im Stande, dem Empereur daſelbſt den Weg zu verlegen.

Der Hauptfehler war übrigens von Seiten des großen Hauptquartiers der Verbündeten ſchon am 18. gemacht worden und zwar dadurch, daß nicht eine ausreichende Streitmacht auf die Weſtſeite von Leipzig gebracht wurde, ſobald kein Zweifel mehr ſein konnte, daß Napoleon den Rückzug antreten müßte und würde. Freilich mußte man ſich, ſo man dem Empereur den Rückweg ſchlechterdings ſperren wollte, über das Bedenken wegſetzen, die Stadt der Zerſtörung preiszugeben: denn ſelbſtverſtändlich würde der Feind, falls ihm der Abzug verwehrt geweſen, in Leipzig ſich zu halten verſucht haben, ſo lange noch ein Haus ſtand 83). Es mag daher in Liebe angenommen werden, daß zunächſt Menſchlichkeit die mehrerwähnte goldene Brücke bauen ließ oder bauen half. Nachdem der erſte Siegesjubel vorbei, kamen dann allerdings noch andere Motive hinzu, — metternichige. Denn die öſtreichiſche Politik war mit dem blücher-gneiſenau-ſtein'ſchen Programm, mit der deutſchpatriotiſchen Loſung: Vorwärts nach Paris und nieder mit dem Napoleon und mit dem Napoleonismus! keineswegs einverſtanden und es laſſen ſich Einwirkungen dieſer Politik ſchon aus den Anordnungen zum Verfolgungsmarſch der verbündeten Streitkräfte aus Sachſen bis zum Rhein deutlich genug herausfühlen. Wurden doch dieſe Marſchordnung und folgerichtig auch die Wirkungen derſelben außerdem durch ganz läppiſche zwiſchen den „erhabenen“ Monarchen und ihren Umgebungen im Schwange gehende Eiferſüchteleien und Nörgeleien geſtört, wie z. B. durch den kindiſchen Wetteifer zwiſchen dem Czaren und dem Kaiſer Franz, welcher von Beiden zuerſt in Frankfurt einziehen könnte, was der Erſtere dann am 5. November glücklich zuwegebrachte.

Am 19. Oktober war in Leipzig die allgemeine Beſtimmung getroffen worden, daß die blücher'ſche Armee rechts, die ſchwarzenbergiſche links abmarſchiren und die bernadotte'ſche durch die Stadt gehen ſollte, um den Feind zu verfolgen. Hätte die erſte Verwirrung deſſelben benützt werden können, er würde einer vollſtändigen Vernichtung kaum entgangen ſein. Der Rückzug war anfänglich eine ganz ordnungsloſe Flucht. Nur die Kaiſergarde bewährte ihre Haltung, während von den übrigen Truppen alle Waffengattungen in buntem Gemiſche ſich fortſchleppten, rechts und links Spuren eines Rückzugs hinterlaſſend, welcher vielfach dem vorjährigen aus Rußland glich. Blieben ja, von Hunger und Strapazen bis zum Tode erſchöpft, Hunderte von Elenden beim Abmarſch ihrer noch marſchfähigen Kameraden in den Bivouaks zurück und ſchleppten ſich beim Anzuge der Verbündeten an die Landſtraßen, um knieend zu flehen: „Pour l'amour de dieu faites nous prisonniers!“ weil ſie hofften, als Gefangene ein Stück Brot zu erhalten. Der Empereur, welcher in Markranſtädt übernachtet hatte, überſchritt am 20. Oktober zu Fuße „ſtumm und nachdenkend“ das Schlachtfeld von Lützen. Die Herren ſeines Generalſtabs und Hofſtaats folgten ihm niedergeſchlagen, ihre Pferde am Zügel führend, und Einer brach ſeufzend in die Worte aus: „Voyez cet homme! Voilà de la même manière qu'il est sorti de la Russie.“ Am Nachmittag war er zu Weißenfels und verbrachte die Zeit bis zum folgenden Morgen in einem Weinberghäuschen auf den Höhen hinter der Stadt. Von dort herab ſah er die Scharen ſeiner ermatteten Soldaten in möglichſter Eile regellos vorüberziehen, während von Mücheln und Köſen herüberdröhnender Geſchützdonner verrieth, daß die Verfolger ſich aufgemacht hätten. Er war an dieſem Tage „ganz vorzüglich herabgeſtimmt“ und blickte ſchweigſam in das Fluchtgewühl. Als jedoch ein noch leidlich zuſammenhaltendes Bataillon mit einem „Vive l'empereur!“ an ihm vorüberzog, richtete er den Kopf auf und ſagte laut zu ſeiner Umgebung: „Nous ne sommes pas encore à bout, nous reviendrons“[86].

Vorderhand handelte es ſich nicht um's Wiederkommen, ſondern um's Entkommen. Blücher that das Möglichſte, dem Feind auf den Ferſen zu bleiben. Am 20. Oktober war der Alte Abends in Lützen und brach am folgenden Morgen gen Weißenfels auf. Auf dem Marſche dahin holte ihn der Prinz Wilhelm von Preußen ein und überbrachte ihm ein Handſchreiben Friedrich Wilhelms, kraft deſſen der General zum Feldmarſchall ernannt wurde. Sehr anerkennend ſchrieb der König: „Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienſte um den Staat ſchneller, als ich mit den Beweiſen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag.“ Von Seiten des öſtreichiſchen Kaiſers kam für den neuen Feldmarſchall in dieſen Tagen das Maria-Thereſia-Großkreuz, vom Czaren, weil der Alte die höchſten ruſſiſchen Orden ſchon hatte, ein koſtbarer Ehrendegen. Doch iſt es wohl kaum ziemlich bei einem Mann, wie der Blücher war, von derartigem Kram und Trödel zu reden. Eine höhere und höchſte Ehre dagegen war es für ihn, daß ihn die „alten Moskowiter“ unter ſeinem Kommando mit Suworow verglichen, als mit ihrem Feldherrnideal, und ihm den Titel „Marſchall Paſcholl“ beilegten. In der That, der weltgeſchichtliche Blüchername „Vorwärts“ iſt ein Produkt ruſſiſch-ſoldatiſcher Bewunderung und dieſes moskowitiſche Geſchenk konnte ſich Deutſchland ſchon gefallen laſſen. Die Koſaken mythologiſirten den deutſchen Helden in ihrer Weiſe. Er iſt, ſagten ſie, eigentlich ein Koſak und am Don geboren, aber durch abſonderliche Fügungen jung aus ſeinem Heimatlande nach Preußen verſetzt worden[87].

Die fliehenden Franzoſen brannten die Saale- und Unſtrutbrücken hinter ſich ab und hielten dadurch die Verfolgung etwas auf. Im Morgengrauen des 23. Oktobers gelangte Napoleon nach Erfurt, in und bei welcher Stadt er wieder Sammlung und Haltung in ſeine Heertrümmer bringen wollte. Es gelang ihm dies freilich mit ſo wenigen Korps, daß er ingrimmig ausrief: „Aber das ſind ja lauter Kanaillen! Sie laufen zum Teufel. Auf dieſe Weiſe verlier' ich bis zum Rhein 80,000 Mann.“ Doch ſuchte er ſich ſelbſt und Andere ſofort mit den Worten zu tröſten: „Bis zum Monat Mai des nächſten Jahres werde ich eine Streitmacht von 250,000 Mann am Rhein beiſammen haben“ 88). Er war demnach zu Erfurt überzeugt, daß man ihn den Winter über unbehelligt ſeine Vorbereitungen treffen laſſen würde, um dann im Frühjahr das alte Spiel auf's Neue beginnen zu können. Die nächſte Zeit ſchien wirklich dieſe Ueberzeugung des Unverbeſſerlichen rechtfertigen zu wollen. Denn es begann in dem großen Hauptquartier der Verbündeten bedenklich zu metternichen und die Verfolgung fing alſo zu ſtocken an, daß die Napoleonhaſſer nothwendig argwöhnen mußten, man wolle den Zwingherrn keineswegs ſtürzen und vernichten, ſondern ſei bereit, einen faulen Frieden mit ihm einzugehen. Dieſer Argwohn ſollte ſich ſehr bald völlig erwahren. Einſtweilen ſammelte Schwarzenberg am 25. Oktober die Hauptarmee bei Weimar — wo es hoch herging mit Feſten — in der Meinung, Napoleon werde bei Erfurt noch eine Schlacht verſuchen. Allein der Empereur brach an demſelben Tage von Erfurt eilends nach dem Rhein auf und nun erhielt Blücher, welcher der raſtloſeſte Verfolger geweſen war und weiterhin geweſen ſein würde — er ſtand am 25. in Langenſalza — die wunderliche Weiſung, von dem Feind abzulaſſen, welchem er auf dem Nacken ſaß, und nach Gießen und Wetzlar zu marſchiren, maßen man in Erfahrung gebracht habe, Napoleon werde ſtatt auf Hanau und Frankfurt nach der Wetterau gehen. So kam es, daß das blücher'ſche Heer ſo zu ſagen nebenaus geſcheden wurde. Als es am 3. November in Gießen eintraf, waren die Franzoſen jenſeits des Rheins.

Der Empereur nämlich wandte ſich keineswegs nach der Wetterau, ſondern allerdings nach Hanau, und Schwarzenberg übereilte ſich mit der Verfolgung ſo wenig, daß ſeine Armee glücklich in Schmalkalden anlangte an dem Tage, wo Napoleon ſich bei Hanau den Weg nach Frankfurt und Mainz öffnete. Man hoffte oder fürchtete vielleicht auch, Wrede würde mit ſeinen 55,000 Oeſtreichern und Baiern ihm daſelbſt den Weg verſperren. Allein Wrede, obzwar ein muthiger Soldat, war nur ein ſehr mittelmäßiger General und außerdem bis zum 29. Oktober feſt überzeugt, Napoleon ſei mit dem geretteten Kern ſeines Heeres gen Koblenz marſchirt, um dort den Rhein zu überſchreiten, von Schwarzenberg hart gedrängt, welcher dem bairiſchen General die Verſicherung hatte zukommen laſſen, daß er, Schwarzenberg, „dem Feinde feſt auf dem Nacken bleiben werde.“ Wrede wollte daher nach Wetzlar marſchiren, um der Marſchkolonne des Empereur in Flanke und Rücken zu fallen, aus welcher Abſicht ſich die Entſendung von 10,000 Mann nach Frankfurt erklärt, welche Diviſion aber am 30. Oktober ſchmerzlich vermißt wurde. Denn an dieſem Tage brach Napoleon ganz unerwartet durch den ſchwach beſetzten und vertheidigten Paß von Gelnhauſen auf Wrede bei Hanau mit Uebermacht hervor und ſchlug ihn tüchtig. Man muß dem bairiſchen General bezeugen, daß er unter den ſchlimmen Umſtänden, wie ſie nun einmal waren, gethan hat, was immer er konnte. Daß er aber, er, der Geſchlagene, ſich nachmals als den „Sieger von Hanau“ feiern ließ und als ſolcher ſich gebarte, war lächerlich und verdiente vollauf Napoleon's in Frankfurt zum Bankier Bethmann geſprochenes Hohnwort: „Mr. Wrede est bien un comte de ma façon — (er hatte ihn zum Grafen des Empire gemacht) — mais pas un général de ma façon.“ Nach dem Durchbruch bei Hanau ſtand dem Rückzug kein weiteres Hinderniß mehr im

Wege und der Empereur rettete noch 55 bis 60,000 Streiter auf das linke Rheinufer. Tauſende dieſer noch Waffentragenden trugen jedoch zugleich den Keim des Todes in ſich und weitaus die Mehrzahl erlag jenſeits des Stromes dem Typhus. Welche Einbußen dieſer Feldzug verurſacht hatte, erſieht man leicht ſchon daraus, daß die Kaiſergarde, welche doch möglichſt geſchont worden, von 40,000 Mann auf 10,000 herunter geſchmolzen war [89].

Im ſtuttgarter Schloſſe wurde derweil Wrede's Niederlage bei Hanau als ein Wiederaufgang von Napoleon's Stern mit „wildeſter Freude“ begrüßt. König Friedrich ſetzte ſich mit ſeinen Kinäden zu einem Feſtbankett nieder und trank unter Trompeten- und Paukenſchall auf das Wohl ſeines „erhabenen Protektors“ [90]. Freilich, mit dem Protektorat des Rheinbundes war es vorbei und von den Ueberbleibſeln der napoleoniſchen Zwingherrſchaft dieſſeits des Rheins, d. h. von den bis nach Polen hinein noch durch franzöſiſche Beſatzungen gehaltenen Feſtungen fiel eine nach der andern. Der Marſchall St. Cyr ſah ſich ſchon am 11. November genöthigt, Dresden zu übergeben. Stettin fiel am 22. November, Zamosk am 22., Modlin am 25., Danzig am 29. Dezember, während Wittenberg am 12. Januar von 1814 mit Sturm genommen ward. Etliche dieſer Stationen und Bollwerke des erobernden Napoleonismus hielten ſich jedoch bis zum und nach dem erſten Sturze des großen Deſpoten. So Glogau, Magdeburg, Mainz und Weſel, am längſten das von dem rauhen und rohen, aber thatkräftigen Davout bis zum 25. Mai von 1814 vertheidigte Hamburg. Anderwärts ſchrumpfte der Rieſenleib des Empire raſcher zuſammen. Die Oeſtreicher unter Hiller drängten im Verlaufe des Sommers und Herbſtes von 1813 den Vicekönig Eugen aus Illyrien bis zum Iſonzo, dann bis zur Etſch zurück und ſchickten ſich an, Venedig und die Lombardei einzuheimſen. Den treuen Eugen Beauharnais zum Abfall von ſeinem Stiefvater zu verleiten, mißlang freilich vollſtändig und konnte demzufolge Oeſtreich erſt im Sommer von 1814 in den heiß erſehnten Beſitz von Oberitalien gelangen. Dagegen ließ ſich der vom leipziger Schlachtfeld nach Neapel zurückgeeilte Seiltänzerkönig Murat von Metternich ködern. Der glänzende Geck wähnte, auch ohne die Eiſenfauſt ſeines Schwagers, welche ihn auf einen Thron geſetzt hatte, auf demſelben ſich behaupten zu können. Er ging daher im Januar von 1814 mit Oeſtreich einen Vertrag ein, kraft deſſen ihm der Beſitz des Feſtlandes von Neapel zugeſichert ward, wogegen er ſich zur Betheiligung am Kriege gegen Napoleon und zwar zunächſt gegen den Vicekönig Eugen verpflichten mußte, — eine ſo kurzdarmige Politik, daß eben nur ein ſchön reitender und gedankenloſer Re Giacomo, auch falls er ſie redlich hätte halten wollen, ihren unausweichlichen Ausgang nicht vorherſehen konnte. Noch viel ſchneller und entſchiedener als in Italien ging es in Spanien mit dem Napoleonismus bergab und zu Ende. Marſchall Suchet behauptete ſich zwar noch kümmerlich zwiſchen Barcelona und den Pyrenäen in Gerona: aber Soult war von Wellington über das Gebirge bereits nach Frankreich zurückgetrieben und vermochte mit ſeinen ungenügenden Streitkräften das Vorſchreiten des britiſchen Feldherrn, welcher im Dezember von 1813 die Ufer des Adour erreichte, nur äußerſt mühſam aufzuhalten. . . .

Nur wenige Tage gönnte Blücher ſeinen Truppen Raſt; denn es fiel ihm gar nicht ein, weder daß man die kriegeriſchen Unternehmungen unterbrechen werde, noch daß man gar mit dem Franzoſenkaiſer Frieden ſchließen wollte. Schien doch zunächſt Alles auf rüſtige Fortführung des Krieges hinzudeuten. Bernadotte war von Leipzig aus mit der Nordarmee in nordweſtlicher Richtung aufgebrochen, um jene Gegenden Deutſchlands von den Franzoſen zu ſäubern. So glaubte man wenigſtens. In Wahrheit aber lagen dem Gaskogner ganz andere Dinge am Herzen. Während er nämlich förmlich als Bewerber um die vom Haupt des Napoleon zu reißende Krone Frankreichs auftrat, wollte er, derweil die „Taube“ noch auf dem Dache ſaß, wenigſtens den „Sperling“ in der Hand haben. Will ſagen, er ging mit ſeinem ſchwediſch-ruſſiſch-deutſchen Heer über Hannover nach Holſtein, griff die daſelbſt ſtehenden Dänen an, ſchlug ſie am 7. Dezember bei Bornhövde und preßte ihnen mittelſt des Friedensſchluſſes von Kiel (14. Januar 1814) Norwegen ab, deſſen Erwerbung für Schweden ihm ſchlimmſten Falls eine Bürgſchaft bot, daß er ſich bei ſeiner Rückkehr nach Stockholm wohl ſehen laſſen dürfe. In Göttingen hatte ſich Bülow mit ſeinem Korps von Bernadotte getrennt — für den preußiſchen General „ein in allem Betracht erfreuliches Ereigniß!“ — und wurde bei der Nordarmee durch Bennigſen erſetzt, welcher die Beſtimmung erhielt, Hamburg zu umlagern, während Bülow gegen die Weſer gezogen war, um, ſpäter durch das ruſſiſche Korps Winzingerode's und ein neugebildetes deutſches, von dem Herzog Karl Auguſt von Weimar befehligtes verſtärkt, den widernapoleoniſchen Krieg in die Niederlande zu tragen und von dort her ſeinen in Frankreich eingedrungenen preußiſchen Waffenbrüdern die Hand zu reichen[91]) . . . Blücher hatte ſich gedacht, Bernadotte ſollte mit ſeiner ganzen Macht nach Holland vorgehen, während er ſelbſt ſofort in Belgien einbrechen wollte und Schwarzenberg mit der großen Armee zwiſchen Mannheim und Mainz den Rhein überſchreite, damit alſo von Norden und Oſten her auf Paris als auf „das allgemeine Operationsobjekt“ losgegangen würde[92]). Nachdem er ſeinen „Kopf“ Gneiſenau nach Frankfurt geſchickt hatte, um dieſen Plan den inzwiſchen daſelbſt eingetroffenen Monarchen zur Genehmigung vorzulegen, ſetzte der alte Vorwärts ſchon am 7. November ſeine Truppen wieder in Bewegung und zwar in zwei Kolonnen über Dillenburg und Siegen und über Limburg und Altenkirchen gegen Köln zu, in der beſtimmten Abſicht, am 15. bei Mühlheim den Rhein zu überſchreiten, um über Aachen und Lüttich auf Brüſſel vorzudringen. Es iſt, als hätte der Feldmarſchall ſchon jetzt geahnt, daß in dortiger Gegend ſein Span mit dem Napoleon endgültig ausgefochten werden müßte.

Allein es ward zunächſt in Blücher's Heer ſelbſt Widerſtand gegen dieſes raſche Vorwärtsdrängen merkbar und beſonders in York's Hauptquartier gab es heftiges Gebrumme. Nicht ohne Grund fürwahr; denn wenn ſelbſt muthigſte Kriegsverſtändige ſchon darüber ſtutzig werden durften, daß mit einem Heer von nur 36,000 Mann — mehr zählte das blücher'ſche zur Stunde nicht — das Wagniß eines Einbruchs in Belgien unternommen werden ſollte, ſo mußte vollends der Anblick von York's Harſt dieſem gewiſſenhaften Eiſigblicker alle Luſt an einem derartigen Wagniß verleiden. Als York am 11. Auguſt ſein Korps bei Rogau am Zobten muſterte, zählte es 37,738 Streiter, jetzt im November am Rhein 11,515. Es hatte demnach in der Zwiſchenzeit 26,223 Mann eingebüßt. Namentlich unter den ſchlechtgekleideten und ſchlechtgenährten Landwehrmännern, welche aus den ſchleſiſchen Weberdiſtrikten ſtammten, hatten die Strapazen des Krieges furchtbar aufgeräumt: von 13,369 Landwehr-Infanteriſten kamen nur 2164 „in einem ſehr traurigen Zuſtand“ am Rhein an[93]). Die Lazarethe hatten weit mehr von dieſen armen Leuten weggerafft als die Schlachten, was übrigens bei allen Truppenkörpern der Fall war. In dieſen Lazarethhöllen gingen im Herbſte von 1813 von 100 Verwundeten und Kranken 25, 34 und ſogar 50 zu Grunde. Es kennzeichnet auch ſo recht den Rheinbunds-Schandgeiſt, daß die Regierungen von Baiern und Würtemberg die Bleſſirten und Maroden von den verbündeten Armeen, für welche die „deutſche Centralverwaltung“ Hoſpitäler in den genannten Ländern hatte herrichten laſſen, in ruchloſeſter Weiſe verderben ließen[94]). Und gegen ſolche Potentaten von Napoleon's Gnaden und ihre Schurken von Miniſtern waren die verbündeten Monarchen voll der zarteſten Rückſichten, während ſie es duldeten, daß die unglücklichen Soldaten, welche den Napoleon aus Deutſchland hinausgeſchlagen hatten, hülflos vom Wundenbrand, Hunger, Durſt und Ungeziefer verzehrt wurden.

Gneiſenau hatte mit ſeinen Vorſchlägen, welche am 7. November zu Frankfurt in einem großen Kriegsrath zur Erörterung kamen, keinen Erfolg. Nicht allein ſtanden ihm die ſtrategiſchen Bedenken entgegen, welche die Fabii Cunctatores des großen Hauptquartiers, voran der „Erzhämorrhoidarius“ und General von dem Kneſebeck, gegen ein mit zu dürftigen Mitteln zu unternehmendes Ueberſchreiten des Rheins geltend machten, ſondern auch ſah man zu Frankfurt das Richtige und Tüchtige von Blücher's Plan dermalen nicht vor dem dicken Rauch, welcher aus der von der Friedenspartei im großen Hauptquartier, von Metternich und Genoſſen, angezündeten Friedenspfeife aufdampfte. Selbſt der Czar ſchien eine Weile von dieſem Qualm vollſtändig benebelt. Die Franz-Metternichigkeit hatte Oberwaſſer. Die Friedenspfeife machte eifrig die Runde und ihre Schmaucher ſagten: „Die Franzoſen ſind jenſeits des Rheins; wir haben alſo, was wir wollen und brauchen. Mehr verlangen, hieße Gott verſuchen.“ Um das jenſeitige deutſche Rheinufer kümmerten ſich natürlich Metternich und Konſorten keinen Pfifferling. Gilten ſie doch höchlich, das dieſſeitige Deutſchland möglichſt widerdeutſch einzurichten, indem ſie den Rheinbundſündern nicht nur großmüthig verziehen, ſondern ſie auch in ihren Sünden beſtärkten. Mit andern Worten, es wurden unter öſtreichiſchen Auſpizien im Laufe des Monats November mit Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Naſſau und Sachſen-Koburg Verträge abgeſchloſſen, welche ganz nach der Schablone des zu Ried mit Baiern eingegangenen zugeſchnitten waren, alſo die „Souverainetäten“ von Napoleon's Gnaden anerkannten und für die Zukunft verbürgten. Hannover, Heſſen-Kaſſel, Braunſchweig und Oldenburg fielen an ihre angeſtammten Landesväter zurück, die natürlich ebenfalls „ſouverain“ ſein wollten und ſollten. In Bremen und Frankfurt traten die alten Stadtobrigkeiten wieder in den Beſitz ihrer Schattenmacht. Das Königreich Sachſen wurde von Preußen als ſeine rechtmäßige Kriegsbeute betrachtet, wie Oberitalien von Oeſtreich und Polen von Rußland. Was das deutſche Volk angeht, ſo verblieben ihm nach den Novemberverträgen als Gewinn der gegen den Widernapoleonismus gemachten und noch zu machenden Anſtrengungen — das geſammte Deutſchland ohne Preußen und Oeſtreich ſollte, ſo ward beſtimmt, zum weiteren Kampfe gegen Napoleon 145,000 Mann Linientruppen und ebenſo viel Landwehr ſtellen — etliche dreißig „Souveraine“ und die unbeſtimmte Ausſicht, daß dieſe etliche dreißig Souveraine geruhen würden, zu einer Art von Bund zuſammenzutreten, nicht zu deutſchnationalen zwar, aber doch zu abſolutiſtiſch-polizeilichen Zwecken, zu einem Bund, innerhalb deſſen das Volk der Geduld im Schatten des „beſchränkten Unterthanenverſtandes“ arbeiten und Steuern zahlen könnte. Der Freiherr vom Stein, welcher ſich der Illuſion überlaſſen hatte, es würde ihm nach dem Zuſammenſturze des Rheinbunds unter Beiſtand des Czaren gelingen, mittelſt der von ihm geleiteten deutſchen Centralverwaltung dem Elend der Kleinſtaaterei in Deutſchland ein Ende zu machen, ſah mit Entſetzen, Zorn und Gram dieſe Wendung der Dinge, welche die Zerriſſenheit und Ohnmacht deutſcher Nation ſanktionirten. Voll Schmerz und Beſorgniß eilte Stein aus Leipzig, wo ihn Metternich gerne noch länger geſehen hätte, nach Frankfurt und erinnerte den Czaren freiſam an die Tage und Pläne von Kaliſch. Allein es war ja nicht Alexanders Schuld, ſondern die des deutſchen Freiherrn, daß er „ideologiſch“ genug geweſen, zu glauben, ein ruſſiſcher Czar würde jemals ein geeintes, großes und kräftiges Deutſchland aufrichtig wünſchen und wollen. Alexander war übrigens ehrlich genug, den Stein wenigſtens jetzt zu enttäuſchen. „Ich muß — ſagte er — das Fortbeſtehen der Kleinſtaaten und verſchiedenen fürſtlichen Dynaſtien in

Deutſchland ſchon deßhalb wünſchen, um die ruſſiſchen Großfürſten und Großfürſtinnen künftig mit paſſenden Mariagen verſorgen zu können.“ Worauf der Freiherr exploſiviſch den klaſſiſchen Grobianismus von ſich gab: „Das freilich hab' ich nicht gewußt, daß Ew. Majeſtät aus Deutſchland eine ruſſiſche Stuterei zu machen beabſichtigen [93])!“

Aber mit Grobianismen, mögen ſie auch noch ſo klaſſiſch ſein, richtet man in der Regel Wenig oder Nichts aus in dieſer Welt voll Heuchelei, wo die Lüge auf Sammetſohlen einhergeht und die Schurkerei parfümirte Seidenhandſchuhe anhat. Die Metternichigkeit war, wie geſagt, obenauf in Frankfurt, wo „das Gedränge und der Koth über alle Beſchreibung,“ wo der Kaiſer Alexander „in alle Geſellſchaften ging, immer in der Stadt herumritt, Alles lorgnettirte und von den militäriſchen Schnitzern des Napoleon ſprach,“ während der Kaiſer Franz „ruhig in ſeinem Palaſte ſaß und alle Abende ſein Violinkonzert ſpielte [94]).“ Die preußiſchen und ruſſiſchen Staatsmänner arbeiteten dem öſtreichiſchen Miniſter in die Hände. Der „milden Weisheit“ Hardenberg's und dem beſorgnißvollen Hämorrhoidalismus Kneſebeck's erſchien es unthunlich, das bereits Gewonnene durch neue Wagniſſe wieder auf's Spiel zu ſetzen, und in dieſen Kreiſen, wie in denen der ruſſiſchen Diplomaten und Generale, war von dem Plane der „Enragirten“ in Blücher's Hauptquartier, Napoleon's Thron umzuſtürzen, nur als von einer „romanhaften fixen Idee“ die Rede. Den Czaren gewann man einſtweilen für den Friedensgedanken namentlich durch die kneſebeck'ſche Vorſtellung, daß ein Stillſtand der kriegeriſchen Thätigkeit ſchon darum räthlich, weil man, wenn der Empereur den Frieden verweigere, mit unwiderſtehlicher Macht gegen ihn vorgehen müſſe; hiezu aber ſeien neue Rüſtungen ſchlechterdings nöthig. Der innerſte Gedanke der öſtreichiſchen Politik war, wie nicht zu bezweifeln iſt, die allerdings nicht grundloſe Beſorgniß, durch Napoleon's Sturz würde die Macht Rußlands übermächtig angeſchwellt werden, um ſo mehr, da die ganze Haltung Friedrich Wilhelms in Preußen nur einen ergebenen Schleppträger des Czarismus erblicken ließ. Gegen dieſen wollte Metternich einen beſchränkten Napoleonismus — als ob es einen ſolchen hätte geben können! — als Gegengewicht erhalten wiſſen 97). Er wußte ſeine Beſorgniſſe vor moskowitiſcher Uebermacht auch den engliſchen Diplomaten im großen Hauptquartier einzuflößen — den beſchränkten Tory Aberdeen, wie den bald darauf eintreffenden und nicht minder beſchränkten Superlativ-Tory Caſtlereagh hatte er ganz in ſeiner Gewalt — und ſo ließ man ihn denn mit ſeinen Friedensverſuchen gewähren. Eine Folge hievon war, daß Blücher's Armee in die Gegend von Frankfurt zurückgerufen wurde. Der Eilbote traf den Feldmarſchall am 11. November zu Altenkirchen und hat ſicherlich ein heftiges Flüchedonnerwetter anzuhören bekommen. In übelſter Zornlaune trat der Alte den Rückmarſch an und langte am 15. vor Kaſtel ein, deſſen Blokade die Korps von York und Sacken übernahmen, während das von Langeron zwiſchen Höchſt und Frankfurt kantonnirte und der Feldherr im erſtgenannten Orte ſein Hauptquartier aufſchlug.

Graf Münſter hatte alſo richtig geſehen, wenn er ſchon im März von 1813 aus London an den General Nugent ſchrieb, der Kaiſer von Oeſtreich wolle nicht den Sturz der Dynaſtie Bonaparte und Metternich würde demnach Alles thun, „um einen übertünchten, trugvollen Frieden herbeizuführen 98).“ Dies war zwar in Beziehung auf Oeſtreichs Beitritt zur widernapoleoniſchen Allianz geſagt worden, galt aber auch für die gegenwärtige Lage wieder. Gleich nach der Völkerſchlacht bei Leipzig und inmitten der weimarer Siegesfeſte hatte der öſtreichiſche Miniſter im Friedensſinne zu „finaſſiren“ angefangen. Der Geſandte Napoleon's an den herzoglich-ſächſiſchen Höfen, Baron St. Aignan, war in Gotha von den Koſaken aufgehoben und nach Weimar gebracht worden. Hier hatte ihm Metternich eröffnet, die Verbündeten wünſchten den Frieden und der Baron möge ſich bereit halten, ihre Bedingungen ſeinem Gebieter zu überbringen. Nachdem dann der öſtreichiſche Miniſter in Frankfurt mit ſeinen Machenſchaften ſoweit gekommen, daß die „Enragirten“ vorderhand zum Schweigen gebracht waren, berief er den Franzoſen dorthin und ſagte ihm, der Friede ſei gemacht, falls Napoleon vernünftig ſei und ohne Verzug aufrichtig in die Verhandlungen eintrete. Denn auch Englands Anſprüche ſeien ganz gemäßigt und noch wolle Niemand — die Blücher und Gneiſenau und Stein waren alſo „Niemand“ — den Sturz der napoleoniſchen Dynaſtie. Am folgenden Tage (9. November) eröffnete Metternich in Anweſenheit Neſſelrode's und Aberdeen's — ein Preuße war nicht anweſend, denn man bedurfte der Preußen bloß auf dem Schlachtfeld — dem Baron in förmlicher Weiſe, daß die verbündeten Mächte dem Empereur den Frieden anböten unter folgenden Bedingungen: 1) Der Friede ſoll und darf nur ein allgemeiner ſein; 2) die Verbündeten gewähren Frankreich ſeine natürlichen Gränzen, die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein — (es war alſo ein Deutſcher, d. h. ein in Deutſchland geborener Staatsmann, welcher den Franzoſen zu- und eingab, der Rhein ſei eine „natürliche“ Gränze Frankreichs! Der einfältige Aberdeen lallte dann in einem Briefe an Gentz die metternichige Weisheit von den „legitimate bounds“, welche ſchönſte deutſche Provinzen in Napoleon's Händen gelaſſen hätten, gelehrig nach); — 3) Deutſchland iſt unbedingt von Frankreich unabhängig und in Spanien muß die bourboniſche Dynaſtie wieder hergeſtellt werden; 4) Holland und Italien ſollen von jeder Großmacht unabhängig ſein und über die Art der Regierung dieſer Länder wird man unterhandeln und ebenſo über die Begränzung der öſtreichiſchen Gebiete in Italien; 5) England iſt bereit, das große Opfer der Freigebung von Schifffahrt und Handel zu gewähren; 6) wird dieſe Friedensbaſis von dem Kaiſer der Franzoſen angenommen, ſo ſoll ein Ort auf dem rechten

Rheinufer gewählt und für neutral erklärt werden, allwo Bevollmächtigte ſämmtlicher kriegführender Staaten ſofort zu Verhandlungen zuſammentreten, ohne daß jedoch die kriegeriſchen Operationen eine Unterbrechung erleiden müſſen **). Mit dieſen Bedingungen, deren Annahme von Seiten des Empereur den Napoleonismus erhalten haben würde, damit er nach einiger Zeit das kaiſerwahnſinnige Spiel von Neuem hätte beginnen können, machte ſich St. Aignan von Frankfurt auf und langte am 15. November in Paris an, wohin ſein Herr am 7. von Mainz aus geeilt war.

Zum Glück für den Widernapoleonismus war der Empereur nicht „vernünftig,“ ſondern eben noch immer von der Cäſarentollheit beſeſſen, welcher es nicht genügen konnte, nach den ungeheuren Niederlagen von 1812 und 1813 Frankreich zu behalten und neben Frankreich Belgien, ferner (das ſpätere) Rheinpreußen, Rheinheſſen und Rheinbaiern, endlich Savoyen und Nizza, ein Gebiet von nahezu 12,000 Quadratmeilen. Hörten wir nicht ſeine Phyſionomie mit der eines Jeſuitenprovinzials vergleichen? Nun wohl, er dachte, wie jener Jeſuitengeneral ähnlich von ſeinem Orden geſagt hat: — Sim ut sum aut non sim! Statt raſch zuzugreifen und die ihm gebotene Friedensbaſis anzunehmen, ließ er durch ſeinen Maret am 16. November an Metternich eine Antwort abgeben, welche in Frankfurt unmöglich befriedigen konnte, ſelbſt die Friedensfanatiker nicht. Denn Napoleon erklärte zwar, zu Unterhandlungen willig zu ſein, und ſchlug als Stätte ſolcher die Stadt Mannheim vor: aber die Hauptſache, d. h. die Annahme der ihm geſtellten Vorbedingungen, überging er gänzlich mit Stillſchweigen. Er wollte nur hinhalten, Zeit gewinnen und dieſer bedurfte er in der That höchſt dringlich, weil Frankreich auf eine feindliche Invaſion ſehr ſchlecht vorbereitet war. In Wahrheit, Alles, was er bei ſeiner Rückkehr von Leipzig nach Paris ſah und hörte und aus den Provinzen durch ſeine ſcharfäugige und ſcharfohrige Polizei vernahm, mußte ihm dringlich rathen, möglichſt raſch die beiſpiellos günſtigen Friedensbedingungen anzunehmen, welche ihm die Verbündeten boten. Aber er verſtockte ſein Herz, wollte nicht ſehen, nicht hören, und als er es mußte und demgemäß einlenken wollte, war es zu ſpät . . . Frankreich verrieth, die offiziellen Kreiſe des Empire abgerechnet und auch dieſe nicht ganz, im Spätherbſt von 1813 eine entſchiedene Napoleon-Müdigkeit. Die Phyſionomie des Landes war düſter, faſt verzweiflungsvoll, das ungeheure, vom Kaiſerwahnſinn gedichtete Blendwerk zerriſſen, die Nationaleitelkeit tödtlich verwundet und dieſe Wunde reizte die zahlloſen übrigen, welche napoleoniſche Tyrannei dem Staatskörper geſchlagen hatte, erſt recht zum Bluten. Als nun der zum zweiten Mal beſiegte Empereur, kaum in der Hauptſtadt angelangt, als Ausbeute des Feldzugs von 1813 das Begehren von 300,000 Rekruten und die Ankündigung einer beträchtlichen Erhöhung der Steuern mitbrachte, da kam all der raffinirten Knebelung der Rede- und Schreibefreiheit ungeachtet, dem Deſpoten das hunderttauſendſtimmige Gemurre knirſchender Väter und weinender Mütter zu Ohren: „Keine Konſkription und keine vereinigten Gefälle mehr!“ Von einem thatſächlichen Widerſtand oder auch nur von einem artikulirten Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit und Bangigkeit konnte freilich im Volke keine Rede ſein; denn noch arbeitete die imperialiſtiſche Regierungsmaſchine ungeſtört. Dagegen ließ ſowohl die Geburtsariſtokratie als der Geldadel deutlich genug merken, daß ſie wüßten, der Anfang vom Ende des Empire ſei gekommen. Die Junker hatten, ſo ſklaviſch ſie ſich auch dem Uſurpator fügten, ſo ſehr ſie ſich beeiferten, ihm Hoflakaiendienſte zu leiſten, dennoch der Traditionen der ſogenannten Legitimität und der bourboniſchen Dynaſtie nie ganz vergeſſen. Das ſchlaue und phlegmatiſch-zähe Haupt des bourboniſchen Hauſes, der Graf von Provence, hatte ſeinerſeits, obgleich ein heimatloſer Bettler, auch nicht einen Augenblick unterlaſſen, ſo zu thun, als ſei er wirklich das, was er ſich nannte: — Ludwig der Achtzehnte, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra — und er hatte dieſes ſein phantaſtiſches Königthum nach der leipziger Schlacht der bourboniſtiſchen Partei in Frankreich mittelſt eines glücklich eingeſchmuggelten Manifeſts in Erinnerung zu bringen nicht verſäumt. Die hiedurch ermuthigten Zettelungen der Bourboniſten — Salonsklätſchereien im Faubourg Saint-Germain und ſchüchterne Komplottverſuche in der Touraine und Vendée — waren übrigens dem Napoleonismus bei Weitem nicht ſo gefährlich wie die mehr und mehr hervortretende Abneigung der induſtriellen und kommerziellen Kreiſe, der Leute vom Geſchäft, der Bourgeoiſie oder des liberalen Prozenthums, einer ſozial-politiſchen Partei, ohne deren Beiſtand in der modernen Welt ſchlechterdings keine Regierung mehr in die Länge ſich halten kann. Mit der Unzufriedenheit des Geldes verband ſich die Unzufriedenheit der Intelligenz; denn die Allianz der Bildung mit dem Beſitz iſt eine naturgemäße und die materiellen und intellektuellen Intereſſen, das Geſchäft, wie die freie wiſſenſchaftliche, publiziſtiſche und künſtleriſche Thätigkeit, ſie wurden durch das imperialiſtiſche Säbelregiment gleich ſchonungslos gehemmt, beeinträchtigt und brutaliſirt. Endlich war auch die Geiſtlichkeit — ſo ſehr hatte ſich Napoleon, der „Wiederherſteller der Altäre,“ in ihr verrechnet — im Stillen emſig bemüht, den Brand der Unzufriedenheit gegen den zu ſchüren, welcher den Papſt gefangen hielt. Der Empereur konnte über alle dieſe bedenklichen Symptome, über die ganze bedrohliche Sachlage ſich unmöglich ununterbrochen verblenden. Er machte auch dahin und dorthin Verſuche, die Gefahr zu beſchwören oder wenigſtens zu vermindern. Er ließ dem 1809 ſo barſch aus ſeiner Nähe gewieſenen Talleyrand das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten anbieten; aber der Schwefelfarbene ſagte Nein, weil er die Witterung der bevorſtehenden Kataſtrophe nicht weniger hatte als der Brauenloſe, welcher dermalen drunten in Neapel den Thoren Murat von Thörichtem hätte abhalten ſollen, aber die ſchnüffelnde Naſe lieber Paris zukehrte. Auch von der Bürde von zwei unbequemen Gefangenen, von welchen jetzt keinerlei Nutzen zu ziehen war, wollte ſich Napoleon befreien. Er ſchloß mit dem zu Valençay bewachten Ferdinand, dem ſogenannten Siebenten, einen Vertrag, kraft deſſen er den Elenden freigab und als König von Spanien anerkannte, was freilich — Ferdinand reiſ'te erſt im März 1814 von Valençay ab — die Engländer unter Wellington nicht abhielt, den Krieg in Südfrankreich fortzuſetzen. Den Gefangenen von Fontainebleau, den Papſt, gab er ebenfalls frei — (derſelbe reiſ'te im Januar 1814 erſt nach Savona und dann von da nach Rom) — und log im Moniteur ſchamlos von einem Vertrag mit dem Pontifex, welcher Vertrag eben nur eine Lüge. Zuweilen überfiel ihn mitten unter den raſtloſen Arbeiten, womit er die ihn umringenden Schwierigkeiten zu bewältigen ſuchte, eine ahnungsvolle Traurigkeit. Man hörte ihn eines Tages, während er den König von Rom auf den Knieen hielt, ſagen: „Dieſes Kind wird wohl nie über Frankreich herrſchen!“ Alle ſeine übrigen Sorgen mußten jedoch vor der nächſtdrängenden Sorge zurücktreten, vor dieſer, daß er keine ausreichende Streitmacht beſaß, um dem Einbruch der Verbündeten mit Hoffnung auf Erfolg entgegentreten zu können. Er hätte es vielleicht gekonnt, wenn er Eugen aus Italien und Suchet aus Spanien mit allen ihren Truppen (60,000 Mann) raſch herbeigerufen hätte. Seine Beſatzungen aus den polniſchen und deutſchen Feſtungen herbeizuziehen, machte er freilich einen diplomatiſchen Verſuch, der aber als ein ganz lächerlicher von Schwarzenberg zurückgewieſen wurde. Da nun die über den Rhein zurückgebrachten Heertrümmer bis auf wenige Tauſende dem Typhus erlegen waren, ſo hatte er zunächſt kaum mehr als 150,000 Mann zur Hand, deren phyſiſche Beſchaffenheit und deren Ausrüſtung ſehr mangelhaft waren, ſo ſehr, daß die beſten Generale erklärten, man bedürfe des ganzen Winters, um dieſe Armee feldtüchtig zu machen. Zur eigentlichen Thätigkeit im Felde, zur Führung des Winterfeldzugs von 1813—14 waren anfänglich mit knappſter Noth 75—78,000 Mann zu verwenden, während die ſämmtlichen Verſtärkungen, welche Napoleon im Verlaufe des Feldzugs erhielt, auf höchſtens 100,000 Mann anzuſchlagen ſind. Wenn er, der Kriegsmeiſter und Schlachtenvirtuos, mit ſeinen Mitteln, den drohenden Krieg zu beſtehen, ſo recht einläßlich ſich beſchäftigte, konnte es nicht fehlen, daß der Kaiſerwahnſinn vor der Friedensnothwendigkeit zeitweilig verſtummen mußte. In einer ſolchen Stunde entfernte Napoleon den ſklaviſch-napoleoniſchen Maret aus dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten und ſetzte dieſem den friedlich geſinnten Caulaincourt vor, wie um Frankreich und den Verbündeten ein Pfand ſeiner eigenen Friedensſtimmung zu geben. Zu ſpät! Fürſt Schwarzenberg ſchrieb am 1. Dezember aus Frankfurt an ſeine Nani: „Ich halte dieſe Veränderung im franzöſiſchen Miniſterium für ein bloßes Gaukelſpiel." Dies kennzeichnet wohl ſattſam die damalige Stimmung im großen Hauptquartier der Verbündeten. In der That war jetzt daſelbſt die Kriegspartei obenauf und zu ſpät ließ der Empereur am 2. Dezember durch Caulaincourt an Metternich ſchreiben, daß er die Vorbedingungen des Friedens, welche ihm St. Aignan überbracht hatte, annähme. Am Tage zuvor ſchon war das Kriegsmanifeſt der Verbündeten erſchienen, welches ſehr zeitig auch nach Paris geſchmuggelt und dem Napoleonismus zu nicht geringem Schaden ward 100).

Der Wendepunkt vom metternichigen Friedensfinaſſiren zum Entſchluſſe der Weiterführung des Kriegs datirt ohne Frage von der Ankunft des Freiherrn vom Stein in Frankfurt (13. November). Der Einfluß des Mannes, welchen deutſche Offiziere damals alles Ernſtes in ihren Gedanken zum künftigen Kaiſer Deutſchlands erkoren — die Ironie des Schickſals wollte es, daß Profeſſor Vogt in Gießen, der ehemalige Staatsrechtslehrer Metternich's, von dieſen Offizieren mit der Frage angegangen wurde, ob Stein nach den Reichsgeſetzen zum Kaiſer wählbar ſei, und unbedenklich Ja ſagte[101] — alſo der Einfluß Stein's war zu dieſer Zeit, wo ſeine widernapoleoniſchen Rathſchläge in glänzenden Erfolgen ihre Rechtfertigung gefunden hatten, wieder ſehr geſtiegen. Wenigſtens ſoweit es den Widernapoleonismus betraf und insbeſondere beim Kaiſer Alexander, welchen er raſch wieder auf jene Höhe der Frühlingsanſchauung ſtellte, die der Eitelkeit des Czaren ungeheuer wohlthat, indem ſie ihn als den Retter und Heiland Europa's, als den eigentlichen Antinapoleon erſcheinen ließ. Daß Stein hiebei, wie ihm ſelbſt ergebene Freunde ſchon früher vorgeworfen hatten, ein Bißchen zu ſehr „moskowitiſirte", iſt unleugbar; aber der Czar mußte für die Fortſetzung des Krieges gewonnen werden, falls ein unheilvoller metternichiger Friedensſchluß vermieden werden ſollte. Mit Alexander hatte man zugleich den Friedrich Wilhelm und dann würde ſich wohl auch Kaiſer Franz ſeinen Verbündeten anſchließen. Um ſo mehr, als ja ſein Herr Schwiegerſohn augenſcheinlich den Frieden nicht wollte. Um ſo mehr auch, da in England die metternichigen Friedensvorſchläge keineswegs den Anklang fanden, welchen Aberdeen voreilig vorausgeſetzt hatte. Zudem ließen ja die raſchen Vorſchritte Bülow's in Holland deutlich die Schwäche der Widerſtandskräfte des Empire ſehen und in Italien gewannen die öſtreichiſchen Waffen Boden. Weiterhin war man gewiß, daß bei Annäherung der verbündeten Heere in der Schweiz eine antifranzöſiſche Partei — die junkerlich-reaktionäre — mit nicht allzu großer Anſtrengung obenauf kommen könnte, und aus Frankreich ſelbſt gingen von Seiten der Bourboniſten Ermunterungen an die Verbündeten ein, auf den Spitzen ihrer Bajonnette den „unbemakelten Lilienthron" wiederum an's Ufer der Seine zurückzutragen, was gar nicht ſehr ſchwierig ſein würde. Alle dieſe

Motive und Anreize wußte Stein, von dem Korſen Pozzo di Borgo als von einem geſchickteſten Adjutanten unterſtützt, nachdruckſam bei dem Czaren geltend zu machen, ſo daß dieſer ſich willig in den Gedanken hineinfand, die „heilige Kreuzzugsheerfahrt" nach Paris zu vollenden, wie man es im aufgebauſcht-romantiſchen Styl jener Tage nannte. Dies war bei der Stellung, welche man nun einmal Rußland in der Allianz und der Perſon Alexanders im Rathe der Verbündeten eingeräumt hatte, Ausſchlag gebend. Als die Wagſchale des Kriegsentſchluſſes mitniederdrückend muß endlich auch die laute, faſt drohende Mißbilligung genannt werden, womit die öffentliche Meinung in Deutſchland die Ankündigung der Möglichkeit eines faulen Friedens mit Napoleon begrüßte. Noch war man denn doch nicht ſchon wieder ſoweit, die Volksſtimme ganz mißachten zu können, vollends gar, wenn ſich ein Mann wie der Gebhart Lebrecht Blücher zu ihrem wetternden Sprachrohr machte.

Blitz- und donnerträchtig kam er von Höchſt hereingeblüchert, daß die Funken ſtoben, und fiel als ein rechter Störenfried in die metternichigen Machenſchaften herein, zu denen übrigens Schwarzenberg ebenfalls den Kopf geſchüttelt haben ſoll, wenn auch nur hofmänniſch-höflich zu bedenken gebend, man ſollte doch den Napoleon nicht erſt wieder zu Kräften kommen laſſen. Der alte Vorwärts dagegen überſetzte das Schwarzenbergiſche ins Blücher'ſche und hieb mit der Zunge ein wie mit einem Huſarenſäbel. Seine Hiebe fielen ſo hageldicht und ſcharf, daß davor „manches glänzende Anſehen in den Staub ſank und manche vornehme Feigheit zunichte ward". Mochten ſeine Gegner, die Napoleonfürchter und „Diplomatiker", wiederum bei dieſer Gelegenheit von dem „blinden Stürmer" und „tollen Huſaren" ziſcheln und munkeln, er fuhr drein und durch mit ſeinem auf Paris weiſenden „Vorwärts!" Am ſchwerſten fiel ſein Zorn auf den armen Kneſebeck. „Der Metternich — berſerkerte der Alte — der Millionenhund, der Schuft, welcher gehenkt zu werden verdient, hat euch Alle an Leine und Leitſeil, Schwerenoth! Er möchte den Bonaparte ſalviren; natürlich, iſt ja von Anno 1808 her ſo zu ſagen der Schwager des Kerls von Korſen. Alle Donnerwetter über den Schuft und über ſeine Mitſchufte von Diplomatikern! Und Sie ſind auch dabei, Kneſebeck, pfui Teufel!“ — „Aber, Excellenz, ich war ja nur des Dafürhaltens, daß man ſich auf Winterquartiere einrichten müſſe, mehr nur ſcheinbar als wirklich, um dann unerwartet wieder hervorzubrechen, wenn der Franzoſenkaiſer ſicher gemacht wäre.“ — „Ach was! Flauſen und Flunkereien! Kenne das, weiß, was bei ſolcher Federfuchſerei herauskommt. Winterquartiere? Wozu denn? Weil wir auf einen Winterfeldzug ſchlecht vorbereitet ſind, was? Iſt es der Bonaparte etwa beſſer? Viel, viel ſchlechter, ſag' ich und ſo iſt es. Wir können ihn zerdrücken, wenn wir friſch vorwärts gehen. Und was iſt das für ein infam verrätheriſches Gewäſche von den natürlichen Gränzen Frankreichs? Das linke Rheinufer den Welſchen laſſen? So Etwas können nur Hundsfötter ausgeheckt haben. Niederträchtig, ganz diplomatiſch-niederträchtig! Der ehrliche Kerl, Arndt, glaub' ich, heißt er, hat es ihnen geſagt, den infamen Lauſekerlen: Der Rhein Deutſchlands Strom, nicht Gränze! Und darum ſollen ſo viele Tauſende bravſter Männer geblutet und ſich verblutet haben? Raſend könnte man drob werden! Aber ich will Ihnen ſagen, um was es ſich handelt bei all dem diplomatiſchen Gethue und Getuſchel. Die lieben Franzoſen mitſammt ihrem Bonaparte will man ſchonen und Preußen und das deutſche Vaterland um die gerechte Rache und um gerechten Erſatz für ihre Leiden und Anſtrengungen prellen, das iſt's, Schockſchwerenoth! Sie aber, General, Sie ſollten ſich ſchämen, daß Sie mit in dem Halunkending ſind. Sie haben eben wieder einmal Ihre gottverdammten Hämorrhoiden gehabt und da iſt Ihnen das Herz in die Hoſen gefallen. Aber das Schelmenſtücklein, welches der Metternich eingefädelt, ſoll nicht zu

Ende geſpielt werden, Gott verdamm' mir! Wollen auch ein Wort dazu ſagen, wir Andern, wir Leute von der Katzbach, von Wartenburg, von Großbeeren, Dennewitz und Möckern, und thun's Worte nicht, ſo ſollen die Säbel ſprechen. Nach Paris wollen wir und mit dem Bonaparte ein Ende machen, und wir werden es thun, dem Metternich zum Trotz und Tort. Das ſagen Sie nur ihm und allen ſeinen Mitjudaſſen, welche mir im Uebrigen alle miteinander....“ dasjenige „Abſonderliche“ erweiſen können, wozu der Alte bei Hainau den Napoleon eingeladen hatte. Der arme Kneſebeck beugte ſich unter dem Wolkenbruch, verwand aber dieſe Stunde nicht ſobald. Noch am 22. Januar von 1814 klagte er in einem Brief an Gneiſenau: „Ich habe Alles über mich ergehen laſſen, habe es ruhig ertragen, daß mir der Marſchall Vorwärts die härteſten Sachen ſagte, bin aber vor Verdruß und Aerger krank geworden[102].“

Der Empereur hatte in ſeinem Hochmuth die Zeit verpaßt, die Napoleonhaſſer dagegen hatten ſie ſo gut benützt, daß, als am 1. Dezember der entſcheidende Rathſchlag zu Frankfurt ſtattfand, die Aufgabe der Friedensbaſis vom 9. November, die Weiterführung des Krieges und der Winterfeldzug jenſeits des Rheins beſchloſſen wurde. Man fühlte ſich denn doch dazu ſtark genug im Hinblick auf die Berechnungen, welchen zufolge die Verbündeten in Deutſchland, Italien und den Niederlanden Streitkräfte im Betrage von 800,000 Mann oder gar nahezu 1,000,000 aufzuſtellen vermöchten, von welcher rieſigen Armee freilich mehr als ein Hunderttauſend nur auf dem Papiere ſtand und ſtehen blieb[102a]. Indeſſen waren die Heerkörper, welche wirklich vorhanden oder in der Bildung begriffen waren, doch anſehnlich genug und war namentlich die Organiſation der Kontingente, welche das nichtpreußiſche und nichtöſtreichiſche Deutſchland ſtellen ſollte, in Folge von Stein's raſtloſen Bemühungen ſoweit vorgeſchritten, daß man acht Harſte daraus formiren und denſelben als Befehlshaber die Generale Wrede und Wallmoden, die Herzoge von Sachſen-Weimar und Sachſen-Koburg, den Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg, den Herzog von Braunſchweig, den Grafen von Hochberg-Baden und den Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg verſetzen konnte, welcher Letztere im ſchroffen Gegenſatze zu ſeinem Vater ein entſchiedener Widernapoleoniſt war, in den Augen der deutſchen Patrioten für einen der Ihrigen galt und in dem bevorſtehenden Feldzug den Ruf eines tüchtigen und tapfern Generals ſich erwarb... Nachdem die große Rathsverſammlung am 1. Dezember zum Kriegsentſchluß gekommen, wollte man denſelben Frankreich und Europa kundmachen und es geſchah dies mittelſt des berühmten, vom 2. Dezember datirten und am 3. im „Journal de Francfort" veröffentlichten Manifeſtes, worin in wahrhaft jeſuitiſch-kainiſtiſcher, den deutſchen Vaterlandsfreunden die Röthe der Scham und des Zorns in's Geſicht jagender Weiſe die Sache des Napoleon von der Frankreichs getrennt und dieſes geradezu angeſchmeichelt wurde. „Nicht gegen Frankreich, ſondern gegen jene laut verkündete Uebermacht, welche der Kaiſer Napoleon zum Unglück Europa's und Frankreichs nur allzulange außerhalb der Gränzen ſeines Reichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Sie wünſchen, daß Frankreich groß, ſtark und glücklich ſei, weil die franzöſiſche Macht eine der Hauptgrundlagen des europäiſchen Staatsgebäudes iſt. Sie wünſchen, daß Frankreich glücklich ſei, weil ein großes Volk nur dann ruhig ſein kann, wenn es glücklich iſt. Die verbündeten Mächte beſtätigen dem franzöſiſchen Reiche eine Ausdehnung, wie Frankreich ſie nimmer unter ſeinen Königen hatte, weil eine tapfere Nation deßwegen nicht herabſinkt, weil ſie in einem hartnäckigen und blutigen Kampfe auch Unfälle erlitten hat." Wie zart, wie rückſichtsvoll, wie demüthig-niederträchtig! Den beſiegten Franzoſen ſagte man im vollen Maaße Alles zu, was den ſiegreichen Deutſchen verweigert wurde. Arme, genasführte Germania, du hatteſt die Ehre, etliche weitere Hunderttauſende deiner Söhne als „Futter für Pulver" verbrauchen zu laſſen, um deine Nachbarin, Madame Gallia, „groß, mächtig und glücklich" zu machen oder zu erhalten. Das ſchamloſe, dem deutſchen Volke ſo frech ins Geſicht ſchlagende Manifeſt wäre rein unbegreiflich, wüßte man nicht, daß Deutſchland in dem Rathe der Verbündeten nur durch Leute wie Kaiſer Franz und König Friedrich Wilhelm, Metternich und Hardenberg vertreten, d. h. nicht vertreten war. Die Inſpiration zu dem Aktenſtück vom 2. Dezember floß übrigens aus ſchmutzigſter Quelle: ſie kam vom Monſieur le Piaſſeur, welcher unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig den Czaren wieder ſo für ſich einzunehmen gewußt hatte, daß ſich engliſche Staatsmänner über Alexanders „Egarements" hinſichtlich Bernadotte's um ſo mehr beklagten, als gerade jetzt, d. h. auf der Schwelle vom Jahre 1813 zum Jahre 1814, von Seiten des britiſchen Torieskabinetts die Frage der Zurückführung der Bourbons nach Frankreich bereits auf's Tapet gebracht und nachdruckſam im bejahenden Sinne verfochten wurde[103]). Der Czar begünſtigte in der That die dreiſten Hoffnungen des Gaskogners, den Korſen auf dem franzöſiſchen Thron zu erſetzen, ganz offen und er ging dabei von demſelben Geſichtspunkt aus, welchen er auch einhielt, nachdem ihn ein ſchwefelfarbener Talleyrand zum Beſchützer der Bourbons umgeſchmeichelt hatte: — er wollte in Frankreich einen dankbaren Machthaber haben, einen Machthaber, welcher ihm ſo ſehr ſich verpflichtet fühlte, daß er, der Czar, geſtützt auf die Allianz mit einem dankbar ergebenen Frankreich, für das Feſtland von Europa eine Art von Friedensnapoleon vorſtellen und nebenbei ungeſtört an die Stelle des Halbmonds auf der Aja Sophia in Konſtantinopel das ruſſiſche Andreaskreuz pflanzen könnte. Alexanders ſicher, war Bernadotte in Form einer Denkſchrift über den gegen Napoleon einzuhaltenden Operationsplan auch gegen den König von Preußen keck mit ſeiner Prätendentſchaft herausgegangen. In dieſer Denkſchrift hatte er in ſeinem eigenſten, im bernadotte'ſchen Prätendenteninntereſſe den Rath gegeben, man „müſſe Napoleon von Frankreich trennen, man müſſe laut erklären, nur gegen den Erſteren perſönlich Krieg führen, Frankreichs Ehre und Größe aber nicht entfernt antaſten zu wollen“ — und dieſer Rath, vom Czaren aus den angegebenen Gründen unterſtützt, war befolgt worden[104].

Der fulminirende Blücher hatte ganz recht, wenn er meinte, man hätte den Napoleonismus zerdrücken können, ſo man alle Muskeln und Nerven angeſtrengt, dem über den Rhein entweichenden Empereur auf dem Fuße zu folgen. Noch in der zweiten Hälfte des Novembers war es in Frankreich mit der Widerſtandsfähigkeit gegen eine Invaſion ſo ſchlecht beſtellt, daß Napoleon am 19. an Marmont ſchrieb: „Zur Stunde ſind wir auf gar Nichts gehörig gefaßt“ — und als nach der Einnahme von Paris Jemand den Marſchall Ney fragte, ob die Verbündeten, ſo ſie im November über den Rhein gegangen, bedeutenten Widerſtand gefunden hätten, lautete die Antwort: „Messieurs les alliés auraient pu compter leurs journées d'étappes jusqu'à Paris.“ Aber im großen Hauptquartier zu Frankfurt ſah man die Sache für viel gefährlicher an und erging ſich, nachdem die metternichigen Spiegelfechtereien endlich glücklich beſeitigt waren, in weitſchichtigen Operationsplänen, aus welchen dann eine noch weitſchichtigere Kriegsführung ſich ergab. Der endgültig feſtgeſetzte Plan war dieſer: — Die Hauptarmee unter Schwarzenberg — mit ihren Nachſchüben 228,650 Mann ſtark mit 684 Geſchützen, ganz vorwiegend Oeſtreicher, dann Würtemberger unter ihrem Kronprinzen, Baiern unter Wrede, Ruſſen unter Wittgenſtein, preußiſche Garden, endlich das 6. und 8. deutſche Bundeskorps — ſollte bei Baſel über den Rhein gehen, bei welcher Gelegenheit mit Beihülfe der öſtreichiſchen Diplomatie und unter dem „ſanften Zwang“ öſtreichiſcher Bajonette der napoleoniſchen Mediationsverfaſſung der Schweiz, einem der beſten Werke des Napoleonismus, ein Ende gemacht und die gute alte fromme Zeit, d. h. das verrottete Patrizierregiment in der Eidgenoſſenſchaft „reſtaurirt“ werden könnte und wurde. Hierauf ſollte Schwarzenberg, welcher dazu „verdammt“ war, drei Monarchen und die ganze diplomatiſche Metternichigkeit in ſeinem Hauptquartiere mitzuſchleppen — („Ach,“ ſeufzte der Arme ſchon am 12. Dezember zu Freiburg in einem Briefe an ſeine Frau, „ach, über den beneidenswerthen Wellington, der kaum ſagt, was er gethan hat, und ſelbſt ſeinem Souverain nicht, was er zu thun Willens iſt!“) — alſo von Baſel aus ſollte Schwarzenberg über Veſoul nach dem Plateau von Langres vordringen, weil man ſich von dem Beſitz dieſes „ſtrategiſchen Punktes“ Wunderdinge verſprach. Ein von der großen Armee zu entſendendes Korps ſollte derweil auf Genf und Lyon operiren. Von Langres aus, allwo man den Feind „in Poſition“ erwarten wollte und zu ſchlagen hoffte, glaubte man dann die gerade Straße über Troyes nach Paris einſchlagen zu können. Was die Nordarmee angeht, ſo kam dieſelbe vorerſt nicht ſehr in Betracht. Bülow hatte mit ſeinen 30,000 Mann zunächſt in Holland zu thun, Winzingerode ſollte bei Düſſeldorf den Rhein paſſiren und man erwartete, daß Bernadotte, welcher an der unteren Elbe ſtand, ſpäter daſſelbe thun würde, ſo daß dann in den Niederlanden eine verbündete Streitmacht von 120,000 Mann ſtünde. Eine viel thätigere und bedeutendere Rolle war dem ſchleſiſchen Heer zugedacht, ſelbſtverſtändlich unter dem Befehle Blücher's. Ungefähr gleichzeitig mit der ſchwarzenbergiſchen Armee, welche am 21. Dezember bei Schaffhauſen, Laufenburg und Baſel den Rhein zu überſchreiten begann, ſollte die blücher'ſche zwiſchen Mannheim und Koblenz über den Strom und, mit Zurücklaſſung eines Blokadekorps vor Mainz, gerade auf Metz losgehen. Das Verhalten der feindlichen Feſtungen an der Saar und Moſel ſollte auf den Gang der ferneren Operationen keinen Einfluß haben. Am 15. Januar hoffte Blücher in Metz, wie Schwarzenberg in Langres anzulangen und dann ſollten ſich bis zum 31. die beiden Heere zwiſchen

Troyes, Arcis und Vitry zum Weitermarſch auf Paris vereinigen. Dem alten Vorwärts, welcher gerade in den Mittelpunkt Frankreichs einzudringen hatte und auf ſeinem Wege eine Menge von Feſtungen vorfinden mußte, war unbedingt die ſchwierigſte Aufgabe zugetheilt. Zur Löſung derſelben hatte er 1) das 1. preußiſche Armeekorps unter York (21,447 M.), 2) das 2. preußiſche Armeekorps unter Kleiſt (20,000 M.), 3) das ruſſiſche Korps unter Sacken (21,150 M.), 4) das ruſſiſche Korps unter Langeron (33,310 M.), 5) das 4. deutſche Bundeskorps unter dem Kurprinzen von Heſſen-Kaſſel (20,000 M.), und 6) das 5. deutſche Bundeskorps unter dem Herzog von Koburg (24,000 M.): Summa 139,907 Mann — auf dem Papier. Denn in der Wirklichkeit ſtellte ſich die Sache ſehr anders. Von den angegebenen 6 Heerhaufen befand ſich nämlich der von Kleiſt erſt von Erfurt her, wo er eine Abtheilung zur Blokade des Platzes zurücklaſſen mußte, auf dem Marſche nach Koblenz; der größte Theil des Korps von Langeron mußte zur Blokade von Mainz zurückbleiben, das 4. und 5. deutſche Bundeskorps aber waren erſt in der Bildung begriffen und ſollten dann das langeron'ſche vor Mainz ablöſen. Hieraus ergiebt ſich, daß Blücher's Heer beim Ueberſchreiten des Rheins kaum 50,000 Mann ſtark war und der Alte mit dieſer verhältnißmäßig kleinen Streitmacht ſein großes Unternehmen begann 105).

Am 26. Dezember benachrichtigte der Feldmarſchall eigenhändig den General York, daß die ſchleſiſche Armee am 1. Januar von 1814 mit Tagesanbruch über den Rhein gehen würde. Die „allgemeine Dispoſition“ hiezu lautete dahin, daß York und Langeron zwiſchen Mainz und Koblenz, Sacken zwiſchen Mannheim und Mainz den Strom zu überſchreiten hätten, jenſeits deſſen für Sacken's Truppen Alzey, für York's und Langeron's aber Kreuznach die Sammelpunkte ſein ſollten. Der Plan wurde geheim gehalten und die Vorbereitungen zur Ausführung in aller Stille getroffen. Dann ſetzten ſich die Truppen nach den bezeichneten Uebergangspunkten in Marſch. Am 29. Dezember war Blücher noch in Frankfurt, am 31. in Kaub, bereit, in der letzten Stunde des mühe- und erfolgreichen Jahres 1813 dem rechten Ufer des vaterländiſchen Stroms, deſſen gegenüberliegendes noch in Feindeshänden ſich befand, Valet zu ſagen. Bis hierher alſo hatte ſein Wahlſpruch „Vorwärts!“ den heldiſchen Greis glücklich gebracht und alle das Unglücksrabengekrächze der Wimmerer und Winſeler war zu Schanden geworden vor der rüſtigen Bethätigung dieſer mannhaften Loſung. Sie wird ihn auch weiter bringen. Auf dornenvollen, blutigen Umwegen zwar, aber doch weiter, immer weiter und nach dem erſehnten Paris, wohin Arndt's hellklingendes Blücherlied wies, dem rheinwärts reitenden Feldmarſchall wie eine glückverheißende Trompetenfanfare nachhallend: „Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein, du tapferer Degen, und nach Frankreich hinein!“

## Elftes Buch.

# Paris. London. Wien.

## Erſtes Kapitel.

# Brienne und La Rothière.

In der Neujahrsnacht von 1814 war in dem alten Rheinſtädtchen Kaub, allwo auf einem Fels mitten im Strome die alte Burg Rheingrafenſtein ſteht, häufiger die Pfalz genannt, ein hochbewegtes und doch zugleich behutſam ſich äußerndes Leben und Weben. Nicht der gewohnte Neujahrsnachtrumor, obzwar die franzöſiſchen Douaniers, welche gegenüber der Pfalz auf dem linken Ufer ein Wachthaus hatten, das zu ihnen hinübertönende Geräuſch dafür nehmen und halten mochten. Eine kalte Winternacht mit ſternklarem Firmament, aber das tiefeingeſchnittene Rheinthal lag im Schattendüſter. Der zwölfte Schlag der Stadtuhr war eben verhallt, als ſämmtliche Gaſſen des Ortes von ziehendem Kriegsvolk zu wimmeln begannen. Die Truppen bewegten ſich, erhaltenem Befehl gemäß, ſchweigend dem Ufer zu, wo die geſammte Fiſchergilde von Kaub ihre Kähne ins Waſſer ſchob und ruſſiſche Pioniere ihre Leinwand-Pontons und ihr übriges Zeug zum Brückenſchlagen bereithielten. Die Blücherlegende will, der alte Vorwärts ſei, in ſeinen Mantel gewickelt und ſeine kurze Pfeife dampfend, an's Ufer herabgeritten, habe die getroffenen Anſtalten beaugenſcheinigt und dann den 200 brandenburger Füſilieren, welche unter Führung des Majors Grafen Brandenburg zuerſt hinübergehen ſollten, mit gedämpfter Stimme ein „Proſit Neujahr!" geboten und hinzugefügt: „Nun wollen wir dem Kerl von Bonaparte zum neuen Jahr gratuliren, daß er's gerne beſſer hätte. Wollen wir nicht, Kinder?" Worauf die Füſiliere: „Wollen, bei Gott, Vater Blücher!" Damit ſtiegen ſie — während die Pioniere die Brücke zu ſchlagen begannen, erſt nach der Pfalz hinüber und von da weiter — in die Kähne, fuhren ab und nach einer Viertelſtunde hörte man ſie das von ihnen betretene linke Ufer mit einem ſchallenden Hurrah begrüßen. Jetzt fielen aber Schüſſe aus dem Wachthaus auf die Gelandeten und bald eilten aus Oberweſel und Bacherach alarmirte franzöſiſche Truppen herbei, um den Uebergang zu wehren, was jedoch ein eitles Beginnen, obgleich es mit der Vollendung der Brücke ſo langſam voran ging, daß ſie erſt am 2. Januar für größere Maſſen gangbar wurde[1].

An dieſem Tage ward der Rheinübergang bei Kaub vollendet, während Sacken den ſeinigen bei Mannheim glücklich erzwungen hatte. Von Bacherach aus drang Blücher, über Alzey mit Sacken in Verbindung tretend, nach Kreuznach vor und von dort auf Saarbrück, wo der Marſchall Marmont die Linie der Saar zu halten verſuchte. Allein er fand nicht für gut, den Angriff, welchen Blücher am 10. Januar gegen ihn anordnete, abzuwarten, ſondern trat den Rückzug nach Metz an. Im weiteren Vordringen erhielt man die Vergewiſſerung, daß ſämmtliche feindliche Streitkräfte ſich auf Chalons zögen, als nach ihrem allgemeinen Sammelpunkt. Der Feldmarſchall ſtrebte vorwärts. Am 16. ſtand das ſchleſiſche Heer in der Stärke von 45,000 Mann zwiſchen Mainz, Luxemburg und Nancy; am 18. hatte der Alte ſein Hauptquartier in letztgenannter Stadt, am 27. in Brienne. Bis dahin war der Krieg nur ein unter unbedeutenden Gefechten bewerkſtelligter Vormarſch geweſen und das eigentliche Schlagen ſtand erſt bevor. Blücher hatte bislang ziemlich ungebunden ſeine Lieblingsſtrategie um ſo mehr einhalten können, als er in dieſem Feldzug nicht allein thatſächlich, ſondern auch formell weit ſelbſtſtändiger geſtellt war als im vorhergegangenen. Die verbündeten Monarchen hatten ihn nämlich förmlich als den unabhängigen Führer ſeines Heeres anerkannt, deſſen Bewegungen nur dem allgemeinen Zweck des Einbruchs in das franzöſiſche Reich untergeordnet ſein ſollten, und Fürſt Schwarzenberg, weit entfernt, in Blücher einen Unterfeldherrn erblicken zu wollen, anerkannte deſſen ſelbſtſtändige Führerſchaft bereitwillig und hatte den Alten nur erſucht, ihn von ſeinen Plänen, Abſichten und Bewegungen in Kenntniß zu ſetzen. „In Betreff Blücher's — ſchrieb Schwarzenberg am 4. Januar aus Altkirch nach Wien — da bin ich ſicher. Wir verlaſſen uns hier (in Frankreich) ebenſo wenig wie bei Leipzig" — ein Vertrauen, welches freilich ſpäter einige Störung erlitt, wenn auch nicht durch Blücher's Schuld. Dieſer mußte in Brienne innehalten. Schon deßhalb, weil ſeine Truppen einiger Raſt dringend bedurften. Die Strapazen des Winterfeldzugs machten ſich denn doch ſchon ſo fühlbar, daß York's Korps, obgleich noch kein bedeutendes Gefecht ſtattgefunden, ſeit der Eröffnung des Feldzugs bis zum 19. Januar von 21,117 Streitern bereits auf 16,686 herabgeſchmolzen war 2). Es mußte aber außerdem als eine bare Unmöglichkeit erſcheinen, mit dem ſchleſiſchen Heer allein weiter vorzugehen und auf die bei Chalons geſammelte Streitmacht des Feindes anzurennen. Man mußte das Herankommen der ſchwarzenbergiſchen Armee von Langres abwarten und leider hatte es eine Weile den Anſchein, als ſeien die 130,000 Mann — ſo ſtark war nach Abzug ihrer verſchiedenen Entſendungen dieſe Armee — an jenem geſegneten „ſtrategiſchen Punkte" feſtgenagelt. Der Alte blickte mit äußerſtem Argwohn dorthin, wo er mit gutem Grund diplomatiſchen Unrath witterte. „Wihr gubt geſinnten — ſchrieb er am 28. Januar an ſeinen Freund, den Freiherrn von Vincke, welcher dermalen als Civilgouverneur die weſtphäliſchen Provinzen verwaltete — wihr gubt geſunnten wollen Schlagen, aber die Diplomatiquer haben hundert andere Projecte; ſoll die Sache gubt Führ die Menſchheit werden, ſo müſſen wihr nach Paris. Dohrt können unſere Monarchen einen gubten frieden ſchließen ich darf ſagen dictiren. Der Tiran hat alle Hauptſtätte beſucht, geplündert und beſtohlen: wihr wollen uns ſo was nicht ſchuldig machen, aber unſere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in ſeinem neſte zu beſuchen"[3]).

In Wahrheit, im großen Hauptquartier zu Langres ſtank es metternichig und zeigte ſich daſelbſt die „wundervolle Eintracht der Höfe" prächtig. Schade nur, daß Erzſchuft Gentz nicht anweſend war, um davon zu ſingen und zu ſagen. Wie ſchleppend und verzettelt war ſchon der Marſch nach Langres, wo Schwarzenberg am 18. Januar anlangte. Unterwegs hatte er folgendes aus St. Avold vom 12. datirtes Schreiben Blücher's erhalten: — „Ich bin heute mit der ſchleſiſchen Armee vor Metz angekommen. Saarlouis und Landau ſind eingeſchloſſen, Thionville und Luxemburg berennt. Ich kann ſogleich mit 74,000 Mann Kombattanten Bataille liefern, am 18. bei Metz mit 94,000 Mann, ſpäter mit der Ew. Durchlaucht bekannten Stärke"[4]). Das hieß freilich den Mund ſehr voll und übervoll nehmen, denn von einem ſolchen Stärkebetrag der blücher'ſchen Armee konnte höchſtens auf dem Papiere die Rede ſein. Der Alte wollte eben dem Schwarzenberg damit ſagen: Hei, lieber Bruder Zauderer, nur friſch vorwärts! Allein der Fürſt, obzwar weit entfernt, ſo — wie er am 29. Januar ſeiner Nani ſchrieb — „ſo unſinnig zu ſein, mit der ganzen Armee à la Blücher vorzuprellen," hatte die Verſchleppung und Verzettelung ſeines Marſches keineswegs verſchuldet. Am 12. Januar ſchrieb er aus Veſoul an ſeine Frau: „Ich erwarte hier mit Ungeduld meine Reſerven. Aber warum glaubſt du wohl, daß ſie noch nicht hier ſind? Du würdeſt es wahrſcheinlich nicht errathen. Wiſſe, daß am 13. Januar, d. h. am 1. nach ruſſiſchem Kalender

der Kaiſer Alexander vor einem Jahre an der Spitze ſeiner Garden über den Niemen ging; darum findet er es gar poetiſch, an dem 1. Januar d. J. ebenſo über den Rhein zu ſetzen, und das iſt die Urſache, warum meine Reſerven am Rhein ſtehen, während mein Hauptquartier in Veſoul iſt. So muß ich kommandiren! Das Marionettenſpielen in ſo wichtigen, das Schickſal Europa's entſcheidenden Epochen iſt wirklich ekelhaft. Es wird ſo Mancher ſeine Freude daran haben, wenn ich das Opfer der Thorheiten Anderer werde; aber ich denke an meine Pflicht und dann iſt mir der Welt Urtheil ſehr ſekundär." Und am Tage darauf an dieſelbe Adreſſe: „Nur im kühnen Vorwärtsſchreiten iſt Heil!" Klingt das nicht ganz blücheriſch? Aber freilich aus einer ganz anderen Tonart lautete es am 26. aus Langres und am 27. aus Chaumont: — „Hier ſollten wir Frieden machen, das iſt mein Rath. Unſer Kaiſer, auch Metternich, Stadion, ſelbſt Caſtlereagh ſind vollkommen dieſer Meinung; aber der Kaiſer Alexander! Nicht Gründe, ſondern [illegible] leiten ſeine Schritte. Der Glanz, die Welt mit ſeinem Vorurtheil, das gilt. Verſtand gleitet hier ab. Ich glaube, wir kommen bis gegen Paris, auch nach Paris, aber werden wir dort den Frieden finden? Oder ſtürzen wir uns vielmehr in ein Chaos? Ich glaube das Letztere." Und vollends am 29. Januar: „Blücher und mehr noch Gneiſenau treiben mit einer ſo wahrhaft kindiſchen Wuth nach Paris, daß ſie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten. Ohne die Hauptſtraße von Chalons nach Nancy mit einem bedeutenden Korps zu decken, laufen ſie wie toll bis Brienne, und ohne ſich um Rücken und Flanken zu kümmern, machen ſie nur Entwürfe zu parties fines im Palais Royal"[5]).

Man ſieht, der gute Schwarzenberg war in Langres nicht mehr der, welcher er in Veſoul geweſen. Das machte, unterwegs hatte er als Generaliſſimus ſich gefühlt und auch als ſolcher gedacht; zu Langres aber war er einſtweilen nur noch eine Marionette am

Trabt der Franz-Metternichigkeit. Kein Wunder daher, daß er in der Armſeligkeit ſoweit kam, dem blücher-gneiſenau'ſchen „Vorwärts nach Paris!“ als Motiv das Verlangen nach „parties fines“ im Palais Royal unterzuſchieben. Das hätte, von Metternich und Konſorten vorausgeſetzt, einen Sinn gehabt. Blücher und Gneiſenau trieben und drängten nach Paris, weil ſie nur dort den Sturz Napoleon's zu erlangen hoffen konnten. Gerade dieſe ihre Abſicht aber brachte ſie in einen ſchroffen Gegenſatz zur öſtreichiſchen Politik. Franz und Metternich fuhren fort, den Sturz Napoleon's nicht zu wollen, und arbeiteten daher im großen Hauptquartier auf einen Friedensſchluß hin, zu welchem, wie wir ſoeben hörten, nach ſeiner Ankunft zu Langres auch Schwarzenberg neigte. Die Gründe dieſer öſtreichiſchen Friedenswünſche waren die früher angegebenen. Metternich ränkelte in dieſem Sinne mit Erfolg. Er gewann, von der militäriſchen Autorität des preußiſchen Generaladjutanten Kneſebeck unterſtützt — („Sie haben wieder mal Ihre gottverdammten Hämorrhoiden!“) — ſo ziemlich die ganze Sippſchaft der „Diplomatiker“ im großen Hauptquartier: die Engländer Caſtlereagh, Aberdeen, Stewart, den Ruſſen Neſſelrode, den Preußen Hardenberg. König Friedrich Wilhelms geſunder Inſtinkt ſagte ihm zwar, daß ein Friede mit Napoleon ſtets nur ein Waffenſtillſtand ſei; aber während ſeine Brüder, die Prinzen Wilhelm und Auguſt, dieſe Ueberzeugung ihrerſeits laut äußerten und zur Fortſetzung des Krieges riethen, ſchwieg er gewohnter Maßen infinitiviſch. Am 22. Januar langte endlich auch der Czar in Langres an und nun kam bald wieder einige Bewegung in das ſtockende widernapoleoniſche Geſchäft. Alexander war nämlich für die Fortſetzung des Krieges geſtimmt und fand in der preußiſchen Kriegspartei, die in Blücher's Lager ihr Hauptquartier hatte, eine unmittelbare und in dem Prinzregenten von England, welcher die Beſeitigung Napoleon's wollte, weil er die Zurückführung der Bourbons nach Frankreich wünſchte, eine mittelbare

Stütze. Der zwiſchen Langres und London hin- und hergehende Briefwechſel läßt uns einen klaren Blick in dieſe Verhältniſſe werfen. Ein ſchlauer „Gentleman George,“ der Prinzregent, wußte ſeine bourboniſche Tendenz in Form ſüßeſten Schmeichelbalſams dem Czaren einzuträufeln, welchen — äußerte er im Januar gegen den ruſſiſchen Geſandten Lieven — „ganz Europa und insbeſondere England als den Befreier Aller, als das Oberhaupt jener erlauchten Koalition anſehe, die er noch leite, nachdem ſie durch ihn dem glorreichen Ziel ſich hingeben konnte, die Freiheit Europa's und die Sicherheit aller Staaten zu erreichen.“ Die geheime Depeſche Lieven's, worin dieſer die Aeußerungen des Prinzregenten brühwarm an Neſſelrode übermachte, hat ſicherlich begonnen, was Talleyrand nachmals vollendete: die Gewinnung Alexander's für die Reſtauration der Bourbons, für welche doch, wie ſelbſt der Hochtory Caſtlereagh in jenen Tagen in einem Schreiben an ſeinen Kollegen Liverpool bezeugte, in der Maſſe der franzöſiſchen Bevölkerung „kein Intereſſe“ vorhanden war. Derſelbe Lord verräth uns in derſelben Depeſche, wie es mit der gentziſchen „wundervollen Eintracht der Höfe“ zu Langres eigentlich beſchaffen geweſen iſt. Der Czar habe kein Vertrauen zu ſeinem eigenen Miniſter und noch weniger zu denen ſeiner Verbündeten. Bei dem Kaiſer von Oeſtreich ſei Argwohn vorherrſchend und Metternich's Charakter liefere den Intrikanten fortwährend Nahrung für dieſen Argwohn. Oeſtreich mißtraue Rußland wegen Polens und Preußen wegen Sachſens. Aber „meines Erachtens beſteht unſere größte Gefahr jetzt in dem chevaleresken Tone, womit der Czar geneigt iſt, den Krieg fortzuſetzen. Er hat ein perſönliches Verlangen nach Paris, ganz abgeſehen von allen politiſchen oder militäriſchen Kombinationen. Er ſcheint Gelegenheit zu ſuchen, mit ſeinen prachtvollen Garden in des Feindes Hauptſtadt einzurücken, wahrſcheinlich um mittelſt ſeiner Milde und Schonung einen Kontraſt zu der Verwüſtung Moskau's hervorzurufen.“ In einem Memorandum vom 27. Januar meldet Stewart aus Langres nach London: „Der Kaiſer von Rußland erklärt ganz unumwunden ſeine Abſicht, auf alle Fälle nach Paris zu gehen, und ohne ſich über den Nachfolger Bonaparte's auszuſprechen, macht er kein Hehl daraus, daß deſſen Abſetzung das Ziel ſeiner Politik ſei.“ Weiterhin berichtet Stewart, in der Umgebung Alexanders ſeien Barklay, Neſſelrode und Wolkonsky friedlich geſinnt und der Anſicht, man ſollte nicht über Langres hinaus vordringen, dagegen eiferten Stein und Pozzo di Borgo den Czaren fortwährend zur energiſchen Weiterführung des Krieges an und „in dem Gedanken nach Paris zu gehen, iſt der Kaiſer ganz beſonders durch die Berichte und Rathſchläge beſtärkt worden, welche ihm vom Marſchall Blücher und vom General Gneiſenau aufgedrängt worden ſind“6).

Das Ränkeln und Zänkeln zu Langres endigte damit, daß Alexander erklärte, er werde im Nothfall den Krieg allein fortſetzen. „Und wozu ſind Sie entſchloſſen, mein Herr Bruder?“ fragte er den Preußenkönig. „Die Sache bedenklich ſein, ſehr bedenklich. Napoleon ein gar zu großer Feldherr ſein. Aber ich werde Ew. Majeſtät nicht verlaſſen.“ Franz und Metternich wollten es denn doch auf ein Aeußerſtes nicht ankommen laſſen, die Caſtlereagh, Stewart und Aberdeen — Letzterer vom Metternich die Einfalt im Diplomatenfrack genannt („la naiveté en diplomate“) — noch weniger und ſo wurde beſchloſſen, von dem heißgeliebten „ſtrategiſchen Punkt“ Langres Abſchied zu nehmen und die Waffen weiter zu tragen. Aber dieſen Beſchluß hatte die Kriegspartei nicht erlangen können, ohne ihrerſeits der Friedenspartei das Zugeſtändniß zu machen, daß während des Kriegens das Diplomäteln fortgehe, welches ja ſeit der Sendung des Baron St. Aignan nach Paris nie ganz aufgehört hatte. Metternich hatte als Verhandlungsort über den Frieden Chatillon in Burgund vorgeſchlagen und der Vorſchlag war von Napoleon genehmigt, auch Caulaincourt zu ſeinem Bevoll mächtigten ernannt worden, während von Seiten der Verbündeten Raſumowsky, Stadion, Humboldt, Aberdeen und Stewart die Unterhandlungen führen ſollten. Die Bedingungen, unter welchen dem Empereur den Frieden noch einmal anzubieten man zu Langres am 28. Januar übereinkam, waren auch jetzt noch höchſt günſtige: — die allgemeine Befriedung Europa's auf der Grundlage einer vollen Unabhängigkeit der europäiſchen Großmächte. Frankreich ſollte die Grenzen von 1792 haben und ſeine inzwiſchen an England verlorenen Kolonieen, mit Ausnahme von Isle de France, zurückerhalten; Deutſchland ſollte aus ſelbſtſtändigen, durch ein bündiſches Band vereinigten Staaten beſtehen; Italien in unabhängige Staaten zerfallen; Spanien unter Ferdinand dem Siebenten in ſeinen alten Grenzen exiſtiren; Holland mit einem paſſenden Gebietszuwachs (Belgien) unter der Herrſchaft des Hauſes Oranien einen ſelbſtſtändigen Staat bilden; die Schweiz in ihren alten Gränzen einer von ſämmtlichen Großmächten verbürgten Unabhängigkeit und Neutralität genießen. Dieſes Programm von Chatillon iſt in ſeinen Hauptzügen nachmals das des wiener Kongreſſes geblieben. Metternich trug Sorge, dem Duc de Vicenza eindringlichſt nach Chatillon zu melden, es ſei für Napoleon jetzt die höchſte Zeit, in den Frieden zu willigen, und der verſtändige Caulaincourt erkannte auch recht gut, wie wohlgemeint dieſer Rath war. Aber zum Glück für den Widernapoleonismus ſcheiterten ſeine und Metternich's eifrige Friedensbemühungen am Kaiſerwahnſinn 7).

Nachdem es Metternich zu Langres glücklich ſoweit gebracht, daß man dem hochmüthigen Gegner abermals die Verſöhnungsband darbot, machte er durch Vermittelung Schwarzenberg's auch einen Verſuch, die Widernapoleoniſten in Blücher's Lager zu bekehren oder wenigſtens für eine Art der Kriegsführung zu gewinnen, welche mit den Abſichten und Machenſchaften der Friedensdiplomatik übereinſtimmte, oder aber ſchlimmſten Falls zu erfahren, „was der Feldmarſchall für Anſichten habe und worauf er denn eigentlich hinarbeite.“ Zu dieſem Zwecke ſchickte Schwarzenberg den General Steigenteſch in's blücher'ſche Hauptquartier nach Brienne. Allein der General, welcher den alten Vorwärts und deſſen Geſinnungsgenoſſen „widerlegen“ und ihnen „das Beſſere zeigen ſollte,“ ward vielmehr im Schloſſe zu Brienne ſelber bekehrt, ſo daß er beim Abſchiede ſagte: „Freunde, bei euch wird es einem alten Soldaten wohl. Ihr habt das Gefühl der Kraft und die Sicherheit, die ſich daraus entwickelt.“ Blücher hatte ihm „in ſeinen Kraftausdrücken“ ſeine Politik frei und frank herausgeſagt, im verſtändlichſten Blücherdeutſch: — „Nach Paris wollen wir und müſſen wir, der Sch . . . kerl der Metternich mag ſpiegelfechten, wie er will, und ſeine Mitſchubiaks von Diplomatikern mögen ſich darob vor Aerger die Naſen abbeißen, ſchad't niſcht, Millionen Donnerwetter! Mögen mitſammen planſchen und munkeln da drüben in Chatillon, die Schleicher und Federfuchſer — ſchade nur für jeden Tropfen Burgunder, den die Kerle zu ſaufen kriegen — wir wollen alleweile vorwärts und nach Paris! Das ſagen Sie nur meinem guten Waffenbruder Schwarzenberg, General, und ich laſſe mir ſchön empfehlen und er ſolle ſich von dem Millionenbund, dem Metternich, nicht breitſchlagen laſſen. Der Bonaparte hat in allen Hauptſtädten ſeine Viſite gemacht und wir ſollten ſie ihm in der ſeinigen nicht heimgeben, was? Wir wollen ihm die Viſite heimgeben, daß es 'ne Art hat, Gott verdamm' mir! Ich ſag', herunter muß der Kerl von ſeinem Thron, auf dem er zum Unglück Europa's geſeſſen, herunter, Gott ſtraf' mir! Denn ſo lang' er droben ſitzt, können wir keine Freiheit und keine Ruhe und keinen Frieden nicht bekommen. Dixi et salvi anima meus, wie der Lateiner ſagt.“ Es iſt nicht bekannt geworden, in welchen Ausdrücken Steigenteſch ſolches Blücherdeutſch und Huſarenlatein dem Fürſten Schwarzenberg dolmetſchte: wohl aber, daß die Achtung des Letzteren vor dem alten Vorwärts von da ab ſich nicht gemindert, ſondern gemehrt hat*). Die entſchiedene Sprache Blücher's konnte auch die kriegeriſche Stimmung des Czaren nur erhöhen und ſo ſetzte ſich denn auf deſſen Betreiben die große Armee von Langres aus wieder in Bewegung. Nicht übermäßig geſchwinde freilich, obgleich Eile noththat, weil Blücher, deſſen Heer jetzt ſo zu ſagen die Vorhut des ſchwarzenbergiſchen bildete, dem erſten Stoße Napoleon's ausgeſetzt war und zwar mit Streitkräften, welche den feindlichen lange nicht gleichkamen, da York's Korps, zu Unternehmungen gegen die Saar- und Moſelfeſtungen entſendet, noch zurück ſtand und, jetzt herbeigerufen, am 27. Januar, als der Feldmarſchall in Brienne eingetroffen, erſt in St. Mihiel angelangt war**). Napoleon hatte ſeinen Gewalthaufen von 40,000 Mann unter den Marſchällen Marmont, Ney und Victor in Chalons zuſammengezogen und ſandte demſelben Verſtärkungen im Betrage von 25—30,000 Mann, während der Marſchall Mortier mit ſeinem Korps von Troyes aus Schwarzenberg beobachtete und der Marſchall Macdonald von Namur her gegen Chalons zog. Der Empereur hatte es geſchehen laſſen müſſen, daß die Verbündeten, vor deren Harſten ſeine Marſchälle allenthalben zurückgewichen, bis ſoweit nach Frankreich herein vorgedrungen waren. Jetzt beſchloß er, ſeinem Genie vertrauend und unfähig, eine oder etliche Stufen ſeines cäſariſchen Stolzes herabzuſteigen, die eiſernen Würfel wieder zu ſchütteln, hoffend, noch rechtzeitig zwiſchen den Blücher und den Schwarzenberg ſich werfen zu können.

Daß es ihn aus Paris fortdrängte, war begreiflich. Die verſchiedenen Elemente des einheimiſchen Widernapoleonismus begannen ſich daſelbſt zu regen und zuſammenzuſchließen. Die Todtgeglaubte vom 18. Brumaire ging um. Zuvörderſt zwar nur als pſeudoliberales Geſpenſt, deſſen Mantel mit legitimiſtiſch-bourboniſchen Schnörkeln verbrämt war: aber auch in dieſer Geſtalt erhob ſie eine Stimme, wie man ſie ſeit vierzehn Jahren in Frankreich nicht mehr vernommen hatte. Es geſchah im Schooße des „Geſetzgebenden Körpers,“ der, am 19. Dezember von 1813 eröffnet, aus einer Null plötzlich ein Etwas geworden war. Die Mitglieder dieſer Verſammlung kamen aus den Provinzen nach Paris als Träger der daheim herrſchenden Stimmung, das Herz voll von den Klagen der Bevölkerungen, welche durch die Konſkriptionen, durch die Steuerlaſt, durch die Requiſitionen und unendlichen Willkürmaßregeln der Präfekten zur Verzweiflung getrieben waren. Die ſchlauen Erklärungen der Verbündeten hatten gewirkt. Man wußte, daß ſie Frankreich keine demüthigenden Friedensbedingungen auflegen wollten; man wußte, daß Napoleon das einzige Hinderniß des Friedens war, und das mußte den Haß gegen ihn wachſen machen. Allerdings wünſchten die Maſſen ſeinen Sturz noch nicht förmlich und zwar namentlich deßhalb nicht, weil man ungewiß war, wie er erſetzt werden könnte, ohne daß die Errungenſchaften der Revolution, ſoweit ſolche gerettet worden, in Frage geſtellt würden; aber man gewöhnte ſich doch allmälig an die Vorſtellung, die Sache Frankreichs von der des Empereur zu trennen. Während der knechtiſche Senat durch Fontanes' Lakaienmundſtück ſeine unterwürfige Zuſtimmung zu allem Wollen und Thun des Gewalthabers betheuern ließ, fand im Geſetzgebenden Körper die Napoleonmüdigkeit Frankreichs Ausdruck. Die Herren Lainé, Raynouard, Gallois, Flaugergues und Andere führten unverholen die Sprache der liberalen Bourgeoiſie, deren Vertreter ſie waren. „Man muß den Geſetzgebenden Körper, der ſo lange niedergedrückt war, wieder zu Ehren bringen,“ rief Herr Lainé aus. Vergeblich raſſelte Napoleon durch das Sprachrohr des Moniteur die Oppoſition an: „Es iſt eine chimäriſche und ſogar ſtrafbare Anmaßung, die Nation vor dem Kaiſer vertreten zu wollen!“ Der Glaube an ſein Glück war fort und damit auch der Reſpekt und die Furcht vor ihm. Man ſpürte, daß ſeine Blitze nur noch „kalte Streiche“ ſeien. Auf alle Anſinnen des Empereur an die Verſammlung, ihm durch ihre zuſtimmenden Voten wie bislang die Zuſtimmung und das unwandelbare Vertrauen der Nation anzulügen, hatten Lainé und ſeine Geſinnungsgenoſſen nur die eine Antwort, daß der „barbariſche und zweckloſe“ Krieg, welcher „die Landplage der Konſkription zu einer ſtehenden mache und Ackerbau, Induſtrie und Handel lähme,“ aufhören und daß man ſchleunigſt Frieden ſchließen müſſe. „Der Schweiß der Nationen und die Thränen der Mütter ſind ſie denn das Eigenthum der Könige? Es iſt Zeit, daß die Völker aufathmen!“ Der Empereur, obzwar wüthend, wagte nicht mehr, was er noch ein Jahr zuvor unbedenklich gewagt hätte, die Führer der Oppoſition zu zermalmen. Riethen ihm doch Getreueſte, wie Cambacérès, Caulaincourt, Berthier, ſogar Savary ganz daſſelbe, was die liberalen Bourgeois forderten: einen ſchleunigen und aufrichtigen Friedensſchluß. Die Napoleonmüdigkeit wurde epidemiſch. Faſt ſcheint es, der große Deſpot ſei zeitweilig ſelber davon ergriffen worden. Er war nicht mehr der Bunabarde Jildirim. Er begnügte ſich, mittelſt Dekrets vom 31. Dezember die Sitzungen des Geſetzgebenden Körpers zu vertagen und am folgenden Tage eine Deputation deſſelben, welche mit den andern großen Staatskörperſchaften zur Neujahrsgratulation in die Tuilerien gekommen war, in abgeriſſenen Sätzen anzurunzeln: — „Ihr hättet viel Gutes ſtiften können und habt nur Böſes angerichtet. Elf Zwölftel von euch ſind gut, die Andern ſind Wühler und ihr habt euch von dieſen für Narren halten laſſen. Statt uns zu vereinigen, ſtiftet ihr Zwieſpalt. Herr Lainé iſt ein ſchlechter Kerl. Ihr ſprecht von Mißbräuchen, von Quälereien? Ich kenne das ſo gut wie ihr; aber warum Angeſichts des bewaffneten Europa's von unſern häuslichen Streitigkeiten reden? Man muß ſeine ſchwarze Wäſche innerhalb ſeiner vier Wände waſchen (il faut laver son linge sale en famille).“ So ging die Litanei noch lange fort. Genialiſch aber war die der ironiſchen Frage: „Glaubtet ihr etwa, durch eure Vorwürfe den Glanz des Thrones zu erhöhen?“ angehängte Phraſe: „Was iſt im Uebrigen der Thron? Vier Stücke Holz, mit einem Stück Sammet überzogen. Alles kommt darauf an, wer darauf ſitzt“ (Qu'est-ce que le trône, au reste? Quatre morceaux de bois revêtus d'un morceau de velours; tout dépend de celui qui s'y assied[10]). Wunderlicher Weiſe haben die Fartcatchers des Von-Gottes-Gnadenthums, welche die Welt bereden möchten, der Thron ſei ein myſtiſches Ding, vor Entſetzen über dieſes napoleoniſche Wort die Hände ob dem Kopfe zuſammengeſchlagen, während der geſunde Menſchenverſtand anerkennen muß, daß es eines der wahrſten Worte, welche je aus irgendeinem Menſchenmunde gegangen. Der Empereur fühlte, daß ihm, da er den Frieden nicht wollte, nur Eins übrig bliebe: die auswärtigen Feinde zu beſiegen und durch dieſen Sieg zugleich die heimiſchen niederzuwerfen. Er übertrug die Regentſchaft des Reichs an ſeine Gemahlin, der Form wegen. Denn er wußte beſſer als irgend Jemand wiſſen, daß Marie Luiſe, ſo man ihr das Diadem von der Stirne und den Hermelinmantel von den Schultern nahm, nur ein allergewöhnlichſtes Frauenzimmer mit hübſchgeformter Büſte und roſigem Teint war. (Wie muß Napoleon mitten in ſeinen Sorgen und ſeinem Zorn gelächelt haben, als die Imperatrice, nachdem er ſie zu dieſer Zeit eines Tages wachtſtübiſch angeſchnarcht hatte: „Votre père est une vieille ganache!“ ſich den unverſtändlichen Ausdruck durch eine kluge Hofdame überſetzen ließ in: „Euer Vater iſt ein guter lieber alter Herr.“) Die wirkliche Regentſchaft ſollte mit dem Titel eines Generallieutenants des Empire der aus Spanien hinausgewellingtonte Bruder Joſeph führen oder noch wirklicher der Polizeiminiſter Savary. Dies angeordnet, verließ der Empereur frühmorgens am 25. Januar die Hauptſtadt um zur Armee zu eilen. Welche Gedanken auch bei dieſer Ausfahrt in ſeiner Seele Wogen ſchlagen mochten, der ſtieg wohl nicht in ihm auf, daß er nur auf dem Umweg über Elba noch einmal nach Paris kommen, ſeinen Sohn aber dort nicht wiederfinden, ihn nie wiederſehen würde. Es iſt fürwahr ein feiner Zug der Nemeſis geweſen, den Mann, welcher ſich über alles Menſchliche hinauszuſchwindeln gewagt hatte, gerade an der Stelle zu treffen, wo er doch trotz Alledem auch ein armer, fühlender Menſch geblieben war.

Kaum hatte der Empereur, dem noch vor ſeiner Abreiſe von Paris das glückliche Omen zu Theil geworden, daß ihm der ſtrenge Republikaner Carnot, von der Noth des Vaterlandes getrieben, ſeine Dienſte anbot, in Saint-Dizier über die Stellungen ſeiner Gegner die nöthigen Erkundigungen eingezogen, als er beſchloß, mit den 50—60,000 Mann, über welche er nach Ankunft der Garden aus Paris zu verfügen hatte, ſich raſch auf Blücher zu ſtürzen[11]. Zu dieſem Ende drängte er den zwiſchen Vitry und Saint-Dizier ſtehenden Vortrab ſeines Gegners am 27. Januar zurück und wandte ſich durch den Der-Forſt geraden Weges gen Brienne. Der Alte ſeinerſeits hatte, in Brienne angelangt, ebenfalls zum Angriff auf den vor ihm ſtehenden Feind verſchreiten wollen, wozu er aber bei der Abweſenheit des york'ſchen Korps einer Verſtärkung von Seiten der ſchwarzenbergiſchen Armee bedurfte, welche, wie man im blücher'ſchen Hauptquartier berechnete, bis zum 2. oder 3. Febr. aus dem Aube-Thal heraus und bis Trannes vorgerückt ſein konnte. Die durch Steigenteſch erbetene Verſtärkung, zunächſt durch die Korps des Kronprinzen von Würtemberg und Gyulai's, wurde ihm auf den 1. Februar zugeſagt und Schwarzenberg ließ ſeine Truppen überhaupt ein etwas raſcheres Marſchtempo anſchlagen. Bevor er aber ſelbſt oder auch nur ein Mann der dem Alten zugedachten Verſtärkung herankommen konnte, platzte Napoleon am 29. Januar bei Brienne auf Blücher und hatte dieſer mit höchſtens oder kaum 30,000 Mann — ſeine Hauptſtärke war das ſacken'ſche Korps — dem überlegenen Gegner ſtandzuhalten. Er that es unverzagt, in ſeiner

Weiſe ſcherzend: „Na, der Kerl, der Bonaparte, hat ja hier in Brienne auf der Kriegsſchule ſtudirt und da kann er nun gleich ſein Examen machen. Wollen ihm hoffentlich zeigen, daß wir ebenfalls was Ordentliches gelernt haben, Gott ſtraf mir![12]“ Er ordnete demnach ſeine Stellung ſo, daß Sacken hinter der Stadt gegen Alt-Brienne zu in Kolonne aufmarſchirte, mit ſeiner Reiterei unter Waſiltſchikow auf dem rechten Flügel. Ein kleineres ruſſiſches Korps, 4—5000 Mann ſtark, ſtellte ſich mit 24 Kanonen unter den Befehlen des Generals Olſuſiew in der Stadt ſelbſt auf. Außerdem war noch ein ruſſiſcher Reiterharſt von etwa 2000 Pferden zur Hand, womit der General Pahlen, der Vorhutführer Wittgenſtein's, am Morgen des 29. Januars bei Brienne eingetroffen war. Blücher benützte ihn jetzt als ſeinen Vorhutführer und ließ ihn vorwärts der Stadt auf der Ebene gegen Maizieres zu Stellung nehmen. Der Marſchall Paſchell hatte demnach bei Brienne nur Ruſſen unter ſeinem Befehl.

Im Laufe des Vormittags brachten die Koſaken einen franzöſiſchen Generalſtabsoffizier als Gefangenen ein, welcher Depeſchen bei ſich trug, aus welchen erhellte, daß Napoleon dem Marſchall Mortier in Troyes befohlen hatte, ſich über Arcis mit dem Empereur zum Angriff auf Blücher zu vereinigen. In der beſtimmten Erwartung dieſes Angriffs trat der Feldmarſchall mit Gneiſenau und Müffling auf den Schloßber hinaus, um mittelſt Fernröhren die Gegend gegen Maizieres hin zu beobachten, während in der Stadt und ihrer Umgebung die Truppen in Bewegung waren, um die angegebenen Stellungen einzunehmen. Man ſah die feindliche Avantgarde aus Maizieres vorrücken und dann Halt machen, um den Gewalthaufen abzuwarten, während die Kavallerie ſich rechts zog und Pahlen gegenüber aufritt. Es ging gegen 3 Uhr Nachmittags, als der Feind Geſchütz vorbrachte und eine Kanonade auf die Stadt begann, in welcher die Granaten an mehreren Orten zündeten. Den Alten langweilte jedoch das Gucken durch die Ferngläſer. Er ging hinein und ließ das Mittageſſen auftragen. Während daſſelbe in gewohntem heiteren Gange war, ſchlugen franzöſiſche Vollkugeln durch das Schloß und einer der Gäſte, welcher — ſpöttelt Müffling — „als freiwilliger Vaterlandsvertheidiger vom Soldatenhandwerk nicht Profeſſion machte," wurde durch das Getöſe der Kanonenkugeln und von dem Poltern der über dem Speiſeſaal zuſammenfallenden Wände ſo verunbequemt, daß er ſich entfärbte und mit dem Stuhle hin- und herrückte, als wollt' er dem befürchteten Einſturz der Decke ausweichen. „Ei, Mann — rief Blücher lachend über die Tafel herüber — was haben Sie denn? Gehört das Schloß Ihnen? Oder mich? Nein. Wir können alſo ganz ruhig ſein. Das Ding iſt ſolid gebaut, und was die Reparaturkoſten betrifft, ſo brauchen ja wir Beide ſie nicht zu bezahlen [13])."

Als der Feldmarſchall wieder auf die Terraſſe hinaustrat, um nach dem Feind zu ſehen, bemerkte er, daß Pahlen durch die Stadt zurückging, langſam vor der feindlichen Kavallerie weichend, welche ſich keilförmig zwiſchen die Gehölze an der Straße nach Lesmont und die Stadt eindrängte, während das Infanteriekorps des Generals Duhesme und ein Theil der Garde unter Ney in der Ebene ſtand, den linken Flügel ganz ungedeckt und außer Verbindung mit der Reiterei. Der Alte war keinen Augenblick zweifelhaft, was zu thun ſei. Er ließ durch Müffling die Reiterei Pahlen's hinter der Stadt weg bei jener Waſiltſchikow's aufmarſchiren und an der Spitze dieſer vereinigten Reitermaſſe wurde bei ſchon ſinkendem Tageslicht „losgejagt" auf das Korps Duhesme's. Geworfen, riß dieſes auch eine hinter ihm ſtehende Gardediviſion mit ſich fort und verlor 8 Geſchütze. Die einbrechende Dunkelheit erlaubte jedoch die Weiterführung des Angriffs nicht. Blücher, welcher natürlich bei dieſer Kavallerieattake nicht hatte fehlen dürfen, ritt nun nach der brennenden, von Olſufiew noch immer beſetzt gehaltenen Stadt zurück, unterwegs einen Adjutanten an Schwarzenberg abfertigend, um dieſen von den Vorfällen des Tages in Kenntniß zu ſetzen, ſowie einen zweiten an den Kronprinzen von Würtemberg, welcher mit ſeinem Harſt der Hauptarmee voranmarſchirt war, um die Verbindung mit dem Feldmarſchall aufzuſuchen. Nachdem er ſich vom Schloß herab, ſoweit es die Nacht geſtattete, einen Ueberblick über die Sachlage verſchafft hatte, wollte der Alte ſo eben ſeinen Abendtrunk thun, als er und Gneiſenau ſehr unangenehm überraſcht wurden. Durch das plötzliche Erſcheinen franzöſiſcher Tirailleurs in den Höfen, Korridoren und Gemächern des Schloſſes nämlich. Der feindliche General Chateau, ein geborener Brienner, hatte ſeine genaue Ortskenntniß benützt, um ſich mit einer Abtheilung ſeiner Brigade in der Dunkelheit durch die Gärten nach dem Schloſſe zu ſchleichen. Hätten die Tirailleurs ihre Anweſenheit nicht zu frühzeitig durch Schießen verrathen, ſo war ihnen der Triumph, den Blücher und den Gneiſenau zu fangen, gewiß. Auch ſo geſtaltete ſich übrigens die Sache bedenklich genug. Die Stabswache des Hauptquartiers wurde von den Feinden überwältigt und nur mit äußerſter Mühe gelang es dem Feldmarſchall und ſeinem Generalſtabschef, in den Hof und zu ihren Pferden zu gelangen, welche der Adjutant Graf Noſtitz vorſorglich bereit gehalten hatte. Aber das Thor war von den Franzoſen verſperrt, wohinaus alſo? „Es iſt möglich, durch die Gärten zu entkommen, wenn wir es riskiren, die Terraſſe hinabzureiten,“ ſagte Noſtitz. Der Alte aber zog den Säbel und wandte ſein Pferd den Feinden zu. Gneiſenau jedoch fiel ihm in die Zügel: — „Wollen Sie denn abſolut haben, daß die Franzoſen den Triumph erleben, Sie als Gefangenen in Paris eingebracht zu ſehen?“ Das ſchlug durch. Sie ritten auf die große Terraſſe hinaus, dann von derſelben mehr als ſechzig ſteinerne Stufen hinunter und entkamen auf dieſem halsbrecheriſchen Wege glücklich zum ſacken'ſchen Korps[14]). Ein wunderliches Zuſammentreffen iſt es geweſen, daß zur ſelben Stunde, wo ſein Gegner alſo mit Noth der Gefangenſchaft entrann, Napoleon ſeinerſeits auf der Straße zwiſchen Brienne und Maizieres um's Haar von Koſaken abgefaßt worden wäre.

Blücher, in der Meinung, der Empereur habe ſich's in den Kopf geſetzt, in Brienne, welches ihm Jugenderinnerungen werth machen mußten, ſein Nachtquartier zu nehmen, ſagte: „Der Kerl ſoll doch nicht in Brienne ſchlafen, Gott verdamm' mir!“ befahl, der in die Stadt gedrungene Feind ſollte wieder hinausgeworfen werden, und ließ zur Unterſtützung Olſufiew's Truppen von Sacken's Korps vorrücken. Um Mitternacht war nach einem mörderiſchen Straßenkampf die Stadt wieder vollſtändig den vom Schloſſe her in dieſelbe gedrungenen Franzoſen abgerungen; aber da ſie nur noch eine Glutſtätte und die verſuchte Erſtürmung des Schloſſes mißlungen war, ſo brach Blücher gegen 3 Uhr Morgens mit ſeinem Fußvolk und Geſchütz nach Trannes auf. Am Vormittag ließ er die Reiterei nachfolgen und nahm, ſein Hauptquartier in Arconval aufſchlagend, alſo Stellung, daß er ſeinen linken Flügel an die Aube und den rechten gegen Eclance zu an unwegſame Wälder lehnte. Hier war er in Verbindung mit der ſchwarzenbergiſchen Armee, deren Scharen mälig von Chaumont her in Bar ſur Aube eintrafen, während der Kronprinz von Würtemberg bereits in gleicher Höhe mit dem rechten, Gyulai in gleicher Höhe mit dem linken Flügel Blücher's angekommen war. Napoleon kam am 30. Januar nach Brienne, beſetzte auch Dienville, Chaumesnil und La Rothière und machte Miene, noch an demſelben Tage den Feldmarſchall bei Trannes anzugreifen, was aber nicht geſchah[13]. Indeſſen war bei der Stellung der beiderſeitigen Heere eine Schlacht faſt unvermeidlich und ſie wurde denn auch am 1. Februar bei La Rothière geſchlagen, da die Verbündeten keineswegs entmuthigt waren und die entſchloſſene Art, wie Blücher den erſten Stoß Napoleon's ausgehalten und zurückgegeben hatte, wohl als ein Erfolg gelten konnte. Sah doch ſogar Schwarzenberg, der ja keineswegs ein Sanguiniker, den Kampf vom 29. Januar als einen ſiegreichen an und gab in dieſem Sinne dem am 30. in Saint-Dizier eintreffenden York Meldung davon, ſo daß der tapfere General am 31. aus dem genannten Ort an Blücher ſchrieb: „Durch den Fürſten Schwarzenberg habe ich in Erfahrung gebracht, daß Ew. Excellenz den Feind bei Brienne geſchlagen hat. Ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, Ew. Excellenz zu dieſem Siege meinen innigſten Glückwunſch abzuſtatten, und kann es nur bedauern, mit meinem Korps nicht wie gewöhnlich an den Thaten der ſchleſiſchen Armee theilgenommen zu haben 16).“

Blücher und Schwarzenberg trafen ſich am 31. in Trannes und verſtändigten ſich über die dem Empereur zu liefernde Schlacht, welche von der Stellung des franzöſiſchen Centrums die von La Rothière heißt. Der Generaliſſimus — es ſoll auf den Wunſch des Czaren geſchehen ſein — überließ den oberſten Heerbefehl für den bevorſtehenden Schlachttag dem Feldmarſchall und es muß als edelſinnig und liebenswürdig gerühmt werden, daß der Oeſtreicher dem Preußen auch die nöthigen Hülfsmittel zu Gebote ſtellte: die Korps Gyulai's und des Kronprinzen von Würtemberg, welche die Flügel Blücher's bildeten, und 12,000 Mann ruſſiſcher Grenadiere und Küraſſiere als Reſerve. Auch die Korps Wrede's und Wittgenſtein's waren nahe, griffen aber, namentlich der Letztere, nicht ſo wirkſam in die Operationen ein, wie ſie konnten und ſollten. Der Schlachtplan war überhaupt etwas lotterig und die ſo verſchiedenartigen Theile der komplizirten Heermaſchine klappten wieder mal nicht recht zuſammen. Sah man ſich doch, um wenigſtens groben Mißverſtändniſſen und Irrungen vorzubeugen, genöthigt, die buntſcheckigen Heerſcharen der Verbündeten mit einem gemeinſamen Erkennungszeichen auszuſtatten, und man wählte hiezu die weiße Armbinde, welche, obgleich dabei nicht entfernt an die

Bourbons gedacht worden, nachmals dem Bourbonismus zu großer Aufmunterung gedient hat. Warum man nicht möglichſt raſch alle Hülfsmittel, namentlich auch die ruſſiſchen und preußiſchen Garden heranzog, um mit dreifacher Ueberlegenheit auf Napoleon zu fallen, das gehört mit zu den vielen in dieſem Feldzuge vorgekommenen Unbegreiflichkeiten. Ein Wagniß war die beabſichtigte Schlacht auch ohnedies keinesfalls; denn Blücher ſcheute ſich bekanntlich nicht, dem Schlachtendonnerer entgegenzuſtehen, und er hatte 80,000 Mann, während Napoleon höchſtens 50,000 beſaß. Unter dieſen Umſtänden klingt es nun allerdings ganz abſonderlich, wenn uns Schwarzenberg's Biograph Prokeſch erzählt, daß der Fabius Cunctator am 31. Jan. plötzlich zum Marſchall Vorwärts und der Marſchall Vorwärts zum Fabius Cunctator geworden ſei. Blücher habe nicht ſchlagen wollen. Während der Anordnungen zur Schlacht habe er zu Schwarzenberg geſagt: „Sie wollen alſo wirklich, daß ich angreife? Ich werde es thun, allein ich ſage, wir werden geſchlagen werden. Der Augenblick iſt ungünſtig." — „Ich begreife dieſe Behauptung nicht. Wir haben die Höhen, die uns eine Poſition bilden, wie man ſie in der Welt nicht ſchöner finden kann. Napoleon dagegen iſt unbegreiflich wie ein Anfänger in der Ebene vor uns, einen konvexen Halbmond bildend und wenigſtens dreimal — (ſoll heißen zweimal) — ſchwächer. Warum alſo ſoll der Zeitpunkt ſchlecht gewählt ſein?" — „Weil die Wege ſo ſchlecht ſind, daß man mit der Artillerie nicht von der Stelle kann." — „Deſto beſſer, ſo werden wir die der Franzoſen nehmen." Maßen nun in Augen, welche weder durch eine ſchwarzweiße noch durch eine ſchwarzgelbe Brille ſehen, ein öſtreichiſcher Bericht gerade ſo viel werth iſt wie ein preußiſcher, ſo kann man dieſe Nachricht, ſo legendariſch ſie klingt, nicht ohne Weiteres verwerfen. Warum hätte denn der Blücher nicht auch einmal bedenklich ſein können und dürfen? Als ob eines Mannes Seele eine immer gleich ſtraff geſpannte Saite ſein müßte oder könnte! Jedenfalls währte aber die Abſpannung des Alten nicht lange. Im Schneegeſtöber des Morgens vom 1. Februar traf er ſeine letzten Anſtalten, den Feind anzugreifen, zögerte jedoch bis Mittag, weil er beſorgte, Napoleon würde, wenn er, Blücher, mit dem Mitteltreffen zu frühzeitig vorginge, dem Kampfe ausweichen. Eine ganz richtige Vorausſicht. Denn als dem Empereur gegen 1 Uhr gemeldet wurde, daß der Feldmarſchall angriffsweiſe vorrücke, wollte er das gar nicht glauben, weil er von dem Anmarſch der ſchwarzenbergiſchen Armee keine Kenntniß hatte. Dieſen erfuhr er jetzt erſt durch einen ihm vorgeführten, von dem Korps Wrede's deſertirten Trompeter. Sofort ſtieg er zu Pferde und ertheilte dem Marſchall Berthier die nöthigen Befehle zum Rückzug. Allein zwiſchen Altbrienne und La Rothière bei der jungen Garde angekommen, wurde er durch den enthuſiaſtiſchen Zuruf derſelben ſo umgeſtimmt, daß er ausrief: „En avant!“ und die gebotene Schlacht annahm. Dieſelbe drehte ſich um den Beſitz von La Rothière als um ihren Entſcheidungspunkt. Sacken's Korps erſtürmte den Ort bei Tagesneige und zugleich waren die Flügelſtellungen der Franzoſen bei La Giberie und Chaumesnil durch den Kronprinzen von Würtemberg und Wrede, bei Dienville durch Gyulai bedroht. Es dämmerte ſchon, als Napoleon mit ſeinen Garden die Wiedernahme von La Rothière verſuchte. Ihm führte Blücher, nachdem er bislang ruhig, beſonnen-kühl und ſchweigend die Schlacht geleitet hatte, perſönlich den Reſt von Sacken's Bataillonen entgegen und in den Gaſſen des Dorfes wüthete ein heißer Kampf, welcher erſt um 11 Uhr, aber mit der Flucht der Franzoſen endigte. Da ſie inzwiſchen auch La Giberie an den Kronprinzen von Würtemberg und Chaumesnil an Wrede verloren hatten und Dienville ſich kaum noch gegen Gyulai hielt, ſo wäre die völlige Vernichtung der napoleoniſchen Armee höchſt wahrſcheinlich geweſen, ſo Blücher raſch genug die hiezu nöthigen friſchen Truppen bei der Hand gehabt hätte. Auch ſo war der Sieg immerhin ein entſchiedener, der erſte große auf franzöſiſchem Boden in offener Feldſchlacht erzielt*. Der Feind hatte 5000 Todte und Verwundete und Blücher nicht weniger; dieſer hatte aber mehr als 3000 Gefangene gemacht und 65 Kanonen genommen. Als ſein Adjutant Noſtitz ſpät in der Nacht den auf der Höhe von Trannes weilenden Monarchen den Ausgang der Schlacht meldete, umarmte ihn der Czar mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarſchall, er habe heute allen ſeinen früheren Siegen die Krone aufgeſetzt[17]).“

Der moraliſche Eindruck der Kämpfe bei Brienne und La Rothière überwog noch die militäriſche Bedeutung derſelben. Im großen Hauptquartier der Verbündeten zu Chaumont viel Jubel, während der Schrecken der Niederlage bis nach Paris hinzitterte. Jakob Grimm, damals Schreiber des kurheſſiſchen Bevollmächtigten, ſchrieb am 4. Februar aus Chaumont an Boiſſerée: „Die brienner Schlacht ſcheint viel bedeutender als man bei der erſten Nachricht dachte; wir verdanken ſie wieder dem herrlichen Blücher, der ſie angeregt und gefochten hat.“ In denſelben Tagen kennzeichnete von demſelben Ort aus Bartholdy die Stimmung des Landes, indem er am 6. Februar an Boiſſerée ſchrieb: „Die Stimme in Frankreich iſt für den Frieden. Sie haſſen Napoleon, die Alliirten, die Bourbonen, den lieben Gott und den Teufel und ſie lieben nur ihr Intereſſe und zwar das allernächſte Intereſſe.“ In Wahrheit, das Gefaſel napoleoniſcher Mythographen, die Bauern von Burgund und Lothringen ſeien bereit und im Begriffe geweſen, maſſenhaft über die Verbündeten herzufallen, iſt eben nur Gefaſel; denn das Volk regte und rührte ſich i. J. 1814 nicht für Napoleon, wohl aber in manchen Gegenden des Landes gegen ihn. Man mußte der Bevölkerung Frankreichs ſcharfſinniger Weiſe erſt das Brechmittel des reſtaurirten Bourbonismus eingeben, um ſie von der Napoleonmüdigkeit zu kuriren ... Wie es nach der Niederlage des Empereur bei La Rothière in Paris ausſah, verräth eine Aeußerung von Joſeph Bonaparte, welcher am 7. Februar an ſeinen Bruder ſchrieb: „Ich wünſche innigſt, die Abreiſe der Kaiſerin möchte nicht nothwendig ſein. Denn ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die Beſtürzung und Verzweiflung des Volkes traurige Reſultate haben könnten. Ich denke, und zwar in Uebereinſtimmung mit Allen, deren Meinung ich einholte, daß man ſich zu bedeutenden Opfern entſchließen ſollte, bevor man es zu dieſem Aeußerſten kommen ließe. Männer, welche Ihnen aufrichtig ergeben ſind, fürchten, die Abreiſe der Kaiſerin werde die Bevölkerung von Paris der Verzweiflung überliefern und den Bourbons eine Hauptſtadt und ein Reich verſchaffen.“ Die vom folgenden Tag aus Nogent datirte Antwort Napoleon's zeigt deutlich, daß der Eiſenkeil vom 1. Febr. tief in ſeine Granitſeele gedrungen war. „Ich wiederhole — ſchrieb er — daß Paris niemals eingenommen werden wird, ſo lange ich lebe. Wenn aber Talleyrand den Rath gibt, die Kaiſerin in Paris zu laſſen, im Falle der Feind ſich der Stadt nähert, ſo iſt er ein Verräther. Mißtrauen Sie dieſem Menſchen! Ich kenne ihn ſeit ſechszehn Jahren und war ihm ſogar günſtig geſinnt; aber er iſt ſicherlich der größte Feind unſeres Hauſes, nun das Glück ſeit einer Weile uns verlaſſen hat. Laßt die Kaiſerin und den König von Rom niemals den Feinden in die Hände fallen! Ich würde meinen Sohn lieber erwürgt als in Wien zu einem öſtreichiſchen Prinzen erzogen ſehen (je préférerais qu'on égorgeât mon fils, plutôt que de le voir jamais élevé à Vienne comme prince autrichien). Ich habe Racine's „Andromaque“ niemals aufführen geſehen, ohne daß ich das Loos des Aſtyanax beklagt und ihn glücklich geſchätzt hätte, falls er ſeinen Vater nicht überlebt haben würde 18).“ Man ſieht, welche düſter-prophetiſchen Ahnungen den Mann erfüllten. Aber Napoleon pflegte nicht lange thatlos über trüben Gedanken zu brüten. Er raffte ſich auf und, fürwahr, ſo hoch und herrlich, ſo genialiſch und groß that er es, daß Madame

Fortune nicht umhin konnte, auf ihren Fußtapſen zurückkehrend den verlaſſenen Geliebten mit echtfranzöſiſcher Koketterie noch einmal flüchtig anzulächeln, und dieſes ſtralend-verführeriſche Lächeln trieb ſofort den Kaiſerwahnſinn richtig wieder zur vollen Höhe ſeines Hoch- und Uebermuths empor.

## Zweites Kapitel.

# Craonne und Laon.

Am Tage nach dem Siege von La Rothière kamen Alexander und Friedrich Wilhelm von Trannes nach Brienne, wo in dem halbzerſtörten Schloſſe ein Kriegsrath gehalten ward, an welchem außer den beiden Monarchen nur Schwarzenberg und Blücher mit den Chefs ihrer Generalſtäbe theilhatten. Die Antwort auf die Frage: Was iſt jetzt zu thun? ergab ſich von ſelbſt. Man mußte mit energiſcher Benutzung der Ueberlegenheit an Streitkäften, wie man vereinigt ſie beſaß, die Verfolgung des geſchlagenen Empereur betreiben, denſelben dadurch verhindern, ſich gegen Paris hin wieder zu ſammeln und zu ſtellen, und eben dadurch mit aller Macht auf die Hauptſtadt losdrücken, von welcher man ja nur noch ſechs Tagmärſche entfernt war 19). Statt dieſes Entſchluſſes ward ein ganz anderer gefaßt und zwar, weil, wie behauptet wurde, die vereinigte Truppenmaſſe zu groß wäre, um in einer und derſelben Marſchrichtung die nöthigen Verpflegungsmittel finden zu können; ſodann, weil den Verbündeten eine Art Wiederholung des trachenberger Kriegsplans vorſchwebte und man mittelſt der Trennung der eigenen Streitkräfte auch die des Gegners getrennt zu halten hoffte. Wie Blücher die Sache anſah, iſt nicht mit voller Beſtimmtheit zu ſagen, da die urſprünglichen Nachrichten hierüber ſich widerſprechen. Den einen zufolge hätte er darauf gedrungen, mit vereinter Macht und Kraft ſofort den Marſch auf Paris zu unternehmen, und da dieſer Rath dem innerſten Gedanken des Mannes entſprach, ſo hat er höchſt wahrſcheinlich denſelben wirklich gegeben; den andern zufolge hätte ſich der Alte zu einer Wiedertrennung von der großen Armee entſchloſſen, weil er, ungehemmt durch die „Schwerfälligkeit und Unentſchloſſenheit der ſchwarzenbergiſchen Kriegsführung, auf einem eigenen Kriegstheater frei ſich bewegen wollte.“ Möglich erſcheint auch dies; aber nur ein mit der „Lues Boswelliana“ Behafteter könnte verſchweigen, daß in dieſem Falle der Gebhart Lebrecht aus dem Tage von La Rothière allzu vorſchnelle Folgerungen gezogen und daß er über die Hülfsquellen von Napoleon's Genie wie über deſſen materielle Kriegsmittel gröblich ſich getäuſcht hat. Er hatte dieſe Täuſchung herbe genug zu büßen, denn der „Kerl von Bonaparte“ erwies ſich ihm denn doch noch einmal als ein „ganzer Kerl.“

Man kam alſo am 2. Februar zu Brienne überein, die beiden Heere wieder zu trennen; ſo zwar, daß das ſchwarzenbergiſche längs der Seine und das blücher'ſche längs der Marne vorgehen ſollte, was um ſo gefahrloſer ſchien, als die Verbündeten mittelſt ihrer zahlreichen Reiterei die Verbindung unter einander leicht unterhalten zu können hofften und ferner die zwiſchen den beiden Stromlinien mitten inneliegende Gegend, zwei oder drei Tagmärſche breit, durch Wälder und Moräſte ſehr unwirthlich und unwegſam gemacht ſei und demnach, wähnte man, für den Feind kein einladendes oder auch nur mögliches Operationsterrain darbieten würde. Aber gerade dieſe Terrainſchwierigkeiten wußte des unvergleichlichen Kriegsvirtuoſen Genialität, welche jetzo in ſeiner äußerſten Noth noch einmal voll aufleuchtete, zu einem Mittel des Sieges zu machen. Sobald er den verkehrten Entſchluß ſeiner Gegner in Erfahrung gebracht, war ſein Entſchluß augenblicklich gefaßt. Auch er beſchloß, auf ſeinem Rückzug von Brienne bis Nogent gekommen, ſeine Streitmacht zu trennen und zwar ſo, daß er etliche 20,000 Mann unter Oudinot, Victor und Pajol zur Deckung der Seinebrücken gegen Schwarzenberg ſtehen ließ, während er etliche 40,000 zuſammennahm, um mit dieſer ſehr gut mit Reiterei ausgeſtatteten Streitmacht auf dem bezeichneten Terrain zuvörderſt gegen Blücher zu handeln, welcher, wenn er alle ſeine Kräfte beiſammen hatte — die Korps von Sacken, Olſufiew, Kleiſt, Kapczewitſch und York — ungefähr 56,000 Mann ſtark war. Aber er hatte und hielt ſie nicht beiſammen, das war der eine große Fehler, welchen er jetzt beging. Der andere iſt geweſen, daß er im guten, aber durch ſeine bisherigen Erfahrungen denn doch nicht gerechtfertigten Glauben, die Dispoſitionen von Brienne würden ſtreng eingehalten und die ſchwarzenbergiſchen Heerhaufen demnach im Stromgebiet der Seine ſo raſch vorgehen, wie er mit den ſeinigen in dem der Marne — es verurſachte nicht einmal einen Aufenthalt, daß vom york'ſchen Harſt in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar in Chalons und Umgebung 57,000 Flaſchen Champagner ausgetrunken wurden 20) — dem von Chalons auf der Straße nach Meaux zurückweichenden Marſchall Macdonald allzu haſtig folgte, in der Hoffnung, denſelben vollſtändig aufzureiben und den großen Geſchützpark zu erbeuten, welchen der Marſchall mit ſich führte.

Die verſchiedenen blücher'ſchen Harſte waren demnach in eine lange Verfolgungsmarſchlinie auseinander gezogen und — dies allerdings ohne die Schuld des Feldherrn — außer Verbindung mit den ſchwarzenbergiſchen, als der Empereur mit ſtraffzuſammengehaltener Macht und durch die grundloſen Wege unaufgehalten über Sezanne auf Blücher's linke Flanke hervorbrach. Raſch gefaßt, befiehlt der Alte Sammlung und Zuſammenziehung ſeiner Truppen; aber es iſt zu ſpät. Noch einmal kann der Schlachtendonnerer ſagen: „Da bin ich wie der Blitz!“ Er fällt wirklich mit Blitzesgeſchwindigkeit auf die einzelnen blücher'ſchen

Heerhaufen und ſchlägt einen nach dem andern: am 10. Februar Olſufiew bei Champaubert, am 11. und 12. Sacken und York bei Montmirail und Chateau-Thierry, am 14. bei Vauchamps den Feldmarſchall ſelbſt, welcher ſich mit 15,000 Mann (die Korps von Kleiſt und Kapczewitſch) verzweifelt gegen die napoleoniſche Uebermacht wehrte, aber zu einem Rückzug genöthigt wurde, welcher ein höchſt verderblicher geworden wäre, falls ſich die Preußen und Ruſſen im Schutze des Waldes von Etoges nicht wieder hätten ſammeln können. In der Nähe von Champaubert war der Rückzug beſonders bedroht. Die feindliche Reiterei war wiederholt nahe daran, die Vierecke der preußiſchen und ruſſiſchen Infanterie umzureiten oder zu ſprengen. Der Feldmarſchall ſelbſt und ſein Stab kamen in Gefahr, von den reitenden Grenadieren der Garde des Empereur weggefangen zu werden. Als die „Unverſchämtheit“ dieſer weißmänteligen und bärenmützigen Reiter gar zu groß wurde, zog der Alte den Säbel und ſtürmte mit den Worten: „Ich will den Kerls doch Eins geben!“ auf einen derſelben los. Sein Stab folgte ihm und die Grenadiere wandten ihre Pferde. Aber jenſeits Champauberts wurde die Bedrängniß für eine Weile wieder ſo groß, daß Steffens, der im Gefolge des Feldherrn mitritt, das Wort gehört haben will: „Wir müſſen uns auflöſen; Jeder rette ſich wie er kann!“ Soweit jedoch kam es nicht; denn unter dem Schutze von zwei preußiſchen Bataillonen und einer ruſſiſchen Batterie erreichte man glücklich den ſchützenden Forſt von Etoges. Immerhin waren dieſe Tage unheilvoll genug geweſen: an 15,000 Mann und 30 Kanonen waren verloren gegangen oder noch mehr. Die napoleoniſchen Soldaten vergaßen aller Mühſale und jubelten ihrem Führer zu, in welchem ſie wieder den Meiſter des Sieges erkannten. Sein Muth ſelbſt ſchwoll ſo hoch, daß er weniger als je an den Frieden dachte und ſogar ſeinem Stiefſohn Eugen, deſſen Heer er endlich nach Frankreich gerufen hatte, wieder Gegenbefehl zuſandte, maßen der Kaiſerwahnſinn ja auch Italien feſtgepackt halten mußte. Blücher ſammelte ſeine geſchlagenen und arg mitgenommenen Harſte am 16. und 17. Februar in und bei Chalons. Er empfand es ſchwer, aus einem Vorwärts ein Rückwärts geworden zu ſein, und die Strapazen des Winterfeldzugs hatten auch der Geſundheit des Zweiundſiebzigers mehr als billig zuzuſetzen begonnen. Große Unmuthswolken aus ſeiner Pfeiſe paffend ging er an dem letztgenannten Tage zu Chalons in ſeinem Quartier herum, und als er in einem Zimmer Gneiſenau und Müffling beiſammen fand, fragte er ſie unwirſch: „Was macht Ihr denn da?“ — „Wir entwerfen die Dispoſition zum Wiedervorrücken, Excellenz. Denn da der Feind uns nicht verfolgt, ſo iſt das ein ſicheres Zeichen, daß er ſich gegen die ſchwarzenbergiſche Armee gewandt hat.“ — „Ja, ja, der Schwarzenberg hat leider die Verabredungen von Brienne ſchlecht eingehalten. Wird eben wieder durch die Lumpenhunde von Diplomatikern, die ja immer dem Kerl von Bonaparte den Frieden abbetteln möchten, ſich Was haben weismachen laſſen und dadurch ſind wir in die Sch . . . gaſſe gekommen. Wollen aber wieder heraus und vorwärts; doch muß ich bitten, ihr Herren, keine ſolche Schweinerei wie die letzten Tage!“ [21]).

Warum hatte die ſchwarzenbergiſche Armee die Bewegungen der blücher'ſchen nicht unterſtützt? Warum war ſie, als im großen Hauptquartier die Folgen der über Sezanne in die Flanke Blücher's gemachten Bewegung Napoleon's leicht errathen werden konnten, nicht ihrerſeits im Rücken des Feindes zur Offenſive übergegangen oder aber, um Napoleon von Blücher abzuziehen, mit Macht über die Seine vorgedrungen? Aus einer ruſſiſchen Quelle kommt die Antwort, es ſei weder das Eine noch das Andere geſchehen, weil Fürſt Schwarzenberg von ſeinem Hofe den geheimen Befehl gehabt habe, nicht über die Seine vorzudringen [22]). Der Fürſt hat das ſpäter des Beſtimmteſten verneint, indem er in einem berühmt gewordenen Briefe, welchen er am 13. März aus Troyes an den Czaren ſchrieb, ſagte: „Erlauben

Sie, allergnädigſter Herr, mit der Aufrichtigkeit, an welche Sie mich gewöhnt haben, Ihnen an den Tag zu legen, wie ſchmerzlich für mich der in Ihrem Schreiben enthaltene Ausdruck iſt, daß ich in Zukunft nicht mehr gebunden ſein werde und den ſtrategiſchen Kombinationen gemäß handeln könne. Niemals war ich gebunden; ich habe immer nur in Folge ſtrategiſcher Kombinationen gehandelt." Es kann gar keinem Zweifel unterſtellt werden, daß Schwarzenberg's Wort das eines Michailowsky-Danilewsky mehr als aufwiegt; aber Thatſache, vor jedem Zweifel geſicherte Thatſache iſt auch, daß Metternich, um den Fall Napoleon's zu verhindern, unausgeſetzt auf den Frieden hinarbeitete und fortwährend den Duc de Vicenza brieflich beſtürmte, bis zum letzten Augenblick der „feierlichen Lüge" von Chatillon beſtürmte, den Empereur zur Einwilligung in die ihm gebotenen Friedensbedingungen zu bewegen. Und ebenſo iſt es nicht minder Thatſache, daß Schwarzenberg, auch nach dem Siege von La Rothière, der franz-metternichigen Friedenspolitik ergeben und folgerichtig jeder energiſch-entſcheidenden ſtrategiſchen Bewegung abhold war. Seine vertrauten Briefe liefern hiefür den unwiderſprechlichen Beweis. Von Troyes ſchrieb der Fürſt am 11. Februar an ſeine Frau: „Im engſten Vertrauen wiſſe, daß Caulaincourt auf die alten Gränzen Frankreichs zu unterſchreiben bereit iſt, wie ſie in Königszeiten waren. Kaiſer Alexander will nicht mehr, beſteht aber darauf, bis nach Paris vorzudringen. Ich fürchte, wir werden dieſe Reiſe mit viel Menſchenblut bezahlen, und Schlachten ſind ſtets große Kriſen, deren Reſultat oft ſehr unerwartet iſt. Meinen alten Blücher zieht es ſchon wieder mit ſolcher Macht gegen das Palais Royal, daß er ſchon wieder anfängt, wie unſinnig vorzurennen." Dann am 21., nachdem er ſeiner Nani ſchon zuvor die Unfälle Blücher's gemeldet hatte: — „Meine Bewegungen waren auf den Frieden berechnet; den haben wir erobert" — (Wo denn und wie denn? Das hieß doch ſtark phantaſiren!) — „weiter zu geben erklärte ich für Tollheit; dennoch mußte ich gehorchen und nun treten die Verlegenheiten ein. Ich ſoll ſie heben, da ich doch vorhinein erklärte, daß ſie nicht zu heben ſind und man ſie daher vermeiden müſſe. So bin ich wirklich bis zur Verzweiflung gefoltert. Eitelkeit mit Leichtſinn, Schwäche und Ignoranz verbunden, machen ein Ganzes aus, welches eine Welt zu verhunzen im Stande wäre“[23]).

Der Empereur verfiel nach den Schlägen, welche er der blücher'ſchen Armee beigebracht hatte, wiederum ganz in denſelben Wahn, dem er ſich im Feldzug von 1813 hingegeben, als er das ſchleſiſche Heer bis hinter die Katzbach zurückgetrieben hatte. Er wähnte nämlich, der Alte ſei einſtweilen gar nicht mehr feldtüchtig, und ſo vermöge er, ohne von dieſer Seite her eine Störung beſorgen zu müſſen, ſich jetzt auf Schwarzenberg zu ſtürzen. Schon war dem auf dem Eilmarſch nach dem Stromgebiete der Seine Begriffenen der Kamm wieder ſo geſchwollen, daß er Caulaincourt's Drängen, die Friedensbedingungen der Verbündeten anzunehmen, verwarf, dem armen Duc die ertheilte Vollmacht, auf der Baſis dieſer Bedingungen den Frieden zu ſchließen, entzog und im echteſten Bulletinſtyl des Kaiſerwahnſinns ausrief: „Die Verbündeten vergeſſen, daß ich dermalen München näher bin als ſie Paris ſind!“ (les alliés oublient que je suis plus près de Munich qu'eux de Paris[24]). Verderband allerdings war er in gutem Zug. Nachdem er Mortier und Marmont dem geſchlagenen Blücher gegenüber zurückgelaſſen, zog er bei Guignes die Korps von Victor, Oudinot und Macdonald an ſich und konnte jetzt in der Stärke von nahezu 70,000 Mann auf Schwarzenberg losgehen, welcher vor dem Heranblitzenden nach Troyes zurückgewichen war, wo nach der Meinung des Czaren dem Feinde eine Hauptſchlacht geboten und geliefert werden ſollte. Vorausgeſetzt daß der eiligſt zur Mithülfe berufene Blücher mit 30,000 Mann bis zum 22. oder 23. Februar an der Seine erſcheinen könnte. War das möglich?

Der Alte wußte es möglich zu machen. Er ſchrieb an Schwarzenberg: „Ich werde mit 53,000 Mann und 300 Kanonen am 21. Februar bei Mery zur Schlacht bereit ſein“ — und hielt Wort. Da war er alſo wieder feldtüchtig auf dem Plan und der Empereur, welcher dieſen Gegner für eine Weile ganz beſeitigt zu haben glaubte, ſtutzte darob nicht wenig. Er ſeinerſeits war inzwiſchen gegen Schwarzenberg vorwärtsgegangen, hatte deſſen Vortruppen bei Mormant umgerannt und Montereau trotz des wackern Widerſtands, welchen der Kronprinz von Würtemberg hier leiſtete, genommen. Aber bei Troyes fand er die geſuchte und erwartete Hauptſchlachtentſcheidung wieder einmal nicht, weil Schwarzenberg, obzwar mit Hinzurechnung des blücher'ſchen Heers, welches, wie ſchon geſagt, bei Mery kampfbereit ſtand, 150,000 Mann, alſo doppelt ſo ſtark wie ſein Gegner[25], keine Schlacht wagen wollte, ſondern gegen Bar ſur Seine und Bar ſur Aube zurückgewichen war. Warum? „Die Haupturſache — ſchrieb der Fürſt am 26. Februar aus Colombé an ſeine Nani — warum ich der Schlacht auswich, war die wichtige Bemerkung, die mir nicht entgehen durfte, daß, wenn die Schlacht unglücklich für uns ausfallen ſollte, welches doch immer unter die möglichen Fälle gezählt werden muß, ein Rückzug von Troyes bis über den Rhein unſere Armee gänzlich würde aufgelöſt haben.“ — (Aber, beſter Fabius Cunctator, wenn man mit 150,000 Mann nicht gegen höchſtens 70,000 zu ſchlagen ſich getraut, ſollte man doch eigentlich lieber im idylliſchen Worlik bei ſeiner vieltheuren Nani ſitzen bleiben als den Heerbefehlsſtab führen wollen.) — „Eine Hauptſchlacht gegen einen Feind zu liefern, der, durch einige vortheilhafte Gefechte aufgereizt, für ſeine Exiſtenz ficht und zwar in der Mitte ſeines Landes, wo alle Landleute für ihn ſich bewaffnen, eine Hauptſtadt hinter ſich, die ihm alle Hülfsmittel nachſchiebt, dies iſt ein Unternehmen, zu dem Einen nur die unbedingte Nothwendigkeit berechtigen kann. Wir ſind“ — (das läßt ſich nun ſchon beſſer hören!) — „wir ſind aus allen Nationen zuſammengeſetzt und leiden an dem traurigen Uebel, drei Souveraine auf den Schultern zu haben. Viel, ſehr viel mußte ich ob dieſem Entſchluſſe, die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden; denn mit ſtolzen, eiteln, unwiſſenden, Soldaten ſpielenden Souverainen geplagt zu werden, iſt eine grauenvolle Marter“ 26).

Schwarzenberg hatte dem Empereur, ſchon vor deſſen Erfolg bei Montereau am 18. Februar, einen Waffenſtillſtand anbieten laſſen, welcher aber hochmüthig verweigert wurde. „Es iſt ſchwer, die Feigheit bis zu dieſem Grade zu treiben,“ ſchrieb Napoleon nicht ohne Fug in Betreff dieſes Waffenſtillſtandsgeſuchs an ſeinen Bruder Joſeph. Zum Unglück für ihn war er ſo verblendet, dieſe Feigheit nicht ſofort beim Worte zu nehmen. Denn es waren das gefährliche Stunden für den Widernapoleonismus, höchſt gefährliche. Die Angſt- und Friedensmänner ſtanden obenauf im großen Hauptquartier der Verbündeten. Metternich, Caſtlereagh und Hardenberg zappelten nach Frieden. Kneſebeck hatte mehr als je ſeine Hämorrhoiden. Man ſprach geradezu von einem Rückzug bis Langres, ja ſogar bis an den Rhein, um „in aller Form“ Mainz zu belagern. Allerhand Stänkereien vermehrten die Unentſchloſſenheit und Wirrniß. Ein engliſches Kriegsſchiff hatte auf einem gekaperten neapolitaniſchen Fahrzeug Briefe Metternich's an die Königin Karoline Murat gefunden, worin der Miniſter ſeiner Alt-Geliebten (wie die Schweizer ſagen würden) dringend rieth, ſie möge dafür ſorgen, daß ihr Herr Gemahl von Seiltänzerkönig ſich weniger zweideutig aufführe. Die Koſaken fingen auch einen Brief auf, worin Monſieur Bernadotte ſeinem ehemaligen Adjutanten Maiſon ſich als Prätendent vorſtellte; einen weiteren, worin der König von Würtemberg dem Napoleon zu deſſen neuerlichen Siegen Glück wünſchte und ſich der „nahen Rückkehr zu den glücklichen Fahnen des erhabenen Protektors“ zum Voraus freute; endlich einen von Napoleon an ſeinen Stiefſohn Eugen, worin mit Be friedigung von der angeblichen „bitteren Reue des Königs Max Joſeph von Baiern über ſeinen Abfall von der franzöſiſchen Sache“ die Rede war. In Wahrheit, Alles ſchien aus dem Leim gehen zu wollen und nur mit äußerſter Mühe hielt Alexander, von Friedrich Wilhelm gegen den Rath des vermetternichten Hardenberg unterſtützt, die Fahne des Widernapoleonismus aufrecht. Zwiſchen ihm und Lord Caſtlereagh kam es zu heftigen Erklärungen, bis der Czar ſchließlich den Trumpf ausſpielte: „Ich ſchließe nicht Frieden, ſolange Napoleon auf dem Thron ſitzt[27].“

In dieſe unerquicklich geſpannte Sachlage hinein ſprach nun der alte Vorwärts wieder einmal ein löſendes und befreiendes Wort, welches wie mittelſt einer elektriſchen Entladung die dumpfe Schwüle zerſtreute, ein Wort, welches, zur That geworden, als ein wahrhaft ſchickſalmächtiges, weltgeſchickebeſtimmendes ſich erwies ... Gneiſenau war von dem Feldmarſchall nach Troyes geſchickt worden, um mit Schwarzenberg die Anordnungen zur beabſichtigten Schlacht zu verabreden, hatte aber nur die niederſchlagende Kunde mit nach Mery zurückgebracht, daß man im großen Hauptquartier ſtatt auf's Schlagen auf Waffenſtillſtand, Rückzug und Frieden ſinne. Jetzt war es den Blüchermännern klar, daß man in Verbindung mit der großen Armee Nichts ausrichten könnte, und nach einer geflügelten Berathung ſandte der Alte den Oberſt Grolman, welcher in dieſer Berathung eine Hauptſtimme geführt, in das große Hauptquartier, um dem Fürſten Schwarzenberg das Ungeeignete und Unheilvolle eines weiteren Rückzugs dringend vorzuſtellen und, falls der Fürſt darauf beharre, von Seiten der Monarchen ihm, dem Blücher, die Erlaubniß auszuwirken, allein dem Empereur die Schlacht zu bieten, falls ihm die Hauptarmee zur Reſerve dienen wollte. Nach der Abſendung Grolman's am 21. Februar ritt der Feldmarſchall zur Erkundung des Feindes aus und ward bei dieſer Gelegenheit mit einer Kugel aus dem Gewehr eines franzöſiſchen Plänklers beſchenkt, welche glücklicher Weiſe ſtatt des Fußes nur den Stiefel zerriß. „Schlimm genug, Gott ſtraf' mir! Denn wir haben ja mehr Doktoren als Schuſter bei uns[28].“ Am Nachmittag des 22. kam Grolman nach Mery zurück mit der troſtloſen Botſchaft, daß von einer Schlacht keine Rede ſein könne, daß der Rückzug beſchloſſen, eingeleitet und die allgemeine Dispoſition zu demſelben auch für das blücher'ſche Heer gültig ſei. Nun gab es ein Hauptdonnerwetter im ausdrucksvollſten Blücherſtyl, und erſt nachdem ſich daſſelbe entladen, fand Grolman Gelegenheit, auch noch den zweiten Theil ſeiner Botſchaft zu beſtellen. Blücher hatte ihm nämlich aufgetragen, dem Kaiſer Alexander insgeheim zu melden, daß er unter allen Umſtänden „feſt entſchloſſen“ ſei, einem Rückzug Schwarzenberg's nicht zu folgen, ſondern vielmehr wieder angriffsweiſe gegen Paris vorzugehen, falls man ihn ermächtige, die nöthigen Verſtärkungen an ſich zu ziehen, d. h. die 25,000 Mann, womit Winzingerode in Rheims angelangt war, und die 20,000 Mann, womit ſich Bülow, in den Niederlanden durch gemächlich nachrückende Abtheilungen der Nordarmee unter Bernadotte abgelöſ't, auf Laon vorſchob. Der Czar hatte Grolman erklärt, daß er mit dieſem Vorſchlag einverſtanden ſei und daß der Feldmarſchall die verlangte Ermächtigung haben ſolle. Deſſen froh, ſetzte ſich der Alte hin und ſchrieb alſo an Alexander: „Der Obriſt Grollman bringt mich die nachricht daß die hauphtarmee eine Rückgengige bewegung machen wird, ich hallte mich verpflichtet Ewr. Kaiſerlg. Magiſtet die unvermeidligen nachtheilligen vollgen davon, aller untertänigſt vor zu ſtellen. 1) Die gantze Francöiſche Nation tritt unter den waffen, der theill ſo ſich vor der guten ſache geeüßert iſt unglücklig. 2) unſre Sigreiche armee wird muhtloß. 3) wihr geben durch rückgengige Bewegungen in gegenden, wo unſere truppen, durch mangell leiden werden, die einwohner werden durch den verluſt des Letzten waß ſie noch haben zur verzweifflung gebracht. 4) der Kaiſer von Frankreich wird ſich vom ſeier beſtürzung worin er durch unſer vordringen erholen, und ſeine nation wider vor ſich gewinnen.“ (Brav geblüchert! Das war die Logik des geſunden Menſchenverſtandes, von welcher freilich die Handbücher der Diplomatenlogik Nichts wiſſen und wollen.) „Ewr. Kaiſerligen mageſtet danke ich aller untertänigſt daß ſie mich eine offenſive zu beginnen erlaubt haben, ich darff mich alles gubte da von, verſprechen, wenn ſie Gnedigſt zu beſtimmen geruhen daß die Generalle von Winzingerode u. v. Bülow meiner anforderung gnügen müſſen, in dieſer verbintung werde ich auf Paris vordringen, ich Schene ſo wenig Keißer Napoleon wie ſeine marſchälle wenn ſie mich entgegen träten[29].“ Mit dieſem Sendſchreiben ward Grolman abermals ins große Hauptquartier geſchickt und kehrte am Abend des 24. von dort zurück mit der Meldung, daß die Vorſchläge Blücher's genehmigt und die geforderten Korps Winzingerode's und Bülow's zu ſeiner Verfügung ſtänden. Blücher ſollte alſo zuſehen, was er gegen den Feind ausrichten könnte, während Schwarzenberg in Luſigny mit einem Bevollmächtigten Napoleon's über einen Waffenſtillſtand verhandeln ließ und derweil mit der großen Armee den Rückzug fortſetzte — ohne Frage eine der abſonderlichſten, um nicht zu ſagen verrückteſten Konſtellationen von allen in der Kriegsgeſchichte jemals vorgekommenen[30].

Zu Bar ſur Aube wurde am 25. Februar ein großer Rathſchlag gehalten, welchem die drei verbündeten Monarchen, dann Schwarzenberg, Radetzky, Kneſebeck und Diebitſch, endlich Metternich, Neſſelrode, Hardenberg und Caſtlereagh anwohnten. Es gab da noch einmal ein hartes Aufeinanderplatzen der Kriegs- und Friedenspartei. Durch Alexander's Feſtigkeit trug es jene über dieſe davon, weil die Diplomaten gegen die Thatſache, daß Napoleon ſchlechterdings den Frieden nicht wolle, nicht aufzukommen vermochten. „Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen haben entſchieden,“ ſchrieb Caſtlereagh unmittelbar nach beendigter Rathſitzung nach Hauſe. Hauptbeſchluß aber war die endgültige Beſtätigung der Vorſchläge Blücher's, welchem außer den Heerhaufen von Winzingerode und Bülow, auch noch der in den Niederlanden durch Bernadotte abzulöſende des Herzogs von Weimar zur Verfügung geſtellt wurde. Dadurch aber, daß dem alten Vorwärts die Angriffsbewegung gegen Paris übertragen wurde, war er von Stund' an, was er ſachlich ſchon längſt geweſen, auch formell: — der Hauptbannerherr des Widernapoleonismus, und Friedrich Wilhelm that recht, dem Feldmarſchall zu ſchreiben: „Der Ausgang dieſes Feldzugs liegt von nun an in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuverſicht darauf, daß Sie durch eine ebenſo kräftige als vorſichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie geſetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entſchlußkraft, die Ihnen eigen iſt, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig iſt ..." Der Widernapoleonismus hatte in dieſen letzten Februartagen in Bar ſur Aube und dann zu Chaumont augenſcheinlich eine heftige Kriſis durchzumachen. Er ging aber geſtärkt daraus hervor, indem durch das feſte Auftreten des Czaren und durch den Anſchluß des Preußenkönigs an denſelben die ruſſiſchen, preußiſchen und engliſchen Friedensdiplomätler zum Schweigen gebracht und demnach die Metternichigkeit ihres Rückhalts verluſtig ging. Eine Kundgebung dieſer Wendung war die am 1. März in Chaumont zum Abſchluß gebrachte Erneuerung der widernapoleoniſchen Allianz, der Bundesvertrag von Chaumont, zwiſchen England, Oeſtreich, Rußland und Preußen auf 20 Jahre dahin geſchloſſen, daß bis zur Erſtreitung eines feſten europäiſchen Friedens jede dieſer Mächte eine Streitmacht von 150,000 Mann unter den Waffen halten und England an ſeine Alliirten jährlich 5 Millionen Pfd. Sterl. Subſidien bezahlen ſollte. Ganz im Geiſte der Metternich und Hardenberg iſt es geweſen, daß dieſer Vertrag von den vier Miniſtern der betheiligten Mächte „am Whiſttiſche“ unterzeichnet wurde. „Man war darin einverſtanden — ſchrieb witzelnd Caſtlereagh — daß die Einſätze bei keiner früheren Partie ſo hoch geweſen wären [31].“

Man kann — im Zopfſtyl zu reden — ohne die Feder Klio's mit der Tuba Kalliope's zu vertauſchen ſagen, daß die Trompeten, welche in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar zu Mery das blücher'ſche Heer zum Aufbruche gen Sezanne riefen, zugleich den Todtenmarſch der napoleoniſchen Herrlichkeit blieſen. Der alte Vorwärts ging den ihm gegenüberſtehenden Marſchällen Marmont und Mortier ſo rüſtig zu Leibe, daß er ſie bis zum 27. Februar bis nach Meaux getrieben hatte. Der nächſte Zweck dieſer Angriffsbewegung, den Empereur von der ſchwarzenbergiſchen Armee abzuziehen, war erreicht; denn Napoleon hatte den Marſch Blücher's kaum erfahren, als er mit den Worten: „Von dieſem Heere droht Paris weit mehr Gefahr als von dem andern“ — auf eine weitere Verfolgung Schwarzenberg's verzichtete und gegen jenen aufbrach (27. Februar), worauf der Fürſt, von dem Alten benachrichtigt, daß der Empereur ihm, Blücher, folge, ſeinerſeits umwandte, die ihm gegenüber ſtehengelaſſenen Marſchälle Oudinot und Macdonald mit Uebermacht vor ſich hertrieb und am 3. März wieder in Troyes einzog. Auch der Erreichung des weiteren Zweckes ſeines Marſches auf Meaux, der Vereinigung mit Winzingerode und Bülow über Soiſſons, war Blücher bedeutend näher gekommen, und als nun Napoleon mit Uebermacht auf ihn heraneilte, am 3. März bei La Ferté die Marne überſchreitend, bog der Alte, welcher ſich, wie ihm diesmal ſelbſt Fabius Cunctator Schwarzenberg bezeugte, „mit großer Klugheit“ benahm, gegen Soiſſons hinauf aus, welchen Platz die bis zur Aiſne herangekommenen Winzingerode und Bülow am 2. März mittelſt Kapitulation in ihre Gewalt gebracht hatten. Demzufolge konnte ſich Blücher, durch Soiſſons rückend und hinter der Stadt die Aiſne überſchreitend, in aller Bequemlichkeit mit den Heerhaufen der beiden genannten Generale vereinigen; aber es iſt nur ein von den Mythologen des Napoleonismus erſonnenes und von ihren deutſchen Nachbetern geglaubtes Märchen, daß ohne die rechtzeitige Kapitulation von Soiſſons Blücher verloren geweſen wäre, weil er von dem nachdrängenden Empereur „in die Aisne geworfen werden ſein würde“, wie die Phraſe lautet[33].

Der Marſchall Vorwärts hatte jetzt an der Aisne, wo außer den 45,000 Mann ſtarken Haufen von Bülow und Winzingerode auch noch vom Rheine her Erſatzmannſchaften zu ihm ſtießen — Langeron brachte ſolche von Mainz mit — eine Streitmacht von 109,000 Mann, worunter 29,000 Reiter, und an 500 Geſchütze. Man mußte daher bei der „Entſchlußkraft“ des Feldherrn erwarten, daß er ſich zu raſchen Schlägen gegen den Feind aufmachen werde. Aber dieſe Erwartung ging nicht ſo ſchnell und nicht ſo ganz in Erfüllung. Nicht allein deßhalb, weil das Vorgefühl einer herannahenden Krankheit auf den greiſen Blücher drückte, ſondern auch und viel mehr noch, weil in ſeinem Heere eine gewiſſe Verdroſſenheit, „Alles allein thun zu müſſen,“ unter Einwirkung der furchtbaren Winterfeldzugsſtrapazen mehr und mehr Platz griff. Mit Schrecken hatten die bülow'ſchen Soldaten, die ſich in den Niederlanden gut herausgefüttert, bei Soiſſons ihre abgehagerten, rauchgeſchwärzten und zerlumpten Kameraden erblickt und das Gebrumm York's über die „genialiſche“ Kriegsführung, welche Mann und Roß auf ewigen Märſchen aufreibe, that, von andern Generalen gebilligt und nachgebrummt, eine ſolche Wirkung ſelbſt auf Gneiſenau, daß derſelbe zeitweilig an ſeiner eigenen Strategie irre wurde. Hiezu kamen noch andere Bedenken: erſtlich das, der piaffirende Zweiächsler Bernadotte wäre wohl im Stande, ſich mit ſeinen Landsleuten zu verſtändigen und in Folge deſſen von den Niederlanden her den Verbündeten plötzlich in den Rücken zu fallen; und zweitens das ſpezifiſch preußiſche, Preußen würde, falls es wie bislang fortführe, ſeine Streitkräfte aufzuopfern, beim Friedensſchluß gar nicht mehr in der gehörigen Verfaſſung ſein, ſeinen Anſprüchen und Forderungen nöthigen Falls den rechten Nachdruck zu geben. So kam es, daß im blücher'ſchen Lager ein daſelbſt ungewohntes Wort umging: — „Wir müſſen aus dieſer aktiven Kriegsführung in eine paſſive übergehen. Die ſchwarzenbergiſche Armee mag endlich auch einmal Etwas thun[33].“

Allein Napoleon ſorgte dafür, daß zunächſt die gewünſchte „Paſſivität“ eben nur ein Wunſch blieb. Er war ſoweit gebracht, daß dem vom Kaiſerwahnſinn unheilbar Beſeſſenen nur noch übrig blieb, von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde Alles an Alles zu ſetzen. Wie verzweifelt es zu Anfang des März von 1814 um ihn ſtand, erhellt ſattſam deutlich daraus, daß er auf einen ihm verhaßten Gedanken verfallen mußte, auf den, die „deutſchen Jakobiner“ von 1813 nachzuahmen und einen Volkskrieg zu verſuchen. Sein Aufruf hiezu erſchien am 5. März und es iſt ein recht charakteriſtiſcher Beitrag zur Geſchichte der menſchlichen Erbärmlichkeit, daß in dieſem Aktenſtück plötzlich ſtatt von „sujets“ wiederum von „citoyens“ die Rede war — („Tous les citoyens français sont non seulement autorisés à courir aux armes, mais requis de le faire“[34]). In ihren Nöthen möchten die Despoten ihre Sklaven plötzlich zu „Bürgern“ umzaubern, die alte Geſchichte! Der jetzt befohlene franzöſiſche Volkskrieg kam auch gar nicht in Gang; denn daß ſich die durch Feind und Freund zur Verzweiflung getriebenen franzöſiſchen Bauern da und dort zu Mordbanden zuſammenthaten, wollte nicht eben Viel bedeuten, und die Sache im Großen zu organiſiren war es zu ſpät. Zunächſt machte Napoleon einen heftigen Verſuch, Blücher's ſich zu entledigen, indem er die Aisne überſchritt und linkshin auf ſeines Gegners Rückzugslinie nach Laon einbog, um eine Umgehung zu bewerkſtelligen. Am 6. März war er in Corbeny, während Marmont, nach Soiſſons entſendet, von dorther gegen Laon zu manövriren und dem Stoß des Empereur auf Blücher durch einen Angriff von ſeiner Seite mehr Nachdruck geben ſollte. Der Alte ſeinerſeits war entſchloſſen, die gebotene Schlacht am 7. März anzunehmen und zwar ſo, daß er mit den drei ruſſiſchen Korps Sacken, Langeron und Woronzow die Hochebene zwiſchen Craonne und Laon feſthalten, Winzingerode dagegen mit 10,000 Reitern und die drei preußiſchen Korps York, Kleiſt und Bülow über Fetieux und Corbeny dem Feind in die rechte Flanke gehen laſſen wollte[35]). Der vielverheißende Schlachtplan iſt, wie bekannt, in der Ausführung ganz verhunzt und vereitelt worden durch Winzingerode's „unzurechtfertigendes, ſchläfriges und ungeſchicktes“ Benehmen, weßhalb ihn dann auch der Alte gehörig herunterlaufen ließ[36]). Die Ruſſen hatten bei Craonne einen wüthenden Angriff Napoleon's zu beſtehen, hielten aber ſtandhaft aus und ſchwächten, an Todten und Verwundeten 1800 Mann verlierend, die feindliche Armee um volle 8000 Mann, ſo daß der Empereur nach dieſem Tage ſchmerzliche Urſache hatte, an ſeinen Bruder Joſeph zu ſchreiben: „Die alte Garde allein hält noch, das Uebrige ſchmilzt wie Schnee.“ Blücher, deſſen Krankheit der Zorn über die unverantwortliche Verpfuſchung ſeines Plans zum Ausbruche brachte, zog am 8. März ſeine Armee bei Laon zuſammen, um dem erwarteten Angriff des Feindes abermals zu ſtehen und zwar ſo, daß er die hochgelegene Stadt zu ſeinem „Pivot“ machte, um welches er ſich ſo lange drehen wollte, bis er ſeinerſeits zum Angriff übergehen könnte. Napoleon bedachte ſich nicht, noch vor dem Eintreffen ſeiner Seitenkolonne unter Marmont, in der erſten Morgenfrühe des 9. mit ſeiner Minderzahl den verzweifelten Anſturm auf Laon zu wagen. Derſelbe wurde abgeſchlagen und ſeine Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg überhaupt vollſtändig dadurch vernichtet, daß in der Nacht das bis Athies auf der Straße von Rheims gekommene Korps Marmont's dort in ſeinem Bivouak zwiſchen dem genannten Ort und Fetieux durch einen vom wackeren York herrlich-kühn geführten Ueberfall vollſtändig auseinandergeſprengt und mit Zurücklaſſung von etlichen 40 Geſchützen und 2000 Gefangenen in vollſter Flucht bis Bery au Bac zurückgejagt wurde. „Marmont hat ſich benommen und ſchlagen laſſen wie ein Lieutenant,“ grollte der Empereur. „Der York iſt oft ſakermentiſch brummig — ſagte der Gebhart Lebrecht — aber er läßt es ſich auch ſauer werden. Hätt' ich noch ſo Einen, ſo wollt' ich damit Bären fangen, Gott ſtraf' mir!“ Den Kaiſerbären fing er aber am folgenden Tage nicht, als derſelbe in wahrhafter Tollkühnheit die Beſtürmung von Laon erneuerte, bis er nach einem Verluſt von mindeſtens 12,000 Mann Nachmittags den Rückzug gen Soiſſons antrat, wahrſcheinlich ſelber höchlich verwundert, daß man ihn überhaupt noch entrinnen ließ.

In Wahrheit, er hätte nicht entrinnen dürfen und der Krieg hier bei Laon ſein Ende finden müſſen, falls der zweite Theil des blücher'ſchen Schlachtplans zur Ausführung gekommen, d. h. falls mit allen Kräften, nachdem ſich der Empereur an der unbezwinglichen Stellung ſeiner Gegner den Schädel gehörig wundgerannt hatte, zum Angriff gegen ihn vorgegangen worden wäre. Warum geſchah das am 10. März nicht? Warum wurde ſogar York zu ſeiner äußerſten Erbitterung von ſeiner glänzenden Verfolgungsbewegung auf Bery au Bac zurückgerufen? Weil dem blücher'ſchen Heere der Blücher fehlte, welcher den Sieg von Laon durch ſein treibendes Vorwärts zu einem vollſtändigen, zu einer vernichtenden Niederlage des Feindes gemacht hätte. Der Alte war heftig erkrankt. Zwar iſt ausdrücklich bezeugt, daß er am erſten der beiden Schlachttage den Kampf noch geleitet und bis zum Einbruch der Nacht auf ſeinem Poſten ausgeharrt hat. Er aß dann noch mit Gneiſenau und Müffling zu Abend und empfing, im Bette liegend, gegen Mitternacht den Siegesboten York's, zu welchem er freudig bewegt ſagte: „Bei Gott, ihr alten Yorkiſchen ſeid ehrliche, brave Kerle! Wenn man ſich auf euch nicht mehr verlaſſen könnte, da fiele der Himmel ein[37]." Am folgenden Tage aber lag er im Fieber und war die Krankheit in Form einer heftigen Augenentzündung zu vollem Ausbruch gekommen. Jetzt lahmte im Hauptquartier Alles. Gneiſenau, durch das Gewicht der plötzlich auf ihn gefallenen Verantwortlichkeit offenbar gedrückt, wagte am 10. März nicht zu thun, was der Alte ſicherlich gethan hätte. So entging Napoleon dem Verderben und fiel die blücher'ſche Armee für eine Weile gänzlich aus ihrer gewohnten Rolle. Man wollte, da der Vorwärtstreiber nicht zu Pferde ſteigen konnte, nun auch „Andere," d. h. die Schwarzenberger, „Etwas thun" laſſen, um ſo mehr, da die Truppen nach alle den Mühſalen des Winterfeldzugs etlicher Ruhetage ſehr bedürftig waren, und wie Gneiſenau die ganze Sachlage anſah, zeigt ſeine nach den Schlachten von Laon gegen Steffens gethane Aeußerung: „Napoleon iſt auf's Aeußerſte gebracht; ſelbſt einige dumme Streiche von unſerer Seite können ihm nicht aufhelfen und der Feldzug muß in kurzer Zeit beendigt ſein[38])." Aber beim york'ſchen Korps war über dieſe neueſte Offenbarung gneiſenau-müffling'ſcher „Genialität" Alles Feuer und Flamme und gingen die wunderlichſten Reden um. Der alte Vorwärts, hieß es da, ſei nicht nur körperlich, ſondern auch und mehr noch geiſtig erkrankt. Er habe dem York einen Befehl mit „umgekehrter" Namensunterſchrift zugefertigt und, ja, er wähne ſogar — horribel zu ſagen! — mit einem Elephanten ſchwanger zu gehen und ſei ſehr neugierig, auf welchem Wege er das „Bieſt" zur Welt bringen würde[39]). Unmöglich oder auch nur unwahrſcheinlich iſt das gar nicht. Warum ſollte ſich der kranke Blücher in ſeinen Fieberparoxismen nicht haben einbilden können oder dürfen, mit einem Elephanten trächtig zu gehen? Hat doch, wie Jedermann weiß, ſchon ſo manches Schaf bei voller Beſinnung ſich eingebildet, einen Löwen geworfen zu haben. Was übrigens die Krankheit des Feldmarſchalls angeht, ſo iſt es unwahr, daß Gneiſenau „nur noch in den bewußteren Augenblicken die Entſchließungen ſeines Feldherrn an deſſen Schmerzenslager habe entgegennehmen können.“ Allerdings war der Zuſtand des Kranken zeitweilig ſo mißlich, daß der ruſſiſche General Langeron, eines Tages von demſelben kommend, zu Müffling ſagte: „Au nom de dieu, transportons ce cadavre avec nous!“ und wirklich geneſen iſt der Alte erſt dann, als ihm nach der Einnahme von Paris die nöthige Ruhe und Pflege zu Theil ward. Aber zwei unverwerflichſte Zeugen, Blücher's Generalquartiermeiſter Müffling und ſein Adjutant Noſtiz, ſtellen feſt, daß „der Feldmarſchall die Operationen der Armee von ſeinem Zimmer aus in gewohnter Art leiten konnte, jedoch nicht in gewohnter Art eine Schlacht, weil der Kranke dabei nicht in ſeiner ſonſt gewohnten Weiſe überall da zu ſein vermochte, wo der Kampf am heftigſten war.“ So hat er die Operationen bis zur Schlacht von Paris „wirklich geleitet“ und hat ſich auch nicht „zurückhalten“ laſſen, dieſe Schlacht mitzumachen, „einen grünen Schirm vor den Augen.“ Glücklicher Weiſe war Blücher ſchon am 12. März wieder ſoweit, daß er im Stande, ein großes Skandal zu verhüten. York nämlich wollte in ſeinem Zorn über die plötzliche Zauderſtrategie Gneiſenau's ſein Kommando Knall und Fall niederlegen und die Armee verlaſſen. Als Noſtiz das dem Alten mittheilte, raffte er ſich in ſeinem Bette auf und ſchrieb, obzwar halbblind und unter großen Schmerzen, eigenhändig an York: „Alter waffen gefehrte, verlaſſen ſie die armeh nich, da wihr an ſihl ſind, ich bin ſehr krank und gebe ſelbſt ſo ballde der kampff vollendet.“ Das that Wirkung, York blieb 60).

Während die Sieger von Laon raſteten, kehrte ſich der geſchlagene Empereur, Marmont und Mortier mit etwa 18 bis 20,000 Mann dem blücher'ſchen Heere gegenüber zurücklaſſend, wieder der andern Seite des Kriegstheaters zu, marſchirte, ſeinen armen, aber mit Abgötterei an ihm hängenden Soldaten Uebermenſchliches zumuthend, von Soiſſons auf Rheims, erſtürmte die von St. Prieſt beſetzte Stadt am 13. März und brach am 17. wieder auf, über Epernay an die Aube, wo er zu einem Angriff auf Schwarzenberg bei 60,000 Mann zuſammenzubringen hoffte, eine Hoffnung, die nicht in Erfüllung ging. Trotzdem that er, am 20. März bei Arcis ſur Aube im Angeſicht des unverhältnißmäßig überlegenen Feindes angelangt, alsbald einen verzweifelten Anfall auf denſelben. Bis Arcis nämlich war Fabius Cunctator inzwiſchen mit der großen Armee wieder vorgerückt, ſeine Schritte etwas beſchleunigend, nachdem er erwieſener Maßen am Nachmittag des 14. die von Blücher's Generaladjutanten Brunneck überbrachte Siegesbotſchaft von Laon empfangen hatte[11]). Daß aber Schwarzenberg den Entſchluß faßte und feſthielt, ſein Heer vorwärts gegen Arcis zu vereinigen und dem Angriff Napoleon's zu begegnen, muß, Alles zuſammengehalten, als das „Beſte und am meiſten Gewagte" anerkannt werden, was der Generaliſſimus im ganzen Feldzug gethan hat[12]). Groß freilich war dieſes Wagniß nicht im blücher'ſchen, ſondern eben nur im ſchwarzenbergiſchen Sinne, denn der Empereur führte höchſtens 25,000 Mann an und über die Aube und erſt am Abend des erſten Schlachttages ſtieß Macdonald mit weiteren 12,000 Mann zu ihm. Es waren daher die Angriffe Napoleon's am 20. und 21. März bei Arcis auf die Streitermaſſen der Verbündeten ein reines Deliriren, welches ihm nahezu 5000 Mann koſtete. Es iſt ſtark zu vermuthen, daß er hier bei Arcis den Tod eines Kriegers ſuchte; denn er trieb ſein Pferd recht abſichtlich in's dichte Getümmel und in die Nähe platzender Granaten. Am Abend des zweiten Schlachttags mußte er ſich, geſchlagen, eiligſt über die Aube und gen Vitry zurückziehen. Sein Stern war am Horizont hinunter und es gelang ihm Nichts mehr. Auch das verzweifelte Manöver nicht, wozu er ſich jetzt entſchloß, erkennend, daß es fürder unmöglich, zwiſchen den beiden gegneriſchen Heeren auf dem bisherigen Kriegsſchauplatze ſich zu behaupten. Daher wollte er ſich in den Rücken dieſer Heere werfen, nach Lothringen und gegen den Rhein zu marſchiren, mit den Beſatzungen der Feſtungen Oſtfrankreichs ſich verſtärken, in dortigen Gegenden den Volkskrieg organiſiren und endlich, was die Hauptabſicht war, mittelſt dieſer ganzen Bewegung die Verbündeten hinter ſich her- und von Paris abziehen. Denn in Paris begann es zu ſtinken, bourboniſch und anderweitig, jedenfalls widernapoleoniſch. Polizei-Savary hatte dies dem Empereur gemeldet, aber nur eine kaiſerwahnſinnige, aus Rheims vom 14. März datirte Antwort erhalten, worin der Vater des Bulletinismus baſelirte: „Ich werde den gordiſchen Knoten in Alexander's Weiſe zerhauen. Mögen ſich's die Leute geſagt ſein laſſen, daß ich heute derſelbe Mann bin, welcher ich bei Auſterlitz und Wagram war, daß ich keine Intrike im Staate will und daß darin keine Autorität gilt als die meinige[13].“

Zwei Tage vor Napoleon's Niederlage bei Arcis war die Friedensgaukelei in Chatillon zu Ende gegangen. Der arme Caulaincourt, gedrängt, das letzte Wort ſeines Gebieters kundzugeben, gab als dieſes am 15. März die Erklärung ab, daß der Empereur zum Friedensſchluß bereit ſei, ſo die Verbündeten ſofort Frankreich räumten, dieſem die Rheingränze ließen, ſeinem Stiefſohn Eugen Italien, ſeiner Schweſter Eliſa Lucca und Piombino, dem König von Sachſen Warſchau, dem Berthier Neuenburg, dem Prinzen Louis Bonaparte Berg u. ſ. w. — Delirium! Das heilte ſelbſt die Caſtlereagh und Hardenberg von der Friedensſucht. Am 18. erklärten die Bevollmächtigten der Verbündeten den Kongreß für geſcheitert und geſchloſſen. Ein Beitrag zur Charakteriſtik der Metternichigkeit aber iſt es, daß der öſtreichiſche Miniſter noch an demſelben 18. März, wo die Komödie von Chatillon zu Ende ging, an Caulaincourt eine Friedensepiſtel ſchrieb, welche mit den bezeichnenden Worten anhob: „Les affaires tournent bien mal —“ und den Duc beſchwor, ſeinen Herrn ſchließlich doch zu beſtimmen, einſtweilen mit dem Frankreich Ludwig's des Vierzehnten und des Fünfzehnten ſich zufrieden zu geben[44]). In denſelben Tagen nun, wo es bei Laon, zu Chatillon und bei Arcis mit dem Napoleonismus ſo ſcharf bergab ging, geſchah das auch anderwärts. Ganz beſonders ſcharf dort unten am Adour, wo in Wellington's Lager ſich der Bourbonismus ſchon leibhaftig eingefunden hat. In der Perſon des Duc d'Angoulême nämlich, des älteren Neffen Ludwig's des Achtzehnten in spe, während der jüngere, der Duc de Berry, auf einem engliſchen Kriegsſchiff an der Weſtküſte Frankreichs auf eine Gelegenheit lauert, ſich in die Vendée hineinzuſchleichen, und der Vater der beiden Prinzen, der Graf von Artois, von der Schweiz aus nach der Franche Comté ſich hereinſchwindelt. Ja, im großen Hauptquartier der Verbündeten ſelber ſpinnt der Bourbonismus bereits ſeine Zettelungen, indem ein unternehmender Bevollmächtigter der Lilienanbeter, der Vicomte de Vitrolles, daſelbſt Zutritt zu erlangen und an die Diplomaten ſich anzukleben weiß. In der Provence war der Napoleonismus ſchon verloren. Man haßte denſelben dort ſo ſehr, daß ſelbſt ein Bourbon es, wie der Duc d'Angoulême in einer ſeiner Proclamationen that, ohne ausgelacht zu werden wagen durfte, den Franzoſen zu ſagen: „Je viens briser vos fers; marchons tous ensemble au renversement de la tyrannie!“ Der Marſchall Soult ſuchte am 27. Februar vergebens den „eiſernen Herzog“ bei Orthez aufzuhalten. Am 12. März zog eine Abtheilung der engliſch-ſpaniſchen Armee in Bordeaux ein, wo die Bourboniſten unter dem hellen Jubel der Kaufmannſchaft die Lilienfahne aufpflanzten. Soult, nach Toulouſe zurückgewichen, leiſtete Widerſtand, wie immer und ſo lange er konnte, und hielt noch in der Schlacht unter den Mauern der genannten Stadt am 10. April, während in Paris ſchon Alles zu Ende war, die franzöſiſche Waffenehre aufrecht, wenn auch durch Uebermacht beſiegt.

Schwarzenberg folgte vorſichtig dem rückziehenden Empereur und gab, bevor er ſeinen Marſch antrat, dem Kaiſer Franz, welcher mit den Diplomaten des Hauptquartiers in Bar ſur Aube war, den Rath, mit dieſem Anhängſel ſich über Chatillon nach Dijon zu begeben, um vor den Zufälligkeiten des Krieges, vor Bedrohungen oder gar Ueberraſchungen durch feindliche Streifkorps u. dgl. m. geſicherter zu ſein. Der Rath wurde befolgt, und maßen das große Hauptquartier dadurch für die nächſte Zeit von der Franz-Metternichigkeit befreit ward, ſo ſieht die Sache, obzwar ein Beweis für dieſe Vermuthung nicht vorliegt, ganz ſo aus, als wäre dieſe Dijon-Fahrt ein Reſultat ruſſiſcher Schlauheit geweſen, als hätte der Czar den berührten Rath Schwarzenbergs ſo oder ſo zu veranlaſſen gewußt... Nachdem man am 23. März in Erfahrung gebracht, daß Napoleon bei Freignicourt auf das rechte Ufer der Marne hinübergegangen, brach man am Nachmittag von Pougy nach Sommepuis auf, als auf dem Wege dahin der Fürſt eine hochwichtige Botſchaft von Blücher erhielt. Der Alte hatte nämlich am 16. und 17. März ſeine Heerhaufen bei Laon aus ihren Kantonnirungsquartieren wieder zuſammengezogen und am folgenden Tage, zwar noch krank und im Wagen gefahren oder in der Sänfte getragen, aber doch keineswegs als „cadavre“ ſeine Unternehmungen wieder begonnen. Winzingerode wurde mit 8000 Reitern nach Rheims entſendet, in deſſen Nähe man den Empereur vermuthete, Bülow zur Blokade von Soiſſons, York und Kleiſt gegen den Marſchall Marmont, welchen die Beiden am 22. bei Chateau Thierry über die Marne und weiterhin gegen Paris zu trieben. Mit den Korps Langeron und Sacken folgte der Feldmarſchall der Reiterei Winzingerode's über Rheims gen Chalons, um, ſo es nöthig, die Verbindung mit der ſchwarzenbergiſchen Armee herſtellen zu können. Am 22. wurde dem Alten ein Briefpaket überbracht, welches ein in der Streifſchar Tettenborn's dienender Lieutenant Redlich einem aus dem Hauptquartier des Empereur nach Paris gehenden Kurier abgenommen hatte. Das wichtigſte Stück in der erbeuteten Kuriertaſche war ein eigenhändiger Brief Napoleon's an ſeine Frau, worin er ihr meldete, daß er am 20. den Feind bei Arcis geſchlagen (!), am 21. aber für gut gefunden habe, über die Marne zurückzugehen, um ſich ſeinen Feſtungen zu nähern und die Verbündeten weiter von Paris abzuziehen („j'ai pris le parti de me porter sur la Marne, afin de les (ennemis) pousser plus loin de Paris et me rapprocher de mes places“). Das war ein koſtbarer Fund! Man kannte jetzt die Abſicht des Kriegsvirtuoſen und konnte ſich davor hüten, nach ſeiner gen Lothringen und dem Elſaß hinlockenden Rückzugsgeige zu tanzen. Der alte Vorwärts wurde darüber trotz ſeines Krankſeins ſo wohlgelaunt, daß er den Galanten zu ſpielen beſchloß, d. h. nach genommener Abſchrift den Napoleonsbrief an deſſen Adreſſe weiter beförderte und ein ſehr artiges Billet in franzöſiſcher Sprache an die Imperatrice beiſchloß[13]). Einen bedeutſamen Kommentar zu der Epiſtel des Empereur, welche Blücher ſofort an Schwarzenberg ſandte, bildete eine von Koſaken aufgefangene und ebenfalls ins große Hauptquartier beförderte Depeſche des Polizei-Savary, worin dieſer ſeinem Gebieter meldete, er, der Polizeiminiſter, vermöge die Ruhe der Hauptſtadt nicht länger zu verbürgen, falls das Kriegstheater nicht weiter von derſelben entfernt würde. Das hieß den Verbündeten deutlich ſagen: Marſchirt nach Paris; der Napoleonismus wackelt dort ſo, daß ihr ihn leicht umwerfen werdet.

Die blücher-gneiſenau'ſche, ſchon längſt und laut ausgeſprochene Anſicht, daß dort und nur dort die Entſcheidung liege, mußte ſich jetzt jedem wirklichen Widernapoleoniſten ſo einleuchtend und nachdruckſam als die einzig-richtige aufdrängen, daß es ſich kaum der Mühe lohnt, feſtzuſtellen, von wem nun im großen Hauptquartier dieſe Anſicht aufgenommen und durchgeſetzt worden ſei. Aus den Akten, wie ſie bis jetzt vorliegen, iſt das auch nicht unanfechtbar ſicherzuſtellen. Nach öſtreichiſcher Anſchauung machte ſich die Sache ſo: — Fürſt Schwarzenberg erhielt, am 23. März um Mittag bereit, von Pougy nach Sommepuis aufzubrechen, die Botſchaft Blüchers und begab ſich alsbald zum Kaiſer Alexander, um welchen ſofort ein Kriegsrath ſich verſammelte. Der Gedanke, auf Paris zu marſchiren, wurde angeregt (durch wen?), „ohne jedoch großen Anklang zu finden", und man beſchloß, „für's Erſte" die Vereinigung mit Blücher zu vollziehen, welche durch die beiderſeitige Vorhutsreiterei bereits angebahnt war, um ſodann „mit vereinter Macht im Rücken des feindlichen Heeres zu manövriren," d. h. zu Deutſch: dem Empereur nach Lothringen zu folgen. In dieſem Sinne wurden noch am folgenden Tage den Korpsführern Befehle zugeſendet. In der Nacht vom 23. auf den 24. begab ſich das große Hauptquartier über Dampierre nach Sommepuis und am erſteren Orte erhielt Schwarzenberg das aufgefangene Schreiben Savary's an Napoleon und daraufhin faßte der Fürſt nun den beſtimmten Plan, mit geſammter Macht auf Paris zu marſchiren, welchen Plan er während des Weiterreitens von Dampierre mit ſeinem Generalſtabschef Radetzky durchſprach. Mit Tagesanbruch in Sommepuis eingetroffen, begab ſich Schwarzenberg zum Czaren und dieſem entwickelte er in Anweſenheit des Fürſten Wolkonski ſeine Abſicht, mit den beiden vereinten Heeren unverweilt auf Paris loszugehen. Ohne daß ein beſtimmter Entſchluß gefaßt worden wäre, ritt der Fürſt ſodann vorwärts gen Vitry, wo nach den Beſtimmungen von geſtern die Truppen in Verfolgung Napoleon's über die Marne gehen ſollten. Unterwegs holte er den König von Preußen ein, dem er ſeinen Plan ebenfalls darlegte. Beide wurden dann von dem Czaren eingeholt, und nachdem die Monarchen und der Generaliſſimus noch vor Mittag bei einem kleinen Hügel an der Straße herwärts von Vitry angelangt waren, ſtiegen ſie von den Pferden, gingen mit den Generalen, welche ſie gerade bei ſich hatten, die Anhöhe hinan und faßten Angeſichts einer vor ihnen ausgebreiteten

Karte von Frankreich den Entſchluß und Beſchluß des Marſches gen Paris[46]. Franzöſiſcher Auffaſſung zufolge hätte Pozzo di Borgo vornämlich den Czaren zu dem Marſche nach Paris geſtimmt und beſtimmt. Allein die franzöſiſche Relation, wie ſie Thiers gibt[47], iſt ohne allen hiſtoriſchen Werth, was ſchon daraus erhellt, daß der genannte Gloire-Zinkeniſt, weil er der Gegenwart des „fougueux Blucher“ bei dieſer Gelegenheit nicht entrathen mag, den Alten mittelſt des Zauberſtabs der Windbeutelei ohne Weiteres am 24. März in den entſcheidenden Kriegsrath nach Sommepuis verſetzt, während der alſo Hergezauberte in Wahrheit und Wirklichkeit zu Chalons ſich befand. Auch Pozzo di Borgo iſt am 24. März auf dem Hügel bei Vitry ebenſowenig mitdabeigeweſen wie Blücher „und ſein Generalſtab.“ Die ruſſiſche Darlegung, geſchöpft aus den Aufzeichnungen des Generals Toll, ſtellt als hiſtoriſche Thatſache feſt, daß der Gedanke, mit geſammter Macht ſofort die Eroberung von Paris zu verſuchen, im großen Hauptquartier durch den Inhalt der aufgefangenen Briefe Napoleon's und Savary's angeregt wurde, — ein Gedanke übrigens, welcher, wie mit Betonung wiederholt werden muß, vom Beginn des Krieges an im blücher'ſchen Hauptquartier und Heer heimiſch geweſen war. In der Morgenfrühe des 24. März ſei dann zu Sommepuis, in Abweſenheit des gen Vitry vorausgerittenen Fürſten Generaliſſimus, in einem Kriegsrath, wozu der Czar nur ſeine Generale Wolkonski, Barklay, Diebitſch und Toll berief, dieſer Gedanke zum Entſchluß gereift. An die Genannten habe Alexander die Frage gethan: „Nach der Vereinigung unſerer beiden Armeen liegen zwei Möglichkeiten vor uns; erſtens dem Kaiſer Napoleon zu folgen und ihn mit überlegener Macht anzugreifen, zweitens unſern Marſch zu maskiren und gerade auf Paris loszugehen. Was iſt Ihre Meinung, meine Herren?“ Worauf Barklay: „Man muß mit geſammter Macht dem Napoleon folgen und ihn angreifen, wo man ihn findet.“ Dann Diebitſch: „Ich ſchlage vor, 10 bis

50,000 Mann auf Paris zu entſenden und mit den übrigen Streitkräften dem Empereur zu folgen.“ Dagegen Toll: „Ich rathe das Entgegengeſetzte, nämlich ein Korps von 10,000 Mann hinter Napoleon herzuſchicken und mit den vereinigten Heeren Blücher's und Schwarzenberg's in Gewaltmärſchen auf Paris zu eilen.“ Der Czar nickte beiſtimmend. Wieder Diebitſch: „Falls Ew. Majeſtät die Bourbons herſtellen will, iſt es allerdings das Beſte, mit geſammter Macht nach Paris zu gehen.“ Worauf Alexander: „Es handelt ſich hier nicht um die Bourbons, ſondern um den Sturz Napoleon's.“ Nun wurde berechnet, wie viele Märſche nöthig wären, Paris zu erreichen, und es ergab ſich, daß „wir uns, indem wir uns Paris näherten, mit dem erſten Marſch auf zwei Märſche von Napoleon's Armee entfernten, mit dem zweiten auf vier u. ſ. w., ſo daß, nachdem wir Paris genommen hätten, hinlängliche Zeit bleiben mußte, Napoleon's Herrſchaft zu ſtürzen und alle nöthigen Maßregeln zu treffen, um ihm entgegenzutreten, im Fall er ſich nach Paris zurückwenden ſollte.“ Der Czar ſetzte ſich dann mit ſeinen Generalen zu Pferde, holte den König von Preußen und Schwarzenberg herwärts Vitry ein, der Rathſchlag fand im freien Felde ſtatt und Friedrich Wilhelm wie der Generaliſſimus „gaben dem Vorſchlag Alexanders mit Begeiſterung ihre Zuſtimmung“ 49). Summa: Am 21. März beſchloſſen die Verbündeten, den General Winzingerode mit einer Kavalleriemaſſe von 8000 Pferden und etlichen Bataillonen leichter Infanterie hinter dem Empereur herzuſenden, um denſelben glauben zu machen, die verbündeten Heere folgten ihm, während dieſe in Wahrheit eiligſt auf Meaux als auf ihren Vereinigungspunkt marſchirten, um von dort auf Paris loszugehen. Noch am Abend des Tages brachte ein Adjutant des Czaren dieſen Beſchluß dem Alten nach Chalons. „Es iſt unmöglich — meldet ein ſtaubtrockener Müffling — die Freude zu beſchreiben, welche dieſe Nachricht im Hauptquartier des Feldmarſchalls und bei der Armee hervorbrachte." Blücher warf den grünen Damenhut, welchen er als Augenſchirm trug — mag ſich darin hübſch ausgenommen haben, der alte Recke! — in die Höhe und jubilirte: „Das nenn' ich mir mal 'ne Glücksbotſchaft, Gott verdamm' mir! Endlich alſo haben's die Gutgeſinnten über die Lumpenhunde von Diplomatikern davongetragen? Jetzt heißt's nicht mehr man bei uns, ſondern allenthalben: Vorwärts!" 49).

Unverweilt begann am folgenden Tage die große Bewegung auf die franzöſiſche Hauptſtadt. „Ein Jubelſchrei ging durch die ganze Armee: Paris! Paris! und Alles zog nun munter und fröhlichen Sinns dem ſündhaften Babel zu, wie die frommen Deutſchen es nannten" 50). Vergeblich verſuchten Marmont und Mortier mit ehrenhafteſter Beharrlichkeit den Heermaſſen der Verbündeten, welche 170,000 Streiter oder mehr zählten, da und dort den Weg nach der Hauptſtadt zu verlegen. Sie wurden ſchon am 25. März bei Fère-Champenoiſe — wo auch das aus 5 bis 6000 Nationalgarden beſtehende Korps, welches der tapfere General Pacthod zur Verſtärkung der beiden Marſchälle herangeführt hatte, nach herrlich-heldiſchem Streiten ſeine Vernichtung fand — ſo wuchtig zurückgedrängt, daß alle ihre ſpäteren Verſuche, ſich wieder zu ſetzen, eitel waren. Nachdem die Korps Wrede's und Sackens als Schirm gegen den etwa rückkehrenden Napoleon bei Meaux Stellung genommen hatten, bewegten ſich die Kolonnen der Verbündeten, Marmont und Mortier vor ſich hertreibend, raſch auf Paris zu, unter deſſen Mauern ſie am 29. März anlangten. Die Monarchen und der Generaliſſimus nahmen ihr Quartier in Bondy, Blücher in Villepinte. Am folgenden Tage ſollte der Angriff auf die Stadt geführt werden und ſtanden dazu bereit die Harſte von York-Kleiſt, Langeron, Wittgenſtein, des Kronprinzen von Würtemberg, die Garden und die Grenadierreſerven der ſchwarzenbergiſchen Armee, im Ganzen 95 bis 100,000 Mann. Alſo wurde die Nacht vom 29. auf den 30. März von den Verbündeten im

Angeſichte der Hauptſtadt Frankreichs verbracht, deren Eroberung ſeit 1792 das Ziel der kühnſten widerfranzöſiſchen Wünſche geweſen war, — ein Ziel, welches morgen zu erreichen man „frohgeſtimmt und zuverſichtlich“ erwartete [31]).

Derweil hatte am Abend des vorhergegangenen Tages in den Tuilerien eine Szene der Beſtürzung und Verwirrung geſpielt. Das Gekrache des zuſammenbrechenden Empire ſchlug an die Wände des Palaſtes. Die Imperatrice, welche ſich, wie zu erwarten geweſen, Angeſichts der Kataſtrophe des Napoleonismus ganz als das ordinäre Frauenzimmer erwies, das ſie war, ließ es geſchehen, daß ſich die Miniſter und andere Großwürdenträger um ſie verſammelten. Man mußte berathen, ob die Kaiſerin mit ihrem Sohn in Paris bleiben oder abreiſen ſollte. Die muthigeren Napoleoniſten machten den Vorſchlag, Marie Luiſe ſollte bleiben. Ihre Anweſenheit würde „die Hauptſtadt beruhigen und den Fremden imponiren.“ Einer rieth ſogar, die Imperatrice ſollte nach dem Hotel de Ville gehen und ſich daſelbſt ihren Sohn auf den Armen dem Volke zeigen, wie weiland ihre Urgroßmutter Maria Thereſia zu Preßburg den Magyaren. Phraſeologie! Die Urenkelin glich ihrer Ahnfrau wie ein Zicklein der Löwin. Außerdem wurde von Joſeph Bonaparte, welcher ſelbſtverſtändlich nicht der Mann war, den ſtürzenden Thron ſeines Bruders zu halten, ein Brief vorgebracht, welchen der Empereur am 16. März zu Rheims an Joſeph geſchrieben und worin er abermals eingeſchärft hatte: — „Laßt in keinem Falle zu, daß die Kaiſerin und der König von Rom den Feinden in die Hände fallen! Wenn der Feind mit Streitkräften, welchen zu widerſtehen unmöglich wäre, gegen Paris vorginge, ſo laßt meine Frau und meinen Sohn, ſowie die Miniſter und Großwürdenträger, in der Richtung der Loire abreiſen.“ Dies entſchied. Am Morgen des 29. März bot der Palaſt, wo man die Abreiſe der Kaiſerin und des jungen Prinzen nach Rambouillet und Blois rüſtete, jenes peinliche Bild der Verſtörung, wie ſie die Agonie ſtürzender Herrſchaften zu begleiten pflegt. Noch zögerte man, weil Joſeph Bonaparte über die Stärke der feindlichen Heerhaufen, welche den Trümmern der Korps von Marmont und Mortier auf Paris folgten, ſich zuvor noch Gewißheit verſchaffen wollte. Allein gegen 10 Uhr ließ der Kriegsminiſter Clarke der Kaiſerin ſagen, ſie habe keinen Augenblick zu verlieren, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollte, von den Koſaken aufgefangen zu werden, und man eilte daher zu den bereitſtehenden Reiſewagen. Aber nun wollte der junge Sohn Napoleon's nicht aus den Tuilerien fort. „Gehen Sie nicht nach Rambouillet! Das iſt ein garſtiges Schloß. Bleiben Sie hier!" ſagte er zu ſeiner Mutter. Das Kind ſträubte ſich in den Armen des Stallmeiſters Caniſy, welcher es hinabtrug, und ſchrie: „Ich will mein Haus nicht verlaſſen! Da Papa abweſend iſt, bin ich hier der Herr." Er klammerte ſich mit den Händen an die Thürpfoſten und an das Treppengeländer an und mußte mit Gewalt in den Wagen gebracht werden[52]). Armer „Aſtyanax"!

Um 5 Uhr Morgens hob am 30. März der Angriff auf Paris an, welches Marmont und Mortier mit 23,000 Mann Linientruppen und 15,000 Mann Nationalgarden bis zur äußerſten Möglichkeit vertheidigten, ſo daß das bonapartiſtiſche Geſchwätz, die Hauptſtadt ſei durch (Marmont's) Verrath verloren gegangen, nur ein Lügenmärchen grellſten Undanks iſt. Die Lage von Paris, welche auf der Oſt- und Nordſeite eine von Natur feſte, erleichterte übrigens die Vertheidigung und erſchwerte gleichermaßen den Angriff. Nördlich deckt der hohe und ſteile Montmartre die Stadt, öſtlich ein Höhenzug, von Schluchten zerriſſen und mit Dörfern und ummauerten Gärten beſäet. Alle vorſpringenden Punkte waren mit Geſchützen beſpickt und mußten mühſam einer nach dem andern genommen werden. Der Kampf war denn auch hartnäckig und blutig genug: verloren doch die preußiſchen Garden allein 70 Offiziere und 1300 Soldaten. Schwarzenberg's Angriffsbeſtimmungen haben vielfachen Tadel gefunden. Im Centrum ſollten die Ruſſen unter Barklay und Rajewsky die Anhöhen von Belleville und Romainville nehmen, auf dem rechten Flügel Blücher's Harſte den Montmartre erſtürmen, auf dem linken der Kronprinz von Würtemberg und Giulay gegen Vincennes und Charenton vorgehen. Bei dem Angriff klappte aber wiederum Nichts recht zuſammen und zwar hauptſächlich deßhalb, weil Schwarzenberg, wahrſcheinlich durch die Ungeduld des Czaren angeeifert, mit dem Centrum etliche Stunden früher vorging als die Flügel heran ſein konnten. Blücher verging faſt vor Ungeduld, als er den Geſchützdonner ſchon ſtundenlang zu ſeiner Linken vernahm und die Weiſungen für ihn aus dem großen Hauptquartier noch immer ausblieben. Endlich nach 7 Uhr kamen ſie. Der Alte zwang es ſeiner Krankheit ab, ſich zu Pferde zu ſetzen, um den lang erſehnten Sturm auf „Babel“ ſelber zu führen. Aber er mußte doch bald wieder vom Gaul herab und hat dann den Kampf vom Wagen aus geleitet, mit dem ſchon erwähnten „grünen Damenhut“ auf dem Kopfe. Ueber die Ebene von St. Denis führte er ſeine Sturmkolonnen heran, zum Angriff zunächſt auf die Dörfer la Villette und la Chapelle, dann nach Wegnahme derſelben „geradeaufwärts“ den Montmartre unter dem heftigſt von oben herabwüthenden feindlichen Kanonenfeuer. Unterwegs kam die Nachricht von dem Abſchluß eines Waffenſtillſtandes, aber Blücher ließ ſich nicht aufhalten, vollendete die Eroberung des Berges, ließ auf der Höhe deſſelben etliche 80 Kanonen aufpflanzen und ſagte zu ſeiner Umgebung, welche ihn auf die Pracht der zu ſeinen Füßen liegenden Rieſenſtadt aufmerkſam machen: „Gott ſtraf' mir! ich möchte lieber meine Geſchütze als mein Perſpektiv auf das Neſt richten.“ Der Kampf war für die Franzoſen ein hoffnungsloſer, ſobald ſämmtliche Korps der Verbündeten in die Angriffslinie eingerückt waren. Dennoch hielten Marmont und Mortier bis gegen den Abend hin aus, obzwar ſie durch ein um $12^{1}/_{4}$ Uhr geſchriebenes Billet Joſeph Bonaparte's ermächtigt waren, mit Schwarzenberg in Unterhandlung zu treten — („Si M. le maréchal duc de Raguse et M. le duc de Trévise ne peuvent plus tenir leurs positions, ils sont autorisés à entrer en pourparler avec le prince de Schwarzenberg et l'empereur de Russie. Ils se retireront sur la Loire"). Wollten die Marſchälle Paris nicht allen den Schreckniſſen überliefern, welche die Erſtürmung einer Stadt zu begleiten pflegen, ſo mußten ſie nach mehr als achtſtündigem Kampfe, als um 4 Uhr Abends das Dorf Belleville und die Anhöhe von Chaumont von den Verbündeten genommen und der Verluſt des Montmartre unabwendbar war, von der erhaltenen Vollmacht Gebrauch machen. Sie ordneten einen Parlamentär ab und dieſem gab der Czar ſeinen Flügeladjutanten Orlow mit, damit er mit den Marſchällen einen Waffenſtillſtand vereinbare. Hierauf ritt er mit dem König von Preußen, mit Schwarzenberg und Barklay nach der Butte de Chaumont und hier genoſſen die Sieger des Triumphes, die prächtige Hauptſtadt ihres Gegners zu ihren Füßen liegen zu ſehen, ihrer Gnade anheimgegeben, welche übrigens eine am vorigen Tag aus Bondy erlaſſene Proklamation des Generaliſſimus den Pariſern ſchon zum Voraus zugeſichert hatte. Man konnte deutlich in das belebte Straßentreiben drunten hineinblicken und der Czar, ſtralend von Heiterkeit, machte den König auf die Gruppen der Pariſerinnen aufmerkſam, die ſich unten in den Straßen ergingen. Es war ein recht „merkwürdiges Schauſpiel, welches die buntgeſchmückten und ſorgſam gekleideten Frauen darboten. Die Unterhandlungen währten noch und konnten auch mit Unfrieden enden. Dann begann wieder das Toben des Geſchützes und les cliquetis des armes blanches, wie die Franzoſen ſagen, und ſtand alles das Furchtbare bevor, was ein übermächtiger Feind bereiten konnte. Bei Alledem kamen die Frauen, als wenn es ſie Nichts anginge, ganz unbefangen und geputzt, mit Fächern und Sonnenſchirmen, um zu gaffen und begafft zu werden.“ Uebrigens waren nicht nur die Pariſerinnen gaffluſtig, ſondern auch die Pariſer. In hellen Haufen kam die Bevölkerung Nachmittags auf die Boulevarts an den Barrièren von St. Denis und St. Martin heraus, begierig, eine neue Art von Spektakel, eine Schlacht, aus der Nähe mit anzuſehen[53].

Oberſt Orlow traf den Marſchall Marmont an der äußerſten Kette der franzöſiſchen Plänkler. „Ich bin der Herzog von Raguſa. Wer ſind Sie?“ — „Oberſt Orlow, Flügeladjutant des Kaiſers von Rußland, welcher Paris für Frankreich und die ganze Welt zu retten wünſcht.“ — „Das iſt auch unſer Wunſch und meine einzige Hoffnung; denn ſonſt bleibt uns Allen nur übrig, hier zu ſterben. Ihre Bedingungen?“ — „Das Feuer wird eingeſtellt, die franzöſiſchen Truppen ziehen ſich hinter die Barrièren zurück und es wird unverzüglich wegen der Uebergabe von Paris unterhandelt.“ — „Ich willige ein und werde Sie mit dem Herzog von Treviſe bei der Barrière von Pantin erwarten.“ Nach Abmachung dieſer Präliminarien begab ſich Orlow nach der Butte de Chaumont und hier empfing der zum Unterhändler auserſehene Graf Neſſelrode vom Czaren die mit Friedrich Wilhelm und Schwarzenberg verabredeten Inſtruktionen. Mit dieſen verſehen begab er ſich, von Orlow und dem Grafen Paar, Schwarzenberg's Adjutanten, begleitet, zur Barrière von Pantin, wo ſie den Marſchall trafen. Während das Feuer allmälig auf der ganzen Kampflinie — am ſpäteſten auf dem Montmartre — eingeſtellt wurde und die franzöſiſchen Truppen in die Stadt zurückgingen, ritten die Unterhändler mit Marmont zur Barrière von la Villette, wo ſich Mortier befand und wo in einem Cabaret die Unterhandlungen begannen. Die Marſchälle verweigerten aber hartnäckig die Forderung der Verbündeten, daß dieſen die Stadt mit Inbegriff der geſammten Beſatzung übergeben werden ſollte. Um 8 Uhr Abends begab ſich Neſſelrode mit Paar zu den Monarchen zurück, um neue Anweiſungen einzuholen, und Orlow begleitete den Marſchall Marmont in die Stadt. In dem von oben bis unten erleuchteten Hotel des Marſchalls fanden ſie eine Menge von Leuten, welche die Ankunft Marmont's mit Ungeduld erwarteten. Dies Haus war in der That für etliche Stunden das Schickſalshaus Frankreichs. Aus dem verworrenen Gerede, dem man ſich, während der Marſchall in ſein Kabinett verſchwunden war, in den Salons überließ, hörte Orlow heraus, daß man das Aufgeben deſſen bedauerte, was die Franzoſen „die Politik von Erfurt“ nannten. „Wären Alexander und Napoleon Freunde geblieben, ſie hätten die Welt unter ſich getheilt,“ ſagte Einer. „Aber ſogar die ganze Welt war ja zu enge für Napoleon,“ erwiderte ein Anderer halbleiſe. Es war ein beſtändiges Kommen und Gehen, ein bängliches Fragen und achſelzuckend-unſicheres Antworten. Aber ſeht, wer gleitet oder ſchlurft da mit „ſeiner ruhigen, gleichgültigen Miene“ durch das Gemach? Der Schwefelfarbene, welcher ſich in das Kabinett Marmont's begibt und ziemlich lange daſelbſt verweilt. Beim Wiederherauskommen lavirt er geſchickt durch die Menge auf den in einer Ecke ſitzenden Orlow zu und ſagt „mit einer gewiſſen Feierlichkeit“ zu ihm: „Mein Herr, übernehmen Sie die Mühe, Ihrem Monarchen den Ausdruck der tiefſten Hochachtung des Fürſten von Benevent zu Füßen zu legen.“ Worauf der ſchlaue Ruſſe halblaut: „Prinz, ſeien Sie verſichert, daß ich dieſes Blanket unfehlbar Sr. Majeſtät vorlegen werde.“ Ein leichtes Lächeln ſpielt auf den Lippen Talleyrand's, und zufrieden, daß ſein halbes Wort ſo ganz verſtanden worden, verläßt er das Zimmer. Die wenigen zwiſchen ihm und Orlow gewechſelten Worte waren das Sterbeglöckleingeläute des Napoleonismus. Um 2 Uhr Morgens langte Graf Paar mit der Ermächtigung an, die Uebergabe von Paris mit Marmont zu vereinbaren, ohne die Waffenſtreckung der Beſatzung zu fordern. Eine Viertelſtunde ſpäter war der Kapitulationsentwurf aufgeſetzt. Er lautete ſo: — „1) Die franzöſiſchen Truppen unter den Marſchällen Marmont und Mortier räumen Paris am 31. März, 7 Uhr Morgens. 2) Sie nehmen die Artillerie, welche dieſen beiden Korps gehört, mit ſich. 3) Die Feindſeligkeiten dürfen erſt zwei Stunden nach der Räumung der Stadt, alſo nicht vor 9 Uhr wieder beginnen. 4) Alle Arſenale und Magazine verbleiben in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich beim Abſchluſſe dieſer Kapitulation befinden. 5) Die Nationalgarde wird ganz von den Truppen getrennt und je nach dem Ermeſſen der Verbündeten beibehalten, entwaffnet oder entlaſſen werden. 6) Die Stadtgensdarmes theilen in Allem das Schickſal der Nationalgarden. 7) Verwundete und Marodeurs, die man nach 3 Uhr in der Stadt antrifft, werden Kriegsgefangene. 8) Die Stadt Paris wird der Großmuth der Verbündeten anheimgeſtellt.“ Marmont billigte dieſen Entwurf und das Aktenſtück wurde auf ſeinen Befehl von den Oberſten Fabvier und Ducis von franzöſiſcher Seite unterzeichnet, wie das Orlow und Paar Namens der Verbündeten thaten. Mit Tagesanbruch war Orlow in Bondy im Schlafzimmer des Czaren. „Nun, was bringen Sie Neues?“ — „Majeſtät, die Kapitulation von Paris.“ Alexander las das Papier, ſteckte es unter ſein Kopfkiſſen und ſagte frohbewegt: „Umarmen Sie mich; ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie Ihren Namen an dieſes große Ereigniß geknüpft haben.“ Dann mußte der Adjutant erzählen, und als er der Begegnung mit Talleyrand erwähnte, horchte der Czar hoch auf und ſagte: „Jetzt iſt das noch eine Anekdote, ſie kann aber Geſchichte werden[54].“

Zu ſpät war der Empereur innegeworden, daß ſeine Gegner die Entſcheidung anderswo ſuchten als da, wo er ſich befand; zu ſpät hatte er in Erfahrung gebracht, daß ihm nur Winzingerode's Reitermaſſen gefolgt, während die Heere der Verbündeten nach Paris ſich aufgemacht hatten. Zu ſpät hatte er umgewandt, um mit Sturmeseile zur Rettung der Hauptſtadt herbeizufliegen.

Am 28. März brach er von Saint-Dizier auf, am 29. von Doulevent, am 30. rennt er von Villeneuve-l'Archevêque ab ſeinen übermenſchlich angeſtrengten Soldaten mit Poſtpferden voraus. Gegen Morgen zu in Fromenteau angelangt, trifft er unverſehens mit einem Kavalleriekorps zuſammen, welches der General Belliard in Folge der Kapitulation von Paris aus der Stadt geführt hat. Aus dem Wagen ſtürzend, faßt Napoleon den General beim Arm mit der geflügelten Frage: „Die Armee? Wo iſt ſie?“ — „Sie folgt mir, Sire.“ — „Und der Feind?“ — „An den Thoren von Paris.“ — „Wer hält die Stadt beſetzt?“ — „Niemand. Sie iſt geräumt.“ — „Geräumt? Und mein Sohn, meine Frau, meine Regierung, wo ſind ſie?“ — „An der Loire, Sire.“ Damit war Alles geſagt. Der Angedonnerte mußte ſich zufrieden geben, dem getreuen Caulaincourt eine hoffnungsloſe Sendung an den Czaren zu übertragen und zu befehlen, daß ſeine Heertrümmer (etwa 53,000 Mann) bei Eſſonne Stellung nehmen ſollten. Dann warf er ſich in den Wagen und fuhr nach dem Schloß von Fontainebleau, wo jetzt der elftägige bittere Todeskampf des Napoleonismus anhob. Denn die Stunde der Rachegöttin war gekommen und es ward dem Deſpoten ſein Recht. Er hatte ſtatt Menſchen und Bürgern Sklaven haben wollen, nun wohl, jetzo ſollte er erfahren, was empörte Sklaven ſind. Sie zumeiſt waren es, welche ihrem vergötterten Herrn den mit ihrer Niedertracht bis zum Ueberfließen gefüllten Schmerzenskelch kredenzten und ihn zwangen, denſelben bis auf die letzten Hefen zu leeren.

## Drittes Kapitel.

## Paris.

Am Morgen des 31. März von 1814 rüſteten die Sieger, während der Beſiegte drüben in Fontainebleau ruhelos ſein Gemach durchſtürmte, Wuth und verzweifelte Entſchlüſſe in ſeiner Seele wälzend, den Triumphalpomp ihres Einzugs in die gewonnene Hauptſtadt des Feindes. Die ganze Zurüſtung war darauf berechnet, der Eitelkeit des Czaren ein beiſpielloſes Opfer darzubringen. Alexander wollte ſich den Pariſern im Vollglanz ſeiner Macht, aber mehr noch als das verwirklichte Ideal eines großmüthigen Siegers darſtellen und darum wurden alle Anordnungen ſo getroffen, daß der Einzug nicht allein auf die franzöſiſche Nationaleitelkeit, ſondern auch auf ſehende und denkende Franzoſen den Eindruck machte, als wollten die Verbündeten „mit abgezogenen Hüten in der Stadt Klodwig's, Ludwigs des Heiligen, Heinrichs des Vierten und Napoleon's höflichſt ihre Aufwartung machen[55].“ Aus zarter Rückſicht auf die Pariſer war, um ihre Augenluſt nicht zu beeinträchtigen, ſogar beſtimmt worden, daß die preußiſchen Harſte York's und Kleiſt's nicht mit in Paris einziehen ſollten, weil ſie „allzu abgeriſſen ausſähen.“ Und gerade dieſe Truppen hatten mit das Meiſte dazu beigetragen, daß die Monarchen mit ihren blankgeputzten Garden in die Hauptſtadt Frankreichs triumphirend einrücken konnten. Recht ſymboliſch-ominös das! Der „gemeine Mann“ hatte ſeinen Dienſt gethan, darum konnte man ihn einſtweilen bei Seite ſtellen. Die Völker hatten die Triumphe erſtritten, die Fürſten feierten ſie.

An der Porte de Pantin, wo man von La Villette hereinkommt nach Paris, erwartete die von Epaulettes, Sternen, Ordensbändern und Federſchmuck ſchimmernde Generalität der verbündeten Heere die beiden Monarchen. Als ſie erſchienen waren, ſetzte ſich bei herrlichem Frühlingshimmel der Zug um 11 Uhr in Bewegung. Ein preußiſches Regiment leichter Gardereiterei eröffnete denſelben. Dann kamen die ruſſiſchen rothen Gardekoſaken und hinter denſelben ritt der Czar auf ſeinem Grauſchimmel, zu ſeiner Rechten der Preußenkönig, zu ſeiner Linken Schwarzenberg als Vertreter des Kaiſers von Oeſtreich. Dieſer Gruppe folgten unmittelbar Gneiſenau, Barklay, der Prinz Eugen von Würtemberg, der Kronprinz von Würtemberg, York, Kleiſt, Radetzky, Langeron, Sacken und hinter dieſen kam eine ganze Wolke von Generalen und Oberoffizieren. Die ſämmtlichen Garden und Grenadiere marſchirten auf und die ſchwere ruſſiſche und preußiſche Gardekavallerie ſchloß den Zug. Dieſer wurde in der Vorſtadt St. Martin von 100 jungen Herren der Geburts- und Geldariſtokratie bewillkommt in ſchwarzen Fräcken und mit weißen Binden um den rechten Arm, welche junge Herren „ſich mit unter das Gefolge der Monarchen miſchten, Jeden, welcher ihnen zuhören wollte, mit übertriebenen Schmeicheleien überhäuften und ſich in Schmähungen gegen Napoleon ergoſſen.“ Das Volk indeſſen im Volksquartier des Faubourg St. Martin bewahrte ſich ſeine Nationalehre, indem es die ſiegreichen Fremden mit düſteren Blicken und ſtummen Mundes vorüberziehen ließ. Aber als der Zug auf die Boulevarts einbog, in die vornehmen und reichen Quartiere, da änderte ſich die Phyſionomie der Stadt. Das bourboniſtiſche Junkerthum und die liberale Geldwelt waren gleich eifrig am Werke geweſen, die Alliirten mit widernapoleoniſchem Enthuſiasmus empfangen zu können und insbeſondere dem Czaren berauſchende Huldigungen entgegenzubringen. Niemals — bezeugt ein franzöſiſcher Augenzeuge — iſt eine feindliche Armee in irgendeiner Hauptſtadt mit ſo viel Gunſt und Schmeichelei empfangen worden („avec autant de grâce et de galanterie“), und ein deutſcher berichtet: „Mir graute vor der Wankelmüthigkeit und dem Mangel an Nationalſinn der Franzoſen.“ Allein man darf Zweierlei nicht vergeſſen: — erſtens, daß dieſer Tadel, wenn auf die ungeheure Mehrzahl des franzöſiſchen Volkes angewandt, durchaus ungerecht wäre, denn nur die vornehmen und reichen Herren und Damen „betheiligten ſich an der Infamie, den fremden Siegern Beifall zu klatſchen;“ zweitens, daß die niederträchtigen Beſchmeichelungen, womit insbeſondere der Czar überhäuft wurde, im Grunde doch nur aus einer ſehr kühlen Berechnung des Partei-Egoismus entſprangen. Denn die Bourboniſten und die Liberalen wollten Alexander gleichermaßen für ihre Abſichten gewinnen, welche gewiſſermaßen zuſammenſtimmten. Den Junkern ſollte er die Bourbons zurückgeben und den Konſtitutionellen zu einer Verfaſſung verhelfen, um welchen Preis ſie ſich die alte Dynaſtie ebenfalls gefallen laſſen wollten. Je weiter demnach der Zug auf den Boulevarts vorſchritt, deſto ariſtokratiſcher und plutokratiſcher wurde die Atmoſphäre, deſto häufiger wurden die weißen Fahnen und Lilienſträuße, deſto betäubender das Geſchrei: „Vivent les alliés! Vivent nos liberateurs! Vive Alexandre!“ Schritt für Schritt ſtieg die Flut des Royalismus und Bourbonismus. Aus einem Fenſter auf dem Boulevart de la Madeleine hingen zwei große weiße Fahnen. Beim Vorüberreiten des Czaren ſchrieen Damen aus dem Fenſter: „Vive Alexandre! s'il nous rend nos Bourbons.“ Worauf der Czar zur Antwort gegeben haben ſoll: „Oui, Mesdames, vous les reverrez; vivent votre roi Louis XVIII. et les jolies dames de Paris!“ Möglich iſt es ſchon, daß er im Rauſche des Augenblicks dieſe Aeußerung ſich entwiſchen ließ, obzwar er zur Stunde wohl kaum bereits für die Herſtellung der Bourbons entſchieden war ... Der Zug bewegte ſich derweil inmitten eines ungeheuren Gedränges langſam den Champs Elyſées zu und „unbegreiflich“ war es, daß „an Alexanders rother Chevaleriegarde-Uniform noch ein ganzer Fetzen blieb; ſo wurde er bedrängt und geküßt. Er ließ ſich Alles gefallen. Haufenweiſe hingen die Weiber an ſeinen Stiefeln und Sporen und an dem Schweiſe ſeines Pferdes. Mitten in dieſem Wirrwarr gelang es aber auch einem Schneider, ihm ſeine Adreſſe zu überreichen, und Se. Majeſtät nahm ſie dankbar an.“ Am Eingang zu den elyſäiſchen Feldern hielten die Monarchen an und ließen die Truppen in Parademarſch vorüberziehen, was etliche Stunden währte. Der Zudrang der Zuſchauermaſſen und die Zudringlichkeit der hübſchen Pariſerinnen — diejenigen unter ihnen, welche Béranger „ces démoiselles“ titulirt, machten bekanntlich während des Aufenthalts der Verbündeten in Paris beiſpiellos gute Geſchäfte — wurde dabei immer größer. Der tapfere und galante Oberſt Löwenſtern ſchlug einer „ſehr ſchönen und gut gekleideten“ jungen Dame vor, ſich zu ihm auf den Sattel zu ſetzen, und das gegebene Beiſpiel fand Nachahmung, ſo daß bald „die meiſten Reiter vom Gefolge der Monarchen entweder die Sättel verlaſſen und den Damen dieſelben eingeräumt oder aber die Schönen traulich zu ſich hinaufgezogen hatten.“ Man unterhielt ſich ganz gemüthlich mitſammen. Zu dem Kronprinzen von Würtemberg ſagte ein hübſches Kind, auf ſeinen prächtigen Araber zeigend: „Ah, quel beau cheval!“ — „Mademoiselle, vous prêtez plus d'attention à la rosinante, qu'à son cavalier.“ — „Oh, Monsieur, vous êtes un très-joli garçon, mais les beaux hommes sont moins rares à Paris que les belles bêtes.“ Der Czar zeigte lächelnd dem König von Preußen die Gefangennahme der Kriegsleute durch die zu Pferde ſitzenden Schönen von Paris. „Wenn's halt nur keinen Sabinerinnen-Raub gibt!“ ſagte Schwarzenberg[56]). Aus dieſem Verſuch der Pariſerinnen im Amazonenthum iſt übrigens die Sage entſtanden, die Nichte Talleyrand's und andere vornehme Weiber hätten den Einzug der Verbündeten mitgemacht, auf den Kruppen von Koſakenpferden ſitzend. Als die Truppen nach ihren Lagerplätzen in den Champs Elyſées, auf dem Invalidenplatz und zu Neuilly abgezogen waren, ging der Czar zu Fuße nach dem Hotel Talleyrand's an der Place Ludwigs des Fünfzehnten, wo er ſein Quartier genommen.

Hier hatte ſchon ſeit etlichen Stunden Graf Neſſelrode mit dem Schwefelfarbenen vertraulich erwogen, was jetzt zu thun ſei, und da Talleyrand mit dem Miniſter des Czaren einverſtanden war, die Baſis des Friedens zwiſchen Frankreich und den Verbündeten müßte die Entthronung Napoleon's ſein, ſo war eine Verſtändigung leicht. Um ſo leichter, da Neſſelrode erklärte, um den angegebenen Preis würde ſein Gebieter einen möglichſt günſtigen Frieden gewähren. Man kam überein, der Beſeitigung des Napoleonismus, womit als ſelbſtverſtändlich verbunden die Herſtellung des Bourbonismus ſtillſchweigend vorausgeſetzt wurde, den Anſchein zu geben, als ſei dieſelbe nicht etwa von den fremden Siegern, ſondern von den „geſetzmäßigen Organen der befreiten franzöſiſchen Nation ausgegangen,“ d. h. man ſetzte ein armſeliges Poſſenſpiel in Szene, welches mit Erfolg eben nur deßhalb abgeſpielt werden konnte, weil in Frankreich alle Welt, nur die Soldaten und Subalternoffiziere ausgenommen, gründlich napoleonmüde war. Zum Hauptakteur in dieſem Poſſenſpiel war der Senat auserſehen, d. h. eine Marionette am Draht Talleyrand's, und dieſe Marionette ſpielte dann, wie bekannt, ihre Rolle mit der ganzen Schamloſigkeit der Niederträchtigkeit, wie man ſie von Lakaien erwarten konnte, welche in Napoleon den Erfolg und die Macht mit raffinirter Kriecherei angebetet hatten und jetzt das Unglück ihres entgotteten Gottes verriethen und ächteten. Die einzelnen Akte der aufzuführenden Komödie wurden noch am Abend des 31. März in einer Rathsverſammlung feſtgeſtellt, zu welcher ſich außer dem Czaren und Neſſelrode der König von Preußen, die Fürſten von Schwarzenberg und Lichtenſtein, Pozzo di Borgo und der Duc de Dalberg, ein Handlanger Talleyrand's, verſammelten und ſpäter auch noch die Bourboniſten Baron Louis und der Abbé de Pradt zugelaſſen wurden. Talleyrand führte das Wort. Er zeigte, daß Napoleon unmöglich, daß die Proklamirung des Königs von Rom mit der Regentſchaft Marie Luiſe's in Wirklichkeit nur eine Beibehaltung des Empereur wäre, und daß demzufolge die Reſtauration der Dynaſtie Bourbon die einzige Löſung. Schließlich führte er die ganze Situation auf die Formel zurück: „Entweder Bonaparte oder die Bourbons; alles Andere iſt nur eine Intrike.“ Der Czar ſagte nach einigem Bedenken Ja, Friedrich Wilhelm nickte zuſtimmend, der Fürſt Schwarzenberg erklärte, daß, ſo die Mehrheit der franzöſiſchen Nation die Rückkehr der Bourbons wünſchte, ſein kaiſerlicher Herr wohl auch Nichts dagegen haben würde. Dieſer Rathſchlag war entſcheidend. Das Eintreffen des öſtreichiſchen Kaiſers und Metternich's in Paris änderte Nichts daran; denn Alexander blieb Herr der Lage, da ihn auch das eifrig bourboniſtiſch geſinnte engliſche Kabinett lebhaft unterſtützte. Das Amt eines Ober-Regiſſeurs des beſchloſſenen widernapoleoniſchen Stückes — welches der eitelſte der Menſchen, der Vicomte de Chateaubriand, mittelſt ſeiner etliche Tage darauf erſchienenen Flugſchrift „Bonaparte und die Bourbons“ auf die Bühne gebracht zu haben lächerlicher Weiſe ſich einbildete — übernahm der Schwefelfarbene und führte es mit marmorner Glätte und bronzeſtirniger Unverſchämtheit durch. Auf ſein Betreiben ließ der Czar noch am Abend des 31. März Namens der Verbündeten eine öffentliche Erklärung ausgeben, deren geſchnörkelte Phraſen dieſen Sinn hatten: „Wir wollen mit Napoleon und ſeiner Familie ſchlechterdings Nichts mehr zu thun haben, ſondern erwarten, daß die franzöſiſche Nation ihr altes angeſtammtes legitimes Herrſcherhaus zurückrufe, und werden derſelben unter dieſer Bedingung günſtige Friedensbedingungen gewähren.“ An dieſem Tage ſchon und am folgenden tobte in Paris die allbekannte bourboniſtiſche und liberaliſtiſche Orgie des Widernapoleonismus, ein ekelhaftes Schauſpiel menſchlicher Niedertracht, welches ein hiſtoriſches Gegenſtück nur etwa in jenem findet, in das die Eiterbeule der Sklavenhaftigkeit des kaiſerlichen Roms am Tage von Sejans Sturz ausgeborſten iſt, am furchtbaren 18. Oktober des Jahres 31 n. Chr., welchen der Erzgriffel Juvenal's mit unauslöſchlich brandmarkenden Zügen beſchrieben hat. Zum Glück hat im Frühling von 1814 in Paris der unverwüſtliche Clown der Tragödie Weltgeſchichte, Tröſter Humor, in das widrige Gelärm entfeſſelter Sklaven da und dort ſeine Schellenkappe hineinklingeln laſſen. Wüthende Bourboniſten, die etliche Wochen oder Tage zuvor noch den Speichel des Empereur mit Wonne geleckt hätten, hatten jetzt allerſüßeſten Pöbel aufgeſtiftet, die Bildſäule des „Tyrannen“ mittelſt um dieſelbe geſchlungener Taue von der Vendomeſäule herabzureißen. Aber der vorübergehende Oberſt Löwenſtern ſah „das Seltſame, daß die Statue des Koloſſes, von unten geſehen, die Stricke wie lange Zügel in der Hand zu halten und das raſende Volk damit zu lenken ſchien.“ Ein „alter Schnauzbart, der zur Seite ſtand,“ konnte ſich bei dieſem Anblick nicht des Ausrufs enthalten: „Seht den Teufelskerl, er hält uns noch immer mit ſeiner ſtarken Fauſt!“

Beim Triumphzug vom 31. März glänzte Einer durch ſeine Abweſenheit, welchem von Rechtswegen dabei die erſte Rolle gebührt hätte: unſer Gebhart Lebrecht, von welchem ein urtheilsfähigſter Mann geſagt hat: „Seiner Beharrlichkeit und der beinahe beiſpielloſen Thätigkeit ſeiner Armee verdankten die

Monarchen vorzüglich das große Reſultat“ — und ein zweiter: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Hauptmotiv des Sieges vorzugsweiſe in Blücher's Heldennatur lag, die, unbeirrt durch den ewig zaudernden Egoismus kleinlicher Politik, dem großen Ziele raſtlos zuſtürmte[37].“ Der Alte war auf dem Montmartre zurückgeblieben, jetzt, nach erreichtem Ziele und bei fortwährender Kränklichkeit entſchloſſen, den Heerbefehl niederzulegen, und erſt etliche Tage darauf kam er „in aller Stille“ nach Paris hereingeritten, wo im Hotel des brauenloſen Fouché, welcher beim erſten Sturz des Napoleonismus leider nicht mitdabeiſein kann, ſein Quartier bereitet war. Schon zuvor, am 1. April, hatte Blücher an Friedrich Wilhelm dieſe Zuſchrift gerichtet: — „Wenn ich im Begriff bin, der mir von Ew. Majeſtät gnädigſt ertheilten Erlaubniß zufolge eine Armee zu verlaſſen, deren Tapferkeit und immerwährender Muth es allein möglich gemacht hat, ſie nach einer ſo großen Reihe faſt immer ſiegreicher Schlachten und Gefechte vom Ufer der Oder bis in die Mauern von Paris zu führen, eine Armee, welcher ich den glücklichſten und glänzendſten Augenblick meines Lebens verdanke, ſo drängt ſich mir am Ende meiner militäriſchen Laufbahn nur noch ein Wunſch auf, um ganz den Becher des Glücks gefüllt zu ſehen, womit die Vorſehung ſo reichlich mein graues Haupt überſchüttet. Dieſer Wunſch, Ew. Majeſtät werden ihn gerecht und natürlich finden, kann kein anderer ſein als jetzt in dem Augenblick des blutig errungenen Friedens diejenigen meiner braven Kameraden belohnt zu ſehen, welche ſich an ſo vielen Tagen glorreicher Entſcheidung die gerechteſten Anſprüche auf die allerhöchſte Gnade erworben. Mein hohes Alter, meine von den Fatiguen des Kriegs zerrüttete Geſundheit läßt mich vielleicht nur noch kurze Zeit das Glück hoffen, mich der ſo herrlich erkämpften Gegenwart freuen zu können. Die Armee betrachte ich als meine Familie und es würde mir ſchmerzhaft ſein, ſie auf ewig verlaſſen zu müſſen, ohne ſie im Beſitz des Erbtheils zu ſehen, welches ihr zu verſchaffen für mich heilige Verpflichtung iſt[38].“ Der König ermangelte nicht, beim Zurücktritt des Alten, an deſſen Stelle im Kommando einſtweilen Barclay kam, ſeine Dankbarkeit zu bezeugen, und wenn man die damaligen Mittel Preußens und den bürgerlich-ſparſamen Sinn Friedrich Wilhelms in Betracht zieht, muß man ſagen, daß es in nicht karger Weiſe geſchah. Blücher ward laut Urkunde vom 3. Juni zum Fürſten von Walſtatt erhoben und ſollten ſeine Nachkommen Grafen von Walſtatt heißen. Der Name war ſinnig dem auf der Walſtatt an der Katzbach gelegenen Kloſter entnommen. Ferner ward ihm als Staatsgeſchenk das Rittergut Krieblowitz mit Wetzwitz unweit Breslau in Schleſien eigen- und erbthümlich verliehen, eine Beſitzung, welche jedoch keineswegs, wie behauptet worden iſt, einen Werth von 700,000, ſondern von 142,000 Thalern hatte[39]. In ganz anderem Styl freilich wurde zu derſelben Zeit Wellington belohnt, welchem der Prinz-Regent den Herzogstitel verlieh und das Unterhaus eine Dotation von 500,000 Pfund Sterling verwilligte. Der „ferreous duke“ kam zu Anfang Mai's nach Paris und er und Blücher begegneten ſich zuerſt auf einem von Sir Charles Stewart gegebenen Ball. Wellington begrüßte kurz die Monarchen und wandte ſich dann zu Blücher. Die Beiden betrachteten ſich eine Weile ſchweigend, ſchüttelten ſich dann herzlich die Hände und unterhielten ſich mittelſt eines Dolmetſchers ſtundenlang mitſammen.

Ruhe, Pflege und ärztliche Geſchicklichkeit hatten inzwiſchen den heldiſchen Greis raſch wieder hergeſtellt. Sein Augenleiden verſchwand, Wohlgefühl, Kraft und Munterkeit kehrten ihm zurück und er konnte nun in ſeiner Weiſe ſeiner Gegenwart in dem eroberten Paris ſich erfreuen. Eine erſprießliche Weiſe iſt das nun aber freilich nicht geweſen und hier trat die Schattenſeite von Blücher's Weſen und Stellung leidig hervor. Wenn Wellington, deſſen Verdienſt um die Niederwerfung des Napoleonismus an das blücher'ſche doch bei Weitem nicht hinanreichte, vermöge ſeiner welt- und ſtaatsmänniſchen Bildung ſeinen Feldherrnruhm zu einem politiſchen Kapital zu machen wußte, welches ſeinem Vaterlande ſehr ſtattliche Zinſen abwarf und ihm ſelber jetzt und ſpäter eine die Geſchicke Europa's mitentſcheidende Stimme gab, ſah ſich dagegen der deutſche Nationalheld, ſowie der Schlachtendonner verſtummt war, ganz nebenaus geſtellt, während, in ſeiner Sprache zu reden, die „Lumpenhunde und Judaſſe von Diplomatikern“ das Feld behaupteten. Es iſt für Deutſchland ein großes Unglück geweſen, daß der patriotiſche Alte eben nur ein Soldat war, deſſen Bildung und Gebaren nicht dazu angethan, ihm Zutritt und Stimme im Rath der Monarchen und ihrer Miniſter zu verſchaffen. Er fühlte und erkannte wohl, daß alle die diplomatiſchen Machenſchaften, welche in Paris geſponnen und gewirkt wurden, keine der ſtolzen und berechtigten Hoffnungen Deutſchlands oder auch nur Preußens vom Jahre 1813 zur Verwirklichung kommen laſſen würden; aber ſo, wie er war und ſtand, konnte er über den Gang der Friedensverhandlungen nur ſchelten, fluchen und wettern, womit natürlich Nichts ausgerichtet ward. Möglich auch, daß er ſich daneben noch der Hoffnung tröſtete, es würde „daheim ſchon Alles zum Beſten ſich ordnen,“ wie das ja im Siegesjubel jener pariſer Frühlingstage der Freiherr vom Stein ebenfalls that[60]. Einſtweilen verlegte ſich der Alte zu Paris nach ſeiner Geneigung mit aller Macht auf's Rauchen, Punſchiren und Spielen. Ob er, wie eine Lesart der Blücherlegende will, 20,000 Napoleonsd'or auf den Spieltiſchen des Palais Royal ſitzen gelaſſen, oder ob er, wie eine andere behauptet, deren 1700 von dort mitgenommen, iſt ziemlich gleichgültig. Bis um 4 Uhr Abends ſpielte er im Palais Royal, ſpäter bis gegen den Morgen zu im Salon des Etrangers in der Rue Grande Bataille. Zwiſchenhinein, um 5 Uhr Abends, ſpeiſ'te er in der damals berühmten Reſtauration von Very. Ward ihm die Hitze im Saale zu groß, ſo zog er ohne Weiteres den Rock aus, und wenn er ſo daſaß, hemdärmelig, ſeine kurze Pfeife dampfend, ſtärkſten Punſch trinkend und mit ſeinem Noſtitz und anderen Kameraden traulich redend, drängten ſich die Söhne John Bulls, welche über den Kanal herübergekommen, um „the old Blucher,“ „the conqueror of the tyrant“ zu ſehen, ſcharenweiſe herbei, mit geſtreckten Gänſerichhälſen und vorquellenden Glotzaugen den „Marshal Forwards“ anſtierend. Das ließ er ſich wohlgelaunt gefallen. Gegen die Franzoſen dagegen benahm er ſich durchweg ſchroff abweiſend. Als der Marſchall Berthier ihm ſeine Aufwartung machte und nach Anbringung verſchiedener Komplimente äußerte, es ſei ihm angenehm, dem Feldmarſchall ſeine Hochachtung bezeugen zu können, obzwar er wünſchte, daß es anderswo als hier in Paris hätte geſchehen können, brummte der Alte kurzweg: „Mir iſt das ganz recht[61].“

Ganz anders ſtellte ſich der Czar zu den Franzoſen. Völlig narkotiſirt durch die Vanille-Bonbons der Schmeichelei, womit in Paris Männlein und Weiblein — mit Feinheit jene, mit feinſter Feinheit dieſe — ſeine Seele fütterten, und dennoch im vollen Eitelkeitsrauſch nie das lockende Ziel einer ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz aus den Augen verlierend, ſpielte Alexander ſo ſuperlativiſch den Liebenswürdigen, daß ihn die Franzöſinnen anbeteten und die Franzoſen — benützten. Um die Augen der Beſiegten nicht zu verletzen, ließ er einen Befehl ausgehen, daß alle fremden Offiziere, ſo ſie nicht im Dienſte ſich befänden, nur Civilkleider tragen ſollten. Er hatte ein freundlich Wort, ein Kompliment für Jeden und Jede. Er beſuchte den Marſchall Ney, er beſuchte die Exkaiſerin Joſephine in Malmaiſon — (die Arme ſtarb daſelbſt am 29. Mai) — er betheiligte ſich lebhaft an der liberalen Phraſenmacherei, wie ſolche im Salon der Madame Staël betrieben wurde, welche zugleich mit den Bourbons ihre Reſtauration erlebte und feierte. Sie war mit Monſieur le Piaffeur-Bernadotte nach Frankreich zurückgekehrt, noch immer der Wirbelwind von Weib, welches „alles Betaſtete ſchon begriffen zu haben wähnte," und auch jetzo, wie gewohnt, von einer literariſchen Kammerzofe begleitet: diesmal von jenem Benjamin Conſtant, der ein Jahr ſpäter eines der glänzendſten Exempel vom Literaten- und Lumpenthum geben ſollte. Wetteifernd mit Dame Staël, welche plötzlich „wie eine ſprühende Fackel in Paris aufflammte" und nach dem herben Ausdruck eines patriotiſchen Franzoſen ſich's angelegen ſein ließ „de faire aux étrangers les honneurs de notre ruine," bemühte ſich eine andere literariſch berühmte Dame um den Czaren, die Verfaſſerin von „Valerie," Juliane von Krüdener, welche auf dem Schauplatze, wo ſie zur Direktorialzeit als reizende Sünderin geglänzt, dermalen als büßende Maria Magdalena wieder auftrat, um alle menſchlichen Weſen in einen „göttlichen Liebesbund" zu ſammeln. Eine ſchwierige Aufgabe! Um ſie zu löſen, ließ ſich die Religionskünſtlerin im Hintergrunde verdunkelter Gemächer, mit phantaſtiſch-prieſterlichen Gewändern angethan, als Beterin, Hierophantin oder Pythoniſſa ſehen und die von ihr eröffneten Konventikel hatten ſich in der vornehmen Welt für eine Weile einer bedeutenden Frequenz zu erfreuen. Es war ja wieder einmal etwas Neues, eine willkommene Abwechſelung. Daß Alexander eine Zeit lang von den Viſionen und Orakeleien der beredten Myſtagogin — ſie hatte ſich ihm ſchon in Heidelberg anzuſchwindeln gewußt — tief beſtrickt war, iſt Thatſache, und daß der „göttliche Liebesbund" Juliane's ihm die erſte Idee zur „heiligen Allianz" eingegeben, ſteht zu vermuthen. Aber dauernd wußte ihn die neue Prophetin nicht zu verſtricken, denn er iſt der krüden Krüdenerei nach etlichen Jahren wieder überdrüſſig geworden[63]).

Falls der Czar auf der Heerfahrt nach Paris vielleicht noch einigermaßen die Abſicht hatte, die frechen Hoffnungen Bernadotte's, welche er dereinſt zu Abo ſelber ermuthigte, zu unterſtützen, ſo mußte jeder Gedanke daran ſchwinden, als er unſchwer bemerken konnte, wie aus dem pariſer „Gewirre von Widerſprüchen und Parteien vorherrſchend die Richtung des Nationalen ſich erhob und den Fremden gegenüber mit ſolchem Erfolg auftrat, daß es bald ſo ausſah, als wären die Sieger nicht ihrer, ſondern der Franzoſen wegen nach Paris gekommen, um dieſe zufrieden zu ſtellen und ihren Beifall zu gewinnen[61]).“ Gerade das „Nationale“ im Franzoſenthum hatte aber Bernadotte tödtlich verletzt, indem er die Waffen gegen Frankreich getragen, und da von ſeinen unverſchämten Anſprüchen nicht entfernt die Rede ſein konnte, wollte Alexander den überläſtigen Mahner los ſein und gab ſeinem Pozzo di Borgo einen bezüglichen Wink. Die Folge davon war einer der wenigen rein ergötzlichen und wohlthuenden Auftritte jener Zeit. Kaum in Paris angelangt, hat der Gaskogner nichts Eiligeres zu thun, als den Korſen, ſeinen alten Bekannten, bedeutſam zu fragen, ob die verbündeten Monarchen in Betreff der Zukunft Frankreichs bereits einen Entſchluß gefaßt hätten. „Mon Dieu, Prinz — entgegnet Pozzo — man iſt hierob in nicht geringer Verlegenheit, und ich meine, der Rath Ew. Hoheit, welche das Land ſo gut kennt, wird ſehr willkommen ſein. Was denken Sie? Was für ein Oberhaupt ſoll man der Nation geben, die ſo ſchwer zu regieren iſt?“ — „Iſt denn die Wahl erſt noch zu treffen?“ — „Allerdings und zwar ungeachtet der zudringlichen Bitten des Hauſes Bourbon.“ — „Mir kommt vor, Monſieur le Comte, dieſes Haus ſei hier zu Lande ganz fremde. Was Frankreich noththut, iſt ein Oberhaupt, welches der Revolution Nichts vorzuwerfen hat.“ — „Sehr richtig.“ — „Der Mann muß auch ſattſame militäriſche Kenntniſſe beſitzen.“ — „Ganz meine Meinung.“ — „Es muß ſodann ein Mann ſein, welcher ſich auf die Verwaltung im Großen verſteht und die Intereſſen Europa's aus praktiſcher Erfahrung kennt.“ — „Sehr gut, das iſt's! Ich bitte, Prinz, fahren Sie fort.“ — „Mit einem Wort, ein Mann, welchen zu würdigen die verbündeten Monarchen bereits Gelegenheit hatten und deſſen Charakter eine Bürgſchaft ſeiner Redlichkeit und Mäßigung wäre.“ — „Wohlan, Prinz, was Sie mir da ſagen, das habe ich den Monarchen ebenfalls ſchon geſagt und geſchrieben. Noch mehr, ich wagte es, denjenigen zu bezeichnen, welcher meines Erachtens der geeignete Mann wäre, um ihm die Geſchicke unſeres gemeinſamen ehemaligen Vaterlandes anzuvertrauen.“ Und bei dieſen Worten wirft der kauſtiſche Korſe einen reſpektvollen Blick auf den Gaskogner, welcher mit unterdrückter Freude lächelnd ſagt: „Wäre es wohl eine Indiskretion, Sie nach dem Namen deſſen zu fragen, welchen Ihre Erfahrung bezeichnet hat?“ — „O, Ew. Hoheit kann ihn errathen, ich wette.“ — „Ich könnte mich doch täuſchen, Herr Graf. Bitte, nennen Sie ihn.“ — „Sie wollen es, Prinz? Nun denn, ich ſelber bin's. Ja, ich! Ich bin ein geborener Franzoſe, bin General, bin Politiker, kenne die Intereſſen Europa's und die Souveraine kennen mich[62]).“ Dieſe witzig-grauſame Myſtifikation zeigte endlich dem Piaffirer, woran er mit ſeiner chimäriſchen Hoffnung auf die Krone Frankreichs ſei, und er fand für gut, noch vor dem Ende des April geräuſchlos aus Frankreich zu verſchwinden, froh, daß er wenigſtens Kronprinz von Schweden blieb. Er hat dann im Sommer und Herbſt die Vereinigung Norwegens mit Schweden zu Stande gebracht und zwar, wie man ihm nachrühmen muß, mehr noch durch Klugheit als durch Waffengewalt, indem er die Verfaſſung beſtätigte, welche die Norweger im Mai von 1814 zu Eidswolde ſich gegeben hatten, die freiſinnigſte Verfaſſung, der ein monarchiſcher Staat jemals ſich erfreute.

Derweil war die Agonie des Napoleonismus zu Ende gegangen, mit Einſchaltung von allerhand Epiſoden, wozu auch die legendariſche von dem Selbſtmordverſuch gehört, welchen der entthronte Empereur in der Nacht vom 11. auf den 12. April mittelſt Giftes gemacht haben ſoll[63]). Am 1. April beſchloß der Senat auf Antrieb und unter dem Vorſitz Talleyrand's die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung und beſtellte zu Mitgliedern derſelben den Schwefelfarbenen und vier Strohmänner. Am folgenden Tage wurde im Senat die Entthronung Napoleon's und ſeiner Familie beantragt und im Hui beſchloſſen. Nicht eine Stimme erhob ſich für den Ex-Gott, nicht eine, und nur etliche Wenige dieſer Lakaien-Senatoren hatten ſo viel Schamgefühl, vor der Abſtimmung den Sitzungsſaal zu verlaſſen. Aber die Mehrheit ließ es mit dem bloßen Entthronungsbeſchluß noch nicht genug, ſondern ſich's angelegen ſein, das unendliche Textbuch der ungöttlichen Tragikomödie menſchlicher Schufterei mit einer neuen draſtiſchen Szene zu vermehren, und zwar dadurch, daß ſie die Motive ihres Beſchluſſes veröffentlichte, d. h. ein langes Regiſter der Sünden des napoleoniſchen Deſpotismus, welche Sünden derſelbe Senat durch ſeine Billigung nicht nur mitgeſündigt, ſondern auch als vergötterungswerthe Tugenden und Verdienſte beſtaunt, beſchmeichelt und lobgeprieſen hatte! Es iſt wahr, man kann Angeſichts dieſes Gebarens empörter Sklaven ſagen, daſſelbe formulire die furchtbarſte Anklage gegen ihren geweſenen Herrn; denn ſolche Früchte der Infamie zeitige überall und allezeit der Giftbaum der Tyrannei. Aber ebenſo wahr iſt, daß dieſer Giftbaum nur in der Dummheit und Knechtſchaffenheit der Völker Wurzel ſchlagen kann... Was den Entthronten zu Fontainebleau angeht, ſo wich der Tollrauſch des Kaiſerwahnſinns jetzt allmälig der phyſiſchen und moraliſchen Abſpannung. Anfangs Willens, mit den Truppen, welche ihm geblieben, die Verbündeten in und um Paris anzugreifen, mußte er den Plan bald und bald ſchon aufgeben, als er den offenkundigen Widerwillen ſeiner Marſchälle und Generale gegen die Fortſetzung des verzweifelten Spiels bemerkte.[*] Er ſah ein, daß er ſich für eine Weile hinter die Kuliſſen des Welttheaters zurückziehen müßte, und wollte dieſen Rückzug mit einer am 4. April ausgeſtellten Urkunde bewerkſtelligen, kraft welcher er zu Gunſten ſeines Sohnes dem Thron entſagte. Aber zur gleichen Zeit hatte Marmont den Knoten zerhauen, indem er mit Schwarzenberg den Vertrag von Eſſonne einging, welcher den franzöſiſchen Heertrümmern freien Abzug nach der Normandie und dem Ex-Empereur Leben und Freiheit ſicherte. Man hat das den Schlußſtein von Marmont's „Verrath" genannt, in Wahrheit iſt es eine unausweichliche Nothwendigkeit geweſen, wenn man nicht riskiren wollte, um der tollen Selbſtſucht eines Unverbeſſerlichen willen die Hauptſtadt Frankreichs zum Schauplatz einer gräuelhaften Kataſtrophe zu machen. Die treueifrigen Anſtrengungen, welche Caulaincourt, Macdonald und Ney bei Alexander machten, dem König von Rom ſeines Vaters Thron zu erhalten, ſcheiterten und ſo mußte ſich Napoleon bequemen, in der Nacht vom 6. auf den 7. April die Urkunde ſeiner unbedingten Thronentſagung zu unterzeichnen, worauf alsbald die große Deſertion der Ratten vom ſinkenden Kaiſerſchiff zu Fontainebleau nach Paris begann. Am 7. wollte ſich der Entthronte noch einmal plötzlich wieder als Empereur gebaren, aber die Feſtigkeit, womit der Marſchall Oudinot ihn an ſeine Abdankung erinnerte, beugte einem Tollhäuslerſtreich vor. Dagegen machten die Verbündeten einen echten und gerechten Narrenſtreich, indem ſie mittelſt Vertrags vom 11. April dem abgeſetzten Deſpoten die Inſel Elba als ſouveraines Miniatur-Reich überließen, nebſt etlichen hundert Mann Garden und 2 Millionen Francs jährlicher Einkünfte aus der franzöſiſchen Staatskaſſe, und die geſammte bonaparte'ſche Sippſchaft — („alles dieſes Lumpengeſindel," ſagte grobianiſch der Freiherr vom Stein[66]) — mit Jahrgeldern ausſtaffirten. Marie Luiſe ſollte als Schmerzensgeld die italiſchen Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla erhalten mit Erbrecht für ihren Sohn. (Das „Erbrecht" ging aber bekanntlich ſpäter in die Brüche. Der napoleoniſche Aſtyanax wurde zunächſt mit ſeiner Mutter, welche übrigens keine Anlage zu einer Andromache hatte, nach Wien gebracht, wo er dann als Titularherzog von Reichſtadt in Jünglingsjahren 1832 geſtorben iſt.) Nachdem er am 20. April noch die allbekannte große Abſchiedsrührſzene im Schloßhof von Fontainebleau aufgeführt hatte, fuhr der Entthronte unter der Obhut von Kommiſſären der verbündeten Mächte nach ſeinem Verbannungsort ab. Die Reiſe war ein Vorſchmack von Helena, ein wahres, wenn auch erfolgloſes Fegefeuer vor der Hölle. Schon zwiſchen Lyon und Valence wurde der Entkaiſerte von dem ihm begegnenden Marſchall Augereau gröblich inſultirt. (Nach der grellſten Ueberlieferung mit den Worten: „Du haſt nicht als Soldat zu ſterben gewußt, ſondern haſt dich benommen wie ein Hundsfott!“[67]) Die Fahrt durch die Provence war furchtbar. Mehrmals kam Napoleon in Gefahr, von dem wüthenden Pöbel, welcher ſich nach Pöbelsweiſe erſt dem Wehrloſen gegenüber tapfer fühlte, zerriſſen zu werden. Nur mittelſt allerhand Verkleidungen und durch die energiſchen Bemühungen der ihn begleitenden Kommiſſarien entrann er einem ſchrecklichen Tode und langte am 1. Mai auf Elba an, mit heiler Haut, aber mit in Galle ſchwimmendem Herz, unaufhörlich ſeine Marſchälle, Miniſter und Senatoren, wie die Monarchen Europa's, Frankreich und die Welt ſchnödeſten Undanks anklagend. Ja, er, der verkörperte Egoismus höchſter Potenz, welcher alles Ideale gehaßt, bekämpft, verfolgt und mit aller Gewalt die Menſchen gewöhnt hatte, nur ihre nächſtliegenden und gemeinſten Intereſſen zu berückſichtigen, er verwunderte ſich nun oder that wenigſtens verwundert, daß dieſe Menſchen ſich nicht beeilt hatten, ihre Selbſtſucht der ſeinigen zum Opfer zu bringen. Wäre das nicht ſo komödiantiſch geweſen, wie es ohne Zweifel war, ſo würde es wunderſam naiv heißen können.

In Paris gab derweil der Czar Gaſtrollen im Liberalismus und ermunterte den Senat, für das bourboniſch zu reſtaurirende Frankreich eine Konſtitution auf breiteſter liberaler Grundlage auszuarbeiten, was die Herren Senatoren thaten, ohne ſich ſelbſt dabei zu vergeſſen, indem ſie ihre Titel, Würden- und Einkünfte äußerſt fürſorglich-liberal mit in die Verfaſſung aufnahmen. Allein dieſes Senatskind von Konſtitution blieb ein todtgeborenes. Am 12. April zog der Graf von Artois in Paris ein, aufgepolſtert mit etlichen Rauſchgoldphraſen, welche ihm Talleyrand oder Beugnot oder ſonſt ein Fabrikant von „Mots“ geliefert hatte, und begleitet von Monſeigneur Jules de Polignac. Will ſagen, das Ancien Régime hielt in der Perſon dieſer beiden Schwachköpfe leibhaftig ſeinen Wiedereinzug in die Hauptſtadt Frankreichs. Der Prinz übernahm die Generalſtatthalterſchaft des Königreichs und die weißtuchene Albernheit der Reſtauration hob an. Am 18. April machte ſich die arme, alte, gichtbrüchige und waſſerſüchtige Watſchelmajeſtät von achtzehntem Ludwig aus ihrem Aſyl in Hartwell auf und ſagte, bevor ſie ſich in Dover einſchiffte, im Vorbeigehen zu London dem Prinzregenten ein Kompliment, deſſen Spitze ſo geiſtreich-boshaft — denn Ludwig beſaß Geiſt, d. h. Eſprit — gegen die Eitelkeit des Czaren gerichtet war, daß ſie dieſen um's Haar zum Widerbourboniſten gemacht hätte 68). Am 29. April in Compiègne angelangt, empfing er die Aufwartung zahlloſer „Ratten“ hohen, höheren und höchſten Ranges und Standes, welche ſich in dem jetzo glücklich flottgewordenen Schiff des Bourbonismus einzuniſten begehrten. Etliche napoleoniſche Marſchälle, wie Berthier, Clarke und Ney, ſpäter auch Soult, thaten ſich durch die Heftigkeit ihres Vive-le-roi-Geſchrei's hervor. Von St. Ouen aus erklärte der König, daß er die vom Senat entworfene Verfaſſung nicht annähme, aber entſchloſſen ſei, eine „liberale“ zu geben. Als er am Tage darauf — in ſeiner vorſündflutlichen Friſur und in ſeinen Podagra-Sammetſtiefeln eine Karikatur auf das Königthum — unter dem Jubel der Junker und Bourgeois und dem finſteren Schweigen der kaiſerlichen Garde und der Volksmaſſen in Paris einzog, begleitete Spottdroſſel Chanſen den Zug lachend die Straßen entlang 69).

Frankreich hatte alſo ſeine Bourbons wieder, eine Errungenſchaft, worüber es in ganz Europa, nämlich unter denkenden Leuten, ein großes Kopfſchütteln gab. In London ſchrieb Lord Byron am 19. April in ſein Diary: „Ich mag kein Tagebuch mehr führen, und damit ich nicht, wie der Hund zum Geſpieenen, zu meinen Erinnerungen zurückkehre, reiße ich die noch vorhandenen Blätter dieſes Heftes aus und ſchreibe mit Ipekakuanha: „„Die Bourbons ſind wieder eingeſetzt!““ An den Galgen mit der Philoſophie! Fürwahr, ich habe lange mich und die Menſchen verachtet; aber nie bis jetzt hab' ich einen ſo lebhaften Drang verſpürt, meinem eigenen Geſchlecht in's Geſicht zu ſpeien.“ Und aus Wien ſchrieb Gentz, ja, Gentz am 21. April an Rahel: „Ich bin nicht entzückt, vielmehr ſehr kalt, blaſirt, höhniſch, von der Narrheit faſt aller Andern und von meiner eigenen nicht Weisheit, aber Hellſichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfſichtigkeit mehr als erlaubt iſt durchdrungen und innerlich quaſi teufliſch erfreut, daß die ſogenannten großen Sachen zuletzt ſolch ein lächerliches Ende nehmen [79]).“

Am 30. Mai kam, von Talleyrand mit den Miniſtern Englands, Rußlands, Oeſtreichs und Preußens verhandelt, der ſogenannte erſte pariſer Friede zum Abſchluß, unter für ein beſiegtes Land ganz unerhört günſtigen Bedingungen. Frankreich erhielt ſeine Gränzen vom 1. Januar 1792, mit einer Erweiterung um 150 Quadratmeilen (Chambery, Annecy u. ſ. w.); es wurde ihm keine Kriegsſteuer auferlegt und es durfte ſogar die Beute ſeines ſchamloſen Kunſtſchätzeraubes behalten. Im Uebrigen ſollten die Abmachungen von Teplitz, von Frankfurt und Chaumont maßgebend ſein und auf dieſer Baſis die Verhältniſſe Europa's durch einen großen Monarchen- und Miniſterkongreß geregelt werden, welcher am 1. Auguſt in Wien zuſammentreten würde. Dieſes pariſer Friedensding war ein echtdiplomatiſches Machwerk, lotterig und ſchlotterig durch und durch. Gneiſenau äußerte noch in Paris: „Dieſer Friede iſt Nichts als ein Waffenſtillſtand. Nur die Sache Napoleon's iſt abgethan, die Nationalſache zwiſchen Deutſchland und Frankreich iſt nicht ausgefochten und wir werden noch einmal auf den Walplatz zurückkehren müſſen." Blücher ſeinerſeits ſchrieb im Spätſommer des Jahres an Bülow: „Ob uns noch eine Fehde bevorſteht, weiß der Himmel, trauen will ich der Sache nicht; man hat zu Paris die Umſtände nicht benutzt, Frankreich wird ſchon wieder zu laut, man hätte ſelbiges die Flügel beſſer beſchneiden ſollen." In Uebereinſtimmung mit ſolchem Mißtrauen äußerte Görres ſchon zu Anfang Juni's in ſeinem „Rheiniſchen Merkur:" — „Deutſchland ſei wohl auf ſeiner Hut und ſchirme ſeine Gränzen weniger mit ſtehenden Heeren, die uns auffreſſen und verderben, ſondern indem es ſein Volk wehrhaft macht und dadurch den Franzoſen furchtbar bleibt." Eine prächtig-volksmäßige Kritik des pariſer Friedens aber lieferten vom deutſchen Standpunkt aus die Töchter des Poſtmeiſters zu Andernach, indem ſie dem aus Frankreich heimkehrenden Wolzogen, über den „erbärmlichen Friedensſchluß" ſcheltend, zuriefen: „Ihr hättet die Franzoſen ganz anders zwiebeln und namentlich mit den verdammten Marſchällen nicht ſo viele Umſtände machen ſollen! Wir haben ſie alle nur als Lumpenhunde kennen gelernt und dem Bernadotte, der nun Kronprinz titulirt wird, vor noch nicht langer Zeit die Hoſen flicken müſſen[71])."

## Viertes Kapitel.

### London und Berlin.

Derweil die Völker ihre Todten begruben und ihre Wunden verbanden, kümmerlich aufathmend von des eben beſtandenen Rieſenkampfes Mühſal, hüllten ſich die Wände der Fürſtenpaläſte in Feſtſchmuck und widerhallten die Säle der Könige vom Siegesbankettjubel. Der Löwe oder, wie er im Reſtaurationsſtyl hieß, der „Tiger“ aus Korſika, deſſen diktatoriſches Gebrülle vierzehn Jahre lang Europa in Furcht und Schrecken und Sorge erhalten hatte, war eingekäfigt auf Elba — ſchlecht genug freilich! — und ſeine Beſieger konnten und wollten ſich's wohlſein laſſen. Zur rothen Bellona, die ſich den Staub und Schweiß und das Blut der Schlachten abwiſchte, ſagte, in allen Farben der Diplomatik und Erotik chamäleontiſch ſchillernd, Kupplerin Intrike: Du taugſt nicht für die Bankett- und Ballſäle, für die Boudoirs und Schlafkloſettes. Geh' baden und ſchlafen und ruhe dich aus, bis man deiner etwa wieder benöthigt iſt; ich werde in Gemeinſchaft mit Monſieur Plaiſir inzwiſchen das Weltgeſchäft ſchon beſorgen ... In Tagen aber, wo Monſieur Plaiſir und Kupplerin Intrike das Weltgeſchäft beſorgen, da gibt, wie die ausruhende Löwin von einer munter bellenden Wachtelhündin ſich umſpielen läßt, eine hochherſchreitende und ernſtblickende Seherin Hiſtoria gern ihrer neugierigen, plauderſüchtigen und „pikant" ſchwatzenden Zofe Anekdote freien Raum. Mag darum auch uns das Plappermäulchen ein Moſaik-Kapitelchen zuſammenplauſchen, da ja doch alle die „großen" Sachen vorderhand ſo „lächerlich klein" geendigt haben[78].

Der Prinz-Regent und die Oligarchen von Großbritannien waren auf den Einfall gekommen, daß John Bull für die Aufbringung von mehr als 4000 Millionen Thalern, womit er für ſeinen Theil die Beſiegung des Jakobinismus und Napoleonismus bezahlt hatte[79], doch auch etwelches Vergnügen haben müßte, ein Vergnügen der Gaffluſt, und ſo luden ſie die verbündeten Monarchen ſammt ihren Generalen und Miniſtern zu einem Beſuch in England ein. Gentleman George hatte außer dem Staatsmotiv für eine ſolche Gaſtfreundſchaftserweiſung auch noch einen drängenden Privatgrund. Der Skandalkrieg, welchen er mit ſeiner Frau Karoline von Braunſchweig führte, war dermalen nachgerade ſo ſkandaliſch geworden, daß ſelbſt ein „Tiberius von Brighton" zeitweilig das Bedürfniß fühlen mochte, die öffentliche Aufmerkſamkeit einem andern Schauſpiel zugelenkt zu ſehen. Und doch war die engliſche „Geſellſchaft," obzwar heuchleriſch wie immer, zu dieſer Zeit nicht gerade beſonders prüde und tugendſteif. Im Gegentheil, Skandalien gehörten mit zum täglichen Brot der vornehmen Welt. Gerade im Sommer von 1814 wurde ein Mitglied der Ariſtokratie, Lord Cochrane, der Betheiligung an einem koloſſalen Börſenſpielſchwindel angeklagt, ſchuldig befunden und zum Stehen am Schandpfahl verurtheilt, und wenn Lord Byron, mit Tagesanbruch von ſeinen Nachtſchwärmereien heimgekehrt, ſeine Abenteuer den verſchwiegenen Blättern ſeines Tagebuchs beichtete, ſo hatte er Veranlaſſung, zu notiren, daß in dem und dem Theater oder an dieſem und jenem Vergnügungsort die Anzahl der vornehmen und freiwilligen Prieſterinnen der Aphrodite Pandemos oder, wie der techniſche Ausdruck lautete, der „Ladies-Babylonierinnen" die der niedrigen und gewerbsmäßigen weit überboten habe. Was übrigens Gentleman George betrifft, ſo iſt nicht zu verſchweigen, daß ſeine Verworfenheit und Ruchloſigkeit durch ſein perſönlich-liebenswürdiges Gebaren häufig ſtark gemildert wurde. So hat er z. B. gegen Walter Scott, deſſen epochemachender „Waverley“ im Juli von 1814 erſchien, echt „gentlemanlike“ ſich benommen und es war eine hübſche Szene, als ſich der „große Unbekannte,“ der berühmte Dichter der „Lady of the lake“ und des „Marmion“ und der noch berühmtere der Waverley-Novellen, im März des folgenden Jahres in Carlton-Houſe zu Gäſte befand. Er erzählte bei dieſer Gelegenheit die berühmte Schnurre von dem ſchottiſchen Richter Lord Braxfield, der eines Tages gegen einen alten Bekannten, mit welchem er früher häufig Schach geſpielt hatte, das Todesurtheil zu fällen im Falle war und dabei der ſchrecklichen Formel: „Ihr werdet an eurem Halſe aufgehangen werden, bis ihr todt ſeid“ — in vertraulich-jovialem Ton die Worte beifügte: „Na, Donald, mein Mann, ich denke, jetzt hab' ich Euch mal gehörig ſchachmatt geſetzt!“ Gegen Mitternacht forderte der Prinz ſeine Gäſte auf, „mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfaſſers von Waverley einen Humpen zu leeren,“ und ſah dabei Scott bedeutſam an. Allein der Dichter, ſeine Anonymität wahrend, lehnte die Ehre ab, worauf der Prinz, bevor ſich die Geſellſchaft wieder ſetzen konnte, raſch ausrief: „Nun denn, Gentlemen, ein Glas auf das Wohl des Verfaſſers von Marmion! Und nun, Walter, mein Mann, diesmal hab' ich Euch doch ſchachmatt geſetzt“ (and now, Walter, my man, J have checkmated you for once).

Unter den nach England Geladenen befanden ſich auch Blücher und York. Sie gingen auf dem Linienſchiff Impregnable hinüber, welches den Czaren und den Preußenkönig — Kaiſer Franz wollte von dem „freien Albion“ Nichts wiſſen und haben als möglichſt viele „Pfunde“ — mit einem mächtigen Schweif von Prinzen und Prinzeſſinnen, Kriegsoberſten und

Diplomaten am 6. Juni von Boulogne nach Dover brachte. Alexander ließ als Xenion den Franzoſen das ſuperlativiſche Kompliment zurück, daß er, als bei der Einſchiffung im Hafen von Boulogne ſeine Adjutanten den überläſtigen Zudrang der Neugierigen abwehren wollten, mit lauter Stimme ſagte: „Laßt ſie doch! Nie wird ein Franzoſe mir läſtig ſein.“ Nach etlichen Monaten hatte der Franzoſentrunkene Gelegenheit, zu bemerken, daß es denn doch Franzoſen gäbe, z. B. einen gewiſſen Schwefelfarbenen, welcher zu Wien czariſche Pläne durchkreuzte, — Franzoſen, die es verſtänden, ihm hinlänglich läſtig zu werden. Die Ankunft der feſtländiſchen Gäſte in England rief einen Rauſch, eine Epidemie, eine Wuth des Enthuſiasmus hervor, welche Alles übertraf, was John Bull in dieſem Fache jemals geleiſtet hatte. Rule Britannia, unbekümmert, ob zu den Milliarden, welche das eben glücklich beendigte Kriegsgeſchäft gekoſtet hatte, noch etliche lumpige Millionen hinzukämen, ließ ihre Gaſtfreundſchaft großherzig ſehen und der Prinz-Regent, von der Natur zu einem vortrefflichen Tapezierer und Tafeldecker beſtimmt, hatte höchſtſelbſt die Herſtellung der Feſtapparate geleitet. Nur wollte er ſeine Frau Gemahlin nicht bei dieſen Feſten haben und wurde daher derſelben die beſchimpfende Weiſung ertheilt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen vom Hofe ſich fernzuhalten. Die Prinzeſſin, welcher es nicht an Muth und, wie wir uns von früher erinnern, auch nicht an einem exploſiviſchen Mundſtück fehlte, that ihrem Herrn Gemahl den Schabernack an, im Theater und an allen öffentlichen Orten zu erſcheinen, wohin er ſeine Gäſte führte, und die Beifallsbezeugungen in Empfang zu nehmen, welche ihr das Publikum reichlich ſpendete, während es den Gentleman George ausgrunzte und ſeinen Wagen gelegentlich mit Koth bewarf. Der Czar genoß des Triumphs, die Engländerinnen noch mehr zu bezaubern, als er die Franzöſinnen bezaubert hatte. In Wahrheit, es ſteht ſtark zu vermuthen, daß etliche Dutzende britiſcher Gänſe förmlich alexanderrappelig geworden, und Thatſache iſt, daß Hunderte von Ladies und Miſſes mit Mylady Bury ſchwärmeriſch dachten und ſprachen: „The emperor of Russia is my hero!“

Während aber die Alexander-Mode „ladylike“ in den parfümirten Regionen des „High Life“ ſchwarmgeiſterte, wüthete auf Straßen und Plätzen die johnbulliſtiſche Blücher-Furiousneß. In der That, niemals und nirgends iſt ein Mann in der Heimat oder Fremde mit einer ſolchen bis zur Wildheit, bis zum Fanatismus gehenden Begeiſterung empfangen und mit ſolchen Huldigungen überſchüttet, ja faſt geradezu im wörtlichen Sinne des Wortes erdrückt worden, wie es der alte Vorwärts in England ward. Vom 6. Juni, wo er zu Dover landete, bis zum 12. Juli, wo er ebendaſelbſt die Heimfahrt antrat, graſſirte ein wahres Blücherfieber im Lande, deſſen Paroxismen nicht ſelten ins Lächerliche gingen, aber dennoch ſtets nur den vom geſunden Volksinſtinkt richtig erkannten Gedanken variirten, daß eben der alte „Marshal Forwards“ der eigentliche Antibonaparte, daß er der Beſieger des Unbeſieglichen und als ſolcher zu ehren ſei. Es hatte etwas bullenköpfig Wildes, wenn die Volksmaſſe am 7. Juni, als der Prinz-Regent den Alten in Carlton-Houſe empfing, Thore und Thüren des Palaſtes einſtieß und Schildwachen und Thürhüter über den Haufen rannte, um zum Anblick des Marſchalls Vorwärts zu gelangen. Es hatte etwas Widriges, wenn Blücher in London, Portsmouth und anderen Städten faſt nur noch mit Menſchen ſtatt mit Pferden fuhr, weil, wo er erſchien, ein ſüßer „Mob“ es ſich ſchlechterdings nicht nehmen ließ, die Pferde auszuſpannen, während ein wogender, Hurrah brüllender, ſtark nach Ale und Gin duftender Menſchenſtrom ſeinen Wagen unausgeſetzt umflutete. Es hatte etwas Komiſches, wenn der alte Recke vor einem Schwarm auf ihn eindringender Ladies und Miſſes, welche alle von ihm geküßt ſein und zum Andenken Locken von ſeinem Haar haben wollten, ſich nur dadurch zu retten wußte, daß er ihnen ſeinen beinahe kahlen Scheitel entgegenreckte, ſagend, ſein Kramladen enthielte, wie ſie ſähen, allzu Wenig von der verlangten Waare. Es hatte etwas Hochkomiſches, wenn der unorthographiſche alte Huſar zu Oxford zum Ehrenmitglied der juriſtiſchen Fakultät, alſo zu einer Art Doktor Juris gemacht wurde — („Na, Gott ſtraf' mir! ſoll ich Doktor werden, ſo müſſen ſie den Gneiſenau wenigſtens zu meinem Apotheker machen; denn wir Zwei gehören nun einmal zuſammen“). Es war pöbelhaft, daß, weil die Mode wollte, daß man ſagen könnte, man hätte mit dem Marſchal Forwards „Hände geſchüttelt“, Herren und Damen „vom feinſten Ton“ die Thüre von Blüchers Loge im Theater, ja ſogar die ſeines Schlafzimmers mit Gewalt aufſprengten, um den Akt des Händeſchüttelns vornehmen zu können. Es war grotesk und hätte verdient, von einem Swift beſchrieben zu werden, wenn der Alte, von einem unnennbaren Bedürfniß auf der Landſtraße plötzlich überfallen, dieſem Bedürfniß um keine Welt anders genügen konnte als Angeſichts von Tauſenden von Zuſchauern, worunter die „anſtändigſten Gentlemen“, welche die glückliche Erledigung des großen Geſchäftes mit einem jubelnden Hurrah begrüßten. Aber in Alledem legte die Volksſtimme, die öffentliche Meinung Englands doch immer nur wieder das großartige Zeugniß ab, der greiſe deutſche Held ſei der echte und rechte „conqueror of the tyrant“.

Nur von *einem* Engländer wiſſen wir, daß er ſich dem Blücher-Enthuſiasmus ſeiner Landsleute ganz entſchieden entzog, von Lord Byron, welcher, die Romantik zur Weltſchmerz-Lyrik zuſpitzend, dermalen, d. h. nach Veröffentlichung des Childe Harold, des Giaour und des Korſaren, in der Blüthe ſeines Ruhms ſtand und, als „lion of the season“ die Salons der Ariſtokratie durchwandelnd, mehr als *einer* ſchwachnervigen Schönen den verliebten Angſtruf entlockte: „Dieſes blaſſe Geſicht iſt mein Schickſal!“ Der Zerriſſenheitspoet par excellence ſchrieb zwei Jahre ſpäter in einem ſeiner Briefe: „Ich erinnere mich, Blücher in londoner Geſellſchaften geſehen zu haben, und nie ſah ich einen Mann, welcher mir weniger ehrwürdig vorkam. Mit den Manieren und der Sprache eines Korporals machte er auf die Auszeichnungen eines Helden Anſpruch, — gerade, als ob ein Stein verehrt werden müßte, weil ein Menſch darüber geſtolpert iſt.“ Man glaubt aus dieſen Worten deutlich genug die neidgrüne Erinnerung des in ſeinen jüngeren Jahren mit ſeiner Eitelkeit häufig an den Chateaubriandismus ſtreifenden Dichters herauszuhören, daß i. J. 1814 die byron'ſche „Löwenſchaft“ von der blücher'ſchen in den Hintergrund geſchoben worden. Aber es war nicht nur das, was den genialiſchen Dichterlord gegen den Marſchall Vorwärts ungerecht machte. Byron war nämlich, um der Meinung ſeines Landes auch hierin zu widerſprechen, ein großer Bewunderer von „Bony“, hatte daher während der Feldzüge von 1813 und 1814 den Verbündeten alles mögliche Böſe gewünſcht und ihre Siege mit höchſter Erboſung aufgenommen. Endlich mußte auch die Perſönlichkeit des Feldherrn den Poeten abſtoßen; denn einen ſchrofferen Gegenſatz als den, welchen der naturwüchſige, durch eine rauheſte Lebensſchule gegangene, trinkende, rauchende, fluchende Blücher zu dem durch Weiberhände verhätſchelten, mit ängſtlichſter Bemühung für die Schlankerhaltung ſeiner Geſtalt beſorgten Byron machte, konnte man ſich kaum vorſtellen. Der Alte war ſeinem mecklenburger Junkerthum, ſeinem Feldmarſchallsſtab und ſeinem Fürſtentitel zum Trotz eine durch und durch volksmäßige Natur; der Lord dagegen eine ariſtokratiſche Treibhauspflanze, ein Produkt der vornehmen Geſellſchaft, deren Anſchauungs- und Empfindungsweiſe er mittelſt der Macht ſeines Genius zur Zerriſſenheitspoeſie potenzirte, und trotz ſeiner Freiheitstendenz ein Ariſtokrat vom reinſten Waſſer, wie der Menſchenkenner Scott gar wohl erkannt und bezeugt hat („he was certainly proud of his rank and ancient family“). Uebrigens machte die Blücher-Furiousneß nicht allein den reizbaren Dichterlord eiferſüchtig und neidiſch, ſondern auch verſchiedene Generale, welche mit den Monarchen nach England gekommen waren. Bei einem während Blüchers Abweſenheit in Oxford zu London gefeierten Bankett ſagte ſo ein Neiderich zum Eſſigblicker York: „Wundere mich, daß wir heute nicht, ſo wie ſonſt, ſchon zehnmal aufgefordert worden ſind, des alten Blüchers Geſundheit zu trinken.“ Worauf der wackere York: „Ja, das wundert mich auch und Ihre Schuldigkeit wär' es geweſen, dieſelbe auszubringen; denn ohne den Alten ſäßen wir Beide heute nicht hier.“

Entzückt von England, aber beifallsmüde und ehrenſatt kam der Feldmarſchall nach dem Feſtlande zurück. „Lieber — ſagte er in Braunſchweig zum Herzog Wilhelm — lieber noch einen Feldzug als noch ſo 'ne Fahrt nach England machen, Gott ſtraf' mir!“ Er hatte jedoch auch im Vaterlande hinlänglich viele Strapazen der Berühmtheit durchzumachen; denn natürlich wollten es die Deutſchen, nachdem man ihnen einmal das Beiſpiel gegeben, in der Bewunderung des Helden den Engländern doch einigermaßen gleichthun. Namentlich gab es auch in Berlin, wohin der Alte, nachdem er ſich in Wansleben unweit Magdeburg bei ſeiner einzigen Tochter, der Gräfin von Aſſeburg, etwas ausgeruht hatte, am 29. Juli kam, ein Zerzupfen ſeines Federbuſches durch ſchöne Hände zu Blücher-Reliquien, wie es in London ſtattgefunden hatte, und es geht die Sage, daß begeiſterte Berlinerinnen an die Stelle der Wolle von Jean Pauls Pudel, welche ſie vor vierzehn Jahren in Buſennadeln und Ringe hatten faſſen laſſen, jetzo Mähnen- und Schweifhaare von Blüchers Schimmel gethan hätten. Thatſache iſt, daß damals in der Hauptſtadt Preußens, wie im ganzen Lande, eine gehobene, frohbewegte Stimmung waltete. Der übermüthige Eroberer, deſſen Joch ſo ſchwer gelaſtet, war beſiegt und geſtürzt, ganz vornehmlich, das durften ſich preußiſche Patrioten wohl ſagen, beſiegt und geſtürzt durch preußiſche Tapferkeit und Aufopferung. Das bange Vorgefühl bevorſtehender ſchmerzlicher Enttäuſchungen machte ſich zunächſt nur wenigen Schärferblickenden bemerkbar. Die Maſſe der Bevölkerung dagegen überließ ſich willig dem Bewußtſein der Kraft, einer ſiegreich erprobten Kraft, welche ſo Erſtaunliches geleiſtet und vollbracht hatte. Noch wurde auch die Reinheit der Siegesfreude nicht getrübt, wenigſtens nicht an der Oberfläche, durch wieder erwachende Junkergelüſte oder dummfreche Säbelraſſelei. Der mit Recht vor allen anderen gefeierte Held, der alte Vorwärts, wäre auch gar nicht der Mann geweſen, derartige Trübungen und Störniſſe zu ermuthigen oder auch nur zu dulden. Im ſchlichten blauen Bürgerrock, die ewig dampfende Pfeife im Munde, ging er herum, mit allen Volksklaſſen zutraulich verkehrend, wie und wo ſich ihm hiezu gerade Veranlaſſung und Gelegenheit bot. Das Vertrauen und die Liebe des Volkes zu ihm waren gränzenlos und gewiß iſt es ſonſt nie und nirgends wieder vorgekommen, daß der erſte Heros einer Nation zugleich deſſen volksthümlichſte Figur geweſen. Bei Feſtmahlen ging ihm das Herz auf und er hat da, was ihn bewegte, in beredten Worten ausgeſtrömt. So bei dem Bewillkommnungsbankett, das die berliner Freimaurer ihrem berühmten Bruder in der Loge zu den drei Weltkugeln gaben. In der Rede, welche Blücher bei dieſem Anlaß hielt, ging er, der Neidloſe, von dem Lobe ſeines Freundes Gneiſenau auf das des vorzeitig hingegangenen Scharnhorſt über und ſchloß mit den tiefempfundenen und ſchwungvollen Worten: „Biſt du gegenwärtig, Geiſt meines Freundes, mein Scharnhorſt, dann ſei du ſelber Zeuge, daß ich ohne dich Nichts würde vollbracht haben!“ Ein noch viel bedeutſameres, ein für Preußen geradezu hiſtoriſches, den Sinn und Geiſt des ſo eben beſtandenen Befreiungskrieges beſtimmt und ſcharf ausprägendes Wort ſprach er bei einem andern ihm zu Ehren gegebenen Feſt, indem er den Toaſt ausbrachte: „Auf die glückliche Verbindung des Krieger- und Bürgerſtandes vermittelſt der Landwehr!“

## Fünftes Kapitel.

# Wien.

Der Korſe Pozzo di Borgo, ein wiſſender Mann unter ſeinen Zeitgenoſſen, ein klarer Kopf und ſcharfer Denker, ſchrieb im Juli von 1814 an den Freiherrn vom Stein: — „Deutſchland iſt nach meinem Urtheile das einzige Land, deſſen Sittlichkeit, Einſicht und Charakter die größten und ſicherſten Erfolge verſprechen. Allenthalben ſonſt iſt Sand oder Fels, bei Ihnen iſt guter, angebauter Boden[74].“ Wenn ein ſolcher Mann, nur in ſeinem Haſſe gegen den Landsmann Napoleon leidenſchaftlich, ſonſt aber kaltabwägend beſonnen, unſerem Lande zu dieſer Zeit ein ſolches Ehrenzeugniß auszuſtellen ſich gedrungen fühlte, ſo durften deutſche Patrioten auch nach den bittern Enttäuſchungen, welche ſie ſeit den grünen Oſtern von 1813 hatten erfahren müſſen, immerhin noch erwarten, das weitſchichtige Tribunal, vor welchem die Angelegenheiten Europa's endgültig verhandelt werden ſollten, der nach Wien berufene Kongreß, würde den gerechten Anſprüchen und Forderungen der deutſchen Nation wenigſtens einigermaßen gerecht werden. Thörichte Hoffnung, gegründet auf den unter dem Volke der Geduld hartnäckig heimiſchen „ideologiſchen“ Glauben, es ſei nur eine miſanthropiſche Grille des bekannten Doktor Sauerampfer, daß nicht die arme heimatloſe Gerechtigkeit, ſondern vielmehr das hölliſche

Kleeblatt Selbſtſucht, Schufterei und Gewaltſamkeit die Welt regiere.

Schon die klägliche Machenſchaft des pariſer Friedens mußte Männer, welche weder ſich ſelbſt noch Andere zu täuſchen geneigt waren, in Betreff der deutſchen Sache mit trübſten Beſorgniſſen erfüllen. Die Energieloſigkeit der preußiſchen Politik, hauptſächlich verſchuldet durch Friedrich Wilhelms völliges Ertrunkenſein in der „Freundſchaft“ mit dem Czaren, die Bornirtheit und Scheelſucht der britiſch-toryiſtiſchen Diplomatie, die widerdeutſche, nur auf Verſchluckung Italiens bedachte Franz-Metternichigkeit, endlich die auf Deutſchlands Schwächung wohlberechnete Franzoſenſucht Alexanders, — alle dieſe Motive hatten Ehre, Geltung und Vortheil unſeres Landes bereits ſo hintanzuſtellen gewußt, daß man es nicht einmal der Ehre würdigte, zur Mitunterzeichnung des Friedensvertrags beigezogen zu werden, während man dieſer Ehre doch Spanien werth hielt, ja ſogar das ärmliche Schweden und ſelbſt das elende Portugal. Freilich war das nur eine Form; aber wenn Deutſchland nicht einmal formell Etwas zu bedeuten hatte, ſo ließ ſich leicht errathen, wie es mit ſeiner materiellen Bedeutung kommen würde, nämlich ſo, daß eine ſolche gar nicht vorhanden, daß die „Nation von Dichtern und Denkern“ nur im „Reich der Träume“ Etwas ſein und heißen ſollte.

Es koſtet Selbſtüberwindung — aber ein billiger Sinn wird ſie üben — um nicht ſkeptiſch zu lächeln, wenn ein zum wiener Kongreß reiſender Diplomat, der Freiherr von Gagern, uns verſichert, daß „zu Wien ſicher die Idee vorherrſchend geweſen, das Beſſere zu ſuchen.“ Gewiß aber iſt niemals das evangeliſche Wort: „Wer da ſucht, der findet“ — ſchlechter beſtätigt worden als hier. Es kommt freilich darauf an, wie man ſucht. Die Völker hätten es durch ihre Leiden unter dem Napoleonismus und durch ihre beiſpielloſen Anſtrengungen gegen denſelben zu Gunſten der Fürſten doch wohl verdient gehabt, daß die Könige und Diplomaten die in Wien zu löſende Aufgabe etwas ernſter gefaßt hätten als ſie thaten. Der eben genannte deutſche Diplomat, der ſich übrigens für ſeine Perſon in Wien emſig genug geregt und eifrigſt das Lied des Herrn, deſſen Brot er aß, geſungen, d. h. ſich redlich bemüht hat, den Naſſau-Oranier, den neugebackenen König der Niederlande auf Koſten Deutſchlands möglichſt mit Land und Leuten auszuſtatten, — ſelbiger Freiherr von Gagern hat als der ſelbſtgefällige Schwätzer, welcher er war, deutlich genug verrathen, daß man in Wien „das Beſſere ſuchen“ ging, indem man vor Allem darnach trachtete, die zu Paris und London genoſſenen Vergnügungen in der Kaiſerſtadt an der Donau fortzuſetzen, und daß es deßhalb von höchſter Wichtigkeit war, nicht allein mit pariſer, bei Very gebildeten Köchen, ſondern auch mit in dem „inhaltsſchweren Geſchäft der Dampfnudelnbereitung“ wohlerfahrenen Köchinnen und mit einem reichlichen Vorrath feinſter Weinſorten in Wien einzuziehen. Mit anderen Worten, der wiener Kongreß, zu welchem Fürſten und Prinzen, Fürſtinnen und Damen jeden Ranges, Kriegs- und Staatsmänner jeden Grades, die ganze politiſche, geſchäftliche und elegante „Welt“ Europa's ſo zu ſagen, Ariſtokraten und Hierarchen, Schwärmer und Schwindler, Narren und Gauner, Glücksjäger und Induſtrieritter aller Sorten, adelige Phantaſten, gelehrte Projektmacher und literariſche Beutelſchneider, ſowie „Babylonierinnen“ aus Neigung und von Gewerbe in Maſſe zuſammenſtrömten, — dieſer wiener Kongreß war ganz darauf angelegt, den „Charakter eines großen Feſtes“ zu tragen, und nie, fürwahr, ſind ernſtere und verwickeltere Intereſſen mit größerer Leichtfertigkeit inmitten eines betäubenderen Wirbelrauſches von Zerſtreuungen verhandelt worden 73). Kein Wunder daher, daß ſolchem „Suchen“ das „Finden“ vollkommen entſprochen hat. Von allen auf dem Kongreß vertretenen Staaten hatten nur zwei Urſache, mit den Ergebniſſen deſſelben zufrieden zu ſein, England und die Schweiz. Jenes erreichte ſo ziemlich alle Ziele ſeiner grobſelbſtſüchtigen Politik, dieſe erlangte eine beträchtliche Erweiterung ihres Gebiets und die Verbürgung ihrer Neutralität. Aber freilich ein ungetrübtes war dieſes Glück der Eidgenoſſenſchaft auch nicht: denn ſie mußte es ja durch die Unterwerfung unter die altpatriziſchen Ordnungen erkaufen, wie ſie der plumpe Reſtaurationsfanatiker Ludwig von Haller aus Bern in dickbäuchigen Scharteken predigte, welche jetzt in der Aktenſammlung zur Geſchichte menſchlicher Narrheit glücklich untergebracht ſind[76].

Gewiß waren die Schwierigkeiten, welche der Kongreß zu überwinden hatte, ſehr groß und man hat füglich geſagt, nicht „ein Klumpen Wachs, ſondern ſprödes Eiſen“ ſei der Arbeitsſtoff dieſer Verſammlung geweſen. Aber auch das ſprödeſte Eiſen läßt ſich durch geſchickte, ehrliche und energiſche Schmiede in richtige und tüchtige Formen bringen. An ſolchen Schmieden fehlte es nur allzu ſehr in Wien, allwo, man ſage, was man wolle, von Anfang Alles auf das gemeinſte Schachern mit und das kläglichſte Feilſchen um „Seelen“ abgeſtellt war. Deßhalb hat ſich denn auch der König von Dänemark — (von Tandelmarkt, ſagten die Wiener) — als der aufrichtigſte der Kongreßmonarchen gegeben und gewiſſermaßen in fünf Worten die beſte Kritik des Kongreſſes geliefert, als er auf die Abſchiedsworte des Czaren: „Vous emportez tous les coeurs avec vous!“ den witzigen Trumpf ſetzte: „Mais pas une seule ame!“ Für Deutſchland war ſchon das ein Unglück, daß die Verſammlung in dem zu jener Zeit völlig entdeutſchten Wien ſtattfand, wo der Geiſt von 1813 gar keinen Zutritt gefunden hatte, wo Alles in ſinnlicher Genußſchwelgerei aufging und der vom franz'ſchen Deſpotismus gepflanzte Knechtſinn ſich mit Behagen im Koth der Niedertracht wälzte, dem aus Paris heimkehrenden Kaiſer-Tartuffe Transparent-Huldigungen darbringend wie dieſe: „Ruhm dem Vater und dem Sohne! Um die Menſchheit zu erlöſen, gab Gott ſeinen einzigen Sohn; um Europa zu retten, gab Franz ſeine Tochter. Ruhm dem Vater und der Tochter[77])!" So ſchamlos-ſervil wurde mit dem Herrgott derſelbe Franz zuſammengeſtellt, welcher aus dem ewigen Loch, genannt öſtreichiſcher Staatsſäckel, unbedenklich 20 Millionen Gulden zur Vergeudung in Kongreßfeſtlichkeiten ſchöpfte, während in den meiſten Provinzen notoriſch eine „Bettelarmuth" herrſchte, ſo daß z. B. in Böhmen und Siebenbürgen eine förmliche Hungersnoth wüthete, während die Schwelger und Buhlweiber des Kongreſſes bei ihren üppigen Gelagen den „unerſchöpflichen Reichthum" Oeſtreichs prieſen[78]).

Was war für Deutſchland von einer Verſammlung zu erwarten, deren Vorſitz Metternich — „le ministre papillon," wie ihn die Witzlinge des Kongreſſes nannten — und deren Protokoll Gentz führte? Nichts. Judas Gentz, „welchem Seele und Körper von moraliſcher und phyſiſcher Erkältung in ewigem Fieberfroſt zitterten," hat nicht allein ſein eigenes Verhältniß zu jener Zeit, ſondern auch die ganze Metternichigkeit erſchreckend wahr gezeichnet, indem er zu Ende des Jahres 1814 in ſein Tagebuch ſchrieb: „Der Anblick der öffentlichen Angelegenheiten iſt düſter, aber nicht, wie früher, durch das Vernichtung drohend über unſern Häuptern aufgehangene Gewicht des Bonapartismus, ſondern vielmehr durch die Mittelmäßigkeit und Albernheit von faſt allen Rolleninhabern. Da ich mir jedoch Nichts vorzuwerfen habe" — (d. h. da ich viel zu ausgeſchämt bin, um mir Etwas vorzuwerfen) — „ſo verurſacht die genaue Kenntniß des erbärmlichen Verlaufs der Dinge und aller der armſeligen Kerle, welche die Welt regieren (de tous ces êtres mesquins qui gouvernent le monde), weit entfernt, mich zu betrüben, mir vielmehr Vergnügen, und ich genieße dieſes Spektakels, als wär' es ausdrücklich zu meiner Privaterholung angeordnet[79])." Metternich, welcher mitunter eine kongreßliche Kommiſſions- oder Plenarſitzung auf ſich warten ließ, weil er gerade alle Hände voll zu thun hatte, der Herzogin von Sagan oder ſonſt einer „Freundin,“ die in einem lebenden Bilde figuriren ſollte, „Roth aufzulegen oder den Faltenwurf ihrer Tunika zu ordnen.“ — Metternich ſpielte auf dem wiener Kongreß die oder jedenfalls eine erſte Rolle, während der Freiherr vom Stein ganz außerhalb der amtlichen Sphäre ſtand und im günſtigſten Falle einen Privateinfluß geltend machen konnte. Damit war aber Wenig oder Nichts in der deutſchen Sache durchzuſetzen, welche zu keiner nur irgendwie gedeiblichen Löſung kommen zu laſſen Rußland, England und Frankreich von vornherein ſtillſchweigend einverſtanden waren. Selbſtverſtändlich war auch die zwiſchen Oeſtreich und Preußen waltende Eiferſucht einer Löſung dieſer Frage im nationalen Sinne ſehr hinderlich, wie denn ja überhaupt die Vorſtellung, es könnte, ſo lange es ein Preußen und ein Oeſtreich gibt, ein Deutſchland geben, einen deutſchen Nationalſtaat, nur eine Kinderklapper für Solche war, iſt und ſein wird, welche auf gut Schweizeriſch „politiſche Häfeliſchüler“ heißen. Der Plan und Vorſchlag des Freiherrn vom Stein iſt bekanntlich geweſen, die deutſche Reichsverfaſſung mit Einſchluß der Kaiſerkrone auf zeitgemäßer Baſis wieder herzuſtellen. Aber Steins großer vaterländiſcher Gedanke, deſſen Verwirklichung nach den von der preußiſchen Politik im Jahre 1813 durch Läſſigkeit und von der öſtreichiſchen durch Widerdeutſchheit verſchuldeten Vorgängen allerdings unermeßlichen Schwierigkeiten begegnete, fand ſo rechten Anklang nur bei dem Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg, was dieſem gutzuſchreiben die Geſchichte nicht unterlaſſen darf. Eine Weile ſchien es, als ob Oeſtreich auf den Gedanken einer Wiedererwerbung der deutſchen Kaiſerkrone einzugehen bereit wäre. Der öſtreichiſche Miniſter Weſſenberg befürwortete denſelben nachdrücklich und ſelbſt Metternich verwarf ihn nicht ganz, weil Kaiſer Franz die Miene anzunehmen geruhte, als ob er, nun „er ſeine lieben Deutſchen kennen gelernt habe,“ große

Luſt verſpürte, die deutſche Reichskrone wieder zu erwerben. Er ſagte das einer Abordnung der mediatiſirten Reichsariſtokratie, die ihm am 22. Oktober aufwartete und als deren Sprecherin die geiſtvolle und patriotiſche verwittwete Fürſtin von Fürſtenberg den geweſenen letzten deutſchen Kaiſer eindringlich mahnte, den gerechten Forderungen der Nation gerecht zu werden. Franz wienerte bei dieſer Gelegenheit recht gemüthlich, daß die Deutſchen ein „ſo gutes und braves Volk“ ſeien, deſſen „gerechtes Verlangen“ er unterſtützen würde. Aber ſofort ſetzte ſich Preußen einem Wiederaufbau des deutſchen Reichs, deſſen Krone das Haus Lothringen-Habsburg tragen ſollte, mit allen Kräften entgegen. Baiern, beim Kongreß durch den gefürſteten Säbelraſſeler Wrede vertreten, welcher ſich ſelbſt und aller Welt einbilden wollte, er ſei der „Sieger von Hanau,“ — Baiern, lächerlich-emſig bemüht, vom Kleinſtaatsfroſch zum Großmachtsochſen ſich aufzublaſen, wollte nur von ſeiner unbedingten Souverainetät, nicht aber von einem deutſchen Reiche oder auch nur von einem deutſchen Bunde hören und in daſſelbe Horn des abſoluten Partikularismus und Sultanismus blies mit Macht der „dicke Frieder“ von Würtemberg. Hannover, d. h. Graf Münſter, partikulariſirte im Intereſſe ſeiner Chimäre eines „großen Welfenreichs“ an der Oſt- und Nordſee und ſo leierte ſich die widernationale Litanei von den Größten und Größeren bis zu den Kleineren und Kleinſten hinab. Selbſtverſtändlich fand jede Sonderbündelei an der ruſſiſchen und engliſchen, mehr aber noch an der franzöſiſchen Diplomatie eine bereitwillige Stütze und die bairiſchen, würtembergiſchen, badiſchen und darmheſſiſchen Miniſter ſtellten ſich zu Talleyrand, als wäre noch immer die liebe Rheinbundszeit. Was etwa zur Mehrung des deutſchen Wirrſals noch fehlte, das ſchafften die Zänkereien der Pfaffen und die Stänkereien der Junker glücklich herbei. Summa: mit dem Problem der Wiedergeſtaltung Deutſchlands ſah es mehrmals ganz verzweifelt aus, ſo verzweifelt, daß es am Ende noch für ein Glück gelten mußte, die am 8. Juni von 1815 zum Abſchluß gekommene „deutſche Bundesverfaſſung“ zu Stande gebracht zu ſehen, welche Deutſchland als einen Staatenbund von ſouverainen Fürſten und unfreien Städten nothdürftigſt konſtituirte, keinen der allenfalls in ihr gelegenen Keime des „Beſſeren“ zur Entwicklung brachte, durch die Art ihrer Handhabung den einzelnen deutſchen Stämmen ihre Vorſchrittsbemühungen verkümmerte und nationaldeutſche Geſinnung zu einem Verbrechen ſtempelte. Ja, und ſelbſt dieſe Spottgeburt von einer deutſchen Verfaſſung wäre wohl nicht zu Tage gefördert werden, falls „tous ces êtres mesquins qui gouvernent le monde“ nicht das Feuer auf den Nägeln gebrannt, d. h. wenn man der tapfern Fäuſte des armen deutſchen Geduldmichels nicht abermals zur Bekämpfung des Napoleon bedurft hätte ***).

Der Kongreß hätte einer Beſtimmung des pariſer Friedensvertrags zufolge ſchon am 1. Auguſt von 1814 eröffnet werden ſollen, ward es jedoch erſt am 1. November. Wenigſtens in geſchäftlicher Richtung; denn was die feſtliche angeht, ſo fing dieſe ſchon im Oktober frühzeitig an, nachdem ſich die europäiſche „Welt“ allmälig in der Donauſtadt eingefunden hatte. Im größten Styl angeordnete und durchgeführte Feſte waren das ſoldatiſche am 18. Oktober zur Feier der leipziger Schlacht im Prater gefeierte und dann ein großes „Karuſſel“ in der „wunderbar ausgeſchmückten und erleuchteten“ Reitbahn, wobei beſonders die öſtreichiſchen Kavaliere „durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen.“ In der Region der edleren theatraliſchen Genüſſe ſetzte Sophie Schröder durch die Macht und den Umfang ihres Talents Heimiſche und Fremde in Erſtaunen, während den vornehmen Pöbel die beiden franzöſiſchen Tänzerinnen Demoiſelles Bigottini und Aimé entzückten. Die Erſtere nahm als Buhlbeute 140,000 Gulden mitfort „und ein Kind.“ Der achtzigjährige Prince de Ligne, „le dernier des chevaliers français“, hatte guten

Grund, ſeinen bekannten Witz zu machen: „Le congrès ne marche pas, il danse.“ In Wahrheit, das ganze Ding ließ ſich an wie ein frivolſter Karnevaltanz. Trieb es doch ſogar der Czar, wahrſcheinlich um ſich von den mit Juliane von Krüdener in Paris durchgemachten Bußübungen und ſonſtigen Erhabenheiten zu erholen, in Wien ſo munter, daß er mit einer Dame wettete, wer von ihnen Beiden am ſchnellſten die Kleider zu wechſeln vermöge, was die Dame ſchneller zu Stande brachte als er. Es war bald ein eifrig betriebenes Studium und galt für ein Verdienſt, Abwechſelung in die ununterbrochene Reihenfolge der Vergnügungen und Spektakel zu bringen. Der alte Witzling de Ligne that daher auch, wie er vorherſagte, den Kongreßleuten den Gefallen, während der Dauer der Verſammlung zu ſterben, damit ſie noch des Schauſpiels der Beſtattung eines öſtreichiſchen Feldmarſchalls genießen könnten. In die Kategorie ſolcher Veranſtaltungen gehörte auch das Seelenamt, welches Talleyrand am 22. Jahrestage der Guillotinirung Ludwigs des Sechszehnten im Sankt Stephansdom veranſtalten ließ und das „wie eine ſchlechte Theaterdekoration“ anzuſehen war. Waren die großen Herren und feinen Damen von den Strapazen des Vergnügens ganz erſchöpft und abgeſpannt, ſo gingen ſie nach der Kirche von Mariahilf, um ſich durch die grotesken Faſtenpredigten wieder aufſpannen zu laſſen, welche der von ſeiner Wüſtlingſchaft und Karfunkeldichterei zur grellſten Pfafferei bekehrte Zacharias Werner daſelbſt losgab, ſeinen Zuhörern und Zuhörerinnen neben dem „geiſtlichen Ertrag auch reichlichſt weltliche Unterhaltung“ bietend. Es war noch ein milder Grad ſeiner Fratzenhaftigkeit, womit er es dem alten Abraham a Sankta Klara nachzuthun ſich bemühte, wenn er in einer ſeiner Predigten in burlesken Wendungen der deutſchen Sprache gegenüber der franzöſiſchen den Vorzug gab, weil „der heilige Geiſt nicht franzöſiſch zu den Apoſteln geſprochen habe.“ Aber — mit einem Ohrenzeugen zu reden — „wer die

Predigt mit anhörte, in welcher Sankt Zacharias von dem allerſündlichſten und ärgerlichſten Theile des menſchlichen Körpers handelte, die Eigenheiten und Unarten angab, durch die er ſich bemerklich macht, endlich nach der abſichtlich beunruhigendſten Aufzählung derſelben mit unerhörter Dreiſtigkeit fragte, ob er ihn noch erſt nennen oder gar zeigen ſollte, darauf aber ausrief: Die Zunge iſt es! — der hatte das ſprechendſte Beiſpiel, auf wie ärgerliche Weiſe dieſer Schäcker Schimpf und Spott mit ſeiner Zuhörerſchaft trieb. . .“ Kupplerin Intrike entwickelte inmitten dieſes europäiſchen Gewühls eine ſo vielſeitige politiſche und erotiſche Thätigkeit, daß Geſchichtszofe Anekdote ſich ganz außer Athem laufen mußte, um jener nachzukommen. Denn in demſelben Maaße, in welchem die zahllos ſich durchkreuzenden diplomatiſchen Ränke „im Verborgenen unter Purpur- und Sammetmänteln mit Dolchen gegen einander ſtießen,“ drängten ſich Vorzimmer- und Boudoirſkandalien aller Art. Zwiſchenhinein gab es auch wohl komiſche Knalleffekte, wie wenn z. B. die wiener Fiakerkutſcher den engliſchen Bevollmächtigten Sir Charles Stewart, welcher auf offener Straße mit ihnen handgemein geworden, derb abdraſchen; oder tragikomiſche, wie wenn ein „altgedienter, ehrbarer“ Diplomat ſich erſchoß, welcher bei einem Hoffeſte von einer Diarrhoe befallen, in demſelben Augenblick aber unerwartet zu einer Spielpartie mit allerhöchſten Herrſchaften „befohlen“ worden und dem dann am Spieltiſch trotz Aufbietung ſeiner ganzen Willensſtärke „etwas Menſchliches“ begegnet war. Die durchgebildetſten Eßkünſtler und raffinirteſten Gaumenſchwelgerinnen vereinigte Erzſchuft Gentz an ſeiner Tafel. Eines Tages verſtummte plötzlich dieſe vornehme und auserleſene Tafelrunde, als einer der Gäſte, der Doktor Bollmann, der in Amerika geweſen war, von den Vereinigten Staaten zu erzählen begann. Allen dieſen Herren und Damen erſchien die Vorſtellung von der koloſſalen Entwicklung eines ſolchen Freiſtaats als ein „ſchreckbares“ Beiſpiel, daß „gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzuſtellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen.“ Durch die Fragen eines neugierigen Diplomaten geſtaltete ſich Bellmanns Vortrag zu einem vollſtändigen, mit ſchlagenden Beiſpielen ausgeſtatteten Kurſus republikaniſcher Grundlehren und Vorbilder, die man „gerade hier bei dem Monarchenkongreſſe am wenigſten für möglich gehalten hätte.“ Gentz rutſchte in höchſter Unbehaglichkeit auf ſeinem Stuhle hin und her, denn er fühlte ſich durch das Gewicht der Sache „wie zerſchmettert“[81]). Sehr begreiflich! Denn in dem Speiſezimmer des Judas Gentz, in dieſem Kongreß-Wien, wo unter Verhöhnung aller Volksrechte mittelſt Neuſtählung ſultaniſcher Fürſtengewalt, mittelſt Schmiedung von „Adelsketten“ und anderweitigem Rüſtzeug elender Staatspfuſcherei an der Knechtung der Nationen Europa's gearbeitet wurde, — in dieſem Wien ein Bild des rieſigen Wachsthums transatlantiſcher Demokratie entrollen, das hieß fürwahr ein prophetiſch-drohendes „Mene, Tekel, Upharſin!“ auf die Wand von Belſazars Saal ſchreiben.

Bei günſtiger Witterung konnte man auf der „Baſtei“ die geſammte europäiſche „Welt“ Muſterung paſſiren laſſen. Hier ſah man den Czaren Arm in Arm mit Eugen Beauharnais — (dieſes Arm-in-Armgehen hörte aber auf, als man erfahren haben wollte, Eugen hätte ſeinem Stiefvater nach Elba die Warnung zukommen laſſen, man ginge in Wien auf Pozzo's Andringen damit um, ihn, den Napoleon, von Elba nach Sankt Helena bringen zu laſſen). Hier ging der Kronprinz von Würtemberg Arm in Arm mit dem Freiherrn vom Stein, huldigende Blicke zu der ſchönen, geſcheiten und regierungsluſtigen Großfürſtin Katharina hinüberſendend, die nachmals ſeine Frau wurde. Hier luſtwandelten Lord und Lady Caſtlereagh, am hellen Tage „wie zum Maskenball gekleidet,“ her ladyship, eine koloſſale Dame, das Hoſenbandordenscollier des Gemahls als Diadem tragend.

Da ſah man mit ſeinem Degenknopf Wrede den König von Baiern vorübergehen, der wie ein „grober, verdrüßlicher bairiſcher Fuhrmann" ausſah, und mit ſeinem Geſandten Winzingerode den König von Würtemberg, welcher „erproben zu wollen ſchien, bis zu welchem Grade der Ausdehnung die menſchliche Haut getrieben werden könnte" (ce prince semble vouloir prouver jusqu'à quel point de dilation la peau humaine peut s'étendre). Weiterhin den Fürſten Metternich mit dem Herzog von Koburg, den Erzherzog Karl mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, Talleyrand mit Stewart, Pozzo di Borgo mit Ypſilanti, Kapodiſtrias mit dem Kardinal Conſalvi, Wilhelm von Humboldt mit Rahel Levin, den Fürſten Razumowsky mit Don Gomez Labrador. Hier ſah man den Herzog Karl Auguſt von Weimar, immer noch „munter und burſchikos," mit dem badiſchen Forſtjunker Drais deſſen eben erfundene Draiſine in dem Gedränge probiren, welches der Turnmeiſter Jahn mit ſeinem vorſündflutlichen Bart, ſeinem altdeutſchen Rock, ſeinem ſchmutzigen Hemdkragen und kothigen Schuhwerk „friſch, frei, fromm, fröhlich" durchſchritt, „Merke" zum deutſchen Volksthum rechts und links in die bunte Menge werfend. Hierher kamen die beiden Mephiſtopheleſſe des Kongreſſes, der frankfurter Rechtsgelehrte Jaſſoy und der ruſſiſche Oberſt Karl von Noſtiz, um überreichliche Materialien zu der ſarkaſtiſchen Lauge zu holen, womit ſie die Kongreßkomödie ariſtophaniſch würzten. Da waren auch alle die „Kongreßſchönen," welche auf der Baſtei luſtwandelten „spectatum et spectentur ut ipsae": — die Herzogin von Sagan, welcher der Czar dem Metternich zum Poſſen den Hof machte, ſo oft ihn die metternichige Politik ärgerte; die Fürſtin Bagration, eine „Schönheitsruine," die aber in lebenden Bildern wenigſtens noch als Aphrodite Kallipygos figuriren konnte und wollte und vollauf berechtigt war, die Venus Vulgivaga in ganzer Figur vorzuſtellen; die Fürſtin von Fürſtenberg, durch „kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit ausgezeichnet"; die

Bankfrau von Geymüller, eine „Schönheit erſten Ranges“; die Fürſtin Paul Eſterhazy, ein „junges verlangendes Weibchen mit brennenden Augen“; die junge Lady Rumboldt mit „einem Fell wie weißer Sammet, auf dem die Morgenröthe glüht, und mit Augen, die immer ſagten: komm' her!“ Ferner die Gräfin von Bernſtorff, „däniſch in die Höhe getrieben, aber mit der Friſche der Abendbeleuchtung“; die Gräfin Karoline Szechenyi („la beauté coquette“), die Gräfin Sophie Zichy („la beauté triviale“), die Gräfin Roſine Eſterhazy („la beauté étonnante“), die Fürſtin Gabriele Auersperg („la beauté qui inspire seule du vrai sentiment“), die Gräfin Sauerma („la beauté du diable“) und die Gräfin Julie Zichy („la beauté céleste“). Letztgenannte betete ein ſchweigſamer König Infinitiv an und ſie „regalirte die courtoiſirende Majeſtät mit Erhabenheit und Religion,“ zum Danke wofür er ſie ſtundenlang anſchwieg. Auch die beiden jüdiſchen Baroneſſen Eskeles und Arnſtein hatten einen großen Stand in der kongreßlichen Geſellſchaft und trieben mittelſt ihrer Liebenswürdigkeit die Intereſſen der Summen, welche ihre Herren Gemahle gekrönten und nicht gekrönten oder auch „anders gekrönten“ Häuptern liehen, nicht wenig in die Höhe 82).

Auf dieſem Hintergrund oder, richtiger geſagt, hinter dieſem Vordergrund von Zerſtreuungen, Frivolität und Genußhaſcherei bewegte ſich nicht wohlgeölt, ſondern ſchwerfällig mit Ach und Krach das mit „Seelen“ ſchachernde und um „Seelen“ feilſchende Ränkeſpiel der diplomatiſchen Verhandlungen. Kläglichſte Gedankenarmuth und armſeligſte Kleinkrämerei an allen Ecken und Enden! Nicht eine zündende Idee, nirgends der Wille, geſchweige die Kraft eines großen Entſchluſſes! Alles mittelmäßig, engherzig und gemein! Die tüchtigen Männer, wie Stein, nebenaus geſtellt, die unfähigen oder leichtfertigen entſcheidend. Leicht erklärt es ſich, wie unter dieſen Leuten ein ſchwefelfarbener Talleyrand, obſchon anfänglich „gleichſam verhorrescirt“ 81), binnen Kurzem die erſte Geige zu ſpielen vermochte. Er hatte raſch erkannt, was auf dieſem Boden ein Mann, der wenigſtens eine beſtimmte Anſicht und Abſicht hatte, mit bronzeſtirniger Kaltblütigkeit und Unverſchämtheit auszurichten vermöge, und er richtete ſein Handeln danach ein. Dabei iſt aber nicht zu leugnen, dieſer Adept der höheren Schurkerei verſtand in Wien ſo aufzutreten, daß Unbefangene ihm einen gewiſſen Reſpekt nicht verſagen können. Und zwar keineswegs nur darum, weil er Erfolg hatte. Er war nach Wien gekommen mit einer hübſchen Bürde ſchwieriger Aufgaben beladen. Er ſollte unter Anderem die Vertreibung Murats aus Neapel, die Wiederherſtellung der italiſchen Bourbons und die Entfernung Napoleon's aus Elba zuwegebringen; aber das zu löſende Hauptproblem war, Frankreich aus ſeiner Iſolirung heraus- und in das „Konzert“ der europäiſchen Großmächte hineinzulootſen. Zu dieſem Ende, und um dem eben erſt beſiegten und gedemüthigten Frankreich wiederum zur Stellung einer die europäiſchen Geſchicke mitentſcheidenden Großmacht zu verhelfen, hatte der Schwefelfarbene — wie er nachmals mit cyniſcher Offenheit eingeſtand 82) — ſein Abſehen vornehmlich darauf gerichtet, die Quadrupelallianz von Chaumont zu ſprengen.

Allerdings hatte ihm hiebei die widerdeutſche, nach einem Bündniß mit Frankreich gierende Argliſt des Czaren, welche ſich jetzt in ihren eigenen Schlingen gefangen ſah, bedeutend vorgearbeitet. Aber trotzdem muß die ganze Prozedur, wie es dem hinkenden Expfaffen gelang, das „verhorrescirte Frankreich“ zwiſchen England, Rußland, Oeſtreich und Preußen hineinzuſchieben, dadurch die Quadrupelallianz auseinanderzuſprengen und ſeinem Lande, dem eben beſiegten, nicht nur eine mitentſcheidende, nein, geradezu die entſcheidende Stimme im europäiſchen Areopag zu verſchaffen, ſicherlich als ein Meiſterſtück von Ränkekunſt, folgerichtiger Frechheit und quaſi diaboliſcher

Ironie anerkannt werden, — als ein Meiſterſtück, dem ſogar ein gewiſſer ſittlicher Nimbus nicht abzuſprechen iſt; denn Talleyrand handelte durchweg als ein guter und pflichttreuer, vom Bewußtſein der Nationalität getragener Sohn Frankreichs. Ja, es kann keine galligere Satire auf den wiener Kongreß geben als die Thatſache iſt, daß der Großmeiſter des Meineids und der Beſtechlichkeit unter allen dieſen Staatsmännern der größte Patriot war. Talleyrands Erfolge ſind um ſo erſtaunlicher, als er ſie mit im Grunde äußerſt geringfügigen Mitteln anſtrebte und erlangte. Sein Hauptmittel iſt geweſen, daß er das Geheimniß der Wichtigmacherei im Superlativ beſaß, während es der Fürſt von Metternich nur bis zum Poſitiv gebracht hatte. Er wußte daher dieſem Imponirungskünſtler ſeinerſeits vollſtändig zu imponiren. Er wußte, wie ſehr mittelſt Phraſen und Formeln auf die Gedankenloſigkeit zu wirken iſt, und ſo blies er dem öſtreichiſchen Miniſter die Formel „La légitimité“ ein, von welchem Phantom von Gedanken dann die Metternichigkeit ihr Lebenlang gezehrt hat. In Wahrheit, dieſer ſkrophulöſe Balg, welchen der Sarkasmus mit der Lüge gezeugt hat, die Legitimität, ſie wurde in Wien zu einem heiligen Wunderkind aufgepäppelt, deſſen ſegnende Hände die Völker in den alten Zauberſchlaf der Dummheit und Knechtſchaffenheit zurückmagnetiſiren ſollten und würden. Und zu derſelben Zeit, wo man ſich den Anſchein dieſer armſeligen Abgötterei gab, lief in den wiener Salons über den „Legitimſten der Legitimen“, über den Chef des älteſten Königshauſes der Chriſtenheit wohlgefällig das diplomatiſche Witzwort um: „Les Anglais ont nourri un cochon, les Français l'ont acheté pour XVIII Louis, mais il ne vaut pas I Napoléon“[85]. Die Welt will und muß betrogen ſein.

Als Rußland, Preußen und Oeſtreich ihr widernapoleoniſches Bündniß geſchloſſen hatten, waren ſie ſtillſchweigend übereingekommen, daß den Entſchädigungspreis für ihre zu machenden Anſtrengungen Oeſtreich in Italien, Preußen in Deutſch land, Rußland in Polen ſuchen und finden ſollte. Oeſtreich hatte ſeine italiſche Beute bereits gefaßt und in Sicherheit gebracht, ſo daß es jetzt gerade in der rechten Verfaſſung war, Preußen zu hindern, Sachſen, und Rußland, Polen einzuſacken. Vielleicht zwar wären dieſe beiden Mächte mit ihren Abſichten dennoch durchgedrungen, wenn ſie raſch und unzertrennlich feſt aufgetreten wären. Aber die Wahrheit iſt, Rußland mißgönnte es Preußen heimlich, daß ſich dieſes ein tüchtiges Stück weit nach Deutſchland hineinfräße, und Preußen wollte im Grunde doch auch nicht die Ruſſen in Krakau, Thorn und Danzig haben. Als dann weiterhin Rußland und Preußen ihre Intereſſen für ſolidariſch erklärten und als ſolche geltend machen wollten, war es zu ſpät. Denn inzwiſchen hatte Talleyrand Zeit gehabt, den öſtreichiſchen Argwohn gegen Rußland und die öſtreichiſche Eiferſucht gegen Preußen auszunützen und den engliſchen Toryismus zu Gunſten der „Legitimität“, zunächſt des Königs von Sachſen, in Gang zu bringen. Die engliſche Politik, welche in Betreff der deutſchen Sache ihre Eingebungen vom hannover-münſter'ſchen Partikularismus empfing, war bald eifrigſt mit dabei, die Schaffung eines deutſchen Großſtaats mittelſt erklecklicher Vergrößerung Preußens in Deutſchland verhindern zu helfen. In alle dieſe Riſſe hinein trieb Talleyrand ſeine die Quadrupelallianz ſpaltenden Keile und im Daraufklopfen von Rheinbundſüchtigen, wie Baiern, Würtemberg und Darmheſſen, emſig unterſtützt, konnte er im Kongreſſe bald ſo auftreten, daß der erbos'te Czar vollauf Grund hatte, zu ſagen: „Talleyrand fait ici le ministre de Louis XIV.“

Im Dezember von 1814 waren dann die Sachen glücklich ſo verhetzt und verwickelt, daß es allen Anſchein hatte, Robinſon Cruſoe — ſo nannte der Prince de Ligne den Ex-Empereur auf Elba — würde recht bald des ſchadenfrohen Schauſpiels genießen können, von ſeiner Inſel aus mit anzuſehen, wie ſeine Feinde zerfleiſchend über einander herfielen. Am heftigſten und trotzigſten bäumten ſich, wie gewohnt, Deutſche gegen Deutſche auf. In Wien haſelirte man widerpreußiſch, in Berlin ſchrie man, an die Stelle Hardenbergs müſſe der Blücher nach Wien geſchickt werden, um Preußens Sache zu führen, und der Alte, durch den Gang der Dinge in die vollſte Blücherdonnerwetterſtimmung gebracht, hätte ſich einer ſolchen Sendung ſehr gern unterzogen. Von einem Ausflug nach Schleſien wieder nach Berlin zurückgekehrt, wurde er daſelbſt der Mittelpunkt der Unzufriedenen und ließ es an berſerkerhaften Ausfällen auf die „Hundsfötter von Diplomatikern“ natürlich nicht fehlen. Wenn ihn die „Kongreßluderei“ gar zu arg verſtimmt hatte, ging er, um ſich wieder aufzuheitern, nach der Haſenhaide hinaus, um dem Turnen zuzuſehen und in ſeiner Art die Turner zu ermuntern: — „Macht nur ſo fort, bis ihr 24 Jahre alt ſeid, und ihr ſollt, Gott verdamm' mir! die ſchönſten und beſten Weiber kriegen und werdet ein geſundes und fröhliches Alter haben“86). Sicherlich hat es ihn vom Herzen gefreut, daß damals in der preußiſchen Hauptſtadt ein von Stägemann gedichtetes „Kriegslied“ abſchriftlich umging, welches, ein Merkſtein der Zeit, dem Zorn gegen die Feinde Preußens, vorab gegen die Franzoſen, in grimmigſter und trotzigſter Weiſe Ausdruck gab87). In Wien blieb man nicht dahinter. „Der König von Sachſen — wienerte Kaiſer Franz — muß halt ſein Land wieder haben, ſonſt ſchieß' ich!“ worauf Hardenberg, was aber ziemlich mythiſch klingt, die Antwort gegeben haben ſoll: „Nur zugeſchoſſen! Preußen wird ſeine Anſprüche gegen Männiglich zu vertheidigen wiſſen.“ Thatſache iſt, daß man hüben und drüben vom Schießen und Marſchirenlaſſen ſprach, und daß dies ganz ernſt gemeint ſein mußte, zeigt unwiderleglich der geheime Vertrag, welcher am 3. Januar von 1815 zu Wien zwiſchen Oeſtreich, England und Frankreich abgeſchloſſen wurde, ein wahrhafter Triumph für Talleyrand, ein geheimer Allianzvertrag, welcher, gegen Rußland und Preußen gerichtet, feſtſetzte, daß die drei Vertragsmächte die Beſtimmungen des pariſer Friedens mitſammen aufrecht erhalten und durchführen wollten. Jede von ihnen ſollte eine Streitmacht von 150,000 Mann bereit halten, um damit ſofort derjenigen zu Hülfe zu eilen, welche von irgendwem oder irgendwoher angegriffen würde. Die Könige von Baiern, von Hannover und der Niederlande ſollten zum Beitritt eingeladen werden[88]).

In dieſer Art war das gentziſche Märchen von der „wundervollen Eintracht der Höfe“ zur Verwirklichung gekommen. Zwar zur Kataſtrophe wurde die Kriſis nicht, weil man hüben und drüben ſich zu beſinnen und wieder einzulenken begann. Die ruſſiſchen Staatsmänner wollten keinen Bruch weder mit England noch mit Frankreich und der Czar ſtimmte demzufolge ſeine urſprünglichen Anſprüche auf ganz Polen bedeutend herab. Dadurch konnten die polniſchen Beutefetzen für Oeſtreich und Preußen größer zugeſchnitten werden und im Hinblick auf eine vergrößerte Zutheilung in jenen Gegenden erhielten auch die Verhandlungen über Sachſen eine andere Geſtalt, d. h. Preußen ließ allmälig ſeine Geneigtheit blicken, mit der Verſchluckung des halben ſtatt des ganzen Sachſens vorlieb zu nehmen. Aber die gegenſeitige Verbitterung war damit doch nicht gehoben, der Vertrag vom 3. Januar blieb beſtehen und irgendeine Zufälligkeit konnte das gloſtende Feuer der Zwietracht zur hellen Flamme anblaſen. Da, horch, entlud ſich plötzlich die ſchwüle Spannung der Lage in dem ſchmetternden Donnerſchlag: Der Adler iſt ſeinem Käfig entflogen! In der That, der Napoleon that ſeinen Feinden den ungeheuren Gefallen, ihr aus dem Leim gegangenes Bündniß mit dem Schreckenskitt ſeines Namens wieder zuſammenzukleiſtern.

Es iſt gleichgültig, ob zuerſt durch eine Botſchaft des öſtreichiſchen Generalkonſuls in Genua an Metternich oder aber durch einen Eilboten des engliſchen Geſandten in Florenz an Wellington, genug, am 7. März von 1815 gelangte die Nachricht nach Wien, der Entthronte von Fontainebleau habe am

27. Februar bei Einbruch der Nacht ſein Inſelexil verlaſſen. Am 11. wußte man, daß er nicht, wie man Anfangs geglaubt, in Italien, ſondern in Frankreich gelandet habe. Noch vahten Eſel zu Wien, wie das auch Eſel zu Paris thaten: — „Deſto beſſer! Er wird wie ein Straßenräuber gefangen und aufgehenkt werden.“ Aber von Stunde zu Stunde erfuhr man mehr von ſeinen beiſpielloſen Erfolgen und endlich die napoleoniſche Wegwiſchung des „legitimen“ Bourbonenthrons. „Ich habe es Ihnen wohl geſagt, daß dies nicht von Dauer ſein würde!“ runzelt der Czar den Schwefelfarbenen an, welcher ſich ſtumm verbeugt, weil ihm zu dieſer Stunde die Zunge wirklich und wahrhaftig am Gaumen klebt. „Da ſehen Sie, Sire — ſagt Kaiſer Franz zum Kaiſer Alexander — was aus Ihrer Begünſtigung der Jakobiner in Paris entſtanden iſt.“ Worauf der Czar: „Freilich, mein Herr Bruder. Um jedoch mein Unrecht zu ſühnen, ſtelle ich meine Perſon und meine Heere Eurer Majeſtät zur Verfügung[**].“ Der wiener Witz legte ſich die Sache in ſeiner Weiſe zurecht. Im Theater an der Wien wurde die Operette das „Hausgeſinde“ gegeben, in welcher der damals berühmte Komiker Haſenhuth die Rolle des Jocriſſe ſpielte. Die Monarchen wohnten in der kaiſerlichen Loge der Vorſtellung an, denn ſie wollten „trotz der Alles erſchütternden Kunde vor dem Publikum Unbefangenheit markiren.“ Als nun in der Poſſe die Hausfrau den Jocriſſe ausſchalt, daß er allen ſeinen Dummheiten die Krone aufgeſetzt, indem er ihren geliebten Kanari habe aus dem Käfig entwiſchen laſſen, gab der Geſcholtene zur Antwort: „Ei, was hat's denn zu ſagen, daß ſo ein Vögerle entwiſcht iſt? Die da — (auf die Monarchen zeigend) — haben ja den großen Vogel entwiſchen laſſen ...“ In Berlin hatte der alte Vorwärts die große Neuigkeit kaum erfahren, als er in früheſter Morgenzeit in das Hôtel des engliſchen Geſandten eilte und den Erſtaunenden mit der Frage aus dem Schlafe weckte: „Hat England eine Flette im Mittelmeer?“ —

„Eine Flotte? Ja wohl, ich denke.“ — „Ich will Ihnen ſagen, was ich denke. Nämlich, wir müſſen, Gott ſtraf' mir! von vorn anfangen und daran ſeid ihr Engländer ſchuld!“ Sprach's, ging heim, vertauſchte ſeinen bürgerlichen Rock mit der Feldmarſchallsuniform und verfügte ſich unter die Linden, wo das Volk den alten Recken kaum in ſeinem Kriegskleid erblickt hatte, als es jubelnd losbrach: „Hurrah, Papa Blücher, nun geht's wieder vorwärts**)!“

# Zwölftes Buch.

# Waterloo.

## Erstes Kapitel.

# Ein Adlerflug.

Noch ſcholl der Freudenſchrei: „Gefallen iſt Babel und geriſſen die Krone von des Tyrannen Haupt!“ durch Europa, an den Felswänden des Urals widerhallend und auf den Wogen des Ozeans an die Geſtade der Atlantis hinüberrollend, als am 3. Mai von 1814 die britiſche Fregatte Undaunted im Hafen von Porto Ferrajo vor Anker ging. Sie brachte den entthronten Cäſar und ſein tauſendfach ſelbſtverſchuldetes Mißgeſchick nach der kleinen Inſel, zu deren winziger Souverainetät die Kurzſichtigkeit der Verbündeten, d. h. die ſchauſpielende Don-Quijoterie des Czaren, den beſiegten Eroberer begnadigt hatte. Eine der dümmſten weltgeſchichtlichen Dummheiten, ohne Zweifel! So eine „Ritterlichkeit,“ welche etlichen Hunderttauſenden von Menſchen das Leben gekoſtet hat, von allem übrigen dadurch verurſachten Elend und Jammer zu ſchweigen. Aber das kam ja gar nicht in Rechnung, wenn man ſich vor der Welt in der Titelrolle des Schauſpiels „der großmüthige Sieger“ mit Glanz ſehen laſſen konnte. In Wahrheit, nur von den Dünſten der Schmeichelei völlig umnebelte Augen hatten überſehen können, daß ein Napoleon nicht dazu gemacht ſei, auf Elba gelaſſen ſeinen Kohl zu pflanzen. Er war kein Mann wie Waſhington geweſen, er war jetzt kein Greis wie Diokletian: er war er ſelbſt, noch immer er ſelbſt.

Denn die Undaunted trug nicht nur den Cäſar und ſein Mißgeſchick, ſondern auch Cäſar mit ſeinem Genie, ſeinem Stolz und ſeinem Kaiſerwahnſinn. In der That, der tolle Napoleonismustraum war, allem in Paris und Fontainebleau Geſchehenen zum Trotz, immer noch nicht ausgeträumt. Der Gefahr, von den wüthenden Pöbelmaſſen der Provence in Stücke geriſſen zu werden, kaum entronnen, hatte der Empereur — wie er ja ſogar offiziell noch immer hieß — ſeines gewaltigen Geiſtes Schnellkraft ſofort wieder erlangt. Wenn dieſelbe zunächſt nur die komödiantiſche Seite ſeines Weſens hervorkehrte, vermochte das ſehende Augen kaum zu täuſchen. Er gab ſich als reſignirten Philoſophen. Mit Sir Thomas Usher, dem Kapitän der engliſchen Fregatte, auf dem Hinterdeck ſpazirend, ſagte er: „Die Ehrſucht beherrſcht mich nicht mehr. Ich ziehe mich in die Einſamkeit zurück, um die großen Dinge zu beſchreiben, welche während meiner Regierung gethan worden ſind.“ Aber daß er ſchon auf der Fahrt nach Elba entſchloſſen war, für ſeine zu ſchreibenden cäſariſchen „Kommentarien“ zuvor noch den Stoff tüchtig zu mehren, das konnte ein hörendes Ohr merken, wenn er den angeführten Worten die weiteren hinzufügte: „Die armen Bourbons! Sie verſtehen dieſes leichtfertige und phantaſtiſche Volk von Franzoſen nicht zu regieren. Ihre Herrlichkeit wird nicht lange währen. In zehn Monaten wird es mit ihnen wieder aus und vorbei ſein[1]).“ Ein ſcharfäugiger Prophet, wie man geſtehen muß: — er hat ſich nur um 10 Tage geirrt. Freilich, es ſah ganz und gar wie eine Phantasmagorie des Wahnwitzes aus, im Beſitze von 2½ Millionen Francs und 1200 Soldaten an eine zweite Eroberung Europa's oder auch nur Frankreichs zu denken; aber dem Genius oder Dämon iſt anders zu rechnen erlaubt als der lieben Mittelmäßigkeit, obzwar es dieſe am Ende doch immer wieder über Genius oder Dämon davonträgt, weil nicht das Geniale, ſondern das Gemeine die Welt beherrſcht. Napoleon, daran kann ein Zweifel nicht aufkommen, ſah die Fahrt nach Elba nur als eine Epiſode in dem Epos ſeiner Laufbahn an, und als er, gewaltige Zukunftspläne in der Seele wälzend, ſein Miniatur-Empire betrat, durfte ſeine nur allzu gerechtfertigte Menſchenverachtung dazu lächeln, wenn die guten Inſulaner, welche vor etlichen Tagen den „tiranno Napoleone“ im Bilde verbrannt hatten, jetzt ihren neuen „Sovrano,“ welcher, ſagten ſie, „unermeßliche Schätze in Gold und Juwelen“ mitbrächte, mit wüthendem Evvivageſchrei und einem ſolennen Tedeum empfingen.

Die reſtaurirten Bourbons mit ihrem ungeheuren Schweife von Junkern und Pfaffen bemühten ihrerſeits ſich redlich, der Prophezeiung Napoleon's zur Erfüllung zu verhelfen. Zwar die arme alte Watſchelmajeſtät von achtzehntem Ludwig war nicht ſo einfältig, die Wiederaufrichtung des Ancien Régime für möglich zu halten. In Wahrheit, der König iſt kein Bourboniſt geweſen, ſondern ein Epikuräer und Ironiker, der im Grunde ſeines Herzens an Nichts glaubte als an den Horaz, welchen er auswendig wußte. Seine horaziſche Lebensphiloſophie ſagte ihm, daß es geſcheiter ſei, in den Tuilerien ſeine königliche Bequemlichkeit zu haben als noch einmal das „harte Auf- und Niederſteigen fremder Treppen“ zu riskiren. Das bequeme Verweilen in den Tuilerien hing aber, wie er wohl einſah, von der guten Laune der Madame France ab, und da Madame dermalen auf die Handhabung der liberal konſtitutionellen Kinderklapper förmlich verſeſſen zu ſein ſchien, ſo durfte man ihr, ſchlußfolgerte Se. gichtbrüchige Majeſtät, die Freude an dieſem Spielzeug nicht vergällen. Man mußte demnach die Erklärung von St Ouen einhalten, mußte, wie man es hieß, „im Geiſte der Zeit regieren“ und die Komödie der „verfaſſungsmäßigen“ Monarchie mit Anſtand ſpielen. Zu ſeinem Unglück fehlte ihm das zur Durchführung dieſes Spiels nöthige Maaß von Kraft und ſein Günſtling, der Duc de Blacas, die oberſte Wartefrau oder ſo zu ſagen die Säugamme des reſtaurirten Königthums, war auch nicht der Mann, ſeinen königlichen Pflegling im Klugen zu ſteifen. So kam es, daß, während die Einſicht des Königs das Verſtändige wollte, ſeine Schwäche und Gleichgültigkeit das Dumme geſchehen ließ. Das Dumme aber, das bourboniſch-emigrantiſch-pfäffiſche Rückwärtsſtreben hinter das Jahr 1789, hatte ſeinen leichtfertig und geräuſchvoll thätigen Hauptmacher in dem Grafen von Artois, um welchen das ganze Don-Ranudo-di-Colibrados-Geſindel der Gegenrevolution zappelnd und ſchreiend ſich ſcharte, alles Ernſtes begehrend, daß 25 ſchickſalsvollſte Jahre aus dem Buche der Geſchichte geſtrichen, daß die Revolution und das Empire für ungeſchehen erklärt werden müßten. Dieſe Sorte von Royaliſten, welcher Béranger's Chanſon „Le Marquis de Carabas“ die Unſterblichkeit der Lächerlichkeit geſichert hat, beſaß neben ihrem Chef auch ihre Heilige. Das war die Nichte und Schwiegertochter des Grafen von Artois, die ſteifleinene Ducheſſe d'Angoulême, deren Herz der Kummer, der Haß und das Exil zu einem Eisklumpen hatte gefrieren laſſen. Zu dieſer Heiligen betete auch der Ritter von der legitimiſtiſchen Trauerweide, der Vicomte de Chateaubriand, welcher von der fixen Idee geplagt wurde, er ſei zum Richelieu der reſtaurirten Monarchie beſtimmt, dermalen jedoch nur erſt etliche Wenige vermochte, von ſeinem aus mittelalterlicher Romantik und modernem Liberalismus abenteuerlich zuſammengekochten ſtaatsmänniſchen Kohl zu eſſen. Neben allen den phantaſtiſchen oder ganz dummen, blinden und tauben Monarchiſten, Abſolutiſten und Feudaliſten gab es auch eine — freilich nur kleine — Anzahl von Anhängern des Hauſes Bourbon, welche, gerade wie der König ſelbſt, nicht aus Neigung und Ueberzeugung, aber aus Gründen der Zweckmäßigkeit die Berückſichtigung der Anſchauungen und Forderungen der Zeit und demzufolge die ſtrikte Einhaltung der Verfaſſung und der beſtehenden Geſetze empfahlen. Dieſe beſonnenen Männer, in den Reihen des Adels ſowohl als des

Bürgerthums und ſogar der Geiſtlichkeit ſporadiſch vorhanden, hatten erkannt, daß es im höchſten Grade unpolitiſch und gefährlich, an der theuerſten, ſelbſt durch Napoleon nicht angetaſteten Errungenſchaft der Revolution, an der Egalité zu rütteln. Sie verwarfen alſo den Gedanken einer Rückkehr zum Ancien Régime als abſurd, die Ausführung deſſelben als unmöglich und verlangten, daß man die Intereſſen des Königthums feſt und innig mit denen der Bourgeoiſie verbände. Denn dieſe ſei nun einmal der Hauptfaktor des Staatslebens, und da derſelbe, geſtützt auf Intelligenz und Beſitz, ſeinen Antheil am Regiment verlange, ſo müſſe man ihm dieſen Antheil einräumen und demnach verfaſſungs- und geſetzmäßig, liberal-bürgerlich regieren. Um ſo mehr, da das Königthum im Bunde mit der Bourgeoiſie ſtark genug ſein würde, eine allfällige Oppoſition des Adels und der Geiſtlichkeit verachten, jede etwaige Widerſtandsregung der Volksmaſſen aber mit Unerbittlichkeit niederſchlagen zu können.

Selbſtverſtändlich war dieſer gute Rath in den Wind geſprochen; denn Menſchen und Regierungen wollen nicht klug, ſondern verkehrt berathen ſein. Eine indolente Watſchelmajeſtät ließ, ſo wie man ſie nur möglichſt wenig in ihrer Trägheit ſtörte, geſchehen, daß eine Unſinn ſchnaubende Junkerei und Pfafferei von Tag zu Tag ihre Hörner hoch- und übermüthiger hervorſtreckten und mehr noch durch dummes Gerede als durch unbeſonnenes Gethue die Bourgeoiſie ärgerten, kränkten und erkälteten, die Volksmaſſen aber mit Zorn und Haß erfüllten. Die bürgerlichen Klaſſen, gewahrend, daß die vom Grafen von Artois, d. h. von den Ultras, welche dieſe Marionette lenkten, etablirte Nebenregierung eigentlich die Hauptregierung ſei, begannen zu argwöhnen, die vom König verliehene „Charte,“ welche ihnen ein beſcheidenes Maaß von Antheil am Staatsregimente ſichern ſollte, habe nur die Bedeutung eines Vorhangs, hinter welchem das alte abſolute Königthum wieder aufgerichtet würde. In dieſer Beſorgniß wandten ſie ſich zwar nicht von der Monarchie, doch aber von dem „unverbeſſerlichen“ älteren Zweige des bourboniſchen Hauſes ab und mit ihren Hoffnungen dem jüngeren zu, d. h. dem Duc d'Orleans, älteſtem Sohn des Philippe Egalité guillotiniſchen Andenkens. Die Thronkandidatur dieſes Prinzen war ſchon 16 Jahre früher, als ſie nachmals zur Thatſache wurde, ſo ſehr eine beſtimmt ausgebildete Idee des franzöſiſchen Bourgeoisliberalismus, daß der aus Elba zurückgekehrte Napoleon mit gutem Grund zum Baron Meneval ſagte: „Nicht Ludwig den Achtzehnten, der ſich kaum noch 6 Monate auf dem Thron hätte halten können, hab' ich entthront, ſondern den Herzog von Orleans“ *). Die Volksmaſſen ihrerſeits hatten für den Fall einer Umwälzung keinen beſtimmten Regierungsplan oder Prätendenten. In dem Proletariat der Städte gährten Erinnerungen an die Republik, ohne jedoch zu feſter Geſtaltung und Ausdrucksweiſe zu gelangen, während auf dem Lande die Bauerſchaften, durch die von den Emigranten heftig geforderte und, wie es hieß, bevorſtehende Nichtigkeitserklärung der Nationalgüterkäufe, ſowie durch die drohende Wiederherſtellung junkerlicher und pfäffiſcher Feudalrechte im höchſten Grade beunruhigt, Jedem zuzufallen bereit waren, welcher ſie von der „bourboniſchen Angſt“ erlöſ'te und von welchem ſie die Aufrechthaltung derjenigen Schöpfungen der Revolution erwarten konnten, die das bäueriſche Intereſſe allein erregten und befriedigten. Die Bauern hatten fürwahr keine Urſache, ſich nach dem Napoleonismus zurückzuſehnen; aber doch verſchwand Alles, was dieſer mit ſeiner Konſkription und ſeinen „vereinigten Gefällen“ an ihnen geſündigt hatte, vor dem, womit der Bourbonismus ſie bedrohte oder zu bedrohen ſchien, ſo ſehr, daß das Halleluja und Hoſianna, womit die Mehrzahl der Dörfler den Flüchtling von Elba begrüßte, keineswegs wunderbar, ſondern ſehr begreiflich erſcheinen muß.

Bürgerthum und Bauerſchaft würden freilich ihren Argwohn, ihre Abneigung und ihren Groll noch lange in ſich verſchloſſen haben, ohne demſelben thatſächlichen Ausdruck zu geben, und es hätten alſo die Bourbons von dieſen beiden Seiten her zunächſt Wenig zu befürchten gehabt. Der paſſive Widerſtand, die Kriegsweiſe der Unbehülflichkeit und Feigheit, hat noch kein Regiment geſtürzt. Aber von einer dritten Seite her drohte der Regierung Ludwigs des Achtzehnten ein aktiver, ein ſehr aktiver, — von Seiten der Armee, für welche, da ſie napoleoniſch-prätorianiſch durch und durch, das bloße Daſein des Bourbonismus ein tödtlicher Schimpf und ein ruheloſer Racheſtachel war. In Folge des pariſer Friedens waren Maſſen von franzöſiſchen Kriegern aus feſtländiſcher und britiſcher Gefangenſchaft heimgekehrt und befand ſich nahezu eine halbe Million napoleoniſcher Soldaten in Frankreich, das Idol ihres „petit caporal“ im Herzen und daneben den glühenden Haß gegen die „Fremden,“ von welchen ſie und ihr vergötterter Empereur — ſo log ihnen die Nationaleitelkeit vor — nur durch „Verrath“ beſiegt worden. Ein Produkt dieſes Verraths — der Mythus davon fand einige Bekräftigung durch die verächtliche Weiſe, womit einige Marſchälle des Empire, vorab Soult, ſich dem Bourbonismus anzukleben ſuchten — ein Produkt dieſes Verraths war die bourboniſche Reſtauration, welche anzufeinden und zu ſtürzen die Pflicht eines Jeden ſei, welcher unter den glorreichen Adlern Napoleon's gedient hatte. Aber die napoleoniſchen Soldaten fühlten nicht nur den Drang, ihr und ihres Feldherrn Mißgeſchick an den fremden Siegern und den heimiſchen „Verräthern“ zu rächen, ſondern empfanden auch das gebieteriſche Bedürfniß, den Napoleonismus wieder herzuſtellen und in ihrer Weiſe fortzuſetzen. Dieſe Kriegsknechte, dem bürgerlichen Leben und ſeinen Anforderungen ſeit lange entwöhnt, kannten und wollten keine andere Daſeinsweiſe als den Krieg. War es doch gar zu ſchön geweſen, als Sieger in alle Hauptſtädte Europa's einzuziehen, allen Völkern das Joch der „grande nation“ aufzulegen, alle Länder auszuplündern und die Frauen derſelben zu entehren. Alle dieſe Herrlichkeiten würden mit dem Empereur wiederkehren, wer könnte daran zweifeln? In den Reihen der Offiziere kleidete ſich dieſer Prätorianergeiſt nur in etwas feinere Formen. Hier war der Napoleonismus gleichbedeutend mit Generalsepauletten und Marſchallsſtäben, welche phantasmagoriſch verführeriſch vor den Augen von Lieutenants und Capitains flimmerten. Der Bourbonismus ſchien es recht eigentlich darauf angelegt zu haben, dieſe napoleoniſche Stimmung der Armee möglichſt zu ſteigern. Legitimiſtiſcher Blödſinn hatte ihr die geliebten Symbole nationaler „Gloire,“ die Adler und die Trikolore, genommen und ihr dafür die weiße Fahne und Kokarde aufgezwungen, in ihren Augen Symbole des Verraths und der Schmach, was zur Folge hatte, daß die Soldaten ihre Regimentsadler in die Trommeln und ihre dreifarbigen Kokarden in die Tſchackos verſteckten, mit dem feſten Entſchluſſe, dieſe und jene bei der erſten Gelegenheit wieder hervorzuziehen. Die Auflöſung und Reorganiſation der Armee hatte ſich der Reſtauration als eine politiſche und finanzielle Nothwendigkeit aufgedrungen, allein mit ihrer und ohne ihre Schuld ſchlug dieſe Maßregel zum Nachtheil der Regierung aus. Wenn ſie, wie ſie that, zwei Drittel des Heeres entließ, ſo verbreiteten die entlaſſenen Kriegsknechte ihren fanatiſchen Napoleonismus ſchimpfend und fluchend in alle Provinzen, um überall namentlich der bäueriſchen Unzufriedenheit einen feſteren Halt und eine beſtimmtere Richtung zu geben. Wenn ſie, wie ſie that, eine Menge von napoleoniſchen Offizieren mit Halbſold des Dienſtes entband, um bourboniſtiſche Junker, welche entweder niemals oder ſchmachvoller Weiſe nur in der „Armee Condé's“ gedient hatten, an die Stellen von Jenen zu ſetzen, ſo ſammelten ſich die Halbſold-Offiziere zu Tauſenden in der Hauptſtadt an, alle Straßen, Plätze und öffentlichen Orte mit ihren Klagen und Verwünſchungen gegen die Bourbons, mit ihren imperialiſtiſchen Wünſchen und Hoffnungen erfüllend und jedem etwaigen Komplottirer willigſtes Material darbietend. Summa: es gelang der Reſtauration nicht, die napoleoniſche Armee zu beſeitigen oder umzuformen, ſondern nur, ſie zu beleidigen und zu reizen. Und ganz dieſelbe Unbehülflichkeit kennzeichnete auch die Civilverwaltung. Der faſelirende Graf von Artois und ſeine junkerlichen Heißſporne wollten, wie ſie faſelten, eine „durchaus royaliſtiſche Regierung" einführen, die Centraliſation, als „eines der großen Hülfsmittel der Revolution," zerſtören, die Provinzen und ihre „Freiheiten" wieder herſtellen, die Eigenthumsverhältniſſe, Lehensrechte und Privilegien des Ancien Régime zurückführen. Aber im Grunde blieb es auf Seiten der Ultras bei aufreizendem Geſchrei, welches das Bürgerthum und die Bauerſchaft erbitterte, ohne Adel und Kleriſei zufrieden zu ſtellen. Die Unfähigkeit des Bourbonismus war ſo flagrant, daß die Reſtauration in haltloſer Impotenz aus der Hand in den Mund leben mußte und ohne die Gefahr, eine vollſtändige Anarchie heraufzubeſchwören, gar nicht wagen durfte, die Regierungsmaſchine, wie die Revolution und das Empire ſie geſchaffen, zu beſeitigen oder auch nur im Perſonal erklecklich zu ändern. Kläglicher Widerſpruch! Die Reſtauration friſtete ihr Daſein geradezu von dem, was ſie für Koth anſah und als ſolchen verwünſchte und beſpie.

Bei ſo bewandten Umſtänden hieß das ungeheuerliche Komplott, welches, wie die legitimiſtiſche Legende will, den korſiſchen Wetterſtral noch einmal märchenhaft glanzvoll in Frankreich aufzucken ließ, in Wahrheit nicht anders als Bourbonismus. Denn die große Verſchwörung, angezettelt, um den Empereur zurückzuführen, iſt nur eine Fabel, welche man endlich ein für allemal in's Legendarium verwieſen ſein laſſen ſollte. Denn wenn bei Leuten wie Cambacérès, Maret, Lavallette, Savary und Hortenſe Beauharnais — (die Exkönigin von Holland lebte, von Ludwig dem Achtzehnten mit dem Titel einer Ducheſſe de St. Leu begnadigt, in Paris und führte einen Skandalprozeß mit ihrem Gemahl bei den königlichen Gerichten) – die Bonapartiſten zahlreich aus- und eingingen, um ihre Wahrnehmungen und Wünſche auszutauſchen, ſo iſt doch nicht der Schatten eines Beweiſes dafür vorhanden, daß in dieſen Kreiſen der Napoleonismus auch nur unbeſtimmt die Geſtalt einer Verſchwörung angenommen habe. Man war unzufrieden, man wünſchte die Wiederaufrichtung des Empire, aber man that Nichts dafür und ſtand nicht einmal mit Elba in Briefwechſel [3]). Allerdings gab es ein wirkliches Komplott von ſcheinbar bonapartiſtiſcher Färbung, und zwar in den Reihen der Armee, aber auch dieſes zielte keineswegs auf die Zurückführung Napoleon's ab. Etliche junge, feurige Generale des Empire von großem Ruf, zwei Brüder Lallemand, Lefebvre-Desnoëttes und Drouet d'Erlon, hatten, gereizt durch die plump-ſervil-bourboniſtiſchen Machenſchaften des Kriegsminiſters Marſchall Soult, eine widerbourboniſche Verbindung eingegangen und hofften, da ſie mittelſt der von ihnen bekleideten Befehlshaberſtellen über eine Truppenmacht von 15 bis 20,000 Mann verfügten, die beſtehende Regierung unſchwer ſtürzen zu können. Was derſelben folgen ſollte, machten ſie ſich gar nicht klar und die ganze Zettelung blieb, da ſowohl Maret als Davout, Beide um Beitritt angegangen, ſich äußerſt zurückhaltend verhielten, locker, loſe und unbeſtimmt, bis der allwitternde Fouché davon Wind bekam und mehr Zuſammenhang und beſtimmte Tendenz in das Ding brachte. Der Brauenloſe wollte jedoch von einer Zurückführung des Empereur entſchieden Nichts wiſſen und hören und bedeutete den militäriſchen Verſchwörern, daß nach Beſeitigung der Bourbons nur der Herzog von Orleans möglich ſei oder der König von Rom, und da Jener ſich von der bourboniſchen Dynaſtie ſchwerlich würde trennen wollen, ſo bliebe nur Napoleon der Zweite mit der Regentſchaft von Marie Luiſe [4]). Fouché wußte ſicherlich ſo gut wie Irgendeiner, daß dies nur ein Phantaſma; aber er gaukelte es ganz ernſthaft den verſchworenen Generalen vor. Warum, iſt eigentlich ganz gleichgültig; denn das Komplott, vorzeitig und wirkungslos explodirend, hat weder zur Wegfegung der Bourbons noch zur Zurückführung Napoleon's irgendwie beigetragen und ſtand zur letzteren in gar keiner Beziehung, obzwar ſich der Brauenloſe dem zurückgekehrten Empereur gegenüber ein Verdienſt daraus gemacht hat, während er dabei in Wahrheit nur ſeiner Lieblingsunterhaltung, dem Ränkeſpinnen, nachgegangen war und ſeiner diaboliſchen Luſt, „die Karten zu verwirren,“ gefröhnt hatte[5]). Nicht verſchwörungsſüchtig wie der Duc d'Otranto, aber ein Bonapartiſt jeder Zoll, war inzwiſchen der Duc de Baſſano zur Ueberzeugung gekommen, die Sachlage ſei ſo, daß ſie den Empereur zur Wiederergreifung des Szepters einlade und daß man ſich beeilen müſſe, ihn dies wiſſen zu laſſen, damit nicht ein Anderer, d. h. der Sohn Egalité's, ihm zuvorkäme. Mit dieſer Botſchaft betraute nun Maret einen unternehmenden jungen Beamten des Empire, Monſieur Fleury de Chaboulon, welcher ſeine Odyſſee breitſelbſtgefällig beſchrieben und in ſeinen Memoiren ziemlich unverholen die Miene angenommen hat, der Veranlaſſer der Hidſchra aus Elba ſei eigentlich er, Monſieur Fleury de Chaboulon. Als jedoch dieſe gute eitle Fliege, welche das Rad der Weltgeſchichte bewegt zu haben ſpäter ſich einbildete, im Verlaufe des Februars von 1815 glücklich nach Porto Ferrajo gelangte und dem Empereur meldete: „Sire, der Duc de Baſſano läßt Ihnen ſagen: ſo und ſo ſieht es in Frankreich aus“ — war Napoleon's Abſicht und Plan, das beiſpielloſe Abenteuer zu wagen, bereits gefaßt und feſtgeſtellt.

Man muß es dem Entthronten wohl glauben, und ſogar mit einem Anflug menſchlicher Rührung, wenn er ſagte, er habe auf Elba beſtändig „das Gefühl des Erſtickens“ gehabt, er, welchem früher das ganze Europa zum Erſticken enge vorgekommen war („qu'il étouffait en Europe“). Vom Herrn der

Welt zum Sovrano von Elba degradirt zu ſein, war damit nicht ſein eigen Wort: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt“ — tragiſch in Erfüllung gegangen? O, wer mich die noch unerfundene Kunſt, vergeſſen zu lernen, lehren könnte! Mein ganzes inſulariſches Miniatur-Regno für einen Becher voll Lethewaſſer! Mutter Lätitia kam, den Sohn zu tröſten, und die ſchöne flatterhafte Paulette, Cypennomodell Canova's, brachte zärtlichen Schweſtertroſt. Es geht auf der Inſel auch eine Legende um, daß der Imperadore in den Armen einer ſchönen Inſeltochter, in den Armen der Zitella Bantini Vergeſſenheit geſucht und beſagte Zitella laut ſich gerühmt habe, von dem abgeſetzten Jupiter einen Sohn empfangen zu haben[6]). Aber das Alles vermochte kaum für Augenblicke, geſchweige für immer das Gefühl des Erſtickens zu bannen, und ſo ſtand in ſeiner Seele feſt, daß er nicht als ein Quaſi-Sancho-Panſa auf Barataria-Elba ſterben wollte. Und man wollte ihn ja nicht einmal daſelbſt in Ruhe leben und ſterben laſſen. Die Bourbons zahlten ihm den vertragsmäßig ſtipulirten Ruhegehalt nicht aus und von Wien her verlautete Drohendes von einer Verſetzung nach St. Helena, wohin die „Gottesgeißel“ zu ſchaffen Landsmann Pozzo gerathen, unter eifriger Zuſtimmung von Talleyrand und Wellington. Fort alſo trieb es ihn, aber wohin? Denn es ſcheint Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß der Empereur eine Weile unentſchieden geweſen, ob er nach dem nahen Italien oder nach dem entfernteren Frankreich die abenteuerliche Fahrt lenken ſollte. Eine Sage, deren Kern hiſtoriſch-ſicher zu greifen bislang nicht gelungen iſt, will uns überreden, der nach Elba gebannte Schlachtenmeiſter ſei von den italiſchen Patrioten, welche in den „Hütten“ der Carbonari den Gedanken der Einheit Italiens großgezogen hatten, auserſehen geweſen, das Oberhaupt eines zu ſchaffenden konſtitutionellen italiſchen Kaiſerreichs zu werden und als Erneuerer des Regno Romano an der Stelle des zu vertreibenden Papſtes in der ewigen Roma ſeinen Wohnſitz zu nehmen. Seiltänzerkönig Murat, auf ſeinem wackeligen Thron von Neapel mühſam ſich im Gleichgewichte haltend, ſollte in Krieg mit Frankreich verwickelt werden, und ſobald die italiſchen und franzöſiſchen Heere im Begriffe wären, in den lombardiſchen Ebenen auf einander zu ſtoßen, ſollte Napoleon ſo recht wie ein Deus ex machina erſcheinen, beide Armeen für ſich gewinnen und über dem geeinten Italien ſeinen römiſchen Imperatorthron aufrichten. Ein blendendes Phantaſieſtück und ſo, wie die Dinge auf der apenniniſchen Halbinſel lagen, gar nicht der Möglichkeit einer Verwirklichung ermangelnd. Wenn aber Napoleon, was fraglich, von dieſen Plänen der armen, zu Opfern einer beſtialiſch wüthenden Reaktion beſtimmten italiſchen Patrioten wußte, wenn er eine Weile mit der Vorſtellung ſich trug, von Italien aus die Wiederherſtellung des Napoleonismus zu verſuchen, ſo brachten ihn doch zweierlei Motive ganz davon ab. Erſtlich kannte er die Italiker und verachtete ſie bekanntlich noch mehr als die Franzoſen, was doch ſehr Viel ſagen wollte; und zweitens mußte ihm Alles, was er aus Frankreich erfuhr, die Ueberzeugung geben, daß ihm die Unzufriedenheit und Veränderungsluſt der großen Mehrheit der Nation daſelbſt eine mit bourboniſcher Dummheit gepflaſterte Straße baue, auf welcher er, falls er erſt glücklich gelandet, ohne große Gefährde bis Paris marſchiren könnte. Daß aber Paris für ihn ein lockenderes Ziel ſein mußte als Rom, liegt auf der Hand. „Ich bin entſchloſſen — ſagte er zu Marets Boten — ich werde abreiſen. Das Unternehmen iſt groß, ſchwierig, gefährlich; aber es iſt nicht überwältigend für mich (mais elle n'est point au-dessus de moi). Das Glück hat mich bei großen Gelegenheiten noch nie im Stiche gelaſſen. Ich gehe“[7]. Und er ging, nachdem er an Schwager Murat mit der Botſchaft von ſeiner Abreiſe den Rath geſandt, derſelbe möge ſeine Truppen in den römiſchen Marken zuſammenziehen, die Feindſeligkeiten gegen die Oeſtreicher aber ja nicht eröffnen, bevor er von ihm, Napoleon, aus Paris Weiteres höre, — welchen Rath die makkaroniſche Majeſtät zu mißachten geruhte, auf der Chimäre, König von Geſammt-Italien zu werden, kopflos ins Verderben galoppirend. Am 26. Februar ſchiffte ſich der Empereur mit ſeiner Handvoll franzöſiſcher, korſiſcher und polniſcher Soldaten ein und am 1. März landete er im Golf von Juan zwiſchen Antibes und Cannes. Und nun hob das wunderſamſte Abenteuer der modernen, vielleicht der ganzen Weltgeſchichte an, ein thatſächliches Stück Epopöe, wie Muſe Kalliope keins erſinnen könnte, ein voll in die Wirklichkeit getretener, im hellen Tageslicht ſich abſpielender Mythus, deſſen Motive zwar ſonnenklar vor allen ſehenden Augen liegen, deſſen vom ganzen Zauber des Wunderbaren und Unerhörten ſtralende Wirkung aber trotzdem eine märchenhaft-erſtaunende iſt und bleibt, — das Abenteuer der Eroberung eines großen Reiches durch einen einzigen Mann, der zwanzigtägige Adlerflug von Cannes nach Paris, welcher ein ſtolz-prophetiſches Wort, das der wiederkehrende Cäſar nach ſeiner Landung der franzöſiſchen Armee zurief, zur beiſpielloſen Wahrheit machte. „Der Adler mit den nationalen Farben wird von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen bis auf die Thürme von Notre-Dame“ (l'aigle avec les couleurs nationales volera de clocher en clocher jusqu'aux tours de Notre-Dame). Am 1. März eine Proklamationsphraſe, war dies am 20. eine weltgeſchichtliche Thatſache. Ja, mehr als 20 Millionen „vernunftbegabter“ Weſen unterwarfen ſich freiwillig abermalen dieſem korſiſchen Abenteurer, dieſem verkörperten Egoismus und fleiſchgewordenen Deſpotismus, dieſem „rude et dur guerrier“, welcher Europa mit Blut und Frankreich mit Thränen überſtrömt hatte. Denn das Verbrechen braucht immer und überall nur mit der gehörigen Unverſchämtheit und mit dem gehörigen Apparat und Erfolg aufzutreten, um die Augen der urtheilsloſen Menge zu blenden und die Feigheit der „gebildeten Stände“ zu verblüffen.

Am 5. März brachte der Telegraph die erſte Meldung von Napoleon's Landung nach Paris und ſofort ging daſelbſt eine etliche 20 Tage währende Komödie in Szene, die für einen Idealgläubigen voll Tragik, für einen Welt- und Menſchenkenner dagegen voll infernaliſcher Hochkomik iſt. Denn ſo glanzvoll wie in dieſem Vorſpiel zu dem großen Spektakelſtück der „Hundert Tage“ dürfte menſchliche Erbärmlichkeit und Nichtswürdigkeit kaum jemals wieder ſich zur Schau geſtellt haben. Zur würdigen Introduktion ſchlug ein ſtupider Bourbonismus vor Freude einen Purzelbaum. „Wenn die Nachricht nur auch wahr iſt!“ ſchmunzelte der Graf von Artois, höchſt vergnügt die Hände reibend. „Wahrhaftig, Sire“, ſagte der Generalpolizeidirektor Dandré zu Ludwig dem Achtzehnten, — „wenn dieſer Schurke von Bonaparte wirklich ſinnlos genug geweſen iſt, in Frankreich zu landen, ſo muß man Gott dafür danken; man packt und erſchießt ihn und dann wird weiter nicht mehr von ihm die Rede ſein.“ Kaum vermochten Vitrolles und etliche andere weniger vernagelte Royaliſten es durchzuſetzen, daß wenigſtens einige Maßregeln gegen das, wie die Höflinge dem Grafen Artois nachplapperten, „ebenſo verrückte als willkommene“ Unternehmen des „aus einem Böſewicht zu einem Narren gewordenen“ Bonaparte angeordnet würden. Man glaubte ſo leicht mit dem „traitre et rebelle“ fertig zu werden, wie er in einer am 7. März im Moniteur erſcheinenden königlichen Ordonnanz hieß, mit dem „ledit Bonaparte,“ welcher wie mit Adlerſchwingen vom Strand der Provence über die Alpen des Dauphiné nach Grenoble und von Grenoble nach Lyon flog, überall auf ſeinem Wege von Soldaten und Bauern wie ein Triumphator, wie ein Herrgott empfangen. Wie könnte man übrigens mehr oder weniger ſtrohernen Bourboniſten die Meinung verübeln, der Empereur würde vom nächſten beſten Gensdarm beim Kragen genommen und ohne Weiteres erſchoſſen werden, wenn ein hochweiſer Duke of Wellington dort drüben in Wien ſo ziemlich derſelben Anſicht war? Am 12. März ſchrieb er ſteifnackig-reſolut nach London: „Ich bin der Meinung, daß Bonaparte auf trügeriſche oder gar keine Information hin gehandelt hat und daß der König ihn unſchwer und raſch vernichten wird“ 8). Die arme alte Watſchelmajeſtät den Bunabarde Jildirim vernichten, „unſchwer“ und „raſch?“ Wenn du das ungeſchrieben gelaſſen hätteſt, eiſerner Herzog, wäre es für den Ruhm deiner „ſtaatsmänniſchen Weisheit“ nicht eben ein Schaden geweſen. Weiſer und ſtaatsmänniſcher fürwahr ſah Dame Staël das Problem der Rückkehr des Empereur an, indem ſie, nicht für gut findend, das Eintreffen ihres großen Feindes in Paris abzuwarten, ſich nach Italien verzog und aus Piſa an die Gräfin von Albany ſtuartiſch-traurigen Andenkens ſchrieb: „Ich ſagte zu Paris, als die Nachricht von Bonaparte's Landung eintraf: Siegt er, ſo iſt es in Frankreich ganz und gar um die Freiheit, wird er beſiegt, ſo iſt es ganz und gar um die Unabhängigkeit geſchehen“ 9). Aber trotz dieſer ſehr entſchiedenen Anſicht vom wiedererſtandenen Napoleonismus konnte es ein genialer Wirbelwind im Unterrock doch nicht laſſen, noch einmal den Verſuch zu machen, ob ſich vielleicht jetzo die früher ſo barſch zurückgewieſene Egeriarolle beim Empereur ſpielen ließe. Ihr „aimable protecteur“, Joſeph Bonaparte, mußte während der hundert Tage ihren Sohn in die Tuilerien führen und dieſer einen Brief ſeiner Mutter dem Kaiſer zuſtellen, worin die nachgerade etwas abgeſtandene ſtaël'ſche Genialität über die Zuſatzakte („l'acte additionnel“) orakelhaft alſo ſich vernehmen ließ: „C'est aujourd'hui tout ce qu'il faut à la France, rien que ce qu'il faut, pas plus qu'il ne faut“ 10). Armer Revenant von Empereur und Roi, was haſt du dir während jener drei Monate nicht Alles ſagen und ſchreiben laſſen müſſen!

Erſt nachdem der zur „Vernichtung“ des „Räuberhauptmanns“ Bonaparte nach Lyon geſandte Graf von Artois, widerwillig begleitet vom Herzog von Orleans, ganz ſchmählich Fiasco gemacht hatte und nach vor den eigenen Truppen genommenem Reißaus nach Paris zurückgerannt war, begann in den Tuilerien die Gewißheit der Gefahr aufzudämmern. Doch war man noch sattſam ſtolz und zuverſichtlich, ſuchte auch die pariſer Neugierde mit kühnſten Neuigkeiten zu füttern. Kam da durch das Gedränge der Neugierigen auf dem Tuilerienhof eines der zahlreichen Urbilder des „Marquis de Carabas“ geſchritten, der Herr Graf de Barruel-Beauvert, und gab auf die Frage: „Wie ſteht es im Süden?“ großartig zur Antwort: „Herrlich! Se. kgl. Hoheit Monſeigneur der Graf von Artois hat mit eigener Hand das Ungeheuer in einem Treffen bei Marais-Bourgoin getödtet.“ (Zur ſelben Stunde zog „le monstre“ triumphirend in Lyon ein.) „Wirklich?“ „Was Sie nicht Alles wiſſen!“ „Ei, ja wohl!“ hieß es zweifelnd und ſpöttiſch in der Menge und etliche Napoleoniſten fingen zu lachen und zu pfeifen an, trieben auch die reſpektwidrige Keckheit ſo weit, zu rufen: „Vive l'empereur!“ Aber Frauen und Mädchen, in deren Ohren das „Es lebe der Kaiſer!“ lautete: „Man wird uns wieder unſere Söhne, unſere Brüder, unſere Liebhaber nehmen und zur Schlachtbank führen“ — erſtickten die napoleoniſche Demonſtration, indem ſie mit Parapluies und Paraſols energiſch auf die Lacher, Pfeifer und Rufer losſchlugen[1]). Die Regierung durfte freilich wähnen, noch über ganz andere Stützen verfügen zu können als die Sonnen- und Regenſchirme der pariſer Schönen waren. Drunten in Bourdeaux, wo der „einzige Mann in der bourboniſchen Familie,“ die Ducheſſe d'Angoulême, die Aufrechthaltung der weißen Fahne über ſich genommen, dann in Toulouſe, in Marſeille und überall dort herum ſchien der Bourbonismus reichlichſtes Oberwaſſer zu haben und wenigſtens iſt er in jenen Gegenden dem Napoleonismus viel weniger ſchmählich unterlegen als anderwärts. Und geben nicht die höchſten Spitzen der Armee wahrhaft vulkaniſch-heiße Loyalitätsverſicherungseruptionen von ſich? Da iſt der Kriegsminiſter Soult, welcher in einer Proklamation vom 8. März ſeinen ehemaligen Gebieter einen „Verräther“, „Abenteurer“, „Wahnſinnigen“ und „Uſurpator“ ſchilt und zu deſſen „Vertilgung“ auffordert. (Freilich wird das den Herrn Miniſter und Marſchall nicht hindern, etliche Wochen darauf von dem Abenteurer und Wahnſinnigen zum Generalſtabschef ſich ernennen zu laſſen.) Da iſt auch der „Bravſte der Braven“, Michel Ney, welcher vor zwei Jahren — wir hörten es mit an — ſich rühmte, Nichts zu ſein als ein geladenes Gewehr in der Hand ſeines Herrn und Meiſters Napoleon, und jetzo, zur Bekämpfung deſſelben eiligſt von ſeinem Landgute herbeigerufen, zur alten armen Watſchelmajeſtät ſagt: „Sire, indem ſich Bonaparte in ein ſolches Unternehmen eingelaſſen, hat er verdient, in einen eiſernen Käfig geſperrt zu werden“ (en se jetant dans une telle entreprise, avait mérité d'être enfermé dans une cage de fer[12]). Spricht's und führt das ihm anvertraute Armeekorps nach Lons-le-Saulnier, um daſſelbe und ſich ſelber dem Napoleon zu überliefern.

Aber laßt immerhin die gemeinen Kriegsknechte ihre in den Trommeln verborgenen napoleoniſchen Adler und ihre in den Tſchakos verſteckten dreifarbigen Kokarden jauchzend hervorziehen und laßt die vornehmen mit Lippen, die noch dampfen von dem Eifer, womit ſie eben den Bourbons Treue zugeſchworen, ihren wiedergekehrten Imperator begrüßen, laßt die Bauern unter dem Geſchrei: „Nieder mit den Junkern und den Pfaffen!“ zu Hunderttauſenden an dem Triumphweg des Adlerflügelmächtigen huldigend Spalier bilden, das erleuchtete, beſitzende und liberale Bürgerthum, ein bourboniſches Lilienſzepter unbedenklich dem napoleoniſchen Säbel vorziehend, wird dennoch ſich um den königlichen Thron ſcharen und, ſo man von der Höhe deſſelben etliche wie Zugeſtändniſſe ausſehende, konſtitutionell ſchmeckende Redensarten allergnädigſt herniederwirft, freudig Gut und Blut für des legitimen Königthums gerechte Sache darbringen. Ohne Zweifel — grinſt Diogenes aus ſeiner Tonne hervor — in Worten und Adreſſen nämlich; aber was die Thaten angeht, bah, das Geld ſchlägt ſich nicht, maßen es dazu von Natur viel zu klug und feige iſt. Unbeſtreitbar wahr! Aber was hat das Geld, welches wohl weiß, daß alle menſchlichen Dinge und ſo ziemlich auch alle Menſchen unbedingt ihm gehören, grinſenden Diogeneſſen in Tonnen oder Dachſtuben nachzufragen? . . . In Wahrheit, es hatte ganz den Anſchein, daß mit einem Royalismus, deſſen tapfere Söhne wie lauter Horribilikribrifaxe und Daradiridatumdarideſſe in Paris herumfackelten und mit der Glut ihres widernapoleoniſchen Muthes die ganze Atmoſphäre in Brand zu ſtecken drohten, ein intelligenter und reicher Liberalismus zum unbezweifelbaren Verderben des „Ungeheuers“ unlösbar ſich verbinden würde. Die Führer der verſchiedenen Fraktionen der liberalen Bourgeoiſie, die Lainé, Broglie, Durbach, Flaugergues, Royer Collard, Jordan, Pasquier, Guizot, Conſtant, waren in dieſem Sinne thätig. Auch der alte Lafayette, das ewige Kind mit dem konſtitutionellen Lutſchbeutel im Munde, half mit. Er, „le vétéran de la liberté,“ wie er ſich emphatiſch nannte, und mit ihm die vorgeſchritteneren Liberalen würden freilich in dieſer Kriſis am liebſten in aller Geſchwindigkeit ein Revolutiönchen im reinlichſten Bourgeois-Styl veranſtaltet haben, um den Herzog von Orleans an die Stelle Ludwigs des Achtzehnten zu bringen, und ſie begegneten ſich in dieſem Wunſche mit der Anſicht des brauenloſen Fouché, welche dahin ging, man ſolle ſofort den Sohn Egalité's zum Generalſtatthalter des Königreichs ausrufen und in deſſen Hand alle Widerſtandsmittel gegen Napoleon vereinigen. Allein die Mehrheit der Partei wollte von einem ſolchen Experiment in ſolcher Lage Nichts wiſſen und verlangte nach einer aufrichtigen Ausſöhnung mit und nach einem feſten Anſchluß an den Bourbonismus, falls derſelbe verſpräche, künftig ein „bon enfant“ zu ſein und konſtitutionell-liberal zu regieren, d. h. Meſſieurs les Bourgeois ein Bißchen mitregieren zu laſſen [13].

Man wußte das bei Hofe ſo nachdruckſam geltend zu machen, daß ſogar der Graf von Artois, dem überdies der Schrecken des zu Lyon Erlebten noch in den Gliedern lag, zur Einſicht kam, man müſſe dem Liberalismus Zugeſtändniſſe machen oder wenigſtens ſo thun, als wollte man ihm ſolche machen. Das Reſultat dieſer zwiſchen den Tuilerien und den liberalen Salons zuwegegebrachten Verſtändigung — mit ſtarker Beihülfe von Damenhänden, verſteht ſich — war die große Staatsposſe vom 16. März, wo die arme alte Watſchelmajeſtät genöthigt war, mit dem ganzen Pomp des Königthums, das zur Stunde nur noch ein Phantom, in die Deputirtenkammer ſich zu ſchleppen, um gemeinſam mit den Prinzen vom Hauſe Bourbon, mit Marſchällen, Admirälen und Generalen, mit den Pairs und Deputirten von Frankreich eine große Schau- und Rührſzene aufzuführen, deren Pointe geweſen iſt, daß man ſich gegenſeitig auf's Feierlichſte anlog. Der König, der Graf von Artois und die übrigen anweſenden Prinzen ſchwuren begeiſtert, „für die Erhaltung der konſtitutionellen Charte, welche das Glück der Franzoſen ſichert, zu leben und zu ſterben,“ und die Pairs und Deputirten ihrerſeits ſchwuren nicht minder begeiſtert, „für den konſtitutionellen König zu leben und zu ſterben.“ Es war ein allgemeines, ein ſchauerlich ſchönes Geſterbe in Worten. Nicht ein einziger von allen den zahlreichen Todeskandidaten, welche hier und anderwärts für den König zu ſterben ſchwuren, hat es dazu gebracht, einen Degenſtoß gegen das „Ungeheuer von Bonaparte“ zu thun oder ein Gewehr auf den „Räuberhauptmann“ loszubrennen. Dagegen geſchah wirklich ein höchſt tapferer Federſtoß gegen den „Tyrannen“ und deſſen „agression criminelle,“ geführt vom charakterfeſten Benjamin Conſtant, von welchem das Journal des Debats am 19. März einen Streitartikel brachte, der den Empereur — derſelbe befand ſich zur Stunde bereits in Sens — mit dem ganzen Haß und Zorn des Liberalismus überſchüttete und zwar in den ſchmähendſten Ausdrücken. Das Empire wurde darin „un gouvernement de Mamelucks“ und Bonaparte ein Deſpot genannt, ſchlechter und ſchrecklicher als Attila und Dſchengiskhan, „parce que les ressources de la civilisation sont à son usage.“ Zum Beſchluſſe ſeiner Anklagen, Beſchimpfungen und Verwünſchungen fulminirte der hochherzige Publiziſt: „Er erſcheint wieder, dieſer Menſch, bedeckt mit unſerem Blut und verfolgt von einem einmüthigen Fluch. Welches Volk wäre würdiger der Verachtung als wir, wenn wir ihm die Hand böten? Wir müßten das Gelächter Europa's werden, nachdem wir deſſen Schrecken geweſen. Unſere Sklaverei hätte keine Entſchuldigung, unſere Niedertracht keine Gränzen!“ Gut gebrüllt, Löwe, und noch dazu ganz wahr. Aber ſeht, etliche wenige, ſehr wenige Tage ſpäter wird unſer brüllender Conſtant-Leu zum wieder inthroniſirten Empereur, der „ſchlechter und ſchrecklicher als Attila und Dſchengiskhan,“ in die Tuilerien beſchieden und der „charakterfeſte und hochherzige“ liberale Publiziſt läßt ſich — ſchon am 21. März — unweigerlich in die Livrée eines kaiſerlichen Staatsraths ſtecken, entwirft mit „geſinnungsvoller“ Feder die „Zuſatzakte“ zu den Konſtitutionen des Kaiſerreichs und findet und preiſ't im wiedererſtandenen Napoleonismus die „beſte Bürgſchaft für die Errungenſchaften von 1789.“ Denn unter günſtigen Umſtänden kennt ſolcher literariſchen Windbeutel „Niedertracht keine Gränzen.“ Mit ſolcher Affenſchande läßt ſich nur etwa das Gebaren jener Geiſtlichen zuſammenſtellen, die bei Napoleon's Rückkehr ein Tedeum ſangen. Freilich, wo wäre jemals ein weltgeſchichtliches Verbrechen gelungen, ohne daß zu deſſen Preiſe Pfaffen ihr Tedeum zum „Gott der Gerechtigkeit“ hätten emporſteigen laſſen?

Das Komödienſpiel von allen den kleinen Pulcinellen und Skaramuzzen in Paris konnte ſelbſtverſtändlich das des großen Heldenſpielers in ſeinem Fortgang nicht ſtören und bald ſtand es mit dem bourboniſchen Ding ſo verzweifelt, daß in den

Tuilerien Rathſchläge laut wurden, die ſelbſt für ein Narrenhaus zu närriſch waren. So rieth der Marſchall Marmont, der König ſollte ſich in ſeinem Reſidenzſchloſſe, aus welchem raſch eine Feſtung zu improviſiren wäre, einſchließen und einer Belagerung durch Bonaparte Trotz bieten. Sr. Watſchelmajeſtät erſte Wartefrau, Monſeigneur le Duc de Blacas, nahm ihrerſeits ihr ganzes Genie zuſammen und gab die märchenhafte Weisheit von ſich: „Ich vertraue nicht auf die Kraft von militäriſchen Mitteln, ſondern nur auf die von moraliſchen, wie ſein legitimes Recht und ſeine Tugenden ſie dem Könige verleihen, und rathe daher, daß, falls Bonaparte wirklich in die Nähe von Paris kommen ſollte, Se. Majeſtät der König, begleitet von allen Mitgliedern der Pairs- und Deputirtenkammer, in offener Kaleſche hinausfahren und, umgeben von dieſem Gefolge, die Ankunft des Uſurpators und ſeiner Truppen abwarten ſoll. Der Anblick des legitimen Monarchen in ſolcher Umgebung muß ſelbſt dem Frechſten Halt gebieten. Wer könnte es wagen, weiter vorzudringen[14])?" Und der Mann, aus deſſen Mund dieſer himmelſchreiende Blödſinn kam, galt noch für einen der verſtändigeren Bourboniſten! Man ſchuldet dem armen Podagrakönig die Gerechtigkeit, nicht zu verſchweigen, daß er unter all dem unſinnigen Gerede und Gezappel des rath- und thatloſen Schranzenthums ſeine Ruhe und Würde bewahrte. Als ihm am 17. März der ſtupide Duc de Feltre (Clarke), ſeit etlichen Tagen Soult's Nachfolger im Kriegsminiſterium, den Abfall Ney's meldete, ſagte der König wirklich königlich: „Es ſchmerzt mich der Armee wegen, die jetzt kein Recht mehr hat, einem Dumouriez und Pichegru Verrätherei vorzuwerfen. Und es ſchmerzt mich Frankreichs wegen. Dieſer Menſch (Ney) überliefert es der Ausſaugung und Demüthigung durch die Fremden. O, Paris, du wirſt zum zweiten Mal die Koſaken erblicken[15])." Aber, ach, vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt! Was der alte König erhaben-tragiſch im

März prophezeite, ſahen und ſagten „ces demoiselles“ des Palais Royal im Mai komiſch-lüſtern voraus, falls nämlich der große Chanſonnier Glauben verdient[16]. In den Sälen und Vorzimmern der Tuilerien muß es in jenen Märztagen zu- und hergegangen ſein wie in einer Judenſchule oder wie in einem polniſchen Parlament. Hofherren und Hofdamen, Deputirte und Gardeoffiziere, Pairs und Lakaien, Gardes-du-Korps und Nationalgardiſten, all dieſer Menſchenkehricht ſchnatterte, faſelte, bramarbaſirte und winſelte da kraus und bunt durcheinander. Während in dieſer Ecke irgendein foſſiler ſpindelbeiniger Marquis de Carabas mit ſeinem Galanteriedegen heroiſch bandirte, ſchwörend, dem Ungeheuer von korſiſchem Räuberhauptmann unfehlbar das Herz zu durchbohren, verhandelten in einer andern etliche mit Schminke bekruſtete Marquiſinnen kreiſchend die neueſte Neuigkeit, daß nämlich mehrbeſagtes Ungeheuer elf Neger, nicht mehr und nicht weniger als elf, nach Paris geſandt habe, um den König zu ermorden, und wehklagten in einer dritten verſchiedene alte Ducheſſen ſeufzend und händeringend: „Wir haben Fehler begangen; man muß das Volk wieder zu gewinnen ſuchen“[17]. Ja, in ſolchen Nöthen da gedenken die Götter dieſer Erde des „Volkes.“ Und das Volk? Oh, es iſt in ſeiner Knechtſchaffenheit bekanntlich ſtets bereit, den Empfang eines jeden ihm von obenher gelegentlich allergnädigſt zugeworfenen Huldblikkes mit unterthänigſt-dankbarem Jubel zu beſcheinigen. Denn „der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein“ — hat Wolfgang der Große dekretirt.

Das Vorſpiel zu den „Cent Jours,“ mit welchem verglichen ſämmtliche Komödien des Ariſtophanes oder Molière nur weinerliche Grimaſſen ſind, endigte, wie Jedermann weiß, damit, daß die arme alte Watſchelmajeſtät, dem in Fontainebleau eingetroffenen „Monſtre“ gegenüber ganz hülflos, in der Nacht vom 19. auf den 20. März aus dem Königsſchloß und aus Paris entfloh, erſt nach Lille, dann von da nach Gent, und daß am Abend des 20. der wiedergekehrte Cäſar — von der Bevölkerung der Hauptſtadt übrigens nur ſehr kühl begrüßt — in die Tuilerien einzog, von Hunderten vor Entzücken raſender Halbſold-Offiziere die Treppen emporgetragen .... Der Adlerflug war alſo vollbracht, eine in der Weltgeſchichte ganz einzig daſtehende Revolution vollzogen. In dem Maaße, in welchem das unerhörte Abenteuer an Erfolg zugenommen, hatte ſich ſelbſtverſtändlich der Ausdruck der öffentlichen Meinung, welche — ſagt Doktor Sauerampfer — in 99 Fällen von 100 mit einer öffentlichen Dirne die bedenklichſte Aehnlichkeit hat, von den Tönen der Beſchimpfung und Verwünſchung zu denen der Bewunderung und Beſchmeichelung umgeſtimmt. Der genannte Doktor oder ſonſt ein Sarkaſtiker hat ſich der Mühe unterzogen, die Redewendungen zuſammenzuſtellen, womit im März von 1815 die pariſer Zeitungspreſſe den Beginn und Verlauf des napoleoniſchen Adlerfluges verkündigte, und er hat folgende hübſche Barometerſkala der beſagten öffentlichen Dirne, will ſagen Meinung, hergeſtellt: — „Das Ungeheuer hat die Inſel Elba verlaſſen. Der Räuber landete in der Bucht von Cannes. Der Uſurpator iſt in Grenoble eingezogen. Der Korſe hat zu Lyon die Behörden empfangen. Bonaparte's Armee wurde durch die des Marſchalls Ney verſtärkt. Der furchtbare Rival der Bourbons befindet ſich zu Fontainebleau wieder in demſelben Gemach, in welchem er ſeine Abdankung unterzeichnete. Se. kaiſerliche Majeſtät wird noch heute Abend in den Tuilerien ſein“[18]). Eine charakteriſtiſche Parallele zu dieſer aufſteigenden Skala bildet die abwärts gehende in Napoleon's Proklamationen und Dekreten, wenn er, wie er that, bei ſeiner Landung die Franzoſen Bürger betitelte, auf halbem Wege in Lyon nur noch Franzoſen ſchlechtweg und nach ſeiner Ankunft in Paris Unterthanen[19]). Aber man gab ihm das Recht zu ſolcher Sprache und er hätte ſogar geradezu von Sklaven ſprechen dürfen, wenigſtens in

Betreff der offiziellen Welt Frankreichs, von deren Niederträchtigkeit die Nummern des Moniteur vom 10. bis 31. März anekelndes Zeugniß ablegen. Die Spalten des amtlichen Blattes waren vom 10. bis zum 20. angefüllt mit Adreſſen von Generalen und Stabsoffizieren, Verwaltungsbeamten, Richtern und ſtädtiſchen Magiſtraten, welche ſich beeiferten, den Napoleon zu beſchimpfen und zu verwünſchen und den Bourbons ewige Liebe und Treue zu geloben. Vom 20. bis zum 31. dagegen waren in den Spalten deſſelben Journals Adreſſen zu leſen, von *denſelben* Behörden eingeſandt, von *denſelben* Menſchen unterzeichnet, Adreſſen, worin die Bourbons verflucht und Napoleon als Frankreichs Schutzgott geprieſen wurde. Noch mehr: der Adlerflug Napoleon's war ſo raſch geweſen, daß eine große Anzahl von an Ludwig den Achtzehnten gerichteten Adreſſen erſt nach deſſen Abreiſe in Paris anlangte und dem wiedergekehrten Empereur *zugleich* mit dem Haufen an *ihn* gerichteter Adreſſen übergeben wurde. Als er dieſe Zuſchriften von diametral entgegengeſetztem Inhalt — in den einen wurde die „Vernichtung" des „Korſen," des „Uſurpators" und „Tyrannen" vom Himmel und vom König erfleht, in den andern der „Kaiſer" ſeiner „wunderbaren Rückkehr" wegen beglückwünſcht und als „Held," als „Befreier" und als „rechtmäßiger Souverain" gefeiert — ja, als er dieſe von *denſelben* Leuten und Behörden innerhalb weniger Tage ausgefertigten Urkunden menſchlicher Erbärmlichkeit in Händen hielt, mochte in ſeiner Seele ein Meer von Ekel Wogen ſchlagen. Als aber Fleury de Chaboulon, welchen er zu ſeinem Kabinettsſekretär gemacht hatte, über dieſe Fingerfertigkeit im Fache der Adreſſenmacherei die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug, ſagte der Empereur mit einem Lächeln der Verachtung nur: „*So* ſind die Menſchen!" (Voilà les hommes!).

## Zweites Kapitel.

## Ligny.

Gewiß, die Menſchen waren, als ſie ihn wiederkommen ließen, noch dieſelben, welche ſie geweſen, als ſie ihn hatten gehen laſſen. („Was iſt der Menſch? Ein hohler Darm, mit Furcht und Hoffnung angefüllt — daß Gott erbarm'!“ lautet die kurzgefaßte Anthropologie, zu welcher Göthe ſich bekannte.) Im Ganzen und Großen dieſelben, wohlverſtanden, und ganz insbeſondere die „offiziellen.“ Aber das kurze Aufathmen Frankreichs vom Napoleonismus hatte doch lange genug gewährt, um die Nation, mit Ausnahme der Armee und der ſiebenfach potenzirten Napoleoniſten, eine Wiederkehr der imperialiſtiſchen Deſpotie verabſcheuen zu laſſen. Das ſagten dem zurückgekommenen Cäſar ſogar Solche, welche, wie z. B. der Oberſt Labedoyère, zu ſeiner Rückkehr weſentlich beigetragen hatten und beſtimmt waren, Märtyrer des Napoleonismus zu werden. Man wollte keine ewigen Konſkriptionen mehr, man verlangte nach Erleichterung der Steuerlaſt und verabſcheute die Kontinentalſperre, welche die Häfen Frankreichs verödet und ſeinen Handel zu Grunde gerichtet hatte. Man wollte, immer mit Ausnahme der nach Rache, nach Beute und Avancement hungernden und dürſtenden Kriegsknechte, den Frieden, um endlich die Geſchäfte deſſelben wieder aufnehmen und ſeiner Segnungen ſich erfreuen zu können. Und man wollte auch die Freiheit, welche — wunderbar zu ſagen! — den Wagen, worin der reſtaurirte bourboniſche Watſchelkönig in Paris eingezogen war, zu ihrem Vehikel zu machen gewußt hatte. Ja, es iſt eine der größten Ironieen der Weltgeſchichte, aber zugleich eine unbezweifelbare Thatſache, daß ein Bourbon den Franzoſen die Freiheit zurückbringen mußte. Die vom achtzehnten Ludwig verliehene „Charte,“ ſo royaliſtiſch ihr Zuſchnitt war, ſie hatte doch in die öde Düſterniß der Knechtſchaft, welche durch das Empire über Frankreich gebracht worden war, zuerſt wieder die volle Helle der großen Ideen von 1789 hineinſtralen laſſen. Sie hatte aber auch den gebildeten Theil der Nation, das intelligente und beſitzende Bürgerthum, ohne deſſen Zuſtimmung, obzwar das Geld ſich nicht ſchlägt, kein modernes Regiment dauern kann, mit der Fiktion des Konſtitutionalismus ſo durchdrungen, daß dieſe Fiktion beſeitigen wollen der Bourgeoiſie einen Krieg auf Leben und Tod anſagen hieß.

Das Alles hatte das ſcharfe Auge Napoleon's auf Elba aus den franzöſiſchen Zeitungen richtig herausgeleſen und er hatte erkannt, daß, wenn er auch mit Hülfe der Armee allein ſich wieder auf den Kaiſerthron zurückzuſchwingen vermöge, er doch nur auf demſelben ſich behaupten könne, falls dieſer Thron ein konſtitutioneller, d. h. mit Hülfe der liberalen Partei, der Bourgeoiſie. Darum log er, der Komödianten größter, ſo gewandt in die Lüge des Konſtitutionalismus ſich hinein, daß er, wie bekannt, während ſeines Adlerfluges von Cannes bis Paris überall den Friedfertigen und den Konſtitutionellen ſpielte, ja, zur Erbauung der Liberalen förmliche konſtitutionelle Deklamatorien zum Beſten gab. Es muß ihn, deſſen innerſter Lebensnerv der Deſpotismus war, eine furchtbare Selbſtüberwindung gekoſtet haben; aber er ſpielte gut. Und war es denn ſo ganz nur ein bloßes Spiel? Mit nichten. Wer Andere beharrlich belügt, kommt unmerklich dazu, ſich ſelber anzulügen. Man kann daher unſchwer ſich vorſtellen, daß es die unerſättliche

Phantaſie des Mannes reizen mußte, ſich in einer neuen Rolle zu verſuchen, und er hat dann dieſe, die Rolle des konſtitutionellen Empereur, obzwar mitunter ganz entſetzlich plump, ſo recht napoleoniſch-exploſiviſch daraus fallend, im Ganzen mit leidlichem Anſtand durchgeführt, bis ſie mit der Verkündigung der „Zuſatzakte“ zur Verfaſſung des Empire — im Grunde nur ein Plagiat der Charte Ludwigs des Achtzehnten — auf dem am 1. Juni abgehaltenen „Maifeld“ (champ de Mai) — ein wunderlicher Phantaſieſprung in merovingiſch-fränkiſche Nebelzeiten — ihren echtfranzöſiſchen, nämlich hinlänglich theatraliſch-knalleffektreichen Abſchluß fand.

Der Wiedergekehrte hätte neben dem gewählten Wege zwei andere einſchlagen können. Der eine war, da wieder anzufangen, wo er im April von 1814 aufgehört hatte, d. h. zu verſuchen, im alten Napoleonſtyl Frankreich wieder ſouverain und unerbittlich zu deſpotiſiren, — ein aus den angegebenen Gründen freilich von vornherein verzweifelter Verſuch. Der zweite Weg war, aufrichtig und vollſtändig den Gedanken der franzöſiſchen Revolution wieder aufzunehmen, die Scheintodte vom 18. Brumaire aus ihrem Grabe zu erwecken, die Trümmer der republikaniſchen Partei um ſich zu verſammeln, ſie mit der ganzen Energie des napoleoniſchen Dämons zu erfüllen und, geſtützt auf die Volksmaſſen, als revolutionärer Diktator die royaliſtiſchen und konſtitutionellen Faktionen im Innern zu erdrücken und als Bannerherr der Demokratie dem Angriff des abſolutiſtiſchen Europa's die Idee der Freiheit, getragen von einer Million franzöſiſcher Bajonnette, entgegenzuwerfen. Das zu verſuchen war möglich; aber es lag nicht im Weſen Napoleon's, der ein glühender Haſſer des von ihm ein für alle Mal mit dem „Jakobinismus“ identifizirten demokratiſchen Gedankens geblieben war, während er ſich den Anſchein gab, mit dem lügneriſchen Schein der Freiheit, mit dem Konſtitutionalismus ſich verſöhnt zu haben. Und hieraus entſprang, daß der zurückgekehrte

Empereur als eine ſo unerſprießliche und unerquickliche Halbheit ſich darſtellte. Ein konſtitutioneller Napoleon? Hölzernes Eiſen! Man hat geſagt, das Tragiſche der Stellung des Mannes während der hundert Tage ſei geweſen, daß er vom Konſtitutionalismus umſtrickt und eingeſchnürt war, wie ein Löwe von einem Stahlnetz. Allein das Tragiſche oder beſſer Tragikomiſche iſt vielmehr dieſes geweſen, daß ein konſtitutioneller oder konſtitutionell ſich anſtellender Napoleon ein Löwe in einem Käfig von Pappendeckel war, deſſen Wände er für ſtählerne anſah oder ſie dafür anzuſehen heuchelte.

Denn ſein Hintergedanke war ganz unzweifelhaft, durch die augenblicklich für zweckdienlich gehaltene Poſſe des Konſtitutionalismus hindurch zum Ernſt des wirklichen Napoleonismus zurückzukehren, und das fühlten die Konſtitutionellen gar wohl. Deßhalb war ihre, übrigens ſehr zurückhaltende und argwöhniſche Zuſtimmung zur Wiedererrichtung des Empire ſammt „Zuſatzakte" eine pure Heuchelei und ſie dachten und wünſchten im Grunde ganz daſſelbe, was „ces demoiselles" des Palais Royal dachten und wünſchten, weil ſie recht wohl wußten, der Triumph des Empereur über die auswärtigen Feinde würde gleichbedeutend ſein mit der Wiederherſtellung der napoleoniſchen Tyrannei im Innern. So belog und betrog man ſich gegenſeitig und in Wahrheit ſind die ganzen „Cent Jours" nur eine große Lüge geweſen. Wie kläglich wand und wälzte ſich der wiedererſtandene Cäſar in dieſem Lügenſumpf herum! Er hatte auf dem Wege nach Paris gelogen, er handle im Einverſtändniß mit Oeſtreich. Er log, ſeine kaiſerliche Gemahlin Marie Luiſe ſei mit ſeinem Sohne bereits auf dem Wege nach Frankreich, dieſelbe Marie Luiſe, welche dazumal bereits bis über die Ohren in ihren einäugigen Kammerherrn, den General Neipperg, verſchoſſen war und mit unendlich viel mehr Antheil, als ihr die Nachricht von Napoleon's Landung in Frankreich erregte, die empfing, daß die Frau des genannten

Generals daheim im Schwabenland geſtorben ſei. Es gewährt einen traurigen Anblick, den Löwen im Käfig von Pappendeckel inmitten von kleinlichen Lügen und Heucheleien, Ränken und Schwänken ſich abzappeln zu ſehen. Zu ſehen, wie er ſich herbeiläßt, einen anrüchigen Abenteurer, den Monſieur de Montrond, als ſeinen Quaſi-Geſandten nach Wien zu ſchmuggeln, damit derſelbe, wo möglich, einen ſchwefelfarbenen Talleyrand zum Napoleonismus zurückbekehre und, wo möglich, Marie Luiſe und den König von Rom nach Frankreich entführe[21]. Zu hören, wie er ſich abmüht, den windfahnigen Phraſenfabrikanten Benjamin Conſtant und das alte Kind Lafayette für ſich zu gewinnen oder, in einer Anrede an den Staatsrath Friedrich den Großen parodirend, ſich für einen bürgerlichen Napoleon auszugeben („Les princes sont les premiers citoyens de l'état"). Zu ſehen, wie er neben den reinen Napoleoniſten Cambacérès, Maret, Caulaincourt, Gaudin, Mollien und Davout nicht nur, um den wirklichen Freiheitsfreunden ein Unterpfand zu geben, den redlichen Carnot, ſondern auch, weil er ihn fürchtet, den Erzränkler Fouché in ſein Miniſterium beruft, den Brauenloſen, der Jedem, welcher es hören will, mit kyniſcher Offenheit ſagt, Napoleon ſei weiter Nichts als ein Nothbehelf für den Augenblick. Zu hören, wie er ſich heiſer ſchreit, um Frankreich von ſeinem neugebackenen Konſtitutionalismus und die europäiſchen Kabinette von ſeiner Friedfertigkeit zu überzeugen, von ſeiner „aufrichtigen Entſchloſſenheit," die Beſtimmungen des pariſer Friedens ſeinerſeits aufrecht zu halten.

Weder Frankreich, d. h. die franzöſiſche Bourgeoiſie, noch Europa wollten ſich überzeugen laſſen. Napoleon konnte das recht wohl vorausſehen und ſah es auch ohne Zweifel wirklich voraus. Er mußte wiſſen, daß ſein zweites Imperium in noch weit höherem Grade als das erſte nur auf dem Schwerte beruhe. Es war daher ſo ganz unter dem früheren Größemaaß des Mannes, wenn er ſchauſpielte, aus dem Schwertführer ein Palmen träger geworden zu ſein. Was half es auch? Dieſes ſich ſelbſt und Andere Belügenwollen, daß ein Friede zwiſchen Europa und Napoleon denkbar und möglich, vermehrte nur die Zweideutigkeit und Halbheit ſeiner Stellung und wirkte ohne Frage auch auf ſein Feldherrnwalten höchſt ungünſtig zurück. Er war in dem viertägigen Feldzug von 1815 — denn in dieſe Zeitſpanne ſollte ſich diesmal die Entſcheidung des Schickſals der Welt zuſammendrängen — nicht mehr der ſouverain-entſchloſſene Schlachtendonnerer von Jena, Auſterlitz und Wagram, lange nicht mehr! Sein Spiel auf dem Heerinſtrument, welches doch i. J. 1815 ganz unvergleichbar beſſer und reicher konſtruirt war als es i. J. 1814 geweſen, erwies ſich wohl noch in Einzelnheiten, nicht aber mehr im Ganzen als das altgewohnte napoleoniſch-virtuoſiſche[22]. Und doch wäre ihm gerade jetzt die Vollkraft ſeines Kriegsgenies und die jugendfriſcheſte Energie vonnöthen geweſen. Denn daß er es mit dem ganzen, gegen die Wiederaufrichtung des Napoleonismus mit Macht aufſtehenden Europa zu thun haben werde, war bald eine unverrückbare Thatſache, von deren erdrückender Wucht der Umſtand einen Vorſchmack gab, daß der hirnloſe Murat, mit Mißachtung der Rathſchläge ſeines Schwagers in Italien vorzeitig gegen die Oeſtreicher losgebrochen, von dieſen vernichtet wurde, bevor noch dieſſeits der Alpen der Krieg begonnen hatte. Schon am 20. Mai waren die Oeſtreicher in Neapel, war der Seiltänzerkönig auf der Flucht nach Frankreich und damit die bourboniſche Reaktion am Fuße des Veſuvs gemacht. Oder wäre vielleicht das „vorzeitige“ Losbrechen Murats auch nur ein Stück napoleoniſcher Mythographie geweſen, nachträglich auf St. Helena zurechtgeſchneidert? Wenigſtens hat Murat, bevor er aus Frankreich nach Korſika floh, um von dort aus ſeine abenteuerliche Todesfahrt nach Pizzo zu unternehmen, behauptet, nur den beſtimmten Anweiſungen ſeines Schwagers gemäß gehandelt zu haben[23].

Im Uebrigen war das Bemühen, dem unglücklichen Seiltänzerkönig eine Hauptſchuld an dem Verderben des Empire der Hundert Tage aufzuhalſen, gerade ſo komödiantiſch-lächerlich und hiſtrioniſch-gehäſſig, wie noch ſo viele andere Kapitel der auf Sankt Helena zuſammengedichteten Napoleon-Mythologie es geweſen ſind. Murat's Losbruch kann auf den Gang der Ereigniſſe nicht eingewirkt haben; denn dieſer Losbruch erfolgte erſt nach der Achtserklärung vom 13. März, welche die wiener Kongreßmächte gegen Napoleon ſchleuderten. Die Entſchlüſſe der Lenker Europa's waren alſo ſchon mit Entſchiedenheit gefaßt und nachdruckſam kundgegeben, noch bevor der Entwichene von Elba ſeinen Adlerflug von Cannes nach Paris beendigt hatte. Dieſe Aechtung des „Friedensbrechers, mit welchem es weder Frieden noch Waffenſtillſtand gebe und welcher durch ſeinen Einbruch in Frankreich den Schutz der Geſetze verwirkt habe“ [4]), war die Antwort der acht Mächte, die den pariſer Frieden unterzeichnet hatten, auf das großpraleriſche: „Der Kongreß iſt aufgelöſ't!“ womit Napoleon in der Bucht von Juan an's Land geſtiegen. Die Achtserklärung war ein Keulenſchlag, welcher alle die napoleoniſchen Lügen und Spiegelfechtereien von Einverſtändniſſen mit dieſem oder jenem auswärtigen Kabinett, von der Erhaltung des Friedens u. dgl. m. zertrümmerte. Vergeblich verſuchte der Geächtete den furchtbaren Schlag zu pariren oder wenigſtens deſſen Wirkungen abzuſchwächen. Alle Bemühungen, ſeine Gegner zu trennen und mit dem einen oder andern ein friedliches Abkommen zu treffen, mißlangen. Man wollte Nichts mit ihm zu thun haben, man verſagte ſogar ſeinen Boten den Zugang. Er glaubte einen Keil gefunden zu haben, ganz geeignet, das neugekittete Bündniß ſeiner Feinde zu ſpalten, als ihm eine Abſchrift des öſtreichiſch-engliſch-franzöſiſchen, gegen Rußland und Preußen gerichteten Vertrags vom 3. Januar gebracht wurde, welche die fliehende bourboniſche Watſchelmajeſtät in den Tuilerien hatte liegen laſſen. Er eilte, dieſes Dokument durch Maret dem ruſſiſchen

Botſchaftsrath Budjakin zuſtellen zu laſſen, welcher noch in Paris zurückgeblieben, während nach Napoleon's Ankunft daſelbſt das geſammte diplomatiſche Korps davongeſtoben war. Budjakin, von Maret dringend dazu aufgefordert, eilte mit dem inhaltsſchweren Ding von talleyrand-metternichiger Machenſchaft nach Wien, wo er am 8. April anlangte. Der Czar ward nach Einſichtsnahme der Urkunde „heftig aufgereizt, roth und unwillig.“ Am folgenden Morgen ließ er den Freiherrn vom Stein rufen, zeigte ihm das Dokument und ſagte: „Ich habe den Metternich zu mir entbieten laſſen und wünſche, daß Sie bei der bevorſtehenden Unterredung als Zeuge zugegen ſeien.“ Der Fürſt kam. Alexander wies ihm den Vertrag mit der Frage: „Kennen Sie das da?“ Der Meiſter der Formen verzog keine Miene und ſchwieg eine Weile, um eine aus dieſer fatalen Klemme hinauslootſende Redewendung zu ſuchen. Als er eine gefunden zu haben glaubte und zu reden anheben wollte, ſchnitt ihm der Czar das Wort ab, nachdruckſam ſagend: „Metternich, ſo lange wir leben, ſoll über dieſen Gegenſtand zwiſchen uns niemals wieder die Rede ſein! Denn wir haben jetzt Anderes zu thun. Napoleon iſt wieder da und unſere Allianz muß daher feſter ſein als je.“ Sprach's und warf das Dokument in das flackernde Kaminfeuer[33]). Der Keil war alſo wirkungslos abgeglitten.

Die vier Großmächte zeigten unverweilt, wie ſehr ſie gewillt, der Achtserklärung vom 13. März gegen den wiedergekehrten Empereur Nachdruck zu geben, indem ſie am 25. ihren Allianzvertrag von Chaumont erneuerten. Demzufolge verſprachen Oeſtreich, Rußland, England und Preußen jedes ein Heer von 150,000 Mann zum Kampfe gegen den Napoleonismus zu ſtellen, und ſollte der alsbaldige Ausmarſch der öſtreichiſch-ruſſiſch-preußiſchen Streitkräfte ermöglicht werden durch eine Subſidienzahlung von 5 Millionen Pfund von Seiten Englands. Sämmtliche deutſche und europäiſche Staaten wurden eingeladen, dem erneuerten widernapoleoniſchen Bunde beizutreten, und ſämmtliche erklärten ſich dazu bereit, mit Ausnahme von Schweden und Portugal, welches letztere aus Ohnmacht nicht mitthun konnte, während erſteres, d. h. ein Ex-piaffirer Bernadotte, aus Aerger nicht wollte. Auch Ludwig der Achtzehnte, dermalen König von Frankreich in partibus, ward zum Beitritt geladen und hiemit war ſchon deutlich genug angezeigt, daß die Verbündeten den unfähigen und verhaßten Bourbonismus abermals nach Frankreich zurückführen wollten, obzwar man für gut fand, wiederum ausdrücklich zu betonen, daß man der franzöſiſchen Nation keine Regierungsform aufzuzwingen gedenke[26]. In der That, war wenigſtens der Czar gegen den Bourbonismus höchlich erkältet und die toryiſtiſchen Oligarchen, welche England regierten, mußten, um mißliebig whiggiſtiſches Geſchrei in und außerhalb des Parlaments zu erſticken, ſo thun, als ſeien auch ſie keineswegs mehr in den Bourbonismus verliebt. Daß ſie es aber dennoch waren, daß ſie mit aller Macht auf die abermalige Reſtauration der Bourbons hinwirkten, bezeugt nachdrücklich jener Brief Wellington's (aus Brüſſel vom 20. Mai) an Metternich, worin er den öſtreichiſchen Miniſter zu überzeugen ſucht, dieſe abermalige Reſtauration ſei das einzige Mögliche und Räthliche[27]. Ohne Frage war Czar Alexander auch diesmal wieder die Seele der energiſchen widernapoleoniſchen Betreibungen und es iſt wohl glaublich, daß er einen geheimen Sendling der Hortenſe Beauharnais, welcher ſich Eingang bei ihm zu verſchaffen gewußt und den Verſuch gemacht hatte, eine Ausſöhnung des Ruſſenkaiſers mit dem Empereur anzubahnen, heftig habe abfahren laſſen mit den Worten: „Keinen Frieden mit dieſem Menſchen, ſag' ich Ihnen! Er hat ſein Wort gebrochen und dadurch mich deſſen entbunden, was ich ihm zugeſagt. Zwiſchen uns kann nur noch Krieg auf Leben und Tod ſein und Europa bedarf eines Beiſpiels“[28]. Man muß ihm auch bezeugen, daß er dem einen großen Zweck

Manches, was ihm perſönlich am Herzen lag, unterzuordnen und dadurch auf die übrigen Mächte einen zuſammenhaltenden Einfluß auszuüben verſtand, was im Intereſſe des Widernapoleonismus ſehr vonnöthen. Denn waren auch, wie wir ſahen, die Hauptſtreitpunkte unter den Kongreßmächten ſchon vor Napoleon's Rückkehr geſchlichtet, ſo war doch noch hinlänglich viel Zank- und Stankſtoff vorhanden, ſo hinlänglich viel, daß, wer aus einer Quelle, die freilich mehr den Namen einer Pfütze verdient, ſchöpfen wollte, beiſpielsweiſe ſagen könnte, die Spannung zwiſchen den widernapoleoniſchen Mächten zu Wien ſei im März von 1815 ſo heftig geweſen, daß preußiſchen Politikern und Kriegern, unter welchen Wilhelm von Humboldt und ſogar Gneiſenau genannt werden, der Gedanke habe beikommen können, das auf dem Kongreſſe verkürzte und hintangeſetzte Preußen ſollte mit dem zurückgekehrten Napoleon gegen Oeſtreich und England ſich verbünden 29).

Inmitten der kriegeriſchen Rüſtungen, die im größten Maßſtabe betrieben wurden, ſuchte der Kongreß möglichſt raſch ſeine noch rückſtändigen politiſchen Geſchäfte abzuwickeln. Am 18. Mai kam die Zerreißung Sachſens zum Abſchluß und am 22. ging die größere Hälfte des willkürlich zerriſſenen Landes in den Beſitz Preußens über 30). Der 22. Mai von 1815 iſt aber durch einen andern Staatsakt noch denkwürdiger geworden. An dieſem Tag erließ nämlich Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen ſeine „Verordnung über die zu bildende Repräſentation des Volkes," worin er ſeinem Lande, deſſen Gut und Blut er ja abermals zur Bekämpfung des Napoleon höchſt nöthig hatte, eine konſtitutionelle Verfaſſung feierlich verſprach 31). Nachdem dann der gute Mohr von preußiſchem Volk ſeine Dienſte abermalen gethan hatte, iſt dieſes Verſprechen zum Vergeſſen geworden, aus Gründen „höherer Staatsweisheit" natürlich und unbeſchadet der „fleckenloſen Redlichkeit" des „Heldenkönigs." Die großen Herren, Angeſichts der wiederum von Seiten des Schlachtenmeiſters ihrem Beſitz und Behagen drohenden Gefahren, waren überhaupt nicht unbereitwillig, den Völkern zur Erhöhung ihrer guten Laune, ſich auf's Neue als „Futter für Pulver" verbrauchen zu laſſen, wenn auch keine Brote, ſo doch Steine darzureichen, wie denn ein ſolcher Stein, genannt „Deutſche Bundesakte," am 8. Juni den geduldigen Söhnen Germania's allergnädigſt dargereicht wurde. Kein Wunder daher, daß Angeſichts der Art und Weiſe, wie die hohen Kongreßherren für die Erfüllung der Bedürfniſſe und Forderungen der Völker geſorgt hatten, die Stimmung der letzteren eine ziemlich kühle war, als jetzt, im März und April von 1815, eine neue Auflage des Völkerfrühlings von 1813 von Amtswegen veranſtaltet und in Umlauf geſetzt wurde. Man kannte ja die Auslegung, welche der Text „Freiheit und Vaterland" in Wien gefunden hatte. In Wahrheit, wenn wir Preußen ausnehmen, wurde von Seiten der Völker der Aufruf zum abermaligen „Befreiungskrieg" nur mit dumpfer Verdroſſenheit aufgenommen und befolgt. In Preußen allerdings da loderte das Haß- und Kampffeuer des Widernapoleonismus wieder gewaltig auf und es wurde ebenſo ſehr geſchürt durch die Erbitterung über erfahrene Enttäuſchungen wie durch die ſchmeichelnde Hoffnung, daß ein nochmaliges und endgültiges Niederwerfen des „Erzfeindes" den gerechten Anſprüchen Preußens und Deutſchlands nothwendig zum Siege verhelfen müßte. Aber wenn es Thatſache, daß, was die alten preußiſchen Provinzen angeht, der Wiederaufſchwung von 1815 dem von 1813 Wenig oder Nichts nachgegeben hat, ſo iſt dagegen ebenſo unbeſtreitbar, daß anderwärts, wo die ſchwarzweißen Fahnen wehten, die Sache ein ganz anderes Geſicht hatte. Hier iſt, den zum Beweiſe, ein Brief, welchen ein feuriger Patriot im März aus Köln an Sulpiz Boiſſerée geſchrieben hat, ein Brief, welcher mit allerdings unſanfter Hand manche wohlgemeinte fromme Lüge aus dem Legendenbuch von 1815 hinwegfegt. Der patriotiſche Doktor, deſſen Name nicht etwa Sauerampfer, ſondern

Schmitz, hatte vor Jahresfriſt, als die Einnahme von Paris gemeldet worden, als der Erſte die Domglocke zum Freudengeläute gezogen. Jetzt ſchrieb er: — „Ich mag mich irren, allein ich halte dafür, wir haben nur mit Bänken gewechſelt und ſind auf der nämlichen Galeere angeſchmiedet geblieben. Nun ſoll noch dabei das Reich Plutons wieder anheben, da dieſer Teufelskerl in Frankreich hereingebrochen. Das wird wieder eine ſchöne Paſſionsgeſchichte werden; dafür hat er und ſein Anhang gewiß ſchon hinlänglich geſorgt. Man mußte monarchiſch dumm ſein, um einem ſolchen Lügenvater auf's Wort zu glauben. Du kannſt leicht errathen, welche Senſation die Nachricht hier erregte: ich weiß, wo man das Bildniß Napoleon's aufgeſtellt und Lichter angezündet hat, wie vor dem Venerabile. Man zog mit Drehorgeln durch die Stadt, ſingend: Es lebe Napoleon! Den franzöſiſch Geſinnten ſchlägt das Herz bis in den Hals. Die hier anweſende ſächſiſche Garniſon ſtimmt in den Chorus mit ein. Wo dieſe wohnen, iſt meiſt mit den Wirthen eine kordiale Antipathie gegen Preußen und leider hat dieſes einen Grund. Die Regierung thut Nichts, was auch nur den Willen, Gutes für die Zukunft zu wirken, errathen ließe. Keine Güte, keine Schärfe, kein Gewicht, lauter Bettel und Wortkram“[32].

Wohl klangen in Preußen, d. h. in Altpreußen, die Sturmlieder von Arndt und Körner wieder laut, wohl fielen von Kanzeln und Kathedern abermals die Stichworte des Jahres 1813, wohl ſcharte ſich eine von Illuſionen lebende Jugend wiederum zu freiwilligen Jägerharſten; aber deſſenungeachtet war der Krieg von 1815 nur ein ordinärer Kabinettskrieg, und obzwar in demſelben deutſche Generale und Soldaten abermals das Meiſte und Beſte thaten, Deutſchland hatte wiederum keinen Gewinn davon. Denn es iſt von jeher die Beſtimmung der Deutſchen geweſen, die großen Schlachten des Geiſtes und des Schwertes zu ſchlagen, damit andere Nationen die Früchte des Sieges pflücken und einheimſen könnten . . . Vom Standpunkt einer Kabinettskriegführung aus wurde aber mit thunlichſter Raſchheit Alles vorbereitet, um die über Napoleon ausgeſprochene Acht zur Vollſtreckung zu bringen. Noch ſtanden von 1814 her die Heere Europa's auf dem Kriegsfuß und ſchleunig wurden ſie jetzt vermehrt und gegen Frankreich in Bewegung geſetzt. Es ſollte, wollten die Verbündeten, ein Heerzug werden, wie die Welt noch keinen geſehen hatte. Denn nur mit einer erdrückenden Uebermacht glaubten ſie des wiedererſtandenen Napoleonismus Meiſter werden zu können, welcher, wähnten ſie, zu einem beiſpielloſen Verzweiflungskampf entſchloſſen und bereit ſein würde. Wähnten ſie; denn, in Wahrheit, der zurückgekehrte Empereur hatte kaum die Tuilerien betreten, als ſehenden Augen ſchon klar wurde, daß er nur noch ein halber Napoleon. Er war ſichtbar und vorzeitig gealtert und wie hätte das auch anders ſein können? Die ungeheure Wucht einer achtzehnjährigen Eroberers- und Deſpotenarbeit, wie er ſie gethan, mußte ſelbſt ein Nervenſyſtem von Stahl erſchlaffen machen. Er glaubte nicht mehr recht an ſeinen „Stern“, vertraute nicht mehr unbedingt der eigenen Kraft und, ſelber eine Halbheit — ein konſtitutioneller oder wenigſtens konſtitutionell ſcheinen wollender Napoleon — brachte er es nur noch zu halben Maßregeln, welche dann durch die Läſſigkeit der ausführenden Werkzeuge noch mehr abgeſchwächt wurden. Daß eine Rettung für ihn nur möglich, wenn er ſich entſchloß, das, was vordem der Konvent unter unendlich viel ſchwierigeren Umſtänden mit unerbittlicher Kraft und glänzendem Erfolg gethan, dem feindſeligen Europa gegenüber ganz Frankreich in ein waffentoſendes Heerlager zu verwandeln, abermals zu verſuchen, das konnten und mußten ihm die Kriegermaſſen zeigen, welche von den Niederlanden, von Deutſchland und Italien aus gegen ihn ſich heranzuwälzen drohten.

Denn in der That, es iſt nicht bülletiniſch, ſondern thatſächlich, daß dieſe Maſſen mehr als 1 Million Streiter betrugen, welche allerdings, wie ſelbſtverſtändlich, nicht zumal ſchon ſammt und ſonders in der Schlachtlinie ſtanden, doch aber in der Stärke von 715,000 Mann mit wenigſtens 1610 Geſchützen ſofort gerüſtet und bereit waren, in dieſe Linie einzurücken, während ſich in ihrem Rücken Nachſchübe und Reſerven von mindeſtens 300,000 Mann organiſirten[33]. Was die Zuſammenſetzung dieſer ungeheuren Streitmacht betrifft, ſo ſchwanken die Berechnungen und Angaben über den Mannſchaftsbeſtand im Einzelnen nicht unbedeutend, kommen jedoch in der Hauptſache überein[34]. In Oberitalien — von der nach Unteritalien zum Umſturze von Murat's Thron vorgegangenen öſtreichiſchen Armee abgeſehen — ſtanden, befehligt vom General Frimont, 48,000 Oeſtreicher und 12,000 Sardinier. In Deutſchland ſetzte ſich gegen den Mittelrhein zu eine ruſſiſche Armee unter Feldmarſchall Barklay in der Stärke von 167,950 Mann in Bewegung und gegen den Oberrhein unter Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg eine andere, zuſammengeſetzt aus 130,531 Mann öſtreichiſcher und 122,021 Mann deutſch-bündiſcher Truppen. In den Niederlanden ſtanden zwei verbündete Heere zum Handeln bereit: — ein engliſch-deutſches, deſſen Kommando zu übernehmen der Herzog von Wellington aus Wien nach Brüſſel eilte, woſelbſt er ſchon am 5. April eintraf, und ein preußiſches, befehligt vom Feldmarſchall Blücher. Dieſen beiden Heeren war es beſtimmt, die große, aber glorreiche Kriegsarbeit des Jahres 1815 zu vollbringen und den Napoleonismus endgültig abzuthun. Das engliſch-deutſche zählte 123 Bataillone Infanterie, 114 Schwadronen Kavallerie und führte 186 (oder 220?) Geſchütze in 31 Batterieen. Die Geſammtſtärke betrug 94—99,000 oder den höchſten, aber wohl zu hoch gegriffenen Anſätzen zufolge gar 105 bis 106,000 Mann. Genau nachweisbar iſt, daß Wellington 32,700 Engländer, 25,000 Niederländer, 15,800 Hannoveraner, 7500 deutſche Legionäre, 6700 Braunſchweiger und 7300 Naſſauer hatte und daß folglich mehr Deutſche als Engländer bei Waterloo gefochten haben. Unter Wellington befehligten der Prinz von Oranien das erſte, der General Hill das zweite, die Generale Picton, Cole und der Herzog Wilhelm von Braunſchweig das dritte Korps; oberſter Reiterführer war General Uxbridge. Dieſe Armee war keineswegs durchgehends von gleicher Güte. Den eigentlichen Kern bildeten engliſche und deutſche Veteranen, um welchen Kern her aber insbeſondere das belgiſche Kontingent ſo locker und loſe ſich anlegte, daß der eiſerne Herzog Anfangs in den härteſten Ausdrücken über die Beſchaffenheit ſeiner Streitmacht ſich ausließ[35]. Er war aber ganz der Mann dazu, um dieſen buntſcheckigen Heerkörper mit der zuſammenſchweißenden Kraft und Nachdruckſamkeit einer ſoliden Führung zu binden, alswie mit eiſernen Reifen und Klammern. Die preußiſche Armee am Niederrhein zählte 99,715 Fußſoldaten, 11,879 Reiter und 5303 Kanoniere. Sie war 136 Bataillone, 135 Schwadronen, zuſammen 116,897 Mann ſtark und führte in 39 Batterieen 304 Geſchütze. Sie war, durchaus nur aus Preußen beſtehend, aus 4 Heerhaufen zuſammengeſetzt. Den erſten (30,831 Mann) befehligte der General Ziethen, den zweiten (31,758 Mann) zuerſt der General Borſtell, dann der General Pirch I., den dritten (23,980 Mann) der General Thielmann, den vierten (30,328 Mann) der General Bülow von Dennewitz. Außerdem war noch das ſogenannte „norddeutſche“ Armeekorps, aus deutſchbündiſchen Truppen zuſammengeſetzt, 26,000 Mann ſtark und kommandirt vom preußiſchen General Kleiſt von Nollendorf, im Juni zum Einrücken in Frankreich bereit und dem Oberbefehl Blüchers unterſtellt, deſſen Generalſtabschef wiederum der Gneiſenau. . . . Dieſen koloſſalen Geſammtmitteln ſeiner Gegner vermochte Napoleon, aus den angegebenen Gründen oder vielmehr aus dem einen Hauptgrund, d. h. ſeinem Haß und Argwohn gegen die Demokratie, bei Weitem keine verhältnißmäßigen entgegenzuſtellen. Es iſt überdies nachweisbar und nachgewieſen, daß all das Gerede und Gerühme, welches der

Empereur über die Vielſeitigkeit und die Reſultate ſeiner Rüſtungsthätigkeit nachmals ausgeben ließ und die napoleoniſchen Mythologen nachgeplappert haben, echtbülletiniſcher Natur geweſen iſt. Denn zur Stunde, als Ludwig der Achtzehnte aus den Tuilerien floh, war der Beſtand der franzöſiſchen Armee 223,000 Mann, wovon 155,000 marſchfertig. Nun hat zwar der große „Lügenvater“ auf Sankt Helena diktirt, die aktive Armee habe am 1. Juni nicht weniger als 363,500 Mann betragen: allein hiebei rechnete er die 77,500 Mann mit, welche die Konſkription von 1815 liefern ſollte, von welchen jedoch zur Zeit noch kein Mann einberufen war. In Wahrheit und Wirklichkeit zählte am angegebenen Tage die Armee 276,982 Mann, wovon 198,130 marſchfertig. Vergleicht man dieſen Beſtand mit dem zur Zeit der Flucht des Königs, ſo ergibt ſich, daß der Empereur während der Monate April und Mai die Armee im Ganzen um 53,000 Mann und den marſchfertigen Theil derſelben um kaum 43,000 vermehrt hatte. Ein Ergebniß, das Zweierlei darthut: — erſtens, daß, wie ſchon geſagt worden, der wiedergekommene Napoleon nur noch ein halber war; und zweitens, daß, nachdem der Märzrauſch verflogen, die franzöſiſche Nation, mit Ausnahme der Kriegsknechte bei den Fahnen, nicht entfernt willig und bereit war, das Aeußerſte zu opfern und zu wagen für einen Mann, von dem ſie ſich zwar hatte überraſchen laſſen, hinter deſſen dünnem liberalen Phraſenſchleier ſie aber die alten Tyrannenzüge ſofort wieder erkannte. Es iſt, als wäre am 20. März Napoleon's Genius erlahmt, ſein Glück entwichen und der Zauberbann ſeines Namens verſchwunden. Die Hundert Tage waren in jeder Beziehung nur noch eine Parodie des Napoleonismus.

Der Kriegsplan der Verbündeten nahm zu ſeinem Hauptziel wiederum Paris und zur Erreichung deſſelben ſollte die Einhaltung der ſtrategiſchen Grundſätze verhelfen, welche in den

Feldzügen von 1813 und 1814 maßgebend und erfolgreich geweſen waren. Deßhalb ſollte jede „Vereinzelung“ vermieden werden, d. h. man wollte dem Feinde ſchlechterdings keine Gelegenheit bieten, mittelſt örtlicher Vortheile oder übermächtiger Zahl der Streitkräfte über eines der verbündeten Heere Vortheile zu erlangen. Eine Zuſammenhäufung der letzteren zu einem ungefügen Koloß ward ſchon der Verpflegung wegen vermieden. Schwarzenberg ſollte in zwei großen Heerſäulen den Rhein zwiſchen Mannheim und Rheinfelden überſchreiten — die „Neutralität“ der Eidgenoſſenſchaft, zu deren Schutz dieſelbe 35,000 Milizen aufbot, war demnach auch nur eine diplomatiſche Fiktion — und auf Saint-Dizier und Chalons ſur Marne hindrücken, während Blücher und Wellington von den Niederlanden her dieſelbe Richtung einſchlügen, die über den Mittelrhein gehende ruſſiſche Armee aber das verbindende Mittelglied zwiſchen der ſchwarzenbergiſchen und der blücher-wellington'ſchen ausmachte und das öſtreichiſch-ſardiniſche Heer aus Oberitalien über die Alpenpäſſe nach Genf und von dort gen Lyon rückte. Der ungeheure Heerbogen, deſſen eines Ende auf Genf, deſſen anderes auf Antwerpen ſich ſtützte, ſollte ſich demzufolge mälig verengern und ſchließlich zur erdrückenden Umklammerung des Feindes um Paris zuſammenſchließen. Die verbündeten Monarchen mit ihren Miniſtern wollten zu Heidelberg ihren Stand nehmen und von da aus den Verlauf des rieſenhaften Unternehmens beobachten. Am 24. Juni ſollte Schwarzenberg, am 4. Juli Barklay auf franzöſiſchem Boden ſtehen, am 27. Juni Frimont in Genf ſein und an demſelben Tage ſollten Blücher und Wellington die Feindſeligkeiten anheben[36]). Wie würde ſich aber dieſem Plane gegenüber, den er leicht errathen konnte, Napoleon verhalten? Man war und blieb darüber im Unklaren und wurde dann auch richtig von dem Empereur überraſcht. Derſelbe ſchwankte, ganz gegen ſeine frühere Art, lange, welchen Entſchluß in Betreff der Kriegsführung er faſſen und ausführen ſollte. Allerdings war am 21. März flüchtig der Gedanke in ihm aufgetaucht, mit Allem, was er an Streitkräften zuſammenraffen könnte, ſich ungeſäumt auf ſeine Feinde zu ſtürzen und zwar zunächſt belgienwärts; allein dieſer Gedanke war als zu abenteuerlich ſofort wieder aufgegeben worden. Später war die Frage dieſe: Angriffs- oder Vertheidigungskrieg? Carnot war lebhaft für letzteren und wollte, daß man die Feinde vor dem inzwiſchen ſtark zu befeſtigenden Paris erwarte, um ihnen da mit geſammter, unterdeſſen à la Konvent geſammelter Nationalkraft die Entſcheidungsſchlacht zu liefern. Aber der Empereur entſchied ſich zuletzt für eine Angriffsbewegung und zwar zunächſt gegen Blücher und Wellington, welche er zu überraſchen und vereinzelt zu ſchlagen hoffte, ſo zu ſchlagen, daß er ſich, bevor ſie ſich von ihren Niederlagen erholen könnten, auf die Oeſtreicher und Ruſſen werfen könnte, um denſelben daſſelbe Schickſal zu bereiten. Und welche Kräfte ſtanden zur Führung von allen dieſen beabſichtigten Schlägen dem Manne zuvörderſt zu Gebote? Die fünf Armeekorps unter Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme, Gerard, Lobau, ferner die reorganiſirte Kaiſergarde und die Reſervekavallerie (kommandirt vom Marſchall Grouchy), alſo 89,415 Mann Infanterie, 22,302 M. Reiterei und 12,371 M. Artillerie mit 344 Geſchützen, zuſammen 128,088 Streiter, die er am 10. Juni zwiſchen Paris und der Sambre marſch- und ſchlagfertig hatte, während andere 52,820 Mann als „Vorhänge“ zerſtreut gegen den Rhein, den Jura, den Var, die Pyrenäen hin ſtanden oder zur Niederhaltung der Vendée verwendet waren 37). Man ſieht, der Entſchluß, angriffsweiſe vorzugehen, iſt ein verzweifelter geweſen. Aber der Napoleon der Hundert Tage war ja überhaupt nur noch ein verzweifelter Spieler. Zudem duldete es ihn nicht mehr in Paris, wo ihm der Boden unter den Füßen brannte. Sein Konſtitutionalismus hatte ganz entſchieden Fiasko gemacht und die komödiantiſche Inauguration des liberalen Napoleonismus, das „Maifeld,“

war nur mit Noth dem Schickſal des Ausgepfiffenwerdens entgangen. Als er nicht umhin konnte, die den Beſtimmungen der „Zuſatzakte“ gemäß zuſammengeſetzten Kammern der Pairs und der Deputirten zu verſammeln, leiſteten zwar ſämmtliche Mitglieder (auch Lafayette) dem Kaiſer den Treueid („je jure obéissance aux constitutions de l'empire et fidelité à l'empereur“) — denn wozu wären Meineide in der Welt als zum Geſchworenwerden? — aber ſofort verrieth insbeſondere die Deputirtenkammer einen ſtark widernapoleoniſchen Geiſt. Man belog und betrog ſich gegenſeitig, man ſchauſpielte einander Etwas vor. Der Empereur hatte, während er die „Jakobiner,“ d. h. die aufrichtigen Konſtitutionellen, verabſcheute, die koloſſale Frechheit, am 7. Juni in ſeiner Thronrede zu ſagen: „Heute geht der heißeſte Wunſch meines Herzens in Erfüllung, denn ich kann die konſtitutionelle Monarchie eröffnen“ (aujourd'hui s'accomplit le désir le plus pressant de mon coeur: je viens commencer la monarchie constitutionnelle) — und die liberale Bourgeoiſie, deren Ausdruck die Kammermehrheit war, ſchielte, während ſie die Hand zum Schwur für den Empereur erhob, über Napoleon hinweg nach dem Herzog von Orleans. Der Löwe im Käfig von Pappendeckel erkannte wohl, daß er in Belgien ſiegen müßte oder aber verloren ſei. Am 12. Juni fuhr er zur Armee ab. Mit welchen Gefühlen, zeigen zwei Abſchiedsworte. Das eine zu Madame Bertrand geſprochene: „Man muß hoffen, daß wir nicht bald Veranlaſſung haben werden, uns nach Elba zurückzuſehnen“ — und das andere dem Belial Fouché zugeſchleuderte: „Geh' ich zu Grunde, ſo fallen die Patrioten mit mir und ſie würden alſo ihre Partie ſchlecht ſpielen, wenn ſie mich verriethen. Nach mir ſeid ihr Männer der Revolution alle verloren: ich bin euer letzter Diktator.“ Der Brauenloſe verzog keine Miene, aber, als Miniſter Napoleon's bereits wieder in Verbindung mit Ludwig dem Achtzehnten, dachte und ſagte er: „Bah, dieſer Menſch da iſt vielleicht im Stande, eine oder auch zwei Schlachten zu gewinnen, aber die dritte wird ihm unfehlbar das Genick brechen“[38].

Früher als der franzöſiſche Machthaber war der Gebhart Lebrecht, jetzt ein Dreiundſiebziger, ins Feldlager abgegangen. Seine Wiederernennung zum preußiſchen Oberfeldherrn ſcheint wenige Tage nach dem Bekanntwerden der Landung Napoleon's erfolgt zu ſein. Denn ſchon am 6. April erließ er einen feurigen Aufruf an das Heer, worauf die berliner Beſatzung ihm am Abend des 9. mittelſt Darbringung eines feierlichen Fackelzugs antwortete, und am 10. reiſ'te er von Berlin über Magdeburg an den Rhein ab[39]. Es ſind jedoch Merkzeichen vorhanden, daß es bei der abermaligen Betrauung Blüchers mit dem oberſten Heerbefehl nicht ſo glatt hergegangen, wie es den Anſchein hat, ſondern daß vielmehr gegen ihn ſowohl als gegen Gneiſenau alle die alten Stänkereien von 1813 bei dieſer Gelegenheit wieder aufgerührt worden ſeien. Das ging ſo weit, daß die Gegner Blüchers in gewiſſen militäriſch-höfiſchen Kreiſen ungeſcheut ſagten, der Alte „verſtehe von der Kriegsführung gar Nichts.“ Und ſolche Zettelungen waren nicht etwa nur gegen die Perſon Blüchers gerichtet, ſondern gegen das ganze volksmäßige und deutſchpatriotiſche, durch ihn, Gneiſenau, Boyen und Grolman vertretene und geförderte Element in der preußiſchen Armee. Dieſes Element war dem altpreußiſchen Junkerthum und altfritzigen Offiziersgeiſt ein Pfahl im Fleiſche und dieſe Partei arbeitete daher mit Macht darauf hin, den Blücher bei Seite zu ſchieben und dem York den Oberbefehl im bevorſtehenden Kriege zuzuwenden. Friedrich Wilhelm, obzwar von Sitten und Lebensführung ganz bürgerlich, war und blieb in innerſter Seele dem Abſolutismus mit junkerthümlicher Verquickung zugeneigt und blickte auf Anſchauungen und Grundſätze, wie Gneiſenau und ſeine Freunde ſie vertraten, mit ſchlechtverhehlter Abgunſt[40]. Dies wußten und benützten die Gegner Blüchers und ſeines Generalſtabschefs und ſie ſchienen ihren

Zweck zu erreichen. Selbſt nach des Alten Ernennung zum Oberfeldherrn noch. Denn es wird erzählt und, widerſprechenden Erklärungen zum Trotz, von Wiſſenden als wohlbegründet aufrecht erhalten, daß man damit umgegangen, York an Blüchers Stelle zu ſetzen. Der General von dem Kneſebeck ſei von Wien nach Berlin geſchickt worden, um den Gebhart Lebrecht mit guter Manier zur Niederlegung des Oberbefehls zu bewegen. „Excellenz, mein lieber alter Freund, Sie ſtehen an einem verhängnißvollen Wendepunkt Ihrer glorreichen Laufbahn. Sie haben ſo viel Ruhm erworben, daß Sie denſelben durch neue Siege kaum mehren, wohl aber — was Gott verhüte! — durch Mißlingen mindern könnten.“ „Aha — dachte der ſchlaue Alte bei Anhörung dieſes Präludiums — Freund Hämorrhoidarius, kommſt du mir ſo?“ Er ſagte aber nur: „Donnerwetter, was das für dummes Zeug iſt!“ drehte ſich auf dem Abſatz herum und ließ den General ſtehen 41). Dieſe echtblücher'ſche Abfertigung machte die ganze Intrike zunichte. Blücher blieb Obergeneral, Gneiſenau Generalſtabschef und Grolman Generalquartiermeiſter, wie das Boyen, dazumal Kriegsminiſter, beim König beantragt und durchgeſetzt hatte.

Am 17. April war der Feldmarſchall in Köln — allwo während ſeiner Anweſenheit die Napoleonverehrer vermuthlich keine Lichter vor dem Bild ihres Abgotts angezündet haben werden — am 19. in Lüttich, wo er ſich alsbald an die Organiſation der Armee machte, was beſonders bei dem drückend-herrſchenden Geldmangel kein kleines Geſchäft geweſen iſt. Auch ergab ſich doch ſchon aus den erſten Berührungen mit Mylord Wellington, daß der huſariſch offene und derbe deutſche und der ariſtokratiſch zugeknöpfte und ſteifnackige engliſche Feldherr nicht ſehr zuſammenpaßten. Dem Gebhart Lebrecht war dieſer Krieg die Sache des Herzens und der Leidenſchaft. Sein Napoleonhaß war, wo möglich, jetzt noch glühender als früher und nicht mehr auf die Perſon des großen Friedensbrechers beſchränkt, ſondern auf das ganze Franzoſenthum ausgedehnt, welchem er am liebſten einen Vertilgungskrieg gemacht hätte, weil er, was Talleyrand, Metternich und Caſtlereagh zu Ungunſten Preußens und Deutſchlands in Paris und Wien mitſammen geränkelt hatten, hauptſächlich den Franzoſen auf Rechnung ſchrieb. Wellington dagegen faßte und führte dieſen Krieg vom Standpunkte vornehm-kühler Politik, als ein Glied der britiſchen Oligarchie, welche ihrem General die Aufgabe geſtellt hatte, in möglichſt glimpflicher und geräuſchloſer Weiſe dem napoleoniſchen Zwiſchenreich ein Ende zu machen und Ludwig den Achtzehnten wiederherzuſtellen, weil die engliſche Selbſtſucht rechnete, ein Frankreich, welches den Bourbonismus zu verdauen hätte, würde für lange außer Standes ſein, Englands Abſichten, Wünſche und Unternehmungen zu durchkreuzen. Der britiſche General arbeitete demnach von vornherein auf einen beſtimmten Zweck los und gab ihm ſchon das einen Vorſprung vor dem preußiſchen, welcher über das allerdings unwankbar feſt im Auge behaltene, aber doch bloß negative Ziel: „Herunter muß der Bonaparte!“ hinaus kein anderes kannte, als unbeſtimmte Rachegedanken ihm eingeben mochten. Rechnet man dazu noch, daß Wellington in eben dem Grade ſtaatsmänniſch begabt und erfahren war, wie Blücher es nicht geweſen iſt, ſo wird es als eine nothwendige Schlußfolgerung dieſer Prämiſſen erſcheinen, daß bei der zweiten Reſtauration der britiſche General noch ein weit größeres Gewicht in die Wagſchale der Entſcheidung legen konnte, als er ſchon bei der erſten gethan hatte, und daß der preußiſche nach der zweiten Einnahme von Paris ebenſo vollſtändig von der Bühne der großen Entſcheidungen verſchwand, als er nach der erſten von derſelben verſchwunden war . . . . In Lüttich war es auch, wo dem „Alten eines der ſchlimmſten Begegniſſe ſeiner Feldherrnlaufbahn zuſtieß, vielleicht das allerwiderwärtigſte ſogar: — die Meuterei der drei ſächſiſchen Bataillone, welche die Beſatzung der Stadt bildeten. Blücher hatte vom König

Friedrich Wilhelm von Wien her den Befehl erhalten, die ſämmtlichen bei der niederrheiniſchen Armee ſtehenden ſächſiſchen Truppen „abzutheilen,“ d. h. die Kongreßbeſchlüſſe hinſichtlich der Zerreißung Sachſens militäriſch zur Ausführung zu bringen und die zu Zwangs-Preußen geſtempelten ſächſiſchen Soldaten dem preußiſchen Heere einzuverleiben. Dieſer Befehl war unbeſonnener und unſchicklicher Weiſe erlaſſen worden, bevor der gefangene König Friedrich Auguſt in die Kongreßbeſchlüſſe gewilligt und die in Rede ſtehenden ſächſiſchen Truppen ihres Fahneneides entbunden hatte. Auf Grund dieſes ehrenhaft-ſoldatiſchen Skrupels und weil ſich, namentlich in dem „gemeinen“ Mann, wenn auch nur inſtinktiv, ein Scham- und Zorngefühl regen mochte, daß ſie, die i. J. 1813 Deutſche zu werden gehofft hatten, jetzo nur Preußen werden ſollten, wollten ſich die ſächſiſchen Truppen nicht im Handumdrehen preußiſch machen laſſen. Blücher hatte, um ihnen Vertrauen zu zeigen, ſein Hauptquartier zu Lüttich nur mit ſächſiſchen Bataillonen umgeben; es waren gar keine Preußen in der Stadt. Allein das fruchtete Nichts. Am 2. Mai zogen an 1500 ſächſiſche Soldaten rottirend vor die Quartiere Blücher's und Gneiſenau's und brachten ihrem König ein lärmendes Vivat. Vergebens ſuchten ihre eigenen Offiziere die Leute zu beſchwichtigen. Das taktloſe Gebaren eines Generals aus der Umgebung Blücher's ſteigerte die Demonſtration zur offenen Meuterei. Mit gezogenem Säbel ſtürzte ſich der Taktloſe — ſein Name wird in den Berichten nicht genannt — in die Mitte der Tumultuirenden, mit „ſächſiſchen Hundsföttern“ und ähnlichen Schimpfworten um ſich werfend. Die Antwort war ein gegen die Fenſter der Wohnung des Feldmarſchalls geſchleuderter Steinhagel. Der Alte, in ſeinen Berſerkerzorn ausbrechend, wollte ſich nun mit geſträubtem Schnauzbart und blankem Degen den Tobenden perſönlich entgegenwerfen und ließ ſich nur mit äußerſter Mühe von dieſem Vorhaben abhalten, welches, wie die Sachen lagen, leicht einen tragiſchen Ausgang hätte finden können. Am folgenden Tage wiederholte ſich der Soldatentumult und weigerten zwei der ſächſiſchen Bataillone den Befehlen des preußiſchen Feldherrn förmlich den Gehorſam. Jetzt blieb Nichts übrig, als mit äußerſtem Ernſt gegen die Meuterer zu verfahren. Sämmtliche drei Bataillone wurden von preußiſchen Truppen umſtellt und zur Waffenſtreckung gezwungen. Blücher, Gneiſenau und Grolman waren dafür, daß zu nachdruckſamem Beiſpiel je der zehnte Mann der entwaffneten und gefangenen Sachſen erſchoſſen werden ſollte, und ſie wurden zu dieſer Strenge unzweifelhaft durch den naheliegenden Argwohn veranlaßt, daß die Meuterei mit den ſehr ſpürbaren napoleoniſchen Sympathieen und Regungen, die ſich am Rhein und in Belgien kundgaben, im Zuſammenhange ſtehen müßte. Dieſer Argwohn war auch keineswegs ein ganz grundloſer, aber trotzdem begnügte ſich Blücher, auf Müfflings (?) Vorſchlag, ſieben Rädelsführer der Meuterer erſchießen, die Fahne der Truppe verbrennen und die Mannſchaft gefangen nach Deutſchland abführen zu laſſen[12]. Dieſe lütticher Schmach- und Blutſzene vom Mai 1815, wie traurig vergegenwärtigte ſie, was aus den deutſchen Maiblüthen vom Jahre 1813 geworden war .... Der Feldmarſchall verlegte ſein Hauptquartier von Lüttich nach Namur und kam von dort am 28. Mai zu einer Beſprechung mit Wellington nach Brüſſel. Es handelte ſich darum, die gegenſeitigen Maßregeln im Fall eines ſtattfindenden napoleoniſchen Angriffs zu verabreden. Weder Blücher noch Gneiſenau ſchienen aber von der Zuſammenkunft mit Mylord ſehr erbaut zu ſein. Gneiſenau ſagte zum General Müffling, welcher befehligt war, ſich in das Hauptquartier des Herzogs zu begeben, um deſſen Verbindung mit Blücher zu vermitteln: „Seien Sie mit Wellington ſehr auf Ihrer Hut. Denn dieſer ausgezeichnete General iſt durch ſeinen Aufenthalt in Indien und durch ſeine Verhandlungen mit den eingeborenen Fürſten ſo ſehr an die Falſchheit gewöhnt worden und hat es darin zuletzt zu einer ſolchen Meiſterſchaft gebracht, daß ſelbſt die Nabobs von ihm überliſtet worden ſind 63).“

Derweil rückte der Ausbruch des Krieges näher und näher und unglücklicher Weiſe erwarteten die Feldherrn der Verbündeten in den Niederlanden den Angriff des Feindes weder ſo bald, wie er ſtattfand, noch hatten ſie ſich in die gehörige Verfaſſung geſetzt, dieſem Angriff mit vereinten Kräften begegnen zu können 64). Die Kantonnirungen der Armee Wellington's erſtreckten ſich weitgedehnt über die Landſchaft, welche von den Straßenzügen von Brüſſel nach Charleroy und von Gent nach Brüſſel eingeſchloſſen wird. Das Hauptquartier des Herzogs befand ſich in der Hauptſtadt Belgiens. Den Tadel, welcher ihn der Weitläufigkeit, um nicht zu ſagen der Verzettelung ſeiner Aufſtellung wegen getroffen, hat er, aber erfolglos, abzuwehren verſucht durch die Behauptung, er habe auf alle drei Fälle des napoleoniſchen Angriffs, welche möglich geweſen — auf einen zwiſchen der Lys und Schelde oder auf einen zwiſchen Schelde und Sambre oder endlich auf einen gleichzeitig in beiden Richtungen geführten — gefaßt und gerüſtet ſein müſſen 65). Aber wie wäre es möglich geweſen, in einem Nothfalle Truppen, die „auf eine Front und eine Tiefe“ von 20 Stunden zerſtreut waren, raſch zuſammenzuziehen? Derſelbe Tadel und ganz mit demſelben Recht traf auch die Aufſtellung des blücher'ſchen Heeres. Der Feldherr hatte ſein Hauptquartier in Namur, alſo etwa 16 Stunden von dem wellington'ſchen entfernt. Ziethen ſtand mit ſeinem Harſt in und um Charleroy, Pirch in und hinter Namur, Thielmann in und vor Ciney, Bülow endlich gar noch in und bei Lüttich. Hieraus ergibt ſich, daß Blücher, falls ſein linker oder ſein rechter Flügel angegriffen wurde, anderthalb Tage brauchte, um ſeine erſten drei Korps auf dem angegriffenen Flügel zu vereinigen, und ſogar zwei volle Tage, um alle ſeine Streitkräfte dahin zu bringen. Beide Feldherrn aber mußten ſich ſagen, daß es raſche, entſcheidende und zermalmende Siege wären, deren Napoleon bedürfte, und daß er demzufolge Alles aufbieten würde, zur Führung zerſchmetternder Schläge mit möglichſt großer Uebermacht auf den einen oder andern von ihnen zu fallen, um ſie vereinzelt zu vernichten. Dieſen Plan konnten die Beiden vereiteln, indem ſie eine raſche und ſichere Vereinigung, d. h. Zuſammenwirkung ihrer Heere vorbereiteten, wozu ihnen hinlängliche Zeit gegeben war. Weil ſie es nicht gethan, trifft der Vorwurf der Sorgloſigkeit und Läſſigkeit alle Beide, wennſchon den deutſchen General lange nicht mit derſelben Schwere wie den engliſchen. Denn nur britiſcher John-Bullismus könnte, nach gewiſſenhafter Prüfung der Akten, noch anſtehen, zu ſagen, daß Blücher das Verſäumte und Verfehlte gutzumachen ganz anders ſich angeſtrengt hat als Wellington, welcher noch am Abend des 15. Juni, allen gegentheiligen klaren und dringenden Meldungen von Seiten Blücher's zum Trotz, ſteifnackig auf der falſchen Vorſtellung beharrte, der Angriff Napoleon's müßte über Mons und nicht über Charleroy her geſchehen, deßhalb erſt um Mitternacht ſeine Befehle gab, die Truppen in Bewegung zu ſetzen, und demnach viel zu ſpät daran war, um dem bei Ligny von Napoleon am 16. angegriffenen Blücher rechtzeitig und ausgiebig zu Hülfe zu kommen 46). Hätte der Gebhart Lebrecht am 17., ſtatt, wie er that, um der großen Sache willen großſinnig über britiſche Bockſteifigkeiten wegzuſehen, ebenſo ſaumſelig gehandelt, wie der Engländer 36 Stunden zuvor, was wäre bei Waterloo aus Wellington geworden? Ein geſchlagener Mann!

Bei grauendem Morgen ſchlugen am 15. Juni in den franzöſiſchen Bivouaks hinter der Sambre die Trommeln und blieſen die Trompeten zum Aufbruch und Angriffsvormarſch. Die Soldaten, voll Muth und Feuer, beantworteten das Signal mit einem ſo fanatiſch-jubelnden „Vive l'empereur!“ wie es nur jemals zuvor in den Blüthentagen des Empire erſchollen war.

Aber dieſe freudige Zuverſicht erhielt einen Dämpfer, als das Geraune von einer ſchändlichen, im Angeſichte des Feindes vollführten Deſertion durch die marſchirenden Kolonnen lief. In der That war beim Aufbruch der Armee der Avantgardeführer des rechten Flügels, General Bourmont, mit ſeinem ganzen Stabe deſertirt und zu den preußiſchen Vorpoſten entflohen. In Wuth ausbrechend ließ die von dem Verräther verlaſſene Diviſion das Wort „Verrath“ verlauten, welches ſich wie ein Lauffeuer durch das ganze vierte Korps verbreitete. Wie oft und raſch in Jahresfriſt hatte der franzöſiſche Soldat ſeine Marſchälle und Generale Ueberzeugungen und Fahnen wechſeln geſehen! Es war kein Wunder, daß jetzt die Schufterei Bourmont's ihn mit galligem Mißtrauen auf alle die goldgeſtickten Kragen und dicken Epaulettes blicken machte. Indeſſen wurde das ſchlimme Omen aufgewogen durch ein gutes: auf dem Vormarſche gegen den Feind langte der eiligſt aus Paris berufene „Bravſte der Braven“ — welcher freilich unlängſt gemeint hatte, man ſollte den Napoleon in eine „cage de fer“ ſperren — bei der Armee an und wurde von Napoleon ſofort mit einem großen Kommando betraut . . . Die linke Marſchkolonne der Franzoſen, das Korps Reille an der Spitze, ſtieß, um 3 Uhr Morgens aufgebrochen, jenſeits der Sambre ſofort auf die preußiſchen Vorpoſten und griff um 4 Uhr ein Landwehrbataillon an, welches Thuin beſetzt hielt. Der Feldzug war damit eröffnet und der Empereur in Folge der dargelegten Umſtände richtig in den Stand geſetzt, mit überlegenen Streitkräften auf ſeine vereinzelten Gegner zu fallen. Zunächſt auf Blücher, von deſſen Harſten der von Ziethen befehligte am weiteſten ſüdwärts gegen die Sambre vorgeſchoben war. Dieſen traf daher der erſte Stoß.

Der Alte hatte am 14. Juni Nachmittags eine erſte, noch ſehr unbeſtimmt lautende Nachricht erhalten, daß ſich die Franzoſen maſſenhaft an die Sambre heranzögen. Sofort ging er daran, ſeinen Theil des mit Wellington zu Brüſſel vereinbarten Planes in Ausführung zu bringen, d. h. ſein Heer möglichſt raſch bei Sombref zuſammenzuziehen. Aus ihren bis dahin innegehabten Stellungen ihre Heerhaufen nach dem bezeichneten Sammelplatze zu führen erhielten Pirch, Thielmann und Bülow Befehl, welcher letztere General aber leider zu entfernt ſtand, um zu der Zeit eintreffen zu können, die man im Hauptquartier berechnete[47]). Ziethen dagegen wurde angewieſen, langſam und fechtend vor übermächtigen feindlichen Streitkräften zu weichen, das Vorſchreiten derſelben möglichſt zu verlangſamen und ſeine Truppen ſchließlich hinter Fleurus zu ſammeln, — eine ſchwierige Aufgabe, dem großen Kriegsmeiſter gegenüber, aber vom wackeren Ziethen ganz vortrefflich gelöſ't. Um 4 Uhr Nachmittags befand ſich der Feldmarſchall bereits in Sombref, nicht mehr zweifelnd, daß der Anfall Napoleon's im vollen Zuge ſei und ihm gelte, aber im Vertrauen, daß Wellington ebenſo raſch handeln werde wie er ſelbſt, entſchloſſen, dem feindlichen Angriff zu ſtehen. Die alberne Fabel, von Napoleon auf Sankt Helena ausgeheckt, daß Blücher durch den deſertirten Bourmont von den Plänen des Empereur in Kenntniß geſetzt worden ſei, verdient kaum Erwähnung[48]). Wohl aber muß erwähnt werden, wie der Gebhart Lebrecht den Ueberläufer abfahren ließ. Ziethen ſandte dieſen nach Sombref, wo er ſich dem Feldmarſchall vorſtellte. Blücher würdigte den Deſerteur, welcher nachmals um ſeines am 15. Juni begangenen Schurkenſtreiches willen bei den Bourbons natürlich hoch in Gnaden ſtand, keines Blickes und keines Wortes, ſondern brummelte nur ſehr hörbar ſo Etwas von „Schubiaken“ und „Lumpenhunden“ in den Bart. Ein höflicher Adjutant fand ſich bemüſſigt, den Brummenden aufmerkſam zu machen, daß der Ueberläufer die weiße Kokarde aufgeſteckt habe; aber da brach der alte Recke, gänzlich unbekümmert, ob der Gegenſtand ſeiner Verachtung deutſch verſtehe oder nicht, wetternd los: „Einerlei, was ſo ein Kerl für ein Zeichen aufſteckt. Hundsfott bleibt Hundsfott, Gott ſtraf' mir[49])!“

Die Reſultate des 15. Juni waren für Napoleon keineswegs vollſtändig ſo, wie er ſie gewollt und erwartet hatte. Die einzelnen Theile ſeiner Heermaſchine hatten nicht ſicher und raſch genung in einander gegriffen. Er war nicht dazu gekommen, an dieſem Tage Fleurus zu beſetzen und bis Quatrebras vorzudringen, was nöthig geweſen wäre, um die Verbindung zwiſchen Blücher und Wellington zu durchſchneiden. Es iſt eine ſchwere Verſchuldung des engliſchen Feldherrn geweſen, daß er für die Sicherung des höchſt wichtigen Verbindungspunktes Quatrebras nicht rechtzeitig und nachdrücklich ſorgte, wie er mußte und konnte. Schon um 9 Uhr Morgens traf am 15. ein erſter und dann um 3 Uhr Nachmittags ein zweiter Eilbote Ziethens in Brüſſel ein, um dem Herzog zu melden, daß der napoleoniſche Angriff von Thuin her auf Charleroy ginge. Der Duke aber hielt ſteifnackig die Idee feſt, Napoleon müßte über Mons hervorbrechen. Abends kamen ganz beſtimmte Meldungen von Blücher, welche Ziethens Botſchaft beſtätigten und beſagten, daß er, Blücher, ſein Heer zwiſchen Sombref, Bry, Ligny und St. Amand zuſammenziehe, um dem Anfall des Feindes zu begegnen. Wellington rührte ſich noch nicht. Erſt gegen Mitternacht trat er bei Müffling ein und ſagte: „Ich habe jetzt aus Mons die Nachricht, daß Napoleon mit allen ſeinen Kräften ſich gegen Charleroy gewendet hat, und deßhalb ſind meine Befehle, daß ſich meine Armee bei Nivelles und Quatrebras ſammle, bereits ertheilt. Die hier befindlichen zahlreichen Freunde Napoleon's machen lange Hälſe, die Gutgeſinnten müſſen beruhigt werden, laſſen Sie uns daher noch auf den Ball zur Herzogin von Richmond gehen, von wo wir dann um 5 Uhr Morgens nach Quatrebras aufbrechen[50]).“ So geſchah es. Wenn aber der Herzog erſt am Morgen des 16. Juni von Brüſſel nach Quatrebras aufbrach, ſo lag es auf der Hand, daß er dem Blücher, welcher an dieſem Tage bei Ligny gegen den napoleoniſchen Gewalthaufen ſchlug, keine Hülfe bringen konnte. Aber man muß ſofort hinzufügen, daß Wellington wenigſtens das wichtige Quatrebras — welches zu nehmen Napoleon den Marſchall Ney mit den Korps Reille und d'Erlon ſammt der Reiterei Kellermanns am 15. linkshin auf der brüſſeler Straße entſandte, während er ſelbſt rechtshin die Richtung auf Fleurus einhielt — mit einer Beharrlichkeit feſthielt, welche dem Marſchall viel mehr zu thun gab, als Napoleon geglaubt hatte, ſo daß dieſer in ſeiner Hoffnung, von den 45 — 50,000 Mann Ney's einen guten Theil zur Erdrückung Blücher's wieder heranziehen zu können, getäuſcht wurde.

Am Morgen des 16. befand ſich der Empereur Angeſichts der preußiſchen Stellungen bei den Dörfern Bry, Ligny und St. Amand, welche Stellungen aber nur erſt vom Heerhaufen Ziethens eingenommen waren, während Pirch und Thielmann im Laufe des Vormittags herankamen, Bülow aber an dieſem Tage gar nicht. Man hat es an Napoleon bitter getadelt, daß er die anfängliche Schwäche der Preußen nicht benützt und den Angriff nicht in der Morgenfrühe gethan hat. Generale und Soldaten ſollen gemurrt haben, daß er bis um 8 Uhr zögerte. Indeſſen kann ihn der Umſtand entſchuldigen, daß er ſeinen Truppen, welche den ganzen vorigen Tag und theilweiſe auch noch die halbe Nacht hindurch marſchirt waren, einige Ruhe gönnen wollte und mußte[34]). Außerdem waren ihm die Abſichten, Veranſtaltungen und Stellungen ſeiner Gegner keineswegs klar. Ja, er täuſchte ſich hierüber ſo ſehr, daß er zwiſchen Fleurus und Brüſſel nirgends einen nachhaltigeren Widerſtand erwartete, als er geſtern zwiſchen der Sambre und Fleurus gefunden hatte, und daß er binnen 24 Stunden in der Hauptſtadt Belgiens zu ſein wähnte. Zwiſchen 8 und 9 Uhr ſetzte er die 60 bis 65,000 Mann, die er bei der Hand hatte (die Garden, die Korps von Gerard und Vandamme, eine Diviſion Reille's und den größeren Theil der Reſervekavallerie), langſam in Bewegung, während das Korps von Lobau einige Stunden weit zurück in Reſerve ſtand. Der preußiſche Feldherr ſeinerſeits war entſchloſſen, die gebotene Schlacht anzunehmen, um ſo mehr, da ihm Wellington das Verſprechen gab, in dem bevorſtehenden Kampfe mitzuwirken. Es war nach 11 Uhr — gerade zur ſelben Zeit, wo Napoleon auf der Hochebene von Fleurus aus dem Wagen ſtieg, um ſich zu Pferde zu ſetzen und die Schlachtlenkung zu übernehmen — als der von Sombref gekommene Feldmarſchall und der von Quatrebras anlangende Duke bei der Windmühle von Buſſy zwiſchen Bry und Ligny ſich trafen, — der Blücher in ſeinem abgetragenen Kriegsrock, den alten Huſarenſäbel umgeſchnallt, eine Landwehrmütze auf dem Kopfe, Wellington gentlemanlike in weißen Hoſen, weißer Halsbinde und blauem Leibrock, einen Paradedegen an der Seite, einen kleinen Dreimaſter auf der zierlichen Friſur. Der Engländer überblickte die Stellungen, welche inzwiſchen die Harſte von Ziethen, Pirch und Thielmann eingenommen hatten, mit dem Centrum in Ligny, gab ſeine Beiſtimmung zu erkennen und fragte, während man die Spitzen der feindlichen Kolonnen gegen St. Amand vorbrechen ſah, den Feldmarſchall und Gneiſenau: „Que voulez-vous que je fasse?“ Da er ſchon zuvor erklärt hatte, ſeine Armee ſammle ſich bei Quatrebras und er werde bald ſtark genug ſein, um Alles, was ſich dort vom Feinde zeige, aufzuhalten und hierher, nach Ligny, eine wirkſame Verſtärkung zu bringen, ſo gab Gneiſenau zur Antwort, der Herzog möge mit ſeinem bei Quatrebras geſammelten Heere links auf der Straße nach Namur zu abmarſchiren, um ſich hinter dem preußiſchen bei Bry als Rückhalt aufzuſtellen. Der Herzog ſah auf ſeine Karte und ſagte nach einer Weile: „Je culbuterai ce qu'il y a devant moi à Frasnes, me dirigeant sur Gosselies.“ Wogegen Gneiſenau: „Dieſe Bewegung wäre zu weitläufig und unſicher, der Marſch von Quatrebras gegen Bry aber ſicher und entſcheidend.“ Von da an geben jedoch die Berichte über die Zuſammenkunft der beiden Feldherren ſehr auseinander. Wie der eine will, ſei Wellington weggeritten mit den Worten: „Wohlan, ich werde kommen, ſofern ich nicht ſelbſt angegriffen werde“[52]. Den anderen — glaubwürdigeren! — zufolge äußerte der Duke: „Ich bin überzeugt, um 2 Uhr ſind ſo viele meiner Truppen beiſammen, daß ich ſofort die Offenſive ergreifen kann“ — und gab, nachdem Gneiſenau bemerkt hatte, falls dieſes angriffsweiſe Eintreffen Wellington's bei Ligny um 4 Uhr Abends ſtattfände, wäre es noch zeitig genug, das Verſprechen, Verſtärkung zu bringen; allerdings in der auch von Blücher getheilten Vorausſetzung, daß man es hier bei Ligny mit der ganzen Macht Napoleon's zu thun habe, aber beſtimmt und bedingungslos, beim Wegreiten von der Windmühlenhöhe dem preußiſchen Feldherrn zurufend: „A quatre heures je serai ici!“ Erſt darauf hin ſtand Blücher's Entſchluß feſt, die Schlacht zu liefern, welche er ganz gut hätte vermeiden können[53].

Parallel mit der franzöſiſchen lief die preußiſche Schlachtlinie in der Richtung von Sombref gegen Goſſelies. Sie wurde durch die drei Dörfer markirt: Sombref zur Linken, in einer Bodenfalte in der Mitte Ligny, zur Rechten St. Amand. Der rechte Flügel ſtand in Folge dieſer Aufſtellung allerdings „in der Luft“, aber nur deßhalb, weil das Verſprechen Wellington's, jene Seite durch Hülfebringung von Quatrebras her zu ſtützen, nicht gehalten wurde. Um 2½ Uhr ließ der Empereur endlich mittelſt drei bei Fleurus losgebrannten Kanonenſchüſſen das Angriffsſignal geben und unter lautem Sang und Klang, wobei ſich die Töne der Marſeillaiſe wunderlich mit dem Vive-l'Empereur-Geſchrei miſchten, gingen die Franzoſen gegen die Preußen vor, welche hinter den Hecken, Bäumen und Gehöften ihrer Stellungen kaltblütig und ſchweigend den Feind erwarteten, um ihr Feuer erſt abzugeben, nachdem derſelbe bis auf Schußweite herangekommen war. Die Diviſion Lefol von

Vandamme's Korps eröffnet, auf St. Amand gerichtet, den Angriff und ſtößt dort auf die preußiſche Brigade Steinmetz. Bald entſpinnt ſich auf der ganzen Linie der Kampf, ein ſo mörderiſches Ringen, wie es nur ſelten ſtattgefunden. Um den Beſitz von St. Amand und Ligny dreht es ſich. In die Terrainfalte, in welcher die beiden Dörfer liegen, ſtrömen von hüben und drüben mälig die Regimenter, die Brigaden, die Diviſionen hinab, wie „zwei Ströme von Eiſen“, wechſelnd in Angriff und Vertheidigung, glühend von gegenſeitigem Haß, wetteifernd in fanatiſcher Mordwuth, Quartier weder verlangend noch gebend, Bajonnett und Gewehrkolben in blutigſte Thätigkeit ſetzend. Den Blücher trifft mit Grund ein dreifacher Tadel: — erſtens, daß er ſeine Streitkräfte zu raſch verbrauchte, denn binnen weniger Stunden warf er an fünfzig ſeiner Bataillone in's Feuer, während der Gegner zu einem letzten Stoß klüglich eine ausreichende Reſerve aufſparte; zweitens, daß er ſeine Reiterei maſſenhaft auf dem rechten Flügel anhäufte und dadurch allzu deutlich ſeine Abſicht verrieth, den linken der Franzoſen zu umfaſſen und gegen die Sambre zu werfen; drittens, daß er ſich durch eine Scheinbewegung Napoleon's gegen Sombref zu dem Irrthum verleiten ließ, der Feind ſuche dort die Entſcheidung, weßhalb der preußiſche Feldherr den Harſt Thielmann's in jener Richtung ſtehen ließ, während er deſſelben im Centrum bei Ligny, wo Napoleon wirklich durchbrechen wollte, höchlich benöthigt geweſen wäre. Es kam ein Augenblick, wo die Vernichtung ob dem preußiſchen Heere hing, der Augenblick nämlich, wo der Empereur nach vierſtündigem Kampfe 16 Bataillone ſeiner Garde und ſeine ſchwere Reiterei im Sturmlaufe gegen das arg geſchwächte preußiſche Centrum vorgehen laſſen wollte, als ihm gemeldet wurde, eine feindliche Kolonne ſei im Anmarſch auf ſeinen linken Flügel. Dem war freilich nicht ſo, denn die anmarſchirende Kolonne war vielmehr das Korps d'Erlon's, welches von Ney gegen Ligny gelenkt worden, aber, bevor es in den dortigen Kampf eintreten konnte, durch einen dringenden Gegenbefehl des bei Quatrebras inzwiſchen hart bedrängten Mariſchalls zur ſchleunigen Umkehr dorthin bewogen wurde. In Folge der hiedurch entſtandenen Verzögerung kam Napoleon erſt Abends um 8 Uhr dazu, den Hauptſtoß auf Ligny zu führen, der allerdings gelang, indem das Centrum der Preußen nach furchtbarer Gegenwehr durchbrochen ward, allein, wie die ganze Schlacht, kein entſcheidendes Reſultat brachte, weil die preußiſche Armee nicht in ihrem Rückzug geſtört und folglich nicht außer Kampf geſetzt werden konnte. Wie an dieſem Nachmittage des 16. Juni geſtritten worden, ergibt ſich am eindringlichſten daraus, daß die Franzoſen mehr als 11,000, die Preußen 372 Offiziere und 11,706 Mann an Todten und Verwundeten verloren 34).

Der Feldmarſchall war den ganzen Kampf über auf ſeinem prächtigen Schimmel, den ihm der Prinzregent von England zum Geſchenke gemacht, nach ſeiner Gewohnheit überall geweſen, wo es am heißeſten herging, mit ſeinem unbezähmbaren Muth und dem Beiſpiel ſeiner Todesverachtung die Herzen ſeiner Krieger immer wieder auf's Neue entflammend. Bedächtiger das Nothwendige vorbedenkend, hatte Gneiſenau, vor Sonnenuntergang die Sachlage prüfend, den Entſchluß und die Richtung des Rückzuges angegeben, indem er ſagte: „Wir müſſen mit den Engländern in Verbindung bleiben und deßhalb nicht rheinwärts, ſondern über Tilly gegen Wavre zurückgehen.“ Der eines ſolchen Generalſtabschefs würdige Generalquartiermeiſter Grolman traf dann, während der Kampf in die Sommernacht hinein fortwüthete, im Einzelnen die Anſtalten zur Leitung und Sicherung des Rückzuges. Aber wo war denn der Alte? Ja, der Alte wäre um's Haar auf dem Schlachtfeld liegen geblieben. Er hatte ſich auf ſeinen äußerſten rechten Flügel begeben, um dem dort irriger Weiſe erwarteten Gewaltſtoß Napoleon's zu begegnen. Erkennend, daß er ſich getäuſcht und daß vielmehr ſein Centrum in

Gefahr, eilt er im Galopp mit etlichen Reiterregimentern von den Höhen bei St. Amand auf die hinter Ligny zurück, wo er in dem Augenblick anlangt, da die franzöſiſchen Garden ſich durch Ligny durchgerungen haben und die feindlichen Küraßreiter die Anhöhen hinter dem Dorfe heraufſtürmen. Ohne Zaudern wirft ihnen der Feldmarſchall ein Regiment Ulanen entgegen. Es wird geworfen. Er rafft zuſammen, was von Schwadronen noch bei der Hand, ſetzt ſich an ihre Spitze und mit Hurrah los auf den Feind. Da ſchlägt eine Kugel ſeinem Pferd in den Leib, es trägt den heldiſchen Greis noch etliche Schritte weit und ſtürzt dann todt über ſeinen Reiter hin. „Noſtitz, ich bin verloren!“ ruft er im Fallen ſeinem Adjutanten zu. Der treue Mann ſteigt ab und ſtellt ſich mit gezücktem Degen unbeweglich neben den gequetſcht und betäubt unter ſeinem Schimmel liegenden Feldherrn. Die franzöſiſchen Küraſſiere ſauſen vorüber — zum Glück läßt ihnen die ſinkende Nacht keine Ahnung beikommen, wen ſie fangen könnten — ſie werden zurückgejagt, kehren ihrerſeits wieder zum Angriff um, werden abermals zurückgetrieben und ſo brauſ't der eiſerne Sturm zweimal über den wie durch ein Wunder erhaltenen Blücher hinweg. Während die franzöſiſchen Reiter zum zweiten Mal zurückgejagt werden, gelingt es dem treuen Noſtitz, mit Hülfe einiger Ulanen, die er angerufen, den Feldmarſchall unter dem todten Schimmel hervorzuſchaffen und auf ein Pferd eines Ulanen — Schneider hieß er — zu heben. Kaum iſt dieſes geſchehen, ſo kehren die feindlichen Panzerreiter zum dritten Mal mit Uebermacht zurück und mit knappſter Noth kann ein geſchloſſenes Bataillon Fußvolk den Geretteten in ſeine Mitte nehmen, bevor der Kavallerieanſturm erfolgt.

Beim Tagesgrauen des 17. Juni treffen wir den greiſen Helden, nachdem derſelbe im Dorfe Melioreux die erſte Erquickung und Pflege gefunden hatte, „ſehr zerſchlagen“ und „tüchtig hinkend“ in einer Bauernſtube des Dorfes Gentinnes wieder, wie er Generalen, die im Vorüberziehen einſprechen, „aus einem Pferdeeimer“ Warmbier kredenzen läßt, und ſeinen Quetſchungen und auch dem Mißgeſchick des vorhergegangenen Tages zum Trotz ganz munter und unverzagt. Kaum hatte er ſich überzeugt, daß der Rückzug in geordnetem Gange ſei — Ziethen und Pirch zogen über Tilly gen Wavre ab, Thielmann erſt ziemlich lange nach ihnen über Gembloux, wo er mit dem inzwiſchen von Hannut her dort eingetroffenen Bülow in Verbindung trat, ebenfalls Wavre zu — ja, kaum war der Alte des Rückzugs ſicher, als er auch ſchon wieder auf Angriff und Vorwärtsgehen ſann. „Haben Schläge gekriegt — ſagte er zum Gneiſenau — müſſen die Scharte wieder auswetzen, Gott verdamm' mir! Iſt uns ja jetzt auch der Schwerenöther, der Bülow, zur Hand. Wollen aber von wegen ſeiner Verſpätung nicht mit ihm rechten. Iſt keine Zeit dazu. Kann dem beſten Kriegsmann ſo Was paſſiren. Läßt ſich Zeit und Raum nicht immer genau berechnen. Iſt das auch nicht meine ſtarke Seite, Gott ſtraf' mir!“ Der Blücher machte es demnach nicht wie der Napoleon, der auch in dieſem Feldzuge wieder jedes Fehlſchlagen durchaus nur ſeinen Unterfeldherrn ſchuldgab. Seinen Truppen rief der heldiſche Greis noch an demſelben Tage zu Wavre, wohin er ihnen gefolgt, das Troſtwort zu: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen und wir werden ihn ſchlagen, denn wir müſſen“ 33). Eine gutblücher'ſche Anwendung von Kants kategoriſchem Imperativ, ohne Frage! Aus Wavre und von demſelben 17. Juni datirt auch dieſer Originalbericht über die Ereigniſſe vom 15. und 16. in Form einer Depeſche des Feldmarſchalls an den General Kleiſt-Nollendorf: — „Ew. Excellenz eile ich zu benachrichtigen, daß der Kaiſer Napoleon vorgeſtern als dem 15. mit 5 Armeekorps und den Garden die Feindſeligkeiten gegen mich angefangen hat, indem er mit dieſer bedeutenden Macht alle Vorpoſten am rechten Ufer der Sambre zurückdrängte und an dieſem Tage noch über Charleroy bis gegen

Fleurus vorrückte. Der General Ziethen zog ſich bis Fleurus zurück. Das 2. und 3. Korps verſammelte ſich noch am nämlichen Abend bei Sombref. Das 4. Korps hatte Befehl erhalten, den 15. nach Hannut und den 16. nach Gembloux zu rücken, iſt aber nicht eher als heute früh bei letzterem Orte eingetroffen. Geſtern Nachmittag um 3 Uhr begann der Angriff des Feindes gegen meine Stellung. Er entwickelte während des Gefechts bedeutende Streitkräfte, die den meinigen weit überlegen waren. Dem ohnerachtet erhielt ſich die Schlacht bis 9 Uhr — (ſoll heißen bis 8 Uhr) — Abends zu unſerem Vortheile und nur erſt als die letzten diſponiblen Truppen zur Behauptung der Poſition verwandt waren, gelang es dem Feinde, mit ſeinen friſchen Reſerven das Dorf Ligny, welches vor dem Centrum der Stellung lag, zu forciren und mit einer zahlreichen Kavallerie die meinige des Centrums zu werfen. Dadurch entſchied ſich die Schlacht ſpät am Abend zum Vortheil des Feindes. Ich zog die Truppen bis Tilly und heute bis Wavre zurück. Der General Bülow hat den Befehl erhalten, ſich heute noch mit dem übrigen Theil der Armee bei Wavre zu vereinigen. Der Herzog von Wellington hat ſeine Armee heute in der Gegend von Braine-la-leude concentrirt, ſo daß ich mit ihm in genauer Verbindung ſtehe. Dies iſt das Reſultat der Schlacht, die mit einem vollſtändigen Siege geendigt haben würde, wenn das 4. Korps oder die Armee Wellington's an der Schlacht theilgenommen hätte, wie Solches in der Verabredung lag. Die Infanterie und die Artillerie hat ſich tapfer geſchlagen und der Geiſt der Armee iſt noch derſelbe. Gefangene hat der Feind keine anderen als die auf dem Schlachtfelde liegengebliebenen Verwundeten. An Geſchützen fehlen der Armee nur 8 Stück — (ſoll heißen 16) — die bei dem Kavallerieangriff des Feindes verloren gegangen ſind. Blücher."[56] Dieſes Dokument kann denkenden Menſchen zu denken geben, und zwar, daß amtlichen Urkunden gar häufig eine nur ſehr beziehungsweiſe geſchichtliche Glaubwürdigkeit innewohne.

Würde ſich aus dieſer Depeſche irgendwie ein treues Bild von der Schlacht bei Ligny gewinnen laſſen? Mit nichten! Des Alten kurzes Privatwort: „Wir haben Schläge gekriegt und müſſen die Scharte wieder auswetzen“ — iſt zehnmal inhaltsvoller, wahrhaftiger und hiſtoriſcher.

Daß Napoleon am 16. Juni bei Ligny kaum noch einen Schatten der umſichtigen und durchgreifenden Energie ſeiner Wetterſtralszeit gezeigt, daß auch er, gleich ſeinem Gegner, an dieſem Tage grobe Fehler gemacht, iſt unter Wiſſenden anerkannt[37]). Aber wenn der greiſe Gebhart Lebrecht ungebeugten Muthes alsbald daranging, die Scharte ſeiner Niederlage thatkräftig auszuwetzen, ſo unterließ es der Empereur ſeinerſeits in auffallender Weiſe, auf Vervollſtändigung ſeines Sieges hinzuarbeiten. Zur Verhinderung des Rückzugs der Preußen waren durchaus keine ausreichenden Anſtalten getroffen worden. Noch mehr, als der Empereur, nach gewonnener Schlacht in ſein Hauptquartier Fleurus zurückgekehrt, den General Pajol mit leichter Kavallerie zur Verfolgung des Feindes befehligte, wurde ſein obenhin gegebener Befehl ſo läſſig zur Ausführung gebracht, daß — es iſt faſt unglaublich und doch wahr — die Franzoſen die Richtung des preußiſchen Rückzugs ganz verloren, indem ſie wähnten, das blücher'ſche Heer habe die Straße nach Namur eingeſchlagen und zwar in einem Zuſtande vollſtändiger Zerrüttung. Ein doppelter, von Napoleon auch am folgenden Tage noch feſtgehaltener und für ihn verderblicher Wahn! Und während der Meiſter am 16. Juni mit einem halben Siege ſich begnügte, entging ſein heldenmüthigſter Diener, Michel Ney, drüben bei Quatrebras nur mit knapper Noth einer entſchiedenen Niederlage. Der Marſchall hatte zwar durch das ihm befohlene Vorgehen auf Quatrebras die Abſicht ſeines Herrn, den Wellington zu verhindern, dem Blücher Hülfe zu bringen, erfüllt, ſeinen ferneren Auftrag jedoch, von Quatrebras weiter auf der Straße von Brüſſel vorzudringen, nicht zu vollziehen vermocht. Den

Beginn und Fortgang des Treffens ſkizzirt der am Beiwachtfeuer geſchriebene Brief des mithandelnden Prinzen Bernhard von Weimar an ſeinen Vater Karl Auguſt: — „Gegen Nachmittag am 16. Juni zeigte der Feind ſtarke Kolonnen und fing uns zu kanoniren an. Wir hatten nur 5 Bataillone ihm gegenüberzuſtellen, von denen ich 3 bekam, um die Liſière eines Waldes zu vertheidigen. Der Herzog von Wellington war während des Anfangs vom Gefechte zugegen geweſen. Ich hielt mich lange gegen einen dreimal überlegenen Feind und hatte zu meiner Vertheidigung nur zwei belgiſche Kanonen. Der Feind nahm eine vor mir gelegene Waldſpitze und genirte mich in meiner linken Flanke. Ich, nicht faul, nahm Freiwillige und zwei Kompagnieen holländiſche Landmiliz und nahm meine Waldſpitze mit dem Bajonnett wieder. Während ich dann mein Holz rechtſchaffen vertheidigte, trieb der Feind unſern linken Flügel bis an Quatrebras zurück. Bei dieſer Gelegenheit blieb der wackere Herzog von Braunſchweig durch einen Schuß in die Bruſt 39)." Der Prinz befehligte an dieſem Tage eine Brigade der Diviſion Perponcher, die Hauptſtärke der 7000 Niederländer, welche anfänglich die ganze Vertheidigungsmacht der hochwichtigen Stellung ausmachten, die zu bewältigen Ney gleich zu Anfang 22,000 Mann zur Hand hatte. Der faſt unbegreiflichen Verzögerung ſeines Angriffs und ſpäter dann dem durch allerhand Mißverſtändniſſe und Schwankungen verurſachten zweckloſen Hin- und Herſchicken des Armeekorps von d'Erlon, welches die Streiterzahl des Marſchalls auf 50,000 Mann gebracht hätte, zwiſchen Quatrebras und Ligny verdankte er ſein Mißlingen. Denn als es im Laufe des Gefechts dem Wellington gelungen war, mittelſt im Laufſchritt herbeieilender Verſtärkungen ſeine bei Quatrebras ſchlagenden Truppen allmälig bis auf 30,000 Mann zu verſtärken, mußte Ney ſein Vorhaben, die feindliche Stellung zu nehmen, aufgeben und bei einbrechender Nacht auf Frasnes zurückgehen. Damit war die franzöſiſche

Hauptabſicht beim Eingehen des blutigen Treffens, nämlich einen ausdauernden Keil zwiſchen die Heere Wellingtons und Blüchers hineinzutreiben, vereitelt.

Der britiſche Feldherr, von dem, was bei Ligny geſchehen war und von dem Rückzug der Preußen nach Wavre in Kenntniß geſetzt, verharrte bis zum folgenden Tage in der behaupteten Stellung bei Quatrebras. Da er nun aber einen Angriff von Seiten Napoleon's mit Beſtimmtheit erwarten konnte, erſchien ihm zur Lieferung einer großen Vertheidigungsſchlacht dieſe Stellung nicht geeignet, ſondern er hatte hiezu bereits vorſorglich das von der nach Brüſſel führenden Straße durchſchnittene, zwiſchen Planceno it, Ohain, Braine-la-leude und Waterloo von Süden nach Norden ſanft anſteigende Hügelgelände von Mont-St.-Jean gewählt. Dorthin wollte er ſeine ganze Armee führen. Indeſſen hatte er doch einen Adjutanten in's blücher'ſche Hauptquartier geſchickt mit dem Anerbieten, bei Quatrebras den napoleoniſchen Angriff abzuwarten, falls die Preußen ſchon heute, am 17. Juni, wieder vorzurücken vermöchten. Der Herzog ſaß, mit Müffling frühſtückend, auf der Erde, als ein Ordonnanzoffizier aus dem preußiſchen Lager die Antwort Blücher's brachte: „Heute kann ich nicht kommen, aber morgen.“ Worauf der Duke: „Well! Ich kann aber in dieſem Fall nicht hier bleiben, ſondern muß in meine Stellung von Mont-St.-Jean zurück, wo ich morgen eine Defenſivſchlacht annehmen werde, falls mich der Feldmarſchall mit zwei oder im Nothfall auch nur mit *einem* ſeiner Armeekorps unterſtützen will.“ Der Adjutant flog nach Wavre und wieder flog von dort einer nach dem Mont-St.-Jean, wohin Wellington inzwiſchen aufgebrochen war, und brachte vom Gebhart Lebrecht die Antwort: „Ich werde nicht mit einem, nicht mit zwei Korps, aber mit meiner ganzen Armee kommen, jedoch nur unter *der* Bedingung, daß, falls uns der Bonaparte morgen am 18. Juni nicht angreifen ſollte, wir unſererſeits am 19. *ihn* angreifen.“ Dieſelbe Verſicherung gab er, um den Herzog ja in dem Schlachtgedanken zu beſtärken, am Morgen des 18. auch noch ſchriftlich, indem er an Müffling ſchreiben ließ, dieſer ſolle dem engliſchen Feldherrn ſagen, er, Blücher, werde ſich, ſo unwohl er auch ſei, ſofort an die Spitze ſeiner Truppen ſtellen, falls Napoleon Etwas gegen Wellington unternähme. Erfolge aber von Seiten der Franzoſen heute kein Angriff, ſo müßten der Herzog und er vereint morgen ihrerſeits den Angriff thun. „Welche Zuverſicht nach einer verlorenen Schlacht! Welche Energie in dem dreiundſiebzigjährigen Greiſe!“ hat ein Franzoſe bewundernd ausgerufen[39].

## Drittes Kapitel.

# Belle Alliance.

„Ut is det noch nich!“ So ſchrie ein preußiſcher Soldat, ein tapferer Märker, mit drohend geſchüttelter Fauſt den Franzoſen zu, als in der Schlacht von Ligny die Brigade Steinmetz im Dorfe St. Amand nach einem erbitterten Handgemenge und furchtbarem Verluſt abgelöſ't werden ſollte und die Preußen „ſich mit den Feinden ſo ganz verbiſſen hatten,“ daß ſie von ihren Offizieren „faſt nur mit Gewalt“ vermocht werden konnten, vom Kampf abzulaſſen[60]). „Ut is det noch nich!“ ſchrie der Brave, noch einmal, als ſein Hauptmann ihn fortzog, ſich den Franzoſen zukehrend und ihnen ſeine derbe märkiſche Bauernfauſt zeigend, ein Stück Blücher ſo zu ſagen im Landwehrkamiſol; denn auch der ganze Blücher dachte und ſagte, zu Gentinnes mit „Warmbier“ aus einem „Pferdeeimer“ ſich labend: — Aus iſt das noch nicht! Mit dem Nichtausſeinlaſſen kann man aber, richtig anfaſſend, Etwas zuwegebringen in dieſer Welt. Unter Anderem kann man damit, nachdem man am 16. Juni eine Schlacht verloren hat, am 18. eine gewinnen.

Der Empereur verlor in der dem Kampfe bei Ligny folgenden Nacht und am Vormittag des 17. Juni eine unwiderbringlich koſtbare Zeit, gerade die Zeit, welche die blücher'ſche Armee benützte, um ihren Rückzug gen Wavre zu bewerkſtelligen und ſich zum Wiedervormarſch von dort gen Ohain und Mont-St. Jean in Verfaſſung zu ſetzen. Er ſchlief tief und lange zu Fleurus und ſeine Truppen ſtanden am Morgen viele Stunden unthätig in ihren Bivouaks, ſo daß der General Vandamme, über dieſe unzeitige Ruhe aufgebracht, in ſeiner brutalen Manier nicht ohne Grund ſagte: „Der Napoleon, den wir früher kannten, iſt nicht mehr da! Unſer Sieg von geſtern wird erfolglos ſein.“ Allerdings war den Soldaten nach den Strapazen der beiden letzten Tage wohl einiges Aufathmen zu gönnen, aber hatten denn die Preußen nicht ebenſo viel geſtritten und gelitten? Freilich, dieſe Preußen waren jetzt beſeitigt, in voller Auflöſung über Namur rheinwärts fliehend, wähnte man, wähnte man ſo ſehr, daß „es gar Niemand einfiel“ (il ne vint dans l'esprit de personne), ſie könnten und würden noch irgend „Etwas von Belang“ unternehmen (pussent être en mesure de faire une diversion sérieuse[81]). Erſt zwiſchen 8 und 9 Uhr fuhr der augenſcheinlich müde und matte Empereur von Fleurus nach St. Amand, wo er zu Pferde ſtieg und die Reihen der vor ihren Beiwachtſtätten aufgeſtellten Regimenter entlang ritt, häufig ſtillhaltend und mit Offizieren und Soldaten redend. Man möchte faſt glauben, der gewaltige Geiſt des Mannes habe gerade in dieſen ſchickſalsvollen Stunden ſeine Spannkraft eingebüßt. Oder wenigſtens beſchäftigte ihn ganz Anderes als ihn hätte ausſchließlich beſchäftigen ſollen. Er war mit ſeinen Gedanken in Paris, wo ſich die Deputirtenkammer in für den Napoleonismus — nämlich nicht für den ſcheinkonſtitutionellen, ſondern für den wirklichen — unliebſamen Debatten erging. Nachdem er zwiſchenhinein befohlen, daß das Korps Lobau's nach Marbais, alſo in der Richtung auf Quatrebras, abmarſchire, ſtieg er ab und unterhielt ſich inmitten eines Kreiſes von Generalen lange mit dem Marſchall Grouchy und dem General Gerard. Nicht etwa über die kriegeriſche Situation, ſondern über die pariſer Kammerdebatten, wobei er es an heftigen Ausfällen und Drohungen gegen die „Jakobiner“ nicht fehlen ließ. Nachdem ſo die Hälfte des Tages verloren war, gewann er ſeiner Abſpannung endlich den Entſchluß ab, gegen das Heer Wellington's aufzubrechen, um zu verſuchen, daſſelbe bei Quatrebras, wo es aber um dieſe Zeit ſchon nicht mehr war, zu ſchlagen. Er beſtimmte hiezu, mit Einrechnung von Ney's Truppen, die er bei Fraſnes an ſich ziehen wollte, 72,447 Mann mit 240 Geſchützen, die größere Hälfte ſeiner Streitmacht. Die kleinere, 33,319 Mann mit 96 Geſchützen, übergab er dem Marſchall Grouchy mit den Worten: „Verfolgen Sie die Preußen, greifen Sie dieſelben an, ſobald Sie auf ſie ſtoßen, vervollſtändigen Sie dadurch die Zerrüttung und verlieren Sie ſie nicht aus den Augen!“ Grouchy, welcher, wie es ſcheint, an die „Zerrüttung“ des blücher'ſchen Heeres nicht ſo ganz glaubte und jedenfalls die ihm zugetheilte Aufgabe ſehr ſchwierig fand, ſuchte dieſelbe abzulehnen; aber ohne Erfolg. Der Empereur ſagte nur noch: „Es iſt Ihre Sache, die Richtung von Blüchers Rückzug zu ermitteln“ — und entließ den Marſchall, welcher, nachdem er mit ſeinen Truppen Abends 10 Uhr in Gembloux eingetroffen, dem Kaiſer nur melden konnte, daß er ihm über die Preußen Nichts melden könne. Der Empereur, als er ſpäter die Geſchichte ſeiner Kriege auf Sankt Helena napoleoniſirte, d. h. zurechtlog, hat die Entſendung Grouchy's vom Anfang bis zum Ende lügneriſch dargeſtellt, zu dem Zwecke, die Niederlage bei Waterloo dem Nichteintreffen des Marſchalls auf dem dortigen Schlachtfeld beimeſſen zu können. Aber Grouchy, ſei das gleich hier geſagt, konnte gar nicht dorthin kommen. Den beſtimmten Befehlen ſeines Gebieters gemäß ging er am Morgen des 18. Juni, nachdem endlich die Richtung des preußiſchen Rückzugs auf Wavre erkundet worden war, dorthin vor. Auf in Folge der heftigen Regengüſſe, welche die Nacht über gefallen, grundloſen Wegen langte der Marſchall erſt gegen die 4. Abendſtunde in der Nähe von Wavre an. Unterwegs hatte man allerdings vom Mont-St. Jean den Kanonendonner der dort entbrannten Schlacht von links herüberhallen gehört und hatte einer der Generale Grouchy's, Gerard, gerathen, die Marſchrichtung zu ändern und nach jener Gegend hin zu eilen. Aber wenn auch dieſer Rath befolgt worden wäre, der Marſchall würde dennoch zu ſpät nach Waterloo gekommen ſein. Und er durfte den Rath Gerard's nicht annehmen, weil die ihm gewordenen Befehle vorſchrieben, „den Preußen zu folgen, ſie anzugreifen, ſie nicht aus den Augen zu verlieren.“ Als er Wavre zur angegebenen Zeit erreichte, hatte Blücher die Hauptmaſſe ſeiner Armee, die Hauſe Bülows, Pirchs und Ziethens, ſchon von dort weg und über die Dyle dem Mont-St. Jean zugeführt; allein Grouchy vermochte dem preußiſchen Gewalthaufen nicht zu folgen — vom Aufhalten deſſelben hätte ja ohnehin gar keine Rede ſein können — denn das an dem Ufer der Dyle ſtehen gebliebene Korps Thielmanns wehrte den Franzoſen mit zäheſter Ausdauer den Uebergang und ſo war der napoleoniſche Marſchall droben bei Bierges und Wavre in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt und feſtgehalten zur ſelben Zeit, wo er auf den Flügeln der Phantaſie ſeines Gebieters hätte nach Waterloo eilen oder geeilt ſein ſollen[62]).

Der Abmarſch Wellington's von Quatrebras in die Stellung von Mont-St. Jean begann um 10 Uhr Vormittags am 17. Juni, während der Empereur ſeine Armee erſt nach Mittag von Ligny und St. Amand nach dem erſtgenannten Punkt in Bewegung ſetzte. Als er ihn erreicht hatte, fand er daſelbſt nur noch Gelegenheit zu unerſprießlichen Nachhutsgefechten und folgte dann dem rückziehenden Feinde, bis die Nacht einbrach. Beim Herabſinken derſelben hatte der britiſche Feldherr ſeine Stellungen auf Mont-St. Jean erreicht. Eine Stunde rückwärts davon ſchlug er im Dorfe Waterloo ſein Hauptquartier auf, während Napoleon das ſeinige im Pachthof Le Caillou beim Weiler Maiſon du Roi nahm und das franzöſiſche Heer zwiſchen Plancenoit und Genappe beiwachtete. Der Tag war erſtickend ſchwül geweſen und die Dunſtmaſſen, die ſich gegen Abend in der Atmoſphäre angeſammelt hatten, entluden ſich während der Nacht in Wolkenbruchgüſſen. Die armen Soldaten der beiden einander gegenüber lagernden Armeen hatten in dieſer Nacht Viel zu leiden und ebenſo drüben bei Wavre die Preußen. Ein Offizier vom 2. pommer'ſchen Regiment hat uns davon eine Vorſtellung gegeben, indem er in ſein Tagebuch ſchrieb: „Meine Kompagnie hatte ihre Lagerſtelle auf einem friſchgepflügten Acker erhalten, von Stroh war nicht die Rede, ich legte mich daher in eine Furche und bei der Ermüdung, die den vorangegangenen Anſtrengungen folgen mußte, ſchliefen wir auch ungewiegt ein. Aber welch Erwachen! Es hatte über Nacht ſtark geregnet, das Waſſer war in Strömen die Furchen herab und auf uns gefloſſen. Vor Müdigkeit hatten wir davon Nichts empfunden, und als wir endlich erwachten, waren wir von dem Schmutz, der uns in den Kragen und in die Kleider gedrungen und nun getrocknet war, wie in einen Harniſch feſtgebannt und konnten uns kaum rühren. Wir ſahen ſcheußlich aus, der ganze Leib war wie mit einer Kruſte umgeben und der fette Boden aus den Kleidern nicht fortzuſchaffen. Das Schlimmſte, was uns jedoch begegnete, war, daß die Waffen faſt alle unbrauchbar geworden waren und ſich nirgends ein Platz fand, wo man ſich ſetzen konnte, um die Gewehre auseinanderzunehmen. Wir halfen uns endlich mit unſeren Mänteln, breiteten ſie aus und nahmen die Wäſche zu Hülfe, um die Gewehre nur nothdürftig in den Stand zu ſetzen“[64].

Die Wachtfeuerlinie, welche in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni vom Dorfe Braine-la-leude bis zum Schloſſe Frichemont hinüberlief, bezeichnete die Aufſtellung der engliſch-deutſch-niederländiſchen Streitmacht, welche in der Stärke von 67,600 Mann, worunter 30,000 Deutſche und 24,000 Briten, die beverſtehende Schlacht ſchlug[64]). Den Mittelpunkt der Poſition markirt das Dorf Mont-St. Jean, wo ſich die beiden von Genappe und Nivelles kommenden Straßenzüge vereinigen, um von da ab den großen Heerweg nach Brüſſel zu bilden. Auf dem langgeſtreckten, ſanft abfallenden Hügelgelände ſüdlich vom Dorfe ſtand das erſte Treffen der wellington'ſchen Schlachtordnung. Etwas weiter zurück, gegen den Pachthof Mont-St. Jean zu, fällt der Boden etwas nordwärts ab, welche Terraingeſtaltung dem Duke ſeine Reſerven ſo aufzuſtellen geſtattete, daß ſie dem Auge des Feindes entzogen blieben. Der äußerſte rechte Flügel ſtützte ſich auf das Dorf Braine-la-leude, der äußerſte linke reichte bis zur St. Jakobskapelle am ſüdweſtlichen Abhang des Hügelwaldes von Ohain. Die natürliche Stärke dieſer Vertheidigungsſtellung, welche in der Bodenbeſchaffenheit lag, wurde noch erhöht durch das Vorhandenſein künſtlicher Vertheidigungsmittel, d. h. durch eine Anzahl von Gebäuden, die vor der Fronte des wellington'ſchen Heeres lagen. So vor dem linken Flügel die Meiereien Papelotte und La Haye, vor dem Centrum der Pachthof La Haye Sainte und etwas mehr rechts und weiter vor, ſeitwärts von dem an der Straße nach Genappe gelegenen Wirthshaus La Belle Alliance, das maſſige und maſſive Schloß Goumont, welches, mit Deutſchen und Engländern beſetzt, ein Angelpunkt der Schlacht wurde, ein mit tapferſter Zähigkeit gehaltener Fels, an welchem manche wüthende Woge des napoleoniſchen Anſturms zerſchellte. Abſicht, Plan und Zweck des bevorſtehenden Kampfes ergaben ſich aus der Sachlage. Napoleon mußte den Aufſchritt zum Mont St. Jean erzwingen, die wellington'ſche Armee auseinanderſprengen, die geſprengte in dieſelbe „Zerrüttung" werfen, in welche er die blücher'ſche geworfen zu haben wähnte, und, binnen drei Tagen in zwei Feldſchlachten Sieger, triumphirend in die Hauptſtadt Belgiens einziehen, welche nur etliche Stunden hinter Waterloo liegt. Wellington dagegen mußte ſeine Stellung behaupten und im Beſtürmen derſelben den Feind ſeine Kräfte erſchöpfen laſſen, bis Blücher herbeikäme und es ermöglichte, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, um gemeinſam den letzten Stoß auf die ermüdeten Franzoſen zu führen.

In der Morgenfrühe des 18. Juni waren bei mälig ſich klärendem Himmel die beiden Feldherrn frühzeitig zu Pferde und mit der Erkundung der eigenen und der feindlichen Stellungen beſchäftigt. Der Empereur kehrte jedoch bald in ſein Quartier zurück und ſetzte ſich zum Frühſtück. Er war, nachdem er mit dem Fernglas gemuſtert, was er von der wellington'ſchen Schlachtordnung zu ſehen vermochte, ſehr zuverſichtlich und ſagte zum Marſchall Ney: „Von 100 Chancen des Sieges ſind 90 für uns und nur 10 gegen uns.“ Fortwährend von dem Wahn befangen, er würde von Seiten Blücher's gar Nichts oder nichts Ernſtliches zu befahren haben, beeilte er ſich durchaus nicht, ſein Heer in Schlachtordnung zu ſtellen. Er hat ſpäter den ihm gemachten Vorwurf, eine unſchätzbar koſtbare Zeit verpaßt zu haben, indem er die Schlacht, wie er gekonnt, nicht ſchon um 7 oder 8 Uhr Morgens begonnen, dadurch zu entkräften geſucht, daß er ſagte: „Der Regen war die ganze Nacht über in Strömen gefallen; man mußte daher warten, bis der Boden etwas aufgetrocknet war, damit die Artillerie und die Kavallerie manövriren könnten.“ Dieſes Zuwarten ſoll ihm, aus dem angegebenen Grunde, auch ſein treuer Artilleriegeneral Drouot angerathen, ſich aber daraus nachmals heftige Gewiſſensbiſſe gemacht haben. Um 8 Uhr beſtieg der Empereur wieder ſein Pferd, ritt nach der Höhe von Belle Alliance und ordnete von dort aus die Schlachtordnung ſeiner Armee. Sie rückte ſeinen Befehlen gemäß in 11 Kolonnen, von welchen 4 für das erſte, 4 für das zweite Treffen und 3 für die Reſerve beſtimmt waren, in die ihr angewieſenen Stellungen. Ein Gefühl des Stolzes, wie in ſeinen glücklichſten Tagen, ein Hochbewußtſein ſeiner

Kriegskunſtmeiſterſchaft ſchwellte ſeine Bruſt, als er jetzo noch einmal ſeine Geſchwader mit ſouverainem Willen wie an einem Faden lenkte. Er ſcheint ſich geradezu kindlich an dem prächtigen Aufmarſch der Armee ergötzt zu haben. Noch auf Sankt Helena blickte er mit Freude darauf zurück und ſagte: „Die Erde ſchien ſtolz, ſo viele Tapfere beiſammen zu ſehen. Es war ein prachtvolles Schauſpiel und der Feind, welcher es vollſtändig überblicken konnte, mußte davon einen mächtigen Eindruck empfangen. Die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten, die Muſikbanden ſpielten Melodieen, welche den Soldaten hundert Siege ins Gedächtniß zurückriefen“ — (es iſt die Marſeillaiſe gemeint, welche der Mann des 18. Brumaire zu nennen ſich ſcheute) — „und die franzöſiſche Armee ſchien doppelt ſo ſtark zu ſein als ſie wirklich war.“ Aber ein Wiſſender hat über dieſes prunkvolle Schauſpiel alſo geurtheilt: „Sieht man die unnütze Aufſtellung und Entwicklung ſeines Heeres, womit Napoleon ein paar Stunden Zeit verlor, ſo möchte man faſt auf den Gedanken kommen, er habe nicht die Schlacht, ſondern den Rückzug der Engländer gewollt und den letzteren mit dieſer pomphaften Aufſtellung veranlaſſen wollen. Ein ſolcher Wunſch wäre ſo ganz gegen die Intereſſen ſeiner Lage und gegen ſeine frühere Verfahrungsweiſe, daß man ihn nur wie die Folge einer inneren Lähmung und Hemmung ſeines Geiſtesfluges betrachten könnte.“ Wellington ſeinerſeits hatte in der Morgenfrühe raſch, ſtill und prunklos ſeine Anordnungen getroffen. Schon um 8 Uhr war er damit zu Rande. Der Prinz von Oranien ſollte im Centrum, Lord Hill auf dem rechten, General Picton auf dem linken Flügel den Oberbefehl führen. Der Duke war voll ruhiger Zuverſicht. Er ſchrieb in früher Morgenſtunde nach Gent: „Ich hoffe und, was mehr iſt, ich habe Grund zu glauben, daß der Tag gut gehen werde“ — und nach Brüſſel: „Die Preußen werden kommen“[63]).

Werden ſie wirklich kommen? Ja, ſie werden; denn der alte Gebhart Lebrecht iſt ein Mann von Wort. Zu Wavre auf ſeinem Schmerzenslager liegend — denn er hatte in Folge ſeines Sturzes bei Ligny heftig zu leiden — ordnete er in der Nacht vom 17. auf den 18. mit Gneiſenau und Grolman den Hülfemarſch nach der von Wellington gewählten Walſtatt bei Mont-St. Jean. Bülow, welcher mit ſeinem Harſt bei Dion-le-Mont am rechten Ufer der Dyle lagerte, ſollte mit Tagesgrauen über Wavre auf St. Lambert rücken, Pirch ſodann dem Bülow folgen, Ziethen, mit ſeinem Heerhaufen die rechte Flügelkolonne bildend, über Fromont gegen Ohain ziehen, Thielmann die Stellung bei Wavre bewachen und feſthalten, falls, was vorerſt nur vermuthet werden konnte, dort eine Diverſion von Seiten der Franzoſen erfolgen ſollte. Man ſieht, dieſe ganze Anordnung vereinigte Kühnheit mit Vorſicht: während Blücher mit drei ſeiner Harſte zur Unterſtützung Wellington's vorbrach, deckte er ſich durch den vierten gegen allfällige Möglichkeiten den Rücken und wir haben ſchon gehört, wie Thielmann den von ſeinem Gebieter bei Belle Alliance ſo heftig erſehnten Grouchy wirklich an den Ufern der Dyle feſtnagelte. Der Generalſtabsmajor Lützow wurde mit einer Streifſchar vorausgeſendet, um die Gegend zwiſchen Wavre und Ohain zu erkunden, — eine unliebſame, mißliche Gegend, eine Schwerenothsgegend, blücheriſch zu reden, ein Gewirre von engen Thälern und waldigen Hügeln, von Sümpfen durchzogen, von tiefen Hohlwegen durchſchnitten, dermalen durch die gefallenen Wolkenbrüche in ein grundloſes Kothmeer verwandelt. Lützow drang über Ohain hinaus und bis an den gegen Frichemont abfallenden Saum des ſogenannten pariſer Holzes vor und fand dieſes hart am rechten Ende der franzöſiſchen Schlachtordnung gelegene Gehölz zu ſeiner Verwunderung gänzlich unbeſetzt, ja unbeobachtet. Er ließ eine Schwadron von ſeinen Huſaren als Beobachtungspoſten an dem Waldſaum, eilte zurück und traf in St. Lambert den Feldmarſchall, welchem er melden konnte, daß die Gegend bis gegen

Frichemont von Feinden ſauber ſei ... Unmittelbar von ſeinem Krankenbette war der heldiſche Alte auf's Schlachtroß geſtiegen, als die Trompeten ihre Marſchfanfaren in die dampfenden Morgennebel hineinſchmetterten. Kam da beſorgnißvoll der Generalſtabsarzt mit Opodeldok und Kampherſpiritus und Arnikatinktur. „Erſt noch einreiben, Excellenz, einreiben!“ „Ach was, Doktor, wozu das Schmieren? Laßt's man gut ſein! Ob ich heut' balſamirt oder unbalſamirt in die andere Welt gehe, das kommt auf Eins 'raus, Gott ſtraf' mir!“ Alſo Todesgedanken, alter Hekla? Ja, wenn Einem die alten gequetſchten Knochen ſo ſteif ſind und ſo wehthun, uff! Aber laßt mich nur erſt im Sattel ſein ... ſo, ſo ... 's wird wohl gehen, 's muß gehen, müſſen heute unſere Pflicht und Schuldigkeit thun. Denn „der Bonaparte muß herunter“, wißt ihr? — „Es ſcheint, der verdammte Regen wolle auch heute fortmachen, Excellenz.“ — „Schad't nicht! Iſt unſer guter alter Alliirter von der Katzbach, der Regen.“ — „Die Gewehre ſind in einem troſtloſen Zuſtand, werden gar nicht losgehen.“ — „Thut auch Nichts, Schwerenoth! Gehen die Schießprügel nicht los, kehrt man ſie um und ſchlägt mit den Kolben zu, probatum est.“ — „Schreckliche Wege, Excellenz.“ — „Quer das, ſackermentiſch quer! Aber müſſen durch, und wenn's durch den Rachen des leibhaftigen Satans ginge — Vorwärts!“ Und vorwärts ging es, mit unſäglicher Anſtrengung durch das beſagte Kothmeer. Oft ſtockte der Heerzug, buchſtäblich im zähen Grundſchmutz ſtecken bleibend, und mehr als einmal erſchien es als eine bare Unmöglichkeit, das Geſchütz noch weiter zu bringen. Am meiſten verzögerte die Hohlung von St. Lambert den Marſch. Hier war es, wo ſehr vielen dieſer braven preußiſchen Soldaten, welche ſeit 48 Stunden ſo ungeheure Mühſal durchgemacht hatten — viele noch dazu mit hungerndem Magen — Kraft und Muth verſagen wollten und ein Gemurr aus den Reihen kam: „Es geht nicht mehr. Was nicht ſein kann, kann nicht ſein!“ Der greiſe Held ritt an die Spitze des Zuges, ſtieg ab und neben der Kolonne durch den Koth ſich arbeitend warf er ſeine Feuerworte in die Regimenter: — „Ich ſag', 's muß geben, Kinder, tauſend Schock Donnerwetter! Hört ihr wohl, wie die Kanonen da drüben nach uns ſchreien? Und jetzt, da wir den Millionenhund von Bonaparte ſo hübſch in der Klemme haben, jetzt, da wir ihm — Gott ſtraf' mir! — den Garaus machen können, ſollen wir uns durch das Bißchen Dreck da aufhalten laſſen? Oder ſollen die Engländer ſagen dürfen: Wir haben die Franzoſen beſiegt, wir allein! Wäre das doch 'ne zu große Schmach für uns, wißt ihr? Müſſen auch die Scharte von vorgeſtern auswetzen, müſſen, 's geht nicht anders; muß ausgewetzt werden, die Scharte — muß ſie nicht? Und ich hab' dem Wellington verſprochen, rechtzeitig zu kommen. Wollt ihr mich zu einem Hundsfott machen, zu einem Diplomatiker, he?“ — „Ne, det wullen wir nich! Vivat de old Blüchert!“ Und ſie rafften ſich wieder auf, dieſe braven und in ihren „Harniſchen von Koth“ ſo prächtigen Leute, und wiederum ging es vorwärts und um 3 Uhr Abends war endlich ein Theil des Heeres jenſeits des hölliſchen Engpaſſes von St. Lambert und im pariſer Holz angelangt[66]).

Derweil that und thut drüben bei Mont-St. Jean der Wellington ſeine Schuldigkeit auch nicht übel. Ein „ferreous duke“ heute ganz und gar! Als man ihn ſpäter einmal fragte, wie es denn eigentlich mit der Schlacht bei Waterloo geweſen, gab er die klaſſiſche Antwort: „Es war eine richtige Dreſcherei. Wir draſchen auf ſie und ſie draſchen auf uns los, aber wir draſchen am derbſten (it was a regular bruising match. We pounded and they pounded, and we pounded hardest).“ In Wahrheit, es war eine richtige und tüchtige Dreſcharbeit, welche an dieſem 18. Juni von 1815 gethan wurde. Der Hauptgegenſtand des Angriffs der Franzoſen mußte Wellington's linker Flügel ſein, die ſchwächſte Seite ſeiner Stellung, was Napoleon wohl erkannt hatte, aber ohne zu wiſſen, daß der britiſche Feldherr wußte, gerade auf dieſer ſeiner ſchwächſten Seite müßte er durch das Herbeikommen der Preußen bald ſehr ſtark ſein. Eine halbe Stunde vor Mittag hatte der Empereur bei der Meierei Roſſomme hinter La Belle Alliance ſeinen Stand genommen, um das Rieſenwürfelſpiel, bei welchem der Napoleonismus der Einſatz, zu leiten. Seine Armeekorps waren in ihre Stellungen in der Schlachtlinie eingerückt, im Links- und Rechtsabſchwenken an der Höhe von Belle Alliance den Schlachtendonnerer mit jubelndem Zuruf begrüßend. Noch einmal alſo: „Morituri, Caesar, te salutant“ — und feuriger, fanatiſcher als auf dieſem letzten napoleoniſchen Schlachtfeld iſt der Gruß ſeiner dem Tode geweihten Soldaten kaum jemals erklungen. Auf einer Anhöhe rückwärts vom Pachthof La Haye Sainte und vorwärts vom Vorwerk Mont-St. Jean hielt der eiſerne Herzog zu Pferde unter einem Baum, um den Gang der Schlacht zu beobachten und zu lenken. Auf dem linken Flügel hob das Angriffsgebrüll der franzöſiſchen Kanonen an und verſchritt eine Kolonne vom Korps Reille's zum Anſturm auf das Schloß Goumont, tapfer genug vom weiland Morgen-Wieder-Luſchtik-Jérôme geführt, welcher heute bewies, daß doch auch ein Tropfen vom napoleoniſchen Blut in ihm ſei. Während des heftigen und unentſchiedenen Ringens um Goumont — ein Ringen, das nach der Abſicht des Empereur eigentlich nur eine Demonſtration ſein ſollte, beſtimmt, die Richtung des Hauptangriffs zu maskiren — wurde der große Stoß auf das Centrum und den linken Flügel vorbereitet, welchen Stoß Michel Ney mit dem Korps d'Erlons und der Reiterei Kellermanns, unterſtützt, wo nöthig und möglich, durch das Korps Lobau's und die Garde, führen ſoll, um mittelſt deſſelben die Vorwerke La Haye Sainte und Mont-St. Jean wegzunehmen, die feindliche Mitte zu durchbrechen und den linken Flügel aufzurollen. Als Einleitung dazu ſchleudern 74 Geſchütze von Belle Alliance aus ihren Eiſenhagel auf Mont St. Jean hinmein freund

die schönste Schlacht ist geschlagen. der herlig=
ste Sieg ist er fochten. das Detallie wird
er volgen, ich denke die Bonapartsche ge=
schichte ist nun [illegible] wieder zu ende
La Belle alliance ich [illegible] kan nicht mehr schreiben. den
ich zittere an allen glieder, die anstrengung
war zu groß. —

Blücher

Univ. Bibl.
München

über. Eben will Ney die Spitzen ſeiner Kolonnen in Bewegung ſetzen, als von Roſſomme die Weiſung kommt, noch eine Weile zu warten. Denn auf ſeiner Anhöhe hat der Empereur mittelſt ſeines Fernrohrs dort drüben bei dem weißen Thurm von St. Lambert, welches Dorf in gerader Linie von Roſſomme etwa $1^{1}/_{2}$ Stunden entfernt liegt, „Etwas wie eine Wolke“ bemerkt — (ja wohl, eine verderbendrohende Wetterwolke, Sire!) — Etwas, was „er für Truppen hält.“ „Marſchall, was ſehen Sie dort über St. Lambert?“ fragt er ſeinen Generalſtabschef Soult. „Ich glaube dort 5 bis 6000 Mann Truppen zu ſehen, Sire. Es iſt vielleicht ein Theil von Grouchy's Korps.“ Aber einer der Adjutanten des Kaiſers, der General Bernard, macht ſich im Galopp zur Erkundung der unerwarteten Erſcheinung auf, ſprengt dem Lasnebach entlang und hat gar nicht übermäßig weit zu reiten, um auf preußiſche Vedetten zu ſtoßen. Spornſtreichs umkehrend, ſagt er dem Empereur leiſe: „Sire, es ſind Preußen!“ Worauf Napoleon laut: „Meſſieurs, Grouchy kommt!“ Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß er die wahrgenommenen Preußen nur für eine kleine Abtheilung hielt, und wähnte, Grouchy treibe dieſelbe vor ſich her. Er ließ jetzt (um 1 Uhr) durch Soult an den genannten Marſchall — von dem man übrigens zu dieſer Stunde gar nicht wußte, wo und wie er ſich befand — ſchreiben: „Der Kaiſer befiehlt mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie immer in der Richtung nach uns zu manövriren ſollen“ — ein verſpäteter und vergeblicher Befehl.

Um $1^{1}/_{2}$ Uhr ließ Napoleon den Marſchall Ney anweiſen, ſeine Kolonnen durch die ſchmale Thalniederung, welche die Schlachtordnungen der beiden Heere trennte, zum Sturm auf die Höhen vorzuführen. Der große Stoß auf Wellington's Centrum und linken Flügel geſchah mit Kraft und machte anfänglich die Franzoſen Boden gewinnen; aber die Abwehr war nicht weniger kräftig und nach etwa anderthalbſtündigem mörderiſchen Durcheinander, welches unter Tauſenden von Tapfern auch dem tapfern Picton das Leben koſtete, ſtellte ſich der Angriff als geſcheitert heraus und Schloß Goumont hielt ſich ebenfalls fortwährend. Deutſche und engliſche Truppen hatten an Tüchtigkeit gewetteifert; weniger waren die belgiſchen zu loben, deren Herzen übrigens mehr für den Napoleon als für ihren neugebackenen holländiſchen König ſchlugen. Als ein belgiſches Regiment vor dem heftigen Feuer der Franzoſen geradezu Reißaus nahm, brachte es Wellington wieder zum Stehen, indem er die Leute anſprach: „Ihr müßt ein Bißchen verſchnaufen, meine Jungen; ihr ſeid ja ganz außer Athem. Dann wollen wir umkehren und ſehen, ob wir unſere Sache nicht etwas beſſer machen können.“ Eine Reitermaſſe von 40 Schwadronen oder etwa 5000 Pferden, nach und nach bis faſt auf das Doppelte, auf 77 Schwadronen verſtärkt, ſoll nun den abgeſchlagenen Angriff aufnehmen und zu einem glücklicheren Ende bringen. Dieſes gewaltigen Reiterſturms eiſerne Wogen ſchlagen die feuerſpeienden Anhöhen empor, aber ſie brechen ſich an den unerſchütterlichen ſchachbrettartig geordneten Vierecken der Engländer und Deutſchen, und wo ſie einen Durchbruch ſich zu bahnen vermögen, brauſ't ihnen durch die ſchmalen Gaſſen engliſche und deutſche Reiterei entgegen und wirft ſie zurück. Mehrmals wiederholt ſich dieſes Anfluten und Widerſtrömen, alle die Abhänge von Mont-St. Jean mit Leichen überſäend, wie denn überhaupt, um das gleich hier zu ſagen, der 18. Juni von 1815 einer der verheerendſten Schlachttage geweſen iſt, welche die Weltgeſchichte kennt. Denn dieſer „Rieſenkampf“ — (notre bataille a été une de géans, ſchrieb Wellington an Schwarzenberg) — koſtete an Todten und Verwundeten dem engliſch-deutſch-niederländiſchen Heere an 20,000, dem preußiſchen 6999, dem franzöſiſchen aber nahezu 33,000 Mann.

Bald nach 3 Uhr hatte Wellington ſeine Lage bedenklich zu finden angefangen und ſie wurde es in der That mehr und mehr. Denn mit furchtbarer Verſchwendung des eigenen Blutes und des der Feinde erneuerten die Franzoſen immer wieder ihre Angriffe. Müffling ſandte aus der Umgebung des britiſchen Generals Boten auf Boten den Preußen entgegen, um ihren Marſch zu beſchleunigen. Mit Eintritt des Abends, zwiſchen 5 und 6 Uhr war es den Franzoſen endlich gelungen, des Bollwerks La Haye Sainte ſich zu bemeiſtern, und damit war ein großer Vorſchritt gewonnen. Mit Beſorgniß überblickte Wellington ſeine ſchrecklich gelichteten Geſchwader und ſehnſüchtig ſchweiften ſeine Augen hinüber gen Ohain und das pariſer Holz. „Ich wollte, die Nacht käme oder der Blücher!“ Da, horch, brummen von dorther erſt entfernt dumpf, dann näher und lauter die preußiſchen Kanonen. Es waren die Geſchütze Bülow's, welche von dem Waldſaum bei Frichemont zuerſt gen Mont-St. Jean hinüberriefen: Wir kommen! Und ſie kamen und waren da. Ohne abzuwarten, bis der Schweif ſeiner Kolonnen aus der Hohlung von St. Lambert ſich herausgewunden, ſchritt der Alte zum Angriff, welcher höchſt glücklich geordnet ward. Denn mit Recht ſah der heldiſche Greis die Entſcheidung nicht in einer unmittelbaren Unterſtützung von Wellington's linkem Flügel, ſondern in einer Bedrohung vom Rücken der feindlichen Schlachtordnung und in einem Anfall auf die rechte Flanke derſelben. Darum gab der Feldmarſchall dem Harſte Bülow's, welcher ihm zunächſt zur Hand, die Angriffsrichtung auf die von Belle Alliance nach Quatrebras führende Straße, als auf die Rückzugslinie des Feindes. Das Ziel Bülow's ſollte Plancenoit ſein. Es wurde ihm heftig beſtritten. Denn Napoleon, nachdem er ſich über das Daſein der Preußen auf der Walſtatt nicht länger hatte täuſchen können, war ohne Zaudern daran gegangen, auch dieſer furchtbaren Kriſis zu begegnen, ſoweit eben ſeine Mittel reichten. Er hatte dem bülow'ſchen Vorſchritte zuerſt die zwei leichten Kavalleriediviſionen Domont's entgegengeworfen. Sie mußten weichen. Nun wurde das Korps Lobau's zur Deckung von Plancenoit abgeſchickt, aber der tapfere Lobau vermochte den überlegenen Streitkräften Bülow's keinen nachhaltigen Widerſtand entgegenzuſetzen und bald ſchlugen die Vollkugeln der preußiſchen Zwölfpfünder bis nach Belle Alliance hinüber. Der Empereur ſah ſich gezwungen, zur Beſchwörung dieſer drohenden Gefahr ſeine ſorgfältig aufgeſparte Reſerve zu verwenden, indem er von den 24 Bataillonen ſeiner Fußgarden 16 den gegen Plancenoit vordringenden Preußen entgegenſchickte. Gerade jetzt, wo hier der Kampf wüthend entbrannte, kam ein Eilbote zum Gebhart Lebrecht geſprengt, um ihm von Seiten Thielmann's zu melden, daß dieſer General bei Wavre von überlegenen feindlichen Streitkräften (Grouchy's) angegriffen ſei. „Thut Nichts. Hier und vor uns liegt die Entſcheidung, nicht rückwärts oder ſonſt wo, Gott ſtraf' mir! Der Thielmann ſoll ſich ſeiner Haut wehren, ſo gut er kann, und der Bülow immer brav vorwärts auf Plancenoit! Hier müſſen wir durch, und wenn alle Satanaſſe, die der Bonaparte im Leibe hat, gegen uns losgelaſſen wären."

Während der Kampf um den Beſitz von Plancenoit, an welchem Sieg oder Niederlage hing, mit wechſelndem Erfolge wüthete — Napoleon ſandte noch weitere 4 Gardebataillone dahin und Blücher die ſo eben um 7 Uhr eingetroffene erſte Brigade vom Hauſe Pirchs zur Unterſtützung Bülows — während auch das Korps Ziethens herankam, auf des Feldmarſchalls Weiſung an den linken Flügel Wellington's ſich anſchloß und in der Richtung auf La Haye und Papelotte in den Kampf einzugreifen begann, drang ſich dem Empereur die unabweisbare Gewißheit auf, daß es jetzt die höchſte Wette gälte. Ob, eines Shakſpeare's Auge, um zu ſehen, was in des Mannes Seele durcheinanderwirbelte, als er ſich ſagen mußte: Sind die Preußen in Plancenoit, bevor ich in Mont-St. Jean bin, ſo iſt Alles aus, aus, aus! Er verſuchte das Aeußerſte, um des Tages und ſeiner Laufbahn Geſchick zu wenden. Von La Haye aus drang der Reſt von d'Erlon's Korps noch einmal den Hügelkamm hinan, gewann eine Strecke Boden, wurde aber dann durch deutſche Bataillone aufgehalten. Ebenſo erging es dem Ueberbleibſel von Napoleon's Reſerven, vier Gardebataillonen, 3000 ſchlachtengrauen Veteranen, womit der letzte Wurf verſucht wurde, während auch bei Goumont, bei La Haye Sainte und Papelotte die Trommeln auf's Neue zum Streite riefen, was von Franzoſen noch ſtreitfähig war. Ney, an dieſem furchtbaren Tage im vollſten Sinne noch einmal „der Braven Bravſter“, ſtellt ſich an die Spitze der Phalanx der Dreitauſend und führt ſie, La Haye Sainte rechts laſſend, gegen den Mont-St. Jean empor. Eine letzte übermenſchliche Anſtrengung durchzuckt die ganze franzöſiſche Schlachtlinie und drängt und treibt ſie noch einmal gegen den verderbenſchwangern Abhang hin und hinan. Man ſieht von droben den verzweifelten Stoß nahen. „Mylord — ſagt Lord Hill zum Wellington — Sie können fallen. Was ſollen die Ueberlebenden in dieſem Falle thun? Welches ſind Ihre Befehle?“ „Feſtzuhalten bis zum letzten Mann!“ Und es wird feſtgehalten, ſtandhaft, eiſern. Der Duke führt deutſche Regimenter der Sturmkolonne d'Erlon's entgegen und hält dieſe auf. Dann eilt er auf den Punkt, wohin Ney zielt. Dort liegt hinter dem Höhenkamm das erſte britiſche Garderegiment, liegt platt auf dem Boden, ſchußfertig und ſchweigend den Feind erwartend. Und ſchweigend, unwiderſtehlich, feſtgeſchloſſen ſteigen die Dreitauſend herauf. Schon funkeln ihre Bajonnettſpitzen über dem Hügelkamm, da: „Up, Guards, and charge!“ kommandirt der eiſerne Herzog und aufſpringt das Regiment, ſchleudert in tödtlicher Nähe ſein Feuer den Feinden in's Geſicht und wirft die überraſchten mit einem wuchtigen Bajonnettangriff die Anhöhe hinunter.

Der letzte Wurf iſt gethan und mißlungen, hier, dort, auf der ganzen Linie. Es iſt 8 Uhr Abends und die Kataſtrophe da. Seht, ſchon hat der rechte Flügel der Franzoſen allen Halt verloren, ſchon dringt Ziethen nach La Haye, nach Papelotte herab und drängt den weichenden Feind gen Frichemont und weiter zurück. Aber der Entſcheidungsſchlag fällt dort bei Plancenoit, wo Bülow endlich obſiegt, das Dorf nimmt und behauptet, die Trümmer der napoleoniſchen Garden, die dort gefochten, ſowie die Reſte von Lobau's Korps gegen Belle Alliance zurückwirft und ſeine Reiterei auf die fliehende Maſſe losläßt. Zur gleichen Zeit ſchlagen droben auf der ganzen wellington'ſchen Linie die Trommeln und rufen die Trompeten zu einem allgemeinen Angriff. Denn jetzo iſt, während die ſinkende Sonne ihre letzten Stralen über das grauſige Blutfeld hinwirft, der Augenblick gekommen, das Spiel umzukehren und alle die Angriffsſtöße des Feindes mit einem umfaſſenden, gewaltigen Gegenſtoß zu vergelten, welcher alle die Trümmer der napoleoniſchen Armada auf Belle Alliance und Roſſomme zurückwerfen und dort zerdrücken ſoll in der ſiegesfreudigen Umarmung der beiden verbündeten Heere. Aber nur „des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend," vermag die ſinnverwirrenden Einzelnheiten der furchtbaren Schlachtkataſtrophe zu faſſen und in ein Geſammtbild zuſammenzuſchließen. Darum, Muſe Kalliope, komm' einmal dem Griffel der Schweſter Klio alſo zu Hülfe mit deiner Tuba: — „Und vor, als ſchöb' der Berg ſich, ſchwankt die Heerwand nach ihrem Schwertakt der Kanonenſchläge und ungefüge, berſtend unterm Schritt, platzt auseinander ſie in hundert Säulen und flüſſig ſind die Maſſen all' zum Sturm. Ein klingend Spiel! Ein fliegendes Panier! Anhebt ein Völkerwettlauf in den Tod, die Siegesbraut ſich zu erobern. Jauchzend verbrechen durch die Britenlinien die preußiſchen Geſchwader, durch die Preußen die Briten und durch Beide wieder der Bundesvölker Moſaik. Und ſo, Flut über Flut, Sturz über Sturz, bald blau, bald roth, verſchwimmend bald in alle Farben, ſtürzt klingend ſich der Waffenkatarakt vom Mont St. Jean herunter in das Thal, rollt donnernd eine See von Feu'r und Schwert weg über das zerriſſ'ne Kaiſerheer und ſteigt voll Schwungkraft, aus der Sturzgewalt ſich jenſeits höher hebend als er fiel, mit all den farbigen Kaskaden — Hurrah! erobert iſt die Braut La Belle Alliance[67])!"

Zwiſchen Roſſomme und Belle Alliance hatte der Empereur zu einem letzten Halt noch von Mannſchaft zuſammengerafft, was er konnte, um die ſchon begonnene wilde Flucht ſeiner geſchlagenen Armee gen Genappe hin zu hemmen. Aber vergebens bemühten er ſelbſt und Ney und andere tapferſte Führer ſich, die gebrochenen Scharen noch einmal zum Stehen zu bringen. Nur zwei Bataillone Gardegrenadiere hielten, in Vierecke geſchart, noch aus, als die furchtbare Sturmflut von Goumont, von La Haye Sainte, von Papelotte und Plancenoit heranbrandete. Vorgebeugt, ſtarren Auges ſaß der Empereur auf ſeinem Schimmel. Adjutant auf Adjutant kam geſprengt mit der Meldung, daß Alles verloren. Ein Klumpen von Kavallerie und Infanterie wälzte ſich fliehend auf Roſſomme her, hinterher jauchzend der Feind. „Ich glaube, ſie ſind mitten unter uns" — ſagte Napoleon zu einem ſeiner Generale. Dieſer hob das Fernglas an's Auge und gab einen Rath. Aber der Empereur ſchüttelte den Kopf, wurde bleich wie der Tod, murmelte: „Trop tard; sauvons nous!" wandte ſein Roß und ſprengte fliehend querfeldein. Er floh nach Genappe, von da nach Philippeville, von da nach Laon und von dort nach Paris, wo er in der Morgenfrühe des 21. Juni eintraf und nicht in den Tuilerien, ſondern im Palais Elyſée abſtieg, als fühlte er, daß ihm der Kaiſermantel bereits von den Schultern geglitten . . . . Die alten „Grognards" hielten zu Roſſomme aus bis zur letzten Möglichkeit, ſtanden, mit Kartätſchen aus engliſchen Kanonen überſchüttet, noch immer unerſchütterlich in ihren Vierecken, Infanterie- und Kavallerieattaken abweiſend und wie entſchloſſen, der napoleoniſchen Gloire eine letzte prächtige Hekatombe zu bringen. „Ergebt euch, Grenadiere!" wurde ihnen wiederholt zugerufen. „Merde!“ kam zur Antwort aus den Reihen der ſtolzen Veteranen, welche in hundert Schlachten gefochten hatten. Dieſen heroiſchen Kynismus hat nachmals die napoleoniſche Mythologie zu der Theaterphraſe: „La garde meurt et ne se rend pas!“ aufgeflittert und dieſelbe dem General Cambronne in den Mund gelegt. Er hat ſie nicht geſprochen und es wäre ihm auch übel angeſtanden, ſie zu ſprechen; denn er wurde, noch bevor das letzte Verderben hereinbrach, vor der Front eines der Gardevierecke durch den hannover'ſchen Major Halkett zum Gefangenen gemacht. Auch iſt die Garde nicht geſtorben, ſondern, was noch von ihr übrig, ebenfalls geflohen, weil, nachdem bei einbrechender Nacht ihre Vierecke gebrochen waren, auch an dieſer Stelle der Walſtatt, wie überall, ein allgemeines, unaufhaltſames „Sauve qui peut!“ ausbarſt, welches die Reſte aller franzöſiſchen Truppenkörper und alle Waffengattungen in einen wüſten Fluchtknäuel zuſammenballte, der ſich der Sambre zuwälzte. Hinterdrein die preußiſche Hetzjagd, ſo lange der Athem von Mann und Roß aushielt. Denn die Preußen übernahmen unter Gneiſenau's Führung die Verfolgung, welche die Niederlage der Franzoſen erſt zu einer vernichtenden machte, — eine Verfolgung, welche, die ganze Nacht hindurch fortgeſetzt, vielleicht die beiſpielloſeſte Kraftanſtrengung in der ganzen Kriegsgeſchichte genannt werden muß, wenn man erwägt, was Alles die Preußen ſeit 4 Tagen und 3 Nächten gethan und ertragen hatten. Zu Genappe erbeuteten die Verfolger auch den mit Gold und Juwelen vollgeſtopften Wagen Napoleon's und preußiſche Füſiliere handirten, Diamanten als „Glasſplitter“ wegwerfend oder für etliche Groſchen verhandelnd, mit dieſer Beute ſo, wie die heldiſchen Hirten der Alpen gethan, als ſie an jenem Märztag von 1476 bei Granſon das Prachtzelt Karls des Kühnen geplündert hatten[68]).

Nach 10 Uhr Abends begegneten und begrüßten ſich die beiden Sieger Blücher und Wellington, und zwar bei dem

Dorfe Genappe, nicht bei Belle Alliance[69]. Blücher blieb die Nacht über in Genappe, Wellington ritt nach Waterloo zurück, wo ihm Müffling um Mitternacht mittheilte, der preußiſche Feldherr werde die Schlacht die von Belle Alliance nennen, eine Benennung, die in jeder Beziehung die treffendſte iſt. Aber der Herzog war anderer Anſicht und benannte die Schlacht nach ſeinem Hauptquartier Waterloo. Dieſe Bezeichnung, obgleich ungerechtfertigt, iſt dann auch die herrſchende geworden und Wellington hat unzweifelhaft ſchon durch dieſen Namen bezweckt, die Mitwirkung, die entſcheidende Mitwirkung Blüchers zum Siege zu verſchleiern. Zwar hat er in ſeinem bekannten Schlachtbericht vom 19. Juni geſagt: „Ich würde meinem eigenen Gefühl nicht genugthun und eine Ungerechtigkeit gegen den Marſchall Blücher und das preußiſche Heer begehen, ſo ich den günſtigen Erfolg dieſes ſchweren Tages nicht der herzlichen und rechtzeitigen Hülfe zuſchriebe, welche ſie mir brachten. Der Stoß des Generals Bülow auf die Flanke des Feindes war ein höchſt entſcheidender, und ſelbſt wenn ich mich nicht im Stande befunden hätte, den Angriff zu unternehmen, welcher das Schlußreſultat herbeiführte, würde er den Feind zum Rückzug genöthigt haben, falls deſſen Angriffe fehlſchlugen, oder aber denſelben verhindert haben, falls ſie ihm unglücklicher Weiſe gelungen wären (the operation of general Bülow upon the enemy's flank was a most decisive one; and even if I had not found myself in a situation to make the attack which produced the final result, it would have forced the enemy to retire, if his attacks should have failed, and would have prevented him from taking advantage of them, if they should unfortunately have succeeded“. . . Welche erbärmliche Verklauſulirung! Und warum iſt nur von Bülow die Rede? Man ſieht ganz deutlich, Mylord wollte eigentlich ſagen: „Wenn ich nicht allein die Franzoſen beſiegt hätte, ſo würden vielleicht die Preußen zur Beſiegung derſelben Etwas haben beitragen können.“

Es kam eben der grüngelbe Heucheleifaden, welcher durch das ganze engliſche Weſen hindurchgeht, auch hier wieder recht widerlich zum Vorſchein.) Zwar hat Wellington auch weiterhin, als er im Oktober von 1815 den Ehrendegen, welchen die Stadt London dem Marſchall Vorwärts widmete, an Blücher überſandte, dieſem geſchrieben: „Ich kann Ew. Herrlichkeit nicht ſattſam das außerordentliche Vergnügen ausdrücken, welches ich empfinde, der Kanal zu ſein, um Ew. Herrlichkeit die Ausdrücke der Bewunderung und Dankbarkeit meiner Landsleute darzubringen für Ihre großen Thaten und die Dienſte, welche Sie der Sache Europa's erwieſen haben[70].“ Aber bei Alledem iſt, wie Jedermann weiß, in England, und zwar unter den Auſpizien Wellingtons, ſpäter der Verſuch gemacht worden, dem britiſchen Egoismus und Hochmuth Schmeichelhonig auf's Maul zu ſchmieren, d. h. den Antheil, den entſcheidenden Antheil der Preußen am großen Sieg vom 18. Juni erſt zu verkleinern, dann mälig zu vertuſchen und endlich ganz zu verſchweigen. Und nicht nur den Antheil der Preußen, ſondern der Deutſchen überhaupt. Denn es iſt — ſei es wiederum und abermals geſagt — die Beſtimmung des Volkes der Geduld, die großen Arbeiten der Weltgeſchichte zum Ruhm und Nutzen Anderer zu thun.

Der alte Blücher, welcher alſo richtig dem Napoleonismus den Garaus gemacht hatte, ſchrieb frühmorgens am Tage nach der „bataille de géans“ ſeinen erſten Siegesbericht in Form dieſes Briefes an den General von dem Kneſebeck, Generaladjutant Friedrich Wilhelms: — „mein Freind die Schönſte Schlagt iſt geſchlagen. Der herligſte Sig iſt er fochten. Daß Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonaparttiſche geſchigte iſt nun wohl zimlig wider zu ende. La Bellaliance den 19ten früh. ich kan nich mehr Schreiben den ich Zittere an alle glider, die anſtrengung wahr zu groß[71].“ Mittelſt eines von wohl begründetem Siegesſtolz pulſirenden Tagesbefehls ſprach er ſodann der Armee ſeinen Dank aus. In einem Brief an den Freiherrn vom Stein, geſchrieben oder diktirt zu Novelles ſur Sambre am 22. Juni, äußerte er: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie ſind von mich zufrieden. In drei Tage habe ich zwei blutige Schlachten geliefert und fünf heftige Gefechte beſtanden. Nur mein eiſernen Willen und den Beiſtand von Gneiſenau ſo wie die Zuneigung der Truppen und ihre Bravour habe ich Alles zu danken; an Vorſtellungen und Klagen über zu große Anſtrengungen und Gefahren hat es nicht gefehlt, aber dergleichen habe ich von der Hand gewieſen. Uebermorgen werde ich eine Unterredung mit Wellington haben und dann vorwärts! Napoleon hat Alles verloren, ſeine Kaſſe, ſeine Juwelen und ſeine ganze Equipage; er wurde ſo überraſcht" — (zu Genappe?) — „daß er ohne Degen und Hut aus dem Wagen ſprang und ſich zu Pferde rettete. Sein Degen, Hut und Mantel ſind in meinen Händen. Ich wünſchte, es wäre hier zu Ende, ich ſehne mich nach Ruhe[72])." Damit iſt es freilich vorderhand noch Nichts, maßen jetzt keine Zeit zum Ruhen. Denn man muß vorwärts, vorwärts nach Paris . . . Hinter den ſüdwärts und nach Frankreich hineinziehenden Heeren — das blücher'ſche immer rüſtig voran — verſank die blutüberſtrömte Walſtatt, welche ſo viel Heldenhaftigkeit und ſo viel Jammer geſehen, in Schweigen und bald ging der Pflug wieder, wo ſo eben noch Hunderte von Geſchützen Tod und Verderben geſpieen hatten. Zwei große engliſche Dichter haben unlange nach dem Tag der Rieſenſchlacht die Walſtatt durchwandert. Der eine, Scott, welcher ſchon im Auguſt kam, hat in ſeiner epiſchen Weiſe nach charakteriſtiſchen Zügen des Kampfes und im Verhalten „Bony's" während deſſelben geforſcht; der andere, Byron, hat im Frühling des nächſten Jahres einige Akkorde ſeines Haroldſangs, welche durch die Jahrhunderte hinabtönen werden, über die Gräber der Sieger und der Beſiegten hingeſtreut und auf der Höhe des Mont-St.-Jean die düſter-zweifelnden Fragen gethan: „Iſt, da Frankreich in Feſſeln knirſcht, die Welt nun freier? Haben die Völker, indem ſie den einen großen Tyrannen beſiegten, auch die Knechtſchaft abgethan? Oder mußte der Löwe nur erliegen, damit die Wölfe freie Pirſch hätten?[73]“

## Viertes Kapitel.

# Malmaiſon und St. Cloud.

„Die Armee hat Wunder gethan, aber ein paniſcher Schrecken fiel auf ſie . . . Alles iſt verloren! Ney benahm ſich wie ein Narr, er hat mir meine Kavallerie maſſakriren laſſen... Ich kann nicht mehr, ich erſticke . . . Ein Bad, ein Huhn, ein Bett. . . Ich muß ein paar Stunden Ruhe haben!“ So der Flüchtling von Waterloo bei ſeiner Ankunft im Palais Elyſée zum Duc de Vicenza, welcher zur Antwort gab: „Ich beklage, Sire, Sie hier in Paris zu ſehen. Die Nachricht von Ihrem Mißgeſchicke läuft ſchon um, die Gemüther ſind in großer Aufregung und die Stimmung der Deputirtenkammer ſcheint feindſeliger gegen Sie als jemals. Ich fürchte, die Verſammlung wird Ihren Wünſchen und Erwartungen nicht entſprechen. Sie hätten ſich nicht von Ihrer Armee trennen ſollen, denn dieſe macht Ihre Stärke und Ihre Sicherheit aus.“ Joſeph und Lucien Bonaparte, welche herbeieilten, beſtätigten, ebenſo Carnot und Merlin de Douay, was Caulaincourt geäußert hatte, und Joſeph ſagte: „Kehren Sie ſofort zur Armee zurück und laſſen Sie uns mit der Kammer den Handel ausfechten.“ Worauf Napoleon ſagte: „Habe ich denn noch eine Armee? Ich habe ja nur noch Flüchtlinge, und wenn ich auch Soldaten wieder bekommen könnte, woher Waffen für ſie nehmen?“ Dann nach einer Pauſe: „Noch iſt Frankreich zu retten, ja, und ich kann es retten, aber nur mit Hülfe der Deputirtenkammer“[74]).

Das zeichnet ſcharf die Lage: — der verlöſchende Wetterſtral bekannte ſelber ſeine Niederlage als eine vernichtende, und daß ſie eine ſolche geweſen ſein muß, erkennt man daran, daß der weiland „Herr der Welt,“ der vergottete Cäſar herabgekommen war bis zu dem Gefühl der Ohnmacht, welches ihn Hülfe ſuchen ließ bei einer Verſammlung, die er als widernapoleoniſch kannte, faſt mehr noch verachtete als haßte und mit einem Griff ſeiner Fauſt zermalmt hätte, falls ſeine Fauſt noch die zermalmende Löwentatze von ehemals geweſen wäre. Sie war es nicht mehr. Der Kaiſertraum der Hundert Tage war verflogen und der Napoleonismus gab ſich ſelbſt auf. Während er noch etliche ſchwache Widerſtandsverſuche machte, die den krampfhaften Zuckungen eines Galvaniſirten glichen, ließ er ſich in Wahrheit matt und müde hinſterben. Während die Bonapartiſten in der Kammer ſich abmühten, das zu retten, was i. J. 1815 als ebenſo unrettbar ſich erwies, wie es ein Jahr zuvor geweſen, den Kaiſerthron, wenn nicht für Napoleon den Erſten, ſo doch für Napoleon den Zweiten, erging ſich der Beſiegte, als berührte ihn die Gegenwart weiter ſchon gar nicht mehr, in ſo zu ſagen idylliſchen Zukunftsphantaſieen, keineswegs gewillt, für ſeine Perſon den Napoleonismus nicht zu überleben, ſondern vielmehr von einer neuen Bahn deſſelben träumend. „Der Mangel an Beſchäftigung — ſagte er im Elyſée zum großen Geometer Monge — wäre für mich die grauſamſte aller Folterqualen. Wenn ich verdammt bin, keine Armeen mehr zu kommandiren, ſo ſehe ich nur in den Wiſſenſchaften Etwas, welches ſich meines Geiſtes kräftig bemächtigen könnte. Aber zu lernen, was Andere gefunden haben, kann mir nicht genügen. Ich will Arbeiten und Entdeckungen hinterlaſſen, die meiner würdig ſind. Ich bedarf eines Gefährten, der mich zunächſt ſo raſch als möglich“ — (entſchuldigen Sie, Sire, das geht nicht ſo raſch wie eine Kavalleriecharge oder wie die Inſzeneſetzung eines 18. Brumaire!) — „mit dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaften bekannt macht. Dann wollen wir mitſammen von Kanada bis zum Kap Horn den neuen Kontinent durchſtreifen und auf dieſer ungeheuren Reiſe alle die großen Phänomene der Phyſik unſeres Erdballs ſtudiren, über welche die gelehrte Welt noch keinen Aufſchluß gefunden hat“ [73]). Man ſieht, vom Erobernwollen konnte der Mann nicht laſſen: nachdem die Eroberung des Erdballs durch das Schwert mißglückt war, wollte er ihn mittelſt phyſikaliſchen Apparaten erobern.

Es war das, falls man nicht annehmen will, es ſei eine dem guten Monge vorgeſpielte Komödie geweſen, nur ſo ein glänzender Traum, wie ſie nicht ſelten Sterbenden nahen. Denn der Napoleonismus war ein Sterbender und Lafayette hielt ihm, während er noch röchelte, ſchon den Leichenſermon, indem der General in der Deputirtenkammer gegen Lucien Bonaparte, welcher hatte verlauten laſſen, die Verſammlung ſei ihrer Pflicht gegenüber dem Kaiſer ungetreu, alſo loslegte: — „Sie beſchuldigen uns ſchlaffer Pflichterfüllung gegenüber dem Napoleon? Wie, haben Sie vergeſſen, daß die Gebeine unſerer Söhne und Brüder in den Sandwüſten Afrika's, an den Geſtaden des Guadalquivir und des Tajo, wie an den Ufern der Donau, der Weichſel und auf den eiſigen Steppen Rußlands bleichen? Seit zehn Jahren ſind drei Millionen Franzoſen zu Grunde gegangen für einen Menſchen, welcher noch jetzt gegen ganz Europa ankämpfen will. Wenn wir einen Vorwurf verdienen, ſo iſt es fürwahr nur der, allzu viele und allzu lange Hingebung bewieſen zu haben. Wir haben für Napoleon genug gethan; jetzt iſt es unſere Pflicht, das Vaterland zu retten.“ Stellt man mit dieſen Worten, mit der Möglichkeit dieſer Sprache und mit dem entſchiedenen Beifall, welchen ſie fand, die Thatſache zuſammen, die ſehr inhaltsſchwere Thatſache, daß nach der Niederlage von Waterloo der Rentenkurs an der pariſer Börſe binnen 10 Tagen um 10 Francs ſtieg — alſo mit jedem Tagmarſch der Heere Blücher's und Wellington's gegen Paris zu um 1 Franc — ſo ergibt ſich als Facit, daß Empire und Napoleonismus rettungslos verloren waren und verloren geweſen wären auch dann, wenn der Träumer im Elyſée, was die entſchloſſeneren unter ſeinen Anhängern wünſchten und wollten, noch die Kraft in ſich gefühlt hätte, den 18. Brumaire zum zweiten Mal aufzuführen, d. h. die „ſchwatzenden Jakobiner“ in der Deputirtenkammer zum Fenſter hinauszuwerfen und eine Diktatur der Verzweiflung aufzuthun[76]).

Und wie wollte denn das alte Kind Lafayette „das Vaterland retten?“ Wie eben Leute von ſeinem Schlage, welche ihre Geiſtverlaſſenheit und Blödſichtigkeit für Staatsmänniſchkeit, ihre Phraſen für Thaten, ihre aufgebauſchte Eitelkeit für Alleswiſſen und Allesbeſſerwiſſen und Allesalleinwiſſen, ihre Regierungsluſt und Seſſelſucht für Patriotismus, ihre gränzenloſe Selbſtgefälligkeit und Selbſtüberſchätzung für Unfehlbarkeit halten — ſchade, daß für eine ſchon damals, wie zu allen Zeiten, vorhandene Sache das Wort Gothanismus noch nicht erfunden war! — ja, wie eben ſolche Leute, die eigens dazu gemacht ſind, im Weltgeſchichtsdrama die Rolle der Dupes mit Befliſſenheit, leidlichem Anſtand und großer Emphaſe zu ſpielen, das Vaterland zu retten pflegen. Lafayette war, weil Belial-Fouché, der Todtengräber des Empire der Hundert Tage, es zweckdienlich fand, den „Bürger zweier Welten“ als konſtitutionellen Hampelmann eine Weile figuriren zu laſſen, einfältig genug, zu wähnen, er würde die Ereigniſſe nach Gefallen leiten können, am konſtitutionell-orleaniſtiſchen Schnürchen. Es half Nichts, daß Männer mit ſehenden Augen und hörenden Ohren den ſelbſtgefälligen Illuſionär aufmerkſam machten, nach Napoleon könne, wie die Sachen lagen, nur Ludwig der Achtzehnte kommen. „Bah — ſagte er hoch herab zu Dupont de l'Eure — ſeien Sie ganz ruhig. Wenn wir erſt ihn los ſind, wird ſich

Alles machen"77). In der That, es machte ſich Alles, nur nicht ſo, wie der arme Hampelmann ſich's einbildete, ſondern wie die Logik der Thatſachen und ihr Interpret Fouché es wollten. Wunderlich, daß beim erſten Sturz des Empire ein verlaufener Pfaff, Ex-Biſchof Talleyrand, und beim zweiten ein verlaufener Halb-Pfaff, Ex-Oratorianer Fouché, den Hauptmacher abgeben mußte. Sie haben dann auch richtig Beide, der Schwefelfarbene und der Brauenloſe, wenige Wochen nach der zweiten Reſtauration den wohlerworbenen, obzwar nicht um die Bourbons verdienten Fußtritt vom Bourbonismus empfangen.

Am 22. Juni entſagte der rathloſe Empereur, dem ungeſtümen Andrang der Deputirtenkammer widerſtandlos weichend, zum zweiten Mal dem Thron und zwar, um ſich doch auch ſchließlich noch Etwas vorzugaukeln, abermals zu Gunſten ſeines Sohnes. Dieſe hohle Wortnuß wurde ganz gleichgültig bei Seite geworfen; denn die Verhandlungen, welche noch in den beiden Kammern über die Anerkennung Napoleon's des Zweiten ſtattfanden, waren nur eine lächerliche Poſſe, welche höchſtens ganz vernagelte Bonapartiſten für etliche Tage täuſchen konnte. Am Tage der Thronentſagung Napoleons wählte die Deputirtenkammer eine proviſoriſche Regierung, welche aus fünf Mitgliedern beſtand und zu ihrem Haupt Fouché beſtellte, der ſeinen Kollegen Carnot von der Republik träumen ließ und inzwiſchen ſeine Ränkefäden dorthin ſpann, wo zunächſt die Entſcheidung lag, ins Hauptquartier des heranziehenden Wellington, bei welchem Träger der engliſchen Politik die abermalige Herſtellung der Bourbons eine beſchloſſene Sache war. Das unbequeme alte Kind Lafayette ſchickte der Brauenloſe ſpazieren, d. h. den verbündeten Monarchen entgegen nach Hagenau, ohne Zweifel ſardoniſch in ſich hineinlachend, daß der Held des Konſtitutionalismus ſo märchenhaft verbohrt und eitel war, zu wähnen, er, der Nationalgardenchef von 1789, würde bei den Deſpoten der heiligen Allianz in spe zu Gunſten eines liberal zu konſtituirenden Frankreichs Etwas ausrichten. Auch der entthronte Empereur wurde unbequem in Paris. Man ließ es ihn ſehr deutlich merken und er zog ſich demgemäß am 25. Juni nach Malmaiſon zurück. Der verſchollene Sieyès that bei dieſer Gelegenheit auch noch einmal den Mund auf, indem er dem zwei Mal Entthronten die Warnung mit auf den Weg gab: „Nehmen Sie ſich in Acht, oder man wird Sie Ihren Feinden ausliefern.“ Er wollte damit wohl ſagen: Empörte Sklaven ſind des Schändlichſten fähig, großer Sklavenzüchter, ſiehſt Du?

So war er alſo, vom zweiten und hoffnungsloſen Sturz ereilt, wieder in dieſem Landhaus Malmaiſon, über welchem ſo zu ſagen ſein „Stern,“ der Glanz ſeiner wunderbaren Hoheit und Herrlichkeit zuerſt aufgegangen. Denn hier, in Malmaiſon, hatte er ja nach dem glücklichen und folglich betedeumten Verbrechen vom 18. Brumaire 1799 die Honigmonde ſeiner Macht verlebt, an der Seite der armen guten Joſephine, welche trotz ihrer kreoliſchen Leichtblütigkeit an dem erſten Sturz deſſen geſtorben war, der ſie in ſeinem Kaiſerwahnſinn verſtoßen hatte um Einer willen, welche dermalen, bei ſeinem zweiten Sturz, ſich vom einäugigen Neipperg Klavierſpielen ließ. Wenn Napoleon daran dachte, und er mußte es, wenn er auch ſeines armen „Aſtyanax“ in der Gefangenſchaft zu Wien gedachte und, die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichend, ſich zurückverſetzte in die Zeit, wo alle die Elenden, welche ihn verriethen und verließen, an der Schwelle dieſes Landhauſes, wo er jetzt nur noch der Gefangene Fouché's war, wetteifernd ſich gedrängt hatten, um von des werdenden Cäſars Reitſtiefeln ſklaviſch den Staub zu lecken, — da mußte wohl der ihm gereichte Schickſalskelch von Bitterkeit überfließen und ſelten, fürwahr, oder nie hat einer hochheiligen Nemeſis Hand ſchwerer auf dem Dach einer Menſchenwohnung gelaſtet als ſie in jenen Tagen und Nächten auf Malmaiſon wuchtete.

Es wandelte den Entthronten noch ein paar Mal ein Aufzucken ſeines früheren Weſens an, ein kläglich ſchwaches Nachleuchten der Wetterſtralsweiſe von ehemals. Er wollte ſeine Entſagung widerrufen, ja, er ließ ſich ſogar herab, der proviſoriſchen Regierung als „ſimpler General“ gegen die heranrückenden Preußen und Engländer dienen zu wollen. Natürlich war der Brauenloſe weit entfernt, dem Gefallenen das Heft der Macht irgendwie wieder in die Hände zu geben. Er wollte ihn vielmehr forthaben und das Näherkommen Blüchers gab ihm einen triftigen Grund an die Hand, auf der Abreiſe Napoleon's nach der Küſte zu beſtehen. Der Kriegsminiſter Davout, welchen Fouché vollſtändig geködert und aus einem brutalen Napoleonſklaven zu einem brutalen Werkzeug ſeiner bourboniſchen Tendenz gemacht hatte, gab auf den vom General Flahaut von Malmaiſon nach Paris getragenen Vorſchlag des Entthronten, das Heerkommando, wenn auch nur für etliche Tage, wieder zu übernehmen, die Antwort: „Euer Bonaparte will alſo nicht abreiſen? Aber er muß uns ſchlechterdings von ſeiner Perſon befreien; denn ſeine Gegenwart iſt uns unbequem und unſeren Unterhandlungen hinderlich. Wenn er hofft, wir würden ihn noch einmal haben wollen, ſo täuſcht er ſich; wir wollen Nichts mehr von ihm wiſſen. Sagen Sie ihm das von mir und im Weiteren, daß ich, falls er ſich nicht ſofort davonmacht, ihn verhaften laſſen, ja mit eigener Hand verhaften werde.“ Am 29. Juni reiſ'te der alſo Verlaſſene, Bedrohte und Gedemüthigte nach Rochefort ab, um ſich dort auf einer der beiden ihm zur Verfügung geſtellten Fregatten nach Amerika einzuſchiffen. Aber er verzögerte ſeine Einſchiffung ſo lange, bis es zu ſpät war, d. h. bis die engliſchen Kreuzer die Rhede beſetzt hatten. Ob Fouché, welcher allerdings, indem er Wellington um Päſſe für Napoleon anging, den Engländern die Richtung der beabſichtigten Flucht deſſelben verrieth, ſeinen ehemaligen Herrn mit voller Abſicht deſſen Todfeinden habe überliefern wollen, iſt unerwieſen, iſt ſogar nicht einmal ſehr wahrſcheinlich gemacht. Dagegen iſt gewiß, daß

Napoleon, falls er unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Rochefort an Bord der Saale oder der Meduſe gegangen wäre, den Engländern ganz gut hätte entwiſchen können. Aber er zögerte und zögerte, an den Hoffnungsſtrohhalm ſich klammernd, es müßte und werde noch im letzten Augenblick aus Paris ein Rückruf an ihn ergehen. Und doch war ſeine Kraft gebrochen. Als ſein Bruder Joſeph zu Rochefort in ihn drang, umzukehren, ſich an die Spitze der hinter die Loire gezogenen Armee zu ſtellen und einen letzten Glückswurf zu verſuchen, fand er ihn leidend und dieſem Plan abgeneigt („souffrant et opposé à ce projet“). Um nicht in die Gefangenſchaft der Bourbons zu gerathen, mußte er — ſelbſtverſtändlich ohne im Ernſte zu glauben, Gentleman George und die engliſchen Tories würden ihm die erbetene Gaſtfreundſchaft gewähren — den Engländern ſich überliefern. Im Begriffe, am 15. Juli an Bord des vom Kapitain Maitland befehligten Bellerophon zu fahren, nahm er mit einem Wort wahrhafter Größe von Frankreich Abſchied, indem er zum General Becker, welcher ihn im Auftrag der proviſoriſchen Regierung begleitet hatte und jetzt mit in das Boot ſteigen wollte, abwehrend ſagte: „Gehen Sie nicht weiter mit, General! Ich will nicht, daß man ſagen könne, Frankreich habe mich an meine Feinde überliefert“[78].

Wenige Stunden nach der Abreiſe Napoleon's von Malmaiſon ſprengten preußiſche Huſaren mit verhängten Zügeln in den Hof des Schloſſes. Wäre der Gutthroute in ihre Hände gefallen, er hätte kaum Erbarmen gefunden. Denn es darf und ſoll nicht vertuſcht werden, daß der Marſchall Vorwärts ganz offen und deutlich und mit voller Beſtimmung Gneiſenau's ausgeſprochen hatte, er würde den Bonaparte, falls er ihn erwiſchte, ohne Weiteres erſchießen laſſen[79]. Zarte Seelen haben das erſchrecklich gefunden, zarte Knechtsſeelen, die es ſehr kaltblütig mitanſehen können, wenn ein Tyrann ein Volk niederſtampft, aber ſchon bei dem Gedanken in Ohnmacht fallen, daß einmal einem gekrönten Völkerquäler ſein Recht widerfahren könnte. Wenn dem alten Recken ſein entſchiedenes Vorhaben, den Napoleon zu fangen, geglückt wäre und er hätte denſelben erſchießen laſſen, ſo würde er als vollberechtigter Bluträcher gehandelt haben, als vollberechtigter Bluträcher von Johann Palm und Andreas Hofer, ganz abgeſehen ſogar von den Hunderttauſenden von Deutſchen, welche der Kaiſerwahnſinnige in den Tod gehetzt hatte. Und wäre ein ſolches Blücher-Verfahren etwa nicht ehrlicher und mannhafter geweſen als das hartherzig heuchleriſche der engliſchen Oligarchen, welche das Inſelgefängniß ihres Gefangenen, eines Gefangenen noch dazu, der ſich ihnen ſelber überliefert hatte, mit ebenſo kühlberechneten als überflüſſigen Quälereien anfüllten?

Blücher beeilte in jeder Weiſe ſeinen Marſch auf Paris. Mit ſeinem Heere dem wellington'ſchen ſtets um einen bis zwei Tagmärſche voraus, war er am 25. Juni bereits in St. Quentin und von hier ſchrieb er an den Generaladjutanten Kneſebeck: „Ew. Excellenz überſende ich das Schreiben des Generals Morand an den Kommandanten meiner Avantgarde, worin er, da Bonaparte abgedankt habe, einen Waffenſtillſtand anbietet. Ich werde durchaus keinen dergleichen verfänglichen Vorſchlägen Gehör geben, ſondern gerade auf Paris losgehen, wenn nicht durch den Tod oder die Auslieferung Bonaparte's, durch Uebergabe aller Feſtungen an der Sambre, Maas, Moſel und Saar und die Einräumung der Provinzen bis zur Marne ich mit Sicherheit mit dieſem verrätheriſchen Volke unterhandeln kann. Ew. Excellenz wollen dies beſtimmt an alle Alliirten erklären und durchaus gegen jede diplomatiſche Schlechtigkeit ſich ſetzen. Die Armee erwartet dies von Ihnen“ *). Während die Trümmer der franzöſiſchen Armee unter Soult's und Grouchy's Führung von Laon, wo ſie ſich kümmerlich zuſammengefunden, auf Soiſſons zogen, eilten die Preußen gen Compiegne, um, wo immer möglich, vor den Franzoſen in der Nähe von Paris anzukommen.

Am 27. Juni ſetzte Gneiſenau von Guiery aus den General Müffling, welcher bei Wellington geblieben war, in Kenntniß, daß Blücher der Abordnung der proviſoriſchen Regierung erklärt habe, er werde einen Waffenſtillſtand erſt nach der Eroberung von Paris eingehen und zwar nur unter dieſen Bedingungen: 1) Auslieferung Bonaparte's, todt oder lebendig; 2) Einräumung der Feſtungen an der Sambre, Maas, Moſel und Saar, einſchließlich Longwy's; 3) Beſetzung der Provinzen bis an die Marne; 4) Einräumung des Schloſſes von Vincennes; 5) Rückgabe der den Nationen geraubten Kunſtſchätze an ihre Eigenthümer; 6) Entſchädigung für die Kriegskoſten[81]). Der britiſche Feldherr ſeinerſeits war ſchon jetzt ſehr für den ſofortigen Abſchluß eines Waffenſtillſtandes; aber Blücher gab nicht nach und der Herzog mußte daher am 29. Juni den Abgeordneten der proviſoriſchen Regierung ſeinerſeits die Erklärung zufertigen, daß „von keinem Waffenſtillſtand die Rede ſein könne, ſo lange Napoleon in Paris und in Freiheit ſei, und daß ſein Mitfeldherr ſeinen Marſch fortſetzen werde“[82]). An demſelben Tage ſchrieb Blücher aus Goneſſe an Friedrich Wilhelm: „Bonaparte iſt noch in der Nähe von Paris. Seine Abdankung zu Gunſten ſeines Sohnes iſt nur Betrug und darauf abgeſehen, das öſtreichiſche Kabinett zu gewinnen, was mit der jetzigen proviſoriſchen Regierung ſchon in Unterhandlung ſteht. Ew. Majeſtät werden leider bei Ihrer Entfernung vom Schauplatze dieſer Intriken ſie nicht mehr verhindern können. Indeß iſt der Sache gleich abzuhelfen, wenn nur die ruſſiſchen Truppen und preußiſchen Garden im Marſch nach dem Innern von Frankreich bleiben. Heute werde ich bei St. Germain die Seine paſſiren, um von der Südſeite Paris anzugreifen, indeß der Herzog von Wellington dies von der Nordſeite thun wird. So wird Paris vielleicht noch genommen, ehe die Verſtärkungen des Feindes ankommen“[83]).

Man ſieht, ein ſtärkſter Antrieb für den preußiſchen Feldherrn, raſch nach Paris zu kommen, lag in dem Argwohn vor metternichigem „Finaſſiren“, ein Argwohn übrigens, welcher, ſofern er die Erhaltung des Napoleoniſmus in irgendeiner Form betraf, viel zu weit ging. Es konnte ja, wie die Dinge ſtanden, auch von Napoleon dem Zweiten überall nicht mehr ernſtlich die Rede ſein. Wellington fand aber einen Angriff auf Paris ſehr bedenklich und wollte durchaus das Eintreffen deutſcher und ruſſiſcher Verſtärkungen abwarten, bevor zu dieſem Angriff geſchritten würde. Am 2. Juli ſchrieb er zu Goneſſe in dieſem Sinne eindringlich an Blücher und bezeichnete einen ſofortigen Angriff als ein ſehr zweifelhaftes Wagniß („a matter of great risk“), dem er einen ſchlechten Ausgang prophezeite 94). Allein der heldiſche Alte unternahm an demſelben 2. Juli das Wagniß und machte die Prophezeiung des Herzogs zu Schanden, welcher am 4. an den Earl von Bathurſt berichten konnte: „Feldmarſchall Blücher erfuhr kräftigen Widerſtand, als er es unternahm, auf dem linken Ufer der Seine ſich feſtzuſetzen. Doch die Tapferkeit der preußiſchen Truppen überwand jedes Hinderniß und ſie gelangten ſchließlich dazu, auf den Höhen von Meudon und im Dorfe Iſſy Stellung zu nehmen. Die Franzoſen griffen (in der Morgenfrühe des 3.) dieſe Stellung noch einmal an, wurden aber mit namhaftem Verluſt (with considerable loss) zurückgeſchlagen, und als ſie nun ſahen, daß Paris auf ſeiner ſchwächſten Seite (on its vulnerable side) offenläge und daß mittelſt der Brücke, welche ich zu Argenteuil hatte ſchlagen laſſen, die Verbindung Blüchers mit mir hergeſtellt wäre, ſandte der Feind Unterhändler mit dem Begehren eines Waffenſtillſtands“ 95).

Die Verhandlung zwiſchen den beiden ſiegreichen Feldherrn und den drei Sendlingen Davout's, d. h. Fouché's, fand im Schloſſe von St. Cloud ſtatt. Denn hier hatte der Gebhart Lebrecht ſein Hauptquartier aufgeſchlagen, hier in dem Prachtſchloſſe des Empire, wo der beſiegte und zweifach entthronte Cäſar in den Tagen ſeines kaiſerlich-königlichen Herrſcherglanzes am liebſten verweilt hatte. Hier, von wo ſo mancher ſouverain blitzende Befehl, ſo manches demüthigende Donnerwort nach Berlin geflogen war, diktirte jetzt der preußiſche General die Bedingungen, unter welchen er der franzöſiſchen Hauptſtadt das Schickſal einer mit Waffengewalt erſtürmten Stadt erſparen wollte, d. h. die ſofortige Uebergabe von Paris an die preußiſchen und britiſchen Truppen und den Abzug der noch vorhandenen franzöſiſchen Streitkräfte hinter die Loire. Wellington, dem Alles daranlag, den Bourbonismus möglichſt raſch und glatt wieder in die Tuilerien zu bringen — der von ihm gerufene achtzehnte Ludwig, deſſen Wiedereinſetzung Fouché's Marionette Davout den Kammern vorgeſchlagen hatte, zog dann auch, von Gent über Cambray möglichſt ſchnell herbeigewatſchelt, ſchon am 8. Juli daſelbſt ein — Wellington behandelte die Franzoſen mit diplomatiſcher Courtoiſie. Unſer alter Recke und widerfranzöſiſcher Berſerker dagegen, dem an den Bourbons ſehr Wenig lag und der ſeine Verachtung des ganzen bourboniſchen Weſens bei Gelegenheit ſehr zwanglos herausblücherte, legte es recht abſichtlich darauf an, den franzöſiſchen Uebermuth auch einmal fühlen zu laſſen, was es hieße, beſiegt zu ſein. Schon vorher hatte er nicht gelitten, daß ſein Hauptquartier anders als in deutſcher Sprache mit den Franzoſen korreſpondirte, und als jetzt zu St. Cloud die drei Unterhändler die geſtellten Bedingungen wegzuparliren verſuchten, ſprang er zornig von ſeinem Stuhl auf, wo er die ewige Pfeife dampfend geſeſſen, und rief ihnen zu: „Still! Entweder genehmigt ihr meine Bedingungen auf der Stelle oder die Feindſeligkeiten gehen ſofort wieder los!" — „Aber, Hoheit, könnte Paris nicht wenigſtens mit Einquartirung verſchont bleiben?" — „Warum nicht gar! Die Franzoſen haben ſich's jahrelang in Berlin wohlſein laſſen. Es ſoll keiner meiner Preußen heimkehren, ohne ſagen zu können, daß ihn die Pariſer gut bewirthet haben, Gott ſtraf' mir!" — „Mais, Monseigneur . . ." „Millionen Kreuzdonnerwetter! Punktum"**).

Der Blücherzorn wollte noch weiter gehen. Von St. Cloud aus legte der Alte der Stadt Paris eine Kriegskontribution von 100 Millionen Francs auf, was vollſtändig in der Ordnung war, und befahl er dem General Ziethen am 9. Juli, die Jenabrücke über die Seine, als ein Schmachdenkmal für Deutſchland, zu zerſtören, was thöricht war. Denn was konnte die arme ſchöne Brücke dafür, daß eine verjunkerte Boruſſia vor neun Jahren bei Jena Schläge gekriegt hatte, noch dazu recht geſunde, heilkräftige Schläge? Der preußiſche Geſandte Golz, welcher mit Ludwig dem Achtzehnten aus Gent gekommen, legte „im Namen des Miniſters Talleyrand“ eine Fürbitte für die Brücke bei Blücher ein. Aber das machte ihn vollends wüthend. „Ich habe beſchloßen — ſchrieb er zurück — daſſ Die brükke geſprenkt wehrden ſoll und kan Ew. hoch Wohlgebohren nich verrhählen, daſſ Es mich recht lib ſeyn wird wenn Sich der Mußje Talleran vorher druffſetzt, Welches ich Ew. hochgebohren Bitte ihm wiſſen zu laßen.“ Sehr verſtändig und gut ſchrieb der wackere Bülow an den Alten: „Nach meiner Meinung muß man die Inſchriften, welche die Arroganz Napoleon's hervorgebracht, vernichten, das Werk aber nicht. Der Charakter unſerer Nation erſcheint größer, wenn man über ſo Etwas ſich hinwegſetzt. Wir haben ſo viel Großes gethan, daß wir auf die Eitelkeit und Pralerei anderer Völker nicht zu achten brauchen; wohl aber iſt es gefährlich, ſich den Haß der Nationen zuzuziehen.“ Half auch nicht. Am 10. Juli kam aus St. Cloud der verſtärkte Befehl an Ziethen: „Ew. Excellenz wollen die Sprengung der Brücke von Jena mit größter Thätigkeit fortſetzen, damit dieſes zu unſerer Beſchimpfung errichtete Denkmal baldigſt vernichtet werde. Ew. Excellenz wollen in dieſer Hinſicht allen Einwendungen, ſelbſt von engliſcher Seite, gar kein Gehör geben und nur dahin ſtreben, dieſe Arbeit in kürzeſter Zeit zu beendigen.“ Sie wurde aber nicht beendigt, ſondern ohne Zweifel abſichtlich ſehr langſam und läſſig betrieben. An demſelben 10. Juli langten auch die drei verbündeten Monarchen in Paris an und es war dann von der Zerſtörung der Brücke, wie auch von den 100 Millionen, welche die Stadt Paris zahlen ſollte, keine Rede mehr. Wenn aber dieſer verfehlte Zerſtörungsverſuch gerechtem Tadel unterliegt, ſo war es dagegen ſehr löblich, daß der Alte mit am entſchiedenſten auf die Rückerſtattung der Kunſtwerke, Urkunden und Handſchriften drang, welche die Franzoſen aus aller Welt zuſammengeraubt hatten. Schon beim Abſchluß der Kapitulation von Paris hatte er ganz beſtimmt dieſe Forderung geſtellt und aufrecht erhalten und alsbald auch Hand anlegen laſſen, Deutſchland wenigſtens in dieſer Richtung zur Wiedererlangung ſeines Eigenthums zu verhelfen. Natürlich that das der franzöſiſchen Eitelkeit ſehr wehe. Meſſieurs beklagten ſich noch lange bitterlich darüber, als hätten ſie ein großes Unrecht erfahren. Als aber auch ein Hauptwindbeutel wie Benjamin Conſtant ſich erdreiſtete, in Deutſchland und in deutſcher Geſellſchaft dagegen zu deklamiren, ließ ihn eine Deutſche, die Tochter Höpfners, hübſch ablaufen, indem ſie auf des Phraſenmachers Phraſen bemerkte: „Napoleon hat früher zu ſeinen Leuten geſagt: Nehmt! und jetzt ſagen die Verbündeten zu den ihrigen: Nehmt zurück!“ — „Madame, Sie ſind wohl die Tochter eines Generals?“ — „Nein, mein Herr, ich bin die Tochter eines Rechtsgelehrten“[97].

Im Uebrigen freilich fanden die gerechten Forderungen Deutſchlands beim zweiten pariſer Friedensſchluß nicht mehr Beachtung und Erfüllung als ſie beim erſten gefunden hatten. Alle die Führer der deutſchpatriotiſchen Partei, Stein, Blücher, Gneiſenau, Boyen und Humboldt, ſogar Kneſebeck und Hardenberg, ſie verlangten einmüthig, daß, was vor einem Jahre ſo ſchmählich unterlaſſen worden, jetzt nachgeholt werde. Sie forderten, daß Frankreich auf ſeine Sprachgränzen beſchränkt und genöthigt werde, die Provinzen, welche es durch infamſte Mittel, durch Lug und Trug und Gewalt dem deutſchen Reiche geſtohlen hatte, alſo Lothringen und Elſaß, ſowie Metz, Toul und Verdun, an Deutſchland zurückzugeben. Auch der Kronprinz Wilhelm von Würtemberg ſtellte ſich wacker zu den deutſchen Patrioten und entwickelte in einer gediegenen Denkſchrift dem Czaren Alexander, daß namentlich das Elſaß aus Gründen der Gerechtigkeit, der Politik und der Strategie an Deutſchland heimgegeben werden müßte[88]. Aber das erſchöpfte Preußen, von Oeſtreich nur lau oder gar nicht unterſtützt, hätte die deutſchen Forderungen kaum durchzuſetzen vermocht, auch wenn das ernſtliche Wollen ſeiner Staats- und Kriegsmänner nicht ſofort gelähmt worden wäre durch ihren Infinitivus Rex, welcher in dem Czaren ſein Orakel, ſo zu ſagen ſeinen Unterherrgott verehrte. Alexander aber verband ſich gegen die deutſchen Intereſſen mit England, welches der Größe und Machtentwicklung Deutſchlands allzeit todfeindlich ſein wird, und mit Frankreich. Denn, obzwar jetzt den Bourbons weit mehr abgünſtig als zugeneigt, wollte der Czar Frankreich geſchont wiſſen, weil er ſich daſſelbe bei ſeinen auf das türkiſche Reich abzielenden Raubplänen zu ſeinem künftigen Bundesgenoſſen auserſehen hatte, falls England und Oeſtreich gegen dieſe ſeiner chriſtlich-frommen Begeiſterung entſprungenen Pläne Einſpruch thun ſollten. So wurde dann auch beim zweiten pariſer Friedensſchluß, deſſen Unterzeichnung am 20. November von 1815 ſtattfand, das ſiegreiche Deutſchland machtlos und das beſiegte Frankreich mächtig gelaſſen. Alles, was man dieſem zumuthete, war, daß es eine Kriegskoſtenentſchädigung im Betrage von 700 Millionen Francs an die Verbündeten bezahlen, eine alliirte „Okkupationsarmee“, welche 5, beziehungsweiſe 3 Jahre in Frankreich ſtehen bleiben würde, erhalten und etliche unbedeutende Gebietsabtretungen, mit etwa 557,000 Bewohnern im Ganzen, machen ſollte[89]. Den Widernapoleonismus, wie ihn der Czar allmälig zu faſſen und zu führen gelernt hatte, zu krönen, d. h. zur Inthroniſirung der abſolutiſtiſch-legitimiſtiſchen Schacherpolitik unter ruſſiſcher Oberherrlichkeit, war noch während der Dauer der Friedensverhandlungen zwiſchen Kaiſer Alexander, Kaiſer Franz und

König Friedrich Wilhelm am 26. September unter verſchwenderiſchem Aufwand von liebſüßfrommen Phraſen, welche die arme Religion immer und überall hergeben muß, wann und wo Deſpoten gegen die Völker ſich verſchwören, die ſogenannte „Heilige Allianz" geſchloſſen worden. Juliane von Krüdener, jetzt nach vollſtändig vollbrachtem Uebergang von der Buhle zur Betſchweſter im Hotel Montchenu vor dem Czaren myſtiſch gaukelnd, hatte die Idee zu dieſer Heiligen-Allianz-Gaukelei ausgeboren und die Tochter iſt dann ein der Mutter würdiges Ding geworden. Auch auf den pariſer Friedensſchluß hat ſich die Einwirkung der „Gebetkraft" Juliane's erſtreckt, indem Ludwig der Achtzehnte pfiffig genug geweſen war, die heilige Egeria des Czaren in's franzöſiſche Intereſſe ziehen zu laſſen[90]). Ein zum zweiten Mal reſtaurirter Bourbonismus war überhaupt in der Wahl ſeiner Werkzeuge nicht ſehr ſpröde. Neben der Krüdener war eine ſeiner Hauptagentinnen die Actrice Bourgoin, eine emſige Baaltis-Prieſterin in dem nach dem Waterlootag wieder ſo luſtig lüderlich wie jemals lebenden Babel, welche Actrice gewonnen war, auf dem Theater „ihren Royalismus herauszuhängen", und ſpäter darüber zum Béranger ſagte: „Was ſoll man von dieſen Bourbons denken, welche Gewicht auf die politiſche Meinung eines ſo ganz aus den Nähten gegangenen Mädchens legten, wie ich war" (d'une fille aussi décousue que moi[91])...

Blücher hat in einem aus dem Spätherbſt von 1815 ſtammenden Schreiben an Friedrich Wilhelm den Dritten die Zeit, welche er nach der zweiten Einnahme von Paris daſelbſt verbrachte, als „die vielleicht unangenehmſte ſeines Lebens" bezeichnet. In Wahrheit, für einen deutſchen Patrioten — und das war der Alte — mußte der Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt unerquicklich genug ſein. Er, wie Gneiſenau und ihre übrigen Geſinnungsgenoſſen, merkten gar wohl, wohin die czariſchen Machenſchaften mit den engliſchen Tories und den franzöſiſchen Royaliſten zielten, dahin nämlich, daß Preußen und Deutſchland „durch ruſſiſche Ränke planmäßig von dem gebührenden Siegespreiſe verdrängt werde.“ Hardenberg ſagte: „Die ruſſiſche Politik ſchmeichelt Frankreich, um Deutſchland in fortwährender Schwäche zu erhalten.“ Stein, der nach Paris gekommen, um für das Vaterland zu ſprechen, aber bald erkennen mußte, wie die Sachen lagen, nämlich ſo, daß Kaiſer Franz und König Friedrich Wilhelm die Sache Deutſchlands mit gleichgültigen, Rußland, Frankreich und England aber dieſelbe mit feindſeligen Augen anſahen, — Stein ſagte: „Es iſt klar, die ruſſiſche Politik will, daß wir verwundbar bleiben“[92]. Aber hatte nicht gerade der Stein ein ſehr Bedeutendes dazu beigetragen, das Anſehen und den Einfluß des fanariotiſch ſchlauen und falſchen Czaren ſo übermäßig zu erhöhen? Die ruſſiſche Politik triumphirte in Paris vollſtändig und zwar mit Hülfe der Wellington, Caſtlereagh und Mitoligarchen. Die Preußen waren deßhalb über die Engländer höchlich erbittert und es iſt begreiflich, daß in Paris das abenteuerliche Gerücht entſtehen konnte, Blücher, Gneiſenau und Bülow hätten franzöſiſchen Generalen den Vorſchlag gemacht, ihnen die Bourbons wegjagen zu helfen und dann gemeinſam über die Engländer herzufallen[93].

Ohne Zweifel hat der alte Recke ſowohl die Schranken ſeiner Stellung als auch die ſeines eigenen Weſens, welche ihn gleichermaßen verhinderten, in den unſeligen Gang der politiſchen Verhandlungen einzugreifen, in jenen Tagen oft bitterlich empfunden. So aber, wie er nun einmal war und ſtand, konnte er nur eine Art von Blücher-Proteſt gegen das „Ludermachwerk der Diplomatiker“ abgeben, in Form des bekannten Toaſts, den er bei einem von Wellington veranſtalteten Bankett ausbrachte: — „Mögen die Federn der Diplomaten nicht verderben, was die Schwerter der Soldaten ſo mühſam erworben haben!“ Dann ſtürzte er ſich in das Pandämonium des Palais

Royal, wo dem Gott Jeu zahlloſe Opfer fielen und Göttin Volupté ihren orgiaſtiſchen Kult hatte. Ein engliſcher Gentleman hat den Alten, welchen er „einen ungeſchliffenen Diamant“ nennt, dort ſpielen geſehen, in dem vom Marquis de Livry gehaltenen „Salon des Etrangers,“ wo reichlich mit Geld verſehene Gäſte die feinſte Auswahl von Leckerbiſſen und ſuperlativiſche Babylonierinnen vorfanden. Da ſpielte Blücher die Nächte durch, in der Regel Alles verſpielend, was er bei ſich hatte — („er ſteckte ſeine rechte Hand in die Hoſe, holte verſchiedene Rollen mit Napoleons heraus und warf ſie auf Roth oder Schwarz,“ ſagt unſer beobachtender Gentleman) — ja, und auch noch das, was „ſein Diener im Vorzimmer in Reſerve hielt.“ Wenn er aber zwiſchenhinein einen oder mehrere Sätze gewann, ſo ließ er dieſelben ſo lange ſtehen, bis der Croupier ihm erklärte, daß ein über den Betrag von 10,000 Francs hinausgehender Satz nicht ſtatthaft ſei. Dann fing der Feldmarſchall an „zu brüllen wie ein Löwe und erſchöpfte das ganze Flüchewörterbuch ſeiner Mutterſprache[90]).“ Es geht eine hiſtoriſch freilich ungreifbare Sage von 3 Millionen Francs, welche der alte Recke im beſagten Pandämonium ſitzen gelaſſen habe. Woher ihm dieſe Summe zugefloſſen ſein ſoll, iſt nebelhaft.

In viel erfreulicherem Licht erſcheint der heldiſche Greis uns wieder, nachdem er den heimiſchen Boden betreten hatte. Am 31. Oktober ſagte er von ſeinem damaligen Hauptquartier Compiegne aus ſeinem Heere Lebewohl und reiſ'te dann über Belgien heimwärts. In Aachen angekommen, lag er eine Woche lang krank, wie ſich denn jetzt die Beſchwerden und Schwächen des Alters immer unabweislicher bei ihm geltend machten. Von Aachen aus ſandte er am 20. November an Friedrich Wilhelm den Dritten einen Brief, worin er ſeinem Mißmuth über die Vorgänge in Paris und den Friedensſchluß unverhohlen Luft machte und den letzteren kennzeichnete als „ein elendes Machwerk,“ in Folge deſſen „Preußen und Deutſchland trotz ſeiner Anſtrengungen immer wieder als das von der ganzen Welt betrogene daſteht 95).“ Am 1. Dezember ging er über Köln nach Frankfurt und unterwegs ſagte er dem Rheiniſchen-Merkur-Görres, der bekanntlich von dem Athanaſius-Görres wohl zu unterſcheiden iſt, ein Wort, welches bewies, daß der Alte noch immer geiſtig-jung war: — „Schreiben Sie man immer zu, gegen wen es auch ſei, ich nehme Alles uff mir. Wenn's man wahr iſt, ſo mögen Sie Alles drucken; aber das ſag' ich Sie, wahr muß es ſein!“ In Frankfurt, wo ihm, wie in allen Städten, durch die er kam, die Bürgerſchaft einen herzlichen Triumphalempfang bereitete, beſchloß er ſeine weltgeſchichtliche Laufbahn mit einem menſchlich-ſchönen Zug, welcher den Napoleonhaſſer und Franzoſenfeind doppelt ehrt. Als die Zeitungen die Nachricht brachten, daß der zu einem Hauptopfer bourboniſcher Rache auserſehene Napoleoniſt Lavallette durch ſeine Gattin ebenſo kühn als klug aus dem Kerker, d. h. vom Schaffot befreit worden, ſetzte ſich der alte Recke, lebhaft angeregt, hin und richtete an die treffliche Frau eine „Dankadreſſe.“ Im Uebrigen hatte er, ſo empfänglich er auch für die Ereigniſſe der Zeit blieb und ſo freimüthig und friſchweg und durchaus in deutſchnationalem Sinn er darüber ſich ausließ, dennoch ein deutliches Gefühl, daß ſeine Miſſion erfüllt ſei, und ſo ſagte er: „Ich bin am Abend meines Lebens und fürchte die Nacht nicht 96).“

---

## Fünftes Kapitel.

# Krieblowitz und St. Helena.

Was vom Leben unſeres Nationalhelden noch übrig, iſt nur ein herbſtlich Stoppelfeld, welches Aehrenleſerin Anekdote nicht ohne Nutzen abſuchen mag, wo aber für Schnitterin Geſchichte keine Arbeit mehr. Zu dem dicken Bündel, welches Jene zuſammengerafft hat, ſteckt viel leeres Stroh, da und dort jedoch auch eine volle und geſunde Aehre.

Mögen zwei hervorgezogen werden: die eine von ſehr ernſtem, die andere von ſpaßhaftem Gehalt — Blücher in Karlsbad und Blücher in Teterow . . . Nachdem der Alte den Winter kränkelnd in Berlin verbracht hatte, ging er im Frühling nach Krieblowitz und dann im Sommer nach dem genannten böhmiſchen Badort. Die preußiſchen Badgäſte veranſtalteten ihm zu Ehren am 18. Juni eine Feſtfeier des Jahrestages von Belle Alliance; aber ſo ſehr war in gewiſſen Kreiſen ſchon im Jahre 1816 das Jahr 1813 vergeſſen und der Anno 1806 bei Jena ausgeklopfte Unrath von Neuem angeſammelt, daß die Adeligen von den Bürgerlichen getrennt ſein und ihre beſondere Feier haben wollten. „Dummes Zeug, Gott ſtraf' mir!" ſagte der Gebhart Lebrecht und ging zum Bankett der Bürgerlichen, obzwar die Einladung derſelben ſpäter als die ſeiner

Standesgenoſſen an ihn ergangen war. Der Urania-Poet Tiedge brachte das Hoch auf den Feſtgaſt aus, welcher in ſeiner Dankſagung äußerte: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller und reichlicher Art ſind mir zu Theil geworden; meinen ſchönſten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, in der Achtung meiner Zeitgenoſſen und in dem Bewußtſein, meine Schuldigkeit gethan zu haben.“ Dann erſt ging er zu den Junkern hinüber und erklärte ihnen mit Schärfe, daß er den für den Abend veranſtalteten Ball nur beſuchen würde, ſo auf demſelben ein armſeliger Kaſtengeiſt keinen Zutritt fände. „Das iſt man dummes Zeug! Die Söhne von Bürgern und von Edelleuten haben — Gott verdamm' mir! — den Krieg gleich wacker mitſammen ausgefochten und darum ſollen ſie jetzt auch mitſammen tanzen und ſollen zuſammenhalten und des Sieges brüderlich miteinander ſich freuen“ 97). Von Karlsbad ging der Alte, der auch hier wieder bewieſen hatte, daß er den Geiſt der Befreiungskriegszeit nicht übel verſtanden habe, über Berlin ins Seebad nach Dobberan, deſſen Gebrauch ihm ſehr wohlbekam. Auf einer ſodann quer durch ſein mecklenburger Heimatland unternommenen Fahrt, um einer Einladung des Grafen Pleſſen nach Ivenack zu entſprechen, begegnete ihm, „nachdem er an der dobberaner Bank viel Geld verſpielt hatte“, zu Teterow — „im Volksmunde das Abdera Mecklenburgs, übrigens ſehr mit Unrecht“ — ein abſonderlich Abenteuer. Nämlich, alle Städte und Städtchen, durch welche ſein Weg ihn führte, beeiferten ſich, dem heldiſchen Landsmann einen feierlichen Empfang zu bereiten, und hatten demnach auch die guten Teterower ihre Stadt zu dieſem Zwecke feſtlich geſchmückt, item bei den Scheunen der Vorſtadt gen Güſtrow zu eine Wache poſtirt, welche die Ankunft Sr. Durchlaucht des Feldmarſchalls und Fürſten ſignaliſiren ſollte. Kam da nun eine ordinäre zweiſpännige Kaleſche angefahren, worin zwei alte Herren in ordinärem Anzug, der Eine aus einer Meerſchaumpfeife heftig rauchend. Bei und zwiſchen den Scheunen zu rauchen ging aber ſchnurſtracks gegen die teterower Moral und Kleiderordnung. Hielt alſo die beſagte Wache die Kutſche an: „Herr Soundso, wer hier zwiſchen den teterower Scheunen raucht, dem koſtet es die Pfeife.“ — „Wirklich? Na, da habt ihr ſie. Eine merkwürdige Geſchichte, Gott ſtraf' mir!“ ſagt lachend der alte Herr und fährt mit ſeinem Begleiter weiter und ohne anderweitige Anfechtung durch das gute Teterow hindurch gen Ivenak. Nun kommt aber bald ein Packwagen mit Dienerſchaft hintendrein. „Haben Se. Durchlaucht hierorts nicht angehalten?“ — „Se. Durchlaucht? Keine Durchlaucht weit und breit geſehen.“ — „Ei, was? Ein alter Herr in einer zweiſpännigen Kaleſche, ſeinen Meerſchaum rauchend, ſo und ſo angethan.“ — „Wär' es die Möglichkeit? Das wäre de old Blüchert geweſen? Herrgott, die Blamage! Da möchte man nur gerade des Teufels werden!“ . . . Das zweite Kapitel dieſer Pfeifengeſchichte iſt etwas mythiſch, wenigſtens gibt es über den Ausgang derſelben verſchiedene Lesarten. Die glaubhafteſte lautet, daß Senatus Populusque Teterowenſis eine feierliche Geſandtſchaft nach Ivenak abordneten, welche den Auftrag hatte, die konfiszirte Meerſchaumpfeife — auf einem Sammetkiſſen, vermuthlich — ihrem Eigenthümer zurückzubringen, der aber die Zurücknahme verweigerte mit den Worten: „Wat mal futſch iſt, det nehm' ich nich wieder“ **).

Mecklenburg hat jedoch ſeinem größten Sohne nicht nur die Pfeife konfiszirt, ſondern ihm auch, noch bei ſeinen Lebzeiten, in ſeiner Geburtsſtadt Roſtock ein Denkmal errichtet, in Form einer von Schadow geſchaffenen — leider zu antikiſirend gehaltenen — Statue des Helden. Als Fürſt, Volk und Stände des Landes zu Ende des Jahres 1815 ihre Abſicht, dieſe Blücherſtatue aufzurichten, dem Gefeierten anzeigten, dankte er gerührt und beſchloß ſein vom 8. Februar 1816 datirtes Schreiben mit den ſchönen Worten: „Ich kann nicht umhin, mir die Bemerkung zu erlauben, daß man das Wenige, was ich zu leiſten im Stande war, zu hoch in Anrechnung bringt, und ſo geehrt ich mich auch durch das mir zu errichtende Denkmal fühlen muß, doch wohl eigentlich nur der Nachwelt die Entſcheidung über das Geſchehene gebührt“ **). Am 26. Auguſt — dem Katzbachtag — von 1819 wurde zu Roſtock dieſe Blücher-Statue enthüllt, auf deren Piedeſtal die von Göthe verfaßte Inſchrift eingegraben iſt: „In Harren und Krieg, in Sturz und Sieg bewußt und groß — ſo riß er uns vom Feinde los.“ Ein zweites Denkmal hat ſpäter dem Führer des „ſchleſiſchen“ Heeres die Provinz Schleſien errichtet, das koloſſale von Rauchs Meiſterhand modellirte Erzbild des Marſchalls Vorwärts, welches auf dem Salzring zu Breslau ſteht; ein drittes Friedrich Wilhelm der Dritte, das ebenfalls von Rauch geſchaffene Koloßbild auf dem Opernplatze zu Berlin. Es iſt fürwahr nicht zu fürchten, daß die Nachwelt dieſe Blücherſäulen umſtürzen werde. Gehört doch der Gebhart Lebrecht zu den nicht eben ſehr zahlreichen weltgeſchichtlichen Geſtalten, welche die Zeit eher vergrößert als verkleinert.

Die letzten Lebensjahre des heldiſchen Greiſes waren fortgeſetzte Bad- und Feſtfahrten, von welchen letzteren eine, noch i. J. 1816 nach Hamburg unternommene beſonders glänzend ausfiel. Hier wiederholten ſich die londoner Szenen vom Jahre 1814. Statt jedoch die eintönige Litanei dieſer Feſtberichte nachzubeten, wollen wir lieber auch noch einen Blick in des Alten gutsherrliches Walten thun, und zwar mittelſt eines Briefes, welchen er am 13. Februar von 1818 aus Berlin an ſeinen Verwalter in Schleſien ſchrieb. Hier iſt er, freilich ein wenig durch die orthographiſche Putzmühle des Abſchreibers gegangen: — „Mein liber Schwenke. Heinen ſchreibt mich daß Werkmeiſter den Krug in Griblowitz gekauft hat, welches mich ſehr lib iſt, von Werkmeiſter ſelbſt habe ich darüber noch niſcht ich erwahrte nun von Werkmeiſter ſeine vorſchläge wie wihr die Brau und Brennerei da anlegen wollen und ich begreiffe wohl wen es ordentlich werden ſoll daß ich da bauen muß, aber ich mag mich nichts drauſſ denn ich werde ſelbigen bau durch ein Angeſtälten machen laſſen ſoballd ich hin komme werde ich befehlen wie es ſeyn ſoll. Die Materialien zu dem hauß und ſtallbau ſind zum Theill ſchon heran und werden fertig geſchafft, ſorgen Sie nur davor daß die Diblen und Latten geſchnitten werden damit ſelbige etwas auß treknen können, ich werde durch den Stahtsraht hier auff gehallten und kann nuhr erſt ende Aprill in Schleſien ankommen, wenn ich geſund bleibe, ſo will ich diſes jahr nicht ins Bad reiſſen bis jetzt bin ich recht wohl. Sorgen ſie nur davor das die an planzung in Griblowitz zu rechter Zeit geſchiht, wenn man nuhr Leutte krigen kann damit das rohden und graben auch gemacht werden könnte, Ich denke die beiden Schimmelſtuhten werden nun wohl bald fohlen krigen, ſie werden ſelbige zu rechter Zeit mit dem reitknecht nach Griblowitz ſchicken müſſen damit ſie den 9ten Tag nach der Niderkunfft wider beim hengſte gelaſſen werden, ſcherffen ſie nur dem Reitknecht ein daß wenn er mit die Stuhten in Griblowitz iſt er ſelbige guht in acht nimmt denn der Kerl den der Werkmeiſter hat ſoll ſie nicht unter Händen haben. Schreiben ſie mich wie es mit ihrem holtz verkauff geht, wihr werden diſes Jahr viehl Holtz zu alle die bauhten gebrauchen und die Allten Eichen werden dazu beytragen müſſen. wie ſieht es um meine jagdt und hunde aus von hier bringe ich einen wunderſchönen windthund mit. wenn ſie nach Griblowitz kommen ſo treiben ſie Den hausbau an denn meine Frau wird dieſen Sommer doch auf kurtze Zeit hin kommen. leben ſie wohl und ſchreiben mich gleich“ 100).

Im Sommer von 1819 ſuchte der jetzt bald Siebenundſiebzigjährige noch einmal eine Auffriſchung ſeiner zu Ende gehenden Lebenskräfte in Karlsbad, wo er diesmal mit dem Fürſten Schwarzenberg zuſammentraf und ſeinen berühmten, echt waffenbrüderlich-neidloſen Trinkſpruch auf denſelben ausbrachte. Das war ein des Marſchalls Vorwärts würdiges Abtreten von der Weltbühne. Denn noch in demſelben Jahre erloſch zu Krieblowitz in der zehnten Abendſtunde des 12. Septembers ſanft und ſtill des greiſen Helden Lebenslicht. „Mein lieber Noſtitz — hatte er etliche Tage vor ſeinem Hingang zu ſeinem treuen Adjutanten geſagt — nicht wahr, Sie haben Manches von mir gelernt? Jetzt ſollen Sie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruhe ſtirbt 191).“ Er hinterließ aus ſeiner erſten Ehe — die zweite war kinderlos geblieben — zwei Söhne und eine Tochter. Seine Ueberreſte wurden zunächſt in der Dorfkirche von Krieblowitz beigeſetzt, dann im Oktober von 1820 in die inzwiſchen ausgebaute, am Wege nach Kanth im Schatten von drei alten Linden hergeſtellte Blüchergruft mit großem Pomp übergeführt. Den Ort ſeiner Ruheſtätte hatte er ſelber ausgewählt. Eine abgeſtumpfte Pyramide mit einem ſchlummernden Löwen darauf erhebt ſich über dem Heldengrab.

Und nun, große Todtenrichterin Hiſtoria, tritt her an dieſe Gruft unter den Linden von Krieblowitz und übe dein ernſtes Amt!

Zu den vortretenden Merkmalen des 18. Jahrhunderts gehört auch dieſes, daß im genauen Verhältniß zum Vorſchritt der Epoche die Menſchen ſich vergrößerten und der ſo beiſpiellos über jene Zeit ausgegoſſene Reichthum von Urſprünglichkeit, Eigenwüchſigkeit, Genie und Thatkraft zunahm. Die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts haben in dieſer Beziehung geradezu nicht ihres Gleichen und ſeine herrliche Triebkraft hat auch noch in die Anfänge des 19. hinübergewirkt. Unter den großen Geſtalten aber, welche aus dem 18. in das 19. Säculum herübergeſchritten ſind und ſtralenden Glanzes in die Unſterblichkeit der kommenden Jahrhunderte hineinſchreiten werden, iſt gewiß eine der eigenartigſten der Gebhart Lebrecht Blücher. Nichts weniger als ein Idealmenſch — derartige „fehlerloſe Ungeheuer“ gibt es überhaupt nur in der Zuckerwaſſerpoeſie — aber eine feſt, wuchtig, unauslöſchlich und unverrückbar im Weltgeſchichtsdrama daſtehende Figur, mit einem unverkennbar olympiſchen Abglanz auf der ſchöngebildeten Stirn, mit echtem Seelenfeuer in den dunkeln Augen und mit einem Zug um den feſtgeprägten Mund, welcher zu ſagen ſcheint und ſagen darf: Eine große Schuldigkeit war mir auferlegt und ich habe ſie tüchtig gethan . . . Was denn Beſſeres, als Großes tüchtig gethan zu haben, könnte ein Menſch ſich ſelbſt und könnte die Nachwelt ihm nachſagen? Schon dadurch aber wird die Perſönlichkeit Blücher's anziehend und bedeutend, daß er ſicherlich der einzige Mann geweſen, welcher in der Epoche Friedrichs des Großen ſeine Laufbahn begonnen und in die Geſchichte der Epoche Napoleon's mit vollſter Thatkraft eingegriffen hat. Nur ein aus Kernholz geſchnittener Menſch vermochte ſich ſo lange in Trieb und Saft zu erhalten und Urtheilsfähige werden ſchon darum in dem heldiſchen Mann eine genialiſch angelegte Natur erkennen.

Schade freilich, ſehr ſchade, daß der junge Blücher inmitten ſo hinterwäldleriſch roher und geiſtig-dürftiger Verhältniſſe aufwuchs, wie ſie während ſeiner Knaben- und Jünglingsjahre in Mecklenburg und Pommern geweſen ſind. Fürwahr, der leidige Umſtand, daß ſeine Erziehung eine ſo überaus mangelhafte und daß er genöthigt war, Alles aus ſeiner allerdings ſtets friſch und reich quillenden Natur zu ſchöpfen, iſt ein nationales Unglück für Deutſchland geweſen. Denn hätte nicht der erſte und mehr noch der zweite pariſer Friedensſchluß ein weſentlich anderes Geſicht bekommen müſſen, falls gegenüber einem nach der Einnahme von Paris von talleyrand'ſchen Schlingen und krüdener'ſchen Gaukeleien umſtrickten, eitelkeitstrunkenen Czaren Alexander, gegenüber einem unfähigen, infinitiviſch-brummenden Friedrich Wilhelm, gegenüber einem durch und durch widerdeutſchen Metternich, einem wohlmeinenden, aber kläglich-ſchwachen Hardenberg und einem in die Bornirtheit britiſch-toryiſtiſcher Selbſtſucht dick eingemauerten Caſtlereagh der kerndeutſche Blücher nicht allein als der gefeierte Marſchall Vorwärts, ſondern auch als ein durchgebildeter Welt- und Staatsmann dageſtanden wäre? Was ein ſiegreicher General, welcher zugleich ein feiner und feſter Politiker, in damaligen Zeiten Alles vermochte, das haben Wellington's Erfolge ſattſam erwieſen. Daß auch der Blücher, von den Umſtänden begünſtigt, ein ſolcher Politiker hätte werden können, dafür zeugt ſein ſcharfer und geſchwinder Verſtand und die außerordentlich große Doſis von Schlauheit, welche ſeinem Weſen beigemiſcht war. Aber während Wellington im Rathe der Monarchen und Miniſter ſeinen Stand nahm und höchſt erfolgreich behauptete, ſaß Blücher, ſo, wie er nun einmal war, hemdärmelig im Palais Royal, pokulirend, hazardirend und auf das „infamigte Hundezeug von Federfuchſern und Diplomatikern“ ſchimpfend und fluchend, mittelſt welcher hinterpommer'ſchen, von gedankenloſen Romantikern an unſerem Nationalhelden vor allem Andern geprieſenen „Naturwüchſigkeit“ freilich nicht verhindert werden konnte, daß Deutſchlands Intereſſen denen des Auslands, ſowie einheimiſch dynaſtiſchen Egoismen gewiſſenlos geopfert wurden.

Mit dem Geſagten iſt ſchon auf die Schlacken in dem guten Metall hingedeutet, aus welchem der Gebhart Lebrecht gemacht war. In Wahrheit, die ordinär-ſoldatiſche Dreifaltigkeit: Wein, Weiber und Würfel — iſt allzu ſehr ſein Glaubensbekenntniß geweſen, obzwar betont werden muß, und zwar auf Grund unanfechtbarer Zeugniſſe, daß er den Lockungen zu leichtfertigem Lebensgenuß niemals auf Koſten ſeiner Pflichterfüllung ſich überließ. Die Wachtſtubenatmoſphäre ſeiner derben und lärmenden Vergnügungen hat die wahrhaft großen und edlen Züge in ſeinem Weſen nie zu erſticken vermocht und es iſt bewundernswerth, daß dieſer Mann, deſſen beklagenswerth unzulängliche Bildung ihn ſein Lebenlang zur Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt keine rechte oder gar keine Beziehung gewinnen ließ, bis in's höchſte

Alter hinein dennoch eine überraſchende Fülle, Friſche und Empfänglichkeit des Gefühls, eine geradezu poetiſche Seelenſtimmung ſich zu bewahren gewußt hat. Das wird fürwahr bei einem bloßen Vergnügling oder gar Wüſtling niemals vorkommen. Wie in jeder bedeutenden Perſönlichkeit, lagen eben auch in der blücher'ſchen die Gegenſätze hart neben einander und das Unausgeglichene, Unvermittelte hat Arndt treffend gekennzeichnet, wenn er von den „zwei verſchiedenen Welten" in Blücher's Geſicht ſprach.

Seiner unverwelkbar-jugendlichen Gemüthsfriſche geſellte der Marſchall Vorwärts eine von frühauf geübte und gehärtete Verſtandesſchärfe, eine ſchnelle und untrügliche Beobachtungsgabe, einen lebhafteſten Sinn für das Wirkliche und Thatſächliche, einen ſcharfen Einblick in das Spiel der menſchlichen Intereſſen und Leidenſchaften. Es iſt mit Grund zu vermuthen, daß er in ſeinem ganzen Leben nie ein Buch ganz geleſen oder auch nur durchgeblättert habe; aber er verſtand frühzeitig und übte fortwährend die ſchwierigere Kunſt, das Buch des Lebens zu leſen, welches für ſo viele Bücherweiſe ſtets ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes bleibt. Daher wußte er die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind, und auch ſie zu faſſen und zu packen verſtand er. Wer kennt nicht die ausſchweifend-huſariſche Unorthographie des Alten? Aber ſeine in dieſer abſonderlichen Rechtſchreibung verfaßten Briefe und Depeſchen ſind voll geſunden Gedankengehalts, bravſter Geſinnung, mannhaft und kernig ganz und gar. Im mündlichen Verkehr vollends, auch mit dem „gemeinen Mann," hatte er nicht ſeines Gleichen. Seine natürliche Beredtſamkeit war erſten Ranges. Er hat auch keineswegs als Redner nur die grobianiſche Keule, ſondern auch den ironiſchen Stoßdegen gut zu handhaben gewußt. Wie fein führte er noch in ſeiner letzten Lebenszeit den Biſchof Eylert ab, welcher im Staatsrath gegenüber von Blücher, Gneiſenau und Grolman die Nichtverpflichtung der Mennoniten zum Kriegsdienſt mit chriſtlichen Gründen verfocht, bis dem Eifernden der greiſe Feldmarſchall in die Flanke fiel mit dem evangeliſchen Spruch: „Niemand hat größere Liebe denn der, ſo ſein Leben läßt für die Brüder[102].“ Nein, Blücher's Humor und ſchlagfertiger Witz tummelte ſich keineswegs ausſchließlich in der wachtſtüblichen Region, aus welcher bekanntlich auch Napoleon mit Vorliebe ſeine Bilder und Schlagworte geholt hat; aber dennoch gehört zur Charakteriſtik des Marſchalls Vorwärts ein markirter Zug von Kynismus ebenſo unumgänglich wie der Schnauzbart zur Zeichnung ſeines Antlitzes.

Wenn Blücher ſchon als Menſch, wie das jeder ſcharf ausgeprägten und eigenartig auf ſich ſelbſt geſtellten Perſönlichkeit widerfährt, den allerverſchiedenſten Urtheilen unterzogen wurde, ſo geſchah ihm dies noch mehr in ſeiner Eigenſchaft als Heerführer. Die lange vorwiegend geweſene, durch franzöſiſche Geſchichtemacherei und gedankenloſe deutſche Anekdotenſtoppelei weitverbreitete Meinung wähnte in der huſariſchen Haudegenſchaft das hervorragendſte Merkmal von Blücher's Feldherrnrolle ſehen zu müſſen. Wahr iſt daran, daß ein klirrendes Reitertreffen ihm allzeit als die ſchönſte und liebſte Erſcheinung im Kriegsleben galt und daß es dem Alten noch i. J. 1814 oft heftig in der Huſarenfauſt zuckte, mit ſeinem Säbel den „Kerls von Franzoſen Eins abzugeben.“ Aber keineswegs iſt Blücher ein bloßer Haudegen geweſen, und was ihm vollen Anſpruch gibt, ein großer Heerführer zu heißen, iſt namentlich ſein ganzes Verhalten im Feldzug von 1813. Da war er es, welcher den Grundgedanken des trachenberger Kriegsplans mit ſchärfſtem Verſtändniß, mit unbeirrbarer Beſonnenheit und zugleich mit Ausſchlag gebender Energie aus- und durchführte. Daß aber davon und nur davon das Gelingen des widernapoleoniſchen Unternehmens und folglich das Schickſal der Welt abhing, iſt ſonnenklar. Blücher war kein wiſſenſchaftlich gebildeter Kriegstheoretiker und, wo möglich, noch weniger ein tiſtelnder Kriegswiſſenſchaftsmyſtiker; aber er beſaß dafür unendlich viel Werthvolleres: den wahren Feldherrninſtinkt und jene Macht des Gemüths, jene Schnellkraft des Willens, womit das wahrhaft Große gethan wird. Er war nicht im Stande, eine weitausholende ſtrategiſche Diſpoſition im Detail zu entwerfen, und ein künſtlich ausgetiſtelter Schlachtplan vollends widerte ihn an. Aber er hatte ein Ohr für die entſcheidenden Stunden, ein Auge für die entſcheidenden Punkte und endlich das rechte Herz, jene zu nützen und dieſe zu gewinnen.

Niemand wird ungeſtraft ſich einfallen laſſen, aus den wohlerworbenen Ehrenkränzen eines Scharnhorſt und Gneiſenau, eines York und Grolman, eines Bülow und Kleiſt, eines Barklay, Toll und Radetzky auch nur ein Blättchen herauszubrechen. Kein gerechter Mann wird ferner, wenn von der Kriegsgeſchichte jener Zeit die Rede geht, unterlaſſen, in der Reihe der tüchtigſten und bravſten Führer einen Prinzen Eugen von Würtemberg zu nennen, noch auch anzuerkennen, daß der Generaliſſimus Schwarzenberg unter unſäglich ſchwierigen und peinlichen Verhältniſſen höchſt ehrenhaft Alles gethan hat, was zu thun ſeine Gaben ihn befähigten. Aber feſt ſteht: Keiner der Genannten hätte den Blücher zu erſetzen vermocht! Keiner außer ihm hatte das Zeug zu einem Marſchall Vorwärts und gerade eines ſolchen bedurfte es, um den Napoleon und den Napoleonismus zu fällen. Ja, der rechte Kraftmann iſt er geweſen, der greiſe Held mit der Jünglingsglut unter der zweiundſiebzigjährigen Schädeldecke, der adlernaſige, dunkeläugige, dem jenes Dämoniſche innewohnte, welches alle wirklich großen Menſchen kennzeichnet. Das war's! Blücher gehörte zu den bevorzugten Naturen, welche ſchon durch ihr bloßes Sein gelten und wirken und das unerklärliche, aber unbeſtreitbare Vorrecht haben, das von vornherein zu beſitzen, was Andere erſt mühſam ſich erwerben müſſen: — Macht über Menſchen.

Im ganzen Auftreten und Gebaren ſolcher Männer offenbart ſich etwas Schickſalmächtiges. Der Inſtinkt ihrer Sendung verleiht ihnen eine ſo feſte Zukunftsahnung, daß ihre Ueberzeugungen Menſchen von gewöhnlichem Schlage nicht ſelten als Ausgeburten des Wahnſinns erſcheinen. So iſt uns ja wohlbezeugt, daß Blücher ſeinen Freunden mitunter geradezu für verrückt galt, wenn er während der Glückshöhezeit des Napoleonismus dort hinten im Pommerland unter berſerkeriſchem Fluchen und Toben aufſchrie: „Der Bonaparte muß herunter und ich werd' ihn helfen herunterbringen!“ Dieſes Ziel ſtand feſt vor ſeinem vorſchauenden Auge, dabei blieb er und daran hielt er. Lange bevor Gneiſenau am 19. Oktober auf dem Marktplatze von Leipzig im Kreiſe der triumphirend einziehenden Fürſten und Heerführer zuerſt es laut ausſprach, daß der Krieg nur mit dem Sturze Napoleon's enden dürfe, lebte und webte der Gebhart Lebrecht in dieſem Gedanken, welchen ſo entſchieden und unerbittlich nicht einmal der Freiherr vom Stein erfaßt hatte.

Wie er ſein Werk glorreich hinausführte, wie er in den Feldzügen von 1813 und 1814 das Schwierigſte und Entſcheidendſte vollbrachte, wie er endlich zu einer Stunde, wo das Schickſal Europa's abermals an einem Haare hing, bei Belle Alliance dem Napoleonismus den Garaus machte, — das Alles beweiſ't herrlich, was auf ein großes Ziel unerſchütterlich gerichtete Beharrlichkeit vermag. Aber noch muß ein Zug in Blücher's Weſen hervorgehoben werden, der als der eigenthümlichſte und bedeutendſte bezeichnet zu werden verdient: — ſeine Deutſchheit, ſeine glühende, nicht kleinpreußiſche, ſondern im höchſten und beſten Sinne großdeutſche Vaterlandsliebe. Es iſt geradezu wunderſam, daß ein Soldat Friedrichs des Großen, welcher König doch alles Menſchenmögliche gethan hat, um ſeine Soldaten und ſeine Preußen überhaupt vergeſſen zu machen, daß ſie Deutſche — ja, es iſt wunderſam, daß dieſer mecklenburgiſche Junker und friedrich'ſche Soldat in ſeinen Greiſenjahren ein deutſch-patriotiſches Feuer in der Seele trug, wie ein ſolches erſt wieder aus Schillers Tell in die Herzen der deutſchen Jugend hineingeſprüht war, — eine vaterländiſche Stimmung und Geſinnung, welche ſich die jüngere Generation auf dem Wege dichteriſcher Anregung und wiſſenſchaftlicher Reflexion aneignen mußte, während ſie in dem heldiſchen Greiſe mit der ganzen Urſprünglichkeit und Kraft der Inſpiration waltete . . . Summa: — ein ganzer Mann, ein großer Feldherr, ein hellſichtiger und warmer Patriot, ein tapferer Vorwärtsgänger und energiſcher Vorwärtstreiber, ein echter und rechter Nationalheld! . . .

Neunzehn Monate, weniger vierzehn Tage, nach dem zu Krieblowitz in Schleſien erfolgten Tode des großen Napoleonfeindes umſtanden am 5. Mai von 1821 die wenigen Getreuen, welche dem zwei Mal geſtürzten Empereur in ſeinen Inſelkerker gefolgt waren, zu Longwood auf St. Helena das Sterbebett des Mannes, welcher Fürſtenſtirnen zu ſeinem Fußſchemel erniedrigt und noch als ein an einen Felſen mitten im Ozean Geſchmiedeter die Wangen der Könige vor Furcht erbleichen gemacht hatte. Rächerin Nemeſis hatte ihr Werk vollendet[103]. Um 5 Uhr 45 Minuten, gerade als die untergehende Sonne das Meer mit einer Flut von Licht übergoß, riefen die Unglücksgefährten des jetzo befreiten Gefangenen aus: „Napoleon iſt todt!“ Ein Ruf, der mit einem Schall durch die Welt ging, als ſtürzte das Himmelsgewölbe ein. Von dem, der ſich zum „Herrn der Welt“ geträumt hatte und es beziehungsweiſe auch ein Halbdutzend von Jahren wirklich geweſen, war nur noch ein Haufen Staub übrig und ein Name, — ein Name freilich, welcher noch nach dreißig Jahren mächtig genug ſich erwies, wiederum die Geſchicke Frankreichs und Europa's zu beſtimmen. Ein trauervolles Zeugniß, wie tief der Koloß die Feuerſpur ſeines Wandels dem Erdball eingedrückt hat.

Auch er gehörte zu den Erwählten. Ja, ein Erwählteſter hätte er zu ſein vermocht, falls er ſich gehütet, dem Kaiſerwahnſinn zu verfallen. Denn an Genialität, Ordnungsſinn und

Arbeitskraft iſt kaum je ſeines Gleichen dageweſen. Aber ſtatt ein großer Menſch ſein zu wollen, war er mit Bewußtſein nur ein großer Römer. Dieſen Sinn kann es allenfalls haben, wenn man ihn einen antiken Charakter nennt. Ja, Napoleon war ein auf Korſika geborener Römer, ein Spätlingsſohn, aber das koloſſalſte Kind jener Roma, welche in der alten Welt die Stelle inne hatte, die der Napoleonismus in der modernen mit zeitweiligem Erfolg angeſtrebt hat. Dieſelbe Rieſenhaftigkeit im Entwerfen und dieſelbe Kühnheit und Rückſichtsloſigkeit im Ausführen der Pläne, derſelbe unerſättliche Verſchlingungshunger und derſelbe unſtillbare Welteroberungsdurſt hüben wie drüben; aber auch dieſelbe ſteinherzige Selbſtſucht und unnahbare Verachtung von Menſchenrechten und Menſchenleben und ebenſo der gleiche bronzeſtirnige Machiavellismus, welcher ruchloſeſtes Wollen und Thun mit ſchönen Redensarten aufzuputzen liebte, — im Romanismus wie im Napoleonismus eine Politik voll wilden Haſſes gegen Freiheit, menſchliche Selbſtbeſtimmung und alles idealiſche Streben, eine Politik, die nur eine rein mechaniſche Kultur wollte und anerkannte und als höchſtes, als einziges Ziel der Kunſt die Virtuoſität im Niederträchtigthun ſtatuirte. Und wie das römiſche Weſen zur Cäſarentollheit ausſchlug, ſo das napoleoniſche zum Kaiſerwahnſinn. Die engliſchen Oligarchen haben dann ſchließlich den tollgewordenen Imperator in die Zwangszelle von St. Helena geſteckt und es war eine Schickung von erſchütternder Tragik, daß der Mann, welcher ſein Genie mißbraucht hatte, dem Menſchengeſchlecht den „großen“ Krieg zu machen, zuletzt ſeinen Geiſt und Körper in dem „kleinen,“ mit einem Hudſon Lowe geführten kläglich aufreiben mußte. Ein Werkzeug der Nemeſis, die Maßloſigkeiten der Revolution zu ahnden, überlieferte ihn die eigene Maßloſigkeit der Vergeltung. Alſo ward das Wort erfüllt, welches zur Zeit, wo die Welt den neuen Cäſar mit Jubelſchall begrüßte, unſer theurer Seher prophetiſch geſprochen hatte[101]).

Hier aber iſt dieſes Buches von der Zeit Blüchers und ſeinem Leben nicht weiter hinauszurückender Gränzſtein. Denn mit dem Verſchwinden Napoleon's und ſeines größten Widerſachers von der Weltgeſchichtsbühne geht auf derſelben ein neuer Akt in Szene: die Tragikomödie der Reſtaurationsepoche, wo Zwergdeſpoten ſich vermaßen, das, woran der Rieſendeſpot zu Grunde gegangen, zu thun. Nämlich das Zeitrad nach Willkür zu lenken und noch dazu rückwärts, rückwärts ins „alte romantiſche Land“ des beſchränkten Unterthanenverſtandes und der Pfaffenparadieſe. Eine Weile ſchien das Rad wirklich rückwärts zu rollen. Es ward Abend in der Welt, es ſchien nachten zu wollen. In Frankreich blühte unter dem zum zweiten Mal dem Lande aufgedrungenen Bourbonismus der „weiße Schrecken,“ nur quantitativ, nicht qualitativ von dem rothen von 1793 verſchieden. In Italien und Spanien raſete eine Reaktion, die groteskkomiſch erſcheinen müßte, wenn ſie nicht ſo entſetzlich blutdürſtig geweſen wäre. In England hielt die toryiſtiſche Oligarchie, mit dem verworfenen vierten Georg Hand in Hand gehend, das eigene Volk brutal geknebelt und förderte nach Kräften auf dem Kontinent die Afterwerke der heiligen Allianz, d. h. die Verklärung der ruſſiſchen Deſpotie, welche bei der Unfähigkeit und Schlechtigkeit der preußiſchen und öſtreichiſchen Politik am härteſten auf Deutſchland laſtete. In Wahrheit, den armen Deutſchen blieb zur Vergütung ihrer napoleoniſchen Leiden und widernapoleoniſchen Thaten zunächſt Nichts als das Hungerjahr von 1816, ſodann die karlsbader Septemberverſchwörung der deutſchen Fürſten und ihrer Miniſter gegen die Volksrechte und nationalen Bedürfniſſe, welche Verſchwörung, in Wien am 14. Dezember deſſelben Jahres 1819 zum Abſchluſſe gekommen, dem Judas Gentz den Jubelſchrei entlockte: „Ein Tag, wichtiger als der bei Leipzig“ 103)! und endlich ihres Dichters armſelig Troſtwort: „Geduld, du ſeligſte der Tugenden — Geduld!“

# Quellen,

## Zeugniſſe und Erläuterungen.

# Zum neunten Buch.

1) *οὐδ' ἐγὼ φεύγοντας ἄνδρας ἐλπίδας σιτουμένους.* Aeschylos, Agam. 1668.

2) Den Wortlaut des Aktenſtücks gibt Pertz, Leben Stein's, III, 270 fg.

3) Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll, II. 378.

4) Quinet, Hist. d. l. campagne de 1815, liv. I, chap. 3.

5) Vgl. Bd. II. S. 409.

6) Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg, III, 3—8. Dieſes Werk — ich habe ſchon im 2. Bande mehrfach darauf Bezug genommen — trägt gleich den übrigen, vom General Helldorf veröffentlichten Erinnerungen und Denkſchriften des Prinzen überall den Stempel hoher Wahrhaftigkeit und edler Geſinnung. Was wir aus der citirten Stelle hinſichtlich des Wollens und Wünſchens des Prinzen bei Eröffnung der Feldzüge von 1813 erfahren, iſt ein neuer und ſicherlich ſehr bemerkenswerther Zug zum Bilde jener Zeit. Derſelbe liefert auch einen weiteren Beweis, in welchem Mißverhältniſſe das, was für Deutſchland durch die Befreiungskriege erreicht wurde, zu dem ſtand, was die Vaterlandsfreunde von dieſen Kriegen erwartet hatten.

7) Der Czeche Kollár hat das bekanntlich mit dürren Worten angekündigt. „Alle Nationen haben ſchon ihr Wort geſprochen; jetzt iſt es an uns Slaven, zu reden.“ Gut, wir haben Nichts dagegen. Mag Sankta Slavia immerhin den Mund aufthun; nur ſoll ſie ihn, bitten wir, nicht zu weit aufmachen, damit man ihr das Gras der Waldurſprünglichkeit nicht zum Halſe herauswachſen ſehe.

8) Arndt, Meine Wanderungen mit dem Freih. v. Stein, 82.

9) Man ſehe im Moniteur von 1805 das kaiſerliche Dekret vom 5. Februar, wodurch Bücherdruck und Buchhandel und ſomit auch die Literatur unerbittlich und vollſtändig geknebelt wurden.

10) Tout passe, tout s'éteint, les conquérans périssent,
Sur le front des héros les lauriers se flétrissent.

. . . . . . . . . . . . . . . . .

Le pouvoir absolu s'efforcerait en vain
D'anéantir l'esprit né d'un souffle divin.

. . . . . . . . . . . . . . . . .

Tacite en traits de flamme accuse nos Séjans,
Et son nom prononcé fait pâlir les tyrans.

11) Béranger, Ma biographie (Paris 1857), 125, 128.

12) Lamothe-Langon, Les Après-Dîners de Cambacérès (Paris, 1837), I. 280

13) Buchez et Roux, Hist. parl. XXXIX, 395.

14) Las Cases, Mémorial de S. Hél. V, 262.

15) Thiers, Hist. du cons. et de l'emp., liv. XCVII („les cohortes").

16) Einen bezüglichen Auftritt ſchildert als Augenzeuge Oberſt v. Suckow, Aus meinem Soldatenleben, 160.

17) Jeder, welcher Gelegenheit hatte, mit alten Rheinbundsſoldaten zu verkehren, wird das beſtätigen. Ich habe Dutzende gekannt und bei allen die gleiche Stimmung gefunden. Zwei Vettern von mir, Brüder meiner Mutter, hatten den Feldzug nach Rußland mitgemacht und dort, mit Wunden bedeckt und der Eine zum Krüppel geſchoſſen, in ruſſiſcher Gefangenſchaft Namenloſes erduldet; aber gleichviel, Beide waren und blieben ihr Lebenlang fanatiſche Napoleoniſten.

18) Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 3. A. 203. Luden, Rückblicke, 119.

19) „Des Epimenides Erwachen," zur Jahresfeier der Leipziger Schlacht geſchrieben, wurde zuerſt in Berlin am 30. März 1815 aufgeführt. Rückert (Geſ. Gedichte, 3. A. II. 286) ſagte über „Göthe im Epimenides" ſehr treffend: —

Vornehm war ich ſchon längſt und bequem; nun hab' ich bequemt mich,
Auf vornehme Manier auch patriotiſch zu ſein.

20) Varnhagen, Denkwürdigkeiten und verm. Schr. VI, 126.

21) Tagebücher von Fr. v. Gentz (1861), S. 352: „La totalité de ma recette dans l'année 1814 s'est montée à 17,000 ducats au moins. J'ai eu dans les deux derniers mois des bénéfices extraordinaires de 48,000 florins."

22) Hormayr, Franz und Metternich, 90. Ich muß Bedenken tragen, die draſtiſche Stelle abzuſchreiben.

23) Sulpiz Boiſſerée (Briefwechſel, 1862), I, 184. Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten, II, 226.

24) General Graf Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen a. m. L. 97.

25) Norvins, Portefeuille de 1813, I, 161. Dieſe Sammlung enthält eine Fülle von hiſtoriſchen Aktenſtücken aus dem genannten Jahr. Die wichtigſten Dokumente über die damaligen öſtreichiſch-franzöſiſchen Verhandlungen hat Hormayr (Lebensbilder, 2. A. I, 313 fg.) ebenfalls. Die Beigabe zahlreicher diplomatiſcher Urkunden iſt auch das Beſte oder einzige Gute an Fain's Manuscrit de 1813. (Ich bemerke, daß, wo ich dies Buch citire, es nach der Cotta'ſchen deutſchen Ausgabe von 1824 geſchieht.)

26) Fain a. a. O. I, 388, 393.

27) Prokeſch-Oſten, Denkwürdigkeiten a. d. Leben d. Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg, 2. A. 169.

28) Hippel, Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III., S. 64 fg., 115.

29) Wörtlich: „Truth's a dog that must to kennel; he must be whipp'd out, when Lady, the brach, may stand by the fire and stink." King Lear, Act I, Scene 4.

30) S. darüber Varnhagen, Leben des Generals Grafen Bülow v. Dennewitz, 112 fg.

31) Depeſche Caſtlereagh's an Lord Cathcart vom 22. Januar 1813 bei Frankenberg, L. Caſtlereagh's Denkſchriften, Depeſchen u. ſ. w. III, 153.

32) Droyſen, Leben York's, 2. A. II, 213, 238. Arndt (Meine Wanderungen, 129) zufolge hätte ſich die Szene von Rogau ſpäter, i. J. 1814, noch einmal wiederholt: „Als in Frankreich York nach vielen Schlachten und Siegen vor Friedrich Wilhelm aufmarſchirte und die Soldaten zum Theil mit beſchmutzten und zerriſſenen Monturen und Stiefeln vor ihrem Herrn ſtanden, ſagte der König: „Schlecht geputzt und gekleidet!“ und als York das mit dem Winterfeldzuge und der tüchtig vollbrachten Kriegsarbeit entſchuldigte, fiel ihm der König ein: „Nun, müſſen's eben ertragen, ja ſelbſt nicht anders gewollt haben.“

33) Depeſche St. Marſan's vom 12. Januar 1813 bei Fain a. a. O. I, 179 fg.

34) Mitthlg. d. Generals v. d. Kneſebeck, Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1848, Juli und Auguſt, S. 101.

35) Band II, S. 189.

35*) Fr. Kölle, Erlebtes vom Jahr 1813, Deutſche Pandora, I, 232.

36) Wenigſtens iſt es ſicher, daß er ſich auf deutſchem Boden früher urkundlich nicht nachweiſen läßt.

37) Vgl. Band I, S. 27 fg.

38) Novalis' Ofterdingen, Arnim's Kronenwächter, Tieck's Cevennenkrieg, Brentano's Roſenkranz-Romanzen.

39) Immermann, Memorabilien, I, 271 fg.

40) Charlotte Schiller und ihre Freunde (1860), I, 63.

41) Kohlrauſch, Erinnerungen aus meinem Leben (1863), S. 138.

42) Pertz, Leben Stein's, III, 226.

43) Blücher-Papiere.

44) Beiträge zur Geſchichte des Jahres 1813 von einem höheren Officier der preußiſchen Armee (General v. Prittwitz), I, 83.

45) Witt, der preußiſche Landtag im Februar 1813, in Raumer's hiſtor. Taſchenbuch f. 1857, S. 344. Witt gibt S. 336 fg. eine eingehende Darlegung der Opfer, welche von 1807—12 der Provinz zugemuthet wurden.

46) Bd. II, S. 511.

47) Bräuner, Geſchichte der preußiſchen Landwehr (1863), 1. Halbband, S. 186.

48) Die Gräfin Charlotte Schimmelmann (Kopenhagen, 24. April 1814) an Lotte Schiller: „Ach, daß der edle deutſche Schiller nicht Dieſes ſah, nicht dieſe Befreiung der Welt mit uns theilte!“ Charlotte Schiller und ihre Freunde, II, 442.

49) Witt a. a. O. 348 fg. Ich folge in Betreff der königsberger Vorgänge hauptſächlich dieſer zuverläſſigen Relation. Außerdem ſind die Berichte von Droyſen (Leben York's, 2. A. II, 28 fg.) und von Pertz (Leben Stein's, III, 273 fg.) zu Rathe gezogen.

50) Witt a. a. O. 367. Vgl. Preuß. Militär-Wochenblatt f. 1846, Beihefte, Beil. 1.

51) Mad. de Staël, Dix années d'Exil, 345. Sir Robert Wilſon, Geheime Geſchichte des Feldzugs von 1812 in Rußland, 99.

52) Blücher-Papiere. — Der Brief iſt vom 23. Januar datirt, aber ohne Adreſſe (wenigſtens in der mir vorliegenden Abſchrift). Ich vermuthe wohl richtig, wenn ich ihn an Stein gerichtet glaube, habe aber keinen beſtimmten Beleg dafür auffinden können.

53) Bräuner a. a. O. 74 fg. Witt, 573 fg. Droyſen, Leben York's, II, 80, 117. Arndt, Meine Wanderungen, 136, 144, 147, 150.

54) Ich habe, indem ich dieſes ſchreibe, eine Sammlung von etlichen ſiebzig bezüglichen Flugſchriften ernſthafter und ſcherzhafter Sorte in Verſen und Proſa vor mir liegen. Die witzigſeinwollenden ſind noch armſeliger als die leidenſchaftlichen, wie denn überhaupt nur Rückert und auch dieſer nur hin und wieder den Spottton gegen den Napoleonismus wirklich getroffen hat. Beim Durchblättern meiner Sammlung von widernapoleoniſchen Schmäh-, Schimpf- und Drohreden, Satiren, Komödien und Zerrbildern hat mich oft eine Empfindung angewandelt, als hört' ich einen Schwarm kaum der Feſſeln entledigter Sklaven behaglich in einem Sumpf herumplatſchen.

55) General v. Prittwitz a. a. O. I, 84.

56) Pertz (L. St. III, 298) ſtellt die Sache ſehr poſitiv hin („Von der Abſicht der Franzoſen, ihn zu überfallen, insgeheim unterrichtet, verließ der König u. ſ. w.“), bringt aber keinerlei Beweis bei.

57) Von der Marwitz, I, 335. General Graf Henckel v. Donnersmark, 176. Pröhle, Jahn's Leben, 40.

58) Pertz, III, 309.

59) Hippel, Beiträge u. ſ. w. 76.

60) Blücher-Papiere. Das Schreiben iſt datirt vom 10. Februar. Da Tags zuvor die Sendung des Oberſten von dem Kneſebeck in's ruſſiſche Hauptquartier geſchehen war, ſo ſcheint Blüchers gänzliches Stillſchweigen hierüber anzudeuten, daß man den Alten über den Stand der diplomatiſchen Verhandlungen überhaupt im Dunkeln gelaſſen habe.

61) Rahden, Wanderungen eines alten Soldaten, I, 55. Steffens, Was ich erlebte, VII, 76, 80.

62) Oberſtlieutenant K. v. Plotho, der Krieg in Deutſchland und Frankreich i. d. J. 1813—14 (1817), I, 34. General v. Prittwitz a. a. O. I, 96. Friccius, Geſchichte des Kriegs i. d. J. 1813—14, I, 28. Pertz, St. L. III, 299.

63) Karl v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813—14, S. 3.

64) Arndt, Meine Wanderungen, 130. Droyſen, Leben York's, II, 116.

65) Friccius a. a. O. I, 37.

66) Sir Robert Wilson, Tableau d. l. puissance d. l. Russie (1817), p. 33. General Wilſon befand ſich als engliſcher Kommiſſär im ruſſiſchen Hauptquartier zu Kaliſch.

67) Admiral Schiſchkow, Memoiren (aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Goldhammer), 65. Der Admiral war im Gefolge des Kaiſers.

68) Pertz (III, 320 fg.) gibt den Text des unzählige Male gedruckten Manifeſtes nach dem von Kutuſow eigenhändig unterzeichneten Original. Verfaſſer deſſelben war der preußiſche Publiziſt Karl Müller. Man hört die Begeiſterungslaute des deutſchpatriotiſchen Aufſchwungs von damals deutlich aus dem Aktenſtücke heraus; aber man merkt demſelben auch an, daß eine ruſſiſche Hand bei der endgültigen Redaktion ſehr mitdabeiwar.

69) Lord Caſtlereagh's Depeſchen u. ſ. w. bei Frankenberg, III, 221 Anm., 273.

70) Blücher-Papiere. Die im Text angeführten, einander diametral entgegenſtehenden Urtheile über Blücher ſind einem unterſchriftsloſen, vom 10. März datirten, nicht von Blücher ſelbſt herrührenden, aber jedenfalls aus ſeiner Umgebung ſtammenden Brieffragment entnommen.

71) Varnhagen, Fürſt Blücher, 151.

72) Beim Aufbruch aus Breslau hatte Blücher 26,000 Mann Preußen: 22 Bataillone, 43 Schwadronen, 11 Batterien, 2 Pionier-Kompagnien. Dazu kam dann das ruſſiſche Korps Winzingerode's, 10,000 Mann. General Prittwitz a. a. O. I, 274.

73) Ueber die Lützower vgl. Geſchichte des lützow'ſchen Freikorps von A. S. (Schlüſſer); Geſchichte des L. F. von Prof. Gieſen; Jahns Leben von Pröhle; das Grab bei Wöbbelin oder Theodor Körner und die Lützower von Fr. Braſch; Körners Werke, herausgeg. v. A. Wolff, IV, 124 fg. Ein Streifzug der lützow'ſchen Reiterſchar und der Ueberfall bei Kitzen, von einem alten Lützower (1863).

74) Gwinner, Arthur Schopenhauer, aus perſönl. Umgange dargeſtellt, 112.

75) K. v. Raumer, Erinnerungen, 2.

76) Henckel v. Donnersmarck, 183, wo es freilich ſtatt Lüneburg heißt Lauenburg, einer der ſinnloſen Druckfehler, von welchen dieſes wichtige Memoirenbuch wimmelt.

77) Fr. Förſter, Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, in Briefen geſammelt. Deutſche Pandora, I, 23.

78) Jacobs, Perſonalien, 2. A. 148.

79) Las Cases, Mémorial de St. H. VII, 12: — „et je ne fus plus que le destructeur des droits de peuples, moi qui avait tant fait, et qui allais tant entreprendre pour eux.“

80) Preuß. Militär-Wochenblatt f. 1847, S. 245 fg. Beitzke, Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege, I, 191, gibt etwas weniger an, nämlich 253,000 Mann, hat aber nichtsdeſtoweniger recht, wenn er hinzufügt: „Es iſt dies eine Rüſtung, deren Energie in der ganzen Geſchichte ohne Beiſpiel iſt.“ Vgl. auch die Beihefte zum Milit.-Wochenblatt f. 1845 (September und Oktober) und 1846 (Januar bis Oktober).

81) Förſter, Geſchichte der Befreiungskriege, 5. A. I, 10 fg. Beitzke a. a. O. I, 208. Freytag, Neue Bilder a. d. Leben d. deutſchen Volkes, 515 Anm. Preuß. Militär-Wochenbl. f. 1845, Beiheft z. Sept. u. Okt. 478. (Ein patriotiſch geſinnter Mann erkaufte das Haar Ferdinande's v. Schmettau und ließ daraus Ringe u. dgl. m. fertigen, wofür ſo viel Geld gelöſ't wurde, daß damit die Ausrüſtung von vier freiwilligen Jägern beſtritten werden konnte. Zeitungen v. März 1863.)

82) Niebuhr, Lebensnachrichten, I, 575. Beitzke, I, 197, Anm. Pröhle, Jahns Leben, 108. Braſch, Das Grab bei Wöbbelin, 160. General v. Reiche, Memoiren, II, 4. Von der Marwitz, Nachlaß, I, 353, Anm. Helmina v. Chezy, Unvergeſſenes, II, 153. Pertz, St. L. III, 326. General v. Löwenſtern, Denkwürdigkeiten eines Livl. II, 4. G. v. Martens, Vor fünfzig Jahren, II (Tagebuch meines Feldzugs in Sachſen 1813), 46, 47, 48, 49.

83) Gen. v. Reiche, Memoiren, I, 245, 249. Droyſen, Leben York's,

II, 138. Ueber den tettenborn'ſchen Zug nach Hamburg und über die Ereigniſſe daſelbſt gibt ausführlichen Bericht Varnhagen (Denkwürdigkeiten u. verm. Schriften, III u. IV), welcher theilweiſe als Augenzeuge und Mithandelnder redet. Was das Gebaren Bernadotte's während des Kriegs von 1813 angeht, ſo iſt daſſelbe mit Schärfe und Deutlichkeit dargelegt von Beitzke (II) und noch mehr von Bernhardi (Denkwürdigkeiten Toll's, III u. IV). Am kürzeſten und derbſten hat der ſonſt doch ſo diplomatiſch rückſichtsvolle Fürſt Schwarzenberg Bernadotte's Thun und Laſſen gezeichnet, indem er in einem vom 15. Januar 1814 aus Veſoul datirten und an ſeine Frau gerichteten Brief von dem „elenden Benehmen des ſchurkiſchen Bernadotte" ſprach. Ritter v. Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen öſtreichiſchen Veteranen (1863), S. 181. Die zum Theil ſehr inhaltsvollen, hier zum erſten Mal veröffentlichten vertraulichſten Briefe des Fürſten ſind weitaus das Werthvollſte in dieſem Buch.

84) Die mitgetheilten Einzelnheiten über die aufopfernde That des Mädchens von Lüneburg entnahm ich Maßmann's Büchlein: „Der zweite April 1813 und Johanna Stegen" (1863). Johanna wurde ſpäter die Frau des Berliners Wilhelm Hindersin, welcher als freiwilliger Jäger den Befreiungskrieg mitgemacht hatte. Am 13. Januar 1842 ſchrieb Varnhagen in ſein Tagebuch (II. 12): „Am 12. d. M. ſtarb Johanna Stegen, verehlichte Hindersin, das Mädchen von Lüneburg. Das Gefecht vom 2. April 1813 wurde für ihr Leben entſcheidend, aber erſt als Tettenborn im September deſſelben Jahres nach Lüneburg kam, das Mädchen rufen ließ und ich ſie beſang — („Von wildem Feindestoben, von Glut erfüllt und Dampf" u. ſ. w. Auch Rückert hat ſie beſungen: — „In den Lüneburger Thoren ward ein ſeltner Kampf geſeh'n; daß der Kampf nicht ging verloren, iſt durch Mädchendienſt geſcheh'n" u. ſ. w.). — Sie war brav und ſchlicht und vor ihrem edlen Muth und reinen Sinn ſchwieg jede Unziemlichkeit. Als Frau zeigte ſie große Sanftmuth, feine Sitte und thätige Liebe zu den Ihren."

85) General von Prittwitz a. a. O. I, 437 fg. ſchlägt auf Grund zuverläſſigſter Nachweiſe die Stärke des Vicekönigs bei Möckern auf 37,000 und die Stärke Wittgenſteins auf 20,050 Mann an.

86) General v. Clauſewitz, Hinterl. Werke, 2. A. VII, 231. General v. Hofmann, Zur Geſchichte des Feldzugs v. 1813, S. 23.

87) Wer die Parteigängerkriegsführung in den Jahren 1813—14 in ſeinen Einzelheiten kennen lernen will, leſe die Denkwürdigkeiten des Generals Löwenſtern (Bd. II), die Erinnerungen des Oberſts Grafen v. Keyſerling („Aus der Kriegszeit") und das Tagebuch des Rittmeiſters v. Colomb.

88) Hat doch Sachſen, und zwar, nachdem es im Jahre 1813 „zu einem weiten Leichenfelde geworden," in den erſten Monaten von 1814 nicht weniger als 44,000 Streiter gegen Frankreich aufgebracht. Vgl. Sporſchil, die Freiheitskriege der Deutſchen, 7. A. I, 93.

89) Darſtellung der Ereigniſſe in Dresden im J. 1813 von einem Augenzeugen (1816), 9. 10. 18. Aſter, Schilderung der Kriegsereigniſſe in und vor Dresden, 31 fg.

90) Ueber Thielmann und ſein mißglücktes Unternehmen ſ. die ausführlichen und genauen Relationen von Bülau, Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen, X. 327 fg. und XII. 331 fg.

91) Förſter, Erinnerungen a. d. Befreiungskriegen. Deutſche Pandora, I. 48.

92) Der Augenzeuge a. a. O. 46 fg.

93) Steffens, Was ich erlebte, VII. 131, 134.

94) Blücher-Papiere. Dieſer Tagesbefehl findet ſich übrigens auch ſchon gedruckt vor. Ich bemerke, daß ich es weiterhin als überflüſſig unterlaſſen werde, von allgemein bekannten hiſtoriſchen Dokumenten, Manifeſten u. ſ. w. die Quellen anzugeben.

95) Preuß. Militär-Wochenbl. f. 1847, S. 83.

96) Plotho, I. 110 fg. (Ganz lächerlich iſt es, wenn Fain, I. 366 fg. herausrechnet, daß bei Lützen Napoleon bloß 85,000, die Verbündeten dagegen 105,000 Mann gehabt hätten.) Bernhardi, Denkw. Toll's, II. 418. Prinz Eugen v. Württemberg, ein durch und durch wahrhafter Mann, gibt an (Memoiren, III. 27), daß bei Lützen Napoleon mit 90,000 Mann gegen 70,000 Alliirte gekämpft habe. Dagegen rechnet General Hofmann a. a. O. 44, die Alliirten hätten 54,000, Napoleon 68,000 Mann ins Treffen gebracht.

97) „Je ne suis qu'un atôme devant le grand homme; je suis un fusil chargé, l'empereur commande et le coup part." Kanzler v. Müller, Erinnerungen a. d. Kriegszeiten, 282.

98) Dieſe Schätzung hat Clauſewitz, VII. 233.

99) General Hofmann a. a. O. 37.

100) Kanzler Müller, 288, 290, 291, 296, 297.

101) General v. Reiche, Mem. I. 269.

102) General v. Löwenſtern, II. 17. Ich merke an, daß Varnhagen (Tagebücher, I. 301) im Mai 1841 von dem General v. Krauſeneck erfahren haben will, es ſei keineswegs die Abſicht der Verbündeten geweſen, den Feind im Marſche zu überfallen, ſondern man habe ihn von ungefähr getroffen.

103) General Hofmann, 37. Pr. E. v. Württemberg, Mem. III. 19 fg. und 29, Anm. General Löwenſtern, II. 19. Beitzke, I. 362 fg. General Clauſewitz, VII. 237 fg. General Wolzogen, Mem. 170. Greß, Erinner. a. d. Kriegsjahren, 64. Freiherr Major v. Odeleben, Napoleon's Feldzug in Sachſen i. J. 1813, 2. A. (1816), 50 fg. Gneiſenau (Puſchkau, 29. Mai 1813) an Münſter, bei Hormayr, Lebensbilder, 2. A. II. 321. Ich bin in der Beſchreibung der Schlacht von Lützen etwas ausführlicher geweſen, als ſich eigentlich mit dem Plan meines Buches verträgt, und ich war es deshalb, weil in dieſer erſten Schlacht die Mängel, woran die ganze Kriegsführung der Verbündeten krankte, ſofort recht auffallend und charakteriſtiſch hervorgetreten ſind.

104) Wolzogen, 172.

105) Henckel v. Donnersmark, 184.

106) Odeleben a. a. O. 55.

107) Henckel v. Donnersmark, 186.

108) Blücher-Papiere.

109) Greß, Erinner. 69. Der Augenzeuge, 60, 71. Odeleben, 66. Fain, I. 312. Laun, Memoiren, II. 228.

110) Auf 120,000 Mann berechnet Clauſewitz (VII. 246) die Stärke Napoleon's bei Bautzen. Ich finde aber nach ſorgfältiger Vergleichung aller Schätzungen, daß die weiter oben im Text nach Bernhardi mitgetheilte Angabe von 170,000 Mann wohl die richtigere ſein dürfte. Odeleben, welcher den

Feldzug in der nächſten Umgebung Napoleon's mitmachte, ſchätzt (a. a. O. 98) die Streitmacht deſſelben bei Bautzen auf „vielleicht 180,000 Mann“. Von Bedeutung iſt, daß ſelbſt Franzoſen die große Uebermacht Napoleon's zugeſtehen. Selbſt Thiers (XV, 444) bekennt, daß jener bei Bautzen 160—170,000 Mann gegen 100,000 Verbündete gehabt; aber gewichtiger iſt die Angabe des Marſchalls Marmont (Mém. du Duc de Raguse, V. 108), die Alliirten hätten in dieſer Schlacht mit weniger als 100,000 Mann gegen 150,000 geſtritten.

111) S. d. Plan z. Schl. b. Bautzen in Wörl's Atlas der Schlachten und Manöver zu Kausler und Wörl, Geſch. d. Kriege v. 1792—1815.

112) Blücher-Papiere.

113) Wolzogen, 178 fg. Löwenſtern, II. 37 fg. Henckel v. Donnersmarck, 196. Odeleben, 96 fg. Clauſewitz, VII. 255. General Reiche, Mem. I. 283.

114) Fain, I. 353 fg. Odeleben, 104 fg.

115) Clauſewitz, VII. 260 fg. General Hofmann, 86 fg. Preuß. Militär-Wochenblatt f. 1843, S. 230 fg.

116) General Müffling, Aus meinem Leben, 40, Anm.

116a) Die betreffende Blut- und Raub-Ordre Napoleon's an Davout iſt gedruckt im Preuß. Militär-Wochenbl. f. 1828, S. 3960.

117) Hormayr, Lebensbilder, II. 322 fg.

118) Blücher-Papiere.

119) Gen. Löwenſtern, II. 70, 71. Odeleben, 33, 84.

120) Die vollſtändige Geneſis des Waffenſtillſtands ſ. b. Norvins l. c. I. 442 seq. II. 7 seq. Plotho, I. Beilagen 146 fg. (Text des Waffenſtillſtandsvertrags). Fain, I. 377. O'Meara, Napoleon in exile, II. 172. Odeleben, 201. Franz v. Schwanenfeld, Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten, 17." Meneval, Napoléon et Marie-Louise, 2 ed. (Paris 1844), II. 3. Bausset, Mémoires, Souvenirs et Anecdotes, deutſch von Knorr, IV. 27.

121) Martens, Tagebuch m. Feldz. in Sachſen, 21 fg. Gartenlaube f. 1863, Nr. 8, S. 116 fg. und Nr. 19, S. 304. Braſch, das Grab bei Wöbbelin, 90. Bauſſet a. a. O. IV. 41 fg. Der alte Lützower, Ein Streifzug und der Ueberfall bei Kitzen, 28 fg.

122) Gagern, Mein Antheil an der Politik, I. 218. Pertz, L. St. III. 291. Bernhardi, Denkwürdigkeiten Toll's, III, 11. Springer, Geſchichte Oeſtreichs ſeit dem wiener Frieden, I. 114.

123) Springer giebt a. a. O. I. 177 als Probe aus dieſer Zeitſchrift die nachſtehende Strophe aus einem Huldigungscarmen an, welches Eipeldauer i. J. 1814 an den Kaiſer richtete: —

Die Sünden von Europa abzubüßen
Warſt Du beſtimmt durch zwanzig Jahr,
Du haſt allan für Alle leiden müſſen
Weil Alles von Dir g'wichen war.
Jetzt biſt Du aber glorreich auferſtanden
Voll Glanz, wie Chriſtus unſer Herr;
Du haſt die Welt erlöſt aus Satans Banden
Und ziehſt jetzt in Dein Reich wie er.

124) Schmidt-Weißenfels, Fürſt Metternich, I. 117. Schmidt-Weißen-

fels, Friedr. Gentz, II, 31 fg. Lefebvre, Revue des deux mondes, 1857, I, 334.

125) Varnhagen, Galerie v. Bildern a. Rahels Umgang, II, 213. Schmidt-Weißenfels, Fürſt Metternich, I, 124 fg. Bernhardi, III, 40 fg. Thiers, XVI, 18 seq.

126) Wie bekannt, iſt die erſte Relation über dieſe Audienz durch den Kabinetsſekretär Napoleon's, Baron Fain (a. a. O. II, 30 fg.), in Umlauf geſetzt worden. Daß derſelbe ſeiner Stellung zufolge Einiges, vielleicht ſogar Vieles oder Alles von der berühmten Unterredung erſchnappen, d. h. erhorchen konnte, iſt möglich; daß er aber die ganze Wahrheit ſagen wollte, ſehr zweifelhaft. Hat er ſich doch in ſeinem Bericht nicht einmal vor auffallenden Widerſprüchen gehütet. Indeſſen darf doch nicht überſehen werden, daß Fain's Angaben im Weſentlichen beſtätigt werden durch einen vom 5. Juli 1813 datirten Brief des Herrn Gentz an einen böhmiſchen Magnaten (gedr. bei Schmidt-Weißenfels, Fr. Gentz, II, 34 fg.), worin namentlich die Stelle von Bedeutung: „Nach Metternich's Aeußerungen zu ſchließen, hat ſich der Kaiſer bis zu perſönlichen Inſulten hinreißen laſſen; der Löwe iſt verwundet, und wer ihm naht, empfindet ſeine Wuth.“ Thiers gibt (XVI, 31 fg.) einen neun Seiten langen Bericht, welcher ſich, behauptet er, durchweg auf eine Aufzeichnung ſtützt, die Metternich unmittelbar nach der Audienz gemacht und dann ſpäter ihm, Monſieur Thiers, auf Erſuchen mitgetheilt habe. Endlich behauptet auch der Ritter von Thielen (Erinnerungen eines 82jährigen Veteranen, 361 fg.), bei Gelegenheit einer vierſtündigen Unterredung mit dem Fürſten im Februar 1857 von dieſem, welcher ihm den Gang der öſtreichiſchen Politik von 1809 bis 1815 entwickelte, die Umſtände der bewußten Audienz ſo erzählen gehört zu haben, wie Fain und Thiers ſie berichten. Eine ſichere hiſtoriſche Kritik ermöglichen die bis jetzt vorliegenden Akten nicht. Ich habe daher im Text das über den Vorgang Mitgetheilte mehr als legendariſch denn als hiſtoriſch ausdrücklich bezeichnet, zumal ich den Verdacht nicht unterdrücken kann, der alte Metternich habe eine einmal ganz und gäbe gewordene Legende um ſo lieber für Geſchichte angeſehen, als ihm dieſe Legende eine keineswegs ſchlechte Figur machen ließ.

127) Fain, II, 38.

128) „Heute iſt Metternich zurückgekommen — ſchrieb Graf Nugent am 6. Juli aus Gitſchin an Münſter — und nachdem er den Kaiſer Franz geſehen, hatte ich mit ihm eine lange Konverſation. Gottlob, Bonaparte weiß Alles, dürſtet Rache und äußert ſich ſehr unbeſonnen. Der Rückweg iſt Oeſtreich abgeſchnitten.“ Am Tage zuvor hatte Nugent geſchrieben: „Ich glaube ſagen zu dürfen, der Kaiſer Franz ſei nach und nach aus innerem Antrieb für den Krieg.“ Hormayr, Lebensbilder, II, 162.

129) Lefebvre, Rev. des deux mondes, 1837, I, 334. Gentz, Schriften (herausgegeben v. Schleſier), I, 129 fg. Martens, Denkwürdigkeiten a. d. Leben eines alten Offiziers, 185 fg.

130) Niebuhr, Geſchichte des Zeitalters der Revolution, II, 328 fg. Gentz, Schriften, I, 135. (Daſelbſt, II, 369 iſt das von Gentz verfaßte öſtreichiſche Kriegsmanifeſt gedruckt, ein Meiſterſtück diplomatiſchen Glanzhandſchuhſtyls.) Schmidt-Weißenfels, Fürſt Metternich, I, 130. Pertz, L. St. III, 400. Odeleben, 230. Martens a. a. O. 187. Der Augen-

zeuge, 100 fg. Heink, Denkw. Momente aus Napoleon's Aufenthalt in Sachſen, 30 fg. Genau genommen, muß die Unterredung mit Bubna ſchon am 14. Auguſt ſtattgefunden haben; denn der ſehr verläßliche „Augenzeuge“ läßt den öſtreichiſchen General an dieſem Tage Dresden verlaſſen. Der zweiundachtzigjährige Heink hat ohnehin einen Gedächtnißfehler begangen, wenn er berichtet, Napoleon ſei damals, „zwei Monate vor der Schlacht bei Leipzig,“ von Dresden nach Leipzig abgereiſt.

# Zum zehnten Buch.

1) Merchant of Venice, V, 1: —

Sit, Jessica! Look how the floor of heaven
Is thick inlaid with patines of bright gold:
There's not the smallest orb, which thou behold'st,
But in his motion like an angel sings,
Still quiring to the young-ey'd cherubims:
Such harmony is in immortal souls;
But, whilst this muddy vesture of decay
Doth grossly close it in, we cannot hear it.

2) „Tout est bien, sortant des mains de l'auteur des choses; tout dégénère entre les mains de l'homme.“ Bekanntlich die Anfangsworte von Rouſſeau's „Emile.“

3) Schenkendorf, Gedichte (Erſte vollſt. Ausg. 1837), 137.

4) Pertz, L. St. III, 115 fg.

5) Martens, Nouv. Recueil des traités etc. V, 596 seq.

6) Hormayr, Lebensbilder, 2. Ausg. II, 299. (Eine Blumenleſe aus [illegible] Schamloſigkeiten im „Oeſtreichiſchen Beobachter.“)

7) Das Verdienſt, mit vollſter Klarheit die beiderſeitigen Streitmachtverhältniſſe im Herbſtfeldzuge von 1813 feſtgeſtellt zu haben, gebührt Bernhardi, der im 2. Kapitel des 3. Bandes (ſammt den Beilagen) ſeiner Denkwürdigkeiten Toll's allen Nebel, welcher noch über dem in Rede ſtehenden Gegenſtande ſchwebte, vollkommen zertheilte. Plotho und die ihm folgten, ſind in vielfache, freilich unfreiwillige Irrthümer verfallen. Mit Bernhardi ſind zuſammenzuhalten: General Hofmann, 101—117. Spectateur militaire, 1, 163 seq. Le Maréchal Gouvion Saint-Cyr, Mémoires, IV, 367. (An dieſer Stelle ſchreibt Napoleon unterm 17. Auguſt dem Marſchall, die geſammte zwiſchen Magdeburg und Böhmen geſammelte franzöſiſche Macht, alſo mit Ausſchluß der von Tarent befehligten Armee an der Niederelbe, betrage 300,000 Mann, und ſie betrug in Wahrheit noch 2500 Mann mehr.) Marmont, Mém. V, 133. Eine möglichſt gedrängte, aber im Einzelnen nicht unanfechtbare Ueberſicht der verbündeten Streitkräfte gibt Brauner, Geſch. d. preuß. Landwehr, 203 fg.

8) Lord Caſtlereagh's Denkſchriften, Depeſchen u. ſ. w. bei Frankenberg III, 179. General Hofmann, 100, Anm.

9) Hormayr, Lebensbilder, III, 497.

10) Blücher-Papiere. Dieſe Faſſung des berühmt gewordenen Trinkſpruchs iſt die echte.

11) Was kann Genie? Das ſtirbt, eh' man's begriffen,
Verbannt, verhungert, wenn nicht ausgepfiffen;
Erſt wenn zum Teufel iſt ſein Spiritus
Und ſich verdampft gleich einer Wetterwolke,
Geht auf ein Licht dem ſüßen Pöbelvolke
Und hebt der Kultus an des Genius.

Orion (1863) III, 168.

12) Prokeſch-Oſten, Denkw. a. d. Leben des Feldm. F. K. zu Schwarzenberg, Neue Ausg. (1861), 328, 340, 344.

13) Bernhardi, III, 33 fg., 50 fg., IV, 833 fg. Pertz, III, 382. Henckel v. Donnersmarck, 292. Beitzke, II, 273, 275. Plotho, II, Beil. 1 (Wortlaut des trachenberger Konferenzprotokolls). Heller von Hellwald, Radetzky. (Die betr. Denkſchrift des Generals in den [illegible] Beilagen.)

14) General von Gersdorf (als ſächſiſcher Kriegsminiſter im Gefolge Napoleon's), Tagebuch in den „Zeitgenoſſen" v. 1836, S. 44.

15) Varnhagen, Fürſt Blücher, 193. Droyſen, Leben York's, II, 224.

16) General von Müffling (C. v. W.), Zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814, 2. Ausg. (1827), 2 fg. Dieſes Buch iſt eine anerkannt beſte, eine klaſſiſche Quellenſchrift, aus welcher ich von nun an häufig ſchöpfen werde. Der Verfaſſer, wie im Text bemerkt worden, Generalquartiermeiſter Blüchers, hat ſein Werk noch ganz unter den friſchen Eindrücken des Miterlebten und Mitgemachten niedergeſchrieben. Dagegen iſt das hinterlaſſene Memoirenbuch Müfflings („Aus meinem Leben") nur mit großer Vorſicht zu benutzen; denn es ſpricht aus demſelben überall nicht nur eine bis zur offenkundigen, namentlich gegen Blücher gerichteten Ungerechtigkeit geſteigerte Krittelei, ſondern auch eine überſtiegene, aus Altersſchwäche gefloſſene Eitelkeit. Wo Müfflings Zeugniß ferner von mir beigebracht wird, iſt, falls ich nicht das Memoirenbuch ausdrücklich nenne, ſtets die erſtgenannte Schrift gemeint.

17) Arndt, Erinnerungen a. d. ä. Leben, 3. A. 122. Biſchof Eylert, III, 216. — Ich habe eine Sammlung von Portraits Blüchers vor mir liegen, unter welchen das in London im Juni 1814 von dem berühmten Portraitmaler Lawrence nach dem Leben gemalte und von Fleiſchmann geſtochene hinſichtlich der künſtleriſchen Ausführung den erſten Rang einnimmt. Es gibt den Blücher wirklich wieder, aber den Blücher in Gala, den Feldmarſchall. Den Menſchen Blücher charakteriſiren viel beſſer verſchiedene, ebenfalls während ſeines Aufenthalts in London von ſeinem Kopf und ſeiner Haltung entworfene Crayonſkizzen, welche im Juli 1814 in England vervielfältigt worden ſind. Aus Blüchers letzter Lebenszeit ſodann exiſtirt ein bei Schröter in Stettin erſchienenes ganz vortreffliches Bild, welches den Alten in ganzer Figur, im Civilüberrock, einen runden breitkrämpigen Hut auf dem Kopf, die brennende Meerſchaumpfeife im Munde, darſtellt, wie er vorgebeugt und nachdenklich in eine ſchleſiſche Hügelgegend hineinblickt.

18) Müffling, Vorwort, VI fg.

19) General Clauſewitz, Hinterl. Werke, 2. A. VII, 276.

20) Müffling, 10: „Die Beſetzung des neutralen Gebiets konnte 1) den Feind über unſere Stärke und den Operationsplan täuſchen, da er glauben mußte, wir rückten in der Offenſive ihm entgegen; 2) hatten wir zwei Märſche, die Breite des neutralen Gebiets, gewonnen, im Fall er abzog, um ſich an der Elbe zu concentriren.“

21) Steffens, Was ich erlebte, VII, 223. Dieſes unanfechtbare Zeugniß wirft die franzöſiſche Geſchichtslüge, Blücher habe ohne alle Veranlaſſung den Waffenſtillſtand widerrechtlich gebrochen, zu Boden.

22) Blücher-Papiere. Vgl. Müffling, 11 fg.

23) Gouvion Saint-Cyr, Mém. IV, 69 seq. Preuß. Militär-Wochenblatt, 1844, Jan. u. Febr. Beiheft, 89. Blücher-Papiere. Müffling, 26. Odeleben, 206.

24) Bernhardi, III, 133.

24a) Bräuner, Geſch. d. preuß. Landwehr, 226, gibt an, daß die Landwehr bei Großbeeren bereits „durchweg“ mit Gewehren bewaffnet geweſen ſei, aber allerdings mit ſehr ſchlechten.

25) Spectateur militaire (1826), I, 160 seq. Marmont, Mém. V, 190. Löwenſtern, II, 80 fg. Varnhagen, Leben Bülow’s, 203 fg. 430. General Bülow v. Dennewitz in den Feldzügen v. 1813—14, v. einem preuß. Offizier, 113. Friccius, I, 273 fg. General Reiche, Mem. I, 304.

26) Varnhagen, Leben Bülow’s, 219. Von der Marwitz, II, 97, 99.

27) Körner’s Werke, Ausg. v. A. Wolff, IV, 35 fg. 136 fg. Braſch, Das Grab bei Wöbbelin oder Th. Körner und die Lützower, 107—141. Ein wahres Muſter von monographiſchem Fleiß und bibliographiſcher Gewiſſenhaftigkeit! Das Buch iſt für die Geſchichte der lützow’ſchen Freiſchar ein abſchließendes. Was die Fabel angeht, Körner ſei von der Kugel des „noch lebenden Musketiers Franz,“ alſo eines Deutſchen, niedergeſtreckt worden, ſo entbehrt ſie jeder Begründung. Dieſe Fabel wurde zuerſt, natürlich ohne einen Schatten von Beleg, in der angeblichen deutſchen Literaturgeſchichte des Herrn A. F. C. Vilmar vorgebracht, wahrſcheinlich um der Tragik des Dichterlebens einen falſchen Effekt beizumiſchen. Man hätte dieſe Behauptung dem Fartcatcher und Handlanger Haſſenpflug’s nicht ſo bereitwillig glauben ſollen, wie geſchehen iſt. Aber freilich, Herr Vilmar iſt ein „Frommer“ κατ’ ἐξοχήν und von ſolchen hat ſich die betrogen ſein wollende Welt von jeher doppelt gern betrügen laſſen, auf daß immer und immer wieder erfüllt werde, was geſchrieben ſteht beim Evangeliſten vom Avon: —

Das iſt die liſt’ge Ausſtattung der Hölle,
Den frechſten Schalk verkleidend einzuhüllen
In fromme Tracht.

28) Eine ausführliche Schilderung der Schlachten von Dresden und Kulm liegt außerhalb des Bereichs meiner Aufgabe. Ich verweiſe auf Bernhardi, Beitzke, Aſter, Odeleben, Wagner („die Tage von Dresden und Kulm“), ſowie auf die Memoiren von Saint-Cyr, Marmont, Eugen von Würtemberg, Wolzogen, Gersdorf („Tagebuch“) und Thielen, bemerke auch im Allgemeinen, daß meine Darſtellung in ihrem weiteren Verlaufe die kriegeriſchen oder, genauer geſprochen, die ſtrategiſchen Angelegenheiten nur da einläßlicher beleuchten wird, wo Blücher dabei im Spiele iſt.

29) Thielen, Erinnerungen u. ſ. w. 114: — „Wie kommen Sie hieher,

Excellenz? Iſt Ihnen nicht der Weg über Peterswalde und Nellendorf vorgeſchrieben?“ Barklay entſchuldigte ſich damit, daß Kaiſer Alexander es ſeinem Ermeſſen überlaſſen habe, in gewiſſen Fällen ſeine Marſchrichtung zu nehmen, und da der Weg über Dippoldiswalde der beſſere, ſo habe er dieſen gewählt. „Gut — ſagte der Fürſt — durch Ihren Marſch hieher ſteht dem Feinde die Straße über Peterswalde nach Böhmen völlig offen; geſchieht ein Unglück, ſo werden Sie allein es verantworten.“ Thielen war Ohrenzeuge.

30) Bekanntlich hat Fain (II, 252) dieſes Krankheitsmärchen zuerſt in Umlauf gebracht. Thiers jedoch will (XVI, 263 seq.) nur von einem plötzlichen „Leibſchneiden“ wiſſen, welches den Kaiſer keineswegs abgehalten habe, in gewohnter Weiſe ſeine Geſchäfte zu verrichten.

31) Odeleben, 282, 284.

32) Ein Zweifel kann hierüber gar nicht mehr ſtattfinden, obgleich ruſſiſcher Ränkegeiſt und deutſche Nachbeterei das ganze, das unberechenbar große Verdienſt des Prinzen dem nominellen Oberbefehlshaber deſſelben, dem mindeſtens zur Hälfte oder zu zwei Dritteln verrückten General Oſtermann zuſchreiben wollten. S. die Schrift des Generals Helldorff (Adjutant des Prinzen): Zur Geſchichte der Schlacht von Kulm — und des Prinzen ſchlicht thatſächlichen, wahrhaft klaſſiſch einfachen Bericht über ſeine „Erfahrungen vom 23. bis 30. Auguſt 1813.“ Memoiren, III, 111—184.

33) Admiral Schiſchkow, Memoiren, 96 fg. Thielen, 125 fg. Wolzogen 198, 202, 204. Für die Angabe im Texte, daß Kleiſt bei Kulm die Entſcheidung gebracht, finden ſich bei Aſter (179 fg.) die unbeſtreitbaren Belege.

34) A. A. L. Follen, Bilderſaal deutſcher Dichtung, II, 160.

35) Wörl, Atlas der Schlachten und dazu Kausler, die Kriege u. ſ. w. 642 fg. Müffling, 27—43. Pr. Militär-Wochenblatt, 1844, März und April, Beiheft, 126, 168, 172. Henckel v. Donnersmark, 633. Droyſen, L. Y. II, 237, 262, 265. Varnhagen, Fürſt Blücher, 212. Hormayr, Lebensbilder II, 324.

36) Spectateur milit. I, 268, 273. Odeleben, 283. Fain, II, 272 fg. Fain, dem es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht ankam, hat den Befehl Napoleon's an Vandamme, nach Böhmen vorzugehen, ohne Weiteres abgeleugnet. Thiers aber kann nicht umhin, dieſen Befehl abdrucken zu laſſen, welcher „Eine Lieue von Pirna, 28. Auguſt, 4 Uhr Nachmittags“ datirt iſt und in welchem es wörtlich heißt: „L'empereur désire que vous réunissiez toutes les forces qu'il met à votre disposition, et qu'avec elles vous pénétriez en Bohême.“ Noch mehr, Thiers zufolge (XVI, 325) ließ ſich Napoleon der „Große“ dieſe Ordre durch den Sekretär Vandamme's ausliefern, um ſie ableugnen zu können.

37) Blücher-Papiere. Randbemerkung des mir aus Schleſien zugekommenen Blattes: „Dieſe Worte hat mein ſeliger Vater am 30. Auguſt 1813 aus Blüchers Mund vernommen.“ (Ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß mehrere der Herren und auch Damen, welche die Freundlichkeit hatten, mich mit Materialien zu unterſtützen, aus naheliegenden Gründen die Nennung ihrer Namen ausdrücklich verboten haben. Iſt es doch zu einer Zeit, wie die gegenwärtige, für mehr oder weniger getreue deutſche Unterthanen und Unterthaninnen nicht ſehr rathſam, mit einem „notoriſchen“ Republikaner in irgendwelcher Beziehung ſtehend zu erſcheinen. Ich könnte davon Wunderliches erzählen, ſo die Dankbarkeit es mir nicht verböte.)

38) Preuß. Militär-Wochenbl. 1844, Beih. März u. April, 130, 136.

39) Der arme Thielen (a. a. O. 135) ſchimpft more conſueto wie ein Rohrſpatz über Beitzke und die andern „ausländiſchen“ (d. h. deutſchen) Kriegsſchriftſteller, weil ſie wahrheits- und pflichtgemäß dieſes Begehrens Schwarzenbergs erwähnen. Wenn man aber über die kriegeriſchen Ereigniſſe von 1813 ſchreiben und ſich nicht dabei auf die Erzählung von Selbſterlebtem beſchränken will, ſo ſollte man doch einigermaßen das urkundliche Material kennen. Die hier in Betracht kommende Urkunde aber, d. h. die „Inſtruktion,“ welche Schwarzenberg dem Fürſten Lichtenſtein zu Handen Blüchers mitgab, hätte der Herr Ritter v. Thielen mit nicht allzu vieler Mühe in den Beiheften zum Pr. Milit.-Wochenblatt f. 1844, Juli und Auguſt, S. 205 fg. finden und einſehen können.

40) Müffling, 53 fg. Militär-Wochenblatt 1844, Beiheft Juli und Auguſt, 249.

41) „En un mot vous devez continuer comme vous l'avez si bien fait jusqu'à ce jour, et ne pas perdre de vue un instant le mouvement de Napoléon et à vous diriger de manière à opérer sans cesse de concert avec l'armée principale afin qu'il n'ait jamais le tems de jeter ses masses sur un point.“ Militär-Wochenblatt 1844, Beiheft, November und Dezember, 291.

42) Odeleben, 288 fg. Varnhagen, Fürſt Blücher, 227 fg. Gouvion Saint-Cyr, Mém. IV, 138 seq.

43) Plotho, II. 164 fg. General Reiche, I. 310 fg. Martens, Tageb. m. Feldzuge in Sachſen, 78 fg. Varnhagen, Leben Bülow's, 226 fg.

44) Thornton an Caſtlereagh, aus Jüterbogk vom 8. Sept. 1813 und aus Zerbſt vom 26. Sept. Caſtlereagh's Depeſchen u. ſ. w. bei Frankenberg, IV, 13, 17, 19, 28.

45) Kohlrauſch, Erinnerungen a. m. L. 132.

46) Niemeyer, Kaſſel'ſche Chronik vom 28. September bis zum 21. Nov. 1813, S. 19.

47) „Des Ritters von der traurigen Geſtalt thränenvoller Abſchied aus Kaſſel“ (Vermark, Lebensbilder, II. 143 fg.). Das Machwerk iſt eine nicht ſehr geſchmackvolle Probe von der Spottdichterei jener Tage. Es ſingen darin —

Les dames du palais.

Partons, partons en diligence,
Sauvons nos chevals, nos diamants!
Jérôme se retire en France.
Sauvons le reste, il en est temps.
Le voilà bien dans la misère
Le pauvre Sire! Il y a long-temps,
Qu'il ne peut plus nous satisfaire.

Die deutſchen Palaſtdamen.

Ach, was ſollen wir beginnen?
Alles, was ein König will,
Halten wir ſo gerne ſtill;
Doch hier iſt Nichts zu gewinnen.

Denn Jérôme hört auf zu zahlen
Und das Königreich Weſtphalen
Holt der Teufel ganz und gar.
Jeder wird, was er einſt war.
Mögen unſre Männer brummen,
Wir verdienten große Summen.
Unſre Männer ſind nicht dumm,
Geld bringt alle doch herum.

Die Oberhofmeiſterin Frau v. Bochholz.

Ueberall gibt's Grenadiere;
Dieſe tröſten mich allein;
Der Tunguſe, der Baſchkire,
Alles hat doch Fleiſch und Bein.

48) Odeleben, 302—314.

49) Müffling erwähnt dieſes Umſtands in ſeinem Buch „Zur Kriegsgeſchichte" u. ſ. w. nicht, wohl aber in ſeinen Memoiren „Aus meinem Leben", S. 83.

50) General Löwenſtern, II, 128.

51) Beiheft zum Militär-Wochenblatt, November und December 1844, S. 283—316; (die Hauptquelle, welche ſämmtliche Aktenſtücke über den Elbübergang enthält). Müffling, 59 fg. Plotho, II, 279 fg. Droyſen, II, 311 fg. K. v. Raumer, Erinnerungen a. d. J. 1813—14, S. 33. Steffens, Was ich erlebte, VII, 276.

52) Gentz, Tagebücher, 277.

53) Die beiden Kaiſerbriefe ſind gedruckt bei Hormayr, Lebensbilder II, 23 fg.

54) Niebuhr an die Prinzeſſin Luiſe von Preußen, gedruckt bei Pertz, L. St. III, 423.

55) In Betreff des Thatſächlichen bin ich, was den Abſchluß des Vertrags von Ried und deſſen nächſte Folgen angeht, dem trefflichen Buch von J. Heilmann: „Der Feldzug von 1813; Antheil der Baiern ſeit dem Rieder Vertrag", Abſchnitt II, gefolgt, welches nicht wenige gäng und gäbe Irrthümer aus den Akten berichtigt hat.

56) Beide Schreiben ſind gedr. bei Hormayr, Lebensbilder, II, 170 fg.

57) Bernhardi, III, 336.

58) Napoleon, Memoiren (deutſche Ausg. v. 1823), II, (vermiſchte Aufſätze), 88. Fain, II, 318 fg. Man muß Thiers die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu ſagen, daß er (Liv. 50) bei dieſer Gelegenheit die Lügen Fain's, Pelet's und der Diktate Napoleon's auf Sankt Helena nicht ohne Weiteres nachſchreibt und auch ſoviel Schamgefühl beſitzt, ausdrücklich zu erklären, auf die Pläne und Unternehmungen des Empereurs, welche die Kataſtrophe bei Leipzig herbeiführten, habe der Abfall Baierns ſchon deshalb keinen Einfluß üben können, weil Napoleon von dieſem „Abfall" am 13. Oktober noch Nichts wußte, während ſeine Befehle zum Marſch auf Leipzig ſchon am 12. ertheilt wurden.

59) Odeleben, 319 fg. Dazu bei Bignon, Histoire de France sous Napoléon, XII, 361: — „L'empereur va livrer bataille, etc. Mais

comme Sa Majesté gagnera la bataille, Dresde restera toujours son centre d'opérations."

60) Blücher-Papiere. Müffling, 63 fg. Bernhardi, III, 369 fg.

61) Müffling, 70 fg. Varnhagen, Fürſt Blücher, 246 fg. Blücher-Papiere: — „Man hat unſern herrlichen Blücher — (ſagt eine Aufzeichnung aus dem Hauptquartier vom 14. Oktober) — nie alſo wüthend gehört, als da geſtern der Angſt- und Nothruf des Kronprinzen eingelaufen. Ein wahrer Wolkenbruch von Zorn! Dem Bernadotte müſſen die Ohren nicht ſchlecht geklungen haben."

62) Odeleben, 324 fg. Rogniat, Considérations sur l'art de la guerre (Paris, 1816), 391 seq. (Napoleon hat auf Sankt Helena eine ausführliche Kritik dieſes Buches diktirt, in welcher er aber über ſeine im Feldzug von 1813 begangenen und von Rogniat ſehr ſchonend gerügten Fehler leicht hinweggeht.) Marmont, Mém. V, 270 seq. Schütz und Schulz, Geſchichte der Kriege, XI, 253 fg. Plotho, II, 369, ſetzt die Streitmacht Napoleon's bei Leipzig etwas zu niedrig an (171,000) und die der Verbündeten (am dritten Schlachttag) etwas zu hoch (300,000 M.).

63) Ich folgte und folge in Betreff der Leipziger Schlachten vornehmlich Aſter („Gefechte und Schlachten bei Leipzig," 2 Bde.), Müffling, Odeleben, Hofmann, Bernhardi, Marmont und den Beiheften zum Militär-Wochenblatt. Die treffliche populäre Erzählung der „Völkerſchlacht bei Leipzig" von H. Wuttke (1863) iſt mir erſt nach Abſchluß meines Buches zu Handen gekommen.

64) General Helldorff (bei Leipzig ein Adjutant des Prinzen Eugen), Aus dem Leben d. Pr. E. v. W. II, 164 fg. Odeleben, 337 fg. Moloſtwow, Tagebuch, bei Aſter, I, 377. Wolzogen, 211 fg.

65) Mündliche Mittheilung von Niemeyer beim Biſchof Eylert, III, 231.

66) Droyſen, L. Y. II, 368.

67) Hauptquelle das Beiheft zum M.-W., Juli und Auguſt 1847, S. 89 bis 111, ſammt Schlachtplan. Marmont, V, 370 seq. Droyſen, II, 384 fg.

68) Dies die hiſtoriſche Wahrheit über Merveldts Sendung, erhellend aus dem Originalbericht des Generals, zuerſt gedruckt in den Memoiren des Lord Burghersh (200 fg.), dann in den Beilagen des 3. Bandes von Bernhardi, 521 fg. Alles hievon Abweichende, was die Schönfärber des Napoleonismus vorgebracht, iſt unbewußte oder bewußte Lüge, welche glauben machen ſoll, das Unheil des 18. Oktobers ſei für Napoleon daraus entſprungen, daß er den Rückzug, welchen er am 17. noch ungeſchlagen habe bewerkſtelligen können, unterlaſſen hätte, weil er auf ſeine friedlichen Vorſchläge eine friedliche Antwort erwartete, auf welche man ihn wohl abſichtlich vergeblich habe warten laſſen. Das arme, getäuſchte Friedenslamm! Bernhardi hat (III, 443) richtig nachgewieſen, daß in dem gedruckten Berichte Merveldts („l'empereur N. me fit appeler le 17. à 2 heures après midi") das Wort midi ein Druckfehler und in minuit zu verbeſſern ſei. Da nun auch Odeleben (341) ſagt: „Am Abend (des 16. Oktobers) ward Merveldt nochmals zu dem Kaiſer gerufen und in das öſtreichiſche (ſoll heißen ſchwarzenbergiſche) Hauptquartier mit einem Auftrage geſendet", — ſo darf mit Beſtimmtheit Zweierlei angenommen werden: 1) daß Merveldt im erſten Morgengrauen des 17. aus dem franzöſiſchen in das verbündete Lager ſich begab, und 2) daß

Napoleon, als weder der General wiederkehrte noch eine Botſchaft von ihm einging, zeitig genug erkennen konnte, man laſſe ſich drüben Nichts verſchwindeln, ſondern appellirte an's Schwert.

68*) Aſter, I, 479.

69) Odeleben, 344.

70) Ritter v. Thielen, Erinnerungen u. ſ. w. 74 fg.

71) Müffling, 90 fg.

72) Steffens, Was ich erlebte, VII, 281 fg.

73) Varnhagen, Leben Bülow's, 274. Müffling, 93 fg. General Reiche, I, 341.

74) So verhielten ſich den Berechnungen des Generals Hofmann zufolge (a. a. O. 286) die beiderſeitigen Streitkräfte am 18. Oktober. Es iſt aber ſicher, daß das Verhältniß ſich für Napoleon noch ungünſtiger geſtellt haben würde, wenn Schwarzenberg alle Truppen, über die er verfügen konnte, ins Feuer gebracht hätte. Es ſollen auf Seite der Verbündeten an 100,000 Mann oder noch mehr am 18. Oktober gar nicht ins Feuer gekommen ſein.

75) Hofmann, 285 fg. Bernhardi, III, 449. Wolzogen, 225, 232.

76) Moſen, Ahasver, I. A. 61.

77) Odeleben, 345 fg. 354. Steffens, VII, 295, 298. Martens, Tagebuch m. F. i. S. 148. Varnhagen, Leben Bülow's, 276. Kretzſchmer (Augenzeuge und Mitſtreiter), Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben (1838), I, 182. Müffling, 93 fg. Hofmann, 293 fg.

78) Bernhardi, III, 466 fg.

79) Groß, Erinnerungen aus den Kriegsjahren, 114. Kölle, Erlebtes, Deutſche Pandora, I, 227.

80) Blücher-Papiere.

81) Thielen a. a. O. 153.

82) Pertz, L. St. III, 433, 435.

83) Die mitgetheilten Berechnungen ſind die Plotho'ſchen (II, 422 fg.). General Hofmann (305) ſchätzt den Geſammtverluſt auf Seiten der Verbündeten auf 1790 Offiziere und 40,850 Unteroffiziere und Gemeine, ohne Zweifel bedeutend zu niedrig, beſonders was die Oeſtreicher betrifft, welche nicht bloß 8 oder gar nur 7000 Mann verloren haben können. Es iſt kein ausreichender Grund vorhanden, die Angabe Aſter's (II, 221), daß der öſtreichiſche Verluſt 14,000 Mann betragen habe, zu bezweifeln.

84) Pertz, III, 437 fg.

85) Aſter, II, 211.

86) Thielen, 148. Odeleben, 366 fg. Wallfahrt durch's Leben, VI, 148.

87) Müffling, 103. Varnhagen, Fürſt Blücher, 286. (Das ruſſiſche Wort paſchol bedeutet: weg! fort! vorwärts!)

88) Odeleben, 379 fg.

89) Heilmann a. a. O. 200 fg. 212. Wolzogen, 238. Thiers, liv. LI, am Eingang, wo die Nachweiſe über den Beſtand der einzelnen Armeekorps gegeben ſind.

90) Caſtlereagh's Depeſchen u. ſ. w. bei Frankenberg, IV, 90.

91) Ich kann mich mit dem Verlaufe der Kriegführung in Holland und Belgien weiter nicht befaſſen und verweiſe hierüber auf die Memoiren der Generals Reiche (Bd. II) und Wolzogen (241 fg.), auf Varnhagens Leben

Bülow's und Damitz's Geſchichte des Feldzuges von 1814 (I, 90 fg. 343 fg. II, 194—218).

92) Müffling, 111.

93) Oberſt v. Schack, Tagebuch des 1. preuß. Armeekorps unter den Befehlen des Generals v. Yorck im Winterfeldzug in Frankreich 1813—14, Fol. 3—4. (Das Original dieſes ungedruckten Tagebuchs befindet ſich im Generalſtabsarchiv zu Berlin. Es iſt eine der wichtigſten Quellen für die Kriegsgeſchichte von 1814. Die vollſtändige Abſchrift, welche ich beſitze und für deren Bewilligung ich dankbar bin, zählt 466 Folia.)

94) Dorow, Erlebtes a. d. J. 1813—20, I, 51 fg. 147 fg. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben, I, 262 fg.

95) Wolzogen, 239, Anm.

96) Sulpize Boiſſerée, Briefwechſel, I, 190, 192.

97) Bernhardi, IV, 12 fg. Sugenheim, Rußlands Beziehungen zu Deutſchland, II, 345 fg.

98) Hormayr, Lebensbilder, II, 168.

99) Bignon, XIII, 23—26. Schloſſer, Geſchichte d. 18. u. 19. Jahrhunderts, VII, Abthlg II, 1053.

100) Koch, Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814, I, 24 seq. 47 seq. Fain, Manuscrit de 1814, 16. Duc de Rovigo, Mém. VI, 229. Marmont, Mém. VI, 7 seq. 19 seq. Damitz a. a. O. I, 37 fg. 58 fg. Thielen, 165. Buchez et Roux, Hist. parl. XXXIX, 464.

101) Pertz, III, 479.

102) Prokeſch-Oſten a. a. O. 225. Varnhagen, Fürſt Blücher, 299 fg. Droyſen, L. Y. II, 390. Vgl. Arndt, Meine Wanderungen u. ſ. w. 134 und 210.

102*) Plotho, III, 4 fg. berechnet die Geſammtſtärke der verbündeten Heere, die Reſerven inbegriffen, auf 887,000 Mann.

103) S. hierüber das merkwürdige Schreiben von Lord Caſtlereagh vom 22. Januar 1814 aus Baſel an Lord Liverpool in Caſtlereagh's Depeſchen ꝛc. IV, 162 fg.

104) Bernhardi, IV, 41, verſichert, die Denkſchrift Bernadotte's in Händen gehabt zu haben.

105) Schack, Tagebuch u. ſ. w. Fol. 12 und die Beilagen 5 und 6. Müffling (122) ſagt zwar, Blücher habe zu Anfang des Jahres 1814 „mit 80 bis 85,000 Mann" operiren können, aber ich halte die Angabe Schacks für die genauere und richtigere, weil ſie auf ganz beſtimmten Zahlennachweiſen beruht.

## Zum elften Buch.

1) Schack, Tagebuch, Fol. 20 fg. Henckel v. Donnersmarck, 213 fg. Röder, Der Rheinübergang des Feldmarſchalls Blücher bei Kaub, 24 fg. (Der Verfaſſer, welcher, was er beſchreibt, in ſeiner Jugend mitangeſehen und ſo

zu ſagen mitgemacht hat, bringt anziehende Einzelheiten bei. Von der Anſprache des Feldmarſchalls an die Füſiliere meldet er Nichts, und da auch Schack und Henckel darüber ſchweigen, hab' ich dieſe Ueberlieferung als legendariſch bezeichnet.)

2) Müffling, 122. Schack, Fol. 77 ſq. 91. Thielen, 177.

3) Angef. bei Häuſſer, 2. A. IV, 483 aus Bodelſchwinghs Leben Vincke's, I, 532.

4) Blücher-Papiere.

5) Thielen, 177, 178, 180, 184, 185, 186. Ich hielt es für Pflicht, die Stellung Schwarzenbergs überall vorurtheilsloſer zu beleuchten als bislang geſchehen iſt, wenigſtens von bornirt preußiſcher Seite. Die Briefe des Fürſten an ſeine Frau — (es iſt unverantwortlich von der Familie Schwarzenberg, daß ſie dieſe koſtbaren Dokumente erſt 1863 in Thielens Erinnerungen veröffentlichte) — werfen auf ſeine Handlungsweiſe ganz neue Lichter. Ich will zur Verbreitung derſelben nach Kräften mitwirken, da mich, der ich das offizielle Preußen gerade ſo verachte wie das offizielle Oeſtreich, hier, wie überall, nur der deutſche Gerechtigkeitsſinn treibt und leitet. Für Geſchichtemacherei im preußiſchen oder im öſtreichiſchen Sinne ſorgten und ſorgen ja wetteifernd Magiſter Simplicius Gothanus und Propſt Pfaffuntius Ultramontanus.

6) Caſtlereagh's Depeſchen, IV, 180—82, 211 ſq. 287 ſq.

7) Pertz, III, 513 ſq. Wenn Vaulabelle (Histoire des deux restaurations, I, chap. 4) den Kongreß zu Chatillon „un mensonge solennel" nennt, ſo hat er in gewiſſem Sinne recht. Aber wenn er ſagt: „Man meinte es von keiner Seite ehrlich" — ſo iſt er wenigſtens hinſichtlich Oeſtreichs vollſtändig im Irrthum. Vaulabelle's Buch und ebenſo die denſelben Gegenſtand behandelnde Histoire de la restauration von Louis de Viel Caſtel beweiſen übrigens, daß man ſo ernſt und gewiſſenhaft geſinnt ſein kann, wie Vaulabelle und mehr noch Viel Caſtel im Gegenſatze zur ordinären franzöſiſchen Hiſtorik es wirklich ſind, und dennoch in der Darſtellung der napoleoniſchen Zeit Irrthümer und zwar grobe nicht zu vermeiden vermag, falls man ausſchließlich oder doch ganz vorwiegend nur nach franzöſiſchen Quellen arbeitet.

8) Müffling, 141. Derſelbe, Aus meinem Leben, 99 ſq.

9) Schack, Fol. 119.

10) Viel-Castel, Histoire de la restauration (Paris, 1860), I, 77, 83, 94 seq.

11) Die meiſten deutſchen Kriegshiſtoriker ſchlagen die Streitmacht Napoleon's, womit er im Feldzug von 1814 den erſten Stoß that, geringer an und auch ich glaube, daß von den 70,000 Mann, welche ihm der ſonſt zuverläſſige General Koch (Mémoires pour servir à l'histoire de l. camp. de 1814, I, 150) bei dieſer Gelegenheit zutheilt, manches Tauſend abzuziehen ſei. Indeſſen iſt doch zu bemerken, daß ſelbſt Thiers (Liv. LII, zu Anfang), welcher aus naheliegenden Gründen in ſeiner Darſtellung der Ereigniſſe von 1814 die Zahlen der napoleoniſchen Streitkräfte verringert und die der Verbündeten erhöht, wo immer er kann, berichtet, Napoleon habe zwiſchen Arcis-ſur-Aube, Troyes, Chalons und Saint-Dizier etliche 50,000 Mann gehabt.

12) Blücher-Papiere.

13) Steffens traf erſt etliche Tage ſpäter wieder im blücher'ſchen Hauptquartiere ein. Er kann alſo der „Inkommodirte" nicht geweſen ſein. Wahr-

ſcheinlich war es Karl von Raumer oder der Feldprediger Blank aus Halle. Vgl. Steffens, VIII, 14.

14) Oberſt v. Keyſerling, Erinnerungen aus der Kriegszeit, II, 138.

15) Müffling, 137 ſg. Derſelbe, Aus meinem Leben, 103 ſg. Thielen im „Oeſtreich. Soldatenfreund“ f. 1851, Nr. 73.

16) Blücher-Papiere.

17) Schack, Fol. 135 ſg. Plotho, III, 110 ſg. Damitz, I, 181 ſg. Koch, I, 172. Geſchichte der Kriege, XII, 67. Prokeſch-Oſten, 247 ſg. Müffling, 146 ſg. Derſelbe, Aus meinem Leben, 108 ſg. Bernhardi, IV, 271 ſg. Varnhagen, Fürſt Blücher, 341.

18) Sulpiz Boiſſerée, I, 203, 205. Mémoires du roi Joseph, X, 28 seq.

19) Dies iſt auch die Meinung einer kriegswiſſenſchaftlichen Autorität erſten Ranges, des Generals Clauſewitz. Hinterl. Werke, 2. A. VII, 342 ſg. Was Müffling (Aus m. Leben, 138 ſg.) gegen die clauſewitz'ſche Kritik vorbringt, iſt wenig ſtichhaltig. Im Uebrigen bemerke ich, daß meine Skizzirung der Ereigniſſe, wie das 2. Kapitel ſie gibt, aus den in Note 17 angegebenen Quellen geſchöpft iſt.

20) Henckel v. Donnersmark, 277.

21) Steffens, VIII, 16 ſg. Thibaudeau, IX, 582. Henckel v. Donnersmark, 285.

22) Michailowsky-Danilewsky, Der Feldzug von 1814, überſ. v. Kotzebue (1837), I, 125.

23) Thielen, 218, 222, 246.

24) Koch, II, 341.

25) Damitz, II, 330.

26) Thielen, 225 ſg.

27) Geſchichte der Kriege, XII. 2. Abthlg. 170. Hormayr, Franz und Metternich, 55, Anm. Pertz, III, 538 ſg. Michailowsky-Danilewsky, I, 180, 184. Caſtlereagh's Depeſchen, IV, 330.

28) Schack, Fol. 223.

29) Damitz, II. Beilage 23. Schack, Fol. 225 ſg.

30) „So erfolgte die in der Geſchichte kaum jemals vorgekommene Erſcheinung, daß in der größten europäiſchen Kriſis der Oberfeldherr, welcher mit einer dreifachen (?) Ueberlegenheit ſeinen Gegner zermalmen kann, vor dieſem flieht und dann, wenn es dieſer Gegner erlaubt, mit 100,000 Mann ſtillſtehen und abwarten will, was andere 100,000 (?) Mann unter einem entſchloſſenen Führer ausrichten können.“ Beitzke, III, 261. Die zweitmalige Sendung Grolmans bezeugt Schack (Fol. 226), während Müffling (196) das Schreiben Blüchers durch einen Kurier überbringen läßt.

31) Bernhardi, IV, 519 ſg. Damitz, II, 384. Martens, Nouv. Recueil, V, 683. Caſtlereagh's Depeſchen, V, 42.

32) Die Widerlegung dieſes Märchens gibt ſchon Müffling, 201. Einläßlicher und unwiderſprechlich aber Bernhardi, IV, 396 ſg. Daß General Löwenſtern (II, 192) der Kapitulation von Soiſſons eine übertriebene Wichtigkeit beilegt, iſt natürlich und begreiflich, weil er auf dieſe von ihm mit Gewandtheit zuwegegebrachte Kapitulation ſich wohl Etwas einbilden durfte.

33) Schack, Fol. 281 ſg. Müffling, 204 ſg. Derſelbe, Aus meinem Leben, 150.

34) Buchez et Roux, XXXIX, 478.

35) Schack, Fol. 272 fg. Müffling, 210 fg.

36) Löwenſtern als Augen- und Ohrenzeuge, II, 208, 211.

37) Müffling, Aus meinem Leben, 162. (Auch K. v. Raumer hat den Feldmarſchall am erſten Schlachttage noch „einige Stunden zu Pferde" geſehen, Erinnerungen, 88. Er hielt aber nach Müfflings Zeugniß aus, bis „es dunkel zu werden anfing und alle Befehle für dieſen Tag gegeben waren.") Droyſen, L. Y. II, 332.

38) Steffens, VIII, 73.

39) Droyſen, II, 336. Schack meldet von dieſen Gerüchten Nichts, ſondern ſagt nur (Fol. 292), daß man beim york'ſchen Korps die Erkrankung des Feldmarſchalls „mit allgemeinem und tiefem Bedauern" vernommen habe.

40) Damitz, III, 127, und hiezu die Berichtigung, welche der Adjutant Blüchers, Graf Noſtitz, ins Preuß. Militär-Wochenblatt f. 1844, Nr. 11 (16. März) einrücken ließ. Müffling, Aus m. Leben, 172. Blücher-Papiere.

41) Wie Thielen (Erinner. 262) der beſtimmten Bezeugung Plotho's gegenüber (III, 309) das leugnen und behaupten konnte, Schwarzenberg habe die Kunde von Laon erſt am Abend des 17. erhalten, wäre rein unbegreiflich, wenn es nicht Thatſache, daß der alte Heißſporn, der von parteiloſer Geſchichtſchreibung gar keine Vorſtellung hat, ſtets in einen an Unzurechnungsfähigkeit gränzenden Zuſtand geräth, wo ſein öſterreichiſcher Fanatismus preußiſche Tendenzen wittert. Plotho ſprach aus nächſter Anſchauung der Dinge (er war Adjutant Friedrich Wilhelms) nur hiſtoriſche Wahrheit, als er a. a. O. ſagte: „Erſt nach dem Eintreffen der Nachricht von Blüchers Sieg war es bei dem Hauptheere entſchieden, daß es den Angriff der feindlichen Hauptmacht, dem man ungefähr am 16. März entgegen ſehen durfte, erwarten wolle, und vom Rückzuge wurde ferner nicht geſprochen. Deßhalb iſt die gewonnene Schlacht von Laon eine der wichtigſten und entſcheidendſten Begebenheiten im ganzen Feldzuge, da ſie als die Einleitung der ſpäteren glücklichen Ereigniſſe angeſehen werden kann."

42) Clauſewitz, VII, 384.

43) Koch, II, 63 seq. Thiers, XVII, 125.

44) Der Brief iſt vollſtändig gedruckt bei Hormayr, Lebensbilder, III, 488.

45) Das Billet iſt gedruckt bei Henckel v. Donnersmark, 307. Das Franzöſiſche deſſelben iſt ſo leidlich, daß man wohl ſieht, es ſei von Blücher weder eigenhändig geſchrieben noch eigenmündig diktirt.

46) Thielen, Erinner. 281 fg. Vgl. Allgem. Zeitung v. 1860, Nr. 1 und d. Beilage zur Nr. v. 8. Februar.

47) Thiers, XVII, 461 seq. Ein hochweiſer Kritiker hat jedoch mit bekannter „deutſcher Gründlichkeit" in der Beilage zu Nr. 161 der Allg. Zeitung v. 1860 dem windigen Franzoſen „vollen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit" zugeſprochen und das thiers'ſche Märchen von Blücher's Anweſenheit in Sommepuis treuherzig nachgeſchrieben. Solche Menſchen handhaben jetzt im Vaterlande Leſſings die Kritik!

48) Aufzeichnung Tolls bei Bernhardi, IV, 737 fg.

49) Blücher-Papiere.

50) Löwenſtern, II, 234.

51) Schack, Fol. 354.

52) Mém. du r. Joseph, X, 13 seq., 33. Bausset, Mém. et Souvenirs (deutſche Ueberſ.), IV, 66 fg. Meneval, Nap. et M. L. (2. edit.), II, 131 seq.

53) Damitz, III, 2. Abth. 230 fg. Müffling, 245 fg. Geſchichte der Kriege, XIII, 123 fg. Varnhagen, Fürſt Blücher, 431 fg. 436. Mém. du r. Joseph, X, 24. Marmont, Mém. VI, 240 seq. Löwenſtern, II, 253 fg. Eine recht anſchauliche Schilderung der Schlacht von Paris hat Konrad Ott geliefert in ſeiner Geſchichte der letzten Kämpfe Napoleon's I, 189 fg.

54) Originalbericht Orlow's, mitgeth. v. Bülau, Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen, III, 363 fg.

55) Béranger, Ma biographie, 144: „Nos ennemis semblaient se présenter chapeau bas dans la ville de Clovis." etc.

56) Schack, Fol. 364 fg. Henckel v. Donnersmarck, 316 fg. Plotho, III, 418 fg. Helldorff, Aus d. Leben d. Pr. Eugen v. Würtemberg, III, 115 fg. Véron: Mémoires d'un bourgeois de Paris (1853), I, 146, 149. Béranger, Ma biographie, 139 seq. Steffens, VIII, 97. Thielen, 298 fg. Löwenſtern, II, 261 fg. Keyſerling, Aus d. Kriegszeit, II, 193 fg. Durchweg Berichte von Augenzeugen.

57) Müffling, 255. Wolzogen, 270.

58) Blücher-Papiere.

59) Berghaus, Blücher als Mitglied der pommer'ſchen Ritterſchaft, 73. Kunzendorf verkaufte der Feldmarſchall, welcher ſchlechterdings kein Spartopf war, noch vor dem Feldzug von 1813. Nach Beendigung deſſelben ſchenkte Friedrich Wilhelm dem Sieger von Belle-Alliance ein palaſtartiges Haus in Berlin, am Pariſer Platz gelegen, und eine Baarſumme von 50,000 Thalern.

60) Varnhagen, Denkwürdigk. u. verm. Schriften, VI, (N. F. II), 93.

61) Graf Keyſerling, II, 219 fg. Steffens, VIII, 130 fg. Rittmeiſter v. Colomb, Tagebuch, 196 fg.

62) Vgl. mein kulturhiſtoriſches Buch „Die Gekreuzigte oder das Paſſionsſpiel von Wildisbuch," 24 fg.

63) Varnhagen (Denkw. u. verm. Schr. VI, 90), welcher bekanntlich als Augen- und Ohrenzeuge über die damaligen Zuſtände in Paris redet.

64) Béranger, Ma biographie, 163, 164 seq.

65) Thiers erzählt ſelbſtverſtändlich dieſe Legende, wie ſo manche andere, als Hiſtorie. Man braucht jedoch nur das letzte Geſpräch zu leſen, welches der Palaſtpräfekt Bauſſet (a. a. O. IV, 104 fg.) mit Napoleon am 11. April hatte, um zu erkennen, daß die berührte Legende dem Bereiche der napoleoniſchen Mythologie angehört. Der Entthronte ſagte zu Bauſſet unter Anderem: „Ein lebender Packknecht iſt mehr werth als ein todter Kaiſer" — und der Palaſtpräfekt kam durch die Miene, womit Napoleon das ſagte, auf den Gedanken, derſelbe wollte eigentlich damit ſagen: „Nur die Todten kommen nicht wieder."

66) Stein aus Paris (10. April) an ſeine Frau, bei Pertz, III, 578.

67) Capefigue, Geſchichte der Hundert Tage, I, 29.

68) Es mußte in der That den Stolz und die Eitelkeit Alexanders tief kränken, daß der Bourbon zu dem Prinzregenten ſagte (Thibaudeau, X, 82): „C'est aux conseils de votre A. R., à ce glorieux pays, et à la confiance de ses habitans, que j'attribuerai toujours, après la divine providence, le rétablissement de notre maison sur le trône de ses ancêtres."

69) Varnhagen, Denkw. u. verm. Schr. VI. 122: „Am Tage vom Einzug Ludwigs XVIII. wurde ein Spottlied (welches übrigens den König ſchlecht beurtheilte) auf den Boulevards ausgetheilt, welches mit dieſer Strophe anhob:

Je vous revois, peuple fidèle,
Qui m'avez donné mon congé,
Pardon . . . ma goutte habituelle
M'ôte le peu d'esprit qui j'ai;
Les grands rois, les hommes de tête
Font le malheur de leur pays;
Pour être bon faut être bête —
(le peuple s'écrie:)
Vive le roi! Vive Louis!

70) Byron, Memoirs and Correspondence, ed. by Moore, diary of 19. April 1814. Gentz an Rahel, gedruckt bei Varnhagen, Galerie v. Bildn. a. R. Umgang, II, 217.

71) Varnhagen, Denkw. u. verm. Schr. VI. 96. Derſelbe, Leben Bülow's, 403. Wolzogen, Mem. 273.

72) Ich habe kaum nöthig zu ſagen, daß ich zu dieſem biographiſch-anekdotiſchen Moſaikbild nur Materialien verwandt habe, deren Echtheit ich verbürgen kann; erachte es jedoch für überflüſſig, die Quellennachweiſe hier im Einzelnen zu geben, und begnüge mich, im Allgemeinen als meine Hauptgewährſchaften anzuführen: — die Auszüge aus dem engliſchen Court-Journal in den Times und im Observer vom Sommer 1814; ferner die von Moore herausgegebenen Memoirs Byrons, Lockharts Memoirs of the life of Sir Walter Scott, der Lady Charlotte Bury Diary illustrative of the times of George the Fourth, die Allgemeine Zeitung vom Juni und Juli 1814, die Haude- und Spener'ſche Zeitung vom Sommer 1814, die Biographieen Blüchers von Varnhagen und Yorks von Droyſen.

73) Die Vermehrung der engliſchen Staatsſchuld während der Kriege mit der franzöſiſchen Republik und mit Napoleon betrug, nach Abzug der amortiſirten Summen, nicht weniger als 601,500,343 Pfd., folglich mehr als 4000 Millionen Thaler. Vgl. Kolb, Handb. der Statiſtik, 2. A. 10.

74) Pertz, IV, 93.

75) Gagern, Mein Antheil an der Politik, II, 7, 19. Comte A. de La Garde: Fêtes et Souvenirs du congrès de Vienne (Paris 1843), I, 8, 9.

76) Urtheilsfähigen — („rari nantes in gurgite vasto") — brauche ich nicht zu ſagen, daß eine eingehende Schilderung der politiſchen Verhandlungen und Feſtſetzungen des Wiener Kongreſſes über den Umkreis meiner Aufgabe hinausfällt. Die auf eine ſolche Darſtellung zu verwendende Mühe wäre auch ganz überflüſſig, nachdem Pertz im 4. Bande der Biographie Steins, Häuſſer im 4. Bande ſeiner deutſchen Geſchichte und Gervinus im 1. Bande ſeiner Geſchichte des 19. Jahrhunderts den Verlauf des Kongreſſes vorderhand abſchließend dargelegt haben. Von franzöſiſchen Darſtellungen kommen neben der älteren von Flaſſan (Hist. du congrès de Vienne), welcher der franzöſiſchen Geſandtſchaft beigegeben war, beſonders die von Thiers (Liv. LVI) und von Viel-Caſtel in Betracht. Thiers ſchrieb natürlich auch die Geſchichte des wiener Kongreſſes durchaus als der ſtockfranzöſiſche Gloire-Zinkeniſt, der er iſt; trotzdem iſt dieſe Partie ſeines Werkes meines Erachtens die beſte, werth-

voll insbeſondere durch die Benützung der geheimen Korreſpondenz Talleyrands mit Ludwig dem Achtzehnten, woraus die Geneſis des Vertrags vom 3. Jan. von 1815 ſehr klar zu erſehen. Bündiger, gewiſſenhafter und genauer iſt Viel-Caſtel (chap. IX), welcher die talleyrand'ſche Korreſpondenz ebenfalls benützt hat. Unbedeutend iſt der vom Wiener Kongreß handelnde Abſchnitt in Aliſon's History of Europe (vol. XIII). Eigentliche Quellenwerke ſind die 24 Hefte von Klübers „Akten des W. K." und die Dispatches Caſtlereagh's und Wellingtons, welcher Letztere den Erſteren zu Anfang Februars 1815 in Wien abgelöſ't hat. Auch die Beilagen zu Gagerns erwähntem Buch (S. 241 ſg.) enthalten werthvolles Quellenmaterial. Koſtbare Streiflichter wirft in die Geſchichte des wiener Kongreſſes das leider unvollſtändig gedruckte Tagebuch Karls von Noſtitz (Leben und Briefwechſel, 128 ſg.) und Varnhagen (Denkwürdigkeiten und verm. Schr. V. N. F. I, 3 ſg.) wie Wolzogen (Mem. 273 ſg.) führen uns hinter die Kuliſſen der Kongreßbühne, während der franzöſiſche Augenzeuge de La Garde in breitbehaglicher und Frau Karoline Pichler in unterthäniger Malerei der Kongreßdinge ſich ergehen, wie dieſe ſich vor den Kuliſſen darſtellten. Was mich betrifft, ſo durfte ich mich darauf beſchränken, auf die Hauptgeſichtspunkte der politiſchen Seite des Kongreſſes flüchtig hinzuweiſen, und mir erlauben, die menſchliche etwas mehr zu beleuchten als bislang geſchehen iſt.

77) La Garde, II, 353. Frederick Lamb an Lord Caſtlereagh. Caſtler. Depeſchen, V, 235.

78) Springer, Geſchichte Oeſtreichs, 260.

79) Noſtitz a. a. O. 131, 162. Gentz, Tagebücher, 352.

80) Eine ſehr belebende Anſchauung des Zuſtandekommens der deutſchen Bundesverfaſſung gewährt A. F. H. Schaumanns „Geſchichte der Bildung des deutſchen Bundes auf dem wiener Kongreſſe" aus gedruckten und ungedruckten Quellen, in Raumers Hiſtor. Taſchenbuch f. 1850, S. 131—200. Die von mir im Texte berührte Audienz der Mediatiſirten beim Kaiſer Franz iſt verbürgt durch Klüber, Akten d. W. K., 2. Heft, 37 ſg.

81) Varnhagen, Denkw. u. verm. Schr. V, 40, 41, 42, 45, 87, 104. Noſtitz, 131, 140, 148, 159. Karoline Pichler, Denkw. III, 32 ſg. La Garde, I, 29, 53. Meneval, Nap. et M. Louise, II, 335, 420.

82) Noſtitz, 146, 147, 156. Varnhagen a. a. O. 30, 113. La Garde, I, 352. Wolzogen, 200.

83) Gagern, II, 36.

84) Aeußerung Talleyrands gegen Neſſelrode (im April oder Mai 1815), bei Pertz, IV, 396.

85) Noſtitz, 159.

86) Pröhle, Jahns Leben, 127.

87) Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die ſchwinge noch einmal!
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif' den tapfern Stahl!
Denn dort ein feiger Mameluk
Und hier ein Jeſuit —
Das grinſ't uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht.

Das hängt an unſer Hochgezüme
Pechkranzes brennend Reis
Und hetzt die Hund' auf uns voll Grimme
Und mehr noch voll Geſchrei's —
Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unſ'rer Jagd.
Auf, Kugelblitz! Auf, Lanzenpfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.
Sie haben ſie! Geſchoß Apolle,
Verkünd' es durch die Gau'n:
Was ſie geſchürzt, das Eiſen ſoll's
Auf ihrem Kopf zerhau'n!

88) Der Vertrag vom 3. Januar erſchien zuerſt gedruckt bei Gagern, II, Beilage XII, S. 303 fg.

89) La Garde, II, 308, 312.

90) Wolzogen, 280. Varnhagen, Fürſt Blücher, 172.

## Zum zwölften Buch.

1) Bericht des Kapitän Usher bei Capéfigue, I, 38 fg.

2) Meneval, Nap. et M. L. II, 442.

3) Viel-Castel, Hist. d. l. restaur. II, 289.

4) Thiers, XIX, 23 seq.

5) Vaulabelle, Hist. d. l. restaur. II, chap. 3.

6) Gregorovius, ein Beſuch auf Elba: „Figuren", 23.

7) Fleury de Chaboulon, Mém. (Lond. 1819), I, 121.

8) „It is my opinion, that Buonaparte has acted upon false or no information, and that the King will destroy him without difficulty and in a short time." Dispatches of the Duke of Wellington, ed. by Gurwood, XII, 269.

9) „S'il triomphe, c'en est fait de toute liberté en France; s'il est battu, c'en est fait de toute indépendance." Der in Rede ſtehende Brief findet ſich in Taillandier's Buch „La comtesse d'Albany", 1862. (Das Buch iſt mir zur Stunde nicht zur Hand und ich habe vergeſſen, meinem Excerpt die Seitenzahl beizufügen.) Thiers läßt Frau von Staël während der Hundert Tage in Paris anweſend ſein, wieder eines ſeiner zahlloſen Zauberkunſtſtückchen, ſonſt auch Lügen genannt.

10) Mém. du roi Joseph, X, 229.

11) Lamothe-Langon, Les Après-Dîners de Cambacérès, III, 31.

12) Dieſe Faſſung der berüchtigten Phraſe iſt die authentiſche, von dem unglücklichen Marſchall während ſeiner Prozeſſirung vor der Pairskammer (Dezember 1815) ſelbſt anerkannte, während er leugnete, dem Könige verſprochen zu haben, „de ramener Napoléon dans une cage de fer." S. dar. Viel-Castel (IV, 310), deſſen Darſtellung des ganzen Prozeſſes als ein Muſter von parteiloſer Genauigkeit gerühmt werden muß.

13) Von dieſen Bewegungen und Verhandlungen im Schooße der liberalen Partei berichtet ausführlich Capefigue, I. 214 fg.

14) Vaulabelle, II. chap. 3.

15) Lamothe-Langon, III. 127.

16) Zu Béranger's im Mai von 1815 in Umlauf geſetzter Chanſon „L'opinion de ces demoiselles" lauten die zweite und dritte Strophe: —

D'nos Français j'connaissons l's astuces:
Ils n'sont pas aussi bons chrétiens
Qu' les Prussiens.
Comm' l'argent pleuvait quand les Russes
F'saient hausser d'prix
Tout's les filles d'Paris!
J'n'avions pas l'temps d'chercher nos puces.
Viv' nos amis,
Nos amis les enn'mis!

Mais, puisqu'ils r'vienn't, faut les attendre.
Je r'verrons Bulow, Titchakof
Et Platof:
L'bon Sacken, dont l'coeur est si tendre.
Et puis ce cher
Ce cher monsieur Blucher:
Ils nous donn'ront tout c'qu'ils vont prendre.
Viv' nos amis,
Nos amis les enn'mis!

17) Lafayette, Mémoires, V. 373. Lamothe-Langon, III, 113.

18) Dieſe Lesart der Skala gibt Lamothe-Langon, III, 90. In der ſehr verläßlichen Schrift des Grenadierlieutenants A. D. B. M. „Une année de la vie de l'empereur Napoléon" (p. 190) findet ſich die folgende: — Le 26 Février le Corse est parti de l'île d'Elbe. Le 30 Bonaparte est débarqué à Cannes. Le 4 Mars le général Bonaparte s'est emparé de Grenoble. Le 11 Napoléon a fait son entrée à Lyon. Hier l'Empereur a été reçu à Fontainebleau, au milieu des acclamations, et Sa Majesté Impériale est attendue aux Tuileries demain 20 Mars, jour anniversaire de la naissance de S. M. le Roi de Rome."

19) Man ſehe die bezüglichen Manifeſte und Erlaſſe, ſowie Lafayette, Mém. V, 369.

20) Fleury de Chaboulon, Mém. I, 300.

21) Meneval, II, 341, 384, 424.

22) Dies hat der Oberſt Charras in ſeiner klaſſiſchen Histoire de la campagne de 1815 unwiderleglich dargethan. Ich citire das Buch nach der autoriſirten deutſchen Ausgabe von 1858.

23) In einem Briefe aus Toulon an Fouché (Juli 1815). Charras a. a. O. 18.

24) Martens, Nouv. Recueil, VI, 110.

25) Wolzogen, Memoiren, 279 fg. mit der Berichtigung bei Pertz, L. St. IV, 393, daß Napoleon die aufgefundene Urkunde nicht perſönlich an Budjakin übergab, ſondern durch Maret übergeben ließ. Varnhagen (Denkw. u. verm. Schr. V, 92) behauptet freilich, es ſei irrig, daß Alexander erſt durch

Napoleon vom Vorhandenſein des Vertrags vom 3. Januar unterrichtet worden, denn dieſer Vertrag ſei in ruſſiſchen und preußiſchen Kreiſen alsbald nach ſeinem Abſchluß bekannt geweſen. Aber dieſer Behauptung widerſpricht das beſtimmte Zeugniß Wolzogen's, welchem Stein die Szene zwiſchen Alexander und Metternich mitgetheilt hatte, und widerſpricht auch ein Schreiben Wellington's (Dispatches, XII, 290) an Lord Clancarty, worin der Herzog eines an ihn gerichteten Briefes Caſtlereagh's vom 27. März erwähnt, in welchem der Letztere ſeine Beſorgniß („his anxiety") ausdrückt, Bonaparte möchte von dem in Rede ſtehenden Vertrag Kenntniß erhalten und dem Czaren Mittheilung gemacht haben.

26) Martens, II. 111. Wellington's Dispatches, XII, 282. Klüber, A. d. w. K. I. 4, 57; II, 289, 291.

27) „Every day's experience shows me, that I am right, that the only chance of peace for Europe consists in the establishment of the legitimate Bourbons." Dispatches, XII, 409.

28) Capefigue, II. 6.

29) Dies wird poſitiv als Thatſache hingeſtellt in der Schrift „Europa's Kabinette und Allianzen" vom Verfaſſer der Pentarchie (1862), S. 37. Der Pentarchiſt war bekanntlich der ruſſiſche Staatsrath Goldmann, einer jener vornehmen Spione, wie ſolche das ruſſiſche Kabinett in Deutſchland zu halten liebte und liebt.

30) Ueber die Theilung von Sachſen gibt die zuverläſſigſten, aus den beſten Quellen gefloſſenen Auseinanderſetzungen die wiſſenſchaftliche Beilage der „Leipziger Zeitung" von 1862, Nr. 92—94 und von 1863, Nr. 11.

31) S. das Dokument bei Pertz, IV, 428 fg.

32) Sulpiz Boiſſerée, Briefwechſel, I. 243.

33) Plotho, IV. 14. Die Nachweiſe im Einzelnen geben die Tabellen in den Beilagen des Bandes.

34) Meine Quellen ſind hier außer Plotho, Wagner (Der Feldzug von 1815), Grolman-Damitz (Geſchichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und in Frankreich), Wellington (Dispatches, XII), Siborne (Geſchichte des Krieges in Belgien und Frankreich i. J. 1815, deutſch v. Sieber), Beamish (Geſchichte der deutſchen Legion im engliſchen Dienſte), endlich Charras, der ſich mit einer bei einem Franzoſen bislang unerhörten Gewiſſenhaftigkeit die Mühe genommen hat, ſeine Angaben über die deutſchen und engliſchen Streitkräfte nicht auf franzöſiſches Hörenſagen, ſondern auf deutſches und engliſches Quellenmaterial zu ſtützen. Seine Angaben über die Zahlenverhältniſſe der napoleoniſchen Armee ſind bekanntlich den Originalliſten im Archiv des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums entnommen.

35) So am 18. Mai in einem Schreiben an Lord Stewart („I have got an infamous army, very weak and ill equipped," etc.). Dispatches, XII, 358.

36) Plotho, IV. 19. Grolman-Damitz, I. 7.

37) Charras, 45 fg. 62 fg.

38) Thiers, XIX. 529. Capefigue, II. 71, 130.

39) Blücher-Papiere.

40) Müffling, Aus meinem Leben, 223 fg.

41) Droyſen, Leben York's, II. 594 und die Anmerkung dazu. Droyſen beharrte auch in der 4. Auflage ſeines Buches (II. 344) bei dieſer ſeiner Dar-

legung, mit Berufung auf eine ihm 1817 von Seiten des ſehr eingeweihten Generals Rühle von Lilienſtern gemachte Mittheilung.

42) Allg. Zeitung v. 1. Juni 1815, Beilage (Nr. 63). Müffling, A. m. L. 209 fg. Sehr belehrende Einblicke in dieſes betrübende Ereigniß gewährt uns eine Reihe von Schriftſtücken, welche zum erſten Male veröffentlicht wurden in den „Supplementary Despatches, Correspondence and Memoranda of Wellington", ed. by his son, vol. X, p. 220 seq. Daß Blücher den im Text erwähnten ſchlimmen Argwohn lebhaft hegte, ja daß er geradezu glaubte, die Meuterei der Sachſen ſei eine planmäßig von Seiten des ſächſiſchen Hofes im napoleoniſchen Sinn angezettelte, beweiſ't der folgende, dem angegebenen Quellenwerk entnommene, höchſt eigenthümliche Brief, welchen der Alte am 6. Mai zu Lüttich an den König Friedrich Auguſt ſchrieb, d. h. ſchreiben ließ, denn er ſelbſt verſtand nicht franzöſiſch zu ſchreiben (der Schreiber des Briefes, wie deſſen Styliſirung zeigt, war dieſer Kunſt auch nicht eben übermäßig theilhaft). Liège, le 6 Mai 1815. C'est par les mesures que Votre Majesté a adopté plus tôt qu'elle a réduit ses sujets, une partie de l'Allemagne généralement estimée, à la plus grande misère. Les mesures qu'elle a adopté plus tard peuvent couvrir cette partie avec ignominie. La rébellion organisée par les foyers de Friedrichsfeld et de Pressburg a éclatée, et malheureusement au moment où toute l'Allemagne se dirige contre l'ennemi commun. Les criminels ont proclamé Buonaparte protecteur; et après un service de 55 ans, pendant lequel j'ai été dans l'heureuse situation de ne verser que le sang de mes ennemis, j'ai été forcé pour la première fois de faire faire des exécutions de l'armée que je commande. Votre Majesté verra par la pièce ci-jointe que j'ai essayé de sauver le nom Saxon, mais c'est le dernier essai. Si on n'entend pas mes conseils, ce n'est pas sans douleur, mais avec la tranquillité d'une conscience pure et la conviction d'avoir fait mon devoir, que je rétablirai l'ordre des choses avec force, même si j'étais forcé de faire fusiller toute l'armée Saxonne. Dieu, qui nous jugera tous, fera passer le sang versé sur celui qui est la cause, et devant le Tout-puissant ce sera la même chose de donner les ordres ou de souffrir qu'elles soient données. Votre Majesté sait qu'un vieillard de 73 ans ne peut avoir un autre but que celui de faire valoir la vérité, et qu'il se fasse ce qu'il doit se se faire. Voilà le point de vue que Votre Majesté doit avoir en lisant cette lettre. Blücher.

43) Müffling a. a. O. 212. Allg. Zeitung v. 8. Juni 1815, S. 643.

44) Ich werde im Folgenden, in dem Berichte über die Kämpfe bei Ligny, Quatrebras und Waterloo, neben den in den Noten 34 und 42 angegebenen Quellen und Hülfsmitteln noch benützen: Clauſewitz, Hinterl. Werke, VIII; Hofmann, Der Feldzug von 1815; Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1845; Oeſtreich. militär. Zeitſchrift v. 1819 (Heft 6—7); Quinet, Hist. d. l. campagne de 1815.

45) Hierüber hat ſich Wellington beſonders ausführlich ausgelaſſen in den Supplementary Despatches, X, 513 seq., wo er ſich gegenüber der clauſewitz'ſchen Kritik ſeiner Aufſtellungen im Feldzug v. 1815 zu rechtfertigen ſucht.

46) Müffling a. a. O. 229 fg.

47) Dem verzögerten oder, wie Einige wollen, dem zögernden Marſche

Bülows iſt bekanntlich der Verluſt der Schlacht bei Ligny nicht ohne Grund zugeſchrieben worden. Generalquartiermeiſter Grolman namentlich hat den General mit den härteſten Vorwürfen belaſtet, aber es iſt keineswegs erwieſen, daß Bülow zeitig genug bei Ligny hätte eintreffen können. Der General äußerte ſpäter: „Wenn die Schlacht von Belle Alliance nicht ſo glücklich abgelaufen wäre, würden die Herren ihr Möglichſtes gethan haben, mich vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, was ich indeß durchaus nicht gefürchtet haben würde.“ Vgl. Varnhagen, Leben Bülows, 414 fg.

48) Der ehrliche Charras hat, ein ſchmerzlicher Pfahl im Fleiſche der franzöſiſchen Nationaleitelkeit, dieſe, wie manche andere Fabel über den Feldzug v. 1815 gründlich beſeitigt. Bourmont deſertirte am 15. Juni zwiſchen 5 und 6 Uhr Morgens vorwärts Philippeville, konnte alſo erſt um 8 Uhr bei Ziethen in Charleroy eintreffen, während ſchon acht Stunden vorher, mitten in der Nacht die Marſchbefehle aus dem blücher'ſchen Hauptquartier zu Namur ergangen waren. Charras, 126.

49) Siborne a. a. O. I. 37. Blücher-Papiere.

50) Müffling, A. m. L. 228 fg.

51) Charras, 133. Clauſewitz a. a. O. VIII. 63.

52) Müffling, 237. (Vgl. die Note 16 zum 10. Buche.)

53) Grolman-Damitz, I. 118. Clauſewitz, VIII. 67. Beamish a. a. O. 351.

54) Vaulabelle, II. chap. 8. Quinet, liv. II, chap. 4—5. Charras, 150 fg. Grolman-Damitz, I. 121—183.

55) Varnhagen, Fürſt Blücher, 495 fg. Bülows Leben, 419. Von der Marwitz, II. 118. Henckel von Donnersmark, 357. Preuß. Militär-Wochenblatt v. 1845, S. 69.

56) Blücher-Papiere.

57) S. die ſcharfe, aber überzeugende Kritik ſeines Verhaltens an dieſem Schlachttage bei Charras, 176 fg.

58) Stichling, Gedächtnißrede auf den Herzog Bernhard v. S. W., in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten, S. 19.

59) Müffling, A. m. L. 240. Grolman-Damitz, I. 222. Pr. Militär-Wochenbl. v. 1845, S. 81 fg. Charras, 245.

60) Henckel von Donnersmark, 382, Anm.

61) Fleury de Chaboulon, II, 173.

62) Quinet, liv. II, chap. 8. Charras, 231—234, 386—414. Pr. Militär-Wochenblatt v. 1845, S. 120 fg.

63) Aus dem ungedr. Tagebuch e. preuß. Offiziers mitgeth. in K....s „Herzog von Wellington“ (1853), S. 220.

64) Siborne, I. 327 fg. 371 fg.

65) Memoiren Napoleon's (deutſche Ausg. v. 1823), Anmerkungen und verm. Aufſätze, II, 100 fg. Clauſewitz, VIII, 145. Wellington's Dispatches, XII.

66) Plotho, IV. 63 fg. Grolman-Damitz, 233 fg. Varnhagen, Fürſt Blücher, 510 fg.

67) Scherenberg, Waterloo, 4. A., S. 66.

68) Die gegebene Darſtellung der Schlacht von Waterloo beruht auf Wellington's Depeſchen (insbeſondere auf dem vom 19. Juni aus Waterloo datirten Schreiben des Herzogs an den Earl Bathurſt), ſodann auf Grolman-

Damitz, Müffling, Plotho, Beamish und, was die franzöſiſche Seite angeht, auf Charras und Quinet. Einzelne Züge entnahm ich Lockhart's Memoirs of the life of Sir Walter Scott (II, 179, 180) und Captain Gronow's „Reminiscenses". Das letztgenannte Buch, auf welches ich zu ſpät aufmerkſam geworden, konnte ich mir nicht mehr rechtzeitig verſchaffen und mußte mich daher mit den Auszügen begnügen, welche engliſche und deutſche Zeitſchriften daraus brachten (z. B. Westminster Review, January 1863, Europa Nr. 37 v. 1863, Süddeutſche Zeitung Nr. 271 v. 1862) . . . Von der mythiſchen, dem General Cambronne untergeſchobenen Heldenphraſe können die Franzoſen, Charras ausgenommen, auch jetzt noch nicht laſſen. Der Mythus wird von Zeit zu Zeit immer wieder aufgewärmt. So noch in einem wohlappretirten Artikel des Journal des Débats vom 23. Juni 1862, welcher aber in der Beilage zu Nr. 197 der Allg. Zeitung v. 1862 ſeine ausführliche und vollſtändige Widerlegung gefunden hat.

69) Ausdrücklich bezeichnet Wellington in einem Schreiben an William Mudford (dat. v. 8. Juni 1816, mitgeth. in den Supplementary Despatches) als Ort der Begegnung „beim Dorf Genappe" und nennt die Angabe, daß dieſe Begegnung bei Belle Alliance ſtattgefunden, ein bemerkenswerthes Beiſpiel, wie leicht Irrthümer ſich verbreiten und wie hartnäckig ſie ſich erhalten.

70) „I cannot sufficiently express to your Highness the extreme satisfaction I feel at being the channel of conveying to your Highness the expression of admiration and gratitude of my countrymen for your Highness's great actions and services in the cause of Europe." Dispatches, XII, 667.

71) Getreu nach dem Facſimile des Originals.

72) Pertz, IV, 461.

73) Childe Harold, c. III. st. 18—45. Scotts merkwürdigen, an den Duke of Buccleuch gerichteten Brief über ſeinen Beſuch des Schlachtfelds von Waterloo theilt Lockhart mit a. a. O. II, 178 fg.

74) Fleury de Chaboulon, II, 210 seq. Lamothe-Langon, IV, 337. Mémoires du r. Joseph, X, 228.

75) Arago's ſämmtl. Werke, deutſche Ausg. v. Hankel, II, 461. Monge nahm das wiſſenſchaftliche Projekt, welches im Texte berührt iſt, ganz ernſthaft und der junge Arago war von ihm zum Begleiter Napoleon's auserſehen. Ebendaſ. 462.

76) Fleury de Chaboulon, II, 223. Quinet, p. 445: „Les fonds publics montèrent, après Waterloo, de dix francs en dix jours: un franc de hausse à chaque étape des ennemis."

77) Viel-Castel, III, 218.

78) Fleury de Chaboulon, II, 275, 410. Mémoires du r. Joseph, X, 231.

79) Müffling, A. m. L. 232, 273.

80) Blücher-Papiere.

81) Das Aktenſtück bei Müffling, 274.

82) Wellington's Dispatches, XII, 522.

83) Blücher-Papiere.

84) Wellington's Dispatches, XII, 526: „It appears to me that, with the force which you and I have under our command at present,

the attack of Paris is a matter of great risk. I am convinced it cannot be made on this side with any hope of success."

85) Ebendaſ. 541.

86) Varnhagen, Fürſt Blücher, 541.

87) Blücher-Papiere. Varnhagen, Leben Bülows, 435. Wellington's Dispatches, XII, 643 seq. Pertz, IV, 473.

88) Gagern, Der zweite pariſer Frieden (auch unter dem Titel: Mein Antheil an der Politik, V und VI), I, 226 fg. Daſelbſt, II, 11 fg. iſt das „Mémoire confidentiel" des Kronprinzen von Würtemberg gedruckt.

89) Schaumann, Geſchichte des zweiten pariſer Friedens, 217 u. Beil. 101. Martens, Nouv. Recueil, II, 682.

90) Gagern a. a. O. I, 306. Pertz, IV, 564, 582.

91) Béranger, Ma biographie, 177.

92) Gagern a. a. O. I, 176 fg.

93) Béranger, l. c. 174.

94) Captain Gronow, Reminiscences.

95) Blücher-Papiere.

96) Varnhagen, Fürſt Blücher, 560.

97) Blücher-Papiere.

98) Nach einer brieflichen Mittheilung aus Neubrandenburg vom 14. Mai 1863.

99) Das Blücher-Denkmal in Roſtock, Raumers Hiſtor. Taſchenbuch f. 1862, S. 345 fg. 352.

100) Blücher-Papiere.

101) Varnhagen, Fürſt Blücher, 583.

102) Biſchof Eylert, Charakterzüge u. ſ. w. II, 1. Abthlg. 232.

103) Authentiſche Aufſchlüſſe über die letzten Tage Napoleon's gibt der Brief, welchen General Bertrand nach ſeiner Rückkehr von St. Helena am 16. September zu London an Joſeph Bonaparte geſchrieben hat. Mém. du r. Joseph, X, 284 seq.

104) Schiller in ſeinem Gedicht „Auf den Kaiſer Napoleon", das unlange nach der Krönung deſſelben und unlange vor dem Hingange des Dichters geſchrieben worden ſein muß und, in die Sammlung der ſchiller'ſchen Gedichte nicht aufgenommen, erſt im „Morgenblatt" von 1835 (Nr. 30) veröffentlicht wurde. Von beſonderer Kraft iſt die letzte Strophe: —

Einſam ſitzeſt du auf deinem Throne,
Wie die eiſerne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone
Als die blut'ge Geißel dieſer Zeit.
Was du wünſcheſt, wirſt du nie vollenden;
Von Begierden einſam aufgeſtört,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirſt du auch von ihr zerſtört!

105) Gentz, Tagebücher, 367.

# Schlußbemerkung.

Ich beabſichtigte, zu dieſem Schlußband meines Werkes eine lange Vorrede zu ſchreiben, in welcher ich mit etlichen Dingen und verſchiedenen Leuten mich auseinanderſetzen wollte. Bei näherem Zuſehen eracht' ich jene und mehr noch dieſe der Mühe unwerth. Vor den zahlreichen, ich darf wohl ſagen ſehr zahlreichen Freunden, welche mein Buch in der alten und in der neuen Welt ſich gewonnen hat, brauche ich mich nicht zu rechtfertigen, daß ich auch in dieſem Bande wieder mit rückſichtsloſem Eifer die Wahrheit geſucht und nach meiner Weiſe geradeheraus geſagt habe, Perſonen und Sachen die richtigen Namen gebend. Was aber meine Gegner angeht, ſo ſtehen dieſe entweder ſo fern von mir, daß jede Verſtändigung unmöglich, oder ſo tief unter mir, daß ich mich allzuſehr bücken müßte, wollt' ich mich mit Geſellen befaſſen, von denen geſchrieben ſteht: „Kein Talent und kein Charakter!“ Damit ich jedoch nicht unwillkürlich ins Vorreden hineingerathe, bemerke ich nur noch, daß eine freundliche Mittheilung aus Friedland in Mecklenburg mich in den Stand ſetzt, einen im 1. Bande meines Werkes, S. 83, vorkommenden Irrthum zu berichtigen. Es iſt dort von der Gefangennahme des jungen Blüchers durch preußiſche Huſaren die Rede. Dieſe Gefangennahme hat aber nicht bei dem Dorfe Spantikow in Altvorpommern, ſondern bei dem mecklenburgiſchen Dorfe Galenbeck unweit von Friedland ſtattgefunden.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

# Novellenbuch

von

## Johannes Scherr.

Erſter Band.

# Schiller

kulturgeſchichtliche Novelle in ſechs Büchern.

Band I.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1876.

# Schiller.

## Kulturgeſchichtliche Novelle in ſechs Büchern

von

## Johannes Scherr.

. . . . . . . . . . . . Das Jahrhundert
iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Don Karlos 3, 10.

**Neudurchgeſehene und verbeſſerte Auflage.**

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1876.

R. VII 4

ERZIEHER AKADEMIE
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Freunde

**Dr. Lorenz Brentano,**

Konſul der Vereinigten Staaten in Dreſden,

zugeeignet.

Zürich, Mai 1873.

Lieber Freund! Sie werden, ich weiß es, mein „Novellenbuch", deſſen erſte drei Bände ich Ihnen mit dieſen Zeilen zuſende, in demſelben Sinn empfangen, in welchem es dargeboten wird: — im Sinne gegenſeitiger Achtung, aufrichtiger Zuneigung und herzlichen Vertrauens.

Der Gedanke, meine erzählenden Schriften zu ſammeln, zu ſichten und unter Beifügung von noch ungedruckten neu herauszugeben, iſt in der bitterſten Schmerzenszeit meines Lebens entſtanden. Sie wiſſen, welche Zeit ich meine. Ich fühlte die zwingende Nothwendigkeit, an dem alten vielerprobten Stabe der Arbeit mich wieder aufzurichten, damit ich meinen Pflichten genügen könnte, und doch wollten die Verſuche, ernſte Studien vorzunehmen, nicht gelingen. Da bot mir die freundliche Zuvorkommenheit meines Verlegers die willkommene Möglichkeit einer leichteren Arbeit und die Frucht derſelben iſt das „Novellenbuch“, zu deſſen Herausgabe mich insbeſondere der große Erfolg meines „Michel“ ermunterte.

Die kulturhiſtoriſche Novelle „Schiller“, welche, ſorgfältig revidirt, hier in neuer Auflage erſcheint, war ſeit Jahren im Buchhandel vergriffen. Ich ſchrieb ſie im Jahre 1855 als eine Art Vorſtudie zu meinen Buche „Schiller und ſeine Zeit“. Die Abſicht war, ein durchweg auf quellenmäßigen Zeugniſſen ruhendes, zugleich getreues und anſchaulich belebtes Bild einer bedeutſamſten Kulturepoche unſeres Landes zu geben, ein Bild, deſſen Mittelpunkt allerdings der große Dichter ſein ſollte, ohne jedoch der Held — — das Wort im Sinne von „Romanheld“ genommen — zu ſein. Wiſſende Urtheiler — der unwiſſenden gibt es mehr in unſeren Tagen frechſter Kläfferei — haben mir bezeugt, daß dieſe Abſicht erreicht worden. Die Novelle „Roſi Zurfluh“ habe ich im Hochgebirge ausgedacht und niedergeſchrieben. Man ſollte, denk' ich, darin etwas von Alpenluft ſpüren. Sie iſt ebenfalls neu aufgelegt und, wie ich meine, in manchem verbeſſert. Die Kataſtrophe darin habe ich ſtreng einer Thatſache nachgebildet. Es gibt ſolche großherzige Frauen wie meine Heldin; wenigſtens hab' ich eine gekannt, welche die furchtbare Prüfung der Roſi im gegebenen Falle nicht minder glorreich beſtanden haben würde — eine, die nur einmal mich betrübte, an jenem ſchwarzen Tage als ſie plötzlich fortging, ohne mich mitzunehmen . . . . Die Novelle „Brunhild“ brachte ich binnen etlichen Tagen in Interlaken zu Papier, nachdem eine am Fuße der Thurmruine von Golzwyl verträumte Morgenſtunde die Anregung gegeben hat . . . „Werther Graubart“ endlich iſt eine pſychologiſche Studie, welche anzuſtellen Reiſeeindrücke vom vorigen Sommer mich veranlaßten. Dieſe Novelle hat übrigens die Kenntniß meines „Michel“ zu ihrer, wenn auch nicht gerade unumgänglichen Vorausſetzung. Von der Aufnahme der vorliegenden drei erſten Bände des Buches in der Leſewelt wird es abhängen, ob noch zwei bis drei weitere Bände nachfolgen werden. Man bindet eben gern ſeine Garben, wann es dem Abend zugeht.

Und es geht ja dem Abend zu. Es bedarf nicht des grauen Memento an meinen Schläfen, ich merke es ſchon an meiner Kampfesmüdigkeit. Wenn aber einer volle dreißig Jahre lang redlich mitgeſtritten, ſo hat er ſich dadurch doch wohl das Recht erworben, des ganzen Getümmels und Getöſes ſatt und überdrüſſig ſein zu dürfen. Auch ohnedies iſt mir die Streitfreudigkeit nachgerade abhanden gekommen.

Ein Mann, welcher mit offenem Viſir zu fechten und ſeine Loſung ehrlich laut auszugeben gewohnt iſt, kann es nicht für anſtändig halten, mit Geſellen ſich herumzuſchlagen, welche heute ſchwarz, morgen roth, übermorgen kunterbunt vermummt ſind, heute partikulariſtiſch greinen, morgen internationaliſtiſch geifern, übermorgen kommuniſtiſch grunzen. Es läuft zu viel marodirendes Geſindel und kriecht zu viel ekelhaftes Geziefer dermalen auf der Kampfbahn herum. Da muß am Ende jeder Kampf zu einem anwidernden Duell mit der bekannten ewigen Wanze werden, welcher „Geſtank als Waffe dient“. Wer, lieber Freund, könnte eine Ehre darin ſuchen und finden, von ſolchem Gewürme, ſo es nach unſern Ferſen beißt und ſticht, auch nur Notiz zu nehmen? Es wäre ja doch eitel, daſſelbe in das ſchmutzige Dunkel ſeiner Anonymität hinein zu verfolgen; denn man könnte ihm nicht einmal die Köpfe zertreten, weil dieſe Köpfe unfindbar klein ſind. Etwas gutes haben ja auch wohl die Angriffe, welchen man von ſeiten des baren Unverſtandes, der rohen Unwiſſenheit, der ſchamloſen Fälſcherei und der bübiſchen Gemeinheit ausgeſetzt iſt: — man braucht mit der Abwehr keine Zeit zu vertrödeln; denn die Sprache der Verachtung heißt Schweigen.

Ja, lieber Freund, ich bin herzlich kampfmüde und gedenke fortan mit den verſchränkten Armen eines ausgedienten Veterans dem unendlichen „bellum omnium contra omnes" zuzuſehen. Es gibt ja der jungen Kräfte ausreichend viele, welche hoffnungsgrün genug ſind, muthig in allen den Staub menſchlicher Thorheit und in allen den Schlamm menſchlicher Niederträchtigkeit hineinzuwaden, um das andere Ufer zu gewinnen. Das „andere Ufer"? Das Zukunftsufer? Ach, wir Alten wiſſen, daß es in der Hauptſache drüben gerade ſo ſein wird wie hüben, obzwar die Nebendinge anders angeſtrichen ſein mögen.

Doch genug des Geplauders. Vielleicht ſchon zu viel. Ich bemühe mich, allmälig Wortkargheit zu lernen von meinen beiden Hausgenoſſinnen Erinnerung und Reſignation, den leidigen Tröſterinnen vereinſamter Menſchen. Laſſen Sie ſich mein Novellenbuch als anſpruchsloſe Freundesgabe gefallen und gedenken Sie bei der Leſung deſſelben mit alter Freundſchaft

Ihres treuergebenen

**Johannes Scherr.**

# Vorſpiel.

## I.

Geſetzt, ein Fremder wäre in unſeren Tagen nach Stuttgart gekommen, in der Abſicht, von da aus durch Naturſchönheit oder hiſtoriſche Erinnerungen vorragende Orte des wirtemberger Landes zu beſuchen, ſo würde ihm auf ſeine erkundigenden Fragen unter anderen Antworten ſicherlich auch die zu Theil werden: „Ludwigsburg müſſen Sie jedenfalls ſehen.“ — Ludwigsburg iſt nämlich das Verſailles der guten Stuttgarter. Es knüpfen ſich, freilich in viel beſcheidenerem Maßſtab, nicht weniger bunte, pompöſe und tragiſche Denkwürdigkeiten daran als an den berühmten Sitz der bourboniſchen Monarchen. Falls unſer Fremder an den rechten Mann gerathen, würde ihm in der Geſchichte der jetzt ungefähr anderthalb Jahrhunderte alten Stadt Ludwigsburg ein bedeutſames Stück wirtembergiſcher Geſchichte aufgerollt werden, ein Stück Geſchichte voll Glanz und Jammer. Der Zuhörer müßte alles hiſtoriſchen Sinnes bar ſein, wenn er nicht lebhaft wünſchen würde, die Stätten in Augenſchein zu nehmen, welche für die wechſelnden Scenen der Regierungszeit der Herzoge Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen, ſowie König Friedrichs I. die Schauplätze abgegeben haben.

Unſer Reiſender beſitzt aber hiſtoriſchen Sinn. Er geht daher eines Morgens nach dem zwiſchen der Schloßſtraße und der Kronenſtraße gelegenen ſtuttgarter Bahnhof und fährt mit dem erſten nach Norden gehenden Zug aus dem Thalkeſſel der ſchwäbiſchen Reſidenz hinaus. Das Dampfroß keucht zuerſt langſam den Schienenweg hinan, linksab von der „Galgenſteige“, auf deren Höhe der eiſerne Galgen ſtand, an welchem der berüchtigte Finanzkünſtler Joſef Süß Oppenheimer ſeine glänzende Laufbahn ſchmählich beſchloß, am 4. Februar 1738. Der Bahnzug durchbrauſt den „Pragtunnel“, läßt Feuerbach links, berührt Zuffenhauſen und Kornweſtheim, gewährt dem Reiſenden zeitweilig den Anblick des zur Linken über eine bewaldete Bergwand hochhereinragenden Luſtſchloſſes Solitude und hält bald darauf beim Stationshaus der Stadt Ludwigsburg. Sie liegt drei Wegſtunden nördlich von Stuttgart, auf einer Hochebene, deren Abhang vom linken Ufer des Neckars begränzt wird. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſtand da nur ein einſamer Hof, dem Kloſter Bebenhauſen gehörend. Dieſem nahm der Herzog Eberhard Ludwig das Gut widerrechtlich und machte daraus eine Stadt, deren Urſprung demnach die lange Reihe von Willkürakten eröffnete, welche in ihren Mauern vorgehen ſollten. Des Herzogs Maitreſſe, Chriſtine Wilhelmine von Grävenitz, eine Mecklenburgerin, deren Name zu den ſchlimmſten Erinnerungen der Geſchichte Altwirtembergs gehört, wollte da reſidiren. In Stuttgart fühlte ſie ſich durch die Anweſenheit der unglücklichen aber ſtandhaft ihr Recht und ihre Würde wahrenden Gemahlin des Herzogs beengt. Den Hochmuth der Kebſin gelüſtete es, ſchrankenlos allen Pomp einer ſouveränen Herrin ihres bethörten

Liebhabers zu entfalten, und der Fürſt beeilte ſich, wie in allem, ſo auch hierin ihrem Willen nachzuleben. Erſt entſtand auf dem dürren Plateau mit ungeheurem Aufwand ein Palaſt, dann, mit noch vermehrtem, eine Stadt — nicht die einzige, die zu jener Zeit in deutſchen Landen aus ähnlichen Motiven erbaut worden iſt.

Ludwigsburg iſt jetzt nur noch eine Ruine, obgleich ſeine Häuſer von Zeit zu Zeit neu angeſtrichen werden. Wenn der Reiſende, welchen wir von Stuttgart herbegleiteten, die Stadt durchwandert, wird er unſchwer bemerken, daß dieſelbe durchweg den Stempel ihres Urſprungs trägt. Es waren hier in keiner Weiſe die naturgemäßen Bedingungen ſtädtiſcher Exiſtenz gegeben. Ludwigsburg iſt nicht geworden und gewachſen, ſondern durch ein fürſtliches Machtwort aus dem Nichts hervorgezwungen worden, zu einem künſtlichen Daſein. Das Geſchöpf einer Fürſtenlaune, hat dieſer Ort in Zeiten, wo der wirtembergiſche Hof zu wiederholten malen darauf Anſpruch machte, der glänzendſte Deutſchlands zu ſein, ſeine ſchönen Tage geſehen, falls nämlich ein Glanz, welcher mit ſo viel Elend erkauft wurde, überhaupt ſchön genannt werden darf. Jetzt lebt die Stadt, ſchnell gealtert, nach verflogenem Jugendrauſch ſo zu ſagen nur von einer Staatspenſion. Sie war einmal da, man konnte, als der Hof weggezogen, ihren Bewohnern doch die Häuſer nicht über den Köpfen zuſammenfallen laſſen. Der leere Titel einer „zweiten Reſidenz“ oder einer „guten Stadt“ ſättigt nicht. Die Regierung hatte daher für neue Nahrungsquellen zu ſorgen und ſie that dies, ſo gut ſie es vermochte. Sie machte Ludwigsburg zum Sitz einer oberſten Kreisbehörde, ſchuf die weitläufigen Bauwerke, welche früher einen zahlloſen Schwarm von Höflingen beherbergten, in

Kaſernen um und füllte dieſelben mit Soldaten aller Waffengattungen. Von dieſen vornehmlich lebt die Stadt.

Betrittſt du ihre breiten, hellen, langgeſtreckten Straßen, die nach der Schnur gezogen ſind, ſo gewinnſt du den Eindruck der Oede. An gewöhnlichen Tagen begegnen dir ſehr viele Soldaten, aber wenige Menſchen. Zwiſchen dem Pflaſter guckt das Gras neugierig hervor, ein grüner Proteſt der Natur gegen die ihr aufgedrungene Stadt. Du begreifſt jetzt, wie ein Sohn derſelben den Ort Grasburg nennen konnte, obgleich die guten Ludwigsburger dieſen humoriſtiſchen Namen nicht gerne hören. Weniger begreifſt du es, wie in der uniformirten Proſa dieſes Ortes ein Poet und Geiſterſeher wie Juſtinus Kerner zur Welt kommen konnte. Allein die Extreme berühren ſich überall und dann ſchwebte zur Zeit von Kerners Geburt noch ein Nachhall der Romantik von Herzog Karls Tagen, die freilich mit der kernerſchen wenig gemein hat, über Ludwigsburg. Viel mehr jedoch harmonirt es mit der heutigen Nüchternheit der Stadt, daß ſie dem nüchternen Kritiker David Friedrich Strauß das Leben gegeben.

Aber du eilſt dem Schloſſe zu. An dieſem wenigſtens, meinſt du, müßten Erinnerungen aus Ludwigsburgs „guter alter“ Zeit in Fülle haften. Aber auch da haben viele ſich verwiſcht. Die Vergänglichkeit, welche auf alles Menſchliche ihren Stempel drückt, hat auch hier ihr Recht geübt. Man ſieht es dem Palaſt und ſeinen Gärten leicht an, daß ſie ſeit langen Jahren nur noch anſtandshalber unterhalten werden. Der zweite König von Wirtemberg hat dieſe Reſidenz immer nur ſehr vorübergehend bewohnt und hat ſie nie geliebt: es knüpften ſich für ihn an dieſelbe Jugenderinnerungen, welche trübe genug waren. So iſt denn das ludwigsburger Schloß allerdings ſehenswerth als hiſtoriſche Rarität, aber es fehlt ihm durchaus der Zauber der Wohnlichkeit und des Komforts. Gehſt du durch die einſamen Korridore, durch die hohen hallenden Säle und Gemächer, fühlſt du dich angefröſtelt. Das verblichene Mobiliar ſieht dich halb geſpenſtig an und in der Atmoſphäre liegt etwas wie Modergeruch. Du wirſt auf deiner Wanderung gerne von Zeit zu Zeit ein Fenſter öffnen, um die friſche Luft einzuathmen, welche draußen in den Wipfeln der alten Bäume des Parkes ſpielt. In der Ahnengalerie, wo die lebensgroßen Bilder der Fürſten Wirtembergs hängen, betrachte dir das fünftletzte in der langen Reihe. Es ſtellt einen ſtraffaufgerichteten Herrn dar, in der Zopftracht der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ein vornehmer und intelligenter Kopf, aus deſſen ſtark gerötheten Geſicht große blaue Augen klug und gebieteriſch blicken. Es iſt Herzog Karl, der Karl Herzich, wie ihn das Landvolk von Altwirtemberg nennt. Betrachte dir ihn nur genau: du wirſt ihm in der Geſchichte, welche ich erzählen will, da und dort begegnen.

Doch dein Führer, ungeduldig trippelnd, mahnt dich zum Weitergehen. Er iſt ſo ein altes Inventarſtück, wie man ſie in den verlaſſenen Paläſten der Großen zu finden pflegt. Ihm iſt das alles, was du da mit Neugier betrachteſt, ein gewohntes Ding, das weiter keinen Reiz mehr auf ihn übt. Er ſchnurrt ſeine Erklärungen ab wie ein Automat: hat er doch ſchon hundertmal, ſchon tauſendmal daſſelbe geſagt. Siehſt du aber genauer zu, wirſt du bemerken, daß der alte Mann an dieſer oder jener Stelle deines Umgangs im ludwigsburger Schloſſe einige Bewegung verräth und einen beklommeneren oder gehobeneren Ton anſtimmt. So wird er dir in einem der unzähligen Kabinette mit flüſternder Stimme ſagen, daß hier in der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten März 1737 der Herzog Karl Alexander, des Juden Süß Gönner, eines plötzlichen Todes verblichen ſei, gerade als er das ſteiflutheriſche Land Wirtemberg „katholiſch machen“ und die altherkömmliche landſtändiſche Verfaſſung umſtürzen wollte. Der Alte läßt dich etwas Unheimliches mehr nur errathen, als daß er es dir erzählt.

Du gehſt mit deinem Führer weiter und in einem blau und gelb ausgeſchlagenen Gemache zeigt er dir das eigentliche Prunk- und Prachtſtück des Schloſſes, ein breites Bett, deſſen Spitzen und Seidendecken freilich die pietätsloſe Zeit vergilbte und zermürbte. „Hier hat Napoleon geſchlafen!“ ſagte der Alte mit Pathos. Was dieſer Name für ein Echo weckt in der ludwigsburger Palaſtöde! Ja, hier hat der letzte große Deſpot die erſten Oktobernächte des Jahres 1805 zugebracht, mehr wohl über ſeinen gigantiſchen Plänen brütend als ſchlafend. Damals, bevor er ſeine Adler nach Auſterlitz trug, hat er zum Kurfürſten Friedrich als Antwort auf deſſen Bitte um Neutralität das barſche Wort geſagt: „Wer nicht mit mir iſt, iſt wider mich!“ Der Kurfürſt wollte lieber mit ihm als gegen ihn ſein, auch mußte er ſo wollen und zum Dank für ſeine Klugheit war er drei Monate ſpäter König von Wirtemberg — von Napoleons Gnaden. Jetzt ſchläft er ſchon lange den ewigen Schlaf in der ludwigsburger Gruft. Auch der große Deſpot, welcher mit Königskronen ſpielte wie Knaben mit Nüſſen, iſt wenige Jahre nach König Friedrich geſtorben und hat auf dem einſamen Felſen im Weltmeer, wohin ihn der Gott, der „in der Geſchichte Vergeltung heißt“, geſchleudert, im Tode keine Ruhe gefunden, hervorgezerrt aus ſeinem des Heldengedichtes ſeiner Laufbahn würdigen Grab, um der Eitelkeit eines Komödiantenvolkes zum Schauſpiel zu dienen ..... Des wunderbaren Mannes Geſtalt ſteigt vor dir auf, der ungeheure Tumult ſeines Emporkommens und Fallens brauſt dir in den Ohren. Du haſt die Luſt verloren, noch anderes im ludwigsburger Schloſſe zu ſehen, was mit den Bildern, die Napoleons Lager in dir angeregt, in gar zu großem Kontraſt ſtünde. So enteilſt du denn dem öden Palaſt und draußen gähnen dich die breiten leeren begraſ'ten Straßen der Stadt an. Du empfindeſt eine peinliche Ernüchterung und gehſt mit großen Schritten dem Bahnhofe zu. Aber halt, bleibe noch und folge mir! Ich hebe den Zauberſtab: hundert Jahre rauſchen zurück ..... ſiehe da, Ludwigsburg zur Zeit ſeines Glanzes.

## II.

Ein ungewöhnlich milder Februar hatte einem noch milderen März die Wege gebahnt, den Frühling ungewöhnlich frühzeitig heraufzuführen. Laue Lüfte trieben mit flatternden Wolken ein luſtig Spiel, welchem die Sonne, aus tiefblauem Himmel lachend, wohlgefällig zuſah. In den Schloßgärten ſproßte und knoſpete es mächtig und die Linden und Kaſtanien der herrlichen Allee, welche die eine Seite der langen, vom Schloßplatz zum ſtuttgarter Thor hinaufführenden Straße ſäumt, begannen auszuſchlagen. Aber die Bewohner Ludwigsburgs hatten keine Zeit, um des Frühlings Ankunft ſich ſonderlich zu bekümmern. Sie waren noch viel zu ſehr von dem rauſchenden Wirbel des Karnevals befangen, welcher ſeine Zerſtreuungen und Feſte mit vollen Händen ſpendete.

Zwar war es nicht mehr die Zeit, wo Herzog Karl in unerſättlicher Genußfreude das ganze Jahr zu einem ununterbrochenen Feſt gemacht hatte, aber an der glänzenden Feier des Karnevals wurde einſtweilen noch feſtgehalten. Ein wiederholter Aufenthalt in Venedig hatte dem Fürſten eine nachhaltige Vorliebe für dieſen ſüdländiſch bunten Zeitvertreib eingeflößt. Er hatte denſelben nach Ludwigsburg verpflanzt, wo alljährlich von nah und fern ein Schwarm von Fremden zuſammenſtrömte, um den reichen Wechſel der Karnevalsvergnügungen mitzugenießen. Der großartige Hintergrund, vor welchem ſich die Scenen des venetianiſchen Faſchings abſpielten, fehlte hier freilich. Es war da keine Weltſtadt, groß durch tauſendjähriges Beſtehen, durch eine von heroiſchen und romantiſchen Epiſoden erfüllte Geſchichte, durch koloſſalen Reichthum und durch den naturwüchſigen Beſitz aller Zaubereien der Künſte — es war da nur eine kleine deutſche Reſidenz. Aber ſoweit dieſe und andere lokale Vorzüge der Adriaſtadt, der Markusplatz, die Piazetta, die prachtvolle Palaſteinfaſſung der Kanäle mit ihren Gondeln, durch fürſtliche Verſchwendung erſetzt werden konnten, war es vollauf geſchehen. Das wirtembergiſche Verſailles hatte ſeine üppige und frivole Karnevalstracht angelegt. Da gab es Bälle, Konzerte, militäriſche Paraden, Feſtinjagden, franzöſiſche Schauſpiele und italiſche Opern. Heuer begünſtigte noch überdies die freundliche Witterung ſolche Karnevalsfreuden, deren Schauplatz im Freien war, ſo daß die ganze Menge des fremden und einheimiſchen Publikums daran theilnehmen konnte, ſei es in der Rolle von Mitſpielern, ſei es in der von Zuſchauern.

So jetzt in der breiten Allee. Da waren Buden aufgeſchlagen, in welchen Herren und Damen vom Hofe allerlei Galanteriewaaren feilboten oder Glückstöpfe hielten oder als Wahrſager und Zigeunerinnen oder als Händler mit Südfrüchten und Likören oder als Waffelbäckerinnen agirten oder zum Klange von Drehorgeln franzöſiſche Couplets abſangen. Alle waren entweder in vollſtändigem, zu ihren verſchiedenen Rollen paſſendem Maſkenanzug oder trugen wenigſtens den Domino und die venetianiſche Halbmaſke vor dem Geſicht. Zu der letzteren mußte ſich Jung und Alt, wer immer die Allee betreten wollte, bequemen, denn das Ganze ſollte eine „venetianiſche Meſſe" vorſtellen. Es war eine höchſt belebte Scene. Da wurde kokettirt, intrikirt, ſatiriſirt und die etwas freien Karnevalsſcherze der Kavaliere beantwortete das ſilberne Lachen der Damen. Es rauſchte und wogte in der Allee von Sammet und Seide in ſcheinbar zwangloſeſtem Durcheinander. Franzöſiſche Aktricen und italiſche Ballettänzerinnen ſchlüpften durch das Gewühl und verriethen durch freies, neckiſches Gebaren, daß ſie ſich hier ſo recht in ihrem Elemente befanden, weit mehr als die einheimiſchen Schönen, denen der deutſche Ernſt noch mitunter verwehrte, in der frivolen Atmoſphäre einer venetianiſchen Meſſe mit ſouveräner Heiterkeit zu athmen.

An Zuſchauern fehlte es nicht. Haufen von müſſigem Volk ſtanden die Straße entlang und reckten lange Hälſe, um von dem wunderlichen Treiben da drüben auch etwas zu haben. Sie verſtanden nicht viel davon, am wenigſten die franzöſiſchen und italiſchen Redensarten, welche da umliefen; aber ſo viel begriffen ſie doch, daß es die Vornehmen und ihr Anhang ſehr gut hätten auf der Welt. „Ja, ſell iſch wohr!" ſagte ein Bäuerlein in kurzen gelben

Lederhoſen und weißem Zwillichkittel zu ſeinem ebenſo gekleideten Nachbar. „Sell iſch wohr, Hansjörg. Aber 's iſch g'ſpäſſig, die fürnehme Leut' do kommet mer halt doch wie lauter Narra für.“ — „Was thut Er davon verſtehen, Er Tolpatſch?“ ſchnauzte eine mächtige Baßſtimme hinter dem bäuerlichen Kritiker, welcher ſich erſchrocken umwandte und einen himmellangen Korporal von den Leibgrenadieren des Herzogs, welche Legioner hießen, vor ſich ſtehen ſah. Das mochte dem Bauer nicht ſehr geheuer kommen. Er riß eiligſt ſeinen Nebelſpalter vom Kopf und bückte ſich tief, der Hansjörg that ebenſo und beide verſchwanden raſch im Gedränge. Dieſes Eindrucks ſeiner majeſtätiſchen Perſönlichkeit froh, wandte ſich der Korporal zu einigen ſeiner Kameraden, welche in der Nähe waren. Die Legioner hatten es auch gut auf der Welt, wenigſtens was das Zuſchauen anging, denn ſie ragten um eines Kopfes Länge über das übrige gaffende Volk hinweg. Sie ſtanden da, in Größe und Geſtalt von Pappelbäumen, unbeſchreiblich ſtolz auf ihre rothen Uniformfräcke mit ſchwarzen Aufſchlägen und auf ihre hohen, ſpitzen, mit gelbem Blech beſchlagenen Grenadiermützen, die über ſteinharten, weit den Rücken hinabbaumelnden Zöpfen ſaßen.

Es ging derweil gegen Mittag zu, als zwei Herren vom Gaſthauſe zum Waldhorn die Straße heraufkamen. Sie waren in eifrigem Geſpräch begriffen und achteten daher des Karnevalstreibens um ſie her nur nebenbei.

„Und Sie haben alſo Ihren Neffen richtig in die Sklavenplantage auf der Solitude abgeliefert, Herr Bechtold?“ fragte der eine ſeinen Begleiter. Der Fragende war ein Mann in den erſten Dreißigen und von queckſilberiger Beweglichkeit. Er ſchritt raſch aus und ſchwenkte im Gehen den modiſchen Chapeau mit der rechten Hand in der Luft. Er war von etwas mehr als mittlerer Statur und von rüſtigem, wenn auch hagerem Gliederbau. Auf ſeiner breiten, hochgewölbten Stirne leuchtete ein Strahl des Genius, welcher auch aus den hellen, unruhigen, feuerwerfenden Augen blickte. Zu der auffallend großen Peripherie des Kopfes ſtand die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füße in angenehmen Gegenſatz. Augen, Naſe, Mund und Kinn waren ſehr nahe zuſammengerückt. Zwiſchen den Brauen lag eine tiefe Furche, die Spur lebhafter Gedankenarbeit. Die Lippen waren ungewöhnlich roth, aber die ſchlaff gegen das Kinn hinabſinkenden Mundwinkel verriethen, wie das verſchlemmt aufgedunſene Untergeſicht überhaupt, wenig Charakterfeſtigkeit. Er trug ſich comme il faut, denn er ging in bordirtem Rock, geſtickter Weſte, kurzer Plüſchhoſe, ſeidenen Strümpfen und Schuhen mit ſilbernen Schnallen, den Galanteriedegen an der Seite. Sein friſirtes und ſtarkgepudertes Haar war über jedem Ohr in eine dicke Papillote gedreht und im Nacken in einen modiſch langen Zopf gebunden. Ein nachläſſig über den linken Arm geworfener Domino und die mit ihrem Band an einen Rockknopf befeſtigte ſchwarze Halbmaſke deuteten an, daß der Mann keineswegs ein Feind der Karnevalsfreuden war. Uebrigens lag in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Unſicheres, Schwankendes, eine ebenſo ſchrankenlos offenherzige und gutmüthige als unzuverläſſige Sanguinität, etwas Poetiſches, Virtuoſenhaftes, eine ruheloſe, fahrige Genialität, die mit ſich ſelbſt uneins war.

Sein Begleiter, ein Fünfziger, hager, lang, war von viel geſetzterem Weſen. Er hatte nicht gerade ungewöhnliche, aber doch entſchieden geſcheide Züge. Sein Auftreten machte den Eindruck, als ſtehe er feſt auf den Füßen und habe ſich viel in der Welt umgetrieben. Er ging weit einfacher oder wenigſtens weit einfarbiger gekleidet als der andere, aber man hätte wetten mögen, er ſei gewohnt, eine gutgefüllte Börſe in der Taſche zu tragen.

„Was wollen Sie doch mit ihrer Sklavenplantage, Herr Schubart?“ entgegnete Bechtold ſeinem Begleiter. „Ich habe in der militäriſchen Pflanzſchule der Solitude nichts wahrgenommen, was die ſchlimme Benennung rechtfertige.“

„Oh, das glaub' ich“, verſetzte der Poet und Muſikus Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, dermalen Organiſt an der ludwigsburger Stadtkirche, mit Lachen. „Wenn einer über das Weltmeer herüberkommt, um einen neuen Zögling zu bringen, ſo wird man natürlich alles aufbieten, ſich im günſtigſten Lichte zu zeigen.“

„Mein lieber Magiſter, ich bin lange nicht eitel genug, zu glauben, daß man ſich meinetwegen beſondere Mühe gegeben habe. Der Herzog hat mich allerdings ſehr gnädig empfangen —“

„Natürlich, ganz natürlich! Ich wette, er ſchwelgt jetzt bereits in dem Gedanken, daß Sie ſeinen Ruhm drüben in der neuen Welt auspoſaunen werden. Ich will verdammt ſein, in meinem Leben nie mehr etwas anderes zu hören als zilling'ſche Predigten, wenn der Herzog im Nothfalle nicht den Heroſtrat ſpielen würde, nur um von ſich reden zu machen.“

„In dieſem und in jedem Falle hätte er ſich in meiner Perſon ein ſchlechtes Sprachrohr ausgewählt. Aber Sie müſſen mir ſchon erlauben, lieber Freund, Ihre etwas, wie ſoll ich ſagen? — etwas poetiſche Anſicht von der Sachlage auf das proſaiſche Maß der Wirklichkeit zurückzuführen. Wir Amerikaner, denn einen ſolchen darf ich mich ja wohl nennen, wir lieben das Reelle. Nun ſehen Sie, es iſt, amerikaniſch geſprochen, ein Fakt, daß ſich in dieſer langen Reihe von Jahren, ſeit ich als junger Springinsfeld mit meinen Eltern die ſchwäbiſche Heimat verließ, hier manches und vieles ſogar zum Beſſeren gewendet hat. Auch geſtehe ich, daß es mir wohlgefiel, den Fürſten inmitten der dreihundert Zöglinge ſeiner Pflanzſchule ſo zwanglos und verſtändig ſich bewegen zu ſehen, als wäre die Pädagogik ſein eigentliches Element.“

Schubart nahm eine Priſe aus der dargebotenen Doſe ſeines Begleiters, zog dann die Mundwinkel höhniſch herab und verſetzte:

„Ja, ganz recht, mein werther Herr und Gönner, die Pädagogik iſt jetzt das Element, in welchem er lebt und webt; denn —

Weil Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu ſein,
So ward er ein Schulmeiſterlein.“

„Ei, lieber Magiſter“, ſagte Bechtold lächelnd, „mit der Tyrannei muß es doch gar nicht ſoviel auf ſich haben, wo man ſolche blutige Sarkaſmen ausgehen laſſen darf.“

„Ausgehen laſſen? Gott behüte mich! Da käme man ſchön an! Aber es iſt meine verdammte Gewohnheit, wenn ein Impromptu mir auf die Zunge ſchlüpft, daſſelbe abzuſchnellen. — Doch einerlei! — Wunderlich kommt es mir immerhin vor, daß ein Amerikaner, der noch dazu ein engliſcher Lord iſt, ſeinen Sohn in eine von Herzog Karl geſtiftete Erziehungsanſtalt herüberſenden mochte.“

„Ei, mein Lieber, die Sache iſt nicht ſo wunderlich, wie Sie ſich vorſtellen. Mein ſeliger Schwager Raleigh, welcher übrigens kein Lord, ſondern nur ein ſchlichter, wenn auch großer Grundbeſitzer und Kaufmann am Potomak war, mein Schwager Raleigh, ſag' ich, hatte eine große Vorliebe für die deutſche Art. Ich darf wohl ſagen, daß meine gute Schweſter ihrem Gatten dieſe Vorliebe eingeflößt hat, denn ſie iſt eine vortreffliche Frau. Als der, viel zu früh für ſeine Familie, dahingegangen, fand ſich in ſeinem Teſtamente die Beſtimmung, daß von ſeinen zwei Söhnen der ältere in Amerika, der jüngere aber in Deutſchland erzogen werden ſollte. Jener, um fünf Jahre älter als dieſer, befindet ſich jetzt auf dem College Cambridge bei Boſton. Mit meinem jüngeren Neffen hab' ich mich als Vollſtrecker des letzten Willens meines Schwagers nach Europa und Deutſchland aufgemacht. Ich beabſichtigte zuerſt, den Knaben im Philanthropinum zu Deſſau unterzubringen; allein ich muß geſtehen, daß mir das dortige Treiben nicht gefiel und daß ich bezweifle, es werde dieſe ſpielende, breiweiche Methode Männer erziehen, welche den Geſchäften und Stürmen des Lebens gewachſen wären. Baſedow ſelber, der große Pädagog und Philanthrop, von welchem ich in London auf meiner Herreiſe **Wunder** gehört hatte, mißfiel mir ganz entſchieden — “

„Er iſt ein Kyniker, hörte ich.“

„Ein entſchiedener, ein ſolcher, daß ich mich verſucht fühlte, auf den berühmten Mann unſer gut ſchwäbiſches Wort Schweinigel anzuwenden — “

„Aber doch, bitt' um Verzeihung, ein genialer Mann. Es hat keiner den Rouſſeau ſo gut verſtanden wie Baſedow, keiner ſich ſo energiſch bemüht, der rouſſeau'ſchen Reform der Erziehung in Deutſchland Raum zu ſchaffen."

„Das mag ſein; aber ſehen Sie, Wertheſter, es iſt mit dem Rouſſeau doch eine gar eigene Sache. Mein trefflicher Schwager war ganz begeiſtert von des Mannes Schriften und ließ nicht ab, bis auch ich, der ich ſonſt von Büchern meiſt nur die Komptoirbücher zur Hand nehme, die rouſſeau'ſchen las. Sie umnebelten auch mir anfangs den Kopf nicht ſchlecht, doch wurde ich früher wieder nüchtern als mein guter Schwager, der ein hochherzigſter und heißblütigſter Virginier war. In Amerika iſt aber nicht der Boden, wo die Schwärmerei für das Naturevangelium Rouſſeau's in die Länge gedeihen kann."

„Wie, in den Urwäldern, in den Savannen, unter den harmloſen Indianern nicht? Und warum denn nicht?"

„Weil man dort mit der Natur und mit den harmloſen Indianern, wie Sie dieſelben charakteriſiren, viel zu viel zu ſchaffen und zu kämpfen hat, als daß man nicht bald zur Erkenntniß gelangte, es ſeien, um mit beiden fertig zu werden, ganz andere Mittel vonnöthen als rouſſeau'ſche Ideen."

„Das klingt nicht ſehr poetiſch."

„Iſt aber deſto wahrer. Amerika, lieber Freund, braucht Männer, praktiſche Männer ſtatt poetiſcher Träumer. Wir haben dort keine Zeit zum Phantaſiren."

„Oh weh!"

„Keineswegs. Die Wirklichkeit, die bare Wirklichkeit bietet dort Bedeutendes und Großes genug. Eine neue Welt, ein neuer Staat iſt dort im Werden, und gerade jetzt ſind die beſtimmteſten Anzeichen da, daß die nordamerikaniſchen Kolonieen reif und entſchloſſen ſind, von dem Gängelbande Englands ſich loszumachen. Doch davon red' ich Ihnen ein andermal, bevor ich die Rückreiſe antrete. — Ich fand alſo die baſedow'ſche Erziehungsmethode für meinen Neffen und Mündel nicht paſſend, und da ich ihm ohnehin das Heimatland ſeiner Mutter zeigen wollte, ging ich über Leipzig und Frankfurt, wo ich Geſchäfte hatte, hierher. Allenthalben auf meinem Wege hört' ich viel Rühmliches von der herzoglichen Anſtalt auf der Solitude. Ich beſuchte ſie, ſie gefiel mir und ſo hab' ich ihr meinen Georg anvertraut."

„Und Sie glauben, der Knabe werde dort befähigt werden, dereinſt ein freier Amerikaner zu ſein?"

„Ja, denn wer wahrhaft frei ſein will, muß die Diſciplin kennen und achten lernen. Glauben Sie mir, ich habe die Sache mit aller Gewiſſenhaftigkeit überlegt: denn da ich ſelber kinderlos bin, liebe ich die Söhne meiner Schweſter, als wären ſie die meinigen. Den Ausſchlag für meinen Entſchluß gab übrigens der glückliche Umſtand, daß ich meinen Neffen auf der Solitude in der Nähe einer befreundeten Familie weiß."

„Was iſt das für eine?"

„Die des Hauptmanns Schiller, welcher die Aufſicht über die Gärten des herrlichen Luſtſchloſſes hat. Ich habe in ihm zu meiner großen Freude einen Freund aus der Jugendzeit ganz unvermuthet wiedergefunden. Er iſt ein tüchtiger und würdiger Mann."

„Allerdings, daneben freilich ein Pedant."

„Hm, Ihr Herren Poeten habt darüber Anſichten, die ein Geſchäftsmann nicht immer unterſchreiben kann. Mein Freund, der Hauptmann, wird mit ſeiner Frau —"

„Ach, das iſt ein liebes Weibchen! Hat eine poetiſche Ader, ſag' ich Ihnen, und dabei viel Humor. Der kleine Fritz, der hier am Lyceum ſtudirt, hat was von der Mutter abbekommen. Iſt ein verteufelt aufgeweckter Junge, der Fritz. Macht lateiniſche Verſe, daß es eine Art hat. Und dabei hat der Burſche ſo etwas in ſeinem Auge, ſo etwas wie Genie."

„Freut mich, das zu hören, Herr Schubart. Ich hab' dem jungen Schiller einen Gruß von ſeinen Eltern zu ſagen und daß ſie ihn heute beſuchen werden. Die Frau Hauptmännin will ihrem Sohne eine Extra-Freude machen, weil das letzte Zeugniß ſo gut ausgefallen. Er wohnt — warten Sie ich hab' mir's notirt —"

„Laſſen Sie ihre Notiztafel nur ſtecken. Der Fritz wohnt bei dem Präceptor Winter und der Buckel des armen Jungen hat, wie ich weiß, ſchon oft und ſchmerzlich empfunden, was das für ein grimmiger Schulfuchs und Haustyrann iſt. Ich zeige Ihnen das Haus. — Aber hören Sie doch, wie plaiſirlich es da drüben in der Allee zugeht."

In der That klang helles Lachen aus der Allee herüber, wo die verſchiedenen „Plaiſirs" einer „venetianiſchen Meſſe" im vollen Gange waren.

Die beiden Männer blieben ſtehen und Herr Bechtold hätte es ſeinem Begleiter leicht anſehen können, daß derſelbe gar zu gerne in das muntere Gewühl ſich gemiſcht hätte.

„So etwas haben wir freilich nicht in unſerem Amerika", ſagte der amerikaniſirte Deutſche. „Es geht dort durchweg ernſt und nüchtern zu und ſogar bei den Vergnügungen dominirt eine gewiſſe puritaniſche Steifheit, insbeſondere in den nördlichen Kolonieen, in den eigentlichen Neu-England-Staaten."

„Das muß aber allmächtig langweilig ſein“, bemerkte Schubart.

„Für einen Mann, der wie Sie an das rauſchende Leben einer europäiſchen Reſidenz gewöhnt iſt, allerdings. Indeſſen hat das Leben in Amerika auch ſeine eigenthümlichen geſelligen Reize und bei uns, in Virginien, iſt alles zwangloſer als in Neu-England, wenn auch die Gränzen ehrbarer Sitte überall ſtreng eingehalten werden.“

Trommelwirbel ſchallte vom Schloßhofe herauf.

„Ah“, ſagte Schubart, „die Schloßwache tritt ins Gewehr; unſer Durchlauchtigſter wird alſo die Bewohner ſeiner guten Stadt mit ſeiner Erſcheinung beglücken.“

Von der Allee her kam in dieſem Augenblick eine Dame in eleganteſter Karnevalstoilette über die Straße. Sie war von ſchönem Wuchs und unter ihrem weitbauſchigen Rocke kamen ein paar niedliche Füße zum Vorſchein, welche in Schuhen von blauem Sammet mit zollhohen rothen Abſätzen ſtaken. Indem ſie an den beiden Männern vorüberging, erwiderte ſie Schubarts tiefen Bückling mit einer Art majeſtätiſcher Herablaſſung. Sie hatte die Halbmaſke abgenommen und enthüllte Züge, welche von Augen voll ſüdlichen Feuers belebt waren, allein im übrigen trotz meiſterhaft angewandter Schminkkunſt doch ziemlich verlebt und veraltet ausſahen. Dieſſeits der Straße blieb ſie ſtehen und ſchaute, wie alle Welt, erwartend gegen das Schloß hinab.

Von dorther kam die herzogliche Equipage die Straße herauf. Vorreiter in gelb und ſchwarzer Livrei ſprengten vor dem von acht Schimmeln gezogenen Wagen her. Leibjäger in grünen goldbeſetzten Röcken ritten rechts und links am Schlage, ein halb Dutzend Leibhuſaren in prächtigen, mit koſtbarem Pelzwerk verbrämten rothen Wämſern begleiteten den Wagen, in welchem Herzog Karl mit dem Oberſt von Montolieu, einem ſeiner Adjutanten, ſaß. Man ſah dem Fürſten, welcher in der Mitte der vierziger Jahre ſtand, ſeine wild verlebte Jugend nicht an. Eine außerordentliche robuſte Geſundheit hatte ihm über die Folgen eines Wandels hinweggeholfen, welcher einen andern geiſtig und körperlich hätte ruiniren müſſen.

Karl war noch immer ein ſchöner Mann. Sein blaues Auge leuchtete von Geiſt, und wie er ſo daſaß im offenen Wagen mit ſeinem goldbordirten dreieckigen Hütchen, ſeiner mit „Bouclen“ verſehenen gepuderten Friſur mit einem Zöpfchen, ſeinem kirſchrothen Rock, ſeiner gelben Pattenweſte und hohen Stiefeln, hatte ſeine Erſcheinung etwas Impoſantes, obwohl dieſer Aufzug unſerem veränderten Geſchmacke barock genug vorkommen mag.

Er hatte eines jener ſo wirkungsreichen Mittel, womit Fürſten die Menſchen zu bezaubern vermögen, all ſein Lebenlang vollkommen in ſeiner Gewalt: ein äußerſt leutſeliges Gebaren gegen die Menge. Auch heute machte er von dieſem Mittel reichlichſten Gebrauch, indem er die unterthänigen Referenzen, welche ihm rechts und links dargebracht wurden, mit freundlichem Lächeln erwiderte. Nur einmal fuhr eine Wolke über ſein Geſicht, als ihn beim Vorüberfahren die Dame, deren wir erwähnten, in ſehr graziöſer und unterwürfiger, aber dabei auffallender Weiſe mit dem Fächer grüßte. Karl wandte ſich ab, ohne dieſen Gruß einer Erwiderung zu würdigen, und der Wagen rollte dahin.

Nun rings ein Gemurmel und Geflüſter, wie man es eben nur von Reſidenzbewohnern bei ſolchen Gelegenheiten hören kann:

„Wie gut Se. Durchlaucht ausſehen!“ — „Wo fährt er hin? Nach der Solitude oder bloß nach dem Salon?“ — „Will er die Gräfin von Hohenheim beſuchen?“ — „Er iſt halt doch ein charmanter Herr und einen zweiten Karl gibt's in der Welt nicht!“

Die Dame jedoch ſchien den Herrn nicht ſehr „charmant“ zu finden. Sie murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, was auf ein Haar einem mit echt italieniſchem Akcent geſprochenen Maledetto! glich, kehrte um und verſchwand mit eiligeren Schritten, als ſie ihrer vornehmen Tournüre eigentlich zukamen, in einer Seitenſtraße.

Schubart ſah ihr mit ſchallendem Gelächter nach.

Herr Bechtold blickte ihn verwundert an und fragte:

„Was war denn das?“

„Ein Wechſel, ausgeſtellt auf die Erinnerung an vergangene Schäferſtunden, aber nicht akceptirt!“ erwiderte der Poet, noch immer lachend.

„Ich verſtehe Sie nicht ganz. Wer iſt die Madame?“

„Die Madame? Ja, das war vor Zeiten ihr offizieller Titel und es hatte derſelbe eine ganz andere Geltung als der Titel „Ihre herzogliche Durchlaucht“, welchen die bayreuther Prinzeſſin Eliſabeth Friederike Sophie, die Gemahlin unſeres Durchlauchtigſten führt. Die Madame, welche Sie dem Herzog ſo ungeſchickt ſich ins Gedächtniß zurückrufen ſahen, iſt keine geringere Perſon als Auguſta Gardella, Tochter eines venetianiſchen Gondoliers oder Laſtträgers, vormals Tänzerin an der herzoglichen Oper, dann in ihren ſchönen Tagen Favoritſultanin unſeres allergnädigſten — Sultans. Schon ſeit lange iſt ſie aber eine abgefallene Größe. Haben Sie nicht bemerkt, daß die alte Närrin noch immer blaue Schuhe trägt?“

„Blaue Schuhe?“

„Nun ja. Haben Sie denn nie gehört, daß in Karls pompoſeſter Tagen ſeine offiziellen Odalisken das vielbeneidete Vorrecht hatten, blaue Schuhe zu tragen? Es waren freilich meiſt italiſche und franzöſiſche Füße, welche in ſolchen Schuhen ſtaken, aber ich könnte Ihnen doch mehr als eine wirtembergiſche Mutter von vielen Ahnen nahmhaft machen, welche viel darum gegeben hätte, die Füße ihrer Tochter mit blauem Sammet oder Atlas bekleidet zu ſehen. Die privilegirten Schuhe der Gardella ſind jedoch ſo unreparirbar ausgetreten, daß ſie dieſelben auf den nächſten beſten Kompoſthaufen werfen ſollte. Sic transit gloria mundi sandaliorumque! Was meinen Sie?“

„Ich meine, den Leuten in Amerika würde ſo ein Schuhe-Vorrecht noch unleidlicher vorkommen als die Privilegien der engliſchen Krone. Das iſt ja eine beiſpiellos freche Verhöhnung von Sitte und Anſtand.“

„Beruhigen Sie ſich, mein Wertheſter. Wir ſind jetzt darüber hinweg, über die blauen Schuhe nämlich. Seit die tugendſame Donna Schmergelina die Stelle einer Coeurkönigin eingenommen, iſt es mit der excentriſchen Galanterie ſo ziemlich vorüber, vielleicht für immer.“

„Donna Schmergelina? Es gibt dermalen wunderliche Namen in Alt Wirtemberg.“

„Oh, mein Lieber, was dieſen Namen angeht, ſo iſt er ſo zu ſagen eine Erfindung Ihres gehorſamen Dieners. Aber Sie wiſſen doch, wen ich damit meine?“

„Nein.“

„Nun, wen anders als die Franzel, vulgo Franziska Reichsgräfin von Hohenheim, denn dazu hat ſie das Gold ihres Liebhabers und die Gefälligkeit des kaiſerlichen Hofes gemacht. Es iſt ihr nicht an der Wiege geſungen worden. Ich kenne ihre Familienverhältniſſe wohl, denn ſie iſt unweit von meiner Vaterſtadt Aalen zu Hauſe und iſt die Tochter des Herrn von Bernardin, eines armen Schluckers von Edelmann, dem ein kleiner Theil des Gutes Adelmannsfelden gehörte. Sie iſt aber ſchon als junges Mädchen ſehr geſcheid geweſen und ſo gelang es ihr, obgleich ſie nie, ſelbſt in ihrer erſten Blüthe nicht, eine blendende Schönheit war, einen reichen Gemahl zu erobern, den bayreuthiſchen Kammerherrn von Leutrum, welcher freilich ein Ungeheuer von Häßlichkeit war, ein Kameel im figürlichen Sinn nicht nur, ſondern auch im wörtlichen, denn er war mit einem anſehnlichen Höcker ausgeſtattet. Karl lernte die Frau von Leutrum auf einem Ausfluge nach Pforzheim kennen, wo ſich der Adel der Umgegend zur Begrüßung des Herzogs verſammelt hatte. Die Baroneſſe that's ihm auf der Stelle an. Er fing Feuer wie vielleicht noch nie und das will viel ſagen. Da hat er denn auch ſogleich ſeine Maßregeln getroffen. Er ernannte den Leutrum zu ſeinem Reiſemarſchall, was dem Baron die Verpflichtung auferlegte, dem heimreiſenden Herzog vorauszueilen, während ſeine Gemahlin ihren Platz in Karls Kutſche fand, welche bei der Ankunft in Ludwigsburg nicht vor dem Schloſſe, ſondern vor dem Luſtſchlößchen La Favorite drunten im Parke hielt. Während ſich der Herzog dort mit der

Baroneſſe verſtändigte, blähte ſich der Herr Reiſemarſchall im Gefühl ſeiner neuen Würde in den Gemächern des Schloſſes, natürlich zum großen Ergötzen der Hofleute, deren Flüſtern und Lächeln er ſich anfangs nicht zu deuten wußte. Da indeſſen ſeine Anweſenheit unbequem zu werden anfing, erhielt ein munterer Kammerherr den Auftrag, dem Herrn Reiſemarſchall die erſtaunliche Neuigkeit zu erzählen, es ſei in Ludwigsburg ein ſeltenſtes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, dem auf der Herreiſe plötzlich Hörner gewachſen. Da endlich merkte der Arme, welche Stunde die Glocke geſchlagen, und fand für gut, ſofort auf ſeine Güter zu verſchwinden. Seine Frau Gemahlin jedoch hielt es nicht für angemeſſen, dieſes Beiſpiel nachzuahmen. Die Weiber haben, wie Sie wiſſen, ihre eigenen Launen und es gefiel der Baroneſſe in unſerer Reſidenz und deren Umgebungen ſo gut, daß ſie beſchloß, ihren bleibenden Aufenthalt bei uns zu nehmen.“

Herr Bechtold, deſſem Geſchmack weder die erzählte Geſchichte noch der frivole Ton zuſagte, in welchem ſie vorgetragen wurde, ſchwieg nachdenklich. Schubart fuhr fort:

„Der Herzog hatte es bei der Entführung der Baroneſſe ohne Zweifel nur auf eine der zahlloſen Liebesepiſoden ſeines Herrſcherlebens abgeſehen. Aber da hatte er die Rechnung ohne den Wirth oder vielmehr ohne die Wirthin gemacht. Donna Schmergelina verſtand es, den loſen Vogel feſtzuhalten. Sie wußte die Empfindſame und Tugendhafte zu ſpielen und das hatte und hat noch jetzt für den Herzog den Reiz der Neuheit. Es verleidete ihm die frechen welſchen Courtiſanen. Franziska iſt jetzt Reichsgräfin und Hofleute, welche mit den Wetterzeichen bei Hofe genau vertraut ſind, behaupten, Karl würde ſeine Geliebte in aller Form heiraten, wenn ihm nur die Herzogin den Gefallen thun wollte, das irdiſche Jammerthal mit den himmliſchen Freuden zu vertauſchen.“

„Alle dieſe Verhältniſſe“, ſagte Herr Bechtold „wollen ſich ſchlechterdings nicht in die Anſchauung einfügen, welche ich ſeit dreißig Jahren gewonnen habe. — Indeſſen hörte ich nicht nur in Wirtemberg, ſondern auch anderwärts in Deutſchland, daß die Beziehungen des Herzogs zu der Gräfin von Hohenheim einen günſtigen Einfluß auf den Fürſten geübt hätten. Selbſt ein ſo ſtrengdenkender Mann wie mein Freund, der Hauptmann Schiller, äußerte ſich in dieſer Weiſe.“

„Der Hauptmann Schiller“, warf Schubart ein, „iſt der Diener des Herzogs und ganz und gar von deſſen Gnade abhängig.“

„Aber auch die Frau Hauptmännin, doch gewiß eine durch und durch ehrbare Frau, war des Lobes der Gräfin voll. Dieſe ſei, wie ſie mir ſagte, voll edelſter Herzensgüte und voll ſeltener Anmuth im Benehmen gegen Hoch und Niedrig.“

„Das letztere, ja, das muß man ihr laſſen. Gewiß, zu benehmen weiß ſie ſich, die Donna Schmergelina.“

„Sie ſcheinen ihr nicht hold zu ſein, lieber Freund. Und doch ſei ſie, wie ich hörte, auch durch ihre ungewöhnliche Bildung vor vielen Frauen ausgezeichnet.“

„Bah, Bah! Lauter Schein und Scheinheiligkeit, hinter welcher ſich die ungemeſſenſte Herrſchſucht verſteckt. Wer nicht devoteſt nach ihrer Pfeife tanzt, dem weiß ſie's einzutränken.“

„Aber es ſoll doch Thatſache ſein, daß der Herzog ſeit ſeiner Verbindung mit dieſer Frau die Uebung ſeiner Pflichten gegen das Land ernſter ſich angelegen ſein laſſe, daß er das Gute fördere, für die Hebung der Landwirthſchaft und des Unterrichts ſorge und überdies die raſende Verſchwendung ſeiner früheren Jahre bedeutend ermäßigt habe."

„Sultanslaunen, wertheſter Herr und Gönner, Sultanslaunen, weiter nichts. Ei, ja freilich, er hat eingeſehen, daß die Schafe keine Wolle mehr geben würden, wenn man nicht einigermaßen für ihre Bedürfniſſe Sorge trüge. Iſt dieſe Einſicht etwa ein Verdienſt? Und was die Ermäßigung der verſchwenderiſchen Hofwirthſchaft angeht — na, Sie werden, mein' ich, ſeit Ihrem Hierſein nicht ſehr viel Sparſamkeit wahrgenommen haben."

„Allerdings nicht, und da ich ſagen darf, daß ich von Geldſachen etwas verſtehe, ſo muß ich meiner Verwunderung Ausdruck geben, wie das wirtemberger Land im Stande war und iſt, die ungeheuren Summen aufzubringen, welche ein ſo glänzender Hofhalt nothwendig verſchlingen mußte und noch verſchlingen muß."

„Oh, Herr Bechtold, das wirtemberger Land iſt unerſchöpflich und ſchier nicht zum umbringen. Der Herzog kennt die Hilfsquellen deſſelben perfekt. Sehen Sie, da drüben an der Straßenecke ſtand bis vor wenigen Jahren die Bude, in welcher der infame Wittleder, einer der Schätzeheber des Herzogs, alle Aemter und Stellen von den höchſten bis zu den niedrigſten öffentlich verſteigerte. Damit iſt's jetzt vorbei, weil zuletzt Niemand mehr ſein gutes Geld in die Bude tragen wollte, da die armen Tröpfe, welche es gethan, gar zu ſchmählich angeſchmiert waren. Nein, damit iſt nichts mehr zu machen. Allein unſer Allergnädigſter hat noch andere Prägeſtöcke — ich meine nicht die in der Münze zu Stuttgart. Iſt mir recht, ſo kann ich Ihnen noch heute einen der abſonderlichſten zeigen. Freilich, das Bild hinkt oder entſpricht vielmehr der Sache ganz und gar nicht. Es wäre thunlicher, den Herzog als eine neue Art von Viehzüchter darzuſtellen. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß häufig Mynheers aus Holland zu uns herauf kommen, um Vieh einzukaufen. Allmälig hat nun ihr Geſchmack am ſchwäbiſchen Fleiſch eine höchſt abnorme Richtung genommen, indem er vom thieriſchen auf das menſchliche überging.“

„Sie ſind ein Mann von Humor, lieber Schubart.“

„Sie meinen, ich ſcherze, Wertheſter? Aber diesmal täuſchen Sie ſich ganz und gar. Nein, nein! Und wenn auch uns miſerabelen Deutſchen nichts mehr geblieben ſein ſollte als der bittere Sarkaſmus und das verzweiflungsvolle Lachen, eher doch möge meine Zunge verdorren, als daß ich ſoweit käme, über dieſe bodenloſe Schmach zu ſcherzen und zu lachen.“

Bechtold ſah verwundert auf.

Der da neben ihm herging, war nicht mehr der leichtfertige Poet und Muſikus, ſondern der zürnende Patriot.

Schubart hatte ſich hoch aufgerichtet und ſeine Augen ſprühten Feuer unter den finſter zuſammengezogenen Brauen hervor.

„Sie ſind bewegt, werther Freund“, ſagte Herr Bechtold theilnehmend.

„Wer auch ſollte darob unbewegt bleiben können?“ entgegnete Schubart und ſetzte, nach ſeiner wetterwendiſchen Art raſch wieder in einen leichteren Ton fallend, hinzu: „Ich wette, auch Ihre Kaltblütigkeit, Ihre alt- oder neuengliſche Ruhe hält nicht ſtand gegenüber der Karnevalsſcene, welche ich Ihnen heute noch zeigen zu können hoffe oder vielmehr fürchte.

Doch ſehen Sie, da kommt gerade der Bub' Ihres Freundes daher, der junge Schiller."

## III.

Die beiden Männer waren während ihres Geſpräches faſt an das Ende der Straße gelangt und im Begriffe, rechtshin in eine ins Innere der Stadt führende einzubiegen, als ihnen von dorther zwei Knaben entgegenkamen, mit ihren Schulbüchern unter den Armen. Sie waren von gleichem Alter, etwa dreizehnjährig, aber von ſehr ungleichem Ausſehen. Der eine war ziemlich klein für die angegebene Altersſtufe, unterſetzt, braun von Geſichtsfarbe und dunkel von Haaren, im Ganzen ein hübſches Bürſchchen, was von dem andern keineswegs geſagt werden konnte. Dieſer war nämlich hochaufgeſchoſſen und ſeine ungewöhnlich langen Beine ſtanden zu dem kurzen Oberkörper in einem ſehr mißlichen Verhältniß. Sein langes, ſchmales blaſſes Geſicht war mit Sommerſproſſen dicht beſäet, die Ränder ſeiner blaugrauen Augen waren entzündet und unter ſeiner Mütze hervor ſtachen Büſchel hochrothen Haares. Seinen Bücherpack nachläſſig im linken Arm haltend und mit der Rechten lebhaft geſtikulirend, redete er eifrig auf ſeinen Kameraden hinein und was er ſagte, mußte beluſtigend ſein, denn der Kamerad lachte im Gehen hellauf.

„Sehen Sie, Herr Bechtold", ſagte Schubart, „der Rothkopf dort iſt der junge Schiller; der andere, ſein Leibkamerad, ebenfalls ein Offiziersſohn, heißt Hoven. — Heda, ihr beiden Fritzen!" fuhr er zu den Knaben gewandt fort; „kommt mal her!"

Die Angerufenen kamen über die Straße herüber. Sie kannten den Magiſter und Stadtorganiſten ſehr gut, denn dieſer war einer der öffentlichen Charaktere der Reſidenz und überdies ein guter Bekannter ihrer Familien. Sie grüßten höflich, aber es ſchien ihnen etwas ganz beſonders luſtiges im Kopfe zu ſtecken, denn ſie konnten das Kichern kaum verhalten.

„Was habt ihr denn, ihr Teufelsjungen?“ fragte ſie Schubart. „Habt ihr dem grimmigen Präceptor einen Poſſen geſpielt oder hat euch der Special Zilling ein Donnerwetter vorgeorgelt, daß die Milch in den Töpfen gerann?“

Die Knaben blinzelten den fremden Herrn Bechtold forſchend an, brachen dann aber gemeinſam in ein lautes Lachen aus.

Der rothhaarige Fritz ſtieß den ſchwarzhaarigen mit dem Ellenbogen an und flüſterte:

„Sag' du's, Fritz!“

„Nein, Fritz, ſag' du's!“ erwiderte der Schwarze dem Rothen.

Dann lachten wieder beide.

„Nun, ihr Schlingel“, polterte Schubart, „wollt ihr mich zum Narren haben? Was verurſacht euch denn ein ſo herzinnigliches Gaudium? Heraus damit!“

Fritz Schiller blinzelte heftig mit den Augen, wie es ſeine Gewohnheit war, und ſagte dann, ſich zu möglichſtem Ernſt zwingend:

„Ei, Herr Schubart, Sie ſind ja auch ein Gelehrter und haben Theologiam ſtudirt. Bitte, ſagen ſie uns: iſt es wahr, hat die lutheriſche Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne?“

„Ja, hat ſie wirklich Zähne von Elfenbein?“ fragte nun auch Fritz Hoven.

„Was, zum Teufel, ſoll das heißen, ihr Racker?“ gab Schubart zurück.

„Ja, ſehen Sie, Herr Schubart“, ſagte der rothe Fritz mit Gravität und Pathos, „es iſt ein verwickelter Kaſus.“

„Jawohl“, ſchaltete der ſchwarze Fritz ein. „Die Sache iſt noch verwickelter und ſchwieriger als die Konjugation der Verba auf Mi.“

Und jetzt, da die Redſeligkeit der Knaben einmal im Gange und ſie ſchlau genug waren, zu wiſſen, daß ihr Hiſtörchen dem Poeten baß gefallen würde, wetteiferten ſie im Vortrag deſſelben.

„Sehen Sie, Herr Schubart, da hat uns Se. Ehrwürden der Herr Special Zilling heut' in der Religionsſtunde das Hohelied Salomonis erklärt —“

„Und ausgelegt und exegetiſch traktiret, wie er ſagte.“

„Und da haben wir geleſen, daß die Braut Salomonis Zähne von Elfenbein hatte —“

„Und einen Hals wie der Thurm von Libanon, ſo gen Damaſkus ſchaut —“

„Und da hat uns Se. Ehrwürden erklärt, das alles ſei paraboliſch zu verſtehen —“

„Und Salomonis Braut, das ſei die lutheriſche Kirche —“

„Und da that einer von uns Se. Ehrwürden fragen, ob denn die Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne habe —“

„Und da ging dann ein erſchreckliches Donnerwetter los.“

Schubart lachte unbändig.

„Oh, das iſt groß!“ ſagte er. „Ich hätte mögen das Geſicht des Kerls ſehen — will ſagen, Sr. Ehrwürden. Gewiß hat er vor Wuth geſaucht wie ein rabiater Relling*. — Aber wer von euch beiden Fritzen hat denn die Frage von wegen der elfenbeinernen Zähne gethan? Er ſoll einen Dreibätzner von mir haben, ja, bei Bakchus und Venus, den ſoll er haben."

Ein Dreibätzner war eine große Verſuchung, der um ſo unbedenklicher nachgegeben werden konnte, als allem nach einer der beiden Fritze in der That die Frage geſtellt hatte, welche den leichtblütigen Poeten und Muſikus ſo ſehr ergötzte. Dennoch wollten die Knaben mit der Antwort nicht herausrücken. Der ſchwarze Fritz begann zwar: „Da, mein Kamerad —" aber er ſtockte ſogleich wieder und blickte wie ſein Kamerad verlegen zu Boden. Das kam daher, daß der ſtrenge Blick des fremden Herrn ſie einſchüchterte. Bechtolds durchaus ſolider Sinnesweiſe ſchien die Art, wie Schubart mit den Knaben verhandelte, durchaus unpaſſend, und als der Muſikus ſeine Börſe zog — ach, ſie enthielt kaum viel mehr als ein paar Dreibätzner — und ſeine Lockung wiederholte, miſchte er ſich ein, indem er zu dem jungen Schiller ſagte:

„Lieber Fritz, was würden dein braver Vater und deine fromme Mutter ſagen, wenn ſie hörten, daß du über Sachen der Religion und über deinen Religionslehrer auf öffentlicher Straße in der Manier, wie du thateſt, dich ausläſſeſt? Ich bin ein Bekannter deines Herrn Vaters, habe ihn geſtern auf der Solitude beſucht und ſoll dich von ihm und der Frau Mutter grüßen und dir ſagen, daß ſie heute Nachmittag in die Stadt kommen werden."

Der Knabe war über und über roth geworden, nicht ſo faſt im Gefühl eines begangenen Fehlers, wie es ſchien, als vielmehr im Bewußtſein, daß der Fremde eine unrichtige Meinung von ihm hegte. Seine Schüchternheit, die ſich auch in der merkwürdig unbehilflichen Körperhaltung ausdrückte, verwehrte ihm jedoch, eine Rechtfertigung zu verſuchen, und er ſagte endlich nur in abgebrochenen Worten:

---

*) Schwäbiſch ſtatt Kater.

„Ich bitte Sie, ſagen Sie meiner Mutter nichts davon, Herr. Nicht um meiner willen, nein, gewiß nicht, ſondern um ihrer willen. Es würde ihr wehthun.“

„Wohl, um dieſes Wortes willen ſoll deine Unbeſonnenheit verſchwiegen bleiben und ich hoffe, du habeſt Verſtand genug, keine ähnliche mehr zu begehen.“

Er gab dem Knaben die Hand und zwar keine leere, denn als Fritz die ſeine zurückzog, fand er darin einen Maria-Thereſia-Thaler.

Schubart hatte zu der Zurechtweiſung, welche Herr Bechtold dem knabenhaften Uebermuth angedeihen ließ, eine Miene gemacht, als wollte er ſagen: „Was für ein verhenkerter Pedant iſt das!“ Jetzt bemerkte er in ſeiner ſorgloſen Weiſe:

„Nu, nu, werther Freund und Gönner, man muß das Ding eben von der humoriſtiſchen Seite nehmen. Ich danke Gott, daß er ſo gnädig war, unter andern hübſchen Sachen, über welche ich mich jetzt nicht ſpecialiter verbreiten will, auch den Humor zu ſchaffen. Der Menſch iſt im allgemeinen eine ſo proſaiſche, ernſthafte Beſtie, daß er unausſtehlich würde, wenn nicht auch dem Ernſthafteſten zuweilen der neckiſch gaukelnde Götterknabe Humorus einen Nackenſchlag verſetzte. Wie vieles macht er wieder gut, was die ernſthafte Dummheit der Menſchen bös gemacht hat! Sehen Sie, da wird mit dreizehnjährigen Jungen —“

Herr Bechtold gab dem Poeten einen Wink mit den Augen, auf die Anweſenheit der beiden Knaben Rückſicht zu nehmen, allein Schubart war nun einmal im Zug, und wenn er das war, pflegte er die Rückſichten mit ſouveräner Verachtung zu behandeln.

„Ja“, fuhr er fort, „da wird nun mit dreizehnjährigen Jungen in dummbeſter oder beſtdummer Abſicht der Schir Haſchirim Salomonis geleſen, an und für ſich ſchon eine pädagogiſche Monſtroſität, kaum geringer, als wollte man den Jungen des Ovidius Buch von der Liebeskunſt zum Exponiren geben. Da man nun aber einmal eine Dummheit gemacht hat, macht man gerade noch eine zweite, damit die erſte nicht allein ſtehe. Was Wunders, wenn da zuweilen der Humor plötzlich ſeinen allerhöchſten Spaß treibt? Und wenn er es thut, warum ſoll man nicht darüber lachen dürfen? Es iſt ein köſtlich und geſundes Ding um das Lachen, wie ſchon Doktor Luther eindringlich geſagt hat. Nur ein Menſch, welcher die Gottesgabe, die in dem Reiz der Lachmuſkeln liegt, entweder gar nicht beſitzt oder wenigſtens nicht zu ſchätzen weiß, kann heute noch mit hölzerner Ernſthaftigkeit in das glühende Hohelied der Hebräer eine abgeſchmackte Allegorie hineindeuten. Müſſen ſich da nicht mit Nothwendigkeit die allerlächerlichſten Konſequenzen ergeben? Die Sulamith des hebräiſchen Dichters ſoll die lutheriſche Kirche ſein? Ei, in dieſem Falle iſt Se. Ehrwürden der Herr Special ein integrirender Theil der Sulamith. Nun aber denke man ſich den Mann! Zwar, was ſeine Naſe angeht, ſo dürfte dieſelbe mit dem Thurm auf Libanon, ſo gen Damaſkus ſchaut, etwelche Aehnlichkeit haben. Was jedoch ſeine Zähne betrifft, oh großer Gott, ſeine Zähne —“

„Wehe dem, der da wandelt im Rathe der Gottloſen und tritt auf den Weg der Sünder und ſitzet auf dem Stuhle der Spötter!“ ließ ſich plötzlich im Rücken des Poeten eine widerwärtige angeſpannte fette Stimme vernehmen.

Schubart fuhr erſchrocken herum und er hatte guten Grund, zu erſchrecken.

Der Mann, welcher vor ihm ſtand und vorhin das ſtrafende Bibelwort geſprochen, war ſein Vorgeſetzter, der Special Zilling, von welchem ſeine Exiſtenz zunächſt abhing. Dieſer Mann, der ihm, wie er wohl wußte, ohnehin durchaus nicht freundlich geſinnt war, hatte ſeine Rede mitangehört. Ein fataler, ein ſehr fataler Zufall!

Allerdings konnte eine Vergleichung der ſalomoniſchen Sulamith mit Sr. Ehrwürden für den Special-Superintendenten von Ludwigsburg nicht ſehr ſchmeichelhaft ausfallen. Weder der große dreieckige Hut, den er auf der dickgekleiſterten Friſur ſitzen hatte, noch das ſchwarze Mäntelchen, noch die großen weißen Bäffchen, noch das lange Rohr mit goldenem Knopf, welches er in der Hand trug, vermochten ſeiner Erſcheinung etwas würdiges zu verleihen. Die Natur hatte ihn gar zu ſtiefmütterlich bedacht. Eine ſchmale, gedrückte Stirne, kleine, rothumränderte Kakerlakaugen, eine lange, aber platte Naſe, in Form einer gequetſchten Feige, in eine Spitze oder vielmehr Knolle auslaufend, deren Röthe, wie die böſen Zungen der Reſidenz behaupteten, keineswegs nur ein Widerſchein innerer Andachtsglut war, eine ſchmutzig gelbe Geſichtsfarbe, endlich ein über alle maßen großer Mund, aus welchem ein paar große gelbe Zähne einſiedleriſch hervorſtanden — das alles formirte eine Phyſiognomie voll geiſtloſer Häßlichkeit, welcher durch einen ſtarken Zug von Hochmuth zwiſchen den kaum ſichtbaren Brauen durchaus nicht liebenswürdiger gemacht wurde.

Der Herr Special ſchleuderte dem Poeten einen Blick zu, welcher ſagen zu wollen ſchien: „Hab' ich dich einmal?" Dann ſtieß er ſein Rohr auf das Pflaſter und ließ den beiden Knaben, die nicht wenig betreten ihre Mützen zogen, einen Seitenblick zutheil werden, deſſen Bedeutung leicht zu verſtehen war. Sie ſchlichen ſtill davon und waren wahrſcheinlich froh, als ſie um die nächſte Ecke waren.

Schubart, höchſt verlegen, fühlte den Druck des peinlichen Moments in ſeiner ganzen Schwere. Vielleicht hätte er ſich ſogleich vor dem gefürchteten geiſtlichen Würdenträger gedemüthigt, wenn ihn nicht die Anweſenheit Bechtolds verhindert hätte, ſeine Männlichkeit gar zu ſehr bloßzuſtellen. Er wünſchte lebhaft eine Intervention von ſeiten ſeines Begleiters, da aber dieſer in der Verwirrung des Augenblicks nicht dazu geneigt ſchien, mußte er ſchon ſelbſt den Verſuch machen, ſich aus der Klemme zu ziehen, ſo gut es eben gehen wollte.

„Herr Special", begann er unterwürfig.

Allein Zilling unterbrach ihn ſofort, indem er mit Härte ſagte:

„Wenn Er mit mir reden will, ſo vergeß' Er vor allen Dingen nicht, den gehörigen Reſpekt zu beobachten und mir den gebührenden titulum zu geben."

„Ihr Ehrwürden —"

„Schweig' Er, bis man ihn fragt! — In Ausführung eines allerdurchlauchtigſten, von ſeiten Serenissimi mir ertheilten mandati komme ich meines Wegs daher, herzoglicher Geſchäfte halber nichts denkend, und ſiehe da, was geſchieht? Ja, was geſchieht? Wie ein salva venia Lotterbube ſteht der Muſje an der Straßenecke und ſtiftet zwei boshaftige Schlingel von — von — nun, iſt ſchon recht, optime, werden ihr wohlzugemeſſenes Deputat kriegen, die beiden Fürwitze — ja, item, mein Muſje Stadtorganiſt, ſtatt gebührenden Reſpectes gegen eine hohe Obrigkeit und allzu nachſichtige Vorgeſetzte eingedenk zu ſein, quid facit? Stiftet knütze*) Buben contra sanctam religionem fidemque auf und läßt ſeine ſpottgeile Lotterzunge im Eſelstrab über beſagte allzunachſichtige Vorgeſetzte hergehen. Wie will Er ſich deſſentwegen verexkuſiren?"

„Herr Special —"

„Ihr Ehrwürden! Ihr Ehrwürden! Selbiger Titel gebührt mir!"

„Alſo, Ihr Ehrwürden —"

„Schweig' Er, bis man Ihn fragt, ſag' ich Ihm."

„Aber Sie haben mich ja gefragt —"

„Was, was? Meint Er, Er könne mich mit ſeinem gottloſen Läſtermaul niedermaulen? Macht Er ſich das phantasma vor, Er könne mit dem Special Zilling das Michele ſpielen? Ich werd' Ihn beſpecialen, daß Er's gern beſſer hätt'. Hab' Ihm ſchon lange auf den Dienſt gewartet."

„Das weiß ich wohl."

„So, das weiß Er?"

„Ja, und weil —"

„Favette linguis, zu deutſch: halt' Er ſein Maul, wenn Seine von Gott und Serenissimo Ihm geſetzte Obrigkeit vor

---

*) Knütz, zuſammengezogen aus keinnütz, keinen Nutzen bringend, Provinzialismus für nichtsnutzig.

Ihm ſteht, um Ihm einen wohlverdienten Rüffel zu appliziren. Er meint wohl, man kenne ſeine Tück' nicht? Aber man kennt ſie und der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht. Gott verzeihe mir die ſchwere Sünde, daß ich ſo einen Sünder, wie Er iſt, ſo lange in einem officio geduldet habe, welchem nur ein gottſeliger Mann verſtehen kann und ſoll. Meint Er, ich habe keine Ohren?"

In Schubart's beweglichem Gemüthe begann der Schrecken und die Zerknirſchung, in welche die Ueberrumpelung durch den gefürchteten geiſtlichen Würdenträger ihn verſetzt hatte, einem anderen Gefühle Platz zu machen. Der Schalk in ihm fing ſich zu regen an.

„Ihr Ehrwürden", ſagte er, „ich habe nie gemeint, daß Sie keine Ohren hätten. Im Gegentheil, ich bemerkte viel und oft, daß Ihre Ohren —"

Der Special ſchnitt jedoch den Witz ab, welcher dem Poeten auf der Zunge ſchwebte. Mit ſeinem Rohr aufſtampfend ſagte Zilling:

„Er hat wohl gemeint, meine Ohren hätten Seine läſterlichen Tudeleien, womit er die Orgel ſo oft entweihet, mit demſelbigen ſündhaften Wohlgefallen angehört, wie die eitlen Weltkinder thaten, denen Er zur Schande Seines kirchlichen Amtes in aller Thorheit nacheifert? Aber da hat er Seinen calcul falſch gemacht, ſag' ich Ihm. Es iſt alles gehörig notiret und ſoll gehörigen Ortes vermeldet werden. Man wird ſchon mit Ihm fertig werden, Mußje, merk' Er ſich das! Man wird abrechnen mit Ihm. Man wird Ihn zur Verantwortung ziehen von wegen einer gewiſſen blaſphemiſchen scarteque, die Er neulich hat ausgehen laſſen. Man wird Ihm zeigen, was es mit Seiner Verſündigung in puncto adulterii auf ſich und was Sein ärgerlicher Handel mit der Barbara Streicherin zu bedeuten hat. Sein Maß iſt gerüttelt voll, ſag' ich Ihm, und man wird Ihm das consilium abeundi geben oder ich will nicht Zilling heißen."

Die Miene des Specials, womit er dieſe Worte begleitete, war ſo, daß Schubart leicht bemerken konnte, es handle ſich hier um ernſteres als um eine jener Abkanzelungen, wie er ſie in ſeinem amtlichen Verkehr mit Zilling ſchon mehrfach erfahren. Hätte er nicht glauben müſſen, es ſei hier auf mehr als auf eine Demüthigung abgeſehen, ſo würde er ſich den Schimpf wohl haben gefallen laſſen. So aber, bemerkend, daß der Special die Sache weiter und zum äußerſten treiben würde, gewann er in dem Maße, in welchem die brutale Heftigkeit ſeines Gegners zunahm, ſeine natürliche Ueberlegenheit über denſelben wieder. Bechtold, welcher dem ganzen Auftritt mit äußerſtem Befremden anwohnte, ſah, weil ihn der rückſichtsloſe Zelotiſmus Zillings empörte, mit Befriedigung, wie ſich die Geſtalt Schubarts aus ihrer, wie man in Schwaben ſagt, verdatterten Haltung aufrichtete und wie ein Lächeln ſorgloſen Humors um den Mund des Poeten zu ſpielen begann.

Es iſt aber bekannt, daß ein Eiferer, wenn er einmal ins Predigen hineingerathen, nicht ſobald davon abläßt. Der Herr Special fuhr daher fort, die Blaſe ſeiner Galle alſo zu entleeren:

„Was hat Er auf das alles zu antworten, Er leichtſinniger Patron, Er? Glaubt Er, es laſſe ſich jedwedes scandalum mit

Gedudel und Geverſel vertuſchen? Da wird Er ſich verrechnen ſag' ich Ihm. Und das unehrliche Komödiantenpack und die kokettcn Klavierſchülerinnen und die muſikaliſchen Quänkeleien und die gottloſen Poetenbücher, an denen er ſich das Hirn verbrannt hat, ſtatt in der Biblia sacra zu ſtudiren" —

„Bitt' um Entſchuldigung, Ihr Ehrwürden. Ich kenne meine Bibel ſo gut wie einer. Namentlich hab' ich das Hohelied Salomonis immer mit großem Vergnügen geleſen."

„Mit großem Vergnügen, ſo? Da höre einer den Läſterer! Mit Andacht, nicht mit Vergnügen, ſoll man das heilige Buch leſen."

„Aber ich ſehe nicht ein, warum mir ein Liebesgedicht gerade viel Andacht erregen ſoll."

„Ein Liebesgedicht? Was verſteht Er davon, Er miſerabler Taſtengreifer! Alſo poemata und derlei Flauſen ſucht er in der heiligen Schrift?"

„Was ich auch immer darin ſuche, Ehrwürdigſter, das habe ich nie darin gefunden, daß die lutheriſche Kirche elfenbeinerne Zähne habe."

„Was, was? Ich glaube gar, Muſje, Er erfrecht ſich, Seinen gottloſen Spott mit mir treiben zu wollen. Was ſteht Er da und glotzt mir ſo frech ins Geſicht? Ich will Ihm zeigen, wer ich bin."

„Iſt nicht nöthig, gar nicht nöthig. Ich habe bereits die Ehre, vollſtändig zu wiſſen, wer Sie ſind."

„Schön, ſchön. Das ſchlägt dem Faß vollends den Boden aus. Was, was? Statt ſeine vitia und crimina demüthig zu bekennen und Reu' und Leid zu machen und um Pardon zu hatten, will Er den Großhanns ſpielen und mir den Widerpart halten? Das ſoll Ihm theuer zu ſtehen kommen!“

„Die Schrift ſagt: Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen und verfolgen.“

„Er kann ja Sein Sprüchlein prächtig aufſagen, aber man weiß, was Gottes Wort in Seinem Läſtermaul bedeutet. — Schämt Er ſich nicht in Seine Seele hinein“, fuhr der Erboſete fort, mit nicht ſehr glücklicher Taktik den Krieg auf ein anderes Feld hinüberſpielend, „ſchämt Er ſich nicht, Er, ein Diener der Kirche gleichſam, wenn auch ein unwürdiger, ſo, wie Er thut, Sein Jagen nach den Eitelkeiten der Welt großprahleriſch zur Schau zu ſtellen? Was, was? Schon ſein An- und Aufzug ſtinkt nach Thorheit und Lüderlichkeit, pflichtvergeſſener Familienvater Er! Hat Er gar keine Scheu vor Gott und Seiner rechtmäßigen Obrigkeit, daß Er es wagt, mir ſo unter die Augen zu treten, ſündhaften Maſkentrödel auf Seinem vom Schlemmen aufgetriebenen Leibe?“

In Schubart war jetzt der humoriſtiſche Uebermuth völlig zum Durchbruch gekommen. Er ſah in dem Special nicht mehr den gefürchteten Vorgeſetzten, ſondern nur noch die Zielſcheibe ſeiner Laune und antwortete daher friſchweg:

„Se. Durchlaucht unſer Herzog und Herr hätte den Karneval nicht angeordnet, wenn er nicht wollte, daß die Leute ſich dabei amüſiren ſollten. Außerdem ſagt die Schrift: Seid fröhlich mit den Fröhlichen!“

„Halt' Er Sein ungewaſchenes Maul, ſag' ich. Er iſt gar nicht würdig, ein sanctum verbum in den Mund zu nehmen. Meint Er, man wiſſe nicht, wie Er in den Weinſtuben das Wort

Gottes zu parodiren ſich erfrecht? Ich ſag' Ihm, Er ſteckt voll knäyer Poeterei und Ketzerei und Aufklärung und derlei gottloſer Fazen bis an den Hals herauf, Er Spötter und Sauſaus!"

„Ei, Ihr Ehrwürden, der Wein iſt doch wohl da, um getrunken zu werden. Sagt doch der Pſalmiſt: Der Wein erfreut des Menſchen Herz und macht ſein Angeſicht glänzend wie von Oel."

„Was, was? Derohalben lieſ't alſo der ſaubere Mußje die Schrift, damit Er gotteslaſterliche Verexkuſirungen für Seine notoriſche Trunkenbolderei vorbringen könne?"

„Hm, Ihr Ehrwürden, ich meine, daß auch andere den Spruch des Pſalmiſten gelegentlich ſtark ſich zu Gemüthe führen; denn, ſehen Sie, was das Trinken betrifft, ſo könnte ſich, dächte ich, jeder an der eigenen Naſe nehmen."

Ein ſehr demonſtrativer Blick kommentirte dieſe Worte, wenn ſie überhaupt eines Kommentars bedurften, und die Wirkung war höchſt poſſirlich. Denn der Special fuhr unwillkürlich mit der Hand nach ſeiner Naſe, und als er den Mißgriff gewahrte, war es ſchon zu ſpät.

Bechtold blickte zur Seite, weil er das Lachen nur mit Mühe verhalten konnte. Schubart aber wußte ſich die Miene zu geben, als wüßte er gar nicht, was für einen tödtlichen Pfeil er abgedrückt hatte. Uebrigens verrieth ihm der Wuthblick, welchen ihm Zilling zuwarf, daß der Pfeil haftete. Der Special nahm ſich gewaltſam zuſammen.

„Wer einen rußigen Keſſel anrührt", ſagte er „der beſchmutzt ſich. Es war thöricht von mir, mich auf offener Gaſſe mit Ihm in einen Streit einzulaſſen, Mußje. Das übrige wird nachfolgen, verlaß' Er ſich darauf. Seine Windbeutelei und all' Sein ſündhaftes Treiben wird ein Ende mit Schrecken nehmen. Wehe dem, der da ſitzet, wo die Spötter ſitzen! Ja und Amen."

Sprach's, drückte den Dreimaſter feſt auf den Kopf, ſtampfte mit dem Rohr noch einmal bedeutſam auf den Boden und ſchritt mit aller Gravität, die er aufzuwenden hatte, über die Straße dahin.

Schubart brummte ihm noch einen Fluch nach; dann ſagte er mit der Selbſtgefälligkeit, in welcher er ſich nicht ſelten gefiel:

„Hab' ich dieſen Bruder Grobian nicht abgeführt und abgeſchmiert, wie er es verdiente? War es nicht ein guter Einfall, ihn mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen? Und haben Sie, werther Freund und Gönner, nicht bemerkt, wie der dumme Menſch mit der Hand nach ſeiner Naſe fuhr, auf welcher ſich die Weinſteinquinteſſenz von einigen hundert Eimern Zehentwein abgelagert hat? Ich werde ein Gedicht darauf machen, ja, das werd' ich!"

Und im Vorgefühl der Befriedigung, die Leute auf Koſten ſeines zelotiſchen Feindes lachen zu machen, lachte der Poet jetzt ſelber laut auf.

Aber die Seele dieſes Mannes war wie Kork, tanzend auf den Wogen der wechſelnden Eindrücke.

Die nachdenkliche Miene Bechtolds, welcher ſchweigend neben ihm herſchritt, während ſie eine gegen die Stadtkirche zu hinaufführende Straße durchmaßen, machte ihn ſelber nachdenklich. Die Begegnung mit Zilling mußte ſchlimme Folgen für ihn haben, das konnte einem Zweifel nicht unterliegen. Das Wort consilium abeundi oder Laufpaß, welches der Herr Special ſo nachdrücklich gebraucht, ſtieg wie eine drohende Wolke vor Schubart auf. Er wußte, daß Zilling, welcher nach der Art der meiſten lutheriſchen Kirchenlieder von damals die brutalſte Orthodoxie nach unten mit der kriechendſten Servilität nach oben vereinigte, beim Herzog viel gälte und daß es daher dem beleidigten Würdenträger nicht ſchwer werden würde, eine Abſetzung und Verweiſung ſeines Verhöhners zuwegezubringen. Die Vorſtellung einer Verweiſung war aber beſonders ſchrecklich für ihn, gerade jetzt, wo er ſich in dem mit den lockendſten Blumen überdeckten Sumpfe des ludwigsburger Reſidenzlebens ſo wohlig umherbewegte. In das vorahnende Bedauern über die Einbuße ſo vieler Genüſſe, in die er ſich mit dem ganzen Feuer ſeines ſinnlichen Naturells geſtürzt, miſchten ſich jedoch auch edlere Gefühle. Das Bewußtſein, daß Zilling mit ſeinen Vorwürfen, wenn auch nicht in der Form, ſo doch in der Sache ſo ziemlich auf berechtigtem Boden ſtand, drückte einen ſcharfen Stachel in ſein Herz. Er dachte an ſein gutes und treues Weib, welches durch den leichtfertigen Wandel des Gatten von ſeiner Seite getrieben worden und die Kinder, welche Schubart ſo innig liebte, mit ins väterliche Haus nach Geißlingen genommen hatte. Er blickte im Geiſt nach dem idylliſchen Bergſtädtchen, wo er, wenn auch in beſchränkten Verhältniſſen, vordem das reine Glück ſeiner jungen Ehe genoſſen hatte. Für einige Augenblicke erfüllte ihn der Schmerz bitterſter Reue ſo ganz, daß ſeine Lippen vor innerer Bewegung zitterten. Er zerknitterte mit der Hand die vor ſeiner Bruſt hängende Maſke, riß ſie los und ſchleuderte ſie weit weg, als wollte er damit ein Stück Vergangenheit von ſich werfen. Zugleich ſchoß ihm der Gedanke durch die Seele, auf der Stelle den Special aufzuſuchen, um, vor dem harten Manne reuevoll ſich demüthigend, das Bedrohliche abzuwenden.

Ein neuer Eindruck verwiſchte dieſe Stimmung ſo raſch und noch raſcher, als ſie gekommen war.

Von rechts herüber klangen rauſchende Töne kriegeriſcher Muſik.

Schubart horchte, während ſein Begleiter, noch immer mit dem vorhin ſtattgehabten Auftritt beſchäftigt, zu ihm ſagte:

„Die ſeltſame Scene mit Ihrem Vorgeſetzten ſcheint Sie angegriffen zu haben, Herr Magiſter, und ich finde das ſehr begreiflich.“

„Bah“, entgegnete Schubart leichthin, einem Gefühl falſcher Scham nachgebend. „Es beißt nicht jeder Hund, welcher heftig knurrt und bellt.“

„Hm, das dürfte in dieſem Falle doch nicht ſo ganz zutreffen.“

„Meinen Sie? — Aber hören Sie die Muſik? Sie kommt von dem Platze vor der Orangerie. Sie fragten mich vorhin, wie doch unſer Herzog die Gelder zu ſeinem Prachtleben aufzubringen vermöge, und ich verſprach, Ihnen vielleicht noch heute einen ſeiner Prägeſtöcke zu zeigen. Das will ich jetzt. Sie werden ſich wundern. Es iſt ein rares Stück und ich habe ein beſonderes Intereſſe, es mitanzuſehen, denn Sie müſſen wiſſen, daß ich das poetiſche und muſikaliſche Beiwerk dazu geliefert. Kommen Sie!“

## IV.

Die herzogliche Orangerie zu Ludwigsburg galt, jetzt verſchwunden, zur Zeit des Glanzes dieſer Stadt für eins der ſchönſten oder gar für das ſchönſte Werk dieſer Art in Europa.

Herzog Karl hatte einen lebhaften Sinn für reizende Gartenanlagen, und ſoweit der franzöſiſche Geſchmack, welcher den des Fürſten vollſtändig beſtimmte und beherrſchte, es zuließ, wurde bei Anlegung der Gärten, womit er ſeine Schlöſſer umgab, alles gethan, um die Reize der Natur ins rechte Licht zu ſtellen. Das dürfte der paſſende Ausdruck ſein, denn der Triumph der Horticultur der Rococozeit beſtand bekanntlich darin, daß ſie bei „Verſchönerung“ der Natur dieſelbe zu einer mit hoher Friſur, mit Schönpfläſterchen, Poſchen und Reifrock ausſtaffirten Ballſchönen machte oder, mit andern Worten, der franzöſiſchen Regelrichtigkeit chineſiſch-barockes Schnörkelweſen zugeſellte. Eine freiere und naturgemäßere Auffaſſung der Gartenkunſt hatte zwar zu jener Zeit in England platzgegriffen und war zugleich mit dem durch die bodmer-klopſtock'ſche Dichterſchule propagirten Geſchmack an engliſcher Literatur auch nach Deutſchland herübergekommen, aber Herzog Karl wäre wahrlich der letzte geweſen, welcher ſich es hätte einfallen laſſen, die franzöſiſchen Begriffe von Naturſchönheit mit engliſchen zu vertauſchen. Er war wie ein ſtandhafter Verehrer von Boileau ſo ein nicht weniger ſtandhafter von Le Notre.

In der ludwigsburger Orangerie konnte man ſich plötzlich nach Italien verſetzt glauben. Wenigſtens hatte man da alles aufgeboten, um eine ſolche Täuſchung hervorzubringen. Die ganze Anlage war das, was man heutzutage einen Wintergarten nennt, aber ſie war ein Wintergarten im größten Stil. Der Beſucher ſchritt durch Alleen von Orangenbäumen und wandelte zwiſchen Hecken von Myrten und Jaſmin. In weiten Baſſins entfalteten exotiſche Waſſerpflanzen ihre Blüthenkelche, in rieſigen

Volièren flatterten und kletterten farbenglühende Vögel der Tropenzone und in bizarr phantaſtiſchen Grotten ſpielten allerhand neckiſche Waſſerkünſte. Die thorhohen, bis zur Erde herabreichenden Fenſter ſahen auf einen freien Platz von bedeutender Ausdehnung und dieſer, nicht das Innere der Orangerie, nimmt, jetzt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Als Schubart und ſein Begleiter auf dem Platze ankamen, fanden ſie denſelben ſehr belebt. Die eleganten Beſucher der venetianiſchen Meſſe hatten ſich ebenfalls hierher begeben und unter den Fenſtern der Orangerie geſammelt. Eins derſelben war geöffnet und man erblickte in der weiten Oeffnung den Herzog, umgeben von einer Gruppe von Hofherren, die mit abgezogenen Hüten im Halbkreiſe hinter dem Gebieter ſtanden. Gerade der Orangerie gegenuber war ein Regiment Infanterie aufgeſtellt, mit ängſtlicher Genauigkeit nach dem preußiſchen Reglement uniformirt; in knappanſchließenden Röcken mit zurückgehakten breiten Schößen, Sturmhauben von Blech, Halskrauſen und Manſchetten, langen weißgepuderten Zöpfen und ſchwarzgefärbten Schnurrbärten, mit Sack und Pack, wie zu augenblicklichem Ausmarſch bereit. Der Kommandant, Oberſt von Hügel, hielt mit ſeinem Stabe zu Pferde vor der Fronte. Der Raum zwiſchen dem Regiment und der Orangerie war von Zuſchauern geſäubert, um den Blick des Fürſten auf ſeine Soldaten nicht zu hindern, dagegen drängte ſich eine neugierige Menge an beiden Seiten des Platzes.

Etwas abſeits, an der Ecke der Straße, aus welcher die beiden Männer kamen, trafen ſie den jungen Schiller wieder, welcher mit der ganzen Schauluſt ſeines Alters auf die Scene blickte und die bedrohliche Begegnung mit dem Herrn Special wahrſcheinlich einſtweilen vergeſſen hatte.

„So biſt du auch da?“ redete ihn Schubart an. „Hat dich die Angſt vor dem Special nicht nach Hauſe gejagt?“

Der Knabe verſuchte zu lächeln, aber man konnte ihm wohl anſehen, daß der Titel Zillings gewiſſe mißliche Ideenverbindungen in ihm anregte.

„Was gibt's denn da, Fritz?“ fragte ihn Herr Bechtold.

„Das Kapregiment marſchirt aus, Herr.“

„Das Kapregiment? Was iſt denn das für ein ſonderbarer Name?“

„Oh, gar nicht ſo ſonderbar, werther Freund und Gönner“, bemerkte Schubart. „Das Regiment, ein Tauſend tüchtige Burſche, geht nach Holland und von da nach dem Kap der guten Hoffnung, um dort gegen Hottentotten und Buſchmänner und Kaffern zu fechten. Der Herzog, unſer gnädigſter Herr, hat es an die Holländer verkauft um gute vollwichtige Dukaten.“

„Wie?“

„Ich ſagte Ihnen ja, der Herzog ſei ein merkwürdiger Münzkünſtler. Er liefert tauſend Stück Unterthanen in die holländiſche Münze und erhält dafür ganze Säcke voll Dukaten zurück, ein zugleich ſehr einfaches und ſehr einträgliches Geſchäft.“

„Und laſſen ſich dieſe Leute freiwillig alſo verſchachern?“

„Die Minderzahl vielleicht, die Mehrzahl gewiß nicht; aber man hat hier zu Lande allerlei Mittelchen bei der Hand, auch der ſtarrſten Widerwilligkeit den Anſtrich von Freiwilligkeit zu geben — Aber bemerken Sie, wie ſinnreich man die Waare geſtempelt hat? Die Soldaten tragen zwar das wirtembergiſche

Wappen auf den Schilden ihrer Kaiſers, über demſelben jedoch das holländiſche, wie es auch unter ſolchen Umſtänden nur recht und billig iſt. — Na, Fritz“, fuhr der Poet zu dem Knaben gewendet fort, „haſt du in deinem Plutarch auch ſchon ſo etwas gefunden?“

„Nein“, entgegnete der Gefragte. „Griechen und Römer würden ſich auch nicht haben verſchachern laſſen.“

„Haſt recht, Junge, aber ſag's nicht laut! Wahrheit iſt ein guter Hund, aber man ſchlägt ihn auf den Kopf, wenn er zu laut hinter dem Irrthum und dem Unrecht herbellt.“

Der junge Schiller war vielleicht erſt durch die Aeußerungen Schubarts und die Erinnerung an ſeinen geliebten Plutarch auf die eigentliche Bedeutung der Scene, die ſich vor ſeinen Augen abſpielte, aufmerkſam gemacht worden. Tauſend Menſchen in die Fremde verhandelt wie eine Heerde Schafe! Die Empörung, welche dieſe Vorſtellung in ſeinem Inneren wachrief, warf einen finſteren Schatten auf die blaſſen kühngeſchnittenen Züge des Knaben.

Es wurde „Gewehr bei Fuß!“ kommandirt und „Ruht!“, worauf die ſteifgezirkelte Haltung des Regiments einer läſſigeren wich. Die Offiziere traten zuſammen, die Muſikbande begann zu ſpielen und der Herzog ließ den Soldaten den Abſchiedstrunk reichen. Lakaien und flinke Schenkmädchen glitten mit mächtigen Weinkrügen und vollen Gläſern durch die Glieder. Es gab da nicht wenige Soldaten, welche mit dem ganzen Leichtſinn ihres Weſens das Glas an den Mund ſetzten, den Kredenzerinnen einen derben Scherz zurufend; es gab aber auch andere, welche finſter vor ſich niederblickten und den Trunk verſchmähten.

Schubart und Bechtold traten näher hinzu und der junge Schiller folgte ihnen.

Die Muſik hatte eine luſtige Tanzweiſe geſpielt. Jetzt ſtimmte ſie eine ernſtere Melodie an.

„Aha“, ſagte Schubart ſelbſtgefällig, „nun kommt mein Antheil an der Scene.“

Und als ihn Herr Bechtold fragend anſah, ſetzte er achſelzuckend hinzu:

„Herzog Karl liebt es, den Dingen einen künſtleriſchen Anſtrich zu geben. Ich habe zum Abzuge des Kapregiments Verſe und Muſik geliefert — auf Beſtellung. Da ſehen Sie, werther Freund und Gönner, zu was allem ein deutſcher Poet und Muſiker ſich brauchen laſſen muß.“

Die Muſik präludirte kräftig, auf ein Kommandowort des Oberſts fiel ein ſtarker Chor von Männerſtimmen ein und über den Platz hin ſcholl das ſchöne Kaplied*:

„Auf, auf! ihr Brüder, und ſeid ſtark,
  Der Abſchiedstag iſt da!
Schwer liegt er auf der Seele, ſchwer!
Wir ſollen über Land und Meer
  Ins heiße Afrika.“

Die haltungsloſe Sanguinität Schubart's gab ſich dabei in auffallendſter Weiſe an den Tag. Für einen Moment durchzuckte ihn der Gedanke, daß es eine bittere Schmach, ſein Talent zur Verherrlichung einer ſolchen Sache hergegeben zu haben; jedoch im nächſten Augenblick ſchon überwog die Freude des Künſtlers an ſeinem Werk jedes Bedenken und er ſang ſein berühmtes Lied herzhaft mit.

Dieſes war bis zu der Strophe gediehen:

„An Deutſchlands Grenze füllen wir
Mit Erde unſere Hand
Und küſſen ſie — das ſei der Dank
Für Deine Pflege, Speiſ' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

als eine furchtbare Unterbrechung ſtattfand.

Plötzlich krachte in einem der hinteren Glieder des Regiments ein Schuß. Ein wildes, wirres Aufſchreien — ein Auseinanderſtäuben der Linie — allgemeine Verwirrung. Die Offiziere eilten herbei, die Muſik ſchnappte mit einem grellen Mißton ab. Dann löſte ſich der Knäuel von Soldaten und Zuſchauern, welcher ſich an der Stelle, wo der Schuß gefallen, augenblicklich gebildet hatte, und man ſah einen der Kapkrieger mit gräßlich zerſchmettertem Haupte todt auf dem Pflaſter liegen, ganz nahe bei dem Orte, wo unſere drei Bekannten ſtanden.

Der Unglückliche mußte ſich die Mündung ſeiner Muskete in den Mund geſteckt und Mittel gefunden haben, das ſelbſtmörderiſche Gewehr in dieſer Stellung zu entladen. Ein Opfer, vielleicht der Verführung, vielleicht der Gewalt, hatte er dieſe Stunde gewählt, um mit Wegwerfung ſeines Lebens gegen einen Menſchenſchacher zu proteſtiren, der, wie jedermann weiß, einer der größten Schandflecken der Geſchichte Deutſchlands im achtzehnten Jahrhundert war, wenn nicht der größte überhaupt.

„Strick iſt entzwei und du biſt frei!" ſagte Schubart tief ergriffen und mit dem vollen Ausdruck ſeines leidenſchaftlichen Gemüthes. „Der Sklave hat ſeine Feſſeln für immer geſprengt, aber Wehe über die, welche ihn dazu getrieben."

Sein Blick ſchweifte zu dem Fenſter der Orangerie hinüber wo der Herzog ſtand. Man ſah den Fürſten lebhaft mit den Herren ſeines Gefolges verhandeln, als ob er Erkundigungen einzöge, Befehle ertheilte.

Bechtold ſeinerſeits betrachtete mit Erſtaunen den jungen Sohn ſeines Jugendfreundes.

Der Knabe ſtand da, wie vom Donner gerührt. Todtblaſſen Antlitzes und mit weitgeöffneten Augen ſtarrte er dem Leichnam des Soldaten nach, welcher jetzt von einigen ſeiner Kameraden raſch weggeſchafft wurde. Eine furchtbare Bewegung hatte ſich offenbar ſeiner bemächtigt und machte ſeine Stirne von großen Schweißtropfen perlen.

War über dieſe junge Seele einer jener feierlichen Momente gekommen, die, voll bitterſten Schmerzes und höchſter Weihe zugleich, ein Menſchengeſchick beſtimmen? War in des Knaben Herz einer jener Blitze gefahren, die wie Offenbarungen Gottes zuweilen auf jeden niederzucken, aber nur in auserwählten Seelen eine unauslöſchliche Flamme entzünden, eine unzerſtörbare Begeiſterung entfachen? Hatte zu dieſer Stunde vor ſeinem inneren Auge zum erſtenmal die ungeheure Kluft ſich geöffnet, welche zwiſchen Freiheit und Sklaverei, Ideal und Wirklichkeit klafft? Oder durchbebte ihn gar eine dunkle Ahnung von jener befreienden Miſſion, zu deren Träger das Schickſal ihn auserkoren?

Die Stellung und Gebärde des Knaben erregte jetzt auch Schubart's Aufmerkſamkeit.

„Was haſt du, Junge?" fragte er. „Was iſt dir? Was ſinneſt Du?"

Der junge Schiller blickte auf und verſtört um ſich. Der Paroxysmus war aber noch nicht vorüber. Der Sturm, welcher in ſeiner Seele wühlte, machte ſeine Lippen beben, ſeine Hände ballten ſich krampfhaft und mit dem Blitz, welcher ſeinen Augen entfunkelte, brach zugleich aus ſeinem Munde der Aufſchrei:

„In tyrannos!“

Dann wie erſchreckt durch die Kühnheit ſeines Wortes und durch das verwunderte Aufſchauen der Leute, ſchlug er, außer ſich, die Hände über den Kopf und ſtürzte hinweg.

Schubart blickte ihm voll reger Theilnahme nach. Dann ſagte er ſinnend:

„Haben Sie das Gebahren des Jungen bemerkt, werther Freund?“

„Freilich, der Schrecken über das Gräßliche muß ihn furchtbar erſchüttert haben. Er ſah drein wie ein Wahnſinniger.“

„Ha, ich meine, ich habe in ſeinem Auge etwas anderes leuchten ſehen als Wahnſinn, etwas wie der göttliche Funke, welcher in der Seele von Sehern und Propheten glüht. — In tyrannos! Armer Junge, du haſt da ein Wort geſprochen, welches dich ſehr groß, aber auch ſehr unglücklich machen kann. Sonderbar, daß mir gerade jetzt einfallen muß, wo geleſen zu haben, das Blut der Opfer der Tyrannei treibe Rieſen aus der Erde —“

Kommandoworte tönten über den Platz. Das Regiment ordnete ſich, die Muſik begann wieder zu ſpielen, als wäre nichts geſchehen. Die Truppen ſollten vor dem Herzog defiliren und ſetzten ſich ſofort in Marſch. Glied für Glied, Kompagnie für Kompagnie ſchritt über die kleine Blutlache weg, welche der Selbſtmörder auf dem Pflaſter zurückgelaſſen hatte. Dann ſchwenkte das Regiment, um unter den Fenſtern der Orangerie vorüberzumarſchiren. Der Kommandant ſalutirte im Vorüberziehen mit Degenſchwenken den Fürſten und rief: „Hoch Se. Durchlaucht!“ und „Hoch Se. Durchlaucht!“ riefen ihm die Offiziere und „Hoch Se. Durchlaucht!“ ſchrieen ihnen die Soldaten nach. Die Muſik blies einen ſchallenden Tuſch, dann fiel ſie in eine muntere Marſchweiſe und die Ziehenden ſtimmten Schubarts Lied „Für den Trupp“ an:

„Hell auf, Kameraden! Der krieg'riſche Ton
Der Trommeln und Pfeifen ermuntert uns ſchon.
Friſch, ſchnallt den Torniſter den Rücken herum
Und ſchickt euch zum Marſche, nur ſeht euch nicht um.

Denn Abſchied von Freunden und Mädchen fällt ſchwer.
Und weinen ziemt braven Soldaten nicht ſehr;
Sie folgen gehorſam des Führers Gebot
Und rüſten ſich freudig zum Abſchied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab?
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Gibt's dorten nicht Wildpret, nicht Fiſche, nicht Wein?

Auch ſagt man, es gebe von roſiger Laun'
Dort Mädels hübſch ſchwärzlich, hübſch weißlich und braun;
Und haben Soldaten Geld, Mädchen und Wein,
Da können die Fürſten nicht glücklicher ſein.“

## V.

„Fritz, lieber Fritz, was iſt dir? Wo willſt du hin?“

So rief in beſorgtem, faſt erſchrecktem Ton eine einfach gekleidete Frau, welche nahe bei der Stadt auf der ſchnurgeraden Straße, die von der Reſidenz nach der Solitude hinaufführte, daherkam, dem jungen Schiller zu, welcher ihr vor dem Thore begegnete.

Mit auf den Boden geheftetem Blick war der Knabe nahe an ſie herangeſtürmt, ohne ihrer gewahr zu werden. Die peinlichen Eindrücke des heute Erlebten hatten ihn aus der Stadt getrieben und vielleicht mehr inſtinktiv als mit Bewußtſein hatte er die Straße nach der Solitude eingeſchlagen. Dort lebte ihm ja eine Mutter und eine Schweſter, vor denen er ſein Herz der Pein, welche es drückte, entlaſten konnte.

Die Stimme der Rufenden machte ihn raſch aufblicken. Er ſprang mit einem Satz über den Weg, warf ſich mit dem Ruf: „Oh, Mutter, liebe Mutter!“ der Frau in die Arme und brach in lautes Weinen aus.

Die Frau Hauptmännin, Eliſabeth Dorothea Schiller, wie ſie ihren Sohn ſo in den Armen hielt, ragte kaum um einen Zoll über den hochaufgeſchoſſenen Knaben hinweg. Sie war alſo nicht groß, aber eine gewiſſe jungfräuliche Schlankheit und ein Ebenmaß der Glieder zeichnete die Matrone vortheilhaft aus. Sie hatte röthlichblondes Haar und eine Menge von Sommerſproſſen bedeckte ihr Geſicht, aber trotzdem machte dieſes durch ſeine außerordentliche Milde einen ſehr wohlthuenden Eindruck, welcher durch den ſeelenvollen Ausdruck der blauen Augen noch erhöht wurde.

Die Heftigkeit, womit der Sohn ſie begrüßte, und ſein Weinen würden die gute Frau noch mehr erſchreckt haben, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß die ungemeine Erregbarkeit der Nerven ihres Kindes oft ſolche Ausbrüche veranlaßte, ohne daß denſelben gerade ein Unglück zu Grunde zu liegen brauchte.

„Wer hat dir denn was gethan, Fritz?“ fragte die Mutter liebevoll, indem ſie mit ihrem Tuch die Thränen des Knaben trocknete.

„Mir? Niemand“, entgegnete Fritz, ſo ſchnell ſich faſſend, als läge in der Mutterhand, welche ſeine Wangen ſtreichelte, eine beruhigende magnetiſche Kraft. „Aber“, fuhr er fort, „ich habe etwas Schreckliches mitangeſehen. Einer der Kapſoldaten hat ſich ſo eben, beim Ausmarſchiren des Regiments auf dem Orangerieplatz vor den Augen des Herzogs erſchoſſen.“

„Um Gotteswillen! was ſagſt du?“

„Was ich gerade vorhin geſehen. — Oh, Mutter iſt das recht, kann das recht ſein, daß ein Fürſt die Leute verhandelt wie das unvernünftige Vieh und ſie ſo zur Verzweiflung treibt?“

Man konnte es der Miene der Mutter leicht anſehen, daß ſie die Entrüſtung des Sohnes theilte. Aber ſie bezwang ſich und ſagte:

„Fritz, der Herzog iſt der Geſalbte des Herrn.“

„Aber Gott iſt allgütig. Wie kann er ſolches geſchehen laſſen?“

„Mein Kind, die Wege Gottes ſind unerforſchlich. — Und höre, Fritz, wahre deine Zunge! Dein Vater ißt das Brod des Herzogs. Vergiß das nie!“

„Oh, Mutter, das iſt bitter! Heute fühle ich das zum erſtenmale — es iſt ſchrecklich, von der Gnade eines Tyrannen abhängig zu ſein.“

„Bſt, bſt! Lieber Fritz, laß mich oder andere nie mehr ſo ein Wort hören. Der Herzog iſt der Herr; er kann thun, was ihm gefällt. Seid unterthan der Obrigkeit! ſagt der Apoſtel.“

„Ja, ſo ſagt der Special auch, aber im Alterthum, als die großen Männer Griechenlands und Roms lebten —“

„Auch damals, lieber Fritz, iſt viel Gräßliches und Grauſames geſchehen, wie du mir ja aus deinen Geſchichtenbüchern oft vorgeleſen haſt.“

„Aber es wurde gerächt, Mutter, mannhaft und blutig gerächt!“

„Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr. Es kommt ein Tag, mein Kind, wo für jegliches Rechenſchaft gegeben werden muß. — Doch komm' jetzt. Ich habe Erlaubniß vom Vater —“

„Kommt er denn nicht in die Stadt?“

„Nein, er mußte in herzoglichen Geſchäften nach Hohenheim hinüber. Aber er hat an ſeinen Fritz gedacht, und weil dein letztes Schulzeugniß ſo gut ausgefallen, hat er mir erlaubt, dir heute eine Freude zu machen, wie du dir ſchon lange gewünſcht.“

„Oh, ich weiß, Mutter. Ich darf mit dir ins Theater, gelt?“ rief der Knabe aus, mit einem jener plötzlichen Uebergänge vom Schmerz zur Fröhlichkeit, welche dem kindlichen Alter ſo gut ſtehen.

Die Mutter nickte lächelnd.

„Und es ſoll den Vater auch gar nichts koſten“, fuhr der Knabe lebhaft fort, während er an der Hand der Mutter dem Stadtthore zuging. „Denke dir nur, ein fremder Herr, welcher mit dem Herrn Schubart ging und mir einen Gruß von dir ausrichtete, hat mir einen großmächtigen Maria-Thereſia-Thaler geſchenkt, einen ganzen! Da haſt du ihn! So reich bin ich noch nie geweſen und da dacht' ich mir, daß ich nun auch mal dem Phinele*) eine rechte Freude machen könnt'. Es hat ſich ſchon lange einen neuen Menteur**) gewünſcht, weißt du? Für ſo

---

*) Zärtliche Abkürzung für Chriſtophine, wie Schiller's ältere, zwei Jahre vor ihm geborene Schweſter hieß.

**) Das bauſchige Halstuch, welches neben dem Stelzſchuh, dem Steifrock und der gepuderten Chignon-Friſur bis in die neunziger einen Thaler kann man gewiß den allerſchönſten kaufen und bleibt noch genug übrig fürs Theater. Denk' dir, ſie ſpielen heut' die Dido von Jomelli. Das ſoll wunderſchön ſein, ſagt der Fritz Hoven, der neulich das Stück hat ſehen dürfen. Und was mich noch mehr freut, Mutter, Du kannſt dann, wenn du heimkommſt, den Leuten auf der Solitude ſagen: Mein Fritz hat mich in die Oper geführt.“

Die Mutter lächelte wieder, diesmal hochbeglückt. Wenn, wie gerade heute, der Feuergeiſt des Sohnes ihr zuweilen Beſorgniß erregte, ſo wurde ſeine reine Herzensgüte ſtets wieder eine Quelle der Beruhigung für ſie.

So ſaß ſie denn, als ihre Geſchäfte in der Stadt abgethan waren und der Abend gekommen, auf einer Bank des Opernhauſes und freute ſich des glänzenden Schauſpiels vor ihren Augen. Frau Schiller war in hohem Grade mit Phantaſie und einem natürlichen Verſtändniß des Schönen ausgeſtattet. Sie hat zwar niemals Verſe gemacht, wie das früher ein Biograph ihres großen Sohnes dem andern gläubig nachgeſchrieben, aber von jedem Hauch von Poeſie fühlte ſich ihre offene, lautere und fromme Seele warm angeweht. Sie verſtand und theilte die Sympathie ihres geliebten Fritz, wenn ihr dieſer in den Schulvakanzen die Lebensbeſchreibungen der Helden Plutarchs vorlas, ſie fühlte ſich erhoben, wie er, von den glutvollen Ausſtrömungen der Pſalmiſten, welche der Knabe, gewohnt, ſich als künftiger Prediger zu betrachten, zum Texte ſeiner feurigen Predigten zu nehmen liebte, gehalten von einem Stuhl herab, welchen ihm

Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ein charakteriſtiſches Merkmal des Damenanzugs blieb.

Schweſter Chriſtophine zur Kanzel zurichtete, nachdem ſie ihrem Bruder ihre ſchwarze Schürze als einen Talar umgebunden. Und gar in den letzten Herbſtferien, was hatte da für eine erhöhte, für eine poetiſche Stimmung in der kleinen Dienſtwohnung der Schiller'ſchen Familie auf der Solitude geherrſcht! Da hatte der Fritz Klopſtocks Meſſias, ein Geſchenk der Mutter ſeines Buſenfreundes Hoven, aus der Reſidenz mitgebracht und den Seinen vorgeleſen. Man muß ſich in das Gefühl dankbarer Entzückung, womit dieſe Familie das epochemachende Werk des Meſſiasſängers genoß, hineinverſetzen, wenn man der Liebe gerecht werden will, womit alle Empfänglichen des vorigen Jahrhunderts die Schöpfungen unſerer großen Dichter aufnahmen. Da war kein Deuteln und Mäkeln, da war die ganze Fülle und Naivität ſtaunender Bewunderung und ſchwärmeriſcher Rührung. Da glaubte man noch an das Ideal und ließ ſich von den Offenbarern deſſelben leicht und gern emporheben über den gemeinen Dunſtkreis des Lebens. Selbſt Vater Schiller, ſonſt ſo ſtreng, aller Schwärmerei abhold und weltliche Poeſie ſehr gering achtend, war dem Reize der tiefen Herzensſtimmung des großen Gedichts erlegen, das heutzutage nur noch eine literarhyſtoriſche Rarität iſt. Nicht nur der bibliſche Gegenſtand zog den frommen Mann an, der Seelenſchwung des Dichters riß ihn fort und ſo erfuhr auch er die gewaltige Wirkung des Werkes. Und erſt ſeine Frau und ſeine Kinder! Sie empfanden und wußten nichts von den Mängeln des Gedichts, ſie fühlten nur, daß hier ein erhabener Geiſt von Erhabenem ſang, daß hier ein großes Herz ſeine Begeiſterung, ſeine Liebe und Milde in die Verſe gehaucht. Sie lebten die Seelenkämpfe der edlen Portia mit, ſie beteten mit den Engelchören, ſie zitterten vor der koloſſalen Ruchloſigkeit Satans und weinten mit dem gefallenen, aber bereuenden Seraph Abbadonna.

Heute bot der Frau Hauptmännin die Kunſt Bilder aus einer ganz andern Sphäre; aber wenn auch ihr ſchlichter Sinn in dieſem Gewirre von blendenden Eindrücken ſich nicht zurechtfinden konnte, ſo befähigte ſie doch ihre Unbefangenheit hinlänglich, an den ſüßen Melodien ſich zu ergötzen, und wurde ihre Freude verdoppelt und verzehnfacht durch das Entzücken, womit ihr Sohn an den Zaubereien der Bühne hing, die er heute zum erſtenmal erblickte.

Das ludwigsburger Opernhaus, damals das größte in Deutſchland, war von Herzog Karl mit unſäglichen Koſten und beiſpielloſer Eile für ſeine Feſtzüge und großen Opern erbaut worden. Es ſtand in den ſogenannten Anlagen hinter dem Schloſſe. Nicht nur die für den Hof und ſeine Gäſte beſtimmten Logen, ſondern das ganze Innere des Hauſes war nach damaligem Geſchmack mit Spiegelgläſern bekleidet, ſo daß die reiche Beleuchtung einen wahrhaft märchenhaft phantaſtiſchen Effect hervorbrachte. Licht und Glanz und Blendung, wohin man blickte. Der Herzog war anweſend, mit ihm ſein Hof und die vornehmen Gäſte, welche Ludwigsburg zur Zeit des Karnevals beherbergte. Die Logen funkelten von den Ordensſternen der Kavaliere und den Diamanten der Damen.

Man gab die von Metaſtaſio gedichtete und von Jomelli komponirte Oper Dido. Der berühmte Maeſtro ſelbſt ſaß vor dem Dirigentenpult, denn die herzogliche Oper war nicht nur in Beziehung auf das Haus, ſondern auch auf das Kunſtperſonal koſtſpieligſt ausgeſtattet. Italien und Frankreich, Spanien ſogar, hatten um ſchweres Geld ihr künſtleriſches Kontingent geſtellt. Der Kaſtrat Aprile und die Sängerin Maſi hatten die erſten Rollen inne. Das Orcheſter war aus lauter zum Theil weit berühmten Virtuoſen zuſammengeſetzt. Da waren die Geiger Nardini, Lolli und Teller, der Horniſt Rodolfi, die Oboiſten Plas, ein Brüderpaar von jenſeits der Pyrenäen. Und dazu noch ein Ballet, welches Noverre leitete und in welchem Tänzer wie Lepi, Balletti und der „große“ Veſtris ſelbſt auftraten, jener Veſtris, welcher ſein „Haus“ mit dem „Haus Bourbon“ auf gleiche Linie ſtellte und durch Summen, welche uns heute kaum glaublich vorkommen, vermocht wurde, ſeine koſtbare Zeit zwiſchen Paris und Ludwigsburg zu theilen. Hierzu denke man ſich die Wunder, welche die beſten Dekorationsmaler und geſchickteſten Maſchiniſten erſinnen und ins Werk ſetzen konnten, und die Pracht von ſceniſchen Gruppirungen, zu welchen bis zu hundert Figuranten zumal verwendet wurden. Um alles mit einmal zu ſagen, die heutige Vorſtellung war eine jener Feſtopern des Karnevals, von denen jede den Herzog von Wirtemberg hunderttauſend Gulden koſtete.

Die glänzende Verſammlung, die Pracht des Hauſes, der Pomp der Scenerie, die Vereinigung von Poeſie, Muſik und Tanz in dieſem muſikaliſchen Drama übten auf Schillers junge Seele einen unbeſchreiblichen Eindruck. Er verſtand die italiſchen Recitative und Arien Metaſtaſio's nicht, aber er kannte den Gegenſtand der Handlung aus ſeinem Virgil. Eine neue, unbekannte, entzückende Welt that ſich vor ihm auf. Die Flügel ſeiner Phantaſie lüfteten ſich, um ihn hineinzutragen in dieſe

Zaubergegenden. Mit ihrer ganzen Friſche und Kraft nahmen ſeine Sinne dieſe wunderbaren Eindrücke auf. Er hätte bald laut weinen, bald laut aufjauchzen mögen. Wenn er ſich im Verlaufe des Stückes bemühte, alles, was er ſah und hörte, ſich klar zu machen, bemächtigte ſich ſeiner eine gemiſchte Empfindung. Dieſer Knabe, beſtimmt, das germaniſche Abſtraktionsvermögen in höchſter Potenz zu künſtleriſcher Anſchauung zu bringen, begann zu dieſer Stunde dunkel ſeinen Beruf zu ahnen. Der Dichter, der Künſtler, der Geſetzgeber der Kunſt regte ſich in ihm, nicht im entfernteſten bewußt, aber doch inſtinktiv. Er wußte nichts von den Geſetzen der Poeſie und des Drama's aber doch durchdrang ihn eine chaotiſche Empfindung, daß hier die höchſten Geſetze der Kunſt nicht erfüllt würden. Und eins wurde ihm klar: die göttliche Macht des Genius, und wieder ein anderes: die hohe Miſſion des dramatiſchen Dichters. Oh, ſo von der Bühne herab zum Volke zu ſprechen, mahnend, warnend, ſtrafend, zündend! Jedesmal, wann der Vorhang wieder emporging, war ihm, als höbe ſich zugleich der Vorhang von ſeiner eigenen Seele und er erblickte dahinter etwas unbekanntes, geheimnißvolles, unnennbares, was ihn zugleich mit Staunen, mit Schrecken und mit Entzücken erfüllte. Es war die Erſchütterung einer jungen Künſtlerſeele, die zum erſtenmal unter dem Anhauch einer Kunſtoffenbarung erbebt.

Aber eben weil die Seele des Knaben eine Künſtlerſeele war, flogen Licht und Schatten, Luſt und Weh in raſcheſtem Wechſel über ſie hin. Dieſes edle Herz hat ſelbſtſüchtigen Genuß nie gekannt. Alle die humanen Anſchauungen und weltweiten

Impulſe, welche zur Höhezeit unſerer Klaſſik in die herrliche Formel gefaßt wurden:

Wer die Sache der Menſchheit als ſeine eigene betrachtet,
Hat an der Götter Geſchäft, hat am Verhängniſſe theil —

lagen als Keime in der Bruſt des jungen Schiller und harrten nur der Entwickelung. Jedes beſondere war ihm ein allgemeines, und je mehr ſein Geiſt nach der Harmonie des Ideals dürſtete, um ſo ſchmerzlicher fielen ihm die Diſſonanzen der Wirklichkeit. Ach, er war ſchon nicht mehr jung genug, um mit ſouveräner Unbefangenheit dem Momente ſich hinzugeben. Schon war die Fähigkeit des Sonderns, des Abwägens, des Vergleichens in ihm erwacht. Die ſittliche Kraft, welche der Herzſchlag ſeiner großen Zukunft werden ſollte, bethätigte ſich ſchon frühzeitig in ihm und zeigte ihm die Dinge auch von der Kehrſeite. Mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung ſah er den Maeſtro Jomelli ſeinen Taktirſtock regieren, den Zauberſtab, welcher dieſe Wunderwelt beherrſchte. Aber dann fielen ihm auch die unheimlichen Sagen ein, die über den genialen Italiener umliefen, und wie derſelbe zu Rom ſeinen Nebenbuhler, den Portugieſen Terradella, meuchleriſch erſtochen habe. Er wußte noch nichts von der Macht der Leidenſchaften und ſo konnte er ſich einen wahren Künſtler nur vorſtellen, rein wie die Seraphim Klopſtocks, getragen von den erhabenſten Gefühlen. Und wenn er die Blicke auf die Prachtloge des Herzogs richtete, da verband ſich mit der Vorſtellung von dieſem Erdengott immer und immer wieder die Erinnerung an das, was er heute auf dem Orangerieplatz erlebt. Er ſah die verkauften Kapſoldaten, hörte den ſelbſtmörderiſchen Schuß fallen, ſah den Unglücklichen blutend auf dem Pflaſter liegen. Dann meinte er, ein ungeheurer Trauerflor rollte über die Bühne herab und legte ſich bleiſchwer über das ganze von Lichtern funkelnde Haus. Er hörte die erſtickten Klagen der Mütter, die verzweifelnden Flüche der Väter, denen man mit Liſt oder Gewalt die Söhne entriſſen hatte, um ſie in einer Wildniß jenſeits des Meeres elend umkommen zu laſſen. Dieſer Glanz, dieſer Prunk und Pomp, mit wie viel Jammer, mit wie viel Thränen und Verwünſchungen war das alles erkauft! Was für ein tauſendſtimmiges Echo des Elends antwortete von draußen dieſen ſchmelzenden Melodien, welche die Seele in wollüſtigen Schlummer zu wiegen trachteten! Der arme Knabe wurde traurig im tiefſten Herzen. Seine Mutter bemerkte mit Befremden, daß ſeine Augen nicht mehr vor Freude ſtrahlten, ſondern daß ſeine Brauen finſter zuſammengezogen waren; aber ſie ahnte nicht, ſie konnte nicht ahnen, welchen gewaltigen Einfluß die Erlebniſſe dieſes Tages, dieſes Abends auf die künftige Laufbahn ihres geliebten Kindes haben würden.

## VI.

Die theatraliſchen Vorſtellungen pflegten damals bedeutend früher zu beginnen als heutzutage und ſo blieb nach Beendigung derſelben noch Zeit genug zu geſelligen Zuſammenkünften. Das Haus des Generals von Wimpfen verſammelte zu jener Zeit an Geſellſchaftsabenden alles, was in Ludwigsburg auf guten Ton Anſpruch machen konnte, namentlich auch Künſtler und Gelehrte, denn die Frau vom Hauſe und mehr noch ihre Schwägerin, Frau von Königseck, gefielen ſich ſehr im Umgang mit Männern, die der Kunſt und Wiſſenſchaft ergeben waren. Die mächtige geiſtige Strömung des Jahrhunderts hatte manche ſociale Schranke niedergeriſſen oder wenigſtens überflutet, und da in jenen Tagen die höheren Stände ſich es zur Ehre ſchätzten, zu den Aufgeklärten und Vorſchreitenden zu gehören, ſo ſtand die Ariſtokratie der Geburt und des Beſitzes, ſoweit ſie überhaupt der Bildung der Zeit theilhaft, der Ariſtokratie des Geiſtes noch nicht mit Mißtrauen oder gar mit Haß gegenüber. Damals, wo alle Kreiſe der Geſellſchaft von dem Sturm und Drang, welcher in die Zeit gefahren, mehr oder weniger erfaßt waren, hätte man die Konſervirung mittelalterlicher Vorurtheile ſehr lächerlich gefunden. Wir ſagen damit nicht, daß in gewiſſen Schichten dieſe Vorurtheile damals gar nicht vorhanden geweſen wären, ſondern nur, daß man ſich wohl hütete, in Hegung derſelben ein Verdienſt zu ſetzen. Vorwärts! war die allgemeine Loſung jener Zeit, und wem ſie nicht Sache des Herzens war, dem war ſie wenigſtens Sache des guten Geſchmacks. In Wahrheit, ſelbſt ſolche, welche den Ideen der Aufklärung und Humanität nur als eine Mode des Tages huldigten, würden ſich nicht erkühnt haben, zu glauben, daß nach hundert Jahren in der vornehmen Welt die „Umkehr“ zu altem und älteſtem Unſinn Mode werden könnte.

Da heute kein großer Empfangsabend war und der General bei Hofe ſoupirte, hatten ſich nur die vertrauteren Hausfreunde im wimpfen'ſchen Salon eingefunden und unterhielten ſich, in Erwartung der Generalin und ihrer Schwägerin, mit Rekapitulation der Scherze und beziehungsweiſe der Skandale, welche der heurige Karneval gebracht. Schubart, ein hier ſehr oft und ſehr gern geſehener Gaſt, und die ſchöne Baroneſſe von Türkheim, eine ſeiner vornehmen Klavierſchülerinnen, waren unerſchöpflich im Vorbringen von allerlei Schnurren, über welche der dicke Bibliothekar Uriot, welcher die Feſte Herzog Karls im breitſpurigſten Kanzleiſtil beſchrieben hat, ſich vor Lachen ausſchütten wollte. Die Krone dieſer Geſchichten war die eines Abenteurers, welcher wenige Tage zuvor mit dem Vorgeben, er würde ein Kanonenkoncert geben, das heißt, durch Losſchießen kleiner Kanonen von verſchiedenem Kaliber Melodieen hervorbringen, den guten Bewohnern der Reſidenz eine hübſche Summe Geldes aus den Taſchen gelockt hatte und dann damit verſchwunden war, ohne die Ohren der Betrogenen mit ſeiner ungeheuerlichen Muſik zu erfreuen. Derartige freche Genieſtreiche gehörten, wie jedermann weiß, keineswegs zu den Seltenheiten in jenen Tagen, wo die Geſellſchaft nicht nur von Aufklärern, ſondern auch von Wundermännern wimmelte und die Induſtrieritterſchaft eine Bravour entwickelte, die kaum glaublich wäre, wenn wir in unſerer eigenen Zeit nicht vielfach eine ähnliche geſehen hätten.

Ein Diener öffnete die Flügelthüren des Salon und die Verſammelten ſtellten ſich in zierliche Parade, um die Damen vom Hauſe zu begrüßen. Das war ein leiſes Knarren der Schuhe mit hohen Abſätzen auf dem blanken Parkett, ein Rauſchen der Seidenkleider und Sammetröcke, ein Nicken und Neigen der bizarr geformten Damenfriſuren, ein ſpaßhaftes Schwänzeln der Herrenzöpfe, abgemeſſene, menuettartige Bewegungen, devotes Chapeauſchwenken, anmuthiges Fächerſpiel. So eine Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts war von der triſten Uniformität unſerer jetzigen Verſammlungen weit entfernt. Der farbenhelle Luxus des Männerkoſtüms und der bei aller Barockheit dennoch graziöſe Frauenputz boten, verbunden mit dem reichvergoldeten Schnörkelwerk des Mobiliars, einen Anblick dar, deſſen Glanz und Reichthum durch die verſchwenderiſch in die Wände eingelaſſenen großen Spiegel bei heller Beleuchtung märchenhaft vervielfacht wurde.

In den beiden Damen, welche die Begrüßung ihrer Freunde und Freundinnen erwiderten, konnte man ohne Geſuchtheit die Manieren, Ideen und Strebungen von damals verkörpert finden. Die Generalin, eine noch friſche lebhafte Brünette, repräſentirte in ihrer ganzen Erſcheinung den franzöſiſchen Konverſationsſtil, die nach Pariſer Muſtern geformte Eleganz der exkluſiven Societät, mit Beimiſchung jedoch einer guten Doſis Bonhomie. Ihre Schwägerin dagegen, Frau von Königseck, in ihrem Aeußeren eine ſchöne Blondine mit ſchmachtenden Veilchenaugen war in ihrem Innern lauter Güte, Idealität und Empfindſamkeit, ein vollkommner weiblicher Typus der Werther- und Siegwartsperiode, wo „Oſſian den Homer verdrängte“ und mit Freundſchaftsſchwärmerei ein ſo überſchwänglicher Luxus getrieben wurde.

„Ah, das iſt der vom Himmel gefallene Engel?“ rief die Baroneſſe Türkheim aus und bemächtigte ſich eines etwa ſieben- oder achtjährigen Mädchens, welches an der Hand der Frau von Königseck in den Salon gekommen war.

Während die Baroneſſe das Kind mit ſtürmiſcher Liebkoſung überſchüttete und die Generalin für den alten General Bouwingshauſen, einen hartnäckigen, wenn auch mehr als halbtauben Lebemann, für den dicken Bibiothekar und zwei Damen von etwas zweideutigem Alter, deren Geſichter einen großen Aufwand von

Schminke und Schönpfläſterchen zeigten, den Whiſttiſch ordnete, ſah Schubart fragend auf das Kind und dann auf die Frau von Königseck.

„Nicht wahr, es iſt wirklich ein Engel?“ ſagte die blonde Schöne mit jenem flötenden Liſpeln, welches damals eine unerläßliche Eigenſchaft einer ſentimentalen Dame war, bei dem weichen Alt der Fragerin jedoch ganz allerliebſt klang.

„In der That, Gnädigſte“, verſetzte der Poet, „man könnte wähnen das Kind ſei wirklich vom Himmel gefallen. Es iſt ja ein wahres Wunder von Schönheit und dabei hat es ſo etwas Seltſames, Fremdartiges, ich möchte ſagen Abenteuerliches“ —

„Warum nicht gar etwas Zigeunerhaftes?“ bemerkte die hinzugetretene Generalin lachend. „Aber das muß ich ſagen,“ fuhr ſie fort, mit Schubart und ihrer Schwägerin in eine Fenſterniſche tretend, „unſer Herr Poet hat eine feine Naſe. Er wittert ſogleich Ungewöhnliches. Rathen Sie einmal, woher der ſchöne Fremdling komme.“

„Das zu errathen vermag ich nicht. Aber“, ſetzte Schubart hinzu, einen zugleich ehrfurchtsvollen und feurigen Blick auf Frau von Königseck heftend, „ich begreife, daß er kam. Wo ſchon Engel wohnen, kehren andre ein.“

„Schmeichler Sie! Sehen Sie doch, wie meine Schwägerin erröthet. Aber das muß ich ſagen, die deutſchen Poeten ſcheinen den franzöſiſchen allmälig einige galante Komplimente abzulernen, wenn auch ſonſt nicht viel anderes. Indeſſen kann ich nicht umhin, Ihre poetiſche Schwärmerei mit etwelcher Proſa zu verſetzen, wenigſtens in Beziehung auf das Kind, welchem unſre gute Türkheim dort mit ihrer Zärtlichkeit ſo beſchwerlich fällt. Lauretta —“

„Lauretta?“

„Nun ja, ſo heißt ſie. Lauretta iſt keineswegs vom Himmel gefallen, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes hinter einer Hecke aufgeleſen worden, und zwar in ziemlich unſauberer Geſellſchaft. Haben Sie denn nicht von der Strolchenbande gehört, deren Reſt man neulich im Schurwalde droben ausgenommen?“

„Doch, meine Gnädige; aber wie —“

„Fragen Sie nicht zuviel; ich dürfte Ihnen nicht antworten. Es iſt“, fuhr ſie mit ſchelmiſchem Lächeln fort, „ſo zu ſagen ein Staatsgeheimniß.“

„Ja, wenn Sie wollen. Sie wiſſen doch, Ludwig der Vierzehnte pflegte zu ſagen: L'état c'est moi.“

„Aha, gnädige Frau, jetzt bin ich auf der Spur.“

„Meinen Sie? Aber haben Sie die Augen des Kindes bemerkt?“

„Freilich. Wie iſt mir denn? Es fiel mir ſogleich eine frappante Aehnlichkeit mit — mit —“

„Wir wollen bei den Augen des Kindes ſtehen bleiben. Es ſind —“

„Durchlauchtige Augen, meine Gnädigſte.“

„Schlaukopf Sie! — Aber haben Sie nie von der ſchönen Sängerin und Tänzerin Paſtori aus Palermo gehört?“

„Doch, ſie beherrſchte vor Jahren die herzogliche Oper und das Ballet und —“

„Und?“

„Und trug auch für eine Weile blaue Schuhe.“

„Boshafter Menſch, was Sie nicht alles wiſſen! — Nun, die Baſtori hieß Laura, man nannte ſie aber gewöhnlich Bella und mit vollem Recht. Es war ein ſchönes, aber wildes Geſchöpf. Jetzt iſt ſie todt und elend genug war ihr Tod.“

„Und dieſes Kind?“

„Fragen Sie nichts mehr! Alles, was ich weiß, iſt, daß eine Perſon, deren Wünſchen die Frau des Generals Wimpfen nachzukommen hat, mir dieſes Kind anvertraut hat, bis die Einrichtungen zur Eröffnung der Ecole des Demoiselles im alten Schloſſe in Stuttgart vollendet ſind. Dorthin ſoll dann Lauretta.“

„Wie, in die weibliche Abtheilung der Sklavenplantage?“

„Pfui, wer darf ſo von einem Inſtitut ſprechen, welchem die würdige Majorin von Seeger vorſtehen wird.“

„Allen Reſpekt vor dem Herrn von Seeger auf der Solitude und auch vor ſeiner Frau Gemahlin. Aber dieſes pädagogiſche Experimentiren iſt mir nun einmal in der Seele zuwider. Der gute Rouſſeau! Es ſind jetzt zehn Jahre her, ſeit ſein ‚Emil‘ erſchien. Wenn er die pädagogiſche Seuche geahnt hätte, welche dieſes Buch graſſiren machte und macht, er würde das Manuſkript ſicherlich ins Feuer geworfen haben.“

„Aber lieber Freund“, ſagte Frau von Königseck ſanft, „der Segen, welchen die neuen Erziehungsgrundſätze verbreiteten, iſt doch zu groß und ſchön, als daß Sie ihre Augen im Ernſt davor verſchließen wollten.“

Schubart wollte antworten, allein ſeine und der Damen Aufmerkſamkeit wurde in dieſem Augenblick durch das fremde Kind abgezogen.

Es war begreiflich, daß die lebhafte und zärtliche Frau von Türkheim an Lauretta großen Gefallen fand. Das Kind war wirklich wunderbar ſchön. Seine elfenhaft zarte und feine Geſtalt lief in einen Kopf von edelſter Form aus. Außerordentlich reiches und feines Haar, ſchwarz und von einem bläulichen Schimmer überhaucht wie die Fittige des Raben, fiel ihm auf die Schultern nieder und rahmte ein Geſichtchen ein voll Kraft zugleich und Anmuth. Die Wölbung der Stirne, der Schnitt von Mund, Naſe und Kinn, der Schwung der dunkeln Brauen, alles war vollendet und aus dem Marmorweiß dieſes Geſichts ſtrahlten große blaue Augen —

„Wie Alpenblumen leuchten aus dem Schnee.“

In Wahrheit, dieſe Augen konnten mit nichts paſſender verglichen werden als mit dem dunkeln und intenſiven Blau der Genziane, welche in den Hochalpen hart neben dem Gletſchereiſe blüht. Oder auch glichen ſie, die Farbe abgerechnet, den Augen von einem gefangenen Reh. Gerade ſo ſcheu und wildmelancholiſch wie dieſe blickten ſie.

Das Kind ließ ſich die Liebkoſungen der ſchönen Baroneſſe gefallen, ohne ſie zu erwidern. Ja, die Generalin hatte ſogar richtig geſehen, wenn ſie bemerkte, daß dieſe Zärtlichkeiten dem Gegenſtand, an welchen ſie verſchwendet wurden, läſtig ſeien. Lauretta entzog ſich zu verſchiedenen malen widerwillig den Armen der zärtlichen Dame und wollte dieſelbe durchaus nicht küſſen. Es war überhaupt etwas ſtörriges in dem Kinde. Man merkte, daß es ihm höchſt unbehaglich ſei. Erſt als die Baroneſſe Lauretta an den wiener Flügel zog, welcher im Salon ſtand, und mit geübter Hand eine muntere Melodie anſchlug, wurde das Kind zahmer und ließ ſeine ſpröde Zurückhaltung allmälig fahren. Man ſah, wie es die Töne mit Entzücken einzog.

„Kannſt du ſingen, Schätzchen?“ fragte die Baroneſſe.

Lauretta nickte.

„Ach, ſo ſing' mir doch einmal eins! Willſt du?“

Die Kleine ließ ſich nicht lange bitten. Mit einer Stimme, friſch, voll und klar wie Lerchenſchlag, ſang ſie:

„Bei der Windmühl'
Geht der Weg 'naus,
Nacher Mannheim —
In das Zuchthaus —“

Ein ſchallendes Gelächter vom Spieltiſch her unterbrach die Fortſetzung dieſes damals ſehr bekannten Gaunerliedchens. Auch die Baroneſſe, die Generalin und Schubart lachten. Frau von Königseck jedoch lächelte bloß flüchtig und ſchlug dann die Augen ſchwärmeriſch zur Decke auf, als betete ſie zu Gott um Rettung dieſer jungen Seele.

Lauretta aber wurde durch dieſe unerwartete Wirkung ihrer Kunſtleiſtung wieder vollſtändig verſchüchtert oder vielmehr völlig ſtörrig gemacht. Sie zog die Brauen zuſammen, warf den kleinen Mund trotzig auf, ergriff Frau von Königseck, zu welcher ſie das meiſte Vertrauen zu haben ſchien, bei der Hand und ſagte kurz und trocken:

„'s iſt Leili*), ich will pobſchen**) gehen.“

„Fi donc, Lauretta“, verſetzte die Generalin, „ſprichſt du

---

*) Nacht.
**) Schlafen.

ſchon wieder dein affreuſes Jeniſch? Sprich doch lieber italieniſch; du kannſt es ja, wenn du willſt.“

Das Kind ſchaute die Sprecherin zornig an mit ſeinen wildſchönen Augen.

„Dormire! Dormire!“ rief es dann, mit ſeinen Füßchen aufſtampfend.

Die Damen ſetzten ſich, nachdem eine Dienerin das Kind weggebracht hatte, um einen Tiſch, auf welchem eine kleine Kollation aufgeſtellt war, und baten Schubart, ihnen Geſellſchaft zu leiſten, da auf die Spieler am entgegengeſetzten Ende des Zimmers nicht zu rechnen war. Der Thee übte über die Abendgeſellſchaften von damals, wenigſtens in Süddeutſchland, noch lange nicht ſeine ſpätere ſouveräne Herrſchaft, und wenn auch der Theekeſſel auf dem Tiſche ſummte, ſo war es doch etwas ſelbſtverſtändliches, daß die Generalin ihrem poetiſchen Hausfreund ſofort ein Glas Rheinwein einſchenkte, von einer Sorte, welche er, wie ſie wußte, mit beſonderem Behagen trank. Dabei ſagte ſie:

„Eigentlich ſollte ich Sie zur Strafe des Ihnen verhaßten Theetrinkens verurtheilen, lieber Freund, weil Sie mir mit Ihrem Klopſtock einen ſo argen Poſſen geſpielt haben.“

„Einen Poſſen, gnädige Frau?“

„Nun ja, als Sie mir neulich die Leiſtungen der deutſchen Poeten ſo überzeugend anprieſen und mir in hellſter Begeiſterung den ‚Meſſias‘ zum Leſen empfahlen, da meinte ich, es müſſe doch etwas dahinter ſein, denn Sie gelten ja hier in Sachen des Geſchmacks für ein Orakel. Wenigſtens“, ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu, „meine Schwägerin Königseck nimmt Ihre Ausſprüche ſo gläubig bin, als kämen ſie direkt von dem Dreifuß zu Delphi.“

Schubart warf einen feurigen Blick auf die ſchmachtende Blondine, welche über und über erröthete und in einer Weiſe die Augen niederſchlug, die dem leidenſchaftlichen Manne unbeſchreiblich wohlthat.

„Aber, meine Liebe“, ſagte Frau von Königseck, ihre Verlegenheit bemeiſternd, „du haſt doch die erſten Geſänge des Meſſias mit Intereſſe geleſen.“

„Sage, mit Ungeduld“, entgegnete die Generalin. „Ich meinte, es müſſe doch endlich zu einer Verwickelung, zu einer Paſſion, kurz zu etwas rechtem und klappendem kommen, aber da fand ich mich ſchön angeführt! Mir verging der Athem in dieſer dünnen Luft einer Erhabenheit, welche im überirdiſchen Blau umhernebelt, und ich wurde ganz dumm von dem ewigen Singſang der Engel und Heiligen. Das ſind fürchterlich langweilige Geſchöpfe.“

„Will ich aufrichtig ſein“, bemerkte die Baroneſſe Türkheim, „ſo muß ich ſagen, daß mir es mit der Lektüre des berühmten Gedichtes nicht beſſer ergangen. Ich geſtehe ſogar, daß die einzige Figur darin, welche mir ein lebhafteres Intereſſe abgewann, der — Gott ſteh' mir bei! — nun ja, der Satan war.“

„Läſterung!“ liſpelte die Königseck.

„Da lobe ich mir doch die Franzoſen“, ſagte die Generalin. „Bei ihnen ſteht man ſtets auf feſtem Boden und kann die brillanten Feuerwerke ihres Eſprit mitanſehen, ohne fürchten zu müſſen, plötzlich in der leeren Luft zu ſchweben.“

„Das, meine Gnädigſte“, warf Schubart ein, „riſkirt man bei den franzöſiſchen Poeten allerdings nicht, dagegen kann man bei denſelben gelegentlich recht tief in die Goſſe fallen. Uebrigens haben wir einen deutſchen Dichter, der an Eſprit, Witz und Grazie tecklich mit den Franzoſen wetteifern kann; aber freilich, er iſt nur ein Schwabe und der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande."

„Sie meinen wahrſcheinlich Wieland. Mein Mann liebt ihn ſehr, ich jedoch kenne ſeine Sachen nicht und ich habe die Gräfin von Hohenheim ſagen hören, er ſei abſcheulich indecent."

„So", entgegnete der Poet gereizt, „die Donna Schmerz — bitt' gehorſamſt um Entſchuldigung — die Gräfin von Hohenheim findet Wieland indecent? Ob gewiß, ihr ſteht es an, ſich über ſeine Indecenz aufzuhalten! Du lieber Gott, wie doch unſere Vornehmen ſind! Was ein Greſſet, ein Grecourt, ein Voltaire ausgehen läßt, und wäre es auch eine ‚Pucelle', das alles findet man löblich über alle maßen; ſagt aber ein Deutſcher daſſelbe, nur harmloſer, beſſer und vielleicht auch graziöſer, ſo ſchreit man über Indecenz."

„Ei, wer ſchreit denn?" ſagte die muntere Baroneſſe. „Nur die Duckmäuſer. Ich verhehle es gar nicht, daß ich mich an Wielands komiſchen Erzählungen höchlich und herzlich ergötzt habe."

„Es lebe Ihre Aufrichtigkeit!" verſetzte Schubart. „Indeſſen bin ich ein zu warmer Klopſtockianer —"

„Oh Klopſtock!" flüſterte Frau von Königseck mit zartem Enthuſiasmus und warf dem Poeten einen dankbaren Blick zu.

„Ja, ich bin ein zu warmer Klopſtockianer", fuhr Schubart fort, ſich geſchmeichelt verbeugend, „um nicht der Meinung zu ſein, daß der hochbegabte Wieland einen falſchen Weg eingeſchlagen. Zwar das iſt ſein Verdienſt, ſein großes Verdienſt, daß er uns Deutſchen bewies, man könne in deutſcher Sprache die Franzoſen in ihrer eigenen Manier übertreffen. Allein dieſe Manier iſt an und für ſich eine falſche. Wir müſſen aus der Konvenienz und aus dem Regelzwang zurück zur Freiheit, zur Natur Urſprünglichkeit. Die Engländer, ein Milton, ein Thomſon, haben uns die richtigen Wege gezeigt und nicht vergebens. Die ſchweizeriſchen Kritiker, ein Bodmer, ein Breitinger, haben den großen Pedanten und Miſtifax in Leipzig, den Gottſched, dieſen Schildhalter der Gallomanie, aufs Haupt geſchlagen. Der Sänger des Meſſias ließ uns darauf in erhabenen und herzergreifenden Tönen vernehmen, wie die deutſche Dichterharfe klingt, wenn der Sturm wahrer Begeiſterung ſie durchfährt. Unſer Leſſing ſeinerſeits zeigte mit ſeiner tiefeinſchneidenden Kritik, wo es unſerer Literatur noch fehlt und wie ihr zu helfen iſt, und der fordernden Theorie die erfüllende Praxis geſellend, gab er uns das erſte vollendet ſchöne deutſche Drama, die „Minna von Barnhelm‘. Nun regt es ſich ſtrebend und ſchaffend an allen Ecken und Enden Deutſchlands. Der feurige Herder tritt in die Fußtapfen Leſſings; in Göttingen hat ſich ein Kreis von begeiſterten Jünglingen zuſammengethan, die ſich an ihrem hochverehrten Meiſter Klopſtock zum edlen Dichterberuf heranbilden; in den Rhein- und Maingegenden iſt eine andere Genoſſenſchaft von jungen Poeten thätig und ich habe mir ſagen laſſen, daß beſonders von einem dieſes Kreiſes, einem gewiſſen Goethe aus Frankfurt, Großes zu erwarten ſei. Käme nur allen dieſen Strebungen überall die rechte Empfänglichkeit entgegen! Aber daran fehlt es leider nur zu ſehr.“

Frau von Königsbeck hörte dem eifrigen Sprecher mit großem Wohlgefallen zu, die Generalin unterdrückte ein leiſes Gähnen, die Baroneſſe bemerkte:

„Sie ſprechen vortrefflich, mein theurer Lehrer und Freund. Aber Sie wiſſen, ich habe die traurige Eigenſchaft, ernſte Geſpräche in die Länge nicht ertragen zu können. Bitte, machen Sie uns ein Biſschen Muſik. Ich weiß, Sie haben mehrere neue Lieder gedichtet und komponirt — bitte, laſſen Sie uns eins derſelben hören.“

Die lebhafte Schöne zog den nur leicht Widerſtrebenden ſchmeichelnd zum Flügel. Die Generalin und ihre Schwägerin folgten.

Schon das erſte Anſchlagen der Taſten verrieth den Meiſter. Er ſpielte einige Stücke mit herzgewinnendem Ausdruck, ging dann in eine gefühlvolle Melodie über und begleitete damit den Vortrag des zarteſten ſeiner Lieder:

„Wenn aus deinen ſanften Blicken
Wonne für mein Herze fließt
Und dein holder Mund Entzücken
In mein Innerſtes ergießt:
Oh, ſo zähle nicht die Triebe,
Die dein Reiz in mir erregt,
Du verachteſt ſonſt die Liebe,
Die ſich ſchwer zu rächen pflegt

Lange ſtreitet in der Stille
Die Vernunft und Leidenſchaft —
Seh' ich dich, ſo wird mein Wille
Und mein Vorſatz hingerafft.
Oh, dies Zweifeln, dies Bemühen
Raubt mir alle meine Ruh'

Soll ich hoffen, ſoll ich fliehen?
Wenn ich liebe, lieb' auch du?“

Das Auge des kühnen Mannes haftete, als er ſo ſang, brennend auf dem Antlitz der Frau von Königseck.

Die Generalin, während ein Lächeln des Spottes flüchtig ihre Lippen kräuſelte, ſtieß die Baroneſſe mit dem Ellenbogen an und blickte auf ihre Schwägerin, welche ſich haſtig und erröthend abwandte.

Dieſes Abwenden der geliebten Frau, dieſes Lächeln der Generalin ſchnürte Schubarts Herz zuſammen. Er wurde blaß, brach ſein Lied ab, raſ'te wild in die Klaviatur, ſprang dann plötzlich auf, daß die Saiten in einem gellenden Mißton auszitterten, und ſtürmte ohne Wort und Gruß wie ein Wahnſinniger aus dem Zimmer

## VII.

Der leidenſchaftlich bewegte Dichter durchrannte mehrere Straßen, unbekümmert, wohin ſeine Füße ihn trugen. Er befand ſich in einem Zuſtande qualvoller Erregung und da ſuchte und fand er in heftiger körperlicher Bewegung einige Linderung. So war er auf die von der großen Allee eingefaßte Straße gekommen, als er plötzlich auf den würdigen Herrn Bechthold ſtieß, welcher bei einem Bekannten zu Nacht geſpeiſt hatte und jetzt nach ſeinem Quartier im Gaſthauſe zum Waldhorn hinunter wollte. Schubart ſchloß ſich dem Deutſch-Amerikaner nach flüchtiger Begrüßung an und die beiden gingen ſchweigend mitſammen den ſtillen mondhellen Weg hin.

Bechthold merkte zwar bald und unſchwer, daß ſein Begleiter die Beute einer außerordentlichen Bewegung ſei. Schon der haſtige, unſtäte Gang des Poeten und ſein wildes Hin- und Herwerfen der Arme verrieth das. Aber Bechthold hatte von den Yankees, wenn auch ſonſt vielleicht manches, jedenfalls nicht ihre zudringliche Neugierde gelernt. Und im übrigen hatte er auch gar nicht nöthig Fragen zu thun. Der Tumult in Schubarts Innerem mußte ſich einen Ausweg brechen.

„Herr und Freund“, hob der Dichter an, wild, faſt ſchreiend, „ich ſage Ihnen, es iſt mehr, als Fleiſch und Blut erträgt, ich kann es nicht mehr aushalten! Mein Kopf ſchwindelt, mein Herz zittert und mir brennt der Boden. Ich bin ein Taugenichts, ein Narr, ein ſchlechter Kerl, ja, ein ganz ſchlechter Kerl! — Oh, mein armes gutes Weib! Meine armen Kinder! — Alle Kraft dahin, aller Wille verbraucht! — Oh, ewiger Gott, erbarme dich meiner! — Ja ich ſagte es: der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich muß fort von hier, weit fort — muß mich der berauſchenden und verzehrenden Atmoſphäre dieſer Zauberin entreißen, deren Blick mein Herz zu Aſche glüht, vielleicht ohne daß ſie es weiß, ohne daß ſie es ahnt. — Ach, die Weiber, die Weiber! Fluch über ſie und dreimal Fluch! — Bin ich nicht der elendeſte der Sterblichen? Sagt, Herr, bin ich es nicht? — Ich habe unſägliche Thorheiten begangen, bin in beſtändigem Rauſch durch das Labyrinth der Sünde geirrt. Und nun zeigt mir der Engel der Reue mit ſeinem flammenden Schwert ein Paradies, welches ich nie betreten ſoll. Oh, bitter, bitter! — Aber meine hieſige Stellung iſt unhaltbar geworden, ich muß weit weg, fort, fort! Wohin ſoll ich meine Schritte lenken, um in Elend zu ſterben? Wo wird der ewige Richter meinen Ruf erhören: Ihr Berge fallet über mich und ihr Hügel decket mich zu!“

Der unglückliche Mann hatte dieſe Klage und Selbſtanklage unbeſchreiblich raſch und heftig hervorgeſprudelt. Jetzt lehnte er ſich erſchöpft an einen Baum und ſchluchzte wie ein Kind.

Herr Bechthold hatte während ſeiner kurzen Bekanntſchaft mit Schubart ſchon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Zeuge leidenſchaftlicher Ausbrüche deſſelben zu ſein. Allerdings ſo ganz aus Rand und Band, wie heute hatte er ihn noch nicht geſehen, allein er hielt es auch jetzt für das Räthlichſte, den Anfall einigermaßen vertoben zu laſſen, bevor er ſich einmiſchte. So blieb er denn eine Weile ſchweigend neben dem Dichter ſtehen. Dann nahm er ihn theilnehmend bei der Hand und führte ihn weiter, indem er ſagte:

„Beruhigen Sie ſich, lieber Schubart. Ihre lebhafte Phantaſie malt Ihnen die Dinge zu grell. Freilich kann und will ich Ihnen nicht verſchweigen, daß auch ich glaube, Ihre Situation am hieſigen Orte ſei eine bedenkliche und unhaltbare; aber ich meine, gerade dieſer Umſtand müſſe eine heilſame Wendung Ihres Geſchickes herbeiführen.“

Schubart legte ſeinen Arm in den des Freundes und gewann im Weitergehen allmälig ſeine Faſſung wieder. Die ruhige, aber herzliche Theilnahme, welche aus den Worten des würdigen Mannes ſprach, that ihm wohl.

Bechthold fuhr fort:

„Wenn ich offen ſein ſoll, ſo muß ich ſagen: ich beklage nicht ſo faſt die Unhaltbarkeit Ihrer äußerlichen Stellung als vielmehr Ihre innerliche Zerfahrenheit. Ich beklage dieſe um

Ihrer ſelbſt und um unſeres Landes willen, welchem Ihre reiche Begabung zu gute kommen ſollte. Sie verzetteln Ihre ſchönen Talente hier unter den Hofleuten, Künſtlern und Komödianten, ohne am Ende höhere Anforderungen zu befriedigen. Mir ſcheint, Sie haben Ihre wahre Beſtimmung noch gar nicht begriffen und erfaßt, und wenn Sie es geſtatten, möchte ich Ihnen einen hierauf bezüglichen Vorſchlag machen."

„Heraus damit! Ich fühle, daß Sie eine wahrhaft freundſchaftliche Geſinnung für mich hegen."

„Gewiß, das thue ich und ſo laſſen Sie mich denn ſagen, daß mir ſcheint, die ganze Anlage Ihres Weſens und Ihrer Talente beſtimme Sie zum Publiciſten. Blicken Sie nur nach England und hinüber nach Amerika und Sie werden erkennen, welche große und wohlthätige Macht die publiciſtiſche Preſſe üben kann und wirklich übt. Reißen Sie ſich aus Ihren verwilderten hieſigen Verhältniſſen heraus und unternehmen Sie es, unſeren Landsleuten, welche beſonders in politiſcher Beziehung noch geradezu auf der Bildungsſtufe der Kindheit ſtehen, eine Zeitſchrift zu geben, welche dieſelben einmal die Stimme der Wahrheit und Vernunft vernehmen läßt."

„Ein Publiciſt, ein Zeitungsſchreiber ſoll ich werden? Kein Gewerbe kann gefährlicher ſein zu dieſer Zeit, wo ein feuriger Kopf wie der meinige am wenigſten geduldet wird. Den Mächtigen, auch wenn ſie Böſewichter ſind, den Fuchsſchwanz ſtreichen, jedes gnädige Kopfnicken und etwaige matte Zeichen des Menſchengefühls mit einer Doppelzunge austrompeten, jedem Geldſack einen Bückling machen, den Parteigeiſt desjenigen Ortes, wo man ſchreibt, nie beleidigen, den Kaffeehäuſern was zu lachen und dem Pöbel was zu raiſonniren geben; auf der andern Seite die Parteien des Parnaſſus genau kennen und da entweder im trägen Gleichgewichte bleiben oder muthig mitkämpfen: das ſind Geſetze, die für mich zu hoch und rund und für die ich weder Geduld noch Klugheit genug beſitze.“

„Sachte, ſachte, lieber Freund. Das Amt eines Publiciſten iſt kein Roſenbett, es iſt von Anfechtungen aller Art umlagert, darüber bin ich mit Ihnen einverſtanden. Aber meine Anſicht von der Pflicht eines Publiciſten iſt eine etwas andere als die von Ihnen vorgebrachte, und welche bedeutende Wirkſamkeit aus der tüchtigen Erfüllung dieſer Pflicht hervorgehe, habe ich anderwärts zu ſehen ſattſam Gelegenheit gehabt. Deutſchland und unſer Süddeutſchland insbeſondere hat eine zugleich unumwundene und populäre Kritik der politiſchen, literariſchen und religiöſen Zuſtände dringend nöthig und Sie ſind ganz der Mann dazu, dieſe Kritik publiciſtiſch zu üben.“

„Deutſchland? Was ſollte Sie dieſes Land noch kümmern?“

„Welche Frage! Der müßte doch ein herzloſer Tropf ſein, ein ganz roher und ſchlechter Menſch, der je aufhören könnte, das Land zu lieben, wo ſeine Vorfahren gelebt haben und in deſſen Sprache er zuerſt ſeine Empfindungen ausdrücken lernte. Freilich finde ich, daß die Vaterlandsliebe in Deutſchland dermalen, wo ſie ſich äußert, wunderliche Formen anwendet. Der klopſtock'ſche Teutonismus, wie ich ihn im deutſchen Norden graſſiren fand, kann meinem Urtheil nicht zuſagen; er iſt mir viel zu inhaltslos und unreal und kommt mir ſogar geradezu läppiſch vor. Unſere Zeit verlangt andere Koſt als tacitus'ſche Eichelmaſt und hirnloſes Bardengebrüll, wie es dermalen da und dort angeſchlagen wird. Das reinmenſchliche, das humane, wofür mir unſer Volk vorzugsweiſe begabt zu ſein ſcheint, ringt nach Licht und Berechtigung auf allen Gebieten. Wohlan, wirken Sie nach Ihren Kräften dazu mit, ihm jenes und dieſe zu verſchaffen."

„Ihre Aufforderung iſt fürwahr eine große Lockung. — Aber, entſchuldigen Sie, Sie ſcheinen mir gegen unſeren herrlichen Klopſtock ungerecht zu ſein. Der Mann hat doch einen gewaltigen Anſtoß gegeben; er hat ja die Literatur, welche tief in Gemeinheit verſunken war, wieder zu ihrer Würde erhoben, er hat zuerſt wieder aus deutſcher Bruſt vom deutſchen Vaterland geſungen und geſagt."

„Fern ſei es von mir, die Verdienſte des gewiß groß und patriotiſch denkenden Mannes antaſten zu wollen. Wollte ich auch, ſo könnte ich nicht, weil ich mir gar nicht die Befähigung zutrauen darf, über ſpecifiſch literariſche Fragen abzuurtheilen. Wenn ich ſagte, der klopſtock'ſche Teutonismus gefiele mir nicht, ſo wollte ich damit nur andeuten, daß meines Erachtens die Vaterlandsfreunde, ſtatt nach den altdeutſchen Wäldern zurückziehen, mit klarem Auge in die Gegenwart blicken ſollten. Sofern nicht alle Symptome trügen, ſchickt die Zeit dermalen ſich an, wieder einmal einen tüchtigen Schritt vorwärts zu thun. Muß es für einen Mann von Ihren mannichfaltigen Gaben nicht ein Anreiz, ja eine Nothwendigkeit ſein, an der allerwärts ſich kundgebenden Bewegung theilzunehmen, mit an ihre Spitze zu treten, ſie zu fördern nach allen Seiten hin? Iſt es nicht ein ſchönerer Beruf, gleichſam ein Lehrer und Anwalt eines ganzen Volkes zu ſein, als einer verſumpften Gemeinde Pſalmen oder auch Opernarien vorzuorgeln und den Gelegenheitsdichter für Hofleute zu machen, die Sie im Grunde doch nur als einen zeitvertreibenden Lückenbüßer in der Langeweile ihrer nichtigen Exiſtenz anſehen? Noch einmal, Schubart, ſag' ich: Laſſen Sie den ludwigsburger Quark und ſchreiben Sie ein Zeitblatt, das unſeren Landsleuten ein Licht aufſteckt."

„Beim Himmel, Freund, Ihr Vorſchlag muthet mich außerordentlich an!" rief der Poet aus, deſſen bewegliches und entzündliches Naturell an der Idee des Deutſch-Amerikaners Feuer fing.

„Nun wohl, ſo halten Sie dieſen günſtigen Eindruck feſt, mein Freund, und gehen wir ſogleich daran, den Vorſatz zur That zu geſtalten. Was meinen Sie, was für einen Titel wollen Sie Ihrer Zeitſchrift geben?"

„Warten Sie, warten Sie! — Ha, ich hab's! Deutſche Chronik ſoll ſie heißen, zum Zeichen, daß ein deutſcher Patriot ſie ſchreibt, deſſen Blick und Gefühl über alle die armſäligen Gränzpfähle, womit ſie unſer theures Vaterland verſchändet haben, hinausreicht und die ganze große Heimat deutſcher Nation umfaßt. Ja, und gegen die Tyrannen groß und klein, gegen die ledernen Philiſter und Kothſeelen, gegen die verrätheriſche Rotte der Dunkelmänner, gegen welche ſchon der Ulrich von Hutten vor Zeiten ſo mannhaft gefochten hat, ſoll die deutſche Chronik angehen, daß es eine Art hat."

„Gut, ſo gefallen Sie mir. Aber vergeſſen Sie nur nicht, der Begeiſterung die Ausdauer, dem Eifer die Beſonnenheit zu geſellen. Thun Sie das, ſo prophezeie ich Ihrem Unternehmen eine Wirkung, welche Ihnen den Dank der Zeitgenoſſen und die Achtung der Nachwelt ſichert."

„Beſter Freund, wie haben Sie mich getröſtet und aufgerichtet! Ach, ich war heute Abend der Verzweiflung nahe! Und nun thun Sie mir, ich bitte, noch den Gefallen, auf das Gelingen des Vorſatzes, für deſſen Anregung ich Ihnen ewig dankbar bin, ein Glas mit mir zu leeren. Es iſt noch gar nicht ſpät und gleich da drüben ſteht das Wirthshaus zur Kanne, wo man einen Extra-Guten ſchenkt.“

Als Bechtold zögerte, dieſer echt ſchubartiſch leichtſinnigen Laune nachzugeben, ſetzte der Poet hinzu:

„Ich kann wahrhaftig nach einem an Erlebniſſen und Gemüthserſchütterungen ſo reichen Tage nicht zu Bette gehen, ohne mir vorher das Herz mit Wein zu kühlen. Und wiſſen Sie, wir wollen es machen wie unſere Altvorderen, welche nichts Wichtiges unternahmen, ohne einen guten Trunk vorausgehen zu laſſen, gleichſam als Vorweihe.“

„Wohl!“ verſetzte Herr Bechtold nachgebend, „Sie ſollen für heute Ihren Willen haben. Indeſſen muß ich Ihnen doch bemerken, daß ich glaube, unſere Altvorderen würden für ſich ſelbſt und ihre Nachkommen beſſer geſorgt haben, wenn ſie weniger getrunken und mehr gehandelt hätten.“

## VIII.

In der Baumſchule der herzoglichen Gärten bei der Solitude war eines Tages zur ſchönen Pfingſtzeit ein Mann emſig damit beſchäftigt, an einer Anzahl von jungen Stämmen, die ſeiner früher an ihnen geübten Okulirkunſt nicht ganz nach Wunſch entſprochen hatten, mit kundiger Hand Nachpfropfungen vorzunehmen.

Er ging dabei mit jener eigenthümlichen Sorgfalt zu Werke, welche innerſtes Behagen an der Arbeit verräth. Zuweilen richtete er ſich von derſelben auf und warf prüfende Blicke nach den verſchiedenen Richtungen der wohlgepflegten, äußerſt ſauber und zierlich gehaltenen Pflanzung. Dann ſpiegelte ſich in ſeinem freien und furchtloſen Auge die Befriedigung eines Mannes, der ſein Werk gedeihen ſieht.

Der Mann, welcher kaum mehr weit vom fünfzigſten Jahre abſtand, war von kleiner Statur, aber wohlgebildet. Seine Züge hatten einen ernſten, oft ſinnenden Ausdruck; es war darin eine ſtarke Anlage zu ſelbſtſtändigem Denken ausgeprägt. Sein kräftiger und beweglicher Gliederbau zeugte von militäriſcher Tournüre, womit auch ſein Anzug ſtimmte. Ein Mann methodiſcher Ordnung und Sauberkeit in allem und jedem, hatte er, ſeinen Offiziersrock zu ſchonen, eine grüne Gärtnerſchürze umgebunden. Seinen Hut mit ſilberner Borte und der wirtembergiſchen Kokarde hatte er auf einen nahen Stützpfahl geſtülpt und ſo konnte man bemerken, daß ſein Haar nach allen Regeln der militäriſchen Etikette friſirt, gepudert und gezopft war.

Es war lieblich und ſtill in der Baumſchule. Die jungen Stämmchen grünten luſtig, ihre veredelten Zweige hatten prächtig getrieben. Auf den ſchon größeren Zöglingen der Anſtalt, die im Hintergrunde in langen Reihen ſtanden, wiegten ſich einzelne Blütendolden im leiſen Maienwind. Durch die Bläue droben ſchwangen ſich piepſende Goldammern, Buchfinken und Dompfaffen dem Waldesſchatten des Parkes zu, wo eben die Amſeln und Droſſeln die letzten Noten ihres Morgenkoncertes anſchlugen, bevor ſie ſich vor der höher ſteigenden Sonne zur Ruhe in das Dickichzurückzogen. Das war ſo ein goldener, duftender, tönender Frühlingsvormittag, welcher die Herzen der Jugend in ſonnige Träume wiegt.

Auch der Knabe, welchen wir als Fritz Schiller in Ludwigsburg kennen gelernt haben und welcher dem emſigen Manne bei ſeiner Arbeit mit allerlei Hilfeleiſtung zur Hand ging, ſchien dieſen Frühlingszauber zu fühlen. Er hielt das Körbchen mit pomologiſchen Inſtrumenten, welche der Okulirer abwechſelnd daraus herverlangte, läſſig in der Hand und ſah den leichten Wolken nach, als hätte er mit ihnen ziehen mögen. Vielleicht auch beneidete er die vorüberſchwirrenden Vögel, daß ſie ſo ganz ſorg- und mühelos die Maienluft gleichſam aus erſter Hand empfangen und genießen konnten. Gewiß iſt, ſeine Gedanken ſchweiften mit Wolken und Vögeln träumeriſch in die Weite.

Inzwiſchen hatte der geſchäftige Mann ſeine Arbeit vollendet, nachdem ihm gerade der letzte ſeiner Pfleglinge, dem er ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet, viel zu ſchaffen gegeben. Es war ein hochaufgeſchoſſener junger Stamm mit mancherlei Knorren und Auswüchſen und es erforderte nicht nur Kunſt, ſondern auch Kraft, ſeiner Verwilderung Meiſter zu werden. Endlich hatte der Baumkünſtler den letzten Baſtverband angelegt und den letzten Okulireinſchnitt ſorgſam mit Baumwachs verklebt. Jetzt ſah er auf und ſagte:

„Sieht Er, Fritz, ſo muß man die jungen Bäume behandeln, wenn was aus ihnen werden ſoll. Das ſchießt wild auf, regellos und unvernünftig. Da kommt man aber mit Hand und Handwerkszeug und zwingt den widerſpänſtigen Schößling in

Geſetz und Regel, damit er wachſe und gedeihe den Menſchen zu Nutzen und Freude."

„Aber, Vater", entgegnete der Knabe, „vielleicht macht das dem Baum ſelbſt gar keine Freude."

„Was? Möchte Er Holzäpfel oder Holzbirnen eſſen?"

„Nein, aber ich meine, es müſſe den armen jungen Bäumen da erſchrecklich zu Muthe ſein, daß ſie ſo ſteif wie die Soldaten des Herzogs in Reihe und Glied ſtehen müſſen, während drüben im Wald alles frei und bunt durch einander aufwächſt, abhängig nur von der Natur. Und die armen jungen Bäume da, wenn ſie hinlänglich dreſſirt ſind, werden auch wer weiß wohin verkauft, gerade wie die Soldaten des Herzogs."

„Was raiſonnirt Er da wieder ins Blaue hinein?" erwiderte der Hauptmann Schiller ſeinem Sohn mit Strenge. „Die Obſtbäume ſind da, um gute Früchte zu tragen, nicht um zu verwildern. Daher müſſen ſie veredelt werden. Und gerade wie mit den Bäumen muß man auch mit den jungen Menſchen thun. Das gäbe eine ſchöne Wirthſchaft ab, ſo man Bäume und Menſchen wild aufſchießen ließe. Rede Er ein andermal nicht ſo gedankenlos, Fritz! Die Natur weiß wohl, was ſie thut, wenn ſie ſich das Regiment des Menſchen gefallen läßt. Sie hat's nöthig — Ordnung und Diſciplin und Subordination muß ſein immer und überall. Das iſt die göttliche Satzung, merk' Er ſich das! Und laß Er mich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, niemals wieder ſo ein auflüpfiſches Wort gegen Seine von Gott geſetzte Obrigkeit hören. — Er iſt jetzt konfirmirt und ſomit eingeführt in die Reihe der vernünftigen Chriſten. Er hat die Kinderſchuhe vertreten, und was Er hinfüro redet, das muß Er verantworten kennen. — Er hat ſo eine Phantaſterei an ſich, die mir nicht gefällt, und einen Fürwitz in Sachen, die Er noch nicht verſteht. Er muß ſich bei Zeiten fügen lernen, denn Er gehört nicht zu den wenigen, die zu befehlen, ſondern zu den vielen, die zu gehorchen haben. — Und hör' Er, Fritz, ich mag's wohl leiden, ie Er in freien Stunden ſich mit Verſemachen abgibt. Das gehört mit zur Bildung und iſt nichts unrechtes. Aber es ſoll Ihm beileibe nicht die Hauptſache ſein. Er will ein Diener des Wortes Gottes werden und darum lerne Er beizeiten ſein Leben ernſthaft und tüchtig und fromm führen. Das Landexamen ſteht Ihm bevor; Er weiß, daß davon Seine Aufnahme in die Kloſterſchule abhängt. Darum thu' Er Sein Beſtes, mit Ehren zu beſtehen. Prediger ſein iſt ein ſchöner, aber ſchwerer Beruf und Er weiß, daß es die liebſte Hoffnung Seiner Mutter iſt, Ihn dermaleinſt auf der Kanzel zu ſehen. Und wenn Ihn Grillen und Phantaſtereien ankommen, ſo beherzige Er, was ich Ihm ſchon ſo oft von dem großen Fritz erzählt habe. Gegen den war ſo zu ſagen die ganze Welt in Waffen, aber er hat ſie glorreich beſiegt. Und warum? Weil er ſtandhaft auf Ordnung und Diſciplin hielt in allem und jedem und nicht rechts und links ſah auf ſeinem Wege, ſondern nur geradeaus. So ſchafft man tüchtiges und kann jeder Menſch in ſeiner Art ein großer Fritz ſein, will ſagen ein Menſch, der ſeinen ihm von Gott angewieſenen Platz mit Ehren ausfüllt. Das merk' Er ſich, lieber Fritz! — Aber", unterbrach der Hauptmann hier ſeine väterliche Ermahnung „was will denn die Mutter ſo eilig?"

In der That trat die Frau Hauptmännin mit von eiligem Gehen geröthetem Geſicht in die Umhegung der Baumſchule und rief, den Gang heraufkommend, ihrem Manne die geflügelten Worte zu:

„Se. Durchlaucht will dich ſprechen, lieber Johannes. Der gnädige Herr ſprach an unſerer Wohnung vor, und als ich ihm ſagte, du wäreſt nach der Baumſchule gegangen, verbot er mir, dich rufen zu laſſen. Er folgt mir mit der Gräfin Franziska auf dem Fuße.“

Wir haben es ſchon früher angedeutet: die wildeſte Zeit Karls war vorbei. Er übte jetzt, unter dem Einfluſſe der Gräfin Franziska von Hohenheim, den patriarchaliſchen und erleuchteten Deſpotiſmus im Ganzen ſo, daß der Accent auf jenen Beiwörtern lag. Daher verkehrte er auch bei Gelegenheit mit ſeinen Unterthanen in ganz familiärer Weiſe, wie ihm denn die populären Formen nie gemangelt und oft ſehr bedeutenden Vorſchub geleiſtet hatten.

Der Hauptmann that bedächtig ſeine Gärtnerſchürze ab, rollte ſie zuſammen und legte ſie beiſeite. Dann nahm er ſeinen Hut zur Hand und richtete ſich kerzengrade auf. In dieſer militäriſchen Haltung empfing er den Fürſten, welcher bald darauf die Baumſchule betrat, ſein geliebtes „Franzele“ am Arme.

Die Gräfin von Hohenheim, damals fünfundzwanzig Jahre alt, war mit einfacher Eleganz gekleidet und eine durchaus wohlthuende Erſcheinung. Der Ausdruck ihrer keineswegs ausgezeichnet ſchönen Züge war, wie gewöhnlich, ein ſanfter und verſtändiger. Aber dieſes Geſicht, wie die ganze harmoniſch gegliederte und gerundete Geſtalt, umfloß ein gewinnender Zauber der Anmuth und die liebenswürdigſte, weil natürlichſte Grazie kennzeichnete ihre Haltung und Gebärden. Daß bei näherem Betrachten auch ein leiſer Schatten von Schwermuth auf ihrer Stirne ſichtbar wurde, kann nicht befremden bei einer Frau, welche noch 1786, als Karl ſie bereits zu ſeiner geſetzmäßigen Gemahlin erhoben, an Niemeyer ſchrieb: „Das Gefühl der Schuld will mich nie verlaſſen; für meinen Schmerz gibt es keinen ausreichenden Troſt, keine völlige Beruhigung.“

Franziska erwiderte die ehrfurchtsvolle Begrüßung der ſchiller'ſchen Familie, welche der Herzog mit gnädigem Kopfnicken hinnahm, freundlich und herzlich.

Karl ſah ſich zuvörderſt eine Weile mit Kennerblicken in der Baumſchule um. Dann bemerkte er:

„Hauptmann Schiller, ich ſag', Er hält meine Gärten da eben gut in Ordnung. Er verſteht ſeine Sache und Er iſt mir ein lieber Diener. Das wollt' ich Ihm ſagen und noch etwas anderes. — Iſt das da Sein Sohn Fritz?“

„Ja, gnädigſter Herr.“

„Gut. Der Burſche iſt zwar eben kein Ausbund von Schönheit, das muß ich ſagen; aber er ſieht auch nicht aus wie ein Tölpel und Tolpatſch. — Hab' mich bei dem Profeſſor Jahn und dem Präceptor Winter nach dem Burſchen erkundigt, weil es meine Pflicht und Schuldigkeit iſt, mich der Söhne meiner Offiziere anzunehmen, und meinten die beiden, es laſſe ſich was rechtes aus ihm machen. Da hab' ich mich denn reſolvirt, was aus ihm zu machen.“

„Die Gnade Ew. Durchlaucht —“

„Schon gut, ſchon gut. Sieht Er, Schiller, auf der Solitude gedeiht alles, nicht nur Seine Baumſchule, ſondern auch meine militäriſche Pflanzſchule.“

Das Wort traf die Hauptmännin wie ein Donnerſchlag. Sie wußte jetzt, was der Herzog wollte, und ihr Herz wollte brechen. Sie ſah voraus, daß hier ein gewaltſamer Eingriff in ihre und ihres Kindes liebſte Wünſche ſtattfinden ſollte. Theologen wurden ja in der Pflanzſchule Karls auf der Solitude nicht gebildet.

Karl fuhr fort:

„Tüchtige Juriſten und Aerzte fehlen dem wirtemberger Land. Dem ſoll meine Pflanzſchule abhelfen. Daher, weiß Er was, Schiller? Ich nehme Seinen Fritz koſtenfrei in die Anſtalt auf. Ich ſag', er ſoll da ein tüchtiger Juriſte werden.“

Der Hauptmann, wenn auch ſeine Züge ſich verdüſterten ob dieſer Gnade, verbeugte ſich tief, bewältigt vom Zauber der Diſciplin. Sein Sohn fühlte jedoch dieſen Zauber noch nicht in deſſen ganzer Stärke und wollte daher eine Proteſtation wagen.

„Ihr Durchlaucht“, begann er, aber der Herzog, welcher den Widerwillen gegen ſeine vermeintliche Großmuth auf dem Geſichte des jungen Menſchen leſen mochte, unterbrach ihn und ſagte ſcharf:

„Was will Er, Burſche? Wenn Männer reden, ſollen Knaben ſchweigen. Merk' Er ſich das!“

Der Hauptmann warf ſeinem Sohne einen ſtrafenden Blick zu, aber die Mutter verſtand den flehenden, womit ihr Kind an ſie appellirte. Freilich ihr Reſpekt vor dem Landesherrn war groß, ungemein groß und den eigenen Herzenswunſch hätte ſie demnach dieſem Reſpekt wohl ſchweigend zum Opfer gebracht, aber die Sünde wollte ſie doch nicht auf ſich laden, widerſtandslos ihr Kind einer Beſtimmung entreißen zu laſſen, der es mit innigſter Neigung zuſtrebte und in deren Wahl ſie die göttliche Stimme zu vernehmen glaubte. So machte ſie denn einen Verſuch, das Bedrohliche abzuwenden, indem ſie ſagte:

„Ihr Durchlaucht, halten's zu Gnaden, aber mein Fritz hat all' ſein Lebtag ſich vorgenommen, ein Pfarrer zu werden."

„Ein Pfarrer? Wie kommt er dazu?"

„Er hat eine rechte Anlage zum Geiſtlichen, das dürfen Sie mir glauben, gnädigſter Herr", verſetzte die in ihrer Mutterangſt beherzte Frau. „Er weiß ſchon jetzt zu predigen, mein Fritz, daß es eine Art hat. Und dann, ja, Ihr Durchlaucht, es gehört doch auch dazu, daß man ſeinen Beruf mit Eifer und Liebe ergreift, und da iſt nun einmal Fritzens ganzes Dichten und Trachten gerichtet, geiſtlich zu werden."

„Ei was", entgegnete Karl. „Der Fritz da iſt ja noch ein gutes Kind und Kinder haben dumme Einfälle und Launen. Die muß man ihnen austreiben mit Güte und mit Gewalt. Hat Sie denn nicht bedacht, Frau Hauptmännin, daß wir mehr Kandidaten der Gottesgelahrtheit im Lande haben als salva venia rothe Hunde? Will Sie ſo einen armen Schlucker aus Ihrem Fritz machen? Denke, das läßt Sie hübſch bleiben. Die Juriſterei, die nährt ihren Mann, die bringt zu Ehren und Würden. Ich mein's gut, weiß Sie? und ich ſag': der Fritz da ſoll ein wackerer Juriſte werden."

Die Mutter war durch dieſe in Karls Sinn ganz gütigen Worte noch keineswegs zu ſeiner Meinung bekehrt. Allein ſie wußte nichts mehr zu thun, als die Gräfin bittend anzuſehen.

Franziska begriff ſehr wohl, daß es ſich hier darum handelte, den Lieblingswunſch einer Familie, an welchem dieſe jahrelang gehangen, vor plötzlicher Vernichtung zu ſchützen. Aber ſie wußte auch, daß es vergeblich ſei, den Herzog von etwas abwendig machen zu wollen, worauf er einmal ſeinen Kopf geſetzt hatte; vollends gar in Sachen ſeiner Pflanzſchule, für welche talentvolle Zöglinge zu werben dermalen ein Hauptgeſchäft des Fürſten war. Auch in ihn ja war die pädagogiſche Experimentirſucht der Zeit gefahren und er betrieb die Sache mit dem ganzen Feuer ſeines Naturells. Trotz alledem wollte die gute Gräfin eine Intervention verſuchen.

„Aber, gnädigſter Herr", ſagte ſie in ihrer ruhigen und anmuthigen Weiſe, „wäre da nicht zu bedenken, daß Sie vielleicht der Kirche Ihres Landes ein künftiges Licht entziehen, während aus dem jungen Menſchen bei ſeinem Widerwillen gegen den ihm empfohlenen Beruf nur ein mittelmäßiger Juriſt werden könnte?"

„Franzele, Franzele!" entgegnete der Herzog, indem er den Finger ſcherzhaft drohend erhob. Und er ſagte es auch in ſcherzendem Ton, aber für Ohren, welche die Modulationen ſeiner Stimme genau kannten, klang darin doch etwas von jenem ſouveränen Machtbewußtſein durch, welches den Fürſten bei einer andern Gelegenheit hatte ſprechen laſſen: „Ein Regent iſt das wahre Ebenbild Gottes auf Erden; er kann alſo auch gutes und böſes nach gefallen thun."

„Franzele, Franzele!" ſagte der Herzog, und während die beiden Frauen dieſer Zärtlichkeitsformel wohl abmerkten, daß ihre Einmiſchung abgewieſen ſei, fuhr er, zu dem Hauptmann gewendet, fort: „Sieht Er, Schiller, da haben wir wieder die alte Geſchichte. Sowie zwei Frauensleute zuſammenkommen, gibt's gleich 'ne Konſpiration gegen uns Mannsnamen. Aber ich ſag', wir wollen uns wehren, ich und Er, und wollen zeigen, daß wir Herren im Hauſe ſind. Darum alſo, die Sache iſt abgemacht. Am erſten nächſten Monats beginnt in der Pflanzſchule ein neuer Kurſus im Latein, Griechiſch, Geſchichte, Erdbeſchreibung und Größenlehre. Den muß der Mußje Fritz vor allen Dingen mitdurchmachen. Es wird ihm ſchon gefallen in der Anſtalt. Da geht's munter zu und die Eleven klein und groß betrachten mich alle als ihren Vater. Bring' Er Seinen Sohn binnen heut' und acht Tagen in die Pflanzſchule, Schiller. Werde dem Major von Seeger inzwiſchen die nöthigen Befehle geben. Und hör' Er, weil Er meine Gärten und Anlagen da auf der Solitude in ſo muſterhafter Ordnung hält, und weil alles unter Seiner Hand wohlgedeiht und weil Er ſich auch heute wieder als einen dienſtwilligen Mann zu erkennen gegeben, will ich alles deſſen beim nächſten Avancement in Gnaden eingedenk ſein. Er ſoll ſehen, daß Sein Herr weiß, was er an Ihm hat. Und für den Fritz da laß Er mich nur ſorgen; ich ſag', ich will was rechtes aus ihm machen. Der Burſche ſoll mir und Ihm und der Pflanzſchule dermaleinſt zur Ehre gereichen. Und damit Adieu!"

Er tippte an ſeinen Hut, wandte ſich um und führte ſeine Begleiterin weg, welche im Gehen noch mit einem ermuthigenden Blick auf die Mutter und ihren Knaben zurückſah.

## IX.

Freilich konnte ſo ein gnädiger Troſtblick unter ſolchen Umſtänden keine bedeutende Wirkung thun. Die Mutter fühlte zu bitter, daß ein roher Eingriff in ihr und ihres Kindes Leben geſchehen ſei, und es hätte des heftigen Zuckens in Fritzens Geſicht nicht bedurft, um ihr zu zeigen, daß der Knabe vor innerem Groll faſt verging. Der Hauptmann ſeinerſeits machte ſich noch eine Weile mit ſeinen Bäumen zu ſchaffen und man konnte ihm anſehen, daß er ſich bemühte, die Sache, wie ſie nun einmal war und wie ſie ſeinen Begriffen von Herrſcherrechten und Unterthanenpflichten nicht gerade widerſprach, bei ſich zurechtzulegen.

„Kommt", ſagte er dann mit wiedergewonnenem Gleichmuth, „es wird Zeit ſein zum Mittageſſen. Die Sonne ſteht bald im Zenith."

Und als er bemerkte, daß an den Wimpern ſeiner guten Frau Thränen hingen, fügte er milder hinzu, als ſonſt ſeine Art war:

„Man muß ſich im Leben in vieles ſchicken lernen, Dorle*), weißt du? Wär's nur an mir gelegen, ſo hätte dein Wunſch, den Fritz einmal auf der Kanzel zu ſehen, wohl in Erfüllung gehen können. Doch der Menſch denkt und Gott lenkt."

„Aber der Herzog iſt doch nicht Gott!" fuhr Fritz heraus

„Will er Seinen Vater ſchulmeiſtern?" entgegnete der Hauptmann unwillig. „Bedenke Er, es iſt heute das dritte mal.

---

*) Vertraulich-zärtliche Abkürzung für Dorothea.

daß Ihm Sein Fürwitz verwieſen werden muß. Ich will Ihm aber was ſagen: der Herzog iſt nicht Gott, aber er iſt der Geſalbte Gottes. Und Er, was iſt Er? Des Herzogs Unterthan, ſonſt nichts. Zeige Er ſich der Gnade Seines Herrn würdig, der offenbarlich nur Sein beſtes will. Ordnung und Diſciplin muß in der Welt ſein, ſonſt wäre alles nur ein dummes Durcheinander. Und hör' Er, wenn was rechtes in Ihm iſt, ſo kann er auch als Juriſte ein tüchtiger und brauchbarer Menſch werden. Der Mann ziert ſeinen Stand, nicht der Stand den Mann."

Auf dieſe beſtimmt ausgeſprochene Anſicht war, wie Mutter und Sohn wohl wußten, nichts zu erwidern und ſo folgten ſie ſchweigend dem Vater durch eine der langen Alleen, welche aus den Gärten nach dem Schloßplatze führten.

In ſo einer Stimmung verhaltenen Mißmuths iſt es für die Betreffenden eine wahre Erleichterung, wenn irgend eine, nur nicht gerade eine unfreundliche Störung von außen eintritt. Die wohlthuende Unterbrechung des ſchwülen Schweigens, womit die ſchiller'ſche Familie den Weg nach ihrer Wohnung verfolgte, kam von einem Manne, welcher aus einer Seitenallee raſchen Schrittes heraustrat und ihnen ſchon von ferne einen lauten Gruß zurief. Alle drei erkannten in dem Nahenden ſofort den ludwigsburger Stadtorganiſten Schubart.

„Guten Morgen oder guten Mittag, liebe Freunde", ſagte er in ſeiner geräuſchvollen Weiſe, ſich mit ſeinem Hute Kühlung zuwehend, deren ſein rothes, erhitztes Geſicht ſehr zu bedürfen ſchien. Allein nach war übrigens die Erhitzung des Mannes nicht nur eine äußerliche, ſondern auch eine innerliche und hatte

Bayerische Staatsbibliothek München

er in ſeiner Aufgeregtheit gar kein Auge für die trübe Stimmung der ihm befreundeten Familie.

Der Hauptmann erwiderte die Begrüßung des Poeten in förmlicher Weiſe und fügte noch hinzu:

„Wenn Sie mit Hausmannskoſt vorlieb nehmen wollen, ſo können Sie ſich gerade mit uns zu Tiſche ſetzen, Herr Magiſter und Stadtorganiſt.“

„Servus, Servus, werther Herr und Gönner“, entgegnete der Poet. „Aber laſſen Sie den Stadtorganiſten aus dem Spiele, wenn's Ihnen gefällig iſt. Wenn nicht, ſo ſetzen Sie wenigſtens ein Ex davor, denn die ludwigsburger Orgel muß künftig ſehen, wie ſie ohne mich fertig wird.“

„Wie?“

„Nun ja“, erwiderte Schubart mit großartiger, allein merklich erzwungener Gleichgiltigkeit, „man hat mir den Laufpaß gegeben und ich habe den Staub der ſündhaften Reſidenz von meinen Füßen geſchüttelt.“

Dieſe Art und Weiſe, vom Verluſt von Amt und Brot zu ſprechen, wollte dem ſoliden und methodiſchen Hauptmann nicht zu Sinne.

„Was wollen Sie mit dem ſchlechten Spaß?“ fragte er ſtreng.

„Spaß? Ei, mein Freund, es iſt kein ſchlechter Spaß, ſondern ſchlechter Ernſt. Der verdammte ‚lutheriſche Pfaff‘, wiſſen Sie, der Zilling, hat's doch am Ende dazu gebracht, mich zu ſprengen. Gewiß hat er der Donna Schmergelina ſo lange in den Ohren gelegen, bis die Selbſtherrſcherin unſeres Selbſtherrſchers, die mir von wegen einer gewiſſen Schnurre in Knittelverſen ohnehin nicht grün war, meine Abſetzung befahl — 's iſt alles in Ordnung, in amtlicher nämlich. Wurde heute Morgen vors gemeinſchaftliche Oberamt citirt und wurde mir da ein herzoglicher Erlaß kommunicirt, welcher mich verurtheilte, ohne daß ich mich vertheidigen durfte. Herzoglich wirtembergiſche Juſtiz! Sehen Sie da den Wiſch? Hören Sie nur, 's iſt recht erbaulich. Ich will gerädert werden, wenn nicht der Special ſelber das liebenswürdige Aktenſtück verfaßt hat. 's iſt ganz der stilus curiae zillingensis."

Er hatte ein Blatt Papier aus der Taſche gezogen und begann, die fette, näſelnde Stimme des Specials nachahmend, ohne weiteres laut zu leſen:

„Herzoglicher Erlaß an das gemeinſchaftliche Oberamt Ludwigsburg. Von Gottes Gnaden Karl, Herzog u. ſ. w. Was gegen den Stadtorganiſten Chriſtian Friderich Schubart bei Euch ſowohl in puncto eines" — hier räuſperte ſich der Poet ſo gewaltig, daß er mehrere Worte verſchlucken mußte — „als auch wegen einer zu Anfang dieſes Jahres in das Publicum verbreiteten Scarteque vorgekommen, ſolches haben Wir Uns aus Euren an Unſere Herzogl. Regierung und Ehgericht in causa unterthänigſt erſtatteten Berichten des Mehreren gehorſamſt vortragen laſſen. Obwolen nun beſagter Schubart, ſo viel" — wieder ein verſchluckendes Räuſpern — „ſeines Abläugnens ungeachtet, dermaßen gravirt iſt, daß derſelbe als tantum non convictus mit der hieſigen adulterien Strafe zu belegen wäre: So wollen Wir jedoch von deren Einzug bei ihm gnädigſt abstrahiren; dagegen aber denſelben bey ſeinen neuerlichen Vergehungen und in Rückſicht ſeiner von jeher bezeugten ſchlechten" — abermaliges

Räuſpern — „ſeines Organiſten=Dienſtes nicht allein entſetzt, ſondern auch verordnet haben, daß ihm um des in dem Publico in ſo mancherley Betracht geſtiffteten Aergerniſſes willen das consilium abeundi gegeben werden ſolle. Und habt Ihr dahero dem Schubart hievon die Eröffnung zu thun, mit dem Bedeuten, ſich aus Unſeren Herzoglichen Landen hienächſtens unfehlbar zu entfernen. An dem beſchiehet Unſer gnädigſter Will und Meynung, und Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen. Ex speciali Resolutione Serenissimi Domini Ducis etc. etc.“

„Das iſt eine ernſte Sache, Herr Magiſter“, ſagte der Hauptmann, nachdem er ſeiner Frau mit den Augen einen Wink gegeben, mit dem Knaben vorauszugehen. „Es ſteht mir nicht zu, Ihnen eine Strafpredigt zu halten, aber ſagen muß ich doch, daß es Ihre Freunde nicht an Warnung fehlen ließen, Sie noch bei guter Zeit von Ihren Irrwegen abzubringen. Hab' ich doch noch bei meiner letzten Anweſenheit in Ludwigsburg Ihnen eindringlich zugeſprochen. Aber Sie wollten nicht hören, wollten oben hinaus und alles mitmachen, machten causam communem mit Lottergeſellen und leichtfertigen Weibsbildern, ließen Ihre ſatiriſche Zunge gegen Gott und die Welt ſpielen, und ſtatt daß Sie ſich nach der Decke ſtreckten, das heißt nach Ihrem Einkommen, lebten Sie friſch darauf los in Saus und Braus wie ein großer Herr.“

„Ach was“, entgegnete Schubart halb lachend, halb ärgerlich, „ich wirke viel und brauch' viel. Mein Herz iſt ein Schwamm; Thau des Himmels verſchluck' ich viel, ſpritz' aber auch viel aus auf meine lieben Menſchen!“

„Hm, das klingt recht poetiſch“, ſagte der Hauptmann; „aber es wäre beſſer um Sie beſtellt, wenn Sie ſtatt ſo eines Schwammes ein männlich feſtes Herz in der Bruſt trügen."

Sie waren derweil in der Wohnung der ſchiller'ſchen Familie angekommen, wo die ſorgliche Chriſtophine, eben zur Jungfrau herangeblüht, den Mittagstiſch ſchon gerüſtet hatte. Es wurde ein Gedecke für den Gaſt aufgelegt, welcher ſich die einfache Koſt wacker ſchmecken ließ und einer Extraflaſche, welche der Hausvater aus ſeinem ſpärlichen Vorrath herbeigeholt, tüchtig zuſprach. Dabei gefiel ſich der Poet in einer lärmenden Luſtigkeit und fabulirte allerlei bunt durcheinander. Als aber die Flaſche geleert war und er endlich merkte, daß ſeine Stimmung der ſeiner Wirthe keineswegs entſprach, rüſtete er ſich zum Aufbruch und ſagte:

„Ich bin eigentlich, ohne zu wiſſen wie, indem ich in allerlei Gedanken meinen Weg ſo hinduſelte, zur Solitude heraufgekommen. Da ich aber einmal da war, hab' ich mir das wirtemberger Land nochmals gründlich angeſehen. Jetzt will ich um ein Haus weiter und ſehen, wo's ein Ländle gibt, in welchem keine Speciale von der Sorte Zilling über Poeten und Muſiker das Scepter führen. Will hinab ins Rheinland, zunächſt aber nach Heilbronn. Gedenke heute noch Beſigheim oder Lauſen zu erreichen, wo ich Bekannte habe und freie Zehrung. Möchte aber das ſchändliche Neſt, das Ludwigsburg, nicht wieder berühren. Iſt mir daſſelbe wie Gift und Operment zuwider und bitte aber, daß mir der Fritz da den Waldweg gen Kornthal hinab weiſe."

Eine Viertelſtunde ſpäter ſchritt der aus Wirtemberg verbannte Dichter neben dem jungen Schiller durch den Wald, in deſſen weiten Gründen die Mittagsſtille brütete. Die beiden gingen ſchweigend neben einander her, jeder mit nicht ſehr angenehmen Gedanken beſchäftigt. Der lebhafte Poet jedoch war der ſeinigen bald müde und begann ein Geſpräch mit ſeinem jungen Führer, indem er ſagte:

„He, Fritz, du kommſt mir ja heute ganz duckmäuſeriſch vor und, wart' mal, da fällt mir ein, daß ich ſo etwas wie verweinte Augen an deiner vortrefflichen Mutter wahrgenommen habe. Was hat's denn gegeben?"

„Der Herzog", erwiderte der Knabe mit einer Stimme, welcher man den Schmerz und die Entrüſtung ſeines Innern anmerkte, „der Herzog hat dem Vater befohlen, daß ich in die Pflanzſchule gebracht werde. Da ſoll ich ein Juriſt werden und ich hätte doch mögen ein Pfarrer werden. Es muß ſchön ſein, eine ganze Gemeinde für das Wahre und Rechte zu begeiſtern —"

„Zu begeiſtern? Oh, lieber Junge, da hätteſt du dir hundert Lungen auspredigen können, ohne deinen Zweck zu erreichen. Daß du übrigens kein Schwarzfärber wirſt — dieſe jeniſche Bezeichnung iſt allerliebſt, nicht wahr? — das iſt mir ganz recht. 's iſt ein eigen Ding um dieſe lutheriſche Schwarzfärberei, lieber Fritz. Man färbt ſo lange ſchwarz, bis man zuletzt die Welt nur noch für einen ungeheuren Tintenklex anſieht; und das iſt dumm."

„Aber, Herr Schubart, warum ſoll mich der Herzog zwingen können, etwas zu werden, was ich nicht werden will?"

„Warum? Weil er der Herzog iſt und du ſein Unterthan biſt."

„Aber wir ſind doch keine Sklaven!"

„Hm, lieber Junge, dem Namen nach nicht, aber der Sache nach, fürcht' ich, obgleich ich für meine Perſon von Geburt ein freier Reichsſtädter bin. Ein freier? Du lieber Gott! Wenn ich von deutſcher Freiheit reden höre, fällt mir immer die ergötzliche Geſchichte von meinem Vetter Leonhard ein. Wenn der Vetter in meiner Kindheit auf den berühmten Urſulamarkt nach Schwäbiſch-Gmünd zog, pflegte er zu mir zu ſagen: Chriſtian, ich bring' dir was ſchönes heim, was ſo ſchönes, daß man es gar nicht ſieht. Da freute ich mich immer mächtig auf das verſprochene ſchöne, was ich aber richtig nie zu ſehen kriegte. — So, ſo, Fritz, du willſt alſo nicht? Seht mal den Burſchen! Erinnere dich doch an deinen Virgil, allwo geſchrieben ſteht: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Oh, ſie haben Mittel vollauf, uns zu zwingen, daß wir wollen müſſen, was ſie wünſchen.“

Der Weg führte in dieſem Augenblick über eine Anhöhe, welche vor kurzem abgeholzt worden war und ſo einen Anblick über den Forſt weg darbot. Der junge Schiller blieb ſtehen und zeigte mit der Hand in die Ferne, indem er ſagte:

„Sie meinen wohl ſolche Mittel?“

Schubart ſchaute auf und der deutenden Hand ſeines Führers nach. Die Mauern und Thürme einer alten Bergveſte blickten durch die klare Luft herüber.

„Hohenaſperg!“ rief der Poet aus. Und von einem plötzlichen dunkeln Angſtgefühl ergriffen, trat er einen Schritt zurück und murmelte haſtig: „Dii, avertite omen!“

Er drängte zum Weitergehen und ſprach kein Wort mehr, bis ſie zu einer Stelle kamen, wo der Fußpfad aus dem Walde heraus und über eine jähe Halde hinab in das Blachfeld führte. Da ſah man in eine weite Ebene hinaus, beſetzt mit Dörfern, deren Kirchthurmſpitzen aus Gruppen blühender Obſtbäume hervorguckten, und weithin wogten im lauen Winde die grünen Saaten und die hochgelben Rapsfelder.

Hier verabſchiedete ſich der Poet von ſeinem jungen Begleiter. Er war ſehr ernſt geworden.

„Und wann werde ich Sie wiederſehen, Herr Schubart?" fragte der Knabe. „Wann werden Sie ins alte Schwabenland heimkehren?"

„Das weiß Gott. Vielleicht nie, lieber Junge. Schön iſt das alte Schwabenland, das iſt wahr, und glaub' mir, ich liebe es heiß. Aber Leute meines Schlages gedeihen hier nicht. Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, das iſt eine alte bittere Wahrheit, und des Poeten Heimat iſt die weite Welt."

„Oh, es muß ſchön ſein, ein Dichter zu ſein!" ſagte der Knabe träumeriſch.

Schubart blickte ihm theilnahmevoll ins Geſicht und legte ihm mit einem der plötzlichen edlen Aufſchwünge ſeines Weſens die Hand aufs Haupt.

„Ja, Friedrich Schiller", ſagte er gehobenen Tones, „es iſt ſchön, ein Dichter zu ſein. Aber die heilige Flamme will mit reinen Händen gewartet ſein, wenn ſie groß und herrlich himmelan ſteigen ſoll. — Knabe, mir iſt, als ſähe ich den göttlichen Funken in deiner Seele glühen. Wenn er erwacht unter dem Hauche des Lebens, dann warte und wahre ihn, hörſt du? — beſſer und treuer, als ich es gethan. Folge mir nicht nach auf der Bahn der Thorheit, auf welcher ich, ich fürchte es nur allzuſehr, mein beſtes Herzblut vergeudet, meine beſte Kraft verzettelt habe. Fühle edel, denke frei und groß, halte feſt am Ideal! Der Kranz des Ruhmes iſt ein Dornenkranz, aber er iſt doch die ſchönſte Krone. — Und hüte dich vor den Vornehmen! Sie meinen es nie treu mit unſereinem. Sie dulden uns nur als ein Spielzeug ihrer flüchtigen Launen, um uns bei der erſten Gelegenheit wegzuwerfen. Ich hab' es erfahren, ich. Sogar ſie, das Weib, zu dem ich betete als zu einer Heiligen, ſie hatte, als das Unglück hereinbrach, kaum ein trockenes Wort des Mitleids für mich. — Stelle dich auf dich ſelbſt, Junge, und biete der Welt Trotz! Um groß zu werden, darf man ſich nicht mit ihr abfinden, nein, man muß ſie bekämpfen, auf Leben und Tod. Laß von ihrer Gemeinheit nie die Schwingen deines Geiſtes beſchweren und beſchmutzen, wenn ſie dich zur Sonne tragen ſollen. — Und ſo, mein Knabe, leb' wohl und vergiß nicht des armen Flüchtlings!"

Er drehte ſich um, und ſei es, daß er des Eindrucks ſeiner eigenen Worte wieder ledig ſein wollte, ſei es, daß ihn einer jener Anfälle toller Fröhlichkeit überkam, er warf plötzlich den Hut hoch in die Luft, fing ihn wieder auf mit dem Ruf: „Juchhei, es lebe die Freiheit! Es lebe die Vagabundenſchaft! Es lebe die Kunſt!" und ſprang dann raſch die Halde hinab.

Der junge Schiller ſah dem ſeltſamen Manne lange nach, wie er eilig durch das blühende Feld hinſchritt, mit den Armen fechtend, als führe er ein lautes Selbſtgeſpräch.

Zögernd und langſam wandte ſich der Knabe endlich zur Rückkehr wieder waldeinwärts. Ihm brannten die hohen Worte, welche Schubart zuletzt zu ihm geſprochen, heiß in der Seele.

Er dachte darüber nach und achtete nicht der abendlichen Lieder, womit die Waldſänger die grüne Einſamkeit um ihn her belebten. Ihm klang fort und fort wie eine trübe Warnung und doch zugleich wie ſüßeſte Lockung das Wort im Ohre: Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande und des Dichters Heimat iſt die weite Welt.

# Erſtes Buch.

## Erſtes Kapitel.

Die Wachtparade. — Vom leidenſchaftlichen Rieger und vom liſtigen Montmartin. — Die Zähmerin des fürſtlichen Wilden. — Ein Stück Juſtiz von ehemals. — Der Großſchulmeiſter. — Militärakademie und École des Demoiſelles. — Reu' und Leid. — Eine weiße Krähe. — Der Philoſoph von Hohenheim.

Im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als Herzog Karl von Wirtemberg noch von der Illuſion befangen war, man könne mittels Soldatenſpielerei ein großer Fritz werden, hatte das tägliche Aufziehen der Wachtparade dem Fürſten eine eifrigſt ergriffene Veranlaſſung geboten, militäriſchen Pomp zu entfalten. Selbſt die derben Lektionen, welche der große Fritz ſeinem ehemaligen Zögling im ſiebenjährigen Krieg ertheilte, hatten Karls Soldatenſpielwuth nicht abgekühlt. Noch lange blieb die Wachtparade ein Glanzpunkt des Reſidenzlebens von Stuttgart und der Ort, wo ſie ſtattfand, der Platz zwiſchen der Stiftskirche, dem (alten) Schloß und dem Prinzenbau, gab mehr als einmal die Szene für eine bedeutſame wirtembergiſche Haupt- und Staatsaktion. Hier ereilte den berüchtigten Pfarrersſohn Philipp Friedrich Rieger, einen der Matadore aus Karls wilder Zeit, ſein böſes Geſchick. Vier Jahre hindurch war der leidenſchaftlich brauſende Mann, vom Hauptmann raſch zum Oberſt und geheimen Kriegsrath aufgeſtiegen, im Bunde mit dem Miniſter Montmartin ein Hauptwerkzeug grauſamer Willkürherrſchaft geweſen. Von ihm vornehmlich waren die ſchnöden Mittel ausgeſonnen und ins Werk geſetzt worden, welche zur Herbeiſchaffung und Ausrüſtung des Korps von 12,000 Mann dienten, das der Herzog 1759 an den mit Preußen kriegenden franzöſiſchen Hof verhandelte. Aber der kalte, liſtige Montmartin, welcher nach des trefflichen wirtembergiſchen Geſchichtſchreibers Pahl Ausdruck das böſe planmäßig und mit Ueberlegung that, war des leidenſchaftlichen Mitgünſtlings überdrüſſig geworden und wußte ihn beim Herzog als Verräther zu verſchwärzen. Am 28. November 1762 erfolgte Riegers Sturz. Als er an dieſem Tage, der Wachtparade anzuwohnen, aus dem Kanzleibogen auf den Schloßplatz heraustrat, ſtürzte der Herzog auf ihn zu und riß dem Ueberraſchten mit dem Ruf: „Schändlicher Verräther!" den Orden von der Bruſt. Ein bereit ſtehender Wagen brachte den Gefallenen nach dem Aſperg und von da nach der Bergveſte Hohentwiel, wo er ohne Urtheil und Recht vier Jahre lang in einem grauenhaften Kerker ſchmachtete. Da hat er ſich bekehrt, das heißt, aus einem brutalen Werkzeug der Tyrannei wurde er ein Pedant und Frömmler, der ſich nebenbei etwas damit wußte, ein Schöngeiſt zu ſein. Einige Zeit nach ſeiner Freigebung, die ebenſo willkürlich verfügt ward wie ſeine Einkerkerung, verſöhnte ſich der Herzog 1775 mit ihm und machte ihn zum Generalmajor und Kommandanten von Hohenaſperg.

Montmartin geſellte ſich als willfährige Helfershelfer die gewiſſenloſen Finanzkünſtler Wittleder und Gegel, ſowie die Juden Seidel und Seligmann. Sein Regiment, einzig und allein darauf geſtellt, mittels beiſpielloſer Ausſaugung des Landes dem Herzog eine bis zum Wahnſinn gehende Verſchwendung zu ermöglichen, währte bis 1766. Damals nämlich gab es noch in Deutſchland eine Schranke landesherrlicher Tyrannei: die Reichsgewalt. Ohnmächtig nach außen, war ſie, beſonders wenn ein von Haß gegen das Unrecht glühender Mann, wie Kaiſer Joſef II. war, ſie handhabte, nach innen noch „kompetent" und kräftig genug, frevelnde Duodezdeſpoten zur Raiſon zu bringen. Die wirtembergiſchen Stände brachten ihre Beſchwerden vor den Reichshofrath, welcher die Sache ſofort an Hand nahm. Montmartin, einer drohenden Unterſuchung ſchlau zuvorkommend, verlangte und erhielt ſeinen Abſchied, ging aber nicht mit leerer Hand. Denn abgeſehen von der reichen Beute, die er mitnahm, mußte das arme Land die Verdienſte ſeines vieljährigen Quälers und Ausſaugers mit einem jährlichen Ruhegehalt von 1000 Gulden belohnen. Nachdem jedoch der böſe Dämon des Herzogs entfernt war, kam zwiſchen dieſem und ſeinen Ständen, unter Vermittelung des Reiches, eine Vereinbarung zuſtande, der ſogenannte Erbvergleich, welcher 1770 die Grundſätze feſtſtellte, die den bisherigen Mißbräuchen und Wirrſalen ein Ziel ſetzen ſollten.

Herzog Karl war dazumal in eine Lebensregion gelangt, wo die ſouveräne Brutalität der Leidenſchaften allmälig dem Zügel der Vernunft ſich fügen lernt. Das vorhin genannte Jahr war für den heißblütigen Fürſten die Wendung zu einer chen Zügelung. Der Erbvergleich ſchuf ihm eine äußerliche

Schranke, zu einer innerlichen wurde ihm ſein Verhältniß zu der klugen Franziska, die er gerade damals ihrem Gatten entführte. Das war der letzte große Schlag, welchen ſeine Leidenſchaft that. Der Rückſchlag blieb nicht aus und es war ein wohlthätiger. Wenn auch an und für ſich ein grell unſittliches, wurde das Verhältniß des Fürſten zu der Gräfin von Hohenheim zu einer Quelle des beſſeren. Franziska lehrte den unſtäten, zwiſchen Großmannsſucht und Ausſchweifung hin und her geworfenen Mann den Segen der Häuslichkeit kennen. Sie lenkte ſeinen Drang, thätig zu ſein, zu wirken, zu ſchaffen, zum tüchtigen und erſprießlichen. Mancherlei Fehlgriffe blieben natürlich auch jetzt nicht fern: manches wohlangefangene Werk verkümmerte, weil es nur in der Weiſe eines fürſtlichen Steckenpferdes behandelt wurde, und Grillen und Launen walteten allzu oft da, wo Einſicht, Umſicht und Beharrlichkeit hätten zur Stelle ſein ſollen. Trotzdem jedoch heißt es nur gerecht ſein, zu ſagen, daß die Regierung Karls in ihrer zweiten Hälfte zu den beſten gehört, welche Wirtemberg überhaupt gehabt hat.

An zeitweiligen Rückfällen in die gewaltſame Deſpotenſtimmung fehlte es freilich nicht und war ſo ein Rückfall, vielleicht der ſchmählichſte von allen, des Herzogs Attentat auf Schubart, welcher nach ſeiner Verweiſung aus Ludwigsburg in den Maingegenden, dann in Augsburg und endlich in Ulm ſein geniales Vagabundenleben führte. In der letztgenannten Reichsſtadt war er allmälig zu größerer Stätigkeit gelangt. Hier ſchrieb er ſeine „Deutſche Chronik“, allen ſtaatlichen und kirchlichen Dunkelmännern zu Haß und Tort. Das war wohl die Haupturſache ſeines Unglücks. Schubarts publiciſtiſche Thätigkeit war nach vielen Seiten hin unbequem. Auch dem Herzog von Wirtemberg, der freilich, da Schubart weder in ſeinen Dienſten ſtand, noch überhaupt ſein Unterthan war, gar kein Recht an ihn hatte. Ob die Gräfin von Hohenheim die Abneigung Karls gegen den genialen Mann verſtärkte, iſt nicht recht klar. Schubart ſelbſt war davon überzeugt und man kann ohne Bedenken zugeben, daß die nicht ſehr feinen, wohl aber ſehr derben Wirthshausſcherze, welche der Poet ſchon in Ludwigsburg über die „Donna Schmergelina" hatte verlauten und in Ulm in geſteigertem Maße ausgehen laſſen, in den Ohren der Dame — und ſie gelangten dahin — nicht ſehr angenehm geklungen haben müſſen. Indeſſen hatte ſich Schubart nicht irgend eine Verfehlung gegen die Geſetze der Reichsſtadt Ulm zu Schulden kommen laſſen und ſo war ihm auf dieſem Boden nichts anzuhaben. Aber ſeine Feinde wußten ſich zu helfen. Der damalige kaiſerliche Miniſterreſident zu Ulm, General von Ried, ſetzte ſich, gegen den unvorſichtigen Publiciſten aufgereizt, in Beziehung mit Herzog Karl und dieſer hatte Diener, welche in Vollziehung ſeiner Befehle vor keiner Schmach zurückſchraken. Schubart ward mittels einer argen Liſt, die er in ſeinem Leichtſinn nicht bemerken wollte, auf wirtembergiſches Gebiet gelockt, nach Blaubeuren, dort gefangen genommen und ſofort nach dem Asperg geſchleppt. Der Herzog und die Gräfin von Hohenheim kamen nach der Bergveſte, ausdrücklich in der Abſicht, die Einkerkerung des Unglücklichen in ein finſteres unterirdiſches Gelaß mitanzuſehen. Nach Jahresfriſt erſt wurde ihm ein erträglicheres Gefängniß eingeräumt. Zehn Jahre, von 1777—87, hat er auf dem Asperg geſeſſen. Ihm zu ſagen, warum, hat man nie der Mühe werth gehalten.

Faſt könnte man auf den Gedanken kommen, Herzog Karl habe die ſchnöde, an Schubart verübte Gewaltthat vor ſich ſelbſt dadurch zu beſchönigen geſucht, daß er ſie für ein pädagogiſches Experiment anſah. Er wollte dieſen ungewöhnlichen Geiſt nach ſeiner Schnur ziehen, mochte derſelbe nun biegen oder brechen. Jede Selbſtſtändigkeit des Genius wie des Charakters war ihm tödtlich verhaßt. Selbſtſtändig ſollte, ſoweit ſeine Macht reichte, nur einer ſein, er, Herzog Karl. Den vollen Glauben an das Dogma ſeiner Macht und Unfehlbarkeit übertrug er auch auf ſeine Stellung als Großſchulmeiſter ſeiner „militäriſchen Akademie“, welche zur gleichen Zeit, wo die herzogliche Reſidenz von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart zurückverlegt wurde, von der Solitude in die alte Stadt am Neſenbach herabgezogen ward. Am 18. November 1775 fand der Abzug der Zöglinge mit ihren Lehrern und Vorgeſetzten von dem einſamen Waldſchloſſe ſtatt. Die Eleven waren an dieſem Tag in großer Uniform, in hellblauen Aermelweſten, weißen Beinkleidern, Kragen und Aermelaufſchlägen von ſchwarzem Plüſch. An jeder Seite des Kopfes vier Papilloten in zwei Etagen mit Puder, darüber ein kleiner dreieckiger Hut, den Rücken hinab ein langer Zopf. So marſchirte der Trupp die Haſenbergſteige herab und wurde am Rothenbildthor von dem Herzog empfangen. Er ſetzte ſich zu Pferde an die Spitze des Zuges und führte denſelben durch die mit vivatrufenden Menſchen angefüllten Straßen hinab zur „herzoglichen Militärakademie“, jenem weitläufigen Bauwerk, welches, hinter dem neuen Schloſſe gelegen, heutzutage durch die Neckarſtraße in den Umfang der Stadt eingeſchloſſen wird, damals aber noch unvollendet war. In dieſen Räumen, welche, obgleich ihre Beſtimmung eine ganz andere geworden, Akademie heißen, hat Herzog Karl viele Jahre lang ob Hunderten von Zöglingen ſein pädagogiſches Scepter geſchwungen. Unſern von dieſer Anſtalt, die, halb Kloſter, halb Kaſerne, ſpäter — 1781 — als vom Kaiſer Joſef zur Univerſität erhoben, den Namen der Hohen Karlsſchule erhielt, unſern davon, jenſeits der heutigen Planie, war im alten Schloſſe die „Ecole des Demoiſelles" untergebracht, eine Art Seitenſtück zu der Akademie, geleitet von der Frau Oberſtin von Seeger, der Gattin des Intendanten der Karlsſchule.

Der Herzog begnügte ſich jedoch nicht damit, ſeinen Unterthanen und der Welt das Schauſpiel eines zum Schulmeiſter im großen Stil gewordenen Fürſten zu geben. Es war in ihm ein ſtarker Zug vom Alkibiades. Die Leute ſollten von ihm ſprechen, um jeden Preis. Daher denn auch jene beiſpielloſe Ueberraſchung, welche den guten Altwirtembergern am 11. Februar 1778, dem fünfzigſten Geburtstage Karls, zu theil ward. An dieſem Tage wurde von allen Kanzeln des Landes ein herzogliches Reſkript verleſen, worin der Fürſt förmlich Reu und Leid machte. Er ſei, heißt es in dieſem merkwürdigen Erlaß unter anderem, nur ein Menſch und deshalben von dem Grade der Vollkommenheit beſtändig weit entfernt geblieben. So hätte es denn nicht anders ſein können, als daß theils aus angeborener menſchlicher Schwachheit, theils aus nicht genugſamer Kenntniß und ſonſtigen Umſtänden viele Ereigniſſe ſich ergeben, die, wenn ſie nicht geſchehen, wohl für jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Er, der Herzog, betrachte den heutigen Tag als die zweite Periode ſeines Lebens, als ihm von Gott geſchenkt zu dem Zwecke, als wahrer Landesvater für ſeine getreuen Unterthanen zu ſorgen, auf daß es Wirtemberg wohl gehe.

Man würde fehlgreifen, wollte man dieſe von der Kanzel verkündigte Zerknirſchung Karls für eine pure Komödie anſehen. In dieſem Manne miſchte ſich großes und kleines, hohes und läppiſches gar ſeltſam. Er beabſichtigte mit dem erwähnten Reſkript gutes, keine Frage; aber daß ihn dabei die Vorſtellung einer theatraliſchen Wirkung, eines Operneffekts gekitzelt habe, iſt ebenfalls unzweifelhaft. Im übrigen ſtand er jetzt unter dem dauernden und heilſamen Einfluß der Gräfin von Hohenheim. Er erhob nach dem Tode ſeiner Gemahlin, der bayreuther Prinzeſſin, das geliebte Franzele förmlich zu ſeiner Frau. Franziska's Gebaren bei der Kataſtrophe Schubarts war unſtreitig das tadelnswertheſter Rachſucht. Wie hätte ſie ſonſt der Einkerkerung des Unglücklichen beiwohnen mögen? Aber man darf auch nicht vergeſſen, daß der kyniſche Spötter ihr weibliches Gefühl tief verletzt hatte. Alles in allem hat die Gräfin von Hohenheim ſicher viel gutes geſtiftet und noch mehr böſes verhindert. Sie wird wohl ſo ziemlich die einzige fürſtliche Maitreſſe ſein, an deren Andenken kein Fluch, wohl aber Segen haftet, eine weiße Krähe alſo, wofern dieſe Vergleichung eine nicht zu ungalante iſt.

Franziska unterſtützte die erwachende Neigung des Herzogs zu ländlicher Stille und Zurückgezogenheit. Karl hätte dieſer zwar auf ſeiner Solitude froh werden können, allein ſeine Bauluſt war noch lange nicht geſättigt. Er wollte ſich auf dem Garbenhof, einer unweit von Stuttgart auf der Höhe der Filder gelegenen umfangreichen Domäne, welche im Mittelalter dem Geſchlechte der Bombaſte von Hohenheim gehört hatte, ein Lan

aus bauen. Aber wie gewöhnlich ging auch hier ſeine anfangs
eſcheidene Abſicht bald ins weite und große. Aus dem Land-
auſe wurde ein prächtiger Palaſt, deſſen Fenſter eine herrliche
usſicht auf den Bergzug der ſchwäbiſchen Alp gewähren. Neben-
bäude erhoben ſich rings um das Ganze ſchloß ein umfang-
icher Park ein voll der kunſtreichſten Anlagen und Waſſerwerke.
Dieſe Stätte, heute eine landwirthſchaftliche Anſtalt von euro-
äiſchem Rufe beherbergend, ward der Lieblingsaufenthalt des
Fürſten und blieb es bis zu ſeinem Tode. Von hier aus regierte
r, hier pflanzte er, der wirtembergiſchen Landwirthſchaft manche
rtreffliche Anregung gebend, und hier vergnügte er ſich daneben
t ſeinem Franzele an ländlichen Feſten. Kam er nach Stutt-
art, ſo verbrachte er ſeine meiſte Zeit in der Akademie. Droben
n Hohenheim wurde es allmälig ſtill und immer ſtiller um den
lternden Fürſten her, der zumeiſt nicht in den prachtvollen Ge-
mächern des Schloſſes, ſondern in den gedrückten Zimmern des
Wirthſchaftsgebäudes zu wohnen liebte. Für gewöhnlich war
Prunk und Glanz ganz verbannt; nur ein kleiner Kreis von Er-
wählten hatte Zutritt. Es war da mehr die Haushaltung eines
ichen Gutsbeſitzers als der Hofhalt eines ſouveränen Fürſten.
Der Philoſoph von Sansſouci mochte ihm vorſchweben, wenn er
ch für den Philoſophen von Hohenheim angeſehen wiſſen wollte.
Aber verglich man ſein jetziges Walten mit ſeinem früheren
Schalten, ſo konnte man den Anſpruch auf Philoſophenthum
einigermaßen begründet finden.

## Zweites Kapitel.

Der Leſer macht die Bekanntſchaft eines Herkules, eines Dalmaten und eines Virginiers. — Eine väterliche Schrulle. — La Turbinella. — Komiſche Epiphanie eines angehenden Tragikers. — Die „Räuber“. — Ein flatterndes Gürtelband.

An einem linden Märztage des Jahres 1782 war in Stuttgart die Wachtparade zur gewohnten Stunde aufgezogen, hatte aber verhältnißmäßig nur wenige Zuſchauer angezogen; denn ſie bot lange nicht mehr den prächtigen Anblick, von ehemals, wo der Herzog ſelbſt nie verfehlt hatte, mit einem glänzenden militäriſchen Gefolge bei dem Schauſpiel zu erſcheinen. Die aufgezogene Mannſchaft, ein paar Kompagnien vom Grenadierbataillon Augé mit ihren Trommlern und Pfeifern, kennzeichnete ſich ſchon durch die Dürftigkeit ihrer Uniformirung als ein beiſeite geſtelltes Spielzeug der fürſtlichen Laune. Der Schloßplatz, früher zu dieſer Stunde vom bunteſten Gewühl erfüllt, ſah jetzt ziemlich leer und öde aus. Von höheren Offizieren war nur erſchienen, wer gerade mußte, und dem General Augé, welcher vor der Fronte die Rapporte der ab- und zugehenden Offiziere entgegennahm, konnte man deutlich anſehen, daß er mit ſeinen Gedanken mehr bei dem gutbeſetzten Mittagstiſch verweilte, welcher ihn zu Hauſe erwartete, als bei den langweilig ſtereotypen Meldungen, die ihm gemacht wurden.

Die Aermlichkeit der Scene ſchien einen Fremden von mittleren Jahren, welcher mit zwei jüngeren Begleitern am Ausgange des Kanzleibogens ſtand, nicht wenig zu frappiren. Seine dunkeln Augen voll Geiſt und voll Raſtloſigkeit ſchweiften über die ſteifen Linien der Soldaten hinweg nach den Fenſtern des alten Schloſſes, als erwartete er von dorther irgend eine Unterbrechung des eintönigen Schauſpiels. Er war ein Mann von hoher Statur, gebaut wie ein Herkules. Zu der Kühnheit ſeiner Züge, welche ein paar Pockennarben keineswegs entſtellten, ſtimmte ſein ſüdlicher, faſt afrikaniſcher Teint ganz gut. Er trug den reichen Anzug eines Weltmanns von damals mit einer gewiſſen vornehmen Nachläſſigkeit, die aber einem ſchärferen Beobachter leicht als nicht ganz ungekünſtelt hätte erſcheinen können. Seine Bewegungen waren raſch und zeugten davon, daß in dieſem gewaltigen Körper heftige Leidenſchaften hauſ'ten.

Der eine ſeiner Begleiter war ein blutjunger Leutnant in der Uniform des herzoglichen Jägerkorps. Der ſcharfe Schnitt ſeines Geſichts und die gelbliche Farbe deſſelben deuteten ebenfalls auf einen ſüdlichen Urſprung. Dagegen war die dritte Perſon dieſer Zuſchauergruppe ein Germane jeder Zoll, eine ſchlanke, ebenmäßig gebaute Geſtalt in der erſten Blüthe des Mannesalters. Lichtbraune Haare kräuſelten ſich über der gediegen geformten Stirne des jungen Mannes, unter welcher blaue Augen mit dem Ausdrucke ruhigen Muthes hervorblickten. Damit harmonirte ſein gebräuntes Geſicht, deſſen linke Wange die vernarb

Spur einer nicht unbedeutenden Hiebwunde zeigte. Auch abgeſehen davon, hätte man ſagen mögen, der junge Mann müſſe ſchon in Gefechten geſtanden haben, ſo ungezwungen ſicher, frei und frank war ſeine Haltung. Sein friedlicher Anzug ſchien dieſer Annahme freilich zu widerſprechen. Es war ein ganz einfacher, civiler, und doch ungewöhnlicher. Er beſtand weder aus den bunten Stoffen der eleganten Männertoilette, noch ähnelte er der Genietracht jener Tage, wie ſie Goethe's Werther in Aufnahme gebracht hatte. Der junge Mann war von der Werthermode der hellblauen Frackröcke, Weſten und Beinkleider von weißem Kanevas mit Stulpſtiefeln offenbar gar nicht berührt. Seine Tracht verrieth in ihrer Einfachheit der Farben und des Schnittes jene puritaniſche Bürgerlichkeit, womit der große Franklin, als er an den franzöſiſchen Hof gekommen, um für die junge Republik jenſeits des Oceans den Beiſtand Frankreichs zu erwirken, auf den Promenaden von Verſailles zuerſt Erſtaunen und dann nachahmenden Beifall hervorgerufen hatte. Auch die Friſur war von demokratiſcher Simplicität. Von Puder unberührt, zeigte das Haar des jungen Mannes ſeine natürliche Farbe und war im Nacken in einen ſchlichten Zopf gebunden. Den Zopf hatte die Erklärung der Menſchenrechte drüben in der neuen Welt noch nicht abgeſchnitten. Erſt die franzöſiſche Revolution ſollte dieſes tatariſche Anhängſel beſeitigen, zur gleichen Zeit, als das Meſſer der Guillotine neben den Zöpfen auch Köpfe abſchnitt und darunter ſchönſte und beſte.

Wie im Anzug, bildete der junge Mann in ſeiner ganzen Erſcheinung einen großen Gegenſatz zu dem blatternarbigen, herkuliſchen Stutzer, neben welchem er ſtand. Wie in dieſem etwas ausgeprägt abenteuerliches, ſo war in ihm etwas ausgeprägt tüchtiges, ſolides. Seine zurückhaltende, in ſich gefaßte Miene verrieth, daß der Ernſt des Lebens frühzeitig ihm nahegetreten. Man hätte bei oberflächlichem Betrachten ſeiner Züge und ſeines Gebarens glauben mögen, die ſchwärmeriſche Strömung der Zeit, welche nicht allein die deutſche, ſondern die europäiſche Jugend in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfaßt hatte, ſei an dieſem jungen Mann wirkungslos vorübergegangen. Und doch war da um ſeinen Mund ein weicher Zug, welcher einen Phyſiognomiker wie Lavater hätte zu der Behauptung verführen können, der junge Mann habe einer Zeitſtimmung, welche der goethe'ſche Roman für alle Zeiten künſtleriſch fixirt hat, entweder ſeinen Tribut ſchon entrichtet oder aber er werde denſelben künftig noch bezahlen.

Die Unterhaltung zwiſchen den drei Herren wurde in franzöſiſcher Sprache geführt, welche aber keinem von ihnen ſo recht von der Zunge floß. Der Herkules und der junge Offizier ließen ſehr merkbar den italiſchen, ihr Gefährte ließ nicht weniger deutlich den engliſchen Accent durchklingen.

„Mein lieber Graf“, ſagte der Herkules, mit dem reichen Gehänge ſeiner zwei Uhren ſpielend, „da traue noch einer dem Hörenſagen! In Paris und am Rhein hörte ich die merkwürdigſten Geſchichten von der Soldatenpracht des Herzogs von Wirtemberg und nun habe ich ſeit meinem Hierſein gerade das Gegentheil davon bemerkt. Kann man etwas ärmlicheres ſehen als dieſe armen Teufel da in ihren abgeſchabten Uniformen, die ihnen überall zu kurz oder zu lang ſind? Und dann — ich bedaure, das vor den Ohren eines herzoglichen Offiziers ſagen zu müſſen —

ſcheinen dieſe Helden jeden Fremden ohne weiteres für einen Feind anzuſehen, dem ſie zwar nicht mit dem Bajonett, wohl aber mit Betteln zu Leibe gehen. Auf dieſe Art bin ich ſchon häufig in den Straßen der Stadt angefochten worden — ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung."

„Bemühen Sie ſich nicht, Herr Chevalier", entgegnete der junge Graf Zuccato, welcher, aus dem venetianiſchen Dalmatien ſtammend, vor wenigen Monaten mit dem Patent eines Jägerleutnants aus der herzoglichen Militärakademie entlaſſen worden war. „Die Armſäligkeit unſerer militäriſchen Zuſtände iſt ſo offenkundig, daß da kein Vertuſchen hilft. Aber was wollen Sie? Sie hätten müſſen ein halbes oder lieber noch ein ganzes Dutzend Jahre früher nach Stuttgart kommen, wenn Ihnen daran lag, die militäriſche Herrlichkeit des Herzogs zu ſehen. Jetzt iſt es mit dieſer Paſſion vorbei, gründlich vorbei. Sereniſſimus geruht jetzt, den Pädagogen und Gärtner zu machen, und wir Soldaten haben Ruhe."

„Sie ſprechen ziemlich leichthin von Ihrem Souverän und von Ihrem Stand, mein lieber Graf", meinte der Herkules lachend.

„Ich? Bah! Es war der Wille meines Vaters, daß ich auf dieſer verhenkerten Militärakademie erzogen werde, wie er ſich ausdrückte, und es iſt ſein Wille, daß ich ein paar Jahre in einer wirtembergiſchen Offiziersuniform herumlaufe. Die Herren Väter haben zuweilen wunderliche Schrullen im Kopf, wiſſen Sie? Ich, als gehorſamer Sohn, füge mich dieſer Schrulle. Später ſoll ich reiſen und die Welt ſehen. Bis dahin iſt es mir ganz recht, daß der Herzog die frühere Liebhaber aufgegeben hat. Das macht uns den Dienſt leicht und verſchafft uns Zeit zu amüſanteren Beſchäftigungen."

So ſprechend reckte ſich das ſchmächtige Kerlchen, rückte ſich den Halskragen zurecht, lächelte pfiffig und bemühte ſich ungemein, wie ein vollendeter oder wenigſtens wie ein angehender Roué auszuſehen.

Der Chevalier verbiß ein Lächeln und wandte ſich an den einfach gekleideten Gentleman an ſeiner andern Seite mit den Worten:

„Mein Herr Virginier, empört es Ihre Ernſthaftigkeit nicht, unſern jungen Freund hier ſo leichtfertig ſprechen zu hören?"

„Wie?" verſetzte der Angeredete.

„Ah", ſagte der Herkules, „ich ſehe, Sie waren beſchäftigt, die Scheiben an den Fenſtern des Schloſſes zu zählen, und haben darob unſer Geſpräch überhört."

Dann beugte er ſich zu dem Ohre des jungen Amerikaners und flüſterte:

„Iſt die Göttin erſchienen?"

Der Virginier bemeiſterte raſch eine leichte Verwirrung und entgegnete ruhigen Tones:

„Welche Göttin?"

„La Turbinella."

„Eine wunderliche Vermehrung der Namen des Olymps!"

„Freilich. Aber der Name paßt zu ſeinem Gegenſtande. Das werden Sie zugeben."

„Ich? Ich kenne die Dame ſo zu ſagen bloß vom Hörenſagen."

„Doch wohl auch vom Geſicht, ſollte ich meinen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich bemerkt zu haben meine, daß Sie auf der letzten Redoute von Ihren Augen einen ſehr angeſtrengten Gebrauch machten.“

„Und wenn? Man hat die Augen doch wohl zum Sehen?“

„Gewiß, aber die Zunge hat man, um damit zu reden.“

„Sie meinen“ —

„Ich meine, daß mir ein gewiſſer Herr von jenſeits des Meeres in Bälde eine gewiſſe Wette zu bezahlen haben werde.“

Der Virginier machte eine kurze heftige Bewegung, man wußte nicht recht des Unglaubens oder der Verachtung.

„Sie ſcheinen Ihrer Sache ſehr gewiß zu ſein, Herr Chevalier“, ſagte er dann, nicht ohne eine gewiſſe Schärfe der Betonung.

„Ich verlaſſe mich auf die Kabbala, mein lieber Herr Raleigh. Mein Orakel betrügt mich ſelten und Sie ſollen ſogleich in den Stand geſetzt werden, über die Verläßlichkeit deſſelben zu urtheilen.“

„Wie ſo, mein Herr?“

„Es hat mir angekündigt, daß wir unſere Göttin zu Geſichte bekommen ſollten, bevor das Ding da, was man eine Wachtparade zu nennen beliebt, zu Ende ginge.“

„Wirklich?“

„Ihr ſpottender Ton iſt übel angebracht, corpo di Bacco! — Erheben Sie gefälligſt die Augen — dorthin, zum letzten Fenſter der zweiten Enfilade des Schloſſes, links von dem großen runden Eckthurm.“

Ein halbunterdrückter unartikulirter Laut kam von den

Lippen des jungen Mannes, welchen der Herkules Herr Raleigh genannt hatte.

An dem bezeichneten Fenſter, deſſen einer Flügel halb geöffnet war, ſtand ein junges Mädchen, deſſen Schönheit, ſoweit die Entfernung ein Urtheil geſtattete, eine ungewöhnliche ſein mußte. Da die Schöne barhaupt ging, ſah man ein üppiges Haar, deſſen Rabenſchwärze nicht von Puder befleckt war, und ein großes ſtralenwerfendes Augenpaar, welches eine Sekunde lang forſchend über den Platz ſtreifte. Dann ſenkte es ſich feſt auf einen Punkt deſſelben, welcher aber nicht der war, wo der Chevalier und Raleigh ſtanden.

„Seht mal die Turbinella!“ ſagte der Graf Zuccato, welcher beiſeite getreten, einen Bekannten zu begrüßen, und jetzt zurückkam. „Wie ſchön ſie iſt! Ich glaube, ich würde mich um einen zärtlichen Blick von ihr noch für ein ganzes Jahr in die verwünſchte Akademie einſperren laſſen.“

Raleigh ſtand mit untergeſchlagenen Armen und bemühte ſich, ſehr gleichmüthig auszuſehen.

Der Herkules verfolgte mit den Augen die Richtung, welche die Blicke der Dame genommen, und ſeine Brauen zogen ſich zuerſt finſter zuſammen. Dann aber glättete ſich ſeine Stirne raſch wieder und er ſagte mit Lachen zu ſeinen Begleitern:

„Sehen Sie doch, meine Herren, das ungeheuerliche Ding, nach welchem La Turbinella ausſchaut. Sie ſcheint an Karikaturen Geſchmack zu finden.“

Und er deutete auf die Gruppe von Offizieren, welche um den General Augé verſammelt war.

Es gab dort wirklich etwas, was Heiterkeit erregen konnte, etwas, was wie eine Karikatur ausſah.

Das war ein junger, ungewöhnlich langer „Regimentsfeldſcher“, welcher in ſteifſter, das heißt unbehilflichſter Paradehaltung auf den General zuging oder vielmehr zuſtapfte, um einen Rapport abzugeben.

Er ſah komiſch aus, fürwahr, eingepreßt in die Uniform nach altem preußiſchem Schnitt, die namentlich bei den Herren Regimentsfeldſcherern ſteif und abgeſchmackt war. Der lange Hals des jungen Mannes war unbeweglich in eine roßhaarene Kravatte eingezwängt. An jeder Seite des Geſichtes hatte er drei ſtarre vergipſte Rollen, welche ſogenannte Taubenflügel vorſtellten. Sein kleiner Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in deſſen Nähe ein langer, dicker Zopf gepflanzt war. Sehr merkwürdig war auch das Fußwerk. Durch die dicke Filzunterlage der weißen Gamaſchen waren ſeine Beine, zwei Cylindern gleich, von einem größeren Durchmeſſer als die in knappe Hoſen gepreßten Schenkel. In dieſen Gamaſchen, die ohnehin mit Schuhwichſe ſehr befleckt waren, bewegte er ſich, weil er die Kniee nicht recht biegen konnte, wie ein Storch.

„Hilf Himmel“, ſagte der Chevalier, „welch ein Adonis!“

„Wen meinen Sie?“ fragte der junge Offizier.

„Nun, die Vogelſcheuche dort. Ich habe ſelten etwas ſo Groteskes geſehen.“

„Pardon, mein lieber Landsmann. Ich muß Sie bitten, mit mehr Reſpekt von meinem Freunde, dem Doktor Schiller, zu reden. Allerdings ſieht er verteufelt ſchnurrig aus in ſeiner dienſtlichen Erſcheinung, über die unter ſeinen Freunden ſchon die tollſten Witze losgelaſſen wurden. Aber, mein Herr, ich ſage Ihnen, er hat unter ſeiner ſchauerlichen Friſur mehr, viel mehr Geiſt, als wir andern alle auf dieſem Platze zuſammen."

„Der?"

„Allerdings. Haben Sie nicht von der neuen Tragödie gehört, welche dermalen das Publikum aller deutſchen Länder in Aufruhr bringt?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Wie, Sie ſollten nichts von den ‚Räubern' gehört haben und kamen doch vom Rhein her?"

„Räuber? Räuber? — Warten Sie! Ja — ich meine mich zu erinnern, daß ich an den Wirthstafeln in Mainz und Mannheim davon reden hörte."

„Ja, in Mannheim wurde das gigantiſche Stück zuerſt aufgeführt, am dreizehnten Januar dieſes Jahres. Die ganze Akademie wollte hin, denn Sie müſſen wiſſen, daß Schiller die ‚Räuber' noch als Zögling dieſer Anſtalt gedichtet hat und daß in dem Werke mehr als einer ſeiner Akademiegenoſſen abkonterfeit iſt. Aber keiner von uns erhielt Urlaub und der Dichter ſelbſt mußte heimlich nach Mannheim gehen, um ſein Erſtlingswerk in Scene gehen zu ſehen. Iſt das nicht ſchändlich? Die purſte Tyrannei! Aber Schiller erhielt glänzende Satisfaktion, denn das Stück machte Furore. Der prächtige Menſch, als er es ſchrieb, ſagte zu uns: ‚Wir wollen ein Buch machen, das abſolut durch den Henker verbrannt werden muß.' Das zwar iſt bislang noch nicht geſchehen, kann aber wohl noch kommen; denn unſere alten Perrücken und die Schreibersknechte ſind wüthend darüber, während alle die andern Leute darüber entzückt ſind. Schade, daß Sie nicht deutſch verſtehen! Sie müßten das Stück leſen, denn es iſt auch gedruckt. Da iſt alles Glut und Leben und Leidenſchaft, Wahrheit, Empörung gegen unſer infames, tintenklexendes Säkulum, Römermuth, Feuer und Flamme! Der Schiller iſt ein Prachtexemplar von Kerl, er iſt ein Titan, ganz ein Titan!“

„Ihre freundſchaftliche Begeiſterung macht Ihnen Ehre, mein lieber Landsmann. Aber geht ſie nicht zu weit? Der Menſch da ein Poet? Sehen Sie, gerade wäre er ums Haar über ſeine eigenen Elefantenfüße geſtolpert.“

„Ach was, was thut das? Der Schiller iſt der beſte und genialſte und liebenswürdigſte Menſch unter der Sonne. Was kann er dafür, daß ihn der Herzog in dieſe verhenkerte Feldſchereruniform gezwungen hat? Wenn Sie übrigens meinem Urtheil über die ‚Räuber‘ nicht trauen, ſo fragen Sie Herrn Raleigh, welcher der erſten Aufführung des Stückes in Mannheim angewohnt und bei dieſer Gelegenheit Schillers Bekanntſchaft gemacht hat.“

„Iſt es ſo, Herr Raleigh?“

„Ja“, erwiderte der Gefragte in ſeiner ruhigen Weiſe. „Die ‚Räuber‘ ſind, ſoweit mir ein Urtheil zuſteht, ein wilder Erſtling, der an die Erſtlinge des großen Shakſpeare erinnert —“

„Shakſpeare?“ fiel der Chevalier mit mitleidigem Achſelzucken ein. „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Stunde, wo ich die Ehre hatte, in Ferney den göttlichen Voltai über dieſen britiſchen Reimer ſich luſtig machen zu hören. E nannte denſelben einen betrunkenen Wilden.“

„Entſchuldigen Sie, mein Herr, wenn Voltaire dies that, ſo bewies er damit, daß er den Shakſpeare entweder nicht kannte oder nicht verſtand. Ich habe einen in ſolchen Dingen völlig kompetenten Mann ſagen hören, ſelbſt in dem unbedeutendſten ſhakſpeare'ſchen Stücke ſei immer noch mehr wahre Poeſie als in ſämmtlichen Trauerſpielen Corneille's, Racine's und Voltaire's zuſammengenommen.“

„Gewiß, ſo iſt es“, bekräftigte der junge Jägeroffizier mit dem vorlauten Weſen ſeines Alters. „Sie müſſen wiſſen, Herr Chevalier, wir Poeten von der Akademie — Verzeihung, ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß auch ich mich erkühne, zuweilen einen Streifzug auf den Parnaß zu machen — ja, wir Poeten von der Akademie, wir ſind ſammt und ſonders eingefleiſchte Shakſpeareaner. Zu Anfang, als uns der gute Profeſſor Abel mit dem großen Briten bekannt machte, wollten uns ſeine Werke nicht recht munden. Das machte, wir verſtanden ſie nicht. Aber mit dem Verſtändniß kam auch die Bewunderung. Einige von uns machten ſich auch ans Engliſche, um den Meiſter nicht bloß in der wieland'ſchen Ueberſetzung leſen zu können. Dabei leiſtete uns der gute Georg, unſeres Freundes Raleigh Bruder, welcher viel zu früh zum Orkus hinab mußte, der arme Junge! ſeine liebenswürdigen Dienſte. Ja, was wollte ich ſagen? Richtig, nur das, daß der Genius Shakſpeare's den unſeres Schiller geweckt hat, und, bei Falſtaffs Bauch! ich meine, der alte William müſſe ſich in Elyſium nicht ſchlecht darüber freuen, daß ihm endlich ein Nachfolger erſtanden.“

Ein leichtes Lächeln des Spottes umſpielte die Lippen des Chevaliers bei dieſer jugendlichen Expektoration. Aber er war zu ſehr Weltmann, um ſich weiter in einen ernſthaften Streit einzulaſſen, und begnügte ſich, zu ſagen:

„Mein lieber Graf, ich fürchte faſt, Sie haben ſo lange in dieſem deutſchen Nebellande gelebt, daß Sie den Geſchmack für die großen Meiſter unſeres ſonnigen Heimatlandes verloren. Was ſind alle die ungeheuerlichen nordiſchen Verſuche in der Poeſie, verglichen mit den Werken unſeres Petrarca, Arioſto, Taſſo?"

„Hm", entgegnete der Jüngling eifrig, „nach den langweiligen Tifteleien Petrarca's ſehne ich mich keineswegs zurück. Arioſto, ja, auf den bin ich ſo ſtolz wie nur irgend ein Italiener. Aber Sie ſollten nicht ſo wegwerfend von der nordiſchen Poeſie ſprechen. In Deutſchland insbeſondere iſt ein ganz neuer Geiſt erwacht. Natur, Freiheit, Krieg der Unvernunft! iſt ſein Feldgeſchrei. Sie ſollten die Werke ſeiner Vorkämpfer kennen lernen, mein Herr. Klopſtock, Wieland, Leſſing, Bürger, Herder, Klinger Goethe und unſer Schiller —"

„Corpo di Bacco", lachte der Chevalier, „ich habe ſchon an den Namen genug. Was für barbariſche Laute! Wer wird in einem ſolchen Idiom dichten können? Wie ſehr hatte Kaiſer Karl der Fünfte recht, als er ſagte, die deutſche Sprache ſei nur eine Sprache für Pferde."

„Kaiſer Karl hatte unrecht", ſagte Raleigh mit gemeſſenem Ernſt, „und ich muß Sie bitten, mein Herr, zu beachten, daß ich ein halber Deutſcher bin. Die deutſche Sprache iſt die meiner Mutter."

„Pardon", erwiderte der Chevalier artig; „wäre mir dieſer Umſtand bekannt geweſen, ſo hätte ich es ſicherlich unterlaſſen, den alten Kaiſer Karl zu citiren. Aber wir ſind von unſerem

Geſprächsgegenſtande ganz abgekommen. Wir ſprachen von dem Trauerſpiel des merkwürdig ausſehenden Herrn dort — wie heißt er doch? Sie haben das Stück geſehen, Herr Raleigh?“

„Ja, und einen höchſt bedeutenden Eindruck habe ich davon empfangen.“

„Bitte, ſagen Sie mir davon etwas mehr. Ich bilde mir zeitweiſe ein, ebenfalls ein Stück von einem Poeten zu ſein, und daher intereſſirt mich alles Derartige.“

„Sie werden mich, ohne das Stück ſelbſt zu kennen, kaum verſtehen. Man muß die Blitze ſelber flammen, die Donner ſelber rollen gehört haben, um die Wirkung eines Gewitters nachempfinden zu können. Ich hatte auf meiner Reiſe von Paris hierher in Mannheim einen Raſttag gemacht. Durch die Straßen der freundlichen Stadt ſchlendernd, ſah ich an den Gaſſenecken und Brunnenröhren einen Theaterzettel angeklebt, welcher ankündigte, daß am Abend aufgeführt werden ſollten ‚Die Räuber‘, ein Trauerſpiel von Schiller. Stück und Verfaſſer waren mir ganz unbekannt, aber auf meiner Fahrt rheinaufwärts hatte ich da und dort von dem mannheimer Theater als einem vortrefflichen reden gehört. Es ſtände, hieß es, unter der ausgezeichneten Leitung des Freiherrn von Dalberg und bedeutende Künſtler, ein Iffland, Boek, Beil und Beck, widmeten dieſer Bühne ihr Talent. Da gerade dieſe Schauſpieler auf dem Theaterzettel als die Inhaber der Hauptrollen bezeichnet waren, beſchloß ich das Stück zu ſehen. Es war aber nichts leichtes, einen erträglichen Platz zu bekommen. Die Ankündigung der Aufführung hatte in der ganzen Gegend Senſation gemacht. Aus Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Worms, Mainz und Speyer waren die Leute zu Roß und Wagen herbeigeſtrömt, um die Dichtung in Scene gehen zu ſehen, welche, wie mir ein gefälliger Nachbar mittheilte, im vorigen Sommer zu Stuttgart im Druck erſchienen war. Die drei erſten Akte machten keine große Wirkung auf das gedrängt volle Haus. Man mußte ſich erſt an dieſe titanenhaften Gedanken, dieſe gigantiſchen Empfindungen, ausgedrückt in einer Sprache, die wie ein entfeſſelter Bergſtrom einherbrauſ'te, gewöhnen, um dieſe elektriſchen Schläge einer kraftgenialiſchen, über alle konventionellen Schranken kühn hinwegſpringenden Unbändigkeit ſo recht auf ſich wirken zu laſſen. Was mich betrifft, ſo fing ich an zu begreifen, was mit den Ausdrücken Kraftgenie und Sturm und Drang, welche ich kürzlich am Rhein ſo oft vernommen, gemeint ſei. Das Stück riß in ſeinem Fortgang die Zuſchauermenge mit ſich fort, ein toſender Wirbelwind, dem nicht zu widerſtehen war. Alles lauſchte mit einer athemloſen Spannung, die nur zuweilen von wildem Beifallsruf unterbrochen wurde. Das Stück kam mir vor wie ein Löwe, der mit majeſtätiſchem Gebrülle gegen das Gitter ſeines Käfigs anſpringt. Mein Nachbar, in welchem ich nachher den Buchhändler Schwan kennen lernte, machte mich leiſe auf den Dichter aufmerkſam, der unerkannt unter der Menge ſtand und von deſſen Anweſenheit nur wenige wußten. Ich ſah, als der Beifall immer ſtürmiſcher, der Eindruck immer gewaltiger wurde, daß ein Blitz ſtolzer Befriedigung über die mächtige Stirne des jungen Mannes hinfuhr; ich ſah ihn tief erſchüttert, wie wir andern alle es waren in jener furchtbaren Scene, wo Iffland in der Rolle des Franz Moor die Höhe ſeiner Darſtellungskunſt erreichte, in jener Scene, wo er ſeinen Traum vom jüngſten Gericht erzählte, um, die

Lampe in der Hand, welche ſein geiſterhaft bleiches Geſicht beleuchtete, am Ende wie zermalmt von der entſetzlichen Viſion in ſich zuſammenzubrechen. Nach beendigter Vorſtellung ſpeiſte der Dichter mit den Schauſpielern und mehreren Verehrern ſeiner Muſe zuſammen. Durch Herrn Schwans Gefälligkeit erhielt ich Zutritt zu der Geſellſchaft und hatte die Ehre, die Bekanntſchaft des Dichters und ſeines Freundes Peterſen zu machen, welcher ihn nach Mannheim begleitet hatte. Es war ein herrliches Sympoſien. Folgenden Tages machte ich mit Schiller und Peterſen die Reiſe hierher und ſeitdem bin ich ſo glücklich, den Dichter der ‚Räuber‘ meinen Freund nennen zu dürfen. Ihm ſteht, wenn nicht alle Anzeichen täuſchen, ſicherlich eine große Zukunft bevor.“

„Oh ganz gewiß!“ rief der junge Offizier mit ſchöner Theilnahme aus. „Der Schiller iſt ein Prachtkerl, der alle andern niederdonnern wird. Aber ſagen Sie doch, Herr Raleigh“, fügte er weniger geräuſchvoll hinzu, „war es bei jenem Sympoſion, daß ſich Schiller in die Margarethe Schwanin verliebte? Der Peterſen hat von ſo was gemunkelt, will aber nicht mit der Sprache heraus und Schiller ſelbſt ſpricht gar nicht davon. Uns Akademiker intereſſirt das Ding ungeheuer. Schiller war in die Turbinella verſchoſſen, wie wir andern alle. Oh, was haben wir für Oden auf ſie gemacht, Schiller freilich die pompoſeſten. Die Klatſchbaſen meinten, die Gedichte gingen auf Schillers Hauswirthin, die Hauptmännin Viſcher. Aber das iſt dummes Zeug. Die Viſcherin iſt ein ganz gutes Frauchen, aber wenn ſie es auch verſteht, den unübertrefflichſten, einen wahrhaft kraftgenialen Punſch und Kardinal zu brauen, ſo iſt ſie doch kein Odenſtoff. Alſo, wie iſt es mit der Schwanin?“

„Da bin ich überfragt. Ich hatte damals in Mannheim nur Augen und Sinn für Schiller ſelbſt und für ſein Werk. Aber ſehen Sie, die Parade iſt zu Ende und da kommt der Dichter auf uns zu. Fragen Sie ihn ſelbſt.“

Der Chevalier hatte des Geſpräches der beiden nicht mehr geachtet, ſondern ſeine Aufmerkſamkeit wieder dem Eckfenſter am großen runden Thurme des Schloſſes zugewendet.

Die Schöne war noch dort, blickte jetzt, wie in Gedanken verloren, in die blaue Luft und ließ die Enden des langen rothen Bandes, womit ſie ihr Hauskleid gegürtet hatte, ſpielend aus dem Fenſter flattern.

„Sehen Sie das Band, Herr Raleigh?“ fragte der Chevalier flüſternd.

„Ja.“

„Was halten Sie davon?

„Nichts.“

„Mit Unrecht. Das Flattern dieſes Bandes iſt ein Zeichen, daß ich unſere Wette zu zwei Drittheilen gewonnen habe. Binnen heute und drei oder vier Tagen werde ich im Stande ſein, Ihnen mehr zu ſagen. Um es aber zu können, muß ich jetzt meinen Geſchäften nachgehen. Auf Wiederſehen, meine Herren.“

Er ging raſch über den Platz und Raleigh wollte es ſcheinen, der Mann grüße im Gehen mit einem eigenthümlichen Hutſchwenken zu dem Schloßfenſter empor. Von dort verſchwand im nämlichen Augenblick Band und Dame.

Der Regimentsarzt Schiller trat grüßend zu ſeinen beiden Freunden heran.

## Drittes Kapitel.

Autor erſpart ſeinen zarten Leſerinnen eine unangenehme Ueberraſchung. — Die „Höhle" auf dem kleinen Graben. — Ein Dichterportrait. — Der Fourierſchütz Kronenbitter. — Die Geſchichte von der ausgeronnenen Flaſche. — Dichterſtolz. — Vorbereitungen zu einem lukulliſchen Mahl. — Shakſpeare und kein Ende. — Vom Kaiſer Joſef und vom Wolfgang Goethe.

„So, jetzt wäre der Sklave für den Reſt des Tages ſein eigener Herr!" ſagte der Dichter, während er mit ſeinem Freunde Raleigh — der junge Zuccato hatte ſich entfernt — die Stiftskirche entlang dem Marktplatze zuging.

Und er richtete ſich hoch auf und machte große Schritte, als dränge es ihn, möglichſt ſchnell aus der Stadtgegend wegzukommen, wo er ſo oft einen Figuranten bei einem in ſeinen Augen unnützen Schauſpiel abgeben mußte.

Der Deutſch-Amerikaner blickte ihn mit großer Theilnahme an und ſagte lächelnd:

„Lieber Schiller, wenn ich dich ſo den Kopf aufwerfen und der Muttererde oder vielmehr dem Pflaſter dieſer Reſidenz die Fußtritte ſouveräner Verachtung geben ſehe, fällt mir ein, daß eine hieſige Dame dieſer Tage zu mir geſagt, der Regimentsmedikus Schiller trete einher, als wäre der Herzog von Wirtemberg der geringſte ſeiner Unterthanen."

„Dummes Zeug!" brummte der Dichter und fuhr fort mit langen Beinen vorwärts zu ſtreben.

Sie gingen über den Markt und bei der Brücke über Stuttgarts Hauptſtrom, den nicht im beſten Geruche ſtehenden Neſenbach, wollte ſich Raleigh verabſchieden, um linkshin nach dem damals ſehr faſhionablen Gaſthofe zum Bären ſich zu wenden, wo er ſein Quartier hatte. Schiller war jedoch anderer Meinung.

„Lieber William", ſagte er, „ich habe dir nun ſchon ſo oft die Ehre angethan, im Bären dein Gaſt zu ſein, daß du mir Revanche ſchuldig biſt. Komm mit in meine Höhle. Mein Stubenburſche Kapff iſt auf Wache und wir können alſo nach Herzensluſt plaudern, wozu wenigſtens ich ſehr aufgelegt bin. Ein ſybaritiſches Mahl kann ich dir allerdings nicht verſprechen, wohl aber ein ſpartaniſches. Auch muß, vermuth' ich, noch 'ne Bouteille von dem halben Dutzend da ſein, welches mir der Hoven vorgeſtern aus Ludwigsburg ſchickte."

Die Einladung wurde ohne weiteres angenommen und die beiden Freunde gingen, ſtatt die Brücke zu paſſiren, rechts hinauf nach dem kleinen Graben, welcher heutzutage in die Eberhardsſtraße umgewandelt iſt. Dort beſaß damals der Profeſſor Haug zwei Häuſer, in deren einem er die meiſten Räume an die Frau Hauptmännin Viſcher vermiethet hatte. Dieſe wiederum hatte die vorräthigen Zimmer an Aftermiether abgegeben und eins derſelben hatte der Regimentsmedikus Schiller inne, gemeinſchaftlich mit ſeinem früheren Akademiegenoſſen und jetzigen Freunde Kapff, Leutnant im Gablenziſchen Infanterieregiment.

Nun aber ſage uns der kategoriſche Imperativ, daß wir verpflichtet ſeien, unſere zarten Leſerinnen vor einer mißlichen Ueberraſchung möglichſt zu bewahren. Bevor wir ſie nämlich in die Dichterklauſe führen, halten wir ihnen folgende kurze Rede:

Sie, meine Zarten und Zarteſten, verbinden mit dem Namen Schiller ſtets die Vorſtellung des Idealiſchen und zwar mit vollſtem Recht. Denn kein Dichter gebietet in dem Grade wie er über jenen Zauber, welcher die Seele über das werkeltägige und gemeine hoch emporträgt in die Aetherregion der Ideale. Daher kommt es, daß Sie es lieben, Ihren Lieblingsdichter — daß er das den deutſchen Frauen noch immer ſei, ſetze ich kühn voraus — in idealiſchen Umgebungen zu denken. Aber, meine Verehrteſten, im Jahre 1782 war Schiller noch der geniale Unband, welcher ſo eben das wildflammende Meteor „Die Räuber“ in die Welt geſchleudert hatte. Allerdings brach die ihm angeborene vornehme Natur, jener einzige echte Ariſtokratismus, der des Geiſtes, ſchon jetzt vielfach bei ihm durch, aber daneben war der junge Dichter doch ein armer Teufel von Regimentsfeldſcherer, welcher darauf angewieſen war, mit einem monatlichen Einkommen von achtzehn Gulden ſein Auskommen zu beſtreiten. Da nun das Einmaleins unwiderlegbar darthut, daß mit einer ſolchen Einnahme ſich ſchlechterdings nicht ſo en grand train leben ließ, wie in unſeren Tagen allenfalls ein literariſcher Fabrikant und Spekulant in Paris oder ein verſemachender Lord in London thun kann, ſo werden Sie, meine Zarteſten, es vielleicht unterlaſſen, über die „Höhle“ unſeres Dichters die

Näschen zu rümpfen. Ich mache Sie ferner darauf aufmerkſam, daß der Kreis, in welchem unſer Dichter zu der in Rede ſtehenden Zeit ſich bewegte, ein kraftgenialiſcher war, das heißt ein Kreis von jungen Männern, in welchem der ſubjektive Befreiungsdrang ſtürmiſch nach Ausdruck in adäquater Form rang. Dieſe Kraftgenies, welche die ſiebziger und theilweiſe noch die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts oder wenigſtens die deutſche Literatur jener Zeit mit dem Tumult ihres Anſturms auf alle die Zwinguris des Unſinns und der verrotteten Philiſterei erfüllten, waren keine Glanzhandſchuhmenſchen, keine ſüßſamlichen Goldſchnittdichterlein. Sie waren nicht ſalonfähig, im heutigen Sinne des Wortes, dieſe „Stürmer und Dränger“. Sie waren wie brauſender Moſt, der in wilder Gährung nach Klärung rang. Wir würden uns daher einer ebenſo ſchweren als albernen Sünde gegen die Geſchichte ſchuldig machen, wollten wir unſerem Dichter hier das Gebaren und die Redeweiſe anlügen, wie ſie in Büchern daheim, die in unſern Mädchenpenſionen von heute beſonders beliebt ſind. Wir können nichts dafür, daß jene Zeit keine ſo naturverlaſſene, verbildete und verlogene war wie unſere eigene.

Der Dichter ſtieß die Thüre auf und ließ den Freund in ein Gemach treten, deſſen burſchikoſe Unordnung mit der geſucht-eleganten in den Behauſungen unſerer heutigen Genies durchaus keine Aehnlichkeit hatte. Ein großer Tiſch, zwei plumpe Bänke, an der Wand ein kleines ärmliches Stehpult, worauf ein ſehr zerleſenes Exemplar von Klopſtocks „Oden“ lag, darüber ein ſchmales Bücherbret mit wenigen Bänden, in einer alkovenartigen Vertiefung hinter einer ſehr defekten ſpaniſchen Wand zwei ſogenannte Feldbetten, das war ſo ziemlich das ganze Möbwar der „Höhle". Ein Kleiderhaken an der Wand zeigte eine ſehr fragmentariſche Garderobe. In einem Winkel des Zimmers lag allerlei Schuh- und Gamaſchenwerk aufgehäuft, in einem andern machte ſich eine ſehr verwickelte Sammlung von leeren Bouteillen, Gläſern, Tellern, Kartoffeln, Tabakspfeifen und dergleichen mehr breit, in einem dritten brütete ein Ballen Druckpapier, zurückgebliebene Exemplare der „Räuber", welche ja der Verfaſſer auf eigene Koſten hatte drucken laſſen müſſen. Ueber allen dieſen ſchönen Sachen laſtete die ſchwere Atmoſphäre von Tabaksrauch, der keineswegs nach einer feinen Sorte roch.

Und doch war in dieſem Zimmer, wo Armuth und Sorgloſigkeit mitſammen wirthſchafteten, wieder etwas, das, nicht in beſtimmte Worte zu faſſen, dem für ſolche Wahrnehmungen Empfänglichen verrieth, es hauſe hier ein nicht gewöhnlicher Menſch. Nicht allein Jugend und Schönheit laſſen überall, wo ſie weilen, Spuren ihres Zaubers zurück, auch der Genius adelt durch ſeine Berührung ſelbſt das gemeinſte.

Mit ſeinem Gaſt eingetreten, fuhr Schiller hinter die erwähnte ſpaniſche Wand und man hörte von dorther ein Geräuſch wie von einem Menſchen, welcher ſeine Kleider haſtig von ſich ſchleuderte.

Raleigh öffnete inzwiſchen eins der zwei niedrigen Fenſter, um den Tabaksdunſt hinaus und die Frühlingsſonne herein zu laſſen. Dann ſagte er, das Zimmer überblickend:

„Meiner Treu, lieber Freund, ich glaube, die liebenswürdige und eindringliche Predigt, welche ich dir deine treffliche Mutter über den Text Ordnung und Sauberkeit unlängſt an dieſer Stelle halten hörte, hat noch nicht ſehr angeſchlagen."

Schiller brummte hinter der ſpaniſchen Wand etwas von einer verwünſchten Degenkoppel, welche dann mitſammt dem Degen zu Boden klirrte. Hierauf ließ er ſich verlauten:

„Ich glaube faſt, du haſt recht. Es war immer ein ſchweres Kreuz für meine gute Mutter, daß ich ſo zu ſagen gar kein Organ für die Reinlichkeit habe. Ich vermuthe, dieſem Mangel wurde nicht dadurch abgeholfen, daß der konfiscirte Kerl, der Inſpektor Rieß, unſer Quälgeiſt in der Akademie, weißt du? mich meiner Unſauberkeit wegen jahrelang hudelte. Hol' ihn der Teufel! — Ich nahm zwar mal einen Anlauf, mich auf die Eleganz zu verlegen, damals, als die Turbinella — doch das gehört nicht hierher. Seither iſt's wieder den alten Weg gegangen, um ſo mehr, da mein Stubenburſch, der Kapff, auch kein Ordnungsgenie iſt. — So, jetzt bin ich endlich aus dem ſteifen Maleſizzeug herausgeſchält und nun wollen wir ſehen, was Küche und Keller der edlen Societät Kapff und Schiller aufzubringen vermögen."

Er kam hinter der ſpaniſchen Wand hervor, ſehr zu ſeinem Vortheil verändert, denn er hatte mit dem Ordonnanzhut zugleich auch die Vergipſung ſeines Kopfes abgelegt. An die Stelle der Uniform war eine Art weiten Hausrocks getreten, welcher, wenn auch an verſchiedenen Stellen ſchadhaft, den Gliedern ſeines Trägers eine freiere Bewegung geſtattete. Er war freilich kein Adonis, der junge Dichter der „Räuber", aber jetzt, nach Entfernung der feldſchererlichen Vermummung, auch in ſeinem Aeußeren eine intereſſante Erſcheinung, ungelenk zwar noch immer, aber nicht mehr barock.

Ein Zeitgenoſſe von ihm, der ihn damals täglich ſah, hat mit liebevoller und doch nicht ſchmeichelnder Hand dieſes Portrait von ihm entworfen:

Schiller war von langer, gerader Statur, lang geſpalten, langarmig, ſeine Bruſt heraus und gewölbt, ſein Hals ſehr lang. Sein Gebaren hatte etwas Steifes, ſeine Tournüre nicht die mindeſte Eleganz. Seine Stirne war breit, die Naſe dünn und knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel vorſpringend, ſehr gebogen und ſpitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen neigten ſich bei der Naſenwurzel zuſammen. Dieſe Partie des Geſichts hatte ſehr viel Ausdruck und etwas pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur etwas hervor; es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn die Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte dann ſehr viel Energie aus. Das Kinn war ſtark, die Wangen waren blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerſproſſen beſäet. Der Kopf, mit buſchigem Haar von dunkelrother Farbe beſetzt, war eher geiſtermäßig als männlich, hatte aber viel Bedeutendes und Energiſches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller einer erhöhten Stimmung Worte gab.

Der Freund blickte den Dichter voll Theilnahme an und ſagte:

„Was ihr Leute in der alten Welt euch doch Mühe gebt, euch zu verkleiden! Mir iſt oft, als wäre das ganze Leben hier nur eine Verkleidung. Und das nennen ſie Geſchmack, Ordennanz, Reglement und dergleichen mehr. Man erkennt erſt, wie und was ihr eigentlich ſeid, wenn ihr die ewige Uniform ausgezogen habt.“

„Die ewige Uniform — ja, das iſt der Jammer! Seit zehn Jahren preßt mich nun das verdammte Montirzeug! Erſt wurde ich von dem Herzog in der Akademie in die Uniform eines Juriſten in spe kommandirt, dann in die eines Mediziners, endlich in die eines armſäligen Feldſcherers. Aber ich habe das Kommandirtwerden herzlich ſatt, ſchon lange.“

„Das bezeugen deine ‚Räuber‘ laut genug.“

„Wie ſollten ſie nicht? Das Stück mußte ein wilder Proteſt werden gegen den verhaßten Zwang, den ich ſo viele Jahre hindurch erduldet. Glaub' mir, William, was auch die Narren über meinen Dichterſtolz faſeln, ich täuſche mich keineswegs über den Werth meines Erſtlings. Damals, als der Beifall der Menge im mannheimer Theater mich umtobte, that ich es einen Augenblick; aber ſeither hab' ich das Ding mit parteiloſeren Augen geprüft und ich weiß jetzt, es iſt nur ein roher Baſtard, gezeugt in der wilden Ehe des Genius mit der Subordination.“

„In dieſer Selbſtkritik iſt Wahrheit, ſcheint mir; aber trotzdem, lieber Freund, wollen wir nicht vergeſſen, daß man ſagt, Baſtarde ſeien meiſt tüchtigere Burſche als die legitimen Kinder. Du haſt das Zeug in dir, beſſeres zu ſchaffen, aber die ‚Räuber‘ werden bleiben.“

„Sie werden bleiben, ja. Ich habe Selbſtgefühl genug, mir zu ſagen: es iſt etwas Dauerndes in dem Stück, die Signatur der Zeit, die ihm das Leben gab. Sie werden bleiben, als eine Kurioſität der deutſchen Literatur. Doch da ſtehen wir und ſchwatzen, während wichtigeres zu thun iſt.“

Er ging zur Thüre, öffnete ſie und rief hinaus:

„Kronenbitter, heda, Kronenbitter! — Schwerenoth! — Wo hat der Teufel wieder mal den Kerl?"

„Hier, Herr Doktor, hier!" ließ ſich eine dünne, ſchrillende Stimme vom Hausflur her vernehmen und alſogleich fuhr der Beſitzer dieſer Stimme in das Zimmer herein, was auszuführen er unter der Thüre ſich gewaltig bücken mußte.

Es war eine wunderliche Figur.

Des Mannes unmäßig lange, hagere, hölzerne Gliedmaßen ſchienen vor den verſchiedenen Stücken ſeiner Grenadiermontur überall auf der Flucht zu ſein, und zwar nicht ohne Grund, denn die Montur war trauriges Flickwerk. Auf ſchmalen Schultern ſaß dem Feuerſchützen Kronenbitter, welchen ſich der Regimentsarzt Schiller aus den zweihundertvierzig Grenadieren des Regiments Augé zum Aufwärter auserwählt hatte, ein enorm großer Kopf, auf welchen der Vers im Volkslied:

Es ſtand eine Linde im tiefen Thal,
War unten breit und oben ſchmal —

ganz genau paßte, denn die Form deſſelben war die eines Zuckerhuts. Stirne, Augen, Naſe, Wangen und Kinn waren rein als Nebenſachen in dem Geſicht, ſo zu ſagen gar nicht der Rede werth. Sie hatten nämlich keine Gelegenheit gehabt, zu naturgemäßer Entwickelung zu gelangen, weil ein Ungeheuer von Mund ihnen allen Platz wegnahm. Dieſer Mund reichte faſt von einem Ohr zum andern und war mit einem Gebiſſe verſehen, welches Stein und Bein zermalmen zu können ſchien und recht lebensgefährlich ausſah. Mit der ungeſchlachten Rieſenhaftigkeit der ganzen Erſcheinung kontraſtirte das feine, dünne, weinerliche Stimmchen des Burſchen, deſſen Geſichtsausdruck im übrigen den echt nationalſchwäbiſchen Typus verrieth. Fourierſchütz Kronenbitter, dazumal in Stuttgart ein berühmter öffentlicher Charakter, wenigſtens ſoweit das Territorium der ſchiller'ſchen „Bande" reichte, war in der That ein Urſchwabe, halb Schalk, halb „Latſche"*).

Der Kronenbitter ſtand gerade und ſteif wie ein Bolz vor ſeinem zeitweiligen Gebieter.

„Mein Freund iſt bei mir zu Gaſt", ſagte Schiller kurz. „Wir müſſen ein Mittageſſen haben."

„Sehr wohl, Herr Doktor."

„Auch eine Flaſche Wein."

„Sehr wohl."

„Schaff' alles herbei!"

„Sehr wohl."

„Marſch!"

Der Kronenbitter rührte ſich nicht von der Stelle.

„Nun, was ſoll's, du Kaliban? Wurſt, Kartoffelſalat und Brot holſt du im Ochſen. 's iſt ja nur ein paar Schritte hin. Eine Flaſche Wein muß noch da ſein."

Der Kronenbitter ſchüttelte ſo kummervoll das Zuckerhuthaupt, daß Raleigh nur mit Mühe das Lachen verhielt.

„Donner und Doria!" fuhr der Dichter auf, „hat der Kapff rückſichtsloſer Weiſe die letzte der hoven'ſchen Flaſchen ausgetrunken?"

---

*) Dieſer Provinzialismus iſt im Hochdeutſchen nicht wiederzugeben. Es gibt ohne Zweifel auch außerhalb Schwabens „Latſche". Aber um zu wiſſen, was ein echter und gerechter Latſche iſt, muß man ſchlechterdings in Schwaben gelebt haben.

Der Feurierſchütz ſchüttelte abermals das Haupt und verſetzte bedächtig:

„Der Herr Leutnant mußte, wie der Herr Doktor wiſſen, heute ſehr früh heraus. War wild, der Herr Leutnant, als er Licht machen wollte und keinen Leuchter nicht fand. Suchte ich da nach einem. Dort iſt er.“

Er ſtreckte einen ſeiner unendlichen Arme aus und wies mit einem unendlich langen Zeigefinger nach dem Tiſch, worauf eine leere Flaſche ſtand, die einer halb herabgebrannten Talgkerze zum Halter diente.

„Die Flaſche iſt leer, du Halunk!“

„Ja“, entgegnete der Kronenbitter mit großer Gemüthsruhe, „in der Dunkelheit hab' ich ſtatt einer leeren die volle Bouteille erwiſcht, und weil der Herr Leutnant ſo gar preſſirt war und nach einem Leuchter ſchrie, ließ ich ſie in der Geſchwindigkeit ausrinnen.“

„Ausrinnen, du Schurke?“

„Ja“, fuhr der Feurierſchütz mit der dummpfiffigſten Miene fort, die er aufzuwenden hatte. „Hab' ſie ausrinnen laſſen, die Bouteille, und weil ich hab' gedacht, daß es Sünde wäre, ſo 'ne Gottesgabe auf den Boden laufen zu laſſen, und weil mein Maul grad' in der Nähe war, ſo —“

„So ließeſt du den Wein in dein Eſelsmaul rinnen. Hat man je einen ſolchen Schuft geſehen? Der Kerl ärgert mich noch zu Tode. Ich ſag' dir, du Behemoth, ich werde Sorge tragen, daß du dafür auf die Latten gelegt wirſt.“

Raleigh lachte, denn es gewährte einen komiſchen Anblick, wie der Dichter wild geſtikulirend im Zimmer umherfuhr und der Kronenbitter mit unzerſtörbarer Ruhe und Steifheit ſeinen Platz behauptete. Der Mann, welcher dem Stubenburſchen ſeines Herrn auf ſo ſinnreiche Weiſe zu einem Leuchter verholfen hatte, wußte ganz gut, daß die Drohung mit den Latten auch diesmal nicht in Erfüllung gehen werde.

„Nun, was ſtehſt du noch da, als wäreſt du angenagelt?“ fuhr ihn der Dichter an. „Mach', daß du fortkommſt und Eſſen und Trinken herbeiſchaffſt. Sag' dem Meiſter Dickbauch, dem Ochſenwirth, ich müſſe eine Bouteille von ſeinem Uhlbacher haben, und der Ochſenwirthin, ſie ſolle auch tüchtig Eier an den Salat thun.“

„Sehr wohl, Herr Doktor, aber —“

„Was aber?“

„Der Meiſter Dickbauch Ochſenwirth iſt ein gar ſo artliger*) Kerl — hm, nun — wiſſen Sie —“

Und er machte mit Daumen und Zeigefinger die Gebärde des Geldzählens.

„Schwerenoth!“ brummte Schiller. „Ich hab' jetzt keins. — Er ſoll's zum übrigen ſchreiben.“

„Sehr wohl, aber der Meiſter Dickbauch meinte ſchon vergangene Woche, es hätte auf der Tafel nichts mehr Platz.“

Raleigh näherte ſich dem Rieſen, um ihm verſtohlener Weiſe Geld in die Hand zu ſtecken, welche ſehr bereitwillig ſich aufthat. Aber der Dichter bemerkte es und ſagte mit Entſchiedenheit:

„Nichts da! Thu' die Hand weg, du ewiger Schwerenöther und Sauſaus! — Ich habe mir nun einmal in den Kopf geſetzt, daß du heute mein Gaſt ſein ſollſt, lieber William. Alſo keine Großmuth! Sie würde mich beleidigen. — Marſch, Kronenbitter! Will der Ochſenjörgle Umſtände machen, ſo meld' ihm von mir, die Bande werde ihm den rothen Hahn aufs Dach ſchicken. Oder noch beſſer, geh' zur Ochſenwirthin. Sie iſt eine geſcheidte Frau und hält was auf uns Leute von Geiſt."

---

*) Wunderlicher.

Der Fourierſchütz ſalutirte und wiſchte mit einem Schritt ſeines beiſpielloſen Gangwerkes zur Thüre hinaus.

„Lieber Schiller", ſagte Raleigh, „es iſt unfreundlich von dir, mich nicht für deine Bedürfniſſe ſorgen zu laſſen. Hat dich nicht mein armer Bruder Georg, für den du ſo viel gethan, den du mit ſo großer Aufopferung während ſeiner Krankheit gepflegt, in jenem Brief, den er mit ſchon halb vom Tode erſtarrter Hand ſchrieb, meiner Dankbarkeit und Liebe empfohlen? Du haſt neulich mein gewiß von Herzen gekommenes Anerbieten, einen Theil meines Ueberfluſſes von mir anzunehmen, barſch zurückgewieſen. Du haſt hierfür Gründe angegeben, die ich ehre; aber —"

„Aber, beſter William, du meinſt, es wäre ſchicklicher, dir etwas ſchuldig zu ſein, als dem Ochſenwirth? Das beſtreite ich. Der Ochſenjörgle wird dafür ſorgen, daß ich ihm nie mehr ſchuldig werde, als ich zu bezahlen im Stande bin. Mit dir wäre es etwas anderes. Ließe ich mich einmal darauf ein, von deiner brüderlichen Freigebigkeit Gebrauch zu machen, ſo würde ich dir bald mehr engliſche Pfunde abgepumpt haben, als ich dir deutſche Batzen zurückzahlen könnte. Laß daher, ich bitte dich, dieſen Punkt ein für allemal zwiſchen uns abgethan ſein. Gewiß, käme ich einmal in wirkliche Noth, du wäreſt der Mann, welchem verpflichtet zu ſein meinen Stolz am wenigſten demüthigen würde. Aber von ſo einem dringlichen Fall iſt ja noch überall keine Rede. Nein, rede mir nicht mehr davon! Ich weiß, du meinſt es herzlich gut; du würdeſt, was du mir heute gäbeſt, morgen ſchon vergeſſen haben. Aber wahre Freundſchaft muß Gleichheit zur Grundlage haben; nicht die des Beſitzes, aber die der Geſinnung. Ich achte deine Großmuth, du laß mir den Stolz der Unabhängigkeit. Es iſt nun einmal mein Schickſal, auf die eigene Kraft angewieſen zu ſein, und ich will es tragen wie ein Mann."

Das war nun ſo ein Sonnenblick angeborener Vornehmheit und lauteren Seelenadels, wie ſie den Gewitterhimmel von Schillers Sturm- und Drangperiode oft durchbrachen.

Raleigh war zu zartfühlend, als daß er, wenigſtens für jetzt, weiter in den Freund gedrungen wäre, von ſeinen großmüthigen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Ueberdies kehrte der groteske Fourierſchütz bald zurück und das vergnügliche Feuer ſeines ungeheuerlichen Mundes verrieth ſogleich, daß ſeine Miſſion wider erwarten erfolgreich geweſen.

Schiller räumte die „ausgerennene" Flaſche, den improviſirten Leuchter, vom Tiſch und beſetzte dieſen mit einer ſehr fragmentariſchen Sammlung von Speiſegeräthen. Es gab viel Geſuche, bis endlich eine Art Serviette auf den Tiſch gebreitet war und auf dieſem Tafeltuch zwei Teller, etliche Gabeln und Meſſer, ein wackeliges Salzfaß, eine leere Pfefferbüchſe, ein großes Paßglas und ein kleines Trinkkrüglein aus Steingut prangten.

Nun packte der Kronenbitter den mitgebrachten Handkörbl mit nicht geringem Selbſtgefühl aus und brachte Schätze zum Vorſchein, welche in der „Höhle" nicht alle Tage zu ſehen waren

Da war nicht nur die obligate Knackwurſt, ſondern auch der Teller mit verführeriſch duftenden Schinkenſchnitten und gar ein weiterer mit kaltem Braten. Der Salat war königlich bereitet, denn ſeinem gemeinen Kartoffelſtoff waren vornehmere Beſtandtheile, Rapunzelnblätter, Eier und Häringsſtückchen, beigemiſcht. Es fehlte auch nicht an ein paar appetitlichen Brötchen und endlich erſchienen ſtatt der begehrten Flaſche mit rothem Uhlbacher gar deren zwei. Ein Mythus will ſogar wiſſen, es ſei den beiden Flaſchen urſprünglich eine dritte geſellt geweſen, die habe aber der unglückliche Kronenbitter unterwegs geſchwind „ausrinnen" laſſen; ja, es ſei dem Träger des Speiſekorbs dabei außerdem noch begegnet, daß er in ſeiner Zerſtreutheit auch einen erklecklichen Theil von dem Braten, der doch nicht wohl ausrinnen konnte, auf irgend eine andere Weiſe verlor.

Wie dem auch ſei, der Dichter war über die prächtige Mahlzeit, welche er ſeinem Gaſte anbieten konnte, höchlich erfreut.

„Bei allen Göttern des Olympos!" ſagte er, „mit dem Meiſter Dickbauch muß eine wunderbare Metamorphoſe vorgegangen ſein. Der Mann hat wahrſcheinlich die Ehre der ſchwäbiſchen Gaſtfreiheit retten wollen und deßhalb ein Uebriges gethan."

„Sehr wohl", miſchte ſich der Fourierſchütz ein. „Aber der Ochſenwirth iſt über Feld, derentgegen iſt die Ochſenwirthin ein Weibsbild, das 'ne Gattung hat."

„Aha, von der Seite kommt unſer Ueberfluß?"

„Sehr wohl."

„Ich werde ſie verewigen!" rief der Dichter aus. „Ja, das werd' ich! Sie iſt das Ideal einer Wirthin. Brauch' ich mal ein ſolches, weiß ich, wo ich es zu ſuchen habe. — Aber nun komm', lieber William. Das lange Warten wird Deinen Appetit gehörig geſchärft haben. ‚Und ſie erheben die Hände zum lecker bereiteten Mahle', heißt es im Homer, weißt Du? Der wackere Beß! Ich ſchlage vor, unſer Feſtmahl mit einem feierlichen Trinkſpruch auf den Mann anzuheben, welcher uns eine deutſche Odyſſee gegeben hat."

Das Tiſchgeſpräch drehte ſich eine Weile um den Kronenwirth, denn Raleigh fand an einem Burſchen Gefallen, welcher ihn an einen der ſhakſpeare'ſchen Clowns erinnern mochte. Schiller ſprach das aus und ſo kam die Rede auf den großen „Herzenskündiger".

„Die Bekanntſchaft mit Shakſpeare", ſagte der Dichter, „war ohne Zweifel das bedeutſamſte meiner Erlebniſſe in den Räumen der Karls-Akademie. Ich taſtete zwiſchen aufgezwungenen und ſelbſtgewählten Studien unſicher hin und her. Die letzteren mußten, wie ich dir ſchon früher mitgetheilt, verſtohlen betrieben werden und wahrſcheinlich wurden ſie gerade deßhalb mit einigem Eifer betrieben. Die neuere deutſche Literatur war eigentlich ein geradezu verpönter Artikel, während man es mit dem Einſchmuggeln franzöſiſcher Autoren, auch wenn ſie keineswegs zum Studienreglement gehörten, ziemlich leicht nahm. Voltaire hat mich nie ſehr gereizt. Ich vermochte ſein Talent, und war es auch ein ſo außerordentliches, nicht ſehr hoch anzuſchlagen, ein Talent, das überall von der Anſicht ausging, Himmel und Erde ſeien nur dazu da, um zu einem Fangballſpiel des Witzes Raum zu gewähren, welches den Unterſchied von Heiligem und Unheiligem nicht kannte oder wenigſtens nicht anerkannte. Viel tiefere Wirkung empfing ich von Rouſſeau, aus deſſen Schriften überall der

Schrei nach Natur und Befreiung tönt. Wie mußte dieſer Ruf auf uns arme Akademiker wirken, die wir alles, aber auch gar alles auf Kommando thun ſollten. Später war mir freilich manchmal, Rouſſeau's Wahrheitsliebe ſei keineswegs ohne Koketterie und ſelbſt in ſeinen glühendſten Aufſchwüngen von Aufrichtigkeit laufe etwas Komödiantiſches mitunter."

„Ganz recht", bemerkte Raleigh. „Wie könnte es auch anders ſein? Rouſſeau war ein Franzos, alſo ein geborener Komödiant. Ich will damit nicht gerade einen Tadel ausſprechen. Mir, dem Amerikaner, der recht wohl weiß, daß ohne den hochherzigen Beiſtand Frankreichs Amerika keine Ausſicht hätte, ſeinen Unabhängigkeitskampf ſiegreich zu beendigen, ſtände es wahrlich ſchlecht an, gering von der franzöſiſchen Nation zu denken und zu ſprechen. Wenn ich die Franzoſen geborene Komödianten nenne, ſo will ich damit nur ſagen, daß es in ihrer Natur liegt, allem und jedem einen theatraliſchen Anſtrich zu geben. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieſe Eigenſchaft ſelbſt an Lafayette wahrzunehmen, der doch ſonſt vielfach an die beſten Charaktere des Alterthums erinnert."

„Oh, erzähle mir von ihm, und vom großen Waſhington und von Franklin und von allen den Helden und Weiſen eurer großen Sache. Ich habe dich ſchon lange darum angehen wollen. Ich liebe ſonſt den leidigen Miſchmaſch von Irrthum und Gewalt, welchen die Leute Politik nennen, nicht ſehr, weißt du? Aber ſeit ich die herrliche Erklärung der Menſchenrechte kenne, wie euer Kongreß ſie erließ, habe ich angefangen zu ahnen, daß jener Miſchmaſch auch edlere Elemente in ſich bergen könnte."

„Wirklich? Was doch ihr Deutſchen für wunderliche

Menſchen ſeid! Manchmal, wenn ich von dir und deinen Freunden ſolche Aeußerungen über das ſtaatliche Leben höre, kommt mir das ſo fremd vor, daß ich meine, ich müßte keinen Tropfen deutſchen Blutes in den Adern haben. Und doch heimeln mich dann auch wieder die idealiſchen Regionen, in welchen ihr euch umtreibt, wunderbar an. Laß uns heute in dieſen Regionen bleiben; ich erzähle dir bei gelegener Zeit von unſerer amerikaniſchen Wirklichkeit. — Du wollteſt von deiner erſten Bekanntſchaft mit Shakſpeare ſprechen, der ja ſo zu ſagen mein Namenspatron iſt. Mein armer Vater, dem es nicht vergönnt war, den Ruhm ſeines Landes zu erleben, ſchöpfte mir, dem von ihm hoch verehrten Dichter des ‚Lear‘ zu Ehren, den Namen William.“

„Möge er von guter Vorbedeutung ſein! — Du kennſt Goethe's Erſtlingswerke, du liebſt und bewunderſt ſie und kannſt dir alſo vorſtellen, welchen Tumult Götz und Werther unter uns Inſaſſen der Akademie veranlaſſen mußten. Wie Großes auch Klopſtock, Wieland und Leſſing jeder in ſeiner Art geleiſtet, wie ſehr des erſteren lyriſches Feuer, des andern graziöſe Schalkhaftigkeit, des dritten dramatiſche Energie zu bewundern iſt, immer noch waren die hemmenden Schranken, welche jahrhundertelange Ausländerei um den deutſchen Genius gezogen, nicht hinweggeräumt. Da warf Goethe mit ſeinem Götz und Werther dieſe Schranken in unaufhaltſamem Sturmſchritt nieder. Wir waren trunken von dieſer frohen Botſchaft der Natur, der Freiheit, der Originalität und ſtimmten jubelnd ein in dieſen Feldruf gegen alle Philiſterei. Unſer guter Profeſſor Abel, welcher dem Reglement der Akademie zum Trotz die neue Richtung begünſtigte, wo und wie er nur immer konnte, theilte unſern Enthuſiasmus für

Goethe, aber zugleich ließ er geheimnißvoll etwas fallen von einer Sonne, an deren Stralen Goethe's Genie ſich entzündet haben dürfe. Er nannte Shakſpeare, von welchem ich nur wußte, daß Voltaire ihn ſehr wegwerfend beurtheilt habe. Der Name machte aber weiter keinen Eindruck auf mich. Abel hatte aber die löbliche Gewohnheit, die Lehrſätze der Pſychologie, welche er uns vortrug, durch paſſende Stellen aus Dichtern zu erläutern. Als er daran kam, uns den Kampf der Pflicht mit der Leidenſchaft und der Konflikte der Leidenſchaften unter einander zu veranſchaulichen, zog er Stellen aus Shakſpeare's ‚Othello' an. Ich horchte hoch auf: mir war, als ſähe ich wunderbare Blitze fern in der Nacht und hörte Donner rollen, die meine Seele erbeben machten. Nach beendigter Vorleſung bat ich den verehrten Lehrer um das Buch. Es war die wieland'ſche Ueberſetzung. Jetzt ſtudirte ich Tag und Nacht den großen Briten und ſo ganz nahm er mich gefangen, daß ich lange Zeit von gar nichts anderem wußte. Mehrere meiner Freunde theilten mein Studium und dein guter Bruder Georg, der von Hauſe aus den Dichter kannte, ruhte nicht, bis er ſich durch einen Antiquar einige der ſhakſpeare'ſchen Stücke im Original verſchafft hatte. Unter ſeiner Anleitung iſt mir gelungen, von dem Dichter in ſeiner eigenen Sprache wenigſtens eine nothdürftige Kenntniß zu erlangen. Aber ich geſtehe, der erſte Eindruck, den mir Shakſpeare gab, war, wenn auch ein höchſt gewaltiger, doch kein erhebender. Ich mußte den unermeßlichen Genius wohl bewundern, aber ich konnte ihn anfangs nicht lieben. Ich verſtand ihn noch nicht. Mich empörte die Kälte und Unempfindlichkeit, die ihm erlaube, mitten im höchſten Pathos zu ſcherzen und aus höchſter Aetherhöhe plötzlich mitten in die Gemeinheit des Lebens herabzufallen. Nur langſam lernte ich begreifen, daß man bei Shakſpeare die Natur ſtets aus erſter Hand erhält, und nur allmälig ging mir das Verſtändniß dieſer wunderbaren Unmittelbarkeit der Wahrheit auf, von welcher ſeine Werke voll ſind. Nun verſtand ich auch ſeine ſcheinbare Kälte: es iſt die göttliche Ruhe des Meiſters, der das Daſein in allen ſeinen Höhen und Tiefen kannte und die wechſelnden Erſcheinungen deſſelben ſtets in den paſſendſten Formen auszuprägen verſtand. — Als ich ſo die ſhakſpeare'ſche Poeſie mir angeeignet hatte oder vielmehr angeeignet zu haben glaubte — denn wer kann ſagen, daß er mit dieſem Studium überhaupt fertig geworden ſei? — da meinte ich, etwas von der Kraft, einen Funken von Shakſpeare's Geiſt in mir glimmen zu fühlen, und ich that das Gelübde, dem Gewaltigen nachzueifern mit aller Macht. Es überkam mich, ich weiß nicht wie, daß auch ich ein Dichter ſei. In Knabenjahren war es mein Ideal geweſen, als Prediger zum Volke zu reden. Meine geliebte Mutter hatte das auch ſo ſehnlich gewünſcht. Aber da ich, wie mein guter Vater mir bei jeder Gelegenheit einzuprägen nicht müde wird, nicht zu den wenigen gehöre, die zu befehlen, ſondern zu den vielen, die zu gehorchen haben, ſo mußte ich jenem Ideal entſagen und mich durch eine Fürſtenlaune erſt zum Juriſten und dann zum Mediziner machen laſſen. Shakſpeare zeigte mir aber, daß man nicht nur von der Kanzel, ſondern auch von der Bühne herab zum Volke reden könne, machtvoll, herzerſchütternd. Eine Stimme ſchrie in mir: Werde deinem Volke etwas, was Shakſpeare der Welt iſt: — du kannſt es! Da faßte ich mir einen kühnen Muth, und alles, was ich geträumt und geſchaut, gehofft und beklagt, beſeufzt und verflucht hatte, ammenraffend, ſchleuderte ich die ‚Räuber‘ aufs Papier! Hat die innere Stimme wahr geſprochen oder hat ſie gelogen?“

Bewegt ſprang der Dichter auf und ging mit großen Schritten in dem kleinen Gemache hin und her.

„Sie hat wahr geſprochen, theurer Freund“, ſagte Raleigh, und du weißt, ich ſpreche nicht ſo, um dir zu ſchmeicheln, ſondern aus innerſter Ueberzeugung. Die ‚Räuber‘ ſind ein kühner Wurf. Er hat noch nicht das höchſte Ziel erreicht, aber vertraue nur der inneren Stimme und deinem hohen Vorbild. Auch Shakſpeare hat ſicherlich nicht im erſten Anlauf einen ‚Julius Cäſar‘, einen ‚Hamlet‘ oder ‚Macbeth‘ geſchaffen. Sei du ein Strebender wie er und nun komm', wir wollen den Manen des Unſterblichen eine Libation bringen.“

Die beiden Freunde thaten das mit einer gewiſſen Feierlichkeit. Zu jener Zeit gab es einen Kultus des Genius, denn es gab noch einen Glauben an das Ideal.

Schiller, dem Freunde wieder gegenüber ſitzend, fuhr fort:

„Ich bin eigentlich undankbar gegen den Herzog Karl. In ſeiner Weiſe hat er es gut mit mir gemeint und was kann er dafür, daß ich nicht aus dem Stoffe gemacht bin, der ſich von der Willkür des Deſpotiſmus widerſtandslos in jede beliebige Form preſſen läßt? Er weiß, daß ich nicht aus ſolchem Stoffe bin, und ich habe Grund, zu glauben, daß er entſchloſſen iſt, ſeine pädagogiſchen Experimente mit mir fortzuſetzen. Eins aber weiß ich, daß ich nämlich entſchloſſen bin, das Aſperg-Experiment, welches der arme Schubart jetzt ſchon fünf lange Jahre ausgeſtanden hat und wer weiß wie lange noch auszuſtehen haben wird, nicht mit mir vornehmen laſſen werde, um keinen Preis!

— Im übrigen darf ich doch nicht vergeſſen, daß ich mein Bißchen Wiſſen in der Akademie geholt, wenn auch nicht gerade auf dem reglementariſchen Wege. Vielleicht hat auch nur der Druck, der auf mir laſtete, die Kraft meines Geiſtes geweckt. Und dann hab' ich auch ſchöne Stunden in jenem verwünſchten Gefängniſſe gelebt, Stunden der Freundſchaft, der kühnſten Schwärmerei. Mit je mehr Proſa man uns quälte, deſto idealiſtiſcher wurden wir. In Kerkerluft gedeihen oft die blühendſten Freiheitsträume. Und dann habe ich in jenen Kerkermauern doch auch Begegnungen gehabt, welche unauslöſchliche Eindrücke in mir zurückließen. Wäre mir dort auch kein anderes Glück zu theil geworden als das, daß mir vergönnt war, Kaiſer Joſef und Goethe von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, es müßte genügen."

„Kaiſer Joſef und Goethe haben die Akademie beſucht? Du haſt ſie geſehen? Erzähle mir doch davon."

„Ich weiß eben nicht viel davon zu erzählen, ich weiß nur, daß die Erſcheinung dieſer beiden bedeutenden Menſchen mich in höchſt wohlthuender Weiſe bewegte. Der junge Kaiſer kam im Jahre 1777 hierher nach Stuttgart. Er wollte nur einen Tag bleiben, aber ein Beſuch in der Akademie gewann ihm ſolches Intereſſe ab, daß er denſelben am folgenden Tag wiederholte. Wir hatten uns des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation kaiſerliches Oberhaupt freilich majeſtätiſcher vorgeſtellt. Da war keine Spur von Pomp und Pracht. Der Imperator trug ſich wie der ſchlichteſte Kavalier oder vielmehr ganz bürgerlich und hatte ſich alles Ceremoniel entſchieden verbeten. Er wohnte mehreren Vorleſungen in der Akademie an. Seine Perſönlichkeit erſchien neben unſerem ſtattlichen Herzog anfangs geradezu unbedeutend. Aber der Zauber der Humanität, der an ihm haftete, verwiſchte dieſen Eindruck bald. Sein einfaches, freundliches Benehmen, ſeine leutſeligen Fragen, ſeine geiſtvollen Bemerkungen gewannen ihm alle Herzen. In ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich der raſtloſe Trieb aus, ſich und andere zu bilden und zu veredeln. Wir ſahen in ihm das Ideal eines Fürſten und wahrlich, er hat unſere Hoffnungen nicht getäuſcht. Kaum ein Jahr iſt es her, ſeit er zwei unſterbliche Regententhaten gethan: durch ſein Cenſuredikt gewährte er die bisher gänzlich niedergehaltene Denk-, Rede- und Preßfreiheit ſeinen Völkern und durch ſein Toleranzedikt machte er der Unterdrückung der Nichtkatholiken ein Ende. Ich verſtehe zu wenig von den Staatsſachen, um beurtheilen zu können, wie weit es begründet iſt, wenn Kaiſer Joſefs Tadler meinen, er gehe bei ſeinen Reformen mit Uebereilung vorwärts; ich weiß auch nicht, ob Friedrich der Große berechtigt war, zu ſagen, Joſef mache immer den zweiten Schritt vor dem erſten: das aber ſagt mir mein Herz, daß die Muſe der Geſchichte den Kaiſer als einen der erſten unter den wenigen Herrſchern nennen wird, welche mit Ernſt daran gearbeitet haben, daß die Menſchen menſchlich zu leben im Stande ſeien."

„Und Goethe?"

„Er kam etwas vor der Weihnacht 1779 mit ſeinem Herzog, der ihn überall nicht wie einen Diener, ſondern wie einen vertrauten Freund behandelte. Es wurde gerade der Stiftungstag der Akademie gefeiert. In dem großen Sale fand abends die Preisvertheilung an die Zöglinge ſtatt. Wir wußten, daß Goethe mit ſeinem Herzog der Feierlichkeit anwohnen würde: er hatte im Schloſſe mit den Herrſchaften geſpeiſt. Du kannſt dir denken, mit welcher Spannung wir älteren Akademiker, die wir friſch von der Lektüre des Götz und Werther herkamen, der Erſcheinung des in ſo jungen Jahren ſchon ſo berühmten Gaſtes entgegenſahen. Er kam, eine gewinnende nicht nur, ſondern eine ſiegreiche Perſönlichkeit. Wie hingen meine, aller Blicke an ihm! Profeſſor Konsbruch hielt die übliche Feſtrede. Er ſprach über den Einfluß der phyſiſchen Erziehung auf die pſychiſche. Aber ich achtete nicht darauf. Mein Freund Hoven, der es that, hat nachher behauptet, der Profeſſor habe ein Citat aus ‚Werthers Leiden' in ſeinen Vortrag verwoben und darob ſei Goethe roth geworden und habe die Augen niedergeſchlagen wie ein Mädchen. Während der Preisvertheilung iſt der Herzog von Weimar dem Herzog Karl zur Rechten, Goethe zur Linken geſtanden und wir haben uns herzinnig gefreut, zu ſehen, wie unſer Fürſt den Dichter auszeichnete. Ach, wie gern hätte ich für einen Augenblick die Blicke deſſelben auf mich gezogen! Ich weiß, es war kindiſch, und doch that es mir wohl, daß ich vor den Augen des bewunderten Mannes mehrere Preiſe zugetheilt erhielt. Was hätte ich für ein Wort aus ſeinem Munde gegeben, ſelbſt für das gleichgiltigſte. Mir iſt, als ſähe ich ihn noch vor mir, den ſchlank und hochgewachſenen Dreißiger mit den geiſtvoll ſchönen Zügen, wie er mit ruhiger Sicherheit unter den vornehmen Leuten ſich bewegte und mit genialiſch feurigen Augen umherblickte. Man ſah ihm an, er fühlte ſich den Fürſten gegenüber nicht nur als ein Ebenbürtiger, ſondern wohl auch als ein Höherer. Dieſe imponirende perſönliche Erſcheinung des Genius wird mir unvergeßlich ſein."

Nach einer Pauſe ſetzte der Dichter hinzu:

„Ich darf ſagen, der Neid iſt ein Laſter, welchem ich nicht gänglich bin. Und doch iſt mir oft, als hätte Goethe's damalige ſcheinung einen bitteren Stachel in meiner Bruſt zurückgelaſſen. ie hat die Natur ihn bevorzugt, ſchon in ſeinem Aeußeren! elch ein günſtiger Stern hat von Kindheit auf über ihm euchtet! Wie leicht wurde ſein Genie von ſeinem Glücke ragen! Auf wie fröhlichen Pfaden iſt er zu des Lebens Höhen aufgelangt, während andere —“

Er brach raſch ab. Mit unmuthigen Blicken ſah er in der mmerlichen Stube umher und dann düſter vor ſich nieder.

## Viertes Kapitel.

Der Verſchwörer von Genua. — La Turbinella abermals. — Die „Entzückung an Laura“ und ein Stral kalten Waſſers. — Zwei Reminiſcenzen aus der Militärakademie. — Die Laura-Oden. — Ein Frauenideal. — Ein Bekenntniß. — Amerikaniſche Liebe. — Der Sammetdoktor und ſeine Novelle.

Raleigh, des Freundes momentane Verbitterung begreifend und achtend, ließ es eine Weile anſtehen, bis er, die drückende Pauſe zu beendigen, die Frage that:

„Was macht der Verſchwörer von Genua?“

Schiller ſchaute auf. Er verſtand die wohlwollende Abſicht des Freundes, ihn von unfruchtbarem Grübeln abzuziehen, und kam derſelben ſogleich freundlich entgegen.

„Was der Fiesco macht?“ verſetzte er. „Nun, ich denke, er verſchwört ſich brav.“

„Die Arbeit rückt alſo vorwärts?“

„Tüchtig, aber mit jedem Schritt ſteigern ſich auch die Schwierigkeiten. Ich ſehe wohl ein, wie gut es mein lieber Lehrer Abel mit mir meinte, wenn er mir rieth, einen hiſtoriſchen Stoff zu behandeln. Er wollte damit meiner, wie er ſich mir einer Anſpielung auf meinen wilden Erſtling ausdrückte, räuberiſchen Phantaſie einen Kappzaum angelegt wiſſen. Aber wenn ich mich nun in die geſchichtlichen Quellen vertiefe, aus welchen ich meinen Stoff geſchöpft habe, ſehen mich die Thatſachen ſo grau an, daß ich mir Gewalt anthun muß, nicht alles umzumalen. Um ein poetiſches Werk zu ſchaffen, muß ich meine Charaktere doch wohl von dem gemeinen Boden der Wirklichkeit in die Region des Ideals emporheben. Aber dann überkommt mich wieder die Furcht, der Geſchichte ins Handwerk zu pfuſchen. Ich ahne freilich, was die echte hiſtoriſche Tragik leiſten ſoll. Sie ſoll die Adern der Geſchichte mit poetiſchen Säften ſchwellen. Allein ich fürchte, meine Künſtlerſchaft iſt noch zu ſehr von geſtern und heute, als daß ſie dieſe Aufgabe vollſtändig erfüllen könnte. Kurz, es iſt noch kein rechter Fluß und Guß in dem Werk, obwohl ich mir auf einzelne Partieen etwas einbilden möchte. Am meiſten Noth hab' ich damit, daß die von mir erfundenen Perſonen des Stückes noch nicht recht zu den hiſtoriſchen paſſen wollen."

„Du haſt das Stück wieder in Proſa geſchrieben?"

„Ja. Hat uns doch Leſſing durch ſeine ‚Emilia Galotti' gezeigt, daß Melpomene auch in dem Gewande der Proſa mit höchſter Würde einhergehen könne. Er wußte wohl, was er that, als er dem weitbauſchig-deklamatoriſchen Verſe der franzöſiſchen Tragödie ſeine knappgeſchürzte dramatiſche Proſa entgegenſetzte."

„Aber ſeither hat er doch ſeinen herrlichen ‚Nathan' in Verſen geſchrieben."

„Er konnte es, weil edle Mäßigung ihm ſtets die Feder führt, und ich hoffe, die jambiſche Form des ‚Nathan' werde in der Entwickelung unſerer dramatiſchen Poeſie ein bedeutſames

Moment abgeben. Was aber mich betrifft, ſo getraue ich mir einſtweilen noch nicht, ein Drama in Verſen zu komponiren. Weißt du, ich habe die verwünſchte Eigenheit, in Verſen im Handumdrehen ins Ueberſtiegene hineinzugerathen — hol's der Henker! — und ſo muß ich meinen dramatiſchen Pegaſus einſtweilen noch auf der Trenſe der Proſa reiten."

„Du erwähnteſt vorhin der erdichteten Perſonen deines neuen Drama's — dabei fällt mir ein, daß mir dein Freund und Akademiegenoſſe, der Bibliothekar Peterſen, ſagte, es komme in dem Stück eine furchtbare Kokette vor, eine Donna Julia oder Gräfin — Gräfin — wart' mal —"

„Gräfin Imperiali."

„Recht. Die ſei aber nicht aus der Phantaſie, ſondern aus dem Leben gegriffen, meinte Peterſen."

„Wie ſo?"

„Er ſagte, das Original der Donna Julia ſei eigentlich das junge Mädchen in der Ecole des Demoiſelles, Fräulein Lauretta."

„Die Turbinella?"

„Ja."

Es iſt natürlich, daß ein junger Poet, wenn von einem ſeiner Werke die Rede, ſeine Aufmerkſamkeit viel zu ſehr dieſem Gegenſtande zuwendet, um auf anderes achtſam zu ſein. Wäre dem nicht auch hier ſo geweſen, hätte Schiller unſchwer bemerken können, daß ſein Freund das Geſpräch nicht ganz ohne Abſicht auf die Turbinella lenkte.

„Der Peterſen hat oft wunderliche Flauſen im Kopfe", bemerkte der Dichter arglos.

„So ſagte Scharffenſtein auch, allein Peterſen blieb bei ſeiner Behauptung.“

„Das glaub' ich wohl; was der einmal im Kopfe hat, iſt wie angenagelt. Du ſelbſt aber binnen wenigen Wochen urtheilen können, wie grundlos ſeine Meinung iſt. Bis dahin wird, hoff' ich, der ‚Fiesko‘ fertig ſein. Ich mag dir das Stück nicht unfertig zum Leſen anbieten. Meine Kokette Julia ein Konterfei der Turbinella? Bah, dummes Zeug, dazu halt' ich das ſeltſame Mädchen denn doch zu hoch, viel zu hoch.“

„Was ſoll eigentlich der ſonderbare Name Turbinella?“

„Die Frau Generalin von Wimpfen, welche über Lauretta noch jetzt eine Art Protektorat ausübt, gab ihn dem Mädchen und man muß ſagen, der Spitzname iſt nicht ohne Grund gegeben. Das ſchöne Kind iſt ein Wirbelwind, eine Windsbraut. Die gute Frau Oberſtin Seeger hatte mit der Turbinella in der Ecole ſo große Noth wie der Herr Oberſt Seeger mit irgendeinem von uns Wildfängen in der Akademie.“

„Aber wer und woher iſt ſie denn eigentlich?“

„Hm, das iſt eine ziemlich romanhafte Geſchichte. Ob alles wahr, was man ſich davon erzählt, weiß ich nicht. Es heißt, Lauretta ſei als kleines Kind bei einem Streifzug herzoglicher Landdragoner gegen eine Gaunerbande im Schurwalde aufgegriffen worden. Es habe bei dieſer Gelegenheit eine Art Gefecht abgeſetzt und da ſei die Mutter der Kleinen durch eine verirrte Kugel getödtet worden. Der Herzog befand ſich gerade in Göppingen, als das gefangene Geſindel dort eingebracht wurde. Der Anblick des Kindes habe ihn ſeltſam bewegt. Er ſei dadurch an eine wilde Epiſode ſeiner wilden Zeit erinnert worden, die damals ſchon ſo ziemlich hinter ihm lag. Lauretta habe ihn an die Sizilianerin Laura Paſtori erinnert, welche in der langen Reihe ſeiner italiſchen Buhlerinnen eine vortretende Rolle geſpielt hatte. Die Sängerin und Tänzerin Paſtori ſei ſchön geweſen wie die Sünde und wild wie ein Panther. Der Herzog ſei mit wüthender Leidenſchaft in ſie verliebt geweſen und man ſagt, ſie habe ihn lange ſchmachten laſſen. Wenige Monate nachher wurde die vielbeneidete Odaliſke eines Morgens mit bloßen Füßen, wie eine gemeine Straßendirne, zum eßlinger Thore hinausgeſtäupt, ein Racheakt herzoglicher Eiferſucht, die, motivirt oder grundlos, ihrer Wuth keine Gränze ſetzen mochte. Später habe es ſich herausgeſtellt, daß die Unglückliche, an welcher man dieſe Brutalität verübte, während ſie ſich in einem Zuſtande befand, der auch die verhärtetſte Grauſamkeit entwaffnen geſollt, völlig ſchuldlos geweſen. Sie war verſchollen und es war über die ganze Geſchichte Gras gewachſen, als das im Schurwalde aufgegriffene Kind den Herzog wieder daran erinnerte. Leute, welche die Paſtori, genannt La Bella, noch gekannt haben, wollen wiſſen, die Turbinella ſehe derſelben außerordentlich ähnlich; andere behaupten, ſie habe in den und um die Augen einen unverkennbar herzoglichen Zug. Was weiß ich? Genug, Herzog Karl brachte den Findling damals in ſeiner eigenen Kutſche nach Ludwigsburg und übergab dort die Kleine der Generalin von Wimpfen. Etwas ſpäter kam Lauretta hierher in die Ecole des Demoiſelles und da hat ſie bis heute gelebt, mit Ausnahme der ſeltenen und kurzen Zwiſchenräume, die ſie in Ludwigsburg bei der Generalin zubringen durfte, welche für dieſe Schutzbefohlene eine lebhafte Zuneigung gefaßt hat.“

„Die Geſchichte hat allerdings einen romanhaften Anſtrich. Aber was ſoll denn am Ende aus dem Mädchen werden?“

„Eine Künſtlerin. Wenigſtens lag das in des Herzogs Abſicht. Du mußt wiſſen, ſeiner Anſicht zufolge ſoll die Ecole eine Ergänzung zur Akademie bilden. Es werden dort Töchter aus den beſten Familien erzogen für das Leben in der großen Welt, aber auch arme talentvolle Mädchen für die bildenden und darſtellenden Künſte. Lauretta lernte alles, was dort gelehrt wird, und noch mehr mit wunderbarer Leichtigkeit. Ihr Aneignungstalent für Sprachen wird als ein beiſpielloſes gerühmt. Sie zeichnet und malt vortrefflich, aber zum Entſetzen der Frau Intendantin faſt ausſchließlich nur boshafte Karikaturen; ſie tanzt wie eine Elfin, ſingt wie ein Engel zum Klavier, zur Harfe und zur Laute. Summa Summarum: ſie iſt ein herrliches Geſchöpf, aber rebelliſch wie Lucifer und unſtät wie Wind und Welle. Jeder öffentlichen Schauſtellung ihrer Gaben und ihrer Kunſtfertigkeit hat ſie ſich bisher mit unbeugſamer Entſchiedenheit geweigert. Sie bietet ſelbſt dem Herzog Trotz und, was noch merkwürdiger iſt, er läßt ſich von ihr Trotz bieten. Allen ſeinen im freundlichſten Tone gemachten Vorſtellungen habe ſie eine eiſige Gleichgiltigkeit entgegengeſetzt. Es iſt überhaupt die merkwürdigſte Vereinigung von Glut und Froſt in dieſem Mädchen.“

„Du ſchilderſt ein bizarres Weſen.“

„Bizarr? Ja, das iſt das rechte Wort. Da wirbelt alles in athemloſem Wechſel durcheinander. Wenn noch ſo eben ihre Miene die einer Königin war, ſtralend von unſagbarem Stolz, ſo gleicht im nächſten Augenblick ſchon ihr Geſicht dem einer Bakchantin, einer Mänade. Und auch wie Meduſa ſoll ſie blicken können. Du meinſt, ihr Herz müſſe ein Kryſtall ſein, kühl, klar, ſpröde, und doch beginnt dieſer Kryſtall mit einmal zauberhafte Liebesmelodieen zu tönen und aus den tiefblauen Augen des Mädchens ſieht dich ein ganzer Himmel ſchuldloſer Wolluſt an."

„Du liebteſt Lauretta, liebſt ſie noch!"

„Ich liebte ſie. Oh, wie liebte ich ſie! Es war ein Sturm, eine Raſerei, eine Lohe der Leidenſchaft, die mich zu Aſche zu brennen drohte. Haſt du meine Laura-Oden nicht geleſen?"

„Wie ſollt' ich nicht? Sie haben mir ein ſo großes Intereſſe für ihren Gegenſtand eingeflößt, daß ich, weil ich dir ohnehin die Gedichte heute zurückgeben wollte, das Geſpräch abſichtlich auf die Turbinella lenkte. Da haſt du deine flammenden Lieder!"

Der Dichter blätterte in dem Hefte, welches der Freund aus der Bruſttaſche gezogen und ihm dargereicht hatte. Die Flammen, welche in dieſen Liedern aufgelodert, waren ſchon niedergebrannt und von der Aſche der Reflexion bedeckt. Aber wie er jetzt die Saiten anſchlug, ſchien unter dieſer Aſche das alte Feuer wilder Schwärmerei wieder hervorſchlagen zu wollen. Unwillkürlich fing er laut zu leſen an:

„Laura! Welt und Himmel weggeronnen
Wähn' ich, mich in Himmelsmaienluft zu ſonnen,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt.
Aetherlüfte träum' ich einzuſaugen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauem Spiegel ſchwimmt.

Leierklang aus Paradieſes Fernen,
Harfenſchwung aus angenehmern Sternen
Raſ' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn

Meine Muſe fühlt die Schäferſtunde,
Wenn von deinem wolluſtvollen Munde
Silbertöne ungern fliehn.

Amoretten ſeh' ich Flügel ſchwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten ſpringen,
Wie von Orpheus' Saitenruf belebt.
Raſcher rollen um mich hier die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle ſchwebt.

Deine Blicke, wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felſenadern Pulſe leihn.
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein!

Wenn nun, wie gehoben aus den Achſen
Zwei Geſtirn' in Körper Körper wachſen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wolluſtfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden ſich begegnen
In des Athems Flammenwind —

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen —
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Lagert ſich um den gefangnen Blick.
Leiſes Murmeln — dumpfer hin verloren —
Stirbt allmälig in den trunknen Ohren
Und die Welt tritt in ihr Nichts zurück.

Ha, daß jetzt der Flügel Kronos' harrte,
Hingebannt ob dieſer Gruppe ſtarrte
Wie ein Marmorbild — die Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieſer Wonne ſchlagen
Schon die Strudel der Vergeſſenheit."

Schiller war beim Vortrag dieſer kraftgenialiſchen „Entzückung an Laura", deren drei letzte Strophen er bekanntlich ſpäter verworfen hat, in eine immer pathetiſchere Deklamation hineingerathen.

Raleigh zog die Brauen finſter zuſammen und ſchien die Beute unangenehmer Empfindungen zu ſein. Aber er bemeiſterte ſich und ſagte, als der Dichter geendigt, leichthin:

„Theurer Freund, verzeihe mir, wenn ich dich ſchulmeiſtere und einen Stral kalten Waſſers in deine Glut ſpritze. Aber in Wahrheit, du deklamirſt ſchrecklich und kannſt weder dein Organ noch deine Geſichtszüge beherrſchen. Hüte dich, ich bitte dich, wenn du den Leuten einen Begriff von deiner Poeſie beibringen willſt, deine Gedichte ſelber vorzutragen. Du haſt nicht den Schatten einer Idee von einem Schauſpieler in dir."

Des Dichters Stirne überflog eine flüchtige Röthe des Zornes; aber ſchon im nächſten Augenblick lachte er gutmüthig und verſetzte:

„Donner und Doria! ſo ſagt der verteufelte Peterſen auch und die ganze Bande ſagt ſo. 's muß was dran ſein — Schwerenoth! In der Akademie mußten wir zuweilen Komödie ſpielen, wirkliche Komödie nämlich. Da macht' ich mal den Clavigo. Je mehr ich aber die Zuſchauer tragiſch erſchüttern wollte, deſto wüthender lachten ſie. Der grobe Peterſen ſagte mir nach Beendigung des Stückes, ich wäre herumgefahren wie ein Eſel, dem man brennenden Zunder ins Ohr geſteckt, und der Kapff wandte ein noch viel unſaubereres Bild auf mein Spiel an."

„Laß dich das nicht verdrießen. Du biſt eben keine Komödiantennatur. Dein Weſen iſt durchaus auf das ernſte geſtimmt, zum erhabenen angelegt, auf die Wahrheit gerichtet. Aber ſag' mir, wie ging es denn zu, daß du trotz der klöſterlichen Klauſur der Akademie die Bekanntſchaft der Turbinella machen konnteſt?"

„Oh, das ging, wie dort alles, auf Kommando."

„Auf Kommando? Warum nicht gar!"

„Und doch! Alljährlich zur Karnevalszeit werden die älteren Akademiker abwechſelnd auf die Redouten im herzoglichen Opernhaus kommandirt, um da geſellſchaftlichen Ton und Takt zu lernen, und jeder hat eine Dame aufzuführen, eine von den Demoiſelles aus der Ecole. Natürlich beſtimmt nicht die freie Wahl, ſondern ebenfalls das Kommando, welche Demoiſelle der und der Akademiker führen ſoll. Wir holten unſere Damen am Thore des alten Schloſſes ab und geleiteten ſie, in unſere Paradeuniformen gepreßt, in langem Zuge in den Ballſal, wo unſer Kommen immer große Heiterkeit hervorrief und den ſich drängenden Maſſen zu einem ganzen Feuerwerk von guten und ſchlechten Witzen über uns Veranlaſſung gab. Sie hatten Stoff genug dazu, denn unſer Auftreten war gewiß unſaglich hölzern, dämiſch und ungeſchickt. Wir gingen gewöhnlich ſtumm und dumm wie Automaten neben unſeren Schönen her, die ihrerſeits meiſtens noch ganz nonnenhaft ſtill und verlegen waren. Zum zweiten mal, als ich auf die Redoute kommandirt wurde, hatte ich freilich eine Partnerin, die mich reden zu machen wußte."

„Lauretta?"

„Ja. Mein Freund Hoven ſollte ihr Begleiter ſein, aber er wurde unwohl und ſo ſchob man mich an ſeine Stelle. Ich hegte eine hölliſche Angſt und war zugleich ungeheuer neugierig, denn es war von den wilden Poſſen und von dem originellen

Weſen des ſchönen Kindes manches aus den Mauern des Schloſſes heraus- und in die der Akademie hineingedrungen. Die Sache lief indeſſen viel beſſer ab, als ich zu hoffen gewagt hätte. Das machte meine aufgeregte Stimmung, welche mit der meiner Schönen einigermaßen ſchritthalten konnte. Ich war damals mitten in den ‚Räubern' drin und die Wogen meiner Seele gingen hoch. Die Turbinella ſchien zwar anfangs über die Figur des ihr zugetheilten Begleiters keineswegs erbaut zu ſein, aber gerade ihr ſpöttiſches Lächeln ſtachelte meinen Stolz, dem Jüngferchen zu zeigen, daß wenigſtens kein dummer Junge an ihrer Seite ginge. Es gelang nicht übel und ſo unterhielten wir uns ſchon auf dem Wege nach dem Redoutenſaal ganz munter und kordial, was ein Ereigniß war, denn unſer Zug ging ſonſt mit der Stille eines Leichenbegängniſſes vor ſich. Was ſoll ich ſagen? Ich war in die Turbinella verliebt, noch bevor wir den Redoutenſaal erreicht hatten. Dort kam mir auch alles ganz anders vor als früher, alles viel ſchöner, prächtiger, berauſchender. Aber was mich am meiſten berauſchte, war doch das wunderbar reizende Kind an meiner Seite, welches die liebenswürdigſte Laune entfaltete. Wir tanzten. ‚Himmel!' ſagte meine Tänzerin nach der erſten Tour, ‚habt ihr denn in der Akademie einen Elefanten zum Tanzmeiſter?' Ich parirte den Spott, welcher nur zu begründet ſein mochte, durch ein enthuſiaſtiſches Kompliment und ſetzte keck hinzu: ‚Lehren Sie mich tanzen, mein Fräulein; ich will mir Mühe geben, von dem Unterricht zu profitiren.' Mein Benehmen ſchien ihr nicht zu mißfallen. Sie machte mich plaudern und lachte herzlich über die Schnurren, womit wir den deſpotiſchen Zwang, unter welchem wir in der Akademie ſeufzen, uns erträglich zu machen ſuchten. Was mich angeht, ich wurde verliebt wie Amadis, wie Don Quijote, wie ein Narr in Folio.“

„Und dann?“

„Dann traf ich nach meinem Austritt aus der Akademie im Hauſe meiner verehrten Freundin, der Frau von Wolzogen, mehrfach wieder mit Lauretta zuſammen. Du weißt, die genannte Edelfrau aus Franken hatte vier Söhne in der Akademie. Der älteſte derſelben, Wilhelm, war einer meiner beſten Freunde geworden. Er führte mich ſpäter bei ſeiner trefflichen Mutter ein, welche häufig hierher kommt. Die Gräfin von Hohenheim iſt ihre Gönnerin, die Generalin von Wimpfen ihre Freundin. Die Wolzogen — aber wart' mal, da fällt mir juſt eine koſtbare Geſchichte von einem der Brüder ein. Bei einer unſerer feierlichen Prüfungen in der Akademie hatte ſich ein Zögling bei Löſung einer mathematiſchen Aufgabe arg blamirt. Der anweſende Herzog rief ihm zornig zu: ‚Scher' Er ſich zum Teufel und laß Er den Ludwig von Wolzogen an die Tafel!‘ Der Aufgerufene hatte gerade an ganz andere Dinge gedacht, wußte alſo gar nicht, wovon eigentlich die Rede war, und ergriff die Kreide mit dem bangen Vorgefühle, daß es ihm noch ſchlechter gehen werde als ſeinem Vorgänger. Da faßt er ſich, der geringen Kenntniſſe des Herzogs in der Mathematik ſich erinnernd, plötzlich ein Herz und fängt aus dem Stegreif wüthend an zu malen und zu demonſtriren, bis er endlich, durch eine ganze Legion von Sinus- und Koſinus-Quadranten hindurch, zu einer ſo einleuchtenden Schlußgleichung gelangt, daß dem Klaſſenlehrer und den Zöglingen die Haare zu Berge ſtehen, der Herzog aber, ſtolz, ein ſolches mathematiſches Genie in ſeiner Akademie zu haben, den dreiſten Kerl der ganzen Klaſſe als Muſter vorſtellt. Oh, wenn mal der Peterſen mit ſeinen Anekdoten aus der Akademie, an welchen er ſchon lange eifrig ſammelt, hervortritt, wird Deutſchland was zu lachen haben. Hat dir noch keiner von der Bande den Schwank erzählt, welchen der Graf von Naſſau mit der Gräfin von Hohenheim aufführte?“

„Nein.“

„Den mußt du kennen. 's iſt der beſte, welcher je in der Akademie geſpielt wurde, Schwerenoth! Dieſer Graf von Naſſau war ein ganz unbändiger Junge und die Billets regneten ihm von allen Seiten zu —“

„Die Billets?“

„Nun ja, ſo hießen die verwünſchten Sündenregiſter, welche die Sünder dem Herzog bei ſeinen Beſuchen in der Akademie präſentiren mußten. Er diktirte dann höchſtſelbſt die Strafen. Bei ſeinen Beſuchen hatte er faſt immer die Gräfin Franziska am Arme. Dieſe Frau, noch jetzt eine höchſt anmuthige Erſcheinung, war die Göttin der Akademiker. War ſie doch ſo zu ſagen das einzige weibliche Weſen, welches wir in unſerer Klauſur zu ſehen bekamen. Was Wunder, daß wir ſo ziemlich alle in ſie verſchoſſen waren und um die Wette Verſe auf ſie machten? Kommt ſie da auch eines Tages mit dem Herzog. Der Naſſau hatte ihm, wie gewöhnlich, wieder ein ganzes Bündel Billets zu überreichen. Karl las das lange Sündenverzeichniß und fragte dann den wilden Burſchen: ‚Sag Er mir, was würde Er nun wohl thun, wenn Er an meiner Stelle wäre?‘ Der Schlingel von Naſſau, nicht faul, gibt der Gräfin von Hohenheim einen herzhaften Kuß, nimmt ihren Arm und ſagt friſchweg: ‚Komm', Franzel, und laß den dummen Jungen ſtehen!‘ Die Gräfin, purpurroth, konnte ein Lächeln kaum unterdrücken. Der Herzog, zwiſchen Zorn und Lachen über die beiſpielloſe Unverſchämtheit ſchwankend, hielt es am Ende für das geſcheideſte, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und entfernte ſich eilig mit ſeiner Dame, ohne eine Strafe zu diktiren. War das nicht groß von dem Naſſau?“

„Gewiß. Um aber auf die Turbinella zurückzukommen — Du ſahſt ſie bei der Frau von Wolzogen?“

„Ja. Sie kam dahin mit der Generalin von Wimpfen. Dieſe iſt eine ſehr lebhafte, joviale Franzöſin, die Wolzogen eine Frau, welche ſich für Kunſt und Poeſie, für alles ſchöne und edle lebhaſt intereſſirt. Ich verlebte dort ſchöne Stunden und doch auch wieder peinvolle. Ich hörte Lauretta ſingen und muſiziren und ſog in vollen Zügen den Stralenſtrom in mich. Oh, wie litt ich, ſchwankend zwiſchen Himmel und Hölle, zwiſchen quälender Furcht und kühnſter Hoffnung.“

„Sie ermunterte dich?“

„Zuweilen wähnte ich es glauben zu dürfen; aber dann trat an die Stelle freundlichen Bezeigens wieder ein ſprödeſter, faſt verletzender Stolz, durch welchen ich doch wieder leiſe Töne warmer Theilnahme hindurchzuhören meinte. Sie war manchmal gegen mich gut und lieb, aber dann ſogleich wieder ganz Turbinella, wetterwendiſch wie der April. Zuletzt mußte ich mir unter Schmerzen geſtehen, ſie ſpiele mit mir wie mit allem und allen.“

„Aber deine Laura-Oden?“

„Sind Gedichte, wilde Eingebungen einer aufgereizten

Phantaſie, Aufſchreie toller Wünſche, denen nicht die kleinſte Befriedigung zutheil wurde.“

„Du meinſt, Lauretta habe für dich nicht zärtlich gefühlt?“

„In Wahrheit nie, ich muß es glauben. Hätte ſie mich wirklich geliebt, wie hätte ich aufhören können, ſie zu lieben?“

„Du hörteſt auf, ſie zu lieben?“

„Ja. Ich bin ihr noch herzlich gut, meine lebhafte Theilnahme gehört ihr, ich könnte viel für ſie thun, denn ſie iſt ein wunderbares Geſchöpf, ich wiederhole es. Wenn man ein Stück von einem Poeten iſt, ſo muß einen ein aus ſolchen Widerſprüchen zuſammengeſetztes Weſen, halb Engel, halb Dämon, immer anziehen. Aber wenn ich mich jetzt aufrichtig prüfe, ſo muß ich mich fragen: war dieſe Laura-Liebe nicht eine bloße Phantaſie? — Liebe! Ei, was iſt überhaupt Liebe? Iſt dieſes große Band der empfindenden Schöpfung nicht zuletzt nur ein glücklicher Betrug? Erſchrecken, erglühen, zerſchmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt.“

„Theurer Freund, ich bewundere dein Vermögen, in dem Nachen philoſophiſcher Abſtraktionen über die Wogen der Leidenſchaft ſo ruhig und ſicher hinwegzuſteuern.“

„Hm, mit der Ruhe und Sicherheit dürfte es trotz alledem nicht ſehr weit her ſein. Meine Reſignation hat mich doch einen ſchweren Kampf gekoſtet. Allein hätte ich es vielleicht gar nicht zu ſtande gebracht, meinen tollen Hoffnungen zu entſagen. Meine Mutter, der ich alles ſagen darf, war mir auch in dieſer Sache die treueſte Helferin. Sie hat, ſcheinbar ohne alle Abſicht, wie das ihre Art iſt, in mir zu klarem Bewußtſein gebracht, was ich inſtinktmäßig fühlte, daß nämlich die Verbindung von Mann und Weib nur dann dauerndes Glück gewähre, wenn dieſelbe mehr, weit mehr auf ruhige Achtung und Freundſchaft als auf ſtürmiſche Phantaſtik und Leidenſchaft baſirt iſt."

„Wie, mein Freund? Du, der Dichter der ‚Räuber', hegteſt eine ſolche zahme, um nicht zu ſagen eine ſolche philiſterhafte Anſicht von der Liebe und ihrem Glück?"

„Ja, es mag dir wunderlich vorkommen, wie es mir zuweilen ſelber wunderlich vorkommt; aber es iſt doch ſo. Ich kann mich für ein weibliches Original, für eine Heroine poetiſch begeiſtern, aber ich möchte kein dauerndes Glück von ſo einem Weſen erwarten. — Mir kommt vor, daß die Frauen geſchaffen ſeien, die liebe heitere Sonne auf dieſer Menſchenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unſer Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir ſtürmen und regnen und ſchneien; das weibliche Geſchlecht ſoll die Wolken zerſtreuen, die wir auf Gottes Erde zuſammengetrieben haben, den Schnee ſchmelzen und die Welt durch ſeinen Glanz wieder verjüngen. Wer weiß, was für große Dinge ich von der Sonne halte, wird glauben, daß dieſes Gleichniß das beſte iſt, was ich von den Frauen habe ſagen können."

„Und auf Fräulein Lauretta, meinſt du, paſſe dein Gleichniß nicht?"

„Haſt du noch nie einen recht wunderſchönen Frühlingstag erlebt? Da iſt alles Pracht und Glanz, Farbenſchmelz und Blüthenduft; aber plötzlich ſchwärzt ſich der Himmel, der Sturm raſt, Blitze zucken, Donner rollen und aus den gethürmten

Wolken praſſeln Hagelſchauer verderblich auf die blühenden Fluren herab. So iſt die Turbinella."

Raleigh ließ es eine Weile anſtehen, bis er die Erwiderung gab:

„Was thut das? Ich habe den Frühling gern mit all ſeinen Stürmen, Gewittern, Blitzen und Donnern. Ich — ich liebe die Turbinella."

Schiller ſchaute hoch auf.

Der Freund hatte das ruhig, ſo gleichmüthig vorgebracht und doch auch wieder ſo beſtimmt!

Der Dichter hatte im erſten Augenblicke Luſt, hell aufzulachen, aber als er den Ernſt in Raleighs Mienen wahrnahm, hemmte er den Ausbruch ſeiner Fröhlichkeit und ſagte ganz verblüfft:

„Du willſt dir wohl einen Spaß mit mir machen? Wie könnteſt du ſonſt ſo kühl, ſo eiszapfig ſprechen —"

„Theurer Freund, ich bin kein phantaſtiſcher Knabe mehr, war es eigentlich nie. Ich habe ein zu großes Stück Welt und Menſchenleben geſehen und zu ernſtes erlebt, um nicht ſagen zu dürfen, ich ſei ein Mann. Als ſolcher ſprach ich, und was geſagt iſt, bleibt geſagt: ich liebe dieſes Mädchen!"

„Aber du kennſt ja Lauretta kaum."

„Wahr. Ich ſah ſie nur ein paarmal flüchtig, aber doch etwas weniger flüchtig auf der letzten Redoute. Sie war dort mit der Frau Generalin von Wimpfen —"

„Ja, man geſtattet ihr mancherlei Ausnahmen von den Regeln der Ecole. Sie hat eben die Frau von Seeger und den Herzog und alle Welt am Schnürchen ihrer Launen."

„Auf der Redoute hab' ich zu wiederholten malen mit ihr geſprochen und getanzt."

„Und ſie bezauberte dich?"

„Sie bezauberte mich."

„Du liebſt zum erſtenmal?"

„Wenn ich früher wähnte, ſchon geliebt zu haben, ſo weiß ich jetzt, daß es eben ein alberner Wahn war."

„Und wie nahm die Turbinella deine Huldigungen auf?"

„So, wie nur je das jungfräulichſte aller Mädchen die Huldigungen eines Mannes aufgenommen hat."

„Du liebſt alſo bloß auf gut Glück? Sie gewährte dir keinen Schimmer von Hoffnung, ließ dir keine Ermuthigung zutheil werden?"

„Nicht die Spur eines Schattens."

„Ach, ſie war alſo in ihrer königlichen oder madonnenhaften Laune?"

„Sie war ſchön, ſtralend, edel!"

„Sie hat dich alſo alles Ernſtes erobert?"

„Ganz und gar. Und nun höre mich an, lieber Freund. Nach dem, was du mir über dein eigenes Verhältniß zu Lauretta geſagt, darf ich mit der Sprache ganz frei herausgehen. Du weißt — wenigſtens glaube ich es dir geſagt zu haben — daß ich den Unabhängigkeitskampf meines Vaterlandes mit der Waffenſtreckung des Generals Cornwallis bei Yorktown beendigt glaube. Nach dieſer glorreichen Aktion ſandte mich General Waſhington mit Depeſchen an den Kongreß und dieſer, ſei es infolge einer Empfehlung des Generals, mit deſſen Familie die meinige von alters her befreundet war, ſei es, weil ich ſechs Jahre hindurch, erſt als gemeiner Milizmann, dann als einer der Adjutanten unſeres Befreiers, nach Kräften meine Pflicht gethan, erwies mir die Ehre, mir eine vertrauliche Miſſion an unſere Geſandtſchaft am Hof von Verſailles zu geben. Nachdem ich mich dieſes Auftrags entledigt und einigermaßen in Paris mich umgeſehen hatte, reiſte ich über Brüſſel rheinaufwärts hierher, wohin mich ein Auftrag meiner guten Mutter und das eigene Herz zog. Ich ſollte und wollte das Grab meines geliebten Bruders Georg beſuchen, wollte ſeinen Freunden danken für all das Gute, was ſie ihm erwieſen, und auch dem Herzog und der Frau Gräfin von Hohenheim meinen und meiner Familie ehrfurchtsvollen Dank abſtatten für das Wohlwollen, welches ſie dem armen Georg namentlich in ſeiner Krankheit bezeigt haben."

„Das iſt billig, denn der Herzog benahm ſich wirklich gütig, die Gräfin liebreich gegen den Kranken."

„Ihr alle thatet es. Darum iſt es auch unverzeihlich, daß ich noch nicht dazu gekommen, den Fürſten um eine Audienz zu erſuchen. Aber ſeit ich dieſes Mädchen geſehen und geſprochen, bin ich ganz aus meinem gewohnten Gleiſe. — Höre, Friedrich, ſage mir auf Ehre und Gewiſſen, hältſt du Fräulein Lauretta für eine Kokette?"

Schiller beſann ſich keinen Augenblick, ſondern ſagte mit Entſchiedenheit:

„Auf Ehre und Gewiſſen, nein!"

„Wie danke ich dir! Aber ſieh, auch wenn deine Antwort anders gelautet, würde ſie mich in meinem Vorhaben nicht wankend gemacht haben.,

„Was haſt du vor?"

„Kannſt du fragen? Ich will alles daran ſetzen, den Preis
z gewinnen. Was wir Amerikaner wollen, das pflegen wir mit Energie zu betreiben. Zwar fließt zur Hälfte deutſches Blut in einen Adern, doch überwiegt das virginiſche. Ich liebe dieſes Mädchen, aber ich bin kein empfindſames Lämmerſchwänzchen, n Werther, der ſich aus Liebesgram todtſchießt. Ich will um aurena werben wie ein Mann und will ſie heimführen unter ines Vaters Dach — drüben am Ufer des Potomak.“

„Und glaubſt du, ſie werde deine Werbung annehmen und u folgen?“

„Ich hoff' es, obgleich ich fürchten muß, einen Nebenbuhler u haben und zwar einen begünſtigten.“

„Schwerenoth, Nebenbuhler haſt du ſicherlich genug und ergenug; aber einen begünſtigten? Wie iſt das?“

„Neben meinem Zimmer im Bären hat ſeit einigen Tagen en eine ganze Reihe ein Italiener inne, ein Venetianer. Er ßt ſich Chevalier tituliren und tritt mit großem Glanze auf. ch halte ihn freilich für einen Abenteurer, aber er iſt jedenfalls ne bedeutende, eine imponirende Perſönlichkeit und ein gewiegter emann. Trage er ſeinen Titel mit Recht oder Unrecht, man ß ſagen, er hat etwas Chevalereskes an ſich, etwas, was, wie ermuthe, den Frauen gefallen muß. Ich habe gelegentlich erkt, daß er mittels ſeines Lächelns, ſeiner Artigkeit, mittels ger Scherze und Schmeicheleien unſere Wirthin und alle ſtmädchen im Hauſe bezaubert hat.“

„Ein richtiger Lovelace alſo?“

„Ich denke wohl. Auf der Redoute, die für mich ſo ängnißvoll wurde, näherte ſich der Chevalier dem Fräulein in auffallender Weiſe und ich bemerkte wohl, daß er dem Mädchen in viel gewandterer Art den Hof zu machen verſtand als ich. Auch glaubte ich zu bemerken, daß ſeine Bemühungen nicht ſo kalt und ſtolz aufgenommen wurden wie die meinigen. Ich lernte da mit der Liebe zugleich die Eiferſucht kennen. Am folgenden Tage, als wir nach Tiſche unſern Wein tranken, ſagte er mir plötzlich: ‚Mein Herr, wir haben geſtern auf einer Fährte gejagt, aber — entſchuldigen Sie meine Offenheit — ich meine, Sie ſeien noch kein ſehr geübter Jäger.‘ Ich nahm mich zuſammen und gab eine ſcherzhafte Antwort, worauf er ſagte: ‚Ich ſehe, Sie ſind ein Mann von Welt und nehmen dergleichen Abenteuer, wie ſie genommen werden müſſen.‘ Hierauf bot er mir eine Wette an, daß ihm, wie er ſich ausdrückte, das fragliche Wild in das Netz gehen würde, bevor zwei Wochen herum wären.“

„Der Geck!“ rief Schiller entrüſtet aus.

„Was willſt du? Er ſcheint ein Mann zu ſein, der gewohnt iſt, zu ſiegen. Ich nahm die Wette an. Vielleicht war das unziemlich, thöricht, kindiſch, aber ſeit der heutigen Wachtparade habe ich Grund zu glauben, der Venetianer habe auf was für eine Art immer eine Intrike mit der Turbinella angeſponnen.“

„Wie? Der Unverſchämte! Doch da fällt mir ein, daß der Schlaukopf, der Erzpfiffikus, der Hexenmeiſter, vulgo Sammetrektor, beharrlich behauptet, das unfehlbarſte Mittel, die Weiber zu gewinnen, ſei die Unverſchämtheit. Aber du ſprachſt von der heutigen Wachtparade. Was iſt denn da —“

Ein ſtarkes Klopfen an der Thüre unterbrach den Sprecher

„Bleib' draußen, Kerl!" rief der Dichter, in der Meinung, der Kronenbitter begehre Einlaß. „Bleib' draußen, Saufaus! Wir können dich jetzt nicht brauchen."

Die Thüre öffnete ſich aber trotzdem zur Hälfte und durch die Oeffnung herein ſprach eine tiefe Baßſtimme:

„Ein höflicher Empfang, das muß ich ſagen! Nicht umſonſt hat der witzige Junge, der Haug, einmal in einem ſeiner Epigramme die Göttin der Grobheit geſchildert, wie ſie aus den Wolken herab zu dem Akademiker Schiller ſagt: Du biſt mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Nun that ſich die Thüre ganz auf und ließ einen Mann von würdevoller Korpulenz eintreten, bei deſſen Anblick Schiller von der Bank aufſprang mit dem Ausruf:

„Donner und Doria! Lupus in fabula — der Sammetdoctor!"

Der Eingetretene war ein Mann von umfangreichem, aber nicht würdeloſem Habitus, groß, ſtarkknochig und ſo ſtramm und aufrecht, daß man nur ſchwer glauben konnte, über ſeinen Scheitel ſeien bereits ſiebzig oder gar achtzig Jahre hingegangen. Aus ſeiner altmodiſchen dreizipfeligen, ſchneeweiß gepuderten Allongeperrücke ſchaute ein volles rothes Geſicht, das nur wenige Runzeln zeigte und aus welchem zwei kleine ſchwarze Augen klug und durchdringend blickten. Eine mächtige Falkenſchnabelnaſe bog ſich ſich zu dem feingeſchnittenen Mund herab und verlieh, im Verein mit den Schlangenlinien um die Lippenwinkel, den Zügen des Mannes etwas mephiſtophеliſches, welches aber für gewöhnlich unter dem Ausdrucke humoriſtiſcher Kordialität verſchwand. Er trug ſich elegant, faſt etwas auffallend, denn er ging in einem goldbordirten Rock von Scharlachſammet und in einer goldgeſtickten Battenweſte von weißem Sammet, trug ein zierliches Jabot und breite Spitzenmanſchetten, ſchwarze Seidenſtrümpfe, goldene, mit blitzenden Steinen verzierte Knie- und Schuhſchnallen. Unter dem linken Arm hatte er den kleinen ſchwarzſeidenen Chapeaubas feſtgeklemmt und in der Rechten führte er ein gewaltiges Rohr mit großem Goldknauf. Rechnet der in der Geſchichte des Koſtüms bewanderte Leſer zu dieſem Anzuge noch die erwähnte Alongeperrücke hinzu, ſo brauchen wir ihm nicht zu ſagen, daß wir die offizielle Tracht der Aerzte im achtzehnten Jahrhundert beſchrieben haben, eine Tracht, die in ihrer ganzen Strenge im Jahre 1782 allerdings wohl nur noch von wenigen Jüngern Aeſkulaps beibehalten ſein mochte.

„Servus“, ſagte der würdige Mann gravitätiſch und that ſeine Verbeugungen nach den ſtrengſten Vorſchriften des Höflichkeitskodex von damals ab.

Dem Dichter machte es Spaß, dieſe Gravität nachzuahmen, und ſo ſtellte er den Doktor Armbruſter, gemeinhin der Sammetdoktor genannt, und ſeinen Freund Raleigh in aller Förmlichkeit einander vor.

„Sehr charmirt, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, mein werther Miſter Raleigh“, ſagte Herr Armbruſter. „Habe großen Reſpekt vor den Herren Amerikanern. Haben ſich in neuerer Zeit ſehr notabel gemacht. War aber vorauszuſehen, daß es ſo kommen würde, obgleich ſeit der Zeit, wo ich in Amerika war, dort manches bedeutend ſich verändert haben muß.“

„Sie waren in Amerika, mein Herr?“ fragte Raleigh mit ſchnell erwachendem Intereſſe an ſeinem neuen Bekannten.

„Ach Gott, lieber William“, fiel Schiller ein, „wo wäre der Sammetdoktor nicht geweſen!“

„War in Amerika, ja, iſt ein Fakt“, bemerkte der Doktor. „Gefiel mir dort ganz paſſabel. Iſt ein mächtig aufſtrebendes Land, dieſes Amerika. Nur eins hat mir mißfallen, mit Verlaub.“

„Was?“

„Das ewige Pſalmenſingen. Herrgott, was hab' ich da in Boſten und Philadelphia für ein Genäſel und Quinkeliren mitanhören müſſen! War das zu viel für meine arzneiwiſſenſchaftliche Konſtitution. Strich daher wieder ab. Nichts für ungut, mein werther Sir.“

„Bitte, bitte, keine Entſchuldigung. Wir in Virginien ſind nicht ſo exceſſiv fromm wie die Leute in den Neu-England-Staaten. Dieſe ſtammen von den puritaniſchen Pilgrimen, wie Sie wiſſen, wir Virginier dagegen von den muntern Kavalieren und kühnen Abenteurern des Zeitalters der Königin Beß.“

„Schön, ſchön, mein werther Sir. Werde mir ein großes Vergnügen daraus machen, ſo ich die Ehre haben kann, bei gelegener Zeit mit Ihnen über Amerika zu plaudern. Praesenti momento bin ich leider etwas preſſirt, wasmaßen ich noch unterſchiedliche patientes zu inſpiziren habe. — Kam geſtern Abend ſpät von Heilbronn zurück, allwohin ich zu einer Konſultation in einem abſonderlich ſchwierigen casu berufen worden. That uns übrigens, meinen Herren Amtsbrüdern und mir, das fragliche Subjekt den Poſſen, uns ſo zu ſagen unter den Händen wegzuſterben. Media in vita sumus in morte.*) Nicht wahr, werther

---

*) Mitten im Leben ſind wir im Tode.

Kollege Schiller, Sie haben auch ſchon zu unterſchiedlichen malen Gelegenheit gehabt, das alte Sprüchlein zu beten, wenn Sie, gewohnt, wie in poësi ſtarke Aesthetica, ſo in medicina ſtarke Emetica anzuwenden, erfahren mußten, daß Ihre Mittel auf die auge'ſchen Grenadiere zu draſtiſch wirkten?"

Bei den letzten Worten ſpielte ein mephiſtopheliſch-behagliches Lächeln für einen Augenblick um die Mundwinkel Armbruſters.

„Hol' Euch der Teufel, Doktor", rief der Dichter aus. „Ihr könnt es doch wahrlich nie und nimmer laſſen, aus Eurem Sammetgehäuſe die Krallen der Bosheit hervorzuſtrecken."

„Das iſt nun wieder ſo ein poetiſcher modus loquendi, mein werther Sir", ſagte der Sammetdoktor, zu Raleigh gewandt, mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit. „Der alte Armbruſter hat keine boshaftigen Krallen. Posito, er hätte jemalen überhaupt Krallen gehabt, ſo hat ſie ihm der Zahn der Zeit längſt abgebiſſen. — Im übrigen", fuhr er fort, wieder zu Schiller ſich wendend, „ſollte ich jetzt, Sie für Ihr unkollegialiſches Wort in Pön zu nehmen, die Neuigkeit für mich behalten, welche ich Ihnen im Vorbeigehen mittheilen wollte."

„Heraus damit, Ihr größter aller Neuigkeitskaſten! — Aber ich bitt' Euch, edler Sammetdoktor, laßt es bei den bisher gegebenen Proben von Eurem verwünſchten Kurialſtil bewenden und ſprecht, wie Euch der Schnabel gewachſen iſt."

„So thu' ich ja immer, gultiges Herrle. Aber wollt gütigſt bedenken, mein Schnabel iſt ein altmodiſcher Doktorſchnabel, kein kraftgenialiſcher Gelbſchnabel."

Und mit gewinnendſtem Lächeln bot er aus ſeiner großen goldenen, mit Brillanten verzierten Doſe dem Dichter eine Priſe.

Schiller — wir können nichts dafür, zarte Leſerin — machte n dieſem Anerbieten nicht nur ohne Umſtände, ſondern auch t viel Behagen einen ſehr umfaſſenden Gebrauch, worauf er gte:

„Mit Euch iſt nicht zu ſtreiten, Doktor. Ihr ſeid mit allen unden gehetzt und gewinnt einem immer den Vorſprung ab. Aber laßt uns jetzt Eure Novelle hören."

„Uns?" erwiderte der Sammetdoktor mit einem ſeltſamen lick auf Raleigh. „Ich denke, meine Novelle wird bloß Euch, ein Söhnchen, intereſſiren. — Die Sache iſt dieſe: die Ecole es Demoiſelles ſoll einen neuen italiſchen Sprachmeiſter bekommen."

„Was, zum Henker, Doktor, ſchiert mich das?"

„Immer oben hinaus! Immer eitel Sturm und Drang! artet doch, bis ich zu Ende bin. — Machte vor Tiſche der Frau Intendantin von Seeger einen pflichtſchuldigen Beſuch, da ich e Ehre habe, Hausarzt der Ecole zu ſein. Traf da bei der gnädigen Frau einen großen, herkuliſch gebauten, etwas pockenarbigen fremden Herrn —"

Raleigh ſchaute und horchte auf. Der alte Arzt, welchem as nicht entging, fuhr fort:

„Als der Fremde, deſſen Tournüre ſo recht die eines annes comme il faut, das Zimmer verlaſſen hatte, theilte ir die Frau Intendantin mit, derſelbe ſei ein Venetianer und olle nach des Herzogs Wunſch die Stelle des plötzlich erkrankten liſchen Sprachlehrers an der Ecole proviſoriſch übernehmen. Er muß ein Mann von großem Lehreifer ſein, denn als ich, das Schloß verlaſſend, durch den großen Corridor ging, machte ich zufällig die Wahrnehmung, daß der neue Sprachmeiſter bereits mit einer ſeiner Schülerinnen in spe Bekanntſchaft angeknüpft habe."

„Wie?"

„Nun ja, hochwerther Kollega, ich wurde, natürlich wider Willen und rein zufällig, Zeuge einer Unterredung, die mir nicht ganz — nicht ganz — alltäglich vorkam. Wie ich nämlich den dunkeln Korridor herabging — Ihr wißt, ich bin ein tapferer Mann, und da Vorſicht die Mutter der Tapferkeit iſt, pflege ich ſtets vorſichtig aufzutreten und nie überflüſſigen Lärm zu machen — ja, wie ich den Korridor herabging, hörte ich hinter einem der mächtigen Pfeiler ein wälſches Gewiſpere. Ihr wißt, ich bin ein leidenſchaftlicher Liebhaber der welſchen Sprachlaute; ſie klingen gar ſo ſüß. Blieb alſo ſtehen und erkannte in der Stimme des Wiſperers die des welſchen Fremden und in der Stimme der Wiſperin die — nun, Herr Kollega, rathet mal, weſſen Stimme?"

„Die der Turbinella?"

„Errathen, vortrefflich errathen! — Ach, mein Lieber, ich merke, Ihr ſeid noch immer turbinelliſch geſinnt, lautgewordener Verſicherungen vom Gegentheil ungeachtet. — Nun, nun, Ihr braucht darob nicht verlegen zu werden. Die Sache iſt begreiflich, ſehr begreiflich. Wenn Feuer und Pulver zuſammenkommen, wißt ihr, ſo gibt's 'ne Exploſion. Ein Poet und ſo ein Blitzmädel — hm, da gibt's Funken, Feuer, Flammen. — Aber ſag': Periculum in mora — oder auch: Hannibal ante portas. — Die Weiber ſind ein wetterwendiſches Volk, das iſt eine weltgeſchichtliche Thatſache, und Wagen, dreiſtes Wagen, unver ſchämtes Wagen! das iſt das Feldgeſchrei, welches ſie am liebſten hören.“

„Was ſoll mir denn das alles?“

Was Euch das ſoll, mein lieber Kollega? Da hör' mal einer! Wenn es Euch übrigens nicht ſekkirt, ſo kann das mir ganz einerlei ſein. — Ich für meine Perſon wollte nur ſagen, daß es zuweilen nicht uneben iſt, welſch zu verſtehen. Hörte da hinter dem beſagten Pfeiler — es iſt der nämliche, hinter welchem vor Zeiten der wilde Herzog Ulrich ſeine Frau Sabine in einem Tête-à-Tête mit dem armen Burſchen, dem Hanns von Hutten, ertappt haben ſoll — ja, hinter dieſem Pfeiler hört' ich was reden, daß eine gewiſſe Demoiſelle heute Abend mit der Frau Generalin von Wimpfen nach Ludwigsburg fahren würde, ferner von einem morgigen Rendezvous in den Anlagen hinter dem Ludwigsburger Schloſſe, ferner — doch Sie ſagen ja, mein Herr Kollega, das alles intereſſire Sie ganz und gar nicht. Herrn Raleigh, als einen Fremden, kann es noch weniger intereſſiren. — So bitt' ich um Entſchuldigung für mein intereſſeloſes Geplauder und habe die Ehre, meine Herren, mich Ihrer Gewogenheit beſtens zu empfehlen.“

Damit machte er eine ſehr umſtändliche, ungeheuer höfliche Verbeugung und drehte ſich unter graziöſem Chapeauſchwenken zur Thüre hinaus.

„Donner und Doria!“ ſagte der Dichter, „iſt das nicht ein merkwürdiger Kerl? Ein Original jeder Zoll. Spottſüchtig wie der Teufel und doch auch wieder gutmüthig wie ein Kind, ein Schalk, ein Gelehrter, ein Peſſimiſt, ein Philanthrop, ein Humoriſt, ein Genie und ein Philiſter, alles bunt durcheinander.

Man weiß nie recht, wie man mit ihm daran iſt. Ich glaube, er ſieht die Menſchen nur als Figuren in der Komödie an, die er ſich zu ſeinem Privatvergnügen unaufhörlich verſpielt. Er bekümmert ſich um alles, weiß alles, hat die Hand oder wenigſtens einen Finger in allem. — Ich möchte darauf ſchwören, daß er recht wohl wußte, wie ſehr dich, lieber Freund, alles intereſſirte, was die Turbinella angeht. — Vielen Leuten wird's geradezu unheimlich in der Nähe des Sammetdoktors, wie man ihn ſeines ewigen Sammetrocks wegen heißt. Er prätendirt zwar, ein geborener Stuttgarter zu ſein, aber als er vor nicht langer Zeit hierher kam, wollte kein Menſch von ihm oder von ſeiner Familie wiſſen. Jetzt iſt er freilich ſehr bekannt durch ſeine Abſonderlichkeiten und ſeine genialen Kuren. Der Menſch iſt uralt — der Peterſen hat einmal im Rauſche zu ihm geſagt, er halte ihn für den ewigen Juden — er iſt überall geweſen, in allen Ländern, an allen Höfen, er kennt alle merkwürdigen Perſonen Europa's, Männlein und Weiblein, aus perſönlichem Umgang. Wenn's ihm drum iſt, erzählt er prächtig von Maria Thereſia, von Kaunitz, von Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen, vom großen Czar Peter und der Czarin Katharina. Du mußt ihn einmal hören. Er flieht alte Leute wie die Peſt, hält ſich zu der Jugend und fehlt faſt bei keiner Verſammlung der Bande im Ochſen."

Raleigh ſchien dieſe Charakteriſtik des Sammetdoktors gar nicht gehört oder wenigſtens nicht beachtet zu haben, denn er ſtand auf, nahm ſeinen Hut und ſagte zerſtreut:

„Haſt du morgen Dienſt?"

„Nur eine Stunde, in aller Frühe."

„Gut. Kannſt du reiten?"

„So zur Noth. Aber —"

„Willſt du mir einen Gefallen thun?"

„Natürlich!"

„Gut. Ich hole dich morgen beizeiten ab. Jetzt muß ich fort. Adieu!"

Er ging, ohne die Fragen des Dichters abzuwarten, und dieſer rief, des Freundes Benehmen richtig deutend, nach deſſen Weggehen nachdenklich aus:

„Da hat mal wieder das Sprichwort recht: Stille Waſſer ſind tief!"

## Fünftes Kapitel,

### worin von Liebe die Rede iſt und einer zu Boden geſchlagen wird.

Zehn Jahre früher hätte ſo ein ſchöner Frühlingsvormittag, wie er heute über den weitläufigen Gartenanlagen des ludwigsburger Schloſſes aufgegangen, ſicherlich eine Menge höfiſcher Spaziergänger auf die ſauberen Kieswege gelockt, welche ſich durch die mannichfaltigen Baumgruppen und Alleen hinzogen. Jetzt aber war es gar ſtill und einſam in dem weiten Parke, deſſen verſchwiegene oder auch nicht verſchwiegene Boſkette vordem ſo manches pikante Abenteuer den profanen Augen der Welt verborgen hatten. Die gute Stadt Ludwigsburg führte dermalen ein gelangweiltes und Langweile erregendes Daſein. Der Herzog ſaß drüben in ſeinem Hohenheim, der Hof befand ſich in Stuttgart und es war keine Ausſicht da, daß die alten glänzenden Zeiten ſobald oder überhaupt jemals wiederkehren würden. Aber die Hänflinge, die Finken und Goldammern, welche in dem Parke ſo freiſam zwitſchernd ſich umtrieben, als wäre er recht eigentlich ihre Domäne, kümmerte das wenig. Es kümmerte ſie auch wenig, daß der Frühling noch nicht dazu gekommen, ſeine ganze Pracht und Fülle zu entfalten. Schon der ſonnige und hoffnungsgrüne

Anſatz dazu genügte ihnen, um ſich ihres Lebens königlich zu euen, ſich zu paaren und zu Nutzen und Frommen zu erwartender Familie auf Gründung einer eigenen Neſtexiſtenz ſpielend bedacht u ſein.

Ein **Buchfink**, der auf ſein intenſiv rothes Bruſttuch augenſcheinlich nicht wenig ſich einbildete, ſonſt aber von geſetztem und idem Ausſehen war, debattirte mit ſeinem Weibchen die Neſter-tungsfrage in ſo gründlicher Weiſe, wie es einem deutſchen Buchfinken zukommt. Das würdige Paar ſaß mitſammen auf nem Fliederſtrauch, deſſen Blüthenknoſpen ſchon recht neugierig die Welt guckten und der an einer kleinen Seitenallee ſtand, che zu einem in Form einer chineſiſchen Pagode erbauten wächshauſe hinabführte. Frau Fink gab ihrem Gatten mit ebärden und Worten zu verſtehen, daß ſie eine auf der andern Seite des Weges ſtehende ehrwürdige Birke für eine taugliche Niſtlokalität anſehe. Ihre Meinung hatte auch viel für ſich. Der anze Platz trug den Charakter einer gewiſſen Heimeligkeit und erſprach im Sommer recht dichtgrün und ſchattenkühl zu werden. err Fink beäugelte den in Frage ſtehenden Baum und die ganze Stelle mit großem Bedacht und deutete dann an, daß, von ſeiten Poeſie angeſehen, dem Wunſche der theuren Gattin nichts Wege ſtehen dürfte; jedennoch — fuhr er fort, zur ganzen Würde ſeiner Stellung ſich erhebend — jedennoch müſſe er als tiſcher Mann und vorſorglicher Familienvater in spe zu bernken geben, daß, vom Standpunkte der finkiſchen Lebenswirklich- aus betrachtet, die fragliche Birke viel zu nahe am Wege ſtehe. au Fink hörte zwar mit geziemendem Reſpekt die Auseinanderſetzung ihres Gemahls an, ſchien aber, nach Frauenart, ſeine

Logik nicht ſehr nach ihrem Geſchmacke zu finden. Zum Glück nahm es der Zufall, der auch in der finkiſchen Welt eine große Rolle ſpielt, auf ſich, der Frau Fink ſogleich und unwiderlegbar darzuthun, wie ſehr ihr Herr und Gemahl rechthabe.

Ein unterſetzter, faſt vierſchrötiger, flachshaariger, noch nicht ſehr alter, aber auch nicht mehr ganz junger Mann kam eilends die kleine Allee herauf, mit häufig über die Schultern zurückgewandtem Kopfe. Als er auf den Fliederſtrauch losſchritt, ſchien Madame Fink den Platz doch nicht mehr ſo ganz heimelig zu finden, wie vorhin, denn ſie machte ſich alsbald auf die Flügel. Monſieur Fink nahm gleichfalls den Finkenſtrich und ließ im Abſchwenken einen triumphirenden Schlag hören, welcher, aus dem Finkiſchen ins Deutſche überſetzt, bedeutete: Ich wußte wohl, daß ich klug und weiſe bin — Sapperlot!

Der flachshaarige Vierſchrötige ſtand bei dem Fliederſtrauche ſtill, blickte auf den Weg, den er gekommen, zurück und ſagte für ſich:

„Sie iſt's! Kein Zweifel! — Das hochmüthige Jüngferchen! — Aber hübſche Früchte liefert die Ecole, das muß man ſagen! — Ob die Generalin davon weiß? Bah! Die wilde Hexe wird ihr wieder mal 'ne Naſe gedreht haben. — Wenn es der Herzog wüßte! Wie der fulminiren würde! — Aber er ſoll es wiſſen, unter Umſtänden natürlich. — Möchte nur wiſſen, wer der vornehm ausſehende Kerl iſt, der mit ihr geht. 's muß ein Fremder ſein. Sie ſchwatzen in irgend einer welſchen Sprache — hol's der Teufel! — Ah, da kommen ſie."

Bei den letzten Worten dieſes Monologs trat der Mann raſch über das ſchmale Blumenbeet weg, welches den Weg ſäumte umme, und verſchwand hinter dem Buſchwerk auf der andern Seite.

Ein Herr und eine Dame kamen die Allee herauf.

Sie ſchienen dieſe abgelegene Stelle des Parkes aufgeſucht zu haben, um ſich ungeſtört einer ernſten Unterhaltung überlaſſen zu können.

Den Herrn haben wir ſchon einmal geſehen, auf dem ſtuttgarter Schloßplatze, wo er über Schillers komiſche Erſcheinung und über die Möglichkeit, in deutſcher Sprache zu dichten, ſeine Gloſſen machte. Es war der herkuliſche Elegant, welcher ſich Herr Chevalier tituliren ließ.

Auch die Dame ſahen wir bei jener Wachtparade an einem Fenſter des alten Schloſſes ſtehen. Sie iſt uns aber vor Zeiten ſchon im Salon der Frau Generalin von Wimpfen begegnet, eine angehende Elfin. Jetzt iſt ſie eine vollendete. Wie haben ſich die Schönheitskeime, welche damals in dem wilden Kinde ſchlummerten, ſeither herrlich entfaltet!

Sie ſchritt in der wundervollen Harmonie ihrer ſchlanken Geſtalt ſo unbefangen leicht und doch ſo ſiegesgewiß einher, wie die friſcheſte Roſe im Morgenwind auf ihrem ſchwanken Stengel ſich wiegt. Ihre prächtigen Haare, dem Geſetze der damaligen Mode ſpottend, fielen in ſchweren ſchwarzen Wellen auf Schultern nieder, die unter dem leicht umgeworfenen Menteur hervor die Büſte, Glätte und Feſtigkeit edelſten Marmors zeigten. In der linken Hand trug ſie nachläſſig den kleinen Hut, welcher ihren Kopf bedecken ſollte, und in der rechten führte ſie eine dünne Gerte, welche ſie unterwegs von einem Haſelſtrauch gebrochen hatte.

Der Herr Chevalier, den Chapeaubas reſpektvoll unter dem Arme, redete eifrig und mit warmer Betonung in italiſcher Sprache.

Ohne ihn zu unterbrechen, ſtand Lauretta von Zeit zu Zeit ſtill und fixirte den eifrigen Sprecher mit ihren großen dunkelblauen Augen. Dann ging ſie wieder weiter. Ein ſpöttiſches und doch unbeſchreiblich reizendes Lächeln kräuſelte für einen Moment ihre Lippen und ſie hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es einen pfeifenden Ton gab, der wie ironiſch klang.

Endlich ſagte ſie, und dabei ſtand die ſpröde Kälte der Betonung ihrer Worte in einem eigenthümlich anmuthigen Gegenſatz zu dem tiefmelodiſchen, ſeelenvollen Alt ihrer Stimme:

„Mein Herr, ich mache Ihnen mein aufrichtiges Kompliment über Ihr eminentes Sprachtalent. Sie behandeln unſere ſchöne italiſche Sprache mit der nämlichen Virtuoſität, womit ich Nardini ſeine Geige behandeln hörte. Aber, entſchuldigen Sie die kindiſche Frage, wie vielen Mädchen oder Frauen haben Sie das nämliche ſchon geſagt, was Sie ſo eben mich hören ließen?"

„Sie ſind grauſam, Signora", erwiderte der Chevalier und man konnte ihm unſchwer anſehen, daß das bizarre Weſen, an deſſen Seite er einherſchritt, ihm keinen geringen Zwang auferlegte.

„Grauſam? Bah! Und wenn ich es wäre, warum laſſen Sie ſich meine Grauſamkeit gefallen?"

„Sie wiſſen es wohl, weil ich Sie liebe."

„Schon wieder von Liebe? Was iſt denn das eigentlich für ein Ding? Ich weiß davon nur aus Büchern und in dieſen ſtehen, wie Sie, mein Herr, ohne Zweifel wiſſen, ſo gro

ugen! Vielleicht nur, weil ſie meiſtens von Männern geſchrieben
rden, nicht wahr? Ich weiß gar nicht, was ich mir dabei
en ſoll, wenn der gute Guarini einen mächtigen Anlauf
mmt und zu ſingen anhebt:

Wie biſt du groß, o Liebe!
Ein Wunder der Natur, der Welt zu preiſen.
Welch rohes Herz und Wildheit ohnegleichen
Kann deiner Kraft entweichen?
Doch welcher Tiefſinn oder Witz der Weiſen
Kann deine Kraft ergründen?
Wer ſieht, wie deine Gluten ſich entzünden
Ueppig und ausgelaſſen,

Wird ſagen: Irdiſcher Geiſt, dich aufzufaſſen
Taugt nur des Leibes Hülle.
Doch wer dann ſieht, wie zu der Tugend Fülle
Den Liebenden erhebend,
Dein Feuer, was ſonſt ungeſtüm erglühte,
Alsbald erlöſchen macht, wird bleich und bebend
Ausrufen: Hoher Geiſt, nur im Gemüthe
Haſt deinen Sitz, dein Heiligthum du innen!"

Die erſten Verſe dieſer berühmten Stelle aus einem Chor
s „Paſtor Fido" hatte Lauretta mit parodirender Betonung
d mit von Spott funkelndem Blicke geſprochen. Aber das
ente ſich gedankenſchnell. Ein reizendes Inkarnat überflog
tiges Antlitz, ihre Augen, in feuchtem Glanze ſchwimmend,
ndten ſich in die Ferne, als ſuchten ſie dort ein Weſen, an
ches ſie die glühende Ausſtrömung des italiſchen Dichters
den könne, tiefes Sehnen machte ihre Bruſt ſchwellen und
e Stimme bebte, als ſie die Schlußverſe ſprach.

Der Chevalier blickte entzückt auf das ſchöne Geſchöpf. Es war mehr als weltgewandte Galanterie, es war ſympathiſches Ergriffenſein, was ihn mit lebhafteſtem Ausdruck aus dem angeführten Gedicht die Verſe citiren ließ:

„Oh Weib, des Himmels Gabe,
Nein, vielmehr einzig deſſen,
Der deine holde Hülle
Dir, beider Schöpfer, ſchöner zugemeſſen!
Was iſt, das ſchön wie du der Himmel habe?
Aus Ton, Bewegung, Schimmer,
Reiz, Schönheit, Sitte ſind dir Harmonieen
So ſüß im ſchönen Angeſicht verliehen;
Der Himmel wage nimmer,
Muß nur dem Paradies der Himmel weichen,
Dir, göttlich Weſen, dir ſich zu vergleichen!“

So ſprechend bog er das Knie und ſuchte Lauretta's Hand zu ergreifen, um ſie zu küſſen. Aber er ſollte ſogleich erfahren, daß er es mit der Turbinella zu thun hatte. Sie trat nämlich ſo ſchnell zurück, daß der Entzückte das Gleichgewicht verlor und ums Haar der Länge nach zu Boden geplatſcht wäre. Während er ſich dann ziemlich ernüchtert wieder aufraffte, deklamirte ſie, das kokette Sprödethun einer Amaryllis oder Zerline zu komiſcher Uebertreibung ſteigernd, aus dem „Paſtor Fido“:

„Oh Schmeichler, deine Süße,
Dein falſch Vergnügen,
Soll es mich locken, mich betrügen?
Ich kehre um und wage
Und kreiſ' und flieh' und ſchlage
Und weiß dir zu entweichen;
Du kannſt mich nicht erreichen,
O falſche Liebe!
Denn frei ſind meine Triebe.“

nd ſie ließ die Gerte pfeifen und lachte ſpöttiſch wie ein Teufel-
en. Aber das alles war ſo reizend, ſo allerliebſt, daß es der
err Chevalier für das klügſte hielt, Brava! Brava! zu rufen
d ebenfalls zu lachen.

„So gefallen Sie mir, mein ſchöner Herr“, ſagte Lauretta.
ezeigen Sie mir fortan unbefangenes Wohlwollen. Das ſteht
nen viel beſſer zu Geſichte als ſchäferliches Liebeswerben. Zu
erem ſind Sie ohnehin, wie mir vorkommt, faſt ſchon etwas
alt.“

Sie ſprach das ſo leichthin, daß man nicht recht wußte, ob
n aller Naivität oder aber in überdachteſter Bosheit geſagt
urde. Der Chevalier biß ſich auf die Lippen, aber ſie gab ſich
n Anſchein, das gar nicht zu ſehen, und fuhr fort:

„Laſſen Sie uns jetzt vernünftig reden, mein Herr, und
ch vor allen Dingen das Geſtändniß ablegen, daß in Ihrer
rſönlichkeit etwas iſt, was mir von Anfang unſerer improvi-
rten Bekanntſchaft an großes Vertrauen, aber auch etwas, was
r großes Mißtrauen einflößte. Das erſtere hat bislang über-
ogen, vielleicht hauptſächlich deshalb, weil mich die Art und
eiſe, wie Sie unſere ſiebenfach geſcheite Abbateſſa, das iſt die
au Intendantin der Ecole, nasführten, höchlich ergötzte. Sie
ben ſich dabei zugleich klug und kühn benommen: ich liebe das.
o bin ich denn ganz damit einverſtanden, daß Sie mich aus
n ägyptiſchen Knechtſchaft befreien oder meinetwegen entführen.
h habe es ſatt, länger in der Ecole mit dummen Gänschen
Baroneſſen und Komteſſen und albernen Kunſtſchülerinnen
all dieſem Geſindel eingepfercht zu ſein. Ich habe das Land
erhaupt ſatt, habe es doppelt und dreifach ſatt, ſeit — doch

das gehört nicht hierher. Ich will fort, das ſteht feſt, und ich ſehe nicht ein, warum ich von Ihrem gütigen Anerbieten, mir fortzuhelfen, keinen Gebrauch machen ſollte. Aber, mein Herr, der Fluchtplan, welchen Sie mir mittheilten, gefällt mir nicht."

„Das bedaure ich höchlich, Signora. Ich glaubte, derſelbe ſei nicht ungeſchickt entworfen. Darf ich wiſſen, warum er Ihnen mißfällt?"

„Weil darin der Schauſpielerin Binetti eine ſo wichtige Rolle angewieſen iſt."

„Aber was wollen Sie? Ich kann mich auf die Binetti vollſtändig verlaſſen. Sie iſt eine gute Freundin von alters her."

„Ei, ei, wirklich von alters her? Da hatte ich doch, ſehen Sie, nicht unrecht, wenn ich meinte, Sie ſeien nicht mehr ſo jung als Sie ſich vorhin anſtellen wollten."

„Liebenswürdige Bosheit! Aber laſſen wir mein Alter vor der Hand aus dem Spiele."

„Nein, nein, mein Herr. Ich beſtehe im Gegentheil darauf, daß Sie in unſerem Verkehr Ihr Alter beſtändig vor Augen haben ſollen. Alſo Sie ſind ein alter Bekannter der Binetti?"

„Ich wiederhole, Signora, Sie behandeln mich grauſam. Alt iſt ein ſehr relativer Begriff. Ein Mann, welcher liebt und wagt, iſt gar nie alt."

„Sehr gut geſagt, mein Herr, und es wird mir Vergnügen machen, über dieſe Theſis bei gelegener Zeit mit Ihnen zu disputiren. Was aber Ihre Freundin Binetti anbetrifft, ſo will ich mich weder derſelben anvertrauen, noch will ich ſie compromittiren."

„Kompromittiren?"

„Ei, ja doch. Ich habe Ihnen ja ſchon früher geſagt, daß
n Herzog von Wirtemberg in ſolchen Dingen keinen Spaß ver-
ht. Ich will von Mittelsperſonen überhaupt nichts wiſſen.
r Plan taugt nichts, mein Herr."

„Aber —"

„Aber Sie haben nicht ſofort einen andern bei der Hand?
ohl, ſo werde ich ſelber einen erſinnen. — Wollen Sie mir
n Gefallen thun, bis morgen hier zu verweilen?"

„Sie wiſſen, Signora, daß Ihre Wünſche mir Befehle ſind."

„Wie galant! Morgen früh bringt mich die Frau Gene-
alin in ihrem Wagen nach Stuttgart zurück. Wenn Sie ſich
iſchen neun und zehn Uhr in der Allee vor dem nach Stuttgart
renden Thore zeigen wollen, werde ich Mittel finden, Ihnen
us dem Wagen einen Zettel zuzuwerfen, welcher die Reſultate
eines Nachdenkens enthalten ſoll. Um aber nachdenken zu
nnen, muß ich allein ſein. Sie werden dieſe Eigenheit ent-
ſchuldigen, und ſo, mein Herr Chevalier, entlaſſe ich Sie auf
ldiges Wiederſehen."

Sie winkte ihm zu mit dem ſtolzen Anſtand einer Königin
nd doch auch wieder mit ſo unwiderſtehlich ſchalkhafter Grazie,
aß er, auch dieſer plötzlichen Laune ohne Widerſpruch ſich
gend, mit einer reſpektvollen Verbeugung ſich verabſchiedete.

Sie ſah dem Gehenden mit einem ſeltſamen Ausdruck
ner Mienen nach. Deuten wir denſelben richtig, ſo ſagt er:
ieſer Mann hat gerade Verſtand genug, meinen Willen zu
hun, aber nicht genug, zu wiſſen, daß ich mich über ſeine
Hoffnungen luſtig mache.

Dann ging ſie in einer Richtung, welche der von dem Chevalier eingeſchlagenen entgegengeſetzt war, ein paar Schritte weit, blieb jedoch wieder ſtehen, wie in Gedanken verloren, ſchwippte mit der Haſelgerte durch die Luft und bückte ſich zu einem Blumenbeete nieder, auf welchem Primeln, Märzglöckchen und Veilchen blühten.

Sie pflückte ſich einen Strauß. Als ſie ſich aber wieder aufrichtete, ſah ſie plötzlich den Flachshaarigen vor ſich ſtehen. Sie erſchrak jedoch nicht im geringſten ob dieſer Erſcheinung, ſondern ſagte ruhig:

„Ah, ſieh da, Herr Garteninſpektor Walter! Guten Morgen, und halten Sie mir es zu gute, daß ich mich verleiten ließ, in dem Blumenbeete da ſo räuberiſch zu wirthſchaften. Ich wollte der Frau Generalin ein Bouquet mitheimbringen —“

„Bitte, Mademoiſelle“, fiel der Herr Garteninſpektor ein, artigſt ſich verbeugend, „bitte recht ſehr, da bedarf es keiner Entſchuldigung. Alle Blumen des Schloßgartens ſtehen zu Ihrer Verfügung. Freilich will das nicht viel heißen, denn dermalen blüht im Freien erſt ſolch untergeordnetes Zeug, wie Sie da in Ihrer ſchönen Hand halten. Wenn Sie mir aber die Ehre und Faveur erweiſen wollen, in dem Gewächshauſe da unten meinen ultramontanen und tropiſchen Frühlingsflor zu beſichtigen, ſo werde ich das Vergnügen und die Ehre haben können, Ihnen ein Bouquet anzubieten, welches Ihrer würdiger ſein dürfte.“

„Kommen Sie, Herr Inſpektor. Ich mache von Ihrer Freundlichkeit ſehr gern Gebrauch. Liebe ich doch die Blumen und Blüthen des Südens ſo ſehr.“

Herr Walter ließ ihr galant den Vortritt und folgte der Vorangehenden zu der chineſiſchen Pagode hinunter.

Die beiden waren aber kaum hinter den Glaswänden des Gewächshauſes verſchwunden, als auf der Stelle des Weges, wo ſie ſich getroffen, zwei andere Perſonen erſchienen: der Regimentsarzt Schiller und ſein Freund Raleigh.

„Am Ende haſt du doch falſch geſehen“, bemerkte der erſtere. „Wir haben jetzt ſo ziemlich den ganzen Park durchſucht und nirgends weder von der Schönen noch von dem unternehmenden Chevalier eine Spur gefunden.“

„Das erklärt ſich einfach aus den vielverſchlungenen Gängen und maſſenhaften Baumgruppen dieſer Anlagen“, entgegnete der Virginier. „Ich weiß nur zu gewiß, daß meine Augen mich nicht getäuſcht haben. Ich ſah den Venetianer drüben an einem Fenſter des Gaſthauſes zum Waldhorn lauern, bis das Fräulein über den großen Schloßhof hin nach dem Parke ging. Dann folgte er ihr. Sie gab ihm ein Stelldichein, kein Zweifel, der wunderliche Menſch, der Sammetdokter, hatte richtig gehört — leider!“

„Armer William, dich plagt die Eiferſucht. Aber, im Grunde, was kannſt du und willſt du thun?“

„Weiß ich es? Mir iſt nur, als müßte ich das unbeſonnene Kind vor einem Unheil bewahren. Ich fürchte, Lauretta hat ſich, einer bizarren Laune nachgebend, in ein Abenteuer eingelaſſen, welches für ſie von den mißlichſten Folgen ſein kann. Der Chevalier iſt offenbar ein kecker Waghals, wenn es ſich um die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften handelt. — Wie ſchäm’ ich mich dieſer gemeinen Wette! Statt ſie anzunehmen, wäre es edler und männlicher geweſen, dem unerfahrenen Mädchen auf irgend eine paſſende Art eine Warnung vor den Intriken des Venetianers zukommen zu laſſen.“

„Das gebe ich zu, aber —“

„Du meinſt“, unterbrach der heute augenſcheinlich ungewöhnlich erregte Amerikaner den Freund, „Du meinſt, ich hätte ſchwerlich das Recht gehabt, mich in Dinge zu miſchen, die mich eigentlich nichts angehen?“

„Das nicht gerade. Vielmehr meine ich, daß die Turbinella, ſo wie ich ſie kenne, und vorausgeſetzt, daß von ihrer Seite bei dieſer ganzen Intrike irgend eine Abſicht im Spiele iſt, die Warnung mit Spott zurückgewieſen haben würde.“

Sie waren inzwiſchen bei dem chineſiſchen Gewächshauſe angekommen, als ihr Geſpräch durch ein ſeltſames Ereigniß unterbrochen wurde.

Wie ſie nämlich an der Pagode vorübergehen wollten, wurde die Thüre derſelben haſtig aufgeriſſen und herausſtürzte Lauretta glühenden Antlitzes, zornfunkelnden Auges, wie außer ſich.

Auf dem Fuße folgte ihr in wüthender Eile der Garteninſpektor Walter, auf deſſen breitem, widerwärtig aufgeregtem Geſicht eine blutrothe Querſtrieme ſichtbar war, die ganz und gar dem Empfangſchein für einen nachdrücklichen Gertenhieb ähnlich ſah.

Raleigh ſprang blitzſchnell vor, blieb aber überraſcht ſtehen, als er in dem Verfolger Lauretta's nicht, wie er erwartet haben haben mochte, den Chevalier, ſondern einen ihm völlig unbekannten Mann erblickte.

Lauretta überſprang leicht wie ein gehetztes Reh den

Zwiſchenraum, welcher ſie von den beiden Freunden trennte, eilte an Raleigh vorüber und warf ſich, in der leidenſchaftlichen Haſt des Moments alle Zurückhaltung vergeſſend, dem Dichter an die Bruſt mit dem ängſtlichen Ruf:

„Schiller, um Gotteswillen, ſchützen Sie mich vor dem Elenden, der es wagte —“

Ihre Stimme brach in Empörung und Widerwillen.

Der Verfolger war durch die unerwartete Erſcheinung der jungen Männer wenigſtens inſoweit zur Beſinnung gebracht worden, daß er ſtehen blieb.

Schiller ſeinerſeits hatte Mühe, ſeiner Ueberraſchung einigermaßen Herr zu werden. Doch gelang es ihm keineswegs augenblicklich und ſo hielt er die ſchöne theuere Laſt eine Sekunde lang in den Armen und fühlte den holdeſten Buſen hochaufpochen an ſeiner Bruſt. Endlich vermochte er ſeiner Entrüſtung Worte zu geben und rief dem Inſpektor zu:

„Was ſoll das, Sie brutaler Menſch? Wie konnten Sie ſich erfrechen, eine Dame zu ängſtigen und zu beleidigen?“

Beim erſten Laute ſeiner Stimme richtete ſich Lauretta aus ſeinen Armen auf und trat einen Schritt zurück. Jungfräulicher Purpur überglomm ihre edlen Züge. Dann wurde ſie todblaß und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen herab.

Hinter den halbgeſchloſſenen dunkelbefranzten Lidern hervor richtete ſie auf den Dichter einen Blick, welcher Raleigh, der alle ihre Bewegungen mit der Spannung eines Liebenden bewachte, erbeben machte. Was hätte er um dieſen Blick voll Seele nicht gegeben! Und der, dem er galt, bemerkte ihn nicht einmal, weil ſeine Aufmerkſamkeit dem Menſchen zugekehrt war, an welchen er ſeine zornige Frage ſtellte.

Der Freche ließ ſich aber dadurch nicht einſchüchtern.

„Wer ſind Sie denn eigentlich?“ fragte er mit kecker Unverſchämtheit, konnte aber dabei nicht umhin, mit der Hand nach der hochgeſchwollenen Strieme zu greifen, welche ſein Geſicht groteſk genug halbirte und ihn empfindlich ſchmerzen mochte.

„Wer ich bin?“ verſetzte der Dichter, einen Schritt auf den Menſchen zutretend. „Das geht Sie eigentlich gar nichts an, denn jeder hat das Recht, eine Niederträchtigkeit zu züchtigen, wo immer ſie ihm begegne. Da Sie es aber wiſſen wollen, ich bin der Regimentsmedikus Schiller aus Stuttgart und Sie ſollen mir Rechenſchaft geben über Ihr ſchuftiges Benehmen gegen dieſe Dame.“

„So, der Feldſcherer Schiller ſind Sie? Der Sohn meines Herrn Kollegen auf der Solitude? So, ſo! Und Sie wollen ſich zum Ritter dieſer Dame aufwerfen?“

Der Menſch legte einen boshaften Akcent auf das Wort Dame und fügte mit einem häßlichen Grinſen hinzu:

„Eine ehrſame Dame das, die an einem und demſelben Morgen verſchiedenen Galanen Rendezvous gibt!“

Ein halbunterdrückter Zornſchrei brach über die Lippen Lauretta's.

Der Unverſchämte ſah ſie frech an und begann wieder:

„Ei, ja wohl, eine ſaubere Dame, dieſe —“

Ein garſtiges Wort ſchwebte ihm auf der Zunge, aber er hatte keine Zeit, es auszuſprechen.

Schiller erhob den Arm, aber ein anderer kam dem ſeinigen zuvor. Raleigh warf ſich mit einem wüthenden Sprung auf den unverſchämten Menſchen und verſetzte ihm einen Fauſtſchlag auf die Stirne, daß er beſinnungslos zu Boden ſtürzte.

„Ah“, ſagte Lauretta mit wunderſam ſchnell wiedergewonnener Faſſung, „das war ein ſchöner Schlag! Ich danke Ihnen, mein Herr Amerikaner, denn jetzt erkenne ich in Ihnen meinen Tänzer von der letzten Redoute. Ich danke Ihnen von Herzen.“

Schiller blickte das Mädchen verwundert an. In einem Augenblick hatte ſich Lauretta's Weſen verändert. Sie war wieder ganz die Turbinella, die ſich nichts ſehr oder lange anfechten ließ. Es ſchien, für ſie gebe es nur eine bleibende Stimmung, die eines über alle Wogenſpitzen der Lebensflut ſicher und anmuthig hingleitenden Humors.

„Mein Fräulein“, ſagte Raleigh, „ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich den Schurken da in Ihrer Gegenwart züchtigte. Und nun erweiſen Sie mir, ich bitte Sie achtungsvoll, die Ehre, Sie von dieſem Schauplatz eines widerwärtigen Auftritts weggeleiten zu dürfen.“

Er bot ihr mit der Gewandtheit eines Mannes von Welt den Arm, welchen ſie nicht ausſchlug. Als ſie aber mit ihrem Begleiter an ihrem noch immer regungslos daliegenden Beleidiger vorüberging, wies ſie mit der Spitze eines allerliebſten Füßchens auf die mehrerwähnte rothe Strieme und ſagte mit ſilberhellem Lachen:

„Sehen Sie, wie hübſch ich den Elenden gezeichnet habe!“

Schillers Seelengüte ließ ihn noch eine kleine Weile zurückbleiben, um zu ſehen, wie ſich dem Gezüchtigten und Gezeichneten

Beiſtand leiſten ließe. Als er jedoch bemerkte, daß der Menſch ſich regte und dehnte, dann nach einigen vergeblichen Verſuchen ſchnaufend, pruhſtend und einen rohen Fluch ausſtoßend auftaumelte, hielt er es für überflüſſig, ſein Mitleid an einen ſolchen Gegenſtand zu verſchwenden, und folgte langſam dem vorangegangenen Paare durch das grüne Parklabyrinth.

# Zweites Buch.

## Erſtes Kapitel.

Der geneigte Leſer wird in ein altväteriſches Gaſthaus geführt und muß eine kurze Abſchweifung des Autors ſich gefallen laſſen. — Die „Bande" in der Geniesherberge. — „Unſer großer Fritz." — Ein nationalſchwäbiſches Mahl. — Anch' io sono pittore! — „Der Dichter der ‚Muſarion' und des ‚Oberon' hoch!" — Kulturgeſchichtliche Fragmente aus den Denkwürdigkeiten des Sammetdoktors. — „Die Turbinella iſt entführt!" — Die verlorene Wette.

Die Hauptſtadt Schwabens iſt jetzt nicht mehr das engbegränzte, winkelige Stuttgart des vorigen Jahrhunderts. Nach allen Seiten hin hat ſie ſich ſeitdem gewaltig gedehnt und geſtreckt und man hat Mühe, aus ihrer jetzigen großſtädtiſchen Phyſiognomie gewiſſe alte kleinſtädtiſche Züge herauszufinden, die für manchen, vorab für uns, eine klaſſiſche Bedeutung haben. Viele derſelben haben ſich in dem raſtloſen Wechſel der Dinge ſchon bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht, da und dort aber hat ſich einer ziemlich unverändert erhalten. Das Haus, in welches wir den Leſer zunächſt führen, iſt ſo ein Zug.

Kommſt du die prächtige Weinſteige herab, von deren Höhe aus geſehen Stuttgart den impoſanteſten Anblick gewährt, ſo führt dich dein Weg über den Wilhelmsplatz. Hier haſt du zur Linken ein ganz neues Quartier, die verlängerte Hauptſtädterſtraße, die ſich bis zum tübinger Thore hinauszieht, zur Rechten dagegen die alte oder eigentliche Hauptſtädterſtraße, die mit zu dem um den Marktplatz her gelegenen Kern der Stadt gehört. Durchwandelſt du dieſe Straße, ſo bemerkſt du ungefähr in der Mitte derſelben, linker Hand, das Gaſthaus zum Ochſen, welches augenſcheinlich aus einer Zeit ſtammt, wo die Gaſthäuſer noch keine Paläſte waren, dafür aber reingehaltene Weine im Keller hatten. In Wahrheit, das Wirthshaus zum Ochſen iſt nicht mit der Zeit fortgeſchritten. Wir können das aus eigener Erfahrung bezeugen. Vor Jahren, als wir das Glück hatten, ſtuttgarter Luft zu athmen, die im Sommer freilich etwas weniger aromatiſch iſt, da hatten wir vielfach Gelegenheit, zu bemerken, daß die Räume des Hauſes noch recht altväteriſch eingerichtet waren. Es gab da auch keinen ellenlangen Speiſezettel mit franzöſiſchen Rubriken, aber die gute Wirthin — leicht ſei ihr die Erde! — war zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit, uns ganz vortreffliche ſchwäbiſche Hausmannskoſt zu bereiten. Eine jener modernen Weinkarten, die von den Fortſchritten der Weinverfertigungskunſt ſo vielnamiges Zeugniß ablegen, war auch nicht vorhanden, wohl aber unverfälſchter Landwein von alten guten Jahrgängen. Ich ſehe ſie noch, meine guten, jetzt in alle Winde und auch ſchon in verſchiedene Gräber zerſtreuten Geſellen von damals, wie wir uns, oft in ſpäter Abendſtunde, aus den Stürmen des „tollen Jahres“ in die Stille der alten Wirthsſtube zum Ochſen mit ihrer verräucherten Balkendecke zurückzogen, um ein lautes und vielgeſchäftiges Tagewerk mit einer gemüthlichen Plauderſtunde zu beſchließen.

An einem der erſten Maiabende des Jahres 1782 war unter dem Dache des bezeichneten Gaſthauſes in der erwähnten Stube ein langer Tiſch gedeckt, als ſollte eine außerordentliche Gaſterei ſtattfinden. Und ſo war es auch, denn William Raleigh hatte es ſich ſchon lange ausgebeten, die Freunde ſeines Freundes einmal bewirthen zu dürfen, und er hatte dieſe Abſicht heute zur Ausführung gebracht, da es ſich gerade ſo glücklich traf, daß ſo ziemlich der ganze Kreis der kraftgenialiſchen Bande in Stuttgart verſammelt war. Hoven war heute von Ludwigsburg herein-, Konz, der früheſte Jugendgeſpiele Schillers, von Vaihingen herabgekommen.

Raleigh ſtieg die Treppe hinauf und traf oben den Wirth, den berühmten Meiſter Dickbauch, wie er in vertraulicher Weiſe von der Bande genannt wurde, oder auch Ochſenjörgle, welche ſchwäbiſche Zuſammenziehung des Titels „Ochſenwirths Georg" dem Herbergsvater aus ſeinen Knabenjahren her geblieben war. Der würdige Mann, deſſen umfangreiches Untergeſtell von einer weißen Schürze bedeckt war und deſſen hochrothes Vollmondsgeſicht eine Speiſe- und Weinkarte nach alter Manier repräſentirte, ſtand unter der geöffneten Thüre der Gaſtſtube, die in derſelben getroffenen Anordnungen mit Befriedigung überblickend und von Zeit zu Zeit eine Frage oder einen Befehl nach der Küche hinüberſchickend. Dort war ſeine würdige Ehehälfte in vollem Regimente begriffen und es legten von der Erſprießlichkeit ihres Waltens unterſchiedliche appetitliche Düfte, die aus dem dunkeln Gang hervordrangen, vollgiltiges Zeugniß ab.

Der Meiſter Dickbauch begrüßte den jungen Amerikaner, von deſſen Reichthum er ganz unmenſchliche Vorſtellungen hatte, mit größtem Reſpekt und bückte ſich ſo tief, daß ihm der dicke Zopf dabei bolzgerade aufrecht im Nacken ſtand.

„Iſt alles bereit, Herr Wirth?"

„Alles fix und fertig, mein hochzuverehrender Herr. Es kann jeden Augenblick aufgetragen werden."

„Aber die Stube iſt ja noch ganz leer. Wo ſind denn meine Herren Gäſte?"

„Oh, Herr Jeremie, an denen fehlt's nicht. Sie parteln allweil nur noch ein Bißle da draußen auf der Kegelbahn."

Und damit wies er auf eine offenſtehende Hinterthüre, durch welche luſtige Ausrufungen, vermiſcht mit dem Rollen der Kugeln und dem Gepraſſel der fallenden Kegel, hereinſchollen.

Raleigh ging auf die Thüre zu, aber in demſelben Augenblick brach ein Schwarm junger Männer durch dieſelbe auf den Hausflur herein.

Voran ging mit rothem Geſicht und unordentlicher Friſur der lärmende Leutnant Kapff, hemdärmelig, wie die meiſten übrigen, den Uniformfrack nachläſſig über den Arm geworfen. Dann kam noch ein Militär, der wackere Scharffenſtein, wie Kapff Leutnant im gablenziſchen Infanterieregiment. Hierauf folgten zwei Civiliſten, Peterſen und Reichenbach, an der herzoglichen Bibliothek angeſtellt. Dieſen traten zwei junge Männer nach, deren Namen nachmals berühmt wurden, Dannecker und Zumſteeg, jener Bildhauer, dieſer Muſiker, jener beſtimmt, die Züge ſeines Akademiegenoſſen in Marmor zu verewigen, dieſer ſchon damals, wie ſpäter, trachtend, den Liedern des angebeteten Jugendfreundes die Schwingen ſeelenvoller Melodieen zu leihen. Zuletzt kamen noch zwei von etwas ernſterer Haltung als die andern, der am Militärwaiſenhauſe zu Ludwigsburg als Arzt angeſtellte Heven und der angehende Prediger Konz, deſſen ſchwarzer Habit gegen die mehr oder weniger geniemäßig freie Tracht ſeiner Freunde auffällig genug abſtach. Konz hatte im tübinger Stift ſeine Studien gemacht und die burſchikoſe Stimmung lag alſo hinter ihm, während ſie bei ſeinen Freunden, deren Studenten in der Akademie nicht hatte laut werden dürfen, nachträglich jetzt erſt recht in Saft und Blüthe ſtand.

„Kreuzmillionenſchock!“ ſchrie Kapff in die tumultuariſchen Begrüßungen hinein, womit die Bande ihren Bewirther empfing. „Da riecht's ja wie in Mohammeds Paradies. Bei der Gurgel von Sankt Falſtaff, ich ſchwöre, beim heutigen Symposien alle Leutnants zu übertreffen, deren Appetit und Durſt jemals, ſeit die Welt ſteht, zu ihrer Gage in himmelſchreiendem Mißverhältniß geſtanden hat.“

„Oh, mein edler Böotier“, ſagte Peterſen, „du brauchſt nicht zu ſchwören. Man kennt deine kriegeriſche Vertilgungswuth hinlänglich. Ich will mich neben dich ſetzen und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn du mir heute Abend nicht vollauf Stoff lieferteſt zu einem bedeutſamen Kapitel für mein unſterbliches, ſtarrend gelehrtes Werk, betitelt: Ueber die Nationalneigung der Deutſchen zum Trunke.“

„Nimm dich bei der eigenen Naſe, Grobianiſſime Grobianorum!“ verſetzte Kapff.

„Still, gute Bierkanne, ſtill, alter Weinſchlauch!“

„Kerl, du Aalhaut, du getrocknete Rinderzunge, du gelehrte Schneiderelle!“

„Hilf Himmel, ſie mißhandeln ſchon wieder den Shakſpeare", bemerkte Zumſteeg.

„Ja, und der Kapff brüllt gleich dem rauhen Pyrrhus, gleich Hyrkaniens Leu'n", meinte Reichenbach.

„Aber der Peterſen brauchte das Maul auch nicht ſo voll zu nehmen", ſagte Hoven mit trockener Kauſtik. „Weißt du noch, Herr Bibliothecarius Peterſinn, wie ſich der Meiſter Dickbauch zu rühmen pflegt, daß der Freund Schiller einmal zur Zeit, als die Stammbuchepidemie unter uns graſſirte, in ſein Stammbuch ſchrieb: Wenn du gegeſſen und getrunken haſt und NB. ſatt biſt, ſo ſollſt du den Herrn deinen Gott loben."

„Ach was", brummte Peterſen, „laßt doch mal die altgebackenen Schnurren von der Akademie und bittet lieber unſeren werthen Amphitryo von jenſeits des Meeres, daß er das Eſſen auftragen laſſe."

„Jetzt haſt du recht, Peterſilie!" ſchrie Kapff und machte es ſich auf einem Stuhle bequem, denn die lärmende Bande hatte ſich inzwiſchen in die Gaſtſtube begeben. „Wo iſt denn der Schwerenöther, der alte Ochſenjörgle? — Ah, ſeid Ihr da, Meiſter Dickbauch? Jetzt hört mal! Keinen von euren Ränken und Schwänken heut', alter Weinfälſcher! Es gilt die Ehre der ſchwäbiſchen Küche, der ſchwäbiſchen Weine, merkt's Euch! Ihr wißt, ich wittere einen Tropfen Waſſer in einer Maß Wein auf hundert Schritte weit, und wenn ich irgend eine Teufelei an eurem Eſſen oder eurem Getränke vermerke, ſo ſchwör' ich, ſo wahr ich allen meinen Gläubigern von Herzen das Himmelreich wünſche, Ihr ſollt auf Eurem eigenen Tiſchtuch da gerädert werden, wie nur je der große Sancho Panſa in einer ſpaniſchen Venta geprellt wurde.“

„Oh, Herr Jeremle, Herr Leutnant, iſt das a mol wieder gſchwätzt!“

„Was, Ihr wollt rebelliren, Ihr Bettzerdrücker, Pferderückenbrecher und Weinſtimmuſeum?“

„Gott behüt'! Rebelliren, ich? Nein, das thut halt kein guter Altwirtemberger. Jedennoch vom Geprelltwerden iſt meines Vaters Sohn kein Freund, und hergegen, wiſſen's, Herr Leutnant, für das Himmelreich bin ich, glaub' ich, noch nicht reif genung.“

„Da haſt du's, Kapff“, lachte Scharffenſtein. „Der Meiſter Dickbauch führt keine ſchlechte Klinge, und war die Anſpielung nicht fein, ſo mag ſie doch treffend geweſen ſein.“

„Ja“, erwiderte Kapff großartig, „da ſeht ihr, daß durch den Umgang mit Leuten von Geiſt ſogar ein Ochſenjörgle paſſabel witzig ſein kann. Im übrigen, liebe Kinder, war der Tag extraordinär heiß und ich habe Durſt für zehn Millionen Schock Sakraments.“

„Aber, liebe Leute“, ſagte Raleigh, welcher deutſches Blut genug in den Adern hatte und noch jung genug war, um ſich ohne allzu große Anſtrengung in den Ton der Bande finden zu können, „aber, liebe Leute, warum ſchenkt ihr euch nicht ein? Mit Flaſchen iſt ja der Tiſch da einſtweilen ſattſam verſehen, denk' ich.“

Kapff ließ ſich das nicht zweimal ſagen und ſtreckte die Hand nach dem Labequell aus. Allein Daumecker hielt ihn ab, indem er ſagte:

„Nein, du ſollſt dich gedulden, altes Sektfaß, wie wir andern, bis alle da ſind. Es fehlt noch unſer Schiller —"

„Ja", fiel Peterſen mürriſch ein, denn er hätte den Beginn des Gelages jedenfalls ebenſo gern beſchleunigt wie der durſtige Leutnant, „ja, das muß ich ſagen, der Schiller macht ſich neueſtens rar. Seit vollends die Anthologie*) heraus iſt, wozu wir andern doch auch unſer Scherflein beigeſteuert, und alle jungen und alten Weiber von den darin ſtehenden Laura-Oden reden, trägt er den Kopf hundert Ellen hoch."

„Peterſen", rief Dannecker mit dem ganzen Feuer einer jungen Künſtlerſeele, „Peterſen, um was ich bitt', ſchwätz' nicht ſo dumm! Unſer Schiller hochmüthig? Du weißt recht wohl, daß er die beſte Seele von der Welt iſt. Aber wenn er auch den Kopf bedeutend höher trüge als wir, ſo wißt ihr wohl, daß er Grund genug dazu hätte."

„Freilich, freilich", bemerkte Kapff grämlich, „maßen mein berühmter Stubenburſch einen bedeutend längeren Hals hat als wir andern. Wo er nur ſtecken mag? Gewiß läßt er den Verrina geſchwind noch den Doria oder ſonſt einen beliebigen Tyrannen abmucken. Ja, liebe Kinder, es geht oft ſchauerlich mörderiſch zu in unſerer Höhle auf dem kleinen Graben drüben."

„Donner und Doria!" rief Scharffenſtein. „Seid mir ſaubere Kerls, das muß ich ſagen. Iſt das 'ne Art, von unſerm großen Fritz zu reden? Ihr kennt mich und wißt, daß ich kein ſerviler Tropf bin, aber ich ſag', ich beuge mich willig und heutig vor der imponirenden Superiorität des Dichters der Räuber'."

---

*) Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.

„Bravo!" riefen Dannecker und Zumſteeg wie aus einem Munde.

„Das verſteht ſich doch von ſelber, Schwerenoth!" grämelte Kapff. „Uebrigens iſt der Windbeutel, der Zuccato, auch noch nicht da."

„Oh, der wird wieder irgend 'ner Schürze nachſtreichen", ſagte Reichenbach. „Ihr wißt, er will ſich ſelbſt und andern Leuten mit aller Gewalt weismachen, er ſei ein Don Juan erſter Sorte."

„Auch fehlt noch der Sammetrocker."

„Hier, hier!" ließ ſich die Stimme des Genannten von der Treppe her vernehmen und zugleich trat er in der ganzen Pracht ſeiner ſammetnen Erſcheinung ins Zimmer, grüßte umſtändlich und ſagte:

„Hier bin ich, liebe Jungen, [illegible], Titanen, Weltverſchlinger und Erdenſtürmer! Wollen wir den Oſſa auf den Pelion ſtülpen, wie? Wollen wir geſchwinde noch zum Zeitvertreib, bevor es Nacht wird, etwas weniges die Welt verbeſſern? Topp an! Oder wollen wir die Nachteule mit einem Kanon aufſtören, der einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haſpeln kann?"

„Hurrah!" ſchrieen die jungen Leute und drängten ſich [illegible] um den alten Humoriſten.

Inzwiſchen war auch Schiller unvermerkt eingetreten und hatte mit ſeinem Hut und Degen geſchwinde auch Rock und [illegible] beiſeite gelegt, denn das war Stil in der Genie[illegible] berge, und zwar ſo ſehr, daß ſogar der alte Herr Armbruſter mit unter poſſenhaften Ceremonieen von ſeiten Peterſens und Zumſteegs ihm geleiſteter Beihülfe aus ſeinem Scharlachflammengehäuſe ſich herauswickelte.

Meiſter Dickbauch, mit echtem Wirthsinſtinkt fühlend, daß in der Perſon des Regimentsmedikus, von deſſen literariſcher Bedeutung er freilich nur eine ganz nebelhafte Vorſtellung hatte, der eigentliche Ehrengaſt erſchienen ſei, zog ſeine weiße Zipfelmütze von ſeinem wichtigen Haupte, machte eine unterthänige Reverenz vor dem „gnädigen Herrn aus Amerikanien“, wie er Raleigh betitelte, und eilte auf einen bejahenden Wink von dieſem ſtracklichſt nach der Küche, den Hausgang mit dem Rufe erfüllend: „Anrichten, ihr Weibsbilder, anrichten und auftragen!“

Und es ward angerichtet und aufgetragen: ein ſchwäbiſches Eſſen jede Schüſſel. Da war ein nationales „Vereſſen“, beſtehend aus gehackten Nieren und Lebern, in einer einladend duftenden Brühe ſchwimmend und, nachdrücklich unterſtützt von Dampfnudeln, welche den Gäſten ihre braungelb gebackenen Unterſeiten verlockend entgegenhielten. Dann kam das Haupttreffen, „ordentlicher“ Schweinebraten mit Sauerkraut, „Schunken“ von der klaſſiſchen blaßrothen Farbe, ferner ein ganzes Geſchwader von Blut-, Leber- und Bratwürſten und endlich die oberſchwäbiſchen „Knöpfle“ und die unterſchwäbiſchen „geſchabten Spätzle“ — alles ſo vollendet zubereitet, daß, wären damals konſtitutionelle Vertrauensvota ſchon üblich geweſen, ein ſolches und zwar ein ſolennes, der Frau „Ochſenwirthin“ ſicherlich nicht entgangen ſein würde.

In Ermangelung deſſen brachten die Gäſte der wür-

Wirthen ein thatſächliches Vertrauens- und Dankvotum. Denn, ei, wie ließen ſie ſich's ſchmecken! Und mit welcher patriarchaliſchen Würdigkeit ſaß der Sammetdoktor, welchem der Ehrenplatz oben an der Tafel eingeräumt worden, dem vaterländiſchen Mahle vor! Er hatte die Serviette oben in den Hemdkragen geſteckt und die [illegible] Perrücke abgelegt, ſo daß der Schnee ſeines kurzgeſchorenen Scheitels einen hübſchen Kontraſt zu ſeinen rothen Backen bildete. Er wußte jedes Gericht mit einer Anekdote zu ſpicken, jedes Glas Wein mit einem Witz zu würzen, denn der alte Herr war heute in roſigſter Laune.

Und alle waren ſo. Daß aber Schillers Antlitz heute ganz ungewöhnlich freudig leuchtete, hatten ſie zu bemerken erſt dann Zeit, als der Hauptſturm des Appetits auf Schüſſeln und Flaſchen glücklich vollführt worden war.

Dann ſagte der dem Dichter gegenüber ſitzende Scharffenſtein:

„Lieber Fritz, dein Geſicht iſt ja heute ein veritabler Maitag. Iſt etwa von Dalberg aus Mannheim inbetreff deines neuen Trauerſpieles eine günſtige Epiſtel eingetroffen?“

„Das nicht, Albertle, aber eine Epiſtel iſt eingetroffen von anderwärts her, die mich noch mehr erfreut. Sie iſt aus Weimar [illegible]. Da lies!“

Er zog einen Brief hervor und reichte ihn dem Freunde über den Tiſch hin und nun ging rings ein Fragen neugieriger Theilnahme los.

„Von Wieland!“ ſagte Scharffenſtein.

„Ah, von Wieland?“ raunte ein vielſtimmiges Echo. „Vorleſen! Vorleſen!“

„Silentium!“ ſchrie Korff, mit dem Meſſer auf den Tiſch ſchlagend.

„Darf ich?“ fragte Scharffenſtein und Schiller nickte bejahend, indem er ſagte: „Ich hatte an Wieland geſchrieben, um mir von dem großen Dichter ein Urtheil über die ‚Räuber‘ zu erbitten. Mich drängte es, einmal von kompetenter Stelle ein ſolches zu vernehmen, und da hab' ich denn gerade vorhin eine Antwort erhalten, die mich faſt glauben macht, es ſei nicht zu vermeſſen, wenn ich ſage: Anch' io sono pittore!“

„Ihr braucht nicht zu erröthen wie ein Backfiſchchen, dem ſein erſter Liebhaber zum erſtenmal ſagt, daß es ſchön ſei“, bemerkte der Sammetrocker, als der junge Dichter roth wurde, wie betroffen über das ſelbſtbewußte Wort, welches ihm entſchlüpft war. „Wißt Ihr, lieber Sohn, Ihr ſeid ein Kerl, deſſen Landsmannſchaft dem liebenswürdigſten aller deutſchen Poeten ſchon recht ſein kann. Und jetzt leſ't, wilder Krieger Scharffenſtein.“

Der Brief wurde vorgeleſen und da war keiner in dem ganzen Kreiſe, dem er nicht wohlgethan hätte. Als ob der junge Ruhm des Dichters der „Räuber“ einen Abglanz auf ſeine Freunde würfe, ſo angenehm fühlten ſich alle von dem Lobe berührt, welches Wieland ſeinem Landsmann ſpendete. Sein Schreiben war ſachgemäß, human und landsmänniſch warm. Er würdigte ohne Rückhalt das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leiſtung Schillers, flocht einen feinen Wink über die Klippen ein, welche dem Genius des jungen Dichters drohen können, und prophezeite demſelben eine ſchöne Zukunft.

„Die Gläſer gefüllt!“ rief Petersen. „Ich ſtürze einen en einen Schoppen, der ſich etwa weigern ſollte, den Toaſt s zur Nagelprobe zu trinken, den ich feierlich vorſchlage. hriſtoph Martin Wieland, der Dichter der ‚Muſarion‘ und des Oberon‘, dreimal hoch!“

Der Toaſt wurde jubelnd getrunken und gewiſſenhaft urden die geleerten Gläſer der geforderten Nagelprobe unterworfen.

Dann ging der Brief des gefeierten Mannes am Tiſche rum. Jeder wollte die ſchöne, reine Schrift betrachten, den ganten Stil bewundern und den wohlwollenden Inhalt noch mal für ſich genießen.

„Ja, liebe Jungen“, nahm der Sammetrocker das Wort, a, der Wieland, das iſt ein Männle! Er iſt, Spaß beiſeite, ben meiner Wenigkeit oder Würdigkeit einer der wenigen deten Menſchen, welche dermalen in Europa leben. — Sie en, mein werther Sir“, ſchaltete er ein, zu Raleigh gewendet, ch bin höflich, ich ſpreche bloß von Europa; denn nach den aſchen Vorgängen in Ihrem Vaterlande unterliegt es keinem Zweifel, daß drüben in der neuen Welt nicht nur eine winzige norität, ſondern ſogar die ungeheure Majorität merkwürdig bildet ſein muß. — Ja, wenn ihr den Papa Wieland ſehen nntet, da kriegtet ihr Reſpekt. Und wißt ihr, warum? Weil er Wieland ein großer Menſch iſt, ohne eine Spur von Prätenſion. Ich liebe das, verſichere euch. Der Mann ſpricht gerade elegant und liebenswürdig warm, wie er ſchreibt.“

„Sie haben alſo das Glück, ihn perſönlich zu kennen?“ agte Raleigh.

„Und ob!“ verſetzte der Doktor. „Ihr wißt ja, liebe

Jungen, ich hatte die Ehre, das goldene Zeitalter oder, wenn Ihr wollt, die Flegeljahre der weimarer Genialwirthſchaft mit durchzumachen oder wenigſtens mitanzuſehen."

„Zieht es der wunderliche alte Menſch wieder auf eine ſeiner Schnurren ab oder iſt's ihm Ernſt?" fragte der ſtille Herr den neben ihm ſitzenden Herrn.

„Das möchte ſchwer herauszuſchlagen ſein", erwiderte der Gefragte. „Indeſſen unterliegt es keinem Zweifel, daß unſer alter und ewigjunger Freund wirklich längere Zeit in Weimar ſich aufgehalten und die Bekanntſchaft Goethe's, Herders, Wielands und anderer Koryphäen gemacht hat."

„Doctor venerabilis, curiosissime Ahasvere!" bat Teufen mit komiſchen Verbeugungen, „thuet auf die Schatzkammer Eurer Erinnerungen! Ich weiß, Ihr ſchreibt in Euren Mußeſtunden an Euren Memoiren, und obgleich ich Euch als Freund wünſche, daß Ihr leben bleibet in saecula saeculorum, ſo hege ich als Gelehrter ſo zu ſagen dennoch den ſtillen Wunſch, Ihr möchtet wenigſtens noch bei meinen eigenen Lebzeiten in den Scheol fahren, damit ich die Ehre und das Vergnügen haben könnte, beſagte Memoiren zu ediren."

„Hol' Euch der Teufel, Bibliothekarius!" entgegnete der Sammetröcker lachend. „Ich hoffe noch lange genug zu leben, um auf Eurem Grabe etliche Thränen freundſchaftlicher Rührung vergießen zu können."

„Redet doch nicht ſo lange, alter Burſch!" ſchrie Karl. „Ich ſeh' es Eurer Naſenſpitze an, daß Ihr ebenſo gern erzählen möchtet, als wir zu hören begierig ſind."

„So, Ihr legt mir Eure Daumenſchraube auf die Bruſt, der Krieger? Wenn ich nun den Humor hätte, das Maul zu halten?“

„Das wären mir Humore!“ ſagte Schiller. „Laßt die Kerle ſchwatzen, Doktor, und gebt uns ein Kapitel aus Euren Denkwürdigkeiten zum beſten.“

„Ja, thun Sie das, beſter Doktor!“ bat Raleigh.

„Ei, alle Wetter, wenn es mein Goldſtern, mein Herzblatt, unſer Fritz und item unſer edler Wirth aus Virginien haben wollen, da hilft kein Widerſtreben. Aber ſagt, liebe Jungen, ſoll ich im Kurialſtil oder im Fakultätsſtil erzählen?“

„Warum nicht gar!“

„Zum Teufel damit!“

„Erzählt im privatmenſchlichen, in Eurem eigenen Stil!“

„Ah, ihr ſeid höflich, liebe Kinder! Ihr traut mir einen eigenen Stil zu? Wohl, werde mich bemühen, euer Zutrauen einigermaßen zu rechtfertigen. — Alſo paßt auf! Ich blättere in dem Buche meiner Erinnerungen und, wißt ihr was? ich will euch den Gefallen thun, in eurem Kraftgenieſtil zu referiren.“

Man rückte näher zuſammen, die Gläſer wurden friſch gefüllt, die Pfeifen angezündet und der Sammetdoktor hob an:

„Warum und wie ich nach Weimar kam, liebe Jungen, kann euch völlig gleichgültig ſein; genug, ich kam in das Mekka der deutſchen Genies zur Zeit, als — aber, me Hercule! da fällt mir ein, daß gute Erzähler mittels der Anwendung von Kontraſten wirken. Will daher kontraſtirend verfahren, indem ich zuvörderſt in beſagtem Buch um etwelche hundert Seiten rückwärts blättere. Stoße da auf eine Stelle, welche euch darthun kann, wie vor fünfzig und etlichen Jahren Gelehrte und Literaten in deutſchen Landen traktirt wurden. Iſt, verſichere euch, für junge Genies, für Titanen, Weltverbeſſerer und Himmelsſtürmer, was ihr doch alle mehr oder weniger ſein wollt, ſehr belehrend, die Namen Friedrich Wilhelm und Karl Auguſt, Potsdam und Weimar zuſammenzuhalten. Ergibt ſich da ein ſtaunlicher Gegenſatz, welcher künftigen Literatoren und Hiſtorikern Stoff zu vielen und dicken Büchern liefern kann. — Wohl, liebe Jungen, das war mein Proömium. Jetzo nehme ich, mit Verlaub, einen Schluck Wein und ſtürze mich, eingedenk des alten geſcheidten Kerls, des Horaz, medias in res.

Habt ihr ſchon von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I gehört? Denke, ihr habt von ihm gehört und wißt, daß er ein gekrönter Korporal jeder Zoll war, welcher ſeinen erſtgeborenen Sohn, den Fritze, der ſich ſeither ganz paſſabel notabel gemacht hat, nicht gerade überzärtlich behandelte. Es iſt ſogar eine brutale Thatſache, daß er den Querpfeifer und Poeten, wie er ihn titulirte, in einem ſeiner Wuthanfälle mal ums Haar mit der Vorhangsſchnur erdroſſelt hätte, von ſpäteren ähnlichen väterlichen Liebeszeigungen nicht zu reden. Gehen uns aber nichts an, dieſe Familiengeſchichten; ſind das Privatſachen, wißt ihr, und da heißt es: Chacun a son goût. Hatte nun einmal der Preußenkönig ſolche kurioſe Geſchmäcke. Unter anderen auch den für ‚lange Kerls‘. Solche für die potsdamer Garde zuſammenzufiſchen, mit allen Mitteln, um jeden Preis, durchſtreiften ſeine Werber ganz Europa. Gab es da in beſagtem Regiment Kerls von ganz unvernünftig langer Länge. Hatte den König, der ſonſt ſparſam war wie 'ne alte Jungfer, das Stück von eintauſend bis zu fünftauſend Thalern gekoſtet. Ja, für einen Kerl aus Irland, den längſten aller langen, hatte er neuntauſend Thaler bezahlt. Wohl, große Herren, wißt ihr, müſſen ihren Spaß, ihr Privatvergnügen haben, iſt das recht und billig. Kommen freilich dieſe Späße uns Kleinen gewöhnlich theuer zu ſtehen. Thut das aber nichts; iſt die Ordnung Gottes ſo, liebe Jungen, wißt ihr? Haben gegen dieſe Einrichtung alle Kraftgenies von Lucifer, Kain, Hiob und Prometheus an bis herab auf euch, liebe Jungen, nichts auszurichten vermocht. Iſt die ganze Welt nur ein koloſſaler, unendlicher Speiſe- und Verdauungsprozeß und beſteht die wahre Philoſophie des Lebens darin, möglichſt lange vor dem Geſpeiſt- und Verdauwerden ſich zu bewahren.

Habe von Späßen der großen Herren geſprochen, nicht? Wohl, kam mich der Langekerlsſpaß des ſeligen, was ſag' ich? — hochſeligen Preußenkönigs theuer zu ſtehen. War in jungen Jahren ein erklecklich langer Kerl und ſtudirte in Halle. Sah mich aber von da urplötzlich und ſehr raſch und ganz und gar gegen meinen Willen in die potsdamer Gardekaſerne verſetzt. Seid ihr jemals, liebe Kinder, mehrere Tage und Nächte lang in einer ſargähnlichen, feſtverſchloſſenen, verfluchten Kiſte gereiſt, die oben am Deckel mit etlichen Löchern zum Athmen verſehen war? Nicht? Nun ſeht, in dieſer, wie wir Schwaben ſagen, artigen Manier ließ man mich meine unfreiwillige Ueberſiedelung von Halle nach Potsdam bewerkſtelligen. Sehr unbequem das, verſichere euch. Lief übrigens das Abenteuer noch ziemlich gnädig ab. Hatte nämlich die verdammte Muskete nicht lange zu tragen, maßen ich die Ehre hatte, die perſönliche Bekanntſchaft des Königs zu machen. Seine hochſelige Majeſtät, vermerkt habend, daß eine gute Doſis ſchwäbiſcher Grütze unter meiner Schädeldecke vorhanden, item eine ziemlich reſpektable Anzahl mediziniſcher Kenntniſſe, im weiteren meine Hände eine erträgliche chirurgiſche Geſchicklichkeit beſaßen, geruhte allergnädigſt, mich in ſeine perſönlichen Dienſte zu nehmen, allwo ich im ganzen zwar ein Hundeleben, im einzelnen aber viel Amuſement hatte. Sah und hörte da erſtaunlich kurioſe Dinge.

Könnt euch, liebe Kinder, von dem am damaligen preußiſchen Hof im Schwange gehenden Ton ſchon daraus eine Vorſtellung machen, daß ich euch ſage, was der König von dem großen Leibniz hielt, welcher bei der gelehrten Königin-Mutter einen ſo bedeutenden Stand gehabt. Friedrich Wilhelm erklärte dieſen berühmten Philoſophen für einen zu gar nichts tauglichen, ſelbſt zum Schildwachſtehen unbrauchbaren närriſchen Kerl."

Ein homeriſches Gelächter brach an der Tafelrunde los. Nur Schiller blieb ernſthaft und ſagte unwillig:

„Welche Barbarei!"

„Ja, mein Söhnchen", fuhr der Sammetdoktor fort, „fein ging es da nicht zu; aber ich ſtelle mir trotzdem vor, künftige Geſchichtſchreiber werden den Hof Friedrich Wilhelms I. und ſonderheitlich das berühmte Tabakskollegium in der Sittenbildergallerie des Jahrhunderts nicht ungern als ein Gegenbild zu dem franzöſiſch-frivolen und franzöſiſch-lüderlichen Weſen der meiſten übrigen Höfe aufſtellen. Dürfte zwar dieſes deutſchbiderbe Wachſtubencharakterbild ein ſeltſames, aber nicht ungeſundes und unintereſſantes Kabinetsſtück abgeben. Muß euch daher von beſagtem Tabakskollegium, in welches ich vermöge meines Dienſtes Zutritt hatte, mehr erzählen. Waren da in den köniſchen Schlöſſern zu Berlin, Potsdam und Wuſterhauſen eigene Tabakſtuben nach holländiſcher Manier eingerichtet. Hier verbrachte der König mit ſeinen Generalen, Miniſtern und ſonſtigen Gäſten die Abende. Saßen da die Herren mit ihren breiten Ordensbändern um einen großen Tiſch herum, auf welchem holländiſche und deutſche Zeitungen lagen. Sie rauchten aus langen Thonpfeifen, und auch wer nicht rauchte, wie der alte Deſſauer und der kaiſerliche Geſandte Seckendorf, mußte dem König zu Gefallen mit einer unangebrannten Pfeife im Munde wenigſtens ſo thun. Hatte auch jeder einen weißen Deckelkrug mit duckſtainer Bier vor ſich ſtehen. Da diſkurirte man und machte wichtige Staatsangelegenheiten geſprächsweiſe ab. Dabei war es des Königs Hauptgaudium, fürſtliche Beſuche durch das ſtarke Bier betrunken zu machen und durch den Tabaksqualm in Uebelkeit zu verſetzen. Und, oh, wie wurde dem Hauptzeitvertreiber, dem hochgelahrten Gundling, im Tabakskollegium mitgeſpielt! Die Gelehrten, den Adel und die Kanzleimenſchen zu verhöhnen, häufte der König auf den Pedanten eine Maſſe von Würden. Er ernannte ihn zum Freiherrn mit ſechzehn Ahnen, zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften, welches ganze Inſtitut aber jährlich nur dreihundert Thaler koſten durfte, ferner zum Oberceremonienmeiſter, zum Kriegs- und Hofkammerrath, zum geheimen Finanzrath und Hofhiſtoriographen. Bei alledem mußte ſich der Würdenträger zur Zielſcheibe der ungeheuerlichſten Schnurren hergeben, die ſein Leben mehrmals gefährdeten. Es war ein verhältnißmäßig noch harmloſer königlicher Spaß, daß der arme Gundling beim Nachhauſegehen aus dem Tabakskollegium die Thüre ſeines Zimmers zugemauert fand und die ganze Nacht mit vergeblichem Suchen derſelben zubringen mußte. Einmal bombardirte man ihn auf ſeiner Stube mit Raketen und Schwärmern. Ein andermal ließ der König dem Betrunkenen einen von den Bären, die zu Wuſterhauſen gehalten wurden, ins Bett legen und nur ein glücklicher Zufall entriß den Armen der tödtlichen Umklammerung der Beſtie. Da er ſich aber allgemach abnutzte, berief der König, um ihn durch eine Nebenbuhlerſchaft wieder aufzufriſchen, den gelehrten Faßmann, welcher, wie ihr wißt, durch ſeine ‚Geſpräche im Reiche der Todten‘ damals einen Namen ſich gemacht. Eines Abends mußte Faßmann im Tabakskollegium eine Satire auf Gundling vorleſen. Da iſt der Verhöhnte ſo rabiat geworden, daß er dem Paſquillanten die zum Anbrennen der Pfeifen mit glühenden Torfkohlen gefüllte Pfanne ins Geſicht warf. Der Faßmann, nicht faul, packt in Gegenwart der Majeſtät ſeinen Gegner, kriegt ihn unter und bearbeitet ihm einen gewiſſen Körpertheil mit der heißen Pfanne dermaßen, daß der Gemißhandelte mehrere Wochen lang nicht ſitzen konnte. Endlich iſt der arme Gundling an vielem Trinken geſtorben und in einem leeren Weinfaß begraben worden. An ſeine Stelle trat der Magiſter Morgenſtern. Zwiſchen dieſem und den Profeſſoren an der Univerſität Frankfurt an der Oder veranſtaltete der König eines Tages eine feierliche Diſputation über das Thema: Gelehrte ſind Salbader und Narren. Herrgott, was war das für ein merkwürdiger Aktus! Ich ſehe den Morgenſtern noch auf dem Katheder ſtehen, in einem blauſammetnen, mit großen rothen Aufſchlägen verſehenen, über und über mit ſilbernen Haſen geſtickten Rock, mit rother Weſte, mit einer koloſſalen, bis zu den Kniekehlen hinabhängenden Perrücke.

ſtatt des Degens einen Fuchsſchwanz an der Seite. Nachdem unter ungeheurem Halloh der Studenten die Disputation eine Stunde gewährt, ließ der König innehalten, beglückwünſchte Morgenſtern, drehte ſich um, pfiff und klatſchte mit den Händen, was alle Anweſenden nachmachten. — Seht, liebe Kinder, ſo wurden vor fünfzig Jahren die Wiſſenſchaften und ihre Vertreter in unſerem Vaterlande behandelt."

„Sie waren auch darnach", bemerkte Schiller. „Wäre es doch eine Entweihung der Wiſſenſchaft, wenn man den Gundling, Faßmann, Morgenſtern und ähnliche Geſellen ihre Jünger nennen wollte. Gewiß dürfen wir mit Befriedigung ſagen, daß auf dieſem Gebiete ſeit fünfzig Jahren und namentlich in den letzten zwanzig Jahren ein bedeutender Fortſchritt erzielt worden iſt. Die deutſche Wiſſenſchaft, die deutſche Literatur hat gelernt, ſich zu fühlen. Unſer Klopſtock, unſer Leſſing, unſer Wieland haben ſie zu einer Würde erhoben, welche über Beſchimpfungen von ſeiten gekrönter oder ungekrönter Korporale erhaben iſt. Unſere Literatur hat ſich ihre Stellung in der Geſellſchaft erobert und ſie hat das ganz aus eigener Kraft gethan, ohne die Vornehmen und ſogar trotz ihnen. Ihr wißt, liebe Freunde, zur Stunde, als wir den Dichter des Götz und des Werther in den Räumen der Akademie ſo ruhig, ſo ſicher mit Fürſten verkehren ſahen, da fühlten wir alle, daß in Deutſchland endlich neben der Souveränität der Gewalt auch die Souveränität des Geiſtes zur Geltung und Anerkennung gekommen ſei."

„Ja", nahm der Zahlmeiſter wieder das Wort, „andere Zeiten, andere Sitten, andere Menſchen, andere Muſen. Dem Himmel ſei Dank für dieſe Abwechſelung in der Tragikomödie des Lebens und der Geſchichte! Und Ihr habt ganz recht, lieber Schiller, daß Ihr auf die größere geſellſchaftliche Bedeutung, welche die Literatur neueſtens gewonnen, einen nachdrücklichen Accent legt. Wäret ihr in England geweſen, liebe Kinder, und hättet ihr, wie ich, dort geſehen, was die Literatur ausrichten kann, wenn ſie ſich mit dem Leben verbündet — doch, zum Teufel, ich glaube gar, ich fange an zu philoſophiren wie ein Schulfuchs. Was geht mich alten Kerl, der nichts mehr vom Leben will als ein Bißchen Unterhaltung, all das literariſche und nichtliterariſche Lumpenzeug an? — Aber da gerade von Goethe die Rede war, wohl, ſo muß ich euch ſagen: der verſtand es, und wie verſtand er es! Glaubt ihr Grünlinge, ſein Götz, ſein Werther, ſeine Sturm- und Dranglieder allein hätten es gethan? Fehlgeſchoſſen! Allerdings haben dieſe Dichtungen, ſoweit ich ſie verſtehe, die Stimmung unſerer Zeit wunderbarlich getroffen. Es rumort darin prächtig der ungeſtüme Sehnſuchtsdrang einer Geſellſchaft, der es in ihrer Haut zu enge geworden. Das mußte packen, hinreißen, ſtaunen machen. Aber um den Dichter mit Fürſten verkehren zu machen, wie mit ſeinesgleichen, da gehörte noch etwas anderes dazu. Wißt ihr, was? Des Mannes ſieghafte Perſönlichkeit. Seht, wäre ich ein frommer Heide, wie ich bekanntlich ein frommer Chriſt bin — lacht nicht, ihr ungläubigen Satanaſſe! — ſo würde ich ſagen, Vater Zeus habe den Johann Wolfgang Goethe geſchaffen, allen Menſchen ein Wohlgefallen zu ſein. Nie habe ich all mein Lebtag einen Mann geſehen, der es wie dieſer Poet in der Gewalt gehabt hätte, allen Männern Reſpekt, allen Weibern Liebe einzuflößen. Er bezaubert beide, Männlein und Weiblein, ſagte mir einmal Papa Wieland, und da hättet ihr ſehen ſollen, wie der liebenswürdige Menſch auf Goethe hinſah mit von väterlicher Liebe leuchtenden Augen. Hatte der Wieland nicht vollauf Grund, auf Goethe erboſ't zu ſein, der ihn mit der Farce ‚Götter, Helden und Wieland' ſo derb verſpottet hatte? Aber nichts da! Der Goethe kam nach Weimar wie ein junger Gott, kam, ſah und ſiegte. Wieland war mit unter den erſten Beſiegten. Habe Gelegenheit gehabt, die Abſchrift eines Briefes zu ſehen, in welchem Wieland wenige Tage nach Goethe's Ankunft an Jakobi ſchrieb, ſeine Seele ſei ſo voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgenſonne.

Wohl, befand mich gerade unten im alten Wien, als ein aus Norddeutſchland heimkehrender Freund, welcher auf ſeiner Reiſe Weimar berührt hatte, mir die unerhörte Märe mittheilte, der Herzog Karl Auguſt habe mit dem Dichter Goethe die vertrauteſte Freundſchaft auf du und du geſchloſſen und an ſeinem Hofe die flotteſte Gemeinwirthſchaft etablirt, welche je die Welt geſehen. Da gehe es hochgenialiſch her und die Genies verkehrten mit den Hofdamen wie die lieben Engelein im Paradieſe, obgleich nicht gerade darauf zu ſchwören ſei, daß dabei die paradieſiſche Unſchuld immer eingehalten werde. Wurde mächtig neugierig, und da mich Geſchäfte eigenthümlicher Art bald darauf nach Sachſen führten, verfehlte ich nicht, Weimar zu beſuchen. Hatte dort mancherlei Konnexionen, auch am Hofe, inſonderheit durch den Geheimerath Bode, mit welchem ich angedeuteter Geſchäfte halber ſchon ſeit längerer Zeit in Verkehr geſtanden war.

Gut, war alſo da, und ſeht, ich alter Knabe ſchwamm bald luſtig mit in dem wildgenialiſchen Strom. Der Goethe hatte es allen angethan, hatte, wie ſich Papa Wieland ausdrückte, alle

„wüthig" gemacht vor unbändiger Lebensluſt. Oh Himmel, was war das für ein Wechſel von Jagden, Trinkgelagen, Komödien- und Liebesſpiel! Und über all dem Teufelszeug, das da an der Tages- und Nachtordnung war, ſchwebte einer glänzenden Lichtwolke gleich die ſtets zu Ernſt und Scherz fertige Poeſie Goethe's. Was war da für ein beſtändiges Kommen und Gehen von wandernden Genies, welche oft in einem Aufzuge zu Weimars Thoren einzogen, der es, wie man halb im Scherze, halb im Ernſte ſagte, nöthig machte, daß Bertuch, des Herzogs Schatzmeiſter, in ſeine Rechnungen eine ſtehende Rubrik einführte, welche mit an deutſche Genies ausgetheilten Hoſen, Weſten, Strümpfen und Schuhen ausgefüllt war. Ueber das Eigenthum gingen unter dieſen Leuten ſehr wunderliche Begriffe um. Das ſtudentiſche ‚Schießen' war eine ſtehende Mode. Der Goethe habe oft zu Bertuchs Frau geſchickt, um ſich ein Schnupftuch, oder in die herzogliche Garderobe, um ſich weiße Kanevasbeinkleider und ditto Weſte, obligate Artikel der Genietracht, holen zu laſſen. Unter den Kommenden und Gehenden ſah ich auch den halbtollen Lenz und den aus kyniſchem Stoicismus und rouſſeau'ſchem Naturenthuſiasmus zuſammengeſetzten Klinger, Dichterbrüder Goethe's von Straßburg her. Der erſtere meldete dem Freunde ſeine Ankunft mit den Worten: ‚Der lahme Kranich iſt angekommen und ſucht, wo er ſeinen Fuß hinſetze'; der andere las eines Abends in zahlreicher Geſellſchaft eins ſeiner neuen Sturm- und Drangtrauerſpiele vor, bis Goethe aufſprang und davonlief mit den Worten: ‚Was für verfluchtes Zeug iſt's, was du da wieder einmal geſchrieben haſt! Das halte der Teufel aus!' Der ſtoiſche Klinger ließ ſich aber nicht aus der Faſſung bringen, ſondern ückte ruhig ſein Manuſkript ein und ſagte nachdenklich: Kurios! Das iſt nun ſchon der zweite, mit dem mir das heute egegnete.‘

Die oberſte Patronin der Geniewirthſchaft am Weimarofe war die Herzogin-Mutter Amalia. Dieſe gemüthvolle, leichtbige Frau, welche mit Wieland den Ariſtophanes in der Urprache las, hatte an all den tollen Schwänken eine rechte Seelenreude. Denkt euch, der Goethe hat ſich im Zimmer der hohen Frau im Uebermuth kraftgenialiſcher Ausgelaſſenheit manchmal it aufgelöſten Haaren auf dem Bodenteppich gewälzt, während Papa Wieland in der Sophaecke neben der Herzogin ſein Mittagsſläfchen machte. Man lebte da mit der Ungenirtheit der olymiſchen Götter. Neben dem Dorfe Stützerbach waren die beiden ändlichen Schlöſſer der Herzogin Amalia, Ettersburg und Tiefurt, die Lieblingsſchauplätze dieſes Götterlebens. Auf der Teraſſe von Ettersburg wurden jene oft ganz aus dem Stegreif ngehobenen Komödien und Operetten aufgeführt, in welchen ie Herzogin und ihr Hoffräulein, die witzige Luiſe von Göchauſen, dann der Herzog Karl Auguſt und ſein Bruder Konſtann, ferner Goethe, Knebel, Bode und Bertuch, endlich die Hoferren Wedel und Einſiedel Rollen übernahmen. Da ſah und örte ich auch die herrliche Korona Schröter ſpielen und ſingen, a ſah ich dem liebenswürdigen Märchenerzähler Muſäus in der Rolle des Kranken in der Hanns Sachs’ſchen Poſſe vom Narrenneiden durch Goethe, welcher den Arzt machte, die einzelnen arrenpüppchen aus dem Leibe ſchneiden. Oft wurden die ramatiſchen Spiele, wenn Zigeunerwirthſchaften und anre Mummereien aller Art ſich verbauten, abends mitten im Walde bei Fackelſchein und auf improviſirten Waldbühnen gegeben.

Es iſt wahr, manchmal erreichte die genialiſche Ausgelaſſenheit eine Höhe des Uebermuthes, welcher vor Kränkungen von Freunden keineswegs zurückſchrak. Sah ein paar ſchnackiſche Exempel dieſer Art mit an. Erinnere mich, daß mal, zur Feier des herzoglichen Geburtstages, zu Ettersburg eine von dem muthwilligen Oberhofmeiſter Einſiedel verfaßte Farce, betitelt: Orpheus und Eurydice, aufgeführt wurde, durch das vorhin erwähnte Perſonal natürlich. War das Stück nichts anderes als 'ne fürchterliche Parodie von Wielands ‚Alkeſte‘ und hatte Papa Wieland das ſonderbarliche Vergnügen, dieſe Parodie mitanzuhören. Machte lange gute Miene zum böſen Spiele, der Wieland, als aber das Ding gar zu arg wurde, als die Arie: ‚Weine nicht, du Abgott meines Lebens!‘ auf die allerſchnurrigſte Art, unter Begleitung des Poſthorns, abgeleiert und auf den Reim Schnuppe ein ewiglanger komiſcher Triller geſetzt ward und die zahlreiche Verſammlung ganz wüthend Da capo! ſchrie, da wurde euch der Gute doch fuchsteufelswild, lief davon und beklagte ſich tags darauf über den ‚unſauberen Geiſt der Poliſſonnerie‘, der in die Leute gefahren ſei. Jedoch der Goethe hatte den Beleidigten bald wieder verſöhnt.

Müßt aber nicht glauben, liebe Kinder, daß in jenen Tagen der weimarer Geniewirthſchaft aller Ernſt in dem rauſchenden Strudel der Zerſtreuungen untergegangen. Gab da, verſichere euch, auch Stunden, die ich, falls ich ein Poet wäre, Stunden der höchſten Weihe nennen würde. Eine ſolche Stunde war mir in dem Gartenhäuschen Goethe's zu erleben vergönnt. Stand

at ſieht dieſes Gartenhäuschen, ungefähr zwanzig Minuten von
er Stadt entfernt, am ſogenannten Stern im herzoglichen Park
mitten hochwipfeliger Baumgruppen. Hierher flüchtete ſich
oethe aus dem kraftgenialiſchen Gedränge. Hier hat oft in
ſamer Nacht die Muſe ihn geküßt — alle Wetter, ich werde
nwillkürlich poetiſch! Hier geſtattete er nur ſeinen Vertrauteſten
Zutritt, hier verlebte er die beſten Augenblicke ſeiner Freundſchaft
Karl Auguſt, einer Freundſchaft, die meines Wiſſens ganz
nzig in der Geſchichte daſteht. Ein glücklicher Zufall verſchaffte
r den Eintritt in die Einſiedelei des Genius. Ich hatte Ge-
genheit gehabt, der Geliebten Goethe's, der Frau von Stein,
en Dienſt zu erweiſen. Eine merkwürdige Frau, dieſe Char-
te von Stein. Sie iſt nicht ſchön, iſt um ſieben Jahre älter
s ihr Geliebter, aber ſag' euch, ich lernte den Zauber, welcher
n an ſie feſſelte, begreifen. Es umgibt ſie eine Atmoſphäre der
muth, in welcher einem unbeſchreiblich wohl zu Muthe wird.
— Wohl, Frau von Stein führte mich in dem Gartenhäuschen
n und da hat uns in einer ſchönen Sommernacht der Goethe
n wunderbares Gedicht vorgeleſen oder vielmehr Fragmente
es wunderbaren Gedichtes, die, wie er ſagte, theilweiſe noch
ährend ſeines Aufenthalts in Straßburg entſtanden waren. Es
aren Scenen eines Drama's, ſo eigenthümlich, ſo originell, ſo
moniſch, daß mir etwas auch nur entfernt ähnliches niemals
rgekommen. Das Gedicht behandelt die alte Sage vom Doktor
Fauſt, der den Teufel beſchwört und ihm ſeine Seele verſchreibt.
ber wie tief iſt dieſer Stoff erfaßt, wie kühn umgeformt! In
aniſcher Verzweifelung empört ſich der Held gegen die Schran-
des Menſchendaſeins und will, erfüllt vom ſchmerzlich ſüßen

Gefühl der Unendlichkeit, die Feſſeln der Endlichkeit zerbrechen. Dem idealiſchen Stürmer zur Seite ſchreitet der Träger des Princips der Verneinung, der ſarkaſtiſche Dämon Mephiſtopheles, deſſen Philoſophie, wenn ich mich recht erinnere, ſich zuſammengefaßt in den Verſen: ‚Alles, was entſteht, iſt werth, daß es zu Grunde geht.‘ — Ah, ſag' euch, wäre mir erquicklich, ſehr erquicklich, wenn es dem Goethe beliebte, mit dem ganzen Werk hervorzutreten, bevor ich zur Grube fahre.

Doch zum Henker mit den Grabgedanken! Es lebe das Leben! Gäbe es nur von Zeit zu Zeit immer wieder ſo 'ne Auffriſchung, wie ich damals zu Weimar eine an mir erfuhr. Denkt euch, Kinder, den alten Sammetdoktor, wie er unter den weimarer Genies in der Werthertracht luſtig ſich umtrieb. Ja, beim Jupiter, ſo that ich, machte die tollſten Schnurren mit, war ungeheuer liebenswürdig, verliebte mich auch ſchier teufelsmäßig und machte Verſe, daß es krachte."

„Nun, da hört alles auf!" rief Peterſen lachend aus. „Ihr, Doktor, Ihr machtet Verſe? Da ſage noch einer, es gäbe keine Mirakel."

„Hat ſich was zu mirakeln!" entgegnete der alte Herr „Beſitzt etwa ihr Grünlinge das Monopol des Verſemachens? Kommt, ſeid gute Burſche, ſchenkt mir mein Glas voll und dann paßt auf! Will euch ein Lied ſingen, eine Litanei auf das Menſchenleben, die ich dem Rouſſeau abgelauſcht und ganz ordentlich in Verſe und noch obendrein in Muſik geſetzt habe."

Er leerte das vollgeſchenkte Glas mit einem Zuge, räuſperte ſich und fing mit ſeiner kräftigen Stimme zu ſingen an:

„Wahrlich, wahrlich, arme Jammerſöhne
Sind wir hochgeprieſ'ne Herrn der Welt,
Von Beginn an, bis die letzte Thräne
Aus des armen Schächers Auge fällt.
Schlüpfen wir kaum erſt aus unſrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir ſchon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.
Trägt der Knabe ſeine erſten Hoſen,
Steht ſchon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach, und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt —"*)

Aber der Sammetdoktor konnte ſein Lied nicht zu Ende tragen. Denn in der Oeffnung der haſtig aufgeriſſenen Thüre erſchien plötzlich der Jägerleutnant Zuccato und rief ohne Umſtände in die überraſchte Tafelrunde herein:

„Eine ungeheure Neuigkeit! Die Turbinella iſt entführt!"

Die Bande fuhr von ihren Sitzen auf und umringte mit tumultuariſchen Fragen den Ankömmling.

Nur Armbruſter und Raleigh blieben ſitzen, aber dem Letzteren entfuhr ein halbunterdrückter Ausruf und ſeine Stirne wurde bleich. Der alte Arzt blickte ihn ſcharf an und ſagte:

„Mein werther Sir, iſt Ihnen unwohl? Geſchwind, laſſen Sie mich Ihren Puls fühlen."

„Es iſt nichts", entgegnete der Virginier, ein Lächeln erzwingend. „Bemühen Sie ſich nicht, lieber Doktor."

---

*) Bekanntlich ſchrieb man dieſes Gedicht Schiller zu und lange [illegible] die Meinung, derſelbe habe es in ſeinem ſechzehnten Jahre verfaßt. Der Irrthum iſt aber jetzt dargethan und die Autorſchaft Armbruſters kann leicht nachgewieſen werden.

„Erſtickt mich nur nicht, ventre del diavolo!“ ſchrie Zuccato, ſich Luft machend. „Ihr ſollt ja alles wiſſen, was ich ſelber weiß.“

„Nun, was weißt du denn?“ — „Heraus damit!“ — „Von wem wurde die Turbinella entführt? Wie? Wo? Wann? Wohin?“

„Ja“, ſagte der Sammetdoktor, zu dem jungen Dalmaten ſich wendend, „ſag' an, mi fili: ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?“

„Ah, Sie ſind auch da, weiſeſter aller Doktoren?“ entgegnete Zuccato. „Und auch Sie, Herr Raleigh? Ei, ja richtig, war ja große Gaſterei — hatte es in meiner Konſternation ganz vergeſſen. Suchte Sie eigentlich, habe eine Beſtellung für Sie — Aber nicht wahr, wer hätte das gedacht? War, auf Ehre, wie aus den Wolken gefallen. — Ein verfluchter Kerl der Chevalier! — 's wird gewiß ein ungeheures Geſchrei in der Stadt abſetzen. — Die Vinetti —“

„Ei, ſo ſchwatz' du und der Teufel!“ fiel ihm Kapff in die Rede. „Kreuzmillionenſchock, hat man je einen ſo wirbeligen Kerl, ſo einen verdrehten Haſpel, ſo einen Sparrefantel geſehen? Wirft alles durch einander wie Kraut und Rüben. Muß ich dich katechiſiren, Junge?“

Und der luſtige Leutnant ſtellte ſich vor ſeinen Kameraden von den Jägern und that, Haltung und Naſalſtimme eines bekannten überfrommen Predigers der Reſidenz nachahmend, die Frage:

„Alſo die Turbinella wurde entführt?“

„Ja.“

„Von wem?“

„Von dem Teufelskerl, von dem Chevalier.“

„Wohin?“

„Bis nach Schorndorf. Dort wurde während des Pferde-echſels das Paar eingeholt.“

„Von wem?“

„Von dem Generaladjutanten des Herzogs.“

„Das Abenteuer war alſo ſchlecht vorbereitet geweſen?“

„Es ſcheint nicht. Aber die Binetti, bei welcher der Che-alier während ſeines Hierſeins häufig aus und ein ging, wollte ſſen, das Paar ſei bei einem Rendezvous von dem ludwigs-urger Schloßgarteninſpektor Walter belauſcht worden und dieſer be dem Herzog beizeiten einen Wink gegeben.“

„Hm, ziemlich unverſtändlich das, Schwerenoth! Und man at das flüchtige Paar hierher zurückgebracht?“

„Nein, nicht das Paar, nur den Chevalier.“

„Oho, der ſitzt wohl feſt? Wahrſcheinlich ſchon auf dem berg, in den Klauen des frommen Sünders, des Generals ieger?“

„Nein, man hat ihn laufen laſſen.“

„Was? Wie ging das zu?“

„Weiß nicht. Die Binetti that freilich ſo, als wüßte ſie nen.“

„Hol' der Teufel die alte Schachtel! Aber die Turbi-la?“

„Wurde nicht hierher zurückgebracht.“

„Wohin denn?“

„Weiß nicht. Die Binetti wußte bloß oder wollte bloß ſagen, daß der Generaladjutant mit dem Fräulein weiter das Remsthal aufwärts gereiſ't ſei."

„Myſteriös das!"

„Verteufelt! — Aber ich muß nun eine Beſtellung von Binetti an Herrn Raleigh ausrichten."

Dies ſagend zog Zuccato ein kleines verſiegeltes Paket aus der Bruſttaſche und übergab es dem jungen Amerikaner, an welchen die Adreſſe lautete.

Raleigh löſ'te Schnur und Siegel. Eine hübſche Anzahl holländiſcher Dukaten und ein Billet fielen aus dem Umſchlag auf den Tiſch. Ohne die erſteren zu beachten, griff Raleigh nach dem zweiten, und während er es las, konnten die neugierig auf ihn ſchauenden jungen Männer bemerken, daß Röthe und Bläſſe raſch auf ſeinen Zügen wechſelten.

„Liebe Freunde", ſagte er dann mit ſeiner gewohnten Ruhe, „der Herr Chevalier iſt ein Mann von Welt. Er hat mir vor ſeiner Abreiſe von hier angezeigt, daß er eine zwiſchen uns ſchwebende ſcherzhafte Wette verloren gebe, und hat, wie ihr ſeht, den Betrag derſelben ſeinem Schreiben beigelegt."

Während dann die jungen Leute, über die große Neuigkeit des Tages umſtändlich ſich auslaſſend, ihren Kameraden Zuccato von neuem ins Gebet nahmen, ſtand Raleigh, ohne Aufſehen zu erregen, von ſeinem Platze auf, zog Schiller an ein Fenſter, [illegible] ihm das Billet in die Hand und ſagte:

„Lies es für dich."

Das Billet war franzöſiſch geſchrieben und hatte folgenden Inhalt:

„Mein Herr! Ich habe meine Wette verloren und gebe ie Ehre, Ihnen im Anſchluß den Betrag durch meine gütige reundin, die Schauſpielerin Binetti, zu übermachen. Ich füge as für einen Mann meines Schlages demüthigende Geſtändniß azu, daß ich auch im Falle des Gelingens meines verunglückten Entführungsplans kaum jemals Ausſicht gehabt hätte, ſagen zu nnen, daß ich die Wette gewonnen. Dieſes Mädchen iſt das ſamſte, unnahbarſte und unbeſieglichſte Geſchöpf, welches ich kennen gelernt. — Das Abenteuer hätte für mich ſchlimm laufen können. Der Herzog ſei im erſten Augenblick vor Zorn ßer ſich geweſen. Die Binetti half mir aus der Patſche, durch erwendung ihres Liebhabers, des . . . . ſchen Geſandten. Viel- cht begnügte man ſich auch nur deßhalb, um weiteren Eclat zu meiden, damit, mir zu befehlen, auf der Stelle die Reſidenz das Land zu verlaſſen. Ich gehorche natürlich ſchleunigſt. Da ich aber annehmen muß, daß Sie ſich für Fräulein L. inte- eſſiren, ſage ich noch, daß ich während der ſchnöden Kataſtrophe nes Unternehmens in Schorndorf zu ergattern wußte, das äulein würde in ein Frauenkloſter der Reichsſtadt Gmünd racht werden. — Hiermit habe ich die Ehre, Sie zu grüßen mich zu nennen Ihren ergebenen Diener G. C. Chevalier Steingalt.“

## Zweites Kapitel.

„Und Poeſie auch iſt's, wenn man zu zweit durch eine blüh'nde Frühlingslandſchaft reit't.“ — Von der alten Reichsſtadt Gmünd. — Eine Gewiſſensfrage. — Begegnung mit einem Sauerbrunnentrinker. — Ein Paßwort. — Von Lorenzodoſen und Geheimbünden. — Wiederum eine Abſchweifung, aber keine ſubjektive.

Wie die Anatomie des Schmerzes und der Schwermuth, iſt auch die der Luſt und des Frohſinns ſchon in vielen und guten Büchern abgehandelt worden. Aber was iſt eigentlich das Vergnügen? Ein Zuſtand des Behagens, in welchem die Dinge der objektiven Welt auf den Geiſt und die Leiblichkeit des Subjekts gleich angenehm einwirken. Wie hölzern klingt das, wie gar nicht vergnüglich! Es dürfte überhaupt unmöglich ſein, eine allgemeine Definition eines Begriffes zu geben, welcher in ſo unendlich viele Nüancen zerfällt, als es Menſchen gibt. Der große Doktor Johnſon, welchen viele Engländer noch jetzt für einen Poeten halten und welcher Carlyle zufolge ſogar ein Held war, erklärte es für das höchſte Vergnügen, in einer guten engliſchen Poſtchaiſe auf einer guten engliſchen Straße hinzurollen.

en Zeitgenoſſe Goldſmith behauptete, das höchſte Vergnügen
auf einem Sopha ausgeſtreckt liegend einen guten Roman zu
en, und um dieſes Vergnügen ſeinen Mitmenſchen zu ermög-
chen, ſchrieb der Gute ſelber einen der beſten aller Romane.
ch ſelbſt war einſt einem Manne befreundet, welcher alles
nſtes der Ueberzeugung lebte, das höchſte Vergnügen beſtehe
rin, einem ſchönen Mädchen zuzuſehen, welches mit graziöſen
ngern ſeinem Geliebten eine Orange zum Genuſſe zubereite.
amlich, ſetzte ich hinzu, wenn man das Glück hat, dieſer Geliebte
ſein, was er aber für eine verdammlich-egoiſtiſche Verdrehung
er Anſicht erklärte. Ich meinte dann, wenn auch nicht das
ſolut höchſte, doch jedenfalls ein höchſtes Vergnügen ſei es, in
gen Jahren, wo noch die Pulſe leicht und fröhlich ſchlagen,
einem guten Kameraden zur Seite unter blauem Himmel
ſchnellen Roſſen durch einen blühenden Frühlingsmorgen
rreiten, und mein Philoſoph des Vergnügens that mir die
e an, kopfnickend zu ſagen, das ſei in der That nicht ohne.

Die Poeſie dieſer Situation mochten auch die beiden jungen
nner, welche in der Frühe eines hellen Maimorgens die
aße von Stuttgart nach Kannſtadt hinabritten, mit Behagen
men. Wir erkennen in den Reitern Schiller und ſeinen
Raleigh, welche, wie die Mantelſäcke hinter ihren Sätteln
teten, zu einer längeren Reiſe gerüſtet waren. Der Dichter,
er heute nicht die fürchterliche Feldſchereruniform, ſondern
bürgerlichen Anzug trug, der ſeinen Gliedmaßen größere
geſtattete, der Dichter insbeſondere fühlte ſich augen-
ch ſehr wohl und ließ ſich in ſeiner heiteren Stimmung
nicht durch den Umſtand beeinträchtigen, daß das raſche

Pferd, welches er ritt, von Zeit zu Zeit durch gewiſſe ungeduldige Bewegungen zu erkennen gab, es ſei vollſtändig überzeugt, daß ſein dermaliger Reiter zu den in der edlen Reitkunſt minder Erfahrenen gehöre.

Des ſchönen Morgens und des Glückes froh, für einige Tage der läſtigen Feſſeln ſeiner dienſtlichen Stellung entledigt zu ſein, ſagte er zu dem ſchweigſam neben ihm reitenden Freunde:

„Es kommt mir, lieber William, faſt wie ein Traum vor, daß ich da mit dir auf Abenteuer ausreite. Noch geſtern hätte ich ſo eine Epiſode in der Einförmigkeit und Jammerſäligkeit meiner Exiſtenz für eine wunderliche Phantaſie halten müſſen. Wie haſt du's nur angeſtellt, mich für eine ganze Woche aus meiner Feldſchererei loszueiſen?“

„Das machte ſich leicht“, erwiderte Raleigh. „Wie du weißt, hatte ich früher Gelegenheit, die Bekanntſchaft deines Regimentschefs, des Generals Augé, zu machen und denſelben einige Stunden lang von dem amerikaniſchen Krieg zu unterhalten. Als ich dir geſtern meinen Entſchluß, ins Remsthal hinaufzugehen, mittheilte und dir dabei den Wunſch, mich zu begleiten, anmerkte, ging ich zu dem General und erbat und erhielt von ihm für dich Urlaub auf eine Woche. Das iſt alles. — Doch nein; um ganz ehrlich zu ſein, muß ich dir ſagen, daß ich bei der Sache auch mein eigenes Intereſſe im Auge hatte. Du ſagteſt mir, daß du zur Zeit, als du mit deinen Eltern in Lorch lebteſt, von dieſem wirtembergiſchen Grenzort aus häufig nach der nahgelegenen alten Reichsſtadt gekommen ſeieſt.“

„Ja freilich. Mein Vater war damals als Werbeoffizier

Lorch ſtationirt und mußte in ſeinen Geſchäften oft viele Tage hinter einander in Gmünd zubringen. Da beſuchte ihn dann die Mutter und nahm Phinele und mich mit."

„Du kennſt alſo die Stadt?"

„Wie eben ein Knabe von acht und neun Jahren eine Stadt kennen kann. Mein Vater wurde ſchon 1768 von Lorch weg nach Ludwigsburg verſetzt und ich bin ſeither noch nie wieder ins Remsthal hinaufgekommen. Aber der Schauplatz meiner kindlichen Anſchauungen und Spiele iſt mir in lieber Erinnerung geblieben, um ſo mehr, als ſie von einem Kameraden getheilt wurden, von dem ſtillen Konz, welchen du bei unſerem Sympoſion im Ochſen kennen gelernt haſt. Der dritte in unſerem Bunde war Chriſtoph Moſer, der Sohn des ſtrengen, aber wackeren Ortsgeiſtlichen. Wir drei Knaben wollten ſämmtlich Theologen werden. Der alte Moſer war unſer Lehrer in den Rudimenten des Wiſſens, und obgleich mir ſeine Strenge damals als grauſame Härte erſchien, ſah ich ſpäter doch ein, daß ich Grund hatte, ſeiner dankbar zu gedenken, und ſo gab ich dem in den ‚Räubern' auftretenden Geiſtlichen den Namen Moſer."

„Wie glücklich ſeid ihr Dichter! Allein, was ihr achtet oder nicht, vermögt ihr Leben zu verleihen über Tod und Grab hinaus.

Um aber auf Gmünd zurückzukommen — was iſt denn das für eine Art Stadt?"

„Eine in einem ſchönen Wieſenthale gelegene, durch ihre Goldſchmiedsarbeiten und den lebhaften Handel damit weitbekannte, dabei echtkatholiſche alte Reichsſtadt. Ich hörte ſagen, ihr Name komme von dem lateiniſchen gaudia mundi her, und ſo viel wenigſtens iſt gewiß, daß die Sitten der Gmünder dieſer

Ableitung des Namens ihrer Stadt nicht widerſprechen. Sie ſin ein ſehr lebensluſtiges Volk, aber auch ein ſehr gutmüthiges, gaſt freies und umgängliches. Daß ich ihre Katholicität betone, mag daher kommen, daß ich in Gmünd zuerſt eine Anſchauung v dem katholiſchen Weſen erhielt und daſſelbe deßhalb auf mich, den ſtrenglutheriſch erzogenen Knaben, einen ſehr lebhaften Eindruck machte. Wie wunderbar erſchien mir die erſte Feier des Fronleichnamsfeſtes, wobei die ganze Stadt ein blühendes Feſtgewand angezogen hatte und Rath, Bürgerſchaft und Geiſtlichkeit in Pompentfaltung wetteiferten. Wie eigen fühlte ich mich angemuthet, als ich in der Stadtpfarrkirche, einem mächtigen gothiſchen Bauwerk, zum erſtenmal ein ſolennes Hochamt celebriren ſah. Unſer Verſtand mag ſagen, was er will, er wird dem katholiſchen Kult nie den ungeheuren Vorzug beſtreiten können, daß er höchſt bedeutſam auf eine der Grundkräfte des Menſchen — vielleicht die edelſte — auf die Phantaſie einwirkt. Der proteſtantiſchen Kirche fehlt allzuſehr das Element der Schönheit. Der Menſch kann nicht vom Brote allein leben, und wäre es auch himmliſches Manna. — Auch die Möncherei, die ich in meinen Knabenjahren in Gmünd kennen lernte, wenigſtens in ihren Aeußerlichkeiten, übte einen ſtarken Reiz auf meine Einbildungskraft. Die Stadt iſt voll von Klöſtern, von ſchwarzen, braunen und weißen Kutten. Es gibt da, wenn ich mich recht erinnere, Dominikaner, Auguſtiner, Franziskaner und Kapuziner. Außerdem zwei Nonnenklöſter, eins in, ein zweites außerhalb der Stadt. In der Kirche des letzteren, welches an der Straße nach Aalen gelegen und, glaub' ich, ein Urſulinerinnenkonvent iſt, ſah ich eine Novize einkleiden. Es war ein ſchönes junges

Mädchen. Ich weiß noch, daß ich weinen mußte, als ich die langen blonden Haare des armen Kindes unter der unerbittlichen Scheere fallen und den ſchwarzen Schleier über den ſo gemißhandelten Kopf und das bleiche Antlitz decken ſah. Das Kloſter heißt Gotteszell."

„Ein paſſender Name für einen Ort fürwahr", bemerkte Raleigh bitter, „wo junge Mädchen von allem abgeſperrt werden, was das Leben ſüß und ſchön macht. Denke dir die wunderbar ſchönen Haare Lauretta's unter der Kloſterſcheere fallend. Schon die bloße Vorſtellung könnte einen toll machen. — Du ſprachſt von dem Elemente der Schönheit im katholiſchen Kult. Nun ja, ein ſolches iſt darin vorhanden und unſer proteſtantiſcher Gottesdienſt dagegen iſt von einer Gemüth und Phantaſie abſtoßenden Nüchternheit. Du ſollteſt mal erſt ſo ein puritaniſches Bethaus in Neu-England ſehen. Das iſt ſo ſteifleinene Proſa, daß, damit verglichen, euer lutheriſcher Ritus und unſer anglikaniſcher noch hohe Poeſie ſind. — Aber, lieber Freund, mag mir auch das Puritanerthum herzlich zuwider ſein, ein ſtandhafter Proteſtant will ich ſein und bleiben."

„Freilich, freilich", verſetzte Schiller heiter. „Du proteſtirſt, daß Lauretta ihrer ſchönen Haare beraubt werde, und, beim olympiſchen Zeus! ich ſchließe mich deinem Proteſt mit ganzer Seele an. Indeſſen, glaube mir, Fräulein Windsbraut wird die bange Scheere von ihren Locken entfernt zu halten wiſſen. Es iſt ganz und gar kein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß ſie ſich ohne weiteres werde zu einem Nönnchen machen laſſen. Ich möchte wetten, ſchon jetzt tanzt das ganze Kloſter, wo ſie ſich befindet, nach ihrer Pfeife."

„Aber welches Kloſter iſt dies? Befindet ſie ſich überhaupt in einem Kloſter? Hat man den Chevalier nicht vielleicht abſichtlich irre geführt?“

„Hm, nach alledem, was du mir über dieſen Mann ſagteſt, ſcheint er mir keiner zu ſein, dem man ſo leicht eine Naſe dreht. Sein Billet an dich trägt auch durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit. Ueberdies kommt es mir ganz glaubhaft vor, daß man dem wilden Kind einſtweilen ein Kloſter zum Aufenthalt anwies. Der Herzog, weißt du, gehört ſelber der katholiſchen Konfeſſion an, und obgleich er in religiöſen Dingen viel zu liberal denkt, als daß er es je hätte unternehmen wollen, ſeine Wirtemberger zu ſeinem Glauben zu bekehren, ſo mag ihm doch gerade bei dieſem Vorkommniß die Beobachtung eines katholiſchen Brauches ganz paſſend geſchienen haben. Für ein Mädchen, das den Einfall hatte, ſich entführen zu laſſen, iſt ein zeitweiliger Aufenthalt in einem Kloſter gar nicht ſo übel gewählt. Ich ſehe darin um ſo weniger etwas Bedrohliches, als ich überzeugt bin, daß bei dem ganz entſchieden lebhaften Intereſſe, welches Karl dem Fräulein von jeher bezeigte, Lauretta gewiß Mittel und Wege finden wird, ihre klöſterliche Haft abzukürzen.“

„Höre, lieber Freund, eine Gewiſſensfrage! Glaubſt du, Fräulein Lauretta ſei die Tochter des Herzogs?“

„Ich möchte es glauben, denn viele Anzeichen ſprechen dafür, wie ich dir ſchon bei einer früheren Gelegenheit geſagt. Aber deine Frage beſtimmt zu beantworten, dürften nur der Herzog oder Lauretta ſelbſt oder vielleicht auch die Generalin Wimpfen im Stande ſein.“

Raleigh ſchwieg eine Weile nachdenklich. Dann ſagte er:

„Sei alledem, wie ihm wolle, Lauretta ſoll und muß er- hren, daß ſie treue Freunde habe."

Unter dieſem Geſpräche hatten die beiden Reiſenden die ckarbrücke bei Kannſtadt paſſirt und waren durch die ſtillen aſſen des alten Ortes geritten. Als jenſeits deſſelben ihre erde langſam die gen Waiblingen zu anſteigende Straße hin- ſchritten, bemerkten die Freunde vor ſich einen Fußgänger, ſſen Scharlachrock in der Morgenſonne glänzte.

„Schwerenoth, ſo wahr ich lebe, der Sammetdoktor!" rief Schiller aus.

„Ei freilich, der Sammetdoktor", verſetzte der Genannte, h umkehrend und in ſeiner gewohnten ceremoniöſen Weiſe üßend.

Die Freunde hielten ihre Pferde an und erwiderten den Morgengruß.

Der alte Herr drückte den goldenen Knopf ſeines mächtigen ohrſtocks an die Naſe, blinzelte ſchelmiſch und ſagte:

„Glück auf, meine irrenden Herren Ritter, Messieurs es chevaliers sans peur et sans reproche! Alſo an dieſem ſegneten Morgen, wo anſtändige Leute, nachdem ſie da drunten dem alten Neſt ihren Sauerbrunnen getrunken haben, einen r Geſundheit zuträglichen Spaziergang machen, reitet eine nteuerluſtige Jugend auf Abenteuer aus? Soll ich ſagen, wie r Held de la Mancha und ſein edler Sancho Panſa? Oder lleicht wie der große Sir Hudibras und ſein tapferer Knappe alf? Denn die Fahrt geht, ſcheint es, hinauf ins katholiſche nd und da iſt es wahrſcheinlich à la Hudibras auf Bekehrungen ſehen."

„Doktor, ſeid Ihr des Teufels?“ ſagte der Dichter lachend. „Wer hat Euch geſagt, daß wir ins katholiſche Oberland wollen? Ich fange nun doch bald zu glauben an, daß Ihr, wie die Leute ſagen, einen spiritus familiaris beſitzt.“

„Einen spiritum familiarem, lieber Sohn, wenn es Euch beliebt. Auf die Frage wen oder was ſetzt man den Akkuſativum, wißt Ihr? Ja, freilich beſitze ich ſo einen dienſtbaren Geiſt, meinen geſunden alten Menſchenverſtand. Der ſagt mir, ihr Herren ſeid zwar nicht auf Drachen oder Ungläubige aus, wohl aber nach einem gewiſſen irrenden Fräulein, nomine Turbinella.“

Raleigh, dem dieſe Mitwiſſenſchaft des Sammetdoktors nicht ſehr angenehm war, vermochte eine Bewegung der Ungeduld nicht zu unterdrücken. Sie entging dem Falkenauge des alten Herrn nicht, aber er ließ ſich dadurch ſein Koncept nicht verrücken.

„Ich will euch nicht lange aufhalten“, ſagte er, „denn ich ſehe es meinem werthgeſchätzten Herrn Amerikaner an, daß er Eile hat. Im übrigen liebe ich es, wenn Jugend abenteuerluſtig iſt. Alſo nur friſch zu! Aber wie der Jugend die That, ſo ſteht dem Alter der Rath an. Will euch daher rathen, etwas weniges, nachher könnt ihr thaten, wie es euch beliebt.“

Schiller gab ſeinem Freunde mit den Augen einen Wink und erwiderte:

„Ja, rathet uns, lieber Doktor, denn ich ſehe nun ſchon, daß Ihr wißt, wohin wir wollen und warum wir dorthin wollen.“

„Freilich, freilich. Ihr meint, es dürfte der göttlichen Turbinella in dem gmünder Kloſter, in welches man ſie gethan, um für einen kurioſen Seitenſprung Buße zu thun, ſchier zu langweilig werden, nicht wahr? Ihr meint ferner, es ſei eine ritterliche Pflicht und Schuldigkeit, der ſchönen Dame zur Abkürzung dieſer langweiligen Situation zu verhelfen, ſo oder ſo, nicht wahr? Wohl, gefällt mir das, bei allen Göttern aller Mythologieen! Gefielen mir all mein Lebtag derartige Schnurren, wobei der Menſch mit einem Fuß oder auch mit beiden über die proſaiſchen Polizeiſchranken keck hinwegſpringt. Will euch aber was ſagen, liebe Kinder. Maßen Fürſicht bekanntlich die Mutter der Tapferkeit iſt, müßt ihr vor allen Dingen gehörig fürſichtig ſein. Was ihr auch unternehmen wollt, bedenkt, ihr unternehmt es als Ketzer in einem katholiſchen Lande und habt es dabei mit der hochwürdigen Geiſtlichkeit zu thun. Ihr verſteht mich? Auch mit dem Magiſtrat einer freien — lucus a non lucendo — Reichsſtadt könnt ihr es zu thun bekommen und in letzter Inſtanz mit dem Herzog von Wirtemberg. Nehmt euch daher gehörig in acht! Sollte mir leid thun, euch in eine dumme Schwulität hineingerathen zu ſehen, veritabel leid. Hütet euch vor Anwendung gewaltſamer Mittel! Haben nicht die größten Feldherren und Staatsmänner auf die Anwendung von Gewalt verzichtet, wo immer ſie mit der Liſt ausreichen konnten? So thaten ſie, iſt ein hiſtoriſches Faktum. Wohl, ſeid alſo liſtig, geſcheid, klug wie die Schlangen und laßt andere einfältig ſein wie die Tauben. Und — ah, da fällt mir ein, lieber Schiller, Ihr ſeid ein Schnupfer.“

„Was ſoll nun das wieder?“

„Werdet es ſogleich hören. Hier nehmt eine Priſe aus dieſer meiner Doſe und dann thut mir den Gefallen, dieſelbe als ein pretium affectionis von dem alten Armbruſter einzuſtecken. Iſt zwar nur eine ſchon ältliche und, wie Ihr ſeht, ganz unſcheinbare Herndeſe, könnte ſie Euch und Eurem Freunde aber dennoch von einigem Nutzen ſein.“

„Wie ſo denn?“

„Paßt nur auf! Lebt da droben in der Nähe von Gmünd, in den Bergen des Aalbuch ein alter Mann, der Pater Aloiſius, als Einſiedler. Er hat ſeine Klauſe und Kapelle auf dem Bernhardusberg, weßwegen er vom Volke der Umgegend gewöhnlich nur der Bernharduspater genannt wird. Iſt ſelbiger Bernharduspater der Mann, welchen ich, obgleich meine Anſichten über Welt und Menſchen von den ſeinigen bedeutend differiren, unter allen Menſchen am meiſten achte. Iſt 'ne Art Heiliger, der Aloiſius; ein wunderlicher, meinen die Leute, ein wirklicher, ſag' ich. Könnte jetzt Abt von Wiblingen oder von Zwiefalten ſein, wenn er gewollt hätte. Wollte ein einfacher Konventual bleiben und iſt zuletzt ein armer Einſiedler geworden. Trotzdem aber könnte er euch unter Umſtänden ſehr nützlich ſein; denn er hat in jener ganzen Gegend bei Weltlich und Geiſtlich einen großen Stand. Er iſt ſo zu ſagen der gute genius loci, daneben ein rechter Kosmopolit, ein Gelehrter, ein Theoſoph, die Fleiſch und Bein gewordene Milde, Wahrhaftigkeit und Heiterkeit, ohne eine Spur von ſüßlichem Nebengeſchmack. Er hat viel geſehen und erlebt, auch viel Unglück. Aber es iſt auf dem Grunde ſeiner Seele davon keine Schärfe oder Säure zurückgeblieben. Summa: ein Prachtmenſch.“

„Ihr ſchildert ein Ideal, Doktor.“

„Iſt auch eins, der Pater Aloiſius, ſo ich je eins geſehen. Sag' euch, wenn euch in eurem vorhabenden Unternehmen irgend einer Beiſtand leiſten kann oder will, ſo iſt's der Bernhardus ter. An ihn wendet euch. Ihr werdet es in keiner Hinſicht bereuen.“

„Aber wie ſollen wir uns bei ihm einführen?“

„Bah, der Aloiſius hat ſeine Thüre noch keinem verſchloſſen. Um euch jedoch alle weitläufigen Präambeln zu erſparen, rath' ich: bietet dem Pater eine Priſe aus meiner Horndoſe und ſprecht dabei die Worte: Bruder Serapion grüßt den Bruder Spiridion.“

„Ein myſteriöſes Paßwort!“

„Ja, wenn ihr wollt; aber ſag' euch, es wird den Bernarduspater zu eurem Freunde machen.“

„Deſto beſſer. Aber ſagtet Ihr nicht, Doktor, der Pater heiße Aloiſius?“

„Das iſt ſein Kloſtername. Aber ich merke, die Namen Serapion und Spiridion kitzeln eure Neugierde. Kann euch einſtweilen nicht helfen. Wendet ſie an, die Namen nämlich, wie ich euch ſagte; die gute Wirkung wird nicht ausbleiben. Damit baſta und gute Verrichtung, auch gute Fürſicht — verſtanden? Und ſchließlich guten Morgen!“

Damit kehrte er ſich ab und ging raſch den Weg nach Kannſtatt hinunter, ohne weiter Rede zu ſtehen.

„So iſt er“, ſagte Schiller. „Er ſagt ſein Sprüchlein und geht ab.“

„Ich kann aus dieſem Manne nicht klug werden“, bemerkte Raleigh. „Woher weiß er alles? Er ſcheint voll Theilnahme und Wohlwollen, und doch — darf man ihm trauen?“

„Ich bürge für ihn. Er meint es gut mit uns, gar kein Zweifel. Auch wundert es mich nicht, daß er bei ſeinen vielerlei

Verbindungen, welche bis in die höchſten Regionen der Reſidenz hinaufreichen, das Geheimniß von Lauretta's Aufenthalt in einem gmünder Kloſter bereits erlickert, wie wir Schwaben ſagen."

Indem die Freunde ihre Pferde wieder in Gang ſetzten, zog Schiller die Doſe des Sammetdoktors hervor und betrachtete ſie aufmerkſam. Es war eine ganz einfach aus Horn gearbeitete Doſe, die jedoch einige eigenthümliche Kennzeichen hatte. Auf dem Deckel ſtand nämlich in halbverwiſchten goldenen Lettern der Name Lorenzo, und als der Dichter den Deckel öffnete, fand er auf der Rückſeite deſſelben oben das Wort Perfectibilitas*) und weiter unten den Satz: Lux vincet tenebras!**) geſchrieben.

Er wies ſeine Entdeckung dem Freunde hin und ſagte:

„Hm, es ſcheint mit dieſer Doſe doch eine eigene Bewandtniß zu haben. Lorenzo? Lorenzo? Der Doktor heißt nicht ſo. Es kann der Name eines Freundes ſein, von welchem er die Doſe zum Geſchenk erhalten. Vielleicht der eigentliche Name des Bernharduspaters, auf deſſen Bekanntſchaft ich ungemein begierig bin."

„Wart' mal", verſetzte Raleigh, die Doſe näher betrachtend. „Mir iſt, als müßte ich ein ganz ähnliches Stück von Schnupftabaksbehälter ſchon früher geſehen haben. Wo nur? Ja, auch auf jener Doſe ſtand der Name Lorenzo. — Ah, ich hab's! Drüben in meinem Vaterland war es und in den Händen des heldiſchen Deutſchen, der ſo glorreich für unſere Sache focht und

---

*) Vervollkommnung.

**) Das Licht wird die Finſterniß überwinden.

n Waſhington ſo hoch geſchätzt wird, in den Händen des
arons von Steuben ſah ich eine ſolche Doſe. Es muß doch
hl etwas dahinter ſtecken.“

„Freilich, freilich, und jetzt hab auch ich's! Wie dumm, daß
r die Sache nicht gleich eingefallen. Ich hörte bei der Frau
n Wolzogen einen Reiſenden, der mit dem gleim'ſchen Kreiſe
n Halberſtadt und mit dem jakobi'ſchen in Pempelfort viel ver-
ten hatte, davon ſprechen. Dieſe Doſe iſt eine ſogenannte
nzodoſe.“

„Eine Lorenzodoſe?“

„Ja. Erinnerſt du dich des Franziskanermönchs Lorenzo
n Sterne's ‚Sentimentale Reiſe'? Dieſem und der Freundſchaft
u Ehren, welche der gute Yorik mit ihm ſchloß, kamen dieſe
ſen auf, ſoviel mir bekannt, hauptſächlich auf Anregung der
eim und Jakobi, die ja aus der Freundſchaftlerei eine Art
ltus zu machen ſuchten. Am Beſitz ſolcher Doſen ſollten ſich
Anhänger deſſelben erkennen und dieſe Art Freimaurerei der
undſchaft hat ohne Zweifel viele ehrenwerthe Männer mit
nander in Verbindung gebracht, iſt aber ſicherlich auch von
nchem Lump ausgebeutet worden, wie ja dies auch bei der
ntlichen Freimaurerei der Fall iſt.“

Raleigh fixirte den Freund ſcharf und machte mit der Hand
ge ſeltſame Zeichen, die aber der Dichter nicht verſtand,
auf jener ſagte:

„Du ſprichſt mit nicht ſehr großem Reſpekt von dem ehr-
gen Maurerorden, und doch ſind demſelben, wie ich hörte,
Weimar vor kurzem Männer wie Goethe, Herder und der
zog Karl Auguſt beigetreten.“

„So? Es mag ſein. Ich kenne übrigens die Maurerei allzuſehr nur vom Hörenſagen — die populären Fabeleien darüber glaub' ich natürlich nicht — um im beſonderen mir ein Urtheil über den Gegenſtand erlauben zu dürfen. Im allgemeinen aber darf ich wohl ſagen, daß ich allem Myſterienhaften abgeneigt bin. Warum ſo geheimnißvoll thun? Was wahrhaft gut, edel, ſchön iſt, ſoll frei und offen hervortreten wie das Licht, wie die Sonne. Was kann, was will eine Geſellſchaft, welche die Erkenntniß zu monopoliſiren trachtet?"

„Aber wer ſagt dir, daß die Maurerei das thut? Iſt es bei dem Bildungsſtande der Maſſen rathſam, edle Wahrheiten ſogleich auf den offenen Markt zu werfen? Würden ſie dort verſtanden? Nein, mißverſtanden und entweiht. Die Wahrheit ſoll ſein wie die Sonne, ja. Aber vermögen die blöden Augen der Menge den Anblick dieſer Sonne unvorbereitet zu ertragen? Mit nichten. Zu allen Zeiten hat es edle Geiſter gegeben, welche die Nothwendigkeit erkannten, in wohlbehüteten engeren Kreiſen das Licht der Erkenntniß erſt an Kraft und Macht zunehmen zu laſſen, damit es dann, in die freie Luft gebracht, vom Zugwind der Vorurtheile nicht mehr ausgelöſcht werden könne. So das Licht der Vernunft, der Humanität, der Toleranz und Bruderliebe zu pflegen, um es, wenn die rechte Stunde gekommen, aller Welt zu enthüllen, das iſt die Aufgabe, welche ſich der Maurerbund geſtellt hat."

„Gewiß eine erhabene Aufgabe! Aber, alle Wetter, du ſprichſt ſo begeiſtert davon, daß ich am Ende in dir ſelbſt einen Meiſter vom Stuhl zu veneriren habe?"

„Nein", entgegnete Raleigh ernſt. „Ich bin einſtweilen ur ein beſcheidener Geſelle am Bau des Tempels Salomons.“

„Alſo doch auf dem Wege zum Meiſterſtuhl? Doch verzeih', ieber Freund, den leichten Ton, in welchem ich von einer, wie ch jetzt merke, dir heiligen Sache rede. Es gibt vieles, welches ir, als anderen heilig, achten müſſen, auch wenn es unſerem genen Weſen widerſtrebt. Mir nun widerſtrebt alles Myſterien- eſen. Es mag daſſelbe zu allen Zeiten edle Geiſter angezogen aben, aber gewiß iſt auch, daß es zu allen Zeiten von der Arg- ſt mißbraucht wurde, um die Augen der Menſchen zu blenden nd ihre Gemüther zu verwirren. Wie geſagt, ich liebe die Ver- üllung der Wahrheit mit ſymboliſchen Draperien überhaupt cht. Die Wahrheit iſt ſchön. Die Schönheit aber, oh, iſt ſie cht doppelt herrlich in der keuſchen Hüllenloſigkeit ihrer eize?“

„Lieber Freund, dein Geiſt ſchreitet in den Regionen der deale mit einer Sicherheit einher, die ich beneiden könnte. Aber eine Natur iſt mehr auf die Wirklichkeit geſtellt. Du nimmſt ie Menſchen, wie ſie ſein ſollten, ich nehme ſie, wie ſie ſind. ie bedürfen der Formen, der Symbole, der Verhüllungen, ja lleicht ſogar der Gaukeleien. Bringt das nackte Marmorbild er griechiſchen Göttin auf den rohen Menſchen die erhebende irkung hervor wie auf den gebildeten, auf den Künſtler? ann die nackte Wahrheit die Menge gewinnen? Erinnere dich ch daran, was du heute ſchon von der Wirkung des katholiſchen ultus geſagt. Da haſt du die Macht der Symbolik. Uebri- ens, was die Mängel der Maurerei betrifft, ſo theilt ſie nur as Loos alles Menſchlichen. Es wohnt ihr aber die Kraft der

Regeneration inne und gerade in Deutſchland hat ſich für das in die Maurerei eingeſchlichene dunkelmänniſche Gift bereits ein Gegengift gefunden. Du haſt wohl ſchon vom Illuminatiſmus gehört?“

„Nur unbeſtimmtes. Profeſſor Abel ſprach mir unlängſt davon. Die Illuminaten ſollen eine Sekte der Freimaurer ſein, geſtiftet von dem Profeſſor Adam Weishaupt in Ingolſtadt. Abel fand es ſeltſam, daß dieſer aufkläreriſche Verſuch gerade in Baiern ſeinen Urſprung nahm, einem Lande, welches man ſo ziemlich als das deutſche Böotien zu betrachten gewohnt war.“

„Kam nicht auch gutes aus Nazareth? — Die illuminatiſche Bewegung ſcheint mir von großer Bedeutung zu ſein. Sie kann eine zeitgemäße Reform der Maurerei zuwegebringen. Und wart' mal, zeig' mir doch die Doſe des Sammetdoktors. Das Wort Perfectibilitas, welches auf der Innenſeite des Deckels ſteht, ſpielt, wie ich hörte, eine vertretende Rolle unter den Formeln der Illuminaten und der Spruch: Lux vincet tenebras! iſt wohl nichts anderes als ein illuminatiſches Symbolum. Jetzt ahne ich den Zuſammenhang der Sache. Der Sammetdoktor iſt, wie ich weiß, Maurer. Wahrſcheinlich iſt er auch Illuminat, was auch der Einſiedler ſein mag, an welchen er uns gewieſen hat.“

„Du kannſt recht haben. So erklärt ſich auch der ſonderbare Gruß, den er uns aufgetragen. Serapion und Spiridion ſind wohl illuminatiſche Ordensnamen. Sieh, ſieh! Nun, ich habe nichts dagegen, einen Illuminaten kennen zu lernen, welcher zugleich Mönch und Anachoret iſt. Auch Loſungswort und Glaubensbekenntniß des Ordens laſſ' ich mir von Herzen gellen. Vervollkommnung! und: Das Licht wird die Finſterniß ſiegen! Amen von ganzer Seele. — **Aber ſieh mal, da unten** t das Remsthal und wir werden ſogleich in Waiblingen en.“

Wir laſſen die Freunde in das alte Hohenſtaufenſtädtchen aiblingen einreiten und von da ihres Weges thalaufwärts ter ziehen, während wir den geneigten Leſer einladen, uns auf em kurzen kulturgeſchichtlichen Ausflug zu begleiten, deſſen weck iſt, das vorſtehende Geſpräch zu kommentiren.

Das achtzehnte Jahrhundert iſt ohne Zweifel eins der rkwürdigſten in der Weltgeſchichte. Wer den unermeßlichen eichthum ſeiner Erſcheinungen unter dem kärglichen Begriff der pf- und Reifrockzeit zuſammenfaſſen zu können glaubt, beur- undet damit nur eine klägliche Unwiſſenheit. Wir halten dafür, ß der allgemeine Charakter jener großen Zeit am richtigſten ch bezeichnen laſſe durch die hier nur ſcheinbar ſich widerſprechen- en Worte zerſtörend ſchöpferiſch. Innerhalb dieſes allgemeinen harakters welche Gegenſätze im beſonderen! In kaleidoſkopiſch ntem Nebeneinander erſcheinen hier die kühnſte Abſtraktion und e raffinirteſte Genußſucht, myſtiſch-verzückteſtes Fühlen und s edelſte wiſſenſchaftliche und dichteriſche Streben, philiſter- ieſtes Verrottetſein und revolutionärſtes Denken und Trachten, ſſale Laſter und reinſter Idealiſmus, kyniſcher Skepticiſmus d kindlichſter Glaube, verhärtetſte Selbſtſucht und ſentimentalſte chwärmerei, ſchamloſeſte Wegwerfung alles Vaterländiſchen e glühendſte Regungen des patriotiſchen Gefühls. Es iſt ein enbild, das, in künſtleriſcher Vollendung dargeſtellt, wechſels- ſe tiefes Grauen und tiefes Entzücken einflößen müßte. Die

Maſſe der Nation, wozu auch viel vornehmer Pöbel gehörte, ſteckte noch tief im Mittelalter, während die auserwählten Geiſter ihrem Volke um Jahrhunderte vorauseilten. Zwiſchen dieſen und der ſtumpfſinnigen Menge, was klaffte da für eine ungeheure Kluft! Während die Klopſtock, Leſſing, Kant, Herder, Goethe ihre unſterblichen Geiſtesthaten verrichteten, während Friedrich II und Joſef II. vom Throne herab Revolution machten, ſagte noch ein adelsſtolzer Graf und hoher Beamter: „Ein Menſch von bürgerlicher Herkunft kann nichts ordentliches gelernt haben.“

Wie hier ein ſchroffer Gegenſatz ſich herausſtellt zwiſchen der Konſervirung feudaliſtiſcher Barbarei und der neuen Stellung, welche das deutſche Bürgerthum mittels des Sturmſchritts der nationalliterariſchen Bewegung im Kulturleben der Nation ſich errungen hatte, ſo anderwärts beſonders auf dem religiöſen Gebiete. Wir ſprechen nicht von den konfeſſionellen Reibungen und Feindſeligkeiten, von den theologiſchen Zänkereien und Stänkereien: wir berühren nur die beiden Gegenpole des Rationaliſmus und des Myſticiſmus, zwiſchen welchen, bunteſt nüancirt, das religiöſe Fühlen und Glauben unſerer Väter, Großväter und Urgroßväter ſich bewegte.

Es war die Zeit der Aufklärung, aber es war zugleich die Zeit der Myſterien. Ein extremer Rationaliſmus, in ſeinem Beſtreben, alles Wunderbare und Geheimnißvolle zu erklären, zu verwerfen, auszureuten, eine Art gefrorenen Fanatiſmus entfaltend, machte alle weniger proſaiſchen Gemüther einer gewiſſen Schwärmerei geneigt, die bei vielen gar leicht in Wunderſucht und Myſterienkram ausſchlug. Andere Motive kamen hinzu. Auf der einen Seite hatte der intrikenhafte Charakter der Politik den Sinn für freie Bewegung in der Oeffentlichkeit vernichtet, auf der andern ſuchte und fand die überſättigte Genußſucht in dem Spiel mit Geheimniſſen, und wären es auch noch ſo läppiſche geweſen, einen neuen Anreiz. Hieraus erklärt es ſich unſchwer, daß die Aufklärer auf den Gedanken kamen, den Geheimbundapparat auch zu ihrem Vortheil zu benutzen, was aber im ganzen und großen mißlingen mußte, weil die Idee der Freiheit zu ihrem Gedeihen ſchlechterdings Licht und Luft der Oeffentlichkeit nöthig hat. Selbſt beſte und begeiſtertſte Vorſchrittsmänner überſahen das gänzlich und ſo iſt es im Hinblick auf die unermeßliche geiſtige Regſamkeit des achtzehnten Jahrhunderts begreiflich, daß geheime Orden wie Pilze aufſchoſſen. Wunderbarer Irrthum des Menſchengemüthes! Ein tiefes, glühendes Sehnen nach allſeitig freier Entwickelung und Entfaltung der Individualität ging durch jene ganze Zeit und dennoch unterwarfen ſich Hunderte, Tauſende, oft gerade die Strebſamſten, dem Zwange komplizirter Geheimbundſyſteme, ließen ſich die Feſſeln einer oft ebenſo läſtigen als albernen Symbolik gefallen und ſchwuren unbedingten Gehorſam — unbekannten Oberen.

Die Grundlage der aufkläreriſchen Geheimbündlerei war und blieb der Freimaurerorden. Die maureriſchen Legenden von einem unvordenklichen Alter dieſer Genoſſenſchaft haben der hiſtoriſchen Kritik unſerer Tage nicht ſtandzuhalten vermocht. Der berühmte Orden, über welchen noch vieler Orten unter dem Volke ganz abgeſchmackt ungeheuerliche Vorſtellungen herrſchen, iſt, obgleich auf die Erinnerung an die mittelalterlichen Baugilden oder Bauhütten gegründet, bekanntlich von verhältnißmäßig jungem Urſprung. Die genannten Baugilden des Mittelalters hatten in Deutſchland, in Frankreich, in England ihre eigene Gerichtsbarkeit gehabt und daher hießen ihre Mitglieder Freie Maurer, **Franc-maçons**, **Free-masons**. Mit der mittelalterlichen Baukunſt waren dieſe Genoſſenſchaften von Künſtlern und Handwerkern allmälig in Verfall gerathen. Am längſten hielten ſich die Baubrüderſchaften in England und hier erfuhren ſie unter der Regierung Georgs I. ihre Umbildung zur modernen Freimaurerei. Im Jahre 1717 wurde zu London die erſte große Loge (lodge, nur eine Ueberſetzung des deutſchmittelalterlichen Wortes Bauhütte) geſtiftet. Die äußere Organiſation der Logen, die Rangordnung der Mitglieder (Lehrlinge, Geſellen, Meiſter, Meiſter vom Stuhle), die Symbole (Hammer, Kelle, Winkelmaß, Schurzfell), die Loſungen und Ceremonieen wurden aus den alten Bauhütten herübergenommen. Aber die Logen waren jetzt nicht mehr Zünfte von Künſtlern und Handwerkern, ſie waren die mittels komplizirten Ceremoniels vor dem profanen Haufen abgeſchloſſenen Vereinigungspunkte freier und gebildeter Männer aller Stände. Der Freimaurerbund war keine handwerksmäßige Gilde mehr, ſondern ein reinmenſchlicher Bund, deſſen Wahlſpruch: Toleranz und Nächſtenliebe! lautete und der, mit Verwerfung aller trennenden konfeſſionellen und konventionellen Schranken, darauf ausging, den Menſchen auf den Adel ſeines eigenen Weſens zu ſtellen.

Von England aus verbreitete ſich die Freimaurerei über den Kontinent und kam hier raſch ſehr in Aufnahme. Auch in Deutſchland. In der Blüthe ſeiner Reinheit und Wirkſamkeit verband er eine Menge durch Geiſt und Lebensſtellung ausgezeichneter Männer durch das Band geheimer Brüderſchaft. Wi nennen nur Friedrich den Großen, welcher als Kronprinz Maurer geworden war und auch als König den Orden ſchätzte, bis er aus demſelben trat, weil ihm die myſtiſche Spektakelei, zu welcher die Logen mißbraucht zu werden anfingen, höchlich mißfiel. Auf dieſen Mißbrauch gründeten die geheimbündleriſchen Abenteurer, deren Glanzperiode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufging, ihre induſtrieritterlichen Spekulationen. Die Geheimnißſucht, welche ſich, vielfach mit der pietiſtelnden Richtung verwoben, aus den früher berührten Gründen der Geſellſchaft bemächtigt hatte, kam dieſem unſauberen Treiben zu Hilfe. Wie es immer geht: wenn die Leute Wunder haben wollen, ſo finden ſich Wunderthäter. Von Wien her veröffentlichte Meſmer die inbetreff der magnetiſchen Materie von ihm gemachten Beobachtungen und der ſcientiven Seite des Magnetiſmus geſellte ſich alsbald eine myſtiſche. Zur ſelben Zeit führte in Schwaben der Pater Gaßner das Skandal ſeiner Wunderheilkunſt auf und trieb zu Leipzig der Kaffeewirth Schröpfer ſeine Geiſterbeſchwörungen, bis er, von der Wucht ſeiner Gaunereien erdrückt, zum ſelbſtmörderiſchen Piſtol greifen mußte. Ein anderer Wundermann, der Graf Saint-Germain, Alchymiſt, Diamantenverfertiger und Lebenselixirbeſitzer, berührte, nachdem er mit ſeinen chemiſchen Künſten und ſeinem Diamantenſchatz eine Weile Ludwig XV. und die Pompadour ergötzt hatte, ebenfalls den deutſchen Boden und ſtarb in den Armen ſeines Verehrers, des Prinzen Karl von Heſſen, Statthalters von Schleswig-Holſtein.

Alle dieſe Erſcheinungen hingen mit der Freimaurerei zuſammen. Denn ungefähr ſeit 1760 hatte ſich innerhalb der letzteren eine ſogenannte Geheimlehre auszubilden angefangen, welche behauptete, daß uralte Weisheit, von Moſes und Zoroaſter herſtammend, durch Vermittelung des Templerordens auf einen gewiſſen Chriſtian von Roſenkreuz und durch dieſen auf andere Meiſter des Wiſſens (Adepten) vererbt worden ſei. Dieſe Disciplin, bei Licht betrachtet auf dunkelmänniſche Intriken, auf myſtiſch-kabbaliſtiſchen Aberwitz und Charlataniſmus hinauslaufend, gab vor, das Geheimniß des „Steins der Weiſen“ zu beſitzen, das heißt der Verwandlung unedler Metalle in Gold, und der Bereitung des Lebenselixirs, welches den roſenkreuzeriſchen Adepten eine unendlich lange Lebensdauer ſichere. Die Roſenkreuzerei begann die Maurerei zu überwuchern. Leute, namentlich aus den höheren Ständen, welche mühelos in den Beſitz ſolcher, wie ſie wähnten, mit ſehr realen Vortheilen verbundener Weisheit zu gelangen ſuchten, drängten ſich maſſenhaft den Logen zu. Pfiffige Charlatane und berechnende Reaktionäre ſtifteten die ſogenannten inneren Syſteme und das Syſtem der ſtrikten Obſervanz, wo außer den herkömmlichen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen ſtatuirt und mit roſenkreuzeriſchen Symbolen, Hieroglyphen, Eidſchwüren und phantaſtiſchen Ceremonieen kurzſichtige und vertrauensvolle Myſterienſüchtlinge geblendet und genasführt wurden. Die Maurer der ſtrikten Obſervanz waren, daher der Name, zu ſtriktem Gehorſam gegen die unbekannten Oberen verpflichtet, deren geheimnißvoller Großmeiſter unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (Eques a penna rubra) verehrt wurde.

Das Syſtem der ſtrikten Obſervanz erfuhr aber von ſeiten der ihren urſprünglichen Tendenzen treugebliebenen, aufkläreriſchen Maurerei energiſchen Widerſtand und auf einem großen

Freimaurerkonvent im Wilhelmsbad bei Hanau im Jahre 1782 unterlag es der von Bode und Knigge geführten Oppoſition, ſo daß ſtatt ſeiner das Syſtem der ſogenannten eklektiſchen Maurerei für die deutſchen Logen angenommen wurde. Es erklärten die Führer dieſer Richtung damals offen, der Zweck des Ordens ſei die Vernichtung des Aberglaubens und aller Deſpotie. Hierin nun fiel die Freimaurerei mit dem Illuminatenorden zuſammen, welchen im Jahre 1776 zu Ingolſtadt der Profeſſor Weishaupt in Verbindung mit dem Studenten Zwackh geſtiftet hatte und welchen dann der Freiherr von Knigge, unter dem Ordensnamen Philo bekannt, maureriſch organiſirte. Schon 1778 zählte der Illuminatiſmus in Baiern, Franken und Tirol zwölf Logen, in Wien ausgezeichnete Männer wie Sonnenfels zu ſeinen Mitgliedern und verbreitete ſich durch die Bemühungen Bode's und anderer Brüder auch nach Mittel- und Norddeutſchland.

## Drittes Kapitel.

Der Poet als Courmacher und ein unbeachteter Fremder. — „Ach, mein Herr!“ — Legende von einem geraubten Kuß. — Der „Salvator“ — Eine Prozeſſion. — Es ſchneit Roſen. — Der Dichter im Halbdunkel — Die Urſulinerin. — Ein gefährliches Tête-à-Tête.

„Ach, mein Herr!“

Dies wurde geſprochen in einer Morgenſtunde in dem Schenk- und Speiſezimmer des alten Gaſthauſes zur blauen Ente in der alten Reichsſtadt Gmünd von der Tochter des Hauſes zu einem Gaſt, welcher ihr angelegentlich die Cour machte. Die Sprecherin war eine große, volle, friſche, weiße Blondine mit einem hübſchen Stumpfnäschen und einem ſchmachtenden Blick, welcher vermuthen ließ, daß ſie den Werther oder wenigſtens den Siegwart geleſen habe, im übrigen nicht übertrieben geſcheidt, aber doch recht appetitlich ausſehend. Der, zu dem es geſprochen wurde, war unſer reiſender Dichter, welchem die hübſche Wirthstochter vorhin ſeinen Morgenkaffee gebracht hatte.

Außer dem Poeten und dem Mädchen befand ſich nur noch ein Gaſt in der Stube, welcher in einer entfernten Ecke hinter einem Tiſche ſaß, in verſchiedene vor ihm liegende Briefſchaften vertieft. Schiller, mit einem für ihn anziehendern Gegenſtand beſchäftigt, achtete des Mannes nicht, obgleich das Aeußere deſſelben zu einer andern Stunde ſeine Aufmerkſamkeit wohl hätte erregen dürfen.

Der Fremde, reich, vielleicht übertrieben reich gekleidet, war klein von Geſtalt, dabei ziemlich korpulent und ungewöhnlich breitſchulterig. Sein runder Kopf war mit dicken, dunkelſchwarzen und krauſen Haaren beſetzt, welche ſich dem Zwang der Friſur nur nothdürftig fügten. Unter einer gedrungenen Stirne und ſtarken dunkeln Brauen glühten ſchwarze, trübſchimmernde, ſtets rollende Augen. Der feingerundeten, etwas gebogenen Naſe entſprach nicht ſehr der große Mund mit dickwulſtigen Lippen, dagegen das feiſte, runde Kinn. Er ſchien ſehr vollblütig, denn durch die braungelbe Geſichtsfarbe ſchimmerte überall das Blut hervor. Auf drei Schönheiten konnte er übrigens Anſpruch machen: er beſaß ein kleines und feines Ohr, eine kleine und fleiſchige Hand und einen kleinen und überaus wohlgebildeten Fuß. Dem Räuſpern nach zu ſchließen, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, mußte er eine wohlklingende Stimme beſitzen.

Der Dichter achtete des Mannes nicht. Er war vollauf beſchäftigt, zu frühſtücken und daneben ſeine Galanterie ſehen zu laſſen.

„Ja, Mamſell Senzele*)“, ſagte er, „in der guten alten blauen Ente hab' ich mich gleich wieder recht heimiſch gefühlt. Wie oft bin ich als kleiner Junge mit Vater und Mutter an dieſem Tiſche da geſeſſen! Sie freilich, Sie Böſe, haben ſich des alten Spielkameraden nicht wieder erinnert. Und doch war ich vor Zeiten ſo zu ſagen Ihr anerkannter Schatz."

---

*) Zärtliche Verkleinerung für Kreſenz, Kreſenzia.

„Ach, mein Herr!" liſpelte die gebildete Wirthstochter und wurde gebührendermaßen roth, was ſie keineswegs häßlich machte.

„Wiſſen Sie noch, Mamſell Senzele", fuhr der Courmacher fort, „wie Sie mich des Vertrauens würdigten, Ihnen die große ſchöne Puppe, die Ihnen der Santiklaus gebracht hatte, an- und ausziehen zu helfen? Ich weiß noch ganz gut, wie allerliebſt Sie ſich dabei anſtellten und wie ungeſchickt ich und wie ſo hübſch Sie mich ſchalten und auszankten. Beim Jupiter, wie ſind Sie ſeither groß und ſchön geworden!"

„Ach, mein Herr!"

„Die liebe Puppe iſt wohl ſchon lange den Weg aller Puppen gegangen und Sie, theures Senzele, ſpielen jetzt ſtatt mit nürnberger Spielzeug mit armen Männerherzen."

„Ach, mein Herr!"

„Meiner Treu, ich merke, in der blauen Ente iſt's noch immer gut ſein. Reſpekt vor dieſem Kaffee! Der hat den rechten Duft. Und wie mild und ſüß dieſer Milchrahm! Aber ich wette meinen Kopf, Ihre kirſchrothen Lippen, Mamſell Senzele, die müſſen noch zehntauſendmal milder und ſüßer ſein."

„Ach, mein Herr!"

Wir vermuthen, der Dichter würde die blonde Schöne veranlaßt haben, dieſen Ausruf noch zu verſchiedenen malen zu wiederholen, wäre nicht durch den Eintritt Raleighs das Geſpräch unterbrochen worden.

Der Amerikaner, von einem in der Frühe gemachten Aus nge zurückkehrend, ſchien nicht ſo gutgelaunt zu ſein wie ſein eund. Er warf den Hut auf den Tiſch und nahm ſchweigend laz.

„Haſt du eine Spur gefunden?“ fragte ihn Schiller leiſe.

„Keine“, erwiderte Raleigh einſilbig.

Der Poet hätte gerne ſeine galanten Bemühungen um das übſche Senzele wieder aufgenommen, aber er war zartfühlend enug, es zu unterlaſſen, aus Schonung für die Stimmung des eundes.

Die gebildete Tochter des Gaſthauſes zur blauen Ente hielt ch mit Recht für verpflichtet, das eingetretene Stillſchweigen zu echen und die Gäſte zu unterhalten. Sie fragte daher mit ſam geſenkten Augen hinter ihrem Strickzeug hervor:

„Werden die Herren die heutige große Prozeſſion nach dem alvator mitanſehen?“

„Iſt heute dort eine große Prozeſſion zu ſehen?“ erwiderte chiller.

„Oh freilich. Wir ſind jetzt in der Zeit um den Himmelahrtstag herum. Da geht bei uns in der Gegend alles mit dem reuz.*) Heute kommen die Leute aus den umliegenden Ortaften ſcharenweiſe in die Stadt herein nud dann geht die große

---

*) Mit dem Kreuz gehen, d h. dem vorangetragenen Kreuze und Kirchenfahnen folgen, das iſt in der Gegend, von welcher hier die ete, die gewöhnliche Bezeichnung der feierlichen Bittgänge, welche zur eit des Himmelfahrtsfeſtes, auch an gewöhnlichen Wochentagen, von den rfgemeinden unternommen werden. Autor hat in ſeinen Knaben- Jünglingsjahren ſolcher Flurgänge viele mitgemacht. Er iſt des ürhaltens, daß dieſelben nur die chriſtliche Umbildung der Frühlingsgänge altgermaniſchen Gottesdienſtes ſeien.

Prozeſſion von der Pfarrkirche aus nach dem Salvator. Da wird dann eine Predigt gehalten und nachher ein feierliches Hochamt."

„Das müſſen wir ſehen, William", ſagte Schiller lebhaft. „So eine Prozeſſion iſt ein prächtiges Schauſpiel. — Sie gehen doch auch nach dem Salvator, Mamſell Senzele? Gewiß. Sie dürfen da nicht fehlen, Sie unter den ſchönen Mädchen von Gmünd das allerſchönſte."

„Ach, mein Herr!"

„Nicht wahr, Mamſell Senzele, die Landleute kommen im feſtlichen Anzug mit Kreuzen und Fahnen?"

„Ja, und ſie ſind jetzt wohl ſchon auf dem Wege. Der Zug ordnet ſich dann auf dem großen Gottesacker bei der Pfarrkirche. Die geſammte hochwürdige Geiſtlichkeit der Stadt geht mit, auch alle die hochwürdigen Herren Religioſen aus den Klöſtern gehen in dem Zug, ebenſo die Kloſterfrauen aus dem Klöſterle in der Stadt und von Gotteszell draußen. Der Stadtzinkeniſt mit ſeinen Muſikanten muſizirt der Prozeſſion voran. — Wenn nur nicht immer an dieſem Tage droben auf dem Salvator ein ſo gar arges Gedränge wäre."

„Das thut nichts, Mamſell Senzele. Seien Sie ganz unbeſorgt. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich in dieſem Gedränge Ihren Beſchützer abgeben dürfte."

„Ach, mein Herr!"

Raleigh hatte bis jetzt an dem Geſprächsgegenſtand wenig Antheil genommen. Jedoch die Erwähnung der Kloſterfrauen machte ihn aufmerkſam und er war im Begriff, eine Frage an Mamſell Senzele zu thun, als ihm der fremde Herr in der Ecke, welcher inzwiſchen ſeine Papiere zuſammengepackt hatte und aufſtanden war, zuvorkam, indem derſelbe in einem ſchrecklich gechenen, halb franzöſiſch, halb italiſch klingenden Deutſch die chter des Hauſes fragte, ob es gewiß ſei, daß auch die Kloſteruen an der Prozeſſion theilnehmen würden.

Auf die bejahende Antwort des Mädchens verließ er mit em leichten Kopfnicken gegen die Freunde das Zimmer.

„Wer iſt der Herr?“ fragte Raleigh, welcher den Femden tig fixirt hatte.

„Ein führnehmer Herr, ein fremder Graf“, lautete die twort. „Er reiſ't mit Equipage und Dienerſchaft und wohnt ſeit ein paar Wochen bei uns in der blauen Ente. Er hat große rothe Zimmer gegen den Franziskanerkloſtergarten aus inne und das kleine grüne daneben. Wenn man ihn nur er verſtehen könnte.“

„Hm“, ſagte Schiller. „Er ſcheint ſchon der Mann zu ſein, ſich verſtändlich machen kann. Mamſell Senzele, nehmen Sie wunderſchönen himmelblauen Augen vor den hölliſchſchwarieſes fremden Herrn in acht.“

„Ach, mein Herr! Warum nicht gar? — Jetzt ganget Se en aber!“

Lachend über dieſen klaſſiſch ſchwäbiſchen Ausdruck, welcher ieth, daß die ſchwäbiſche Natur über die ſtädtiſche Kultur Mamſell Senzele zeitweilig den Sieg davontrug, verließ Dichter mit ſeinem Freunde das Haus. Es ſei dies jedoch, auptet eine handſchriftliche Chronik von Gmünd, nicht geehen, bevor er den erfolgreichen Verſuch gemacht hätte, zu ahren, ob die kirſchrothen Lippen des Mädchens, welches den ren bis zur Hausthüre das Geleite gab, wirklich ſo mild und ſüß ſeien, wie er galant vorausgeſetzt hatte. Wir wiſſen nicht recht, ob wir dieſe Sage ohne weiteres für wahr halten ſollen; wenn wir aber den hiſtoriſch ſicheren Umſtand erwägen, daß unſer Dichter zur erſten Aufführung ſeiner ‚Räuber‘ in Mannheim ums Haar zu ſpät gekommen wäre, weil ihn auf der Reiſe dahin zu Schwetzingen ein ſchmuckes Wirthstöchterlein über Gebühr lange aufhielt, ſo möchten wir die gmünder Legende von einem im Halbdunkel des Hausgangs der blauen Ente kühn eroberten Kuß wenigſtens für ſehr wahrſcheinlich halten. Es gibt ſo Augenblicke im Menſchenleben, wo man viel kußräuberiſcher geſinnt iſt als ſonſt.

Raleigh ſchien ſich des guten Humors ſeines Freundes zu freuen, ohne jedoch denſelben theilen zu können. Indem ſie über den ſchönen großen Marktplatz der Stadt ſchlenderten, ſagte er:

„Du ſcheinſt dir hier im Lande nicht übel zu gefallen, lieber Friedrich, und ich werde, wenn du ſo fortmachſt, der Bande im Ochſen zu Stuttgart nicht wenig von deinen freibeuteriſchen Thaten hier oben zu erzählen haben.“

„Ach, du ſpielſt auf die Lippenprobe an, die ich vorher gemacht? Siehſt du, dergleichen allerliebſte Gelegenheiten kann man ſich zu Nutzen machen, wenn man ſich hütet, Herz und Sinn von einer großen und tiefen Leidenſchaft gefangen nehmen zu laſſen. Es lebe der Mann, der das Sprichwort erdacht: Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen!“

„Ich erſtaune: du ſprichſt ja wie ein rechter Bruder Leichtfuß.“

„Möglich, aber was willſt du? Es ſitzt jedem der Narr unter der Haut. Zuweilen muß er heraus und ſeine Narreteien machen, ſonſt ſchlägt einem die Narrheit nach innen und richtet allerhand Unheil an. — Ernſthaft geſprochen, ich habe dir, laub' ich, meine Anſicht von der Liebe und von den Frauen ereits bei einer früheren Gelegenheit mitgetheilt und ich fand ither keinen Grund, ſie zu wechſeln. Es iſt gewiß ſchrecklich, hne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch ebenſo hrecklich, ſich an irgendein Herz zu hängen, wo man, weil doch der Welt nichts Beſtand hat, nothwendig einmal ſich losreißen nd verbluten muß. — Wenn ich überhaupt je an eine dauernde erbindung werde denken können, ſo wird das jedenfalls noch ange anſtehen. Einſtweilen jedoch, wenn da und dort eine lume an meinem Wege blüht, bin ich entſchloſſen, ihres Farbenmelzes und Duftes mich zu erfreuen. — Aber wohin wollen ir denn jetzt eigentlich?“

„Ich denke, nach der Wallfahrtsſtätte, von welcher die amſell geſprochen.“

„Ah, nach dem Salvator?“

„Ja, denn da die Bewohnerinnen der beiden hieſigen onnenklöſter an der Prozeſſion theilnehmen werden, ſo wäre es ch möglich —“

„Ich verſtehe. Doch horch, da beginnen die Glocken auf en Thürmen der Stadt ſchon zu läuten und Markt und Gaſſen llen ſich mit Menſchen. Wir wollen eilen, uns noch einen uten Platz zu ſichern. Ich kenne den Weg, komm' nur.“

Sie gingen an der uralten Johanniskirche vorüber, die cksgaſſe entlang und zum gleichnamigen Thore hinaus. Dann andten ſie ſich rechtshin an der Stadtmauer hinab, paſſirten e Brücke über den Waldſtätterbach und kurz darauf eine zweite, durch deren Joche die Rems fließt. Ein mit Pappeln beſetzter Weg führte ſie jenſeits der Remsbrücke binnen wenigen Minuten an den Fuß des Salvators.

Dieſe Wallfahrtsſtätte, an der nordweſtlichen Seite des ſchönen Thalgeländes zu bewaldeten Höhen anſteigend, hat eine reizende Lage. Ein vielfach geſchlängelter Weg windet ſich den Hügel hinan und an dieſem Wege ſiehſt du eine Reihe von Kapellen, in welchen mittels lebensgroßer Figuren aus Holz und Stein die aufeinanderfolgenden Scenen der Paſſion Chriſti dargeſtellt ſind. Oben auf der Höhe ſteht eine größere Kirche, welche in drei Räume zerfällt. Da iſt zuerſt eine offene Vorhalle, an deren äußerer Strebewand eine Kanzel angebracht iſt, denn an großen Wallfahrtstagen wurde hier unter freiem Himmel gepredigt. Von der Vorhalle gelangt man in die eigentliche Kirche und unter dieſer liegt das Hauptheiligthum, eine Art Krypte, welche nicht gebaut, ſondern in den lebendigen Stein hineingehöhlt iſt. Eine Legende will, in dieſer Höhle hätten vor Zeiten die erſten Chriſten der Gegend ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen gehalten. Von der Vorhalle führt eine breite Treppe zu dieſer halbdunkeln Krypte hinab und zugleich auf einen kleinen freien Platz, auf welchem eine hölzerne Tribüne aufgeſchlagen iſt, von welcher aus die Wallfahrer ſowohl die Predigt hören, als mit den Augen den Akten der am Altar der offenen Halle celebrirten Meſſe folgen konnten. Wendeſt du dich von der erwähnten ſteinernen Treppe aus zur Rechten, ſo betrittſt du eine umfriedigte Terraſſe, auf welcher die Kreuze Chriſti und der Schächer in die Luft ragen. Von der Baluſtrade dieſer Terraſſe aus rollt ſich deinem Auge ein anmuthiges Landſchaftsbild auf. Unter dir liegt die Stamit ihren Gärten in ein ſmaragdenes Wieſengelände eingebettet. Thalauf und thalab liegen zerſtreute Gehöfte inmitten von Baumgruppen und da und dort blickt das Thürmchen einer Kapelle hervor. Die gegenüberliegende Hügelhalde ſteigt in ſüd-ſtlicher Richtung zu dem ſtraßdorfer Plateau auf und über dieſem agen drei iſolirte Pyramiden empor, rechts der Hohenſtaufen, der Mitte der Hohenrechberg, links der Hohenſtuifen. Noch eiter zur Linken hinter dieſem blicken fernblau die Bergwälder es Aalbuch herüber.

Die ganze Stätte des Salvators hat, verbunden mit der Ausſicht, welche ſie bietet, viel Maleriſches und beſitzt einen wiſſen romantiſchen Zauber, der noch dadurch erhöht wurde, aß zur Stunde, wo die Freunde den Ort betraten, der ganze lanz eines ſchönen Maimorgens auf der Landſchaft lag und as vieltönige Glockengeläute von den Thürmen der Stadt die uft von melodiſchen Klängen vibriren machte.

Unſere beiden Reiſenden waren eben mit der Beſichtigung er Oertlichkeit nothdürftig fertig geworden, als ein dumpfes eräuſch von der Stadt her errathen ließ, daß die Prozeſſion ich in Bewegung geſetzt habe. Bald auch ſahen ſie die Spitze es Zuges aus der Wölbung des Bockthorthurmes herauskommen, rauf ſogleich die Glocken der Salvatorkirche, ihren Schweſtern n Thale drunten antwortend, den Wallfahrern ihr Willkommen gegenriefen. Nun war es ſchön anzuſehen, wie ſich der lange Zug über die Remsbrücke und durch die Pappelallee allmälig n den Fuß des Salvatorhügels herausbewegte. Es verging och eine geraume Weile, bis er die Anhöhe heraufkam, denn r hielt bei den einzelnen „Stationen“ an und es wurden dort die bezüglichen Stellen des „Roſenkranzes“ gebetet. Endlich langte die Prozeſſion auf dem kleinen Plateau an.

Da kamen zuerſt der Stadtzinkeniſt und die Stadtpfeifer und Stadtpauker mit ihren Inſtrumenten, unter welchen ſelbſt eine kleine tragbare Orgel nicht fehlte, und der Chorregent und der Kantor der Stadt mit ihren Singknaben und Orgelſchülern und „Cäcilienjungfern“. Dann bewegte ſich die hochwürdige Geiſtlichkeit der Stadt zur Vorhalle der Salvatorkirche herauf, oben empfangen von dem Pater Benefiziaten und von dem Herrn Frühmeſſer*) der Wallfahrtsſtätte. Und die hochwürdigen Herren trugen alle den ſchwarzen Talar und darüber das ſchneeweiße faltige Chorhemde und die Stola, auf dem Kopf oder auch in der Hand das ſchwarze vierkantige „Biret“. Ein hochpreislicher Rath und Magiſtrat hatte den Ehrenplatz hinter der Stadtgeiſtlichkeit inne, und es ſchritten, unter Vortritt Sr. Gnaden des Bürgermeiſters, die würdigen Väter der Stadt einher in ſchwarzen Taffetmänteln und wohlgepuderten Perrücken, mit wagerecht an ihrer linken Hüfte paradirenden Degen. Und überall ſah man Fahnen von allen Farben, worauf unzählige Heilige gemalt und geſtickt waren, und eine Schar Miniſtranten in ſcharlachrothen Tuniken und weißen Ueberwürfen trug brennende Kerzen und allerhand kirchliches Geräthe oder ſchwang die Rauchfäſſer, daß die ganze Atmoſphäre von Weihrauchduft erfüllt wurde. Hinter einem hochpreislichen Rath gingen die Nonnen aus dem Stadtklöſterle, alte verwitterte oder auch junge friſche Geſichter aus dem eigenthümlich geformten und gefältelten Linnen ihrer Weihel hervorſehen laſſend; dann die Urſulinerinnen von Gotteszell, ſtrenger verhüllt und das Antlitz hinter ſchwarzem Schleier bergend. Und ihnen folgten unter Führung ihrer Prioren und Superioren die Mönche der vier Stadtklöſter, in braunen, ſchwarzen und weißen Kutten. Man ſah da etliche aſketiſche Phyſiognomieen, aber viele wie mit Butter geſalbte Vollmondgeſichter und gottſelige Dickbäuche. Dann kamen die frommen Frauen und züchtigen Jungfrauen von Gmünd, geſchmückt mit ſilbernen Buſenketten und zierlich geſtalteten, kleinen Flügelhauben von Golddraht und Silberzindel, und hierauf unter Vortritt ihrer Zunftmeiſter die verſchiedenen Zünfte und Gewerke. Dann erſt folgte das Landvolk aus den umliegenden Dörfern, jede Gemeinde von ihrem Seelenhirten geführt, unter Vortragung von Kreuzen und Fahnen. Da ſah man die ehrliche Bauerſame, angethan mit langen, ziegelrothen Röcken, ſchwarzen Plüſchweſten, kurzen ſchwarzen Lederhoſen, weißlinnenen Strümpfen und Schnürſtiefeln, den koloſſalen Nebelſpalter unter dem Arm, und ihre Weiber und Töchter in kurzen, unermeßlich faltenreichen ſchwarzen Röcken, blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln, bunten Schürzen und Bruſtlätzen, großen ſeidenen Halstüchern und ſchwarzen Florhauben, deren Flügel an den Ohren weit hervorſtanden. Und es waren genug hübſche Mädchen darunter, dralle, vollbuſige Geſtalten mit blauen und braunen Augen, die ſehr andächtig zu Boden, aber auch recht munter in die Welt zu blicken verſtanden.

---

*) Frühmeſſenleſer.

Als ſich dieſer mächtige Menſchenſtrom auf das Plateau des Salvators ergoſſen hatte, wie er, nach Raum und Ordnung ſuchend, hin und her wogte, bis er ſich endlich ſtaute, wie dabei allmälig die bunteſte Zuſammenwürfelung der Geſchlechter, Stände, Trachten ſtattfand, wie die ſo gemiſchte Menge auf dem vielfach zerklüfteten Terrain, auf den Terraſſen, Treppen und Plätzen in den mannichfaltigſten Stellungen und Gruppen ſich darſtellte: ſo gewährte das ganze ein ſo belebtes und höchſt maleriſches Bild, daß es wohl ein Dichterauge zu entzücken vermochte.

Schiller war daher dieſer Anſchauung ſo hingegeben, daß er einen plötzlichen halbunterdrückten Ausruf Raleighs überhörte und es auch weiter nicht beachtete, daß er im Gedränge von dem Freunde getrennt wurde.

Dieſer aber hatte guten Grund, bewegt zu ſein. Als nämlich die Abtheilung der Prozeſſion, in welcher die Nonnen von Gotteszell, ſchon gemiſcht mit der übrigen Menge, gingen, an der Terraſſe, wo er mit dem Freunde bis dahin geſtanden hatte, vorüberkam, hatte er bemerkt, wie der fremde Herr, welchen er in der blauen Ente geſehen, raſch einer der Nonnen zur Seite trat und derſelben äußerſt geſchickt ein Papier in die Hand ſteckte. In dieſem Augenblick hob ein Luftzug den Schleier der Nonne weit genug, um darunter ein Antlitz wahrnehmen zu laſſen, welches das Herz des jungen Mannes hoch ſchlagen machte. Er drängte ſich vorwärts, aber die Gunſt des Augenblicks war ſchon vorüber. Gerade hier, auf dem Wege zu der nahegelegenen Vorhalle der Salvatorkirche, ſtaute ſich die Menge der Wallfahrer am dichteſten. Der Fremde und die Nonne waren ſeinen Augen entſchwunden und er ſah ſich in eine Menſchenmaſſe eingekeilt, welche zu durchbrechen ſelbſt mit Anwendung offener Gewalt kaum möglich geweſen wäre.

Während der ſo gefangene Amerikaner, von keineswegs ſehr andächtigen Gefühlen bewegt, ſich in Geduld faſſen mußte, war Schiller glücklicher, ſofern ihn der Zufall dem eigentlichen Schauplatze der gottesdienſtlichen Feier ganz nahe brachte. Da ſich nämlich von der von Wallfahrern wimmelnden Terraſſe aus alles jenem Schauplatze zudrängte, wurde er von der Flut mitfortgeſchoben, aber in einer andern Richtung als in jener, wo Raleigh feſtſaß. Erſt ging es kunterbunt bergab, dann um einen mit einer Kapelle gekrönten mächtigen Felſen herum, dann rechtshin auf den Platz vor der Tribüne und endlich gewann unſer Poet einen Ruhepunkt hart am Fuße der Treppe, welche von dem Eingang der Krypte außen nach der Vorhalle hinaufführt.

Droben in der Halle und der daranſtoßenden Kirche wurden raſch die Vorbereitungen zum Gottesdienſt getroffen. Man hörte die Muſiker ihre Inſtrumente ſtimmen und bald erklang unter ihrer Begleitung der Geſang, welcher die Predigt einleitete.

Mit einmal glaubte der Dichter durch dieſe Klänge hindurch ſeinen Namen zu hören und zwar ganz aus der Nähe. Er ſchaute ſich um, da er aber jetzt erſt bemerkte, daß ihm der Freund von der Seite gekommen, welcher ihn unter dieſer Maſſe von Fremden doch wohl allein bei ſeinem Namen angeſprochen haben konnte, ſo nahm er die Sache für eine wunderliche Sinnestäuſchung und gab ſich wieder unbefangen ſeinen Beobachtungen hin.

Da fiel ihm auf ſeinen Hut, den er vor ſich an der Bruſt hielt, eine prächtige Roſe nieder. Er nahm ſie, ſteckte ſie ins Knopfloch und ſah nach der Baluſtrade der Halle hinauf, vermuthend, die Blume möchte einer der Cäcilienjungfern entfallen ſein, deren helle Stimmen da oben klangen. Aber an der Baluſtrade ſtanden nur Weltprieſter und Mönche. Nun kehrte er ſich um nach der Treppe, aber auf den breiten Stufen derſelben waren nur ſtrengverſchleierte Urſulinerinnen wahrzunehmen, vermiſcht mit höchſt andächtigen alten Stadtfrauen und Bäuerinnen und weder dieſe noch jene ſahen darnach aus, als ob ſie ſich mit Roſen zu ſchaffen machten.

Der zweckloſen Nachforſchung müde, ſog der Dichter den Duft der Blume ein und ſprach bei ſich: „Wenn es einem Roſen auf den Hut ſchneit, ſo kann man ſich ja derſelben erfreuen, ohne ſich darüber Sorgen zu machen, woher ſie kommen.“

Er hatte auch keine Zeit, dem Roſengedanken weiter nachzuhängen, denn jetzt trat droben der Prediger auf die Kanzel heraus und da gab es wieder ein lebhaftes Hin- und Herſchieben unter der Menge, weil die einen von da, die andern von dort aus die Predigt am beſten zu hören glaubten. Da unſerem Freunde an der Behauptung ſeines Platzes nicht viel lag, wandte er keine Mühe darauf und ſo ſah er ſich unverſehens in die Krypte hineingedrängt, was ihm baß gefiel, weil es hier, im Gegenſatz zu dem heißen Sonnenſchein draußen, hübſch kühl war. Er ſchaute ſich in dem Halbdunkel der kleinen Höhlenkirche nach einem Sitz um, und da er an der Hinterwand einen großen Gitterſtuhl ſtehen ſah, ergriff er davon Beſitz. Von dieſem ſicheren Winkel ließ er ſeine Blicke in den dämmerigen Raum hinausſchweifen und bemerkte, daß derſelbe mit Landleuten angefüllt war, welche, auf den Knieen liegend, die Lippen im eifrigen, halblauten Gebet bewegten und dazu die Kugeln ihrer Roſenkränze, welche in jener Gegend den wunderlichſt aus

Paternoſter verſtümmelten Namen Pfotter führen, abrollen ließen. Das gab ein ſummendes Getön, mit welchem ſich die ſtoßweiſe von draußen hereindringenden Sätze der Predigt ſeltſam miſchten.

Der Dichter erinnerte ſich, daß er mit ſeiner Mutter und ſeiner geliebten Schweſter Chriſtophine in ſeinen Knabenjahren von Lorch aus mehrmals den Salvator beſucht hatte, und die Bilder ſeiner Theuren ſtiegen vor ihm auf. Die Schwingen der Phantaſie trugen ihn weit das Land hinab nach der Solitude. Er ſah den ſtrengen und doch ſo trefflichen Vater in ſeiner Baumſchule beſchäftigt und inzwiſchen ſaßen Mutter und Schweſter in der beſcheidenen Wohnung der Familie bei ihrer Arbeit und dieſe fragte: „Wo iſt jetzt wohl der Fritz?“ und jene erwiderte: „Oh, der wird ſich jetzt droben im Oberlande gute Tage machen.“ Worauf die Schweſter: „Daran thut er recht.“ Und dann nahm ſie aus dem geheimen Behälter ihres Nähkiſſens den launigen Brief, in welchem der Bruder die Seinigen von ſeinem Ausflug in Kenntniß geſetzt, und las ihn — oh, zum wievielten male! — der Mutter vor und beide Frauen lachten herzlich mitſammen über die ſcherzhaften Ausdrücke, in welchen ſich ihr Fritz als angehenden irrenden Ritter geſchildert hatte.

In ſolche Träumereien verſunken, beachtete er es nicht, daß draußen die Predigt zu Ende war und droben in der Halle die feierlichen Klänge des Hochamtes laut wurden. Der Geſang des Prieſters am Altar, die Reſponſen des Chors, die Töne der begleitenden Muſik wiegten ihn nur in tieferes Sinnen, als er plötzlich daraus auffuhr, weil er eine flüſternde Stimme ſeinen Namen nennen hörte.

Diesmal war es keine Täuſchung. Der Name war zu deutlich geſprochen worden und zwar von einer weiblichen Stimme, die er zu kennen glaubte. Er blickte aber vergeblich ſuchend in die Krypte hinaus: er ſah dort nur die ihre Gebete hermurmelnden Bauersleute.

Da ſagte die flüſternde Stimme und zwar hart neben ihm „Laſſen Sie den Vorhang vor Ihrem Sitze herab, lieber Schiller, und legen Sie das Ohr an das Gitter. Ich will mit Ihnen reden."

Höchlich überraſcht, ließ der Dichter mechaniſch den grünen Vorhang herab, ſo daß er allfällig von der Krypte herkommenden Blicken verborgen war, und wandte nicht nur das Ohr, ſondern auch das Auge dem kleinen viereckigen Gitter zu, das die eine Abtheilung des Stuhls von der andern trennte. In dieſer ſah er eine Nonne knieen, im Habit der Urſulinerinnen von Gotteszell, aber unter dem zurückgeſchlagenen Schleier hervor leuchteten ihn die Augen der Turbinella an.

„Lauretta!" rief er in freudigem Schreck halblaut aus.

„Still! Reden Sie leiſe, damit wir nicht unterbrochen werden. — Es iſt doch prächtig komiſch, Sie gerade hier zu treffen."

Und ein reizendes Lächeln umzog ihre Lippen, welche einen Augenblick die herrlichen Zähne ſehen ließen.

„Ich geſtehe, theures Fräulein", ſagte er, ſeine Stimme dämpfend, „ich geſtehe, daß mir Ihre Erſcheinung als Nonne weit mehr einen tragiſchen als einen komiſchen Eindruck macht."

„Bah, mein Freund, es iſt für mich nur eine Verkleidung e eine andere. Ich wollte die heutige Prozeſſion nach dem Salvator mitmachen, wahrſcheinlich von der Ahnung getrieben, aß ich Sie hier ſehen würde, und da war es das klügſte, mich dieſes Kleides zu bedienen. Es koſtete freilich viel Mühe, e Mutter Monika, über welche ich mich ſonſt nicht zu beklagen abe, zu überreden, mir die Erlaubniß zu ertheilen. — Ah, ich bemerke, Sie haben meine Roſe ins Knopfloch geſteckt. Es machte ir Spaß, zu ſehen, wie Sie gen Himmel guckten, als ob es Blumen regnen würde. Und doch hätten Sie ſogleich wiſſen müſſen, daß die Blume von mir komme, vergeßlicher Menſch Sie! Haben Sie mich nicht vor Zeiten eine Fee genannt und ndigen die Feen ihr Kommen nicht immer durch Roſen an?"

So plauderte das ſchöne Mädchen harmlos und herzig e ein Kind, aber durch dieſes Geplauder klang ein warmer Herzenston, welcher bezeugte, daß Lauretta durch die unerwartete Erſcheinung des Dichters froh bewegt war.

„Aber", fuhr ſie fort, „die Zeit drängt und wir wollen ſie aber nicht damit vergeuden, daß wir durch die Blume ſprechen. – Sagen Sie mir, was führt Sie denn hierher?"

„Wie können Sie fragen! Wer oder was anderes als Sie?"

„Ich?"

„Ja."

Lauretta's reizendes Antlitz näherte ſich ſo ſehr dem Gitter, aß der Dichter den ſüßen Athem des Mädchens auf ſeiner Wange fühlte, und ihre Augen überſchütteten ihn mit ſtralenden Fragen. Doch nur für einen Augenblick, denn im nächſten verſchleierten die langen dunkeln Franſen der Wimpern die zwei blauen Sterne und Lauretta beugte ſich zurück, das liebliche Erröthen ihrer Wangen verbergend.

Es entſtand eine kurze Pauſe, bevor ſie in dem früheren leichten Ton fortfuhr, und man konnte bemerken, daß ihr die Wiedergewinnung deſſelben einige Anſtrengung koſtete.

„Sie ſind gekommen, nach mir zu ſehen?“ ſagte ſie, einen eigenthümlichen Nachdruck auf das „Sie“ legend; „Sie haben mich aufgeſucht? Wie gut und lieb von Ihnen! Und Sie haben auch meine verunglückte Flucht aus Stuttgart nicht falſch ausgelegt, nicht wahr? Sonſt wären Sie ja nicht gekommen. Wie danke ich Ihnen! Wäre nur das Gitter da nicht, ich wollte Ihnen herzlich die Hand drücken.“

Wir hegen die ſtille Vermuthung, auch der Dichter habe daſſelbe gewünſcht. Zwar die Zeit der Laura-Oden war, wie wir wiſſen, eine vergangene, aber — aber — mit ſo einem bezaubernden weiblichen Weſen im Halbdunkel zu ſein, nur durch ein leichtes Holzgitter getrennt, iſt für einen Poeten von noch nicht dreiundzwanzig Jahren doch immerhin eine etwas bedenkliche Situation. Zu ſeinem Glück vermochte die Regung von Eitelkeit, welche er empfand, nichts über die Lauterkeit ſeiner Seele.

„Wenn“, ſagte er, „überhaupt von Dank die Rede ſein könnte, ſo gebührte mir derſelbe erſt in zweiter Linie.“

„Wie?“

„Ein anderer als ich faßte zuerſt den Gedanken, nach Ihnen auszuſehen und Sie, wenn immer möglich, aus der Haft zu befreien.“

„Ein anderer?“

Es klang in dieſer Frage etwas wie herbe Enttäuſchung.

„Ja, ein anderer und zwar ein Trefflicher: mein Freund William Raleigh."

„Der?"

„Oh, theure Lauretta, ſprechen Sie nicht in dieſem Tone von ihm!"

„Warum nicht? Was ſoll mir der? Ihn liebe ich nicht!"

Hätte Schiller weniger an ſeinen Freund und mehr an ſich gedacht, wäre das Verhältniß zu Lauretta überhaupt jemals von ſeiner Seite das einer tiefen Herzensneigung geweſen, ſo hätte die Art, wie das Mädchen die letzten Worte ſprach, dieſe Neigung zu heller Glut anfachen müſſen. So aber ſagte er:

„Oh, Fräulein, Sie würden ihn lieben, wenn Sie ihn kennten."

„Warum nicht gar!"

„Oh doch! Und wenn Sie wüßten, mit wie ganzer Seele er Ihnen zugethan iſt! Er liebt Sie und er verdient Ihre Liebe."

Lauretta machte eine heftige Bewegung und verſetzte dann faſt lauter, als die Vorſicht, welche dieſes ſonderbare Tête-à-Tête erheiſchte, geſtattete:

„Und das ſagen Sie mir, Schiller, gerade Sie?"

Der Dichter ſtutzte einen Augenblick. Eine egoiſtiſche Regung wollte ſich in ihm emporarbeiten, aber ſein Freundſchaftsenthuſiasmus kämpfte dieſelbe ſiegreich nieder.

„Warum ſollte ich es nicht ſagen? Ich bin ihm ſo gut und achte ihn ſo hoch."

„Den kalten, ſtolzen Amerikaner?"

„Theure Lauretta, er iſt weder kalt noch ſtolz. Er iſt des tiefſten Gefühls fähig und dabei tüchtig um und an. Erinnern Sie ſich, was Shakſpeare im ‚Julius Cäſar‘ den Antonius von Brutus ſagen läßt:

. . . . So miſchten ſich in ihm die Elemente,
Daß die Natur aufſtehen durft' und ſagen:
Das war ein Mann!

Sehen Sie, dieſe Worte möchte ich auf William Raleigh anwenden.“

„Ei, mein Freund, Sie gerathen ja ganz in Ekſtaſe“, verſetzte Lauretta oder vielmehr die Turbinella, denn ihr Ton war plötzlich ein herb ſpottender geworden.

„Und wenn“, fuhr der Dichter fort, „ſo habe ich guten Grund dazu. Oh, wenn Sie William näher kennten, Lauretta! Führwahr, ſeine Huldigung würde Sie nicht kalt laſſen. Wie iſt er feſt und ſicher in ſich, während wir anderen alle unſicher an den Problemen des Lebens herumtaſten. Wie abgerundet ſeine Bildung, wie edel ſein Sinn! Und was hat er alles in ſo jungen Jahren ſchon erlebt und gethan! Er hat im Kampfe für die Freiheit mannhaft geſtanden wie ein Held und für ſeines Landes Unabhängigkeit von fremdem Joch ehrenvolle Narben davongetragen. Seine Beſcheidenheit geſtattet ihm nicht, viel davon zu reden, aber ich weiß, der große Waſhington, der Heros der neuen Welt, hält ihn ſeiner Achtung und Freundſchaft würdig.“

„Wirklich? Nun, es mag ſein, aber was geht das alles mich an? — Doch ſagen Sie, wenn der Herr Amerikaner ſich die Schrulle in den Kopf ſetzte, mir nachzulaufen, wie hat er denn meinen Aufenthalt in Gotteszell erfahren?“

„Durch den Chevalier.“

„Ah, durch meinen Entführer? Was iſt denn eigentlich as dieſem galanten Herrn geworden?“

„Man hat ihn lauſen laſſen.“

„So? Und warum hat man mich nicht ebenfalls lauſen laſſen?“

„Theure Lauretta, Ihre Feſſeln ſollen Sie nicht lange rücken. Raleigh wird alle Hebel in Bewegung ſetzen —“

„Raleigh und immer Raleigh? Sie wollen ſagen, er beabſichtige, mich aus Gotteszell zu befreien. Und Sie?“

„Ich werde ihm nach Kräften beiſtehen.“

„Als Knappe des Ritters aus Atlantis? Ich hätte, verzeihen Sie mir, dem Dichter der ‚Räuber‘ etwas mehr Ehrgeiz getraut.“

„Was wollen Sie, daß ein armer, unerfahrener Teufel en Poet thun ſoll?“

„Was? Ich könnte es Ihnen vielleicht ſagen. — Doch eſetzt nun, ich hätte überhaupt gar keine Luſt, von dem Aufentalt im Kloſter, welchen mir mein gütiger Beſchützer, der Herzog en Wirtemberg, in ſeiner Weisheit angewieſen, erlöſt zu erden? Geſetzt, ich beabſichtigte, dieſes Kleid, welches ich heute m Scherze trage, ſchon morgen im Ernſte zu tragen? Es wäre m Ende das beſte für mich.“

„Theure Lauretta, Sie können unmöglich im Ernſte ſo rechen! So viel Schönheit, ſo viel Geiſt, ſo viel Berechtigung m Glück darf nicht in Kloſtermauern verkümmern.“

„Meinen Sie? — Wenn ich nun anderer Anſicht wäre? — Doch laſſen wir das einſtweilen. — Aber als die zu Befreiende werde ich ja wohl wiſſen dürfen, welchen Befreiungsplan Sie oder vielmehr Herr Raleigh entworfen hat. Wie iſt's damit?“

„Ich glaube nicht, daß William ſchon einen förmlichen Plan entworfen hat. Wir kamen erſt geſtern hier an. Mein Freund weiß auch noch gar nicht, in welchem Kloſter Sie ſich befinden. Wenn er meiner Anſicht folgen will, ſo wird er ſich vor allen Dingen bei einem Manne Raths erholen, an welchen uns ein Freund gewieſen und welcher in der ganzen Gegend großes Anſehen und bedeutenden Einfluß beſitzen ſoll.“

„Wer iſt der Mann?“

„Der Pater Aloiſius, Einſiedler auf dem Bernhardusberg“

„Der Bernharduspater?“

„Ja. Sie hörten von ihm?“

„Die Mutter Monika ſpricht viel von ihm. Sie verehrt ihn als einen Heiligen. Eine alte Kloſterſchweſter ſagte mir freilich, der Heilige ſei eigentlich ein Erzketzer. — So, hinter den Bernharduspater will ſich Herr Raleigh ſtecken? Ihr Held aus Atlantis iſt kühn, das muß ich ſagen.“

„Theures Fräulein, gewiß verdient mein Freund ſolchen Spott nicht. Wenn er, wie es bei einem ſolchen mitten in einer katholiſchen Gegend gewiß nicht ganz unbedenklichen Unternehmen erforderlich iſt, Vorſicht walten läßt, ſo geſchieht es ſicherlich hauptſächlich aus Rückſicht auf Sie.“

„Ja, ja, Vorſicht iſt die Mutter der Tapferkeit, wie ich einmal das wunderliche Original, den Sammetdoktor, ſagen hörte — Im übrigen, mein Freund, wird es mich amüſiren, zu ſehen, wie das Drama, betitelt: Turbinella's Befreiung aus Genesl, in Scene geſetzt werden ſoll. Ich lebe des tröſtlichen laubens, daß ein Unternehmen, zu welchem ſich ein Freiheitsämpfer, den der große Waſhington achtet und liebt, ferner ein Dichter, welcher die ‚Räuber‘ geſchrieben hat, und endlich ein remit, der zugleich ein Heiliger und Erzketzer ſein ſoll, mit nander verbinden, nicht fehlſchlagen kann. Aber nur recht verchtig, um Gotteswillen vorſichtig! — Doch horch, da eben immt der Prieſter das Ite, missa est an. Es iſt die höchſte Zeit, daß ich mich entferne. Addio, caro mio!“

Sie ließ den Schleier über das Geſicht fallen und ſchte weg.

Als der Dichter im Wirrwarr ſeiner Empfindungen den orhang vor ſeinem Sitze in die Höhe zog, ſah er das ſeltſame Mädchen mit der Gewandtheit einer Lacerte durch die dichtgerängten Reihen der andächtigen Landleute ſchlüpfen und in der Thüre verſchwinden.

## Viertes Kapitel.

„Meiner Heimat Berge dunkeln, flutend ob der Wälder Grün.“ — Ein Stück klaſſiſchen Bodens. — In der Einſiedelei auf dem Bernhardusberg. — Der Lebenslauf eines Philoſophen in der Eremitenkutte. — Getäuſchte Liebe, Verzweiflung und Ehrgeiz. — Die ewige Roma. — Ein Schaffot. — Kämpfe des Zweifels. — Quietiſmus. — Ein evangeliſches Wort. — Geheimbündiſches. — Ein Scheiterhaufen. — Flucht in die Bergeinſamkeit.

Von den Thalniederungen der beiden kleinen, dem Neckar tributären Flüſſe Fils und Rems eingeſchloſſen, erhebt ſich ein Hügelland, an deſſen Abfällen hüben und drüben die Städte und Städtchen Gmünd, Aalen, Heidenheim, Geißlingen und Göppingen liegen. Den Höhepunkt ſeiner Naturſchönheit und ſeiner geſchichtlichen Bedeutung erreicht dieſe Landſchaft zwiſchen der zuerſt und der zuletzt genannten Stadt. Hier ragen auf einem mannichfach von Wald und Thal, Schlucht und Bach durchſchnittenen Plateau die drei Kalkſteinbergkegel Rechberg, Staufen und Stuifen in die Luft, wie die Winkel eines unregelmäßigen Dreiecks einander gegenübergeſtellt. Sie gewähren dir einen ſchönen Anblick, wenn du, von Ulm herkommend, das Filsthal zwiſchen

Geißlingen und Göppingen auf der Eiſenbahn hinabdampfeſt. Aber um ſie recht zu würdigen, mußt du ſie beſteigen.

Wähle den Hohenrechberg: er bietet die weiteſte Rundſicht von allen dreien. Du überſiehſt hier, was patriotiſche Schwaben nicht mit Unrecht ein Stück klaſſiſchen Bodens zu nennen pflegen. Dieſer Fleck Erde iſt die Heimat des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes, welches die Geſchichte und das Unglück mit einem doppelten Nimbus von Poeſie umgeben haben. Sieh, dort drüben, in gerader Linie mit der Burgruine unter dir, dem Stammſitz des alten Geſchlechtes Rechberg-Rothenlöwen, gipfelt der Hohenſtaufen, von welchem Friedrich der Rothbart in die kleine Dorfkirche herabſtieg, die Meſſe zu hören, und auf deſſen Höhe Konradin zum letztenmal ſeiner Väter Land überblickt, bevor er auszog nach Welſchland, um nimmer wiederzukehren. Die ſtolze Kaiſerburg iſt bis auf den letzten Stein verſchwunden und der Berg ſteht jetzt mit ſeiner kahlen Spitze wie ein Ausrufungszeichen hinter dem ewig wiederkehrenden Satze von der Vergänglichkeit menſchlicher Macht und Größe. — Der gefällige Pfarrherr, welcher auf dem Rechberg ſeinen Wohnſitz hat — ich ſetze voraus, es hauſe noch immer, wie vor Zeiten, dort ein gefälliger Pfarrherr — wird dir ſeinen Tubus auf ein altes Bauwerk richten, welches am nördlichen Fuße des Hohenſtaufens beim Flecken Wäſchenbeuren ſteht. Das iſt das Wäſcherſchlößchen,

Wo ſeinen Urſprung nahm der Kaiſerſtamm ....

Er wird dir auch drunten im Remsthale auf einem Hügel das Kloſter Lorch zeigen, wo mehrere Hohenſtaufen, wenn auch nicht die berühmteſten, begraben liegen. — Doch du wendeſt dich aus dieſen hiſtoriſchen Erinnerungen zur heiteren Naturgegenwart zurück und umſpannſt mit deinen Blicken das vor dir aufgerollte Panorama, voll von geſegneten Ebenen und Thälern, Forſten und Hügelketten, Städten und Dörfern, Schlöſſern und Burgruinen. Südwärts ſchließt in weiter Ferne der blaue Bergzug der ſchwäbiſchen Alp mit ihren kühnen Felſengipfeln Teck, Neuffen und Achalm die Ausſicht. Doch nein, du entdeckſt bei günſtiger Beſchaffenheit der Luft noch drüber hinaus weiße Punkte, die du für Wolken halten magſt: es ſind aber die Firne der vorarlberger Alpen. Weſtwärts ſiehſt du weit hinab in das wirtemberger Land und ſiehſt am äußerſten Horizont den Kamm der Vogeſen blauen. Gegen Norden öffnen ſich Dir, über den welzheimer Wald hinweg, die Flutgebiete des Kochers und der Jaxt und von der Gränze des Frankenlandes herab ſchimmert weiß das Schloß von Ellwangen. Gegen Oſten verriegelt der gewaltige Stuifen und links von ihm der Hochwaldzug der Aalbuchberge die Fernſicht.

Dieſer Bergzug, ein Ausläufer der ſchwäbiſchen Alp, wird von der letzteren durch einen tiefen Thaleinſchnitt getrennt, in welchem das Städtchen Weißenſtein liegt. Von hier läuft er, oſtwärts vom Härdtfeld begrenzt, in nördlicher Richtung hinüber ins Kocherthal. Vortretende unter den Aalbuchbergen ſind der Roſenſtein und der Bernhardusberg. Auf dieſem finden wir unſere beiden Reiſenden wieder.

An einem heimeligen Orte ſtand da, beſchattet von zwei alten Linden, die Kapelle, welche dem Heiligen des Berges geweiht war, denn Sankt Bernhardus genoß in der ganzen Gegend großer Verehrung: auch in der Wallfahrtskirche auf dem Rechberg hatte er einen Altar. Etwas zurück von der Bernharduskapelle lag die Einſiedelei, eine beſcheidene, doch nicht unwohnliche

Holzhütte, maleriſch mit dem Rücken an eine Felswand gelehnt. Es fehlte ihr nicht der Schutz und Schatten von ein paar ernſten Tannen und etlichen fröhlichen Buchen. Auch eine Steineiche breitete ihre knorrigen Aeſte, die kaum ſich zu belauben angefangen hatten, über das niedrige Dach hin, welches unter einer Fülle von Epheuranken verſchwand. Vor den zwei kleinen Fenſtern des Häuschens mit ihren runden, in Blei gefaßten Scheiben war ein Blumen- und Gemüſegärtlein eingefriedigt und daneben quoll mittels einer plumpen hölzernen Röhre ein prächtiger Quell aus dem Felſen.

Unſere Freunde waren mit der Morgendämmerung von Gmünd ausgeritten und bei guter Vormittagszeit auf dem Bernhardusberge angekommen. Jetzt war es Abend und ſie waren noch immer da. Nicht nur hatte das heftige Gewitter, welches am Nachmittag über den Bergen ſich entladen, ihre Rückkehr verzögert, ſondern auch hatte das Wohlgefallen, welches ſie an dem Einſiedler gefunden, dieſe Verzögerung ihnen ſehr annehmlich gemacht. Der Pater Aloiſius war ein Greis, mit welchem gute Menſchen raſch ſich zu befreunden vermochten. Außerdem hatte der Gruß vom Bruder Serapion an den Bruder Spiridion, welchen die jungen Männer getreulich beſtellten, die beſte Wirkung gethan. Der Bernharduspater zeigte ſeinen Gäſten, daß ſie ihm beſtens empfohlen waren. Wohldenkende Menſchen vermögen ſich ja, falls nicht äußerliche Umſtände ſtörend zwiſchen ſie treten, raſch unter einander zu verſtändigen.

So hatten die drei den Tag unter vertraulichem Gedankenaustauſch verlebt. Der Einſiedler war von den jungen Männern von der Angelegenheit unterrichtet worden, welche ſie in dieſe

Gegend und zu ihm geführt. Er hatte, nachdem er ſich von der Redlichkeit der Abſichten Raleighs überzeugt, ſeine Theilnahme ausgeſprochen und, die Art und Weiſe, wie der Liebende verfahren wollte, billigend, demſelben einen warmen Empfehlungsbrief an die Mutter Monika, Superiorin von Gotteszell, gegeben.

Jetzt ſaßen ſie, während es draußen noch immer nebelte und regnete, bei traulichem Lampenſchein in dem Stübchen der Einſiedelei mitſammen am tannenen Tiſch, auf welchem die Reſte einer Bewirthung ſtanden, wie ſie eben der Ort zu bieten vermochte. Die Unterhaltung war eine ſehr belebte, obgleich nur einer ſprach, der Bernhardusvater, welcher der Bitte ſeiner Gäſte, ihnen ſeine Geſchichte zu erzählen, nachgegeben hatte.

Der Erzähler war ein hagerer, hochgewachſener Greis, der wenig jünger ſein mochte als ſein Freund, der Sammetrockter. Unter einer hohen, von jenen Furchenpfaden, wie ſie der Gedanke und der Schmerz tritt, durchzogenen Stirne blickten große braune Augen klar hervor, zugleich „ſtill und bewegt“. Es war in dieſem intelligenten Geſichte keine Spur weder von dem indolenten Behagen, wie es in der Luft der Klöſter und Einſiedeleien zu gedeihen pflegt, noch von aſketiſcher Vergrämung und Verbitterung. Welche Stürme, äußere und innere, auch immer über dieſe Züge hingegangen ſein mochten, ſie hatten darauf nur die heitere Ruhe des Weiſen zurückgelaſſen. Mochte man zweifelhaft ſein, ob der Greis, wie er ſo daſaß im Schmuck ſeines Silberbartes, der in reichen Wellen über der ſchwarzen Kutte auf die Bruſt herabfloß, mehr einem griechiſchen Weiſen der Akademie oder der Stoa gleichſähe oder aber einem chriſtlichen Märtyrer, der aus ſchweren Prüfungen ſiegreich hervorgegangen, immer war ſeine

Erſcheinung eine zugleich höchſt ehrwürdige und Vertrauen erweckende.

Die beiden Freunde hingen an den Lippen ihres Wirthes, deſſen Stimme noch immer ſo ſonor klang wie in früheren Zeiten, wo ſie zum Entzücken großer Gemeinden von der Kanzel herab erſchollen war.

„Ja, liebe Kinder“, fuhr der Bernhardusvater in ſeiner Erzählung fort, „auch ich habe jene Entzückungen und jene Qualen erfahren, welche die Menſchen Liebe zu nennen pflegen und welche den Frühling des Lebens ſo ſtürmiſch machen. Als ich mich getäuſcht ſah, als ich in dem Götterbild, welches ich in dem Tabernakel meines Herzens aufgeſtellt hatte, eine Puppe der Selbſtſucht und Eitelkeit erkennen mußte, da glaubte ich, mein in dem Feuer der Trübſal noch nicht geſtähltes Herz müßte brechen. Aber das Menſchenherz iſt nicht nur ein eitel und verzagt Ding, es iſt auch ein zähes. Es erwachte wieder in mir mit all ſeinen wechſelnden Pulſen, als ich im Kloſter, wo ich in meiner Verzweifelung die Tonſur genommen, wieder zu klarer Beſinnung kam. Die dumpfe Gleichgiltigkeit, in welcher ich über ein Jahr lang ſo hingebrütet, wich von mir. Ein Weib zwar hab' ich nie mehr geliebt, aber ich liebte die Wiſſenſchaft und den Ruhm. Die Oberen fanden gern Gelegenheit, mich auszuzeichnen. Ich galt für einen Gelehrten, für einen guten Prediger, für eine künftige Stütze der Kirche. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte mich. In kühnen Träumen vermaß ich mich, es jenen großen Geiſtern, jenen Gregoren und Innocenzen, die von einer Stufe der Hierarchie zur andern geſtiegen, an dem ungeheuren Plan, die Welt zu einem Gottesreich zu machen, gearbeitet hatten, gleichthun zu können und zu wollen. Gehört es doch zu den ſchönſten, aber auch gefährlichſten Vorrechten der Jugend, an das Wort Unmöglichkeit nicht glauben zu müſſen und ſich auf den Schwingen der Phantaſie verachtungsvoll über die Proſa der Wirklichkeit erheben zu können, bis dieſe Proſa mit eiſerner Hand hinaufgreift, um den Schwärmer aus den luftigen Räumen in die Region der Alltäglichkeit herabzuziehen.

Ich wurde, da man in mir ein gewiſſes diplomatiſches Talent entdeckt zu haben glaubte, häufig in Geſchäften des Ordens auf Reiſen geſchickt. Ich machte dabei hohe kirchliche und fürſtliche Bekanntſchaften, wurde eingeweiht in das Getriebe der geiſtlichen und weltlichen Politik und endlich auch mit einer wichtigen Sendung nach Rom betraut. Wie ward mir, als ich die ewige Siebenhügelſtadt betrat! Als mir alle die Pracht der Säulen, Siegesbogen, Tempel und Paläſte entgegenſtieg! Als mir vergönnt war, die Kunſt in ihren herrlichſten Offenbarungen anzuſtaunen! Als ich den Rieſenbau erblickte, deſſen Kuppel Michel Angelo in die Luft gethürmt! Als überall in Bild und Farbe himmliſche Geſtalten wie ſelige Wunder mir entgegenblühten! Als ich inmitten der ganzen Prachtentfaltung der Kirche den heiligen Vater ſelbſt, den Statthalter Chriſti, im Sankt Peter das Hochamt celebriren und dann von der Loggia herab der Chriſtenheit ſeinen feierlichen Segen ertheilen ſah, urbi et orbi! Oh, nur in Rom ſelber iſt der ganze Zauber Roms zu empfinden und zu verſtehen! Ich war hingeriſſen, außer mir, berauſcht! Ich athmete in einer Atmoſphäre der Begeiſterung und kühner Entſchlüſſe. In meiner Seele baute ſich das Ideal der Kirche auf, rieſenhaft, weltumſpannend, ſegennieſend, und ich Thor wähnte, es müßte, es könnte verwirklicht werden.“

Der Einſiedler hielt eine Weile inne. Die Erinnerung an die Zeit, von welcher er ſprach, hatte ihn offenbar tief ergriffen. Seine Augen glänzten und ſeine blaſſen Wangen hatten ſich geröthet. Es gibt Eindrücke junger Jahre, welche ſelbſt in das höchſte Alter hinein einen ſtralenden Widerſchein werfen. — Als Schiller ſpäter jene glühenden Verſe ſchrieb, in welchen Mortimer der Königin Maria ſeine Erlebniſſe in Rom ſchildert, da mochte er ſich der Worte des Anachoreten vom Bernhardusberg erinnern.

Dieſer nahm wieder das Wort und erzählte, wie folgt:

„Stimmungen der Art, wie ich ſie ſo eben andeutete, ſind zu hoch, zu unnatürlich geſpannte, als daß ſie lange dauern könnten, und es bedarf oft nur eines einzigen Windſtoßes, um die rieſigen Traumprachtſchlöſſer in Trümmer zu werfen. Aus ſolchen Ruinen ſproſſen dann gerne die wilden Schößlinge des Zweifels und ziſchen die Schlangen des Spottes. — Ich habe das in Rom an mir erfahren. Mit dem ſkeptiſchen Stachel in der Seele kehrte ich über die Alpen zurück. Ein ſchrecklicher Schlag, der alle meine Gefühle in jammervollen Aufruhr brachte, erwartete mich da.

Mein Weg hatte mich in eine große Stadt an der Donau geführt, einen Erzbiſchofſitz, wo ich mich mehrerer Aufträge entledigen mußte. Es herrſchte da eine große Aufregung und alle Welt ſprach nur von einem, von der bevorſtehenden Hinrichtung einer Giftmiſcherin aus vornehmem Hauſe, die erſt ihre zwei Stiefkinder und dann deren Vater, ihren Eheherrn, mit

Gift ermordet hatte. Mit andern Gedanken beſchäftigt, achtete ich der Sache nicht ſehr und erſtaunte daher nicht wenig, als mir eröffnet wurde, die arme Sünderin habe den Wunſch ausgeſprochen, daß ſie von mir zum Tode vorbereitet werde. Ich folgte dem Gebote der Pflicht und der Stimme des Mitleids. Aber, gerechter Himmel, welcher Blitz des Schreckens traf mich, als ich beim Eintritt in den Kerker in der Verurtheilten die Geliebte meiner Jugend erkannte!

Sie war es, die Unglückſelige, die ich ſo ſehr geliebt, die mich zum Mönch gemacht, weil ſie mich ſchnöde verlaſſen und verläugnet hatte, um einem ungeliebten, aber reichen und vornehmen Manne ihre Hand zu reichen. Sie war es, noch immer ſchön, ja ſelbſt jetzt noch in der Bläſſe ihrer Verzweifelung kaum weniger reizend als damals, wo ich ſie den Engel meines Lebens genannt. Ob, ich hatte ihr nicht geflucht, ſelbſt in jener Stunde nicht, als ſie mir mit kaltem Lächeln anzeigte, daß ſie, ſie, die mir tauſend heilige Schwüre zugeſchworen, die Braut eines freiherrlichen Bewerbers ſei, nein, ich hatte ihr nicht geflucht und das, nur das war es, was mich jetzt aufrecht erhielt. — Ihre Ehe war unglücklich geweſen. Der Bund weiblicher Eitelkeit und Selbſtſucht mit männlicher Rohheit und Genußgier hatte ſeine Früchte getragen, Früchte der Thorheit, der Ausſchweifung, des Verbrechens zuletzt. Die Beichte der Unſeligen enthüllte mir Abgründe des Menſchenlebens, die einem das Blut in den Adern gerinnen machen. Was ich zu jener Stunde litt, dagegen ſind alle Qualen der Verdammten, wie ſie der große Dante in ſeinen Viſionen erblickte, bloßer Tand. — Als dem Freiherrn die Kraft zum Sündigen ausgegangen, wollte er es auch ſeinem Weibe verwehren. Sie ſpottete ſeiner. Da zeigte er, daß Wolluſt und Grauſamkeit ſtets Zwillingsſchweſtern ſind. Seine ſataniſche Luſt, phyſiſche und moraliſche Martern für ſie zu erſinnen, weckte den Dämon in ihrer Bruſt. Sie geſtand mir, daß ſie, zum äußerſten getrieben, nur noch die eine Vorſtellung, nur noch den einen Gedanken gehabt, zu erproben, ob es wahr ſei, daß die Rache eine Speiſe für Götter. So vergiftete ſie zuerſt die beiden Kinder ihres Mannes, welche er mit einer Art thieriſcher Leidenſchaftlichkeit liebte, und dann ihn ſelber. Und ſie ſchauderte nicht davor zurück, mir zu ſagen, daß kein Trank aus dem Taumelbecher der Luſt, aus dem ſie mit vollen Zügen getrunken hatte, ihr jemals ein ſo wildes Entzücken erregt habe wie der Anblick der Todesqualen des Verhaßten. — Und doch ſollte die Bitterkeit, in welcher mein Herz bei Anhörung ſolcher Bekenntniſſe ſchwamm, noch mehr anſchwellen. Das geſchah in dem Augenblick, wo mir das ſo gränzenlos verworfene und unglückliche Weib, als ich ſie meinem Amte gemäß zur Reue und zur Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes ermahnte, mit einem Blick, der mir Herz und Nieren durchdrang, ſagte, ich glaubte ſelber nicht an das, was ich ſie glauben machen wollte. Ach, die Elende hatte nur allzu recht: meine Bruſt war damals von Glauben und Hoffnung ſo leer wie die ihrige. — Ich wollte fliehen, aber eine ſchreckliche Magie hielt mich zurück. Ich ſollte ſie, bat ſie, aufs Schaffot begleiten, und ich verſprach es. — Die Stunde kam und jahrelang hat mir der Ton der Armenſünderglocke in den Ohren geklungen, jahrelang habe ich den höhniſch-kalten Blick nicht vergeſſen können, welchen die Verurtheilte vom Schaffote herab über die Menge hinſchweifen ließ, jahrelang hat mir das letzte Wort, welches ſie angeſichts von Block und Beil zu mir ſprach: ‚Auf Nimmerwiederſehen! Ich gehe ins große Nichts!‘ ſchmerzlich in der Seele nachgezittert.

Von der unſeligen Stätte hinweg, wo ich ihr Haupt fallen, ihr Blut ſpringen geſehen, floh ich nach meinem in der Nähe der Reichsſtadt Ulm gelegenen Kloſter zurück. — Die Träume des Ehrgeizes waren dahin und mit ihnen noch viel anderes, beſſeres. Eine gränzenloſe Unruhe hatte ſich meiner bemächtigt. Ich ſehnte mich nicht hinaus in die Welt, aber ich war beſtändig auf der Flucht vor mir ſelbſt. Mir graute, in mein ödes Inneres zu blicken, und doch mußte ich es thun, weil, ob ich mich auch mechaniſch den Kloſterregeln fügte, meine Umgebung mir kein Intereſſe mehr einflößen konnte. Es begann für mich eine lange, lange und unſaglich troſtloſe Zeit wildeſter Zweifel und raſender Verſuche, dieſelben zu bändigen und zum Glauben zurückzukehren. Ich verbrachte lange kalte Nächte, mir die Kniee auf den Altarſtufen wundknieend und aus der Tiefe meiner Verzweifelung zu Gott ſchreiend um Gnade und Erleuchtung oder um den Tod. Meine Selbſtquälerei erging ſich in unbändigen Kaſteiungen, meine Bußgeißel tropfte von Blut, ich entzog mir den Schlaf, ich faſtete bis zur Erſtarrung der Lebenskräfte. Aber mein Körper trotzte allen dieſen ſinnloſen Verſuchen. — Endlich ſuchte ich Troſt und Beruhigung in den Wiſſenſchaften, die ich früher nur an ihrer Oberfläche geſtreift. Als Pater Bibliothekarius unſerer reichen Prälatur hatte ich die reichſten Hilfsmittel des Studiums zur Hand und es ſtörte mich nur ſehr ſelten einer der Brüder bei meinen Büchern.

Indem ich auf die furchtbare Frage nach des Menschen- ens Sinn und Frommen, welche jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen wenigstens einmal in seinem Leben mit der ganzen ucht ihrer Schwere nahetritt, in den Büchern aller Zeiten ne befriedigende Antwort suchte, gerieth ich nur immer tiefer n das Labyrinth des Zweifels hinein. Ich eignete mir mit Eifer e materialistische Philosophie des Jahrhunderts an. Ihre ücksichtslosen Argumente, ihre scheinbare Konsequenz, ihre hnen Schlüsse blendeten mich. Ich fand mit einer Art düsterer Befriedigung, daß schon der gramschwere Prediger Salomo's zu ieser Philosophie sich bekannt habe. Der bittere Hohn, womit r sein: „Alles ist eitel!“ wiederholt, entsprach meiner Stimmung. Ich lernte die vieltausendjährige Arbeit, womit die Menschheit m ihre Entwickelung sich abgemüht, als eine tolle Illusion, die Hoffnung auf persönliche Fortdauer nach dem Tode als einen Ausfluß feiger Selbstsucht ansehen: ich wurde ein ausgemachter Materialist, Atheist, Nihilist, der Voltaire's Skepticismus als nen kindisch-zahmen verachten zu müssen glaubte.

Aber, meine lieben Söhne, im absoluten Nichts kann der Mensch auf die Länge nicht athmen. Will er nicht aufhören zu leben, muß er etwas glauben, etwas hoffen, etwas lieben. Und wäre rklich alles, was aus diesen drei Regungen der Menschenseele ßt, nur Traum und Schaum, nur Illusion, wohlan, der Mensch hat diese Illusion so nöthig wie das tägliche Brot. Mit meiner, wie ich wähnte, durch und im Unglauben errungenen Ruhe war es nichts. Die eingebildete Befriedigung war keine. Denn ich suchte vergeblich die ruhelosen Fragen abzuweisen, die mmer und immer wieder aus der Tiefe meiner Brust aufstiegen.

Wenn die Welt zwecklos iſt, warum iſt ſie dann überhaupt? Wenn mit der Exiſtenz im Dieſſeits für den Menſchen alles aus iſt, warum kann er, ohne befragt zu werden, in ein Daſein gezwungen werden, welches für die ungeheure Mehrzahl nur eine drückende Laſt iſt? Warum ſoll der Menſch, falls ſein Daſein auf dieſe Spanne von Zeit beſchränkt iſt, unglücklicher ſein als das Thier, welches ſich aus der Naturbefangenheit nicht zur Geiſtigkeit, nicht zum Bewußtſein erhebt, aus den Schranken der Endlichkeit nicht zum ſchmerzlich-ſüßen Gefühl der Unendlichkeit? Iſt nicht der Menſchenbruſt eine Vorſtellung, die der Gerechtigkeit, unvertilgbar eingegraben? Wozu dieſe ewige Vorſtellung, wenn die Welt nur ein alberner Zufall, für die Minderzahl ein Zufall zum Lachen, für die Mehrheit ein Zufall zum Weinen wäre? Die wenigen, denen das Leben leicht dahinfließt in Glück und Heiterkeit, ja, die mögen ſich genuſſesſatt am Ende darein finden können, ſich auf das Sterbelager zu ſtrecken mit dem Gedanken, nach ſo viel Aufregungen und Strapazen des Vergnügens ſei die ewige Ruhe im Nichts ein ſehr wünſchenswerthes. Aber die Millionen und aber Millionen, deren Herzen in Sorge und Leid und Demüthigung verbluten, ohne auch nur einmal recht frei und glücklich aufgeathmet zu haben, ſoll auch ihnen das einzige entzogen werden, was ſie aufrecht erhält, die Hoffnung, daß es drüben eine Ausgleichung und Vergeltung gebe? Und müßte nicht jeder denkende Menſch, wenn er ſich vorſtellt, daß die Armen und Betrübten nur da ſeien, den Reichen und Glücklichen zur Folie zu dienen, verzweifelnd ob dieſem ungeheuren Jammer an der nächſten beſten Wand den Kopf ſich zerſchellen?

Schaut um euch, meine Söhne! Die Erde, ſo ſchön ihr

Antlitz iſt, birgt dennoch tiefen Gram unter der lächelnden Maſke. Oh, wer das Schweigen der Mitternächte kennt, der weiß, daß nem oft iſt, als ſtöhne die arme Erde auf in entſetzlicher Todesqual. Wie viel des Gräßlichen hat ſie erlebt! War ſie nicht verdammt, unermeßliche Ströme des Blutes ihrer Kinder aufzuſaugen? Wohin immer ihr den Fuß ſetzt, tritt er auf den Staub von Opfern und Märtyrern. Sollten ſie alle vergeblich gelitten haben und geſtorben ſein, gezeugt nur, um zu leiden und ſchließlich eine Stelle in dem furchtbaren Reigen des Todtentanzes auszufüllen, welcher die Erde durchraſ't? Und wie, können wir uns nicht täglich überzeugen, daß, was die Menſchen Glück nennen, Reichthum, Macht, Anſehen, Wechſel der Zerſtreuungen, in faſt diametralem Gegenſatz zum Verdienſte ſteht? Iſt nicht die Geſchichte der größten Wohlthäter, der wahren Helden der Menſchheit nur eine große Martyrologie? Hat nicht der pfiffige Schurke, der gewiſſenloſe Heuchler, der ſchamlos grundſatzloſe Niederträchtige, der Lug und Trug ſpinnende Klügling, der alles Recht mit Liſt oder Gewalt höhnende Frevler unendlich mehr Ausſicht, in der Welt vorwärts zu kommen, als der ehrliche, gute und hochgeſinnte Menſch? Inbetracht alles deſſen, angeſichts der rieſenhaften Summe von Schmerzen, Nöthen und Uebeln aller Art, welche die Sonne täglich beſcheint, mag ſich am Ende ein ſtoiſcher Sinn mit der Vorſtellung tröſten, das Daſein von Erde und Menſchheit ſei nur eine ſtörende Epiſode in der ſeligen Ruhe des Nichts. Mit der Erde, die ja, wie einige Naturforſcher wollen, dereinſt wie ein Tropfen Waſſer in die Unermeßlichkeit des Raumes verdunſten wird, werde auch dieſe Epiſode in die ewige Leere verſchwinden. Aber iſt dieſer ſtoiſche Gedanke wirklich tröſtlich? Läßt ſich der mit unwiderſtehlichem Zug auf die Zukunft gerichtete Menſchengeiſt jemals davon abbringen, hinter dem Nichts immer wieder ein Etwas zu erblicken? Iſt die abſolute Leere nicht geradezu undenkbar?

Man ſagt, der große Newton ſei durch den Anblick eines fallenden Apfels auf das Geſetz der Schwere geführt werden. Mir auch ward ſo eine Erleuchtung, wenn ich es ſo nennen darf. Nach einer in Zweifeln und Kümmerniſſen verbrachten Nacht hörte ich, das Fenſter meiner Zelle öffnend, die erſte Schwalbe zwitſchern. Sie war gekommen, fernher getrieben von ihrer Frühlingsahnung. Sie wußte nicht, daß der Frühling kommen werde, aber ſie ahnte und glaubte es und ihr Glaube hatte ſie nicht betrogen. Iſt das Bedürfniß der Menſchenſeele, an eine künftige Fortdauer zu glauben, nicht die Frühlingsahnung der Schwalbe? Liegt nicht in dieſer Ahnung ſelbſt die Garantie der Erfüllung?

Indem ich wieder zu glauben begann, fing ich auch an, in der weltgeſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit wieder etwas anderes zu ſehen, als eine wüſte und grauſame Komödie des Zufalls. Die Märtyrer haben nicht vergebens gelitten, die Opfer ſind nicht vergebens gefallen. Die Weltgeſchichte iſt kein Chaos, es iſt Plan, Ordnung, Vorſchritt in ihr. — Auf dieſem Wege kam ich auch zu einer höheren Auffaſſung der religiöſen Idee. Ich lernte ſie als nothwendigſtes Erziehungsmittel der Menſchheit, als Urquell alles Idealiſmus und zugleich als höchſte Form deſſelben begreifen und verehren: ich lernte mich hineinfühlen in die göttliche Weltſeele und durch Vermittelung des Pantheiſmus, welchen mich der erhabene Platon und der glorreiche Märtyrer Giordano Bruno lehrten, gelangte ich zur Wiederverſöhnung m dem Chriſtenthum. Aber die chriſtliche Lehre von der Rich- gkeit der Welt führte mich zunächſt zu jenem verwerflichen Quietiſmus, welcher alles gethan zu haben glaubt, wenn er aus em Mantel der Reſignation hervor mit Verachtung auf die elt blickt. Dieſe zu verachten iſt freilich leichter, als ſie zu eſtreiten, und ſo verſank ich in ein theilnahmloſes, pflanzenhaftes egetiren und als höchſte Weisheit galt mir der Spruch des mentaliſchen Dichters:

Iſt einer Welt Beſitz für dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber: — es iſt nichts:
Und haſt du einer Welt Beſitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber: — es iſt nichts!
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber: — es iſt nichts!

Viele Jahre hatte ich ſo hingelebt. Man ließ mich in uhe. Ich galt für einen Träumer und Bücherwurm, mit elchem nichts anzufangen ſei. Anderen galt ich auch wohl eradezu für einen Narren, denn ich hatte ja zwei Gelegenheiten, u hohen und höchſten klöſterlichen Würden zu gelangen, unbe- chtet vorübergehen laſſen, nicht aus Demuth oder Beſcheiden- eit, ſondern einzig und allein aus Gleichgiltigkeit. Wie hätte mich e Ausſicht, die Inful eines Abtes zu tragen, aus meiner quie- tiſchen Beſchaulichkeit herauslocken können? Nur die Gewißheit, aß mir dieſelbe durch Mittel, wie man ſie in den Klöſtern mmer zur Hand hat, verkümmert werden würde, wenn ich einen Zweifel an meinem Gehorſam aufkommen ließe, vermochte mich, weigerlich eine Sendung zu übernehmen, welche mich nach aiern und Oeſtreich führte und für welche man meine früher werbene Kenntniß dortiger Verhältniſſe nutzbar machen wollte.

Auf dieſer Reiſe ließ mich ein glücklicher Zufall die Bekanntſchaft meines theuren Freundes Armbruſter machen, der mich unter dem Namen Serapion in den Illuminatenbund einführte.

Ihr wißt nicht, liebe Kinder, was es heißen will, erſt in alten Tagen zum erſtenmal einen Freund zu finden, wie ich in Armbruſter einen fand. So eine Freundſchaft iſt wie die Entdeckung einer neuen Welt, wie ein Verjüngungsbad. Serapion zeigte mir die Nichtigkeit meines Quietiſmus. Er bewies mir, daß ein quietiſtiſches Chriſtenthum ein unermeßliches Uebel wäre, denn, ſiegreich geworden, müßte es die Welt in einen todten Sumpf, die Menſchheit in einen faulenden Kadaver verwandeln. Er verwies mich auf jene erhabenſte Stelle der Schrift beim Evangeliſten Lukas, wo Chriſtus ſpricht: ‚Der Geiſt des Herrn iſt in mir und er hat mich geſendet, den Armen die frohe Botſchaft zu verkündigen, aufzurichten die geſchlagenen Herzen, den Gefangenen zu predigen, daß ſie los ſein ſollen, und den Blinden, daß ſie ſehend, und den Unterdrückten, daß ſie frei und ledig ſein ſollen.' Er machte mich aufmerkſam, daß die Morgenröthe einer neuen Zeit am Horizont heraufſteige, daß die Geiſter erwacht ſeien, daß die Völker ſich rührten, den bleiernen Schlaf der Knechtſchaft von ihren Wimpern zu ſchütteln. Er gewann mir Theilnahme ab für die Wirklichkeit, für die Zeit und ihre Strebungen, für das Vaterland. Er war ein eifriger Illuminat und er machte auch mich dazu. Wir beide gehörten zu denen, welche ſich für Verbreitung dieſes koſmopolitiſchen und humaniſtiſchen Bundes in Süddeutſchland große Mühe gaben und nicht ohne Erfolg. An Enttäuſchungen, zum Theil ſehr ſchmerzlichen, fehlte es freilich nicht, aber dafür entſchädigte doch auch wieder die

Wahrnehmung, daß Sinn und Trieb des beſſeren in einer Menge von Herzen vorhanden ſei. Lux vincet tenebras! Das iſt noch jetzt mein Glaube und meine Hoffnung.

Die Zeit, welche ich an der Seite Serapions in gemeinſamer Thätigkeit mit ihm verbringen durfte, war die glücklichſte meines Lebens. Endlich mußte ich in mein Kloſter zurückkehren. Vielleicht, angehaucht von dem Geiſte des Eifers, welchen der Freund in mir erweckt hatte, würde ich verſucht haben, dieſe Feſſeln zu brechen; aber, liebe Kinder, wenn man einmal das ſiebzigſte Jahr hinter ſich hat, iſt die Zeit der kühnen Entſchlüſſe für den Menſchen vorbei. Dennoch ſollte ich nicht im Kloſter ſterben. Die Empörung über eine Ruchloſigkeit, wie ſie unſerem Jahrhundert zur Schmach gereicht, vertrieb mich aus meiner Zelle und ich werde es bis zu meinem Tode beklagen, daß meine alten Augen noch ſolch einen Gräuel ſehen mußten. — Ein junger Student aus dem Dorfe Söflingen war in der Vakanz aus Tübingen, wo er der Jurisprudenz ſich widmete, nach ſeiner Heimat gekommen. Ich kannte ihn von früher her: er war ein aufgeweckter Jüngling, dabei ſeelengut, aber heftig und vorlaut. Schon erfüllt von den Ideen der Zeit, machte er in Ulm die Bekanntſchaft des genialen und unglücklichen Schubart, welcher dort ſeine ‚Deutſche Chronik' ſchrieb. Das ward ihm von allen Feinden dieſes Mannes — und es wimmelte in der Gegend von ſolchen — ſchon als Verbrechen angerechnet. Man beobachtete ihn, ich ließ ihn vergeblich warnen. Da ſchäumte eines Abends an einem öffentlichen Orte der brauſende Moſt des Jugendübermuths in dem Unglücklichen über. Noch in der Nacht wurde er aufgehoben und in unſerem Kloſter in ein ſcheußliches Gefängniß geworfen, denn Söſlingen lag innerhalb der Gerichtsbarkeit unſeres Abtes. Unter den Habſeligkeiten des Verhafteten fand man Schriften von Voltaire, von Rouſſeau, von Leſſing, Wieland und Goethe. Dieſer Umſtand, zuſammengehalten mit jenen unbeſonnenen Aeußerungen und ſeinem Umgang mit dem verhaßten Schubart, genügte, ihn der Ketzerei und Gottesläſterung anzuklagen. Man müſſe ein Exempel ſtatuiren, hieß es. Vergebens vertheidigte ſich der unglückliche junge Mann mit Geſchicklichkeit und Muth. Die Wuth wollte ein Opfer haben Das Urtheil lautete auf Enthauptung und Verbrennung. Alle Anſtrengungen, die ich dagegen machte, waren eitel und ich konnte nicht einmal einen kurzen Aufſchub der Sentenzvollſtreckung erwirken. Man verweigerte mir auch die Bitte, dem Unglücklichen den letzten Troſt bringen zu dürfen. Er wurde enthauptet, ſein Leichnam verbrannt, ſeine Aſche in den Illerfluß geſtreut.

Der Boden, auf welchem ſolches geſchah, ſolches im achten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts geſchehen durfte und konnte, trug mich nicht mehr. Ich erbat mir die Gunſt, an der Stelle des eben verſtorbenen Einſiedlers auf dem Bernhardusberg die von dem Kloſter abhängige Siedelei beziehen zu dürfen. Man ließ mich gerne ziehen, denn mein Benehmen während der ſchnöden Inquiſitionsprozedur hatte mich meinen Brüdern zu einer läſtigen und widerwärtigen Perſon gemacht. Seither hab' ich in dieſer Bergeinſamkeit gelebt und von hier werde ich, wenn die Stunde kommt, eingehen zur Ruhe in Gott. — Doch, liebe Kinder, ich habe eure Geduld auf eine lange Probe geſtellt. Die Lampe hat ihr Oel aufgeſogen, und es iſt Zeit, daß ich euch eure Schlafſtätte zeige."

# Fünftes Kapitel,

worin in der Kürze gezeigt wird, daß es in der guten alten Zeit nicht nur ernſte, ſondern auch recht humoriſtiſche Superiorinnen gab und daß das fatale Wort „Zu ſpät“ auch damals ſchon erfunden war.

Der Dichter ſchlief noch feſt, als ihn ſein mit der erſten Morgendämmerung erwachter Freund weckte.

Während ſich jener reckte und dehnte und dann läſſig ſeinen Anzug beſorgte, öffnete Raleigh den Laden des fenſterloſen Schlafkämmerchens und mit der morgendlich kühlen und würzreichen Bergluſt ſtrömten zugleich die Klänge des Glöckleins der Bernharduskapelle herein.

„Unſer Wirth iſt ſchon auf“, ſagte Raleigh, „und verrichtet, wie es ſcheint, ſeine Frühandacht. — Komm' hinaus.“

Sie verließen die Hütte. Das Glöcklein in der Kapelle drüben war verſtummt. Ein leiſes Wehen ging über die Berggipfel. Sonſt heilige Morgenſtille ringsum. Drunten in den Thälern brauten die Nebel.

Von einem Gefühle der Andacht angehaucht, gingen die Freunde auf die Kapelle zu und traten leiſe ein, gefolgt von dem zahmen Reh des Einſiedlers, welches ſie mit ſeinen ſchwermüthigen Augen verſtändig anſah.

Es war ein beſcheidenes, aber freundliches Kirchlein. Durch das runde Fenſter hinter dem nach Oſten gerichteten Altar blickte das Morgenroth. Im Lichte deſſelben ſahen ſie den Bernharduspater auf den Altarſtufen knieen, in ſtilles Gebet verſunken.

Jetzt erhob er, ohne der Zeugen ſeiner frommen Uebung gewahr geworden zu ſein, das Haupt und ſtimmte mit ſeiner klangvollen Stimme den ſchönen Hymnus an:

„Magnificat anima mea dominum —“

In dieſem Augenblicke brachen die erſten Stralen des aufſteigenden Tagesgeſtirns durch das runde Fenſter und umweben den Silberſcheitel des ehrwürdigen Greiſes mit einer leuchtenden Gloriole.

Still, wie ſie eingetreten, traten die Freunde wieder hinaus, denn eine ehrfurchtsvolle Scheu hieß ſie jede Störung des weihevollen Moments vermeiden.

Eine Stunde ſpäter ſtiegen die beiden nach dem Weiler in den Bergen hinab, wo ſie ihre Pferde gelaſſen. Der Bernharduspater hatte ſie noch eine Strecke Weges bergabwärts begleitet und der Abſchied von ihm war ſehr herzlich geweſen.

„Daß ſich doch“, ſagte Schiller im Gehen, „ſympathiſch geſtimmte Menſchen im Leben meiſtens nur finden ſollen, um ſich wieder zu trennen. Wie kurz war unſer Zuſammenſein mit dieſem herrlichen Greis und doch, wie hat er uns angezogen! Mir iſt, als müßte ich wieder umkehren, um ihm noch einmal meine Achtung und Liebe zu bezeugen. — Welch ein reiches und doch verlorenes Leben! Welche Erinnerungen, Entſagungen und

Schmerzen! — Nie, ich geſtehe es, iſt mir die Religion ehrwürdiger erſchienen als in dem Bilde des Einſiedlers, da er vorhin vor dem Altar kniete und, vom erſten Sonnenlicht umſtralt, ſeinen Lobgeſang erhob. Es war das innigſte, dankvollſte Aufathmen der Kreatur zum Himmel, von welchem ich je Zeuge geweſen."

Raleigh ſtimmte bei und durch den ſchönſten Maimorgen hin ſchritten ſie thalwärts. Die höher ſteigende Sonne drückte die Nebel zu Boden und machte ſie in Geſtalt von Millionen Thautropfen auf Gras und Kraut funkeln. In der Ferne ſchimmerten die Thurmknäufe der Reichsſtadt, prächtig blickte der Hohenſtaufen herüber, auf dem Thurme der Kirche des näher gelegenen Rechberg läutete es zur Meſſe, aus den Dörfern der weithin gedehnten Gemarkung antworteten die Glocken, die Wieſenthäler dufteten herauf, badend in Thau und Blüthenſchnee, die Lerche ſtieg tirilirend, der Bergfink ſchlug auf dem Weißdornbuſch, die Grasmücke ſang im Ginſter, der Bergbach rauſchte unſern Wanderern zur Seite klingend in ſeinem felſigen Bett und dort drüben trieb ein junger Schäfer ſeine Schafe aus dem Pferch und ſang dazu, daß es hell von der tannenbekrönten Halde widertönte:

„Herziges Schäzle du,
Haſt mer au all mei Ruh
G'ſtohla, du loſer Dieb,
Hab' di doch lieb!

Wenn d'r ins dunkelblau,
Funkelhell Schelmaug' ſchau,
Mein' i, i ſäh in mei
Himmelreich 'nei."

Und der in ſeinem Schatz Vergnügte ließ die ſchöne Weiſe in einen Jodler ausklingen und ſetzte als Trumpf einen prächtigen Juheiſchrei darauf.

Des Dichters Bruſt weitete ſich.

„Oh, wie ſchön iſt die Welt!“ rief er aus.

„Ja“, ſagte Raleigh zerſtreut. — „Ein recht hübſches Liedchen, und was der Burſch für eine Stimme hat! — Aber iſt das wohl der Thurm der Kloſterkirche von Gotteszell, welcher dort weit unten, rechts von der Stadt, hervorſieht?“

„Aha“, lachte Schiller, „da denkt in der Gegend außer dem Schäfer noch einer an ein dunkelblau, funkelhell Schelmaug'. Sieh, ſieh! — Den Thurm von Gotteszell jedoch kannſt du von hier aus nicht ſehen. Das Kloſter liegt zu tief im Thale. Indeſſen tröſte dich, wir können noch vor Mittag dort ſein, wenn wir erſt wieder zu Pferde ſitzen.“

„Ich geſtehe“, verſetzte der Amerikaner, „das wäre mir lieb. Seit meinem Erwachen heute in der Frühe fühle ich bei dem Gedanken an Lauretta eine wunderliche Unruhe, eine unbeſtimmte Ahnung von Hinderniſſen und Widerwärtigkeiten. — Ich werde dir zweifelsohne recht albern vorkommen —“

„Ei was, lieber William! Du ſollteſt mich, ich will nicht einmal ſagen aus Freundſchaft, ſondern ſchon aus ſimpler Höflichkeit für ein hinlängliches Stück von Poeten halten, um mir zuzutrauen, daß mir deine Herzensnöthen keineswegs unter dem Geſichtspunkt der Albernheit erſcheinen. — Wäreſt du nur vorgeſtern in der Krypte auf dem Salvator an meinem Platze geweſen! Ich habe ohnehin ein nicht ſehr angenehmes Gefühl, als hätte ich dort eine recht klägliche Rolle geſpielt. — Aber ſag', nun u den Schlüſſel in der Taſche haſt, welcher uns das verwunſchene Kloſter öffnen ſoll, wohin geht eigentlich dein Anſchlag? Habe zwar, wie männiglich bekannt, den Schuft, meinen Spiegelberg, n den ‚Räubern‘ ein Nonnenkloſter flott ſtürmen laſſen, fürchte ber trotzdem, daß ich mich in Praxi dabei ſehr linkiſch anſtellen würde.“

„Lieber Freund, wir leben jetzt nicht in der phantaſtiſchen Sphäre deiner ‚Räuber‘, ſondern in der Wirklichkeit. Auf Stürme nd dergleichen mehr iſt es vor der Hand gar nicht abgeſehen. Unſer Verhalten wird ſehr einfach ſein. Wir verlangen Gehör ei der Mutter Superiorin, das Empfehlungsſchreiben des Bernharduspater wird uns dieſes Gehör verſchaffen und, wie h hoffe, auch das Wohlwollen der frommen Dame. Dann —“

„Dann?“

„Setze ich der Superiorin den Fall auseinander, bitte ſie, mir in ihrer Gegenwart eine Unterredung mit Lauretta zu ewähren, und biete, falls mir dieſe Zuſammenkunft bewilligt ird, dem Mädchen meiner Wahl meine Hand an. Wird, was h freilich kaum zu hoffen wage, mein Anerbieten angenommen, bin ich von Gottes- und Rechtswegen der legitime Beſchützer auretta's, und dieſem ſeine Braut unter einem geſchickten Vortande auszuliefern, wird ſich die Superiorin wohl beſtimmen ſſen. Wenigſtens glaubte das auch unſer einſiedleriſcher Freund nd hat daher, wie er mir mittheilte, in ſeinem Schreiben an die Mutter Monika darauf Rückſicht genommen. Hierauf nehme ich eitpferde, eile mit meiner Erwählten auf dem kürzeſten Wege aris zu, laſſe unſern Bund durch unſern Geſandtſchaftskaplan ſegnen und führe Lauretta zu Schiffe, damit meine Mutter unter meinem Dach am Ufer des Potomak ſie als ihre Tochter in die Arme ſchließe.“

Schiller machte zu dieſer Eröffnung große Augen, blinzelte dann nach ſeiner Gewohnheit ſtark damit, ſchüttelte den Kopf, blies die Backen auf und ließ einen Pfiff hören, welcher ziemlich bedenklich lautete.

„Ich ſehe, mein Plan gefällt dir nicht“, ſagte Raleigh.

„Ohne Umſtände, nein.“

„Er kommt dir ohne Zweifel viel zu proſaiſch, zu gewöhnlich, zu philiſterhaft vor?“

„Freilich, freilich. Aber wie er mir vorkomme, das hätte wenig zu ſagen. Dagegen möcht' ich dir doch zu bedenken geben, daß Lauretta dieſen Plan leicht allzu nüchtern finden könnte. Sie liebt das Ueberraſchende, das Kühne, das Romantiſche —“

„Ich verſtehe dich“, ſagte Raleigh mit einem Seufzer, fuhr aber dann ſogleich mit ſeiner gelaſſenen Ruhe fort: „Du weißt, ich könnte für Lauretta vieles thun, ſehr vieles, ungewöhnlichſte, wenn du willſt; aber was ich für kein Weib der Erde, auch für ſie nicht thun kann, iſt, meinem ganzen Weſen entgegen den Romanhelden zu ſpielen. Ich bin, wie ich dir ſchon früher ſagte, kein Werther, ich bin auch kein Ritter, ſondern ein ſchlichter amerikaniſcher Bürger, ein Landmann und, wenn du willſt, auch ein Bißchen Kaufmann. Daß mich meine Bürgerpflicht in das Kriegsleben geführt, daß ich dieſer Pflicht mit jugendlichem Seelenſchwunge zu genügen ſuchte, hat an meinen bürgerlichen Neigungen nichts verändert. Nein, ich bin nicht dazu gemacht, weder den ſeufzenden Seladon noch den hirntollen Orlando zu ſpielen. Die ernſte Schule des Lebens, welche ich durchgemacht ließ ſolche Willkür der Phantaſie nicht in mir aufkommen, vorausgeſetzt auch, ich hätte von Natur irgendwelche Anlage dazu gehabt. — Glaub' mir, ich habe mich im geheimen lange und ſchmerzlich gegen dieſe plötzlich erwachte Neigung zu einem Mädchen geſträubt, welches in ſo vielem einen ſchroffen Gegenſatz zu meinem Weſen bildet. Das Sträuben half nichts, aber zu einem romantiſchen Narren ſoll mich meine Leidenſchaft doch nicht machen. Ich haſſe alle krummen Wege und gehe gerne geradeaus. — Doch da ſind wir ja bei dem Weiler angelangt. Laß uns eilen, in die Stadt zu kommen."

Die guten Kloſterfrauen von Gotteszell hatten ſich an dieſem Tage etwas ſpäter als gewöhnlich aus dem Refektorium zurückgezogen. Es hatte heute beim Imbiß viel Geziſchel und Gemunkel unter den frommen Schweſtern gegeben und mehr als ein diplomatiſcher Verſuch war gemacht worden, die verehrte Domina Monika über ein Ereigniß reden zu machen, welches ſeit geſtern den ganzen Konvent lebhaft beſchäftigte. Aber die leutſelige Superiorin war heute ganz ungewöhnlich verſchloſſen geweſen, und nachdem das Dankgebet geſprochen und die Legende der Tagesheiligen geleſen worden, hatten ſich die Schweſtern in ihre Zellen zurückgezogen.

Die Pförtnerin ſaß in ihrem Lugaus zur Seite der Kloſterpforte und war gerade im Begriff, ein wenig einzuſchlafen, als der Klang der Thorglocke ſie aus ihrem behaglichen Lehnſtuhl aufſchreckte.

Grämlich, wie eine alte Pförtnerin unter ſolchen Umſtänden zu ſein wohl berechtigt iſt, ging die Schweſter Regula hinaus, öffnete das Guckfenſterchen am Thorflügel und fragte nach dem Begehren der beiden draußen ſtehenden jungen Männer, unſerer

Freunde. Sie erbäten, lautete die Antwort, eine Audienz bei der hochwürdigen Domina Superiorin, welcher ſie ein Schreiben vom Pater Aloiſius auf dem Bernhardusberg zuſtellen wollten.

Darauf hin ſchloß Schweſter Regula die Pforte auf und ließ die Beſucher eintreten, ſagend, ſie möchten ihr in das Sprechzimmer folgen und dort warten, bis ſie der hochwürdigen Mutter Meldung gemacht hätte.

Indem die beiden Folge leiſteten und der Pförtnerin über den Kloſterhof nachtraten, murmelte die Schweſter Regula für ſich hin: „Der eine hat rothes Haar und eine tüchtige, ſo zu ſagen vogelſchnabelartige Hakennaſe. Tritt auch, ſcheint's, recht ordentlich ſtolz auf. Richtig, der muß es ſein.“

Der Dichter und ſein Freund hatten keine Zeit, über den ſeltſamen Umſtand, ſich plötzlich in dem Oratorium eines Nonnenkloſters zu befinden, Betrachtungen anzuſtellen oder auszutauſchen, denn ſie hatten nur wenige Minuten gewartet, als die Domina Superiorin hinter dem eiſernen Sprachgitter erſchien, welches das Gemach vom Boden bis zur Decke in zwei Hälften ſchied.

Wenn aber die jungen Männer ſich auf das Erſcheinen einer altehrwürdigen, ſtrengen und griesgrämigen Kloſterbeherrſcherin gefaßt gemacht hatten, ſo ſahen ſie ſich angenehm enttäuſcht. Die Mutter Monika ſtand zwar bereits in einem Alter, welches man ein für ihr Geſchlecht kritiſches zu nennen pflegt, aber ſie war immerhin jetzt noch eine ſtattliche Superiorin und ihre haſelbraunen Augen blickten lebhaft und keineswegs mürriſch und ſtreng, ſondern vielmehr eher ein Bißchen ſchalkhaft.

Die Domina erwiderte die ehrerbietige Begrüßung der jungen Männer mit gewinnender Freundlichkeit und nahm das

Schreiben des Bernharduspater, welches ihr Raleigh durch das Gitter darreichte, huldvoll entgegen.

Nachdem ſie es entſiegelt und geleſen, ſagte ſie:

„Welcher von Ihnen, meine Herren, iſt der, deſſen Angelegenheit mir der hochwürdige Herr Pater Aloiſius ſo dringend empfiehlt?“

Raleigh trat vor und verbeugte ſich.

„Ah“, ſagte die Superiorin, nachdem ſie ihn aufmerkſam betrachtet hatte, mit einem Ausdruck wohlwollenden Bedauerns, „Ihr Ausſehen iſt wacker, mein Herr, und ich glaube gerne, daß etwas beſſeres als jugendliche Laune und Leichtfertigkeit Sie hierher geführt habe. — Sie ſind ein Amerikaner, wie mir der verehrungswürdige Pater ſchreibt. Alſo werden die jungen Leute jenſeits des Weltmeers ebenfalls von Liebesnöthen heimgeſucht? Wunderlich! Ich glaubte bisher, beſagte Nöthen ſeien bloß in der alten Welt Mode.“

Raleigh lächelte, Schiller lächelte und die Domina lächelte auch.

„Gott Amor herrſcht eben überall mit Omnipotenz“, ſagte der Dichter, dem die Sprechweiſe und das ganze Gebaren der Mutter Monika überaus gefielen.

„Was, mein Herr“, verſetzte die Domina, wieder einen Blick in den Brief werfend, „was, Sie ſprechen von heidniſchen Göttern in einem Konvent von Urſulinerinnen? Gut, daß keine meiner frommen Schweſtern Ihre Ketzerei hörte; ich müßte Ihnen ſonſt eine tüchtige Diſciplin geben. — Sie heißen Schiller, ſind ein Doktor, ein Mediziner — ach, das ſind mir ſaubere Chriſten, die Herren Doktoren! Aber ich will hoffen, Sie wiſſen vom Gott Amor nur vom Hörenſagen. Sie ſind ja noch blutjung. Oder —“

„Entſchuldigen Sie, Verehrungswürdige, daß ich Ihnen widerſprechen muß.“

„Wie? Sie wollen doch nicht ſagen, daß Sie wirklich ſchon das geweſen, was die Weltkinder verliebt ſein nennen?“

„Doch, Verehrte, und jetzt heftiger als jemals!“

Domina Monika war über das dreiſte Weſen des Dichters ein wenig verblüfft und rüſtete ſich, dem keckem jungen Mann ein ſtrafendes Wort zu ſagen. Aber das wollte ſich nicht recht machen. Der Sünder, obgleich keineswegs ein Ausbund von Schönheit, hatte dennoch in ſeinem ganzen Weſen etwas eigenthümlich edles, was ihm die Herzen der Menſchen gewann.

Raleigh fand für gerathen, ſich ins Mittel zu legen.

„Verzeihen Sie, verehrte Frau, meinem Freunde ſeine ſonderbare Redeweiſe“, ſagte er. Sie müſſen wiſſen, er iſt ein Poet.“

„Ah ſo, ein Poet iſt er?“ ſagte die Domina und zeigte dabei ein verſöhnliches Lächeln. „Nun, den Poeten muß man vieles nachſehen. Sie reden gerne in — in — ei, wie heißt man es doch? — in Hyperbeln, glaub' ich.“

„Verehrungswürdige —“ begann Schiller wieder, aber die Domina, den ſchelmiſchen Zug um ſeinen Mund gewahrend, unterbrach ihn mit den Worten:

„Nein, nein, mein Herr Poet. Sie ſehen mir gerade darnach aus, als ob Sie auf Ihrem Pegaſus ſäßen; aber ſo ein heidniſches Thier darf in einem Konvent ehrſamer Urſulinerinnen ſeine Kapriolen nicht machen.“

Sie ſprach das voll Güte und ſogar mit humoriſtiſchem Ausdruck, aber doch zugleich auch ſo, daß man unſchwer merkte, ieſe Frau ſei zwar entſchieden keine bigotte und devote, allein ennoch wiſſe ſie ſehr wohl die Gränzlinie einzuhalten, wo der Humor aufhörte und ihre Würde als Nonne und Superiorin anfing.

„Mein Herr Amerikaner“, fuhr ſie zu Raleigh gewandt ort, „obgleich Sie in ſo ſchlimmer Geſellſchaft reiſen, beklage ich es doch lebhaft, ſehr lebhaft, daß ich in der Angelegenheit, welche Sie hierher geführt, nichts thun kann.“

„Wie, verehrte Frau?“ fragte Raleigh erſchrocken.

„Ja, ich wiederhole es mit Bedauern: ich kann nichts für Sie thun.“

„Aber der Pater Aloiſius —“

„Empfahl Sie meinem Beiſtand unter Vorausſetzungen, ie nicht mehr vorhanden ſind. — Sie kommen um einen ganzen Tag zu ſpät! Der ſchöne, wilde Vogel iſt ausgeflogen.“

„Lauretta hat Gotteszell verlaſſen? — Sie iſt entflohen?“ iefen Raleigh und Schiller wie aus einem Munde.

„Sie ſagen es, meine Herren.“

„Wie ging das zu?“

„Ich weiß es nicht. Es kam ſo überraſchend. Vorgeſtern noch, nach unſerer Zurückkunft von einem Bittgang nach dem Salvater hatte das arme, liebenswürdige und doch, wie ich annehmen muß, ſo tiefverwilderte Kind mir die Mittheilung gemacht, es wäre nicht abgeneigt, für immer bei uns zu bleiben. Lauretta war dabei ſehr traurig. Ich dachte mir, die Wallfahrt habe ihr ſtörriges Gemüth plötzlich beſänftigt und dem

Heile zugewandt. — Geſtern Morgen war ſie fort, ſpurlos verſchwunden. Alle Nachforſchungen waren vergeblich. — Ich kann mir nicht denken, wie ſie ihre Flucht bewerkſtelligte und wer ihr dabei geholfen. Ein Verdacht, den ich auf eine meiner Kloſterſchweſtern warf, hat ſich bis jetzt nicht beſtätigt. Ich weiß nicht, wie ich mir die Sache vorſtellen, und noch weniger, wie ich den ſchlimmen Fall bei Sr. Durchlaucht dem Herzog von Wirtemberg entſchuldigen ſoll, der ſich unſerem Konvent mehrmals als ein gnädiger Gönner erwieſen hat."

Und den tiefen Schmerz in Raleighs Mienen wahrnehmend, ſetzte die gutmüthige Domina hinzu:

„Ich würde Sie meiner innigen Theilnahme verſichern, mein Herr, wenn ich nicht fühlte, daß unter ſolchen Umſtänden jeder Troſtverſuch ein eitler ſein muß."

„Ich danke Ihnen dennoch, verehrte Frau", entgegnete Raleigh tonlos und mühſam nach Faſſung ringend. „Glauben Sie mir, ich bin Ihnen für Ihre gütige Aufnahme und Ihre edle Theilnahme von Herzen dankbar. — Aber — aber, lieber Schiller, wir haben hier nichts mehr zu thun und wollen der hochwürdigen Superiorin nicht länger läſtig fallen."

Damit war dieſe Audienz im Sprechzimmer von Gotteszell beſchloſſen.

Als die beiden Freunde das ihnen von der Pförtnerin geöffnete Hofthor hinter ſich hatten, wurde das Guckfenſterchen deſſelben aufgethan und das Geſicht der Schweſter Regula erſchien in der Oeffnung.

„Bſt, bſt!" machte ſie, ließ einen Brief herausfallen und ſchloß dann ſchnell wieder den Laden.

Schiller hob das Papier vom Boden auf. Es war verſiegelt nd an ihn adreſſirt. Die graziöſen Schriftzüge Lauretta's kennend, riß er haſtig das Siegel ab und las die wenigen Zeilen:

„Ich fürchte, theuerer Freund, Ihre und des Herrn Ritters us Atlantis Vorſicht iſt ſo groß, daß ich auf die daraus reſul- ende Tapferkeit gar zu lange warten müßte. Das Warten iſt an aber nicht ſehr nach meinem Geſchmack. Ich gehe alſo in e weite Welt, nachdem ich unterwegs noch eine ſchreckliche Be- ellung, die mir vor Zeiten meine arme Mutter aufgetragen at, ausgerichtet haben werde. — Sorgen Sie ſich nicht um ich und vergeſſen Sie die wilde Turbinella! Fühlen Sie ſich eder einmal in der Stimmung, Laura-Oden zu dichten, ſo wird ch wohl unſchwer eine andere und beſſere Laura finden. — eben Sie wohl, mein Freund, vielleicht für immer! Und doch — ah, es lebe der Wechſel, das Abenteuer, der Humor! — Und — a, das noch! Vergeſſen Sie nicht, an Ihren Freund meine gehorſamſte Empfehlung zu beſtellen und ihm gelegentlich zu agen, wer den Ritter ſpielen wolle, thue gut, die Tapferkeit ins erdere und die Vorſicht ins hintere Treffen zu ſtellen. — Addio, aro mio!“

„Wie herzlos!“ ſagte Schiller voll Zorn.

Raleigh ſagte gar nichts und ſo ſchritten die beiden ſehr weigſam der Stadt zu.

Auch ihr Abzug aus Gmünd am folgenden Tage war ſtill. Raleigh trieb zum Aufbruch. Er hatte ſich am Abend zuvor in er blauen Ente eiligſt nach dem fremden Grafen erkundigt, nd als man ihm geſagt, derſelbe ſei geſtern Morgen, kurz nachdem die beiden Freunde ihren Ritt in die Berge angetreten, mit Wagen und Dienerſchaft abgereiſ't, hatte er einen Fluch zwiſchen den Zähnen zerdrückt.

Mamſell Senzele war nach der Abreiſe der Freunde den ganzen Tag ſehr übler Laune. Sie vermochte es ſich nicht zu erklären, warum der Geſpiele ihrer Jugend, als ſie denſelben beim Abſchied durch den langen und dunkeln Hausgang begleitete, ſo gar nicht bemerkt hatte, daß ihm die günſtigſte Gelegenheit geboten ſei, ihr noch eine Freundlichkeit zu erweiſen.

Beim Hinabreiten durchs Remsthal machte Schiller den Vorſchlag, das Kloſter Lorch zu beſichtigen, aus welchem die Mönche ſchon zur Zeit des Bauernkrieges vertrieben worden und welches jetzt der Sitz eines herzoglich wirtembergiſchen Kaſtenamtes war. Er wollte dem wortkargen, in düſtere Gedanken verſunkenen Freund eine Zerſtreuung bieten und zugleich die Spielplätze ſeiner Jugend wieder einmal beſuchen, welche ſeiner Erinnerung ſtets ſo theuer geblieben waren.

Nachdem ſie in der Herberge zur Sonne, in welcher die ſchiller'ſche Familie während ihres mehrjährigen Aufenthalts in Lorch gewohnt hatte, ihre Pferde untergebracht, gingen ſie hinaus und ſtiegen den Hügel am Fluſſe hinan, auf deſſen Spitze die alten Kloſtergebäude ſtehen. Es iſt ein ſchöner Punkt, das ſtille Waldthal der Rems zu überblicken, auf welches der Rechberg und der Staufen ernſt niederſehen.

Sie ließen ſich die Kloſterkirche öffnen, wo ſo viele Männer und Frauen des hohenſtaufiſchen Hauſes unter den Steinplatten ruhen. Schiller, von ſeinen Erinnerungen aus der Frühlingszeit des Lebens lebhaft aufgeregt, machte den geſprächigen

icerone, ohne den Freund aus ſeinem Schweigen aufrütteln zu
nnen.

Indem ſie aus dem Mittelſchiffe der Kirche, wo der Sarko-
hag des Stifters vom Kloſter Lorch ſteht, in das Seitenſchiff
chter Hand traten, ſagte der Dichter:

„Sieh, da unter dieſem Steine ſchläft die Kaiſerstochter
us Byzanz, die Königin Irene. Ihr Tod war ein Triumph
er Frauentreue. Der Gram brach ihr Herz bei Empfang der
chreckenskunde, daß ihr Herr und Gemahl, König Philipp, von
ne dem Wittelsbacher ermordet worden ſei.“

Raleigh antwortete nur mit einem Achſelzucken und mit
nem ſpöttiſch-ungläubigen Lächeln, wie es ihm ſonſt ganz fremd
ar.

Den Dichter überkam ein unheimliches Gefühl, ſich mit dem
ütenden Freunde und den ſtillen Todten länger in die ver-
itterten Wände der alten Kirche eingeſchloſſen zu ſehen.

Der Sonnenſchein draußen, der Anblick der ihn anheimeln-
n Landſchaft, der fröhlich aus dem nahen Walde herüber-
hallende Vogelgeſang ermunterten ihn wieder. Er führte ſeinen
Begleiter geſchäftig umher, zeigte ihm alles und ſetzte ſich zuletzt
it ihm unter die vielhundertjährige Kloſterlinde. Dann ſprang
r wieder auf, umſchritt den klafterdicken Stamm des ehrwürdi-
en Baumes und ſagte:

„Wie viel hundertmal bin ich in Knabenjahren mit meiner
iebten Schweſter Chriſtophine und mit dem guten Konz hier
eweſen! Was haben wir in dieſer Linde Schatten alles geſpielt,
ſchwatzt, geträumt! — Wie iſt mir das ringsher alles ſo lieb
d vertraut! — Konz war voriges Jahr im Frühling hier

und da hat der Gute eine gar herzige Ode an mich gedichtet. Sie hat mich damals tief ergriffen und drängt ſich mir jezt unwillkürlich auf die Lippen:

Sieh, hier auf den Auen der Heimat,
Jezt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jezt am rieſelnden Quell,
Der patriarchaliſch ſein ſchwarzblaues Waſſer
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künſtlerhand der Natur —
Jezt an den Krümmungen des Walds,
Der widertönt vom Geſang der Vögel,
An ſchattigen Tannen und Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchſchlängelt,
Halb umkränzet den Wald,
Majeſtätiſch emporhebend den Rieſenrücken,
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Staufenberg!
Ach, wie ſie mir vorübergaukeln vor'm Phantaſieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Iſt ein Blatt,
Worauf lebendig mich anſpricht
Mein Knabengefühl!
Und oh, wie du ſchon da
Manche kindiſche Freuden mit mir theilteſt,
Da noch ſchlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jezt
Aufzulodern begann —"

Der Dichter war ſelber aufgelodert bei dieſem Erguß einer der ſeinigen befreundeten Poetenſeele. Aber da fiel ſein Auge auf den heilnahmlos vor ſich hinſehenden Freund und er vergaß im Mitgefühl um dieſen ſeine Erinnerungen. Er brach raſch ab, faßte Raleigh bei der Hand und ſagte nur:

„Armer Freund!“

William ſchaute auf, ſchüttelte ſich, als wollte er einen ſtigen Alp entfernen, erwiderte den Druck der Freundeshand nd ſagte, indem er aufſtand:

„Sei unbeſorgt, theuerer Friedrich, der Traum iſt aus, der Zauber iſt gebrochen. Es war nach dem Unglückstag bei Kamden, als die amerikaniſche Sache nahezu verzweifelt ſtand, da hört' ich den großen Waſhington den Kreis ſeiner bekümmerten Freunde mit einem Worte des römiſchen Dichters aufrichten. Rebus angustis animosus atque fortis adpare*), ſo lautet, glaub' ich der Spruch. Ich hab' mir den Sinn wohl gemerkt, und mag es unſtatthaft ſein, jenes in einer Stunde großer öffentlicher Noth geſprochene und dadurch geweihte Wort auf kleines perſönliches Unglück anzuwenden, eins iſt gewiß: es gilt auch mir zu dieſer Stunde und macht mich fühlen, daß es meines Vaters Sohn gezieme, ein Mann zu ſein.“

---

*) In Noth und Drangſal ſtelle du deinen Mann!

# Drittes Buch.

## Erſtes Kapitel.

Auf Hohenaſperg. — Ein alter Bekannter. — Der Verfaſſer des „Siegwart“. — Von Feuer- und Waſſergeiſtern. — Eine ſchubartiſche Huldigung. — Ein Stück deutſcher und amerikaniſcher Geſchichte. — Vom deutſchen Sumpfdrachen und vom „edlen“ Sieger. — Sängers Fluch.

„Bei Gott, heute heißt es nicht für mich: Gefang'ner Mann, ein armer Mann! ſondern vielmehr: Gefang'ner Mann, ein froher Mann! — Hätte Tag meines Lebens nie geglaubt, daß mir's auf dieſer verwünſchten Erdwarze, auf meinem Scherbenberg, Aſchberg, Thränenberg da oben ſo wohl ums Herz werden könnte. Iſt ja eine himmelblaue Gottesgnade von oben! — Schenkt ein, liebe Menſchenkinder! Du, Herzbruder Miller, Ihr, Schiller, Prachtkerl von einem Poeten, und Sie, liebwerther junger Freund aus Amerika, ſchenkt ein und ſtoßt an mit mir! Es lebe, was wir lieben: die Freiheit, die Poeſie, die Kunſt, die Freundſchaft, das Vaterland! Hurrah!“

An die Zimmerdecke, welche dieſen Trinkſpruch auffing, hatte jedenfalls ſeit ihrem Beſtehen noch kein ſolcher geklungen, wenn überhaupt einer. Es war ein bedenklich einfaches Gemach mit vier weißen Kalkwänden, die aber nicht ſehr weiß ausſahen. Eine Pritſche mit zerwühlten Bettſtücken in einer Ecke, ein Tiſch mit ein paar Stühlen, ein ſinnreich auf eine Art Pfahlwerk gelegtes Bret, bedeckt mit einem kleinen Chaos von Büchern und Skripturen, das war das Mobiliar der Stube, die man dennoch um ihres Bewohners willen mittels eines ſtarken und engen Eiſenſtäbegitters vor dem Fenſter von außen verwahren zu müſſen geglaubt hatte. Aber wie kerkerlich und ärmlich die Stube auch immer ausſah, ſie war doch ein üppiges Prachtzimmer, verglichen mit dem ſchrecklichen unterirdiſchen Gelaß im Thurme drüben, in welchem ihr Inſaſſe das erſte Jahr ſeiner Gefangenſchaft auf Hohenaſperg verjammert hatte.

Und da ſaß er mit drei Beſuchern an dem Tiſche, auf welchem Flaſchen und Gläſer ſtanden, der berühmte Gefangene der Baſtille von Wirtemberg, Chriſtian Friedrich Daniel Schubart. Er war dicker geworden, ſchwammiger als damals, wo wir ihn von der Solitude aus ins Exil wandern ſahen. Der gelbe Schatten der Gefängnißluft lag auf ſeinem Geſicht und ſeine Haare bedurften des Puders kaum mehr, um grauweiß zu erſcheinen. Aber im übrigen war er der Alte geblieben, war er immer noch der Schubart, welcher in der Glorie ſeines genialen Leichtſinns vor Zeiten in den Weinſtuben von Ludwigsburg, Augsburg und Ulm Witze ſprühend, aufkläreriſche Zornblitze ſchleudernd, bedenkliche Kapitel aus der höfiſchen Skandalchronik illuſtrirend das Entzücken der einen, das Aergerniß der andern ſeiner Zuhörer geweſen. Auch ſeine Züge zeigten noch die alte ſeltſame Miſchung von Genie und Gemeinheit, hochherziger Stürmerei und ſchlaffer Zerknirſchung; aber das Unglück hatte inzwiſchen die Gedankenfurche zwiſchen den Brauen des Mannes tiefer gegraben und in ſeinem Augenaufſchlag wurde zuweilen ein gewiſſes etwas bemerkbar, was zwiſchen frommer Schwärmerei und frommer Heuchelei bedenklich ſchillerte. — Das pädagogiſche Experiment, welches Herzog Karl durch den Feſtungskommandanten, Generalmajor Rieger, ſeit fünf Jahren an Schubart hatte vollziehen laſſen, war in der That nicht ganz mißlungen, inſofern es Rieger glücklich dahin gebracht hatte, die urſprüngliche Zerfahrenheit des Gefangenen noch beträchtlich zu erhöhen. Es war dem pietiſtiſchen General nämlich geglückt, dem Poeten und Muſiker eine gewiſſe ſervile Heuchelei anzudreſſiren, durch welche dann bei Gelegenheit der angeborene Titanismus Schubarts immer wieder gar wunderlich durchſchlug. — Jetzt war Rieger todt, etwa vor Monatsfriſt inmitten eines ſeiner jähen Zornanfälle durch einen Herzſchlag weggerafft, und unter dem Regiment des neuen Kommandanten von Hohenaſperg, des humanen Generals von Scheler, athmete der Gefangene ordentlich neu auf.

Es war heute nicht zum erſtenmal, daß Schiller den ſeiner Familie von altersher befreundeten Unglücklichen beſuchte. Er war im vorigen Jahre bei ihm geweſen, doch mehr auf Betreiben Riegers als aus eigenem Antrieb, denn Verſchiedenheit des Alters und der Lebensſtellung hatten einen Verkehr verwehrt, der ohnehin, ſolange Schiller in der Akademie ſich befand, eine Unmöglichkeit geweſen wäre. Aber als die ‚Räuber' erſchienen waren, hatte der Kommandant vom Aſperg den Einfall, die beiden Dichter zuſammenzubringen. Rieger war nämlich neben ſeinen frömmelnden Anfällen auch Anfällen von Schöngeiſterei ausgeſetzt und in einem derſelben hatte er Schillers Freund Hoven vermocht, den Verfaſſer der epochemachenden Tragödie zu einem Beſuch auf dem Aſperg einzuladen. Rieger führte den Dichter zu ſeinem

Geſangenen und ſtellte ihn demſelben als einen Doktor Fiſcher vor. Schubart, ſei es, daß er in dem jungen Regimentsarzt den Knaben Fritz wirklich nicht wiedererkannte, ſei es, daß er ſchlau genug war, dem General die beabſichtigte Ueberraſchungsſcene nicht verderben zu wollen, genug, er geht auf das von Rieger in Gang gebrachte Geſpräch über die ‚Räuber‘ ein, lieſt dem angeblichen Doktor Fiſcher eine enthuſiaſtiſche Recenſion über das Stück vor und drückt ſchließlich den Wunſch aus, den Dichter wieder einmal perſönlich zu ſehen. „Da ſteht er vor Ihnen“, ſagt Rieger, worauf Schubart Schiller mit Freudethränen um den Hals fällt. Seither waren die beiden Poeten in einigem Verkehr mit einander geblieben und erſt geſtern hatte die in Stuttgart lebende Gattin des Geſangenen Schiller einen Gruß von ihrem Manne beſtellt. In jener kraftgenialiſchen Manier, die in Schubarts Briefen vom Aſperg mit pietiſtelndem Gewimmer und erhabenen Zornausbrüchen ſo ſeltſam wechſelte, hatte er an ſeine Frau geſchrieben: „Schiller iſt ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!“

Angeregt durch dieſen Gruß, hatte der Dichter ſeinem Freunde Raleigh, der ſich rüſtete, von Stuttgart abzureiſen, den Vorſchlag gemacht, den armen Geſangenen zu beſuchen. So waren ſie denn bei guter Morgenzeit nach Ludwigsburg herausgeritten, hatten ſich dort von Hoven, der infolge militärärztlicher Inſpektionen, die er auf dem Aſperg vorzunehmen hatte, daſelbſt wohlbekannt war, eine Empfehlung an den Kommandanten mitgeben laſſen und waren dann zu Fuße die Wegſtunde von Ludwigsburg bis zu dem berühmten, iſolirt in der Ebene ſtehenden Hügel herausgewandert, welchem Schubart die Namen: verwünſchte

Erdwarze, Thränenberg und noch ganz andere, etwas weniger reinliche geſchöpft hatte.

Am Fuße des Aſpergs, da, wo ein den bezeichnenden Namen Schwitzgäßle führender Fußweg ſteil zu der erſten Umwallung emporführte und wahrſcheinlich noch emporführt, hatten die beiden einen Mann eingeholt, der offenbar das gleiche Ziel verfolgte und den ſeine Kleidung und ein gewiſſes, nur dem ganz ungeübten Auge nicht auffälliges eckig-feierliches Gebaren als einen proteſtantiſchen Geiſtlichen ſignaliſirten. Man hatte ſich begrüßt und beim langſamen Hinanſteigen durch das Schwitzgäßle hatte ein Wort das andere gegeben, ſo daß die beiden Freunde, bevor man das äußere Thor der Feſtung erreichte, wußten, ſie hätten den Münſterprediger Miller von Ulm vor ſich, den gefeierten Verfaſſer der Kloſtergeſchichte „Siegwart", und derſelbe ſei, auf einer Reiſe nach Heilbronn begriffen, gekommen, ſeinen Freund Schubart zu beſuchen. Schiller hatte den würdigen Mann, der, in den erſten Dreißigern ſtehend, in ſeinen Zügen die geiſtliche Amtsmiene wenig, deſto mehr dagegen die ſanfte Warmbrüderlichkeit ſeiner Dichterei hervortreten ließ, mit Herzlichkeit als Bruder in Apollo begrüßt, was ein paar Jahre ſpäter kaum noch geſchehen ſein dürfte, denn binnen kurzem ſollten die tiefgehenden Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Fraktionen der großen literariſchen Bewegungspartei jener Zeit ſchroff und immer ſchroffer hervortreten. Sämmtliche Mitglieder dieſer Partei, welche das deutſche Leben mit ganz neuen Kulturkeimen befruchtet hat, waren Stürmer und Dränger. So die Hainbündler im Norden, Goethe's rhein- und mainländiſche Genoſſenſchaft im Weſten, der ſchubart-ſchiller'ſche Kreis im Süden von Deutſchland.

Sie alle verdienten reichlich die Bezeichnung als Revolutionäre, Wühler, Umſtürzler, Anarchiſten, womit man im neunzehnten Jahrhundert politiſche Kinder zu ſchrecken gelernt hat. Aber während weitaus die meiſten der Stürmer und Dränger über den revolutionären Sturm und Drang gar nie hinauskamen und in den trüben Wogen einer von Grund aus aufgewühlten Zeitſtimmung verſanken, war es nur wenigen Auserwählten, ſtreng genommen nur zweien, gegönnt, über die thürmenden Fluten hinweg die Geſtade einer neuen idealiſchen Welt zu erblicken und den Nachen der deutſchen Bildung mit feſter Hand dorthin zu lenken, wo im Sonnenlichte des modernen Griechenthums die leidigen mittelalterlichen Geſpenſterfratzen erblaſſen mußten. Das war jedoch eine erſt noch bevorſtehende Entwickelungsphaſe des deutſchen Geiſtes. Zu der Zeit, von welcher wir hier handeln, war ſelbſt ein Goethe noch über ſeine Ziele unklar, und was die Maſſe der literariſchen Bewegungsmänner angeht, ſo konnte man ſie mit einer aus der Naturwiſſenſchaft entlehnten Bezeichnung füglich in Vulkaniſten und Neptuniſten eintheilen. Zu den Feuergeiſtern gehörten die Goethe, Klinger, Schiller, zu den Waſſergeiſtern, welche die Welt ſtatt mit Feuer mittels einer Thränenflut vom böſen und philiſterhaften reinigen wollten, über welcher Thränenflut die Taube der chriſtlichen Liebe ſchweben ſollte, den Oelzweig der Empfindſamkeit im Schnabel, gehörten die meiſten Anhänger Klopſtocks, die Hölty und Miller, die Jakobi und Lavater. Mitten inne zwiſchen den Feurigen und Wäſſerigen hielt ſich eine Anzahl von Schaukelmännern, die bald in Flammen aufloderten, bald in Thränen zerfloſſen. Ein rechter Typus dieſer Fraction war der Gefangene von Hohenaſperg.

Nachdem die drei Beſucher der Feſtung die militäriſchen Förmlichkeiten, welche mit dem Beſchreiten der Thore, Zugbrücken und kaſemattirten Aufgänge verbunden waren, durchgemacht, hatten ſie von dem Kommandanten ohne weitere Umſtände die Erlaubniß erhalten, nach Belieben mit Schubart zu verkehren, deſſen Haft damals aus dem Stadium grauſamer Einkerkerung ſchon lange in das mildere, wenn auch nicht weniger rechtloſe der ſogenannten Feſtungsfreiheit übergegangen war. Raleigh, welcher von Schiller erfahren, daß der Gefangene neben andern Poeteneigenſchaften alten Stils auch die eines perennirenden Durſtes beſitze, hatte dafür geſorgt, daß aus dem Wirthshauſe der Feſtung ein ausreichender Weinvorrath in Schubarts Zelle geſchafft wurde, und unter dem Einfluß dieſes erheiternden Getränkes, mehr aber noch, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, unter dem Einfluß der Freude über das Wiederſehen Millers und Schillers war der gefangene Poet zu jener erhöhten Stimmung gelangt, von welcher wir zu Anfang des Kapitels eine Probe gegeben. Eine weitere kam ſogleich.

Während nämlich die drei Beſucher ihre Gläſer niederſetzten und Miller einen gar bedenklichen Blick auf das offenſtehende Fenſter warf, fuhr Schubart nach dem erwähnten, mit Büchern und Papieren beladenen Tiſch, kramte haſtig in dem Chaos herum, riß endlich ein Papier daraus hervor und ſagte:

„Lieber Schiller, Herzenskerl, ich habe Euch meinen Dank für die Zuſendung Eurer Anthologie noch nicht abgeſtattet, muß es jetzt thun. Habe das Buch geleſen und Reſpekt! ſag' ich. Ha, Euer Feuer hat die Flamme in meinem Herzen, die ich ſchon ganz niedergebrannt glaubte, wieder einmal entzündet. Hört meinen Dank!“

Und ſofort begann er mit Pathos zu leſen:

„Dank dir, Schiller, für die Wonne,
Die deinem Geſang entquoll!
Meines Berges Genius, der Rieſe,
Ein Schöpfer hohen Sangs,
Lauſcht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entſank ſeiner wolkigen Rechten!

Auch ich ſchlang deinen Geſang,
Wie der Langdurſtende
Mit wollüſtig geſchloſſenem Auge
Schlürft aus des Baches Friſche.

Sah nicht des eiſernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!

Hörte nicht Feſſelgeklirr am wunden Arm,
Denn du ſangſt!
Schiller, du ſangſt!

Deiner Lieder Feuerſtrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte ſeinem Wogenſturze,
Hoch empor ſtieg meine Seele
Mit dem Funkengeſtäube
Seiner Flut!“

So ging das Gedicht noch lange fort und allmälig in eine immer ſchwindelndere Höhe hinauf, wo es zuletzt in halb unartikulirten Lauten von Seraphen und Cheruben, von Höllenſchlund, Gnade und Verklärung verklang. Es war eine echt ſchubartiſche Rhapſodie. Die Muſe des unglücklichen Mannes zeigte auch hier, wie nur überhaupt zu oft, ein verſchwommenes Nebelgeſicht, über welches einzelne Silberblicke des Genius hinleuchteten.

Schiller ſaß recht wie auf Nadeln. Dieſe Ovation kam ihm bis zur Lächerlichkeit unpaſſend vor. Er wußte, als Schubart geendigt, nur mit wenigen abgebrochenen Worten die überſtiegene Huldigung als unverdient abzulehnen, und hütete ſich, Raleigh anzuſehen, weil er den Freund ironiſch blicken zu ſehen fürchtete. Miller dagegen fand das Gedicht, weil im Geſchmacke der klopſtock'ſchen Schule gehalten, ganz vortrefflich und lobte es höchlich, worauf Schiller, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, das Geſpräch auf den Dichter des ‚Meſſias' lenkte. Da waren nun Miller und Schubart recht in ihrem Element. Der letztere ſchlug vor, des verehrten Meiſters Geſundheit zu trinken, und nachdem es geſchehen, ſagte er:

„Ihr ſolltet mal meinen Miller erzählen hören, wie er und ſeine göttinger Dichtergenoſſen an Klopſtock ſich heraufbildeten, wie ſie den Hainbund geſtiftet haben, um das alte Bardenthum zu erneuern. Miller, Bruderherz, erzähl' uns davon!“

Der gute Münſterprediger, bei dieſer Erinnerung an ſeine Univerſitätsjahre warm werdend, ließ ſich nicht lange bitten. Es gibt in der Menſchenſeele Saiten, die nie erſchlaffen, ſondern erklingen, ſo oft ſie berührt werden.

Er ſchilderte zuerſt in etwas trockenem Predigerton, wie ſich zu Anfang der ſiebziger Jahre ein Kreis von ſtrebenden Männern und Jünglingen in Göttingen zuſammengefunden, die alle mehr oder weniger poetiſch begabt waren, wie dann aus den Zuſammenkünften von Boie, Göckingk, Voß, Hölty, Klaudius, Bürger, Hahn, den beiden Stolberg und Miller ſelbſt mälig ein förmlicher Dichterbund entſtand, mit feſtgefugter Ordnung, der Hainbund, zu deſſen Schutzpatron Klopſtock gekürt wurde, deſſen Gelübde auf „Religion, Tugend, Empfindung und reinen, unſchuldigen Witz“ lautete und der ſich auf ein (freilich ganz unhiſtoriſches und willkürliches) Ideal von altem Germanenthum ſtützte. Ein kritiſcher Geiſt konnte den patriotiſchen Glauben dieſer Jünglinge, die Schäden der Zeit und des Vaterlandes mit der Panacee klopſtock'ſchen Teutoniſmus heilen zu können, ſehr wunderlich finden. Aber wie Millers Ton von der Wärme ſeiner Erinnerungen allmälig höher und höher gefärbt wurde, klang das alles in ſeiner Erzählung ſo treuherzig, ſo echt deutſch naiv und vertrauensvoll! Seine tiefgemüthliche Ausdrucksweiſe, die das zeitweiſe Hinabgleiten in ſentimentale Weichheit überhören ließ, machte anſchaulich, daß, wenn auch das aus harmloſer Idyllik und idealiſchem Nationalgefühl ſeltſam gemiſchte Beſtreben der Hainbündler, das Poetiſche zu verwirklichen, mißlang und mißlingen mußte, dennoch dieſem Bunde die Anerkennung gebühre, zur Erfriſchung der öffentlichen Meinung, zur Verjüngung deutſchen Sinnes weſentlich mitgewirkt zu haben. Wie edel ſteht, insbeſondere dem anderweitigen wüſten Studententreiben jener Tage gegenüber, dieſer göttingiſche Hainbund da, in deſſen Mitte die lange verſchollen geweſenen Worte: Deutſches Vaterland! Deutſche Nation! Deutſche Sitte! zuerſt wieder als heilige anerkannt wurden.

„Ach, wie wird mir ſo frei und glücklich ums Herz“, fuhr Miller in ſeiner Erzählung fort, „wenn ich an den zwölften September des Jahres 1772 denke. Da gingen wir, Voß, die Seele unſeres Bundes, Hölty und die andern Freunde, noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der ſchönen Natur. Wir fanden im freien Felde einen kleinen Eichengrund und da kam uns allen ſogleich zu Sinne, den Bund der Freundſchaft in dieſem Hain zu beſchwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, tanzten, uns bei den Händen haltend, um den heiligen Baum herum, riefen Mond und Sterne zu Zeugen unſeres Bundes an und gelobten uns ewige Treue. Dann beſchloſſen wir, unſere ſchon vorher feſtgeſetzten Verſammlungen behufs der Vorleſung und Beurtheilung neugefertigter Gedichte und ihrer Eintragung ins Bundesbuch noch regelmäßiger und feierlicher zu halten. — Voß hat nachmals jene Weiheſtunde in einer Ode, betitelt: Die Bundeseiche, verewigt. Daraus klingen mir noch friſch im Gemüthe die Strophen:

Wir, reger Freundſchaft Jünglinge, wandelten
Feldwärts im Mondlicht, und von geeichelten
Laubkränzen all' umhüllt die Scheitel
Fügten wir Bund mit getreuem Handſchlag.

‚Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu ſchaun,
Was gut und ſchön ſei, was zum Aether
Hebe vom Wahn und Gelüſt des Staubes.

Voll ſtiller Ehrfurcht ahn' er die Göttlichkeit,
Die Menſchen einwohnt, weiſeren Alterthums
Anflug (der Freiheit Schwing' erhöht' ihn!)
Merkend in Red' und Geſang und Hochthat.

Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegſam dem Anſehn,
Frank, ein Verächter dem Neid und ſchamhaft!‘

So Wort und Handdruck. Hell aus der ziehenden
Duftwolke blinkt' uns unter dem Aſt der Mond
Und leiſ' herab im dunkeln Wipfel
Säuſelte Klang, wie von Geiſterharfen.

Den zweiten Juli, Klopſtocks Geburtstag, haben wir einmal in feierlicher Bundesverſammlung herrlich gefeiert, wie nur immer unſere Armuth es geſtattete. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geſchmückt. Daran ſaßen wir Bardenſchüler, mit Eichenlaub bekränzt. Obenan ſtand ein Lehnſtuhl für Klopſtock ledig, aber die ſämmtlichen Werke des theuren Mannes darauf, ſein im Geiſte Gegenwärtigſein andeutend. Unter dem Stuhl lag Wielands ‚Idris‘ zerriſſen. Die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den ‚Idris‘ ſtampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein — welchen beizuſchaffen wir manchen Tag trockenes Brot gegeſſen hatten — Klopſtocks Geſundheit, Luthers und Hermanns Andenken und das Verderben des Sittenverderbers Wieland. Wir ſprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, vom deutſchen Vaterland, von Tugendgeſang. Zuletzt verbrannten wir Wielands ‚Idris‘ und Bildniß."

Schubart blickte zur Seite, denn dieſes Autodafé gefiel ihm kaum beſſer, als es Schiller gefiel, der von Wielands Verdienſten um die deutſche Geiſteskultur eine ganz andere Vorſtellung hatte als die einſeitigen Teutonen des Hainbundes.

Der gute Münſterprediger, in ſeine Erinnerungen vertieft, fuhr unbefangen fort:

„Wenn ich an jene Tage weihevoller Freundſchaft und hochfliegender Begeiſterung zurückdenke, kommen ſie mir wie ein ſeliger Traum vor. Wie war es uns heiliger Ernſt mit unſerer Liebe zu allem guten und ſchönen! Wie ſchwärmten wir für den ‚Meſſias', für Oſſian, für das Vaterland, für Tugend und Freundſchaft! Wie lebten wir einer im andern und alle für einen! Noch jetzt bebt mir das Herz vor Wehmuth, wenn ich mich an die ſchmerzlichen Stunden erinnere, wo unſer trauter Kreis allmälig ſich lichtete. Ach, der ſchwerſte Abſchied war der von den Gebrüdern Stolberg, die es nicht verſchmäht hatten, ihr reichsgräfliches Wappenſchild in unſerem Bardenhain aufzuhängen. Was war das für ein Abend voll tiefſter Seelentraurigkeit! Einigen ſah man geheime Thränen des Herzens an — des jüngeren Grafen Geſicht war fürchterlich — die ſchrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beiſammen waren, wer kann die beſchreiben? Die Thränen blieben nach und nach aus. Jetzt ſchlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten und ſuchten uns wehmüthiger zu machen."

Warum nicht gar! dachte Schiller. Er hatte die überſtiegen empfindſame Phaſe der kraftgenialiſchen Periode längſt hinter ſich. Schubart war gerührt oder ſtellte ſich wenigſtens ſo an. Raleigh endlich konnte ein Lächeln über dieſe Erinnerung an exorbitant breiweiche Freundſchaftlerei nicht unterdrücken.

Miller bemerkte es und es wandelte den guten Prediger mit dem Taubengemüthe, der ſeit jenen Scenen thränenſeliger Schwärmerei doch auch ein Jahrzehent älter geworden, halb und halb das Gefühl an, er könnte ſich ein Bißchen lächerlich gemacht haben. So ſagte er denn zu Raleigh:

‚Ich vermuthe, mein werther Herr, die Stimmungen, welche meine Erzählung darlegte, kommen Ihnen ſeltſam und verwunderlich vor.“

„Aufrichtig geſtanden, ja“, erwiderte der Amerikaner. „Wie ſehr ich auch durch die Schilderungen meiner theuren Mutter und meines guten Onkels Bechtold auf die Eigenthümlichkeiten Deutſchlands vorbereitet ſein mochte, dennoch habe ich mich in dieſelben noch nicht ſehr zu finden vermocht. Was ich unlängſt aus dem Munde des originellen Doktor Armbruſter über die Geniewirthſchaft am Hofe von Weimar, was ich andern Ortes über die Seelenkämpfe ausgezeichneter Menſchen in katholiſchen Lebenskreiſen und was ich heute endlich von Ihnen, Herr Münſterprediger, über das Treiben einer vielberufenen Dichtergenoſſenſchaft vernommen habe, das alles macht zuſammen ein Bild von deutſchem Leben aus, welches in meine amerikaniſchen Anſchauungen nicht paſſen will. Jedes Land entwickelt ſich in ſeiner eigenen Weiſe, ſeiner eigenen Natur gemäß, ich weiß es — und ferne ſei es von mir, von dem Heimatlande meiner Mutter gering zu denken — aber, verzeihen Sie mir, meine Freunde, das vermag ich nicht zu verhehlen, daß ich fürchte, Deutſchland werde noch lange, lange Zeit brauchen, bis es dahin kommt, eine Urkunde aufzuſtellen und zu realiſiren, wie ſie unſer Kongreß am 4. Jul 1776 aufgeſtellt und das amerikaniſche Volk ſeither von Tag zu Tag mehr realiſirt hat.“

„Ach“, rief Schubart elektriſirt aus, „die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten!“

Und mit von Enthuſiasmus leuchtendem Geſichte deklamirte er gehobenen Tones die Eingangsſätze des glorreichen welthiſtoriſchen Dokuments, das noch immer und überall jedes nicht in Selbſtſucht und Serviliſmus verholzte Menſchenherz höher ſchlagen gemacht hat. Es übte jetzt auch in dem Dichtergefängniß auf Hohenaſperg ſeine Wirkung, wie damals allenthalben im civiliſirten Europa, und ehe ſich's Raleigh verſah, war er in ein belebteſtes Geſpräch über den Unabhängigkeitskampf ſeines Landes verwickelt. Der Strom ſeiner Erinnerungen riß ihn fort. Er erzählte, wie ſein väterliches Gut am Potomak in der Nähe der Beſitzung der Familie Waſhington gelegen ſei und wie die beiden Familien gute Nachbarſchaft mitſammen gehalten. Da habe er den Mann, deſſen Name der erlauchteſte der modernen Geſchichte werden ſollte, Georg Waſhington, den jetzigen Obergeneral der vereinigten Staaten, ſchon von Kindheit an achten und lieben gelernt. Er ſchilderte des großen Mannes ſtattliche Perſönlichkeit, ſein ernſtes, intelligentes Geſicht, die edle Haltung, das würdevoll ruhige Benehmen, die männliche Anmuth, womit er zu Pferde ſaß, die Lauterkeit ſeiner Seele, ſeinen verſtändigen, in allen Gefahren und Nöthen ſtandhaften Patriotismus. Er malte den begierig Horchenden die Scene aus, wie Abgeordnete des Kongreſſes zu Mount Vernon erſchienen, um Waſhington ſeine Berufung zum Obergeneral anzukündigen, und wie der Erwählte mit Worten einfacher Herzlichkeit ſeinen Entſchluß kundgegeben, die ihm auferlegte unermeßlich ſchwierige Pflicht auf ſich nehmen zu wollen. Da habe er, Raleigh, ſeiner Mutter und ſeinem Oheim die Erlaubniß abgerungen, einen Adjutanten des Obergenerals, der in eiliger Sendung nach Maſſachuſetts hinaufging, in den Krieg begleiten zu dürfen, und dort, vor Boſton, habe er zum erſtenmal in einem Treffen geſtanden.

Das ſei an jenem denkwürdigen 16. Juni 1775 geweſen, an welchem Tag die Engländer, geführt von den Generalen Gage, Howe und Pigot, aus Boſton rückten, um den von der amerikaniſchen Miliz während der Nacht leicht befeſtigten Bunkershügel zu erſtürmen. Praleriſch hätten die Rothröcke geſagt, die rebelliſchen Bauern, ſchlecht bewaffnet und ſchlecht diſciplinirt, wie ſie waren, würden vor ihrem erſten Angriff zerſtieben wie Spreu vor dem Winde. Aber die Schlacht, obgleich die amerikaniſchen Verſchanzungen zuletzt den vereinigten und wiederholten Angriffen der engliſchen Armee und Flotte erlagen, hätte den Feind eines andern belehrt und mit einem furchtbaren Verluſte hätte derſelbe die Einſicht erkauft, daß es mit der Beſiegung der Amerikaner nicht ſo ſchnell und leicht gehen dürfte. Raleigh ſchilderte dann im einzelnen den Gang des Treffens, welches für die Amerikaner die Wirkung eines Triumphes hatte, inſofern es ihnen Selbſtvertrauen einflößte; er beſchrieb das entſetzliche Getöſe der Schlacht, den Donner der Geſchütze, das Platzen der Bomben, das ſcharfe Knallen der amerikaniſchen Rifles, das Geſchrei der Kämpfenden. Er wußte als Augenzeuge und Mithandelnder eine Menge heroiſcher Einzelzüge anzuführen und veranſchaulichte ſeinen Zuhörern die Erſcheinung des hochherzigen Bauerngenerals Putnam, wie derſelbe in Hemdärmeln, mit einem Hieber, der von ſeinen muſkulöſen Schultern herabhing, und mit vom Pulverdampf geſchwärztem Geſicht auf dem Kampfplatz umherritt, überall anweſend, wo Gefahr und Noth am größten war. Tiefergriffen ſchilderte der Erzähler auch den Heldentod des edlen Patrioten Warren, der auf dem Bunkershügel fiel und deſſen Verluſt als ein allgemeines Unglück empfunden und betrauert wurde. Ein Freund hatte ſich bemüht, Warren abzuhalten, daß er ſein koſtbares Leben in dieſer Stunde aufs Spiel ſetze; aber der Treffliche habe ſich zur Antwort ins dichteſte Kampfgewühl geſtürzt, mit dem Ausruf des alten Römers: Dulce et decorum est, pro patria mori.

„Ja“, ſagte Schiller, ſtill erglühend, „ja wohl iſt es ſüß und ruhmvoll, zu ſterben fürs Vaterland! Ach, wie unglücklich müſſen wir Deutſchen bei Anhörung ſolcher Großthaten uns fühlen. Gegen ſolches gehalten, wie ärmlich iſt auch das beſte, was wir thun können. Wir mühen uns ab im Reiche der Träume und kommen nicht dazu, die rettende Brücke zur Wirklichkeit hinüber zu ſchlagen.“

„Nur nicht hoffnungslos!“ tröſtete Miller. „Auch die Stunde wird und muß einſt kommen, wo der Deutſche die hohen Ideale, die er in der Bruſt trägt, zu verwirklichen anfängt.“

„Ich hoffe es“, ſagte Schubart, „und gewiß alle, die es gut meinen mit dem Vaterlande, hoffen es. Aber, liebe Freunde, verhehlen dürfen wir uns nicht, daß die Sonne einer beſſeren, freieren und glücklicheren Zeit wohl erſt unſern Enkeln und Urenkeln aufgehen wird. Ach, daß uns ein Held und Retter erſtünde, welcher den Sumpfdrachen der deutſchen Philiſterei endlich erſchlüge. Dieſer Drache iſt Deutſchlands gefährlichſter Feind. Haben ihn die Sonnenpfeile des Genies, welche ein Leſſing, ein Goethe auf ihn abdrückten, getödtet? Nein, ſie haben dem trägen Ungeheuer kaum den Schuppenpanzer geritzt. Was hab’ ich ſelbſt im Kampfe mit dem ſcheußlichen Gewürm für Leid und Unbill erfahren! Als ich zu Augsburg die erſten Blätter meiner ‚Deutſchen Chronik‘ erſcheinen ließ, hatte ich am Schluſſe der Anzeige geſagt: ‚Und nun werf’ ich mit jenem Deutſchen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und ſpreche: Oh England, von deiner Laune und Freiheit nur dieſen Hut voll!' Gleich ſtand der Bürgermeiſter Kuhn im Senat auf und peroriрte: ‚Es hat ſich ein Vagabund hereingeſchlichen, der begehrt für ſein heilloſes Blatt einen Hut voll engliſcher Freiheit! Nicht eine Nußſchale voll ſoll er haben.' Natürlich wurde der Druck meines Blattes ſogleich unterſagt und mußte ich es in Ulm erſcheinen laſſen. So war die Freiheit einer freien deutſchen Reichsſtadt beſchaffen. Im übrigen iſt das noch eine der mildeſten Quälereien, die mir von ſeiten der deutſchen Philiſterei widerfahren ſind. Ich könnte Dutzende von ärgeren anführen. Aber tiefſtes Herzeleid hat mir doch eine Begegnung zu Kirchheim an der Teck bereitet. Damals, als mich der elende Judas, der Kloſteramtmann Scholl auf wirtembergiſches Gebiet gelockt hatte und ich nach meiner Verhaftnahme in Blaubeuren durch den Major Varnbühler von dieſem im Schlitten nach dem Aſperg geſchleppt wurde, übernachteten wir auf dieſer Jammerreiſe in dem genannten Städtchen. Ich wurde in der Wirthsſtube von ledernen Philiſtern des Ortes bewacht und da raunten ſich meine Wächter laut genug einander in die Ohren: ‚Das iſt der Schubart, der Maleſizkerl! Man wird ihm mal den Grind herunterfegen!' Ich ſah, daß ihnen mein Unglück ordentlich Freude machte. Und auch für ſolche Dreckſeelen hatte ich gekämpft, gelitten, war ich verfolgt und in Banden!“

Der Münſterprediger, dem die Wendung des Geſprächs nicht recht behagen mochte, ſchlug vor, auf den Wall hinauszugehen und ſich an der berühmten Ausſicht von demſelben hinab zu erfreuen. Dem ſanften Miller war alles gewaltſame zuwider, denn von den aufgebauſchten Tendenzen des Hainbundes war ihm nur mehr die empfindſame geblieben.

Sie gingen hinaus und umwandelten den Wall. Der Anblick des in ſommerlicher Fülle zu ihren Füßen ſich ausbreitenden ſchwäbiſchen Unterlandes war prächtig, doch fehlt der Landſchaft das Auge, das Waſſer. Die in geringer Entfernung von einander aufgeſtellten Wachtpoſten gaben zu dem Wort Feſtungsfreiheit einen eigenthümlichen Kommentar ab.

Raleigh konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen, er wäre nicht im Stande, täglich von dem Wall hinab die Freiheit da draußen zu erblicken, ohne Leib und Leben an den Verſuch zu ſetzen, ſie zu gewinnen.

„Ja, das traue ich Ihnen zu, werther Freund“, bemerkte Schubart darauf. „Die Narbe da auf Ihrer Wange gibt Zeugniß, daß Sie etwas, alles ſogar wagen könnten, um nicht eine ſo jahrelange Mißhandlung, wie ich ſie erfuhr und erfahre, ertragen zu müſſen. Aber was wollen Sie, daß ſo ein armes Kerlchen von ſchwäbiſchem Poeten und Muſikus thun ſoll?“

„Ei“, entgegnete Schiller, „ich bin auch nur ein armes Kerlchen von ſchwäbiſchem Poeten, lieber Schubart, aber ich glaube faſt, ich würde es machen wie mein Freund Raleigh.“

„Ja“, ſagte der Gefangene, „Ihr beide ſeid jung und Jugend hat hohen Muth. Aber ich? Ich bin ein gebrochener Mann, bin nur noch eine Ruine. — Seht“, fuhr er fort und deutete auf den Thurm, in deſſen Verließ er zuerſt eingekerkert geweſen, „ſeht, wenn ihr einmal ein Jahr lang da unten geſeſſen hättet, da würde wohl auch euch das beſte Mark in den Knochen vertrocknen. Oh Freunde, ihr wißt nicht und kein

Menſch außer mir kann es ermeſſen, was alles ich auf dieſem verfluchten Fleck Erde gelitten! War ich nicht dieſem wunderlichen Pedanten und Despoten, dieſem Rieger, auf Gnade und Ungnade preisgegeben? War ich nicht wie ein Klumpen Wachs in ſeiner gefühlloſen Eiſenfauſt, die den letzten Reſt von Männlichkeit aus mir herauspreßte? Ach, man wird ſchnell, ſehr ſchnell alt und ſchlecht in einer ſolchen Hölle, deren Beherrſcher zugleich furchtbar und lächerlich war."

Und nun erzählte er in einem aus Ingrimm und Humor ſeltſam gemiſchten Tone von dem kürzlich verſtorbenen General. Rieger, als Kommandant eines Truppenkorps, in welchem die Deſertirluſt epidemiſch graſſirte, war auf allerlei wunderliche Heilmittel dieſer Krankheit verfallen. Er hatte den Soldaten täglich im Feſtungshof zum Tanze aufſpielen laſſen, bis ſie müde zum Umſinken waren; denn, hatte er geſagt, dann laſſen ſie ſich's vergehen, ans Davonlaufen zu denken. Sie mußten aufs Kommando tanzen, gerade wie ſie zum Gaſſenlaufen, Lattenliegen und Krummgeſchloſſenſein kommandirt wurden. Auch zum Komödienſpielen richtete Rieger die armen Teufel ab und da wurde denn Schubart zur Verfertigung von allerlei Schau- und Singſpielen kommandirt. Es wurde auf dem Aſperg eine förmliche Bühne errichtet, deren Schauſpieler Soldaten waren. Auch der Herzog wohnte mitunter den Vorſtellungen bei, aber nie fiel ein Blick der Gnade auf den unglücklichen Dichter, der in dieſer Sklavenfrone ſein Talent vergeuden und, immer auf Kommando, den Fürſten und den General in Prologen lobhudeln mußte, während ſeine geſchändete Feder doch lieber glühende Flüche aufs Papier geſchleudert hätte. Es fehlte bei dieſem Treiben nicht an wahrhaft unglaublichen grotesken Vorkommniſſen. Einmal, zum Geburtstage des Generals, hatte Schubart auf Befehl ein Stück verfertigt, deſſen Prolog mit den Worten anfing: „Edler Rieger!“ Bei Anhörung derſelben klatſchte der General, höchlich erbaut, in die Hände und rief: „Dacapo!“ und abermals mußte der Prologſprecher anheben: „Edler Rieger!“

„Ach, meine Freunde“, ſagte der gefangene Dichter, von ſeiner Erzählung zu wildeſter Empörung der Seele geſtachelt, an die Einfaſſungsmauer des Walles vortretend, „ach, wenn Flüche, in ſchlafloſen Nächten auf thränenbenetztem Lager hervorgeſprudelt, die Luft verfinſtern könnten, wahrlich, ich ſage euch, zwiſchen hier und Stuttgart müßte ſie für alle Ewigkeit verfinſtert ſein. Da hinaus habe ich Verwünſchungen gegen meine Verfolger geworfen, die einen Teufel erbeben machen könnten.“

Der gute Münſterprediger faßte den Aufgeregten beſchwichtigend bei der Hand, aber Schubart machte ſich mit einer Bewegung voll Seelenadel von dem Aengſtlichen los, erhob ſeine Arme und fuhr fort:

„Dir aber, oh mein geliebtes deutſches Land, dir fluche ich nicht, nein, dir nicht! Und wenn mir mit Foltern befohlen würde, dir zu fluchen, die Flüche müßten ſich gleich denen Bileams in der Schrift zu Segensſprüchen wandeln. — Oh Vaterland, Gott weiß, ich habe dich geliebt! Noch ſind ſie nicht alle todt deine freien Biederſeelen; aber ſie ächzen in den Feſſeln des Deſpotiſmus, ſie jammern über das Verderben ihrer Kinder, ſie ſetzen ſich wie Elias unter die Wachholderſtaude und ſprechen: Es iſt genug, ſo nimm, oh Herr, meine Seele zu dir! — Segen über dich! Wann ich verſammelt werde zu meinem Volke — denn auch nach dem Tode und in künftigen Ewigkeiten hoff' ich euer Mitgenoſſe zu ſein, ihr meine deutſchen Brüder — ſo will ich dort noch flehen für dein Heil. Für alle die unzähligen Freuden, die mir deine Sprache, deine Sitten, deine großen Köpfe, deine weiſen Männer, deine ſanften Frauen, deine Kinder, deine Berge, deine Thäler, deine Flüſſe, deine Luft, deine Städte, deine Dörfer, deine Gärten gemacht haben, nimm meinen tauſendfachen Thränendank! Und nun — noch einige Spannen Erde von dir zu meinem Grabhügel — dann leb' ewig wohl!"

Nachdenklich, bewegt, erſchüttert verließen die beiden Freunde mit dem Münſterprediger die Feſtung, jeder damit beſchäftigt, die empfangenen Eindrücke ſich zurechtzulegen.

Unter der Wölbung des Thores ſtand Schiller einen Augenblick ſtill, faßte den Freund am Arme und ſagte laut und nachdrücklich:

„Was auch kommen möge, hier herein — niemals!"

# Zweites Kapitel,

worin auch ein Fluch ausgeſprochen wird, aber nicht in der Weiſ- Bileams, und worin einer etwas, ohne es zu fordern, empfängt, was zu empfangen ein anderer ſich große Mühe gegeben hätte.

„Regimentsfeldſcherer Schiller, Er hat ſich heute Abend um vier Uhr im Schloſſe zu Hohenheim zur Audienz bei Sr. Durchlaucht zu melden.“

Der Regimentschef, General Augé, ſprach das ſo kalt unfreundlich, wie er ſonſt dem Dichter gegenüber, den er wohl leiden mochte und dem er manches nachſah, nicht zu ſprechen pflegte. Der ominöſe Befehl wurde dadurch noch ominöſer. Aber vollzogen mußte er werden, da half nun ſchon nichts dagegen.

So ſtieg denn Schiller nachmittags die ſteile Steige nach Degerloch hinauf und wandte ſich von dieſem Ort aus linkshin nach Hohenheim hinüber.

Seine Stimmung auf dieſem Gange war um ſo düſterer, als er, von den Nachwehen einer heftigen Grippe noch nicht befreit, auch körperlich leidend war. Wir ſagen „auch“, denn ſein Geiſt litt noch mehr. Sein Gemüth war voll nagender Unruhe.

Verſchiedene Begegniſſe hatten ihm in letzter Zeit die Seele verwirrt und getrübt.

Die Abreiſe Raleighs, der einen Abſtecher in die Schweiz machte und von dort nach Amerika heimkehren wollte, hatte eine ſchwer empfundene Lücke in dem Daſein des Dichters verurſacht. Er hatte ſich ſo ſehr an den trefflichen Freund gewöhnt, daß ihm jetzt deſſen Gegenwart auf Schritt und Tritt mangelte, und das Gefühl dieſes Verluſtes wurde noch peinlicher dadurch, daß er überzeugt ſein mußte, William habe — obgleich derſelbe ſeit jener Scene unter der Kloſterlinde von Lorch ſeine frühere männliche Ruhe und Faſſung wieder vollſtändig gewonnen zu haben ſchien — eine tiefe Herzenswunde aus dem alten Schwabenlande mit fortgetragen.

Mitten in der ſchmerzlichen Aufregung über das Scheiden des Freundes hatte er mit Eifer nach einem ihm gebotenen Mittel der Zerſtreuung gegriffen. Die Frau von Wolzogen, welche ihm ein mütterliches Wohlwollen bezeigte, hatte den Wunſch geäußert, einer Darſtellung der ‚Räuber‘ beizuwohnen. Auch Schillers Hauswirthin, die Frau Hauptmännin Viſcher, wollte mit von der Partie ſein, und ſo wagte er zum zweitenmal, ohne einen Urlaub nachzuſuchen, deſſen Verweigerung er vorausſah, nach Mannheim zu gehen. Dieſe mit den genannten beiden Damen unternommene Reiſe hatte ihm viel Genuß bereitet, aber die Nachwirkungen derſelben waren nur um ſo bitterer. Er hatte ſich abermals von dem gewaltigen Eindruck ſeines Stückes auf das Publikum überzeugt und durfte ſich ohne Scheu einem erhöhten Selbſtgefühl überlaſſen. Mannheim und die ganze Pfalz hatte ihm bei dieſem Beſuch noch beſſer gefallen als beim erſten. Es ſchien ihm dort eine mildere Luft zu wehen als daheim. Er hatte wahrzunehmen geglaubt, daß dort ein Hauch griechiſcher Lebensheiterkeit die Gemüther durchziehe und ſie empfänglich mache für die Offenbarungen des Schönen durch die Poeſie. Die Fernen ſtehen ja ſtets verklärt. Der Gedanke war in ihm aufgeſtiegen, die Heimat zu verlaſſen, welche nun einmal doch ſeinem Talente weder Licht noch Raum zur Entwickelung gewähren wollte, und ſich in der Pfalz eine neue, ſeinem ganzen Weſen mehr zuſagende Exiſtenz zu gründen. Er hatte darüber mit dem Freiherrn von Dalberg, dem Leiter des kurfürſtlichen Theaters zu Mannheim, geſprochen. Er hatte demſelben ſeine ganze Lage aufgedeckt, hatte auf ſein der Vollendung entgegengehendes zweites Trauerſpiel, auf den „Fiesco" hingewieſen, hatte angedeutet, er würde auch ſeinem Berufe als Arzt mehr Geſchmack abgewinnen können, falls er denſelben als freier Mann in der Pfalz ſtatt in der ſoldatiſchen Zwangsjacke in Stuttgart ausübte. Er hatte in Dalbergs Blicken, in Dalbergs Händedruck reges Mitgefühl und unverhohlene Billigung ſeiner Abſichten zu erkennen gemeint; aber er wußte nicht, daß der Freiherr eine jener ſchwankenden Gönnernaturen war, deren Eitelkeit es zwar höchlich kitzelt, wenn ſie ſich den Anſchein geben können, ein Talent „entdeckt" zu haben und zu „protegiren", die jedoch ſich ängſtlich davor hüten, ihre Protektion ſo weit zu treiben, daß ſie ſich dadurch irgendwie kompromittiren könnten. Wenn daher Schiller im Drang ſeiner Seele gegen Dalberg äußerte, er lege ſein ganzes Schickſal vertrauensvoll in die Hände deſſelben, ſo bewies er eine Naivität, deren hochgeſpannte Erwartungen bald genug getäuſcht werden ſollten.

Bei ſeiner Zurückkunft aus Mannheim, als zu ſeinen

Sorgen noch körperliches Unwohlſein gekommen war, hatte er mißmuthige Vergleichungen zwiſchen jener Stadt und Stuttgart angeſtellt. Dort war er der gefeierte Dichter geweſen, hier war er wieder der unbeachtete oder gar der gehudelte Feldſcherer, gegen knappen Sold zum Mitmachen von allerlei militäriſcher „Alfanzerei“ gezwungen. Ging er nach der Solitude hinauf, ſo fehlte es von ſeiten des Vaters nicht an ſtrengen Vorhalten und Verweiſen, und wenn er gegenüber der Mutter in ſeiner Ungeduld ein Wort davon verlauten ließ, daß er ſich, koſte es, was es wolle, ſeiner ſchwäbiſchen Feſſeln entledigen müſſe und werde, ſo verſtand zwar die Gute den Mißmuth des Sohnes beſſer als der Vater, aber ſie wußte ihn doch nur unter Thränen zu ermahnen, ſich in Geduld zu faſſen und ihr nicht dadurch das Herz zu brechen, daß er ſich ins Unglück ſtürze. Am beſten wußte das ganze Peinliche ſeiner Stellung ſeine gemüthsſtarke und tieffühlende Schweſter Chriſtophine zu würdigen. Das edle Mädchen, welches dem von ihr gränzenlos geliebten Bruder in Geſichtszügen und Charakter ähnlich war, hatte ihm unlängſt zur Antwort auf ſeine Klagen das muthige Wort geſagt: „Lieber Fritz, die Welt iſt weit und ihr Männer habt vor uns den unermeßlichen Vortheil voraus, überall zu Hauſe zu ſein.“ Das war ein beſſerer Troſt geweſen, als er bei den Sympoſien der „Bande“ im Ochſen holen konnte. Er fühlte ſich dem burſchikoſen Treiben nachgerade entwachſen. Seine Erlebniſſe in Mannheim, ſein Umgang mit Raleigh und dem Sammetdoktor, ſein Ausflug ins Oberland, ſeine literariſche Korreſpondenz hatten ihm allmälig den Blick in größere und bedeutendere Verhältniſſe geöffnet und bei dieſen erweiterten Anſchauungen kam ihm das kraftgenialiſche

Treiben ſeiner akademiſchen Freunde mitunter ſchon recht ſchal und unerſprießlich vor.

Zu alledem geſellte ſich noch die mißliche Geſtaltung ſeines Verhältniſſes zu ſeinem fürſtlichen Landesherrn und Gebieter, in welchem er gewiſſermaßen auch ſeinen Erzieher anerkennen mußte. Die Erziehung des Dichters war allerdings nicht ſehr nach den Wünſchen des hohen Pädagogen ausgefallen und man konnte auch nicht ſagen, daß der Herzog ſich ſehr angegriffen habe, Schiller bei deſſen Austritt aus der Akademie eine Stellung zu verſchaffen, welche den Verſprechungen entſprochen hätte, die er den Eltern des Dichters ſeiner Zeit gemacht hatte. Deſſenungeachtet iſt es wahr, daß Karl dem jungen Stürmer noch einige Zeit nicht nur mit Aufmerkſamkeit, ſondern auch mit Theilnahme zuſah. Das titaniſche Genie ſeines Zöglings konnte und wollte er freilich weder verſtehen noch ſchätzen, aber dennoch ſchmeichelte es ſeiner Eitelkeit nicht wenig, daß auch ein Poet aus ſeiner Akademie hervorgegangen. Hätte ſich der arme Poet nur nach der Schnur des herzoglichen Geſchmackes ziehen laſſen! Aber daß Schiller ſeine eigenen Wege ging, das mußte dem deſpotiſchen Sinne des Fürſten, der für die allwärts ſich kundgebenden Freiheitsregungen unter den Völkern weder Auge noch Ohr hatte, ein Gräuel ſein. Sein Mißfallen, ſchon durch die Tendenz eines Stückes, wie die „Räuber“ waren, höchlich erregt, war kürzlich noch geſteigert worden durch verſchiedene Gedichte in der Anthologie, die nicht nur die ſchiller'ſche Chiffre Y führten, ſondern die volle Signatur vom Geiſte des Dichters der „Räuber“ trugen. So hatte insbeſondere die zornſprühende Ode „Die ſchlimmen Monarchen“ dem Herzog wie Hochverrath und Rebellion geflungen. Außerdem hatten allerlei Zuträgereien und Hetzereien den Fürſten mit den zwei ohne Urlaub unternommenen Ausflügen des Dichters nach Mannheim, ins „Ausland", und mit noch anderem bekannt gemacht, was ſeinen Zorn reizte. Daher meinte er denn, es ſei hohe Zeit, einzugreifen und dem jungen Tollkopf von Poeten zu zeigen, wer ſein Herr und Meiſter ſei. Um dem Herzog gerecht zu werden, muß man ſagen, daß er ſich zu ſolchem Eingreifen nicht allein berechtigt, ſondern auch verpflichtet glaubte. Er handelte dabei ganz genau nach den Grundſätzen des ſogenannten patriarchaliſchen Deſpotismus, welcher von den Rechten der Perſönlichkeit keine Vorſtellung hatte. Zu keiner Zeit noch ſind die Forderungen individueller Freiheit und die Anſprüche abſoluter Deſpotie ſo nahe und unvermittelt neben einander oder einander gegenüber geſtanden wie im achtzehnten Jahrhundert. Maßloſigkeit hüben und drüben.

Wir brauchen nicht zu ſagen, daß der Gang nach Hohenheim für Schiller ein ſchwerer war. Er ahnte, was die Vorladung zu bedeuten habe; er ſah einen Sturm fürſtlichen Zornes und fürſtlicher Ungnade voraus und er zeichnete ſich ein Benehmen vor, welches die dem Herzog ſchuldige Ehrfurcht einhalten ſollte, aber ohne Selbſterniedrigung. Der Dichter hatte ſich ſchon zu ſehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, ſein Heimatland mit dem Rücken anzuſehen, als daß er gewillt geweſen wäre, ſich irgendwie zu erniedrigen, um ſich in Wirtemberg eine erträgliche Exiſtenz zu ſchaffen. Trotzdem ging er der Audienz, zu welcher er kommandirt worden, nicht ohne lebhaftes Bangen entgegen. Wußte er doch, daß Karl in den Paroxyſmen ſeines Jähzorns noch immer der ärgſten Gewaltſamkeiten fähig wäre.

Auf dem ſtillen Landſitze des Fürſten angekommen, meldete er ſich, wie ihm befohlen worden, auf der Adjutantur, erhielt aber aus dem herzoglichen Kabinette den Beſcheid: „Soll warten bis zum Abend.“ Da er ſo noch mehrere Stunden vor ſich hatte, ging er in den Park, welchen Bau- und Gartenkunſt im Verein zu einer der großartigſten Anlagen dieſer Art in Europa gemacht hatten. Der ſinnreichſte Wechſel von Erfindungen der Architektur, Skulptur und Hortikultur breitete ſich vor der herrlichen Façade des Schloſſes auf einer weiten, ſanftgeneigten Fläche aus, bis hinüber zu dem Dorfe Plieningen und noch weiter, ſo weit, daß man ſich der Täuſchung überlaſſen konnte, nur die fern herüberblauenden Berge der ſchwäbiſchen Alp bildeten die Gränzmarken dieſer prächtigen Gärten.

Der Dichter hätte müſſen keiner ſein und die Elaſtizität der Jugend ſchon verloren haben, wenn er nicht im Genuſſe des ſchönen Sommerabends in ſolcher Umgebung die bedrohliche Urſache ſeines Hierſeins ſo ziemlich vergeſſen hätte. Er ließ die Reize des Ortes zuletzt ganz unbefangen auf ſeine Sinne und ſein Gemüth wirken. Er fand, daß dieſes Hohenheim, welches die Idyllik einer großbäuerlichen Landwirthſchaft mit allen Launen fürſtlicher Prachtliebe vereinigte, eine ſehr eigenthümliche Schöpfung ſei, eigenthümlich auch darin, daß alle dieſe Pracht ſich doch gewiſſermaßen ganz prunklos darſtellte und bei Abweſenheit alles höfiſchen und militäriſchen Getümmels und Wirrwarrs die Weihe ländlicher Stille und Einſamkeit trug.

In jene vagen Träumereien verſenkt, aus deren Nebelhüllen hervor oft plötzlich Gebilde voll Größe oder Anmuth vor das Dichterauge treten, hatte ſich Schiller in entferntere Partieen des

Parkes verloren und ſchon hatte Phöbus, nach dem ſchönen Ausdruck eines altengliſchen Poeten, Lebewohl geſagt an Blatt und Blüthe, als er ſich des Zweckes ſeines Hierſeins wieder erinnerte. Die Mondſichel hing ſilbern im leichten Sommernachtgewölke und machte den Dichter auf die vorgerückte Abendzeit aufmerkſam. Er erſchrak und ging eilends dem Schloſſe zu.

Wie er aber, bei demſelben angelangt, die Façade entlang auf das Portal zuſchritt, deſſen Säulenſchäfte den großen, nach den Gärten hinausſchauenden Balkon tragen, machten ihn Sprachlaute, welche von dort herabklangen, ſtilleſtehen. Er unterſchied die Stimme des Herzogs und eine weibliche, die ihm ebenfalls bekannt vorkam. Oder war das nur eine Täuſchung? Gewiß, es konnte nur eine ſolche ſein, und doch — eine dritte Stimme, gleichfalls die einer Frau und dem Dichter auch bekannt klingend, miſchte ſich von Zeit zu Zeit beſchwichtigend in den Streit der beiden andern.

Denn um einen Streit handelte es ſich.

Der Dichter, von einer natürlichen Neugier getrieben, näherte ſich dem Balkon ſo weit, daß er das Geſpräch deutlicher vernehmen konnte.

Der Park lag ruhig in der Mondlichtdämmerung. Im Schloſſe war auf der Gartenſeite nur da und dort ein Fenſter erhellt. Ueberall herrſchte Stille, ſo daß man in den Gärten die Springbrunnen rauſchen, die Nachtigallen ſchlagen, die Grillen zirpen hörte. Aber mit dieſem Frieden der Natur ſchien das Geſpräch, welches in dem runden Salon, der auf den Balkon hinausgeht, geführt wurde, nicht zu harmoniren. Es mußte im Gegentheil dort ſtürmiſch hergehen.

Wenn der lauſchende Dichter ſeine Augen über das Blätterwerk von wilden Weinpflanzen erhob, deren Ranken an den Säulen empor ſich wanden und droben die ſteinerne Bruſtwehr des Balkons unter der grünen Fülle ihres Laubwerkes verſchwinden ließen, ſo konnte er auf den weißen Seidengardinen der hohen Thürfenſter einen von dem Kerzenlichte drinnen verurſachten ſchwarzen Schatten hin und her gleiten ſehen, wie von einer in dem Gemache heftig auf und ab wandelnden Perſon. Er hörte auch, denn der Flügel einer der Fenſterthüren ſtand halb offen, den ſchweren Tritt eines geſtiefelten Männerfußes und erkannte darin das Auftreten des Herzogs.

Aber er hörte noch mehr.

„Ich ſag', das iſt Wahnwitz, purer Wahnwitz!“ rief droben der Fürſt aus. „Alberne Romane haben dir den Kopf verrückt, thörichtes Kind! Aber ich werde dafür ſorgen, daß du kurirt wirſt. Ja, das werd' ich, verlaß dich darauf. Und zum erſten verbiet' ich dir jetzt, weiter zu reden. Ich ſag', du ſchweigſt, hörſt du?“

„Sie haben mir nichts mehr zu verbieten, noch etwas zu gebieten“, entgegnete eine Altſtimme, die, obgleich offenbar im höchſten Affekt ſprechend, dennoch ſeelenvollſten Klanges war. „Sie ſind ſchon lange nicht mehr mein Herr. Die Sklavin hat die Feſſeln Ihrer Launen, Ihrer Gunſt oder Ungunſt zerriſſen. — Ich bin frei wie die Luft!“

„Wie eine Närrin, willſt du ſagen.“

„Oh, ich weiß, man wird immer närriſch geſcholten, wenn man den Tyrannen die Wahrheit ſagt.“

Ein zorniges Aufſtampfen des Herzogs machte den Horcher drunten auf die Gefahr ſeiner Lage aufmerkſam. Wie, wenn der Fürſt einen Blick durch die halboffene Glasthüre warf und den Lauſcher bemerkte, der eine ſo verfängliche Unterredung mitanhörte? Die altwirtembergiſche Unterthanenangſt, noch erhöht durch ein Gefühl der Scham über ſeine Horcherei, bemächtigte ſich des jungen Mannes ſo gewaltig, daß er auf den Fußſpitzen über den freien Raſenplatz vor dem Balkon hinweglief und dann in die erſte beſte Allee hineinſtürmte, geflügelten Laufes, als wäre der Feind hinter ihm.

Während ſo der Poet durch ein Labyrinth von Boſketten, Alleen, Blumenbeeten, Gewächshäuſern, griechiſchen Tempeln, römiſchen Bädern, Grotten und Einſiedeleien hinfloh, belauſchte nur noch der Mond den Fortgang der eigenthümlichen Scene in dem Balkonzimmer.

Die klangvolle Altſtimme ſagte wieder:

„Mein Auftrag iſt erfüllt. Herzog von Wirtemberg, ich habe die Beſtellung, die mir meine arme Mutter hundertmal aufgetragen, die ſie mir, als die mörderiſche Kugel ſie getroffen, noch mit röchelnder und im Tode brechender Stimme in die Seele prägte, treulich ausgerichtet. Ich habe den Fluch Ihres Opfers in Ihre Ohren geſchmettert und, ich ſehe es an Ihrer Wuth, er haftet in Ihrer Bruſt. Mögen Sie es verſuchen, darüber zu lachen, wenn Sie es können. Und wenn Sie es verſuchten, von der eiſigen Höhe Ihrer eingebildeten Unverletzlichkeit herab, und wenn Sie zu dieſer Stunde ſich ſagten: Die Rachegöttin ſchläft! — dennoch wird eine andere Stunde kommen, wo ſie ihr Erwachen furchtbar Ihnen kundgibt. — Oh, es iſt ſo leicht, im Deſpotentaumel der Allmacht Frevel auf Frevel zu häufen. Aber früher oder ſpäter, in der Helle des Tages oder im Grauen der

Nacht, richtet ſich doch das Gewiſſen, der bleiche Mahner, in lautloſer Schrecklichkeit vor dem ſtolzen Sünder auf und ſeines geſpenſtigen Fingers Deuten macht den Rauſch der Sicherheit zerſtieben. — Ah, das Gewicht meiner Worte erdrückt Sie? Vergeblich iſt Ihr Bemühen, mir Ihr Beben zu verbergen. Hinter der rothen Maske Ihres Zorns erblicke ich Ihre blaſſe Seelenangſt. — Oh, meine Mutter, du biſt gerächt!"

„Wahnſinniges Geſchöpf!" ſchrie der Herzog wüthend auf. „Was hindert mich, dich zu Staub zu zermalmen?"

Zugleich hörte man ein Geräuſch wie von einem gewaltſam zu Boden geſchleuderten Geräthe und dann den Ton einer mit wüthender Haſt gezogenen Glocke.

In dieſem Augenblicke wurde die Balkonthüre aufgeriſſen. Eine weibliche Geſtalt ſtürzte heraus, ſchwang ſich mit Gedankenſchnelle über die Baluſtrade, glitt mit der Behendigkeit eines Eichhorns an dem Weinrankengewinde einer der Säulen herab, flog über den Raſenplatz hinweg und hatte ſich ſchon in dem Baumdunkel des Parkes verloren, als der Herzog an die Bruſtwehr des Balkons vereilte.

„Die Raſende!" rief er mit halberſtickter Stimme aus. „He, hollah, Trabanten, Läufer! Wo ſind die Leute vom Dienſt? Alles ſoll mit Fackeln in den Park!"

„Nicht ſo, gnädigſter Herr", ſagte eine Frau, die hinter den Fürſten getreten war und ihm jetzt beſchwichtigend die Hand auf die Schulter legte. „Warum einen Eclat machen? Was ſollten die Leute denken? Das offenbar halb verrückte Kind kann Ihnen nicht entlaufen, wenn man in aller Stille den Beamten der umliegenden Bezirke die nöthigen Befehle zukommen läßt."

Der Herzog wandte ſich heftig um, aber er ſah in die Augen der Gräfin von Hohenheim, die ſtets einen ſänftigenden Zauber auf ihn übten.

„Du haſt Recht, Franziska“, erwiderte er. „Ich will ſogleich die nöthigen Ordres ausfertigen.“

Dann fuhr er ſich mit der Hand über das Geſicht und fügte faſt tonlos hinzu:

„Das war eine üble Stunde. Das Mädchen blickte wie eine Furie — wie — doch, bah, fort damit!“

„Aber warum ſich überhaupt weitere Ungelegenheiten mit dem Wildfang machen?“ fragte die Gräfin. „Haben Sie, mein theurer Herr und Gebieter, nicht die leidige Erfahrung machen müſſen, daß alle Ihre Güte und, ich darf es wohl ſagen, auch die meinige an eine Undankbare weggeworfen war? Und nun vollends dieſe Scene!“

„Ja, es war affreus. Der ſinnloſeſte Undank!“

„Am Ende wäre es das klügſte geweſen, ſie damals mit dem Venetianer laufen zu laſſen.“

„Nein und abermals nein! — Sie muß pariren lernen, ich ſag', ſie muß! Ich will ſie bändigen, ich ſag', ich will!“

Inzwiſchen hatte ſich Schiller von ſeinem paniſchen Schrecken wieder erholt. Indem er ſich im Gewinde der Alleen zu orientiren ſuchte, kam ihm ſeine Flucht ſo lächerlich vor, daß er bei ſich gelobte, von dieſem Abenteuer die „Bande“ nichts erfahren zu laſſen, denn er glaubte ſchon Peterſens und Kapffs ſchlechte Witze über ſein „Auskneifen“ zu hören. Er ſchlug den Rückweg nach dem Schloſſe ein, deſſen erleuchtete Mittelfenſter in der Ferne durch die dunkeln Baumgruppen ſchimmerten.

„Es wird die höchſte Zeit ſein, den Kelch dieſer Audienz zu leeren, welcher ja doch kaum an mir vorübergehen dürfte“, brummte er in ſich hinein und beſchleunigte ſeine Schritte.

Plötzlich ſtand er überraſcht. Beim Heraustreten aus einem dichten Boskett ſah er in dem bleichen Mondlicht eine weibliche Geſtalt gerade auf ſich zueilen.

Ein gegenſeitiger Ruf des Erſtaunens entfuhr ihm und der Kommenden im gleichen Augenblick.

„Lauretta!“

„Schiller!“

Sie kam raſch auf ihn zu und ergriff ſeine ihr dargebotene Hand.

Ihre Augen leuchteten, in vom eiligen Gehen losgebundener Ueppigkeit fielen ihre prächtigen Haare an den glühenden Wangen auf die marmornen Schultern und den herrlichen Buſen nieder, deſſen ungeſtümes Klopfen ſeine leichte Hülle verrätheriſch halb verſchoben hatte.

„Ihnen, mein Freund, muß ich hier noch begegnen?“ ſagte ſie mit geflügelter Zunge. „Was thun Sie hier?“

Er konnte nur ſagen: „Ach, Lauretta!“ und blickte ſie dabei vorwurfsvoll an.

„Ah, ich verſtehe Sie“, ſagte ſie hochaufathmend. „Sie zürnen mir, weil ich in Gotteszell nicht auf Ihr und des Ritters aus Atlantis rettendes Erſcheinen gewartet habe? Aber das Warten iſt nun einmal nicht meine Liebhaberei. Vollends in dieſem Augenblicke nicht! Daher nur noch ein Wort. Ich habe ſo eben eine Miſſion erfüllt, die ich erfüllen mußte. Jetzt ſchüttle ich den Staub dieſes Landes von meinen Füßen, hoffentlich für immer. Und Sie, Poet, ſollten das auch thun, hören Sie! Hier, unter dieſer pedantiſchen Tyrannei, gedeihen Ihre Ideale nicht. Weg mit dieſer garſtigen Livree, die Ihre Geſtalt verunſtaltet, weg mit dem altwirtembergiſchen Zopf! Sie, gerade Sie, mein Freund, bedürfen der Luſt der Freiheit, um zu wachſen. Wollen Sie Ihren Genius unter dem Druck von all dieſem ärmlichen Kram verkümmern laſſen? Nein! Dem wagenden Sinne gehört die weite Welt und auch dem Dichter gehört ſie. Seine wahre Heimat iſt überall und nirgends, ſein Wohnſitz nur das Univerſum. Leben Sie wohl und Glück auf!“

Sie zog ihre Hand aus der ſeinigen und wandte ſich, zu gehen.

Aber plötzlich kam ſie noch einmal zurück. Von traumhaft ſeliger Ueberraſchung durchſchauert, fühlte er ihre Arme um ſeine Schultern ſich ſchlingen, ihre Bruſt an der ſeinigen pochen, ihren Kuß auf ſeinen Lippen brennen und — weg war ſie.

Das war gekommen und gegangen wie ein Blitz.

Er ſpähte umher, er lauſchte, aber der ſchöne, wilde Flüchtling war ſpurlos verſchwunden und nur die Waſſerkünſte rauſchten eintönig durch die Stille der Nacht und wie drohend befehlend ſchimmerten die Lichter vom Schloſſe herüber.

## Drittes Kapitel.

Eine Stunde der Entſcheidung. — Fürſt und Dichter. — „Er war in die Demoiſelle verſchoſſen, Er Hanns Narr?“ — Von einem Skandal und von einem Wechſelbalg. — Der Genius und die Gewalt. — Herzog Karls Poetik und Politik. — Wie einer nachträglich für einen empfangenen Fauſtſchlag quittirt. — „Schreib' Er keine Komödie mehr, bei meiner Ungnade, bei Feſtungsſtrafe!“

„Soll kommen!“ hatte der Herzog dem Offizier vom Dienſt geſagt, welcher ihm gemeldet, daß der Regimentsfeldſcherer Schiller von Augé's Grenadieren noch immer auf Audienz warte.

„Bös Wetter, ſchüli*) bös Wetter, Herr Doktor. Nehmen Sie ſich in acht!“ flüſterte der Hoftürke, Melchior Thut aus Glarus, ein Rieſe, der ſieben Fuß und ſechs Zoll hoch in ſeinen Schuhen ſtand und ebenſo gutmüthig als lang war, unſerem Dichter zu, als dieſer die prachtvolle Treppe heraufgekommen und in die Vorhalle zum Balkongemach getreten war.

Damit ſchlug der Koloß vom Fuße des Glärniſch den Vorhang vor der Flügelthüre zurück, öffnete dieſe und ließ den

---

*) Abſcheulich

Gewarnten eintreten. Dann ſchloß er hinter demſelben geräuſchlos die Thüre und brummte in ſeinen Türkenbart: „Ein jung hitzig Blut und drinnen der Herr, der einen extraordinäri Zornrabbel hat, bi Gott, das iſt wie Stahl und Stein. 's wird Funken geben, bim Eid!“

Es gab Funken.

„Was will Er?“ herrſchte dem eingetretenen Poeten Herzog Karl entgegen, der in ſeiner Aufregung für einen Augenblick vergeſſen haben mochte, daß er gerade vorhin den Eingetretenen herbefohlen hatte.

Schiller näherte ſich ſeinem Landesherrn ehrfurchtsvoll, aber ohne ſklaviſche Furcht. Der Herzog, man muß es ihm zu ſeiner Ehre nachſagen, hatte die Zöglinge ſeiner Akademie gewöhnt, offen und frei mit ihm zu reden. So verblüffte der barſche Empfang den Dichter nur momentan. War doch auch er in hocherregter Stimmung. So that er denn ſeine drei Verbeugungen ab und entgegnete:

„Gnädigſter Herr, ich bin zur Audienz bei Ew. Durchlaucht kommandirt.“

Der Dichter konnte Zeit ſeines Lebens nie an dieſe Stunde zurückdenken, die für ihn eine Stunde der Entſcheidung war, ohne daß ihm das Herz ſtärker geklopft hätte. Die Umſtände der Audienz prägten ſich ſeinem Gedächtniß in allen ihren Einzelnheiten unverwiſchbar ein. Er hat dankbar anerkannt, daß insbeſondere die Gegenwart der Gräfin von Hohenheim den Muth, welchen er bei dieſer verhängnißvollen Unterredung entwickelte, aufrecht erhielt. Wie ſie ſo daſaß auf den rothſeidenen Polſtern des vergoldeten Kanapees in ihrem weiten Reifrock mit ſchlanker

Taille, mit ihrer hohen gepuderten Friſur, auf der hoch oben eine gelbe Bandſchleiſe wie ein Kanarienvogel klebte, iſt ihr Bild mit den anmuthigen und wohlwollenden Zügen ſeiner Erinnerung nie entſchwunden.

Herzog Karl, im einfachen Hauskleid, ging mit auf den Rücken gelegten Händen und heftig auftretend auf dem blanken Parkett des Salons hin und her. Sein Gebärdenſpiel war energiſch, ſein Ausdruck decidirt, wie immer. Aber ſein Blick und das ungewöhnlich raſche Herausſtoßen der Worte zeigten hinlänglich, daß der Hoftürke Thut guten Grund gehabt, von böſem Wetter zu reden.

„Hör' Er", begann der Herzog nach einer Weile wieder, „ich hab' Ihn herbefohlen, damit Er ſich verantworte."

Dabei ſah er den Dichter von der Seite an und ſetzte ſeinen Gang nicht aus.

„Ew. Durchlaucht", lautete Schillers ehrerbietige, aber feſte Antwort, „eine Verantwortung ſetzt eine Anſchuldigung voraus. Wie dieſe laute, weiß ich nicht, aber ich bin mir keines Unrechts bewußt."

„So? Ei, ja wohl! Er iſt wohl ſo unſchuldig wie ein neugebornes Kind, nicht wahr?"

Ein neckiſcher Dämon mußte ſeine Hand im Spiele haben, daß ſich Schiller ganz unwillkürlich das Wort auf die Lippen drängte:

„Gnädigſter Herr, ich erhebe mich nicht: wir ſind Sünder allzumalen."

Die Gräfin von Hohenheim entfaltete raſch ihren Fächer und fuhr damit vors Geſicht. Sie mochte ein Lächeln verbergen wollen.

Der Herzog war jedoch nicht in jener Laune, wo er ſich einen Scherz gefallen ließ. Er warf dem Dichter einen Blick zu, welcher denſelben ſehr an ſeine Stellung erinnerte, und ſagte:

„Was da? Ich glaube gar, Er iſt impertinent genug, mit mir ſpaßen zu wollen. Laß Er ſich das vergehen, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin. Wir ſind jetzt nicht in der Akademie, wo ſich in neuerer Zeit ein dummdreiſt jokoſer Ton eingeniſtet hat, den ich auszufegen wiſſen werde.“

Was ſich doch die Menſchen für Illuſionen machen, auch die Fürſten. Herzog Karl wußte nicht, daß in ſeiner Akademie ein Ton großgewachſen, mit dem nicht mehr ſo leicht fertig zu werden war. Sollte er doch ein paar Jahre ſpäter die ſchmerzliche Erfahrung machen, daß eine Rede im alten Stil, die er an die Karlsſchüler hielt, von dieſen ihm ins Angeſicht förmlich ausgepfiffen wurde.

Den Herzog ſchien jedoch in dieſem Augenblick ein anderer Gegenſtand viel angelegentlicher zu beſchäftigen als Schillers wirkliche oder angebliche Verſchuldigungen. Er durchmaß mit verdoppelt raſchen Schritten das Gemach und warf, ohne ſtillzuſtehen, dem Dichter plötzlich die Frage zu:

„Hör' Er, hat Er die Demoiſelle Lauretta gekannt, die — die in der Ecole ſich befand?“

Dem Dichter rieſelte es kalt den Rücken herauf. Das Terrain, auf welches der Herzog ſo mit einmal hinübergeſprungen, war ein ſehr verfängliches.

„Ew. Durchlaucht“, erwiderte er nach einigem Bedenken, „ja, ich hatte und habe die Ehre, Demoiſelle Lauretta zu kennen.“

„Wo und wann hat Er das Mädchen zuletzt geſehen?"

Schiller ſtand auf glühenden Kohlen. Aber das Wahrheitsgefühl ſeiner Seele hielt ihn bei dem Entſchluſſe feſt, auch hier, wie bei dieſer Unterredung überhaupt, ſtreng bei der Wahrheit zu bleiben, und ſo verſetzte er:

„Vorhin im Park, gnädigſter Herr."

„Vorhin im Park? Wie ging das zu?"

„Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich war unbeſchreiblich überraſcht, Fräulein Lauretta plötzlich zu begegnen."

„Was ſagte ſie Ihm?"

„Sie ſagte mir Lebewohl, gnädigſter Herr."

„So? — Wie hat Er denn überhaupt die Bekanntſchaft der Demoiſelle gemacht?"

„Auf einer Redoute, zu welcher ich als Begleiter des Fräuleins kommandirt zu werden die Ehre hatte."

„Und daraus leitete Er das Recht ab, der Demoiſelle ins Ausland nachzuſtreichen, nach Gmünd?"

„Ew. Durchlaucht, dies that ich aus Freundſchaft für William Raleigh aus Amerika. Auch hatte ich Urlaub von meinem Regimentschef."

„Er wollte am Ende gar Seinem Freunde, dem Amerikaner, das Mädchen entführen helfen, nicht wahr? Wußte Er denn nicht, daß die Demoiſelle auf meinen Befehl in Gotteszell ſich befand?"

„Ich wußte es, gnädigſter Herr, aber —"

„Aber?"

„Ich kannte die Redlichkeit der Abſichten meines Freundes."

„Dieſer Herr Raleigh beabſichtigte, der Demoiſelle einen Heiratsantrag zu machen?"

„Ja, gnädigſter Herr.“

„Erzähl' Er mir dieſe ganze Geſchichte, doch nehm' Er ſich in acht, daß ich Ihn auf keiner Lüge ertappe.“

Schiller entſprach dem Befehl, und nachdem er ſeine Erzählung beendigt, ſagte der Fürſt in etwas milderem Tone als bisher:

„Ich ſag', Er iſt wenigſtens kein Lügner, und das freut mich. — Er weiß alſo nicht, was es mit dem Verſchwinden des Mädchens aus Gotteszell für eine Bewandtniß hatte?“

„Nein, Ew. Durchlaucht.“

„Wohl, ſein Bericht ſtimmt mit dem, was mir dieſer ſonderbare Menſch von Amerikaner mittheilte, als er mir vor einigen Tagen hier ſeine Aufwartung machte. — Was hält Er von dieſem Raleigh?“

„Oh, gnädigſter Herr, das iſt ein trefflicher Mann! Ich achte ihn hoch und liebe ihn ſehr!“

„So? — Und was hält Er von der Demoiſelle Lauretta?“

„Durchlaucht“, antwortete Schiller, von dem ruhigen, faſt gütigen Ton, womit dieſe Frage geſtellt wurde, verleitet, der Wärme ſeiner Empfindung freien Ausdruck zu geben, „Fräulein Lauretta iſt ein wunderbares Geſchöpf, ſchön wie ein Engel, voll Geiſt und Humor, ein verkörperter Dichtertraum!“

„Ei, Er poetiſirt ja mächtig, Er fingerfertiger Verſeſchmied! Er hat wohl auch die Gedichte an Laura gemacht, die in der geſchmackloſen Scharteke ſtehen — Anthologie, glaub' ich, heißt ſie?“

„Gnädigſter Herr, ich geſtehe, Fräulein Lauretta ſchwebte mir vor —“

„Und da hat Er mit ſeinen Schwarbeleien den Wirbelkopf des Mädchens noch wirbeliger gemacht? — Er war in die Demoiſelle verſchoſſen, Er Hanns Narr, nicht?“

Schiller merkte, daß das Geſpräch eine bedenkliche Färbung annahm. Der Ton des Herzogs war ſchon nicht mehr ſo mild wie vorhin. In ſeiner Beklemmung warf er einen bittenden Blick zu der Gräfin hinüber, der nicht wirkungslos blieb.

„Gnädigſter Herr“, ſagte Franziska, „bitte, ſehen Sie doch, in welche Pein Sie den jungen Menſchen verſetzen. Es kann nicht angenehm ſein, daran erinnert zu werden, daß man ſeine poetiſche Glut vergeblich aufgewandt hat.“

„Ei was, mein Schatz“, gab der Herzog zur Antwort, „der Schiller iſt da, daß ich ihm den Kopf zurechtſetze, in allem und jedem und ein- für allemal. Sag' Er, hat die Lauretta Seine tollen Phantaſieen ermuntert?“

„Gnädigſter Herr, ich flehe Sie an, mich nicht weiter damit u quälen. Es war eine Illuſion, von Enttäuſchungen gefolgt, die ſchmerzlich genug für mich geweſen ſind.“

„Er meint, die Demoiſelle habe Seine — Seine — nun, Seine Huldigungen unbeachtet gelaſſen?“

Dieſe Frage empörte den Dichterſtolz des jungen Mannes.

„Das nicht, gnädigſter Herr“, verſetzte er.

„Wie? Er bildet ſich am Ende gar ein, die Demoiſelle ſei auch in Ihn verſchoſſen geweſen? Da müßte ſie einen guten Geſchmack gehabt haben, in der That!“

Und um dieſe Worte noch kränkender zu machen, maß der Herzog, auf ſeinem Gange innehaltend, den armen Feldſcherer mit höhniſchen Blicken vom Scheitel bis zur Sohle.

Schillers Wangen brannten, aber die erlittene Kränkung drückte ihn keineswegs zu Boden. Im Gegentheil, in eben dem Maße, in welchem der Fürſt ihn wegwerfend behandelte, wuchs ſeine innere Würde und verlieh auch ſeinem Aeußeren eine Haltung, die den Fürſten, wenn er dafür Augen gehabt, hätte aufmerkſam machen müſſen, daß er es mit einer Natur von edlem Metalle zu thun habe. Der Dichter fühlte, daß eine einläßliche Erörterung ſeines Verhältniſſes zu Lauretta hier weggeworfen wäre, und ſo begnügte er ſich zu ſagen:

„Gnädigſter Herr, die ſouveräne Macht der Schönheit wirkt auf jeden und jeder hat nach Maßgabe ſeiner Empfänglichkeit das Recht, ihr zu huldigen.“

„Phraſen! — Ich ſag' Ihm, ſtatt von Rechten zu ſprechen, hätte Er lieber Seiner Pflichten eingedenk ſein ſollen. Statt Verſe zu ſchmieren, hätte Er Seine Naſe in Seine mediziniſchen Bücher ſtecken, und ſtatt den Galan machen zu wollen, hätte er Seine Grenadiere im Lazareth fleißiger beſorgen ſollen. — Was aber das andere dumme Zeug angeht, ſo ſag' ich, Er ſollte ſich ſchämen, in Seinem Alter Seine Zeit mit Liebeleien zu vernutzen.“

Schiller drückte ein bitteres Lächeln zurück, welches ihm auf die Lippen treten wollte bei dem Gedanken, was alles in Sachen der Liebe der Herzog ſchon durchgemacht hatte, als er in ſeinem Alter ſtand.

Mehr und mehr in Aerger und Zorn ſich hineinredend, fuhr Karl fort:

„Er weiß wohl, daß ich es gut mit Ihm vorhatte, ſchon Seinem Vater zu lieb, der mir ſtets ein treuer Diener geweſen.

Aber wie hat Er meinen guten Abſichten entſprechen? Schlecht, ſag' ich Ihm, undankbar —"

„Oh nein, Ew. Durchlaucht, das nicht! Es wäre mir ſchmerzlich, glauben zu müſſen, daß mein Fürſt mich für undankbar halten könnte."

„So, das wäre Ihm ſchmerzlich? Und warum hat Er nicht darnach gehandelt, Mußje?"

„Gnädigſter Herr, ich beklage es, wenn der Erfolg meinem guten Willen nicht entſprach. Aber ich glaube ſagen zu dürfen, daß ich mich bemühte, meine Anlagen ſo auszubilden, daß ſie Ew. Durchlaucht zur Ehre gereichen möchten."

„Wirklich? Ei, ja wohl! Er gereicht mir zur Ehre, das muß ich ſagen! Zur Schande gereicht Er mir, mir und meinem Lande, weiß Er das?"

„Nein, gnädigſter Herr!"

„Er will ſich wohl gar noch ſperren und ſpreizen? Aber nehm' Er ſich wohl in acht! Ich bin Sein Herr, verſteht Er mich? Sein Herr ganz und gar! Und ich ſag,' ich will dem Unweſen, das Er treibt, ein Ende machen. Habe dieſem Unweſen ohnehin ſchon zu lange zugeſehen. Hätte bälder eingreifen ſollen. Wäre dann das Skandal nicht paſſirt, daß ein Zögling meiner Akademie — verſteht Er mich? meiner Akademie — ein Monſtrum von Komödie ſchreibt und drucken läßt, über welche alle verſtändigen und redlichen Leute im deutſchen Reiche vor Aergerniß die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen."

„Ew. Durchlaucht —"

„Schweig' Er! Wie hat Er ſich unterſtehen können, ohne Vorwiſſen Meiner, der ich in allen Dingen Sein natürlicher

Herr und Gebieter bin, das affreuſe Stück drucken zu laſſen? War es nicht genug, mehr als genug, daſſelbe geſchrieben zu haben? Und auch mit dem Drucke war's dem Mußje von Poetaſter noch nicht gethan. Die Komödie mußte auch noch auf die Bühne, zu rechtem Skandal und Aerger. Weiß Er, was Ihm da Seine knabenhafte Eitelkeit für einen Streich geſpielt? Weiß Er, daß ich Ihm wegen Felonie den Prozeß machen laſſen könnte, weil Er ſich ohne Vorwiſſen Meiner mit dem Ausland eingelaſſen? Und weiß Er, daß Er eigentlich nicht nur ein ſchlechter Poete, ſondern auch ein Deſerteur iſt, ein Fahnenflüchtiger? Hat Er ſich nicht zweimal nach Mannheim begeben, heimlich wie ein Dieb in der Nacht? Hatte Er auch zu dieſen Ausflügen Urlaub?"

„Nein, Durchlaucht; aber ich glaubte, mein Fürſt würde zu groß denken, um einen Vater deßhalb zu ſtrafen, weil er ſich ſehnte, ſein Kind, ſein Schmerzenskind zu ſehen."

„Flauſen! Komm' Er mir nicht mit Redensarten! — Ein ſauberes Kind, dieſe Räuberkomödie! Ich ſag', ein ungeheuerlicher Wechſelbalg iſt Sein Stück. Weiß Er auch, was Er damit für eine Mord- und Brandfackel in die Welt geſchleudert? Weiß Er, daß das abominable Ding nach Hochverrath und Rebellion ſtinkt von der erſten Seite bis zur letzten? Und wenn Er ſich nicht fürchtete, darüber vor Seinem Landesherrn ſich verantworten zu müſſen, wo wollte Er die Todſünde gegen den guten Geſchmack verantworten, welche Sein Stück iſt?"

„Vor dem Richterſtuhl der Leidenſchaft und der poetiſchen Wahrheit, vor welchem der große Brite Shakſpeare ſeinen Richard und Macbeth, ſeinen Jago und Othello verantwortete."

Der Herzog blieb ſtehen und blickte den kühnen Feldſcherer wie überraſcht an.

Schillers Geſtalt hatte ſich aus ihrer ehrerbietigen Haltung zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet und es war etwas in ſeinem Auge, was Achtung einflößen konnte. Man möchte ſagen, der Genius lüftete ſeine Schwingen, um über die ihn bedrohende Gewalt triumphirend ſich zu erheben.

Der Fürſt rüſtete ſich zu einer zornigen Erwiderung, aber da paſſirte es ihm, wie oft geſchah, daß ihn der Schulmeiſter in den Nacken ſchlug.

„Shakſpeare und immer Shakſpeare“, ſagte er docirend. „Das iſt nun ſo ein Stich- und Modewort, womit ihr einfältigen jungen Leute alles ausrichten zu können glaubt. Auch Er beruſt ſich auf dieſen Shakſpeare, den wollte er nachahmen? Weiß Er nicht, daß Er ſich da das unglücklichſte Muſter auserwählte? Kennt Er die vortrefflichen Verſe nicht, worin Michaelis die Anfänger vor ihm warnt:

Ein Shakſpeare, Freund, taugt für den Schüler nicht!
Sein Leben war ſo kühn wie ſein Gedicht.
Der kleinſte Zug bleibt auf dem Jüngling haften,
Er wird zu groß für kleine Wiſſenſchaften
Und ſieht zu ſpät, es glücklich zu bereu'n,
Für große ſich im Alter einſt zu klein.

„Aber ich ſag' Ihm“, fuhr der fürſtliche Docent fort, „Sein Shakſpeare war überhaupt nur ein wilder Querkopf, der keine Idee von gutem Geſchmacke beſaß. Weiß Er nicht, daß Voltaire den Briten als einen betrunkenen Wilden charakteriſirte und daß König Friedrich von Preußen mit wohlgerechtfertigtem Abſcheu von den abominablen Piècen deſſelben ſprach?“

„Durchlaucht wollen mir zu Gnaden halten, ich bewundere Friedrich den Einzigen als Regenten und Feldherrn —"

Oh weh, das war ein arger Mißgriff! Schiller hätte ſich erinnern ſollen, daß der große Fritz ſeinem vormaligen Mündel und Zögling Herzog Karl im ſiebenjährigen Krieg gar übel mitgeſpielt hatte.

„Was, was?" fuhr Karl erzürnt heraus, wieder hin und her gehend, daß das Parkett krachte. „Er will ſich am Ende gar erfrechen, über geſalbte Häupter Seine Meinung zu ſagen? — Sag' Er mir, wie iſt Er dazu gekommen, Sein zugleich albernes und böswilliges Stück zu ſchreiben?"

„Durchlaucht", entgegnete der Dichter, mehr und mehr empört über die Mißhandlung, welche er zu erdulden hatte, „ich ſchrieb die ‚Räuber' als ein Gefangener, der mit ſeinen Ketten klirrte."

„Was ſoll das?"

„Sie meinten es gut mit mir, Durchlaucht, ich weiß es, und könnten Sie in meinem Herzen leſen, ſo würden Sie finden, daß auch die Härte, die ich zu dieſer Stunde ertragen muß, das Gefühl der Dankbarkeit dort nicht austilgen kann. Aber Sie fragen mich und ich muß antworten, komme, was da wolle. Ich war ein Gefangener in der Akademie, ja. Eine wohlgemeinte, aber unerträgliche Diſciplin, ein meinem innerſten Weſen widerſprechendes Studium brachten mich zur Verzweiflung. — Es war mein Ideal und, ach, die Lebenshoffnung meiner geliebten Mutter geweſen, daß ich Prediger werden ſollte. — Sie wollten es anders, Durchlaucht —"

„Allerdings, Mußje, und ich ſag', die Diſciplin in der

Akademie muß noch lange nicht ſtreng genug geweſen ſein, wenn ſie Ihn nicht einmal zu der Einſicht bringen konnte, daß ich und nur ich zu wollen habe und ihr andern zu gehorchen und nur zu gehorchen habt. Ich bin der Herr und ihr ſeid die Unterthanen, meine Unterthanen. Merk' Er ſich das!"

„Gnädigſter Herr, ich fühlte in mir den Drang erwachen, meine Gefühle und Gedanken in poetiſche Form zu bringen."

„Dagegen hätt' ich an und für ſich nichts einzuwenden. Aber warum hat Er ſich nicht an die rechten Muſter gehalten? Warum hat Er nicht Seinen Boileau, Seinen Corneille, Racine und meinetwegen auch Seinen Voltaire ſtudirt? Die hätten Ihn den rechten Weg führen und Ihm zeigen können, daß Geſetz, Regel und guter Geſchmack die Schönheit machen."

„Durchlaucht, die Franzoſen befriedigten mich nicht. Ich ahnte, daß die Poeſie eine tiefere und reinere Quelle haben müſſe als Konvenienz und formale Regelmäßigkeit. Die neuen Welten, welche unſere vaterländiſchen Dichter, ein Klopſtock und Wieland, ein Leſſing und Goethe aufſchloſſen, erhoben meine Ahnungen zur Gewißheit. Shakſpeare's Einfluß — verzeihen Sie mir — kam dazu. Ich erkannte an der Hand dieſer Führer, daß nicht die kalte Regel, wie der nüchterne Verſtand ſie lehrt, nein, Phantaſie und Leidenſchaft, Freiheit und Wahrheit das Weſen der Dichtkunſt ausmachen und daß das Amt des Dichters ſei, die Völker zu erleuchten und zu zünden mit der Rede Feuerbränden. Und ich war jung, Durchlaucht, und in meiner Bruſt ſchlug ein glühendes Herz, vielleicht zu glühend, aber, das darf ich ſagen, nie ſchlug es für Gemeines. Ich legte die Maßſtäbe meines an den Autoren der Alten, an der Heldenwelt Griechenlands und

Roms genährten Idealiſmus an meine Zeit, an meine Umgebungen und ſo — ſchrieb ich die ‚Räuber'.“

„Ja, Er Abſtrakter und Wolkenwandler, Er ſchrieb dieſe Komödie, die eine Welt in Brand ſtecken würde, wenn mit Druckerſchwärze beklexte Papierfetzen zünden könnten. Und dieſes wüſte Produkt nennt Er einen Ausfluß Seines Idealiſmus? — Was iſt überhaupt dieſer Idealiſmus, von welchem jetzt ein ſo großes Geſchrei erhoben wird? Kindiſche Phantaſtik, welche einen böſen Geiſt der Widerſetzlichkeit und ſtrafbarſter Unbotmäßigkeit als Baſtardkind in die Welt ſetzt. — Muß ich es denn in meinen alten Tagen noch erleben, daß alles verrückt und toll wird? Glaubt Er denn, Er, der doch nicht gerade auf den Kopf gefallen iſt, das ſogenannte Ideale laſſe ſich in dieſer Welt jemals verwirklichen?“

„Nicht geradezu verwirklichen, aber einwirken, wohlthätig und ſegensreich einwirken auf die Wirklichkeit wird das Ideale, in immer bedeutenderem Maße, wenn die Menſchheit nicht ſtillſtehen ſoll auf ihrer Bahn.“

„Ei, ja wohl! Ich ſag', Er gibt ſich ja ganz das Air eines Propheten.“

„Oh, mein Fürſt, ſpotten Sie meiner nicht! — Ich weiß nicht, welch ein Geiſt mich treibt, ſo kühn mit Ihnen zu reden, aber ich glaube, es muß ein guter ſein. — Ihr Scharfblick, Durchlaucht, iſt zu groß, als daß Sie die Zeichen nicht ſähen, welche rings um uns her das Anbrechen einer neuen Epoche ankündigen. Es iſt der Menſchheit zu enge geworden in ihren alten Formen; nach Luft und Licht ringend ſchickt ſie ſich an, dieſe Formen zu zerbrechen. Ein neuer ſchöpferiſcher Geiſt iſt auf allen

Gebieten menſchlichen Wiſſens und menſchlicher Thätigkeit erwacht. Von jenſeits des Weltmeers kam ein wunderbarer weltgeſchichtlicher Anſtoß nach vorwärts. Die Gemüther athmen auf und die Völker regen ſich, in dem Kampf der alten Satzungen mit den neuen Ideen Partei zu ergreifen.“

„Die Völker!“ entgegnete der Herzog mit dem Ausdruck unſaglicher Verachtung. „Was weiß Er von den Völkern! Ich will Ihm ſagen, wozu ſie da ſind. Sie ſind dazu da, um von uns, die wir von Gottes- und Rechtswegen ihre Herren ſind, regiert zu werden, zu ihrem eigenen Beſten. Was aber den neuen Geiſt betrifft, von dem Er faſelt, den Geiſt der Schwindelei und Rebellerei, ſo ſoll derſelbe nicht aufkommen, ſolange ich lebe, wenigſtens im Lande Wirtemberg nicht. Verſteht Er mich? — Weil Er jedoch ſo große Stücke auf die Völker hält, ſo ſag' Er mir, warum Er ſich's beigehen ließ, in ſeinem wüſten Räuberſtück ein fremdes Volk ſo gröblich zu beſchimpfen?“

„Ein Volk? Ich?“

„Ja, Er, Muſje. Hat Er nicht das Land Graubünden ein Spitzbubenklima, ein Athen der Gaunerei genannt? Weiß Er, was Er mir dadurch für Ungelegenheiten zugezogen? Soll es mir etwa lieb ſein, daß man im Ausland glauben kann, ich habe ſolche impertinente Leute zu Unterthanen, ich ziehe ſie gleichſam groß? Weiß Er, daß zu meinem tiefen Aerger die dumme Sache ſo in öffentlichen Blättern verhandelt wird? Weiß Er, daß der churer Magiſtrat durch Vermittelung meines Garteninſpektors Walter in Ludwigsburg eine Beſchwerde an mich hat gelangen laſſen?“

„Durch Vermittelung des Garteninſpektors Walter?“

„Ja."

„Durchlaucht, ich habe gute Gründe, zu glauben, daß dieſer Walter mir perſönlich abgeneigt ſei und daß er daher die Sache abſichtlich übertrieben und verhetzt habe."

„Was, was? Er unterſteht ſich, einen treuen und eifrigen Diener bei mir anſchwärzen zu wollen? Ich ſag', es iſt hohe Zeit, daß ich Ihm Seinen Herrn und Meiſter zeige. Nehm' Er ſich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, ein abſchreckend Exempel an dem Schubart."

„Oh, mein Fürſt, Gnade für den unglücklichen Mann! Wenn Ew. Durchlaucht wüßten, was der Arme gelitten —"

„Was geht das Ihn an? Er hätte wahrhaftig Urſache genug, für ſich ſelbſt um Gnade zu bitten. Ich ſag' Ihm, mit meiner Nachſicht iſt's zu Ende. Und jetzt hör' Er! Ich befehl' Ihm, Er ſchreibt von nun an nichts mehr, gar nichts mehr, läßt auch nichts mehr drucken, als was in Sein Berufsfach einſchlägt, mediziniſche Sachen alſo — verſteht Er mich?"

Das war ein Keulenſchlag.

Wäre Schiller weniger aufgeregt geweſen, als er es war, ſo hätte ihm die bedrohliche Veränderung auffallen müſſen, welche ſchon ſeit einer Weile im Ausdrucke des Herzogs vorgegangen. Karl ſprach nicht mehr heftig, brauſend, wie zuvor, ſondern i Tone eines kühlen, aber unbeugſamen Deſpotismus.

Der Dichter ſtand verſtummt. Ihm ſagen, er müſſe aufhören zu dichten, hieß ihm ſagen, er müſſe aufhören zu leben.

Es gibt aber, mit einem großen Geſchichtſchreiber zu reden, keine Macht auf Erden, ſie mag ſo groß ſein, wie ſie will, welcher es geſtattet wäre, das innerſte Gefühl der Menſchen zu mißhandeln; unter der Macht der Fauſt kann wohl der Mund der Gemißhandelten ſchweigen, aber ihre Mienen reden unwillkürlich.

Auch Schillers Mienen ſprachen ſo laut, daß es, wenn auch keineswegs den Herzog, ſo doch die Gräfin Franziska erbarmte und zu einem Vermittelungsverſuch bewog.

„Gnädigſter Herr", ſagte ſie, „ſollte man nicht dem jungen Manne Gelegenheit geben, von ſeinen Irrthümern zurückzukommen? Iſt das Verbot, poetiſche Sachen zu ſchreiben, nicht zu hart für ihn? Heißt das nicht dem Vogel das Singen verbieten? Wie wäre es, wenn er Sie, Durchlaucht, unterthänigſt bäte, ſein Lehrmeiſter im guten Geſchmacke zu ſein? Wenn er Ihnen zu dieſem Ende ſeine Gedichte vor Veröffentlichung derſelben zur Durchſicht und Genehmigung vorlegte?"

„Was meint Er dazu?" fragte der Fürſt.

In dem Dichter kämpfte es einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick.

„Gnädigſte Frau", ſagte er dann, „genehmigen Sie, ich bitte, daß ich Ihnen meinen tiefgefühlteſten Dank für Ihr ſchönes Wohlwollen zu Füßen lege. Aber ich darf nicht unwahr ſein gegen meinen Fürſten, gegen Sie und gegen mich ſelbſt; ich darf nicht etwas verſprechen, was ich nicht halten kann. Das Schaffen des Dichters, ſoll es überhaupt ein ſolches ſein, kann nur ein freies, muß ein freies ſein! Feſſeln, ſeien ſie von Eiſen oder von Gold, erdrücken und erſticken die Muſe. Ich kann Ihren Vorſchlag nicht annehmen, gnädigſte Frau."

Der Herzog ſah die Gräfin an, als wollte er ſagen: Siehſt du, er iſt unverbeſſerlich.

Dann wandte er ſich mit einem Blick gefrorenen Zornes zu Schiller und ſagte:

„Er iſt der Fürſprache einer ſo illuſtren Dame gar nicht würdig. Er iſt alſo ein fertiger Rebell? Ich ſag' Ihm aber, ich will ſchon mit Ihm und ſeiner Rebellion fertig werden. Er geht von hier aus immediat auf die ſtuttgarter Hauptwache, übergibt dem wachthabenden Offizier Seinen Degen und meldet ſich bei demſelben als Arreſtant auf vierzehn Tage. Da hat Er Zeit, über all das thörichte und freche Zeug, was Er heute vorgebracht, nachzudenken. Jetzt geh' Er und nehm' Er zum Andenken und zur Beherzigung noch das Wort von Seinem Herrn mit ſich: Ich ſag' Ihm, bei Kaſſation und Feſtungsſtrafe ſchreibt Er keine Komödie mehr!“

So endigte die Audienz des Dichters bei dem „Philoſophen von Hohenheim“.

## Viertes Kapitel,

welches darthut, daß der Käfig nicht immer den Adler zähmt, ſowie, daß der Sammetdoktor zuweilen bedenkliche Novellen in ſeinem Neuigkeitskaſten hatte.

Die Schwüle eines Hochſommertages brütete auf dem Thalkeſſel von Stuttgart und machte ſich auch unſerem Dichter drückend fühlbar, welcher in dem Arreſtantengelaß der Hauptwache läſſig auf der harten Pritſche ausgeſtreckt lag. Die vierzehn Tage ſeines Arreſtes gingen aber mit heute zu Ende und ſo verſcheuchte die Ausſicht auf baldige Erlöſung aus dieſer niederdrückenden Lage einigermaßen die ſchwermüthigen Gedanken, welche Gefängniß und Einſamkeit in dem jungen Mann wachgerufen hatten.

Er ſprang auf, trat an das offene Fenſter und blickte durch das Eiſengitter in den ſtillen Hofraum hinaus. Dort zwiſcherten Sperlinge und wühlten ſich, die Federn ſträubend, in den Staub des Bodens ein, als wollten ſie, da ihnen das Waſſer fehlte, ein Sandbad nehmen, wie die Araber in der Wüſte.

„Glückliche Vögel!“ ſeufzte Schiller. „Wer Flügel hätte wie ihr! — Aber habe ich denn nicht wenigſtens Seelenflügel?

— Oh, heilige Poeſie, holde Tröſterin, wie dank' ich dir! Wie überallhin, biſt du mir auch an dieſen abſcheulichen Ort gefolgt und haſt mir das kummervolle Herz geſchweigt und in ſüße und ſtolze Träume gewiegt. Und dich möchte ein herzlos tyranniſcher Wille von mir trennen? Nein, das ſoll, das darf, das wird nie geſchehen! Rüſte dich, brutale Gewalt, mit allen deinen Schrecken, ich verachte dich und biete dir Trotz! — Oh, meine gute Chriſtophine hat recht und Lauretta — wo mag das arme wilde Kind jetzt umirren? — hat ebenfalls recht. Der heimatliche Boden weigert meinem Talent das Gedeihen. Vielleicht, falls ich mir eine ſo ſtolze Hoffnung geſtehen darf, werden kommende Generationen meiner Landsleute dereinſt geneigt ſein, anzuerkennen, ich wäre nicht unwerth geweſen, daß das alte Schwabenland mich milder gepflegt hätte. Aber jetzt — nicht nur dieſer Raum da mit ſeinen kahlen ſchmutzigen Wänden, ganz Wirtemberg kommt mir wie ein Gefängniß vor und ſein Himmel wie eine eherne Decke, die mich zu erdrücken droht. Ich will und muß fort!“

Er ging eine Weile haſtig auf und ab, trat dann zu dem mit Papieren bedeckten Tiſch und durchlas nachdenklich ein großes Blatt, welches er mit den raſchen Schriftzügen ſeiner Hand angefüllt hatte.

„Ja“, ſagte er, „ſo iſt's recht! Sie haben mir Zeit und Muße — Kerkermuße — zum Nachdenken gegeben, wohlan, ſie ſollen erfahren, daß ich dieſelbe gut benutzte. Sie ſollen erfahren, daß es nicht immer ungeſtraft bleibt, einen Poeten willkürlich einzukerkern. Ich bin kein wankelmüthiger, gebrochener Schubart, der ſchmeichelnd die Hand leckt, welche ihn ſchlägt. Zum abſchreckenden Exempel ſollte ich mir den Gefangenen vom Hohenaſperg nehmen, befahl der Herzog. Ja wohl, ich thue es, aber in meinem Sinne. Ich will nicht an Geiſt und Charakter bankrott werden wie dieſer unglückliche Mann. Sie werden von mir nie einen Prolog zu hören bekommen, welcher anhebt: Unſterblicher Karl! oder: Edler Rieger! — In dieſem Drama, deſſen Plan die Kerkermuße mich ausſinnen ließ, will ich ſie zeichnen, wie ſie ſind, alle, alle! Ich will dich zeichnen in deiner Nichtigkeit, Verderbtheit und Gemeinſchädlichkeit, kriechendes, ſchmarotzendes, kabalirendes Hofgewürm! Man ſoll mit Fingern auf euch deuten können. Und auch du, liebwerther Monſieur Walter, tückiſcher Zuträger, ſollſt mir nicht entgehen. Ich will euch zeigen, daß der Dichter nicht allein, wie ihr glaubt, dazu da iſt, ſeine Zeitgenoſſen zu amüſiren, ſondern auch und vielmehr, ſie zu richten und der ganzen Sippſchaft und Wirthſchaft der Tyrannei, Bosheit, Dummheit und Niederträchtigkeit ein unvergänglich Brandmal auf die Stirne zu drücken. Du aber, ſchuldvolles und doch ſo edles Weib, du ſollſt finden, daß die grauſame Demüthigung, welche mir in deiner Gegenwart widerfahren, dennoch das Gefühl der Dankbarkeit nicht in mir erſtickte. Du haſt mir eine Regung frauenhafter Güte bezeigt in jener furchtbaren Stunde der Prüfung, ich ſetze dir dafür dankbar ein Denkmal. Wenn es in einer Kothlache ſteht, ſo iſt das nicht meine Schuld; aber ich will Sorge tragen, daß in den Zügen meiner Lady Milford die Menſchen die deinigen erkennen und mit Theilnahme, Nachſicht und Mitleid betrachten ſollen. Ah, mein Herr Herzog von Wirtemberg, du haſt mich einen Abſtraktor und Wolkenwandler geſcholten; gut, du ſollſt finden, daß ich die allerwirklichſten Steine vom Boden der Wirklichkeit aufgeleſen, um ſie dem Despotismus ins Angeſicht zu ſchleudern. Ich habe in Fiesko die Tyrannei in der Vergangenheit gebrandmarkt, jetzt will ich ſie in der Gegenwart brandmarken. Ein Gemälde meiner eigenen Zeit ſoll mein neues Drama ſein. Wird es ein lichtloſes Nachtſtück, was kann ich dafür? Läßt nicht Shakſpeare ſeinen Hamlet mit Recht ſagen, der wahre Zweck des Schauſpiels ſei, der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen? — So mir je die Muſe günſtig geweſen, ſei ſie es mir jetzt, damit die, welche nach uns kommen, ſagen können: Ja, ſo war jene Zeit, ſo waren ſie, von denen unſere armen Väter tyranniſirt wurden. Oh, möchten unſere Söhne und Enkel — wie heiß wünſche ich es! — hinzufügen können: Es iſt anders geworden, beſſer, freier und menſchlicher!"

Nach dieſem leidenſchaftlichen Selbſtgeſpräche durchflog der Dichter noch einmal Schema- und Perſonenverzeichniß ſeines neuen dramatiſchen Entwurfes. Dann nahm er raſch die Feder, ſtrich den Titel „Luiſe Millerin", welcher an der Spitze des Blattes ſtand, und ſchrieb dafür: „Kabale und Liebe — ein bürgerliches Trauerſpiel."

Er malte ſich das Thema, welches er in dem Stücke dramatiſch geſtalten wollte — das vergiftende und verderbliche Hereingreifen einer verrotteten, ſelbſt in ihren beſten Tendenzen unheilvoll wirkenden vornehmen Welt in die Kreiſe ehrbar bürgerlicher Sitte, die Darſtellung der Konflicte idealiſcher Neigungen und Leidenſchaften mit den gemeinen Gelüſten und lichtſcheuen

Ränken einer herz- und ſittenloſen Beamten- und Höflingswelt — in Gedanken weiter aus und konnte eine unwillige Regung nicht unterdrücken, als das Zurückſchieben des Riegels an der Thüre eine Störung von draußen ankündigte.

In der Thüre erſchien aber ein Freund, der Leutnant Scharffenſtein, welcher heute auf Wache war.

„Ich denke“, ſagte er, „mein lieber Arreſtant wird nichts dagegen haben, wenn ich ihm die Langeweile durch Einführung eines Beſuches verkürze. Eigentlich geht's gegen das Reglement, aber da der viſitirende Hauptmann ſchon ſeine Runde gemacht hat, ſo will ich's in Gottesnamen auf mich nehmen.“

„Ja, nehmt's in Gottesnamen auf Euch, wilder Kriegsmann und berühmter General in spe“, ſagte die Stimme des Sammetdoktors auf dem Gange draußen. „Einſtweilen aber macht Platz, damit anſtändige Leute hanc in speluncam eintreten können.“

Scharffenſtein trat beiſeite und ließ den alten Herrn eintreten, welcher von einem blonden, ſchüchtern blickenden und ſchüchtern auftretenden jungen Manne begleitet wurde.

„Unterhaltet euch nur hübſch ohne Lärm, damit ihr mich in keine Schwulität bringt“, ermahnte der Leutnant. „Du weißt, Freund Schiller, ſeit einiger Zeit iſt der große Brummbär droben in Hohenheim in brummigſter Laune und da glauben ihm alle die kleinen und kleinſten Bären hier unten unterthänigſt nachbrummen zu müſſen.“

„Das iſt der Lauf der Welt, edle Seele im Leutnantsrock“, ſagte der Doktor. „Seid Ihr nie eines Sommerabends an einem Fröſchetümpel vorbeigegangen? Wenn da ſo ein alter, großer, vom ſouveränen Gefühl ſeiner Froſchheit aufgeblaſener Froſch ſein Brekekekex anſtimmt, gleich fallen alle die kleinen und kleinſten Fröſche mit ihrem Koaxkoax ein. Die Moral von dieſer naturgeſchichtlichen Parabel iſt, daß dermalen alle Philiſtäer und Philiſtäerinnen von Stuttgart, deren Zahl, Gott weiß es, ungefähr gerade ſo groß iſt wie die Einwohnerzahl unſerer löblichen Reſidenzſtadt, ihr ſchadenfrohes Koaxkoax über einen gewiſſen Poeten nomine Friedrich Schiller anſtimmen, maßen ſie vernahmen, der Hauptfroſch des Pfuhls habe ein ungnädiges Brekekekex über beſagten Poeten verlauten laſſen."

Scharffenſtein zog ſich zurück, um den gefangenen Freund und ſeine Beſucher beizeiten von etwaigen Störungen benachrichtigen zu können, und jetzt that der Sammetdoktor erſt in aller Form ſeine Begrüßung ab und präſentirte dem Dichter ſeine Doſe mit Spaniol.

„Ihr ſprecht von dem verdammten Geklatſche unſerer Philiſter und Fraubaſen, Doktor", ſagte Schiller; „aber was geht das mich an? Wüßte ich nur, ob der Brief, worin ich die Meinigen über die mir zugeſtoßene Fatalität zu beruhigen ſuchte, die gewünſchte Wirkung gethan. Meine gute Mutter —"

„Laßt ihren Fritz ſchön grüßen", fiel der alte Herr ein.

„Wie?"

„Ja ſeht, lieber Sohn, ich duſelte heute früh ſo meinen Morgenſpaziergang den Haſenberg hinauf, und weil der Morgen ſo friſch war, ging ich immer vorwärts durch den Wald und ohne zu wiſſen wie war ich mit einmal auf der Solitude. Da ſah ich ganz zufällig Eure Mutter und das geſcheide Mädchen, Eure Schweſter Chriſtophine, und da es gerade ſo mein Humor war, tröſtliche Dinge zu reden, ſo that ich's und es iſt mir nicht übel gerathen, denk' ich.“

„Dank Euch, mein alter, mein treuer Freund! Aber ſprecht mir nicht davon, daß Ihr bloß zufällig nach der Solitude gekommen. Ihr wolltet meiner Mutter Troſt bringen, Doktor — ich dank' Euch von Herzen!“

„Bah, bah, hat ſich was zu danken! Aber, Donner und Doria! wie neueſtens die Bande zu ſchwören pflegt — ach, lieber Schiller, ich fürchte, nebenbei geſagt, mit der Bande hapert's und ſie wird ſich wohl auflöſen — der Hauptmann fehlt ihr und überhaupt ſcheint hier alles aus dem Leim gehen zu wollen — das kommt daher, daß die jungen Genies ſich flügge fühlen und die Flügel probiren möchten. Hm, ja, was wollt' ich ſagen? Richtig! Daß ich der unhöflichſte Menſch von der Welt ſei. Entſchuldigen Sie mich, meine Herren. Ich beeile mich, meine Ungeſchliffenheit möglichſt gutzumachen.“

Und mit der Förmlichkeit eines Ceremonienmeiſters ſtellte er die beiden jungen Männer einander vor, indem er ſagte:

„Mein lieber Sohn, ich habe die Ehre, Euch hier einen jungen Künſtler, Herrn Andreas Streicher, zu präſentiren, welcher Eure werthe Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Er iſt Muſiker von Beruf und ein Menſch von Ingenium. — Herr Streicher, ich beehre mich, Ihnen meinen Freund Schiller vorzuſtellen, den Dichter der ‚Räuber‘, nebenbei Regimentsmedikus bei Augé's Grenadieren und praesenti momento Arreſtant.“

Schiller blickte, dem jungen Muſiker die Hand gebend, in ein ſanftes, intelligentes und dabei echtſchwäbiſches Geſicht, denn es fehlte demſelben der launige Zug um den Mund nicht.

Streicher ſeinerſeits erwiderte voll Herzlichkeit den Handdruck des Dichters, vermochte aber deſſen freundliche Begrüßung nur mit abgebrochenen Worten zurückzugeben.

„Ah“, ſagte der Sammetdoktor lachend, „ich ſehe, wie es ſteht. Der gute Streicher erwartete, in dem Verfaſſer der ‚Räuber‘ einen wilden Kerl, ein ungeheuerlich ausſehendes Kraftgenie zu finden, und kann ſich nun vor Erſtaunen nicht faſſen, einen ſo civil und manierlich ſich darſtellenden Regimentsmedikus vor ſich zu haben. Iſt's nicht ſo?“

Der Dichter lächelte. Streicher wurde roth wie ein verſchämtes Mädchen. Dann faßte er ſich und ſagte:

„Ich geſtehe, ich hatte mir von der Perſönlichkeit Herrn Schillers eine andere Vorſtellung gemacht. Ich konnte mir nicht denken, daß man noch ſo jung und doch ſchon ſo berühmt ſein könne.“

Das war, Schiller fühlte es, mehr als ein gewandtes Kompliment: es war der herzliche Ausdruck des naiven Enthuſiaſmus einer jungen Künſtlerſeele.

Der Dichter kam der treuherzigen Annäherung des Muſikers mit offenem Wohlwollen entgegen. Er fühlte aus dem Geſpräch über Poeſie und Muſik, welches ſich jetzt entſpann und in deſſen Fortgang ihm Streicher mittheilte, daß er ſich zu einer Reiſe nach Hamburg vorbereite, um dort unter dem Sohne des großen Bach, dem bekannten Karl Philipp Emanuel Bach, die Kompoſition zu ſtudiren, aus dieſem Geſpräche fühlte er mit ſicherem Inſtinkte heraus, daß ihm in dem jungen Künſtler ein neuer und treuer Freund ſich genähert habe.

Und ſo war es. Der Jüngling, welcher ihn im Gefängniß aufgeſucht hatte, um ihm ſeine Huldigung darzubringen, ſollte ihm in den trübſten vielleicht und jedenfalls ruheloſeſten und ſorgenvollſten Tagen ſeines Lebens ein lieber Genoſſe werden.

Als der junge Muſiker erſt ſeine mädchenhafte Befangenheit gegenüber ſeinem neuen Bekannten, welcher nur um ein paar Jahre älter als er ſelbſt und doch „ſchon ſo berühmt war", überwunden hatte, gab er Schiller Gelegenheit, mit Vergnügen der Ausdrucksweiſe dieſes reinen und enthuſiaſtiſchen Gemüthes zu horchen. Der gute Andreas verhielt ſich zu ſeiner Kunſt wie Schiller zu der ſeinigen, aber da ihm noch in vollem Maße die jugendliche Sorgloſigkeit zu eigen war, ſo erfaßte er das Leben mit einem Idealiſmus, an welchem gleichſam noch der Thau des Schöpfungsmorgens hing, den der rauhe Wind der Erfahrung ſchon von der Seele des Dichters geſchüttelt hatte.

Schiller erhielt im Verlaufe des Geſpräches nicht nur zum erſtenmal eine klarere Vorſtellung, was die großen Tondichter Bach und Händel, Benda und Hiller, Haydn und Gluck für die deutſche Kunſt gethan und was Mozarts Genius gegenwärtig für ſie thue, ſondern er gewann auch die Ueberzeugung, daß ihm hier ein Freund zugeführt ſei, deſſen ideale Natur höchſt wohlthuend und anregend auf die ſeinige wirken werde. Hat er doch das Bedürfniß der Anregung von gleichgeſtimmter Seite her ſein Lebenlang lebhaft empfunden und dieſe Empfindung unlange nach der hier geſchilderten Scene in den Worten ausgeſprochen, auch der feurigſten Phantaſie und der thätigſten Schöpfungskraft ſei eine elaſtiſche Feder nöthig, die ſie in Schwung bringen und darin erhalten müſſe, und die Maſchine werde noch erwartet, die ſich ewig ſelbſt forttreibe, ohne aufgezogen zu werden.

Dem Schickſal dankbar für eine Gunſt, welche er zu dieſer Stunde doppelt empfand, benahm ſich der Dichter gegen den neuen Freund mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die ihm verliehen war. Der junge Künſtler wurde förmlich bezaubert und faßte für Schiller eine ſchwärmeriſche Zuneigung. Daß der Dichter viel und oft eine ſolche Anhänglichkeit einflößte, daraus ſproßten die tröſtlichſten Roſen ſeiner dornenvollen Lebensbahn. Es hat vielleicht wenige Menſchen gegeben, die von ihren Freunden, Männern und Frauen, ſo innig geliebt wurden, wie Friedrich Schiller es wurde.

Auch der Sammetdoktor erwies ſich theilnahmevoll, in ſeiner Art freilich, die es liebte, mitten in pathetiſche Stimmungen plötzlich ein humoriſtiſches Kapriccio hineinſchnurren zu laſſen.

Als man ſich endlich trennen mußte, fragte der alte Herr den Dichter noch, ob Raleigh ſeit ſeiner Abreiſe nichts von ſich habe hören laſſen, und da der Gefragte verneinte, ſagte er:

„Ja, der wird jetzt in den ſchweizeriſchen Alpen ſo viel Herrliches zu ſchauen haben, daß ihm die Luſt vergeht, an die ſtuttgarter Miſère zurückzudenken. Ich lobe das; man muß dem Augenblicke voll und ganz zu leben wiſſen. Vielleicht begegnet er auch in jenem wundervollen Lande ſeiner treuloſen Flamme wieder. Ich meine ſo eine entfernte Andeutung von dieſer Möglichkeit in einem dieſer Tage von Lavater an mich eingegangenen Briefe gefunden zu haben.“

„Wie, Doktor, was ſagen Sie?“

„Nun, nun, lieber Schiller, nur nicht ſo hitzig! Es iſt nur eine unklare Vermuthung von mir, weiter nichts. Aber was ich

Euch noch ſagen wollte, lieber Sohn — halt, laſſen Sie mich doch gefälligſt ganz kollegialiſch Ihren Puls fühlen. — Hm, ich möchte Euch freundſchaftlichſt eine baldige, eine recht baldige Luftveränderung anrathen — aus puren Geſundheitsrückſichten, verſteht ſich. — Unſer Freund Streicher da ſtreicht auch demnächſt ab und er thut wohl daran. Junge Leute, abſonderlich Poeten und Muſiker, müſſen die Welt ſehen. Sie ſind auch, die Poeten und Muſiker nämlich, ganz paſſende Kumpane, um mitſammen eine Reiſe zu thun, vermuth' ich. — Ja, und wißt Ihr auch ſchon, Herr Kollega, deſſen Puls ich bedenklich aufgeregt finde, die große Neuigkeit? Vielleicht wird dadurch die ſeit einiger Zeit merkwürdig ſchlechte Laune unſeres allergnädigſten Landesherrn wieder verbeſſert. Er erwartet ſeinen Bruder Friedrich Eugen und deſſen Tochter, ſeine Nichte, die Großfürſtin Maria Feodorowna, mit ihrem Gemahl Paul, dem künftigen Kaiſer von Rußland, zu Beſuch. Es werden ungeheure Vorbereitungen zum Empfang der hohen Herrſchaften getroffen. Es ſoll bei dieſer Gelegenheit hoch hergehen, ganz wieder im alten Prachtſtile Herzog Karls. Eine Unzahl von Gäſten wird erwartet. Es wird ein Getümmel, Getreibe und Gelärme geben, daß einem poetiſchen Gemüthe, vermuth' ich, angſt und bang werden könnte, bis zum — Davonlaufen. — Ja, und, halt' mal, auch das noch! Denkt Euch, lieber Schiller, der Schubart, der närriſche arme Kerl hat, hört' ich, dieſer Tage hierher geſchrieben, der Herr General von Scheler habe ihm geſagt, es ſei wahrſcheinlich, ſehr wahrſcheinlich, daß er, Schubart nämlich, bald einen Bruder in Apollo auf dem Aſperg begrüßen würde, zu längerem Beiſammenſein daſelbſt. Der Herzog habe ihm, dem General, das eigenmündig mitgetheilt. — So, jetzt iſt mein Neuigkeitskaſten geleert. — Adieu, lieber Schiller, und nehmt meinen Glückwunſch, daß Ihr morgen aus dieſer verwünſchten Spelunke loskommt. Es wohnt ſich häßlich hinter vergitterten Fenſtern und — es lebe die Freiheit!“

## Fünftes Kapitel.

### Der Flüchtling, ein verwirklichtes Gedicht.

„Herrlich ſteht ſie und hält den Rebenſtab und die Tanne hoch in die ſeligen, purpurnen Wolken empor" — hat ein genialſter und unglücklichſter Sohn des alten Schwabenlandes von Stuttgart geſungen, als er die Stadt eines ſonnigen Herbſttages in ihrem Prachtbette von Reblaub daliegen ſah. In Wahrheit, wer zur Herbſtzeit von der Höhe der feuerbacher Haide oder noch beſſer auf der entgegengeſetzten Seite von der Höhe der alten eßlinger Steige herab auf die Stadt blickt, dürfte jenen Ausruf kaum zu überſchwänglich finden. Etwas unbeſchreiblich Wohliges, Heimeliges iſt dann dem alten Stuttgart eigen, wenigſtens in den Augen des Schwaben, und ein echter wird ſich dieſes Bild der Stadt in der Ferne nie zurückrufen, ohne daß ihm leiſes Heimweh die Seele rührte.

Ja, Stuttgart zur Herbſtzeit iſt ſchön, umringt von ſeinen in den feurigſten Tinten prangenden Rebhügeln. Aber im September 1782 war ein übriges geſchehen, um der Stadt auch im Innern ein recht ſtattlich Ausſehen zu verleihen. Wenn die

Fürſten Beſuch bekommen, putzen ſich die Reſidenzen kokett heraus. Ein Schalk, wie der Sammetdokter, würde ſagen, das geſchehe, damit die Fürſten den fremden Potentaten dadurch beweiſen könnten, wie wohlhäbig glücklich und ſchönheitſinnig ihre Unterthanen ſeien.

Die erwarteten hohen Gäſte waren eingetroffen mit einem zahlreichen Gefolge und Stuttgart und Ludwigsburg hatten ſich mit gegen fünfhundert fürſtlichen, gräflichen und freiherrlichen Beſuchern gefüllt, die von nah und fern gekommen, den in Ausſicht geſtellten Feſten anzuwohnen. Ihre Erwartungen wurden nicht getäuſcht. Im Herzog Karl war wieder einmal die alte Prunkliebe in voller Stärke erwacht. Der Gedanke ſchmeichelte ihm, dem Gemahl ſeiner Nichte, Rußlands künftigem Czaren, zu zeigen, wie ein Herzog von Wirtemberg fürſtliche Gäſte zu bewirthen im Stande ſei, und er hatte demzufolge ſeine Anſtalten getroffen. Die Paläſte der beiden Reſidenzen ſowie die Luſtſchlöſſer Solitude und Hohenheim öffneten ihre weiten Prachträume, welche, in Verbindung mit den herzoglichen Gärten und Wildparken, einer Reihe rauſchender Feſte zu Schauplätzen dienten. Jagden, Bankette, Koncerte, Opern und Bälle, die in wohlberechnetem Wechſel ſich ablöſten, erzeugten einen Rauſch von Zerſtreuung und Vergnügen, welcher zwei Wochen lang währte. Die Krone der Feſtlichkeiten ſollte eine Hirſchjagd in den Umgebungen der Solitude bilden. Aus allen Revieren des Landes hatte man zu dieſem Zwecke ſechstauſend Hirſche in den Forſt zuſammengetrieben, welcher das Jagdhaus am Bärenſee, das ſogenannte Bärenſchlößchen, umgibt. Tauſende von fronenden Bauern mußten den Wald Tag und Nacht umzingelt halten, um die Thiere am Durchbrechen zu verhindern. Die Jagd war darauf angelegt, ſchließlich den ungeheuren Hirſchrudel eine ſteile Anhöhe hinab und in den See zu jagen, wo die edlen Thiere dann von einem eigens zu dieſem Zweck erbauten Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit aller Bequemlichkeit erlegt werden konnten. Auf dieſes fürſtliche Vergnügen ſollte am Abend, während die Herrſchaften im Feſtſale der Solitude bankettirten, eine allgemeine prachtvolle Illumination des Schloſſes und ſeiner Gärten folgen.

Aber wir haben die feſtbeſchreibende Kurialfeder des dicken Bibliothekars Uriot nicht geerbt und müſſen daher darauf verzichten, ein Bild dieſer pomphaften Hoffeſte dem geneigten Leſer vorzumalen. Mag er uns nicht ungerne zu ſtilleren Scenen folgen!

Wir führen ihn nach dem kleinen Graben, in die ihm ſchon bekannte „Höhle“, wo es heute in der That noch höhlenmäßiger unordentlich ausſah als gewöhnlich und auch noch leerer, ſo daß es ſchien, es müſſe da eine Art Ausräumung kürzlich ſtattgefunden haben. Auf dem Stubenboden lagen Papierfetzen und ſonſtiger Trödel umher und auf dem Tiſche ſah man gar ein Paar Piſtolen, die aber bei näherem Betrachten nicht ſehr gefährlich erſchienen, denn der einen dieſer Waffen fehlte die Zündpfanne, der anderen das beſte Stück vom Hahn.

Der Dichter, in ſeiner Feldſchereruniform, lehnte am Schreibpult, von wo aus er durch das Fenſter auf die ſtille Gaſſe ſah. Denn ſtill war ſie, ſtill wie die ganze Stadt, die man für ausgeſtorben halten konnte. Alles, was Beine hatte oder wenigſtens ſeine Beine in beliebiger Richtung in Bewegung ſetzen konnte, war den Haſenberg hinauf nach der Solitude geſtrömt, um je nach Stellung oder Gunſt des Zufalls etwas von dem großen Jagdfeſt, das heute da droben im Gange war, abzubekommen.

In der Frühe des Tages war Schiller auch droben geweſen. Er hatte dem Vater gegenüber, dem er verhehlen wollte und mußte, was er der Schweſter ſchon früher mitgetheilt hatte und jetzt auch der Mutter mitzutheilen ſich gedrungen fühlte, eine peinlich bange Stunde verlebt. Zum Glück war der Hauptmann Schiller in Dienſtgeſchäften abgerufen worden, noch bevor er mit Aufzählung aller der Herrlichkeiten, welche heute die Solitude zum geräuſchvollſten Ort im deutſchen Reich machen ſollten, zu Rande kam, und ſo hatte der Dichter mit den beiden Frauen ungeſtört noch eine ſchmerzlich ſüße Stunde verleben können. Als der gute Streicher, der ſeinen Freund begleitet hatte, endlich die Bemerkung machen mußte, es ſei jetzt Zeit, nach der Stadt zurückzukehren, da waren in der beſcheidenen Wohnung der ſchiller'ſchen Familie heiße Thränen gefloſſen und nicht nur aus weiblichen Augen.

Jetzt war es Abend und über den Gaſſen der ſtillen Stadt ſchwebte ſchon jenes bleiche Licht, welches in Städten eintritt, ſobald die Sonne zur Rüſte geht.

Der einſame Dichter iſt, nach einem an widerwärtigen Sorgen und Aufregungen reichen Tage, jetzt damit beſchäftigt, eine Rhapſodie zu Papier zu bringen, deren Idee ihm aufgegangen, als er vormittags mitten durch das Gedränge von Wagen, Reitern und Fußgängern hindurch, welches ſich nach der Solitude wälzte,vom Haſenberg in den ſtuttgarter Thalkeſſel herabgeſtiegen.

Bald wirft er eine Strophe aufs Papier, bald geht er, von innerer Unruhe verzehrt, haſtig in der Stube hin und her.

Eben hatte er die Verſe hingeſchrieben:

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern und ſchnauben und knirſchen und ſtampfen
Die Roſſe, die Farren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben
Und Adler und Falken und Habichte ſchweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Stral —

als es an der Thüre klopfte und auf ſein ungeduldiges Herein! die ungeſchlachte Figur des Fourierſchützen Kronenbitter erſchien.

„Nun, was ſoll's?"

„Hab' dem Herrn Doktor zu melden, daß der Koffer zu der Wittfrau Streicherin geſchafft iſt und daß ſelbige Wittfrau den Herrn Doktor zum Veſperbrot erwartet."

„Gut."

„Hab' ferner zu melden, daß mir der Herr Leutnant Kap in der Rothenbildſtraße begegnet iſt und dem Herrn Doktor ſag läßt, er ſolle machen, daß er bald nachkomme. Die andern ſei ſchon nach der Solitude voraus."

„Freilich, freilich. Aber du, Kronenbitter? Möchteſt du nicht auch gerne hinauf, das Spektakel zu ſehen? Ich hab' di heute nicht mehr nöthig."

„Sehr wohl. Aber 's iſt halt wägerle 'ne leidige Sach wiſſen's, Herr Doktor. Wenn ich 'nen Berg hinaufgehe, krie ich juſtement immer einen ganz erſchrecklichen Durſt und — un — hm — ja, 's iſt 'ne leidige Sach'."

„Aha, ich verſtehe“, ſagte der Dichter, zog den Geldbeutel und gab dem Fourierſchützen ein Stück Geld.

Der Burſch riß die Augen weit auf, dankte und drehte ſich mit einem unbeſchreiblichen Kratzfuß zur Thüre hinaus.

Der Dichter machte eine Bewegung, ihn noch einmal zurückzurufen, denn er empfand das Bedürfniß, dem Burſchen all dem Aerger zum Trotz, welchen ihm derſelbe verurſacht hatte, noch ein gütiges Wort zu ſagen; aber er beſann ſich und ließ ihn gehen.

Er ſchüttete den Inhalt der Börſe, die er noch in der Hand hielt, auf den Tiſch aus und zählte das Geld.

„Dreiundzwanzig Gulden!“ ſagte er mit einem Seufzer. „Mein ganzes Vermögen! Und dazu haben die Mutter und das arme Phinele ihren letzten Sparpfennig geſteuert. Streicher wird ungefähr gerade ſo viel haben — hm, eine hübſche Kriegskaſſe, um den Feldzug gegen das Schickſal zu eröffnen!“

Die Kehrſeite ſeines Vorhabens wandte ſich in ihrer ganzen Bedrohlichkeit ſeinem inneren Auge zu. Er durchmaß unruhig das Zimmer, trat zum Schreibpult, ergriff die Feder, warf ſie wieder weg, faßte ſie dann abermals und ſchrieb unter die vorhin mitgetheilte Strophe dieſe beiden weiteren:

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kuſſe Hain und Feld!
Säuſ'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erſtorb'ne Welt!

Morgen — ach, du rötheſt
Eine Todtenflur,
Ach, und du, o Abendroth, umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

Mit dieſem Schluß ſteht das Gedicht unter dem Titel „Der Flüchtling“ in der Sammlung von Schillers Werken. Es iſt nur ein Bruchſtück ohne alle Einheit: es gibt abgeriſſene, in klagenden Molltönen verhauchende Klänge einer leidenſchaftlichen Stimmung. Haſt und Unruhe ſprechen aus jeder Zeile.

Der Dichter wollte weiter ſchreiben, aber es ging nicht mehr. Der Gedanke, welcher ihn zu dieſer Stunde am meiſten quälte, wurde laut, als er jetzt vor ſich hinmurmelte:

„Nein, was ich auch immer dem Herzog zutraue, das traue ich ihm doch nicht zu, daß er es meinen Vater entgelten laſſen werde. Es wäre ſchnöder Undank von mir, wenn ich den Fürſten für ſo gemein halten wollte. Nein, nein, und — im Nothfall kann ja der Vater ſein Ehrenwort geben, mit dem beſten Gewiſſen von der Welt, daß er von meinem Vorhaben nichts gewußt habe —“

Es klopfte wieder draußen, aber Schiller war ſo in ſeine ſorgenvollen Gedanken vertieft, daß er es überhörte.

„Richtig!“ ſagte der eintretende Streicher. „Da haben wir's! Er iſt an ſeinem Schreibpult, das heißt auf dem Parnaß, und hat meiner Mutter Veſperbrot und die ſpäte Stunde und den Kutſcher und alles vergeſſen. Dacht' ich mir's doch!“

„Ah, Sie ſind's, lieber Freund? Entſchuldigen Sie meine Nachläſſigkeit. Haben Sie ſich hinſichtlich der Thorwache vergewiſſert? Wie iſt's mit Scharffenſtein?“

„Alles in Ordnung. Er hat die Wache. Aber wir müſſen uns ſputen.“

„Gut. Sie ſehen, ich bin völlig bereit. Will nur noch meine Brieftaſche und die Piſtolen da einſtecken. So, jetzt ein Lebewohl dir, alte Räuberhöhle!“

Um zehn Uhr abends rollte eine Haudererchaiſe, auf deren Rückbret zwei beſcheidene Koffer gepackt waren, dem eßlinger Thore zu, über welches die Stadt ſeither weit hinausgewachſen iſt, denn der Platz, wo es in der Nähe des Waiſenhauſes ſtand, iſt jetzt ſo zu ſagen der Mittelpunkt von Stuttgart oder wenigſtens von demſelben nicht weit abgelegen.

Der Soldat vom gablenziſchen Infanterieregiment, welcher unter der Thorwölbung auf Poſten ſtand, trat, um nach damaligem Brauch die Abreiſenden anzuhalten, dem Wagen entgegen und rief den Korporal heraus.

„Wer ſind die Herren?“ fragte dieſer, an den Schlag tretend.

„Doktor Ritter und Doktor Wolff“, klang es in ziemlich ſchüchternem Ton aus dem Wagen.

„Wohin?“

„Nach Eßlingen.“

„Paſſirt!“

„Higg!“ machte der Kutſcher, ſeine Pferde antreibend.

Während ſie langſam anzogen, glitt auf der dem Stehpunkt des Korporals und des Soldaten entgegengeſetzten Seite des Wagens eine männliche Geſtalt raſch an den Schlag, ſteckte den Kopf hinein, flüſterte die geflügelten Worte: „Glück und Segen über dich, theurer großer Fritz, und vergiß draußen nicht ganz deiner Freunde daheim!“ und huſchte wieder raſch in das Offizierswachtzimmer zurück, woher ſie gekommen.

Als der Wagen das Thor hinter ſich hatte, fuhr er noch eine Strecke weit auf dem Wege nach Eßlingen hin. Dann ſchaute der Hauderer vorſichtig rückwärts und lenkte ſofort das Gefährt linkshin auf einen Feldweg. Es währte nicht ſehr lange, bis die Reiſenden wieder glatteren Chauſſeeboden unter den Rädern fühlten.

„So“, ſagte der Hauderer rückwärts in den Wagen hinein, „das ging ja wie geſchmiert. Da ſind wir auf der ludwigsburger Straße.“

Auf dieſer rollte der Wagen, nachdem erſt der jähe „Stich“ der Galgenſteige überwunden war, raſch in die Nacht hinein.

Nachdem es etwa eine Stunde oder mehr ſo fortgegangen, hielt der Hauderer ſeine Pferde an und ſagte:

„Sehen Sie doch, meine Herren, da droben iſt's wie im Himmel!“

Ein bewunderndes Ah! ſchallte aus dem Wagen und zwei jugendliche Männerköpfe bogen ſich heraus.

Links droben brannte der Gipfel des Waldberges, von welchem die Solitude in die Ebene ſchaut, in dem Lichtmeer einer feenhaften Illumination. Die edlen Linien des Schloſſes hoben ſich von dem dunkeln Hintergrund in voller Klarheit ab. Es ſchien in der Luft zu ſchweben und das blendende Licht, welches von ihm ausſtralte, übergoß den ganzen Scheitel der Anhöhe mit märchenhaft zauberiſchen Reflexen.

„Das iſt wundervoll!“ ſagte der eine der beiden Reiſenden, mit kindlicher Fröhlichkeit in die Hände klatſchend. „Wir können uns einbilden, das alles ſei uns zu Ehren veranſtaltet.“

Sein Reiſegefährte gab keine Antwort, ſondern blickte unverwandt hinauf, aber nicht nach dem Mittelpunkt des prächtigen Bildes, nicht nach dem Schloſſe, ſondern nach einem der kleinen weißen Häuschen, die hell aus dem Schatten mächtiger Linden und Kaſtanienbäume hervortraten.

„Oh, meine Mutter!“ ſeufzte er dann tiefbewegt auf und ſchlug die Hände vors Geſicht. Halberſticktes Schluchzen hob ſeine Bruſt und zwiſchen den ſeine Augen bedeckenden Fingern rollten große Thränen hervor.

Mit dem ſicheren Takt liebevollen Zartgefühls unterließ es der andere, dieſen Moment des Schmerzes durch einen Troſtverſuch zu ſtören. Er verſagte es ſich ſogar, dem Gefährten die Hand zu drücken, wie er doch gar zu gerne gethan hätte, und gab nur dem Hauderer ein leiſes Zeichen, die Pferde wieder in Gang zu bringen.

So fuhr der Wagen weiter und im Flammenſchein verſank die Heimat hinter dem fliehenden Dichter.

Ende des erſten Bandes

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

ische
othek
München

# Novellenbuch

von

**Johannes Scherr.**

Zweiter Band.

# Schiller

## kulturgeſchichtliche Novelle in ſechs Büchern.

Band II.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1873.

# Schiller.

## Kulturgeſchichtliche Novelle in ſechs Büchern

von

**Johannes Scherr.**

> . . . . . . . . . . . . Das Jahrhundert
> Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
> Ein Bürger derer, welche kommen werden.
> Don Karlos 3, 10

**Neudurchgeſehene und verbeſſerte Auflage.**

Zweiter Band. 2

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1873.

# Viertes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

## Erſtes Kapitel.

Das Winteraſyl des Flüchtlings. — „Don Karlos.“ — Rückblick. — „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ — Ein Gang über den Schnee.

Die bleiche Sonne eines hellen Wintertages lugte durch das Fenſter der Hinterſtube eines beſcheidenen Landhauſes, welches etwas abſeits von den zerſtreuten Häuſergruppen des Dörfchens mitten in einem großen, tiefverſchneiten Garten lag. Vielleicht wunderte ſie ſich, die Sonne, in dem zu dieſer Jahreszeit gewöhnlich einſam ſtehenden Hauſe einen fremden Gaſt vorzufinden, der freilich nicht viel Geräuſch machte, ſondern in den ſtillen Räumen ein recht anachoretiſches Leben führte, ſeit Wochen ſchon. Und ob er gleich ein noch ganz junger Einſiedler war, erfüllte ihn doch die winterliche Einſamkeit mit einem gewiſſen Behagen. Ihm war zu Muthe wie einem, der ſich aus den Gefahren einer ſtürmiſchen See in den Hafen gerettet fühlt, und wäre es auch nur ein Nothhafen.

Hochherzige Fürſorge mütterlicher Freundſchaft hatte dem Flüchtling, den wir aus Stuttgart entweichen ſahen, fern von der Heimat eine gaſtliche Zufluchtsſtätte bereitet. Nach den Aufregungen, Nöthen und Sorgen eines unſtäten Wanderlebens in den Main- und Rheingegenden konnte er ſich hier ausruhen und zu neuen Geiſtesthaten ſammeln. Die Stille ſeiner Zufluchtſtätte that ihm wohl, die Einſamkeit ſtumpfte den Stachel bitterer Erinnerungen, das Gefühl der Sicherheit milderte die Ueberſpannung der Saiten ſeiner Seele. Um ſo mehr, da er wußte, daß ihm in den Umgebungen ſeines ländlichen Aſyls neuerworbene Freunde lebten, auf deren Zuneigung er ſich verlaſſen konnte. Wie in früheren und ſpäteren Perioden ſeines Lebens, erfuhr der Dichter auch in dieſer die ſchwerwiegende Gunſt des Schickſals, edelgeſinnte Freunde zu beſitzen.

Jene ſchöne Pietät, welche, wünſchen wir, die Deutſchen feſthalten mögen als eine der hellſten Lichtſeiten ihres Nationalcharakters, hat in neueſter Zeit das von unſerem Dichterflüchtling unter dem Namen eines Doctor Ritter bewohnte Zimmer wieder in ſeiner damaligen Geſtalt hergeſtellt. Der zum Kultus des Genius ſich bekennende Wallfahrer erblickt in dieſer Hinterſtube, die jetzt nach ihrem einſtmaligen Bewohner genannt iſt, das beſcheidene Mobiliar aus jener Aſylzeit des großen Mannes, hauptſächlich beſtehend aus einem Lehnſtuhl und einem Tiſche, der auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruht.

Heute hatte ſich der Dichter Tiſch und Stuhl an das Fenſter gerückt, von welchem die Sonne die Eisblumen weggeſchmelzen, ſo daß der Ausblick auf die nahen Fichtenwälder frei war. Doch ſchien die Außenwelt den Poeten nicht ſehr zu reizen. Er warf nur von Zeit zu Zeit einen zerſtreuten Blick durch die kleinen runden Scheiben und wandte ſich dann wieder ſeiner Arbeit zu. Bald flog die Feder mit jenen energiſch deutlichen Zügen, welche

Schillers Handſchrift charakteriſiren, über das Papier, bald griff er aus dem unordentlich durcheinanderliegenden Büchervorrath, womit der Tiſch belaſtet war, einen Band heraus, um eine ihm ſich aufdrängende Idee auf den Prüfſtein hiſtoriſcher Nachweiſe zu bringen, bald auch legte er die Feder für eine Weile weg und warf ſich in den Lehnſtuhl zurück, um mit über der Bruſt gekreuzten Armen nachzuſinnen.

Dieſe nachdenkliche Stellung des jungen Mannes zeigte das Gewinnende in ſeiner Phyſiognomie recht deutlich auf. Die ideale Welt, in welcher er, ganz in ſich zurückgezogen, zu dieſer Stunde lebte, prägte ſich gleichſam in ſeinen Zügen aus. Wer ihn ſo geſehen und ſeine jetzige Erſcheinung mit ſeiner früheren als Regimentsfeldſcherer auf dem ſtuttgarter Paradeplatz verglichen hätte, konnte nur ſeinem Jugendfreunde Peterſen beipflichten, wenn derſelbe ſagte, Schillers Geiſt ſcheine aus dem Innern in den Körper herausgequollen zu ſein; er habe ſich in ſeine Geſichtszüge ergoſſen und allmälig dieſe, ſowie die ganze Körpergeſtalt, vortheilhaft verändert. In dieſem Augenblick war Schiller ſchön. Die Schöpferfreude hatte ſeine blaſſen Wangen mit einem zarten Roth überhaucht, die feinen Adern an den hohen weißen Schläfen traten deutlich hervor, in ſeinen zwiſchen Blau und Lichtbraun ſpielenden, von ſtarken blonden Brauen überwölbten Augen leuchtete ein ſanftes Feuer und um ſeine halbgeöffneten Lippen ſchwebte ein anmuthiges Lächeln, als fühlten ſie den Kuß der Muſe. Der ganze Ausdruck dieſes ſinnenden Kopfes war ein zugleich kindlicher und genialer.

Während Schiller ſich wieder nach dem Tiſch vorbeugt, um zu ſchreiben, begehen wir eine jener Indiskretionen, wie ſie dem

Novelliſten erlaubt ſind. Wir ſehen zwar dem arbeitenden Dichter nicht zudringlich über die Schulter, aber wir ſind neugierig genug, folgendes Fragment eines Briefes zu leſen, welcher, friſchgeſchrieben und zum Zuſammengelegtwerden bereit, auf einer Ecke des Tiſches liegt:

„. . . Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herſchwankens zwiſchen Imhof und Maria Stuart los zu ſein, hab' ich beide bis auf weiteres zurückgelegt und arbeite nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Don Karlos zu. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen gibt. — Ich ſtelle mir vor, jede Dichtung iſt nichts anderes als enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſeres Kopfes, und ſo geſtehe ich Ihnen, lieber Freund, daß ich meinen Karlos gewiſſermaßen ſtatt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen, ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einſt fertig iſt, ſo werden Sie mich und Leiſewitz an Don Karlos und Julius von Tarent abmeſſen, nicht nach der Größe des Pinſels, ſondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Inſtrument, ſondern nach dem Ton, in welchem wir ſpielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakſpeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leiſewitz' Julius und den Puls — von mir. Außerdem will ich es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in der Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen. Ich will — und ſollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer

Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, an die Seele ſtoßen — —“

So wiſſen wir denn, was die Gedanken des Dichters in ſeiner winterlichen Einſamkeit hauptſächlich beſchäftigte. Es waren die Vorarbeiten zu jenem berühmten Trauerſpiel, mit deſſen Schöpfung Schiller den Uebergang von der erſten Phaſe ſeiner Dichtung zur zweiten vollzog. „Don Karlos“ wurde für ihn, wie jedermann weiß, die Brücke von der naturaliſtiſchen Sturm- und Dranggenialität hinüber zur bewußten Künſtlerſchaft. Indem er dieſe Brücke überſchritt, wurde er dem großen Princip, welches all ſein Leben und Dichten beſeelte, nicht abtrünnig: — es war dies für ihn überhaupt eine Unmöglichkeit. Aber während die Freiheitsidee in ſeinen drei Erſtlingsſtücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend himmelan brandete, begann ſie im „Don Karlos“ als ein klarer Schönheitsſtrom dahinzufließen. An die Stelle des ſchrankenloſen Titanismus mit ſeinen grotesken Auswüchſen trat die ruhige Macht und Größe des Humanitätsgedankens. Was aber ſpäter der eigentliche Inhalt von Schillers ganzer Thätigkeit wurde, die Ueberzeugung, daß des Dichters höchſte Miſſion ſei, die Menſchheit mittels der Schönheit zur Freiheit zu erziehen, das verdrängte, wenn auch vorerſt noch nicht zu völliger Reife gediehen, allmälig den unſicher taſtenden kraftgenialen Ungeſtüm aus ſeiner Seele und er begann einzuſehen, daß der Vorſchritt der Geſellſchaft weit mehr, unendlich weit mehr durch die ſtille, aber unwiderſtehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den ſubjektiven Weltverbeſſerungsdrang einzelner Individuen bedingt ſei.

Ein ſolcher Läuterungsprozeß des Geiſtes geht aber nicht ohne Schmerzen vor ſich, um ſo weniger, wenn er ſich inmitten äußerlicher Bedrängniſſe vollziehen muß. Dieſe hatten dem Dichter ſeit ſeiner Flucht aus der Heimat wahrlich nie gefehlt. Schon das zweideutige Benehmen des Freiherrn von Dalberg, auf welchen er ein ſo großes Vertrauen geſetzt und welcher den Flüchtling ängſtlich von ſich ferngehalten hatte, hätte hingereicht, einer minder energiſchen Seele die Hoffnung auf die Zukunft zu rauben. Aber die Federkraft von Schillers Geiſt bewährte ſich unter dem Drucke der Noth, die mitunter zu gänzlicher Entblößung ſich geſteigert hatte. „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ hatte der Dichter in den „Räubern“ ſeinen Karl Moor ſprechen laſſen: er fand jetzt Gelegenheit, dieſen Satz zur Wahrheit zu machen, und er that es. Während ſeines flüchtigen Weilens in Mannheim, Frankfurt, Worms, Oggersheim hatte er den „Fiesko“ für die Bühne umgearbeitet und „Kabale und Liebe“ vollendet. Damit war Schillers erſte Dichterperiode abgeſchloſſen und, wie Zelter viele Jahre nachher treffend an Goethe ſchrieb, das Chaos der ſchiller'ſchen Schöpfungen überwunden. Der durch Schwan in Mannheim unternommene Druck des „Fiesko“ hatte dem Dichter die ſpärlichen Mittel geliefert, ſeine Verbindlichkeiten in Oggersheim zu tilgen und von da, nach ſchmerzlichem Abſchied von dem treuen Streicher, die Reiſe nach dem gaſtlichen Winteraſyl zu unternehmen, wo wir ihn wiedergefunden, einſam, in Studien verſenkt, deren Reſultate unter dem Titel „Don Karlos“ ſpäter ſo unzählige Herzen rühren, erſchüttern und erheben ſollten.

Aber die Sonne langte immer ſchmeichelnder an die Fenſterſcheiben, drang herein, malte zitternde Goldkringeln auf Bücher und Papiere und lockte ſtummberedt:

„Laß die Arbeit ruhen und komm' heraus zu mir!“

Nun ſtehen, wie männiglich bekannt, Sonne und Dichter in ganz eigenen freundſchaftlichen Beziehungen zu einander. Die Allbeleberin iſt den Poeten keineswegs ein „ſeelenloſer Feuerball“, ſondern noch immer, wie in den Tagen Homers und Pindars, das Symbol des Muſengottes. Kein Wunder daher, daß Schiller der ſchmeichelnden Lockung folgte und, zu einem weiteren Spaziergang gerüſtet, hinaustrat in den ſchönen Wintertag.

Es war einer jener Januartage, wo der Winter ſeine ganze Strenge, aber zugleich auch ſeine ganze Majeſtät entfaltet, wo er nicht ſtürmt und wüthet, ſondern lächelt, wie eben der Winter lächeln kann. Ein klingender Froſt hatte den Boden mit einer feſten, von Milliarden Diamanten blitzenden Schneebahn überzogen, über welche der Dichter leicht hinwegſchritt, mit Wohlbehagen die herbe, aber reine und ſtählende Luft einathmend.

Er ging, nachdem er in einem halben Bogen das kleine Dorf umſchritten, dem Bergwald zu, welcher in einem faſt regelmäßigen Kreiſe die Thalmulde umſchloß. Hinter den fichtenbedeckten Hügeln ſtiegen ringsum höhere Berge empor und ſo erhielt die kleine Landſchaft den Charakter tiefer Abgeſchloſſenheit.

Auf einem Vorſprung am Saume des Waldes ſtilleſtehend betrachtete ſie der Dichter. Gerade unter ſich ſah er die zerſtreuten Häuſer des Dörfchens und dort funkelte im Sonnenſchein das Fenſter, hinter welchem er ſchon ſo manche Nacht einſam geſonnen und geträumt, geforſcht und gedichtet. Aus den Rauchfängen ſtieg der Rauch kerzengerade in die Luft und zerfloß oben in röthliche Wölkchen. Die Fichtenwälder legten einen dunkeln Kranz um die dörfliche Feldmark und von dieſem Kranze ſchnitten ſich die dahinterliegenden Berge ſcharf ab, ſchimmernd in ihrem blendenden Schneeſchmuck. Ueber dem ganzen Landſchaftsbild lag die klare, blaſſe Himmelsbläue, an den Rändern des Horizonts von jenem Roth angehaucht, welches zu dieſer Jahreszeit ſchon um Mittag das Kommen eines harten Nachtfroſtes verkündigt.

Der einſame Wanderer wurde tief bewegt von der feierlichen Stille rings um ihn her. Hatte er doch erſt während ſeines Aufenthalts in dieſer Abgeſchiedenheit die Natur ſo recht verſtehen und lieben gelernt. Aber je mehr er mit ihr vertraut geworden, nur um ſo weniger war er in weichliche Naturſchwelgerei verſunken. Sein weſentlich philoſophiſcher Geiſt trieb ihn an, die Erſcheinungen des Naturlebens ſtets mit etwas Höherem, mit dem Menſchen, in Beziehung zu ſetzen, und ſo bildete ſich in ihm jene eigenthümliche Naturbetrachtung aus, die ſpäter in einem ſeiner ſchönſten Gedichte, im „Spaziergang“, ſo herrlich ſich manifeſtirte.

Auch jetzt ſchon, auf dieſem Gang über den Schnee wurden in einem Selbſtgeſpräche des Dichters Anklänge dieſer Art und Weiſe, die Natur aufzufaſſen, laut.

„Bewundernswerth“, ſagte er, „iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach geſehen von Millionen Geſchöpfen und von denſelben Geſchöpfen wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt alles in todter Ruhe um uns her und nichts lebt als unſere Seele. Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſes gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer

Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unſerer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſeres wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder und wohlbehalten gibt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wiederfordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es ſo nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſerem Eigenthum zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei unſerer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unſere ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen."

Unſer geſtriges Selbſt! Der Dichter hatte Mühe, im Spiegel der Vergangenheit die eigenen Züge wiederzuerkennen. So kräftig und nachhaltig waren die wechſelnden Eindrücke geweſen, welche die Erlebniſſe der letzten Monate auf ihn hervorgebracht hatten. Sein Zuſammenleben mit dem wilden Kapff, die burſchikoſen Sympoſien der „Bande" im Ochſen zu Stuttgart, die kraftgenialiſche Unbändigkeit ſeiner Erſtlingsdichtungen, das alles kam ihm ſchon recht fremde vor, das alles lag wie Schlacken hinter ihm. Mit größerer Theilnahme dachte er der gewaltſamen Löſung ſeines Verhältniſſes zu Herzog Karl, welchem ſeine große Seele Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen um ſo mehr geneigt war, ſeit er wußte, daß der Fürſt keineswegs kleinlich genug gedacht hatte, ſeine Eltern die Flucht ihres Sohnes irgendwie entgelten zu laſſen. Mit Wärme erinnerte er ſich ſeines transatlantiſchen Freundes und des bizarren, einſt ſo geliebten Weſens, welches ihm zuletzt zu Hohenheim im mondbeglänzten Parke ſo plötzlich erſchienen und entſchwunden war.

„Seltſam“, ſprach er bei ſich, „ich dachte, die weite Erde könnte nur ein ſolches Geſchöpf beherbergen, und doch ſollt' ich es erleben, daß mir ſo bald ein zweites begegnete. Dieſe Doppelgängerin Lauretta's! Meine Augen ſagen mir, daß ſie nicht halb ſo ſchön iſt wie jenes wunderliche, wunderbare Kind, und doch geht von ihr ein faſt noch größerer Zauber aus. In den Augen dieſer Frau iſt Lauretta's Blick. Ich meine, er müſſe auf den Grund meines Herzens dringen und dort eine zitternde Unruhe wahrnehmen. Iſt ſie ein Ideal, und wenn ein ſolches, iſt ſie das meinige? Wer mir die richtige Antwort, wer mir Gewißheit gäbe! Oh, meine Mutter, ich bin deiner Warnungen, deiner liebevollen Lehren nicht uneingedenk; aber, du Gute, haſt keine Ahnung von der Magie, welche ein ſolches Frauenauge auf eine Dichterſeele übt. Ob ſie mich wohl heute erwartet, die Fee im verſchollenen Schloß? Gleichviel, ich will zu ihr!“

Er lenkte die Schritte waldeinwärts und verfolgte rüſtig einen ſchmalen Holzſchlittenpfad, der höher und höher klimmend das Hügelgewinde des verſchneiten Forſtes hinanführte.

---

## Zweites Kapitel.

Von einem verſchollenen Schloß und einer verſchollenen Prinzeſſin darin. — Baroneſſe Lolo, die Titanide. — „Gehen Sie an keinen Hof!“ — Von Memoiren. — Berührung einer unheilbaren Wunde. — Eine fürſtliche Mutter des achtzehnten Jahrhunderts. — Mann und Weib. — „Du ſollteſt nicht da ſein!“ — Die Welt in einer Silbe.

Ueber mannichfaltig geſtaltete Anhöhen und durch kleine Thaleinſchnitte, über eisbedeckte Bäche hinweg und durch verworrenes Steingeſchiebe hin führte unſern Wanderer nach faſt zweiſtündigem Gange ſein Weg an den Fuß einer Einbuchtung der Berghalde, von welcher herab ein alterthümliches ſchloßartiges Gebäude über den Hochwald hinblickte.

Vordem, aber es war ſchon lange her, hatten die Mauern dieſes abgelegenen Bergwaldſchloſſes zur fröhlichen Herbſtzeit die Hornfanfaren fürſtlicher Jagden widergehallt. Damals hatte droben in den Erkerzimmern luſtiger Becherklang gelärmt und hatten drunten in den Lauben des Gartens, der ſeine Verwilderung jetzt mit einer dicken Schneedecke verhüllte, Küſſe geflüſtert und verliebte Scherze gekichert.

Jetzt war es hier ſo öde und ſtill, als hätte der Winter da ſeinen Lieblingsſitz aufgeſchlagen, oder vielmehr, als bedürfte es nicht einmal des Winters, um dem Schloß den Charakter gänzlicher Weltverlorenheit zu verleihen. Der Dichter hatte es ein verſchollenes genannt und das war es. Es ſah, obgleich erſt zur Zeit der Renaiſſance erbaut, unbeſchreiblich verwahrloſ't, traurig, faſt geſpenſtig aus. Nur das Mittelgebäude und auch dieſes nur theilweiſe ſchien noch in wohnlichem Zuſtande ſich zu befinden. Die beiden Seitenflügel waren kläglich verwittert und die Eckthürme, in welche ſie ausliefen, hatten der Zeit und dem Wetter ſo ſehr ihren Tribut bezahlt, daß ihre Kuppeln geborſten, ihre Balkone zerbröckelt, ihre Ornamente abgefallen waren. Es hatte den Anſchein, als müßte der nächſte Winternachtſturm, welcher gegen dieſe fenſterloſen Thürme anbrauſ'te, dieſelben mit leichter Mühe zu Boden werfen. Früher hatten aus den Erdgeſchoſſen der Seitenflügel leichtgeſchwungene Freitreppen in den Garten herabgeführt, aber ſie lagen jetzt in Trümmern. Trotzig aufrecht hielt ſich nur noch das hohe Eiſengitter, welches, mit einer Einfahrt in der Mitte, den vor dem Mittelflügel liegenden Hof umſchloß. Das Einfahrtsthor ſtand aber weit offen, als wollte ſich niemand mehr die überflüſſige Mühe geben, ſeine Flügel auf den roſtzerfreſſenen Angeln zu drehen. Stand man unter dem Einfahrtsthor, ſo konnte man, rückwärts blickend, hinten im verſchneiten Thalgrund eine Kirchthurmſpitze aufragen ſehen. Allein dieſer Beweis von der Nähe eines bewohnten Ortes ſchwächte kaum merkbar den Eindruck der Verlaſſenheit, der Verſchollenheit des einſamen Jagdſchloſſes, welches ſchon lange kein ſolches mehr war, ſondern nur der ruinenhafte Wohnſitz einer verſchollenen Unglücklichen.

Der Dichter ging den nothdürftig gebahnten Weg hinauf, welcher von dem Schloſſe ins Thal hinabführte, durchſchritt den Hof, ließ die große Pforte, von deren vier Säulen nur noch die Hälfte aufrecht ſtand, zur Rechten liegen und wandte ſich linkshin zu einer kleinen Seitenthüre. Er hatte aber nicht nöthig, die Glocke zu ziehen, denn die Thüre wurde ihm von einem alten Diener geöffnet, welcher ſein Kommen bemerkt haben mochte und der ihn mit Freundlichkeit und mit der ausgeſuchten, etwas ceremoniöſen Höflichkeit eines greiſen Domeſtiken begrüßte.

„Kann ich die Ehre haben, der durchlauchtigen Prinzeß aufzuwarten?“ fragte Schiller.

„Oh gewiß“, entgegnete der Alte, der eine altfränkiſche, verſchoſſene Livree trug, aber eine tadelloſe Taubenflügelfriſur mit einem weit den Rücken hinabreichenden Zopf, „oh gewiß, mein Herr Doktor. Ihro Durchlaucht, meine gnädigſte Gebieterin, wird eine große Freude haben. Ich eile, Sie zu melden, und werde mir dann die Ehre geben, meinem geehrten Herrn Doktor mit ſeiner Erlaubniß eine Taſſe heißen Thee zu präſentiren, welche ſich gefallen zu laſſen nach einem weiten Gang in ſo kalter Luft nicht unrathſam ſein dürfte.“

Der Dichter folgte dem redſeligen Alten eine Hintertreppe hinauf und legte Ueberwurf, Hut und Stock in einer Art von Vorſal ab, während der Diener den Beſuch bei ſeiner Gebieterin meldete. Er trat dann in den weiten Korridor hinaus, der ſich eirund um das große Treppenhaus herzog und auf welchen die Thüren der Gemächer des Mittelflügels mündeten. Da war viel verblichene Pracht zu ſehen; aber das Marmorgeländer der Treppe war ſchadhaft, in den Wandniſchen ſtanden ſtatt der

Statuetten lauter Torſos und von dem großen Deckengemälde, welches vor Zeiten den Raub der Sabinerinnen dargeſtellt, hatten Schimmel und Moder nur noch einige wildblickende Römerköpfe und zerſtreute Beine, Arme und Buſen von ſabiniſchen Mädchen übriggelaſſen. Man fröſtelte ordentlich beim Anblick all dieſer Vernachläſſigung und Zerſtörung.

Schiller hatte aber jetzt keinen Sinn für dieſe traurige Umgebung. Sein Auge und Ohr waren auf eine Thüre gerichtet, hinter welcher eine kunſtfertige Hand die altersſchwache Verſtimmung eines Spinetts zu bewältigen ſuchte. Nicht ganz mit Erfolg. Aber der Lauſcher überhörte völlig die Mißklänge des verwahrloſ'ten Inſtruments, als jetzt eine ſonore Frauenſtimme drinnen ein Lied dazu ſang — das Lied Amalia's in den „Räubern“:

„Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeakiden mordend Eiſen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deine Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?“

Inzwiſchen kam der alte Diener mit der Meldung, daß ſeine Gebieterin den Gaſt willkommen heiße und erwarte, und ſo mußte der Dichter widerwillig der Thüre den Rücken kehren, die ſein Intereſſe ſo lebhaft erregt hatte. Während er den Korridor hinausging, verklang hinter ihm die von der unſichtbaren Sängerin mit ganz eigenthümlich energiſchem Ausdruck vorgetragene Halbſtrophe ſeines Liedes:

„All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der ſchwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!“

Wir finden ihn wieder in einem Gemache voll verlebter Eleganz, neben einer Dame von hohem Alter auf einem Kanapee ſitzend, das, wie das ganze Mobiliar, ſo ausſah, als hätte es vor vierzig oder fünfzig Jahren gegründeten Anſpruch gehabt, für modiſch zu gelten.

Die alte Dame, in ihrer grauſeidenen Robe von einem Schnitt, wie er zur Zeit Kaiſer Karls VI. und Friedrich Wilhelms I. bräuchlich geweſen, paßte vollkommen zu ihrem Wohnſitz. Sie war eine Ruine unter Ruinen, aber eine Ruine, die keinen mißfälligen Anblick bot. Welche Stürme auch über dieſe gebeugte Geſtalt hingegangen — und daß es heftige geweſen ſein mußten, das ſagte der tiefe Schmerzenszug um den blaſſen Mund — ſie hatten auf der Stirne der Greiſin nicht den Ausdruck der Verbitterung, ſondern den einer ſtillheitern Reſignation zurückgelaſſen, welche zugleich mit der Hoffnung ſchon lange auch die Furcht verlernt hatte. Das weiße Antlitz war faſt mumienhaft vertrocknet, aber die unter ſchneeigen Brauen mit unendlicher Sanftmuth, Güte und Milde hervorblickenden blauen Augen, deren Iris ihren Glanz bewahrt hatte, ließen errathen, daß ſie vor Zeiten die Züge einer Schönheit erleuchtet und belebt hätten.

Schiller benahm ſich gegen dieſe Frau mit einer Ehrfurcht, wie er ſie keinem König oder Kaiſer in der Fülle ihrer Macht gezollt hätte, und nur das freundliche Drängen ſeiner Wirthin hatte ihn vermocht, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Wie gut es von Ihnen iſt, lieber Freund", ſagte die Greiſin, „daß Sie dem Froſt und den Waldſteigen trotzten, um zu der verſchollenen Einſiedlerin zu kommen. Doch", fuhr ſie mit einem gütigen Lächeln fort, „ich bin trotz meines Alters nicht egoiſtiſch genug, zu glauben, daß ich der ziehende Magnet geweſen. Sie brauchen nicht zu erröthen, brauchen mir Ihre Ungeduld nicht verbergen zu wollen. Aber beruhigen Sie ſich, Lolo wird ſogleich erſcheinen.“

„Durchlaucht —“ verſetzte der Dichter, verlegen darüber, daß die alte Dame die Blicke bemerkt hatte, welche er erwartungsvoll nach der Thüre richtete.

Er konnte aber ſeinen Satz nicht vollenden, denn in dieſem Augenblicke ging die Thüre auf und ließ eine junge Dame eintreten, welche mit Lebhaftigkeit den Gruß des ihr entgegengehenden Gaſtes erwiderte. Er küßte ihr die Hand, geleitete ſie zu dem Kanapee und nahm auf einen Wink der Schloßherrin auf einem Stuhl mit unendlich hoher Rücklehne den Damen gegenüber Platz.

Baroneſſe Lolo, wie wir die jüngere Dame nennen wollen, war eine eigenthümliche Erſcheinung. Noch in der ſchönſten Blüthe des Lebens — ſie ſtand in den erſten Zwanzigern — hatte ſie etwas wunderbar erregtes, begeiſtertes, wir möchten ſagen, etwas elektriſches in ihrem ganzen Weſen. Vielleicht aber auch etwas krankhaftes, denn die fieberhafte Unruhe ihrer Seele gab den Bewegungen ihres Körpers etwas unſtätes, haſtiges. Aus ihren großen ſchwarzen Augen blickte ein feuriger Geiſt und die Pracht und Macht dieſer Augen wurde noch erhöht durch den ſeltſamen Kontraſt, den ihre Farbe zu der des Haares bildete. Dieſes Haar, in unzählige natürliche Locken und Löckchen ſich rollend, hatte nämlich einen blaßrothen Goldglanz. Die mittelgroße Figur der Dame war ſchlank, aber die Büſte voll, faſt üppig, und auf ſchlankem Hals wiegte ſich ein charaktervoller Kopf, auf deſſen Stirne Nachdenken und Leid Spuren zurückgelaſſen hatten, während auf den vollen, hochrothen Lippen ſtets Worte der Leidenſchaft zu ſchweben ſchienen.

So war die Frau, welche noch zwölf Jahre ſpäter Jean Paul Friedrich Richter eine Titanide nannte und von der er ſchrieb: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine ſah, und eine große Seele. Sie iſt ein Weib wie keins, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felſen-Ich —“

Man trank Thee, man plauderte vertraut und gemüthlich. Der Dichter empfand dieſen beiden Frauen gegenüber wieder einmal ſo recht das Bildende und Wohlthätige des Umgangs mit edlen weiblichen Weſen. Er hat das ſein Lebenlang viel und oft erfahren, und wenn die unſterblichen Huldigungen, die er den Frauen dargebracht, an Hochſinn und Zartheit nicht ihresgleichen haben, ſo iſt nur billig, zu ſagen, daß er wie wenige wußte, wie ſehr dieſe Huldigungen verdient waren.

Die Damen ſprachen vom „Fiesko“, welchen der Dichter ſeinen Freundinnen gedruckt, von „Kabale und Liebe“, welches Stück er ihnen handſchriftlich mitgetheilt hatte.

Oh, mein werther Freund“, ſagte im Verlaufe des Geſprächs die Prinzeſſin, „ich geſtehe, wenn ich nicht längſt gewohnt wäre, Welt und Leben als etwas von mir fernabliegendes anzuſehen, ſo hätten mich Ihre glühenden Dichtungen gewaltſam aufregen, ja erſchrecken müſſen. Wie muß es draußen in der Welt ausſehen, wenn die Jugend ſich gedrungen fühlt, ſolche flammende Predigten ihren Zeitgenoſſen ins Angeſicht zu ſchleudern. Ich leugne es nicht, ich vermag mich in dieſe Poeſie nicht recht zu finden, ich kann ſie bloß anſtaunen. Zu meiner Zeit war man gewohnt, die Dichtkunſt nur als einen artigen Zeitvertreib zu betrachten, als einen ſpieleriſchen Luxusartikel mehr. Jetzt aber, wie Ihre Stücke mir zeigen, führt die Muſe die Stimme des Donners, des Gerichts. Mir war, als mir Lelo dieſe Trauerſpiele vorlas, als vernähme ich ein prophetiſches Brauſen in der Luft, welches eine ungeheure Naturkataſtrophe ankündige."

„Sagen Sie eine geſellſchaftliche, eine geſchichtliche Kataſtrophe, verehrte Freundin", bemerkte die Baroneſſe. Und in ihrer aphoriſtiſchen, vulkaniſch ſtoßweiſen Art zu reden fuhr ſie fort: „Der Gedankenloſigkeit mag es geſtattet ſein, nicht zu bemerken, daß in dieſem gealterten Europa alles aus Rand und Band gehen will. Aber klaffen nicht überall die Spalten und Riſſe? Zerbröckelt nicht alles? Wo noch tritt unſer Fuß auf feſten Boden? Oh, über die Thoren, oder ſag' ich lieber, oh, über die Glücklichen, deren Nervenfühlfäden grob genug ſind, daß ſie das Kommen des Sturmes nicht vorausempfinden. Wäre er nur erſt da! Warum ſollte dieſe Welt voll Jammer nicht in Trümmer gehen? In einem Traum der letzten Nächte ſah ich den Donnergott unſerer germaniſchen Altvordern, wie er ſeinen zermalmenden Miöllnir erhob, um dieſes Gebäude zu zertrümmern, deſſen Fundament die Lüge, deſſen Dach die Heuchelei. Er ſchlage zu!"

„Ums Himmelswillen, liebe Lelo", ſagte die Greiſin begütigend, welch finſtere Phantaſieen! Ich bedaure faſt, Ihr freundliches Anerbieten, den Winter in meinem alten Euleneſte mit mir zu verleben, angenommen zu haben; denn ich ſehe, die Einſamkeit macht Sie melancholiſch."

„Nicht doch, Verehrteſte. Dieſe Einſamkeit thut mir wohl. Es iſt eine ganz andere als jene auf Kalbsried bei meinem Schwiegervater, der mich alle die Stunden, wo ihn die Gicht nicht plagt, mit dem Wiederkäuen unſerer ewigen Familienprozeſſe peinigt. Doch laſſen wir das. Ich wollte Ihnen ſagen, lieber Schiller, daß Sie ungerecht gegen ſich waren, wenn Sie fürchteten, man würde Ihrer neuen Tragödie anmerken, daß Sie die Menſchen und insbeſondere die Menſchen der Höfe nur durch das Fernrohr kennten. Oder das Fernrohr, durch das Sie ſchauten, iſt ein vortreffliches. Jene Thoren und Sünder, welche Sie in Ihrer Luiſe Millerin geſchildert, ſie ſind wirklich. Glauben Sie mir das; aber mein Freund, gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof und dergleichen. Halten Sie ſich hoch und vermeiden Sie alle dieſe Gelegenheit. Es kommt nichts gutes dabei heraus. Man iſt gedrückt dort, empfindet Leere, endlich Reue. Die Leute dort achten nur den, der ſie entbehren kann. Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satiren macht. Warum? Es iſt nicht möglich, daß es dort anders iſt, als es iſt. Ihre Luiſe Millerin — ich liebe ſie — iſt keine Satire. Es iſt das geſchmolzene, rothglühende Metall der Wahrheit, auf Schurkenſeelen geträufelt. Ob es ſie zu Aſche brenne? Schwerlich, aber was thut das? Sie haben Ihre Pflicht gethan. Und nun, wie ſtehen Sie mit Ihrem Infanten von Spanien?“

„Auf ziemlich gutem Fuß, hoffe ich.“

„Prächtig! Aber beharren Sie darauf, auch dieſes Werk in Proſa zu ſchreiben?“

„Bis jetzt halte ich in der That dieſe Form für die paſſendſte, meine Gnädige.“

„Bitte, thun Sie es nicht. Wahrhaft idealiſcher Gehalt verlangt auch eine idealiſche Form. Götter und Selige haben ſtets nur in Verſen geſprochen. Und auch die Dämonen."

Vielleicht gedachte Schiller dieſer Worte der Titanide, als er ſpäter den in Proſa angelegten „Don Karlos" in die metriſche Form umgoß. Für jetzt jedoch antwortete er ausweichend, denn ſein angeborener Takt ſagte ihm, daß die Erörterung ſo einer äſthetiſchen Specialität die greiſe Prinzeſſin jedenfalls nicht intereſſiren könnte. Er lenkte daher, indem er flüchtig von den Vorſtudien zu ſeinem neuen Trauerſpiel ſprach, die Unterhaltung auf die Memoirenliteratur, für welche er bei der alten Dame einige Theilnahme vorausſetzen konnte. Er hatte ſich nicht geirrt. Wenigſtens ſagte die Greiſin:

„Ich habe vor Zeiten, das heißt, als ich noch nicht in die Periode der Verſteinerung eingetreten war, dieſe Art von Büchern ſehr geliebt. Ich weiß freilich nur von franzöſiſchen, erinnere mich aber, einen gelehrten Mann ſagen gehört zu haben, daß eigentlich nur die Franzoſen im Stande ſeien, Memoiren zu ſchreiben."

„Ob freilich", bemerkte Lolo. „Und das kommt daher, weil nur die Franzoſen eitel genug ſind, auch dem lumpigſten Schlafrock den Anſchein eines hiſtoriſchen Mantels geben zu wollen. Sie verſtehen die Kunſt der Drapirung: ſie ſind geborene Kammerdiener, Friſeure, Komödianten. Eine Menge von jämmerlichen oder verworfenen Leuten unter ihnen ſchreibt ihre ſogenannten Denkwürdigkeiten und verſteht es, dieſen Klatſch in den Tempel Klio's einzuſchmuggeln. Ich für meine Perſon, ich mag die Memoiren nicht. Mir ſcheint, dieſe ganze Literatur macht nur den Verſuch, die große Welttragödie der Geſchichte in eine ſinnverwirrende Menge elender und ſchmutziger Vorzimmer- und Boudoirhiſtörchen aufzulöſen."

„Ihr Widerwille macht Sie doch wohl etwas ungerecht, verehrte Freundin", warf Schiller ein. „Geſchichtliche Denkwürdigkeiten, welche dieſen Namen wirklich verdienen, ſind zur genauen Kenntniß der Hiſtorie geradezu unerläßlich. Sie geben nicht die großen, aber die kleinen Züge der Geſchichte wieder und gerade die letzteren dienen in ſehr vielen Fällen zur Erklärung der erſteren. Das geiſtige und materielle Kulturleben, die Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, kurz, die eigentliche Lebensführung und Weltanſchauung einer geſchichtlichen Periode, das alles wird uns weniger durch die Lapidarſchrift Klio's als vielmehr eben durch die perſönlichen Denkwürdigkeiten klar. Ich gebe es zu, die Memoirenſchreiber bezwecken zunächſt, oft ſogar ausſchließlich, ihre eigene liebwerthe Perſon zu illuſtriren; aber indem ſie dieſes thun, illuſtriren ſie mit oder wider Willen auch ihre Zeit. Ich geſtehe offen, daß ich nicht im Stande wäre, einen Don Karlos zu ſchreiben, wenn mich nicht die reiche Memoirenlitteratur, womit mein trefflicher Freund, der Bibliothekar Reinwald, aus der nahen Stadt mich zu verſorgen die Güte hatte, mit den Einzelnheiten des Lebens und Treibens an König Philipps Hof und überhaupt mit den Anſichten und Stimmungen jener Zeit bekannt gemacht hätte."

„Wunderlich!" ſagte Lolo. „Und Sie empfinden keinen deprimirenden Eindruck von den Kleinlichkeiten dieſer Lektüre?"

„Zuweilen doch. Man muß ſich da allerdings geduldig durch viel werthloſen Quark hindurcharbeiten; aber dann eröffnen ſich auch wieder weite Ausſichten und wir halten unſere Schritte gerne an, um rührende oder erſchütternde Scenen und hochkomiſche oder tieftragiſche Epiſoden zu betrachten. Von letzterer Art iſt mir erſt geſtern eine aufgeſtoßen, die mich mit Grauen erfüllte."

„Bitte, erzählen Sie!"

„Es iſt eine ſüdländiſche Geſchichte voll wilder Leidenſchaftlichkeit."

„Deſto beſſer. Iſt es doch doppelt reizend, in unſerm kalten nordiſchen Nebelland, wo den Menſchen die Gefühle in der Bruſt und die Gedanken im Gehirne gefrieren, von Glut und Leidenſchaft zu hören. Oh, was wäre das Leben ohne die Kontraſte!"

„Meine Geſchichte handelt von einer Mutter und einer Tochter am ſpaniſchen Hof. Die Mutter ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihre arme ſchuldloſe Tochter zu verderben —"

Lolo warf einen ſonderbar fragenden Blick auf den Dichter, welchen dieſer nicht verſtand, und ſah dann die greiſe Prinzeſſin an.

Dieſe hatte den Kopf erhoben und ſtreckte die Rechte wie bittend abwehrend gegen den Dichter aus. Ihr Geſicht war noch bleicher als ſonſt und ihre blutloſen Lippen bebten.

„Was iſt das?" fragte ſich Schiller. Aber bevor er eine Antwort finden konnte, ſagte die Greiſin tonlos vor ſich hin:

„Es gibt ſolche Mütter."

Dann ſtand ſie auf, winkte dem Dichter gütig mit der Hand und verließ, auf Lolo's Arm geſtützt, das Gemach.

„Was bedeutet das?" fragte Schiller beſtürzt, als die Baroneſſe allein zurückkam.

„Was das bedeutet, mein Freund? Daß Sie eine alte Wunde berührt haben, welche nie geheilt iſt.“

„Ich verſtehe Sie nicht, theure Lolo.“

„Sie kennen alſo die Geſchichte der Prinzeſſin nicht?“

„Wie ſollte ich? Auf einem Waldgang von einem Schneeſturm überfallen, verirrte ich mich und gelangte zufällig in dieſes Schloß und zu der Ehre, die Bekanntſchaft der erlauchten Greiſin zu machen. Bei meinem zweiten Beſuch hatte ich das Glück, Sie hier zu finden, und dieſer Umſtand ließ mich weiter nicht daran denken, um das Räthſel der verſchollenen Exiſtenz unſerer Wirthin mich zu kümmern.“

„Sie ſagen, es war ein Glück für Sie, mich hier zu finden, Friedrich?“

„Wie können Sie ſo fragen, Lolo? Wüßten Sie nur, was ich empfand, als ich vorhin das Lied meiner Amalia von den Seelenlauten Ihrer Stimme getragen hörte!“

„Das Lied Ihrer Amalia? Ja, ich liebe es. Ach, wir armen Frauen erfahren ja alle das Leid Andromache's, daß der geliebte Hektor hinauszieht, um nicht wiederzukehren.“

„Aber, theure Lolo, hätte Andromache Hektor lieben können, wenn er nicht Glück und Leben für Ilium eingeſetzt?“

„Sophiſterei des Ehrgeizes! Und doch, Friedrich, haben Sie recht und Klopſtock hat recht. Wiſſen Sie? ‚Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton.‘ Oh, mein Freund, den ſchönſten Kranz, den je eines Menſchen Stirne getragen, möchte ich um die Ihrige legen. Und ich weiß, ſie wird einen tragen, deſſen Blätter nimmer verwelken. Wie glücklich ſeid ihr Männer! Ihr dürft, ihr könnt wenigſtens kämpfen. Wir Frauen können nur dulden, leiden, ſchweigen, zuletzt verſteinern wie unſere arme Freundin."

„Ich habe ihr wehgethan und beklage es tief, aber es geſchah —"

„Unwiſſentlich? Gewiß. Die Gute nahm es auch ſo. Sie trug mir einen Gruß an Sie auf und bittet Sie, bald wieder zu kommen. Daß ſie erſchüttert werden mußte, werden Sie begreifen. Hören Sie nur. Vor langen, langen Jahren war die Prinzeß als junges Mädchen am Hofe ihres Vaters, des Markgrafen, die gefeierte Schönheit, geliebt von allen, nur nicht von ihrer leiblichen Mutter. Dieſe ſehr galante Dame war eiferſüchtig auf die Schönheit der Tochter und verfolgte dieſelbe mit dem ganzen Haß der Eiferſucht. Und um ſo ſchwerer wuchtete dieſer Haß, da einestheils die Prinzeß in ihrer Sanftmuth keine Waffen dagegen fand, anderntheils die Markgräfin ihren ſchwachen, faſt blödſinnigen Gemahl vollſtändig beherrſchte. Die Tochter fand bei dem Vater keinen Schutz gegen den Grimm der Mutter. Dieſe hatte ſchon mehrere paſſende Gelegenheiten zu einer Heirat der Prinzeſſin vereitelt. Endlich fand ſich ein hartnäckiger Freier ein, der ſich durch die gewöhnlichen Künſte der Markgräfin nicht von ſeinem Vorhaben abwendig machen ließ. Die Prinzeß war ihm gewogen. Da beſchloß die Furie ungeheures, unerhörtes. Sie verſprach einem elenden Wichte von Kammerherrn die Summe von viertauſend Dukaten, wenn es ihm gelänge, ihre Tochter zu entehren."

„Abſcheulich!"

„Ja, aber es kommt noch beſſer. Der Schändliche und ſeine Helfershelferin hatten umſonſt alle Ränke erſchöpft. Da mußte Gewalt das Werk der Hölle vollenden. Die Mutter verbarg ihren Spießgeſellen in dem Schlafzimmer der Tochter. Die Nacht kam. Die Domeſtiken der Prinzeſſin waren entfernt, die Thüren zu ihren Zimmern von außen verſchloſſen worden. Die verzweiflungsvollen Hilferufe der Jungfrau verhallten unbeachtet. Das Opfer erlag der Brutalität —"

„Unmöglich!"

„Und doch! Mehr als möglich, gewiß, unzweifelhaft. Die Folgen kamen mit der Zeit. In einem Zuſtande halben Wahnſinns gebar die Prinzeſſin Zwillinge. Die Markgräfin trug die Kinder im Schloſſe umher und zeigte ſie triumphirend jedermann als lebendige Beweiſe der Schande ihrer Tochter. Glücklicherweiſe ſtarben die armen Geſchöpfe bald nach ihrer Geburt. Sobald die Prinzeſſin ihrer Sinne und ihrer Glieder wieder mächtig war, entfloh ſie, um am Hofe der Kaiſerin Maria Thereſia Schutz zu ſuchen. Dort lebte ſie, beklagt und geachtet, bis die Teufelin von Mutter nach einer langen Laufbahn des Laſters geſtorben war. Dann zog ſie, um ihr Leben ſo ſchändlich betrogen, hierher in dieſes einſame Schloß, um in und mit demſelben langſam zu verwittern."

„Aber das iſt ja gräßlich, haarſträubend! Wird das kommende Jahrhundert es glauben können, daß in dem unſerigen, in dem Jahrhundert der Aufklärung ein ſolcher Gräuel geſchehen konnte?"

„Mein Freund, das kommende Jahrhundert wird es glauben müſſen, um ſo mehr, als es ſelber der Gräuel genug ſehen wird. Solange es Menſchen gibt, wird die Macht des böſen in ihnen ſtärker ſein als die des guten."

„Das iſt ein ſchrecklicher Glaube, Lolo. Warum wollen

Sie ſich nicht zu dem tröſtlicheren belehren, daß der Sieg der Vernunft, der Wahrheit, des Rechtes zuletzt doch kommen müſſe?"

„Weil die Weltgeſchichte ein höhniſches Nein ſagt. Was iſt ſie mehr als ein ſchrecklicher Knäuel von Irrthum und Gewalt? Und dann" —

„Dann?"

„Weil ich nur eine Frau bin. Wir Frauen beſitzen nicht die Fähigkeit wie ihr Männer, uns leicht in die Aetherhöhen der Abſtraktion zu erheben. Wir denken mit dem Herzen. Das Herz verlangt nach Wirklichkeiten. Selbſt die rauheſten Dornen derſelben vermögt ihr Dichter mit dem Blätterſchmuck und den Roſen des Ideals lindernd und verhüllend zu umkleiden. Wir nicht. Wir müſſen hoffen dürfen, lieben können, geliebt werden, um zu leben. Und, ach, es gibt Enttäuſchungen, die wir nie wieder verwinden. Ihr Männer verwindet ſie und das iſt euer Glück und Vorzug. Ihr könnt in der Zukunft, wir müſſen in der Gegenwart leben. — Ich habe zu frühe, viel zu frühe zu leiden angefangen, mein Freund."

Er faßte theilnehmend ihre Hand. Sie fuhr fort:

„Als ich geboren wurde — ſo hat man mir erzählt — rief mir die Großmutter die Worte entgegen: ‚Du ſollteſt nicht da ſein!' Das war und blieb die verhängnißvolle Signatur meines Lebens. Ich war überflüſſig, unwillkommen von vornherein. Man hatte ſtatt meiner einen Knaben erwartet, von deſſen Geburt der Beſtand der Beſitzverhältniſſe meiner Familie abhing. Nun war ich aber einmal da und allmälig lernten mich Vater und Mutter doch lieben. Aber ſie ſtarben mir weg, bevor ich acht

Jahre alt geworden. Jetzt warfen mich Oheime und Tanten wechſelweiſe von einer Hand in die andere, als ein Spielzeug, bis ſie deſſelben wieder ſatt waren. Sie nannten das mich erziehen. So lebt' ich, heranwachſend, in proteſtantiſchen und katholiſchen, in devoten und frivolen Kreiſen, im Grunde immer mir ſelbſt überlaſſen. Nirgends Plan, Regelung, liebevolle Leitung. Die ungeheure Maſſe wechſelnder Eindrücke ſchichtete in meinem Innern ein Chaos von Gefühlen und Anſichten auf. Schon vor meiner Konfirmation durfte ich leſen und las Racine, Voltaire, Rouſſeau, Shakſpeare, den Koran, Klopſtock, Gerſtenberg, Wieland, alles bunt durcheinander. Was Wunder, daß ich zwiſchen überſchwänglichſter Schwärmerei und bitterſter Skeptik hin und her gezogen ward? Kommt es mir doch oft wunderbar vor, daß ich nicht verrückt wurde. — Und während es ſo in mir gährte, wogte, ſtürmte, folgten ſich draußen Familienmißgeſchicke Schlag auf Schlag. Ich mußte erleben, daß mein geliebter einziger Bruder in einem Duell getödtet wurde, deſſen Urſache eine unglückliche Liebe war. Ich mußte es mitanſehen, daß Wilhelmine, meine ältere Schweſter, aus jenen meiſt unſaglich jämmerlichen Motiven, welche man Familienrückſichten nennt, an einen ungeliebten Mann verkuppelt, ohnmächtig am Brautaltar niederſank und beſinnungslos in den Wagen getragen wurde, der ſie in die Flitterwochen führen ſollte. In die Flitterwochen, gerechter Gott! Sie ſtarb in ihrem erſten Wochenbette, die Arme, glücklicher wenigſtens als Leonore, meine jüngere Schweſter, die, ebenfalls aus Familienrückſichten, an einen Niederträchtigen geſchmiedet ward, der, falls es eine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, längſt Galgen und Rad verdient hätte. Und ich ſelbſt? Nun, der Tag ſollte kommen, wo auch ich auf dem Altar des Familienmoloch geopfert wurde. Die Herren Vettern, die Frau Baſen kamen überein, mir von fernher einen Mann zu verſchreiben, wie man ſich ein Möbelſtück verſchreibt, einen Mann, der mich eigentlich gar nichts anginge, wenn er eben nicht zufällig mein Mann wäre. — Warum ich mich zwingen ließ, ihn zu nehmen? leſe ich in Ihren Augen, mein Freund. Doch nein, Sie ſind nicht ſo grauſam, dieſe Frage zu thun. — Ich that, wie man wollte — aus Apathie, aus Schwäche, wenn Sie wollen. Nach allen den herben Verluſten und bitteren Erfahrungen, einſam und allein, wie ich war, der Gleichgiltigkeit gegen das Leben voll, ohne Muth und Hoffnung für die Zukunft, in dumpfer Ermattung — ſo wurde ich mit dem Major verbunden."

Der Dichter ſaß tief bewegt. Es klangen aus dieſer haſtig hervorgeſprudelten Beichte ſeelenvolle Klagelaute, die ihm ins Herz griffen. Er konnte nur die weiche, feine, feuchte Hand drücken, die noch immer in der ſeinigen lag, und dazu ſagen:

„Arme Lele!"

Sie neigte ſich ſanft gegen ihn, ſtreifte mit ihren Lippen ſeine Stirn und ſagte:

„Oh, ſeien Sie mein Freund, theurer Friedrich! Sie wiſſen nicht, welchen Frühling Ihre Erſcheinung in dieſem, in meinem Winter mir aufgehen ließ. — Da drinnen in meiner Bruſt war alles ſo ſtarr, ſo eiſig. Ihre Poeſie, Ihr Blick, Ihr Wort ſchmolzen das Eis. Mir iſt, als hört' ich es Stück für Stück klingend zerbrechen. Ach, wenn ich glauben dürfte, daß aus dem Boden, den ich ſchon als für immer durchfroren und verödet anſah, noch Blumen ſproſſen könnten!“

Es dunkelte in dem Gemache, denn der Abend war hereingebrochen.

Die Baroneſſe ſtand auf und zog den Freund an's Fenſter, von welchem aus man die Sterne hell über den von Abendreif angeflogenen Wäldern funkeln ſah.

„Wie ſie da oben leuchten, die ewigen Lichter“, ſagte ſie. „Ewig klar, ewig ſchön, ewig unberührt von all dem Jammer und Wirrwarr hier unten. Wer da wüßte, ob es ein Leben über den Sternen gibt!“

„Ja, wer das wüßte, Theuerſte! Damit wären alle Räthſel unſeres Daſeins gelöſ't. Aber hätte dann dieſes Daſein auch noch einen Werth? Nicht die Gewißheit, ſondern das Streben und Ringen nach ihr bildet und baut die Welt.“

„Aber warum dieſer raſtloſe Trieb unſerer Seele nach Glückſeligkeit, wenn uns nie die Erfüllung werden ſoll?“

„Frage die Sterne!“

„Sie geben keine Antwort.“

„Wer gibt ſie?“

„Unſer Herz — vielleicht —“

„Vielleicht, ja. Aber ob auch die richtige?“

„Oh, mein Freund, muß denn die Menſchenſeele verdammt ſein, immer in der Wüſte des Zweifels zu wandern?“

„Es ſcheint mir ſo. Aber gibt's denn in dieſer Wüſte nicht köſtliche Oaſen, wo Palmen ſchatten und ſilberne Bronnen rauſchen?“

„Oh doch, und mir iſt, als ſei auch dieſes verſchollene Steingetrümmer zur Oaſe geworden.“

„Siehſt du? Was alſo quälſt du dich? Ruhe dich aus im Schatten der Palmen und trinke Labung aus dem reinen Quell."

Sie lehnte ſich an ihn, ſah ihn groß an und ſagte tief erregt:

„Du ſagen Sie, theurer Freund? Du ſage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Oh, eine Welt liegt in dieſer Silbe. Das du iſt einer ewigen Verbindung Siegel!"

Einer ewigen? — Arme Lolo!

## Drittes Kapitel.

Der verirrte Dichter und der Hund Epikur. — Das Sansſouci des Waldphiloſophen. — „Beim Sankt Lukretius!“ — Die Geſchichte eines Freidenkers

Die Freundin hatte beim Abſchiede den Dichter ängſtlich und dringend gewarnt, auf den nächtlichen Waldwegen ſich nicht zu verirren.

„Seien Sie unbeſorgt, theure Lolo“, hatte er erwidert. „Ihre guten Wünſche begleiten mich ja, geleitende Genien. Wie ſollte ich da fehlgehen können?“

Das war nun geſprochen, wie ein Poet zu ſprechen pflegt, vielleicht wie ein liebender. Aber der Idealiſmus zog auch hier wieder gegen die Realität den Kürzeren. Mochten immerhin den Dichter die guten Wünſche der Titanide als ſchützende Genien geleiten, er ging doch fehl.

Und das hätte auch einem begegnen können, der aufmerkſamer auf die mancherlei Verſchlingungen der verſchneiten Steige geachtet hätte, als Schiller, denn das vereinte Licht des Mondes und der Sterne war nicht kräftig genug, das Dunkel der ſchweren Fichtenſchatten genugſam zu erhellen.

Es war jedoch heute nicht zum erſtenmal, daß der Dichter um dieſe Zeit von dem verſchollenen Schloſſe heimwärtsging, und ſeines Weges ſicher, wie er glaubte, überließ er ſich ſorglos ſeinen Gedanken.

Womit dieſe ſich beſchäftigten, brauchen wir kaum erſt zu zu ſagen.

Lolo hatte ſich ihm heute mehr geoffenbart als bei früheren Begegnungen mit ihr und der Eindruck ihrer genialiſchen Perſönlichkeit auf den Dichter war ein dieſer Offenheit entſprechender.

„Sie iſt eine große, ſonderbare weibliche Seele“, ſprach er bei ſich, „ein wirkliches Studium für mich. Sie könnte einem größeren Geiſte, als der meinige iſt, zu ſchaffen geben. Mit jedem Vorſchritt unſeres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen an ihr, die mich entzücken, wie ſchöne Partieen in einer Landſchaft.“

Uns will ſcheinen, in dieſem kurzen, aber charakteriſtiſchen Selbſtgeſpräche wehte nicht ſo faſt der heiße Odem der Leidenſchaft als vielmehr der kühle Zugwind der Reflexion. Vielleicht täuſchte ſich der Dichter ſelbſt, indem er die Sprache des Kopfes oder höchſtens die der Phantaſie für die Sprache des Herzens nahm. Wir meinen ſagen zu dürfen, die Baroneſſe ſei für Schiller mehr ein pſychologiſches Problem als ein Gegenſtand leidenſchaftlicher Neigung geweſen.

Er mußte jetzt aber lange über eine Stunde gegangen ſein und noch immer wollte der Wald kein Ende nehmen. Er fühlte ſich ermüden; in dem bitterkalten Nachthauch hing ſich ſchwerer Reif an ſeine Kleider und Haare und mit nicht geringem Schrecken fand er ſich zuletzt in einem Gewirre von Schnee, Baumſtämmen und Geſtrüppe, welches ihm verrieth, daß er von ſeinem Weg abgekommen ſein müſſe. Er ſuchte ſich zurechtzufinden, aber um ſo vergeblicher, als der inzwiſchen untergegangene Mond den Wald in ſchwärzeren Schatten zurückgelaſſen hatte. Er drang vorwärts auf dem hartgefrorenen Schnee, kam aber nur tiefer in krausverſchlungenes Brombeergeranke hinein. Er blickte zu den Sternen auf, wie um ſich bei ihnen Raths zu erholen. Aber ſie ſchimmerten nur kalt und kümmerlich durch die dunkeln Wipfel und gaben, wie Lolo heute Abend geſagt hatte, keine Antwort. Das Gefühl der Gefahr drang ſich dem Dichter unwiderſtehlich auf, und wer jemals in ſeiner Lage ſich befunden, wer jemals in einer bitterkalten Winternacht im wilden Forſte ſich verirrt hat, wird begreifen, daß dieſes Gefühl ein lähmendes ſein mußte.

Zum Glück währte die peinliche Situation nicht lange.

Seitab in geringer Entfernung ſchlug ein Hund an.

Der Dichter, im Glauben, dieſer ermunternde Ton komme aus ſeinem Dorfe, machte ſich mit neuem Muth daran, aus der Schlucht, in welche er hineingerathen war, hinaus zu kommen. Mühſälig klomm er eine jähe Wand hinan und hatte eben die Höhe erreicht, als er in dem Geſtrüpp vor ſich etwas raſcheln hörte. Im Augenblicke darauf ſah er ſich von einem großen Hund angeſprungen, aber nicht in feindlicher Abſicht, und voll Freude rief er aus:

„Ah, Epikur, du biſt's! Willkommen, hochwillkommen, mein gutes Thier!“

Der Hund mit dem philoſophiſchen Namen umſprang wedelnd und die Freudenlaute ſeiner Hundeſprache ausſtoßend den Verirrten, der ſich liebkoſend zu ihm niederbeugte. Dann zottelte er mit der Klugheit ſeiner Raſſe dem Dichter voraus, welcher ſeinem Führer ungeſäumt folgte.

Nachdem er ſo ein paar hundert Schritte gegangen, ſchimmerte ihm beim Umbiegen um eine Felſengruppe zwiſchen den Baumſtämmen hindurch Licht entgegen.

„Richtig, da iſt ja die Siedelei meines Waldphiloſophen“, ſagte Schiller. „Heute mag ſie auch mir mit Recht ein Sorgenlos heißen. Brr, ein häßliches Gefühl, das Verirrtſein! Hätte ich doch ahnen können, daß ich mich einer befreundeten Stätte ſo nahe befände!“

Er ging über einen Steg, der ob dem unter ſeiner Eisdecke erſtarrten Bache hing, und ſah ſich dann einem Holzhauſe gegenüber, welches, mit dem Rücken an die Halde gelehnt, recht gemächlich zwiſchen zwei Felsblöcke ſich eingebettet hatte.

Unter der offenen Thüre ſtand, mit einer Lampe in der Hand, ein alter Mann, über deſſen Schulter das Geſicht einer alten Frau neugierig blickte. Der Greis hielt die eine Hand ſchützend vor die Flamme der Lampe und ſo fiel das Licht derſelben voll auf ſeine jovialen Züge, auf ſeine hohe, in eine Glatze ſich verlierende Stirne, auf ſchneeweiße, buſchige Brauen und den ſtattlichen Silberbart, welcher auf ein braunes Lederwams herabfiel.

„Was Sie ſind's, Herr Doctor?“ rief er dem Kommenden freundlich entgegen. „Bei ſo ſpäter, nachtſchlafender Stunde? Beim Sankt Lukretius, das hätte ich mir nicht träumen laſſen, als mein alter Hund vorhin merken ließ, daß jemand um den Weg ſein müßte.“

„Ich verdanke Ihrem guten Thiere vielleicht das Leben, mein alter Freund", entgegnete der Dichter, die dargebotene Hand des Greiſes drückend. „Ich hatte mich völlig verirrt, als mich Epikur fand und hierher leitete."

„Ja", ſagte der Alte, „es iſt Philoſophie in dem alten Geſchöpf. Nicht umſonſt trägt es den Namen des weiſeſten aller Weiſen. Aber willkommen in meinem Sansſouci, herzlich willkommen. Nur ſchnell herein! Sie werden Wärme und Stärkung nöthig haben, werther Freund."

Und zu der alten Magd hinter ihm gewendet, welche das Alter taub gemacht, erhob er ſeine Stimme und befahl: „Heda, Anne Kathrine, Feuer angeſchürt und ſorge dafür, daß unſer Gaſt bald die flüſſigen Flammen, gemeiniglich Punſch genannt, zu koſten kriege."

Anne Kathrine ſputete ſich und bald ſaß der Gaſt mit ſeinem Wirth in der holzgetäfelten Stube der Siedelei bei dem erwärmenden Getränke. Sie ſaßen ſo bis ſpät in die Nacht hinein unter lebhaften Geſprächen. Die alte Magd war, nachdem ſie dem Dichter ſein Lager bereitet, zur Ruhe gegangen. Aber der Hund Epikur ſaß auf ſeinen Hinterbeinen gravitätiſch den Männern gegenüber, als verfolgte er ihre Reden mit großem Intereſſe.

Die Stube unterſchied ſich im allgemeinen nicht von den Bauerwohnungen der Gegend, wohl aber im beſonderen. Denn ſie war, wie überhaupt die ganze Siedelei, welcher ihr Eigenthümer und Bewohner den Namen Sorgenlos gegeben hatte, mit einem über bäuerliche Anſprüche jener Zeit weit hinausgehenden Behagen eingerichtet. Es fehlte da nicht an einem plüſchüberzogenen Kanapee und im Winkel des großen Kachelofens ſtand ein ſehr bequemer, ledergepolſterter Sorgenſtuhl. An der Wand neben der **Kukuksuhr** ragte ein ſchmaler Bücherkaſten auf, der nicht leer war. Hart vor einem der drei kleinen Fenſter aber war eine **Drechſelbank** angebracht und neben dieſer ein mit allerlei Inſtrumenten bedeckter Werktiſch. Dieſe Abtheilung der Stube bildete die Werkſtätte des alten Mannes. Hier verfertigte er die zierlichen Beinſchnitzereien und ſchliff er die kunſtreichen optiſchen Gläſer, welche mitſammen ihm ſein reichliches Auskommen verſchafften.

„Aber Sie müſſen doch geſtehen, lieber Herr Eberhard, daß die quietiſtiſche Weltanſchauung, zu welcher Sie ſich bekennen, am Ende wenig tröſtliches hat. Sie läuft, bei Licht betrachtet, auf nichts anderes hinaus als auf die Vorſtellung, der höchſte Endzweck des Menſchen ſei, ein Pflanzenleben zu führen.“

„Und wenn, lieber Doktor?“ entgegnete auf dieſe Bemerkung ſeines Gaſtes der Alte. „Das ſollte untröſtlich ſein? Beim Sankt Lukretius, meinem Schutzpatron, ich läugne es. Gibt es eine ruhigere, ſchmerzloſere, frommere, friedlichere Exiſtenz als die der Pflanzen? Mit nichten. Wie ſpricht Epikur, der Weiſe? ‚Freiſein vom Schmerz iſt das höchſte Gut.‘ Wie erreicht man es? Dadurch, daß man ſich, wie ſeiner Leidenſchaften und Begierden, ſo auch ſeiner Einbildungen entäußert. Glücklich der, welchem dieſe Entäußerung gelingt. Er weiß, daß dieſer ſtörende Traum in der ſeligen Ruhe des Nichts, genannt Menſchenleben, eben weiter nichts iſt als ein Traum, beſtimmt, zuletzt einem ewigen Schlafe zu weichen.“

„Das gerade nenne ich untröſtlich. Ihr Lebenstraum wäre ja gar nicht der Mühe werth, geträumt zu werden.“

„So iſt es in der That. Er iſt nicht der Mühe werth.

Glücklich daher die Pflanzen, welche dieſes Traumes gar nicht bewußt werden; aber auch glücklich der Menſch, welcher ſich über die tauſend Widerſprüche ſeines Bewußtſeins mittels des Humors hinwegzuhelfen weiß. Laſſen Sie uns anſtoßen, werther Freund. Es lebe der Humor, der den weiſen Sokrates inſpirirte, zu ſagen, er wiſſe nur, daß er nichts wiſſe.“

„Und Sie fühlen ſich alſo wohl und glücklich bei Ihrer Philoſophie des Nichts?“

„Ei freilich. Sehen Sie mich doch einmal an! Bin ich nicht geſund, rüſtig und heiter, meinen fünfundſiebzig Jahren zum Trotz?“

Das lachende, von Geſundheit ſtrotzende Geſicht des alten Mannes bezeugte die Wahrheit ſeiner Worte.

„In der That“, ſagte Schiller, „Sie ſehen glücklich und zufrieden aus. Aber dennoch, ich kann mir nicht vorſtellen, wie der Menſch leben kann, ohne zu ſtreben und zu ringen.“

„Das begreife ich“, verſetzte der Alte. „Sie ſind jung, voll Feuer, Geiſt, Phantaſie. Sie ſind ein Poet. Ich kenne das, wenn ich auch nie Verſe gemacht habe. Da wird einem in der eigenen Haut zu enge. Man klagt wie Hiob, man empört ſich wie Prometheus. Aber was hilft es? Wir ſind Dickhäuter, wir können nicht hinaus. Iſt es daher nicht das Klügſte, ſich in ſeiner eigenen Haut möglichſt bequem einzurichten, bis die Stunde kommt, wo man ſchlafen geht — für immer?“

Der Dichter ſah eine Weile nachdenklich in ſein Glas. Dann ſagte er:

„Sie müſſen viel erlebt haben, werther Freund. Man kommt, ſcheint mir, nicht auf den gewöhnlichen Lebenswegen zu

Ueberzeugungen, wie Sie haben. Wenn es nicht unbeſcheiden wäre, möchte ich Sie wohl bitten, mir Ihre Geſchichte zu erzählen. Ich habe Grund, zu vermuthen, daß Ihre Lebenserfahrungen ein gutes Stück der Geiſtesgeſchichte des Jahrhunderts enthalten."

„Meine Geſchichte wollen Sie hören, Doktor? Hm, es iſt lange Jahre her, ſeit ich mit irgend einem Menſchen darüber geſprochen. Ich möchte auch nicht mit dem nächſten beſten davon reden. Aber Sie haben mir ein lebhaftes Intereſſe eingeflößt, ſchon gleich, als Sie zum erſtenmal mein Sorgenlos betraten. Wohl, Sie ſollen meine Geſchichte haben; aber Sie dürfen nicht erwarten, einen ſpannenden Roman zu hören. Es iſt nur die einfache, wenn auch nicht ganz gewöhnliche Geſchichte eines Theologen, der aus einem Fanatiker ein Freidenker wurde."

„Aus einem Fanatiker?"

„Ja, ſo ſagt' ich. Ich war freilich kein Fanatiker im Stil der ſpaniſchen Inquiſition, aber ich war fanatiſirt für die Bibel, für das Lutherthum, für die augsburger Konfeſſion."

Schiller blickte neugierig fragend den Alten an. Dieſer füllte die Gläſer aufs neue mit dem dampfenden Naß und begann alſo zu erzählen:

„Vor fünfzig Jahren und zwei war ich Prediger einer der Gemeinden, welche in den Alpenthälern eines ſüddeutſchen Erzſtiftes dem Lutherthum zugewandt waren. Orthodox bis zum Zelotiſmus, war ich raſtlos in der Erfüllung deſſen, was ich für meine Pflicht anſah, und es gelang mir, meine Gemeinde mit dem nämlichen Feuereifer, welchen ich ſelber hegte, für den Bibelbuchſtabendienſt zu erfüllen. Wir waren echte Lutheraner, das heißt, gerade ſo hochmüthig und gegen Andersdenkende unduldſam wie der Mönch von Wittenberg, welcher ja in ſeiner theologiſchen Unfehlbarkeit die Reformation, Deutſchland, Europa um einer Silbe willen, um eines „Hoc est“ willen unbedenklich aufs Spiel geſetzt haben würde. Wir ſollten indeſſen bald erfahren, wie Unduldſamkeit thut. Doch ließ ich für meine Perſon wenig davon mich anfechten; im Gegentheil, ich hieß die Verfolgung willkommen, ich würde mich in meinem bornirten Fanatiſmus für glücklich gehalten haben, wenn mir die Blut- oder Feuertaufe des Martyriums zu Theil geworden wäre. So weit kam es indeſſen nicht, obgleich ich es an Veranlaſſungen von meiner Seite nicht fehlen ließ. Man ſcheint aber die Ausbrüche meines Eifers für Anwandlungen von Verrücktheit genommen zu haben und da hatte man wahrlich nicht unrecht.

Ein neuer Erzbiſchof hatte den Thron des Erzſtiftes beſtiegen, der Freiherr Leopold Anton von Firmian. Er war ſeinem Glauben eifrig zugethan und meinte unbedenklich alles thun zu müſſen, was ihm zur Verherrlichung ſeiner Kirche zu gereichen ſchien. Ich ſpreche, indem ich dieſes erzähle, ohne alle Bitterkeit von dem Prälaten. Er war ohne Zweifel von ſeinem guten Recht vollſtändig überzeugt. Thun ſich doch, ſo glaube ich, die Menſchen überhaupt weit mehr aus Irrthum und Unverſtand als aus böſem Willen all das tauſendfache Leid an, worunter die Kreatur ſeufzt. Der Erzbiſchof hatte in einer Stunde der Aufregung den Schwur gethan, er wollte die Ketzer aus dem Lande haben und ſollten auch auf den Feldern nur noch Dornen und Diſteln wachſen. Dieſer Schwur wurde redlich gehalten, denn es fehlte nicht an Leuten, welche den Fürſten an die Heiligkeit ſeines Gelübdes erinnerten. Nachdem eine Reihe von

Bekehrungsmitteln, uns in den Schoß der Mutterkirche zurückzuführen, erfolglos geblieben, begann eine Reihe von Bedrückungen, die zuerſt einzelne über die Gränze trieben, dann, in geſteigertem und umfaſſenderem Maße angewandt, der geſammten proteſtantiſchen Bevölkerung nur die Wahl ließen zwiſchen Abfall und Auswanderung. Sie wählte die letztere.

Wenn dreißigtauſend Menſchen plötzlich Haus, Hof und Heim verlaſſen und aufs ungewiſſe in die Fremde hinausziehen müſſen, ſo kann das nicht ohne viel Jammer und Elend abgehen, vollends gar, wenn ein ſolcher erzwungener Auszug zur Winterszeit ſtatthat. Ich mag von jenen Leiden nicht im einzelnen reden, obwohl ich zu Klagen berechtigt wäre, da ich perſönlich meinen redlichen Antheil daran hatte. Mein junges Weib, das ich ſo ſehr geliebt hatte, als nur immer ein Zelot außer ſeiner fixen Idee etwas lieben kann, ſtarb auf der Flucht, nachdem ſie in einer elenden Sennhütte mit einem todten Kind niedergekommen. Noth, Kummer und Angſt hatten die Kataſtrophe veranlaßt. Als ich die Gute, Liebevolle, in deren Gemüth nie der Schatten eines unreinen Gedankens Eingang gefunden und die jetzt ſo kläglich hatte enden müſſen, ſtarr und ſtumm vor mir liegen ſah, als ich ihr in der Oede ein Grab grub, da fiel der erſte Blitz des Zweifels in meine wahnumnachtete Seele. Warum ſollen wir ſein, wenn wir nur ſind, um zu leiden? Dieſe Frage wurde der erſte Ring einer Gedankenkette, die mich nicht feſſeln, ſondern befreien ſollte. Der Prozeß meiner Emancipation fing mit dem verzweiflungsvollen Schmerz eines Hiob an und endigte mit der heiteren Ruhe des Weiſen von Gargettos. Aber er vollzog ſich nur ſehr allmälig.

Sobald wir Emigranten die Gränzen des Erzſtiftes hinter uns hatten, wurde unſere Lage erträglicher. Unſere Glaubensbrüder im Reiche nahmen uns mit herzlicher Gaſtlichkeit auf. Proteſtantiſche Städte und Fürſten, voran der König von Preußen, wieſen den um ihres Glaubens willen Vertriebenen Stätten an, wo ſie eine neue Heimat ſich bereiten konnten. Die Abenteuer unſeres Zuges, der ſich nach und nach zertheilte, wie eben größere oder kleinere Genoſſenſchaften da und dort Gelegenheit zur Niederlaſſung fanden, waren mannichfaltige. Selbſt am Reiz des Wunderbaren fehlte es nicht. Wenigſtens waren wir, die wir unſern Auszug mit dem des Volkes Iſrael aus Aegyptenland zu vergleichen liebten, leicht geneigt, manche überraſchend günſtige Wendung unſerer Geſchicke für ein Wunder zu nehmen. Später konnte ich nur mit einem Lächeln auf dieſe Wunderſucht zurückblicken. Dagegen iſt mir eine anmuthige Epiſode unſerer Wanderſchaft in freundlicher Erinnerung geblieben. Ein ſchönes und braves Mädchen, eine Waiſe, war in unſerem Zuge. Dieſe ſah, als wir durch das Oettingiſche zogen, eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl und faßte eine lebhafte Zuneigung zu ihr. Er trat ſie an und fragte ſie, wie es ihr da zu Lande gefalle, und als ſie zur Antwort gab: Gar wohl, fragte er weiter, ob ſie bei ſeinem Vater in Dienſt treten wollte. Sie bejahte und verſprach, treu und fleißig zu dienen. Der Bürger von Altmühl war aber ſchon lange in ſeinen Sohn, der ſein einziger war, gedrungen, daß er ſich verheiraten ſollte. Jetzt ſagte der Sohn dem Vater, er habe ſich eine Braut gewählt, eine Emigrantin. Gefiel jedoch dieſe Wahl dem reichen Manne ſchlecht und ſuchte er daher mit Beihilfe des Ortspredigers dem

Sohn die Grille, wie er es nannte, auszureden. Der Sohn aber beharrte und bat, daß der Vater das Mädchen wenigſtens ſehen möchte. Und er holte die Fremdlingin herbei, die aber von der wahren Abſicht des jungen Mannes noch nichts wußte, ſondern glaubte, man verlangte ſie nur zur Magd. Der Vater hinwieder war des Glaubens, ſein Sohn hätte ihr ſchon ſein Herz eröffnet, und da ihm die Schönheit ihres Antlitzes und die Sittſamkeit und Beſcheidenheit ihres Betragens wohlgefielen, ſo that er an ſie die Frage, ob ihr denn ſein Sohn ſo anſtünde, daß ſie ihn zum Manne haben wollte. Der Jungfrau klang das wie Scherz und Spott. Sie ſagte, es ſei unfreundlich, ſie zu foppen. Man hätte ſie zur Magd verlangt und als ſolche wollte ſie redlich ihre Pflicht thun; aber zum Gefopptwerden glaube ſie ſich zu gut. Und ſie wollte ihr Bündelchen wieder aufnehmen und weggehen. Doch der Alte, dem dies Bezeigen baß gefiel, blieb dabei, es ſei ſeine Frage ganz ernſt gemeint geweſen, und nun ſagte ihr auch der Sohn, daß er ſie in ſein elterlich Haus gebracht, weil er ein herzliches Verlangen trage, ſie zum Weibe zu haben. Das Mädchen ſtand eine Weile nachdenklich, blickte mit Erröthen auf den wackeren Jüngling und ſagte endlich, falls es wirklich ſein Ernſt wäre, ſo ſei ſie hochzufrieden und ſie wolle ihn halten wie ihren Augapfel. Darauf gab es eine fröhliche Verlobungsfeier und ich war auch dabei. Die Geſchichte iſt, wie ich ſpäter erfuhr, aufgeſchrieben und weitum bekannt geworden.“

Der Erzähler hielt inne, um ſeine Lippen anzufeuchten. Dem Dichter aber ging dieſe in ihrer Einfachheit ſo rührende Epiſode aus der ſalzburger Emigrantengeſchichte zu Herzen. Jahre nachher, als ſein großer Freund Goethe dieſen idylliſchen

Stoff mit Verlegung deſſelben in die Revolutionszeit zu dem unübertrefflichen epiſchen Gedichte von Hermann und Dorothea geſtaltete, kam ihm dieſe Winternachtſtunde in dem einſamen Waldhauſe Sorgenlos lebhaft wieder zu Sinne.

Der Alte nahm den Faden ſeiner Erzählung wieder auf:

„Da am Ende jeder von uns Emigranten ſehen mußte, wie er unterkam, ſo zerſplitterte ſich natürlich unſer Zug immer mehr. Ich wurde von meinen Wandergenoſſen getrennt und nach mancherlei Verſuchen, mir irgendwo eine feſte Exiſtenz zu gründen, ins Sachſenland verſchlagen. Ich führte das Leben eines wandernden Predigtamtskandidaten und Informators, mitunter auch das eines Handwerkers, denn ich hatte Gelegenheit gehabt, mir in meinen Jugendjahren eine nicht gemeine Geſchicklichkeit in den Arbeiten der Drechſelbank und im Schleifen optiſcher Gläſer anzueignen. Endlich machte ich die Bekanntſchaft des berühmten Protektors der Herrnhuter, des frommen Grafen Ludwig von Zinzendorf. Ich ging mit Eifer auf ſeine Anſichten ein, denn meine ſtarre Orthodoxie war allmälig ſehr brüchig geworden. Das verknöcherte Dogma des Lutherthums erſchien mir jetzt in einem ganz andern Lichte als damals, wo ich es für die höchſte Ehre gehalten hatte, dafür zu leiden. Ich hatte inzwiſchen die Lehre Speners kennen gelernt und war dadurch zum Pietiſmus bekehrt worden. Stand derſelbe doch damals ſo recht in ſeiner Blüthe und gegenüber dem hölzernen Joche des lutheriſchen Buchſtabendienſtes war dieſe Bewegung gewiß vollauf berechtigt; daß ſie in unklarſte Gefühlſamkeit verlaufen und den ganzen Wirrwarr ſeparatiſtiſcher Schwärmerei hinter ſich herziehen mußte, lag freilich von Anfang an in ihrem Weſen.

Hat man erſt ſeinen geſunden Menſchenverſtand auf dem Altar der Sektirerei geopfert, ſo kann es nicht ausbleiben, daß man mit Begierde an die konfuſeſten Strebungen ſich anſchließt. Zinzendorf zeigte mir das Ideal des Urchriſtenthums in ſeiner Stiftung zu Herrnhut, und gänzlich verblendet über den Unverſtand, inmitten unſerer ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe ein urchriſtliches Leben aufrichten zu wollen, ward ich ein enthuſiaſtiſches Mitglied der Brüdergemeinde. Ja, eine Zeit lang ließ ich mich als ein rechtes Närrlein mit anderen Närrlein vom Bruder Ludwig am herrnhutiſchen Strick herumleiten. Zinzendorf beſaß ganz unzweifelhaft eine lebhafte Ueberzeugung von ſeiner Miſſion und vollführte ſie mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit, mit einer außerordentlichen Energie. Aber ich machte die Bemerkung, daß dieſe Ueberzeugung eine fatale Unterlage hatte, nämlich eine gränzenloſe Eitelkeit, wie ſie eben bei Schwärmern viel weniger ſelten iſt, als man gemeiniglich glaubt. Zinzendorfs Sucht nach Auszeichnung war unbändig und den Grafen konnte er vollends gar nie vergeſſen. Das ward mir ganz klar bei einer Scene, an die ich nie ohne Heiterkeit mich erinnern kann. Ich hatte den frommen Grafen ſchon auf mehreren ſeiner Miſſionsreiſen als demüthiger Gehilfe begleitet, als ich mit ihm nach Tübingen kam, wo er ſich, in Hoffnung auf eine proteſtantiſche Prälatur in Wirtemberg, in die Reihe der Predigtamtskandidaten aufnehmen ließ. Bei ſeiner erſten Predigt vergaß er nun der apoſtoliſchen Einfachheit ſo ſehr, daß er im ſchwarzen Sammetkleide mit langer Mantelſchleppe, mit Ordensband und Stern auf der Kanzel erſchien und ſich durch einen Heiducken die Bibel nachtragen ließ. Ach, wie war das komiſch! Damals ſchlug mich der Humor zum erſtenmal in den Nacken, aber der Schlag war noch nicht kräftig genug, um mir alle Schuppen von den Augen fallen zu machen.

Die Miſſiönlerei in Sachen des Herrnhuterthums jedoch hatte ich gründlich ſatt. Es war mir unter dieſem ewigen Geſüßel der Lämmleinbrüderlichkeit doch gar ſo elend zu Muthe geworden. Was noch Geſundes in mir war, empörte ſich gegen dieſe anempfundene Kränklichkeit. Ich trennte mich von Zinzendorf, begann wieder auf eigene Hand zu wandern und erhielt zunächſt eine Informatorſtelle in einem berühmten holſteiniſchen Grafenhauſe, welches mit dem frommen Adel in Norddeutſchland, in der Wetterau, in Sachſen und Schleſien vielfach verbunden war. Beim Sankt Lukretius, wenn ich jetzt daran denke, wie ſauer es ſich alle dieſe Leute mit der Scheinheiligkeit werden ließen, könnte mir noch jetzt angſt und bange werden. Das Leben dieſer Menſchen war um ſo mehr eine peinliche Selbſtquälerei, als das gemüthliche Element, welches der Pietiſmus in ſeiner Urſprünglichkeit kultivirt hatte, bereits auch ſeinerſeits in leeres Gepränge und todtes Formelweſen ausgeartet war. Wäre es nach dieſen Leuten gegangen, ſo müßte die ganze Welt ein Kartäuſer- oder Trappiſtenkloſter geworden ſein. Alle Fröhlichkeit, ſelbſt die harmloſeſte, rechneten die ſtrengen Pietiſten unter die ſündlichen Adiaphora und ſie zählten zu dieſen ‚Mitteldingen‘ beſonders Geſang, Spiel und Tanz, Schauſpiele, Gaſtgebote, Scherzreden, das Leſen von weltlichen Gedichten, ja ſogar von Zeitungen. So ein echter und gerechter Pietiſt mußte bei jedem Schritt, den er machte, ſich ängſtigen, ob er auch nicht unverſehens in ein ‚Mittelding‘ hineinträte. Eine fromme Fürſtlichleit hörte ich in jener Zeit ſagen, das Leben ſei nur dazu da, um die Sterbekunſt zu ſtudiren. In meinem Grafenhauſe verband ſich das kopfſteifſte Adelsbewußtſein mit der frömmelnden Heuchelei zu einer recht wunderlichen Miſchung. Die kyniſchen Sonderbarkeiten der Gräfin machten das Ding noch ärger. Es war unverbrüchliche Hausordnung, daß uns der Graf, bevor man zu Tiſche ging, eine unendliche geiſtliche Ermahnung vortrug; aber dabei galt es oft, auf die Zähne zu beißen, wenn man unterdeſſen die zwei Eichhörnchen, welche die Dame vom Hauſe ſtets bei ſich trug und in ihrem Buſen wohnen ließ, beſtändig aus dem Mieder hervor und wieder in daſſelbe zurückſchlüpfen ſah. Auch hatte der Schoßhund der Dame, ein garſtiger Mops, das Recht, während des Eſſens auf der Tafel umherzugehen und die Speiſen zu beſchnobbern und zu koſten."

Schiller lachte laut auf über dieſe Mops- und Eichhörnchengeſchichte.

„Beim Sankt Lukretius!" fuhr der Alte fort, „Sie haben recht, zu lachen. Aber man mußte das ſteifceremonielle und zugleich ängſtlich andächtige Leben in jenem Hauſe ſelber mitgemacht haben, um die ganze Lächerlichkeit dieſer und ähnlicher Vorkommniſſe zu fühlen. Ich hielt es nicht lange dort aus und folgte, ſchon wankend in allen meinen bisherigen Ueberzeugungen, aber doch noch zu muthlos, friſchweg mit denſelben zu brechen, gerne der Einladung des Oberhauptes der Separatiſten in Frankfurt am Main, Andreas Groß, und ſeines Freundes, Friedrich Haug, an dem großen Bibelüberſetzungswerk theilzunehmen, welches damals zu Berleburg in der Wetterau, dieſer Hochſchule ſeparatiſtiſcher Grübelei und Schwärmerei, im Gange war. Auf meiner Reiſe dahin war ich in Frankfurt Augenzeuge mancher ſonderbarlichen ſeparatiſtiſchen Ausſchreitung. So badeten auf einer Mainfahrt der Sekte Männer und Frauen gemeinſam, ſangen aber dazu ein geiſtliches Lied, welches Bruder Groß anſtimmte. Im übrigen muß ich den Sektirern jener Zeit, der Wahrheit gemäß, das Zeugniß geben, daß ſie ſich von geſchlechtlichen Verirrungen frei hielten. Wenigſtens ſah ich nichts dergleichen. Auch in Berleburg nicht, wo es doch ſonſt an Unſinn aller Art nicht fehlte. Da wimmelte es von wunderlichen Heiligen und Inſpirirten. Alle die Sekten, die ſich allmälig aus der proteſtantiſchen Kirche herausgebildet hatten, waren an dieſem Ort und in der Umgegend zu finden. Die Beſitzungen des wetterauiſchen Adels, beſonders das gräflich wittgenſtein'ſche Gebiet, waren ein Aſyl für alle Schwärmer im weiten deutſchen Reiche. Was gab es da für Erweckte! Einer toller als der andere. Aber am widerlichſten war mir der gleich einem Propheten verehrte Friedrich Rock aus Wirtemberg, der, wenn die Inſpiration ihn packte, unter krampfhaften Zuckungen und pythiſcher Verdrehung des Kopfes ſeine apokalyptiſchen Orakelſprüche von ſich gab.

Damals lebte auch ein Johann Chriſtian Edelmann, der nachmals als Erzketzer vielverrufene eifrige Wahrheitsſucher, in Berleburg. Er war ebenfalls Mitarbeiter am Bibelwerk, aber gleich mir gerieth auch er bald in verdrüßliche Händel mit dem ſchlauen Haug, welcher für möglichſt viele Arbeit möglichſt wenig bezahlen wollte. Wir waren raſch Freunde geworden und zogen uns, nachdem wir mit Haug gebrochen, mitſammen in ein einſam ſtehendes Häuschen zurück, wo wir eine ſehr idylliſche, aber auch ſehr arme Wirtſchaft führten. Wir ſchliefen auf Laubpfühlen, genoſſen die einfachſte Koſt und tauſchten auf einſamen Waldgängen unſere Gedanken aus. Edelmann arbeitete damals an ſeiner Hauptſchrift: ‚Moſes mit aufgedecktem Antlitz‘, an welcher Juden und Chriſten ein ſo gewaltiges Aergerniß nehmen ſollten. Ich meinestheils griff wieder zum Drechſeln, Beinſchnitzen und Gläſerſchleifen und ließ der innern Umwandelung Zeit, ſich zu bewerkſtelligen. Edelmanns Freunde von nah und fern verſahen ihn mit einem reichlichen Büchervorrath und ſo fehlte es auch mir nicht an geiſtiger Nahrung. Indeſſen merkte ich bald, daß ich in Sachen des Glaubens zu viele Enttäuſchungen erlebt hätte, um überhaupt noch im Glauben Beruhigung finden zu können. Ich las die engliſchen Freidenker, aber ihr Deiſmus war im Grunde doch nur eine religiöſe Waſſerſuppe, ungeſalzen, ungeſchmalzen. Sie gingen mit kritiſchem Geknurre um den heißen Brei des Vorurtheils herum; denſelben auszuſchütten wagte keiner. Auch Freund Edelmann wagte das nicht. Er konnte nur dies und das kritiſiren, höchſtens verſpotten; aber der Hauptfrage ging er ſcheu aus dem Wege.

Nun ſucht' ich Löſung meiner Zweifel an einem ganz andern Orte, bei den mittelalterlichen Myſtikern. Ich las, was mir von den Schriften eines Tauler, eines Suſo, eines Heinrich von Nördlingen, eines Nikolaus von Baſel nur immer zu erlangen möglich war, und dieſe Gottesfreunde, wie ſie zu ihrer Zeit genannt wurden, leiteten mich auf den rechten Weg. Sie, die tieffrommen, edelgeſinnten Männer, hatten in ihrem erhabenen Abſcheu vor den Kämpfen der Eigenliebe und Parteiſucht, in ihrer raſtloſen Sehnſucht als das höchſte und allein erſtrebenswerthe die ſelige Ruhe in dem ewig ſich ſelbſt Gleichen geſetzt, in Gott.

Die ungeſtörte ſelige Ruhe — das war das Geſuchte! Ich warf forſchende Blicke um mich her und erkannte leicht, daß die Menſchen weiter denn je von dieſem Ideal entfernt wären. Dieſe Welt voll Gier, Neid und Haß nahm den Traum vom Leben ſo ernſthaft, als ob er, ſtatt eine Spanne lang zu ſein, ewig währte. Ein unbeſchreibliches Gefühl der Verachtung wandelte mich an, wenn ich bedachte, um welcher Thorheiten und Nichtigkeiten willen die Menſchen ſich zerfleiſchten wie wilde Thiere. Aber bald gewöhnte ich mich, dieſen wüthenden, nie von einem Waffenſtillſtand unterbrochenen Krieg aller gegen alle nur noch vom Standpunkte des Humors aus anzuſehen. Glauben Sie mir, mein Freund, für jeden, der ſich auf dieſen Standpunkt zu erheben vermag, iſt das Leben, die Geſellſchaft, die Weltgeſchichte weiter nichts als ein unterhaltendes Gaukelſpiel. Man kann aber müde werden, vor der Bühne zu ſitzen, denn unter anderen Namen wiederholt ſich immer die alte Fabel des Stückes. Auch ich wurde des Schauens und Lachens müde. Ich wollte des täglichen Anblickes ſinnloſer Scenen überhaupt enthoben ſein, und da mir die Gegend hier bei einer früheren Durchreiſe um ihrer Abgeſchiedenheit vom Weltgetümmel willen ſehr gefallen hatte, zog ich hierher in den Wald, erkaufte mir ein Stück deſſelben und erbaute mir darauf mein Sorgenlos. Seither habe ich die Gränzen des Forſtes niemals wieder überſchritten, denn die alte Anne Kathrine reicht vollkommen aus, meinen wenigen Verkehr mit der Welt zu vermitteln."

Da der Alte ſchwieg, fragte Schiller:

„Alſo Ihre religiöſen Kämpfe hörten auf mit der Aneignung des beſchaulichen Quietismus der mittelalterlichen Myſtiker?"

„Meine Kämpfe, ja. Denn die völlige Beruhigung vollbrachte ſich ohne Leidenſchaft. Nachdem ich einmal Gott als die Allruhe begriffen, hatten die Wahngebilde aller Sekten keine Bedeutung mehr für mich. Aber noch faßte ich die Gottheit als ein außerweltliches, jenſeitiges. Zwei fromme Männer des vorigen Jahrhunderts, Jakob Böhme und Angelus Sileſius, brachten mich weiter. Der tiefſinnige görlitzer Schuſter hatte als Reſultat ſeines theoſophiſchen Ringens, alle Gegenſätze in Gott zu vereinigen, bekanntlich den Satz gewonnen, das Weltall ſei ein göttliches Leben, ein Offenbaren Gottes in allen Dingen. Angelus Sileſius führte in ſeinem ‚Cherubiniſchen Wandersmann' dieſen Pantheiſmus weiter aus oder faßte ihn wenigſtens klarer.

Seine Anſchauung wurde für mich die Brücke zur völligen Befreiung. Ich fand ſie im Lukrez, dem genialſten Denker Roms, dem beredſamen Dolmetſcher der Lehre des großen Weiſen von Gargettos, von dem er ſo einzig ſchön geſagt:

> Als darnieder er ſah das Daſein liegen der Menſchheit
> Jammervoll auf der Erd', erdrückt von der laſtenden Gottfurcht,
> Die vom Himmelsgewölb' ihr Antlitz offenbarend,
> Schauerlich anzuſehn, hinab auf die Sterblichen drohte,
> Wagt' es ein griechiſcher Mann zuerſt, das ſterbliche Auge
> Ihr entgegenzuheben, zuerſt ihr entgegenzutreten.
> Und die muthige Macht des Gedankens ſiegte; gewaltig
> Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls
> Und der verſtändige Geiſt durchſchritt das unendliche Ganze."

„Die Verſe ſind ſchön", bemerkte der Dichter, „aber ich kann nicht abſehen, wie ſie zur Beruhigung des Gemüthes beitragen ſollten. Sie ſcheinen mir mehr ein Ausfluß titaniſcher Empörung als beſchaulicher Indifferenz zu ſein.“

„Sie vergeſſen, lieber Freund“, entgegnete der Alte, „daß man die Weltanſchauung des Epikuros, wie ſie Lukretius darlegt, im Zuſammenhange faſſen muß. Was ſagt der große Poet von den Göttern?

— Sie müſſen durch ſich und ihrer Natur nach
In der ſeligſten Ruh' unſterbliches Leben genießen,
Weit von unſerem Thun und unſeren Sorgen entfernet.
Denn von jeglichem Schmerze befreit und befreit von Gefahren,
Selbſt ſich in Fülle genug, nicht dürftig unſeres Beiſtands,
Rührt ſie nicht unſer Verdienſt, noch reizet ſie unſer Vergehen.“

„Das iſt“, meinte Schiller, „nur eine leichte Verhüllung des nackten Atheiſmus, eine Aufhebung aller Religion. Denn Religion iſt die Beziehung des Menſchen zu Gott und umgekehrt. Dieſe Wechſelbeziehung läugnen, heißt ſagen: alle Frömmigkeit iſt nur ein Wahn.“

„Und iſt denn die Frömmigkeit der ungeheuren Mehrzahl der Menſchen etwas anderes? Dreht ſie ſich nicht um den gemeinen Angelpunkt des Nutzens und Schadens? Iſt nicht das liebe egoiſtiſche Ich ihr unverrückbarer Mittelpunkt? Wie erleuchtet dagegen iſt die Frömmigkeit, welche Lukretius predigt! Wie ſagt er?

Frömmigkeit iſt das nicht, mit verhülletem Haupte ſich oftmals
Rund um den Stein zu drehn und jeden Altar zu beſtürmen;
Hin ſich zur Erde zu werfen, mit ausgebreiteten Händen,
Vor den Bildern der Götter; mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu beſprengen; Gelübd' an Gelübde zu reihen;
Sondern: beruhigt im Geiſt hinſchauen zu können auf alles.“

„Aber“, warf Schiller lebhaft ein, „was ſollte bei dieſem abſoluten Gleichmuth, nein, bei dieſer trägen Gleichgiltigkeit herauskommen? Die völlige Verſumpfung der Menſchheit ohne Zweifel. Dazu aber kann ſie doch wohl nicht da ſein. Die Exiſtenz der Geſellſchaft iſt vielmehr ein unaufhörlicher Entwickelungsprozeß. Sie entwickelt ſich, im guten und im ſchlimmen, weil ſie muß, das heißt, weil ſie einem unlösbar mit dem Daſein des Menſchen verknüpften Geſetz der Thätigkeit gehorcht. Sie muß ihre Bahn wandeln, wie die Erde, wie die Geſtirne die ihrigen raſtlos gehen. Stillſtand wäre Erſtarrung, Verſteinerung, Tod.“

„Sagen Sie vielmehr Ruhe, Schmerzloſigkeit, Seligkeit. —

Oh, unſeliger Geiſt, o blinde Herzen der Menſchen!
In welch finſterer Nacht und unter welchen Gefahren
Wird dies Leben verbracht, der Moment! Es liegt ja vor Augen,
Daß die Natur für ſich ſo heiß nichts fordert, als daß wir,
Iſt der Körper von Schmerzen befreit, des Geiſtes genießen,
Frohen Gefühls, entfernt von Furcht und jeglicher Sorge.“

Nachdem der alte Freidenker dieſes Citat im Tone ruhiger Ueberzeugung vorgebracht, ſtand er auf und ſagte mit gutmüthigem Lachen:

„Kommen Sie, junger Freund, wir wollen ſchlafen gehen, denn eine weitere Fortſetzung unſeres Geſpräches könnte mich am Ende gar in den Verdacht der Proſelytenmacherei bringen. Nichts kann mir jedoch ferner liegen, denn ich laſſe, wie der große Fritz, gerne jeden nach ſeiner eigenen Façon ſelig werden.“

Der Dichter, obgleich gaſtlich gebettet, ſchlief dieſe Nacht wenig. Die Erlebniſſe des Tages, die Geſpräche mit Lolo und mit dem Alten hatten ihn aufgeregt. Auch der Bernharduspater fiel ihm ein und er mußte ihn unwillkürlich mit ſeinem heutigen Wirthe vergleichen. Dieſer ſuchte die Ruhe im Nichts, jener in Gott; aber beide Greiſe waren gleich menſchen- und weltmüde und gebrauchten am Ende wohl nur verſchiedene Namen für eine und dieſelbe Sache. Unſer Freund jedoch war weder von dem Gläubigen noch von dem Ungläubigen zum Quietiſmus bekehrt worden und ſein Herz ſchlug voll und tapfer den Kämpfen des Lebens entgegen.

## Viertes Kapitel.

Ein Brief, woraus der Leſer erfährt, daß es hartnäckige Träume und ſtarke Zauber gibt, worin ferner vom Sankt Lavatus gehandelt und ſchließlich ein Stück Alpenwelt aufgerollt wird.

Spät am andern Tage ſchied der Dichter von dem alten Freidenker und Humoriſten. Konnte er auch die Denkweiſe deſſelben im ganzen und großen nicht theilen, ja widerſtrebte ſie entſchieden dem warmen Enthuſiaſmus ſeiner Seele, ſo ward er doch auch wieder angenehm berührt durch die humane Jovialität des greiſen Epikuräers, der hier in Waldeinſamkeit ſeiner Auflöſung in die Elemente oder, wie der Mann ſich ausdrückte, ſeinem Erwachen aus dem wunderlichen Lebenstraume mit gleichmüthiger Heiterkeit entgegenſah.

Beim Nachhauſekommen fand er ein Briefpaket vor, welches der Freund in der nahen Stadt, der ſeine ganze Korreſpondenz vermittelte, geſchickt hatte. Da war nun große Freude in der ſtillen Dichterklauſe. Ein Brief von der Schweſter Chriſtophine wurde zuerſt geöffnet. Alle auf der Solitude waren wohlauf. Der Vater habe, ſchrieb Chriſtophine, den „Fiesko" geleſen und ſich den Anſchein gegeben, als müßte er über manches darin bedenklich den Kopf ſchütteln. Tags darauf habe er aber gelegentlich verlauten laſſen, es ſei doch wohl was an ſeinem Jungen, dem Fritz.

Beruhigt über die Zuſtände im elterlichen Hauſe, öffnete Schiller einen dickleibigen Brief, deſſen Adreſſe die Hand des Sammetdoktors verrieth. Der alte Herr ſchrieb aber nur kurz, Stuttgart ſtehe noch immer auf dem alten Flecke, Peterſen und Kapff ſeien noch immer gleich durſtig, auch habe ſich, ſoviel er wiſſe, keine Madame und keine Mamſell um des entwichenen Poeten willen weder im Neſenbach noch im Neckar ertränkt. Das beigeſchloſſene Schreiben, hieß es weiter, habe ihm Scharffenſtein zur Beſorgung übergeben.

Nach dieſem beigeſchloſſenen Schreiben griff der Dichter mit freudiger Haſt. Es war von William Raleigh und aus Genf datirt. Das Datum war aber ſchon mehrere Monate alt.

Der Amerikaner ſchrieb:

„Der Traum iſt zerſtoben, der Zauber gebrochen. Sagte ich, theurer Freund, nicht ſo zu dir, damals unter der Kloſterlinde von Lorch? Wohl, ich erinnere mich auch, daß ich daran glaubte. Wie ſich doch die Menſchen belügen! Wenn ich dir ſage, daß der Traum zurückgekehrt und der Zauber mit verſtärkter Macht wirkſam geworden, wirſt du vielleicht mit geheimer Befriedigung an die ſelbſtgefällige Art und Weiſe zurückdenken, womit ich mir einſt, euch deutſchen Träumern gegenüber, auf meine Männlichkeit und transatlantiſche Verſtändigkeit etwas zu gute that.

Triumphire immerhin. Ich geſtehe dir, ich war ein Thor, daß ich mich ſelber belügen wollte. Und wiſſe: ich laſſe mich dahintragen von der Flut der Leidenſchaft, ungewiß, wohin ſie mich reißen wird.

Ein Wort erklärt dir alles: ich habe Lauretta wiedergeſehen!

Du weißt, in welcher widerwärtigen Stimmung ich das alte Schwabenland verließ. Ich wollte mir womöglich dieſe Stimmung mittels einer Wanderung durch die Schweizeralpen, deren Schönheit mir Freund Sammetdoktor ſo verlockend geſchildert hatte, aus der Seele wiſchen, um dann in Gottesnamen als der alte ruhige Menſch über den Ocean heimzukehren. Aber es ſollte anders kommen. Man entgeht ſeinem Schickſal nicht. Das iſt ſehr trivial, aber ſehr wahr.

In Zürich angekommen, ließ ich es mir, begierig nach Zerſtreuung, angelegen ſein, die größte Merkwürdigkeit des Ortes kennen zu lernen, den berühmten Lavater. Ich hatte in Deutſchland von der Thätigkeit und Wirkſamkeit dieſes Exemplar-Chriſten, der zugleich ein Intimus Goethe's war, ſo viel gehört, daß es mich drängte, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Ach, mein Freund, ich fürchte faſt, es geht uns mit den berühmten Menſchen wie mit den gothiſchen Münſtern eurer Städte. Aus der Ferne geſehen, erfüllen uns dieſe das gemeine Häuſermeer weit überragenden Koloſſe mit dem Gefühle der Ehrfurcht. Kommen wir ihnen aber näher und zuletzt ganz nahe, ſo finden wir gewöhnlich dieſe Rieſenbauten aufs häßlichſte verunſtaltet durch an ſie angeklebte ſchmutzige Trödelbuden und übelriechende Butiken.

Sankt Lavatus hat mich leider auch an dieſe Erfahrung erinnert. Er ſteht jetzt in der Blüthe ſeiner Jahre und ſeine ſeinen Geſichtszüge, ſeine liebenswürdigen Manieren ſind ſehr gewinnend. Er iſt ein bedeutender Menſch, keine Frage, und ſeine Thätigkeit iſt wirklich eine mirakelhafte, wenn auch in anderer Beziehung, als er ſich einbildet. Wunderbar nämlich iſt es, woher er die Zeit nimmt, das alles zu thun, was er thut. Er ſteht ſeinem Amte vor, betheiligt ſich an gemeinnützigen Beſtrebungen ſeiner Mitbürger, macht Verſe, ſchreibt erbauliche und andere Bücher, treibt phyſiognomiſche Studien, briefwechſelt mit halb Europa und iſt bei alledem höchſt zugänglich und geſellig. Aber — nun, du weißt, Abkunft, Erziehung und Ueberzeugung haben mich zu einem Chriſten gemacht, das heißt, ich lebe des feſten Glaubens, daß die Grundlehren des Chriſtenthums, allen dogmatiſchen und hierarchiſchen Verunſtaltungen zum Trotze, groß und wirkſam genug ſeien, um alle Stürme dieſer und kommender Tage zu überdauern — aber das Chriſtenthum von Sankt Lavatus, bei aller Warmbrüderlichkeit und ſcheinbaren Toleranz des Mannes, iſt mir viel zu ausſchließlich und engherzig. Ich meine wahrgenommen zu haben, daß der berühmte Mann hinter der Maske des Humaniſten immer wieder den Theologen ſehr deutlich hervorblicken laſſe. Zweifelsohne iſt es ihm in Wahrheit unbegreiflich, daß, wie er ſich ausdrückte, ein Menſch leben und athmen könne, ohne ein Chriſt zu ſein, aber warum auch anderen dieſe Unbegreiflichkeit mit aller Gewalt aufdringen wollen? Sobald ein Menſch in die fixe Idee verfällt, Gott habe ihn ganz ſpecifiſch zum Gefäß der Wahrheit gemacht, wird er ſich nicht lange von dem Hochmuth aller derer freihalten können, welche das Heil der Welt von ihrer eigenen perſönlichen Ueberzeugung abhängig glauben. So auch Lavater. Zudem hat ihn der Weihrauch, welcher, namentlich von Frauenhänden, tagtäglich mündlich und brieflich vor ihm angezündet wird, völlig berauſcht. Seine Eitelkeit iſt geradezu enorm und erſchien, mir wenigſtens, um ſo widerlicher, je koketter ſie den Mantel der Demuth umhängt. Man hat ihn ſo lange einen Apoſtel und Propheten genannt, bis er ſich alles Ernſtes für einen ſolchen hielt. Im übrigen hat er ſich, wie ich glaube, den erſten Theil des evangeliſchen Spruches: ‚Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben!' ſehr gut gemerkt. Daher mag auch, vermuth' ich, ſeine Wunderſucht keineswegs ſo ganz naiv ſein, wie ſie ſich zu geben verſteht. Das hinderte jedoch nicht, daß er von mehr als einem Koryphäen der myſtiſchen Geheimniſſelei unſerer Zeit gräulich myſtificirt wurde, ohne ſich dadurch von ſeinem Verkehr mit allen Wundermännern und Charlatanen, an denen die Gegenwart ſo reich iſt, abwendig machen zu laſſen.

So ein Wundermann hatte auch kurz vor meiner Ankunft in Zürich dieſe Stadt beſucht und unſerem Sankt Lavatus den größten Reſpekt eingeflößt. Er, der Wundermann, hieß es, ſei ein ſizilianiſcher Graf von den außerordentlichſten Kenntniſſen in der Magie und nebenbei von ungeheurem Reichthum. Er habe viel mit Lavater verkehrt, dieſen aber zuletzt ſehr wegwerfend behandelt und zu ihm geſagt: ‚Sind Sie von uns beiden der Mann, der am beſten unterrichtet iſt, ſo brauchen Sie mich nicht; bin ich's, ſo brauch' ich Sie nicht.' Deſſenungeachtet konnte Lavater nicht müde werden, von dem Abenteurer — denn ein ſolcher iſt der Menſch ſicherlich — zu ſprechen und ihn zu preiſen.

Das geſchah an Lavaters Tiſch, in großer Geſellſchaft. Zufällig hatte ich zum Nachbar einen Mann, der nicht myſterienſüchtig genug war, um des geſunden Menſchenverſtandes zu ermangeln. Er theilte daher, wie er mir ſagte, keineswegs die Meinung Sankti Lavati über den Magier aus Sizilien. Die Beſchreibung der Perſon deſſelben machte mich aufmerkſam. Ich fragte mit größter Spannung nach mehr und immer mehr Einzelnheiten, und was ich erfuhr, beſeitigte in mir jeden Zweifel. Der Sizilianer war kein anderer als jener ſüdländiſche Geſell, welchen wir, weißt du? damals in der blauen Ente zu Gmünd geſehen haben und der am ſelben Tage, wo Lauretta aus Gotteszell verſchwand, die alte Reichsſtadt verließ.

Und ſie, ſie — Lauretta, war mit ihm in Zürich geweſen — als ſeine Tochter!

Begreifſt du etwas von dieſem Räthſel, theurer Freund? Ich nicht. Aber das iſt mir klar, daß ſich das wunderbare Kind damals von dem Sizilianer aus dem Kloſter entführen ließ. Sollte er wirklich Lauretta's Vater ſein? Aber das iſt ja demzufolge, was du mir früher über die Herkunft des Mädchens angedeutet haſt, kaum möglich. Oder iſt er ſonſt ein Verwandter von ihr? Lauretta ſtammt ja mütterlicherſeits auch aus Sizilien.

Sie war mit dem Sizilianer häufig in Lavaters Hauſe geweſen und hatte den züricher Propheten völlig bezaubert. Seiner Beſchreibung nach konnte nur ſie es ſein, mußte ſie es ſein. Es lebt kein zweites ſolches Weſen. Außerdem hatte er einen Schattenriß von ihr genommen und ſie für ſeine phyſiognomiſche Portraitsgalerie zeichnen laſſen. Er ſprach von ihr mit einem Enthuſiasmus, der mich alle Schwächen des Mannes vergeſſen ließ. Ich beachtete kaum die aufgeſpannte, geſalbte, orakelnde Manier, womit er Lauretta's Schönheit und Gaben pries, ich lauſchte mit angehaltenem Athem und — da merkte ich, daß ich das Mädchen noch immer gränzenlos liebe.

Mein rationaliſtiſcher Nachbar äußerte ſich weniger überſchwänglich über dieſes Thema. Er geſtand zwar auch, er habe nie etwas reizenderes geſehen als dieſes junge Mädchen, aber zugleich meinte er, das Kind ſei leichtfertig genug, den Sizilianer bei den Wunderkünſten, wenn derſelbe gläubige Thoren äffe, zu unterſtützen, und wäre es auch nur aus muthwilliger Freude an Poſſen und Schabernack. Dies ſagte er mir, um den begeiſterten Herrn vom Hauſe nicht zu ärgern, ganz leiſe; ich aber war thöricht genug, mich darüber noch heftiger zu erboſen, als es Lavater gethan haben würde. Und doch ziſchte es wie ein Stral eiſigen Waſſers in meine Glut, als mir der rationaliſtiſche Schweizer noch den Umſtand mittheilte, der Sizilianer habe in Zürich die Bekanntſchaft des excentriſchen Herzogs Emil von S. G. gemacht, von deſſen Sonderbarkeiten ich ſchon in Deutſchland gelegentlich dies und das gehört hatte. Der Fürſt, auf einer Schweizerreiſe begriffen, habe ſich ganz auffallend gnädig gegen den Sizilianer und noch gnädiger gegen Lauretta erwieſen. In ſeinem Gefolge ſeien die beiden nach den inneren Gegenden der Schweiz abgereiſt.

Ich will dich, lieber Schiller, mit Schilderung meiner Gemüthsbewegungen verſchonen, welche aus dieſer bedenklichen Neuigkeit entſprangen, und gebe dir im weiteren nur eine einfache Darſtellung meiner Reiſeerfahrungen. Sie ſind dir, dem Dichter, vielleicht nicht ganz unwillkommen. Aber Bruderherz, du ſollteſt dieſes wunderbare Land ſelber ſehen. Inmitten dieſer Lieblichkeit, Pracht und Majeſtät habe ich die deutſche Naturſeligkeit, wie ſie aus Goethe's Werther blüht und duftet, erſt recht verſtehen gelernt.

Ich verließ Zürich noch am Abend des Tages, wo ich im Hauſe Lavaters die erwähnten Aufſchlüſſe erhalten, natürlich auf der Route, welche der Herzog von S. G. mit ſeiner Reiſegeſellſchaft eingeſchlagen. Ich ging über den Albis. Oh, was thut ſich dem Auge für eine Herrlichkeit auf, wenn man den ſüdlichen Abhang dieſes Bergzuges, welcher längs dem anmuthvollen Zürichſee aufragt, hinabſteigt. Der See von Zug iſt wie die Expoſitionsſcene des erhabenen Alpenſchauſpiels. Als der erſte Akt mag der unvergleichliche Vierwaldſtätterſee bezeichnet werden. Auf dieſem Boden da begreift man den Schwur im Rütli und Tells Schuß.

Von der paradieſiſchen Landzunge von Weggis aus bin ich auf den Rigiberg hinaufgeſtiegen, welcher nach der Verſicherung meines Gaſtwirths in Luzern eine großartige Rundſicht bieten ſollte. Freund, das iſt ein Punkt, wie es vielleicht keinen zweiten auf Erden gibt. Als ich mit meinem Führer bei der Sennhütte nahe dem Gipfel oder Kulm, wie ſie ihn nennen, angelangt war nach mehrſtündigem Steigen, neigte ſich die Sonne gerade dem Untergange zu und goß über das grandioſe, vor meinen Augen entrollte Panorama ihren goldrothen Scheidegruß aus, über dieſe zahlloſen Seen und Ströme, über die koloſſalen Kuppen und Firne vom Säntis im Oſten bis zur Jungfrau im Süden, über die Kette des Jura im Weſten, über den Schwarzwald und die Felſenkegel des Hegau im Norden. Das grünte, glühte, leuchtete, funkelte allum — prachtvoll! glorios! Und der Zauber verſchwand nicht mit der Sonne: die Dämmerung machte die

Scene noch erhabener, noch feierlicher, und beſonders war die Partie der glarner Alpen wundervoll. Ein roſenrother Duft wallte über die Schneefelder des Glärniſch, des Tödi und der Klariden hin, verſchwamm langſam in den Aether und dann ragten die Bergkoloſſe weißgleißend, ungeheuren Geſpenſtern gleich in die Nacht empor, die ſich mälig über die Lande lagerte.

Meine Seele war noch voll von dem Geſchauten, als mich nach kurzem Schlafe das Alphorn zum Sonnenaufgang weckte. Hinausgeeilt in die Morgenkühle, ſah ich einige Minuten lang die Welt noch chaotiſch dämmernd tief, tief unter mir liegen. Jetzt rührte ſich's im Oſten — ein blaſſes Leuchten ſprang auf am Saume des Himmels, verſtärkte ſich, wurde weißlich, gelb, grünroth, und nun kam mit einmal die Sonne in purpurner Majeſtät zwiſchen dem Säntis und dem Mürtſchenſtock herauf, ließ ihre rothen Stralen wie lebende Feuerpfeile von Kuppe zu Kuppe, von Firn zu Firn, von Gletſcher zu Gletſcher ſchießen und dann allmälig, wie ſie ſelber höher ſtieg, an den Fels- und Schneewänden niedergleiten, bis endlich Land und Waſſer, Berge und Thäler, Felder und Wälder in lachendem Morgenglanze dalagen, gebadet in Licht und Glorie.

Bruderherz, wenn ich jemals dahin kommen ſollte, an Welt und Leben zu verzweifeln, ſo will ich mich dieſes Sonnenaufgangs auf dem Rigi erinnern. Ein Daſein, das ſolche Entzückungen bietet, iſt am Ende unter allen Umſtänden werth, gelebt zu werden.

Ich fand zu Brunnen am Vierwaldſtätterſee Spuren der Reiſegeſellſchaft, die ich ſuchte. Sie deuteten nach dem Gotthard zu. Ich beſchleunigte meine Fahrt. In Amſteg, am Fuße des berühmten Paſſes, erfuhr ich, daß die Geſuchten kaum eine Stunde vor meiner Ankunft daſelbſt von dort aufgebrochen ſeien. Nacheilend beachtete ich kaum die Schönheiten meines Weges, bis mich oberhalb Waſens beim Eintritt in die ſogenannten Schöllenen die wilde Erhabenheit der Umgebung den Zweck meiner Haſt faſt vergeſſen ließ.

Der Saumpfad hat dich im Zickzack in eine ungeheuere, finſtere Schlucht geführt. Ringsüber ſcheint die Welt mit Granit vermauert. Du mußt den Kopf weit in den Nacken zurücklegen, um droben ein Stückchen Himmel zu erblicken. Zu deinen Füßen ſchäumt, rauſcht, wüthet die Reuß. Du fragſt dich: iſt das der Eingang zu Miltons Hölle? Doch du biegſt noch um eine Felsecke und dort ſchwingt ſich vor dir der rettende Steg, die Teufelsbrücke, über den tobenden Abgrund.

Ich aber ſchrak freudig zurück.

Denn auf der Brücke ſtand Lauretta und ſah über das ſchmale Geländer hinweg in den brodelnden Schlund.

Es ging gegen Mittag zu und da bricht das Sonnenlicht mit Macht herein in dieſe Höllenſchlucht. In gewaltigen Stürzen wirft ſich der Bergſtrom von Fels zu Fels. Weiß von Schaum, blitzen die Strudel aus der Tiefe und der aufdampfende Waſſerſtaub wölbt, vom Sonnenſtral getroffen, prachtvolle Regenbogen über dem wilden Getobe.

Aber das ſah ich nur ſo wie im Traum. Ich beachtete auch nicht die zwei Begleiter Lauretta's, nicht das Gefolge, welches jenſeits der Brücke mit den Saumpferden hielt — ich ſah nur ſie.

Oh, wie war ſie ſo ſchön und hold! Sie war die Sonne, welche die Höllenſchlucht mit Himmelsglanz erfüllte

Doch verzeihe, theurer Freund, dieſe Phantaſterei dem Liebenden. Erinnere dich der Zeit, wo du die Laura-Oden dichteteſt. Freilich, ich bin kein Dichter, aber ſteht nicht geſchrieben, zuweilen breche die Poeſie aus jedem hervor wie die Thräne aus der Rebe im Lenz?

Nur ein Reſt von Mannesſtolz hatte mich abgehalten, auf ſie zuzueilen und ihr zu Füßen zu ſtürzen wie ein Toller. Als ich in gemeſſenerem Tone, aber gewiß verworren genug, meine Begrüßung vorgebracht hatte, ſah ſie mich lange an, ſo wenig Ueberraſchung blicken laſſend, als verſtände ſich mein Kommen ganz von ſelbſt. Ihre Antwort auf meine Anſprache klang nicht gerade abweiſend, aber auch nicht einladend, kurz, ſie empfing mich wie eine Königin den Unterthan empfängt, welcher an die Stufen des Thrones tritt, ihr zu huldigen. Und ich ließ mir das ganz gerne gefallen. Glaubte ich doch bei alledem in Lauretta's Miene den Ausdruck eines gewiſſen Vertrauens zu mir wahrzunehmen.

Sie ſtellte mich als einen alten Freund — und das Wort Freund betonte ſie ſo liebenswürdig, daß es mich entzückte — den beiden Herren vor, welche mit ihr auf der Teufelsbrücke geſtanden hatten. Während wir den Steig zum Urnerloch emporgeſtiegen, betrachtete ich mir die beiden und ſo thaten ſie mit mir, der ihnen wahrſcheinlich nicht ſehr willkommen war.

Der Herzog von S. G. iſt ein hochgewachſener, blonder, blaſſer Menſch, denn ich kann nicht Mann ſagen, da ſein Geſicht mit dem außerordentlich feinen Teint und den nebelhaft blaßblauen Augen ein entſchieden weibiſches iſt. Er ging in einer wunderlichen, halborientaliſchen Tracht, deren ſeiltänzeriſche Barockheit gar nicht zu ſeinen ſentimentalen Zügen ſtimmte. Ueberhaupt ſcheint er aus den tollſten Kontraſten zuſammengewürfelt, wie denn auch ſeine langen, ſtarkknochigen, muſkelſtarken Gliedmaßen gar nicht zu ſeinem weibiſchen Geſicht und ſeiner weichlichen Haltung paſſen. Er nahm einen Anlauf, mich ſehr von oben herab zu behandeln, da ich ihn aber deutlich merken ließ, daß ich nicht der Mann ſei, ſo etwas unterthänig hinzunehmen, wurde er ſehr artig, faſt übertrieben. Lauretta bemerkte es und ihre Unterlippe zog ſich verachtungsvoll zuſammen. Dann lachte ſie und ſagte: ‚Durchlauchtiger Herr, das iſt ein widerhaariger Republikaner von jenſeits des Oceans, der ſich nicht ſo leicht in die Ehrfurcht hineinfindet, welche Ihre angeſtammten Unterthanen von rechtswegen vor Ihrer erlauchten Perſon empfinden. Sie müſſen ihm das ſchon zu gute halten.' — ‚Madonna', entgegnete der Fürſt, ‚Ihre Winke ſind ſtets Befehle für mich.' Nicht nur aus dieſer Antwort, ſondern auch aus dem ganzen Benehmen des Herzogs gegen Lauretta konnte ich unſchwer den Schluß ziehen, daß ſie ihn beherrſchte, wie ſie von jeher ihre Umgebung beherrſcht hatte.

Der Conde Fenix — welch ein abenteuerlicher Name! — war eben der Italiener aus der blauen Ente und brauche ich ihn dir alſo nicht erſt zu ſchildern. Mir fiel um ſo mehr auf, daß ihn der Herzog mit größter Höflichkeit, ja mit Ehrerbietung behandelte, da der Mann den Stempel der Gemeinheit ſo entſchieden auf der Stirne trug. Lauretta ihrerſeits benahm ſich gegen ihn mit ſouveräner Königlichkeit, falls du mir dieſe Wortbildung geſtatten willſt. Er redete ſie ſtets reſpektvoll mit Signora an, ſie dagegen nannte ihn kurzweg Monſieur, mitunter auch Conde, aber dieſer Titel klang in ihrem Munde nur wie eine Verhöhnung deſſelben. Scharfen Blickes hatte der Wundermann bemerkt, daß Lauretta wollte, ich ſollte zuvorkommend behandelt werden, und ſo überſchüttete er mich mit Zudringlichkeiten in ſeinem ſiziliſch-franzöſiſchen Kauderwelſch. Er machte auch wiederholt das Maurerzeichen, aber ich fand nicht für gut, es zu verſtehen. Der Menſch war mir im höchſten Grade verdächtig und widerlich.

‚Ah, welche Ueberraſchung!‘ rief Lauretta aus, als wir, aus dem Urnerloch hervorgetreten, plötzlich das reizende Urſerenthal im hellen Sonnenſcheine vor uns liegen ſahen.

In der That, der Anblick dieſes grünen, von blendenden Schneekuppen überragten Hochthals, durch welches ſich die Reuß, bevor ſie ſich häuptlings in den Schöllenenſchlund ſtürzt, ſanften Laufes ſchlängelt, iſt eine der lachendſten landſchaftlichen Ueberraſchungen, die man ſich denken kann. Wir verbrachten den Reſt des Tages an dieſem anmuthigen Orte, deſſen reine Luft man mit Wolluſt einſchlürft. Lauretta unterhielt ſich faſt ausſchließlich mit mir, behandelte mich wirklich als einen Freund und war unbeſchreiblich heiter und liebenswürdig. Aber gerade dieſe Liebenswürdigkeit verleitete mich zu einer großen Dummheit.

Du begreifſt leicht, lieber Schiller, daß mir viel daran liegen mußte, wenigſtens einigermaßen über das Verhältniß Lauretta's zu dem Grafen und dem Herzog ins klare zu kommen. Aber ich griff es ſehr ungeſchickt an, indem ich damit begann, zu ihr zu ſagen: ‚Mein theures Fräulein, in welcher Geſellſchaft mußte ich Sie wiederfinden!‘ — Sie ſah mich ſtolz an und verſetzte: ‚Was geht es Sie an, mein Herr, wenn ich mir meine

Geſellſchaft wähle, wie es mir beliebt?‘ Von dieſem Augenblicke an war alle Vertraulichkeit zu Ende und Lauretta wies alle weiteren Annäherungsverſuche von meiner Seite entſchieden zurück.

Wir übernachteten in Andermatt. Von einer ganz ungewöhnlichen, bleiernen Müdigkeit befallen, ſuchte ich am Abend mein Lager und erwachte am andern Morgen erſt, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Lauretta und ihre ganze Reiſegeſellſchaft war ſchon in aller Frühe fort, wie man mir ſagte. Und ſie hatte kein Wort, kein Zeichen für mich zurückgelaſſen. Der Kopf ſchmerzte mir, ich fühlte mich halb krank. Ein ſchlimmer Verdacht ſtieg in mir auf. War meine geſtrige Müdigkeit, mein ganz ungewöhnlich langer und tiefer Schlaf vielleicht nicht ganz natürlich geweſen?

Der Wirth konnte oder wollte mir über die Richtung der Reiſegeſellſchaft Lauretta’s keine Auskunft geben. Aber es konnte dieſelbe, da ſie nicht zurückgegangen, nur zwei Richtungen eingeſchlagen haben, aufwärts zum Gipfel des Gotthard und von dort abwärts nach Italien oder aber das Urſerenthal entlang dem Furkapaſſe zu. Im Dorfe Hoſpenthal ſcheidet ſich der Weg. Dort ſagte mir der Wirth, die Reiſenden, nach welchen ich mich angelegentlich erkundigte, hätten den Weg nach Realp eingeſchlagen, um von da über die Furka und Grimſel zu gehen. Wahrſcheinlich hab’ ich dem Manne ein zu voreiliges Vertrauen geſchenkt. Schon die Beeilung, womit er mir ein friſches Saumpferd antrug, hätte mich ſtutzig machen können. Aber ich ward es nicht, um ſo weniger, als Lauretta tags zuvor davon geſprochen, daß ſie das berner Oberland beſuchen wollte.

So zog ich denn weiter, über Realp, die Furka hinan, hinein in die eigentliche Gletſcherregion. Bei meinem Vorrücken in derſelben iſt es mir ſonderbar ergangen. Enthält die Luft, die man auf jenen den Dunſt und Quark des Alltagslebens ſo hoch überragenden Höhen athmet, wirklich ein Element der Befreiung, das einem die Leidenſchaften in der Bruſt ſchweigt und Schmerzen und Kummer von der Seele löſ't? Ich muß es wohl glauben. Die Größe, die erhabene Stille dieſer Natur läßt auch das größte Menſchenleid klein, ſo unbeachtenswerth klein erſcheinen und weiſ't den lärmenden Tumult unſerer Gefühle und Wünſche nicht rauh gebieteriſch, aber dennoch unwiderſtehlich zur Ruhe. Als ich das Urſerenthal verließ, haderte ich mit Gott und der Welt und mit mir ſelber und fühlte mich höchſt unglücklich. Nachdem ich einen Tag in der wundervollen Wildniß gewandert, kam ich mir vor wie über alles, was mich quälte, wie über mich ſelbſt hinausgehoben.

Ich ſtieg von der Höhe der Furka hinab zum Rhonegletſcher, deſſen ungeheure Maſſen vom Galenſtock herabſtürzen, eine im Sturze erſtarrte Flut. Die kaum geborene Rhone überſchreitend, klomm ich die jähe Maienwand hinan, ging über die beſchneite Grimſel und herbergte im Grimſelhoſpiz. Sieh, Lieber, das iſt ein Sarg aus Granit, Eis und Schnee, der keinen Ausgang zu bieten ſcheint. Da iſt das Leben erſtarrt und der Winter ſagt verächtlich zum Sommer: Hier biet' ich dir Trotz — komm' an!

Folgenden Tages hinab mit dem jungen Aareſtrom in das Haslithal, das wie eine ungeheure ſchwarze Furche zwiſchen himmelhohen Bergkoloſſen ſich hinwindet. Bei der Handeck donnert die Aare hinab in einen ſchwarzen Felſentrichter, in deſſen Schlund der Blick ſchwindelnd ſich verliert. Und von ſeitwärts her wirft ſich der wilden Tochter der Finſteraarhorn- und Schreckhorngletſcher der ſilberhelle Aerlibach in den Abgrund nach, daß ihre Waſſer im Sturze ſich vermiſchen, bis ſie an den Felszacken zu Atomen zerſtäuben. Iſt das nicht wie Liebe, wie meine Liebe? Eile ich nicht mit Haſt einem Weſen nach, wild, launiſch, ſtrudelnd wie die junge Aare, um vielleicht an ihm und mit ihm zu Grunde zu gehen? Ach, einlullen wohl kann die Natur die Dämonen in der Menſchenbruſt, aber ſie tödten nimmer!

Bei Meyringen, wo von allen Höhen Sturzbäche rauſchen, ſpinnt auch der glorioſe Reichenbach ſein gewaltiges Silbertau aus einer Schlucht hervor, daß es blendend in der Luft hängt. Dort hinauf zum Roſenlauigletſcher mit ſeinen wunderbar geſtalteten blaugrünen Eisgrotten. Dann hinab nach Grindelwald. Auf dieſer Scene, deren gigantiſche Kuliſſen das Wetterhorn, die Vieſcherhörner, der Eiger und zwei bis zur Thalſohle herabſteigende Gletſcherſtröme bilden, erlebte ich das unbeſchreibliche Schauſpiel eines Gewitterſturmes in den Hochalpen. Laß mich ſchweigen darüber. Ich ſage nur: mir klangen bei dieſem Erlebniß die Donnertöne des 29. Pſalms bebend in der Seele nach.

Von Grindelwald aus wieder bergauf zur Wengernalp. Aus den Abgründen kochten die Morgennebel auf und zerſchellten an den Eisſtirnen der Bergrieſen. Die Sonne brach triumphirend hervor, als ich oben bei der Scheideck angelangt. Sie hatte ſich entſchleiert, die Königin der Alpen, und da ſtand ſie vor mir, über allen Ausdruck klar und herrlich in ihrer ewigen Schönheit, die Jungfrau! Ein Bild, das, einmal in ſeiner ganzen Vollpracht geſehen, nie wieder in der Seele erlöſchen kann. Du ſtehſt geblendet, ſtarrſt entzückt, ſtaunend, ſprachlos hinüber auf die Silberhörner und bläulichen Gletſchergehänge, da horch, ein Donner! Und doch iſt der Himmel rein und wolkenlos. Strenge dein Auge an. Siehſt du dort aus einer der Eisſchluchten des Berges ein ſilbernes Geſtäube hervorbrechen? Iſt es ein Sturzbach, der thalwärts geht? Er verſchwindet — er ſtäubt weiter niederwärts wieder hervor — ein Donnerſchlag, dumpf nachrollend — aus hundert Klüften antwortet der Widerhall wie der Chor einer äſchyleiſchen Tragödie — du haſt eine Lawine fallen geſehen und donnern gehört!

Du mußt dich endlich mit Gewalt losreißen, um niederzuſteigen ins Thal von Lauterbrunnen. Ja wohl, lauter Brunnen! Wie das plätſchert und ſtürzt und klingt von allen Berghalden! Beim gaſtlichen Pfarrherrn des Thales hielt ich Raſt. Sein Haus ſteht der ſchwindelnden Felswand, von welcher der Staubbach herabflattert, gerade gegenüber. Da war wenige Tage vor mir ein Reiſender aus Dänemark eingekehrt und hatte in das Gedenkbuch des Predigers eine Schilderung des Staubbaches in deutſchen Verſen geſchrieben. Sie iſt nach meinem Gefühl vortrefflich. Ich ſchrieb ſie für dich ab und hier haſt du ſie:

Wie wenn gelind anlächelt der Weſt, vom Gipfel des Maſtbaums
Vielgeſchlängelt, in wechſelndem Schwung das Wimpel herabſchweift,
Bald in die Länge geſtreckt, bald eingeſchlürft im Geringel,
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des ſcherzenden Zephyrs,
Immer wenn kaum es die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt es zurück, flammt ſchollernd empor und flattert am Himmel:
Alſo ſchwebt in der wehenden Luft der ätheriſche Gießbach
Mannichfaltig bewegt, vom Rande der ragenden Felswand
Herabwallend, gefangen im Fall, nun hierhin und dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem flutigen Schweif zu berühren.

Oben erſcheint er als Strom, ein der Luft entſtürzender Meerſchwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk und unten ein weißlicher Nebel;
Dann in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Abfalls
Löſ't ſich die Woge verdünnt zur Wolk' und verdunſtet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er ſtets und droht in dem Herſturz
Alles mit reißender Flut zu verſchwemmen; allein es verwandelt
Sanft ſich in Mitte die Wuth und er netzt ſtaubregnend das Hüglein,
Daß auch die zarteſten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblühn

Aber ſo Großes und Prächtiges mir auch die Alpen ſchon gezeigt, ich war noch lange nicht von ihrer Schönheit geſättigt. Ich dürſtete, ihre geheimſten Reize zu erblicken, die ſie fernab vor den Blicken derer birgt, welche nur die gewohnten Touriſtenpfade treten. Mich verlangte nach einer echten und gerechten Gletſcherfahrt. Zwei Gemsjäger, nachdem ſie mich prüfenden Blickes gemuſtert, ob meine Gliedmaßen ſo einem Gange auch gewachſen ſeien, erboten ſich, mich wohlbehalten über das Eismeer zu bringen, welches zwiſchen dem lauterbrunner und dem Kanderthal laſtet.

Noch funkelten die Sterne am Himmel, als wir in der Morgenfrühe von Lauterbrunnen aufbrachen. Am Schmadribachſturz vorbei, einem der herrlichſten der Schweiz, geht es bergan, mälig, dann ſteiler, bis zur Moräne des unteren Tſchingelgletſchers. Weißt du, wie es einem wird, wenn man zum erſtenmal über einen Gletſcher wandert und über die grünblau klaffenden Schründe ſpringt, in welchen tief unten die Gletſcherbäche in der Finſterniß toſen? Es iſt einem zu Muthe, als wandelte man über einen gefrorenen Orkan. Anfangs gar nicht ſehr heimelig. Du mußt dich erſt mit dieſen ungewohnten Tönen, mit dem Gekrache des Eiſes, mit dem hohlen Gebrauſe der darunter ſtrömenden Waſſer befreunden. Dein Auge muß ſchwindelfrei, dein Fuß feſt ſein, dann hat es, bei hellem Wetter und mit einem zuverläſſigen Führer an der Seite, keine große Gefahr.

Wie mit einem ungeheuren Schwung wirft der obere Tſchingelgletſcher ſeine Eismaſſen auf den untern herab. Da galt es, einige tauſend Fuß hoch eine völlig ſenkrechte Felswand emporzuklimmen. Das iſt der Tſchingeltritt. Ich erklärte das Unternehmen für unmöglich. Dennoch zeigten mir meine Führer die Möglichkeit. Das Klimmen begann. Bei allen Göttern! glaube mir, lieber zehn Schlachten mitmachen, als noch einmal dort hinanklettern. Da hängſt du zwiſchen dem Himmel droben und dem grün heraufblitzenden ſchneeloſen Eisſpiegel drunten. Schaue nicht hinunter, du ſchauſt in den Tod. Und doch kannſt du nicht anders. Aber lege deine ganze Willenskraft in Füße und Alpſtock, ſtemme dich feſt an — ein Fehltritt und kein Gott hält deinen zerſchmetternden Sturz auf.

Als wir den Rand des obern Tſchingelgletſchers, deſſen koloſſale, wildbizarr auf einander geſchichteten Eisblöcke vom Staub des von den Winden zerriebenen Geſteins ſchwarz gefärbt waren, erreicht hatten, ruhten wir aus und ſchauten uns um. Wie glühten ſie prachtvoll in der Morgenſonne, die Kuppen des Tſchingelhorns, des Breithorns, der Jungfrau und alle die herrlichen Koloſſe! Tief ergriff mich die Poeſie in dem Ausdruck des ältern Führers, das ſeien die Leibgrenadiere des Herrgotts.

Weiter, weiter hinein ins Allerheiligſte der Wildniß! Du biſt darin, wenn du über den Blümlisalpgletſcher hinſchreiteſt. Sanft abgedacht, ſteigt er in einer Länge von etwa drei Stunden hinan. Friſcher Schneefall hatte ſeine Eismaſſen mit einem blitzenden Weiß überzogen. Die Blendung der von der Schneedecke zurückprallenden Sonnenſtralen vermag die Sehnerven zu lähmen. Schlage daher das ſchleierartige Tuch vor das Geſicht und lüfte es nicht zu oft, um immer und immer wieder die Prachtſäulen dieſes Rieſendomes, welchen du durchwandelſt, anzuſtaunen. Aber du kannſt nicht anders. Du mußt dir das unbeſchreibliche Bild von erhabener Wildheit und einſamer Majeſtät in die Seele prägen, welches zwiſchen der Blümlisalp, dem Gſpaltenhorn, Doldenhorn, Zackhorn, Schildhorn, Balmhorn und Altels deinen Blicken aufgerollt iſt.

Auf der Höhe des Gletſchers ſtanden wir zehntauſend Fuß hoch und drüber ob dem Meeresſpiegel. Berge, die von drunten angeſehen den Himmel zu tragen ſcheinen, lagen ganz unanſehnlich unter uns, indem ſie kaum mit ihren höchſten ſchneebekrönten Spitzen über den Gletſchervorhang aufragten. Was für Strapazen hatte es gekoſtet, ſo hoch zu klimmen! Aber die ſtahlkräftige Luft hier oben, welche die Lungenflügel bis zum berſten weitet, läßt keine Ermattung aufkommen. Du fühlſt dich ſo leicht, ſo froh und frei wie die Gemsheerde, welche dort drüben an der Wand des Zackhorns mitten zwiſchen Eis und Schnee einen Grasplatz gefunden hat. Ganz eigenthümlich imponirend und ergreifend iſt die Stille, das erhabene Schweigen dieſer Regionen. Nur zuweilen wird es unterbrochen durch einen heiſeren Schrei und aufblickend ſiehſt du einen Adler oder Lämmergeier majeſtätiſchen Flügelſchwunges über die prachtvolle Oede hinſtreichen.

Meine Führer machten mich noch auf einen ſchmalen Grat aufmerkſam, von deſſen Scheitel man hinausſehe nach Deutſchland und Frankreich. Ich kletterte mühſälig hinan. Der von der Mittagsſonne aufgeweichte Schnee löſ't ſich bei jedem Tritt unter den Füßen, rollt mit wachſender Schnelle abwärts, ballt ſich, ſchiebt immer größere Maſſen vor ſich her, und wenn du dir getrauſt, in die gähnenden Schlünde zu blicken, ſiehſt du drunten die donnernde Lawine auf Eisblöcken zerſchellen. Droben ſah man wirklich weit hinaus in die Lande. Die dunkeln Streifen dort ſeien der Schwarzwald und die Vogeſen, ſagten meine Begleiter. Aber von ſolcher Höhe herab geſehen, verſchwimmen Formen und Farben zu grauen und braunen Maſſen. Oh, wie ſo tief und weit lag die Welt unter mir! Sie muthete mich an wie eine halbvergeſſene Melodie, wie ein Lied, von welchem man nur noch einzelne Worte und Klänge in der Seele hat.

Der wildverworrene Eisſturz, welcher zwiſchen das Doldenhorn und Zackhorn eingeklemmt iſt, bildet die Gränzſcheide des Blümlisalp- und des Kandergletſchers. Seitlängs des letztern ſtiegen wir, nachdem wir den ganzen Tag in der Gletſcherwelt verbracht, wieder zu Thale, hinab nach Kanderſteg. Von da machte ich an den folgenden Tagen noch Ausflüge in das Gaſternthal, in deſſen lieblichſt grüne Matten herab ringsher aus vergletſcherten Felswänden ſilberne Bäche ſpringen, wie aus Himmelshöhen, und in das Oeſchinenthal, in deſſen mit allem Zauber heiligſter Bergeinſamkeit geſchmücktem See Doldenhorn und Blümlisalp ihre Schnee- und Eisfelder ſpiegeln. Dann ging ich über den Gemmipaß ins Wallis hinüber und hinab an den ſchönen Leman.

Es iſt ſehr ſeltſam! In dem Maße, in welchem ich mich wieder den Wohnſtätten der Kultur näherte, regte ſich auch wieder mehr und mehr die Leidenſchaft in mir. Ich hatte in Montreux und Vevey, auf meinem Wege nach Lauſanne, Spuren von Lauretta und ihrer Reiſegeſellſchaft gefunden. Sie mußten, vermuthete ich, vom Urſerenthal aus zwar über die Furka, aber nur bis zum Rhonegletſcher und von dort das Wallis hinabgereiſ't ſein. Ich verfolgte die aufgefundenen Spuren mit brennender Sehnſucht. Sie leiteten mich hierher nach Genf. Das Reſultat meiner Nachforſchungen iſt, daß Lauretta unzweifelhaft hier war. Aber wo iſt ſie jetzt? Der Faden iſt wieder geriſſen.

Eine ſehr unſichere Vermuthung läßt mich annehmen, die Geſuchte ſei das Arvethal hinauf nach Chamounix gegangen. Ich werde mich heute noch dahin auf den Weg machen, denn ich will und muß ſie noch einmal ſehen, und wäre es zuletzt auch am Hofe des Herzogs von S. G.

Nenne mich einen Thoren, theurer Freund, aber laß mir die Hoffnung, daß ich Lauretta wiederfinden werde. Ach, ich kann nicht, wie ihr Dichter thun könnt, über meine Leidenſchaft mich erheben, indem ich ſie zu einem künſtleriſchen Objekt mache, ich muß ſie durchleben, weil ich wie ein einfacher Sterblicher darin befangen bin. Ob meine Beharrlichkeit vergeblich ſein wird? Es kann, es darf nicht ſein! Steht nicht geſchrieben, daß die Liebe alles überwinde? Die Götter geben's!"

## Fünftes Kapitel,

worin das alte und doch immer neue Thema vom Scheiden und Meiden wieder einmal variirt wird.

Ueber den Wäldern glühte der Abendhimmel eines heißen Julitages. Golden ſchimmerte es im Weſten und die mälig niederſteigende Sonne warf zwiſchen den Wipfeln und Stämmen hindurch rothfunkelnde Lichter auf das üppige Moos- und Epheugrün des Bodens.

Es iſt um dieſe Jahreszeit ſehr ſtill im Walde. Die junge Vögelbrut hat das Singen noch nicht gelernt und die älteren Waldſänger ruhen ſich von den Sorgen und Nöthen der Begründung und Erhaltung eines Haushaltes aus. Sie haben das Ihrige gethan, ihre Jungen ſind flügge, ſie können ſich daher jetzt mit ſtiller Beſchaulichkeit dem Federnwechſel, genannt Mauſer, überlaſſen. Das iſt in der Welt der Vögel die Bade- und Kurſaiſon, weßhalb man ihnen die Vernachläſſigung ihrer muſikaliſchen Pflichten zu gute halten muß.

Ueber das Moos glitt ein reizender Frauenfuß, welcher gemeinſchaftlich mit ſeinem Zwillingsbruder die anmuthige Geſtalt

Lolo's trug. Sie war von dem verſchollenen Schloſſe herabgeſtiegen, nachdem ſie der greiſen Freundin mit einer Reſignation, die nicht ganz natürlich war, geſagt hatte: „Ich gehe, um Abſchied zu nehmen."

Sie verfolgte einen auf dem weichen Mooſe kaum ſichtbaren Pfad, welchen ſie ſchon oft gegangen ſein mußte, denn ſie war über die Richtung nie einen Augenblick im Zweifel. Mit der einen Hand den Saum ihres langen weißen Kleides emporhaltend, ſchritt ſie raſch dahin und gelangte zu einem jener traulichen Waldverſtecke, wie der Inſtinkt der Liebe ſie ſo leicht und häufig findet.

Ein von Brombeer- und Epheuranken überſponnener kleiner Bach umzog im Halbbogen eine Anſchwellung des Bodens, welche von maleriſch geformten Felsblöcken eingefaßt war. Zwiſchen dem Geſtein wuchſen wilde Haſelſträuche, Birken und Buchen und ſchloſſen ſo das Plätzchen mit ſeinem üppigen Moosteppich von der Welt ab, das heißt von der Waldwelt, denn eine andere gab es weitum nicht.

Auf dieſer heimlichen Stelle angekommen, ließ Lolo die großen dunkeln Augen ſuchend umhergehen. Sie fand ſich aber ganz allein in der Stille. Kein Lüftchen regte die Wipfel. Nur zuweilen klang fernab der Schrei eines Hähers oder das Schnabelgepoch des Spechtes oder der kurze ſurrende Pfiff des Eichhorns.

Lolo hatte ſich am Ufer des Baches niedergeſetzt, wo er, unter ſeiner grünen Laubhülle hervorkommend, klar über braune Kieſel hinmurmelte, als wollte er ſagen: Kühle dich!

Sie verſtand die Einladung und hielt zunächſt die Hände in das helle Naß. Dann entledigte ſie ſich der Schuhe und

Strümpfe und plätſcherte mit den allerliebſten weißen Füßchen träumeriſch in dem kühlen Waſſer.

Das war allerliebſt anzuſehen. Aber die innere Unruhe ließ ſie des kindlichen Spieles bald wieder ſatt werden. Wer ſie beobachtet hätte, wie ſie Schuhe und Strümpfe haſtig wieder anzog, hätte ſeine Freude daran haben können, denn alle ihre Bewegungen verriethen jene jungfräuliche Züchtigkeit, welche ein edles Weib auch in tiefſter Einſamkeit ſtets bewahrt und welche ſich ſo ſchön von jener bewußten, wo nicht kokett zur Schau geſtellten Sittſamkeit der Prüderie unterſcheidet.

Lele verließ ihren Sitz am Bache und ſetzte ſich weiter oben auf einen mit Moos und Epheu bekleideten niedrigen Fels, den die Natur in einer von ihren tauſend Launen ſo geſtaltet hatte, daß er wie gemacht ſchien, nicht einer, ſondern zwei Perſonen zum Ruheplatz zu dienen.

Sie lauſchte geſpannt über den Bach hinüber, als hätte ſich dort der Fußtritt des nahenden Freundes geregt. Aber es war für jetzt eine Täuſchung.

Nun zog ſie ein Papier aus dem Buſen und durchflog die darauf geſchriebenen Verſe. Sie kannte dieſelben längſt auswendig, aber ihr Auge wollte ſich an den geliebten Schriftzügen weiden.

Sie las das Gedicht zu wiederholten Malen, erſt leiſe, dann laut, als müßte ihre Aufregung ſich Luft machen.

Es waren glutvolle Strophen, welche nicht in den Werken des Dichters ſtehen, obgleich ſie urſprünglich zu einem dort mitgetheilten Gedichte gehören:

Des wolluſtreichen Geiſtes voll — vergeſſen,
  Vor was ich zittern muß,
Wag' ich es, ſtumm an meinen Buſen ſie zu preſſen,
  Auf ihren Lippen brennt mein erſter Kuß.

Wie ſchnell auf ſein allmächtig glühendes Berühren
  Wie ſchnell, Geliebte, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
  Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt ſchlug ſie laut, die heißerſehnte Schäferſtunde,
  Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
  Erhörung ſchwamm in deinem naſſen Blick.

Mir ſchauerte vor dem ſo nahen Glücke
  Und — ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
  Ich Raſender, und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entſetzen,
  Wenn mich dein liebevoller Arm umſchlang?
Weil dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verletzen,
  In fremde Feſſeln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geſetze heilig prägen,
  Des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht?
Nein, unerſchrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
  Den die erröthende Natur bereut."

Lole hielt inne, ließ das Papier fallen und ſagte mit einem bitteren Lächeln:

„Eine Phantaſie, was weiter? Er hat mich ſtets nur mit der Einbildungskraft geliebt. Lange verbarg ich es mir vor meinen innerſten Gedanken, ich Thörin, aber die Wahrheit ſchrie doch zuletzt ſo laut in mir — und in ihm, daß der Selbſtbetrug nicht mehr verhielt. Jetzt geht er, ſeinem Geſchick entgegen, ſeinem

Ruhm — wie dürft' ich ihn halten wollen? Der Frühlingsblüthentraum iſt verwelkt in der Sommerſchwüle und vor meinen Ohren klingt wieder das alte, ewige Entſagungslied, daß wir Frauen nur da ſeien, zu lieben, zu leiden und zu ſchweigen.“

Sie barg das Antlitz in den Händen, verſank in eine ſchmerzliche Träumerei und beachtete es nicht, daß jenſeits des Baches das Gebüſch raſchelnd auseinander gebogen wurde und in der Oeffnung Schiller erſchien.

Erſt als er, das Waſſer überſchreitend, ſie begrüßte, ſchaute ſie auf und wurde ſeiner gewahr.

Sie ſtand auf und trat ihm mit jener äußerlichen Faſſung entgegen, unter welcher gerade leidenſchaftliche Frauen den Sturm ihrer Gefühle vor einem weniger tief dringenden Auge oft glücklich zu verbergen wiſſen.

Der Dichter war freudig bewegt.

„Wie ſchön Sie ſind in dieſem grünen Verſteck, theure Lolo!“ ſagte er. „Wenn ich Sie ſo anſehe, fühle ich erſt recht, was ich verlieren ſoll. Wie neidiſch iſt doch das Schickſal! Aber ich kann weder noch darf ich ſeinem ſtrengen Willen widerſtehen. Es iſt heute ein zweiter Brief von Dalberg eingelaufen. Die Bedenklichkeiten des Freiherrn hinſichtlich meiner unglücklichen Beziehungen zu dem Herzog von Wirtemberg ſind endlich gehoben. Er fordert dringend, daß ich meine Abreiſe beſchleunige. In Mannheim erwarten mich Freunde, erwarten mich Erfolge, erwartet mich eine angemeſſene Thätigkeit. ‚Fiesco‘, ſowie ‚Kabale und Liebe‘ ſollen aufgeführt werden. Mein ‚Don Karlos‘ rückt vor und noch eine Maſſe anderer Ideen und Pläne fordern rüſtige Handanlegung.“

Lolo ſchwieg und ſo hatte Schiller Zeit, ſie genauer zu betrachten und das gewaltſam Gehaltene in ihrem Weſen zu bemerken. Der friſche, heitere Muth, womit er auf eine neu vor ihm aufgethane Lebensbahn blickte, verletzte ſie. Der Freund meinte ſie, nahm es doch mit der Trennung von ihr gar zu leicht. Sie ſah ihn faſt böſe an.

Er ſchaute betreten zu Boden und ſeine Blicke hafteten mechaniſch auf dem Papier, welches noch dort lag.

Lolo bemerkte es und einem unwillkürlichen Affekt nachgebend ſtieß ſie es mit der Fußſpitze verächtlich beiſeite und ſagte:

„Es iſt nur ein welkes Blatt, das vor dem Herbſte abgefallen.“

Aber ſchon im nächſten Augenblick bückte ſie ſich haſtig, raffte das mißhandelte Gedicht auf, küßte es und barg es an ihrem Herzen.

So verrieth ſich dem Dichter die heftige Spannung ihrer Stimmung, jene Turbulenz der Affekte, welche ihm die Nähe der Freundin ſelbſt bei traulichſtem Zuſammenſein oft ſo unheimlich gemacht hatte. Dieſes unglückliche Gemüth war unfähig, Ruhe und Frieden zu finden, ſelbſt in der Freundſchaft, ſelbſt in der Liebe. Von einem unklaren, nicht zu bändigenden Titaniſmus getrieben und geſtachelt, kannte dieſe Frau nur das Streben nach Glück, nie das Glück ſelber. Sie hätte es daher auch in dem Herzensbund mit Schiller nicht gefunden, und zwar, wäre derſelbe ein dauernder geweſen, nur um ſo weniger. Daher war es für den Dichter eine unberechenbare Gunſt des Schickſals, daß er frühe genug erkannt hatte, die Titanide vermöge weder glücklich zu ſein, noch glücklich zu machen.

Trotz alledem war ſeine Situation zu dieſer Stunde peinlich genug. Das Benehmen der Freundin am Tage zuvor, wo er ihr in dem verſchollenen Schloſſe droben die Wendung ſeines Geſchickes angezeigt, hatte ihn hoffen laſſen, daß dieſes Verhältniß ruhig und ſchön ſich löſen würde. Aber dieſe Hoffnung ſchien nun eine ſehr voreilige geweſen zu ſein. Er hatte nicht bedacht, daß es im Frauenherzen Saiten gibt, die, auch noch ſo vorſichtig und ſanft berührt, dennoch nur tiefſchmerzlich vibriren können.

Jetzt drang ſich ihm dieſe Wahrheit auf und er ſuchte daher nach ſchonenden Worten, um das reizbar geſpannte Gefühl der Freundin nicht zu verletzen. Aber ſelbſt dem begabteſten Menſchen kommt in ſolchen Momenten nicht immer das gerade Paſſende zu Sinne und ſo konnte er nur ſagen:

„Theure Lolo, ich hoffte nach dem, was wir geſtern mitſammen ſprachen, Sie heute ruhiger und gefaßter zu finden. Warum das Unvermeidliche uns noch mehr verbittern? Sie waren doch mit mir einverſtanden, daß es ſich nicht mit meiner Ehre vertrüge, die Gaſtfreundſchaft meiner mütterlichen Gönnerin noch länger zu mißbrauchen. Um ſo weniger, da meine Beſchützerin nicht ohne Grund fürchtet, daß ihre Wohlthat, falls ſie bekannt würde, das freundliche Verhalten des Herzogs von Wirtemberg zu ihrer Familie leicht ſtören könnte. Es gibt in der menſchlichen Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, einen Zwang der Verhältniſſe —"

Lolo unterbrach ihn ungeſtüm. Die kochende Lava ihrer Seele ſtrömte über, aber, und das iſt charakteriſtiſch, vom perſönlichſten wurde ſie alsbald zu allgemeineren Anſchauungen fortgeriſſen.

„Zwang, ſagen Sie?“ rief ſie aus. „Zwang? Das iſt die ewige monotone Litanei! Möchte ich ſie nie wieder hören! Keinen Zwang ſoll das Geſchöpf dulden, aber auch keine ungerechte Reſignation. Immer laſſe der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft ſich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menſchheit ihren Willen! Aber, ach, die Menſchheit und unſer Geſchlecht iſt elend und jämmerlich und Geſetz und Geſellſchaft machen ſie immer jämmerlicher. Liebe bedürfte gar keines Geſetzes. Doch was iſt Liebe? Euch Männern ein Spiel. Und uns Frauen? Kennen wir ſie, dürfen wir ſie kennen und bekennen? Nein. Die Natur will, daß wir Mütter werden ſollen, vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, euer Geſchlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph, bis unſer Ideal kommt; ſonſt ginge die Welt unter. Und was ſind unſere ſtillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich ſage mit Goethe und noch mehr als Goethe: Unter Millionen iſt nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut beſtiehlt.“

Sie ſprach das im Ton einer Sibylle. Aber die Erhebung über das eigene Leid konnte nicht lange währen. In dieſer reichen und doch ſo armen Frauenſeele machte die angeſchlagene Saite des Stoicismus ſtets die hart daneben liegende ſentimentale mittönen. Die Pythoniſſa war ſchon zum flehenden Weibe geworden, als ſie mit einem plötzlichen Uebergang oder vielmehr ohne einen ſolchen fortfuhr:

„Oh, mein Freund, kann es, darf es Ihnen Ernſt ſein mit unſerer Trennung? Wiſſen Sie denn, was ich dadurch verliere? Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich mir ſelbſt bekannt, wie öde meine Vergangenheit. Das Leben hat Sie mir geſandt und Sie wollten unſern Bund trennen? Momente nur ſind uns im reinen Sein gegönnt, und dieſe Gabe beſſerer Stunden, auch ſie wäre dahin? Oh, wären Sie von irdiſcher Sorge frei, nicht ſo nach Ruhm ſtrebend, des Friedens vertilgendem Feind!“

„Theure Lolo“, verſetzte er, von dem Schwung ihrer Worte mitbeflügelt, „ſeien Sie nicht ungerecht gegen mich und gegen ſich ſelbſt. Ja, gegen ſich ſelbſt, denn wenn je der Funke der Ruhmesliebe in mir gelegen, Sie und nur Sie haben ihn zur hellen Flamme angeblaſen. Das Feuer meiner Seele hat ſich in Ihrem reinen Lichte entzündet. Ihre Gegenwart, theure Freundin, gab mir eine Begeiſterung, die ich früher nicht gekannt. Vor allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; ſie iſt die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie du dieſes Sehnen nie trüben, nie ſeinen Glanz entweihen kannſt. Du kennſt nicht meine Trauer um dich. Aber was kannſt Du verlieren? Du biſt ſo ſelbſtbeſtimmt. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius deine Töne, ſie ſprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, ſo waren unſere Seelen eins! Ich liebte die Begeiſterte und wäre immer dein, hätte ich — den Muth für dieſe Liebe. Nein, ruhig ſei meine Seele, unabhängig von dieſer Macht, die mich entzückt, aber auch — ängſtigt.“

Sie ſah ihn an mit einem Ausdruck ihrer ſchwarzen, flammenſprühenden Augen, der es völlig rechtfertigte, daß Schiller ſpäter von dieſer Frau ſagte, ihre Leidenſchaftlichkeit habe ſie manchmal hart an die Gränzen des Wahnſinns geführt; ihr Athem flog, ihr Buſen ging hoch und mit ausgeſtrecktem Arm ſagte ſie ſchneidend:

„So geh' denn, Feigling!“

Der Dichter richtete ſich hoch auf. Seine Wangen brannten und ein hartes Wort ſchwebte ihm auf der Zunge. Aber er ſchluckte es hinunter, und nachdem er ſich bemeiſtert, ſagte er ſanft:

„Lolo, ſollen wir ſo ſcheiden?“

Der Ton traf ihr Herz. Der Wahnſinn der Leidenſchaft verflog. Der Freund wollte ihre Hand faſſen, aber ſchon lag ſie an ſeiner Bruſt und ihre Augen lächelten ihn durch Thränen an.

So empfing und erwiderte ſie ſeinen Abſchiedskuß und hielt ihn noch lange umfaßt, ihr Antlitz an ſeinem Herzen verbergend, um das krampfhafte Schluchzen ihrer Bruſt vorübergehen zu laſſen.

Dann richtete ſie ſich in ſeinen Armen auf, machte ſich ſanft los und ſagte mild und feſt:

„Wir ſcheiden, Friedrich, aber wir behalten uns doch. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen beide: wer eine Seele ſein nennt auf dem Erdenrund, der ſcheidet nie!“

„Nie, du ſagſt es, Lolo! Wenn wir uns wiederſehen — und ich weiß, es wird geſchehen — werden wir Freunde ſein.“

„Sei es! Aber jetzt — du ſollſt mich nicht begleiten, mir nicht nachſehen — mein Herz erträgt nicht ein zweites ſolches Scheiden — jetzt nur noch das eine Wort: Erfülle deine hohe Miſſion, geliebter Freund! Welche Pfade ſie dich auch führen mag, immer wird mein Gedanke dir zur Seite gehen und ſprechen: Glück auf! Und ſo lebe wohl!“

Sie trat raſch zurück, winkte ihm mit der Hand, ging raſch am Bache hinauf und waldeinwärts, bis ſie wie ein gleitender Schatten hinter den Fichtenſtämmen verſchwand.

Er mußte ſich Gewalt anthun, um ihr trotz ihres Verbotes nicht zu folgen und ihr noch ein liebes Wort zu ſagen. Das Herz war ihm ſchwer und er ſtarrte ihr nach, bis der letzte Schimmer ihres Gewandes in dem dunkelnden Grün verſchwunden war. Dann wandte er ſich quer durch den Wald, um nach dem Sorgenlos ſeines philoſophiſchen Freundes zu gelangen, dem er noch Lebewohl ſagen wollte. Aber er hatte Mühe, den oft betretenen Pfad nicht zu verfehlen, denn die Augen ſtanden ihm voll Thränen.

# Fünftes Buch.

## Erſtes Kapitel.

Zwei neue Reſidenzwunder, von denen jedes noch über das Bohnenlied geht. — Drei Excellenzen — Der Mandarin-Herzog oder China in Deutſchland. — Zwei Excellenzen und ein Paſtor, welcher vom Berge Sinai kommt, aber ein ſtarrer Nationaliſt iſt.

„Das geht noch über das Bohnenlied!“ iſt eine landläufige Redensart im ſüdlichen Deutſchland und zweifelsohne auch im mittleren, denn hier wurde ſie eines ſchönen Märzmorgens des Jahres 1785 ſehr häufig gehört, und zwar in einer herzoglichen Haupt- und Reſidenzſtadt.

Die Bewohner derſelben hätten freilich im Laufe der Regierung des Herzogs Emil, das heißt ſeit einigen Jahren, ausreichende Gelegenheit gehabt, gegen überraſchende Eindrücke ſich abzuhärten. Es waren ſeither genug Wunder oder wenigſtens Wunderlichkeiten geſchehen. Aber der Vorrath ſchien noch lange nicht erſchöpft zu ſein und die „Genialität“ des Fürſten ſorgte dafür, daß es an angemeſſener Steigerung nicht fehlte.

Der Begriff des modernen Staats hat in Deutſchland erſt in unſerem Jahrhundert ſich zu entwickeln angefangen und man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß dieſe Entwickelung noch jetzt im Flügelkleide der Unſchuld einhergeht, wenigſtens unter den Maſſen. Viele in ihrer Art große Leute halten auch dafür, beſagtes Flügelkleid ſei überhaupt das paſſendſte Gewand der Staatsidee, was wir dahingeſtellt ſein laſſen. Thatſache iſt, daß zur Zeit, in welcher unſere Geſchichte ſpielt, die moderne Staatsidee den Deutſchen noch keine Sorge machte. Freilich hatten Friedrich II. und Joſef II. ſchon das eminöſe Wort geſprochen, daß der Fürſt nur der erſte Diener des Staates ſei, aber zwiſchen ſo einer revolutionären Theorie und der Praxis liegt doch immer eine tiefe Kluft. Faktiſch ſtand der ſogenannte patriarchaliſche Deſpotiſmus noch in voller Blüthe. Da, wo der ſiebenjährige Krieg mit rauher Hand den Deutſchen ihren mittelalterlichen Schlummer aus den Augen gerieben, hatte dieſer Deſpotiſmus die Geſtalt des ſogenannten erleuchteten angenommen. Aber erleuchtet oder unerleuchtet, überall war die Willkür das Staatsgrundgeſetz.

Die Unterthanen des Herzogs Emil wußten davon zu erzählen. Während jedoch das ſchlechtregierte Land verarmend darunter ſeufzte, hatte die Hauptſtadt wenigſtens den Troſt, daß ihr der Stoff zu reſidenzlichem Klatſch nie ausging. Das iſt aber, wie jedermann weiß, eine der Grundbedingungen hauptſtädtiſcher Zufriedenheit und ſo lag denn in dem Ausruf: „Das geht noch über das Bohnenlied!“ womit die Bewohner der Reſidenz den heutigen Morgen begrüßten, viel mehr der Ausdruck wohlgefälligen Erſtaunens als unzufriedenen Tadels. Der Landesherr hatte für eine neue Ueberraſchung geſorgt — was konnte er mehr thun?

Der Thorſchreiber an dem zum herzoglichen Luſtſchloß Ermittags hinausführenden Thor hatte dieſen Ruf zuerſt angeſtimmt. Von dort war er die lange Straße bis zum fürſtlichen Palais hinaufgelaufen. Die Mägde am Brunnen, die Handwerker in ihren Werkſtätten, die Jungen, welche zur Schule gingen, die Kanzliſten, welche nach ihren Schreibſtuben ſchlenderten, die Krämer in ihren Buden, alle hatten ihn laut wiederholt. Auch auf dem Schloßplatze wurde er von den Lakaien und Leibgardiſten gehört, aber etwas weniger laut.

Er war nicht ohne Grund. Die heutige Ueberraſchung war wirklich überraſchend.

Zu dem bezeichneten Thore herein war nämlich ein Wagen gerollt, deſſen Viergeſpann von Stallbedienten in der herzoglichen Livree gelenkt wurde. Zwei Mohren in weißen Kaftans und rothen Turbanen ſtanden hinten auf. Doch das war alltägliches. Das Ungewöhnliche beſtand in dem Wagen ſelbſt, der in Form und Farbe einen koloſſalen Todtenkopf darſtellte. So etwas war nicht nur in der getreuen Reſidenz, ſondern wohl überhaupt noch nie geſehen worden. Das ging in der That über das Bohnenlied.

Der Todtenkopfwagen hielt im inneren Schloßhofe vor der Mittelpforte der Hofburg. Einer der Mohren öffnete den Schlag und beide verbeugten ſich bis auf den Boden vor dem kleinen, dicken, breitſchulterigen Herrn, welcher ausſtieg und ſeine ſchwarzen, raſtloſen Augen über den Hof und die Schloßfenſter entlang rollen ließ, bevor er in die Vorhalle trat und die große Treppe hinaufſtieg.

Dieſer Herr, welcher in weißen Atlasſchuhen mit rothen Abſätzen ging und unter einem koſtbaren Zobelpelz einen goldgeſtickten Galarock von weißem Sammet trug, ſowie von Ringen, Ketten und Diamanten förmlich funkelte, iſt uns ſchon flüchtig begegnet: an jenem Morgen, wo Schiller in der blauen Ente zu Gmünd der gebildeten Wirthstochter den Hof machte, und dann in dem Briefe Raleighs an ſeinen Freund.

Es war der Sizilianer, welcher unter dem Namen eines Conte Fenix am herzoglichen Hofe dermalen einen großen Stand hatte, nachdem ihn Herzog Emil von ſeiner Reiſe nach der Schweiz und nach Italien mit heimgebracht.

Der ungeheuerliche Wagen blieb unter der Einfahrt halten und gab der Schloßdienerſchaft Gelegenheit, ihre Gloſſen auszutauſchen, bis ſie beiſeite treten mußte, um drei herankommenden Equipagen Platz zu machen.

Drei Excellenzen ſtiegen aus, der Herr Hofmarſchall, der Herr Oberſchenk und der Herr Generallieutenant, welcher dem Militärweſen des Landes vorſtand.

Auch ſie erblickten den rieſenhaften Todtenkopf auf ſeinen vier Rädern mit Erſtaunen.

„Quelle bizarrerie!“ ziſchelte der Hofmarſchall.

„Quelle folie!“ brummte der Oberſchenk.

„Was, zum Teufel, ſoll das ſein?“ rief der General aus.

Zugleich richteten ſich ihre Blicke fragend auf den Adjutanten du jour, welcher eilig die Treppe herabkam.

Der junge Offizier verbiß ein Lächeln, indem er leiſe ſagte:

„Meine Herren, ich weiß nur, daß dieſes Ungeheuer von Wagen, welches wie ein Triumphvehikel für Freund Hein ausſieht, nach den Angaben Sereniſſimi draußen in der Ermitage gebaut worden. Wahrſcheinlich hat das Ding eine thaumaturgiſche Bedeutung. Wenigſtens hat es ſo eben unſern großen

Magier und Geiſterbeherrſcher zu Hofe gebracht. Im übrigen, meine Herren, habe ich die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß das geheime Konſilium bereits begonnen hat, und ganz im Vertrauen füge ich hinzu, daß Sie droben im Konferenzſaal ein blaues oder vielmehr ein blaurothgelbes Wunder ſehen werden.“

Damit eilte der junge Mann über den Hof nach dem herzoglichen Marſtall hinüber und die drei Würdenträger ſtiegen die Marmortreppe hinauf. Weil ihnen jedoch das blaurothgelbe Wunder des Adjutanten mitſammt dem Todtenkopfwagen ſehr in den Köpfen herumging, blieben ſie auf einem Abſatz der Treppe noch einen Augenblick ſtehen und da ſagte der alte General, welcher unter dem großen Fritz gedient hatte, unwirſch:

„Möchte wiſſen, was für eine verdammte Schnurre wieder im Werke iſt.“

„Pſt, Excellenz“, flüſterte der Hofmarſchall, „Se. Durchlaucht, unſer gnädigſter Herr, richtet keine Schnurren an. Er hat nur geiſtreiche Einfälle, genialiſche Ideen —“

„Ei was“, unterbrach der derbe Oberſchenk den Sprecher, ohne auf das ironiſche Mienenſpiel deſſelben zu achten, „ei was! Es wird immer toller, und wenn es ſo fortgeht, ſo müſſen, ſag' ich, die Agnaten des herzoglichen Hauſes einſchreiten. Wir werden ja zum Geſpötte vor dem ganzen römiſchen Reich. Keine Woche vergeht mehr ohne ein neues Skandal. Und jetzt vollends dieſer Lump von Italiener, der den Herzog ſo gewiß beſchwindelt, als ſein Grafentitel falſch iſt.“

„Hol' ihn der Henker!“ ſagte der General. „Ich kann den gelben Kerl nie ſehen, ohne zu wünſchen, ihm alle Knochen im

Leibe zu zerbrechen. Der ein Graf? Wenn er nicht ein verkleideter Bedienter iſt, will ich Spießruthen laufen."

„Bſt, bſt!" mahnte der Hofmarſchall wieder. „Bedenken Sie, meine Herren, daß hier nicht der Ort iſt, einem, wie ich zugebe, allerdings nicht unbegründeten Mißvergnügen Worte zu leihen."

Die Sitzung des geheimen Konſiliums, wie hier zu Lande der Staatsrath hieß, war nach zwei Stunden zu Ende. Da wurde es im Schloßhofe ſehr lebendig. Vor den Todtenkopfwagen waren jetzt ſechs Pferde geſchirrt, prächtige Goldfüchſe. Vorreiter ſtanden, zum Aufſitzen bereit, neben ihren Roſſen und ein Piket Leibhuſaren war aufgeritten. Die wichtige Nachricht: „Se. Durchlaucht fährt nach der Ermitage!" ging von Mund zu Mund. Von der Vorhalle bis zu dem wunderlichen Wagen bildeten Hofchargen eine Hecke. „Sereniſſimus kommt ſchon die Treppe herab", ſagte der erſte Piqueur und beſtieg ſein Pferd, um ſich an die Spitze des Zuges zu ſetzen.

Aber was war denn das?

In der That, ein blaurothgelbes Wunder.

In dieſe Farben gekleidet, kam nämlich ein chineſiſcher Mandarin, auf den Arm des Conde Feniz ſich ſtützend, langſam und gravitätiſch aus der Vorhalle heraus. Nichts fehlte dieſer ſeltſamen Erſcheinung, um einen echten Chineſen vorzuſtellen, und doch ſteckte in dieſer Verkleidung ein deutſcher Fürſt.

Wir verſichern dem Leſer ausdrücklich, daß wir von einer hiſtoriſchen Thatſache ſprechen. Freilich bildet der Umſtand, daß ein deutſcher Herzog in chineſiſcher Mandarinentracht am hellen Tage ſeinem Staatsrath vorſaß, eine der bizarrſten Epiſoden unſerer Sittengeſchichte, wenn nicht die bizarrſte überhaupt.

Herzog Emil ſchien es nicht zu bemerken, daß ſein Hofſtaat große Mühe hatte, die gereizte Lachluſt hinter der gewohnten Ehrfurcht zu verbergen. Er erwiderte die ehrerbietigen Verbeugungen rechts und links mit gnädiger Grandezza, beſtieg dann den Todtenkopf und winkte dem Sizilianer, auf dem Rückſitz Platz zu nehmen. Die Schloßwache trat ins Gewehr, die Tambours ſchlugen ihren Wirbel, die Vorreiter ſprengten dem Wagen voran, die Leibhuſaren hinterdrein und der Zug brauſte zum Hofe hinaus und die Straße hinab.

War die Redensart: „Das geht noch über das Bohnenlied!" vorher von der Stadt zum Schloſſe hinaufgelaufen, ſo lief ſie jetzt umgekehrt vom Schloſſe zur Stadt hinab. Und ſie war auf allen Lippen.

Selbſt auf denen eines ſo ernſten Mannes und altgedienten Hofherrn, wie der Kanzler des Herzogthums einer war.

Dieſe greiſe Excellenz kam mit einer andern greiſen Excellenz, dem Herrn Kammerpräſidenten und Oberſteuerdirektor, langſam über den Schloßhof daher und ſah ſehr nachdenklich aus.

Die beiden alten Herren mochten das Bedürfniß fühlen, ſich auszuſprechen, denn als ſie das Gitter des Hofraums hinter ſich hatten, lenkten ſie ihre Schritte nach dem Schloßgarten, der um dieſe Tageszeit von Beſuchern leer war. Indem ſie eine einſame Allee, an deren Zweigen das erſte ſchüchterne Grün ſchimmerte, hinabgingen, brach der Kanzler das Schweigen mit den Worten:

„Das iſt unerhört! Nicht nur das höchſte Regierungskollegium ſeines Landes, ſondern auch ſeine eigene Würde als

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Mann und Reichsfürſt durch eine alberne Maſkerade verhöhnen, als Chineſe dem Staatsrath eines deutſchen Herzogthums vorſitzen — da hört alles auf. Ich meinte, der Schlag müßte mich rühren.“

„Mir erging es nicht beſſer“, verſetzte der Kammerpräſident. „Ich war im eigentlichen Sinne des Wortes ſtupéfait, wie die Franzoſen ſagen. Und doch hätte uns die heilloſe Komödie kaum überraſchen ſollen. Erinnern Sie ſich denn nicht, werthgeſchätzter Freund, daß Sereniſſimus vor etwa zwei Jahren einmal von der tollen Caprice angewandelt wurde, als Frau gekleidet, die entblößten Schultern mit einem Kaſchmirſhawl halb verhüllt, vom ganzen Hofe die Cour anzunehmen?“

„Ich war damals abweſend, hörte zwar davon, nahm es aber für eine Faſchingspoſſe. Solange dieſe Wunderlichkeiten unſeres Herrn im Hofkreiſe ſich ausließen, berührten ſie im Grunde uns Geſchäftsleute wenig. Nun aber ſcheint es, ſoll der Tollrauſch alles in ſeinen ſinnverwirrenden Wirbel hineinziehen. Iſt es da nicht unſere geſchworene Pflicht, beizeiten uns die ganze Gefährlichkeit der Sachlage klar zu machen, um überall die nöthigen Vorkehrungen zu treffen?“

„Was meinen Sie, Excellenz?“

„Ich meine, Excellenz, daß wir langjährige Kollegen und Freunde ſeien und daß es unſere Schuldigkeit ſei —“

„Sereniſſimo treuunterthänigſte Vorſtellungen zu machen?“

„Was richten Vorſtellungen da aus?“

Die beiden Excellenzen maßen ſich mit forſchenden Blicken.

„Ich errathe Ihre Intention nicht, hochgeſchätzter Freund und Gönner“, ſagte der Kammerpräſident. „Sollten Sie vielleicht den Gedanken haben, daß wir an den kaiſerlichen Reichshofrath in Wien —"

„Bah", unterbrach ihn der Kanzler, „bis der Reichshofrath die Sache bereinigt hätte, könnten Land und Leute zweimal zu Grunde gehen. Zudem ſind wir nicht die Leute, ein ohnehin ſchon großes Skandal noch größer zu machen. Hübſch in der Stille gearbeitet! Das iſt mein Wahlſpruch. Aber gearbeitet, etwas gethan muß werden."

Der Kammerpräſident nahm mit Bedacht eine Priſe aus ſeiner goldenen Doſe, ſchnippte mit den feinen langen Fingern den Tabaksſtaub vom Spitzenjabot, nahm eine ſehr kluge Miene an, ſah ſich vorſichtig um und ſagte dann, indem er mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Deckel der Doſe in ſeiner Linken tippte:

„Wenn ich den heutigen Aufzug Sereniſſimi bedenke, wenn ich ferner den ganz inkonvenablen Umſtand ins Auge faſſe, daß unſer allergnädigſter Herr heute geruhte, den Conde Fenix, welchen ich, im Vertrauen geſagt, weniger für einen Grafen und großen Magier als vielmehr für einen Chevalier, nämlich d'industrie, und großen Charlatan halten muß, ohne weiteres in das geheime Konſilium einzuführen, wenn ich endlich in Betracht ziehe, daß Se. Durchlaucht die Gnade hatte, uns durch beſagten hergelaufenen Menſchen in einem wunderlichſten Kauderwelſch eine Vorleſung über ſchwarze und weiße Magie, Kabbala, Nekromantie, Magiſterium und andere dergleichen ſchöne Sächelchen halten zu laſſen, ſo muß ich, hochgeſchätzter Herr Kollega und liebwertheſter Freund, zu dem Schluſſe kommen, daß wir uns in einer Situation befinden, wo es heißt: Caveant consules."

„Ja wohl. Es iſt unſere Pflicht und Schuldigkeit.“

„Und unſer Vortheil.“

„Auch das, denn in unſerem Alter, werthgeſchätzter Herr Kollega, iſt man der jugendlich thörichten Schwärmerei ledig, mehr an andere als an ſich ſelbſt zu denken. Es handelt ſich vor allem darum, dieſen Italiener zu entfernen. Sein Einfluß auf unſern durchlauchtigſten Herrn iſt geradezu erſchreckend. Er ſcheint mit ſeinem vorgeblichen geheimen Wiſſen Sereniſſime den Kopf vollſtändig verdreht zu haben, ſo daß alles Ernſtes zu befürchten ſteht, Se. Durchlaucht — hm — Sie verſtehen mich —“

„Ich denke wohl. Ein Landesherr, von welchem es ſo zu ſagen notoriſch, daß er — daß er — nun ja, daß er mente captus, könnte leicht Veranlaſſung geben, daß —“

Und der Herr Kammerpräſident vervollſtändigte dieſen fragmentariſchen Satz durch eine in ſehr ſprechend diplomatiſcher Weiſe zur Naſe gebrachte Priſe. Der Herr Kanzler verſtand dieſe Schnupferpantomime recht gut.

„Sie wollen andeuten“, ſagte er, „daß gewiſſe Leute den in Rede ſtehenden Fall zu benutzen wiſſen würden? Ganz auch meine Meinung. Sie wiſſen, Sereniſſimus hat nur ein Kind, ein Töchterlein. Die kleine Prinzeß iſt mit dem Erbprinzen des Nachbarlandes verlobt —“

„Sie brauchen, Excellenz, entſchuldigen Sie gütigſt, das Bedrohliche nicht weiter auszumalen. Ich weiß, wir ſind am Hofe des wunderlichen alten Herrn, des künftigen Schwiegerpapas unſerer kleinen Prinzeß, nicht gut angeſchrieben, und daher liegt es in unſerem Intereſſe, daß die Regierung des

Landes nicht vorzeitig nach jener Richtung hinfalle. Ergo müſſen wir trachten, unſern jetzigen allergnädigſten Herrn möglichſt lange zu behalten. Zu dieſem Zwecke iſt es nöthig, daß Sereniſſimi durchlauchtige Extravaganz — sit venia verbo — wieder die frühere harmloſere Richtung nehme. Ergo muß der welſche Charlatan fort.“

Sie ſind, Wertheſter, noch immer der klare und bündige Logiker wie vor Zeiten, wo Sie Profeſſoren und Studenten im alten lieben Halle durch Ihre Schlagfertigkeit als Diſputator entzückten. Ihre Anſicht iſt vollkommen richtig. Unſer Werk dürfte übrigens nicht ſo gar ſchwierig ſein, denn wir haben den ganzen Hof für uns, von dem jüngſten Jagdjunker an bis hinauf zu Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin.“

„Ah, die Frau Herzogin! Ihre Durchlaucht hat wahrlich guten Grund, auf dieſen Italiener und ſeine Tochter böſe zu ſein.“

„Freilich, aber ich glaube nicht, daß das ſeltſame Mädchen die Tochter dieſes Menſchen iſt.“

„Was denn? Etwa ſeine —“

Nein, außer Sie wollten das Wort Maitreſſe dem ſtrikten Wortſinne nach mit Herrin überſetzen.“

„Wie?“

„Dieſes Mädchen beherrſcht den Sizilianer vollſtändig. Er kriecht ordentlich vor ihr, während ſie ihn augenſcheinlich mit gränzenloſer Verachtung behandelt.“

„Und wie behandelt dieſe ſchöne Signora — denn ſchön iſt ſie, wunderſchön — unſern durchlauchtigen Herrn?“

„Gerade ſo wie den Sizilianer.“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen."

„Ja, die Sache iſt räthſelhaft genug. Dieſes Mädchen iſt entweder die kühnſte Abenteurerin oder die muthwilligſte Künſtlernatur von der Welt. Ich fand Gelegenheit, bei dem letzten Hofball in der Ermitage mit ihr zu verkehren, und ich fand ſie ſtets wie eine Göttin und von unnahbarer Jungfräulichkeit."

„Was Sie ſagen! Aber wie kommt ſie dann in die Geſellſchaft dieſes Charlatans?"

„Da bin ich überfragt. Uebrigens was kümmert das uns? Die Signora muß fort zugleich mit dem Signor, denn ihr Einfluß auf den Herzog iſt noch mehr zu fürchten als der ihres angeblichen Vaters."

„Gut, aber was rathen Sie?"

„Ich möchte vor allem Ihren Rath vernehmen. Unſere Intereſſen ſind ſo lange Jahre her dieſelben geweſen. Sie ſind es, ſchmeichle ich mir, auch heute noch."

„Wahr und freundſchaftlich geſprochen, Excellenz. Würden Sie es nicht für zweckdienlich erachten, zu verſuchen, Sereniſſimum bei ſeiner ſchwachen Seite faſſen zu laſſen? Sie wiſſen, er wurde ſtreng lutheriſch erzogen. Wie wäre es, wenn wir proteſtantiſche Skrupel in ihm zu erwecken ſuchten? Etwa durch den Herrn Oberhofprediger?"

„Mein werthgeſchätzter Freund, ich muß mir erlauben, Sie zu fragen: Wo hatten Sie in letzter Zeit Ihre Augen? Wo blieb Ihr Scharfblick, Ihr Scharfſinn? Uns an den Oberhofprediger wenden? Haben Sie denn nicht bemerkt, daß am ganzen Hofe dieſer geiſtliche Würdenträger der einzige iſt, welcher für den Sizilianer Partei genommen?"

„Doch, ich habe es bemerkt, legte aber der Sache keine Wichtigkeit bei."

„Mit Unrecht, ſehr mit Unrecht."

Und nachdem ſich der Herr Kanzler umgeſehen, ob kein Lauſcher in der Nähe, ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Erinnern Sie ſich nicht der ſeltſamen Gerüchte, welche ſchon vor längerer Zeit über den Herrn Oberhofprediger umgingen?"

„Daß er ein Abtrünniger ſei?"

„Ja. Ich legte früher ſo wenig Gewicht darauf wie Sie ſelber. Aber ſeither iſt mein Verdacht rege geworden. Sollte es Ihnen entgangen ſein, wie ſonderbar ſich unſer Bruder Oberhofprediger manchmal in der Loge benommen hat?"

„Nicht ſo ganz. Seine heftige Oppoſition gegen den Illuminatiſmus fiel mir auf, aber ich vermuthete, er führe ſie vom Standpunkte der proteſtantiſchen Orthodoxie aus."

„Das glaubte ich früher auch, jetzt nicht mehr. Wer war es, der den Conte Fenix in unſere Loge einführte und deſſen Reception bewirkte?"

„Allerdings der Oberhofprediger."

„Und wer arbeitet unabläſſig daran, daß die Loge das ſogenannte ägyptiſche Syſtem der Maurerei adoptire, welches dieſer Sizilianer predigt?"

„Wieder der Oberhofprediger."

„Sehen Sie nun, daß hier eine Intrike im Gange iſt, welche noch ganz andere Zwecke verfolgt als den, unſern Herzog mittels Geiſterbeſchwörungen und Goldmacherei um Geld zu prellen?"

„Sie erſchrecken mich. Am Ende wäre es da gar auf Proſelytenmacherei und dergleichen Skandal abgeſehen?"

„Ich fürchte es. Der Oberhofprediger iſt ein gefährlicher Mann. Seine Verbindungen reichen weit. Wie ſehr doch haben wir es in dieſer fatalen Situation zu beklagen, daß der frühere Oberhofprediger ſeine Stelle vorzeitig niederlegte, um ſich auf eine Landpfarre zurückzuziehen.“

„Freilich, freilich. Der wackere Stahlherz war mit ſeinem etwas polternden Nationalismus zwar manchmal ziemlich unbequem, aber hier wäre er zuverſichtlich ganz am Platze. Doch wie, ſehe ich recht? Kommt der Paſtor nicht eben dort die Allee herauf?“

„In der That, wie gerufen, ganz wie ein deus ex machina. Sehen Sie nur, wie rüſtig unſer alter Freund ausſchreitet. Er trägt ſeine Jahre leichter als wir.“

Die beiden Excellenzen gingen dem Herannahenden entgegen und bald fand zwiſchen ihnen und dem Paſtor eine freundſchaftliche Begrüßung ſtatt.

„Wie gut ſich das trifft, liebwerther Freund“, ſagte der Herr Kanzler. „Eben ſprachen wir von Ihnen. Wo weht Sie denn der Wind her?“

Der alte Herr, eine hohe, ſehr hagere Figur mit ſtrengen, intelligenten Zügen, nahm ſeinen großen Dreimaſter ab, wiſchte ſich, vom raſchen Gehen erhitzt, den Schweiß von der gefurchten Stirne, ſtieß dann den langen Rohrſtock auf den Boden und erwiderte mit einer Art verbiſſener Luſtigkeit:

„Woher ich komme, meine gnädigen Herren und Freunde? Je nun, direkt vom Berge Sinai.“

„Was?“ riefen die beiden Excellenzen zu gleicher Zeit.

„Ja, es iſt ſchon ſo“, ſagte der Paſtor und ehemalige Hofprediger.

„Sie ſcherzen.“

„Keineswegs. Mittelbar komme ich von meinem Dorfe unweit der Ermitage, aber unmittelbar vom Berge Sinai. Das nimmt Sie wunder, meine Herren? Und doch gehen dermalen hier zu Lande ſo wunderbare Sachen vor, daß einem von rechtswegen gar nichts mehr wunderlich vorkommen ſollte.“

Der alte Rationaliſt aus der wolf'ſchen Schule ſprach das mit einer Entrüſtung, die ſich umſonſt bemühte, humoriſtiſch auszuſehen.

„Wir verſtehen Sie nicht, werther Freund“, ſagte der Kanzler.

„Nun, ſo will ich Sie aufklären“, verſetzte der Prediger, „denn ich liebe noch immer die Aufklärung in allen Dingen, obgleich ſie jetzt, ſcheint es, aus der Mode gekommen, um der Verfinſterung Platz zu machen. Haben Sie denn, meine Herren, wirklich noch nichts von dem Berge Sinai gehört, welcher draußen im Park der Ermitage im Aufbau begriffen iſt?“

„Sie meinen den bizarren neuen Hügelpavillon?“

„Ei freilich. Ich hörte von meinen Dörflern ſchon lange die ungeheuerlichſten Dinge inbetreff dieſes Bauwerkes. Da hab' ich mir's denn im Vorbeigehen mal angeſehen. Und was ſah ich? Ein Werk des Unſinns und Betrugs. Der Architekt, der ſich, beiläufig geſagt, ſchämen ſollte, ſich einen Bruder Maurer zu nennen, erklärte mir die heilloſe Schnurre und meinte mir damit einen Gefallen zu erweiſen. Der Hügel, welcher aufgethürmt wurde, um den Bau zu tragen, heiße Sinai, der

Pavillon ſelber Sion. Auch von einem Gemache, das den Namen Ararat führen ſoll, war die Rede und ſonſt noch von allerlei verrücktem Zeug. Ich ſagte dem Baumeiſter meine Meinung, ja, ſo that ich, und ich kam hierher, ſie auch dieſem welſchen Hausnarren und Hauptgauner, dem Lügengrafen, ſowie dem Herzog ſelber zu ſagen."

„Da haben Sie einen vergeblichen Gang gemacht, Bruder Stahlherz", bemerkte der Kammerpräſident. „Sereniſſimus iſt mit dem Conde Fenix gerade vorhin nach der Ermitage hinausgefahren. Sind Sie dem herzoglichen Wagen nicht begegnet?"

„Nein, ich kam den Fußweg durch die Wälder. Aber ein vergeblicher ſoll mein Gang doch nicht ganz ſein. Wohl, ich ſah alſo den Berg Sinai, welcher der Sitz einer Mutterloge der ägyptiſchen Maurerei werden ſoll, womit dieſer ſizilianiſche Schelm unſer Land beglücken will, um es dem Teufel, will ſagen dem Aberglauben und der Sittenloſigkeit, in den Rachen zu jagen. Und nun frage ich Sie, meine Herren, ich frage Sie, als Maurer zu Maurern ſprechend: Wollen Sie es dulden, daß die Loge dieſer Stadt, welche ſo lange ehrenvoll daſtand im deutſchen Reiche, zu einem Tummelplatze dunkelmänniſcher Argliſt verwandelt werde?"

„Lieber Bruder", entgegnete der Herr Kanzler, „ſo weit iſt es noch nicht. Der Conde Fenix empfiehlt zwar das ägyptiſche Syſtem —"

„Welches kein anderes iſt als das der ſtrikten Obſervanz", fiel der Paſtor lebhaft ein.

„Das mag ſein. Indeſſen dürfte doch auch berückſichtigt werden, daß den Conde Fenix in ſeinen Beſtrebungen, hier zu

Lande eine ägyptiſche Mutterloge zu ſtiften, ein ſehr namhafter Geiſtlicher der Landeskirche eifrig unterſtützt.“

„Wer?“

„Ihr Nachfolger, der Oberhofprediger.“

„Der? — Ich dachte es mir. Noch mehr, ich war längſt überzeugt, daß die Volksſtimme, welche den Heuchler als heimlichen Apoſtaten bezeichnete, Gottes Stimme geweſen iſt. Aber ich ſage Ihnen, nehmen Sie ſich in acht, meine Herren! Ich will nicht noch einmal von Ihren Pflichten als Maurer reden, aber Sie ſind Miniſter dieſes Landes. Retten Sie den unglücklichen Herzog, der, ohne es zu merken, am Rande des Abgrundes taumelt, und retten Sie das Herzogthum. Die alte Schlange rührt ſich wieder mit Macht in dieſen Tagen. Eine hölliſche Kabale iſt im Werke. Noch einmal ſoll es verſucht werden, die Fürſten und Völker deutſcher Nation in das alte Lügennetz zu verſtricken.“

„Sie ſehen die Dinge wohl zu ſchwarz, hochgeſchätzter Freund“, bemerkte der Kammerpräſident. „Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß verſchiedene Inkonvenienzen an dieſe myſtiſchen Spielereien, in welche Sereniſſimum hineinzuziehen gelungen iſt, ſich knüpfen dürften.“

„Inkonvenienzen? Ei, ja wohl!“ entgegnete der alte Prediger heftig. „Sie werden ſchlimmeres erfahren als Inkonvenienzen, meine Herren, wenn Sie die Sache ſo leicht nehmen. Iſt erſt dieſe ägyptiſche Maurerei, das heißt die ägyptiſche Finſterniß, hier im Flor, ſo werden Sie vom „Eques a penna rubra“ Befehle erhalten. Sie ſtaunen, woher ich das alles weiß? Erinnern Sie ſich, meine Herren, unſeres alten Freundes und Bruders Armbruſter, welcher dermalen in Stuttgart lebt? Dieſer weiſe Mann und treffliche Menſch hat mir durch den Mund eines jungen Bruders, eines Amerikaners, welcher dermalen mein Gaſt iſt, das ganze Gewebe des Luges und Truges enthüllt, deſſen Maſchen ſich um uns zuſammenziehen ſollen. Ich weiß zwar wohl, unſere Kraftgenies drüben in Weimar machen ſich in Verſen und Proſa weidlich luſtig über die ängſtlichen Finſterlingsriecher in Berlin, wie ſie den wackeren Nikolai und deſſen Freunde ſpöttiſch zu nennen pflegen; aber falls nicht bald umfaſſende Maßregeln getroffen werden, das üppig wuchernde Unkraut auszurotten, ſo dürften unſere Kinder und Enkelkinder zu ihrem Schaden erfahren, daß Nikolai's Riechorgan nur allzu gut organiſirt geweſen ſei und daß man daher beſſer gethan hätte, ſeine Worte zu beherzigen, als ihn zu verhöhnen. Freilich, der Mann iſt kein titaniſches Genie, kein furibunder Obenhinaus, allein ein Menſch von geſundem Menſchenverſtand iſt er und ſolche ſind in Deutſchland leider Gottes immer ſelten geweſen. Es ſtünde ſonſt beſſer um uns.“

Der alte eifrige Rationaliſt war auf ein Gebiet gerathen, wohin ihm zu folgen die beiden Excellenzen keine Luſt hatten. Sie wollten ſich mehr an Zunächſtliegendes halten.

„Sie erwähnten Armbruſters, Wertheſter“, ſagte der Kanzler, „und ich erinnere mich des kauſtiſchen Doktors als eines klugen und welterfahrenen Mannes recht gut. Aber ſagen Sie, hat er Ihnen nur allgemeine Warnungen vor dem Treiben der ſogenannten ägyptiſchen Maurer zukommen laſſen oder gingen ſeine Bedenken ins Specielle?“

„Ins Specielle und Speciellſte, Ihnen zu dienen“, verſetzte der Prediger.

„Ah“, bemerkte der Kammerpräſident, „am Ende wußte der alte Schalk, der übrigens ein eifriger Maurer und Illuminat war, genaueres über unſern Wundergrafen?“

„So iſt es. Er hält ihn für einen durchtriebenen Gauner, aber dennoch im ganzen mehr nur für einen betrogenen Betrüger. Mit andern Worten, für einen Sendling der Propaganda, der aber bei Gelegenheit auch auf eigene Hand ſchwindelt. So urtheilt mein amerikaniſcher Gaſt, den mir Armbruſter warm empfahl, ebenfalls.“

„Iſt dieſer Amerikaner ein Mann von Stand?“

„Ein Mann von Stand und Bildung, ein Ehrenmann, welcher die Ehre hatte, an Waſhingtons Seite als deſſen Adjutant zu fechten.“

„Wie kommt er aber in Beziehungen zu dem Conde?“

„Er ſteht in keinen Beziehungen zu dieſem, aber er hat ſich an deſſen Ferſen geheftet, um der jungen Dame nahe zu ſein, welche mit dem Herzog und dem Sizilianer hierher oder vielmehr nach der Ermitage kam.“

„Wie, er iſt in die Tochter oder Maitreſſe des Abenteurers verliebt?“

„Das Mädchen, behauptet er, ſei weder die Tochter noch die Maitreſſe des Schwindlers. Er iſt der jungen Dame allerdings mit einer tiefen Neigung zugethan und hat mir ihre ſeltſame Geſchichte erzählt.“

„Sie reizen unſere Neugier.“

„Kann ſie aber vor der Hand nicht befriedigen, meine Herren, denn was ich weiß, hat mir mein Gaſt im Vertrauen mitgetheilt. Genug, wenn ich Ihnen ſage, daß der junge Mann, obgleich ſeine Bewerbung bislang keinen Erfolg hatte, entſchloſſen iſt, alles aufzubieten, um das Fräulein von dem Lügenpropheten loszumachen.“

„Gott ſegne ſeine Bemühungen!“ ſagte der Kanzler lachend.

„Ja wohl“, bekräftigte der Kammerpräſident. „Das wäre ein Trumpf, ein Hauptmatador in unſerem Spiel. Ohne die Signora iſt der Signor ein pures nichts.“

„Jetzt erkenne ich wieder meinen ſcharfblickenden Herrn Kollegen“, ſagte der Kanzler. „Ich bin, unter uns geſagt, überzeugt, daß Se. Durchlaucht, unſer Herr, die magiſchen Gaukeleien des Conde ſtets nur wie einen ſeiner andern barocken Zeitvertreibe betrachtete. Die wahre Magie ſteckte und ſteckt in den Augen der Signora. Iſt dieſer Zauber weg, ſo wird, ich wette darauf, der Herzog den frechen Charlatan mit Schimpf und Schande vom Hofe jagen.“

„So?“ fragte der ehrliche Prediger verblüfft. „Sie meinen, hinter dem myſtiſchen Schwindel ſtecke nicht mehr und nicht weniger als eine gemeine und ſündhafte Kuppelei?“

„Gewiß meine ich das“, verſetzte die Excellenz. „Aber nun kommen Sie, Herr Kollega, und auch Sie, Freund Paſtor, es wird Zeit ſein zum Diner. Sie müſſen beide mit mir ſpeiſen, damit wir mitſammen überlegen können, wie dieſem vortrefflichen Amerikaner bei ſeinem Unternehmen unter die Arme zu greifen ſei.“

## Zweites Kapitel.

Ein Spinnwebfaden von Hoffnung. — „Sie wollen mir alſo ſchlechterdings beweiſen, daß es Treue auf Erden gebe?“ — Von einem fürſtlichen Sonderling

„Sie haben alſo das Fräulein geſehen, mein Beſter?“ fragte der Prediger, welcher am Abend deſſelben Tages, große Rauchwolken aus ſeiner Meerſchaumpfeiſe blaſend, ſeinem Gaſte zur Seite im Pfarrgarten hin und her wandelte.

„Geſehen und geſprochen“, gab William Raleigh zur Antwort.

„Darf ich erfahren, wo?“

„Bei dem japaniſchen Tempel, am Eingang zur Faſanerie. Der ſchöne Lenzmorgen hatte ſie in den Park hinausgelockt, ich trat ſie an. Sehen Sie, dort!“

Und ſo ſprechend trat Raleigh an den Gartenhag und deutete mit der Hand thalwärts.

Die ländliche Predigerwohnung mit ihrem Garten lag an der Mittagsſeite einer Halde, die aus dem Wieſengrunde ſanft zu waldbekränzten Höhen anſtieg. Kirche und Pfarrhaus bildeten die höchſten Punkte des Dorfes, deſſen unregelmäßige Gaſſen ſich drunten weit in die Niederung verſtreckten. Die Feldmark der Gemeinde wurde durch einen ſchönen Fluß getheilt, deſſen geſchlängelten Lauf man vom Pfarrgarten herab weit in die Ebene hinaus verfolgen konnte. Ließ man dort droben die Blicke den Fluß aufwärts gleiten, ſo ſah man ihn aus einem Thale hervorkommen, welches von in maleriſchen Formen aufragenden, mit kühnen Felspartieen geſchmückten Waldbergen umringt war. Die Thalſohle hatte man in einen Park nach engliſchem Geſchmack umgewandelt, welcher allmälig in Deutſchland über den franzöſiſchen den Sieg davongetragen. Der kleine, aber lebhafte Fluß durchzog dieſen Park und ſpeiſ'te mit ſeinem Waſſer einen See, deſſen Spiegel die Kuppen der herzoglichen Villa Ermitage zurückwarf.

Von da, wo der Prediger und ſein Gaſt ſtanden, überſah man den ganzen Park und ſo konnte Raleigh ſeinem Wirthe leicht die Stelle bezeichnen, wo ſich auf einer Hügelterraſſe ein thurmartiges, über und über mit grellen Farben bemaltes, orientaliſch ausſehendes Gebäude erhob.

„Ah, dort, bei dem Berge Sinai?“ fragte der Pfarrer mit bitterem Lächeln.

„Berg Sinai? Ich verſtehe Sie nicht.“

„Nun, der geſchmackloſe Thurm dort, den Sie für einen japaniſchen Tempel anſahen, heißt ja ſo; doch davon ſpäter. Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Zuſammenkunft mit dem Fräulein. Sie wiſſen, meine Neugierde wird durch meine Theilnahme für Sie einigermaßen entſchuldigt.“

„Vollkommen, mein verehrter Freund. Hören Sie denn!

Fräulein Lauretta hat mich freundlicher empfangen, als ich hoffen konnte. Ich bemerkte, daß ſie, obgleich immer friſch und ſchön wie die jüngſte der Roſen, nachdenklich ausſah, um nicht zu ſagen traurig, und ich glaubte zu bemerken, daß meine plötzliche Erſcheinung nichts mißfälliges für ſie hatte. Etwas wie ſtille Würde lag über ſie gebreitet, etwas, das verbot, daran zu denken, daß man dieſem edlen Geſchöpf dereinſt den Namen Turbinella gegeben. Und doch blitzte dann auch wieder plötzlich der kecke und unſtäte Humor, die launiſche Unruhe von früher in den Augen des Mädchens auf. Sie hatte mich kaum erblickt, als ſie, auf das Buch deutend, welches ſie in der Hand trug, lebhaft ſagte: Sehen Sie, ich leſe ‚Kabale und Liebe‘ — zum wie vielten mal! Unſer theurer Freund Schiller hat mit dieſem Drama, ſoviel ich davon verſtehe, einen bedeutenden Vorſchritt gemacht. Ach, wie hat er darin die Sünder unſerer Zeit gebrandmarkt! Aber ſagen Sie, wo iſt der Dichter und wie geht es ihm? — Ich konnte nur antworten, daß mein edler und berühmter Freund noch immer in Mannheim lebe. — Und hat er, fragte Lauretta weiter, noch keine paſſende Lebensgefährtin gefunden? Ich verneinte und ſetzte hinzu, Doktor Armbruſter oder, wie er in Stuttgart heißt, der Sammetdoktor hätte mir geſchrieben, daß er den Dichter neulich in Mannheim beſuchte. Da habe ihm Schiller geklagt, ſeine Stellung als Theaterdichter ſei eine höchſt mißliche und verdrüßliche, denn es ſei mit dem Schauſpielervolke nicht auszukommen. Zudem werde er von einer Leidenſchaft gepeinigt, die er als eine miſerable bezeichnen müſſe, ohne ſich doch davon losmachen zu können. So ſehne er ſich denn ſehr nach einer Veränderung ſeiner Lage. — Armer Schiller! ſagte Lauretta und tief bewegte mich das innige

Gefühl, womit ſie dies ſprach und die Worte hinzufügte: Die gewaltſame Spannung der Seelenſaiten unſeres theuren Freundes wird nicht eher nachlaſſen, bis eine geliebte Frauenhand lind und beſchwichtigend darüber fährt. Aber es muß ein ſeltenes Weſen ſein, das ihn wirklich und dauernd beglücken ſoll: ein ſanftes, anſpruchsloſes, im höchſten Grade aufopferungsfähiges Weib und doch ſo feinorganiſirt und hochgebildet, daß es dem hohen Fluge dieſes großen Geiſtes mit liebevollem Verſtändniß folgen kann."

„Aus dieſen Aeußerungen, lieber Freund, blickt ſelber ein feinorganiſirtes, gebildetes und edelfühlendes Weſen", bemerkte der Prediger. „Sie ſteigern mein Intereſſe für die junge Dame."

„Oh, Sie ſollten Lauretta erſt ſelber ſehen und reden hören! Es iſt dann geradezu unmöglich, ihre Stellung zu dem Abenteurer oder gar zu dem Herzog in ſchiefem Lichte zu erblicken."

„Immerhin jedoch —"

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen, und kann es keinem, welcher Lauretta nicht genau kennt, verargen, wenn ihm ihr Betragen leichtfertig und unweiblich vorkommt. Ich aber war heute ſo glücklich, einen tiefen Blick in ihre Seele thun zu dürfen, und weiß jetzt, daß mein Vertrauen auf ihre Reinheit ein ebenſo wohlbegründetes als unwandelbares war. Mir ſcheint, ſie iſt zum Bewußtſein ihres glänzenden Elends gekommen, und ich glaube, ſie hat einſehen gelernt, daß es nicht gut thue, den launenhaften Eingebungen einer überreichen Phantaſie nachzuleben. Lauretta hat mir aus freien Stücken, mit einem Zutrauen, welches mich beglückte, die Geſchicke ihrer Kindheit mitgetheilt.

Es iſt eine trauervolle Geſchichte. Haß gegen den Mann, in welchem ſie zugleich ihren Vater und den Verderber ihrer Mutter erblicken mußte, und eine gewiſſe rebelliſche Originalitätsſucht, wie ſie ja überhaupt zur Signatur unſerer Zeit gehört, das waren die bewegenden Motive dieſes Mädchenlebens. Wäre Lauretta ein Mann geweſen, ſo würde ſie vielleicht ein großer Poet oder Künſtler, vielleicht aber auch ein großer Verbrecher wie Karl Moor geworden ſein. So jedoch gab ſie nur dem unglückſeligen Hange nach, das Imaginäre, das Poetiſche, das in ihr trieb und gohr, verwirklichen zu wollen, und ließ ſich durch ihren Trotz gegen ihr Schickſal oder gegen die Menſchen, die ſie nicht verſtand oder verachtete oder haßte, auf die Abenteuerbahn werfen.“

„Eine gefährliche Bahn, doppelt gefährlich für ein junges und ſchönes Mädchen.“

„Allerdings. Und doch hat ſie ſich mit dem Schmutz derſelben nicht einmal die Fußſohlen beſchmutzt. Das iſt ein Wunder, aber ein thatſächliches.“

„Hm, an Wunder kann ich nicht glauben.“

„Glauben Sie in dieſem Fall immerhin daran, verehrter Freund. Es gibt nun einmal Naturen, an welche der gewöhnliche Maßſtab nicht gelegt werden kann.“

„Und weiter?“

„Wir plauderten lange mitſammen. Wie gerne hätte ich ihr geſagt, was mich bewegte, wie ich ihre Lage beklagte, wie es mich glücklich machen würde, ſie dieſen abnormen und unglückſeligen Verhältniſſen entreißen zu dürfen. Aber ich wußte aus Erfahrung, wie vorſichtig man auftreten mußte, wollte man ihren Stolz nicht verletzen. Ich mochte nicht Gefahr lauſen, ſie durch ein wohlgemeintes, aber unzeitiges Wort wieder von mir zu jagen. Lauretta ihrerſeits fühlte wahrſcheinlich, was mir auf dem Herzen lag; aber während ich ſchwieg in dem Glauben, meine Anweſenheit ſchon müßte ihr meine Geſinnungen für ſie deutlich genug dolmetſchen, ſchien ſie, wie damals an der Teufelsbrücke auf dem Gotthard, dieſe Anweſenheit durchaus nicht auffällig zu finden. Wir ſprachen von dem und dieſem. Von dem bizarren orientaliſchen Bauwerk zum Beiſpiel, vor welchem wir ſtanden. Lauretta nannte es ein Ausrufungszeichen im Buche der Thorheit unſerer Tage. Der Charlataniſmus, ſagte ſie, hat es angegeben, die Unvernunft hat es ausgeführt. Nun ſuchte ich die Rede auf den Conde Feniz und auf den Herzog zu lenken und ſie ging ganz unbefangen darauf ein. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß ſie die Bekanntſchaft des Sizilianers im Sprechzimmer von Gotteszell gemacht. Der Mann habe ſie amüſirt. Sie bezeichnete ihn als einen Menſchen, der es im Lügen ſo weit gebracht, daß er ſelber an ſeine Lügen glaube, wenigſtens mitunter. Was den Herzog betreffe, ſo ſei derſelbe für gewöhnlich ein Stumpfſinniger und zuweilen ein Narr, welcher, indem er das Original ſpiele, allen Menſchen das Wohlgefallen am Originellen gründlich verleiden könnte. Im Verlaufe des Geſpräches warf ſie die Aeußerung hin, ſie erinnere ſich, daß der Sammetdoktor einmal zu der Frau Intendantin von Seeger geſagt, das Glück beſtehe darin, daß man ſich feſt gewöhne, das Leben als eine Komödie zu betrachten, die einem zuliebe aufgeführt werde, jedem zuliebe, wenn man nur die rechten Augen und Ohren dafür habe. Aber, fügte ſie bei, die meiſten Menſchen ſpielen ihre Rollen ſo ſchlecht, daß das Stück langweilig wird. Auch der Conde und der Herzog ſeien im Grunde klägliche Spieler und daher beginne die Poſſe ſie zu langweilen. Nur der Oberhofprediger ſei ein taktfeſter Komödiant.“

„Ja freilich“, rief der alte Rationaliſt zornig aus. „Der infame Schleicher fällt nicht aus der Rolle, bis man ihm die ſchnöde Larve vom Geſichte reißt.“

„Lauretta“, fuhr Raleigh fort, „fühlt, wenn mich nicht alles täuſcht, das Bedürfniß, aus dieſer nichtigen und gefahrvollen Scheinexiſtenz herauszukommen. Darauf deutete mir ihr Wort, das Leben ſei am Ende überhaupt kein Spiel, ſondern bitterer Ernſt, welcher ernſthaft angefaßt ſein wolle. Ich begriff, wie wichtig es ſei, dieſe Stimmung des geliebten Mädchens zu benutzen, und ſuchte eben nach paſſenden Worten, um ſie über ihre Stellung klar zu machen, als ſie mich plötzlich fragte: Aber, Herr Raleigh, was wollen Sie denn eigentlich an dieſem Ort? — Wie können Sie ſo fragen, Fräulein? entgegnete ich. Sie ſind ja hier! — Aber wie kamen Sie denn hierher? — Auf Ihren Spuren, Fräulein, die ich vom Gotthard nach Genf, von Genf nach Mailand, von Mailand nach Venedig, von Venedig nach Wien, von Wien hierher verfolgte. Sie erröthete und blickte mich mit einem Ausdruck an, der mich beſorgen ließ, die Erklärung, welche in meinen Worten lag, habe ſie erzürnt. Dann umflog ein reizend ſchelmiſches Lächeln ihre Lippen und halblaut ſang ſie die Strophe aus einer altengliſchen Ballade:

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,

Ueber die Fluten und Seen,
Ueber der Abgründe Steg,
Ueber Felſen, über Höhen
Findet Liebe den Weg

Ich vermag nicht zu ſagen, verehrter Freund, welches Entzücken und welche Pein zugleich für mich in den ſüßen Tönen einer Stimme lag, die ſo rein aus der ſchönen Bruſt emporſtieg. War der alte Geiſt des Spottes wieder in dem Mädchen erwacht? Hörte ich Lauretta, die mir ein Zeichen der Anerkennung meiner Beharrlichkeit geben wollte? Oder hörte ich die Turbinella, welche dieſe Beharrlichkeit verhöhnte? Mein Herz ſchnürte ſich zuſammen, aber der Kampf löſ'te ſich glücklicher Weiſe bald. Lauretta ſah mich lange und forſchend an. Aber in dieſen großen, wunderbaren Augen kicherte jetzt kein Spott; es wollte mir ſogar ſcheinen, ihr ſtralender Glanz ſei von einem feuchten Fluidum halb verhüllt. Sie wollen mir alſo ſchlechterdings beweiſen, daß es Treue auf Erden gibt? ſagte ſie lächelnd zu mir. — Ja, entgegnete ich, das will ich und mir iſt, als könnte ich nie müde werden, es zu wollen. — Sie zog den Handſchuh aus, reichte mir ihre Hand und ſagte ſanft: Dank, oh viel Dank! Nach ſo vielen Enttäuſchungen, wie thut das wohl! — Dann zog ſie ihre Hand langſam aus der meinigen und ſagte mir Lebewohl. — Auf Wiederſehen, theures Fräulein? fragte ich. — Ja, wenn Sie wollen, auf Wiederſehen, mein Freund, erwiderte ſie. So trennten wir uns und nun werden Sie begreifen, daß ich Ihnen ſagen konnte, ich ſei ein Hoffender. Mein Verſtand möchte mir freilich einreden, meine Hoffnung ſei nur ein Spinnwebfaden, aber dennoch —"

„Dennoch", fiel der Prediger ein, „hängt Ihr Herz an dieſem Spinnwebſaden, als wäre er ein Ankertau. Und warum nicht? Ich bin auch einmal jung geweſen und weiß, wie ſtark ſolche Hoffnungsfäden ſind. Allein auch nicht mit den Augen eines Liebenden angeſehen, ſcheint mir die Sachlage ſo übel nicht. Sie haben, ſo viel iſt klar, durch Ihre Ausdauer, welche in unſerer Zeit — wenngleich dieſe ein ſo überſchwängliches Buch wie den Werther entſtehen ſah — gewiß ſehr ſelten iſt, das Intereſſe des Mädchens erregt. Das iſt ſchon viel, alles vielleicht. Die junge Dame wird nicht umhin können, mit den Männern, welche ſie bis dahin kennen lernte, einen zu vergleichen, der ſo treulich, redlich und beharrlich um ſie warb, ſo zu ſagen wie Jakob um Rahel. Außerdem beſitzt, Ihren Schilderungen zufolge, Fräulein Lauretta neben Schönheit und Geiſt auch eine gute Doſis geſunden Menſchenverſtandes. Sie hat daher ſicherlich einſehen lernen, daß das Glück einer Frau nicht in der Phantaſtik einer Laufbahn beſtehen könne, welche, und würde ſie auch rein nur aus artiſtiſcher Laune verfolgt, unter allen Umſtänden zuletzt die weibliche Würde höchlich gefährden muß. Ja wohl, das Leben iſt kein leichtes Komödienſpiel, ſondern ſchwerer Ernſt. Sei dieſes Wort Ihrer Erkorenen uns ein Zeichen, daß das deutſche Blut in ihren Adern über das welſche den Sieg davongetragen und daß die einfache Sprache Ihrer Neigung den Weg zu einem Herzen gefunden habe, welches offenbar ein beſſeres Loos verdient als das, von romantiſchen Grillen ruhelos hin und her geworfen zu werden. Alſo nur muthig vorwärts! Sie dürfen das für Sie erregte Intereſſe der jungen Dame nicht wieder erkalten laſſen. Durch die Gefälligkeit meiner Freunde in der Stadt beſitzen Sie jetzt ja ein Mittel, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ſich Ein=

gang in den Park und die Ermitage zu verſchaffen. Und laſſen Sie ſich noch ſagen: indem Sie ſich ſelber dienen, erweiſen Sie auch dieſem Lande einen großen Dienſt. Wenn Sie das Fräulein für ſich gewinnen, ſo entreißen Sie dem Sizilianer den Magnet, mittels deſſen er den unglücklichen Fürſten an ſich feſſelt. Mit dem Verluſt dieſes Magnets endigt die Macht des falſchen Magus."

„Und Sie glauben, daß der Herzog wieder auf einen beſſeren Weg gebracht werden könne?"

„Leider nein, aber doch auf einen weniger gefährlichen. Wenigſtens kann erreicht werden, daß die Thorheit des Fürſten wieder eine harmloſere Richtung nehme."

„Er iſt alſo eine vollſtändig zerrüttete Natur?"

„Ja, das iſt das rechte Wort. Jugendſünden, Jugendſünden, lieber Freund, die Raſereien ebenſo toller als vorzeitiger Ausſchweifungen haben, wenn auch nicht ſeinen ſtarken Körper, ſo doch ſein Gemüth unheilbar zerrüttet. Sein Vater war ein roher Deſpot, der an der Verwilderung des Sohnes ſeine Freude hatte. So war der Prinz, als er zur Regierung gelangte, ſchon auf jener tiefen Stufe der Verderbtheit angekommen, wo der Unterſchied von gut und böſe aufhört. Mit einem Wort, er war und blieb das, was die Franzoſen einen Blaſé nennen. Ihm iſt alles zum Ekel geworden, und indem er ſich ſelbſt verachten muß, glaubt er die Menſchen zu verachten. Vielleicht hätte er in dieſem Lebensüberdruß ſtill dahinvegetirt, wenn nicht von Zeit zu Zeit ſeine Blaſirtheit plötzlich wieder in die wildeſte Begierde umſpränge und wenn ſich ihr nicht häufig die ungeheuerſte Eitelkeit, die ungemeſſenſte Großmannsſucht geſellte. Jener Umſtand hat ſataniſche

Orgien zur Folge, dieſer die tollſten Extravaganzen und groteſkeſten Bizarrerien, wie erſt geſtern die Hauptſtadt wieder eine ſolche ſah. Was hat er nicht alles ſchon angeſtellt in ſeiner krankhaften Sucht nach dem Seltſamen! Er erſchien öffentlich als Frau wie Nero, er trug heute eine ſchwarze und morgen eine rothe Perrücke, er ließ ſeine Tafel mit Fleiſchſpeiſen und Vegetabilien beſetzen, die in allen Graden der Fäulniß ſich befanden, er goß kölniſches Waſſer an den Salat und beging hundert dergleichen Verrücktheiten mehr."

„Aber warum ſperrt man den Menſchen nicht ins Narrenhaus? Bei uns in Amerika würde er keine drei Tage regieren."

Der Prediger blies langſam eine gewaltige Rauchwolke in die Luft und ſagte:

„Mein lieber junger Freund, vergeſſen Sie nicht, daß Sie ſich dermalen unter einem Volke befinden, deſſen Geduld erſt acht Tage nach der Ewigkeit zu Ende gehen wird."

Raleigh lächelte. Der alte Rationaliſt zuckte die Schultern und fuhr fort:

„Seit einiger Zeit ſcheint es auch mit der körperlichen Geſundheit des Herzogs übel zu ſtehen. Er iſt ein Schlafwandler geworden. Aber auch wachend erhebt er ſich, wie mir der alte Kaſtellan der Ermitage ſchaudernd mitgetheilt hat, oft vom nächtlichen Lager und durchwandelt die Gemächer und Korridore des Schloſſes, entſetzliche Flüche und wilde Klagerufe ausſtoßend, wie von den Furien gepeitſcht. Es ſoll herzzerreißend mitanzuſehen ſein. Schreckliche Viſionen ſuchen ihn heim und der Hofmaler mußte ſolche Geſichte nach des Herzogs Angaben in der großen Galerie der Ermitage malen, ſchöne Frauenleiber, welche in

Schlangen auslaufen, Männer mit grünen Haaren, den Triumphzug des Todes über die ganze Erde, Engelsköpfe auf Dämonenkörpern und dergleichen Eingebungen einer kranken Phantaſie mehr. Wo es aber einmal mit der leiblichen und geiſtigen Geſundheit aus iſt, da fängt überall die Schwärmerei an, da iſt allem Unſinn Thüre und Thor geöffnet, da können ſich Magnetiſmus, Geiſterſeherei, ägyptiſches Maurerthum und Goldkocherei breit machen, da wachſen reiche Ernten für die Charlatans."

## Drittes Kapitel,

worin ſeine Durchlaucht der Herzog Emil — ſowie auch der geneigte Leſer — allerlei erſtaunliche und geradezu unbegreifliche Dinge erfahren.

Der Magus war heute ſo recht im Zuge.

Er ſtand in ſeinen weißen Atlasſchuhen mit rothen Abſätzen, beringt, bekettet wie das Schaufenſter eines Juweliers, im Kabinette des Herzogs und ſprach in ſeinem ſchlechten Franzöſiſch mit ſeiner rollenden Stimme auf den Fürſten hinein, welcher, in ſeinen türkiſchen Schlafrock gehüllt, auf einer Ottomane lag.

Das rothbraune angeſpannte, lauernde Geſicht des Sizilianers mit den blitzenden ſchwarzen Augen kontraſtirte ſeltſam mit dem ſchlaffen, graubleichen, verblaſenen des Herzogs, der mit geſchloſſenen Lidern dalag. Zuweilen öffnete er ſie und dann erſchien in ſeinen Augen, welche Raleigh in dem Schweizerbriefe an Schiller ganz richtig als nebelhaft blaßblaue bezeichnet hatte, ein mattes Leuchten, von welchem ſchwer zu ſagen geweſen wäre, ob es ein ſchwärmeriſches Intereſſe an den Mittheilungen des Conde oder aber Spott darüber ausdrückte.

Von Zeit zu Zeit unterbrach der Fürſt den Redefluß des Magiers, um eine Frage zu thun oder eine Bemerkung hinzuwerfen, welche mit dem verhandelten Thema oft nur in einem loſen oder in gar keinem Zuſammenhang ſtand. Der Conte ließ ſich aber dadurch nicht aus dem Texte bringen, ſondern fuhr immer fort, ſein Syſtem vorzutragen.

„Als eine Anſtalt zur Erlangung der Vollkommenheit", ſprach er, „war die ägyptiſche Freimaurerei durch Enoch und Elias geſtiftet worden. Aber ſie hatte im Verlaufe der Jahrhunderte ihren urſprünglichen Glanz vollſtändig eingebüßt, war bei den Männern verunreinigt und gefälſcht, bei den Frauen, die man nicht mehr in die Logen zuließ, gänzlich verſchwunden. Da trat ich als Regenerator auf, ich, der Groß-Kophta."

„Ein wunderlicher Titel, Meiſter."

„Durchlaucht, ſagen Sie ein geheiligter."

„Wohl, Meiſter, es gibt ja auch wunderliche Heilige."

„In der ägyptiſchen Maurerei liegt Anfang und Ende aller Erkenntniß. Die Vorſtufe zu ihr iſt die gewöhnliche Freimaurerei. Die Mitglieder der letzteren, welche zur heiligen Myſtik, zu den höheren Graden der erſteren beſtimmt ſind, werden von den geheimen Oberen unausgeſetzt beobachtet, um zu erkennen, ob ſie für die höheren Zwecke des Ordens brauchbar ſeien. Die drei Hauptvorſteher unſeres Erdballs ſind auch zugleich die vollkommenſten Maurer und die geheimen Oberen der ägyptiſchen Maurerei. Von ihnen hat der Groß-Kophta ſein Wiſſen und ſeine Macht empfangen —"

„Meiſter, mir fällt ein, mein hochſeliger Herr Papa hat ſich einſt den Spaß gemacht, einer ſeiner Odaliſken, welche ſich weigerte, Schönpfläſterchen zu tragen, dieſelben vermittelſt heißen Siegellacks in das ſchöne Geſicht zu kleben. Ob das wohl amüſam war? Oh, ein neues Vergnügen, Meiſter, ein neues Vergnügen! Mir iſt zu Sinne, wie jenem Helden Klingers. Ich möchte mich über eine Trommel ſpannen laſſen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Oh, könnt' ich im Raume eines Piſtols exiſtiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte!"

„Der Groß-Kophta iſt einer von den zwölf Adepten, welche, zu verſchiedenen malen durch den Tod geläutert, immer wieder aufleben. Dieſes Geheimniß birgt ſich unter dem allegoriſchen Bilde vom Vogel Phönix. Verſtehen Sie nun, gnädigſter Herr, warum ich mich Conte Fenix nenne? Die Adepten ſind im Beſitze des Lebenselixirs und des rothen Pulvers, das heißt, ſie beſitzen die Kunſt, das Leben ins unendliche zu verlängern —"

„Eine abſcheuliche Kunſt, Meiſter. Wozu dieſe Langeweile, genannt Leben, verlängern? Der Todesſchlummer muß ſo ſüß ſein. Aber nur nicht ins Grab zu den Würmern! Wie garſtig dieſer Würmergedanke iſt! Ich mag nichts davon hören. Wiſſen Sie, was ich thun werde? Ich will mir auf der einſamen Inſel im Park ein Mauſoleum erbauen. Da in einem unterirdiſchen, prachtvoll ausgeſchmückten Gemach, deſſen Plafond den Sternenhimmel darſtellen ſoll, muß man mich beiſetzen, auf einem Sopha ruhend, in meinen gewöhnlichen Kleidern, als wäre ich über einem Buche eingeſchlafen."

„Die Adepten —"

„Was iſt ein Adept?"

„Ein Inhaber des höchſten Grades der ägyptiſchen Maurerei. Sie beſitzen, wie ich geſagt, das Geheimniß des philoſophiſchen Steins, welches auch das Magiſterium oder das Geheimniß der Projektion heißt, wie das Lebenselixir auch den Namen aurum potabile führt. Durch Jahrtauſende herab iſt das Wiſſen der Adepten durch mündliche Tradition fortgepflanzt worden; aber die Einweihung kann bloß im Orient, in den Katakomben Aegyptens oder in den Tempelruinen Palmyra's erlangt werden. Denn der unheilige Golddurſt der Großen, welcher erwachte, als der große Alchymiſt und Roſenkreuzer Raimundus Lullus, der eben auch ein Adept war, dem Könige Edward II. von England eine ungeheuere Menge jener Goldſtücke, genannt Roſenobles, fertigte, dieſer unheilige Golddurſt hat die Adepten vermocht, ſich in die Einſamkeiten des Morgenlandes zurückzuziehen. Dort lebt noch jetzt der große Nikolas Flamel, der im 14. Jahrhundert aus Paris flüchtete, weil er die Univerſalmedizin und den Stein der Weiſen durch die ſündhaften Gelüſte ſeiner Zeitgenoſſen nicht profaniren laſſen wollte."

„Dieſe Adepten können alſo ewig leben?"

„Ja, Durchlaucht, ſie können es, aber bei ihrer Weihung müſſen ſie ſchwören, nicht länger leben zu wollen, als es Gottes Wille iſt. Im übrigen ſterben ſie eigentlich nicht, denn wenn ihre irdiſche Laufbahn vollendet iſt, werden ſie gleich Elias lebendig gen Himmel erhoben."

„Und die Adepten verſtehen alſo Gold zu machen?"

„Ja; im Beſitze der Quinteſſenz vermögen ſie alle Metalle zu Gold reifen zu laſſen."

„Eine hübſche Kunſt, Meiſter. Alle Menſchen umtanzen ja anbetend das goldene Kalb. Wie erlangt man aber die Quinteſſenz oder das Magiſterium?"

„Durchlaucht, man muß die Weihung zum höchſten Grade der ägyptiſchen Maurerei erhalten haben, um gefahrlos in den

Beſitz des Steins der Weiſen geſetzt werden zu können. Das Geheimniß einem Ungeweihten mittheilen, heißt ihn augenblicklich tödten. Wenn Sie mir befehlen, zu ſprechen, werde ich es thun, aber nur in alchymiſtiſchen Bildern.“

„Ich höre.“

„Mit der untergehenden Sonne muß man beginnen, wann der rothe Mann und die weiße Frau im Lebensgeiſte ſich vereinen, um in der Liebe und in der Ruhe zu leben, genau im Verhältniß von Waſſer und Erde. Vom Weſten begib dich durch die Finſterniß gen Norden; ſtöre und trenne den Mann und die Frau zwiſchen Winter und Frühling, verwandle das Waſſer in ſchwarze Erde und erhebe dich durch verſchiedene Farben gegen den Oſten, wo ſich der Vollmond zeigt. Nach der Reinigung erſcheint die Sonne weiß und glänzend; es iſt der Sommer nach dem Winter, der Tag nach der Nacht. Die Erde und das Waſſer haben ſich in Luft verwandelt, die Finſterniß iſt zerſtoben, das Licht erſchienen. Der Weſten iſt der Anfang der Praxis und der Oſten iſt der Anfang der Theorie. Das Prinzip der Zerſtörung iſt erfaßt zwiſchen dem Oſten und dem Weſten.“

Der Herzog gähnte.

„Und die Adepten“, fragte er dann, „vermögen ſie auch Geiſter zu beſchwören?“

„Durchlaucht, ich habe Ihnen hierfür den Beweis geliefert.“

„Ja, Meiſter, Sie haben mir Geiſter citirt. Der Dampf von Ihren Räucherungen war freilich ſo ſtark, daß die Erſcheinungen nur ſehr ſchattenhaft ſichtbar wurden. Aber ſagen Sie, ſind die Adepten auch im Stande, den Teufel zu citiren?“

„Sie ſind es, aber hierbei läuft der weiße Magier große

Gefahr, zu einem ſchwarzen zu werden, und dann iſt er auf ewig verloren.“

„Meiſter, ich möchte aber doch einmal den Satan ſehen. Wie ſieht er aus?“

„Unheimlich, aber nicht gerade abſchreckend.“

„Welches Geſchlecht hat er?“

„Er iſt geſchlechtslos wie alle Engel, auch die gefallenen.“

„Ob er wohl auch Hühneraugen hat? Hühneraugen ſind ja eine wahre Höllenpein.“

„Durchlauchtiger Herr, ich flehe Sie an, wenden Sie ſich ab von den finſtern Gebieten der ſchwarzen Magie! Ihre erhabene Beſtimmung iſt es, die Vollkommenheit zu erlangen, jene Vollkommenheit, welche die Herrſchaft über die Kräfte der Natur und die Geiſterwelt verleiht. Iſt das nicht ein großes, ein größtes Ziel?“

„Gewiß, aber wie erreicht man es?“

„Mittels der Meiſterſchaft in der weißen Magie.“

„Und dieſe?“

„Mittels der phyſiſchen und moraliſchen Wiedergeburt. Die Stätte dazu iſt bereitet, der Berg Sinai, der Thurm Sion, das Gemach Ararat. Die moraliſche Wiedergeburt muß der phyſiſchen vorangehen. Dreizehn Meiſter ſchließen ſich in den Thurm Sion ein. Vierzig Tage bleiben ſie dort. Sechs Stunden jeden Tages ſind der beſchaulichen Betrachtung, drei dem Gebete, neun der Zubereitung des jungfräulichen Blattes aus dem Fell eines jungen Hammels und anderer myſtiſcher Inſtrumente, ſechs endlich der Erhaltung der erſchöpften Kräfte gewidmet. Vom dreiunddreißigſten Tage an werden die Meiſter des Umgangs mit den ſieben reinſten Geiſtern, Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zobachiel und Annachiel, gewürdigt. Dieſe Engel graben ihre Namenszüge und ihr Siegel in das jungfräuliche Blatt ein. Sowie dieſes geſchehen, wird der Geiſt der dreizehn Meiſter von göttlichem Feuer voll, ihr Leib ſo rein wie der eines neugeborenen Kindes, ihre Erkenntniß ſchrankenlos, ihre Macht unbegränzt. Um jedoch dieſe Macht üben zu können, iſt erforderlich, daß der moraliſchen Wiedergeburt die phyſiſche ſich zugeſelle. Der Weg zu dieſer geht durch eine Art Quarantäne, denn die Verjüngung des Körpers hat eine körperliche Kur zur Vorausſetzung. Der moraliſch wiedergeborene Meiſter der ägyptiſchen Maurerei zieht ſich, begleitet von einem bereits phyſiſch und moraliſch wiedergeborenen Bruder, in das Gemach Ararat zurück und zwar zur Maizeit, zur Stunde, wo die Mondſcheibe voll wird. Siebzehn Tage lang darf er nichts genießen als zarte und kühlende Kräuter und Regenwaſſer, das im Mai gefallen, muß ſein einziges Getränke ſein. Am ſiebzehnten und dann wieder am zweiunddreißigſten Tage unterzieht er ſich einem Aderlaß. Am dreiunddreißigſten Tage, nachdem er zu Bette gebracht worden, gibt ihm der wiſſende Bruder den erſten Gran der Quinteſſenz, der materia prima, des flüſſigen Goldes, des Urſtoffes ein, welchen Gott geſchaffen hat, um die Menſchen unſterblich zu machen, wovon aber die Kenntniß mit dem Sündenfalle Eva's verloren gegangen war, bis die echte, das iſt die ägyptiſche Maurerei ſie wiedergefunden hat —"

„Wunderbar! Aber, weiſer Meiſter, wie und wo bewahrte denn Mutter Eva den Urſtoff auf? Sie trug ja vor dem Sündenfall keine Kleider."

„Durchlaucht, hüten Sie ſich, das Heilige zu karikiren.

Wehe den Zweiflern und Ungläubigen! Ein Neophyt der weiſen Magie muß gläubig ſein wie ein Kind."

„Vollkommen wahr, weiſer Meiſter."

Der Magus that, als fühlte er den Stachel des Sarkaſmus, welcher aus dieſer Aeußerung des Fürſten hervorzuckte, nicht im geringſten, und fuhr mit beneidenswerther Sicherheit fort:

„Kaum hat der Kandidat des Adeptiſmus den erſten Tropfen des Urſtoffes eingeſchlürft, ſo verlaſſen ihn ſeine Sinne. Er verfällt in Zuckungen und ein ungeheurer Schweiß ſcheint ſeine Auflöſung herbeiführen zu wollen. Nachdem er wieder zum Bewußtſein gekommen, wird er auf ein friſches Lager gebracht und erhält eine ſtärkende Kraftbrühe —"

„Bei Lucifers Schweif, die kann er nach ſo einer Hungerkur wohl brauchen!"

Der Magier rollte höchſt unwillig die Augen, ließ aber ſeinen Faden nicht fallen, ſondern redete weiter:

„Am folgenden Tag erhält er den zweiten Gran Urſtoff, worauf Fieber und Delirium eintritt. Während deſſelben fallen ihm Haut, Haare und Zähne ab und aus."

„Ich will nicht hoffen!"

„Am fünfunddreißigſten Tage nimmt er ein laues Bad, am folgenden ſchlürft er den dritten und letzten Gran Quinteſſenz, worauf er in einen ſanften Schlaf verfällt. Während deſſelben wachſen ihm Haut, Haare und Zähne neu."

„Gottlob!"

„Am achtunddreißigſten Tage nimmt er ein Salpeterbad und am vierzigſten iſt die Wiedergeburt vollendet."

„Victoria! Aber, Meiſter, haben Sie den Grafen Saint-Germain gekannt?“

„Durchlaucht, alle Adepten kennen ſich.“

„Saint-Germain war ein Adept?“

„Er war einer.“

„Und er hat auch die Quarantäne im Gemach Ararat durchgemacht?“

„Jeder Wiedergeborene hat das gethan.“

„War der unermeßliche Schatz von Diamanten, womit Saint-Germain am Hofe Ludwigs XV. erſchien, echt?“

„Er war es.“

„Und er hatte dieſe Diamanten ſelbſt verfertigt?“

„Ja, aus Kieſeln vermittelſt der Projektion.“

„Er war im Beſitze des Lebenselixirs, das heißt unſterblich?“

„Natürlich.“

„Aber er iſt doch vor Jahresfriſt zu Schleswig in den Armen des Prinz Karl von Heſſen geſtorben?“

„Er wurde, weil es ihm ſo gefiel, gen Himmel entrückt. Das nannten die Nichtwiſſenden ſein Sterben.“

„Sind Sie von Saint-Germain in die Magie eingeweiht worden?“

„Nein.“

„Von wem denn?“

„Mein Einweiher war mein Lehrer, der weiſe Althotas, welcher mich in Mekka und Medina und in der großen Pyramide am Nil erzogen hat.“

„Myſteriös!“

„Nur dem Ungeweihten. Wenn Sie, Durchlaucht, zur

Vollkommenheit gelangt ſein werden, wird es für Sie keine Myſterien mehr geben."

„Gut. Wann ſoll die Prozedur meiner Wiedergeburt beginnen?"

„Sobald Sie zum Grad eines Meiſters der ägyptiſchen Maurerei befördert ſein werden."

„Was iſt dazu erforderlich?"

„Vor allem unverbrüchliche Verſchwiegenheit und die Leiſtung des furchtbaren Eides, den geheimen Oberen unbedingt in allem zu gehorchen."

„Und dann?"

„Die Oeffnung einer Mutterloge der ägyptiſchen Maurerei."

„Eröffnen Sie dieſelbe! Der Berg Sinai iſt ja fertig."

„Es gilt leider noch andere Schwierigkeiten zu überwinden.

„Welche?"

„Den Widerſtand der Maurerloge Ihrer Reſidenzſtadt, in welcher der Geiſt der Indifferenz, des Unglaubens, der ſchwarzen Magie herrſcht."

„Ich werde befehlen und man wird mir gehorchen, denn ich bin der Herr. Aber was verleiht die ägyptiſche Meiſterſchaft?"

„Erkenntniß."

„Worin beſteht ſie?"

„In verbis, in herbis, in lapidibus, ſowie in den Geheimniſſen der drei heiligen Namen Helion, Melion, Tetragrammaton."

„Iſt das etwas?"

„Unermeßlich viel. Es liegt darin die Möglichkeit der Wiedergeburt."

„Wie geht die Beförderung zum ägyptiſchen Meiſtergrad von ſtatten?“

„Sobald die Loge eröffnet iſt, macht der Bruder Venerable, welcher ich ſein werde, die Inſpiration der Waiſe wirkſam. Die Waiſe oder Taube iſt ein Jüngling oder noch beſſer ein Märchen, welches ſich noch im Stande der Unſchuld befindet. Vor dem Sündenfall hätte ein ſolches Weſen die Macht beſeſſen, den ſieben reinen Geiſtern zu gebieten. Jetzt ertheilt ihm der Venerable dieſe Macht. Nach einem inbrünſtigen Gebet aller Brüder wird die Waiſe in ein weißes Gewand gehüllt und mit einer blauen Binde und einer rothen Schnur gegürtet. Dann haucht der Venerable ſie an und verſchließt ſie in ein Tabernakel, das von innen weiß ausgeſchlagen und mit einer Thüre und einem Fenſter verſehen iſt. Im Innern ſteht ein Fußſchemel und ein Tiſch mit drei brennenden Kerzen. Auf dem Schemel knieend beſchwört die Waiſe die ſieben reinen Geiſter. Hat ſie dem Venerable angezeigt, daß die Geiſter erſchienen ſind, ſo befiehlt er ihr, ſie kraft der dem Groß-Kophta verliehenen Gewalt zu fragen, ob der zum hammerführenden Meiſter Vorgeſchlagene dieſer Ehre würdig ſei. Lautet die Antwort bejahend, ſo wird der Kandidat ſofort auf dem Meiſterſtuhl inſtallirt.“

„Ihre Waiſe wird Signora Lauretta ſein?“

„Sie wird es ſein.“

Nach einer Pauſe ſagte der Herzog langſam:

„Sie iſt ſehr ſchön.“

„Sie ſagen es, Durchlaucht.“

Der Fürſt richtete ſich halb auf und fixirte den Magier mit einem ſeltſamen Blick. Dann ſagte er:

„Meiſter, beſitzen Sie auch das Geheimniß, den Diamant zu ſchmelzen, den Marmor zu beleben und das Eis glühend zu machen?"

Im Geſicht des Sizilianers zuckte es und er bedachte ſich einen Augenblick, bevor er erwiderte:

„Durchlaucht, ein Weib iſt nicht Eis, nicht Marmor, nicht Diamant, das Weib iſt nur die ewige Eva."

„Und Eva ſucht ihren Adam?"

„Von dem geſchrieben ſteht: er ſoll des Weibes Herr ſein."

„Ah!" machte der Herzog und ſeine dünnen Lippen kräuſelte ein boshaftes Lächeln. Dann winkte er dem Magus mit der Hand ſeine Entlaſſung zu, und während derſelbe mit drei tiefen Verbeugungen rückwärts nach der Thüre ging, ließ ſich der Fürſt auf ſein Lager zurückfallen und murmelte zwiſchen den Zähnen:

„Oui, il faut finir."

## Viertes Kapitel.

In einer Fenſterniſche. — Die Zauberlaterne des Oberhofpredigers verſagt den Dienſt. — Ein wandelnder Höllenbreughel. — Die Magnetiſeuſe. — Verrathen! — Gerettet! — „Nur fort von hier!"

Der Herr Oberhofprediger war zum Souper nach der Ermitage befohlen worden, hatte aber mißfällig bemerkt, daß ſeine anerkannt bedeutende Unterhaltungsgabe heute ihrer gewöhnlichen Wirkung auf den Herzog verfehlte. Der Fürſt blickte zerſtreut, gab unzuſammenhängende Antworten und zog ſich bald zurück, worauf der würdige Geiſtliche, welchem das Seelenheil des Hofes anvertraut war, mit dem Conde Feniz in eine Fenſterniſche des Speiſeſales trat.

Dort entſpann ſich zwiſchen den beiden Herren ein flüſternd geführtes Geſpräch.

„Mein lieber Graf", ſagte der Hofprediger, „Se. Durchlaucht ſcheint in mißlicher Stimmung zu ſein. Haben Sie bemerkt, daß er zu wiederholten malen mit dem Ausdruck der Ungeduld nach dem leergebliebenen Platz ſah, wo Signora Lauretta an der Tafel zu ſitzen pflegt?"

„Ich habe es bemerkt, das heißt, ich bemerkte nicht erſt jetzt, daß der Fürſt ſeiner Geduld überhaupt müde iſt.“

Ein Blick, welchen der Hofprediger wohl verſtand, kommentirte dieſe Worte des Sizilianers.

„Es iſt noch nicht Zeit“, ſagte der Geiſtliche. „Wo es ſich um die Erreichung eines ſo großen Zweckes handelt, werden ſich wohl Mittel ausfindig machen laſſen, einer vorzeitigen Ungeduld Schranken zu ſetzen.“

„Ich zweifle“, verſetzte der Conde achſelzuckend.

„In dieſem Falle müſſen wir uns auf die Klugheit und Feſtigkeit der Signora verlaſſen. Wie kam es, daß ſie nicht zum Souper erſchien?“

„Sie erſchien auch nicht zum Diner. Ihre Laune iſt überhaupt ſeit geſtern Morgen unerträglich. Sie hielt ſich heute den ganzen Tag in ihr Zimmer verſchloſſen und weigerte ſich, mich zu ſprechen.“

„Wie? Sie beunruhigen mich ernſtlich, mein Lieber. Sie wiſſen, was dieſe Ziffer in unſerer Rechnung zu bedeuten hat.“

„Gewiß, aber —“

„Aber?“

„Ich fürchte, der Herzog hat den Entſchluß gefaßt, die Rechnung in ſeiner Weiſe abzuſchließen.“

„Das ſoll, das darf nicht ſein! Unſer ganzer Plan ſtände auf dem Spiele. Und Sie wiſſen, die Befehle unſerer Oberen ſind ſehr beſtimmt.“

„Ich weiß es, allein wenn ich die Sachlage genau überlege, will mir ſcheinen, man ſollte den Herzog gewähren laſſen.“

„Wie, Sie meinen?“

„Ich meine, je heftiger der Ausbruch eines Vulkans iſt, deſto größer iſt nachher ſeine Erſchöpfung."

„Ich verſtehe, indeſſen —"

„Indeſſen kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß der Herzog dermalen zu ſehr aufgeregt iſt, um ſo willenlos zu ſein, wie wir ihn wünſchen müſſen."

„Sie wollen doch nicht ſagen, er ſei ſtutzig geworden?"

„Allerdings will ich das ſagen, mein lieber Bruder. Aufgeſtachelt aus ſeiner gewöhnlichen Erſchlaffung, iſt dieſer Menſch wahrhaft unberechenbar. Als ich heute mühſam daran arbeitete, unſer Netz feſter um ihn herzuziehen, durchbrach er es jeden Augenblick mit Aeußerungen, die mich befürchten laſſen, ſein Geiſt ſei noch lange nicht umnebelt genug. Das wilde Thier in ihm iſt erwacht. Solange es nicht ſeinen Willen gehabt, wird der Herzog an unſerem Gängelbande nicht dahin ſich leiten laſſen, wo wir ihn haben wollen."

„Sie könnten recht haben", ſagte der Hofprediger nachdenklich.

„Ich habe recht", verſetzte der Conde mit hochmüthiger Entſchiedenheit.

„Aber wenn an dieſes — an dieſes Intermezzo unſeres Stückes eine Kataſtrophe ſich knüpfte?"

„Deſto beſſer. Die Schlangenpeitſche der Gewiſſensfurie iſt ja ſolchen Naturen gegenüber in geſchickten Händen ein wirkſamſtes Werkzeug. Wir werden es bei Gelegenheit ſchon zu handhaben wiſſen. Ich, lieber Bruder, ich wünſche eine Kataſtrophe, denn ich bin überzeugt, ſie und nur ſie wird uns ſicher und raſch zum Ziele führen."

„Wenn es ſein muß, ſei es!"

„Gut. Werden Sie hier im Schloſſe übernachten?“

„Warum?“

„Weil ich wünſche, ſehr lebhaft wünſche, daß Sie ſobald als möglich mit der Signora ſprächen. Ihre Störrigkeit muß beſeitigt werden, ſonſt ſpielt ſie uns am Ende noch einen Spuk. Sie wiſſen, Lauretta hört Sie gerne plaudern. Plaudern Sie ihr Dinge vor, die geeignet ſind, ſie wieder in beſſere Laune zu verſetzen. So, wie ſie ſich heute anſtellte, könnte ſie uns leicht um irgend eine günſtige Gelegenheit bringen und doch iſt die Zeit ſo koſtbar.“

„Allerdings, um ſo mehr, da die Machinationen unſerer Gegner von der Loge immer bedrohlicher werden. Am Ende ſuchen und finden die Führer des gegen uns angezettelten Komplotts eine Stütze an den Agnaten des herzoglichen Hauſes. Schon iſt das Gerücht im Lande und außerhalb des Landes verbreitet, der Herzog ſei gar nicht mehr zurechnungsfähig, folglich auch nicht mehr regierungsfähig.“

„Sehen Sie, wir müſſen uns eilen; der Boden hier beginnt mir unter den Füßen zu brennen und — der Herzog iſt ſehr ungeduldig. Ich wiederhole es, ſprechen Sie mit der Signorina. Es hängt alles davon ab, ſie wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade geſchmeidig zu machen. Aber, lieber Bruder, hüten Sie ſich, ihr auch nur den hundertſten Theil eines Blickes hinter den Vorhang zu geſtatten. Ihr raſender Stolz würde alles in Frage ſtellen.“

„Seien Sie ganz ruhig, mein Lieber. Die Signora ſoll nicht hinter, ſondern nur auf den Vorhang blicken. Aber ich werde denſelben ſo glänzend bemalen, daß ſie kein Weib ſein müßte, wenn ſie nicht geblendet werden ſollte. Das Hauptbild, welches meine Zauberlaterne auf den beſagten Vorhang werfen wird, ſoll eine Herzoginkrone ſein.“

„Ob Sie die Sache nicht zu leicht nehmen? Vergeſſen Sie nicht, daß wir es mit ein paar Augen zu thun haben, welche ſchärfer, viel ſchärfer blicken als die eines gewöhnlichen Weibes —“

„Die aber dennoch nicht ſcharf genug ſein werden, zu bemerken, ob das Gold der erwähnten Krone echtes oder nur Katzengold ſei.“

„Wer weiß? Ich geſtehe, dieſes ſeltſame Weſen beginnt mir Furcht einzuflößen, und deßhalb —“

„Sie ſtocken?“

„Deßhalb muß die erſte beſte Gelegenheit, ein Ende zu machen, beim Schopfe gefaßt werden.“

„Wohl, aber mit Vorſicht! Was wir zu vermeiden haben, iſt Geräuſch und Lärm. Ein unzeitiger Ausbruch könnte unſere ganze Berechnung zu Schanden machen. Was meinen Sie, wenn ich verſuchte, die junge Dame noch heute zu ſprechen? Es iſt ohnehin noch gar nicht ſehr ſpät.“

„Machen Sie immerhin den Verſuch — die Zeit drängt.“

Die Herren ſtanden auf und der Oberhofprediger winkte einen der Diener herbei, welchem er den Auftrag ertheilte, in ſeinem Namen Signora Lauretta um eine Unterredung zu bitten.

„Ich beſorge, es iſt vergeblich“, ſagte der Conde, als der Diener weggegangen.

„Vielleicht doch nicht“, entgegnete der geiſtliche Würdenträger. „Ich ſchmeichle mir, bei der jungen Dame einen Stein im Brete zu haben.“

Das kluge Geſicht des im beſten Mannesalter ſtehenden Theologen trug gewöhnlich den Ausdruck einer heiteren Würde, gepaart mit einem Lächeln, das jedem gewinnend vorkommen mußte, welcher noch nicht wußte, daß es ein ſtereotypes, ein gefrorenes war. Als er die angeführte zuverſichtliche Aeußerung that, wurde jedoch für einen Augenblick um ſeinen wohlgeformten Mund ein Zug von Selbſtbewußtſein, um nicht zu ſagen von Selbſtgefälligkeit ſichtbar, welche den Sizilianer zur Seite blicken machte, um ein flüchtiges Hohnlächeln zu verbergen.

Er hatte jedoch unrecht, denn nach kurzer Friſt kehrte der abgeſchickte Diener zurück, mit der Meldung, die Signora promenire in der großen Galerie und erwarte daſelbſt Se. Wohlehrwürden.

Die große Galerie war ein prachtvoller Sal in länglichter Form und auf beiden Seiten mit korinthiſchen Säulen von weißem Marmor beſetzt. Die Wandflächen hinter dieſen Colonnaden, ſowie der gewölbte Plafond, waren über und über mit Freſken bedeckt, in welchen ein trefflicher Künſtler ſeine Pinſel dazu hergegeben hatte, die Ausgeburten einer wahnwitzigen Phantaſie in Farben zu verkörpern. Es waren da die Malereien, von denen der Paſtor Stahlherz zu ſeinem Gaſte geſprochen. Die Decke nahm der Triumphzug des Todes ein und hier, wie in den Wandgemälden, war alles Groteſke, Wilde, Ungeheuerliche vereinigt, was nur je eine fratzenhafte Einbildungskraft à la Höllenbreughel erſinnen konnte. In der taghellen Beleuchtung, womit ein mächtiger Kronleuchter die Galerie überſtrömte, traten dieſe monſtröſen Bildungen widerwärtig grell hervor.

An dieſem Orte fand die Unterredung zwiſchen Lauretta und dem Oberhofprediger ſtatt, von welcher wir nur den Ausgang mitzutheilen haben.

Es hieße dem geiſtlichen Würdenträger großes Unrecht anthun, wollte man läugnen, daß er ein vollendeter Weltmann und Höfling war. Das, was die Diplomaten Contenance nennen, das iſt die vollſtändige Beherrſchung der Mienen, des Blickes, der Stimme und der Gebärden, iſt niemals vollkommener geſehen worden als bei dem Oberhofprediger. Dennoch aber mußte er ſich ganz ungewöhnlich zuſammennehmen, um durch die Ueberraſchung, welche ihm die Stimmung der jungen Dame bereitete, ſich nicht außer Faſſung bringen zu laſſen. Dieſe Laune, — wenn es eine war — kannte er nicht an ihr. Er hatte für dieſes Geſpräch Ironie, Witz und prickelnde Phantaſtik bereitgehalten und nun konnte er von allen dieſen ſchönen Dingen keinen Gebrauch machen. An dem ruhigen Ernſte Lauretta's glitten alle ſeine Fechterſtreiche wirkungslos ab und mit den Phantasmagorien, welche er aus ſeiner Zauberlaterne hervorgehen ließ, haperte es ſo bedeutend, daß er insgeheim ſeine ungeſchickte Hand verwünſchte. Beſonders mißlich mußte es mit der Erſcheinung der fraglichen Herzogskrone zugegangen ſein, denn Lauretta hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, einen Blick darauf zu werfen.

Sei es, daß er in der Verwirrung darüber deutlicher mit der Sprache herausgegangen, als er eigentlich gewollt, ſei es, daß Lauretta jetzt nur ausſprach, was ſie längſt wußte, ſie ſagte zuletzt:

„Das Facit Ihrer Rechnung, mein würdiger Herr, iſt alſo: Sie wollen den Herzog dieſes Landes zum Abtrünnigen machen.“

„Signora, Ihrem Scharfblick bleibt nichts verborgen.“

„Oh, mein Herr, die Fäden Ihres Puppenſpiels ſind ſo dick, daß auch ein weniger ſcharfes Auge ſie ſehen muß. Was aber mich betrifft, ſo bin ich gerade zwei Tage zu alt, um eine Rolle in Ihrer Komödie zu übernehmen.“

„Zwei Tage zu alt? Was wollen Sie damit ſagen?“

„Nichts anderes, als daß ich ſeit geſtern zu der Einſicht gelangte, es gäbe Dinge, womit der Menſch nicht ſpielen ſoll.“

„Und dieſer kleinbürgerlichen Anſicht wollten Sie die Hoffnung, nein, die Gewißheit einer glänzenden Zukunft opfern?“

„Mein Herr, ich will ſagen, ich verſtehe Sie nicht, um Ihnen die Beſchämung zu erſparen, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie ein wehrloſes Mädchen beleidigen.“

So ſprechend deutete ſie dem Hofprediger durch eine Verbeugung an, daß ſie das Geſpräch für beendigt anſähe, als mit einmal die in der Galerie herrſchende Stille durch einen lauten Tumult unterbrochen wurde.

Die Flügelthüre am oberen Ende das Sales ward aufgeriſſen und der Sizilianer ſtürzte herein, höchſt aufgeregt und mit dem Ausdruck des Grauens rückwärts ſchauend.

„Der Herzog hat ſeinen Anfall!“ flüſterte er haſtig. „Es überfiel ihn, als ihn der dienſtthuende Kammerdiener entkleiden wollte. Um des Himmels willen, Signora, erproben Sie Ihre magnetiſche Kraft an ihm! Horch, er kommt!“

Und der fürſtliche Nachtwandler kam wirklich.

Langſam ſchritt er die Galerie herab, während ſich dieſelbe im Augenblick mit erſchreckener Hofdienerſchaft füllte.

Es war eine unheimliche Scene.

Schlürfenden Trittes, mit weitgeöffneten, glanzloſen Augen vor ſich hinſtierend, ging der Herzog vorwärts, gerade auf die Stelle zu, wo Lauretta mit dem Hofprediger und dem Conde ſtand. Sein vornüber gebeugter Körper ſchlotterte unter krampfhaften Zuckungen. Das gelöſ'te Haar flatterte wild um das blaſſe Geſicht. Er trug einen Rock von Roſaſammet, eine Weſte à l'avenant von Drapd'or, koſtbare Spitzen, Schuhſchnallen von Brillanten, blitzende Ringe an den Fingern; aber der Reichthum dieſes Anzugs kontraſtirte höchlich mit der Unordnung deſſelben. Alles hing nur ſo an der hagern, ſchlotternden Geſtalt, welche in dem hellen Licht des Sales um ſo geſpenſtiger ausſah.

Man hätte glauben können, eine der Höllenbreugheleien an den Wänden ſei plötzlich lebendig geworden.

Der Nachtwandler ging immer zu, ohne auf die rechts und links aus ſeinem Wege Weichenden im geringſten zu achten. Seinen zuckenden Lippen entquoll ein unartikulirtes Gemurmel.

Als er die entgegengeſetzte Flügelthüre der Galerie erreicht hatte, ſtieß er einen markdurchſchneidenden Klageſchrei aus und verſchwand in der Thüröffnung.

„Wir müſſen ihm folgen, Signora", ſagte der Sizilianer dringend. „Sie müſſen ihm die Hände auflegen. Sie wiſſen ja, wie beruhigend das immer auf den Unglücklichen wirkt."

„Es iſt ein gräßlicher Anblick!" entgegnete Lauretta. „Mir graut davor."

„Aber, Fräulein", bemerkte der Hofprediger, „Sie werden doch zum Dank für gewährte Gaſtlichkeit einem armen Kranken Ihre Hilfe nicht entziehen wollen? Das wäre ja wie Mord."

Er bot ihr den Arm. Sie ſchlug denſelben aus, ließ ſich aber mit einer zuſtimmenden Gebärde von den beiden Herren hinausbegleiten.

Der Herzog war die große Treppe hinabgeſtiegen, hatte die Vorhalle durchmeſſen, ſchritt unter den Säulen des Portikus hinweg auf den Perron hinaus, ging die Stufen deſſelben hinab, über den Pleaſure Ground und betrat die Allee, welche am Ufer des kleinen Sees hinauf in den Park führte.

Es war eine ſtürmiſche Märznacht. Der Wind fuhr pfeifend durch die Baumwipfel und zerriß von Zeit zu Zeit die ſchwerfällig am Himmel dahintreibenden Wolken, wo dann für kurze Momente die halbvolle Mondſichel ihr bleiches ungewiſſes Licht durch die Nebeldünſte herabrieſeln ließ.

Die Dienerſchaft eilte mit Windlichtern und Laternen herbei, aber der Sizilianer winkte die Leute, welche ihrem Herrn folgen wollten, gebieteriſch zurück, indem er ſagte, es bedürfte bloß der Signora.

Damit legte er Lauretta vorſorglich einen Mantel um die Schultern, nahm ein Windlicht zur Hand und trieb zum Vorwärtsgehen.

Lauretta zögerte einen Augenblick, den Fuß in die unwirthliche Nacht hinauszuſetzen, dann ſtieg ſie mit ihren beiden Begleitern entſchloſſen die Freitreppe hinab.

In die Allee eingetreten, ſahen ſie die Geſtalt des nachtwandelnden Fürſten bald vor ihnen herwanken.

Lauretta ging muthig voran.

In dieſem Augenblick näherte der Sizilianer ſeinen Mund dem Ohre des Hofpredigers und flüſterte ihm ein paar Worte zu.

Der Hofprediger nickte bejahend, worauf der Conde laut ſagte:

„Die Signora wird heute alle ihre magnetiſche Kraft nöthig haben. Der Anfall iſt, wie mir der Kammerdiener des Herzogs mittheilte, ſtärker als irgendeiner der früheren. Augenſcheinlich iſt die höchſte Gefahr für das Leben des Fürſten vorhanden.“

„Meinen Sie wirklich, lieber Graf?“ fragte der geiſtliche Herr.

„Gewiß. Aber ſehen Sie, der arme Herzog biegt von der Allee ab. Wohin will er?“

Lauretta blieb ſtehen und ſagte über die Schulter zurück:

„Ihre Beſorgniſſe ſcheinen mir ſehr übertrieben, Monſieur. Ein Todkranker hat nicht die Kraft, ſo weit zu gehen, und —“

„Signora“, unterbrach ſie der Sizilianer lebhaft, „ich muß Ihnen des beſtimmteſten widerſprechen. Solche epileptiſche Zufälle enden leicht mit Starrkrampf und Apoplexie, kurz, die materia vitae —“

„Laſſen Sie die kunterbunten Phraſen, von denen Sie, vermuthe ich, gerade ſoviel verſtehen wie ich.“

Der Hofprediger verbiß ein Lächeln über dieſe Zurechtweiſung des Magus und ſagte:

„Eilen wir, Sr. Durchlaucht Hilfe zu bringen. Dieſer bedarf er jedenfalls, ob nun ſein Zuſtand mehr oder weniger gefährlich ſei. Sehen Sie, er tritt in den kleinen Pavillon, welchen man, glaub' ich, den Pavillon der Flora heißt.“

Das in Rede ſtehende Gebäude, rechter Hand von der großen

Allee inmitten eines dichten Boſkets gelegen, hatte in ſeinem Aeußeren die Form eines griechiſchen Tempels und in ſeinem Inneren nur ein einziges Gelaß, welches, zur Abhaltung vertraulicher Cirkel in der Sommerzeit beſtimmt, mit großer Pracht und Ueppigkeit eingerichtet war. Draußen lief rundherum ein Säulengang. Die Fenſter reichten bis zum Boden herunter, verſchwanden aber hinter den niedergelaſſenen Gardinen von blauer Seide. Tapeten vom nämlichen Stoff, gelb, mit ſilbernen Arabesken, bedeckten die Wände. In der Mitte des Zimmers erhob ſich über einem großen, von exotiſchen Blüthen ſchimmernden Blumentiſch die Statue der Frühlingsgöttin. Den Hintergrund nahm ein mächtiger Divan ein, nach orientaliſcher Weiſe aus mit blaßrothem Atlas überzogenen Polſtern aufgebaut.

Eine vor dem Blumentiſch von der Decke herabſchwebende ſilberne Hängelampe verbreitete ein gedämpftes Licht in dem traulichen Raume, der ſo angenehm durchwärmt war, als wäre das Feuer im Kamin ſo eben erloſchen. Hatte dieſer einſame Ort noch ſo ſpät Beſuch erwartet?

Nicht gerade dieſe Frage, aber doch etwas wie leiſer Argwohn feſſelte beim Eintreten den Fuß Lauretta's nahe bei der Thürſchwelle an den Boden. Sie ſchlug die Kapuze des Mantels, welche ihren Kopf verhüllt hatte, zurück und warf einen durchdringenden Blick auf den Hofprediger, welcher denſelben ruhig aushielt.

Ein röchelndes Aechzen kam von dem Divan her.

„Hören Sie den unglücklichen Mann?" flüſterte der Geiſtliche. „Eilen Sie, Fräulein, die hilfreiche Kraft auf ihn wirken zu laſſen, womit der Himmel Sie geſegnet hat."

Lauretta mußte wohl an dieſe Kraft glauben, da ſie mittels derſelben ſchon zu verſchiedenen malen die Nervenkrämpfe des Herzogs geſtillt hatte. Sie näherte ſich mit ihrem Begleiter dem Divan, auf welchem ſich der Kranke hin und her warf. Er fieberte am ganzen Leibe, ſeine Glieder zuckten, Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne und von ſeinen halbgeſchloſſenen Augen war nur das Weiße ſichtbar. Sein Athem ging pfeifend und vermiſchte ſich mit einem ſchrecklichen Stöhnen, das ihm die Bruſt ſprengen zu wollen ſchien.

Bei dieſem Anblick lebte in Lauretta's Seele nur noch das Mitleid, jenes himmliſche Erbarmen, welches mit dem erſten Weibe geboren wurde und nur mit dem letzten ſterben wird.

Sie überwand Verachtung und Abſcheu und hob ihre Manipulationen an, wie der Sizilianer ſie dieſelben gelehrt hatte. Sie näherte die Flächen ihrer erhobenen Hände dem Geſicht des Kranken bis auf einen kleinen Zwiſchenraum und führte ſo die ſogenannten magnetiſchen Striche aus.

Die wohlthätige Wirkung zeigte ſich faſt augenblicklich. Die ungeſtümen Bewegungen des Patienten ließen nach, die Zuckungen verminderten ſich, der Athem ging leichter, das ſchreckliche Aechzen hörte auf.

Lauretta fuhr in ihrer mitleidigen Verrichtung fort.

Aber was machte ſie plötzlich innehalten?

Ihr Blick war zufällig in den großen Spiegel über dem Divan gefallen und der zeigte ihr, wie ſo eben der Hofprediger und der Conde das Gemach verließen und die Thüre hinter ſich zuzogen.

War das nicht auch das leiſe Geräuſch des Schlüſſels, welcher von draußen im Thürſchloß gedreht wurde?

Wie ein vernichtender Blitz ſchoß ihr der Gedanke durch die Seele:

Ich bin verrathen!

Das war ein lähmender Moment.

Aber er ging noch vorüber. Der Muth Lauretta's beſchwichtigte ihren Inſtinkt der Gefahr. Sie erinnerte ſich, daß die magnetiſche Manipulation früher den Herzog immer in einen tiefen Schlaf verſenkt hatte, und ſo machte ſie ſich mit angehaltenem Athem wieder an ihr Werk.

Es ſchien den gewohnten Erfolg haben zu wollen, denn der Patient ward immer ruhiger.

Schon durfte ſie hoffen, daß der paniſche Schrecken von vorhin ein eitler geweſen ſei, als der Herzog plötzlich halben Körpers ſich aufrichtete, die Augen aufſchlug und ſie mit einem Blick anſah, der ihr das Blut in den Adern ſtocken machte.

Es frohlockte eine dämoniſche Bosheit in dem fahlen Bleiglanz dieſer Augen, während um die dünnen blutloſen Lippen des Mannes, zwiſchen welchen ſpitze Zähne ſichtbar wurden, ein fauniſches Grinſen ſpielte.

Dieſes Geſicht hatte nichts menſchliches mehr: es war das des wilden Thieres, welches ſich auf ſeine Beute werfen will.

Aber noch hielt ihr Stolz Lauretta aufrecht. Sie richtete ſich zur vollen Höhe ihrer ſchönen Geſtalt auf und ſchleuderte dem Herzog einen niederſchmetternden Blick zu. Dann wandte ſie ſich, um mit einem Sprunge die Thüre zu erreichen.

Aber es war zu ſpät.

Die muſkulöſen Arme des Herzogs preßten ſich um ihren

Leib, er riß ſie zu ſich nieder, bedeckte ihre Wangen mit wüthenden Küſſen und ziſchelte ihr mit heiſerem Lachen ins Ohr:

„Endlich, ſüßes Täubchen, biſt du mein!“

Sie rang den Verzweiflungskampf der Gazelle in den Klauen des Tigers und ein Schrei, welcher die Decke des Pavillon ſprengen zu ſollen ſchien, ſtieg jählings aus ihrer Bruſt empor:

„William Raleigh zu Hilfe!“

War das Bild des Mannes, welcher ihr bewieſen, daß es Treue auf Erden gab, in dieſem ſchrecklichen Moment plötzlich vor ihre Seele getreten? Oder war es nur eine zufällige Eingebung der Agonie?

Aber wie? Gab von draußen der Sturm Antwort auf den verzweifelten Hilferuf? Fuhr er ſo wüthend gegen das Fenſter dort?

Ein Stoß — ein Krachen der Fenſterrahmen — ein Klirren der zertrümmerten Scheiben — der Herzog ſtutzt — Lauretta ſtößt ihn mit einem wilden Aufſchwung ihrer Kraft zurück, ſie entſchlüpft ſeiner Umſchlingung, ſpringt auf und muß es für eine Täuſchung ihrer Sinne halten, daß der Gerufene zwiſchen ihr und dem Fürſten ſteht.

Und ein größeres Wunder, als die Erſcheinung Raleighs war, ging in dieſem Moment in Lauretta ſelber vor., Sie blickte zum erſtenmal mit dem Auge, womit das Weib den Mann anſieht, auf Raleigh. Er erſchien ihrer Schwäche und Schutzbedürftigkeit, deren ſie heute zum erſtenmal und ſo furchtbar innegeworden, ſchön wie ein Held.

Und wirklich, der junge Mann war ſchön und heldiſch anzuſehen in der Bläſſe ſeines Zornes, wie er ſo daſtand, mit der linken Fauſt den entſetzten Herzog auf die Polſter niederdrückend und mit der Rechten den blanken Degen erhebend.

„Soll ich den Elenden tödten, Lauretta?“ fragte er.

Sie klammerte ſich an ihn. Ihre Erſchütterung machte ſich in einem Schluchzen laut, welches ſie vergebens zu verhalten ſuchte.

„Nein, mein Freund, mein Retter!“ erwiderte ſie, mühſam nach Faſſung ringend. „Er iſt nicht werth, von Ihrer Hand zu ſterben. Oh, fort von hier, nur fort!“

„Und wohin?“

„Wohin Sie wollen. Nur fort!“

Raleigh beugte ſich zu dem Herzog nieder und ſagte mit einem Ausdruck, der nicht mißzuverſtehen war:

„Eine Bewegung, ein Laut, und du haſt den kalten Stahl zwiſchen den Rippen!“

Dann hüllte er mit der Sorgfalt eines zärtlichen Vaters Lauretta in ihren Mantel und reichte ihr den Arm. Als er aber bemerkte, daß die Geliebte auf ihren Füßen wankte, hob er ſie leicht auf ſeine Arme.

Sie ließ es geſchehen und verbarg den Kopf an ſeiner Bruſt. Er warf noch einen drohenden Blick nach dem Divan und ſchritt mit ſeiner theuren Laſt durch die Oeffnung des zertrümmerten Fenſters hinaus in den Säulengang und von da weiter in die ſtürmiſche Nacht.

Der Herzog, von deſſen Charakterzügen die Geſchichte auch den aufgezeichnet hat, daß er kein Gewehr abfeuern hören und wie König Jakob I. von England keinen Degen entblößt ſehen konnte, lauſchte, bis das leichte Geräuſch von Raleighs Fußtritten ſich verloren hatte. Dann taumelte er auf, reckte und dehnte ſich, ſtieß ein tolles Lachen aus und ſagte:

„Diable, die Entwickelung der Farce hat der Expoſition und Knotenſchürzung nicht entſprochen, ſehr nicht. Aber ein veritabler Theatercoup war's immerhin, c'est vrai. Wer nur dieſer Orlando furioso iſt, der da plötzlich vom Himmel oder vielmehr ſo plump in meine Schäferſtunde hereinfiel? Er hat übrigens ſeine Sache gar nicht übel gemacht, c'est vrai. Das verteufelte Märdchen! Sie hat uns doch alle bis zuletzt artig trompirt, c'est vrai. Es muß da ein ganzer Roman dahinter ſtecken und ich will ihn ſelber ſchreiben, dieſen Roman. Ja, ein Autor will ich werden — das iſt was neues. Ein Herzog von S. G. gedruckt, das iſt noch nie dageweſen im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation. Hurrah!“

## Fünftes Kapitel,

welches zunächſt zeigt, daß Herder mit Grund ſagen konnte: „Wer ausharret, wird bekrönt!" — ſodann von Poſtwagen und Poſthörnern, von Wiederſehen und Abſchied handelt und endlich mit orientaliſchen Verſen ſchließt.

„Reden Sie gut und ſanft mit ihr", ſagte am Abend des folgenden Tages die greiſe Lebensgefährtin des Predigers zu Raleigh, welchen ſie im Garten aufgeſucht hatte. „Ja, recht gut und ſanft müſſen Sie mit ihr reden. Das arme Kind hat ſo viel gelitten."

„Seien Sie unbeſorgt, verehrte Frau", entgegnete der junge Mann. „Wie könnte ich denn anders als ſo zu Lauretta ſprechen? Aber ſagen Sie, wie geht es ihr? Hat ſie ſich ausgeruht, hat ſie ſich gefaßt?"

„Sie beſitzt eine ſtarke Seele, aber dennoch wird eine peinliche Erinnerung noch lange in derſelben nachzittern. Im übrigen iſt ſie geſund und gefaßt. Meine Hausmittel haben das leichte Fieber vollſtändig bewältigt —"

„Wie dankbar bin ich Ihnen, verehrte Frau, für Ihre hilfreiche Güte!“ fiel Raleigh lebhaft ein. „Ich wäre geſtern in einer peinvollen Lage geweſen, wenn ſich Ihr Haus nicht als ein gaſtlicher Zufluchtsort mir aufgethan hätte.“

„Aber das verſtand ſich doch von ſelbſt.“

„Ja, für Ihre Herzensgüte, verehrte Frau, und für den Edelmuth Ihres trefflichen Gatten war das etwas ſelbſtverſtändliches. Mich jedoch quält das Bedenken, ob ich nicht den Zorn des Herzogs auf Ihr gaſtliches Dach gelenkt.“

„Darüber brauchen Sie ſich keine Sorge zu machen. So, wie wir den Herzog kennen, wird er, auch wenn er Ihr und Fräulein Lauretta's Hierſein erführe, die Sache auf ſich beruhen laſſen. Erſtlich, weil er feig iſt, und zweitens, weil er aus Erfahrung weiß, daß mit meinem guten Alten nicht zu ſpaßen iſt. Ich möchte faſt wetten, daß mein Mann Nachrichten aus der Stadt mitheimbringt, die Sie über die Folgen Ihres geſtrigen Abenteuers völlig beruhigen werden. Sie wiſſen, der Herzog hat in aller Frühe dieſes Tages die Ermitage verlaſſen, nachdem er Befehl gegeben, das wunderliche Bauwerk, den Berg Sinai, ſofort zu demoliren.“

„Ja, und Fräulein Lauretta geſtattet mir alſo, ſie zu ſehen?“

„Sie wünſcht es und glauben Sie mir, Sie werden empfangen werden, wie Ihre Hingebung es verdient.“

So war es auch.

Lauretta kam dem treuen Freunde ſtillgefaßt entgegen. Die liebevolle Beſorgniß, welche ſich beim Anblick der Bläſſe ihrer Wangen in Raleighs Augen verrieth, that ihr wohl bis ins innerſte Herz.

„Sie ſollen ſich nicht beunruhigen, mein edler Freund", ſagte ſie, indem ſie ihm einen Stuhl zurechtrückte. „Ich bin ganz wohlauf, gewiß, ich bin es."

Und mit ihrem reizenden Lächeln fügte ſie hinzu:

„Wie könnte es auch anders ſein, wenn man ſich in ſo treuer Hut weiß?"

„Fräulein", ſagte er, „ich habe mir dieſe Unterredung erbeten, um eine Bitte an Sie zu richten —"

Er hielt inne, als er zu bemerken glaubte, daß bei ſeinen Worten ein leiſes Zittern über die ſchöne Geſtalt hinlief.

„Sprechen Sie, mein Freund", ſagte ſie, indem ſie, ſich bezwingend, ihm gegenüber Platz nahm, „aber geſtatten Sie, daß ich Ihnen zuvor ſage, daß bis zu meinem letzten Athemzuge die Dankbarkeit, die ich Ihnen ſchulde, in meiner Seele leben wird. Sie müſſen freilich", fuhr ſie erregter fort, während ihre Wangen ſich rötheten, „Sie müſſen freilich mit nur allzugutem Grunde glauben, ich ſei ein undankbares Geſchöpf. Ich jagte in thörichtem Uebermuth einem Phantom nach, ſtatt das wirkliche Glück an meinem Wege zu beachten. Oh, wie vieles Leid und welche qualvolle Beſchämung wären mir erſpart worden, wenn ich damals in Gmünd Ihrem Edelmuthe vertraut hätte! Doch wozu helfen Klagen? Es iſt vorüber."

„Laſſen Sie es vorüber ſein, Lauretta. Sehen Sie, dahin geht die Bitte, von welcher ich ſprach. Ich möchte Sie ſo gerne glücklich wiſſen. Daher laſſen Sie die Vergangenheit vergangen ſein und ruhen für immer. Ein rechter Menſch lebt ja ſtets in der Gegenwart. Indem er dieſe friſch und froh anfaßt, baut er ſich die Zukunft."

„Ich verſtehe Sie, Raleigh. Ihre Großmuth möchte mir jeden Vorwurf erſparen, und doch iſt alle Ihre Milde unvermögend, mich vergeſſen zu machen, welches ſchnöde und hartnäckige Unrecht ich an Ihnen begangen.“

„Armes Kind, ſchon wieder von Vergangenem? Aber wohlan, wenn Sie glauben, mich falſch beurtheilt zu haben — denn darin kann doch wohl nur das Unrecht beſtehen — haben Sie es nicht glänzend gutgemacht? Haben Sie mich nicht den Triumph erleben laſſen, daß ich annehmen darf, Sie überzeugt zu haben, es lebe kein Menſch, der es beſſer mit Ihnen meine als ich?“

„Ich weiß es“, verſetzte ſie leiſe.

„Glauben Sie nicht, Lauretta, ich hätte das geſagt, um Ihren Dank herauszufordern. Ich möchte daraus bloß die Berechtigung ableiten, Ihre Zukunft ſicherzuſtellen.“

„Immer gütig und ſelbſtſuchtslos!“

„Oh, glauben Sie das nicht!“ rief Raleigh aus, unfähig, ſeine tiefe Bewegung länger zu bemeiſtern.

Sein Ton, ſein Blick verriethen ihr die Gefühle des Freundes und ſie hätte müſſen kein Mädchen ſein, wenn ſie nicht geahnt hätte, was kommen mußte.

Er fuhr fort:

„Sie ſtehen einſam in der Welt —“

„Ich war es, bis —“

„Bis?“

„Bis ich Ihre Treue erkannte.“

Ein helles Freudenleuchten überflog Raleighs Stirne. Lauretta ſenkte vor ſeinem Blick das Auge. Dann ſchlug ſie es zu ihm auf, ohne Leidenſchaft, aber auch ohne Bangen und voll Vertrauen.

„Lauretta“, ſagte er, „Sie haben nie das friedliche Glück eines liebevollen Familienlebens gekannt.“

„Ach nein, und vielleicht war dieſes Mißgeſchick das Grundmotiv aller meiner Verirrungen.“

„Drüben, jenſeits des Oceans, in meinem Vaterlande, deſſen Freiheit jetzt durch einen glorreichen Frieden doppelt geſegnet iſt, dort am Ufergelände des ſchönen Potomak ſteht ein wohlgeborgenes Haus, beſchattet von Sykomoren und Lebenseichen. Von dort ſpäht eine zärtliche Mutter ſehnſüchtig den Fluß hinab, ob denn noch immer keine Barke ihr den lange zögernden Sohn zurückbringe. Er würde doppelt willkommen ſein, wenn er der alten Frau auch eine Tochter mitbrächte —“

„Raleigh —“

„Eine Tochter, deren Anblick der Mutter das lange Ausbleiben des Sohnes begreiflich machte.“

„Großmüthiger Mann, Sie werben um die Hand einer Abenteurerin?“

„Vorgeſtern, Lauretta, ſagte ich unſerem trefflichen Wirthe, der Weg, den Sie gegangen, habe mit ſeinem Staub und Schmutz nicht einmal bis zu Ihren Fußſohlen hinangereicht.“

„Dürfte ich mich überreden, William, daß Sie mich achten könnten?“

„Wie könnte ich Sie denn ſonſt lieben?“

„Und wenn — wenn Ihre Mutter Sie fragt: Wen bringſt du mir da ins Haus?“

„Dann werde ich antworten: Ein Weſen, das mich und dich glücklich macht, Mutter, und hierauf wird ſie ſagen: Gottes Segen über euch, Kinder! Wir wollen glücklich ſein."

„Das iſt die Sprache des Herzens, einfach und wahr wie die Natur, wie die Redlichkeit. Könnte ich hoffen, Ihnen alle Ihre Güte, Großmuth und Treue wenigſtens einigermaßen zu vergelten, William."

„Sie werden es, Lauretta, gewiß, Sie werden es."

„Ich möchte Ihnen ſo gerne glauben! Iſt mir doch, als hätte ich in wenigen Tagen, in wenigen Stunden ſogar viele Jahre verlebt, Jahre voll Bitterkeit. Aber glauben Sie mir, was ich erfahren, ſoll nicht verloren ſein. Ich weiß jetzt, daß das Weib nicht geſchaffen iſt, auf ſich ſelbſt zu ſtehen und ihr Glück ſelber zu ſchmieden, ſondern —"

„Sprechen Sie, liebes Herz!"

„Sondern es von einem ſtarken, redlichen und gütigen Manne zu erwarten."

„Und glauben Sie, Lauretta, daß ich von ganzer Seele entſchloſſen bin, alles zu thun, was ich nur immer kann, um dieſer vertrauungsvollen Erwartung zu entſprechen?"

„Ich glaube es, William, nein, ich weiß es."

Sie legte ihre Hand in ſeine dargebotene und ſagte:

„Wenn Sie dieſe Hand begehren, William, hier iſt ſie. Glauben Sie mir, es wird nicht meine Schuld ſein, wenn das Herz ihr nicht nachfolgen ſollte. Doch, theurer Freund, bedenken Sie ſich noch einmal! Dieſe Hand iſt leer, ſie iſt die einer Bettlerin —"

„Ja, einer Bettlerin, die einen Kröſus bereichern könnte. Aus dieſer Hand empfange ich eine Fülle von Glück."

„Möchte es ſo ſein! Das wenigſtens — ſehen Sie mir dieſe letzte Regung des Stolzes nach — das wenigſtens glaube ich ſagen zu dürfen, daß an der Hand, welche Sie in der Ihrigen halten, nichts unreines haftet.“

Er zog ſie an ſich und ſie widerſtrebte nicht dem ſanften Zwange. Er küßte die feuchten Augen der Erröthenden und ſie berührte mit ihren Lippen leiſe die Narbe auf ſeiner Wange.

„Oh, William“, flüſterte ſie, „ſchon dieſes Ehrenzeichen hätte Sie mir achtungswerth und theuer machen ſollen.“

„Warum, Kind? War es denn etwas ſo Bedeutendes, ein paar Tropfen Blutes zu opfern, wo Tauſende braver Männer freudig ihr Leben darbrachten?“

„Es muß ſo ſchön ſein für einen Mann, für das Vaterland zu kämpfen!“

„Ja, Herz, es iſt ſchön und zukunftsreich iſt auch das Land, für welches dieſer gute Kampf gefochten wurde. Ich liebe es heiß und das beweiſe ich ihm aufs neue, indem ich ihm eine ſolche Bürgerin zuführe. Doch verzeihe, Geliebte, wenn gerade die Erinnerung an Amerika eine Sorge in mir erweckt, welche auszuſprechen vielleicht unzart iſt. Darf ich reden, Lauretta?“

„Wie du nur fragen kannſt, William! Biſt du nicht von dieſer Stunde an mein Herr? Und macht es mich nicht glücklich, dir gehorſam zu ſein?“

„Wie gut du biſt! Aber der Gehorſam in der Ehe muß ein gegenſeitiger ſein oder vielmehr, ein gutes Weib iſt im Grunde ſtets die Herrin. Gehorchend herrſcht ihr.“

„Wohl, ſo will ich gehorchend herrſchen“, ſagte Lauretta und ein Lächeln, welches ihren Verlobten entzückte, führte auf ihr ſchönes Antlitz einen Widerſchein ihrer früheren Heiterkeit zurück. „Befiehl du mir, William.“

„Nein, ich wünſche nur. Es iſt die höchſte Zeit, daß ich in mein Vaterland zurückkehre. Hätte auch meine Mutter keine Anſprüche auf mich, ſo geziemte es doch dem Bürger eines Freiſtaats nicht, länger müſſig in der Fremde herumzuſchwärmen. Vielleicht nimmt neben meinen Privatgeſchäften auch der öffentliche Dienſt, welcher nach der ungeheuren Verwirrung dieſes Krieges gewiß vieler Hände bedarf, meine Kräfte in Anſpruch. Dennoch, wenn du den leiſeſten Wunſch hegteſt, noch eine Zeit lang in Europa zu leben —“

„Oh, nein, nein! Ich laſſe hier nur Erinnerungen zurück, zwiſchen denen und mir das Weltmeer bald, recht bald fluten mag. Und wenn du noch zu dieſer Stunde gehen willſt, ich folge dir.“

„Ich danke dir von Herzen, und — laß es mich geſtehen — ich habe es, nachdem du einmal mein Werben erhörteſt, nicht anders erwartet. Aber, theures Kind, wir haben eine weite Reiſe vor uns — und —“

Sie verſtand ſein Stocken und den Blick, welcher daſſelbe begleitete. Einen Augenblick bebte ſie in mädchenhafter Scheue, aber dies hochherzige Weſen wußte nichts von Ziererei. Sie fühlte, der Schickſalswurf war gethan, für immer. Alles andere war nicht mehr der Rede werth. So ſagte ſie denn:

„William, du biſt mir alles, Vater und Mutter, Bruder und Schweſter, du kannſt alſo nichts von mir verlangen, was ſich nicht geziemte. Ich vertraue dir ganz, und wenn du glaubſt, daß es mir nur gezieme, mit einem legitimen Beſchützer zu reiſen, ſo —“

„Dank dir, du Gute, Liebe, Verſtändige!“ rief er mit inniger Freude aus und in ſeinem Jubel ſetzte er hinzu: „Jetzt fehlt uns nur noch der Pfarrer.“

„Nein, der iſt ſchon da“, ſagte die Stimme des Predigers, der unvermerkt eingetreten war.

Raleigh führte frohbewegt dem würdigen alten Herrn ſeine Braut entgegen.

„Ich bin ein Mann von der alten Schule“, ſagte der Paſtor, „und laß es mir daher nicht nehmen, meinen Glückwunſch der ſchönen Braut auf die Stirne zu küſſen.“

Er that, wie er ſagte, und ſetzte dann hinzu:

„So hat ſich denn alles glücklich gefügt, liebe Kinder? Freut mich herzlich und des Himmels Segen über euch! Auch den der Kirche ſollt ihr haben, morgen ſchon, wenn ihr wollt.“

Raleigh blickte fragend auf Lauretta.

Sie barg das erröthende Haupt an ſeiner Schulter und flüſterte:

„Dein Wille iſt mein Wille.“

„So iſt's recht“, ſagte der alte Herr. „Alſo morgen. Und wir haben auch gar keine Störung der Hochzeit zu beſorgen, denn ſehen Sie, Freund Raleigh, die Geſchichte in der Reſidenz hat richtig den Verlauf genommen, welchen ich vorausſetzte. Sobald der Herzog in die Stadt zurückgekommen war, hat der Herr Magus den Laufpaß bekommen und zwar, wie ich hörte, in ſehr unliebſamen Worten. Der Hofprediger, der infame — doch genug, er iſt ſeines Amtes entlaſſen. Der Herzog denkt bereits gar nicht mehr an die ägyptiſche Schnurre, aber zum Erſatz mußte er ſogleich eine andere haben. Rathen Sie, auf was er jetzt verfallen iſt? Aber Sie können es unmöglich errathen. Einen Roman will er ſchreiben, ja, und auch drucken laſſen! Er hat ſich ſchon alles Ernſtes dahinter geſetzt, wie mir der Herr Kanzler ſagte. Nun, das iſt wenigſtens eine harmloſe Thorheit. Glück zu!"

Einige Tage darauf fuhr in einem thüringiſchen Flecken, welcher an der großen Straße von Leipzig nach Frankfurt am Main liegt, eine Extrapoſtchaiſe, in welcher ein Herr und eine Dame ſaßen, beim Poſthauſe vor, im nämlichen Augenblick, wo von der entgegengeſetzten Seite her der frankfurter Poſtwagen bei der Station anlangte, ſo daß das Blaſen der beiden Poſtillone ineinanderklang.

Während der Extrapoſtreiſende, welcher raſch weiter wollte, bei dem dienſtfertig herbeigeeilten Poſtmeiſter die Beſchaffung neuer Pferde betrieb, ſcholl es aus dem Schlage des frankfurter Wagens plötzlich im Tone freudiger Ueberraſchung:

„Raleigh!"

Beim Tone dieſer Stimme fuhr die Dame, welche in der offenen Chaiſe ſitzen geblieben, halb in die Höhe. Dann zog ſie ihren Reiſepelz feſter um Schultern und Nacken und verharrte ruhig auf ihrem Platze.

Der Amerikaner trat an den Schlag des Poſtwagens, gerade als derſelbe heftig aufgeriſſen wurde.

Einer der Paſſagiere ſprang heraus, wickelte ſich aus ſeinem Mantel und — „Schiller" rief nun ſeinerſeits Raleigh froh überraſcht aus.

Die Freunde lagen ſich in den Armen, und nachdem die erſten ungeſtümen Fragen über das woher und wohin ausgetauſcht waren, ſagte William, den Dichter theilnahmevoll betrachtend:

„Du haſt dich, ſeit wir uns nicht mehr ſahen, ſehr zu deinem Vortheil verändert, biſt reifer, männlicher und ſogar ſchöner geworden, lieber Friedrich.“

„Danke für das Kompliment, lieber Alter“, entgegnete Schiller lachend. „Ich bin ein wahres Ungeheuer von Schönheit, das iſt bekannt. Wenigſtens war das ſeiner Zeit im Ochſen zu Stuttgart bekannt genug. Ach, die ſchönen wilden Träume und Wirklichkeiten der Jugend, wie ſind ſie mir ſchon ſo fern gerückt! Das Leben iſt doch ein ſchrecklicher Wirbel. Aber man muß ſich feſt und oben halten, ſonſt wird man beiſeite geſchleudert.“

„Und wie ſind deine Verhältniſſe, deine Ausſichten, deine Hoffnungen?“

„Meine Verhältniſſe ſind dermalen eigentlich gar nicht, das heißt, ich bin wieder zwar nicht vogelfrei, aber doch frei wie ein fahrender Poet. Lieber William, mir iſt oft, als würde ich das mein Leben lang bleiben, und doch kommen Stunden, ja, und immer häufiger kommen ſie, wo ich eine brennende Sehnſucht nach einer ſtillumfriedigten Häuslichkeit empfinde. Wäre mir nur die Fähigkeit gegeben, das Leben an einer ſeiner Ecken zu packen! Allein ich glaube, ich muß ſchon warten, bis es eine geſchicktere Hand für mich thut. Halbwegs und ſogar etwas mehr als halbwegs bin ich übrigens willens, den idealiſchen Regionen einſtweilen den Rücken zu kehren und mich auf dem Gebiete der Lebensproſa anzubauen, ſei es als Arzt, ſei es als akademiſcher Docent. In Mannheim konnt' ich es nicht mehr aushalten. Das Theatervolk iſt eine ſchreckliche Raſſe, welche mich mit Verdruß und Beſchämung erkennen machte, daß meine Anſicht von der Bühne als einer äſthetiſchen Bildungsanſtalt für die Nation nicht durchzuführen ſei, wenigſtens dort und gegenwärtig nicht. Vielleicht dringt dieſer Gedanke ſpäter doch durch. Für jetzt gehe ich nach Sachſen, wohin treffliche Freunde mich eingeladen.“

„Ich freue mich zu ſehen, daß deine mannheimer Widerwärtigkeiten dich wenigſtens nicht entmuthigt haben.“

„Entmuthigt? Nein. Mein bisheriges Streben war auch nicht ganz erfolglos. Meine Dramen machen die Runde auf den deutſchen Bühnen und ich habe mir an der Hand meiner Muſe ſogar die Rückkehr in die Heimat erzwungen.“

„Ich weiß es. Unſer Freund, der Sammetdoktor, ſchrieb mir, die ‚Räuber‘ ſeien in Stuttgart unter ungeheuerem Beifall aufgeführt worden.“

„Ja, und auch ‚Kabale und Liebe‘. Meine Mutter und meine Schweſtern wohnten der Darſtellung bei und beim Heraustreten aus dem Theater beglückwünſchte ſie das Publikum. Die gute Mutter ſchrieb mir, ſie ſei vor Beſchämung und Freude faſt in den Boden geſunken. Siehſt du, das iſt doch auch etwas. Hinterher beſchwerte ſich der Adel freilich bei dem Herzog und die Wiederholung des Stückes wurde unterſagt. Aber ſie wiſſen jetzt doch wenigſtens daheim, daß der Fritz Schiller kein Lump iſt. Und weißt du auch, daß du in mir einen neugebackenen herzoglich weimariſchen Rath vor dir haſt? Hab' Reſpekt, Mann, ſag' ich.“

„Das hab' ich. Aber wie kamſt du denn zu dieſer Würde?“

„Man ermunterte mich, dem Herzog Karl Auguſt, als er zu Neujahr bei der landgräflichen Familie zu Darmſtadt zu Beſuch war, mich vorſtellen zu laſſen. Ich ging hinüber, wurde gnädig aufgenommen und las im Kreiſe der Fürſtlichkeiten den erſten Act meines „Don Karlos“ vor, worauf mir der Herzog den Rathstitel verlieh. Doch genug jetzt von mir und laß uns von dir ſprechen. Du ſiehſt ſo glücklich und zufrieden aus.“

„Dazu hab' ich auch alle Urſache.“

„Freut mich. Und du kehrſt alſo nach Amerika heim?“

„In aller Eile, aber nicht allein.“

„Wie?“

„Komm“, ſagte Raleigh und führte den Freund zu ſeinem Wagen, wo er ſcherzhaft ceremoniös hinzufügte: „Ich beehre mich, dir hiermit meine junge Frau vorzuſtellen.“

Die Dame ſchlug Pelz und Schleier zurück und bog ſich mit holdem Erröthen über den Wagenrand.

„Lauretta?“ ſtieß Schiller in höchſter Ueberraſchung hervor.

„Ja, Lauretta, theurer Freund“, ſagte ſie freundlich und bot dem Staunenden die Hand. Er fühlte nicht, daß dieſe Hand leiſe in der ſeinigen zitterte.

„Wie iſt das möglich? Träume ich?“ fragte er, vergeblich ſich bemühend, ſeiner Ueberraſchung Herr zu werden.

„Glücklicher Weiſe träumſt du nicht“, erwiderte Raleigh lächelnd.

„Aber wie iſt das ſo gekommen?“

„Du ſollſt alles erfahren. Von Paris aus, wo wir uns einige Tage aufhalten müſſen, ſchreib' ich dir — mein Wort darauf! Es iſt ein ganzer Roman.“

„Und — und — Lauretta, theure Freundin, ſind Sie glücklich?“

Sie zog ihre Hand zurück, reichte ſie ihrem jungen Gatten und ſagte mit einem Nachdruck, der Raleighs Augen von Freude leuchten machte:

„Ich bin glücklich!“

„Oh, dann iſt Alles gut!“ rief der Dichter hochbewegt aus. „Alle beſten Wünſche, die je aus Freundesbruſt kamen, über Sie, Lauretta, und über dich, William!“

„Wir nehmen ſie an“, erwiderte die ſchöne junge Frau, „und ſie ſeien uns ein glückliches Vorzeichen zur Reiſe übers Weltmeer und durch das Leben. Möchten wir bald, recht bald von Ihnen hören, theurer Freund, daß auch Sie Ruhe und Glück gefunden.“

Aber es mußte geſchieden ſein. Der Poſtillon auf dem Sattelpferde blies ſein Signal, die Pferde zogen an und dahin rollte der Wagen des jungen Paares. Der Dichter ſah ihm mit feuchten Augen nach. Raleigh bog ſich aus der Chaiſe und winkte dem Freunde noch einen Abſchiedsgruß zu.

Schiller hoffte ſehnlich, auch Lauretta müßte noch einen Blick nach ihm zurückſenden; aber ſie fuhr hin, ohne ſich umzuſehen. Das that ihm doch bitterlich weh — er konnte ja nicht wiſſen, daß ihr unter ihrem Schleier ſchwere Thränen über die Wangen rollten — und als nun der Wagen hinter den Bäumen der Heerſtraße verſchwunden war, da wandelte den Dichter das Gefühl an, als ſei jetzt erſt ſeine Jugend hinter ihm verſunken, unwiederbringlich verſunken und verſchollen.

Das abermalige Schmettern des Poſthorns rief den Betäubten zur Weiterreiſe. Wäre der mahnende Klang nicht der eines deutſchen Poſthorns und wäre Hafis damals ſchon in Deutſchland bekannt geweſen, der deutſche Dichter hätte mit dem perſiſchen ſprechen können:

Oh, horch, der Karawanenglocke Stimme gellt,
Und wieder in das weite, wüſte, wilde Feld
Des Lebens iſt die herzbethränte Fahrt geſtellt.

# Sechſtes Buch.

# Erſtes Kapitel.

Die trüben Tage vor der Weihnacht. — Nakelſtadt. — Es gibt ſolche Frauen. — Die beiden Schweſtern. — Charlotte, Lotte, Lottchen, Lolochen. — Erſte und zweite Liebe, wie Autor ſie anſieht. — Ein gutes Haus. — „Es ritten zwei Reiter."

Nicht allein für das Alter, ſondern auch für die Jugend kommen Tage, von welchen geſchrieben ſteht, daß ſie uns nicht gefallen. Das geſchieht alljährlich nach Allerheiligen. Die „trüben Tage vor der Weihnacht" ſind die Proſa des Winters. Seine Poeſie, die, ach, immerhin eine ſehr kalte iſt, hebt erſt mit dem klingenden Froſt des Januars an. Man ſieht dann wieder ein Endchen Himmel, ein Stückchen Sonne und ſpricht hoffnungsvoll: Wäre nur erſt Lichtmeß da! Zwar liegt hinter dieſer erſehnten Lichtmeß gewöhnlich nur ein neuer Aufzug der Wintertragödie, aber die weiße und graue Kälte geht doch allmälig in die „grünangeſtrichene" über, und wenn dich auch am erſten Mai tüchtig fröſtelt, ſo erhebt dich über dieſe kleine Unliebſamkeit das mailiche Bewußtſein, endlich allen Apriltücken zum Trotz in den officiellen Wonnemond eingetreten zu ſein.

November und December hingegen, das iſt eine hoffnungsloſe Zeit. Doch nein, lieber Leſer. Ich vermuthe, du biſt noch jung und haſt von dieſen Monaten eine ganz andere Anſicht. Mit Recht. Dir bringt dieſe aſchgraue Zeit Blumen — im Haare der Geliebten, die du zu Balle begleiteſt. Wollte ich dir ſagen: Dieſe Blumen welken — ach, wie ſchnell! und der magiſche Glanz, welcher ſechzehnjährige Mädchenſtirnen umfließt, verſchwindet — ach, wie ſpurlos! du würdeſt dich ungläubig von mir abwenden. Und du, ſüßerröthende Kleine, deren junges Herz unter dem aufblühenden Buſen erzittert, wenn der „liebe Wohlbekannte", dem Frack und Schnurrbart ſo vortrefflich ſitzen, auf dich zuſchreitet, um dich zum Walzer oder zur Polka zu führen, wie würdeſt du unwillig den Mund aufwerfen, falls ich dir zuflüſterte: Dein Ideal iſt hohl vom Scheitel bis zur Sohle. Aber ich thue es nicht. Seid glücklich mitſammen und täuſcht euch mittels der Ballnächtetäuſchungen über Novemberſtürme und Decembernebel hinweg. Uns anderen freilich will das nicht mehr gelingen. Die Erfahrung iſt eine häßliche Lupe. Sie zwingt uns, zu bemerken, daß oft die ſchönſten Ballblumen in die Klaſſe der Giftpflanzen gehören und daß hinter dem erwähnten magiſchen Stirnglanz ſchon die Furchen lauern, wie Leidenſchaft, Kummer und Sorge ſie pflügen. So fühlen wir denn das Laſtende der trüben Tage vor der Weihnacht in ſeiner ganzen Schwere. Glücklich, wem wenigſtens ein warmer Ofenwinkel gegönnt iſt, wo er die unendlich langen Abende verdämmern kann. Glücklicher noch, wer im Süden der Erinnerung den Norden der Gegenwart vergeſſen, wer von dieſer als von einer Vergangenheit redend, ſich, wie der große Wolfgang in Rom, froh fühlen kann, der Zeiten gedenkend:

Da ihn ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf ſeinen Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und er über ſein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpäh'n, ſtill in Betrachtung verſank.

Den Menſchen in ſtille Betrachtungen zu verſenken, dazu ſind die trüben Tage vor der Weihnacht geeignet genug. Es iſt, als legte ſich der Decemberhimmel mit ſeinem bleiernen Grau recht eigentlich zu dem Zwecke ſo ſchwer auf die Erde, um uns auf uns ſelbſt zurückzuführen, uns zu zwingen, in unſerem Inneren Lebensquellen aufzugraben, welche draußen zu ſprudeln aufgehört haben. Und nicht nur der Menſch, auch die Landſchaft nimmt dann das Ausſehen ſtiller Beſchaulichkeit an. Man kann ſich einbilden, die Erde verarbeite in ſich die Erinnerungen des letzten Frühlings und Sommers, um darüber einzunicken, bis dann wieder ein zudringlicher Sturm unſanft an der müden Schläferin rüttelt, um ſie für Augenblicke zu einem Leben aufzuſtören, das doch nur ein Scheinleben iſt.

Das dreifach getheilte, im Sommer ſo reizende Thal, wo am Ufer der ſanftgekrümmten Saale die kleine Reſidenz Rudolſtadt liegt, lag an einem der erſten Decembertage des Jahres 1787 ſtillbeſchaulich unter dem „graulichen Himmel“. In dieſen ſtiegen hinter den verſchneiten Waldhöhen, welche es umgaben, höhere Gebirge weiß empor. Auf die ſchneebedeckten Dächer der Stadt blickte das fürſtliche Schloß von ſeiner Felsſpitze düſter herab. In den Gaſſen war es ſchläfrig ſtill. Ein Trupp Knaben, aus der Schule kommend, hatte vor einem Hauſe, das ſich durch ein gewiſſes, wenn auch nur beſcheiden ariſtokratiſches Anſehen vor ſeinen Nachbarn auszeichnete, Verſuche angeſtellt, ob ſich der läſſig rieſelnde Schnee nicht ballen laſſe. Dieſe Verſuche waren fehlgeſchlagen und verdrüßlich, um ihr Vergnügen betrogen zu ſein, hatten ſich die Jungen zerſtreut, in die rothen Hände blaſend.

Hinter den Scheiben eines Fenſters des bezeichneten Hauſes wurde der ſchöne Kopf einer jungen Frau ſichtbar, welche träumeriſch ſinnend in das Flockengerieſel herunterſchaute.

Es war Karoline von Lengefeld, ſeit einigen Jahren die kinderloſe Gattin des rudolſtädtiſchen Hofraths Freiherrn von Beulwitz, eines achtbaren Mannes, welchem die Sechzehnjährige nach den Grundſätzen der Konvenienz verlobt worden. Ihr Herz war dabei nicht gefragt worden; vielleicht hätte es damals überhaupt noch keine Antwort gegeben. Jetzt freilich wußte es zu antworten, aber die Bruſt, in welcher es ſchlug, hatte gelernt, dem kleinen Muſkel, welchen wir als Sitz der beſten und leidenſchaftlichſten Gefühle anzuſehen gewohnt ſind, keine rebelliſchen Regungen zu geſtatten, wenigſtens keine ſichtbaren.

Für dieſes noch ſo junge und ſchöne weibliche Weſen ſollte einſt, nach einer langen Laufbahn, ein Tag kommen, wo es anordnete, daß man ihm die Worte: „Sie irrte, litt, liebte“ — auf den Grabſtein ſchriebe. Ach ja, ſie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der ſchönſte, war nur der, zu glauben, dem Glücke geliebter Menſchen ſich zu opfern ſei das höchſte Glück.

Sie mögen ſelten ſein, aber es gibt ſolche Frauen. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, todwunde und doch in ihren Schmerzen ſtillbeglückte Reſignation. Zuweilen blickt aus dieſen Augen, während der Mund opferfreudig lächelt und die Stirne ein Stral sanfter Begeisterung erleuchtet, eine tiefrührende Klage. Aber ausgesprochen wird sie nie, ausgeweint vielleicht in der Einsamkeit schlummerloser Nächte.

Frau von Beulwitz hatte solche Augen. Indem sich dieselben jetzt vom Fenster abwandten, richteten sie sich mit mütterlicher Zärtlichkeit auf ihre um einige Jahre jüngere Schwester Charlotte — in der Familie und von den Freunden derselben kurzweg Lotte, Lottchen, Lolochen geheißen — welche ihr an dem in die Fensternische gerückten Arbeitstischchen gegenübersaß, über eine halbvollendete Kreidezeichnung hingebeugt, an welcher sie mit kunstgeübter Hand emsig arbeitete.

In dieser Stellung, wenn man nur die zierlichen Vorderarme und Hände, die feingerundeten Schultern und den rosigen Nacken erblickte, über welchen die schlichtgescheitelten lichtbraunen Haare in kunst- und bandloser Lockenfülle herabfielen, in dieser Stellung hatte die Erscheinung Charlotte's von Lengefeld etwas Kindliches. Sie mußte erst das sinnige Auge erheben und den Beschauer eine Büste sehen lassen, in welcher sich die jungfräulichen Formen in anmuthiger Vollendung ausprägten, um jenem ersten Eindruck den noch angenehmeren blühender Mädchenschaft zu gesellen.

Karoline hat, wie bekannt, später mit liebevoller Schwesterhand das Bild ihres Lottchens gezeichnet, ohne zu schmeicheln. Sie rühmt an der Schwester die Grazie der Gebärde und Bewegung, die Reinheit und Zartheit der Empfindungen, den feinen und tiefen Sinn für die Natur. Sie sagt von ihr: „Lotte hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unſchuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunſt, hatte ihr ganzes Weſen eine ſchöne Harmonie.“ Dieſe Harmonie, ſetzen wir hinzu, ſchloß alles Stürmiſche, leidenſchaftlich Hochfliegende aus, ohne doch einen Mangel an Gefühlswärme und treuer Hingabe zu bedingen, und ſo war Lotte in der That eine jener ſeltenen, bei allem Reichthum der Anlagen und Empfindungen mäßigen Frauennaturen, welche geſchaffen ſind, reinſtes Glück nicht nur zu genießen, ſondern auch zu gewähren oder, beſſer geſagt, gerade in der Gewährung deſſelben ſelber glücklich zu ſein. Dieſe nicht hoch genug anzuſchlagende Fähigkeit verbreitet über ihre Beſitzerinnen einen ganz eigenen Zauber von Frohſinn und Heiterkeit. Sie verleiht ihnen etwas koſtbar Leichtlebiges, welches weder im Glück ſich überhebt, noch im Mißgeſchicke Faſſung und Muth verliert.

Daraus erklärt es ſich, daß zur Stunde, wo wir Lotte's Bekanntſchaft machen, nur eine ſcharfe Beobachtung einen Zug ſanfter Traurigkeit um die vollen rothen Lippen des Mädchens hätte wahrzunehmen glauben können. In Wahrheit, es war ſo ein Zug vorhanden, aber nur noch wie ein leiſer Nachſchimmer oder Nachſchatten. Das arme Kind hatte die erſte, lebhaft zugewandte Neigung ſeines aufkeimenden Herzens zu einem trefflichen und liebenswürdigen Manne an Verhältniſſen ſcheitern geſehen, welche den Freund aus Deutſchland und Europa hinweg in einen fernen Welttheil gezwungen. Die Wunde war jetzt freilich vernarbt, aber die Narbe doch noch friſch genug, um bei jeder Berührung ſchmerzlich zu erzittern. Solche Stimmungen ſind gerade, wie jedermann weiß, für junge Mädchen und Frauen oft verhängnißvoll. In dieſem Alter hat ſich das Herz noch nicht daran gewöhnt, leer zu ſein, und an die Stelle des verloren gegangenen Gegenſtandes, welcher es ausfüllte, ſchlüpft daher häufig ganz unverſehens ein anderer, meiſt ein beſſerer ſogar. Denn mit welcher Bevorzugung die Poeſie immer die erſte Liebe verherrlichen mag, in der Wirklichkeit iſt dieſe weitaus mehr nur unklare Ahnung als volles Genügen, oft geradezu nur täppiſche Einbildung und Phantaſtik, eine buntſchillernde Seifenblaſe, welche der leiſeſte Windhauch entführt. Schön iſt geſagt worden, die zweite Liebe ſei der Miſſionär, welcher vom heiligen Grabe komme. Die Heiligkeit dieſes Miſſionärs laſſen wir gerne gelten, aber wir erinnern daran, daß ſchon in manchem heiligen Grab bei näherer Unterſuchung nur falſche Reliquien ſich vorfanden, das heißt, wir preiſen die zweite Liebe als eine ſich bewußte vor der erſten, nur inſtinktiven. Für das ganze Leben lieben, das kann nur ein gereiftes Herz. Nur die Wunden, welche dieſes empfängt, können tödtlich ſein. Wie fein hat der große „Herzenskündiger" dieſe Wahrheit an ſeinem Romeo nachgewieſen! Nicht um Roſalinde, aber um Julia ſtirbt der junge Montague.

Das lengefeld'ſche Haus war eins der beſten in dem kleinen thüringiſchen Fürſtenthum. Freilich, in unſeren Tagen, wo das Evangelium des Mammoniſmus das einzige mit Mund und Herz zugleich bekannte iſt, dürfte es ein mitleidiges Lächeln entlocken, wenn wir ein Haus ein gutes und beſtes nennen, welches mit Glücksgütern keineswegs übermäßig oder ſelbſt nur mäßig geſegnet war. Zur Zeit, als unſere Väter jung waren, gab es aber noch andere Maßſtäbe der Trefflichkeit als die oder vielmehr den heutzutage giltigen. Man hatte damals noch nicht gelernt, den Menſchen einzig und allein nach ſeiner Steuerfähigkeit oder auch nach ſeinem Papierſchwindlergenie zu taxiren. Die lengefeld'ſche Familie war keine reiche, aber ſie war eine gebildete, wenig alſo nach den heutigen, viel nach den damaligen Begriffen. Den beiden Töchtern des Hauſes gab die Gunſt des Geſchickes, mit vielen jener beſten Männer ihrer Zeit, zu welchen wir Epigonen als zu Halbgöttern hinaufzublicken haben, in nahe und nächſte Beziehung zu treten. Und mehr noch: Karoline ſowohl als Lotte gehörten recht eigentlich zu jenem Kreiſe edler Frauen, ohne welche unſere beſten Männer gar nicht möglich geweſen wären. Man beachte nur die mittelbaren und unmittelbaren Bekenntniſſe Goethe's, wie viel er in allen Tagen ſeines Lebens den Frauen verdankte, von ſeiner unvergleichlichen Mutter an bis hinab zu dem jungen Mädchen, welches im Marienbad das Herz des Fünfundſiebzigjährigen noch einmal mit ſchönſten Liebesgluten erfüllte, und man wird uns kaum beſchuldigen, den Antheil der Frauen an den beſten Reſultaten der Geſchichte des deutſchen Geiſtes zu hoch anzuſchlagen.

Line und Lotte hatten den Vater verloren, doch nicht ſo frühe, daß die Eindrücke ſeiner trefflichen Erziehungsweiſe ſich wieder hätten verwiſchen können. Herr von Lengefeld, in ſeinem Fach als Forſtmann eine berühmte Autorität, war einer jener deutſchen Edelleute geweſen, welche mit Herz und Kopf in die Ideen ihres Jahrhunderts eingingen. Er hatte, wie damals jedermann, ſein Ideal, und dieſes war Friedrich der Große, mit welchem in perſönliche Berührung zu kommen ihm vergönnt geweſen. Der große Monarch, von dem Rufe des thüringiſchen

Forſtmannes angezogen, hatte denſelben zu Ende des ſiebenjährigen Krieges nach Leipzig beſchieden und ihm den ehrenvollen Antrag gemacht, in ſeine Dienſte zu treten, um eine Reform des preußiſchen Forſtweſens durchzuführen. Lengefeld hatte den Antrag abgelehnt, hauptſächlich, weil ihn ſeine Kränklichkeit an der Durchführung des ſchwierigen Werkes verzweifeln ließ; aber ſeither war die Verehrung des großen Fritz, durch die begeiſterten Schilderungen des Vaters genährt, in dem lengefeld'ſchen Hauſe zu einem förmlichen Kultus geworden. Schon das bezeugt, in welchem Geiſte der treffliche Mann die Erziehung ſeiner Töchter leitete. Er förderte die ideale Richtung ihres Weſens, aber er wußte ſie zugleich vor jener maßloſen Schwärmerei zu bewahren, welche unter der männlichen und weiblichen Jugend jener Zeit epidemiſch umging. In heiteren Tiſchgeſprächen mehr als im trockenen Lehrton hatte er den Töchtern ſeine klaren und weiten Anſichten von der Welt und den Menſchen beizubringen gewußt und, wie die phyſiſchen, ſo auch die pſychiſchen Gaben und Kräfte der Kinder durch liebevolle Anregung zeitig zur Selbſtthätigkeit ermuntert. „Wir lernten" — erzählt Karoline — „den Geiſt erkennen und ſchätzen, der alle Erſcheinungen auf ihren Urſprung auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unſeren blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblicke des väterlichen Verſtandes feſte Umriſſe. Wir lernten zeitig fühlen, was wir ſuchen ſollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menſchen, der männlichen Würde insbeſondere, faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Geſtalt des Vaters, die Feſtigkeit in Grundſätzen der Ehre und ſchönen Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild."

Die Bemühungen des Vaters, ſeinen Töchtern eine gediegene Bildung zu geben, wurden unterſtützt durch die Mutter, in deren „liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag". So waren die Mädchen in einer Atmoſphäre herangewachſen, wo das Gemeine und Alltägliche keinen Zutritt hatte. Frau von Lengefeld war allerdings nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der Geburt und des Standes und dieſes verlieh ihrer äußern Erſcheinung etwas ceremoniös Abgemeſſenes, einen hofdamenhaften Anſtand. Auch haftete an ihr bei all ihrer Herzensgüte ein ſtarker Anflug von Weltlichkeit, der ſie eine „ſtandesgemäße" Verſorgung ihrer Töchter lebhaft wünſchen ließ. Demgemäß war ihr die „ſtandesgemäße" Verbindung Karoline's mit Herrn von Beulwitz ſehr willkommen geweſen, und was Lotte anging, ſo war es gegenwärtig im Werke, dem Mädchen die Stelle einer Hofdame am herzoglichen Hofe von Weimar zu verſchaffen. Die Herzogin Luiſe, Karl Auguſts Gemahlin, ſowie Charlotte von Stein, Luiſe's Freundin und Goethe's Herzensfreundin, intereſſirten ſich dafür. Aber Lottchen ſollte wohl eine Hofdame werden, doch nicht am weimarer, ſondern am Hofe des deutſchen Geiſtes.

Die Beſtimmung, welche Frau von Lengefeld für ihre jüngere Tochter im Auge hielt, hatte ſie vermocht, mit ihren Kindern einige Zeit lang am Genferſee zu leben. Dort ſollte ſich Lottchen den franzöſiſchen Weltton aneignen. Auf der Rückkehr aus der Schweiz hatte die Familie Stuttgart und Mannheim berührt. Von erſterem Orte aus hatten die Schweſtern, auf Veranlaſſung und in Begleitung der Frau von Wolzogen, welche mit ihnen verwandt war, Schillers Eltern auf der Solitude einen Beſuch abgeſtattet; in Mannheim hatten ſie den Dichter ſelbſt geſehen. Allein dieſe Begegnung war nur eine ganz flüchtige geweſen und hatte, wenigſtens bei Lette, keinen Eindruck hinterlaſſen. Zwar kannten und ſchätzten die Schweſtern den Ruf des jungen Dichters und ſeine Werke. Aber wenn auch einzelne Scenen in den „Räubern“, im „Fiesko“ und in „Kabale und Liebe“ ſie angezogen und gerührt, ſo hatte ſie doch die „Maſſe von wildem Leben“ in dieſen Stücken wieder zurückgeſcheucht.

Lettchen zeichnete immerfort und war ſo gar nicht in mittheilſamer Stimmung, daß ſie es vermied, aufzuſehen und den Blicken der Schweſter zu begegnen.

Karoline wandte das Auge von dem troſtloſen Wetter draußen und dann auch von der ſchweigſamen Schweſter ab und den Lebensbeſchreibungen des Plutarch zu, wovon ſie einen Band in der Hand hielt.

„Wie rührend doch dieſer Ausgang des Pompejus dargeſtellt iſt“, ſagte ſie nach einer Weile. „Lauter große und doch wieder ſo einfach menſchliche Züge. Nichts Gemachtes. Gerade das, denke ich, iſt es, was uns an den Charakteren des Alterthums und ihren Geſchicken ſo lebhaft und tief ergreift. Es iſt in dieſer antiken Welt eine Unbefangenheit und natürliche Größe, zu welcher die modernen Menſchen es gar nicht mehr bringen können.“

Die Zeichnerin gab keine Antwort.

„Du biſt ja heute ganz in dich verſchloſſen und vermauert, Lette“, fuhr Frau von Beulwitz fort. „Haſt du wieder einmal, was du deine Ahnungen nennſt? Laß das, liebes Kind. Dein Weſen iſt ja darauf angelegt, das Leben heiter zu nehmen und froh zu führen.“

„Das iſt bald geſagt, Line", erwiderte Lotte, in ihrer Arbeit innehaltend. „Wer kann für Ahnungen? Es drückt mich heute den ganzen Tag etwas, ein ſeltſames Bangen, nicht gerade wie vor einem Unglück. Aber mir iſt ſo ſonderbar zu Muthe, gerade wie damals, als — als —"

Sie ſtockte und ihre roſigen Wangen wurden bleich.

Frau von Beulwitz blickte die Schweſter theilnahmevoll an und verſetzte im Tone zärtlichen Vorwurfs:

„Warum immer wieder an der Scheidewand rütteln, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt? Haſt du mir nicht erſt geſtern geſagt, Lottchen, was vorüber ſei, wollteſt du nun auch wirklich vergangen ſein laſſen?"

„Ja, Line, wer deine Kraft der Faſſung beſäße! Oh, ich weiß wohl, du verſtehſt zu leiden, ohne es die Menſchen merken zu laſſen."

„Und hat man denn etwas davon, wenn man ſie es merken läßt? Sind nicht die Menſchen ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ſo ganz von ihrem lieben Ich ausgefüllt, daß für andere in ihnen höchſtens noch Platz bleibt für achſelzuckendes Mitleid, dem ſich nicht ſelten eine geheime Schadenfreude geſellt?"

„Das wäre ſchrecklich, Schweſter. Aber es iſt nicht ſo und du ſelbſt glaubſt gar nicht daran."

„Zuweilen doch, liebes Kind. Es gibt Augenblicke, wo ich zu glauben anfange, unſer Freund Knebel habe doch nicht ſo ganz unrecht, wenn er meint, wenn man einmal nicht mehr ganz jung ſei, ſo ſei jeder Tag, den man erlebe, ein Schritt vorwärts zum Peſſimiſmus und zur Miſanthropie."

„Pfui, ſo kann nur ein ausgemachter Hypochonder ſprechen.

Da iſt doch unſer herrlicher Freund Lavater ein ganz anderer Menſch. Liebe iſt ihm der große Pol, um welchen die Welt ſich dreht."

„Ja, aber er überſieht nur, daß jeder Pol ſeinen Gegenpol hat."

„Merken wir etwas davon in ſeiner Gegenwart? Oh, die ſchöne Schweiz! Was waren das für glückliche Tage, die wir angeſichts jener wunderbaren Natur verlebten. Selbſt der Schnee ſieht dort anders aus, viel poetiſcher als der da, welcher ſo verdroſſen auf den Gaſſen liegt."

„Sieh, ſieh, unſer guter thüringiſcher Schnee will ſich dieſen Schimpf nicht gefallen laſſen", ſagte Frau von Beulwitz lächelnd, als in dieſem Augenblicke das Schneegeſtöber, vom Winde gepeitſcht, raſſelnd ans Fenſter ſchlug. „Er will herein, um dich zu züchtigen."

„Er ſoll nur draußen bleiben. Ich mag die rohen Geſellen nicht", verſetzte Lotte, in den ſcherzenden Ton der Schweſter eingehend. Aber mit einem plötzlichen Uebergange fügte ſie beklommen hinzu: „Wie der Wind heult! Wie muß das erſt auf der See ſein! Gott ſei denen gnädig, die jetzt auf wilder Meeresflut vom Sturme geſchaukelt werden."

Sie ſenkte die Augen und ein halberſtickter Seufzer hob ihren Buſen.

Die Narbe, deren wir oben erwähnten, war berührt worden. Frau von Beulwitz hütete ſich aber, dieſe Berührung durch Verweilen dabei noch ſchmerzlicher zu machen, und ein günſtiger Zufall kam ihr zu Hilfe.

„Amen zu deinem Gebet, liebe Lotte", ſagte ſie. „Gott ſchirme alle Reiſenden zu Meer und Land in dieſem abſcheulichen Wetter! Auch die beiden Fremden da, die in ihren verſchneiten Mänteln die Gaſſe heraufgeritten kommen.“

Die Erſcheinung von zwei Reiſenden zu dieſer Jahreszeit war in dem kleinen Rudelſtadt, zu deſſen Thoren damals noch keine Kunſtſtraße führte, kein alltägliches Ereigniß und wir müſſen gewiſſenhaft angeben, daß es die Neugierde der beiden Schweſtern lebhaft erregte, ſo kleinſtädtiſch dies auch den Menſchen unſerer Zeit vorkommen mag, welche täglich Hunderte und Tauſende von Reiſenden auf dampfbeflügelten Wagenburgen an ſich vorüberſauſen ſehen.

Line und Lotte waren alſo ans Fenſter getreten und blickten auf die Gaſſe nieder, durch welche die bemäntelten Reiter auf augenſcheinlich durch das Ungemach des zurückgelegten Weges ermüdeten Pferden heraufkamen.

„Wie iſt mir denn?“ ſagte Frau von Beulwitz. „Ich meine, ich ſollte den einen der Reiſenden oder gar beide kennen. Sieh' dir mal den mit der hohen, etwas nach vorwärts gebeugten Geſtalt an, liebe Lotte. Sollte er uns nicht ſchon irgendwo begegnet ſein?“

„Daß ich nicht wüßte, Linchen. Aber der andere kommt mir bekannt vor. Hat er Zahnweh, daß er das Geſicht ſo mit einem Zipfel ſeines Mantels verhüllt?“

„Der dort? Aber ſieh', jetzt ſchaut der Hochgeſtaltete herauf. Ah!“

„Was haſt du denn?“

„Nichts — und doch! Aber es iſt wohl nur eine wunderliche Einbildung. Der häßliche Mantelkragen!“

„Du glaubſt den Fremden zu kennen?“

„Freilich. Es gibt nur ein ſolches Geſicht.“

„Was für eins?“

„Das von Friedrich Schiller.“

„Ah bah, wie käme der hierher?“

„Ich weiß nicht, aber ich meine, er müſſe es ſein.“

„Und der andere?“

„Der andere —“

„Der Mantelzipfel fällt. Glückauf, 's iſt Wilhelm, unſer Vetter Wilhelm Wolzogen!“ rief Lotte aus, fröhlich in die Hände klatſchend. „Sieh, er grüßt herauf, dein allergetreueſter Verehrer. Böſe Line, warum ſiehſt du ihn gar nicht an?“

Die beiden Reiter zogen unten vorüber.

„Wir bekommen Beſuch!“ ſagte Lotte. „Ich wette, noch heute kommt der Vetter zu uns und bringt wohl ſeinen Begleiter mit. Siehſt du, Schweſterchen, meine Ahnungen hatten doch etwas zu bedeuten.“

„Ob es wohl wirklich Schiller iſt?“ fragte Frau von Beulwitz gedankenvoll.

Sie ſollte nicht lange in Zweifel bleiben, denn es war kaum eine halbe Stunde vergangen, ſo trat die Mutter der beiden Damen ins Zimmer mit den Worten:

„Eine gute Nachricht, Kinder. Wir bekommen Beſuch. Vetter Wolzogen, der von Bauerbach kommt, bringt mir Grüße von ſeiner Mutter und läßt anfragen, ob er die Ehre haben könnte, uns auf den Abend aufzuwarten und uns ſeinen Reiſebegleiter, den Herrn Rath Schiller, vorzuſtellen.“

„Alſo war es doch Schiller? Was du für ein ſcharfes Auge haſt, Linchen", ſagte Lotte neckend.

Frau von Beulwitz kehrte ſich lächelnd zur Seite. That ſie es, um das leiſe Erröthen ihrer Wangen zu verbergen?

## Zweites Kapitel.

Rückblick — Ein Kreis, wo es heimelig iſt. — Ocean und Haſelnußſchale. — Staat und Individuum. — Weimariana. — Von einem königlichen Autor. — Poeſie und Geſchichte. — Wie die beiden Schweſtern über ihren Gaſt nach ſeinem Weggange ſprachen. — Ein Schillermythus. — „Gewiß, das iſt ein guter Menſch!“

Die würdige Hausfrau hatte Sorge getragen, daß die Beſuchsſtube erſt ordentlich gelüftet und dann gehörig geheizt wurde. Auch ward in der Küche zum Thee eine Extratorte bereitet, wobei, wie unſere Quelle will, Lottchen die Hände thätig mit im Spiele hatte. Hierauf beſchränkten ſich die Zurüſtungen zum Empfang der Gäſte, denn unſere Väter hatten vor uns unter anderem auch das voraus, daß ſie ſich geſellig mitſammen freuen konnten ohne allen den weitſchichtigen Apparat, den wir bei jeder Gelegenheit in Bewegung ſetzen zu müſſen glauben.

Um aber ganz gewiſſenhaft zu ſein, müſſen wir ſagen, daß Frau von Lengefeld noch einer Privatvorbereitung oblag, denn ſie war, wie ſchon angedeutet worden, eine ziemlich umſtändliche Dame. Sie nahm daher einige Verſchönerungen an ihrem häuslichen

Anzuge vor und insbeſondere wurde eine ſchneeweiße, vielbebänderte Haube mit großer Genauigkeit auf ihre etwa anderthalb Fuß hohe Friſur geſetzt. Die gute Dame huldigte nämlich in Sachen des Kopfputzes noch der ſtrikten Obſervanz damaliger Hofmode, während ihre beiden Töchter ihren Haaren ſchon jene revolutionäre Freiheit verſtatteten, welche die Flechten ohne künſtliche Zuſätze auf den Nacken niederfallen ließ. Sind wir recht unterrichtet, ſo hatten zu dieſer Entfeſſelung der Frauenhaare insbeſondere die „wallenden Locken" der Heldinnen Oſſians das einflußreiche Vorbild abgegeben.

Mit Wilhelm von Wolzogen eingetreten, ſeinem Freund und Studiengenoſſen von der herzoglichen Militärakademie in Stuttgart her, wurde Schiller von dem Schwiegerſohn der Hausfrau artig empfangen. Herr von Beulwitz war ein gewiegter Hofmann, etwas trocken und kauſtiſch in ſeiner Redeweiſe, aber nicht unzugänglich und keineswegs ohne Empfänglichkeit weder für die zeitbewegenden Ideen noch für die Träger derſelben. So fand ſich Schiller um ſo leichter in den Herrn Hofrath, als er ſelbſt keineswegs mehr der unbeholfene und eckige Jüngling vom Jahre 1784 war.

Seit wir den Dichter nicht mehr geſehen, ſind nahezu dritthalb Jahre über ſeinen Scheitel dahingegangen. Er war jetzt ein Achtundzwanzigjähriger. Seine edle Geſtalt hatte ſich zu ihrer ganzen Höhe entwickelt, ſeine Phyſiognomie war zu einem beſtimmten Ausdruck gereift, zu jener anziehenden Miſchung von genialer Würde und milder Freundlichkeit, welche ihm ſo vieler Menſchen Zuneigung gewann. Sein Aeußeres verrieth den Gentleman, wenn es geſtattet iſt, mit dieſem vielbezeichnenden engliſchen Ausdruck die Erſcheinung eines Mannes zu charakteriſiren, welcher im Benehmen und Anzug das Bewußtſein verräth, daß dem Manne von Bildung überall auch äußerlich eine gewiſſe Wohlanſtändigkeit gezieme. Eleganz iſt freilich Schillers Sache nie geweſen, aber ſeine Friſur war geordnet, ſein brauner Rock neu und ſeine Wäſche — wofür die Frauen bekanntlich einen ſcharfen Blick haben — untadelhaft weiß, wenn ſchon da und dort ein Schnupftabakskorn auf der Spitzenkrauſe des Vorhemdes nicht weggeleugnet werden konnte.

Der Dichter hatte in den letzten Jahren mit vielerlei Menſchen verkehrt und war allmälig in der Fremde heimiſch geworden. Wohnte ihm wohl eine größere Fähigkeit inne, ſich unter Fremden weltbürgerlich zurechtzufinden, als ſonſt ſeinen Landsleuten zu Gebote zu ſtehen pflegt, oder aber machte ihn die eigene Welt, die er in der Seele trug, gleichgiltiger für die landſchaftlichen Unterſchiede als andere Schwaben? Wir nehmen das letztere an, um ſo unbedenklicher, als die weltbürgerliche Richtung von Schillers Genius durch die Veröffentlichung des „Don Karlos" gerade unlängſt ihre erſte, ebenſo entſchiedene als glänzende Offenbarung vollzogen hatte.

Er war, wie wir geſehen, von Mannheim nach Sachſen gekommen auf die Einladung edler Menſchen hin, die dem Dichter den Tribut ihrer Bewunderung nicht nur in Worten entrichten wollten. Obenan unter dieſen Freunden ſtand Körner, eines herrlichen Sohnes trefflicher Vater. Er und ſeine Braut Minna empfingen den Gaſtfreund wie eine beſte Gabe des Glückes, wie einen geliebten Bruder, und es bildete ſich in Leipzig und Dreſden um den Heimatloſen ein Freundeskreis, wo er ſich wohl und gut fühlte. Das mancherlei Mißbehagen, in welches ihn die mannheimer Theaterwirren geworfen hatten, löſte ſich, und wenn es auch an allerhand inneren und äußeren Bedrängniſſen nicht fehlte, ſo gelangte ſeine Seele doch wieder in „ſüßen Einklang mit ſich ſelbſt". Er ſah ſein Streben von guten Menſchen dankbar, ja enthuſiaſtiſch anerkannt und ſeine Schöpferkraft fühlte ſich dadurch zu neuer Thätigkeit angeeifert. Er durfte ſich geſtehen, daß er etwas vermöge und etwas zu bedeuten habe unter den Menſchen, und daher weht auch ein voller Hauch von Unſterblichkeitsahnung in dieſer brieflichen Aeußerung aus jener Zeit: „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Cirkel ſind, die mich unbekannt lieben und ſich freuten, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wann mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniſſe."

Von einem ſolchen zu ſprechen hatte unſer Dichter gewiß das Recht. In Wahrheit, nur ein ſo hochedler Geiſt wie der ſeinige vermochte die gemeine Noth des Lebens, die ihn oft ſo zudringlich umringte, ſo ſtandhaft und heiter zu ertragen, daß ſie, ſtatt ihn zu bändigen, wie „im wechſelloſen Scheine" unter ihm lag. Die Werke Schillers gewinnen an ſittlicher und künſtleriſcher Würde und Bedeutung, wenn man erwägt, daß ſie nicht im Sonnenſchein des Glückes ſondern in der rauhen Luft der Widerwärtigkeit gereift ſind. So dichten, wie er that, das konnte nur ein weſentlich guter Menſch. Seine Größe als Dichter iſt recht eigentlich aus ſeiner Größe als Menſch erwachſen und daher hat jene geniale Frau, die Tochter Neckers, ſchon vor vielen Jahren das richtigſte Urtheil über Schiller gefällt, indem ſie ſagte, das Gewiſſen ſei ſeine Muſe geweſen. Ja wohl. Niemals hat es ein Mann von Genie mit ſeiner Arbeit ſo ernſt genommen wie Schiller und ſo iſt er denn auch mehr geworden als ein bloßer Poet und Künſtler, ein Prophet nämlich und Lehrer der ganzen civiliſirten Welt.

Beim Dorfe Gohlis, zu welchem man von Leipzig aus in nördlicher Richtung, das „Roſenthal“ durchwandernd, gelangt, da ſteht noch das Häuschen, in welchem Schiller nach ſeiner Ankunft in Sachſen herbergte und das Hohelied „An die Freude“ dichtete. Später in Dresden der Gaſt Körners, hatte er in deſſen Weinberghaus beim Dorfe Loſchwitz am rechten Ufer der Elbe Wohnung genommen. Da war „Don Karlos“ in ſeiner jetzigen Geſtalt vollendet worden. Aber während des dresdner-loſchwitzer Aufenthaltes war auch der letzte Sturm jugendlicher Leidenſchaft über des Dichters Herz gefahren, vielleicht der gewaltigſte. Zu jenen beiden Frauengeſtalten, Lauretta und Lolo, denen wir unſern Dichter leidenſchaftlich zugewandt ſahen, hatte ſich eine dritte geſellt, eine Henriette Eliſabeth, deren bezaubernde Schönheit die phantaſtiſche Glut der Laura-Oden-Zeit in Schiller noch einmal zur hellen Flamme anfachte. Beſorgte Freunde hatten das Unheil erkannt, daß dieſes Feuer leicht zu einem Brand werden könnte, welcher des Dichters Zukunft vorweg verzehren würde, und ſo hatten ſie ihn gedrängt, den Schauplatz einer ſo drohenden Gefahr zu verlaſſen. Schiller hatte in ſich die Kraft gefunden, dieſen Rath anzuerkennen und ſich loszureißen. Er war der freundlichen Einladung Wielands gefolgt, nach Weimar zu kommen und Mitarbeiter am „Teutſchen Merkur" zu werden, welche Zeitſchrift durch Schillers Beiträge bekanntlich den Höhepunkt ihres Anſehens erreichte. Er hatte die berühmte Muſenſtadt an der Ilm mit der lebhafteſten Spannung betreten, aber wie gut er auch von Wieland, Herder und andern — Goethe war damals in Italien — aufgenommen wurde, es wollte ſich dort für ihn zuvörderſt noch kein recht erquickliches und erſprießliches Verhältniß geſtalten. Nur um ſo weniger vielleicht, als er da auch wieder mit Lolo zuſammengetroffen war, deren leidenſchaftlich geſpannte Natur nur ſchwer oder gar nicht in den Ton ruhiger Freundſchaft ſich hineinzufinden wußte. Schiller litt darunter und es war ihm daher eine rechte Erleichterung geweſen, als er mit ſeinem Freunde Wolzogen den Ausflug nach Bauerbach machen konnte, von wo er jetzt über Rudolſtadt nach Weimar zurückkehrte. Auf dieſer Rückkehr hatte er auch Meiningen berührt und dort die geliebte Schweſter Chriſtophine begrüßt, welche inzwiſchen die Frau ſeines Freundes, des Bibliothekars Reinwald, geworden war. Und nun zum Text zurück.

Herr von Beulwitz, in den Kreiſen von Weimar wohlbewandert, fragte den Dichter nach Neuigkeiten von dort und erfreute den Gaſt mit ſeinem richtigen Urtheil über weimariſche Perſonen und Zuſtände. Wolzogen ſeinerſeits nahm an dieſem Geſpräche nur ſehr oberflächlich Theil und blickte fortwährend unruhig nach der Thüre, durch welche die Damen eintreten ſollten.

Der junge Edelmann hatte guten Grund dazu, denn er war ſeiner Baſe Karoline mit tiefſter Herzensneigung zugethan, welche zwar keineswegs ſo warm, wie er es wünſchte, erwidert wurde, dennoch aber zuletzt über alle Hinderniſſe triumphirte. Denn was der liebende Vetter gegenwärtig noch gar nicht zu hoffen wagte, ſollte nach Jahren in Erfüllung gehen. Die geliebte Baſe reichte ihm ſpäter, nach friedlich bewerkſtelligter Scheidung von Beulwitz, die erſehnte Hand.

Endlich kamen die Damen, und obwohl es Wolzogen heftig drängte, zu einem Geſpräche mit Karoline zu kommen, kannte er doch Frau von Lengefeld viel zu gut, als daß er unterlaſſen hätte, die Einführung Schillers in aller Form zu bewerkſtelligen. Der Ceremonienſtil der Hausfrau fand an dem ehrerbietigen Anſtand, womit der Dichter den Förmlichkeiten genugthat, ein großes Wohlgefallen und ſie benahm ſich gegen ihre Gäſte mit einer Freundlichkeit, welche das Zuſammenſein ſofort ſehr behaglich machte.

Die Geſellſchaft war zu klein, um ſich in einzelne Gruppen aufzulöſen, und plauderte daher recht gemüthlich mitſammen. Am ſtillſten war Lotte. Es lag überhaupt nicht in ihrem Weſen, ſich vorzudrängen, und heute hatte ſie überdies genug damit zu thun, den Eindruck der Erſcheinung des Dichters ſich zurechtzulegen. Vortretend war dabei in ihr das Gefühl der Verwunderung, daß ſie an dieſer Perſönlichkeit bei der Begegnung in Mannheim ſo unachtſam habe vorübergehen können. Karoline ihrerſeits beſchäftigte ſich um ſo lebhafter mit Schiller, als ſie jede ungewöhnliche Annäherung ihres Vetters Wolzogen vermeiden wollte, und was den Dichter betrifft, ſo war er geſprächig und in hohem Grade liebenswürdig. Das machte, er fühlte ſich ſchon in der erſten Viertelſtunde in dieſem Kreiſe ſo heimiſch, wie es ihm lange nicht begegnet war.

Wolzogen, welcher jetzt noch nicht wußte, daß er ſpäter Hofmann und Diplomat werden ſollte, ſetzte ſeine Verwandten von ſeiner Abſicht in Kenntniß, nach Paris zu gehen und ſich dort in ſeinem Fache, in der Architektur, weiter auszubilden. Beulwitz wünſchte ihm Glück dazu und verſprach ihm die günſtigſten Eindrücke von der Weltſtadt. Aber der junge Mann verſetzte:

„Ich fürchte, Ihre freundlichen Wünſche dürften kaum in Erfüllung gehen. Gehe ich doch mehr mit einem geheimen Bangen als mit freudiger Erwartung dem Aufenthalt in der großen Kapitale entgegen. Mir iſt, der Wirrwarr des modernen Babylon müßte mich nur ſtören und verwirren und am Ende könnte die bunte Vielerleiheit der Eindrücke nur Ueberdruß zum Reſultate haben.“

„Wie deutſch-idylliſch!“ ſagte Schiller ſcherzend und fuhr dann ernſter fort, unwillkürlich, wie es ſeine Art war, in eine ſententiöſe Weiſe hineingerathend: „Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich, wie ich glaube, in dem weiten großen Element von Paris gefallen. Wie klein und armſälig ſind unſere bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die an großen Uebeln, welche unvermeidlich miteinfließen, kein Aergerniß nehmen. Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Darauf eben, dünkt mich, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblick auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken. Wie holpericht und höckericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthard ausſehen, aber die

Bewohner des Mondes, falls es ſolche gibt, ſehen ſie gewiß als eine glatte und ſchöne Kugel.“

„Vortrefflich philoſophirt, liebſter Freund“, entgegnete Wolzogen. „Schade nur, daß ich mir in Bezug auf Paris nicht eines Mondbewohners Auge zutrauen darf. Du haſt ein ſolches, ſo ein philoſophiſches Auge, und daher erneuere ich nochmals alles Ernſtes meinen Vorſchlag, daß du mit mir nach Paris gehen mögeſt. Ich bin überzeugt, der Aufenthalt in jener Stadt müßte dich vielfach fördern.“

„Vielleicht, lieber Wilhelm, vielleicht aber auch nicht. Ich habe einen unendlichen Reſpekt vor dieſem großen, drängenden Menſchenocean, aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür habe, iſt nicht geübt, nicht entwickelt, und ſo lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht verſiegt, ſo werde ich von dieſem großen Ocean ein neidloſer, ruhiger Bewunderer bleiben. Und dann, um doch recht ins Gelag hineinzuphiloſophiren, dann glaube ich, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat iſt ein Menſchenwerk, der Menſch iſt das Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls, aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen, und durch was ſonſt iſt ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte ſeiner Individuen? Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt und der Schöpfer des Gedankens.“

Frau von Lengefeld, welche von dieſer abſtrakten Richtung des Geſpräches nicht ſehr erbaut ſein mochte, führte die Unterhaltung auf realeren Boden zurück und ihr Schwiegerſohn unterſtützte ſie darin, indem er eine gelegentliche Aeußerung Wolzogens über Weimar benutzte, um dieſes Thema feſtzuhalten.

Frau von Beulwitz, welche mit Lole befreundet war, fragte den Dichter nach dem Gehaben der Freundin, aber die Antwort lautete ziemlich unbeſtimmt und ausweichend. Mit dem feinen Takt ihres Geſchlechtes ließ daher Karoline den Gegenſtand fallen und gab, die Rede auf bedeutende Perſönlichkeiten der Muſenſtadt lenkend, dem Dichter Gelegenheit, ſich freier auszuſprechen.

„Wieland“, ſagte er unter anderem, „iſt jung, wenn er liebt. Er iſt noch immer der Dichter der Grazien. Man kann aber nur durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen zu ihm gelangen. Sein Aeußeres hat mich überraſcht. Was er iſt, hätte ich nicht in dieſem Geſichte geſucht, doch gewinnt es ſehr durch den augenblicklichen Ausdruck ſeiner Seele, wenn er mit Wärme ſpricht.“

„Sie haben auch Herders Bekanntſchaft gemacht?“ fragte Beulwitz. „Iſt es wahr, daß ſeine Perſönlichkeit neueſtens einen ſtarken Anflug von — von — wie ſoll ich ſagen? von theologiſcher Eſſigſäure bekommen hat?“

„Davon habe ich nichts wahrgenommen“, erwiderte Schiller. „Herder hat mir ſehr behagt. Er iſt ein Menſch aus einem Guß, kernhaft, knorrig, ein rechter Eichenmann. Seine Empfindungen beſtehen in Haß und Liebe, aber ſeine Unterhaltung iſt voll Geiſt, Stärke und Feuer. Er reißt einen unwiderſtehlich mit ſich fort, auch da, wo man ihm widerſprechen möchte.“

„Das dürfte kaum angehen, mein lieber Herr Rath“, ſagte

Beulwitz mit ſeinem trockenen Lächeln. „Der gute Generalſuperintendent von Weimar ſoll ein größeres Gefühl der Infallibilität in ſich tragen als zehn Päpſte. Ich habe mir auch ſagen laſſen, Herder und ſeine Frau lebten neueſtens in einer egoiſtiſchen Einſamkeit und bildeten zuſammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der jeder Profane ausgeſchloſſen ſei.“

„Mediſance, lieber Freund“, bemerkte Karoline, „weiter nichts. Wir hören von Frau von Stein, daß Weimar dermalen ſehr in Gefahr ſei, ein recht boshaft kritiſcher Ort, um nicht zu ſagen, ein Klatſchneſt zu werden.“

„Hm, ma chère“, entgegnete der Hofrath, „zu dieſer übeln Meinung von Weimar dürfte die gute Frau von Stein wohl durch den Klatſch bewogen worden ſein, welchen ihr dienſtfertige Zungen über die poetiſchen Licenzen, die ſich ihr Herzensfreund Goethe in Rom nähme, zu Ohren brachten.“

„Das mag ſein“, ſagte Schiller, „aber gewiß iſt, daß jedermann in Weimar Goethe's Abweſenheit ſehr empfindet und bedauert. Herr von Knebel erwies mir die Ehre, mich im letzten Auguſt mit der Elite der weimarer Geſellſchaft zur Feier des Geburtstags von Goethe in deſſen Garten einzuladen. Wir konnten aber zu keiner rechten Fröhlichkeit kommen und Wieland gab der allgemeinen Stimmung Worte, indem er in ſeiner etwas überſchwänglichen Weiſe ſagte, es fehle eben dermalen dem weimarer Leben ſeine Centralſonne, der Wolfgang, deſſen Geburtsfeier wir begingen.“

„Es wäre doch jammerſchade“, meinte die Frau vom Hauſe, „wenn alle die mancherlei Hoffnungen, welche durch das Zuſammenleben ſo bedeutender Menſchen in Weimar geweckt wurden, ſchon welk wären. Zwar konnte ſich nicht jedermann mit den Ausſchreitungen der weimarer Geniewirthſchaft befreunden, aber abgeſehen davon, mochten doch alle Empfänglichen nah und fern die belebenden Einflüſſe eines ſolchen erhöhten Lebens empfinden.“

„Gewiß, gnädige Frau“, verſetzte der Dichter. „Ich ſelbſt erinnere mich mit Luſt der bedeutenden Wirkung des genialiſchen Treibens in jenem Kreiſe, als ich in weiter Ferne zuerſt davon Kunde erhielt. Gegenwärtig freilich herrſcht eine gewiſſe Ebbe in der Stimmung der weimarer Geſellſchaft. Es fehlt ihr im ganzen, ſcheint mir, ein kräftiges Ferment. Im einzelnen jedoch bietet ſie noch immer viel des erfreulichen, förderlichen, und beim augenblicklichen Mangel des genialiſchen mag man mit dem komiſchen vorlieb nehmen. Habe ich doch ſelbſt gleich in den erſten Tagen meines dortigen Aufenthalts eine ſpaßhafte Epiſode erlebt.“

Man fragte und Schiller erzählte:

„Ich ſitze gerade, Briefe zu ſchreiben, als an meine Thüre geklopft wird und auf mein Herein! tritt ins Zimmer eine kleine, ſpindeldürre Figur, krumm und ſehr gebückt, in grüngelber Weſte und weißem Frack. — Habe ich nicht das Glück, fragt die Figur, den Herrn Rath Schiller vor mir zu ſehen? — Der bin ich, ja. — Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu ſehen, von deſſen ‚Don Karlos‘ ich eben komme. — Gehorſamer Diener, mit wem habe ich die Ehre? — Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu ſein. Mein Name iſt Vulpius. — Ich bin Ihnen für dieſe Höflichkeit ſehr verbunden und bedaure nur, daß ich mich in dieſem Augenblicke verſagt habe und eben im Begriffe war, auszugehen. — Ich bitte ſehr um Vergebung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie geſehen habe. — Dann ein unbeſchreiblicher Bückling und, huſch, war die Figur zur Thüre hinaus."

Man lachte.

So liebt, mit unſerem Dichter zu ſprechen, die Welt, das Stralende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Denn, lieber Leſer, du mußt wiſſen, die komiſche Figur in grüngelber Weſte und weißem Frack war keine geringere Perſon als jener große Vulpius, der nachmals nicht nur Goethe's Schwager, ſondern auch Verfaſſer des „Rinaldo Rinaldini" wurde, ein Mann alſo, deſſen Unſterblichkeit noch heutzutage bei Ladendienern, Köchinnen, Unteroffizieren und ſogar bei Gymnaſiaſten nicht ganz ſterblich geworden ſein dürfte.

Ein ſchöner, Friedrich den Großen zu Pferde darſtellender Kupferſtich, welcher Schillers Stuhl gegenüber an der Wand hing, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit, und da er die Beziehungen der Familie zu dem großen König durch Wolzogen erfahren hatte, erwies er der Frau vom Hauſe die von dieſer wohlgewürdigte Artigkeit, die Rede darauf zu bringen. Dies gab Veranlaſſung, über den berühmten Monarchen einläßlicher zu ſprechen, um ſo mehr, da es ſich herausſtellte, daß die „Histoire de mon temps" des königlichen Autors, wie den Dichter, ſo auch die lengefeld'ſche Familie kürzlich lebhaft beſchäftigt hatte. Schiller bemerkte über das berühmte Buch:

„So glaubwürdig und zuverläſſig dieſe Quelle ſein mag, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ihr meines Erachtens noch manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die voltaire'ſche Manier, mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitſchen, iſt nicht das Nachahmungswürdigſte im hiſtoriſchen Stil. Im ganzen iſt die Anſicht doch nur individuell, freilich in einem großen und vortrefflich unterrichteten Kopfe; aber die Capricen, die den großen Friedrich in ſeinem handelnden Leben geleitet, haben auch ſeine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er ſeine Maria Thereſia ſpielen läßt, iſt fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie erinnern ſich, daß es bei aller Mäßigung, die er ſich gegen ſie auferlegt zu haben ſcheint, nie unterläßt, ſie als im Glücke übermüthig zu zeigen. Dieſer feine Kunſtgriff wird aber zu häufig angewandt, ſo daß die Abſicht nicht zu verkennen iſt. Bei alledem aber muß das Buch als ein merkwürdiges und wahrhaft ſtärkendes anerkannt werden."

Lotte ſagte ſchüchtern:

„Der Blick, welchen der königliche Geſchichtſchreiber auf die Verfaſſung der verſchiedenen Staaten thut, und das, was er von den Nationen ſagt, hat mir viel Freude gemacht. Durch die Schlachtberichte aber und die langen Belagerungsgeſchichten konnte ich mich nur ſchwer durchwinden."

Sie hielt inne, allein ein ermuthigender Blick des Dichters machte ſie fortfahren:

„Ich glaube, Plutarch hat mich verwöhnt, daß ich vor der Tapferkeit unſerer jetzigen Welt keine ſo große Ehrfurcht mehr habe. Es wäre ſchön, wenn wir ſolche Menſchen aufzuweiſen hätten, wie das Alterthum ſie beſaß. An Geſchichtſchreibern würde es nicht fehlen. Wie ſchön würden nicht Sie, verehrter Herr Rath, ihre Thaten uns darſtellen, und noch lange würden ſich die Menſchen danach bilden; denn nichts iſt größere Aufmunterung, als ſolche Vorbilder zu haben."

Sie ſagte das mit ſo ungeheuchelt herzlicher Offenheit, daß Schiller aufs wärmſte davon berührt wurde.

„Ich machte die nämliche Wahrnehmung wie meine Schweſter“, bemerkte Frau von Beulwitz. „Der Kontraſt dieſer Zeit zu den Zeiten von Plutarchs Helden iſt gar ſo ſonderbar. Ich kann mir's nicht nehmen, gegen jene gehalten kommt mir unſere Zeit vor wie ein Garten mit verſchnittenen Alleen und Bäumen gegenüber einem ſchönen Eichwald. So eiſern und eng erſcheinen mir die Menſchen im Leben des großen Königs.“

„Dürfte das“, fragte Schiller, „nicht daher rühren, daß Sage und Dichtung noch nicht Zeit gehabt haben, die Charaktere und Ereigniſſe der Zeitgeſchichte mit den Forderungen unſerer Phantaſie in ein richtiges Verhältniß zu ſetzen?“

„Allerdings“, gab Karoline zurück. „Und da kommt mir ein guter Gedanke. Die Sage zwar hat an Friedrich dem Einzigen ſchon vielfach ihr Recht geübt. Tauſend Anekdoten zeugen dafür. Aber die Dichtung hat dem Heldenkönig noch keinen Tribut dargebracht, der ſeiner Thaten würdig wäre. Sollte es nicht Sie, ja gerade Sie, Herr Rath, anmuthen, den König inbetreff ſeines Vorurtheils gegen die vaterländiſche Poeſie noch im Grabe zu beſchämen, indem Sie den Beweis lieferten, daß ein deutſcher Dichter für ſeine Apotheoſe mehr thun könne als alle ſeine Franzoſen zuſammengenommen?“

„Verehrte Frau“, entgegnete der Dichter mit lebhafter Bewegung, „Sie überſchätzen wohl in Ihrer Güte allzuſehr mein Vermögen. Abgeſehen aber hiervon, iſt es ein mir bedeutſames Zuſammentreffen, daß mich der Gedanke, Friedrich den Großen zum Helden eines epiſchen Gedichtes zu wählen, gerade in dieſen Tagen vielfach beſchäftigt hat. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich gäbe einer unglücklichen Situation den Vorzug, weil eine ſolche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln ließe. Die Haupthandlung müßte womöglich ſehr einfach und wenig verwickelt ſein, ſo daß das ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darauf ausgehen, immer des Königs ganzes Leben und ſein Jahrhundert darin anſchauen zu laſſen. Freilich, ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſein als eins in der Kindheit der Welt. Das aber gerade iſt es, was mich an dieſer Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der Duft unſerer Philoſophie, unſere Verfaſſungen, Künſte, häuslichen Einrichtungen, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer ſchönen Freiheit leben, wie in der Ilias alle Zweige der altgriechiſchen Kultur anſchaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine epiſche Maſchinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte alle Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von ſeiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trübe durcheinander, aber vielleicht wird ſich noch etwas Helles daraus bilden."

„Glück zu!" ſagte Frau von Beulwitz mit ſchöner Theilnahme. „Laſſen Sie uns hoffen, verehrter Freund, daß Ihr dichteriſcher Genius recht bald mit dem königlichen Friedrichs ſich verbinden werde."

„Sei mir dieſes Wort ein Wort der Weihe! Aber, Verehrteſte, manches Bedenken iſt zuvörderſt noch zu überwinden. Die Schwierigkeiten, die aus der ſo nahen Modernität des Stoffes entſtehen, ſind groß und damit hängt dann auch die Frage zuſammen, ob es überhaupt geſtattet ſei, die Geſtalt Friedrichs aus der hiſtoriſchen Beleuchtung in die poetiſche hinüberzurücken. Die geſchichtliche Figur des Königs, mit allen ihren Ecken, hat ſich der Phantaſie unſerer Zeitgenoſſen ſo feſt eingeprägt, daß es ſie wahrſcheinlich aufs heftigſte empören müßte, wenn die Dichtung irgendwelche Veränderung daran vernähme."

„Sollte dieſes Bedenken wirklich von ſo großem Gewichte ſein? Und wenn, müßte es nicht zu der Folgerung führen, daß es dem Dichter überhaupt verwehrt wäre, geſchichtliche Erſcheinungen zu behandeln? Das hieße aber, ſcheint mir, der Weltgeſchichte und der Poeſie gleichermaßen unrecht thun. Hegten wir wohl für die Helden und Heldinnen Homers das tiefe menſchliche Intereſſe, welches ſie uns einflößen und den fernſten Geſchlechtern einflößen werden, falls nur eine trockene Chronik uns ihr Thun und Leiden überliefert hätte? Könnte eine aktenmäßige Darſtellung des trojaniſchen Krieges und der Reiſeſchickſale des Odyſſeus den bildenden Einfluß auf die Nachwelt üben, welcher den homeriſchen Geſängen innewohnt? Gewiß nicht. Und dann, die Geſchichte wird, dünkt mich, noch kein Roman, wenn einige Züge falſch ſind, das heißt, poetiſch ausgeſchmückt oder auch geradezu erſonnen. Die großen geſchichtlichen Charaktere, die großen Thaten, die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr und eine große

Seele verſteht ihren Geiſt auch in der Ferne. Im Anſchauen wahrer Begebenheiten — und ich verſtehe darunter ſowohl thatſächlich als auch poetiſch wahre — ſchwebt der Seele immer ein großer Reiz vor. Sie wird in den Strom der Begebenheiten hinein und von demſelben in ferne Zeit gezogen."

„Das iſt's, verehrte Frau. Sie ſcheinen mir ganz richtig das Weſen der hiſtoriſchen Dichtung zu bezeichnen. Der Vorzug der realen Wahrheit, welchen die Geſchichte vor dem Roman, dem Epos und Drama voraus hat, könnte jene allerdings über dieſe erheben. Aber es fragt ſich, ob die ideale Wahrheit, die ich die philoſophiſche und künſtleriſche nennen will und welche in jeder poetiſchen Darſtellung in ihrer ganzen Fülle herrſchen muß, nicht ebenſo viel Werth hat als die hiſtoriſche. Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, ſich ausdrückt und handelt, iſt ein großes, wichtiges Faktum für den Menſchen; und das muß der Dramatiker oder Romandichter leiſten. Die innere Uebereinſtimmung mit der Geſchichte, die Wahrheit wird gefühlt und verſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſein muß. Der Nutzen iſt unverkennbar. Man lernt auf dieſem Wege den Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung und nicht das ſo leicht ſich verlierende Individuum. Auf dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter. Der Geſchichtſchreiber dagegen iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen oder wenigſtens nur mit einer gewiſſen Unbehilflichkeit anzupaſſen. Ihm fehlt die Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt."

Unter ſolchen Geſprächen, die einerſeits zeigen mögen, wie ſich in Schiller mit dem Dichter allmälig mehr und mehr der Kunſtphiloſoph verband, und die anderſeits ein gewiß nicht ungünſtiges Zeugniß für deutſche Frauenbildung im achtzehnten Jahrhundert ablegen, verſtrichen die Stunden des Abends ſchneller, als den Betheiligten lieb ſein mochte. Ihr Gedankenaustauſch hatte den Dichter und die beiden Schweſtern einander raſch näher gebracht, denn auf beiden Seiten war lebhafte Strebſamkeit und ein edler Enthuſiasmus, der namentlich in der Verliebe für die antike Welt einen gemeinſamen Anknüpfungspunkt fand. Schon die Theilnahme für die Helden Plutarchs, welche von ſeiten der Schweſtern lautgeworden, hatte für Schiller etwas wohlthuend anheimelndes. War es doch gerade damals, daß er eifrigſt anfing, in dem ewigen Jungbrunnen des klaſſiſchen Alterthums täglich Geiſt und Herz zu erfriſchen.

Beim Aufbruch fand Wolzogen Gelegenheit, der geliebten Frau gegenüber ſeine Gefühle ſprechen zu laſſen. Karoline ſagte ihm das ſchöne Wort:

„Wenn ich, lieber Vetter, eine Weltfrau von dem gewöhnlichen Schlage wäre oder eine Prüde, der alles Reine und Unſchuldige verdächtig iſt, weil ſie ſelbſt ſich nicht rein fühlt, ſo könnte ich thun, als beleidigten mich zärtliche Empfindungen; aber mich, Ihre wahre und herzliche Freundin, mich ſchmerzt nicht der Ausdruck Ihrer Empfindungen, wohl aber machen mich dieſelben für Sie beſorgt. Warum wollten Sie ſich der Leidenſchaft überlaſſen, die ſo oft edle Herzen verzehrt und ſie fühllos für alle Freuden des Lebens macht? Eine lange Laufbahn liegt vor Ihnen. An Ihnen iſt es, ſie zu einer ſchönen und glücklichen zu machen. Warum ſollten Sie Ihnen und mir die Gegenwart verbittern und die Zukunft verdüſtern? Nehmen wir geduldig und dankbar an, was die Götter geben.“

Inzwiſchen tauſchten Schiller und Lotte Abſchiedsworte, die beiderſeitig den Wunſch des Wiederſehens enthielten.

„Geſtatten Sie mir, zu hoffen, gnädiges Fräulein“, ſagte er, „daß dieſer Abend den Grund gelegt habe zu der Berechtigung, mich Ihren Freund nennen zu dürfen. Mit dieſer Vorwegnahme deſſen, was, wie ich wohl fühle, erſt verdient ſein will, ſage ich Ihnen Lebewohl.“

„Leben Sie wohl“, entgegnete ſie, „recht wohl, wenn ich Sie hier nicht mehr ſehen ſoll, und denken Sie freundlich meiner. Ich wünſche, daß es oft geſchehe.“

Und gleichſam zur Entſchuldigung dieſes naiven Wortes ſetzte ſie hinzu:

„Meine Freunde, alt oder neu, ſind mir gleich lieb. Es war ja nicht der Werth der älteren, der mich ſie früher ſchätzen lernte, ſondern nur der Zufall, der mich eher ihre Bekanntſchaft machen ließ.“

„Sie ehren und erfreuen mich“, erwiderte der Dichter, „indem Sie mich ſchon jetzt in die Zahl Ihrer Freunde einreihen. Laſſen Sie das kleine Samenkorn der Freundſchaft nur aufgehen. Wenn die Frühlingsſonne darauf ſcheint, mag es zur Blume werden. Und wie danke ich Ihnen und den Ihrigen für die glücklichen Stunden, die mir in Ihrer Nähe zu verleben gegönnt war! Sie reichten aus, mich zu überzeugen, daß ich unter edlen Menſchen wäre. Warum kann man ſolche glückliche Augenblicke nicht feſthalten? Man ſollte lieber nie zuſammengerathen — oder nie mehr getrennt werden.“

Nachdem die Freunde gegangen, blieben die Schweſtern noch allein mitſammen. Karoline war nachdenklich. Lotte äußerte unbefangen ihre Befriedigung über die Bekanntſchaft mit dem Dichter.

„Wie ſeltſam“, ſagte ſie, „daß wir damals in Mannheim ſo achtlos an Schiller vorübergehen konnten.“

„Achtlos?“ verſetzte Karoline mit einer Betonung, welche Lotte die Schweſter verwundert anſehen machte. Dann fügte ſie ruhiger bei:

„Du haſt recht, liebe Lotte, unſere damalige Unempfänglichkeit war wirklich ſeltſam. Ich erkläre mir ſie aber daraus, daß unſere Seelen von den Wundern der Schweiz noch allzu voll waren, als daß wir anderen Eindrücken zugänglich geweſen wären. Und außerdem, gehen doch die Menſchen im Leben oft am guten und beſten vorüber, ohne davon Notiz zu nehmen.“

„Was mir bei Schiller beſonders angenehm auffiel“, fuhr Lotte fort, „war zweierlei.“

„Nämlich?“

„Zum erſten der Gegenſatz ſeiner ſanften Perſönlichkeit zu den ſtürmiſchen Dichtungen, welche ihn berühmt gemacht haben. Zum zweiten die einfache, ſo ganz ungekünſtelte Beſcheidenheit, die einem in ſolchem Alter ſchon ſo berühmten Manne doppelt ſchön ſteht.“

„Vergiß auch nicht die angeborene Würde, die ſeine Erſcheinung zu einer ganz königlichen macht. Wie bitter iſt es, denken zu müſſen, daß ein ſolcher Mann mit den gemeinen Nöthen des Lebens zu ringen habe. Ach, wohl hatte er recht, wenn er unſere bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe armſälige nannte.“

„Aber, Line, war Homer nicht ein Bettler und iſt er nicht trotzdem der Lehrer der Menſchheit geworden?“

„Weiß man, mit welchen Schmerzen er das erkauft hat?“

„Mit bitteren ohne Zweifel. Aber erſt neulich, weißt du? haben wir im Shakſpeare geleſen:

Süß iſt die Frucht der Widerwärtigkeit,
Die gleich der Kröte, häßlich und voll Gift,
Ein köſtliches Juwel im Haupte trägt.“

„Liebe Lotte, wäreſt du nicht eben meine liebe Lotte, ich könnte dich um deine unſchätzbare Fähigkeit beneiden, alles im tröſtlichen Lichte zu ſehen.“

„Warum denn, Linchen, ſollte ich unſern neuen Freund allzu ſehr darob beklagen, daß er dem Leben deſſen Bedürfniſſe abringen muß, da ich doch ſehe, wie ihn dieſe Nothwendigkeit nicht verſchlechtert, ſondern nur veredelt hat? Vetter Wilhelm theilte mir einen gar herzigen Zug von ihm mit, während die gute Mutter Schiller von den Beziehungen unſeres ſeligen Vaters zu Friedrich dem Großen erzählte.“

„Einen herzigen Zug? Laß doch hören!“

„Ja, er hat mich recht gefreut. Faſt noch mehr als Schillers ‚Lied an die Freude‘, welches uns doch neulich ſo ſehr entzückte.“

„Das herrliche Lied! Wie kommſt du gerade jetzt darauf?“

„Oh, es hängt mit meiner Geſchichte ganz unmittelbar zuſammen, wäre vielleicht ohne dieſelbe gar nicht entſtanden. Höre nur! Während Schiller in Gohlis bei Leipzig lebte und an ſeinem ‚Don Karlos‘ ſchrieb, pflegte er ſich durch einen Gang im Roſenthal in erſter Morgenfrühe auf ſeine Tagesarbeit vorzubereiten. Auf einem dieſer Gänge vernimmt er im Ufergebüſche der Pleiße eine leiſe Menſchenſtimme, die ſich in einem Selbſtgeſpräch, halb verzweiflungsvolle Klage, halb Gebet, Luft macht. Er dringt raſch durch das Buſchwerk und findet einen Jüngling, welcher eben halbentkleidet in den Fluß ſpringen will. Schiller wirft ſich auf ihn, um den Selbſtmord zu verhindern. Der Unglückliche, nachdem er ſeiner Beſtürzung Meiſter geworden, erzählt ſeinem Retter, daß er ein armer Student der Theologie ſei und ſeit einem halben Jahre nur trocken Brot gegeſſen habe. Jetzt aber ſeien ſeine bisherigen ſpärlichen Subſiſtenzmittel vollends gänzlich verſiegt und er müſſe demnach langſam am Hunger ſterben oder aber eine minder qualvolle Todesart wählen. Schiller gibt dem Armen alles Geld, welches er bei ſich hat, ſpricht ihm tröſtend zu und nimmt ihm das Verſprechen ab, die nächſten acht Tage über nicht auf ſein ſchreckliches Vorhaben zurückzukommen. Einige Tage darauf iſt Schiller als Hochzeitsgaſt in ein reiches leipziger Haus geladen. Mitten in der Fröhlichkeit des feſtlichen Kreiſes erinnert er ſich da ſeines armen Theologen —"

Karoline, ahnend, was kommen werde, war ans Klavier getreten, ſchlug die Saiten an und ſang leiſe:

„Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſein:
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun —"

„Ja", fuhr Lotte fort, „ſo war es auch. Schiller erhob ſich und ſchilderte der frohen Tafelrunde ſein Abenteuer im Roſenthal in begeiſternder Weiſe. Dann ging er mit einem Teller rund um die Tafel und hatte die Genugthuung, zu erfahren, daß ſeine

Erzählung die Börſen nicht weniger weit als die Herzen geöffnet habe. Noch am nämlichen Abend händigte er dem erſtaunten und entzückten Studenten den ſchönen Ertrag dieſes Bittganges ein und in der Nacht habe er dann in ſeiner ſtillen Klauſe zu Gohlis das Lied an die Freude gedichtet."

„Ich glaube es von Herzen. Darum iſt auch ſo ein voller Jubelton einer ſchönſten Seele darin. Nur ein wahrhaft guter Menſch kann dieſen unſterblichen Hymnus geſchaffen haben."

„So muthet er auch mich an. Gewiß, Schiller iſt ein guter Menſch."

„Sage: ein großer und ein guter!" verſetzte Karoline mit ſchwärmeriſcher Innigkeit.

## Drittes Kapitel.

### Wie das kleine Samenkorn der Freundſchaft zur Blume wird.

Der Dichter hatte demnach im lengefeld'ſchen Hauſe einen Eindruck zurückgelaſſen, welcher zu kräftig und günſtig war, als daß er ſich je wieder hätte verwiſchen können. Aber er hatte auch einen Eindruck mithinweggetragen, welcher jenem an Stärke nicht nachſtand. Es hätte müſſen ein beſonderer Unſtern walten, wenn das Verhältniß von beiden Seiten nicht ein ſchönes und dauerndes geworden wäre.

Aeußere Umſtände kamen hinzu, um die beiden Schweſtern und den Dichter einander näher zu rücken. Gegen Ende des Winters zu kam Lotte für eine Weile nach Weimar. Es galt, den Hofdamenplan zu fördern. Allein Lotte ſcheint an der Hofluft wenig Behagen gefunden zu haben. Sie ſehnte ſich nach ihren heimatlichen Bergen und verhehlte dieſe Sehnſucht auch dem Dichter nicht, welcher bereits das ſchöne Vorrecht genoß, freundſchaftlichen Tones mündlich und ſchriftlich mit dem anmuthigen Mädchen verkehren zu dürfen. Er ſagte ihr damals:

„Sie können ſich nicht herzlicher nach Ihren Bergen und

Bäumen ſehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich. Man kann den Menſchen recht gut ſein und doch wenig von ihnen empfangen. Das iſt, glaube ich, auch Ihr Fall. Jenes beweiſt ein wohlwollendes Herz, aber das letztere einen Charakter. Edle Menſchen ſind ſchon dem Glücke ſehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat. Dieſes wird oft von der Geſellſchaft — von guter ſogar — eingeſchränkt; aber die Einſamkeit gibt es uns wieder und eine ſchöne Natur wirkt auf uns wie eine ſchöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Aſſembleeluft ſich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müſſen, wenn ich das geglaubt hätte. So eigenliebig bin ich, daß ich Perſonen, die mir theuer ſind, gern meine eigene Denkungsart unterſchiebe — verzeihen Sie mir."

Die erbetene Verzeihung wurde ſicherlich gerne gewährt. Ueberhaupt muß ſich Lotte während des Aufenthalts in Weimar ganz dem unbefangenen Frohſinn und der heiteren Güte ihres glücklichen Naturells überlaſſen haben. Zeugniß deſſen iſt die Strophe, welche der Dichter beim ſcheiden in ihr Stammbuch ſchrieb:

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
  Umhüpft — ſo Lotte, ſpielt um dich die Welt;
Doch ſo, wie ſie ſich malt in deinem Herzen,
  In deiner Seele ſchönem Spiegel fällt,
So iſt ſie doch nicht! — Die Eroberungen,
  Die jeder deiner Blicke ſiegreich zählt,
Die deine ſanfte Seele dir erzwungen,
  Die Statuen, die dein Gefühl beſeelt,
Die Herzen, die dein eignes dir erzwungen,
  Die Wunder, die du ſelbſt gethan,
Die Reize, die dein Daſein ihm gegeben,

Die rechneſt du für Schätze dieſem Leben,
Für Tugenden uns Erdenbürgern an.
Den holden Zauber nie entweihter Jugend,
Der Engelgüte mächt'ger Talisman,
Der Majeſtät der Unſchuld und der Tugend,
Den will ich ſehn, der dieſem trotzen kann!

Der Abſchied war jedoch nur für eine kurze Friſt genommen. Schiller ſehnte ſich mit dem kommenden Frühling aus dem weimarer Stadtleben hinweg, welches damals, aus Gründen, wie wir ſie im vorigen Kapitel angedeutet haben, bei manchem förderlichen für den Dichter doch auch viel unerſprießliches hatte. Er verſprach ſich im Rückblick auf ſein Gartenhausleben in Gohlis und Loſchwitz, auf die Arbeiten, welche ihn beſchäftigten, den beſten Einfluß von ländlicher Einſamkeit. Aber freilich, ſo ganz einſam ſollte dieſelbe doch nicht ſein. Es zog ihn in die Nähe von Rudolſtadt, denn die beiden Schweſtern machten nun ſchon einen Theil ſeiner Exiſtenz aus.

Von ihrer Seite fand dieſer Wunſch des Freundes die günſtigſte Aufnahme und bereitwilligſte Unterſtützung. Die Schweſtern ſahen ſich nach einer paſſenden Sommerherberge für den Dichter um und fanden eine ſolche in der Entfernung einer kleinen halben Stunde von der Stadt bei dem Dorfe Volkſtädt, das zwiſchen Wieſen und Gärten an der Saale liegt, in dem Hauſe des Kantors Unbehaun.

Hierher zog in der Mitte des Maimonds der Dichter und fand bei der Familie ſeines Wirthes freundliche Aufnahme und ſorgliche Pflege. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft pries er in einem Schreiben an ſeinen Freund Körner den neuen Aufenthaltsort, das liebliche Saalethal mit ſeinen ſanftanſteigenden

Bergen und die ſeiner Wohnung gegenüberliegende Anhöhe, von wo Schiller der reizenden Ausſicht auf die Stadt ſo gerne genoß. Dieſer Punkt, welchen eine ſchöne Pietät nachmals Schillershöhe genannt und mit einer Bronzebüſte des Dichters geſchmückt hat, iſt Wanderern, welche den Spuren des Genius nachzugehen und die Stätten, welche großer Menſchen Anweſenheit geweiht, aufzuſuchen lieben, wohlbekannt.

Es waren glückliche Tage, welche Schiller in Volkſtädt verlebte, für ſeinen Geiſt eine Zeit des Reiſens, für ſein Herz eine Zeit ſanfter Befriedigung. Mit wem immer er in Berührung kam, der gewann ihn lieb, ſelbſt die einfachen Dörfler, in deren Gedächtniß der „junge gelehrte Mann mit dem blaſſen, geiſterhaften Geſichte und den langen, gelben Haaren, welche nicht gepudert und zuſammengedreht waren, wie die der Stadtherren", bis auf unſere Zeit herab fortgelebt hat.

Was ihm der Umgang mit den beiden Schweſtern, was dieſen der Umgang mit dem Dichter war, das hat uns Karoline in unübertrefflich ſchönen Worten geſchildert. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieſes ganzen Sommers mit ſeinen genußreichen und bildenden Stunden und Tagen für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, ſeine Erſcheinung wie ſein Weſen anmuthiger, ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Lange hatte er den Reiz eines freien freundſchaftlichen Umganges entbehrt; uns nun fand er immer empfänglich für die Gedanken, welche eben ſeine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poeſie, Kunſt und philoſophiſchen Anſichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Beſtreben gab ihm ſelbſt eine milde, harmoniſche Gemüthsſtimmung. Sein Geſpräch floß über von heiterer Laune, und wenn oft ſtörende Geſtalten unſeren kleinen Kreis beengten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklanges unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeeviſite unſerem genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen ſahen, dann erſchloß ſich ein heiter ideales Leben unſerem innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig. Man wandelte im Geſpräche mit ihm wie zwiſchen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die ſich in einem reineren, leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe."

Daß bei ſolcher Stimmung die Arbeiten des Dichters gedeihlich vorrückten, kann nicht wunder nehmen. Ihn beſchäftigten damals vornehmlich zwei größere Unternehmungen, die „Geſchichte des Abfalls der Niederlande" und „Der Geiſterſeher".

Das erſtere dieſer Werke war die erſte bedeutendere Frucht ſeiner geſchichtlichen Studien und iſt auch, trotz ihrer fragmentariſchen Geſtalt, die bedeutendſte ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten geblieben. Wie Schiller von der Geſchichtſchreibung dachte, haben wir zu berühren ſchon Gelegenheit gehabt. Ihm war hauptſächlich um die innere, um die philoſophiſche Wahrheit zu thun, durchaus mehr um den Geiſt als um den Buchſtaben der Begebenheiten. Das Detail, namentlich da, wo es der künſtleriſchen Formgebung widerſtrebte, ließ ihn gleichgiltig. Ueberall auf die großen, ewigen Züge in den Geſchicken, Leiden, Verirrungen und Thaten der Einzelnen und der Völker hindeutend, war er, wie als Dichter ein vorwärts zeigender, ſo als Hiſtoriker ein rückwärts gewandter Prophet. So war ihm denn der glorreiche Befreiungskampf der Niederländer gegen die ſpaniſche Deſpotie ein Mittel, „in der Bruſt des Leſers ein freudiges Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beiſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache“. Die Idee, von welcher das ganze Werk beſeelt und getragen iſt, prägt ſich in der Stelle der Einleitung aus, wo es heißt: „Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Gewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu ſchanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Deſpoten beugen und heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hilfsquellen endlich erſchöpfen kann.“

Dem Roman „Der Geiſterſeher“ liegt eigentlich der nämliche Gedanke zu Grunde wie der Geſchichte der niederländiſchen Revolution. Hier wie dort dreht ſich alles um den Kampf der lichten gegen die dunkeln Mächte. Nur geht dieſer Streit, der im Geſchichtswerk auf der objektiven Bühne der Hiſtorie ſich abſpielt, im Roman innerhalb der Schranken individueller Beziehungen vor ſich. Schiller, welcher von ſeinem Geiſterſeher ſpäter nicht mehr viel hielt, that dem Werke unrecht, inſofern daſſelbe eine meiſterhaft pſychologiſche Behandlung kulturgeſchichtlicher Probleme des 18. Jahrhunderts enthält. Der Dichter hatte mit der Wahl dieſes Gegenſtandes einen ganz vortrefflichen Griff in ſeine eigene Zeit hineingethan. Vielleicht, daß ihn jener Brief aus Paris, welchen ihm Raleigh zu ſchreiben verſprochen und auch wirklich geſchrieben hatte, auf das Thema des Geiſterſehers geleitet. Der Freund hatte ihm darin den Verlauf und Ausgang der Intrike am herzoglichen Hofe von S. G. auseinandergeſetzt, Lauretta's Stellung dazu, ſein eigenes rettendes Eingreifen und ſeine Belohnung durch die Gerettete. So hatte Schiller erfahren, wie ſehr zwei Menſchen, die ſeinem Herzen theuer waren, in die Laufbahn des ſizilianiſchen Abenteurers, der an verſchiedenen Enden und Orten Europa's ſeine unglaublich frechen und doch urkundlich verbürgten Gaukeleien trieb, verflochten worden waren. Das erklärt die Wärme, womit der Dichter an die Ausführung des Gegenſtandes ging. In dem Maße aber, in welchem die Geſtalten Raleighs und Lauretta's, von denen er weiter keine Nachricht mehr erhalten, allmälig durch die Zeit und durch neuere Bekanntſchaften in dämmernde Ferne gerückt wurden, erkaltete auch ſeine Theilnahme an dem geiſterſeheriſchen Thema und er ließ es zuletzt ganz fallen. Unrecht jedoch würde man dem Dichter thun, wollte man in der Heldin des Geiſterſehers, in der ſchönen Griechin, Erinnerungen an Lauretta finden. Dagegen hat man guten Grund, in jener Geſtalt der Fiktion Züge der Wirklichkeit zu vermuthen, Züge von jener Henriette Eliſabeth, welche den Dichter während ſeines Aufenthalts in Dresden ſo leidenſchaftlich aufgeregt und verwirrt hatte.

Wenn im Geiſterſeher Schiller eine Gattung der Poeſie, den Roman, kultivirt hat, zu welcher er ſpäter nie wieder zurückgekehrt iſt, ſo ſind dagegen zwei berühmte Gedichte aus dieſer Periode, „Die Götter Griechenlands“ und „Die Künſtler“, nur Verblüthen — allerdings prächtige — jener lyriſch-didaktiſchen Dichterthätigkeit, die ſpäter Früchte trieb, welche mit zu den beſten des germaniſchen Geiſtes gehören.

Gegen das Klagelied um die Götter Griechenlands hat gleich bei ſeinem Erſcheinen das Zelotenthum wüthend die Lanze eingelegt. Das Gedicht ſei irreligiös, wurde geeifert. Wunderlicher Mißverſtand! Alle Adern dieſes Liedes ſchwellen von religiöſem Gefühl. Es iſt ein Laut innigſter Sehnſucht nach dem „holden Blüthenalter der Natur“, wo dieſe noch nicht als ein Abfall vom Göttlichen betrachtet, verachtet und gehaßt wurde, wie das ſpäter geſchah, als man vergaß und vergeſſen machen wollte, daß auch der Stifter des Chriſtenthums in den Evangelien überall als vom innigſten Naturſinn durchdrungen erſcheint.

Wenn aber Schiller in den Göttern Griechenlands als ein Rächer der Schönheit erſcheint, ſo ſteht er in den Künſtlern als ihr Prophet da. Wir möchten dieſes wunderbare Gedicht eine Transfiguration der Kulturgeſchichte der Menſchheit nennen. Des Dichters philoſophiſches Kredo: Durch Schönheit zur Wahrheit und Freiheit! kommt hier voll und ganz zur künſtleriſchen Erſcheinung. In erhabenſten Tönen wird die Miſſion des Dichters, des Künſtlers verkündigt und über den wogenden Gedankenſtrom dieſer frohen Botſchaft fährt ſänftigend und glättend die Hand der Grazie. Wer die Schöpfungen unſeres theuren Dichters näher kennt, dem müſſen die Künſtler als die erſte völlig reine Ausſtrömung ſeiner großen Seele erſcheinen. Man ſpürt in jeder Zeile die wohlthätige Einwirkung der beiden Schweſtern, man fühlt, daß er dieſen ſeinen Dank zollen wollte, daß er ſich ſelbſt im Auge hatte, als er in den Künſtlern die Stelle ſchrieb:

In allem, was ihn jetzt umlebt,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an;
Der Schönheit goldner Gürtel webt
Sich mild in ſeine Lebensbahn.

Als Lotte das Gedicht im „Deutſchen Merkur“ geleſen, ſagte ſie dem Freunde:

„Ich finde immer mehr ſchönes, je öfter ich's leſe. Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künſte beſungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlt es klar, daß es ſo iſt.“

Das gegenſeitige Vertrauen, das gegenſeitige Gefühl der Unentbehrlichkeit wuchs zwiſchen den Frauen und dem Dichter von Tag zu Tage. Ausdrücke lebendigſter Freundſchaft traten in ihren Beziehungen an die Stelle der konventionellen Anreden und Begrüßungen, aber während Karoline ihre Empfindungen mehr zu beherrſchen verſtand, ließ die argloſe Unſchuld Lotte's hinter dem Schleier der Freundſchaft manchmal ſchon ein wärmeres, weiblicheres Gefühl hervorblicken. So, wenn ſie dem Dichter einen Strauß ſendet und dazu die Worte ſchreibt:

„Dieſe Blumen ſollen ihre ſüßen Düfte um Sie verbreiten, lieber Freund, und Ihnen einen ſchönen Gruß von mir bringen.“

Schiller und die Schweſtern laſen in dieſem Sommer mitſammen den Homer und ſo wurde der Dichter von der Hand der Freundſchaft immer mehr hineingeleitet in die große Welt des Alterthums, in welcher er ſich dann durch Uebertragungen aus Euripides noch heimiſcher zu machen ſuchte. Da gewährte es ihm Freude und Aufmunterung, wahrzunehmen, wie fein und lebhaft das Verſtändniß Lotte's für die Alten war. Einmal äußerte ſie:

„Wie ſchön kommt mir nicht der Muth vor, womit die Menſchen der antiken Welt das Unglück tragen. Nie verlieren ſie ganz die wohlthätige Hoffnung, und wenn dann alles verſchwindet, ſo ſuchen ſie Troſt in dem beſtändigen Wechſel der Dinge.“

Im lengefeld'ſchen Hauſe war es auch, wo Schiller zuerſt dem eben aus Italien zurückgekehrten Goethe perſönlich begegnete. Aber wenn die beiden Schweſtern, der Verehrung für Goethe voll, von dieſer Zuſammenkunft für ihren Freund viel gutes und beſtes gehofft hatten, ſo ſollten ſie für jetzt in dieſer Hoffnung ſich ſehr getäuſcht finden. Es mußten noch Jahre vergehen, bevor zwiſchen den beiden Heroen unſerer Literatur Verſtändniß und Zuſammenklang ſich herſtellte. Schiller zwar war dem berühmten Manne mit offener Herzlichkeit genaht, aber Goethe's Gemeſſenheit ſcheuchte ihn zurück.

Goethe befand ſich damals in einer ſehr unbehaglichen Stimmung. Zu der quälenden Rückerinnerung an den eben verlaſſenen Süden geſellten ſich peinliche Eindrücke, die er im Vaterlande vorfand. Die laute Bewunderung für Schillers wildgeniale Jugendwerke war ihm, wie er ſpäter offen erklärte, zuwider, nicht etwa aus kleinlichem Neid, ſondern weil ſie ihn, der ſich in Italien ein neues Schönheitsideal gebildet hatte, allzu geräuſchvoll an die eigene Kraftgenialität erinnerten, welche er als eine abgethane Sache angeſehen wiſſen wollte. Daß Schiller dem kraftgenialiſchen Naturalismus bereits ſich entwunden, daß er eine

Bahn eingeſchlagen hatte, welche ihn mit Goethe früher oder ſpäter zuſammenführen mußte, und zwar im modernen Griechenthum zuſammenführen mußte, das überſah damals der letztere, obwohl ihn Schillers Gedichte von den griechiſchen Göttern und den Künſtlern ſchon hätten darauf aufmerkſam machen können.

So blieb die erſte Zuſammenkunft zwiſchen den beiden kalt und förmlich. Schillers gerechtes Selbſtbewußtſein fühlte ſich verletzt, daß Goethe ſein Entgegenkommen ablehnend aufgenommen. Doch war er gerecht genug, gegen Körner brieflich zu äußern:

„Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei Goethe bereits durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her ganz anders angelegt als das meinige; ſeine Welt iſt nicht die meinige; unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchiedene. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren.“

Den Freundinnen gegenüber ſprach ſich aber Schillers verletztes Gefühl ſtärker aus.

„Soviel ich ſehe und gehört habe“, ſagte er, „hat ſich Goethe durch ſeinen Geiſt und tauſend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber ſich ſelbſt hat er immer behalten, ſich ſelbſt hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat ſich aus dem höchſten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geſchaffen, bei dem er nicht glücklich iſt. Dieſer Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünſchen und in der Nähe eines ſolchen Menſchen wäre mir nicht wohl.“

Da Karoline ſchwieg, verſetzte Lotte:

„Sie haben da, theurer Freund, ein Urtheil über Goethe gefällt, das mir in ſeinem Charakter einiges klar macht, was ich ſonſt nicht gut zuſammenreimen könnte; nämlich, daß er ſich ein Ideal von Egoiſmus gebildet hat und daher an nichts mehr recht innig zu ſeinem eigenen Glück ſich anſchießen kann. Er kann den Menſchen viel für ſie ſelbſt geben, aber andere ihm nichts. Er kommt ſich daher oft ſo einſam vor, weil er ſich zu groß fühlt, und ich glaube, dies muß ihm trübe Augenblicke machen."

„Das mag allerdings wahr ſein", entgegnete Schiller, „aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüſten Inſel mit ihm allein wäre, ſo würde ich freilich weder Zeit noch Mühe ſcheuen, dieſen verworrenen Knäuel ſeines Charakters aufzulöſen. Aber da ich nicht an dieſes einzige Weſen gebunden bin, da jeder, wie Hamlet ſagt, in der Welt ſeine Geſchäfte hat, ſo habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig bares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menſchen zu entziffern, die ſchwer zu entziffern ſind. Iſt er ein ſo ganz liebenswürdiges Weſen, ſo werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel ſind. Im Ernſt, ich habe zu viel Trägheit und, wenn Sie wollen, auch zu viel Stolz, einem Menſchen abzuwarten, bis er ſich mir entwickelt hat. Es gibt eine Sprache, die alle Menſchen verſtehen. Dieſe iſt: Gebrauche deine Kräfte! Wenn jeder mit ſeiner ganzen Kraft wirkt, ſo kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies iſt mein Plan. Wenn einmal meine Lage ſo iſt, daß ich alle meine Kräfte wirken laſſen kann, ſo wird Goethe mich kennen, wie ich ſeinen Geiſt ſchon jetzt kenne und anerkenne. Und das noch, meine Freundinnen, laſſen Sie mich Ihnen ein für allemal ſagen: erwarten Sie nicht zu viel herzliches und ergießendes von Menſchen, die von allem, was ſich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden. Es iſt nichts zerbrechlicher im Menſchen als ſeine Beſcheidenheit und ſein Wohlwollen. Wenn ſo viele Hände an dieſes zerbrechlich zarte Ding tappen, was wunder, wenn es zu ſchanden geht? Wenn mich je das Glück oder Unglück träfe, daß ich ſehr berühmt würde, ſo ſeien Sie mit Ihrer Freundſchaft gegen mich vorſichtiger. Leſen Sie alsdann meine Schriften und laſſen Sie den Menſchen im übrigen laufen."

„Welche Timonslaune, beſter Freund!" ſagte Karoline lächelnd. „Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, dieſe eigentliche Grundſäule der Menſchheit, ſo leicht einſtürzen könne und daß das menſchliche Weſen ſich ſo ganz in Ruhmſucht und Eitelkeit auflöſe. Ich hoffe, Sie ſollen mir immer lieb bleiben können, ungeachtet aller Berühmtheit. Wie dieſe bisher an Ihnen noch nichts verdorben hat, ſo wird ſie es auch in der Zukunft nicht thun. Ihrem inneren Daſein werden dieſe Dinge nie etwas gelten, hoffe ich, und das Zerreißen unſerer Freundſchaft denke ich mir gern aus dem Bereiche der Möglichkeit hinaus."

Nach einer Pauſe ſetzte ſie noch hinzu:

„Ueber Goethe kann ich eigentlich ſehr wenig ſagen, da ich ihn ſo gar ſelten geſehen habe und ihn mehr nur aus den Erzählungen anderer kenne. Es kann ſein, ich habe ein unrichtiges Bild von ihm. Das aber bleibt mir doch immer wahr, daß man ihm nur ſeines Genies wegen vieles vergeben kann, und auf das Vergebenmüſſen kommt man am Ende doch immer mit den Menſchen. Aller Umgang müßte ſonſt aufhören. Die rein umſchriebene Form der Menſchheit, die ſich in jeder Lage des Lebens graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie abweicht — wo iſt ſie?"

Aber die „ſchönen Tage von Aranjuez" — damals war dieſe Redensart noch nicht trivial geworden — gingen vorüber und mit dem Blätterfall kam die Zeit des Scheidens. Seine literariſchen Geſchäfte und Verbindungen riefen den Dichter nach Weimar zurück, obgeich er die Stunde der Trennung ſoweit wie möglich hinausgerückt hatte.

Die drei guten Menſchen, welche ſich ſo innig verſtanden und zugethan waren, hatten verabredet, daß ſie ſich, nachdem der Dichter im lengefeld'ſchen Hauſe bereits ſo zu ſagen officiellen Abſchied genommen, noch einmal da treffen wollten, wo ſie ſich an den Sommerabenden ſo oft begegnet waren. Demzufolge gingen die beiden Schweſtern im bleichen Lichte der Novemberabendſonne hinaus an die Brücke über den Waldbach, wo der Freund ihrer ſchon wartete.

Sie wandelten mitſammen unter den halbentlaubten Bäumen des Saaleufers hin. Der Fluß rauſchte, vom erſten Schneefall angeſchwollen, trübe zu ihren Füßen.

„Wie melancholiſch die Landſchaft iſt, die doch kaum noch ſo grün und ſonnenhell ausſah", bemerkte Karoline. „Sie ſtimmt nur allzuſehr zu unſeren Gefühlen, beſter Freund, denn ich ſehe mit wehmüthiger Genugthuung, daß Sie ſo wenig gern von uns gehen, als wir Sie ziehen laſſen. Wie ſchön war dieſe Zeit unſeres Zuſammenſeins! Ach, ſo ſchön, daß ich, weil ſie nun unwiderbringlich dahin, faſt wünſchen möchte, ſie wäre nie geweſen."

„Nein", entgegnete Schiller. „Wir wollen uns, meine Theuren, dieſen Sommer nicht reuen laſſen, ob er gleich vergangen iſt. Er hat unſere Herzen mit ſeligen Empfindungen bereichert, er hat unſere Exiſtenz verſchönert und das Eigenthum unſerer Seele vermehrt. Was mich betrifft, mich machte er glücklicher als alle, die ihm vorhergegangen ſind. Er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe, holde Nothwendigkeit, denke ich, ſoll ihn noch oft und immer ſchöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für ſo viele Freuden, die Ihr Geiſt, Ihr Herz, Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Weſen mich hat genießen laſſen. Und laſſen Sie der ſchönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Dieſe Vorſtellung habe ich mir frühe von unſerer Freundſchaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben."

„Ich verſtehe Ihre Abſicht, theurer Freund, uns dadurch, daß Sie unſerer Freundſchaft für Sie einen höheren Werth beilegen, an das Bleibende dieſes Verhältniſſes zu erinnern und uns ſo über das Schmerzliche des Augenblickes hinwegzuhelfen."

„Und warum, beſte Freundinnen, ſollten wir uns dieſe Trennung ſchwerer denken und machen, als ſie iſt? Die Vorſtellung unſerer Wiedervereinigung ſteht ſchnell und heiter vor mir. Alles ſoll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theurer ſein durch dieſe Erinnerung. Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundſchaft ſo lebhaft überzeugt haben, als ſie ein Theil meines Weſens geworden iſt. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir ſelbſt fremd werde."

Indem der Dichter bei dieſen Worten ſeine Blicke von Karoline zu Lotte hinübergehen ließ, glaubte er zu bemerken, daß die geſenkten Wimpern des Mädchens feucht ſeien. Auch Frau von Beulwitz machte dieſe Wahrnehmung, und als Lotte, wie um ſich der Beobachtung zu entziehen, ſich abwandte, flüſterte ihre Schweſter dem Freunde zu: „Sagen Sie Lolochen noch ein gutes Wort" und trat dann zurück, um ihm dazu Gelegenheit zu geben.

„Theure Lotte", ſagte er, „Sie ſind den ganzen Abend her ſo ſtill geweſen, als machte es Ihnen Mühe, mich freundlich zu entlaſſen und mir zu ſagen, daß Sie, wie ich zu hoffen mich erkühne, auch in der Ferne meiner wohlwollend gedenken werden."

„Oh, glauben Sie das nicht, lieber Freund", verſetzte ſie mit ſanftem Erröthen und bemüht, mit ruhiger Faſſung zu ſprechen. „Aber warum ſollt' ich es läugnen, daß der lange gefürchtete Moment, welcher nun gekommen, mich traurig macht? Noch ſehen wir mitſammen dieſes Thal, dieſen Fluß, dieſe Berge und morgen ſoll dies alles nicht mehr ſo ſein? Mögen immer gute und frohe Geiſter Sie umſchweben, theurer Freund."

„Ich nehme Ihren Wunſch als ein gutes Omen dankbar an, liebe Lotte. Aber werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abweſend folgen laſſen?"

„Oh, gerne, gerne! Ich möchte Ihnen ſagen, wie lieb mir Ihre Freundſchaft iſt und wie ſie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wiſſen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und ſie anderen deutlich zu machen. Aber glauben Sie, daß ich nicht weniger den Werth Ihrer Freundſchaft zu ſchätzen weiß. Laſſen Sie ſo oft, wie Sie können und Luſt haben, von ſich hören, damit der Gang Ihres Geiſtes mir nicht fremd wird und ich nach Maßgabe meiner Kräfte ihm folgen kann. Und ſo leben Sie wohl, ſo wohl, als ich es wünſche, und — und denken Sie gern meiner und oft."

„Das brauchen Sie mir nicht erſt zu empfehlen", entgegnete der Dichter. „Wie oft und gerne wird es geſchehen!"

Damit reichte er Lotten und ihrer inzwiſchen wieder herbeigetretenen Schweſter die Hände hin und ſagte noch:

„Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tauſend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundſchaft mir hier gewährt hat. Sie haben, theure Freundinnen, viel zu meiner Glückſeligkeit gethan und immer, glauben Sie mir, werde ich das Schickſal ſegnen, das mich hierher geführt hat."

Damit trennten ſie ſich an dem Weg über den Waldbach, wo Schiller zurückblieb, um den nach der Stadt gehenden Schweſtern nachzuſehen. Schon wollte ſie eine Biegung des Weges ſeinen Blicken entziehen, als ſich Lotte noch einmal nach dem Freunde umwandte.

Es war nur ein flüchtiges Zurückwenden, aber dennoch gab es dem Dichter auf ſeinem Heimgange viel zu denken.

## Viertes Kapitel.

„Der Weg von Freundſchaft bis zur Liebe." — Der gute Genius und der durch ihn herbeigeführte „Moment des befreiten Herzens". — Ein Donnerſchlag und eine Anekdote.

**Damals** blieben die Briefe — kaum glaublich für das an Dampf- und Telegraphengeſchwindigkeit gewöhnte Geſchlecht unſerer Tage — Briefe, welche mit der Poſt von Weimar nach Rudolſtadt und umgekehrt gingen, manchmal nicht weniger als vier Tage unterwegs. Zum Glück aber für befreundete Menſchen, welche das rege Bedürfniß der Mittheilung hatten, gab es eine „Botenfrau", welche ſchneller ging, als der Poſtwagen fuhr.

Dieſe gute Botenfrau hatte im Winter 1788—89 gar viele Botſchaften zwiſchen dem lengefeld'ſchen Hauſe in Rudolſtadt und der Wohnung Schillers in Weimar auszurichten, gar viele Briefe und Bücherpakete hin und her zu tragen. Es iſt überhaupt „erſtaunend", um ein beliebtes Wort jener Zeit zu gebrauchen, wie ſehr die Menſchen des vorigen Jahrhunderts zum Briefwechſeln aufgelegt waren. Uns Epigonen bleibt dazu nicht mehr Zeit genug. Oder ſollten wir uns irren? Wird dem zwanzigſten Jahrhundert aus dem unſerigen auch eine ſolche Maſſe von gedruckten Briefwechſeln beſchert werden, wie uns aus dem vorigen? Mag ſein, aber wir fürchten, was den Gehalt angeht, dürfte ein großer Unterſchied fühlbar werden. Und doch wieder werden die Briefwechſel des neunzehnten Jahrhunderts vor denen des achtzehnten etwas voraushaben, das ſtaatsbürgerliche Moment.

In Wahrheit, man müßte es „erſtaunend" finden, wie die Bannerträger des deutſchen Geiſtes im vorigen Jahrhundert faſt durchweg ſo gar keine Beziehung zum Staate gewinnen konnten, wenn man nicht wüßte, daß es damals in Deutſchland eigentlich gar kein ſtaatliches Leben gab. Das deutſche Reich war nur eine Leiche des Mittelalters, und wenn alle edlen und ſtrebſamen Geiſter vor dem widerwärtigen Leichengeruch in die reinere Region der Ideale ſich emporflüchteten, wer kann es ihnen verargen? Der Deutſche hat ohnehin wenig politiſches Geſchick. Er iſt dazu viel zu wenig ſchlecht. Was wunder, daß Männer, welche das Deutſchthum in ſeiner höchſten Potenz darſtellten, und noch dazu unter den angedeuteten Umſtänden, darauf ausgingen, für ihren Genius ein Gebiet zu ſuchen, welches ſich von der gemeinen Wirklichkeit ſcharf abhob? Während jenſeits des Rheins die ſchwarzen, ſchickſalsſchwangern Wolken ſich aufthürmten, deren Elektricität ſo bald in einem welthiſtoriſchen Gewitter ſich entladen ſollte, wandelten unſere Dichter und Philoſophen in den Aetherhöhen der Idee und hielten jene Vorzeichen einer ungeheuren Kataſtrophe kaum einiger flüchtigen Seitenblicke werth. Und doch war hier wie dort der Geiſt des Jahrhunderts gleich thätig. Hier wie dort machte er Revolution, und wenn auch die deutſche nur im „Reich der Träume" vor ſich gegangen, ſo war ſie dafür eine zehnmal intenſivere als die, welche thatſächlich in Frankreich ſich abſpielte. Keiner der großen Helden oder der großen Verbrecher der franzöſiſchen Revolution iſt auch nur bis an den Fuß jener Gletſcherhöhe der Gedankenkühnheit gelangt, von welcher aus der kleine hagere Mann da hinten in Königsberg, welcher ſo zu ſagen nie aus den Thoren ſeiner Vaterſtadt herausgekommen, Immanuel Kant, den Himmel erſtürmte. Wir ſcheinen nicht dazu beſtimmt, die Saaten, welche unſer Genius aus dem Boden trieb, einzuheimſen. Aber was thut das am Ende? Der Welt wird die Ernte vom deutſchen Gedankenfeld doch zu gute kommen. Hellas ging unter, aber heute noch ſind die Hellenen die Mitbürger aller wahrhaft gebildeten Menſchen. Wann die Gloire der Franzoſen wie ein Feuerwerk verpufft, wann die Seeherrſchaft Englands zur fernen Sage geworden ſein wird, dann immer noch wird die Menſchheit von den Gaſtgeſchenken zehren, die ihr Leſſing und Kant, Goethe und Schiller hinterlaſſen haben. Dieſe Namen werden dann vielleicht verweht ſein, aber nimmer wird im Wirbelſturm der Jahrtauſende der Hauch des Geiſtes ihrer Träger verwehen.

Doch wir müſſen zu unſerer guten Botenfrau zurück, welche ſo eben in Schillers Zimmer getreten iſt und aus ihrer mächtigen Ledertaſche zwei Briefe hervorgezogen hat.

Karoline ſchrieb unter anderem:

„Ein großes Princip der Duldung iſt mir der Gedanke, daß die Menſchen zu dem geboren werden, was ſie ſind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. Sowie es Cedern und Gänſeblumen geben muß, ſo muß es auch verſchiedene Menſchenarten geben, glaube ich. In unſerem Herzen täuſcht es mir doch ein ſchöner Irrthum, daß wir die Gänſeblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfaſſen möchten; er deutet mir auf das Daſein einer ſchönheitsreicheren Welt, deren Ahnung unſeren innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht dieſe überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch iſt wieder kein Glück ohne ſie. Ach, das Regen der Flügel der Pſyche, die an ihre Hülle ſtoßen — wie klar drückt das Bild unſere Exiſtenz aus!“

In Lotte's Brief hieß es:

„Ich beobachte mich ſo gerne, wie ſo alles von außen auf mich wirkt und die Saiten meiner Empfindungen anſchlägt. Wir hängen doch recht von kleinen Zufällen ab, und doch iſt mir wieder nichts klein in der Welt, weil alles in einander verflochten iſt und zum großen ganzen gehört. Ich vergeſſe gerne mein Ich, wenn ich an den großen Zuſammenhang des ganzen denke. Wie wird man ſich ſelbſt da ſo klein! Und es iſt doch wieder ſo in unſerer Natur, daß wir gerne alles auf uns zurückführen. Unſtreitig aber ſind es ſchönere Gefühle, wenn man nicht bloß auf ſich ſieht: wie weit und groß wird da der Geiſt!“

Wie ſchon ſo oft, brachten auch diesmal die Briefe der beiden Schweſtern dem Dichter ihr ganzes Weſen wohlthuend nahe. Scheinbar war der Ton in beiden Epiſteln der gleiche; beide Freundinnen philoſophirten, aber wie ſie es thaten, das begründete den großen Unterſchied, der dem Dichter ſo viel zu ſchaffen machte.

Denn ſagen wir es nur gleich, ſein Verhältniß zu den Schweſtern hatte den ſeltſamſten Dualiſmus der Neigung in ihm hervorgerufen, einen Dualiſmus, welchen er, ſolange ihm derſelbe nicht in ſeiner ganzen Schärfe klar geworden, durch ein ſeltſamſtes

Auskunftsmittel verſöhnen zu können wähnte. Er dachte ſich die Möglichkeit eines gemeinſamen Lebens mit den Freundinnen, die Möglichkeit eines idealen Doppelverhältniſſes, welches freilich nur in den Gedanken eines Mannes von Schillers Seelenhoheit ein ideales bleiben konnte. Begreiflich und verzeihlich iſt dieſe pſychologiſche Verirrung von ſeiten eines Dichters, welchen ſein Genius raſtlos trieb, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den „goldnen Duft des Ideals" zu weben; aber wäre dieſer Irrthum realiſirt worden, hätte er realiſirt werden können, Deutſchland und die Welt hätten es zu beklagen gehabt, denn Schiller müßte an dieſer Realität furchtbar ſchnell zu Grunde gegangen ſein. Charakteriſtiſch für das Jahrhundert iſt es jedoch immerhin, daß in einem ſeiner hellſten und edelſten Geiſter für eine Weile die Reminiſcenz einer romantiſchen Monſtroſität erwachen konnte, wie ſie die mittelalterliche Sage von dem Grafen von Gleichen erzählt.

Es währte einige Zeit, bis ſich der angedeutete Zwieſpalt in dem Dichter ſo weit entwickelt und geklärt hatte, daß wenigſtens eine Entſcheidung nach dieſer oder jener Seite hin möglich ward. Gibt es doch gar hartnäckige Illuſionen der Phantaſie.

Der Schwung von Karoline's Geiſt zog den Dichter mächtig an. Es war in dem Weſen der jungen Frau etwas dem ſeinigen verwandtes: eine Kühnheit der Anſchauung, welche, mit einem Fußtritte der Verachtung die Erde hinter ſich laſſend, zum Aether aufſtrebte. Es war ihm Freude, die Freundin auf dieſen Flügeln zu begleiten und ſie zu weiteren zu ermuntern. Sein eigener Idealiſmus fühlte ſich ſo ſympathetiſch von ihrer Begeiſterung getragen. Ihr Geiſt verſtand den ſeinigen ſo ganz, und wie man mit duftenden Spezereien auf den Altären die heiligen Flammen nährt, ſo nährte ſie mit den Huldigungen einer geiſtreichen Schwärmerei das Veſtafeuer ſeiner Seele.

Aber — wunderliche Menſchen, die wir ſind! — mitten aus den Roſen des Freundſchaftsenthuſiasmus, welche Schiller der Freundin ſtreut, blickt oft ein etwas hervor, das, wenn es kein ſkeptiſcher Dorn iſt, einem ſolchen wenigſtens ſehr ähnlich ſieht. Ob der Dichter zuweilen ſchon ein Gefühl davon gehabt, daß Karoline, namentlich dann, als ſie ſpäter als Schriftſtellerin aufgetreten, von einer gewiſſen blauſtrümpfigen Starkgeiſterei und äſthetiſirenden Koketterie, aller ihrer unbeſtreitbaren großen Vorzüge und Tugenden ungeachtet, keineswegs ganz frei war, ob der Dichter ſo ein Gefühl gehabt, ſteht dahin. Aber etwas ſcheint ihn unter dem Schleier ſittlicher Hoheit, welcher über die Freundin gebreitet war, dennoch geſchreckt zu haben: gerade das Außerordentliche in Karoline's Weſen. Das fürchtete er, denn die Ueberzeugung, daß eine Frau, die ein außerordentliches Weſen ſei, ihn nicht glücklich machen könne, kehrte ihm ſtets wieder.

Hatte er doch dieſe Ueberzeugung, um ihrer je verluſtig gehen zu können, mit allzu ſchmerzlichen Erfahrungen erkauft. Schon hatten früher zwei außerordentliche weibliche Weſen ſeine Laufbahn gekreuzt, erſt Lauretta, dann Lolo. Was anderes hatten ihm, bei kälterer Ueberlegung, ſeine Beziehungen zu dieſen beiden eingetragen als Schmerzen? In Lauretta hatte er den Geiſt der Abenteuerlichkeit, in Lolo den Geiſt der Leidenſchaft des Jahrhunderts verkörpert gefunden, in Formen allerdings, die einen Dichter blenden mußten, ihn aber doch nicht auf die Länge beſtechen konnten. Es war in Schiller bei allem Aufſchwung immer eine gewiſſe ſchwäbiſche Bedächtlichkeit, ein idylliſch-häuslicher Sinn, von welchem man Notiz nehmen muß, um von ſeiner Aeußerung, daß bei einer ewigen Verbindung, die er eingehen ſolle, Leidenſchaft nicht ſein dürfe, nicht überraſcht zu werden. So hatte er früher dem Gedanken entſagt, in einer Verbindung mit Lauretta oder mit Lolo ſein Glück zu ſuchen, und ſo übertrug er ſeine Hoffnung auf eine beglückende Verbindung von der kühn und hoch ſchwärmenden Karoline allmälig auf ihre ſanftere Schweſter.

Die Korreſpondenz mit Lotte zeigte ihm, daß er bei dieſer jene Ruhe finden würde, welche dem Manne von Genie nach ſeinen Aufflügen doppelt nöthig und wohlthuend iſt. Auch Lotten mangelte es nicht an Verſtändniß für das hohe Streben des Freundes. Sie ließ ſich gern und leicht von den Fittigen ſeines Genius mitemportragen in die Regionen idealiſcher Schönheit, aber zugleich wußten ihn ihre Naivität, ihre angeborene Sicherheit, das Leben zu nehmen, wie es iſt, vor dem Verſchwärmen und Verfliegen ins Luftleere zwanglos anmuthig zu bewahren. Jeder Blick auf die Freundin, jeder ihrer Briefe mußte ihn mehr und mehr überzeugen, daß es ſich an dieſer Bruſt, in welcher ein ſo echt weibliches Herz ſchlug, ſicher ruhen laſſen müßte. Lotte hatte ihm einmal über den „Don Karlos“ geſchrieben und dabei geſagt, daß ſie beſonders von der Stelle angemuthet worden ſei, wo Poſa ſo ſchön das Bild der Königin entwerfe. Der Dichter ſchlug die Stelle nach, und als er laut vor ſich hin die Worte las:

In angebor'ner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,

Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
Wo ſie von eignem Beifall nie geträumt. —

da kam es über ihn, als müßte ihm, da er dieſes ſchrieb, eine prophetiſche Ahnung von Lotte's Bild und Weſen die Feder geführt haben.

Wo aber mehr nur die ſtille Macht des Gemüthes als das hochwogende Begehren leidenſchaftlich aufgeregter Phantaſie waltet, gelangen die Empfindungen ſelten zu raſcher und entſcheidender Ergießung. Schiller konnte ſich zwar durch manchen innigeren Seelenton in Lotte's Briefen ermuthigt fühlen, ihr die Beſchaffenheit ſeiner Gefühle für ſie mitzutheilen, aber er kam vorerſt noch nicht dazu. Freilich ließ er ſie merken, daß er ihr mehr ſagen möchte, als ſeine Briefe enthielten, und er beklagt ſich, daß auch die übereinſtimmendſten Menſchen, die „einander ſo ſchnell und leicht auffaſſen und ſo lebendig in einander leben, doch wieder einen ſo weiten Weg zu einander haben, ſich ſo nahe und doch ſo fern ſind“. Dann biegt er wieder ab und bringt es nur ſo weit, die Freundin ſeine Stimmung errathen zu laſſen, indem er ihr die unterdrückte Stelle aus dem „Don Karlos“ ſchickt:

. . . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte todte Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann haſt du genug,
Das Räthſel meines Lebens aufzuklären.

Inzwiſchen trat jener Wechſel in der äußeren Lage des

Dichters ein, welcher ihn ſeinen Wohnſitz von Weimar nach Jena verlegen ließ. Die „Geſchichte des Abfalls der Niederlande“ hatte Aufſehen erregt und ſo erhielt Schiller, auf Betreiben Goethe's, von dem weimarer und den übrigen thüringiſchen Höfen, deren gemeinſchaftliche Landesuniverſität Jena war, den Antrag, dort eine Profeſſur der Geſchichte zu übernehmen. Das war freilich kein „klingender“ Antrag, aber immerhin gereicht es dem achtzehnten Jahrhundert zur Ehre, daß es den Mann, welcher die Einleitung zu jenem Geſchichtswerk geſchrieben hatte, für berufen erachtete, ein Lehrer der akademiſchen Jugend zu ſein. Etwas ſchüchtern — denn er wußte wohl, wie manchen Lerngang er noch auf dem Gebiete zu machen habe, welches er jetzt lehrend betrat — beſtieg er an einem der erſten Maitage 1789 zum erſtenmal die Lehrbühne, aber die Hunderte von Zuhörern, welche ſein Ruf herbeigelockt, machten ihm Muth. Er ſetzte ſeinem Auditorium Weſen und Zweck des geſchichtlichen Studiums in einer vortrefflichen Rede auseinander und hatte ſich, zunächſt über alte Geſchichte leſend, bald leidlich in ſeine Docentenrolle hineingefunden.

Aber Wirrſal und Verbitterung blieben doch auch nicht aus. Das ſteife Profeſſorenthum ließ ſeinen Zopf empfindlich genug vor Schillers Geſicht herumſchwirren und die Schweſtern hatten häufig Gelegenheit, den Freund über Anfechtungen von jener Seite her zu tröſten. Und dann drängte gerade das Verhältniß zu den Freundinnen zu einer Entſcheidung. Schiller fühlte, daß es ſo wie bisher doch nicht wohl fortgehen könnte. Abgeſehen von allem anderen, ſtand er jetzt in einem Alter, wo jeder rechte Mann auf die Begründung einer eigenen Häuslichkeit denkt, und er hatte vom elterlichen Hauſe her ſtets das Gefühl in ſich getragen, daß einem wohl ſein müßte in ſeinen vier Pfählen, wenn man eine darüber hinausreichende tüchtige Wirkſamkeit entfalten wollte. So fühlte er ſich denn jetzt in Jena doppelt einſam und klagte, ſeinem Herzen fehle die „beſeelende Berührung“.

Hier nun trat Karoline wie ein guter Genius vermittelnd ein. Sie hatte mit richtigem Takte das Bedürfniß einer friedlichen Häuslichkeit, die Sehnſucht nach einem ruhigen Familienleben aus dem Freunde herausgefühlt und ſofort war ihr Entſchluß gefaßt. Viel, ſehr viel mag dieſer Entſchluß ſie gekoſtet haben, aber nachdem ſie erkannt, daß er der einzige richtige ſei, hielt ſie ihn feſt mit der ganzen Kraft ihrer Seele und brachte ihn ſo gewandt, wie das eben nur eine Frau kann, zur Ausführung.

Die beiden Schweſtern begleiteten im Hochſommer eine Freundin zur Badekur nach Lauchſtädt. Dieſe Freundin, Karoline von Dachröden, hatte ſich kürzlich mit dem jungen und liebenswürdigen Wilhelm von Humboldt verlobt, welcher ſo eben ſeine akademiſchen Studien in Göttingen vollendet hatte und jetzt in Weimar und Jena Anknüpfungen zu weiteren ſuchte und fand. Durch ſeine Braut im lengefeld'ſchen Hauſe heimiſch geworden, hatte Humboldt auch Schillers Bekanntſchaft gemacht und dieſe blühte von Tag zu Tag mehr zu jener Freundſchaft auf, welche für des Dichters Beſtrebungen ſo fördernd werden ſollte. Denn damals ſchon rührte ſich in dem jungen Humboldt jene univerſelle Empfänglichkeit und jener feinkritiſche und doch immer wohlwollende Sinn, wodurch er ſpäter ein ſo bedeutender Forſcher und Geſetzgeber des Schönen geworden iſt.

Ein Beſuch des jungen Mannes in Lauchſtädt ließ Karolinen einen ſchicklichen Vorwand, auch Schiller zu einem Ausflug dahin zu veranlaſſen, und als er gekommen, ging ſie ohne Zögern daran, die Löſung eines Knotens zu verſuchen, welcher immer verworrener zu werden drohte.

Die Schweſtern wohnten im Hauſe des Tiſchlers Küchler, einem der ſtillſten des ſtillen Badeortes, wo es nur dann lauter herging, wenn zeitweilig der Hof von Weimar herüberkam, und ſehr laut nur dann, wenn eine Bande jenenſer Studenten einfiel. Die Hinterſeite des küchler'ſchen Hauſes ſah auf eine einſame Wieſe hinaus, welche mit Buſchwerk und Bäumen beſetzt war.

Auf dieſen Platz blickten, am Fenſter ſtehend, an einem thauſchweren und ſonnenhellen Auguſtmorgen Frau von Beulwitz und Schiller, welche eine lange, ernſte, zum Theil leidenſchaftliche Unterredung ſo eben beendigt hatten.

Der Dichter, vom Wiederſehen der Freundin aufgeregt, war in jenen ſeltſamen Dualiſmus zurückgefallen, deſſen wir oben gedachten, und hatte mit beredſamer Zunge phantaſtiſche Zukunftsplane entworfen.

„Oh, meine Freundin“, hatte er geſagt, „dann wird unſer Leben erſt wirklich angefangen haben. Ich ſchreibe, aber ich weiß euch in meinem Zimmer. Sie, Karoline, ſind am Klavier und Lottchen arbeitet neben Ihnen und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, ſehe ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an euren ſchlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich euch habe, daß nichts euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtſein, daß ich euch morgen wieder finde, ſchlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die ſüße

Hoffnung nur durch die Erfüllung und getragen von dieſem himmliſchen Paar verfliegt unſer goldenes Leben!“

„Nicht alſo, theurer Freund“, hatte Karoline klar und feſt entgegnet, „nicht alſo! Warum ſich in Phantaſieen berauſchen, die uns, das unmögliche als wirklich erſcheinen laſſend, nur verwirren müßten? Haben Sie mir nicht früher ſelbſt geſagt, daß bei einer Verbindung, welche Sie dauernd beglücken ſoll, Leidenſchaft nicht ſein dürfe? Und Sie hatten recht, vollſtändig recht. Ich will Ihnen daher ſagen, was Ihnen zu Ihrem Glücke nothwendig iſt: ein Weſen, welches Sie liebt, hegt und pflegt, ein Weſen, welches ganz in Ihnen aufgeht, ohne doch alle Schätze Ihres Herzens als Entgelt dafür in Anſpruch zu nehmen, ein Weſen, das Ihnen Ruhe gibt, ohne um die Freiheit Ihres Geiſtes kleinliche Schranken zu ziehen. Ich kenne ein ſolches Weſen und — ſehen Sie mir nur offen in die Augen, beſter Freund — auch Sie kennen es und wiſſen, daß Sie von demſelben nur gutes zu gewärtigen haben.“

„Sie ſind immer gut, Karoline“, ſagte er etwas kleinlaut, „und wiſſen mich mit ſanfter Hand zu mir ſelbſt zurückzuführen.“

„Das iſt ja, denke ich, überhaupt die Aufgabe von uns Frauen und ſo will ich ſie denn auch an Ihnen üben. Ich weiß, was Sie quält und drückt, lieber Freund, was Sie wünſchen und erſehnen. Der peinigende Zwieſpalt in Ihnen, der den Flug Ihres Geiſtes hemmt, muß ein Ende nehmen. Glauben Sie mir, indem ich Sie glücklich und zufrieden ſehe, bin ich es auch, und ſo ſage ich Ihnen: ſuchen Sie nicht mir und ſich ſelbſt zu verheimlichen, was ich längſt weiß, nämlich: Sie ſehen mich mit dem Auge der Phantaſie an, meine Schweſter aber mit dem des Herzens."

„Wie?" rief Schiller aus, faſt erſchreckt durch dieſe Enthüllung und doch auch wieder wie von einer ſchweren Laſt befreit.

„Ja", fuhr die Freundin fort, „ſo iſt es. Und nicht erſt ſeit heute oder geſtern iſt es ſo. Als Sie neulich an Lotte die Verſe aus ‚Don Karlos' ſandten, wußte ich, welches Gefühl Ihr Herz erfülle."

„Aber — Lotte?"

„Oh, ſeien Sie ruhig — ich habe in meiner Schweſter Herz geleſen: es ſchlägt warm und innig für Sie."

„Es wäre möglich?"

„Es iſt. Und nicht erſt die Verſe aus ‚Don Karlos' und die Art, wie Lotte ſie aufnahm, haben mich überzeugt. Erinnern Sie ſich eines Abends aus dem vorigen Sommer, lieber Freund. Sie waren von Volkſtädt zu uns hereingekommen und waren Zeuge einer kleinen Störung zwiſchen der chère mère und Lotte geworden. Mama war weggegangen und auch ich hatte für eine Weile das Zimmer verlaſſen. Als ich zurückkam, hielten Sie Lotte's Hand in der Ihrigen. Sie hatten der Guten tröſtende Worte geſagt, Sie hatten ihr die Hand gedrückt und — Ihr Händedruck war erwidert worden. Ich ſah es wohl und ich ſah noch mehr, denn ich mußte bemerken, daß mein Kommen ſtörend war, ſtörend für Sie beide. Sehen Sie, das war für Sie und Lotte ſo ein Moment des befreiten Herzens. Warum ſollte er nicht wiederkehren, heute, jetzt? Es iſt eine glückliche Stunde. Sehen Sie, wie hell der Himmel und wie morgenfriſch die Erde! Es athmet in dieſer Morgenfriſche etwas, das die Seele löſt.

Lotte iſt dort unter den Bäumen. Gehen Sie zu ihr, ohne Zaudern. Glückliche Augenblicke wollen benutzt ſein. Gehen Sie, theurer Freund! Laſſen Sie Ihr Herz ſprechen, das der Schweſter wird antworten."

Und er war wirklich gegangen.

Da rührte aber doch ein heftiger Sturm die Seele Karoline's auf.

„Das Opfer iſt gebracht", flüſterte ſie mit bebenden Lippen vor ſich hin, „und er hat es angenommen!"

Dann warf ſie ſich auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Nach einer in Schmerzen verbrachten Stunde raffte ſie ſich auf, trocknete ihre Thränen, vertilgte ſorgfältig die Spuren derſelben und ging auf die Wieſe hinunter.

Sachte durch das Gebüſch ſchreitend, nahte ſie ſich auf Umwegen der Stelle, wo die Schweſter ſeit dem Aufenthalt am hieſigen Orte gerne und oft weilte, der Bank unter dem großen Nußbaum, welcher inmitten einer Fülle von Blättergrün ſeinen weißen Stamm erhob.

In der Nähe deſſelben angekommen, bog ſie die Zweige auseinander und ſah den Dichter und die Schweſter mitſammen auf der Bank ſitzen. Schiller hielt die beiden Hände des Mädchens in den ſeinigen und Lotte lehnte an dem geliebten Manne, das ſanft geröthete Geſicht an ſeiner Schulter verbergend.

Die Herzen hatten ſich befreit, die Seelen gelöſ't und die beiden ergingen ſich jetzt in jenem ſüßen Geplauder, welches dem Austauſche ſüßeſter Geſtändniſſe zu folgen pflegt.

Karoline hatte über das eigene Herz einen ſchweren, aber ſchönſten Triumph errungen. Wenn beim erſten Anblicke des

Paares ein ſtechender Blitz, etwas wie Eiferſucht, ihr durch die Bruſt gefahren, ſo war das ſo ſchnell gegangen, wie es gekommen. Mit neidloſer Freude blickte ſie jetzt auf die Glücklichen und hörte mit innigſter Theilnahme, was ſie ſich alles zu ſagen hatten.

„So iſt es denn wahr, theuerſte Lotte?“ ſagte der Dichter, die ganze Treuherzigkeit ſeiner Seele in den Augen. „Karoline hat richtig in Ihrer Seele geleſen?“

„Sie wußten es wohl, Theuerſter“, entgegnete ſie, „und lange ſchon mußten Sie es wiſſen können. Warum ſollte ich mich verſtellen, Ihnen gegenüber verſtellen? Ja, Karoline hat in meiner Seele geleſen. Sie leben darin, ach, wie ſo ganz! Glänzend und hell ſteht der Gedanke, zu Ihrem Glücke beitragen zu dürfen, vor mir. Kann es treue innige Liebe, ſo iſt der warme Wunſch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu ſehen.“

„Ich werde es ſein, Geliebte, denn du wirſt mir angehören und mit liebevoller Hand die Wolken von unſerem Himmel ſcheuchen. Oh, wie ſchwer iſt mir mein Geheimniß dir gegenüber geworden! Oft, als wir in Rudolſtadt täglich uns ſahen, nahm ich meinen ganzen Muth zuſammen und kam zu dir mit dem Vorſatz, dir mich zu entdecken, aber dieſer Muth verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunſche zu finden; ich fürchtete, daß ich nur meine Glückſeligkeit dabei im Auge hätte, und dieſer Gedanke ſcheuchte mich zurück. Konnte ich dir nicht werden, was du mir warſt, ſo hätte mein Leiden dich betrübt, ich hätte die ſchöne Harmonie unſerer Freundſchaft durch mein Geſtändniß zerſtört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, deine reine und ſchweſterliche Freundſchaft. Dann gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückſeligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rückſichten erhaben ſchien, wo ich es ſogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Du konnteſt ohne mich glücklich ſein, aber durch mich nie unglücklich werden. Du konnteſt dich einem andern ſchenken, aber keiner konnte dich reiner und zärtlicher lieben als ich. Dieſes fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich meine Hoffnungen, bis ſie dann wieder erblaßten vor der Zurückhaltung und Kälte ſogar, welche ich oft an dir mir gegenüber wahrzunehmen glaubte."

„Und iſt es mir nicht ähnlich ergangen, Geliebter? Wie oft ergriffen mich dieſe Gefühle und ich durfte ſie dir nicht ſagen. Auch wenn ich gewiß geweſen wäre, ob ich dir das ſei, was du mir. Wohl empfand ich, daß dich meine ſcheinbare Kälte oft abgeſtoßen haben könnte, Theurer, Lieber. Meine Anhänglichkeit an dich konnte ich dich nicht ſo, wie ich wünſchte, fühlen laſſen. Meine natürliche Scheu vor jedem Schein von Zudringlichkeit mag wohl eine der Urſachen davon geweſen ſein. Während du im vorigen Sommer unter uns lebteſt, kam mich ſo oft ein ſtarkes Mißtrauen gegen mich ſelbſt an. Der Gedanke, daß dir Karoline mehr, ſo viel mehr ſein könnte als ich, die Vorſtellung, daß du mich zu deinem Glücke nicht nöthig hätteſt, zog mich auch mehr in mich zurück. Die Menſchen, die mehr Zutrauen zu ſich ſelbſt haben, ſind wohl glücklicher. Zuweilen möchte ich auch ſo ſein, aber ich hatte, als ich noch klein war, einen Hang zur Eitelkeit, der mich, wenn er mir geblieben wäre, recht unerträglich hätte machen können. Da iſt es nun doch wohl beſſer, ich bin zu furchtſam und zu beſcheiden als zu eitel."

„Wie ſchön dieſe Beſcheidenheit dich kleidet, Theuerſte! Aber deine Liebe iſt ja alles, was du brauchſt, und ich will ſie dir leicht machen durch die meinige. Ach, das eben iſt das höchſte Glück in unſerer Verbindung, daß ſie auf ſich ſelbſt ruht und in einem einfachen Kreiſe ſich ewig um ſich ſelbſt bewegt. Karoline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſerer Gefühle und Gedanken als du, meine Lotte. Aber ich wünſchte nicht um alles, daß du anders wäreſt, als du biſt. Und ſieh, was Karoline etwa vor dir voraushat, mußt du von mir empfangen. Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten und mein Geſchöpf mußt du ſein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns ſpäter gefunden, ſo hätteſt du mir dieſe ſchöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu ſehen."

„Wie gut du biſt, Friedrich, und wie gerne ich deine frohen Hoffnungen theile! O, es wird eine ſchöne Zeit ſein, wenn wir erſt ganz für einander leben. Wie vieles wird ſich nach und nach im ungeſtörten Beiſammenſein entwickeln, wie vieles werden wir noch an einander finden, was uns näher und enger verknüpfen kann. Deine Liebe macht mich ſo glücklich, ſo ganz glücklich. Ich will es zu verdienen ſuchen, redlich zu verdienen ſuchen, dieſes Glück. Reich in deinem Geiſte wird der meinige ſich freuen, dem Fluge deines Genius zu folgen. Welche Ausſicht auf die Zukunft! Wie ſo hell und lachend ſteht nun mein künftiges Leben vor mir! Aber wir dürfen nicht ſelbſtſüchtig ſein, Theurer. Wenn dieſe Stunde dich beglückte, wie mich, ſo komm', daß wir die ſchweſterliche Hand dankend drücken, die uns ſo liebevoll zuſammengeführt hat."

„Daran erkenne ich wieder meine gute, zärtliche, ſelbſtſuchtloſe Lotte. Daß du und Karoline ſo gut zuſammenſtimmen, hat mich immer tief gefreut. Iſt es doch ſo ſelten, daß Schweſtern, die von früher Kindheit an in ſo viele Kolliſionen kommen, bei entwickeltem Charakter einander etwas ſind. Eure beiderſeitige Harmonie iſt ein ſchöner Genuß für mich und ich vereinige euch in meinem Herzen, wie ihr euch ſelbſt vereinigt habt. Ja, komm', wir wollen zur Schweſter."

„Sie iſt hier", ſagte Frau von Beulwitz, aus dem Gebüſch hervortretend, „ſie iſt hier, um ſich mit euch zu freuen und euch, ihr Theuren, und dieſe Stunde zu ſegnen, in welcher gute Götter das Räthſel eurer Herzen ſo ſchön gelöſ't haben."

„Oh, meine theure Karoline, oh, meine geliebte Lotte!" rief der Dichter hochbewegt aus. „Wie eine Glorie ſchwebt eure Liebe um mich, wie ein ſeliger Duft überkleidet ſie mir die ganze Natur. Nie noch habe ich ſo wie jetzt empfunden, wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet, wie wenig dieſe doch für ſich ſelbſt zu geben im ſtande iſt und alles, alles von der Seele empfängt. Nur durch den Menſchen wird ſie mannichfaltig, nur dadurch, daß wir uns erneuen, wird ſie neu. Wie oft ſchon ging mir die Sonne auf, wie oft hat meine Phantaſie ihr Seele und Sprache verliehen. Aber nie, nie bis heute hab' ich in ihr meine Liebe geleſen. Geſtirn des Tages, empfange das Jubelopfer meines beglückten Herzens!"

Er führte die erröthende Braut der Schweſter zu, deren Arme auch ihm ſich öffneten, und ſo ſtanden die drei guten Menſchen.

— „in der ſchönern Welt,
Wo aus nimmer verſiegenden Bächen
Lebensfluten der Dürſtende trinkt
Und, gereinigt von ſterblichen Schwächen
Der Geiſt in des Geiſtes Umarmungen ſinkt.“

Vielleicht iſt es dem Menſchen gut, daß ſolche Momente ebenſo ſelten als kurz ſind. Er iſt doch lange nicht ätheriſch genug organiſirt, ſie auf die Länge zu ertragen, und müßte daher eigentlich — obgleich er es nicht iſt — jedem Zufall dankbar ſein, welcher ihn aus den olympiſchen Höhen wieder in die Niederung der Wirklichkeit zurückverſetzt.

Die Annäherung raſcher Schritte löſ'te die Gruppe unter dem Nußbaum.

Wilhelm von Humboldt kam über die Wieſe daher, und wenn die drei nicht ſelber zu bewegt geweſen wären, hätten ſie an dem jungen Manne eine ungewöhnliche Aufregung wahrnehmen müſſen. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und rief den Freunden ſchon von weitem zu:

„Da ſchickt mir Profeſſor Schulz aus Paris ein ganzes Gewitter mit wetterleuchtenden Blitzen und weltgeſchichtlichen Donnerſchlägen. Der Sturm iſt zum Ausbruch gekommen, die brütende Schwüle hat ſich entladen. Freuen Sie ſich, theurer Freund, die Geiſter, welche Ihr Poſa beſchworen, ſind rührig am Werke. Am vierzehnten Juni hat das Volk von Paris die Baſtille erſtürmt!“

Das war in der That ein weltgeſchichtlicher Donnerſchlag. Aber ſolche Donnerſchläge ſind doch recht ſtörend, wenn ſie ſo plötzlich in ein Idyll der Liebe hereinfallen.

Caroline war zuerſt fähig, dem Eindruck der großen Neuigkeit, welche in jenen Tagen Millionen von Herzen wie eine Verheißung beſſerer Zeit durchzitterte, von ganzem Herzen ſich hinzugeben und demſelben enthuſiaſtiſchen Ausdruck zu verleihen.

„Welch ein Glückstag!“ ſagte ſie. „Soweit es Menſchen von freiem Geiſte und fühlender Seele gibt, muß dieſe Zertrümmerung eines Monumentes finſterer Deſpotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erſcheinen.“

Lotte, obgleich ſie, wie alle empfänglichen Gemüther in Deutſchland, den Anfängen der Staatsumwälzung in Frankreich bisher mit Theilnahme gefolgt war, enthielt ſich der Zuſtimmung zu dieſer Aeußerung; denn ſie blickte auf den Geliebten und ſah, daß dieſer von der Neuigkeit keineswegs freudig überraſcht war. Sie hatte ſchon angefangen, zu halten, was ſie verſprochen: in ſeinem Geiſte zu leben.

Wilhelm von Humboldt zeigte ſchon damals in ſeinem Auftreten und Gebaren eine Mäßigung und Selbſtbeherrſchung, welche den künftigen Staatsmann in ihm errathen ließ. Dennoch war er durch das große Ereigniß, welches in Paris ſtattgefunden, höchlich erregt. Sein in Beobachtung und Beurtheilung politiſcher Phänomene und Probleme bereits geübter Geiſt ſagte ihm, daß der Baſtillenſturm und die damit verknüpften Vorgänge eine franzöſiſche nicht nur, ſondern europäiſche Kataſtrophe von unberechenbarer Tragweite ausmachten. Daher konnte er ſich denn auch nicht in die Kälte finden, womit Schiller die Nachricht aufgenommen hatte.

Und doch hätten Humboldt und Frau von Beulwitz, welche die Verwunderung des erſteren theilte, bei ruhiger Ueberlegung begreifen müſſen, daß Schiller — auch abgeſehen davon, was er heute erlebt hatte — durch die pariſer Neuigkeiten weit mehr ernſt und ſorgenvoll als froh geſtimmt werden mußte.

Wir haben früheren Ortes auszuführen oder wenigſtens anzudeuten verſucht, daß unſeres Dichters Idealiſmus kein gemachter, ſondern ein gefühlter, ein gelebter geweſen ſei. Er gab ſich in ſeinen Dichtungen ſtets ſo, wie er wirklich war. Auch ſie ſind, wie die goethe'ſchen, Bekenntniſſe. Seine Werke ſind zugleich Schillers Bildungsgeſchichte. Sieben, ja nur drei Jahre früher hätte ihn eine geſchichtliche Thatſache wie der Baſtilleſturm unzweifelhaft in Feuer und Flammen geſetzt. Nun aber war die revolutionäre Periode ſeines Lebens und Dichtens ſchon vorüber. Er hatte an der Hand der Geſchichte den Verlauf der menſchlichen und ſtaatlichen Geſchicke ruhiger anſehen und beurtheilen gelernt. Der Ungeſtüm ſubjektiver Willkür, der jugendliche Sturm und Drang lag ihm ſchon fernab, er konnte ſich die Freiheit nicht mehr als eine anarchiſche, ſondern nur noch als eine ſchöne, das heißt, organiſirte vorſtellen und ihm ſchien, nie würden die Völker auf dem Wege der Revolution das gewinnen, was ſie nur auf dem Wege „ruhiger Bildung" erreichen könnten. Man kann dieſes Ideal, welches bekanntlich auch Goethe hegte, ein einſeitiges nennen, wie denn alle Ideale im Grunde einſeitig ſind und ſein müſſen, aber man muß es feſt im Auge halten, wenn man unſern Dichter nicht unrichtig beurtheilen will. Sein ganzes Dichten und Trachten war auf Verkündigung und Anbahnung ſchöner Menſchlichkeit gerichtet; er war ein befreiender Geiſt, nicht aber ein revolutionärer. Nur der Unverſtand kann dieſe Begriffe in einen zuſammenwerfen wollen. Schiller hat den

Unterſchied durch einen Vers in ſeinem Gedicht von den Künſtlern prägnant ausgedrückt. Er will die Geſellſchaft:

Frei durch Vernunft, ſtark durch Geſetze —

und hierin liegt ſchon der Ausſchluß alles Gewaltſamen. Bei alledem aber bleibt die Frage offen, ob ein tieferes und liebevolleres Eingehen in die Thatſachen der Wirklichkeit Schillers Stellung zur franzöſiſchen Revolution nicht weſentlich hätte modificiren müſſen. Das Verſtändniß der geſchichtlichen Nothwendigkeit, aus welcher gewaltſame Umwälzungen entſpringen, iſt unſerem Dichter keineswegs in dem Grade verſchloſſen geblieben, wie es Goethe blieb, aber doch hat auch Schiller auf die unausweichlichen Störungen der „ſchönen Harmonie“, welche ſein Idealiſmus anſtrebte, durch nothwendige weltgeſchichtliche Kataſtrophen ein allzu großes Gewicht gelegt.

Humboldt gab nach dem empfangenen Briefe eine lebhafte Schilderung des großen Ereigniſſes und ſagte zum Schluß:

„Sie ſehen ernſt, theurer Freund, und dieſe Vorgänge ſcheinen Sie eher zu verſtimmen als zu erfreuen.“

„Ich will es nicht läugnen“, verſetzte der Dichter. „So ſehr ich einerſeits mit dieſem heroiſchen Aufſchwung einer Nation ſympathiſiren möchte, ebenſo ſehr kann ich trübe Ahnungen nicht unterdrücken. Der Baſtillenſturm erſcheint mir als ein Symptom, welches unzweideutig auf die Republik hinweiſt.“

„Und das könnte Sie mißmuthig machen, lieber Freund?“ fragte Frau von Beulwitz erſtaunt.

„Mißtrauiſch, ja“, entgegnete Schiller. „Die Baumaterialien zu einer modernen Republik ſind noch nicht vorhanden und es iſt die Frage, ob ſie es jemals ſein werden. Jede Nachahmung der antiken Republik aber wird und muß an unſeren viel zu komplicirten ſocialen Verhältniſſen ſcheitern. Und dann, ein ſo ſittlich verwahrloſtes Volk, wie die Franzoſen, namentlich in den Ausſchlag gebenden gebildeten Ständen, ſind, iſt entſchieden unfähig, wahrhaft republikaniſch zu fühlen und zu handeln."

„Aber", warf Humboldt ein, „es iſt doch viel guter Fond in dieſem Volke, etwas gutmüthiges und wieder ſchwungreiches, ſelbſt in den Verzerrungen ſeiner Leidenſchaft. Schulz ſchreibt mir da eine Anekdote, die zugleich komiſch und charakteriſtiſch iſt. Er ſelbſt iſt der Held des Abenteuers, wobei er gelegentlich mit hätte aufgehenkt werden können. Er war dabei, als Camille Desmoulins im Palais Royal das Volk zum Aufruhr ſtachelte. Als die aufgereizte Menge herausſtrömte, wurde er mit fortgeriſſen, und da man ihn für einen Engländer hielt, wollte ihn ein Trupp zum Anführer haben. Man drang ihm eine Flinte auf und er mußte mit, gern oder ungern. Unterwegs gabeln ſie noch andere auf, welche aber das Mitgehen verweigern, weil ſie Fremde ſeien. Comment, ſagt ein zerlumpter Kerl zu ihnen, vous ne ferez rien pour l'humanité? Schulz benutzte den entſtandenen Wortwechſel, um ſich ſtill im Gedränge zu verlieren und ſeine Flinte von ſich zu werfen."

Die Schweſtern lachten und der Dichter lächelte bei der Vorſtellung von den Nöthen eines friedlichen deutſchen Gelehrten im Strudel der Revolution. Auch in der weltbürgerlichen Phraſe des pariſer Proletariers lag etwas Verſöhnendes und ſo löſ'te ſich die drückende Spannung, in welche der Donnerſchlag die kleine Geſellſchaft verſetzt hatte, in Heiterkeit auf.

## Fünftes Kapitel,

worin der „große Wurf“ gelingt und das ſechste Buch unſerer Geſchichte mit einer Serenade beſchloſſen wird.

Wie viele gute und große Herzen gibt es, die, in kümmerlichen Verhältniſſen vorzeitig hinſiechend, nie zum vollen Aufblühen gelangen! Der Druck der Sorge laſtet bleiern auf ihnen und geſtattet nicht, daß ſie das gute und beſte, was ſie in ſich haben, zu eigener und anderer Freude offenbaren. Von keinem Stral der Sonne des Glückes getroffen, verwelken und verdorren ſie, und wenn dann die dürren Blätter nur einen mißfarbigen Staub geben, verwundern ſich die Glücklichen über das klägliche Ergebniß. Wahrlich, ein tiefes Mitleid, um nicht zu ſagen ein bitterer Vorwurf, müßte die Menſchen „auf den Höhen der Geſellſchaft“ anwandeln, wüßten ſie, was für Schätze von Genie und Hochſinn da unten in Armuth und Dunkelheit ungehoben, ja ungeahnt zu Grunde gehen. „Offene Bahn für alle!“ iſt freilich eins der Stichwörter unſerer Zeit geworden, allein wie ſo manches andere iſt auch dieſes nur eine brutale Ironie. „Die Bahn iſt auch dir geöffnet, warum rennſt du nicht mit uns anderen nach dem lockenden Ziele?" — „Aber ich habe ja Feſſeln an den Armen und Centnergewichte an den Beinen." — „Feſſeln und Centnergewichte? Siehſt du, das iſt deine Sache, nicht die unſerige. **Laissez faire, laissez aller!**"

Haſt du dir, geneigter Leſer, haben Sie ſich, ſchöne Leſerin, einmal auf dem Platze vor dem alten Schloß in Stuttgart Schillers Statue von Thorwaldſen betrachtet? Sie haben es ohne Zweifel und es hat Sie tiefergriffen, zu ſehen, wie der ſchwere Lorbeerkranz das Haupt des Heros niederbeugt. Man hat Thorwaldſen dieſes Zuges wegen hart getadelt, aber der große Künſtler hatte wohl gewußt, was er that. Freilich, nicht gerade der Lorbeer war es, was ſo ſchwer auf des Dichters Haupt laſtete. Es war die Sorge, welche zu ihm ſprach: Nur auf dem Flammenwagen der Mühen und Schmerzen ſollſt du in den Himmel der Unſterblichkeit einziehen! Oh, gewiß, auch Schiller hätte ein Lied ſingen können über das laissez faire, laissez aller! der Kinder des Glückes, ein furchtbares Lied, aber ſein Genius verſiegelte ihm ſtolz den Mund. So hat er ſchweigend geduldet und ſchweigend gerungen und theuer erkaufte er jenes wahrſte und höchſte Lob von Goethe's Lippen:

Tief unter ihm in wechſelloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Und doch einen vollen und blütheſchweren Frühling des Glückes hat der edle Ringer erlebt. Es war die Zeit ſeiner Bräutigamſchaft.

In den Briefen, welche während des Herbſtes und Winters, die der Erklärung in Lauchſtädt folgten, die gute alte

Botenfrau zwiſchen Jena und Rudolſtadt hin und her trug, blüht und duftet ein ganzer Liebeslenz.

Der Dualiſmus in der Seele des Dichters war überwunden. Er ſah jetzt in Karoline die Schweſter, aber in Lotte die Braut.

Wie mußte ihm das Herz aufgehen, wenn ihm das geliebte Mädchen ſchrieb:

„Daß ich dir etwas ſein könnte, fühlte ich wohl früher in manchen Momenten, aber doch öfter ſchwankte mein Herz zwiſchen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir ſelbſt. Nun aber denke ich deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und fühle mich glücklich in der Idee, dir zu gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können.“

Oder ein andermal:

„Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundſchaft, die mich vielleicht zu einigen zog, aber nicht das Gefühl, das mich jetzt belebt. Einmal glaubte ich zu lieben, aber ich war noch ein Kind, und das Bedürfniß, mein Herz anzuſchließen, das Sehnen nach Liebe, das mir ſo von Millers Sigwart und ähnlichen Büchern geblieben war, machten mich empfänglicher, Eindrücke anzunehmen. Aber es war nicht das Streben in meiner Seele, was ich jetzt habe, dieſes mächtige Gefühl, nur für dich, für dein Glück zu leben.“

Oder wieder ein andermal:

„Ach, ohne dich gibt es keine Freude mehr für mich in der Welt. So eine Aehnlichkeit eines ruhigen Gefühls kann mich wohl zuweilen anwandeln, aber wirkliche Ruhe iſt es doch nicht. Ich könnte mich betäuben, mir einen Wahn von Glück vormalen ohne dich; aber lange könnte dies alles doch nicht dauern und ich wäre unglücklich ohne Gränzen. Ich denke mir es zuweilen, wie mir ſein müßte ohne dich, wie ich ſo das ganze lange Leben ausdauern könnte, ohne den ſchönen Schimmer deiner Liebe um mich zu haben. Aber ich müßte ſterben.“

Solcher Wolkenſchatten, wie ſie oft gerade dann, wann er auf der Schwelle erſehnten Glückes ſteht, über die Seele des Menſchen hinziehen, begegnen uns noch mehrere in den Brautbriefen Lotte's. Zuweilen kamen die alten Zweifel wieder über ſie, ob ſie wohl dem Geliebten auch ein wirkliches Glück zu geben vermöge, ob ſie ihm genügen könne, und ſie verſchwieg ihm dieſe Zweifel nicht.

Dann ſetzte ſich der Dichter hin und ſchrieb der Guten, Beſcheidenen in einem herrlichen Troſtbriefe die Worte:

„Ich erkenne deinen ruhigen, heiteren Geiſt in dieſer Stimmung nicht mehr, Geliebte! Deine Zweifel hätteſt du nicht, wenn meine Liebe für dich einen lebhafteren Ausdruck gehabt, wenn ich mehr Worte dafür gehabt hätte, was du meinem Herzen biſt. Aber dieſe Zweifel werden bei dir aufhören, wenn du mich ganz kennſt, wenn du mit meinem Weſen vertraut genug geworden biſt, um zu wiſſen, in welche Sprache ſich meine Empfindungen kleiden. Auch meine Liebe iſt ſtill, wie mein ganzes übriges Weſen. Nicht aus einzelnen raſchen Aufwallungen, aus dem ganzen Zuſammenklang meines Lebens wirſt du ſie kennen lernen. — Und du, Theure, erhalte mir deine Zufriedenheit, die ſtille, ſanfte Gleichheit deiner Seele, die mir ſo wohlthätig werden ſoll, die meinen unruhigen Geiſt liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer, immer in den tiefſten Grund deiner Gedanken blicken, und wenn alles trübe und umwölkt iſt um uns her, ſo laß deine Seele mir hell ſein!“

Die Wolkenſchatten wollten aber noch immer nicht ganz weichen, wenngleich ſie jetzt von einer anderen Seite her fielen. Es ſtand wirklich eine Wolke am Liebeshimmel des Paares, die Ungewißheit, wie die „chère mère“, die von dem Verhältniß, in welches Lottchen zu dem Dichter getreten war, noch nicht wußte, daſſelbe nehmen würde. Es war dies um ſo zweifelhafter, da die früher berührte Hofdamenidee der Frau von Lengefeld, namentlich vollends ſeit ſie ſelber Prinzeſſinnen-Aja am rudolſtädt'ſchen Hofe geworden, immer beſtimmter entwickelt, um nicht zu ſagen fix geworden war. Gegen fixe Ideen iſt aber bekanntlich ſehr ſchwer anzukommen.

Da mußte denn der „hilfreiche Genius“, Schweſter Karoline, wieder die vermittelnde Hand rühren, um fixe Ideen und anderweitige Hinderniſſe zu beſeitigen.

Sie that es und zwar mit Erfolg, denn eine Frau kann, was ſie will, nämlich wenn ſie nur das will, was ſie ihrem innerſten Herzensdrange zufolge wollen muß. Karoline wollte die Schweſter und den Freund glücklich ſehen, wie hätte ſie da nicht eine vortreffliche Diplomatin ſein ſollen? Sie machte die „chère mère“ vorläufig mit der Sachlage bekannt und ließ dabei geſchickt miteinfließen, daß der Herzog von Weimar Schillers Profeſſur in Jena unzweifelhaft mit einem fixen Gehalte dotiren werde, ſowie, daß der Freiherr von Dalberg, Koadjutor zu Erfurt, in hoher Achtung vor dem Genius des Dichters die beſtimmte Abſicht ausgeſprochen hätte, denſelben, ſobald er Kurfürſt (von Mainz) geworden ſein würde, den niedrigen Sorgen des Lebens zu entheben.

Frau von Lengefeld nahm dieſe Eröffnungen auf, wie eine Frau von Herz und Verſtand thun mußte. Es geht zwar die Sage, ſie habe einige Augenblicke den Kopf ſo bedenklich geſchüttelt, daß ihre hohe Friſur in bedrohliches Schwanken gerathen ſei, aber wir glauben nicht daran.

Oder wenigſtens mußte das Kopfſchütteln ſchon ganz verüber und vergeſſen geweſen ſein, als ihr Schiller, auf von ſchweſterlicher Hand gebahntem Wege zum Ziele vorſchreitend, unlange darauf eines Decembertages ſagte:

„Ich liebe Lottchen und ich gebe die Entſcheidung über das Glück meines Lebens in Ihre Hände, verehrte Frau.“

Denn wäre noch etwas wie Kopfſchütteln oder dergleichen vorhanden geweſen, ſo hätte ja die „chère mère“ den Freiwerber nicht ſo mütterlich gut anſehen und ihm nicht ſo freundlich und vertrauensvoll ſagen können:

„Ja, ich will Ihnen das beſte und liebſte, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein gutes Lottchen geben.“

Der Frühling kam mit jenen „ſanften Tagen“, die ein Landsmann und Nachfolger Schillers ſo ſchön beſungen hat. Der Himmel heiterte endlich wieder ſein grämlich Antlitz auf und aus Freude darob begann ihm die Erde entgegenzugrünen. Oh, alte und ewigjunge Hochzeitsfeier zwiſchen dem himmliſchen Vater und der heiligen Muttererde, millionenmal ſchon vollzogen und doch immer wieder ſo jünglingshaft und jungfräulich, wie tröſteſt du unglückliche, wie beflügelſt du glückliche Herzen!

Die Vögel dachten ſchon daran, ihre Neſter zu bauen, und da Vögel und Dichter, wie weltbekannt, mitſammen in enger Verwandtſchaft ſtehen, ſo war es ganz in der Ordnung, daß

Schillers Wohnung in Jena Veränderungen unterworfen wurde, welche andeuteten, daß es mit der Junggeſellenſchaft ihres Inhabers zu Ende ginge.

Wenige Tage darauf fuhr in der Morgenfrühe ein Wagen bei der Kirche des Dorfes Wenigenjena vor.

Die Sonne ſchien hell in die ſtille Dorfkirche, deren Thüre ſich hinter dem Dichter und ſeiner Braut, die zwiſchen ihrer Mutter und ihrer Schweſter einherging, geſchloſſen hatte.

„Nach welchem Formular wünſchen Sie getraut zu werden?“ fragte der bereitſtehende Paſtor den Bräutigam.

„Nach dem altherkömmlichen, welches einſt auch bei der Trauung meiner geliebten Eltern in Anwendung kam“, erwiderte Schiller. „Ich glaube, das wird mir Segen bringen.“

Frau von Lengefeld geleitete den Schwiegerſohn, Karoline die Schweſter zum Altar. Der Paſtor nahm ſeine Stelle ein. Die Hände des Paares wurden vereinigt, die weihenden Worte darüber geſprochen.

Dann warf ſich Lotte an die Bruſt der Mutter und Karoline umarmte den Bruder.

Still verging der Tag, und als die ſtillere Nacht kam, fand ſich das junge Paar in ſeiner beſcheidenen Häuslichkeit allein. Was bedürfen und wollten ſie mehr?

Aber theilnehmende Menſchen wollten den Neuvermählten doch ihre Sympathie bezeugen.

Von Freunden des Dichters geführt, kamen die Studenten mit Klarinetten, Geigen und Waldhörnern die Straße herauf, bildeten drunten vor dem Hauſe einen Kreis und ſtimmten den Geſang an:

Freude, ſchöner Götterfunken

Das war eine ſinnige Wahl. Wie eine helle Feuerflamme ſchlug jene Strophe des Liedes, welche das Kredo des Dichters ſo mächtig ausprägt, prächtig zum Nachthimmel empor:

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hilfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind!
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Dann erſcholl ein lautes: „Hoch der Bräutigam! Hoch die Braut! **Quod felix faustumque sit!**“

Ein ſchallender Tuſch der Inſtrumente und die Ständchenbringer zogen ab. Aber aus der Ferne tönten noch einmal gedämpfteren Lautes die Worte herüber:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Wer ein holdes Weib umſchlungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!

Wie klang das ſchmeichelnd und lockend hinauf in die Brautkammer, wo beim Scheine der ſchüchternen Lampe zwei Glückliche aus trauteſter Nähe einander ſelig in die Augen ſahen!

# Nachſpiel.

# I.

Wir ſahen den Herzensbund Schillers und Lotte's entſtehen, wachſen und zu einem glücklichen Abſchluſſe gelangen. Des Dichters Sehnſucht nach häuslichem Frieden und Behagen war jetzt erfüllt und es kam dadurch in ſein Leben das verſöhnende Element, welches ſein Dichten zu immer harmoniſcherer Entwickelung und Durchbildung brachte.

An der Schwelle der Hochzeitkammer uns beſcheiden rückwärts wendend, haben wir den theuren Mann ſeinem Glück überlaſſen. Wir könnten jetzt das Spendeopfer ausgießen und die Leſer entlaſſen, welche unſer Thema, wenn auch nicht die Ausführung deſſelben, um uns verſammelt haben mag. Aber wir glauben, daß uns noch eine Pflicht zu erfüllen übrig bleibe, die, den Dichter zu begleiten bis ans Ende ſeines Lebensganges, bis zum Fahnenſchwenken über ſeinem Grabe.

Und ſo rolle denn der Vorhang noch einmal empor. In raſch wechſelnden Scenen, bei deren Vorführung uns meiſt nur die Thätigkeit des Anordners obliegt, mag das Drama ſeinem Ende zuſchreiten. Oder, mit anderen Worten, wir machen jetzt Moſaik, um das Lebensbild des Dichters und damit auch das

Bild ſeiner Zeit zu vollenden. Ein reiches Material liegt bereit und wir brauchen die einzelnen Steine nur in den Rahmen einzupaſſen.

## II.

### 1. Schiller an Körner.

„Ich bin ein ſechstägiger Ehemann und was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt. Nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen dieſe Tage dahin. Ich habe meiner Geſchäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir ſelbſt. Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als ſo verlaſſen und allein. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt. Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, ſtaune ich ſelbſt, wie alles doch über meine Erwartung gegangen. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben, ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren. Ein inneres Dichterleben gibt ſie mir zurück.“

### 2. Lotte an Wilhelm von Wolzogen.

„Du mußt nun wiſſen, daß ich ſeit vierzehn Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichſte, innigſte Liebe verbindet, kannſt du denken, daß wir glücklich ſind und es bleiben werden. Ich ahnete nie ſo viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet ſich bei der Liebe zu Schiller mit tauſend ſtarken Banden an ihn gebunden. Ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe ſein Leben immer freundlich erhellen; und er iſt glücklich, ſagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken ſollen, daß es ſo werden würde, als du uns meinen Schiller zum erſtenmal vorführteſt? Dank dir, Dank dem Schickſal, das mir meine Freuden durch dich gab!"

## III.

Die Univerſität Jena zählte damals gegen achthundert Studenten und man kann ſich leicht vorſtellen, daß es da manchmal bunt übereck herging. Ein Studentenlied aus jener Zeit ſtellt und beantwortet die Frage, wer „ein rechter Burſch" ſei, ſo:

Wer iſt ein rechter Burſch? Der, ſo am Tage ſchmauſet,
Des Nachts herumſchwärmt, wetzt*) und brüllt und brauſet,
Der die Philiſter ſchwänzt, die Profeſſores prellt
Und nur zu Burſchen ſich von ſeinem Schlag geſellt.

Solcher „rechten" Burſchen gab es auch in Jena nicht wenige und die Studentenſitte war im allgemeinen roh und rüde. Keine Woche verging ohne irgend eine „Geſchichte", in welcher der jugendliche Uebermuth ſich austobte. Ein Student, der ſich von einer ſchönen Gräfin, während ihr Reiſewagen vor dem Gaſthauſe hielt, in „ziemlich graziöſer Weiſe" einen Kuß erbeten, wurde relegirt. Darüber Aufruhr unter ſeinen Kommilitonen, welcher durch requirirtes Militär niedergeſchlagen werden mußte. Sofort zogen die Studenten in hellen Haufen aus der Stadt nach Erfurt, bis eine allgemeine Amneſtie ſie wieder nach Jena zurückführte.

---

*) Den Hieber auf dem Pflaſter.

Und neben der Studentenromantik ging auch die Profeſſorenwunderlichkeit im Schwange. In den Straßen von Jena begegnete man damals abenteuerlichen Gelehrtenfiguren, welche an die Gundling und Faßmann und Morgenſtern am Hofe Friedrich Wilhelms I. erinnerten. Da ſah man einen Doktor legens der Mathematik, der von den Studenten aus Barmherzigkeit in ein Galakleid geſteckt wurde, welches ihm vom Leibe faulte, ſo daß er im Federhut und rothen Treſſenrock, einen ſchwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöchertes Hemd darunter, einherging. Ferner einen Orientaliſten in einem abgeſchabten weißen Rock, der ihm um ebenſo viel zu lang als das ſchwarze Beinkleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherſchlurfen, ſich mittels eines Quaſtenſtockes, der ihm bis über die Naſe ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philoſophen, welcher durch Anſchlag am ſchwarzen Brete bekannt machte, er wolle über Kants „Kritik der reinen Vernunft“ leſen, falls ihm jemand das fragliche Buch leihen würde.

Aber dieſem Kynismus ſtand auch wieder die feinſte Sitte zur Seite und der gelehrten Wunderlichkeit das edelſte wiſſenſchaftliche Streben. Damals lehrten in Jena neben Schiller ein Hufeland, Griesbach und Paulus. Bald kamen auch Fichte, die Brüder Schlegel, Schelling und Hegel. Die kleine Univerſitätsſtadt wurde recht eigentlich der Mittelpunkt jener großen Bewegung, welche ſich in der deutſchen Wiſſenſchaft auf der Gränzſcheide zweier Jahrhunderte vollzog und das ganze Geiſtesleben der Nation mit friſchen Säften ſchwellte.

Ganz eigen muthet uns, die wir uns ſeither an reichere Lebensformen gewöhnt haben, die Simplicität und Frugalität an, welche in jenen jenaiſchen Kreiſen herrſchte. Ein gewiſſer idylliſcher Zug kennzeichnete das damalige deutſche Gelehrtenthum. So ſehen wir Lotte ihren Schiller in ſein Auditorium begleiten, um ihm, während er docirt, im Seitenzimmer Thee zu bereiten, und der Dichter ſchreibt darüber, anfangs habe ſich ſeine Frau ſehr vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber habe ſie Herz. Dann wieder hat Schiller eine Abendgeſellſchaft gebeten, ohne in ſeiner Sorgloſigkeit die Hausfrau davon zu benachrichtigen. Da werden dann in der Eile ein paar ungleiche Tiſche zuſammengerückt, ein Tiſchtuch wird darüber geworfen und es erſcheint ein Stück Braten und etwas Salat als die ganze Aufwartung, was aber die Unbefangenheit und Fröhlichkeit der Geſellſchaft durchaus nicht beeinträchtigt.

Neben ſeinem akademiſchen Lehramt gab ſich Schiller wieder mit Eifer literariſchen Planen und Arbeiten hin. Er ſchrieb ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, welche als Vorſtudie zum Wallenſtein anzuſehen iſt. Sein dichteriſcher Genius, bevor er ſeinen herrlichſten Aufſchwung nahm, nährte ſich in dieſer Zeit ſtill mit dem Studium der Geſchichte und der Philoſophie Kants. In dieſe führte ihn ſein Kollege Reinhold ein, der eifrigſte Apoſtel des königsberger Weiſen, und ſie wurde für ihn, was für Goethe die Reiſe nach Italien geworden, das

Läuterungsbad, aus welchem dann ſeine Poeſie in vollendeter Schönheit und ganzer Kraft hervorging.

So, im Beſitze einer trefflichen Frau, von ſeinen Hörern geehrt und geliebt, durch den Umgang mit ſtrebenden Freunden gehoben, konnte ſich der Dichter in der Gegenwart behagen und hoffend in die Zukunft blicken. „Ich habe", ſchrieb er am Schluſſe des Jahres 1790 an ſeinen Vater, „ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth und der Himmel ſegnet ſie."

## IV.

Doch ſchwere Prüfungsſtunden kamen.

Schillers Körper war ein zu ſchwaches Gefäß für einen ſolchen Geiſt. Schon jetzt verſagte jener dieſem oft den Dienſt — in bedrohlichſter Weiſe.

Wir finden den Dichter im Krankenzimmer, von einem gefährlichen Fieber langſam geneſend. Von Zeit zu Zeit arbeitet es ſchmerzlich in ſeiner Bruſt. Er führt dann ein Tuch an die Lippen, und wenn er es wieder wegzieht, haften rothe Flecken an der Leinwand.

Schwägerin Karoline iſt aus Rudolſtadt herübergekommen, um gemeinſam mit der Schweſter den Kranken zu pflegen. Sie ſitzt an ſeinem Bette und lieſt ihm aus Kants „Kritik der Urtheilskraft" vor.

Die hohen Gedanken des großen Philoſophen wecken verwandte in der Seele des Kranken.

„Mir kommt eine gute Idee, liebe Schweſter", ſagt er. „Reiche mir dort vom Tiſche die Schreibmaterialien."

Sie ſieht ihn bittend, abwehrend an. Er verſteht ihren Blick und ſagt ſanft:

„Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben und wirken, ſolange wir's vermögen.“

Nun gehorcht die Freundin, und während der Kranke ſchreibt, tritt ſie ans Fenſter und flüſtert in ſich hinein:

„Nein, daß ſolch ein Weſen in der Blüthe ſeiner Kraft enden und uns für immer entzogen werden könne, es darf nicht ſein, es iſt nicht möglich!“

Nach einer Weile hält der Kranke ermattet in ſeiner Arbeit inne und ſagt:

„Wenn ich wieder geſund werde, liebe Schweſter, muß ich entweder das Meer oder die Alpen ſehen. Seeluft oder Alpenluft ſoll mir die Bruſt ſtärken und die Seele weiten.“

Ach, dieſer Seufzer, oft und ſehnſüchtig wiedergekehrt, iſt erfolglos verhallt. Ihm, der vom Meer und von den Alpen ſo ſchön gedichtet, war es niemals gegönnt, weder dieſe noch jenes zu ſehen.

Lotte iſt abgerufen worden. Im Nebenzimmer lieſt ihr Freund Reinhold einen Brief von Jens Baggeſen vor, welchen er ſo eben aus Kopenhagen erhalten.

Die Kunde von Schillers Erkrankung war bis nach Dänemark gelangt und ein ihr nachtretendes falſches Gerücht von ſeinem Tode hatte dort die Verehrer des Dichters in tiefe Beſtürzung und Trauer verſetzt. Baggeſen, deſſen Enthuſiaſmus für den Schöpfer des „Don Karlos“, welchen er unlängſt zu Jena perſönlich kennen gelernt, die Farbe der Schwärmerei des Jahrhunderts trug, hatte ſchmerzlich ausgerufen: „Oh, warum mußte dieſer Rafael vor ſeiner Transfiguration ſterben!" Und er beredete ſeine Freunde, den Herzog Chriſtian Friedrich von Holſtein-Auguſtenburg und den Miniſter Grafen Ernſt von Schimmelmann, dem geliebten Todtgeglaubten ein feierliches Todtenfeſt zu halten, draußen in Hellebeck, am Meeresufer, der ſchwediſchen Küſte gegenüber. Auch die Frauen der drei Freunde nahmen an der Feier theil und da ſaßen denn dieſe ſechs guten Menſchen am genannten Orte zuſammen und laſen Lieblingsſcenen aus dem „Don Karlos" und die Götter Griechenlands und die Künſtler und ein heimlich von dem Grafen herbeſtellter Sängerchor intonirte das Lied an die Freude, während weißgekleidete Knaben und Mädchen Blumen ſtreuten, und tiefergriffen gelobten zuletzt alle, dem Geiſte des theuren Dichters treu zu ſein „bis zum Wiederſehn dort oben".

Als Reinhold mit der Vorleſung des Briefes, welcher ſolches enthielt, zu Ende gekommen, ſagte er:

„Meinen Sie nicht, verehrte Frau, daß die Mittheilung dieſer Epiſtel auf unſern Kranken heilſamer wirken werde als irgend eine Arznei?"

„Oh, gewiß!" erwiderte Lotte. „Und wenn Sie Baggeſen antworten, ſo ſagen Sie ihm — ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm —"

Sie konnte nicht ausreden, denn ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme.

„Ich kann ihm nichts beſſeres und rührenderes ſchreiben, als was ich jetzt ſehe und höre", ſagte der Freund.

Er ſchrieb an den däniſchen Dichter, was er geſehen und gehört; er ſchrieb aber auch zugleich, Schiller könnte ſich vielleicht ganz erholen und wieder zu feſter Geſundheit gelangen, „wenn er nicht im Falle einer Krankheit unſchlüſſig ſein müßte, ob er ſeinen Gehalt von zweihundert Thalern in die Apotheke oder in die Küche ſchicken ſollte“ — ein Wort, welches in ſeiner bittern Wahrheit zu denen gehört, die der deutſchen Nation die Schamröthe auf die Stirne treiben müſſen.

Darauf kam mit umgehender Poſt ein von dem Herzog von Auguſtenburg und dem Grafen Schimmelmann geſchriebener und unterzeichneter Brief an Schiller, den wir herſetzen, weil er nicht oft genug wiederholt werden kann. Dieſe Urkunde, welche nach unſerem Gefühl eins der ſchönſten kulturgeſchichtlichen Dokumente des achtzehnten Jahrhunderts iſt, lautet ſo:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann. Beide ſind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen ſtempeln konnte. Wir finden in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiaſmus, der das Band unſerer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten uns bei ihrer Leſung an die Idee, den Verfaſſer als Mitglied unſeres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch unſere Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode und unſere Thränen floſſen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben.

Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Schein von unbeſcheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede

Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens. Wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf.

Ihre durch allzuhäufige Anſtrengung und Arbeit zerrüttete Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn ſie wiederhergeſtellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, ſich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geſchenk von tauſend Thalern an. Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen eines Erdballs umfaſſen. Sie haben hier nur Menſchen, Ihre Brüder, vor ſich, nicht eitle Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo ſie dieſer Ruhe Ihres Geiſtes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung der Bedürfniſſe Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt, die der Sitz der Regierung, zugleich eine große Handelsſtadt iſt und ſehr ſchätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir ſind hier nicht die Einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtellter Geſundheit wünſchen ſollten, im Dienſte des Staates angeſtellt zu ſein, ſo würde es uns nicht ſchwer fallen, dieſen Wunſch zu befriedigen.

Doch wir ſind nicht ſo klein eigennützig, dieſe Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlaſſen dies Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und dieſem Wunſche muß jede andere Betrachtung nachſtehen.“

## V.

Wieder geneſen, vollzog unſer Dichter den inneren Reinigungsprozeß durch Fortführung ſeiner kunſtphiloſophiſchen Studien. Früchte derſelben waren zunächſt jene äſthetiſchen Abhandlungen, von welchen ſchön geſagt worden, daß ſie die Geſetze des Schönen ſchon im Geben erfüllen. Schiller tritt in dieſen Schriften keineswegs als abſtrakter Aeſthetiker auf. Ueberall geht er darauf aus, zu zeigen, daß in der Schönheit auch die Freiheit enthalten ſei, überall waltet die Beziehung der Kunſt zum Staate, die Beziehung des mittels des Schönen erzogenen Menſchen zum freien Staatsbürger. Allerdings wurde hierbei das Staatsbürgerthum im weiteſten Sinne gefaßt, in dem von Weltbürgerthum. Schiller, wie alle die größten Geiſter deutſcher Nation, war Koſmopolit von ganzem Herzen. Dieſe auserwählten Menſchen eilten ihren Zeitgenoſſen um Jahrhunderte, vielleicht um Jahrtauſende voraus.

Mitten unter dieſen Arbeiten überfiel den Dichter ein echt ſchwäbiſches Heimweh, das bekanntlich dem ſchweizeriſchen an Stärke kaum nachſteht. „Die Liebe zum Heimatlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt ſich mächtig", ſchrieb er im Juli 1793 ſeinem Körner und wenige Wochen ſpäter befand er ſich mit Lotte auf der Fahrt nach dem alten geliebten Schwabenland.

An den Ufern des heimatlichen Neckar angekommen, nahm er zuerſt in der Reichsſtadt Heilbronn Quartier. Hier begrüßten ihn die herbeigeeilten Eltern, Jugendfreunde, Verehrer. Da legte er in die Arme der entzückten Mutter ſeine Lotte und empfing von dem ernſten Vater, der, jetzt als Major, noch immer die Oberaufſicht über die Solitude hatte, einen Händedruck, der ihm ſagte, daß der Greis mit ſeinem Fritz zufrieden ſei.

Von Heilbronn aus ſchrieb Schiller an Herzog Karl. Der alte Herr war damals durch die Gicht in ſein Zimmer zu Hohenheim gebannt und die Schatten des nahenden Todes dämmerten ſchon um ihn. Er hat auf den Brief des Dichters, der unzweifelhaft im Tone eines dankbaren Zöglings gehalten war, nur verlauten laſſen, „Schiller werde nach Ludwigsburg und Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden", aber die Zuſchrift hatte dem Fürſten doch wohlgethan. Es lag doch auch für ihn eine Genugthuung darin, daß ein Zögling ſeiner Akademie ruhmgekrönt und von den Beſten der Zeit hochgeachtet in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müſſen kein Schwabe ſein, wenn er ſich nicht innerlichſt darüber gefreut hätte. Aber er war jetzt ein verbitterter Greis, ein grämlicher, dem Tode naher Podagriſt, um deſſen Stuhl her noch dazu die ſchwerſten Sorgen lagerten. Konnte doch das furchtbare Gewitter, welches damals Frankreich durchtobte, ſich täglich rheinherüber nach den deutſchen Gränzländern wälzen. Unter ſolchen Umſtänden heißt es dem alten Herrn nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn wir in ſeinem Ausdruck, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, das heißt, er werde ihm nichts in den Weg legen, den Sinn finden, daß er ihm verziehen habe.

So kam denn Schiller nach Ludwigsburg und Stuttgart, die Stätten, Lehrer und Freunde ſeiner Jugend zu begrüßen. Alles kam ihm mit herzlicher Huldigung entgegen. Denn ſchon die vortheilhafte Umwandlung, welche die Jahre an ſeiner Perſönlichkeit hervorgebracht, mußte einen gewinnenden Eindruck machen. Sein Akademiegenoſſe und Herzensfreund Hoven, damals Hofmedikus in Ludwigsburg, erzählt: „Sein jugendliches Feuer war gemildert. Er hatte jetzt weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachläſſigkeit war eine anſtändige Eleganz getreten und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes Ausſehen vollendete das Intereſſante ſeines Anblicks. Leider war der Genuß ſeines Umgangs häufig durch ſeine Krankheitsanfälle geſtört, aber in den Stunden des Beſſerbefindens — in welcher Fülle ergoß ſich da der Reichthum ſeines Geiſtes! Wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! Wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus! Wie anſtändig war jetzt ſeine Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“

Die Heimatluſt ſtimmte ihn ſchöpferiſch. Er dichtete damals an ſeinem Wallenſtein, jenem Werke, das nach Goethe's Ausdruck ſo groß iſt, daß ein zweites dieſer Art gar nicht exiſtirt.

Und daneben hat der Treffliche Zeit und Luſt zu einem ſchönſten Liebeswerk gefunden. Aus den hohen Regionen ſeiner Dichtung ſtieg er herab in den Staub und Lärm der ludwigsburger Schulſtube, wo er, um ſeinem ehemaligen Lehrer Jahn, welcher während ſeiner Anweſenheit erkrankt war, eine Erleichterung zu verſchaffen, die Knaben Logik und Geſchichte lehrte.

In Stuttgart beſuchte er auch die Räume der Karlsſchule, wo der Strom ſeiner Poeſie zuerſt „ſo voll und ſchäumend“ hervorgebrochen war. Da wurde dem gefeierten Gaſt ein ſchöner Triumph bereitet. Mit Enthuſiaſmus wurde er von den 400 Karlsſchülern im großen Speiſeſal begrüßt. „Vor jeder Tafel, zu 50 Gedecken jede“, erzählt uns einer der damaligen Zöglinge „unter Begleitung des Intendanten der Akademie und ſeiner Offiziere anhaltend, empfing der Dichter mit Huld und ſichtbarer Rührung unſer lautes klingendes Hoch!“

War das nicht eine Genugthuung für die Erinnerung, daß er einſt bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müſſen?

## VI.

An einem ungewöhnlich freundlichen Oktobertag hatte im ſchiller'ſchen Hauſe auf der Solitude die Hausfrau vom frühen Morgen an viel gethan, um eine ſtattliche Mahlzeit zu rüſten. Das blaſſe Antlitz der Sechzigjährigen war heute geröthet, mehr noch von der Freude als von der Anſtrengung, und ihre freundlichen Augen ſtralten von Glück.

Galt es doch, die Feier des ſiebzigſten Geburtstages ihres Eheherrn recht feſtlich zu machen, denn der geliebte Sohn war dazu mit ſeinem Freunde Hoven von Ludwigsburg heraufgekommen, wo Lotte leider hatte zurückbleiben müſſen, infolge einer Unpäßlichkeit, welche aber nur Folge der glücklichen Erfüllung einer ſchönen Hoffnung war.

Der Herr Major thronte ganz glücklich in ſeinem an den Tiſch gerückten Sorgenſtuhl, das ſilberweiße Haupt mit einem zierlich geſtickten Sammetkäppchen bedeckt, welches ihm die Schwiegertochter mit ihren beſten Wünſchen durch den Sohn geſchickt hatte.

Die Mahlzeit war unter heiterem Geplauder zu Ende gegangen und eben wollte der Greis, als treuer Diener ſeines Herrn, die Geſundheit des Herzogs ausbringen, als draußen Geräuſch entſtand und die alte Magd in das Zimmer ſtürzte mit dem Ausruf:

„Ach, Herr Jeſes, der Herzich iſt todt! Vor drei Stunden, ſagt der an den Schloßverwalter geſchickte Bote, iſt er zu Hohenheim geſtorben.“

„So habe ihn Gott ſelig!“ ſagte der Greis.

Und er nahm das Käppchen vom Haupt und ſeine Lippen bewegten ſich in leiſem Gebet.

Schiller und die Mutter ſaßen ſchweigend.

Hoven bemerkte:

„Wenn Schubart noch lebte, würde er ſagen: Der Herodes iſt endlich abgefahren!“

„Das wäre ſchlecht von dem Schubart“, verſetzte der Greis mit Strenge. „Ich ſag', wie auch der Herzog früher irrte, was er auch fehlte, ſeit langen Jahren hat er nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſeine Schuldigkeit gethan. Mehr kann niemand thun und immer war er, was der Schubart — Gott verzeih' es mir, daß ich einem Todten übels nachreden muß — niemals geweſen, ein Mann!“

Der Hofmedikus nahm die Zurechtweiſung geduldig hin. Um aber die drückende Pauſe, welche eingetreten war, zu endigen, füllte er die Gläſer, hielt das ſeinige an das des Majors und ſagte mit einem Blick auf den Schöpfer des Liedes an die Freude:

„Wohlan, auch die Todten ſollen leben!“

Verſöhnt ſchlug der Greis an und der Dichter bemerkte ernſt und ergriffen:

„So iſt er alſo zur Ruhe gegangen, dieſer raſtlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Menſch; aber die erſten wurden von ſeinen großen Eigenſchaften überwogen und das Andenken der letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum ſage ich, wer noch jetzt nachtheilig von ihm ſpricht, der iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch.“

„Recht ſo, lieber Fritz!“ ſagte der Major, dem Sohne die Hand reichend, während eine Thräne an ſeinen grauen Wimpern funkelte. „Sieht Er, dieſes Wort von Ihm freut mich mehr als Sein ſchönſtes Gedicht.“

Von dem einen Todten kam die Rede auf andere. Der Dichter hatte viele ſeiner liebſten Bekannten nicht mehr in der Heimat vorgefunden, am ungernſten aber zwei vermißt, den Sammetdoktor und Schubart.

Der humoriſtiſche Arzt war erſt vor kurzem geſtorben, dem Humor bis zum letzten Athemzuge getreu.

„Als er auf dem Sterbebette lag“, berichtete Hoven dem Freund, „erhielt er unter anderen Beſuchen auch den eines Kollegen, welcher dem Kranken zuerſt allerlei Hoffnungen vermachte, zuletzt aber, das ungläubig ironiſche Lächeln deſſelben bemerkend, das Wort fallen ließ, das Sterben ſei ja nichts ſo ſchweres. — Haben Sie es ſchon verſucht? verſetzte der Sammetdoktor ſpottend, und als er die verlegen verneinende Miene des Amtsbruders ſah, fügte er hinzu: Wohlan, ich will mich mit dieſem Experiment ſogleich alles Ernſtes befaſſen. — Wenige Sekunden darauf kehrte er das Geſicht der Wand zu und verſchied mit den Worten des Rabelais: Je m'en vais chercher un grand Peut être."

„Friede ſeinem Staube!“ ſagte Schiller. „Er war ein wunderliches Original, voller Widerſprüche, Peſſimiſt und Enthuſiaſt zugleich, unfähig, ſeiner Sinnenluſt zu widerſtehen, und dennoch herzensgut. So ziemlich das nämliche läßt ſich auch von Schubart ſagen, deſſen Tod mich vor zwei Jahren tief ergriffen hat. Es knüpfte ſich doch ſo manches in dem Entwickelungsgange meines eigenen Talents an dieſen unglücklichen Mann, dem es nicht gegönnt war, zu harmoniſcher Entfaltung ſeiner zweifellos bedeutenden Anlagen zu gelangen. Wie lebte er in den letzten Jahren nach ſeiner Erlöſung vom Asperg?“

„So gut, daß er zuletzt ganz furchtbar roth und aufgedunſen war“, verſetzte Hoven. „Du weißt, daß ihn der Herzog, nachdem er ihn mittels zehnjähriger Kerkerhaft erzogen, wie er es nannte, zu ſeinem Hofſchauſpieldirector und Hofpoeten machte. Da mußte er denn die Karmina zur Feier der durchlauchtigſten Geburts- und Namenstage, Geneſungen, Reiſen und Heimkünfte anfertigen und charakteriſtiſch iſt es, daß er das oft nicht allein mit geziemend ernſter Miene, ſondern mit wirklicher Begeiſterung für den Herzog that. In beſſeren Stunden hat er in ſeiner wiederaufgenommenen

‚Deutſchen Chronik' Blitze einer genialen Anſchauung und Beurtheilung der Weltlage ausgehen laſſen. Im Grunde ſeines Herzens Republikaner, hatte er insbeſondere der nordamerikaniſchen Republik Aufmerkſamkeit und Neigung zugewendet. Dort, meinte er, würden, wann die übrigen Weltſtaaten längſt erſchlafft wären, noch Thaten geſchehen, welche der Menſchheit Ehre machten. Wenige Nummern ſpäter machte er die Leſer der Chronik auf die wachſende Macht Rußlands aufmerkſam und meinte, das Schickſal habe Rußland ſo ſehr zum erſten Reiche der Welt beſtimmt, daß jeder Widerſtand vergeblich ſei. Halb mit Sympathie, halb mit Grauen erfüllte ihn der Gang der Dinge in Frankreich. Er warnte die deutſchen und überhaupt die auswärtigen Staaten, in die franzöſiſche Umwälzung ſich einzumiſchen, und ſehr lebhaft ſteht mir eine Stelle aus der ‚Deutſchen Chronik' im Gedächtniß, welche der weit und ſcharf Blickende ſchon zu Anfang des Jahres 1790 geſchrieben."

„Welche Stelle meinſt du?"

„Die, wo Schubart ſagte, die Sonne des Jahrhunderts werde untergehen, vom wallenden Dampfe der Leichen verſinſtert, aber aus dem allgemeinen Brande, aus dem Schutte der Zerſtörung werde Europa aufſteigen in neuer Geſtalt."

Schiller verſank in Nachdenken.

Der Hofmedikus unterbrach es mit der Frage:

„Und was, lieber Freund, hältſt denn du eigentlich von der Revolution, die ſich immer wüthender gebärdet?"

„Offen geſtanden, ſehr wenig", erwiderte der Dichter. „Ich hatte von dieſem franzöſiſchen Freiheitsweſen von Anfang an keine große Meinung, ſeit der Hinrichtung des Königs aber und gar ſeit dieſer völlig nutzloſen und barbariſchen Ermordung der Königin iſt an die Stelle meines Mißtrauens der Abſcheu getreten. Du weißt, ich trug mich lebhaft mit dem Gedanken, mit einer Vertheidigungsſchrift für Ludwig XVI. vor den Konvent zu treten; aber der Ekel an dieſen Henkersknechten verleidete mir die Sache. Schubarts freudige Erwartungen vom Ausgange dieſer wilden Umwälzung kann ich leider durchaus nicht theilen“, fuhr er fort. „Die eigentlichen Principien einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfaſſung ſind unter den Menſchen noch lange nicht genug bekannt und anerkannt. Sie ſind im Grunde noch gar nirgends vorhanden als in dem Buch, welches du geſtern auf meinem Tiſche liegen ſaheſt, in Kants ‚Kritik der Vernunft‘.“

Und nach einer Weile fügte er noch das prophetiſche Wort hinzu, welches ſo bald in Erfüllung gehen ſollte:

„Die franzöſiſche Republik wird ebenſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt. Die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen und dann wird, früher oder ſpäter, ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen — er mag kommen, woher er will — der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern vielleicht auch von einem großen Theil Europa's machen wird.“

Da es Abend geworden, begleiteten Vater und Mutter den Sohn und ſeinen Freund durch den Park bis zum Orte, wo die Straße ſteil gegen die Ebene von Ludwigsburg abfällt, und noch lange ſahen die greiſen Eltern dem lieben Sprößling von der Anhöhe nach, wie ſeine hohe Geſtalt neben der kleineren Hovens dahinſchritt.

„Er hat mir erzählt“, ſagte die Mutter, „daß er in jener ſchrecklichen Feſtnacht, in der Nacht ſeiner Flucht, von dort unten herauf einen bitterſchmerzlichen Abſchiedsblick auf die erleuchtete Solitude geworfen. Jetzt iſt der Flüchtling heimgekehrt, reich beladen mit Ehren. Aber der Ruhm hat ſein Herz nicht verändert. Es iſt noch ſo gut und ſanft, wie es von Jugend auf geweſen.“

Mit bebender Stimme ſetzte ſie hinzu:

„Ach, ſo gibt es keinen Sohn mehr in der Welt. Der Segen des Himmels über ihn, jetzt und immerdar!“

„Amen“, verſetzte der fromme und redliche Greis. Und ſeine von der Arbeit von ſiebzig Jahren zitternden Hände erhebend, betete er laut und inbrünſtig:

„Dich, Weſen aller Weſen, dich hab' ich bei der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſteskräften zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen könnte, und du haſt mich erhört. Dank dir und Segen über ihn!“

## VII.

Das ſchönſte Gaſtgeſchenk gab das alte Schwabenland dem Dichter, als dieſer im Mai des folgenden Jahres wieder nach Thüringen zurückkehrte, mit auf den Weg, ſeinen erſtgeborenen Sohn Karl, welchen Lotte im September 1793 dem Gatten zu Ludwigsburg gegeben hatte.

In einer durch das Entzücken der erſten Vaterfreude, wie durch das Gefühl, das gewaltſam zerriſſene Band, das ihn an ſein Heimatland knüpfte, friedlich und ſchön wieder befeſtigt zu haben, in dieſer gehobenen Stimmung nahm, am häuslichen Herde angelangt, der Dichter ſeine Arbeiten wieder auf.

Er hatte zu Tübingen mit ſeinem Verleger Cotta die Herausgabe der „Horen" verabredet, welches Journal die bedeutendſten Schriftſteller der Nation vereinigen ſollte und zu deſſen Führung bereits Männer wie Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann mit Schiller ſich verbunden hatten. Aber auch die Mitwirkung Goethe's ſollte gewonnen werden, und dies unternahm unſer Dichter in einem vom 13. Juni 1794 datirten Briefe. Das iſt ein für die Geſchichte der deutſchen Literatur bekanntlich ſehr wichtiges Datum, denn da Goethe's Antwort freundlich und beifällig lautete, ſo wurde jenes Schreiben der Anfang eines regen, ſchriftlich und mündlich gepflegten Gedankenaustauſches, der bald zu vertrauter Freundſchaft erwuchs.

So hatten ſich die beiden Trefflichen in guter Stunde zuletzt doch gefunden. Ihr Bund iſt der ganzen Nation zu gute gekommen und Wilhelm von Humboldt hat nur die Wahrheit geſagt, als er über denſelben die ſchöne Aeußerung that:

„Der gegenſeitige Einfluß dieſer beiden großen Männer auf einander war der mächtigſte und würdigſte. Jeder fühlte ſich dadurch angeregt, geſtärkt und ermuthigt auf ſeiner Bahn, jeder ſah klarer und richtiger ein, wie auf verſchiedenen Wegen daſſelbe Ziel ſie vereinte. Keiner zog den andern in ſeinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unſterblichen Werke, haben ſie durch ihre Freundſchaft, in der ſich das geiſtige Zuſammenſtreben unlösbar mit den Geſinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht."

Goethe hat ſpäter eingeſtanden, daß die vertraute Bekanntſchaft mit Schiller für ihn einen neuen Frühling heraufführte, in welchem „alles froh neben einander keimte, knoſpete und blühte", und bei Schiller äußerte ſich eine ſolche Frühlingsfreudigkeit ſchon in der Ankündigungder „Horen", wo er ſeine Stellung zu ſeiner Zeit mit den Worten kennzeichnet:

„Je mehr das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart die Gemüther einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, *was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt*, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die *politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen*."

Hier iſt die Erhebung über die wildgährenden Intereſſen des Tages, über alles Endliche und Vergängliche deutlich manifeſtirt. Es iſt eine kühne und frohe Botſchaft des Idealiſmus, wie ſie unſer Dichter unlange darauf auch in ſeinem wundervollen Gedicht vom „Ideal und Leben" verkündigte:

Nur der Körper eignet jenen Mächten
Die das dunkle Schickſal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die *Geſtalt*
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch!
Fliehet aus dem engen dunklen Leben
In des Ideales Reich!

Es konnte nicht an Stimmen fehlen, welche den beiden Freunden dieſe Erhebung über die Tagesintereſſen zum Vorwurf machten; aber die Tadler überſahen, daß Goethe und Schiller gerade daraus das Vermögen und die Luſt zu neuen künſtleriſchen Thaten ſchöpften, das heißt, die Kraft und den Willen zur Vollführung ihrer eigenſten Miſſion.

## VIII.

Die neuerwachte Luſt zu ſchaffen äußerte ſich bei Goethe vorwiegend epiſch, indem er, von dem Freunde aufgemuntert, den ſchon 1777 begonnenen Roman „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ wieder vornahm und denſelben jetzt zum Muſter- und Meiſterroman unſerer Literatur abſchloß. Schillers Dichtung ſchlug mit verjüngter Kraft zunächſt die lyriſch-didaktiſche Weiſe an, welche in ſeinen Gedichten aus dieſer Zeit ſo gedankenſchön tönt. Wie er in dem Prachtlied von des Geſanges Macht geſungen, ſo waltet ſie in dieſer Lyrik. Hier erſcheint der Dichter wirklich und wahrhaftig als:

Verbündet mit den furchtbar'n Weſen,
Die ſtill des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſtehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Gemeinſam machten dann die beiden Freunde mittels der 414 Diſtichen, welche unter dem Titel „Xenien“ in Schillers Muſenalmanach für 1797 erſchienen, ihren berühmten Feldzug gegen die Unzulänglichkeiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten der zeitgenöſſiſchen Literatur. Das war ein Unternehmen, welches die literariſche Atmoſphäre gewitterhaft heilſam reinigte. Aber ein wüthender Tumult brach los. Doch die beiden machten ſich wenig daraus, ſondern gingen daran, durch neue poſitive Kunſtſchöpfungen der Nation zu beweiſen, daß ſie zum Tadel des Verfehlten und Mittelmäßigen berechtigt geweſen, weil ſie beſſeres zu geben im Stande ſeien.

Sie dichteten jetzt in ſchönem Wetteifer ihre herrlichen Balladen und Romanzen, Goethe mit Vorliebe die erſtere, Schiller mehr die letztere dieſer poetiſchen Gattungen pflegend. Goethe benutzte dann die epiſche Stimmung ſeiner Phantaſie, um ſein Gedicht von „Hermann und Dorothea“ zu ſchaffen, das vom bürgerlichen Idyll zum koſmopolitiſchen Epos ſich erweitert und deſſen homeriſch naive und ſchöne Form vom wärmſten deutſchen Herzſchlag erfüllt iſt. Schiller ſeinerſeits folgte wieder dem dramatiſchen Zuge ſeines Genius, der ſich ſchon in ſeinem großen Lied von der Glocke, dieſem „Lied vom Leben“, mit neubelebter Macht offenbarte und dem die unter Goethe's Direction ſtehende weimarer Bühne Raum zu voller Aeußerung gewährte.

Die deutſche Schauſpielkunſt war durch ihre berühmten Träger Ackermann, Eckhof, Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck allmälig zu einer nationalen Ausbildung gediehen, welche ſie befähigte, die dramatiſchen Meiſterwerke unſerer Klaſſik in würdiger Geſtalt vorzuführen. Namentlich geſchah dies auf der weimarer Bühne, an deren Gedeihen neben Goethe auch Schiller, nach ſeiner 1799 bewerkſtelligten Ueberſiedelung nach Weimar, durch Rath und That bedeutenden Antheil hatte.

Auf dieſer Bühne erſchien 1799 die große Trilogie „Wallenſtein“, welche Schiller wie im Vorgefühle der anbrechenden kriegeriſchen Epoche geſchaffen. Dann kamen in den Jahren 1800—1804 in raſcher Folge „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Meſſina“ auf die Breter, welche „die Welt bedeuten“, und endlich der „Wilhelm Tell“, welcher die Idee der Freiheit, mit deren Verkündigung der Dichter in den „Räubern“ wildgenialiſch begonnen, in dem verklärenden Lichte geläuterter Schönheit der ſtaunenden Nation noch einmal voll und ganz enthüllte. So war erfüllt, an ihm ſelber erfüllt, was er vormals in dem Gedichte von den Künſtlern über den Entwickelungsgang des Dichters geſagt:

So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer ſchön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten

Denn: höchſte Wahrheit iſt nur im Tode, hat vor nahezu zwei Jahrtauſenden ein morgenländiſcher Seher geſungen.

## IX.

„Eigen Dach und Fach“ — es liegt ein eigener Zauber des Heimatlichen in dieſem Worte und wir müſſen unſeren Dichter beglückwünſchen, daß ihm gegönnt war, dieſen Zauber zu erfahren freilich nur als Preis einer Thätigkeit, die eine zu aufreibende ſein mußte, um lange dauern zu können.

Wenn man Jena in ſüdweſtlicher Richtung verläßt und durch das ſogenannte Mönchsgäßchen eine Strecke weit zwiſchen

Garten hingeht, gelangt man an ein zweiſtockiges, ziemlich ſymmetrielos gebautes Haus, welches jetzt zur Sternwarte dient. Dieſes Haus mit dem dazu gehörenden Garten hatte Schiller im Frühjahr 1797 käuflich an ſich gebracht und mit ſeiner Familie bezogen.

In der ſüdweſtlichen Ecke des Gartens ſtand in dem Schatten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie eine Hütte, in welcher der Dichter die Sommernächte hindurch zu arbeiten pflegte. Dort haben oft im erſten Morgengrauen Vorübergehende noch die Lampe flimmern und in ihrem Schein den Dichter raſchen Schrittes in der Hütte hin und her gehen und dann wieder zum Schreibtiſch treten ſehen, um ewige Gedanken aus ſeiner Seele aufs Papier zu ſtrömen.

Es war ſo eine Sommernacht. Das Mondlicht lag auf den Hügeln und auf den Dächern der Stadt, wo ſchon alles längſt zur Ruhe gegangen. Leiſe wiegten die Bäume des Gartens ihre Wipfel in der balſamiſchen Kühle und in der hinter dem Garten liegenden tiefen Schlucht des Leutrabaches ſchlug dann und wann eine Nachtigall an, wie ſchlaftrunken.

Aber es war heute keine Arbeitsnacht für unſern Dichter, es war eine jener geweihten Nächte, die er mit dem großen Freunde zu verplaudern pflegte, wann dieſer ihn aufzuſuchen nach Jena kam.

Auf dem „verwitterten Steintiſch“ in der Laube neben der „Hütte“ blinkte Rheinwein in den grünen Römern, und wie darin die goldenen Perlen, ſo ſtiegen aus den Seelen der Freunde goldene Gedanken auf.

Dem erlauchten Wirthe gegenüber ſaß der erlauchte Gaſt. Goethe ſtand damals im Zenith des Mannesalters. Auf ſeinem Antlitz — „herrlicheres Angeſicht konnte kaum ein Sterblicher haben“ — lag ein ſtilles Bewußtſein von Größe und Glück, und wie er ſo daſaß, freundlich ernſt, mußte einem Betrachter die Behauptung ſeiner Bewunderer, daß er etwas vom olympiſchen Zeus habe, vollauf gerechtfertigt erſcheinen. Wenn er dagegen ging oder ſtand, war eine gewiſſe Förmlichkeit, um nicht zu ſagen Steifigkeit, an ihm wahrzunehmen, die ein feiner Beobachter, Arndt, von dem Umſtand hergeleitet hat, daß an der herrlichen Mannesgeſtalt doch eine Unangemeſſenheit war, nämlich um einige Zoll zu kurze Beine.

Die Freunde waren jedoch heute nicht allein. Es befand ſich noch ein dritter da, ein junger Landsmann Schillers, welcher denſelben Goethe als Friedrich Hölderlin vorgeſtellt hatte.

Der Schöpfer des „Hyperion“ und der „Klagelieder um Diotima“ war damals ein ſchlanker Mann mit einem länglichen, blaſſen Geſicht, einer prächtig gebauten Stirne und geiſterhaften Augen, aus deren Tiefe manchmal ein dämoniſcher Blitz blendend und erſchreckend fuhr, wie ein Vorzeichen jener Flamme des Wahnſinns, die ſo bald über dem Haupte des Unglücklichen zuſammenſchlagen ſollte. Es war ſchon damals, bei aller Liebenswürdigkeit ſeiner perſönlichen Erſcheinung, in ſeinem Weſen etwas gedrücktes, ängſtliches, das dann wieder plötzlich den Aeußerungen einer heftigen Subjektivität platzmachte, Aeußerungen, deren Schroffheit man mit einem ſonſt ſo ſanften und liebevollen Charakter nicht zu reimen wußte.

Ein unerſchöpfliches Thema, die Kunſt und ihre Stellung zur Zeit und zur Geſellſchaft, hatte auch heute wieder, wie ſo oft, die beiden Freunde beſchäftigt. Der junge Dichter hatte eine beſcheidene Zurückhaltung beobachtet, als fühlte er, daß, wo ſolche Männer ſprachen, ihm nur zu hören gezieme. Schillers freundliche Bemühung, den Landsmann ins Geſpräch zu ziehen, hatte ihn aber, da man gerade von günſtigen und ungünſtigen Einflüſſen auf den Künſtler von außen her redete, zuletzt doch zu der Aeußerung vermocht:

„Der Einfluß edler Naturen iſt dem Künſtler ſo nothwendig wie das Tageslicht den Pflanzen. Wie das Tageslicht in der Pflanze ſich wiederfindet, nicht wie es ſelbſt iſt, ſondern nur im bunten Spiele der Farben, ſo finden edle Naturen nicht ſich ſelbſt, aber zerſtreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannichfaltigen Geſtalten und Bildungen des Künſtlers wieder.“

„Das dürfte ſchwerlich zu beſtreiten ſein“, bemerkte Schiller. „Aber wie mir einſt eine geniale Frau richtig geſagt hat, daß die Weiber, um ihre Beſtimmung zur Mutterſchaft zu erfüllen, unmöglich immer auf das Kommen eines Halbgottes warten dürfen, ſo möchte es auch um die Kunſt ſchlimm ſtehen, wenn der Künſtler immer erſt der Anregung von ſeiten edler Naturen harren müßte. Ueberhaupt wird er, glaube ich, wohl thun, ſich nicht von der Gegenwart beherrſchen und einengen zu laſſen. Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſeren Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann ein Mann geworden iſt, ſo kehre er in ſein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern, furchtbar wie Agamemnons

Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenſeits aller Zeit, von der unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Die Tempel des Alterthums blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beſchämte der edle Stil des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet. Tauſend Steine zeugen redend davon. Die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort und aus dem Nachbilde wird das Urbild wiederhergeſtellt werden. Sowie die edle Kunſt die edle Natur *überlebte*, ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung voran, bildend und erweckend. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtung ihre Stralen auf und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

„Freilich, wir müſſen der Zukunft vertrauen", ſagte Goethe, „denn die Gegenwart blickt nur allzu oft mißverſtändlich, ſcheel und übelwollend. Welche Urtheile hat man zu befahren! Wie vielfach fehlt es unſern deutſchen Landsleuten an Verſtändniß für redliches und tüchtiges Streben und wie breit darf ſich unter ihnen die Toleranz für das unzulängliche oder geradezu nichtige machen!"

„Die Deutſchen!" brach Hölderlin mit Heftigkeit aus. „Müſſen ſie nicht fühllos ſein für alles wahrhaft ſchöne Leben? Ruht nicht überall der Fluch der gottverlaſſenen Unnatur auf ihnen? Es iſt ein hartes Wort und dennoch ſag' ich's, weil es Wahrheit iſt: ich kann kein Volk mir denken, welches zerriſſener wäre als die Deutſchen. Handwerker ſiehſt du, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Herren und Knechte, Jungen und geſetzte Leute, aber keine Menſchen. Iſt das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtückelt unter einander liegen, indeſſen das vergoſſene Lebensblut im Sande verrinnt?"

„Unſer junger Freund", bemerkte Goethe gegen Schiller, „ſpricht mit der Lebhaftigkeit ſeines Alters. Etwas wahres iſt aber doch an ſeinem traurigen Gleichniß. Ein nationaler Leib, das iſt es, was unſerem Volke fehlt. An Geiſt würde es nicht mangeln. Da hat mir einer erſt unlängſt wieder vorgeworfen, ich hätte kein nationales Gefühl. Aber wo exiſtirt denn eine deutſche Nation? Etwa in der Spottgeburt des regensburger Reichstags? Gewiß, Deutſchland iſt meinem Herzen theuer, und oft hat es mich bitter geſchmerzt, daß die Deutſchen, die als Individuen ſo ehrenwerth ſind, als Volk ſo miſerabel ſein müſſen. Vor dieſem Schmerze habe ich mich in die Kunſt und in die Wiſſenſchaft geflüchtet, denn dieſe gehören der Welt im großen und ganzen und die Nationalitätsſchranken verſchwinden vor ihnen. Wenn mir aber Leute, welche in den Wirrſalen unſerer Zeit allen geſunden Sinn und Verſtand verloren haben, daherkommen und mir zumuthen, ich ſollte Partei nehmen und patriotiſch wirken, ſo kann mich das nur mit Verwunderung und Widerwillen erfüllen. Immer wird der Dichter als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte, ſeines dichteriſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an kein beſonderes Land gebunden iſt und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Und was heißt denn ſein Vaterland lieben? Was heißt denn patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht iſt, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungsweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da noch beſſeres thun? Wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken?“

„Mag der Unverſtand die Frage beantworten, wenn er es kann“, verſetzte Schiller. „Wir aber, meine Freunde, wir wollen uns dadurch nicht irren laſſen. Indem wir redlich trachten, der Menſchheit zu dienen, dienen wir doch wohl auch unſerem Lande. Nein, wir wollen uns nicht irremachen laſſen. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unſerer Zeit ſein und bleiben, weil es nicht anders ſein kann. Sonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht und die Pflicht des Philoſophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenoſſe und Bürger aller Zeiten zu ſein.“

## X.

Der Umzug nach Weimar hatte für unſern Dichter, indem ihm dadurch die Nähe Goethe's und einer trefflichen Bühne geſichert wurde, viel Förderliches. Auch iſt es nicht mehr als billig, dankbar anzuerkennen, daß der Herzog Karl Auguſt durch

Ausſetzung eines Jahrgehaltes für den Dichter that, was ſeine nicht allzu reichlich zugemeſſenen Mittel ihm erlaubten. Aber immer noch war Schiller daneben zu fortgeſetzter anſtrengender Arbeit gezwungen, und gewiß jeden überfällt ein Schauer des Mitleids, wenn er die Thatſache hört, daß der erlauchte Mann, um ſich bei ſeinen Nachtarbeiten wach zu erhalten, ſtets ein Geſchirr mit kaltem Waſſer unter dem Schreibtiſch ſtehen hatte, worein er die Füße ſtellte, während er zugleich ſtarken Kaffee trank.

So wurde manche ſeiner größten Schöpfungen der Sorge und der Krankheit abgerungen. Die „Maria Stuart“ iſt unter Schmerzen vollendet, viele der prächtigſten Stellen in der „Jungfrau von Orleans“ ſind unter heftigen Leiden gedichtet worden.

Schwerer Kummer beugte — auch abgeſehen von den immer bedenklicher werdenden Geſundheitsumſtänden des Dichters — oft dieſes edle Haupt, machte das ſinnende Auge immer tiefer in ſeine Höhlen zurücktreten, die Wangen immer hohler, die Stirne immer geiſterhaft verklärter. Aus dem alten Schwabenlande kam Todespoſt auf Todespoſt. Erſt ſtarb Schweſterlein Nanette, deren holde Perſönlichkeit und geniale Anlagen dem Bruder ſo große Hoffnungen für ſie eingeflößt hatten, dann der brave Vater, dann die geliebte Mutter.

Die Geſtaltung der öffentlichen Zuſtände wurde auch immer troſtloſer. Schillers Prophezeiung hinſichtlich der franzöſiſchen Revolution hatte ſich bereits erfüllt. Bonaparte war als Bändiger der Anarchie aufgeſtanden und hatte ſeine Eroberungs- und Triumphzüge begonnen. Aber Schiller vermochte in den allgemeinen Jubel über das Genie und Glück des Mannes nicht einzuſtimmen, ſondern äußerte:

„Wenn ich mich nur für ihn intereſſiren könnte! Alles iſt ja ſonſt todt — aber ich vermag's nicht. Dieſer Charakter iſt mir durchaus zuwider. Keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges gutes Wort hört man von ihm.“

Der düſtere Deſpotengeiſt in Bonaparte widerte unſern Dichter an, und je mehr die Zeitgenoſſen, ſelbſt ein Goethe, unter dieſen Deſpotengeiſt ſich beugten, um ſo lebhafter drängte es Schiller, ſeinem Volke und der Menſchheit das Evangelium der Freiheit und Menſchenwürde zu verkündigen. Dabei iſt es wunderbar, zu ſehen, wie ſich die Eindrücke der Zeitereigniſſe in ihm zu dichteriſchen Problemen und Geſtalten umwandelten, oder vielmehr, wie er, ein echter Seher, ein „Vates“ im Sinne der Alten, dieſe Zeitereigniſſe poetiſch anticipirte. So war der Wallenſtein eine Vorherverkündigung der napoleon'ſchen Säbelherrſchaft, ſo deuteten die Jungfrau und der Tell prophetiſch auf das Zerbrechen des Joches, welches der Eroberer den Völkern auferlegte. Der Tell insbeſondere hat einen unermeßlichen Einfluß auf die deutſche Jugend geübt, welche in den glorreichen Schlachten des Befreiungskrieges die von Tyrannenhaß glühende Bruſt den franzöſiſchen Kugeln und Bajonetten entgegenſtellte. Das eben iſt ja das Große der Poeſie Schillers, daß ſie, aus der ſittlichen Ueberzeugung geboren, Thaten zu zeugen vermag.

## XI.

Er ſollte die edle Saat ſeines Geiſtes nicht mehr aufgehen ſehen, die große Erhebung des Jahres 1813 nicht mehr erleben, aber auch nicht die ihr auf dem Fuße nachtretende große Enttäuſchung der Nation.

Seine letzten Lebensjahre waren nicht ohne Sonnenblicke des Glückes.

Er hatte auf der Eſplanade in Weimar wieder „eigen Dach und Fach“ und neben dem erſtgeborenen Karl belebten noch ein Sohn und zwei Töchterlein die Räume des Hauſes.

Mit eigenen Empfindungen mochte der Dichter zwei Dokumente betrachten, die, obgleich himmelweit verſchieden, friedlich mitſammen in demſelben Fache ſeines Schreibtiſches lagen. Sie hatten auch ſicherlich in Schillers Augen ganz den gleichen Werth, keinen ſehr großen.

Das eine dieſer Dokumente trug das Datum: Paris, le 10. Oct. 1792, l'an 1er de la République Française, und war unterzeichnet von Roland, als Miniſter des Innern der Republik, und gegengezeichnet von Danton. Es war die Urkunde, kraft welcher der Konvent dem Sieur Schiller, zugleich mit Waſhington, Wilberforce, Peſtalozzi, Koſciuſko, Klopſtock und andern großen Zeitgenoſſen, das Ehrenbürgerrecht der franzöſiſchen Republik verlieh. Das andere Dokument führte das Datum: Wien, 7. September 1802, und die Unterſchrift „Franz.“ Es war die Urkunde, kraft welcher der letzte deutſche Kaiſer „in gnädigſter Rückſicht auf die ehrerbietigſten Wünſche Seiner des Herzogs zu Sachſen-Weimar Liebden, wie auch auf die ausgezeichnet ſeltenen Verdienſte des Hofraths Johann Chriſtoph Friedrich Schiller denſelben ſammt ſeinen ehelichen Leibeserben und derſelben Erbeserben beiderlei Geſchlechts mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rathe und rechtem Wiſſen in des heiligen römiſchen Reiches Adelſtand gnädigſt erhoben, eingeſetzt und gewürdigt hat".*)

So fühllos für alles wahrhaft Schöne, wie ſie der arme Hölderlin in der Gartenlaube zu Jena geſcholten hatte, waren alſo doch die Deutſchen nicht. Weder die Fürſten — das angezogene Dokument zeigt es — noch das Volk.

Von ſeiten des letzteren empfing der Dichter im Jahre 1801 eine begeiſterte Huldigung. Er war nach Leipzig gegangen, um der erſten Aufführung der Jungfrau anzuwohnen. Ungeachtet des heißen Abends war das Haus zum Erdrücken voll und die Aufmerkſamkeit auf das Stück liebevoll geſpannt. Als nach dem erſten Akte der Vorhang niederging, brach wie aus einem Munde ein tauſendſtimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!" aus und Trompetengeſchmetter und Paukenſchlag miſchten ſich in den jubelnden Zuruf. Nur wenige wurden der dankenden Verbeugung des Dichters gewahr, welchen ſeine Beſcheidenheit im Hintergrunde der dunkeln Loge zurückhielt. Aber nach der Beendigung der Tragödie, da wollte alles den Lieblingsdichter der Nation ſehen. Der Platz vor dem Theater bis hinab zum ranſtädter Thore war dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller herauskam, war ſchnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten ſich. So ſchritt er durch die Reihen ſeiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Mütter ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuriefen: „Seht, dieſer iſt es — Friedrich Schiller!“

---

*) Schiller an Körner: „Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann ſie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich iſt nicht viel dadurch gewonnen." — Schiller an Humboldt: „Sie werden gelacht haben, als Sie von unſerer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unſerem Herzog, und da es geſchehen iſt, ſo kann ich um Lotte's und der Kinder willen mir es auch gefallen laſſen."

## XII

Aber wenige Jahre darauf war die Zeit erfüllt und die Uhr abgelaufen. Der aufgezehrte, müde Leib verſagte ſeinen Dienſt einem Geiſte, der raſtlos und ſchöpfungsfreudig ſeinen leuchtenden Pfad hinwandelte.

Schillers Geſundheit war im Winter 1804—5 immer wankender geworden. Der Frühling ſchien Geneſung und Erſtarkung bringen zu wollen, wie ſchon ſo oft, aber diesmal war es eine täuſchende Hoffnung geweſen.

Leſer, du biſt wohl auch ſchon in jenem Heiligthum geſtanden, in jenem kleinen, hellgrün tapezirten Zimmer mit den zwei nach der Straße gehenden Fenſtern, welche Lotte's ſorgliche Hand mit karmoiſinrothen Vorhängen verſah, weil der Gatte meinte, dieſe Farbe ſtimme ihn produktiv. Deine Blicke haben gewiß mit ehrfurchtsvoller Rührung an jenem unſcheinbaren Schreibtiſch dort gehaftet, an welchem der Tell geſchaffen wurde, und wenn ſie ſich dann linkshin gewendet, nach der einfachen Bettſtelle in der Ecke, da ſind dir vielleicht die Wimpern feucht geworden.

Dort, auf jenem Bette, lag am 9. Mai 1805 unſer Dichter, um nimmer wieder aufzuſtehen.

Seine Geliebteſten waren um ihn.

Zu den Füßen des Bettes ſtand Schweſter Karoline, vergeblich ſich bemühend, mittels gewärmter Kiſſen in die erkalteten Füße des Kranken Wärme zurückzurufen. In einer Ecke ſaßen der elfjährige Karl und der neunjährige Ernſt, mit gefalteten Händen trübe vor ſich hinſehend. Lotte kniete am Bette, die Hände des theueren Mannes in den ihrigen haltend. Ihr älteres Töchterlein, das fünftehalbjährige Linchen, lehnte ſich an die Mutter, in glücklicher Unſchuld nicht wiſſend, was das alles zu bedeuten habe.

Der treffliche Hausarzt war eben weggegangen, den kummervoll fragenden Blick Karoline's mit einem ſchmerzlich hoffnungsloſen erwidernd.

Die Abendſonne ſtand draußen hell am wolkenloſen Himmel.

Der Kranke hatte die Nacht über ſchwer mit dem Feinde des Lebens gerungen. Am Morgen hatte er einige Stunden ruhig geſchlummert. Dann waren wilde Fieberphantaſieen über ihn gekommen. Als hätte ſich ſeinem Geiſt der ſchreckliche Kriegslärm, welcher Thüringen ſo bald erfüllen ſollte, zum voraus angekündigt, hatte er im Delirium ausgerufen:

„Wer löſ'te die Kanonen? — Wer kommandirt den linken Flügel? — Siehſt du, die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig ſieht das Regiment aus! — Sind ſie im Lager? — Das iſt luſtig! — Singt noch einmal den Rundgeſang!“

Dann war er ruhiger geworden, und als Schweſter Karoline mit der Frage, wie es gehe, zu ihm getreten, hatte er erwidert:

„Immer beſſer, immer heiterer!“

Dann hatte er mit der Hand auf den prächtigen Strauß von Frühroſen gedeutet, welcher neben ſeinem Bette im Glaſe ſtand, und dazu geſagt:

„Sonderbar, mir iſt, als dufteten aus dieſen Roſen goldene Jugenderinnerungen mich an.“

Den Strauß hatte geſtern eine Unbekannte unten im Hauſe für den Kranken abgegeben. Als ſie erfahren, wie es mit ihm ſtand, hatte ſie den Schleier über das Geſicht gezogen und war ſchnell weggegangen. Aber die Dienerin hatte bemerkt, daß die hohe Geſtalt der Fremden im Gehen wankte.

Am Nachmittag hatte der Sterbende nach ſeinem jüngſten Kinde verlangt. Die kleine Emilie wurde gebracht und er ſah hr lange wehmüthig ins Geſicht. Dann verdunkelten Thränen ſeinen Blick und er winkte, das Kind wegzubringen.

Später wieder aus einem fieberhaften Schlummer erwachend ſah er ſanft lächelnd in die Höhe und äußerte:

„Wie viele Dinge werden mir jetzt licht und klar!“

Er hatte die Sonne immer ſo ſehr geliebt. Die letzten Zeilen, die er geſchrieben, lagen dort auf dem Schreibtiſch. Es war der ſchöne Monolog der Marfa im „Demetrius“, mit dem glühenden Aufruf zum Tagesgeſtirn, ein letzter Seufzer idealer Sehnſucht:

> Oh, warum bin ich hier geengt, gebunden,
> Beſchränkt mit dem unendlichen Gefühl!
> Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
> Umkreiſ't, ſei du die Botin meiner Wünſche!

„Laßt mich die Sonne ſehen!“ bat er auch jetzt.

Karoline ſchlug den Fenſtervorhang zurück. Der Sterbende erhob das Haupt und ſchaute heiteren Auges in den klaren Abend hinaus.

Die Natur hatte ſein Lebewohl empfangen — er ſank in die Kiſſen zurück.

Vorahnend hatte er vor Jahren vom Tode des Künſtlers geſungen:

Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Und ſo geſchah es.

Die große Seele löſ'te ſich ſchmerzlos.

Lotte fühlte einen Druck ſeiner Hand. Dann fuhr ein elektriſcher Schlag über ſein Geſicht, das Haupt ſank rückwärts, die Augen brachen und ein ſanftes Lächeln ſtand auf den Lippen des Todten.

„Er hat mir noch die Hand gedrückt!“ ſchluchzte Lotte aus der Tiefe ihres Jammers und preßte ihre aufſchreienden Knaben ans Herz.

„Der gute Vater ſchläft jetzt ruhig“, ſagte Linchen. „Er lächelt im Schlafe.“

„Sein Leib ſchläft, Kind“, verſetzte Karoline bebend, „aber ſein Geiſt wird wach ſein durch die Jahrhunderte hinab!“

## XIII.

Damals lebte auf der Kunitzburg bei Jena einſam eine fremde Frau, die erſt vor wenigen Monaten in die Gegend gekommen war.

Sie hatte den einſam ſtehenden Landſitz gemiethet, ſuchte und empfing keine Geſellſchaft und ließ ſich von den guten Jenenſern als eine Sonderlingin bezeichnen, ohne weiter davon Notiz zu nehmen.

Einige hielten ſie für eine Schwedin, andere knüpften an den Umſtand, daß die Fremde als Dienerſchaft einen alten Neger und deſſen Tochter mitgebracht hatte, die Vermuthung, ſie möchte eine Amerikanerin ſein.

Indem wir am Morgen nach Schillers Todestag die Kunitzburg betreten, finden wir in dem Zimmer, wo die Fremde am liebſten weilte, verſchiedene Andeutungen, daß uns die Einſiedlerin nicht ſo unbekannt ſei, wie ſie den Bewohnern von Jena war.

Auf einem zierlichen Schreibtiſche bemerken wir in reichen, aber von häufigem Gebrauche zeigenden Einbänden die ſämmtlichen Schriften Schillers. Ueber dem Schreibtiſche hängen Seite an Seite zwei vortrefflich in Aquarellfarben ausgeführte männliche Portraits. Das eine ſtellt Schiller dar, aber den Jüngling Schiller, in der Friſur und Uniform eines herzoglich wirtembergiſchen Regimentsmedikus, das andere einen ſchönen Mann in der Blüthe ſeiner Jahre, angethan mit der Uniform eines Oberſts der virginiſchen Miliz. Aus ſeinem Geſicht blicken die verſtändigen und biederen Augen von William Raleigh.

Brauchen wir zu ſagen, wer die Bewohnerin des Zimmers iſt, welche vor dem Schreibtiſche ſitzt, über ein aufgeſchlagenes Exemplar der „Braut von Meſſina" hingebeugt?

Sie war noch immer ſchön. Ihre unvergleichlich anmuthigen Formen hatten ſich wenig oder gar nicht verändert. Aber in ihren tiefdunkeln Augen lag Kummer, auf ihrer ſchönen Stirne ſchwere Sorge und an den Schläfen zeigte das rabenſchwarze Haar einen weißlichen Schimmer.

Sie trug vom Haupt bis zur Sohle tiefe Trauer und hatte vollwichtige Urſache dazu, denn das treueſte, liebevollſte Gatten-

Herz war gebrochen, ſern von ihr, ohne daß ſie ſeine letzten Seufzer hatte empfangen können.

Oberſt Raleigh war voriges Jahr im Gränzkriege von den wilden Sioux erſchlagen worden.

Seine Waffengefährten hatten den Leichnam des tapferen Führers mitzurückgebracht, und als ihn die Wittwe am Ufer ſeines heimatlichen Potomak beſtattete, da durfte ſie ſich in der Pein ihres Schmerzes wohl daran erinnern, daß der große Waſhington wenige Jahre zuvor zu ihr geſagt hatte:

„Miſtreß, Ihr Gatte iſt einer der beſten Menſchen und wackerſten Amerikaner, die ich mein Leben lang gekannt. Er verdient es, daß Sie ihn ſo glücklich machen, wie Sie thun.“

Ihre Ehe war kinderlos geblieben und ſo hatte ſie, jetzt allein in der Welt ſtehend, dem Verlangen nachgegeben, die alte Welt wiederzuſehen. Vielleicht, daß noch ein leiſer Nachklang ihres abenteuerlichen Jugendſinnes mit dabei im Spiele war, vielleicht aber auch nur die tiefgeheime Sehnſucht, dem unvergeßlichen Freunde, deſſen Namen die Schwingen des Ruhmes über das Weltmeer getragen hatten, noch einmal ins Angeſicht zu ſehen.

Sie hatte in Stuttgart die Stätten ihrer widerſpruchsvollen Jugend aufgeſucht. Auch im Chor der Stiftskirche war ſie geweſen, unter deſſen Steinplatten die Ueberbleibſel von dem ruhten, welcher einſt Herzog Karl geheißen, und es war kein Wort des Fluches mehr, ſondern ein Segensſpruch, was von ihren Lippen in die Fürſtengruft niederrieſelte.

Aber das Antlitz, welches zu ſehen ſie nach Thüringen gekommen, ſollte ſie nicht mehr ſehen. Sie hatte ihm nur noch einen Roſengruß ſenden können, wie ſie vor Zeiten, damals auf dem Salvator bei Gmünd, ihm durch eine Roſe ihre Gegenwart angekündigt hatte.

Die Nacht war für ſie eine ſchlummerloſe geweſen und vergebens ſuchte ſie jetzt die düſteren Gedanken, ein trübſtes Vorgefühl durch die Beſchäftigung mit der vor ihr liegenden Dichtung loszuwerden. Ihre Augen wanderten von dem Buch immer wieder unwillkürlich zu dem Jugendbild des Dichters, welches ſie aus treuer Erinnerung gemalt hatte.

Da näherten ſich Schritte der Thüre und der alte Pompeius trat ein.

„Du kommſt aus der Stadt, Pompei?“ fragte ſie. „Was bringſt du?“

„Miſtreß“, erwiderte der grauköpfige Mohr, „Leute viel traurig in Stadt. Groß Gedräng vor Poſthaus. Viele weinen. Andere blaß werden und ſtill weggehen. Sie ſagen, großer Mann ſein geſtorben, geſtern Abend.“

„Schiller?“ ſchrie Lauretta auf und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„So Leute ſagen.“

Sie hatte nur noch die Kraft, den Alten fortzuwinken.

Dann ſank ſie wie vernichtet auf ihren Stuhl zurück und rang in namenloſem Leide die Hände.

Es währte lange, bis ein wohlthätiger Thränenſtrom den Krampf ihrer Seele löſ'te, noch länger, bis ſie aufſtehen und, die umſchleierten Augen zu dem Bild ihres Gatten erhebend, zitternden Mundes ſagen konnte:

„Du würdeſt mir nicht zürnen um dieſes Schmerzes willen, wenn du lebteſt, du treues und edles Herz! Nein, du würdeſt ſagen: Weine um ihn, Lauretta, und laß mich mit dir trauern.“

## XIV.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai wurde die Hülle des Dichters zur Mitternachtsſtunde zu Grabe getragen.

Es war eine linde Mainacht. Am Himmel ſtand der Mond, von zerriſſenem Gewölk umflattert. Laut ſchlugen im Parke die Nachtigallen. Sonſt tiefſtill in ganz Weimar.

Vor dem beſcheidenen Haus auf der Esplanade ſtand auf der Bahre der Sarg. Ein Lorbeerkranz lag zu Häupten. Hinter den verſchloſſenen Fenſterladen tönte verhaltenes Weinen.

Eine Gruppe junger Männer in Trauertracht, Gelehrte, Künſtler, Beamte, umgab den Sarg. Acht derſelben hoben die theure Laſt auf die Schultern. Die übrigen folgten, die Träger von Zeit zu Zeit ablöſend in ihrem frommen Amt.

So ging der Zug durch die ſtille Stadt, durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsſtraße nach dem alten Kirchhofe bei St. Jakob

Rechts am Eingang deſſelben, vor dem ſogenannten Kaſſengewölbe, ſetzten die Träger die Bahre nieder.

In dieſem Augenblicke trat der Mond voll aus den Wolken und goß ſein mildes Licht auf den Sarg herab.

Nun öffnete ſich die Pforte des düſteren Gewölbes, der Todtengräber und ſeine Gehilfen nahmen den Sarg auf und trugen ihn hinein.

Still entfernte ſich das Trauergeleite und bald folgten ihm die Todtengräber.

Jetzt aber kam eine tief in einen Männermantel verhüllte Geſtalt zwiſchen den Grabhügeln hervor.

Sie ſtand einen Augenblick lauſchend, als wollte ſie ſich vom Weggehen der andern überzeugen.

Dann trat ſie an die Pforte des Gewölbes und fand dieſelbe nur angelehnt, wie ihr der Todtengräber verſprochen hatte.

Sie ließ den Mantel fallen und der Mond beſchien noch, bevor er in Wolken untertauchte, die Geſtalt Lauretta's.

Sie ging hinein, taſtete ſich zu dem Sarge hin, kniete daran nieder, umſchloß ihn mit den Armen und legte die Stirne daran.

Lange unterbrach nur ein leiſes Schluchzen die Todtenſtille des Ortes.

„Ich ſollte deine theuren Züge nicht mehr ſehen", flüſterte ſie endlich, „aber was thut es? Nun lebſt du in meiner Seele ſo, wie du wareſt, als mir einmal doch vergönnt war, deine Lippen mit den meinigen zu berühren. Oh, du Guter, Großer, Unſterblicher, du wirſt fortleben, ſolange es Herzen gibt, edle und hohe Gedanken zu hegen, und Zungen, ſie auszuſprechen. Die fernſten Geſchlechter werden dich ehren, ſegnen, lieben; aber — oh, laß mir dieſen Troſt! — nie hat ein Herz ſo dich geliebt, nie wird eins ſo dich lieben, wie ich dich liebte und liebe. Und ſo leb' wohl, Hülle eines unvergänglichen Geiſtes! Mir bleibt noch die Pflicht, jenſeits des Oceans am Grabe des Mannes zu trauern, der mich gerettet aus dem wilden Strudel des Irrthums und hochgehalten hat ſein Leben lang."

Sie küßte den Sarg, brach ein Blatt aus dem Lorbeerkranz, barg es an ihrem Buſen und verließ das Gewölbe. Der Mond war untergegangen und ein kühler Wind ging pfeifend über die Gräber.

Lauretta hüllte ſich in ihren Mantel und ſchritt durch die Nacht dahin, feſt und gefaßt wie eine, die mit dem Leben abgerechnet hat und nun ohne weiteren Antheil ruhig hinnehmen will, was es noch bringen mag.

## XV.

### Lotte an Fiſchenich.

„Es hat niemand, kann ich behaupten, das hohe edle Weſen Schillers ſo verſtanden wie ich, denn keine Nüance entging mir. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Handelns zu erklären und zurechtzulegen wie niemand. Die Jahre verbanden uns immer feſter, da ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verſtand wie keiner ſeiner Freunde. Ich war ihm ſo nothwendig zu ſeiner Exiſtenz wie er mir. Ich habe die Beruhigung, daß ich gewiß alles für ihn that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, die Beruhigung, daß er vielleicht ohne mich nicht ſo lange für die Welt gewirkt hätte. Ach, lieber Freund, Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theile ſeines Lebens, wo ſeine Seele auch unter dem drückenden Gefühle der Krankheit frei ſich erhob, wo er immer milder, immer lieber wurde, ſein Herz an dem unſchuldigen Leben ſeiner Kinder ſich erfreute, da war er ganz anders noch, als da Sie mit uns lebten. Dieſe Liebe, dieſe Freude an den kleinen Geſchöpfen, dieſe Heiterkeit, wenn er zu uns hereintrat, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe geſtellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg!“

## XVI.

Goethe, während Schillers Todesleiden ſelber von Krankheit heimgeſucht, ſchrieb, kaum nothdürftig geneſen, an Zelter:

„Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren und verliere nun den Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins.“

Und als der Olympier einigermaßen ſich gefaßt hatte, ſprach er in die allgemeine, laute und herzliche Trauer und Wehklage um Schiller hinein dieſe Worte voll antiker Größe:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig tüchtiger und kräftiger zu erſcheinen. Denn in der Geſtalt, wie ein Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ein ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegſchied, kommt auch uns zu gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzuſetzen. Und ſo wird er ſeinem Volke und der Menſchheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben.“

## XVII.

Auf jeder bedeutenderen Bühne Deutſchlands wurde für Schiller eine Todtenfeier veranſtaltet, eine beſonders glänzende unter Ifflands Mitwirkung zu Berlin, die ſinnigſte aber wohl am 10. Auguſt 1805 zu Lauchſtädt. Alle Mitglieder der weimarer Bühne waren dabei thätig und den Schluß bildete jener herrliche Erinnerungsgeſang Goethe's auf den verewigten Freund, der bei dieſer Veranlaſſung (in ſeiner erſten Geſtalt) geſprochen wurde. Der Gegenſtand der Darſtellung war das Lied von der Glocke, in dramatiſche Geſtalt gebracht. Der Schauplatz ſtellte des Glockengießers Werkſtatt vor. Nachdem alle die tiefergreifenden Bilder, welche das „Lied vom Leben“ aufrollt, vorübergezogen und die Töne des Schlußchors verhallt waren, zog der goethe'ſche „Epilog“ die Summe von Schillers Exiſtenz:

Ja, er war unſer! Wie bequem, geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt anſchließend, wohlgefällig
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig
Der Lebenspläne tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen:
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen —
Und hinter ihm in wechſelloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ihm glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,

Von jenem Glauben, der ſich, ſtets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unſrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas:
Das haben wir in traurig-ſchönen Jahren —
Denn er war unſer — leidend miterfahren.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen,
Nun ſchreckt uns das, wovor uns längſt gegraut.
Doch ſchon erblicket ſein verklärtes Weſen
Sich hier verklärt, wenn er herniederſchaut.
Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Und manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben!"

## XVIII.

Es gereicht Goethe zu großer Ehre, daß er namentlich auch dann noch, als ſich der unerſprießliche und widerwärtige Streit erhoben hatte: ob er oder Schiller der größere Dichter? oft und gerne auf den verewigten Freund zurückkam und bei jeder Gelegenheit das Lob deſſelben anſtimmte.

So äußerte in den berühmten Geſprächen mit Eckermann der greiſe Dichterkönig:

„Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt ſich ſagen, daß er ſo wenig in der deutſchen als in irgend einer anderen Literatur ſeinesgleichen hat. Durch alle ſeine Werke geht die Freiheit und dieſe Idee nahm eine andere Geſtalt an, ſowie Schiller in ſeiner Kultur weiter ging und ſelbſt ein anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpäteren Leben die ideelle. Sein Inneres kündigte ſich ſchon in ſeinem Aeußeren entſchieden an. Der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen, alles war ſtolz und großartig an ihm, aber ſeine Augen waren ſanft. Und wie ſein Körper war auch ſein Talent. Immer erſchien er im abſoluten Beſitze ſeiner erhabenen Natur. Er war ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrath geweſen ſein würde. Nichts genirte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug ſeiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Anſichten lebte, ging immer frei heraus, ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein großer, ein prächtiger, ein rechter Menſch und ſo ſollte man auch ſein!“

## XIX.

Die Pietät der Freundſchaft und Verehrung verhalf auch den Gebeinen unſeres Dichters zu einer würdigen Ruheſtelle.

Als durch die Anlegung eines neuen Friedhofes die Aufräumung des Kaſſengewölbes bei St. Jakob veranlaßt wurde, gelang es im Jahre 1826 der frommen Bemühung des damaligen Bürgermeiſters von Weimar, Karl Leberecht Schwabe, aus dem Moderhauſe jener Gruft den Schädel Schillers herauszufinden. Bei Gelegenheit des Fundes dieſer koſtbaren Reliquie ſchrieb Goethe ſeine ſchönen Terzinen, „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“:

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß, Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?

Der gemachte Fund ermuthigte aber zu weiteren Nachforſchungen, und da ſich der Herzog Karl Auguſt entſchloſſen hatte, die Ueberreſte Schillers in der Fürſtengruft auf dem neuen Gottesacker beiſetzen zu laſſen, ſo gelang es auf ſeine Anregung hin und unter Beihilfe tüchtiger Anatomen, ſämmtliche Gebeine des Dichters aufzufinden und dem Schädel wieder anzufügen.

In der Morgenfrühe des 16. December 1827 wurde dann, was von dem Dichter des Wallenſtein und Tell Irdiſches übriggeblieben, in der Fürſtengruft beigeſetzt. Vier Jahre und einige Monate ſpäter folgte dahin der dreiundachtzigjährige Dichter des Fauſt und der Iphigenie dem vorangegangenen Freunde.*)

---

*) „Hügelan ſteigend gelangte ich zu den Stufen eines einfachen tempelartigen Gebäudes von mäßigem Umfange mit Vordach und Säulen. Hinter dieſen that ſich eine ſchwere Doppelthüre auf und wir traten in einen rundgewölbten Raum ohne alle Verzierung durch Farbe oder Stukatur, deſſen Kuppel von Pfeilern getragen wurde und zu dem

## XX.

Und wieder, vierunddreißig Jahre nach dem Todestage Schillers, war es Mai.

Der Himmel blaute und die Sonne ſtralte ob den Straßen von Stuttgart, die ſich feſtlich geſchmückt hatten, als gälte es, einen Triumphator huldigend zu begrüßen.

Und wirklich, das galt es.

Der ſiebenundfünfzig Jahre zuvor bei Nacht und Nebel zum eßlinger Thore hinausgeflohen, um nicht gleich Schubart „erzogen" zu werden, kehrte heute durch alle Thore herein, in den Herzen der einziehenden Scharen ſeiner Verehrer, triumphirend in die Hauptſtadt ſeines Heimatlandes zurück.

Dort, auf jenem Platze zwiſchen dem alten Schloß und der

---

das Licht von oben einfiel. In der Mitte blickte man, zu dem Gitter einer runden Oeffnung tretend, durch dieſe in das Dunkel der Gruft hinab. Ich überließ mich an der Oeffnung einige Minuten lang meinen Gefühlen, die durch keine Bemerkung des Begleiters geſtört wurden, dann ſchritten wir ſchweigend die breite Seitentreppe hinunter. Der Küſter hatte inzwiſchen die an den Wänden umher vertheilten Lichter entzündet; eine freundliche Helle ließ den Umfang und die Form der Gruft, ſowie die Särge wohl erkennen. Links von der Treppe ſah ich, auf gemauerten Unterlagen ziemlich erhoben, zwei platte Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander ſtehen. An dem erſten las ich in metallenen Buchſtaben den Namen Goethe, an dem zweiten in ganz gleichen Charakteren Schiller. Es war ſonſt nicht die mindeſte Verzierung an den Särgen zu erblicken, aber ein Kranz von Lorbeer und Eppich lag auf jedem derſelben." Immermann, Tagebuchblätter, Herbſt 1837.

Stiftskirche, wo er uns eines Tages in dem kümmerlichen Aufzug eines herzoglichen Feldſcherers begegnete, feierte heute der große Todte eine Auferſtehung durch die Liebe der Nation und durch die Kunſt.

Aus allen Gauen des alten Schwabenlandes, aus dem Norden und Süden, Oſten und Weſten Deutſchlands und fernher aus den Alpen und von jenſeits der Alpen, aus dem Lande, das „die Leine ſtolz durchſtrömt", aus den Niederlanden, aus Skandinavien und vom Ufer der Newa, von den britiſchen Inſeln und ſelbſt von der großen Republik jenſeits des Oceans waren ſie gekommen, den Manen des großen Weltbürgers Dank und Huldigung darzubringen.

Auf dem Feſtplatze ſcharten ſich die Liederkränze mit ihren Fahnen, die Feſtordner, die Feſtjungfrauen, die Ehrengäſte um die verhüllte Statue. Kopf an Kopf ſtand weithin in den Straßen das Volk. Und als nun Mörike's ſchöne Feſtkantate dem —

Der in die deutſche Leier
Mit Engelſtimmen ſang,
Ein überirdiſch Feuer
In alle Seelen ſchwang —

erklungen war, fiel, von der Hand ſeines jungen Enkels weggezogen, die Hülle von dem Erzbilde des Dichters.

Feierlicher Glockenklang begrüßte es. Dann ehrfurchtsvolle Stille und auf die geſchmückten Stufen des Piedeſtals trat der begeiſterte Feſtredner.

„Oh, ihr beredten Lippen", ſprach er im Verlaufe ſeiner Rede, nach der Statue empordeutend, „welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Friſche jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, ſenkte ſich auf euch von dieſer Denkerſtirne, aus dieſem Dichterauge! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne ſeinem Bedürfniß und ſeinen Neigungen die Stimme ſtreitig zu machen. Dieſer Mund ermuthigte eine Jugend, die ſeitdem zum Theil in öffentlichen Geſchäften ergraut iſt, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergeſſen, und wiederum verlangte er von den Menſchen in der Zeit, ſich zum Menſchen in der Idee zu veradeln, vom Individuum, ſich zur Gattung zu ſteigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menſchen zu ſeinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die phyſiſche Möglichkeit der Freiheit zu verſchmähen, wo die moraliſche fehlte, und ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunſt, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Geſetz empfangen ſoll, von dem herrſchenden Bedürfniß, das die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen ſollen. Aber wenn auch der Geſang dieſes Mundes uns ins Reich des Ideales flüchten hieß, ſo wollte doch ſein Wort nicht dulden, daß der denkende Geiſt, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl ſollte neben dem unbeſtechlichen Bewußtſein gelten; vom alles trennenden Verſtande rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, edles Streben in der Bruſt, gegen den Widerſtand der Zeit ringen will, ſpricht er: Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen

Zeitgenoſſen, was ſie bedürfen, nicht, was ſie loben; gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten: ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen!“

Mit dieſem guten Worte ſei dieſes Buch vom Friedrich Schiller beſchloſſen.

Ende.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Novellenbuch

von

## Johannes Scherr.

Dritter Band.

Roſi Zurflüh. Brunhild. Werther-Graubart.

Leipzig.
Verlag von Ernſt Julius Günther.

1873

# Rosi Zurflüh. Brunhild.
# Werther-Graubart.

Von

**Johannes Scherr.**

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.

1873.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Roſi Zurflüh.

Eine Geſchichte aus den Alpen.

## Erſtes Kapitel.

### Schwarz-Elſi.

Der herbſtliche Morgenwind hatte ſich noch nicht aufgemacht und das Gebirge lag ſtumm unter einer dichten Nebelhülle. Regungslos, wie gefroren, ſtanden die grauen Schwaden. In die Monotonie dieſes [illegible] dunkelten die Umriſſe von Bergkoloſſen herein, Schwarz in Grau. Tief herauf aus den Klüften kam ein dumpfes Rauſchen, als murmelte dieſe Welt von Granit und Schnee in bangem Traume.

Jetzt aber glomm ein fahles Geflimmer die äußerſten Säume des Dunſtmeeres an und langſam hellte ſich hoch droben ein Punkt. Der röthliche Schimmer wuchs an Umfang und Stärke, und, vom Frühroth angeglüht, leuchtete die Schneekuppe des [illegible] in das chaotiſche Düſter hernieder. Der Tag hatte ſein Banner ausgeſteckt und gebrochen war der Bann der Nacht. Ein leiſes Wogen und Wallen kam in die Nebelflut unten, während droben die Lichtſignale triumphirend von Firn zu Firn ſprangen. Lauter rauſchte im Thalgrund der Bergſtrom und hüben und drüben ging mit klingendem Geplätſcher der Gletſcherbäche in den Felsrunſen.

An dem ſchmalen, längs der jähabfallenden Bergwand hinführenden Geißenpfad ſteht auf einem Vorſprung die Teufelskanzel, eine bizarre Zuſammenwürfelung halbverwitterter Steinblöcke. Von da herab, meldet die Sage, habe in unvordenklicher Zeit einmal Satan den Bergen gepredigt und vor Entſetzen darob ſeien alle die munteren Ströme, welche dazumal durch das Gebirge gezogen, zu Gletſchern erſtarrt. In den Riſſen und Zwiſchenräumen des Steingetrümmers hatte ſich eine Gruppe niedriger Arven angeſiedelt, der letzte kümmerliche Verſuch von Baumwuchs, denn höher hinauf gibt es nur noch dürftigen Raſen, der bald durch die Schneeregion begränzt wird.

Die Dunſtmaſſen, welche noch auf der Tiefe wuchteten, ſchoben ſich, an der Oberfläche vom Widerſchein der droben leuchtenden Kuppen, Hörner und Zacken weißlich angeſchimmert, langſam an der ungeheuren Felswand aufwärts, über deren Rand hinweg ein Gletſcherbach in den ſchwindelnden Abſturz ſchießt, in Myriaden weißer Flocken zerſtäubend, bevor er drunten ſein Waſſer mit dem des jungen Bergſtroms miſcht, welcher die ſchmale Thalſohle durchrauſcht. Nur ein paar Schritte von der Teufelskanzel entfernt kreuzt vor ſeinem Sprung in den Abgrund der Bach den Geißenpfad, milchweiß in der tiefen Furche ſchäumend, die er ſich da gewühlt hat. Aus den Nebelſchwaden aufgetaucht, ſetzt mit dem flüchtigen Sprung einer Gemſe ein junges Mädchen über die Runſe, eilt auf die Teufelskanzel zu, ſteht dort hochaufathmend ſtill und blickt mit ſchwarzen funkelnden Augen in das Dunſtgewoge der Tiefe hinab, welches ſich mälig zu lichten beginnt. Denn die Sonne iſt am öſtlichen Himmel jetzt ſo weit heraufgeſtiegen, daß ihre Strahlen die Spitzen der Bergkoloſſe aus Roth in Gold umfärben und langſam auch in die verworrenen Thalzüge des Hochgebirges hinabgreifen.

Das junge Mädchen oder, landesüblich zu reden, das junge Meitſchi hat ſich in der Teufelskanzel an einem Arvenſtamm auf das feuchte Moos niedergekauert. Es trägt die Landestracht, aber die einzelnen Stücke des Anzugs ſind ärmlich, halb verſchliſſen und nicht gar ſäuberlich. Ihm zur Seite liegt ein kleines Bündel, das es unter dem Arme getragen. Wie das junge Ding ſo hockte, die nackt in plumpen, abgetragenen Schuhen ſteckenden Füße unter den Saum des verfärbten ſchwarzen Röckleins zurückgezogen, ein rothes Tuch, unter welchem halbaufgelöſte rabenſchwarze Haarflechten hervorkamen, nachläſſig um den Kopf gewunden, die Ellbogen auf die Kniee, die Wangen auf die geballten Hände geſtützt, ſtier, faſt glotzend vor ſich hinſtarrend, konnte man es für ein pures Kind anſehen. So klein und halbwüchſig, um nicht zu ſagen verbuttet erſchien die Geſtalt. Aber die Täuſchung ſchwand ſofort, wenn die Kleine, wie von wilden Affekten geſtachelt, aus ihrem Hinbrüten auffuhr und ſich ſchüttelte, als wollte ſie die Laſt eines peinigenden Gedankens von ſich werfen. Dann zeigten die bräunlichen Züge des Mädchens einen Ausdruck, der weit über ihre Jahre ging. Zwiſchen den ſtarken, dunkeln, über der Naſenwurzel in einander greifenden Brauen bildete ſich eine ſinſtere Falte, die Flügel des allerliebſten Stumpfnäschens blähten ſich zitternd und zwiſchen den zurückgezogenen Lippen des kleinen Mundes ſchimmerten die weißen Zähne hervor, feſt zuſammengebiſſen, als ſollten ſie einen wilden Schrei zurückhalten. So war das hübſche Geſicht nicht mehr das eines Kindes, ſondern ſchon das eines Weibes und zwar eines Weibes voll ungeſtümer Leidenſchaft, unter deren Anhauch auch die kleine, aber zierliche und ebenmäßige Geſtalt zu ſo vollſchwellenden Formen gereift war, wie ſie in einem Alter von ſechzehn Jahren nicht eben gewöhnlich ſind. Auffallen mußten bei dem Armuth verrathenden Anzug der Kleinen ihre feinen, zierlich geformten Hände, welche, wenn auch jetzt vom Morgenfroſt bläulichroth angelaufen, deutlich verriethen, daß ſie nur wenig oder gar keine ſchwere Arbeit gethan. Aber noch auffallender war die ſeltſame Miſchung von Intelligenz und Sinnlichkeit, von Leichtſinn und Trotz, welche ſich in dieſem zu vorzeitiger Reife gediehenen Mädchengeſicht ausprägte. In der ſcharfen Gebirgsluft wachſen ſonſt die Menſchen an Geiſt und Körper nur langſam. Hier jedoch war einmal eine Menſchenpflanze zu jener frühzeitigen Treibhausreife gekommen, wie ſonſt nur die Atmoſphäre großer Städte ſie befördert.

In phantaſtiſchen Geſtaltungen und Windungen hatten ſich inzwiſchen die Nebelſchwaden aus der Tiefe bergwärts gehoben und zerflatterten hoch droben am Firnſchnee oder zerfloſſen im Blaßblau des Morgenhimmels. Der Blick zu Thal war jetzt frei, obgleich da unten noch alles in fahlgrünlichem Dämmerlicht verſchwamm, weil das Kitzlihorn die ganze Mulde mit ſeinem gigantiſchen Schatten erfüllte. Wer freilich den Falkenblick des jungen Mädchens beſaß, konnte ſich unſchwer zurechtfinden. Hinten im Grunde des ſchmalen, etwa eine Wegſtunde langen Hochthals blinkte und blitzte es himmelan wie von Flammenſtrahlen, die von Eis und Firnſchnee abprallen. In der That liegt dort ein mächtiger Gletſcher in gethürmten Maſſen bis zur Thalſohle herab und am Fuße ſeiner Moräne ſammeln ſich die Waſſer, welche, bald durch Zuflüſſe von allen Seiten her verſtärkt und deßhalb mehr ſchon den Namen eines Fluſſes als den eines Baches verdienend, an der rechten Seite des Thales herabkommen, jetzt durch tiefe Felsklüfte rauſchend, dann wieder aus den Schluchten in offene Matten hervorſtrömend und zuletzt, hart unter der über die an tauſend Fuß hohe Felswand halb hinaushängenden Teufelskanzel, abermals in eine ſchwarze enge Kluft abſtürzend. Mitten im Thal, am linken Ufer des Fluſſes, legt ſich ein niedriger Hügelkamm wie ein Riegel quer durch die Niederung. Im Schutze dieſer Aufdachung, in welcher man wohl die urſprüngliche oder wenigſtens eine frühere Moräne des großen Gletſchers zu erkennen hat, liegen die zerſtreuten Häuſergruppen des kleinen Pfarrdorfs Windgellen. Es iſt wie andere Dörfer im Hochgebirge ganz aus Holz gebaut. Nur die Kirche, etwas abſeits in einer Einbuchtung des Hügelkamms gelegen, iſt aus Steinen aufgemauert, aber ihr Dach wie das ihres Thurmes beſteht gleich den Dächern der andern Gebäude aus Schindeln. Vom Dorf aus führt ein Weg, der zur Noth mit leichten Karren befahren werden kann, thalabwärts, zwiſchen Feldſtücken hin, auf denen Gerſte, Hafer und Kartoffeln gebaut werden, erſtere Fruchtarten aber freilich nur in günſtigen Sommern recht zur Reife gelangen.

Von dieſem Wege zweigt ſich ein zweiter links ab und führt über fette Matten aufwärts gegen die mittägliche Bergſeite des Thals. Hier lehnt ſich im Schutze eines kleinen Ahornwäldchens ein Gehöft an die Halde, welches ein ſtattliches oder landesmundartlich ein „habliches" zu nennen iſt. Die Stelle heißt „An der Zwibl“, und der Zwiblbauer, welcher in den umliegenden Bergen die beſten „Alpen“ und darauf zwei „richtige“ Sennereien oder „Sennten“ beſitzt, iſt ſo recht der Magnat des Thals. Rechter Hand führt von der Zwibl aus ein Fußpfad bergan und bergab durch Gruppen von Berglärchen und maleriſche Felswindungen hin, bis er in der Entfernung von einer Viertelſtunde in eine Senkung niederſteigt, die von einem kleinen Bergſee ausgefüllt iſt. Ein Bach, welcher weißſchäumend hoch droben vom Glanzhorn herabkommt, ſpeiſ't den See, deſſen dunkelgrüne Fläche eine Schale von Granit einfaßt. Da und dort ſenkt eine Legföhre, die zwiſchen dem Geſtein Wurzel geſchlagen, ihr ſchweres Geäſte gegen das Waſſer herab, deſſen Spiegel noch mehr verdüſtert wird durch einen ungeheuren Felsblock, der am nördlichen Ende des Sees aufragt und von den Thalleuten der Schudereulkopf, das iſt Schuhukopf, genannt wird. Falls man dem Auge mit der Phantaſie ein wenig nachhilft, kann man in der That meinen, der auf ſeiner Spitze breit abgeplattete Block habe auf ſeiner ſüdwärts, alſo dem See zugerichteten Seite etwelche Aehnlichkeit mit der Kopf- und Geſichtsform des genannten Vogels der Nacht. Hart dieſem Felſen zur Seite ergießt der tiefe ſtille See den Ueberſchuß ſeines Waſſers in ein mit Steingeröll angefülltes Rinnſal, welches ſich weiter unten im Thale mit dem früher erwähnten Fluß vereinigt. Zunächſt durchbricht das Rinnſal ein dichtes Tannengehölz, jenſeits deſſen der Bach in ein ſchluchtartiges Seitenthälchen einbiegt, an deſſen Ende er ſich dann in einem ſcharfen Winkel wieder in das große Thal herauswindet. Die düſtere Schlucht heißt nicht unpaſſend „Zur Höllenſchwärz“, und es ſteht da ein großer, mehr noch infolge von Vernachläſſigung als von Alter halb zerfallenes Haus.

Die Entfernung von hier bis zum See hinauf beträgt bloß ein paar Büchſenſchüſſe, und doch ſieht es droben ganz anders aus. Der an und für ſich düſtere Waſſerkeſſel wird durch ſeine Umgebung ins freundlich Maleriſche gewendet, denn die Hand des Menſchen iſt hier ſorglich thätig geweſen, einen traulichen Wohnſitz, ein „Heimeli" zu gründen. Der See iſt an ſeiner Mittagsſeite offen und es ſteigt da ein ſanftgeſchwungener Rain zu mäßiger Höhe hinan. Eine gutgepflegte Umzäunung faßt den Hügelrand ein und hinter derſelben zieht ſich eine ländliche Gartenanlage bis zu einem neuerbauten Hauſe hin, deſſen zierliche Beſchindelung und helle Fenſter Wohlſtand verrathen. Das Haus mit ſeinem weit vorſpringenden Dach iſt zwar ganz in der Form der Gebirgshäuſer aufgeführt, aber in ſeinen Einzelnheiten verräth es überall einen gewiſſen bei dem Bau rege geweſenen Schönheitsſinn. Der offene Söller, welcher um das zweite Stockwerk herläuft, zeigt hübſches Schnitzwerk. An der Oſtſeite über dem Haupteingang ſtehen in kunſtreichen Zügen die Worte: „Zum Rütli", der Name des Hauſes. Gerade darüber erhebt ſich, auf ſtarken Gebälke ruhend, ein erkerhafter Vorbau, deſſen Dach ſich wie ein Thurm zuſpitzt und der ein einziges Fenſter hat, welches aber faſt dreimal ſo groß iſt wie die übrigen. Auf der Weſtſeite des Hauſes ſprudelt ein Röhrbrunnen ſeinen faſt armsdicken Stral in einen großen Steintrog, und von da hat man nur ein paar Schritte bis zu einem Gaden, welcher die Winterſtallung für etliche Kühe enthält. Die ganze Lage des Hauſes muß eine gegen die rauhen

Winde ſehr geſchützte ſein, denn ſonſt hätten in ſolcher Höhe nicht die Obſtbäume gedeihen können, welche die Matte hinter dem Hauſe beſchatten. Dieſe Matte zieht ſich ſanft geneigt bis zu einer jähaufſpringenden Felswand hinan, deren oberer Rand dicht mit Arven beſtanden iſt. Hinter dieſem Steinwall fällt der Boden in ein tiefes Tobel ab, welches zur Sommerzeit mit Lawinentrümmern angefüllt iſt, und jenſeits deſſelben bauen ſich die Abſtufungen des gewaltigen Glanzhorns hoch in die Lüfte empor.

Alle die bezeichneten Oertlichkeiten ſind von der Teufelskanzel aus ſichtbar, das Dorf, die Kirche, der Hof in der Zwibl, das Haus zum Rütli am See „im Bödeli", wie die Stelle genannt wird. Die Blicke des jungen Mädchens wanderten von der Kirchthurmſpitze nach der Zwibl und von da zum Rütli. Da hafteten ſie lange und es ſchien, als wollte ſich ein feuchter Schleier über die ſchwarze Glut des bohrenden Auges herziehen. Aber es ſchien nur ſo, denn ſogleich wieder brannte in dieſem Auge ein Feuer, das jede Thräne ſchon im Entſtehen aufzehrte, und ein Zug des Haſſes ringelte ſich ſchlangengleich um die Mundwinkel. Auch das aus der Höllenſchwärz hervorlugende Dach des zerfallenden Hauſes lag im Geſichtskreis. Allein dorthin fiel kein Blick des Mädchens, nicht einer, und doch war es ſein Vaterhaus.

Seit ein paar Jahren hauſte dort der Strobelchäpi[1]) mit ſeinem Weibe, der Strobelbäbi[2]), ein Menſchenpaar, das man im ganzen Thale überall mit Scheu und Verachtung, aber auch mit Furcht anſah. Denn daß die Strobelbäbi eine Hexe, galt bei der Mehrzahl der Thalleute für ebenſo ausgemacht als die Thatſache, daß ihr Mann ein Gauner, welcher in verſchiedenen Zuchthäuſern ſeine Ausbildung erhalten hatte. Zuletzt war er als Mitglied einer Falſchmünzerbande mehrere Jahre zu Bern „im Schellenwerk", das iſt in Ketten, geweſen. Bei ſeiner Entlaſſung hatte ſich herausgeſtellt, daß er von Kindheit auf ein „Heimatloſer" geweſen, wie ſich das auch bei ſeiner aus Zigeunerblut ſtammenden Frau von ſelbſt verſtand. Weil ſich aber die öffentliche Kalamität des Heimatloſenweſens dem Staat gerade fühlbarer als je gemacht hatte, war auch der Strodelbäzi von der Maßregel betroffen worden, durch Einbürgerung der Heimatloſen dem Vagabundentreiben die Axt an die Wurzel zu legen. Der entlaſſene Schellenwerker wollte ſich erinnern können, daß er vor Zeiten in der Feldmark der Gemeinde Windgellen irgendwo geboren ſei, und ſo mußte ſich die beſagte Gemeinde nach langem Sträuben dazu hergeben, den übelberüchtigten Mann in ihren Verband aufzunehmen. Die Strodelbäbi, welche während des Aufenthalts ihres Eheherrn im berner Keller-Bayes[1]) auf eigene Hand das altgewohnte Vagantenleben fortgeſetzt hatte, war nicht ſehr von der Ausſicht auf ein ſeßhaftes Daſein erbaut geweſen, aber ſie hatte ſich fügen müſſen, und ſo war das würdige Paar mit ſeinem Töchterlein Elſi[2]), welches ſeiner braunen Geſichtsfarbe wegen das Schwarzelſi hieß, nach Windgellen heraufgekommen. Natürlich hatten die guten Leute ſofort Anſprüche an das Armengut erhoben und wollten es gar nicht begreifen, daß die Gemeindevorſteher der „lockeren"[3])

---

[1]) Strobel-Kaspar. [2]) Strobel-Barbara.

---

[1]) Zuchthaus (rothwälſch). [2]) Eliſabeth. [3]) Falſchen unrichtigen (rothwälſch).

Meinung waren, Leute, die noch ſo gut bei Kräften wären, müßten ihr Brot ſelber verdienen. Doch gab ihnen die Gemeinde Dach und Fach, nämlich das Haus in der Höllenſchwärz, welches unbewohnt und herrenlos daſtand. Der letzte kinderloſe Beſitzer deſſelben, vormals ein hablicher Bauer, hatte in wüſtem Wandel all ſeinen Beſitz verthan und dann, eines kalten Wintermorgens beim Erwachen aus ſeinem letzten Bränntsrauſch[1] zu der unliebſamen Einſicht gelangt, daß er nichts mehr zu vertrinken hätte, an einem der morſchen Dachſparren ſeines Hauſes ſich erhenkt. Niemand im Thale hatte Luſt, das verfallende Haus „des vom Tüfel Geholten“ an ſich zu bringen, und ſo war es von der Gemeinde zur Armenherberge beſtimmt worden. Es wohnte aber nur die Familie des Strebelchäpi darin, deſſen Gewerbe jetzt war, den Holzſchnitzern — die Holzſchnitzerei wird in dieſem Theile des Gebirges eifrig betrieben — das Ahornholz zu ihren Arbeiten zu beſchaffen. Man munkelte freilich und ſagte ſogar laut, weder der Strebelchäpi noch ſeine Bäbi hätten ihre früheren Erwerbswege ganz verlaſſen. Beide waren oft längere Zeit von Hauſe abweſend, und wenn ſie dann wieder heimkehrten, würde, wie die Klatſchbaſen des Dorfes wiſſen wollten, in der dürftigen Küche der Höllenſchwärz gebraten und geküchelt wie bei einer Kirchweih. Aber ſicher war, daß der Strebelchäpi und ſein Weib, mochten ſie in der Ferne treiben, was ſie wollten, mit richtigem Takt wenigſtens in der Nähe ihre Hände von allen gefährlichen Dingen fernhielten. So mußte man ſie ſchon dulden, wenn auch noch ſo ungern.

---

[1] Branntweinrauſch.

## Zweites Kapitel.

### Der Pfarrherr von Windgellen.

Schwarzeli ſchaute noch immer von der Teufelskanzel thalwärts. Das Haus in der Zwibl und das Rütli im Bödeli waren die Zielpunkte ihrer dunkeln Augen. Mit gekniffenen Lippen murmelte ſie: „Jetzt wird die Reſi allgemach ihren Hochzeitsſtaat anthun und der Ruedi[1] iſt wohl ſchon auf dem Wege nach der Zwibl. 's Chämmi[2] raucht ja ſchon mächtig und die Zwiblbäurin rüſtet mit dem Gräthli, dem Vreneli[3], den Morgenimbiß. Derweil zählt der Zwiblbau'r den Sack voll harter Feufliber[4], den er ſeiner Tochter mitgibt. Das iſt ja alles und alles ſchüli ſchön! Oh, ich wollt' nur, der roth' Güggel[5] ſäß' auf dem Dach, daß all' z'ſämme verbrännten, all' z'ſämme, und wenn auch er drunter ſein müßt' — mira[6])!"

Nach dieſem leidenſchaftlichen Ausbruch verſank ſie wieder in ihr ſtarres Hinbrüten und hatte nicht acht, daß ein Mann den Geißenpfad am Bergrand daherkam. Sie ſah den Kommenden gar nicht, der langſam vorſchritt. Sein ſchwarzer Anzug hob ſich kaum von dem Schattendüſter ab, in welches die

---

[1] Rudolf. [2] Kamin, Rauchfang. [3] Verena. [4] Fünflivres, Fünffrankenthaler. [5] Hahn. [6] Meinetwegen.

Bergſeite noch gehüllt war. Von Zeit zu Zeit verbargen die noch immer vom Thal heraufwallenden Nebelzüge die ſchlanke Figur halb und halb, und ſie ſchien dann über dem Felsabſturz, an deſſen Saum der Weg ſich hinwand, in der Luft zu ſchweben. So kam der Mann näher. Er hatte im Wandeln die Hände auf den Rücken gelegt und ſeine Augen hafteten am Boden. Wenn er aber, wie öfter geſchah, ſtillſtand, um nach dem gegenüber ragenden, jetzt in goldenem Lichte badenden Gipfel des Glanzhorns oder ins Thal hinab zu ſehen, wurde ein ſtilles, ſanftes braunes Augenpaar bemerklich, über welchem ſich eine Stirne wölbte, deren intelligente Form ſelbſt unter der Krämpe des tief in die Brauen gedrückten Hutes ſich deutlich verrieth. Es war jedoch nicht allein die Hutkrämpe, was einen ſchwermüthigen Schatten auf die hübſch geſchnittenen, feinen und blaſſen Züge des jungen Mannes warf: der trübe Anhauch derſelben ſchien mehr von innen als von außen zu kommen. Die ganze Erſcheinung trug unverkennbar den landpfarrherrlichen Stempel und zwar die proteſtantiſche Nüance deſſelben; denn bekanntlich weiß jedes Auge den proteſtantiſchen Landpfarrer auf hundert und zweihundert Schritte weit von ſeinem katholiſchen Amtsbruder in Chriſto zu unterſcheiden.

Im übrigen war keine Spur von gleißneriſcher Gottſeligkeit im Antlitz oder in der Haltung des Mannes, wohl aber etwas Reſignirtes, eine gewiſſe Müdigkeit. Und doch auch verrieth dann und wann wieder eine heftige Bewegung oder ein momentanes Aufleuchten des Auges, nur eine ungewöhnlich ſtarke Willenskraft habe hier ein heißes Herz ſo weit gebändigt, daß oberflächliche Betrachtung die rothe Glut nicht unter dem bleichen Aſchenſtler vorſchimmern ſah. Die meiſten ſeiner früheren Freunde würden freilich in dem ſtillen Pfarrer von Windgellen kaum noch den Mann erkannt haben, der nur zwei Jahre zuvor drunten im Lande in der Vorderreihe einer rührigen und mächtigen Partei geſtanden, den Mann, der damals in mancher toſenden Volksverſammlung „des Wortes Feuerbrände" in die Gemüther geſchleudert und bei Freund und Feind die beſtimmte Erwartung erregt hatte, daß er binnen kurzem einen vorragenden Platz unter den Lenkern des Gemeinweſens einnehmen würde. Aber die Hoffnungen der Parteigenoſſen und die Befürchtungen der Gegner waren gleichermaßen getäuſcht worden. Der junge Agitator, dem man neben vielen glänzenden und löblichen Eigenſchaften eine bedeutende Doſis von Ehrgeiz zugeſchrieben, hatte plötzlich und ohne ſich ſelbſt gegen ſeine nächſten Bekannten zu einer Erklärung herbeizulaſſen, die Berufung der Gemeinde Windgellen zu dieſer entlegenen Pfarrſtelle angenommen, und die allgemeine Verwunderung darüber war um ſo größer geweſen, als man in Erfahrung gebracht, der neue Pfarrer habe ſich angelegentlich um dieſe von keinem ſeiner geiſtlichen Mitbrüder beneidete Stelle beworben. Hierauf hatte man noch einige Tage, da und dort noch einige Wochen von ſeinem „dummen Streich" geſprochen; dann hatte man ſich damit beruhigt, den jungen Geiſtlichen achſelzuckend einen Sonderling oder auch wohl geradezu einen Narren zu nennen, und endlich hatte man ihn in ſeinem „am Ende der Welt" gelegenen Bergwinkel vergeſſen, wie das ja ſo überall Brauch der Parteien iſt, wenn eins ihrer Werkzeuge abgenutzt iſt oder wenn es ſich ihnen verſagt.

Wie verſchiedenartig immer die Gefühle und Gedanken des langſam daherkommenden Pfarrherrn und des jungen an einem der Steinblöcke der Teufelskanzel kauernden Mädchens ſein mochten, beide waren ſie ſo davon erfüllt, daß ſie für anderes keinen Sinn hatten. Sie bemerkten einander noch nicht, als der Geiſtliche der Teufelskanzel ſchon bis auf wenige Schritte nahe gekommen. Aber waren denn ihre Gefühle und Gedanken wirklich verſchiedenartige? Seltſam zu ſagen, der junge Theologe dort, hochbegabt, tüchtig und vielſeitig gebildet, voll idealer Anſchauung und ſittlichen Strebens, und das junge Vagantenkind da, Zeit ſeines Lebens auf der haardünnen Gränzlinie zwiſchen Leichtfertigkeit und Laſter, Gemeinheit und Verbrechen ſchwankend, voll vorzeitig gereifter Sinnlichkeit und doch wieder die Antriebe derſelben mit kühlſter Berechnung zu bändigen wiſſend, von frühauf in der Welt umhergetrieben, bei Gelegenheit einen verirrten und getrübten Stral vom Lichte der Bildung auffangend, voll unklaren Dranges, voll racheluſtigen Menſchenhaſſes, dabei verſchlagen, keck, ſkrupellos — ja, die Seelen dieſer beiden Weſen waren am heutigen Morgen von denſelben Vorſtellungen erfüllt. Auch der Pfarrherr war, während er zur Teufelskanzel heraufſtieg, mit ſeinen Gedanken in der Zwihl; auch vor ſeiner Phantaſie ſtand die ſchlanke Geſtalt der ſchönen Reſi, im Begriffe, den Hochzeitsſtaat anzulegen; auch er ſah im Geiſte den Ruedi von ſeinem Haus im Bödeli nach der Zwihl wandeln, um von da die Braut zur Kirche zu führen. Aber der bange Seufzer, welcher bei der Anſchauung dieſer Bilder aus der Bruſt des Geiſtlichen aufſtieg, ward auf ſeiner Lippe nicht, wie das vorhin auf den Lippen Vin's geſchehen, zu einem Laut der Drohung und des Fluches. Stephan Milder war überhaupt kein Mann des Fluchens. Hatte er doch am Ende ſeiner Studentenzeit bei einem theologiſchen Kolloquium, als ſein Kirchengeſchichtslehrer beiläufig die Angabe eines leuchtenden Beiſpiels prieſterlichen Hochſinns verlangte, die ganz und gar undogmatiſche Antwort gegeben, das leuchtendſte Beiſpiel, deſſen er ſich erinnere, ſei die Prieſterin Theano im heidniſchen Athen; denn dieſelbe habe die Zumuthung, den verbannten Alkibiades von ſtaatswegen zu verfluchen, mit den Worten abgewieſen, ſie ſei Prieſterin zum Segnen, nicht zum Fluchen.

An der Bachrunſe vor der Teufelskanzel angelangt, ſtand der Pfarrer ſtill, wie unentſchieden, ob er weiter gehen ſollte. Das ſcharfe Ohr Eſſi's hatte aber durch das Geräuſch des Waſſers hindurch nahende Tritte vernommen, und als ſie jetzt mit einem raſchen Seitenblick die Geſtalt des Geiſtlichen erfaßte, griff ſie mit der Hand nach ihrem Bündel und erhob ſich halb, als wollte ſie ſich wegſtehlen. Aber ſie gab dieſe Abſicht ſofort wieder auf und ſank in ihre kauernde Stellung zurück, das Auge gleichgiltig von dem Pfarrer ab- und wieder dem Thale zukehrend. Milder hatte nun auch ſeinerſeits das Mädchen wahrgenommen, und von der Anweſenheit deſſelben an dieſem Orte zu früher Stunde augenſcheinlich überraſcht, rief er über die Runſe hinüber:

„Was machſt denn du hier, Eſſi?"

„Nichts."

Sie ſagte das, ohne nach dem Frager umzuſehen, und das trockene Wort klang genau wie: „Was geht's dich an?"

Des Pfarrers Blick fiel auf das Bündel, welches der Kleinen zur Seite lag, und er ſagte:

„Ich will nicht hoffen, daß du wieder einmal in der Welt herumvagirteſt oder herumvagiren willſt?"

„Herumvagiren? Ein jedes geht ſeinem Eſek nach. Das iſt keine Buſche[1])."

„Nimm dich in acht, Elſi, du redeſt wieder das garſtige Rothwälſch, und doch haſt du mir bei deiner Konfirmation verſprochen, dieſe ſchlimme Angewöhnung aufzugeben."

„Verſprechen iſt leichter als halten."

„Kind, ich fürchte, du biſt wieder auf böſen Wegen. Weiß dein Vater, daß du ſo früh am Morgen von Hauſe gingeſt?"

„Der Strobelchäpi? Was geht mich der Baal[2]) an? Er iſt gar nicht mein rechter Vater."

„Und deine Mutter?"

„Oh, die iſt eine gute Golle. Sie hat mich nie mehr geſchlagen, ſeit ich ein Schickſel[3]) geworden, und weiß wohl, warum."

„Warum?"

„Weil ſie wußte, daß ich ihr das Geſicht grandig[4]) zerkratzen würde."

Der Pfarrer war durch die freche Sprache des Mädchens wie angedonnert. So hatte er Elſi noch nie reden gehört. Es war eine vollſtändige Rückſichtsloſigkeit, eine wilde Energie in dem Gebaren der Kleinen. Und außerdem griff dieſe Begegnung ſo ſtörend in die Gedanken ein, welche den jungen Geiſtlichen auf ſeinem Morgengange tief und traurig bewegt hatten, daß er im Augenblicke gar nicht wußte, wie er dem Wildling gegenüber die Ausübung ſeiner Seelenhirtenpflicht anfaſſen ſollte. Dem gutmüthigen Manne kam dabei nicht entfernt zu Sinne, daß Elſi mit bewußtem Trotze ſich gegen ihn ſtellte und daß ſie auch recht abſichtlich rothwälſche Ausdrücke gebrauchte, um ihn zu ärgern.

---

[1]) Eſek, Geſchäft; Buſche, Schande (rothwälſch). [2]) Baal, Mann. [3]) Golle, Frau; Schickſel, erwachſenes Mädchen. [4]) Grandig, heftig, tüchtig.

Während er ſich beſann, drehte Elſi den Kopf halb gegen ihn und muſterte ihn mit ihren brennend ſchwarzen Augen vom Scheitel bis zur Sohle. Dann ließ ſie ihren Blick keck auf ſeinem Antlitz ruhen und ſagte:

„Herr Pfarrer, was thut denn Ihr ſo früh hier oben? Sie werden jetzt drunten in der Tuſe bald das erſte Zeichen zur Chaßne läuten. Habt Ihr gäng Eure Predigt noch nicht fertig? Was werdet Ihr der herzigen Kalle, der Reſi, die ſo große Augen hat wie die größte Kuh, alles ſagen? Von Jakob und Lea und Rahel, wie's in der Kohdel-Flittermännche ſteht? Aber der Jakob, wenn er auch nicht Jakob heißt, führt ja die Rahel heim und der andere geht leer aus. 's wird gäng beim Kozzen in der Zwibt heut' hoch hergehen. Der Gotſche und ſeine Goje werden ihre Mittel ſehen laſſen und in der Finkelei wird's riechen wie in unſeres Herrgöttli's Paradies. Aber lugt nur auf Euren Lupper, Herr Gallach, Ihr habt gäng keine vorige Zeit mehr. Horch, da läutet's zum erſten. Und wenn Ihr die Hochzeitsleut' zuſammengebt, ſo lugt der Braut nicht ſo tief in ihre großen Linzer, Ihr könntet ſonſt drin verſaufen und der Rudi könnte darob meſaviſch werden. Und wenn Ihr beim Hochzeitmahl ſitzet, ſo trinkt gäng brav Jaim, damit Ihr rothe Backen überkommt, ſonſt könnten die Leut' was merken und 's Breneli grilliſch werden. 's Breneli iſt ja gäng auch keine reiſe Hiſche und hat was recht's hinter'm Klemmerle und einen Sack voll Maſſumen gibt ihr der Oltriſch-Kaſſer auch mit. Eia, vielleicht gibt's bald wieder 'ne Graunerei in der Zwibl!"

Das alles ſprudelte Elſi nur ſo heraus und es ſchlug dem Pfarrer in das Geſicht wie ein plötzlich abgefeuerter Schuß. Die Farbe wechſelte raſch auf ſeinen Wangen und ſeine Lippen zuckten. Es mußten in den Worten des überkecken jungen Dinges Anſpielungen liegen, die ſein innerſtes Leben trafen.

Schwarzelſi weidete ſich an der Verlegenheit des Geiſtlichen, und während er nach Worten rang, funkelten ihre Augen vor Schadenfreude und ſpielte ein höhniſches Lächeln um ihren trotzig aufgeworfenen rothen Mund.

„Die Reſi", ſagte ſie wieder, „hätt' freilich 'ne ſtaatsmäßige Gallächin fürgeſtellt, ja, ja; aber ſie hat gäng nicht g'wellt. Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt, und der Ruedi iſt zuerſt gekommen."

Und dazu kicherte die Kleine boshaft wie ein Teufelchen.

Das Blut ſchoß dem Pfarrer ins Geſicht, aber er bezwang ſeine leidenſchaftliche Wallung und ſagte nur mit nachdrücklichem Ernſt:

„Was faſelſt du, thörichtes Ding?"

Sie wollte ihm keck ins Wort fallen, aber ſeine ſchlanke Geſtalt aufrichtend und die Kleine feſt anblickend ſchnitt er ihre Entgegnung mit den Worten ab:

„Du wirſt mir ſagen, was dieſes morgenfrühe Herumſtreifen bedeuten ſoll und wohin du willſt."

Für einen Augenblick, aber auch nur für einen Augenblick eingeſchüchtert, verſetzte ſie:

„Ich will fort."

„Wohin?"

„In die weite Welt."

„In welcher Abſicht?"

„Mein Glück zu ſuchen."

„Dein Glück? Dein Glück?"

Und das Mädchen und ſein ſeelſorgerliches Amt für einen Moment vergeſſend, fügte er murmelnd hinzu: „Wo iſt das Glück und wer findet es?"

Elſi hatte aber dieſe Worte doch gehört.

„Wer ſucht, der findet", ſagte ſie, „und wer anklopft, dem wird aufgethan. Ich will ſuchen und anklopfen."

„Nein, du wirſt jetzt zunächſt mit mir ins Dorf zurückkehren und nachmittags werd' ich in die Höllenſchwärz gehen, um deinen Eltern ins Gewiſſen zu reden, daß ſie ein achtſameres Aug' auf dich haben ſollen."

„Ihr ſeid gar zu gütig, Herr Pfarrer. Aber ich bin kein Gambes mehr. Ich bin b'hört[1]) und kann gehen, wohin ich will."

---

[1]) Dule, Kirche. Chaſne, Hochzeit. „Gang" iſt nicht rothwälſch, ſondern ein Füll- und Flickwort von unbeſtimmtem Sinn, welches in der berner Mundart unzählig oft wiederkehrt. Ebenfalls mundartlich ſind „vorig" ſtatt vorräthig und „b'hören", einſegnen, konfirmiren. Kalle heißt im Rothwälſch Braut, Kohdel-Flittermännche die Bibel. Koren ein reicher Mann. Gotſche Bauer. Goje Frau, Kintelei Küche, Kupper Taſchenuhr, Gallach Pfarrer, Gallachin Pfarrerin. Linzer Augen, meloniſch verdrießlich oder mißtrauiſch,

Damit ſtand ſie auf, faßte mit der linken Hand ihr Bündel, ſtützte ſich mit der rechten an den Felsblock, der neben ihr aufragte, ſchlug ihr rechtes Bein um das linke und balancirte mit keineswegs kindlicher Koketterie ihr hübſches Figürchen auf der linken Fußſpitze. So ſah ſie verführeriſch genug aus, mehr aber noch komiſch; denn ſie wollte ſich offenbar das Air einer jungen Dame geben, die mit ihrem Anbeter kokettirt. Deßhalb vermied ſie jetzt auch die rothwälſchen Redensarten und befliß ſich ein Hochdeutſch zu ſprechen, wie ſie es nicht ſo faſt in der Schule von Windgellen als vielmehr zu Zeiten auf dem „Juhe“ des Theaters in Bern kennen gelernt hatte.

Wilder nahm von alledem keine Notiz. Er ſah in dem Mädchen nur ein unartiges Kind, welches vor der Zeit der Ruthe entlaufen wollte. Aber das Kind hatte ihm Theilnahme abgewonnen, ſeit er es kannte, und er war zu der Annahme berechtigt geweſen, Elſi auf einen beſſeren Weg gebracht zu haben. In der „Unterweiſung“, das iſt, im Konfirmationsunterricht, hatte ſie es in ſchneller Faſſungskraft und Fleiß allen ihren Mitſchülern weit zuvorgethan und den Pfarrherrn durch ihre ſcharfſinnigen Fragen in Erſtaunen, manchmal auch wohl in Verlegenheit geſetzt. Ein unaustilgbarer Zug von Bosheit war freilich auch da mit untergelaufen und hatte Elſi keine Gelegenheit verſäumt, in ihrer Art für die bauernſtolze Verachtung, welche ſie von ſeiten ihrer Mitſchüler und Mitſchülerinnen zu befahren

---

Jaim Wein, grilliſch eiferſüchtig, treife unſchön oder unrein, Hiſche Weibsbild, Klemmerle Bruſttuch, Maſumen Geld, Oltriſch-Kaffer Tyrer, Grannerei Hochzeit, Gambes Kind.

gehabt, Rache zu nehmen. So hatte eines Tages der Pfarrer, nachdem er ſeinen Konfirmanden eindringlich auseinandergeſetzt, innerhalb welcher ſittlichen Schranken der Menſch berechtigt und ſogar verpflichtet ſei, auch für ſein zeitliches Heil zu ſorgen, den Jakob Dötterli gefragt: „Nun, Jakobli, ſag' mir mal, was muß man thun, um hienieden glücklich und zufrieden zu leben?“ Die Antwort abwartend, ging Milder nach ſeiner Gewohnheit in der Schulſtube auf und ab, und ſowie er den Rücken gewandt, beugte ſich Schwarzelſi blitzſchnell zum Ohr des vor ihr ſitzenden Jakob, ihm einzublaſen, und ſofort platzte der hoffnungsvolle Junge mit der Erwiderung heraus: „Ma mueß luege, daß ma e ryche Buretochter zum Wyb erwitſcht.“[1] Natürlich lachte Elſi über ihren gelungenen Streich hellauf und die andern ihr nach, und der gute Pfarrer hatte, ſeit er im Amte war, noch nie größere Mühe gehabt, ſeine ſeelenhirtliche Würde zu bewahren, als bei Anhörung dieſer Probe ländlich-ſittlicher Moral.

Der Pfarrer überſchritt den Bach und Elſi ließ ihn ruhig herankommen. Nur warf ſie raſch einen Blick rückwärts über ihre linke Schulter, als wollte ſie ſich auf alle Fälle der Möglichkeit eines ungehinderten Rückzugs vergewiſſern.

„Nein, thörichter Wildfang“, ſagte Milder, „du biſt nicht in den Bund erwachſener Chriſten aufgenommen worden zu dem Zwecke, ſchlimmen Trieben frei nachleben zu können. In die weite Welt willſt du? Weißt du denn nicht, daß die Heimat ein Segen iſt, den man in der Fremde vergebens ſucht?“

---

[1] „Man muß ſehen (das iſt ſorgen), daß man eine reiche Bauerntochter zur Frau bekommt.“

„Davon weiß ich freilich nichts, weil ich nie von einer Heimat wußte“, erwiderte Elſi kalt, aber in ſo reſpektvollem Tone, daß ſich der Pfarrer dadurch täuſchen ließ. Deßhalb ſagte er mit zutraulicher Güte:

„Aber du kannſt lernen, was Heimat zu bedeuten hat, indem du dir eine gründeſt und zwar hier in unſerem Thale. Deine Aufführung iſt die letzte Zeit her tadellos geweſen und du mußt wohl bemerkt haben, daß demzufolge die Leute freundlicher gegen dich geworden ſind.“

„Nein, davon hab' ich nicht viel bemerkt. Was hilft mir die gute Aufführung? Ich bleibe doch 's Schwarzelſi aus der Höllenſchwärz, die den Strobelchäpi, den Schellenwerker, zum Vater hat, wenn er's ſchon nicht iſt. Ja, wenn ich Batzen hätte! Nur wer Geld hat, gilt in der Welt.“

„Bei den Dummen und Schlechten, ja. Der rechtſchaffene Arme, welcher mit redlichem Fleiße ſein Brot erwirbt, darf auf die Achtung aller verſtändigen Leute Anſpruch machen und ſie entgeht ihm auch nicht. Arbeite, Kind, arbeite! Das iſt der feſte Grund, auf welchen du deine Zukunft, deine Zufriedenheit gründen mußt. Leben heißt thätig ſein. Du haſt eine entſchiedene Gabe fürs Zeichnen und Bildſchnitzen. Der Ruodi Zurfluh hat es mir wiederholt geſagt.“

„Der Ruodi hat Euch das geſagt?“

„Ja.“

„Und weiter nichts?“

„Doch. Er meinte, man müßte dafür ſorgen, daß du nach Brienz in die Holzſchnitzerſchule kämeſt. Da könnteſt du, wenn du nur wollteſt, es in der Holzſchneidekunſt zu was rechtem bringen.“

Elſi's Miene war ſanft, faſt weich geworden. Sie ſchwieg nachdenklich, es arbeitete in ihrer Bruſt und ſie ſenkte die Augen.

„Der Ruodi hat gutes von mir geſagt, der Ruodi!“ flüſterte ſie ſelbſtvergeſſen.

Milder ſah, daß er Terrain gewonnen, und wollte den Vortheil verfolgen, indem er fortfuhr:

„Glaub' mir nur, Kind, es gibt Leute, die es gut mit dir meinen. Da iſt die Roſi —“

„Die Roſi?“ fiel das Mädchen ein, heftig aufzuckend.

Der Pfarrer beachtete in ſeinem wohlwollenden Eifer nicht, daß ſchon wieder ein Wechſel über die beweglichen Züge Elſi's gekommen war, daß ihr Mund ſich trotzig aufwarf und ihre Stirne zornroth brannte.

„Ja, die Roſi“, ſagte er. „Sie war dabei, als der Ruodi mir zuletzt von dir ſprach, und ſie meinte, ihr Vater, der ja Gemeindevorſtand iſt, ſollte dafür ſorgen, daß in der angegebenen Richtung die Gemeinde etwas für dich thue. Und wenn das nicht ausreichte, wollte ſie, wie ſie ſagte, gern ihren Spartopf hergeben —“

„Sie mag ihn behalten“, fiel Elſi haſtig ein. „Ich will nichts von ihr, keinen Sahntiem[1]), gar nichts!“

„Was ſoll denn das wieder bedeuten? Was haſt du denn?“

„Nichts hab' ich und das iſt gäng eben das Kreuz und der Jammer.“

---

[1]) Centime, ſonſt auch Rappen genannt, deren der Schweizerfranken 100 enthält.

„Still mit deinen koboldiſchen Einfällen! Und jetzt kommſt du mit mir heim. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren.“

Der Pfarrer hatte mit Fug das Wort koboldiſch gebraucht. Jede Spur von Weichheit war aus Haltung und Rede des Mädchens verſchwunden. Die tiefſchwarzen Augen blinzelten wie die eines ſchelmiſchen Kobolds und den kleinen Mund kräuſelte wieder das alte Hohnlächeln.

Leicht wie ein Vogel war ſie ein paar Schritte weit von dem Paſtor weggehuſcht, hinter einen Steinblock im Innern der Teufelskanzel, welcher ihr bis an die Bruſt reichte. Dort ſtand ſie ſtill und ihr allerliebſtes rundes Köpfchen guckte über den bemooſ'ten Granitwürfel herüber.

„Lieber Herr Pfarrer“, ſagte ſie, „liegt Euch denn wirklich etwas daran, daß ich in Windzellen bleibe?“

„Allerdings. Meine Pflicht als Seelſorger und als Vorſtand der Armenpflege —“

„Ach was! Eure Pflicht geht mich nichts an. Ich meine, ſeid Ihr dem armen Schwarzeſi e chli[1]) gut?“

„Gewiß bin ich dir gut, wenn du nur —“

„Nun dann, wißt Ihr was? Heiratet mich!“

Sie ſagte das mit einem ſo poſſierlich ſchelmiſch-naiven Ausdruck, daß die beſte Schauſpielerin ſie darum beneidet haben würde. Ihre Augen ſchoſſen dabei unter den halbgeſchloſſenen Lidern hervor ſchmachtend zärtliche Blicke auf den guten Pfarrer und die Spitze ihres Züngleins ſpielte ſchlangenhaft zwiſchen den wie zum Kuß gerundeten Lippen.

---

[1]) Ein wenig.

Der arme Pfarrer wußte nicht recht, ob er lachen oder fluchen ſollte.

„Nun, was meint Ihr?“ ſagte ſie wieder. „Ich ſag' Euch, ich werde die Frau Pfarrerin ſpielen, daß es 'ne Art hat und Ihr 'ne rechte Freud' dran haben ſollt.“

Dem guten Milder war jetzt der Geduldsfaden geriſſen.

„Unverſchämter Baggängel[1])!“ brach er los.

„Ah ſo, Ihr wollt mich nicht haben? Ich merke ſchon, Ihr ſeid noch immer in die Reſi verſchoſſen.“

Der Pfarrer machte eine raſche Wendung nach dem Felsblock zu und es ſteht zu vermuthen, daß der ſanftmüthige Mann große Luſt hatte, den Heiratsantrag des Vagantenkindes mit dem theologiſch pädagogiſchen Argument einer Ohrfeige zu erwidern, wozu er in Wahrheit vollwichtige Urſache hatte. Allein Schwarzelſi ſchlüpfte hinter dem Felsblock weg, bevor er deſſen Rückſeite erreicht hatte, flog durch das Steingetrümmer aufwärts und erſchien in der nächſten Minute hoch über Milders Haupt auf einem vorſpringenden Zacken.

„Lieber Herr Pfarrer“, rief ſie herunter, „b'hüt' Euch Gott und nichts für ungut! Wenn ich das Glück gefunden, komm' ich wieder und will Euch auch ein Stückli davon geben. Und höret, ich weiß noch alle die Bibelſprüch', die Ihr mich gelehrt, und im zweiten Buch Moſe, zwanzigſtes Kapitel, Vers da und da, ſteht geſchrieben: Laß dich nicht gelüſten deines Nächſten Weib, noch ſeines Knechtes, noch ſeiner Magd, noch ſeines Ochſen, noch ſeines Eſels.“

---

[1]) Poſſenreißer, Fratz, Narr, mundartlich für Bajazzo.

Ein ſchmetterndes Gelächter aufſchlagend verſchwand ſie.

Milder ſtand beſtürzt.

„Es hilft nichts, dem Wildfang nachzugehen", ſagte er dann. „Ich könnte ebenſo leicht eine Gemſe einfangen. — Aber was war das? Mein Gott, das Geheimniß meiner Seele, das ängſtlich verwahrte Geheimniß im Munde dieſes halbwüchſigen Kindes!"

Glockenklang, welcher abermals aus dem Thale heraufkam, weckte ihn aus ſeinem ſchmerzlichen Hinbrüten. Er fuhr zuſammen und raffte ſich mühſam auf. Er war ſehr bleich geworden und nahm den Hut ab, um ſich die in kaltem Schweiß gebadete Stirne zu trocknen.

„Ich will die Laſt tragen, die mir auferlegt iſt, ſolange meine Kraft aushält," murmelte er. „Wenn nur ſie es nicht merkt, daß ich ſie trage."

Damit ſprang er über den Bach und ging eilenden Schrittes den Pfad zurück, den er gekommen.

# Drittes Kapitel.

## 's wird doch was aus der Sach'.

Beim reichen Kueri[1] Leuenberger in der Zwihl ging es an dieſem Tage wirklich hoch her. Der Zwihlbauer hatte nur zwei Kinder, zwei Meitſchi, und dem älteren derſelben richtete er heute die Hochzeit aus. Da mußte etwas draufgehen, das verlangte ſchon die bäueriſche Kleiderordnung, und zwar um ſo mehr, als es galt, dadurch zugleich das Gerede zu widerlegen, der Magnat von Windgellen ſei nur ſchwer dazu vermocht werden, ſeine Reſi dem Ruedi Zurflüh zu geben.

Es war etwas an dieſem Gerede, es war etwas dran. Der Ruedi war zwar ein „hablicher“ Mann, keine Frage, und ein ſtattlicher und braver Chnab[2] war er ebenfalls, kein Zweifel; aber er hatte auch, wie der Zwihlbauer ſeiner Zeit ziemlich ungrammatikaliſch geſagt haben ſollte, „zwo-bedenkli Ziems“ an ſich. Denn fürs erſte war er ein Fremder, das heißt, er war in dem ſieben bis acht Stunden von Windgellen entfernten Hasli im Grund geboren, und fürs zweite war er kein Bauer, ſondern „gäng nur“ ein Holzſchneider.

Kein Stolz geht über den rechten Bauernſtolz. Ueberall, wo noch eine unvermiſchte Bauernſame deutſcher Zunge ſitzt, namentlich eine ſolche, auf deren Nacken das demoraliſirende Joch der Hörigkeit nie gelegen, macht ſich in ihrer Denkweiſe, in ihrem ganzen Gebaren der trotzige Geiſt altgermaniſcher Gemeinfreiheit fühlbar, aber auch die ſtarre Ausſchließlichkeit altgermaniſchen Kaſtenweſens. So ein Bauer, auf ſeiner Hufe ſitzend, deren Vererbung von Urväterszeiten her die Familientraditionen genau nachzuweiſen vermag, iſt gewohnt, die ganze Menſchheit einzutheilen in Bauern und andere Leute, und wie immer die Lebensſtellung dieſer „anderen Leute“ ſei, ob hoch oder niedrig, arm oder reich, gleichviel, ſie ſind keine Bauern und demzufolge nicht ebenbürtig. Auch der Kueri Leuenberger war vom echten und gerechten alten Bauernſchlag, wennſchon durch ſein knorriges Weſen eine weiche Ader lief, die ihm, wie er meinte, ſchon manchen Poſſen geſpielt hatte. Wahrſcheinlich war dieſe Ader durch den Umſtand genährt worden, daß ſeine Heirat mit dem Anneli, der Erbtochter des Zoglibauers, nicht allein eine bäuerliche Konvenienzheirat, ſondern zugleich auch eine gegenſeitige Neigungsheirat geweſen war. Die Zwiblbäurin war aber zuvörderſt Weib und Mutter und dann erſt Bäurin. Auch eine große bäuerliche Diplomatin war ſie, die ihren Kueri vortrefflich zu handhaben wußte und ſich durch ſein Brummen nicht abſchrecken ließ, wenn ſie ſich mal etwas gutes und rechtes vorgeſetzt hatte.

---

[1] Konrad. [2] Knabe, junger Burſch, Junggeſelle.

Eines ſchönen Frühlingsabends, etwa ein Vierteljahr vor Eröffnung unſerer Geſchichte, hatte die Zwiblbäurin, während ihr Eheherr auf dem Söller droben tubäkelte, das heißt, ſeine Abendpfeife rauchte, unten in der Wohnſtube eine lange flüſternde Unterredung mit ihrer älteren Tochter, der Reſi, welche an demſelben Tage ihr zwanzigſtes Jahr angetreten hatte. Als die jüngere Tochter, s' Vreneli, ein lebhaftes hübſches Chind'[1] von ſechzehn Jahren, in die ſtille Stube kam, brachen Mutter und Schweſter verlegen ihr Geſpräch ab, und 's Vreneli bemerkte im Zwielicht, daß die Wangen Reſi's hochroth waren und Thränenſpuren zeigten. Bei ſo bewandten Umſtänden ging 's Vreneli ſogleich wieder hinaus und in die Küche, wo ſie zu der alten Magd, einem Inventarſtück des Hauſes, ſagte: „Gib acht, Kathri, 's gibt ebbis[2].“ — „Was denn?“ — „'ne Hochzit.“ — „Warum nit gar, du Göbi! Was weißt du von Hochziten?“ — „Ei ja fryli! Bin ich nit an Oſtern b'hört worden? Und meinſt, ich hätt's gäng nit g'merkt, daß d' Reſi und der Ruedi einander gäng gern haben?“ — „So, du Neſſli, das haſt du g'merkt? Sapperlapapp! Da wird gänz nüt[3] draus.“

Während dieſes Geſpräch in der Küche ſeinen Fortgang hatte, ſtieg die Zwiblbäurin nachdenklich zum Söller hinauf, ſetzte ſich neben ihren Eheherrn und begann die Unterhaltung damit, daß ſie meinte, bei der ungewöhnlich günſtigen Witterung dürfte es bald an der Zeit ſein, mit dem Veh[4] zu Berg zu fahren. Aus der Verhandlung des Viehkapitels merkend, daß ihr Alter guter Laune ſei, lenkte die Bäurin mit behutſamen Uebergängen die Unterhaltung allmälig auf ein ganz anderes Feld und dabei wurde ihre Sprache immer wärmer und eindringlicher. Der Bauer hörte ihr nach ſeiner Weiſe bedächtig zu und verrieth weiter keinen Beifall, als daß er ſehr energiſch tubäkelte. Die Bäurin achtete in ihrem Eifer wahrſcheinlich nicht ſehr darauf, denn ſonſt hätte ſie ſich nicht ſo weit mit dem herausgelaſſen, weſſen ihr Herz voll war. Wenn der Zwiblbauer große Tabakswolken von ſich paffte, ſo war das kein Zeichen der Beiſtimmung; im Gegentheil, ganz im Gegentheil. Die gute Zwiblbäurin ſollte auch bald genug innewerden, daß es ihr nicht immer gelänge, ihren Naeri „anzubohren", mit welchem ſonderbarlichen Ausdruck ſie ihre auf diplomatiſcher Kunſt beruhende Oberherrlichkeit im Hauſe zu bezeichnen pflegte. Der Zwiblbauer ließ ſeine würdige Ehehälfte ruhig ausreden. Hernach ſtand er auf, klopfte über die Bruſtwehr des Söllers hinweg ſeine Pfeife aus, trat vor ſein Annerl hin, zupfte, wie das bei feierlichen Anläſſen ſeine Gewohnheit war, ſeinen bretſteifgeſtärkten, ein gut Theil über die Ohrläppchen hinausreichenden Hemdkragen noch mehr in die Höhe und ſagte decidirt: „Da ſchlag' glei der Donner drei! Aus der Sach' wird nüt, ſag' i."

---

[1] Ueberall in der deutſchen Schweiz heißen die Mädchen, auch die erwachſenen, Chind', d. i. Kinder. [2] Etwas. [3] Nichts. [4] Vieh.

Nach alſo abgegebenem Konkluſum drehte ſich der würdige Beherrſcher der Zwibl gegen die Thüre hin, hinter welcher in wohlverwahrter Kammer das mächtige Ehebett ſtand, worin ſchon der Ahnl mit der Ahne und der Vater mit der Mutter ihre Nachtruhe gehalten hatten. Das ehrwürdige Möbel füllte die Schlafkammer zur Hälfte aus und war von einem „Himmel" überdeckt, deſſen vier eichene Tragſäulen im Nothfall ein Haus hätten tragen können. Auf der inneren Fläche des Betthimmels war ein Schnitzwerk angebracht, welches Adam und Eva im

Paradieſe darſtellte. Die Zeit hatte dieſes Kunſtwerk ſchwarz gebeizt, und in der Kammer war es zudem nicht mehr hell genug, daß der Zwiblbauer, als er ſeine gewaltigen Glieder in das hochaufgeſtapelte Federbett verhüllte, das Bild noch hätte gewahren können. Dennoch richtete er die Augen nach der Stelle hin, und wie wenn ihm der ſchlimme Streich, welchen Frau Eva ihrem Eheherrn weiland geſpielt, eine wunderliche Ideenverbindung eingegeben hätte, brummte er: „'s Wibervolk iſt gäng allzit e Dunderſchüz gſi."

Derweil wälzte die Zwiblbäurin draußen auf dem Söller ſchwere Gedanken im Gemüthe. Sie fühlte, daß ein großer Wendepunkt in ihrem Leben eingetreten und daß es jetzt, wenn je, gälte, ganz ungewöhnlich klug und fein zu verfahren. Nachdem ſie die Angelegenheit, welche ſie beſchäftigte, nach allen Seiten hin gewendet und gedreht hatte, kam ſie zu dem Schluß: „Er wird gäng brummen, länger und ärger brummen als je; aber 's könnt' doch gehen, 's könnt' doch gehen. Man muß nur ſachte thun, ſachte, ſachte." Damit machte die rüſtige Frau noch ihren allabendlichen Gang durch das Haus, zu ſehen, ob alles in ſeiner Ordnung ſei, und verfügte ſich dann in die Schlafkammer. Als auch ſie unter dem gewölbten Betthimmel Platz genommen, ſprach ſie nach ihrer Gewohnheit mit über der Bettdecke gefalteten Händen halblaut den Abendſegen und wollte ſich dann, im Glauben, ihr Kueri ſchliefe ſchon, ebenfalls zum Schlafen zurecht legen. Da drehte der Bauer halbwegs den Kopf auf ſeinem Kiſſen und brummte: „Annen, los', i ſäg', aus der Sach' wird nüt!" Sprach's und legte ſich wieder aufs Ohr. Die Zwiblbäurin ſagte nur ganz ſanft: „Ja, ſo ſchlaf' gäng in

Gottesnamen." Sie hütete ſich wohl, Widerſpruch zu erheben oder auch nur ein weiteres Geſpräch zu veranlaſſen, und begnügte ſich zu denken: „Der Brei iſt eingerührt, jetzt mag er kochen."

Er kochte auch wirklich ſo wacker, daß der Zwihlbauer in dieſer Nacht nicht viel ſchlief. Kaum eingeduſelt, fuhr er wieder auf und murmelte: „Mein' Reſi ſo 'nem Fremden geben, der gäng kaum in die G'meind' hereing'ſchmeckt hat, ſo 'nem Heizſchnäßler[1])! Ja, ablegen! Aus der Sach' wird nüt! Der Dunder ſchlag'!" Die Zwihlbäurin hörte es gar wohl, that aber nicht dergleichen. — Am folgenden Morgen rief der Bauer ſeine ältere Tochter in ſein Oberſtübli. Sie müſſe ihm, ſagte er, während die Familie mit den Knechten und Mägden ihre Haberſuppe zum Frühſtück aß, bei einer Schreiberei helfen. Das kam oft vor und wußte männiglich, daß die Gemeindeakten von der Hand Reſi's geſchrieben wurden. Dennoch pochte bei der Beſtellung dem Mädchen das Herz ſo ſtark unter dem rothen Bruſttuch, daß ſie bald den Löffel hinlegte und hinausging. Während ſie dann beim Vater im Oberſtübli war, ſchlich 's Vreneli ſo leiſe wie ein Mauskätzchen die Stiege hinauf. Das Kind merkte wohl, daß etwas im Hauſe vorging. Und es ſollte nichts davon wiſſen! Das war gänz „ſchüli[2])"! Aber wart', es hatte feine Ohren, ja, und es konnte doch wohl nicht ſchaden, e chli an der Stüblithür' zu loſen. Da drinnen ſprach der Vater laut genug und auch ganz deutlich, aber die Lauſcherin konnte ſie doch nicht recht hören; und dann ſprach 's Reſi, aber das war noch weniger zu verstehen. Zuletzt ging die Thüre bald auf und so hörte 's Vreneli den Vater sagen: „Reß', Nei, us der Sach' wird nüt, säg' i — der Dunder schlag'!" Die Lauscherin huschte erschrocken über den Gang und die Treppe hinab. Aber ihre herausstürmende Schwester hätte das Kind auch bei geringerer Eile kaum wahrgenommen, denn ihre Augen waren vom Weinen trüb.

---

[1]) Aufſchneider. [2]) Abſcheulich.

„Und doch wurde was aus der Sach'!" Geduld überwindet Sauerkraut und noch viel mehr, will sagen einen Bauer aus dem Bernerbiet, der doch aus dem zähesten Holz geschnitten ist, das auf Gottes Erde wächst.

Zunächst freilich gab's eine trübe Zeit in der Strähl. Der Bauer war brummig, die Schwester unruhig, die Reß traurig und 's Vreneli lachte weit weniger als sonst. Es war etwas, wie es nicht sein sollte. Das merkten auch die Knechte und Mägde, welche die Köpfe zusammensteckten und unter einander munkelten. Die Strählbäurin machte die Erfahrung, daß der fragliche Streit ſich keineswegs von ſelbſt auslöſche, und befliß ſich daher, von Zeit zu Zeit friſches Holz unterzulegen. Aber es wollte nicht brennen und die gute Frau begann zum erſtenmal ihrer diplomatiſchen Kunſt zu mißtrauen. Eines Morgens nach der Haferſuppe ſagte der Bauer mit einem ganz eigenthümlichen Seitenblick auf ſeine ältere Tochter, er werde ſich gäng entſchließen müſſen, den Türk, den alten Hofhund, abthun zu laſſen; denn der Hundsleder, meinte er, ſei gäng gar nicht mehr wachſam. Und im Hinausgehen brummte er noch zwiſchen Thüre und Angel verſtändlich genug, er werde dem Kiltgänger, der nachtſchlafender Weile um das Haus ſtreiche, ſchon das Handwerk zu legen wiſſen. Reſi wurde vor Schrecken über und über roth. Aber am Tage darauf hatte ſie noch gewichtigere Urſache, zu erſchrecken. Nämlich vor dem Schlafengehen ſagte ihr der Vater, der Schurbauer drüben in der Schur, ſein alter Spezi[1]), habe bei ihm für ſeinen einzigen Sohn und Erben um die Hand der Reſi angefragt und ſei das gänz ein Wort, welches ſich hören laſſe. Ein mächtiges Heime[2]), der Schurhof, und ſei des Schurbauers langer Toni ein Buab, der einem rechten Meitſchi gänz anſtehen könne. „Was meinſt, Kind?" — „Oh, Vater, Ihr wißt ja —" — „Was weiß ich — der Dunder ſchieß'! B'ſinn' dich drüber, Reſi, und ſag' mir morgen gänzlich g'ſcheideres Wort."

Reſi war kein „Zimperlesbaſerl", kein „Teigaff", keine Butterſemmel-Natur, ſondern ein kerngeſundes, friſches Bergmädchen, das ſeinen Katechismus gut innehatte, geläufig leſen und ſchreiben, für den Hausgebrauch auch rechnen konnte, aber weiter von der Bläſſe der Civiliſation nicht angekränkelt war. Sie wußte weder von Nerven noch von Empfindſamkeit und Siegwart und Werther waren ihr wildfremde Namen. Sie hatte ſich daher aus der Liebe kein Geſchäft zurechtgemacht, wie „gebildete Töchter gebildeter Stände" zu thun pflegen, welche dann doch nicht gar ſelten, ſondern recht häufig, ja gewöhnlich, aus den ätheriſchen Regionen einer hochſchwärmenden Liebespoeſie mit einmal und im Grunde ohne viel Federleſen, jedenfalls aber ohne Herzbruch in die Konvenienzproſa einer „ſtandesmäßigen Verſorgung" herabplumpſen, mitunter auch wohl noch erklecklich tiefer. Aber die arme Reſi liebte und tief und wahr, wie ihr ganzes Weſen, war auch ihre Neigung. Romantik war dabei eigentlich blutwenig im Spiele. Sie hatte einen Mann liebgewonnen, der, kaum fünf Jahre älter als ſie, ſtattlich von Geſtalt, gewandt im Benehmen, freundlich und mild von Sitten war, einen Mann, an deſſen Lebensführung kein Makel haftete, der außerdem ein hübſches Heimweſen beſaß, völlig unabhängig war und ſein gutes Auskommen hatte. Warum alſo ſollte ſie dieſes Mannes Weib nicht werden? Weil er nur erſt ſeit kurzer Zeit ein eingebürgerter, nicht aber ein geborener Windgellener oder weil er kein Bauer im vollen Sinne des Wortes war? Reſi ehrte und liebte ihren Vater aus Herzensgrund; aber daß ihr nur ein Altburger von Windgellen und ein Bauer als Mann anſtünde, das hätte ihr Verſtand nicht begriffen, auch wenn das Herz einer ſolchen Logik nicht den Weg zum Kopfe verlegt haben würde. Vielleicht wurde Reſi's Zuneigung vermehrt und geſtärkt durch den Umſtand, daß Ruedi Zurflüh, welcher als angehender Jüngling zum Lehrerberuf beſtimmt geweſen und demnach eine länger dauernde und gründlichere als die gewöhnliche Volksſchulbildung genoſſen hatte, auch geiſtig über das bäuerliche Niveau bedeutend emporragte; aber ſo viel iſt gewiß, Reſi hatte ſich dieſen Umſtand nie zum Bewußtſein gebracht. Dazu war ſie viel zu naiv, viel zu wenig reflektirt. Mit der ganzen Friſche und Kraft ihres bis dahin mehr derben als weichen Mädchenthums hatte ſie den Eindruck von Ruedi's Perſönlichkeit empfangen, und mit der ganzen Friſche und Kraft ihres Herzens hielt ſie dieſen Eindruck feſt. Das war alles und es war gerade genug.

---

[1]) Spezi, Freund, Kamerad. [2]) Ein bäuerliches Heimweſen, Bauerngut.

„Da braucht's gäng kein Sinnen: es kann nit ſein!" dachte Reſi, als ſie in ihre Kammer hinaufſtieg. Es war ihr jetzt, wo ihr plötzlich der beſtimmte Vorſchlag gemacht worden, einem anderen zu heiraten, erſt recht klar geworden, wie ſie mit ſo ganzer Seele an dem Ruedi hing. Das Nichtſeinkönnen, nämlich die Unmöglichkeit einer Heirat mit des Schurbauers langem Toni, war ihr ſo etwas Abgemachtes, Thatſächliches, daß ſie ſich darüber weiter keine Gedanken machte. Aber die Gedanken kamen von ſelbſt, denn ſie kannte ihren Vater und mußte um ſo mehr glauben, derſelbe würde einen einmal gefaßten Plan mit allen Mitteln durchzuſetzen trachten, da ſich die Zwiſlbäurin mit richtigem Takt von jeher wohl gehütet hatte, ihren Töchtern einen Einblick in die Diplomatie zu gewähren, womit ſie ihren [illegible] in letzter Inſtanz zu deſſen eigenem Beſten lenkte. Sanft von Gemüth, wie Reſi war, fühlte ſie inſtinktartig und mit nicht geringem Bangen, daß in ihrem Leben eine Wendung eingetreten, wo das Geſchehenlaſſen, das geduldige Hinnehmen und Abwarten nicht mehr ausreiche, ſondern wenn auch nicht Begehrtes keck anzuſtreben, ſo doch Verhaßtes muthig abzuwehren ſei.

„Nei au, Reſi, was machſt du für ein gräſli ernſt Geſicht!" rief 's Vreneli von dem gemeinſchaftlichen Bette der Schweſtern her, als die ältere in die Kammer getreten war und die Lampe auf den Tiſch geſtellt hatte.

„Was wett' ich gäng für ein beſonderes Geſicht machen, Kind? Schläfſt du denn noch nicht?"

„Ei was, bei Nacht ſoll ich allzeit ſchlafen und bei Tag nüt werken. Du und ihr alle im Haus vergeßt allweil, daß ich letzte Oſtern b'hört werden. Aber ich bin nicht ſo dumm, ich. Leſ', ich will dir ebbis ſagen. Gelt, der lang' Toni aus der Schur geht dir im Kopf umme[1])?"

„Der? B'hüt' mi Gott!"

„Haſt recht. Was nur dem Vater einfällt? Als wär' der Toni ein Mann für dich! Pfüdi[2])! Der lang' Dalk iſt gäng grad' ſo ein Gythung[3]) wie ſein Alter."

„Aber woher weißt du denn —"

„So, meinſt, unſereins hab' keine Ohren? Wer Ohren hat, zu hören, der höre, heißt's in der Bibel. Verſtanden?"

„Ja, du haſt deine Ohren überall, wo ſie hingehören und nicht hingehören. — Aber weißt du was, Vreli?" fuhr Reſi fort, ſich zum Scherzen zwingend. „Weil du doch kein Kind mehr ſein willſt, ſo könnteſt du mir einen großen Gefallen thun."

„Gern, Reſi gern. Sag' nur, was du haben willſt."

„Du könnteſt die Sach' mit dem langen Toni ins recht' Gleis bringen, wenn du dem Vater ſagteſt, du wollteſt ihn nehmen. Dem Toni wird's gäng einerlei ſein und ſo wäre dir und mir geholfen."

„Jetzt ſchweig' aber, Reſi. Du red'ſt gäng ſchüli! Den langen Toni nehmen — pfüdi! Nei! nei! Loſ', laß dir ſagen, im ABC kommt nach dem R nicht das T, wohl aber das S. Verſtehſt mi?"

[1]) Umher, herum. [2]) Pfui! [3]) Geizhund. Das Wort Hung (Hund) kommt in der berner Mundart in vielfachen Zuſammenſetzungen vor. Die originellſte von allen dürfte ſein, daß der Berner einen Frömmler einen Betthung nennt.

„Nein, wahrli nit“, entgegnete Roſi, die Lampe löſchend und zu der Schweſter ins Bett ſteigend.

„Gelt, ich kann dir gäng auch Räthſel aufgeben?“

„Ja, das ſeh' ich. Aber jetzt halt dein Plappermüli[1]). Ich bin gäng ſchläfrig.“

Mit Roſi's Schläfrigkeit war es jedoch nicht weit her. Denn als ſich die jüngere Schweſter mit der glücklichen Sorgloſigkeit ihres Alters auf die Seite gedreht hatte und bald eingeſchlafen war, ſetzte ſich die ältere im Bett auf und verſank in ein quälendes Nachdenken über ihre Lage.

So mochte ſie etwa eine Stunde lang geſeſſen haben, als die Stille um ſie her durch ein kaum bemerkbares Geräuſch unterbrochen wurde. Es kam von dem Laden her, womit das Kammerfenſter von außen verſchloſſen war. Dort pöppelte es in drei Abſätzen, ungefähr ſo, als würden kleine Steinchen an den Laden geworfen. Dann ward es wieder ganz ſtill.

Roſi lauſchte mit verhaltenem Athem. Hierauf beugte ſie ſich zu der Schweſter hinüber, deren tiefe Odemzüge einen feſten Schlaf bezeugten. Nun ſchlüpfte ſie ſachte, ſachte aus dem Bett, warf ihre Jüppe[2]) über und zog ihr Hemdprisli[3]) feſt am Halſe zuſammen. So ging ſie, ſchob leiſe das Schiebfenſter hinauf und öffnete vorſichtig den Laden.

Kein Lichtſtral, aber ein feuchtkalter Lufthauch drang in die Kammer, denn eine Regennacht lag ſchwarz über Berg und Thal.

---

[1]) Plappermäulchen. [2]) Rock. [3]) Hemdband.

Reſi beugte ſich hinaus und fühlte nicht den kalten Regenſchauer, welcher ihr ins Geſicht ſchlug; ſie fühlte nur die warme Hand, welche ihre in die Finſterniß hinausgebotene ergriffen hatte. Ein heftiger Föhn ſchüttelte rauſchend die Aeſte des alten Ahornbaumes, welcher dem Kammerfenſter nahe ſtand, aber doch konnte er vier Ohren nicht verhindern, das Geflüſter zu verſtehen, welches zwiſchen dem Kammerfenſter und dem Ahorn hin und her flog.

Es währte lange. Endlich zog Reſi ihre Hand zurück, aber ſchon im Begriffe, den Laden wieder zuzuziehen, beugte ſie ſich noch einmal hinaus und flüſterte mit einer tief aus der Seele kommenden Betonung:

„Nei, Ruodi, nei. Dich oder keinen!"

Darauf ſchloß ſie behutſam den Laden, ſchob das Fenſter nieder, that die Jüppe ab und glitt vorſichtig wieder in das Bett. Faſt erſchrak ſie, denn ſie hörte die Schweſter murmeln, und aufhorchend vernahm ſie von Breneli's Lippen die Worte: „Der Herr Pfarrer, ja, der iſt gäng e Männli!" Aber das war nur im Traume geſprochen.

„Das Kind träumt von dem Pfarrer", dachte Reſi, „und es ſpricht auch im Wachen immer von ihm, wo es nur kann. Arm's Breli, ſollteſt auch du ſchon — Aber 's iſt ja noch ein pures Kind. Und doch — Nun, Gott wende alles zum beſten!" fügte ſie laut hinzu und ſo ſchlief ſie ein.

Unerwarteter Weiſe ſprach der Zwihlbauer am folgenden Tage kein Wort von dem langen Toni aus der Schur und ſeiner Freiwerberei. Sollte während der Nacht die Politik der Zwihlbäurin mit Erfolg thätig geweſen ſein? Es ſchien doch kaum.

Wenigſtens wußte die Mutter der Tochter wenig tröſtliches zu ſagen, und als ein paar Tage darauf vormittags 's Roſi mit dem Breneli nach der gegen das Böcli zu gelegenen Matte hinabgehen wollte, um den frühmorgens dort gemachten erſten Grasſchnitt zu wenden, hatte ſie im Hausflur eine Begegnung von übler Vorbedeutung.

Wie nämlich die Mädchen mit ihren Rechen auf der Schulter zur Hausthüre hinauswollten, kam der alte Schurbauer die ſteinerne Staffel herauf. Der Mann hatte ein höchſt wichtiges Ausſehen, auch ſeinen Sonntagstſchopen an und darunter ein ganz friſches Hemd, deſſen Kragen akkurat ſo hoch hinaufging wie die Ohren. Die Zwiblbäurin, welche, unter der offenen Stubenthüre ſtehend, den Kommenden wahrgenommen, trat hervor und begrüßte ihn. Der Alte gab den Gruß zurück, und als die beiden Mädchen ohne Ceremonie an ihm vorüberſchlüpfen wollten, ſagte er galant:

„Poh Blueſt, wei'r[1]) die Jumpfere ſcho in Heuet? Nei, bim ewige Dunder, 's geit[2]) doch kei tölleres[3]) Meitſchi als 's Roſi in der Zwibl. Das wird gäng 's prächtigſt Brütli[4]) abgä[5]), das ma ſentum g'ſeh' cha."

Roſi ging ſchnell zur Hausthüre hinaus, aber 's Breneli kehrte ſich um und ſagte ſchnippiſch:

„Wiſſet Ihr, Schurbaur, was ſie im Dütſchland draußen für ein Sprichwort haben?"

---

[1]) Wollen. [2]) Gibt. [3]) Stattlicheres, wohlgebauteres. [4]) Bräutchen. [5]) Abgeben.

„Was denn für eins, Chind?"

„D' Nürnberger denken keinen, eh' ſie ihn haben."

„Wart', du Aeffli! Vom ewige Dunder, 's iſt doch ſchad', daß mein jüngerer Bub', der Uli, hat ſterben müſſen. Der wär' für dich wie a'g'meſſen, gänz wie der —"

's Breneli war aber ſchon weg und die Zwiblbäurin unterbrach den Gaſt mit den Worten:

„Wellet Ihr nicht in die Stube treten, Nachbar, und ein Schnäppsli nehmen, bis mein Baur von den Mädderen auf der Bühlmatte heimkommt? 's wird nicht lang währen."

Sehr neugierig kam 's Breneli, ſehr zaghaft die Roſi zum Mittageſſen heim. Dieſes ging aber ſo gemeſſen vorüber wie immer. Roſi warf zuweilen einen verſtohlenen Blick auf den Vater. Aber das braunrothe Geſicht des Zwiblbauers in ſeinem weißen Hemdkragen war undurchdringlich.

Als die Dienſtleute hinausgegangen, ſagte 's Breneli draußen zu der alten Küchenmagd: „Paß auf, Kathri, jetzt wird's drinnen losgehen."

Es ging aber drinnen nicht los. Roſi räumte den Tiſch ab, an welchem Vater und Mutter noch ſitzen blieben. Während ſie das Geſchirr hinaustrug, hörte ſie die Mutter ſagen:

„Kueri, der Schurbauer iſt gänz —"

„Schwyg', Anneli", unterbrach ihr Eheherr die Redende barſch. „I ſäg', der Tüfel kann meinthalb den —"

Weiter hörte Roſi nicht, aber bald darauf kam die Mutter aus der Stube, zog ihre Tochter beiſeite und flüſterte ihr froh erregt zu:

Loſ', Roſi, wenn du z' Obig[1] z' Bett gehſt, ſo knie' nieder in deiner Kammer und dank' unſerem Herrgott! Vom langen Toni in der Schur biſt erlöſ't. Aus der Sach' wird gäng wahrli nüt."

„Gott ſei Lob und Dank, Müetti[2])!"

„Ja, Chind, kannſt gäng froh ſein, daß das ſo ausg'ländet hat. Weißt, der alt' Schlufi[3], der Schurbaur, war e Stündli bei mir, eh' der Vater kam, und da hab' ihn gäng es bizzeli z'weag'no. Hab' ihm nämli ſo viel vo euſerem Geld und Gut g'ſeit, daß der Ma vor Gyd und Nyd abſegrad' hätt' verräbble[4] möge. Da iſt er dann in ſeiner Gytbrunſt mit dem Vater uſſe ins Oberſtübli und bald hernacher ſind die beiden Mannen wieder abe cho und hät der Schurbaur gäng den Kopf lampen[5] laſſen, als hätt' ihm einer mit dem Holzſchlägel drauf g'ſchlagen. Und der Vater hat nur noch zu ihm g'ſeit: B'hüt' Euch Gott und lebet wohl, Nachbar, und der Toni ſoll ſich gäng anderswo umſehn. Und als der Alt' fort war, hat der Vater zu mir g'ſeit: Der Dunder ſchlag'! Der Gythung hat nu abſegrad' die ganz' Zwibl zum Heiratsgut für d' Roſi haben wellen, als wären du und ich ſchon todt und begraben und 's Breneli gar nicht da. — Siehſt du, Chind, ſo iſt mit der alt' Vogel uf d' Leimruth' gangen, und ſei du gäng ruhig, von denen in der Schur, vom Alten oder vom Jungen, will der Vater nüd meh wiſſen."

---

[1] Am Abend. [2] Zärtliches Diminutiv von Mutter. [3] Ein Verachtungswort von ſehr dehnbarer Bedeutung. [4] Verrückt werden. [5] Hangen.

„Anneli, wo ſteckſt?" rief der Bauer in der Stube und die Bäurin folgte haſtig dem Rufe.

Es war heute augenſcheinlich ein Tag für Staatsaktionen in der Zwibl, denn man ſah ſofort den Hausherrn und ſeine würdige Hälfte von der Stube her über den geräumigen Flur nach der Treppe gehen, welche ins Oberſtübli führte, von wo die Hausbewohner alle wichtigen Beſchlüſſe und Erlaſſe ausgehen zu ſehen gewohnt waren.

Im Vorübergehen an der offenen Küchenthüre rief der Bauer ſeinen Töchtern zu:

„Nu, ihr Meitſchi, machet gäng, daß ihr waidli wieder uf d' Bühlmatt' kommet. Wenn ihr euch brav an d' Arbeit haltet, cha ma den heutigen Frühſchnitt morgen fürzundeltrocken¹) einthun."

Reſi bemerkte, daß der Vater, die Treppe hinaufſteigend, einen Blick nach ihr zurückwarf, und es wollte ihr vorkommen, dieſer Blick ſei ein freundlicherer geweſen, als ſie ſeit lange von ihm zu erhalten pflegte.

„Gib acht, Reſi", wiſperte 's Vreneli, als es mit der Schweſter das Haus verließ, „das hat gäng ebbis z' bedeuten. Für nüd und aber nüd geht der Vater nit an 'em Werchtig²) mit dem Müetti ins Oberſtübli."

Die Nachmittagsſonne brannte heiß auf die Bühlmatte herab und die beiden Mädchen hatten die Hände wacker zu rühren, um ihr Geſchäft zu Ende zu bringen. Endlich, kurz vor Sonnenuntergang, waren die duftenden Grummetſchwaden regelrecht

---

¹) Feuerzundertrocken. ²) Werktag.

zu zierlichen „Schochen" zuſammengehäuft, in welcher Geſtalt ſie der Einwirkung des Nachthaus beſſer zu widerſtehen vermochten, und die Schweſtern machten ſich nach vollbrachtem Werk auf den Heimweg.

Vreneli ging voran und ſtimmte munter einen Jodler an, daß die Bergwand, an deren Fuß der Weg im Zickzack hinführte, von der hellen Stimme des frohherzigen Mädchens widerhallte. Reſi folgte langſamer, blieb dann ganz zurück und ſetzte ſich auf einen Stein am Wege. Sie nahm den breitrandigen Strohhut ab, damit ihre heiße Stirne ſich verkühle, und blickte auf das Thal hinab, welches im abendlichen Frieden vor ihr lag. Da und dort ſah man kleine Gruppen von Dorfleuten aus den Matten und Feldern heimwärts ſchlendern. Durch die Schluchten drüben rauſchte eintönig der Fluß wie tagmüde und die Berggipfel ſchwammen im Purpurlicht des ſcheidenden Tagesgeſtirns, während auf die Niederung ſchon die Schleier der Dämmerung ſich zu breiten begannen. Die Scene war ganz dazu angethan, einen Bergwanderer zu entzücken, aber die Wahrheit zu ſagen, Reſi's Gedanken machten ſich wenig mit der ſchönen Abendlandſchaft zu thun. Nicht einmal ihre Augen. Von ihrem Ruheplatz aus war linkshin das neue Haus auf dem Hügel am See zu ſehen, und dorthin waren ihre Blicke gerichtet, ſo feſt, ſo ſelbſtvergeſſen, daß ſie zuſammenfuhr, als der Schall derber Schritte ſie aufſtörte.

Hinter einer Arvengruppe hervor kam der Zwiblbauer auf ſeine Tochter zu und im nächſten Augenblick war er bei ihr. Sie achſelte ihren Rechen, um ſich dem Vater auf dem Heimweg anzuſchließen. Allein der Bauer ſtand ſtill, ſchaute nach der Richtung hin, woher er gekommen, und ſagte trocken:

„So, ſo, Reſi! Da ſieht ma gäng guet ins Böreli nüber."

Das Mädchen ſenkte die Augen.

„Seid ihr fertig worden da drunten auf der Bühlmatt?" fragte der Bauer.

„Ja, Vater."

Der Bauer ſah das ſchöne Kind an, wie es ſo verlegen vor ihm ſtand, und etwas wie väterlicher Stolz blitzte in ſeinem Falkenauge auf. Dann ſagte er:

„Was wahr iſt, iſt wahr. Der Ruedi hat ſich ein hablich's Heime eingericht't. 's fehlt ſeinem Haus gäng jetzt nur noch e recht's Husweib."

Reſi ſenkte den Kopf noch tiefer und das Blut ſchoß ihr bis zu den Schläfen hinauf. Um doch etwas zu ſagen, fragte ſie:

„Wo kommt Ihr denn her, Vater?"

„Woher ich komm'? Woher werd' ich kommen? Vom Rütli komm' ich."

„Vom Rütli!" entgegnete Reſi mit einem Ton, worin Ueberraſchung, Staunen, Freude und Angſt ſich miſchten.

„Nu, ja doch, Reſi. Weißt, Chind, ich mußt' gäng mit dem Ruedi ein Wörtli reden von wegen der Ausſteuer und der Hochzeit, da du ihn doch abſolute haben willſt. Der Dunder ſchlag'!"

Reſi ließ den Rechen fallen und ſprang dem Vater an den Hals, weinend, lachend, halbnärriſch vor Glück.

## Viertes Kapitel.

### Von der Zwihl zum Bödeli.

Die Grundzüge des Bauerncharakters ſind in der ganzen Welt die gleichen und ſie tencentriren ſich in der Umkehrung eines berühmten evangeliſchen Wortes: „Nehmen iſt ſeliger denn geben.“ Der echte Text ſteht auf dem Papier, die Traveſtie iſt eine Maxime, die in der ganzen Welt und unter allen Ständen praktiſche Geltung hat. Sie iſt obenan in jener weltlichen Bibel, welche nicht aufgezeichnet wurde, wohl aber unendlich eifrig praktizirt wird. Unbefangener jedoch wird jener Grundſatz nirgends befolgt als in der bäueriſchen Welt, nicht einmal in der kaufmänniſchen, und das will doch viel ſagen. Man muß den kraſſen, den bleiernen Egoismus der Bauern kennen, um zu wiſſen, wie unendlich lächerlich die kunſtfeuerwerksmäßige Glorifikation des „Volkes“ war, welche zum Beiſpiel Anno 1848 von gutmüthigen Enthuſiaſten getrieben wurde. Und doch trotz alledem, wo iſt etwas wahrhaft Großes, deſſen Wurzel nicht ins Volk hinabreichte? Das liebe Ich iſt und bleibt im Grunde die Springfeder aller menſchlichen Thätigkeit und am Ende aller Enden hat es etwas Ehrenwerthes, wenn der Bauer dieſes liebe Ich herb und derb, ſo zu ſagen in klaſſiſcher Nacktheit ins Leben herausſtellt, während die „gebildeten“ Klaſſen dem Ding ein chamäleoniſch ſchillerndes Mäntelchen umzuhängen lieben.

Glücklicher Weiſe geht dem großen Gemälde menſchlicher Selbſtſucht die Monotonie ab. Es iſt an Farbennüancen noch reicher als die Landkarte des weiland Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation. Und mitten in dieſer bunten Farbenwüſte taucht unverſehens da und dort eine Oaſe auf, ſo friſch, ſo grün und heilig ſtill, als blinkten die Thauperlen des Schöpfungsmorgens noch an allen Gräſern, und ein Quell von köſtlicher Lauterkeit ſprudelt aus dem unentweihten Boden. Ja, es gibt Ausnahmen von der großen Regel des Egoiſmus, ſogar in der Bauernwelt. Iſt es dir nie begegnet, daß du, im Hochgebirge wandernd, mit freudiger Ueberraſchung am Gletſcherrand mitten unter ſtarren Granitmaſſen eine Soldanelle fandeſt, die thaubeſprengte Blüthentraube in der Morgenſonne funkelnd? So eine Blume gedeiht nicht ſelten auch inmitten granitharter Bauernmoral. Das Mädchen, deſſen Geſchichte ich erzähle, kann den Beweis dafür liefern.

Und das auch darf nicht überſehen werden, daß der grundgleiche Typus bäueriſcher Anſchauungsweiſe eine unendliche Mannichfaltigkeit im einzelnen nicht ausſchließt, eine unendliche Mannichfaltigkeit in der Art und Weiſe ſchon der Stämme, geſchweige der Perſonen. So iſt zum Beiſpiel der berner Bauer, ſo hagebuchen er ſein mag, immerhin in gewiſſem Sinne ein nobles Weſen, verglichen mit der Bevölkerung anderer Gegenden der Schweiz, wo die Verquickung des bäuerlichen Elements mit dem induſtriellen alles mit einer Kruſte kalkulirender Gemeinheit überzogen hat. Freilich wäre es ſehr gewagt, zu meinen, der Zwihlbauer habe, als er ſo plötzlich und unverhofft in die Heirat ſeiner Tochter mit dem „Holzſchnätzler“ Ruedi willigte, nur einer reinmenſchlich ſchönen Regung nachgegeben. Ein ſehr ſtark wirkendes Motiv war dabei vielmehr ein echtbäueriſches geweſen. Der Zwiblbauer wollte dem Schurbauer, welcher bei der Verhandlung über die Mitgift der Roſi nicht nur ſchrankenloſe Habſucht an den Tag gelegt, ſondern auch ein gewiſſes beleidigendes Mißtrauen inbetreff der Leiſtungsfähigkeit des Leuenbergers hatte durchblicken laſſen, einen recht geſalzenen Poſſen ſpielen, indem er ſeine Tochter auf der Stelle einem anderen gab. Aber nachdem er ſich einmal dazu entſchloſſen, hatte er freimüthig und nobel gehandelt. Er war ohne weiteres zu dem Ruedi gegangen, hatte dieſem den ganzen Hergang der abgebrochenen Heiratsunterhandlung mitgetheilt, hatte dann dem Ueberraſchten ſelber ſeine Tochter angetragen und ſchließlich beigefügt, er werde jetzt der Roſi eine größere Ausſteuer geben, als im Falle ſie den langen Schurteni geheiratet hätte.

Alſo war des Zwiblbauers ältere Tochter faſt noch ſchneller, als der Schurbauer gemeint hatte, aber keineswegs in ſeinem Sinne, ein „prächtig's Brütli" geworden. Ja, das mußte ihr ſelbſt der Neid laſſen, und „wenn's auch allen Mäuſen in den Schwänzen wehthät", wie ſich die Jungfer Bibbeli dichteriſch ausdrückte, des Sahli Jakobli's Tochter, ein Meitſchi von ſehr „beſtandenem" Alter, genannt die Zytig[1] vo Windgellen, eine ſehr reſpektable und nicht wenig gefürchtete Perſon, von welcher ein dörflicher Witzbold behauptete, ſie hätte ſich aus Aerger und Kummer, keinen Mann bekommen zu haben, einen „[illegible]" Schnurr- und Kinnbart wachſen laſſen. Selbige Jungfer

---

[1] Zeitung.

Bibbeli muſterte mit der ganzen kritiſchen Schärfe ihrer Augen den Hochzeitszug, welcher im Laufe des Septembermorgens, in deſſen Frühe der junge Pfarrer das Schwarzelſi droben bei der Teufelskanzel getroffen hatte, von der Zwibl herab zur Kirche ging. Bei dieſer Gelegenheit that die Zytig vo Windgellen den erwähnten Ausſpruch, konnte aber doch nicht umhin, beizufügen, die Augen der Roſi ſeien doch gäng es bizzeli zu groß, und ferner, der Hut des Ruodi ſei gäng es bizzeli zu modig, ja, und 's Breneli, das als „Brutjümpferli" hinter der Schweſter herging, ſei nummeeiniſch für ſein Alter mehr als es bizzeli zu viel wie ein „Dökkeli" oder gäng wie 'ne „Prinzeßli" aufgeputzt, und der Brautvater, der Zwiblbaur, der gäb' ſich gäng gar ein Anſehen, als wär' er der Burgermeiſter von Bern.

Groß waren die Augen der Roſi, das iſt wahr, aber beileibe nicht zu groß, und es war eben kein Wunder, daß noch andere Leute als der Ruodi gern, zu gern in dieſe ſanften und guten Kornblumenaugen ſchauten. Da war kein Falſch darin und ſo war auch kein Tadel und Makel an der ganzen hochſchlanken Mädchengeſtalt, welche die Blüthe ihrer Jugendfülle ſo leicht trug, als hätte ſie nichts an ihr zu tragen. Wie jedermann weiß, gedeiht im Bernerbiet ein Mädchenſchlag, ſo hübſch wie nicht bald wo. Ja es iſt 'ne rechte Freude, dieſe Meitſchi in ihrem Sonntagsſtaat zu ſehen, und recht ſtaatsmäßig iſt auch dieſe Frauentracht. Das müſſen wahrlich „habliche" Bauern ſein, welche ihre Weiber und Töchter ſo „uſtrüſten" können, ja bei Gott! nichts als Seide und feines Linnen der ganze Anzug. Aber ihr kennt ja die faltenreiche dunkelfarbige Jüppe mit dem handbreiten Sammetſtreif am unteren Saum, den kurzen Tſchopen, welcher den Wuchs ſtraff hervorhebt, das ſchwarze Mieder, von welchem ſchwere ſilberne Ketten herab und unter der Achſelhöhle durchgehen, das blendend weiße Koller, welches aus dem Mieder hervor bis zum Hals ſich hinaufwölbt und ſich eng um dieſen und den Nacken ſchließt. Droben in Windgellen tragen die Mädchen zwiſchen Mieder und Koller noch ein fünffingerbreites Bruſttuch von Scharlach, und trug das auch die Roſi an ihrem Ehrentag, heute zum letztenmal. Auch die beiden prächtigen, mit einem rothen Seidenband durchflochtenen Zöpfe ihres goldbraunen Haares fielen ihr nur noch heute frei über den Rücken hinab. Morgen ſchon mußte ſie ſich dieſelben um den Kopf winden, denn ſo wollte es der Brauch bei jungen Frauen. Oh, ſie war ſchön, die Roſi, wie ſie züchtig einherging unter dem Brautkranz, der ihr an der Stirne und den Schläfen von der Natur gar reizend gekräuſeltes Haar einfaßte. Der Bräutigam ſeinerſeits war, wie ſchon früher erwähnt worden, ein ſtattlicher Chnab', und der weltberühmte Schneidermeiſter Düpferli drunten in Meyringen hatte alle ſeine Kunſt aufgeboten, daß der ſchwarze Anzug des Hochzeiters „gäng herrenmäßig" ſei, und wie proſaiſch auch dieſer Anzug neben dem maleriſchen Koſtüm der Braut erſchien, ſo gefiel er dieſer doch. Wenigſtens warf ſie im Gehen zuweilen einen verſtohlenen Blick auf ihren Bräutigam, und ſo oft der Ruodi ſo einen Blick auffing, ließen ſeine lachenden braunen Augen gewahren, daß in ſeinem Herzen die Freude mit Trompeten und Pauken muſizirte. Das that ſie auch in dem Herzen der Brautmutter, die heute ſo rothe Backen und ſo frohmüthige Augen hatte, als wollte ſie aller Welt damit ſagen: „Lueget, aus der Sach' iſt gäng doch ebbis worden!"

Für eine alte Jungfer iſt jede Hochzeit, von der ſie Zeugin, und wenn auch eine freiwillige, immer ſo 'ne Art von Damenſchrauben- oder Spaniſcheſtiefelprozedur. Man muß daher die herben Gefühle, womit des Sahli Jakobli's ehrſame Tochter heute in die Kirche von Windgellen eintrat, mit chriſtlicher Billigkeit beurtheilen. Es iſt wahrhaftig kein Spaß, noch immer nur ein Mädchen zu ſein, während man hinlänglich Zeit gehabt hat, Mutter und ſogar Großmutter zu werden. Das arme alte Geſchöpf! Es war kein Gebet, was die dünnen bleichen Lippen der Jungfer Bibbeli zitternd ſich regen machte, als das Hochzeitgefolge in den Stühlen Platz genommen. „Auch ich," dachte ſie, „hatte dermaleinſt einen rothen Mund, friſche Backen, lange Zöpfe und — noch keinen Bart." Ob ſie den letzteren Gedanken, den Bartgedanken, wirklich gehabt, will ich allerdings nicht beſchwören; daß ſie aber denſelben hätte haben können, iſt eine, wie die Studenten ſagen, „haarige" Thatſache, von der ich mich mit eigenen Augen zu überzeugen Gelegenheit hatte. „Und auch Batzen hatt' ich", ſprach die Gute weiter zu ſich, „ja, gäng auch Batzen. 's kann drum gäng nicht mit rechten Dingen zugegangen ſein, daß mich keiner genommen. Oh, das Mannenvolk, das grüsli dumm Mannenvolk!" Bei ſolchen Betrachtungen war es kein Wunder, daß die ehrſame Jungfrau nicht in die andächtige Stimmung hineinkommen konnte, welche Zeit und Ort forderten, ebenſo wenig, daß der Stachel der Kritik in ihrem jungfräulichen Gemüthe zu dieſer Stunde ganz beſonders ſpitzig ſich regte. Sie war ſonſt eine große Verehrerin des Herrn Pfarrers, aber heute konnte er ihr nichts recht machen. „Der ſieht ja nummeeiniſch ſo elend dri, als wär die ganz' Nacht der Stollwurm[1]) auf ihm gelegen", dachte ſie. Und als Milder, neben dem Taufſtein im Chor ſtehend, die Traurede begonnen hatte, fliſmete Jungfer Bibbeli ihrer Nachbarin zu: „Du, loſ' an, der Herr Pfarrer datteret und gackeret ja wie 'ne Henn', die ihr Ei verlegt hät. 's iſt ja, als ob er gäng brieggen[2]) wött'."

Der Tadel war nicht ganz unbegründet. Dem armen Milder war es noch nie ſo ſchwül im Kirchenrock geweſen wie heute. Dürfte es doch eine der peinlichſten Situationen ſein, in welche man überhaupt kommen kann, das Mädchen, das man liebt, mit einem anderen zuſammenzugeben, und es gehört fürwahr kein geringer Aufwand von großherziger Selbſtüberwindung dazu, wenn da der laut zu ſprechende Segen nicht auf den Lippen in einen ſtillen Fluch ſich verkehrt. Aber Stephan Milder war ja kein Prieſter zum Fluchen, ſondern zum Segnen, und, ob, in der ganzen Kirche ſchlug kein Herz, das reicheren Segen auf das Haupt der Braut herabgefleht hätte als das ſeinige. Er fühlte wohl, daß ſeine Gedanken in der Irre gingen und daß ſeine Stimme zitterte; aber vermöge eines energiſchen Aufſchwungs ſeines Geiſtes bemeiſterte er im Verlaufe ſeiner Rede ſeine Unruhe und ſo gelang es ihm, weihende Worte zu ſprechen, die vom Herzen kamen und zum Herzen drangen.

Dann kam noch eine große Prüfung. Der Pfarrer mußte vortreten, um die Hand der Braut in die des Bräutigams zu legen. Er that es, aber dabei zitterte ſeine Rechte und die Agende, welche er in der Linken hielt, bebte, als wollt' er das Buch zu Boden fallen laſſen. „Dem Pfarrer wird gäng übel", dachte Jungfer Bibbeli, und es war in der Kirche noch ein Augenpaar, welches das Beben des Pfarrers wahrnahm, als er, ſeine Rechte auf die zuſammengefügten Hände des Brautpaares legend, die entſcheidende Segensformel ſprach.

---

[1]) Der Alp. [2]) Weinen.

Wie ein Blitz ſchlug die Ahnung deſſen, was in dem Pfarrer vorging, in das junge Herz Vreneli's. Das blendend plötzliche Licht, das ihr aufging, hellte ihr auch die eigene Seele. Jetzt, von dieſem Augenblick an war ſie kein Kind mehr. Sie liebte und — ſie wußte es.

Die Trauung war geſchehen. Milder trat in ſeinen Stuhl im Chor zurück, und als er, wie es Brauch, zu ſtillem Gebet ſeinen Hut vor das bleiche Geſicht hielt, murmelte er darunter: „Es iſt gethan. Das Bitterſte iſt vorüber!" Er fühlte ſich matt und krank, Lichtfunken tanzten ihm vor den Augen, und als jetzt der Vorſänger das Lied anſtimmte: „Gott, deſſen liebevoller Rath den Eheſtand geſtiftet hat —" und die Gemeinde einfiel, meinte er, ein Meer umbrauſete ihn und die Fluten rauſchten über ſeine Seele.

Er ſaß aber doch mittags mit beim Hochzeitsmahl in der Zwihl. Wir alle ſind nun einmal in die Kette der menſchlichen Geſellſchaft eingeringt und müſſen wohl oder übel unſere Stelle ausfüllen. Was hätte das nicht alles den Leuten zu reden gegeben, wenn der Herr Pfarrer heute dort gefehlt haben würde? Die ehrſame und ſo zu ſagen auch ehrwürdige Jungfer Bart-Bibbeli, wie eine pietätloſe Dorfjugend ſie zu nennen pflegte, wäre im Stande geweſen, aus dieſem Umſtand, zuſammengehalten mit den Beobachtungen, die ſie morgens in der Kirche gemacht hatte, die merkwürdigſte Dorfnovelle zu erſchaffen, welche jemals in Windgellen ausgeheckt worden. Das Dekorum, die Etikette, das Komplimentirbuch, überall regieren ſie. Ihre Vorſchriften lauten freilich anders in einem Alpendorf und anders in großſtädtiſchen Salons, aber der Sinn iſt allenthalben derſelbe: Du mußt dich in die Leute ſchicken!

Auch Milder mußte das und noch dazu auf einem der Ehrenplätze an des Zwiblbauers gaſtlichem Tiſche, an einem Platze, wo er ſich die ſchöne Braut gerade gegenüber hatte. Und wie war ſie freundlich gegen ihn! Es war, als ſagten ihre ſanftleuchtenden Augen, ſo oft ſie den armen Pfarrer anſah: „Wie dank' ich dir, daß du mich meinem Knodl für immer verbunden haſt, für ewig!“ Wie gerne wäre er weiter hinuntergerückt, aber das ging nicht an. Unſer ganzes Leben iſt ein Netz von kleinen, unumgänglichen Rückſichten und zuletzt geht uns unter den eiſernen Maſchen deſſelben der Athem aus. Zum Glück für den Pfarrer ſaß der heute ganz ungewöhnlich geſprächige Brautvater ihm zur Seite und verwickelte ihn mehr und mehr in ein ernſtes Geſpräch über das Projekt einer neuen Schulhausbaute, welche Milder angeregt hatte. Das war doch ein Thema, das nach und nach ſeinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Aber was war denn dem Chind, dem Vreneli, über's Leberli gekrochen? All die Zeit her hatte es ſich ganz unbändig auf den heutigen Tag gefreut, und jetzt lugte es drein, als müßt' es etwa nicht nur des Schurbauers langen Toni, nein, vielmehr den Schurbauer ſelber heiraten, der ja auch unter den Gäſten war. Denn der Leuenberger hatte ſich den boshaften Spaß gemacht, ſeinen „alten Sozi" ebenfalls einzuladen, und der Schurbauer, ob er auch im Herzen die ganze Familie in der Zwibl hätte vergiften mögen, war nicht der Mann, ſich eine Gelegenheit entgehen zu laſſen, wo es vollauf zu eſſen und zu trinken gab, ohne daß es was koſtete. Er aß noch immerzu, als die Mahlzeit eigentlich ſchon längſt zu Ende war und draußen auf der geräumigen Haustenne die Muſikanten von Hasli im Grund dem jungen Volk zum Tanze aufſpielten. Er machte ſich auch gar nichts daraus, daß ſich's Vreneli, das „Dunders-Aeſſli", zu ihm ſetzte und ihm, ihre verzweifelt üble Laune an irgend jemand auszulaſſen, mit allerlei „Baggängel-Züg", das heißt, ſtachligen Anzüglichkeiten zu Leibe ging. Zuletzt war auch ſein Appetit erſchöpft, und um ſich ſeinen Quälgeiſt vom Halſe zu ſchaffen, forderte er das Mädchen auf, einen Tanz mit ihm zu thun. Vreneli aber nahm den alten „Chümmi" zu deſſen nicht geringem Schrecken beim Wort und zog ihn lachend hinaus. Ihre Stimmung war mit einmal in eine tolle Luſtigkeit umgeſchlagen. Sie drehte ſich, nachdem ſie ihren erſten Tänzer bald entlaſſen, mit den jungen Burſchen den ganzen Abend über wild im Kreiſe und ließ ſich nicht wieder in der Stube ſehen. So ein ſechzehnjährig Herz möchte ſich nur geradezu ausſchäumen, wenn ein heftiger Anſtoß, ſei's in Freud, ſei's in Leid, es zu ſtürmiſchem Wallen gebracht hat.

Als die Lichter angezündet worden, winkte Mutter Anneli die bräutliche Tochter ins Oberſtübli, um ihr noch alle die guten Worte zu ſagen, welche ſich den Müttern auf die Lippen drängen, wenn ſie ihre Töchter weggeben, damit dieſe ſelber Mütter werden, fortwirkend an des Lebens unendlichem Gewebe. „Und das Weib wird Vater und Mutter verlaſſen, um dem Manne anzuhangen.“ Einer jener Ausſprüche, vor welchen alle Sophiſtik zu Schanden wird, ein Naturlaut von furchtbarer Wahrheit, der das Herz einer Mutter zerreißen müßte, wenn nicht jede die unwiderstehliche, die ſüße Nothwendigkeit an ſich ſelber erfahren hätte.

Der Ruedi war den beiden Frauen bald nachgeſchlichen, denn er verlangte danach, ſeine Braut und ſich ſelbſt aus dem Geräuſch hinweg zu retten, hinaus in die ſtille Nacht. Der junge Mann war ein Stück von einem Künſtler, ja man durfte ihn in ſeinem Fache wirklich für ein rechtes und ganzes Stück von einem ſolchen anſehen, und darum widerſtrebte es ſeinem Gefühle, die bäueriſchen Hochzeitsſcherze länger mitanzuhören, welche, durch die Anweſenheit des frühzeitig weggegangenen Pfarrers nicht länger gezügelt, drunten in der Stube laut geworden.

„Ihr habt jetzt einander, Kinder“, ſagte die gute Zwiblbäurin, ſich die Augen trocknend. „Nun ſeht zu, daß ihr einander behaltet, bis in den Tod.“

Damit öffnete ſie ihnen die Hinterthüre auf dem Gange neben dem Oberſtübli, von wo eine ſchmale Stiege in den hintern Hof hinabführte. Während die beiden da hinunterſtiegen, blieb die Mutter in der Thüröffnung ſtehen und flüſterte ein inbrünſtiges Gebet, daß Gott den Weggang der Tochter aus dem Vaterhaus und ihren Eintritt unter das Dach des Gatten ſegnen möchte.

Verſtohlen eilten Bräutigam und Braut über den Hof, um keinen Blick auf ſich zu ziehen und dadurch etwa die muthwilligeren der Gäſte zu einer unerwünſchten lärmenden Geleitgebung zu veranlaſſen. Als ſie dann durch den zwiſchen Scheune und Stallung gelegenen Gang ins Freie geſchlüpft und rechtshin abbeugend auf den zum Bödeli führenden Weg gelangt waren, mäßigten ſie ihre Eile.

Roſi blieb ſtehen und ſchaute nach dem väterlichen Gehöfte zurück. Die Thränen, welche ihr der Abſchied von der Mutter in die Augen getrieben, zitterten noch an ihren Lidern. Ruedi verſtand, was ſeine Braut bewegte.

„Lieb's Roſi", ſagte er, „es thut dir weh, von der Zwibl wegzugehen."

„Nein, Ruedi, nein", verſetzte ſie, das Naß von den Wimpern ſchüttelnd und dem Geliebten die Hand hinreichend. „'s iſt ſchon vorbei. Ich geh' ja mit dir und würde mit dir freudig bis ans Meer gehen, wenn du wollteſt, und über das Meer."

Man muß die Anhänglichkeit der Bergbewohner an ihre Heimat, ſowie das geheime Bangen kennen, welches ihnen die Vorſtellung vom Meer erregt, um die ganze Innigkeit dieſer Betheurung von ſeiten Roſi's zu würdigen.

Ruedi zog die Braut an ſich, küßte ihr die Thränenſpuren von den Wangen und ſchlang ſeinen rechten Arm um ihren Nacken, während ſie den linken um ſeinen Leib legte und mit der rechten Hand ſeine linke feſthielt.

So verſchlungen wandelten ſie langſam den Pfad hinab.

Die Herbſtnacht war ungewöhnlich mild und klar. In den letzten Tagen hatte der Föhn geweht und den Himmel aufgehellt. Die Sterne zogen leuchtend in ihren ewigen Bahnen und hinter der weißen Kuppe des Ritzlihorns ſtieg prächtig der Mond herauf, ſeiner Fülle zuwachſend.

Bei dem Stein am Wege, wo Roſi damals ausgeruht, als der Vater mit der frohen Botſchaft zu ihr getreten, ſtanden ſie ſtill.

„Lueg', lieb's Manni", ſagte ſie, „du weißt gar nicht, wie lieb mir der Stein da iſt."

Und ſie erzählte ihm wieder, was er ſchon wußte und doch immer wieder gern hörte.

Dann gingen ſie weiter durch die Stille, deren träumeriſche Magie durch das klingende Rauſchen der ſtürzenden Bergwaſſer eher erhöht als geſtört wurde. Sie empfanden den Zauber der Stunde. Sie fühlten ſich ſo leicht, ſo frei, ſo glücklich, daß ſie meinten, es müßte ſchön ſein, fort und fort durch die mondhelle Einſamkeit ſo hinzugehen.

Im Bödeli angelangt, hatten ſie ihre ſtille Freude daran, zu ſehen, wie klar der Spiegel des kleinen Sees das Mondlicht widerſtrahlte, und ſtatt ſich ſofort links die Halde zum Rütli hinan zu wenden, machten ſie noch einen Umweg das Seeufer entlang, denn was hatten ſie ſich nicht alles noch zu ſagen!

Sie plauderten fröhlich mitſammen wie Kinder. Ihr war zu Muthe, als müßte ſie ſingen, und ihm ſtieg ein Jodler in die Kehle. Jetzt lachten ſie hellauf, ohne doch eigentlich zu wiſſen warum, und jetzt gingen ſie wieder ſchweigend, eng Seite an Seite gedrückt, an dem ſchlafenden Waſſer hin, auf welchem die Mondſtralen gaukelten wie neckiſche Träume von Liebe und Glück.

Der Felsſpalt, durch welchen der See ſeinen Ueberfluß thalwärts entrauſchen läßt, hemmte ihre Schritte. Da gingen ſie zurück, nahmen einen Anlauf und ſprangen Hand in Hand und mit Lachen über den Spalt hinweg.

„Komm', Reſi", ſagte er, als ſie am Fuß des Schubukopfes ſtillſtanden, „komm', wir wollen noch da hinauf. 's muß ſchön ſein, von da droben herab noch einen Blick auf das Thal zu werfen."

Sie hatte ihm einmal geſagt, daß ſie als Kind gar gern auf den Schudereulkopf geklettert ſei und von der Höhe des Felſens nach den ſchwimmenden Waſſerlilien des Sees hinabgeblickt habe. Da hatte er ihr eine Ueberraſchung bereiten wollen, indem er in der letzten Zeit heimlich einen bequemen Fußſteig auf die Höhe des Felskegels, welcher auf ſeinem Grund und Boden ſtand, angelegt. Reſi merkte im Hinaufſteigen dieſe Freundlichkeit wohl und war gar angenehm überraſcht, als ſie droben auch eine neu angebrachte Bank antraf. Der Scheitel des Schubukopfs war von der Natur abgeplattet und beſtand der größere Theil dieſer Fläche aus blankem Geſtein, auf welchem ſich nicht einmal Moos anſetzen konnte. Aber etwas ſeitwärts hatten in den Felsſpalten Zwergföhren und Hagedornſträuche Wurzel geſchlagen und inmitten dieſes Gebüſches hatte Nazel die Bank hingezimmert.

„Oh, du!" ſagte Reſi. „Das haſt du mir zu Liebe gethan."

„Wem ſonſt?" entgegnete er.

„Da nimm, denn dafür ſollſt du einen Extrakuß haben."

Er war nicht blöde und der durch das Buſchwerk lugende Mond ſah nicht nur dieſen einen Kuß.

Sie ſetzten ſich auf die Bank und Roſi legte ihren Kopf an die Bruſt des theuren Mannes.

„Lueg', Roſi", ſagte er und deutete mit der Hand über den kleinen Seeſpiegel hinweg nach dem Hügel, von welchem die, mondbeglänzten Fenſter des Rütli herüberſchimmerten, „lueg' das iſt jetzt dein Heimeli."

„Ja, Ruodi, bei dir, bei dir!"

Und nun begann wieder jenes ſüße Geplauder mit allen ſeinen „Weißt du noch?" und „Denkſt du noch daran?", womit Liebende ſo gern alle die frohen und traurigen Scenen des durchlebten Liebedrama's einander im Gedächtniß auffriſchen.

Am längſten weilten ihre Erinnerungen bei der Stunde, wo ſie einander zuerſt geſehen und einander liebgewonnen hatten.

Das war jetzt zwei Jahre und etliche Monate her. Damals war drunten in Meyringen eins jener „Schießen", das iſt Schützenfeſte, abgehalten worden, welche zur Sommerszeit in der Schweiz ſo häufig ſind. Dabei war auch der Zwibibauer mit ſeiner Roſi erſchienen und hatte das junge Meitſchi, welches, wie viele andere Meitſchi im berner, aargauer und ſolothurner Biet, den „Stutzer" gar waidlich zu handhaben verſtand, auf dem Schießſtand ſich vor vielen Schützen hervorgethan. Der Ruodi, ſonſt gäng ein urchiger Schütz, hatte an jenem Tage nicht eben viele Nummern auf den Hut geſteckt. Das machte, er lugte eifriger, viel eifriger nach der „nieblinetten" Schützin als nach der Scheibe. Roſi ihrerſeits mußte wohl auch den ſtattlichen Chnaben mehr als einmal angelugt haben. Denn wenige Tage darauf kam er nach Windgellen herauf — nach altem Ahornholz, wie er im Dorfe ſagte. Er war aber gäng nicht von wegen Altem, ſondern von wegen Jungem gekommen, fand auch Gelegenheit, die Roſi zu ſehen und ihr zu ſagen, daß es ihm hier oben ganz abſonderlich gefalle und daß er wohl wüßte, was er thäte, wenn ſie ihn bleiben hieße. Sie hieß ihn nicht gehen, ſo viel iſt gewiß. Denn als während ſeiner Anweſenheit die Halde und der Grund im Bödeli ſammt dem alten dort ſtehenden Hauſe zum Verkauf kam, that der Ruodi das höchſte Angebot und erhielt das Heimweſen zugeſchlagen. Nach einigen Wochen kam er wieder aus Hasli im Grund herüber und brachte eine Schar von Werkleuten mit. Das alte Haus auf dem Hügel wurde abgetragen und ein neues nebſt Zubehör aufgebaut. Als es fertig daſtand und recht ſtattlich auf den See hinabſchaute, fragte Ruodi — es war bei Gelegenheit der windgellener Kilbe[1] — die Roſi zum erſtenmal, ob ſie ſich wohl entſchließen könnte, mit ihm in ſeinem Rütli zu wohnen. Sie hatte nicht nein geſagt, aber der Ruodi hatte doch noch lange allein in ſeinem neuen Hauſe leben müſſen.

Das alles ſprachen ſie, die jetzt Vereinten, droben auf dem Schuhukopf noch einmal durch und ſiel ihnen dabei nicht entfernt ein, auch nur mit einem flüchtigen Gedanken des armen Mannes zu denken, der zur ſelbigen Stunde droben im Dorfe in ſeinem einſamen Pfarrhauſe ſaß und ſich bemühte, ſeine Gedanken auf das vor ihm aufgeſchlagene Buch zu bannen. Aber er vermochte kaum zu unterſcheiden, ob er griechiſche oder deutſche Buchſtaben vor ſich hätte, und der vergeblichen Anſtrengung müde, ſchlug er das Buch zu, ſtützte das Kinn in die Hand und ſtarrte, in düſtere Träumerei verſunken, in das herabgebrannte Licht. — Armer Milder! Auch du warſt damals bei dem Schießen in Meyringen geweſen, auch du hatteſt damals die Roſi zum erſtenmal geſehen und ihr viel zu tief in die blauen Augen geblickt, auch du warſt ihrer wegen nach Windgellen heraufgekommen und warſt ihrer wegen dageblieben. Ihrer wegen hatteſt du die Entwürfe jugendlichen Ehrgeizes und die ſchon erlangten Erfolge deſſelben beiſeite geſtellt, um dich in dieſes entlegene Hochthal zu vergraben. Und das alles war umſonſt geweſen; denn nur wer das Glück hat, führt die Braut heim. Wer aber das Glück nicht hat, muß unter Umſtänden wohl gar noch die Braut mit einem andern trauen. Das Volkslied vom traurigen Prieſter weiß davon zu ſingen und vielleicht wühlte die ſchwermüthige alte Weiſe dem jungen Pfarrherrn zu dieſer Stunde im Herzen.

---

[1] Kirchweih.

Er war fünfundzwanzig Jahre alt, alſo gerade alt genug, um über jenen glücklichen Leichtſinn der Jugend hinaus zu ſein, welcher gar kein Arg hat, heute als Werther ſich zu fühlen und die nächſte beſte Lotte oſſianiſch als „Stern der dämmernden Nacht" anzuſeufzen, morgen aber ſchon den Don Juan zu ſpielen, der in Ermangelung einer Donna Anna auch mit einer Zerline vorlieb nimmt. Und auf der andern Seite war Stephan Milder noch lange nicht alt genug, Liebe und Liebesglück vom Standpunkte der Objektivität, das iſt der Enttäuſchung anzuſehen, als die ſchimmerndſte jener vielen ſchimmernden Illuſionen junger Seelen, welche der rauhe Wind der Wirklichkeit ſo bald zerflattern macht. Die Wunde, welche dem Flackerherz eines achtzehnjährigen Jungen geſchlagen wird, heilt ſich leicht und ſchnell aus, ſpurlos ſogar. Bei einem fünfundzwanzigjährigen Manne iſt die Sache viel bedenklicher. Heilt auch die Wunde wieder, ſo geſchieht es doch nur langſam und ſchmerzlich und — die Narbe bleibt. Später, wann uns die Erfahrung das leidige Koheleth'ſche Motto: „Alles iſt eitel!" in ſehr leſerlichen Zügen auf die Stirne geſchrieben, ſind wir gar zu geneigt, Narben der bezeichneten Art nur noch mit einem Lächeln der Verachtung anzuſehen. Und doch drängt ſich hinter dieſem Lächeln der Selbſtverſpottung immer wieder der verhaltene Seufzer hervor: „Du biſt damals doch beſſer und glücklicher geweſen." Nein, das Leben iſt kein Traum, wie der ſpaniſche Poet, ſondern „Sorg' und viel Arbeit", wie der deutſche geſagt hat. Aber der Glückstraum dieſes ſorgenvollen Wachens iſt die Liebe. Und wo ſie einmal in ihrer ganzen Wahrheit gewaltet, bleibt ſie auch; es iſt nie ein wahreres Wort geſprochen worden als dieſes, vom Apoſtel Paulus bis zum Propheten Schiller herab.

Sie ſaßen noch immer beiſammen auf dem Felſen im Schutze des Buſchwerks, durch deſſen Gezweige das träumeriſche Mondlicht auf das ſchöne, an der Bruſt des Bräutigams halb verſteckte Antlitz der Braut niederrieſelte. Kein Lüftchen regte ſich. Drunten hob zuweilen eine neugierige Bergforelle den blitzenden Schuppenleib ſchnalzend aus dem Waſſer und droben von der Zwibl herab kam durch die Stille der Jodler oder Juheiſchrei eines ins Dorf heimkehrenden Burſchen, langſam an den Bergwänden verhallend. Da taſtete und trippelte mit einmal etwas den Schuhukopf herauf und im nächſten Augenblick ſtand ein großer Hund mit langem, ſchwarzgrauem Zottelhaar vor unserem Paar und legte seine Schnauze auf das Knie Resi's, die sich horchend aufgerichtet hatte.

„Türk, Türk, lieber alter Türk, bist du mir nachgegangen?“

Der Hund setzte sich auf die Hinterpfoten, wedelte eifrig mit dem Schweif und blickte die Fragerin an, als wollt' er sagen:

„Siehst du, ich lasse mich nicht nur so beiseite stellen, jetzt, da man mich nicht mehr braucht.“

Den Liebenden kamen die Abende vor Resi's Kammerfenster und die zarten Rücksichten, welche der kluge Türk auf die verstohlenen Kiltgänge Nazi's genommen, zumal zu Sinne.

Resi streichelte den Kopf des Hundes und Nazi sagte lachend:

„Der alte Kerl will gewiß sein Trinkgeld haben für geleistete gute Dienste.“

„Und er soll es haben. Wär' er doch gleich fast ums Leben gekommen, weil er aus Vorliebe zu dir und mir still geblieben, wo er, wie der Vater dazumal meinte, gar nicht laut genug hätte sein können. Oh, Nazi, das war gleich 'ne schwere Zeit!“

„Ja, das war sie. Aber jetzt ist sie vorbei und du bist mein, Resi, ganz mein, und ich wollt', der Türk könnt's ausbellen, daß die ganz' Welt erfahren möcht', wie froh ich darüber bin.“

„Wie ich erst, Nazi, ich erst! Aber du weißt es wohl.“

„Ja Resi, ich weiß, ich weiß; aber glaub' mir, Schatz, ich weiß auch, was ich an dir hab'. Doch komm' jetzt, komm' ins Heimetli. Lueg, der Mond steht schon über dem Gipfel des Glärnisch da oben und will allg'mach abe gehen.“

Sie erhoben sich von der Bank. Resi schaute zu dem Gestirn der Nacht empor, aber in demselben Augenblick verschwand die silberne Scheibe hinter dem Berggipfel und geisterhaft fahl und unheimlich dämmerte drüben der Firnschnee.

Die Braut fuhr unwillkürlich zusammen. Ein unerklärliches Zittern und Zagen faſste ihr das Herz an. Aber es verschwand so schnell, wie es gekommen, als sie ſich wandte und Ruedi's Augen voll Zärtlichkeit auf ſich gerichtet ſah.

Sie ſtiegen den Felsplatz hinab, umkreiſten die kleine Seebucht und gingen die Halde zum Hüttli hinan. Droben auf der Terraſſe bemerkte Resli, daß der Türk ihnen gefolgt war, und ſagte freundlich zu ihm:

„Türk, du mußt jetzt heim in die Zwidi. Aber traum' nur gäng nicht oft zu uns ins Hüttli. Du wirſt ſehen, daß ich dir dein Trinkgeld allzeit redlich auszahlen werde.“

Der Hund zögerte und ſah mit geſenkten Ohren zweifelnd zu ihr auf.

„Geht, Türk“, ſagte ſie leiſe, die Hand Ruedi's drückend, „du brauchſt kein' Kummer und kein' Sorg' um mich z' haben. Lueg', da iſt mein Schatz und Schirm. Du kennſt ihn ja wohl und haſt ihn gäng auch lieb. Geh' drum jetzt heim, Hundli, geh' heim!“

Der gute Türk ſah ein, daß dieſe Aufforderung ernſtlich gemeint ſei, und ſchlich mit hängendem Schweife den Hügel hinab. Drunten blieb er noch einmal ſtehen, lauſchend, ob er nicht zurückgerufen würde. Aber er wurde nicht zurückgerufen und ſo trabte er der Zwidi zu, in tiefen Gedanken über die Freundſchaft der Menſchen.

Derweil waren die beiden an der Thür des ſtillen Hauſes angelangt. Der im Schreiten ſchimmerte über die Roſenſchatten der Bergeinſattelung hereinblickende Mond beſchien hell die Inſchrift über dem Eingang.

„Lueg', Reſi", ſagte der Bräutigam, auf die Schriftzüge weiſend, „ich hab' mein, unſer Heimeli Rütli genannt zum Andenken an den Bund der Altvorderen, der unſer Schweizerland frei und glücklich gemacht. So wollen auch wir unſern Rütli-Bund halten, feſt in Freud' und Leid. Sag', willſt, lieb's Wybli?"

„Oh, my lieb's, lieb's Manni!"

Mehr ſagte ſie nicht. Aber wie ſie ihn küßte und ſich innig an ihn ſchmiegte, fühlte er, daß er grenzenlos geliebt ſei.

Mit einem unwillkürlich ihm aus dem Herzen brechenden Jauchzlaut faßte er die Braut in ſeine Arme, führte ſie hinein und die Thüre fiel hinter den Glücklichen ins Schloß.

## Fünftes Kapitel.

### Knabe und Reis.

Wie alles, was die Menſchen beſeligt oder vergrämt, vorüberzieht, ging für das junge Ehepaar auch jene ſüße Zeit vorüber, für welche ſich unſere theure Mutterſprache das ſchöne Wort Honigmond geſchaffen hat. Ach, der Honig iſt oft ſchon ausgeſchlürft, bevor der Mond Zeit gehabt, zweimal ſeine Geſtalt zu ändern, und nicht ſelten birgt der Ehebecher unter dem raſch genippten Schaum des Glückes nur noch die Bitterkeit der Enttäuſchung, der Sorge, der ganzen herben Lebenswirklichkeit.

Nicht ſo im Rütli auf dem Hügel am See. Mochte der Herbſt gehen und der Winter kommen mit ſeiner ganzen Schneelaſt und allen ſeinen Nordſtürmen, da drinnen in dem wohnlichen Haus mit ſeinen hellen Fenſtern grünte das Reis der Liebe und des Glückes fort und fort.

Gegen Lichtmeß zu, wo ſich auch in dieſem hochgelegenen Alpenthal die erſten leiſen Anzeichen verſpüren ließen, daß wieder eine Zeit kommen müſſe, wann Eis und Schnee ſich Schritt für Schritt aus der Niederung weiter und weiter bergan zurückziehen müßten, um zuletzt auf den Gipfeln des Rigibergs und des Glärniſchs ſommerlang ihr Standquartier zu nehmen — alſo gegen Lichtmeß zu gingen der Zwölfbauer und ſeine

Bäurin von dem Rüti heimwärts zur Zwicki. Es war den Winter über keine Woche vergangen, ohne daß ſie mehrmals ins Rütli herabgekommen wären. Die Mutter mußte doch ganz ihre Herzensfreude daran haben, wie ihre Reſi ſo 'ne „gattige" Hausfrau vorſtellte, wie in Stube, Kammer und Küche, in Garten und Stall alles und jedes ſo „hübſchli in Ordnig" war und wie der Ruedi beim dritten Wort immer ſagte: „My guet's Reſi" oder: „My lieb's Wybli." Der Vater ſeinerſeits hatte den „Holzſchnätzer" mächtig liebgewonnen. Sowie es ihm in den Winternachmittagen daheim langweilig wurde, tubäkelte er ins Rütli abe und ſah da ſtundenlang dem Schwiegerſohn zu, wie der, an ſeinem Werktiſch am großen Erkerfenſter ſitzend, ſo fix und flink Sägen, Meſſer und Meißel von allen Arten handhabte und, ohne daß man ſich's verſah, unter ſeinen „künſtlichen", will ſagen kunſtreichen Händen ſo „verflixt niedliche" Sachen und Sächelchen hervorgehen ließ, deren er gar nicht genug gen Bern und anderswohin verſenden konnte, ſo begehrt waren ſie. Und dabei wußte der Ruedi ſo „wetterli g'ſcheid" z' reden von Gemeinds- und Staatsſachen und war es einem nummeeiniſch nur billig g'ſi, daß er endlich in den Gemeinderath gewählt werden. Ein weiteres Band zwiſchen Schwiegervater und Schwiegerſohn knüpfte der Umſtand, daß dieſer ein ebenſo großer Jäger vor dem Herrn wie jener und es für beide eine Feiertagsfreude war, droben in den Bergen den Gemſen nachzuſtreichen. Für den Ruedi war das zudem noch ein künſtleriſches Studium, was nicht ohne Früchte blieb. Von allen ſeinen Schnitzwerken hatten ſeine Gemſen und andern Alpenthiere, einzeln oder in mancherlei Gruppen vereinigt, den größten Ruf. Das machte, er lauſchte ſie der Natur ab, und arbeitete nie raſcher und glücklicher, als wenn er tags zuvor mit ſeiner Büchſe in den Bergen geweſen war und der Hausfrau einen feiſten Jährling von Gemsbock in die Küche geliefert hatte.

„Nu, Vater", ſagte die Zwiblbäurin im Heimgehen zu ihrem Bauer, „gelt, ich hei doch recht g'ha, daß euſer Reſi mit dem Naazi wäre' glücklich werden? 's iſt ganz e Freud', die junge Lütli ſo beiſamme z' g'ſeh'."

„Wohl, wohl, Mütti" — ſeit der Verheiratung ihrer Tochter nannte der Leuenberger ſein Anneli Mutter und die Bäurin ihren Naazi Vater — „wohl, Mütti, haſt recht g'ha. Aber ſäg', iſt denn ganz noch nüt um d' Weg?"

„Was meinſt?"

„Der Donner ſchlag'! Was werd' i meinen? Weißt ganz wohl."

Ein höchſt charakteriſtiſcher Kopfruck und ein ungeheuer pfiffiges Augenblinzeln begleitete dieſe Worte.

„Ah ſo, Vater? Nei, wahrli nei, 's iſt noch nüt um d' Weg."

Der Zwiblbauer kratzte ſich auf dieſen Beſcheid hinter den Ohren, murmelte mürriſch und ſagte auf dem ganzen Heimweg kein Wort mehr. Es ging ihm ein widerwärtiger Gedanke im Kopf herum, es war etwas nicht, wie es ſein ſollte, das war klar. Er blieb den ganzen Abend über ſchweigſam, und als die Bäurin beim Zubettegehen beſchwichtigend zu ihm ſagte: „'s wird ſich wohl machen, Vater, 's hat ja ganz noch alle Zeit dran", brummte er nur wie verdrießlich: „Gott geb's!"

Der Winter ging, der Frühling kam und dieſem folgte ein zweiter, ein dritter, ohne daß das Leben in dem Thal von Windgellen eine Abweichung von den gewohnten Gleiſen gezeigt hätte, wenigſtens im ganzen und großen, denn im beſonderen wurde doch dies und das anders, als es geweſen.

Da war zum Beiſpiel 's Vreneli während dieſer Zeit aus einem überluſtigen Chind zu einer recht geſetzten Jungfrau geworden, ſo daß ſie nicht mehr Gefahr lief, von der alten mürriſchen Kathri ein „Gſchöl" geſcholten zu werden. Ja, ſelbſt der alte Schurbauer hätte kaum noch Veranlaſſung gehabt, ſie ein „Reſſli" oder einen „Bagglängel" zu nennen. Die Zwißlbäurin fragte ſich oft verwundert: „Was iſt's denn mit dem Chind? 's thut ja gäng ſo ſtill und ſacht wie ein Nünneli." Zu Zeiten brach freilich die angeborene Heiterkeit des Mädchens wieder durch, aber zu anderen Zeiten hörte man wochenlang Vreneli's herzliches Lachen weder in der Zwißl noch ſonſtwo. Ihre größte Lebensfreude war der zweimalige ſonntägliche Kirchgang. Da ſaß ſie in ihrem Stuhl, die ganze Seele in den Ohren, um ja kein Wort von den Predigten des Pfarrers zu verlieren. Sie hätte dieſelben nachher immer auswendig herſagen können und that es auch oft im ſtillen, ganz im ſtillen. Eine Kopfhängerin wurde ſie darum doch nicht. Wohl aber wurde ſie, weil ſie ſich nach und nach ganz in die Anſchauungs- und Denkweiſe Walder's hineinlebte, mehr auf die geiſtigen Lebensbezüge hingewieſen, als ſie ſich je hatte träumen laſſen. Ihr Gedankenhorizont wurde weiter, denn ſie ergriff jede Gelegenheit zur Erweiterung deſſelben mit Begierde. Sie las gerne, an den Sommerſonntagsnachmittagen und zur Winterszeit, wenn das Spinnrad Feierabend hatte. Ihr Schwager hatte ein Bücherbrett in ſeinem

Erkerwinkel und ſtanden darauf Tſchudi's Chronik, Zſchokke's Schweizergeſchichte, Hebels Schatzkäſtlein und Allemanniſche Gedichte, ein ſehr zerleſenes Exemplar von Schillers Tell und noch mehr ſolche „derige" Sachen, deren Inhalt ſich Vreneli nach und nach aneignete. Daß ſie nicht verbildet wurde, dafür war geſorgt. So ein Bauerngewerb wie die Zwidl gibt der Tochter des Hauſes jahrein jahraus genug zu ſchaffen. Aber ihr Geiſt war für ihre Stellung ungewöhnlich bereichert, ihre Vorſtellungsweiſe geklärt, ſie wußte ſich auszudrücken und die Feder zu führen. Als einmal, etwa zwei Jahre nach Reſi's Hochzeit, der Herr Gemeindepräſident dem Pfarrer einen ſchriftlichen Bericht über Armenſachen zu Handen der Bezirksbehörde zugeſtellt hatte, kam Wilder nach der Zwidl und ſagte dem Hausherrn viel Artiges über die umſichtige und klare Faſſung des Schriftſtücks. „Ja, lueget, Herr Pfarrer", meinte darauf der Zwidlbauer mit verzeihlicher Vatereitelkeit, „eigetli ſölltet Ihr das dem Chind da, dem Vreli ſagen. Denn es hat ganz den Bricht nit nur g'ſchriebe, ſondern au g'machet, nach myne Angabe, verſteht ſi." Vreneli wurde blutroth, dann ganz bleich und wieder roth, aber es that ihr doch bis ins Herz hinein wohl, daß ſie der Pfarrer ſo wohlgefällig anſah und ihr ein ſo herzliches Lob ſpendete, wie er that.

In Wahrheit, Wilder hatte bei dieſer Gelegenheit das junge Mädchen aufmerkſamer angeſehen als jemals. „Sie iſt ſchön", ſagte er auf dem Heimweg bei ſich, „und beſitzt eine ganz eigene Anmuth im ganzen Thun und Reden. Auch iſt ſie gewiß von Herzen gut, aber eine Reſi iſt ſie doch nicht. Es gibt in der weiten Welt keine zweite Reſi."

Vreneli, als ſie in der Dämmerung auf dem Söller ſtand und, wie es allabendlich geſchah, nach dem Pfarrhaus hinüberſah, wo das Licht in Millers Studirzimmer ſchon brannte, flüſterte in ſich hinein: „Ein ſo braver, ſeelenguter, g'lehrter Herr, den eineweg alle Leut' voll Achtung und Zutrauen anſehen, und doch iſt er ſo traurig. Wenn ich nur wüßt', was ihm Kummer und Sorgen macht. Ich wött' eins meiner Augen, ich wött' alle beide, ich wött' mein Leben drum geben, daß ich ebbis könnt' thun, was ihn fröhli und glückli thät machen.“

Und allweg, glücklich und fröhlich war der arme Miller nicht. Schon zum äußerlichen Behagen iſt es ſo einem Landpfarrer, und vollends in ſolcher Bergeinſamkeit, ſchlechterdings nothwendig, daß er verheirathet ſei, wohlverſtanden mit einer Frau, die ihrem Eheherrn wirklich häusliches Behagen zu ſchaffen vermag. Er aber lebte noch immer einſam in ſeinem Pfarrhaus, welches daher auch von einem gewiſſen anfröſtelnden Unbehagen durchzogen war. Die „Zytig vo Windgellen“ hatte zwar ſchon zu wiederholten malen „aus ſicherer Hand“ die beſtimmte Nachricht in Umlauf geſetzt, daß der Herr Pfarrer ein „Hochzyter“ ſei. Zuletzt wollte ſie drunten in Meiringen ganz gewiß, ja diesmal ganz ganz gewiß in Erfahrung gebracht haben, daß der Herr Pfarrer mit nächſtem eine der „rychſten Jumpfere“ von Bern heimführen werde. Aber es hatte mit dieſen geredeten Zeitungsnachrichten die nämliche Bewandtniß wie mit ſo vielen gedruckten, das heißt es war am Ende immer wieder nichts daran, gar nichts. Jungfer Vreneli ermüdete aber nicht, ſtets neue Heirathsparthien für den Pfarrer auszuhecken. Denn was man wünſcht, hofft man. Ein lediger Pfarrer war ja gäng eigetli gar kein rechter Pfarrer und in ein Pfarrhaus gehörte eine Frau Pfarrerin, ſo gut wie die Bibel und der Kirchenrock. Die Gute hätte nachgerade „verzwatzeln“ mögen, daß ihr der Herr Pfarrer, „abg'ſeh davon ein meiſterlicher und kreuzbraver Herr“, noch immer nicht den Gefallen thun wollte, ihren kanoniſchen Rechtsbegriffen nachzuleben.

Wilder hatte freilich keine Ahnung davon, welche ſchwere Sorgen ſich das Bari Bibbeli um ihn machte. Es war etwas in dem ganzen Weſen und Auftreten des jungen Geiſtlichen, was Schranken um ihn zog, welche dörfliche Klatſchfreude nicht zu durchbrechen wagte. Er war eine vornehme Natur, wenngleich ein ſtandhafter Bekenner des demokratiſchen Glaubens. Alles Gemeine widerte ihn an und war das vielleicht ſein Unglück, inſofern wenigſtens, als dieſes ſein Feingefühl den nach Reſi's Heirat unternommenen Verſuch, ſeine unterbrochene politiſche Laufbahn wieder aufzunehmen, ſcheitern gemacht. Er hatte bei aller von der Hinneigung zur Beſchaulichkeit nicht ganz freien Idealität ſeiner Denkweiſe die Nothwendigkeit empfunden, aus der lähmenden Verdüſterung, die infolge jenes Ereigniſſes ihn übermannt, ſich aufzuraffen. Er wollte im Geräuſche der Parteipolemik ſich ſelbſt vergeſſen und noch einmal tauchte ſein Name im Staatsleben auf. Aber nur vorübergehend. Man merkte bald, daß er nicht mehr der ſtudentiſche Heißſporn, der rückſichtsloſe Agitator ſei, und er merkte es ſelber. Er merkte noch mehr. Einſamkeit und Nachdenken hatten ſeinen Geiſt gereift und es konnte daher nicht ausbleiben, daß er manches, vieles, ja alles anders anſah als früher und daß er, der Redliche und Selbſtſuchtsloſe, an dem vulgären Liberalismus mit ſeinen aufgebauſchten Phraſen, ſeinen kleinen Pfiffen und Kniffen und ſeinen jammerſäligen Perſönlichkeitskrämereien ſich verekeln mußte. Dieſelbe Gemeinheit erkannte er unter der frommen Tünche des Konſervatismus, welcher ihn noch dazu durch ſeine aller ſchaffenden Kraft bare Vernirtheit abſtieß. Solche ſenſible Naturen paſſen nicht für das Forum und vollends nicht für das Forum einer kleinen Republik, wo ſie täglich und ſtündlich Begegnungen und Reibungen mit den zudringlichſten und widerwärtigſten Elementen ausgeſetzt ſind. Milder trat daher ebenſo raſch wieder in ſeine Verſchollenheit zurück, wie er plötzlich aus derſelben hervorgetreten. Fortan wollte er ſich damit begnügen, der Pfarrer von Windgellen zu ſein; aber wohl ihm, daß ihm ſein Amt Zeit ließ, aus jenem ewigen Jungbrunnen des Troſtes zu ſchöpfen, welchen dem wahrhaft Gebildeten Kunſt und Wiſſenſchaft allzeit ſprudeln laſſen. Er hatte eine Ader vom Poeten in ſich, allein er täuſchte ſich nicht über den Umfang derſelben. Er wußte, daß er kein produktives Talent ſei, aber ſeine Gabe der Reproduktion bildete er um ſo ſchöner aus, als ihm dabei ſein reiches Wiſſen, namentlich im Fache der Sprachenkunde, zu Hilfe kam. Der hageſtolzen Unbehaglichkeit des Pfarrhauſes ungeachtet gingen dort Götter und Genien aus und ein und weilten gerne unter dem ſtillen Dache. Er las wieder und wieder die großen Dichter und Geſchichtſchreiber des Alterthums, verwandte viele ſeiner Mußeſtunden auf die Sammlung und Sichtung der Sagen und Mythen des Gebirges oder verſuchte ſich in der poetiſchen Ueberſetzungskunſt, indem er die Idyllen des Theokrit, das Gedicht Virgils vom Landbau und die Lieder von Burns und Hogg in die berner Mundart übertrug.

Unter ſolchen Beſchäftigungen und überall, wo er als Menſch oder Geiſtlicher dazu Gelegenheit hatte, mit Rath und That wohlthätig eingreifend lebte er ſo hin. Aeußerlich ſtets ruhig und gefaßt, konnte er doch den großen Fehlſchlag ſeiner ſchönſten Lebenshoffnung nimmer verwinden, ſo wenig als er die Nachwehen dieſes Fehlſchlags aus ſeinen Zügen zu wiſchen vermochte. Es war doch immer etwas ſtörendes da, ein Stachel, den die Zeit wohl einigermaßen ſtumpfte, aber nicht vernichtete. Er vermied es, wo er, ohne auffällig zu werden, konnte, Roſi Zurflüh zu ſehen, denn ſo oft er ſie ſah, flüſterte es ſchmerzlich in ſeiner Seele: „Oh, wie glücklich hätteſt du werden können!" Und wenn vollends die junge Frau, in der Zwihl oder wo ſie ſonſt ſich gelegentlich trafen, in ihrer freundlichen Art mit ihm ſprach oder ihn gar ſcherzend fragte, ob denn die Gemeinde noch lange ohne eine Frau Pfarrerin ſein ſollte, dann kamen finſtere Stunden und Tage über ihn, Tage, wo ihm das Herz in Galle ſchwamm, Himmel und Erde, die Menſchen und das eigene Selbſt ihm verleidet waren. Dann trieb es ihn in die ödeſten Wildniſſe des Gebirges hinauf, als müßte er, dem düſteren Helden Byrons gleich, ſein geheimes Weh den Gletſcherwinden preisgeben. Das Rütli hatte er noch nie betreten, obgleich der Ruedi es gerne geſehen hätte, weil ſich mit dem geiſtlichen Herrn gar ſo „unterhaltlich ſprächlen" ließ. Einmal aber konnte er doch nicht wohl umhin, in das Haus im Bödeli zu gehen. Nämlich bei einer Begegnung mit der Roſi in ihrem väterlichen Hauſe, wohin den Pfarrer häufige Amtsgänge führten und zwar nicht immer die angenehmſten — pflichttreue Landgeiſtliche, die mit protzigen Dorfmagnaten zu verhandeln haben, beſonders in

Armenſachen, wiſſen davon zu erzählen — alſo die junge ſchöne Frau lud den Pfarrer einmal zu einem „Familien-Anlaß“ ein, zur Feier ihres zweiundzwanzigſten Geburtstags, welche im Rütli von der Familie begangen werden ſollte. Er konnte die Einladung nicht wohl ablehnen, obgleich er es gerne gethan hätte. Er verſuchte es auch, aber während er ſich anſchickte, ſeine Entſchuldigung vorzubringen, ſahen ihn Roſi's Augen mit ſo viel Herzensgüte an, daß er es nicht über ſich brachte, ihr zuwider zu handeln. So ſagte er denn ja ſtatt nein; aber indem ſie, zufrieden mit dem Beſcheid, ſich wegwandte, murmelte er zwiſchen ſeinen Zähnen den virgil'ſchen Vers:

Infandum, regina, jubes renovare dolorem.[1]

Die gute, harmloſe Roſi! Ihre großen Kornblumenaugen blickten doch ſonſt klar und verſtändig in die Welt, aber inbetreff der Gefühle des Pfarrers für ſie waren dieſe Augen wie blind. Sie hatte in der Unſchuld ihres Herzens keine Ahnung davon, daß ſie die „Königin“ Wilders geweſen war und noch war. Es iſt freilich eine der gewagteſten Behauptungen, zu ſagen, es gebe ein Mädchen oder eine Frau, welche die innige, wenn auch noch ſo ſtumme und zurückhaltende Neigung eines Mannes für ſie jahrelang nicht gemerkt hätte. Aber trotzdem, es gibt ſolche weibliche Weſen, nicht viele allerdings, aber es gibt welche, deren Seele und Augen von dem Bilde deſſen, den ſie lieben, ſo voll ſind, daß ein zweites keinen Platz darin findet, nicht den allerkleinſten. Solche Frauen bewahren die Jungfräulichkeit der Seele, die mädchenhafte Unbefangenheit auch in der Ehe.

---

[1] Aufzufriſchen unſäglichen Schmerz, o Kön'gin, gebeutſt du.

Die Einſicht in ſolche Frauengemüther hat jenen großen Malern den Pinſel geführt, welche Madonnen ſchufen, die mit dem vollen Ausdruck der Jungfrauſchaft auf den göttlichen Säugling an ihrer Bruſt niederblicken.

Der arme Pfarrer hatte am folgenden Tage einen ſchweren Abend im Rütli durchzumachen. Er mußte mit anſehen, wie glücklich der Ruedi war, mit anſehen, wie Roſi, weit entfernt von jener Zurſchauſtellung von Zärtlichkeit vor Zeugen, welche die Taktloſigkeit junger Eheleute leider nicht immer vermeidet, dennoch eigentlich nur für ihren Gatten da war. Eine brennende Eiferſucht wandelte ihn an, und es half wenig, daß er ſich die Thorheit dieſer Regung in ihrem ganzen Umfange klar machte. Um ſich aus dem quälenden Gedränge ſeiner Gefühle zu retten, zwang er ſich ſelbſt, recht angelegentlich mit dem neben ihm ſitzenden Vreneli zu plaudern, und es fiel ihm dabei nicht im entfernteſten ein, zu bemerken, daß die ſchönen Augen ſeiner Nachbarin freudig aufleuchteten. Der Roſi entging es nicht, daß die Schweſter heute ſo munter war und ſo herzlich lachte wie ſeit lange nicht mehr, und wenn ſie das traulich mitſammen plaudernde Paar anſah, lächelte ſie ſtillvergnügt. Sie hätte wenig Urſache dazu gehabt, wenn ſie ein paar Stunden darauf den heimgekehrten Wilder in ſeiner Studirſtube geſehen haben würde, wo er bis ſpät in die Nacht ruhelos auf und ab ging. Er hatte noch nie einen ſolchen Ueberdruß am Leben empfunden. Jener Dämon, welcher uns in Stunden herbſter Prüfung zuflüſtert: „Was biſt du für ein feiger Thor, daß du das alles länger tragen magſt!“ wiſperte auch ihm ins Ohr. Zum Glück war der Pfarrer ein Mann, dem es groß erſchien, wie Demoſthenes und Kato, aber klein, wie Werther und Ortis zu ſterben.

Eine zufällige Wendung des Geſprächs hatte es an dieſem Abend gefügt, daß die Rede auf das anrüchige Ehepaar in der Höllenſchwärz kam, und ſo erinnerte man ſich auch wieder einmal des Schwarzelſi's, mit welchem 's Vreneli in die Schule gegangen und „b'hört" worden war. Das wilde Kind war verſchwunden, ſeit es damals, an Reſi's Hochzeitsmorgen, einen ſo wunderlichen Abſchied von Wilder genommen — ſpurlos verſchwunden. Der Pfarrer war zwar, bevor er ſich an jenem Tage zum Brautmahl in die Zwihl begab, nach der Höllenſchwärz gegangen und hatte den Strobelchäpi und ſein Weib tüchtig „abkapitelt", daß ſie auf ihr Kind nicht beſſer achtgegeben. Aber die Leute hatten das Abkapiteln nicht minder gleichmüthig aufgenommen als die Nachricht, daß Elſi in die weite Welt gelaufen. Der Strobelchäpi meinte, das wunderſitzig Märli würde ſchon von ſelber wiederkommen, wenn es ihm drauſſen unter den Leuten ſchlecht ginge, und die Strobelbäbi ſagte mit Faſſung, es ſei gar nicht verwunderli, daß 's Elſi ſich auf und davon gemacht. Was hätt' es denn da in der Höllenſchwärz hocken bleiben ſollen? Es hätt' ja doch nie ein windgeſſener Gotſchem[1]) ihr Töchterli zum Weib genommen. Und 's Elſi ſei ein verflixt kochem Schickſel[2]), das gut liſamen und ſchrajemen[3]) könne und zu was Beſſerem da ſei, als all ſein Lebtag' Haferſuppe und Knollen[4]) zu eſſen. Nein, nein, ſie habe gar keine Mooren[1]) für das Elſi. Das werde ſich ſchon forthelfen können in der Welt und ſicherlich in keine Miſemaſchinne[2]) gerathen. Als dann der gute Pfarrer dieſer zigeuneriſchen Lebensphiloſophie und dieſem Rothwälſch gegenüber den ſittlichen Geſichtspunkt betonte und die Gefahren andeutete, welchen ein ſo junges, leichtſinniges und unerfahrenes Mädchen in der Welt ausgeſetzt ſei, gab ihm die würdige Mutter die tröſtliche Verſicherung, 's Elſi ſei gar nicht ſo unerfahren, wie er glaube, 's Elſi ſei kein ſchlimiil (Gambeo[3]), es werde ſich nicht mit Zeres[4]) einlaſſen, und was ſeine Tugend angehe, oh, da brauche der Herr Gallach keine Sorge zu haben. 's Elſi ſei viel zu gewitzt, als daß es ſich nur ſo mir nichts dir nichts zur Kaſtine machen ließe. — Gegen dieſe mütterliche Ueberzeugung war nicht aufzukommen und es blieb dem gewiſſenhaften Pfarrer nichts anderes übrig, als von amtswegen die Bezirkspolizei aufzufordern, den Flüchtling im Betretungsfalle anzuhalten und heim zu liefern. Dieſe Maßregel kam aber zu ſpät. Elſi war zur Zeit ſchon über alle Berge und hatte die Polizei der Mühe enthoben, ſich mit ihr zu beſchäftigen. Wohin ſie gerathen und was aus ihr geworden, man hatte darüber nicht einmal Vermuthungen. Doch ja, das ehrſame Baſi-Bäbbeli wollte allerlei über dieſen Kaſus wiſſen. Hatte doch das Schwarzelſi nach ſeinem Verſchwinden vierzehn Tage oder gar drei Wochen lang einen ſtehenden Artikel auf den Blättern, will ſagen auf der Zunge der Zeitig vo Windgellen ausgemacht, bis es durch eine Fatalität „abg'löſt" wurde, welche den Gmeindsbauern Hans Heiri begegnete.

---

[1]) Ledigen Burſch. [2]) Geſcheides Mädchen. [3]) Leſen und ſchreiben. [4]) Kartoffeln.

---

[1]) Furcht. [2]) Schwere Noth. [3]) Dummes Kind. [4]) Geſindel.

indem er beim Kiltgang von einer Holzbeige fiel und den Arm brach. Thatſache war aber, daß weder damals noch ſpäter weder 's Bibbeli, die allwiſſende Schöne von fünfzig und etlichen Jahren, noch ſonſt jemand etwas vom Elſi wußte. Auch das würdige Ehepaar in der Höllenſchwärz nicht und, die Wahrheit zu ſagen, es kümmerte ſich wenig darum. Hatte doch 's Strebelbäbi, als es, wenige Tage vor der erwähnten geſelligen Zuſammenkunft im Rütli, bei einer zufälligen Begegnung von dem Pfarrer gefragt worden, ob denn Elſi nie geſchrieben, beim Nachhauſekommen weiter nichts zum Strebelchäpi geſagt als: „Was geht's den Gallach an, ob das Schitſel gekoſajemet hat oder nicht? Die Schwarzfärber[1]) müſſen doch ihre Schnörre[2]) in jede Maſſenmaite[3]) ſtecken."

Da, ſo um Oſtern herum, ja gerade in der Charwoche geſchah es, daß das verſchollene Schwarzelſi wieder zu Windgellen in aller Leute Mund kam. Herrgott, was bekam da Bart-Bibbeli zu thun! Die ehrſame Jungfrau war Feuer und Flamme. Sie galoppirte nur ſo im Dorfe herum, als wären ihre Beine fünf- ſtatt fünfzigjährig. Die Zytig vo Windgellen erlebte täglich fünf bis ſechs Auflagen. Es war aber auch gäng 'ne große G'ſchicht'. Der Poſtbote, welcher in der Regel wöchentlich einmal, zuweilen auch zweimal von Hasli im Grund herüber kam, brachte eine „grüsli ſchweri" Thalerrolle mit und war dieſelbe an die Strebelbäbi in der Höllenſchwärz adreſſirt. Nun allgemeiner Klatſchaufruhr. Zwei

---

[1]) vorwitzigen (rothwälſch). [2]) Mäuler (berneriſch). [3]) Angelegenheit, Handel (rothwälſch).

Stunden nachdem der Poſtbote vom Dorfe zur Höllenſchwärz gegangen, fegte Bart Bibbeli das Thal hinunter. Sie mußte ja um jeden Preis heute noch ein Telegramm ausgeben, was es mit dieſer myſteriöſen Thalerrolle für eine Bewandtniß habe. Allein ſelbſt der redliche Pflichteifer kann nicht immer, was er will. Das angekündigte Telegramm erſchien nicht, denn Bibbeli war bald wieder heimgekommen und zwar mit dem Ausſehen einer Perſon, die einen großen Staatszweck verfehlt hat. Sie hatte die Höllenſchwärz noch nicht erreicht, als ihr der Strebel-Köbi und ſein Weib begegneten und ohne viel Notiznahme an ihr vorübergingen, als wollten ſie gen Meiringen hinunter. Weiter wußte die Zytig nur zu ſagen, das Bäbi habe ſie „ſchüli trüſch" angelugt und dazu mit harten Thalern in der Taſche „gʼklipperet".

Indeſſen klärte ſich dieſes nicht unwichtige Kapitel der Geheimniſſe von Windgällen ſchon am Oſterſonntag einigermaßen. Da kam nämlich die Strebelbäbi in die Kirche und hatte eine „ſeidenfunkelnagelneue" Jüpe an von ſchwarzem Tibet, die Elle zu zwei Franken mindeſtens — (Zytig vo Windgällen vom Oſtermontag 185*) — und ein dito neues Schäpli mit Seidenbändern und Silberzindeln auf ihrem ſtruppigen grauſchwarzen Haar. Und aber am Nachmittag erſchien, angethan mit einem neuen oder wenigſtens wie neu ausſehenden Tſchopen und auf dem Kopf einen ewig hohen neuen Cylinder, der Strebelköbi im blauen Juhe, das heißt im Wirthshaus von Windgellen, und hatte, wie er bald ſehen ließ, ein neues „Portemonnaie" in der Taſche und darin nicht ſo Handvoll Franken- und Halbfrankenſtücke. Und nachdem ihm Wein ſo warm geworden, das iſt, nachdem er einen Schoppen „Bränntʼs" verſorgt, fing er an zu flunkern und zu glorifiziren und erzählte von ſeinem Elſi, dem „Tuſigedunders-Glüntli", wie er das Mädchen in überwallender Zärtlichkeit nannte. Ja, das ſyg es Meitſchi, das, centum gäbʼs kei ſölligs. Es Meitſchi? Ja, abſegradʼ! Nei, e Damʼ ſygʼs[1]), und was für eine! E grüsli groſſe, ja, bym ewige Stralſakerment! Jetzt ſollten nur die herkommen, welche früher ſein Schwarzelſi uszännet[2]) hätten. Er wollʼs ihnen ſchon ſagen, er! Da drauſſen, „im Dütſchland", in der ſchüli groſſen Stadt Seundſe, da hättʼ ʼs Elſi ſy Glück gʼmacht. Nüd als Syde uf em Lyb, uche[3]) Syde und Sammet, ſogar an den Füſſen, und Geld hättʼs wie Dreck. Und mit de fürnehmſte Herre, im Verglüch mit dene dʼ Herre vo Bern ſyge wie Gülle[4]) im Verglüch mit Roſeeli[5]), gehʼ das Ketzers-Glüntli um, als hättʼs ſy Lebtig nüd anders gʼſehʼ. Ja, das ſyg e wahre Pracht, und dʼ Windgellener würden, bym ewige Hagel, nit ſchlecht dʼ Augen ufryſſe, wenn ʼs Elſeli ſo eines Tages daher kämʼ gʼfahren, vierſpännig und langgʼſpanne[6]). Er könntʼ no viel ſagen, er, wenn er wöttʼ, bym Eid! Aber ma werdʼ ſchon ſehen, ma werdʼ ſchon ſehen. — In dieſer Tonart ging die Litanei noch lange fort. Als gegen Abend zu der Strobelchäpi, mehr beduſelt als billig, ſich heimgetrollt hatte, hielt Bart-Bibbeli in der Küche des blauen Fuchſes mit der Wirthin eine geflügelte

---

[1]) Sei es. [2]) Verſpottet, ausgehöhnt. [3]) Lauter. [4]) Jauche. [5]) Roſenwaſſer. [6]) Mit langgeſpannten Strängen, was für beſonders vornehm gilt.

Zungenkonferenz ab und hernach telegraphirte die Pflichteifrige im Dorfe umher, es ſei richtig, das Schwarzelſi werde einen Grafen, einen Fürſten, einen Prinzen oder gar einen König zum Ma übercho[1]).

[1]) Ueberkommen, bekommen.

## Sechstes Kapitel.

### Wolken.

Während weder die Zeitung von Windgellen noch ihre Abonnenten darüber einig werden konnten, ob der Zukünftige des verlaufenen Vagantenkindes aus der Höllenſchwärz, welches laut dem Strobelchäpi da draußen in Deutſchland in Seide und Sammet einherging, ein Graf, ein Fürſt, ein Prinz oder gar ein König ſei, während die einen die ganze Geſchichte gläubig hinnahmen, die andern ſie anzweifelten und einige kühnſte Skeptiker ſie wohl auch geradezu für ein „Märli" erklärten, erhielt die öffentliche Meinung der Thalſchaft durch ein wirkliches Ereigniß nach einer andern Richtung hin neues Material.

Der „erſt' Ma" in der Gemeinde, der Beherrſcher der Zwihl, erkrankte ſo gefährlich, daß man bald an ſeinem Aufkommen verzweifeln mußte. Der Rüſtige, all ſein Lebenlang Kerngeſunde hatte ſich auf der Gemsjagd eine Erkältung zugezogen, aus der er ſich aber nicht viel machte. Sein Anneli drang zwar darauf, daß er die Sach' beſſer abwarte, inſonderheit bei dem unbeſtändigen Frühlingswetter, das zwiſchen Wärme und Froſt ſo häufig und jäh wechſelte. Er meinte aber, er hätte jetzt keine Zeit zum Krankſein, und wies den Vorſchlag, einen

Arzt zu beſchicken, brummig zurück. Es ſchien auch wirklich, das Unwohlſein des Bauers ſei wieder verſchwunden, und es wäre auch wohl ſo geſchehen, wenn nur der Patient, wie die Bäurin wollte, noch ein paar Tage lang die Stube gehütet hätte. Aber er mußte hinaus, er mußte, maſſen das „ewig' Sumpfloch“ drunten am Fluß, die Haardtmatt', jetzt einmal „in Ordnig g'ſtellt“ werden ſollt'. Er leitete aller diplomatiſchen Oppoſition ſeiner Ehehälfte ungeachtet die dort angeordneten Drainirarbeiten und die Folge davon war ein Rückfall, der ſich ſofort zu einer heftigen Lungenentzündung geſtaltete. Die Bäurin ließ hinter dem Rücken des Kranken, der auch jetzt noch von dem „Ap'thekerzüg“ nichts wiſſen wollte, eilends einen Arzt von Meyringen heraufholen; aber es war zu ſpät. Der Doktor konnte erſt am folgenden Tag kommen und er traf den Kranken bereits in einem Delirium, welches nur das Vorſpiel des Todeskampfes war.

Bevor dieſer eintrat, kam der Kranke noch einmal zu klarer Beſinnung. Er ſah ſeine Töchter an, die ſeit vielen Stunden nicht von ſeinem Bette gewichen waren, und ſagte: „Kinder, ich merk', mit mir iſt's Matthäi am letzten. Nu, nu, briegget gäng nit ſo ſchüli! Sterben muß nummeeiniſch jeder. Bleibet brav, wie bisher, und machet dem Müetti Freud', wie ihr mir g'machet habt. Und loſet, Roſi und Vreli, i ſäg', der erſt Bub', den eine von euch überkommt, der ſoll ein rechtſchaffener Bauer werden und ſoll auf der Zwihl hauſen. Laſſet d' Zwihl nit in fremde Händ' kommen! Ich müßt' mich ja ſonſt im Grab umdrehen.“

Dieſe Vorſtellung regte einen Gedanken in dem Sterbenden an, der ihn ſeit langer Zeit gequält hatte. Er blickte die verweinte Roſi forſchend an und ſagte dann halbleiſe zu ſeinem Anneli:

„Müetti, ſäg', iſt bei der Roſi noch immer nüd um d' Weg'?“

Roſi bedeckte das Antlitz mit den Händen, wie um die Thränen wegzuwiſchen, in Wahrheit aber, um ein ſchmerzliches Erröthen zu verbergen.

Die Mutter warf über das Bett hinweg ihrer Tochter einen ängſtlich bittenden Blick zu, bevor ſie antwortete. Ach, die treffliche Frau fühlte jetzt in ihrem Jammer, daß es auch fromme Lügen gäbe. Warum ſollte man einem Sterbenden nicht ſeine letzten Augenblicke verſüßen? So ſagte ſie:

„Doch, Väterli, doch!“

„Iſt's wahr, Roſi?“ fragte er haſtig und ſein ſchon umdunkeltes Auge glomm noch einmal auf.

In qualvoller Verlegenheit beugte ſich Roſi zu ihm herab. Er nahm ihr Schweigen für eine verſchämte Bejahung ſeiner Frage, legte ſeine Hände auf ihr Haupt und ſegnete ſie. So that er auch mit Vreneli und dann ſagte er zu ſeiner Frau, indem er ihr die Hand hinbot: „Anneli, was meinſt, wir hei doch glückli mitſämme g'lebt?“

Als ſie das unter ſtrömenden Thränen bejahte und beſchwichtigend beifügte, Gott würde ſo gnädig ſein, ſie noch länger beiſammen zu laſſen, verſetzte er:

„Nei, nei, Anneli, mit dem iſt's gäng nüd. 'S iſt neime do in mir inne 'ne Schrub'[1]) losgange und will ſi nimme la feſtmache. Aber 's iſt au ſo recht. 's iſt alles in Ordnig jetzt und der alt' Baſti, euſer Oberknecht, wird dir und dem Breneli an d' Hand go im G'werb — 's iſt e treue Seel'. Haltet nu allzyt feſt z'ſämme, du, Müetti, mit den Chinde und ihr, Chinde, mit dem Müetti. Und loſet, i ſäg', laſſet d' Zwibl nit in fremde Händ' cho, nie, nie!"

---

[1]) Schraube.

Eine Stunde darauf verſchied er in den Armen des herbeigeeilten Ruodi, der den wuchtigen Körper des Sterbenden in den Armen hielt, bis er ausgeathmet hatte.

Es war ein großer Leichenzug, der den todten Zwiblbauer zu Grabe geleitete. „Er war wie die Tannen unſerer Berge", ſagte der Pfarrer in der Leichenpredigt „rauh von außen, aber innen geſund und voll Markigkeit. Ein Mann vom echten alten Bauernſchlag, der überall, ſoweit ſein Blick reichte, das Rechte gewollt und demgemäß gehandelt hat. Er that, was er für ſeine Pflicht erkannt hatte, unter allen Umſtänden, ohne rechts oder links zu ſchauen, und wohl geziemt uns deßhalb, mit aufrichtiger Trauer zu ſagen: Ein Mann iſt von uns gegangen." In der ganzen Gemeinde und ſoweit außerhalb derſelben der Kueri Leuenberger bekannt war, hätte dieſem Nachruf niemand widerſprechen mögen. Eine ſo auf ſich geſtellte, ſpröde, im Auftreten derbe und barſche Natur, wie der Zwiblbauer geweſen, hatte freilich nicht ohne Feinde bleiben können. Bald nach ſeinem Hingang geſtanden aber auch dieſe, es dürfte lange währen, bis wieder je einer der Gemeinde Windgellen vorſtünde. Er ſei gäng es bizzeli und neime mehr als es bizzeli „eigenrichtig" und „ſtiergrindig"¹) drein g'fahren, aber dabei

---

[1] Eigenſinnig und ſtierköpfig.

hätt' er 's Herz auf dem rechten Fleck g'habt, ſei ſauber über's Nierenſtück g'ſi'[1]) und für d' G'meind' hätt' er 's Leben g'laſſen, wenn's hätt' ſein müſſen. Dieſer Wahrſpruch des über den Zwihlbauer gehaltenen Todtengerichts charakteriſirt zugleich das Weſen bäueriſchen Patriotiſmus. Die Gemeindemark iſt die Welt des Bauers, wenigſtens die des Bauers von germaniſchem Stamme. Sein durchaus lokaler Patriotiſmus iſt noch gar nicht oder doch nur in ſeltenen Fällen dazu gelangt, ſich zur mit dem Herzen erfaßten Vorſtellung vom Staat zu erweitern. Im Gegentheil, vom Staat möchte er am liebſten gar nichts wiſſen und er betrachtet ihn ziemlich unverhohlen als ſeinen und der Gemeinde Feind.

Der Roſi ging des Vaters Verluſt ſehr nahe und die Mutter, obſchon ſelber tief betrübt, mußte der Tochter Troſt zuſprechen, als dieſe nach dem Leichenbegängniß mit ihrem Manne von der Zwihl zum Rütli ſich aufmachte. Die junge Frau hatte ihren Vater doppelt liebgehabt, ſeit er, ihr ſchüchternes Hoffen nicht nur erfüllend, ſondern überbietend, den Ruedi ſo recht wie einen Sohn gehalten. Und jetzt, gerade jetzt, da ſie alle ſo freundlich und friedlich mitſammen gelebt, hatte der Vater ſterben müſſen! Als auf dem Wege zum Bödeli dieſer Gedanke Roſi's Herz mit Bitterkeit erfüllte, ließ ſie ſich nicht träumen, daß bald eine Zeit kommen würde, wo ſie den Todten glücklich preiſen müßte, daß er hingegangen, bevor er ſein Kind unglücklich geſehen.

---

[1]) Er iſt unbeſtechlich geweſen oder kein Heuchler, der unter dem Deckmantel ſeines Amtes ſeinen perſönlichen Vortheil gefördert.

Daheim ging die Trauernde in das an ihre Schlafkammer ſtoßende Hinterſtübli, ſich auszuweinen. In dieſem kleinen Gemach, welches Ruedi mit beſonderer Sorgfalt hatte ausrüſten laſſen, verwahrte die junge Frau ihre und ihres Mannes liebſte Sachen. In Kaſten und Käſtchen hing und lag da mancherlei Werthvolles und Werthloſes, Andenken an frohe und trübe Stunden, Denkzeichen der Freuden- und Leidensſtationen der Lebensreiſe. Dort auf der Kommode ſtand eine zierlich geſchnitzte Lade und darin verwahrte der Ruedi ſeine Papiere, worunter auch die Kapitalbriefe, in der Schweiz ſchlechtweg Briefe genannt, welche ſeine Frau ihm zugebracht hatte. Ueber der Lade hing hinter Glas und Rahmen Reſi's Brautkranz an der Wand, für die junge Frau immer noch eine Reliquie, welche nur die ſüße Erfüllung der liebſten Hoffnung ihres Lebens bezeugte. Gegenüber zog ſich eine Truhe oder Sidel an der Wand hin und darin lag das Brautkleid Reſi's, in ſchimmernde Leinwand ſorgfältig eingeſchlagen.

Auf dieſer Sidel ſitzend überließ ſich die junge Frau ihrer Wehmuth. Was müßte aus den Frauen werden, wenn ihnen Thränen verſagt wären? Man iſt verſucht, ihre Gabe, zu weinen, für ein wohlthätiges Ventil anzuſehen, mittels deſſen das reizbare weibliche Gemüth ſich Luft macht, der zuſammengepreßte Schmerz ſich ausſtrömt. Dank dieſer vorſorglichen Einrichtung der Natur ſetzt ſich in der Seele der Frau nicht ſo leicht jener bittere Niederſchlag an, welcher nur zu oft wie eine Salzkruſte die Seele des Mannes überzieht.

Als Reſi ſich ausgeweint und ihre Faſſung wiedergewonnen hatte, fiel ihr Blick auf einen Gegenſtand, der ſie mit neuer Kümmerniß erfüllte. In einer Ecke des Stübchens ſtand eine allerliebſte Wiege, die, ach, noch immer leer war. In der erſten Zeit ihrer Ehe hatte Ruedi all ſeinen Fleiß und Geſchmack auf die Herſtellung dieſes Hausrathsſtückes verwandt und richtig die ſchönſte Wiege zu Stande gebracht, die man je im Gebirge geſehen. Aus Stücken blüthenweißen Ahornholzes war ſie zuſammengefügt und mit feinem Lack überzogen. Ein zierlich geſchnitzter Kranz von Alpenroſen zog ſich außen herum. An der Innenſeite des Kopfſtücks hatte Ruedi, der ein gewandter Zeichner war, ein Medaillonbild ſeiner Roſi in Reliefſchnitzwerk angebracht und darunter war ſein und ihr Name und das Datum ihrer Hochzeit eingegraben. Wie hatte ſich der Zwiblbauer gefreut, als er die fertige Wiege geſehen! „Nu, Roſi", hatte er geſagt, „jetzt iſt's gäng an dir, 's Kinderbettli herz'richten und z'luege, daß d' Hauptſach' dry kommt." Das Kinderbett war auch richtig bald genug in die Wiege gekommen und recht niedlich guckten die kleinen weißen Kiſſen und die roſafarbene Decke daraus hervor; aber die Hauptſache war ausgeblieben.

Das alles beſchäftigte die Gedanken der jungen Frau und bemühte ſie ſchwer. In ihrer trüben Stimmung machte ſie ſich einen Vorwurf daraus, daß ſie den faſt leidenſchaftlich lebhaften Wunſch ihres Vaters, einen Enkel auf den Knieen zu ſchaukeln, nicht erfüllt hatte.

Sie zog die Wiege aus der Ecke, und während ſie in ſchmerzlicher Betrachtung davor ſtand, kam Ruedi herein. Sie verſuchte den theuren Mann anzulächeln, um ihn durch den Anblick ihrer Troſtloſigkeit nicht zu betrüben. Aber das Lächeln erſtarb auf ihren Lippen, als ſie den eigenthümlichen Blick erhaſchte, welcher aus den Augen des Gatten auf die Wiege fiel, in welche er ſo viele zärtliche Vaterhoffnungen hineingearbeitet hatte.

Dieſer unbedachte Blick ging der ſchönen armen Kinderloſen wie ein Stich durch das Herz.

„Oh Ruedi“, ſtammelte ſie, in Schluchzen ausbrechend, „ich weiß wohl, ich — “

Ruedi begriff unſchwer, was ſeine Frau ſo heftig bewegte; aber da er des Zartgefühls keineswegs ermangelte, ſchien es ihm wohlgethan, ſich unwiſſend zu ſtellen.

„Was meinſt, lieb's Roſi?“ fragte er, ihre Hand zärtlich drückend.

„Oh, du weißt ſchon, du weißt ſchon! — Dem Vater ſelig hat's ja noch auf dem Todbett' Kummer und Sorg' g'machet, und als d' Mutter, ihn z' tröſten, ſagte, es ſei ebbis um d' Weg' bei mir, da durft' ich ja doch nit nein ſagen, damit er im Frieden ſterben könnt'. Aber — oh, gelt, Ruedi, du biſt mir nit bös?“

„Dir bös ſein, arm's Wybli? Was denkſt doch auch! Mach' dir doch, ich bitt', keine ſo trübſinnig' Gedanken und laß dir die Sach' nit ſo z' Herzen gehn. Weißt, was noch nit iſt, kann werden, und kommt Zeit, kommt Rath.“

„Will's Gott, Ruedi!“

Er merkte, daß der Ton dieſes Wunſches wenig hoffnungsreich klang, und fuhr fort:

„Gib dich z'frieden, Röſli, my lieb's Röſli, gib dich z'frieden. Lueg', ich will mit dir wetten, was d' wott'ſt, eh' zwei Jährli um ſind, liegt e hübſch Chnäbli in der Wiege da.“

Jetzt konnte ſie lächeln, wenn auch immer noch durch Thränen, denn, ob, wie gern nimmt ein kummervolles Weib Beſchwichtigung und Troſt von dem entgegen, welchen ſie liebt.

Ihm und ihr ſchwante nicht, wie ſeine Prophezeiung in Erfüllung gehen ſollte. In dem Hinterſtübli im Rütli war zu dieſer Stunde eins jener räthſelhaften Worte geſprochen worden, wie ſie manchem Menſchengeſchick beſtimmenden Ereigniß lange vorangehen, aber ſelten beachtet, geſchweige in ihrer ganzen Bedeutung gefaßt werden.

Seltſam, Reſi glaubte an die tröſtliche Verheißung ihres Mannes und doch koſtete ſie es von jenem Tage an eine Art Ueberwindung, die ſchmucke Wiege anzuſehen. Der Blick, welchen er da bei ſeinem Hereintreten von ihr ab auf die Wiege hatte gleiten laſſen, ſie konnte ihn nicht vergeſſen. Er blieb auf dem Grund ihres Herzens haften, ſchwer wie ein Bleigewicht, deſſen Druck die Zeit nicht minderte, ſondern nur mehrte.

## Siebentes Kapitel.

### Schwüle.

Das Leben ging in dem Hochthale von Windgellen wieder ſeinen altgewohnten Gang. Doch trat bald ein für die Bewohner des Rütti und mittelbar auch für die der Zwibl nicht unwichtiger Zwiſchenfall ein.

Unſer Thal mit ſeinen ragenden Bergkoloſſen, ſeinem Gletſcher, ſeinem Seeſpiegel, ſeinen bizarren Felsbildungen und ſeinen ſtäubenden Waſſerfällen iſt für jene Raſſe von ungefiederten Zweifüßlern, welche in der Zoologie unter genus: homo, species: Touriſt Linn. rubricirt ſind und Sommers das berner Oberland, den Vierwaldſtätter- und Genfer-See unſicher machen, noch nicht „entdeckt". Wenigſtens ſteht es noch nicht im Bädeker oder Tſchudi oder Berlepſch. Auch nicht im Murray und aus letzterem Umſtand erklärt es ſich hinlänglich, warum ſich hier noch keins jener Beefeatersgeſichter, welche der darauf eingefrorene anglikaniſche Heuchlerdünkel ſo widerwärtig macht, hatte ſehen laſſen. Wenn es wahr iſt — und es iſt ſo wahr wie nur irgend eine „brutale" Thatſache — daß das Touriſtenweſen auf den ſchweizeriſchen Volkscharakter nicht ſehr moraliſirend gewirkt habe und fortwährend wirke, ſo muß auf der andern Seite auch zugegeben werden, daſſelbe habe die poetiſche Begabung der Schweizer, mit der es, wie Unkundige fälſchlich meinen, nicht eben weit her ſei, höchſt bedeutend angeregt und entwickelt. Phantaſie iſt die Grundkraft dichteriſcher Thätigkeit, das ſteht feſt. Nun wohl, niemand wird leugnen wollen, daß die Einbildungskraft der Schweizer bei dem löblichen Beſtreben, die Gaſtlichkeit ihres Landes den Fremden darzulegen, zu einem wahrhaft beſtaunenswerthen Reichthum an Hilfsmitteln aller Art ſich entfaltet habe. Die Wirthe und andere Beſitzer von Waſſerfällen, Gletſcheranſichten, dito von Felswänden mit obligaten Echos, haben ſich zu einem Virtuoſenthum hinaufäſthetiſirt, deſſen Spiel auf der G(eld)-Saite das eines Paganini unendlich weit hinter ſich läßt. Und was vollends jene edle freie Kunſt, die achte, anlangt, welche in dem proſaiſchen Lexikon der Polizei unter dem Buchſtaben B eingereiht iſt, ſo wird, wer die paradieſiſche Tour von Meyringen über Roſenlaui, Grindelwald, Wengernalp und Lauterbrunnen nach Interlaken oder umgekehrt ein- oder ein paarmal gemacht, nicht anſtehen, zu bekennen, daß auf dieſem klaſſiſchen Boden die Idee des Bettels voll und ganz und in wahrhaft bezaubernder Mannichfaltigkeit zur künſtleriſchen Erſcheinung gekommen ſei. Die Verehrer der guten alten frommen Zeit der Romantik haben es zu beklagen, daß die Bewohner der Oſt- und Nordſchweiz des proſaiſchen Dafürhaltens ſind, die achte der freien Künſte gehöre nicht nothwendig zum Leben, ja, daß ſie es auf dem Wege privatvereinlicher Thätigkeit in mehreren Kantonen glücklich dahin gebracht, dieſelbe gänzlich abzuthun. Du kannſt da in manchen Gegenden tagelang reiſen, ohne auch nur einmal angefochten zu werden, woraus wieder klärlich erhellt, daß die Schweiz der Herd der Revolution iſt.

Ewig ſich erneuernd und unbeſtimmbar buntſcheckig wie die Menſchheit ſelbſt iſt das Gebiet der menſchlichen Narrheit. Weder Sebaſtian Brant noch Erasmus von Rotterdam noch alle die Autoren des Anno 1575 in furchtbarem Folio gedruckten Theatrum diabolorum haben ſich träumen laſſen, daß am Ausgange des 18. Jahrhunderts eines ſchönen Tages der däniſche Poet Baggeſen an den Höllenſchlund des Handeckfalls ſich hinſetzen und in das betäubende Gewühl und Gedonner der ſtürzenden Aare hinein die Flöte blaſen würde, um ſo ſeiner Naturbegeiſterung Ausdruck zu verleihen. In unſern eigenen Tagen aber kam ein deutſcher Freiherr auf den ſublimen Einfall, in einer der troſtloſeſten Lüneburgerflächen, wo ſeine Güter lagen, in der unmittelbaren Nähe einer großen norddeutſchen Haupt- und Reſidenzſtadt, ſich eine kleine Schweiz anzulegen.

Wunderlicher Zuſammenhang der menſchlichen Dinge! Der Umſtand, daß ein norddeutſcher Junker, der mit viel Narrheit und viel Geld behaftet war, auf die Idee verfiel, in einer Art Raritätenkabinett müßte ſich's hübſch wohnen laſſen, ſollte zerſtörungsmächtig in das Leben der ſchönen armen Roſi Zurflüh eingreifen.

In ſeiner Art ein Mann von Thätigkeitstrieb und Energie, ruhte der Freiherr von der Schnarrbiß nicht, bis er mittels Aufwandes von viel Zeit und Geld das zu ſtande gebracht hatte, was er ſeine Berge und ſeinen See nannte; erſtere zwei Erdaufwürfe, die ſich aus dem bräunlichen Sandboden der Baronie Schnarrbiß erheben wie die zwei Höcker auf dem

Rücken eines Kameels, letzterer ein ſchwarzgrüner Tümpel, welcher einer in denſelben verſetzten unglücklichen Bergforelle wie ein dante'ſcher Inferno hätte vorkommen müſſen. Ein ganzer Steinbruch wurde geleert, um dieſe „Schweiz" mit der gehörigen Anzahl von Felspartieen auszuſtaffiren. Die Kiefern gaben ein leidliches Surrogat für Arven ab und mittels eines ſtarken Verbrauchs von flüſſiger Oelfarbe wurden ſchwarze Geißböcke in Steinböcke und grauweiße Ziegen in Gemſen umgeſchaffen. An Adlern iſt bekanntlich in den Gegenden, wo der von der Schnarrbitz nach Kräften Patriarchalismus trieb, durchaus kein Mangel; auch laſſen ſich dieſe edlen Vögel dort ſo leicht fangen und zähmen, daß ſchier jeder anſtändige Menſch vom Militär und Civil einen mit ſich herumträgt. Dagegen hatte der Freiherr mit der Erſtellung von Waſſerfällen eine Noth, die, ganz entgegen dem Sprichwort, kein Eiſen und kein Silber zu brechen vermochte. Ein mitfühlender Freund rieth unſerem Liebhaber der Alpennatur, mit der Intendanz der Oper einen Miethkontrakt abzuſchließen, um zeitweilig die bekannten Kaskaden aus dem Freiſchütz und anderen Opern, Dekorateur und Maſchiniſten inbegriffen, auf ſein Gut zu überſiedeln. Allein Herr von der Schnarrbitz wies dieſen Vorſchlag mit geziemender Entrüſtung zurück. Er bildete ſich nämlich ein, zu der bekannten kleinen, aber großmächtigen Partei zu gehören, welche ſo viel von „organiſcher Entwickelung", von „naturwüchſigem Leben in Staat und Kirche" redete und verlangte, daß jeder Polizeidiener, bevor er eine recht ſaftige Brutalität zur Ausführung brächte, ſich mit Weihwaſſer wüſche. Kein Wunder alſo, daß unſer Freiherr in ſeinem „Gebirge" nur naturwüchſiges, organiſch fallendes Waſſer haben wollte. Wenn er des Reichenbachs, des Gießbachs, der Piſſevache, des Rheinfalls, der Reuß- und Aarefälle gedachte, begann der fünfzigjährige Knabe — viele meinten, er ſei weitaus ein ſechzigjähriger — unbändig zu ſchwärmen. Alle die genannten Waſſerfälle rauſchten, während er ſchlief, mit Donnergetöſe in ſeinen Ohren und gingen ihm während des Wachens unaufhörlich im Kopfe herum. Da war er denn nahe daran, das zu werden, für was ihn die unermeßliche Mehrheit ſeiner Bekannten ſchon längſt hielt. Es verbreitete ſich das Gerücht, der edle Freiherr ſitze ſtundenlang in ſeinem halbausgebauten, zwiſchen der „Jungfrau“ und dem „Schreckhorn“ — die beſchriebenen beiden Kameelhöcker — gelegenen Schweizerhauſe, ſtarre melancholiſch auf ſeinen „See“ hinab, fahre dann oft wie raſend auf und ſchreie, als ob er vor Durſt lechzte: „Waſſer! Waſſer! Die Baronie Schnarrbitz für einen organiſchen Waſſerfall!“ Unter ſo bewandten Umſtänden war es ganz in der Ordnung, daß aus dem hinterſten Pommern, wo dem kinderloſen Hageſtolz zwei Neffen ſaßen, deren Grundbeſitz gerade ſo kurz wie ihr Stammbaum lang war, die Anfrage bei den Behörden einlangte, ob es nicht im Intereſſe der geheiligten Sache von Thron und Altar wäre, den theuren Oheim für wahnſinnig zu erklären oder wenigſtens vorläufig unter Kuratel zu ſtellen. Es heißt aber bekanntlich in jenen geſegneten Gegenden: „Wir leben in einem freien Lande“ — und in der einem „Stück beſchriebenen Papiers“ (alias Verfaſſungsurkunde) voranſtehenden Erklärung der Herrenrechte und der Volkspflichten lautet ein Paragraph ausdrücklich: „Jeder, der Geld hat, iſt berechtigt, ein Privatnarr zu ſein, falls er nur im übrigen ein

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ein loyaler Unterthan iſt.“ Man überließ alſo den von der Schnarrbitz ungeſtört ſeiner Waſſerſucht, deren Nichtbefriedigung dem guten Manne ums Haar ſeine ganze Alpenſchöpfung verleidet hätte. Seine Luſt daran kehrte jedoch zurück, als das Schweizerhaus, genau im Stil der ſtattlichen Gehöfte im Emmen- oder Haslithal aufgeführt, fertig daſtand.

Als es an die Ausrüſtung und Möblirung des Innern ging, kam der Freiherr täglich aus der Stadt gefahren, um den Fortgang der Arbeiten zu beaufſichtigen. Er war dabei immer von einer jungen Dame begleitet, welche ebenfalls großes Intereſſe für die ganze ſchweizeriſche Anlage bezeugte und nach deren Angaben vielfach verfahren wurde. Augenſcheinlich übte dieſe junge Dame einen bedeutenden Einfluß auf den Gebieter der Schnarrbitz, in deſſen Hauſe ſie ſeit einiger Zeit unter dem Titel einer Vorleſerin lebte. Ein gewiſſes romantiſches Halbdunkel umgab ihre hübſche Perſönlichkeit. Der Freiherr, hieß es, habe ſie von einer ſeiner Reiſen mit heimgebracht. Andere wollten mit Beſtimmtheit wiſſen, ſie ſei eine natürliche Tochter des „alten Narren“, die er jetzt zu ſich genommen. Dritte glaubten ſich zu erinnern, die junge Dame in der vorhergehenden Saiſon unter dem Balletcorps Wiens, ſie anderswo in noch weniger tugendhaften Umgebungen geſehen zu haben. Hausfreunde des Freiherrn waren des Dafürhaltens, die Mamſell Vorleſerin vereinige die Manieren einer Lorette aufs glücklichſte mit der Sprache einer Soubrette erſten Ranges, im übrigen ſei ſie ein allerliebſtes [illegible] von der niedlichſten „Sorte“.

Wie dem ſei, der von der Schnarrbitz wollte ſeine ſchweizeriſche Schöpfung bis ins kleinſte Detail hinein vollendet haben. Aus dieſem Grunde reiſte er ſehr frühzeitig im Sommer nach der Schweiz, um an Ort und Stelle alle nur immer möglichen raren Sachen von nationalem Geſchmack einzukaufen. Zu Meiringen im Gaſthaus zum wilden Mann ſah er in dem großen Glasſchranke, welcher im Speiſeſaal ſteht und jeder Zeit eine reiche Sammlung von Holzſchnitzwerken aufzeigt, mit Bewunderung eine Gruppe von Gemſen, eine Arbeit, welche Ruedi Zurflüh im letzten Winter zu Stande gebracht. Er kaufte ſie ſogleich und erkundigte ſich mit [illegible] nach dem trefflichen Holzſchneider, von welchem er, wie es ſchien, ſchon gehört haben mochte. Am folgenden Tage machte er ſich nach dem Thale von [illegible] auf den Weg. Seine Erſcheinung im blauen Fracke war ein Ereigniß, denn das Thal war, wie ſchon erwähnt worden, für Touriſten noch nicht entdeckt.

Nachdem er das Gemüth der Wirthin durch hier oben unerhörte und unerfüllbare Wünſche inbetreff des von ihm beſtellten Eſſens in den Zuſtand gelinder Verzweiflung verſetzt hatte, ließ er ſich zum Ruedi führen, [illegible] im [illegible] angezeigt, eine unliebſame Vergleichung zwiſchen dem dortigen See und ſeinem [illegible], den Umſtand verwünſchend, daß der erſtere nicht transportabel war. Die Frau, welche er in dem Gärtchen vor dem Hauſe traf, brachte er als Mann von Welt durch das ſehr [illegible] Compliment zum Erröthen und Lächeln, welches er der jungen Frau über ihre „merkwürdig feine Taille“ und ihre „gewiß ſchönen“ Augen machte. Er beſichtigte dann die Schnitzarbeiten, welche der Ruedi gerade vorräthig hatte, und kaufte ſie ſammt und ſonders, ohne viel zu markten.

Hierauf lud er gar den „Herrn Künſtler“ ein, im blauen Fuchs mit ihm zu ſpeiſen, beifügend, er hätte ein wichtiges Geſchäft mit ihm zu beſprechen. Natürlich wurde dieſe „Ehre“ angenommen und Roſi holte, voll Freude über die Anerkennung, welche ihrem Manne widerfuhr, ſeinen Sonntagsrock herbei.

Erſt gegen Abend zu kam Ruodi zurück, begleitet von einem Diener in Livree, welcher die eingekauften Sachen in den blauen Fuchs abholte. Als er fort war, ſagte Ruodi in freudiger Erregung zu ſeiner Frau:

„Denk' dir, Roſi, der fremd' Herr — und ein großer Herr muß er ſein, denn er hat außer dem Bedienten, den du vorhin geſehen, noch einen zweiten bei ſich, der einen ſchwarzen Frack anhat, als wär' er gäng ſelber ein Herr — ja, der fremd' Herr hat mir ein Geſchäft angetragen, das gäng viel Geld einbringen muß. Er hat ſich draußen in Dütſchland, in ſeinem Heime, ein Schwyzerhus gebaut, gäng ein recht's Schwyzerhus, und drin iſt, ſagt er, ein Sal, und den möcht' er nummeeiniſch mit allerhand Schnitzwerk gar reich und ſchön ausziert haben. Den Sal ſoll ich ihm machen, ſo wie ich's für recht und gattig fänd'. Er müßt' ganz ſchweizeriſch ſein, ſagt er. Derhalb ſoll ich mit ihm ins Dütſchland und ſoll unter unſern beſten Holzſchneidern hier herum zwei oder drei Gehilfen ausleſen, ganz, wie ich's für gut fänd', und die ſollten auch mit. In einem halben Jährli oder ſo wär' die Sach' g'machet, ſo viel kennt' ich aus ſeinen Reden ſchon abnehmen. Bezahlen will er gäng alles ſo ſplendid, daß ich z'erſt glaubte, er ſpaße nur. Doch er blieb dabei und will zu meiner Sicherheit gäng alles ſchriftli mache. Aber ich müßt' mich ſchnell entſchließen, denn 's preſſirt dem Ma gar ſchüli, und müßt' ihn ſchon nach drei Tagen z' Bern im Bernerhof treffen, um von da mit ihm über Baſel ins Dütſchland z' reiſen. Was meinſt, Roſi?"

Die junge Frau war überraſcht und ſchwieg eine Weile nachdenklich. Sie merkte wohl, daß Ruedi höchlich für das ihm gemachte Anerbieten eingenommen ſei, welches ſeinem Künſtlerbewußtſein — er beſaß wirklich ein ſolches — und ſeinem Erwerbsſinn gleichermaßen ſchmeichelte. Was den letztern betraf, ſo genügt es, zu ſagen, daß Ruedi ein Schweizer war. Ja, auch Roſi ihrerſeits war hinlänglich Schweizerin, um die in Ausſicht geſtellten Vortheile des Unternehmens nach Gebühr zu würdigen. Aber — aber — ihr Ruedi ſollte von ihr fort? Für ein ganzes halbes Jahr und vielleicht noch für länger? Roſi's Erwerbsſinn verhielt ſich zu ihrer Liebe wie eins zu hundert, zu tauſend. Aber ihr Mann freute ſich offenbar ganz außerordentlich über den ihm gemachten Vorſchlag. Konnte er ſie ſo leicht verlaſſen? Für ein halbes Jahr und vielleicht für noch länger? Nein, leicht würde ihm das nicht; ſie glaubte, ſie wußte es. Und doch wollte er gehen? Roſi hatte das Geiſtigere, das Künſtleriſche in Ruedi's Weſen von Anfang an inſtinktmäßig herausgefunden und ſo fühlte ſie auch jetzt gar wohl, wie lockend für ihn eine noch dazu ſo gewinnreiche Gelegenheit ſein müßte, ſeine Kunſt einmal in ihrem ganzen Umfange zu zeigen. Und doch wollte ſich mit alledem ein geheimes Bangen, welches die junge Frau vor dieſer Reiſe „ins Dütſchland" empfand, nicht beſchwichtigen laſſen. So, zwiſchen Für und Wider ſchwankend, ſetzte ſie der Frage ihres Mannes dieſe entgegen:

„Und du könnteſt nur ſo von mir fortgehen, Ruedi“?

„Ja ſo, Röſli? Lueg', an das hab' ich, bi Gott, gar nicht gedacht!“ verſetzte er aufrichtig, denn in der Frage Roſi's lag ein Ton, der ihm das Herz bewegte. Und er hatte auch wirklich nicht daran gedacht oder wenigſtens die Vorſtellung einer zeitweiligen Trennung von ſeiner Frau nicht weiter in Erwägung genommen. Es rollten in ſeinem Blut einige Theilchen Künſtlereitelkeit, ja, ja, und auch etliche Theilchen Künſtlerleichtſinn, wenigſtens zu Zeiten. Jenen wie dieſen hatte es bislang an Anregung gefehlt. Nun eine ſolche erfolgt war, rührten ſie ſich.

Der Erzähler dieſer Geſchichte aus den Bergen hat einen erfahrenen und daher etwas ſchwarzſichtigen Menſchenkenner zum Freunde, welcher zu ſagen pflegt, alle menſchliche Tugend reducire ſich, genau angeſehen, auf Mangel an Veranlaſſung und Gelegenheit zum Sündigen. Das iſt, ſo ohne Einſchränkung hingeſtellt, wohl mehr peſſimiſtiſch als wahr; aber auf die Durchſchnittszahl der Menſchen dürfte es doch ſo ziemlich paſſen.

„Weißt du was, Roſi?“ fuhr Ruedi fort. „Es wird ſich gäng wohl machen laſſen, daß du mit mir gehſt. Denk' nur, wie wir da mitſammen die Welt ſehen könnten.“

„Nein, nein, Ruedi, das geht nit. Man kann Haus und Heime nit nur ſo ſtehen laſſen und was ſollt' ich da draußen im Dütſchland thun? Ich weiß auch gar nit, wie man leben kann, wo's keine Berg' gibt.“

„Ja, ohne Heimweh wird's gäng auch bei mir nit abgehen, aber ich hätt' g'wiß noch mehr Heimweh nach dir als nach euſere Berg'. Doch die ganz' Sach' währt ja nit lang und, lueg', 's wird gäng ein grüeli groß Sümmli einbringen.“

„Aber loſ', Ruedi, haſt ja ohne das dein gut's Auskommen. Weißt, die Brief' in der Lad' im Hinterſtübli ſind noch alle da und ſind ſogar zwei neue dazu gekommen, und von der Zwibl muß uns ja zu ſeiner Zeit — die aber noch ferne, ferne ſein mag! — auch ein ſchöner Antheil zufallen. Oh, wir haben, Gott ſei Dank, was wir brauchen, und noch mehr, viel mehr; ebbis anders wär's freilich, wenn wir" —

Sie brach erſchrecken ab und verſchluckte den Schluß, um ihren Mann nicht zu betrüben. In ſeiner Stimmung lag es aber heute nicht, den heikeln Punkt unberührt zu laſſen.

„Wenn wir Kinder hätten, willſt du ſagen, lieb's Röſeli? Jetzt lueg', das iſt's gäng grad'! 's iſt nummeeiniſch noch nit aller Tag' Abend, noch lang nit. Weißt, dein' Mutter hat dich auch erſt vier Jahr' nach ihrer Hochzeit zur Welt bracht als ihr erſtes Kind."

„Ja, das iſt wahr, Ruedi, das iſt wahr, und ſie tröſtet mich drum auch allfort."

„Siehſt du, lieb's Wybli, ſiehſt du? Nur Geduld, nur Geduld! Ich bin g'wiß, daß ich 's Wiegli nit umſonſt g'machet hab', und daß du mir nit eins und zwei, aber ein voll's Halbdutzend Kinder ſchenken wirſt, Chnabe und Chind, und wenn ſie nur halb ſo ſchön und gut ſind wie mein' Roſi, ſo werd' ich der glücklichſt' Vater ſein eenimm, und wenn ſie dann da ſind, ſo wird ihr Müetti gäng auch froh ſein, daß ihr Vater beizeiten drauf aus iſt g'ſi, 'z ſorgen, daß für die liebe Dingli ein hübſch Vermögeli vorhanden ſei."

Der Schlaukopf! Aber ſeine Schlauheit kam aus dem Herzen und gerade deßhalb wirkte ſie ſo überzeugend auf Roſi.

daß dieſe ihren Widerſtand aufgab. Sie verlangte nur noch, daß Ruodi inbetreff ſeines Vorhabens die Mutter um Rath fragen ſollte, und dazu war er ganz willig, weil er zum voraus wußte, daß die lebenskluge Zwihlbäurin, welche rüſtig und umſichtig nicht nur auf die Erhaltung, ſondern auch auf die Mehrung der Erbſchaft ihrer Töchter bedacht war, ſeine Beweggründe, den Vorſchlag des fremden Herrn anzunehmen, billigen würde.

Das geſchah denn auch, wiewohl ſo ganz erſt dann, als Ruodi ſeiner Schwiegermutter den ſchriftlichen Vertrag vorlegen konnte, welchen er im Laufe des folgenden Tages im blauen Fuchs mit dem fremden Herrn vereinbart hatte. Nein, ſo 'nen Vortheil, ſo 'ne gattig's G'ſchäftli dürfe man ſich nicht entgehen laſſen — potz Tuſig, nein! meinte die Zwihlbäurin, 's wär' 'ne Sünd', abſegrad' 'ne Sünd'. Der Ruodi ſoll gäng in Gottesnamen mit dem fürnehmen Herrn, der d' Wirthin im blauen Fuchs von wegen ſei'm Eſſen ſo ſchüli drangſalirt habe — nit drum, die Wirthin ſyg auch keine von denen, die wüßten, was kochen heiße — ins Dütſchland gehen. Was ſyg es auch, wenn e Ma nummeeiniſch für e halb's Jährli von Heime fort wär'? Nit der Red' werth! Das ſyg auch ſchon vorkommen in der Familie. Da ſyg der Tochtermann von ihrer Schweſter Schwager drüben in Grindelwald; der hätt' eines Erb's wegen vor ein paar Jährli weit, weit hintere ins Rußland müſſen und ſyg doch wiederkommen. Und heutig's Tag's ging's ja auf den Poſten und Eiſenbahnen — ſie hätt' zwar noch kei ſo Ding ſelber g'ſeh, aber der Herr Pfarrer ſyg ſcho druf g'fahre — ja, da ging's wie g'floge. Und was vollends 's Briefſchicken angeh', da hätten ſie ja gäng jetzt auch drunten in Meyringen ſo 'nen Tregelaff oder wie neime die Dinger g'heiße ſyge, uſg'richt't; da häng' ma d' Brief' nur ſo d'ra und, wutſch, ſyge ſie in aller Wyte. Der Ruedi ſolle nur fleißig ſchreiben; ſie wolle im übrigen ſchon Sorg' haben, daß ſein jung's Frauli derweil nit trübſinnig werde.

So war denn die Frage entſchieden und Ruedi ging ſofort nach Haſli im Grund hinüber, wo er zwei geſchickte Holzſchnitzer kannte, die er ſich zu Gehilfen bei ſeinem Unternehmen auserſehen hatte. Sie gingen auf ſeine Vorſchläge ein und er beſtellte ſie auf den Abend des dritten Tags gen Bern in den Bernerhof. Heimgekehrt, machte er ſich, während Roſi ihres Gatten Wäſche und Kleider in den Koffer legte und dabei jedes Stück insgeheim mit einem liebevollen Wunſch feite und weihte, ans Auswählen und Verpacken von Zeichnungen, Holzmuſtern und Werkzeugen. Zwei Träger ſchafften das Gepäck nach Meyringen hinunter und am folgenden Morgen machte ſich, vor Sonnenaufgang, der Ruedi ſelber auf den Weg.

Roſi war früh auf, um dem geliebten Reiſenden noch den Morgenimbiß zu bereiten. „Will's Gott, iſt's gut Wetter!" dachte ſie, während ſie in ihre Kleider ſchlüpfte; denn dem Volksglauben von Windgellen gemäß war es von übler Vorbedeutung, bei Regenwetter eine Reiſe anzutreten.

Ruedi ſchlief noch, als die junge Frau leiſe das Fenſter öffnete, um nach dem Stande der Witterung zu ſehen. Es hatte während der Nacht gewittert und ſchwere Regenwolken wuchteten von den Bergen tief in das Thal herein, von einem ſchwülen Luftzug träge hin und her geſchoben. Himmel und Erde zeigten nur ein verdrüßliches Grau in Grau. Ein widrig ſchwüler Windhauch ſchlug von draußen in Roſi's Geſicht und eintönig, ſo zu ſagen mürriſch plätſcherte der Regen herab.

„Ach Gott, was für ein grüsli Wetter!" rief die junge Frau unwillkürlich aus.

„Was haſt, Rösli?" fragte der inzwiſchen erwachte Ruedi von dem ehelichen Lager her.

„Oh, Ruedi, lieb's Manni, geh' heut' nicht! Weißt, 's bringt keinen Segen, bei Regenwetter ausz'reiſen."

„Ei, du Närrli, da müßten ja die Leut' 's Reiſen abſograd' ganz bleiben laſſen", entgegnete Ruedi, aus dem Bette ſpringend.

„Aber könnteſt du die Abreiſ' nicht verſchieben, wenn auch nur auf morgen? 's Wetter könnt' ſich derweil' ändern."

„Nein, Rösli, das geht nicht. Was würd' der Herr Baren, der z' Bern auf mich und die zwei andern wartet, denken? Ich muß allweg fort".

„Bei ſolchem Wetter?"

„Freilich. 's iſt widerwärtig, ja. Aber weißt, auf Regen folgt Sonnenſchein. Ich darf mich nit ſäumen und muß tüchtig ausſchreiten, wenn ich z' Mittag 's Dampfſchiff z' Brienz nit verfehlen ſoll".

Roſi machte Licht, aber ſie vermochte einen ſchweren Seufzer, der ihr die Bruſt hob, nicht zu unterdrücken. Er entging ihrem Manne nicht.

„Komm', komm', Rösli", ſagte er. „Du mußt dir die Sach' nit ſchwerer machen, als ſie iſt. Denk', Schätzli, wie viel Manne müſſet zeitweilig von ihren Frauen fort! Biſt doch gäng ſonſt 'ne rechte Schweizerin, haſt ein kräftig G'müth. Muß ich denn in den Krieg oder in ſonſtige G'fahr? Bewahre!

's iſt ja neime nur 'ne einfache G'ſchäftsreiſ'. Drum mach' dir und mir 's Herz nit ſchwer! Lueg', ich freu' mich ſchon jetzt unbändig auf den Tag, wo ich wieder heimkomm' zu mei'm liebe gute Wybli."

So tröſtete er ſie und Roſi bemühte ſich eine Faſſung zu zeigen, die ſie nicht beſaß. Sie konnte ein räthſelhaftes Bangen, daß dieſe Reiſe für Ruedi und ſie ſelber zum Unheil ausſchlagen würde, nicht loswerden. Aber ſie wollte dem theuren Manne das Herz nicht ſchwer machen und gab ſich deßhalb, als ſie mitſammen frühſtückten, alle Mühe, ruhig zu erſcheinen. Sie verſuchte ſogar über die zärtlichen Scherze zu lächeln, womit er ſich und ſie über den Ernſt der Stunde zu täuſchen ſtrebte.

Als er zum Aufbruch bereit war, ließ ſie es ſich nicht nehmen, ihm bis zum Ausgange des Thals das Geleite zu geben. So gingen ſie Hand in Hand durch das Regengerieſel der Morgendämmerung hin.

Da, wo der Fluß, durch eine enge Felſenklauſe ſich drängend, in ein breiteres Thalgebiet hinabfällt, bat er ſie, umzukehren, und ſo ging es ans ſcheiden.

Mit nach der ihm Nachſchauenden rückwärts gewandten Augen ſchritt er dann den Weg abwärts. Da rief ſie laut ſeinen Namen, eilte ihm nach und umklammerte ihn feſt mit den Armen. Sie mußte noch einmal ihr Antlitz an ſein Herz legen, das jetzt noch ganz ihr gehörte. Jetzt noch? Sollte es denn je anders ſein können? Sie vermochte den unwillkürlich in ihr aufgeſtiegenen Gedanken nicht auszudenken und doch war ihr, als müßte ſie den Geliebten mit Gewalt zurückhalten, mit der ganzen Kraft und Gewalt ihrer Liebe.

Er hatte ſich zuletzt mit feuchten Augen ſanft von ihr losgemacht und war gegangen. Sie wußte nicht, wie ſie zum Kütli zurückgekommen. Da ſaß ſie nun im Hinterſtübli, allein mit ihrer Trübſal. Es ward ihr zu eng in ihrem Mieder, zu eng in dem Zimmer. Sie meinte, der Athem müßte ihr ausgehen vor laſtender Schwüle, und ſie mußte das Fenſter aufreißen. Aber es war auch draußen ſchwül und trübe. Ihr Blick fiel auf die Wiege in der Ecke. „Hätt' ich ein Kind, ſo wär' ich jetzt nicht ſo allein und verlaſſen", ſagte ſie und weinte bitterlich.

## Achtes Kapitel.

### Wetterleuchten.

Der Sommer verſtrich und der Herbſt hatte droben auf den Bergen ſchon deutlich genug die weißen Vorboten des Winters mehr und mehr thalwärts verrücken laſſen, aber noch immer verzögerte ſich Ruodi's Heimkehr. Mit dem Wechſel der Jahreszeit wurde Roſi's Sehnſucht nach dem Abweſenden wieder quälender, als ſie ſommerlang geweſen. Denn während der guten Zeit hatten doch allerhand Beſchäftigungen im Freien willkommene Ableitung und Zerſtreuung geboten. Es gehörte ein kleines „Feldg'werb" zum Rütli, und wenn auch den Sommer über zwei von den drei Kühen, welche den Viehſtand ausmachten, mit der Heerde aus der Zwibl auf die Alpen gingen, ſo gab es doch in Haus und Feld für eine ſo arbeitſame Hausfrau, wie Roſi war, genug zu ſchaffen. So oft ſie abends mit ihrer Magd, dem Mareili, einer ſtillen und anhänglichen Perſon, ermüdet heimkam, ſagte ſie immer: „Gottlob, ſchon wieder ein Tag weniger!" und es braucht nicht erklärt zu werden, was ſie damit meinte. Die Zwiblbäurin, obgleich die Rüſtigkeit und Thätigkeit ſelbſt, ſagte zuweilen: „Loſ', Roſi, du brauchſt dir's gäng nit ſo ſauer z' machen. Haſt's ja nit nöthig." Aber die Tochter war gleich mit der Entgegnung bei der Hand, 's arbeiten thät' ihr wohl und ſie hielt' was darauf, daß ihr Ruedi, wenn er heimkäm', Haus und Heime in beſter Ordnung vorfänd'.

Ruedi ſchrieb fleißig, recht fleißig — bis in den Herbſt hinein. Er war wohlauf und es ging ihm nach Wunſch. Seine Briefe waren anfangs der ſüßeſte Troſt für Roſi: es war darin ganz der herzliche Ton, die ungezwungene Wärme und unerkünſtelte Zärtlichkeit, wie er ſtets zu ſeiner Frau geſprochen hatte. Traf es ſich, daß der Poſtbote je einen Brief an einem Samſtag brachte, ſo gab es immer eine Sonntagsfreude in der Zwihl. Denn Roſi aß dann nach dem vormittäglichen Kirchgang im väterlichen Hauſe zu Mittag und nach dem Eſſen las ſie im Oberſtübli den eingelangten Brief der Mutter und Schweſter vor. Im Oktober ſchrieb Ruedi zum erſtenmal eine kürzere Epiſtel als bisher und er ſagte darin, ſeine Arbeit würde noch bis zum Neujahr, ja vielleicht bis zum Hornung oder März währen, denn der Herr Baron, welcher ihn übrigens ſehr freundlich behandle, wiſſe immer wieder dieſe oder jene Erweiterung des urſprünglichen Planes in Vorſchlag zu bringen. Das war freilich ein leidiger Umſtand. Roſi zählte an den Fingern ab, wie viel Monate, Wochen, Tage es noch währen könnte, bis ſie ihren Mann wiederſehen ſollte. Es war noch lange, lange. Aber noch viel leidiger war es doch, daß die arme Frau zu fühlen glaubte, es hauche ſie etwas — ſie wußte nicht was — aus dem Briefe kühl an. Mit unſäglicher Spannung ſah ſie dem nächſten Briefe entgegen. Es dauerte zwei volle Wochen länger als gewöhnlich, bis er eintraf. „Oh, Gottlob, er iſt doch nicht krank!" ſagte Roſi ſchwer aufathmend, als ſie das Schreiben überflogen hatte. Dann las ſie es genauer und las es zum dritten und vierten mal. Sie fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, wie um etwas abzuwiſchen oder abzuwehren. War der kühle Hauch wieder da? Vielleicht ſtärker, anfröſtelnder ſogar? „Was ich mir nur wunderlich's einbilde!“ dachte ſie. „Da ſteht es ja: My lieb's Reſi — und da wieder und noch einmal!“

Und doch — was war das nur? — fühlte ſie dunkel, daß etwas, vieles, alles an und in dieſem Briefe, wie ſchon im vorhergehenden, nicht war, wie es eigentlich ſein ſollte. Sie konnte ſich mit dem beſten Willen dieſes Gefühls nicht erwehren und doch auch nicht weiter darüber ins Klare kommen. Hätte ſie das gekonnt, würde ſie vielleicht erkannt haben, daß zwiſchen den Zeilen Ruedi's ein Verſchweigen zu leſen war, ein Verſchweigen von bedrohlichem oder gar von ſchon eingetroffenem Unglück. Aber der Ruedi ſchien ja ganz heiter zu ſein. Freilich auch in einer gewiſſen Unruhe und Haſt. Der Brief ſprang ſo unſtät, faſt zappelig von einem zum andern. Da eine abgebrochene Beſchreibung von einer großen Militärparade, dort die nur zur Hälfte vollendete Schilderung einer Vorſtellung im Opernhauſe, in welcher von einem „geſungenen“ und „getanzten“ Tell die Rede war. Reſi wußte nichts von Roſſini, ſie hatte überhaupt von einer Oper keine Vorſtellung und ſagte ſich naiv, das müßten „apartige“ Leute ſein, da draußen im Dütſchland, die den Wilhelm Tell ſo auf dem Theater ſingen und herumſpringen ließen. Es waren in dem Briefe noch andere Vorgänge aus dem Leben einer großen Reſidenzſtadt beſchrieben oder vielmehr angedeutet, welche ſich die junge Frau nicht zurechtzulegen wußte. Soviel aber entnahm ſie daraus, daß ihr Mann neueſtens mehr in der Stadt verkehren müßte als draußen in der ſchnarrbitz'ſchen Schweiz, welche er ihr in ſeinen früheren Briefen ſo greifbar anſchaulich und mit ſo viel Humor geſchildert hatte, daß ſie und das Breneli oft mitſammen über das „Schreckhorn" und die „Jungfrau" und den „Brienzerſee" in der Schnarrbitz herzlich gelacht hatten, während die Zwiblbäurin über die Schnarrbitz und deren Beherrſcher das Konkluſum abgab: „Große Herre dürfet gäng ſo bazzäugelig ſein, als es ihnen g'fällt."

Die folgenden Briefe Ruedi's hielten ſich im nämlichen Ton. Wenn ſich Roſi nur zu ſagen gewußt hätte, warum denn eigentlich dieſer haſtige, fahrige Ton ſie ſo tieftraurig machte! Ihr Mann ließ es doch an Liebesbetheuerungen, an zärtlichen Worten wahrhaftig nicht fehlen. Ja — aber gerade das war es! Dieſe Zärtlichkeiten, dieſe Betheuerungen, ſie klangen doch ſo ganz anders als früher, ſo fremd, ſo froſtig! Früher brauchte er ja ſeine Frau ſeiner Liebe gar nicht zu verſichern, die verſtand ſich ja von ſelbſt, und er hatte es auch nicht gethan, wenigſtens nicht ſo, nicht ſo! Wenn Roſi das Theater gekannt hätte, würde ſie die Zärtlichkeitsergüſſe in den ſpäteren Briefen ihres Mannes theatraliſch gefunden und gemeint haben, das ſei in den großen Städten ſo Mode. In ihrer ländlichen Einfachheit jedoch wußte ſie mit den hochtrabenden Redensarten gar nichts anzufangen. Aber nein, etwas doch. Aus der unklaren Beängſtigung, in welcher ſie ſchwebte, entwickelte ſich ein bitterer Zweifel, nicht gegen Ruedi, oh nein, aber gegen ſie ſelbſt. „Wird er", fragte ſie ſich mit Schrecken, „der ſo viele Dinge geſehen, von denen du nichts weißt und verſtehſt, er, der jetzt ſo viel mit den Herrenleuten umgegangen iſt und ſich, ſcheint's, ihre Art angeeignet hat, wird er dich noch gern haben können? Oh, ich hätt' ihn nicht gehen laſſen ſollen, ich hätt' ihn nicht gehen laſſen ſollen!"

Das „Zu ſpät!" iſt ein Alltagswort in den Familiengeſchichten ſo gut wie in den Staatsgeſchichten, aber dort gerade von ſo wenig Belang wie hier. Man gedenkt ſeiner überall erſt dann, wenn es eben zu ſpät iſt.

Indeſſen da droben im Rütli ſchien alles wieder gut zu werden, alles wieder ins alte glückliche Geleiſe zu kommen, als zu Ende des März der Ruedi heimkehrte, volle vierzehn Tage früher, als ſeinem letzten Briefe zufolge Roſi ihn hatte erwarten dürfen.

Aber ſie hatte ihn das Thal heraufkommen ſehen, im Zwielicht von der Hügelhalde ſpähend, wie ſie ſeit Wochen allabendlich zu thun pflegte. Das Mareili drinnen am Küchenherd hörte ihre Frau draußen einen lauten Schrei ausſtoßen, und als es hinausging, zu ſehen, was es gäbe, ſah es die Roſi ſchon unten am Seeufer hineilen.

Wie ſtürmiſch ſie den Kommenden bewillkommte! Es war etwas rührend wildes in ihrer Freude. So heiß hatte ſie den geliebten Mann nie geküßt, nie, ſelbſt in den Tagen und Nächten des Honigmonds nicht.

Das war ein Jubel!

In der Unſchuld ihres Entzückens überſah es die Glückliche, daß Ruedi vermied, ihr in die Augen zu ſehen.

Sie fand auch nichts beſonderes, nichts ſtörendes darin, daß er, kaum in ſeinem Hauſe angelangt, mit einer faſt praleriſchen Eile und Wichtigkeit ſeine Reiſetaſche aufthat und in Gold und Silber den bedeutenden Netto-Ertrag ſeines glücklich abgethanen Geſchäftes auf den Tiſch hinzählte. Nur ſollte er nicht verlangen, daß ſie ſich gar zu viel daraus machte. Was war ihr das alles gegen das eine, daß ſie ihn wieder hatte? Ihren Ruedi!

Ihren Ruedi?

So glaubte ſie.

Sie nahm keinen Anſtoß daran, nein, ſie fand es ganz in der Ordnung, daß der Heimgekehrte mit einer gewiſſen Haſt noch an demſelben Abend nach der Zwibl hinaufbegehrte. Hätte ſie doch in ihrer Seligkeit eher an den plötzlichen Einſturz des Glanzhorns gedacht als daran, daß in den erſten Stunden des Wiederſehens für den geliebten Mann in dem Alleinſein mit ihr etwas Drückendes, Beängſtigendes liegen könnte. Sie war ſogleich bereit, mit ihm zu gehen, und bis tief in die Nacht hinein ſaßen ſie mit der Mutter und der Schweſter im Oberſtübli der Zwibl, dem Reiſeberichte Ruedi's lauſchend.

Was hatte der Mann inzwiſchen nicht alles geſehen und wie wußte er davon zu erzählen! „Ma könnt's abſegrad drucken", meinte die gute Zwiblbäurin. 's Vreneli war zwar etwas abweichender Meinung. Sie dachte: „Der Ruedi iſt gäng ein g'ſcheider Mann, aber was er da erzählt, iſt doch lang nit ſo ſchön, wie wenn der Herr Pfarrer vom Dütſchland redet, wo er auf Hochſchulen geweſen." Aber ſie hütete ſich wohlweislich, dieſen Gedanken zu äußern. Der Reſi war alles recht und ſie hing mit Aug' und Ohr an den Lippen ihres Mannes. In ihrer freudigen Aufregung nahm ſie jedes Wort, das er ſprach, wie ein Orakel hin, und wo ſie ſeine vornehm thuende Redeweiſe nicht immer ganz verſtand, ſo war ja nicht er, ſondern nur ſie daran ſchuld.

Ja, ſie fühlte ſich glücklich, endlich wieder ſo ganz glücklich. Alles Leid, alles Bangen war vorüber, war vergeſſen, für den Augenblick — nein, für eine ganze Woche.

Eine ganze Glückswoche iſt aber ſchon viel im menſchlichen Leben. Hat nicht der ſiebzigjährige Goethe, den man vor und nach ſeinem Tode mit Grund als einen der glücklichſten Menſchen pries, geſagt, wenn er alles zuſammenzählte, ſo ergäbe ſein ganzes Leben kaum die Summe von vier Wochen reinen Glückes?

Ruedi war in den Freudenſturm, welcher Roſi's Seele bewegte, mit hineingeriſſen werden. Sehr bald jedoch mußte die arme Frau die Bemerkung machen, daß aus ſeinem ganzen Gebaren ſie etwas ſo Fremdes, Kühles anhauche, wie damals aus ſeinen Briefen. Sie glaubte ſich zu täuſchen und, oh, wie gab ſie ſich Mühe, ſich wirklich zu täuſchen! Aber es ging nicht, es ging nicht! Der wochenlange Glückstraum zerrann wie ein Regenbogen, wie der Schatten eines Regenbogens.

Sie bemerkte, daß ihr Mann, der ſonſt ſo raſtlos und fröhlich Thätige, halbe und ganze Stunden lang müßig an ſeinem Werktiſch im Erker ſaß, nachdenklich, träumeriſch vor ſich hinſehend. Wenn ſie ihn anſprach, ſchrak er auf, heftig, faſt wie zornig. Gewahrte er dann ihr Befremden, ſo verſuchte er ſie anzulächeln wie ſonſt. Aber, oh, dieſes Lächeln, es war nicht mehr wie ſonſt, ſo gar nicht mehr wie ſonſt.

Es kam ihr auch vor, Ruedi ſei abgemagert, und gewiß ſeine früher ſo hellen Augen waren trübe. Er hatte auch keinen rechten Appetit.

„Ruedi,“ fragte ſie ihn liebevoll, „biſt du krank?“

„Krank? Ich? Roſi, was fällt dir ein? Ich bin mein' Lebtag' nie krank geweſen."

„Aber du magſt nicht eſſen, biſt mager und müde —"

„Oh, das hat gar nichts zu ſagen. Die Luftveränderung und der plötzliche Wechſel der Lebensweiſe — weißt du? Laß nur erſt noch ein paar Wochen um ſein, ſo wird unſere Bergluft alles wieder in Ordnung gebracht haben."

Alles? Roſi meinte, ihr Mann habe das Wort ſo ganz eigen betont. Was wollte er nur damit ſagen?

Zweifelnd äußerte ſie:

„Aber loſ', lieb's Manni, wenn ebbis nit in Ordnig ſein ſollt', ſo wär' es gäng —"

„Ei was, Röſli! Das war ja nur ſo 'ne Redensart von mir. Ich bin ganz wohlauf. Aber da fällt mir ein, daß ich nach meinem Holzvorrath ſehen muß, der jedenfalls einer Erneuerung bedarf."

Damit ging er raſch zur Stube hinaus und die Treppe hinunter.

„Was iſt denn das?" fragte ſich Roſi. „'s iſt neime, wie wenn er ungern mit mir würd' reden. 's kann ihn doch nit verzürnen, wenn er ſieht, daß ich um ihn b'ſorgt bin? G'wiß und ſicherli iſt er nicht wohlauf."

Es ließ ihr keine Ruhe, ſie mußte nach einer Weile ihm nachgehen und traf ihn hinter dem Hauſe in dem Gaden, wo das Material ſeiner Kunſt aufbewahrt war. Da kramte er unter den Hölzern und Bretern herum, ſo in Gedanken verloren, daß er ſeine Frau lange daſtehen ließ, ohne ſie anzureden. Endlich ſagte er:

„Mit dem Zeug da iſt nicht mehr viel zu machen. 's muß je bälder je beſſer neuer Vorrath beſchafft werden. Ich will drum noch heut' in d' Höllenſchwärz zum Strobelchäpi.“

„Zum Strobelchäpi? Aber du wollteſt ja nichts mehr mit dem Mann zu thun haben, ſeit er dir vor zwei Jahren das verſprochene und zur Hälfte ſchon vorausbezahlte Holz nicht lieferte.“

Sie ſprach das arglos ſo hin und dachte ſich dabei nicht um ein Haar mehr, als ſie ſagte. Dennoch ſchien ihr Einwurf den Ruedi unangenehm zu berühren. Er warf ihr einen forſchenden Seitenblick zu und entgegnete:

„Das verſtehſt du nicht, Roſi. Ihr Weiber verſteht überhaupt nichts von Geſchäften. Der Strobelchäpi iſt ein Bränntsludi, ein Schlufi, ja, das iſt er; aber daneben hat er wie kein Zweiter centum 'nen Blick und Schick, 's beſt' Holz z' finden und herbeiz'ſchaffen. Wie geſagt, das verſtehſt du nicht.“

Das mochte nun wohl ſo ſein und Roſi gab in ihrer Beſcheidenheit unbedenklich zu, daß ihr Mann recht habe. Aber ſo kurzweg, faſt barſch hatte er bis zum heutigen Tag noch nie zu ihr geſprochen. Es traf ſie hart und ſie fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen ſtiegen; aber ſie bezwang ſich und ſchwieg. Sie wollte ihn nicht reizen, um keinen Preis, jetzt, da er augenſcheinlich krank war. Denn wie hätte er ſich ſonſt gegen ſie ſo unfreundlich bezeigen können?

Er ſchwieg ebenfalls eine Weile, Hölzer und Breter zwecklos von ihren Stellen rückend und dann wieder hinwerfend. Dann begann er wieder:

„Ei, Roſi — ja, das hab' ich dir noch gar nicht erzählt.

Denk' dir, ich hab' z'Berlin auch eine Bekanntſchaft von Windgellen getroffen."

Er ſagte das ſo leichthin, wie man von einer reinen Bagatellſache zu ſprechen pflegt. Aber es war keine natürliche, ſondern eine gemachte Leichtigkeit in ſeiner Stimme und Betonung.

„Einen Bekannten von Windgellen?" fragte Roſi mit unbefangener Neugier.

„Ich ſage nicht: einen Bekannten."

„Was meinſt?"

„Keinen Er, aber eine Sie."

„Ja ſo! Aber was könnt' denn das für eine ſein?"

„Rath' mal!"

„Ich rath' ſchon, aber ich errath's gäng nit."

„Wirklich nicht?"

„Wahrli nein."

„Ja, du wirſt Augen machen, wenn ich dir ſag', daß ich z'Berlin 's Schwarzelſi aus der Höllenſchwärz getroffen."

Roſi machte jedoch zu dieſer großen Neuigkeit gar keine beſonderen Augen, ſondern fragte ohne großen Antheil:

„Was, Ruedi? 's Elſi, das wegg'laufen wild Chind aus der Höllenſchwärz?"

„Eben 's Elſi. Du würdeſt 's aber nicht mehr erkennen. Aus dem Chind iſt 'ne ſtaatsmäßige Dam' worden."

„Was du nit ſagſt, Ruedi! 'ne Dam?" Das hätt' man wahrli dem wilden Baggänael nit ang'ſehen. Aber wie ging denn das zu?"

„Ja, ſiehſt du, 's muß ihr anfangs da draußen im Dütſchland recht knapp gegangen ſein. Sie will auch davon nicht viel wiſſen oder wiſſen laſſen. Soviel merkt' ich, daß ſie eine Zeit lang beim Theater geweſen ſein muß.“

„Beim Theater? Unter den Komödianten? Da hat ſie gäng nit viel guts g'ſehen und g'lernt. Nit drum, ſie war ja von klein auf ein leichtſinnig's Dingli. Aber ich will ihr damit kein Unrecht thun. 's hat mich oft verbarmet, daß es unter Leuten wie der Strebelchäpi und 's Strebelbäbi aufwachſen mußt'. 's kann ſich gäng in der Fremde draußen auch gebeſſert haben. Hat doch, mein' ich, der Herr Pfarrer mal in der Zwibl g'ſagt, daß es neime auch unter dem Komödienvolk rechtſchaffene Leut' gäb'.“

„Ja wohl, ja wohl. Du mußt dir die Komödianten bei den großen Theatern nicht vorſtellen wie die, welche auf unſern Jahrmärkten herumziehen. Das ſind Künſtler und Künſtlerinnen, Roſi, ja, Herren ſind's und Damen.“

„Und ſo 'ne Dam' iſt 's Elſi? Drum wollte der Strebelchäpi nit ſagen, was für eine, als er gäng vor'm Jahr um die Zeit mit ſei'm Töchterli ſo ſchüli großthat im Dorf!“

„Nein, ſie iſt keine Theaterdam' mehr.“

„Was denn?“

„Sie iſt Haushälterin bei unſerem Freund, dem Herrn Baron von der Schnarrbitz.“

„Haushälterin? Das iſt gäng g'ſpäßig. Wie ſollt' 's Elſi ſo 'nen Haushalt führen können?“

„Oh, ſie hat damit nicht viel zu thun. Ihr Hauptgeſchäft iſt, dem Baron vorzuleſen.“

„Vorz'leſen? Kann er denn nit ſelber leſen?“

„Freilich, aber weißt, große Herren wollen's bequem haben.“

„Und bei dem Herrn Baron haſt du 's Elſi getroffen?"

„Wo ſonſt? Sie hatte eine große Freude, wieder mal einen Landsmann zu ſehen — und daß ich's nicht vergeſſ', ſie läßt dich ſchön grüßen."

„Mich ſchön grüßen? Ei, als ſie noch daheim war, hat ſie mich ja nit ausſtehen können und hat mir, obſchen ich ihr mit Wiſſen nie ebbis z'leid that, mit ihrem loſen Mundſtück manchen Schlötterlig[1]) a'g'hängt."

„Ja, ſie hat mich daran erinnert und, indem ſie hellauf lachte, geſagt, es ſei aus purer Eiferſucht geſchehen."

„Aus Eiferſucht? Das Ding war ja noch ein Kind. Das iſt wirkli zum lachen. — Aber loſ', Ruedi, der Herr Baron hat doch eine Frau?"

„Nein, er hat nie eine gehabt."

„Er hat keine Frau und lebt mit ſo 'nem jungen Meitſchi im Haus? Pfüdi!"

„Oh, jetzt thuſt du dem Baron und dem Elſi Unrecht! Er iſt ja ſo alt, daß er ihr Großvater ſein könnt'."

Wie eifrig er das ſagte! Viel zu eifrig, als daß Roſi der Sache nicht größere Beachtung als bisher hätte ſchenken ſollen.

Sie ſchaute verwundert auf und nach ihrem Gatten hin. Aber der war, von ihr abgewendet, wieder in ſeinem zweckloſen Herumkramen begriffen.

„'s iſt neime wunderli!" dachte ſie mehr nur laut, als ſie es ſagte oder ſagen wollte.

„Was?"

---

[1]) Schimpf, üble Nachrede.

„Daß du mir nie von dem Elſi g'ſchrieben.“

„Ei, was denkſt? Das ſchien mir gäng zum Schreiben gar nicht wichtig genug.“

Er ſtockte und ſetzte nach einer Weile, in ein gezwungenes Lachen ausbrechend, hinzu: „Am End' biſt gar jetzt du eiferſüchtig, Roſi? Aber komm', ſei kein Närrli! Gib mir's Veſperbrot, 's iſt Zeit dazu und ich will dir zeigen, daß ich eſſen mag. Hernach muß ich in d' Höllenſchwärz.“

# Neuntes Kapitel.

## Ein Donnerſchlag.

Der Frühling kam und verging den Bewohnern des Rütli in leiblichem Frieden. Aber ein Liebesfrühling war es nicht mehr. Es ſtand etwas zwiſchen Roſi und ihrem Gatten, etwas, das kalt und hart war wie eine eiſerne Wand. Sie fühlte es wohl und in mancher ſchlummerloſen Nacht ſetzte ſie ſich neben dem Ruodi im Bette auf, ängſtlich lauſchend, wann er ſich im Schlafe unruhig hin und her warf, wie von ſchweren Träumen gequält. „Er hat eine Laſt auf dem Herzen", dachte ſie dann, „eine ſchwere Laſt. Oh, wenn er ſie mir nur offenbaren wollte; ich würde ſie ja gern mit ihm tragen, für ihn!"

Doch der Ruodi ſchwieg. Er war überhaupt ſehr ſchweigſam geworden, zerſtreut, mitunter ſogar launiſch. Manchmal überkam ihn die alte Arbeitsluſt wieder und er konnte dann tagelang an ſeinem Werktiſche ſitzen, wie hingebannt. Mit ſolcher fieberhaften Thätigkeit wechſelte ein Müßiggang, der ihn jede Veranlaſſung, vom Hauſe abweſend zu ſein, mit Begierde ergreifen ließ. Manchen Tag ſtreifte er mit ſeiner Büchſe in den Bergen, aber er brachte nur ſelten eine Jagdbeute heim. Abends ſaß er auch viel im blauen Fuchs, was früher kaum ein paarmal im Jahre vorgekommen, und da war der alte Strebelchäpi ſein beſtändiger Geſellſchafter. Die Gloſſen, welche man über den letztern Umſtand im Dorfe machte, waren jedenfalls keine ſchmeichelhaften. Einmal kam er erſt nach Mitternacht heim. Roſi war aufgeblieben, ihn zu erwarten, und wie erſchrak ſie nun über den ſtieren Glanz ſeiner Augen, über ſein fauniſches Lachen! Sie verging faſt vor Scham und Jammer, als ſie die widerlichen Liebkoſungen eines Berauſchten abwehren mußte.

Und dennoch hoffte ſie noch, hoffte auf die Wiederkehr früherer glücklicher Tage. Sie betrachtete und behandelte ihren Mann wie einen Kranken. Mittels Geduld, Sanftmuth, Güte würde es ihr, redete ſie ſich ein, vielleicht doch gelingen, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen und zu ihr.

Vielleicht! Wort voll Täuſchung und doch voll Troſt! Wenn die Menſchen das „vielleicht" nicht hätten, würden ſie ſich über den zahlloſen häßlichen „aber" auf ihrem Lebenswege den Hals brechen, bevor ſie zwanzig Jahre alt ſind.

Mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchte die arme junge Frau vor aller Welt, beſonders aber vor der Mutter und Schweſter zu verbergen, was aus ihrem häuslichen Glücke geworden. Das konnte jedoch nicht ganz gelingen. Aber wenn die Mutter ſie ins Gebet nahm oder wenn 's Vreneli, die ihrer Schweſter von ganzer Seele zugethan war, verfänglich mitleidige Fragen an ſie richtete, nahm ſie derweil ſich zuſammen und ſuchte wohl gar die von jenen geäußerten Beſorgniſſe in Scherz zu verkehren. Wie ihr dabei zu Muthe war, ſie hätte es nicht verrathen mögen, nicht um die Welt! Selbſt der Mutter und Schweſter nicht. Dieſe ſollten ihren Ruedi liebhaben wie bis dahin, denn ſie ſelbſt liebte ihn ja immer noch.

Ein wahrhaft liebendes Weib vermag alles, wenn auch nicht über andere, ſo doch über ſich ſelbſt. Aber der Liebe Lebensodem iſt die Achtung. Mit unendlicher Seelenqual fühlte Roſi manchmal, daß dieſer Odem in ihrer Bruſt ſchwächer und immer ſchwächer wurde. Wenn er eines Tages ganz ausginge? Oh, dann müßte alles dahin und vorbei ſein!

Eines Vormittags kam die Zwihlbäurin zum Rütli herab. Sie war geſtern drüben auf einem Hof geweſen, welcher zur Gemeinde Hasli im Grund gehörte. Es hauſ'te dort eine Tochter ihres verſtorbenen Bruders. Sie war die Gotte[1]) der jungen Bäurin, welcher geſtern das ſiebente Kind getauft worden. Dabei hatte die Gotte-Baſ' natürlich nicht fehlen dürfen.

Die Mutter grüßte ihre unten in der Küche beſchäftigte Tochter nur flüchtig, fragte dem Ruodi nach und ſtieg, als ſie erfahren, daß er oben ſei, die Treppe hinan.

„Was hat denn nur die Mutter?" fragte ſich Roſi. „Sie hat mir ja gar nichts von der geſtrigen Taufe verzählt und macht ein ſo ſchüli ernſt G'ſicht."

Sie überwand ſich, nicht hinaufzugehen, obgleich eine geheime Beſorgniß bei dem um dieſe Tageszeit ganz ungewohnten Erſcheinen der Mutter ſie angewandelt hatte. Zuletzt brannte ihr aber der Boden ſo unter den Füßen, daß ſie doch hinaufgehen mußte.

Als ſie mit möglichſt unbefangener Miene in die Stube trat, brachen die Mutter und der Ruodi das Geſpräch, welches ſie mitſammen geführt, plötzlich ab und ganz unverkennbar in jener Weiſe, welche deutlich genug verräth, daß man eine dritte Perſon nicht wiſſen laſſen will, um was es ſich handelt.

---

[1]) Pathin.

Roſi konnte das leicht merken. Sie machte ſich einige Augenblicke an einem Schrank zu ſchaffen und wollte dann wieder hinausgehen. Da brach aber auch die Mutter auf und ſagte, der Ruodi ſollte ſie eine Strecke zur Zwibl hinauf begleiten. Sie hätte ihn um einen Rath zu fragen. Derweil könnte 's Roſi 's Imbißeſſen vollends rüſten.

Das Eſſen ſtand auf dem Tiſch, als er zurückkam. Aber er ſchlang nur haſtig einige Biſſen hinunter. Er war augenſcheinlich ſehr aufgeregt, fing bunt über Eck von allerlei zu reden an, brach dann ſchnell wieder ab und verſank in ein finſteres Brüten.

„Ruodi, was haſt?“ fragte Roſi, als das Mareili hinausgegangen war.

„Was werd' ich haben? Nichts, gar nichts! Aber ich hab' vergeſſen, dir zu ſagen, daß ich heut' noch, jetzt gleich nach Haeli im Grund 'nüber muß.“

Und aufſtehend murmelte er zwiſchen den Zähnen:

„Der Hundsketzer, der! Aber ich will dem Fluech 's Mul ſcho ſtopfe, ich!“

Was meinte er nur damit? Das war ja gar nicht die gewählte, „herrenmäßige“ Redeweiſe, in welcher ſich, wie die Leute von Windgellen ſpötteten, der Ruodi ſo gefiel, ſeit er „draußen im Dütſchland“ geweſen.

Roſi wagte keine weitere Frage. Er hätte ihr ja doch kaum eine Antwort gegeben, ſo haſtete er ſich mit dem Anziehen und Fortgehen. Gegen Abend drängte es ſie nach der Zwibl: die

Mutter mußte ja doch gewiß etwas von der wunderlichen Sach' wiſſen. Aber die Zwihlbäurin war heute die diplomatiſche Zurückhaltung ſelbſt, wollte Reſi's Anſpielungen gar nicht verſtehen, und als dieſe mit deutlicheren Fragen herausrückte, ſagte ſie: „Was wird's groß's ſein? Man kann neime nit nach allen Mucken ſchlagen, Reſi, weißt? Der Züſi-Melcher z' Hasli im Grund, der Holzſchneider, der mit dem Ruedi im Dütſchland g'ſi iſt, hat gäng den Leuten allerhand vorpäpperet[1]). 's iſt dumm's Züg!"

„Aber, Müetti —"

„Oh, ich hab' gar nit drui g'loſet, Reſi. Mach's du gäng auch ſo, wenn d' ebbe ebbis hören ſollteſt. Aber du wirſt neime nüd hören. Der Ruedi wird, denk' mir, dem Schluſi ſcho 's Mul ſtopfe."

Verzeihlicher Weiſe wollte ſich Reſi damit nicht zufrieden geben. Aber die Zwihlbäurin wurde gerade in den Stall gerufen, wo eine Kuh im Begriffe war, den Viehſtand der Zwihl zu vermehren, und dieſes idylliſche Ereigniß entzog ſie den beſorgnißvollen Fragen ihrer Tochter.

Der Ruedi kam erſt ſpät in der Nacht heim, roch ſtark nach Wein und bot ſeiner Frau mit ſo ſchwerer Zunge gute Nacht, daß ſie gerne darauf verzichtete, ihn zu fragen, warum er denn nach Hasli im Grund hinübergemußt.

Von jetzt an zog ſich die arme junge Frau mehr und mehr in ſich zurück. Sie mochte nicht fragen, ſie mochte nicht klagen. Sanft und ſtill trug ſie ihre Laſt. Die Roſen auf ihren Wangen blaßten mehr und mehr und ihr Gang verlor die Schnellkraft. Sie verbarg ihren Kummer vor den Menſchen, ſie hätte ihn gern vor ſich ſelbſt verborgen. Nur dachte ſie oft: „Oh, wie gut iſt's, daß der Vater geſtorben. Er hätte das alles nicht ſo mitanſehen können.“ Unter die Leute zu gehen vermied ſie, wo ſie nur immer konnte, und je mehr ihr ſo traurig verwandelter Gatte von Hauſe fortſtrebte, um ſo eingezogener hielt ſie ſich, faſt klöſterlich. Sie meinte — und nicht ohne Grund — die Leute müßten's ihr anſehen, daß das Glück nicht mehr im Rütli daheim, und das drückte ſie ſchwer, ſo ſchwer, daß ſie dadurch manchmal auf die ſelbſtquäleriſche Vorſtellung kam, am Ende ſei nur ſie daran ſchuld, daß das Glück nicht geblieben: *ſie* habe es nicht zu feſſeln verſtanden. Wahrhaft reine und edle Gemüther wiſſen ja nichts von jener wohlfeilen Selbſtgerechtigkeit, zu welcher ſich unlautere und ſelbſtſüchtige ſo gern hinaufheucheln, und kommen unſchwer dazu, ſich als Fehlende anzuklagen, wo ſie nur Opfer ſind.

---

[1]) Vorgeplaudert.

Ließ ſich die Zwihlbäurin durch das heitere oder wenigſtens ruhige Geſicht, welches ihr, wenn ſie ins Rütli kam, die Tochter zu zeigen ſich bemühte, wirklich täuſchen, oder that ſie nur ſo? Jedenfalls war ſie eine von jenen Naturen, welche die Sachen gern an ſich herankommen laſſen und dann erſt klug und reſolut einzugreifen lieben. Wenn ſie daher merkte, wie es eigentlich zwiſchen der Tochter und dem Tochtermann ſtand, ſo mochte ſie es noch nicht für an der Zeit halten, zu interveniren, und ließ demnach die Sachen vorderhand ihren Gang gehen. 's Vreneli ſeinerſeits war nicht ſo diplomatiſch. Das Mädchen verrieth dem Schwager, welchen ſie zu haſſen oder zu verachten begann, deutlich, wie ſehr es ſein Thun und Treiben mißbilligte. Einmal traf ſie den Strobelchäpi im Rütli, welcher jetzt, zu Roſi's Qual, nicht ſelten dahin kam und allerhand mit dem Hausherrn zu verhandeln hatte, geheim und offen. 's Vreneli rümpfte ihr hübſches Näsli und ſagte laut genug, daß der Chäpi und der Ruodi im Erker es hören mußten, zu der Schweſter: „Pfüdi, der Bränntslubi! Roſi, geh' doch und hol' d' Räucherpfann'. 's iſt gäng ſchüli nöthig, daß man da mit Eſſig und Wachholder räuchert."

Der Ruodi kam aus dem Erker in die Stube herein und bemühte ſich, ſeine Schwägerin zornig anzuſehen. Es wollte aber nicht recht gelingen. Er war unruhig und fahrig und 's Vreneli meinte nachher, er ſei gäng ganz „verdatteret"[1]) geweſen. Er zeigte ſeiner Frau an, daß er nach Meyringen hinab müßte, in „Geſchäften" — er hatte jetzt immer ſolche Geſchäfte bei der Hand — und wahrſcheinlich erſt morgen Abend heimkommen würde. Bald darauf ging er mit dem Strobelchäpi fort.

Der folgende Tag — es war inzwiſchen Sommer geworden — war ein Sonntag. Sonnenbeglänzt, in der Hut ſeiner gewaltigen Berge, lag das Thal in jener ſonntäglichen Ruhe, welche die ländliche Stille noch ſtiller macht. Ueber die ganze Landſchaft war jene feierliche Stimmung hingehaucht, welche Uhlands Sonntagslied ſo wunderbar reproduzirt hat. Roſi ſtand am offenen Fenſter, und als jetzt ein ſanfter Luftzug den Glockenklang vom Dorfe zum Böbeli herabbrachte, bereute ſie es faſt, daß ſie nicht mit ihrem Mareili zur Kirche gegangen.

---

[1]) Verblüfft, beſtürzt.

Aber vor acht Tagen, als ſie dort geweſen, hatten die Frauen, welche hinter ihr ſaßen, einander ſo ſeltſam in die Ohren gezischelt, und als ſie nach dem Gottesdienſt über den Kirchhof gegangen, hatte eine Stimme, welche ſicherlich die der Jungfer Bibbeli war, vernehmlich genug hinter ihr drein geſagt: „Habt ihr g'ſeh', wie bleich 's Roſi iſt? 's muß gäng aus ſein mit der Herrlichkeit im Rütli."

Es war aus damit, und wie ſehr, machte der armen Frau das peinliche Nachdenken klar, in welches ſie verſenkt blieb, bis ſie ihre aus der Kirche zurückkehrende Magd die Halde heraufkommen ſah.

Was hatte denn das Mareili? Es war doch ſonſt eine ziemlich phlegmatiſche Perſon, die ſich in nichts übereilte. Nun aber lief ſie mit rothem Geſicht und wie ſcharfgeladen eilends den Abhang herauf, und als ſie, durch das Gärtchen vor dem Hauſe daherkommend, die Hausfrau am Fenſter erblickte, ſchoß ſie alsbald ihre Ladung los, indem ſie ausrief:

„Denket au, Frau, denket au!"

Das Uebrige ging für Roſi's Ohren verloren, da 's Mareili derweil um die Hausecke eilte; aber gleich darauf platzte die Magd zur Stubenthüre herein.

„Was haſt du denn, Mareili? Du thuſt gäng, als ob's wo brännte."

„Nei, nei, brennen thut's nit. Aber denket au, Frau, 's Strobelchäpi's Elſi aus der Höllenſchwärz iſt in der Kille[1]) g'ſi. Herrgöttli, das iſt 'ne Dam'!"

---

[1]) Kirche.

Das gute Mareili hatte nicht die entfernteſte Vorſtellung von der ſchrecklichen Gewißheit, welche dieſe Neuigkeit der armen Roſi verſchaffte.

Es war ihr, als hätte der Blitz vor ihr in den Boden geſchlagen.

Sie wankte auf ihren Füßen und mußte mit der Hand hinter ſich greifen, um ſich am Tiſchrand zu halten.

„Was? Das Schwarzelſi?“ brachte ſie mühſam hervor, denn der Name wollte ſie erſticken.

„Abiegrad' 's Schwarzelſi. Nei, was die alles an ſich umme g'hängt hat! Ma cha[1]) nit g'nug luege. 's iſt 'ne wahre Pracht!“

„Wirkli?“ entgegnete Roſi tonlos. „Aber weißt, Mareili, 's iſt jetzt hohe Zeit, z' Imbiß z' kochen.“

Es iſt merkwürdig, daß der Menſch oft gerade in ſolchen Augenblicken, wo ſein ganzes Weſen in den Grundveſten erſchüttert iſt, nach dem allergewöhnlichſten als einem Anhaltspunkte greift. Ein tiefer Menſchenkenner und mehr noch Frauenkenner hat geſagt, eine Frau ſei im Stande, in demſelben Augenblicke, wo ſie den Bankrott ihres Mannes erfahren, über die Magd wüthend zu werden, welche einen Suppenteller zerbrochen habe. Allerdings, aber es möchte ſich doch fragen, ob der bankrotte Suppenteller nicht nur der zufällig gegebene Gegenſtand ſei, an welchem ſich der Jammer über den größeren Bankbruch auslaſſen kann. Was Roſi angeht, ſo war ihr die Vorſtellung des Kochens von dem Inſtinkt eingegeben, ihre Magd nicht ſehen zu laſſen, wie ſie litt. 's Mareili hatte aber auch Augen im Kopfe und ſagte daher:

---

[1]) Kann.

„Ich mein', Frau, ihr müſſet krank ſein. Ihr ſeht gäng ſo ſchüli übel aus. Ja, da will ich waidli e kräftig's Süppli kochen.“

Als die Magd hinaus war, brach die arme Frau nicht in Thränen aus. Der wohlthätige Quell in ihrer Bruſt hatte ſich erſchöpft; ſie konnte nicht mehr weinen und murmelte nur vor ſich hin:

„Alſo darum hat er geſtern ſo eilends nach Meyringen hinab gemußt? Das war das wichtige Geſchäft! Das Schwarzelſi konnte ja nur von dorther kommen. Er hat ſie abgeholt. Und wo iſt er jetzt? Aber wo wird er ſein? In der Höllenſchwärz! Er war ja die letzte Zeit her ſchon halbe Tage lang dort. — Oh, Ruedi, das hab' ich doch nicht um dich verdient, das nicht!“

Ja, ein Blitz war vor ihr niedergefahren und ſein grelles Licht zeigte ihr die ganze Troſtloſigkeit ihrer Lage.

Dem Blitze pflegt aber der Donner zu folgen. Er zögerte zwar ungewöhnlich lange, mehrere Stunden, allein er blieb doch nicht aus. Die Zwig vo Windgellen ließ ihn los.

Wie dehnte ſich der unglückſelige Nachmittag hin! Wollte es denn heute gar nicht Abend werden? Einmal war Roſi ſchon auf dem Wege zur Zwibl, aber ſie kehrte wieder um. Sie konnte ſich unmöglich vor jemand ſehen laſſen, ſelbſt vor der Schweſter, ſelbſt vor der Mutter nicht. Sie ſchämte ſich bis in die tiefſte Seele hinein, für ihren Mann, für ſich ſelbſt, daß er, ihr Ruodi, ein ſolcher geworden.

Unſtät trieb es ſie im Hauſe umher und hinauszugehen fürchtete ſie ſich. Es konnten ja Leute vorbeikommen und ſie anſehen, um ihrer Schmach willen. Um ihrer Schmach willen? Ja! Seine Ehre war ja auch die ihrige geweſen. Oh, noch immer fühlte ſich die Unglückliche in allen Fibern ihrer Seele mit dem verlorenen Manne verwachſen.

Sie trat endlich in den Erker, wo in glücklicher Zeit ihr Ruedi ſonſt um dieſe Stunde oft mit ihr und dem Vreneli geſeſſen und den Schweſtern aus ſeinen Büchern vorgeleſen hatte. Daran dachte ſie, als ſie aufs Gerathewohl ein Buch von dem Bret herunterlangte. Es war der Tell und da ſteckte noch das Papierzeichen bei der Stelle, die Ruedi zuletzt vorgeleſen. Wie lange war es her und was lag alles zwiſchen damals und heute! Nur ein Jahr, und doch ſo viel Enttäuſchung und Kummer! Sie ſchlug mechaniſch das Buch auf und mechaniſch überlief ihr Auge die Stelle, wo Ruedi damals ſtehen geblieben, jene wunderbare Scene auf dem Rütli, die zu dem beſten gehört, was je von Menſchenhand niedergeſchrieben wurde. Aber die von Unruhe verzehrte Seele der armen Roſi hatte jetzt weder Sinn noch Verſtändniß dafür. Nur der Name des Schauplatzes im Schauſpiel erregte ihr Intereſſe. Das Rütli! Hatte Ruedi, als er ſie in jener Nacht, wo ſie ſich ganz ihm zu eigen gegeben, in ſein Haus führte, ihr nicht auch von einem Rütlibund geſprochen, den ſie mitſammen haben und halten wollten in Freud' und Leid? Die Freuden hatte er mit ihr getheilt, das Leid überließ er ihr allein.

Das Buch entſank ihren Händen, die wie im Fieber zitterten.

Sie durchflog im Geiſte die ganze Zeit von jener Nacht an bis zum heutigen Tag. Sie mußte doch irgendwie gefehlt, irgendwas verſchuldet haben, daß ſich die Liebe Ruedi's von ihr hatte abwenden können. Es konnte nicht anders ſein! Sie peinigte ſich mit dieſer Unterſuchung, bis ihr der kalte Schweiß auf die Stirne trat und —

„Gott grüetzi, Frau Roſi! Nei au, ſo andächtig? Ging neime grad' da verbei und dacht' mir, wollt' doch mal einſprechen, z' luegen, wie's dem junge Fraueli ging' in dieſen Zytläuften."

Roſi ſchrak auf. Sie hatte die Thüre nicht gehen hören, und da ſtand ſie nun ſchon mitten in der Stube, die ehrſame Jungfer Bibbeli, in der ganzen Länge ihrer dürren Jungferſchaft, mit Bart und allem.

„Nehmet Platz, Jungfer Bibbeli, nehmet Platz", ſagte Roſi, ſich gewaltſam faſſend.

„Oh, gar z' gütig, gar z' gütig! Bin grad' nit müd" — das war richtig, denn auf Geſchäftsgängen begriffen, kannte die Zeitung von Windgellen keine Müdigkeit — „aber loſet, Frau Roſi, ich komm' eigetli nit ohne Urſach'."

Die arme junge Frau zitterte, denn ſie wußte ſchon, was kommen würde, wenigſtens etwas davon. Aber Bart-Bibbeli täuſchte zunächſt ihre Beſorgniß.

„Ja, was ich ſagen wollt'", fuhr die Zytig fort. „Ihr wiſſet doch, daß ma ſeit[1], es gäb' nummeeiniſch Krieg?"

„Krieg?" verſetzte Roſi, leichter aufathmend. „Nein, ich hört' nüd davon."

---

[1] Sagt.

„Ja, lueget, ma ſeit, der Bonapartle — nit der alt', wiſſet Ihr? aber der jung', der wöll' gäng Krieg afäh[1]) von wege des Kaiſers Tochter vo Oeſtrych. Die ſoll neime e gar niedlinette Italeri ſy und hätt' den Bonapartle nit wölle zum Ma näh[2]), und drum ſyg er jetzt ſchüli bös und wöll' Krieg. Und 's muß ebbis dra ſy, 's muß ebbis dra ſy. Vo wege was ſonſt müßtet euſere Scharfſchützen in Dienſt, i 's Uebigslager ge Thun abe? Der Joggeli, wiſſet Ihr? mein jüngſter Bruder, der iſt au by de Scharfſchütze und, Bibbeli, ſeit er vorig, Bibbeli, gang doch gäng ins Rütli abe und frag' den Ruodi, der ja Feldwaibel iſt by euſerer Compagnie, ob er gäng ſcho morgen z' Imbig oder erſt übermorgen in der Früh' ſich ge Thun auf den Weg mach'. Der Joggeli meint neime, ſie könnten mitſammen marſchiren."

„Da bin ich überfragt, Jungfer Bibbeli, und der Ruodi iſt nit z' Haus", verſetzte Roſi, die ſich ſchämte, merken zu laſſen, daß ihr von ſeiten ihres Mannes noch gar keine Mittheilung geworden, daß er in Dienſt müßte[3]).

„So? Iſt er nit z' Haus?" fragte Jungfer Bibbeli, ihre Flöte mit einem kühnen Uebergang vom Präludium zum Hauptſtück umſtimmend.

„Nein", ſagte Roſi kalt, feſt entſchloſſen, der Bärtigen keinen Vortheil einzuräumen.

„Ung'ſchickt das! Ich ſollt' gäng dem Joggeli B'richt bringen. Der Ruodi iſt alſo noch nit vo Meyringen heimkommen?"

---

[1]) Anfangen. [2]) Nehmen. [3]) „In Dienſt müſſen", ſtehender Ausdruck für: zum Milizdienſt einrücken müſſen.

Roſi konnte nicht wiſſen, daß ſie in eine Falle ginge, wenn ſie die Frage verneinte, wie ſie wirklich that.

„Ei, ei, das iſt neime doch recht wunderli!“

„Wunderli? Was?“

„Daß die Leut' ſo böſe Mäuler haben. Nit drum, man muß ihnen gäng nit alles glauben.“

„Ja, da habt Ihr ſehr recht.“

„Nit wahr? Lueget, da iſt der jung' Schurbauer, der lang' Toni, wiſſet Ihr, den Ihr hättet heiraten ſollen und der hernach 's Bumpibauers Kathri vo Guttannen g'no hät — 's Kathri hät d' Hoſen an, ſeit ma, aber nit drum, der Toni iſt e Lappi, der ſo 'ne Wybervolk gäng nöthig hät — ja, was ich ſagen wellt', der jung' Schurbauer der hät den Mannen heut' Vormittag auf dem Kirchhof verzählt, 's ſyg ſcho Nacht g'ſi, als das Wägeli, auf dem 's Strobelchäpi's Elſi geſtern bis zur Schur ſyg g'fahre — wiſſet Ihr, bei der Schur geht's rechter Hand uffe zur Höllenſchwärz — ja, kurzum, als das Wägeli bei der Schur ſtillhielt, da ſyg 's Schwarzelſi abſtyge und nit 's Elſi allein und neime auch nit 's Elſi und der Strobelchäpi allein und nummeeiniſch auch nit 's Elſi und der Strobelchäpi und der Ruedi allein —“

Roſi parirte den Stoß oder verheimlichte wenigſtens die Wunde, welche derſelbe ſchlug.

„Aber, liebe Jungfer Pibbeli“, ſagte ſie, „Ihr redet von einem Wägeli und doch laßt Ihr von demſelben einen ganzen Haufen von Leuten abſteigen, der kaum auf einem Wagen Platz gehabt hätte.“

„Ha, ha, ha! Ihr machet 'nen G'ſpaß aus der Sach'? Recht ſo! Hab' ich doch all'zyt g'ſeit, 's Roſi im Bödeli ſyg die g'ſchydeſt und wackerſt Frau centum, die ſich in d' Welt z' ſchicken wüßt'. Aber leſet, was ich neime von dem Abſtoge g'ſeit, iſt nit ſo wörtli z' näh[1]). Der Ruedi und der Chäpi — hät der jung' Schurbauer verzählt — gingen eigetli neben dem Wägeli her und war auf ſelbigem nur 's Elſi und noch ebbis ſo Kleines, ebbis ſo Kleines, daß es gäng gar nit der Red' werth."

Der Stoß ſaß tief in dem Herzen der armen Frau. Darauf war ſie doch nicht vorbereitet geweſen. Ihre geſunde Gebirgsnatur ſchützte ſie zwar vor einer ſtädtiſchen Ohnmacht, aber es flimmerte ihr doch vor den Augen und ſie wurde bleich wie ein Sterbender. Es ſtarb auch in dieſem ſchrecklichen Augenblick etwas in ihr, der letzte Funken von Achtung vor ihrem Gatten.

Alte Jungfern vom Schlage der Zeitung von Windgellen haben zwar an der Stelle des Herzens nur eine ſohllederne Kapſel, gefüllt mit Neid und Klatſch; aber trotzdem vermochten Bibbeli's dünne Lippen nicht zu lächeln, als ſie die unglückliche Frau ſo zerſchmettert ſich gegenüberſitzen ſah. Sie empfand ſogar etwas wie Mitleid und ſo ſagte ſie tröſtend, freilich in der Weiſe von Hiobs Tröſtern:

„Ich glaub's neime nit, Roſi, das von dem kleinen Dingli. Der jung' Schurbauer hät's au gar nit g'ſeh', er hät's gäng nur brieggen g'hört. — Ja, aber was ich ſagen wollt', 's iſt nummeeiniſch recht ſchad', daß Ihr heut' nit in der Kille g'ſi ſeid. Herrgötli, die Pracht und Glori, wie 's Schwarzelſi ufzogen iſt! Wer hätt' vor e paar Jährli glaubt, daß der ruiſig Nickel eines Tags ſo daher kommen würd'? Ueche Syde und Sammet am ganzen Lyb! Und es Hütli hät's uf'gha — nei au, es Hütli mit Blume und Federe, und 's iſt ihm nur ſo hinten am Kopf g'hange wie es Sommervögeli. So tragen's jetzt neime die fürnehmen Wybervölker. Und es guldig's Uehrli hät's, nei au, was für es glitzerig's Uehrli, und e guldige Kette dra, ſo lang. Und in den Ohren hät's Dingerli, die funkle, 's iſt nit z'ſage. Und als es ſyne ankegähle[1] Handſchuh' uszoge hät, ſind ſeine Finger voll vo Ringe g'ſi — 'ne wahre Pracht! Und da vorne uf der Bruſt hät's ein Fürſpann g'ha, Bretſcha, mein' i, g'heißet's, au ganz guldig und ſo groß wie es Tellerli. Und e Unterjüppe, nei au, was für e Unterjüppe! So 'ne Karline oder Kirline oder wie das fürnehm Ketzers-G'ſellaſchi g'heißt. Der Rock iſt ihr drum nach alle Syte ſo uſſeg' ſtande, wie wenn es in 'ner Glock' drin ſtünd' — ja, abſegrad', wie wenn es die groß' Glock' vo euſerem Millethurm als Unterjüppe anhätt'. — Und es Schnäbeli hät's, e Müli, wie 'ne Mühlrädli, und reden thut's wie es Buch, abſegrad' wie es Buch. Säg' i da zu'n ihm, als ich mit ihm den Killeweg abe ging: «Loſet, Eliſi, i weiß gäng nit, ob ich Euch Madamm oder Jumpfer betitle muß — Ihr ſeid ja in der Fremde ebbis recht's fürnehm's worden.» — «Ja», ſeit es druff und blinzelt mich mit ſeine ſchwarze Tundersäugli an, als wollt's mich verſtechen, «ja, Jumpfer Bibbeli, ihr hättet auch beizeiten in die Fremde gehen ſollen; Ihr wäret dann daheim nicht ſo verſchimmelt.» — Denket au, Frau Roſi, verſchimmelt, ja ſo hät's g'ſeit — das Rotzäffli, das! Und als es merkt', daß die dumme Wyber und Meitſchi afinge z' lichere, ſeit das unverſchämt' Ding no weiter zu mir: «'s iſt aber immer noch Zeit, Jumpfer Bibbeli, und könntet Ihr's noch jetzt in der Fremde zu was rechtem bringen. Ihr dürftet nur Euren Bart — ja, ſo ſeit es — Euren Bart für Geld ſehen laſſen.» — Hat man je ſo ebbis g'hört? Ich meint', der Schlag müß' mi treffen. Und die Wyber und die Meitſchi lachten gäng hellauf; aber ich will's ihnen ſchon werden laſſen[1]), ich! Ich bin e gutmüthig's Thierli, aber wenn ma mir's z' arg macht, ſo weiß i mi au z' wehren. Drum hab' ich au g'ſeit: «Leſet, Madamm oder Jumpfer Elſi, was ich hab' oder nit hab', das darf ich alles mit Ehren ſehen laſſen. Ihr aber nit, mein' i. Oder wie iſt's denn mit dem Dingli, das geſtern Abend ſo briegget hät, drunten bei der Schur, als Ihr da vom Wägeli g'ſtiege?» Dazu hät das boshaftig Aeffli nur g'lachet; denn 's iſt neime grad' noch ſo e boshaftig's Aeffli wie vor Zyten, das iſt ſicher und g'wiß. — Und drum iſt au g'wiß und wahrli nüd an der Sach' mit dem Ruedi. So e Ma und ſo es Glüntli, wie kämen die z'ſämme? Nei, nei! D' Leut' haben ſo böſe Müler und 's wird ſo ſchüli viel g'logen in der Welt. Weiß der Tüfel, woher ſie's hät, das Dingli, was der jung' Schurbaur geſtern z' Nacht ſo brieggen g'hört hät. Nei, Roſi, 's geht den Ruedi gar nüd an, ich glaub's ſicherli. Dem Züſi-Melcher drüben z' Hasli im Grund, der ſcho vor etlicher Zyt ſo ebbis g'munkelt hät, dem hät er ja gäng 's Mul g'ſtopfet — mit Fünflibere, ſeit ma. Ich glaub's aber au nit, nei, wahrli nit. 's iſt g'wiß alles verſtunken und verlogen."

---

[1]) Zu nehmen.

---

[1] Buttergelbe; Anken = Butter.

---

[1]) Ich will es ihnen ſchon eintränken.

Während dieſer Redeſtrom ſich ergoß, unaufhaltſam wie der Waſſerſturz drüben bei der Teufelskanzel, hatte die arme Reſi Zeit gehabt, ſich wieder zu faſſen. Das ärgſte war überſtanden, meinte ſie, weil der Schmerz der Ueberraſchung, welcher wie ein glühendes Eiſen ihr in die Seele gedrungen, ſich zur Reſignation verkühlt hatte.

„Ja", ſagte ſie nachdrücklich, indem ſie aufſtand und das Bart-Bibbeli feſt anſah, „ja, alles iſt verſunken und verlogen! Das könnt Ihr allen Leuten ſagen, allen! Und loſet, wenn ich auch den Leuten nicht vor die Mäuler ſitzen kann, ſo kenn' ich doch meinen Ruedi zu gut, als daß ich auch nur es Tüpfeli von dem glauben möcht', was die böſen Mäuler über ihn ſchwätzen."

## Zehntes Kapitel.

### Eine zu viel in der Welt.

Der ſehr ehrſamen Jungfer Bibbeli machte es auf ihrem Rückweg vom Bödeli ins Dorf nicht wenig zu ſchaffen, ſich das Benehmen der Hausfrau vom Rütli zurechtzulegen. Anfangs war die Bärtige geneigt, alle Schwierigkeiten einfach mittels der Annahme, Reſi müßte hinterſinnig[1] ſein, zu beſeitigen. Bei reiflicherem Nachdenken jedoch kam ſie zu dem Schluß, entweder ſei Reſi „das beſt' oder aber das dümmſt' Wyb auf Gottes Erdboden". Dieſen Schluß theilte ſie ſammt der Motivirung deſſelben noch am nämlichen Abend ihren intimſten Bekannten mit und erfuhr die Genugthuung, allſeitige Beiſtimmung zu finden.

Reſi hatte inzwiſchen ihren Entſchluß gefaßt. Es war einfach dieſer, ihre Handlungsweiſe nach der ihres Mannes einzurichten. Sie war bei aller Sanftmuth nicht ohne Stolz, das heißt die Reinheit ihres Bewußtſeins verlieh ihr die Kraft, ſich aufrecht zu halten. Sie hatte zuerſt beabſichtigt, bei der Heimkunft Ruedi's offen mit ihm zu reden; aber ſie war wieder daren abgekommen, weil ſie ſchon bei dem Gedanken, gewiſſe Dinge zur Sprache bringen zu müſſen, ihre Wangen vor Scham brennen fühlte. Dieſe einfache Frau, deren geiſtiger Geſichtskreis nicht eben ein weiter war, trug in ihrer Seele jenen Hauch von Poeſie, der die wilden Affekte ſchweigt und ſchwichtigt, jene edlen Inſtinkte, welche vor jeder Berührung mit Gemeinem zurückbeben. Sie wußte, daß ſie ihren Gatten verloren. Was half es noch, gegen dieſe Thatſache anzukämpfen? Ihr Weg war ihr vorgezeichnet: es war der der Ergebung und Entſagung. Und dann hatte ja Ruedi ſchon ſeit lange jede offene Erörterung, jedes trauliche Geſpräch mit ihr gefliſſentlich vermieden. Nein, ſie konnte ihn nicht darum angehen.

---

[1] Wahnſinnig.

Bei Einbruch der Nacht kam Ruedi heim. Er war ſchweigſam und düſter wie gewöhnlich, ſeit ſein Haus nicht mehr ſeine Heimat war. Und doch ſchien er etwas, was ihm auf dem Herzen laſtete, loswerden zu wollen. Mehrmals kam er aus der obern Erkerſtube, wo er unruhig herumkramte, in die Wohnſtube herunter, wo Roſi mit dem Mareili bei einer Handarbeit ſaß, und ging um ſeine Frau herum, als drängte es ihn, ihr eine Eröffnung zu machen. Aber er konnte nicht dazu kommen. Das böſe Gewiſſen würgte ihm die Worte, welche er ſchon auf der Zunge hatte, wieder in die Kehle hinab. Endlich ſagte er:

„Loſ', Roſi, ich muß morgen in Dienſt nach Thun, für vierzehn Tage oder drei Wochen. Ich wollt', der Teufel holte dieſes ewige Militärlen, was einem ſo viel Zeit und Geld koſtet." — Der unglückliche Mann war auf der ſchiefen Ebene der Unwahrheit im Reden und Thun ſchon ſo weit hinabgeglitten, daß er auch ohne beſondere Veranlaſſung heuchelte und log. War es ihm doch keineswegs ſo unangenehm, wie er ſich anſtellte, für ein paar Wochen vom Hauſe wegzukommen, da er die ganze Mißlichkeit der Lage empfand, in welche er ſich gebracht hatte.

„Ich möcht', daß mein Weißzeug und meine Montur herg'richtet würden, damit ich morgen früh meinen Haberſack packen kann."

„Es iſt ſchon alles herg'richtet", verſetzte Roſi. „Jungfer Bibbeli war heut z' Imbig da und frug, ob ihr Bruder, der Joggeli, der auch in Dienſt muß, mit dir gehen könnt'."

„So, 's Bart-Bibbeli war da? Wenn ich das gewußt hätte! Dem Ketzersmenſch würd' ich 's Wiederkommen verleidet haben. Wenn ich von Thun heimkomm', will ich e Wörtli mit der Zytig, dem alten Tüfelsripp', und mit noch anderen reden. Ja, das will ich!"

Er war ganz zornig oder that wenigſtens ſo und brach das kurze Geſpräch ab, indem er bemerkte, er habe noch vollauf zu thun, Stutzer, Hirſchfänger, Waidtaſche und Tſchako in ordonnanzmäßigen Stand zu ſtellen, und am folgenden Morgen that er ſogleich nach dem Frühſtück ſeine Armatur an, ſchnallte den Haberſack um und brach auf. Es preſſirte ihm augenſcheinlich ſehr. Als er ſeiner Frau unter der Hausthüre die Hand zum Abſchied reichte, neigte er ſich gegen ſie, um ſie zu küſſen. Aber das zu dulden vermochte ſie doch nicht. Sie kehrte ihr Geſicht ab und ſagte nur: „Bleib' g'ſund!" Sie ſah ihm auch nicht nach und bemerkte alſo nicht, daß er, beim Schuhukerl drunten am See angelangt, links am Bache hinabging, ſtatt ſich rechtshin nach dem großen Thalweg zu wenden.

Es duldete die junge Frau nicht im Hauſe. Wenn ſie ſo ſtill da ſaß, ſtürmten die leidvollen Gedanken gar zu heftig auf ſie ein. Ihre noch immer geſunde Natur verlangte nach Luft und Bewegung und ſo nahm ſie Grastuch und Sichel zur Hand und ging zur Bilgismatt' hinüber, um für die „Bläß" im Stall ein Bündel Friſchfutter zu holen. Ihr Weg führte ſie den Bach entlang, welcher, wie früher erwähnt worden, nach ſeinem Austritt aus dem See mit einer ſcharfen Wendung nach links gegen die Höllenſchwärz hinfließt. Sie kam aber nicht in die Schlucht hinein, denn die zum Rütli gehörende kleine Bilgismatt' liegt linker Hand oben am Berghang hinter dem dichten Ahorn- und Haſelgeſtrüppe, welches ſich bis zu dem dumpf rauſchenden Waſſer herabzieht. Als Reſi eben am Ende des ſchmalen Zickzackpfades angelangt war, welcher durch das Gebüſch zur Matte emporſteigt, konnte ſie durch das Laubwerk hindurch die Höllenſchwärz drunten liegen ſehen. Aber ſie wandte ſich mit einem Seufzer ab und murmelte: „Ich kann's nicht ändern, ich kann's ja nicht ändern!"

Sie ging an ihre Arbeit und hatte das Grastuch bald vollgeſichelt. Sie ſchlang die Bänder deſſelben zuſammen, ſteckte die Sichel in das feſtgepackte Gras und hob das Bündel auf einen niedrigen Steinblock am Rande des Abhangs, um ſich ſo daſſelbe leichter auf den Kopf zu heben. Im Begriffe dies zu thun und dann den Heimweg anzutreten, ſchlug der halb verlorene Ton einer wohlbekannten Stimme an ihr Ohr. Sie hielt inne und kehrte ſich dem Buſchwerk hinter dem Steinblock zu. Von dorther kam die Stimme, welcher jetzt eine lautere begegnete, eine weibliche. Reſi machte eine Bewegung des Schreckens. Dann ſchickte ſie ſich mit der Miene gewaltſamer

Selbſtüberwindung an, ihr Bündel aufzunehmen. Aber ſie that es nicht: das ging denn doch über die Natur des Weibes.

Nachdem ſie einige Augenblicke ſtillgeſtanden, wie ſchwankend und zagend, wandte ſie ſich mit auf dem bemooſten Rain unhörbaren Tritten gegen das Gebüſch zu, glitt hinein, blieb dann inmitten der Blätterhülle ſtehen und bog vorſichtig die Zweige und Ranken auseinander. So konnte ſie auf einen kleinen freien Platz hinausſehen, deſſen bethaute Raſenfläche in der Morgenſonne glänzte.

In der Mitte der abſchüſſigen Lichtung ſtand ein Ahern, bei deſſen Anblick die arme junge Frau unwillkürlich des Aherns drüben vor dem Fenſter ihrer Mädchenkammer in der Zwibl denken mußte, wie ja oft gegenwärtiges Leid durch die plötzlich ihm ſich geſellende Erinnerung an vergangenes Glück noch bitterer gemacht wird. An dem Ahernſtamm lehnte die Kugelbüchſe Ruedi's. Sein „Haberſack"*) lag am Boden und diente einem Frauenzimmer zum Sitze, deſſen modiſcher Anzug zu der Umgebung einen grellen Gegenſatz bildete. Vor der Dame ſtand Ruedi, in lebhafter Erörterung begriffen; aber ſein Geſicht war düſter und ſeine Augen blickten unter den zuſammengezogenen Brauen hervor mit einem ſeltſam aus Neigung und Abneigung gemiſchten Ausdruck auf Schwarzelſi.

Denn „Schwarzelſi!" flüſterte ein ſtechender Schmerz in Roſi's Bruſt.

Das Vagantenkind war ein Weib von ganz eigenthümlicher Schönheit geworden. Dieſe zierliche Figur mit dem runden Köpfchen, der olivenbräunlichen, zart inkarnirten Geſichtsfarbe, den feingeſchnittenen Zügen voll Spott und Frivolität und den ſchwarzen Sammetaugen, die ſich ſo verführeriſch aufſchlugen — ja, ſie mußte auch auf ganz andere, auf charakterfeſtere Männer, als der Ruodi einer war, anziehend wirken.

---

*) Torniſter.

„Sie iſt ſchön — ſchön wie, wie die Sünde!"

War das eine letzte Regung wilder Eiferſucht, was ſo in der armen Reſi ſprach, oder was war es ſonſt? Sie horchte angeſtrengt, denn wenn auch durch ihre Lauſcherrolle tief vor ſich ſelbſt gedemüthigt, hätte ſie jetzt nicht um die Welt ihren Platz verlaſſen mögen.

„Es geht nicht, wenigſtens nicht auf der Stelle; man kann die Sache nicht über's Knie abbrechen", ſchloß der Ruodi ſeine Auseinanderſetzung.

Elſi ſchwieg eine Weile und ſchlug ihre in grauen Sammetſtiefelchen ſteckenden Füßchen, die ſo allerliebſt kokett unter dem Saum ihres bauſchigen Seidenkleides hervorguckten, ſpielend an einander. Dann ſagte ſie:

„Es geht nicht? Dummes Wort! Es geht nichts von ſelber; man muß es gehen machen, und kurz und gut, ich will nicht länger warten."

„Aber, Elſi, ſei doch nur ums Himmels willen kein Kind!"

„Ein Kind? Ei, ich denke, ſchon dieſes Wort ſollte dich zur Eile anſpornen. Sie, weißt du, gibt dir ja doch keine Kinder."

„Herrgott!"

„Ei, was iſt da zu lamentiren? Ich bleib' dabei, ich mag nicht länger warten. Meinſt du, ich ſei hierher gekommen, nur um mich da in der garſtigen Spelunke, der Höllenſchwärz da unten, zu langweilen oder mir von Leuten wie das Bartbibbeli Sottiſen ſagen zu laſſen? Nein, ich will meinen Zweck erreichen, das merke dir! Ich will ins Rütli einziehen und zwar baldmöglichſt, als deine Frau, verſtanden? All dieſem dummen Bauernvolk zum Trotz und zum Poſſen! Wir bleiben dann dort bis zum Herbſt, denn länger hielt' ich's nicht aus. Dann verkaufſt du das ganze Gerümpel und wir ziehen mitſammen nach Berlin, wo dir deine Kunſt — du biſt ja ein Künſtler, Ruedi, vergiß das nicht! — ein reichliches Auskommen gewähren wird. Auch biſt du ja außerdem nicht ohne Vermögen. Oh, wir wollen mitſammen leben wie die Vögeli im Hanfſamen."

„Das wäre alles ſchön und gut. Aber mein Weib —"

„Die Roſi? Ah, ſind etwa ihre Kuhaugen noch immer ſo anziehend für dich?"

„Du ſollſt nicht ſo von ihr reden, ich leid's nicht. Sie hat's wahrlich nicht um mich verdient."

„Wirklich nicht? Seht mir doch einmal den empfindſamen Mann! Aber ich will gar nicht von ihr reden, um dein ehemänniſches Zartgefühl nicht zu beleidigen. Sieh du zu, wie du mit ihr fertig wirſt. Das iſt deine Sache, mein Lieber."

„Du haſt gut reden, Elſi."

„Ich rede, wie ich muß, wenn ich auf meinem Recht beſtehen will, und das will ich. Ich wollte deine Frau werden, ſchon vor Jahren, und das will ich noch, und wenn alle Windgellener darüber verrückt würden. Daß ich es wollen darf, wellen muß, weißt du recht gut, ebenſo, wann und wo und unter welchen Umſtänden du mir es feierlich verſprochen."

„Ja, Elſi, aber. —"

„Aber du meinſt, verſprechen ſei leichter als halten"?

„Nein, aber eine Angelegenheit von ſolcher Wichtigkeit und Schwierigkeit läßt ſich nicht ſo Knall und Fall abmachen. Bedenk' doch nur, ich habe, wenn ich auf Scheidung von meiner Frau antrage, alles gegen mich. Ich kann ja, was Roſi betrifft, keinen Grund vorbringen, nicht den Schatten eines Grundes."

„Ei was! Warum nicht gar! Du magſt ſie nicht mehr, erſter Grund; ſie iſt unfruchtbar und du willſt Kinder haben, zweiter Grund; du willſt eine andere heirathen, dritter Grund. Es müßte doch wunderlich zugehen, wenn daraus ein tüchtiger Advokat, nach welchem du dich unverweilt umſehen mußt, nicht ein Meſſer ſchmieden könnte, welches das Band deiner Ehe zerſchneidet. 's iſt ja ohnehin nur noch ein Faden, was ſag' ich? nur noch ein Fädeli, weißt du? Kaum der Rede werth."

„Du ſtellſt dir das alles viel zu leicht vor, Elſi. Wenn nun Roſi nicht will?"

„Firlefanz! Sie wird wollen müſſen. Aber hör', Ruedi, wir haben jetzt lange genug hin und her geredet und kämen zuletzt gar noch ins Zanken hinein, was ſich allenfalls unter Eheleuten ſchickt, nicht aber unter Liebesleuten. Alſo, mein guteſtes Männiken, wie die Berlinerinnen ſagen, es bleibt bei unſerer Verabredung von geſtern. Es iſt dumm, daß du jetzt gerade in Dienſt mußt, aber ich begreife, daß du nicht ungerne gehſt: es mag dir unter obwaltenden Umſtänden daheim etwas ſchwule verkommen. Laß mich nur erſt ins Rütli eingezogen ſein, es wird dann daſelbſt ſchon munterer zugehen, ganz ſo, wie es in dem Haushalt eines Künſtlers zugehen muß, wenn er nicht verſauern und verbauern ſoll, weißt du?"

Er ſah die Sprecherin finſter an, wie keineswegs ſehr erbaut von der Ausſicht in die Zukunft, welche ſie ihm eröffnete.

„Pfui doch, Ruedi", ſagte ſie darauf mit ihrem reizendſten Lachen, „pfui, welche garſtigen Runzeln da zwiſchen deinen lieben ſchönen braunen Augen, die mir's leider ſchon angethan haben, als ich noch ein junges Kind war, wie du meinteſt. Aber laß uns vernünftig reden, Liebſter. Du warſt doch geſtern ſo entſchloſſen, und heute — aber ich will dir keine Vorwürfe machen. Ich bin kein Zankeiſen, ich, ſondern nur dein armes, närriſches Elſi, das dich glücklich machen will und ſich ſelbſt damit auch ein bischen, nicht wahr?"

Sie wußte das mit einer ſo ſchmelzenden Modulation der Stimme zu ſagen und ihre Augen blickten ſo zärtlich bittend, daß das Geſicht des ſchwachen Mannes ſich aufhellte. Der Zauber ſeiner Verführerin waltete wieder voll und ganz über ihm, wenigſtens für den Augenblick.

Die lauſchende Reſi bemerkte es wohl. Vorhin, als er Elſi verboten, übel von ſeiner Frau zu reden, war in ihrer Seele noch ein letzter Hoffnungsfunke aufgeglüht. Jetzt erloſch er. Da mußte ſie doch mit beiden Händen in die Ranken greifen, um ſich auf ihren Füßen zu halten.

„So, Ruedeli, ſo gefallſt du mir!" ſagte Elſi wieder. „Und alſo von Thun aus thuſt du unverzüglich die nöthigen Schritte wegen der Scheidung, nicht wahr?"

„Ich werde alles thun, um dich zufrieden zu ſtellen; aber ſolange du nur nicht platterdings Unmögliches. Es iſt ſicher für dich und für mich das klügſte und beſte, wenn ich in Frieden und Güte mit der Reſi — ſein ſchönes armes Weib war ihm alſo nur noch „die Reſi“ — abzukommen ſuche. Sie wird ſich wohl fügen und in die Scheidung willigen, wenn ſie erfährt, wie die Sachen nun einmal liegen. Sobald ich aus dem Dienſt zurückkomme —.“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn Elſi heftig, mit dem Fuß aufſtampfend. „Du kannſt die Sache ebenſo gut brieflich von Thun aus einleiten. Ich mag mich nicht länger ſo hinziehen laſſen, ich mag nicht, hörſt du? Hab' ich doch das Leben in der Höllenſchwärz ſchon jetzt gründlich ſatt, und was das Dorf betrifft, ſo machte ich geſtern beim Kirchgang die Erfahrung, daß ich dort erſt dann mit Sicherheit auftreten kann, wann ich deine Frau bin. Alſo kein Hinziehen, kein Zögern, nein!“

Dieſe Heftigkeit berührte den Ruedi offenbar ſehr unangenehm. Er ſchwieg verſtockt. Aber Elſi glaubte ihrer Herrſchaft über ihn ſicher zu ſein und fuhr daher fort:

„Merke dir's, mein Theurer, was ich ſchon geſtern und vorgeſtern ſagte, dabei bleib' ich. Du haſt die Wahl — die Wahl zwiſchen mir und der Reſi, zwiſchen einem freien, fröhlichen Künſtlerleben in dem luſtigen Berlin und einem trübſäligen Hindämmern zwiſchen den einfältigen Bergen da. Nun wähle! Wenn ich nicht binnen längſtens acht oder zehn Tagen die triftigſten Beweiſe zur Hand habe, daß du mit Entſchiedenheit die Scheidungsſache betreibeſt, ſo weiß ich, was ich zu thun habe.“

„Was?“

„Ei, was ſich von ſelbſt verſteht. Ich gehe wieder hin, woher ich gekommen. Mein guter alter närriſcher Baron wird mich mit offenen Armen aufnehmen; denn es macht ihm ja Spaß, meinen Großpapa zu ſpielen. Aber bedenke wohl, ich werde allein gehen, hörſt du? allein. Du kannſt dann zuſehen, wie du mit allem fertig wirſt, was ich hinter mir zurücklaſſe.“

„Elſi!“ ſagte er mit zornigem Vorwurf.

„Ruodi, liebſter Ruodi, ſei ein Mann, und alles wird gut werden.“

Dies ſagend ſprang ſie auf, ſchnellte ſich ihm mit dem Sprung einer Lacerte an den Hals, ſtrich ihm ſchmeichelnd die Haare aus der Stirne, funkelte ihn mit feuerwerfenden Augen an und überhäufte ihn mit ſtürmiſchen Liebkoſungen, welche er nicht von ſich wies.

Reſi hatte genug geſehen, genug gehört. Mit brennenden Wangen und pochenden Schläfen wankte ſie rückwärts aus ihrem Verſteck, und als ſie draußen auf der Matte im Sonnenſchein ſtand, hätte ſie die Sonne fragen mögen: „Kannſt du denn, darfſt du denn das alles beſcheinen?“

Dann preßte ſie die Hände auf die Bruſt, als wollte ſie das furchtbare Hämmern ihres Herzens unterdrücken, und flüſterte in ſich hinein:

„Da iſt eine zu viel in der Welt und die bin ich!“

Sie ſtand einige Minuten ſchwankend, ſchwindelnd. Ein Meer von Weh warf Wogen in ihrer Seele. Endlich murmelte ſie wie irrſinnig:

„Ich möcht' wohl den Wildſee wieder mal ſehen.“

So ging ſie die Bilgismatte aufwärts, immer aufwärts, bis ſie zu der Felswand kam, die hinter der Rütli-Halde aufſteigt. Sie warf keinen Blick nach ihrem Hauſe hinunter, ſie ſah es gar nicht, ſondern ging immer zu, ſich in das Schluchtengewinde vertiefend, welches um den öſtlichen Abhang des Glanzberns hergebreitet iſt. Dem daherrauſchenden, da und dort von Lawinentrümmern überbrückten Bach entgegen ſtieg ſie höher und höher in die Wildniß hinauf, als hätte ſie der Welt und den Menſchen entfliehen wollen, für immer.

So mochte ſie eine Stunde und noch länger geſtiegen ſein, als ſie, um einen Vorſprung der Bergwand biegend, den Wildſee in ſeiner tiefen Mulde vor ſich liegen ſah.

Es iſt eine Scene von unendlicher Traurigkeit. Von drei Seiten ſteigen die Granitwände ſchroff und nackt empor und in tiefem Keſſel breitet der kleine See ſeine dunkle Waſſermaſſe aus. Mit grauen Moosbärten überhangene Arven ſtehen um das Ufer her und beleben nicht, ſondern erhöhen nur das Düſter einer Oede, die einem das Herz beklemmt. Man muß den Kopf weit in den Nacken zurückwerfen, ſoll das in dieſem Felſenkerker gefangene Auge droben ein Stückchen blauen Himmels erhaſchen. Selbſt wenn die Sonne im Zenith ſteht, herrſcht hier unten ein kaltes, bleiches Dämmerlicht und die unheimliche Stille wird nur momentan durch den Pfiff eines Murmelthiers droben am Firnſchnee unterbrochen oder durch den heiſeren Schrei eines über die Schlucht hinſchwebenden Geiers.

Roſi war dem See bis auf wenige Schritte nahegekommen, als ſie zuſammenſchrak und ſtehen blieb.

Am Ufer ſaß ein Mann auf dem Stamm einer von der

Zeit gefällten Arve. Er hatte die Arme auf die Kniee und den Kopf auf die Hände geſtützt. So ſchien er ſchon lange geſeſſen zu haben, auf die düſtere Waſſerfläche ſtarrend. Jetzt aber wandte er den Kopf der Kommenden entgegen und Roſi erkannte den Pfarrer.

Sie erwachte wie aus einem ſchweren Traume.

„Es ſollte nicht ſein", ſprach ſie bei ſich, „oh, mein Gott, es ſoll nicht ſein!"

## Elftes Kapitel.

### Am Wildſee.

Es waren auch keine heiteren Gedanken geweſen, welche den Pfarrherrn von Windgellen ſchon frühmorgens in die Bergwildniß getrieben hatten.

Am geſtrigen Abend war 's Vreneli aus der Zwibl zu ihm ins Pfarrhaus gekommen und hatte ihn unter Thränen angegangen, der Mutter und ihr einen Rath an die Hand zu geben, was ſich für die arme Roſi thun ließe. Denn was ſeit vormittags inbetreff des Ruedi und des Schwarzelſi im ganzen Dorfe in aller Mund war, hatte natürlich auch nach der Zwibl gelangen müſſen und jetzt war dort der Jammer groß. So etwas war der Zwiblbäurin noch nicht vorgekommen und ſie wußte ſich in der erſten Beſtürzung gar nicht zu helfen.

Der Pfarrer hatte heute am frühen Morgen mit der bekümmerten Mutter eine Unterredung in der Zwibl gehabt und war dann ins Rütli hinabgegangen. Er hatte zu dieſem Gange die ganze Stärke ſeines ſeelſorgerlichen Pflichtgefühls aufbieten müſſen, um ſo mehr, da er wohl fühlte, daß bei Geſtalt der Sachen mit den gewöhnlichen paſtorlichen Hausmitteln nicht auszukommen ſei. Er wollte aber doch bei dem Ruedi einen ernſten Verſuch machen, zu retten, was überhaupt noch zu retten ſei. Da er aber im Rütli weder den Hausherrn noch die Hausfrau antraf und vom Mareili erfuhr, daß jener nach Thun in den Dienſt ſei, mußte er einſtweilen unverrichteter Dinge fortgehen, da er die Heimkunft Roſi's nicht abwarten wollte. Er hatte nicht den Muth dazu, das Leid der armen Frau mitanzuſehen. Schon die Oede und Stille des Hauſes machte einen tiefſchmerzlichen Eindruck auf ihn, dem er ſich nicht lange hingeben mochte.

„Hier waren alle Bedingungen eines friedlichen und glücklichen Daſeins gegeben", dachte er im Fortgehen, „und dennoch — was iſt jetzt aus dieſem Frieden und Glück geworden? Nur Zerſtörung. Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Liebe — alles dahin, der thörichtſten Schwäche, der jämmerlichſten Sinnlichkeit zum Opfer gefallen. Oh, der Elende, der Elende! In den Armen einer herzloſen Gauklerin hat er das treueſte Herz vergeſſen, das je für einen Mann geſchlagen. Einer Schwarzelſi hat er eine Roſi geopfert. Iſt es denn möglich, wirklich möglich? Kann es denn ſein, daß der Menſch den lauterſten Diamant wegwirft um einer Glasperle willen? Oh, du arme, arme Roſi, du wirſt das nie verwinden, ſo wie ich dich kenne, nie! Du wirſt nicht verzweifeln, wirſt nicht klagen, wirſt ohne Murren dein Kreuz auf dich nehmen; aber du wirſt auch all dein Leben lang nie mehr von Herzensgrund lachen. So jung du noch biſt, iſt dein Leben doch ſchon beſchloſſen; denn was noch übrig bleibt, iſt nur wie ein Schatten, welchen die Vergangenheit in die Gegenwart hinüberwirft. Glücklich kannſt du nie mehr werden, denn du gehörſt zu jenen Weſen, die nur glücklich ſind, wenn ſie beglücken, und beglücken kann nur ein ganzes, nicht aber ein bis in ſeine Tiefen zerriſſenes Herz. Armes Weib, nicht drei volle Jahre iſt dir der Mann treu geblieben, für welchen du tauſend Tode geſtorben wäreſt. Und du haſt auch kein Kind, an deſſen Lächeln du dir das wunde Herz heilen könnteſt und das dich, indem es dir den ſüßen Namen Mutter zuriefe, erinnerte, daß dein Leben doch noch einen heiligen Zweck hätte. Nein, du biſt nur dazu da, ein neues trauriges Beiſpiel für die troſtloſe Lehre abzugeben, daß das Schöne bloß geſchaffen ſei, um in den Staub getreten zu werden, und daß die Guten nur in die Welt kommen, um zu leiden. — Oh, dieſe Welt, dieſe Welt! Es liegt in dem finſteren Glauben an ihre Ver- und Durchteufelung ein tieferer Sinn, als unſere Philoſophie ſich träumen läßt. Dieſer Glaube iſt nur der wahnſinnige Aufſchrei der Kreatur über die ſchreckliche, zwiſchen Geburt und Tod ſich bewegende Komödie, in welcher wir alle in dieſer oder jener Rolle aufzutreten gezwungen ſind. Wohl dem noch, der nur eine allerbeſcheidenſte Nebenrolle zu ſpielen hat! Er entgeht wenigſtens jenem Martyrium, welches die bleichen, todesbangen Stirnen ſeiner Opfer wie zum Hohn mit Lorbeer bekränzt. Der banauſiſchen Mittelmäßigkeit gehörte von jeher die Erde mit ihren Genüſſen, während die Träger des Genius, die Verkünder des Ideals, alle die Denker und Dichter, Seher und Propheten, alle die wirklichen Helden der Menſchheit als unerkannte, ja verkannte, verläſterte und verfolgte Fremdlinge darüber hinwandeln und zufrieden ſein müſſen, wenn ihnen die Broſamen vom Bankett des Lebens zufallen. Dann, wann ſie, von Mühen und Sorgen verzehrt, in ihren frühen Gräbern ſchlummern, kommt die gemeine Betriebſamkeit und Eitelkeit herbei und bläſ't die Trompete und ſchlägt die Pauke, und derſelbe ſtumpfſinnige Haufe, der die Lebenden verkümmern und verhungern ließ, vergöttert die Todten oder ſtellt ſich wenigſtens ſo an. Da hab' ich geſtern in der Zeitung geleſen, daß in England die Säkularfeier von Burns', in Deutſchland die Säkularfeier Schillers aufs feſtlichſte begangen werden ſoll. Und den Burns ließen ſie ſein Leben lang zwiſchen der Pflugſchar und dem Schuldthurm ſich abmühen und den Schiller ließen ſie ſich zu Tode arbeiten, und als der große Todte begraben werden ſollte, war nicht Geld genug im Hauſe, den Sarg zu bezahlen. Oh, man könnte angeſichts ſolcher Thatſachen unſchwer zu der Ueberzeugung kommen, das ganze menſchliche Leben, die ganze Weltgeſchichte ſei nur eine Ironie Satans."

Wenn der gute Milder, wie nicht ſelten geſchah, in Selbſtgeſprächen von ſolcher Färbung ſich erging, war er ſchon gewohnt, die Einſamkeit der Berge aufzuſuchen, und ſo war er denn auch an dieſem Morgen vom Rütli aus ohne Plan und Ziel die Schluchten am Glanzhorn hinaufgeſtiegen bis zum Wildſee. Er kannte den Ort und war ſchon häufig da geweſen. Schon manche Stunde lang hatte er unter den moosbehangenen Arven geſeſſen und auf den düſteren Waſſerkeſſel zu ſeinen Füßen geblickt. Schon manchmal hatte er dabei träumeriſch vor ſich hingeſprochen: „Da unten iſt's kühl und ſtill, da müßte ſich's gut ruhen."

Er traute auch kaum ſeinen Augen, als er die arme Reſi an dieſem unheimlichen Orte ſo plötzlich vor ſich ſah. Hatte ein ſchrecklicher Entſchluß ſie hergeführt? Die trübe Unſtäte in ihrem ſonſt ſo klaren und ſanften Auge gab ihm dieſe Frage ein. Aber er ſprach ſie nicht aus, ſondern ſeine Ueberraſchung, ſo gut er konnte, bemeiſternd, ſtand er auf, ging ihr entgegen, bot ihr nach Landesbrauch die Hand und ſagte, ſich zu einem unbefangenen Tone zwingend:

„Euch hätte ich wahrlich nicht hier zu ſehen erwartet, Frau Zurflüh.“

„Ja“, verſetzte ſie, nach Faſſung ringend, „ich weiß nicht — 's iſt wunderlich — es trieb mich ſo, den Wildſee wieder einmal zu ſehen.“

Da er bemerkte, wie ſie zitterte, führte er ſie ſanft zu dem Baumſtamm, worauf er geſeſſen.

Als ſie ſich niedergelaſſen, blickte ſie auf die finſtere Tiefe, ſchauderte zuſammen und ſagte mit bebender Stimme:

„Herr Pfarrer, Ihr ſeid ſtets ſo gut gegen mich geweſen — ich kann und will's Euch nicht verſchweigen — ich — oh, wenn Ihr nicht dageweſen, läge ich jetzt da unten.“

„Arme, arme Reſi, ſo weit iſt's mit Euch gekommen?“

„Ja, ſo weit! Oh, ich hab' heut' morgen und geſtern und ſchon lange, lange her mehr Leid erfahren, als Fleiſch und Blut zu ertragen vermögen.“

„Ich weiß, ich weiß und — glaubt mir, es lebt einer, der um Euch und mit Euch litt, ſeit er bemerkte, daß das Lächeln von Euren Lippen verſchwunden.“

Sie ſah zu ihm auf mit dem Zutrauen eines Kindes, das eine Vertrauen erweckende Stimme in ſeinem Leide tröſtet. Der theilnahmevolle Blick des Pfarrers that ihr wohl.

„Aber wir müſſen die Laſt tragen, die uns auferlegt iſt, Reſi", fuhr er fort. „Wir müſſen ſie tragen. Es iſt ein hartes Gebot, aber es iſt das Gebot einer Pflicht, welche den Fortbeſtand der menſchlichen Geſellſchaft verbürgt. Sei es ein Segen, ſei es ein Fluch, das Leben muß ertragen werden. Doch ich will Euch nicht vorpredigen. — Arme Frau, es ſind ſchon andere hierher gekommen als ihr, in der Abſicht, den Wildſee zu ſehen und — ſonſt nichts mehr. Es iſt viel Leid in der Welt und erträglich wird es nur dadurch, daß es auf ſo viele vertheilt iſt. Seht mich an, Reſi, ſeht mich an! Glaubt Ihr, ich ſei glücklich?"

„Meine Schweſter, 's Vreli, meint, nein. Ihr ſeid immer ſo ſtill und ſchwermüthig, Herr Pfarrer, ſagt ſie. Ihr glaubt nicht, wie ſie ſich oft um Euch abkümmert. Das Kind hängt ja mit ganzer Seele an Euch."

„An mir?"

„An Euch. Ich hab' es wohl bemerkt, obſchon ich ſchon ſeit lange mehr, als es recht iſt, nur an mich ſelbſt dachte. — Ich fürcht', ich nehme mir zu viel gegen Euch heraus, Herr Pfarrer; aber haltet's mir zu gut, ich bin heut' nicht recht bei Verſtand. Ihr ſolltet nicht länger ſo allein ſein, ſolltet eine Frau in Euer einſam Haus führen, und wenn auch 's Vreli meine Schweſter iſt, ſo darf ich's doch ſagen: heiratet ſie! Sie wird Euch glücklich machen. Oh, ſie iſt geſund, heiter und klug wie ein Vögeli und die beſt' Seel' von der Welt."

„Und das ſagt Ihr mir, Reſi, Ihr?"

Sie hob fragend das Auge zu dem vor ihr Stehenden, ſenkte es aber erſchrocken ſogleich wieder. So hatte Milder ſie noch nie angeſehen. Es lag ein lang und ſchmerzlich verhaltenes Geſtändniß in ſeinem Blick.

„Ihr ſagt mir das, Roſi?“ wiederholte er. „Ihr rathet mir, eine andere zu heiraten? Wißt Ihr denn nicht, daß ich Euch gränzenlos geliebt habe?“

„Mich?“

„Ja, Euch, Roſi! Oh, hättet Ihr mein Gefühl beizeiten bemerkt, vielleicht daß Ihr dann gelernt, es zu erwidern. Ich hätte Euch auf den Händen getragen all mein Leben lang.“

„So hat er einſt auch zu mir geredet, und jetzt — jetzt trägt er eine andere im Herzen und auf den Händen.“

„Ihr habt das Recht, ſo zu ſprechen — ja, Eure Bitterkeit iſt gerecht.“

„Nein, nein, verzeiht mir! verzeiht mir! Ich weiß ja kaum, was ich rede. — Aber da ich nun doch einmal von meinem armen Schweſterli geredet, ſeid Ihr denn dem Kinde gar nicht es bizzeli gut?“

„Doch, Roſi, doch. Wer müßte auch dem Vreneli nicht gut ſein? Aber ich muß doch bezweifeln, ob, was ich für das herzige Mädchen fühle, ausreichend ſei zu einem Bunde für das ganze Leben.“

„Zweifelt nicht, Herr Pfarrer, zweifelt nicht!“ ſagte ſie eifrig und Milder fühlte ſich von dieſem Eifer gerührt. Er merkte wohl, daß Roſi mit dem ihr angeborenen Takt ihn raſch über die leidenſchaftliche Regung, welche er ſo eben gezeigt, hinwegführen wollte, und er widerſtrebte um ſo weniger, als es ſeiner Herzensgüte wohlthat, zu ſehen, wie die Verzweiflung der armen Frau durch die Beſchäftigung mit dem Glücke der Schweſter ſich milderte.

„Lueget, Herr Pfarrer", fuhr ſie fort, „ein kleines, aber ſtätig glimmendes Fünkchen überdauert einen Flackerbrand. Schnelles Feuer Strohfeuer, pflegte mein Vater ſelig — Friede ſei mit ihm! — zu ſagen. Oh, ich hab's ja erfahren, wie es mit dem Flackerfeuer und dem Strohfeuer endigt, ich hab's erfahren. Alles Lug und Trug! — Verrathen und verlaſſen zu werden um eine ſolche!"

Und murmelnd wiederholte ſie: „Um eine ſolche — eine ſolche — ſolche!"

Es drängte den guten Pfarrer, die Unglückliche wieder von der peinvollen Vorſtellung abzulenken, welche ihren Geiſt beſchäftigte, und er ſagte daher:

„Ihr ſprachet von einem Fünkchen, Roſi. Angenommen, es glimmte mir ſo eins im Herzen, für's Vreneli —"

„Oh, ſo pflegt es, Herr, pflegt es und laßt es anwachſen zu einer ſtill und ſtät brennenden Flamme. Mein lieb's gut's Schweſterli wird die Flamme zu nähren wiſſen. Sie iſt ſo klug und hat ſo viel gelernt. Wär' ſie an meiner Stelle geweſen, vielleicht — Doch wir wollen von Euch ſprechen, Herr Pfarrer, und vom Vreli. Und Ihr ſeid alſo dem Kind gut, gewiß, Ihr ſeid ihm gut?"

„Das bin ich, Roſi; aber ich darf Euch nicht verbergen, daß ich über mein Gefühl noch nicht klar genug bin, um Eure Schweſter der Gefahr auszuſetzen, ſich in mir getäuſcht zu finden.

Ich möchte ſagen, meine Zuneigung für das liebe Mädchen ſei nur erſt wie ein Veilchen —“

„Oh, das Viönli [1]) iſt ein herzig's Blüemli, Herr Pfarrer — unſcheinbar, aber voll Wohlgeruch. Lueget, da fällt mir ein, Ihr habt mal in der Predigt geſagt, in einem einzigen duftenden Viönli ſei ſchon der ganze Frühling enthalten. Zeigt dem Vreli, daß das Viönli da iſt, in Eurem Herzen, und Ihr werdet ſehen, daß dem Kind ein ganzer Glücksfrühling aufgeht.“

„Ich will es bedenken, Roſi, ich will es bedenken, und wenn das Ergebniß meiner Selbſtprüfung ein ſolches iſt, wie es einen Mann von Ehre und Gewiſſen befriedigen kann, ſo will ich mein Glück beim Breneli verſuchen.“

„Thut das und Ihr werdet das Glück finden.“

„Ich nehme die Weiſſagung an und ſie klingt mir aus Eurem Munde doppelt verheißungsvoll. Aber jetzt kommt, Roſi. Seht, die Sonne ſteht ſchon über den Felswänden. Wir wollen uns auf den Heimweg machen.“

Sie ſprachen auf dem Wege die Schluchten abwärts nicht viel mitſammen, denn beide waren zu ſehr mit ihren Gedanken beſchäftigt. Als ſie aber, beim Rütli angelangt, ſich trennten, ſagte Roſi ruhig und gefaßt:

„Loſet, Herr Pfarrer, der Ruodi wird wohl nächſter Tage aus Thun an Euch ſchreiben, von wegen — von wegen der Scheidung. Ich erklär' Euch, daß ich darein willige. 's wird zwar meiner armen Mutter ſchier das Herz brechen, aber ich kann nicht anders. Er ſoll ſeinen Willen haben, er ſoll ihn haben. Gott verhüte, daß ich ſeinem Glück im Wege ſtünde."

---

[1]) Veilchen.

„Seinem Glück? Er wird bald mit bitterſter Reue erfahren, was das für ein Glück ſei."

„Ich fürcht' es auch, ja, das thu' ich; aber ich kann's nicht ändern. Ich kann ihm nur zeigen, daß ich bis zuletzt das meinige thun will, ihn zufrieden zu ſtellen."

## Zwölftes Kapitel.

### Die Nacht der Prüfung.

Sie glaubte ſchon alles ſich zurechtgelegt, alles überwunden, ſich ganz in das Unvermeidliche gefunden zu haben, die arme Leſi, und dennoch erbebte ſie jedesmal, wenn in den nächſten drei Wochen die Hausthüre aufging, bei dem Gedanken: „Jetzt kommt ein Brief von Thun oder eine Botſchaft von dem Pfarrer, welche dich vor den Stillſtand[1]) beruft, von wegen der Scheidung.“

Es kam aber weder ein Brief noch eine derartige Botſchaft.

Einmal hatte ſie ſich ſchon hingeſetzt, dem Ruodi zu ſchreiben, daß ſie auf alles gefaßt ſei, daß ſie ihm volle Freiheit gebe, zu handeln, wie er es paſſend fände, daß ſie, mit einem Wort, in die Scheidung willige. Aber da verſagte ihr doch die Kraft.

---

[1]) „Stillſtand“ heißt die Gemeindebehörde, welche die kirchliche Disciplin zu handhaben und auch, in erſter Inſtanz, Eheſachen, Scheidungen u. ſ. w. zu behandeln hat. Der Name rührt von dem Umſtand her, daß die Mitglieder dieſer Behörde, welche ihre Sitzungen früher in der Kirche ſelbſt hielt, nach beendigtem Gottesdienſt beim Taufſtein ſtillſtanden, bis die Gemeinde ſich entfernt hatte.

Sie vermochte es doch nicht, ihn davon zu entbinden, daß er den erſten Schritt thäte. Sie wollte auch ihrer Mutter nicht das Leid anthun, daß dieſe glauben könnte, ſie hätte die Sache zu leicht genommen und zu leicht behandelt. Unterrichtet war jetzt die Zwiblbäurin von der ganzen Sachlage, aber die gute Frau bemühte ſich immer noch, ihrer Tochter und ſich ſelbſt einzureden, es ſei nur ein vorüberziehendes Gewitter am Eheſtandshimmel Roſi's. Anderer Anſicht war freilich 's Vreneli. „Das läßt ſich nicht mehr flicken und leimen, Müetti", ſagte das kluge Mädchen, welches ſeinen Schwager ſo grimmig verabſcheute und haßte, als ihn nur immer jemand verabſcheuen und haſſen konnte. „Lueget, 's Roſi, 's arm' Roſi kann den ſchlechten Mann nicht mehr lieb haben. 's kann nicht ſein! Oh, Müetti, d' Mannen ſind doch ein ſchülich's Volk. Was hat 's Roſi um den Ruodi gelitten, bis es ihn hatte, und doch hat er ſein ſchön's und brav's Weib um ſo eines ſchwarzäugigen Glüntli's willen verlaſſen. Nein, Müetti, loſ', ich will gar keinen nehmen, keinen, aber auch gar keinen." — „Ja, du biſt mir die Recht', Chind! Wart' nur, bis gäng der Recht' kommt und dich haben will." „Ich mein', ich kenn' ſo 'nen Rechten." „Was meinſt?" — „Was werd' ich neime meinen? Ebbis geiſtlich's mein' ich." — „Jetzt ſchweig' aber, Müetti, oder ich lauf' dir davon." — „Lauf' nur!" Und das neunzehnjährige Kind lief wirklich davon, nämlich aus der Kammer, wo es mit der Mutter hatte zu Bette gehen wollen, auf den Söller hinaus, um zu ſehen, ob im Dorfe drunten in des Pfarrers Studirſtube das Licht noch brenne. Es brannte richtig noch, wie allnächtlich. „Er ſtudirt zu viel", dachte das ſchöne Meitſchi, welches keinen, aber auch gar keinen nehmen wollte, „er ſitzt zu lange bei ſeinen Büchern auf und das macht ihn ſo bleich. Ich wollt', ich — nun ja, ich wollt', ich ſäß' bei ihm. Ich würd' ihm dann mit der Hand über ſeine ſchöne Stirn' fahren, ſo, und recht lieb und gut zu ihm ſagen: Stephan, lieber, lieber Stephan, willſt du nicht Feierabend machen?"

Breneli würde wohl mit leichterem Herzen zu Bette gegangen ſein, wenn ſie hätte ahnen können, daß ſo ziemlich in demſelben Augenblicke der gute Pfarrer da drunten in ſeiner einſamen Bücherſtube ſo ziemlich auch ſo was wünſchte, nämlich, daß 's Breli bei ihm ſäße. Er hatte ſeit der Begegnung mit Roſi am Wildſee doch recht viel an das Mädchen denken müſſen, das „ſo geſund und heiter und klug wie ein Vögeli" und — fügte er in Gedanken dem Lobſpruch der Schweſter bei — auch ſo ſchön! Heute Abend hatte er ſeine Verndeutſchung der burns'ſchen Lieder wieder vorgenommen. Was wohl 's Breneli dazu ſagen würde? dachte er beim Hin- und Herblättern. Gewiß würde es ſie freuen, wenn er ihr, die den halben Hebel auswendig kannte, dieſe der Heimat mundartlich angeeigneten herzigen Sachen vorläſe. Es müßte dann doch recht heimelig in der Stube ſein, wenn ſie ſo beiſammen ſäßen, ja, ganz anders als jetzt. Freilich nicht ganz ſo, wie er ſich's vor Zeiten vorgeſtellt, wenn die Roſi bei ihm ſäße, nicht ganz ſo, ach nein! aber doch auch heimelig und gut. 's Breli ſei bei all ihrer Munterkeit ſo verſtändig und feinfühlend und ihr Lachen klänge ſo ſilbern und hell wie ein Glöcklein, das zum Maifeſt läutet. Da ſei der arme Burns, der hätte ja auch ſein angebetetes Liebchen, die Hochlands-Mary, verloren und hätte nachmals doch mit Hannchen Armour in glücklicher Ehe gelebt. — Ob ihm aber das Mädchen wirklich geneigt ſei? Es wäre doch wunderlich, er hätte nichts davon gemerkt, er. Aber Roſi hätte es ihm ja verſichert und Roſi könne keine Unwahrheit ſagen, nein, ſo viel ſtehe feſt. Er müſſe ſich eben jetzt ein Herz faſſen und ſich Gewißheit zu verſchaffen ſuchen. So könne es nicht länger fortgehen; es ſei doch gar zu einſam in dem Pfarrhaus, ja, und gar zu kalt, ſogar jetzt im Sommer.

So ſpannen ſich nachtſchlafender Weile von der Zwihl zum Pfarrhaus und vom Pfarrhaus nach der Zwihl Gedankenfäden hin und wider, Gefühle und Wünſche, die ſich im Mondſchein begegneten wie ſpielende Elfen. Roſi's Gang zum Wildſee war doch zu etwas gut geweſen. Das iſt's ja überhaupt, was die Menſchenwelt zuſammenhält und fortbaut ins Unendliche, daß hart neben den Trümmern einer zerſtörten Exiſtenz unentmuthigt eine andere und immer wieder eine andere ſich anſiedelt, mit der Hoffnung, ſie, gerade ſie würde und müßte der Blitz verſchonen.

Derweil ſaß zur ſelben Stunde Roſi auf dem Schubukopf droben auf der Bank, mit welcher ſie der Ruodi einſt ſo freundlich überraſcht hatte. Das war lange her, und ſeitdem hatte er, ach, dafür geſorgt, ihr ganz andere Ueberraſchungen zu bereiten. Sie kam gerne hieher und ſaß, nach beendigtem Tagwerk, da ſie ohnehin erſt ſpät den Schlaf finden konnte, oft bis tief in die Nacht hinein da droben, in die Betrachtung der Geſtirne oder in jene ſchwermüthigen Träumereien verſunken, welche die balſamiſche Stille der Sommernächte den Unglücklichen ſo ſüß und vertraut macht.

Sie liebte dieſe Stelle, denn immer, wenn ſie in nächtlicher

Einſamkeit da verweilte, athmete ihre gepreßte Bruſt leichter auf. Da, auf dieſer Bank hatte ſie ja die ſeligſte Stunde ihres Lebens verlebt, damals in der Hochzeitnacht, bevor der Ruedi ſie in ſein Haus führte. Die heutige Auguſtnacht war ſo klar, wie jene Herbſtnacht geweſen. Die Waſſer rauſchten ſchlaftrunken, die Sterne funkelten am wolkenloſen Firmament und der über dem Glanzhorn ſchwebende Vollmond machte die Schneekuppen der Bergkoloſſe ringsher geiſterhaft ſchimmern — alles wie in jener Stunde voll ſüßgeſtillten Sehnens, voll bebender Glücksgewißheit. Alle Einzelnheiten derſelben, alle, alle, bis zu den geringfügigſten herab, erwachten in Roſi's Erinnerung. Sie glaubte Ruedi's Hand auf ihrer Schulter, ſeine flüſternde Stimme in ihrem Ohr zu fühlen, und unwillkürlich ſtreckte ſie ihre Rechte nach ihm aus: er mußte ja da ſein, neben ihr auf der Bank. Aber ſie griff in die leere Luft, das Traumbild der Erinnerung zerfloß, ſie war allein.

Und doch nicht ſo ganz allein. Vor ihr ſaß der alte Türk, wie er auch in jener Nacht vor ihr geſeſſen. Aber heute lief das treue Thier nicht mehr Gefahr, heimgeſchickt zu werden. Ein wunderlicher Kerl, der alte Zottelhund! Er mußte ſich über die Zuſtände im Rütli, wo er ſogleich nach Ruedi's Abreiſe nach Berlin ſein ſtändiges Quartier genommen, eigene Vorſtellungen gebildet haben. Es ſchien ihm alles daran gelegen, der Roſi zu zeigen, daß es doch noch Treue in der Welt gäbe trotz alledem, und ganz merkwürdig war die Abneigung, die er dem Ruedi ſeit deſſen Heimkunft aus Deutſchland bezeigte. Wenn der Hausherr daheim war, hielt ſich der Türk außerhalb des Hauſes; ſobald jener fort, kam er herein. Saß Roſi in traurigen Gedanken, ſchlich der Hund herbei, legte leiſe ſeine Schnauze auf ihr Knie und ſah ſie ſo ganz eigen an, als wollt' er ſagen: „Wenn ich dir nur helfen könnt'!“ Und es lag Troſt in ſeiner Treue. Wer das Unglück kennt, wird nicht läugnen, daß auch der theilnehmende Blick eines Hundeauges etwas Tröſtliches habe.

Der Mond war ſchon lange hinter dem Glanzhorn verſchwunden und der Nachthauch wehte kühl und kühler von den Bergen. Dem alten Türk ſchien die Träumerei ſeiner Herrin heute gar zu lange zu währen. Er verrieth Ungeduld und vorhin war er gar an den Rand des Felſens getreten, hatte die Schnauze ſchnobbernd gegen die Rütlihalde ausgereckt und ein heftiges Gebell ausgeſtoßen. Roſi beachtete es kaum. Die Bilder von Vergangenem, welche die junge Frau umſchwebten, waren freilich jetzt keine goldenen mehr. Zuletzt kam eins, ob, das grellſte, qualvollſte: die kleine Lichtung hinter dem Gebüſch, welches die Bilgismatte ſäumt, und darauf das Schwarzelſi, dem Ruedi an Hals und Lippen hängend.

Das jagte ſie auf.

Sie ſtieg raſch den Felſen hinab und eilte dem von ſeinem Hügel herabdunkelnden Hauſe zu, als hätte ſie jeder Erinnerung an wonne- oder wehvolle Augenblicke entfliehen mögen und können.

Der Hund ſprang ihr voraus und erwartete ſie droben vor der Hausthüre, auf dem Boden umherſchnüffelnd und leiſe knurrend.

„Was haſt du denn, Türk? Komm', Alter, komm'!“ ſagte ſie, die nur angelehnte Thüre öffnend.

Sie hatte kaum einige Schritte in dem Flur vorwärts gethan, als ihr Fuß im Dunkel an einen Gegenſtand ſtieß. Sie bückte ſich nieder, zu erfahren, was ihr denn da im Wege läge, und ihre Hand faßte eine längliche Schachtel von Holz, über deren Rand etwas Weiches herhing, wie ein Tuch von Linnen oder Wollenzeug.

„Was iſt denn das?“

Taſtend fuhr ſie mit der Hand über den Gegenſtand hin, zuckte plötzlich zurück, als hätte ſie Feuer berührt, und ſchnellte mit einem Schreckensſchrei empor.

Eine furchtbare Ahnung, nein, eine furchtbare Gewißheit griff ihr ans Herz wie mit der Hand des Todes.

Sie ſtand wie erſtarrt, keiner Regung mächtig. In kaum artikulirten Tönen brach die Klage aus ihrem Munde:

„Oh, das noch! Auch das noch!“

Das Geknurre des Hundes ihr zur Seite weckte ſie aus ihrer Betäubung.

Kaum wiſſend, was ſie that, nahm ſie mit einer raſchen Bewegung die Schachtel vom Boden auf, trug ſie in die dunkle Stube und ſetzte ſie auf den Tiſch. Dann machte ſie, fliegenden Buſens, Licht und näherte ſich damit ihrem Fund.

Die Hand, womit ſie den Leuchter hielt, zitterte wie Eſpenlaub und mehr noch zitterte die andere, welche ſie nach dem Tuch ausſtreckte, womit die Schachtel bedeckt war.

Sie mußte innehalten, das Licht auf den Tiſch ſtellen, ſich auf einen Stuhl werfen, um den Schwindel, der ſie anwandelte, vorübergehen zu laſſen.

Der Hund legte ſeine Vorderpfoten auf den Tiſchrand und ſchnobberte an der Schachtel herum. Aber er knurrte nicht mehr, ſondern winſelte nur.

Reſi ſtand auf, leichenblaß, aber nicht mehr zitternd.

So ſchob ſie den Hund zur Seite und zog langſam die Decke von der Schachtel.

Da lag, auf ein Kiſſen gebettet, ein ſchlafendes Kind vor ihr, kaum zwei Monate alt, ſchön und wohlgebildet, aber ſchön wie — Schwarzelſi.

„Ihr Kind!“ ſtammelte die unglückliche Frau.

Das Blut ſchoß ihr mit einer Gewalt ins Antlitz, welche die Adern ihrer Schläfe zu ſprengen drohte, und ein Blick wilden Haſſes fiel aus ihren weitgeöffneten Augen auf den ſchlummernden Findling.

Als ſie ſo ſtand und ſtarrte, bewegte ſich das Kind und ſchlug die Augen auf — die braunen guten Augen Ruedi's, wie ſie vormals geweſen.

„Sein Kind!“ rief Reſi aus und ein Stral himmliſchen Erbarmens ſpielte auf ihrer Stirne, als ſie ſich jetzt zu dem Findling niederbeugte.

Sie nahm das Kind ſanft aus dem Behälter, drückte es an ihre Bruſt und ein Strom von Thränen rollte ihr über die Wangen herab.

Sie konnte wieder weinen, nach ſo vielen Leidenstagen zum erſtenmal wieder weinen und, oh, wie thaten ihr dieſe Thränen wohl!

„Sie haben dich ausgeſetzt, armes Geſchöpf“, ſagte ſie ſchluchzend. „Die dich geboren, ließ es zu, that es vielleicht ſelbſt. — Aber du ſollſt nicht verlaſſen ſein. Ich will dich hegen und pflegen, als hätt' ich dich unter meinem Herzen getragen, will deine Mutter ſein und dich lieben, lieben — bis zu meinem letzten Athemzug.

Ein neuer Gedanke kam ihr. Sie trug den Findling in das Hinterſtübli, zog die zierliche Wiege aus der Ecke und bettete das Kind darein. Es war bis dahin ſtill geblieben, jetzt aber ließ es jenes Gewimmer vernehmen, womit geſunde Kinder anzeigen, daß ſie nach Nahrung verlangen.

„Ja, du ſollſt haben, arm's Närrli, du ſollſt haben!" ſagte Roſi; „wart' nur es bizzeli, ich bin gleich wieder da."

Eilends und leiſe, um ja das droben ſchlafende Mareili nicht zu wecken, weil ſie alles ſelber thun wollte, ging ſie durch die hintere Hausthüre zum Stall hinüber und kam bald mit einem Napf voll friſchgemolkener Milch zurück.

Der Türk ſaß hart neben der Wiege, wedelte mit dem Schweif und leckte die zappelnden Händchen des wimmernden Kindes.

„Das iſt ſchön, Türk, das freut mich von dir", ſagte Roſi lächelnd und nahm geſchäftig ein Gütterli[1]) aus dem Glasſchrank, das „Mämmeli", welches die verſorgliche Zwiblbäurin ſeiner Zeit unter das übrige zur Ausſteuer ihrer Tochter gehörende Geſchirr geſtellt hatte. In dieſes Mämmeli goß ſie von der friſchen Milch und tränkte daraus das Kind, das recht herzhaft zog und ſog und, nachdem es ſatt war, wieder ein ſchlief.

---

[1]) Fläſchchen. Gütterli iſt Diminutiv von Guttere, Flaſche.

Reſi ſtand noch lange an der Wiege, das Kind zu betrachten. Sein Anblick war ihr nun ſchon vertraut und lieb, auch wenn es die Augen zuhatte. Es war ihr wie ein Geſchenk, vom Himmel gefallen. Sie konnte nicht ſatt werden, mit linder Hand die Kiſſen zurecht zu rücken und die Decke glatt zu ſtreichen, damit der Findling ja recht ſanft und warm gebettet ſei. Immer wieder kehrte ſie zu der Wiege zurück, nachzuſehen, ob doch ja alles in Ordnung ſei und mit herabgeneigtem Ohr zu lauſchen, ob der Athem des ſchlummernden Kleinen ruhig und regelrecht ginge.

Endlich ging auch ſie zu Bette, in dem Hinterſtübli, wo ſie ſchon ſeit Wochen ſchlief, ſeit jenem Unglückstag, wo das Mareili mit der großen Neuigkeit aus der Kirche heimgekommen war und Jungfer Bibbeli auf den Blitz den Donner geſetzt hatte. Seitdem hatte ſie nicht mehr in der Kammer drüben neben der Stube geſchlafen, denn ſchon der Anblick ihres Ehebettes erregte ihr einen Schauder, welchen ſie nicht zu überwinden vermochte — nie mehr!

Aber jetzt dachte ſie gar nicht daran, weil ſie überhaupt an nichts dachte als an das Kind, deſſen Wiege ſie hart an ihr Lager gerückt hatte. Es jubilirte etwas in ihr wie erfüllte Mutterſehnſucht und dieſer Jubel war vielleicht höher und heiliger, als wenn das Kind ihr eigen Fleiſch und Blut geweſen. Sie fühlte, daß ihr Leben wieder einen Inhalt habe, und drückte das in ihrer Weiſe aus, indem ſie vor ſich hin ſagte:

„Jetzt weiß ich doch, wozu ich noch auf der Welt bin. —“ Sie ſprach ein inbrünſtiges Dankgebet und in die Worte deſſelben hinein läutete eine helle Freudenglocke in ihrem Herzen. Unter dieſen Klängen ſchlief ſie ein und ſchlief ſo ſanft und ſüß, wie ſie ſeit langer, langer Zeit nicht mehr geſchlafen hatte.

## Dreizehntes Kapitel.

„Freut euch des Lebens!“

Man hat es tauſendmal geſagt, und doch drängt es ſich unſerer Betrachtung täglich von neuem wieder auf, daß das Narrenſpiel des Lebens ſeine Zugkraft nur den grellbunten Gegenſätzen verdanke, aus welchen es ſich zuſammenſetzt. Allerdings iſt dieſes Narrenſpiel überwiegend mehr traurig als luſtig, aber als Herſteller des Gleichgewichts iſt ja Vater Humor da, der alte und ewigjunge Tröſter der Menſchheit, der mit dem Munde zu lachen vermag, während ihm die Thräne im Auge ſteht, der gute Papa, der die über Mühſal und Schmerz ſeufzenden und ſchreienden Kinder in ſalomoniſche Weisheit einwindelt und die klagenden mit den Worten ſchweigt: „Was ſoll der Lärm? Alles iſt eitel, wißt ihr? Drücken euch die Schuhe, in denen ihr ſpringen und tanzen müßt? Thun euch die Hühneraugen weh, an den Füßen oder gar am Herzen? Bagatelle, nicht der Rede werth! Ihr habt bei alledem nichts zu thun, als ein paar Jahre mehr oder weniger Geduld zu haben. Dann fällt der Vorhang, die Lampen verlöſchen und die ganze Narrerei iſt aus.“ Der gute Papa hat vollkommen recht, aber um „die paar Jahre“ iſt's doch eine gar eigene Sache: denen, die mit in ſpaniſche Stiefel gepreßten Beinen das große Narrenſpiel mitmachen müſſen, werden denn doch die paar Jahre lang, ſehr lang, entſetzlich lang! Nur den Glücklichen gehen ja die Uhren zu ſchnell.

Wer in der Nacht, wo im Hauſe zum Rütli eine That des edelſten Heldenthums gethan wurde, nicht ſo gut ſchlief wie die Reſi, das war der Pfarrer von Windgellen. Wunderliche Geſchöpfe, die wir ſind! Als der gute Milder das Zerwürfniß zwiſchen Reſi und ihrem Gatten zuerſt in deſſen ganzem Umfang erfahren, als er ſich klar gemacht, wie unheilbar dieſer Bruch ſei, hatte ſich daran eine unbeſtimmte, aber ſüße Hoffnung für ihn geknüpft. Wenn die Scheidung wirklich vollzogen würde, könnte es dann nicht geſchehen, daß das Herz der unglücklichen, troſtbedürftigen Frau ihm ſich zuwendete, ihm, der ſie ſo lang und ſo innig geliebt? Aber dieſe Hoffnung und was ſich von Ausſicht auf Glück damit verbunden, war ebenſo ſchnell wieder verſchwunden und zwar nicht erſt verſchwunden bei dem ängſtlich ſtaunenden, wildfremden Blick, womit ihn Reſi angeſehen, als er ihr droben am Wildſee ſo lange Verhehltes geſtanden — nein, nicht erſt da. Selbſt edlen Gemüthern wohnt eine inſtinktartige Scheu vor dem Unglück inne, und wenn ihnen auch der von Zeus' Blitze getroffene Baum heilig iſt, wie er es den frommen Griechen war, ſo tragen die meiſten doch Bedenken, aus dem zerſplitterten Stamm eine Hütte ſich zu zimmern. Aber eine Hütte, ein Heim will am Ende jeder haben, und ſo iſt es begreiflich, daß ſich Milders Gedanken mehr und mehr von der älteren Schweſter ab und der jüngeren zuwandten. Und doch machte er ſich wieder ein Gewiſſen daraus, ſeiner erſten

Neigung untreu zu werden; aber zu ſeinem Troſte fiel ihm dann ein — ſelbſt die beſten Menſchen ſind nicht immer frei von Sophiſtik — daß er als Breneli's Gatte für Roſi zu thun vermöchte, was ein Bruder nur immer thun könnte. Wär' nur das Breneli erſt ſeine Frau! Aber das war ja auch vorderhand eine bloße Phantaſie. Die Roſi könnte ſich doch getäuſcht haben und — und — kurz, eine ganze Kette von lauter „und" und „wenn" und „aber" turbulirte und drangſalirte den armen Pfarrer, während er ſich ſchlaflos in ſeinem Bette hin und her warf. Am Ende mußte ſich jedoch dieſe ganze Kette vor dem Zauberſprüchlein ducken: „Es wäre doch möglich! Es könnte doch ſein!" Jungen Leuten, ſelbſt jungen Pfarrherrn, iſt dieſe Formel ſehr geläufig. Aelter geworden, verlernt man ſie oder glaubt wenigſtens nicht mehr an ihre magiſche Kraft.

„Ja, es könnte doch ſein!" Damit duſelte Stephan Milder gegen Morgen zu endlich ein und erwachte denn auch viel ſpäter als gewöhnlich. Er wäre auch dann noch nicht erwacht, wenn nicht die alte Klephe[1]), ſeine „Spetterin"[2]), die ihm Frühſtück und Abendkoſt bereitete und das Mittageſſen aus dem blauen Fuchs holte, an die Thüre ſeiner Schlafſtube gepöpperlet hätte, „gäng verwunderet", daß der Herr Pfarrer „ſo lang im Neſt ſey". Der Kaffee ſtehe auf dem Tiſch und binnen einer halben Stunde würde gäng der Leichenzug des alten Schurbaurs das Thal heraufkommen und gäng ſei vorhin auch der Strobelchäpi, der Bränntsludi, da geweſen und hätt' neime 'nen Brief gebracht.

---

[1]) Kleophea, welcher kothurnhafte Frauenname in der angegebenen Korrumpirung in der Schweiz ſehr häufig iſt.

[2]) Aufwärterin.

„Schurbauer, Strebelchäpi, Bränntesludi, Brief?" brummelte der ſchlaftrunkene Pfarrer, ſich die Augen reibend. „Ach ja, der wird heute begraben, nämlich der Alte aus der Schur."

Damit fuhr er in ſeine ſchwarzen Amtshoſen, welche dem in ſolchen Dingen nicht ſehr akkuraten Pfarrherrn die alte Klephe am Abend zuvor fürſorglich hingelegt hatte.

Er war aber immer noch halb im Schlaf und Traum. „'s Breneli iſt ein ſo allerliebſtes, »dundersönettes«, ja noch viel dundersönetteres Breneli, als ſich der gute Hebel nur irgendmal von einem träumen ließ — ſoviel iſt gewiß!" ſagte er mit voller Ueberzeugung vor ſich hin und lachte dazu und fiel in eine ſo angenehme Zerſtreuung, daß er ohne Arg, das heißt, ohne es zu merken, über die engen ſchwarzen Amtshoſen noch die weiten grauweißen Sommerbeinkleider anzog, die er in dieſer Jahreszeit zu tragen gewohnt war. Seine übrige Toilette war bald gemacht und ſo ging er in die Stube hinaus, um ſich ſeinen Morgenkaffee durch den fraglichen Brief, der auf dem Tiſche lag, nicht verſüßen, aber verſalzen zu laſſen.

Schon das Aeußere des Briefes verſtimmte ihn, weil die Adreſſe, eine nicht unzierliche Frauenhand verrathend, lautete: „Meinem ſehr lieben Herrn weiland Seelenhirten, Jugend- und Tugendlehrer Stephan Milder." Auch roch das Papier ſo nach Patſchuli und das konnte der Pfarrer nicht leiden. Er vertiefte ſich aber doch ſo eifrig in das Schreiben, daß er nicht beachtete, wie der zahme Staar, welchen er ſich als Geſellſchafter hielt, mitten in der Zuckerbüchſe ſich etablirte und da nach Herzensluſt wirthſchaftete.

Schwarzelii ſchrieb dem Pfarrer, unter Anwendung von allerlei krauſen und frivolen Redensarten, ihre ſonſt klaftertief gewurzelte Tugend ſei leider zu Falle gekommen, wie dies ja in dieſer ſündigen Welt der Tugend überhaupt öfter paſſire als nicht. Im vorigen Jahr habe es nämlich zu Berlin ſchon im Oktober Glatteis gegeben und da ſei es nicht eben wunderbar zugegangen, daß ſie eines ſchönen Abends ausgeglitſcht und gefallen ſei. Die Folgen dieſes Unfalls würden ihm, dem Pfarrer, ohne Zweifel ſchon bekannt ſein, da es ja in Windgellen eine vortreffliche Zeitung gebe. Zu ihrem Bedauern habe ſie in den letzten Tagen die Ueberzeugung gewinnen müſſen, daß der Mann, welcher beſagtes berliner Glatteis ſo ſchnöde mißbraucht hätte, ſie ſitzen laſſen wollte, indem er ſeinem feierlichen Verſprechen zum Trotz, von Thun aus die nöthigen Schritte zu ihrer Rehabilitation einzuleiten, nichts habe von ſich hören laſſen. Sie hätte aber weder Zeit noch Luſt, ſitzen zu bleiben, weder im wörtlichen noch im figürlichen Sinn. Demzufolge ſei ſie, wann er dieſe Zeilen leſe, ſchon über alle Berge, welche jemals wiederzuſehen ſie nicht das geringſte Verlangen trage. Seien ihr doch die letzten vierzehn Tage unendlich lang geworden, noch um einen ganzen Zoll länger als der Bart der berühmten Jungfer Bibbeli. Das hätte ſie nicht länger präſtiren können, nicht um tauſend Dutzend Rodis willen. Er, der Pfarrer, und wohl auch noch andere Leute ſeien ſicherlich ſo billig und chriſtlich, einzuſehen, daß ſie ſich mit dem Kinde, das übrigens getauft ſei und Rudolf heiße wie ſein Vater, nicht habe ſchleppen können, um ſo weniger, da ſie nicht ganz ſicher geweſen, ob ihr guter alter märkiſcher Baron und Großpapa von der Schnarbitz für dieſes ſchweizeriſche Produkt auch ſo eine große Zuneigung empfunden haben würde wie für anderes Schweizerſpielzeug. Sie habe [illegible] Abweſenheit des Vaters, geſtern Abend das Kind einſtweilen der Reſi ins Haus geſtellt. Die Reſi habe ſich ja ohne Zweifel ſchon lange ein Kind gewünſcht und das ihr jetzt über Nacht beſcherte ſei ein allerliebſtes Püppchen. Durch dieſes ſimple Arrangement ſei ihr, der Elſi, von einem und der Reſi zu einem Kinde und alſo ſei beiden geholfen. Im übrigen empfehle ſie ſich der öffentlichen Meinung von Windgellen zu Gnaden und — auf Nimmerwiederkehr.

„Die Rabenmutter!“ brach der Pfarrer zornig los. Faſt hätte er geſagt: „Das Rabenaas!“ Es gibt Dinge, über welche ſelbſt ein Milder wild werden kann, werden muß und unſer guter Paſtor war wenigſtens früher keiner von denen geweſen, in welchen ſich die Zornesader nie regt. In der erſten Zeit nach ſeiner Ordination hatte er in einer Gemeinde im Emmenthal vikariſirt und da war es ihm begegnet, daß er als Katechet über einen Bauernjungen wild wurde, der nicht nur vernunftwidrig, ſondern ſo zu ſagen polizeiwidrig vernagelt war. Was hatte ſich der Vikar Mühe gegeben, wenigſtens den einen oder andern von den berühmten Sprüchen der Bergpredigt in dem Tohu-Wabohu dieſes Schädels anzuſiedeln! Umſonſt. Da riß ihm endlich die Geduld, und während er dem hoffnungsloſen Jungen zum hundertſten mal den Spruch vorſagte: Seid ſanftmüthig von Herzen u. ſ. w., ſchlug er ihm zugleich das Buch nach Noten um die Ohren. Da er nicht ohne Sinn für das Komiſche war, konnte er an dieſen Akt evangeliſcher Sanftmuth nie zurückdenken, ohne innerlich zu lachen. Aber derſelbe war auch eine große Lehre für ihn geweſen. Er hatte doch den Vernagelten nie mehr anſehen können, ohne ſich im Stillen vor demſelben zu ſchämen, und ſo hatte er jener theologiſchen Sanftmuth entſagen gelernt, welche im kleinen Stil dumme Jungen beohrfeigt und im großen die Weltgeſchichte mit einem von Scheiterhaufenflammen roth angeſtrahlten Meer von Blut und Thränen erfüllt hat.

Derweil hatte es drüben auf dem Kirchthurm zu läuten begonnen und der Pfarrer warf den Brief auf den Tiſch, was für den Staar eine Andeutung war, ſeine Razzia in der Zuckerbüchſe zu beendigen. Er flog auf die Ofenſtange und, höchlich zufrieden mit ſeiner Morgenarbeit, pfiff er hellauf die Melodie: „Freut euch des Lebens!“

„Ja, freut euch des Lebens!“ ſagte der verſtimmte Wilder. „Du haſt gut pfeifen, du! In der Vögelwelt gibt es keine ausgeſetzten Kinder, keine Rabenmütter. Und doch — Kukuksmütter. — 's iſt ein Elend — Aber jetzt möcht' ich nur wiſſen, wo meine ſchwarzen Hoſen ſtecken.“

Er war in das Schlafzimmer getreten und ſuchte dort nach dem fraglichen unentbehrlichen Stück ſeines pfarramtlichen Anzugs. Es war hohe Zeit, denn ſchon kam die alte Klephe herein mit der Meldung, daß der Leichenzug auf dem Kirchhof angelangt ſei.

„Ich komme ſchon, auf der Stelle. — Aber, Klephe, wo ſind denn nur meine ſchwarzen Hoſen?“

„Herr Jeſſes, jetzt hat er noch nit einmal die Pfarrershoſen an!“

„Wo habt Ihr ſie denn?“

„Ich? Ich hab' ſie gänz nit an, ich! Sie müſſen numme dort neben dem Bett liegen, wo ich ſie geſtern z'Obig hing'legt.“

„Sie ſind nicht da. Helft mir doch ſuchen! 's preſſirt!"

„Fryli, fryli, Herr Pfarrer. Sie läuten ja da drüben, daß abſegrad d' Glocke zerſpringen möcht'."

Große, eilfertige, fliegende Unterſuchung, da, dort, hüben, drüben, Kaſten Auf- und Zuſchlagen, Umkehrung aller Ordnung, vollſtändige Anarchie.

„Die Hoſen!" rief der Pfarrer.

„Die Hoſen!" jammerte die alte Klephe.

„Hoſen!" echote der Staar.

„Klephe, wo bleibt denn der Herr Pfarrer?" rief eine Stimme drunten an der Treppe.

„Herr mynes Lebens, jetzt kommt noch 's Bibbeli dazu!" ächzte die alte Frau.

Und richtig, ſchon erſchien die Geſtalt der ehrſamen Jungfer in ihrer ganzen Länge unter der offenen Stubenthüre. Drüben auf dem Kirchhof ſtand harrend der Leichenzug und der Pfarrer kam nicht. Das hatte was zu bedeuten. Die Zytig der Windgellen witterte ein Ereigniß. Es hatte ſie herübergetrieben und herauf.

„Schön guten Morgen, Herr Pfarrer. Nichts für ungut. Wollte nur ſagen, die Leich' —"

„Ich weiß, ich weiß. — Aber die Sache iſt, ich kann meine Hoſen nicht finden."

„Seine ſchwarzen Hoſen!" erklärte die Klephe außer ſich.

„Er kann ſeine ſchwarzen Hoſen nicht finden?" erwiderte Bart-Bibbeli tragiſch und hätte gern die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen, wenn ſie nur nicht in der einen Hand das Sacktuch und in der andern das Geſangbuch gehabt hätte.

„Aber, Herr Pfarrer", ſagte die Klepbe, ſich ermannend. „Ihr habt ja noch ein anderes Paar. Die alten, wißt Ihr?"

„Richtig, richtig; wo ſind ſie? Geſchwind her damit! — Aber halt, da fällt mir ein, ich habe ſie, glaub' ich, vor etlichen Tagen einem armen Handwerksburſch gegeben, den ſein Unſtern da herauf verſchlagen hatte."

„Herr Jeſſis, Herr Jeſſis! Jetzt hat er die anderen verſchenkt. Ja, ſo iſt er! Der gäb' gäng alles weg. — Aber wo ſind denn die neuen Hoſen? Sie können doch nit wegg'flogen ſein? Man möcht' ja nu abſograd' verzwarzle und verzäble."

„Das iſt 'ne G'ſchicht'!" bemerkte Bart-Bibbeli ſentenziös.

„Zum Tollwerden!" der unglückliche Pfarrer.

„Freut euch des Lebens!" ſchrie der Staar wie beſeſſen auf ſeiner Ofenſtange.

Das ſchlug dem Faß den Boden aus. Milder mußte hell hinauslachen.

„Herr Jeſſis, jetzt lacht er gar noch! Hat man je ſo was verlebt?"

„Aber, Herr Pfarrer, was werden die Leut' denken? Die Leich' kann doch nit länger warten. 's iſt gäng gruſli! Nit drum, ich mein', der alt' Schurbaur könnt' neime auch in Himmel kommen, wenn Ihr ihm in ſo helli Hösli d' Leichenpredigt haltet."

„Weiſe geſprochen, Jungfer Bibbeli, weiſe wie Salome. Alles iſt eitel, wißt Ihr? Sogar die ſchwarzen Hoſen."

Und in komiſcher Verzweiflung wollte er ſich in ſeine Stiefel ſtürzen.

Da, als er zu dieſem Zwecke die hellen Sommerhoſen hinaufſtreifte, kamen darunter die theologiſchen ſchwarzen zum Vorſchein.

„Viktoria!“ rief er aus.

„Hat man je ſo was g'ſehen?“ ſagte s' Bibbeli hinausgehend. „Er hat zwei Paar Hoſen an und merkt's nit!“

Die Zeitung konnte es kaum erwarten, bis der alte Schurtauer im Grabe war. Hunderttauſend Paar Hoſen, ſchwarze und hellgraue, baumelten ihr vor den Augen, vor der Seele. Oh, das gab wieder mal einen Geſchäftstag für ſie! Kaum war die Ceremonie vorüber, lief die erweckliche und erſchreckliche Hoſengeſchichte wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Die Windgellener lachten, aber die Zytig nahm die Sache nicht ſo leicht. Das ſei gar nicht ſo lächerlich, meinte ſie. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Sie wolle zwar nichts geſagt haben, ſie, gar nichts. Sie ſei keine ſo eine, die ihre Freude dran habe, ihre Mitmenſchen in üble Nachrede zu bringen, und vollends gar ſo 'es Männli, wie der Herr Pfarrer ſei. Aber man werde ſchon ſehen, wie das noch ausländen würde, man werde ſchon ſehen. Sie hätte es ja ſchon längſt gemerkt, daß es dem braven Herrn nummeeiniſch rabbeln müßte. Er ſei ja immer ſo ernſthaft und traurig geweſen und jetzt fang' er plötzlich an, hellauf zu lachen, und hab' in hellgrauen Hoſen, in Sommerhoſen eine Leichenpredigt thun wollen. Nur ihre Dazwiſchenkunft habe dieſes Spektakel verhütet. Der arme Herr hätte eben heiraten ſollen, ja, das hätte er. So allein in ſeinem Pfarrhaus hab' er ſich überſtudirt. Das ginge gäng ſo. Sie habe mal einen verflixt geſcheiden Mann ſagen hören, von dem ewigen Bücherleſen wüchſe gäng der Verſtand, aber rückwärts wie ein Kuhſchwanz. Sie könne aber nichts dafür, ſie hätte es dem armen Herrn mängiſt[1] deutlich merken laſſen, daß er beizeiten heiraten ſollte, wie andere Pfarrer auch. Jetzt habe man's, jetzt ſei er letzköpfig und man würd's erleben, daß er mal drei Paar Hoſen oder ſo viel er nur immer hätte, über einander anthäte oder aber gar — pfüdi, ſie mög's kaum denken, es ſei eine g'ſchämige Sach' — eines Sonntags ohne Hoſen auf die Kanzel käme. Doch, wie geſagt, ſie wolle nichts geſagt haben, ſie; aber man würd's ſehen, man würd's ſchon ſehen.

„Was wird man ſehen, alt's Bibbeli?" ſchrie der Wirth zum blauen Fuchs, in deſſen Küche die Zotig ihren Leitartikel über die pfarrherrliche Hoſenfrage zum beſten gab. „Was wird man ſehen? Das wird man ſehen, daß deine Zahnluck' gäng allwyl größer und dein Bart allwyl länger wird."

Bibbeli hob die Augen gen Himmel und warf dann ihrem Vetter, dem Fuchswirth, einen Blick zu, einen Blick, wie ihn etwa der Prophet auf das dem Untergang geweihte Ninive geworfen. Hierauf ſchritt ſie mit ſchweigſamer Majeſtät hinaus. „Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen" — würde ſie gedacht haben, wenn ſie nur den Vers gekannt hätte.

Inzwiſchen war der Pfarrer zur Zwibl hinaufgegangen, Schwarzelſi's Brief in der Taſche. Er wollte mit der Zwiblbäurin darüber reden. Er wollte aber noch über etwas anderes reden, nicht mit der Zwiblbäurin, wenigſtens nicht in erſter Linie, aber mit dem Vreneli.

Als er nach der Beſtattung des Schurbauers heimkam und den Kirchenrock abthat, mußte er noch einmal herzlich über die Scene lachen, die zuvor von ihm und der Klephe und dem Bibbeli und dem Staar aufgeführt worden, und als er ausgelacht, meinte er:

---

[1] Manches mal.

„Meine liebe Mutter ſelig hat ja oft geſagt, wenn man etwas recht Wichtiges vorhabe, ſo ſoll man es ausführen an einem Tage, welcher recht luſtig angefangen. Nun, die Geſchichte mit den verwunſchenen Hoſen war luſtig genug. Der Brief freilich — aber einerlei, probir's mal, Stephan, probir's!"

So ging er denn, es zu probiren.

In die große Stube des Zwihlhofs getreten, fand er dieſelbe leer und wollte eben die zur Küche führende Thüre öffnen, wo er Geräuſch hörte, als dieſelbe von draußen aufging und mit vorgebundener weißer Küchenſchürze 's Vreneli hereintrat.

Es war doch auf und eben ſo ein hebel'ſches „Herli", das tunderſnette Meitſchi! Nicht geputzt, aber doch ſo friſch und ſauber in den weißen Hemdärmeln und dem rothen Bruſttuch wie ein Vögeli, akkurat wie ein Vögeli.

Dem Pfarrer ward es ſiedend heiß, als er ſich dem Mädchen ſo plötzlich allein gegenüber ſah. Er hatte den ganzen Weg her eine ſchickliche Anrede einſtudirt; die war aber jetzt bis zum letzten Buchſtaben aus ſeinem Gedächtniß verſchwunden, verdunſtet, rein weg. Er drehte den Hut in den Händen, mit einem Eifer, als wär' ihm aufgegeben worden, die Krämpe wegzudrehen.

Seine Verlegenheit machte auch das Mädchen verlegen, auf deſſen Wangen die Farben raſch wechſelten. Aber nicht für lange. Die Frauen haben einen merkwürdig ſchnellen Ueberblick und finden ſich unſchwer zurecht.

„Mein Müetti wird ſogleich da ſein, Herr Pfarrer“, ſagte Breneli. „Sie iſt neime nur in den Heugaden hinüber. Ich will ſie rufen.“

„Ja, thut das, Breneli, das heißt, ich kann ſchon warten, ich —“

„Ihr wollt doch mit dem Müetti reden, Herr Pfarrer?“

„Eigentlich ja, indeſſen — nun ja, ich wollte auch mit Euch reden, Breneli.“

„Mit mir?“

„Ja, und — ſeht, ich kann nicht lange hinter der Hecke halten und ſo will ich es denn gerade herausſagen, daß ich als Freiwerber komme.“

Das Wort traf Breneli ſchwer. Es iſt in dem Thal von Windgellen der Brauch, daß namentlich in Fällen, wo die Heiraten nicht Herzens-, ſondern Konvenienzſache ſind, der Heiratsluſtige durch einen guten Bekannten die Anfrage an ſeine Erwählte thun läßt. Breneli wurde bleich und ſchlug die Augen nieder. Aber als ſie dieſelben wieder erhob und bang forſchend den Pfarrer anſah, kehrte die Röthe auf ihre Wangen zurück und in den allerliebſten Grübchen derſelben kicherte der Schalk.

„Als Freiwerber kommt Ihr?“ fragte ſie. „Für wen?“

„Oh, ich glaube ſagen zu dürfen: für einen ordentlichen Mann. Wenigſtens wird man ihm nicht gar viel übles nachreden können.“

„Ich meinte —“

„Was meintet Ihr, Breli?“

Wie ſprach er nur dieſe vertrauliche Abkürzung ihres Namens ſo gar eigen! Er hatte dieſelbe auch noch gar nie ihr gegenüber gebraucht. Es klang ſo gut, ſo lieb, ſo ſüß! Die Jugend hat ſolche ſeelenlöſende Laute und Accente in der Bruſt, die Jugend und das Glück.

„Ich meinte — aber ich darfs nit ſagen.“

„Oh, Ihr dürft mir alles ſagen, Vreli.“

Schon wieder „Vreli!“ Nun wohl, da mußte es ſchon heraus.

„Ich meinte“, ſtammelte ſie hochroth, „ich meinte, Ihr wolltet für Euch ſelber ſprechen.“

„Und wenn ich's wollte, Kind, wenn ich's wollte?“

„So würd' ich ſagen: Thut es in Gottesnamen!“

„In Gottesnamen denn: Vreli, wollt Ihr meine Frau werden?“

„Ja, und von ganzem Herzen und von ganzer Seele ja und tauſendmal ja!“

Der arme Hut mit ſeiner mißhandelten Krämpe fiel auf den Boden, denn der Pfarrer hatte jetzt etwas anderes zu halten.

Es ward ihm doch recht „himmelhochjauchzend“ zu Muthe, als er das friſche, ſchöne, vor Wonneüberſchwang lachende und weinende „Chind“ von neunzehn Jahren in den Armen hielt.

Die Glücklichen! Auch ſie umklang jetzt das alte Hohelied, welches in ſeiner ganzen Kraft und Glut nur einmal dem Menſchen tönt und für neunundneunzig Paare von hunderten ſo bald verklingt, wenn nicht gar in trübſälige Diſſonanz umſpringt. Und dennoch, wer es nie gehört, der darf auf die Frage: „Was thuſt du denn eigentlich in der Welt?“ mit gutem Grund zur Antwort geben: „Ich weiß es ſelber nicht.“

Die Zwiblbäurin, welche unter der offen gebliebenen Küchenthüre erſchien, ohne daß die beiden ſie wahrnahmen, mußte wohl auch etwas von dem Liede hören; denn ſie ſchien die Gruppe, welche ſie vor ſich erblickte, gar nicht mit Mißfallen anzuſehen, im Gegentheil, ganz im Gegentheil.

Endlich that ſie einen Schritt vorwärts in die Stube und die Liebenden mußten jetzt wohl auch wieder in die Wirklichkeit zurückkehren.

„Werthe Frau Leuenberger", hob der Pfarrer an.

Aber Vreneli ließ ihn nicht vollenden. Das Antlitz voll Glut und Glück und die Hand des geliebten Mannes feſthaltend, lachte ſie der Mutter entgegen:

„Müetti, lieb's Müetti, lueg', der Recht' iſt kommen!"

„Ich ſeh's, Kind, ich ſeh's und gäng mit Freuden. Und ſeiet, Herr Pfarrer, ich darf wohl ſagen, 's Vreli wird ein brav's Fraueli werden und bleiben, wenn Ihr gut mit ihm ſeid."

„Wie könnt' ich anders? Nicht wahr, Vreli, du vertrauſt mir?"

„Von ganzem Herzen, lieber Stephan."

„Ja, das thut ſie ſeyli, Herr Pfarrer. 's iſt kein falſch Aederli im Vreneli. Aber, Kinder, die Sach' hat neime doch ein Häkli."

„Ein Häkli?" erwiderten die Verlobten aus einem Munde.

„Ja, aber ſeid nur nit gleich ſo erſchrecken. Lueget, 's iſt ſo. Du weißt, Vreli, der Vater ſelig hat uns noch auf dem Todbett anbefohlen, die Zwibi nit in fremde Händ' kommen zu laſſen. Nun hat aber das arm' Roſi keine Kinder und du, Vreli, wirſt Frau Pfarrerin. Ich wüßt' wohl 'nen Ausweg, Chind, wenn mir dein Hochzyter ebbis verſprechen wollt'."

„Von Herzen gern, liebe Mutter", ſagte Milder. „Was wollt Ihr, daß ich verſpreche?"

„Daß Ihr den erſten Chnaben oder mira auch den zweiten, den Euch 's Vreli bringt, zu 'nem rechtſchaffenen Bauersmann erziehen wollt. So blieb die Zwihl doch im leuenberger Blut und könnt' ich mei'm Kueri, wenn ich wieder zu ihm komm', ſagen, daß ſein letzter Wille getreuli erfüllt werden."

„Es ſoll ſo ſein!" erwiderte ernſt der Pfarrer, der Mutter die Hand hinreichend. Und ſcherzend fügte er, zu ſeiner Braut gewandt, hinzu: „Du wirſt mich mit meinem Verſprechen nicht zu ſchanden werden laſſen, Vreli, nicht wahr?"

Die erröthende Braut antwortete nur mit einer Senkung der Wimpern, aber dieſe Antwort ſtellte den glücklichen Pfarrer vollkommen zufrieden.

Nachher brachte er den Brief Schwarzelſi's zur Sprache, deſſen Inhalt Mutter und Tochter ſehr beſtürzt machte. Da kam aber gerade die Roſi ſelber, und das gefaßte und ſichere Auftreten der jungen Frau verwunderte die drei nicht wenig. Sie hatten Verzweiflung erwarten müſſen und fanden jetzt nur milde Gefaßtheit. Es entging dem Pfarrer auch nicht, daß die Haltung Roſi's wieder viel aufrechter als ſeit langem und daß ein Hauch der früheren Roſenfarbe auf ihre bleichen Wangen zurückgekehrt ſei.

Natürlich wurde die ältere Tochter des Hauſes von dem ſo eben eingetretenen frohen Familienereigniß ſofort in Kenntniß geſetzt. Ihrer jüngeren Schweſter zärtlich zugethan und voll Hochachtung vor Milders Charakter, ſah ſie damit einen lange gehegten Wunſch erfüllt. Ihre Freude war groß und innig rührte ſie es, als der Pfarrer ſie mit einfacher Herzlichkeit bat, ihn von jetzt an als ihren Bruder zu betrachten und zu halten. Sie erzählte dann in ihrer ruhigen Weiſe ihre Erlebniſſe während der letzten Nacht. Was ſie dabei gelitten, wie ſie gekämpft, wie ſie geſiegt, verſchwieg ſie; aber ihre Zuhörer fühlten das alles mit, ohne daß ſie davon ſprach. Daß ſie hätte handeln müſſen, wie ſie gehandelt, ſetzte ſie als ſelbſtverſtändlich voraus und eröffnete ſchließlich ihren feſten, unabänderlichen Entſchluß, dem Findling Mutter zu ſein und denſelben in aller Form an Kindesſtatt anzunehmen.

„Dein Herz hat dir gut gerathen und du haſt das beſte erwählt, liebe Schweſter Roſi", ſagte der Pfarrer tiefbewegt. „Segen über dich!"

Die Zwiblbäurin ſchüttelte den Kopf, aber es geſchah nur aus Verlegenheit, wohin ſie mit ihren feuchten Augen ſollte.

„Ich hätt' das nit gekonnt, Röſli", ſagte ſie, und Vreneli fügte hinzu: „Arm's, arm's Röſli, ich glaub', ich hätt's auch nit gekonnt."

„Oh, Vreli, du und 's Müetti ihr hättet grad' ſo gethan, wäret ihr an meiner Stelle geweſen und hätt' euch das arm' Kind ſo ang'luegt wie mich. Was hätt' ich denn anderes thun können?"

## Vierzehntes Kapitel.

### Die geſprungene Saite.

Roſi war darauf gefaßt, zu erfahren, daß Schwarzelſi ſich nicht ohne einen Begleiter auf den Rückweg nach Berlin gemacht habe. Sie hatte ja droben hinter der Bilgismatte mitanhören müſſen, wie die beiden, Elſi und Ruedi, künftig mitſammen in der genannten Stadt leben wollten. Freilich deutete der Brief an den Pfarrer an, daß Elſi mit derſelben Leichtfertigkeit, womit ſie ihr Kind verlaſſen, auch deſſen Vater aufgegeben habe. Aber was war einem ſolchen Geſchöpfe überhaupt zu glauben? Ohnehin hatte aller Wahrſcheinlichkeit nach ihr Weg ſie über Thun geführt und da würde ſie den verleiteten Mann wohl abgeholt haben.

Hierin irrte ſich aber Roſi ganz und gar. Schwarzelſi war allerdings über Thun gereiſ't, aber in aller Eile, und hatte ſich wohl gehütet, den Ruedi aufzuſuchen. Sie war fertig mit ihm, ſobald ſie zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Charakterſchwäche des Mannes ſie verhindern würde, den Zweck zu erreichen, um deſſen willen ſie ins Thal von Windgellen gekommen. Zur Entſchädigung für dieſen Fehlſchlag ergötzte ſie ſich an dem Gedanken, an der Verhaßten, die ihr als halbwüchſigem Kind eine brennende Eiferſucht eingeflößt hatte, vollwichtige Rache genommen zu haben. Auch war es doch der prächtigſte „Jux“ von der Welt, wie ſie ihr Kind nicht nur losgeworden, ſondern daſſelbe auch der Nebenbuhlerin aufgehalſ't hatte. Der Ruodi intereſſirte ſie weiter nicht mehr. Hatte er ſich doch, meinte ſie, während ihrer Anweſenheit in der Höllenſchwärz gar ſo miſerabel benommen! Auch hatte es ſie angewidert, den Ruodi mit dem Strebelchäpi trinken zu ſehen, und endlich war ſie eine echte Loretten-Natur, deren zigeuneriſches Blut lebhaft neuen Abenteuern entgegenpulſirte. So war ſie gegangen, ohne es auch nur der Mühe werth zu halten, den Ruodi davon in Kenntniß zu ſetzen.

Ein paar Tage darauf kehrte dieſer aus dem Dienſt nach Hauſe und traf ſeine Frau allein in der Stube. Er mußte unterwegs endlich ſeinen Entſchluß gefaßt haben, denn kaum hatte er Waffen und Gepäck abgelegt, als er mit aller Faſſung, welche er aufzubieten vermochte, anhob:

„Loſ', Roſi, ſo kann es nicht länger gehen. Du mußt alles wiſſen —“

Sie unterbrach ihn, indem ſie, von ihrer Arbeit — ſie nähte Kinderzeug, was er aber nicht beachtet hatte — aufſtehend, ſagte:

„Ich weiß alles. Komm'!“

Sie winkte ihm und er folgte ihr in das Hinterſtübli, wo er mit Ueberraſchung ein Bett aufgeſchlagen und neben demſelben die Wiege ſtehen ſah.

Roſi ſchlug ſachte das grüne Tuch zurück, welches über den Wiegenbogen gebreitet war, und der treuloſe Mann erblickte ſein ſchlafendes Kind.

Er fuhr mit einem Schrei zurück, der ihm in der Kehle erſtickte.

„Lueg“, ſagte ſie mit jener einfachen Erhabenheit, von welcher nicht die Kunſt, ſondern nur die Natur weiß, „lueg', Ruedi, deine Prophezeiung iſt erfüllt. Noch ſind nicht zwei Jahre um und da liegt ein Chnäbli in der Wiege.“

Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne und er konnte nur eine flehende Gebärde mit der Hand machen.

„Seine Mutter“, fuhr ſie fort, „hat mir das Kind nachtſchlafender Weile ins Haus geſtellt. Da hab' ich es in meine Arme genommen und hab' das Gelübd' gethan, ihm Mutter zu ſein, und das will ich halten, ſo mir Gott helfe. — Und jetzt loſ', Ruedi, ich bitt' dich, faſſ' dich und merk', was ich ſag'. Um des Kindes willen, um deines Kindes willen, welches auch das meine ſein ſoll, wollen wir, wenn dir's recht iſt, mitſammen fortleben, als wäre nichts geſchehen, und wollen Eheleute bleiben vor den Leuten. Aber unter uns, Ruedi, unter uns kann es nicht mehr ſein wie früher. Verlang' das nicht, Ruedi, verlang' das nicht — es brächt' mich um! 's iſt ebbis abenand¹) da innen in mir. Ob es wieder zuſammenheilen wird oder kann, ich weiß es nicht. Die Zeit, ſagt man, heil' alles, und ich will dran glauben, ich will dran glauben. Aber rühr' du jetzt nicht daran, nur um das bitt' ich dich!“

Sie ſprach das, wenn auch ernſt, doch milde. Aber gerade dieſe Milde, dieſe Großmuth erdrückte den unglücklichen, ſchon

---

¹) Auseinander, zerbrochen.

lange haltlos gewordenen Mann, ſo daß er ganz in ſich zuſammenbrach. In dieſer qualvollen Stunde ward er ſich erſt recht klar bewußt, was er beſeſſen, was er verrathen, was er verloren.

Vernichtet warf er ſich ſeiner Frau zu Füßen, umfaßte flehend ihre Kniee und konnte nur ſchluchzend das Wort „Verzeihung!“ hervorſtammeln.

„Ich habe verziehen“, ſagte ſie, ſanft ſeine Hände löſend und ihn aufrichtend, „dir und auch der, welche ihr Kind und dich ſo leichtfertig verlaſſen konnte. Ja, ich habe verziehen. Wäre ſonſt das Kind hier? Woher hätt' ich ſonſt die Kraft genommen, es mein Kind zu nennen, unbekümmert, was die Leute dazu ſagen? Laß auch du ſie reden. Nie ſollſt du ein Wort des Vorwurfs von mir hören, nie! Aber ſei ein Mann, Ruedi, ſei ein Mann! Werde wieder brav und gut, noch iſt es Zeit, und lueg', wir haben ja jetzt ein Kind!“

Er konnte nicht hinſehen, wie ſich Roſi zu dem inzwiſchen erwachten Kinde neigte, wie der Kleine, der ſeine zärtliche Pflegerin ſchon kannte, die Händchen nach ihr ausſtreckte und wie ſie ihn mit Liebkoſungen bedeckte. Nein, er konnt' es nicht mitanſehen. Er fühlte auch, daß er ſeine Augen nie mehr zu denen ſeiner Frau erheben könnte, nie mehr!

Einige Wochen lebte er ſo hin. Er hielt ſich zu Hauſe und verſuchte ſeine Arbeiten wieder aufzunehmen. Aber er war wie ein Schlafwandler und alles mißrieth unter ſeinen matten Händen. Das Hinterſtübli floh er. Das Kind war ja dort — ein athmender Gewiſſensbiß. Zur Zwihl hinaufzugehen konnte er nicht über ſich bringen. Wenn die Zwihlbäurin oder das glückliche Breneli ins Rütli herabkamen, verſchloß er ſich ängſtlich in die Oberſtube.

Reſi war freundlich und gütig gegen ihn und ſparte weder tröſtlichen Zuſpruch noch verſtändige Ermunterung. Aber dabei ließ ſie es. Eine von geliebteſter Hand ſo tief geſchlagene Herzenswunde, wie ſie eine empfangen, heilt nur langſam, wenn ſie überhaupt jemals wieder heilt.

Es ſei da innen in ihr ebbis abenand, hatte ſie geſagt und ſo war es. Sie hatte damit gemeint, die Saite des innigſten Vertrauens ſei in ihrer Seele geſprungen, und wenn die geſprungen, knüpft kein Gott ſie wieder ſo zuſammen, daß ſie den früheren reinen und vollen Klang gäbe.

An einem der erſten Septembertage — es war der vierte Jahrestag, ſeit Ruedi die Reſi von der Zwibt ins Rütli heimgeführt — trat er, zur Jagd gerüſtet, vormittags zu ſeiner Frau in die Stube.

„Willſt du denn heute auf die Jagd?“ fragte ſie, etwas verwundert, da er dieſem ſeinem früheren Lieblingsvergnügen ſchon lange nicht mehr nachgegangen.

„Ja, Reſi, ich muß wieder mal in die Berge hinauf.“

Und nach einigem Bedenken fügte er unwillkürlich hinzu, was ihm bittere Reue eingab:

„Hätt' ich nur unſere Berge nie verlaſſen und dich! Aber es iſt nun ſchon ſo, ja, es iſt nun ſchon ſo. — Weißt aber, Reſi, heut' vor vier Jahren —“

„Heut' vor vier Jahren? Was meinſt?“

„War unſere Hochzeit.“

Oh, das war eine ſchmerzliche Erinnerung für die arme

Reſi. Wie war alles, alles anders gekommen, als ſie damals geträumt, gehofft, geglaubt!

„Unſere Hochzeit? Es iſt ja wahr!"

Sie ſchaute betroffen auf und innigſtes Mitleid ſchmolz ihr Herz, als ſie bemerkte, wie gebeugt der einſt ſo ſtattliche Mann vor ihr ſtand und wie er nur noch ſo in ſeinen Kleidern hing.

„Loſ', Ruedi", ſagte ſie, „geh' heut' nicht jagen. 's iſt ſtürmiſch Wetter und der Föhn weht ſo grüſli."

„Oh, das macht nichts. Grad' bei ſolcher Witterung kommen die Gemſen gern weiter herab als ſonſt. Ich will zum Gummgletſcher, wo ein guter Standort iſt. Gib mir noch deine Hand, Reſi. Das wird mir Glück bringen."

„Da!"

Ermuthigt durch den leiſen Gegendruck ihrer Hand, beugte er ſich zu ihr herab und ſie ließ es geſchehen, daß ſein Mund den ihrigen berührte. Aber ihre Lippen waren kalt und regten ſich nicht unter den ſeinigen.

Unter der Thüre blieb er ſtehen und ſah nach ihr zurück.

„Du thäteſt beſſer, heute nicht zu gehen, Ruedi", ſagte ſie. „Aber wenn du durchaus willſt, ſo nimm dich doch recht in acht auf deinen Wegen."

Es lag Güte und Beſorgniß in dieſer Mahnung, als käme ſie von den Lippen einer Schweſter; aber keine bebende Zärtlichkeit. Wenn er in früheren Tagen zur Gemsjagd ausgezogen, oh, da war's anders geweſen!

In dieſem Augenblicke hörte man durch die geöffnete Thüre das Kind vom Hinterſtübli her weinen und Reſi eilte hinüber.

Das Kind! das Kind! — Es trieb ihn fort.

Als Roſi mit dem Kleinen auf den Armen zurückkam, war Ruedi gegangen.

Ja, er war gegangen und — kehrte nicht wieder.

Weit droben in der Oede, in einem wilden Tobel, auf deſſen Grund ein Eisarm des Gummgletſchers laſtet, fand am folgenden Tage ein Geißbub den Ruedi Zurflüh, der kalt und ſtarr auf dem Eiſe lag, mit gebrochenem Rückgrat.

Ueber der Stelle, wo er lag, erhebt ſich zu ſchwindelnder Höhe das Nägelisgrätli, ein ſchmaler, ſcharfzulaufender Felskamm, deſſen Scheitel über den Gletſcher zu ſeinen Füßen hoch heraushängt, ein den Gemsjägern der Umgegend wohlbekannter, aber gefährlicher Steig, der von dem Gumm in die Schluchten des Glanzhorns herüberführt.

Da droben mußte ihn der heftige Wind, der geſtern wehte, erfaßt haben. Da mußte ſein Fuß ausgeglitten ſein zum rettungsloſen Sturze.

Oder?

Ach, dieſes Oder? es wühlte wie ein Schwert in der Bruſt Roſi's. Wenn ſie ihn doch zurückgehalten, wenn ſie ſeinen Abſchiedskuß erwidert hätte!

Sie fühlte, ſie hätte es thun ſollen, thun müſſen.

Jetzt, als man ihr den Todten gebracht, als ſie ſich aufſchreiend über ihn warf, als ſie ſeinen bleichen Mund küßte, als ſie ſeine Stirne, an welcher das blutgetränkte Haar feſtgeklebt war, mit ihren Thränen badete — jetzt liebte ſie ihn **wieder**!

Am Tage der Beſtattung ihres Gatten fiel ſie in ein hitziges Fieber, das dieſem ſchwer, zu ſchwer geprüften Herz jene Ruhe bringen zu wollen ſchien, wie nur das Grab ſie ſichert. Aber ſie genas unter der liebevollen Pflege der Mutter und Schweſter.

Als ſie aus den Fieberphantaſieen wieder ins Bewußtſein zurückkehrte, war ihr erſtes Wort: „Das Kind! Sein, mein Kind!“ Man brachte es ihr, und als der Kleine ſie anlächelte, fühlte ſie, daß ſie noch leben könne, leben müſſe. Der geliebte Todte hatte ihr ja ein Vermächtniß hinterlaſſen, das ihrer bedurfte.

An dem Stabe dieſer Pflicht rankte ſich ihr Daſein wieder empor, nicht mehr zu ſeiner vollen Höhe, aber doch zu jener ruhigen Ergebung, die ſich über ſchwergeprüfte edle Gemüther verbreitet wie nach vertoſ'tem Gewitter die Abendſtille über die Landſchaft.

Bevor der Winter einbrach, wurde in der Zwihl eine recht ſtille Hochzeit gefeiert. Das war ganz im Sinne Milders und Breneli hatte es ausdrücklich ſo verlangt, damit die kaum wieder geneſene Schweſter auch dabei ſein könnte, ohne daß ihr das Herz zu ſchwer würde.

Als das Pfarrhaus von Windgellen durch die Anweſenheit einer Frau Pfarrerin endlich ein rechtes Pfarrhaus geworden — zur nicht geringen Genugthuung der ehrſamen Jungfer Bibbeli — zog Reſi, den vereinten Bitten der Übrigen nachgebend, mit dem Kinde zur Mutter in die Zwihl. Aber ſie that das erſt, nachdem ſie eines Tages ihre Mutter unverſehens überraſcht hatte, wie dieſe mit großmütterlicher Zärtlichkeit den kleinen Ruedeli in den Armen wiegte.

Eine große, noch während Breneli's Brautſtand in Ordnung gebrachte Angelegenheit war es ihr, die Adoption des Kindes in aller Form vollzogen zu wiſſen. Als die Sache durch den Pfarrer auf dem Bezirksamt bereinigt wurde, fragte ihn nach vernommenem Bericht der nicht wenig verwunderte Statthalter:

„Aber iſt die gute Frau auch völlig zurechnungsfähig?"

„Zurechnungsfähig?" erwiderte Milder. „Ja wohl! Aber ihr Rechnungsfaktor war und iſt ihr ſelbſtloſes, lauteres, treues Herz."

# Brunhild.

Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.
Volkslied.

## 1.

## Brunhild.

Die Ränder des kleinen Sees liegen im Schattendüſter ihrer Weidenumbüſchung, aber gegen die Mitte des kaum merkbar gekräuſelten Waſſerſpiegels hin glüht eine rothgoldene Lichtmaſſe, von der höher und höher über die öſtlichen Berge emporſteigenden Morgenſonne dorthin geworfen. Auf dieſer lichten Stelle haftet, kaum weniger ſtralend, ein großes dunkles Mädchenaugenpaar, welches unter einer prachtvoll gebauten Stirne träumeriſch hervor- und auf den See niederblickt.

Sie iſt faſt zu bedeutend, zu gedankenmächtig modellirt, dieſe Stirne. Sie würde das Haupt eines Mannes zieren, während ſie die Harmonie der Schönheit ihrer Beſitzerin mehr ſtört als erhöht. Ueberhaupt iſt dieſe Schönheit eine durch Kontraſte wirkende. Das germaniſche Haar mit ſeinem Goldſchimmer ſtimmt nicht zu den dunkeln Brauen von orientaliſch kühner Schweifung, welche ſich mitunter an der Naſenwurzel zu einem Ausdruck des Stolzes und Trotzes zuſammenziehen, der mit dem anmuthigen Lächeln des reizend geſchnittenen Mundes gar nicht zu reimen iſt. Auch die ſchwarzen Augen mit ihrem intenſiven Sammetglanz müſſen faſt wie Fremdlinge erſcheinen in einem Antlitz, auf deſſen durchſichtiger Weiße das Inkarnat friſcheſter Jugendblüthe liegt wie das Morgenroth auf dem Firnſchnee. Und doch, trotz alledem, muß die Erſcheinung der jungen Schönen, wie ſie ſo daſitzt auf der Bank am Fuße des halbzerfallenen Wartthurms der Burgruine, mit von den Schultern geglittener Mantille, die Hände über dem auf ihren Knieen ruhenden Strohhut leicht gefaltet, ja, ſie muß auf den Betrachter einen faſt unwiderſtehlichen Zauber üben.

Man merkt, es iſt da ein Eigenartiges, eine auf ſich geſtellte Natur. Es geht von dieſer vornehm eleganten, nicht allein inbetreff der Toilette vornehm eleganten Mädchengeſtalt ein Ton und Duft ſtolzer und herber Jungfräulichkeit aus, etwas abweiſendes, um nicht zu ſagen abſtoßendes, das aber auf wahlverwandte Seelen nur um ſo anziehender wirken wird. Ein über die Jahre der Empfänglichkeit oder wenigſtens der Entzündbarkeit hinausgekommener Beobachter dürfte ſagen: „Eine ungewöhnliche, eine merkwürdige Erſcheinung! Vielleicht eine Schönheit erſten Ranges, vielleicht einer jener weiblichen Dämonen, welche geſchaffen ſind, die Männer raſend zu machen; jedenfalls aber ein verzogenes Glückskind, welches «nie ſein Brot mit Thränen aß» und demnach die himmliſchen Mächte nicht kennt.“

Daran mag etwas ſein. Nicht allein inſofern, als das Freifräulein Brunhild von Hohenauf wirklich ein verzogenes Glückskind iſt, ſondern auch in dem Betracht, daß, wenn ſie im Triumphalpomp ihrer Schönheit durch die Geſellſchaftsſäle der Reſidenz ſchreitet, auf ihrer ſtolz erhobenen Stirne für ſehende

Augen in Frakturſchrift das Credo hoch- und übermüthigen Selbſtbewußtſeins zu leſen iſt: „Ich glaube an mich!"

In Wahrheit, ſie glaubte an ſich. Ihr Vater, ein Geburtsbaron und zugleich — rara avis — ein Geldbaron, hatte es durch äffiſche Zärtlichkeit einerſeits und durch Läſſigkeit andererſeits glücklich dahin gebracht, daß in der ſchönen Perſon ſeiner Tochter, die ſein einziges Kind war, der Hochmuth des Feudalismus mit dem des Prozenthums vollſtändig ſich verſchmolz. So war aus Brunhild beim Mangel mütterlicher Erziehung — denn ſie hatte ihre Mutter frühzeitig durch den Tod verloren — eine vollkommene Dame der großen Welt geworden, ein Stück von einer Künſtlerin, ein Stück von einer „Emancipirten", ein Stück auch — behaupteten wenigſtens häßliche alte Jungfern — von einer Kokette; ein Weſen, welches, hoch dahinſchwebend über der gemeinen Wirklichkeit der Dinge, über des Lebens Arbeit, Noth und Sorge, ſich einbildete, das Daſein wie einen genialen Scherz nehmen und mit ſouveräner Virtuoſität durchſpielen zu können wie irgend ein modiſches Brillantbravourklavierſtück.

Und doch hatte dieſes Mädchen urſprünglich eine Seele voll Zartheit, Keuſchheit und Hoheit beſeſſen, ein Herz voll tiefen Gefühls und inniger Glut. Es lag in ihr, auch jetzt noch, ein Keim der edelſten Weiblichkeit, ein etwas, das ſie gleich ſehr befähigte, unter Umſtänden erhaben-heldiſch in die Geſchichte hineinzuſchreiten wie Jeanne d'Arc oder aber einem geliebten Manne ſein Haus zum Himmel zu machen. Sie hatte Stunden oder wenigſtens Augenblicke enthuſiaſtiſcher Träumerei, wie nicht minder einer ſchwermüthigen Nachdenklichkeit, wo die primitive Innigkeit, Friſche und Kraft ihrer Empfindung ſich Bahn brachen durch alle die an- und eingebildeten Schranken einer gränzenloſen Ueberhebung und alle die gleißenden Phantaſmen eines maßloſen Stolzes. In ſolchen Momenten empfand Brunhild eine Herzensöde, welche ihr das Gefühl aufzwang, als müßte ſie ſehnſuchtsvoll die Arme ausſtrecken nach der Welt und nach den Menſchen, welche ſie verachten zu dürfen, verachten zu müſſen glaubte. Es war ihr unſelig Geſchick, daß dieſe Stimmung immer wieder zurücktreten mußte vor den Eingebungen eines Hochmuths, welchen die Schmeichler Brunhilds den Stolz einer Amazone, einer Heroine nannten, der aber im Grunde doch eben nur die Ueberhebung verwöhnter Glückspilzigkeit war.

Derartige verſchrobene Weſen kommen in unſeren Tagen keineswegs ſo ſelten vor, wie man ſich etwa einbilden möchte. Sie ſind naturgemäße Producte einer Zeit, welche durchweg den Schein dem Sein vorzieht, vergoldeten Schmutz höher ſchätzt als unpolirtes Erz und ihre Gedanken- und Grundſatzloſigkeit hinter einer weitbauſchigen Phraſendraperie verbirgt. Wenn die Yankees vom „allmächtigen Dollar“ reden, ſo könnten wir mit noch mehr Berechtigung von der „allmächtigen Phraſe“ ſprechen. Sie beherrſcht, wie alles Uebrige, auch die weibliche Erziehung, und wenn man die Reſultate derſelben ins Auge faßt, muß es ſehr begreiflich und verzeihlich erſcheinen, daß die jungen Männer mehr und mehr ſcharenweiſe ins cölibatäriſche Lager übergehen. Es würde lächerlich ſein, falls es nicht ſo traurig wäre, zu ſehen, wie auch der Mittelſtand allüberall immer mehr von der allmächtigen Phraſe ſich verleiten läßt, ſeine Töchter zu müſſiggängeriſchen Damen „ausbilden“ zu laſſen.

Was ſollen daraus für Hausfrauen und für Mütter werden? Gerechter Himmel! Jagt die franzöſiſchen Parlirmeiſter zum Henker; zerſchlagt die ewigen Klimperkaſten, die nachgerade jedes Haus zu einer Klavierhölle machen; lehrt die jungen Mädchen zeitig den Werth der Zeit und der Arbeit kennen und woher das Brot komme; laßt ſie Hände und Finger ſtatt auf den die Denkfähigkeit abſtumpfenden Taſten lieber in der Küche rühren; bringt ihnen bei, daß die wahre Heimat der Frauen nicht der Ball-, Concert- und Opernſaal ſei, ſondern das Haus und die Häuslichkeit; lehrt ſie denken, klar und folgerichtig denken, und wär' es täglich nur eine Viertelſtunde, nur zehn Minuten lang; entwickelt in euren Töchtern ſtatt der Phraſe, ſtatt der Sucht, zu ſcheinen und zu „brilliren", den Eifer, etwas beſſeres zu ſein als die Toilettenpuppen an den Schaufenſtern der Modenmagazine; gebt ihnen ſtatt des elenden Verbildungskrams geſunden Menſchenverſtand, Genügſamkeit, Arbeitsluſt und Sparſamkeit zur Ausſteuer und ihr werdet — bei allen Göttern! — endlich wieder eine Generation von Müttern erhalten, welche fähig ſind, tüchtige Jungen zu gebären und zu Männern zu erziehen, zu Männern, die das Zeug haben, uns von der Tyrannei der Phraſe zu erlöſen.

Auf Fräulein Brunhild freilich würde dieſe Philippika kaum anwendbar ſein. Sie gehörte ja durch Geburt und Reichthum zu den Erdengöttern, welche nicht wiſſen, daß das Menſchenleben „Sorg' und viel Arbeit" iſt, ſondern vielmehr vom Daſein nur die Ambroſia naſchen und den Nektar ſchlürfen. Trotzdem iſt mit gutem Grund anzunehmen, daß der Herr Baron von Hohenauf, welcher, ſagte man, mittels ſeines ſpekulativen

Genies Millionen auf Millionen gehäuft hatte, für das Glück ſeiner Tochter beſſer geſorgt haben würde, ſo er ſie bedeutend viel weniger zu einer „Göttin“ und bedeutend viel mehr zu einer verſtändigen Frau hätte erziehen laſſen. Das Sprichwort, vom „Müſſiggang, welcher alles Verkehrten und Schlechten Anfang“, iſt freilich eine ſehr triviale Wahrheit; aber im Grunde ſind ja alle die Wahrheiten, auf welchen die Geſellſchaft als auf ihren Fundamenten ruht, nichts als Trivialitäten. Allerdings hat einer geſagt: „Den Vornehmen iſt der Genuß Arbeit, den Armen die Arbeit Genuß;“ aber der das ſagte, war notoriſch einer der ärgſten Wirr-, Schwirr- und Schwarbelköpfe, die jemals „philoſophiſchen“ Nonſens von ſich gaben.

Die junge Schöne hatte in der heutigen Sommermorgenfrühe eine ihrer nachdenklichen, träumeriſchen Stunden. Die Einſamkeit der Stelle, wo ſie ſaß, der balſamiſche Morgenlufthauch, der Blick in die wunderbare Alpenſchönheit hinein hatten ſie gut und weich geſtimmt. Mit etwas vorgeneigtem Oberkörper ſaß ſie da und nie vielleicht war ihr Antlitz ſchöner geweſen als jetzt, da ſie ihre Augen von dem lichthellen Fleck inmitten des kleinen Hochſees erhob und wie ſelbſtverloren mit klangvoller Altſtimme ſagte: „Ein Lichtſtral auf trügeriſcher Flut — das ſoll ja das Glück ſein.“ Aber als wollte ſie ſich dafür beſtrafen, daß ſie einer „altfränkiſch empfindſamen“ Stimmung ſich überlaſſen habe, fügte ſie mit leicht zuſammengezogenen Brauen laut hinzu: „Bah, das Glück iſt, was man ſelbſt daraus macht!“

Sie fiel aber doch wieder in den Gedankengang oder beſſer in die Gefühlsſchwingung von vorhin zurück. Wieder haftete ihr Blick auf dem Lichtpunkt im See drunten und nach einer Weile murmelte ſie: „Es iſt recht eigen, recht wunderlich! Das Waſſer da ſieht mich an wie ein lockendes Auge, das bittend ſagt: Komm' her!“ Dann machte ſie eine raſche, unmuthige Bewegung, als fühlte ſie ſich plötzlich angefröſtelt, zog ihre Mantille hinauf und erhob ſich, als wollte ſie weggehen; aber ſie that es nicht. Ihr weitbauſchendes Seidenkleid rauſchte heftig, als ſtampfte ſie mit dem zierlichen Fuß auf den Raſen, und mit den wie im Zorn geſprochenen Worten: „Was das für Albernheiten ſind!“ nahm ſie ihren Platz auf der Bank wieder ein.

Sie ahnte nicht, daß ſie ihr Schickſal erwartete. Aber wenn die Stolze es geahnt, ja gewußt hätte, würde ſie, wie ſie nun einmal war, kaum davor geflohen ſein, ſondern es nur um ſo trotziger erwartet haben.

## 2.

## Sigfrid.

Während droben die ſchöne Brunhild von der Höhe des Burgruinenhügels, welcher wie eine Art Warze aus der hoch ſich hinaufthürmenden Bergwand vorſpringt, auf den kleinen Hochſee träumeriſch niederblickte, kamen drunten zwei Männer über die Brücke gegangen, welche da über den Strom gelegt iſt, wo er kaum aus dem großen See getreten iſt.

In belebtem Redetauſch ſtiegen die beiden gemächlich den ſanft emporführenden Weg hinan. Ihr Geſpräch hatte Ton und Färbung alter Befreundung, auch mochten ſie auf gleicher Altersſtufe ſtehen, etwas näher dem vierzigſten als dem dreißigſten Jahre, und doch waren die beiden in ihrer äußern Erſcheinung grundverſchieden.

Der eine der Freunde war eine lange, hagere, ſchlotterige, ſo zu ſagen abſtrakte Geſtalt, welcher man auch ohne ihren weit hinabreichenden ſchwarzen Rock das „Wort Gottes", ja das „Wort Gottes vom Lande" unſchwer anſehen konnte. Es war auch in den grauen Augen der weltbekannte theologiſche Eſſigblick. Die dedicirte Mephiſtonaſe, ſowie die ſarkaſtiſch niedergezogenen Mundwinkel thaten dem Theologiſmus des langgezogenen, geſcheiden Geſichts mit nichten Eintrag. Denn es iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, daß es unter den „Hirten" unendlich viel mehr Ironiker und Sarkaſtiker gibt, als die guten „Schafe" ſich träumen laſſen. Der andere konnte mit ſeinem ſchwarzen, üppigen, noch von keinem einzigen Silberfädchen durchzogenen Kraushaar und Vollbart, mit ſeinem kühn geſchnittenen, blühenden, durch ein dunkelblaues Augenpaar von ſchelmiſch-keckem Falkenblick belebten Antlitz für einen Typus männlicher und mannhafter Schönheit gelten, falls die Wohlgeformtheit ſeiner hohen, breitſchulterigen Figur nicht etwas beeinträchtigt worden wäre durch einen Anflug von Beleibtheit, welcher zwar der Leichtigkeit ſeiner Bewegungen für jetzt noch keinen Abbruch that, aber doch den armen Lord Byron zur Verzweiflung gebracht haben würde. Uebrigens in Haltung und Gebaren ein Gentleman jeder Zoll, einfach, ohne Ziererei, aber auch ohne affektirte Nachläſſigkeit ſich tragend, ein Gentleman, der augenſcheinlich viel „in der Welt" gelebt, vielleicht ein Bißchen zu viel, jedoch immerhin eine Friſche ſich bewahrt hatte, welche von dem Hautgout der Blaſirtheit nicht entfernt angeflogen war.

„Und ſo haſt du dich entſchloſſen", fragte im Gehen der Abſtrakte den Konkreten, „unſer Vaterland für immer zu verlaſſen?"

„Für immer."

„Unglückliches Vaterland!"

„Spotte nur zu, lieber Alter. Aber in allem Ernſte, ich werde keinen Fuß mehr nach Michelien ſetzen und möchte nicht einmal dort begraben ſein."

„Armes Deutſchland! Wie ſpricht der große Scipio? Ne ossa mea quidem habeas, ingrata patria!"

„Kerl, du biſt doch der ewige Mephiſtopheles! Gib acht, daß ich dich nicht an das Sprüchlein erinnere, welches zu unſerer Zeit auf der Univerſität umging."

„Was für ein Sprüchlein?"

„Stiftler[1]
Sind Liſtler,
Mitunter auch Giftler."

„Bah, lieber Junge, Stiftler ſind heutzutage nur noch korrekte Setzlinge im Weinberge des Herrn, ſonſt nichts mehr. Aber laß dir ſagen, ich war nicht wenig erſtaunt, als ich dich geſtern Abend da unten in der Nußbaumallee hinter den pyramidaliſchen Geſtalten der fabelhaft aufgedonnerten drei Engländerinnen plötzlich auftauchen ſah. Nach dem, was ich zuletzt von dir hörte, vermuthete ich dich in der ſchönen Hauptſtadt meines engeren Vaterlandes — von uns Deutſchen hat ja jeder bekanntlich ein engeres und ein weiteres Vaterland, alſo, beiläufig bemerkt, keins, denn Null mal Null gleich Null — ja, in der Hauptſtadt meines Heimatlandes vermuthete ich dich."

„Ich war dort, konnt' es aber nicht lange aushalten."

„Wie ſo?"

„Weil ich daſelbſt vor lauter «gemüthlichen Leuten» keine Menſchen zu finden vermochte."

„Läſterer! Ich ſehe, der Reichthum hat dich übermüthig gemacht. Deine ſelige Tante hätte wohl etwas Klügeres thun können, als Haus und Hof, Schloß und Park, Geldkiſte und Kapitalienbriefeſammlung ihrem Heiden und Sauſewind von Neffen zu vermachen."

---

[1] Stiftler heißen die im ſogenannten „Stifte" zu Tübingen gebildeten proteſtantiſchen Theologen.

„Sie hat auch dieſe hübſchen Sachen mir nicht vermacht, die Gute, welche lind und weich in Abrahams oder eines beliebigen andern Patriarchen Schoße ruhen möge. Sie wollte ja ihren «leidigen Mammon», welchen ſie zuſammenhielt wie eine Kneipzange, der «inneren oder gar der innerſten Miſſion» vermachen, hatte aber glücklicherweiſe keine Zeit mehr zur Ausführung dieſes frommen Vorhabens, maßen ſie, nachdem ſie ſich eines Abends beim Tiſchrücken und Geiſterklopfen übermäßig angeſtrengt und aufgeregt hatte, in der Nacht durch einen Nervenſchlag dieſem irdiſchen Jammerthal entrückt wurde. So war ich ihr Erbe von rechtswegen."

„Glücklicher Millionär du! Nun, ich werd' es mir in deinem Schloſſe, welches, ſagſt du, wenige Stunden von hier an dem untern See liegt, etliche Tage oder auch Wochen gehörig wohl ſein laſſen."

„Das ſollſt du und du wirſt ſehen, daß ich den Grandſeigneur ganz leidlich ſpiele."

„Ich glaub' es. Du hatteſt, ohne Kompliment, ſchon in der Studentenzeit etwas lordmäßiges an dir, obgleich du damals häufig genug Lord John mit der leeren Taſche geweſen biſt. Ich hab' es darum nie recht begriffen, wie du mit deinen ariſtokratiſchen Neigungen, Bedürfniſſen und Manieren unter die guten Demokraten gerathen biſt, welche ſo märchenhaft naiv waren, eine gewiſſe ewige Schlafkappe für die phrygiſche Mütze von 1789 oder gar von 1792 anzuſehen."

„Du haſt recht. Es war für einen im Heimatlande des beſchränkten Unterthanenverſtandes Geborenen die dümmſte der Dummheiten, nach etwas anderem zu ſtreben als nach einer Hofrathscarrière und nach dem braunen Spatzenorden vierter Klaſſe. Aber ſo wahr ich Sigfrid von Lindenberg heiße, ich bin durch meine Villeggiatur in der Einzelhaftzelle des berühmten Zuchthauſes zu B. von der leidigen Romantik des Idealiſmus und Patriotiſmus vollſtändig kurirt und von dem Wahnglauben der Begeiſterung zum Dienſt der holden Göttin Ironie bekehrt worden. Süße Ironie, du allein biſt die wahre Freiheit. Du erlöſ'teſt mich von der Narrheit der Großmannsſucht, von der Parteiſklaverei, von der Ehrfurcht vor Schlagwörtern, von der Bewunderung angeblich großer Perſönlichkeiten, von den Myſtifikationen der Politik, von —"

„Halt ein! Ich kenne dieſes proudhon'ſche Gebet ſattſam."

„Ganz richtig. Proudhon und meine Erfahrungen haben mitſammen mich zum heiteren Ironieglauben herübergeführt."

„Bah", ſagte der paſtorliche Mephiſtophel, indem er ſtehen blieb und den Rauch ſeiner Cigarre mit einem pfeifenden Ton in die ſonnige Luft blies. „Wie doch die Menſchen darauf verſeſſen ſind, ſich ſelbſt zu belügen! Was haſt du, altgebackener Phantaſt und neugebackener Millionär, mit Proudhon und der Ironie zu ſchaffen? Du biſt heute noch derſelbe Urromantiker und Hyperidealiſt, welcher du geweſen zur Stunde, wo du als Fuchs in die damals ſtreng verpönte Burſchenſchaft trateſt und bereit warſt, für die ſchwarz-roth-goldene Schleife an deiner Uhr

Leib und Leben zu riſkiren oder wenigſtens einen ſo tüchtigen Schmiß, wie nur je eine Korpsburſchenklinge einen gegeben hat."

„Was ſchwatzeſt du da für verdammten Kohl?"

„Kohl? Bewahre! Die pure, blanke, nackte Wahrheit ſag' ich, die aber freilich auch dir, wie allen Menſchenkindern, unangenehm in die Naſe ſticht. Aber trotzdem, du biſt und bleibſt einer von denen, auf deren Augenhornhaut die Welt ſich ſpiegelt, nicht wie ſie iſt, ſondern wie ſie den Einbildungen der Ideologen zufolge ſein ſollte. Ich wette, du machſt immer noch Verſe."

„Nicht einmal mehr Spottverſe; denn ſonſt würd' ich dir jetzt zur Stelle in ſolchen ſagen, daß dein Gerede ſehr an den Kanzelton ſtreife."

„Bah, nur nicht empfindlich, alter Junge! Ich wollte dir nur andeuten, daß ich feſt überzeugt bin, du habeſt ganz das Zeug, allen deinen Erfahrungen und deinem angeblichen Ironikerthum zum Trotze das Zeug, dich einmal bei Gelegenheit mittels irgendeiner romantiſchen Narrheit zu Grunde zu richten."

„Das werd' ich bleiben laſſen, ſchon dir zum Poſſen", entgegnete Sigfrid lachend. „Aber komm', wir müſſen dort rechts den Fußpfad hinan, wenn ich dich zu dem prächtigen Ausſichtspunkte bei der Ruine da droben bringen ſoll."

### 3.

## Ich kam, ſah und — ward beſiegt.

„In der That, das Ding hat Stil und läßt ſich anſehen" ſagte der Pfarrherr, ſeine Brille zurechtrückend, um ſich auf der Höhe des Burgruinenhügels mit Behagen der Betrachtung des herrlichen Landſchaftsbildes zu überlaſſen, welches ſich allerdings anſehen ließ.

Es gibt freilich in dem ſchönſten und glücklichſten Lande Europa's viele Ausſichtspunkte, welche umfaſſendere oder auch großartigere Blicke darbieten als der, auf welchem die beiden Freunde ſtanden, unfern der Bank, auf welcher Brunhild von Hohenauf noch immer ſaß. Aber es dürfte wenige Stellen im Umfange der Alpen geben, wo das Erhabene und Anmuthige in ſo reicher Fülle auf ſo engem Raume ſich beiſammen findet wie gerade hier. Wendet man ſich ſcharf zur Linken, ſo ſchweift das Auge an einer Bergwand voll wechſelnder Formen hin, aus deren felſigen Schluchten weißſchäumende Wildwaſſer thalwärts ſpringen und längs deren Fuß da und dort eine Kirchthurmſpitze aus dem Grün üppigen Baumwuchſes hervorlugt. Geradeaus fällt der Blick zunächſt auf den mehrerwähnten kleinen Hochſee, hinter deſſen dunkler, mit Weiden, Rüſtern und Ahornbäumen beſtandener Muldenwand eine große, ſtahlblau und ſilbern ſchimmernde Spiegelfläche ſich aufthut, die weithin gedehnte Waſſermaſſe eines der ſchönſten Seen des Landes. Gen Oſten und Süden zu iſt dieſer See von Gebirgen eingefaßt, welche ſich in ungeheueren Stufen mälig zu Bergrieſen aufthürmen, deren Bruſt den Gletſcherpanzer und deren Haupt den Firnſchneehelm trägt. Wendeſt du dich, an den Rand des Hügels vortretend, zur Rechten, ſo ſiehſt du tief unten den Strom aus dem großen See, worin er ſich vom Gletſcherſtaub reingewaſchen, hellgrün hervorkommen und in ſanften Windungen längs eines paradieſiſchen Thalbodens von mäßig großer Ausweitung hinfließen, um nach etwa dreiviertelſtündigem Laufe abermals in ein Seebecken ſich zu ergießen, in den unteren See, deſſen Gewäſſer fernher duftig zu dir heraufblauen. Das Gelände zwiſchen den beiden durch den Strom alſo verbundenen Seen bildet vielleicht den ſchönſten Park, welchen es auf Erden gibt. Es iſt eine Harmonie in dieſem Landſchaftsbild, welche ſelbſt durch die an der Südſeite des Stromes ſich hinziehenden Gruppen von Hotels und Penſionen eines Kurorts von Weltberühmtheit nicht geſtört wird. Oder aber, falls deine Landſchaftsäſthetik das Vorhandenſein dieſer Inſtitute als Störung empfinden ſollte, ſo würde dich ein Blick wieder darüber wegheben, der Blick über die Thalebene ſüdweſtwärts dorthin, wo dir aus einer rieſigen Spalte der von der Natur wie eigens zu dieſem Zweck auseinander geſchobenen Bergwände die Königin der Alpenkoloſſe im Vollglanz ihrer wunderbaren Majeſtät entgegenleuchtet.

Ehrwürden Schwarzdorn — ſo hieß der Herr Paſtor — ſog ſo zu ſagen mit vollen Zügen die vor ſeinen Augen entrollte

Schönheit in ſeine Seele. Da er aber ganz entſchieden zu jenen Leuten gehörte, die ſich daran gewöhnt haben, ihren Empfindungen keinen vollen Ausdruck zu geſtatten, ſagte er nach einer Weile: „In der That, recht niedlich."

„Niedlich? Oh, du ſtrebener Philiſter! Ein Wunder von Schönheit, ein helles, liebes Wunder!"

„Nun, nun, nur nicht gleich ſo obenhinaus, alter Junge. Habe denn doch in den letzten Wochen landſchaftliche Scenen geſehen, welche —"

„Ach was! Glorios, ſag' ich dir!"

„Wohl, wohl; aber ich behaupte deſſenungeachtet —"

„Geh', geh'! Es iſt, beim Jupiter, ganz unmöglich, daß du jemals ſo etwas Herrliches geſehen!"

Schwarzdorn kehrte ſich verwundert um: es war in der Aeußerung des Freundes ein ſo ganz eigener Ton! „Was haſt du denn?" wollte er fragen, verſchluckte aber die Frage, ſpitzte ſeinen Mund zu einem leiſen Pfeifen und murmelte dann, während ſeine Mephiſtonaſe ſich ſo weit herunterzog, daß ihre Spitze faſt das Kinn berührt hätte, vor ſich hin: „Ah ſo, da haben wir's! Und der ſchwatzt von Freundchen und Ironie! — Schön iſt ſie allerdings, merkwürdig ſchön, originell, pikant! — Aber was iſt das? Ich glaube gar, der tolle Menſch will die Schöne im Sturm erobern."

Er that einige Schritte gegen die Bank am Fuße des halbzerfallenen Wartthurms hin und blieb dann ſtehen, um, getheilt zwiſchen Verblüffung und Neugier, die Entwickelung des kleinen Drama's abzuwarten, welches er vor ſich ſah.

Angefaßt von einer jener plötzlichen, unerklärlichen Regungen, welche ſchickſalsmächtig den Menſchen überfallen und überwältigen, war Sigfrid, nachdem er, während ſein Freund in der Schönheit der Ausſicht ſchwelgte, die junge Dame mit ſteigendem Staunen betrachtet hatte, auf ſie zugeſchritten.

Selbſtverſtändlich war es ihr nicht entgangen, daß ſie der Gegenſtand der entzückten Bewunderung des fremden Mannes war; aber ſolcher Huldigungen gewöhnt, fühlte ſie ſich davon weiter nicht berührt. Oder doch? Denn möglicher Weiſe konnte das blitzende Aufleuchten ihrer Augen, als Sigfrid mit ſeinem Freunde den Hügel heraufgekommen war, bezeugen, daß ſie den Fremden ſchon einmal bemerkt, vielleicht drunten im Kurort, und von ſeiner allerdings imponirenden Erſcheinung einen ungewöhnlichen Eindruck empfangen habe. Wie dem ſei, ſie machte, als ſie ihn jetzt auf ſich zukommen ſah, eine Bewegung, um aufzuſtehen. Allein ſie unterließ es, und als Sigfrid, zwei Schritte vor der Bank ſtehen bleibend, ſie mit einer tiefen Verbeugung grüßte, erhob ſie mit dem Ausdrucke kalten und ſtolzen Befremdens ihre Augen zu den ſeinigen.

Aber aus dieſen Männeraugen ſchimmerte ihr ein unbekanntes etwas entgegen, ein etwas, von welchem ſie ſich erſchreckt und beleidigt fühlte und doch zugleich gebannt und bemeiſtert. Sie wollte ihren Blick abwenden, vermochte das jedoch nur mit großer Anſtrengung, und wie ihr Antlitz ein heißes Roth, ſo überflog ihre Seele ein Geheimnißvolles, von dem ſie um keine Welt zu ſagen gewußt hätte, ob es ſchluchzendes Weh oder jauchzende Wonne.

„Mein Fräulein", ſagte der kecke Mann im Tone der tiefſten

Ehrerbietung, „ich bitte Sie inſtändig um Verzeihung, wenn ich den Verſuch wage, in dieſer ungewöhnlichen Weiſe mich Ihnen vorzuſtellen. Ich heiße Sigfrid von Lindenberg, war vormals ein Stück von einem Juriſten, item von einem Poeten, Revolutionär und Freiſchärler, bin aber jetzo ein ſolider Mann von anſtändiger Bildung, nebenbei auch, falls Sie, meine Gnädigſte, das intereſſiren ſollte, Beſitzer eines freiherrlichen Wappens, das vor Alter ganz ſchimmelig geworden, item Schloßherr, Gutsbeſitzer und ſo weiter."

Sie warf die Lippen ſpöttiſch auf, als wollte ſie ſagen: „Was geht denn das alles *mich* an?" Aber ſie ſchwieg und gewann es mit gewaltſamer Bemühung ſich ab, den Kühnen mit vornehmer Wegwerfung anzuſehen. Er ließ ſich jedoch nicht abſchrecken, ſondern begann wieder: „Mein Fräulein, ich bitte ehrfurchtsvoll, daß Sie geruhen mögen, mir Ihren Namen zu nennen. Ich bitte, bitte!"

Sie ſchüttelte den Kopf und verſuchte, das beiſpielloſe Abenteuer, welches ihr zugeſtoßen, komiſch und drollig zu finden; aber es wollte nicht gehen. Was war doch nur für ein ſeltſamer Klang in der Stimme dieſes Mannes?

„Bitte, bitte!" wiederholte er.

„Mein Herr, ich heiße Brunhild von Hohenauf", ſagte ſie kurz und ſchneidend.

„Brunhild?" entgegnete er mit einem Lächeln, von welchem, wie die Sage ging, ſchon mehr als eine Frau mit Grund gemeint hatte, daß es ein ſehr verführeriſches ſei. „Brunhild! Das trifft ſich ja ganz wunderbar! Brunhild und Sigfrid, urzeitlich-mythiſch-heroiſche Namen, die ſo zu ſagen gar nicht von einander getrennt gedacht werden können."

Sie lächelte unwillkürlich, weil auch ihr die Beziehung auf die altgermaniſche Heldenſage blitzſchnell ſich aufdrang.

„Und nicht nur Brunhild und Sigfrid ſtimmen zuſammen", fuhr er fort, „ſondern auch Hohenauf und Lindenberg. Beim Jupiter, der wunderbarſte Schickſalswink! Brunhild von Hohenauf und Sigfrid von Lindenberg? Da wird einem ja ganz literaturhiſtoriſch-wunderſam zu Muthe, ganz eddaiſch und nibelungiſch oder auch nikolaiiſch und mülleriſch."[1]

Er lachte herzlich und, mochte ſie wollen oder nicht, ſie mußte mitlachen.

Dadurch kühn gemacht, falls das überhaupt noch nöthig war, dämpfte er ſeine Stimme zu tiefem Ernſt und ſagte: „Ich weiß nicht recht, hab' ich ſelbſt oder hat ein anderer mal geſagt: Wenn die Götter dir die Pforte zum Himmel aufthun, ſo zögere keinen Augenblick, hineinzuſchlüpfen, ſonſt ſchlägt ſie unwiederbringlich zu. — Nun wohl, ich nehme mein Herz in beide Hände: Fräulein Brunhild von Hohenauf, wollen Sie die Frau Sigfrids von Lindenberg werden?"

Sie wurde bleich, als wäre plötzlich ein Schuß ihr ins Geſicht gefeuert worden. Dann ſtand ſie langſam auf, ſchwang ihren Hut auf den Kopf, zog ihre Mantille auf die Schultern und mit dem Sonnenſchirm ſpöttiſch grüßend, rauſchte ſie an dem kecken Freiwerber vorüber mit den ſtolz hingeworfenen Worten: „Mein Herr, Sie ſind entweder ein ausbündiger Narr oder der geckenhafteſte aller Gecken!“

---

[1] Der Sprechende ſpielt zweifelsohne auf Nikolai's „Sebaldus Nothanker" (1773) an, in welchem eine Frau von Hohenauf vorkommt, und auf Gottwerth Müllers dermaleinſt hochberühmten „Sigfrid von Lindenberg" (1779).

Anmerkung des Setzers.

Mephiſto Schwarzdorn ſetzte an, in ein homeriſches Gelächter auszubrechen. Als er jedoch den Freund anſah, wie dieſer der raſch den Hügel hinabſchreitenden Schönen nachblickte, die Brauen finſter zuſammengezogen, mit der Rechten im Barte wühlend, unterließ er das laute Lachen und ſagte nur: „Lieber Junge, du haſt kein Glück in Römerrollen. Beim Heraufgehen kamſt du mir wie ein parodirter Scipio vor und hier oben war es dir beſchieden, einen traveſtirten Cäſar vorzuſtellen: — Veni, vidi, victus sum.“

„Du haſt recht: ich ward beſiegt. Aber merke, was ich dir ſage. Dieſe ſtolze und ſpröde Walküre Brunhild wird mein Weib, oder — Genug! Laß uns den ſteileren, aber bedeutend kürzeren Pfad durch das Gehölz hinabgehen, weil ich vor der Dame im Orte drunten anlangen will.“

Fräulein Brunhild zügelte ihren Schritt, als ſie am Fuße des Burghügels den Fahrweg erreicht hatte. Sie fühlte ſich wunderlich beklommen und es war ihr zu Sinne, als rollte eine Feuerkugel in ihrer Bruſt. Unwillkürlich mußte ſie vor ſich hinſagen: „Was war doch das? Wie konnte ein Menſch es wagen, mir einen ſolchen Schimpf anzuthun? — Und doch!“

Dieſes „Und doch!“ war einer jener Naturlaute, in welche Menſchenherzen mitunter ausbrechen ohne Wiſſen und Willen, und wie die ſtolze Schöne das Wort ſprach, empfand ſie zugleich das gebieteriſche Bedürfniß ſtill zu ſtehen und nach der Hügelhöhe zurückzublicken. Sie widerſtand indeſſen und ſetzte ihren Weg fort. Wer ſie aber genau beobachtet hätte, mußte bemerken, daß ihr Gang die ſanft abfallende Straße zum Strom hinab nicht ihr gewohntes elaſtiſches Schweben war, ſondern ein mattes Schlendern, als müßte ſie ſich Gewalt anthun, vorwärts zu kommen. Und nach etlichen hundert Schritten ſtand ſie abermals ſtill, um wie ſelbſtvergeſſen vor ſich hinzuſprechen: „Und doch!“ Dann warf ſie, wie über ſich erzürnt, trotzig die Lippen auf, legte den Reſt ihres Weges raſch zurück, überſchritt die Brücke und bog jenſeits derſelben in die Nußbaumallee ein, an welcher ihr Quartier lag.

Im Vorzimmer zu ihrem Gemache harrte ihr Kammermädchen der Herrin. Die Dienerin ſtand auf, als Brunhild eintrat, und ſagte ſchüchtern: „Gnädiges Fräulein, ſind Sie unwohl?“

„Unwohl? Wie ſo?“

„Sie ſehen ſo angegriffen aus, ſo blaß!“

„Bah, ich bin ganz wohl. Haſt du Georg zur Poſt geſchickt?“

„Ja, und er brachte einen Brief zurück“, verſetzte das Mädchen, die Thür zu dem inneren Zimmer öffnend.

Brunhild trat ein, nahm den Brief vom Tiſche und legte ihn wieder gleichgiltig hin, als ihr die Adreſſe die Handſchrift ihres Vaters gezeigt hatte. Sie ging ans Fenſter und ſtand eine Weile nachdenklich, die Blicke mehr in das eigene Innere als in die Landſchaftspracht draußen tauchend. Mit einmal trat ſie heftig zurück; ſie hatte den „Narren“ oder „Gecken“

erblickt, welcher, aus dem Hotel kommend, drunten raſch über den Vorplatz ſchritt. Wie ſie ſich vom Fenſter wegwandte, fiel ihr Blick zufällig auf den großen Spiegel an der Seitenwand und dieſer zeigte zu ihrer Ueberraſchung, daß ihr Antlitz, welches doch nach der Ausſage der Zofe ſo eben noch blaß geweſen, mit Purpurröthe bedeckt war. Unwillig kehrte ſie ſich von der ärgerlichen Glasfläche ab, nahm zerſtreut den Brief auf, öffnete den Umſchlag und begann mechaniſch zu leſen. Plötzlich jedoch erweiterten ſich in Staunen und Schrecken ihre Augen, ſie wankte auf ihren Füßen, ſchwankte bleich wie der Tod auf einen Stuhl zu, ließ ſich auf denſelben niederfallen und preßte, das Papier in ihren gerungenen Händen zerknitternd, halb athemlos hervor: „Eine Bettlerin! Eine Bettlerin!“ Tonlos fügte ſie nach einer Weile hinzu: „Ah, wie ſagte denn der — der — der Mann? Wenn die Götter dir die Pforte zum Himmel aufthun! — Zum Himmel? — Aber ſchon iſt ſie zugeſchlagen, unwiederbringlich!“

Nach Verlauf einer Stunde ging im Vorzimmer draußen die Klingel. Die eintretende Zofe fand ihre Herrin in gewohnter Faſſung und Haltung. Fräulein Brunhild ſagte kurz und kalt: „Raſch die Koffer gepackt, Hanne! Laß Georg die Rechnung fordern und bereinigen. Wir reiſen mit dem zunächſt abgehenden Dampfboot.“

## 1.

## Verkauft und gekauft.

Auf dem von zwei reich vergoldeten Karyatiden getragenen Marmorgeſimſe des Kamins brennt eine aus Silber getriebene dreiarmige Lampe und erhellt ein Schlafgemach, welches mit anmuthvoller Pracht auszuſchmücken und zum Empfange der Hochgeliebten herzurichten zärtliche Fürſorge und künſtleriſch gebildete Einbildungskraft gewetteifert haben.

Aber die Augen Brunhilds ſchweifen gleichgiltig über alle dieſe Liebeserweiſe des Mannes hin, dem ſie heute mittels eines froſtigen Kopfnickens vor dem Altar zum Weibe ſich gelobt hat.

Im vollen Brautſtaat, das Myrtenreis noch im Haare, liegt ſie, den Rücken der von einem mauriſchen Hufeiſenbogen überwölbten Niſche zugewandt, in welcher hinter einer Wolke von dunkelrother Seidendraperie die weißen Atlaspfühle des Brautbettes hervorſchimmern, in einem Lehnſtuhl, den Blick ſtarr auf einen mächtigen Spiegel geheftet, der ihre Geſtalt voll widerſpiegelt.

Ihr Antlitz iſt bleich bis zur Fahlheit und zu dieſer Bläſſe ſteht das düſtere Feuer der großen dunkeln Augen, ſteht das Fieberroth der trotzig zuſammengepreßten Lippen in einem unheimlichen Kontraſt. Zuweilen hebt ſich ihre Bruſt unter dem weißen Spitzenkleid und da legt ſie die ſchöne ſchlanke Hand darauf, wie um den Sturm der Gefühle, die da drinnen ihre Wogen ſchlagen, niederzupreſſen.

Dann wendet ſie, als ob ihr Spiegelbild ihren Widerwillen erregte, mit einer Gebärde der Ungeduld den Blick vom Spiegel ab, ſteht auf und geht an das hohe Bogenfenſter, deſſen Doppelflügel geöffnet ſind.

Aus den Blumenbeeten drunten hauchen Veilchen und Hyazinthen ihren Duft zu der ſchönen, bleichen, dämoniſch bewegten Braut empor. Sie achtet nicht darauf. Theilnahmlos tauchen ihre Augen in die laue, mondhelle, leiſe athmende Frühlingsnacht. Fernher klingt das Singen ſtürzender Gletſcherbäche. Wie in träumeriſchem Koſen plätſchert das leichte Wellengekräuſel des Sees an dem Uferſaum des Parkes. Weithin über die prächtige Waſſerfläche zittert ein ſilberner Stral, der Widerſchein der Mondſichel, die in der dunkelblauen Wölbung der Himmelsglocke über dem Hochgebirge ſchwebt. Ihr geiſterhaftes Licht rieſelt auf einen Bergkoloß von höchſter Mächtigkeit nieder, welcher jenſeits des Sees, gerade dem Fenſter des Brautgemachs gegenüber, hinter vielfach abgeſtuften Vorbergen ſeine furchtbar ſchroffen, ſchwarzen, eisumpanzerten Felſenglieder hoch in die Lüfte hebt. Mechaniſch fällt ihr Blick auf die finſtere Bergmajeſtät, mechaniſch haftet er an den beiden blendend weißen Firnſchneeflächen, welche an der Scheitelkrone des dunkeln Rieſen wie zwei Diamanten funkeln.

Ihre Seele iſt weit von hier, iſt daheim im nie zwar geliebten, jetzt aber gehaßten Vaterhauſe, zur Stunde, wo ihr

Vater, händeringend, Angſtſchweiß auf der Stirne, flehend zu ihr geſagt hatte: „Es koſtet dir nur ein Wort, nur ein Ja, um mich vom Bettelſtab, um mich von Schmach und Selbſtmord zu retten!“ Und ſie hatte dieſes Wort geſprochen, hatte dieſes Ja gegeben, dem Manne gegeben, welchem ſchon in dem Moment, als ſie zuerſt ihn geſehen, ihr Herz ſtürmiſch entgegengeſchlagen und welchen, ſo wollte es ihr infernaliſcher Stolz, ſie tödten möchte, könnte, müßte, weil ein tückiſch Verhängniß ihm geſtattet hatte, ſo um ſie zu werben, ſo ſie zu erwerben.

Die ſchweren Sammetgardinen, welche die Thüre des Zimmers verbargen, wurden zurückgeſchlagen und die ſtattliche Geſtalt des Bräutigams erſchien auf der Schwelle.

Sigfrids Mund lächelte, aber dennoch lag eine leichte Wolke von Ungewißheit und Sorge auf ſeinem offenen, mannhaft ſchönen Geſicht. Er blieb einen Augenblick zögernd ſtehen, den Blick zu der am Fenſter ſtehenden und in ſich verſunkenen Braut hinüberſendend. Dann ſchritt er geräuſchlos über den weichen Teppich, trat ihr zur Seite und legte ſanft ſeinen rechten Arm um die prächtige ſchlanke Geſtalt.

Sie wandte das ſchöne Haupt zu ihm um und blickte ihn an, ſo kalt, ſo abweiſend, ſo verachtungsvoll, als hätte ſie ſich auf dieſen gefürchteten Moment ſeit lange mühſam, aber mit Erfolg vorbereitet. Er hielt ihren Blick aus, und als nun ſein Auge ſo lieb und gut und zärtlich auf ihr ruhte, als ſie ſeinen Athem auf ihrer Wange fühlte und ſein Arm mit zarter Schonung ſie gegen ſeine Bruſt hinzog, da ſchrie es in ihr auf: „Ich liebe dich, Mann!“ und das Jauchzen und Frohlocken ihrer Seele machte ſie unwillkürlich die Arme erheben, um ſie dem Bräutigam heiß um den Nacken zu ſchlagen.

Aber ſie that es nicht. Sie fand in ihrem Hochmuth die Kraft, die übermenſchliche Kraft, es nicht zu thun. Sie hatte ſich eine Rolle vorgebildet, die Unſelige, und dieſe Rolle mußte geſpielt werden. Doch nein, es war nicht etwas künſtlich Zurechtgemachtes, das ſie zu handeln trieb, wie ſie handelte. Es war vielmehr ihr eigenſtes Weſen, ihre von früh auf genährte, nahezu an den Wahnſinn ſtreifende Verſchrobenheit, Verdrehtheit und Verbildung, ihre Genialitätsaffektationen — die Schwaben haben dafür einen viel derberen, aber auch viel bezeichnenderen Ausdruck — ihre Großweibsſucht, die ihr zur Natur gewordene Unnatur.

Der Zornſchrei des ſterbenden Talbot: „Unſinn, du ſiegſt!" iſt ja der unaufhörlich und unzählig oft wiederkehrende Grundbaß in der großen Narrenſymphonie des Lebens.

Mit einer Stimme, deren leiſes Beben ſeine tiefe Empfindung verrieth, ſagte Sigfrid: „Und ſo hätten gütige Götter doch vollendet, was in den Sternen geſchrieben ſtand — Brunhild iſt das Weib Sigfrids geworden."

„Das Weib?" entgegnete ſie ſchneidend, mit einer herbſpröden Bewegung ſeinem Arme ſich entziehend. „Die Waare, wollen Sie ſagen, mein Herr! Man hat mich verkauft und man hat mich gekauft, das iſt alles."

Hoch aufgerichtet ſtand ſie ihm gegenüber. Ihre Augen ſprühten Feuer und ihre Schönheit war die der Meduſe.

Ein dunkles Roth überfuhr Sigfrids Wangen und Stirne und ſeine Lippe bäumte ſich zornig empor. Aber er bezwang ſich, wie denn — faſelnde Pſychologen mögen ſagen, was ſie wollen — im Sinne der Vernunft der Mann immer weit mehr ſich zu bezwingen, zu bezähmen und zu beherrſchen weiß als das Weib.

„Brunhild“, ſagte er mild und freundlich, „bedenke, was du thuſt! Dieſe Stunde ſchließt unſere ganze Zukunft in ſich.“

„Ich habe alles bedacht“, gab ſie zurück, „nur nicht, wie ſich die Sklavin ihrem Beſitzer gegenüber anzuſtellen hat. Aber“, fügte ſie mit unbeſchreiblich höhniſcher Betonung hinzu, „darum brauche ich mir wohl keine Sorge zu machen. Der Käufer wird ſchon wiſſen, daß und wie er über die Waare verfügen kann und will.“

Den Augen des ſchwerbeleidigten Mannes entfunkelte ein Zornblitz und ſeinem Munde entfuhr ein halbunterdrückter Fluch. Aber Sigfrid von Lindenberg war allzeit, in der Studentenkneipe wie auf der Rednerbühne der Volksverſammlungen, auf dem Schlachtfelde wie im Kerker, ein Gentleman geweſen und er war es auch jetzt.

Obzwar im Innerſten aufgeſtürmt und empört, wußte er ſich zu zwingen und zu ſtimmen, um gemeſſenen Tones die Thörin zu fragen:

„Brunhild, iſt das Ihr letztes Wort?“

„Ja.“

Ohne Heftigkeit, aber feſt faßte er ihre Hand und zog ſie ans Fenſter.

„Fräulein von Hohenauf, ſehen Sie dort drüben am Scheitel des Schreckhorns die zwei ſo nahe beiſammenhängenden und doch ewig getrennten Schneewolken?“

„Was ſoll das, mein Herr?“

„Das Volk nennt die beiden Schneeflecken dort die zwei verdammten Seelen und erzählt eine ſchaurige Sage von ihnen. Sehen Sie genau hin! Das Bild unſerer Zukunft ſteht vor Ihren Augen.“

„Sie dichten, mein Herr.“

„Nein, ich prophezeie. Wir werden als zwei verdammte Seelen neben einander ſtehen und doch hätten wir mitſammen zwei ſelige ſein können. Sie hätten mich — oh, mit wie wenig Mühe! zum glücklichſten Manne gemacht und ich, für welchen Frauen, ſo ſchön wie Sie, das Leben und mehr als das Leben hingegeben hätten, ich würde Sie wie eine Mutter geehrt, wie eine Schweſter beſchützt, wie eine Tochter behütet und wie eine Geliebte geliebt haben. — Vorbei!“

Er ließ ihre Hand los, trat zurück und ſagte noch mit einer tiefen Verbeugung: „Ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen. Morgen werde ich Ihnen meine Anſichten mittheilen und die Ihrigen entgegennehmen, wie wir unſer Nebeneinanderleben möglichſt wenig unbehaglich einrichten können. Für heute nur noch dies Eine: Fräulein Brunhild von Hohenau! Sie haben mich einen Käufer, Ihren Käufer, geſcholten. Wohlan, jetzt und immer verſchmäht der Käufer, über die Waare zu verfügen.“

Damit ging er, und als er gegangen, brach ihre Stärke, ihr Stolz, ihr Wahnwitz doch zuſammen. Vernichtet ſank ſie auf einen Stuhl und die unnatürliche, ja frevelhafte Geſpanntheit ihres Weſens ſuchte und fand einen vulkaniſch-heftigen Ausbruch in krampfhaftem Schluchzen.

## 5.

## Neben einander.

Aus den zwei verdammten Seelen wurden nicht zwei ſelige. Sie lebten neben einander hin, bis, wie Sigfrid am Morgen nach der trübſeligen Hochzeitnacht ſeiner Frau, die nicht ſeine Frau war, vorgeſchlagen hatte, „eine ſchiedliche Löſung ſich fände“.

Er benahm ſich gegen ſie mit vollendeter Zartheit. Selbſt der leiſeſte Schatten von Zwang war aus ihrem Daſein entfernt und ſie mochte ſich in vollſter Freiheit bewegen. Die Dienerſchaft zollte der Herrin ehrerbietigſte Aufmerkſamkeit und pünktlichſten Gehorſam. Jedem Wunſch, den das verzogene Glückskind launenhaft hinwarf, geſchah mit faſt zauberhafter Raſchheit Genüge. Sie zwang ſich, heiter zu erſcheinen, geräuſchvoll das Leben zu führen, und derweil verzehrte ſich ihr ſtolzes Herz in der Bruſt.

Denn ſie liebte dieſen Mann, der ihr mit ſo gleichmäßig höflicher Kühle begegnete, liebte ihn mit brennender Glut und Eiferſucht. Sie ertappte ſich auf Unmöglichem; denn für unmöglich hätte ſie es doch fürwahr gehalten, daß eine Zeit kommen könnte, wo ſie, wie ſie that, heimlich die Armſtuhllehne küſſen würde, worauf Sigfrids Hand geruht, wo ſie, ſo es ungeſehen geſchehen konnte, zärtlich ſeinen alten moroſen Pudel, der mancherlei Fata mit ſeinem Herrn durchgemacht, liebkoſen, wo ſie in den Stall ſich ſchleichen würde, um das Lieblingspferd deſſen zu ſtreicheln, den ſie ſo übermüthig verſchmäht, ſo tödtlich gekränkt hatte.

Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß die Energie ihrer Leidenſchaft den Eiswall ihres Hochmuths einmal unverſehens durchbrochen und niedergeworfen haben würde, falls Sigfrid nicht ſo ſtreng innerhalb der Schranken kühler Gemeſſenheit ſich gehalten hätte. Die beiden ſahen ſich meiſt nur bei Tiſche und bei dieſen Begegnungen gefiel ſich der Schloßherr in einem Tone, welchen die Frauen und vollends leidenſchaftliche Frauen am allerwenigſten ertragen können, in dem Tone gleichmüthiger Ironie nämlich, die ſich mitunter in allerhand krauſen Bildungen des Humors ausließ. „Er verſchmäht mich", grellte es in der tiefen Seelenfalte des ſtolzen Weibes; „er verſchmäht mich und glaubt mir zeigen zu dürfen, daß er mich verſchmäht. Eher ſterben, als dem Uebermüthigen durch ein Wort, durch einen Blick verrathen, was —" nun, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen wollte und doch nicht konnte, nämlich, daß ſie dieſen Mann anbetete.

Vielleicht hätten ihre heimlichen Monologe doch anders gelautet, ſo ſie mit angehört hätte, wie der alte Hausmeiſter eines Abends zu ſeiner alten Lebensgefährtin ſagte: „Höre, Liſe, der arme Herr iſt in letzter Zeit auffallend gealtert. Vor etlichen Monaten hatte er noch kein weißes Härchen auf dem Kopf und im Bart, und jetzt hat es recht ordentlich drein geſchneit."

„Ich hab's wohl bemerkt", gab die Liſe zur Antwort. „Der gute Herr iſt recht unglücklich, obgleich er ſich's nicht anmerken laſſen will. Warum hat er aber auch ſo 'ne Lucifera heimgeführt?“

„So 'ne was für eine?“

„Nun ja doch, Alter, ſo 'ne Lucifera, ſag' ich. Die Dam' iſt ja ſtolzer und hochmüthiger als Lucifer ſelber. Gib acht, lange thut das nicht gut“.

Zu Ende des Hochſommers kam Paſtor Schwarzdorn zum Beſuch. Sigfrid holte den Freund auf der nächſten Eiſenbahnſtation ab, Sie hatten demnach mehrere Stunden zuſammen zu fahren und ſo langte Schwarzdorn, der ein Künſtler im Ausholen war, ziemlich vollſtändig über den Stand der Sache im Schloſſe unterrichtet daſelbſt an. Der kauſtiſche Verächter von Menſchen und Dingen war aber doch lange nicht Mephiſtophel genug, ſich darüber zu freuen, daß der Romantiker Sigfrid ſeine Prophezeiung nicht Lügen geſtraft hatte. Wunderlich aber war es anzuſehen, daß der zwangloſe Sarkaſtiker bei Tafel der Schloßherrin gewiſſermaßen zu imponiren, ja ſogar faſt ihr Wohlgefallen zu erregen verſtand.

Nachher zeigte Sigfrid dem Freunde die neuen Wirthſchaftsgebäude, die er gebaut, und die ausgedehnten Parkanlagen, die er bis zum Hochwald des Bergrückens, an deſſen Fuß das ſchöne Beſitzthum gelegen iſt, hinaufgeführt hatte. Sie verbrachten mit der Beſichtigung des Gutes den Nachmittag und auf dem abendlichen Heimweg zum Schloſſe äußerte der Gaſt: „Ich mach' dir mein Kompliment, alter Junge. Dein Gut darf ſich ſehen laſſen und du ſcheinſt in der Verwaltung deſſelben eine angemeſſene und fruchtbare Thätigkeit gefunden zu haben. Es

Es iſt auch geſcheider und lohnender, hier Aecker zu verbeſſern, Wieſen zu entſumpfen, Bäume zu pflanzen und Gartenanlagen zu ſchaffen, als daheim bei uns politiſches Phraſenſtroh mit zu dreſchen.“

Sigfrid, welcher das Bedürfniß fühlte, ſeine Seele ihrer ſchweren Bürde wieder einmal in einem heftigen Ausbruch zu entladen, ergriff die gebotene Veranlaſſung, um ſich mit äußerſter Leidenſchaftlichkeit und Bitterkeit über die deutſchen Zuſtände auszulaſſen. „Dieſes Deutſchland, das zu vergeſſen und dem zu entfremden mir — Dank den Göttern! — nachgerade gelungen iſt“, rief er aus, „dieſes Deutſchland würde die Schlafſtube der Weltgeſchichte ſein, wenn es nicht ihre mit Hunderttauſenden von unnützen Scharteken angefüllte Bücherei wäre, wohin ſich Dame Hiſtoria zurückzuziehen pflegt, um, ermüdet von Thaten, die ſie mit anderen und für andere Völker gethan, im Halbſchlummer über philoſophiſchem und theologiſchem Nonſens und literariſchem Lumpenkram zu duſeln und zu dämmern.“ In dieſem Tone ging es lange fort; denn Ehren Schwarzdorn, welcher merkte, daß die Exploſion dem Freunde Erleichterung verſchaffte, trug Sorge, die „Gemüthsausſchleimung“, wie er das Ding bei ſich nannte, durch ſarkaſtiſch hingeworfene Widerſpruchsworte noch mehr zu reizen und in Fluß zu bringen. Endlich ſchloß Sigfrid damit, daß er dem Freunde die Frage zuſchleuderte: „Was iſt denn dermalen in dem fröbel'ſchen Kleinkindergarten deutſcher Politik das Hauptſpielzeug?“

„Soviel ich weiß, eine Nähmaſchine, worauf, da wir derartiger Koſtüme niemals genug haben können, ein neuer Herzogsmantel nach allen Vorſchriften der Legitimität und Heraldik verfertigt werden ſoll", verſetzte der Paſtor. Dann plötzlich den Ton ändernd, fügte er ernſt und theilnehmend hinzu: „Lieber Freund, du biſt offenbar nicht in der Verfaſſung, ein ruhiges und wohlbemeſſenes Urtheil über die deutſchen Sachen hören, geſchweige denn fällen zu können. Deine Worte riechen nach Galle, das Unglück macht bitter und ungerecht, und geſtehe nur, du biſt kein glücklicher Mann."

„Es wird ſich geben."

„Es wird ſich leider nicht geben! Denn eher und leichter bringſt du zehn Kameele zumal durch ein Nadelöhr als den Eigenſinn und die Halsſtarrigkeit eines Weibes zur Anerkennung eines Unrechts und einer Verfehlung. Dieſe Brunhild hat, gerade herausgeſagt, etwas Sataniſches an ſich. Sie wird dich unfehlbar zu Grunde richten, wenn du ſie nicht zeitig von dir thuſt."

„Bah, warum nicht gar! Ich ſag' dir, ich will und werde ſie doch noch zähmen, die ſchöne ſtolze Wilde."

Wunderbare Tyrannin, Konvenienz die Große, die Größte! Selbſt die unbezähmbare Brunhild fügte ſich ihr, als ob da von einem Widerſtande nur gar keine Rede ſein könnte. Sie fügte ſich ihr, indem ſie gegenüber dem Gaſt in aller Form die Frau vom Hauſe darſtellte und beim Abendtiſche die Obliegenheiten der Wirthin anmuthig erfüllte. So anmuthig, daß Sigfrids Stirne hell aufglänzte, Schwarzhorns Humor in praſſelnden Raketen ſich entlud und ein rechtes Behagen über den kleinen Kreis ſich verbreitete. Auch Brunhild fühlte ſich davon berührt und horchte mit Theilnahme dem Geſpräche der beiden Männer, welche, jeder in ſeiner Art bedeutend, ſo ſehr von einander verſchieden waren und doch einander ſo von Herzen zugethan.

Schwarzdorn äußerte ſeinen Entſchluß, die ungewöhnlich günſtige Witterung zu benutzen, um gleich morgen eine kurze Rundreiſe durch altbekannte und geliebte Hochgebirgsgegenden anzutreten, und Sigfrid erklärte, daß er den Freund begleiten wolle.

„Darf ich auch mit?“ fragte Brunhild. Das unbedachte Wort war heraus, aber blitzſchnell kam die Reue hinterdrein. Sie biß ſich auf die Lippe, ſie hätte ſich mögen die Zunge abbeißen. Als Sigfrid voll freudiger Verwunderung die Fragerin anſah, blickte ihm ſchon wieder nur das unbewegliche Marmorantlitz der ſprödeſten, ſtolzeſten aller Walküren entgegen. So ſagte denn der Angekältete artig, aber in kühlem Scherzton: „Wer wird erſt noch fragen! Von mir gar nicht zu reden, ſelbſt der knorrige Schwarzdorn da wird zu Blüthen der Liebenswürdigkeit ausſchlagen, falls er die Ehre und das Glück hat, Ihren Reiſekavalier machen zu dürfen.“

Auf ihrem Zimmer angekommen, ſagte Brunhild halb unbewußt vor ſich hin: „Das war ein lieber Abend. Wie gut und ſchön er ſpricht und wie viel Seele in ſeinem Auge!“ Und ſie ſeufzte tief auf.

In dieſer Nacht bethaute ſie ihr Kiſſen mit brennenden Zähren.

## 6.

# Ein Mann.

Die kleine Reiſegeſellſchaft hatte ein halb Dutzend Tage lang jene Alpenlandſchaft durchzogen, die unbedingt zu den erhabenſten und zugleich anmuthigſten Landſchaftsdichtungen der Schöpferin Muttererde gezählt werden muß. Auf der Heimkehr zum Schloß am See hatten die Reiſenden einen Raſttag in dem berühmten Fremdenſtandlager und Kurort gemacht, allwo der Jahresfriſt die erſte Begegnung zwiſchen Sigfrid und Brunhild ſtattgehabt.

Schwarzdorn, deſſen ſcharfer Blick in dem Benehmen, welches die ſtolze Schöne während der Gebirgsfahrt eingehalten, geleſen hatte, daß etwas in ihr arbeitete, was vielleicht eine glückliche Veränderung zu Gunſten ſeines bedauerlichen Freundes zuwegebringen könnte, war auf den Einfall gekommen, gerade an dieſem Orte, wo die beiden einander zuerſt geſehen, einen entſchiedenen und entſcheidenden Verſuch zu machen, ſie zuſammenzubringen. Er hatte daher den Vorſchlag gemacht, etliche Tage hier zu verweilen, um altvertraute, erinnerungsreiche Pfade wieder zu begehen, wie er andeutungsvoll ſagte.

Der Vorſchlag war gebilligt worden und der paſtorliche Mephiſto, welcher, aller ſeiner Skeptik und Sarkaſtik zum Trotz, gleich allen ſeinen „engeren Vaterlandsleuten“ ein gut Stück Romantik im Leibe hatte, mühte ſich mit dem Gedanken ab, wie es zu machen wäre, daß er die beiden möglichſt zwanglos und unverſehens zu der Burgruine an dem kleinen Hochſee hinaufbrächte, wo er ſeinen „großen Schlag“ thun wollte.

Die beiden Freunde waren bei hereingebrochenem Abend nach dem Zeitungsleſekabinett gegangen und Brunhild ſaß, nach dem heißen Tage die Nachtkühle zu genießen, auf der kleinen Veranda, auf welche ſich eine Thüre ihres Zimmers öffnete, das gegen den Garten des Hotels hinauslag, welcher ſich mit ſeinen Blumenbeeten und Gebüſchen in die Schatten der Nacht hindehnte. Es war ſtill. Das Geſumme der Schwärme von den in der großen Allee bei Laternenſchein Luſtwandelnden drang nicht hierher. In das leiſe Rauſchen des hinter dem Garten vorbeiſtrömenden Fluſſes miſchten ſich, von der Anlage beim Kurhauſe herabkommend, einzelne verlorene Geigen- und Flötentöne.

Brunhild, hinter der Hülle des Laubgewindes der wilden Rebe, welches die Veranda bekleidete und bedachte, in ſich zuſammengeſchmiegt, ließ die Erlebniſſe der letzten Tage an ihrer Seele vorübergehen und ſie ſträubte ſich, wie ihr Stolz noch vor wenigen Monaten oder Wochen gethan hätte, ſchon nicht mehr gegen die wohlige Nachempfindung der Befriedigung, womit das zartſinnige Gebaren Sigfrids ſie erfüllt hatte. Sie empfand es daher mißmuthig als einen ſtörſamen Eingriff in ihre Träumerei, als eine Geſellſchaft von Engländern, der ſonſtigen ſteifleinenen ungeſelligen Gewöhnung dieſer „rothhaarigen Barbaren" ganz entgegen, unten im Garten an einem Tiſche lärmend debattirend ſich etablirte. Kellner ſtellten Kerzen mit Glasglockenſchirmen auf den Tiſch, brachten Weinflaſchen und eine dampfende Grogbowle. Die Gentlemen, ſammt und ſonders ſchon über das jugendliche Mannesalter hinaus, mochten alte Bekannte ſein, ſich zufällig am hieſigen Orte getroffen haben und in der Freude hierüber zu dem Entſchluſſe gekommen ſein, „die Flaſche herumgehen zu laſſen", wie dieſelbe vor Zeiten zu Oxford oder Kambridge unter ihnen herumgegangen war. Ein ſtattlicher Mann von militäriſcher Haltung, dem von jeder ſeiner Wangen eine ungeheure brandrothe Haarkotelette herabhing und den die andern mit „Kolonel" anredeten, war augenſcheinlich der Mittelpunkt und ſo zu ſagen die Reſpektsperſon des Kreiſes, in welchem es hinlänglich laut herging.

Brunhild war aufgeſtanden, um ſich in ihr Zimmer zurückzuziehen, als der Gegenſtand des Geſpräches der Engländer — ſie verſtand Engliſch — ſie zurückhielt, obſchon ſie gar nicht hatte hinhören wollen. Sie bedauerte aber ſofort, einer mechaniſchen Regung von Neugier nachgegeben zu haben.

Es war gerade die Zeit, wo das moderne Karthago ſich einbildete, für die „Roſe von Dänemark" zu ſchwärmen, und der britiſche Leopard in mehr oder weniger künſtlicher Erhitzung ſeine Flanken kriegeriſch mit dem Schweife peitſchte, mit demſelben Schweife, welchen er bald darauf, als es hätte zum Klappen kommen ſollen, ſo kläglich-ſchmählich zwiſchen die Hinterbeine geklemmt hat. Kein Wunder daher, daß die zechenden Gentlemen das „feigſte und niederträchtigſte Volk der Erde" —

ſo betitelten ja die engliſchen Zeitungen die vierzig und mehr Millionen Deutſche Tag für Tag — zum Gegenſtand ihrer Unterhaltung und zum Stichblatt ihres Grog-Humors machten. Allen voran der Kolonel, welcher ſeinen Kumpanen im Groteskſtil die Erlebniſſe einer Reiſe ſchilderte, welche er ſo eben in deutſchen Landen gemacht hatte. Da er ſehr laut ſprach, konnte Brunhild hinter dem Laubvorhang der Veranda alle die Hohn- und Schmachreden, womit er Deutſchland bedachte, deutlich verſtehen und nun ging etwas Seltſames in ihr vor.

Patriotiſch zu fühlen gehört bekanntlich in der Regel nicht gerade zu den Erforderniſſen einer vornehmen Anſchauung und Führung des Lebens. Man überläßt das der „Roture“ und der „Kanaille“. Die vornehme Geſellſchaft Europa's hat einen kosmopolitiſchen Schliff und ſteht behufs der Aufrechterhaltung ihrer Privilegien in einem ſtillſchweigenden Kartellverhältniß. Brunhild hatte daher kaum jemals über den Sinn des Wortes Vaterland nachgedacht und erſt in neueſter Zeit, erſt ſeit ihrem Aufenthalt in Sigfrids Hauſe hatte ſich ihr das Vaterlandsbewußtſein mehr und mehr aufgedrungen. Wie das gekommen, ſie wußte es ſelbſt nicht zu ſagen. Sigfrid ſtimmte doch keineswegs in den deutſchen Motetten unſerer Tage ein, des nationalen Nichts durchbohrendes Gefühl mit dem Phraſenbalſam ſelbſtgefälligſter Selbſttäuſchung zu überſtreichen und zu ſchwichtigen. Im Gegentheil, er geißelte, was er das deutſche Maulheldenthum und die liberaliſirende Impotenz nannte, bei jeder Gelegenheit und erſt heute noch hatte er, als zwiſchen ihm und Schwarzkern von der ſchleswig-holſteiniſchen Sache die Rede war, die bittere Spottäußerung gethan: „Da werden wir uns mal wieder hübſch blamiren! Weil die Nation, und zwar ganz durch ihre eigene Schuld, als ſolche nichts iſt und nichts kann, ſo mußte jeder Deutſche mit ſehenden Augen und geſundem Menſchenverſtand von Anfang an wünſchen und, was an ihm lag, auch wirken, daß die einzige vernunftgemäße und praktiſche Löſung der Frage, das heißt die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen, möglichſt raſch zu einer vollendeten Thatſache würde. Statt deſſen ſchwatzen die ewigen Schwätzer zu Gunſten irgend eines beliebigen Thronprätendenten und begeiſtern ſich dafür, an das bunte Kleinſtaaterei-Narrenkleid der armen Germania einen neuen Lappen zu plätzen. Ach, unſere Landsleute ſind wie die Prieſter des altägyptiſchen Thierdienſtes! Sie können der heiligen Geſchöpfe nie genug haben und kommen vor Freude und Jubel ganz außer ſich, ſo in Dolzig oder ſonſtwo ein neues aufgefunden wird."

Und doch hatte der feine weibliche Inſtinkt Brunhild unſchwer erkennen laſſen, daß Sigfrid unendlich viel mehr Vaterlandsgefühl verbarg, als Hunderte liberaler Stichworthelden und patriotiſcher Gemeinplätzetreter mitſammen aufzuzeigen ſich befliſſen. Einzelne gelegentlich hingeworfene Aeußerungen des ſcheinbar gehaßten und heimlich mehr und mehr heißgeliebten Mannes waren, eben weil ſie von ihm kamen, für Brunhild zu fruchtbaren Anregungen geworden, über Weſen und Charakter, über die wahren Vorzüge und die wahren Mängel der Nation nachzudenken, welcher ſie entſtammte.

Allein ſo recht als eine Deutſche ſich empfunden hatte ſie doch noch nie bis zu dieſer Stunde, wo vor ihren Ohren ihr Vaterland ſo gröblich beſchimpft wurde.

Sie fühlte, daß ihr das Blut zornheiß in die Wangen und Schläfe strömte. Ihre Hände ballten ſich krampfhaft, und mit dem Fuße aufſtampfend, murmelte ſie vor ſich hin: „Oh, wär' ich ein Mann!“

In demſelben Augenblicke zuckte ſie empor und ihr Auge ſchoß einen Blitz, halb peinlichſter Spannung, halb Frohlocken, durch die Blätterwand in den Garten.

In den ſcharfabgeſchnittenen Kreis der Lichthelle, welche von dem Tiſche der Engländer ausging, war die Geſtalt Sigfrids getreten, während hinter derſelben die des Paſtors nur in dämmernden Umriſſen erſchien.

Brunhild ſah, daß ihr Mann — denn in dieſem Moment nannte ihn ihr ſtolzes Herz in völliger Selbſtvergeſſenheit alſo — hinter den Kolonel trat und demſelben die Rechte auf die Schulter legte. Sein Geſicht war bleich, ſeine Naſenflügel dehnten ſich, unter den dicht zuſammengezogenen Brauen blickten die Augen groß, klar und ſtolz. Der Kolonel, mitten in einem Satze unterbrochen, wandte ſich um, ſeine Geſellſchafter ſchauten auf.

„Sir“, ſagte Sigfrid langſam in engliſcher Sprache, „ich habe die Ehre, ein Deutſcher zu ſein.“

Mehr verſtand die Lauſcherin nicht, aber das Metall dieſer Worte wurde zu einem ſtürmiſchen Jubelton in ihrem Herzen. „Er iſt ein Mann, mein Sigfrid, ein Held!“ jauchzte es auf in ihr. Sie ſtürzte in ihr Zimmer, um die Treppen hinab und ihm an den Hals zu fliegen. Aber da ſchlug es wie ein lähmender Blitz vor ihr nieder: „Er wird kämpfen! Er kann fallen!“ und halb ohnmächtig warf ſie ſich auf das Sopha.

Dann kroch aus einer Seelenfalte des unglücklichen Weibes der Gedanke: „Aber dürfte, würde er ſein Leben an einen elenden Pralhanns wagen, ſo er mich liebte, auch nur ſo viel liebte, wie ich ſeinen alten treuen Karo liebe?“

Nach einer geraumen Weile, während welcher ſie vergeblich nach Faſſung rang, hörte ſie in dem über dem ihrigen gelegenen Zimmer Sigfrids die beiden Freunde mitſammen auf und nieder gehen. Dann wurden droben Stühle gerückt, es trat Stille ein, es war ſchon tief in der Nacht.

„Er kommt nicht“, ſagte ſie bebend, „er will mich nicht mehr ſehen, mir nicht ein armes Abſchiedswort ſagen!“

Sie ſprang auf, öffnete leiſe die Thüre und ſchlich auf dem dunklen Korridor bis zum Fuße der nach oben führenden Treppe, ohne ſich klar zu ſein, was ſie denn eigentlich wollte. Da ging droben eine Thüre auf, ein Lichtſchein blitzte über die Treppenſtufen und ſie vernahm Sigfrids Stimme, welcher zu dem Freunde ſagte: „Verſchlaf' dich nicht, Alter, und ſei pünktlich, damit wir mit Sonnenaufgang auf dem Platze ſind.“

Von einer tödtlichen Angſt angefaßt, floh ſie in ihr Zimmer zurück. „Mit Sonnenaufgang — auf dem Platze.“ Alſo wäre das Furchtbare wahr? Ihr Herz hämmerte hörbar laut in der Bruſt. Und er kam nicht zu ihr! Aber hatte ſie es denn um ihn verdient, daß er zu ihr käme? Nein! Wohl aber geziemte es ihr, zu ihm zu eilen, ſich zu ſeinen Füßen zu werfen, ſeine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen: „Verzeih' mir, oder kannſt du mir nicht verzeihen, ſo laß mich wenigſtens mit dir ſterben!“

Sie fühlte das und ſchon hatte ſie die Thürklinke erfaßt, als ſich der Stolz und Hochmuth zum letztenmal triumphirend in ihr aufbäumte. „Wie, wenn der ſtolze Mann die Flehende verachtungsvoll von ſich ſtieße? Wenn er die Gelegenheit willkommen hieße, an der bis zum Aeußerſten ſich Demüthigenden den tödtlichen Schimpf zu rächen, welchen ſie in jener unſeligen Hochzeitnacht ihm angethan?“

Der Gedanke, ſo ſinnlos er ſein mochte und wirklich war, verwandelte ihr kochendes Blut in Eis. Sie ging nicht in das Zimmer Sigfrids hinauf, aber ſie verwachte den Reſt der Nacht in verzweiflungsvollem Brüten.

## 7.

## Erkämpft.

Ein leiſes Geräuſch in dem Zimmer über ihr ſtörte ſie auf. „Er rüſtet ſich zu dem verhängnißvollen Gange", ſagte ſie. „Ob er auch jetzt nicht verſucht, mir ein Abſchiedswort zu ſagen?"

Er ſchien es nicht verſuchen zu wollen. Brunhild öffnete vorſichtig die Thüre ihres Zimmers und lauſchte hinaus. Das fahle Zwielicht des erſten Morgengrauens lag auf dem Korridor. Sie hörte nach einer kleinen Weile die beiden Freunde geräuſchlos die Treppe herabkommen.

Am Fuße derſelben ſtanden ſie ſtill und Brunhild, deren Seele in ihren Ohren war, vernahm die flüſternde Stimme Schwarzderns: „Und du willſt alſo deiner Frau kein Wort ſagen?"

„Nein", entgegnete Sigfrid. „Es wäre ſchade, ihren Morgenſchlummer zu ſtören. Iſt die Schnurre vorbei, ſo oder ſo, mögſt du ihr in deiner Weiſe gelegentlich erzählen, daß Alter nicht vor Thorheit ſchütze, das heißt daß ein alter Burſchenſchafter nicht ruhig habe mit anhören können, wie ſo ungalant man mit der armen alten Mutter Germania umſprang."

„Aber —"

„Wir haben wahrhaftig keine Zeit mehr zum Plaudern, komm'! Im übrigen iſt ja alles —“ Seine Stimme verklang im Fortgehen.

Brunhild zog den Kopf zurück und ſchloß die Thüre. „Er wollte mich nicht ſehen“, ſagte ſie in bitterem Groll und Trotz. „So mag er denn gehen.“

Sie verſuchte mit aller Gewalt in dieſe trotzige Stimmung mehr und mehr ſich hineinzuarbeiten. Aber es ging nicht. Sigfrids Worte: „Es wäre ſchade, ihren Morgenſchlummer zu ſtören“, hatten ſie etwa kalt oder gar ſpöttiſch geklungen? O nein! Aber er hatte ſie nicht ſehen und ſprechen wollen. Sie konnte ihm doch nicht nachlaufen und darum, meinte ſie, wäre es das klügſte, ſie kleidete ſich aus und legte ſich zu Bette.

Aber es ging nicht. Eine furchtbare Beklemmung bemächtigte ſich ihrer und drohte ſie zu erſticken. Sie riß das nächſte Fenſter auf und von der großen Nußbaumallee her, auf welche daſſelbe hinausging, ſchlug ihr die kühle Morgenluft entgegen. Sie beugte ſich tiefaufathmend hinaus und da erhaſchte ihr Auge zwei Männergeſtalten, welche von der Allee rechts ab auf den Fußweg bogen, der über die große Matte nach der entgegengeſetzten Seite des Thalbodens führt. In demſelben Augenblicke raſſelte ein Wagen von der Freitreppe des Hotels weg und fuhr eilends die Allee hinab.

Da quell ein Gedanke heiß in ihrer Seele auf und erfüllte widerſtandslos ihr ganzes Fühlen und Sein. Nur im Umſehen raffte ſie Hut und Shawl auf und enteilte dem Zimmer, ſprang die Treppe hinab, glitt an dem aus verſchlafenen Augen verwundert ſie anblickenden Portier, welcher im Begriffe war, die

Hausthüre wieder zu ſchließen, vorüber durch den Portikus, den Perron hinab, in die Allee hinaus und lief dieſelbe entlang bis zu der Stelle, wo der erwähnte Fußpfad ſich abzweigt.

Dieſen ſchlug ſie ein und verfolgte ihn geflügelten Ganges. Da, wo an der andern Seite des Thales der Bergwald anzuſteigen beginnt, mündet der Fußweg in eine Fahrſtraße, welche zwiſchen der Gebirgswand und dem Ufer des Stromes knapp ſich hinwindet. Hier erſchaute ſie durch den leichten Morgennebel hindurch nur etliche hundert Schritte vor ſich die raſch ausſchreitenden Geſtalten Sigfrids und ſeines Freundes, und kaum von ihr erblickt, ſchlugen die beiden einen linkswärts in den Wald hinaufführenden Seitenweg ein. Als ſie an dieſen herangekommen, bemerkte ſie, daß wenige Schritte darüber hinaus ein Zweiſpänner auf der Straße hielt. Er war leer. „Sind die Herren in den Wald hinauf?“ fragte ſie den Dreſchkenführer.

„Myni Engelländer? Je, ſie heiget gäng dä Weg g'no“, gab der Mann gleichgiltig zur Antwort, mit dem Ende ſeines Peitſchenſtiels auf den Waldweg deutend.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ſchlug Brunhild denſelben ein. Er führte anfänglich gemächlich, dann ſteil und ſteiler bergan und endlich auf eine dicht mit Tannen beſtandene Ebene. Hier aber theilte er ſich und zwar dreizackig. Brunhild ſtand in peinvoller Ungewißheit eine Sekunde lang ſtill. Rings um ſie waltete lautloſes Schweigen, da die Zeit der Sonnenwende längſt vorüber und der Vogelſang demnach verſtummt war. Plötzlich fiel ein helles Leuchten in die graue Waldesdämmerung, und als Brunhild aufſchaute, ſah ſie die Tannenwipfel röthlich angeglommen. Das Tagesgeſtirn mußte alſo über die Gebirgsſpitzen im Oſten heraufſein.

Es trieb ſie mächtig vorwärts, aber wohin? Sie that nacheinander auf jedem der vor ihr liegenden drei Pfade etliche Schritte vorwärts und ebenſo raſch wieder zurück. Endlich warf ſie ſich haſtig auf den mittleren, geradeaus führenden und eilte vorwärts mit der Elaſticität eines um Tod und Leben rennenden Rehes, nicht achtend, daß nach einer kurzen Strecke der Weg in vielfachen Windungen wiederum jäh bergan führte. Dann ſprang er mit ſcharfer Biegung plötzlich nach rechts um, führt in dichtes Unterholz und Geſtrüppe und ging hier ganz aus.

Verzweifelnd hielt die Eilende inne. Ihr Buſen flog. Tropfen kalten Schweißes rollten von ihren Schläfen herab und ihre Augen ſtarrten in die ſie umgebende Waldwildniß, als ob ſie vor Bangen aus ihren Höhlen ſpringen wollten.

In dieſem Augenblicke kam das geahnte, das gewußte Gefürchtete. Zwei Schüſſe fielen dort rechtshin ſo raſch hinter einander, daß es wie nur ein Knall durch den Wald hallte.

Der Athem ſtockte in Brunhilds Bruſt. Dann brach ein Schrei aus ihrem Munde, grell und gell wie die Verzweiflung, und im nächſten Augenblicke flog ſie unaufhaltſam durch das Gebüſche dahin, woher der Schall gekommen.

Die geſuchte Stelle war nahe voran. Brunhild fand ſich unverſehens am Saum einer Lichtung, von welchem der Boden raſch gegen ein ſchmales Thälchen abfiel, welches hier in den Wald eingeſchnitten war. Auf dem grünen Wieſengrund konnte ſie, etwa fünfzehn Schritte von einander entfernt, zwei Gruppen wahrnehmen, jede aus drei Figuren beſtehend. Und je eine derſelben lag und je zwei ſtanden. Sie konnte in dem einen Daliegenden den engliſchen Kolonel erkennen, der jetzt ein ſehr ſtiller Mann, und — doch nein, ſie erkannte, ſie ſah nicht ihn, ſah nichts und niemand außer dem einen — Sigfrid.

Und „Sigfrid! Sigfrid!“ ſchrie ſie auf, in wahnſinnigen Sätzen den Abhang hinunterfliegend, und im nächſten Augenblicke lag ſie ihm zur Seite auf den Knieen und ſchlug die Arme um den ſterbenden Mann. Denn ein ſterbender war er. Die Gegner hatten, wie beſtimmt worden, auf kurze Diſtanz a tempo gefeuert und in demſelben Moment, wo Sigfrids tödtliche Kugel dem Kolonel in die rechte Schläfe geſchlagen, war ihm das Blei deſſelben ſeitlings in die Bruſt gefahren.

Aſchfarben im Geſicht, faßte Schwarzborn den Arm des Arztes, welchen die Engländer mitgebracht hatten, und gepreßten Athems, faſt pfeifend ſtieß er die Frage hervor: „Keine Rettung, Doktor?“

Der Arzt ſchüttelte den Kopf und flüſterte zurück: „Keine. Er hat nur noch Sekunden zu leben.“

„Sigfrid, mein Sigfrid!“ flehte in Tönen bebender Zärtlichkeit Brunhild. „Ich bin da, Brunhild, dein Weib, deine Sklavin, die den Staub von deinen Füßen küſſen, die für dich leben, die für dich tauſend Tode ſterben will!“

Der tödtlich Getroffene, den man mit dem Rücken an eins der bemooſten, über die Matte hingeſtreuten Felsſtücke gelehnt hatte, erhob das Haupt und öffnete die ſchon von den Schatten des Todes umflorten Augen. Ein heller Freudenblick leuchtete in denſelben auf. Er machte einen Verſuch, die Arme zu heben, als wolle er ſie um das im Jammer vergehende Weib legen, und das ſchreckliche Röcheln ſeiner Bruſt bewältigend ſagte er mit einem herzzerreißenden Lächeln: „So bin ich alſo doch glücklich noch durch Waberlohe gedrungen und habe dich erkämpft, du ſchöne, ſtolze, hochgeliebte Walküre — erkämpft!“

Sein edles Haupt ſank herab und ein Zittern überlief ſein geiſterbleiches Antlitz. Sie umklammerte ihn, ſie preßte ihre Lippen auf ſeinen Mund, als wollte ſie den entfliehenden Odem zurückhalten. So ſtarb er unter ihrem, ach, zu ſpät gegebenen Brautkuß.

Als der in tiefſter Seele erſchütterte Freund eine Stunde ſpäter auf die Unglücksſtätte zurückkam, Tragbahre und Träger mit ſich bringend, fand er Brunhild regungslos am Boden ſitzend, Sigfrids Haupt, das ſie mit am Waldſaum gepflückten Eichenzweigen umwunden hatte, in ihrem Schoße haltend. Ihr Antlitz war fahler als das des Todten, auf deſſen friedvollen Zügen ihre brennenden Augen hafteten, die keine Thränen gefunden hatten. Sie ſchrak zuſammen, wie aus einem Traume geweckt, als die Männer herantraten. Dann aber fiel ſie ſofort wieder in ihre ſteinerne Regungsloſigkeit zurück.

Dem armen Schwarzhorn ſchien das Bekränzen des Todten einen peinlichen Eindruck zu machen; es mochte ihm profanirend, affektirt, theatraliſch vorkommen und daher ſagte er faſt rauh: „Madame, es iſt Zeit —“

Sie ließ ihn nicht ausſprechen, obgleich ſie ſich nicht an ihn wandte. Ohne aufzublicken, murmelte ſie, die Hände Sigfrids in den ihrigen preſſend: „Ich habe die Ehre, ein Teutſcher zu ſein. — Oh, er hatte Ehre, Ehre, Ehre bis zum letzten Hauch, er, mein Held!“

Und halb ſingend brach ſie in die eddaiſche Strophe aus:

„So war Sigurd
Bei Giuki's Söhnen,
Wie hoch über Halme
Die Tanne ſich hebt.
Wie der Hirſch über Haſen
Hochbeinig ragt
Und glutrothes Gold
Ueber graues Silber."

„Die unſelige Tragödie ſchließt mit einem würdigen Finale", rief Schwarzdorn aus. „Sie iſt wahnſinnig geworden!"

Er irrte. Sie war es nicht geworden und wurde es nicht. Noch am Abend deſſelben Tages hatte ſie die gewohnte ruhig ſtolze Faſſung und Haltung wiedererlangt und feſt und klar ordnete ſie, was zur Heimführung des todten Gemahls nach ſeinem Schloß am unteren See zu ordnen war.

Aber gerade in ihrer Gefaßtheit hatte die Schloßherrin mit den thränenloſen, brennenden Augen und den marmorblaſſen und marmorſtarren Zügen etwas Furchtbares, etwas, das Schwarzdorn gefrorene Verzweiflung nannte. Der Freund hielt es in ihrer Nähe nicht länger aus. Am Tage nach Sigfrids Beſtattung ließ er ſich bei Brunhild melden und ſagte ihr: „Gnädige Frau, ich bin kraft des Teſtaments meines hingegangenen Freundes zum Vollſtrecker deſſelben ernannt."

Sie ſaß ſtill und ſtumm und wandte nicht das Haupt.

„Madame", fuhr er fort, „ich bedaure, Sie mit dieſer Sache behelligen zu müſſen; aber ich kann und will meine Abreiſe nicht länger verſchieben und wünſche daher, wenigſtens das Wichtigſte deſſen, was mir aufgetragen iſt, möglichſt raſch zu erledigen.

Das Geſchäft iſt auch einfach genug. Der arme Sigfrid hat nämlich, mit Ausnahme verſchiedener, allerdings nicht unbedeutender Legate, welche er ſeiner Dienerſchaft ausſetzte oder gemeinnützigen Anſtalten zuwandte, ſein ganzes Vermögen, liegende und fahrende Habe, Schloß, Gut und Geld Ihnen vermacht.“

„Das Schloß?“ entgegnete ſie mechaniſch, als hätte ſie nur das eine Wort aufgefaßt. „Es mag in Trümmer fallen; ſein Herr iſt todt.“

„Sie werden darüber zu verfügen haben, wie es Ihnen beliebt. Was das übrige Vermögen —“

„Gebt es den Armen. Gebt es, wem ihr wollt. Ab ſagen Sie mir, verehrter Freund, ſind der Architekt und der Bildhauer noch immer nicht aus der Stadt angelangt?“

„Doch, eben vorhin; allein ich bitte —“

Brunhild ſtand raſch auf und ſchritt an Schwarzdorn vorüber aus dem Zimmer.

Das war nun ihre Sorge, ihre Arbeit, das Einzige, wofür ſie noch Sinn hatte, des Todten Grab zu ſchmücken. Als Hauptſchmuck wurde zu Füßen deſſelben ein gewaltiger, unbehauener Granitblock aufgerichtet mit der Inſchrift:

**Sigfrid von Lindenberg.**
Gefallen im Zweikampf für ſeines Landes Ehre.
Auguſt 1864.

## 8.

## Der Mond geht unter.

Die Herbſtnacht iſt ſtill, klar und mild. Groß leuchten die Sterne über dem mitternächtigen Schweigen und der Vollmond gießt ſein ſilbernes Licht auf den kleinen Hochſee und die Burgruine mit dem halbzerfallenen Wartthurm.

Auf der Bank am Fuße deſſelben ſitzt eine weibliche Geſtalt, in dunkle Gewänder gehüllt. Die zurückgeſchlagene Kapuze des Mantels läßt das geſpenſterhafte Weiß ihres Antlitzes ſehen und den blaſſen Goldſchimmer ihres üppigen Blondhaars. Die dunkeln Augen ruhen unbewegt auf der ſpiegelglatten Waſſerfläche, regungslos liegen die in einander geſchlungenen Hände auf den Knieen und feſtgeſchloſſen, wie zu ewigem Schweigen, iſt der Mund.

Eine Stunde vergeht. Dann erhebt ſich die Geſtalt und ohne Haſt ſchreitet ſie den Fußpfad hinunter zum See. Sie umgeht denſelben zur Hälfte und verſchwindet für eine kurze Weile in einem Weidengebüſche am öſtlichen Ufer. Wieder hervorgetreten, ſieht ſie im vollen Schein des Mondes, welcher, zum Niedergange ſich ſchickend, ſchon den Gipfeln der Hochgebirge im Weſten nahegekommen iſt.

Ihr Obergewand iſt hinaufgeſchlagen und der weite Saum über den Hüften feſtgebunden. In ſchweren, ſtraffen Falten hängt es über dem weißen Untergewand bis zu den Knieen herab, als berge es eine gewichtige Laſt.

So muß es auch wohl ſein, denn ſie legt die wenigen Schritte, welche ſie noch am Ufer hin thut, augenſcheinlich nur mühſam zurück. Sie ſteht einen Augenblick ſtill. Dann ſchreitet ſie, mit feſt an die Lenden gedrückten Händen, langſam in das Waſſer hinein. Kein Zug ihres Geſichtes ändert ſich auf dieſem Todesgang. Die feſtgeſchloſſenen Lippen beben nicht, kein Zucken in den düſter flammenden Augen, überall nur die Ruhe und Sicherheit einer eiſernen Entſchloſſenheit. Immer weiter hinein. Schon umſpielt die kalte Flut die Bruſt, worin ein ſtolzes Herz ſo unbändig geſchlagen, bis es unter dem Hammerſchlag des Schickſals gebrochen wie ein ſpröder Diamant. Immer weiter hinein. Nur noch das ſchöne Haupt iſt ſichtbar auf der Waſſerfläche, als läge es auf einem ungeheuren Silberteller.

Ein Schritt noch, ein letztes, blitzſchnell ſchwindendes Aufſchimmern des Goldhaars; dann ein leiſes Zuſammenrauſchen des Waſſers über der Stelle, wo es zuletzt geſchimmert.

Wellenringe zittern an das Ufer, ein Windhauch geht durch die Weiden und Föhren und hinter den Bergen verſinkt der Mond.

# Werther-Graubart.

# I.

# Expoſition.

## 1.

## Propſt Fabian an Gertrud Hartwig-Hellmuth.

X. 1. März 1870.

Liebes Kind! Ich kann dir nicht länger verbergen, daß ich deines Vaters wegen in Unruhe bin. Sein letzter Brief an mich war datirt „Tahiti, 25. Februar 1869.“ Er wollte von dort, wie du weißt, durch die Magelhaensſtraße, über Braſilien und Weſtindien nach Europa zurückkehren. Hat er euch etwa neuerlich geſchrieben? Ich weiß zwar wohl, ſeine Reiſelaune iſt ein raſchwechſelndes, ſpringendes Ding; aber — kurz, ich ſorge mich um ihn. Habt ihr Kunde von ihm, ſo theile ſie mir ungeſäumt mit. Ich kann leider noch nicht in meine ſtille rothenfluher Klauſe zurückkehren. Die noch dazu ziemlich unerquicklichen Geſchäfte des Landtags halten mich länger in der Hauptſtadt feſt, als ich anfänglich beſorgte. Warum ließ ich mich auch von deinem Manne beſtimmen, die Wahl anzunehmen? Der Schlaue hat es gar hübſch zu machen gewußt, daß eine Bürde, die, wie dir wohlbekannt, eigentlich für ſeine Schultern beſtimmt war, auf die meinigen geladen wurde. Was macht er? Immer rüſtig und tüchtig und hellauf, wie es von jeher ſeine Art geweſen? Und eure beiden Kleinen, die den armen unſtäten Wanderer von Großvater noch nicht geſehen haben? Tante Hildegard dürfte mir wohl auch mitunter ſchreiben. Grüße ſie und deinen braven Hermann recht herzlich von mir .... Beigeſchloſſen ſend' ich dir einen Brief, an deſſen Schreiber du dich vielleicht wirſt erinnern können. Du haſt ihn ja zur Zeit, als du ein freilich noch ein recht kleines Mädchen wareſt, oft geſehen. Er iſt ein alter vertrauter Freund von deinem Vater und mir. Schon ſeit langen Jahren lebt er in der Fremde und ſo haben wir ihn und er hat uns aus dem Geſichte verloren. Aber die Wärme ſeiner Gefühle für uns iſt, wie ſein Brief zeigt, nicht erkaltet und der Anblick ſeiner Schriftzüge hat auch in mir die Erinnerung an gemeinſam mit dem alten Freunde verlebte gute und böſe Zeiten wieder lebhaft aufgerührt. Er klagt, daß ſeit Jahren aus der alten Heimat nur ſpärliche und unbeſtimmte Nachrichten zu ihm gelangt ſeien, und wünſcht dringend zu erfahren, wie es deinem Vater und mir und uns allen dieſe ganze Zeit her ergangen ſei. Während des großen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten habe er in den amerikaniſchen und engliſchen Zeitungen häufig von einem General Hellmuth geleſen und ſei einmal auf den „tollen" Einfall gerathen, das könnte am Ende ſein alter Freund ſein, von dem er gerüchtweiſe vernommen hatte, daß er nach Amerika gegangen. Ich antwortete dem Freunde natürlich mit aller Herzlichkeit, aber nur kurz. Was mich angehe, ſagt' ich, ſo ſei von mir nur zu melden, daß ich aus einem jungen reſignirten Prieſter nachgerade ein alter reſignirterer geworden, dem man — er wiſſe ſelber nicht, warum? — den Propſttitel aufgehängt habe. In allem übrigen verwies ich den Frager an dich, liebes Kind; ja an dich, und du wirſt aus ſeinem Briefe erſehen, daß ich dazu berechtigt war. Denn er erkundigt ſich ja ganz beſonders angelegentlich nach der „kleinen Gertrud“, welche freilich derweil eine ganz anſtändig große, wenn auch keineswegs zu große Gertrud geworden iſt. Ich verſprach ihm, du würdeſt um alter Freundſchaft willen die Mühe, für ihn die Familienchroniſtin zu machen, wohl auf dich nehmen, und du wirſt mich, hoff' ich, nicht zu ſchanden machen. Vergiß aber auch der „bürgerlichen“ Seite der Chronik nicht, hörſt du? Unſer Freund war ja in die Beziehungen deiner Eltern zu Herrn Bürger und ſeiner Frau, die nun beide dahingegangen ſind, ganz eingeweiht und gehörte mit zu unſerem jetzt, ach, ſo ſchmerzlich zerriſſenen engſten Freundſchaftskreiſe. Oh, mein gutes Kind, das Altwerden! das Altwerden! Dieſes Verlieren von Freund auf Freund — man vermag doch mit der ganzen Philoſophie der Ergebung nicht gegen das troſtloſe Gefühl der Vereinſamung aufzukommen! Ihr jungen Leute könnt davon nichts wiſſen. Aber frage die Tante Hildegard, was es heißen wolle, alle, mit denen man jung geweſen und die man geliebt hat, einen nach dem andern und eine nach der andern zu Grabe gehen zu ſehen. Wie gerne ginge man mit!....

## 2.

## Dora Bürger an Hildegard Hellmuth.

Pallanza, 3. März 1870.

Verehrte Freundin! So dürfe ich Sie nennen, hat meine theure Mutter noch in einer der letzten Stunden ihres Lebens mir geſagt. Oh, laſſen Sie die Liebe und Treue, welche Sie für die Mutter hegten, auch der Tochter zu gute kommen! Wenigſtens ein bißchen, gelt? Ich kann es recht gut brauchen, ich armes einſam in der Welt ſtehendes junges Ding von einer Waiſe, und ich werde Sie auch recht liebhaben; ich habe Sie ſchon lieb, weil mir die Mutter und Tante Marget ſo viel Gutes und Liebes von Ihnen erzählten. So auch von Ihrer Nichte Gertrud, welche das leibhafte Abbild ihrer Mutter Iſolde ſei, die, ſagte meine Mutter oft unter Thränen, das holdeſte Geſchöpf geweſen, welches ſie jemals geſehen. Und ſo jung, ſo ſchön, ſo edel, wie ſie war, mußte ſie in ein frühzeitig Grab ſinken und Ihr armer Bruder, mit deſſen Namen auf den Lippen meine Mutter geſtorben, wurde dadurch zum heimatflüchtigen Wanderer! „Es iſt der Lauf der Welt ſo“, pflegt Tante Marget mit einem ganz eigenen Zuſammenziehen der Mundwinkel zu ſagen; ſie, die doch das ſanfteſte, ergebungsvollſte Weſen von der Welt iſt. Ach, wenn ich die nicht hätte! Sie iſt mir alles, alles, unter anderem auch mein „Vogt", wie wir Schweizer ſtatt Vormund ſagen. Denn laut teſtamentariſcher Beſtimmungen meiner Eltern ſteht ihr die Oberaufſicht über die Verwaltung meines Vermögens, ſowie die entſcheidende Stimme zu, wenn ich mich mal verheiraten wollte. Das könnte mir aber einfallen, ja wohl! War nicht meine Mutter ſo glücklich verheiratet wie menſchenmöglich? Verheiratet mit dem bravſten, großherzigſten, treueſten der Menſchen, wie ſie meinen Vater immer nannte? Und doch mußte ich ſchließlich erfahren, daß ſie in tiefſter Seele unglücklich geweſen. Wie oft hab' ich, ſchon als Kind, die Theure, wenn ſie ſich unbelauſcht glaubte, die lenau'ſche Klage leiſe vor ſich hinmurmeln gehört:

„Oh, Menſchenherz, was iſt dein Glück?
Ein räthſelhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!"

Wir ſind auf der Reiſe zu dem Grabe meines Vaters begriffen, welches ich noch nicht geſehen habe. Auch ſoll ich mein Heimatland, deſſen Alpenpracht mich ſchon hier verheißungsvoll begrüßt, kennen und lieben lernen, damit ich nicht vollends ganz ‚veritaliänere, ſagt Tante Marget. Sie mag Italien nicht und wir werden uns wohl in der Schweiz bleibend niederlaſſen. Tante Marget beabſichtigt es und ſie kann bei all' ihrer unendlichen Güte auch recht energiſch ſein, wann und wo das noththut. Wir reiſen mit der Familie des Senatore Bazzini aus Neapel, mit welcher Mutter und Tante ſeit langem in vertrauter Freundſchaft gelebt haben. Die jüngſte Tochter dieſer vortrefflichen Familie, Imelda, iſt meine liebſte Freundin, hat von mir deutſch gelernt und ſoll, an den Folgen einer Bruſtkrankheit leidend, drei volle Monate auf einem hohen Berge verbringen. Daſſelbe haben die närriſchen Herren von Aerzten auch mir verordnet, obgleich ich wohlauf und munter bin wie eine Bergforelle in ihrem Bach. Sie thaten es wohl nur der guten Imelda zu gefallen. Auf was für einen Schweizerberg wir gehen werden, wiſſen wir heute noch nicht. Man hat uns den Schwarzenſtein ſehr empfohlen. Tante Marget will, ſobald wir uns entſchieden haben werden, einen Abſtecher ins Schwabenland machen. Sie hat gar ſo große Sehnſucht nach Ihnen und Ihrer Nichte Gertrud und verlangt, ich hab' es wohl gemerkt, wahrhaft ſchmerzlich, wieder einmal von Herrn Hellmuth, Ihrem Bruder, zu hören. Der iſt ja, wie Sie wiſſen, verehrte Freundin, das Ideal der Tante. Da ich ſie einmal damit neckte, ſagte ſie mir mit einem Ausdruck der Miene und der Stimme, deſſen ich nie vergeſſen werde: „Als ich in meiner Jugend, in meiner Kindheit von Gott und den Menſchen verlaſſen war, hat Herr Hellmuth mir, dem ihm unbekannten Kinde, aus innigem Erbarmen Worte des Troſtes geſagt und hilfreich die Hand gereicht.“ Weiter ſagte ſie nichts. Sie geht ja überhaupt jeder Erwähnung ihrer Jugendzeit konſequent aus dem Wege. Aber ſo viel glaub' ich doch aus ihr und aus meiner Mutter herausgelauſcht zu haben, daß über die Tante in ihrer frühen Jugend etwas Furchtbares gekommen ſein müſſe. Sie, verehrte Freundin, ſind gewiß in das Geheimniß eingeweiht. Bringt mich im nächſten Herbſte die Tante, wie ſie mir verſpechen hat, zu Ihnen, ſo werde ich nicht nachlaſſen mit Bitten und Betteln, bis Sie mich ebenfalls einweihen, gelt? . . . .

### 3.

## General Hellmuth an Hermann und Gertrud Hartwig-Hellmuth.

Paris, 5. März 1870.

Liebe Kinder! Vor zwei Wochen bin ich aus Weſtindien in London angelangt, woſelbſt ich eure Briefe und die Rimeſſen richtig bei Hope und Komp. vorfand. Meine Rückkehr nach Europa verzögerte ſich, weil ich mich länger, als ich beabſichtigt hatte, in Südamerika herumtrieb, die Anden wiederum durchzog und den Amazonenſtrom bis zu ſeinen Quellen hinauffuhr. Dort herum liegt ein gewaltiges Stück Zukunft der Menſchheit, welche ſich ja bereits anſchickt, all ihr großes und kleines Elend in die erhabene Stille jener paradieſiſchen Wildniſſe hineinzutragen. — In London traf mich die Kunde, daß Julie Bürger geſtorben. Nichts davon. Zu dem Uebrigen zu legen. Aber ruft euren Jungen nie anders als Hanns, meinem Freunde Bürger zu Ehren, und falls zu eurer kleinen Iſolde noch ein Töchterlein kommt, ſo ſoll es Julie heißen. — Jetzt bin ich hier in der Weltkloake, wo alles an das evangeliſche Wort von den übertünchten Gräbern erinnert und ein abſcheulicher Verweſungsgeruch ſich verbreitet. L'infame, das zweite Kaiſerreich, fault entſchieden ſeinem Ende zu. Der Ekel treibt mich fort. Wohin? weiß ich heute noch nicht. Vielleicht in die Pyrenäen, vielleicht in die Alpen. Möglich, daß ich im Herbſte nach Rothenfluh komme. Mir iſt, als müßt' ich die vier Gräber auf unſerem Friedhof noch einmal ſehen, bevor ich meine große Reiſe ins innere Afrika antreten werde. — Von Geſchäftesachen ſchweigt mir! Ich weiß ja alles treu verwahrt und gut verwaltet in deinen Händen, lieber Hermann. Handle in allem und jedem nach deinem eigenen Ermeſſen. — Um meine Geſundheit braucht ihr euch fürwahr keine Sorge zu machen. Die iſt gefeit, ſo gefeit, daß ich unſchwer zu dem Glauben gelangen könnte, ich ſei zum Leben verflucht wie der ewige Jude. — Grüßt mir den Fabian, drückt der Hildegard die Hand, küßt eure Kleinen für mich und lebt wohl!

### 4.

## Gertrud Hartwig-Hellmuth an den Profeſſor.

Schloß Rothenfluh, 12. März 1870.

Lieber alter Freund! Unſer Fabian, welcher in der Familie nie anders als „der Onkel“ genannt wird, hat mir Ihren an ihn gerichteten Brief zugeſtellt, worin Sie ſich ſo freundlich der „kleinen“ Gertrud erinnern. Die Gertrud, welche derweil einem ſchon nicht mehr ganz kleinen Hännschen und einer kleinen Iſolde das Leben gegeben hat, erinnert ſich Ihrer ebenfalls noch recht lebhaft: Sie waren ja der Vierte im Bunde mit dem Vater, Fabian und Bürger. Darum ſetze ich mich heute gerne hin, um Ihnen vorzuplaudern, was Sie theilnahmevoll von uns zu wiſſen wünſchen, und ich thu' es viel leichteren und freieren Gemüthes, als ich es noch vor etlichen Tagen gethan hätte. Denn wir ſind inzwiſchen eine ſehr quälende Sorge losgeworden: der geliebte Vater hat uns von Paris aus ſeine Rückkehr nach Europa gemeldet und wir wiſſen ihn jetzt doch wenigſtens wieder mit uns im gleichen Erdtheil, ſowie, daß er geſund. Daß er auch zufrieden oder gar glücklich, darf ich leider nicht hinzufügen. Sie wiſſen ja wohl, ſeines Glückes Stern iſt untergegangen in jener traurigen Nacht, wo meine

Mutter Iſolde ſtarb, nachdem ſie mich, ihr zweites Kind, geboren hatte. Tante Hildegard, das „Tanten-Ideal", wie mein geliebter Eheherr ſagt — Tante Hildegard, welche nach Aufhebung des Kloſters Gnadenbrunn zu uns gezogen war, hat mir, als ich zu den Jahren gekommen, wo man ſo etwas faſſen kann, mitgetheilt, daß der Tod meiner Mutter den Vater verſteinert habe. Sie hatten ſo glücklich mitſammen gelebt, ſo ſehr glücklich! Ihre Ehe war ſprichwörtlich weitum als eine, als die Muſterehe. In ihren Haushalt brachte der Vater die Tüchtigkeit und Thätigkeit eines ganzen Mannes, die Mutter alle die Schönheit, Anmuth, Güte und Harmonie einer vollkommenen Frau. Wie muß ſie ſchön und gut geweſen ſein! Noch jetzt kommt ein Aufleuchten in die Augen der Leute, wenn ſie von ihr ſprechen . . . Sie wiſſen, lieber Freund, wie der Vater das Evangelium der Arbeit bethätigte, wie er zu arbeiten liebte und verſtand. Nicht nur machte er das Schloßgut Rothenfluh binnen kurzem zu einem Muſtergut, ſondern auch ſtellte er im Verlaufe von wenigen Jahren die ganze Herrſchaft, wie ſie der Großvater dereinſt beſeſſen, in ihrem vollen Umfange wieder her. Und das genügte ſeinem Thätigkeitstrieb noch nicht. Er hatte ja lange im kaufmänniſchen Fache gearbeitet und daran Geſchmack gefunden. In Kompagnonſchaft mit ſeinem Herzensfreunde Bürger führte er großartige Handelsunternehmungen glänzend durch. Die Reichthümer ſtrömten ihm zu. Welchen großherzigen Gebrauch er davon machte, wie er jedes gemeinnützige Streben und Thun anregte und förderte, wie er in der ganzen Gegend, ja im ganzen Lande als der ſtets rath- und thatbereite Helfer und Tröſter, als die Zuflucht der Mühſäligen und Beladenen berühmt und geehrt war, wie er es dabei ſtets einzurichten wußte, daß alles Gute und Segensreiche, was er that, nicht von ihm, ſondern nur von meiner Mutter zu kommen ſchien, iſt Ihnen bekannt. Ebenſo, daß das „Glück von Edenhall„ nur ſieben kurze Jahre währte. Am Schluſſe des erſten derſelben hatte meine Mutter meinen theuren, herrlichen, armen Bruder Fritz geboren, am Schluſſe des ſiebenten kam ich und tödtete, ich Unglückliche, durch mein Kommen meines Vaters Lebensfreude. Nie hab' ich ihn lächeln, aber zweimal weinen ſehen. Das erſtemal, als mein Bruder, zum ſtattlichen Jüngling herangewachſen, nach beendigten Gymnaſialſtudien die väterliche Einwilligung erbat, ſich der ſoldatiſchen Laufbahn widmen zu dürfen. Wenn der Fritz bat, wer konnte da widerſtehen? Dennoch wollte der Vater ziemlich lange nichts von der Soldaterei wiſſen, aber zuletzt gab er doch nach. „Der Fritz hat alſo ſeinen Willen durchgeſetzt?" hörte ich eines Abends den Onkel Fabian ſagen. „Ja, was willſt du, lieber Alter?" entgegnete der Vater — „der Junge hat mich mit den Augen ſeiner Mutter angeſehen und da half kein Widerſtreben." Indem er das ſagte, bebte ihm die Stimme und er wandte ſich ab, um ſich die Augen zu trocknen. Zum zweitenmal — aber ſoweit bin ich noch nicht in der Chronik .... Wenige Wochen nach ihrer Hochzeit hatte meine Mutter den Knaben einer armen Taglöhnerin, deren Mann kurz zuvor beim Holzflößen verunglückt war, über die Taufe gehalten. Die Wöchnerin ſtarb und meine Eltern hielten ihre ſchützenden Hände über den Hermann Hartwig, welcher jetzt mein hochgeliebter Mann iſt. Das kam aber ſo. Hermann wuchs, ganz als ein Kind des Hauſes gehalten, mit meinem Bruder auf. Wie dieſer entwickelte auch er glänzende Geiſtesgaben, ein tüchtiges Streben, eine ausdauernde Arbeitsluſt und daneben war er ſo lieb, ſo lieb, gerade wie der Fritz, ja noch lieber! Sein praktiſcher Sinn und Trieb, das Leben mit geſchickten und ſtarken Händen zu packen, zu formen und zu meiſtern, hatte ihn frühzeitig zum Studium der Volkswirthſchaft geführt und ſchon als Zwanzigjähriger war er befähigt, die ihm vom Vater anvertraute Verwaltung von Rothenfluh und unſeres ganzen Beſitzthums mit gutem Gewiſſen zu übernehmen. Der Vater hatte nämlich nach dem Tode der Mutter alle ſeine gewohnte Geſchäftsthätigkeit eingeſtellt, hatte die Führung des Haushalts und die Pflege und Erziehung ſeiner Kinder der Tante Hildegard und unſern Unterricht dem treuen Jugendfreunde Fabian übergeben und hatte, als wäre ihm die ſonſt ſo geliebte Heimat unerträglich geworden, faſt ſeine ganze Zeit auf Reiſen verbracht. Er iſt ja auch wider ſeinen Willen ein „berühmter Reiſender“ geworden. Onkel Fabian ließ nämlich dem Widerſtrebenden keine Ruhe, bis der Vater es endlich zugab, daß die lange und inhaltvolle Reihe von Briefen, worin er ſeine weiten Fahrten, ſeine Forſchungen und Findungen dem Freunde geſchildert hatte, gedruckt wurde, obzwar ohne den Namen ihres Verfaſſers. Vor zehn Jahren übergab der Vater die Verwaltung ſeines ganzen Vermögens an Hermann, der ihm und uns allen eine gränzenloſe Dankbarkeit und Treue weihte. Dann ging er zum zweitenmal nach Amerika, ausdrücklich in der Abſicht, den großen Krieg gegen die Sklavenbarone mitzufechten. Er that ſo, errichtete auf eigene Koſten ein Regiment von Freiwilligen, zeichnete ſich als Führer wie als Soldat höchlich aus, wurde zum General ernannt und gewann ſeinem Namen Ruhm und Ehre. Aber ich weiß, er ſuchte, ſchmerzlich zu ſagen, nur eins: den Tod. Nach der Niederwerfung der großen Rebellion in der Union ſchickte er ſich gerade an, nach Mexiko zu gehen, um die in Geſtalt eines Schwindelkaiſerthums daſelbſt ſich blähende bonaparte'ſche Schurkerei bekämpfen zu helfen, als ihn der Ausbruch des deutſchen Krieges von 1866 ins Vaterland zurückrief. An einem Tage bitterſten Jammers kehrte er heim, an dem Tage, wo Hermann Hartwig den Sarg nach Rothenfluh brachte, in welchem mein todter Bruder ruhte. Fritz, unſer aller Stolz und Liebe, war als Generalſtabsoffizier in einem der Gefechte gegen die preußiſche Mainarmee gefallen, von einer Zündnadelgewehrkugel mitten in die Stirne getroffen. „Laßt mich allein mit dem Todten!“ gebot der Vater thränenlos und ſo hielt er die Nacht über die Todtenwache. Es war etwas in ſeinem Blicke geweſen, was uns zittern machte, und angſtvoll lauſchten wir hinter der Thüre des anſtoßenden Zimmers. Es war ſtill drüben, nur zuweilen ein Ton, wie wenn ein Mann aufſtöhnt in herbſter Seelenqual. Einmal auch vernahmen wir deutlich, wie der Vater ausrief: „Oh, mein geliebtes Weib, nun war es doch wohlgethan von dir, daß du von mir gegangen. Dieſes Furchtbare hätteſt du nicht zu ertragen vermocht. Mitten in die Stirne, wehe! Und von einer deutſchen Kugel, dreimal wehe!“ Als es Morgen geworden, beſtatteten wir den Bruder zwiſchen ſeiner Mutter und ſeiner Großmutter Gertrud. Da, am Grabe, als ich ängſtlich beſorgt auf den Vater blickte, wie ihm die trocknen Augen brannten, die bleichen Lippen zitterten und die Hand, womit er die Erdſcholle aufraffte, um ſie auf den

Sarg hinabzuwerfen, den Dienſt verſagen wollte, da bemerkte ich mitten in meinem Leid und meiner Angſt eine Veränderung, welche ſeit geſtern an ihm vorgegangen. Sein Bart, deſſen Schwarz bei ſeiner Heimkehr nur ganz ſpärlich mit Grau durchſprenkelt geweſen, war über Nacht vollſtändig grau geworden und dieſes Bartgrau bildete zur Schwärze der buſchigen Brauen und des dichten Haupthaars einen ſeltſamen, die düſtere Strenge ſeiner bedeutenden Züge noch mehr hervorhebenden Gegenſatz. — Wenn ich mir die Erinnerung an die nächſtfolgenden Wochen zurückrufe, fühlt ſich noch jetzt meine Seele beklommen. Der Vater ſchwieg im Leide tagelang, Speiſe und Trank kaum berührend. Ich ſchrieb in meiner peinlichen Sorge an Julie Bürger, ſie möchte doch verſuchen, ihn aus ſeinem ſtarren Hinbrüten aufzuwecken. Und da will ich Ihnen nun gerade ſagen, lieber Freund, daß der vorzeitige Tod von Hanns Bürger wie für die Seinigen, ſo auch für den Vater und demnach für uns alle ein ſchwerer Schickſalsſchlag geweſen iſt. Wie Sie wiſſen, hatte Julie ihrem Gatten mehrere Kinder gegeben, von denen aber keins am Leben geblieben war. Beim plötzlich erfolgten Tode Bürgers abermals guter Hoffnung, zog ſie nach Neapel, wo ihr dort verſtorbener Vater unweit von Amalfi eine prächtige Beſitzung erworben und dem Wunſche ſeiner Tochter gemäß Villa Byron benannt hatte. Dort gebar ſie eine Tochter, welche die Mutter nach einer Heldin ihres Lieblingsdichters Medora nannte und die jetzt zu holdſeliger Mädchenblüthe herangewachſen iſt. Sie ſteht, ſeit ihre uns allen ſo unvergeßliche Mutter vor Jahresfriſt geſtorben, unter der Obhut ihrer trefflichen Tante Marget, die Ihnen wahrſcheinlich unter ihren Kindernamen „das Gritli“

erinnerlicher ſein wird. Erſt vor wenigen Tagen ſchrieb Medora gar herzig an Tante Hildegard, daß ſie den Sommer in ihrem ſchweizeriſchen Heimatlande verbringen werde, und die Tante, welche an alles denkt, machte in ihrer Antwort das einzige Kind Bürgers und Julie's darauf aufmerkſam, daß es an Ihrer Thüre, als an der eines der vertrauteſten Freunde ihrer Eltern, nicht vorübergehen ſollte. — Wohl alſo, ein Brief von Julie Bürger hat damals den armen Vater wirklich aus ſeiner Erſtarrung aufgerüttelt. In der kurzen und beſtimmten Weiſe, welche wir ſeit dem Tode der Mutter an ihm kennen, erklärte er, daß er eine Fahrt um die Erde machen werde. Er traf raſch ſeine Vorbereitungen. Dann arbeitete er, um alle Geſchäfte für lange hinaus zu ordnen, eine Woche lang angeſtrengt mit Hermann, welcher mir in den letzten zwei Jahren unſäglich lieb geworden war. Oh, wie gerne hätt' ich es dem Vater geſagt! Aber ich wagte es nicht; denn gar oft beſchlich mich das quälende Gefühl, er müßte mich haſſen, weil meine Geburt der Mutter das Leben gekoſtet hatte. Wie that ich ihm unrecht! Eines Frühmorgens hatte der Vater mit Hermann einen langen Ritt durch Feld und Wald gemacht und heimgekehrt fand er mich mit der Aufräumung ſeines Arbeitszimmers beſchäftigt. Ich mochte dieſes Geſchäft nie einem Dienſtboten überlaſſen, wie das auch meine Mutter ſo gehalten hatte. Der Vater ſtand lange im Fenſtererker, nachdenklich in den Park hinunterblickend. Dann kehrte er ſich plötzlich gegen mich um und ſein Auge ſchien mir milder, als ich es jemals geſehen. „Gertrud — fragte er ſanft — du haſt den Hermann Hartwig lieb?" Ich erbebte und das Blut ſchoß mir jählings ins Geſicht; aber ich zwang meine

Angſt nieder, als ich ſeinen Blick voll innigſter Liebe und Güte auf mir ruhen ſah, und ſagte: „Ja, Vater, von Herzensgrund." — „Und Hermann hat dich lieb, Gertrud?" — „Ich weiß es nicht." — „Aber du glaubſt es?" — „Ja, ich glaub' es." — „Ihr habt es einander nie geſagt?" — „Niemals, Vater." Da faßte er mich in ſeine Arme und die Thränen ſtürzten ihm gewaltſam hervor. „Oh, mein Kind, mein geliebtes Kind — rief er tief erſchüttert aus — du biſt wie deine Mutter! An Leib und Seele wie deine Mutter! Wahr bis in die innerſte Herzenstiefe hinein!" Sehen Sie, lieber Freund, das iſt für mich ein unbeſchreiblich glücklicher Augenblick geweſen und nie in meinem Leben war ich ſtolz wie zu jener Stunde; denn höher vermochte kein Lob mich zu ſtellen, als das aus dem Munde eines ſolchen Vaters vernommene es that. Bevor ich recht wußte, wie mir geſchah, ſtand mir der vom Vater herbeigerufene Geliebte zur Seite und hielt meine Hände in den ſeinigen und lagen die väterlichen ſegnend auf unſern Häuptern. So wurde ich verlobt. Zwei Wochen ſpäter war meine Hochzeit und am Tage darauf reiſ'te der Vater ab. Doch genug jetzt, lieber Freund. Ich bin zu bewegt, um weiterplaudern zu können; auch verlangt mein Töchterlein nach der Mutterbruſt. Leben Sie wohl!

## 5.

## Tante Marget an Tante Hildegard.

Gerſau, 15. April 1870.

......Nach Z. hinüber möchte ich nicht gehen. Du weißt ja, Liebe, was für gräßliche, unaustilgbare Erinnerungen für mich an jene Stadt und ihre Umgebung ſich knüpfen. Dora freilich will nächſter Tage hinüber. Sie hat ja Haus und Heim dort, die ſie doch einmal ſehen möchte. Auch treibt es ſie, das Grab ihres Vaters zu beſuchen, und endlich will ſie unſern alten lieben wunderlichen Freund, den Profeſſor, kennen lernen und ihm ſagen, daß ihre Mutter ihm bis zuletzt ein treues Gedenken bewahrt habe. Der berühmte Augenarzt, welchen ich zu Rathe ziehen wollte, hatte die Güte, von dort nach Luzern herüberzukommen. Er gibt wenig Hoffnung, hat mir aber zunächſt den Gebrauch von Brillen entſchieden verboten, indem er den allerdings ſehr ſcharfen Gläſern, deren ich mich bedienen mußte, die auffallend raſche Verminderung meiner ohnehin von Kindheit auf ſchwachen Sehkraft beimißt oder wenigſtens mitbeimißt. Wenn ich aber die Brille ablegen ſoll, ſo kann ich ja auf zwei Schritte weit Weg oder Steg nicht mehr ſehen und nicht einmal die Züge meiner geliebten Dora erkennen. Die iſt gut, grundgut! Dabei hochgeſtimmt und frohgemuth wie eine Lerche. Der Ausſpruch des Arztes inbetreff meiner Augen machte ſie erſt ſehr traurig; dann aber ſagte ſie in ihrer tröſtlichen Weiſe: „Tante Marget, ſei du nur ganz ruhig. So lange ich zwei Augen habe, wird es dir nie an *einem* fehlen, gelt?" So iſt ſie. Im Herbſte bring' ich ſie zu euch, ich ſelber aber komme, denk' ich, ſchon im Mai für etliche Wochen, im Mai oder Juni, ſobald die Vazzinis über die Berge herübergekommen ſein werden. Imelda's Zuſtand erlaubte dieſe Reiſe bis jetzt noch nicht. Die Poſtfahrt über den Gotthard auf Schlitten war auch kein Spaß, ſag' ich dir, obſchon Dora ihren Spaß daran hatte, während ich meinestheils bei dieſer Gelegenheit mich gewiſſermaßen über meine ſonſt ſo läſtige und peinliche Kurzſichtigkeit freute. Nun ſitzen wir hier am Vierwaldſtätterſee in der trefflich eingerichteten Penſion Müller und harren des Frühlings, der aber nur zögernd ſein Kommen anmeldet, und warten auf unſere italiſchen Freunde. Habt ihr noch immer keine Kunde, wo dein theurer Bruder weilt? Ich bin ſo in Sorgen um ihn ....

## 6.

## Dora Bürger an Imelda Bazzini.

Gerſau, 1. Mai 1870.

Cara mia! Verzeih' mir, daß ich meinem Telegramm, welches euch meldete, daß wir glücklich über die Alpen hinweggekommen, erſt heute den verſprochenen Brief nachfolgen laſſe. Mein prächtig Heimatland hat aber ſo überwältigend auf mich gewirkt und ich hatte mir auch ſonſt manchen bedeutenden Eindruck zurechtzulegen, ſo daß ich erſt heute dazu komme, dir zu ſchreiben. Zum Dank für dein langes Warten will ich dir aber ganz methodiſch und in aller Reihenfolge meine neueſten Erlebniſſe erzählen, gar nicht im gewohnten und dir ſo anſtößigen Durcheinander-Dora-Stil, wie mein neugewonnener lieber Freund, der Profeſſor, ſagen würde, der mir neulich ein bißchen Ordnungsreſpekt beibrachte mittels ſeiner Bemerkung: „Ohne Ordnung, liebes Kind, wäre es in dieſem leidigen Gerümpel von Welt gar nicht auszuhalten: man würde ja, wenn alles nur ſo durcheinander läge, gar keinen Schritt mehr thun können, ohne über eine Dummheit oder über eine Niederträchtigkeit zu ſtolpern.“ Alſo hübſch der Ordnung und Reihenfolge nach, Schatz, gelt?

Du erinnerſt dich, daß wir die „heſperiſchen“ Lüfte, welche ſchon vor Monatsfriſt drüben an euren ſchönen Seegeſtaden wehten, ver- und euch in Pallanza zurückließen, weil das Augenleiden der armen lieben Tante Marget ein längeres Zögern, endlich die Hilfe eines tüchtigen Spezialarztes anzuſprechen, nicht zuließ. Die beſagten heſperiſchen Lüfte wandten uns aber noch jenſeits des Alpenwalls treulos den Rücken und ſchon in Faido erhielten wir einen richtigen borealen Vorgeſchmack deſſen, was auf der Nordſeite der Berge in Luftſachen Mode ſei. Je höher wir dem alten Kerl von Gotthard auf den Leib rückten, ein deſto griesgrämigeres Geſicht machte er uns, und er trieb es ſo ungalant, daß er mir zum Willkomm einen Schneeſturm entgegenſandte. Nur gut, daß die Tante durch ihre Kurzſichtigkeit verhindert war, zu ſehen, wie die Gegend eigentlich ausſah: ſie hätte ſicherlich die Weiterreiſe von Faido aus nicht zugegeben. Nicht etwa aus Beſorgniß für ſich ſelbſt, aber für mich. In Airolo wurden wir ſämmtlichen Paſſagiere auf Schlitten gepackt, jeder und jede einzeln auf einen kleinen einſpännigen Schlitten, und ſo gings weiter den Berg hinan zum Hoſpiz. Es war ganz luſtig und machte mir viel Spaß. Der Poſtillon, welcher mich fuhr, war ein hübſcher junger Burſch aus Lugano. Er hatte große ſchwarze Augen, ſo groß — du weißt, ich bin auf ſchöne Augen verſeſſen — und erzählte mir allerhand Geſchichten von dieſen Schneefahrten über den Sante Gotardo. Auf der Höhe angelangt, das heißt, in dem von Granit, Eis und Schnee eingewandeten Keſſel, in welchem das Hoſpiz liegt, überkam mich in dieſer von ſchweren ſchwarzen Wolken überhangenen und unvorſtellbaren Wildniß zum erſtenmal ein deutliches Gefühl von der wilden Erhabenheit und Trauer der Hochgebirgs einſamkeit. Dann gings, huſſah, im Zickzack abwärts ins Urſerenthal, daß mir der Wind nicht übel um die Pelzkapuze pfiff und ich manchmal glaubte: jetzt fliegſt du bei der nächſten Krümmung des Weges ſammt Schlitten und Pferd und Poſtillon unfehlbar in den leeren Raum hinaus oder kein Menſch weiß wohin. Es war aber doch recht ergötzlich, beſonders wenn, was gar nicht ſelten vorkam, einer der ganz niedrig gebauten Schlitten in der Reihe umkippte, der darin ſitzende Paſſagier auf den Schnee hinauskollerte und unter Vonſichgabe jener populären Redensarten, welche man Flüche nennt, in den raſch wieder aufgerichteten Schlitten zurückkrabbelte. Da ſich keiner der Umgeworfenen Schaden that, ſo mußte ich jedesmal hell auflachen, gar nicht daran denkend, daß die Reihe auch an mich kommen könnte. Sie kam aber auch an mich und das war mir ganz lieb; denn höre nur, ich erlebte bei dieſer Gelegenheit ein richtiges Abenteuer.

Von der Station Andermatt aus war mein Schlitten zufällig der letzte in der Reihe. Der Himmel hatte ſich aufgethan und wölbte ſich in wolkenloſer Bläue über dem Reußthal. Faſt ſchmerzend ſcharf ſchimmerten die unzähligen Kämme, Kuppen und Zacken ringsum im winterlich weißen Sonnenlicht. Wir aber ſauſ'ten munter durch das Urnerloch, über die Teufelsbrücke und hinab in die enge Thalſpalte, welche die toſende Reuß bis gen Amſteg hinunter gebohrt hat. Jetzt freilich lag der Unband noch ganz zahm und ſtill im Banne von Eis und Schnee. Mir fiel die von Kennern als wunderbar ſchön und zutreffend gerühmte Beſchreibung ein, welche Schiller im Tell von der Gotthardsſtraße gegeben hat, ohne ſie jemals geſehen zu haben.

bloß vom Hörenſagen, nach mündlichen Andeutungen ſeines Freundes Goethe. Den hat, weißt du, den Goethe, meine theure Mutter zuletzt ſehr geliebt, weit mehr noch als ihren früheren Lieblingsdichter Byron, und darum wollte ſie mich auch nicht mehr mit dem byron'ſchen Namen Medora, ſondern mit dem goethe'ſchen Dora — lies doch mal gleich „Alexis und Dora", Imeldaleta mia! — rufen und gerufen wiſſen. Doch was ſchwatz' ich nicht wieder alles kunterbunt durcheinander? Herrgott, wenn das mein profeſſorlicher Freund wüßte! Was wollte ich denn eigentlich zunächſt ſagen? Ja, richtig, die Verſe Schillers wurden mir im Gedächtniſſe wach, aber was ich rechts und links und geradeaus ſah, wollte nicht zu dieſen Verſen paſſen: es war eben nur eine koloſſale Schneewildniß, die aber mit dem über ſie hingebreiteten ungeheuren Schweigen ganz feierlich wirkte.

Meine feierliche Stimmung nahm freilich ein poſſirliches Ende und doch auch wieder, wenn du willſt, gar kein poſſirliches. Dieſen Widerſpruch verſtehſt du nicht, gelt? Thut aber nichts. Unterhalb Göſchenen läuft die Straße durch eine lange zum Schutze gegen die Lawinen erbaute „Galerie" und wendet ſich dann ſcharf rechts in eine wilde Schlucht hinab. Da ſah ich aus dieſer herauf einen einſamen Fußwanderer mir entgegenkommen oder vielmehr einen zweiſamen. Denn der Mann, der Herr — er ſah in der Nähe in ſeinem einfachen dunkeln Anzuge mit umgehängter Seitentaſche, über die Schulter geworfenem Kapuzenmantel und langem Bergſtock durchweg gentlemänniſch aus — war eigentlich zweiſam, inſofern ihm ein ungeheuer großer, rabenſchwarzer Hund — du kennſt meine Schwäche für dieſe wie überhaupt für alle nicht gar zu häßlichen Thiere — ja ein wahres Ungeheuer von Hund mit einem Löwenkopf und prachtvollem Schweiſe zur Seite ging. Mein Schlitten fuhr in vollem Schuß auf den Wanderer zu, welcher ſich beim Herankommen des Gefährtes behend auf den Rand der Schneewand rechts am Wege ſchwang. Der Hund folgte ſeinem Herrn, der, wie ich im Heranfahren — die Sonne ſchien hell — bemerkte, einen kurzgehaltenen grauen Vollbart um Lippen, Wangen und Kinn trug. Da, bevor ich an ihm vorüberſchoß, rrratſch! krachte das Schlittengeſtell unter mir, das Pferd machte einen Seitenſprung — nein, der Seitenſprung kam zuerſt und dann das Gekrach — kurz, der Schlitten rollte jäh nach links und das Ende vom Liede war, daß er umkippte, ich aber von meinem Sitze auf den Schnee hinausgeſchleudert wurde und etliche Ellen weit den gegen das Flußbett ſteil abfallenden Abhang abwärts kollerte. Bevor ich nun wußte, ob ich lachen oder weinen ſollte — das erſtere ſtand mir näher als das letztere, denn ich fühlte gar keinen Schmerz und kam mir die ganze Geſchichte weit mehr komiſch als trägiſch vor — fand ich mich in den Armen des Herrn mit dem Graubart. Ja, Imeldinetina mia, in ſeinen Armen, denke dir! Er hatte mich wie ein Kind aufgehoben und ich ſträubte mich auch gar nicht, ſondern ließ mich ganz ruhig den Abhang hinauftragen und in den Schlitten ſetzen, welchen der recht dumm und tappig daſtehende Poſtknecht inzwiſchen wieder aufgerichtet hatte. Ich muß dir auch ſagen, Schatz, daß ich während der Prozedur des Getragenwerdens meine Augen gar nicht zimperlich niederſchlug oder ſchloß, wie ich doch von anſtandswegen hätte thun ſollen, ſondern vielmehr meinen

Träger, deſſen Geſicht nur eine Spanne von dem meinigen entfernt war, recht neugierig anguckte! Das war „frech“, gelt? Aber du begreifſt, ich mußte doch den Mann anſehen, der mir ſo raſch zu Hilfe geeilt war, daß ihm dabei der Hut vom Kopfe gefallen. So ſah ich denn einen bedeutenden Kopf und ernſte, ja düſtere, dunkelgebräunte Züge, faſt bronzeartig, als wäre die Sonne der Tropen lange über ſie hingegangen. Die Wangen hager, die Naſe ſcharf vorſpringend. Von ihrer Wurzel lief eine tiefe Falte zwiſchen den ſtarken Brauen weit in die hohe, maſſive Stirne hinauf. Dies Geſicht hatte etwas ſeltſam ſtarres, faſt eiſernes; nur der gebietende Blick der großen Augen vom dunkelſten Blau belebte die düſtere Strenge des ganzen Kopfes ganz eigenartig. Doch das Sonderbarſte kommt noch: der mir bis dahin noch gar nie begegnete Kontraſt zwiſchen dem grauweißen Bart und den kohlſchwarzen Brauen und dem dichten ebenſo ſchwarzen Haupthaar des Mannes. Wie ich mir mittels immerhin nur flüchtigen Anſchauens das alles ſo einprägen konnte? Ja, ſiehſt du, das kann ich dir nicht erklären und auch mir ſelber nicht. Aber ich könnte dieſen Kopf, dieſes Geſicht malen, ganz getreu, ganz deutlich, und — nun ja, 's iſt ja wahr — ich habe es alle dieſe Tage her oft, ſehr oft vor mich hin in die Luft gemalt.

Ich kam doch ein bißchen in Verlegenheit, als der fremde Herr die Pelze und Decken ſorgſam um mich verbreitete. Da zog mich der prächtige Hund daraus, nämlich aus der Verlegenheit. Er leckte mir die über den rechten Schlittenrand hinausreichende Hand. Ich tätſchelte ihm dafür den Löwenkopf und fragte: „Wie heißt du denn, du ſchönes und gutes Thier?“ — „Er heißt Lara“, ſagte der Fremde; „aber haben Sie ſich nicht etwa wehgethan, mein Kind?“ — „O, gar nicht!“ gab ich zur Antwort und weiter wußte ich nichts zu ſagen, nicht einmal: Danke Ihnen recht ſehr, mein Herr. War das dumm! Ich ſchäme mich fürchterlich. Aber ſiehſt du, lieb Herz, das „mein Kind“, wie der fremde Herr es ſagte, klang ſo eigen. Ich denke mir, ſo muß es klingen, wenn ein zärtlicher Vater zu ſeiner inniggeliebten Tochter ſagt: Mein Kind! oder auch, wenn — ei, was weiß ich? Kurz, es klang ſehr lieb, und dabei ſah mich der ſeltſame Mann mit ſeinen gebietenden Augen an, gar nicht gebieteriſch, ſondern mild und gütig. Aber der alberne Poſtknecht knallte ungeduldig mit der Peitſche, ich hörte den Fremden nur noch nachdrücklich zu ihm ſagen: „Fahrt vorſichtig, Burſch!“ und der Schlitten trug mich weiter. Es ging über eine Brücke, dann wandte ſich der Weg linkshin und ich kehrte, bevor wir aus dem engen Keſſel herauswaren, den Kopf rückwärts, in der Hoffnung, den hilfebereiten Wanderer noch einmal zu ſehen. Richtig, dort droben ſtand er auf einem Schneehügel, der ſchwarze Lara neben ihm. Scharf hob ſich im hellen Sonnenſchein die hohe Geſtalt des Mannes von dem blendend weißen Hintergrund ab. Ich ſah ihn den Hut zum Abſchiede ſchwenken, ich ſchwenkte zum Gegengruß mein Taſchentuch, dann ſchoß der Schlitten um einen Felſenvorſprung und alles war vorbei. Eine wunderliche Traurigkeit überfiel mich. Sollte ich dieſen Mann zum erſtenmal und zugleich zum letztenmal geſehen haben? Wie heftig warf ich mir vor, daß ich ihm nicht gedankt, ihm nicht meine Karte gegeben, ihn nicht nach ſeinem Namen geſagt hatte. In Waſen holte ich die Karavane ein und in Amſteg hatte dann die Schlittenpartie ein Ende.

---

## Abends.

Heute iſt der erſte Mai und mein achtzehnter Geburtstag. Ich hätte gar nicht daran gedacht, falls mir nicht Tante Margret beim Aufſtehen einen friſchen Veilchenſtrauß glückwünſchend überreichte. Sie weiß, wie ich die Veilchen liebe, und hatte die Blumen droben am Rigi für mich zuſammenſuchen laſſen. Und ich undankbares Geſchöpf dankte der Guten nur flüchtig. Ein Traum, den ich in der Nacht gehabt, hatte mich zerſtreut und traurig gemacht. Auch waren die Veilchen ſo dunkel, faſt ſchwarzblau, daß ſie mich an Augen erinnerten, die — doch was ſchwatz' ich dir da für wirrſäliges Zeug vor! Ich will dir lieber erzählen, daß ich in Z. geweſen bin und die Bekanntſchaft des ſchon erwähnten Freundes meiner Eltern gemacht habe. Wie der mich freundlich empfing in ſeiner mit Büchern eingewandeten „Höhle“, wie er ſeine Stube nennt, ſobald ich ihm geſagt hatte, ich ſei die Dora Bürger. Er bemerkte ganz gerührt: „Sie haben die Augen und das Lächeln Ihrer Mutter, Kind; auch ihre Geſtalt. Aber nehmen Sie mir es nicht übel, ich kann doch nicht mit dem alten Horaz zu Ihnen ſagen: »O, matre pulchra filia pulchrior!« — Was heißt das, Herr Profeſſor? — „Das heißt oder will wenigſtens ſagen — hm, es muß ſchon heraus — ſo ſchön wie Ihre Mutter“ — „Bin ich lange nicht. Oh, da ſagen Sie mir nichts neues. Aber für Ihr Nichtkompliment ſollen Sie ein Gegennichtkompliment haben: ich habe keins von Ihren Büchern geleſen.“ —

„Deſto beſſer.“ — Was? Wie ſo deſto beſſer? — „Ja, deſto beſſer, weil Sie darum keine Urſache haben, mich für einen Iſegrim zu halten, was zu thun meine Leſer und Leſerinnen nur allzu geneigt ſein dürften.“ Siehſt du, ſo plauderten wir ſchon in der erſten Viertelſtunde ganz behaglich und ſind raſch recht gute Freunde geworden. Er hat mich dann auf dem traurigen Gange durch mein Beſitzthum am See begleitet und mir die düſteren Eindrücke wegzuſcherzen verſucht. Das Haus, die Gärten, wie groß, ſtattlich, öde und unheimlich das alles iſt! Selbſt meines neugewonnenen Freundes Humor hielt nicht durchweg ſtand und der Profeſſor ließ ſich beim Durchſchreiten der Gänge und Gemächer des Hauſes das Wort entwiſchen: „Es riecht da nach Verlaſſenheit.“ Mir wollte die Erinnerung nicht aus dem Sinne, daß einmal meiner Mutter die Aeußerung entfallen war, es hätte ſchon den Großvater nicht mehr in dieſen Räumen gelitten, ſeit ihm darin die Kunde von einem Gräuel in der Familie geworden. Was war es nur mit dieſem Gräuel? Es muß mit Tante Marget zuſammenhängen. Der Profeſſor weiß ſicherlich davon; aber als ich mit gewiß ſehr ungeſchickten Fragen daran herumtaſtete, ſetzte er mir mit eiſerner Beharrlichkeit die Vorzüge eines großen Viehſtückes auseinander, welches in dem Gartenſaale hängt. Beim Nachhauſegehen — ich mußte natürlich bei ihm wohnen, er that es nicht anders und ich that es ſehr gern — gab er mir jedoch deutlich zu verſtehen, daß er meine Fragen keineswegs überhört habe. „Sagen Sie, liebes Kind“, fragte er, „Sie haben doch wohl auch ſchon etliche Romane und Novellen geleſen?“ — Allerdings. — „Nun wohl, da müſſen Sie alſo wiſſen, daß es ſo ziemlich in jedem alten und angeſehenen Hauſe ein Trutzimmer zu geben pflegt, welches ſeit verſchloſſen iſt und welches ſeit verſchloſſen zu laſſen ſehr rathſam ſein ſoll." — Ich mußte, wie das Kind des Hauſes gehätſchelt, ſchlechterdings einige Tage bleiben und wäre gar gerne noch länger geblieben, ſo ich nicht gewußt, daß Tante Marget in Gerſau ſehnſüchtig meiner Rückkehr harrte. Täglich beſuchte ich das Grab meines Vaters, von welchem mir der Profeſſor viel erzählte. Einmal ſchloß er ſeine Erzählung mit den warmen Worten: „Kind, Ihr Vater das war ein prächtiger Menſch! Den mußte man lieben, ſobald man ihn kannte. Er ließ ſich freilich nicht ſo leicht und gern kennen. Aber kannte man ihn, ſo hatte man ihn lieb. Was für gute, beſte Stunden hab' ich mit ihm und dem Hellmuth und dem Fabian verlebt! Die beiden waren auch wie Ihr Vater, jeder in ſeiner Art. Wir ſind wie Brüder mitſammen geweſen, wie treueſte Brüder. Den Hellmuth hätten Sie bei ſeinen Arbeiten, in ſeiner politiſchen und gemeinnützigen Arbeit ſehen ſollen! Ich habe keinen zweiten Menſchen gekannt, der ſo ganz wie mein armer Freund dazu geſchaffen war, glücklich zu machen und glücklich zu ſein. Da fiel aus blauem Himmel der erbarmungsloſe Schlag. Nun, Sie wiſſen ja aus dem Munde Ihrer Mutter, wie Hellmuths Frau und was ſie ihm war. Und dann der tragiſche Hingang ſeines einzigen Sohnes, gefallen im Kampfe Deutſcher gegen Deutſche. Wie muß es in meinem von Natur hochleidenſchaftlichen Freunde geſtürmt, gewühlt haben, bis es ihm gelang, den wilden Scherz nothdürftig niederzuringen. Was für eine ſo zu ſagen unzerſtörbare phyſiſche und moraliſche Kraft ſetzte es voraus, mit ſolchem Weh in der Seele allen den Straſagen und Gefahren zu trotzen, welchen es getrotzt hat, um nach verlorenem Lebensglück und nach erloſchener Hoffnung ſich noch in beiden Erdhälften einen berühmten Namen zu machen. Freilich, wozu das alles? Aller Ruhm der Erde wägt nicht ein Tauſendſtel des Glücksmomentes, wann in vier Augen daſſelbe Himmelsfeuer glüht und zwei Herzen an einander pochen in einem und demſelben Gefühle: Mag die Welt in Trümmer gehen, wenn nur der Trümmerſturz uns nicht auseinanderreißt! Wohl weiß ich, auch dieſes beſte und ſchönſte, dieſer holdeſte Wahn, die Liebe, iſt nur eine Maſche in dem großen Lug- und Trugnetz, in welches die dunkle Macht, welche unerbittlich über uns waltet, uns von Kindheit auf verſtrickt, um uns ſchließlich damit zu erwürgen. Aber, ach, mein liebes Kind, glauben Sie einem Manne, welchem die gränzenloſe Nichtigkeit alles Menſchlichen längſt zum Bewußtſein gekommen iſt, Goethe's Klärchen hat doch recht: »Glücklich allein iſt die Seele, die liebt!« und wer das »Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt« — nicht wenigſtens einmal in ſeinem Daſein »freudvoll und leidvoll« durchgenoſſen und durchgelitten hat, der iſt der Aermſte von uns Armen allen und mag mit Hiob ſprechen: »Verflucht ſei die Stunde, wo ich ward geboren!«

Ich weiß gar nicht, wie es kam, daß ich mich gerade nach dieſem Ausbruch, wie er dem ganzen Weſen meines Freundes zufolge gewiß ein ſeltenes Vorkommniß iſt, wunderlich gedrungen und getrieben fühlte, ihm, wozu ja gar keine äußere Veranlaſſung vorlag, mein kleines Wettfahrtsabenteuer mitzutheilen, welches ich doch der Tante verſchwiegen hatte. Warum? weiß ich ſelbſt nicht. Um ſie nicht noch hinterdrein unnöthigerweiſe zu erſchrecken, glaub' ich. Der Profeſſor wurde während meiner Erzählung immer aufmerkſamer und zuletzt ſo unruhig, daß er haſtig im Zimmer auf und nieder ging. „Ich langweile Sie wohl, verehrter Freund?“ ſagte ich. „Nicht doch“, entgegnete er; „ſagten Sie nicht, Kind, Ihr quaſi Retter oder Ritter hätte auffallender Weiſe tiefſchwarzes Haupthaar und einen ganz grauen Bart gehabt?“ — „Allerdings.“ — „Kurios! Kurios! In dem Briefe von Gertrud — aber es wäre ja ein ganz abenteuerliches Zuſammentreffen. Nein, es kann nicht ſein.“ — „Was haben Sie denn?“ — „Nichts, nichts. Es ging mir nur ein närriſcher Einfall durch den Kopf. Möchte aber doch wiſſen, wer der ſeltſame alte Mann wohl war.“ — „Oh, caro professore, er war gar nicht ſo alt!“ Das fuhr mir nur ſo heraus. Der Freund ſtand vor mir ſtill, ſah mich ſcharf an, ſo ſcharf, daß ich vor ſeinem Blicke die Augen ſenkte, und ſagte, wohlwollend meine beiden Hände in die ſeinigen nehmend: „Kind, Kind, wenn Sie ſich nur da droben am Gotthard am Ende nicht dennoch wehgethan haben!“

Dieſes Wort ſenkte ſich mir mit merkwürdiger Schwere in die Seele. Geſtern mußte ich während der ganzen Dauer der Rückfahrt hierher darüber nachdenken. Ich bin überhaupt recht nachdenklich ſeit einiger Zeit. Auch recht wechſelnd und launiſch in meiner Stimmung. Bald unruhvoll und haſtig, bald träge und traurig. Liebe Seele, was iſt denn das? Der guten Tante muß etwas an mir auffällig vorkommen. Heute ſagte ſie zu mir: „Dora, wo haſt du denn dein Loſungswort Never mind! hingebracht? Ich habe es viele Tage lang nicht von dir gehört.“ — „Never mind!“ erwiderte ich lachend, aber nicht du? das Lachen wollte mir nicht ſo recht vom Munde gehen. Letzte Nacht ſchlief ich ſchlecht oder vielmehr ich ſchlief erſt gegen den Morgen zu ein und da träumte mir, ich ſtände mitten in einer wunderſchönen fremden Frühlingslandſchaft. Alles leuchtete, blühte, duftete ringsum und aus tiefblauer Luft hörte ich die Lerchen jubiliren. Wie ich aber vorwärts gehen wollte auf dem beblümten, ſammetweichen Raſen, hörte derſelbe plötzlich auf und ich fand mich am Rande einer ungeheuren ſchwarzen Kluft, über welche gar nicht wegzuſehen war. Von drüben aber, wie aus weiter Ferne, rief es: „Zu früh und zu ſpät, mein Kind!" und die rufende Stimme, ja ſie war die des räthſelhaften Fremden. Sie klang ſo zärtlich-beſorgt und zugleich ſo traurig, daß es mir das Herz beklemmte und ich angſtvoll erwachte. Ein ſonderbarer Traum, gelt? Ich glaube, ich habe darob meinen achtzehnten Geburtstag mit Weinen angehoben. Wie, wenn der gute Profeſſor rechtgehabt hätte! Wenn ich mir wirklich wehgethan hätte „da droben am Gotthard"! Du wirſt mich auslachen von wegen all der Thorheit, welche ich an dich hingeſchrieben habe. Thu' es immerhin, liebe Imelda; aber es iſt doch ſeltſam, daß mir mein leichtherzig Never mind! abhanden gekommen zu ſein ſcheint.

## 7.

## Der Profeſſor an den Propſt.

Z. 17. Mai 70.

Lieber Alter! Ich will mich für die Kürze deines Briefes von neulich in großmüthigſter Weiſe rächen, indem ich dir einen recht langen ſchreibe. Und zwar will ich dir altem Pfaffen — das Wort natürlich nur im harmloſen Sinne des Mittelalters gebraucht — die Wohlthat erweiſen, dich im Geiſte mit dem liebenswürdigſten jungen Mädchen bekannt zu machen, welches mir ſeit dreißig Jahren vorgekommen iſt. Ja, wenn ich recht erwäge, hab' ich überhaupt all mein Lebtag kaum jemals ein liebenswürdigeres Geſchöpf geſehen als dieſes. Nun wett' ich, du ſprichſt bei dir: „Oho!“ brummſt etwas von einem „alten Enthuſiaſimus“ und denkſt oder ſagſt auch wohl: „Es hat nie etwas Liebenswürdigeres gegeben auf Erden als Tante Hildegard, da ſie noch jung war.“ Ich bin ſogar überzeugt, Fabiane carissime, du läſſeſt den von mir vorausgeſetzten Nachſatz weg, alldieweilen dir Tante Hildegard noch jetzo, wie vor dreißig Jahren, das Liebenswürdigſte unter der Sonne iſt. Wer iſt nun in Wahrheit und Wirklichkeit ein „alter Enthuſiaſimus“, du oder ich? Warte nur, du ſelbſt ſehen, daß ich nicht umſonſt ſchon von amtswegen Skeptiker und Kritiker bin.

Du weißt noch von früher her, daß ich gern allerhand Brotloſigkeiten treibe. So dermalen Studien über die Urgeſchichte Amerika's, wozu die centralamerikaniſchen Forſchungen und Findungen von Squier und Stephens mich angeregt haben. Sitze da eines Morgens ſo zu ſagen auf der Ruinenterraſſe des Palaſtes von Palenque und ſpintiſire, grüble und tiftle über die muthmaßliche Zeit der Entſtehung dieſes räthſelhaften Baudenkmals. Da wird mir gemeldet, daß eine junge Dame mich zu ſprechen wünſchte. „Soll kommen!“ ſagt' ich nicht ſehr erbaut; denn vormittägliche Störungen mag, weißt du? der Teufel holen. Dieſer fromme Wunſch mochte nicht ſehr undeutlich auf meinem Geſichte zu leſen ſein, als die junge Dame eintrat; denn ſie blieb wie verdutzt oder verſchüchtert an der Thüre ſtehen. Gerade lange genug, daß ich Zeit hatte, zu bemerken, ſie ſei recht morgenfriſch und kleidſam, aber ganz einfach angezogen. Nichts von all dem infamen Pompadour-Mode-Zeug, nichts von den ſchamloſen Entblößungen, nichts von den abſcheulichen Bauſchungen und Polſterungen, womit ſich unſere jungen und alten Tagesmodenärrinnen als das ſignaliſiren, was ſie ſind. Hatte auch das liebe Kind keinen jener gräuelhaften Wülſte, keins jener Rattenneſter, keinen jener Biberſchwänze, die jetzo auf modiſchen Damenköpfen wuchten und übelduften, auf dem Kopfe, deſſen reiche ſchwarzbraune Haarfülle in ſimpelſter Weiſe zu zwei trotz ihrer Aufneſtelung lang in den Nacken hinabhängenden Zöpfen geflochten war. Mittels dieſer Ergebniſſe eines raſchen Ueberblickes hatte mich meine junge Beſucherin ſchon halb weg und es währte dann kaum eine Stunde, ſo hatte ſie mich ganz weg. Auf meinen ſo freundlich, als eben meine Mittel mir erlauben, ihr gebotenen guten Morgen, that ſie einen Schritt vorwärts und ſagte mit einer allerliebſt zwiſchen Sopran und Alt auf- und abſteigenden Stimme: „Entſchuldigen Sie die Störung, Herr Profeſſore. Aber ich komme als die Ueberbringerin eines Grußes, welchen meine ſelige Mutter mir an Sie aufgetragen hat.“ — „Ihre ſelige Mutter, Fräulein?“ — „Ja, ich bin die Dora Bürger aus Amalfi.“ — „Die Tochter meiner hochverehrten und ſehr lieben Freundin Julie?“ — „Ja.“ — Du kannſt dir denken, wie herzlich ich ſie jetzt willkommen hieß. Während ich ihre beiden Hände in den meinigen hielt, ließ ſie ihre Augen, die noch den ganzen Zauber kindlicher Unmittelbarkeit haben, neugierig in meiner Höhle herumgehen und rief naiv aus: „Herrgott, wie viele Bücher!“ — „Lieben Sie denn die Bücher, Kind?“ fragte ich. — „Das will ich meinen.“ — „Aber natürlich nur die Dichterbücher?“ — „Da kennen Sie mich aber ſchlecht! Allerdings hab' ich die Dichterbücher vor allen lieb, aber doch auch andere. Meine theure Mutter, ſehen Sie, ſagte oft zu mir: Du haſt zu viel Phantaſie-Phosphor in deinem Gehirn, Dora, und darum könnte dein Lebensfahrzeug im erſten beſten Sturme umſchlagen, ſo man es nicht mit dem Ballaſt ernſten Wiſſens verſorgte. Glaub' mir, Kind, es thut nicht gut, im Traumreiche der Poeſie allzu heimiſch zu werden. Und dazu ſeufzte ſie und ſah mich ſo liebevoll-beſorgt an, daß ich mich entſchloß, mir all den ſchrecklichen Ballaſt geduldig einladen zu laſſen. Herrgott, was hab' ich bei dieſem Einladungsgeſchäfte für Langeweile ausgeſtanden! Am meiſten Theilnahme hat mir noch die

Geographie und was damit zuſammenhängt abgewonnen. Ich leſe ſo gern Reiſebücher, höre ſo gern von ganz wildfremden Ländern und Leuten, wo nicht alles ſo zahm und ordinär und polizeiuniformlich hergeht wie bei uns. Auch die Literaturgeſchichte hab' ich gern, obgleich ſie im Grunde traurig zu leſen iſt, weil ſie zeigt, daß ſo ziemlich alle die großen Seher und Lehrer der Menſchheit recht unglücklich waren. Aber Orthographie, Geologie, Mythologie und wie alle die andern Logieen und Graphieen heißen mögen — Schauder! Sagen Sie, Sor Profeſſore, könnte man denn die Wiſſenſchaft nicht ein kleinbißchen kurzweiliger machen? Das müßte doch hübſch ſein, gelt?“ Dieſes zutrauliche Fragwort weiß ſie ſo allerliebſt anzubringen und auszuſprechen, daß man ſie nur gleich dafür küſſen möchte. Aber ſie ſieht bei all ihrer harmloſen Zuthulichkeit doch keineswegs aus, als ob ſie ſich nur ſo küſſen laſſen würde. Es iſt in ihrem Weſen etwas abweiſend Jungfräuliches, etwas herb Mädchenhaftes, reizend gemildert durch einen dann und wann flüchtig auftauchenden Zug unſchuldiger Koketterie. Da haſt du eine Probe davon, lieber Alter. Eines Tages kramte Dora, wie ſie manche liebe Stunde that, in meinen Bücherrepoſitorien herum und bei einer raſchen Bewegung, welche ſie im Eifer dieſer Büchermuſterung machte, löſ'te ſich das Geſchlinge ihrer Zöpfe, ſo daß ihr dieſe über den Rücken hinunter fielen, bis an die Kniekehlen reichend. „Was Sie für prächtige Zöpfe haben, Kind!“ ſagt' ich. „Gelt?“ entgegnete ſie lachend; „und Sie dürfen kecklich daran ziehen, Sor Profeſſore, ohne befürchten zu müſſen, daß Ihnen die Dinger in der Hand bleiben. Sind echtes und eigenes Gewächs, wurzeln auf meinem Kopfe, wiſſen Sie?“ Hundert junge Mädchen hätten ſo ſprechen können und es wäre ihnen ſchlecht zu Geſichte geſtanden; der Tochter unſerer Freundin Julie ſtand es allerliebſt. Warum? Weil ſie die Grazie einer urſprünglichen Natur beſitzt. Als ſie in meiner Bücherei auf die Reiſewerke unſeres Hellmuth ſtieß, rief ſie aus: „Oh, die kenn' und lieb' ich ſehr! Meine arme Mutter kannte ſie auswendig. Einmal fragte ich ſie: Sag' mir doch, warum halten dieſe Bücher die Seele ſo feſt? Weil ſie, gab mir die Mutter raſch zur Antwort, von einem geſchrieben ſind, auf welchen das Dichterwort:

Dir liegt, oh Menſch, ein felſenfeſter Grund
Des Gut- und Edelſeins — du biſt es ſelbſt!
Dir brennt, oh Menſch, ein unauslöſchlich Feuer
Der Liebe, Kraft und That — das iſt dein Herz!

ſo paßt, als wäre es eigens auf ihn bezogen und nur für ihn geſprochen." — „Da iſt etwas daran, liebes Kind; ja, da iſt etwas daran. Aber wodurch hielten denn dieſe Bücher Ihre Seele eigentlich feſt?" — „Ich kann das nicht ſo beſtimmt angeben. Vielleicht war, was mich ſo anzog und feſſelte, die mannhafte Reſignation, welche daraus ſpricht. Zuweilen kam mir Hellmuths Stil wie eine blanke Eisdecke vor, unter welcher man aber den Strom der Erfindung voll und mächtig dahinrauſchen hört. Dann wieder hatt' ich den dummen Einfall, der Mann müßte ſo eine Art von Hekla ſein." — „Eine Art von Hekla? Das iſt in der That ein Einfall, obzwar vielleicht kein dummer. Wie meinen Sie denn das, Kind?" — „Ja, ſehen Sie, ich hatte nur ſo das Gefühl, Ihr Freund müßte trotz der Gefaßtheit und Ruhe, der erhabenen Gletſcher-Ruhe ſeiner Sprache, möcht' ich ſagen, eine Welt von Feuer in der Bruſt tragen." — „Sie fühlten richtig, Kind." — „Ja, wenn man aufmerkſam in dieſen Büchern lieſ't, wird einem oft, als ſehe man plötzlich rothe Lava über Firnſchnee rollen, gelt?"

Du erkennſt ſchon aus meiner Ausführlichkeit unſchwer, Fabiane, wie ſehr dieſes holde und liebe Geſchöpf mich angezogen hat. Heil dem Manne, welchem Dora dereinſt ihre Neigung zuwendet! Aber wehe ihm und ihr, wenn er ſie nicht mit der Seele zu lieben verſteht. Sie iſt nicht für eine ordinäre Liebe, nicht für eine Alltagsehe geſchaffen. Sie verlangt jenen „höchſten Sinn", von welchem Shakſpeare ſpricht, in Faſſung und Führung des Daſeins. Ob ſie den ihr wahlverwandten und ihrer würdigen Lebensgefährten finden wird? Mögen die Götter es geben, aber ich muß es leider bezweifeln. Sie findet ihn vielleicht ſchon darum nicht, weil die ganze Fülle ihrer Liebenswürdigkeit nicht ſofort, ſondern erſt im Umgange mit ihr und auch nur Menſchen gegenüber, welche ihr ein entſchiedenes Vertrauen einflößen, offenbar wird. Auch iſt ſie nicht, was man eine Schönheit nennt. Ihre Geſtalt zwar, hoch, ſchlank, von ſchönen Formenverhältniſſen, iſt eine rechte Wohlgeſtalt; aber Füße und Hände dürften kleiner ſein, als ſie ſind; auch der Mund, welcher freilich unwiderſtehlich anmuthig zu lächeln und zu lachen verſteht. Die helleniſch geformte Stirne, der hellbräunliche Sammetſchimmer der Geſichtsfarbe, das anmuthige Oval des Kopfes, die unter dunkeln ſchöngeſchweiften Brauen bald ſchalkhaft, bald nachdenklich, aber immer voll Seele hervorblickenden braunen Augen, welchen in Momenten der Erregung ein goldenes Leuchten entflimmert — alle dieſe Vorzüge ſind groß. Aber die Wirkung von Dora's Perſönlichkeit beruht doch nicht auf dieſen ſchönen Einzelnheiten, ſondern auf dem kräftigen Hauch von Poeſie, den ihr ganzes Weſen athmet, der aus ihren Blicken weht und um ihren Lippen ſchwebt. Geniale Anſchauung, lauterſte Naturwahrheit und reinſte Herzensgüte prägen ſich ſo unbefangen, ſo zwanglos, ſo lieb und hold in ihrem Gebaren, Reden und Thun aus, daß alle überhaupt empfänglichen Menſchen ihr gut ſein müſſen. Es geht von dem Mädchen eine Erfriſchung der Seele aus, wie ſie mir in ſolchem Maße ſchon lange nicht mehr kundgeworden. Dora gehört zu jenen ſeltenen Menſchenkindern, welche ſchon mittels ihrer bloßen Gegenwart Glück und Behagen hervorrufen. Das klingt ja ganz dithyrambiſch, wirſt du ſagen, alter lieber Pfaff; aber mag es klingen, wie es wolle, ich ſage dir: es iſt ſo!

Mehrmals kam Dora noch auf Hellmuth zurück, dem ſie augenſcheinlich von Haus aus, ſo zu ſagen, große Theilnahme widmet. Einmal ſagte ſie mit Beziehung auf ihn: „Es iſt doch recht traurig, daß gerade die guten, die beſten Menſchen ſo ſelten glücklich, ja gewöhnlich ſehr unglücklich ſind.“ Das war nun Waſſer auf meine peſſimiſtiſche Mühle, ſiehſt du? „Traurig, liebes Kind, iſt das allerdings, aber doch ganz in der Ordnung“, entgegnete ich. — „Wie ſo?“ — „Weil es logiſch iſt.“ — „Logiſch?“ — „Ja, die guten, die beſten Menſchen nehmen den dummen Spaß des Erdendaſeins für heiligen Ernſt und wollen aus dem abſoluten Unverſtand dieſes Daſeins mit aller Gewalt etwas Vernünftiges machen. Dadurch ſetzen ſie ſich in Widerſpruch mit der Welt, wie auch mit ſich ſelbſt, das heißt mit den wirklichen Bedingungen ihres eigenen Weſens, und an dieſem

Widerſpruche gehen ſie zu Grunde. Die Sache unbefangen angeſehen, geſchieht ihnen ganz recht. Wer heißt ſie die Weiſen und Redlichen ſpielen in unſerer Komödia humana, inmitten dieſes ungeheuren Narren- und Gaunerſpiels?" — „Das iſt abſcheulich, was Sie da ſagen, caro amico." — „Ei freilich, es klingt nicht angenehm in jungen Ohren. Die Wahrheit, Kind, iſt weder ein Flötenkoncert noch eine Erdbeerentorte. Wenn Sie aber einmal ſo alt ſind wie ich und erfahren haben, auch nur etliches von dem erfahren haben, was ich erfuhr, ſo werden Sie in der Philoſophie ungefähr ſo weit ſein wie ich, das heißt, Sie werden wiſſen, daß das Leben nur um der paar hübſchen Fiktionen und lieben Illuſionen willen, die es enthält, werth iſt, gelebt zu werden, und dannzumal verwundern Sie ſich ſicherlich auch nicht mehr darüber, daß es den guten und beſten Menſchen ſchlecht ergeht, ſchlecht ergehen muß, von rechtswegen ſchlecht ergehen muß »hier unter dem wechſelnden Mond«." Sie ſchüttelte lachend den Kopf und ſagte: „Brummbär Sie! Ich hoffe, der Mond werde noch unzählige male wechſeln, bevor ich mich zu Ihrer Philoſophie belehre." — Die leider nur wenigen Tage, welche Dora bei uns verbrachte, erſcheinen mir jetzt wie ein ſonniger Traum. Es iſt doch merkwürdig, wie viele Sonnentheile ſo ein junges, reines, gutes und anmuthiges Geſchöpf in ſeiner Seele hat. Beim Abſchiede verabredeten wir einen Briefwechſel. „Sie haben zwar eine brummbäriſche Philoſophie", ſagte ſie; aber trotzdem ſind Sie ſo ein Menſch, dem man alles ſagen darf und kann." — „Alles, Kind? Werden Sie mir es zum Beiſpiel auch ſchreiben, ſo Sie ſich mal verlieben?" — „Gewiß, und das erſt recht! Aber nur unter einer Bedingung." — „Unter was für einer?" — „Daß Sie mir gegenüber den ſteifen Sie-Stil aufgeben und mich du nennen. Ich habe Sie ja recht liebgewonnen und möchte mir einbilden, ich ſei Ihre Tochter." — „Wäreſt du es nur, Kind! Beim ober- und unterirdiſchen Zeus, eine geliebtere gäbe es nicht auf Erden." — „Sie guter Papa! Dafür ſollen Sie aber auch beim Abſchiednehmen auf dem Bahnhof einen herzlichen Tochterkuß haben — gelt?"

Als ſie fort war, fand ich es nicht zum Aushalten einſam in unſern vier Wänden. „Nimm dich in acht", ſagte meine liebe Alte neckend, „du haſt dich in das Kind verliebt." — „Meiner Treu", gab ich zur Antwort, „es kommt mir faſt auch ſo vor."

Kaum waren die Wellenkreiſe, welche Dora's Erſcheinung auf der einförmig-ſtillen Oberfläche unſeres Zweiſiedlerlebens hervorgerufen hatte, verzittert, als eine zweite, nicht minder liebe Störung eintrat. Ich hatte mir ſo eben aus den Morgenzeitungen die Ueberzeugung geholt, daß drüben im Seine-Babel der nachgerade fläterig gewordene Bonapartiſmus oder Verbueltiſmus wiedermal auf einen großen „Coup" ſinnen müßte, ſo er ſich noch länger auf den waſſerſüchtigen Beinen halten wollte, als mitten in meine nicht eben angenehmen Gedankencirkel die willkommenſte Ueberraſchung trat in der Perſon unſeres Freundes Hellmuth. Ja, er war es. Freilich ohne das, was ſeine Tochter mir unlängſt über ihn geſchrieben, hätt' ich Mühe gehabt, den alten lieben Freund wiederzuerkennen. Er machte mir den Eindruck einer hoch und ſtolz ragenden, aber entblätterten Eiche. Die Geſtalt feſt und aufrecht, ungebeugt, geſchweige gebrochen. In den Zügen etwas Strenges, Starres, nicht Abſtoßendes, aber doch Zurückweiſendes. Es ſteht darauf geſchrieben: „Laßt mich unbehelligt!" Der düſter-kalte Blick ſcheint das Aufleuchten verlernt zu haben und der feſtgeſchloſſene Mund, der, ſo zu ſagen, recht generaliſch ausſieht, ſcheint ſich nur noch öffnen zu wollen, um kurze Befehlsworte auszuſprechen. Ich habe mir jedoch das alles erſt nachmals ſo zurechtgelegt, denn der erſte Eindruck ſeiner Erſcheinung auf mich war ein ganz verworrener. Nämlich ich überſah zuerſt alles andere ob dem allerdings auffallend ſeltſamen Kontraſt zwiſchen dem Grauweiß von des Freundes Bart und dem Tiefſchwarz ſeiner Brauen und ſeines Haupthaars, und einer leicht begreiflichen Ideenverbindung zufolge rief dieſe Seltſamkeit mir ſofort Dora und ihr Gotthardsabenteuer in die Erinnerung zurück. Uebrigens fand ich, daß der Kontraſt zwar beim erſten Anblick etwas Verblüffendes, dann aber weiter nichts Störſames oder gar Mißfälliges hat. Unſer Freund iſt auch weit entfernt, greiſenhaft auszuſehen. Das Vollgepräge der Kraft, welches ſeine Perſönlichkeit früher kennzeichnete, hat nicht viel von ſeiner Schärfe verloren. Man erkennt unſchwer, daß man einen Mann vor ſich hat, welcher ſeit lange nichts mehr fürchtet, weil er ſeit lange nichts mehr hofft, und dem darum kein Schickſal mehr zu einem Schreckſal werden kann.

Mit mir war er der alte, gute, liebe Menſch, wie ich ihn früher gekannt. Nur ſeine jetzige Wortkargheit machte einen Unterſchied. Ich bemerkte, daß er, ſo man ihn nicht zum Antworten veranlaßte, halbe, ja ganze Stunden lang ſchweigend daſitzen konnte, die Hand auf den Kopf ſeines regungslos ihm zur Seite ſitzenden Lara gelegt, welcher wirklich ein prächtiges Thier iſt, der ſchönſte Hund, den ich jemals geſehen. Von ſeinen

Wanderfahrten zu reden vermeidet er. Als ich davon anfing, ſagte er: „Was in der Hauptſache darüber zu berichten iſt, kennſt du. Der Fabian hat es ja drucken laſſen. Die Summe meiner Reiſeerfahrungen aber lautet, daß der Menſch, ſei er halb oder ganz civiliſirt, halb oder ganz wild, immer und überall daſſelbe aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzte Geſchöpf iſt, unter allen Himmelsſtrichen und unter allen Lebensbedingungen dazu beſtimmt, dazu verdammt — wenn du willſt — zu ſorgen, zu haſſen, zu lieben und zu leiden.“ Unſere deutſchen Verhältniſſe ſieht er mit den Augen eines wiſſenden Menſchen an und beurtheilt ſie mit der Unbefangenheit eines Mannes, welcher alle Parteibornirtheit gebührend verachtet und nur vor einer Fahne ſich neigt, vor der des Vaterlandes. Zum Schluſſe unſeres Geſpräches über die neueſten deutſchen Schickungen äußerte er: „Wer überhaupt Augen hat, womit man Menſchen und Dinge, Völker und Staaten ſieht, wie ſie ſind, der muß erkennen, daß die Schlußfolgerung aus der Prämiſſe von 1866 oder weiter zurück von 1848 oder 1815 oder gar 1763 raſch und unaufhaltſam ſich vollziehen wird: die vollſtändige Verpreußung Deutſchlands.“ — „Du meinſt, es führe kein anderer Weg nach Küßnacht?“ — „Du willſt ſagen: zum deutſchen Nationalſtaat? Nein!“ — „Das iſt aber für uns Süddeutſche ein verteufelt widerwärtiger Weg.“ — „Gewiß! Aber kennſt du einen andern?“ — „Ich nicht. Anno 1848, das heißt etwa vier Wochen lang, gab es einen andern, aber du weißt ſo gut wie ich, daß nur eine verſchwindend kleine Minderheit der Nation dieſen Weg betreten wollte. Unſere großen Demokraten-Häuptlinge neueſter Sorte behaupten freilich, ſie hätten noch eine ganze Menge nicht durch

Preußen und doch zur deutſchen Einheit führende Wege zu beliebiger Auswahl bereit." — „Ach ja, Wege, die alleſammt ins gewohnte Schwatzland führen, allwo geiſtesarme und kenntnißloſe Schwatzſchweiflinge großmäulige Reſolutionen faſſen, um welche ſich weder Mann noch Maus, weder Kind noch Kegel kümmern." — „Glücklicher Weiſe! Das Ende dieſer Mauldemokraten, welche keinen Demos, ſondern nur etzliches Pack hinter ſich haben, wird ſein, daß ſie von den Kommuniſten als Kuriere, Wegknechte und Quartiermacher verwendet werden. Haben die röthlichen Schwachköpfe dieſe Dienſte gethan, ſo werden die rothen Halunken ihnen den wohlverdienten Fußtritt geben." — „So wird es kommen. Selbſtverſtändlich wäre es rein vergeblich, gegen den Strom des Unſinns ankämpfen zu wollen." — „Natürlich! Selbiger Strom will, muß und wird ſeinen Verlauf haben. Zum Glück ſind wir alt genug, um galgenhumoriſtiſch ſagen zu können: Après nous le déluge!"

Als der Freund gelegentlich erwähnte, wie ihn vor kurzem der Ekel aus Paris fortgetrieben habe, warf ich, unwiderſtehlich neugierig, etwas Gewiſſes inbetreff von etwas Gewiſſem in Erfahrung zu bringen, die Frage hin: „Und wo haſt du dich denn ſeither herumgetrieben, du ewiger Wanderer?" — „Ich ging nach Marſeille, wo ich mich nach Spanien oder Italien oder Afrika — was weiß ich! — einſchiffen wollte, plötzlich aber ein Verlangen oder ſo was nach den Alpen bekam. Kehrte um und kam über Lyon an den genfer See. Es reizte mich, die Alpen noch in ihrem vollen Winterkleide, in ihrer ganzen Einſamkeit zu ſehen; vielleicht nur weil das körperliche Anſtrengung koſtete, die mir Bedürfniß iſt. Durchſtrich die Hochthäler des berner

Oberlandes, wo mir von altersher Wege und Stege vertraut ſind. Dann kam ich über den Brünig herüber, um auch in der Gotthardregion herumzuſtreifen." — „War es ſchön dort oben?" — „Sehr ſchön!" — Mir kam vor, Hellmuth habe das in einem ganz veränderten Tone geſprochen; wärmer, theilnahmevoller, ſo zu ſagen. — „Die ganze Größe des Hochgebirges", fuhr er fort, „kennt nur, wer es in der Erhabenheit ſeiner winterlich-einſamen Wildheit geſehen. Ich hatte noch dazu droben am Gotthard ein anmuthig Abenteuer." — Hollah! dachte ich, jetzt kommt die Dora-Geſchichte. Und richtig, ſie kam. Bei den erſten Worten von des Freundes Erzählung wollte meine Frau, die uns gegenüberſaß, überraſcht auffahren. Ich aber bedeutete ihr mittels eines Augenwinkes ſtillzuſitzen und ſtillzuſein. Seltſam! Dieſer Mann hatte in allen fünf Erdtheilen eine Menge der bunteſten, abſonderlichſten, mitunter gefährlichſten Abenteuer erlebt und beſtanden und hielt es nicht für der Mühe werth, davon zu ſprechen. Dagegen dieſes im Grunde doch ſehr gewöhnliche Begebniß, daß auf der Schneebahn einer Gebirgsſtraße ein Poſtſchlitten um- und eine darin ſitzende Paſſagierin herausgeworfen wird, das ſchien ihm erzählenswerth. Und wie erzählte er es? Mit dem Herzen, gerade ſo, wie es Dora erzählt hatte. Mich überkam und übernahm, während Hellmuth ſprach, ein unerklärlich banges Gefühl, geradezu eine Sorge, eine Angſt, und mir war, als ſpräche mir eine Stimme, meine eigene Stimme leiſe in das Ohr: Die beiden ſollen und dürfen nicht mehr zuſammenkommen! Sonſt gibt es ein Unglück.

Was ſagſt du dazu, Fabiane? Natürlich glaub' ich heute ſelber, daß die räthſelhafte Beſorgniß, die mich angewandelt hatte, dummes Zeug ſei. Aber — aber was iſt denn eigentlich dumm oder nicht dumm in dieſem urdummen Daſein? Item, ich gab meiner Frau einen zweiten Augenwink, als unſer Freund ſeine Geſchichte auserzählt hatte. Ich bemerkte gar wohl, daß während der Erzählung die ſtarre Strenge ſeiner Züge ſich gemildert und ſein dunkles Auge ſich belebt hatte. Er ſchwieg eine Weile, wie in die Erinnerung des mitgetheilten Erlebniſſes ganz verſunken. Dann ſagte er mit einem tiefen Athemzug: „Wer wohl die junge Reiſende geweſen ſein mag?“ Das ſollſt du hübſch nicht erfahren, ſchwur ich ſtill beim ober- und unterirdiſchen Zeus. Dann fragte ich, um den Freund auf andere Gedanken zu bringen: „Wirſt du den Sommer bei uns in der Schweiz verbringen?“ — „Ich denke wohl“, erwiderte er. Du weißt, im nächſten Herbſte will ich ins heiße Afrika, wie es in des armen Schubart Kaplied geſchrieben ſteht. Da gibt es nun mancherlei zu ordnen und vorzubereiten und zu dieſem Ende will ich mich in irgendeinem ſtillen Alpenthal oder auf irgendeinem abſeits der großen Touriſtenſtraßen gelegenen Berge für etliche Wochen oder auch Monate niederlaſſen.“ Ich empfahl ihm eifrig das Engadin, weil ich rechnete, daſſelbe ſei für die bruſtkranke Freundin Dora's jedenfalls zu hochgelegen. „Kenne es wohl“, ſagte der General, „war früher prächtig dort oben. Jetzt aber wimmelt und wuſelt es von Leuten. Alſo nichts für mich.“ — „Nun denn, die Engſtlen-Alp droben am Suſten.“ — „An dieſe hab' ich auch ſchon gedacht. Kann mir ja den Ort mal anſehen. Jedenfalls thu' ich es dir zu wiſſen, wann ich mich irgendwo geſetzt. Vielleicht beſuchſt du mich dann.“ — „Sehr gern, vorausgeſetzt, daß du im Auguſt noch dort wäreſt. Denn früher, weißt du? kann ich nicht abkommen.“

Unſer Freund blieb noch etliche Tage hier, aber alle meine Mühwaltung, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, war umſonſt. Er fiel in ſeine Düſterniß zurück. Die Erinnerung an die bunten, für ihn ſo ſchickſalsmächtigen Erlebniſſe, die in früherer Zeit am hieſigen Orte ihm widerfahren, war ihm ſtörſam, obzwar ihm, was ſein Verhalten dabei angeht, dieſe Erinnerung nur zur Befriedigung gereichen konnte. Auch kann er wohl überhaupt nirgends mehr ſtillſitzen. Es iſt, als müßte er fortwährend körperlich in Bewegung ſein, wie in beſtändiger Flucht vor den eigenen Gedanken. Er iſt ein unglücklicher Mann. Auch ſein Reichthum iſt ein Unglück für ihn. Der Geier Gram zehrt am quälendſten an einem Menſchenherzen, wenn er es ganz ungeſtört thun kann, das heißt, wenn von außen andringende Nöthigungen und Sorgen ihn nicht für Tage, für Stunden oder nicht einmal für Augenblicke verſcheuchen. Heil jedem, welcher zum Kampf ums Daſein im allerproſaiſchſten Sinne des Wortes gezwungen iſt. Denn nur dieſer Kampf, der „trabajo de vivir“ — mit einem alten Spanier zu reden — macht das Daſein erträglich. — Als ich den Freund zum Bahnhofe begleitete, ſagte er mir, daß er nach Luzern gehen wollte und von da demnächſt nach Engelberg. Dort gedenke er zu bleiben, bis die Touriſtenſchwärme ſich ankündigten. Dann will er über das „Joch“ zur Engſtlenalp hinauf, um daſelbſt, ſo es ihm gefällt, bis zum Hochſommerende zu verweilen. Er verſprach mir einen Brief, ich verſprach ihm einen Beſuch im Auguſt. Es lag und liegt mir gar nicht recht, daß er nach Luzern ging und dort noch eine Woche verbringen will. Gerſau iſt ſo nahe dabei. Du ſiehſt, meine Beſorgniß hat mich noch nicht verlaſſen. Vielleicht kommt ſie dir ſehr thöricht vor, alter Fabian. Mir mitunter auch Aber es gibt nun einmal ſo dumme Vorgefühle und ich geſteh' dir, um Dora thät' es mir leid, ſehr, ſehr leid!

## 8.

## Imelda an Dora.

Pallanza, 20. Mai 1870.

...... Du fragſt mich: „Was iſt denn das?“ Ich will es dir ſagen: **Amore**. Du armes thörichtes Kind, dein Herz ſpricht und du verſtehſt nicht, was es ſagt. Du haſt dem fremden alten Herrn, der aber nach deiner Meinung, das heißt nach deinem Gefühle „gar nicht ſo alt iſt“, zu tief in die ſchwarzblauen Augen geſehen, als er dich den Abhang hinauf und in den Schlitten zurücktrug. Deine Phantaſie iſt voll von ihm: dein ganzer Brief bezeugt es. Nimm dich in acht, theure Dora, nimm dich in acht! Hinter ſo einem Phantaſieſpiel birgt ſich ein furchtbarer Ernſt. Wähne nicht, mit der Flamme tändeln zu können! Wie ſie brennt, zu Aſche brennt, ich hab' es leidvoll erfahren, du weißt es. Hoffentlich war dein Zuſammentreffen mit dem ſeltſamen Wandersmann zu flüchtig, um einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen zu haben. Hoffentlich wirſt du ihm nie wieder begegnen. Schon deine einmalige Begegnung mit ihm hatte einen viel zu poetiſchen, einen viel zu romantiſchen Charakter, als daß Gutes davon kommen könnte, wenn du den Fremden wiederſäheſt. Du biſt ohnehin viel zu poetiſch angelegt, viel zu romantiſch geſtimmt. Das iſt ein übles Angebinde, glaube mir. Die Poeſie ſelbſt iſt ja nur eine ſtörende Epiſode in der Proſa des Lebens. Es iſt ja doch nur, um uns arme Menſchen noch mehr leiden zu machen, wenn ſich ein Himmel idealer Anſchauungen und Wünſche über der Erde wölbt und uns zu niegeſtillter und unſtillbarer Sehnſucht reizt. Nicht wahr, ich rede recht „weiſe“? Aber du wirſt dir meine Weisheit ſchon gefallen laſſen; du weißt ja, was ſie mich gekoſtet hat. Nur das Glück, nur die Geſundheit, nur das Leben: nicht eben viel, aber doch gerade genug. — Wir ſind im Begriffe, von hier aufzubrechen, um euch in Gerſau abzuholen. Den „Berg“ haben wir gewählt, vorausgeſetzt, daß unſere Wahl, welche auf den Schwarzenſtein gefallen iſt, euch genehm ſei. Eine deutſche Familie, mit welcher wir hier Bekanntſchaft machten und die allſommerlich einige Wochen auf dem genannten Berge verbringt, hat aus den Aufenthalt daſelbſt ſehr anempfohlen. Solltet ihr inzwiſchen einen noch empfehlenswertheren Luftkurort ausgekundſchaftet haben, ſo fügen wir uns natürlich. Auf baldiges Wiederſehen alſo!

## 2.

## Dora an den Profeſſor.

Interlaken, 31. Mai.

Geſtrenger Herr Profeſſor und lieber Papa! Da haben Sie den erſten meiner verſprochenen Briefe. Nun machen Sie aber kein allzu langes Geſicht über meine nichts weniger als zierliche Handſchrift, gelt? Und finden Sie ſtiliſtiſche oder gar orthographiſche Fehler, ſo kritiſiren Sie nur tüchtig darauf los; ich laſſe mich ja gerne ſchulmeiſtern, aber nur von Ihnen. Ob es jedoch anſchlagen wird, dafür kann ich nicht gutſtehen. Ihr Adoptivkind hat einen etwas harten Schädel. Doch ſoll ſich, wie wenigſtens Imelda behauptet — und ſie verſteht's — das Organ der Treue daran vorfinden. — Jetzt aber muß ich Ihnen erzählen: 1) eine Freude, 2) ein Leid und 3) ein Abenteuer. („Was, ſchon wieder ein Abenteuer?" hör' ich Sie brummen, Sie lieber Brummbär! Aber es iſt nun ſchon ſo.) Die Freude heißt Imelda, welche mit ihren Eltern endlich über die Alpen herübergekommen iſt und uns in Gerſau abgeholt hat. Das Leid aber heißt auch Imelda, weil meine arme Herzensfreundin nicht geſunder geworden, ſeit wir uns in Pallanza von ihr trennten. Im Gegentheil! Und ich bin deßhalb in großer Sorge um ſie. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie gut und klug und lieb ſie iſt und wie ſchön! Auch jetzt noch in ihrer Krankheit. Aber wie war ſie es erſt früher, bevor ein Elender ihr das Herz gebrochen. Oh, ihr Männer, ihr ſeid doch wohl eigentlich lauter Ungeheuer, wobei es kurios, daß es unter euch recht liebe Ungeheuer geben ſoll. Das kommt mir ſpaßhaft vor. Mir ſoll keiner das Herz brechen, das glauben Sie mir nur, Herr Profeſſore. Aber ſagen Sie mir doch, wie verhält es ſich denn eigentlich mit dem „Herzbrechen?“ Ich habe davon keine klare Vorſtellung. Als ich das neulich der Tante Marget ſagte, meinte ſie: „Bewahre dich der Himmel davor, Kind, daß du dir hiervon jemals eine Vorſtellung bilden könnteſt. Es geben leider mehr, viel mehr Menſchen mit gebrochenen Herzen herum, als man weiß oder ahnt.“ — „Aber das iſt ja ſchrecklich, Tante.“ — „Was willſt du? Es iſt der Lauf der Welt ſo.“ — Nun komm' ich zu dem Abenteuer. Wir fuhren mitſammen den See hinab gen Luzern, von wo wo wir über den Brünig ins berner Oberland reiſen wollten, um noch ein Stück Alpen in der Nähe zu ſehen, bevor wir nach dem Schwarzenſtein gingen — (dahin gehen wir nämlich und zwar morgen). Wir waren ſchon im Angeſicht von Luzern, als ein Dampfer uns entgegenkam, und wie derſelbe an unſerem Boot vorüberglitt, Herrgott, was hatte ich da für einen Schreck! Aber einen lieben! Denn, denken Sie, da drüben auf dem Verdecke des vorbeigleitenden Schiffes ſah ich den ſchwarzen Lara, den prächtigen Hund, wiſſen Sie? Da hab' ich unwillkürlich einen kurzen Schrei der Ueberraſchung ausgeſtoßen. Hat der Hund ihn gehört? Was weiß ich? Ich ſah nur, wie Lara an die Bordgalerie ſprang, die Vordertatzen darauf legte und zu mir herüberſah, ſchweifwedelnd, als hätte er mich wiedererkannt. Da rief ich voll Freude „Lara!“ hinüber und in dieſem Augenblicke ſah ich den Wanderer vom Gotthard dem Thiere zur Seite treten. Sein Blick begegnete dem meinigen, aber nur mit der Flüchtigkeit des Blitzes; denn ſchon waren die beiden Boote aneinander vorbeigeſtrichen. Wie es mich drängte, dem dahinſchießenden Fahrzeug nachzuſehen! Aber das Verdeck unſeres Bootes war ſo mit Menſchen angefüllt, daß es lange währte, bis ich die kleine Treppe zum Hinterdeck, wo das Steuerrad ſich befindet, hinaufgelangen konnte, und dann war nur noch für einen Augenblick der andere Dampfer ſichtbar, wie er gerade in den Seearm einbog, der ſich rechtshin gegen Stanzſtad ausbuchtet. Wie dumm! Jetzt hab' ich auf dem ganzen Wege hierher und überall hierherum, wo es doch wunderſam ſchön iſt, in Meyringen, am Gießbach, auf der Heimwehfluh, in Grindelwald, auf der Wengernalp, kurz nirgends hab' ich den Gedanken an den Lara loswerden können und — und — nun ja, an — ſeinen Herrn. Das werden Sie ganz in der Ordnung finden, lieber Papa, gelt? Denn, ſehen Sie, als das wohlerzogene Mädchen, welches ich immerhin bin, muß ich mich doch ſehr beſchämt fühlen über mein ungeſchicktes Verhalten damals in der Geſchichte vom umgeworfenen Schlitten. Nicht ein Dankwörtchen hab' ich meinem Ritter geſagt und er hat ſich doch ſo artig, ſo hilfebereit, ſo — ſo lieb gegen mich benommen. Für was für ein albernes, undankbares Geſchöpf muß er mich halten! Ich könnte weinen darüber. Iſt mir auch in den Sinn gekommen, in die Zeitungen eine Dankſagung einrücken zu laſſen an den freundlichen Unbekannten, welcher an dem und dem Tage da und da auf der Gotthardsſtraße einer jungen Dame ſo wohlwollend beigeſprungen. Was meinen Sie dazu, Sor Profeſſore? Aber, ach, das iſt alles nichts, iſt nur dummes Zeug. Ihnen darf und ſoll ich ja alles ſagen. Die Wahrheit iſt: mich verlangt ſehnlich, den Herrn des ſchwarzen Lara wiederzuſehen. Ich weiß nicht, warum; ich weiß nur, ich habe nicht Raſt, nicht Ruhe, bis ich ihn wiederſehe. So was nennen die Gelehrten eine Monomanie, gelt? Die arme Imelda hat mir noch von Pallanza aus wunderliche Sachen darüber geſchrieben, nämlich über mein Gotthardsabenteuer, das heißt über meine Erzählung deſſelben. Herrgott, was ſie nur alles daraus herausgeleſen hat! Zum Glück iſt mir geſtern eingefallen, daß, was mich drängt und treibt, eine Monomanie ſei, und das ſagt' ich ihr. Aber ſie ſchüttelte den Kopf dazu. Bin recht begierig, Ihre Meinung zu hören, lieber Papa. — Alſo morgen geh' ich mit der Familie Bazzini nach dem Schwarzenſtein. Tante Marget trennt ſich unterwegs von uns, um erſt einen Beſuch in Rothenfluh zu machen, bevor ſie zu uns auf den Berg kommt. Und nun leben Sie wohl für heute und — aber halt! Hören Sie, ich habe noch eine Bitte. Wenn Sie dem Herrn mit dem ſchwarzen Hunde irgendwo begegnen ſollten, ſo ſchreiben Sie mir's doch ſchleunig, bitte, bitte! Ich — nun, ich grüße Sie aus Herzensgrund.

## II.

# Peripetie.

### 1.

### Der General an Hermann Hartwig.

Bern, 2. Juni.

Eure letzten Epiſteln, liebe Kinder, und die übrigen Briefſchaften ſind mir in Luzern richtig zu Handen gekommen. Der Geſchäftsbericht war überflüſſig. Behellige mich, lieber Hermann, vor dem Herbſte nicht wieder mit dergleichen. Dagegen dürfte Gertrud wohl etwas einläßlicher über die Kinder ſchreiben. Ich bin freilich kein zärtlicher Großpapa, aber darum noch lange kein liebloſer. — Der ſich fühlbar machende Mangel an Räumlichkeiten im Iſolde's-Stift ſoll kein Hinderniß für die Aufnahme weiterer Pfleglinge werden. Es ſoll unverzüglich zu den nöthigen Neubauten geſchritten werden. Weiſe die Gelder dafür ſofort an, lieber Sohn. Ich will, daß noch für ungefähr fünfundzwanzig Kinder mehr als bislang Platz geſchaffen werde. Was die armen alten Frauen in Gertruds-Ruhe angeht, ſo ſoll ihr Behagen durch die von dir berührte mehr und mehr zunehmende Theuerung aller Lebensbedürfniſſe in keiner Weiſe beeinträchtigt werden. Gib daher dem Stiftungskapital ohne Zögern die nöthige Ergänzung. — Es war gut von euch, obzwar nur billig, daß ihr der uralten, blinden, endlich vom Leben erlöſ'ten Theres ihre Grabſtätte bei den Gräbern unſerer theuren Todten bereitet habt. Ehre ſolcher Dienſtbotentreue, durch zwei Generationen hindurch unermüdlich bewährt! Die gute Theres hat mich zuweilen noch tüchtig abgekanzelt, als ich ſchon ein Mann war; aber ich wußte, ſie wäre, wenn nöthig, für meinen Vater, für meine Mutter, für Hildegard, für mich, für deine Mutter, Gertrud, und für dich ſelbſt geſtorben, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Es iſt ein Hauptfluch unſerer Zeit, daß alles Vertrauen, alle Pietät, alle Treue aus dem Verhältniſſe zwiſchen Dienſtherrſchaft und Dienſtbotenſchaft mehr und mehr ſchwindet oder ſchon geſchwunden iſt. Meiſter und Geſell, Herr und Knecht, Frau und Magd ſind nur noch Feinde. Der Klaſſenkampf braucht alſo nicht erſt anzuheben, er hat ſchon angehoben. Wehe denen, welche leben, wenn er in vollem Gang und Zug ſein wird. Alle Gräuel der Sklavenkriege des Alterthums, der Jacqueries des Mittelalters, der Bauernaufſtände des Reformationszeitalters werden ſich erneuern und zwar in den rieſenhaften Dimenſionen, wie ſie den heutigen Bevölkerungszahlen, den Verkehrs-, Kampf- und Mordmitteln entſprechen. Unſere raffinirte Kultur ſelbſt wird alle Wege und Werkzeuge bieten, um die hereinbrechende Barbarei zur beiſpielloſen Grauſamkeit hinaufzuraffiniren. Doch genug der Kaſſandraworte. Ich bin doch ſonſt ſchon lange nicht mehr ſo thöricht, Warnungen an meine mehr oder weniger lieben Mitmenſchen zu richten, und weiß gar nicht, wie ich heute dazu gekommen, ſo ſchreibſelig zu ſein. — Nach Engelberg, wohin ich, wie ihr wißt, zu gehen beabſichtigt hatte, bin ich noch nicht gekommen. Ein Begegniß oder, beſſer geſagt, eine Begegnung oder eigentlich eine Wiederbegegnung brachte mich davon ab. Nach allerhand Kreuz- und Querzügen bin ich jetzt im Begriffe, von hier aus den Jura zu durchſtreifen, und vielleicht laſſ' ich mich dort irgendwo für eine Weile bleibend nieder....

## 2.

## Imelda Bazzini an Tante Margel.

Auf dem Schwarzenſtein, 7. Juni.

.... Es iſt ſchön hier oben, das iſt wahr; groß, weit und ſchön. Ich wollte, Sie wären vorhin neben mir geſtanden, an der Baluſtrade der vor der ganzen Langſeite des Hauſes hinlaufenden Terraſſe, und hätten den rothen Sonnenball hinter den langgeſtreckten Kämmen des Jura hinabſinken geſehen. Er warf ſeinen Scheidegruß für heute den Alpen drüben zu und dieſe leuchteten auf in Purpur und Gold vom Säntis und Glärniſch im Nordoſten bis hinunter zum Montblanc im Südweſten — eine grandioſe Säulenkolonnade, wie hingeſtellt, Fries und Giebel des Tempels der Welt zu tragen. Mein Heimatland Italien iſt ſchön und auf edleren Schönheitslinien, als die Ufergelände von Amalfi und Sorrento darſtellen, mag wohl ſelten oder nirgends anderwärts einem Menſchenauge zu ruhen gegönnt ſein; aber die Schweiz iſt groß! Wäre ich ſo bewandert in dichteriſchen Vergleichungen, wie Dora ſchon von ihrer Mutter her iſt, würde ich ſagen: Italien iſt wie ein Canto von Taſſo, aber die Schweiz wie eine Tragödie von Shakſpeare; oder jenes gleicht einer goethe'ſchen Elegie, dieſe einem Prachtſtücke ſchiller'-

ſcher Gedankenlyrik. Doch ich ſehe, liebe Tante Marget, wie Sie über dieſen meinen Ausflug von Blauſtrümpfelei lächeln, in Ihrer ſanften, aber mitunter doch ſehr ironiſchen Tante-Marget Weiſe lächeln, und ich will daher nur ganz einfach ſagen, daß mir die Schönheit der ſchweizeriſchen Landſchaften neben der Erhabenheit ihrer Gebirgsformen insbeſondere zu beruhen ſcheint auf der unſäglichen Friſche, welche aus ihnen athmet. Dieſe Waſſerfälle! Dieſe raſchdahinſchießenden klargrünen Ströme, dieſe blauenden Seeen! Und doch wieder überall das Gebunden- und Gebändigtſein des flüſſigen Elementes durch Granit, Porphyr und Baſalt. Sie wiſſen, das Schrankenloſe iſt meiner Natur nicht ſympathiſch, und darum hat mir das Meer immer eine Empfindung von Monotonie erweckt. Die Alpen dagegen muthen mich erhaben an. Hier iſt Größe in ſcharfer Begränzung und Formbeſtimmtheit. Dieſe Koloſſe von Bergen füllen die Anſchauung vollſtändig aus, aber ſie bleiben für die Phantaſie faßlich und begreiflich, ſie muthen derſelben nicht mehr zu, als ſie zu leiſten vermag, wie dieſes das Meer thut. Auch die Alpen erregen übrigens gleich dem Ozean in uns ein Gefühl von erhabener Traurigkeit, weil wir eben unwillkürlich mit ihrer Größe und Ruhe die Kleinheit und Unraſt des Menſchendaſeins in Parallele bringen. Doch ich ſehe Sie zum zweitenmal ironiſch lächeln, theure Freundin, und das erinnert mich daran, daß ich eigentlich nicht philoſophiren oder, weniger anſpruchsvoll zu reden, nicht reflektiren, ſondern nur referiren wollte.

Wir ſind alſo glücklich auf dem Schwarzenſtein eingehauſ't, wie Ihnen Dora bereits gemeldet hat. Es iſt hier gut ſein, denn das feſtgebaute Haus bietet jedes Behagen, welches man 4000 Fuß hoch über dem Mittelmeerſpiegel fordern kann, und der Berg ſeinerſeits Spielraum genug, daß die Luftkurgäſte einander nicht im Wege ſind. Man kann weite Spaziergänge machen ohne viel Beſchwerlichkeit. Eine beſondere Annehmlichkeit ſind die auf dem Bergkamm vorhandenen Wälder, darunter ſogar ein Buchengehölz, in ſolcher Höhe eine Seltenheit, wie man mir ſagt. Während der erſten Tage unſeres Aufenthaltes war die Witterung windig und froſtig und das hatte meine Bruſt ſehr zu empfinden; ſeither jedoch iſt es ſonnig und windſtill geworden und nun athme ich nicht allein ohne Beſchwerde, ſondern auch mit Genuß in dieſer wunderbar reinen Luft. Viel Bewegung zu machen, vermag ich freilich noch nicht, ſondern verbringe den größten Theil des Tages an einer vor dem Luftzug geſchützten Stelle der Terraſſe. Dora iſt immer bei mir: ihre unerſchöpfliche Güte will ja nichts davon wiſſen, mit der übrigen Geſellſchaft — es ſind recht viele gute und liebenswürdige Menſchen darunter, meiſt ſchweizeriſche und deutſche Familien, Stammgäſte des Schwarzenſteins — weitere Gänge und Ausflüge zu unternehmen, ſolange ich ſolche nicht ebenfalls mitmachen könnte. Aber, liebe Tante Marget, es war ſeit einiger Zeit eine Veränderung mit unſerer geliebten Dora vorgegangen, die mich beunruhigte, ſehr beunruhigte. Jene ſonnige Heiterkeit, wiſſen Sie? womit das theure Kind überall, wo es erſchien, Frohſinn verbreitete, jener neckiſche Muthwille voll Harmloſigkeit und Grazie, der alle Welt ergötzte und bezauberte, jenes ſchuldloſe, ſcheinbar nur tändelnde und doch auf einer nicht gewöhnlichen, ſondern alles Ernſtes erſtrebten und erworbenen vielſeitigen Geiſtesbildung beruhende Spiel mit den mehr oder weniger großen Fragen und Problemen des Lebens, das alles war ja, wie Sie ſelber bemerkt haben müſſen, plötzlich wie verſchwunden und hatte einer Stimmung platzgemacht, welche zwiſchen trüber Ernſthaftigkeit und fieberiſcher Aufgeregtheit ebenſo häufig als ſprunghaft wechſelte. Das war ſo gekommen, ſeitdem Dora jene Schlittenfahrt über den Gotthard gemacht hatte, und ihre bezüglichen Mittheilungen ließen mir über die Urſache keinen Zweifel. Ich ſprach Ihnen ja davon, wenigſtens andeutungsweiſe. Sie meinten aber der Sache keine Wichtigkeit beilegen zu ſollen, indem Sie ſagten, das werde ſo raſch vorübergehen, wie es gekommen; denn das Kind hätte ja doch wohl eine gute Doſis von Flüchtigkeit in ſeinem Weſen.

Es iſt nun aber nicht vorübergegangen, theure und verehrte Freundin, das heißt, der Trübſinn, ſowie die fieberhafte Unruhe Dora's die ſind in Wahrheit vorübergegangen, ſeit zwei Tagen fort und wie ſpurlos verſchwunden und das Kind lacht wieder mit den Augen und mit dem Munde ſo herzlich wie früher; aber das andere, ja das andere iſt nicht vorübergegangen, ſondern, fürcht' ich, machtvoll, ſehr machtvoll gegenwärtig und da.

Sie ſehen mich fragend an, was ich Ihnen denn da für ein Räthſel aufgäbe? Ich löſe Ihnen daſſelbe ſofort. Vorgeſtern war ich vormittags lange mit Papa und Mama und Dora auf der Terraſſe hin und her gegangen und hatte mich dann müde an meinen gewohnten Platz geſetzt, um zu leſen. Mama ging in ihr Zimmer hinauf, Briefe zu ſchreiben, und Papa forderte Dora auf, mit ihm nach dem „Känzeli“ zu gehen, einer Stelle unſeres Berges, die man mir als reizend geſchildert hat und die zumeiſt das Ziel für die Morgenausflüge der Kurgäſte bildet. Man ſetzt ſich dort zwanglos zuſammen, die Damen nehmen ihre Handarbeiten vor, die Herren leſen, rauchen, erzählen, kurz, man geht, wie Papa ſagt, mitſammen recht angenehm müßig. Dora wollte zwar bei mir bleiben, aber ich jagte ſie förmlich fort. Sie mußte in Geſellſchaft, da ſie mir an dieſem Morgen nicht nur trübe, ſondern geradezu traurig vorgekommen war.

Als ſie gegangen, war es, wie zu dieſer Tageszeit immer, recht einſam auf der Terraſſe. Der heiße Sonnenſchein lag auf derſelben und ich dämmerte in meiner behaglich ſchattigen Niſche ein wenig ein. Nach einer Weile weckten mich Männerſtimmen, welche von rechtsher kamen. Ich konnte die Sprechenden nicht ſehen, unterſchied aber die Stimme unſeres trefflichen liebenswürdigen Wirthes und hörte ihn fragen: „Alſo, mein Herr, Sie wollen ſich einſtweilen mit dem kleinen Zimmer begnügen, bis ein größeres und bequemer eingerichtetes frei wird?" Der Angeredete mußte ein neuer Ankömmling ſein, denn ſeine tiefliegende, aber ſonore Stimme war mir unbekannt. Es war etwas Kurzangebundenes, um nicht zu ſagen Herbes oder Hartes in dem Tone, womit er auf die an ihn gerichtete Frage zur Antwort gab: „Ja, Herr Wirth." Dieſer begann wieder: „Was die Preiſe —" wurde jedoch ſofort von dem Fremden unterbrochen mit den vornehm abweiſenden Worten: „Laſſen Sie das! Ich bin nicht gewohnt, um Gaſthofspreiſe zu markten." Ich konnte, wie geſagt, die beiden Sprechenden nicht ſehen, möchte aber wetten, daß unſer guter Wirth, welchem alltäglich die wunderlichſten Exempel von Markterei vorkommen, beſonders von ſeiten hochnäſiger Engländer, auf die Bemerkung des neuen Kurgaſtes hin tief ſich verbeugt habe. Dann rief die „Jungfer Telegraph", wie unſere Telegraphiſtin allgemein genannt wird, aus ihrem auf die Terraſſe hinausgehenden Fenſter nach dem Wirthe und ich hörte dieſen eilends in das Haus gehen. Kurz darauf kamen langſame Schritte das Terraſſegeländer entlang auf meine Niſche zu und dann blieb dieſer gerade gegenüber ein hochgewachſener Mann ſtehen, zweifelsohne der neue Ankömmling und — das hatte ich ſofort weg — ein Gentleman jeder Zoll. In dem Augenblicke, wo er, ohne mich bemerkt zu haben, mit dem Rücken gegen die Niſche gewendet, an dem Geländer ſtillſtand und thalwärts ſchaute, erſchien neben ihm ein ungeheuer großer Hund mit langen Haaren, ſchwarz und glänzend wie Rabengefieder, das prächtigſte Hundethier, welches ich je geſehen. Wie es nur kam, daß mir da plötzlich unſere Dora einfiel, ſo einfiel, daß ich mich faſt getrieben fühlte, laut ihren Namen zu nennen! Jedenfalls mußte ich eine Bewegung gemacht haben wie eine Erſchrockene, denn die Augen des Hundes richteten ſich neugierig auf mich und auch ſein Herr kehrte ſich um und bemerkte mich. Ein Blick der dunkeln Augen des Fremden glitt über mich hin und ich glaubte wahrgenommen zu haben, daß ein Schimmer von Mitgefühl die ſtrengen Züge dieſes eigenartigen Charakterkopfes milderte. Gewiß hatte er ſogleich erkannt, daß er eine Kranke vor ſich hatte. Er nahm jetzt den breitkrämpigen Hut ab und grüßte mich mit einem leichten, aber wohlwollenden Neigen des Hauptes. Ich weiß nicht, ob und wie ich dieſe Artigkeit erwiderte; denn ich ſah nur den grauen von dem ſchwarzen Haupthaar ſeltſam abſtechenden Vollbart des Fremden und in mir rief es: Dera's Ritter vom Gotthard! — Er wandte ſich, zu gehen, blieb aber wieder ſtehen, näherte ſich der Niſche und ſprach mich an und zwar in deutſcher Sprache. Ich antwortete ebenſo, meine Aufregung bemeiſternd, aber er errieth aus meiner Accentuirung ſofort meine Heimat und ſetzte das begonnene Geſpräch italiſch fort. Wie mich das anheimelte! um einen jener deutſchen Ausdrücke zu gebrauchen, in denen die Seele eurer Sprache athmet, und wie mir das wohlgefiel an dem Manne! Es war das ja, ſcheint mir, eine jener Rückſichten, welche dem entſpringen, was man die Höflichkeit des Herzens nennen könnte. Es benahm mir alle Befangenheit, als der Fremde, welchem ganz unverkennbar das Gepräge intellektueller Kraft und ſittlicher Strenge aufgedrückt iſt, ſo ſanft und gut — Dera würde ſagen: ſo lieb — mit mir redete. Schon nach den erſten Sätzen war mir, als ſpräche ich mit einem alten guten Bekannten. Es iſt etwas ſo Vertrauen Weckendes im Antlitz wie in der Stimme des Mannes. Man fühlt, daß Gemeines niemals Zugang in ſeine Seele hatte; aber auch, daß über ſein Haupt ſchwere, ſchwerſte Geſchicke hingegangen ſein müſſen. „Gebeugt zwar, doch gebrochen nicht" — dieſer Vers Zeſcele's rief mir die ganze Erſcheinung ins Gedächtniß zurück. Wir ſprachen natürlich über das Nächſtliegende, über unſern Berg, waren aber in dieſem Thema noch nicht weit gekommen, als wir unterbrochen wurden.

Gerade der Mauerniſche gegenüber, in welcher ich ſaß und an deren Eingang der fremde Herr ſtand, öffnet ſich das Terraſſegeländer und führt eine Anzahl von ſteinernen Stufen abwärts, wo ſich zwiſchen einem kleinen Gehölze von Zwergbuchen hindurch ein breiter Weg zu der prächtigen Matte hinabzieht, die ſich, da und dort von einer gewaltigen Wettertanne beſchattet, unter der Kuppe, worauf das Haus ſteht, hinſtreckt. Leichte Schritte, auf dem Raſenweg kaum hörbar, machten ſich von dort unten vernehmlich. Der Hund, welcher ruhig neben ſeinem Herrn gelegen hatte, erhob ſich, bewegte die Ohren und trat an den Rand der Terraſſe, über deren Niveau in demſelben Augenblicke das von eiligem Gehen geröthete Antlitz Dora's erſchien. Der Fremde, mir zugekehrt, bemerkte ihr Kommen nicht. Sie aber ſprang mit dem lauten Ausruf: „Lara! Lara!" die oberſten Stufen herauf und überſchüttete das Thier, welches ſich ſofort traulich ihr anſchmiegte, mit Liebkoſungen. Beim erſten Laut von Dora's Stimme hatte ſich der fremde Herr umgewandt, wie von einem Federdruck geſchnellt. Mit einem Schritte war er am jenſeitigen Rande der Terraſſe und dort hielt er jetzt Dora's Hände in den ſeinigen und dieſe beiden Menſchen grüßten ſich nicht mit den Lippen, aber mit Augen, aus denen eine wahrhaft ſelige Ueberraſchung leuchtete.

Sie achteten meiner gar nicht, ſondern verharrten minutenlang Aug' in Auge, Hand in Hand, alles um ſich her vergeſſend, ganz erfüllt von dem Vollgefühle des Glückes, ſich wiederzuſehen. Daran ließ ſich ermeſſen, wie tief der Eindruck geweſen ſein mußte, den dieſe beiden Menſchen, welche doch früher nur zweimal und beidemale nur ſo flüchtig einander geſehen, wechſelſeitig gegeben und empfangen hatten. Wie ſie ſo daſtanden im vollen Mittagsſonnenlicht, der graubärtige, dem Greiſenalter nahe Mann und das in voller Jugendfriſche blühende Mädchen, und ihre Augen ſich ſagten, daß über die zwiſchen ihnen klaffende ſchwarze Kluft des Altersunterſchiedes ein allmächtig Gefühl die Verbindungsbrücke geſchlagen habe oder doch ſchlagen könnte, da mußte ich einer Stanze denken, welche mir Dora mal aus einem eurer alten Dichter vorgeleſen hat und die in meiner Erinnerung haften geblieben: —

Der Minne Macht bewältigt
Die Nähe wie die Weite;
Minne hält auf Erden Haus,
In den Himmel gibt ſie gut Geleite.
Wohl iſt ſie gewaltig
Der Jungen wie der Greiſen;
Kein Meiſter lebt,
Der ihre Wunder alle könnte preiſen.

Ihre Wunder? Ja wohl, ich ſah ja eins derſelben leibhaftig vor mir: „Es zwang ſie zu einander der ſehnenden Minne Noth", abermals mit einem eurer alten „Meiſter" zu reden, deren Worte und Weiſen mich oft ſeltſam ergriffen und bewegt haben, mehr, als mir gut war und iſt. „Es zwang ſie zu einander", ihn, der faſt ſchon ein Greis, und ſie, die faſt noch ein Kind. Ach, mich überkam und übernahm die trübe Ahnung, daß auch diesmal, wie ſo oft, Minne nicht in den Himmel geleiten werde, ſondern vielmehr, traurig zu ſagen, in die Hölle der Enttäuſchung, der Entſagung, vielleicht der Reue. Das innigſte Mitleid machte mir das Herz ſchwellen, als ich die beiden Selbſtvergeſſenen anſah: Mitleid mit ihr, die mir eine Schweſter und mehr als eine Schweſter geworden, und Mitleid auch mit dem fremden Mann, der mich ſo gütig angeſprochen hatte, weil er geſehen, daß ich leidend

Wunderliche, um nicht zu ſagen wahnſinnige Verknüpfung und Verflechtung von Menſchenlooſen! Verhängnißvolle Zuſammenſinkung und Zuſammenbindung von Menſchen, welche zwei verſchiedenen Generationen angehören und beſtimmt ſcheinen, ein aus Illuſion und Leidenſchaft ſeltſam gemiſchtes Drama, das vor vielen Jahren geſpielt hat, noch einmal durchzuſpielen. Damals endigte das Spiel recht glücklich mit einer Doppelhochzeit. Nun aber ſagt mir ein unerklärliches, vielleicht ganz kindiſches Bangen, daß der Ausgang diesmal ein tragiſcher ſein werde. Oh, liebe Tante Marget, mitunter kommt einem doch der Gedanke, jener Schwarzſeher von Schriftſteller, der da meinte, das ganze Menſchendaſein, ja die ganze Weltexiſtenz ſei nur ein traurig Narrenſpiel und die Endurſache, die bewegende Kraft deſſelben heiße allmächtiger Wahnſinn, habe doch nicht ſo ganz unrecht.

Sie finden mein Gerede wieder ſehr räthſelhaft, nicht wahr? Sie werden aber ſofort anerkennen, daß es viel weniger räthſelhaft als wohlbegründet war, wenn ich Ihnen zum Schluſſe meines Schreibens dieſes ſage: Der fremde Mann, welchem Dora auf dem Gotthard begegnete, an dem ſie dann auf dem Vierwaldſtätterſee vorüberfuhr und mit welchem ſie jetzt auf dem Schwarzenſtein zuſammengetroffen iſt, er iſt kein anderer als der General Hellmuth, der Jugendgeliebte, Immergeliebte von Dora's Mutter, der Beſchützer Ihrer Kindheit, liebe Freundin, Ihr Ideal von einem Menſchen und Mann.

## 3.

## Dora an den Profeſſor.

Auf dem Schwarzenſtein, 10. Juni.

Mein lieber guter Freund! Wie ſchade, daß Sie in Ihrer „Höhle“ ſitzen müſſen, ſtatt bei uns hier oben zu ſein. Denn hier oben da lebt ſich's herrlich und in Freuden! Was dieſe Luft für einen befreienden, aufhellenden, aufheiternden Einfluß übt, iſt gar nicht zu ſagen. In den erſten Tagen unſeres Hierſeins merkte ich noch nichts davon. Im Gegentheil, ich ließ — wenigſtens meinte Imelda ſo — den Kopf hängen. Sie meinte auch, ich gebärdete mich ganz ſo, als ob ich etwas vermißte und beſtändig darnach ſuchte. Die Menſchen haben oft ſo kohliſche Meinungen! (Jetzt brummen Sie vor ſich hin: „Kohliſch? Kohliſch? Was ſoll denn das bedeuten? Wovon iſt das abzuleiten? Etwa von Kohl in der Bedeutung von Faſel? Kohlen ſoviel wie Unſinn ſprechen. Er hat mich angekohlt, das heißt, er hat dummes Zeug an mich hingeſchwatzt.“ Bemühen Sie ſich nicht weiter, »caro professore«! Ich habe das Wort kohliſch von einer Dame aus Mainz, woſelbſt daſſelbe, wie ſie mir ſagte, ziemlich häufig gebraucht werde und zwar allerdings im Sinne von duſelig, dann auch ſpaßig, komiſch u. ſ. w.) Uebrigens muß ich geſtehen, Ihnen geſtehen, da ich ja verſprochen habe, Ihnen alles, gar alles zu ſchreiben, ja, ich muß geſtehen, daß meine theure Imelda einen ſcharfen Blick hat. In der That, mir war ſo, als müßte ich etwas ſuchen, was mir fehlte, immer und überall fehlte. Ich kann Ihnen, ſo Sie es verlangen, feierlich ſchwören, daß es nicht der junge (übrigens recht hübſche und liebenswürdige) Herr Schnäbeli war, welcher angeblich trinkkurgebrauchswegen hier eben weilt, eigentlich aber, um mir in beſter Form den Hof zu machen. Denken Sie mal, lieber Freund, „Frau Schnäbeli", wie närriſch das klingt, wie „tödlich", gelt? Uebrigens iſt er ein ſehr netter Junge, dieſer einzige Sohn eines großen Fabrikanten in Ihrer Nachbarſchaft, vielleicht ein bißchen zu korpulent für ſein Alter, aber ſonſt comme il faut. Große hellblaue Augen — Sie wiſſen ja, ich bin eine Augennärrin — ein friſches, gutmüthiges, wenn auch etwas ins Kafferige hineinſpielendes Geſicht, ein prächtiger hellbrauner Bart, weiße Hände — auch ein Faible von mir — dazu eine ſehr ſchöne und wohlgeſchulte Baritonſtimme, ein geſchmackvoller Geſangvortrag — „Beim Zeus" — ſo hör' ich Sie jetzt ausrufen — „das Kind iſt verliebt, verliebt bis über die Ohren!"

Und wenn ich es wäre, was dann, Papa? Ich habe Ihnen nicht verſprochen, mich nicht zu verlieben, ſondern nur, es Ihnen ehrlich zu ſagen, ſo ich es würde. Einſtweilen bin ich es nicht. Nein, ich bin nicht, was man ſo, ſtell' ich mir vor, verliebt nennt; aber vielleicht liebe ich. Herrgott, da werden Sie nun wieder einmal in meinem Geplauder die Logik vermiſſen. Never mind! Logiſch oder unlogiſch, es iſt nun ſchon ſo.

Ich darf doch nicht unterlaſſen, Ihnen mitzutheilen, daß mich erſt ein anderer Mann auf die Vorzüge des liebenswürdigen jungen Herrn Schnäbeli aufmerkſam machen mußte, um mir dieſelben zur Erkenntniß zu bringen. Es war vorgeſtern Abend. Die Luft war ſo mild, daß die ganze Kurgeſellſchaft nach dem Abendtiſche noch lange auf der Terraſſe verweilte, vor den offen ſtehenden Fenſtern des Damenſalon gruppirt. Da drinnen wurde muſizirt. Eine Dame aus Straßburg ſpielte mit großer Eleganz eins jener Chopin'ſchen Notturnos, welche die Nerven ſchmerzlich erbeben machen. Dann ſang Herr Schnäbeli den Erlkönig von Schubert, und zwar ganz vortrefflich. Zufällig, ganz zufällig — hören Sie, Papa? — blickte ich während des Geſanges zu meinem neben mir ſtehenden Begleiter auf und bemerkte alſo, daß ſeine Augen auf mir geruht hatten. Natürlich nur, um die Eindrücke zu beobachten, welche die Schubert'ſche Melodie auf mich hervorbrächte; weßhalb denn ſonſt? Er konnte unſchwer bemerken, daß ich dem Liede mit voller Theilnahme lauſchte, und nachdem es zu Ende und der allſeitig geſpendete Beifall verrauſcht war, ſagte er zu mir: „Der junge Mann hat eine ſehr ſchöne Stimme und ſingt mit Verſtändniß und Gefühl. Er ſieht auch ſehr hübſch aus, iſt unterrichtet, hat gute Manieren und ſein ganzes Benehmen läßt ſchließen, daß er gut und wacker.“ Er ſprach das ſo ernſt und aufrichtig, wie eben ſein ganzes Weſen iſt, ſo neidlos, und das gefiel mir ſo unbeſchreiblich wohl, daß ich, falls es ſich nämlich für ein junges wohlerzogenes Mädchen ſchickte, ſo etwas zu denken, gedacht hätte, ich möchte ihn dafür küſſen. Vielleicht hab' ich es, um ganz ehrlich zu ſein, doch gedacht, aber beileibe nicht gethan. Nur die Hand drückte ich ihm und das war doch nicht mehr als billig, nicht wahr? Doch halt, halt! Ich bin wieder mal in meine Gewohnheit, vom Texte abzukommen, verfallen und muß verſuchen, mich zu unſerem eigentlichen Thema zurückzufinden.

Was war es denn nur? Ja, richtig, daß es mir anfangs hier oben war, als müßt' ich nach etwas ſuchen. Dieſes etwas — ich hab' es jetzt heraus — war ganz unzweifelhaft der ſchwarze Lara, dieſer Prachtkerl von Hund. Denn ſeit er mich gefunden, ſeit er auf dem Schwarzenſtein, iſt mein Suchetrieb ganz weg. Iſt das nicht wunderlich, Papa? Was ſagen Sie dazu? Ich liebe den Lara, der ſich mir von der erſten Stunde an merkwürdig zuthunlich erwieſen hat, ganz unſäglich. Sein Herr iſt auch da. Sie können ſich gar nicht vorſtellen, theurer Freund, wie lieb der Lara iſt. Vorgeſtern Abend hätt' ich, wie ſchon geſagt, ihn küſſen mögen, nämlich ſeinen Herrn, weil er ſo gerecht und neidlos die Vorzüge des ſchönen Herrn Schnäbeli rühmte. So was kann und thut nicht jeder.

Nun werden Sie fragen: Wie ging es denn zu, daß der Lara Sie auf dem Schwarzenſtein ausgewittert hat und zu Ihnen da hinaufgekommen iſt? Das ging nun, mein' ich, ganz natürlich zu. „Liebe findet ihre Wege", wiſſen Sie? Der Lara ſcheint mich eben damals am Gotthard droben plötzlich lieb gewonnen zu haben, wollte demzufolge mich wiederſehen, und ſintemalen er ein ſehr geſcheides Thier iſt, mag er zu ſeinem Herrn geſagt haben: „Wie wär' es, wenn wir auf den Schwarzenſtein gingen? Fräulein Dora iſt dort und wir ſollten ihr doch anſtandshalber Gelegenheit geben, ihre dazumal in der

Eile vergeſſene Dankbezeigung an den Mann, das heißt, an uns zu bringen.“ Begreifen Sie, Papa? Aber was Sie nicht begreifen können, weil es eben über das Begriffliche hinausgeht, das iſt, wie meine Seele jubilirte, als ich, von einem Morgenſpaziergange heimgekehrt und den Uebrigen vorausgeeilt, um ſchneller wieder zu Imelda zu kommen, auf der Terraſſe mich plötzlich meinem Ritter vom Gotthard gegenüberſah — ich will ſagen: dem ſchwarzen Lara — das heißt, ſein Herr hatte, als er mich wiederſah, eine ſolche Freude in den Augen, daß ich, aufrichtig geſtanden, eine geraume Weile nur dieſe Augen ſah und den Hund ſchnöder Weiſe ganz vergaß.

Wie froh und frei und glücklich ich jetzt mich fühle, können Sie gar nicht glauben, lieber Freund. Ich habe auch volle Urſache dazu. Denn Imelda, das liebe Schweſterherz, befindet ſich entſchieden beſſer und die herrliche Schwarzenſteinluft ſcheint ein helles Wunder an ihr verrichten zu wollen. Dann hatte ich ja auch die Genugthuung, einen Auftrag meiner theuren Mutter ausrichten und ihre letzten Grüße beſtellen zu können an den Mann, welchen ſie in ihrer Jugend ſo heiß geliebt hatte und den ſie auf dem Grund ihres Herzens getragen hat bis zuletzt.

Sie blicken erſtaunt von dieſen Zeilen auf, Papa? Ja, ſtaunen Sie nur! Es gehen doch noch wunderbare Dinge vor in der Welt, euch Skeptikern und Kritikern allen zum Trotz. Mein wiedergefundener Ritter vom Gotthard iſt ja Ihr und meines Vaters und Propſt Fabians Freund Hellmuth, dem ein ganz eigenartiges Leuchten über das ſtrenge Geſicht fuhr, als ich ihm ſagte, daß ich die Tochter ſeiner Freundin Julie ſei. Ich muß ihn liebhaben, ich muß! Wie könnt' ich anders? Die Seele meiner Mutter iſt in mir. — Ob das aber die rechte Liebe iſt? Ich meine nicht das dumme Verliebtſein, nein, ich meine die Minne, von der unſere alten Dichter ſolche Wunder zu melden wiſſen, die Liebe, die „Flamme Gottes“, das allmächtige Feuer, „ſtark wie der Tod“. Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Ich fühle nur, daß ich mit dieſem Manne gehen könnte bis an das Ende der Welt, daß mein Vertrauen zu ihm ein gränzenloſes und daß ich vor Scham in die Erde ſinken müßte, wenn eine Falte in meinem Herzen, in welche ſein Auge nicht hineinſehen dürfte. Und das alles nach ſo wenigen Tagen des Zuſammenſeins mit ihm!

Wann ich ihn anſehe, wann ich mit ihm rede, wann ich an ihn denke — und wann thäte ich das nicht? — dann iſt mir, als fühlt' ich ein Joch auf meinem Nacken. Aber, ach, wie ſüß und lieb iſt dieſes Joch! Auch kommt mir vor, ich ſei in dieſen letzten Tagen um Jahre älter und ernſter geworden. Und doch durchzittert mich etwas wonniges und lacht das liebe Leben mich an, wie es kaum in den ſorgloſeſten Tagen meiner Kindheit mich angelacht hat.

### 4.

## Der Profeſſor an den Propſt.

H. 13. Juni.

. . . Das Unglück iſt nun doch geſchehen: unſer alter Freund und die junge Tochter unſerer Freundin Julie haben ſich zuſammengefunden. Sie ſind mitſammen auf dem Schwarzenſtein und ein Brief, welchen mir das liebe Kind vor drei Tagen geſchrieben, zeigt mir nur allzu deutlich, daß dieſes Zuſammenſein folgenſchwer ſein muß. Es iſt das ganze Leben und Weben einer jählings erwachten Mädchenſeele in Dora's haſtig hingeworfenen Zeilen, und wenn ich damit die Art und Weiſe zuſammenhalte, womit er bei ſeinem Hierſein von ſeiner erſten Begegnung mit dem Kinde geſprochen, ſo bin ich zu der Annahme gezwungen, daß vermöge einer jener geheimnißvollen Vererbungen, mit deren Erklärung die Phyſiologen noch lange vergeblich ſich abmühen werden, die innerſte Herzensneigung einer Mutter auf die Tochter übergegangen ſei; ſowie, daß Dora nur allzu richtig herausgefühlt hatte, als ſie in unſerem Freunde eine Hekla-Natur erkannte. Du wirſt ſehen, alter Fabian, du wirſt ſehen, der erloſchen geglaubte Vulkan tritt wieder in Thätigkeit. Sagte nicht das arme liebe Kind zu mir, bei der Leſung von Hellmuths Wanderbüchern ſei ihr mitunter geweſen, als ſähe ſie die rothe Lava über Firnſchneefelder rollen? Wohl, ſo ſagte ſie, und ich glaube, ich bin überzeugt, die Lava iſt im Fluß.

Möchte wohl wiſſen, ob das Zuſammentreffen der beiden auf dem Schwarzenſtein ein rein nur zufälliges geweſen. Dora's Brief läßt das ganz im Dunkel. Ich habe aber ſo meine Zweifel. Warum iſt Hellmuth auf dem Wege nach Engelberg plötzlich umgekehrt? Doch wohl nur, weil er der Tochter Julie's auf dem See zum zweitenmal begegnet war. Ich vermuthe, er hat dann ihre Spur von Luzern aus verfolgt. Ja, ja, der Vulkan arbeitet wieder.

Aber der große Altersunterſchied zwiſchen den beiden, ſagſt du? Bah, lieber Alter, du haſt gewiß im Beichtſtuhl ſattſam Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß der Leidenſchaft gegenüber der Verſtand umſonſt plädirt. Die Leidenſchaft iſt eine Springſtange, womit unſer liebes Ich über jede Kluft, und wäre ſie ſo breit und ſo tief wie die zwiſchen dem Glärniſch und dem Wiggis gähnende, ohne Zagen und Zaudern ſich hinwegſchwingt. Und das, muß ich dir geſtehen, gefällt mir an der Leidenſchaft. Das iſt das Göttliche in ihr. Ueberhaupt, was wäre ohne ſie das Leben? Infamer Baſel, ſonſt nichts! Beim obern und unterirdiſchen Zeus, ich ſage dir, lieber alter Pfaff, mitunter beneid' ich unſern Freund Hellmuth ordentlich um die Fähigkeit, noch ſo leidenſchaftlich fühlen zu können, wie er jetzt allem nach zu fühlen ſcheint. Du weißt auch, er darf es. Er hat ja den ihm von jugendauf anhaftenden Vorzug, den Frauen ein Wohlgefallen zu ſein, nie mißbraucht: es war in ihm allzeit etwas Keuſches, Stoiſches. Aber er hatte auch nie eine rechte Anlage zum Glück, worunter ich natürlich nicht die ſogenannten Glücksgüter verſtehe. Bei allem Stolze ſeiner Sinnesart iſt er doch eigentlich immer zu beſcheiden geweſen, inſofern er lange, lange nicht ſo ſich ſelber vertraute, wie ihm andere, andere viele, alle, die ihn kannten, vertrauten. Nach dem Tode ſeiner unvergleichlichen Frau hat er, wie du mir mittheilteſt, zu dir geſagt: „Ich hatte dieſe Perle nicht verdient, ich konnte ſie nicht verdienen; darum ward ſie mir genommen.“ Und doch hatte er ſie verdient, ſo ehrlich und gewiſſenhaft und treu verdient, als nur jemals ein Weib von einem Manne verdient worden iſt. Siehſt du, gerade dieſes geheime, nach ſo viel, ſo glänzend und ſo erfolgreich erprobter Kraft ganz unerklärliche Mißtrauen in ſich ſelbſt, welches unſerem Freunde eigen iſt, läßt mich jetzt für ihn fürchten. Das Leben, deſſen Lockungen er, obgleich noch jung an Jahren, nach dem Verluſte Iſolde's verachtungsvoll den Rücken gewandt hatte, tritt noch einmal zu ihm heran und ſagt ſchmeichelnd: „Lebe mich doch! Du vermagſt es ja.“ Aber gib acht, der Zweifel wird ſich ihm in den Nacken ſetzen in Geſtalt von übertriebenem Zartſinn, von ſuperlativiſcher Gewiſſenhaftigkeit und ſo weiter. Möglich allerdings, daß die Leidenſchaft triumphiren wird, weil ſie ja in dieſer keuſchen Mannesſeele die ganze Friſche, Stärke und Glut der Jugend bewahrt hat. Aber ich vermag aus dem angegebenen Grunde vorderhand an dieſen Triumph nicht zu glauben und darum iſt mir bang um das Ende.

## 5.

## Tante Marget an Imelda Bazzini.

Rothenfluh, 17. Juni.

Liebes Kind! Deinen Brief vom Schwarzenſtein habe ich richtig erhalten und geſtern gab mir Onkel Fabian auch Kenntniß von einem Schreiben, welches er von unſerem alten Freunde, dem Profeſſor, empfing.

Was habt ihr denn nur, der Profeſſor und du? Was macht ihr für Ränke und Schwänke? Ihr thut ja wahrhaftig, als wollte der Himmel einfallen. Und warum? Weil der General und meine Nichte auf dem Schwarzenſtein ſich getroffen haben und weil Dora ihren Ritter vom Gotthard liebgewonnen hat. Was iſt denn daran Beſonderes? Wo iſt denn das Mädchen oder Weib, welches ihn nicht liebhaben ſollte, müßte? Klingt nicht aus deinem Briefe, theure Imelda, auch ein leiſer Ton, der laut genug ſagt, daß gleich deine erſte Begegnung mit Hellmuth ſympathiſch und wohlthuend auf dich gewirkt habe? Ganz in der Ordnung das; ich würde nur das Gegentheil verwunderlich finden. Ich weiß zwar ſehr wohl, es iſt der Lauf der Welt ſo, daß nur ſelten geſchieht, was von rechtswegen geſchehen ſollte; aber ich ſage dir und du brauchſt deſſen kein Hehl zu haben, wenn meine Dora den General wirklich liebhat und wenn er ſeinerſeits ſie liebgewinnen und in ihrem Beſitze ſein Glück finden könnte, ich, die ich, wie du weißt, da auch ein Wort mitzureden hätte, ich würde mit heller Freude ja und Amen ſagen. Denn es lebt kein zweiter Mann auf Erden, dem ich mit ſolchem Vertrauen meine geliebte Dora an die Bruſt legen würde. Ich habe geſehen, wie glücklich er ſeine Iſolde gemacht hat, und ich weiß, er würde ſeine Dora ebenſo glücklich machen.

Ihr deutet auf den Altersunterſchied hin, du und der Profeſſor. Geht doch! So ein Mann wird gar nicht alt. Das ſagte ich geſtern auch dem Onkel Fabian. Er lächelte und meinte: „Sie ſind ja Feuer und Flamme, Tante Marget.“ — „Ja“, ſagt' ich, „ich bin Feuer und Flamme, wenn es gilt, unſern Freund und meine Nichte glücklich zu wiſſen.“ — „Aber, angenommen, es käme zu einer Heirat, ſo wäre das doch immer ein großes Wagniß.“ — „Als ob nicht jede Heirat ein großes Wagniß wäre“! — „Das iſt wahr, Tante Marget.“ — „Ei“; miſchte ſich Gertrud ein, „was weißt denn du davon, Onkel? Und es iſt auch gar nicht wahr. Ich wußte von keinem Wagniß, als ich meinen Hermann heiratete.“ — „Aber was würdeſt denn du, liebes Kind, dazu ſagen, wenn dein Vater zu einer zweiten Ehe ſchritte?“ fragte der Propſt. „Ich? verſetzte Gertrud. Ich würde ſagen: allen Segen des Himmels und der Erde auf die, welche meinen Vater liebt und beglückt!“ — „Das ſprach der Geiſt deiner Mutter aus dir, Gertrud, und geſegnet ſei auch du für dieſes Wort!“ beſchloß ich das Geſpräch. —

Seht ihr, ſo ſehen wir hier in Rothenfluh die Sache an. Der Profeſſor, der mir ſonſt ganz recht und lieb iſt, ſoll nicht daran herumkritikaſtern. Ich will ihm noch heute den Text leſen und zwar gründlich. Du aber leb' wohl und halte mich auf dem Laufenden, Schatz!

## 6.

## Der General an den Profeſſor.

Auf dem Schwarzenſtein, 25. Juni.

.... Dir, mein Freund, muß es als einem alten Alpenwanderer erinnerlich ſein, daß im Hochgebirge ein Wildwaſſer da und dort plötzlich ausgeht, verſchwindet, wie von der Erde eingeſchluckt, und dann fern von dem Orte ſeines Verſchwindens ganz unvermuthet plötzlich wieder hervorbricht, durch unterirdiſche Gletſcherzuflüſſe verſtärkt, jugendlich ungeſtüm, ſchäumend, toſend. Auf meinen Reiſen hab' ich das einmal — es war im Himalaya gegen Tibet zu — in großartigem Maßſtabe zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ein ſchöner Strom, der, nachdem er mehrere Hochſeen durchfloſſen hatte, klar und tief und ruhig dahinwallte, wurde in ſeinem Laufe plötzlich unterbrochen durch einen jähen Abſturz in eine ungeheure ſchwarze Felskluft, die ihn verſchlang, einſchlang, einſchluckte, auf Nimmerwiederſehen, wie ich glaubte. Ich war den Strom entlang gewandert bis zur Stelle ſeines Verſchwindens, und als ich an dem Katarakte ſtand, ſprach ich unwillkürlich zu mir: Mein Schickſal! Du weißt ja, lieber Alter, wie nach den Prüfungen meiner Jugend mein Daſein ſo klar und tiefgehaltvoll und ruhigglücklich dahinfloß an der Seite von einer, die ihresgleichen nicht hatte unter dem Himmel, bis dieſes Glück, deſſen ich unſtreitig nicht würdig war, jählings abſtürzte in ein Grab, in ihr Grab, um für immer darin zu verſchwinden. Für immer? — Damals, im Himavan, gelangten wir, eine der Terraſſen des Gebirges nach der andern herabgeſtiegen, zu Ende des Tages in ein reizendes Thal, an deſſen Eingang eine ſo koloſſale und ſo bizarr geſtaltete Felswand aufſtieg, als hätte die Bergregion der Niederung noch einen letzten Beweis von der Mächtigkeit und Seltſamkeit ihrer Bildungen geben wollen. An dem Fuße dieſer Felswand brach eine gewaltige Waſſermaſſe aus der Erde hervor und ſchoß breit und voll das Thal hinab. „Der Kandalu!“ riefen, auf den Strom zeigend, meine eingeborenen Führer und Begleiter. Der am Morgen verlorene, wie für immer unter der Erde verſchwundene Fluß war am Abend wiedergefunden, war nach langem unterirdiſchen Laufe wieder unverſehens erſchienen, mit verſtärkter Waſſermenge und verſtärktem Ungeſtüm aus ſeinem Scheingrabe hervorgebrochen.

Wenn mir damals, bei dieſem Anblicke, geahnt hätte, daß ein Tag kommen würde, wo ich, des plötzlich wieder mit Macht erſtandenen Bergſtroms gedenkend, abermals unwillkürlich zu mir ſagen müßte: Mein Schickſal! — Manfred hat recht: „We are the fools of time.“

Jahre lang, viele Jahre lang hab’ ich kaum gewußt, ob ich noch ein Herz in der Bruſt trüge. Der Strom meiner Gefühle ſchien ganz verſchwunden und verſiegt. Er war überſchneit, vergletſchert. Da fällt der Stral von einem Paar brauner Mädchenaugen auf die Eiskruſte, ſie berſtet, ſie ſchmilzt und der Strom bricht wieder zu Tage mit dem Ungeſtüm dämoniſcher Gewalt.

Werther-Graubart, Graubart-Werther, eine ſehr komiſche, eine exceſſiv lächerliche Figur, nicht wahr? Lache immerzu, alter Peſſimiſt und Ironiker! Es iſt fürwahr lachenswerth. Wenn du aber ausgelacht haſt, ſo ſage mir, wenn du kannſt, was ich dafür konnte, daß die Tochter Julie's eine Flamme in mir entzündete, die mich verzehren wird.

Oh, ich Thor, ich ſiebenfacher Thor, daß ich mein Kapital von Liebe und Leidenſchaft nicht beizeiten aufbrauchte, vergeudete, verſchleuderte wie die Andern! Ich hätte dann nicht erleben müſſen, daß es noch ſo ſpät, zu ſpät mir ſo bittere Zinſen trägt. — Bittere, ſag' ich? Aber ſind ſie denn nur bitter? Miſcht ſich mit der wilden Bitterkeit des „Zu ſpät!“ nicht mitunter wie Himmelsthau das ſüße Gefühl: Dein Herz iſt noch friſch und rein und ſtark genug, den holdeſten Traum noch einmal zu träumen?

Du kennſt das anmuthige Geſchöpf, welches die Unbefangenheit des Kindes mit der Grazie des Weibes verbindet. Dora iſt keine Schönheit und doch übt ihre Erſcheinung, ihre bloße Gegenwart einen unwiderſtehlichen Zauber. Du haſt ihn ja auch erfahren. Worin beſteht er? Ich vermag es nicht zu ſagen; aber ich fühl' ihn, „freudvoll und leidvoll“ ſaug' ich ihn mit allen Poren mir in die Seele.

An Mädchen, ſchön wie die Tugend, an Frauen, reizend wie die Sünde, bin ich, deſſen Blut von Natur doch kein Fiſchblut, unter allen Himmelsſtrichen vorübergegangen, ohne auch nur den Wunſch zu empfinden, einen zweiten Blick auf ſie zu werfen. Und nun führt mich der wunderlichſte Zufall mitten im Schnee des Gotthard mit der Tochter der Frau zuſammen, der ich vor Zeiten meine Seele gegeben hätte, falls ſie noch mein eigen geweſen wäre, falls ſie nicht ſchon einer gehörte, deren Name und Andenken auf dem Grunde meines Herzens ruht wie Dreimal-Heiliges, an das Irdiſches nicht rühren darf, nicht rühren kann.

Wie dieſe Begegnung auf mich gewirkt hatte und zu wirken fortfuhr, magſt du mir wohl neulich abgemerkt haben, als ich bei dir war. Ob ich mich gegen das, was ich anfangs Wahnſinn nannte und jetzt nur noch Verhängniß nenne, geſträubt, empört, gewehrt habe? Bis aufs Aeußerſte, aber umſonſt. Haſt du ſchon Gelegenheit gehabt, einen friſchgefangenen Vogel in ſeinem Käfig nach Luft und Freiheit ſich abmühen zu ſehen? Je heftiger ſein Sträuben, ſein Aufflattern, ſein Anrennen gegen die Umgitterung, deſto peinlicher ſeine Bedrängniß. Und je älter der arme friſchgefangene Vogel, deſto größer ſeine Noth. Jüngere fügen ſich leichter dem übermächtigen Bann und Zwang.

Es iſt auf mich gefallen wie ein Wetterſtral. Nicht leiſe und mälig, nicht mit dem langſam-ſtätig der Blüthe entgegentreibenden Wachsthum einer Pflanze, wie meine erſte Liebe geweſen, nicht ſo iſt dieſe meine letzte geworden. Sie war das Kind des Augenblicks. Der Blitz zuckte auf und mit Gedankenſchnelle folgte ihm der Donnerſchlag. Ich bleibe im Bilde, wenn ich hinzufüge, daß ich mal irgendwo geleſen zu haben mich erinnere:

Auf dem blitzgetroffnen Baume
Singt ein Vogel wohl noch Lieder,
Doch er baut kein Neſt auf ihm.

Aber unter dieſem Vogel will ich nicht mich verſtanden wiſſen.

Ja, ihr ganzes Sein und Weſen und Gebaren alle dieſe Tage her war eine ſüße, herzbeſtrickende Frühlingsweiſe. Freilich, was kümmert es die hoch im Blauen ſich wiegende Lerche, wenn ihr Tiriliren in einer Menſchenbruſt da drunten unnennbare Sehnſucht wachruft?

Oder ſollte es die Lerche doch mitunter kümmern?

Tadle mich, ſchelte mich, nenne mich einen Gecken, einen Narren; aber fürchte nicht, daß ich vergeſſen könnte, was ich mir ſelbſt und was ich dem geliebten Kinde ſchuldig bin. Nur etwas Unberechenbares, etwas, deſſen Bewältigung über Menſchenkraft hinauslläge, könnte mich aus der Zurückhaltung, die ich mir auferlegt habe, heraustreiben.

Geſtern Abend erlebten wir hier oben einen jener Sonnenuntergänge, die man geſehen haben muß, um fühlen zu können, wie feierlich und fromm ſie jedes empfängliche Menſchenherz ſtimmen. In vollrother Majeſtät ſtieg der Sonnenball am goldgetränkten Weſthimmel hinab, und während ſein unterer Rand hinter den Jurakuppen zu verſchwinden begann, warf er die Flut ſeines Lichtes den Alpen drüben zu, unterwegs mit göttlicher Verſchwendung eine Stralenfülle niederſchüttend, daß die drei Seebecken im Nordweſten im wunderſamſten Farbenſpiel aufleuchteten und die Rieſenſchlangenringe, welche der Strom am Fuße unſeres Berges durch die Niederung dahinwälzt, herausblitzten wie lauter ſich haſchende Silberblicke. Und nun dies Aufglühen all der Koloſſe gerade uns gegenüber unter dem Scheidekuß des Tagesgeſtirns! Dieſer majeſtätiſch in die Lüfte emporflammende ungeheure Brandopferaltar vom Montblanc bis hinauf zum Säntis! Und wie ein ins Gränzenloſe hingeſpannter Purpurbaldachin wölbte ſich uns zu Häupten das Firmament und endlich verſchwammen Himmel und Erde, Berge und Thäler, Luft und Waſſer in ein Meer von Licht und Glut und Glorie.

Ich habe die Urwälder der Tropen in der Rieſenhaftigkeit ihrer Pracht, habe die Gletſcher der Anden und des Himalaya, habe die Vulkane der Südſeeinſeln, die größten Ströme der Erde, den Ozean in der Majeſtät ſeiner Ruhe wie in der wilden Erhabenheit ſeiner Stürme geſehen, aber nie etwas ſo Herrliches wie den geſtrigen Sonnenuntergang.

Du lächelſt wohl über den alten Naturſchwelger, du erräthſt, was für mich das Schönſte von allem Schönen dieſer Abendſtunde geweſen?

Ja wohl, es war ſo, wie du meinſt: ſie ſtand mir zur Seite.

Angefaßt von dem Zauber des Augenblicks hatte ſie ihre rechte Hand auf meine linke gelegt, welche auf dem Geländer der Terraſſe lag. Ich fühlte den ſanften Druck ihrer Finger und mir erbebte das Herz in der Bruſt.

Es war ein Widerſchein von all dem Glanz um uns her in ihren lieben guten Augen, die ſich wie in Wehmuth umflorten, als die ganze Pracht unter dem kühlen Windhauch der raſch herauſdämmernden Nacht erloſch. „Ein Traum aus Eden“, ſagte ſie leiſe; „aber kurz wie alle Seligkeit!“

Da faßte mich etwas wie wilder Zorn, Zorn über meine Schwäche, meine wahnſinnige Bethörung, mein klägliches Gefangenſein. Aber ſtatt mir ſelber zu zürnen, zürnte ich Thor ihr, ihr, die ich hätte in meine Arme reißen, der ich hätte zurufen mögen: Mache mir den Traum aus Eden zur ſeligſten Wirklichkeit! „Fräulein Dora“, ſtieß ich rauh heraus, „Sie brauchen ſich über das Ende der Sonnenuntergangsherrlichkeit nicht zu betrüben. Erinnern Sie ſich doch gefälligſt jener bekannten Heine'ſchen Strophen vom Fräulein am Meere, das den Sonnenuntergang beſeufzte. Auch einem Fräulein auf dem Berge kann man ja tröſtend ſagen:

Dort hinten ging ſie unter,
Dort vorne kehrt ſie zurück.

Sie zog haſtig ihre Hand von der meinen zurück und ſah mich mit Staunen und Schrecken an. Auf ihren Lippen zitterte eine Frage, aber ſie ſprach dieſelbe nicht aus. Ich aber biß die Zähne auf einander, wandte mich raſch ab und ging die Terraſſe hinauf. Nicht weit, denn ich mußte nach ihr umſchauen, ich mußte. Da ſah ich den Lara, welcher doch ſonſt von keinem Menſchen wiſſen will außer von mir und welcher mir gefolgt war, umkehren, raſch zu ihr zurücktreten und ihr, die wie erſtarrt ſtehen geblieben war, die ſchlaff an der Seite herabhängende Hand lecken. Die Beſtie, die treuloſe Beſtie von Hund! Auch er ſteht in ihrem Zauber und Bann wie alle und alles hier oben.

Ich irrte bis tief in die Nacht hinein auf dem Berge herum. Ich wollte vermeiden, neben ihr am Abendtiſche zu ſitzen. Ach, wie anmuthig ſie es zu bewirken gewußt hatte, daß ich ihr nächſter Tiſchnachbar geworden. Es herrſcht hier der Brauch, daß die Kurgäſte ſtreng nach der Reihenfolge ihrer Ankunft bei Tiſche ſitzen. Man fängt unten an der Tafel an und ißt ſich, ſo zu ſagen, allmälig aufwärts. Am Tage meiner Ankunft ſaß ich von rechtswegen ganz unten, ziemlich weit von Dora und der höchſt liebenswürdigen Familie Bazzini entfernt. Aber am folgenden Morgen ſah ich während des Frühſtücks Dora bei den Gäſten herumgehen, als ob ſie jeden und jede um irgendetwas bäte, und mittags ſagte mir dann unſer Wirth, es ſei für mich neben Fräulein Bürger gedeckt. Sie hatte die über mir Sitzenden gebeten, ſich meine raſche Hinaufbeförderung freundlich gefallen zu laſſen, und wer hätte es ihr verweigern können?

Als ich geſtern Abend ſpät endlich zum Hauſe zurückkehrte, hatte die Geſellſchaft ſich bereits zerſtreut und in die Schlafzimmer zurückgezogen. Auf der Terraſſe war es dunkel. Als ich ſie entlang ſchritt, vernahm ich in der noch erleuchteten Vorhalle zum Speiſeſal, deren Thüre offen ſtand, Dora's Stimme, welche mit unverkennbarer Beſorgniß fragte: „Wiſſen Sie nicht, Herr Wirth, iſt der Herr General noch immer nicht heimgekommen?"

Sie war alſo noch nicht zur Ruhe gegangen? Meine Abweſenheit vom Abendtiſche, mein langes Fortbleiben hatte ſie beſorgt, ängſtlich gemacht? Mußte ich nun nicht eilends hineingehen, um das geliebte Kind zu beruhigen?

Der Zauber war wieder da, der Bann hatte mich wieder.

Aber ich will den Zauber löſen und den Bann brechen, ich will, ich muß! Um ihrer willen, um ihrer willen! November und Mai, wie paßten die zuſammen?

Du aber, alter Freundſchaft halber, beklage mich!

## 7.

## Der Propſt an den General.

Rothenfluh, 29. Juni.

..... Schweigen läßt ſich nun einmal über die Sache nicht mehr. Es iſt zwiſchen Tante Hildegard, Tante Marget, Gertrud und mir ſchon ſo viel darüber geredet worden, daß man ſich, um ein dermalen gäng und gäbes Modewort zu gebrauchen, den Standpunkt klarmachen muß.

Die drei Frauenzimmer — ich konſtatire dieſe denkwürdige Thatſache — ſind durchaus einerlei Meinung und zwar einer möglichſt optimiſtiſchen Meinung. „Wenn über den Lebensabend meines theuren Bruders noch ein Morgenroth von Glück aufgehen will, warum ſollte er es nicht dankbar hinnehmen?“ fragt Tante Hildegard. Tante Marget und Gertrud ſagen und fragen gerade ſo, nur ſetzt die erſte an die Stelle des „theuren Bruders“ den hochverehrten Freund und die zweite den geliebten Vater. Deine Tochter fügt wohl auch noch hinzu: „Was ich gutes und liebes erſinnen könnte, würde ich für die Tröſterin und Beglückerin meines Vaters thun.“ Gertrubs Mann iſt der Ueberzeugung, auch der bloße Schein einer Einmiſchung von unſerer Seite müßte als höchſt anmaßlich und unpaſſend vermieden werden.

Vielleicht hat er recht. Allein ich mache von dem Vorrecht einer Freundſchaft Gebrauch, welche von unſeren Knabenjahren an, wie du weißt, nie auch nur für eine Stunde getrübt werden, wenn ich dir folgendes zu bedenken gebe.

Meine Anſicht über das in Frage ſtehende Problem iſt nämlich keine ſo optimiſtiſche wie die meiner drei Freundinnen. Ich würde, gerade herausgeſagt, eine Verbindung zwiſchen dir und der Tochter Julie's für ein höchſt gewagtes Experiment anſehen. Daſſelbe könnte gelingen, vollſtändig gelingen — ich gebe es zu — aber das Mißlingen iſt doch wahrſcheinlicher. Nicht aus phyſiologiſchen, aber aus pſychologiſchen Gründen, obzwar die Philoſophie unſerer Tage der Pſyche und damit auch der Pſychologie die Exiſtenzberechtigung aberkannt hat. Jede Zeit will und muß eben, wie unſer guter Profeſſor zu ſagen pflegt, ihre Art von Narrheit haben und austoben und ſo wollen wir den Herren von der abſoluten Materie die kindliche Freude an der ihrigen nicht vergällen. Aber die Sache von meinem altfränkiſchen Standpunkt aus angeſehen, muß ich dir ſagen: Du biſt kein ganzer Mann mehr; denn du haſt nur noch eine halbe Seele. Wo die eine Hälfte deiner Seele iſt, weißt du: hier in Rothenfluh, auf unſerem Friedhof, in dem Grabe von einer, die nicht vergeſſen werden kann. Wollteſt du, dürfteſt du dem holdſeligen jungen Weſen, welches allem nach, was ich von ihm hörte und höre, ein ganzes Glück verdient, wollteſt du, dürfteſt du ihm nebſt deinem Graubart eine halbe Seele geben? Nein!

Oh, ich vermag dein Weh nachzufühlen und deine Lage zu verſtehen, glaube mir; aber ich habe ja mit dir und von dir gelernt, daß der kategoriſche Imperativ der Pflicht unter allen Umſtänden Gehorſam heiſcht, und ich gehorche ihm, indem ich dich warne, bevor es zu ſpät.

Mein zweiter Einwand iſt dieſer: Geſetzt, Dora's Herz ſei erwacht, für dich erwacht, wird es auch für dich wach bleiben? Ein ſo junges Mädchen voll pulſirenden Lebens vermag noch nicht für ſich ſelbſt gutzuſtehen und — jung und jung geſellt ſich gern. Du haſt zweifelsohne auf das Kind einen bedeutenden Eindruck gemacht, aber wird er vorhalten? Die Romantik eures erſten Zuſammentreffens war ganz geeignet, Dora's reiche und lebhafte Phantaſie angenehm anzuregen, und ſie iſt ja in dem glücklichen Alter, wo

> Was Phantaſie entwirft, das Herz verſpricht —

aber kannſt du leugnen, daß ein Tag kommen könnte, vielleicht bald kommen könnte, wo Dora fände, Phantaſieſpiel und Lebenswirklichkeit ſeien doch zweierlei, ſehr zweierlei?

Endlich mag noch etwas mit im Spiele ſein, was ich ſehr begreiflich und verzeihlich, aber ſchlecht geeignet finde, das Fundament einer glücklichen Ehe mitlegen zu helfen: mädchenhafte Eitelkeit. Du machſt dir freilich, wie mir wohl bewußt, nicht viel oder gar nichts aus deiner „Berühmtheit“; aber du biſt nun einmal ein „berühmter Mann“. Von einem ſolchen ausgezeichnet zu werden, behagt den Frauen: das iſt ganz natürlich. Und vollends einem vom edelſten Enthuſiasmus vollen Mädchengemüth! Zudem hat Dora die beiden Perſonen, welche ſie

slang auf Erden am höchſten geehrt und am innigſten geliebt
tte, von dir immer nur reden gehört wie, ſo zu ſagen, von einem
eſen höherer Art. Für Tante Marget warſt und biſt du
geradezu ein wahrer Abgott. Aus alledem konnte ſich, ich
öchte ſagen, mußte ſich in der hochgeſtimmten Seele des Mäd-
ens der ſchmeichelnde Jugendtraum zuſammenweben, es müßte
ön ſein, dich glücklich zu machen oder, wie ſich unſere Hilde-
rd poetiſch ausdrückte, über deinem Lebensabend das Morgen-
th ihrer Liebe zu wölben. Aber Morgenroth verbürgt be-
nntlich keinen ſchönen Abend, ſondern das Gegentheil.

Ziehe aus allen meinen Prämiſſen deine Konkluſion. Du
nnſt über die Kluft des Altersunterſchieds hinwegſpringen;
haſt die Kraft dazu, ich weiß es. Aber die Kluft bleibt doch!
n deinen jungen Jahren haſt du eine ebenfalls plötzlich auf-
flammte Leidenſchaft für Dora's Mutter ſiegreich niederge-
ngen, weil deine Vernunft dir ſagte, daß die Hingabe an
eſe Leidenſchaft vom Uebel wäre. Sollteſt du nun jetzt in
inen alten Tagen und nach alledem, was du erlebt, erſtrebt
nd erlitten, weniger Einſicht, weniger Selbſtbeherrſchung be-
gen als damals? Ich kann es nicht glauben. Allerdings
gen Julie's Liebreiz waffnete, ſetzte dich das Bild Iſolde's.
ber iſt denn dieſe dir gänzlich geſtorben, weil ſie nicht
ehr auf Erden wandelt? Es kann nicht ſein! Blicke in
ein Herz; ich bin gewiß, du wirſt ſie dort wiederfinden, ſie, die
ich ſieben Jahre lang zum glücklichſten der Menſchen gemacht
at. Sieben Jahre! Das iſt viel, ſehr viel, ſo viel, daß es
ir wie eine frevelhafte Anmaßung erſcheinen will, mehr von
en Göttern zu verlangen.

## 8.

## Der Profeſſor an Dora.

Z. 30. Juni.

Nur nicht mit dem Kopf durch die Wand, mein liebes Kind! Man kommt ja doch nicht durch, maßen die Wände — ſie wären denn von Papier — ſtärker ſind als die Köpfe. Es wäre doch ſchade für deinen, wie ich geſtehen muß, allerliebſten Kopf, wenn er bei dieſer Gelegenheit in die Brüche ginge. Alſo ſachte, Kind, ſachte, und reſpektire mir, wenn ich dich um deiner ſelbſt willen bitten darf, gehörig die Wand, die aus dreißig und etlichen Quadern, das heißt Jahren, aufgemauerte Wand, welche dich von meinem Freunde trennt. Sieh dir doch ſeinen grauen Bart mal genauer an! Das könnte für dich ein remedium amoris abgeben, wie der alte Ovidius ſagen würde. (Laß dir den Ausdruck durch den jungen hübſchen Herrn Schnäbeli — kommt vom ſchnäbeln her, ein bedeutungsvoller Name, beim Zeus! — ja, durch den Beſitzer dieſes zärtlichen Namens erklären; der Inhalt ſeines Schulſacks wird, hoff' ich, zu dieſer Exegeſe wohl noch ausreichen.) .... Freilich, ich muß ſagen — der Henker weiß, wie es kommt — daß ich mir recht lebhaft vorſtellen kann, wie überaus angenehm es für den Beſitzer des beſagten Graubarts ſein muß, wenn ihm ein gewiſſes achtzehnjähriges — genau geſprochen, 18 Jahre und 2 Monate altes — Kind, welches ich nicht näher ſignaliſiren will, ſo anmuthig, wie es ohne Zweifel thut, darumgeht. So eine Darumgängerin nämlich — doch genug, ich verſchlucke die koloſſale Dummheit, welche ich ſagen wollte, und beweiſe dir damit, daß man in der That Kameele verſchlucken kann, wie es im Sprichwort heißt. Nur das mußt du wiſſen, daß ich, nachdem ich geſtern deine und meines alten Freundes letzte Briefe nochmals geleſen hatte, in eine ganz erſchreckliche Philippika ſeu Katilinaria gegen den General ausbrach. Damit kam ich aber bei meiner lieben Frau übel an, ſehr übel; denn „Ach, ach", ſagte ſie, „ſchweige doch! Wäreſt du an der Stelle deines Freundes, würde es dir wohl auch ergehen wie ihm." — „Beim Styx", erwiderte ich kleinlaut, ungeheuer kleinlaut, kleinlaut wie ein richtiger Nationalliberaler gegenüber dem Bismarck, „beim Styx, ich glaub' es faſt auch."

Das „dumme Verliebtſein", ja wohl! In Wahrheit, es iſt ſehr dumm, dumm wie ein Dogma, dieſes „Glück ohne Ruh", und aber doch ein Glück und noch dazu das höchſte, vorausgeſetzt, daß die Unruhe eine getheilte ſei, eine mitgefühlte, mitgetragene. Merkwürdig zu ſagen, aus den zwei Unruhen wird dann doch eine Art Ruhe. Es geht da wie in der lateiniſchen Grammatik: „Duplex negatio est affirmatio" — (ich verweiſe dich wiederum an den Schulſack des ſchönen und ſchönſtimmigen Herrn Schnäbeli). Freilich pflegt es mit dieſer Ruhe bald wieder zu Ende zu ſein. Was dich betrifft, liebes Kind, ſo befindeſt du dich augenſcheinlich im Stadium der höchſten Unruhe, geradezu der Zappeligkeit. Ich glaube zu hören, wie dir das junge Herz in der Bruſt herumflattert, verwirrt, ängſtlich, ſuperlativiſch „freudvoll und leidvoll“. Doch nein, nicht „leidvoll“. Du ſchreibſt mir ja, das Leben lachte dich an wie kaum jemals zuvor.

Natürlich! Es iſt ſo hübſch, ſo angenehm, ſo intereſſant, ſo unterhaltend, mit dem Feuer zu ſpielen, gelt? So eine achtzehnjährige Spielerin denkt: „Wie das glüht und lodert, allerliebſt! In die Länge freilich — bah! Aber hab' ich es ſatt, dreh' ich mich auf dem Abſatz herum, ſchlage die Hände zuſammen und rufe: Baſta, ein ander Spiel, ein ander Spielzeug!“ Das iſt die Philoſophie der Liebe eines achtzehnjährigen Mädchenherzens und ich will dir ganz offen ſagen, Dora carissima, es würde mich ungeheuer freuen, wenn das auch deine Philoſophie der Liebe wäre. Es würde weitaus das Geſcheidte ſein. Gerade deßhalb aber zweifle ich, ob es ſo ſein werde; denn bekanntlich pflegt nicht das Geſcheideſte, ſondern das Dummſte zu geſchehen, da wir alle ja in dieſes lumpige Erdendaſein nur hereingeboren werden, um mehr oder weniger viele dumme, dummere und dummſte Streiche zu machen. Aber nimm dich in acht, Kind, nimm dich in acht! Das Spiel könnte gefährlicher Ernſt werden. Dein Flackerfeuer könnte ein Steinkohlenfeuer entzünden oder ſchon entzündet haben — du weißt ſchon, in weſſen Seele — und ſo eine intenſive Glut löſcht man nicht im Handumdrehen. Stelle dir einmal, und wär' es nur für eine Stunde lang, recht ernſthaft vor, du ſtündeſt vor der Entſcheidung deines Schickſals, dann prüfe aufrichtig und ſtreng dein Herz! Du mußt dir klarwerden und zwar raſch und ganz klarwerden, ob du es mit einer bloßen Fata Morgana deiner

Phantaſie oder aber mit einer ſchickſalsmächtigen Thatſache deines Seelenlebens zu thun haſt, mit einer bloßen Laune oder aber mit einer Leidenſchaft. Ich glaube einſtweilen nur an jene.

Im übrigen theile ich dir noch mit, daß ich mich, natürlich rein nur aus Kurioſität, nach dem hübſchen jungen Herrn Schnäbeli hier herum genau erkundigt und nur Gutes und Löbliches von ihm gehört habe. Und er hat ſo große Augen und ſo weiße Hände und er ſingt ſo ſchön! Mache die Nutzanwendung von alledem, liebes Kind!

## 9.

## Dora an den Profeſſor.

Auf dem Schwarzenſtein, 2. Juli.

Sie böſer, lieber, garſtiger Papa, Sie! Was haben Sie mir für einen Hudelbrief geſchrieben! Sie ſchwanken darin zwiſchen dem Anreiz, ſich über mich luſtig zu machen, und der Abſicht, mich auszuſchelten wie ein unartiges Kind. Aber das Kind iſt 18 Jahre, 2 Monate und 2 Tage alt und zudem, wie ich glaube, gar nicht unartig. Hätte ich nicht in den Zeilen Ihres Schreibens oder vielmehr zwiſchen denſelben trotz alledem eine recht väterlich zärtliche Theilnahme und Beſorgniß für mich geleſen, ſo würde ich alles Ernſtes — da Sie mich ja doch recht ernſthaft haben wollen — den Verſuch machen, Ihnen böſe zu ſein.

„Flackerfeuer?“ Warum ſagten Sie nicht geradezu Strohfeuer? Gemeint haben Sie das doch! Wenn es nun aber keins wäre, wie dann? Ihr gelehrten Häuſer — dies Wort habe ich aus dem Schulſack des „ſchönen“ jungen Herrn Schnäbeli, welcher, der Schulſack nämlich, ganz ordentlich gefüllt zu ſein ſcheint — wißt eben auch nicht alles. So zum Beiſpiel nicht, daß es mit eurer Logik, auf die ihr euch doch gewaltig viel zu gute thut, mitunter ſehr ſchlecht beſtellt iſt. Wie könnten Sie mich ſonſt wiederholt und mit Betonung ein „Kind" nennen und in einem und demſelben Athem dem Kinde das „ſpielen" verargen? Was ſoll ein Kind denn anders thun als ſpielen? Mir ſcheint auch, Sie hätten bei dieſer Gelegenheit an das ſo naheliegende Citat denken können:

Tiefer Ernſt liegt oft im kind'ſchen Spiele.

Das iſt's ja! Ach, mein lieber guter Freund, ich verſuche zu ſcherzen und doch iſt mir ganz und gar nicht ſcherzhaft zu Muthe. Ganz und gar nicht! Könnten Sie nur in mein allerdings „ängſtlich" mir in der Bruſt „flatterndes" Herz blicken, Sie würden dann nicht zweifelhaft ſein, ob das arme dumme Ding von einer „Laune" oder aber von einer „Leidenſchaft" erfüllt und getrieben ſei. Zweifeln Sie nicht, ſchon hundertmal hab' ich mir die Frage vorgelegt: Was ſoll daraus werden? und habe nach einer Antwort geſucht, ſehr „ernſthaft" fürwahr. Umſonſt! Mit meiner Sorgloſigkeit und Heiterkeit iſt es in den letzten Tagen auch nicht mehr ſehr glänzend beſtellt geweſen. Das „leidvoll", das „leidvoll" iſt da.

Wiſſen Sie, warum? Ich muß es Ihnen ſagen: Ihr Freund, Lara's Herr, iſt wie verwandelt. Er war anfangs, als wir uns hier oben getroffen hatten und ich darüber ſo glücklich mich fühlte, ſo gut und lieb mit mir, oh, ſo gut und lieb! Sie können ſich gar nicht verſtellen, wie. Und jetzt? Seit vielen Tagen meidet er mich geradezu, und wenn ich ihn aufſuche und er mir nicht ausweichen kann, iſt er auch mir gegenüber, was er allen hier oben gegenüber iſt, das heißt, der kühl, ja ſchroff ſich zurückhaltende General. Doch ich ſagte mit Unrecht: allen hier eben gegenüber. Meine gute Imelda macht eine Ausnahme. Mit ihr ſpricht er gern und ſanft, voll Güte, und ihr erweiſ't er alle die Rückſichten und Dienſte, wie ſie ſo ein Bergleben mit ſich bringt. Wäre mir Imelda nicht ſo theuer, wie ſie mir iſt, ich könnte jetzt erfahren, was Eiferſucht iſt. Pfui, es iſt ein häßliches Wort und eine häßliche Sache, die Zwillingsſchweſter vom Neid, dem ſchlechten Kerl. Gut, daß wenigſtens der Lara nicht aufgehört hat, mir gut zu ſein. Der iſt jetzt mein Troſt; aber, ach, nur ein Hundetroſt, wenn ſo ein Wort geſtattet iſt.

Ich ſchreibe wohl thörichtes Zeug durcheinander, nicht wahr? Und leider kann ich nicht mehr hinzufügen „Never mind!“ Die übermüthige Gleichgiltigkeitsformel iſt mir jetzt ganz abhanden gekommen. Seit etlichen Tagen iſt in meiner Seele eine drückende Schwüle, als hinge ein Gewitter über ihr, und mir iſt, als müßten Blitz und Donner mir willkommen ſein, als müßte ich ſie ſelber herbeirufen, ſie herausfordern. So wie jetzt kann es nicht fortgehen, will ich nicht fortleben: die Pein iſt zu groß.

Addio, mein guter Papa, und ſeien Sie gut und nachſichtig gegen Ihre Dora, welche doch vielleicht mehr von Treue weiß, als Sie ihr zutrauen.

## 10.

## Der General an den Propſt.

Auf dem Schwarzenſtein, 3. Juli.

Du haſt recht, lieber Alter, und der Profeſſor hat recht. Ja, ihr beide habt vollſtändig recht. Ihr ſeid klug und weiſe und meint es gut. Schade nur, daß es etwas Mächtigeres gibt zwiſchen Himmel und Erde als alle eure Klugheit, eure Weisheit und eure Wohlmeinenheit.

Eure Argumente ſind ſo unbeſtreitbar, daß ich ſie ſammt und ſonders in Gedanken unterſchrieb. Beruhigt euch alſo, ihr habt eure Pflicht und Schuldigkeit redlich gethan. Ihr ſeid getreue Eckarte geweſen und könnt eure Hände in Unſchuld waſchen, wenn der thörichte Tanhäuſer nicht nur Vergangenheit und Zukunft, ſondern auch ſeinen grauen Bart vergaß. Vor Zeiten freilich da hat mich mal einer, der vierte in unſerem Bunde, mit Erfolg vor der Tanhäuſerei gewarnt. Aber das iſt lange her und ich bin jetzt nicht mehr ſo ſtark, wie ich damals war, als ich eine Verſuchung beſiegte, deren Beſiegung doch wohl auch faſt übermenſchliche Kraft und Selbſtbeherrſchung erforderte.

Das Unberechenbare iſt über mich gekommen und hat mich niedergeworfen und hat mich wieder emporgehoben mit göttlicher Gewalt.

Höre mich an! Ich will dir beichten, du biſt ja ein Prieſter.

Ich hatte alles gethan, alles, um Dora von mir zu entfernen. Ich war kalt, abweiſend, ſogar rauh gegen ſie geweſen, hatte ſie gemieden und hatte ſie abſichtlich ſehen laſſen, daß ich ſie meiden wollte und wie ich ſie gefliſſentlich mied. Wie ich es trug, als ich bemerken mußte, daß mein Gebaren ſie unruhig, ängſtlich, bekümmert und traurig machte, thut nichts zur Sache. Genug, ich hab' es getragen. Ich that aber noch mehr. Ich ließ es mir angelegen ſein, überall, wo ich konnte, den guten hübſchen Jungen, den Herrn Schnäbeli, welcher, wie ich glaube, aufrichtig und ehrlich in das Mädchen ſich verliebt hat, aufzumuntern, und ich ſagte ihm auch nur die Wahrheit, wenn ich ihm meine Ueberzeugung mittheilte, daß er dem wunderſamen Kinde keineswegs zuwider und unangenehm ſei. Ich war ganz eifrig in dieſer, wenn ich ſo ſagen ſoll, Kuppelei. Hatte ich mich doch zu überreden geſucht und wohl auch gewußt, die Tochter Julie's würde mit dieſem jungen Manne glücklich ſein, was man ſo nennt.

Wie reut mich zur Stunde all mein vergebliches Ringen und Dulden! Was ſein muß, geſchieht doch! Des Menſchen Wille iſt nur die arme Fliege, die ſich, traurig und lächerlich zugleich anzuſehen, erfolglos abzappelt in dem ungeheuren Schickſalsſpinnennetz.

Die garſtige Spinne! Aber ſie will eben auch leben, weißt du? Sie kämpft vielleicht auch ihren „Kampf ums Daſein" ſo müh- und ſchmerzvoll wie wir. Was wiſſen wir denn davon?

Hier oben iſt im Wald eine Lichtung, die man den Naturpark nennt. Sie ſieht auch wirklich ſo aus. Inmitten der Fichten und Föhren ein Raſenrund, da und dort maleriſch mit Buſch- und Baumwerk beſtanden. In der Mitte dieſes von der Natur angelegten „pleasure ground“ ſtehen eine Fichte und eine Erle mit in einander verſchlungenen Aeſten und Zweigen. Darunter ſind Bänke angebracht. Denn hierher kommen an warmen Abenden häufig die Kurgäſte, oft die ganze Schar derſelben, und die jungen Leute tummeln ſich dann in allerhand Spielen auf dem Raſen, während die älteren plaudernd unter der Baumgruppe ſitzen.

Ich wollte heute nicht mitkommen, als die Geſellſchaft vom Kurhauſe aufbrach. Da bat mich die Signorina Imelda, welche ihren erſten größeren Spaziergang verſuchte, ſie begleiten zu wollen. Dora, zu der ich außer einem „Guten Morgen!“ den ganzen Tag über kein Wort geſprochen hatte, ließ es ſich gefallen, daß Herr Schnäbeli ihr zur Seite ging und ihr nach allen Regeln des Komplimentirbuches den Hof machte. Doch war ſie einſilbig und ihre Stirne, früher ſo frei und von Frohſinn ſtralend, war bewölkt. Imelda und ich gingen zuletzt im Zuge, der ſich weit über die Matten hindehnte, dann in eine Mulde hinabſtieg und aus dieſer den ſteilen Pfad hinanklomm, welcher zu dem Waldplateau führt, worauf der Naturpark gelegen iſt. Die bruſtkranke Imelda hatte mir von der erſten Stunde meines Aufenthalts hier oben an große Theilnahme abgewonnen. Sie muß Tieftrauriges erfahren haben und trägt ihr Leid mit würdiger Faſſung. Bald gewann ich ſie recht lieb, weil ich wahrnahm, daß ſie ihrer jungen Freundin mit höchſter Innigkeit zugethan iſt. Auf dem Wege ſagte ſie zu mir: „Sie thun meiner armen Dora ſehr weh. Warum ſind Sie ſo hart gegen das Kind?“ — „Weil ich das Kind von mir fernhalten will.“ — „Ich glaube Sie zu verſtehen. Aber werden Sie für die Länge die Kraft zu ſolchem Fernhalten haben?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Und ich bezweifle es. Wäre es um Ihrer, um Dora's willen nicht beſſer, Sie verließen dieſen Ort?“ — „Sie haben recht. Ich will fort; womöglich morgen ſchon.“ — „Ich fühle, was dieſer Entſchluß Sie koſtet. Aber entweder muß derſelbe ausgeführt werden oder“ — „Oder?“ — „Oder Sie müſſen dieſes mühſälig hergeſtellte Eis der Zurückhaltung und Härte brechen. Dora leidet ſehr.“ — „Und leide ich etwa weniger?“ — „Nein. Ich weiß, auch Sie —“ Hier wurden wir durch Dora unterbrochen, welche, ſchon halb den ſteilen Waldweg hinaufgeſtiegen, zurückkam, um die Freundin beim Emporſteigen unterſtützen zu helfen. „Es iſt überflüſſig“, ſagte Imelda zu ihr; „der Arm des Herrn Generals reicht vollſtändig aus.“ Ich vermied, Dora anzuſehen, mit bitterer Selbſtbezwingung vermied ich es. Sie ging ſchweigend hinter uns her.

Als die Geſellſchaft droben ſich zuſammengefunden und mannichfaltig gruppirt hatte, ſuchte Imelda, die mir zur Seite ſaß, das vorhin abgebrochene Geſpräch wieder aufzunehmen. Sie war offenbar um ihre Freundin höchlich beſorgt. Aber ſie konnte nicht zum Reden kommen, denn die jungen Leute hatten ihre Spiele begonnen und bald widerhallte die ganze Lichtung von fröhlichem Rufen und Lachen. Man hörte ſein eigen Wort nicht mehr. Dora, wie plötzlich verwandelt, gab ſich als das muthwilligſte der jungen Mädchen. Sie tollte förmlich, haſchte und ließ ſich haſchen und zwar, wie mir ſchien, gar nicht ungern von dem ſchönen Herrn Schnäbeli. Ich mußte hinſehen, obgleich ich mich zwingen wollte, es nicht zu thun. Da begegnete ihr Auge dem meinigen und, abermals plötzlich verwandelt, trat ſie aus dem lärmenden Kreiſe, ſetzte ſich an Imelda's Seite und blickte ſtill vor ſich hin. So blieb ſie, alle Aufforderungen, weiter mitzuſpielen, nur mit einem ſtummen Kopfſchütteln ablehnend, bis die ganze Geſellſchaft zur Heimkehr ſich anſchickte. Mir war ſo traurig zu Muthe, daß ich die beiden Mädchen aufſtehen und den Weggehenden ſich anſchließen ließ, ohne Imelda meine Begleitung anzubieten. Ich blieb wie gebannt unter der Fichte und Erle ſitzen. Paar um Paar verloren ſich die Heimkehrenden in den Windungen des ſchmalen Waldpfades und mälig verklangen die Schritte und Stimmen. Dora und Imelda hatten den Zug beſchloſſen. Jene hatte, bevor ſie mit ihrer Freundin hinter dem Buſchwerk verſchwand, noch einmal nach mir umgeblickt und ich hatte es nicht über mich gebracht, nein, ich hatte es nicht über mich zu bringen vermocht, dieſen Augengruß nicht zu erwidern.

Die Dämmerung ſenkte ſich auf den Wald. Der Mond mußte über das Hochgebirge im Oſten herauf ſein, denn ein blaſſes Leuchten glomm über die Baumgipfel weg und am Himmelsgewölbe empor. Leiſathmende Stille allum, jenes ſüße Schweigen der Sommernacht, in welchem die Nachtigall Erinnerung im Menſchenherzen zu ſchlagen liebt. Nach und nach kam die Naturſtille auch über mich. Ich gedachte fernab gelegener Zeiten, vergangener Freuden und Leiden und endlich blieb mein Gedenken haften an dem Bilde meiner geliebten Mutter. Friſchlebendig ſtand ſie mir vor der Seele, wie ſie geweſen in meinen Knabenjahren, damals an jenem Abend, als ſie uns Kindern eine ihrer goethe'ſchen Lieblingsweiſen ſang: „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh'." Die Melodie wurde ſo wach in mir, daß ich halb ſingend die Schlußworte vor mich hinſprach: „Warte nur, warte nur, balde ruhſt du auch!"

Dann ſtützte ich meine Arme auf meine Kniee, barg mein Geſicht in meine Hände und murmelte wieder und wieder das tröſtliche: „Balde! Balde!"

Da, horch, ein leiſes Rauſchen vom Waldwege her. Was mochte es ſein? Was ging es mich an? Und doch mußte ich geſpannt hinhorchen und laut pochte mir das Herz in der Bruſt. Thorheit! ſchalt ich meine Ahnung, aber ſie rief, ſie jubelte in mir: „Dora kommt zurück! Dora kommt zu dir!" Das Rauſchen näherte ſich, meine Seele war in meinen Ohren: ich erkannte den Tritt des heißgeliebten Mädchens. Jetzt ſchimmerte ihr helles Kleid hinter dem Blätterwerk des den Pfad ſäumenden Gebüſches auf. Dann trat ſie auf die Lichtung heraus und kam langſam, aber feſten Schrittes, wie von einem unbeugſamen Gedanken getrieben und geführt, auf mich zu.

Mit einer letzten gewaltſamen Anſtrengung meiner Selbſtbeherrſchung zwang ich mich, meine Stellung beizubehalten und der Herankommenden mit geheuchelter Ruhe entgegenzublicken.

Jetzt ſtand ſie dicht vor mir. Sie ſah mich an in holdeſtem Bangen, in zitternder Verſchämtheit und doch arbeitete in ihren Zügen zugleich etwas wie übermenſchliche, überweibliche Entſchloſſenheit.

Eine Purpurflamme überloderte ihr Antlitz, als ich zu ihr auſſah. Dann wurde es todblaß und die Lippen bebten ihr. Aber das Göttliche war mächtig in ihr und hielt und ſtützte ſie.

Sie legte mir die Hände auf die Schultern und ſagte leiſe, aber deutlich und beſtimmt: „Meine Mutter hat Sie geliebt, in ihrer Todesſtunde noch, und ich — ich liebe Sie!“

„Mich? Einen Großvater?“

„Dich!“

Da ſprang ich auf — nicht Himmel, nicht Hölle hätten mich länger zurückzuhalten vermocht — und ſchlang meine Arme um ſie und ſtand, von den ihrigen umfaßt, wie in einer Wolke von Licht und Feuer.

# III.

# Kataſtrophe.

## 1.

## Dora an Tante Margrt.

Auf dem Schwarzenſtein, 4. Juli.

Tante, Herzenstante, ich hab' es ihm geſagt! Ich mußte es ihm ſagen! Es hätte mir ja ſonſt das Herz abgedrückt. Mein eigen Weh hätte ich vielleicht noch länger ſchweigend getragen, aber ſein Leid konnt' ich nicht mehr mitanſehen, nachdem ich es geſtern mit einmal klar erkannt hatte. Ich mußte zu ihm, es zog mich unaufhaltſam; ich mußte zu ihm ſprechen, wie ich that. Du wirſt mich nicht tadeln, du nicht! Aber ob die ganze Welt, ja, auch dich, auch dich inbegriffen, mich tadelte und ſchälte — ich frohlockte doch über mich und über das, was ich geſtern Abend gethan. Denn ich bin jetzt gränzenlos glücklich, und wenn morgen der Himmel über mir einſtürzte, ich könnte ſagen: Ich habe gelebt! Ja, Tante, Schweſter meiner Mutter, nun weiß ich, was leben iſt und heißt. Seit geſtern weiß ich es, ſeit der Stunde, wo ich, nachdem ich ihm geſagt, was ich mußte, mein brennend Antlitz an ſeiner Bruſt barg und er mich heimgeleitete durch die himmlisch-ſtille Nacht und auf meine nimmerſatte Frage, ob ich ihm denn recht von Herzen lieb ſei, mit erhobenem Arme zur Antwort gab: „Sieh die Sterne da droben! Ich würde ſie, ſo ich es vermöchte, vom Firmamente reißen, um daraus den Staub deines Weges zu machen, unbekümmert, ob ich dadurch den Weltbau in Trümmer riſſe. So lieb' ich dich!“

## 2.

## Imelda an Tante Marget.

Auf dem Schwarzenſtein, 5. Juli.

. . . Sie haben ſich alſo doch gefunden, die „ſüße, die ſehnende Noth“ hat ſie doch zu einander gezwungen. Ich hätte es hindern mögen; ich wollte, daß ich es gekonnt. Denn die Stimme geheimer Beſorgniß will nicht ſchweigen in mir.

Freilich, wenn man dieſe beiden Menſchen mitſammen verkehren ſieht, begreift man, daß ſie ſich finden mußten. Ihr Gebaren iſt nicht das von Verliebten, wohl aber das von Liebenden, welche gewiß ſind, einander in tiefſter Seele zu haben und zu halten. Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß, wenn ſie beiſammen ſind, der große Altersunterſchied zwiſchen ihnen ganz verſchwindet oder wenigſtens alles Auffällige verliert. Es mag dies ſeine Erklärung finden in der vollen Harmonie ihrer Anſchauungen, Gefühle und Stimmungen und daß dieſe Harmonie ſie auch äußerlich mit einem gleichmäßigen und ausgleichenden Nimbus von Glück umgibt.

Soweit iſt alles gut. Könnte ich nur den Zweifel loswerden, ob dem General, wenigſtens mitunter, die ganze Situation nicht wie ein bloßer Traum, wie eine plötzlich gekommene und raſch wieder ſchwindende Phantaſmagorie vorkommen mag. Ich erhaſchte ja ſchon mehrmals den Schatten einer Wolke, welche über ſeine Stirne flog. Allerdings flog, raſch vorüberflog, aber doch ſich bemerkbar machte. Auch hab' ich heute, gerade vorhin, ſein Auge momentan unſäglich traurig blicken geſehen.

Es iſt ein Regentag und wir ſitzen ſeit dem Morgen mitten in grauen kalten Wolken. Da dehnen ſich denn hier oben die Stunden bleiern. Uns wurden ſie jedoch gegen Abend zu beſchwingt. Denn wir, das heißt Papa, Mama, Dora und ich, hatten uns in dem Zimmer des Generals verſammelt und er erzählte uns, auf Dora's Bitte, von ſeinen Reiſen. Wie das Kind an ſeinen Lippen hing! Wir anderen übrigens auch. Denn er erzählt gut, ganz anſpruchslos und ohne alle Phraſe. Was aber ſeine Rede ſo anziehend macht, iſt das Gefühl, daß jede Silbe, die er ſagt, wahr ſei, daß jedes Wort, welches er vorbringt, aus einer Seele ohne Arg und Falſch komme. Papa, welcher doch, wie Sie wiſſen, das iſt, was ſo ziemlich alle gebildeten Italiener ſind, nämlich ein Skeptiker durch und durch, hat geſtern geäußert, es ſei ihm noch kein Mann vorgekommen, welcher ihm ſo ganz den Eindruck der Wahrhaftigkeit gemacht habe wie der General. Derſelbe hatte, um dies und das in ſeinen Schilderungen zu illuſtriren, einen kleinen Koffer hervorgeholt, in welchem ſich allerhand Andenken und Merkwürdigkeiten, die er auf ſeinen weiten Wanderfahrten geſammelt hatte, beiſammen fanden: getrocknete Pflanzen, Mineralien, Schmuckſachen, Geräthe, Waffen. Mama, Dora und ich kramten neugierig darin herum, als der Beſitzer dieſer Herrlichkeiten ſeine

Erzählung beendigt hatte. Vera's Blicke wurden durch einen Dolch mit geflammter Klinge und prachtvoll orientaliſch-phantaſtiſch ciſelirtem Goldgriff angezogen. Sie nahm die Waffe in die Hand, prüfte ſpielend mit Daumen und Zeigefinger der Linken die ſcharfe Spitze und Schneide und fragte: „Was iſt das?“ — „Ein malayiſcher Kris. Ich erhielt ihn als Gaſtgeſchenk von einem Häuptling auf Sumatra, welchem einen für ihn wichtigen Dienſt zu leiſten ich Gelegenheit gehabt hatte. Aber nimm dich in acht, Kind, es iſt ein ſchneidig Ding.“ Vera, welche aufgeſtanden war, ſchwang in einem Anfall von muthwilliger Laune den Kris über ihrem Haupte hin und her. Dann, mit einem jener plötzlichen Uebergänge der Stimmung, die bei ihr vorkommen, betrachtete ſie nachdenklich die Waffe und ſagte: „Wie eigen iſt doch der Gedanke, daß ein einziger Stoß mit ſo einem ſchneidigen Ding hinreicht, ein Menſchenherz von aller Luſt und allem Leid zu ledigen.“ Der General nahm ihr ſanft den Dolch aus der Hand mit den Worten: „Das iſt kein Spielzeug für Mädchenhände und auch mit ſo düſteren Gedanken ſoll die Jugend nicht ſpielen.“ Indem er ſo ſprach, ſah ich den Wolkenſchatten über ſeine Stirne fliegen und ſein Auge hatte jenen unſäglich traurigen Ausdruck, deſſen ich oben erwähnte. Doch ging das raſch vorüber. Der General, wie um nicht etwa eine trübe Stimmung aufkommen zu laſſen, that den Kris in den auf dem Tiſch ſtehenden Koffer und nahm aus demſelben verſchiedene bizarr-zierlich geformte koſtbare Frauenſchmuckſachen von indiſcher und chineſiſcher Arbeit. Er bat Mama und mich, ſie von ihm freundlich annehmen zu wollen als Erinnerungszeichen an unſer Zuſammenſein auf dem

Schwarzenſtein, und er that dies mit jener einfachen Güte und Herzlichkeit, welche das Zurückweiſen einer Gabe ſo ſchwer oder ganz unmöglich machen. „Und ich ſoll leer ausgehen?“ fragte Dora in allerliebſt komiſchem Schmollton. „Nein, Kind“, verſetzte der General. Dann brachte er nach langem Suchen aus dem Behältniß ein kleines Sammtetui zu Tage und nahm daraus einen Goldreif, der in ſchmaler und einfacher Faſſung einen großen Saphir vom herrlichſten Feuer enthielt. Dieſen Ring ſtreifte er ſchweigend an den Ringfinger von Dora's linker Hand. Sie aber führte das Juwel an ihre Lippen, küßte es und ſagte: „Blau wie die Treue!“ — „Ja, wie die Treue!“ wiederholte er tiefbewegt und die an einander hängenden Augen der beiden ſtralten von Zärtlichkeit und Glück.

So wäre denn ſo weit und für jetzt alles gut. Aber was weiter, liebe Freundin, was weiter?

## 3.

## Tante Margel an Imelda.

Rothenfluh, 8. Juli.

Was weiter, Schatz, was weiter? Eine Hochzeit, natürlich! Es iſt der Lauf der Welt ſo. Diesmal ſprech' ich aber mein Leibwort mit größter Freudigkeit und im hoffnungsreichſten Sinne aus, während daſſelbe ſonſt, wie du weißt, nur ein geſprochenes Achſelzucken zu ſein pflegt. Habe auch meiner geliebten Dora ſchon geſtern von ganzem Herzen gratulirt und werde mich binnen heute und zehn Tagen nach eurem geſegneten Berg aufmachen, um ihr perſönlich meinen Segen zu überbringen. Mir iſt, als müßten meine armen kranken Augen wieder ganz geſund werden, ſo es denſelben gegönnt ſein wird, zu ſehen, daß die beiden Menſchen, welche mir, ſeitdem meine Schweſter todt, die liebſten auf Erden, mitſammen glücklich ſind.

## 1.

## Gertrud Hartwig an den General.

Rothenfluh, 9. Juli.

Theurer Vater! Ich habe lange hin und her geſonnen, habe lange mit mir gekämpft, bevor ich mich entſchloß, die nachſtehenden Zeilen an dich zu richten. Mein geliebter Mann war bis geſtern dagegen, daß ich es thäte, weil er glaubte, es vertrüge ſich nicht mit der kindlichen Ehrfurcht, die wir dir ſchulden und zollen. Endlich habe ich ihn aber doch zu überzeugen oder wenigſtens zu überreden gewußt, daß du in einem unwiderſtehlichen Antriebe meiner töchterlichen Liebe unmöglich eine vorlaute Anmaßung, eine unbefugte Einmiſchung würdeſt ſehen können, und ſo willigte er ein, daß ich dir ſchriebe.

Du fühlſt, theurer Vater, es kommt mir aus der Seele, wenn ich zu dir ſage: Vervollſtändige die Fülle von Glück und Segen, welche deine Liebe und Güte mir bereitet hat, vervollſtändige ſie dadurch, daß du mich in den Stand ſetzeſt, auch dich glücklich zu wiſſen und zu ſehen. Oh, zögere nicht, die mittels einer wunderſamen Schickſalsfügung dir gebotene Gelegenheit, es zu ſein, mit deiner ganzen Kraft zu ergreifen. Entſage deinem traurigen Wanderleben und laß dir die traute Heimat noch einmal zu einem Eden werden. Führe Dora als Herrin in dein Haus und Heim. Sie wird hochwillkommen ſein. Ich hatte ſie ſchon zum voraus lieb als die Tochter ihrer Mutter; aber ich liebe ſie innig, ſeit ich weiß, daß ſie dich liebt. Bringe ſie, bringe ſie bald zu uns, die wir ſie alle mit herzlichem Vertrauen, mit aufrichtiger Zärtlichkeit empfangen werden, und von mir ſage ihr, daß ich ſie mit Schweſterarmen an mein Herz ſchließen und ſie hochhalten und lieben werde mein Leben lang, wenn ſie meinen theuren Vater den Seinigen, der Heimat, dem Leben, dem Glücke wiedergibt.

## 5.

## Dora an den Profeſſor.

Auf dem Schwarzenſtein, 12. Juli.

... Was war doch, lieber Papa, das für ein dummer Menſch, welcher behauptete, das Glück ſei ſtumm! In mir da drinnen jubilirt es, als ſchlügen mir hundert Lerchen in der Bruſt, und ich möchte von der Höhe dieſes Glücksberges hinausrufen in die Lüfte, daß es drüben am Rieſenwall der Alpen widerhallte: Hei, wie glücklich ich bin! (Das „Hei“ hab' ich von Ihnen gelernt, gelt? Sie ſagten mir, es ſei der Jauchz- und Jubellaut im Nibelungenlied. Hei! Wie viel Frohmuth und Freudigkeit in dieſer einen Silbe! Sag' Ihnen, Papa, mir iſt zu Muthe, als wär' ich ein perſonifizirtes Hei!) — Item, es iſt ebenfalls nicht wahr, wenn irgendein anderer alter Schartekenverfertiger meinen zu müſſen wähnte, das Glück mache die Menſchen ſelbſtſüchtig. Du lieber Gott, ſeitdem ich ſelber mich ſo beglückt fühle, möchte ich erſt recht alle Menſchen glücklich wiſſen. So namentlich auch den ſchönen, guten, artigen Herrn Schnäbeli, welcher ſeit etlichen Tagen verzweifelte, mitunter ſtark ins Komiſche fallende Anſtrengungen macht, herumzugehen wie der melancholiſche Jacques in der Komödie Shakeſpeare's. — Wenn mir vormals jemand geſagt hätte, es würde eine Zeit kommen, wo ich einen Menſchen, einen Mann meinen Herrn und Gebieter nennen werde, mit Wonne meinen Herrn und Gebieter nennen werde, wie hätte ich den ausgelacht, und wär' es ſelbſt mein lieber brummender Höhlenbär von Papa geweſen. Und jetzt? Jetzt beſeligt es mich, meinen Meiſter gefunden zu haben, denn, oh, mit welcher Güte und Liebe meiſtert er mich! Die Extrafreude vollends heute, als mir der geliebte Mann einen Brief mittheilte, welchen er ſo eben von ſeiner Tochter Gertrud erhalten hatte. Sie will mir eine zärtliche Schweſter ſein und ich weiß, ſie wird es mir ſein. Oh, Papa, wie iſt doch, euch Peſſimiſten allen zum Trotz, die Welt ſo ſchön und das Leben ſo gut und lieb! Packt euren trübſäligen Kram von Zweifeln und Aengſten und Schwarzſichtigkeiten ein! Iſt es denn ſchlechterdings nöthig, beim Anblick einer Perle immer daran zu denken, daß ſie aus der dunkeln Tiefe ſtamme? Ja, mein lieber väterlicher Freund, ſeit ich liebe und mich geliebt weiß, iſt mir im Herzen der Vollſinn vom chriſtlichen Symbolum aufgegangen: Glaube, Liebe, Hoffnung!

## 6.

## Der General an den Profeſſor.

Baſel, 20. Juli.

....... Was ich dir, lieber Alter, im Vorſtehenden geſchrieben, wie ich der Gewalt einer wunderbaren Leidenſchaft nachgegeben, wie ich mit Dora, deren unwiderſtehliche Holdſeligkeit du ja kennſt, Geſtändniſſe und Gelöbniſſe ausgetauſcht und dann mit ihr auf dem Schwarzenſtein paradieſiſche Tage verlebt habe, Tage voll reinſten Glückes, wie es eigentlich dem Menſchen nicht von rechtswegen zutheil werden ſollte, das alles wird dir vorgekommen ſein wie ein Akt aus irgendeiner phantaſtiſchen Dichtung, etwa aus Calderons „La vida es sueño.“

Nun, der Traum war kurz und das Erwachen jäh.

Geſtern habe ich den Berg verlaſſen und befinde mich auf dem Wege zum Kriegsſchauplatz.

In Rom fabrizirten ſie den unfehlbaren Aftergott, in Paris den Krieg gegen Deutſchland. Es iſt dieſelbe Fabrik, dieſelbe Waare, dieſelbe Firma, daſſelbe Geſchäft, derſelbe Anſturm romaniſcher Lüge und romaniſcher Deſpotie gegen den germaniſchen Geiſt der Wahrheit und Freiheit. Aber das große Komplott zwiſchen Jeſuitismus und Gallierthum, auf welches die

Banditenbande, welche die Tuilerien ſeit zwanzig Jahren zu einer Spelunke (zugleich Räuberhöhle und Lupanar) gemacht hat, ihre letzte Hoffnung ſetzte, wird an der Kraft unſeres Volkes zu ſchanden werden. Ich glaube feſtiglich, daß es daran zu ſchanden werden wird.

Warum ich ſo plötzlich vom Schwarzenſtein fort? Nun, ich denke, du wirſt es ganz in der Ordnung finden, daß ein geſunder Mann mit rüſtigen Gliedern dem Vaterlande in dieſer Noth ſich zur Verfügung ſtelle. Doch nein! Weh mir, es war nicht das, was mich forttrieb, wenigſtens nicht allein und nicht in erſter Linie. Schmach über mich, wenn ich lügen wollte. Du ſollſt die ganze Wahrheit wiſſen.

Es war beim Frühſtück von Kalifornien die Rede geweſen und ich hatte meines kurzen Beſuches in den dortigen Goldgräberdiſtrikten erwähnt. Dora wünſchte die golddurchſprengten Quarzbrocken zu ſehen, von denen ich beiläufig geſagt, daß ich deren etliche in den Minen aufgeleſen, und ſo ging ich in mein Zimmer hinauf, um das Verlangte aus meinem Raritätenkoffer zu holen. Wir hatten neulich darin herumgekramt und er ſtand noch auf dem Tiſche. Ich ſchloß ihn auf und mußte ihn bis auf den Grund leeren, um zu den kaliforniſchen Quarzbrocken zu gelangen.

So beſchäftigt, vernahm ich mit einmal durch das offenſtehende Fenſter das liebliche Lachen Dora's. Ich konnte mich nicht enthalten, hinauszuſehen. Sie kam an der Seite des ſchönen Herrn Schnäbeli die Terraſſe entlang, ſchäkernd und lachend. Ich ſah, wie der junge Mann mit ſeinen Augen das holde Kind verſchlang; ich ſah, wie Dora's freundliche Worte ſeine Stirne vor Freude leuchten machten.

Ich trat zurück vom Fenſter. „Blau wie die Treue!“ murmelte ich vor mich hin. Wie mir nur gerade jetzt dieſes Wort auf die Zunge kam? Dora hatte es unlängſt geſprochen, als ich ihr einen Saphir an die Hand geſteckt.

Und doch war es nicht Eiferſucht, was mir ſo grimmig-eiſig das Herz anfaßte, nein, es war nicht Eiferſucht! Es war Beſſeres und — Schmerzlicheres.

Beim Zurücktreten vom Fenſter hatte mein Blick den Spiegel geſtreift und dieſer hatte mich meinen grauen Bart ſehen laſſen.

Und drunten der ſchöne junge Mann an der Seite des ſchönen jungen Mädchens!

Dieſe zwei Bilder, das meines Alters und das ihrer Jugend, November und Mai, ſchoſſen blitzſchnell in mir zu einem furchtbaren Eindruck zuſammen.

„Aus und vorbei!“ ſchrie es in mir, und bevor ich mich es verſah, hielt ich den malayiſchen Kris in der Hand, welchen Dora vor etlichen Tagen ſpielend in der ihrigen gewogen hatte. Und an der Stelle, wo ich ſtand, und mit derſelben Waffe in ihrer Rechten hatte ſie damals geſagt: „Es iſt doch ein eigener Gedanke, daß ein einziger Stoß mit ſo einem ſchneidigen Ding hinreicht, ein Menſchenherz von aller Luſt und allem Leid zu ledigen.“ Wie träumend wiederholte ich dieſe Worte und ſchon hob ſich unwillkürlich mein Arm, als mich eine blitzſchnell kommende Erwägung innehalten machte. Nicht hier, ſagte ich mir, nicht hier. Der Schrecken ſoll ihr erſpart werden. Ich weiß ja fernab im Bergwald ein kaum zugänglich Felsgeklüfte.

Damit ſteckte ich den Kris zu mir, nahm meinen Hut und ging der Thüre zu.

Ich hatte ſie noch nicht erreicht, als von der Terraſſe herauf ein plötzliches Getöſe erſcholl. Mechaniſch ans Fenſter geeilt, bemerkte ich, daß drunten der ganze Schwarm der Kurgäſte vor dem Fenſter der „Jungfer Telegraph" tumultuariſch ſich zuſammendrängte. Aus dem Fenſter beugte ſich unſer Wirth, abgebrochene Worte laut rufend. Ich vernahm und verſtand: „Telegramm" — „Paris" — „Geſetzgebender Körper" — „Der Krieg iſt erklärt."

Hei! ſtieß ich aus hochaufathmender Bruſt hervor, unwillkürlich das nibelungiſche Ausrufswort gebrauchend, welches ich in den letzten Tagen mehrmals von Dora vernommen, wenn ſie recht frohbewegt geweſen.

Augenblicklich war mein Entſchluß gefaßt, der Entſchluß, alles einem Gottesurtheil anheimzuſtellen. Ja, ein Ordal im Sinne unſerer Altvorderen ſollte dieſen ſchrecklichen Rechtsſtreit zwiſchen meiner Leidenſchaft und meinem Zweifel, die Geliebte ſo beglücken zu können, wie ſie es verdiente, zum endgiltigen Austrage bringen. In den Krieg! in den Krieg! Wenn keine Kugel und kein Schwert mich fällt, wenn ich heil und geſund von den Walſtätten heimkehre, das ſoll mir ein Zeichen ſein, ein Schickſalsſchluß, Dora zu meinem Weibe zu machen, allen Bedenken, ja der ganzen Welt zum Trotz.

Eine Stunde ſpäter ſaß ich mit Dora auf der Bank unter der Fichte und Erle, wo unſere Herzen einander ſich aufgeſchloſſen hatten. Es war ein ernſtes Geſpräch, das wir führten, und tiefe Trauer miſchte ſich darein. Aber mein Entſchluß hatte mir die ganze Kraft des Gemüthes wiedergegeben und der große Sinn Dora's kam meiner Faſſung ſo zu Hilfe, daß ſie ſich zu einer Art von Freudigkeit emporhob. Ich hätte in dieſer Stunde das holde Geſchöpf noch herzinniger liebgewonnen, ſo das möglich geweſen. Denn jetzt erſt erfuhr ich ganz, daß Dora's bezaubernde Anmuth nur ein untergeordneter Vorzug iſt, verglichen mit dem weiten und freien Blick, der Seelenſtärke und edeln Gefaßtheit des wunderſamen Mädchens. — Höre, Alter, wenn das Ordal, welches anzurufen ich im Begriffe bin, wider mich, wider meine Zukunftshoffnung entſcheiden ſollte, dann gib du Dora jeden Troſt, den du ihr geben kannſt. Sie verdient es auch wohl um dich, denn ſie hält große Stücke auf dich. —

Ich ſagte ihr: „Von Kindheit auf lehrte mich mein trefflicher Vater, die erſte Pflicht eines Menſchen ſei die für ſein Vaterland. Gegen das meinige iſt plötzlich eine ungeheure Gefahr aufgeſtanden: es hat vielleicht einen Kampf um Sein oder Nichtſein zu führen. Du weißt, mein Kind, der Krieg iſt mir nichts Unbekanntes und ich kann, in den Reihen meiner Volksgenoſſen fechtend, der gerechteſten Sache, für welche jemals ein Banner entrollt und ein Schwert gezogen wurde, vielleicht dieſen oder jenen, wenn auch noch ſo unbedeutenden Dienſt leiſten. Du biſt keine Bürgerin meines Landes, Dora; aber ſtelle dir vor, dein Heimatland ſei von einem Kampf auf Leben oder Tod heimgeſucht. Würdeſt du einen Mann, der ſich demſelben in ſolcher Noth verſagte, achten und lieben können?“ — „Nein!“ ſagte ſie klar und feſt und, oh, wie ehre ich ſie um dieſes Nein willen!

Die Frage war demnach entſchieden.

Ich verabredete dann mit Dora, daß ſie mit der Tante Marget, welche ſtündlich auf dem Schwarzenſtein erwartet wurde und an die ich einen Brief zurückließ, für die nächſte Zeit nach Rothenfluh gehen ſollte. Dieſe Anordnung meldete ich an Gertrud und ihren Mann, dem ich zugleich auf alle Fälle hin meine letzten Willensbeſtimmungen übermittelte. Auch der Fürſorge des Onkels Fabian empfahl ich das geliebte Kind noch nachdrücklich, obzwar das alles überflüſſig; denn ich weiß ja, die mich geliebt haben, werden auch Dora lieben.

Heute bin ich bei dem erſten Frühroth vom Schwarzenſtein aufgebrochen. Dora hat mich eine Wegſtrecke bergabwärts begleitet. Den Lara ließ ich ihr zurück: mein mehrjähriger Wandergefährte hat ja die junge Herrin über den alten Herrn zu ſtellen gelernt. Doch mußte ich ihm, als er mich gehen ſah, ſtreng befehlen, daß er bliebe. Sonſt nichts von dieſem Abſchied! Genug, mir war, als ich einſam den Bergwald hinunterſtieg, zu Sinne, als ſtiege ich Schritt für Schritt hinab in mein Grab.

## 7.

## Dora an Gertrud.

Auf dem Schwarzenſtein, 21. Juli.

Oh, Gertrud, Schweſterherz, das mir ſo liebevoll entgegenkam, er iſt gegangen! Und jetzt erſt, in dieſer ſchrecklichen Leere, die er zurückgelaſſen, iſt mir vollbewußt geworden, wie gränzenlos lieb und theuer er mir. Ich weiß ja, er mußte gehen, er mußte, wie er ſagte, dem kategoriſchen Imperativ der Pflicht gehorchen; aber was es mich gekoſtet hat, ihn gehen zu laſſen, weiß nur ich.

Drunten an einer Biegung des Bergweges ſteht eine Bank, welche die Kurgäſte halb im Ernſte, halb im Scherze das Thränenbänkli nennen; denn gar viele Trennungsworte und Abſchiedsthränen werden ſommerlang dort ausgetauſcht. Da hab' ich geſtern in heiliger Morgenfrühe von ihm Abſchied genommen und erfahren, daß alle Bitterkeit des Lebens in einem Augenblick ſich zuſammendrängen kann. Als er fort, als er mir von der nächſten Waldecke ſeinen letzten Gruß heraufgewinkt hatte und nun die theure Geſtalt hinter dem Blättergrün verſchwunden war, da bändigte ich gewaltſam die mich verzehrende Herzenspein und kniete nieder an der Bank und legte in meiner Seele

Tiefe ein feierlich Gelübde ab und ſchwur mir ſelber einen hohen Eid.

Abends kam Tante Marget. Zum erſtenmal in meinem Leben ſah ich ſie faſſungslos, als ich ihr ſagte, daß ihr angebeteter Freund in den Krieg gezogen ſei. Nachdem ſie ſich wieder zuſammengenommen, ſagte ſie: „Kind, du mußt dich darein finden und wir alle müſſen es. Was der General beſchloß und that, iſt ohne alle Frage das Rechte und Richtige; denn ſonſt hätte er es ja nicht beſchloſſen und gethan.“

Uebermorgen reiſen wir. Auch meine liebe gute Imelda mit ihren Eltern. Sie hat ſich zwar hier oben in erfreulichſter Weiſe erholt, aber die eingetretene rauhe Witterung macht ein längeres Verweilen für ſie unräthlich. Am Fuße des Berges werden wir uns trennen, indem die Familie Bazzini über Genf direkt nach Italien heimkehrt, während wir nordwärts zu euch eilen: zu euch, die zu lieben man mich von Kindheit auf gelehrt hat; zu euch, die ihr meine Sorge und meine Liebe, meine Angſt und meine Hoffnung mit mir theilen werdet. Oh, ſeid mir gut! Ich hab' es ſo nöthig, ſo nöthig!

### 8.

## Hauptmann K. G. vom 5. Armee-Korps an den Propſt.

Beiwacht bei Reichshofen, 7. Auguſt, abends.

Hochwürdiger Herr! Ich erfülle eine Soldatenpflicht, indem ich Ihnen den angeſchloſſenen Brief, der Ihre Adreſſe trägt, durch die Feldpoſt überſende. Dieſen Brief nahm ich eigenhändig aus der Brieftaſche eines der vielen, vielen ruhmvoll Gefallenen, welche wir auf der geſtern von uns erſiegten Walſtatt von Wörth heute in der Frühe beſtattet haben. Die Brieftaſche ſelbſt, die Uhr und alle ſonſtigen Werthgegenſtände, welche bei dem Gefallenen gefunden wurden, werde ich von unſerem nächſten Raſtort aus nachſenden. Wer der Todte geweſen und daß ich einen amerikaniſchen General unter meinem Kommando gehabt, wurde mir erſt durch den Inhalt der Brieftaſche bekannt. Ebenſo, daß Sie mit ihm enge befreundet ſein müßten. Den an Sie adreſſirten Brief zur Feldpoſt zu geben, hatte er wohl nicht mehr Zeit gehabt, da die geſtrige Schlacht mehr eine improviſirte als geplante war. Wenigſtens war ſie nicht für geſtern geplant.

Der alte rüſtige und ſtattliche Herr, Ihr Freund, war während unſeres Vormarſches zum Rhein zur Diviſion gekommen. Nach einer Unterredung mit unſerem General wurde er von dieſem meiner Kompagnie als Freiwilliger zugewieſen und mir mit achtungsvollen Worten empfohlen. Ich geſtehe, ich hatte ein Aber gegen den Civilanzug des ſo plötzlich in unſere Reihen gekommenen Freiwilligen, merkte aber ſchon am erſten Tage, daß derſelbe ein Mann von ganz anderem Metall als jenem, woraus die Nichtsnutze gegoſſen ſind, welche unſern Train vermehren und denen wir die Benennung Schlachtenbummler geſchöpft haben. Ich habe aber keine Zeit, weiter davon zu reden, auch keine, Ihnen die geſtrige Schlacht zu ſchildern, und muß mich darauf beſchränken, Ihnen zu ſagen, wo und wie heldiſch Ihr Freund gefallen iſt.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als von deutſcher Seite der entſcheidende Angriff auf die furchtbar feſte Hauptſtellung der Franzoſen bei Fröſchweiler geſchah. Mac Mahon hatte dort alle zum hartnäckigſten Widerſtande dienlichen Vertheidigungsmittel maſſirt und die Gunſt des terraſſenförmig anſteigenden Terrains in jeder Weiſe zu benutzen verſtanden. Seinen geſchickten Anordnungen entſprach vollkommen die hartnäckige Tapferkeit, womit ſeine Regimenter jede Fußbreite des Bodens vertheidigten. Nur mit äußerſter Anſtrengung und ſchrecklichen Verluſten gewannen die fächerförmig vorgehenden Bataillone unſeres Korps allmälig Boden. Im Vordringen wirrten ſich die einzelnen Regimenter, dann weiterhin die preußiſchen und die bairiſchen Sturmkolonnen in einander. Ein höchſtes Wetten und Wagen, ein wilder Wetteifer hob an. Wer eine ſolche Wuth, in welcher Himmel und Hölle ſich zu miſchen ſcheinen, nicht ſelber mitgemacht hat, wird ſich niemals eine Vorſtellung davon bilden können. Mit klingendem Spiele ging es durch die Gaſſen von Wörth hindurch und jenſeits hinan gegen die Höhen von Fröſchweiler. Ein wahres Höllenfeuer ſchlug uns entgegen, ſobald wir Wörth hinter uns hatten. Wie eine ungeheure erdrückende Bleiwolke ſenkte ſich der Kugelhagel der Mitrailleuſen und Chaſſepots auf uns nieder, breite Lücken in der Front und rechts und links in unſere Reihen reißend. Tod und Verderben vor uns, Tod und Verderben hinter uns. Viermal ſtürmten wir an, viermal brach ſich unſer wüthender Stoß an der gleich wüthenden Gegenwehr. Dann ein kurzes Athemholen und wieder vorwärts ging es, mitten hinein in das dämoniſche Raſen. Unſer graubärtiger Freiwilliger ſchritt mit jugendlichem Ungeſtüm mir zur Seite. Da ſtürzt hart ihm zur Linken der Fahnenträger. Der Mann rafft die Fahne auf und hoch ſie hebend eilt er uns voran. Eine Kugel zerſchmettert den Fahnenſtock und zugleich die rechte Hand ihres neuen Trägers. Er faßt den Stumpf des Fahnenſtabs mit der Linken, ſchiebt die verſtümmelte Rechte, aus welcher das Blut hervorſchießt, in die Bruſtöffnung ſeines Rockes und ſchwingt uns zur Ermuthigung dreimal die Fahne um ſein Haupt. Seine Wangen glühen, ſeine Augen leuchten, ſein grauer Bart weht im Winde, er iſt herrlich anzuſehen in ſeiner todverachtenden Begeiſterung. Und wieder ſchreitet er uns voran, in Feuer und Rauch und Tod und Blut hinein. Noch einmal durchſchneidet hell wie ein Trompetenſtoß ſein freudiges „Vorwärts!“ das ſchreckliche Getobe und Getöſe. Dann ſtürzt die hohe Geſtalt mit einem ellehohen Sprung vornüber und ſchlägt mit dem Antlitz zur Erde. Eine Mitrailleuſenkugel war ihm mitten in die Bruſt gefahren. So fiel und ſo ſtarb er.

Das Weitere gehört nicht hierher. Darum nur noch Folgendes, hochwürdiger Herr, weil ich vermuthe, daß die Angehörigen des Helden, der alſo dem Vaterlande ſeine Pflicht geleiſtet hat, ſeine Ueberreſte gerne heimholen werden. Da, wo wir gekämpft und wo er gefallen, an der von Wörth nach Fröſchweiler hinaufführenden Straße, hab' ich den Todten in die Erde ſenken laſſen. Die Stelle iſt unſchwer zu finden. Sie iſt links von der Straße, von Wörth aus gemeint, etwa tauſend Schritte von dieſem Ort entfernt. Unter einem der wenigen von den Kugeln verſchonten Nußbäume, welche, abwechſelnd mit Kirſch- und Birnbäumen, die hügelan ſich ziehenden Reben- und Hopfengärten einfaſſen, befindet ſich das Grab. Links von dem Nußbaum ſteht der mannshohe Strunk eines Birnbaums, den eine Granate zerſchmetterte. Daran werden Sie die Stelle noch leichter erkennen. Im übrigen habe ich, ſoweit die Umſtände es geſtatteten, dem Todten alle kriegeriſchen Ehren erweiſen laſſen, wie ſie einem ſolchen Tapferen zukamen.

## 9.

## Der Propſt an den Profeſſor.

Rothenfluh, 16. Auguſt 1871.

. . . . Ja, alter Freund, du hatteſt recht mit deiner neulich gemachten Bemerkung, daß wir hier mitſammen ein Jahr großer Trauer verlebt haben müſſen. Und unſere Trauer iſt noch nicht zu Ende: die Lücke, welche ein Mann wie unſer Herzensfreund hinter ſich zurückläßt, iſt ja überhaupt nicht mehr auszufüllen. Für uns alte Menſchen gewiß nicht und ich fürchte, fürchte ſehr, auch für andere, für weit jüngere nicht. Du erräthſt leicht, daß ich die arme Dora meine. Nicht als ob etwas Auffälliges in ihrem Gebaren wäre, aber ihre ganze Haltung ſeit Jahresfriſt iſt doch ſo, daß man beſorgen muß, die Kugel, welche bei Wörth unſern Freund niederwarf, habe noch ein zweites Herz unheilbar verwundet. Zucke nicht über dieſe Alltagsphraſe deine Skeptikerachſeln! Mitunter trifft ja auch eine Alltagsphraſe das Wahre und Richtige.

Heute jährt es ſich, daß wir mit den der blutgetränkten Walſtatt von Wörth entnommenen Ueberreſten unſeres Freundes heimgekehrt ſind. Du weißt, daß, wie Gertrud, ſo auch Dora es ſich nicht hatte nehmen laſſen, meine und Hermanns ſchmerzliche

Heimholungsfahrt mitzumachen. Erſchütternderes als damals unter dem Nußbaum unterhalb Fröſchweiler habe ich nie erlebt. Seither ruht unſer Freund im Schatten der Linde, welche er vordem zu Häupten der Gräber ſeiner Eltern gepflanzt hatte; inmitten ſeiner ihm vorangegangenen Lieben ruht er, Großmutter, Vater, Mutter, Weib und Sohn um ihn her. Und Tag für Tag, beim Sonnenſchein wie beim Sturm und Regen, kommt ein junges bleiches Mädchen zu ſeiner Ruheſtätte gegangen, eine fromme Grabopferſpenderin, nicht „mit wildem Händeſchlag“ wie die Choephoren des Aeſchylos, ſondern gefaßt und ruhig wie eine, die zu klagen aufgehört hat, nimmer aber vergeſſen kann.

Wie dir noch nicht bekannt, haben ſich Dora und die gute Tante Marget, die ſich gerade wie du einbildet, an die traurige Botſchaft des Peſſimismus zu glauben, bleibend bei uns niedergelaſſen und haben ſie ſich in der alten Rentei eingerichtet, dem elterlichen Hauſe unſeres Freundes, das nun wieder iſt, was es vor Zeiten geweſen, eine Zufluchtsſtätte der Armen und Hilfebedürftigen. Schön iſt ein letzter Wunſch unſeres Freundes, daß ſeine Tochter und Julie's Tochter einander wie Schweſtern lieben und halten ſollten, in Erfüllung gegangen und mit unendlicher Zärtlichkeit hängt Dora an Gertruds Kindern, deren Anzahl ſich im Laufe dieſes Jahres wieder um eins vermehrt hat. Im übrigen lieſ't ſie ihre Dichter, treibt mannichfaltige literariſche Studien, macht, von dem ſchwarzen Lara begleitet, weite Gänge in unſeren Bergen, Wäldern und Feldern, widmet manche Stunde des Tages Werken der Milde und Barmherzigkeit und läßt wohl kaum einen Tag zur Rüſte gehen, ohne etwas ausgeſonnen zu haben, was einem der von ihr geliebten Menſchen Freude macht. Das muthwillige Kind von ehemals würdeſt du in ihr nicht mehr wiederfinden. Ihre Anmuth, die dich ſo ſehr entzückte, ja die iſt geblieben; aber der Muthwille hat einem Ernſte platzgemacht, der nichts Grämliches, ſondern nur etwas Achtung gebietendes hat. Mit einer anſpruchsloſen Würde trägt ſie ihr Loos. Ihr Mund hat ſein altes liebes Lächeln, das ihr ſo vieler Menſchen Wohlgefallen und Wohlwollen erworben, noch nicht verlernt; aber es iſt nicht mehr das Lächeln zukunftſicheren Frohſinns und ſchuldloſer Koketterie, ſondern nur noch das der Reſignation.

Ich ſah es heute Abend ſchmerzlich um ihre Lippen ſpielen, droben auf dem Friedhof. Sie ſaß auf der Bank an der Mauer und ließ ihre Blicke zwiſchen dem Grabhügel, welcher ihr Liebſtes deckt, und dem Sonnenuntergange, deſſen Glühroth auf den Kuppen der Bergwälder im Weſten lag, hin und her gehen. Vielleicht drang ſich ihr in dieſer Stunde mit beſonderer Bitterkeit der Gedanke auf, wie früh und jäh die Sonne ihres Daſeins untergegangen. Denn der Ausdruck ihrer Züge war kummervoll. Der ſchwarze Lara, welcher zu den Füßen ſeiner Herrin gelegen, erhob ſich und legte ihr, als ob er ihren Schmerz mitfühlte, den Löwenkopf ſanft auf das Knie. Sie ſtreichelte das Thier, und wie ihre weiße Hand auf ſeinem ſchwarzen Zottelhaupte lag, funkelte der Saphir an ihrem Finger im letzten Sonnenſtral. Ihr Blick fiel auf das leuchtende Juwel, dann wanderte er zu dem Grabe hinüber, und zum Lara ſich niederbeugend ſagte ſie mit jenem reſignirten Lächeln ſelbſtvergeſſen und leiſe: „Ja, du und ich, wir bleiben treu unſerem Herrn und Helden!“

Tante Margret hatte mit dem ſcharfen Gehör einer nahezu Erblindeten das Wort, welches unwillkürlich den Lippen ihrer Nichte entfallen war, ebenfalls gehört. Als wir den Friedhof verließen und ich mit ihr hinterdrein ging, ſagte ſie zu mir: „Dora wird thun, was ſie denkt und ſagt, und ſo hätten wir denn da wieder eine Scene mehr in der traurigen Komödie, welche unſer Freund Profeſſor mit Fug und Recht das Weltnarrenſpiel nennt. Wenn Sie, Onkel Fabian, ihm wieder ſchreiben, ſo ſagen Sie ihm doch, ich ließe ihn bitten, mir mitzutheilen, wie er über den Kains dächte, daß zwei ſo gute Menſchen, ſo durchaus edel angelegte Naturen, ſtatt mitſammen glücklich zu ſein, ſo ſchrecklich von einander geriſſen werden mußten. Doch ich kenne ja ſeine Antwort zum voraus. Er wird ſagen: Gerade darum, weil ſie ſeeliſch ſo zuſammenpaßten, mußten ſie von einander geriſſen werden; gerade darum, weil ſie ſo gut und edel waren, konnten ſie nicht glücklich werden. Und er hat recht! Es iſt der Lauf der Welt ſo.“

## 10.

## Der Profeſſor an den Propſt.

Z. 16. Auguſt 1872.

Liebe, weil ſanft und friedſam brennende Kirchenkerze! Thu' mir doch mal den Gefallen, in diejenige meiner Sammelmappen hineinzuleuchten, welche die Ueberſchrift „Insania amatoria“ führt. (Es iſt, wie du ja weißt, eine der vielen, vielen Mappen, in welchen ich das kaum überſehbar-maſſenhafte Material zu meiner „Geſchichte der menſchlichen Narrheit“ aufgeſtapelt habe.) Aus ſelbiger Mappe klaube ich einen Schreibebrief von dir heraus, der, wie mir das Datum zeigt, heute gerade ein Jahr alt wird. Er muß in ein anderes Behältniß verſetzt werden und zwar in das, welches überſchrieben iſt „Aktenſtücke, ſo darthun, daß alle die tragiſch-großen Sachen ein komiſch-kleines Ende zu nehmen pflegen.“

Pflegen ſie nicht? Kalkulire, ſie pflegen. Iſt ein Fakt, wie unſer verewigter, das heißt eigentlich verzeitlichter, das heißt ab- und ausgeſtrichener Freund Bürger auf gut amerikaniſch zu ſagen liebte.

Ja, ja, alter Fabian, heute jährt es ſich gerade, ſeit du bemeldeten Brief an mich geſchrieben, welcher ſo voll der rührendſten Rührung, daß ich unſern theuren Hellmuth ordentlich beneidete, nicht allein um ſeinen glorioſen Tod, ſondern auch um die Treue, welche über ſeinem Grabe trauerte. Nun, die Treue iſt auch wirklich kein „leerer Wahn". Die gute Gertrud hat mir ja gemeldet, daß der ſchwarze Lara ſeinem Herrn bald nachgeſtorben ſei. Hatten mal, beiläufig bemerkt, eine ſchwarze Katze, die mit unſerem Spitz Prinz, einer Perle von Hund, viele Jahre in innigſter Freundſchaft lebte. Als die Perle den Weg der Hunde und der Prinzen gegangen, rührte die Katze keinen Biſſen mehr an und ſtarb binnen 8—10 Tagen ihrem vierbeinigen Freunde nach. Die obſtinaten Viecher! Da nehmen wir Zweibeinigen doch ganz anders Vernunft an. Oh, wie iſt es tröſtlich und erhebend, ein Menſch zu ſein!

Ich entwickelte den daraus ſich ergebenden Gedankengang geſtern Abend meiner guten Freundin Dora und ſie nickte zuſtimmend dazu.

Die Tochter unſerer Freundin Julie iſt natürlich noch ganz ſo anmuthig, liebenswürdig und gut, wie ſie nur je geweſen. Und geſcheid iſt ſie, beim ober- und unterird'ſchen Zeus! ganz merkwürdig geſcheid und vernünftig. Beweis: Gerade vor einem Jahre hat auf dem Friedhof von Rothenfluh die Scene geſpielt, welche du, alter Krachmandeline, mir ſo rührſam beſchrieben haſt, und heute iſt Dora Frau Schnäbeli und geht mit ihrem erſten Kinde.

„Man muß ja doch einmal heiraten", ſagte ſie zu mir, als ſie ſich kurz nach ihrer Ueberſiedelung an hieſigen Ort mit dem jungen, ſchönen und reichen, obzwar ein bißchen dicken und dummen Herrn Schnäbeli verliebte. Richtig, man muß ja doch einmal heiraten. So hatte ihre Mutter vor Zeiten ebenfalls geſagt und „junge Leute wollen auch leben“, meint Sir John Falſtaff. Es unterſteht alſo gar keinem Zweifel, daß meine liebe junge Freundin klug und gut gehandelt hat. Tante Marget, die binnen wenigen Tagen zu euch nach Rothenfluh zurückwill, um für immer dort zu bleiben, iſt freilich entſchieden anderer Meinung. Ich habe auch umſonſt verſucht, ihr eine richtigere Anſicht von der Sache beizubringen. Es klang nur bitter ironiſch, als ſie mir zuletzt ſagte: „Nun ja, Profeſſor, Sie haben recht; es iſt der Lauf der Welt ſo.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Metzger und Wittig in Leipzig.

# Novellenbuch

von

## Johannes Scherr.

Vierter Band.

## Die Tochter der Luft.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1874.

# Die Tochter der Luft.

Novelle

von

**Johannes Scherr.**

Zweite, neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Leipzig.
Verlag von Ernſt Julius Günther
1874.

ERZIEHER AKADEMIE
d.
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Erſtes Buch.

## Ort, Zeit und Perſonen der Handlung.

**Servus Oſtiarius:** Guten Morgen Herr! Wünſche, wohl geruht zu haben, Herr! Und da draußen, Herr, ſteht ein Schock Perſonen, Herren und Damen, welche Euer Gnaden aufwarten möchten.

**Dominus Publicus:** Nur herein mit ihnen! Vielleicht ſind Leute darunter, die das Zeug dazu haben, mir für ein Stündchen die Langeweile zu vertreiben.

**Verſchollenes Stück.**

## 1.

## „Oh, wie iſt es ſchön und lieblich, wenn Brüder einträchtiglich mitſammen wohnen!“

„Gottlob! es gibt auf deutſcher Erde noch Berghalden, welche nicht von dem eintönigen Geraſſel der Lokomotive widerhallen. Es gibt noch Thalgelände, in welchen geldgierige Spekulation der Natur nicht auf Schritt und Tritt Gewalt anthut. Es gibt noch heimliche Waldgründe, wo die alten Eichen rauſchen und die Rehmutter ihr Junges äſen lehrt. Herrgott, wie ſchnürt es die Bruſt zuſammen, wenn einem da drunten im Flachland bei jeder Ecke, um die man biegt, eine Dampfmaſchine in die Ohren keucht. Mechanik und nichts als Mechanik! Die menſchliche Geſellſchaft auf dem Weg, ein koloſſaler Automat zu werden, ein Automat, der ſich von den in Wachsfigurenkabinetten gezeigten nur dadurch unterſcheidet, daß er ißt und verdaut. Und dieſer Pöbel von Fabrikſklaven, die Signatur des Hungers, der Knechtſchaft und der ſittlichen Verſunkenheit auf der Stirne; dieſe Haufen ſkrophulöſer Kinder, welchen man anſieht, daß ihre Eltern von Jugend auf keine andere Luſt als die verpeſtete der Baumwollſpinnereien eingeathmet. Oh, wie bin ich ſie ſatt, eure gerühmte moderne Civiliſation, eure heuchleriſche Barbarei, eure uniformirte Langeweile! Da oben ſpürt man doch einmal wieder, daß man ein mit Gefühl, Vernunft und Willen begabtes Weſen iſt und nicht bloß ein mehr oder weniger miſerables Stiftchen oder Rädchen in der großen dummen Maſchine, welche ſie die Geſellſchaft nennen. Thu' auf deine Hallen, grüner Wald, damit ich in dir geſunde Luft athme und unter Buchenſchatten all den Jammer der Zeit vergeſſe. Empfangt mich freundlich, wie in den Tagen der Jugend, all ihr Berge und Thäler mit euren maleriſch geſchwungenen Linien, euren Felsgruppen, euren klaren Erlenbächen, worin es hoffentlich noch immer ſo köſtliche Forellen gibt wie früher. Oh ſieh, wie prächtig die Morgenſonne über dunkeln Waldkuppen heraufkommt und dort unten im Thal den Fluß aufblitzen macht! Wie iſt das alles ſo ſchön, ſo keuſch, ſo morgenfriſch und waldeinſamlich! Sei mir gegrüßt, mein geliebter Schwarzwald, viel tauſendmal gegrüßt, und Gruß auch dir, Romantik!

Ja, dir, Verſtoß'ne durch Verblendung —
Wie biſt du reich trotz Zeit und Zorn!
Du leerſt in göttlicher Verſchwendung
Tagtäglich noch dein Wunderhorn.
Ich grüße dich mit frommem Sinne,
Wie iſt dein Reich ſo grün und weit,
Du Fürſtin vielgetreuer Minne,
Sei tauſendmal gebenedeit!"

Der ſo ſprach, ritt auf einem guten Roſſe dem Morgenwind eines Frühjahrstages von 1854 entgegen und war ſelbſtverſtändlich ein noch junger Mann, denn wie hätte er ſonſt ſo romantiſch ſich äußern können? Allein ſo ganz jung war er doch wohl nicht mehr, denn die kritiſche Reflexion ſchlug ihm ſogleich in den Nacken.

Auf den Enthuſiaſmus folgte die Abkühlung der Selbſtperſiflage.

„Bei allen Göttern“, rief der Reiter laut auflachend aus, „ich bilde mir ein, noch der Fuchs zu ſein, welcher mit einem Band von des Knaben Wunderhorn in der Taſche und der ſchwarzrothgoldenen Schleife an der Uhr durch dieſe Berge und Wälder ſtrich. Thut mir's der alte Schwarzwald an oder war ich wirklich im Grunde meines Herzens immer ein Romantiker? Faſt möcht' ich's glauben, denn wenn mir die alten romantiſchen Weiſen durch den Kopf ſummen, wandeln mich ſtets die alten Schnurren von tieck'ſcher Waldeinſamkeit und kerner'ſchem Heimweh und all dergleichen Zeug an, welches ein anſtändiger Menſch meines Alters doch längſt verwunden haben ſollte. 's iſt auch eitel Phantaſei und Einbildung! Die bewußte Romantik iſt lächerlich, unendlich lächerlich, und zur naiven, ach, zur naiven gehört die blanke, blöde Jugendeſelei, welche, ausgerüſtet mit einer himmelblaubebänderten Guitarre, dem nächſten beſten Backfiſch ein ſchüchternes Ständchen bringt, einem Backfiſch, welcher inzwiſchen mit Abfaſſung eines Liebesbriefes an den nächſten beſten Leutnant beſchäftigt iſt. Schäme dich, Ottmar Herſt, Dr. j. u. und ziemlich beſchäftigter Rechtskonſulent, ſchäme dich gründlich! Du haſt zwar nicht die gehörige Anlage zu dem, was ein leidlicher Menſch heutzutage von rechts- und ſtaatswegen ſein ſoll, zu einem Philiſter nämlich, aber die romantiſchen Hörner könnteſt du dir meines Erachtens füglich allgemach abgelaufen haben. Dein Stubennachbar auf der Feſtung, der gute Wate im Bart, pflegte zwar zu ſagen, er kalkulire, du würdeſt ein Narr bleiben dein Lebenlang, allein es iſt weltbekannt, daß der alte Wate ein Menſch ohne pſychologiſchen Blick und ein peſſimiſtiſcher Brummbär war, iſt und ſein wird. Bei alledem jedoch iſt etwas an den alten romantiſchen Schnurren. Könnt' ich nur herauskriegen, was! Wate meinte zwar, die Romantik ſei nichts als verhockte und verſteckte Säfte, aber er hatte gar kein Organ für Poeſie. Im übrigen möcht' ich wiſſen, wo der gute Junge hingekommen. Vielleicht iſt er irgendwo hier herum untergekrochen: er iſt ja auch ein ſchwarzwälder Kind, freilich keins aus Auerbachs Dorfgeſchichten. Es war meiner Treu ein erhabener Moment, als er am Tage vor unſerer Entlaſſung aus der verhenkerten Feſtung mit Pathos unter uns trat, ſprechend: ‚Hört, liebe Jungen und Feſtungskollegen, ich will euch zum Abſchied eine große Wahrheit ſagen und die lautet ſo: Der Dümmſte von euch allen war ich, denn ihr andernranntet in hellem Unverſtand in euer Unglück, ich aber wußte mit mathematiſcher Gewißheit, daß die ganze Komödie ſo jämmerlich enden würde, und dennoch hab' ich ſie mitgemacht, woraus ihr die Moral ziehen könnt, daß eine Geſellſchaft von Narren auch einen Klugen zum Thoren macht.‘

Doch fort mit all den Erinnerungen an jenen nichtswürdigen Ort, wo zahlloſe Freiſchaaren von Wanzen dem Princip der Ruhe und Ordnung Hohn ſprachen! Fort damit, die Welt iſt ſo ſchön und den Frühling kann doch niemand verbieten oder konfiſciren!“

Der junge Mann — ſofern das Wort jung in unſerer Zeit noch auf eine Perſon paßt, die dem dreißigſten Jahr nahe ſtand oder gar daſſelbe ſchon hinter ſich hatte — der junge Mann, deſſen Selbſtgeſpräch wir belauſchten, war mit Tagesanbruch von Tranſig, wo er übernachtet hatte, weggeritten und hatte, ſtatt der ins Forgthal hinüberführenden Straße zu folgen, den über die Höhen des Pfaffenwaldes ziehenden Fußweg eingeſchlagen, auf welchem, wie er aus früherer Zeit her wußte, auch ein Reiter ziemlich leidlich fortkommen konnte. Der ſtattliche Braune, auf dem er leicht und ſicher ſaß, hatte tüchtig ausgegriffen und trug jetzt ſeinen Reiter raſch über das Plateau hin, welches, gegen Norden und Weſten von Hochwaldkuppen überbaut, von Oſten gegen Süden zu in einen ſcharfen Winkel ausläuft. Dieſer fällt mit jähem Abſturz in die Tiefe und da, wo ſein granitener Fuß die Thalſohle berührt, mündet der Tranſigbach in die ſtetzrauſchende Forg, welche ſodann, einen gewaltigen Bogen beſchreibend, ſüdweſtwärts in ein krausverſchlungenes Thalgewinde hineintritt, um von dort ihren Lauf hinauszurichten in das Flachland, dem alten Rhein zu.

Steht man auf der Höhe des Abſturzes unter den drei uralten koloſſalen Rüſtern, welche dieſelbe krönen, ſo genießt man nach drei Seiten hin einer prächtigen Ausſicht. Geradeaus ſchweift der Blick über die mälig in die Niederung ſich verlierenden Hügelketten weg, welche die ſüdweſtliche Vormauer des Waldgebirges bilden, und verliert ſich in der in weiter Ferne blauenden Ebene des Elſaſſes, aus welcher die Nadel des ſtraßbuger Münſterthurms hervorragt. Rechter Hand in der Tiefe drunten ſtürzt der Trauſigbach mit allem Ungeſtüm eines Hochwaldwaſſers aus einem engen Thal hervor, und unweit der Stelle, wo er in der ſtillen und breiter dahergleitenden Forg verſchwindet, liegen an ſeinem rechten Ufer die weithin zerſtreuten Häuſergruppen des großen Dorfes Moosbrunn mit ſeiner alterthümlichen Kirche und dem ſtattlichen Pfarrhaus. Linker Hand weitet ſich das Forgthal oſtwärts hinauf, durchſchritten von dem Fluß, deſſen Lauf die menſchliche Betriebſamkeit um der Holzflößung willen einigermaßen geregelt hat. Weiter aufwärts ſind ſeine Waſſer auch den Hochöfen und Hüttenwerken dienſtbar, deren ſchwarze Schlote da und dort ſich erheben. Etwa eine Wegſtunde von Moosbrunn entfernt liegt am linken Ufer der Forg das Dorf Forgau, von deſſen Gaſſen eine bedachte Holzbrücke nach der andern Seite des Fluſſes hinüberführt. Von der Straße, welche dort am Waſſer hinaufläuft, biegt ein Fahrweg in die Einfahrt eines ſtattlichen Gehöftes aus, welches, von einem Obſtbaumwald im Rücken und auf den Seiten eingefaßt, wohlig auf die Berghalde hingebettet iſt. Der Ort heißt ‚Im Buhl' und das Haus iſt das Wirthshaus ‚Zur Goldforelle', im ganzen Gebirge wohlbekannt und wohlberufen. Verfolgt von da das Auge die Straße flußaufwärts, ſo wird es durch eine lange Allee von Pappeln zu einem mächtigen, bethürmten Bauwerk geleitet, deſſen ganze Erſcheinung noch jetzt es berechtigt, eine Burg zu heißen, die ſich hinter einem von der Ferz geſpeiſten Graben mittelalterlich finſter und drohend genug erhebt. Es iſt Bernwartshall, der Sitz des alten Geſchlechts der Grafen von Bernwart. Einen ſtarken Kontraſt mit dieſem düſteren Feudalhaus bildet ein im koketteſten Zopfſtil erbautes Schloß, welches auf der andern Seite der Ferz, Bernwartshall faſt in gerader Linie gegenüber und nur einen Kanonenſchuß davon entfernt, inmitten eines weiten Parkes ſteht, Eigenthum des freiherrlichen Geſchlechtes derer von Moosbrunn. Lenkt man den Blick endlich von dieſem Herrenhaus ab und den Bergen zu, welche hinter dem Park ſchroff anſteigen, ſo bemerkt man auf einer der vorſpringenden Felsklippen des Bärenkopfs in ſchwindelnder Höhe das ſogenannte Bärenſchlößchen, das mehr als zur Hälfte in Trümmern liegt, aber noch vor kurzem von einem Förſter der Grafen von Bernwart bewohnt war.

Im Ganzen und Großen trägt die Gegend einen alpenhaften Charakter. Zwar das eigentliche Hochgebirge, die Schnee- und Eiskoloſſe, die ungeheuren Baſaltpyramiden und Gletſcher der Schweiz und Tirols fehlen ihr, aber zu etwelchem Erſatz für dieſe Größe und Majeſtät hat ſie etwas außerordentlich Maleriſches, Anmuthiges, Deutſchheimeliges. Die weit auseinander liegenden Häuſergruppen der Dörfer und die Bauart der überall an den Berghängen zerſtreuten Höfe und Hütten erinnern ſtark an die Idyllik der ſchweizeriſchen Bergkantone.

Ottmar Horſt hatte ſein Pferd der Franzoſenſchanze zugelenkt. So hieß die Stelle unter den drei Rüſtern, denn es hatten hier in den Revolutionskriegen die Franzoſen eine Schanze aufgeworfen, deren Umriſſe noch jetzt deutlich zu ſehen ſind. Der junge Mann ſtieg ab, band ſein Pferd feſt und ſchaute lange und unverwandt hinaus und hinab auf Berg und Thal.

Es war gar ſchön da draußen und da drunten. Die Frühlingsſonne lag golden auf den Bergkuppen, im jungen Grün der Wälder ſpielend, die Waſſer rauſchten klingend von den Höhen und die Thäler entlang ſpannten Tauſende von Obſtbäumen eine ungeheure Blüthenguirlande.

Hingeriſſen von dem Zauber der Stunde, brach Ottmar in die Worte aus, womit der arme Hölderlin dereinſt ſeine Rückkehr in die Heimat gefeiert hatte:

„Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg', o all ihr
Sonnigen Gipfel, ſo ſeid ihr's wieder.“

Das Heimatgefühl überkam ihn, ein aus Freude und Wehmuth ſeltſam gemiſchtes Gefühl. Er hatte den Ort lange nicht mehr geſehen, der ſeine Heimat war und doch auch wieder nicht war, weil außer den Banden der Erinnerung keine andern mehr ihn mit demſelben verknüpften. Er hatte hier nichts mehr zu ſuchen, es führte ihn auch nicht etwa ein ſentimentaler Zug her, ſondern er kam auf dem Geſchäftsweg und in recht proſaiſch advokatiſchen Abſichten. Und doch pochte ihm jetzt laut das Herz beim Anblick der Fluren, wo er als Knabe geſpielt und als Jüngling geſchwärmt. Er wähnte einen Augenblick um mindeſtens zehn Jahre jünger geworden zu ſein und vergeſſen zu können, daß er als Fremdling die Heimat wiederſah.

Die Phantaſie, des Menſchen beſte Freundin, wird nie müde, ihn mit Selbſttäuſchungen zu umweben, allein die Wirklichkeit iſt raſch genug bei der Hand, das bunte Gewebe wieder zu zerreißen.

Ottmar hatte ſich auf einen Steinblock niedergelaſſen, welcher am Fuße der verfallenen Schanze lag. Er heftete ſeine Blicke auf den moosbrunner Friedhof, deſſen ſchwarze Kreuze im Morgenſonnenſchein deutlich wahrnehmbar waren. Eine Wolke der Trauer überflog die männliche, ſcharfmarkirte und intelligente Phyſiognomie des jungen Mannes. Dort unter den niedrigen Grabhügeln waren auch die ſeiner Eltern. Dort in der Kirche hatte ſein Vater gepredigt, der milde, liebreiche Pfarrherr von Moosbrunn, welcher den Verluſt der trefflichen Gattin nicht lange zu überleben vermocht.

„Es war eine ſchwere Stunde, als wir ſie begruben“, ſagte Ottmar leiſe vor ſich hin. „Ich hab' es dem Vater wohl angeſehen, daß er dieſen Schlag nicht verwinden würde. Oh, wie war ſie gut und klug und vollkommen! Gewiß, es iſt nur kindliche Pietät, wenn ich glaube, daß es eine zweite Frau und Mutter, wie ſie war, nicht mehr gibt. Der Vater mußte ihr nachſterben, denn er hatte ſie geliebt, wie ſie es verdiente. Meinte doch auch ich verzweifeln zu müſſen, als die Gute nun ſo ſtarr und ſtumm vor mir dalag. Und doch war es gut, daß ſie ſtarb, bevor ich ihr ſo großen Kummer verurſachte. Was hätte die fromme Frau leiden müſſen, wenn ſie erfahren, daß ihr Ottmar mit Steckbriefen verfolgt und verwundet von einem unglückſeligen Schlachtfelde weg in den Kerker gebracht wurde, um als ein Verbrecher verurtheilt und eingethürmt zu werden, weil er — doch gleichviel. Ihr hätte es das Herz gebrochen und das blieb ihr erſpart, wie mir der qualvolle Vorwurf, ſie bis zum Tode betrübt zu haben. Ja, es iſt gut ſo, wie es iſt. Seltſam nur, daß mir beim Anblick der altbekannten Stätten zu Muthe wird, als müßte ich dieſelben nie mehr verlaſſen, als müßte ich in der Heimat, die mir ſchon halb und halb eine verſchollene war, eine neue Heimat ſuchen und finden, um da zu leben und zu ſterben. Wie doch der Frühling die Menſchen wunderlich ſtimmt und aufregt! Wahre dich vor Phantaſmen, mein guter Ottmar Horſt. Es wird, meine ich, räthlich ſein, daß du das Geſchäft, welches dich herführt, möglichſt raſch abthueſt, maßen du ſonſt leicht Gefahr laufen könnteſt, in Ahnungen, Sentimentalitäten und andern dergleichen romantiſchen Schnickſchnack zurückzufallen, aus welchem dich herauszuarbeiten du dir erklecklichſte Mühe gegeben haſt."

So weit war Ottmar in ſeinem Monolog gekommen, als ſeine Aufmerkſamkeit durch eine Erſcheinung im Thale drunten in Anſpruch genommen wurde. Aus der erwähnten Pappelallee hervor kam ein Reiterzug, an deſſen Spitze eine Dame ritt, und ſprengte am Ufer der Forg herab, unten am Bühl vorbei, auf die forgauer Brücke zu. Ueber dieſe reitend, verſchwand er für einige Augenblicke hinter den Holzhäuſern von Forgau, brach dann wieder aus den Gaſſen des Dorfes hervor, kreuzte das Blachfeld auf dem rechten Ufer des Fluſſes und bog in eine der Schluchten ein, in welche das Plateau des Pfaffenwaldes thalwärts ausläuft.

Die Sonne ſchien ſo hell durch die klare Luft, daß der junge Mann von der Franzoſenſchanze aus die Bewegungen des Reiterzugs deutlich wahrnehmen konnte. Indem er aber den Bewegungen deſſelben mit dem Intereſſe der Neugierde folgte und zu dieſem Zwecke mehr an den Rand des Abſturzes vortrat, fielen ſeine Blicke ſeitwärts auf einen ſchwarzgekleideten Mann, welcher langſam auf die Schanze zukam, oft ſtehen blieb und mit einem vor die Augen gehaltenen Fernglas angelegentlich in das Thal hinunterſpähte. Er verfolgte augenſcheinlich gleichfalls die Richtung der Kavalkade, denn als dieſe in der Schlucht am Fuße des Plateaus verſchwunden war, ſchob er ſein Fernglas zuſammen, ſteckte es in die Taſche und ging auf den Platz unter den drei Rüſtern zu, in tiefen Gedanken, wie es ſchien, denn er bemerkte die Anweſenheit Ottmars erſt, als das Pferd deſſelben bei Annäherung des Fremden eine raſche Bewegung machte.

Jetzt ſtand er ſtill, warf den Kopf zurück und zeigte Ottmar das wohlgenährte, blühende Geſicht eines Mannes, welcher etwa zehn Jahre älter ſein mochte als er ſelber. Es war eine Phyſiognomie, welcher man das Prädikat prieſterlicher Klugheit, um nicht zu ſagen, prieſterlicher Schlauheit zu geben verſucht war. Dieſes Geſicht mit ſeinen hinter einer Brille verſteckten waſſerblauen Augen, dem ſinnlichen Mund und der etwas zurückſpringenden Stirne deutete, zuſammengehalten mit einem gewiſſen theologiſchen Habitus der ganzen Geſtalt, auf einen Charakter, der ſich, je nach den Umſtänden, in Welt und Menſchen zu ſchicken wußte oder aber beide ſeinen Leidenſchaften dienſtbar zu machen willens war.

Ein halbunterdrückter Ausruf kam über die Lippen Ottmars und er machte eine Bewegung, als wollte er ſich raſch in den Sattel werfen, um der Begegnung mit dem Schwarzgekleideten zu entgehen. Allein er führte dieſe Abſicht, wenn er ſie hegte, nicht aus, ſondern blieb ſtehen und erwartete den Herankommenden mit einer Miene, als wollte er ſagen, derſelbe ſei ihm zwar eine bekannte, aber auch gleichgiltige Perſon.

Der Schwarzgekleidete ſeinerſeits litt offenbar an Kurzſichtigkeit, denn er langte, als er des Reiſenden gewahr wurde, mit indifferenter Höflichkeit an den Hut und ſagte in ceremoniöſem Tone:

„Guten Morgen, mein Herr."

„Danke, danke, lieber Jeremias", lautete die

Antwort Ottmars, ebenfalls mit kühlſter, faſt ſpöttiſcher Betonung gegeben.

Der Ankömmling ſchob die Brille feſter vor die Augen, fixirte den jungen Mann und prallte einen halben Schritt zurück, als vor etwas ganz Unerwartetem. Augenblicklich jedoch kehrte ſeine Faſſung wieder und er machte eine Gebärde, als wollte er Ottmar die Hand bieten.

Dies wirkte auf den letzteren ſympathiſch und auch er ſtreckte halb und halb die Hand zum Gruß aus. Allein dieſe Hände, bereit, ſich zu drücken, fanden ſich nicht. Der Schwarzgekleidete ſchob die ſeinige in ſeinen auf der Bruſt zugeknöpften Rock und Ottmar legte die Arme auf den Rücken, indem er ſich bemühte, noch gleichgiltiger auszuſehen, als er wirklich war.

„Das iſt ein unerwartetes Zuſammentreffen, Herr Bruder“, ſagte er.

„In der That ein unerwartetes“, gab der andere zurück und ſetzte nach einer kleinen Pauſe mit einem forſchenden Blick hinzu: „Ich glaubte dich im fernen Weſten von Amerika, beſchäftigt, mit dem Gelde des Onkels demokratiſch-ſocialiſtiſche Träume zu verwirklichen.“

„Ah, die Erbſchaft vom Onkel! Wie ſpricht der Herr? ‚Sorget euch nicht um Schätze, welche der Roſt und die Motten freſſen!‘ Der gute Onkel kannte deinen geiſtlichen und meinen weltlichen Sinn; daher fand er es paſſend, mir ſein Geld und dir ſeine theologiſche Bibliothek zu vermachen. Er war, wie im Leben, ſo auch im Tode noch ein gerechter Mann. Außerdem motivirte er, wie du weißt, in ſeinem Teſtamente ſeinen Entſchluß damit, daß er ſagte: ‚Mein Neffe Jeremias iſt durch ſeine Frömmigkeit der paradieſiſchen und durch das Vermögen ſeiner Frau der irdiſchen Freuden ohnehin gewiß: in Anbetracht deſſen vermache ich meinem Neffen Ottmar mein ſämmtliches Beſitzthum, mit Ausnahme meiner theologiſchen Bücher, welche der fromme Jeremias hinnehmen mag, um ſich mittels derſelben immer mehr der Schlacken des Weltlebens zu entäußern.‘“

„Der alte, gottesläugneriſche Spötter! Er hat zu Gunſten von einem teſtirt, der ihm nachzuſpotten weiß.“

„Spotten? Fällt mir nicht ein. ‚Heil dem Manne, der da nicht ſitzet, wo Spötter ſitzen.‘ Pſalm 1, Vers 1. Du ſiehſt, ich erinnere mich noch der Zeit, wo ich hebräiſch lernen mußte.“

„Ich ſehe, du biſt der alte Ottmar geblieben.“

„Der alte gutmüthige, leichtſinnige, uneigennützige Knabe, willſt du ſagen?- Aber da irrſt du gewaltig, mein beſter Jeremias. Wäre ich noch ſo ganz der Alte, ſo wäre ich, als man mir, nach Erſtehung meiner Feſtungsſtrafe, die Erbſchaft des Onkels einhändigte, ſentimental genug geweſen, mit dir zu theilen. Ich that es nicht.“

„Nein, du gingſt lieber nach Amerika, um dich mit Weitling und Komp. zu aſſociiren.“

„Fehlgeſchoſſen. Erſtens habe ich den kommuniſtiſchen Schwindel überhaupt nie mitgemacht, zweitens bin ich nicht nach Amerika gegangen, weil mir auf der Fahrt dahin in England Bekannte, die aus Amerika zurückgekehrt waren, ſagten, die Yankees ſeien zehnfach potenzirte Engländer. Schon dieſe aber ſtößten mir den gehörigen Horror ein und mochte ich es alſo mit jenen gar nicht probiren."

„Und jetzt reiteſt du wohl als Emiſſär des londoner Revolutionscomité durchs Land, damit das Geld des Onkels grundſätzliche Verwendung finde?"

„Es ſcheint, die Frömmigkeit habe deinem Scharfſinn im Kombiniren bedeutenden Eintrag gethan. Sehe ich aus wie ein Emiſſär der Propaganda? Hätte der beſtändige Blick nach dem Himmel nicht deine Augen geſchwächt, ſo müßteſt du in mir einen Advokaten aus der Reſidenz erkennen, welchen bloß der juriſtiſche Geſchäftsweg in die Provinz herausgeführt hat."

„Du haſt dich wieder als Rechtskonſulent in die Reſidenz geſetzt?"

„So iſt es und ich glaube jetzt die Anlage in mir zu verſpüren, ein ſo trefflicher Philiſter zu werden wie alle die andern. Noch mehr, zuweilen wandelt mich das Gefühl an, als ſei ich zu einem jener Edlen beſtimmt, welche man in den Familien als Onkel Sparhäfen adorirt."

„Ein Geſchäft, ſagſt du, führe dich in den Schwarzwald herauf?"

„Freilich. Der Graf Bernwart hat mich zu ſeinem Anwalt gewählt in einer ſehr verwickelten Rechtsſache. Es handelt ſich darum, das Familienarchiv zu durchſtöbern und ſtreitige Lokalitäten an Ort und Stelle zu ſtudiren."

„Das geht wahrſcheinlich den Proceß an, welchen der Graf mit ſeinem Halbbruder, dem Freiherrn von Moosbrunn, führt?“

„Allerdings. Es gibt viel brüderliche Liebe in der Welt.“

„Und wirſt du dich herablaſſen, während deines Aufenthaltes im Forzthal das Pfarrhaus von Moosbrunn zu deiner Herberge zu machen?“

„Das Pfarrhaus von — Moosbrunn?“

„Nun ja, es iſt ſeit etwa einem halben Jahre mein Pfarrhaus.“

„Dein Pfarrhaus? Du predigſt jetzt auf der Kanzel, von welcher herab unſer trefflicher Vater Aufklärung und Humanität verkündete? Deine Kinder bevölkern jetzt die Räume, wo wir als Knaben gelärmt und uns gezankt?“

„Haſt du denn meine durch beſondere Gnade des Monarchen mir gewährte Verſetzung hierher nicht in der Zeitung geleſen?“

„Nein. Ich blicke ſeit längerer Zeit in die Zeitungen nur noch, wenn ich gerade muß.“

„Wirklich? Alſo iſt die politiſche Mode abgethan und du biſt vom morbus democraticus kurirt? Die Kaſematten und die Feſtungshaft haben ihre Heilkraft bewährt, ſcheint es.“

„Recht brüderlich geſprochen und ganz chriſtlich ebendrein“, verſetzte Ottmar und fügte, mehr für ſich als zu dem Bruder gewendet, die Worte Shakeſpeare's hinzu:

„Es iſt das Unglück Prüfſtein der Gemüther —
Gemeine Noth trägt ein gemeiner Menſch.
Es fährt auf ſtiller See mit gleicher Kunſt
Ein jedes Boot; doch tiefe Herzenswunden,
Die Glück in guter Sache ſchlägt, verlangen
Den höchſten Sinn.“

„Du biſt, wie ich ſehe, noch immer ſtark in Citaten“, ſagte der Pfarrer, ein klein wenig verlegen, aber auch nur ein klein wenig.

„Ich kann das Kompliment zurückgeben, lieber Jeremias, obgleich du von deiner unter den Stillen im Lande berühmten Fertigkeit, Bibelſprüche zu citiren, heute noch keinen Gebrauch gemacht. Wenn nicht in die Erbſchaft des Onkels, haben wir uns doch in die Literatur brüderlich getheilt. Du liebſt es, bibliſche, ich liebe es, profane Verſe zu citiren. Mit erſteren kommt man entſchieden weiter im Himmel und — auf Erden. Du kannſt dich alſo über die Theilung nicht beklagen.“

„Laſſen wir das. Wenn zwei Brüder nach langer Zeit ſich wiederſehen, ſollten ſie etwas Anderes als Bitterkeit auf den Lippen haben.“

„Gewiß, aber beſſer ſo, als wenn es hieße: Mel in ore, fraus in corde.“

Der Pfarrer that, als beachte er dieſe Worte gar nicht, und ſagte:

„Ich wiederhole meine Frage: Willſt du im Hauſe unſerer Eltern mein Gaſt ſein?“

„Ah, ſieh da, du kriegſt Reſpekt vor dem angehenden Onkel Sparhaſen?

„Hältſt du mich für einen Elenden?“

„Ich halte dich für den, der du biſt. — Wart' einmal —

Laß dir erzählen einen guten Schwank,
Da's jetzt die Zeit iſt, Schwänke zu erzählen.

Es waren mal zwei Brüder. Der ältere war ſehr fromm, der andere ſehr ‚jugendlich thöricht ſchwärmeriſch‘, wie die klugen Leute ſagten. Seine Schwärmerei für Deutſchlands Einheit und Größe und andere dergleichen obſolete Dinge brachte ihn in arge Schwulitäten. Er lag verwundet und krank im Gefängniß, von allen Mitteln entblößt, denn ſein reicher Onkel, der ihn ſonſt liebte, hatte ſich damals beſagter Schwärmerei halber mit ihm entzweit. In dieſer Noth ſchrieb er an ſeinen Bruder, nicht um Hilfe, ſondern nur um Theilnahme. Der Menſch hat nun einmal in ſolchen Lagen das Bedürfniß, zu erfahren, ob ſich denn auch in weiter Welt noch jemand um ihn bekümmere. Der fromme Bruder gab gar keine Antwort. Des Bruders Frau aber, deſſen älteſtes Mädchen der Gefangene über die Taufe gehalten, hielt es in ihrer Herzensmilde für Pflicht, dem Schwager, der ihr und ihren Kindern immer ein freundlicher und treuer Verwandter geweſen, in dieſer Noth beizuſpringen. Sie wollte mit ihrem älteſten Töchterlein, welches dem luſtigen Onkel lebhaft zugethan war, nach der Stadt hinunterreiſen, wo der Kranke damals gefangen lag, wollte ihn beſuchen, ihn pflegen, ſo es nöthig wäre. Aber ihr Mann, der fromme Pfarrer, der Prediger der chriſtlichen Liebe, verbot es ihr ausdrücklich, verwehrte es der Guten in

Ausdrücken, wie ſolche bei ſolcher Gelegenheit eben nur ein Frommer gebrauchen kann. ‚Der ſündhafte ungläubige Rebell mag ſeine Frevel büßen!‘ ſagte der fromme Bruder. ‚Wenn der Herr die Ruthe ſeines Zorns erhoben hat, will es ſich nicht ziemen, ihm in den Arm fallen zu wollen.‘ Die Nutzanwendung von dieſer Geſchichte, mein beſter Jeremias, magſt du ſelber ſuchen.“

„Die Nutzanwendung?“ entgegnete der Pfarrer, ohne einen Augenblick zu ſtocken. „Da haſt du ſie: Jeder folgt ſeiner Ueberzeugung. Du, der Principienmenſch, wirſt dagegen nichts einwenden wollen.“

„Ueberzeugung?“ verſetzte Ottmar mit unverhohlener Verachtung. „Bah! Du hatteſt dein Lebenlang von etwas, was einer Ueberzeugung nur entfernt ähnlich ſah, nie die geringſte Ahnung, außer vielleicht von der Ueberzeugung deiner — doch ich will mich beſcheiden, ſtatt deiner die Nutzanwendung meines kläglichen Schwankes zu ziehen. Verflucht ſei mein Fuß, wenn ich ihn je auf die Schwelle eines Menſchen ſetze, der an ſeinem Bruder in ſolcher Lage ſo handeln konnte. Selbſt wenn ich an dir gefrevelt, hätteſt du zu jener Stunde dich erinnern müſſen, daß *einer* Mutter Leib uns getragen. Ich wenigſtens, beim Himmel, ich hätte an deiner Stelle deſſen mich erinnert! Nein ich kann und mag dein Gaſt nicht ſein! Den Gräbern der Eltern meine Ehrfurcht zu bezeugen, werde ich wohl Gelegenheit finden; aber nimmer gemeinſam mit einem, der in ſchnöder Herzloſigkeit die Bande der Natur zerriß. Mache nur keine Verſuche, dieſelben wieder an einander zu knüpfen. Ich ſage dir, Jeremias, ich bin nicht mehr ſo ganz der gutmüthige Junge, welchen du vordem an dem Gängelband deiner Heuchelei führteſt. Wir ſind getrennt für immer und es iſt wohl am beſten ſo."

„Quel bruit pour une omelette!" ſagte der Pfarrer mit vollendeter Selbſtbeherrſchung. „Du ſcheinſt, lieber Ottmar, die Zeit noch nicht ganz verwunden zu haben, wo du in Clubs und bei Volksverſammlungen ſchwarzrothgoldig oder wohl auch etwas dunkelröthlich donnerteſt. Vielleicht auch beherrſcht dich gerade jetzt wieder deine Citatenſucht, denn mir iſt, als ſchmeckten deine Tiraden von vorhin ſehr ſtark nach des verſchollenen Klinger Zwillingen. Dergleichen kraftgeniale Tollheiten ſollten aber, denke ich, billig in der Mumienſammlung der Literarhiſtorie ruhen bleiben, um ſo mehr, da du im Forſtthal ſchwerlich einen zur Etablirung eines Liebhabertheaters geeigneten Platz und die geeigneten Perſonen finden dürfteſt."

Ein ſcharfer Zornblick fuhr aus dem Auge des jungen Mannes auf die Züge des Bruders, um deſſen Mundwinkel ein froſtiger Hohn ſpielte. Gerade dieſe höhniſche Ruhe des Pfarrers gab auch Ottmar ſeine Faſſung und ſogar ſeinen Humor wieder.

Er lachte laut auf und ſagte:

„Beim Zeus, du haſt Recht. Es dürfte nicht ſehr vergnüglich ſein, wenn wir mitſammen ein Leiſewitz-Klinger'ſches Schauſpiel, betitelt: Die feindlichen Brüder, aufführten. Es iſt auch gar nicht nöthig, daß wir uns lächerlich machen und den Leuten etwas zu klatſchen geben. Bemühen wir uns daher, eine leidliche Vereinbarung zuſtande zu bringen. 's iſt ja jetzt ohnehin Mode, das Widerhaarigſte zu vereinbaren, weil es der Welt an Muth gebricht, die Gegenſätze walten zu laſſen."

„Gut, vereinbaren wir uns."

„Meiner Treu, du weißt dich in die Umſtände zu ſchicken, und wenn ich mir nochmals einen Eingriff in dein literariſches Gebiet erlauben wollte, würde ich das bekannte Wort von der Schlangenklugheit citiren; doch zur Sache. Dein Gaſt werde ich nicht ſein, aber wenn wir uns während meines Aufenthaltes im Fergthal begegnen ſollten, ſo wollen wir uns gegenſeitig als Gentlemen benehmen. Ich bilde mir ein, es müßte unſerer Mutter im Grabe wehthun, wenn die Leute über die Uneinigkeit ihrer Söhne Gloſſen machten."

„Wohl, es ſei, wie du willſt. Ich zweiſle auch gar nicht, daß die zwiſchen uns obwaltenden Differenzen in Bälde ſich werden ſchlichten laſſen; ich zweiſle um ſo weniger daran, als ich ſehe, daß du dir die heroiſchen Hörner abgelaufen haſt und von einem in dir ſchlummernden diplomatiſchen Talent Gebrauch zu machen anfängſt."

„Ei, wohl gar! Ich ſage dir ganz unverblümt, daß es bei einer äußerlichen Vereinbarung ſein Bewenden haben wird und muß."

„Laſſen wir das jetzt! Wird dein Aufenthalt in dieſen Bergen lange währen?

„Je nachdem. Es iſt eine verwickelte Geſchichte, zu deren Schlichtung ich beitragen ſoll, ein Proceß, der ſich ſchon durch mehrere Generationen hindurchgeſchleppt hat."

„Wahrſcheinlich handelt es ſich um den Streit, welchen Graf Vermwart mit ſeinem Halbbruder um den Fergforſt führt?"

„Ja. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren, daß der Proceß ſchon damals und ſchon lange zuvor zwiſchen dem gräflichen und dem freiherrlichen Hauſe im Gange war. Ich meine aber auch einmal gehört zu haben, die Streitſache ſei bei Gelegenheit der zweiten Heirat der Gräfin Vermwart mit dem Freiherrn vertragen worden."

„Es war nur ein Waffenſtillſtand. Aber ſag' mir, da du nun einmal ſo eigenſinnig biſt, meine Einladung zu verſchmähen, wo wirſt du denn dein Quartier aufſchlagen?"

„Hm, das weiß ich ſelbſt noch nicht. Eigentlich könnte und ſollte ich in Vermwartshall Herberge nehmen, da ich hierzu von meinem Klienten, dem Grafen, in verbindlichſter Weiſe eingeladen worden bin. Aber ich mag weder genirt ſein, noch geniren, und deßhalb gedenke ich meinen Braunen und mich ſelbſt im erſten beſten Wirthshaus unterzubringen, wo es mir hinlänglich gefällt."

Der Pfarrer ſchwieg eine Weile und fragte dann leichthin:

„Du kennſt die Gräfin?"

„Nein. Der Graf iſt alſo verheiratet?"

„Ja."

„Seit wann?"

Seit etwa zwei Jahren. Die Heirat erfolgte bald nach der Rückkehr des Grafen von ſeinen, wie man ſagt, abenteuerlichen Reiſen.“

„So?“ verſetzte Ottmar gleichmüthig. „Ich bin doch recht fremd in meiner Heimat geworden, ſeit mich nach dem Tode des Vaters der Onkel zu ſich ins Unterland nahm. — Woher iſt denn die Frau meines gräflichen Klienten?“

„Aus nächſter Nähe. Erinnerſt du dich nicht mehr des alten Sonderlings von Förſter, welcher da drüben auf dem Bärenſchlößchen hauſte?“

„Doch. Der Alte war ein finſterer Griesgram. Er hätte mich faſt einmal über die Felſen hinabgeworfen, auf welchen das ſchon damals halbzerfallene Neſt liegt. Er wollte demſelben niemand nahe kommen laſſen, weßhalb man ſich die wunderlichſten Dinge von dem Bärenſchlößchen erzählte. Ich aber war, als er mich damals ſo ſchnell hinausſpedirte, in ganz guter Abſicht gekommen, indem ich nur die verirrte Enkeltochter des Alten heimgeleitet hatte, als ich das kleine, nur ein paar Spannen hohe Ding im wildeſten Walde gefunden. Ich erinnere mich, daß es mich mit ſeinen merkwürdig großen ſchwarzen Augen ſeltſam anguckte und dann wie ein ſcheues Reh vor mir davonlaufen wollte, bis ihm mein freundliches Zureden Vertrauen einflößte.“

„Eine romantiſche Erinnerung! Das kleine Ding iſt jetzt Gräfin Vernwart.“

„Was?“

„Gräfin Bernwart, ſagte ich.“

„Nun, beim Zeus; da ſieht man, daß der alte Schwarzwald noch immer ſeine romantiſchen Mucken hat.“

„Ja, dieſe Heiratsgeſchichte war ziemlich romantiſch, um ſo mehr, da ſich beim Tode des alten Förſters herausgeſtellt haben ſoll, derſelbe ſei eigentlich ein Edelmann von hoher Abſtammung geweſen, ein ſpaniſcher Grande, durch tragiſche Geſchicke aus ſeiner Heimat vertrieben. Dort hätte er in früherer Zeit den alten Grafen kennen gelernt und dieſer habe ihm dann das Bärenſchlößchen als Aſyl angewieſen.“

„Das iſt ja ein ganzer Roman.“

„Es ſieht ſo aus. — Doch die Sonne iſt höher geſtiegen und mahnt mich zur Heimkehr, da ich vor Tiſche noch eine Kopulation und andere pfarramtliche Geſchäfte vornehmen muß. — Du willſt mich alſo nicht begleiten?“

„Nein, mein Beſter. Vergiß mir aber nicht, meine Schwägerin und die Kinder herzlichſt zu grüßen. Im übrigen ſage ich mit Schiller:

„Geh du rechtswärts, laß mich linkswärts gehn.“

„Du biſt unverbeſſerlich, Ottmar. Aber ich tröſte mich mit der Hoffnung, daß auch die divergirendſten Wege die Menſchen dennoch am Ende oft zuſammenführen. Auf Wiederſehen alſo und vergiß unſerer Vereinbarung nicht!“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der ältere Bruder und ging in pfarrherrlich gravitätiſcher Weiſe ein Halbhundert Schritte weit auf dem Fußpfad fort, welcher von der Franzoſenſchanze rechtshin am Rand des Abſturzes mälig bergab führt.

Ottmar wandte ſich zu ſeinem Pferde und hatte ſchon den Fuß im Bügel, als er den Bruder umkehren und ihm zuwinken ſah.

Er wartete des Herankommenden und dieſer ſagte:

„Höre, Ottmar. Meine Worte ſind dir zwar Wind, aber dennoch fühle ich mich verpflichtet, dir auf der Schwelle unſerer Heimat eine Warnung zukommen zu laſſen, für welche du mir möglicherweiſe ſpäter dankbar ſein könnteſt.“

„Eine Warnung! Wovor?“

„Vor der Gräfin Eva von Bernwart.“

„Vor der Gräfin? Das iſt ſpaßhaft.“

„Kinder finden es auch ſpaßhaft, mit dem Feuer zu ſpielen, bis ſie ſich tüchtig damit verbrannt und das Haus in Brand geſteckt haben.“

„Ich bin kein Kind.“

„Aber ein heißblütiger Romantiker biſt du.“

„Bah!“

„Ein Romantiker, ja, deinem Unglauben und deinem Demokratiſmus zum Trotz.“

„Und wenn?“

„Die Gräfin iſt eine Vollblut-Romantikerin und gleich und gleich —“

„Geſellt ſich gern, meinſt du? Aber ſei ganz ruhig, lieber Jeremias. Wenn auch deine Warnung im Stande wäre, meine Eitelkeit zu kitzeln, ſo kann ich dir zum Troſte oder zum Poſſen ſagen, daß ich weder für ſchreibende noch für nichtſchreibende Romantikerinnen die geringſte Paſſion habe."

„Und trotzdem wiederhole ich: nimm dich vor der Gräfin in acht!" ſagte der Pfarrer faſt mit Heftigkeit.

„Ei, beim Zeus", entgegnete Ottmar, indem er ſich lachend in den Sattel ſchwang, „das muß ja ein furchtbares Weib ſein, welches die brüderliche Beſorgniß meines frommen Bruders ſo ſehr aufregt. Aber beruhige dich, lieber Jeremias. Iſt die Gräfin wirklich ein ſo gefährliches Feuer, wie du andeuten zu wollen ſcheinſt, ſo ſag' ich dir, daß ich ſchon mehr als einem Feuer gegenüber bewieſen, ich ſei nicht von Stroh. Und damit Gott befohlen!"

## 2.

## Mit wehendem Schleier.

Nachdem die „vereinbarten Brüder“ bei der Franzoſenſchanze ſich getrennt hatten, lenkte der jüngere ſein Pferd wieder einen Büchſenſchuß weit rückwärts auf das Plateau und wandte ſich dann zur rechten Hand, einen ſcharfen Trab anſchlagend.

Während ihn der Braune leicht über das junge Haidekraut hintrug, verarbeitete Ottmar in ſich die Eindrücke, welche ihm das Zuſammentreffen mit ſeinem Bruder hinterlaſſen.

„Daß mir gerade der Jeremias auf der Schwelle der Heimat begegnen mußte!“ brummte er mißmuthig vor ſich hin. „Soll ich es für ein böſes Omen nehmen? Oder kann ich es für ein anderes nehmen? Er war immer ein Schleicher — und jedenfalls wäre es beſſer geweſen, wenn ich dieſes Geſicht mit ſeiner ſtereotypen Gottſeligkeit nie mehr geſehen hätte. Was könnten wir noch mit einander gemein haben? Ein paar Jugenderinnerungen vielleicht. Aber die ſind durch neuere

Erfahrungen ſo vergällt und vergiftet, daß ich ſie lieber alleſammt über Bord werfe. — Was doch alles die Poeten über den Zauber der Bande des Blutes faſeln! Die natürliche Sympathie tritt weit zurück vor der Antipathie des Bewußtſeins. Um wie viel koſtbarer iſt ein Bruder im Geiſte als ein Bruder im Fleiſche! Aber freilich, die Brüder im Geiſte ſind Raritäten. Wo ſind denn meine Pyladeſſe und Pythiaſſe aus der Univerſitätszeit? So ziemlich alle, glaub' ich, unter das ſitzende, knieende und ſtehende Heer gegangen, Philiſter geworden jeder Zoll. 's iſt ein Graus, wie ſchnell die Leute heutzutage alt werden! Auch das geht mit Dampf, wie alles Andere. Wie alles? Bah, ich denke, man hat ſich in Deutſchland, in Europa überhaupt in Bezug auf viele Dinge eben nicht ſehr über Dampfgeſchwindigkeit zu beklagen, und mir will ſcheinen, daß in eben dem Maße, in welchem die Maſchinen vorwärts ſtürzen, die Menſchen zurückgehen. — Was aber nur in aller Welt meinen wohlehrwürdigen Bruder bewog, mich vor der Gräfin zu warnen? Daß Jeremias ſchon als Knabe nie etwas ohne beſtimmte Abſicht, ohne Berechnung that, iſt ein hiſtoriſches Faktum. Welcher Kalkul alſo mag ſeiner merkwürdig eifrigen Brüderlichkeit in dieſem Falle zu Grunde liegen? Die Gräfin intereſſirt ihn, ſoviel iſt ſicher. Steht er in geiſtlichen Relationen zu ihr und beſorgt er vielleicht, ich möchte ſeine circulos theologicos ſtören? Oder, oder, hm, beim Zeus, in jedem dieſer Pietiſten ſteckt ein gut Stück Mucker — das iſt eine alte Geſchichte.

Es wäre doch, bei Baal und Aſtarte, es wäre ſublim, wenn der alte Duckmäuſer einen verliebten Rabbel hätte. Arme Margareth, arme Schwägerin, das könnteſt du noch brauchen! Ich weiß, du haſt an der Seite des frommen Wohlehrwürdigen ohnehin keine ſehr roſenfarbigen Tage verlebt. — Ja, ja, am Ende iſt's ſo: die Eiferſucht, die dümmſte, grundloſeſte, verrückteſte Eiferſucht ſprach aus dem edlen Jeremias. Wäre die Margareth nicht, ſo müßte mich dieſe lächerliche Idee höchlich gaudiren. — Und aber, die Worte meines cher frère geſtatten die Vermuthung, daß die Gräfin Bernwart eine nicht gewöhnliche Perſon ſein müſſe. Wer hätte das gedacht, daß ich die Enkeltochter des fremden bärbeißigen Alten drüben im Bärenſchlößchen dereinſt in ſolcher Situation wiederfinden ſollte? Ich erinnere mich des kleinen Dinges noch recht gut, es hatte abenteuerlich ſchöne große ſchwarze Augen. Und jetzt Frau Gräfin, vor welcher man kratzfüßeln und katzenbuckeln ſoll? Ei, das Leben iſt doch 'ne Komödie, trotz alledem, und es fehlt ihm nicht an buntem Wechſel und hübſchen Ueberraſchungen."

Der junge Mann ſollte auf der Stelle eine Beſtätigung dieſer Anſicht vom Leben erhalten.

Eine Ueberraſchung wurde ihm zutheil, welche jedenfalls eine hübſche genannt werden durfte.

Er hatte die Hochebene des Pfaffenwaldes hinter ſich und war im Begriffe, den Braunen einem Hohlweg zuzulenken, welcher, wie er von alten Zeiten her wußte, den waldigen Abhang hinab ins Murgthal führte.

Da zog er plötzlich überraſcht die Zügel an, denn aus dem Dunkel des Hohlweges heraus tönte fröhliches Sprechen und Lachen, eine glockenhelle und glockentönende Frauenſtimme rief: „Ah, da ſind wir endlich oben!“ und im ſelben Moment tauchte die Sprecherin, auf einem prächtigen Schimmel reitend, aus dem Hohlweg auf, verſetzte, den Oberkörper verbeugend, ihrem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte, daß es mit einem plötzlichen Ruck und kühnen Satz das Plateau gewann und dann, da ihm ſeine Reiterin die Zügel ſchießen ließ, in geſtrecktem Galopp über die Fläche hinſauſte.

Die Dame ſaß mit vollendeter Sicherheit und Anmuth im Sattel. Ihre ſchlanke Geſtalt, deren tadellos ſchöne Formen der enganliegende grauſammtene Spencer des Reitkleides hervortreten ließ, folgte zwanglos den Bewegungen des Pferdes. Der Morgenwind hatte ihre feingeſchnittenen Züge roſig angehaucht, ihre großen ſchwarzen Augen blickten unter kühngeſchwungenen dunklen Brauen voll Feuer und Leben in die Welt hinein, und wie ſie ſo dahinflog mit wehendem Schleier und ihr die unter dem Reithut üppig hervorquellenden ſchwarzen Locken im Nacken tanzten und ſchaukelten und ſie, voll erregten Lebensbewußtſeins, einen hellen Ruf der Freude von den Lippen ſpringen ließ, da gewährte ſie einen wahrhaft phantaſtiſch-romantiſchen Anblick, welcher an den Aufzug der Romanze in Tiecks Kaiſer Oktavianus erinnern könnte.

Dieſe Erinnerung regte ſich auch in Ottmar. Sein

Bruder hatte doch wohl nicht ſo ganz unrecht gehabt, wenn er ihn einen Romantiker nannte.

Die ſtille, grüne, waldumſchloſſene Haide und darauf die feenhaft ſchöne Erſcheinung der kühnen Reiterin, es war eine in Wirklichkeit überſetzte Reminiſcenz aus Tagen, wo Ottmar, während des Geſenius berühmtes hebräiſches Leſebuch auf der Schulbank lag, unter derſelben in Lenau's „Zauberring“ und „Sängerliebe“ ſchwelgte.

Er hatte auch keine Zeit, dieſe Reminiſcenz von einem Schatten moderner Skepſis überfliegen zu laſſen.

In dem Augenblick, wo der Schimmel mit ſeiner ſchönen Laſt an dem jungen Mann vorüberſchießen wollte, erblickte ihn die Reiterin und ſogleich zügelte ſie mit außerordentlicher Gewandtheit ihr Pferd.

„Guten Morgen, Herr Doktor Horſt, und willkommen im Schwarzwald!“ ſagte die Dame mit ſchalkhaftem Lächeln.

Ottmar glaubte zu träumen. Er meinte dieſes Antlitz mit der gebietenden Stirne und den wunderbaren Augen ſchon einmal geſehen zu haben, es hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht — und doch, wo war es nur, daß er es geſehen? Er wußte ſich dieſe Frage nicht zu beantworten: das machte ihn verlegen und er kam ſich recht tölpelhaft vor.

„Mein Fräulein —“ ſtotterte er endlich.

„Fräulein?“ verſetzte die Dame mit ſonderbarer Betonung, während eine Wolke ihre ſtrahlenden Züge überflog. Aber nur für einen Moment, denn im nächſten hatten ſie ihren, wie es ſchien, gewöhnlichen Ausdruck ſorglos heiterer Entſchiedenheit, um nicht zu ſagen Kühnheit, wieder angenommen.

Lachend ſagte ſie:

„Was doch die Männer für ein kurzes Gedächtniß haben! Vor einigen Monaten unterhielt mich in der Fremdenloge des Theaters der Reſidenz in den Zwiſchenakten vom Nathan ein gewiſſer junger Rechtskonſulent recht artig über Leſſing, über die Idee des Humanismus und andere hübſche Sachen —"

„Ach ja, meine Gnädige", rief Ottmar eifrig aus. „Aber ſchreiben Sie mir nicht ein zu kurzes Gedächtniß zu. Nur das romantiſch Plötzliche, die überwältigende Macht Ihrer Erſcheinung auf dieſer Haide —"

„Hat Sie ſo geblendet, mein Herr Doktor, daß Sie Ihr Gedächtniß einbüßten?"

Es klang herber Spott aus dieſen Worten der Dame und ihr tiefes Auge ruhte mit ſtrengem Forſchen auf Ottmars Zügen, als ſie hinzufügte:

„Haben auch Sie die Fibel der Phraſeologie auswendig gelernt? Damals im Theater glaubte ich faſt, Sie bildeten eine Ausnahme von der Männerraſſe, welche die fixe Idee hat, einer Frau gegenüber ſtets und unter allen Umſtänden adulatoriſche Abgeſchmacktheiten auskramen zu müſſen."

Ottmar blickte der Sprecherin feſt in die Augen, aus denen ihm jetzt plötzlich eine Erinnerung aufſtieg, welche viel weiter zurückging als zu dem Theaterabend in der Reſidenz, wo die blendende Erſcheinung der fremden Dame einen gewaltigen, wenn auch vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er hatte jetzt ſeine gute Laune völlig wiedergewonnen und ſagte nun ſeinerſeits lachend:

„Sie ſind, gnädige Frau — entſchuldigen Sie — die erſte Perſon, von welcher Ottmar Horſt der Schmeichelei ſich bezüchtigen hörte, und wenn ich vielleicht an dem berühmten Phraſengeſchäft, welches vor etlichen Jahren in Deutſchland ſo ſchwunghaft betrieben wurde, etwelchen beſcheidenen Antheil hatte, ſo habe ich auch die Ehre, zu denen zu gehören, welchen man auf ziemlich rückſichtsloſe Weiſe die fernere Betheiligung an beſagtem Geſchäft verleidete. Im übrigen —“

„Im übrigen?“ fragte die Reiterin mit einem aufmunternden Blick.

„Im übrigen möchte ich mir erlauben, Ihnen zu beweiſen, daß meine Gedächtnißſchwäche keineswegs ſo groß iſt, als Sie annehmen zu müſſen glauben.“

„Wie wollen Sie mir das Gegentheil beweiſen?“

„Es war einmal ein kleines Mädchen mit großen ſchwarzen Augen. Das hatte ſich im wilden Walde verirrt und —“

„Da kam ein ſchon ziemlich großer Junge daher —“

„Vor dem das kleine Mädchen zuerſt wie ein ſcheues Reh davonlief —“

„Genug, Herr Doktor. Ich laſſe Ihren Beweis gelten. Aber warum haben Sie mich im Theater nicht wiedererkannt? Doch davon ein andermal. Jetzt eine Frage: Wußten Sie, bevor Sie hierher kamen, daß das kleine Mädchen von damals jetzt Gräfin Bernwart iſt?“

„Nein, gnädige Frau, das erfuhr ich erſt vor einer halben Stunde dort drüben bei der Franzoſenſchanze.“

„Von wem?“

„Von einem frommen Mann, welcher Paſtor in Moosbrunn und nebenbei der Bruder Ihres gehorſamen Dieners iſt.“

„Ah, ſo? Ihr Bruder iſt ein Heiliger, wie ich glaube“, verſetzte die Gräfin und ein ſpöttiſches Lächeln kräuſelte ihre etwas vorſpringende Oberlippe, auf welcher der Schatten eines Anhauchs von dunklem Flaum lag, ein reizendes Merkmal ihrer ſüdlichen Abkunft.

Dann ſagte ſie noch, mit der Gerte rückwärts nach dem Hohlweg weiſend:

„Da kommt mein Gefolge. Ich darf mich von meinen Rittern nicht einholen laſſen, es gilt eine Wette. Laſſen Sie ſich bald in Bernwartswall ſehen. Ihre Zimmer ſind in Bereitſchaft. Der Graf erwartet Wunder von Ihrem Scharfſinn, und Wunder, dünkt mich, müßten in der That geſchehen, wenn dieſer leidige Proceß einmal von der Stelle rücken ſollte. Adios! Adios!“

Sie winkte anmuthig mit der Hand, beugte ſich, leicht mit der Zunge ſchnalzend, auf den Hals ihres ungeduldig ſtampfenden Renners vor und windſchnell flog das edle Thier mit ihr davon.

Ottmar blickte ihr mit einem lebhaften Gefühl der Bewunderung nach. Es kümmerte ihn wenig, daß das „Gefolge“ der Dame, vier aus dem Hohlwege hervorbrechende Reiter, ſcharf austrabend auf ihn zukam.

Die Herren hatten aber das Zuſammenſein der Dame mit einem Fremden bemerkt und Neugierde ließ, wie es ſchien, den vorderſten der Reiter den raſchen Gang ſeines Pferdes hemmen.

Er war ein hochgewachſener, ungewöhnlich ſchöner junger Mann von unverkennbar ſoldatiſcher Tournüre. Der volle, ſeidenweiche braune Schnurrbart ſtand ſeinem Geſicht ſehr gut und dieſes würde durchaus einnehmend geweſen ſein, wenn es nicht durch einen Ausdruck von Hochmuth und Selbſtgefälligkeit beeinträchtigt worden wäre.

Der eine ſeiner Begleiter war ein mild ausſehendes Herrchen, nicht mehr in der erſten Jugend ſtehend, ſinnige Schwärmerei im Blick, mit modiſchem Bärtchen und einer gewiſſen nachläſſigen Eleganz oder eleganter Nachläſſigkeit herausgeputzt. Der dritte Reiter fiel durch ſeinen Anzug ſehr in die Augen. Er war ein junger Mann, deſſen blondes Haar in wohlgepflegten Locken auf den breiten Hemdkragen herabfiel, welcher über den ſchmalen Kragen ſeines altdeutſchen Rockes zurückgeſchlagen war. Im Knopfloche trug er eine Paſſionsblume und auf dem Lockenhaupt ein ſchwarzes Sammetbarett, an deſſen Vorderſeite ein maſſiv goldenes Kreuz angeheftet war.

Ottmar ſchenkte indeſſen den drei andeutend geſchilderten Reitern nur eine ganz oberflächliche Beachtung, denn der vierte nahm ſein Intereſſe vollſtändig in Anſpruch.

Dieſer vierte, welcher zuletzt aus dem Hohlwege hervorgekommen, war ein rieſengliedriger, vierſchrötiger Mann, deſſen ganze Erſcheinung in keiner Weiſe zu der ſeiner Begleiter paßte.

Unſer Freund hatte ihn kaum erblickt, als er mit freudiger Ueberraſchung ausrief:

„Der grimme Wate, beim Zeus!“

Der Gemeinte, welcher damit beſchäftigt geweſen, ſeinen Steigbügelriemen kürzer zu ſchnallen, ſchaute auf und kehrte Ottmar ein Geſicht zu —

Mit bohrenden Augen, mit ellenbreitem Bart —

wie es im Gudrunlied von dem gewaltigen Kämpen heißt, welcher mit Horand und Frute nach Irland und mit den Hegelingen nach der Normandie fuhr. In der That war der Cerevisname Wate, welchen der Mann von der Univerſität her führte, ein gerechtfertigter. So ungefähr mußte jener Held ausgeſehen haben, jener „Grimme“, der im Grunde ein ganz gutmüthiger Burſche war. Man ſah von dem unter einem grauen Filzhut mit mächtig breiter Krämpe hervorlugenden Geſicht nur die ſcharfen grauen Augen, die weit vorſpringende Adlernaſe, ein Stück gebräunter Stirne und zwei ſchmale Streifen gebräunter Wangen, alles Uebrige verſchwand hinter einem braunrothen Bartwald, welcher bis über die Mitte der Bruſt herabfiel und der Enakgeſtalt recht wohl anſtand.

Die dargebotene Hand Ottmars ſchüttelnd, that der grimmige Wate den Mund auf und ſagte phlegmatiſch:

„Ah, biſt du endlich da, lieber Junge? Freut mich und ſo weiter.“

„Die Herren ſcheinen ſich zu kennen“, bemerkte der Reiter mit ſokratiſcher Haltung.

„Und wie!" erwiderte Wate, um deſſen Mund, wenn bei längerem Sprechen der Bartvorhang ſich zurückſchob, ein ſarkaſtiſcher Zug ſichtbar wurde. „Ich will beweiſen, daß ich ein Mann von Lebensart bin, indem ich die Herren einander förmlich vorſtelle, reſpektive vorreite. Der Fremdling hier, welcher ſich unſerer wilden Jagd in den Weg geſtellt, iſt Herr Ottmar Horſt, ſeines Handwerks ein Dr. juris utriusque und Rechtskonſulent — im übrigen ein anſtändiger und ziemlich leidlicher Menſch und Gentleman, falls ihm nicht gerade eine ſeiner romantiſchen Schnurren durch den Kopf fährt. Was dich angeht, mein lieber Junge, ſo ſiehſt du hier vor dir Nr. 1 den hochgeborenen Freiherrn Adalbert von Moosbrunn; Nr. 2 den Herrn oder vielmehr Don Rodrigo, weltberühmten urwalddeutſchen Lyriker; Nr. 3 den Herrn Walter von dem Schmelz, weltberühmteſten Lyriſch-Epiker unſerer Zeit. Maßen dir nun als deutſchem Mann der pflichtſchuldige Reſpekt vor dem Adel innewohnen muß, maßen du ferner als ein Stück poetiſchen Gemüthes die gehörige Ehrfurcht vor den Lieblingen der Muſen haſt, ſo lebe ich der Hoffnung, du werdeſt mir, deinem Vorſteller, bei dieſen Herren alle Ehre machen."

Ottmar verbeugte ſich und blickte mit einiger Neugier auf den Freiherrn, gegen welchen er einen verwickelten Proceß zu führen berufen war, mit noch größerer jedoch auf die zwei poetiſchen Berühmtheiten, welche indeſſen von der Vorſtellungsmanier Wate's wenig erbaut zu ſein ſchienen.

Don Rodrigo verſuchte zu lächeln und zwar zu lächeln mit der Miene eines erhabenen Geiſtes. Herr Walter zupfte mit männlicher Würde an einer ſeiner Schmachtlocken.

Der Freiherr zog zuerſt die Stirne kraus, ließ ſich aber dann zu einigen der banalen Redensarten herbei, welche Leuten, die in der großen Welt gelebt haben, bei ſolchen Gelegenheiten geläufig ſind. Dann ſetzte er, augenſcheinlich ungeduldig, vom Flecke zu kommen, hinzu:

„Wenn, wie ich hoffe, Herr Doktor Horſt einige Zeit in unſeren Bergen zubringen wird, ſoll er mir in meinem Hauſe willkommen ſein und werden meine Freunde und ich uns freuen, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen. Jetzt aber, meine Herren, müſſen wir die Sporen einſetzen. Die Frau Gräfin hat, wie Sie ſehen, einen bedeutenden Vorſprung und längeres Zögern müßte uns die Wette unfehlbar verlieren machen. Allons donc!“

Mit dieſem Wort ſprengte er ohne weiteres davon und die beiden poetiſchen Berühmtheiten beeilten ſich, ihm zu folgen.

Wate blieb bei ſeinem Freunde zurück.

Da reiten ſie hin“, ſagte er, „einem — Irrwiſch nach.“

„Einem Irrwiſch?“ entgegnete Ottmar lebhaft. Dieſe Frau iſt bezaubernd ſchön!“

„Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ ſang Wate parodirend und ſeinen tiefen Baß zu einem ſchnakiſchen Triller zwingend. Hierauf lachte er herzlich und ſagte:

„Sollte mich nicht im geringſten wundern, wenn die Hexe es dem guten Jungen während dieſes Rendezvous von ein paar Sekunden angethan hätte.“

„Wie ſprichſt du nun wieder, alter Wate?“

„Wie ich denke, liebes Jüngelchen, ganz, wie ich denke.“

„Bah!“

„Hat ſich was zu bahen! Uebrigens brauchſt du gar nicht ſo vornehm oder vielmehr ſo zierpuppig zu thun. Es geht dir nur, wie's andern auch gegangen, darauf kannſt du Gift nehmen. Sie hat uns alle verrückt gemacht, den einen mehr, den andern weniger.“

„Was für alle?“

„Je nun, den Baron, die beiden Verſedrechsler, die allerdings ſchon vorher paſſabel verrückt waren; fernerhin deinen gottſeligen Bruder —“

„Was, zum Teufel, den frommen Jeremias?“

„Eben den.“

„Das iſt koloſſal!“

„Endlich mich, deinen treuergebenen Socius Wate, genannt der Alte oder der Grimme, ci-devant Mediciner, jetzt Ex-Demagog, Glashüttebeſitzer und ſo weiter.“

„Pyramidaliſch!“

„Meinetwegen pyramidaliſch oder obeliſkiſch, wie du willſt; aber 's iſt ſo, beim Barte des Propheten!“

„Kerl, du willſt mich blau anlaufen laſſen.“

„Ich? Oh, ſei ganz ruhig, was das Anlaufenlaſſen betrifft, ſo wird das eine andere Perſon beſorgen. Sie wird dich in allen Farben des Regenbogens anlaufen laſſen, wenn es ihr Spaß macht. Du haſt ganz das Zeug dazu, Gott ſtraf' mich! und das iſt der Humor davon, wie Shakeſpeare's Bardolph zu ſagen pflegt."

„Sei unbeſorgt, ich bin kein achtzehnjähriges Küchlein mehr."

„Einerlei. Sie bethört die Alten und die Jungen. Sieh doch einmal mich an. Seh' ich aus wie ein flaumbärtiger Springinsfeld?"

„Keineswegs, aber ich kann auch nicht glauben, daß du wirklich verliebt biſt. Das ginge ja über die Hutſchnur, wäre gegen allen Komment."

„Ja freilich", entgegnete Wate mit einem komiſchen Seufzer. „'s iſt gegen allen Komment. Aber wie heißt doch der Dings da, der pfiffige Autor, welcher die Liebe definirte als die größte aller Narrheiten, maßen ſie den Menſchen mehr an eine andere als an ſeine eigene Perſon denken mache? Siehſt du, akkurat in dieſem Kaſus befinde ich mich; ich bin verliebt bis zum Blödſinn, verſchoſſen, geentert, fertig — que diable m'emporte! — Jedennoch wirſt du, vermuth' ich, nicht hier auf des Pfaffenwalds romantiſcher Höhe ſtehen bleiben wollen, ſondern thalwärts ſtreben. Wollen alſo hinab, müſſen aber abſteigen, Liebſter. Der verdammte Hohlweg macht einem ſchon beim Heraufreiten genug zu ſchaffen — müſſen die Pferde führen. Gib acht auf deinen Gaul, daß er auf den Füßen bleibt. — Haſt da einen ſtolzen Braunen, Gott ſtraf' mich! Weißt, ſcheint es, das Geld des ſeligen

Onkels unter die Leute zu bringen. Eine edle Sorte von Menſchen, derartige ſelige Onkels. Vivant, ſie ſollen leben und die ſeligen Baſen daneben!“

„Baſen?“ erwiderte Ottmar, dem vorangehenden Freunde, welchen das Zuſammentreffen mit ihm ſehr geſprächig gemacht hatte, in den Hohlweg folgend.

„Nun ja, Baſen“, verſetzte der Grimme. „Wie ſollte denn ich, nachdem mich die Feſtungsmiſère den letzten Kreuzer meiner Habe gekoſtet, müſſig im Schwarzwalde herumlungern können, gäbe es nicht alte Baſen in der Welt, welche zur gelegenſten Zeit gen Himmel fahren? Du verſtehſt die edle Kunſt zu erben nicht allein.“

„Aha, daher kommt es, daß du dich vorhin Glashüttebeſitzer betiteln konnteſt?“

„Errathen. Als ich nach unſerer Trennung am Fuße des unliebſamen Hügels arm wie Diogenes in den alten Schwarzwald heraufkam, um in nomine diaboli wieder das Medicinern anzufangen, hatte der Himmel das Einſehen gehabt, meine Baſe in Gnaden aus dieſem Jammerthal abzurufen. Der alte Drache — denn du mußt wiſſen, daß in meiner ſeligen Baſe das mythiſche Geſchlecht der berühmten Schwarzwalddrachen fortlebte — hatte zum Glück nicht mehr Zeit gehabt, ein Teſtament zu machen. Sonſt wär' ich ſicherlich leer ausgegangen. So aber bin ich jetzt im Beſitz der notablen Glashütte drüben im Traßigthal.“

„Ich erinnere mich des Ortes. Dort alſo wohnſt du?“

„O nein, mein Lieber. Ich habe zwar, wie männiglich bekannt, von jeher ein großes Geſchick gehabt, mit Gläſern umzugehen, aber nur als Trinker, und merkte bald, daß das Glasmachen nicht meine Sache ſei. So überließ ich die Beſorgung des ganzen Trödels dem alten Werkführer, der, wie ich ausrechnete, mich jährlich juſt nur um ſo viel beſchummelt, daß das Geſchäft noch immer genug abwirft, um ſowohl ihn als mich anſtändig leben zu laſſen. Nachdem die Sache der Art zu unſerer beiderſeitigen Zufriedenheit eingerichtet war, gürtete ich meine Lenden und machte mich auf, zu ziehen herüber ins Forgthal, allwo die Anſtalten, die da genannt werden Wirthshäuſer, beſſer ſind als drüben. Und ſiehe, ich hielt an meines Roſſes Zügel an einem geſegneten Orte, der da heißt Im Buhl, und ich klopfte an die Thüre an und es ward mir aufgethan und ich nahm Herberge in der Goldforelle, allwo Küche und Keller ſo beſchaffen, wie ein Junggeſell von Geiſt und Gemüth es wünſchen muß. Sela.“

„In der Goldforelle alſo hauſeſt du?“

„Du haſt es geſagt. Es iſt ein heimeliger Ort, weißt du? Natürlich wirſt du auch dort logiren.“

„Ich bin ins Schloß eingeladen und die Frau Gräfin hat vorhin die Einladung wiederholt.“

„Laß dich nicht vom Satan blenden, Junge.“

„Es ſteht dir wohl an, zu moraliſiren, beim Zeus!“

„Allerdings, denn mir bemooſtem, abgewettertem Haupte können die Satanaſſe aller Mythologieen zuſammen im Grunde doch verteufelt wenig anhaben. Folg' meinem Rath, du weißt, ich hatte immer ein Faible für dich und meine es gut. Du würdeſt dich in Bernwartshall ohnehin nicht heimiſch fühlen; der Graf iſt ein unheimlicher Kerl und ſo weiter.“

„Aber es wäre eine Ungeſchliffenheit von mir —“

„Ei, daß dich! Ich übernehme alle Verantwortung. Zudem habe ich, als ich vorgeſtern zufällig deinen Koffer im ſergauer Poſthaus antraf, denſelben nach der Goldforelle ſpedirt und ein Zimmer für dich beſtellt. Es geht auf die Galerie hinaus, weißt du? Dort läßt ſich an ſchönen Nachmittagen allerliebſt ſitzen, um den Rauch der Cigarre zu blauen Ringen zu drehen und über die Eitelkeit des Irdiſchen zu philoſophiren.“

„Du haſt dich alſo mit Paſſion dem Nichtsthun ergeben?“

„Warum ſollt' ich nicht? Die Ideale ſind zerronnen, ſagt Schiller. Ach, lieber Junge, wie haben wir uns vor Zeiten über den Gourmand Friedrich Schlegel ſkandaliſirt, welcher die göttliche Faulheit in lucindeiſchen Dithyramben pries. Der Mann war geſcheiter als wir. Uebrigens bin ich nicht ſo ganz müſſig, wie du glauben magſt. Ich ſpintiſire über einem literariſchen Opus, das ohne Zweifel Epoche machen wird.“

„Du ein Autor? Das fehlte noch!“

„Nur nicht ſo geringſchätzig, wenn ich bitten darf. Der Idealiſmus hat vollſtändig Bankrott gemacht und unſere Zeit iſt der inkarnirte Materialismus — das iſt eine brutale Thatſache. Wie nun, wenn ich es unternähme, das Evangelium des Materialiſmus zu verkündigen?“

„Ein ſehr überflüſſiges Unternehmen, denke ich. Beſagtes Evangelium wird ja längſt von allen Dächern gepredigt.“

„Ja, aber wie? Das iſt die Frage. Ich gehe von dem Princip aus: Eine wirkliche Reform der Geſellſchaft hat die Reform der Küche zur Vorausſetzung.“

„Du biſt alſo ein Küchen-Philoſoph oder ein Küchen-Socialiſt?“

„Spotte immerhin, ſpäter wirſt du mir wohl Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich habe über mein Thema die tiefſinnigſten Spekulationen angeſtellt und bin zu Findungen gelangt, von welchen ſich weder Hegel noch Hengſtenberg, weder Feuerbach noch Stahl, weder Radowitz noch der Schneider Weitling etwas träumen ließen. Sage mir, was und wie du iſſeſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt — das iſt mein Fundamentalſatz, auf welchem ich ein Lehrgebäude aufführen werde aere perennius und ſo weiter. Ich ſage dir, die berühmte Gaſtroſophie des Baron Vaerſt wird wahrer Schund ſein gegenüber meinem Werk, wenn ich mal damit hervortrete. Willſt du mein Mitarbeiter an dem großen reformatoriſchen Unternehmen werden?“

„Danke. Ich bin in die gaſtroſophiſchen Myſterien nicht ſehr eingeweiht und will mich einſtweilen aufs Proceſſeführen beſchränken.“

„Proceſſeführen? Ein ſchändliches Geſchäft! Und du haſt's ja nicht einmal nöthig, um gentlemanlike leben zu können.“

„Möglich, aber man muß in meinen Jahren doch etwas thun, ſonſt kriegt man den Spleen. — Doch, um auf die Gräfin zurückzukommen —“

„So läßt dir die ſchon keine Ruhe? Sie iſt die größte Kokette, ſoweit der Himmel blaut oder graut.“

„Und wer iſt denn der Begünſtigte?“

„Der Begünſtigte? Seht mir mal! Sprecht nicht ſo frivol, Herr Advokat, von der Dame meines Herzens. — Der Begünſtigte? Ja, wer das wüßte! Ich weiß nur, daß ich es nicht bin. Sie treibt ihren Jux mit mir, ſoviel iſt ſicher. Sie treibt ihn auch mit deinem frommen Bruder Jeremias, ferner mit den beiden poetiſchen Zeitblaſen, welche du da eben geſehen und die bei dem Baron zu Gaſte ſind.“

„Und mit dem Baron?“

„Das iſt eine kitzliche Frage, Gott ſtraf' mich! Zuweilen darf man glauben, der Baron habe in dieſem Spiele die Matadore in der Hand, dann wieder umgekehrt, oder auch, es ſei da mehr als Spiel im Spiele, nämlich eine veritable Leidenſchaft. Aber wer kann ſich über dieſe Eva aller Even, über dieſe Eviſſima ein feſtes Urtheil bilden? Der nächſte Tag ſtößt es immer wieder um. Oh, ſie iſt beweglich, veränderlich und launiſch, wie das Element, nach welchem ſie ihren Charakternamen führt.

Immer anders und doch immer dieſelbe. Mit Fug und Recht heißt ſie die Tochter der Luſt."

„Die Tochter der Luſt?"

„Ja. Nicht wahr, das klingt romantiſch?"

„Sehr."

„Es war einer der letzten Mohikaner der ſchlegel-tieck'ſchen Schule, welcher vor einiger Zeit nach alten Liedern und Sagen im Schwarzwald herumſchnebberte und bei dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft der Gräfin machte. Das ſchöne Spaniſch, welches ſie ſpricht, entzückte den alten Knaben. Er las mit ihr im Calderon und hatte dabei den Einfall, die Gräfin ſei das leibhaftige Konterfei der Heldin des berühmten Dramas: Die Tochter der Luſt. Daher trägt ſie den Namen Hija del ayre und ſie hört ihn, däucht mich, gar nicht ungern. Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß mich, ungeachtet ich verliebt bin wie ein Maikäfer, die Gräfin zuweilen an das gebackene Eis der Chineſen erinnert, welches einem den Mund verbrennt und den Magen verkältet."

„Ein gaſtroſophiſches Bild!" ſagte Ottmar lachend.

„Ja, was willſt du, daß ein Gaſtroſoph für andere Bilder gebrauche? Zudem paßt es auf ſeinen Gegenſtand. Dieſes Weib iſt, Gott ſtraf' mich, aus Glut und Eis zuſammengeſetzt."

„So etwas ſagt, wenn mir recht iſt, auch Calderon von ſeiner Heldin."

„Oh, du echter Deutſcher, du! Kann man denn keinen Gedanken äußern, ohne daß einem ſo ein Literaturkerl ſagt: Da und da ſteht er gedruckt? — Uebrigens, da wir gerade von Literatur ſprechen, du haſt natürlich ſeiner Zeit den ‚Salon‘ von Heine geleſen? Gut. Erinnerſt du dich der hübſchen Sachen, welche er über die Willis beigebracht hat?“

„Ich glaube.“

„Wohl, ſiehſt du, ſo eine Willi, ſo ein heimlich-unheimliches Weſen iſt Eva Bernwart — ſo ein bezauberndes Ding,

. . . das Stein' erweichen,
Menſchen raſend machen kann.

Ich ſage dir, Ottmar Horſt, hab' acht auf den kurioſen Muſkel, welchen man Herz nennt, oder ich werde es binnen acht Tagen erleben, daß du ein Narr wirſt wie alle wir andern. Doch da ſind wir endlich auf der Thalebene. Wir wollen aufſitzen und machen, daß wir zur Goldforelle kommen, bevor es Mittag läutet.“

## 3.

## Goldforellenwirths Goldforelle.

In der That, das Gehöft Im Bühl war, wie der gute Wate geſagt, ein heimeliger Ort.

Auf einer natürlichen Terraſſe lag die Goldforelle in behaglicher Breite unter ihre alten Obſtbäume hingebettet. Wie alle rechten Schwarzwaldhäuſer war auch dieſes aus Holz erbaut, aber ſolid, ſtramm, mit einer wahren Verſchwendung von Eichen- und Nußbaumholz und nicht ohne architektoniſche Zierlichkeit. Der breite Giebel ſchaute gegen die Straße hinab und wies drei Reihen von Fenſtern über einander, deren helle Scheiben in den beiden oberen Geſtocken hinter einem üppigen Flor von Nelken, Levkoien und anderen ländlichen Zierpflanzen faſt verſchwanden. Zu der in die Mitte der Hausfronte eingelaſſenen Hauptthüre führte und führt noch jetzt eine breite ſteinerne Treppe mit eiſernem Geländer empor, von deren oberſter Stufe man zunächſt in eine Vorlaube tritt, auf welche die Vorderfenſter des eigentlichen Wirths- und Schenkzimmers herausſehen.

Dieſe Vorlaube verlängert ſich links und rechts von der Hausthüre in eine Galerie, welche um das ganze Haus herläuft. Solche Galerien, deren Bruſtwehren zierliches Schnitzwerk bildet, haben auch die beiden oberen Stockwerke. Die unterſte iſt an beiden Seiten des Hauſes durch ein Spalier von Reben und Jerichoroſen mit der mittleren verbunden. Die Zimmer und Kammern der beiden oberen Stockwerke öffnen ſich auf die Galerien, welche ihrerſeits durch Treppen mit einander verbunden und alleſammt durch das weit vorſpringende Dach vor dem Unwetter geſchützt ſind. Zu der großen Treppe gelangt man von der Straße her über einen breiten Kiesplatz, von welchem aus links und rechts ein Weg an den Seitenfronten des Hauſes hin zu den Hintergebäuden führt, zu den Ställen und „Gaden", wo der Goldforellenwirth ſeine Ochſen mäſtet und ſeinen reichen Korn- und Futtervorrath verwahrt.

Noch ſind aber drei beſondere Zierden dieſes ſchönen Schwarzwaldheimweſens zu erwähnen. Da iſt erſtens ein klarer Bach, der rechter Hand von dem Haus in jähen Sprüngen von den Bergen herab durch das grüne Mattengelände dem Fluß im Thale drunten zueilt, in ſeinem tiefen, tannenbekränzten Granitbett brauſend und hier und da eine hübſche Kaskade bildend. Da iſt zweitens an der linken Hausecke ein Brunnen, der aus drei Röhren eine Fülle friſcheſten Bergquellwaſſers ergießt. Da iſt endlich drittens dieſſeits des erwähnten Kiesplatzes, wo die Terraſſe gegen die Straße zu abfällt, ein Raſenfleck, in welchem der gewaltige Stamm einer uralten Linde wurzelt, deren Geäſt den ganzen Raum vor dem Hauſe beſchattet.

Unter der Linde iſt ein Tiſch aufgeſchlagen und der war jetzt gedeckt. Daran ſaßen die beiden Freunde, welche ſo eben ihr Mittageſſen beendigt hatten. Wate ſaß behaglich mit übereinander gelegten Beinen in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, ſchlürfte ſeinen Wein und blies den Rauch ſeiner Cigarre in das grüne Gezweig empor, durch welches die Mittagsſonne goldene Lichter ſtreute. Auch Ottmar war ſeiner Aufregung von heute Morgen wieder völlig Meiſter geworden und theilte das Behagen des Freundes, theilte es um ſo mehr, da er ſich von der ganzen Umgebung angeheimelt fühlte. Er war als Knabe und noch als Jüngling viel im Bühl geweſen; zwiſchen ſeiner Mutter und der verſtorbenen Goldforellenwirthin hatte eine vertraute Freundſchaft gewaltet. Er nahm daher auch gegenüber der ſchmucken Tochter des Hauſes, welche ab und zu ging und kam, das Recht alter Bekanntſchaft in Anſpruch. Freilich, des Goldforellenwirths einzig Kind, das Aivli*), war ſeither aus einem kleinen Mädchen zu einem rechtſtattlichen „Meitli“ herangewachſen und ſo wollte ſich zwiſchen ihr und dem Pfarrersſohn anfangs der trauliche Ton von ehemals nicht recht wiederfinden. Aber das Aivli hatte „des Pfarrers ſelig von Moosbrunn ſeinen Ottmar“ doch faſt auf den erſten Blick wiedererkannt, obgleich das Mädchen noch ſehr tief in den Kinderſchuhen geſteckt zur Zeit, wo der junge Mann als angehender Student zum letztenmal in ihrem väterlichen Haus geweſen war. Das hatte dem Ottmar mächtig wohlgethan.

---

*) Alemanniſches Verkleinerungswort für Eva.

Seine Blicke folgten mit unverkennbarer Theilnahme dem ſchönen Kinde, wenn es, die Gäſte bedienend, zwiſchen dem Haus und der Linde hin und her ging, ſo frank und frei, mit jener zwangloſen Anmuth, wie ſie, die Idyllendichter mögen ſagen, was ſie wollen, die Natur nur ſelten ländliche Schönen lehrt. Es war etwas Zierliches in allen Bewegungen des Kirli, dabei etwas Friſches, Flinkes, Anſtelliges, was ſich auch jetzt nicht verleugnete, als ſie droben in der Verlaube das Kaffeegeſchirr zurüſtete.

Ottmar ſchaute dem Mädchen mit Vergnügen zu und ſummte endlich halbſingend vor ſich hin:

„Gott grüß' dich, Schenkentöchterlein!
Auf deinen beiden Wangen
Sind in dem hellſten Purpurſchein
Die Roſen aufgegangen.

Wie Lerchenlied aus hoher Luft
Klingt's lieblich aus deinem Munde,
Die Lefzen hauchen ſüßen Duft
Wie Veilchen im Waldesgrunde.

Und aus den ſchönen Augen ſprühn
So helle, heiße Funken,
Als wär' die Sonn' im Mittagsglühn
In ſie hinabgeſunken."

„Sagſt du was, lieber Junge?" fragte Wate, aus jenem Zuſtande auffahrend, welchen er unter dem Namen

Verdauungsdämmerung in einem eigenen Kapitel ſeiner „Philoſophie des Magens" abhandeln wollte. — „Ah ſo", fuhr er fort, mit den Augen der Richtung von Ottmar's Blicken folgend. „Du erluſtirſt dich, ſcheint es, immer noch gern mit Citaten und. Gott ſtraf' mich, dein Thema kann einen ſchon dazu bringen, Verſe zu recitiren. Wart' mal, wo hab' ich nur die da her?

Wie von Wellen getragen geht ſie, einem Schwan gleich,
Und ihr Blick iſt ſo ſüß wie ein Taubenblick,
Ihre Stimme ſo rein wie Nachtigallſang;
Es glühen ihre Wangen, roth angehaucht,
Wie die Morgenröthe am Gotteshimmel;
In goldenen Flechten wallt das lange Haar,
Mit hellen Bändern ſchmuck zuſammengeknüpft,
Um den Nacken ſchlängelt's, um die Schultern her,
Küßt die weiße Bruſt, die hochſchwellende —"

„Seht mal, der grimme Wate wird poetiſch!", ſagte Ottmar mit Lachen.

„Warum ſollt' ich nicht? Iſt die Poeſie etwa ein Monopol für euch Gelbſchnäbel? Ich ſag' dir, ich war von jeher ein Stück Poet, wenngleich nur ein geheimer, ſo zu ſagen, ein privatlicher. Im übrigen wirſt du zugeben, daß die von mir mit Geiſt und Gefühl citirten Verſe auf ihren Gegenſtand paſſen. Paſſen ſie nicht?"

„O ja, vollkommen. Ich beneide dich ordentlich um das Citat, beim Zeus! Aber ſag' mir, wie konnte dein gefühlvolles Herz ſo lange mit dieſem ſchönen Kind unter *einem* Dache weilen, ohne gerührt zu werden? Du biſt, wie du mir ſagteſt, durch des letzten Schwarzwalddrachens Hingang Glashüttebeſitzer geworden, id eſt ein Mann von unabhängiger Stellung, und in deinen Jahren ſollte man, vermuth' ich, allmälig ans Heiraten denken.“

„Heiraten?“ verſetzte Wate, mit komiſchem Entſetzen die Cigarre auf den Tiſch legend und mit beiden Händen in ſeinen Bart greifend. „Ans Heiraten denken!

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort —

Ich und heiraten? Du biſt, Gott ſtraf' mich, nicht recht geſcheid oder willſt mich uhzen*). Habe ich nicht dem Banner der Junggeſellenſchaft mich zugeſchworen auf ewig? Darf und kann ein Geſellſchaftsreformator in spe, ein künftiger Heiland der Küche ans Heiraten denken? Beſinne dich, Mann. Um mich auf mein ungeheures Werk vorzubereiten, muß ich gut eſſen. Wer ißt am beſten, Ehemänner oder Junggeſellen? Letztere ohne Zweifel. Warum? Weil ſie erſtens den Koſttiſch nach Belieben wechſeln können und weil zweitens alle Köchinnen der Welt ſich weit mehr Mühe geben, wenn ſie wiſſen, daß ſie für einen ledigen Mann kochen. Ich werde dieſen Erfahrungsſatz ſeiner Zeit und ſeines Orts ſpekulirend begründen. Alles zuſammengefaßt, muß ich meiner erhabenen Miſſion zu Liebe Junggeſell bleiben — quod erat demonstrandum.“

„Vor ſolcher Logik ſtreich' ich eiligſt die Segel.“

„Das iſt das Klügſte, was du thun kannſt. Im übrigen muß ich ſagen, das Kirli iſt ein herzig Kind. —

---

*) Foppen.

Sieh nur", fuhr der Grimme fort, zur Vorlaube hinaufblinzelnd, „was das Mädchen für 'ne prächtige Stirne hat! Und es iſt was drunter, ſag' ich dir, viel Mutterwitz, viel ſchalkhafter Humor. Und die dunkelblauen Augen unter und die weichen braunen Haare über dieſer Stirne ſind auch nicht von Stroh, ſollt' ich meinen. Und wie weiß das Aivli unſere gute alte Landestracht zu tragen! Sieh mal, wie die kurze, gefältelte ſchwarze Jüppe und der rothe Bruſtlatz und das ſchneeweiße Goller und die rothen Zwickelſtrümpfe und das neckiſche Schäppli, unter welchem hervor das glorioſe Zöpfepaar faſt bis zur Erde hinabfällt, der ſchlanken und leichten und dabei doch runden Geſtalt ſo prächtig ſtehen! Summa Summarum: 's Aivli iſt ein geſcheides, emſiges, ſeelengutes Aivli, ein dunderſchönettes Meitli, wie der ſelige Hebel ſagen würde, und der Goldforellenwirth hat, Gott ſtraf' mich! recht, wenn er das Kind ſeine Goldforelle nennt."

In Wahrheit, der Lobgeſang des Grimmen auf das Aivli war ein gerechtfertigter. Ottmar mußte ſich das geſtehen, als jetzt das Mädchen mit dem Kaffeebrett die Treppe herab und auf den Tiſch unter den Linden zukam. Es drang ſich ihm auch unwillkürlich eine Vergleichung des Mädchens mit der Frau auf, deren Erſcheinung auf dem Pfaffenwald ihn ſo ſehr überraſcht hatte. Da war freilich nicht das Pikante, bewußt Graziöſe, faſt dämoniſch Feſſelnde, welches der kühnen Reiterin eigen; aber dafür war über das Schwarzwaldmädchen die reizendſte Thaufriſche ausgegoſſen.

Dem jungen Mann kam es wunderlich vor, daß er ſich der Wirthstochter gegenüber viel befangener fühlte, als er es gegenüber der Gräfin geweſen, und dieſe ſeine Befangenheit ſchien ſich auch dem Mädchen mitgetheilt zu haben, welches die Taſſen ſtillſchweigend auf dem Tiſch ordnete und den braunen Trank einſchenkte. Als ſie Ottmar die Taſſe darreichte, hielt er ihre Hand feſt und ſagte:

„Sie erinnern ſich alſo meiner noch von alten Zeiten her, Jungfer Baldung?“

„Oh, freilich, Herr, aber ich weiß nicht recht, mit was für einem Titel ich Sie anreden muß.“

„Mit dem eines alten Bekannten, eines Freundes, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen. Nennen Sie mich kurzweg Ottmar.“

„Gut, alſo Herr Ottmar“, ſagte ſie beiſtimmend, einen Moment lang dem jungen Mann mit ihren guten Augen voll und freundlich ins Geſicht ſehend. „Aber dann“, ſetzte ſie hinzu, ihm ihre Hand entziehend, um auch den Bartmann mit Kaffee zu verſorgen, „dann müſſen Sie mich kurzweg Airli heißen, wie mich jedermann heißt.“

Stellt euch doch nicht ſo hölzern an, Mordſapperment!“ miſchte ſich Wate ein. „Ihr ſeid alte Bekannte und jetzt geht ihr um einander herum wie die Katze um den heißen Brei. 's Airli hat mir ſchon hundertmal die Ohren vollgeſchwatzt, wie des moosbrunner Pfarrers ſein Ottmar früher mit ihr im Bühl herumgeſprungen. Macht doch keine ſo ſtädtiſchen Grimaſſen, und maßen ihr, vermuth' ich, ſchier zu groß geworden, euch zu duzen, ſo laßt wenigſtens das Sie aus dem Spiel und ſagt Ihr zu einander, wie alle rechten Schwarzwälder thun. Was meint Ihr, Aivli?"

„Ich mein', mit Verlaub, Ihr habt recht, Herr Dokter."

„Ja, freilich hat er recht, Aivli", ſagte Ottmar. „Kommt, ſetzt Euch ein bißle zu uns. Wir wollen von alten Zeiten ſchwatzen."

„Hm, lieber Junge", bemerkte Wate, „ich glaube faſt, eine Erinnerung von neuerem Datum dürfte dir wohlgefälliger ſein. Darf ich unſerm Freund da mittheilen, liebes Aivli, wie Ihr weintet, als ich Euch mal erzählte, wie ein gewiſſer armer Teufel von Reichsverfaſſungskämpfer krank und elend in den Kaſematten lag?"

Ottmars Auge ſuchte das des Märchens, aber Aivli hielt die ihrigen zu Boden geſenkt und Purpurröthe überzog ihre Wangen.

„Ich dank' Euch, Aivli", ſagte der junge Mann tiefbewegt. „Ich dank' Euch von Herzen. Alſo hatte ich unrecht, damals zu glauben, ich ſei von aller Welt vergeſſen und verlaſſen?"

„Oh, Herr Ottmar", verſetzte das Mädchen, treuherzig aufblickend, „das hättet Ihr nicht glauben ſollen. Alle rechten Leute im Murgthal haben Euch aufrichtig beklagt, als man hörte, daß Ihr bei Waghäuſel verwundet und in die Kaſematten geſchleppt worden wäret. Der

Vater hat da gleich geſagt: Aivli, ich muß nach dem Ottmar lugen. Sein Vater und ſeine Mutter ſelig waren die brävſten Leut' im Schwarzwald und er ſelbſt —"

„Er ſelbſt?" fragte Ottmar, als das Mädchen ſteckte.

Sie blickte zur Seite und fuhr fort:

„Er ſelbſt, ſagte der Vater, hat ſich — mit Verlaub, der Vater ſagte ſo — hat ſich wie ein rechter Kerl benommen. Aber der Vater konnte nicht nach Euch lugen, wie er doch wollte, Herr Ottmar, denn er wurde noch am ſelbigen Tag ebenfalls eingezogen und hatte eine lange Unterſuchung auszuſtehen. Ja, zur ſelben Zeit war es hier recht traurig im Bühl und —"

„Aivli!" rief eine Männerſtimme im Hauſe.

„Ach, da iſt der Vater", ſagte das Mädchen, dem Hauſe zueilend.

Gleich darauf hörte man ſie droben in der Hausflur ſagen:

„Vater, des Pfarrers ſelig von Moosbrunn ſein Ottmar iſt wieder da. Er iſt draußen unter der Linde."

„Was, der?" erwiderte die Männerſtimme von vorhin. „Das freut mich, Meidli, bi Gott!"

So ſprechend, trat der Forellenwirth unter die Hausthüre und kam die Treppe herab, ſeinen neuen Gaſt zu begrüßen.

Er war eine ſtramme ſchwarzwälder „Mannengeſtalt", der Goldforellenwirth im Bühl. Obgleich nicht mehr jung, denn er hatte ſpät geheiratet, zeugte ſein ganzes

Auftreten von Rüſtigkeit und Behäbigkeit. Er trug auf den grauen Haaren einen ſchwarzen Strohhut, deſſen Krämpe ſein geſund röthliches Wirthsgeſicht beſchattete. Mit über die linke Schulter geworfenem Wams ging er in Hemdärmeln und offener Mancheſterweſte, welche den breitbändrigen, landesüblichen Hoſenträger ſehen ließ. An die ſchwarzmancheſterne Kniehoſe ſchloſſen ſich weiße Strümpfe an, welche eine reſpektable Wadenrundung zeigten und in derben Schuhen mit ſilbernen Schnallen endigten. In den Zügen des Mannes lag viel Bonhommie, aber auch etwas Decidirtes, etwas, was ſagte, er laſſe nicht mit ſich ſpaßen. Vielleicht konnte einer, der viel mit Bauern verkehrt hatte, beim Anblick dieſer Phyſiognomie noch mehr ſagen, nämlich das: dem Teig, woraus der Goldforellenwirth geknetet war, ſei eine gute Portion Bauernſtolz beigemiſcht, und es wäre dieſe Ausſage keineswegs eine grundloſe geweſen, vorausgeſetzt, daß man das Wort Bauernſtolz nicht, wie gewöhnlich geſchieht, im ſchlechten, ſondern im beſten Sinne genommen hätte. Ja, der Goldforellenwirth hielt was auf ſich und das durfte er, denn er war als ein Mann von hellem Verſtand und großer Willenskraft im ganzen Gebirge bekannt und geachtet, deſſen Intereſſen er geſchickt und uneigennützig in früherer Zeit zweimal auf dem Landtage vertreten hatte. Zu jener Zeit hatte eine damals große und einflußreiche Partei den ſchlichten Schwarzwälder mit Stolz zu den Ihrigen gezählt. Er aber war auch ſpäter, in ernſteren Prüfungen, der guten alten Sache treu geblieben, während die meiſten ſeiner Kollegen auf den Oppoſitionsbänken dieſe Prüfungen ſchlecht genug beſtanden hatten. Auf dieſes Kapitel durfte man ihn nicht bringen, ſonſt wurde er wild. Uebrigens war der Goldforellenwirth Baldung weder ein Politiker von Fach, noch ein politiſcher Kannegießer, ſondern ein Landmann und Landwirth. Beides recht zu ſein, darein ſetzte er ſeine Ehre. Einen tüchtigen Heuſtock im Gaden, gute Milchkühe und fette Ochſen im Stalle, reine Pfannen in der Küche, reine Weine im Keller und ordentliches Geſinde im Haus, das hält einen Mann eben, pflegte er zu ſagen.

„Geſegnete Mahlzeit, ihr Herren“, ſagte er, zu den Freunden herantretend, „und grüß' Gott, Herr Ottmar! Freut mich, daß Ihr den Weg zum Bühl noch nicht vergeſſen habt, und freut mich doppelt, daß Ihr nicht nacher Amerika gangen ſeid, wie der Dokter da und wir alle gemeint haben. 's iſt, bi Gott, ein Unglück fürs Ländle, daß die brävſten Leut' jetzt drauf verſeſſen ſind, über den großen Bach 'nüberz'gehen. Wird wohl, denk' mir, auch wieder mal 'ne Zeit kommen, wo man ſie daheim brauchen könnt'.“

Ottmar war aufgeſtanden, um die herzliche Begrüßung des Forellenwirths zu erwidern.

„Wie hätte ich“, ſagte er, „den Weg zu einem Hauſe vergeſſen ſollen, in deſſen Räumen ich ſo viele glückliche Stunden meiner Knaben- und Jünglingsjahre verlebte? Es hat mir auch herzlich wohlgethan, Herr

Baldung, daß Eure Tochter mich gleich wiedererkannte, obgleich es lange her iſt, daß ich nicht mehr hier geweſen und ſie bei meinem Scheiden noch recht klein war.“

„Aber ſie hat ſich geſtreckt, nicht wahr?“ verſetzte der glückliche Vater. „Und ein recht's Meitli iſt's, das darf ich wohl ſagen. 's hat Grütz im Kopf, Herr Ottmar, bi Gott! He, Rivli“, rief er ins Haus hinein, „bring' mir mein Imbißeſſen da heraus! Die Herren werden's, denk' mir, wohl leiden, daß ich mich ein bißle zu ihnen ſetze. Bin mächtig hungrig und durſtig. 's macht heut' ſölli*) heiß und ich war weit droben im Thal in meiner Sage**) beim Wolfsloch.“

„'s iſt ein ſeltſamer Mann, der Goldforellenwirth, lieber Junge“, ſagte Wate zu Ottmar. „Schafft und rackert ſich noch immer ab, als hätt' er's nöthig und wär' er nicht der, der er iſt. Du kannſt nicht glauben, wie große Mühe ich mir ſchon gegeben, ihm das Erhabene der Philoſophie des ſüßen Nichtsthuns begreiflich zu machen, aber alles umſonſt.“

„Ei, ſo ſchlag'!“ entgegnete der Wirth. „Bleibt mir mit Eurem Schnickſchnack vom Leibe, Doktor. 's wär', nichts für ungut, auch beſſer, Ihr ſäßet drüben auf Eurer Glaſerei im Trauſigthal, ſtatt da im Forgthal herumzuduſeln, bis Euch vor lauter Faulheit der Bart ſo lang wächſt, daß Ihr am End' drüber ſtolpert und den Hals brecht.“

---

*) Sehr, ungewöhnlich.

**) Sägemühle.

Ottmar lachte und der Grimme ſtimmte herzlich mit ein.

„Ja, ſiehſt du“, ſagte er zu ſeinem Freunde, „wir leben in beſtändiger Fehde, my landlord und ich. Deſſenungeachtet ſind wir dicke Freunde, namentlich ſeit ich ihm unwiderlegbar bewieſen, daß es zwei Hauptarten von menſchlichen Organiſmen gebe, wovon die eine Art zum Arbeiten, die andere zum Genießen organiſirt und folglich auch prädeneſtirt ſei.“

„Bewieſen, Dokter? Ihr habt mir, bi Gott! nichts bewieſen als das, daß Ihr eines Tages doch wieder zum Pulsgreifen und Receptſchreiben werdet langen müſſen, wenn Ihr Eurem pfiffigen Werkführer nicht beſſer auf d' Finger lueget.“

Aivli machte dem freundſchaftlichen Streite zwiſchen Wirth und Gaſt, wie er ſich in der Goldforelle oft erneuerte, dadurch ein Ende, daß ſie dem Vater das Mittageſſen auftrug. Der Goldforellenwirth richtete mehrere Fragen über wirthſchaftliche Vorkommniſſe und Arbeiten an die Tochter und machte ſich dann, durch ihre runden und klaren Antworten befriedigt, an ſein Eſſen.

„Ja, daß ich's nicht vergeſſ', Vater“, ſagte das Mädchen. „Der Herr Graf hat auch wieder hergeſchickt, dieſen Morgen, Ihr wart kaum fort. Ihr möchtet, ließ er ſagen, doch ſo gut ſein —“

„Was?“ fragte Herr Baldung ziemlich unwirſch.

„Und ihn heut' noch oder morgen mit einem Beſuche beehren.“

„Lirumlarum. Was haſt du zur Antwort gegeben?"

„Nichts. Was konnt' ich ſagen?"

„Was du ſagen konnteſt? Ei, ſo ſchlag'! ‚Du weißt ja wohl, daß ich mit dem Schloß nichts mehr zu thun haben will, gar nichts. Die Wirthſchaft wird nimmer lang währen. 's muß bald einen tüchtigen Klapf abſetzen. Aber ich will mich über das Zeug nicht ärgern. — Geh, Aivli, und hol' im hinteren Keller ein paar Flaſchen von den gelbgeſiegelten. Ich möcht' mit dem Herrn Ottmar Proſit trinken. — Aber wer kommt denn da?"

„'s iſt ein Stadtherr, der heut' Vormittag ſein G'fährt da einſtellte."

„So, ſo. Mach', daß der Wein kommt. — Der iſt ſölli dick", fuhr er fort, auf den Mann blickend, welcher von der Straße zur Geldforelle heraufkam.

„Ja, dick und ſchwer", ſagte Wate, „und er ſchnauft wie ein' Lokomotiv."

# 4.

## Herr Gleichſam.

Das rothglühende Vollmondgeſicht mit einem rothſeidenen Taſchentuch abwechſelnd anwehend und abtrocknend, die dicken Backen aufblaſend, ſchnaufend und puhſtend trat der neue Ankömmling, ein kleiner kugelrunder Mann, angethan mit einem ſehr langſchößigen Rock, einer dicken weißen Halsbinde und einem übermäßig hohen Hutcylinder, an die Geſellſchaft unter der Linde heran.

„Schönen, guten Tag, ihr Herren", ſagte er. „Exkieſe — puh, puh! Schenire doch nicht — puh — will nicht heiſſen! Sehr heiß heut', übertrieben für einen Maitag gleichſam."

„Nehmt Platz, Herr", ſagte der Wirth und das mit dem geforderten Wein zurückgekehrte Rieti ſchob dem Erhitzten einen Stuhl an den Tiſch.

Der kleine Dicke ließ ſich auf den Stuhl fallen, augenſcheinlich faſt aufgelöſt von Hitze, Aufregung und Erſchöpfung. Er keuchte ordentlich und der Schweiß perlte ihm auf den Wangen.

„Ei, ſo ſchlag', Herr“, ſagte der Goldforellenwirth, ſeine gaſtronomiſche Beſchäftigung einen Augenblick unterbrechend. „Ihr müßt, bi Gott, einen weiten und ſchweren Weg gemacht haben, um däweg*) aus dem Häuſli z'kommen.

„Aus dem Häuſli?“ verſetzte der Dicke mit einem ſtöhnenden Seufzer und noch immer ſich Luft zufächelnd. „Nein, ich komm' mit nichten aus dem Häuſli, ſondern vielmehr aus des Teufels Rachen, direktement gleichſam — puh!“

Der Mann ſagte das ſo drollig ernſthaft, daß Ottmar lächelte, Wate aber, welcher dem Dicken gegenüber ſaß, dieſem unverhohlen ins Geſicht lachte.

„Ja, ihr Herren, ihr habt gut lachen — Exkieſe! Mir aber iſt's nicht ums Lachen zu thun, wohl aber ums Weinen gleichſam. — Oh, lieb's Jüngferli, ſei'n Sie doch von der Gütigkeit, mir 'ne Portion Eſſen zu b'ſorgen, 'ne recht tüchtige Portion gleichſam. — Hätt' ich doch was zu mir genommen, ehe ich in das verwunſchene Schloß ging. Ein nüchterner Mann hat kein Glück. — Geſchah mir recht gleichſam.“

„Entſchuldigen Sie, Herr Gleichſam“, ſagte Wate, deſſen Humor durch das Gebaren des Dicken gereizt wurde.

„Exkieſe“, unterbrach ihn der Angeredete mit einem unbehaglichen Blick auf den furchtbaren Bart Wate's,

---

*) So, alſo.

„Erlieſe, Herr — r — rr. Ich heiße Tauberich, Valentin Tauberich, einer löblichen Kaufmannsgilde der guten Stadt * * * * *burg Mitglied, Detail- und Großhändler gleichſam, auch Stadtrath und Kirchenälteſter obendrein. Und Sie, um Vergebung — darf ich gehorſamſt fragen — ſteht der Herr wohl mit dem ſchrecklichen Schloß da droben am Fluß oder im Fluß gleichſam in Beziehung, Verbindung oder ſonſt welchem Verhältniß gleichſam?"

„Habet nicht Gemeinſchaft mit den Gottloſen, ſpricht der Herr!" entgegnete Wate näſelnd und die Augen möglichſt verdrehend. „Herr Valentin Tauberich, Detail- und Großhändler gleichſam, auch Stadtrath und Kirchenälteſter, ich bin nur ein unwürdiges Mitglied des Bundes der Heiligen, welche da genennet werden Mormonen und welche da hauſen weit hinten am großen Salzſee, und ich bin getrieben vom Geiſt und ausgeſandt, zu bekehren die Völker im Allgemeinen und die Detail- und Großhändler, Stadträthe und Kirchenälteſten der guten Stadt * * * * *burg im Speciellen gleichſam."

Der Herr Tauberich fuhr zurück und ſah dem Bartmann eine Weile mit hellem Schrecken ins Geſicht. Dann näherte er ſein Geſicht dem des Wirthes und flüſterte ihm ins Ohr:

„Läßt man denn ſolche Kerle frei herumlaufen? Das iſt ja wieder ein Stück Revolution und gegen alle Kleiderordnung gleichſam."

Ottmar ſagte inzwiſchen leiſe zu Wate:

„Ich bitte dich, mach's nicht zu arg. Wir müſſen doch erfahren, was dem Philiſter im Schloſſe paſſirte."

Wate nickte und ſagte:

„Sie brauchen ſich, lieber Bruder Tauberich, vor mir keineswegs zu entſetzen. Ich bin ein Mann des Friedens, Gott ſtraf' mich! und wenn mich der Geiſt demnächſt nach der Stadt führt, werden wir, hoff' ich, die beſten Freunde von der Welt werden."

Das Mißtrauen des dicken Mannes war jedoch augenſcheinlich nicht ſo leicht zu beſchwichtigen, allein Ottmar ließ ihm nicht Zeit zu einer weiteren Aeußerung deſſelben.

Sie würden mir einen Gefallen thun, Herr Tauberich", ſagte er, „wenn Sie mir etwas Näheres über das gräfliche Schloß mittheilen wollten. Ich bin mit den Verhältniſſen deſſelben ganz unbekannt und doch habe ich ein nicht unwichtiges Geſchäft dort abzumachen. Aber Sie ſprachen zuerſt von einem Teufelsdrachen. Darf ich fragen, wie der mit dem Schloſſe zuſammenhängt?"

Der Gefragte fixirte einen Augenblick den Frager, und da ihm das Geſicht deſſelben Vertrauen einflößte, ſo platzte er alsbald mit der Antwort heraus:

„Das Schloß, ja, das iſt eben der Teufelsdrachen gleichſam, welchem entronnen zu ſein ich froh bin. Doch Herr — Exkieſe, darf ich ſo frei ſein, um Ihren werthen Namen zu bitten? Man weiß doch gleichſam gern, mit wem man die Ehre hat. Nichts für ungut."

„Ich heiße Horſt und bin Rechtskonſulent in der Reſidenz."

„Ah ſo! Freut mich gleichſam, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, Herr Horſt."

„Sehr verbunden, Herr Tauberich. Sie ſind ein Geſchäftsmann, ich bin es auch, und Geſchäftsleute ſollten ſich unterſtützen, wie Sie wiſſen."

„Da haben Sie recht gleichſam; aber, Exkuſe, mit Reſpekt zu melden, beſchlägt Ihr Geſchäft in dem hölliſchen Schloß auch eine Geldforderung? Nicht daß ich wunderfitzig wäre, behüte, allein: Schlägſt du meinen Juden, ſchlag' ich deinen Juden, heißt's im Sprichwort gleichſam, und ſo —"

„Möchten Sie wiſſen, was ich im Schloſſe will?"

„Ja, gleichſam."

„Wir wollen, lieber Bruder Gleichſam", näſelte wieder Wate ſalbungsvoll, „ja, mein gottſeliger Freund da und ich, wir wollen den Teufel austreiben, welchen Sie, wie es ſcheint, in Bermeartoball geſehen haben. Ego te obsecro, diabole! Vade retro, satanas!"

Ottmar trat ſeinem Freund auf den Fuß, denn Herr Tauberich wurde augenſcheinlich wieder ſtutzig und murmelte etwas in ſeine weitvorſtehende Halsbinde, was etwa heißen mochte: „In welche verhenkerte Geſellſchaft bin ich denn da gerathen?"

„Was wird's weiter ſein?" bemerkte der Goldforellenwirth, welcher inzwiſchen mit ſeiner Mahlzeit zuſtande gekommen war und jetzt die gelbgeſiegelten Fläſchchen entkorkte. „Der Herr da hat, ſchätz' ich, Geld an den Grafen zu fordern —"

Herr Tauberich nickte.

„Und ging ins Schloß“, fuhr der Wirth fort, „um ſein Geld zu heiſchen —“

Herr Tauberich nickte abermals.

„Und da haben ſie ihn auf eine artliche Art hinausſpedirt.“

Tauberich nickte nicht, ſondern ſchrie, den Mund halb voll von der Suppe, welche ihm das Rivoli aufgeſtellt, und heftig mit den Armen wedelnd:

„Artlich? Auf eine artliche Art? Gott ſteh' mir bei! Auf eine hölliſche, heidniſche, kommuniſtiſche Art iſt man mit mir umgegangen gleichſam. Und ſagen thu' ich, ſoweit und ſolange es Stadträthe und Kirchenälteſte gibt, iſt nie einem ſo mitgeſpielt worden. Es iſt Revolutzerei und Kirchenſchändung gleichſam. Aber es gibt noch Obrigkeiten im Lande und Gerichte —“

„Gleichſam“, ſagte Wate mit Gravität.

„Gleichſam hin, gleichſam her, Herr. Wir wollen doch ſehen, ob ſo ein Lumpazi gleichſam von Graf einen ehrſamen Bürger —“

„Und Stadtrath“, fiel der unverbeſſerliche Wate ein. „Aber werden Sie nicht anzüglich, Herr Tauberich. Ruhe iſt des Bürgers erſte Pflicht.“

Herr Tauberich warf dem Bartmann einen wüthenden Blick zu und ſchob einen großen Brocken gebackenen Fiſches in den Mund.

„Nehmen Sie ſich in acht, lieber Herr“, ſagte Wate theilnahmevoll, „die Fiſche haben Gräten gleichſam.“

„Herr — r — rr“, fuhr Tauberich auf.

„Ei, ſo ſchlag'!“ legte ſich der Wirth ins Mittel. „Wer wird auch ſo hitzig ſein? Erzählt uns doch Eure abſonderliche Geſchichte und kommt, vorher wollen wir ein Glas von dem Rothen da trinken. Der ſpült die Gräten und den Aerger hinunter.“

Man ſtieß an und der Dicke ließ es hingehen, daß Wate dabei ſagte: „Auf ihr Wohl gleichſam, Herr Tauberich.“

Wate ergötzte ſich offenbar unbändig. Der Bart wackelte ihm vor innerlichem Lachen und er ſagte verſtohlen zu ſeinem Freunde: „'s iſt ein Prachtkerl, der Herr Tauberich.“

Ottmar ließ den „Geſchäftsmann“ ſeinen Appetit ſtillen, was er mit Vehemenz that, und ſagte dann:

„Aber Ihre Geſchichte, Herr Stadtrath? Sie werden mir meine Neugier zu gute halten; ſo etwas intereſſirt uns Advokaten.“

„Glaub's wohl, Herr. Hoſt. 's wird auch eine Geſchichte für Advokaten geben oder ich heiße nicht Valentin Tauberich.“

„Nun, ſo fackelt nicht ſo lange, Mann“, ſagte der Wirth. „Heraus damit! Wie war's denn?“

„Ja, wie war's? Schändlich war's! verſetzte der Dicke, welcher froh war, ſeine Geſchichte endlich an den Mann bringen zu können. „Schändlich war's und meuchelmörderiſch gleichſam, und das ſag' ich!“

„Das iſt, was man in der Rhetorik eine Präambel nennt“, bemerkte Wate.

„Brambel, Herr? Geht mit Euren Brambeln! Ich bin heute ſchon genug gebrambelt worden gleichſam."

Der Grimme barſt in ein helles Gelächter aus.

„Mein Freund wollte ſagen", bemerkte Ottmar begütigend, „daß Sie Ihre Erzählung mit einer Einleitung begonnen hätten."

„Ja ſo, das iſt was Anderes. Exkieſe! Aber man ſoll gutes Deutſch reden, wenn man einen vernünftigen Sukkurſch führen will."

„Da habt Ihr recht gleichſam, edler Bürger und Stadtrath", ſagte Wate ernſthaft. „Wir wollen alſo jetzt einen vernünftigen Diskurs führen oder, wie Ihr Euch poetiſch auszudrücken geruht, einen Sukkurſch. Alſo erzählt friſch darauf los, werther Gönner und Freund."

Der deutſche Philiſter iſt bekanntlich neben dem Schaf und dem Kaninchen das geduldigſte aller Geſchöpfe. Wir erinnern an dieſes hiſtoriſche Faktum, weil ſonſt dem Leſer das Benehmen des guten Herrn Tauberich unnatürlich oder unmotivirt erſcheinen könnte. Der gute Mann war keineswegs einfältig genug, um nicht zu merken, daß Wate mit ihm „das Michele ſpiele"; allein ſeine Entrüſtung darüber verhielt ſich zu ſeiner deutſchen Schafsgeduld wie eins zu hundert.

Herr Tauberich begnügte ſich daher, dem Bartungeheuer, wie er Wate innerlichſt nannte, einen Blick ſouveräner Verachtung zu gönnen, und hob ſeine Geſchichte folgendermaßen an:

„Die Herren ſind ohne Zweifel in der guten Stadt *****burg bekannt, will ſagen, Sie haben Connoſſanze von der Stadt gleichſam. Nun wohl, verſtehen Sie? wenn Sie über den Marktplatz gehen, von unten herauf und dann links um die Ecke, dann wieder rechter Hand an dem großen Brunnen vorbei gleichſam, was ſehen Sie dann links ſchräg über der Straße? Ein grün angemaltes dreiſtöckiges Haus, das ich ein recht anſtändiges Haus nennen muß, obgleich es nur meiner Wenigkeit gehört."

„Beſcheidenheit das ſchönſte Kleid, ſagt Chriſtoph Schmid", bemerkte Wate.

„Alſo das Haus gehört mir", fuhr Tauberich fort, ohne ſich an die Einſchaltung des „Barkunzebeuers" zu kehren, „und im untern Stockwerk rechts von der Hausthüre befindet ſich mein Geſchäftslokal, perſpektive ein —"

„Une boutique, reſpektive ein Laden gleichſam."

„Behalten Sie Ihre verdammte Butike für ſich, Herr — r — rr Senndie! Ich habe nichts mit Butiken zu ſchaffen und verbitt' es mir gleichſam, daß Sie mich bebutiken. Exkuſe! Ich bin ein ruhiger Bürger —"

„Und Stadtrath, ſowie Kirchenälteſter gleichſam —"

„Butik! Ei, ja wohl! Selbſt Butike meinetwegen."

„Thun Sie doch nicht ſo rabiat, liebwertheſter Herr Tauberich, oder ich laſſe Sie auf meine Pfeife malen und zwar in Lebensgröße."

Herr Tauberich wandte ſich mit unbeſchreiblicher Verachtung von ſeinem Peiniger ab und adreſſirte die Fortſetzung ſeiner Erzählung ausſchließlich an Ottmar, welcher eine löbliche Ernſthaftigkeit zu behaupten wußte.

„Ja, ſehen Sie, Herr Horſt, da ſtehe ich, wie gleichſam ſchon geſagt, es mag jetzt circa ein halbes Jahr her ſein oder was drüber, eines ſchönen Tages, das heißt im Oktober vorigen Jahres, in meinem Komptoir und ſchreibe meine Briefe, da rathen Sie mal, was geſchah? Draußen vor dem Geſchäftslokal — ich nenne es ein Geſchäftslokal, denn es iſt keine Butike — fährt eine prächtige Ekibaſche an und aus der ſteigt ein Herr von recht fürnehmem Ausſehen gleichſam. Was thu' ich nun? Ich gehe an die Thüre, den Herrn zu empfangen. Höflichkeit ſteht einem Geſchäftsmanne wohl an, wiſſen Sie? Wohl und gut, der Herr grüßt mich und, ſagt er: ‚Herr Tanderich, man hat mich berichtet, Sie ſeien der Mann, welcher das beſtaſſortirte Lager von Tabacken in der ganzen Stadt habe.‘ — ‚Da hat man Sie mit Wahrheit berichtet, Herr‘, ſag' ich, ‚ohne mir zu ſchmeicheln gleichſam. Womit kann ich dienen, Herr?‘ — ‚Haben Sie einen erklecklichen Vorrath von Louiſiana und Varinas Nr. ſo und ſo?‘ fragt er. — ‚Freilich, freilich‘, ſag' ich, ‚gerade von dieſen Sorten hab' ich einen ſchönen Vorrath beſter Qualität gleichſam.‘ — ‚Wollen Sie mich davon Einſicht nehmen laſſen?‘ fragt er. Ich, per ſe, ſage ja und führe den Herrn ins Magazin und an die Fäſſer, damit er die Waare prüfen kann, an der Quelle gleichſam. Er, nicht faul, prüft ſie, und wie er den Taback durch die Finger tanzen läßt und dran riecht und auch mit der Zunge probirt, denk' ich bei mir, der thut den Taback verſtehen. — ‚Hören Sie‘, ſagt der Herr, ‚ich brauche von dem

Varinas da hundert Pfund und von dem Louiſiana ebenfalls hundert Pfund.‘ — ‚Sehr verbunden‘, ſag’ ich. — ‚Wohl‘, ſagt er, ‚packen Sie mir die Waare ſorgfältig und ſchicken Sie dieſelbe mit der nächſten Fuhre ins Forgthal hinauf. Die Rechnung legen Sie bei. Ich bin der Graf Hippolyt von Bernwart zu Bernwartshall.‘ — ‚Eine Ehre für mich, Herr Graf‘, ſag’ ich, ‚werde Ihrem gütigen Auftrag pflichtſchuldigſt nachkommen.‘ Ein Geſchäftsmann, Herr Horſt, wiſſen Sie? muß immer höflich ſein gleichſam. Wohl, wie geſagt, ich packe den Taback, das heißt, ich laſſe ihn packen — denn, wiſſen Sie, ich habe, Gott ſei Dank, nicht nöthig, ſelber den Packknecht zu machen gleichſam — und expedire die Waare mit beigelegter Rechnung nach Awibs.“

„Und das war die ganze Geſchichte?“ fragte Ottmar.

„Ach nein“, verſetzte Tauberich wehmüthig, „nicht die ganze leider gleichſam.“

„Ihr kriegtet das Geld für Euren Taback nicht, nicht wahr?“ ſagte der Goldforellenwirth, dem grimmen Wate zublickend.

„Bis dato hab’ ich keinen Kreuzer davon geſehen“, erwiderte der Dicke ſeufzend. „Aber das iſt noch nicht das Aergſte.“

„Bitte, fahren Sie fort, Herr Tauberich“, ſagte Wate. „Das iſt, Gott ſtraf’ mich! die intereſſanteſte Tabacksgeſchichte gleichſam, die mir je vorgekommen. Wie ging’s denn weiter, liebſter Freund?“

Ja, wie ging’s?“ entgegnete der Geſchäftsmann ſogleich bereit, ſeinen Groll gegen den Frager zu vergeſſen, wenn ihn derſelbe nur in Ruhe ließ. „Niederträchtig ging's, und das ſag ich!"

Der entrüſtete Tabackshändler nahm einen großen Schluck Wein zu ſich und fuhr dann zu erzählen fort:

„Sehen Sie, meine Herrſchaften, wie gleichſam ſchon geſagt, ich kriegte kein Geld. Nun hat aber Handel und Wandel, wie mein in Gott ruhender Vater zu ſagen pflegte, zwei Seiten: Ausgeben und Einnehmen oder, geſchäftsmäßig geſprochen, Soll und Haben. Gut, aus alledem folgt gleichſam, daß ich das Geld für den gelieferten Taback erwartete, aber nicht empfing."

„Sie ſind ein Logiker erſter Größe, Herr Tauberich, Spaß beiſeite gleichſam. Aber weiter."

„Nun wohl, es vergingen einer, es vergingen zwei, drei, ſechs Monate, ohne daß die Bezahlung mehrbeſagter Rechnung einging. Da wurde mir die Sache doch ſchier zu bunt gleichſam und wurde ich ganz brummig darüber. Meine Eheliebſte, die meine Art und Weiſe kennt gleichſam, ſagte zu mir: ‚Vale', ſagte ſie, ‚dir geht was im Kopf rum.' — ‚Ja', ſagt' ich, ‚der Herr Graf von Bernwart mitſammt dem Varinas und dem Louiſiana, weißt du? gehen mir im Kopf rum. 's iſt zwar, weißt du? Pflicht und Schuldigkeit eines ehrſamen Bürgers gleichſam, eines hohen Adels Kundſchaft zu ſonderbarer Ehre ſich anzurechnen, jedennoch Handel und Wandel —'"

„Haben zwei Seiten, Herr Tauberich, das wiſſen wir bereits gleichſam."

„Alſo, wie ſchon geſagt, meine Eheliebſte, die, wie ich wohl ſagen darf, ein ſonderbarlich geſcheides Frauenzimmer iſt gleichſam, that ſagen: ‚Bale, wie wär's, wenn du den Schimmel einſpannen ließeſt und mal ins Forgthal naufkutſchirteſt?‘ — ‚Potz Blitz‘, ſagt' ich, ‚Ammreili, du haſt recht gleichſam; gleich morgen will ich ins Forgthal und ſehen, was aus meinen zweihundert Pfunden Taback geworden iſt.‘ Wohl, ließ alſo den Schimmel anſpannen und war ſchon bei guter Zeit im Thal eben. Stellte mein G'ſährt hier in der Goldforelle ein und ließ mir von dem hübſchen Jüngferle ſagen, daß der Weg ins Schloß gradaus durch die Pappelallee ginge. So macht' ich mich denn guten Muths auf, um mein Geſchäft abzuthun gleichſam. Gefiel mir freilich das Ding nicht ſo ganz recht, als ich bei dem Schloſſe ankam. Sieht grauſelig aus gleichſam, das Schloß, wie ſo 'ne alte Räuberburg, allwo es nicht geheuer. Wäre ums Haar wieder umgekehrt, denn wiſſen Sie, meine Herrſchaften, ich bin ein friedlicher Bürger gleichſam. Faßte mir aber doch ein Herz — hätt' ich's nur ungefaßt gelaſſen! Nachdem ich mir aber das finſtere Bauweſen gründlich angeguckt, marſchirt' ich drauf los und kam zunächſt unter ein kurioſes Dings da, das wie der Eingang zu 'ner Kirche ausſieht, ſo etwas, was die Arſchidegten gleichſam eine Halle oder einen Triumphbogen oder ſo was nennen. Wie ſchon geſagt, es ſieht wie ein Thor aus, und alldieweilen Thore zum Durchgang da ſind, ging ich ſo in meinen Gedanken gleichſam durch das Ding, aber Mordſapperment!

da wär' ich ſchier ſchön angekommen! Beſagtes Thor iſt eigentlich nur ein Vexirthor, maßen gleich dahinter ein Waſſergraben liegt, in welchen ehrliche Menſchen ohne Awiſo hinunterplumpen gleichſam. Plumpte auch faſt gar hinab, was ſchändlich iſt und das ſag' ich!"

„War denn die Zugbrücke aufgezogen, Mann?" fragte Wale.

„Ja freilich war ſie aufgezogen gleichſam. Und ich frage, gehören derartige Inſtitutionen in unſerer Zeit an ein ehrliches Haus? Was? Was? Als ich noch ein dummer Junge war, da las ich mal in einer Rittergeſchicht' von Zugbrücken und Fallgattern und Verließen und anderen ſolchen ſchauerlichen Inſtitutionen, aber mein Vater ſelig ſchlug mir das Buch um den Grind, ſagend, das ſeien lauter verfluchte Phantaſtigkeiten, die keinen Kreuzer einbrächten. Jedennoch ſagte mein Vater ſelig auch jezuweilen: ‚Vale, ſchick' dich in die Umſtände, wenn du was vor dich bringen willſt.' — Gut, was thu' ich alſo in dieſer meiner Alterizion? Ich ſchicke mich in die Umſtände gleichſam. Da war unter dem Bogen des Vexirthors ein Klingelgriff angebracht. Daran zog ich, anfangs hübſch ſachte und düſemang gleichſam, wie's 'nem Menſchen von Lebensart anſteht, dann ein bißle ſtärker, bis es drüben läutete, und nun, was geſchah? In dem Thürmchen neben der Zugbrücke — eigentlich ſind zwei ſolche Thürmchen da, rechts eins und links eins — geht ein Fenſterchen auf und ein beliebiger Kerl ſteckt den Kopf heraus gleichſam und ſchreit: ‚Was wollt Ihr?' Sah der Kerl ſchier ſo unhöflich aus, wie er redete, aber ich mußte mich wohl oder übel in die Umſtände ſchicken. „Hinüber will ich gleichſam‘, ſagt' ich, ‚maßen ich ein Geſchäft mit Seiner Gnaden dem Herrn Grafen abzumachen habe.‘ — ‚Ein Geſchäft?‘ ſchreit der Kerl wieder. ‚Was für ein Geſchäft?“ — ‚Ein Tabacksgeſchäft gleichſam‘, ſchrei' ich hinüber. ‚So, ſo!‘ brummt der Kerl und ging vom Fenſter weg und nach 'ner Weile fiel die Zugbrücke rutſch ratſch nieder und da konnt' ich endlich in das verwunſchene Schloß hinein oder auch nicht, denn ich kam eigentlich nur in den Hof vorerſt, wo mich 'ne ganze Rotte hölliſcher, infamer Beſtien von Hunden von allen Ecken und Enden her anknurrte und anbell, daß mir Hören und Sehen verging gleichſam. Inſonderheit ſah 'ne Beſtie, groß wie ein Kalb und mit polizeiwidrig langen Zähnen verſehen, ganz lebensgefährlich aus. Zum Glück lag das Unthier an der Kette, ſonſt wär' ich jetzt in hunderttauſend Fetzen verriſſen. Du meine Güte, dacht' ich, wenn ich nur ſchon wieder über dem verhexten Graben drüben wäre. 's war auch in dem Hofe ganz unheimelig, ganz düſter und ſahen die hohen ſchwarzen Wände gar nicht einladend aus gleichſam. Wie ich nun ſo ſimulirte, ob ich vorwärts oder rückwärts ſollte, kam der Kerl, welcher mich über den Graben hinüber angeſchrieen hatte, auf mich zu, ſagend, der gnädige Herr arbeite in ſeinem Laberterio und er wolle mich hinführen. Ein Graf arbeitet in einem Laberterie — das klang ſchon verdächtig, meine Herrſchaften.

klang es nicht? Was, was? — Jedennoch, wie ſchon geſagt gleichſam, ich folge dem Kerl, welcher ſeiner ganzen Fiſiknummerie nach ein Jäger oder ſo was zu ſein ſchien, und ſo kam ich vom Hof aus durch einen langen dunkeln Gang in ein Gemach, will ſagen, in ein Dings da, was halb und halb wie 'ne Apothek', andererſeits aber mehr als halb wie 'ne Schmiede- oder Schloſſerwerkſtatt ausſah. Eigentlich ſah ich da drinnen zuerſt gar nichts als ein dunkles dickbauchiges Ding und an dieſem Ding zwei runde, feuerrothe Dinger, Augen gleichſam, und das Ding oder Thier, was es war, machte ein Gepruhſte und Geſchnaube, höchſt gruſelig. Auch war eine Athemmoosſphäre da drinnen, dick zum Schneiden und von einem Geruch, von einem Geruch — na, zehn Käsladen zuſammen riechen dagegen balſamiſch gleichſam.

‚Gnädiger Herr!' ſchrie der Kerl in die Finſterniß hinein, ‚da iſt jemand, der ein Geſchäft mit Ihnen hat.' Auf dies hin kam 'ne Figur hinter dem dicken, ſchnaubenden, feueraugigen Ding hervor und zugleich ſchlug ein abſcheulich grünblaues Licht auf und ich ſah einen Mann mit berußtem Geſicht und berußten Händen in einem Schurzfell und einer Lederjacke, deren Kapuze er über den Kopf gezogen hatte, vor mir ſtehen. ‚Was wünſchen Sie, mein Herr?' ſagte das Geſpenſt zu mir. ‚Ach Herr Jeſes', ſagt' ich, ‚um Vergebung, ich wollte dem Herrn Grafen meine Aufwartung machen gleichſam.' — ‚Der Graf bin ich', ſagt' er; ‚was wollen Sie?' — ‚Bitte tauſendmal um Entſchuldigung, Euer Gnaden', ſagt' ich nun.

‚ich wollte nur gehorſamſt nachſehen, wie Euer Gnaden mein Louiſiana und Varinas geſchmeckt haben, zugleich allbereits zu neuen Aufträgen unterthänigſt mich empfehlen und nebenbei meinen kleinen Saldo einkaſſiren gleichſam.‘ Drauf ſagt der Herr in der Lederjacke: „Ich verſtehe Sie nicht recht. Wer ſind Sie denn eigentlich?“ — ‚Eigentlich‘, ſag' ich, ‚bin ich der Kaufmann Valentin Tauberich aus * * * * *burg.‘ — ‚Tauberich, Tauberich?“ ſagt er. ‚Habe nicht die Ehre.‘ — ‚Um Vergebung, Euer Gnaden‘, ſagt' ich, ‚die Tabackslieferung, welche Ihnen zu machen ich die Ehre hatte gleichſam.‘ — ‚Mein lieber Herr Tauberich‘, ſagt er, ‚mit ſolchen trivialen Geſchäftsſachen geb' ich mich perſönlich nicht ab. Sie werden das begreifen.‘ — ‚Gnädiger Herr‘, ſag' ich, ‚ich begreife gleichſam, aber —‘ — ‚Aber‘, ſagt er, ‚da wir von Tabacken reden, Sie ſind ohne Zweifel ein Kenner?“ — „Ich unterſtehe mich, zu ſagen, daß ich was von Tabacken verſtehe.‘ — ‚Gut, kommen Sie mal hierher, Herr Tauberich. Ich bin dermalen mit einem wichtigen Tabacksexperiment beſchäftigt. Können Sie wohl des genaueſten die Qualitäten von dem Tabacksextract angeben, welcher da kocht?“ So ſprechend führte er mich zu einem Keſſel oder ſo 'nem Dings da und lupfte mit 'ner Zange den Deckel und da kam ein Qualm raus, der mich ſchier umſchlug. Er aber, der Graf gleichſam, fuhr mit 'nem Löffel in das brodelnde Zeug hinein und hielt mir 'ne Brühe unter die Naſe, die roch und dampfte wie die Hölle gleichſam. Und das und die ganze Geſchichte und das puhſtende

Ding mit den rothen Augen und die phantaſtigkeitiſchen Inſtrumenter und die Keſſel und Flaſchen ringsum und die Schwärze und die Hitze und der Dunſt und alles machte mich perplex und letz im Kopf und wirbelig gleichſam und ich ſprang zurück und ſchrie, als ob ich am Spieße ſtäke. Da ſchrie der Graf auch. ‚Herr Tauberich', ſchrie er, ‚nicht dorthin, Mordelement, nicht dorthin! Sie treten meinem gezähmten Menſchenfreſſer auf die Füße und der verſteht keinen Spaß.' Da hört' ich einen Schrei hinter mir, einen Schrei, der mir den Angſtſchweiß austrieb, und wie ich mich umſah, was kriegt' ich da zu ſehen? Ach, Herr Jemine, hat ein Chriſtenmenſch ſo was erlebt? Der lebendige Teufel ſtand hinter mir, feuerroth, mit weit aufgeriſſenem Rachen. Daß ich da nicht in Ohnmacht fiel, iſt ein blitzblaues Wunder, meine Herrſchaften. Aber ich glaubte, mein letztes Stündlein ſei gekommen. Denn obgleich der Graf in einer heidniſchen Sprache an das rothe Ungethüm hinwelſchte, ſo fuhr dieſes doch zu brüllen fort und wollte nach mir ſchnappen. Ich war ſchon todt gleichſam —"

Erſchöpft hielt der Erzähler einen Augenblick inne und Wate flüſterte ſeinem Freunde ins Ohr:

„Der Schafskopf hat den Indianer, welchen der Graf aus Amerika mitbrachte, für den Teufel angeſehen."

Zu Tauberich gewendet, fragte er:

„Aber wie ſind Sie denn dieſem unerhörten Abenteuer entronnen, edler Freund und Gönner?"

„Wie ich der Mordhöhle entronnen bin? Ja, wer das wüßte! Ich weiß nur noch ſo viel gleichſam, daß mir der Graf zuſchrie, ich ſollte machen, daß ich fortkäme, ſonſt könnte er für nichts ſtehen. Da dreht' ich mich um und raffte alle meine Kräfte zuſammen, und da zum Glück die Thüre der Hölle offen ſtand, fuhr ich hinaus wie 'ne Kugel aus dem Rohr und das rothe Ungeheuer brüllte hinter mir drein und draußen krakehlten mich die Hunde an und der infame Kerl, der mich dem Menſchenfreſſer in den Rachen geführt, ſtand da mit noch ein paar anderen Kerlen und ſie lachten, als ich an ihnen vorbeiraſte — Gott verdamme ſie! — und hetzten die Köter, daß ich auf und davon flog, als hätt' ich Flügel an den Füßen gleichſam. All mein Lebtag bin ich nicht ſo gelaufen und ich hörte nicht auf, bis ich die Pappelallee und alles hinter mir hatte."

Wate ſtand gähnend auf und ſagte:

„Der langen Geſchichte kurzer Sinn iſt alſo der, Herr Tauberich, daß Sie das Schloß als Brummer betraten und daſſelbe als Heuler verließen? Aber wiſſen Sie was? Sie ſollten von dem Grafen Satisfaktion heiſchen und ihn auf Lokomotive fordern. Das iſt die neueſte Manier, wie ſich Gentlemen pauken. Im übrigen empfangen Sie unſeren gerührteſten Dank für Ihre wunderſame Erzählung. — Komm, Ottmar, ich will dir auspacken und deine Stube in Ordnung bringen helfen."

Als die Freunde ins Haus gegangen, ſchien ſich dem guten Stadtrath ein leiſes Gefühl aufzudrängen, daß er eine lächerliche Rolle geſpielt habe. Allein der Schrecken lag ihm doch noch zu tief in den Gliedern, als daß er zu irgend klarer Einſicht in die wahre Natur ſeines Abenteuers hätte gelangen können.

„Hören Sie, Herr Goldforellenwirth“, ſagte er, „wer ſind denn die beiden Herren eigentlich?“

Baldung, der nicht ohne eine humoriſtiſche Ader war, erwiderte:

„Es ſind Gehilfen des Grafen, der ein großer Chemiker iſt und wahrſcheinlich bald das Goldmachen erfinden wird. Vor der Hand hat er ein Mittel entdeckt, wie man Mohren weißwaſchen kann, und dazu, ſchätz' ich, braucht er ſo grüſli viel Tabacksbrühe.“

Tauberich rutſchte unbehaglich auf ſeinem Stuhle hin und her.

„Hm“, ſagte er, „da oben im Schwarzwald iſt's doch eine ſonderbarliche Gegend gleichſam. Hören Sie, Herr Wirth, ſei'n Sie doch von der Gütigkeit, mein G'fährt einſpannen zu laſſen. 's iſt die höchſte Zeit gleichſam, daß ich mich auf den Heimweg mache.“

## 5.

## Eine milde Kritikerin und ein ſcharfer Kritiker.

Die Sonne war eben erſt über die öſtlichen Bergkuppen heraufgekommen, als Ottmar, gewohnt, früh aufzuſtehen, aus ſeinem Zimmer im zweiten Stockwerke der Goldforelle auf den Söller hinaustrat. An der Hinterſeite des Gehöftes war es ſchon laut und rührig. Dort ſtand auf dem Hofe der Hausherr, die kurze Maſerpfeife im Munde, und ertheilte den Knechten ſeinen Tagesbefehl. Blankgehaltenes Vieh wurde zur Tränke geführt, Pferde wurden angeſchirrt zu mannichfacher Feldarbeit, ein Wagen mit Friſchfutter kam ſchon von den Kleeäckern im Thale herauf, ein anderer fuhr ab, um den bei der Sägmühle am Wolfsloch aufgehäuften Brettervorrath zu der „Floßlände“ unterhalb Forgau herabzuſchaffen. Baldung kommandirte ſeine Leute ohne Geſchrei, ohne Haſt, wie ein Mann, der ſeiner Autorität ſicher iſt, und die ganze Scene zeigte unſerem Freunde, daß die Haus- und Feldwirthſchaft im Bühl nach beſtem Stil eingerichtet war, das heißt, ſo ziemlich nach altväteriſch ſolidem. Ottmar freute ſich auch, daß er unter den ab- und zugehenden Knechten und Mägden mehrere Geſichter fand, deren er ſich von früher her erinnerte, und gar der alte Broſi*) dort, der Großknecht, mit ſeinen ſchneeweißen Haaren und rothen Backen und nicht allzu rother Naſe, war ein Inventarſtück, welches ſeit undenklicher Zeit zur Goldforelle gehörte und ſich augenſcheinlich bedeutender Privilegien erfreute; denn er hat jetzt eben ſeinen „Meiſter“ ganz ungenirt, ihm aus beſagtem Maſerkopf Feuer in ſeine Pfeiſe zu ſchütten, was ſich keiner der übrigen Knechte hätte erlauben dürfen. Es wäre auch keinem, außer dem alten Broſi, zu rathen geweſen, auf dem Hof und in der Nähe der Stallungen eine Pfeiſe ſehen zu laſſen. Der alte Broſi aber rauchte, was das Zeug hielt, und es war weltbekannt, daß ihm 's Nivli ſeinen Tabacksbeutel regelmäßig aus dem Tabackshafen des Vaters füllte. Die Leute im Thale ſagten auch, der Broſi ſei eigentlich ſchon lange weder ein großer noch ein kleiner Knecht mehr, maßen er genug damit zu thun hätte, um die Mundſpitze ſeiner Pfeiſe alle Tage jenen großen Knäuel Garn zu wickeln, welcher die Beſtimmung hatte, beſagter Spitze in dem zahnloſen Mund des Alten einen Anhaltspunkt zu verſchaffen. Wie dem auch ſein mag, ſoviel iſt gewiß, daß der alte Broſi noch immer Luchsaugen hatte für die Hafertruhe und für Vieh und Futter und alles zuſammen, was den Vortheil ſeines Herrn anging, und daß er

---

*) Andreas.

„fuchsteufelswild“ geworden wäre, wenn der Forellenwirth in Haus und Hof irgend etwas von Wichtigkeit vorgenommen hätte, ohne ihn vorher um ſeinen Rath zu fragen. Das kam aber nie vor, der Forellenwirth wußte, was er an ſeinem Breſi hatte.

Ottmar fühlte ſich durch den Einblick in dieſe ländliche Thätigkeit einer wohlgeordneten und — wie die „alten bekannten Geſichter“ zeigten — zufriedenen Hausgenoſſenſchaft ganz eigen angemuthet. „Es liegt doch eine unzerſtörbare Geſundheit in den Werken des Landbaus“, dachte er. „Es iſt, als ob die Muttererde denen, welche ihr nahe ſtehen und bleiben, liebender geſinnt ſei als ſolchen, welche der Allnährerin ſelbſt dann kaum noch flüchtig gedenken, wenn die beſten Gaben derſelben ihre ſtumpfe Erinnerung wachrufen. Was iſt all der Charlatanismus aller vier Fakultäten gegen dieſe „ohne Raſt, aber ohne Haſt“ im Gange erhaltene wirthliche und bäuerliche Thätigkeit? Eben nichts als Charlataniſmus. Am Ende waren unſere alten Idylliker doch nicht ſo ganz ohne Grund ſo enthuſiaſtiſch für das Landleben geſtimmt, und wenn ich den behaglichen Frieden dieſes Gehöftes anſehe, wenn ich den würzigen Morgenduft athme, der aus den Hochwäldern kommt, begreife ich, was der gute Hölty meinte, als er ausrief:

Wunderſeliger Mann, welcher der Stadt entfloh!

Unſer Freund rechtfertigte die ariſtoteliſche Definition vom Menſchen: er war ein geſelliges Weſen. Daher wollte er mit Wale über ſeine idylliſche Anwandlung ſprechen und begab ſich zu dieſem Zweck an das entgegengeſetzte Ende des Söllers, wo die Stube des „Grimmen“ lag. Er hatte aber die Thüre derſelben noch nicht erreicht, als er ſeinen Vorſatz änderte und ſchnell die Treppe hinabging. Das machte, er hatte drüben am Bach, wo der Obſtgarten lag, das Aivli erblickt, welches in der Morgenfrühe mit Zurüſtung einiger Beete beſchäftigt war.

„Wie morgenfriſch das Kind ausſieht und wie anmuthig es den Rechen handhabt!“ ſagte er zu ſich, indem er die Einfriedigung betrat.

„Guten Morgen, Aivli!“ rief er dem emſigen Mädchen zu.

Sie kehrte ſich um und ſagte freundlich:

„Schön Dank, Herr Ottmar. Was, Ihr ſeid ſchon auf?“

„Warum nicht? Meint Ihr, Ihr hättet allein das Recht, früh auf zu ſein?“

„Oh, das nicht. Aber wir ſind das beſſer gewohnt als die Stadtleute und der Vater ſagt: Je früher am Tag man anfängt, deſto früher kann man aufhören. Aber habt Ihr gut geſchlafen, Herr Ottmar?“

„Vortrefflich und wohl noch länger, wenn mich nicht ein ſchnurriger Traum geweckt hätte.“

„Ein Traum? Aber wißt Ihr auch, daß das wahr wird, was man träumt, wenn man 's erſtemal in einem Hauſe ſchläft?“

„Das wäre! Aber denkt Euch nur, Aivli, Ihr habt in meinem Traum eine wichtige Rolle geſpielt.“

„Ich?“ verſetzte ſie, indem ſie ſich halb abwandte und ſich haſtig mit ihrem Rechen zu ſchaffen machte, um ihr Erröthen und ihre Verlegenheit zu verbergen.

Ottmar bemerkte beides, deutete es aber falſch.

Und er that dem Aivli Unrecht, wenn er ihre Bewegung für eine Art ländlicher Koketterie nahm. Aivli wußte nichts von Koketterie, weder von angeborener — und es gibt eine angeborene, liebe Leſerin — noch von angelernter.

Die Wahrheit war, auch Aivli hatte ihrerſeits dieſe Nacht wunderlich geträumt und in ihrem Traum hatte ein junger Mann Namens Ottmar eine ebenfalls wichtige Rolle geſpielt.

Wie das zuging, daß dieſe beiden jungen Leute in einer und derſelben Nacht von einander träumten, weiß der Erzähler dieſer wahrhaftigen Geſchichte nicht zu erklären und muß er daher Wißbegierige auf Schubert und andere Symboliker des Traums verweiſen. Das aber weiß er, daß Aivli auch ihren Theil von der Neugierde beſaß, welche man ihrem Geſchlechte zuzuſchreiben pflegt. Wir vermuthen auch, daß das Mädchen gleichfalls etwas von der Klugheit ihres Geſchlechtes beſaß, denn ſie ſteuerte nicht ungeſchickt darauf los, etwas Näheres von dem Traume Ottmars zu erfahren.

„Als ich bei der Baſe in der Stadt mich aufhielt“, ſagte ſie, emſig ihren Rechen handhabend, um die Schollen des Beetes zu glätten, „las ich mal in einem Buch, welches von Träumen handelte —“

„Ihr habt Euch mal in der Stadt aufgehalten, Aivli?“ unterbrach Ottmar die Sprecherin.

„Ach ja, Herr Ottmar, aber ich konnt's nicht ſölli lang aushalten. Nach dem Tode meiner Mutter ſelig — Gott tröſte ſie! — meinte die Baſ', der Vater ſollte mich zu ihr in die Stadt geben, von wegen deſſen, damit ich den rechten Schick kriegte, wie die Baſ' ſagte. Der Vater gab der Baſ' nach und ſo nahm ſie mich mit in die Stadt und da ſollt' ich Klavierſpielen und Franzöſiſch und was weiß ich ſonſt noch alles lernen, aber es ging halt nicht. Ich mußt' immer an unſre Berg' denken und wie's da oben ſo friſch und frei, und der Stadtgeruch machte mich krank und ich kriegte ſchweres Heimweh. Ich hätt's gern dem Vater g'ſchrieben, aber das mocht' ich doch nicht, weil er's nun mal haben wollt', daß ich noch was lernte. Da kam eines Tags der alt' Breſi in die Stadt und ſprach bei der Baſ' vor und bracht' mir ſchwarzwälder Hutzelbrot. Und wie ich das anſchneiden thu', fang ich an zu flannen*), und da merkt' der Breſi, wie d' Sach' ſteht, und ‚Meidli', ſagt' er, ‚du ſiehſt ja aus, daß man dich nimmer kennen thut, und ich leid's nicht, daß du da unter den Stadtleuten verhockeſt und verſocheſt**).' Und weiter ſagt' er zu der Baſ': ‚'s Aivli geht mit mir heim ins Forgthal; 's iſt numme kein' Luſt da unten für ſo 'ne Meidli.' Und d' Baſ' konnt' nichts machen, denn ſie kannte den

---

*) Weinen. **) Verſiechen.

Broſi wohl und wußt', daß der recht wild werden kann, wenn ihm was ſchief geht. Und der Broſi nahm mich alſo gleich mit heim und ich war ganz närrig vor Freud', als ich d' Ferg und unſre Berg' und den Bühl wiederſah. Der Vater machte z'erſt große Augen, als er mich ſo mir nichts dir nichts daherkommen ſah, aber der Broſi ſagte: ‚Der Donner ſchieß'! Meiſter, was würd' d' Meiſterin ſelig ſagen, wenn ſie ſehen könnt', wie mager 's Aivli worden?' Und da war's gut."

Ottmar hörte dem herzigen Geplauder des Mädchens mit Vergnügen zu, und wie ſie ſo plauderte, bat er ihr heimlich ab, daß er ihr vorhin einen Augenblick in ſeinem Herzen Unrecht gethan.

„Ihr ſeid ein rechtes ſchwarzwälder Kind, Aivli", ſagte er, „und laßt Euch ſagen, ſeit ich geſtern das Fergthal wiedergeſehen, iſt mir's, da müßt' auch meine Heimat ſein und ſonſt nirgends."

„Oh, nicht wahr", verſetzte ſie, helle Freude im Blick, „'s iſt ſchön bei uns, und d' Leut' ſind gut und brav?"

„Wenn ſie alle wären wie du, dann freilich —" wollte Ottmar ſagen, aber er dachte es nur, denn er ſcheute ſich innerlichſt, dieſer lauteren Natur gegenüber etwas zu äußern, was einem konventionellen Kompliment ähnlich ſah. So ſagte er denn:

„Ihr habt mich ja noch gar nicht nach meinem Traum gefragt, Aivli? Seid Ihr denn nicht neugierig?"

„Oh doch, Herr Ottmar“, entgegnete ſie und ihre Augen erbaten eine Mittheilung, die er gerne machte.

„Ja ſeht, Aivli, es war ein recht kurioſer Traum. Wißt Ihr, droben beim Welſeloch, nicht weit von Eures Vaters Sägmühle, bildet die Forg ein weites Becken —“

„Ja, und wißt Ihr noch, Herr Ottmar? Da habt Ihr mal vor Zeiten Eure Mutter ſelig und die meinige und mich in des Vaters Kahn herumgerudert.“

„Was Ihr für ein Gedächtniß habt, Aivli! Ja, im Traum von heut' Nacht war ich auch wieder dort auf dem Fluß in einem Kahn und ruderte eifrig einem andern nach und in dem befand ſich die Gräfin Bernwart.“

„Die Gräfin? Kennt Ihr ſie?“

„Ich kann kaum ſagen, daß ich ſie kenne, denn ich habe ſie nur zweimal flüchtig geſehen: das einemal vor kurzem in der Reſidenz, das anderemal geſtern Morgen auf der Höhe des Pfaffenwaldes. Alſo ich ruderte der Gräfin nach aus Leibeskräften, während ſie mich mit allerlei neckiſchen Schwenkungen ihres Bootes im Kreiſe herumlockte. Endlich konnte ſie, wie ich glaubte, mir nicht mehr ausweichen und ich ließ mein Fahrzeug mit verdoppelter Ruderkraft auf das ihrige losſchießen. Aber wutſch! hatte die Gräfin den Schnabel ihres Kahns wieder zur Seite gedreht und im nächſten Augenblick flog das leichte Boot an mir vorüber und geradeaus auf den Strudel zu, in welchem die Forg unterhalb des Beckens ihre Waſſer an den wilden Felſenriſſen, die dort ihr Bett einengen, zu Schaum ſchlägt. Ich ſah zwar wohl die Gefahr, ſah, daß es auf Leib und Leben ging, aber dennoch trieb ich mein Fahrzeug dem Abſturz entgegen. Der Kahn der Gräfin ſchoß hinab und verſchwand in dem Wogenſchwall und Gebrauſe und ſchon war auch ich dem Abſturz auf Armeslänge nahe, als ſich plötzlich von dem Felsblock, welcher dort in der Mitte des Fluſſes liegt, eine Hand ausſtreckte, mich kräftig am Arm faßte und mich auf die rettende Felsplatte zog. Rathet mal, Aivli, weſſen die Hand war, die mich rettete?“

„Wie könnt ich das errathen, Herr Ottmar?“

„Nun, wenn Ihr es nicht errathen könnt, will ich es ſagen. Ihr, Aivli, waret meine Retterin.“

„Ich? — Ja, das iſt ein recht artlicher Traum, Herr Ottmar.“

„Nicht wahr? Aber ſagt, ſeid Ihr mit der Gräfin bekannt?“

„Wie käm’ ich dazu? Unſereins hat keine ſo fürnehmen Leute zu Bekannten.“

„Ei, Aivli, ich meine, es ſollte niemand zu fürnehm ſein, Eure Bekanntſchaft zu ſuchen.“

„Ach, geht mir doch! Jetzt ſpaßt Ihr, Herr Ottmar.“

„Keineswegs. Aber laßt Euch ſagen: Ihr kennt doch die Gräfin?“

„So vom Sehen.“

„Und was haltet Ihr von ihr?“

„Was ich von ihr halte?“ entgegnete das Mädchen zurückhaltend und wieder eifrig rechend. Dann ſagte ſie:

„Ich hab' mein Lebtag kein ſchöneres Weibsbild geſehen, als die Frau Gräfin iſt, und ſeelengut iſt ſie auch.“

„Aber wie iſt ihr Ruf? Was ſagen die Leute von ihr? Mein Freund, der Wate im Bart, hat geſtern wunderliches Zeug über ſie an mich hingeſchwatzt.“

„Oh, der Dokter! Ja, der hängt gern jedermann einen Schlötterlig*) an, wenn's ihm gerade Spaß macht. Aber er meint's nicht ſo bös. 's kommt nur drauf an, was er grad' für 'nen Tag hat.“

„Ei, Aivli, verſteht mich nicht falſch. Der Wate hat mir nicht gerade etwas Nachtheiliges, das heißt, ſo zu ſagen, etwas Schlechtes von der Gräfin geſagt. Es wäre ſonſt auch nicht zu begreifen, wie er —“ Hier unterbrach ſich Ottmar, denn er hielt ſich nicht für befugt, die Herzensgeheimniſſe ſeines Freundes auszuplaudern.

Aivli drehte den Kopf halb über die Schulter, ſchaute dem jungen Mann ſchelmiſch ins Geſicht und ſagte lächelnd:

„Ich verſteh' Euch wohl, Herr Ottmar.“

„Und ich Euch, Aivli.“

Nun lachten beide und Ottmar ſagte:

„Der gute Wate hat Euch alſo ſeinen Schmerz auch anvertraut?“

„Seinen Schmerz? Oh, mit dem iſt's nicht weit her. Er bild't ſich halt d' Sach' nur ein vor Langweile.“

---

*) Makel, üble Nachrede.

„Woraus ſchließt Ihr das?“

„Als er mir kaum geſagt, er ſei in die Frau Gräſin verliebt bis in die äußerſten Spitzen ſeines Bartes, welches ein ſölli garſtiger Bart iſt, da fing er gleich drauf ein groß Lamento drüber an — es war beim Mittageſſen — daß unſre Köchin wieder mal das Ochſenfleiſch viel zu weich geſotten und zu viel Mehl ins Sauerkraut gethan hätte.“

„Beim Zeus!“ ſagte Ottmar lachend. „Das ſtand allerdings einem Verliebten ſchlecht an.“

„Oh“, meinte das Aivli, in die Fröhlichkeit des jungen Mannes einſtimmend, „ich glaub' wohl, daß der Herr Doktor auch recht verliebt ſein kann.“

„Wirklich? In wen denn?“

„In Rehſchlägel, wenn ſie gut gebraten, in Forellen, wenn ſie gut gebacken ſind, nicht minder auch in meines Vaters rothgeſiegelten Markgräfler und gelbgeſiegelten Affenthaler.“

„Aivli, Ihr ſeid ein Schalk. Aber um noch einmal auf die Gräſin zurückzukommen, was ſpricht man denn in der Gegend von ihr?“

„Die Leut' ſchwätzen viel, wenn der Tag lang iſt. Aber ich glaub's halt nicht. Die Frau Gräſin läßt die Leut' ſchwätzen und bekümmert ſich gar nicht drum. Das macht die Klatſchbaſen nur noch giftiger, obgleich die Frau Gräſin niemand nichts zu Leide thut. 'ne aparte Dam' iſt ſie, ja wohl, und thut, was ſie mag. Aber deſſentwegen ſollt' man ihr, ſchätz' ich, nicht Uebles nachſagen.“

„Allein das Verhältniß, in welchem ſie zu ihrem Nachbar, dem Freiherrn von Moosbrunn, ſtehen ſoll?“

„Zu dem? Wie könnt' das ſein? Er iſt ja ihr Schwager, ihres Mannes leiblicher Bruder! Oh geht, das iſt recht boshaftig, wer ſo was ſagt!“

Dieſe Aeußerung ſittlicher Entrüſtung zeigte unſerem Freunde, daß das Aivli lange nicht genug „ſociale Routine“ beſitze, das heißt, daß ſie viel zu unverdorben war, als daß von ihr Aufſchlüſſe über die Liaiſons einer vornehmen Dame erwartet werden dürften.

Aivli ihrerſeits fand das Geſpräch zu verfänglich und brach es daher mit der Bemerkung ab, ihre Arbeit im Garten ſei gethan und Herr Ottmar werde wohl finden, daß es Zeit zum Frühſtücken wäre.

In der That hatte Ottmar nichts dagegen, ſich vom Aivli ſeinen Kaffee und ſeine Butterſchnitten aufſtellen zu laſſen. Er lud das Mädchen ein, ſein Frühſtück zu theilen, aber Aivli hatte ſchon längſt gefrühſtückt. Nun meinte er, es ziemte ſich, daß er auf Wate wartete, allein der inzwiſchen in die Stube getretene Forellenwirth ſagte lachend, da könnte Ottmar lange warten, denn wenn nicht gerade was Apartes den Doktor aus den Federn jage, verlaſſe er dieſelben erſt gegen Mittag zu.

„Ihr müßt den Dokter ein bißle aufrappeln, Herr Ottmar“, ſagte Baldung, als das Aivli weggegangen war, ſeinen Hausgeſchäften nach. „Er wird ſonſt miſtfaul und ſetzt ſich aus Langweile allerlei Schnurrigkeiten in den Kopf.“

„Wie zum Beiſpiel eine ungeheure Verliebtheit, deren Gegenſtand die Frau Gräfin Bernwart iſt“, verſetzte Ottmar.

„Ja, das iſt ſo eine von ſeinen Schnurren, wovon er dem Aivli vorſchwätzt, wenn's Regenwetter iſt und er nicht hinauskann. Jezuweilen ſcheint's faſt, es ſei ihm ernſt mit der Sach', wenn man den dicken Bartmann wie verrückt dem tollen Weibsbild über Stock und Stein nachjagen ſieht, daß ſein braver Gaul zu Schaden geht und er ſelbſt am Ende noch den Hals bricht.“

„Ihr wißt, Herr Baldung, daß mich ein wichtiges Geſchäft ins Schloß führt, und ſo werdet Ihr begreifen, daß mir daran liegt, den Boden ein wenig kennen zu lernen, auf welchen ich treten ſoll. Was ich bisher von der Wirthſchaft in Bernwartshall gehört, hat mich ſtutzig gemacht, das mehr lächerliche als furchtbare Abenteuer des Herrn Tauberich gar nicht in Anſchlag gebracht.“

„Die Ohren des beſagten Tauberich ſind bedeutend viel länger als ſein Verſtand, das iſt ſicher. Indeſſen iſt an der Wahrheit ſeiner Geſchichte nicht zu zweifeln. Der Graf hat die abſonderlichſten Manieren, ſeine Gläubiger von ſich abzuwehren. Er bracht' es auch glücklich dahin, daß ſie ihn fürchten. Sonſt hätten ihn wohl ſein Waſſergraben, ſeine Zugbrücke und ſeine übrigen Vorrichtungen längſt nicht mehr davor geſchützt, aus dem Schloſſe ſeiner Vorfahren ausgetrieben zu werden.“

„Er ſteckt alſo in Schulden?“

„Bis über die Ohren, ja womöglich noch tiefer.“

...bibliothek München

„Alſo ſo weit iſt das ſtolze Grafenhaus herabgekommen?"

„Freilich, und wie könnt' es auch anders ſein? Die Vernwarte waren wunderliche Kerle jederzeit, Verſchwender von uralters her und jeder von ihnen hatte irgend eine koſtſpielige Liebhaberei. So ſchmolz das reiche Beſitzthum von Geſchlecht zu Geſchlecht mehr zuſammen und ein ſchönes Gut nach dem andern ging aus den Händen der Grafen in die ihrer Nachbarn, der Freiherren von Moosbrunn, über, deren Betriebſamkeit ſtets die nöthigen Summen vorräthig hatte, um den ewigen Verlegenheiten der verſchwenderiſchen und ſorgloſen Nachbarn abzuhelfen, für einen Augenblick wieder. So wurde die Freiherrſchaft Moosbrunn in eben dem Maße größer und immer größer, in welchem die Grafſchaft Vernwart kleiner und immer kleiner wurde. Den Verfall des alten Geſchlechtes zu vermehren, kam dann noch die unglückliche Geſchichte mit der Mutter des jetzigen Grafen hinzu. Doch die kennt Ihr ja."

„Ich erinnere mich derſelben nur in ganz dämmernden Umriſſen. Wenn mir recht iſt, ließ ſich die Gräfin wenige Jahre nach der Geburt ihres Sohnes Hippolyt von ihrem Manne ſcheiden, um kurz darauf den Freiherrn von Moosbrunn zu heirathen, durch welchen ſie Mutter des jetzigen Trägers dieſes Namens wurde."

„So iſt's, und man konnte der Frau ihren Schritt kaum verübeln, inbetracht, daß der alte Graf der wunderlichſte aller Vernwarte war, was bei Gott! viel ſagen will. Er hatte geradezu Anfälle von Verrücktheit und dann war ſeine Frau ihres Lebens nicht ſicher. Ihr wißt, daß der Graf nach der Trennung von ſeiner Frau mit ſeinem kleinen Sohn auf und davon ging.“

„Ja, aber weiter weiß ich von dieſer trübſäligen Familiengeſchichte nichts mehr.“

„Man erfuhr auch viele Jahre lang nichts mehr von dem Grafen und inzwiſchen ſtarben Freiherr und Freifrau von Moosbrunn, mit Hinterlaſſung ihres einzigen Kindes Adalbert. Aber ich hatte Unrecht, zu ſagen, man hätte von dem Grafen ſeit ſeinem Verſchwinden gar kein Lebenszeichen mehr erhalten, denn der alte Kaſtellan im Schloſſe blieb fortwährend in einiger Verbindung mit ſeinem Herrn und bekam unter anderen Aufträgen eines Tages auch den, einem Fremden, der im Schloß anlangte, das halbverfallene Bärenſchlößchen zur Wohnung einzuräumen. Dort ſollte derſelbe den Dienſt eines Förſters verſehen und den Unterhalt eines ſolchen erhalten. Das war aber nur eine Form ſo zu ſagen. Der Fremde that in Wirklichkeit keinen Dienſt, hauſte aber bis zu ſeinem Tode in der Ruine droben. Das war auch eine aparte Geſchichte. Der Fremde war ſchon ein alter Mann, als er ankam, und trat mit keiner Seele in Berührung, litt auch nicht, daß jemand ihm oder ſeiner Einſiedelei zu nahe kam. Man munkelte allerlei. Der Fremde ſei ein vornehmer Spanier geweſen, durch Blutſchuld aus ſeinem Vaterlande getrieben, ſagt man unter anderem. Gewiß iſt, daß er deutſch verſtand und ſprechen konnte, wenn er wollte. Er hatte ein kleines Mädchen mitgebracht, faſt noch ein Wickelkind."

„Welches jetzt Gräfin Bernwart iſt?"

„Ja, und auch das iſt abſonderlich genug, ſchätz' ich.

„Wie machte ſich denn dieſe Heirat?"

„Ganz einfach, mein' ich. Es mag jetzt etwa fünf Jahre her ſein, da erſchien plötzlich der Graf Hippolyt im Schloß und legitimirte ſich als ſolchen. Er kam aus den Urwaldniſſen Amerikas, wo ſein Vater, wie es heißt, einen blutigen Ausgang genommen, im Kampfe mit einer Indianerhorde. Graf Hippolyt, der in Eurem Alter ſteht, Herr Ottmar, machte tägliche Beſuche im Bärenſchlößchen, während er ſonſt mit niemand Umgang ſuchte, und das Ende vom Liede war, daß er die Eva, die inzwiſchen herangewachſene Enkelin des Fremden, als ſeine Frau heimführte, ſo zu ſagen, vom Sterbelager ihres Großvaters weg, wenigſtens fand die Heirat wenige Tage nach dem ſtatt, an welchem die Leiche des Einſiedlers ſeinem letzten, dem Grafen eröffneten Willen gemäß unweit des Bärenſchlößchens im Waldesdickicht beſtattet worden war."

„Und Graf Hippolyt, Herr Baldung, iſt er auch ein Bernwart?"

„Ein Vollblut-Bernwart und durchaus nicht aus der Art geſchlagen."

„Auch ein Sonderling alſo?"

„Gewiß, vielleicht noch Schlimmeres."

„Was denn?"

„Ein Halbwilder."

„Ihr ſpaßt, Herr Baldung."

„Ei, ſo ſchlag'! Warum ſollt' ich ſpaßen? Der Graf iſt als Knab' und Jüngling mit ſeinem halbtollen Vater unter den Wilden der amerikaniſchen Wälder umhergezogen und da iſt er ſelber halbwild geworden."

„Iſt er denn von rohem, ungebildetem Betragen?"

„Das nicht gerade. Er kann im Gegentheil ſehr fein ſein, wenn er will, ſehr fein, ja, bi Gott! Ich weiß was davon zu erzählen, ich, denn er hat mich nicht ſchlecht drangekriegt."

„Drangekriegt?"

„Das will ich meinen. Seht Ihr, der alte Kaſtellan, — er iſt jetzt todt, die treue Haut — hatte die gräfliche Sach' während der Abweſenheit des Grafen wieder paſſabel in Ordnung gebracht, das heißt, ſoweit ſich ein zerrüttetes Vermögen überhaupt noch in Ordnung bringen läßt. Bei verſtändiger Wirthſchaft hätte auch der Graf nach ſeiner Heimkehr auf ganz anſtändigem Fuße leben, was vor ſich bringen und an allmälige Abtragung der Schulden denken können, welche auf dem ihm noch gebliebenen Grundbeſitz hafteten. In der erſten Zeit nach ſeiner Heirat ließ ſich auch die Sach' ganz ordentlich an. Das junge Ehepaar lebte ſtill und eingezogen und der Graf benutzte die mitheimgebrachten Kenntniſſe — wo er ſie aufgeſchnappt, weiß der Himmel — um mit Eifer an eine rationelle Verbeſſerung ſeiner Güter zu gehen. Aber mit einmal änderte ſich alles. Eine innere Zerrüttung des

Haushaltes gab demſelben auch äußerlich die verderblichſte Richtung. Der Teufel weiß, was eigentlich dran ſchuld war. Die Klatſchbaſen, welche der Schloßdienerſchaft nachſchnattern, wollen wiſſen, die Gräfin ſei dahinter gekommen, daß ihr Mann es mit dem kupferbraunen Meidli halte, mit der Tochter des indianiſchen Wilden, welchen er übers Meer mit heimgebracht. Geht mich nichts an. Ich weiß nur, daß jetzt 'ne tolle Wirthſchaft im Schloß losging. Der Graf that, was er mochte, die Gräfin, was ſie wollte, und beide wetteiferten in verrückter Verſchwendung. Das Schloß füllte ſich mit Lakaien, Pferden und Hunden; es war da ein beſtändiges Ab- und Zuſtrömen von Gäſten. Jagden und allerlei ſonſtige koſtſpielige Zeitvertreibe wurden veranſtaltet. Es ging halt recht in Saus und Braus. Natürlich mußten zur Beſtreitung eines ſolchen Lebens neue Schulden gemacht werden, Schulden über Schulden, Schulden von jeder Sorte, bis auf Tabacksſchulden herab, wie Ihr geſtern ſelber erfahren konntet."

Aha, und da mußtet auch Ihr dran glauben, Herr Baldung!"

„Freilich, freilich, und Ihr mögt mich auslachen; es geſchieht mir nur nach dem Recht. Wir Schwarzwälder, wißt Ihr, ſind keine Kapitaliſten. Bringt einer was vor ſich, ſo ſteckt er es in Ländereien oder in den Holzhandel, die Flößerei, die Uhrmacherei oder Glaſerei. Nun wohl, ich hatt' 'ne hübſche Summe von meiner Seligen ihrer Schweſter geerbt, die vor ein paar Jahren kinderlos in der Stadt geſtorben, das heißt, eigentlich gehörte die Erbſchaft dem Rivli. Weiß der Henker, wie der Graf erlickert hatte, daß ich das Geld im Kaſten liegen hatt', ohne im Augenblick zu wiſſen, was damit anfangen. Genug, er packt mich in einer ſchwachen Stund' und kriegt mich rum, daß ich ihm das Geld leihen thu' auf 'ne Sicherheit hin, die ſoviel wie keine iſt. Ich merkt's bald genug, aber doch viel zu ſpät."

„Nun fließen die Mittel, will ſagen die Reſultate des Schuldenmachens noch immer reichlich genug, um dem gräflichen Paare die Fortſetzung der luſtigen Wirthſchaft, wie Ihr ſie angedeutet, möglich zu machen?"

„Nein, es lauft jetzt kuenig, wie wir Wirthe zu ſagen pflegen, wenn ein Faß ganz auf der Neige iſt. Drum iſt es jetzt ſeit einiger Zeit wieder ſtiller geworden im Schloß, und wenn noch Feſtivitäten veranſtaltet werden, ſo gibt der Freiherr Adalbert die Lokalität dazu her und trägt die Koſten. Er wird wohl wiſſen, warum."

„Ihr meint —"

„Ich meine, die Frau Gräfin habe ihrem Herrn Gemahl nichts mehr vorzuwerfen; das iſt alles."

„Die Umſtände des Grafen ſind alſo allem nach verzweifelte gleichſam, wie Herr Tauberich zu ſagen pflegt."

„Excuſe, wie derſelbe Herr Tauberich zu ſagen pflegt, nicht nur gleichſam verzweifelte. Er hat gewirthſchaftet wie ein Narr und wird wie ein Lump endigen, wenn nicht als was Schlimmeres noch. Jetzt hat er ſich, hör' ich, auf die Chemie geworfen und ſchafft Tag und Nacht in dem Laboratorium, welches von ſeinem Großvater eingerichtet worden. Der wollte Geld machen, ſein Enkel wird das aber ſo wenig zuſtand' bringen wie er. Die einzige reelle Hoffnung, die, ſchätz' ich, der Graf noch hegen kann, wäre die, daß er den verzwickten Proceß von wegen des Forgforſtes gewänne, welchen der Freiherr Adalbert anſpricht und welchen die Gläubiger des Grafen einſtweilen unter Sequeſter gelegt haben. Auch ich bin bei dieſer Streitſache intereſſirt, maßen ich nur dann Ausſicht habe, wieder zu meinem Gelde zu kommen, wenn der Forgforſt dem Grafen zugeſprochen wird. — Aber ſagt, Herr Ottmar, was haltet Ihr von dieſer Streitſache?"

„Da bin ich überfragt. Ich habe noch nichts von den Akten geſehen und weiß nur, daß die Sache eine verwickelte iſt."

„Ei, ſo ſchlag'! Aber wie ſeid Ihr denn zu dem Proceß gekommen?"

„Er kam zu mir, ſo zu ſagen, das heißt, ein Schreiben des Grafen lud mich nach Bernwartshall ein, um die Führung eines wichtigen Proceſſes für ihn zu übernehmen."

„Eines wichtigen — ja wohl. 's iſt ein prächtiger Wald und ein mächtiger, bi Gott! Se ſeine vier- bis fünfmalhunderttauſend Gulden unter Brüdern werth, bei den jetzigen Holzpreiſen, und übervoll von ſchlagbaren Stämmen, weil während der ganzen ewigen Dauer des Proceſſes die Eiferſucht der beiden Familien das Holzſchlagen verhinderte. — Aber ſagt, wie iſt denn der Graf gerade an Euch gerathen?“

„Das weiß ich ſelber nicht. Der Antrag kam mir ganz unerwartet.“

„Das gräfliche Paar war vor kurzem in der Reſidenz. Wurdet Ihr vielleicht bei dieſer Gelegenheit mit den Leuten bekannt?“

„Keineswegs. Den Grafen ſah ich gar nicht, wohl aber die Gräfin im Theater. Ich wußte aber nicht, wer die Dame war, und erſt geſtern Morgen, als ich derſelben wieder auf dem Pfaffenwald begegnete, erfuhr ich, daß meine flüchtige Bekanntſchaft vom Schauſpielhauſe den Namen einer Gräfin Bernwart trage und eine und dieſelbe Perſon mit dem Enkelkinde des Einſiedlers vom Bärenſchlößchen ſei, welches ich vor Zeiten einmal im Waldesdickicht getroffen, ſeither aber total vergeſſen hatte.“

Der Goldforellenwirth ſchwieg auf dieſe Auskunft hin eine Weile und ging mit auf den Rücken gelegten Händen nachdenklich in der Stube auf und ab. Dann kam er wieder zu dem jungen Mann heran und äußerte:

„Die Sach' kommt mir ſölli kurios vor, bi Gott! Sagt mir, habt Ihr die Einladung hierher erhalten, bevor Ihr mit der Gräfin im Theater zuſammengetroffen?“

„Nachher, ganz kurz darauf.“

Das Geſicht Baldungs wurde ſehr ernſt. Er ſah dem jungen Mann mit einer Art wohlwollender Strenge ins Geſicht, ergriff ſeine Hand und ſagte nachdrücklich:

„Herr Ottmar, ich bin Euch gut, ſchon um Eurer braven Eltern willen, und dann, weil Ihr Euch in der traurigen Geſchicht' von Anno damals, wißt Ihr? wie ein Mann gehalten. Nun wohl, Ihr werdet dem Grafen ſeinen Proceß führen und zwar tüchtig führen, ſchätz' ich, aber — aber — hört, was ich Euch wohlmeinend ſage: Führt Euch in der ganzen Sach', die, ſchätz' ich, nicht nur juriſt'ſche, ſondern auch noch andere Häkchen und Haken hat, ſo auf, wie es Eures Vaters Sohn ſoll.“

„Das glaub ich Euch verſprechen zu dürfen!“ entgegnete Ottmar bewegt und ſchlug ſeine Rechte in die des wackeren Wirthes.

# Zweites Buch.

## Eva.

> Mein ganzes Leben war eine Kette trauriger und unglückſeliger Widerſprüche gegen mein Herz und meinen Verſtand.
>
> Lermontoff.

## 1.

## Im verwunſchenen Schloß.

„Beim Zeus! der Tauberich hat nicht ſo ganz unrecht gehabt, wenn er Bernwartshall ein verwunſchenes Schloß nannte. Jedenfalls ſieht es nicht ſehr heimelig aus.“

Dieſer halblaute Ausruf entſchlüpfte dem jungen Rechtsanwalt, als er, ein paar Stunden nach der Unterredung mit dem Goldforellenwirth, aus der Pappelallee auf den freien Platz trat, an deſſen Ende das Schloß ſeine ſchwärzlichen Zinnen und altersgrauen Thürme in die Luft erhebt.

Bernwartshall iſt in ſeinem Kern ein uraltes Bauwerk. Die Sage will, daß die Grundmauer des mittelalterlichen Wartthurms, welcher jenen Kern bildet, von den Römern herrühre, was gar nicht unwahrſcheinlich iſt. Ein aufmerkſamer Beobachter kann an den einzelnen Theilen des Schloſſes noch jetzt deutlich die Merkmale des Vorſchrittes mittelalterlicher Architektur wahrnehmem. Das Ganze bildet eine architektoniſche Chronologie in Stein etwa vom zwölften bis weit ins ſiebzehnte Jahrhundert herab. Zugleich kann Bernwartshall eines der beſterhaltenen Beiſpiele jener Art von mittelalterlichen Burgen abgeben, welche man Waſſerburgen nannte, im Gegenſatz zu den Bergburgen. Wie bei dieſen Fels und Hügel die Hauptmittel der Befeſtigung und Sicherheit darboten, ſo bei jenen See und Fluß. Der breite Graben, welcher, von der Ferz geſpeiſt, Bernwartshall zu einer Waſſerburg machte, exiſtirt noch heute und können überhaupt Romantiker an dem ganzen Bauwerk, ſoweit es jetzt noch vorhanden, ihre antiquariſche Neugierde befriedigen. Platz haben ſie genug dazu, ihr Steckenpferd zu tummeln, denn das Schloß iſt groß und bedeckt mit ſeinen Ringmauern und Höfen einen weiten Raum. Auch wird ſie, die romantiſchen Antiquare nämlich, niemand in ihren Unterſuchungen ſtören, es wäre denn, daß — doch das gehört noch nicht hierher.

Ottmar hatte nicht nöthig, die unter der Thorhalle dieſſeits des Grabens angebrachte Klingel zu ziehen, denn die Zugbrücke war heute nicht aufgezogen. Er betrat ſie und kam drüben durch ein düſteres Thorgewölbe, welches auf einen kleinen Hof mündete, der ringsher von hohen Mauern eingeſchloſſen war. Indem er ſich umſah, ungewiß, welche Richtung er einſchlagen ſollte, kam aus einer Art Portierloge am Ausgange des Thorgewölbes der „beliebige Kerl", welcher geſtern den Groß- und Detailhändler, Stadtrath und Kirchenälteſten empfangen hatte und kein anderer war als der Thorwart. Der Mann ſah gar nicht räubermäßig aus und trug, wie die übrige männliche Dienerſchaft des Schloſſes, eine ſchmucke hellgrüne Livree mit Silberborten.

„Ich bin der Rechtskonſulent Horſt", ſprach Ottmar den Hellgrünen an, „und wünſche dem Herrn Grafen meine Aufwartung zu machen."

„Der gnädige Herr wird Sie auf der Stelle empfangen, Herr Doktor", entgegnete der Diener. „Meine Herrſchaft erwartete Sie ſchon geſtern. Haben Sie nur die Güte, mir zu folgen."

Unſer Freund ging ſeinem Führer nach, welcher ihn aus dem engen Vorhof durch ein zweites, noch längeres und düſtereres Thorgewölbe in den eigentlichen Burghof, den ſogenannten Ehrenhof, geleitete. Hier ſah es freundlicher aus. Ein alter Ahorn ſtand mitten auf dem Platz und beſchattete einen großen Röhrbrunnen. Zur Rechten ſah man ein langes Gebäude, welches zu Remiſen und Stallungen eingerichtet war und vor welchem ein Jockey den geſattelten und dampfenden Schimmel der Gräfin auf und ab führte, der ſeine Herrin ſo eben von einem raſchen Ritt zurückgebracht zu haben ſchien. Zur Linken, gegen den Fluß zu, ſtreckte ſich die lange Fronte des eigentlichen Herrenhauſes hin, augenſcheinlich das jüngſte Bauweſen von Bermwartshall, wohnlich ausſehend und ſogar nicht ohne Anſprüche auf jene architektoniſche Schönheit, welche den Stil der Renaiſſance auch da noch kennzeichnet, wo er ſchon in den Perrückenſtil des achtzehnten Jahrhunderts überzugehen anfängt.

Ottmar folgte dem Diener den breiten Perron hinauf und droben durch eine Vorhalle mit zierlicher Wölbung. In dieſes Veſtibulum, wenn man es ſo nennen darf, mündeten von links- und rechtsher Korridore, deren erſterer, wie der Hellgrüne unſerem Freunde bedeutete, in die Gemächer des Hausherrn, der zweite in die der Gräfin führte. Jenen hinabgehend, ſtießen Ottmar und ſein Führer auf einen Mann, deſſen kupferbraunes Geſicht unſern Freund einen halben Schritt zurücktreten machte, obgleich er durch Wate darauf vorbereitet war, einen Indianer in Bernwartshall zu finden.

„Milimach“, ſagte der Hellgrüne zu dem Rothhäutigen, „melde dem Sachem, daß der Herr angekommen ſei, welchen er geſtern erwartete.“

Der Indianer ließ ſein dunkles Auge mit der gleichgiltigen Kälte ſeiner Raſſe einen Moment auf den Zügen des Fremden ruhen und verſchwand dann, ohne einen Laut von ſich zu geben.

„Milimach! Sachem!“ ſagte Ottmar zu ſich, als er in dem Kabinett, in welches ihn ſein Führer gebracht hatte, allein war, „das ſind Namen, ſo abenteuerlich wie die Gegenſtände, welche ſie bezeichnen. Ich muß, glaub' ich, die Erinnerungen Cooper'ſcher Romane aus meinem Gedächtniß heraufholen, um mich auf dieſem Terrain zurechtzufinden.“

Er ſah ſich in dem Gemach um, welches, mehr tief als breit, nur ein Fenſter hatte, das auf einen kleinen Grasfleck mit einer verwilderten Baumgruppe hinausging. Weiter reichte der Blick nicht, denn hochaufgeſchoſſenes Gebüſch ſchnitt die Ausſicht auf den Fluß ab und man konnte auf den Einfall kommen, der Bewohner des Gemaches habe daſſelbe abſichtlich gewählt, weil er hier vor jeder Störung von außen, vor jeder Beeinträchtigung ſeines Nachdenkens durch äußere Dinge geſichert war. Die Bücherrepoſitorien an den Wänden und der große, mit phyſikaliſchen Inſtrumenten bedeckte Tiſch in der Mitte des Zimmers widerſprachen dieſer Annahme nicht. Mehrere Bücher lagen da und dort aufgeſchlagen umher, und als Ottmar, gelangweilt durch das lange Ausbleiben des Grafen, eines derſelben zur Hand nahm, ſah er, daß es Orfila's Toxikologie war. Er begann gleichgiltig da zu leſen, wo das Buch des berühmten Chemikers aufgeſchlagen war, und las einige Seiten herunter, welche eine Analyſe des Nikotins enthielten, ganz nur mechaniſch und ohne ſeiner Lektüre irgend welche tiefere Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Endlich hörte er Tritte auf dem Korridor und legte das Buch weg.

Der Graf trat ein.

„Willkommen, ſehr willkommen in Bernwartshall, mein werther Herr Doktor", ſagte er, „und entſchuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ. Ich war gerade in meinem Laboratorium beſchäftigt -- ich treibe nämlich, um die Zeit todtzuſchlagen, Chemie — als Sie kamen, und wollte mich Ihnen doch nicht in dem manchmal etwas ſchauerlichen Koſtüm eines Laboranten vorſtellen."

„Wie dem armen Tauberich", dachte Ottmar, ließ es aber bei einer Verbeugung ſein Bewenden haben. Soweit er den Schloßherrn während der folgenden Unterredung beobachten konnte, ſtellte ſich das Reſultat ſeiner Beobachtung etwa ſo.

Graf Hippolyt war hochgebaut, mager, ſehnig. Er trug über der hohen, ſchmalen Stirne das röthlichblonde Haar kurz geſchoren, während ein nachläſſig behandelter Bart Lippen und Kinn umwucherte. Seine Züge hätte man gewöhnlich nennen können, wenn ihnen nicht die tiefe dunkle Furche zwiſchen den Brauen, welche bis zur Wurzel der dünnen Habichtsnaſe herablief, einen gewiſſen Ausdruck von Energie verliehen hätte. Soweit hätte man ſich mit dieſer Phyſiognomie ſchon befreunden können. Aber die Augen des Mannes ließen das nicht zu. Es waren blaßblaue Augen, die, ohne gerade zu ſchielen, einen ganz eigenthümlich falſchen Blick hatten, einen gewiſſen matten Bleiganz, der ankältend wirkte. Es machte einem unbehaglich, in dieſe Augen zu ſehen.

„Wir haben Sie ſchon geſtern erwartet, Herr Doktor“, ſagte der Graf, „und wir hoffen, daß es Ihnen in Bernwartshall gefallen möge. Das Haus iſt freilich nicht mehr der frohe Ort von ehemals; indeſſen wollen wir unſer Möglichſtes thun, Ihren Aufenthalt ſo angenehm zu machen, wie die Umſtände es erlauben. Ihre Zimmer ſind in Bereitſchaft —“

„Verzeihen Sie mir, Herr Graf, wenn ich unhöflich erſcheine, indem ich Ihre Gaſtfreundſchaft nicht in ihrem ganzen Umfang annehme. Gewiß, ich weiß Ihre Güte zu ſchätzen, allein zufällige Umſtände beſtimmten mich, mein Quartier in der Goldforelle im Bühl aufzuſchlagen."

„In der Goldforelle?" verſetzte der Graf mit einer Betonung, die es zweifelhaft ließ, ob er mit dieſer Ablehnung ſeiner Einladung nicht ſo ganz unzufrieden war, oder ob er ſeine Unzufriedenheit mit weltmänniſchem Takt zu verbergen wußte.

„Ja, in der Goldforelle", ſagte Ottmar. „Das Haus iſt mir von meinen Knabenjahren her ein bekanntes und dann hauſt gegenwärtig auch mein Freund Wate dort, mit welchem ich während meines Aufenthaltes im Zergthal möglichſt viel zuſammenſein möchte."

„Das iſt freilich ein triftiger Grund, welcher aber, wie ich hoffe, nicht verhindert, daß Sie mein Haus als das Ihrige anſehen werden. — Sie kennen alſo Herrn Baldung?" fügte er leichthin bei, doch entging unſerem Freunde der forſchende Ton dieſer Frage nicht.

„Ja, Herr Graf, und zwar als einen Ehrenmann durch und durch."

„Gewiß, das iſt er", erwiderte der Graf raſch und eifrig. „Herr Baldung iſt ein wackerer Mann, in der That. Er hat zwar gewiſſe Eigenheiten, ſagt man, aber —"

„Wer hat die nicht?" beendigte Ottmar den angefangenen Satz des Hausherrn.

„Freilich, freilich, ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden. — Aber jetzt wollen wir, wenn Sie nichts dagegen haben, von unſerem Geſchäfte reden."

Deßhalb kam ich, Herr Graf. Wenn Sie es mir jedoch zu gute halten wollen, möchte ich eine Frage vorausſchicken.“

„Ich bin zu Ihren Dienſten, Herr Doktor.“

„Ihr für mich ſchmeichelhafter Antrag kam mir ganz unerwartet, ſo unerwartet, daß Sie meine Neugierde begreifen, zu erfahren, wie es kam, daß Sie gerade auf mich verfielen, während es doch unter meinen Kollegen in der Hauptſtadt viele gibt, mit denen ich an Ruf mich durchaus nicht meſſen kann.“

„Oh, das ging ſehr einfach zu. Als ich vor kurzem mit meiner Frau in der Reſidenz war, wurde die Gräfin durch eine Dame ihrer Bekanntſchaft auf Sie aufmerkſam gemacht. Sie theilte mir das mit und auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß ich Ihnen mit vollſtem Zutrauen die Führung dieſes nichtswürdigen Proceſſes überlaſſen könnte, von deſſen Ausgang, wie ich Ihnen nicht verſchweigen will, die Zukunft meines Hauſes abhängt. Im übrigen muß ich noch ſagen, daß mich bei Ihrer Wahl neben Ihrer mir von kompetenter Seite verbürgten Tüchtigkeit auch noch der Umſtand leitete, daß Sie ein Fergthaler Kind. Ich dachte mir, Herr Doktor, ein geborener Fergthaler würde an dieſer Sache einen lebhafteren Antheil nehmen als ein Fremder, der die ganze Angelegenheit über den banalen Geſchäftsleiſten ſchlüge.“

„Ich bin Ihnen dankbar für dieſes Vertrauen, Herr Graf, und Sie ſollen ſich inſofern nicht in mir geirrt haben, als ich mein Möglichſtes thun werde. Aber ich ſpreche wie der Blinde von der Farbe, denn ich weiß nur ganz ebenhin, daß der Forgforſt der Gegenſtand Ihrer Streitſache iſt.“

„Ja, dieſer unglückſelige Forſt, welchen meinetwegen der Teufel holen könnte, wenn er nicht einen ſo großen Werth beſäße.“

Hier zog ſich die Brauenfurche des Sprechers ſchwärzer zuſammen, und der Bleiglanz ſeiner Augen wurde unheimlicher, indem er fortfuhr:

„Ich nannte den Proceß einen nichtswürdigen, weil es ein wahrer Skandal, daß mein Halbbruder ſich nicht herbeilaſſen will, eine durch nichtswürdige Rabuliſterei verſchleppte Streitſache in billiger oder vielmehr gerechter Weiſe beizulegen. Der Freiherr weiß recht gut, daß das Recht auf meiner Seite iſt.“

Ottmar hielt ſich nicht für befugt, auf dieſe perſönliche Seite der Sache näher einzutreten, und bemerkte daher:

„Aber die Gegenpartei muß doch Anhaltspunkte für ihre Anſprüche haben, ſonſt hätte ſich die Sache unmöglich ſo lange verſchleppen laſſen. Doch um was dreht ſich denn eigentlich der Streit?“

„Die Sache iſt an und für ſich ſehr einfach, und ſoweit ſie einfach iſt, will ich ſie Ihnen ſofort mittheilen. Was jedoch die Verworrenheit betrifft, welche die Gerichte und Ihre Herren Kollegen — entſchuldigen Sie, Herr Doktor — daraus gemacht, darüber muß ich Sie an meine Frau weiſen, die im vergangenen Winter aus

Langweile, glaub' ich, dieſen verhenkerten Proceß zu ihrem Studium gemacht. Ich ſelber mochte nie etwas damit zu thun haben; ſchon der Anblick dieſer abſcheulichen Aktenſtöße machte mich krank. — Alſo, wie geſagt, meine Frau wird Sie über den Gang des Proceſſes beſſer belehren können als ich. Ich beſchränke mich daher auf den einfachen Sachverhalt. — Mein Großvater war ein Mann wie wir Vernwarte alle, das heißt, er brauchte viel Geld und machte ſich der Zukunft wegen keine Sorgen. In einer ſeiner gewöhnlichen Verlegenheiten oder, wenn Sie wollen, in einer ungewöhnlichen wandte er ſich, wie das ſchon oft geſchehen, an ſeinen Nachbar, den Freiherrn von Moosbrunn. Nun müſſen Sie wiſſen, daß die Moosbrunn oder wie ſie, wie ich behaupte, eigentlich urſprünglich hießen, die Moosbrunner — denn ihr Ahnherr war ſo ſicher und gewiß, als ich ein Vernwart bin, nicht mehr und nicht weniger als ein Jude — die Moosbrunner alſo beſaßen von jeher ein ebenſo eminentes Talent zum Schachern und Erwerben als die Vernwarte zum Verſchwenden. Der Großvater meines Halbbruders war daher gleich bereit, meinem Großvater die Summe vorzuſtrecken, welche derſelbe gerade bedurfte, und mein Großvater ſtand nicht an, ihm als Pfand dafür den ſorgauer Forſt, einen unſerer letzten und ſchönſten Wälder, zu verſchreiben. Das Pfand wurde natürlich zu der als Termin beſtimmten Zeit nicht eingelöſt. Aber bemerken Sie wohl, ich ſpreche vom ſorgauer Forſt."

„Zum Unterſchied vom Forgforſt, nicht wahr?"

„Allerdings; aber wie, auch Sie kennen dieſen Unterſchied?"

„Wenigſtens glaube ich mich aus meinen Knabenjahren dunkel zu erinnern, daß dieſe Unterſcheidung im Forgthal gäng und gebe war. Wenn mir recht iſt, ſo betrachtete man früher den Bach, welcher beim Bärenſchlößchen von den Bergen herabſtürzt, oder vielmehr den tiefen und breiten Einſchnitt, durch welchen dieſer Bärenbach aus dem weiten, hinter dem Schlößchen liegenden Waldgebiet hervorkommt, als die Grenzmark zwiſchen dem Forgforſt und dem forgauer Forſt. Dieſer dehnte ſich an dem linken, jener an dem rechten Ufer des Baches weithin über Hügel, Bergkuppen und Schluchten."

„Ganz richtig, ſo iſt es noch heutzutage. Sie haben ein bewunderungswürdiges Gedächtniß, Herr Doktor, und ich ſtehe nicht an, zu ſagen, daß ich dieſe Treue Ihrer Erinnerung für ein gutes Omen anſehe. Aber hören Sie weiter. Der moosbrunner Schurke wollte die Gelegenheit benutzen, nicht nur den forgauer Forſt, ſondern zugleich auch den Forgforſt einzuſacken, und die Sorgloſigkeit meines Großvaters, welche er allzugut kannte, erleichterte ihm ſeine Spekulation ungemein. Er wußte es zu machen, daß in der Pfandurkunde der Name des fraglichen Waldes ſo undeutlich geſchrieben ward, daß kein Experte der Schreibekunſt — hole ſie der Henker alleſammt! — bis auf den heutigen Tag hat daraus klug werden können, ob das Wort Forg- oder Forgauer-Forſt heiße. Zur Vermehrung der Gaunerei hatte jener Hund den Enkel eines Judenbuben in das Dokument auch noch den Ausdruck ‚das ganze Waldterritorium' des unleſerlichen Forſtes einzuſchmuggeln gewußt. Auf das noble Dokument geſtützt, nahm dann der Schuft den Forſt hüben und drüben vom Bärenbach in Anſpruch und ſo begann noch bei Lebzeiten meines Großvaters dieſer verdammte Proceß, welcher früher von unſerer Seite leider ſo nachläſſig betrieben wurde, daß die Gegenpartei einen bedeutenden Vorſprung gewann."

„Erlauben Sie mir zu fragen, Herr Graf: exiſtirt außer dem beſagten Dokument über die fragliche Verpfändung kein weiteres?"

„Doch. Mein Großvater ſcheint ſeinem Nachbar doch nicht ſo ganz getraut zu haben. Die Pfandverſchreibung wurde in Duplo ausgefertigt und in unſerem Exemplar iſt das Pfandobjekt ganz deutlich ‚Forgauer Forſt' geſchrieben. Noch mehr, in unſerem Exemplar heißt es weiter: ‚Und ſoll beſagtes Pfand, der Forgauer Forſt, begreifen das ganze Waldgebiet bis zu den drei Anno 1744 geſetzten Markſteinen längs des Baches.'"

„Das iſt ja vortrefflich!"

„Wohl, hätte die Sache nur nicht einen Haken, an welchem ſie die Gegenpartei geſchickt faſſen konnte."

„Wie denn?"

„Sie bemerkten, daß es in der Urkunde leider nur heißt: ‚längs des Baches', nicht aber: ‚längs des Bärenbaches'. Demzufolge behauptete und behauptet die Gegenpartei, unter dem Bach ſei nicht im entfernteſten der

Bärenbach, ſondern vielmehr der Trauſigbach zu verſtehen, welcher dieſſeits des Plateaus des Pfaffenwaldes allerdings die Grenze des ganzen prächtigen Hochwaldgebietes bildet, das einſt unſerem Hauſe gehörte und von welchem jetzt nur noch der beſtrittene Forgforſt uns geblieben iſt. Dieſe Behauptung der Moosbrunner wurde durch zwei höchſt unglückliche Umſtände unterſtützt. Erſtens vermochten ſie urkundlich nachzuweiſen, daß auch jene noch jetzt ſtehenden Grenzſteine am Trauſigbach drüben im Jahre 1744 geſetzt wurden, und zweitens waren, als mein Vater einen Anlauf zu energiſcherer Betreibung des Proceſſes nahm, die Markſteine längs des Bärenbaches nicht mehr aufzufinden."

„Das iſt in der That ſchlimm."

„Allerdings, und die Sache wird noch dadurch verſchlimmert, daß in den alten Lehnsurkunden die Territorien des Forgforſtes und des forgauer Forſtes nicht ſtreng auseinander gehalten ſind, ſondern daß darin bald dieſer, bald jener Name für das ganze Waldgebiet vorkommt. Eine dieſer Urkunden jedoch, die jüngſte von allen, führt die beiden Forſte als von einander getrennte Theile des ganzen Waldgebietes auf und bezeichnet ausdrücklich den Bärenbach als die Grenze zwiſchen den beiden Parcellen."

„Das iſt nun wieder meines Erachtens ein ſehr glücklicher Umſtand, Herr Graf. Der glücklichſte freilich wäre der, daß ſich die drei Markſteine längs des Baches, nämlich des Bärenbaches, wieder auffinden ließen. — Ich ſehe Ihnen an, daß Sie ſagen wollen, das einzuſehen, bedürfe man keines Juriſten.“

„So etwas, Herr Doktor“, verſetzte der Graf und verſuchte zu lächeln.

„Sie haben recht“, ſagte Ottmar. „Im übrigen muß ich mir vorbehalten, Ihnen meine Anſicht über den Stand dieſer wichtigen Angelegenheit im Allgemeinen und Speciellen erſt dann darzulegen, wenn ich mich mit dem aktenmäßigen Gang des Proceſſes von Anfang an bis heute vertraut gemacht haben werde. Ich will ſchon heute, ſpäteſtens morgen an mein Geſchäft gehen.“

„Sprechen Sie vor allen Dingen mit meiner Frau. Sie kennt dieſe verdammte Geſchichte viel genauer als ich und weiß vortrefflich Beſcheid in unſerem Familienarchiv. Ich ſelber — wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen — will nichts oder wenigſtens möglichſt wenig mit der Sache zu thun haben. Sie iſt mir im höchſten Grade zuwider. — Die Bekanntſchaft der Gräfin haben Sie ja, wie ſie mir ſagte, ſchon geſtern gemacht, auf dem Pfaffenwald droben.“

„Ja, ich hatte das Vergnügen. Allein bevor ich der Frau Gräfin aufwarte, möchte ich an Sie, Herr Graf, noch zwei Fragen richten.“

„Sprechen Sie. Ich höre.“

„Haben Sie ſchon alles Nöthige verſucht, um die Grenzſteine längs des Bärenbaches aufzufinden?“

„Alles. Ich ſelber habe mich zu wiederholten Malen und einmal eine ganze Woche lang mit Aufſuchung der verwünſchten Steine beſchäftigt und noch dazu half mir die Rothhaut, der Milimach, welchen ich aus Sonora mit heimgebracht. Dieſe Indianer haben, wie Sie wiſſen, Augen, denen nichts entgeht; allein obgleich Milimach auf der ganzen fraglichen Stelle ſo zu ſagen jede Zollbreite des Bodens unterſuchte, fand ſich doch nicht die Spur von einem Markſtein vor. Die drei Steine ſind wie weggeblaſen, und da ſie es ſchon zu meines Vaters Zeiten waren, ſo will ich jeden Eid darauf ſchwören, daß der Moosbrunner, jener nämlich, welchem der ſorganer Forſt verpfändet wurde, bei Nacht und Nebel die Grenzſteine beſeitigt hat."

„Das iſt eine ſchwere Beſchuldigung, Herr Graf."

„Oh, lange nicht zu ſchwer für jenen infamen Schubiak, den maledito gojo, welcher hoffentlich in der unterſten der ſiebzehn Höllen bratet, an welche die Mexikaner glauben."

Ottmar fand es nicht nach ſeinem Geſchmacke, die augenſcheinlich nur mühſam verhaltenen Zornausbrüche ſeines Klienten mitanzuhören, und ſagte daher:

„Entſchuldigen Sie, Herr Graf, wenn ich zu meiner zweiten Frage übergehe. Haben Sie einen Verſuch gemacht, Ihren Halbbruder zu einer gütlichen Austragung der Sache zu veranlaſſen?"

„Ich that es, und leider, daß ich es that!"

„Wie ſo?"

„Der moosbrunner Laffe, der —"

Hier gebrauchte der Graf einen ſo gemeinen Ausdruck, daß ihn die Feder nicht wiedergeben kann.

Ottmar ſchämte ſich für ſeinen Klienten und dieſer fühlte doch ſelbſt das Unpaſſende ſeiner Sprache. Er machte, um ſich zu faſſen, einen Gang durch das Zimmer und ſagte dann:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß ich in meiner gerechten Erbitterung ungehörige Worte gebrauchte. Hörte ich doch einmal einen geſcheiten Mann ſagen, ſeinem Rechtsanwalt gegenüber dürfe man ſich ſo wenig verſtellen, als man es ſeinem Arzt gegenüber darf. — Die Sache iſt, daß Adalbert mit der ganzen Suffiſance eines Kavallerieleutnants, was er iſt, meine Vergleichsvorſchläge zurückgewieſen hat. Davon, ſagte er, ließe ſich etwa ſprechen, wenn er den Proceß gewonnen habe.“

„Recht brüderlich das!“

„Nicht wahr? Aber“, fuhr Graf Hippolyt fort, indem er Ottmar ſtarr und faſt ſarkaſtiſch anſah, „derartige Brüderlichkeit ſcheint in unſeren Tagen Mode zu ſein, denn ich glaube gehört zu haben, daß die Brüder Horſt —“

Ein gezwungenes Lachen ergänzte den Satz.

Unſer Freund merkte die Abſicht des Grafen die Blöße, welche derſelbe vorhin ſich gegeben hatte, durch eine Parallele zu decken. Das verſtimmte ihn und er bemerkte daher kurz:

„Die Brüder Horſt, Herr Graf, haben ſich vereinbart, der Welt wenigſtens keine Gelegenheit zum Aerger oder zum Lachen zu bringen.“

„Oh, was das betrifft, Herr Doktor, Adalbert und ich ſpielen auch nicht Edmund und Edgar mitſammen. Sie haben Ihren Shakeſpeare ohne Zweifel beſſer inne als ich und werden mich verſtehen.“

„So ziemlich, obgleich ich, offen geſtanden, nicht recht begreiſe, wie man mit einem ſolchen Proceß zwiſchen ſich leidlich mit einander ſich vertragen kann.“

„Ja, was wollen Sie? Adalbert ſagte, als er im letzten Herbſt hier war, in ſeiner impertinenten Weiſe zu mir: ‚Ich denke, Hippolyt, von unſerem Proceß ſprechen wir gar nicht; das iſt die Sache unſerer Advokaten und geht uns perſönlich nichts an.‘ — Ich, als Gentleman, konnte doch wohl nicht anders, als in dieſen Ton eingehen? Nachher trafen wir uns in der Reſidenz, und ſeit er für dieſen ganzen Sommer Urlaub genommen hat und mit ſeinen zwei poetiſchen Raritäten ins Forgthal heraufgekommen iſt, verging kaum ein Tag, ohne daß er in Bernwartshall war. Die Konvenienz, wiſſen Sie, Herr Doktor, iſt allmächtig. Außerdem dient der Umgang mit Adalbert und ſeinen Gäſten zum Amuſement meiner Frau und ich mag ihr das wohl gönnen, um ſo mehr, als meine phyſikaliſchen Studien mir keine Zeit übrig laſſen, ihr die ihrige vertreiben zu helfen.“

Der Graf brachte das alles ganz unbefangen und leichthin vor und doch wollte es unſeren Freund bedünken, dieſe Unbefangenheit ſei nur eine gemachte. Er hielt ſich jedoch um ſo weniger berufen, den verfänglichen Geſprächsgegenſtand feſtzuhalten, als er dem Grafen den Wunſch anzumerken glaubte, die Unterredung überhaupt zu beendigen. Er wollte ſich daher eben empfehlen, als ſein Klient ſagte:

„Sie würden mich verbinden, wenn Sie jetzt meine Frau aufſuchen wollten. — Ich habe vor Tiſche noch einige dringende Briefe zu ſchreiben. — Sie bleiben natürlich zum Diner; es ſind einige Gäſte geladen, die von jenſeits des Fluſſes, und Ihr Freund Wate, glaub' ich."

So ſprechend, klatſchte er dreimal mit den Händen und that einen eigenthümlich gellenden Pfiff. Faſt unmittelbar darauf öffnete ſich im Hintergrund des Kabinets eine Thüre und ein phantaſtiſch aufgeputztes weibliches Weſen hüpfte herein.

„Erſchrecken Sie nicht, Herr Doktor", ſagte der Graf, als Ottmar die ſeltſame Erſcheinung befremdet muſterte. „Es iſt nur mein Page, die Tochter Milimachs. Eſtrella", fügte er, zu der jungen Indianerin gewendet hinzu, „führe den Herrn zu meiner Frau."

Das braune Mädchen ſchoß aus ihren tiefſchwarzen Augen einen Blick der Neugier auf den Fremden.

Ottmar bemerkte, daß ſie für ſehr hübſch gelten konnte, aber ihre feuerſprühenden Augen blickten nicht ſehr weiblich. Von mittelgroßer Geſtalt, war ihr Gliederbau üppig und doch zugleich ebenmäßig. Das turbanartig um die ſchwarzen Haare gewundene rothe Tuch, die hellgrüne Tunika und die ſcharlachenen Beinkleider, an welche ſich an den Knöcheln gelblederne Stiefelchen ſchloſſen, bildeten eine Tracht, welche, wenn man ſich erſt an die Fremdartigkeit derſelben gewöhnt hatte, nicht übel zu der ganzen Erſcheinung paßte.

„Kommen Sie, Sennor“, ſagte das Mädchen in den tiefen Gutturaltönen ihrer Raſſe, jedoch mit einer Deutlichkeit, welche zeigte, daß ſie der deutſchen Sprache mächtig war.

Während Ottmar ſeiner Führerin durch die Korridore des Schloſſes folgte, wandten ſich, da ihm Eſtrella ſchweigſam voranging, ſeine Gedanken zu dem Grafen zurück.

„Der Menſch gefällt mir nicht“, ſagte er ſich. „Es iſt etwas Verſtecktes in ihm, ja, und etwas Halbwildes, wie Baldung richtig ſagte. Die gemeinen Schimpfworte, welcher er ſich in der Aufwallung bediente, verrathen, daß hinter ſeiner ruhigen Außenſeite eine Rohheit ſchlummert, die unter Umſtänden ſicherlich wild genug aufſchlagen kann. Wer war es doch gleich, der die Bemerkung machte, daß Shakeſpeare’s Shylock dann, wann er ſeiner Wolfsnatur die Zügel ſchießen laſſe, immer kyniſch werde? Das ließe ſich, vermuthe ich faſt, mutatis mutandis auch auf den Herrn Grafen anwenden. Und dieſe braune Nymphe da, welche hübſch iſt wie die Sünde und Augen hat wie ein Teufelchen! Hm, beim Zeus! am Ende hatte Herr Tauberich doch recht, von dieſem Schloß als von einem verwunſchenen zu ſprechen.“

## 2.

## Typen und Kontraſte unſerer Tage.

Unſer Freund gehörte nicht zu den Männern, welche in einem Frauengemach eine gewiſſe geniale Unordnung lieben und geneigt ſind, dieſe Genialität als ein Merkmal eines nicht gewöhnlichen Frauencharakters anzuerkennen. Er war im Gegentheil der Anſicht, ohne Ordnung im Größten wie im Kleinſten ſei jene Schönheit nicht denkbar, welche in der Harmonie beſteht, und harmoniſch mußte nach ſeiner Meinung die Erſcheinung einer Frau ſein, den Charakter der Harmonie mußte ſie ihrer ganzen Umgebung auſdrücken.

Demzufolge ward er nicht eben angenehm berührt, als er beim Betreten des Zimmers, an deſſen Schwelle die Indianerin ihn verlaſſen, ſich unwillkürlich ſagen mußte: „Da ſieht's chaotiſch aus."

In der That, das ganze Gemach war nur ein Wirrwarr von unzuſammengehörigen Dingen, ein buntes Allerlei von ſorglos durcheinander geſtreuten Gegenſtänden: Bücher und Kleidungsſtücke, Albums und Blumenvaſen, Guitarren und Reitgerten, ein namenloſes Potpourri auf Tiſchen, Divans, Seſſeln; an der einen Wand die Kopie einer tizian'ſchen Venus, an der andern eine von Kranachs Chriſtus unter den Kindern, auf dem Kamingeſims die Marmorbüſte Goethe's und hart daneben die Gipsfigur irgend eines obſkuren Guſtaf-Adolfvereinlers, unter dem Trumeau die Bilder von Byron und Georges Sand in Stahlſtich und darüber herhängend ein gutkatholiſcher Roſenkranz.

Um Ideenaſſociationen iſt es bekanntlich eine eigene Sache. Sie machen ſich oft ſo ſonderbar und willkürlich, daß die Pſychologie vergeblich ſich müht, ihrem Zuſammenhang unter einander auf den Sprung zu kommen. So war es denn auch recht eigen, daß Ottmar beim Anblick des Boudoirs der Gräfin daran denken mußte, wie ihm vorhin, bevor er die Goldforelle verlaſſen, der Zufall geſtattet hatte, einen Blick in das beſcheidene Kämmerchen des Aivli zu werfen. Wie war da alles ſauber und blank und jungfräulich keuſch geweſen! Ihm war dabei das Wort eingefallen, welches der Anblick von Gretchens Kammer dem Mephiſto abnöthigt:

Nicht jedes Mädchen hält ſo rein —

Aber wenn ihm der Tempel einen widerwärtigen Eindruck machte, ſo verſchwand derſelbe vor dem überwältigenden Zauber, welchen die Schönheit der Göttin übte.

Die Gräfin trat durch die offenſtehende Glasthüre herein, welche auf eine Terraſſe am Fluß draußen führte.

Mit einer gewiſſen Hoheit und doch zugleich mit unbefangener, zwangloſer Heiterkeit begrüßte ſie ihren Gaſt.

Er ſtand geblendet vor ihr, und wenn er ſich ſpäter dieſes Augenblickes erinnerte, wähnte er empfunden zu haben, daß Waldau dieſes Weib gemeint haben mußte, als er die Züge ſeiner Rahab entwarf:

Nie zogen die Brauen noch zarter geſchwungene Bogen,
Nie trugen ſie kühner ein ſtolzeres Stirnengewölbe,
Und würdig ſo herrlicher Brücke bewies ſich der Strom auch,
Der mächtig und klar wie Kriſtall durch die Bogen geſchoſſen.
Nicht milde bezaubert ſie zwar, nicht feſſelt ſie lieblich
Mit dem Frühlingsſchmelz und dem Flaum jungfräulicher Anmuth;

Doch, ſeit ihr die erſten, die zarteſten Blüthen verwelkten,
Erſchloſſen noch reichere Pracht glühfunkelnde Kelche,
Hinreißend und ſinneverwirrend, ein leuchtend Gebilde
Schwungkräftigſter Schönheit, wonnigſter Weibesentfaltung,
Entzündet das ſelige Bild heißlodernd Begehren.

Eva bemerkte unſchwer die mächtige Wirkung, welche ihre Erſcheinung auf den jungen Mann machte, und ſie hätte müſſen kein Weib ſein, wenn das Wohlgefallen, welches ſie darob empfand, ihr Lächeln nicht noch ſtralender gemacht.

Gerade dieſes Lächeln aber ließ bei unſerem Freund, der doch ſonſt kein Menſch aus Marcipan war, nicht ſo raſch, wie er gewünſcht hätte, die rechte Faſſung aufkommen und er verwünſchte ſpäter ſeine Albernheit, daß ihm kein anderes Wort eingefallen, als nach gemachter Verbeugung zu ſagen:

„Gnädige Frau, Sie haben einen wunderlichen Pagen.“

„Einen Pagen! Wen meinen Sie?“

„Nun, das Indianermädchen, welches mich herführte.“

„Eſtrella?“

„So heißt ſie, wenn ich recht gehört habe.“

„Erlauben Sie, Herr Doktor, einen kleinen Irrthum zu berichtigen. Eſtrella iſt nicht mein Page, ſie iſt die Maitreſſe meines Mannes.“

Das wurde ſo kühl, ſo decidirt, ſo unbefangen geſagt, daß Ottmar unmöglich ſich überreden konnte, er habe falſch gehört, und doch hätte er das gerne gethan.

Die Franzoſen haben in ihrer Sprache ein Wort, stupéfait, für welches unſere deutſche keinen ganz entſprechenden Ausdruck aufweiſen kann. Dies Wort ließ ſich jetzt auf Ottmar anwenden.

Recht eigentlich stupéfait ſchaute er drein. Daß eine Frau ſo etwas und mit ſolcher Gleichmüthigkeit ſagen könnte, das hätte er ſich nicht träumen laſſen.

Er wußte in Wahrheit nicht, was er dazu ſagen ſollte, denn, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, der Verſtand ſtand ihm ſtill.

Die Gräfin ergötzte ſich eine Weile an ſeiner naiven Verwunderung. Dann winkte ſie ihm nach der Glasthüre und ſagte:

„Kommen Sie, wir wollen auf die Terraſſe hinausgehen. Da draußen iſt Luft und Sonnenſchein. Ich bleibe nur in den Zimmern, wenn ich gerade muß.“

Er folgte ihr mechaniſch, war aber der Ortsveränderung froh, denn der friſche, vom Fluß heraufkommende Luftzug wehte ihm die Beklemmung von der Bruſt weg.

Es war da draußen ein heimeliges, lauſchiges Plätzchen, welches durch rechts und links an ſeinen Enden vorſpringende Mauerpfeiler zu einem zum Fürſichſein geeigneten Ort abgeſchloſſen wurde. Zwei Kaſtanienbäume zu beiden Seiten boten Schatten, ohne Licht und Luft abzuhalten. Von der Flußböſchung nach vorn führten ein Dutzend Stufen zu dem Waſſer hinab und unten an der Treppe war ein Pfahl eingerammt, an welchem ein kleiner, zierlich bemalter Kahn angebunden war. Unter den Bäumen ſtanden gußeiſerne Gartenſophas und Stühle; auch ein rundes Tiſchchen von demſelben Material war da und darauf lagen mehrere jener zierlichen Goldſchnittbändchen, in welchen die Lyrik der Gegenwart ihre Gefühlchen und Gedänkelchen den Frauen in die Hände ſchmeichelt. Weiter ſtand ein ſchöner Tubus auf dem Tiſche, nach den Bergen hinübergerichtet. Endlich bemerkte Ottmar noch einen Gegenſtand, aus welchem er nicht recht klug werden konnte. Es war eine Art Signalſtange, auf die Böſchung des Waſſers gepflanzt und oben mit einer Rolle verſehen, durch welche ein Seil lief. Die Ausſicht von der Terraſſe war anziehend. Man konnte den Lauf der Forg eine gute Strecke flußaufwärts verfolgen, gerade gegenüber öffnete ſich die breite Avenue, welche von dem Schloſſe der Moosbrunn zu dem Waſſer herablief. Von dem Schloſſe ſelbſt war nur der Mittelflügel ſichtbar, über deſſen breiter Freitreppe ein großer Balkon vorſprang.

„Sie haben mich vorhin merkwürdig erſtaunt angeſehen, Herr Doktor“, nahm die Gräfin das Wort, nachdem ſie unſerem Freund einen Platz an ihrer Seite auf einer der Bänke unter den Bäumen angewieſen hatte. „Laſſen Sie ſich ſagen, daß ich Ihr Erſtaunen nicht recht begreiſe. Es handelte ſich dabei nur um eine einfache Berichtigung Ihrer Meinung betreffs der Stellung Eſtrella's.“

„Gnädige Frau“, erwiderte Ottmar, ſeine Verwirrung bemeiſternd, „ich bedaure, Sie durch meine einfältige Aeußerung zu einer Berichtigung veranlaßt zu haben, die Ihnen ſchmerzlich ſein mußte.“

„Schmerzlich? Wie ſo denn? Wenn einem die Thatſache gleichgiltig iſt, wie ſollte dann das Ausſprechen derſelben einem ſchwer fallen? Ich nenne es im Gegentheil einen günſtigen Zufall, daß Sie ſo zu ſagen an der Schwelle von Bernwartshall einen klaren Einblick in meine Stellung zu Hippolyt erhielten. Das erſpart mir viele weitläufige Auseinanderſetzungen.“

Unſer Freund wußte wieder nicht, was er ſagen ſollte.

Wenn er einen Blick auf das ſchöne Weſen an ſeiner Seite warf und den ſeelenvollen Klang dieſer ſonoren Stimme vernahm, konnte er doch wohl nicht annehmen, daß in dieſem Prachtſtück der Natur keine Seele wohne. Und doch, durfte eine Frau ſo ſprechen? Konnte ſie gegenüber einem Manne, welcher ihr eigentlich doch wildfremd war, in dieſer Art von zarteſten Dingen reden, ohne aller Weiblichkeit Hohn zu ſprechen? War das eine bei der Blaſirtheit angekommene Verderbtheit oder aber ungeſchminkte Natur, welche den Mangel an Zartgefühl durch Wahrhaftigkeit erſetzte?

Er wußte ſich in der Geſchwindigkeit dieſe Fragen nicht zu beantworten, um ſo weniger, da ihm Eva allen Skrupeln zum Trotz das lebhafteſte Intereſſe einflößte.

Um ſich der Klemme zu entziehen, verſuchte er ein Mittel, welches eben nicht ſehr geſchickt gewählt war. Er öffnete nämlich eins der vor ihm auf dem Tiſch liegenden Büchelchen und ſagte aufs Gerathewohl:

„Sie ſcheinen, gnädige Frau, die Entwickelung unſerer Modepoeſie mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen.“

„Ich? Ach, gehen Sie! Die beiden Minneſänger, die bei meinem Schwager da drüben zu Gaſte ſind, haben mir dieſe Eingebungen ihrer Muſen beſchert. Es ſind ſchale Dinger.“

„Wer? Die Gedichte oder die Dichter?“

„Wie Sie wollen.“

„Iſt das nicht undankbar geſprochen von ſo ergebenen Anbetern?“

„Anbeter? Das iſt ein dummes Wort, entſchuldigen Sie. Aber was wiſſen Sie denn von meinen Anbetern?“

„Ich bitte ſehr um Verzeihung. Aber Sie ſelbſt, gnädige Frau, bezeichneten mir Don Rodrigo und Herrn

Walter von dem Schmelz als Ihre Ritter. Ich hätte alſo Ritter ſagen ſollen ſtatt Anbeter."

„Das kommt auf das Gleiche heraus. Aber ich vermuthe, der gute dicke Wate, der mir die Ehre anthut, Liebesblicke nach mir zu ſchießen, ſo maſſiv, wie er ſelber iſt, hat Ihnen allerlei Schnurren von mir erzählt. Iſt's nicht ſo? Lügen Sie nicht! Es kleidet Ihr Geſicht nicht gut. — Aber ſagen Sie, wollen Sie etwa auch in die Brigade meiner Anbeter treten? Sie treffen da eine ziemlich gemiſchte Geſellſchaft. Aber eiferſüchtig dürfen Sie nicht ſein; ſonſt könnte es tragiſche Geſchichten abſetzen, denn Sie finden in der beſagten Brigade auch Ihren leiblichen Bruder."

„Den frommen Jeremias? Das hat mir Wate erzählt. Es iſt ſchnakiſch."

„Warum? Trauen Sie mir denn nicht die Fähigkeit zu, auch einem frommen Mann den Kopf zu verdrehen?"

„Die Fähigkeit, der ganzen Welt Kopf und Herz zu entzünden, gnädige Frau. Aber ich gebrauchte den Ausdruck ſchnakiſch deßhalb, weil es mir ungeheuer wunderlich vorkommt, erfahren zu müſſen, daß Jeremias eine andere Perſon lieben könne als ſeine eigene."

„Sie ſind boshaft."

„Bitte recht ſehr, nur wahr."

„Wahr! Das iſt viel geſagt. Kann ein Mann das ſein?"

„Warum nicht? Unter Umſtänden —

„Gut, daß Sie einen Vorbehalt machen. Aber ſetzen wir den Fall, ich bedürfte eines Freundes, eines wahren Freundes — könnten Sie mir ein ſolcher ſein?“

Ottmar hatte ſich, wie der vorſtehende Dialog zeigt, zu ſeiner eigenen Verwunderung ziemlich raſch in den leichten, faſt kordialen Ton hineingefunden, den die Gräfin angeſchlagen. Bei Stellung ihrer letzten Frage jedoch hatte ſie ihn geändert, plötzlich und doch mit einem ſo ſicheren Uebergang, daß dieſer nicht im geringſten affektirt erſchien. Ottmar fühlte die Seele des wunderbaren Weibes in der Frage nach einem Freunde, einem wahren Freunde. Sie lag auch in den unbeſchreiblich tiefen Augen Eva's, welche jetzt voll und fragend auf dem jungen Manne ruhten.

„Wollen Sie mein Freund ſein? wiederholte ſie mit innigſtem Herzenston und hielt ihm die geöffnete Hand hin.

Er legte die ſeinige darein und fühlte mit Entzücken den Gegendruck dieſer kleinen, weichen, vom regſten Lebensfeuer durchpulſten Hand.

„Ich will Ihr Freund ſein, Gräfin“, ſagte er bewegt.

„So iſt es recht“, verſetzte ſie. „Ich wußte, als ich Sie damals im Theater zuerſt ſah, daß Sie der Freund einer Frau ſein können. Glauben Sie mir, das iſt eine ſehr ſeltene Gabe.“

„Ja, eine ſehr ſeltene!“ bekräftigte Ottmar, und er ſeufzte heimlich, der arme Junge.

„Sie ſollen“, fuhr Eva fort, „ſeiner Zeit erfahren.

warum ich eines Freundes bedarf. Für jetzt mögen Sie wiſſen, daß ich mit Hippolyt nur noch durch die Bande der Konvenienz und, wenn Sie wollen, des gegenſeitigen Vortheils zuſammengehalten werde. Hätte ich das Glück gehabt, Mutter zu werden, ſo wäre vielleicht das und vieles Andere anders gekommen. Aber genug davon. Nehmen wir das Leben leicht, es iſt an ſich ſchwer genug. Hier in Bermwartshall handhaben wir die Laſt, ſo gut es gehen will. Warum iſt ſie nicht ein Federball, den man einander ſcherzend und lachend zuwirft? Sie iſt es nicht, aber darum braucht man wenigſtens nicht ceremoniell mit ihr umzuſpringen. In Bermwartshall gibt es keine Etikette, keinen Zwang und wir alle ſingen, jeder nach der ihm gerade paſſenden Tonart, mit Mozarts Helden:

Hier gilt kein Stand, kein Name —
Es lebe die Freiheit hoch!"

Sie ſang das wirklich allerliebſt und hing daran einen jener grotesken Jodler, wie ſie der ſchwarzwälder Volksgeſang liebt.

„Macht denn dieſe Frau alles zur Poſſe?" fragte ſich Ottmar. „Iſt ſie eine Heldin oder eine Komödiantin? Ein Engel oder ein Dämon?"

Er fühlte ſich durch Eva's Gegenwart ſeltſam bewegt, abgeſtoßen und doch wieder gefeſſelt wie von unwiderſtehlicher Magie. Wate's humoriſtiſche Prophezeiung fiel ihm ein, auch Baldung's erſt warnendes Wort. „Allein was ſollte da zu befürchten ſein, bei einer ſo außerordentlichen Offenheit? Das iſt keine Koketterie", dachte unſer Freund.

„das iſt ein Phänomen, eine originale Natur ſtatt der verdammten Abklatſche aus den Modejournalen, wie ſie in unſeren Städten herumlaufen. Ich denke, man kann ſich ſorglos daran erfreuen, wie man ſich an der Farbenpracht und dem exotiſchen Duft einer Tropenblume erfreut."

„Ich ſehe", unterbrach Eva ſein Schweigen, „Sie philoſophiren wie ein echter Deutſcher und Sie philoſophiren über mich. Nun, was denken Sie von mir?"

„Daß Sie das wunderſamſte Weſen ſeien, welches mir je begegnet iſt."

Sie ſah ihn durchdringend an und entgegnete in jenem kühlen Ton, der ihr gewöhnlicher war:

„Wunderſam iſt, ſoweit ich Ihre Mutterſprache kenne, nahe verwandt mit wunderlich und dieſes mit abſonderlich. Es liegt alſo keine Schmeichelei darin und ſo kann ich's gelten laſſen. Schmeicheln Sie mir nie, hören Sie; ich dulde das nur von meinen Anbetern, nicht von einem Freunde. — Verſtehen Sie ſpaniſch?" fragte ſie aufſtehend.

„Nein."

„Oh, das iſt ſchade! Sie können nicht ermeſſen, welcher Zauber für mich in den Glockenklängen der Sprache meines Heimatlandes liegt. Hör' ich dieſe Klänge, meine ich fortgetragen zu werden aus dieſem Lande des Nebels und Froſtes in das ‚ſonnige Land des Weins und der Geſänge'. Ich liebe Goethe, liebe ihn ſehr. Nicht wegen der tiefſinnigen Sachen, die er gedichtet, die ihr bewundert und die ich nicht verſtehe, ſondern darum, weil er ſeiner Mignon jenes Lied vom ſchönen Süden auf die Lippen gelegt hat, jenen ſüßeſten Sehnſuchtslaut, den ich je vernommen. Oh, ich will nicht ſterben, nein, ohne jene glücklichen Lande geſehen zu haben, ‚wo die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht‘. — Doch ſehen Sie, da kommen unſere Gäſte.“

So ſprechend deutete ſie auf den Fluß, von deſſen jenſeitigem Ufer ein Nachen abſtieß, der mit wenigen Ruderſchlägen ſo nahe kam, daß Ottmar den Freiherrn Adalbert und die beiden berühmten Dichter erkennen konnte.

„Wie kommt denn Ihr Herr Schwager zu dieſen beiden Berühmtheiten, Frau Gräfin?“ fragte Ottmar.

„Er hat ſie in der Reſidenz aufgegabelt, wo ſie gerade poetiſche Gaſtrollen gaben. Sie wiſſen, Sänger und Lieder vom Kreuz ſind dermalen bei unſerer vornehmen Welt ſehr in Mode und Gunſt, und da mein Schwager ſich einbildet, ein Schöngeiſt zu ſein, ſo fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt, als die beiden großen Männer ſeiner Einladung entſprachen. Uebrigens ſind es zwei gute Thierchen, nur muß man ſich hüten, ihrer eminenten Eitelkeit wehzuthun, wenn man ſie bei guter Laune erhalten will.“

Das Boot landete an der Böſchungstreppe und zugleich kam ein Diener mit der Meldung aus dem Schloſſe, daß ſervirt ſei.

Die Gräfin gab unſerem Freunde den Arm und forderte die Herren auf, ihr zu folgen.

Wie Ottmar mit ſeiner Dame über die Terraſſe ſchritt, richtete der hinter ihnen gehende Freiherr in einem, wie es Ottmar vorkam, etwas gereizten Ton einige Worte in einer fremden Sprache, welche dem Klange nach die ſpaniſche war, an die Gräfin. Sie wandte den Kopf zurück und ihr Führer glaubte ein zorniges Aufleuchten in ihrem Auge wahrzunehmen, als ſie ihrem Schwager in derſelben Sprache eine kurze Antwort gab.

„Sollte der Mann eine Anwandlung von Eiferſucht verſpüren?“ dachte der Juriſt. „Das könnte wohl ſein, denn er muſterte mich vorhin mit nicht ſehr freundlichen Blicken.“

Im Speiſeſal trafen die Ankömmlinge Wate und den Pfarrer von Moosbrunn, und als kurz darauf auch der Graf eingetreten war und ſeine Gäſte flüchtig begrüßt hatte, ging man zu Tiſche, an welchem die Gräfin mit zwangloſer Anmuth den Vorſitz führte.

Ottmar, welcher neben Wate zu ſitzen gekommen, verwunderte ſich über die luxuriöſe Ausſtattung der Tafel und des ganzen Gemaches. Es war da nirgends etwas von jener Klemme zu bemerken, in welcher Baldungs Aeußerungen zufolge der Beſitzer von Bernwartshall ſtecken ſollte. Die aufwartende Dienerſchaft, das Geſchirr, die Mannichfaltigkeit der Speiſen, die Feinheit der Weine, das alles entſprach vollſtändig dem Stil und Brauch eines alten und reichen Hauſes.

Das Geſpräch drehte ſich zuerſt um die Wette, welche die Gräfin geſtern richtig gewonnen hatte, und wandte ſich dann auf die unvermeidliche Frage des Tages, auf die orientaliſche, welche damals gerade durch das Einfahren der weſtmächtlichen Flotten in die Dardanellen in eine neue Phaſe getreten war.

„Wir werden alſo“, ſagte Herr Walter von dem Schmelz, „zu den vielen Ungeheuerlichkeiten unſerer Zeit noch eine neue hinzukommen ſehen. Die Banner Englands und Frankreichs, welche einſt glorreich auf den Zinnen von Jeruſalem wehten, werden zur Seite des Halbmondes gegen das Kreuz ins Feld getragen werden.“

„Oh, mein Beſter“, verſetzte der Freiherr, „machen Sie ſich darüber keine Sorgen. Rußland iſt ſtark genug, den Türken mitſammt ihren Alliirten die Spitze zu bieten. Wir werden es, ſage ich Ihnen, erleben, daß den Krämern von der Themſe und den Sansculotten von der Seine zum Trotz das ruſſiſche Kreuz auf der Sophienkirche aufgepflanzt wird.“

„Das dürfte doch wohl nicht ſo raſch gehen, Herr Baron“, meinte Wate. „Sie vergeſſen, daß Friedrich der Große geſagt hat, wenn die Ruſſen erſt in Konſtantinopel, ſo würden ſie binnen kurzem auch in Königsberg ſein. Ich verlaſſe mich in dieſer wie in allen Fragen der höheren Politik auf die tiefe Weisheit des berliner Kabinetts. Nicht wahr, Don Rodrigo, das iſt das Geſcheideſte, was man thun kann?“

„Ich würde Ihnen von Herzen beipflichten“, erwiderte der berühmte Dichter, „wenn ich nicht wüßte, daß Ihre Worte mephiſtopheliſch gemeint ſind. Ich meines

Theils vertraue allerdings unbedingt auf Preußen und ſeine erhabene Beſtimmung. Es wird, wenn die rechte Zeit gekommen, ſein Heldenſchwert ziehen und dieſes wird auch in dieſer Frage ein Schwert der Gerechtigkeit ſein.“

„Ohne Zweifel, ganz ohne Zweifel, edler Freund“, ſagte Wate; „ich bin vollſtändig Ihrer Meinung.“

„Nein, erlauben Sie“, entgegnete der gereizte Poet, „das ſind Sie nicht.“

„Was denn, wenn ich bitten darf?“

„Sie ſind der Geiſt, der ſtets verneint, der Peſſimiſt par excellence.“

„Sehr verbunden“, lachte Wate im Bart. „So wäre ich alſo glücklich unter die Schablone gebracht. Aber da es ſich hier, mit dem ruſſiſchen Kabinett zu ſprechen, um eine rein religiöſe Frage handelt, ſo dürfte es zweckmäßig ſein, auch die Anſicht unſeres theologiſchen Freundes zu hören. Was ſagen denn Sie, Herr Pfarrer, zu der ruſſiſch-türkiſchen Geſchichte?“

Wate war boshaft in dieſem Augenblick, denn er bemerkte, daß Jeremias mit ſeinen Augen und Gedanken ganz wo anders, das heißt, völlig in das Anſchauen der Gräfin verſunken war. Als daher die Frage an ſein Ohr ſchlug, entgegnete er ziemlich verwirrt:

„„Ich halte es nicht für meines Amtes, mich mit weltlichen Dingen zu befaſſen.“

Ottmar, welcher die Richtung der Blicke ſeines Bruders bemerkt hatte, erröthete für ihn.

„Es fehlt unſerer Zeit“, fuhr Jeremias fort, „wie überhaupt, ſo auch in dieſer Sache die rechte Einkehr in ſich ſelbſt.“

„Im Gegentheil, Herr Pfarrer“, warf Wate ein. „Die rechte Auskehr, eine tüchtige Auskehr fehlt ihr.“

„Sie meinen wohl eine radikale?“ erwiderte der Pfarrer geringſchätzig. „Ueber dieſe Tollheit ſind wir, Gott ſei Dank, längſt hinweg. Wenn Ihnen aber das Wort Einkehr nicht gefällt, ſo will ich das Wort Umkehr ſubſtituiren. Nur die Umkehr zu dem ſchlichten, innigen Glauben unſerer Väter kann uns, kann Europa vor einer entſetzlichen Zukunft bewahren.“

Der Pfarrer ſagte das nicht ohne Würde und ſein ſalbungsvoller Ton wirkte ſympathiſch auf den frommen Walter von dem Schmelz.

„Sie haben ein treffend Wort geſprochen, Herr Pfarrer“, ſagte der junge Mann begeiſtert. „Die Umkehr, das iſt's, was uns noththut. Die edelſten Geiſter deutſcher Nation arbeiten dermalen an dieſem großen Werk und es iſt mein höchſter Stolz, ſagen zu können, daß der Herr auch meine geringen Bemühungen in dieſer Richtung ſchon vielfältigſt geſegnet hat. Aber ihr Proteſtanten verſchließt eure Augen leider noch allzuſehr der Wahrheit, daß nur das Panier Petri uns voranwehen kann auf unſerem Kreuzzug für die Umkehr zum gelobten Lande. Ich meine das figürlich und auch geographiſch ſo zu ſagen. Erlauben Sie mir, meine Freunde, mich darüber näher zu erklären. Im figürlichen Sinne verſtehe ich die Umkehr ſo. Wir müſſen, nachdem es durch die rettenden Thaten unſerer Tage bereits faktiſch geſchehen, auch theoretiſch oder intellecktuell mit den unglückſeligen Ideen der Revolution brechen. Wir müſſen umkehren nach dem Montſalvatſch mittelalterlichen Glaubens und mittelalterlicher Treue, um dort auf dem geweihten Berge in vollen Zügen zu trinken aus dem heiligen Gral verzeitlicher Gottinnigkeit, damit unſer ganzes Weſen wiederum durchglübt und durchleuchtet werde von echter Gottesminne, echter Frauenminne, echter Ritterlichkeit und Poeſie. Dann wird auch die orientaliſche Frage — und hier komme ich auf die geographiſche Seite meiner Anſicht — im rechten Sinne gelöſt werden. Zum Unheil der Menſchheit hat die Weltgeſchichte eine weſtliche Richtung genommen. Wir müſſen ſie nach Oſten zurücklenken. Oſtwärts liegt unſer Heil. Oh, daß wir alle das begriffen! Daß wir ſchon jetzt das Myſterium faßten, in welches mir ein prophetiſcher Blick vergönnt iſt! Ich ſehe, und zwar in nicht zu ferner Zeit, alle Völker der Chriſtenheit, Deutſche, Briten, Franzoſen, Spanier, Italiener, Dänen und Schweden, vereint mit Rußlands frommen Söhnen unter der Oriflamme des Kreuzes ſich ſcharen, ſehe ſie hinabwallen an den Boſporus, die ungläubigen Türkenhunde ins Meer werfen, ſehe ſie hinüberziehen nach Kleinaſien, wie es in den Tagen Barbaroſſa's und des löwenherzigen Richard geſchah, ſehe ſie den Boden des gelobten Landes reinigen von den entweihenden Fußtapfen der Heiden und dann anbetend niederknieen auf Golgatha im heiligen Siegesjubel."

Die Stimme Herrn Walters ſchien zu zerſchmelzen in Rührung, aber er raffte ſie noch zuſammen und deklamirte mit Inbrunſt:

„Zum Kampf, ihr Chriſten, Gottes Scharen
Ziehn mit in das gelobte Land;
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Chriſtengottes Schreckenshand,
Wir waſchen bald im frohen Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute."

Der Freiherr blickte ziemlich gelangweilt. Don Rodrigo aber drückte ſeinem Bruder in Apollo gerührt die Hand.

„Herrgott, das iſt 'ne Brühe!" ſagte Wate, indem er auf ſeinem Teller die Crême umrührte, als meine er dieſe.

Die Gräfin lachte unverhohlen.

„Ich vermag dem kühnen Flug Ihrer Phantaſie nicht zu folgen, Herr Walter", bemerkte der Pfarrer nicht ohne Spott. „Indeſſen haben wir meines Erachtens noch genug zu thun, das heidniſche Unkraut im eigenen Lande auszureuten, und daher möchte ich wünſchen, daß namentlich die Herren von der Literatur dem großen Unternehmen der inneren Miſſion eine ernſtere Aufmerkſamkeit widmeten, als bisher geſchehen. Bevor die Umkehr des Proteſtantiſmus bis zu einem gewiſſen Ziel gediehen iſt, kann von einem gedeihlichen Kompromiß zwiſchen den Konfeſſionen wohl keine Rede ſein."

„Ich weiß die Arbeit der inneren Miſſion wohl zu ſchätzen, Herr Pfarrer", entgegnete Herr Walter. „Aber ich table es an den Leitern des Unternehmens, daß ſie nicht freiſam mit der Sprache herausgehen. Warum überhaupt nicht das Bekenntniß ablegen, daß aller Proteſtantiſmus vom Uebel? Es führt nur ein Weg zum Heil.“

„Sie vergeſſen, mein lieber Herr“, ſagte Wate im Ton eines gravitätiſchen Docenten, „daß diverſe, ja, alle Wege nach Rom führen.“

„Bitte, ihr Herren“, nahm die Gräfin das Wort, „ums Himmelswillen keine theologiſche Kontroverſe! Das iſt herzlich langweilig.“

„Da haben Sie ſehr recht, Frau Schweſter“, pflichtete der Freiherr bei, ein Gähnen verbergend.

„Wir ſind ganz von unſerem Geſprächsgegenſtand abgekommen“, fuhr Eva fort. „Und doch hätte es mich intereſſirt, zu erfahren, welchen Standpunkt gegenüber der Tagesfrage unſer neuer Freund Horſt einnimmt.“

„Ich, gnädige Frau? Die Wahrheit zu geſtehen, gebe ich mir ſeit einiger Zeit Mühe, mir die Politik vom Leibe zu halten. Wenn Sie mir aber in dieſer Sache einen Standpunkt zumuthen, ſo ſage ich, daß ich nicht einſehe, wie ein Deutſcher einen anderen haben kann als den deutſchen.“

„Bravo!“ rief Don Rodrigo, der im Grunde ein guter deutſcher Junge war, ſoweit ſein Deutſchthum ihm nichts koſtete, ſondern im Gegentheil allerhöchſte Penſionen einbrachte. „Welche Stellung wird Deutſchland in dieſer Angelegenheit nehmen? Das muß für uns die Hauptfrage ſein.“

„Bah, Deutſchland!“ ſagte der Freiherr nachläſſig. „Geht mir doch mit dieſem geographiſchen Begriff!“

„Entſchuldigen Sie, verehrter Freund und Gönner“, entgegnete Don Rodrigo, dem der genoſſene Wein, da er ſonſt nur Zuckerwaſſer und Thee zu trinken gewohnt war, warm zu machen begann. „Entſchuldigen Sie, dieſe orientaliſche Frage ſcheint mir nur die Einleitung zur Löſung der deutſchen. Die muß gelöſt werden, wenn Europa zur Ruhe und zu neuem Gedeihen kommen ſoll. Nein, ich laſſe mir mein Vaterland nicht ſchelten. Kennen Sie den Spruch:

Fleiß ziert Deutſchland,
Wenn es nährt,
Treu iſt Deutſchland,
Wo es wehrt,
Groß iſt Deutſchland,
Wenn es lehrt —
Pflug und Schwert und Buch es ehrt.“

„Ein recht hübſcher Spruch, ohne Zweifel“, verſetzte der Freiherr. „Aber alle hübſchen Sprüche, die je geſprochen wurden, wiegen kein Loth in der Wagſchale der Politik. Die deutſche Frage wird allerdings gelöſt werden, das heißt, Rußland wird ſie löſen, in ſeiner Weiſe. Dort allein iſt Entſchluß zu kräftiger That.“

„Wie“, warf Don Rodrigo ein, „Sie könnten im Ernſte glauben, daß deutſche Bildung der Barbarei unterliegen müßte?“

„Ich leugne“, erwiderte der Freiherr, „daß Rußland barbariſch ſei. Das iſt nur liberaliſtiſcher Schnickſchnack. Aber geſetzt auch, unſere liberalen Schwätzer hätten recht, ſo wäre daran zu erinnern, daß auch das hochgebildete Griechenland und das überbildete Rom Barbaren erlagen.“

„Dieſe Erinnerung ſcheint mir nicht ohne Berechtigung zu ſein“, bemerkte Ottmar. „Unſer zerriſſenes Vaterland hat nur allzu große Aehnlichkeit mit Hellas am Vorabend ſeines Falls.“

„Nein und abermals nein!“ ſagte Don Rodrigo eifrig. „Unſere germaniſch-chriſtliche Bildung erhebt ſich thurmhoch über die griechiſche, die ich wie irgendeiner von Ihnen zu kennen mir ſchmeicheln darf. Wir ſind, wie es auch mit uns ſtehen mag, wahre Rieſen, verglichen mit den Hellenen. Nein, Deutſchland kann nie und nimmer untergehen!“

„Etwas von Deutſchland“, verſetzte Ottmar, ebenfalls warm werdend, „kann allerdings nie untergehen und wird leben, ſolange der Erdball zuſammenhält: der deutſche Geiſt. Ihr meint“, fuhr er fort — „nun, wie heißen doch gleich die ſchönen Verſe, die ich neulich wo geleſen und welche das, was ich über die Zukunft Deutſchlands denke, unendlich viel beſſer ausdrücken, als ich mit eigenen Worten es könnte? Ja, richtig:

Ihr meint, wir Deutſchen ſeien ſtarke Rieſen
Und jene Griechenſtämme waren Zwerge —
Kein Zwerg war Rom und hat ſich ſchwach erwieſen,

Als ihm die Stürme neuer Weltgeſtaltung
Den Schickſalsſpruch ins fahle Antlitz blieſen!
Wir aber glauben mehr an Artentfaltung
Homers ſo viel zerſtückeltem Geſchlechte
Und theilen *ſeine* Bürgſchaft für Erhaltung:
Nur was wir *ſchufen*, gibt uns Lebensrechte.
Wir ſind kein *Volk* an unſern eignen Herden,
Wir ſind der Kitt im ganzen Weltgeflechte!
Es ſcheint, als ſollten nimmermehr auf Erden
Die Raſſen, die für alle andern *denken*,
Zu körperlich begrenzten Maſſen werden.
Noch zehrt die Welt an Hellas' Gaſtgeſchenken,
Und wir — ob, was der deutſche Geiſt geſchaffen,
Wird nach Jahrtauſenden noch Völker lenken —
Uns aber wird die Flut von binnen raffen!“

Wate ſtreifte den Freund mit einem ſpöttiſchen Blick, welcher ſagte: „Mußteſt du dein Faible für Citate wieder einmal aller Welt zeigen?“ Dann bemerkte der Grimme:

„Die Verſe gehen an, denn ſie enthalten doch wenigſtens auch einen Gedanken, nicht bloß Reime wie unſere heutige Bimbambum-Lyrik.“

Den *Rodrigo* und Herr Walter ſchoſſen einen gemeinſchaftlichen Baſiliſkenblick auf Wate, welcher aber that, als bemerkte er denſelben nicht, und fortfuhr:

„Trotz alledem aber, lieber Freund, gibt dein Citat nur einen leidigen Troſt. Mir wenigſtens, der ich es auch in der Politik wie in allem mit dem Reellen und Kompakten halte, iſt es nicht ſehr tröſtlich, zu wiſſen, daß Deutſchland nicht leibhaft, ſondern nur geiſtweis, wie wir Schwarzwälder zu ſagen pflegen, durch die Geſchichte der

Zukunſt gehen ſoll. — Im übrigen, iſt es nicht ſpaßhaft, gnädige Frau, zu ſehen, was hier für ſonderbare Kategorieen von Menſchen an Ihrem gaſtlichen Tiſche zuſammenſitzen? Da iſt ein Verehrer des Carliſmus, der edle Freiherr, da ein frommer proteſtantiſcher Chriſt und innerer Miſſionär, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer, da ein preußiſch-chriſtlicher Germane, Don Rodrigo, da ein mittelalterlicher Vollblut-Minneſänger und Kreuzfahrer in spe, Herr Walter von dem Schmelz, da ein reſignirter Patriot, Herr Ottmar Horſt, endlich ich, ein Peſſimiſt, das heißt ein Mann, welcher glaubt, die ungeheure dumme Majorität werde in alle Ewigkeit von der klugen Minorität ausgebeutet werden. Es fehlt uns jetzt nur noch eine Kategorie, die der Europamüden, und dieſe wird, vermuthe ich, repräſentirt von unſerem verehrten Wirth, der heute merkwürdig wortkarg iſt.“

In der That war der Graf die ganze Zeit über ſehr zerſtreut geweſen und hatte an dem Geſpräche keinen Antheil genommen. Jetzt ſagte er:

„Ich bin allerdings europamüde in dem Sinne, als mich die europäiſche Politik, der Zank um des Kaiſers Bart, herzlich ennuyirt. In Amerika liegt meines Erachtens der Schwerpunkt der Zukunft, falls die Amerikaner ſich enthalten können, der alten Welt ihre Dummheiten abzulernen. Was die orientaliſche Geſchichte angeht, ſo glaube ich, daß der ganze Lärm von ſeiten Englands eine kommercielle, von ſeiten Frankreichs eine dynaſtiſche Spekulation iſt. Voilà tout.“

„Sie vergeſſen eins, Herr Graf“, entgegnete Wate, „Sie vergeſſen Oeſterreich. Dieſe Macht iſt ohne Zweifel Herr der Situation, in viel höherem Grade als Frankreich und England. Wie Oeſterreich die türkiſch-ruſſiſche Frage faßt und durchführt, davon hängt, glaube ich, ein gut Stück deutſcher Zukunft ab, ja vielleicht die ganze.“

„Nun wohl, ſo laſſen wir ſie einſtweilen hängen, die halbe oder die ganze“, bemerkte die Gräfin, ihren Stuhl zurückſchiebend. „Dieſe Diskuſſion fängt an mir Kopfweh zu machen, und hoffentlich kommen die Herren auf anziehendere Gegenſtände, wenn ſie drunten auf der Terraſſe den Kaffee nehmen.“

## 3.

## „Ich weiß, wo einſam einer ruht.“

„Kennen Sie dieſen Platz?“ fragte die Gräfin, mitten im grünſten Dickicht des Fergforſtes ſtillſtehend und ſich zu ihrem Begleiter zurückwendend, welcher kein anderer war als unſer Freund Ottmar.

Es waren einige Wochen vergangen, ſeit jenes Diner in Bernwartshall ſtattgefunden, für den jungen Mann Wochen voll Sorge, Aufregung, ſchwankender Stimmung. Täglich ſah er die Gräfin, ja er verbrachte den größeren Theil des Tages in ihrer Geſellſchaft und meiſtens noch dazu unter vier Augen. Der Graf mochte wirklich, wie er geſagt, mit der Proceßangelegenheit nichts zu thun haben und hatte ſeinen Sachwalter ein- für allemal an ſeine Gemahlin verwieſen. Eva kannte allerdings alle die Schlangenwindungen, welche dieſe Rechtsſache ſchon durchgemacht hatte, aufs genaueſte und Ottmar verwunderte ſich über die Kühlheit der Auffaſſung, über die logiſche Schärfe und die ſprachliche Gewandtheit, womit die ſchöne Frau ihm die juriſtiſche Verwickelung bis ins

Speciellſte hinein auseinanderlegte. Sie hatte ſo ziemlich ſämmtliche Akten, deren Stöße, nebenbei geſagt, ein halbes Zimmer füllten, chronologiſch geordnet und ſo hatte Ottmar mit den Verarbeiten zu ſeinem Geſchäfte nicht viel zu thun. Daß ihm ſeine Beſchäftigung in ſolcher Geſellſchaft angenehm war, verſteht ſich wohl von ſelbſt. War der junge Mann doch ein Bekenner der Religion der Schönheit. Manchmal freilich verhehlte er ſich die Gefahr dieſes Umganges nicht, denn es kam oft genug vor, daß er nur mit Aufbietung ſeiner ganzen Willenskraft ſein pochendes Herz beſchwichtigen, ſeine trunkenen Sinne beruhigen konnte.

Eva ihrerſeits ſchien dieſe Kämpfe nicht zu bemerken. Ihr Benehmen dem jungen Manne gegenüber blieb ſich ſtets gleich. Es war voll freundlichen Vertrauens, aber durchaus nicht kokett. Ottmar war nicht eitel genug, ſich zu überreden, daß in Eva's Betragen gegen ihn irgendeine Lockung läge. Die Gräfin war ſtets offen in ihrer Sprache, manchmal kühn und originell, zuweilen bizarr. Im Sichhinwegſetzen über konventionelle Schranken war ſie großartig, ohne doch je jene Grenzlinie zu überſpringen, dieſſeits welcher das Reich der Gemeinheit beginnt. Oft wollte es unſerem Freunde ſcheinen, dieſe mit den ſeltenſten Vorzügen des Geiſtes und Körpers ausgeſtattete Frau verachte, wie die Menſchen, ſo auch das Leben; dann wieder, es pulſire in ihr ein vulkaniſch heißes Lechzen nach den Berauſchungen, welche das Leben bietet. Er geſtand ſich, daß es ihm noch keineswegs gelungen, auf den Grund dieſer Frauenſeele zu blicken. Er ahnte nur, daß dort verſchleiert etwas ruhe, eine Fülle von Liebe oder von — Haß. Mit der Gewiſſenhaftigkeit eines Deutſchen hatte ſich Ottmar ſchon wiederholt die Frage geſtellt: Könnte ich dieſe Frau lieben lernen oder liebe ich ſie etwa bereits? Aber er konnte bei aufrichtigſter Selbſterforſchung nicht mit ſich ins Klare kommen. Zuweilen ſchlug eine Flamme der Leidenſchaft in ihm auf, deren Glut und Macht ihn erſchreckte, aber dann ward ihm auch wieder das Herz ſo kühl in der Bruſt, daß er ſeiner Beſorgniß ſpottete.

Dies Beunruhigende und Quälende raſch wechſelnder Empfindungen ſuchte er loszuwerden durch Arbeitseifer, welcher ja ſtets eine beruhigende Wirkung übt, und da er kein Menſch von jähheftigen Leidenſchaften war, ſo hätte das Mittel wohl angeſchlagen, hätten ihn nur nicht gerade ſeine Arbeiten in ſo zu ſagen unausgeſetzter Beziehung zu der Gräfin erhalten.

Sein Verhältniß zu dem Grafen blieb ein loſes, einſilbiges. Hippolyt ſchien ſich in einer ſtrikten Unumgänglichkeit zu gefallen, nahm an den Geſellſchaften, welche die Gräfin um ſich verſammelte, keinen Theil und kam faſt den ganzen Tag nicht aus ſeinem Laboratorium heraus, wo er unabläſſig Experimenten oblag, bei welchen der Indianer und ſeine Tochter gewöhnlich die Aſſiſtenten machten. Dieſes Sichabſondern des Hausherrn verlieh dem Aufenthalt in Bernwartshall etwas Unerquickliches, wenigſtens für Ottmar, deſſen bürgerliche Begriffe in dieſes ariſtokratiſche Gebaren ſich nicht recht zu finden vermochten. Die übrigen Gäſte des Schloſſes ſchienen freilich durch das Sichfernhalten des Hausherrn eher erleichtert als unangenehm berührt. Der Freiherr, die beiden Dichter, auch Wate und der Pfarrer von Moosbrunn fanden ſich beinahe täglich ein und in ſeinen „kühlen" Stunden bereitete es Ottmar großes Ergötzen, die verſchiedene Art und Weiſe zu beobachten, wie dieſe Männer ihrer Göttin den Hof machten. Ergötzlich war es auch zu hören, wie der grimme Wate von der Anſtrengung des Hofmachens ſich nachher immer dadurch erholte, daß er ſich ſelbſt ironiſirte und perſiflirte. „Ich komme mir", ſagte er einmal bei einer ſolchen Gelegenheit zu Ottmar, „ich komme mir, Gott ſtraf' mich, akkurat wie ein Elephant vor, der ſich's in den Kopf geſetzt hat, in eine Gazelle verliebt zu ſein, und nun recht elephantenhaft um den Gegenſtand ſeiner Narrheit herumtrampelt. 's iſt ein Elend!"

In Stunden leidenſchaftlicher Erregung ſtrengte unſer Freund mit eiferſüchtiger Wachſamkeit ſein Beobachtungstalent an, um herauszukriegen, in welchem Verhältniß eigentlich Eva zu ihren Anbetern ſtände. Daß ſie mit den Bimbambummlern, wie der Grimme die beiden poetiſchen Berühmtheiten reſpektwidrig nannte, nur ihren oft bis zum höchſten Muthwillen ſich ſteigernden Scherz trieb, war dem Beobachter bald klar geworden. Ebenſo, daß ſie den guten Wate ganz in der Manier behandelte, wie die Tochter der Komödie ihrem gutmüthigen Polderer von Vater um den Bart geht. Die Huldigungen des frommen Jeremias ſchienen ihr geradezu widerwärtig zu ſein, aber manchmal verrieth ſie eine koboldartige Freude, den gravitätiſchen Theologen mit ſcharfen Neckereien behelligen zu können, welche er mit einer Duldermiene aufnahm, die unſern Freund höchlich beluſtigt haben würde, hätte er dabei nicht jedesmal mit Bedauern ſeiner Schwägerin gedenken müſſen. Aber die Stellung Eva's zu dem Halbbruder ihres Mannes blieb ihm unklar. Manchmal ſchien es, als ſtehe der ziemlich unbedeutende Freiherr auf der nämlichen Stufe der Gunſt, welche ſeine beiden poetiſchen Gäſte einnahmen; dann aber kam es wieder vor, daß die Gräſin ihren Schwager mit achtungsvoller Rückſicht behandelte und in faſt zärtlichem Tone zu ihm ſprach. Offenkundige Zeichen eines vertraulicheren Verhältniſſes zwiſchen den beiden nahm Ottmar allerdings nicht wahr, wohl aber glaubte er da und dort ein Syſtem einer engeren Beziehung zu bemerken. Er glaubte geſehen zu haben, daß die Augen der Gräſin in einem unbewachten Moment mit unverkennbarem Intereſſe auf der ſchönen Geſtalt des Freiherrn ruhten; er glaubte ein andermal beobachtet zu haben, daß zwiſchen der Dame und ihrem Schwager ein Blick gewechſelt wurde, deſſen Bedeutung über die verwandtſchaftlicher Freundlichkeit hinausging, und daß endlich eines Tages Adalbert in der Zerſtreuung oder was es ſonſt war, ſeine Schwägerin einfach mit ihrem Namen Eva angeredet, das hatte er deutlich gehört.

Man erſieht aus dieſen Beobachtungen, daß Ottmar, wenn er nicht verliebt war, doch auf gutem Wege, es zu werden, ſich befand. Denn, um mit den Rokokopoeten des vorigen Jahrhunderts zu ſprechen, ſehr oft bildet ja das Labyrinth der Eiferſucht den Vorhof von Kupido's Tempel.

Im übrigen hatte ſich ſein eigenes Verhältniß zu den Beſuchern von Bernwartshall ganz leidlich geſtaltet. Der Freiherr, welcher bald gemerkt, daß unſer Freund nicht der Mann war, welchem man durch hochfahrendes Weſen imponiren konnte, hatte mildere Saiten aufgezogen und die Einladung in ſein Haus zuvorkommend gegen Ottmar erneuert. So hatte denn dieſer ſchon mehrere heitere Abende in der munteren Junggeſellenwirthſchaft des freiherrlichen Schloſſes verlebt und war auch von den beiden Poeten gern dort geſehen. Sie hielten ihn zwar ſeiner politiſchen und religiöſen Ketzerei wegen für ein Ungeheuer, aber ſie ließen ſich trotzdem gerne den Schutz gefallen, welchen ihnen ſeine gutmüthige Urbanität gegen die beißenden Sarkaſmen des grimmen Wate bot, welche ſie nur deſto mehr fürchteten, je mehr ſie ſich die Miene gaben, dieſelben zu verachten.

Ungeachtet dieſer freundlichen Beziehungen zu der vornehmen Welt des Fergthals fühlte ſich doch Ottmar viel mehr als ſonſt überall im Bühl heimiſch. Es war ihm immer ein Genuß, abends mit ſeinem wackeren Wirth ſeine Pfeiſe zu rauchen und den vielerfahrenen Mann über landwirthſchaftliche und andere Verhältniſſe reden zu machen. Da war er ſtets ſicher, auf einen geſunden Verſtand, ein unbeugſames Rechtsgefühl und auf eine feſte ſittliche Grundlage in allem und jedem zu ſtoßen. Baldung bezeigte ihm ein Wohlwollen, welches ſich nicht in vielen Worten kundgab, aber deßhalb ein nur um ſo redlicheres war. Zu dem Aivli ſtand er auf dem Fuß eines Bruders. Es war ihm, er wußte nicht wie, zum Bedürfniß geworden, mit dem „dundersnetten Meidli" zu ſchäkern und zu lachen. Schade nur, daß es Leute im Hauſe gab, welche meinten, 's Aivli lache und ſinge in neueſter Zeit nicht mehr ſo unbefangen und ſo häufig wie früher. Zu den Leuten, welche dieſes meinten, gehörten vorab der alte Breſi und Wate im Bart.

Der Grimme machte auch dem Freunde gegenüber kein Hehl aus dieſer ſeiner Meinung.

„Hör' mal, lieber Junge", hatte er erſt geſtern bei guter Gelegenheit geſagt, „ich bin kein Rigoriſt und Splitterrichter, das iſt weltbekannt. Habe auch, Gott ſtraf' mich! gar nichts dagegen, wenn du Gefallen daran finden ſollteſt, den Lovelace zu ſpielen. Iſt das Geſchmacksſache und du weißt, de gustibus und ſo weiter. Aber thu' mir den Gefallen, deine Romane, wenn du ſolche aufzuführen willens biſt, außerhalb des Bühls ſpielen zu laſſen. Mache dem Aivli keine Flauſen vor."

„Flauſen? Dem Aivli? Ich?" hatte Ottmar heftig erwidert. „Was zum Teufel! ficht dich an?"

„Mich? Bah, möchte, Gott ſtraf' mich! das Ding ſehen, welches mich noch ernſtlich anföchte. Aber, ſiehſt du, das Nivli könnt's anfechten, und das ſoll's nicht. 's kommt mir vor, das Kind ſei ſeit einigen Tagen nicht mehr ſo hurrlemunter wie früher und maßen du ein Kerl biſt, welcher, wie deine Erfolge im Schloſſe zeigen, alle Weibsbilder am Bändel hat —“

„Biſt du eiferſüchtig, Alterle?“ unterbrach Ottmar den Freund lachend und damit hatte das Geſpräch ein Ende.

Je vertrauter der junge Sachwalter mit der Streitſache geworden, deren Führung er übernommen hatte, um ſo klarer mußte es ihm werden, daß der Punkt, um welchen ſich die Entſcheidung drehe, das Auffinden oder Nichtauffinden der ſo räthſelhaft verſchwundenen Markſteine am Bärenbach ſein müßte. Er hatte ſchon allein, er hatte im Verein mit dem Grafen und Mitimach die beiden Ufer des kräftigen Baches nach den abhanden gekommenen Steinen auf und ab geſucht, aber ohne irgendeinen Erfolg. Heute hatte die Gräfin erklärt, ſie ſelber wolle noch einen Verſuch machen, wenn Ottmar ſie begleiten würde, und ſo waren die beiden bei guter Zeit nach Tiſche vom Schloſſe weg und in den Bergwald hinaufgegangen. Ihr mehrſtündiges Suchen war aber ebenfalls völlig reſultatlos geblieben und ermüdet und enttäuſcht hatten ſie endlich von ihrem Bemühen abgelaſſen.

„Die Steine ſind fort“, hatte Eva geſagt; die Hoffnung, Herr Doktor, welche Sie darauf geſetzt, müſſen Sie fahren laſſen. — Aber wie es hier in der Schlucht dumpf und ſchwül iſt! Kommen Sie, mein Freund, wir wollen uns einen ſchattigeren Heimweg ſuchen, als der Herweg geweſen.“

Es war ſtill, tiefſtill in den Gründen des weiten Waldgebietes, welches ſich gegen Norden zu in Kuppen über Kuppen aufthürmte. Kein Rehruf, kein Amſelſchlag wurde laut in der grünen Wildniß, kaum daß da und dort fernab in der Oede der Schnabel eines Spechtes an die Stämme klopfte oder das Eichhorn einen kurzen Pfiff ausſtieß, wenn es ſich von einem der regungsloſen Wipfel zum andern ſchwang. Am Weſthimmel braute in ſchwarzdrohenden Wolkenmaſſen ein Gewitter und ſchob eine unheimliche Schwüle vor ſich her, welche träg und ſchwer auf Berg und Wald und Thal laſtete.

Eva ſchritt ihrem Begleiter voran einen ſchmalen Fußpfad hinan, welcher an der rechten Wand des Bärenbachthälchens dem Fergforſt zuführte. Sie ſchien mit den Wegen des Waldes genau vertraut zu ſein, denn obgleich der Pfad bald unter üppigem Brombeergeranke verſchwand, ging ſie doch elaſtiſchen Trittes vorwärts, ohne ſich weiter über die einzuſchlagende Richtung zu beſinnen. Der Wald verſchlang ſich immer öder, wilder und romantiſcher um die beiden her, ſie waren offenbar in eine Gegend deſſelben gekommen, welche nur ſelten von Menſchen betreten wurde.

Endlich ſtand die Gräfin in einer kleinen muldenartigen Einſenkung ſtill, wandte ſich gegen Ottmar um und fragte:

„Kennen Sie dieſen Platz?“

Es war ein recht einſamer Ort, wie weit, weit fernab von der Welt gelegen. Granitblöcke waren umhergewürfelt, über und über umſponnen von Rankengewächſen. Das braungrüne Moos ſchwoll hoch unter dem Tritt des Menſchen und die Stämme ungeheurer Tannen drängten ſich auf allen Seiten dicht an einander, als wollten ſie den Zugang wehren.

Ottmar ſah ſich die Stelle neugierig an und eine vage Erinnerung dämmerte in ihm auf.

„Ich glaube nie hier geweſen zu ſein“, ſagte er, „und doch iſt mir faſt, als müßte ich vor langen Jahren dieſen Ort ſchon einmal geſehen haben.“

„Wirklich?“ verſetzte Eva. „Da ſieht man wieder, daß wir Frauen ein ſo viel treueres Gedächtniß haben als ihr Männer. Ich erinnere mich noch ſo deutlich, als ob es erſt geſtern geſchehen, wie Sie dort durchs Gebüſch brachen, als mich an dieſer Stelle ein kindiſche Todesbangigkeit des Verirrtſeins befallen hatte.“

„Ach ja“, rief Ottmar lebhaft aus. „Jetzt iſt mir wieder alles klar. Ich ſehe Sie noch vor mir in Ihrer rührenden Hilfloſigkeit und Verſchüchterung. Wer hätte gedacht, daß ich eines Tages an dieſem Orte wieder an Ihrer Seite ſtehen würde, nach ſo viel Kämpfen, Enttäuſchungen und Leiden!“

„Haben auch Sie gelitten, mein Freund? Doch ich vergeſſe, daß Sie die Kämpfe der Zeit mitgemacht und ſchwer für Ihren Enthuſiasmus gebüßt haben. Aber Sie waren glücklich trotz alledem: Sie konnten kämpfen und leiden für eine große Idee. Wir Frauen ſind dazu verdammt, für nichts und wieder nichts zu leiden, und alle unſere Schmerzen ſind am Ende bloß lächerlich. Ich fühle es, wäre ich ein Mann geweſen, ich hätte gethan wie Sie und würde mein Leben lang ſtolz darauf ſein.“

Sie hatte ihm ihre Hand gereicht, die er an ſeine Lippen führte. Ihm war, als müßte er das ſchöne Weſen, welches ſo eben mit ſo ſchöner Theilnahme zu ihm geſprochen, in ſeine Arme ſchließen; aber er wagte es nicht, denn ihr Blick war keineswegs auffordernd, ſondern ſo ruhig freundlich wie immer.

Vielleicht ahnte ſie, was in dem jungen Manne vorging, denn ſie entzog ihm ihre Hand, welche er noch immer feſthielt, und ſagte:

„Wir ſtehen hier auf heiligem Grund. Hat ſich mein armer Großvater nicht eine ſchöne Grabſtätte auserwählt? Fern den Menſchen und dem betäubenden Wirbel des Lebens, welcher unter tauſenderlei neuen Formen ewig den alten Jammer der Menſchheit wiederkehren läßt, wollte er einſam ruhen. Sehen Sie, da haben wir ihn eingeſenkt.“

So ſprechend bog ſie das ſaftig wuchernde Strauchwerk auseinander, welches den ſchmalen Raum zwiſchen zwei gewaltigen Felsblöcken ausfüllte, und zwiſchen dem Gezweige wurde ein niedriges, halbübermooſtes Steinkreuz ſichtbar.

Sie ſtützte ſich mit beiden Händen auf das Kreuz und verharrte lange in Schweigen. Ob ſie betete? Ottmar glaubte, es müßte ſo ſein. Wurde ihm doch ſelber andächtig zu Sinne.

Es war ein tieftrauriger Moment. Der Himmel hatte ſich umdüſtert und die ſchwarzen Wolken droben vermehrten die Düſterniß des ſtillen Ortes. Der Herold des Gewitters, jener unheimlich pfeifende Luftzug, griff erſt ſachte, dann ſtärker in die Wipfel der Tannen und brachte ein Geräuſch hervor, als ſtöhnte der ganze ungeheure Forſt in der Angſt vor etwas Bedrohlichem leiſe auf. Aus der Ferne herüber grollte von Zeit zu Zeit ein dumpfer Donnerton — präludirende Paukenſchläge einer Prachtſymphonie der Natur.

Während Ottmar noch mit ſich zu Rathe ging, ob er die Dame in ihrem Sinnen ſtören und auf die drohenden Wetterzeichen aufmerkſam machen dürfte, kehrte ſie ſich zu ihm und ſagte ruhig:

„Wir werden ein Gewitter haben. Zum Glück iſt es nicht weit bis zum Bärenſchlößchen, wo wir unterſtehen können, wie die Bauersleute zu ſagen pflegen."

Sie bog das Geſträuch wieder ſorgfältig über dem Steinkreuz zuſammen und fuhr fort:

„Ich will verſuchen, mein Freund, Ihnen während des Gewitters die Zeit zu vertreiben, indem ich Ihnen die Geſchichte meiner Jugend erzähle. Aber wir müſſen eilen. Kommen Sie!"

Sie beſchleunigten, ſobald ſie aus dem Dickicht herauswaren, ihre Schritte und bei der genauen Ortskenntniß Eva's gelangten ſie, als eben die erſten ſchweren Tropfen fielen, an den Abſturz des Plateaus, welches den Forgforſt trägt, und ſahen in der fahlen Gewitterbeleuchtung die Ruine des Bärenſchlößchens auf einem aus der Bergwand vorſpringenden Felſen vor ſich liegen, zu welchem ein halbvermorſchter Holzſteg hinüberführte.

Eva ging unſerem Freunde raſch voran über den Steg, der nur noch auf einer Seite ein fragmentariſches Geländer hatte. Drüben kamen ſie über einen ſchmalen Vorplatz, der mit Mauertrümmern überſäet war.

„Folgen Sie mir“, ſagte ſie, „aber geben Sie acht, daß Sie ſich nicht die Schienbeine zerſtoßen. Es ſieht hier wüſt aus und Wind und Wetter werden ihr Werk bald vollends gethan haben. Die uralte kleine Kapelle, an welche ſich die übrigen Baulichkeiten des Schlößchens nach und nach anleimten, trotzt dem Zahn der Zerſtörung am längſten. Sie war auch Großvaters und meine eigentliche Wohnung. Jetzt iſt freilich, wie Sie ſehen, das Dach größtentheils eingeſtürzt; doch kann ich Ihnen immer noch ein Obdach gegen das Unwetter verſprechen. — Cielo, wie das blitzt und donnert!“

Sie ſtanden vor dem thürloſen Eingange des alten Bauwerks und betraten das Innere, als eben das Gewitter mit voller Macht losbrach und der Sturm um die Felſenklippe heulte, als wollte er das Trümmerneſt in die Tiefe hinabfegen.

„Beim Zeus“, ſagte Ottmar, indem er in der Streiflichterbeleuchtung der Blitze in der Ruine ſich umſah, „da ſieht's weniger gemüthlich als romantiſch aus.“

„Viel Komfort werden Sie da allerdings nicht finden, mein Freund, immerhin aber ein trockenes Plätzchen", verſetzte die Gräfin.

Sie durchſchritten den dachloſen ovalen Raum der ehemaligen Kapelle und Eva holte aus einer Mauerſpalte einen großen alterthümlichen Schlüſſel hervor, womit ſie eine in die Hintermauer eingelaſſene niedrige Bogenthüre aufſchloß, die ſich lautkreiſchend in den roſtigen Angeln bewegte und ein kleines gewölbtes Gemach ſichtbar werden ließ, vor Zeiten die Sakriſtei des ſchon längſt ſeinem kirchlichen Zweck entfremdeten Gebäudes.

„Das war unſere Winterſtube", ſagte Eva, auf die ärmlich einfache Ausrüſtung des düſteren Gelaſſes deutend. „Sehen Sie, an dieſem Tiſche hier hielt der Großvater mit mir Schule und in dem Ofenwinkel dort verträumte ich die endlos langen Winterabende."

Unſer Freund fühlte ſich heute mehr als je zu Eva hingezogen. Es lag ſo etwas Stillſinniges in ihrem ganzen Gebaren, es war in ihrer unbedeutendſten Aeußerung ein Ton wie verhaltene Klage.

„Das war wohl eine recht traurige Jugend, meine theure Freundin", ſagte er. „Ich bemitleide Sie von Herzen."

„Oh, ich weiß nicht", entgegnete ſie, „ob da Ihr Mitleid wohl angebracht iſt, denn oft, ſehr oft will mir ſcheinen, jene einſamen Jahre ſeien meine glücklichſte Zeit geweſen."

„Und Sie wollen mir davon erzählen?"

„Ja, wenn Sie hören wollen.“

„Wie können Sie fragen?“

„Gut. Machen Sie ſich's ſo bequem, als Sie können. Ich fühle mich Ihnen gegenüber, zu dieſer Stunde und an dieſem Ort ſo recht mittheilſam geſtimmt.“

Er nahm an ihrer Seite auf einem der ſchwerfälligen alten Stühle Platz und Eva hob inmitten des Gewittertoſens ihre Erzählung an.

## 4.

## Eva erzählt.

„Sie wiſſen mein Freund, ich bin ein Kind des Südens, aber Sie würden mich vergeblich nach meiner Herkunft fragen, ich wüßte Ihnen darauf keine Antwort zu geben. Ich bin recht eigentlich ein auf den Ocean des Lebens hinausgeſchleudertes Brett, vielleicht der letzte Splitter eines Fahrzeugs, das einſt ſtolzbewimpelt über die Wogen dahinglitt.

Ohne Bild: mein Großvater, der mich vor dem Erwachen meines Bewußtſeins fernher in dieſe Berge brachte, war ein Spanier, das iſt gewiß. Halte ich ferner alle die ſeltenen und dunkeln Aeußerungen zuſammen, welche ihm während unſeres Beiſammenſeins über ſeine Vergangenheit entſchlüpften, ſo muß ich annehmen, daß er zu den Vornehmſten und Reichſten ſeines Landes gehört habe.

Welches Verhängniß meinen Großvater aus ſeinem Vaterlande vertrieb, weiß ich nicht. Daß es eine ſchreckliche Kataſtrophe geweſen ſein muß, ahne ich. Zuweilen entfielen ihm Worte, wie nur furchtbare Erinnerungen ſie den Menſchen auf die Lippen jagen. Je mehr ich heranwuchs, deſto ſeltener verlautbarte er ſolche Worte, allein die wenigen Fragmente von Selbſtgeſprächen, welche ich früher von ihm gehört, hatten ſich mit brennender Schärfe mir in die Seele geätzt. So kenne ich denn weder den wahren Namen meines Großvaters noch den ſeiner Familie, ich weiß weder von Vater noch von Mutter; aber ich bin überzeugt, daß meine Mutter das einzige Kind meines Großvaters war und daß ich ein Kind der Liebe oder, wie die Welt das nennt, der Sünde bin. Die Geſchichte meiner Eltern muß eine traurige geweſen ſein und gewiß, ich kann dieſes Gedankens mich nicht entſchlagen, ſie ruhen beide in einem blutigen Grabe. Vielleicht hat meines Großvaters Hand das, was er ſeine Schande nannte, furchtbar gerächt. Er war ein Mann, dem man die wildeſten Affekte wohl zutrauen durfte. Eine meiner früheſten Erinnerungen iſt die, daß ich eines Abends, hier an dieſer Stelle, zwiſchen den Knieen des finſteren Greiſes ſtand und er ſich von mir ſeinen verworrenen Bart zerzauſen ließ. Plötzlich funkelten mich ſeine tief in ihren Höhlen liegenden Augen mit unbeſchreiblicher Wuth an. Aufſpringend ſchrie er: ‚Du haſt die Züge deiner Mutter und blickſt mit den Augen deines Vaters. Weg! weg! Warum hab' ich nicht die ganze Brut —' Ich hörte nicht weiter, denn im Aufſpringen hatte er mich ſo rauh zurückgeſtoßen, daß ich auf den Boden hinſchlug, mich bedeutend am Hinterkopf verletzte und vor Schreck und Schmerz beſinnungslos wurde. Als ich wieder zu mir kam, ſah ich den Großvater über mein Lager gebeugt, und da ich mich in nachwirkendem Entſetzen von ihm kehrte, faßte er mich ſanft in ſeine Arme und beſchwichtigte mich mit den zärtlichſten Worten und Liebkoſungen.

Solche Stürme und Begütigungen wiederholten ſich oft. Ueberhaupt war in dem Benehmen des Großvaters gegen mich ein ſchroffer Wechſel. Hatte er ſeine finſteren Zeiten, ſo kümmerte er ſich tagelang, ja wochenlang nicht im entfernteſten um mich, verbrachte ſeine ganze Zeit einſam im Walde und gönnte mir beim Heimkehren kaum eine Silbe. Dann aber wieder kamen Tage und Wochen, wo er mir die liebevollſte Aufmerkſamkeit widmete, zärtlich für meine Bedürfniſſe ſorgte und mich ſorgfältig unterrichtete, wozu ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe ihn befähigten. Ich gewöhnte mich nach und nach an ſeine Eigenthümlichkeiten, merkte es mir frühzeitig, daß Fragen, welche ſich nicht auf Gegenſtände des Unterrichtes bezogen, ſeinen heftigſten Zorn erregen konnten, und unterließ ſie daher. Uebrigens hing ich mit grenzenloſer Zuneigung an ihm, und wie hätte das auch anders ſein können? Hatte ich doch auf der weiten Welt außer ihm niemand, niemand! Er war mir Vater und Mutter, Wärterin, Beſchützer und Lehrer, und da er augenſcheinlich grenzenlos unglücklich war, da ſeine eiſerne Natur unter den Folterſchlägen ſchrecklicher Erinnerungen ſich krümmte, mußte ihn meine junge Seele nur um ſo mehr lieben.

Wir lebten hier oben ganz abgeſchieden von den Menſchen. Der Großvater duldete es nicht, daß ich ins Thal hinabging, und die Furcht, welche ſein finſteres, drohendes Weſen den Thalbewohnern einflößte, ſicherte unſere Einſamkeit vor allen Beeinträchtigungen. So konnte es nicht fehlen, daß ich ſcheu war wie ein Reh, wenigſtens den Menſchen gegenüber, und als Sie, mein Freund, damals das verirrte Kind im Walde fanden, war meine Schüchternheit gewiß keine verſtellte. Jenes Abenteuer prägte ſich mir übrigens feſt ins Gedächtniß. Ihre Freundlichkeit hatte mich ſo ganz eigen angemuthet, und wenn mir ſpäter der Großvater in ſeinem grimmigen Menſchenhaß das ganze Menſchengeſchlecht als einen Knäuel von Dummheit, Bosheit und Niederträchtigkeit ſchilderte, machte ich immer zu Ihren Gunſten eine heimliche Ausnahme.

Wir lebten ärmlich und kärglich, nicht ſelten ſogar in bitterer Noth. Letzteres dann, wann der Großvater, in ſeine wilde Melancholie verſunken, gar keine Bedürfniſſe zu empfinden ſchien und es, wie er ſonſt that, unterließ, in dunkler Nacht nach Bernwartshall hinabzuſteigen, um ſich von dem alten Kaſtellan unſeren Wochenvorrath an Lebensmitteln verabreichen zu laſſen. Einmal, aber auch nur einmal ſchien ſich ſein Stolz dagegen zu empören, denn er ſagte mir: ‚Du brauchſt nicht zu glauben, daß du von Bettelbrod lebeſt, Eva. Ich habe dieſem deutſchen Grafen — er meinte den Vater Hippolyts — vordem in meiner Heimat Verpflichtungen auferlegt, die nicht zum hundertſten Theile dadurch abgetragen werden, daß er uns füttern läßt.'

Was kümmerte mich das? Ich war mit einem Leichtſinn ausgerüſtet, welcher in meiner Lage ein glücklicher genannt werden durfte. War nur das Wetter ſchön, gleichviel ob Sommer, ob Winter, dann war alles recht. Ich kannte nur die Einſamkeit, die Felſen, die Bäume und Bäche, den Wald und ſeine Bewohner und oh, wie liebte ich ſie! Wie waren ſie mir alle vertraut! In einer reizenden Novelle von Georges Sand habe ich ſpäter von einem jungen Mädchen geleſen, welchem ein eigenthümlicher Zauber innewohnte, ſich die Vogelwelt befreundet und dienſtbar zu machen. Was das für köſtliche Erinnerungen in mir wachrief! Auch mir waren ja die Sänger des Waldes und nicht nur ſie, ſondern auch das Eichhorn und das Reh freundliche Geſpielen geweſen, die meinen Tritt, meine Stimme kannten, meinem Rufe folgten, mich durch die Waldeshallen begleiteten, meine Worte verſtanden, meine kindlichen Scherze theilten. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen das alles ſo recht anſchaulich ſchildern — es war eine glückliche Zeit.

Bis in mein zwölftes Jahr lebte ich ſo 'hin. Der Großvater hatte bis dahin beim Unterricht und ſonſt nur deutſch mit mir geſprochen und war jeder Erinnerung an Spanien möglichſt aus dem Wege gegangen. Da fand ich einmal unter den Büchern, welche er ebenfalls nächtlicher Weile vom Schloß heraufholte, eine alte Reiſebeſchreibung über das Land meiner Geburt. Wahrſcheinlich hatte ſich das Buch nur durch Zufall unter die anderen verloren, ich aber las es mit um ſo größerer Neugier, als Spanien für mich ein noch unentdecktes Land war. Der Touriſt hatte namentlich Andaluſien und dort wieder Granada mit der Alhambra und dem Generaliph mit großem Aufwand von Phantaſie und Begeiſterung beſchrieben. Oh, wie ſchön muß das alles ſein! rief ich enthuſiaſtiſch aus an einem Winterabend, wo die Stürme um unſere ruinenhafte Behauſung her wütheten und demnach das, was ich von den paradieſiſchen Gärten der granadiniſchen Vega, von den ſilbernen Gipfeln der Sierra Nevada, von den herrlichen Marmorhallen der mauriſchen Königsburg und dem klaren dunkelblauen Himmel darüber geleſen hatte, mit der Wirklichkeit in einem nur um ſo wirkſameren Gegenſatz ſtand. Der Großvater, welcher in düſterem Brüten durch das ſchmale Bogenfenſter dort in die Nacht hinausſtarrte, kehrte ſich zu mir und fragte mich gleichgiltig: ‚Was muß ſchön ſein, Eva?‘ — ‚Dieſes Spanien mit ſeinen andaluſiſchen Thälern und Bergen, mit ſeinem blauen Himmel und ſeinen feenhaften Schlöſſern.‘ — Der Großvater ſah mich finſter an und ſeine Augen ſchoſſen einen jener Blitze, die ein Gewitter ankündigten. Aber diesmal kam es nicht zum Ausbruch. Der alte Mann verließ die Stube und ſchritt lange in der dunkeln Kapelle draußen auf und ab. Zurückkommend nahm er mir das Buch aus den Händen, blätterte eine Weile darin und ſagte dann ernſt, aber nicht unfreundlich: ‚Du möchteſt alſo von Spanien, dem Lande deiner Geburt, erfahren, Eva?‘ — ‚Oh gern, Großvater‘, verſetzte ich. — ‚Wohl, ich will dir davon erzählen. Ich will dich einführen in die Sprache, Geſchichte und Sitte unſeres ſchönen Heimatlandes, welches vormals dem Erdkreis gebot und jetzt zum Spott der Völker geworden iſt.‘

Von da an unterwies mich der Großvater im Spaniſchen, und war es angeborene Fähigkeit, war es mein brennender Eifer, was dieſes Studium mir erleichterte, in kürzerer Zeit, als mein Lehrer erwarten mochte, bemächtigte ich mich dieſer Sprache voll metallenen Klanges. Wir ſprachen jetzt meiſt nur noch das Idiom unſeres Landes, und da die gräfliche Bibliothek ziemlich reich war an Werken der ſpaniſchen Literatur, ſo wurde ich eingeführt in die Herrlichkeit der kaſtiliſchen Dichtung. Welche Zaubermacht wehte mir entgegen aus den Werken Lope's und Calderons! Wie verſenkte ſich meine Seele in die von brennender Farbenpracht leuchtenden Gemälde altſpaniſcher Liebe, Ehre, Rache und Abenteuerlichkeit! Der Großvater hielt freilich darauf, daß ich mehr hiſtoriſche als poetiſche Werke läſe, aber wenn ich, gehorſam ſeinen Winken, das Geſchichtbuch des Solis von dem Eroberungszug der Spanier nach Mexiko zur Hand nahm, was war das Anderes als eine hiſtoriſche Romanze voll anmuthiger und furchtbarer Epiſoden? Meine Phantaſie begann unter dieſen dichteriſchen Eindrücken, die mit der Wirklichkeit meiner Lage ſo ſehr kontraſtirten, ihre Schwingen zu rühren, mein Herz ſchwoll hochauf und eine Atmoſphäre voll Phantaſtik bildete ſich um mich her. In

Wahrheit, wenn ich ich von den Büchern aufſprang, um mir den glühenden Kopf draußen im Waldesſchatten zu kühlen, und dann meine gefiederten Geſpielen zwitſchernd mich begrüßten, um mir wie ein Ehrengeleite durch den Forſt zu folgen, da hielt ich mich oft allen Ernſtes für eine verzauberte Prinzeſſin und erwartete jeden Augenblick, daß der Ritter mit dem Silberſchild und dem Goldhelm aus dem Dickicht treten würde, um den Zauber zu löſen und mich heimzuführen auf ſeine von Feſtjubel durchtönte Burg, die all ihren Glanz vor mir aufthat.

Sie mögen wohl lächeln, mein Freund, über dieſe kindiſchen Phantaſieen, aber laſſen Sie ſich ſagen, daß dieſelben nicht mehr ſo recht eigentlich kindiſch waren. Wir Südländerinnen reifen ſchneller als die kalten Töchter eines kalten Himmels. Ich war an der Schwelle zwiſchen Kind und Jungfrau angelangt, hatte ſie auch wohl ſchon überſchritten, ohne es zu wiſſen. Warum doch hat noch kein großer Dichter den wunderbaren Zuſtand eines weiblichen Weſens, unter deſſen knoſpendem Buſen ein glühendes Herz ſich zu regen beginnt, genau analyſirt? Mir däucht, wenn ich im Stande wäre, die Regungen, welche damals mich durchſtürmten, zu einem Gedichte zu verkörpern, es müßte dies wirklich ein Gedicht ſein. Doch ich vergeſſe, daß ihr Deutſchen eine Art von ſolchem Gedicht wirklich beſitzt: Mignon in Goethe's Meiſter. Eine ſeltſame Unruhe kam in mein Blut und trieb mich tagelang raſtlos durch die Wälder. Ich begann zu ahnen, daß das Weib nicht geſchaffen ſei, einſam zu bleiben. Ich ſehnte mich gleichſam aus mir hinaus, wollte mich mir ſelbſt gegenſtändlich machen, um mit einem zweiten Ich verbunden zu werden. Darum beugte ich mich über den Spiegel der Quellen, um mich ſelber zu erblicken. Ich fand nicht, daß ich ſchön wäre, aber ein ſcheuer und doch zugleich wilder Inſtinkt ſagte mir, daß ich geliebt werden wollte.

Unſere Einſamkeit hier oben wurde mir furchtbar zur Laſt. Ich ſehnte mich zu Thale, unter Menſchen, und doch wagte ich den Bann des Großvaters nicht zu brechen, um ſo weniger, als er mich jetzt ſtets ſo liebevoll behandelte wie früher nur in ſeltenen Momenten. Aber ſtundenlang ſaß ich draußen auf dem Felſen, den ziehenden Wolken nachblickend, von fern die Wege der Thalbewohner erſpähend, mich hinausſehnend in die Welt, von der ich nur jene unklare Vorſtellung hatte, wie Bücher ſie uns verſchaffen — nach Süden, nach Norden, nur fort, weit, weit! — und meine nach der Kenntniß von Welt und Leben und ihrem Genuß dürſtende Seele mit bunten Phantaſieen ſchweigend und ſchwichtigend.

Der Großvater war nicht blind für meine Aufregung. Er verwies mich, ſie zu bändigen, auf ernſte Geiſtesarbeiten und entfernte die Werke der Dichter aus dem Bärenſchlößchen. Ich verſuchte es auf ſeinen Rath mit dem Studium der Geſchichte. Aber das hieß mich nur aus einer Unruhe in die andere werfen. Die Gedanken und Thaten der großen Menſchen flügelten mich empor zu den Aetherhöhen der Begeiſterung für das

Große, Edle, Schöne, und es zu denken und zu thun fühlte ich damals den brennenden Wunſch in mir aufſteigen, ein Mann zu ſein. In meiner exaltirten Stimmung wähnte ich die Strophen eines Unbekannten und Ungenannten, die ich um jene Zeit zu Geſicht bekommen, ich weiß nicht mehr wo, direkt auf mich beziehen zu dürfen:

Ich hätte wohl gewußt, mit reinen Händen
Der Themis unverfälſchtes Loth zu heben,
Zu üben Recht und Unrecht abzuwenden
Und, die dem Volke die Geſetze geben,
Zu zünden mit der Rede Feuerbränden.
Gewußt hätt' ich, dem Vaterland zu leben
Und ihm zu ſterben, wenn es ſein gemußt,
Wie Hektor ſtarb — ich hätt' es wohl gewußt.

Und eine Krone möcht' ich mir verdienen,
Idol des Volks, wie eine nur geweſen.
Oh, ſchön iſt's, in geliebter Menſchen Mienen
Den Beifall ſeiner Thaten ſich zu leſen,
Den Unſinn durch der Wahrheit Opfer ſühnen
Und des Gewiſſens hochbeleidigt Weſen
Durch Sympathie, wonach wir alle ringen,
Zu ſüßen Einklang mit ſich ſelbſt zu bringen.

Wenn der Becher zu voll iſt, ſchäumt er über. Es konnte daher nicht fehlen, daß der in mir thätige Sturm und Drang irgend eine Ableitung nach außen ſuchte. Die mich verzehrende Unruhe ſchuf ſich eine entſprechende Aeußerung, die keine andere war als der Tanz. In beſonders friedlichen und verhältnißmäßig heiteren Stunden hatte mich der Großvater ſpaniſche Volkslieder gelehrt. Eines Frühlingstages, als ich gerade die Kapelle draußen zu unſerem Sommeraufenthalt gelüftet und in Ordnung gebracht hatte, ſtimmte ich eins jener Lieder an und unwillkürlich begannen meine Beine den Takt der Melodie zu treten. Von jener Stunde an ſang ich tanzend. Es mochte ſein, daß ein ungewöhnliches tänzeriſches Talent bis dahin in mir geſchlummert, es mochte auch ſein, daß meine Füße die Erinnerung an mein Heimatland treuer bewahrt hatten als meine unmündige Seele — genug, indem ich die Bewegungen meines Körpers den Melodieen meiner Silvas und Redondillas anpaßte, lernte ich die nationalen Tänze des Landes, aus welchem jene Lieder ſtammten. Es war purer Inſtinkt: ich tanzte Fandango, Bolero, Cachucha, El Olé, la Madrilena, ohne von dieſen Tänzen mehr als die Namen zu kennen. Als der Großvater mich einmal bei dieſen von mir mit Leidenſchaft getriebenen Uebungen überraſchte, ſah er mir mit ſtummer Verwunderung zu. Er ſagte auch ſpäter nichts dazu. Allein ein paar Tage darauf gab er mir Kaſtagnetten, die er aus Buchs für mich geſchnitzt und deren Gebrauch er mir zeigte. Das war prächtig, nun hatte ich doch ein Inſtrument, meine Stimme zu unterſtützen. Jetzt nun tanzte ich mit wahrer Begeiſterung und oft, wenn mich in lauer Sommernacht die Unraſt meiner Seele vom Lager trieb, ſchlich ich hinaus in den Wald und zog im Schweigen der Mitternacht auf dem ſchwellenden Moosteppich meiner Tänze bakchantiſche Kreiſe.

Ich empfand dabei die ſüße Genugthuung des Künſtlers und es dämmerte in mir das Bewußtſein auf, daß ich eine Künſtlernatur ſei. Oh, warum war mir nicht vergönnt, der inneren Stimme zu folgen? Warum trieb mich mein Schickſal nicht auch mit äußerlicher Gewalt auf die Bahn der Schauſpielerin, Sängerin oder Tänzerin? Gewiß, ich fühle es noch jetzt, wo doch meine beſte Kraft ſchon gebrochen iſt, ich hätte, wenn ich jene Bahn wirklich betreten, anderen Freude und mir ſelbſt Befriedigung verſchafft, ſtatt daß ich jetzt mit innerlichem Ueberdruß auf eine Exiſtenz blicke, welche nur eine verfehlte iſt.

Ja, mein Freund, ich hätte Künſtlerin werden ſollen. Aber es ſollte anders kommen, ganz anders, und ich bin jetzt bei einem Abſchnitt meiner Geſchichte angelangt, den ich als einen unerquicklichen möglichſt kurz abmachen will.

Eines Abends traf ich aus dem Walde heimkehrend bei meinem Großvater einen Fremden, einen jungen Mann, den erſten Gaſt, welchen der Großvater über unſere Schwelle gelaſſen. Es war Hippolyt, der nach dem in den Wildniſſen von Sonora erfolgten Tode ſeines Vaters in die Heimat zurückgekehrte letzte Bernwart. Sein Ausſehen erſchien mir intereſſant. Man ſah ihm an, daß er fern von der Uniformirung, welche unſere moderne Civiliſation allem und jedem aufzwingt, unter kühnen Wagniſſen eine abenteuerliche Jugend verlebt hatte, Auch er war ſo zu ſagen in der Einſamkeit aufgewachſen wie ich und das gab ſchon ein Bindemittel zwiſchen uns ab. Ein zweites war der Umſtand, daß ihn ſein Aufenthalt in den Provinzen Mexikos mit der ſpaniſchen Sprache vertraut gemacht hatte. Endlich verfehlte das Benehmen des Großvaters gegen den jungen Mann nicht ſeines Eindruckes auf mich. Er behandelte Hippolyt mit einer Zuvorkommenheit, deren ich ihn gar nicht für fähig gehalten hätte.

Hippolyt kam öfter, bald täglich. Gewöhnlich wortkarg und verſchloſſen wie ein Indianer, entwickelte er eine gewiſſe wilde Beredſamkeit, wenn ich ihn vermochte, ſeine Erlebniſſe in den Wäldern und Steppen der neuen Welt zu ſchildern. Die Abenteuerlichkeiten, welche ich da zu hören bekam, ſtimmten oft wunderbar mit der phantaſtiſchen Welt überein, welche ich in der Bruſt trug. Das Seltſame und Wilde dieſer Erzählungen verliehen dem Erzähler einen eigenthümlich romantiſchen Reiz. Nicht mein Herz, aber meine Phantaſie wurde beſtochen und mein Verſtand war nicht ausgebildet genug, um die Einbildungskraft zu kontroliren. Wie auch hätte er es ſein ſollen?

Ich müßte kein Weib geweſen ſein, wenn ich nicht bald gemerkt hätte, daß ich auf Hippolyt Eindruck gemacht. Er zeigte mir durch ſein ganzes Benehmen, daß ich ihm gefiele. Dann ſagte er es mir auch. Was mich betrifft, mein Herz blieb ſtumm, aber meine Phantaſie gab Antwort. Nicht minder meine Eitelkeit und — meine Sinnlichkeit. Ja — erſtaunen Sie nicht über dieſes Bekenntniß, mein Freund — ich war ein heißes Mädchen und keine Mutter hatte mich gelehrt, die Wallungen meines Blutes mittels jenes moraliſchen Schnürleibs zurückzupreſſen, welchen man Anſtand nennt und der doch meiſtens nur eine ſchlecht durchgeführte Koketterie iſt. Aber vielleicht thue ich den Mädchen dieſes Landes unrecht und das ſollte mir leid thun, denn ich bin weit entfernt, um mich zu beſchönigen, anderen das Feuer zuſchreiben zu wollen, welches in meinen Adern rollte.

Die Eingebungen meiner Phantaſie, meiner Eitelkeit und meiner Sinne, dann der Ueberdruß an meinem einſamen Leben machten mich zu Hippolyts Frau. Es kam aber auch noch ein weiteres Motiv zu jenen hinzu. Die Geſundheit des Großvaters war ſchon lange gebrochen. Er verfiel zuſehends und fühlte mit kälteſter Gleichgiltigkeit, daß es raſch mit ihm zu Ende ginge. ‚Eva', ſagte er eines Abends zu mir, ‚wenn ich todt bin, und ich werde es ſehr bald ſein, ſo biſt du eine heimatloſe Bettlerin. Du haſt zu wählen, ob du dieſes oder aber Gräfin Bernwart ſein willſt. Der Graf hat bei mir um deine Hand angehalten. Ich will dich zu dieſer Verbindung weder zwingen, noch kann ich es. Aber ich rathe dir, heirate ihn!'

Was ſollte ich, die wie eine Wilde außerhalb der Geſellſchaft ſtand, dagegen ſagen? Ich gab Hippolyt mein Jawort, die Wilde dem Halbwilden. Ich konnte glauben, daß Hippolyt mich wirklich liebte, ich glaubte es wirklich; denn wenn nicht eine wahre und große Leidenſchaft, was denn ſonſt ſollte ihn bewogen haben, die Heimatloſe, die Bettlerin zu ſeiner Frau zu machen? Allerdings verſpürte ich in meiner Seele nicht jenes

Geloder einer ätheriſchen Flamme, welches die Liebe iſt und ſein ſoll, wenn anders die Dichter recht haben; allein ich war meinem Bräutigam auch nicht gerade abhold. War er doch der erſte Mann, welcher ſich huldigend um mich bemühte, und welches Weib in meiner Lage wäre für dieſe Huldigungen unempfänglich geblieben? Auch verpflichtete er mich ſo ſehr zu Dank. Wie kindiſch freute ich mich, als er eine mächtige Kiſte voll prächtiger Brautgeſchenke ins Bärenſchlößchen heraufſchaffen ließ, als ich, die bisher in ſchlichteſter Mägdekleidung gegangen, in Seide und Sammet und Spitzen einherrauſchen konnte! Wie ſtaunte ich, wie war ich glücklich, als er mich, die ich bisher in einer armſäligen Ruine gewohnt hatte, in die ſchönen, hohen, mit luxuriöſem Mobiliar und koſtbaren Kunſtſachen ausgeſtatteten Gemächer ſeines Schloſſes führte und mich der glückwünſchenden Dienerſchaft als ihrer Herrin vorſtellte. Das alles war für mich ganz märchenhaft; meine Kinderträume waren in Erfüllung gegangen und dieſe Erfüllung berauſchte mich ſo, daß ich in dem Leichtſinn des Glückes den wenige Tage nach meiner Hochzeit erfolgten Tod des Großvaters leicht verſchmerzte.

Wir gingen auf Reiſen, lebten in der Hauptſtadt, gaben in Bernwartshall rauſchende Feſte. Hippolyt genoß den Reiz des Ungewohnten in ſo durſtigen Zügen wie ich ſelber. Er ſchien ſich des Ungeſtüms zu freuen, womit ich mich in den Strudel der Geſellſchaft warf und dem Vergnügen nachjagte; es ſchien ihn ſtolz zu machen, daß man meine Schönheit pries, meine Originalität bewunderte, meine Liebhabereien nachahmte. Er beſaß ſo wenig als ich das, was ihr Deutſchen ſittlichen Halt nennt. Aber der Rauſch konnte unmöglich lange dauern, und als, durch die ökonomiſche Miſère des Grafen beſchleunigt, die Ernüchterung eintrat, war auch die bunte Illuſion meines Glückes zerſtoben. Es bedurfte nicht erſt der Entdeckung, daß unter der gewöhnlich kalten Außenſeite Hippolyts eine unheimliche Glut vulkaniſcher Wildheit brenne, die zuweilen wüthend hervorbrach, um mich zu vergewiſſern, daß meine Heirat nur ein Irrthum der Phantaſie geweſen, welchen jetzt das Herz ſchwer zu büßen hätte. Es bedurfte dazu auch nicht der Entdeckung, daß die Tochter Milimachs meine glückliche Nebenbuhlerin war. Das Band, welches Hippolyt und mich verband, war ein Band von Sand geweſen. Daß es auseinanderfiel, er und ich tragen gleicherweiſe die Schuld. Wir machten auch keinen Verſuch, es wieder zu knüpfen, und lebten ſeither nicht mit einander, ſondern neben einander ſo hin, ſo gut es gehen mochte. Wären uns Kinder verliehen worden, ſie hätten vielleicht ein neues Band gewoben. Ja, ich fühle, ich weiß es, Mutterglück und Mutterſorgen hätten mir das wilde Herz geſänftigt und mich ſtill tragen gemacht, was zu tragen war. So aber wurde mein Leben nur eine Kette von Thorheiten, Betäubungsverſuchen und Täuſchungen, ein ebenſo tolles als eitles Haſchen nach einer Befriedigung, deren Quelle in meimen Inneren längſt verſumpft war."

## 5.

## La Madrileña.

Die Erzählerin brach plötzlich ab und ſtand geräuſchlos auf.

Das Gewitter war vorübergezogen und in der Ferne verhallten dumpfrollend ſeine letzten Schläge.

Aber auch da, als es über dem Bärenſchlößchen geſtanden, hatte es nicht vermocht, Ottmars Aufmerkſamkeit von der Geſchichte Eva's abzulenken.

Das war einmal ein Stück Romantik! Mit einem ſehr modernen Anhängſel allerdings, aber man wird es begreiflich finden, daß unſer Freund darüber wegzuſehen geneigt war. Man ſtelle ſich einen jungen Mann vor, in einem nur zuweilen durch Blitze erhellten Halbdunkel einer Frau von unvergleichlicher Schönheit zur Seite ſitzend, einer Frau, deren ſüßer Athem den engen Raum mit einem berauſchenden Fluidum erfüllte, einer Frau, die mit beiſpielloſer Offenheit vor ihrem Zuhörer eine Vergangenheit aufrollte, die wie ein Märchen in der Proſa unſerer Zeit daſtand; man rechne hierzu die undefinirbare und doch ſo gewaltige Magie, die für einen, der zu lieben beginnt, ſchon in dem Rauſchen des Kleides der Geliebten, in jeder ihrer leiſeſten Bewegungen liegt, und man wird ſich nicht eben darüber verwundern, daß Ottmar die Beute einer heftigen Aufregung war.

Er hatte freilich die Geſchichte Eva's mit wechſelnden Empfindungen angehört. Manches darin war wie ein Dämpfer — ob vielleicht gar ein abſichtlicher? — für ſeine aufflackernde Leidenſchaft. Aber im Ganzen überwogen die günſtigen Eindrücke doch weit. Heftiges Begehren, verwegene Wünſche durchzuckten ſeine Bruſt und mit tauſend Armen umſtrickte ihn die Vorſtellung, der Beſitz dieſer Frau müßte ein märchenhaftes Glück ſein.

„Was bin ich für ein blöder Thor!“ ſchalt er ſich heimlich und ſtreckte den Arm aus, das reizende Weib zu umfaſſen.

Aber er griff in die leere Luft; Eva war ihm von der Seite geſchlüpft.

In dieſem Augenblick wurde draußen in der Kapelle ein ſeltſam klapperndes Geräuſch laut.

Ottmar trat unter die Thüre der Sakriſtei und vor ſeinen Augen entwickelte ſich die reizendſte Scene.

Durch die leeren Fenſterhöhlen ſtrömte die balſamiſche Luft der durch das Gewitter gekühlten Sommernacht und über dem offenen Dachraum ſtand am tiefblauen Himmelsgewölbe, im Geleite der ewigen Sterne, voll und klar der Mond, die ganze Fülle ſeines ſüßen Lichtes durch die von Dünſten geklärte Atmoſphäre niederſendend.

Mitten in dem magiſchen Lichtkreis, welchen die Seitenwände der Ruine ſcharf abſchnitten, ſtand Eva. Sie hatte ihr weißes Kleid hochaufgeſchürzt und hielt die Kaſtagnetten in den Händen, von welchen das klappernde Geräuſch ausgegangen, das den jungen Mann aus der Sakriſtei gelockt hatte.

„Ich ſprach von meinem Daſein als von einer Kette und einem Sumpf, nicht wahr?“ rief ſie ſcherzend dem Freunde zu. „Wohlan, werfen wir die Laſt der Kette von den Schultern und tanzen wir leichten Fußes über den Sumpf dahin.“

So ſprechend ſtimmte ſie mit einer kühnen Wendung der Stimme eins jener muthwilligen Lieder an, wie ſie die heiße Sonne Andaluſiens zeitigt:

„Während der April noch blühet,
Freu dich, Mädchen, deiner Schöne!
Frühlingsnachtigallentöne
Schweigen, wenn der Sommer glühet.

Bind' der Liebe nicht die Flügel
Und verkaufe nicht dein Lächeln;
Wenn dich Liebesſeufzer fächeln,
Dem Geliebten laß die Zügel!

Gib das Glück mit vollen Händen!
Und du wirſt in Fülle leben.
Wenn erloſch der Flamme Leben,
Wird das Graun der Nacht dich blenden.

Freue dich des Frühlings Blühen
Und genieße ſeiner Wonne,
Eh' in heißer Sommerſonne
Duft und Farbenſchmelz verblühen.

Die reizende Melodie ſummte fort, der Taktſchlag der Kaſtagnetten knackte darein und die leichte Geſtalt ſetzte ſich in anmuthigſte Bewegung.

Sie tanzte die Madrilena, erſt in gleitendem Schreiten den kleinen Raum umwandelnd, dann mälig in graziöſeſter Stufenfolge zum wildeſten Wirbel ſüdlicher Tanzaffekte übergehend und in dämoniſch kühnen, aber immer ſchönen Bewegungen und Wendungen, im Kommen und Gehen, in Schritt und Schwung, in dem reizendſten Zuſammenſpiel des ganzen herrlichen Gliederbaues mänadenhaften Muthwillen, bakchantiſches Locken, verführeriſches Fliehen entfaltend — ein blühendes Wunder der Schönheit, die Verkörperung eines üppigen Dichtertraums.

Ottmars Leben koncentrirte ſich in ſeinen Augen, als er dieſem wolluſtvollen Tanze zuſah. Seine Pulſe flogen, er war berauſcht, geblendet, entzückt, außer ſich, als er dieſes wunderbare Schreiten und Schweben, Schwingen und Wirbeln der vor ſeinen Blicken gaukelnden Flamme ſah.

„Ja, dieſes Weib iſt die Tochter der Luſt!“ rief es in ihm. „Eine Willi iſt ſie, eine Fee aus dem ſchönſten Märchen der Welt!“

Noch ein wirbelnder Kaſtagnettenſchlag, noch ein Sylphidenſchwung — und die Tänzerin ſtand in der Mitte des Kreiſes ſtill und verbeugte ſich mit ihrem reizendſten Lächeln vor ihrem Zuſchauer, wie ſeines Beifalls gewärtig.

Ottmar fand kein Wort, um ſeinem Entzücken Luſt zu machen, aber er eilte auf die Zauberin zu und ſchlug ſeine Arme um die Hochaufathmende.

Sie ließ es geſchehen, daß er ſie mit leidenſchaftlicher Gewalt an ſich zog, ſie ſchmiegte ſich einen Augenblick an ſeine Bruſt.

Aber wenn ſie auch die brennenden Küſſe, womit er ihr Augen und Lippen bedeckte, duldete, ſie erwiderte dieſelben nicht.

Der letzte Reſt von Beſinnung, welcher ihm noch geblieben, machte ihn fühlen, daß Eva ſeinen Rauſch nicht theilte.

Sie wand ſich aus ſeinen Armen und ſagte in einem Ton, hinter deſſen Ruhe ein leichter Spott lauerte:

„Küßt ein Freund ſo heiß?"

„Oh, Eva, ich liebe dich!" entgegnete er leidenſchaftlich und ſtreckte verlangend die Arme nach ihr aus.

Sie machte eine abwehrende Bewegung und ſagte freundlich, aber beſtimmt:

„Nicht ſo, nicht ſo, mein Freund. Dem Augenblick iſt ſein Recht widerfahren, damit genug. Mich zu lieben, iſt es zu ſpät, viel zu ſpät!"

Und als er eine proteſtirende Gebärde machte, ſetzte ſie hinzu:

„Es iſt nur eine Täuſchung der Stunde, lieber Freund, was Sie befangen hält, eine artiſtiſche Ekſtaſe über meine artiſtiſche Leiſtung. Das wird vorübergehen, bevor die Nacht um iſt. Sie können mich nicht lieben. Sie dürfen nicht, um Ihrer ſelbſt, um Ihrer Zukunft willen. — Still, betrügen Sie ſich nicht ſelbſt. Das Erwachen aus dieſem Traume müßte bitter ſein. Habe ich Ihnen denn nicht deutlich genug geſagt, daß mein Leben ein verlorenes, daß ich eine Verlorene? Und ſagte ich Ihnen nicht auch, daß ich nicht eines Liebhabers — den habe ich — wohl aber eines Freundes bedürfe? Wenn die Zuneigung, die Sie mir beweiſen, etwas Anderes und Beſſeres iſt als eine Aufwallung Ihrer Sinne, ſo gedenken Sie dieſer Stunde dann, wann ich einmal zu Ihnen ſagen ſollte: Mir iſt ein Freund vonnöthen.“

Sie reichte ihm die Hand, raffte ihren Shawl vom Boden auf, verhüllte ſich die Schultern damit und ſagte feſt:

„Kommen Sie. Die Nachtluft wird unangenehm kühl und wir haben noch einen weiten Heimweg vor uns.“

So ſprechend ſchritt ſie dem Ausgang der Ruine zu und er folgte ihr mechaniſch.

Es ließ Ottmar nicht ſchlafen, als er, nachdem er die Gräfin nach Hauſe geleitet, in ſeiner Stube in der Goldforelle angekommen war.

Eine fieberhafte Unruhe trieb ihn auf den Söller hinaus. Aber der Nachthauch vermochte ihm die heiße Bruſt nicht zu kühlen. Wie ein Dolchſtich ſchnitt ihm das Wort der Gräfin: „Ich bedarf nicht eines Liebhabers, den habe ich!“ immer wieder durch die Seele. Und doch konnte er die Blicke nicht losreißen von dem Bärenſchlößchen drüben, auf welches der untergehende Mond ſeinen letzten fahlen Schimmer warf. Welche wunderſame Scene hatte er dort erlebt! Er ſah ſie immer noch ſchweben und locken und fliehen, die Willi, die Tochter der Luft. Er ſah ihre ſtralenwerfenden Augen das magiſche Helldunkel durchblitzen, die weißen Schultern leuchten, den blendenden Buſen ſchwellen. Selbſt die Erinnerung noch war berauſchend, unwiderſtehlich. Unbewußt ſprachen ſeine Lippen Worte des Entzückens, fragmentariſche Ausrufungen, in welchen ein Dichter ſeinen Liebesrauſch geoffenbart. „Welch ein Weib“, rief er aus:

„Welch ein Weib! Vor ſeinen Reizen muß ein Heiliger erliegen,
Fühlt er dieſe Formen ſchmelzend ſanft an ſeine Bruſt ſich ſchmiegen,
Fühlt er Feu'r des Lebens ſchlagen durch die prächtige Geſtalt,
Schaut dies Aug', erglüh'nd und ſchmachtend — Herr und Gott, er bleibt nicht kalt!“

Ein derber Schlag auf ſeine Schulter ſchreckte ihn aus ſeiner glühenden Träumerei.

Umſchauend ſah er in das lachende Geſicht des grimmen Wate.

„Hat's dich, lieber Junge?“ lachte der im Bart. „Schätz' wohl, 's hat dich. Du biſt abgemacht, eingethan, fertig, breitgeſchlagen, eingeſalzen, petſchirt, weg, ganz weg.“

„Zum Henker mit deinen ſchlechten Späßen!“ entgegnete Ottmar unwillig.

„Späße?“ verſetzte der Grimme. „Ich und ſpaßen in dieſer ſchauerlichen Mitternachtsſtunde? Gott ſtraf' mich, du biſt verdammt ſchief gewickelt, amigo mio, wenn du glaubſt, ich ſcherze. Mir iſt's barer, blutiger Ernſt, ja, das iſt's mir, wenn ich ſage, dich hat's! Und wie hat's dich! Kapital, koloſſal, pyramidal, obeliſkal! Dixi et salvavi animam meam. Und damit gute Nacht, reſpektive guten Morgen!“

# Drittes Buch.

## Die Liebesſignale.

Das heißt wie ein tüchtiger Kerl geſprochen!

Shakeſpeare.

## 1.

## Der alte Broſi wird „fuchsteufelswild“.

Der Mai hat längſt ſein dichteriſches Privilegium, für die ſchönſte Zeit des Jahres zu gelten, eingebüßt, ohne daß unſeres Wiſſens bis jetzt officiell feſtgeſtellt worden wäre, welche Jahreszeit denn eigentlich fortan als die ſchönſte betrachtet werden müſſe. Und doch wäre im Intereſſe des Princips der Ruhe und Ordnung im Allgemeinen ſowohl, als auch in dem der Aeſthetik im Beſonderen dringend zu wünſchen, daß dieſem Zuſtande der Ungewißheit ein Ende gemacht würde. Die Poeten wiſſen ja gar nicht mehr, woran ſie ſind, wenn ſie eines hochzuverehrenden Publikums Naturgefühlen die rechten Wege weiſen ſollen, und das hochzuverehrende Publikum ſeinerſeits weiß ſich, wenn es einmal ſeiner Naturfreude den entſprechenden poetiſchen Ausdruck geben möchte, ſchlechterdings nicht die Frage zu beantworten, ob es Kleiſts Frühling oder Geibels Juniuslieder oder Rückerts Herbſtlieder oder am Ende gar Schulers Winter zur Hand nehmen ſoll. Es iſt aber ſattſam bekannt, welches Unheil aller

Art für die Staaten Europas aus derartigen anarchiſchen Zuſtänden zu entſpringen pflegt. Neueſte Forſchungen der berühmten Gelehrtentrias Gerlach, Stahl und Leo haben unzweifelhaft dargethan, daß alle Schrecken der drei Revolutionen Frankreichs zum letzten Grund keinen anderen hatten als das durch einige Schwindelköpfe empfohlene Aufgeben der heiligen Regeln und Formen, welche der große Boileau für die franzöſiſche Poetik für ewige Zeiten feſtgeſtellt hatte. Das Unglück iſt aber leider einmal geſchehen und hat ſich, wie aus oben Geſagtem deutlich erhellt, auch rheinüber verbreitet. Daher iſt eine Reſtauration der guten alten Ordnung vor allen anderen auf dieſem Gebiet dringendes Bedürfniß. Sind wir recht berichtet, ſo enthält das Staatsgrundgeſetz Chinas einen nachmals von dem berühmten Philoſophen Tſchu-Fu-Kiang nach allen Dimenſionen gründlichſt kommentirten Paragraphen, welchem zufolge die Blüthezeit der Theeſtaude ein- für allemal als officieller Wonne- und Dichtermond im ganzen Umfange des Reiches der Mitte feſtgeſtellt und proklamirt iſt, ſo zwar, daß Zuwiderhandelnden, reſpektive Zuwiderfühlenden je nach Maßgabe der Umſtände von fünfundzwanzig bis zu hundert Bambusſtockſchläge gehörigen Ortes applicirt werden. Dieſe Einrichtung wäre zur Nachahmung ſicher höchlich zu empfehlen, und indem wir Staatsrechtslehrer und Staatsmänner darauf aufmerkſam machen, glauben wir einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zur Geſellſchaftsrettung geliefert zu haben, was uns, hoffen wir, mit dem Hochgefühl edler Pflichterfüllung zu bemerken erlaubt ſein wird.

In Anbetracht jedoch, daß wir erſtens im Augenblick nicht ganz genau wiſſen, in welchen unſerer Monate der chineſiſche Wonne- und Dichtermonat fällt, daß wir zweitens nicht unbeſcheiden genug ſind, von uns aus in dieſer bedeutſamen Sache einen beſtimmt formulirten Vorſchlag zu machen, und daß uns drittens endlich die gehörige Fülle ſchwäbiſcher Pietät innewohnt, citiren wir, um vorläufig auf einen unmaßgeblichen Anhaltspunkt hinzuweiſen, den Vers unſeres verewigten Landsmanns Guſtav Schwab:

Heuernte, ſchönſte Zeit im Jahr!

Jedenfalls war's ein wunderſchöner wolkenloſer Sommertag, an welchem die „Leute“ des Goldforellenwirthes droben an der Berghalde auf der Lauchwieſe „heueten“. Geſtern war unter den „Sägeſen“*) der Knechte der üppige Graswuchs gefallen, heute hatte die Sonne die „verſpreit'ten“ Schwaden hinlänglich getrocknet und gedörrt, ſodaß das Heu „eingeführt“ werden konnte. Baldung hatte in ſeinem Tagesbefehl erklärt, daß die Lauchwieſe heute „agrumt“**) werden müſſe, weil morgen die große Schüpfmatte „dranſollte“***). Demzufolge rührten ſich die Arme tüchtig, aber die Arbeit ging in aller Fröhlichkeit vor ſich und in das Klappern der Rechen und Heugabeln, in das Rauſchen des trockenen Grummets hinein tönte das Juchzen und Jodeln der Knechte und das „G'ſang“ der Mägde, daß der Wald widerhallte, welcher die Matte von zwei Seiten her einſchloß.

---

*) Senſen.

**) Abgeräumt.

***) Daraufkommen ſollte.

Als nach dem Imbißeſſen das Aivli ſeinen breitrandigen Strohhut aufgeſetzt und den Rechen geachſelt hatte, um an der Spitze der Mägde zur Lauchwieſe hinaufzugehen, hatte Ottmar ſeinen Rock ausgethan, eine Heugabel zur Hand genommen und erklärt, daß er auch wieder mit in den „Heuet“ gehen würde. Es war nicht das erſtemal, denn er hatte bis dahin das ganze Geſchäft der Heuernte redlich und rüſtig mitgemacht. Seine erſten landwirthſchaftlichen Verſuche waren freilich nicht vorübergegangen, ohne daß Knechte und Mägde jene feixenden Geſichter dazu gemacht hätten, womit der Landmann von Geburt und Beruf die bäuerlichen Anwandlungen ſtädtiſcher Dilettanten zu betrachten pflegt. Aber unſer Freund hatte ſich in Reſpekt zu ſetzen gewußt, denn auf dem Lande geboren und bis zum Jünglingsalter häufig mit bäuerlichen Dingen verkehrend, hatte er noch nicht vergeſſen, wie man Senſe, Pflug und Flegel handhabt, und vorgeſtern hatte er trotz einem die Forgwieſe drunten im Thal ihrer ganzen Breite nach mitabmähen geholfen und geſtern Abend hatte er ein „rechtſchaffenes“ ländliches Meiſterſtück abgelegt, indem er vom Thale herauf ein vierſpänniges Fuder Heu nach dem Bühl und in die Scheuer gefahren, vom Sattelgaul aus mit merkwürdiger Präciſion das Geſpann regierend und dabei eine bewundernswerthe Fertigkeit in der edlen Kunſt des „Knöllens“[*]) entfaltend. „Brav gemacht, bi Gott!“ hatte der Goldforellenwirth ausgerufen, als der rechtsgelehrte Fuhrmann den „Rank“ um das Haus herum und zum Scheunthor hinein mit allem Anſtand, der zu dieſem wichtigen Unternehmen erforderlich war, getroffen. Das Aivli war auch dabei geſtanden und hatte ſich ſölli verwundert, aber nichts geſagt. Heute früh jedoch hatte Ottmar, als er ſeinen Hut, welcher die Nacht über auf dem Söller gehangen, aufſetzte, an demſelben den prächtigſten Strauß von Roſen, Levkoien und Reſeda befeſtigt gefunden und ſich wunderlicher Weiſe eingebildet, dieſe Blumen kämen aus dem Blumengärtchen des Aivli. Noch wunderlicherer Weiſe aber hatte der alte Broſi unſeren Freund offenbar um den ſchönen Strauß beneidet, denn er hatte, ſeinen zahnloſen Mund zu einem höhniſchen Grinſen verziehend, zu Ottmar geſagt: „Der Donner ſchieß'! Herrle, Ihr ſeid ja g'ſträußet wie ein Pfingſtkönig.“ Es war überhaupt eigen mit dem alten Broſi, daß er nämlich von allen Inſaſſen des Bühls die einzige Perſon war, welche unſeren Freund nicht gut leiden konnte und dieſe Abneigung ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten in allerlei brummigen Redensarten verlautbart hatte.

Alſo Ottmar ging „in Heuet“. Der grimme Wate war freilich durch den Anblick ſeines hemdärmeligen und heugabelbewaffneten Freundes nicht ſehr erbaut geweſen. „Soll ich heute abermals um meine mittägliche Dämmerungsſtunde und Sieſta kommen?“ fragte er grämlich. „Das iſt ja 'ne verfluchte Wirthſchaft!“

---

*) Des Knallens mit der Peitſche.

„Du kannſt ja allein dämmern, lieber Junge“, ſagte Ottmar.

„Das iſt bald geſagt“, verſetzte der im Bart. „Ich habe mich nun ſchon wieder ſo daran gewöhnt, mit dir den Kaffee zu trinken, daß er mir ohne deine Geſellſchaft nicht recht ſchmeckt. Es iſt, Gott ſtraf' mich, eine neue ungeheuerliche Schrulle von dir, daß du thuſt, als wollteſt du mit aller Gewalt ein Bauer werden. Du bleibſt halt dein Lebtag ein Romantiker.“

„Nun meinethalb, aber komm' mit. Die Mittagsſonne wird an deinem überflüſſigen Fett einen ſehr wohlthätigen Schmelzproceß vornehmen.“

„Ja, kommt mit, Herr Doktor“, ſagte Aivli. „Ihr könnt Euch ja droben in den Schatten legen. 's hat weiches Moos dort.“

„Das iſt ein geſcheider Gedanke, Aivli, Gott ſtraf' mich!“ verſetzte der Grimme. „Ihr trefft den Nagel ſtets auf den Kopf. Ich will daher in Gottesnamen mitgehen, Euch zu Gefallen.“

„Und dem Moos und dem Schatten, nicht wahr?“ lachte das ſchöne Mädchen und ging flink, den übrigen voran, die Halde hinan.

Droben auf der Lauchwieſe hatte der ſchnaubende und ſchwitzende Wate anfangs den Rath des Aivli befolgt und ſich der Länge nach in den Schatten geſtreckt, während die andern ihrer Arbeit nachgingen. Aber die muntere Thätigkeit, welche ſich vor ſeinen Augen entwickelte, übte auch auf das Phlegma des Bärtigen einen ſolchen Einfluß, daß er ſich erhob, herbeikam, zuerſt ſpielend, dann in allem Ernſt eine Heugabel ergriff und bald mit den andern in die Wette ſchaffte.

„Siehſt du“, ſagte Ottmar zu ihm, „man muß es nur erſt probiren, dann findet man raſch Gefallen daran.“

„Ich thu's nur der Motion wegen, mein Beſter“, entgegnete der im Bart. „Mein Bauch verräth ſeit einiger Zeit die bedenkliche Neigung, polizeiwidrig groß zu werden, und da will ich ihm ein biſſel zu Leibe gehen.“

Das Heu ward zum letztenmal umgewendet, dann nach allen Regeln der Kunſt des Heuens in große „Schochen“ zuſammengerecht und hierauf fing man beim erſten Schochen wieder an, und die Knechte ſpreiteten mit ihren Gabeln das Heu auseinander und die Mägde, geführt vom Aivli, ordneten es mit ihren Rechen in lange ſchmale Streifen, ſodaß es zum Aufladen bereit lag.

Als dieſes geſchehen war, hörte man Peitſchenknall und Rädergeraſſel in dem Hohlweg, welcher vom Bühl ſich heraufwand, und bald darauf kam der mächtige, mit des Goldforellenwirthes vier berühmten Rappen beſpannte Leiterwagen aus dem Waldweg auf die Wieſe heraus, geführt von dem rüſtigen Baldung in eigener Perſon.

Der Wagen wurde gewendet und nun ging es ans Ausladen. Der Goldforellenwirth nahm ſeinen Stand auf dem Wagen und umfaßte mit ſtarken Armen die großen Bürden duftenden Grummets, welche ihm die Mannen an ihren langzinkigen Gabeln hinaufboten. Und da war es hübſch anzuſehen, wie alle ſich in fröhlicher Arbeit mühten und wie der grimme Wate puhſtend ſeine bärenmäßige Stärke aufbot, es dem Freunde gleichzuthun, und wie Ottmar, wenn er eine tüchtige Laſt an ſeine Gabel geſpießt, ſeine ſchlanke Geſtalt aufrichtete und mit einem kühnen Schwung ſeine Bürde auf den hoch ſich thürmenden Wagen hinaufſchwang. Und auch das war hübſch anzuſehen, wie das Aweli ſein unter dem Strohhut glühendes Geſicht dem wackeren Freiwilligen beifällig zukehrte und wie es ihm lächelnd nachſah, wenn er mit einer neuen Laſt wieder dem Wagen zueilte, und wie das „dundersnette Meitli“ mit ſeinem Rechen immer rein zufällig gerade da beſchäftigt war, wo beſagter Freiwilliger ſeine Gabel füllte, und wie es ihm die Schwaden bequem zurechtlegte und zierlich hinter ihm drein rechte.

„So, jetzt rauf mit dem Wellbaum!“ rief der Goldforellenwirth, als der Wagen ſeine Ladung hatte.

Die Wieſe war geleert, die Mägde brachten in ihren Schürzen die letzten Heureſte herbei und der Wellbaum wurde hinaufgehoben und der Länge nach über das mächtige Heufuder gelegt und die Stricke um ſeine beiden

Enden geſchlungen und drunten mittels der Wellhölzer angeſpannt, und dann glätteten die Mägde mit ihren Rechen die Seiten des wohlgelungenen Baues und die Arbeit war gethan.

Der Goldforellenwirth faßte das hintere Ende des Wellbaums mit beiden Händen, ließ ſich an dem Fuder niedergleiten und ſagte, nachdem er mit einem Sprung den Boden erreicht hatte:

„So, das wäre g'ſchafft, ihr Leut', und jetzt wollen wir, ſchätz' ich, rechtſchaffen veſpern.“

's Aivli hatte den großen Korb ausgepackt, in welchem der Vater das Veſperbrot mitgebracht, Brot und Käſe und Rauchfleiſch, Aepfelwein und Kirſchwaſſer, und das Mädchen wußte alle die ſchönen Sachen recht appetitlich auf der Höhe des ſchattigen Rains zu ordnen, der ſich am Waldſaume hinzog. Man lagerte ſich und jeder griff wacker zu. Natürlich war es auch wieder der reinſte Zufall, daß Ottmar neben das Aivli zu ſitzen kam. Nur der Breſi ſchloß ſich von der Geſellſchaft aus, denn nachdem der alte Knabe den Pferden Futter vorgeworfen hatte, nahm er einen Schluck aus der Kirſchwaſſerflaſche, ſetzte ſich mit ſaurem Geſicht ſeitwärts, zog einen Knäuel ungebleichten Garns hervor und wickelte einen guten Theil deſſelben um die Mundſpitze ſeiner ſchwarzgerauchten Maſerpfeiſe. Dies vollbracht, ſchlug er mit diverſen Flüchen auf den „hundsföttiſchen“ Schwamm, der nicht fangen wollte, Feuer und hüllte ſich in eine Rauchwolke als wollte er eine Schirmwand zwiſchen ſich und der munteren Geſellſchaft aufführen.

Denn munter ging es bei dieſem Veſpern her. Waldung neckte den Grimmen und meinte, ſelbiger könne mit Gottes Hilfe noch einen ganz paſſabeln Bauernknecht abgeben, worauf der Grimme etwas von „miſerablem“ Moſt murmelte, zugleich aber den Krug mit dem geſchmähten Getränk an die Lippen führte und die gründlichſte aller Moſtproben anſtellte. Man plauderte, ſcherzte und lachte bunt durcheinander und allen bekam die Ruheſtunde baß. Der kräftige Heuduft erfüllte die ganze Lichtung mit Wohlgeruch, die ſinkende Sonne warf röthliche Lichter durch die Baumwipfel und drinnen im Walde wurde das Abendkoncert der Vögel laut.

„Horch, wie da drüben die Droſſel ſchlägt“, ſagte einer der jungen Burſchen, indem er ſich auf den Rücken zurückfallen ließ und ſeinem inneren Wohlbehagen dadurch Luft machte, daß er einen lauten Juchzer in den blauen Himmel emporwarf. Ottmar fühlte ſich dadurch unwiderſtehlich animirt, zu verſuchen, ob auch er die edle, in ſeiner Jugend vielgeübte Kunſt des Juchzens noch nicht ganz verlernt hätte, und ſiehe da, der Verſuch fiel gar nicht übel aus.

„Du qualificirſt dich, lieber Junge“, ſagte Wate. „Du qualificirſt dich, Gott ſtraf' mich! Wenn's mal mit der Juriſterei hapern ſollte, ſo brauchſt du bloß Lederhoſen anzuziehen und einen Dreiſpitz aufzuſetzen und ich mache mich anheiſchig, dich auf dem nächſten beſten Gehöſt als Mähder, Roſſelenker und Juchzer von Auszeichnung unterzubringen."

„Warum nicht?" verſetzte Ottmar wohlgelaunt. „Es könnte wohl ſein, daß ich dich einmal beim Wort nähme, Alterle. Uebrigens, warum ſollt ich's nicht zeigen, wenn's mir wohl zu Muthe iſt und mir die Welt ſchön vorkommt?"

„Nun ja", meinte Wate, thalwärts auf die prächtige Landſchaft blickend. „Im Allgemeinen iſt ſie ſchön, wie jener Engländer ſagte, der bei Nebel und Regen auf den Rigi ſtieg, bei Nebel und Regen ſechs Tage dort auf die Ausſicht wartete und endlich wieder herabſtieg, ohne etwas Anderes als Nebel und Regen geſehen zu haben. Im Beſonderen aber —"

„Im Beſonderen", unterbrach Baldung lachend den Sprechenden, „im Beſonderen haben wir jetzt koſtbar's Heuwetter und haben prächtig's Heu gemacht. Drum ſchätz' ich, ihr Leut' im Allgemeinen und ihr Meidli im Beſonderen, wir wollen noch eins ſingen und dann das Fuder abführen."

„Ja, ja, Meiſter", riefen die Mädchen. „D' Meiſterstochter ſoll anſtimmen. — Aivli, ſtimmt eins ein, ſtimmt an!"

„Was denn für eins?" fragte Aivli.

„'s iſt einerlei — 's gerathen Euch alle gut. — ‚Willkommen, o ſeliger Abend'. — Nein. — ‚Auf dieſer Welt hab' ich kein' Freud'' — Warum nicht gar! — ‚Wer wollte ſich mit Grillen plagen?' — Das Lied vom ſtrahlaugigen Mädichen und dem Jäger. — Ja, ja, das kiht*) rechtſchaffen gut. 's iſt recht, das iſt's recht!"

Nachdem ſich der „vernünftige" Volkswille dieſermaßen ausgeſprochen, ſtimmte 's Aivli mit ihrer hellen runden Stimme das verlangte Lied vom Jägersmann und dem ſtralaugigen Mädichen an.**) Die Mädchen fielen ein, die Burſchen folgten, Ottmar ſang aus Herzensluſt mit, der ehrliche Wirth nicht minder und der im Bart ließ einen Baß los, wie ihn die dickſte Orgelpfeife nicht intenſiver produciren kann. Wie friſch und gut das klang, als ein „G'ſätz" nach dem andern in den Wald hinein und die Berglehne hinan und ins Thal hinab ſcholl und die Echos an den Halden und Schluchten weckte! Es war 'ne wahre Freude. So ſang das Aivli und ſo ſangen ſie alle:

---

*) Klingt.

**) Heinrich Pröhle, welcher dieſes ſchöne Volkslied in ſeine Sammlung: „Weltliche und geiſtliche Volkslieder und Volksſchauſpiele" (1855) aufgenommen, meint, daſſelbe ſei norddeutſchen Urſprungs und nur in Norddeutſchland daheim. Ich kann ihm aber die Verſicherung geben, daß ich es in meiner Heimat, in den Thalgebieten des Hohenſtaufen, als Knabe hundertmal ſingen hörte und mitgeſungen habe. Später, in meinen Studentenjahren, hörte ich es auch zu wiederholten malen in verſchiedenen Dörfern des Schwarzwaldes. Allerdings, die Pröhle'ſche Lesart „Mägdelein„ kam nie darin vor. Auch nicht die ſüddeutſchen Ausdrücke dafür: Mädele, Märle, Maidle, Meidli, ſondern ſtets: Mädichen.

„Der Jäger in dem grünen Wald
Da ſucht er ſeinen Aufenthalt.
Er ging im Wald wohl hin und her,
Er ging im Wald wohl hin und her,
Ob auch nichts, ob auch nichts,
Ob auch nichts anzutreffen wär'.

Mein Hündlein, das iſt ſtets bei mir
In dieſem grünen Laubgeſtrauß.
Mein Hündlein wacht, mein Herz das lacht,
Mein Hündlein wacht, mein Herz das lacht,
Meine Augen, meine Augen,
Meine Augen leuchten hin und her.

Da ruft mir eine Stimme zu,
Ich weiß nicht, wo es iſt, ja iſt.
Wie kommſt du in den Wald herein,
Wie kommſt du in den Wald herein,
Du ſtralaugig Mädchen,
Wie kommſt du in das Laubgeſtrauß?

Um deiner aufzuſpüren,
Kam ich in dieſen grünen Wald.
Ich ging im Wald wohl hin und her,
Meine Augen leuchten hin und her,
Ob auch nicht, ob auch nicht
Ein Jäger anzutreffen wär'.

Nun hab' ich dich getroffen an
In dieſem grünen Wald, ja Wald.
Drum, Jäger, thu' nach unſerm Wohl
Und lad' die Büchſe nicht zu voll;
Dann kannſt du, dann kannſt du,
Dann kannſt du ſchießen, daß es knallt.

Du ſollſt mir nicht mehr wandeln
In dieſem grünen Laubgeſtrauß.

Bleib' du bei mir als Jägerin,
Bleib' du bei mir als Jägerin,
Du ſtralaugig Mädichen,
Bleib' du bei mir als Jägerin."

Die ſchöne Melodie verklang und der Goldforellenwirth gab aufſtehend das Zeichen, daß die Feierſtunde vorüber. Aber einer der Burſchen glaubte noch ein Uebriges thun zu müſſen, indem er auf das luſtige Veſpern ſingend den Trumpf ſetzte:

„Und aus iſt das Liedli
Und aus iſt der Tanz.
Adies, herztauſiger Schatz,
Und vergiß mi nit ganz."

Dann noch ein allgemeines Jodeln und Juheien und die Pferde wurden eingeſpannt, Baldung beſtieg den Sattelgaul, die Mannen nahmen ihre Gabeln und reihten ſich dem Wagen zur Seite, um die ſchwankende Laſt zu ſtützen, und langſam verließ der ganze Zug die heimelige Waldwieſe.

Ottmar war etwas hinter den anderen zurückgeblieben, weil eine obſtinate Cigarre, die er anbrennen und die ihrerſeits nicht „ziehen" wollte, ihn aufhielt. Als es ihm endlich gelungen, den Widerſtand des Glimmſtengels zu brechen, und er im Begriffe war, raſcher auszuſchreiten, um die Leute einzuholen, vernahm er Tritte hinter ſich in dem Hohlweg und hörte eine grämelnde Stimme die Worte ſagen: „Und ich ſag', 's iſt nicht recht; nein, 's iſt numme nicht recht, und das ſag' ich."

„Beim Zeus, das iſt der alte Broſi“, dachte Ottmar. „Will doch einmal ſehen, was der alte Kamerad hat. Er macht mir immer ein Geſicht, wie etwa Sailers heilige drei Könige geſchnitten haben mögen, als ſie Herodes mit Schlippermilch und Kreſſenſalat bewirthete.“

Er blieb ſtehen und ließ den Alten herankommen, welcher that, als beachte er die Gegenwart unſeres Freundes nicht.

„Nun, Broſi“, fragte Ottmar, um das Geſpräch einzuleiten, „warum habt Ihr Euch denn nicht mit uns anderen allen luſtig gemacht? Ihr wart doch früher kein ſolcher Griesgrämler. Wollt Ihr Euch nicht eine Cigarre anſtecken?“

Und er bot dem Alten das Etui hin, aber der Broſi machte eine ablehnende Handbewegung.

„Behaltet das Zeug für Euch, Herrle“, ſagte er. „Mag nichts davon wiſſen. ’s iſt lauter Firlefanz, wie all das ſtädtiſche Weſen — nichts für ungut. Mein alter Maſerkopf da wird mich, ſchätz’ wohl, ſchon noch aushalten.“

„Nun, wie Ihr wollt. Aber Ihr habt mir auf meine Frage noch keine Antwort gegeben. Seid Ihr wohlauf, Broſi, oder iſt Euch was im Leib nicht recht?“

„Warum nicht gar! Ich trag’ meine achtzig Jährle und noch etliche dazu mit Gottes Hilf’ ſo leicht wie nur irgendeiner. Etwas im Leib nicht recht? Ja wohl! Der Donner ſchieß’!“

„Nun, was fehlt Euch denn?“

„Was mir fehlt? Nichts, ſchätz' wohl. Aber 's iſt mir halt etwas nicht recht, ſölli nicht recht — ſell*) iſt wahr."

„Was denn?"

„Da Ihr doch mal ſelber von der Sach' angefangen, Herrle, ſo will ich auch kein Blatt nicht vors Maul nehmen — nichts für ungut. 's geht ſchon lang allweil mit mir rum und plagt mich bei Tag und Nacht — der Donner ſchieß'!"

„Was, zum Teufel, habt Ihr für 'ne Ratte im Kopf, Alter? Verſteh' ich Euch recht, ſo habt Ihr mir was zu ſagen, nicht wahr?"

„Allweg hab' ich Euch was zu ſagen, Herrle."

„Nun denn, heraus mit der Sprache!"

„Ja, alſo gleich, Herrle. Ich ſag', Ihr thut Euch um das Rivli um, wie es nicht recht iſt."

„Was?"

„Ich ſag', Ihr ſetzt dem Meidli Flauſen in den Kopf mit Euren Flattuſen und Redensarten. Das iſt nicht recht — der Donner ſchieß'!

„Was thu' ich, Alter?"

„Ihr werdet mich, ſchätz' ich, wohl verſtanden haben. 's iſt ſo 'ne Herrenmode, weiß wohl, zwei oder drei Weibsbilder zugleich am Bändel z'haben. 's mag fürnehm ſein das, aber ehrlich iſt's nicht. Wenn Ihr's aber außerhalb dem Bühl ſo treiben wollt, Herr, ſo geht es mich kein Stäubli nicht an und der alt' Broſi ſchwätzt nicht gern in anderer Leut' Sach' hinein. Aber herrentgegen, dazu ſchweig' ich nicht, wenn meines Meiſters Tochter, meiner Meiſterin ſelig ihr Aivli in dem Ding ſein ſoll. 's iſt nicht recht, daß Ihr ums Aivli rumſtreicht, während Ihr doch in die Dundershexe, in die Gräfin, verſchoſſen ſeid. Wollt Ihr denn mit dem Aivli Euren Jux treiben, Herrle? Solltet doch einſehen, ſchätz' ich, daß 's Aivli viel z'gut dazu iſt."

---

*) Selbiges.

„Ich mit dem Aivli meinen Jux treiben? Was fällt Euch ein, Broſi?"

„Was mir einfällt? Der Donner ſchieß'! Das fällt mir ein, daß ich meines Meiſters einzig Kind nicht verunehrt und verſchimpfirt und unglücklich ſehen will."

„Ihr ſeid aus dem Häusli, Broſi, ſonſt würdet Ihr nicht ſolche Narretheien ſchwatzen."

„Narretheien ſchwätz' ich? Warum nicht gar! Ja wohl, ja! Ich ſag', 's iſt mir purer Ernſt mit dem, was ich geſagt. Ja, das iſt es, Herrle. Und wenn Ihr ein ehrlicher Kerl ſeid, ſo macht Ihr, daß Ihr bald, ſölli bald aus dem Bühl und dem Forzthal fortkommt. Ja, ſo thut Ihr, wenn Ihr — nichts für ungut — ein ehrlicher Kerl und kein Hundsfötter nicht ſeid — der Donner ſchieß'!"

Unſerem Freunde ſtieg bei dieſer peremptoriſchen Aufforderung des alten Knaben das Blut ins Geſicht und der aufkochende Zorn gab ihm die Antwort ein:

„Ihr ſeid unverſchämt, Broſi, und verrückt dazu.

Nehmt Euch nicht wieder heraus, mir ſolche Unverſchämtheiten ins Geſicht zu werfen. Ich würde ſie nicht immer ſo geduldig hinnehmen wie heute. Beim Zeus, ich habe weder einen Moralprediger noch einen Aufſeher nöthig und weiß, wie ich mich zu benehmen habe. Das fehlte noch, daß ein aberwitziger Kerl von altem Knecht mich hofmeiſterte."

Aber die Zähigkeit des Broſi war nicht ſo leicht zu überwinden.

„Nur ſtät*), Herrle, nur ſtät!" ſagte er. „Daß ich aberwitzig ſei, hat außer Euch noch kein Menſch geſagt — der Donner ſchieß'! Ein Knecht bin ich, ſell iſt wahr, und bin mein Lebtag einer geweſen, aber ein redlicher, wohlverſtanden. Möchte den ſehen, der anders reden könnte, und Ihr, Herrle, dankt Gott, daß Ihr's von Kindesbeinen auf ſo gut gehabt, kein Knecht werden zu müſſen. Und herrentgegen, ja, was das Alter anlangen thut, ſo mein' ich, daß man's keinem ſollt' vorwerfen, wenn er in Ehren alt werden; ja, ſo mein' ich, Herrle, und als Ihr noch ein kleiner Bub' geweſen ſeid und der alt' Broſi Euch dutzendmal Bolzen und Bogen und Spritzen und Holderbüchſen ſchnitzen mußt', da habt Ihr auch wohl nicht dran gedacht, daß Ihr mal ſelbigem Broſi vorrupfen würdet, daß er über achtzig Jahr' alt worden ſei."

---

*) Langſam, ſachte.

Ottmars Zorn war augenblicklich verflogen. Er blieb ſtehen und bot dem Alten die Hand hin.

„Breſi“, ſagte er, „ich that unrecht, ich ſchwatzte thöricht und ich bitt' Euch, mir zu verzeihen. Gewiß, ich hätte mehr Reſpekt vor Euren weißen Haaren haben und mich erinnern ſollen, wie gut Ihr mit mir in meiner Jugend geweſen. Noch einmal, verzeiht mir!“

Der alte Knecht nahm zögernd die dargebotene Hand und verſetzte:

„Ja, das wär' nun ſchon recht. Jugend hat heißes Blut und das kommt leicht zum Aufſprudeln. Aber, Herrle —“

„Aber, Breſi, jetzt wollen wir vernünftig reden. Kommt, ſetzt Euch zu mir auf den Stein da und ſagt mir alles, was Ihr auf dem Herzen habt.“

Der Alte nahm neben dem jungen Mann auf einem am Wege liegenden Felsſtücke Platz und machte ſich mit ſeiner Pfeife zu ſchaffen. Der ruhige und gütige Ton, womit Ottmar zuletzt zu ihm geſprochen, hatte ihm offenbar das Koncept verrückt, ſodaß er nicht gleich wußte, wie er die verfängliche Unterredung weiter führen ſollte.

Ottmar kam ihm zu Hilfe, indem er ſagte:

„Ihr erwähntet, ich ſei in die Gräfin Bernwart verſchoſſen, Breſi?“

„Ja, ſo ſagen halt die Leut'“, entgegnete der Alte. „Und warum ſollten ſie's nicht? Schätz' wohl, die Gräfin hat Euch auch am Bändel wie alle Mannsleut', die ihr nah' kommen. Das Weibsbild thut's nun halt allen an

— der Donner ſchieß'! — und Ihr lauft und reitet ſo gut hinter ihr drein wie alle andern Narren — nichts für ungut, Herrle. 's geht mich auch gar nichts an, obwohl mich's von wegen Eures Vaters ſelig und von wegen Eurer Mutter ſelig kränken thut, daß auch Ihr wie Euer Bruder, der Scheinheilig — nehmt's nicht übel auf, Herrle — dem ungäben*) Weibsbild nachlauft."

„Wie, Broſi, es iſt alſo ein öffentliches Geheimniß, daß mein frommer Bruder Jeremias in die Gräfin vernarrt iſt?"

„Gott's Blitz, wer ſollt' das nicht merken? Der Duckmäuſer paßt ja der Gräfin auf allen Wegen und Stegen auf. Er iſt verſchoſſen wie ein Rolling**) im Hornung — der Donner ſchieß'! Und wißt Ihr denn nicht, welch ein artlicher Jux dem Pfarrer verwichenen Sonntag paſſirt iſt?"

„Nein."

„Nicht? Schätz' wohl, 's iſt ſchon der Rede werth. Der Pfarrer muß manchmal richtig aus dem Häusli kommen***), ſonſt thät' er keine ſo Faxen machen."

„Was machte er denn?"

„Nun ſeht, er ſteht verwichenen Sonntag auf der Kanzel und predigt, was haſt und was gibſt. Und predigen kann er, ſell muß man ihm laſſen. Wie er nun ſo predigt, reitet die Gräfin an der Kirche vorbei und muß ſie der Pfarrer durchs Fenſter geſehen haben, denn, ſagen die Moosbrunner, er ſei halt gleich ſölli verwirrt werden. Nun, was geſchah? Nach der Predigt hat er, wie's der Brauch, die Leut' abezuleſen, die im verwichenen Monat in der Gemeind' geſtorben. Da fangt er nun richtig an z' leſen: ‚Selig ſind im Herrn entſchlaſen der Hans Jörg Bagger und die Kreſenz Hirbler'; maßen er aber verliebt iſt wie ein Maikäfer, denkt er nicht ans Sterben, ſondern ans Heiraten und ans Kopuliren und ſo lieſt er fix: ‚Selig ſind im Herrn entſchlaſen der Hans Jörg Bagger und die Kreſenz Hirbler; wer etwas dagegen einzuwenden hat, ſoll es gehörigen Ortes anbringen.'"

---

*) Ausgelaſſen, muthwillig, unbändig.

**) Kater.

***) Verrückt werden.

„Beim Zeus!" rief Ottmar lachend aus, „das iſt in der That ein artlicher Jux und es ſcheint mir nicht ohne, wenn Ihr meint, der Jeremias komme zuweilen aus dem Häuſli. Hoffentlich weiß man von mir keine ähnlichen Beweiſe von Verſchoſſenſein aufzuzeigen."

„Das nicht gerade, Herrle. Aber neulich hat halt der forgauer Waldſchütz in der Wirthsſtube erzählt, daß Ihr 'nen ganzen Nachmittag mit der Gräfin im Forgforſt rumgeſtrichen und dann bis tief in d'Nacht 'nein mit ihr im Bärenſchlößli geweſen."

„Der Teufel gebe dem Kerl eins auf ſein Klatſchmaul!"

Ja, ſo hab' ich auch g'ſagt, und wißt Ihr, warum? Darum, wei's Aloli in der Stub' war."

„Ich verſteh' Euch nicht recht."

„Nicht? Habt doch ſonſt einen guten Merker, Herrle. Wohl, 's Aivli war in der Stub', als der Waldſchütz ſeine G'ſpäß' machte —“

„Ich ſchlage dem Kerl den Schädel ein!“

„Warum nicht gar! Er hat nur g'ſagt, was er g'ſehen, ſchätz' ich. Aber ich hab' halt wohl g'merkt, daß es dem Aivli grün und blau vor den Augen wurde, obwohl es ſich anſtrengte, gleichgiltig dreinzugucken, und da hab' ich erlickert, wie's dem Meidli ums Herz iſt, und da bin ich halt fuchsteufelswild über Euch worden — nichts für ungut.“

„Ihr meint —“

„Ich mein', ich mein', jedes Meidli, auch das rechtſchaffenſt' und bräv'ſt' und g'ſcheideſt' — und ſo eins iſt's Aivli — der Donner ſchieß'! — hat 'ne Zeit, wo's iſt wie Schießpulver, und kommt dann's aparte recht' Feuer dran, ſo geht der Schuß los, was haſt, was gibſt.“

„Aber, Broſi, ich kann Euch bei dem, was mir am heiligſten iſt, beim Andenken meiner Mutter, verſichern, daß ich mir dem Aivli gegenüber keines Unrechts bewußt bin. Wir kennen uns, wenn ich auch zehn Jahre älter bin als das Mädchen, noch von den Kinderjahren her und kein Bruder könnte mehr auf die liebſte Schweſter halten, als ich auf das liebliche Kind halte.“

„Ja, das iſt nun ſchon recht, und ich glaub' auch, daß Ihr's ſo meint. Aber 's Aivli hat Eure Freundlichkeit anders genommen, und iſt das, ſchätz' ich, ganz natürlich. 's iſt eine mächtige Veränderung mit dem

Meitli vergangen, ſeit Ihr da ſeid. 's iſt gar nicht mehr ſo frohmüthig wie ſonſt und in ſeiner Unſchuld merkt's ſelber nicht, daß es nur für Euch Augen hat. Ich ſag' Euch, 's Aivli hat Euch lieb, tauſendmal lieber, als 'ne Schweſter ihren Bruder hat, und ich frag' Euch, ja, ich, der alte Vreſi, dem das Kind am Herzen liegt, als wär's ſein eigen, frag' Euch: was ſoll aus der Sach' werden? Unrechte Abſichten könnt Ihr doch wohl nicht auf das Meitli haben, Herr Ottmar, 's thät den Meiſter umbringen, ſo was, und Ihr müßtet ja der ſchlechteſt' Kerle ſein, den der Erdboden trägt."

„Ja wohl, Vreſi. Ich ſchlechte Abſichten auf das Kind haben? Ich würde mich lieber gleich in den Forgſtrudel ſtürzen, das dürft Ihr mir glauben. Wer könnte auch dieſem Mädchen gegenüber auf Schlechtes ſinnen? Eva Baldung würde einen König, das heißt, ich will ſagen, den beſten und angeſehenſten Mann ehren, wenn ſie ihn mit ihrer Hand beglückte."

„Wohl, das ſind, ſchätz' ich, ſo Redensarten, wie die Herrenleut' ſie im Munde führen. Aber — der Donner ſchieß'! — man lockt damit kein' Hund vom Ofen. Gucket, Herr, 's Aivli iſt keine Prinzeß, 's Aivli iſt ein ſchwarzwälder Bauerkind und Ihr, Herrle, Ihr ſeid ein Stadtherr. Wie paßt das z'ſammen? G'ſetzt, Ihr habt redliche Abſichten auf das Meitli, was könnt's helfen? 's Aivli thut nicht in die Stadt unter die Herrenleut' paſſen; 's Aivli muß ſchwarzwälder Bergluft in der Lunge haben, wenn's g'ſund ſein ſoll. Weiß noch wohl, wie elendiglich es dem Kind z' Muth war, als es ſelbigsmal bei der Baſ' ſelig in der Stadt geweſen iſt. 's thät kein gut mit dem Aivli in der Stadt, und was Euch angeht, Herr, ſo ſchätz' ich, Ihr werdet kein' Luſt haben, Euer Herrenhandwerk aufzugeben und ein ſchwarzwälder Bauerng'werb anz'fangen. Drum ſchätz' ich, 's iſt 'ne leide Sach' — der Donner ſchieß'!"

Ottmar war nachdenklich geworden. Er fühlte, daß mit oberflächlichen Einwürfen gegen die einfache Logik des Alten nicht aufzukommen ſei, und zudem erſchien ihm ſein Verhältniß zu der ſchönen Tochter des Goldforellenwirths plötzlich in einem ganz neuen Licht, in einem Licht, welches ſeiner Eitelkeit hätte ſchmeicheln können, wenn es nicht mehr noch ſeine Redlichkeit beunruhigt hätte. Er warf einen raſchen Rückblick auf ſein ganzes Betragen gegenüber dem Mädchen, ſeit er den Bühl betreten hatte, und wenn er ſich auch jetzt noch einreden wollte, ſein Gebaren hätte ſich ſtets in den Schranken brüderlichen Wohlwollens gehalten, ſo war er doch auch wieder ehrlich genug, ſich zu geſtehen, daß gerade in den letzten Tagen ſeine Gefühle wohl eine wärmere Färbung angenommen hätten. War es ihm doch vorhin, als er neben der Tochter Baldungs auf dem Raine ſaß, faſt vorgekommen, als ſchäme er ſich der Erinnerung an den Taumel, in welchen ihn die Tochter der Luſt in jener Mondſcheinſtunde in der Ruine des Bärenſchlößchens verſetzt hatte.

Der Alte ſtörte das Nachdenken des jungen Mannes nicht. Große Rauchwolken aus ſeinem Munde ſtoßend, begnügte er ſich, von Zeit zu Zeit einen forſchenden Blick auf Ottmar zu werfen.

Endlich äußerte dieſer:

„Breſi, ich weiß nicht recht, was ich ſagen ſoll. Iſt es, wie Ihr ſagt, ſo wollt' ich, ich hätte den alten Schwarzwald nie wiedergeſehen. Denn wie könnt' ich's verantworten, daß ich dem Aivli, und wenn auch unfreiwillig, ein Leid angethan? Laßt mich glauben, daß es mit der Sache nicht ſo viel auf ſich habe, aber — aber ſagt mir doch mal, wenn Ihr's wißt, hat das Aivli dem Kerl, dem Waldſchütz, geglaubt? Glaubt 's Aivli, daß ich — daß ich — wie ſoll ich ſagen? — mit der Gräfin in einem — in einem Liebesverhältniß ſtehe?"

„Nein, Herrle, das glaubt 's Aivli nicht. Warum? Darum, ſchätz' ich, weil es dazu viel zu gut und zu unſchuldig iſt, Herr. Freilich, als der Waldſchütz palaverte, da wurd' es dem Aivli ſchwach und ſchwindlig, Herr, und da merkt' ich, was die Uhr für 'ne Stunde geſchlagen. Und hernacher, als der Schütz fortgangen und ich mit dem Aivli allein in der Stub' war, trippelte das Meitli um mich rum wie, ſchätz' ich, 'ne Henne, die ein Ei legen will und nicht weiß, wo damit aus und an. Ich ſagt' aber nichts, Herr, denn ich war ſelber konfus im Kopf. Endlich konnt's das Meitli doch nicht mehr präſtiren; das machte, Herr, 's war mehr, als Fleiſch und Blut von 'nem Weibsbild aushalten kann. ‚Breſi', ſagte ſie, ‚'s iſt recht dumm von dem Waldſchütz, ſo Zeug z' plappern. Der Herr Ottmar iſt nicht ſchlecht, nein, er iſt nicht ſchlecht.' Und dabei wurde ſie Euch ſo eifrig, das arme Ding, als gält' es ihre Seligkeit z' verfechten. ‚Nein', ſagte ſie zum drittenmal, ‚der Herr Ottmar iſt nicht ſchlecht, und ich glaub's partout nicht, und wenn er die gnädig' Frau gern anſieht, ſo iſt das nichts Arg's, weil ſie gar ſo ſchön iſt, und wenn er gern mit ihr redet, ſo iſt das auch nichts Arg's, weil ſie gar ſo geſcheid iſt und ſo viel weiß und kann, und es iſt recht boshaftig von den Leuten, daß ſie gleich Schlechtes denken.'"

„Das liebe Kind!" ſagte Ottmar bewegt.

„Ja freilich, Herr, 's Aivli iſt ein lieb's Kind — der Donner ſchieß'! Jedennoch muß ich ſagen, daß ihr's bei alledem doch nicht ganz leicht ums Herz war. Grad' konträre, ſchätz' ich, denn nach 'ner Weile ſagte ſie zu mir: ‚Breſi, Ihr glaubt doch auch nicht, was der Waldſchütz g'ſagt? Ihr glaubt nicht, daß es der Herr Ottmar mit — mit der gnädigen Frau haben thät', nicht wahr?' Und dabei wurde Euch das arme Ding ſo feuerzünderroth, als hätt' es ſelber was Uebles gethan. Jetzt gucket, Herr, z'erſt meint' ich, 's wär' vielleicht am beſten, um dem Aivli den Kopf z'rechtzuſetzen, wenn ich ſagte, der Wildſchütz hab' recht —"

„Was zum Teufel, Breſi! Ihr werdet doch nicht? Ich ſag' Euch, Ihr hättet, wenn auch vielleicht nicht mir, ſo doch der Gräfin ſchweres Unrecht gethan."

„Hm, auf die wär' mir's grad' nicht ſölli angekommen. Jedennoch, ſeht Ihr, einstheils möcht' ich Euch allerdings nicht unrecht thun und andertheils dauerte mich 's Aivli. Ja — der Donner ſchieß'! — 's Aivli dauerte mich, als es mich ſo anguckte, als ob ihr Leben von meiner Antwort abhängen thäte. So ſagt ich denn: ‚Ich glaub's nicht, Aivli‘ — und ich mein', das Wettersmeidli wär' mir drob ſchier um den Hals g'fallen.“

„Ihr konntet nein ſagen, Vreſi, mit dem beſten Gewiſſen von der Welt.“

„Wohl, ich will's glauben, Herr. Aber das ändert doch an der ganzen Sach' blutwenig. Konträre, 's wär, ſchätz' ich, fürs Aivli beſſer, wenn es glauben müßte, Ihr wärt in die gnädig' Frau verſchamerirt und ſie in Euch. Ja, 's wär' beſſer fürs Aivli — der Donner ſchieß'!“

Ottmar ſchwieg wieder eine Weile nachdenklich und ſagte dann:

„Hört, Vreſi, es gehen mir allerlei Gedanken im Kopf herum, aber ich muß ſie mir erſt zurechtlegen, bevor ich darüber ſprechen kann. Einſtweilen wird Euch die Verſicherung genügen, daß mir das Glück des Aivli warm am Herzen liegt und daß ich jede meiner Gebärden, jedes meiner Worte ſorgfältig bewachen werde.“

„Ei, ſo ſchlag', wie der Meiſter zu ſagen pflegt, hättet Ihr das nur all die Tag' her, inſonderheit aber heut' gethan. Habt Ihr denn nicht geſehen, daß 's Aivli ganz närriſch vor Glück war, weil Ihr Euch ſo rechtſchaffen anſtelltet beim Heuen? Jedennoch, wiſſet Ihr, was? Wenn Ihr's wirklich ſo gut meint mit dem Aivli, wie Ihr ſagt, ſo machet, daß Ihr recht bald aus dem

Forgthal fortkommet — nichts für ungut. Das wär' das G'ſcheideſt', ſchätz' ich. 's Aivli iſt noch jung, ſehr jung, ſie wird ſich das Zeug wieder aus dem Sinn ſchlagen, wenn ſie Euch nicht mehr vor Augen hat, ſchätz' ich. Die jungen Leut' können das und unſre ſchwarzwälder Meidli thun nicht an der Liebeskrankheit ſterben, wie Eure Stadtjungfern. Ich glaub's auch von dieſen nicht ſölli. — Was meint Ihr, Herrle, zu dem Fortgehen?"

„Es wird am Ende das Klügſte ſein, Vroſi. Wäre nur dieſer verhenkerte Proceß nicht. Ich muß ihn durchführen; meine Reputation hängt ſo zu ſagen daran."

„Der Proceß des Grafen mit ſeinem Bruder, dem Baron?"

„Ja."

„Von wegen dem Forgforſt?"

„Ja."

„Jetzt gucket, da könnt' ich Euch vielleicht helfen, Herrle."

„Ihr, Vroſi? Ihr ſeid doch nicht rabbelköpfig, alter Knabe?"

„Oh, Ihr braucht gar nicht ſo zu lachen und ſo fürnehm zu thun, Herrle. Hört nur. 's Aivli, das ſich leider um alles ſorgen thut, was Euch angeht, ſagte verwichen*), es ſei ein ſchweres Unglück, daß Ihr die alten Grenzſteine im Bärenbachtobel nicht finden könnt. Um die drehe ſich ſo zu ſagen die ganze Proceßgeſchichte."

---

*) Unlängſt, neulich.

„Ja, ſo iſt es. Ich habe im Beiſein des Aivſi Herrn Baldung davon erzählt.“

„Wohl, ſeht Ihr, da eben könnt' ich Euch helfen. Ich weiß, wo die alten Steine ſind.“

„Ihr, Broſi? Ach geht! Und wenn Ihr's wußtet, warum habt Ihr nicht ſchon lange geſprochen? Es war Euch doch bekannt, daß die ganze Exiſtenz des gräflichen Hauſes von dieſem Proceß abhängt.“

„Was geht mich ins Dreiteufelsnamen das gräfliche Haus an? Keinen Pfifferling, Herrle. Ja, und 's wär', ſchätz' ich, fürs ganze Forgthal ein groß Glück, wenn mal die lüderlich' Wirthſchaft mit Ach und Krach ein End' nähm' und die ganz' gräflich' Bagaſche, mit Reſpekt zu ſagen, zum Teufel fahren thät'. Ich würd' keinen Finger rühren, um ſie aus der Schlamaſſe zu ziehen, nein, ich nicht; erſtens, weil ich ſie nicht leiden mag, und zweitens, weil ich von g'ſcheiden Leuten viel und oft hab' ſagen hören, daß unſereiner immer ſchlecht fahre, wenn er ſich in großer Herren Sachen miſche. Wer ſich unter die Kleie miſcht, den freſſen die Säue, wißt Ihr.“

„Ich kann nicht finden, daß dieſes Sprichwort auf den vorliegenden Fall paſſe, Broſi.“

„Das thut nichts, Herrle. Ich will abſolute nichts von der gräflichen Schmiere.“

„Aber laßt Euch ſagen, Broſi, wenn Ihr das, was Ihr wißt, Eurem Meiſter geſagt, ſo hättet Ihr dieſem einen guten Dienſt geleiſtet.“

„Dem Meiſter? Wie ſo?“

„Vom Auffinden der Grenzſteine hängt der Ausganz des Proceſſes ab. Gewinnt aber der Graf den Proceß, ſo hat Euer Meiſter Ausſicht, wieder zu ſeinem Gelde zu kommen.“

„Zu ſeinem Geld? Der Meiſter? Was wollt Ihr damit ſagen, Herr Ottmar?“

„Ei nun, das iſt ganz einfach. Herr Baldung hat ja dem Grafen eine beträchtliche Summe Geldes geliehen —“

Unſer Freund hielt inne, denn er bemerkte, daß dieſer Umſtand, welcher für Vroſi augenſcheinlich eine Neuigkeit war, auf den Alten einen ganz merkwürdigen Eindruck machte.

Vroſi ſtemmte die Hände auf die Kniee und ſtarrte unſerem Freunde mit weitvortretenden Augen ins Geſicht. Er ſah drein, als hätte er etwas Unerhörtes, ja geradezu Unglaubliches vernommen.

„Wa — wa — was?“

Dies war alles, was er hervorbringen konnte, und bei dieſer Gelegenheit entfiel der Maſerkopf ſeinem Munde, des um die Pfeifenſpitze gewickelten Garnknäuels ungeachtet. Er vergaß auch, ſich nach dem ihm ſonſt ſo unentbehrlichen Möbel zu bücken; er war ganz weg.

„Es ſcheint, Ihr wußtet von dieſem Umſtand nichts, alter Freund“, bemerkte Ottmar.

„Was? Was?“ brach der Alte los und ſeine Stimme ſchnappte vor Zorn in die Fiſtel über, während ſein Geſicht vor Ingrimm braunroth wurde. „Dem Lumpengrafen Geld leihen? 's iſt ja zum Verfluchen! Dem Geld leihen? Hätt' er's doch lieber gleich in Dreck g'ſchmiſſen! Iſt der Meiſter letzköpfig*) worden? 's muß ſo ſein — der Donner ſchieß'! Hat man je 'nen g'wiſſenloſeren Mann g'ſehen? Seinem eigenen Fleiſch und Blut entzieht er's Geld und gibt's der fürnehmen Lumpenbagaſche! Na, das geht noch übers Bohnenlied. Hat's ihm die Wetterhex', das Malefizweib, die Gräfin etwa auch angethan? Schätz' wohl, 's muß ſo was um d' Weg' ſein — der Donner ſchieß'! Und die ganz' G'ſchicht' hinter mei'm Rücken, ja, ja, recht gaunermäßig, als wär' der alt' Broſi nur gar nicht mehr da, als wär' er ſchon verlochet und vergraben. Gott's Blitz, ſo was hab' ich, ſchätz' wohl, um den Meiſter nicht verdient. — Den Schloßleuten Geld leihen, viel Geld, ſagt Ihr? — Jetzt möcht' ich aber nur grad' fuchsteufelswild werden! Der Donner ſchieß'!"

Ottmar hatte anfangs Mühe, das Lachen zu verbeißen, als er den Alten ſo wüthend gebaren ſah. Aber die Aufregung, der Zorn, der Schmerz Broſi's waren zu wahr und groß, um in die Länge komiſch zu wirken. Unſer Freund erkannte in dieſer Bewegung die eines Dienſtboten von altem Schrot und Korn, welcher ſich mit der Familie, der er diente, völlig eins fühlte und wie für ſeine Pflichten, ſo auch für ſeine Rechte ein ſehr lebhaftes Gefühl beſaß.

---

*) Närriſch.

„Nun, Broſi“, ſagte der junge Mann, „faßt Euch doch. Geſchehene Dinge kann man nicht ändern, im vorliegenden Falle aber laſſen ſich vielleicht die ſchlimmen Folgen beſeitigen.“

„Ja, Herrle, Ihr habt gut ſchwätzen. Iſt Euch je ſo was paſſirt? Fünfundfünfzig Jahre hab' ich jetzt im Bühl gedient, in Treu und Ehren, und jetzt geht der Meiſter her und ſchmeißt ſein Geld, des Aivli's Geld zum Fenſter naus, ohne mir was davon z' ſagen, mir, der ich allzeit drauf aus war wie der Teufel auf 'ne Seel', daß der Meiſter der ſtolzeſt' Bau'r und Wirth könnt' ſein, müßt' ſein, ſoweit man kocht, und der beſt' Mann im ganzen Schwarzwald. Und jetzt —“

Die Stimme des Alten brach im Weinen.

„Ihr müßt Euch das nicht ſo zu Herzen nehmen, Freund Broſi“, ſagte Ottmar. „Der Meiſter hat die Sache wohl nur vergeſſen. Wahrſcheinlich wurde er um das Darlehen angegangen, als Ihr gerade nicht daheim wart. Jetzt aber müſſen wir ſorgen, daß der Meiſter wieder zu ſeiner Sache kommt, und da Ihr, wie Ihr ſagt, die verteufelten alten Grenzſteine zwiſchen dem ſorgauer Forſt und dem Fergforſt —“

„Die von Anne 1744, Herrle?“

„Ja, eben die. Sobald wir die Steine haben, iſt der Proceß ſo gut wie gewonnen. Ihr braucht alſo blos zu ſprechen —“

„Ja, da könnt Ihr und der Meiſter und die ganze hundsföttiſche Welt lang' warten!“ ſchrie der Alte wieder im höchſten Zorn. „War's dem Meiſter nicht drum zu thun, ſein Maul aufzumachen, als er ſein Geld wegſchmiß, ſo iſt's jetzt dem Brofi auch nicht drum zu thun, ſein Maul aufzumachen, um dem Rabenvater, der ſo an ſeinem Kind handeln kann, wieder zu ſeinem Geld zu verhelfen. Wurſt wider Wurſt — der Donner ſchieß'!“

„Aber 's Aivli, Brofi, 's Aivli! Wenn mir recht iſt, hat der Meiſter mir geſagt, das unglückſelige Darlehen ſei gemacht worden aus dem Geld, welches die Baſ' in der Stadt dem Aivli vermacht hatte.“

„Da ſieht man den Vetter von Goldforellenwirth! Was, was? Dem Aivli ſein Geld ausleihen? Ohne recht's Unterpfand natürlich? Ich will's ihm ſchon ſagen, wie's ihm ſein Lebtag noch nie iſt g'ſagt worden — ja, das will ich, der Donner ſchieß'!“

„Aber, Brofi, das Aivli darf doch nicht durch Euren, wie ich zugebe, nicht unbegründeten Zorn benachtheiligt werden.“

„Ja, da habt Ihr recht, Herrle. 's Aivli muß wieder zu ſeiner Sach' kommen, wenn's möglich z' machen iſt. 's Meitli kann ja nichts dafür, daß es ſo 'nen leichtſinnigen Vetter von Vater hat — der Donner ſchieß'! Und Ihr meint alſo“, ſetzte der Alte hinzu, indem er aufſtand, „der Dundersproceß hänge von den alten Steinen ab?“

„Das iſt meine feſte Ueberzeugung.“

„Wohl, Herrle, Ihr ſollt die Steine z' G'ſicht kriegen. Morgen in aller Früh' klopf' ich an Eure Thüre und dann wollen wir mit Tagesanbruch ins Bärenbachtobel nauf.“

„Ach, du lieber Gott, Breſi, dort iſt ſchon alles abgeſucht worden, ſo zu ſagen jedes Gräschen umgewandt, links und rechts am Bach auf und ab.“

„Das kann, ſchätz' ich, wohl ſein, Herrle. Und gefunden hat man nichts?“

„Keine Spur.“

„Glaub's wohl“, verſetzte der Alte, den neben ihm hergehenden Juriſten mit einem echt bäueriſch pfiffigen Lächeln von der Seite anblinzelnd; „man hat, ſchätz' ich, nur am Bach, nicht im Bach geſucht.“

„Was zum Teufel, Breſi! Wie meint Ihr das?“

„Wie's iſt, Herr, akkurat ſo, wie's iſt. Meine Mutter ſelig, Gott tröſte ſie! die iſt als ein klein's Meidli dabei g'ſtanden, als man die Steine ſetzte, und ſie hat mir oft verzählt, daß ſie bei dem Anlaß, wie's der Brauch, 'ne tüchtige Ohrfeig' hab' g'fangen. Viele Jahr' drauf, als ich ein kleiner Bub' war, gab's 'ne gruſ'lige Waſſersnoth im Schwarzwald und wurden auch unſere Thäler ſchwer heimg'ſucht. Bei dem Anlaß trat auch der Bärenbach aus und war ſo ungäb, daß er ſich ein ganz neues Bett ſuchte, und in dem fließt er jetzunder noch und das alte iſt verwachſen und wiſſen die Leut' nichts mehr davon. 's muß einer ſo ein alter Kerle ſein wie ich, um ſelbiger Zeit noch ſich z' erinnern. Wohl, ein paar Wochen nach der Ueberſchwemmung war ich mit der Mutter, die ein arm Weib geweſen, in den Forgforſt ins

Reiſig gangen und da ſchwätzten wir von dem und dieſem und von der Waſſersnoth und wie ſich der Bärenbach ein ander Bett g'machet. Und da verzählte ſie mir auch wieder von dem Steinſetzen von Anno 1744 und von der Ohrfeig', die ſie dabei g'kriegt, und da bin ich halt aus Wunderſitz*), wie's ſo d' Kinder haben, gucken gangen und bin im Bach nauf g'watet und fand richtig alle drei Stein', und ich weiß das noch, als wär's erſt geſtern geweſen, und ich wett', daß ich die drei Plätz' auf der Stell' find', und wenn der Teufel ſeither nicht hat die Stein' g'holt, ſo müſſen ſie noch unter dem Waſſer des Baches ſtecken, denn ſie waren Euch mächtig tief und feſt in den Boden g'ſetzt — der Donner ſchieß'!"

---

*) Neugier.

## 2.

## Von Mägen, Dichtern und Weibern.

„Ja, meine Herren, das ganze Elend unſerer Zeit rührt zweifelsohne daher, daß ſie zu ſchnell ißt, überhaupt die erhabene Funktion des Eſſens und Verdauens nicht mit gehöriger Bedachtſamkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Würde verrichtet. Man ſollte ſo zu ſagen mit Andacht eſſen; ja, das iſt das rechte Wort. Die Wiſſenſchaft wird, wenn ſie erſt zur Erkenntniß der ungeheuren Wichtigkeit des Gegenſtandes gelangt iſt, auf dieſem Felde eine Thätigkeit zu entwickeln haben, deren Reſultate, mit Goethe zu ſprechen, jetzt noch geradezu inkommenſurabel genannt werden müſſen. Man wird in Zukunft nicht mehr ſagen: ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, ſondern: ein wiſſenſchaftlich gebildeter Magen; denn, meine Herren, die Zukunft wird endlich ſo frei und wahr ſein, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, und ſie wird ſo gerecht ſein, den Inbegriff, Ermöglicher, Erhalter alles Lebens, den Magen, welcher faktiſch das Centrum alles menſchlichen Daſeins iſt, auch de jure als ſolches zu proklamiren.

Unſere Großväter haben das Zeitalter der Aufklärung und Klaſſik durchgemacht, unſere Väter hatten das der Romantik und Reſtauration zu ertragen, wir unſererſeits, wir armen Teufel, wir haben den Hexenkeſſel einer Periode brodeln ſehen, in welchem blaudunſtiger Konſtitutionaliſmus, bombaſtiſche Demokratie und geſellſchaftsrettungsfreudige Deſpotie durcheinanderquirlen, ſo zwar, daß das Schmeer des Abſolutiſmus ſtets wieder ſiegreich obenauf ſchwimmt. Heil unſeren Enkeln, das heißt unſeren Enkeln im tauſendſten Gliede, welche all dieſes Jammers enthoben ſein und die Gloria des Zeitalters des Magens ſehen werden. Da wird man endlich ſo geſcheid ſein, die natürliche Baſis alles Dichtens und Trachtens der Menſchen, den Magen, auch zur politiſchen und ſocialen zu machen. Vom Magen wird alles ausgehen, auf ihn alles zurückgeführt werden. Er wird in Wahrheit der Liberator, Pacificator und Regulator der Geſellſchaft ſein. Wer gut geſpeiſt hat, meine Herren, iſt ſtets bereit, mit Schiller zu ſingen: ‚Seid umſchlungen, Millionen!‘ woraus folgt, daß die Philoſophie des Magens die einzige wirklich erlöſende und humaniſirende iſt. Aber ich ſpreche mit jenem berühmten berliner Ruſſen: ‚Die Wiſſenſchaft iſt die Umkehr.‘ Auch die Gaſtroſophie muß ſich dieſes große Wort geſagt ſein laſſen. Ich überlaſſe es zwar meinen drei verehrten, hier anweſenden Freunden und Gönnern, dem hochwohlehrwürdigen Seelenhirten von Moosbrunn, wie den zwei lyriſchen Zierden der Zeit, Don Rodrigo und Herrn Walter von dem Schmelz, dieſen überlaſſe ich es, des breiteren darzuthun, daß mit jener Umkehr die Umkehr zum Köhlerglauben gemeint ſei; meinestheils aber und auf meinem gaſtroſophiſchen Standpunkt verſtehe ich die Sache ſo: die Wiſſenſchaft muß bei der Natur, beim Volke in die Schule gehen. Wer verſteht zu eſſen, die ſogenannten Gebildeten oder die Bauern? Offenbar dieſe, während jene eigentlich gar nicht eſſen, ſondern nur ſchlingen, die ſchnödeſte Barbarei, die man ſich denken kann. Gibt es doch metaphyſiſche Querköpfe genug, welche wähnen, das Eſſen als eine läſtige Nothwendigkeit möglichſt geſchwind abmachen zu müſſen. Und ſolche Barbaren bilden ſich ein, die Civiliſation gegen den Cariſmus vertheidigen zu müſſen. Die Unglücklichen! Da ſeht euch dagegen mal einen eſſenden Bauer an. Wie breit, wie gemächlich, wie geſammelt, wie andächtig ſitzt er da, um des Lebens wichtigſtes Geſchäft zu vollziehen! Sein linker Arm liegt bequem auf dem Tiſch und in der Fläche der linken Hand ruht das rechte Armgelenk, damit die Hand, welche die Speiſen zum Munde bringt, eine ſolide Baſis habe. Langſam fährt er mit dem Löffel in die gemeinſame Schüſſel, methodiſch langſam, aber ſtätig, und unter religiöſem Schweigen läßt er einen Biſſen dem anderen folgen. Er muthet ſeinem Magen Ungeheures zu, aber er darf es, denn er behandelt denſelben zugleich auch mit all den Rückſichten, welche die Natur lehrt. So ißt der Naturmenſch und es iſt herzerhebend, ihm dabei zuzuſehen. Bei alledem iſt ſo ein Bauermagen zu ſehr im Naturdaſein befangen, um weiter in Betracht kommen zu können. Wie ganz anders ſtellt ſich ein mit wiſſenſchaftlichem Bewußtſein arbeitender Magen zum Leben, zur Geſchichte, zur Kunſt!"

Hier machte der, welcher dieſen gaſtroſophiſchen Sermon hielt und natürlich kein anderer war als der grimme Wate, eine Pauſe, um mit einem nachdrücklichen Schluck Wein ſeinen Gaumen anzufeuchten.

Ort und Stunde zu ſeiner Predigt waren nicht übel gewählt.

Der Freiherr Adalbert hatte geſtern in Bernwartshall die ganze Geſellſchaft zu einem Fiſchzug eingeladen, welcher denn auch im Beiſein der Gräfin dieſen Morgen weiter oben im Thal, wo der Freiherr einen von der Ferg geſpeiſten Teich beſaß, unter allſeitiger Heiterkeit vor ſich gegangen war. Nachher hatte der lebensluſtige junge Mann die Männer zu einem Junggeſelleneſſen mit nach Hauſe genommen und alle hatten es ſich nach den munteren Strapazen des Vormittags gehörig ſchmecken laſſen.

Sie ſaßen in dem großen Balkenzimmer über der Freitreppe des Schloſſes. Der Nachtiſch war aufgeſtellt, die Diener hatten ſich entfernt und die Flaſche begann zu kreiſen. Hatten auch nicht alle mit der Wiſſenſchaftlichkeit und Andacht Wate's, ſo hatten doch alle gut geſpeiſt, die Weine waren vortrefflich, die zugleich mit den Süßigkeiten erſchienenen Cigarren ſublim, und ſo befand ſich männiglich, ſelbſt den frommen Pfarrherrn nicht ausgenommen, in jenem Zuſtand des Behagens, wo man ſich auch eine Predigt gefallen läßt, eine ſolche ſogar, die man nicht ſelber hält.

Wate ließ daher ſeine Augen an der Tafelrunde umherlaufen, und da er bemerkte, daß kein Einſpruch gegen die Fortführung ſeines Sermons erhoben werden wollte, fuhr er fort:

„Ich habe lauter literariſch gebildete Leute vor mir, und wenn ſich auch unſer wohlgeneigter Seelenhirt von Moosbrunn weniger mit der profanen Literatur abgibt, ſo wird doch auch er mich verſtehen, wenn ich ihn, wie alle die Herren, bitte, einen vollen Becher darzubringen dem Andenken eines Mannes, der meiner unmaßgeblichen Anſicht nach tauſendmal edler war als ſämmtliche Mitglieder der jetzund auch ſelig im Herrn verfloſſenen Erlenmännerfirma Gagern und Kompagnie. Meine Herren, es lebe der große Eulenbök!“

„Was iſt denn das wieder für eine Schnurre, Herr Dokter?“ fragte der Pfarrer, der wirklich nicht ganz ſicher war, wen oder was Wate meine.

„Ach, der Herr Dokter zielt auf den Maler Eulenbök in Tiecks Novelle ‚Die Gemälde‘“, bemerkte Don Rodrigo.

„Richtig, mein Theuerſter“, verſetzte der Gaſtroſoph. „Dieſe berühmte Perſon, die beſte Figur, welche Meiſter Ludwig geſchaffen, entwickelt in beſagter Novelle eine Philoſophie des Weintrinkens, gegen welche alles Orakeln der Kant-, Fichte-, Schelling-, Hegel-, Herbart-, Schopenhauer'ſchen Philoſopheme pures Waſſer iſt. Oh, ein

Dichter, welcher eine ebenbürtige Philoſophie des Eſſens aufſtellte, der thäte unſerer Zeit noth. Ein Königreich für einen ſolchen Poeten! Doch was greife ich ſehnſüchtigen Wunſches in die Weite nach dem, was ich in nächſter Nähe vor mir habe? Wie wahr ſagt doch Goethe: ‚Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück iſt immer da!‘ Wir haben an dieſem geſegneten Tiſche einen Mann, deſſen Lyrik das Entzücken unſerer gebildeten proteſtantiſchen Jugend iſt — (Don Rodrigo erröthete geſchmeichelt) — wir haben ferner unter uns einen Mann, deſſen Lyrik-Epik das A und O unſerer katholiſchen Söhne und Töchter gebildeter Stände ausmacht — (Herr Walter von dem Schmelz erröthete mädchenhaft ſelig) — wie wäre es nun, wenn dieſe unſere berühmten Freunde an die Löſung der großen Aufgabe gemeinſchaftlich ſich machten? Ich verſtehe unter dieſer Aufgabe ein grandioſes lyriſch-epiſches Lehrgedicht, eine Ilias oder vielmehr Odyſſee, nein eine Fauſtiade des Magens, etwa betitelt: Der Magenſaft der Weltgeſchichte oder: Die göttliche Komödie der Verdauung. Würde dieſes erhabene Thema ſo ausgeführt, wie ich dem Genie unſerer Freunde es zutraue, ſo müßte ein wahrhaft Welt- und Menſchengeſchick beſtimmendes Werk daraus werden.“

Der Pfarrer krümmte höhniſch ſeine Mundwinkel und warf einen Blick boshafter Freude auf die beiden Poeten. Ottmar und der Freiherr lachten und Don Rodrigo war gutmüthig genug, mitzulachen. Nur Herr Walter blickte, gehüllt in die Würde ſeines Ruhmes, wie ein Jupiter tonans drein.

Dann räuſperte er ſich und ſagte vornehm:

„Wir ſind es an dem Herrn Ex-Mediciner ſchon gewohnt, daß er alles Beſte und Schönſte in den Koth ſeines kyniſchen Materialiſmus herabzieht. Ueber Weſen und Würde der Poeſie, über die Erhabenheit ihrer Aufgaben mit einem Manne zu ſtreiten, der gar kein Organ dafür hat, wäre die unerquicklichſte Sache von der Welt. Solange wir, mein verehrter Bruder in Apollo hier und ich, die Zuſtimmung der trefflichſten Männer und Jünglinge, der zarteſten und frommſten Frauen Deutſchlands für uns haben, können wir uns über die gottloſen und faden Späße der Nihiliſten füglich hinwegſetzen.“

„Bah, bah, liebſter Freund und Gönner, nur nicht ſo patzig!“ entgegnete der Grimme. „Was wiſſen Sie von meinen Organen? Die ſind, Gott ſtraf' mich, in ganz leidlicher Verfaſſung. Wenn Sie aber meinen, ich ſei ein Nihiliſt, ſo muß ich Sie belehren, daß Sie gewaltig auf dem Holzwege ſind. Würde ich mir meine gaſtroſophiſchen Studien ſo angelegen ſein laſſen, wenn ich mich nicht um die Welt und das Heil der Menſchheit kümmerte? Ich ſage Ihnen, mir iſt's ganz behaglich, ganz poſitiv, ganz realiſtiſch zu Muthe, keineswegs peſſimiſtiſch, negativ, nihiliſtiſch, und ich ſchwimme in dem Sumpf, genannt Welt, ſo wohlig umher wie nur irgendeiner von Ihnen.“

„Wir ſind keine Sumpfbewohner, Herr Doktor“, ſagte Herr Walter empfindlich. „Sie haben eine eigene Manier, Ihre Sumpfgewohnheiten anderen zu vindiciren.“

„Oh, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, mein Theuerſter. Ich weiß ja recht gut, daß Sie ein Adler ſind, der auf den Toilettentiſchen horſtet."

„Was ich bin, darüber ſteht Ihnen keine Entſcheidung zu."

„In der That, Herr Doktor", bemerkte Don Rodrigo, ſeinem Freunde zu Hilfe kommend, „Ihre Laune nimmt heute wieder eine wunderliche Richtung. Wer wird die ſchöne Welt einen Sumpf nennen? Geſchwind nehmen Sie das garſtige Wort zurück!"

„Liebſter Freund", verſetzte Wate, „wie gerne thäte ich nach Ihrem Willen, aber meine Achtung vor der Poeſie läßt es nicht zu."

„Ihre Achtung vor der Poeſie?"

„Ja, und vor poetiſchen Autoritäten. Ich bin glücklicher Weiſe im Stande, eine ſolche erſten Ranges für mich anzuführen, den Ruſſen Puſchkin. Hören Sie nur gefälligſt:

In dieſer Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform geſteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten
Und Sklaven, ſtolz auf ihre Ketten,
In dieſer Welt der Heuchelei,
Des Lugs, des Trugs, der Kriecherei,
Verſchmitztheit, Rohheit, Alltagsleere,
Klatſchſucht, Verleumdung, Unnatur,
In dieſem Tugendgrab, wo nur
Das Laſter kommt zu Ruhm und Ehre —
In dieſem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, alle baden hier —"

„Puſchkin!“ ſagte Don Rodrigo mit wegwerfendem Achſelzucken. „Ein glaubensloſer, verſchrobener Nachbeter von Byron, welcher ſeinerſeits ſelber nur bei ſolchen für einen Dichter gelten kann, die keine Ahnung davon haben, daß Poeſie die Verſöhnung der Gegenſätze durch den und in dem Glauben iſt.“

„Danke für die gütige Belehrung“, entgegnete Wate mit einer tiefen Verbeugung.

„Ich geſtehe“, nahm Ottmar das Wort, „daß ich, bei aller Achtung vor unſeres Freundes Don Rodrigo äſthetiſcher Autorität, ſeine über Byron geäußerte Anſicht nicht zu theilen vermag.“

„Bewundern Sie dieſen Dichter der Diſſonanz?“ fragte Don Rodrigo.

„Es gab eine Zeit, wo ich ihn ſehr liebte, bewundern thu' ich ihn noch jetzt. Gegen einen Childe Harold, Kain, Sardanapal, Don Juan gehalten, iſt doch alles, was ſeither von Poeſie höheren Stils erſchien — entſchuldigen Sie, ich meine in Epik und Drama — wahres Kinderſpielzeug.“

Don Rodrigo ließ ſich dieſe Meinung ſo ziemlich gefallen, da er ja die zu Gunſten der modernen Lyrik gemachte Ausnahme auf ſich beziehen konnte. Herr Walter von dem Schmelz dagegen, der große lyriſche Epiker, ſah unſeren Freund mit einem verachtungsvollen Seitenblick an und auf ſeiner Stirne inthroniſirte ſich eine Hoheit des Bewußtſeins, welche eines Dante nicht unwürdig geweſen wäre. In dem Stirnrunzeln des großen Mannes ſtand zu leſen: „Ich habe Chamoiſina gedichtet und das Märchen vom Fichtenzapfen, ich! und dieſer Erbärmliche wagt hier, an meiner Seite, von einem Lump von Byron zu reden.“

Der unglückſelige Ottmar ahnte wahrſcheinlich nichts von dem zermalmenden Verdammungsurtheil, welches unter der Schädeldecke ſeines Nachbars für ihn kochte, denn er fuhr fort:

„Was man auch ſagen mag und wie ſehr die Frömmelei heutzutage in der äſthetiſchen Kritik wie in allem das große Wort führt, ſo iſt und bleibt es doch ein närriſch Ding, Poeſie und Poeten mit dem Maßſtab des Glaubens und Unglaubens meſſen zu wollen. Ich weiß wohl, es gehört jetzt zum guten Ton, von der Kunſt in einſeitigſter Weiſe als von einer Sache des Glaubens und der Verſöhnung zu reden. Die lieben Leute, wohin kommen ſie damit? Alle wahrhaft großen Dichter haben aber ihre Größe gerade dadurch erwieſen, daß ſie die furchtbaren Widerſprüche und Gegenſätze des Menſchenlebens aufzeigten, ſtatt den Mantel der Lüge darüber zu werfen. So Goethe, ſo Schiller, Firduſi, Aeſchylos, Dante, Cervantes und Shakeſpeare. Nur die Voreingenommenheit eines Kommentators kann, wie ich glaube, in den Shakeſpeare Glauben und Verſöhnung hineintifteln. Shakeſpeare's Werke ſind, bei Licht betrachtet, nur eine grandioſe Variation von dem Thema des Predigers: Alles iſt eitel! Seine Analyſe der menſchlichen Leidenſchaften und ihrer Konflikte iſt eine wahrhaft furchtbare Mikroſkopie. Er kennt keine Illuſion, und wo ſich ihm eine in den Weg wirft, zertritt er ſie erbarmungslos. Die Helden und Heldinnen ſeiner Tragödien gehen unter an der Welt, an ſich ſelber, und ſoll etwa das Verſöhnung ſein, daß das Schöne, Edle und Große vor dem Häßlichen, Schlechten und Gemeinen nur das traurige Privilegium eines doppelt ſchrecklichen Verderbens voraushat? Was aber Shakeſpeare in Form des Dramas auf dem Standpunkte ſeiner Zeit lautwerden ließ, den dämoniſchen Jubel über die Nichtigkeit der Welt, das verlautbarte auf dem Standpunkte der unſerigen Byron als Lyriker. Ich beſtreite nicht, daß die Poeſie der Zukunft nicht möglicher Weiſe eine Verſöhnung finden könne, nur muß ich glauben, daß einer verſöhnten Poeſie zuerſt eine Verſöhnung der Gegenſätze des Lebens vorhergehen müſſe. Iſt das wahrſcheinlich? Ich weiß es nicht. Inzwiſchen wird man behaupten dürfen, daß Byrons Verſchwinden jedenfalls einen leeren Raum gelaſſen hat, der noch nicht wieder ausgefüllt wurde. Der arme Grabbe hätte vielleicht das Zeug dazu gehabt, den großen Lord zu erſetzen, aber ſeine titaniſche Anlage verlief ſich vom Anfang an ſo tief ins Fratzenhafte, daß er, ſtatt ein Koloß zu werden, nur die Fratze eines Koloſſes geworden iſt."

„Sie ſprechen wie ein Buch, wie ein gutes nämlich, ohne Kompliment", ſagte der Freiherr, welcher, ein Liebhaber feuriger Weine, ſich in eine kordiale Laune hineingetrunken und ſein gewöhnlich ſteifes und hochfahrendes

Weſen abgelegt hatte. „Aber", fuhr er fort, „mir ſcheint, in Ihren Anſichten liege doch halbverſteckt eine große Ungerechtigkeit gegen die poetiſche Literatur der Gegenwart. Sie hat ohne Frage manches hervorgebracht, was ſich mit Aelterem wohl meſſen kann. Ich will, um der liebenswürdigen Beſcheidenheit meiner verehrten Dichtergäſte nicht zu nahe zu treten, von den Werken derſelben nicht einmal reden. Die gute Geſellſchaft — und nur dieſer kommt ja in ſolchen Dingen ein Urtheil zu, nicht der Kanaille — hat ſich einſtimmig für ſie erklärt. Ich will nur, wie es meines Standes iſt, an einen kriegeriſchen Dichter unſerer Tage erinnern, wie ihn die deutſche, ja, ich möchte ſagen, die europäiſche Literatur bis dahin noch nicht beſeſſen. Sie errathen, daß ich den Dichter von ‚Waterloo' meine. Zeigen Sie mir doch in einer dichteriſchen Schlachtſchilderung eine Stelle, die ſich an Sturmgewalt mit dieſer vergleichen ließe:

Und über'm Bergkamm und heran die Halde,
Den Säbel über'm Kopf, des Roſſes Bauch
Faſt auf der Erde, auf, herüber, vor,
Entgegen durch die eiſernen Gaſſen ſchnaubend,
Zuſammenſchlägt die ſauſende Reiterſchlacht,
Ein wirbelnder, raſender Föhn, Antreten zwanzig
Mal tauſend ihren ſchwirren Schwertertanz,
Verſchlingen paarend ſich zum furchtbaren Reigen;
Trompeten ſchmettern, Nüſtern ſchnaufen den Chorus,
Die ſtählernen Küſſe ſprühn, der Boden funkt;
Vom trappelnden Tritt der Tanzplatz ſchwankt, und wenn
Die wirbelnden Paare ſich faſſen, laſſen nicht los
Sie wieder, halten ſie feſt, bis roth der eine,
Der andre blaß, herunter von Leib und Leben:

Als tanzte Tod und Teufel auf Mont St.-Jean,
Den Bergtanz wieder mit hunderttauſend Füßen.
Zertreten werden Bataillone, kalt
Zuſammengehauen ganze Regimenter;
Vorwärts, zurück, Flut, Ebbe, Flut, ſchiebt hin
Und her ſich die metallene See.“

Der Baron beſaß ein ſchönes Organ, und da ſich ſein hübſches Geſicht beim Vortrage dieſes Stückes Bataillenpoeſie belebte, ſo war der Effekt des Citats ein recht günſtiger.

„Da iſt in der That kriegeriſche Stimmung darin“, ſagte Ottmar, „und eine ſprachliche Energie, welche aller Anerkennung werth. Aber es ſcheint, daß die Erzeugniſſe modernſter Poeſie dazu verdammt ſeien, nirgends reine Befriedigung zu gewähren. Am Ende hat jener Kritiker doch recht, welcher in allen dieſen Sachen ein Haar gefunden haben wollte. Sehen Sie ſich die Prachtpaſſage, welche Sie, Herr Baron ſo gut vorgetragen, nur einmal näher an. Sie werden mitten im Aufſchwung das plumpſte Herabfallen bemerken. ‚Zuſammengehauen ganze Regimenter‘ — wie das lahmt! Iſt das nicht der allerordinärſte Wachtſtubenknaſter? Daran erkennt man die Dilettantenarbeit. Doch ich bin, wie ich fürchte, pedantiſch geworden.“

„Ach ja, lieber Junge“, bemerkte der Grimme, „ich fürchte es auch. Was aber mir an unſerer gegenwärtigen Literatur am fatalſten, das iſt ihre flagrante Impotenz, Geſtalten aus Fleiſch und Blut und Knochen zu ſchaffen. 's iſt lauter Marcipangemäche, und ſtellt mal mitunter ein Poet einen wirklichen lebensfähigen Charakter auf die Beine, ſo fallen alle die Marcipänler wüthend über ihn her, denn, ſagen ſie, die Charakterwahrheit beleidige das Zartgefühl. Ganz auffallend iſt der Mangel an ſchönen, naturwahren weiblichen Charakteren. Seit der blonden Lisbeth Immermanns iſt kein Frauenzimmer mehr gedichtet worden, in welches ſich zu verlieben es ſich für einen ordentlichen Kerl der Mühe lohnte, Gott ſtraf' mich!“

„Lieber Herr“, warf der Pfarrer ein, welcher neueſtens den beiden Poeten die offenkundigſte Abneigung bewies, aus Neid und Eiferſucht, wie Wate behauptete, „lieber Herr, Sie vergeſſen unſeres berühmten Freundes von dem Schmelz unſterbliche Chamoiſina.“

„In Wahrheit, die vergaß ich, bitte tauſendmal um Entſchuldigung, mein theuerſter Herr Walter. Ihre Heldin iſt ſo über alles Lob erhaben, ſo ätheriſch zart, übermenſchlich ſchön und ſuperlativeſt heilig, daß ich in Demuth vor ihr das Knie beuge. Aber was einem doch für wunderliche Ideenaſſociationen kommen! Da fällt mir jetzt ein, daß der Grabbe mal eine tollſchöne Komödie geſchrieben, in welcher ein durſtiger Schulmeiſter, glaub' ich, die Kamilla aus Houwalds Bild für ein Glas Sirup anſieht und ſie austrinkt. Selbiger Grabbe, der meiner Meinung nach keine Fratze, ſondern ein Prachtkerl war, hat auch mal von 'nem ſüßen Frauenzimmer geſagt, daſſelbe wäre ſo ſüß, daß es ordentlich vor Süßigkeit ſtänke! Ich ſage, zum Teufel mit den Traganthfiguren! Verſchluckt man eine aus Verſehen, ſo grimmt ſie einem hölliſch im Bauche, das iſt der Humor davon. Im übrigen, meine Herren, laßt die Flaſche herumgehen! So wahr ein Reicher durch ein Nadelöhr und ein Kameel ins Himmelreich eingeht, ſchwöre ich, jeden zu Müll, zu Atomen zu zerreiben, welcher ſich weigert, mir Beſcheid zu thun auf den Trinkſpruch: Es leben die Frauen im Allgemeinen!“

Der Toaſt wurde getrunken.

„Die Frauen im Beſonderen!“ rief der Freiherr.

„Sie leben hoch!“

„Im Beſonderſten!“ rief Don Rodrigo.

„Hoch! hoch!“

„Die Dame über dem Waſſer!“ rief Herr Walter, ſeinem Dichterantlitz den Ausdruck einer unbeſchreiblich feinen Beziehung gebend.

Alle ſtimmten ein und tranken, nur der Pfarrer nicht.

„Was ſoll das heißen, Herr?“ fragte ihn der ins Feuer gerathene Herr Walter.

„Bitte um Entſchuldigung“, verſetzte der Seelenhirt. „Ich wollte durchaus nicht beleidigen, aber ich muß vor allen Dingen wiſſen, wem der Toaſt eigentlich gelten ſoll.“

„Welche Frage! Wer kann daran zweifeln?“

„Ich, verzeihen Sie. Es ſind zwei Damen jenſeits des Fluſſes.“

„Was zum Teufel fällt Ihnen ein, Ehrwürdiger?“ ſchrie Wate.

„Bitte, beruhigen Sie ſich, Herr Doktor“, entgegnete der fromme Jeremias kalt. „Ich habe es gar nicht mit Ihnen, ſondern mit unſerem verehrten Herrn Walter zu thun.“

„Allerdings“, ſagte der Poet unwillig.

„Ich will mich Ihnen ſogleich erklären“, fuhr der Pfarrer fort. „Haben Sie mir nicht vor einigen Tagen geſagt, die im Schloſſe drüben weilende junge Indianerin, die Tochter Mitimachs, ſei ein bezauberndes Weſen? Und weiter, Sie ſeien entſchloſſen, das braune Ding zur Heldin einer großen Dichtung zu machen? Haben Sie nicht beigefügt, Eſtrella ſolle Ihrer Chamoiſina würdig zur Seite ſtehen?“

„Es iſt wahr, ich ſagte ſo etwas“, erwiderte Herr Walter ziemlich verlegen. „Mein theurer und berühmter Freund Don Rodrigo hatte mir anvertraut, daß er das reizende Kind, welches auch ihn, gleich mir, intereſſirt, wie uns die Farbenpracht einer exotiſchen Blume ergötzt, zum Gegenſtand eines Kranzes von Kanzonen und Sonetten auserkoren, welcher ohne Zweifel Deutſchland entzücken wird. Dies reizte meinen dichteriſchen Wetteifer.“

„Bravo!“ rief Wate, über dieſe Epiſode ſeelenvergnügt. „Oh, wie freue ich mich auf Chamoiſina Nr. 2, betitelt Eſtrella. Und auch auf den in Ausſicht ſtehenden Kanzonen- und Sonettenkranz freue ich mich unbändig. Dichten Sie zu, meine edlen Freunde, dichten Sie zu, was das Zeug hält! Welcher Gewinn für die gebildeten Stände deutſcher Nation, wenn zwei chriſtlich germaniſche

Dichterfackeln erſter Größe die braune Heidin, die ehr- und tugendſame Jungfrau aus Atlantis, die exotiſche Blume aus Senora einem verehrten Publiko in romantiſcher Beleuchtung vorführen. In Ausſicht darauf laßt die Flaſche herumgehen und laßt uns eins ſingen! Wollen Sie uns mit einem Liede erfreuen, Ehrwürdiger? wie der luſtige Reporter von der Galerie des engliſchen Parlaments herab zu dem Sprecher ſagte.“

„Ich, Herr? Sind Sie toll oder wenigſtens in dem Zuſtande jenes Reporters?

„Sie wollen nicht? Wohlan, ſo will ich Ihr Amt vertreten und den ‚Vater Noah‘ anſtimmen. Paßt auf und ſingt den Rundreim kräftig mit!“

## 3.

### Und haſt du in der Liebe Glück,
### So rath' ich: Schweig' fein ſtill!

Ein verworrenes Geräuſch von Stimmen drang unſerem Freunde Ottmar durch die Thüre des Saales entgegen, als er nach Verlauf einer Stunde wieder die Treppe heraufkam.

Er hatte ſich fortgeſtohlen, um einen Gang durch den Park zu machen, weil er, ſtudentiſchem Zechen ſchon ſeit Jahren entwöhnt, das Bedürfniß gefühlt, ſich in der freien Luft den Kopf zu kühlen.

Er blieb einen Augenblick vor der Thüre ſtehen. Da drinnen ging es lebhaft, laut, faſt hitzig zu.

„Seltſam“, dachte er, „was hat denn der Jeremias? Sollte der Rheinwein dem frommen Mann einen Spuk ſpielen?“

Wirklich war es die Stimme des Pfarrers, welche jetzt drinnen gehobenen Tones ſagte:

„Nein, Herr Baron, ich glaube es nicht.“

Darauf hörte man den Freiherrn heftig ausrufen:

„Wie, Sie unterſtehen ſich, an meinem Wort, an dem Wort eines Kavaliers zu zweifeln? Auf meine Ehre. Ihr ſchwarzer Rock ſoll Sie nicht vor den Folgen einer ſolchen Unverſchämtheit ſchützen!“

„Da ſcheint Unrath um den Weg zu ſein“, ſagte ſich Ottmar, indem er die Thüre öffnete und eintrat.

Er fand die Geſellſchaft vom Tiſche aufgeſtanden und offenbar in ſehr erregter Stimmung. Wenigſtens das Geſicht des Freiherrn glühte von Wein und Zorn und ſeine beiden poetiſchen Gäſte ſchienen ſich in jenem Stadium bakchiſcher Aufregung zu befinden, wo dieſe bereits in eine unbeholfene Abſpannung überzugehen im Begriff iſt. Offenbar hatte man des Guten zu viel gethan. Der fromme Jeremias ſchien indeſſen völlig ruhig und gefaßt und ſtand feſt und ſogar nicht ohne Würde dem Freiherrn gegenüber, welcher, beide Hände auf eine Stuhllehne geſtützt, den Pfarrer mit drohenden Blicken maß. Wate lehnte an dem Kamingeſims, die Scene mit einer Art mephiſtopheliſchen Behagens betrachtend. Er war übrigens entſchieden nüchtern, das heißt, ſein ‚wiſſenſchaftlich gebildeter‘ Magen vertrug den genoſſenen Wein ohne irgendwelche Benachtheiligung ſeines Kopfes.

„Was gibt's denn da?“ fragte Ottmar den Freund.

„Eine ſpaßhafte Geſchichte“, erwiderte Wate leiſe, „oder, wenn du willſt, eine dumme, eine herzlich dumme. Du kennſt ja die Scene in Auerbachs Keller. Die Beſtialität, mit Goethe zu ſprechen, die Beſtialität hat ſich herrlich geoffenbart.' Der Freiherr kann ſeinen Wein nicht führen, das iſt die Sache."

„Gut, daß Sie kommen, Herr Doktor Horſt", ſagte der Freiherr. „Sie ſind ja auch ein Anbeter meiner ſchönen Schwägerin und gehören demnach zum Enſemble des Stückes."

„Ich bitte Sie, Herr Baron", verſetzte Ottmar, durch dieſe Unzartheit höchlich verletzt, „ich bitte Sie, was ſoll das heißen?"

„Was das heißen ſoll?" entgegnete der Freiherr. „Das will ich Ihnen ſogleich ſagen. Die Rede kam während Ihrer Abweſenheit auf meine Frau Schwägerin und da warf Ihr Freund Wade die Aeußerung hin, es ſei doch recht wunderlich, daß wir, ſo wie wir da ſeien, durch die Bank Anbeter der ſchönen Frau, ſo kordial mitſammen kneipten. Das ſei, meinte darauf Ihr Herr Bruder, gar nicht ſehr wunderlich, denn keiner ſei der Begünſtigte, darum vertrügen wir uns ſo gut. Nun bin ich aber, müſſen Sie wiſſen, ein Mann von Offenheit und deshalb könnt' ich das nicht ſo hingehen laſſen. Ich bin kein Geck — ein Schuft, wer ſagen wollte, ich ſei ein ſolcher! — und ja, nun, ich ſagte Ihrem Herrn Bruder, daß er ſich irre, denn die fragliche Dame hätte allerdings einen begünſtigten Anbeter und der ſei kein anderer als ich."

Der Freiherr brachte dieſes mit einem Lächeln vor, welches hochmüthig geweſen wäre, wenn es nicht ſo albern war.

In Ottmars Fäuſten zuckte der Gedanke, den Menſchen zu Boden zu ſchlagen. Nur die Ueberraſchung, womit die namenloſe Gemeinheit ihn erfüllte, hinderte vielleicht dieſen Gedanken, ſofort zur That zu werden. .

„Ihr Herr Bruder", fuhr der Freiherr fort, „fand ſich veranlaßt — durch aberwitzige Eiferſucht, denke ich — mir zu widerſprechen, und behauptete, daß er mir nicht glaube, ja, mir nicht glaube — mort de ma vie!"

„Ich weiß nicht, mein Herr", ſagte Ottmar, „welche Motive meinen Bruder zu ſeinem Unglauben bewogen; das aber weiß ich, daß auch ich Ihnen nicht glaube."

„Wie, auch Sie? Das iſt ja zum Todtlachen!"

Und der Freiherr ſchlug ein hyſteriſches Gelächter auf.

„Nein", wiederholte Ottmar voll Unwillen, „nein, ich glaube Ihnen nicht."

„Darüber", verſetzte der Freiherr, augenſcheinlich bemüht, ſich ein ſtolzes Air zu geben, „darüber wollen wir nachher rechten. Zuvörderſt iſt etwas Anderes zu thun. Ich bin angeſichts dieſer Herren von zwei Seiten der Prahlerei und Lüge bezichtigt worden. Ich muß beweiſen, was ich ſage, und ich werde es."

„Verſchonen Sie uns mit Ihren Beweiſen, Herr Baron", ſagte Ottmar. „Wollen Sie denn den Skandal zu einem unerhörten machen?"

„Ich will, was ich für gut finde — baſta! Haben Sie mir etwa zu befehlen, Sie?"

„Laß doch", flüſterte Wate dem Freunde zu, welcher ſich zu einer heftigen Entgegnung anſchickte. „Weißt du denn nicht, daß es Thorheit iſt, einen halb oder ganz Berauſchten, welcher noch Herr ſeiner Gliedmaßen iſt, von ſeinem Vorhaben abbringen zu wollen? Der Skandal kann doch nicht größer werden, als er ſchon iſt, und jedenfalls dürfte es für dich, der du neulich vom Söller der Goldforelle ſo ekſtatiſch in die Nacht hineindeklamirteſt, nur heilſam ſein, über unſere Tochter der Luſt einmal ins Klare zu kommen."

„Aber, Vater, es geht mir ganz gegen den Mann, eine ſolche Profanation —"

„Bah, bah, lieber Junge. Die Welt iſt ein großes Narrenhaus. Glaubſt du dadurch, daß du den Tugendhelden ſpielſt, die Narren verhindern zu können, daß ſie närriſch thun? Laß den Baron machen, ſag' ich. Bin verdammt neugierig, wie er ſich herausbeißen wird."

Neugierig war nun aber Ottmar doch auch ein wenig und ſo ſah er kaum weniger geſpannt als die andern dem Beginnen des Freiherrn zu.

Dieſer holte aus einem Wandſchrank einen in Leder gebundenen Quartband, eine eiſerne Stange, an deren Ende eine Rolle angebracht war, über welche ein dünnes Tau lief, und endlich einen kleinen Tubus. Das Buch legte er auf einen Pfeilertiſch nahe bei der auf den Balkon führenden Fenſterthüre. Auch der Tubus wurde auf dieſen Tiſch gelegt. Mit der eiſernen Stange trat er durch die offen ſtehende Thüre auf den Balkon hinaus und befeſtigte die Stange vermittelſt einer dort angebrachten Vorrichtung an das Geländer, ſodaß ſie aufrecht ſtand.

Zurückkehrend nahm er aus dem Schranke noch ein kleines Kiſtchen, ſtellte es auf den Tiſch, ſchloß es auf und nahm ein Dutzend und mehr flaggenartig zugeſchnittener Stücke Tuch von verſchiedenen Farben heraus.

Er that das alles mit der angeſpannten, hartnäckigen Gravität, wie ſie Leuten ſeines Zuſtandes eigen zu ſein pflegt.

„Sie ſehen hier, meine Herren“, ſagte er, „den Apparat, womit ich alle Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit zu Boden ſchlagen werde. Um es aber zu können, muß ich mich vor allen Dingen verſichern, ob die Dame über dem Waſſer zu Hauſe iſt.“

Er nahm eine rothe Flagge vom Tiſch, trat auf den Balkon, befeſtigte das Tuch an dem Tau, zog es ans Ende der eiſernen Stange hinauf und ſogleich flatterte es luſtig im Winde.

Nach Verfluß von einigen Minuten kam er wieder herein und ſagte:

„Wir müſſen uns ein klein wenig gedulden. Wollen Sie nicht Ihre Gläſer neu füllen, meine Herren? Ich darf ſagen, dieſer Cliquot iſt ſuperb.“

Es hatte niemand Luſt, ſeiner Aufforderung zu folgen, was ihn ſelber jedoch nicht abhielt, ein großes Glas von dem anempfohlenen Wein hinunterzuſtürzen.

Eine drückende Stille herrſchte im Saal.

„Das wird unheimlich“, ſagte Don Rodrigo leiſe zu Herrn Walter. „Was ſagen Sie dazu?“

„Ich — ich“, entgegnete der von dem Schmelz, „ich weiß in Wahrheit nichts zu — zu ſagen.“

Nach einer peinlichen Pauſe trat der Freiherr zu dem Tubus und richtete ihn ſo, daß man damit durch die Thüre die Avenue zu dem Fluß hinab und hinüber nach Bernwartshall ſehen konnte.

Er ging dabei mit ſo abgemeſſenen Bewegungen zu Werke, daß ſie hätten Heiterkeit erregen müſſen, wenn die ganze Situation dem nicht widerſtrebt hätte. Nur in Wale war der Humoriſt ſtark genug, daß es ihn Mühe koſtete, über die Anſtrengungen des Barons, einen nüchternen Ernſt zu manifeſtiren, das Lachen zu verbeißen.

Nachdem der Freiherr durch den Tubus geſehen, nickte er befriedigt und ſagte:

„Ungläubiger Herr Pfarrer, erweiſen Sie mir den Gefallen, durch das Inſtrument hier zu ſchauen. Was ſehen Sie?“

„Die Terraſſe von Bernwartshall“, erwiderte Jeremias.

„Sonſt nichts?“

„Doch. Dort auf der Signalſtange auf der Flußböſchung flattert eine rothe Flagge.“

„Gut. Die Dame iſt zu Hauſe.“

„Jetzt, meine Herren“, fuhr der Baron fort, „einen Augenblick Aufmerkſamkeit. Wenn Sie den Quartband da aufſchlagen, ſo ſehen Sie kleine Tuchſtückchen auf den Blättern angeklebt, wie in einem Muſterbuch. Es iſt auch ſo zu ſagen ein Muſterbuch, man kann ſich allerliebſte Sachen daraus wählen, verſichere Ihnen auf Ehre. Ich habe dieſes Buch ausgearbeitet, gemeinſchaftlich mit der Dame meines Herzens, welche ein zweites Exemplar beſitzt. Es enthält gar keine üble Poeſie, dieſes Buch, und noch obendrein thatſächliche. Jede dieſer bunten Farben hat eine hübſche Bedeutung, welche Sie unter jedem der Tuchläppchen in deutlicher Schrift geſchrieben finden. Es wäre Ihnen jedoch zu viel zugemuthet, das ganze Buch durchzuſtudiren. Ich werde Sie auf die entſcheidenden Stellen aufmerkſam machen. — So, jetzt will ich meine Operationen beginnen, aber ich muß Sie alle bitten, ſich durchaus ſo zu halten, daß keiner von Ihnen allfällig durch die offene Thüre wahrgenommen werden kann, nicht der Schatten von einem von Ihnen. Dieſe Bitte wird Ihnen einleuchten, wenn ich beifüge, daß da drüben auch ein Tubus ſofort in Thätigkeit ſein wird.“

So ſprechend nahm er aus dem Schranke noch ein Taſchenperſpektiv, leerte das Flaggenkiſtchen, faßte die bunten Tücher in ein Bündel zuſammen und kehrte damit auf den Balkon zurück.

Der Pfarrer hatte ſein Auge fortwährend feſt an dem Teleſkop.

„Was ſehen Sie?“ fragte ihn Wate.

„Auf der Terraſſe bewegt ſich eine weibliche Geſtalt hin und her. Jetzt ſteht ſie neben dem Flaggenſtock.“

„Die Gräfin?“

„Ich kann ihre Geſichtszüge nicht deutlich unterſcheiden. Warten Sie! Jetzt — ich glaube, ſie iſt es.“

Inzwiſchen hantierte draußen der Freiherr mit ſeinen Signalflaggen. Bald ließ er dieſe, bald jene, bald zwei oder drei zugleich an der eiſernen Stange vermittelſt der Zugſchnur emporſteigen, worauf er mit ſeinem Perſpektiv nach Bernwartshall hinüberſah und die Signale wieder wechſelte.

Ottmar hatte den Quartband, welcher den Schlüſſel zu dieſer Telegraphie enthielt, mechaniſch zur Hand genommen, dachte aber nicht daran, von den Erklärungen Notiz zu nehmen.

„Was ſehen Sie jetzt?“ fragte Wate den Pfarrer.

„Die Dame auf der Terraſſe beantwortet die Signale unſeres Wirthes.“

„Meine Herren“, ſprach der Freiherr von draußen herein, „jetzt paſſen Sie auf. Ich ziehe hier zwei Flaggen auf, eine grüne und eine blaue; die letztere ſteht über der erſteren. Suchen Sie im Buch, Seite ſechs, wenn ich nicht irre, und Sie finden dort die Bedeutung des Signals.“

Wate nahm ſeinem Freunde das Buch aus der Hand, ſuchte nach und las aus:

„Richtig, da haben wir das Signal: Hellblau über Hellgrün, und darunter ſteht: ‚Ich muß dich heute noch ſehen.‘“

„Gut. Schauen Sie durch den Tubus“, ſagte der Freiherr.

„Das Signal iſt drüben offenbar verſtanden“, bemerkte der Pfarrer. „Eine gelbe und darunter eine weiße Flagge ſteigt am jenſeitigen Flaggenſtock empor.“

„Die Erklärung dazu muß ſich auf der nämlichen Seite verſinken“, ſagte der Freiherr.

„Ja, es iſt ſo“, verſetzte Wate. „Gelb über Weiß und darunter ſteht: ‚Ich erwarte dich.‘“

„Weiter, meine Herren“, fuhr der Freiherr fort, indem er die Signale wechſelte, eine ſchwarze, gelbe und rothe Flagge über dem Balken flattern ließ und zur Thüre hereinſprach: „Suchen Sie auf Pagina zwölf.“

„Da haben wir's“, ſagte Wate. „Oben Schwarz, in der Mitte Gelb, unten Roth: ‚Um Mitternacht, wann alles träumt.‘“

In faſt fieberhafter Aufregung fragte Ottmar den Bruder:

„Nun, was ſiehſt du drüben?“

„Nur ſachte, lieber Ottmar. Die Dame hat erſt das vorhergehende Signal zu beſeitigen. — Jetzt zieht ſie andere Flaggen auf — ſie entfalten ſich — Blau, Roth, Grün.“

„Das Signalbuch iſt prächtig eingerichtet“, ſagte Wate. „Da lies's: Oben Blau, mitten Roth, unten Grün: ‚Da harrt die Lieb' der Liebe.‘ Die Antwort klappt famos. Gott ſtraf' mich!“

Ottmar riß dem Freunde das Buch aus der Hand, warf einen Blick auf die Stelle, welche Wate geleſen und machte eine Bewegung, als wollte er den unſeligen Quartband durch die offenſtehende Thüre dem rückſichtsloſen Profanirer draußen an den Kopf ſchleudern.

Aber er hielt noch an ſich.

Ihm wurde ſo öde, ſo kalt ums Herz und dann wieder ſo heiß, ſo grimmig. Es klang ihm in die Ohren wie das Gekicher eines ſchadenfrohen Dämons: „Einen Liebhaber hab' ich!“ Hatte das nicht Eva in jener Taumelſtunde zu ihm geſagt? Er hätte mögen in dieſem Augenblick die Welt anſpeien. Längſt zwar war jener Rauſch, in welchen der Willitanz der Tochter der Luft im Mondlichtſtral ihn verſetzt hatte, verflogen. Er hatte ſeither Zeit gehabt, ſein Herz ſtreng zu prüfen, und es hatte ihm die Antwort gegeben, daß eine tiefe und edle Neigung eine reinere Quelle haben müſſe als den Strudel ſinnlicher Aufwallung. Er wußte, daß Eva in ſeiner Seele nicht jene heilige Flamme angefacht, die kräftig und nachhaltig genug iſt, ein ganzes langes Menſchenleben zu erleuchten und zu erwärmen. Aber ein Götterbild voll unendlichen Zaubers der Schönheit von cyniſch gemeiner Hand in den Koth zerren zu ſehen, das regte in ihm alle Gewalt ſittlicher Entrüſtung auf, das durfte er nicht ungeſtraft geſchehen laſſen, wenn er nicht der Achtung vor ſich ſelbſt verluſtig gehen wollte. Und ſeinem Zorn miſchte ſich auch ein Gefühl von Stolz bei. Ja, er fühlte, einer Gemeinheit, wie er ſie ſo eben vor ſeinen Augen ſich hatte entwickeln ſehen, würde er, der Plebejer, niemals fähig geweſen ſein, nun und nimmer!

Der Pfarrer richtete ſich von dem Teleſkop auf und blickte mit einem ſeltſamen Lächeln im Kreiſe umher. Vielleicht wollte er den anderen damit ſagen: „Ich bin nicht der allein Gefoppte.“ Seine Gebärde fand indeſſen keine Beachtung: die Herren waren zu ſehr verblüfft. Den beiden Poeten wollte die Poeſie dieſer Liebesſignalſprache augenſcheinlich nicht recht einleuchten: es ließ ſich aus einer derartigen Telegraphie doch wohl kaum die Inſpiration zu einem Minnelied oder zu einer Romanze ſchöpfen. Selbſt Wate fand ſich außer Stande, die Sache humoriſtiſch zu nehmen: ſie war doch gar zu gemein.

Der Freiherr kam jetzt herein, warf den Apparat, deſſen er ſich zu ſeiner Beweisführung bedient hatte, auf den Tiſch und ſagte triumphirend:

„Nun, meine Herren, was ſagen Sie jetzt? Bin ich ein Aufſchneider, ein Lügner?“

Wate ſah in den Augen ſeines Freundes etwas Bedrohliches aufblitzen und näherte ſich ihm daher, um irgendeinem Ausbruch zuvorzukommen.

Allein Ottmar ſchob den Freund unſanft beiſeite, trat auf den Freiherrn zu, gab ihm einen Schlag auf die Schulter und ſagte laut und nachdrücklich:

„Kein Lügner, aber ein Niederträchtiger ſind Sie!“

Der Freiherr ſtand wie vom Donner gerührt.

Die Sprache hat Worte, welche je nach Beſchaffenheit der Umſtände Oel für die Flamme oder aber kaltes Waſſer für das glühende Eiſen ſind.

Ottmar hatte ſo ein Wort geſprochen. Es wirkte wie ein Douchebad auf das erhitzte Gehirn des Freiherrn.

Er trat einen Schritt zurück und wurde leichenblaß. Dann ſtieg ihm das Blut wieder ſo plötzlich ins Geſicht, als wollte es ſeine Gefäße ſprengen. Er ſchüttelte ſich und mit einer gewaltſamen Anſtrengung gelang es ihm, Herr über ſich zu werden. Der Rauſch des Leichtſinns, des Uebermuthes, des Weines war verflogen. Er geſtand ſich nicht, daß er ſchnöden Verrath geübt, eine ungeheuere Gemeinheit begangen hätte, wohl aber fühlte er, daß er eine tödtliche Beleidigung empfangen, daß ihm ein Schimpf zugefügt worden, den nur Blut wegwaſchen könnte.

Wate ſagte ſeinem Freunde ſpäter, er hätte einen Augenblick geglaubt, der Freiherr würde wie ein wüthendes Raubthier auf Ottmar einſpringen, ſo furchtbar hätten ſeine Züge ſich verzerrt.

Aber es geſchah nichts Derartiges.

Nicht der Menſch, aber der Kavalier war in Adalbert erwacht.

„Sie haben mich einen Niederträchtigen genannt, in meinem eigenen Hauſe, Herr Horſt“, ſagte er.

„Es bedarf darüber keiner weiteren Erklärungen, Herr Baron“, fiel ihm Ottmar ins Wort. „Ich bedauere, daß ich, was ich that, unter Ihrem eigenen Dache thun mußte; aber, wo es auch ſei, ich wiederhole es: Sie ſind ein Niederträchtiger!“

„Gut“, verſetzte der Freiherr.

Und er ging zur Thüre, nahm den Schlüſſel herein, ſchloß von innen und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Dann ſchloß er auch die Balkonthüre und ſagte:

„Sie werden mir Satisfaktion geben, Herr Horſt, und zwar auf der Stelle!“

„Auf der Stelle, Herr Baron.“

„Lieber Bruder —“

„Ottmar —“

„Meine Herren —“

Der Pfarrer, Wate und Don Rodrigo wollten ſo zu gleicher Zeit das Wort nehmen.

„Meine Herren“, ſagte der Baron kalt, „ſparen Sie Ihre Worte. Keiner von Ihnen, die Sie alle die mir widerfahrene blutige Beſchimpfung mitangehört, verläßt dieſen Saal, bis mir Genugthuung geworden. Wer ſich aber zwiſchen meinem Gegner und mich ſtellen will, hat es mit mir zu thun. Ich bitte nur, haben Sie einen Augenblick Geduld.“

Er verſchwand in ein Nebenzimmer und kehrte nach kurzer Weile aus demſelben zurück, in jeder Hand ein zierlich aus Holz gefertigtes Käſtchen tragend, deren eines lang und ſchmal, deren anderes kürzer und von länglicht viereckiger Form war. Beide ſetzte er auf den Tiſch, wo noch die halbgeleerten Flaſchen und Gläſer des Gelages ſtanden, das ein ſo unerwartetes Ende genommen.

Während der kurzen Abweſenheit des Freiherrn führte Wate ſeinen Freund in eine Fenſterniſche und ſagte leiſe zu ihm:

„Die Sache wird ernſt, lieber Junge. Iſt dieſer Baron auch ein Geck in Folio, ſo hat er doch, kentuckiſch zu ſprechen, muthiges Blut genug in den Adern, um ein Pferd ſchwimmen zu machen. Was für 'ne verdammte Ratte biß dich doch, daß du mit deiner romantiſch ritterlichen Entrüſtung herausplatzen mußteſt! — Aber hör' mal, du biſt wohl an zehn Jährchen jünger als ich und ganz der Burſch, der noch etwas von der Narrenkomödie des Lebens zu erwarten berechtigt iſt. Daher, weißt Du was? Laß mich dieſen Strauß für dich ausfechten. Ich habe ein famoſes Mittel parat, die Kampfluſt dieſes närriſchen Liebestelegraphiſten zuerſt auf mich zu lenken.“

„Willſt du mich beleidigen, Wate?“ entgegnete Ottmar voll Unwillen.

„Ja, wenn du dieſe Narrethei ſo hochtragiſch nimmſt, lieber Junge, dann iſt Hopfen und Malz an dir verloren, Gott ſtraf' mich! Thu' mir aber wenigſtens den Gefallen, dich bei dem bevorſtehenden Tanz zu erinnern, daß du auf der Univerſität ein pompoſer Schütze und Fechter geweſen biſt. Spiele auch nicht etwa den Großmüthigen! Der Baron hat es auf dein Leben abgeſehen, Gott ſtraf' mich!“

Der Freiherr hatte inzwiſchen die beiden Käſtchen geöffnet und die Deckel zurückgeſchlagen. Das eine enthielt ein Paar Piſtolen von vorzüglicher Arbeit ſammt den dazu gehörigen Munitionskapſeln, das andere zwei Stoßdegen mit damascirten Klingen und prächtig ciſelirten Stichblättern.

„Wählen Sie, mein Herr!“ ſagte Adalbert kurz, indem er auf die Stoß- und Schußwaffen deutete.

„Ich überlaſſe Ihnen die Wahl, mein Herr“, verſetzte Ottmar ebenſo kurz angebunden.

„Nein, nein! Verlieren wir keine Zeit damit.“

„Mit Verlaub, Ihr Herren“, nahm Wate das Wort.

„Das Piſtol iſt ein Ding, welches die Eigenſchaft hat, unnöthigen Lärm zu machen. Zudem ſind hier zwei ſo prächtige Degen, daß einem ordentlich die Hand darnach juckt, ſie in Aktion zu ſetzen.“

„Alſo die Degen?“ ſagte der Freiherr mit einem fragenden Blick auf ſeinen Gegner.

„Mir einerlei.“

„Wohl, ſo nehmen wir die Degen.“

„Verehrter Freund, Herr Baron, und du, Ottmar“, ſagte der Pfarrer mit würdigem Ernſt „ich darf dieſen Frevel nicht ſich vollenden laſſen. Ich beſchwöre Euch, wenn Ihr Chriſten, wenn Ihr Männer von Verſtand und —“

„Bitte, Herr Pfarrer“, warf Adalbert mit verachtungsvollem Lächeln ein, „ſparen Sie die Kraft Ihrer frommen Lunge. Sie könnten derſelben benöthigt ſein, um einem von uns Gegnern die Leichenpredigt zu halten. Dann mögen Sie ſo viel Salbung entwickeln, als Ihnen beliebt. Vorerſt aber brauchen wir weder Salbe noch Salbung.“

„Still, Jeremias!“ ſagte ſeinerſeits Ottmar, als ſich der fromme Herr noch ſpeciell an ihn wenden wollte.

„Nun denn, wenn es doch ſein muß“, bemerkte Wate, „mit was, ums Himmels willen, ſoll ich ſekundiren? Und wer, Herr Baron, wird Ihr Sekundant ſein, Don Rodrigo, Herr Walter oder der Wohlehrwürdige?“

„Bah“, erwiderte der Freiherr, „wir bedürfen all des Krimskrams nicht. Es iſt das keine Studentenpaukerei. — Doch, warten Sie einen Augenblick", ſetzte er hinzu, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Ich habe noch ein Geſchäft abzumachen. — Wie gut ſich das trifft, daß ein Juriſt anweſend iſt. Don Rodrigo, fragen Sie doch Herrn Horſt, ob er die Güte haben wollte, mir für einige Minuten ſeine juriſtiſche Feder zu leihen."

„Es bedarf der Umſtände nicht", ſagte Ottmar; „ich bin bereit."

„Gut. Nehmen Sie gefälligſt Platz dort am Schreibtiſch. Schreibmaterialien ſind da, auch eine Kerze des Siegelns wegen, glaub' ich. — Ja, richtig. — Ich will mein Teſtament diktiren. — Die vier andern Herren werden mir die Ehre erweiſen, Zeugen zu ſein. — Wollen Sie gefälligſt die Teſtamentsformel entwerfen, mein Herr? Sie ſoll dahin lauten, daß ich auf den Fall meines Todes alle meine liegende und fahrende Habe einem Univerſalerben hinterlaſſe. Für den Namen deſſelben bitte ich einen Raum offen zu laſſen."

Ottmar ſchrieb und ſagte dann:

„Ich bin fertig. Welchen Namen ſoll ich hinſetzen?"

„Eva Gräfin von Bernwartshall."

Als er dieſen Namen geſchrieben, fühlte Ottmar das Bedürfniß, ſeinem Gegner ins Geſicht zu blicken, ob dort etwa ein Zug von Reue über das vorhergegangene ſchmähliche Benehmen des Barons zu leſen wäre. Aber er unterließ es.

Der Freiherr ſetzte Unterſchrift und Siegel unter das improviſirte Dokument, auf deſſen Außenſeite die vier

Zeugen ihre Namen zeichneten, worauf es der Freiherr in den Schreibtiſch verſchloß.

„So, das wäre abgemacht, und jetzt —“

„Entſchuldigen Sie, Herr Baron“, fiel der Pfarrer ein. — „Lieber Ottmar, du ſiehſt, der Herr Baron hat ſeinen Pflichten genügt; wäre es nicht rathſam, wenn auch du? — Es iſt um Lebens und Sterbens willen — ich meine —“

„Ah, lieber Jeremias“, ſagte Ottmar, „du meinſt, die Erbſchaft könnte dir entgehen? Sei ganz unbeſorgt. Deine Kinder haben mich ſchon öfters im Bühl beſucht und es ſind gute Kinder. Eines Teſtaments bedarf es nicht. Falls mir etwas Menſchliches begegnet, ſo fällt dir und den Deinigen ohnehin zu, was ich habe. Mein Pferd aber und meine Bücher ſoll Wate haben, hörſt du? Und den Trauring der ſeligen Mutter, den ich am Finger trage, die Tochter meines Wirthes Baldung. So — ich bin bereit.“

Wate, der ſeinen Freund ſowohl als auch den Freiherrn kannte und demnach wußte, daß jeder Vermittelungsverſuch übel angebracht ſein würde, überreichte mit dem Anſtand eines in ſolchen Verrichtungen Wohlbewanderten den beiden Gegnern die Degen, nachdem er mit kundiger Hand die Spitzen der Waffen befühlt, ihre Elaſticität geprüft und ihre Länge verglichen hatte.

Die Kämpfer nahmen in der Mitte des Saales ihren Stand, die Waffen kreuzten ſich, und mit welchen verſchiedenen Gefühlen auch die Zeugen des Kampfes dieſen betrachten mochten, bald nahmen die Wechſelfälle deſſelben ihr Intereſſe ausſchließlich in Anſpruch.

Ottmar und Adalbert, beide waren gewandte Fechter und beiden begegnete es nicht zum erſtenmal, daß ſie zu einem Kampf auf Leib und Leben antraten.

Vielleicht hatte ſich in beiden auf der einen Seite die Entrüſtung und auf der andern die Rachewuth, welche dieſen Gang veranlaßt hatten, ſchon etwas abgekühlt, aber das Zuſammenklirren der Waffen weckte wie ein elektriſcher Funke in beiden wieder das Feuer der Leidenſchaft.

Sie fochten mit ſteigender Erbitterung und die Klingen zuckten hin und her wie Schlangen, die an ihrem Feind eine Blöße erſpähen, wo der tödtliche Biß haften könnte.

Sie wechſelten die Stellungen, drängten ſich von der Mitte des Saales bis zur Balkonthüre und wieder zurück, auf und ab, hinüber und herüber: es war ein grimmiges Ringen.

Plötzlich zog ſich der Freiherr zurück und that dann blitzſchnell einen wüthenden Ausfall. Aber Ottmar war auf ſeiner Hut, lenkte mit ſeiner Parade den heftigen Stoß beiſeite, daß ihm nur der linke Oberarm geſtreift wurde, und ſtieß energiſch nach. Die Parade ſeines Gegners kam zu ſpät, er hatte ſeine Klinge noch nicht wieder völlig in ſeiner Gewalt — die Degenſpitze Ottmar's ſaß tief in der Bruſt Adalbert's.

„Halt!“ ſchrie Wate, dazwiſchenſpringend.

Ottmar zog ſeine Waffe zurück, das Blut quoll nach und der Freiherr brach, die Linke an die Bruſt führend, in der Rechten noch den Degen haltend, mit einem dumpfen Schrei zuſammen.

Wate's unerſchütterliche Beſonnenheit beherrſchte den jetzt ausbrechenden Tumult.

Er faßte den Verwundeten in ſeine Arme, nahm ihm den Schlüſſel zur Saalthüre aus der Taſche und warf denſelben dem Pfarrer zu.

Don Rodrigo riß wie wahnſinnig an dem Glockenzug.

Die Diener ſtürzten herein und brachen beim Anblick ihres blutenden Herrn in wirre Ausrufungen der Ueberraſchung und des Schreckens aus.

„Still, ihr Leute“, herrſchte ſie Wate an, „kein Geſchnatter! Das Unglück iſt nur die Folge eines dummen Zufalls, die Herren fochten zum Spaß. Still! Reite einer, was das Pferd laufen mag, in den Bühl hinüber und laſſe ſich von des Goldforellenwirths Aivli mein chirurgiſches Beſteck geben. Sie weiß, wo es liegt. Fort! Und nun faßt an — ſachte, ſachte! Wir müſſen den Verwundeten auf ſein Bett bringen. — Schafft friſches Waſſer in das Schlafzimmer und Linnenzeug. — So, jetzt vorwärts, aber behutſam!“

Im Saal allein zurückgeblieben, verbrachte Ottmar eine peinliche Stunde. Die Aufregung des Duells wirkte noch genugſam nach, um ein Bedenken über das Unheil, welches er angerichtet, in dem jungen Manne nicht aufkommen zu laſſen. Außerdem war der Stoff, aus welchem er gebildet war, nicht weich genug, als daß er ſeiner gerechten Entrüſtung Reue über die Folgen derſelben hätte folgen laſſen. Im Gegentheil, er fühlte ſich auch jetzt noch in ſeinem Recht. Dennoch, es galt ein Menſchenleben, ein junges Menſchenleben mit allen ſeinen Hoffnungen, mit allen ſeinen Anſprüchen auf eine lange und glückliche Zukunft, vielleicht hingeopfert, um eine in halber Unzurechnungsfähigkeit begangene Thorheit zu ſühnen.

Dieſe Vorſtellung machte unſerem Freunde denn doch unbehaglich genug.

Er wollte fortgehen, er hatte ſchon zweimal die Thürklinke gefaßt und doch ließ es ihn nicht weg, bevor er über den Zuſtand ſeines Gegners etwas Beſtimmtes erfahren.

Endlich kam Wate, welcher fühlen mochte, daß er dem Freunde eine Nachricht zugehen laſſen müſſe.

„Ja, lieber Junge“, ſagte der Grimme, Ottmar derb die Hand drückend, „der Spaß hat verdammt dumm geendigt. Ich fürchte, du haſt's ihm zu tüchtig gegeben. Der Stoß ſitzt zwar, ſoweit ich bis jetzt im Klaren bin, nicht in der Lunge, aber jedenfalls hart daneben. Aber was konnteſt du machen? Er hat dir hölliſch zugeſetzt. Gott ſtraf' mich! Er wurde ohnmächtig, iſt aber jetzt wieder bei Sinnen. Solange das Athmen geht wie jetzt, hoffe ich auf Rettung. Ich habe den erſten Verband ſchon angelegt. Bis morgen früh, vielleicht ſchon früher, muß die Entſcheidung da ſein. Aber du mußt dich einſtweilen drücken, Alterle, verſtanden? Ich mußte einen Reitenden nach *****ſtadt hinausſchicken, um einen zweiten Arzt und diverſe Arzneien zu holen. Der Bote wird plaudern, wer weiß was alles! Die Geſchichte wird in der Stadt rumgehen wie ein Lauffeuer und der Oberamtmann und der Oberamtsrichter und alle die Ober-Ober und Unter-Unter werden ihre Naſen dreinſtecken. Wer ſteht dafür, daß nicht ſogleich ſo ein Schutzengel von Ruhe und Ordnung ſich ſpornſtreichs hierher auf den Weg macht? Du kennſt die Geſetze und auch die Feſtungsatmoſphäre iſt dir bekannt. Spielen wir alſo den Klugen, das heißt, gehe ein bißchen beiſeite. Vorerſt nur für die kommende Nacht, und da fällt mir was ein. Mach' dich die Hintertreppe hinab, geh' durch den Park und begib dich hinauf ins Bärenſchlößli. Dort ſucht dich niemand, Gott ſtraf' mich! Etwelche Langeweile mußt du dir ſchon gefallen laſſen. Sobald ich abkommen kann, ſuch' ich dich auf, um dir Weiteres mitzutheilen. Oder auch, ich ſende dir Botſchaft durch eine verläßliche Perſon, und falls es morgen hier ſo ausſieht, daß ein Verſchwinden vom Schauplatze deiner Tapferkeit für dich rathſam iſt, ſo lootſen wir dich über die Grenzehin über, über den Rhein."

So ſeine Rede ſchließend, drängte Wate den Freund ohne weiteres zur Thüre hinaus.

## 4.

## Nacht und Morgen.

Es gibt Stunden im Leben, in welchen der Menſch Jahre durchlebt, Stunden bitterer, weil rückſichtsloſer Selbſtprüfung, Stunden der Selbſterkenntniß, der Läuterung. Solche Stunden, wie wir ſie meinen, ſchließen zuweilen ein Leben ab, indem ſie es der unfruchtbaren Reue, der Gleichgiltigkeit, dem Ueberdruß und Menſchenhaß überliefern, zuweilen aber auch geben ſie einer menſchlichen Exiſtenz einen neuen Schwung, einen wahrhaften Aufſchwung. Wer, an Wendepunkten ſeines Daſeins angelangt, den redlichen Willen und die ausreichende Kraft hat, ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen und die in ſeiner Bruſt durcheinander gewirrten Gefühle, Neigungen, Leidenſchaften auf ihre Quellen zurückzuführen, mit anderen Worten, wer ehrlich und ſtark genug iſt, die Falten ſeiner Seele auszuſchütteln und auszulüften, die Welt ſeines Inneren ſich gegenſtändlich, ihre allſeitigen Beziehungen zur Außenwelt ſich klar zu machen, nichts zu verſchweigen und abzuleugnen, begangenen Fehlern kein

Mäntelchen umzuhängen, gethaner Arbeit, wackerer Leiſtungen ſelbſtbewußt ſich zu freuen, der hat das Zeug in ſich zu einem neuen, zu einem glücklichen Leben, der darf, wie er der Vergangenheit muthig ins bleiche Antlitz ſah, auch der Zukunft getroſt entgegenblicken. Die Entſcheidung über das alles, dumpfe Reſignation oder neues friſches Wagen, Verzweiflung oder zukunftsfrohes Anfaſſen der Handhaben des Lebens, drängen ſich in ſolche Stunden einſamer Betrachtung zuſammen. Wer ſie beachtet, wer ſie auf ſich wirken läßt, für den werden ſie auch ſicher entſcheidend.

Für Ottmar Horſt wurde die Nacht, die er einſam in der Ruine des Bärenſchlößchens zubrachte, ſo ein Wendepunkt ſeines Daſeins. Es waren die entſcheidendſten Stunden ſeines Lebens, dieſe Stunden einer lauen Sommernacht.

Er hatte die Thüre der Sakriſtei geöffnet gefunden, wahrſcheinlich noch von jener Mondſcheinſtunde her, wo der Willitanz ſo ſinnebethörend auf ihn gewirkt. Er ſaß wieder auf dem morſchen Stuhl, welchem der zur Seite ſtand, der damals die leichte Laſt Eva's getragen. Er glaubte den tiefen Wohlklang der Stimme des wunderbaren Weibes noch an der Wölbung der Decke haften zu hören. Er ließ die ſeltſame Geſchichte, die ſie ihm erzählt, wieder an ſeiner Seele vorübergehen; es war etwas darin wie Poeſie, ein Hauch von Calderon'ſcher Romantik. Und doch, wie verſchieden war der jetzige Eindruck von dem damaligen! Die Geſchichte erregte noch jetzt ſeine Theilnahme, aber die Erzählerin? Zwiſchen ihr und ihm, fühlte er, hatte ſich ein Abgrund aufgethan, auf deſſen Boden ein trüber Strom floß, gemiſcht aus Thorheit, Unglück, Leichtſinn und — Blut. Durfte er um dieſes Weibes willen den Stahl auf die Bruſt eines Mannes zücken, welcher ihm kein Leid angethan? Am Ende hatte es ſich doch nicht der Mühe gelohnt, um der weinlaunigen Tollheit eines Gecken willen ſoviel ſittliche Entrüſtung aufzubieten. Ottmar half ſich nicht mit Sophiſmen über dieſen Skrupel hinweg, nein, er fühlte tief und ganz ſeine Berechtigung, den Bruch des Sittengeſetzes, und wäre dieſer Bruch in dem gegebenen Falle auch nur in der Form eines Bruches der Konvenienz aufgetreten, entſchloſſen gerächt zu haben. Die Hingabe einer Frau zum Gegenſtand trunkenen Scherzes zu machen, ihre Schwäche und damit zugleich auch ihre Ehre wie einen lumpigen Gegenſtand der Neugier bei einem Trinkgelage von Hand zu Hand gehen zu laſſen, eine derartige Nichtswürdigkeit mußte ihre Strafe erhalten. Ottmar dachte groß von den Frauen; ſtets hatte ſich das edle Bild einer unvergeßlichen Mutter zwiſchen ihren Sohn und jene leichtfertigen Vorſtellungen vom Weibe geſtellt, wie ſie in der jungen Männerwelt unſerer Tage leider nur allzu gäng und gäbe ſind.

Aber Ottmar fühlte auch, daß das Vertrauen, welches ihm die Gräfin bezeigt, mit dem Degenſtoß, welchen er auf ihren Beſchimpfer geführt, vollauf bezahlt ſei. Fortan konnte ihm mit dieſer Frau nichts mehr gemeinſam ſein. Sein Herz und ſein Verſtand hatten ſeine Phantaſie überwunden; ſeine Seele war frei von dem Zauber, womit die Tochter der Luſt ihn beſtrickt.

So ſchnell und entſchieden dieſen Zauber zu brechen, hatte es allerdings einer traurigen Kataſtrophe bedurft, vorbereitet jedoch war die Löſung ſchon ſeit vielen Tagen geweſen.

Ottmar war eine in ihrem innerſten Weſen ſolide Natur und die jugendlich thörichte Schwärmerei, welche das Verhältniß des Mannes zum Weibe nur als einen Rauſch der Leidenſchaft und des Entzückens aufzufaſſen vermag, lag weit hinter ihm. Nicht weniger die werther'ſche Sentimentalität, welche träumt, der Inhalt eines ganzen Menſchenlebens ſolle und müſſe in romantiſcher Liebestüftelei aufgehen. Aber bei alledem war ſein Herz friſch und jung und rein genug geblieben, um zu fühlen, daß es ein unermeßlicher Segen wäre, das Daſein in Gemeinſchaft mit einer trefflichen Frau zu verbringen, ſie beglückend durch ſie beglückt zu werden.

Dieſe Ueberzeugung war in letzter Zeit ſtill und mächtig gewachſen in dem Verkehr mit der Tochter ſeines Wirthes. Das Bild dieſer Eva ſtieg jetzt um ſo deutlicher, reiner, ſchöner in ſeiner Seele auf, je blaſſer das der anderen in den Hintergrund ſchwand. Wie war das Mädchen lieb und gut, wie brav in allem! Wie wußte ſie alles, was ſie angriff, in ihrer raſtloſen und doch ſtillen, von allem Geräuſch, aller Prätenſion weit entfernten Sorglichkeit mit der unbewußten und anſpruchsloſen Anmuth eines in ſich wahren und ſicheren Weſens zu thun! Wenn Otmar jetzt in der nächtlichen Stille und Einſamkeit daran dachte, wie er das ſchöne Kind in Haus und Feld hatte walten ſehen, mußte er der Verſe eines Dichters denken, deſſen Werke voll der innigſten Huldigungen ſind, welche je ein Dichter dem Weibe dargebracht, der Verſe Schefers:

Des Lebens Müh' iſt ihr ein froh Geſchäft;
Mehr als die reichſte Königstochter iſt ſie
Am ſeligſten begabt mit Fleiß und Arbeit,
Am reichſten ausgeſtattet mit der Sorge!
Nicht eine auferlegte Pflicht, kein Dienſt
Iſt ihr des Lebens ſchweres Tagewerk —
Des Weibes muthig-unermüdet Wirken
Iſt ganz ihr eignes, freies, göttlich Weſen,
Wenn irgendetwas göttlich iſt im All.

Aber hatte er dem Rivi wirklich Neigung eingeflößt? Ottmar quälte ſich mit der Erörterung dieſer Frage redlich ab. Er gedachte der Anſpielungen Wate's, der Aeußerungen des alten Broſi, der züchtigen und doch unverkennbaren Symptome, welche in dem Benehmen des Mädchens ſelbſt lagen. Er gedachte alles deſſen, und doch meinte er, es wäre Eitelkeit und Uebermuth von ſeiner Seite, daraus einen beſtimmten Schluß ziehen zu wollen. Aber das ſtand feſt in ihm, daß er ſich Mühe geben wolle, die Achtung, die Zuneigung der Tochter Baldungs zu erwerben. Ihm war, als erkenne er jetzt erſt den Werth dieſer in den heimatlichen Bergen aufgeblühten Bergwaldblume, die keuſche Friſche ihrer Farben, den ſüßen Duft ihrer Seele. Sein Herz ſehnte ſich zu ihr.

Aber wie ſollte es dann werden? Angenammen, die Liebe des Märchens wäre ihm gewiß, wie ſollte ſich ſein und ihr Leben geſtalten, um ein erſprießliches zu ſein? Aivli war dazu geboren und erzogen, auf dem Lande zu leben. Ihr ganzes Weſen war mit dem Landleben aufs innigſte verwachſen, konnte ſich nur auf himatlichem Boden zur Fülle ſeiner Schönheit entfalten, mußte im Schatten der Stadtmauern verkümmern.

Das verhehlte ſich Ottmar nicht.

Wenn jedoch ein guter Menſch redlich etwas Rechtes will, ſo ſprudeln ihm aus der Tiefe ſeines Willens auch die rechten Hilfsquellen. Sobald unſer Freund zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihm an der Seite des Aivli ein neues Leben aufgehen würde, war er auch bereit, reſolut in daſſelbe hineinzuſchreiten.

Der Ausgang der politiſchen Bewegung an welcher er ſich betheiligt, die ganze Geſtalt, weche darauf die Dinge in Europa angenommen, hatten hn zu der Einſicht geführt, daß die Zeit, in welcher von gewaltſamen Umwälzungen Heil für die Geſellſchaft ,u erwarten war, vorüber ſei. Frankreich, nach ſeiner dritten Revolution, lieferte zur revolutionären Doktrin die abſchreckenden Beiſpiele. Ottmar hatte, wie viele ſeiner Geſinnungs- und Schickſalsgenoſſen, erkannt, daß nur jen unermeßliche, raſtloſe, unmerkliche und unaufhaltſame Umgeſtaltung, welche im Gebiete der Ideen und der Wiſſenſchaft wie der Induſtrie, des Verkehrs und der Staatswirthſchaft vor ſich gehe, die wahre Revolution in ſich enthalte, eine Revolution, deren endlicher Sieg keinem Zweifel unterliegt. Er hatte einſehen gelernt, daß die Geſchichte ſich keine Sprünge diktiren laſſe und daß ſie, zu Verſprüngen gezwungen, ſich für dieſen Zwang durch Rückſpringe entſchädige. Das mußte ihn um ſo mehr lehren, ſich zu beſcheiden, als er von der Großmannsſucht unſerer Tage unberührt war. Der Sturm und Drang ſeines Herzens hatte ſich geſänftigt. Nicht etwa daß ihm, wie ſo vielen ſeiner Zeit- und Altersgenoſſen, die Begeiſterung für das Ideal, für Freiheit und Recht, für das Vaterland, für alles Schöne und Große abhanden gekommen wäre, keineswegs, wohl aber geſtand er ſich, daß die Weltgeſchichte ihre Vorſchritte nicht nach Menſchenaltern, ſondern nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden bemeſſe.

Er hatte in der Hauptſtadt ſeine Advokatur wieder aufgenommen, aber aus dieſer Beſchäftigung keine Befriedigung geſchöpft. Das alles hing doch gar zu genau mit den Zuſtänden zuſammen, um deren Bekämpfung willen er ſo viel gelitten hatte, und überdies war er keine advokatiſche Natur. So hatte er denn auch nicht ohne einiges Widerſtreben dem Ruf des Grafen, deſſen Proceß zu führen, entſprochen. Aber der Schauplatz der lange hingeſchleppten Streitſache war anlockend genug geweſen, ihn zu beſtimmen. Er hatte eifrigſt in der Sache gearbeitet, allein das Beſte war doch nur durch einen glücklichen

Zufall, durch jenes Geſpräch mit dem alten Broſi gethan worden. Der Broſi hatte auch wirklich nicht zu viel geſagt und verſprochen. Unter ſeiner Anleitung und mit ſeiner Beihilfe war es Ottmar geglückt, die verlorenen Grenzſteine unter dem Waſſer des Bärenbaches aufzufinden. Er hatte der Laune nachgegeben, die ganze Angelegenheit im geheimen zu betreiben, und nicht nur der alte Broſi, ſondern auch die Gerichtsbeamten aus ****ſtadt, deren er zur Aufnahme eines rechtsgiltigen Protokolls an Ort und Stelle bedurfte, hatten ſeinem Wunſche entſprochen, die wichtige Findung einſtweilen zu verſchweigen. Er war ſo verfahren, weil er, wenn der Proceß, wie zu erwarten er jetzt berechtigt war, gewonnen würde, der Gräfin eine Ueberraſchung hatte bereiten wollen. Erſt geſtern war er mit Ordnen ſämmtlicher Akten zu ſtande gekommen und er hatte beabſichtigt, nächſter Tage nach der Hauptſtadt zu gehen, um die Sache perſönlich beim Obertribunal zu betreiben. Es mußte ihm höchſt verdrießlich ſein, wenn die unglückliche Duellgeſchichte ſein Vorhaben zunichte machen ſollte, denn er hatte ſeine Ehre darein geſetzt, dieſe Angelegenheit zu einem glücklichen Ende zu führen.

Und dann? Ja, dann wollte er der Juriſterei Valet ſagen und mit ihr überhaupt einem Leben voll unerquicklichen Treibens, einem Leben in geſchraubten, naturloſen Verhältniſſen, welche nur zu ſehr geeignet ſind, einen Mann von ſtarkem Gefühl und nicht alltäglichen Anſichten und Ueberzeugungen zu fauſtiſchem Weltekel hinzutreiben und Ruinen in ſeiner Bruſt aufzuhäufen, um die ſich nothwendig die ſeelentödtende Schmarotzerpflanze der Blaſirtheit winden muß. Er wollte ein Landmann werden.

Dieſer Entſchluß war eine Frucht des Nachdenkens, welchem Ottmar in dieſer Nacht ſich hingab, und er war der Mann dazu, denſelben auszuführen.

Der Uebergang, welchen er im Sinne trug, war auch kein ſolcher Saltomortale, wie es den Anſchein haben könnte. Ottmar war ein Landkind. Das Paradies der Kindheit, auf welches jeder Menſch, der nicht ſchon von Geburt an ganz unglücklich geweſen, ſehnſüchtige Rückblicke wirft, war für ihn ein ländliches Pfarrhaus geweſen. In Genügſamkeit und ländlich einfacher Sitte war er erzogen worden. Er kannte das Volk und liebte es. Der Schiffbruch ſeiner politiſchen Hoffnungen hatte ihn nicht auf der Sandbank der Volksverachtung ſitzen laſſen. Er wußte, daß der Saft, welcher im Volke cirkulirt, doch immer neue Sproſſen treibt, neue Blüthen anſetzt, neue Früchte zeitigt trotz alledem und alledem. Er hatte ſich in Jugendjahren zu ſeiner Luſt in ländlichen Geſchäften geübt. Zu dieſen, zu der Geſundheit des Landlebens zurückkehren, hieß für ihn zur Unmittelbarkeit eines naturgemäßen Daſeins zurückkehren. Es war für ihn kein Sprung ins Blaue, ins Ungewiſſe, ins Unbekannte hinein; es war nur eine Rückkehr, die Rückkehr in ein Idyll, welches Raum genug zur Bethätigung ſeiner Kräfte, zu verſtändigem Wollen, erſprießlichem Schaffen bot. Wie leicht, wie froh, wie geſund hatte er ſich gefühlt, während er an der Seite des Aivli den Heuet mitmachte! Freilich, das Aivli, ja, das gehörte zum Idyll ſeiner Zukunft, feſt, untrennbar.

Die verfallene Kapelle durchſchreitend, hatte er unter ſolchen Gedanken die Mitternacht herangewacht. Er fühlte ſich zuletzt ſo wunderbar beruhigt und befriedigt, die Spannung ſeiner Seele war ſo ganz gelöſt, daß er, auf den alten Tiſch in der Sakriſtei ſich hinſtreckend, den Schlaf nicht zu ſuchen brauchte. Er kam ihm von ſelbſt entgegen.

Der kühle Morgenhauch weckte ihn. Er öffnete die Augen, meinte aber nur in einen ſchönen Traum hineinzublicken, nicht in die Wirklichkeit.

Die Thüre der Sakriſtei ſtand offen und ſo ſah er das Innere der dachloſen Kapelle vom Morgenroth angeglüht, das draußen im Oſten über den Wälderkuppen ſtand. In den rothen Lichtkreis aber ſchritt eine weibliche Geſtalt herein, ſo friſch und roſig wie das Morgenroth ſelber, und die Geſtalt glich wunderbar des Goldforellenwirths Töchterlein, oder vielmehr gar nicht wunderbar, inbetracht, daß die Kommende keine andere war als das Aivli in eigener Perſon.

Voll freudigſten Erſtaunens überzeugte ſich Ottmar von ſeinem Wachen und ſprang von ſeinem harten Lager auf.

Aivli war in der Kapelle ſtehen geblieben, athmete hoch auf und ſah ſich ſchüchtern um.

Wie war das Mädchen ſchön in der kleidſamen Volkstracht, um das prächtige Haar ein rothes Tuch gewunden, welches der landesübliche Morgenkopfputz der Schwarzwälderinnen jener Gegend iſt.

Das Geräuſch, welches Ottmars Aufſpringen verurſachte, lenkte die Blicke des Mädchens nach der Sakriſtei und dunklerer Purpur ergoß ſich über ihre Züge, als ihr der junge Mann aus der Thüre entgegentrat.

Ottmar errieth mit dem Inſtinkt der Sympathie das Motiv ihres Kommens.

In der Fülle der Bewegung ſeines Herzens ſtreckte er ihr beide Hände entgegen, ergriff die ihrigen und ſagte:

„Aivli, liebes Kind, Ihr bringt mir eine gute Nachricht, nicht wahr?“

„Ja, Herr Ottmar“, verſetzte ſie, vor dem Funkeln ſeines Blickes die Augen mit neuem Erröthen niederſchlagend. Und ſogleich das Wichtigſte treffend, das, was Ottmar doch wohl am meiſten intereſſiren mußte, ſetzte ſie freudig laut hinzu:

„Der Baron lebt und wird nicht ſterben!“

„Wie dank' ich Euch, Aivli! Und wie dank' ich meinem Geſchick, daß Ihr es ſeid, welche mir dieſe gute Nachricht bringt. Wie iſt das freundlich und gut von Euch!“

„Oh, ſaget nichts von dem, Herr Ottmar. Als Euer Freund Wate vor zwei Stunden heimkam, verzählte er mir die Sach' und ſagte: ‚Aivli‘, ſagt' er, ‚ich bin müd' zum Umfallen und will ins Bett. Aber man muß dem Ottmar Botſchaft ſenden, daß alles gut gehe und er nicht mehr in dem alten Eulenneſte droben zu hocken brauche. Wo iſt der alt' Broſi?' fragt' er. ‚Ich möchte ſonſt keinem vom Geſind' die Botſchaft auftragen, die Leut' ſchwatzen gleich ſo dummes Zeug, wißt Ihr?' So ſagt' er und —"

„Ihr waret alſo ſchon auf, Aivli? Es mußte ja lange vor Tagesanbruch ſein."

„Ja — ich —" ſtammelte das Mädchen, die Stirne ſenkend. „Seht, als der Reitknecht des Barons die Inſtrumenter des Doktors holte und man bald darauf vernahm, es habe im Schloß ein Unglück gegeben, und dann Ihr nicht heimkamt und der Doktor auch nicht heimkam, da wurde mir halt sölli bang und — und ich konnt' nicht ſchlafen und ich dacht' — ich weiß ſelber nicht mehr, was ich all's für Gedanken gehabt —"

„Ihr ſorgtet Euch um mich, Aivli?"

„Warum ſollt' ich nicht? Und — ja, nun, ich ſagte zum Doktor: ‚Wißt Ihr was? Der Broſi iſt ſeit etlichen Tagen nicht ſo recht wohlauf; man darf ihn nicht ſchon rausjagen und ich denk', ich will ſelbſt g'ſchwind ins Bärenſchlößli hinauf.'"

„Womit kann ich Euch dieſe Güte vergelten, Aivli?"

„Oh, redet doch nicht ſo, Herr Ottmar. Ich konnte mir halt wohl denken, wie's Euch wohlen*) müßt', wenn Ihr erfahren thätet, daß kein Todtſchlag Euch auf der

---

*) Wohlwerden.

Seele liege. Ich mein', ich wär' hundert Stund' weit gangen, um's Euch zu ſagen."

Mit Entzücken vernahm Ottmar dieſes Geſtändniß.

„Aivli", ſagte er und er mußte ſich große Gewalt anthun, um einigermaßen ruhig zu ſprechen. „Aivli, hat Euch Wate die Urſache meines Streites mit dem Baron mitgetheilt?"

„Er hat nur ſo von einem dummen Spaß geredet, der den ſchrecklichen Handel veranlaßt hätte."

„Wohl, ſo höre, mein Kind. Ich focht mit dem Freiherrn auf Tod und Leben, weil er der Gräfin Bernwart einen tödtlichen Schimpf zugefügt hatte."

Aivli wurde ſehr blaß und ihre Hände zitterten in denen des jungen Mannes. Aber ſie ſagte nichts.

„Aivli", fuhr er fort, „könntet Ihr glauben, daß meiner Handlungsweiſe ein unlauteres Motiv zu Grunde gelegen? Daß mein Thun aus einer anderen Quelle entſprungen als aus der Entrüſtung über eine Büberei? Daß ich zu der Gräfin in einem Verhältniß ſtände, welches mich etwa aus Eiferſucht hätte gegen den Baron auftreten laſſen? Könntet Ihr das glauben?"

„Nein", erwiderte ſie leiſe, „nein, ich glaube es nicht. Ihr ſeid ja allzeit brav und rechtſchaffen geweſen. Nein, ich glaub' es nicht."

„Segen über Euch, Aivli, um dieſes Wortes willen. Oh, wie dank ich Euch!"

Er legte die Arme um ihre Schultern und zog die Bebende ſanft an ſeine Bruſt.

„Aivli“, flüſterte er tief und ſchön bewegt, „Aivli“, ich bin dir herzlich gut!“

Sie hob erzitternd ihr glühend Antlitz zu ihm auf und ſah ihn an und ein Meer von Liebe ſtrömte ihm aus dieſen großen, keuſchen, tiefblauen Augen entgegen.

„Oh, du!“

Weiter ſagte ſie nichts, aber große Thränen ſtürzten aus ihren Augen und ihr Haupt an ſeiner Bruſt bergend ſchluchzte ſie vor Glück und Seligkeit.

Er aber ſtieß einen hellen Freudenlaut aus, die Welt, das neue Leben, die aufgehende Sonne begrüßend, deren erſter Stral den erſten Kuß des glücklichen Paares ſah.

Hand in Hand traten die beiden aus der Ruine und ſchauten trunkenen Auges in die ſchöne, morgenfriſche Welt hinab und hinaus.

Wald und Berg und Thal und Fluß — wie war ihnen das alles jetzt doppelt ſchön, doppelt vertraut, doppelt heimatlich!

„Ich bleibe bei dir, Aivli, jetzt und immer!“ ſagte Ottmar. „Ich will ein rechter Schwarzwälder werden.“

Sie lehnte ſich an ihn; ſie wußte, daß er wahr ſprach, daß er bei ihr bleiben würde.

„Aber“, fuhr er fort, „noch heute muß ich dich verlaſſen für eine kleine Weile, um in der Hauptſtadt mich loszumachen von allen Banden und Verpflichtungen meines bisherigen Lebens. Oh, wie wie werd' ich Heimweh nach dem Bergthal haben und nach dir!“

„Und wenn du gehen mußt, Ottmar“, ſagte ſie, „ſo hab' ich dich doch, da in meinem Herzen. Oh, da wohnſt du ſchon lange und wohlbehütet und da ſollſt du bleiben all mein Leben lang.“

„Ich weiß es, Aivli, ich weiß es. Wir haben und halten einander. Jetzt hab' ich wieder eine Heimat!“ fügte er faſt jauchzend hinzu.

Sie konnten noch nicht von der Stelle, die Glücklichen.

Es war ſo ſchön, ſo morgenheilig, in ihnen, außer ihnen, nah' und fern. Ein ſtilles Säuſeln ging durch die Wipfel der Wälder, die Vögel ſpielten auf, die Thaunebel hoben ſich drüben an den Bergen in phantaſtiſchen Bildungen empor, dort lag der Bühl ſo heimelig unter ſeinen Obſtbäumen und drunten rauſchte und ſchimmerte der Fluß im Morgenſonnenſtral, der auch den Friedhofhügel drüben in Moosbrunn, wo Ottmars Eltern ſchliefen, freundlich beſchien.

„Oh, Ottmar, was iſt die Welt ſchön und wie bin ich glücklich!“

Er küßte ſtill ihre jungfräuliche Stirne und blickte dankbar hinauf zum blauen Himmel und hinab zur grünen Erde und hinüber zu den Gräbern der Eltern. Er ſog die Fülle des Glückes eines neuen Lebens, welches ſich vor ihm aufgethan, in ſeine Bruſt ein, zugleich mit der Morgenſchöne ſeines Heimatlandes. Liebſte Erinnerungen der Vergangenheit wurden in ihm wach und die Zukunft umſpielte ihm die Stirne wie ein glücklicher Traum. Er fühlte ſich wieder jung, daheim, befähigt, das Leben zu lieben und zu tragen mit all ſeiner Luſt und all ſeinem Leid. Und wie entzückte ihn des eigenen Glückes Widerſchein, welcher ihm von dem Antlitz des ſchönen und guten Weſens an ſeiner Seite entgegenleuchtete. Ihm war fromm und gut zu Muthe.

## 5.

## Oh, wecke die Dämonen nicht Auf Frauenherzens Grund!

Morgenroth — Abendkoth.

Ob wohl der fromme Jeremias an dieſes Sprichwort dachte, als er, früh aufgeſtanden, in ſein Studirzimmer trat, um die letzte Hand an ein höchſt wirkſames Werk zu legen, welches die Centralverwaltung der inneren Miſſion bei ihm beſtellt hatte? Wir glauben es kaum. Längſt ſchon ſtand der Treffliche mit dem genannten Heilsgeſchäft in genaueſter Verbindung und ſeine Feder war ſehr fruchtbar im Herrn. Praktiſchen Blickes, war er auf den Einfall gekommen, den Leitern der inneren Miſſion zu bedenken zu geben, ob es nicht rathſam wäre, die Kinder der Welt mit ihren eigenen Waffen zu bekriegen, das heißt, ob das „Rauhe Haus“ nicht gutthäte, zur Förderung ſeiner erhabenen Zwecke nicht allein in Traktätchen, ſondern verſuchsweiſe auch einmal in Romanen zu „machen“. Nebenbei hatte er angedeutet, daß er ſelber das Zeug dazu hätte, einen Innerenmiſſiönlerroman echteſten Stils ſofort zu verſertigen. Die Idee war mit großer Befriedigung ſeitens der Oberen vernommen und gutgeheißen worden. Jeremias hatte die gewünſchte Beſtellung erhalten und es waren ſogleich alle rauhen und linden Brüder- und Schweſternhäuſer in deutſchen Landen vorſorglich in Kenntniß geſetzt worden, daß ſie ſich bereit halten möchten, eine volle Salve frommen Beifalls zu geben, wann der Roman erſchiene. Das beſtaunenswerthe Buch, viel zu gut für unſere Zeit, ſollte den beziehungsreichen Titel führen: „Eritis sicut Deus“, und heute ſchrieb der gottſelige Verfaſſer das letzte Kapitel, während ihm das Morgenroth, welches unſerem Freund Ottmar ſein Glück gebracht hatte, auf den Schreibtiſch fiel. Wie bekannt, iſt ſeither dieſes Meiſterſtück von Roman erſchienen und hat Tauſende von Herzen wunderbarlich erquickt und dem Heile zugewendet.

Im Vorgenuß dieſer Wirkung ſeines Werkes fühlte ſich Jeremias ſehr gehoben und beſeligt. Er war daher auch den ganzen Vormittag ungewöhnlich mild und freundlich, hatte kein rauhes Wort für die arme ſtille Margareth, ließ es hingehen, daß ſein älteſtes Töchterlein den 101. Pſalm, welchen er ihr geſtern zum Auswendiglernen aufgegeben, nur ſehr mangelhaft herſagen konnte, überſah es, daß die kleine Cöleſtina beim Mittageſſen einen Teller zerbrach, und begnügte ſich, als unmittelbar darauf der Theophil, der wilde Junge, mit ſeinem Ball eine Fenſterſcheibe einſchmiß, ruhig zu dem Sünder zu ſagen: „Die bezahlſt du aus deinem Sparhafen.“

Den Kindern kam das alles ganz ſpaniſch vor und der Pfarrerin ſo zu ſagen noch viel ſpaniſcher.

Inzwiſchen erfüllte das Morgenroth ſeine Vorausſage. Es gab ein Gewitter, deſſen Vorüberziehen Jeremias mit nicht geringer Ungeduld erwartete. Der Regen hatte auch kaum zu ſtrömen aufgehört, als der würdige Herr Hut und Stock ergriff, um, wie er ſagte, auf einem Spaziergange ſeine Predigt für übermorgen im Geiſte ſich zurechtzulegen.

Sein Thema ſchien ihm wirklich viel zu ſchaffen zu machen, denn er ging, den Fußpfad am Fluſſe nach Fergau hinaufwandelnd, ganz in ſich verſunken einher und hatte für die Dinge der Außenwelt ſo wenig Sinn, daß er die Grüße der ihm begegnenden Landleute kaum beachtete, geſchweige mit der ihm ſonſt gewöhnlichen Leutſeligkeit erwiderte. Uebrigens mußte es mit der Zurechtlegung der Predigt ziemlich raſch gegangen ſein, denn als er die fergauer Brücke überſchritt und in die nach Bernwartshall führende Allee einbog, beſchäftigten ſich ſeine Gedanken mit ziemlich weltlichen Dingen.

„Seid klug wie die Schlangen!“ ſprach er bei ſich. „Was das für ein trefflicher Spruch iſt! Mit der gehörigen Klugheit erreicht man am Ende alles, und wenn auch die Schlange in Windungen gehen oder kriechen muß, ſie kommt doch an ihr Ziel. Wie iſt es wohlthuend, von der Warte der Klugheit auf die thörichten Menſchen herabſehen zu können, tief herab. — Da iſt nun mein Bruder, der Ottmar. Ein keineswegs ſo platterdings auf den Kopf gefallener Menſch und doch ging er geſtern wie ein rabiater Büffel gegen den Tropf von Baren an. Ich ſah es kommen, ja, ich ſah es kommen, ſowie ich das Geſpräch einmal glücklich auf die Gräfin gelenkt hatte. Der Ausgang des Duells war zwar nicht ganz ſo, wie ich erwartet hatte. Ich hielt, ſcheint es, den Baren für einen geſchickteren Fechter, als er wirklich iſt. Aber die Sache macht ſich doch. Ich müßte Eva ſchlecht kennen, wenn jetzt von dem barenlichen Gecken noch bei ihr die Rede ſein könnte. Dieſes Liebesband hat mein Brief ſicherlich zerriſſen. Aber auch Ottmars bin ich ledig. Vielleicht verſchwindet er auf die geſtrige Geſchichte hin für immer von hier und jedenfalls wird er, närriſch, wie er iſt, keine Luſt mehr haben, ſeine Bewerbung um Eva fortzuſetzen. Er wäre ein gefährlicher Nebenbuhler geworden, ich habe es wohl gemerkt. Von dem bärtigen Lümmel, dem Wate, iſt nicht viel zu beſorgen, und was die beiden Grasaffen von Verſemachern betrifft, bah! Das Terrain iſt alſo rein, darum vorwärts mit feſtem Tritt! Dieſes Weib muß mein werden, ja, es muß! Und wäre es nur für einen Tag, nur für eine Stunde, aber mein muß es werden. Sein Beſitz ſoll mich rächen für all die Unraſt, die Wuth, die Pein, die es in mein Blut geſchleudert. Ich will dieſe Eva beſitzen und demüthigen!"

Während ſo der fromme Mann der Stimme ſeiner innerſten Miſſion Raum zur Aeußerung gab, ſaß die

Gräfin in ihrem Kabinett, welches wir dem Leſer früher beſchrieben haben.

Die ſchöne Frau war ungewöhnlich bleich und der wunderſame Schmelz ihrer dunkeln Augen war einem faſt ſtechenden Feuer gewichen. Sie ſchien ſo eben einen heftigen Seelenſturm durchgemacht zu haben und die Schwingen ihres Weſens waren wie geknickt.

In ſich zuſammengeſunken auf der Ottomane ſitzend, hatte ſie links und rechts einen geöffneten Brief zur Seite liegen. Abwechſelnd nahm ſie dieſe Papiere auf, um ſich in den Inhalt derſelben zu vertiefen. Das eine enthielt nur wenige Zeilen, das andere war eine ſehr ausführliche Epiſtel. Die Briefe kamen von der Hand zweier Brüder: in dem einen benachrichtigte Ottmar die Gräfin kurz, daß ihn die Fortführung des Forgforſtproceſſes ſchleunig in die Hauptſtadt riefe, in dem andern gab ihr Jeremias in ſeiner Manier eine detaillirte Schilderung der geſtrigen Ereigniſſe im freiherrlichen Schloß drüben.

Eva hatte lange über dieſen Briefen gebrütet. Sie waren auch beide, der eine in ſeiner Kürze, der andere in ſeiner Länge, inhaltsreich genug. Es kam der Tochter der Luſt aus dieſen Papieren ein Wolkendruck des Schickſals entgegen, wie ſie nie einen empfunden hatte.

Sie ſaß regungslos, ſtarr vor ſich hinſehend. Zuweilen aber ſchweifte ihr Blick durch das Fenſter nach dem freiherrlichen Wohnſitz hinüber und dann machte ſie eine Gebärde unbeſchreiblichen Ekels oder auch brach dann aus ihren Augen ein unheimlich düſteres Leuchten, wie Wetterleuchten aus mitternächtlichem Gewölke.

Es war nicht nordiſch-ſentimentaler Frauenſchmerz, was auf ihr lag, nicht nordiſch-reſignirtes Weh; es war die mühſam verhaltene Wuth und Glut ſüdlicher Leidenſchaft, bereit, verzehrend hervorzubrechen, wie der Blitz aus der Wolke.

Endlich fand, was ſie bewegte, eine Bahn zu ihren Lippen.

„So iſt er alſo gegangen, ohne Abſchied zu nehmen?“ murmelte ſie. „Und doch hatte er ſein Leben eingeſetzt, um das Unerhörte, was mir widerfahren, zu rächen. Erſt nachdem er alles gewagt, um meinen Namen nicht ungeſtraft in den Schmutz eines Trinkgelages treten zu laſſen, hat er ſich verachtungsvoll von mir gewendet. — Oh, dieſer Ottmar — warum mußte dieſer Mann mir nicht früher wieder begegnen? Warum erſt dann, als es zu ſpät war? Viel zu ſpät, für ihn und für mich! Wie wäre alles anders geworden, anders und gut! Und jetzt iſt alles vorbei, verſchwunden, verſunken, alles!“

Die Pein dieſes Gedankens jagte die unglückliche Frau vom Sopha auf und trieb ſie im Zimmer umher. Sie fühlte das Bedürfniß, freie Luft zu athmen, aber im Begriff, die Terraſſenthüre zu öffnen, fiel ihr Blick auf die Flaggenſtange und mit Abſcheu trat ſie zurück.

„Ich muß mir ein anderes Zimmer einrichten“, ſagte ſie; „hier halt' es nicht mehr aus.“

Bei dem großen Spiegel vorbeigehend, erblickte ſie in demſelben ihre Geſtalt und blieb ſtehen, ſie zu betrachten.

Sie beſchaute ſich mit dem Blick eines Kenners, welcher ein Kunſtwerk muſtert und eine Weile ſchwankt zwiſchen der Begierde, einen Fehler zu entdecken, und der Befriedigung, welche aus dem Anblick des Vollkommenen entſpringt.

„Oh“, ſagte ſie dann, „wie bin ich noch ſo jung, wie bin ich noch ſo ſchön! Und ſo elend, ſo grenzenlos elend!“

In Qual ſich verzehrend, rang ſie ſtumm die Hände, bis ihr ein neuer Gedanke durch den Kopf fuhr.

Sie raffte ein paar Bücher, wie ſie gerade dalagen — armer Don Rodrigo, armer Herr Walter, zufällig waren eure neueſten Goldſchnittsdichtungen darunter! — vom Tiſche auf und machte damit Feuer an im Kamin. Dann ſchloß ſie ihren Sekretär auf, nahm aus verſchiedenen Behältern zierlich couvertirte Briefe, verwelkte Blumen, Schleifen, eine Haarlocke, hunderterlei kleine Erinnerungen an heiße Stunden, endlich auch ein Bündel jener unglückſeligen Signalflaggen und warf alles zuſammen in die luſtig emporpraſſelnde Flamme.

„Da brennt der Tand!“ ſagte ſie, klatſchte in die Hände und ſchlug eine helle Lache auf.

„Ei“, fragte ſie ſich, „wie heißt doch gleich der Poet, welcher ſo hübſch geſagt, daß uns noch das ſchöne gelle Lachen bleibe, wenn des Glückes Siebenſachen uns von tölpiſcher Schickſalshand zerbrochen vor die Füße geworfen werden, wenn uns das Herz im Leibe zerriſſen und zerſtochen wurde? Ja, das ſchöne gelle Lachen, das bleibt mir und die —"

„Gnädige Frau", meldete die eintretende Kammerjungfer, „der Herr Pfarrer von Moosbrunn iſt da und wünſcht Ihnen aufzuwarten."

„Der Pfarrer von Moosbrunn?" entgegnete Eva, abermals laut auflachend. „Er iſt willkommen. — Doch warte noch. Rufe mir zuvor geſchwind den Milimach. Ich habe ihm etwas zu ſagen, es wird ſchnell abgemacht ſein. Führe den Pfarrer einſtweilen in den Salon."

Sie lachte wieder, und als ſich die Thüre hinter dem verwunderten Mädchen geſchloſſen, zeigten ihre Züge den Ausdruck ausgelaſſenſten Muthwillens. Eine koboldartige Luſtigkeit ſchien ſich ihrer bemächtigt zu haben.

Der garſtige Schleicher!" ſagte ſie. „Der kommt mir gerade recht. Ich bin ſeiner mit Weihrauch geräucherten Huldigungen längſt bis zum Uebelwerden überdrüſſig und ich will ſeine fromme Flamme kühlen, daß er das Wiederkommen vergeſſen ſoll."

Der gute Jeremias ſchien in der That von der Unterredung, welche er eine Viertelſtunde nachher mit der Gräfin hatte, nicht im geringſten erbaut. Das Geſpräch währte ziemlich lange und das Kammermädchen, welches einem unbezweifelhaften Privilegium ſeines Standes zufolge an der Thüre gelauſcht, hörte gegen den Schluß der Unterredung hin den würdigen Mann, welcher ſonſt ſtets ſo gehalten und maßvoll war, leidenſchaftlich laut ſprechen und die Gräfin laut in ſeine Worte hineinlachen.

Als der Pfarrer endlich heraustrat, ſah er aufgeregt aus wie ein Kämpfer, aber wie ein geſchlagener. Seine Stirne war roth, aber augenſcheinlich nicht von der Röthe des Triumphes, und ſeine Augen blickten nichts weniger als befriedigt und ſiegesfreudig. Er beeilte ſich auch, mit raſcheren Schritten, als ſeiner Würde eben zuträglich war, aus dem „verwunſchenen Schloß“ fortzukommen, und hatte ſchon den äußeren Hof erreicht, als ihm die Kammerjungfer der Gräfin nachgerannt kam.

„Herr Pfarrer“, ſagte das Mädchen mit pietätsloſem Gekicher, „die gnädige Frau läßt Ihnen ſagen, Sie möchten doch nicht vergeſſen, Ihre ſchwarzen Beinkleider um die Kniee herum abzuwiſchen; der Fußteppich vor dem Sopha ſei etwas ſtaubig geweſen.“

Jeremias ſchoß einen höchſt unchriſtlichen Blick auf die feixende Jungfer und ſchielte dann auf die bezeichneten Stellen ſeiner Beinkleider hinunter, wo allerdings zwei verdächtige Flecken ſichtbar waren.

Aber er hielt es weder der Mühe werth, den Schaden zu repariren, noch wollte er das unverſchämte Ding von Zoſe einer Antwort würdigen, ſondern er warf ſtolz den Kopf in den Nacken zurück und ſchritt zum Thore hinaus, mit zum Himmel gerichtetem Blick, als ſuchte er dort Troſt für die Unbill, die er ſo eben auf der ſündigen Erde erfahren.

Es iſt jedoch nicht jederzeit rathſam, den Blick vom

Erdboden ab und den Sternen zuzulenken. Dieſe große Wahrheit ſollte eine der Hauptſäulen der inneren Miſſion ſogleich als eine unwiderlegliche erfahren und zwar zu ihrem Schaden. Denn als der würdige Mann mit hochgetragenem Haupt über die Zugbrücke ſchritt, wich plötzlich eine der Bohlen unter ſeinen Füßen, und bevor er wußte, wie ihm geſchah, war ſein unſanftes Hinabplumpen in den Graben eine vollendete Thatſache geworden.

Nun war zwar der Fall bis zum Waſſerſpiegel ein nicht ſehr hoher und das Waſſer brach die Gewalt des Sturzes, allein der Graben war tief und da der Schlamm auf ſeinem Boden keinen feſten, ſondern im Gegentheil nur einen zurückweichenden Stützpunkt für die Füße Jeremiä abgab, ſo ging dem würdigen Manne das Waſſer nicht nur über die Bruſt, ſondern mitunter auch noch über den Kopf.

Ein nicht ſehr frommer Ausruf, was man ſo gewöhnlich einen Fluch nennt, entfuhr dem Fallenden, als er auf dem Waſſer aufſchlug und in daſſelbe hinunterfuhr. Als er dann ſich wieder aufwärts geſchnellt und das halbfaule, ſtinkende Waſſer aus dem Munde blies, antwortete von der Thorzinne aus ein ſchallendes und vielſtimmiges Gelächter ſeinem Gepuhſte und Geſchnaube. Er hatte keine Luſt, hinzuſehen; er konnte ſich's leicht vorſtellen, daß dort die ganze Schloßdienerſchaft verſammelt ſei, um ihr herzliches Gaudium über ſeinen Unfall zu haben. Daß dieſer kein zufälliger, ſondern ein abſichtlich präparirter ſein mußte, war auch unſchwer zu errathen.

Jeremiä Situation war eine um ſo unbehaglichere, als er ſich das Lächerliche derſelben nicht verbarg. Er wollte um Hilfe rufen, aber ſein Stolz empörte ſich dagegen. So ruderte und ſchob er ſich denn durch Waſſer und Schlamm, deſſen Nachgiebigkeit ihm noch mehrmals das abſcheuliche Naß über dem Kopf zuſammenſchlagen machte, dem Ufer zu. Zwiſchenhinein ſchoß ihm auch der Gedanke durch den Kopf: „Hatte es dieſe Teufelin am Ende auf dein Leben abgeſehen?“ Zuletzt erreichte er die Grabenböſchung, kletterte daran hinauf und trug, droben angelangt und von Schmutz und Waſſer triefend, kein Verlangen, das ihm von drüben nachſchallende Gelächter länger mitanzuhören, ſondern verſchwand mit Entrüſtung. Indeſſen war die furchtbare Prüfung noch nicht zu Ende, maßen ſeine barhäuptige, abenteuerliche Erſcheinung in der Goldforelle, wo er unterkroch, weil er doch nicht in dieſem Aufzuge Forgau paſſiren konnte, keine geringe Senſation erregte. Wate, dem die plötzliche Abreiſe ſeines Freundes Unbehagen eingeflößt, erheiterte ſich an der wunderſamen Erſcheinung des unglücklichen Mannes und lachte mit dem ganzen Geſicht.

„Wie ſehen Sie aus, mein Theuerſter!“ ſagte er, indem er dem Pfarrer aus ſeiner Garderobe Kleider zum Wechſeln hinbot. „Hat Sie Ihr Eifer denn verleitet, die innere Miſſion auch unter den Fiſchen und Kröten auszubreiten?“

Jeremias ſchluckte ſeine Gefühle, die, vermuthen wir, nicht ſo ganz die eines frommen und verſöhnlichen Kreuzträgers waren, in ſich, brummte etwelches Undeutliche von ſchändlichen Nachſtellungen und mörderiſchen Attentaten vor ſich hin und machte ſich in den Kleidern des „bärtigen Lümmels“ ſofort auf den Heimweg. Morgenroth — Abendkoth!

Wate aber hatte keine Ruhe, bevor er das Abenteuer des Trefflichen bis ins Speciellſte erfahren. Dann ſetzte er ſich hin und verfertigte aus dieſem tragiſchen Stoff ein großes Morithatlied, welches nach der Melodie „Es hat a mol a Baurama“ geht und jetzt im Schwarzwald häufig geſungen wird.

Die Gräfin ſuchte an dieſem Abend, ſeit langer Zeit das erſtemal wieder, den Grafen auf ſeinem Zimmer auf und hatte mit ihm bei verſchloſſener Thüre eine Unterredung, welche bis tief in die Nacht hinein währte.

Nachdem ſie ihn verlaſſen, ging Hippolyt noch lange mit verſchränkten Armen tief nachdenklich im dem Gemach auf und ab.

Zuletzt ſtand er ſtill, richtete ſeinen auf die Bruſt gebeugten Kopf in die Höhe und ſagte, während der Bleiglanz ſeiner Augen matt aufleuchtete:

„Endlich! Wie gut iſt es, daß ich meine Arbeit ſo beharrlich förderte! Ich ahnte, ich wußte, daß es eines Tages ſo kommen müßte. Und ſie iſt zu mir zurückgekehrt, ſie! — Ich glaube, ich liebe dieſes Weib noch immer und mehr als je vordem. Nun ſchmiede ich einen Ring, der ſie aufs neue an mich kettet, für ewig. Endlich alſo!“

# Viertes Buch.

## Die Kataſtrophe.

Wenn das Stück mit Mord und Todtſchlag endigt, ſo iſt's ein Trauerſpiel; wenn dagegen die Liebesleute ſchließlich einander kriegen, ſo iſt's ein Luſtſpiel. In welche Kategorie nun das vorliegende Stück gehöre, darüber, meine Herren, ſind die Gelehrten noch nicht einig.

Profeſſor Duſelmann.

## 1.

## Unerhört romantiſches Abenteuer, welches nachtſchlafender Weiſe zwei berühmten Dichtern im Schwarzwalde zugeſtoßen.

Die Herbſtnebel hatten ſchon angefangen, die Blätter der Linde im Bühl ſtark zu vergilben, als eines Septembertages die Freunde Ottmar und Wate wieder darunter ſaßen. Jener war unerwartet vor einigen Stunden von ***ſtadt her im Forgthal angelangt, und da ſowohl der Goldforellenwirth als auch ſeine Tochter von Hauſe abweſend waren, hatte ſich Wate höchſtſelbſt in die Küche begeben, um mit der alten Köchin ein leidliches Mittageſſen für ſeinen Freund zu vereinbaren, wie er ſagte.

Dieſes vereinbarte Werk war ſo wohlgelungen, daß der Gaſtroſoph den Entſchluß faßte, daſſelbe mit Ottmar zu theilen, obgleich er ſein Imbißeſſen ſchon früher zu ſich genommen hatte. Er bemerkte jedoch mit Mißvergnügen, daß Ottmar nur einen geringen Appetit entwickelte, ja, daß derſelbe ganz zerſtreut und mit beleidigender Gleichgiltigkeit von einer paſtetenartigen Speiſe aß.

welche ihm der Philoſoph des Magens mit einer gewiſſen Feierlichkeit vorgelegt hatte.

„Nun, lieber Junge“, fragte der Grimme blinzelnd, „wie ſchmeckt das?“

„Oh, ganz gut, denk' ich“, verſetzte Ottmar. „Aber ſag' mir doch —“

„Da hör' mal einer! Er denkt, es ſchmecke gut, als ob es ſich um die gleichgiltigſte Sache von der Welt handelte. Wo haſt du denn deinen Gaumen? Unglücklicher, weißt du denn nicht, daß du ein Produkt tiefſinnigſter Künſtlerthätigkeit vor dir auf dem Teller haſt?“

„Ah ſo, bitte um Entſchuldigung, lieber Alter. Gewiß eine neue kulinariſche Erfindung von dir, nicht wahr? Nun, es wird ſchon gut ſein, aber ſag' doch —“

„Was zum Teufel iſt das für 'ne Manier, von einem Gegenſtand von ſolcher Bedeutung ſo zu reden? Hör' nur. Als du fortwarſt, wurde es mir langweilig, denn die Arbeit und die Freude an dem glorioſen Lied, womit ich, wie ich dir bereits erzählte, Jeremiä Sturz ins todte Meer verherrlichte, konnte nicht ewig währen. Zum Glück führten mich meine gaſtroſophiſchen Forſchungen auf einen Gegenſtand, der mir das gewaltigſte Intereſſe einflößte und alle Kräfte meiner Seele zur Thätigkeit aufregte. Du weißt vielleicht oder weißt auch vielleicht nicht, daß Friedrich der Große neben andern Tugenden auch die beſaß, ein ausgezeichneter Feinſchmecker zu ſein und einen Koch zu beſitzen, welcher würdig war, dem Magen eines großen Mannes zu dienen. Dieſer Treffliche überraſchte den König eines Tages mit einem neuen Gericht von eigener Erfindung, genannt la bombe à la Sardanapal, und der Erfolg dieſes Meiſterſtückes entſprach vollkommen der ungeheuren Mühe, welche der geniale Künſtler darauf verwendet hatte; der alte Fritz war entzückt, und wenn's auch ein Anachroniſmus iſt, ſo behaupt' ich trotzdem, daß er zur Stunde, wo er von der Bombe à la Sardanapal geſpeiſt, die Idee zu ſeinem Edikt gefaßt: ‚In meinen Staaten kann jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.‘ Gut, aber dieſe entzückende Bombe machte mir hölliſches Kopfzerbrechen, Gott ſtraf' mich! Ich ſchrieb an Profeſſor Preuß, den berühmten Biographen des großen Königs, ob er mir vielleicht auf die Spur zu dem Recept zu mehrbeſagter Bombe helfen könnte; aber wie ſich unſere deutſchen Gelehrten ſtets um alle möglichen Nebendinge und nie um die Hauptſache zu kümmern pflegen, ſo wußte mir auch Preuß keine Auskunft zu geben, die mir bei meinem Vorſatz, die ſardanapaliſche Bombe aufs neue zu konſtruiren, irgendwie förderlich geweſen wäre. Ich mußte mich alſo bei Wiederſchaffung des großen Werkes ganz auf meinen eigenen Genius verlaſſen und er hat mich nicht verlaſſen. Geſtern endlich gelang mir die Konſtruktion der Bombe, allerdings, wie ich ſagen muß, mit Hilfe des Aivli — “

„Aber wo iſt denn das Aivli?“ unterbrach Ottmar den behaglich ſchwatzenden Freund ungeduldig.

„Das Mädchen iſt nach Moosbrunn hinunter, um deine erkrankte Schwägerin zu beſuchen.“

„Warum haſt du mir davon nichts geſagt?“

„Bah, was zum Teufel ſollte ich dir von ſolchen Weibergeſchichten ſchwatzen? Die Krankheit der Frau Pfarrerin iſt nicht von Bedeutung.“

„Deſto beſſer, Margareth iſt eine brave Frau.“

Wohl, wohl, was aber die Bombe angeht —“

„Zum Henker mit deiner Bombe! Sie kommt mir viel zu fett vor.“

„Zu fett? Du biſt, glaub' ich, nicht recht bei Troſt. Zu fett? So kann nur ein ganz oberflächlicher Naturaliſt ſprechen.“

„Nimm es nicht krumm! Ich bin wahrſcheinlich heute nur nicht in der rechten Diſpoſition, deiner gaſtroſophiſchen Praxis die verdiente Anerkennung zu zollen. Aber — 's Aivli iſt doch wohlauf?“

„Was ſoll nun das wieder? Was ſollte dem Mädchen fehlen? 's iſt ja die Geſundheit ſelbſt. Bevor du fortgingſt, glaubte ich manchmal, es ſei in dem Organiſmus des Kindes irgend 'ne Schraube losgeworden, denn es war gar nicht mehr ſo heiter wie in früherer Zeit. Du erinnerſt dich, daß mir mal ein närriſcher Verdacht durchs Hirn geſchoſſen war, ſo etwas von Liebe, und daß ſich das Kind in einen gewiſſen ritterlichen Juriſten vergafft hätte. Aber damit iſt's nichts. Das Aivli iſt wieder ſo munter wie früher und doch iſt etwas an und in dem Kind, woraus ich nicht recht klug werden kann. Dem Goldforellenwirth iſt's auch ſo gegangen. ‚Dokter‘, ſagt' er er neulich zu mir, ‚ſeht doch mal das Meidli an.

Iſt's nicht, als wär's ſeit kurzem noch größer und ſchöner worden? 's dunkt mich manchmal ſölli, das Kind gehe nur ſo in der Luft, und doch beſorgt es die ganze Wirthſchaft noch beſſer und handlicher als vorher.' Der Alte hatte recht, Gott ſtraf' mich! 's iſt 'ne wahre Freude, dem Mädchen bei ſeinem Schaffen und Werchen*) zuzuſehen. Es hat ſo 'ne verdammt nette Art, alles anzugreifen und — item, 's Aivli iſt ein herzig Kind, wie weltbekannt."

Ottmar lächelte ſtill vor ſich hin.

„Beim Zeus", ſagte er dann, „ich erleb' es doch noch, alter Junge, daß du als Freier der Goldforelle des Goldforellenwirths auftrittſt."

„Hm", ſchmunzelte der Grimme, „ich ſag' dir, 's iſt noch nicht aller Tage Abend. Wär' ich nur noch ſo ein Springinsfeld wie du. Ich wollte dir als Aequivalent gern die Weisheit ſchenken, welche aus meinem Schwabenalter entſpringt."

„Aber deine gaſtroſophiſche Miſſion? Bedenke doch, welterlöſender Philoſoph des Magens, deine erhabene Sendung!"

„Oh, lieber Junge, das ließe ſich machen. Seit ich namentlich bei der Konſtruktion der ſardanapaliſchen Bombe wahrgenommen, mit welchem tiefen Verſtändniß, mit welcher Leichtigkeit und Grazie das Aivli die ſchwierigſten Ideen des Kulinarismus auszuführen verſteht, habe ich angefangen, mir nach der Richtung hin, wo mein Cölibat liegt, eigene Gedanken zu bilden.“

---

*) Arbeiten.

„Nun, ſo bilde denn daran weiter. Jetzt aber wollen wir, wenn dir's beliebt, von Anderem ſprechen. Sag' mal, wie hat denn Jeremias der Fromme ſein Malheur genommen?“

„Wie ein geſcheider Menſch ſo was nimmt, ſchweigend. Was wollte er auch machen? Uebrigens habe ich ihn ſeither nur noch von ferne geſehen. Das ſchmutzige Bad in dem Schloßgraben ſcheint ihn menſchenſcheu gemacht zu haben. Er hat ſich im Schloſſe nicht wieder ſehen laſſen, hält aber, wie ich höre, alle Sonntage eine ſo furchtbare Straf-, Buß- und Drohpredigt, daß die moosbrunner Bauern vor Angſt demnächſt an den Kirchenwänden hinauflaufen werden. Im übrigen ſoll er melancholiſch ſein und mitunter geradezu rabbelig werden. Die forgauer Burſchen ſind neulich mal nachts hinabgegangen und haben dem frommen Herrn mein berühmtes Morithatlied als Serenade vor den Fenſtern geſungen; da hat er, Gott ſtraf' mich! aus ſeiner Studirſtube eine Flinte auf die Sänger losgebrannt. Zum Glück wurde niemand getroffen.“

„Da wird die arme Margareth wieder was auszuſtehen haben. — Aber ſag', der Freiherr iſt alſo vollſtändig wiederhergeſtellt?“

„Schon lange. Ich hab' dirs ja geſchrieben. — Beiläufig geſagt, könnteſt du bei dieſer Gelegenheit etwelchen Reſpekt vor dem alten Wate entwickeln. Der

Junker hatte doch einen recht anſtändigen Lungenfuchſer abbekommen, aber ich hab' ihm das Ding ganz leidlich zurechtgeflickt. Gott ſtraf' mich! Er iſt auch dankbar, der Junge, das muß ich ſagen, und überhaupt iſt ihm die Lektion in der Diskretion, welche du ihm gegeben, ganz vortrefflich bekommen. Er iſt ſeither ein gut Theil weniger junkerlich in allem und jedem und kann, ſchätz' ich, ein recht paſſabler Menſch werden, wenn's ſo fortgeht.“

„Und er geht alſo, wie du mir geſchrieben, wieder in Bernwartshall aus und ein?“

„Ja freilich, als wäre gar nichts Außergewöhnliches vorgefallen. Ich kann aus der Sache nicht klug werden und kommt ſie mir ganz ſpaniſch vor.“

„Bah, das iſt leicht zu erklären. Die Frau Gräfin wird von dem Verrath des Barons keine Ahnung haben. Wer hätte auch ihr die garſtige Geſchichte mittheilen ſollen?“

„Hm, ich weiß nicht, ich weiß nicht. Aus einzelnen Symptomen glaube ich ſchließen zu müſſen, daß die Tochter der Luſt von allem, was an jenem dummen Nachmittag in dem freiherrlichen Schloß vorgefallen, des genaueſten unterrichtet ſei, und doch iſt ihr Benehmen gegen den Baron ſo, daß es wieder alle meine Schlüſſe über den Haufen wirft. Ich will verdammt ſein, wenn ich glaube, daß ein Weib einen Schimpf wie jenen je zu verzeihen vermöchte. Nein, die Gräfin muß nichts davon wiſſen. Es kann nicht anders ſein.“

„Da ſpielen auch wohl die Liebesſignale wieder?“

„Nein, das nicht. Ich war auch neugierig, zu erfahren, ob die Flaggen-Korreſpondenz wieder in Gang gekommen ſei. Man wird auf dem Lande ſo verdammt wunderſitzig. Aber ich konnte nie mehr, weder hüben noch drüben, eins der bunten Dinger zu Geſichte kriegen. Das Telegraphiren ſcheint entſchieden aufgegeben zu ſein, was mich namentlich von ſeiten des Freiherrn wundert, denn er laborirt bedeutend an der Langweile, beſonders ſeit die Bimbambummler fort ſind.“

„Wie, die beiden Berühmtheiten ſind fort?“

„Ueber alle Berge, ausgeriſſen gleichſam, wie Herr Tauberich ſagen würde, verſchwunden, verdunſtet, verduſtet, ach, und wie!“

Und der Grimme barſt in ein ſchmetterndes Gelächter aus.

„Haben etwa die berühmten Gäſte des Freiherrn zuletzt ebenfalls mit ihrem Wirth Händel bekommen?“ fragte Ottmar.

„Oh bewahre“, verſetzte Wate, „wo denkſt du hin! Die Bimbambummler ſind infolge des merkwürdigſten Abenteuers ausgeriſſen, welches je einem Poeten in dem alten Schwarzwalde zuſtieß. Ich ſchrieb dir nichts davon und ſagte dir auch heute nichts darüber, weil ich dir die Freude gönnen wollte, die prächtige Schnurre von der Gräfin erzählen zu hören.“

„Je nun, eine gute Geſchichte kann man auch zweimal hören. Ueberdies habe ich nicht im Sinne, noch viel mit der Gräfin zu verkehren.“

„Aha, deine tugendhafte Entrüſtung iſt nach der Seite hin noch nicht abgekühlt? Du biſt doch ein verteufelter Rigoriſt, du, Gott ſtraf' mich!"

„Bah, laß das und erzähle mir lieber deine Geſchichte. Ich ſehe ja wohl, deinem Bart zum Trotz, daß ſie dir ſchon bis an den Kehlkopf heraufgeſtiegen iſt und dich erſticken würde, wenn ſie nicht herausdürfte."

„Jetzt ſollt' ich aber halt nur, dir zum Poſſen, die Geſchichte gar nicht erzählen."

„Warum nicht gar! Ich bin ebenſo begierig, ſie zu vernehmen, wie du, ſie an den Mann zu bringen."

„Nun wohl. — Reiche mir die Flaſche herüber und das Feuerzeug — die Cigarren, die du mitgebracht haſt, ſind nicht bitter. Du wirſt mir die Adreſſe mittheilen. — So, jetzt merk' auf, mein Junge."

Er hatte ſich behaglichſt zurechtgeſetzt, den Rücken an den Lindenſtamm gelehnt, die Beine auf einen Stuhl gelegt, die Requiſiten des Trinkens und Rauchens auf dem Tiſche bequem zur Hand, und ſo hob er an:

„Unſere Forg iſt, wie du weißt, ein Waſſer, das in ſeinem ungeſtümen Lauf ſchon manchen obſtinaten Felſen, der ſich ihr breit in den Weg gelagert, im Laufe der Zeit unterhöhlt und weggeſpült hat. Iſt das, ſchätz' ich, das Privatvergnügen unſerer Forg, und muß jedermann ſein Privatvergnügen haben. Gibt es aber doch noch eigenſinnige Steinklumpen genug, an denen die Forg bis dato ihre Zähne ſo zu ſagen ganz umſonſt verſucht hat, und ſo iſt denn auch das Vorhandenſein von zwei kleinen, kahlen Felſeninſeln mitten im Fluſſe, da, wo er zwiſchen dem freiherrlichen Park und Bernwartshall ziemlich glatt und ruhig ſtrömt, eine Thatſache, an der ſich nicht wohl zweifeln läßt. Iſt es nicht?"

„Freilich. Aber was ſoll denn das? Ich glaube, du willſt ſo weitſchweifig werden wie ein Poet, der einen achtbändigen Roman unter der Feder hat."

„Gemach, gemach, werther Kritiker. Daß ich das Vorhandenſein jener zwei Felſeninſeln konſtatirte, war unumgänglich nothwendig, denn ich bin ein methodiſcher Erzähler, ich. Alſo die Felſen ſind hergeſtellt und das Verhängniß, welches alles von Uranfang vorherbeſtimmte, hat in ſeinem Humor gewollt, daß dieſe Inſelchen vom Volke die Namen des Hundes und der Katze erhielten. Haſt du dir die Dinger einmal genauer angeſehen, ſo wirſt du zugeben, daß dieſe Namen nicht unpaſſend gewählt ſind. Das eine Inſelchen ſieht wirklich ſo ungefähr wie ein auf dem Bauche liegender Hund aus, der mit emporgerecktem Kopf und vor ſich hin geſtreckten Tatzen ſich zum Sprunge [illegible] mag, das andere aber [illegible] Katze, die mit heldenhaft in die Höhe gebogenem Buckel den Angriff des Hundes erwartet. — So, jetzt wäre der Schauplatz hergerichtet und ich könnte die Handelnden ſofort auftreten laſſen, müßte ich nicht vorher das Schauſpiel, welches mit Fug und Recht ein Trauerſchauerſpiel, ein Nachtſtück comme il faut genannt werden kann, mit einer Expoſition, mit einem Prologus ſo zu ſagen, einleiten.

Du erinnerſt dich vielleicht, daß dein ſcharfäugiger Bruder an jenem Tage, wo du den Ritter ohne Furcht und Tadel zu ſpielen dich bemüſſigt fandeſt, den großen Walter von dem Schmelz damit hänſelte, daß er zur Sprache brachte, welchen poetiſchen Eindruck die Donna Eſtrella, die exotiſche Blume aus Atlantis, auf denſelbigen Herrn Walter ſowie auf deſſen Kollegen in Apollo gemacht hätte. Es ſcheint nun, die beſagte Blume ſei dieſes Eindrucks wohl bewußt geweſen. Es ſcheint ferner, die Gräfin habe auch davon gewußt und habe die Blume angeleitet, ihre Farbenpracht und ihren Duft den Bimbambummlern noch auffälliger in die Augen und Geruchsnerven ſtechen zu machen. Es ſcheint weiterhin, die Gräfin ſei der ſüßen Huldigungen der zwei berühmten Männer herzlich überdrüſſig geweſen und habe ſich dieſelben mit guter Manier vom Halſe ſchaffen wollen. Es ſcheint endlich, die beiden Bimbambummler ſeien in ihren exotiſchen Gefühlen doch nicht ſo ganz ſpiritualiſtiſch und chriſtlich-germaniſch geweſen, wie ihre Bimbambummeleien lauten, denn ich muß mit Bedauern ſagen, daß ich bemerkte, wie die beiden der exotiſchen Blume um die Wette nachſtrichen, natürlich nur in der Abſicht, Anregungen und Motive zu den grandioſen Dichtungen zu erhalten, womit ſie die Tochter Milimachs verewigen wollten.

Da ſich nun, vermuth' ich, derartige Anregungen aus einem Tête-à-tête beſſer und gründlicher ergeben als ſonſt, ſo hatten die Bimbambummler die Donna

Eſtrella ſchon lange um ein Stelldichein angegangen. Natürlich jeder privatim, denn es ſcheint eine Eigenthümlichkeit der Poeten, daß ſie, und wären auch zwei die dickſten Freunde, einander nicht gern in die Specialitäten ihrer dichteriſchen Pläne einweihen. Unklar iſt mir dabei freilich, wie es kam, daß unſere zwei berühmten Freunde, welche doch ihre Schöpfungen durchweg auf Backfiſche und halbreife Jungen berechnen, ſo darauf verſeſſen waren, von der braunen Sennora, die doch keineswegs mehr ein Backfiſch iſt, ſich anregen zu laſſen. Aber ſo ein Dichtergemüth iſt ein wunderlich Ding.

Genug, dem heißen Sehnen der Bimbambummler winkte endlich die Erfüllung. Die exotiſche Blume gewährte jedem von ihnen ein Stelldichein und noch dazu ein nächtliches. Aber exotiſche Blumen haben bizarre Launen. Das erbetene und gewährte Rendezvous ſollte in der Nacht — das konnte man ſich ſchon gefallen laſſen — und mitten im Fluß auf den beſchriebenen Inſelchen ſtattfinden; das war allerdings etwas unbequem, aber die Romantik des Abenteuers half den glücklichen Poeten über jede Bedenklichkeit hinweg. Den Rodrigo ward auf den Hund, Herr Walter auf die Katze beſtellt. An Kähnen war kein Mangel und die beiden Herren hatten während ihres Aufenthaltes im Forgthal einen Nachen erträglich führen gelernt. Daß Eſtrella ihrerſeits dieſer Kunſt mächtig war, davon hatten ihre Anbeter ſattſame Proben geſehen. So war denn alles vorbereitet und die beiden großen Männer trugen, jeder für ſich, verſteht ſich, das

Vorgefühl exotiſchen Glückes ſchweigend in hochſchwellender Bruſt mit ſich herum.

Endlich kam die erſehnte Nacht, eine dunkle Nacht, denn eine ſolche hatte das zarte Schamgefühl der Donna ſich ausgebeten. Die Bimbambummler zogen ſich unter plauſiblen Vorwänden früher als gewöhnlich von dem Abendtiſch auf ihre Zimmer zurück und ſchlichen ſich dann einer nach dem andern aus dem Schloſſe. Drüben in Bernwartshall brannte am Fenſter des weſtlichen Thurmes richtig das Licht, welches Eſtrella anzuſtecken verheißen hatte, als Zeichen, daß ſie kommen würde. Die Poeten hatten ſich die Lage der beglückenden Felſen genau gemerkt und ſo verurſachte es ihnen keine großen Schwierigkeiten, glücklich auf den Hund und die Katze zu kommen. Leider iſt es aber nicht mit hiſtoriſcher Sicherheit zu ermitteln geweſen, welcher von ihnen zuerſt ſeinen Kahn an dem ihm bezeichneten Felſen befeſtigte. Die Schilderung deſſen, was bis zum Tagesanbruch auf dem Hund und der Katze vorging, beruht nur auf einer Kombination, wie eben die Umſtände ſie an die Hand geben.

Der Poet auf dem Hund oder aber der Poet auf der Katze hörte, kurz nachdem er ſich auf ſeinem Felſen inſtallirt hatte, ein Geräuſch wie von Ruderſchlägen und natürlich vermuthete er, die exotiſche Blume ſchwimme in ihrem Boote heran. Es war aber nur der Nebenbuhler, welcher keine Ahnung davon hatte, daß ſein Kollege in Apollo ein paar Klafterlängen von ihm entfernt dem nämlichen Glück entgegenharrte, deſſen er ſelbſt gewärtig war. Auch der zuletzt Gelandete konnte ſich nach einer Weile einer ſüßen Täuſchung hingeben, denn es verlautete wieder ſo was wie Ruderſchläge und an der Katze ſowohl als an dem Hund rieb ſich ſo was wie ein an- oder abtreibender Kahn. Keiner der beiden konnte es jedoch wagen, dieſem Geräuſche näher nachzuforſchen, denn die Felſen ſind ſchmal und gewähren nicht eben viel Raum zu Bewegungen.

Die Nacht war, wie geſagt, von Anfang an dunkel geweſen und wurde jetzt noch dunkler, ſchwarz wie das Heidenthum, würde Herr Walter ſagen. Der Himmel ſah aus, als hätte er nie etwas von Sternen gewußt, der Fluß rauſchte eintönig und es erhob ſich ein ſchwüler Wind. Aber noch immer leuchtete das Licht im Thurme drüben verheißungsvoll, ein Pharus der Poeſie und Liebe. Die beiden warteten geduldig, was hätten ſie Beſſeres thun können? Aber ich vermuthe, daß ſtundenlanges Warten zuletzt auch einem Bimbambummler langweilig werden muß, und ohne Zweifel wurde es ihnen wirklich langweilig. Indeſſen hielten beide noch immer die Blicke hoffnungsvoll auf das mehrbeſagte Licht gerichtet, bis dieſes den abſcheulichen Einfall hatte, plötzlich zu verlöſchen.

Das brachte auch die Hoffnungen der Bimbambummler ſo ziemlich dem Verlöſchen nahe und der zu einem Sturm anſchwellende Wind war keineswegs geeignet, das Feuer in ihrer Bruſt wieder anzublaſen. Sie begannen zu ahnen, daß die exotiſche Blume ſie ſchmählich gefoppt habe, und krappelten ſich zu ihren Booten hin, um den Rückzug anzutreten. Aber, o Spiegelfechterei der Hölle! die unglückſeligen Boote waren fort, verſchwunden, ein- für allemal unſichtbar oder vielmehr ungreifbar geworden. Was nun thun? Ins Waſſer gehen und verſuchen, an ein beliebiges Ufer zu waten oder zu ſchwimmen? Aber die verzweifelte Forg iſt gerade dort herum ſehr tief, das wußten der auf dem Hund und der auf der Katze und ſchwimmen konnte weder dieſer noch jener.

Da hieß es denn: ‚Geduld, Geduld, du ſeligſte der Tugenden!“ wie der Phanteiſt Schefer ſagt, welchen gewiß keins der beiden poetiſchen Kirchenlichter citiren mochte. Aber das Warten auf den Felſen hatte auch ſeine Unzukömmlichkeiten. Nämlich der Himmel war boshaft genug, einen Platzregen herabzugießen, und der Sturm heulte dazu mit ſolcher Macht, daß die Bimbambummler ſicherlich ſich auf die Felſen niederkauern und mit den Händen am Geſtein feſthalten mußten, um nicht ins Waſſer geſchleudert zu werden. Es war eine niederträchtige Situation. Gott ſtraf' mich!

Das Peinlichſte war aber doch wohl für ſie das endliche Heraufdämmern des Tages und doch auch wieder etwas Tröſtliches, denn als der auf der Katze den auf dem Hund und der auf dem Hund den auf der Katze erblickte — was die bei dieſer Gelegenheit für Geſichter geſchnitten haben mögen! — ſo hatte nach überwundenem gegenſeitigem Erſtaunen wenigſtens jeder die Befriedigung, zu ſehen, daß er nicht allein der Geäffte war, nicht allein auf der Schwelle eines tüchtigen rheumatiſchen Fiebers ſtand. Das mußte aber für beide ein horribler Augenblick ſein, als jetzt die Gräfin auf den Balkon ihres Schlafzimmers heraustrat und den Bimbambummlern einen lachenden Morgengruß herüberwarf. In dieſem Moment ging, vermuth' ich, der ganze Vorrath ihrer Dichtergemüther an romantiſchen Gefühlen bachab. Nachdem ſich jedoch die Gräfin die modernen Säulenheiligen genugſam betrachtet — die exotiſche Blume ſtreckte zu gleicher Zeit den Kopf aus dem Thurmfenſter und lachte wie eine Teufelin — war ſie barmherzig genug, den Milimach mit einem Boote zu ſenden, welcher die Unglücklichen erlöſte und heimführte. Sie legten ſich ſogleich zu Bett, ich kurirte ſie von ihrem Fieber, und als ſie es überſtanden hatten, ſagten ſie dem Schwarzwald ſchleunigſt Valet. Ich bin, Gott ſtraf' mich! hölliſch begierig, zu erfahren, welche poetiſche Motive ſie aus der Romantik dieſer Nacht ſich abſtrahirt haben. Was übrigens den Spuk mit den Booten betrifft, ſo erklärt ſich der — aber was haſt du denn?"

Ottmar war aufgeſtanden und rannte der Haustreppe zu.

Was er hatte?

Er hatte das Aivli den Fußpfad heraufkommen ſehen, welcher durch den Baumgarten nach der Hinterthüre der Goldforelle führt.

Eben war er oben an der Treppe angekommen, als das Mädchen in die Vorhalle heraustrat.

Ein zwiefacher Schrei der Freude — und beide verſchwanden hinter dem Rebenſpalier.

Wate ſchaute hoch auf, erhob ſich, ſtieg leiſe die Treppe hinan und warf einen ſpähenden Blick hinter das Spalier.

Dort wand ſich das Aivli hocherröthend aus den Armen des Geliebten.

Ungeheuer verblüfft, verblüfft wie noch nie in ſeinem Leben, prallte der Grimme zurück und wäre faſt die Treppe hinabgefallen. Dann brach er in ein unbändiges Gelächter aus, ſchlug ſich vor die Stirne und ſchrie:

„Oh, ich Koloß, ich Pyramide von Kameel!“

## 2.

## Ein Stück Bauernadel.

„Aivli, morgen red' ich mit dem Vater", hatte Ottmar der Geliebten zugeflüſtert, als er ihr gute Nacht geboten. Dann war er in die Stube Wate's gegangen, denn er fühlte die Verpflichtung, dem wackeren Freund die nöthigen Erklärungen zu geben.

Der Gaſtroſoph hatte ſeine Küche, wie er ſein Zimmer nannte, ſo komfortabel eingerichtet, als müßte ſie für immer ſeine Wohnung bleiben. Da waren Bücher und phyſikaliſche und chemiſche Inſtrumente genug, um ſich die Langeweile vom Halſe zu halten, und in einer Ecke hatte ſich der Grimme eine Art Herd von eigener Konſtruktion erbauen laſſen, auf welchem er ſeine kulinariſchen Experimente machte. Jetzt ſaß er in hemdärmeliger Bequemlichkeit in einem altväteriſchen Großvaterſtuhl mit Lederpolſterung, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in den Folianten, welcher neben ihm auf dem Tiſch aufgeſchlagen lag, und ſchlürfte zwiſchenhinein einen Zug Rauch aus der Bernſteinſpitze ſeiner Türkenpfeife.

„Ich komme, lieber Alter, dich um Verzeihung zu bitten", ſagte Ottmar.

„Um Verzeihung?" verſetzte der im Bart. „Setz' dich doch und ſtecke dir eine Pfeiſe an. Pfeiſen ſind abends der Geſundheit zuträglicher als Cigarren, mußt du wiſſen. — Es iſt aber, Gott ſtraf' mich! coulant von dir, daß du als ein Fuchs, der du biſt, mir, dem ſehr bemooſten Haupt, Abbitte zu thun kommſt. Wahrſcheinlich biſt du hinterher zu der Erkenntniß gekommen, daß meine ſardanapaliſche Bombe keineswegs zu fett ſei."

„Beim Zeus", entgegnete Ottmar lachend, „ich glaube, dieſe verteufelte Bombe hat dich gegen alles Andere bombenfeſt gemacht."

„Die Sache liegt mir am Herzen, ja. Jeder hat ſo ſein Steckenpferd, das meinige iſt nun dermalen dieſe glorioſe Bombe, auf welcher ich in eine dankbare Nachwelt hineinreiten will. Ich habe da im Athenäus geblättert, und wenn mich nicht alles täuſcht, müſſen ſchon die Griechen eine Ahnung von jenem Kochkunſtwerk gehabt haben. Warum auch ſollten ſie nicht? Waren ſie doch von allen den Milliarden von Menſchen, die ſchon mit dumpfer Seele oder hungrigem Magen am ſauſenden Webſtuhl der Zeit geſchafft haben, die einzigen, die einigermaßen zu leben verſtanden."

„Wohl, wohl, aber ich möchte jetzt von etwas Anderem als von Gaſtroſophie ſprechen. Weißt du, es hat ſich ja außer deiner Bombe heute noch etwas ereignet."

„Ah ſo, du meinſt vielleicht das lebende Bild: Fauſt und Gretchen, welches ich hinter dem Rebenſpalier zu Geſicht kriegte?“

„Ja.“

„Lieber Junge, die Liebe iſt eine Privatſache, ſiehſt du, und der alte Wate iſt nicht gewohnt, ſich in die Privatſachen anderer Leute einzudrängen.“

„Sprich nicht ſo, Alterle. Wie ſollte dich nicht berühren, was mich ſo tief bewegt?“

„So, meinſt du?“ entgegnete der Gaſtroſoph brummig und jetzt wirklich ein Stück grimmen Wate's herauskehrend. „Haſt du dich ſchnöder Weiſe hinter meinem Rücken verliebt und zwar, ich traue dir's zu, allen Ernſtes, ſo magſt du auch zuſehen, wie du mit der Geſchichte fertig wirſt. Ich will nichts damit zu thun haben, gar nichts — Gott ſtraf' mich!“

„Beim Zeus, du kommſt mir vor wie der alte Breſi, auf und eben.“

Und ohne dem Freunde zu weiterem Brummen Zeit zu laſſen, erzählte Ottmar, wie ſich der alte Knecht aufgeführt, als derſelbe erfahren, ſein Meiſter hätte dem Grafen Geld geliehen, ohne ihm etwas davon zu ſagen.

Dadurch wurde der im Bart wieder in beſſere Laune verſetzt und nun theilte ihm Ottmar ausführlich mit, wie zwiſchen dem Airli und ihm alles ſo gekommen.

Der Freund hörte ihm mit ſteigender Theilnahme zu, kraute ſich wohlgefällig im Bart und ſagte am Schluß der Beichte:

„Ich glaub', es wird am geſcheideſten ſein, ich abſolvire dich. Jetzt weiß ich doch, warum das Aivli gleichſam in der Luft ging und nach deiner Abreiſe wieder ſo burrlemunter ward. Da ſage doch noch einer, ein Weiberherz ſei zu ergründen. Ja, Proſit die Mahlzeit! Das Dundersmeidli! Während ſie im Herzen über ihr Verhältniß zu dir frohlockte, lebte ich des Glaubens, ſo ein Verhältniß ſei gar nicht vorhanden, keine Spur. Ich war ein rechter Blechſchädel. Gott ſtraf' mich! — Und du willſt ſchwarzwälder Landmann werden? Nun, lieber Junge, darüber denk ich ſo: Wäreſt du vor einigen Jahren, als wir noch mitſammen auf den hohen Wogen einer aufgeregten Zeit ſchwammen, auf dieſen Gedanken gekommen, ſo hätt' ich denſelben als eine rabiate Grille betrachtet und behandelt. Heute aber weiß ich mich mit der Sache abzufinden. Du weißt, wir haben den Stimmungen unſerer Zeit redlich unſeren Tribut entrichtet. Wir haben die blanke blöde Jugendeſelei durchgemacht, deren verſchiedene Auszweigungen in dem Begriff Romantik ſich zuſammenfaſſen; dann haben wir patriotiſch und humaniſtiſch geſchwärmt und um dieſer Schwärmerei willen auch Etliches gelitten. Laß mich ausſprechen, ich weiß ſchon, was du ſagen willſt, nämlich, daß du auch jetzt noch Begeiſterung für Vaterland und Menſchheit keineswegs als Schwärmerei betrachteſt. Gut und wohl, ich wäre, glaub' ich, thöricht genug, mich über dich zu ärgern, wenn du ein blaſirter, fiſchblütiger Halunke von Philiſter geworden wäreſt oder je werden könnteſt. Das wäre alſo zwiſchen uns abgemacht und du brauchſt dich nicht zu ereifern.

Aber die Zeit hat ſich ſo angethan, daß mit fauſtiſchem Sturm und Drang dermalen nichts erſtrebt, nichts erreicht werden kann, und zu byron'ſchem Ueberdruß herabzuſinken, dazu ſind wir beide ein paar viel zu geſunde, viel zu bürgerliche Kerle. Die Gegenwart arbeitet doch an einer Häutung für die Zukunft, trotz alledem. Aber das Getriebe der Entwickelung hat ſich mehr von der Oberfläche zurückgezogen und arbeitet ſtiller. Da muß es denn jedem erlaubt ſein, ſich vom Markte des Lebens in eine ſtille Häuſlichkeit zurückzuziehen und da ſich anzubauen, wo der Boden ihm Früchte ſeines Fleißes verſpricht. ‚Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt, ſchmückt ſie auch den Garten', ſagt ein Mann, der nicht nur gute Verſe, ſondern auch gute Gedanken producirte. Wo ein Mann an ſeinem Platze iſt und tüchtig ſein Geſchäft ſchafft, da iſt er auch mitten in der Welt und wirkt für ſie. Ich meinestheils habe mir nun allerdings ein leichtes und angenehmes Geſchäft gewählt, du willſt das Schwerere über dich nehmen und du thuſt recht, denn du biſt jünger, anſtelliger, arbeitsluſtiger als ich und haſt den ſchönſten Segen dazu bei der Hand, das Nivli. Wenn ich dran denke, wie du dich im Heuet zu ſchicken und zu rühren wußteſt und wie fröhlich du dabei geweſen biſt, ſo kann ich deiner landmänniſchen Tendenz nur ein gutes Prognoſtikon ſtellen. Summa Summarum: ich gratulire dir von Herzen, und wenn mir die Gaſtroſophie nicht ſo viel zu denken und zu thun gäbe, item, wenn ich nicht dein alter Wate wäre, würde ich dich um das dunderonette Kind alles Ernſtes beneiden. So aber — gratulor tibi intimo ex animo, hoffe jedoch, du werdeſt ob deinem Rivli deinen Alten im Bart nicht ganz vergeſſen.“

„Nie und nimmer, Wate!“

„Wohl, ſo iſt alles gut, denn ich hoffe, du haſt dein Herz ernſthaft geprüft. Ich bin nur ein alter Knabe und werde als Hageſtolz in die Grube fahren, aber von einer rechten Ehe hatte ich immer eine hohe Meinung. Wo hab' ich nur gleich ein treffend Wort darüber geleſen? Das Wort, die Ehe ſei alles oder nichts, die Liebe und Vertraulichkeit laſſe ſich nicht theilen; habe ſie einen Riß erhalten, wie klein er auch ſein möge, ſo ſei es damit, wie wenn man eine Nadel in ein Luftkiſſen bohrt: durch die kaum ſichtbare Oeffnung entweicht alles, nur die Bürde bleibt zurück und auf Nimmerwiederkehren hat man verloren, was dieſelbe leicht und ſüß macht. Das merke dir! — Doch ich falle ja, Gott ſtraf' mich! ganz aus meinem Charakter und werde ſalbungsvoll wie der Jeremias.“

„Du fällſt nie aus deinem Charakter, Wate“, ſagte Ottmar, dem Freunde die Hand reichend, „denn, wie ſeltſam du dich manchmal auch ſtellen magſt, immer bleibſt du der gutmüthigſte Menſch und der beſte Freund unter der Sonne.“

Mit etwas weniger leichtem Herzen, als womit er dem Freunde ſich eröffnet hatte, ging Ottmar folgenden Tages zu der Unterredung mit Meiſter Baldung, denn er wußte, der Goldforellenwirth war ein Charakter, tüchtig, brav, geſund wie eine Eiche, aber in vielen Dingen auch zäh und knorrig wie eine Eiche, ein Mann, welcher unbeſchadet ſeiner Herzensgüte und unbeſchadet der innigen Liebe zu ſeinem einzigen Kinde ſtreng auf ſein väterliches Anſehen hielt, welches er vielleicht dadurch, daß Ottmar ohne ſein Vorwiſſen mit ſeiner Tochter ſich verſtändigt hatte, beeinträchtigt glauben konnte.

Unſer Freund ſuchte den alten Herrn — denn einen ſolchen durfte man Baldung wohl nennen, obgleich er nur ein Bauer war — im Laufe des Vormittags in dem Hinterſtübchen auf, wo der Goldforellenwirth ſeine Schreibereien, privatliche und amtliche — er war nämlich Bürgermeiſter der Gemeinde Forgau — abzumachen pflegte. Unſer Freund hatte ſeinen Wirth, welcher geſtern ſpät von einem Ausflug in Sachen ſeines Holzhandels zurückgekommen, ſeit ſeiner Wiederkunft aus der Hauptſtadt noch nicht geſehen und war daher nicht wenig befremdet ob des abgemeſſenen, um nicht zu ſagen kühlen Empfangs, welcher ihm zutheil wurde.

„Gut, daß Ihr kommt, Herr Ottmar“, ſagte Baldung nach ausgetauſchten Begrüßungen. „Ich hatte numme grad' im Sinn, Euch aufzuſuchen.“

„Ihr waret wohl begierig, Herr Baldung, zu erfahren, wie die gräfliche Proceßſache abgelaufen iſt?“

„Das nicht gerade. Indeſſen — habt Ihr gute Verrichtung gehabt?“

„Die allerbeſte. Der Proceß iſt gewonnen, mit Glanz gewonnen und, was noch beſſer, unwiderruflich:

das Obertribunal hat geſprochen. Wenn der Forgforſt wirklich ſo viel werth iſt, wie Ihr mir eines Tages ſagtet, ſo iſt der Graf heute wieder ein reicher Mann.“

„Weiß er ſchon von dem glücklichen Ausgang der Sache?“

„Nein. Ich reiſte auf der Stelle aus der Stadt ab, nachdem ich die betreffenden Ausfertigungen in Händen hatte.“

„Das iſt ja recht ſchön. Ich wünſch' Euch Glück zu dieſem Erfolg, Herr Doktor, mir ſelber aber auch, denn ich habe nun Ausſicht, wieder zu meinem Gelde zu kommen, und will ohne Zeitverluſt die nöthigen Schritte thun. — Aber warum geht Ihr nicht ins Schloß?“

„Ich bin auf dem Wege dorthin, allein ein für mich unendlich viel wichtigeres Anliegen ließ mich vorher noch an Eure Thüre klopfen. — Herr Baldung, ich bitte Euch um geneigtes Gehör, und da ich Umſchweife nicht gewohnt bin, ſo muß ich gerade mit der Sache herausplatzen: ich bin gekommen, bei Euch um die Hand Eurer Tochter anzuhalten.“

Baldung war an dem maſſiven Tiſch, an welchem er beim Eintritt des Freiwerbers geſchrieben hatte, ſitzen geblieben. Jetzt kehrte er ſich auf ſeinem Stuhl um, fixirte unter ſeinen buſchigen Brauen hervor mit einem ſcharfen Blick unſeren Freund und fragte faſt barſch:

„Ihr wollt mein Aivli heiraten?“

„Ja, Herr Baldung. Ich glaube ſagen zu dürfen, daß an meiner Vergangenheit und an meinem Charakter nichts haſte, was einem Vater gerechte Bedenken und Beſorgniſſe einflößen könnte.“

„Das iſt wahr. Ihr wißt, ich hab' Euch ſtets für einen Ehrenmann gehalten und hab' Euch drum, ſchätz' ich, ordentlich lieb gehabt.“

„Meine Angelegenheiten ſind geordnet, Herr Baldung, und was mein Vermögen betrifft, ſo iſt daſſelbe zwar nicht groß, aber doch anſtändig für einen Mann, der Kraft und Willen zum Arbeiten hat.“

„Ich weiß es.“

„Ich brauche Euch nicht erſt zu verſichern, daß ich Eure Tochter herzlich liebe, aber ich meine — nehmt es nicht für Unbeſcheidenheit — ich meine, Aivli ſei auch mir zugethan.“

„Das meine ich auch, Herr — ja, bi Gott, das meine ich auch.“

Baldung ſtand auf, als er das geſagt, und ging mit finſterem Geſicht in dem kleinen Raum auf und ab. Sein Ausſehen erſchreckte Ottmar und er ſagte etwas beklommen:

„Ich hoffe nicht, daß Ihr etwa zu Gunſten eines anderen ſchon über die Hand Eva's verfügtet, denn —“

„Denn“, unterbrach ihn der Goldforellenwirth mit bitterer Betonung, „dann würdet Ihr vielleicht in neumodiſchem Trotze die Tochter zum Ungehorſam gegen den Vater verleiten wollen, nicht ſo?“

„Herr Baldung —“

„Ich könnte Euch vielleicht mit Recht fragen, Herr, ob es ehrlich war, unter meinem Dache, hinter meinem Rücken meiner Tochter Hoffnungen und Erwartungen in den Kopf zu ſetzen, aus denen nichts werden kann.“

„Nichts werden kann? Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Wie es gemeint iſt.“

„Aber aus dem, was Ihr vorhin über Eurer Tochter und meine gegenſeitige Neigung geſagt, daß Ihr nämlich davon wüßtet, muß ich faſt glauben, Eva —“

„Habe gethan, was ihre Pflicht war, nicht? Wohl, das hat ſie gethan. Ich habe das Meidli nicht ſo erzogen, daß es ſeiner Pflichten uneingedenk iſt. Geſtern Abend, als ich heimkam, hat mir's Aivli alles geſagt.“

„Alles?“

„Alles. Daß Ihr ſie heiraten wolltet, verſteht ſich. Möchte auch den ſehen, welcher ſich des Goldforellenwirths im Bühl ſeiner Tochter in unredlicher Abſicht nähern wollte. Ich bin nur ein Bauer, Herr, und möcht' ich um kein Geld was Anderes ſein, aber den möcht' ich ſehen, der ſich unterſtünde, Unehre unter mein Dach bringen zu wollen.“

„Aber, Herr Baldung —“

„Ihr wollt ſagen, das treffe Euch nicht, und das iſt wahr. Aber es iſt genug, daß Ihr Herzeleid unter mein Dach gebracht, denn allem nach fürcht' ich, das Kind habe Euch zu tief in die Augen geguckt, viel zu tief.“

„Gewiß nicht tiefer als ich ihm“, verſetzte Ottmar, deſſen männlicher Stolz ſich zu regen begann. „Aber ich begreife nicht —“

„Werdet mich ſogleich begreifen. Seht, Herr — wir wollen die Sache hübſch ſachte abmachen, ohne Lärm, ohne uns zu erhitzen — ja, ſeht, ich laſſ' Euch die Gerechtigkeit widerfahren, mein Kind hat nur der Natur nachgegeben, als es Euch ſagte, daß es Euch gut ſei, nachdem Ihr zuvor von Eurer Seite ihm das Nämliche geſagt. Ihr ſeid ſchon ſo ein Burſch, in den ſich ein Meidli vergucken kann, und wär's auch ein Meidli wie mein Aivli. — Nichts für ungut, ich darf, ſchätz' ich, ſchon ein bißle ſtolz ſein auf das arm' Närrli, das jetzt in tauſend Aengſten ſein wird. Aber die Sach' iſt die: 's Aivli iſt ein Landmeidli, ein fergthaler Kind und 's thät kein gut mit ihm in der Stadt. 's kann keinen Stadtherrn heiraten. — Unterbrecht mich nicht, ich bin bald fertig. — 's iſt noch ein zweiter Umſtand da, 's mag ſein, der iſt mir noch ſölli wichtiger als der erſte. Seht, wir gemeinen Leut', wir Bauern, wir haben halt auch unſern Stolz, und wer ein rechter Bauer iſt, der hält auf ſeinen Stand trotz einem. Ich bin ein rechter Bauer, ich, und all meine Fürfahren, ſolang' es Baldunge gab, ſind rechtſchaffene Bauern geweſen. Da haben ſie gehauſt, Herr, da im Bühl, in Arbeit und Ehren, und ſind von uralters her Bauern und Wirthe geweſen, und ſo oft auch im Verlauf der Zeit die Goldforelle hat müſſen umbaut werden, die Baldunge ſind immer feſt drauf geſeſſen und haben ihrem Namen Ehr' gemacht centum*), im Schwarzwald. So was geht ins Blut, Herr, und iſt auch kein Lariſari, bi Gott! Seht, Herr, weil wir Baldunge allzeit rechtſchaffen g'werchet han*) und g'hauſet und g'lebt, wie's der Brauch, weil wir dem Geſinde gaben, was dem Geſinde, und der Gemeinde, was der Gemeinde, und dem Staate, was dem Staate gehört, und weil wir nie Lumpe und Säufer und Spieler und Händelſucher unter unſerem Dache geduldet, keine Stunde, und weil wir nach unſerer Sach' geſehen und an anderen gethan, wie's Menſchen- und Chriſtenpflicht iſt — ſeht, drum haben wir auch was für uns gebracht und haben's erwirkt, daß jeder, der von der Goldforelle im Bühl redet, ſagen muß: 's iſt ein ehrſames Haus. Und das ſoll's bleiben und ein rechtes Bauernhaus, denn mit der Wirthſchaft will ich, bei dem Anlaß g'ſagt, bald abfahren. Mein Bauerng'werb hat allmälig 'ne ſelli große Ausdehnung gewonnen, dazu kommt noch der Holzhandel und ſo hab' ich keine Zeit mehr, den Wirth zu machen. Dem Nivli aber will ich auch nicht zu viel aufladen, es hat ſonſt ſchon mit dem Hausregiment alle Händ' voll zu thun. Schon mein Aehli**) wollte den Schild einziehen, aber wir trieben's noch ſo fort, weil ſeine Söhnerin***) meine Mutter, Freud' dran hatte. 's Nivli hat numme kein' rechte Freud' dran, obgleich es ſich's mir zu G'fallen nicht merken läßt. — Nun, aber was wollt' ich doch noch ſagen? Ja, ſeht, mein Meitli ſoll nun und nimmer einen heiraten, der nicht das Bauerng'werb der Baldunge fortführen will und kann, rechtſchaffen und in Ehren. Mein Vater ſelig war ſo ein braver Mann, als nur je einer in ſchwarzwälder Schuhen ſtand. Als dem ſein letztes Stündlein gekommen und er auf dem Todbett lag und kaum noch die Zunge rühren konnt', da ſagt' er zu mir: ‚Gottfried‘, ſagt' er, ‚du biſt mir ſtets ein gehorſamer Sohn geweſen; mag dafür deine Tochter auch dir gehorſam ſein. Aber eins mußt du mir noch thun, damit ich in Frieden hinfahre. Schwöre mir, ſolange noch ein Reis von unſerem Stamm vorhanden, den Bühl nicht in fremde Hände fallen zu laſſen. Schwöre mir, auf dem Boden deiner Väter zu bleiben all dein Leben lang und deine Tochter auf dem Heimweſen der Baldunge bleiben zu machen und deiner Tochter Kinder, als rechtſchaffene Bauersleute, in Arbeit und Ehren!‘ — Wißt Ihr nun, Herr Ottmar, warum ich mein Aivli keinem Stadtherrn gebe? Ich hab' dem Vater ſelig in ſeine ſchon halb erſtarrten Hände den verlangten Schwur geleiſtet. Soll mir wie einem Verbrecher zu Muthe werden müſſen, wenn ich an dem Grabe des Vaters vorübergehe? Soll ich meineidig werden, ich, der letzte einer Reihe von Bauern, die alle in Ehren geſtorben? Nein, lieber ſterben und verderben! Könnt Ihr mir das verübeln?“

---

*) Ringsum.

---

*) Haben.

**) Großvater.

***) Schwiegertochter.

Der alte Mann hatte ſich hoch aufgerichtet, als er ſo ſprach, und ſein Blick, ſeine energiſchen Gebärden, ſeine aus tiefſter Ueberzeugung quellende Sprache hatten etwas, was Ehrfurcht einflößte.

„Nein, Herr Baldung“, ſagte Ottmar mit Wärme, „Ihr ſollt, Ihr dürft nicht meineidig werden.“

„Das heißt geſprochen wie ein Mann. Aber ſeht Ihr, es iſt eine leidige Sach'. Mein Aivli dauert mich und Ihr auch, Ottmar; glaubt nur nicht, daß ich nicht wüßt', wie's Euch und dem Kind zu Muthe ſein wird. Aber 's kann nicht ſein, 's kann nicht ſein, bi Gott! Ich hätte früher dazu ſehen ſollen, ja, das hätt' ich. Aber das Unglück iſt nun mal geſchehen und ſo müßt Ihr denn fort, je eher, je beſſer.“

„Nein, Herr Baldung“, verſetzte Ottmar, die halb widerſtrebende Hand des Mannes ergreifend, „nein, ich gehe nicht fort. Euer Kind hat Euch nicht alles geſagt.“

„Nicht alles? Wie ſo?“

„Es hat Euch nicht geſagt, daß ich ein Bauer werden will, ein Landmann in Rechtſchaffenheit und Ehren, und was mir noch dazu fehlt, das ſoll Euer Beiſpiel mich lehren.“

Ein heller Blitz der Freude brach aus dem umwölkten Vaterauge.

„Wie, Ottmar, Ihr könntet, Ihr wolltet meinem Aivli zulieb' — “

„Wer thäte nicht alles dem Aivli zulieb'? Aber, die ganze Wahrheit zu ſagen, ich thu's auch mir ſelber zulieb'. Ich bin es ganz und gar ſatt, immer nur mit den Schlechtigkeiten der Menſchen zu thun zu haben. Ich hänge den Advokatenrock in den Kaſten und ziehe das ſchwarzwälder Bauernwams an, um das, was ich im Heuet zum Spaß und mit Freude gethan, fürderhin im Ernſt und mit Freude zu thun. Der alte Schwarzwald iſt ja meine Heimat und ich —"

Hier wurde Ottmar durch Wate unterbrochen, der, nachdem man zuvor ſchon ein lautes Hin- und Herrennen im Hauſe gehört hatte, in ungewöhnlicher Aufregung in das Hinterſtübchen ſtürzte.

## 3.

## „Ich ſag', das ging nicht mit rechten Dingen zu."

„Wißt Ihr's ſchon?" fragte der Gaſtroſoph in geflügelter Eile. „Der Freiherr von Moosbrunn iſt eben geſtorben. An dem Frühſtückstiſche ſeines Bruders hat ihn der Schlag gerührt."

Ottmar ſtieß einen Ausruf der Ueberraſchung aus.

Baldung ſchob ſein ſchwarzſammtenes Hauskäppchen von einem Ohr zum andern und ſagte bedächtig:

„Ich hab' mir, bi Gott, ſchon lange gedacht, daß das Haus ſeines Bruders dem jungen Menſchen noch verderblich werden würde."

„Wie meint Ihr das?" fragte Wate.

„Weder ſo noch ſo, Doktor. 's iſt nur ſo 'ne Redensart, die mir gerade in den Mund kam."

„Ja ſo. Aber ich muß auf der Stelle ins Schloß. Zwar hat man mich nicht rufen laſſen, wahrſcheinlich weil das Unglück überhaupt zu ſchnell kam, indeſſen —"

„Indeſſen", fiel Baldung ein, „möchtet Ihr doch gar zu gerne etwas Näheres darüber erfahren, wie eigentlich das Unglück gekommen."

„Nun ja", verſetzte der im Bart, „man iſt doch auch ſo zu ſagen ein Menſch, und wenn einem ein Nachbar, mit welchem man verſchiedene Flaſchen ausgeſtochen hat, ſo mir nichts dir nichts vom Tod vor der Naſe weggepaſcht wird, ſo fühlt man ein menſchliches Rühren und ſo weiter."

Er griff zur Klinke, als ihn Ottmar aufhielt mit den Worten:

„Halt, ich gehe mit dir. Ich wollte ohnehin ins Schloß, um dem Grafen ſeinen proceſſualiſchen Sieg anzukündigen. Es iſt freilich eine unerquickliche Sache, einem Bruder an der Leiche ſeines plötzlich dahingerafften Bruders zu ſagen, daß er einen Proceß gegen den Todten gewonnen. Ich hätte doch wohl beſſer gethan, noch von der Hauptſtadt aus meinen Clienten ſchriftlich von dem Ausgang der Sache in Kenntniß zu ſetzen."

„Bah, bah", verſetzte Wate, „was ſind das wieder für ſentimentale Flauſen? Ein gewonnener Proceß iſt. Gott ſtraf' mich! immer eine ſchöne Sache, ſei der Gegner ein Lebender oder ein Todter. Komm' nur mit."

„Wartet, Ihr Herren", ſagte der Goldforellenwirth, welcher inzwiſchen Wams und Mütze mit Rock und Hut vertauſcht hatte. „Wartet, ich gehe auch mit. Die beiden Schlöſſer der Brüder gehören in den Gemeindeverband von Forgau und ich muß als Bürgermeiſter ein Protokoll über dieſen plötzlichen Todesfall aufnehmen. —

So, ich bin ſchon fertig; nur voran, wenn's gefällig iſt.“

Als die Männer die Haustreppe hinabſtiegen, erſpähte Ottmar, rückwärts blickend, auf dem Söller, hinter einem Pfeiler deſſelben halb verborgen, die Geliebte, welche ihnen geſpannt und ängſtlich nachſah. Er blieb einen Augenblick ſtehen, um mit Kopf und Hand eine bejahende Gebärde zu machen, und 's Aivli ſchien ihn auch recht gut zu verſtehen, denn heller Sonnenglanz lief über das ſchöne Geſicht des Mädchens.

Auf dem Wege nach dem Schloſſe begegnete ihnen der alte Broſi, welcher von der Sägmühle am Wolfsloch herabkam und demnach an Bernwartshall vorbeigekommen ſein mußte.

„Habt Ihr da droben nichts Näher's über das Unglück im Schloſſe gehört, Broſi?“ fragte ihn der Goldforellenwirth.

Nun hatte zwar der alte Knabe auf ſeinem Wege ſchon allerlei über die große Neuigkeit des Tages aufgefangen, aber er war augenſcheinlich nicht in der Stimmung, das Gehörte wiederzuerzählen. Wahrſcheinlich ſtieß es ihn gewaltig, daß Ottmar wieder da war. Auf die an ihn gerichtete Frage antwortete er, die Pfeifenſpitze mit dem ewigen Garnknäuel aus dem Munde nehmend, ganz unwirſch und grämlich:

„Was geht mich die ganze fürnehme Bagaſche an, Meiſter? Meinetwegen mag ſie alleſammt der Kukuk holen — der Donner ſchieß'!“

Sprach's, ſchloß ſeinen zahnloſen Mund wieder über dem Garnknäuel und ſtapfte dem Bühl zu.

„Möcht' nur wiſſen", ſagte Baldung im Weitergehen, „möcht' nur wiſſen, was der alt' Broſi hat. Dieſen ganzen Sommer her könnt's einem, ſchätz' ich, oft fürkommen, es ſei in ſeinem Oberſtübli nicht mehr ganz richtig. Er grämelt und brummt manchmal, daß es faſt gar nicht mehr zum Aushalten iſt."

„Das Alter, Meiſter Baldung, das Alter", bemerkte Wate. „Wenn ſo ein Hageſtolz ſeine achtzig Jahre auf dem Buckel hat und den ganzen Tag ſo einen Garnknäuel im Maul mit ſich rumſchleppt, wird er zuletzt griesgrämig und haßt alle Menſchen, welche noch Zähne haben, um die Pfeifenſpitze damit feſtzuhalten."

„Ach nein, es iſt nicht das", ſagte Ottmar.

„Was denn? Wißt Ihr was?"

„Freilich weiß ich was. Der alte Broſi iſt dahinter gekommen, daß Ihr ohne ſein Vorwiſſen dem Grafen Geld geliehen."

„So, das iſt's?" verſetzte Baldung mit einem leiſen Pfiff durch die Zähne. „Da liegt der Has' im Pfeffer? Hätt' es, ſchätz' ich, wiſſen ſollen, daß es ſo was ſein müßt'. Da muß ich nur gleich mit dem Alten über die Sach' reden, wann ich heimkomme. Er könnt' ſich's am Ende z' arg zu Herzen nehmen und das ſoll nicht ſein. Dienſtboten, die fünfundfünfzig Jahr' in einem Haus gedient, rechtſchaffen und in Ehren, die muß man höher ſchätzen als die koſtbarſte Rarität."

In Bernwartshall angekommen, konnten die drei Männer leicht wahrnehmen, daß das traurige Ereigniß einen tiefen und ſchreckhaften Eindruck auf die Bewohnerſchaft des Schloſſes gemacht hatte. Wenigſtens inbetreff der Dienerſchaft, die unſchlüſſig hin und her rannte und auf an ſie gerichtete Fragen nur verwirrte Antworten gab, konnte dies unzweifelhaft angenommen werden. Hätte Ottmar die tiefe Aufregung, welche von dem Geſpräche mit dem Vater der Geliebten her noch in ihm nachbebte, ſchon völlig verwunden gehabt, würde es ihm vielleicht vorgekommen ſein, als ob das ganze Innere des alten Gebäudes eine gewiſſe Phyſiognomie der Verſtörung trüge. Dem grimmen Wate wenigſtens, der unbefangener war, drang ſich ſo ein Gefühl auf, als ſie in dem öden Schloßhofe ſtanden, über welchen die graue Wolkendecke eines regneriſchen Herbſttages herabhing.

Auf Befragen erfuhren ſie, daß der Herr Graf in ſeinem Laboratorium und die Frau Gräfin in ihrem Kabinett ſich befände.

„Der würde, ſcheint es, fortfahren zu laboriren, und wenn ihm zehn Brüder ſtürben“, flüſterte Wate dem Freunde zu.

Baldung verlangte in ſeiner amtlichen Eigenſchaft zu dem Todten geführt zu werden und ordnete an, daß die ganze Schloßdienerſchaft bei Aufnahme des nöthigen Protokolls zugegen ſein ſollte.

Ottmar ſeinerſeits ließ ſich zunächſt zu dem Grafen führen und betrat alſo nach wenigen Sekunden das Gelaß.

welches den guten Herrn Tauberich in ſo große Nöthen gebracht hatte.

Er traf den Grafen in emſigſter Beſchäftigung, und ſchien es, derſelbe habe ſich's heute gerade in den Kopf geſetzt, ſein Laboratorium aufzuräumen und zu reinigen, wobei ihm Milimach half. Die Fenſter ſtanden offen, auch eine Hinterthüre, von deren Schwelle eine Treppe zum Schloßgraben hinabführte. Dort ging der Indianer mit allerlei Gefäßen aus und ein. Vielleicht leerte er den Inhalt derſelben ins Waſſer aus. In dem Ofen brannte ein mächtiges Feuer und der Graf war bei Ottmars Eintreten gerade daran, durch die offenſtehende Ofenthüre ein noch halb volles Tabacksfaß in die Flamme zu ſchütten und dieſem Stoff das Fäßchen ſelber nachzuſchieben. Es fiel freilich unſerem Freunde einen Augenblick lang auf, daß man mit einem ſolchen Material heizte, aber da er von den Myſterien der Chemie nichts verſtand, ſo beachtete er die Sache weiter nicht.

Der Graf kam ihm gefaßt und ruhig entgegen. Er war blaß, vielleicht noch mehr als ſonſt, und dieſe Bläſſe ließ einen ſchwärzlichen Fleck auf ſeiner rechten Wange um ſo deutlicher hervortreten. Erſt bei zufälliger näherer Beſichtigung bemerkte Ottmar, daß dieſer Fleck nicht, wie er zuerſt geglaubt, ein Rußfleck ſei, ſondern tiefbraun und brandig ausſah, wie in die Wange eingebrannt.

„Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich ſtöre, Herr Graf“, ſagte Ottmar. „Aber bevor ich Ihnen über den plötzlichen Verluſt Ihres Bruders, deſſen Tod ich ſo eben erfahren, mein Beileid bezeugen wollte, hielt ich es für angemeſſen, mich einer geſchäftlichen Pflicht zu entledigen."

„Einer geſchäftlichen Pflicht?" entgegnete Hippolyt, das Wort ſeltſam betonend.

„Ja, Herr Graf. Ich bin geſtern Abend aus der Hauptſtadt zurückgekommen mit einer höchſt glücklichen Neuigkeit für Sie: Ihr Proceß iſt gewonnen."

„Der Proceß iſt gewonnen?" rief Hippolyt aus, indem er einen Schritt zurücktrat und ſeine Stirne ſich röthete. „Habe ich Sie recht verſtanden, Herr Doktor?"

„Freilich. Der Spruch des höchſten Gerichtshofes lautet vollſtändig zu Ihren Gunſten und der ſchöne Forgforſt iſt jetzt wieder Ihr unanfechtbares Eigenthum. Ich trage die Dokumente, die Sie von dem glücklichen Ausgang der Sache überzeugen werden, bei mir. Hier ſind ſie. — Geſtatten Sie mir, für jetzt nur meinen herzlichen Glückwunſch beizufügen und alle Einzelnheiten auf eine gelegenere Zeit zu verſchieben."

Der Graf nahm die gerichtlichen Ausfertigungen, welche ihm Ottmar darbot, mechaniſch hin und ſagte, ohne einen Blick darauf zu werfen:

„Alſo der Proceß iſt gewonnen? Gerade jetzt gewonnen? Gerade an dieſem Tage bringen Sie mir die glückliche Nachricht? Es iſt ſeltſam. — Man könnte — eine Ironie des Schickſals —"

Da er abbrach, bemerkte Ottmar:

„Ich begreife, Herr Graf, daß am Tage eines ſolchen Familienunglücks meine Nachricht nur ſtörend wirken kann. Sie können heute unmöglich zu geſchäftlichen Verhandlungen aufgelegt ſein und deßhalb —"

„Es iſt nicht allein das", unterbrach ihn Hippolyt. „Nein, ich wollte ſagen — aber ich fürchte, ich bin wirklich etwas konfus. Sie halten es mir wohl zu gute. — Es kam ſo plötzlich, der Tod Adalberts nämlich. Der Unglückliche hatte mit uns gefrühſtückt — er war doch ſonſt ganz geſund, ein wenig vollſaftig allerdings. Wenn mir recht iſt, erlag auch ſein Vater einem Schlaganfall — es mußte alſo wohl in der Familie der Moosbrunn liegen. — Und dann, Sie wiſſen ja, Adalbert ſprach der Flaſche oft mehr zu, als einem Manne von ſolcher Konſtitution zuträglich ſein konnte. — Was ſollten wir thun? Wir waren vor Schreck ganz verſteinert. — Es ging auch blitzſchnell vorüber. — Ich wußte nicht, wo mir der Kopf ſtand, und da wollt' ich mich durch meine gewöhnlichen Arbeiten zerſtreuen, ſehen Sie."

Das alles ſagte der Graf ſo beſtimmt und kalt und doch wieder ſo ruck- und ſtoßweiſe, daß es faſt ſcheinen konnte, ſeine Faſſung maſkirte nur eine heftige innere Unruhe.

„Geben Sie acht, Herr Graf", ſagte Ottmar. „Sie beſudeln die Papiere. Ihre Hand blutet. Sie müſſen ſich während Ihrer Arbeit verletzt haben."

Hippolyt kehrte ſich zur Seite, murmelte etwas, was Ottmar nicht verſtand, und betupfte die ſtark verletzte Stelle am Daumen ſeiner Linken, aus welcher Blut ſickerte, mit einer ſtarkriechenden Flüſſigkeit aus einer Phiole, die auf einem Seitentiſche ſtand. Hierauf äußerte er:

„Ich habe mich da ungeſchickter Weiſe tüchtig verletzt — mit einem Glasſplitter, glaub' ich — ja. Auch iſt mir aus einem kochenden Tiegel ein Tropfen glühenden Metalls auf die Wange geſpritzt, ſehen Sie da! Nun, es hat nichts zu ſagen. Solche kleine Mißgeſchicke muß ein Chemiker ſchon hinnehmen.“

Das Geſpräch ging nicht weiter, denn ein Diener trat ein, welcher den Grafen von ſeiten des Bürgermeiſters Baldung erſuchte, ins Speiſezimmer hinauszukommen, wo ſeine Anweſenheit nöthig wäre. Auch Milimach ſollte mitkommen.

„Der Bürgermeiſter Baldung?“ fragte der Graf zaudernd. „Ah, das iſt der Goldforellenwirth, richtig. Was will denn der? Ich dächte, man ſollte ſo rückſichtsvoll ſein, mich zu dieſer Stunde mit was weiß ich für Anliegen zu verſchonen.“

„Entſchuldigen Sie, Herr Graf“, bemerkte Ottmar. „Herr Baldung iſt mit mir gekommen und zwar in ſeiner amtlichen Eigenſchaft als Bürgermeiſter.“

„Was will er denn? Er hat doch, denk' ich, mit dem Forgforſtproceß nichts zu ſchaffen.“

„Gewiß nicht, aber er hat die Obliegenheit, den Thatbeſtand der Umſtände beim plötzlichen Tode Ihres Bruders protokollariſch feſtzuſtellen.“

„Kann denn kein Menſch ſterben, ohne daß hinterdrein verfluchte Schreibereien gemacht werden müſſen?“ fragte der Graf heftig.

„Es iſt nun einmal in ſolchen Fällen eine vom Geſetze vorgeſchriebene Formalität.“

„Der Teufel hole alle dieſe Geſetze und Formalitäten! Warum bin ich doch nicht in den Wildniſſen jenſeits des Meeres geblieben, wo Dutzende von Menſchen ſterben können, ohne daß ein Hahn darnach kräht! — Ich will Ihnen mal zu gelegener Zeit erzählen, wie ungenirt man ſich dort der Kerle entledigt, die einem quer in den Weg kommen. Als ich mit einer Bande Pahnis meinen erſten Kriegszug machte, war da ein Burſch — doch wie geſagt, davon ein andermal. — Aber ſagen Sie, Herr Doktor, iſt es nicht ſpaßhaft, daß ein Vernwart ſich von einem Bauer gleichſam verhören laſſen muß? Eine tolle Zeit! Und die Einfaltspinſel träumen von Wiederherſtellung des Mittelalters! Apropos, hat Ihnen Ihr Freund Wate vielleicht ſchon den hübſchen Spaß erzählt, welchen ſich meine Frau mit Beihilfe Eſtrella's und Milimachs mit den zwei mittelalterſüchtigen Poeten machte, die Sie im Sommer bei uns geſehen? Hat er Ihnen davon erzählt? — So — nicht wahr, das heißt man artig genasführt werden? — Aber wie ſich Eva über den gewonnenen Proceß freuen wird! Nun können wir wieder mitſammen auf Reiſen gehen. Iu die Länge wird der Aufenthalt in dem alten Steinneſt hier doch gar zu triſt und langweilig, beſonders für eine junge Dame.“

In dieſem Durcheinander erging ſich der Graf, während er an der Seite Ottmars den Hof überſchritt und die Treppe zum Speiſezimmer hinaufſtieg. An der Thüre deſſelben bieb er einen Augenblick ſtehen, wandte ſich gegen Milimach um, der auf einen Wink ſeines Herrn den beiden gefolgt war, und ſprach einige Worte in einer Sprache, deren barbariſche Kehllaute unſern Freund in ihr ein indianiſches Idiom vermuthen ließen. Der Indianer erwiderte nichts darauf, ſondern nickte nur leicht mit dem Kopfe.

Bei ihrem Eintritt bemerkte Ottmar, daß nichts in dem Zimmer verrieth, hier habe vor wenigen Stunden plötzlich der Tod ein junges, ſtrotzendes Leben weggerafft. Die Ueberreſte des Frühſtücks waren natürlich längſt abgeräumt, aber auch ſonſt befand ſich alles in der gewohnten Ordnung. Auf dem gebohnten Fußboden leicht ausglitſchend, machte Ottmar infolge deſſen die Wahrnehmung, daß derſelbe ſehr feucht war und kaum zuvor gewaſchen worden ſein mußte.

Baldung ſaß, mit Schreibmaterialien vor ſich, an dem großen Speiſetiſch, welcher mitten im Zimmer ſtand. Jenſeits des Tiſches ſtand die geſammte Schloßdienerſchaft im Halbkreiſe und hinter ihr lehnte Wate am Pfoſten einer offenſtehenden Thüre, welche in ein Nebengemach führte. Die Gräfin ſaß in ihrer gewohnten anmuthigen Haltung dem Bürgermeiſter gegenüber, deſſen Fragen ſie ſo eben mit ruhiger Sicherheit und Klarheit beantwortet hatte. Ihr Blick ſtreifte Ottmar und ſie erwiderte ſeinen Gruß mit Freundlichkeit.

„Sie kommen in ein Haus des Todes“, ſagte ſie zu ihm, „aber Sie ſind darum nicht weniger willkommen.“

„Herr Horſt iſt doppelt willkommen, Madame“, fügte der Graf hinzu, „denn er kommt als Freudenbote. Der ewige Forgforſtproceß iſt endlich entſchieden und zwar vollſtändig zu unſeren Gunſten.“

„Der Proceß iſt gewonnen?“ entgegnete Eva unbefangen. „Nun, dann iſt ja alles gut. Wie ſehr hat uns Ihr Eifer und Ihre Geſchicklichkeit zu Dank verpflichtet, verehrter Freund!“

Ottmar ſuchte nach einer paſſenden Antwort, als ihm dieſelbe durch Baldung, welcher inzwiſchen geſchrieben hatte, abgeſchnitten wurde.

„Herr Graf“, ſagte der Bürgermeiſter, „ich bedaure, daß mich ein ſo trauriges Ereigniß in Ihr Haus führen mußte. Aber ich will mein Geſchäft kurz abmachen. Haben Sie nur die Güte, mir einige Fragen zu beantworten.“

„Fragen Sie, da mir dieſer peinliche Auftritt doch einmal nicht erſpart werden konnte.“

„Ich habe“, fuhr Baldung fort, „ein kurzes Protokoll über den Sachverhalt aufgenommen, und zwar faſt durchaus nach Angaben Ihrer hier anweſenden Frau Gemahlin. Daſſelbe beſagt, daß Ihr Halbbruder, der Freiherr Adalbert von Moosbrunn, heute bei Ihnen zum Frühſtück war und zwar zu ungewohnter Zeit, nämlich ſchon um ſieben Uhr, weil er Ihre Frau Gemahlin auf einem kleinen Ausfluge begleiten ſollte.“

„So iſt es.“

„Weiter: als das Frühſtück zu Ende ging, ſank plötzlich der Freiherr, als er eben ein Glas mit Wein an den Mund führte, von ſeinem Stuhle herab, vom Schlag gerührt, machte noch einige leichte krampfhafte Bewegungen und war dann todt.“

„Es iſt ſo; unſern Schrecken können Sie ſich leicht vorſtellen.“

„Freilich, freilich. — Als das Unglück ſich zutrug, war niemand im Zimmer als der Verunglückte, Ihre Frau Gemahlin, Sie und Ihr indianiſcher Diener, genannt Milimach?“

„Ja.“

„Sie riefen nach Hilfe, nach Waſſer, nach Eſſigäther und anderen Eſſenzen?“

„Natürlich. Ich ſtürzte in das Vorzimmer, aber meine Frau kam mir, der ich vor Schrecken ganz perplex war, noch zuvor und rief die Treppe hinab nach der Dienerſchaft.“

„Welche Perſonen derſelben erſchienen auf dieſen Ruf zuerſt?“

„Wenn mir recht iſt, denn es entſtand ein entſetzlicher Tumult, ja, wenn mir recht iſt, kam zuerſt das Stubenmädchen Thereſe Sillig.“

„Thereſe Sillig“, wandte ſich Baldung an die Bezeichnete. „Ihr brachtet Waſſer herauf?“

„Ja, Herr, kaltes und heißes.“

„Und was habt Ihr geſehen, als Ihr heraufkamt?“

„Ach Herrje“, erwiderte die Gefragte, eine ältliche und reſolute Perſon, „was hab' ich geſehen? Einen todten Mann hab' ich geſehen, den Herrn Baron. Und der Milimach hob ihn vom Boden auf und der gnädige Herr ſpritzte ihm Waſſer ins Geſicht — es war halt erſchrecklich!“

„Ja“, fiel der Graf ein, „ich beſpritzte ihn mit Waſſer und da hab' ich in meiner Konſternation ſtatt des kalten auch heißes genommen, und dann kam auch der Eſſigäther. Aber es war alles umſonſt und weil jedermann ſah, daß der Tod unzweifelhaft eingetreten, unterließ ich es auch, nach einem Arzt zu ſchicken.“

Baldung warf dem Sprecher einen ſonderbaren, bohrenden Blick zu, fuhr aber dann ruhig fort:

„Der Todte wurde hierauf in das Nebenzimmer dort gebracht, der Frühſtückstiſch abgeräumt und der Boden geſcheuert. Wer beſorgte das letztere?“

„Wer anders als ich, Herr?“ entgegnete Thereſe Sillig. „Ich that's, in Gemeinſchaft mit der Madlen' Wipf da.“

„Wer gab Euch dazu den Befehl?“

„Die gnädige Frau, Herr.“

Die Gräfin nickte beſtätigend.

„Es iſt nicht meines Amtes, weitere Fragen zu ſtellen“, ſagte Baldung, „und ich habe jetzt nur noch den Todten zu beſichtigen.“

Er ſtand auf und ging in das Nebenzimmer, wo der Leichnam auf ein Sopha gelegt worden war. Er war noch in voller Kleidung, geſtiefelt und geſpornt, wie er in der Frühe von Hauſe weggeritten, dem Tode entgegen. Das ſonſt ſorgfältig friſirte Haar des Todten war verwirrt, ſein Geſicht furchtbar verzerrt, Hemd, Halsbinde, Weſte und Rock waren mit Feuchtigkeit getränkt.

Es koſtete Ottmar, welcher mit Baldung und dem Grafen eingetreten, faſt Mühe, ſeinen Blick auf dieſes von einem plötzlichen und gewiß nicht ſanften Tod gezeichnete Antlitz zu heften. Aber immer wieder kehrten ſeine Augen darauf zurück und hafteten an einem kleinen aufgeſchürften und blutunterlaufenen Fleck rechts am Kinn des Todten und an einem zweiten links vom Munde gegen die Wange hinauf, der anders ausſah als jener, nämlich nicht bläulich, ſondern braunroth und brandig.

Ein unbeſtimmtes Entſetzen faßte ihn an, als er unwillkürlich dieſes Brandmal mit dem auf der Wange des Grafen ſichtbaren verglich. Er wollte ſich von einem gräßlichen Gedanken befreien, indem er einen fragenden Blick auf Wate warf, der zu Häupten des Todtenlagers ſtand.

Aber Wate's Geſicht war ein ſiebenfach verſchloſſenes Buch. Kein Zug in demſelben regte ſich und ſcheinbar gleichgiltig ließ der Grimme ſein Auge von einem der Anweſenden zum andern laufen.

„Es iſt ein recht trauriger Anblick, meine Herren, nicht wahr?“ ſagte der Graf, dem Todten die ſtarr gewerdenen Hände auf der Bruſt über einander legend. „Da ſehen Sie, der Unglückliche iſt ganz entſtellt, und die zwei Flecken hier in ſeinem Geſicht müſſen von dem heißen Waſſer herrühren oder auch iſt er mit dem Geſicht beim Niederſinken an der Kante des Tiſches aufgeſchlagen.“

Niemand ſchien Luſt zu haben, über dieſen Erklärungsverſuch eine Bemerkung zu machen, aber unter Baldungs zuſammengezogenen Brauen hervor ſchoß wieder auf den Grafen ſo ein Blick, wie er demſelben ſchon vorhin einen zugeſchleudert hatte.

„Er war ein kräftiger Mann“, ſagte plötzlich die tiefe, weiche Metallſtimme der Gräfin im Rücken der Männer, „und er hätte wohl auf eine lange Lebensbahn hoffen können. Aber die Guten ſterben ja jung, ſagt der Dichter.“

Es war kein Hohn, keine Aufregung in Klang und Betonung dieſer Worte, und doch meinte Ottmar, es liege darin etwas furchtbar Schneidendes, etwas, das ihn im Innerſten zuſammenſchaudern machte. Er ſah ſich um und der Sprecherin ins Auge. Aber ſie hielt ſeinen Blick ſo ruhig aus, wie ſie jetzt den vor ihr liegenden Todten betrachtete.

Dieſes große, tiefſchwarze, im reinſten Schmelz ſchimmernde Frauenauge war ein Abgrund, ja, aber wer mochte ſagen, was er in ſeiner Tiefe barg?

„Mein Geſchäft hier iſt zu Ende“, ſagte Baldung, das Wort „hier“ leicht betonend; „ich wünſche den Herrſchaften guten Tag.“

Er ſchritt hinaus, nahm ſein Protokoll zu ſich und ging, ohne ſich umzuſehen. Auch Ottmar und Wate beurlaubten ſich mit wenigen Worten und folgten dem Bürgermeiſter, welchen ſie auf dem Hofe einholten. Jenſeits der Zugbrücke ſtand der alte Mann einen Augenblick ſtill, kehrte ſich gegen das Schloß und ſagte:

„Viel Böſes und Gräßliches mag ſchon innerhalb dieſer alten Mauern vorgegangen ſein, aber heute — doch wir wollen machen, daß wir heimkommen.“

Es wurde zwiſchen den Männern kein Wort gewechſelt, bevor ſie den Bühl erreicht hatten, was bald geſchehen war, da Baldung mit ſtarken Schritten voranging.

Zu Hauſe bat er die Freunde, für einen Augenblick mit ihm ins Hinterſtübchen zu kommen. Dort öffnete er das Fenſter und rief auf den Hof hinaus: „Broſi!“

Der alte Knecht ſteckte den Kopf aus einer Wandluke der großen Scheune drüben.

„Auf der Stell' die zwei beſten Gäul' an das Bernerwägele!“ befahl ihm der Meiſter. „Der Jörg ſoll mich fahren.“

„Was wollt Ihr thun, Herr Baldung?“ fragte Ottmar.

„Was ich muß, ſchätz' ich. Was Gewiſſen und Amtspflicht mir vorſchreiben.“

Dann in die Mitte des kleinen Gemaches tretend, ſah er die beiden Freunde feſt an und ſprach nachdrücklich:

„Ich ſag', das ging nicht mit rechten Dingen zu!"

Und als die beiden ſchwiegen, wiederholte er:

„Nein, es ging nicht mit rechten Dingen zu. Wie es zuging, ich weiß es nicht, aber rechtſchaffen ging es nicht zu — ich würde, ſchätz' ich, gleich den ſchwerſten Eid darauf ablegen. — Ihr Mannen, habt Ihr bemerkt, wie der Graf mit Erklärungen bei der Hand war, die man gar nicht von ihm verlangte? Habt Ihr die Verletzungen bemerkt, die der Tode im Geſicht trägt? Habt Ihr auch den großen brandigen Fleck auf dem friſchaufgewaſchenen Fußboden bemerkt, hart neben dem Tiſch?"

„Den letzteren beachtete ich nicht", erwiderte Ottmar.

„Aber ich", ſagte Wate, der jetzt zum erſtenmal das Schweigen brach, welches er den ganzen Auftritt im Schloß über und auch nachher beobachtet hatte.

„Wem wird es", fuhr Baldung fort, „unter ſolchen Umſtänden einfallen, ſogleich ein Zimmer aufwaſchen zu laſſen, wenn nicht — Doch ich will mich dabei nicht aufhalten. Aber habt Ihr geſehen, daß der Todte auf ſeiner linken Wange ein Brandmal hat, das akkurat ſo ausſieht wie das auf der rechten Wange des Grafen? Und habt Ihr bemerkt, daß der Graf am linken Daumen verwundet iſt? Ich hab's wohl geſehen, obgleich er die Papiere, die er in der Hand hielt, immer ſo drehte, daß man nichts ſehen ſollte."

Beide Freunde bejahten, den letzteren Umſtand beachtet zu haben, allein Ottmar theilte zugleich die Erklärung mit, welche ihm der Graf über die Verwundung ſeiner Hand gegeben.

„Hm“, ſagte Baldung, „das ſcheint mir auf und eben zu dem übrigen Larifarizeug zu paſſen, was er vorbrachte. — Und ſo wende ich mich denn an Euch, Herr Wate, der Ihr ein Arzt geweſen und noch ſeid, wenn es Euch gerade drum iſt, und ich frage Euch als einen Ehrenmann und frage Euch auf Euer Gewiſſen, glaubt Ihr, daß der Freiherr Adalbert von Moosbrunn eines natürlichen Todes geſtorben?“

„Nein“, erwiderte Wate tonlos.

„Und wie, vermuthet Ihr, wie ſtarb er?“

„An Gift.“

„Wate“, rief Ottmar, das iſt eine furchtbare Beſchuldigung!“

„Ich weiß es, ich weiß es“, entgegnete der im Bart, deſſen gebräuntes Geſicht bleich geworden war wie die Wand. „Ja, es iſt eine furchtbare Beſchuldigung, aber nicht furchtbarer als das, was heute Morgen in jenem unſeligen Zimmer in Bernwartshall vorgegangen ſein muß.“

„Muß? Bedenke dich wohl!“

„Ich habe alles bedacht.“

„Es iſt genug“, ſagte Baldung mit tiefem Ernſt. „Ich werde thun, was ich muß, Euch beide aber verpflichte ich bei Ehre und Gerechtigkeit, weder mündlich noch ſchriftlich, weder unmittelbar noch mittelbar mit dem Schloſſe zu verkehren, bevor ich zurückkomme. Das Recht muß gehandhabt werden, gegen den Grafen wie gegen den Bauer.“

Er ging, ſagte ſeiner Tochter im Vorbeigehen an der Küche ein flüchtig Wort und ſtieg raſch auf das Bernerwägele, welches an der Haustreppe vorgefahren war; aber erſt drunten auf der Straße bog er ſich zu dem Knecht, der ihn fuhr, vornüber und ſagte leiſe zu ihm:

„Nach ****ſtadt, und fahr zu, was d' Sträng' halten!“

Gegen Abend erfuhren die erſtaunten Bewohner des Dorfes, daß ein zahlreiches Gerichtsperſonal aus der Stadt in dem gräflichen Schloß angelangt ſei und Bernwartshall von Gensdarmen bewacht werde.

Aber am folgenden Morgen verbreitete ſich weit das Forgthal hinauf und hinab mit Flugſchnelle die unerhörte Kunde, daß der Graf und die Gräfin von Bernwart ſammt ihrem „Wilden“ verhaftet und gefangen nach der Stadt abgeführt worden ſeien, alle drei beſchuldigt des vollbrachten Giftmordes an Adalbert Freiherrn von Moosbrunn.

## 4.

## Schuldig oder nichtſchuldig?

„Mir iſt ein Freund vonnöthen! — Wenn Sie ſich noch der Stunde erinnern, in welcher ich dieſes Wort zu Ihnen ſprach, ſo werden Sie auch jetzt ſeinem Klang Ihr Ohr nicht verſchließen. Es wäre grauſam und Sie dürfen, Sie können nicht grauſam ſein, jetzt, wo Sie einem Glück entgegengehen, von welchem die Kunde auch in dieſe Gefängnißmauern gedrungen iſt. Segen über Sie, mein Freund, und Segen über die, an deren Seite Sie ein neues Leben beginnen wollen. — Ein neues Leben? Wie das verheißungsvoll klingt und ſüß lockt! — Aber bin nicht auch ich noch jung und ſchön und fähig, das Leben zu lieben und zu genießen? Schlagen nicht auch meine Pulſe ſehnſüchtig dem blauen Himmel und der grünen Erde und der Sonne und allem Schönen entgegen, was ſie beſcheint? — Nein, ich kann, ich will nicht ſterben! In meinem Herzen iſt noch Raum für alle Luſt und alles Leid des Lebens — ich will noch nicht ſterben! Ich verlache den Tod, der mit plumper Fauſt nach mir greift, und ich biete den Menſchen Trotz, die in der heuchleriſchen Schadenfreude ihrer Gedanken ſchon das Schaffot für mich aufſchlagen. Es ſoll zwiſchen mir und ihnen ein Kampf ſein auf Leben und Tod um Tod und Leben. Und ich werde nicht unterliegen, nein! — Aber mir iſt ein Freund vonnöthen, ein Beiſtand und Rather. Ich habe heute dem Inſtruktionsrichter erklärt, daß ich zu meinem Vertheidiger Sie gewählt. Werden Sie dieſem Ruf entſprechen? Ich hoffe es, hoffe es mit allen Fibern meiner Seele, denn ich fühle, daß an Ihrem Ja oder Nein mein Leben hängt. Eva."

Ottmar reichte dieſen Brief ſchweigend dem Aivli hin. Das Mädchen las ihn und rief dann lebhaft aus:

„Du mußt dem Rufe folgen, Ottmar, mußt die Vertheidigung übernehmen! Wie dürfte man die unglückliche Frau in dieſer Noth verlaſſen? Am Ende iſt ſie doch unſchuldig!"

Das war gewiß hochherzig von dem Aivli geſprochen, denn Ottmar hatte ſeiner Braut gewiſſenhaft alles mitgetheilt, was zwiſchen der Gräfin und ihm vorgegangen, und wir vermuthen, daß die Erinnerung an jene berauſchende Mondſcheinſtunde im Bärenſchlößchen — auch dieſe hatte unſer Freund in ſeiner Beichte nicht überhüpft — in den Herzen von tauſend Bräuten, die an Aivli's Stelle geweſen wären, einen Stachel der Eiferſucht zurückgelaſſen hätte, welcher ſich bei dieſer Gelegenheit unſanft genug geregt haben würde.

„Und was meint Ihr, Vater Baldung?" fragte

Ottmar ſeinen künftigen Schwiegervater, welcher dabe ſtand.

„Hm“, verſetzte der Goldforellenwirth, „ſo gradezu für unſchuldig, wie 's Aivli meint, kann ich die Frau nicht anſehen. Jedennoch kann ſie, ſchätz' ich, immerhin mehr oder weniger ſchuldig ſein. Daß ſie bei Vollbringung des Verbrechens Hand mitangelegt habe, das glaub' ich nicht. Ein Weib müßte ja, bi Gott, ſo zu ſagen aufgehört haben, Weib zu ſein, ehe es ſich in ſolche Gewaltſamkeiten miſcht, wie ſie allem nach vorgefallen ſein müſſen, als der Graf und ſein Wilder dem unglücklichen Baron das Gift einzwangen. Aber mitdabei geweſen iſt ſie doch, denn ſie befand ſich im Zimmer, als das Gräßliche geſchah. Ich kann ſie nicht freiſprechen, möcht' ſie aber auch nicht verurtheilen, ſo, wie die Sachen bis jetzt liegen, und iſt mir's daher ſölli recht, daß ich diesmal nicht auf die Geſchworenenbank bin berufen. Jedennoch, ſeht Ihr, lieber Ottmar, ich ſag' wie 's Aivli: Ihr müßt die Vertheidigung der unglücklichen Frau übernehmen. 's iſt Menſchen- und Chriſtenpflicht. Das ſei Euer letztes Advokatengeſchäft, wenn es Euch ſo gefällt. Und dann wollen wir, mein Meidli und ich, Euch zu 'nem rechtſchaffenen Landmann machen. Nicht wahr, Aivli?“

„Oh, Vater“, verſetzte das ſchöne Kind lächelnd, „ich will numme den Ottmar nicht anders machen. Er iſt mir ſo grad' ſölli recht.“

„Wohl, ſo will ich thun, was ich kann“, ſagte Ottwar; „denn, offen geſtanden, ich fühle mich faſt dazu verpflichtet, weil ich mich noch immer des Gedankens nicht entſchlagen kann, das Gräßliche wäre vielleicht gar nicht geſchehen, wenn ich den Grafen einen Tag zuvor von dem glücklichen Ausgange des Proceſſes über den Forgforſt unterrichtet hätte.“

Er ſagte das auch ſeinem Freunde Wate wieder, als er ihm mittheilte, daß er ſich entſchloſſen hätte, die Vertheidigung der Gräfin vor dem Schwurgericht zu übernehmen, vor welchem der furchtbare Kriminalfall, welcher ungeheueres Aufſehen im Lande machte, demnächſt zur Verhandlung kommen ſollte.

Wate ſchüttelte ſeinen Bart und erwiderte:

„Ich glaube, du kannſt dich beruhigen. Meines Erachtens war der Graf — von dem Indianer gar nicht zu ſprechen, denn der hätte uns allen die Kehlen abgeſchnitten, wenn ſein Sachem es ihm befohlen — ja, daß der Graf nur die Hand war, deſſen ſich ein anderer Wille zur Ausführung eines Anſchlags bediente, welcher eine ganz andere Quelle hatte als die Sorge um den Forgforſt und deſſen Geldwerth.“

„Du meinſt —“

„Ich meine gar nichts, lieber Junge, als daß du dich jener Zögerung wegen nicht zu grämen brauchſt. Im übrigen wirſt du einen ſchweren Stand haben als Vertheidiger. Du weißt, die Unterſuchung hat die Thatſachen des Giftmordes bis zur Evidenz feſtgeſtellt. Die Section des Ermordeten hat eine Tödtung durch Gift klar erwieſen und die Analyſe des Giftſtoffes hat ergeben, daß es Nikotin war. Mit Herſtellung dieſes aus Taback gewonnenen Giftes hat ſich der Graf erwieſenermaßen lange und eifrigſt beſchäftigt —“

„Ja, als der Name des Giftes zuerſt genannt wurde, da hab' ich mich auch plötzlich wieder daran erinnert, daß ich bei meiner erſten Zuſammenkunft mit dem Grafen auf dem Tiſche deſſelben die Orfila'ſche Toxikologie aufgeſchlagen fand und zwar an der Stelle, wo vom Nikotin gehandelt wurde.“

„Ja, er hat ſich halb zu Tode ſtudirt und laborirt, um ſich endlich um den Kopf zu laboriren. Und das macht mich wieder einigermaßen wankend in meiner Anſicht, daß die intellektuelle Urheberſchaft des Verbrechens in einer anderen als in ſeiner Bruſt gelegen. Der Brudermord war lange vorbereitet. Im übrigen wirſt du wiſſen, daß man den ganzen Apparat, womit der Graf das Gift herſtellte, endlich in dem Schlamm des Schloßgrabens gefunden, nachdem man das Waſſer abgelaſſen. Auch der Zeugſchmied, bei welchem der Graf denſelben kaufte, iſt ermittelt. Und endlich hat man auch den Indianer mürbe gemacht, der ſo lange allen Fragen nur das hartnäckigſte Stillſchweigen entgegenſetzte. Der Mann, welcher ſeinem Herrn anhängt, treuer als je ein Hund dem ſeinigen, will zwar alle Schuld auf ſich allein nehmen, aber ſeine naturaliſtiſche Schlauheit hat gegen die inquiſitoriſche Kunſt des Unterſuchungsrichters nicht in die Länge ſtandzuhalten vermocht. Ich wollte jedoch, dieſe ganze häßliche Geſchichte wäre einmal vorüber und zu Ende. Sie hat mir die ganze Zeit vor allen meinen gaſtroſophiſchen Humor ſchmählich verdorben. 's iſt ein Elend!“

Ottmar nahm ſeinen Weg nach der Kreisſtadt, wo die Aſſiſen ſtattfinden ſollten, über die Reſidenz, um ſeine dortige Junggeſellenwirthſchaft aufzuheben und ſeine Siebenſachen ins Forgthal hinaufzuſchicken.

In der Kreisſtadt angelangt, um die Geſchäfte eines Vertheidigers zu übernehmen, mußte er ſein Herz gewaltſam zuſammenfaſſen, als es die erſte Zuſammenkunft mit ſeiner Klientin galt und er durch das Schneegerieſel eines düſteren Novembertages dem Gefängniß zuſchritt.

Ein tiefer Schmerz ging durch ſeine Seele, als ſich die Thüre der trübſäligen Zelle vor ihm aufthat und Eva ihm entgegentrat. Er war auf eine leidenſchaftliche Begegnung gefaßt geweſen, aber die ruhige Faſſung der Gefangenen beſchämte die ſeinige.

Eva war noch immer, auch jetzt noch, die blendend ſchöne Tochter der Luft. Selbſt der Gefängnißbrodem hatte der Schönheit dieſer Geſtalt, dieſer Züge nichts anzuhaben vermocht. Aber es war zugleich in der Erſcheinung der Gräfin etwas Stilles, Strenges, faſt dämoniſch Großes. Ottmar ſagte ſpäter zu Wate, der erſte Anblick der Gefangenen hätte ihn an die Schilderung der Parzen durch einen neueren Dichter gemahnt, welche ihm unlängſt zuvor bei Verpackung ſeiner Bücher zufällig vor Augen gerathen:

Sie ſtanden mit ungelocktem Haar,
Eiſerne Kränze über den Stirnen.
Die Augen, ohne Lieb' und ohne Zürnen,
Mit ruhig brennenden, wimperloſen Sternen,
Sahn wie in unerſchöpfte Fernen,
Ihr Wuchs war zart, nicht übermenſchlich groß.
Graue Gewande floſſen herab
In wenig Falten, regungslos.
Es war kein Zug, der Reiz und Wechſel gab,
Doch eine Klarheit —

Ja, eine Klarheit, der äußeren Erſcheinung nicht nur, ſondern auch des Geiſtes, eine Koncentration der Seele, die das Mitleid abwies, aber ſchmerzlichſtes Bedauern hervorrufen mußte, daß es mit einem ſolchen Weſen dahin gekommen.

Was bei dieſer und bei weiteren Zuſammenkünſten Ottmar mit ſeiner Klientin verhandelt, was er erfuhr, was ihm gebeichtet wurde, er hat es nie jemand mitgetheilt, außer vielleicht einer, dem Aivli. Aber wenn — das Aivli ließ nie ein Wort davon verlauten. Möglich auch, daß unſer Freund es für das Paſſendſte hielt, die kriſtallene Reinheit der Seele ſeiner Braut auch nicht einmal für einen Augenblick durch Mittheilung einer Beichte zu trüben, welche ein dämoniſches Bild, aus Eis und Flammen gewoben, ihr hätte vor Augen führen müſſen.

Der entſcheidende Tag kam endlich.

Richter und Geſchworene nahmen ihre Plätze ein, die Angeklagten wurden vorgeführt und ihnen nach ſtrömte die Menge der Zuſchauer in den Gerichtsſaal, deſſen weite Räume aber das von nah und fern herbeigekommene Volk nur zu einem kleinen Theile zu faſſen vermochten. Kopf an Kopf ſtaute es ſich draußen vor den Thüren, die ganze Straße hinab.

Drinnen nahm das furchtbare Drama mit einer Eröffnungsrede des Präſidenten ſeinen Anfang.

Aber wir widerſtehen dem Reiz, dieſes Drama von Scene zu Scene zu verfolgen, und heben nur Einiges aus.

Es war im Publikum bekannt geworden, daß der Graf in der Inſtruktion des Proceſſes die intellektuelle Urheberſchaft des Brudermordes von ſich ab und auf ſeine Gemahlin wälzen wollte. Da war man nun doppelt geſpannt auf den pikanten Kampf auf Tod und Leben, welcher ſich zwiſchen dem gräflichen Paar entwickeln würde.

Aber hierin täuſchte man ſich.

Die Gräfin war zuerſt eingeführt worden. Sie ließ, als ſie auf der Anklagebank platzgenommen, ihr großes Auge ruhig über die Verſammlung ſchweifen, um es dann ohne Verlegenheit wie ohne Bedenken zu ſenken und ſtill in ſich gefaßt da zu ſitzen, bis Hippolyt mit Milimach eingeführt ward und ihr gegenüber ſich niedergelaſſen. Nun ſah ſie wieder auf und heftete ihren Blick auf den Grafen. Er wollte demſelben ausweichen und wandte ſich zur Seite, ſeinem treuen Indianer zu, der mit dem ganzen Stoicismus ſeiner Raſſe daſaß und in ſeinen Zügen nicht einmal Neugier über das um ihn her ſich vorbereitende Schauſpiel, geſchweige eine tiefere Erregung verrieth.

Aber wer Hippolyt genau beobachtete, konnte ſehen, daß der unglückliche Mann die Magie von Eva's Blick fühlte, daß ſeine Seele unter der Macht dieſes Auges ſich wand, bis er endlich ſeinen Blick in ihren tauchte, ſich an demſelben feſtſog und endlich, während die Farbe ſeines Geſichtes ging und kam, mit der Hand gegen Eva hin eine beſchwichtigende und gewährende Gebärde machte, worauf ein Stral der Befriedigung über die ſtolze Stirne der Tochter der Luft hinflog.

Wohl nur wenige der im Saale Anweſenden hatten dieſe kurze und ſtumme Epiſode bemerkt und doch hing von derſelben vielleicht das Leben Eva's ab. Ottmar hattte darauf geachtet und erfuhr bald, daß ſeine Aufgabe als Vertheidiger weſentlich dadurch erleichtert wurde.

Als die abgeſonderten Verhöre der Angeklagten begannen und Hippolyt zuerſt an die Reihe kam, nahm der Staatsanwalt und mit ihm alle, welche die Unterſuchungsakten kannten, mit Erſtaunen wahr, daß der Graf das Syſtem ſeiner Vertheidigung vollſtändig geändert. Er ſagte jetzt aus, ſeine frühere Bemühung, ſeine Frau in ſein Unglück zu verwickeln, müßte aus einer Art Geiſtesſtörung entſprungen ſein. Eva's ganze Schuld beſtände darin, daß ſie eine unfreiwillige Zeugin des Streites zwiſchen ihm und ſeinem Bruder geweſen ſei, welcher ſich um des Forgforſtproceſſes willen beim Frühſtück erhoben, allmälig zur Erbitterung ſich geſteigert und ſo tragiſch geendigt hätte — durch die Vorſchnelligkeit ſeines indianiſchen Dieners. Als es nämlich zwiſchen ihm und Adalbert zuletzt zu Thätlichkeiten gekommen, welchen die Gräfin vergeblich hätte ein Ende machen wollen, habe er in ſeinem Jähzorn Adalbert einen Fauſtſchlag an die rechte Schläfe verſetzt, welcher den Getroffenen ohnmächtig zu Boden geworfen. Da hätte er dem Indianer zugerufen, Wein vom Büffet zu holen, um dem Ohnmächtigen davon einzuflößen. Zum Unglück wäre aber auch eine Flaſche mit Nikotin auf dem Büffet geſtanden, denn er hätte dem Bruder verſprochenermaßen am nämlichen Morgen an einem Hund eine Probe ſeiner Chemie zeigen wollen. Dieſe Flaſche habe Milimach erwiſcht, auch wohl ganz unſchuldiger Weiſe, und hätte von dem Inhalt in ein Glas gegoſſen, um daſſelbe dem Ohnmächtigen an den Mund zu ſetzen, während er ſelbſt den Kopf deſſelben in ſeinem Schooß gehalten. Adalbert wäre inzwiſchen wieder halb zu ſich gekommen, hätte mit den Armen um ſich geſchlagen und zugleich ihn, den Grafen, in den Daumen der linken Hand gebiſſen. Darauf hin hätte der Indianer, vielleicht erboſt über die Verwundung ſeines Herrn, den Inhalt des Glaſes mit Gewalt in Adalberts Mund gezwängt. Hierbei aber ſei bei einem Stoß Adalberts an das Glas ein Tropfen von dem Inhalt deſſelben ihm, dem Grafen, auf die Wange geſpritzt und jetzt erſt habe er mit tödtlichem Schreck den Fehlgriff des Indianers bemerkt.

Dies der weſentliche Inhalt einer Angabe, welche im ganzen Saale nur ein Achſelzucken erregte. Die Vertheidigung war doch auch gar zu ſchwach, faſt albern und lächerlich. Jedermann fühlte, daß der Graf daran verzweifelte, ſich aus dem Netze von Beweiſen gegen ihn loszuwinden, zu welchem die ſorgſame Inſtruktion des Proceſſes Maſche an Maſche gereiht hatte. „Er gibt ſich verloren“, dachte Ottmar.

Das Verhör Milimachs ergab nichts Neues. Der ſtörrige Wilde, welchem das ganze Verfahren offenbar ein Räthſel war, gab nur einige wenige Antworten und blieb in dieſen dabei, er hätte dem Bruder des Sachems das „tödtliche Feuerwaſſer“ mit Gewalt eingegoſſen, weil derſelbe dem Sachem jederzeit feind geweſen und zuletzt noch den Sachem in die Hand gebiſſen. Auf weiteres Andringen ſagte er noch mürriſch, die weiße Squaw des Sachems, wie er die Gräfin nannte, ſei bei der Sache nicht betheiligt geweſen.

So wurden denn die Angaben Eva's, die ſie mit ruhiger Beſtimmtheit, ohne alle Affektation, mit keinem Schwanken der Seele, keinem Beben der Stimme machte, ſchon mit einem günſtigen Vorurtheil angehört. Sie behauptete, umſonſt ſich bemüht zu haben, den Streit zwiſchen den beiden Brüdern zu ſchlichten. Während der eigentlichen Kataſtrophe ſei ſie im Nebenzimmer geweſen, einfach deßhalb, weil ſie das Widerwärtige, was ſie nicht zu hindern vermochte, den Zank zwiſchen den Brüdern nämlich, nicht länger habe mitanſehen können. Den Einwurf, warum ſie denn nicht nöthigenfalls Leute herbeigerufen, um den Streit zu ſchlichten, parirte ſie gewandt, indem ſie ſagte, es hätte ſich für die Frau ihres Mannes doch wohl kaum geziemt, die Dienerſchaft einen ſolchen Auftritt mitanſehen zu machen. Daß ſie, nachdem das Unglück geſchehen, befohlen habe, das Zimmer aufzuräumen und zu ſcheuern, das ſei, wie ſie jetzt einſehe, allerdings eine Unklugheit geweſen, eine Unklugheit jedoch, welche, wie ſie glaube, wenn auch nicht die Männer, ſo doch die Frauen leicht begreiflich und verzeihlich finden würden.

Der Hauptſache nach war dieſe Ausſage dieſelbe, welche Eva vom Anfang der Unterſuchung an gemacht und woran ſie mit ruhiger Konſequenz feſtgehalten hatte.

Die Zeugenverhöre währten bis tief in den folgenden Tag hinein, und wie die Trauerſpiele Shakeſpeare's, ſo hatte auch dieſe kriminaliſtiſche Tragödie ihre komiſchen Zwiſchenſcenen. Man athmete ordentlich auf, wenn in dieſes düſtere Gewebe, inbetreff deſſen Zettelung trotz alledem, trotz der halben und ganzen Geſtändniſſe, trotz der feſtgefugten Kette der Schuldbeweiſe noch ſo vieles dunkel blieb, ſo dunkel, daß der eigentliche Nerv des Gräßlichen immer nicht zum Vorſchein kommen wollte und auch, wie viele fühlten, wirklich überhaupt nicht zum Vorſchein kam, weil der Proceß um den Forzierſt dieſer Nerv doch wohl nicht ſein konnte — wir ſagen, man athmete ordentlich auf, wenn in dieſes düſtere Gewebe der Humor da und dort einen hellen Faden einſchlug.

So ein heller Faden war die Erzählung des guten Herrn Tauberich, der zum höchſten Ergötzen der Zuhörer ſeine mit unendlich vielen Gleichſams durchſpickte Tabacksgeſchichte, die wir ſchon kennen, als Zeuge hier nochmals zum beſten gab. Ferner geſtaltete ſich zu ſo einem hellen Faden zuletzt auch die Vernehmung des frommen Jeremias, welcher als Belaſtungszeuge gegen die Gräfin auftrat und dieſelbe unter vielen heiligen Redensarten als eine „Teufelin" bezeichnete, welche des Aergſten fähig ſei. Zu ſeinem Unglück verleitete aber ſein Tugendeifer den würdigen Mann dazu, ein Beiſpiel deſſen anzuführen, weſſen die Angeklagte wirklich fähig war. Er erzählte nämlich, wie er auf unzweifelhafte Veranſtaltung der Gräfin tückiſcher Weiſe in den Schloßgraben geſtürzt worden ſei, wobei er nur durch Gottes beſonderen Beiſtand mit dem Leben davongekommen. Da hatte ſich denn Ottmar wieder einmal für den Bruder zu ſchämen und dachte bei ſich, der Jeremias müſſe bei der fraglichen Gelegenheit allerdings etwas Wichtiges, nämlich ein gut Theil von ſeinem Verſtande verloren haben, daß er ſich ſo blamiren möge. Ueber die Sache befragt, erklärte die Gräfin trocken, mit dem Sturze des Pfarrers in den Graben, welcher übrigens nicht lebensgefährlich tief ſei, habe es ſeine Richtigkeit. Der Mann hätte ſich nämlich erfrecht, unter leidenſchaftlichem Gebaren ihr eine Liebeserklärung zu machen, und ſie hätte dieſer für ſeinen Stand höchſt unpaſſenden Flamme eine kleine Abkühlung zutheil werden laſſen wollen. Die Heiterkeit, welche hierauf allwärts im

Saale losbrach, überzeugte Jeremiam, daß er beſſer gethan hätte, ſeine Grabenfahrt für den Verlag des Rauhen Hauſes zurechtzuſtutzen, als dieſe „erweckliche Geſchichte" hier einem profanen Publikum preiszugeben, und wenn er früher im Sinne gehabt, auch über die Liebesſignalgeſchichte auszuſagen, um die Angeklagte recht zu kompromittiren, ſo hielt er es jetzt für gerathen, zu ſchweigen, um nicht noch länger in der etwas bedenklichen Beleuchtung eines verſchmähten Liebhabers dazuſtehen.

Erſt am dritten Tage der Procedur konnten die Parteivorträge beginnen. Der Staatsanwalt hielt zwar auch gegen Eva die Anklage feſt, mußte aber ſelbſt geſtehen, daß die Motivirung derſelben unter den Umſtänden, welche ſich aus den Verhandlungen ergeben hätten, auf ſchwachen Stützen ſtände.

Das Plaidoyer Ottmars beſeitigte dieſe Stützen vollends und ſo überraſchte es nicht, daß, nachdem der Präſident ſein Reſumé gegeben und die Frageſtellung beſorgt hatte, die Geſchworenen nach nicht ſehr langer Berathung mit ihrem Schuldig! für Hippolyt und Wittmach ein Nichtſchuldig! für Eva zurückbrachten.

Sie nahm es hin, wie ſie die ganze Procedur hingenommen hatte, mit Ruhe. Ueber das Geſicht des Grafen lagerte ſich für einen Augenblick fahle Bläſſe und er ſenkte das Haupt tief auf die Bruſt. Dann hob er es wieder in die Höhe und der Blick, welchen er jetzt auf ſeine Frau warf, erwirkte ihm von vielen der Anweſenden

Verzeihung. Es war der Blick eines Wilden, aber eines Wilden, deſſen Wildheit in Liebe ſchmilzt.

Der rothhäutige Wilde an ſeiner Seite konnte das Todesurtheil — zu vollziehen mittels des Fallbeils — welches der Präſident über die zwei Schuldigbefundenen ausſprach, mit nicht größerem Stoiciſmus vernehmen, als ſein Sachem es that.

Der Unglückliche begnügte ſich, zu ſeinem Schickſalsgenoſſen gewendet in indianiſcher Sprache zu ſagen:

„Mein Bruder Milimach und ich ſterben zuſammen. Es iſt alles gut: Eva iſt gerettet!“

Es erfolgte von ſeiten der Verurtheilten keine Berufung an den Kaſſationshof.

Das Urtheil wurde daher am dritten Tage darauf in der Kreisſtadt unter ungeheurem Zulauf vollzogen.

Eva war bei ihrem Manne geblieben, bis er zu dem ſchrecklichen Gang abgeholt wurde. Er hatte ſie zuletzt noch gebeten, ihm das Flortuch, welches ſie um den Hals trug, um den Nacken zu ſchlingen. Dieſes Tuch hielt er noch feſt in der Hand, als das Fallbeil ſeinen Kopf vom Rumpfe ſchlug. Prieſterlichen Troſt hatte er mit ruhiger Beſtimmtheit zurückgewieſen. Der Indianer, der unmittelbar nach ſeinem Herrn gerichtet wurde, hatte beim Beſteigen des Schaffots die rauhen Töne des Todesgeſangs ſeines Stammes angeſtimmt.

Und den Bewohnern des Forgthals ſollte der trübe Wintertag, an welchem der letzte Bernwart durch Henkershand ſtarb, noch durch eine weitere Kataſtrophe ins

Gedächtniß geprägt werden. In der Nacht, welche dieſem Tage folgte, wurden die ſchlafenden Dörfler durch eine furchtbare Exploſion aufgeſchreckt. Das Tagesgrauen zeigte den Herbeigeeilten die theilweiſe Zerſtörung von Bernwartshall. Das Laboratorium des Grafen und mit demſelben ein gut Theil der anliegenden Baulichkeiten war in die Luft geflogen.

Unter den Trümmern fand man den gräßlich zerfetzten, faſt nur noch an ſeiner Hautfarbe erkennbaren Leichnam der Tochter Milimachs.

## 5.

## In die weite Welt und in die Brautkammer.

Aber auch ſchreckliche Ereigniſſe verlieren in dem raſtlos ſich umſchwingenden Wirbel des Lebens die Grellheit ihrer Färbung, welche anfangs den Augen ſo wehthut, und dem Rückblick auf die Vergangenheit erſcheint auch das Unerhörteſte und Furchtbarſte, was damals geſchehen, ſo und nur ſo, als hätte es gerade geſchehen müſſen, wie es geſchah. Ungewöhnlich frohe Tage der Gegenwart verflüchtigen vollends die Schatten, welche vorübergegangenes Unheil in den Gemüthern zurückgelaſſen, und es iſt gut, daß es ſo iſt; der Menſch käme ſonſt aus dem Jammer gar nicht heraus.

Als die erſten Lerchen aus den ſich begrünenden Matten am Ufer der Forz tirilirend in die Höhe ſtiegen, da dachte im Forzthal wohl kein Menſch an das Trauerſpiel von Bernwartshall. Das machte, jedermann hatte genug zu denken und zu reden von der prächtigen Hochzeit, die am heutigen Frühlingstag in der Goldforelle im Bühl gefeiert wurde.

Das ganze Thal war ſo zu ſagen geladen, denn Meiſter Baldung wollte ſich heute noch einmal als Wirth ſehen laſſen, wollte den Leuten noch einmal zeigen, was die alte Goldforelle inbezug auf Küche und Keller zu leiſten im Stande wäre. Dann, zugleich mit dem Ehrentag ſeiner Tochter, ſollte auch das Wirthſchaften ein Ende haben. Sowie die letzten Gäſte fortwären, ſollte das alte Goldforellenſchild, welches unter dem vorſpringenden Dach des Hauſes ſo lange in Ehren gehangen, herabgenommen werden.

Es war dem alten Manne doch recht ſchwer geworden, dieſen Entſchluß unwiderruflich zu faſſen, aber er brachte dieſes Opfer ſeinem Schwiegerſohn, ohne ihm auch nur den leiſeſten Wink zu geben, daß es ein Opfer ſei.

Gegen die zehnte Morgenſtunde ſetzte ſich der Hochzeitszug vom Bühl herab nach der kleinen Kirche von Forgau in Bewegung. Es ging hierbei, wie bei der ganzen Hochzeit, ſtreng nach altem Brauch und ländlicher Sitte zu. Voran blies und geigte eine Bande von Bergknappen den Hochzeitsmarſch, mächtige Bandſchleifen an ihren Geigen und Klarinetten und Waldhörnern. Dann eröffneten die ledigen Mädchen den Zug und hinter ihnen ſchritt die Braut, die altgebräuchliche, aus Gold- und Silberflittern hochaufgebaute Brautkrone auf dem Haupte, zwiſchen den zwei Brautführern gehend, und dieſe waren der alte Vreſi und Wate im Bart, ausgerüſtet, wie ſich's für ihr hohes Ehrenamt ziemte, nämlich ſo: An dem linken Rockärmel, mittels weißer Schnüre befeſtigt, prangte ihnen das aus Silberzindel gefertigte Junggeſellenkränzchen, auf den Hüten trugen ſie koloſſale Sträuße von künſtlichen Blumen, in der Rechten hielt jeder von ihnen einen entblößten Degen, von deſſen Griff bunte Bandſchleifen herabhingen, und in der Linken eine Citrone, in welche ein mächtiger Rosmarinſtengel geſteckt war. Hinter der Braut und ihren Führern kamen die ledigen Burſche, die ſich bedeutend mit Juchzen angriffen, und dann ſah man den Bräutigam, ebenfalls mit dem Junggeſellenkränzchen geſchmückt und mit einem großen Strauß auf dem Hut, zwiſchen den beiden Brautjungfern gehen, die aber eigentlich den Titel „Hochzeitmägde“ führten. Nun kamen die verheirateten Frauen und nach ihnen ſchloſſen die verheirateten Männer, an deren Spitze Baldung ging, den Zug.

Das war doch noch ein Hochzeitszug, der, ſchwarzwälderiſch geſprochen, 'ne rechte Gattig*) machte und ſich vor der Welt ſehen laſſen durfte.

Als er nach vollzogener Trauung in den Bühl zurückgekehrt war, da ſpielten die Muſikanten zunächſt der Hochzeiterin zu ihren drei „Ehrentänzen“ auf, deren erſten ſie mit dem Hochzeiter, deren zweiten ſie mit dem alten Vreſi, deren dritten ſie mit dem grimmen Wate tanzte, welcher aber heute gar nicht grimmig dreinſah.

---

*) Gattung. Die ganze Redensart bedeutet: ein rechtes Anſehen haben.

Der alte Broſi aber drehte ſich trotz einem Jungen und beſchloß ſeinerſeits den Tanz mit einem merkwürdigen Luſtſprung, welcher, behauptete er, vor ſechzig Jahren im Forgthal bei ſolchen Anläſſen bräuchlich geweſen.

Inzwiſchen war das „Mahl“ aufgetragen worden, jene reichliche Hauptmahlzeit, welche bei ſchwäbiſchen Bauernhochzeiten nie fehlen darf und herkömmlicher Weiſe ſtatt mit einer Suppe mit dem „Voreſſen“ anhebt, einer Art ſäuerlichen Ragouts, welches den Appetit reizt, was inbetracht der ungeheuren Quantitäten von Fleiſchſpeiſen, Gemüſen (vorab Sauerkraut) und Backwerk, die auf die Tiſche kommen, nicht ganz überflüſſig ſein dürfte. Der Brauch wollte, daß bei dieſem Mahl der ältere der beiden Brautführer einen Trinkſpruch auf das Brautpaar ausbrachte, und der Broſi entledigte ſich dieſer Obliegenheit mit hinlänglicher Grazie. Da in dieſem bäuerlichen Toaſt neben „mei'm Airli“, wie Broſi in der Fülle ſeines Herzens die Braut nannte, und neben dem „jungen rechtſchaffenen Meiſter“, wie Ottmar betitelt wurde, auch ſehr herzlich von dem „braven alten Meiſter“ die Rede war, ſo vermuthen wir, daß der alte Knabe ſich vollſtändig wieder mit ſeinem Herrn ausgeſöhnt hatte.

Die Gäſte ſaßen noch beim Mahl, als Wate, welcher mit eigener Hand ein Dutzend ſardanapaliſcher Bomben angefertigt hatte und mit unbeſchreiblicher Befriedigung geſehen, daß in unglaublich kurzer Zeit beſagte Bomben ſpurlos von den Tiſchen verſchwunden waren — ja, die Gäſte thaten ſich noch beim Mahle gütlich, als Wate, ohne Aufſehen zu erregen, das Brautpaar aus der großen Oberſtube holte.

„Die Gräfin hält unten in ihrem Reiſewagen“, ſagte er leiſe. „Sie möchte der Braut ihren Glückwunſch darbringen und dir, Ottmar, zugleich Lebewohl ſagen. Kommt, wir wollen hinunter.“

Sie fanden Eva neben ihrem Reiſewagen ſtehend, welcher bei der Einfahrt zum Bühl auf der Straße hielt. Sie war in Trauerkleidung, aber ihre Schönheit leuchtete aus dem Düſter derſelben nur um ſo heller hervor.

Sie trat auf Ottmar und ihre Namensſchweſter zu und begrüßte beide mit lebhafter und herzlicher Freude.

„Das alſo iſt die Braut?“ ſagte ſie, das erröthende Mädchen mit ungeheucheltem Wohlgefallen betrachtend. „Ottmar, mein edler und theurer Freund, Sie haben die beſte Wahl getroffen — ich wünſche Ihnen aus tiefſter Seele Glück! Und nicht minder Ihnen, Aivli; vertrauen Sie Ihrem Manne allzeit, Sie dürfen es.“

„Und ich gehe leer aus?“ fragte Wate, bemüht, in die geſpannte Stimmung einen leichteren Ton zu bringen.

„Sie haben ja Ihren Freund und Ihren Humor“, verſetzte Eva. „Laſſen Sie andere klagen, welche zu ſpät einen Freund fanden und denen der Humor zu früh abhanden kam.“

„Aber, Frau Gräfin“, ſagte die Braut in ihrer Gutmüthigkeit, „wollen Sie denn nicht in die alte Goldforelle treten, um —“

„Nein, liebes Kind; ich würde nur eine Störung veranlaſſen und nicht deßhalb bin ich gekommen. Ich habe den Umweg durch das Forgthal nur gemacht, um meinem Freund und Vertheidiger noch perſönlich ein Wort des Dankes zu ſagen und ihm und Ihnen, Aivli, meine Glückwünſche darzubringen.“

Ottmar, welchem dieſe Epiſode ſeines Hochzeitstages wirklich eine ſtörende war, fragte etwas hölzern:

„Sie ſcheinen im Begriffe, gnädige Frau, eine Reiſe anzutreten. Haben ſich Ihre Verhältniſſe alle nach Wunſch geordnet?“

„Oh ja, mein Freund. Die Herrſchaft Moosbrunn iſt verkauft und der Forgforſt auch, wie Sie vielleicht ſchon gehört haben werden. Von letzterem behielt ich mir bloß das Bärenſchlößchen vor und den Umkreis der Stelle, wo mein Großvater ſchläft. Bernwartshall wollte ein Spekulant erſtehen, um es zu einer Fabrik umzuwandeln. Aber ich behielt das Schloß — es mag in Trümmer fallen. Die unglückſelige Eſtrella hat ja ſchon für den Beginn des Verfalls geſorgt. — Ich bin jetzt“, ſetzte ſie mit einem bitteren Lächeln hinzu, „reich, ſehr reich. Auch Adalbert hatte mich ja, wie Sie wiſſen, zur Erbin eingeſetzt.“

Sie ſprach die letzteren Worte kalt, mit einer faſt ſchrecklichen Kälte, aber dabei entfunkelte ihren Augen ein flüchtiger Stral dämoniſchen Feuers.

Hätte das Aivli dieſen Stral wahrgenommen, ſie würde den Abſchiedskuß, welchen die Gräfin ihr jetzt bot, kaum ſo herzlich haben erwidern können, wie ſie that.

Wate faßte die Gelegenheit beim Schopf und erbat und erhielt von der ſcheidenden Tochter der Luft ebenfalls einen Kuß.

Eva ſchien zu erwarten, daß auch Ottmar von dem Rechte des Abſchieds Gebrauch machte, aber er begnügte ſich mit einem Händedruck.

Als Eva ſchon auf dem Wagentritt ſtand, fragte er noch:

„Und dürfen wir erwarten, Sie wiederzuſehen?“

„Nein“, erwiderte ſie, indem ſie ſich auf den Polſtern zurechtſetzte, „ich gehe für immer.“

„Und ſo ganz allein?“

„Ganz allein.“

„Aber wohin?“

Sie bog das ſchöne, jetzt von einer düſteren Wolke überflogene Antlitz aus dem Schlag und ließ das unergründliche Auge einen Moment feſt auf Ottmar haften. Dann winkte ſie mit der Hand und ſagte leiſe, wie mit brechender Stimme:

„In die weite Welt!“

Die Poſtillone ſpornten ihre Pferde und der Wagen flog davon.

Nachdenklich gingen die drei dem Hauſe zu, aus welchem ihnen eine muntere Walzermelodie und fröhliches Lachen entgegenſchollen.

„Und ſo hab' ich mir doch zu guter letzt einen Kuß erobert!“ ſagte Wate mit behaglichem Schmunzeln.

„Ich konnte dieſes Weib nicht küſſen“, bemerkte Ottmar.

„Warum nicht, Ottmar?“ verſetzte das gute Aivli. „Ach, wie iſt ſie ſo ſchön und ſo unglücklich!“

Endlich, endlich waren die Gäſte fort und der Hochzeitsjubel verhallte das Thal entlang. Bei Fackelſchein nahm der Goldforellenwirth mit eigener Hand das alte Schild herunter und Wate hielt dazu eine Rede, die in ihren humoriſtiſchen Sprüngen von dem verſammelten Geſinde zwar nicht ſo ganz verſtanden, deſſenungeachtet aber mit der Andacht angehört wurde, welche dieſem feierlichen Akt geziemte.

Unterdeſſen hatte Ottmar ſeine Braut in die ſtille Brautkammer geführt.

Als er ihr dort die Brautkrone vom Haupte nahm, richtete ſich die Jungfrau einen Augenblick in ſeinen Armen auf und flüſterte mit ſchalkhaftem Lächeln:

„Iſt's keine Eva, ſo iſt's doch ein Aivli, gelt?“

Er ſagte nichts, ſondern zog ſie nur zärtlicher an ſich, und als die Bebende, Verſchämte ihm wieder ins Auge zu ſehen wagte, las ſie darin die beſeligende Gewißheit, daß ſie dem geliebten Manne theurer ſei als alle Even der Welt.

## Schlußkapitelchen,

### worin die Moral des Stückes brieflich angedeutet wird und Autor einem werthen Publico ſich empfiehlt.

Dieſer Tage hat mir der grimme Wate unter anderem Folgendes aus dem Forgthal geſchrieben:

„Deine Zweifel, lieber Junge, ob ſich unſer Freund Ottmar in ſeinem neuen Leben auf die Dauer befriedigt und glücklich fühlen würde, ſind ſchmählich zu Schanden geworden. Ottmar iſt glücklich und das Rivli blüht vor Zufriedenheit wie eine Roſe. Da aber, um mich bimbambummleriſch auszudrücken, die Roſen auf den Wangen des herzigen Weibchens zeitweilig mit Lilien wechſeln, ſo vermuthe ich ſtark, daß ich neben meinen gaſtroſophiſchen Arbeiten, welche das Erſcheinen meiner epochemachenden „Philoſophie des Magens“ in nahe Ausſicht ſtellen, zu denjenigen Studien mich wenden muß, welche einen befähigen, die Rolle eines Gevattermanns mit Anſtand und Würde zu ſpielen. — Natürlich wohne ich noch immer in der Goldforelle und ſehe nicht ein, warum ich jemals anderswo wohnen ſollte. Ich gehöre nun ſchon zur Familie und ſelbſt der alte Broſi, von den anderen gar nicht zu ſprechen, würde, Gott ſtraf' mich! gegen mein Wegziehen entſchiedenen Proteſt einlegen, namentlich ſeit der Stunde, wo ich eine höchſt ſinnreiche Vorrichtung erfunden, welche dem alten Knaben den ewigen Garnknäuel erſpart. Dazu aber hab' ich mich durch das Beiſpiel von Ottmars rüſtiger Thätigkeit freilich verleiten laſſen, daß ich in der Woche ein paarmal ins Trauſigthal hinüberreite, um dem Werkführer in der Glashütte auf die Finger zu ſehen, damit dieſelben nicht gar zu polizeiwidrig lang werden. — Von der Tochter der Luft haben wir keinen Laut mehr vernommen. Wo ſie wohl jetzt ſein mag? Es war doch ein wunderbares Weſen! Wenn die Rede auf ſie kommt, pflegt Meiſter Baldung mit einem echt ſchwarzwälderiſchen Kopfruck zu ſagen: „Ich wünſch' der Frau alles Glück, aber — aber ſo ganz ſauber war ſie doch nicht, ſchätz' ich.“ — Dem Ottmar iſt eine tüchtige Sorge zugewachſen durch die Vormundſchaft über die Kinder ſeines Bruders. Der Jeremias hat ſich von der Blamage vor dem Schwurgericht nie mehr recht erholt. Er wurde tiefſinnig, verſenkte ſich, jetzt nicht mehr aus Spekulation, ſondern in allem Ernſt, in myſtiſchen Kram und ſchnappte zuletzt völlig über. Er hat ſich mit der ſeltſamen fixen Idee, in eine Schlange verwandelt zu ſein; im Irrenhaus herumgequält, bis er vor einigen Wochen daſelbſt ſtarb. Zum Glück hatte er aller Frommheit zum Trotz das Vermögen ſeiner Frau tüchtig umzutreiben gewußt. — Daß die beiden Bimbambummler, welche im Forſtthal auf den Hund und auf die Katze gekommen, fortfahren, Deutſchland mit ihren Dichtungen zu entzücken, wirſt du beſſer wiſſen als ich. Ich fürchte jedoch, ihr Ruhm möchte nicht von Dauer ſein. Die Zeit iſt allgemach zu ernſt geworden, um an ſüßlichen Mittelalterlichkeiten ernſtlich Geſchmack zu finden. Laſſe man die alten und jungen Kinder der Salons immerhin noch eine Weile mit dieſem literariſchen Rokoko ſpielen. Umgekehrt lockt man aber auch mit dem Byroniſmus und der fauſtiſchen Himmelsſtürmerei keinen Hund mehr vom Ofen. Ebenſo gehen den Leuten über den merkantiliſtiſchen Schwindel, welcher die Gegenwart charakteriſirt, allmälig die Augen auf und immer kräftiger macht ſich das Gefühl geltend, daß man überall zur Einfachheit, zur Solidität und Genügſamkeit wird zurückkehren müſſen, wenn der geſellſchaftliche Bau nicht aus den Fugen gehen ſoll. Mit dem aus den Fugen Reißen deſſelben iſt es aber eine eigene Sache: du weißt, die proletariſche Herrlichkeit, welche kommuniſtiſche Schwindler uns belieben wollten, war nie nach meinem Geſchmack. — Wir müſſen lernen, uns zu beſcheiden. Eine Umkehr iſt für unſere Zeit allerdings vonnöthen, freilich nicht zum Köhlerglauben, zur Sklaverei, zum Privilegium, ſondern zur Natur und zu naturgemäßer Exiſtenz. Darum lobe ich mir unſern Ottmar, daß er den Muth hatte, dem *Schein* der ſogenannten guten Geſellſchaft, welcher ihn in allerverlockendſter Geſtalt, in der Geſtalt Eva's von

Bermwart umſpinnen wollte, das Sein eines Lebens mit der Natur und dem Volke vorzuziehen. Es war dies keine idylliſche Illuſion, es war der Entſchluß und die That eines Mannes, welcher ehrlich und energiſch genug iſt, die geforderte Reform der Geſellſchaft bei ſich ſelber anzuheben und für die Möglichkeit einer ſolchen Reform mit der eigenen Perſon einzuſtehen."

Soweit Wate im Bart.

Und nun, lieber Leſer, ſage ich dir Lebewohl für heute. Du haſt vielleicht, als du dieſe Erzählung zur Hand nahmſt, beſorgt, es würde wieder ſo eine traurige Geſchichte ſein, wie ich ſie dir ſonſt zu erzählen gewohnt bin. Aber diesmal, ſiehſt du, kam es anders und glaube ich dich für das Traurige, was zu berühren unvermeidlich war, hinlänglich durch die Hochzeit ſchadlos gehalten zu haben, welche ich dir ſchließlich aufgetiſcht habe. Im übrigen empfehle ich dir meine Freunde im Forgthal und mich ſelbſt zu geneigtem Andenken.

othek
München

Druck von Fr. Andrä's Nachfolger in Leipzig.

# Novellenbuch

von

## Johannes Scherr.

Fünfter Band.

# Nemeſis.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1874.

# Nemeſis.

## Novelle

von

**Johannes Scherr.**

5

Zweite, neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1874.

[illegible]

[illegible]

Wenn man, ſoweit es annäherungsweiſe möglich iſt, die Summe von Noth, Schmerz, Leiden und Uebeln jeder Art ſich vorſtellt, welche die Sonne in ihrem Laufe beſcheint, ſo wird man einräumen, daß es viel beſſer wäre, wenn ſie auf der Erde ſo wenig wie auf dem Monde hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, ſondern, wie auf dieſem, ſo auch auf jener die Oberfläche ſich noch im kryſtalliniſchen Zuſtande befände. Man kann auch unſer Leben auffaſſen als eine unnützerweiſe ſtörende Epiſode in der ſeligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird ſelbſt der, dem es darin erträglich ergangen, je länger er lebt, deſto deutlicher inne, daß es im ganzen a disappointment, nay, a cheat iſt, oder, deutſch zu reden, den Charakter einer großen Myſtifikation, um nicht zu ſagen einer Prellerei, trägt.

**Arthur Schopenhauer.**

And thou, who never yet of human wrong
Left the unbalanced scale, great Nemesis!
Here, where the ancient paid thee homage long —
Thou, who didst call the Furies from the abyss,
And round Orestes bade them howl and hiss
For that unnatural retribution — just,
Had it but been from hands less near — in this
Thy former realm, I call the from the dust —
Dost thou not hear my heart? — Awake! thou shalt, and must!

**Childe Harold, 4, 132.**

## 1.

## Hoch droben.

Im erſten Dämmerſchein des Morgens trat ein Mann aus dem Düſter des Tannenforſtes.

Am Saume deſſelben blieb er ſtehen, ſchlug die Arme über einander und ſchaute bohrenden Blickes in das graue Frühlingsnebelmeer hinab, welches hart unter ſeinen Füßen die Tiefe füllte und meilenweit hinzuwogen ſchien.

Der Hochwald, aus welchem der Mann getreten, krönte eine Kuppe, von welcher aus man über die Nebelmaſſen hinweg oſtwärts und ſüdwärts die grandioſen und bizarren Formen einer Reihe von ſchneeglänzenden Koloſſen in den blaßblauen Himmel emporragen ſah. Aber dieſe Bergrieſen hatten jetzt, wie immer vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, ein unheimlich geiſterhaftes Anſehen, etwas lebloſes Starres, Ankältendes. Der Winter ſchien auf ihnen zu ſchlafen, bleiern, unnahbar, mit eiſigem Odem Licht und Leben aus ſeiner Nähe bannend.

Ringsher lautloſe Stille, nur unterbrochen durch ein dumpfes Geräuſch wie von ſtürzenden Waſſern, welches in monotoner Wiederkehr durch das Dunſtgeſchwehle herauf- und herüberkam.

Da rührte ein leiſer Morgenwindzug die Wipfel der Tannen und nach kurzer Weile war die Scepe weſentlich verändert.

Im Oſten leuchtete es auf, erſt ſchwach und weißlich flimmernd, dann hell und roſenfarben. Grünlich grelle Streiflichter zuckten über die Granitwände und Schneefelder des Hochgebirges hin, ſchwanden, kamen wieder, nahmen zu an Stärke und Kraft der wechſelnden Farben, ſprangen gedankenſchnell von Fels zu Fels, von Firn zu Firn und pflanzten dann auf all den zahlloſen Zacken und Hörnern die rothleuchtenden Banner des Tages auf, deſſen Geſtirn mälig hinter den öſtlichen Bergen emporſtieg.

Jetzt bot der Ort, wo der Mann ſtand, einen kontraſtvollen Ausblick. Oben alles Licht und Glut, unten noch dämmerndes Grau. Aber die Sonne, höher und höher ſteigend, griff mit ihrer belebenden Macht bald auch in die Tiefe hinein. Die rothglühenden Alpenſpitzen warfen zitternde Reflexe auf das Nebelmeer, deſſen Oberfläche dann unter dem Einfluſſe der Morgenbriſe zu wogen und zu wallen begann. Im nächſten Augenblick hob und ſchob ſich die ganze ungeheure Maſſe in die Höhe, trennte und furchte ſich da und dort, dehnte ſich in dichten Bänken hüben und drüben an den Bergen aufwärts. In der Mitte bildete ſich eine rieſenhafte muldenförmige Vertiefung, deren Grund die Geſtalt eines dünnen weißen

Flors annahm. Jetzt zerriſſen ihn die Sonnenſtralen und herauf blitzte blau und ſilbern der Spiegel des Sees.

Er war von bedeutendem Umfang, allein ſeine Ufer waren vorerſt noch nicht zu überblicken. Langſam und ſeine Maſſen in groteſken Bildungen durcheinanderſchiebend quoll und brodelte der Nebel nach allen Seiten hin auseinander. Wie ein ſtralend Aug' ſchaute das Waſſer aus der Tiefe. Dann wurde der Riß weiter und weiter, der See dehnte ſich nach rechts und links, die Dünſte ſchwammen und drängten eilfertiger nach oben und ſchon begannen die oberſten Schichten an den Bergwänden ringsum in einzelne Wolken zu zerflattern. In dem Maße, in welchem ſie aufſtrebend die Felszacken und Schneekuppen verſchleierten, lichtete ſich drunten die Scene. Während der Nebel in halber Höhe der Berge einen röthlichweißen Gürtel bildete, der nach und nach verqualmte, lagen die Ufer des Sees dem Auge bloß. Es war ein herrlicher Waſſerſpiegel von länglich-ovaler Form, die aber auf der ſüdlichen und öſtlichen Seite wildzerriſſen ſich wies. Hier ſtiegen die Berge oft in ſchwindelnd hohen ſenkrechten Felswänden, überall aber jäh und ſcheinbar unzugänglich in das Waſſer herab. An ſeinem weſtlichen Ende drängte ſich der See mehr und mehr zuſammen und ergoß den Ueberfluß ſeiner Waſſer in das Bett eines Stromes, welcher eine Strecke weit rauſchend zwiſchen engzuſammentretenden Felſen ſich hinwand, dann in ein offenes Thalgelände hinaustrat und dort dem Auge entſchwand. Aus dem Thale herauf führte eine Straße an den See, welche den Verkehr der Gebirgslandſchaft mit den ebeneren Gegenden vermittelte. Wenige Büchſenſchüſſe weit unterhalb der Ausmündung des Sees in den Fluß war über dieſen eine jener in Berggegenden häufigen hölzernen Brücken geſchlagen, deren Dach einen hellrothen Anſtrich hatte. Dieſſeits dieſer Brücke zweigte ſich von der am rechten Ufer des Fluſſes heraufführenden Straße ein ſchmalerer Fahrweg ab. Er ging über die Brücke, zog ſich jenſeits derſelben eine Strecke weit in einem Halbbogen um den See und führte auf ein Gehöfte zu, deſſen Hauptgebäude ſich durch das Grauweiß ſeines Daches als eine Mühle verrieth. Das Räderwerk derſelben wurde durch einen Theil des Waſſers, welches ein gewaltiger Bergbach aus den Schneefeldern herabbrachte, in Bewegung geſetzt. Etwas linkshin hinter der Mühle ſah man dieſes wilde Bergwaſſer aus den Klüften des Hochgebirges auf ein bewaldetes Plateau heraustreten, welches in ſteilen, zackigen Felsſchichten jählings abſtürzte. Von dieſer wohl an fünfhundert Fuß hohen Wand warf ſich der Strom in drei majeſtätiſchen Sprüngen, die von unzähligen kleineren Kaskaden und Kaskadellen umflattert wurden, in die Tiefe und bildete ſo einen prachtvollen Katarakt, welcher unter dem Namen des Donnerfalls weitum berühmt war. Weiter aufwärts den See ſah die ſüdliche Seite ſeines Geſtades unwohnlich und unwirthlich aus. Ueberall abſchüſſige Granitwände, an denen ſich von den höher gelegenen Gletſchern ſtärkere und ſchwächere Silberfäden herabſpannen. Da und dort unterhalb der Schneegrenze eine maleriſche Gruppe von Ahornbäumen, Tannen und Bergkiefern oder auch einzelne grüne Matten, Ausläufer ſchmaler Hochthäler, die ſich in den mächtigen Gebirgsſtock hineingelagert hatten und zur Sommerszeit die Schauplätze einer genüglichen und munteren Sennenwirthſchaft waren. Einzelne Sennhütten klebten da droben wie Schwalbenneſter an den Abhängen. Das Ufer des Sees dagegen ſchien oberhalb der Mühle auf dieſer Seite keine Spur von menſchlicher Beſiedelung zu zeigen; denn es gehörte ein ſehr ſcharfes Auge dazu, im Hintergrund einer kleinen Bucht ein zwiſchen zwei mächtige Tannenſtämme hineingepreßtes Häuschen wahrzunehmen, deſſen graues Schindeldach mit dem Grau des ſchroff hinter ihm aufragenden Geſteins zuſammenfloß. Zwei kleine, in der Morgenſonne blitzende Fenſter verriethen jedoch, daß dort ein menſchliches Weſen in die Einſamkeit zwiſchen Fels und Waſſer ſich eingeniſtet habe.

Das öſtliche Geſtade des Sees verſchwamm in dämmernder Unbeſtimmtheit, weil auf daſſelbe die über ihm aufgethürmten Berge noch ihre Schatten warfen. Dagegen lag das nördliche Ufer ſchon in voller Beleuchtung und bot einen von dem gegenüberliegenden weſentlich verſchiedenen Anblick. Das Land ſtieg hier in ſanftgeſchwungenen Wellenlinien vom Waſſer auf und bog dann weiter nach Norden hin in eine weite Ebene aus, in welcher inmitten von reichen Saatfeldern und Wieſengründen Gehöfte, Weiler und Dörfer zerſtreut lagen und mehrere ſpitzzulaufende rothe Kirchthürme aus dichten Obſtbäumepflanzungen hervorlugten. Die letzteren, namentlich die Frühobſtbäume, begannen eben in Blüthe oder, wie man hier herum ſagte, in Bluſt zu ſchießen und hoben ſich um ſo anmuthiger von dem jungen Grün der Saaten und Matten ab. Durch das ſchöne Gelände ſchlängelte ſich, von den oſtwärts gelegenen Bergen herkommend, ein ſtillgleitender Fluß, auf weitem Umwege ſein Waſſer dem See zuführend. Da, wo er die Grenzmarke des dem See zunächſtgelegenen Dorfes verließ, trat er in ein tiefes, ſchmales, von wildem Geſtrüpp überwuchertes Tobel, aus welchem hervorrauſchend er in ſo launiſchen Wendungen dem See zufloß, daß man vermuthen durfte, Kunſt habe hier dem Waſſer ſeinen Lauf vorgezeichnet. So war es in der That. Die Gartenkunſt hatte den Lauf des Fluſſes zwiſchen dem Tobel und dem See zu ihren Zwecken benutzt und zwar ſo geſchickt, daß dieſes Waſſer eine Hauptzierde des weitläufigen Parkes abgab, welcher ſich weit am Seeufer hin- und weit an der ſanften Abdachung deſſelben hinanzog. Dieſer Anlage, von der Natur ſo außerordentlich begünſtigt, fehlte auch jener Zauber der Romantik nicht, welcher den trümmerhaften Ueberbleibſeln früherer Jahrhunderte anhaftet. Jenſeits des Flüßchens nämlich, in halber Höhe der Abdachung, ſprang aus derſelben ein hoher felſiger Hügel vor, deſſen Gipfel die Ruinen einer Feudalburg krönten. Birken und Fichten waren zwiſchen den Trümmern aufgeſchoſſen und über die Baumgipfel hinweg ragte jener Kern mittelalterlicher

Veſten, der gewaltige Wartthurm, genannt das Berchfrit, noch jetzt mit der nur wenig verwüſteten Kraft einer eiſernen Zeit.

Auch hier aber zeigte ſich eine Erſcheinung, die an den Sitzen alter Geſchlechter häufig vorkommt. Die Nachkommen der Burgherren hatten das Schloß ihrer Ahnen nicht mehr wohnlich und bequem genug gefunden und hatten ſich deßhalb am Ufer des Sees einen Wohnſitz geſchaffen, welcher den Bedürfniſſen und Gewohnheiten einer vorgeſchritteneren Zeit mehr entſprach. Der ältere Theil dieſes neuen Schloſſes, das eigentliche Hauptgebäude, verrieth durch ſeine edlen Verhältniſſe, daß es noch zur Zeit der Renaiſſance entſtanden ſei. Später hatte man ihm zwei Flügel angefügt, die zu jenem in keinem Verhältniſſe ſtanden und deutlich zeigten, daß ihre Entſtehung ſchon in die Rokoko-Periode gefallen, wo die Forderungen der Architektur vor den maßloſen Anſprüchen einer üppigen Ornamentik zurücktreten mußten. Dieſe Seitenflügel waren rechte Triumphe des Zopfſtils. Von dem Mittelflügel führte eine leichtgeſchwungene Freitreppe in einen Garten herab, zu deſſen Anlage man eine in den See hinausgehende Landzunge benutzt oder auch eine ſolche künſtlich geſchaffen hatte. Der Garten hatte die Form ſeiner urſprünglichen Anlage beibehalten. Er prunkte alſo, während der Park hinter dem Schloſſe nach den naturgemäßeren Grundſätzen der engliſchen Hortikultur eingerichtet war, mit jener ſteifen Korrektheit, auf welche die deutſche Gärtnerei des vorigen Jahrhunderts in ſklaviſcher Nachahmung der Gärten von Verſailles und Trianon ſo verſeſſen war. Die beiden Seitenflügel des Schloſſes endigten jeder in einem achteckigen Thurm mit wunderlichen Bedachungen, welche man chineſiſche Kuppeln zu nennen beliebte. Der Balkon eines dieſer Thürme, des öſtlichen, verlängerte ſich in einen gußeiſernen Steg, welcher nach einem aus dem See aufragenden Felsblock hinüberführte, auf deſſen Oberfläche ein zierlicher Pavillon errichtet war. Wenngleich der architektoniſchen Symmetrie ermangelnd, verrieth die ganze Beſitzung, wie ſie, weich ans Seegeſtade hingebettet, aus den herrlichen Baumgruppen des Parkes aufſtieg und angeſichts der Größe und Schönheit des Hochgebirges dalag, die Sicherheit und das wohlige Behagen großen und von Geſchlecht zu Geſchlecht ununterbrochen vererbten Reichthums. Es war ein Herrenhaus im vornehmſten Sinne des Wortes.

Vor der Fronte des weſtlichen Flügels breitete ſich ein großer Hofraum aus, welchen im Halbkreiſe gebaute Stallungen, Remiſen und Dienerwohnungen einfaßten. Vom Hofthor ab lief eine breite Allee prächtiger alter Linden und Kaſtanien am rechten Seeufer hin, ließ mittels einer ſteinernen Brücke den hier in den See mündenden Fluß hinter ſich und dehnte ſich ſchnurgerade bis zur Einlaßpforte des Parkes. Der Wächter derſelben konnte von den Fenſtern ſeines Häuschens aus in die lange Gaſſe eines großen Dorfes hineinſehen, deſſen Häuſergruppen am Fuße des Berges lagen, von welchem wir zuerſt geſprochen. Verfolgte man vom Parkthore aus die Straße gegen das Dorf zu, ſo erblickte man am Eingang deſſelben rechts und links ein anſehnliches Gebäude. Das eine war die Oberförſterei, das andere die Oberrentei der ehemals reichsfreien, jetzt mediatiſirten Grafſchaft Wippoltſtein.

Inzwiſchen war die Sonne höher geſtiegen. Die Nebelmaſſen hatten ſich an den Bergen emporgewunden und an den Firnen zertheilt, um droben in der blauen Unermeßlichkeit wieder zu röthlich ſchimmernden Morgenwolken zuſammenzufließen. Der Tag ſchritt belebend über die Landſchaft. Alles in ihr wurde Ton und Klang. Aus den Saatfeldern in der Ebene ſchwirrten Lerchen tönend in die Lüfte, während im Hochwalde das Pfeifen des Eichhorns und das Gluckſen des Birkhuhns in den Schlag des Schneefinken und der Goldamſel ſich miſchten. Aus den Dörfern hervor ſah man Bauern zu Acker fahren und ein paar Fiſcherkähne furchten die leichtgekräuſelte Fläche des Sees. Vom andern Ufer deſſelben trug der Morgenwind das laute Gebrauſe des Kataraktes herüber und allwärtsher ſtieg aus den Gründen aufwärts zu den Höhen jenes verworrene, aus hundert verſchiedenen Tönen gemiſchte Toſen, welches dem Mann auf der Bergkuppe verrieth, daß die Menſchen da unten an ihr mannichfaltiges Tagewerk gegangen.

Er ſtand noch immer mit verſchränkten Armen und ſah in all die Pracht hinein. Dann ſchnippte er mit den Fingern und brummte in den Bart:

„Die alte Geſchichte, bei Jove! Granit, Schnee und Waſſer die Hülle und Fülle, drüberhin ein Stückchen blauer Luſt, dort der Edelſitz mit ſeinem großpraleriſch hochmüthigen Ausſehen, da unten die Dörfer mit ihren Aeckern, worauf ſich arme Narren für andere abplacken. Die alte Geſchichte, ganz die alte Geſchichte!“

Der ſo ſprach, war ein Mann über Mittelgröße und über die Mitte des Lebens hinaus. Unter ſeinem breitkrämpigen und ziemlich vernutzten grauen Filzhut ſtanden eiſengraue Kopfhaare hervor und ein mächtiger Backenbart von derſelben Farbe rahmte ein tiefgebräuntes, faſt bronzirtes Geſicht ein, welches mit ſeinen grauen, raſtloſen, ſtahlſcharfen Augen, ſeiner breiten Stirn, über welche ſich eine düſtere Furche bis zur Naſenwurzel herabzog, mit ſeiner übergroßen, aber nicht gemein geformten Naſe und dem energiſchen Kinn wie eine Ruine der Intelligenz ausſah. Das Schlimmſte darin war der Mund mit den dünnen farbloſen Lippen, in deren tiefherabgezogenen Winkeln ein ſtereotyper bösartiger Hohn zu lauern ſchien. Wollte man dieſen Zug überſehen, ſo konnte man der ganzen Phyſiognomie den Charakter eines gewiſſen brutalen Humors zuerkennen. Seine fünfzig Jahre drückten offenbar den Mann nicht ſehr. Seine muſkulöſe Geſtalt hielt ſich feſt und gerade und ſein Kopf ſaß aufrecht auf dem ſehnigen braunen Hals, den er bloß trug, ſodaß ein nicht eben ſehr weißer Hemdkragen zum Vorſchein kam. Sein Anzug, beſtehend aus einem ſchwarzen Mancheſterrock mit Schnurwerk und hechtgrauen Beinkleidern, hatte früher augenſcheinlich Anſpruch auf Eleganz gemacht, näherte ſich aber jetzt dem bedenklichen Zuſtand der Fadenſcheinigkeit. Ueber die linke Schulter hatte er einen zuſammengerollten Mantel von dunkler Farbe geworfen, an der rechten Seite hing ihm eine Ledertaſche mit Meſſingbeſchläge, wie man ſie auf Reiſen zur Aufbewahrung von Baarvorrath zu tragen pflegt, und in der Hand führte er einen tüchtigen Knotenſtock.

Die ganze Erſcheinung des Mannes machte ſo ziemlich den Eindruck deſſen, was die Engländer ſchäbige Gentilität zu nennen pflegen. Wir könnten das etwa mit flottem Strolchenthum vertauſchen, wenn nicht beide Begriffe doch wieder zu harmloſe wären, um hier in Anwendung gebracht zu werden. Es war etwas in dieſem Geſicht, was, in Worte übertragen, ganz deutlich lautete: Wahre Dich!

Der Mann zog eine vielgebrauchte lederne Kapſel hervor, nahm daraus eine Stange Kautabak, biß davon ein „Quid“ ab und ſchob es in ſeine linke Backenhöhle. Dieſem transatlantiſchen Genuſſe ſich überlaſſend, blickte er abermals mit großer Aufmerkſamkeit in die prächtige Landſchaft hinab. Nach einer Weile mit einer Vehemenz, um die ihn ein Yankee beneidet haben würde, einen Stral brauner Jauche zwiſchen den Zähnen hervorſpritzend, murmelte er:

„Erinnere mich, daß ich an ſo 'nem Frühlingsmorgen juſt an der Stelle da ſtand in meinen Grünlingsjahren und ſo 'nen Sonnenaufgangsſpektakel mit anſah, wie heute. Machte damals ein Gedicht darauf, ein ganz paſſables Gedicht, bei Jove! Hm“, fuhr er fort, „rechne, es war eine ganz hübſche Zeit damals und iſt das Altwerden 'ne ſchnöde Erfindung. Das Land da unten iſt jung geblieben und recht hübſch, das muß man ſagen. Habe doch pompoſe Gegenden geſehen, hölliſch pompoſe, aber kalkulire, iſt was an dem, was die Poeten von Heimat und Heimatgefühl zu klingklingeln wiſſen. Wie ſagt der Lateiner? Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet. Ja, ja, 's iſt was dran. Kommt mir das alte Zeug da von Bergen und Waſſer faſt glorioſer vor als alles, was ich in der alten und neuen Welt von der Art geſehen, und wird mir ſo wunderlich zu Muthe, daß ich, by all the powers! im Stande wäre, wieder ein Gedicht zu machen. — Bin jedoch“, ſetzte er hinzu, indem er ſich mit der Hand über das Geſicht fuhr und laut gähnte, „ſchier zu alt zu ſolchen Narretheien und will drum lieber trachten als dichten, trachten nach einem bequemen Winkel, wo ich mich comfortabel hinhocken und über den Lauf der Welt philoſophiſche Betrachtungen anſtellen kann. Ich habe philoſophiren gelernt, ſollt' ich meinen — ein bißchen anders freilich als die Herren Kathederphiloſophen, deren Quark die liebe dumme Jugend vertrauensvoll in ihren Mappen mit nach Hauſe trägt. Rechne, daß ich doch hölliſch jung ſeyn mußte, als ich dies auch that. — Schloß Wippoltſtein da unten ſieht noch immer recht herrenmäßig aus, von außen — wollen bald erfahren, wie's drinnen ausſieht. Kenne aus dem Kauderwelſch des albernen

Köhlers nicht recht klug werden. Nun, der Meiſter Veit lebt noch, ſo viel iſt ſicher. Der wird wohl Beſcheid wiſſen. Was der glatte Halunke für Augen machen wird! Mag er, kümmert mich verteufelt wenig, bei Jove! Bin der Mann dazu, ihm den Kopf zurechtzuſetzen, bin es, kalkulir' ich. — Doch 's iſt ſchier kühl hier oben und die göttliche Ausſicht fängt allgemach an langweilig zu werden. Müſſen uns nach etwas Soliderem, Subſtantiellerem umſehen — 's wird nachgerade Zeit ſein zum Luncheon, wie die Yankees ſagen. Wollen uns daher die liebe „Heimat mehr aus der Nähe betrachten."

Mit dieſen Worten brach er das verworren ſchweifende Selbſtgeſpräch ab, rollte ſein Quid aus der linken Backenhöhle in die rechte und begann den ſchmalen, thalwärts führenden Fußpfad hinabzuſteigen.

Raſch ausſchreitend hatte er nach einer halben Stunde den freien Platz zwiſchen dem Parkthor und dem Dorfe erreicht und ging ohne Zögern in das letztere hinein. Bei dem ſtattlichen Wirthshauſe zum Steinbock angelangt, blieb er einen Augenblick ſtehen und ſagte für ſich:

„Hm, die alte Kajüte ſieht noch immer recht einladend aus. Haben das Schild neu malen laſſen, rechne ich. Ob ſie wohl drinnen auch noch ſo guten Rothen ſchenken, wie vor Zeiten? Könnte nichts ſchaden, es mal zu probiren, denk' ich — doch nein, bin auf dem Geſchäftswege jetzt, alſo vorwärts."

Und er ſchritt weiter, die lange Gaſſe hinab, an der Kirche und dem Pfarrhauſe vorüber, die Häuſer links und rechts ſcharf ins Auge faſſend, doch ohne irgend eine Bewegung zu verrathen. Die Begegnenden blieben ſtehen, um dem Wanderer nachzuſehen. Er aber ſchlenderte weiter, ohne dieſer dörflichen Neugierde die geringſte Beachtung zu ſchenken.

## 2.

## Ein Wiederſehen.

Als er das Dorf im Rücken hatte, befand er ſich auf der Straße, welche, wie wir geſehen, rechtshin an dem aus dem See ſtrömenden Fluſſe in das Thal ſich hinabzog. Er verfolgte dieſe Richtung, bis er an der rothbedachten Brücke angekommen war. Hier bog er von der Straße ab, ging über die Brücke und am andern Ufer den Fahrweg hinauf, welcher auf die Mühle zuführte. Halbwegs begegnete ihm der Müllerwagen, welcher nach dem Dorfe fuhr, und er fragte den Knecht, ob ſein Herr daheim ſei. Auf die bejahende Antwort hin ging er weiter und langte bald bei der Mühle an.

Es war ein ſtattliches Gehöft und der Eindruck der Wohlhabenheit, welchen es machte, drang ſich dem Herangekommenen ſo deutlich auf, daß er in den Bart brummte:

„Meiſter Veit hat ſich gut gebettet, bei Jove! Vermuthe, er hat die Kunſt, Erworbenes zuſammenzuhalten und zu mehren, beſſer verſtanden als ich. Der Mann war von jeher ein Geizkragen.“

Hiermit ging er zwiſchen der Scheune und den Stallungen hindurch in den Hof und auf die Mühle ſelber zu, aus deren Untergeſchoß ein luſtiges Geklapper hervorſcholl. Der gewaltige Hofhund ſchoß bellend aus ſeiner Hütte hervor und wurde nur durch ſeine Kette verhindert, auf den Fremden einzuſpringen. Dieſer kümmerte ſich jedoch nicht ſehr um das grimmige Thier, ſondern ſchritt geradenwegs auf die Hausthür zu und war im Begriff, die Klinke derſelben zu drücken, als die Thür aufging und ihm ein Mann aus der Flur entgegentrat.

Der Fremde hatte den Müller — denn der war es — kaum erblickt, als er ihm die Hand entgegenſtreckte und in kordialem Ton ſagte:

„Guten Morgen, Freund Veit. Freut mich ungemein, Euch ſo wohlauf zu treffen."

Beim Anblicke des Fremden war das gelbliche Geſicht des Müllers erdfahl geworden und die Stimme deſſelben machte ihn ordentlich einen Schritt zurücktaumeln.

„Twerenbold?" preßte er endlich mühſam heraus, ſtaunend, überraſcht, durch dieſe Begegnung offenbar im höchſten Grade erſchreckt.

„Ja, Twerenbold, mit Eurer Erlaubniß", verſetzte der andere keck und ſetzte im Tone des gutmüthigen Polterers hinzu: „Aber, by all the powers, wie die Iriſhmen ſchwören, iſt das 'ne Art, einen alten Freund willkommen zu heißen?"

„Twerenbold?" wiederholte der Müller. Wie? Ihr ſeid zurückgekommen?"

„In Lebensgröße, wie Ihr ſeht", lachte Twerenbold.

Dem Müller war es ganz und gar nicht ums Lachen zu thun. Er ſtand regungslos, ſtarrte den Eindringling an und ſagte dann:

„Und was wollt Ihr hier, Meiſter Twerenbold?"

Die Frage klang verzweifelt kühl, unfreundlich, abweiſend, und doch auch wieder ängſtlich forſchend, furchtſam.

„Was ich hier will? Nun, zunächſt will ich, daß Ihr mich nicht ſo zwiſchen Thür und Angel ſtehen laßt wie 'nen ſchäbigen Bettler, ſondern mir die Hand gebt und aus vollem Herzen zu mir ſagt: Willkommen, guter alter Freund!"

Der Müller zauderte und warf einen ſchielend forſchenden Blick auf den „guten, alten Freund", aber das harte Auge deſſelben übte eine Macht auf ihn, welcher er nicht zu widerſtehen wagte.

Widerſtrebend bot er ihm die Hand hin und ſagte:

„Ihr ſeid willkommen. Folgt mir."

Der Gaſt ließ ſich das nicht zweimal ſagen und folgte ſeinem Wirth die Treppe hinauf. Droben ging der Müller über einen langen Gang, ſchloß eine Hinterſtube auf, in welche das Geräuſch des Mühlwerks nur ſehr gedämpft drang, und ließ ſeinen Beſuch eintreten.

Twerenbold legte ohne Umſtände Mantel, Hut und Stock ab und ſah ſich bedächtig in dem Zimmer um.

Es war ſo, wie man es unter dem Dach einer Gebirgsmühle zu finden nicht erwarten durfte, denn die ganze Einrichtung war nicht nur ſtädtiſch, ſondern ſogar luxuriös und nicht ohne Geſchmack. Geſtickte Verhänge an den Fenſtern, auf dem Boden ein bunter Teppich, Möbel von eleganter Form und weicher Sammetpolſterung, eine ſchöne Pendule auf der Marmorplatte des Sekretärs, Spiegel und gute Kupferſtiche in Goldrahmen an den tapezirten Wänden, in der einen Ecke ein reichverſehener Gewehrkaſten, in der andern ein Glasſchrank mit reichgebundenen Büchern — das alles ſah keineswegs ländlich aus.

Die Erſcheinung des Hausherrn trat zu dieſem Gemach nicht in Gegenſatz. Er trug zwar einen müllerfarbenen Rock, aber dieſer war von ſtädtiſchem Schnitt. Seine weißen Hände verriethen keine große Bekanntſchaft mit den Werkzeugen ſeines Gewerbes und ſeine dünne, mittelgroße Geſtalt zeigte deutlich, daß ſeine Schultern wohl nie mit den Mehlſäcken in Berührung gekommen. Das Geſicht des Mannes war von gelblich bleicher Farbe und trug vorherrſchend den Ausdruck von Liſt und Verſchlagenheit. Das eine ſeiner blaßblauen Augen ſchielte und dieſer Naturfehler machte dieſe weitaus mehr zurückſtoßende als anziehende Phyſiognomie durchaus nicht liebenswürdiger. Das Gebaren des Müllers paßte ganz und gar nicht zu ſeinem Stand. Es war an ihm nichts

Derbes, Kräftiges, Vierſchrötiges, ſondern überall etwas Glattes, Abgemeſſenes, Leiſetretendes. Ein Menſchenkenner hätte darauf ſchwören können, in dem Meiſter Veit einen alten Herrendiener vor ſich zu haben, eine echte und gerechte Kammerdienernatur.

Welches Band der Gleichheit auch den Müller und ſeinen Gaſt vereinigen mochte, ſo viel war klar, daß der robuſte, zuverſichtlich auftretende Twerenbold wenigſtens den Vortheil der Männlichkeit vor ſeinem Wirthe voraushatte und daß er dieſem bedeutend imponirte.

„Dieſe Stube“, ſagte der Gaſt, „iſt für eine Mühle ſehr anſtändig, bei Jove! Sie ſieht gerade ſo aus, als würde ſie von weichen weißen Frauenhänden in Ordnung gehalten. Wollt Ihr mich Eurer Frau vorſtellen, theurer Freund? Ich komme aus einem Lande, wo ſelbſt in den Squattershütten auf gute Lebensart gehalten wird.“

„Ich habe keine Frau“, entgegnete der Müller mit ſchlechtverhehltem Verdruß über die Ungenirtheit ſeines Gaſtes, „ſondern nur eine Haushälterin.“

„Ah“, verſetzte Twerenbold mit cyniſchem Blinzeln, „Ihr liebt noch immer den Wechſel, alter Junge?“

„Sprecht vernünftig, Meiſter Twerenbold. Ich liebe die Wirthshausſpäße nicht, wie Ihr wißt.“

„Ja, ich weiß, Ihr machtet ſtets den Ariſtoteles zu Schanden, welcher den Menſchen ein geſelliges Thier nennt. Ihr waret ſtets eine ſich abſondernde, ernſthafte Beſtie, mein guter Veit.“

Ein Blitz des Haſſes brach aus den Augen des

Müllers, als ſich Twerenbold umwandte und ein Fenſter öffnete, um ſeinen Mund des Kautabaks zu entledigen. Aber das Wort Beſtie war in einem Tone geſprochen, in welchem ein orientaliſcher Deſpot mit ſeinem Sklaven redet, und Meiſter Veit kannte die Bedeutung dieſes Tones recht wohl. Er hatte jedoch ſeine Züge nicht ſo in der Gewalt, daß Twerenbold, als er ſich wieder vom Fenſter zu ihm wendete, nicht wahrgenommen hätte, was in des Müllers Seele vorging.

„Mein lieber Freund“, ſagte jener mit vollkommener Ruhe, „Ihr wünſcht mich zu allen Teufeln, nicht wahr?“

Ausweichend erwiderte der Müller:

„Wie konntet Ihr wagen, nach Wippoltſtein zurückzukommen — nach Europa überhaupt — mit Verletzung des heiligſten Eidſchwurs?“

„Wie ich das wagen konnte? Bah! Was hatte ich denn dabei zu riſkiren? Und wie mögt Ihr, ein aufgeklärter Menſch, von jenem Firlefanz mit dem Eide ſprechen, Ihr, der Ihr recht gut wißt, daß weitaus die meiſten Eide nur dazu da ſind, gebrochen zu werden? Jetzt ſpaßt Ihr, theurer Freund, kalkulir' ich. Mag ich erſchoſſen werden, wenn ich Euch nicht mehr Spunk zugetraut hätte, bei Jove!“

„Und ſind die amerikaniſchen Redewendungen, die Ihr im Munde führt, alles, was Ihr aus der neuen Welt mit heimgebracht?“

„Alles? Nein, das nicht. Seht einmal her — wie gefällt Euch das?“

So ſprechend öffnete der Abenteurer die Ledertaſche, welche er an einem Riemen über die Schulter hängen hatte, und nahm daraus eine Handvoll größerer und kleinerer Quarzſtücke, welche alle von mehr oder weniger ſtarken Goldadern durchzogen waren.

„Goldſtufen?“ rief der Müller aus und ſein Auge funkelte gierig.

Twerenbold ließ die Quarzſtücke langſam in die Taſche zurückfallen und ſagte:

„Ihr ſeht, daß ich nicht ganz als Bettler in die liebe Heimat zurückgekommen. Weitaus die meiſten dieſer Dinger ſind unterwegs, namentlich in London und Paris hängen geblieben. Aber was hatte das zu ſagen? Wußte ich doch, daß mich daheim treue Freunde und eine gute Verſorgung erwarteten.“

„Wie! Wie meint Ihr das?“

„Wie ich das meine? Davon nachher. Was mir zunächſt noththut, iſt ein reelles Frühſtück. Wollte geſtern drüben in Lerchenau übernachten, aber die Sehnſucht, meinen theuren Freund Veit zu ſehen, trieb mich noch ſpät abends auf den Weg. Schlug den Fußpfad über den Reiſenſtein ein, verirrte mich aber in dem dummen Walde da oben und mußte in einer Köhlerhütte unterkriechen, wo nur ein ſehr mangelhaftes Abendbrot aufzutreiben war. Alſo vor allen Dingen das Frühſtück, wenn's Euch beliebt.“

Der Müller verſuchte keine Einwendung, ſondern verließ das Gemach, um das Verlangte herbeizuſchaffen.

Twerenbold trat an den Bücherſchrank, muſterte den Inhalt deſſelben, nahm einen Band heraus, rückte einen Lehnſtuhl an den Tiſch, machte es ſich in demſelben bequem und blätterte in dem Buche.

Nach wenigen Minuten kehrte der Hausherr zurück, auf einem Servirbrett kalte Küche und zwei Weinflaſchen tragend.

„Meiſter Veit", ſagte der Gaſt, mit dem Zeigefinger auf eine Stelle in dem Buche weiſend, wie gefällt Euch der Vers:

Die ſtärkſten Bande ſchmiedet das Verbrechen?"

Der Müller gab keine Antwort, ſondern ordnete ſchweigend das Frühſtück auf dem Tiſch.

„Nicht wahr", nahm Twerenbold wieder das Wort, „unter den Poeten trifft man doch hier und dort einen, welcher Welt und Menſchen gründlich kennt? Doch laſſen wir jetzt die Phantaſieen und beſchäftigen wir uns jetzt mit dem Materiellen. Ihr werdet natürlich mit mir frühſtücken und mir in Eurem Wein Beſcheid thun. Ich bin ein geſelliges Thier, ich, und liebe es nicht, allein zu eſſen und zu trinken."

„Ich habe bereits gefrühſtückt."

„Oh, rechne, das macht gar nichts. Man thut einem alten guten Freunde Schwereres zu Gefallen, als zweimal frühſtücken. Laßt einen zweiten Teller und ein zweites Glas kommen und macht keine Umſtände."

Ein vielſagender Blick, einer jener Blicke, womit Twerenbold den Müller beherrſchte, begleitete dieſe Worte.

Veit ging hinaus, kam mit einem zweiten Teller und Glas zurück und ſetzte ſich ſeinem Gaſte gegenüber.

„Greift zu und ſchenkt ein", ſagte der Abenteurer. „Der Wirth muß mit gutem Beiſpiel vorangehen."

Und er rührte weder einen Biſſen an, noch ſetzte er das Glas an die Lippen, bevor der Hausherr von den Speiſen und dem Getränke gekoſtet hatte. Sobald dies aber geſchehen, vertiefte er ſich mit allem Ernſt in das Geſchäft des Frühſtückens und ſprach der Flaſche wacker zu.

„Dieſer Schinken und dieſe Hammelkeule ſind vortrefflich", ſagte er nach einer Weile, „und was den Wein betrifft, ſo könnte er, kalkulir' ich, mit Ehren auf der Tafel des gräflichen Schloſſes erſcheinen."

Bei Erwähnung des Schloſſes warf der Müller einen lauernden Blick auf ſeinen Gaſt, welcher aber keine Notiz davon zu nehmen ſchien. Nachdem er ſeinem Appetit genuggethan, ſchob er den Teller zurück, füllte ſein Glas aufs neue und ſagte nachläſſig:

„Vermuthe, daß das zierliche Strohkiſtchen dort auf dem Pfeilertiſchchen eine anſtändige Cigarre enthält. Iſt es ſo, theuerſter Freund?„

Der Hausherr ſtand auf, holte das bezeichnete Kiſtchen und ſtellte es vor ſeinen Gaſt hin, welchem in nichts zuwider zu handeln er beſchloſſen zu haben ſchien.

Twerenbold wählte mit Kennermiene einen Glimmſtengel, ließ ſich das von ſeiten des Müllers dargebotene Zündhölzchen gnädigſt gefallen, lehnte ſich behaglich in den Seſſel zurück, ſchlürfte ſeinen Wein und blies mit viel Kunſt die korrekteſten blauen Ringe in die Luft.

Der Müller ſchickte ſich gerade an, das entſtandene Schweigen zu brechen, als Twerenbold zu ihm ſagte:

„Ich leſe Neugierde in Euren Augen, mein werther Freund. Fragt mich immerhin. Bin in einer ganz komfortabeln Stimmung und werde mit der Offenherzigkeit antworten, die mir eigen iſt und an welche Ihr Euch gewiß noch zu erinnern vermögt.“

Meiſter Veit zwang ein Lächeln auf ſeine Lippen und entgegnete:

„Nun ja, ich bin neugierig — man wird das gern auf dem Lande. Nach dem Inhalt Eurer Taſche da zu ſchließen, kommt Ihr aus Kalifornien?“

„Nicht direkt, wohl aber auf Umwegen. Ja, ich war, kalkulir' ich, wo die Flüſſe ſtatt Kieſel Goldquarze rollen und wo es des gelben Quarks in Hülle und Fülle gibt für einen, der ihn an den rechten Orten zu ſuchen und aufzuheben verſteht.“

„Und warum ſeid Ihr nicht in dieſem geſegneten Lande geblieben, Meiſter Twerenbold?“

Der Abenteurer blies ein halb Dutzend Rauchringe vor ſich hin, bevor er eine Erwiderung gab, und als er das that, geſchah es nur in Form einer Frage.

„Habt Ihr mal vom Lynchen und von der Lynchjuſtiz gehört oder geleſen, theurer Freund?“

„Nur oberflächlich.“

„Schade! Iſt das ein allmächtig merkwürdiges

Ding, verſichere Euch. Seht, eines ſchönen Morgens werdet Ihr von Euren Nachbarn am Kragen genommen, mit welchen Ihr vielleicht noch geſtern in aller Freundſchaft ein Glas Brandy getrunken habt. Man ſchnürt Euch die Hände auf den Rücken, ſetzt Euch auf einen Gaul und führt Euch zu Walde, wohin man gemeiniglich nicht weit zu gehen hat. Dort angekommen, legt man Euch die zulaufende Schlinge eines verteufelten Lederſtrickes um den Hals und befeſtigt das andere Ende beſagten Lederſtrickes an dem ſolid ausſehenden Aſt einer ehrwürdigen Eiche. Dies gethan, gibt man Euch zu erwägen, ob es nicht gut gethan wäre, in möglichſter Kürze für das Heil Eurer Seele zu ſorgen. Dann nimmt einer von denen, die Euch das Geleite gegeben, die Peitſche zur Hand, und verſetzt damit dem Gaul, auf welchem ihr ſitzt, einen tüchtigen Hieb. Das Beeſt reißt mit einem wüthenden Satze aus und Ihr — je nun, Ihr baumelt an dem Aſt, zuckt noch ein wenig, ſtrampelt ein bißchen mit den Beinen und — wutſch dich! ſchnappt Ihr hinüber in die Ewigkeit. Eine ſehr inkonvenable Situation das, nicht?

„Gewiß“, verſetzte der Müller, einen leichten Schauder unterdrückend.

Twerenbold leerte ſein Glas mit einem raſchen Zug, ſchob es ſeinem Wirthe zum Wiederfüllen hin und fuhr fort:

„Zuweilen, wenn Eure guten Freunde, die Hinterwäldler oder Goldſucher, beſſer gelaunt ſind, nimmt die

Sache einen weniger tragiſchen, für den Betreffenden jedoch immerhin durchaus nicht komiſchen Ausgang. Man ſchnürt Euch in dieſem Falle auch die Hände zuſammen, bindet Euch mittels eines Riemens an einen Baumaſt, aber nur, um Euch zu peitſchen, bis Euch die Haut in Fetzen den Rücken hinunterhängt. Dann ſteckt man Euch bis ans Kinn in ein Theerfaß, hebt Euch mit Stangen wieder aus demſelben und wirſt Euch in ein anderes, das mit Federn gefüllt iſt. Man nennt das Theeren und Federn, und wenn Ihr nach dieſer Procedur noch Kraft genug dazu habt, könnt Ihr Euch als Papageno für Geld ſehen laſſen."

„Wohl, aber in dem einen Falle wie in dem andern muß der von Euch mit ſo viel Sachkenntniß beſchriebenen Ceremonie ein Motiv zu Grunde liegen? Keine Wirkung ohne eine Urſache."

„Ihr ſeid ein Mann von Logik, Freund Veit", verſetzte Twerenbold, ohne ſich durch den boshaft höhniſchen Blick ſeines Wirthes irremachen zu laſſen. „Allerdings handeln die Pfleger der edlen Lynchjuſtiz nicht ohne Motive und es gibt deren ſo viele, vermuth' ich — Uebelthaten am lebenden und am — künftigen Geſchlecht."

Die letzten Worte betonte der Abenteurer wieder ſo eigen, ſo ſchneidend, daß Meiſter Veit vor der Stimme und dem Blicke ſeines Gaſtes ſcheu die Augen ſenkte. Twerenbold fuhr fort:

„Ich habe, da Euch doch meine amerikaniſche Ausdrucksweiſe zu gefallen ſcheint, ich habe die Notion, daß

Ihr es ferner unterlaßt, mich nach den Motiven zu fragen, welche mich bewogen, das Goldland und Amerika überhaupt zu verlaſſen, und daß Ihr Euch damit begnügen werdet, wenn ich Euch ein- für allemal ſage, daß es mir beliebte, in unſere alten Berge heimzukehren. Sie ſind gar ſo ſchön und hatte ich, wißt Ihr, von jeher an Naturſchönheiten ein abſonderliches Wohlgefallen."

Veit antwortete nicht und ſo trat abermals eine Pauſe ein, welche Twerenbold ganz gemüthlich mit Trinken und Rauchen ausfüllte. Dann nahm er das Geſpräch wieder auf mit den Worten:

„Dieſen Morgen fiel mir ein, daß heute, als am erſten Mai, gerade zwanzig Jahre vergangen ſind, ſeit ich von hier wegging. Erinnert Ihr Euch, daß Ihr mir die Freundſchaft erwieſet, mich bis zur nächſten Poſtſtation zu begleiten? Still, Ihr braucht Euch nicht ſo verlegen umzuſehen. Ich will nicht von damals, ſondern von jetzt reden; aber thut mir den Gefallen, die Fragen, welche ich an Euch richten werde, klar und beſtimmt zu beantworten."

„Fragt mich."

„Wohl, ſo gefallt Ihr mir, und ich ſehe, nicht nur alte Liebe, ſondern auch alte Freundſchaft roſtet nicht. Fürs erſte alſo: lebt die Lore noch?"

„Die Traumlore?"

„Traumlore! Was ſoll denn das?"

„Nun, man nennt das alte Weib ſo, weil es ſich damit abgibt, dem Bauernpack ſeine Träume auszulegen."

„Alſo die gute Lore iſt noch am Leben? Freut mich, bei Jove! Aber ſagt, iſt ſie gezwungen, auf die Dummheit der Menſchen zu ſpekuliren?“

„Nein, ſie thut das und anderes Aehnliches nur aus Neigung und zum Zeitvertreib.“

„Sie wohnt im Dorfe?“

„Nein, droben am See in der Drachenkluft.“

„Was, zum Teufel! In der Einſiedelei zum Sankt-Georg?“

„Ja. Als der alte Mann mit ſeinem großen Bart geſtorben war und ſich kein neuer Kandidat für die Einſiedlerſtelle finden wollte, erbat ſich die Lore die Einſiedelei von dem gnädigen Herrn und hat ſeither dort gehauſt. Es iſt ſchon manches Jahr her.“

„Steht ſie noch in Beziehungen zum Schloſſe?“

„Ich weiß es nicht. Sie war, ſeit ich ſie kenne, nie ſehr umgänglich und ich pflege meine Geſellſchaft niemand aufzudringen.“

Twerenbold hielt es nicht der Mühe werth, die gehäſſige Bedeutung der letzten Worte des Müllers zu beachten. Er nahm ſich eine friſche Cigarre, brannte ſie gemächlich an und fuhr mit Fragen fort.

„Wie ſteht es im Schloſſe? Was thut Graf Nepomuk?“

„Seine Erlaucht der gnädige Herr Graf von Wippoltſtein befinden ſich wohl.“

„Kalkulire, Meiſter Veit, Ihr laßt die kammerdieneriſchen Schnörkel aus unſerer Unterhaltung fort.

Bei Jove, ſie klingen übel in den Ohren eines Bürgers der Vereinigten Staaten, denn einen ſolchen habt Ihr in mir zu reſpektiren. Auch ſeid Ihr ja nicht mehr Kammerdiener, ſondern ſitzt auf Eurer eigenen Hufe, könnt Euch demnach der ſteifleinenen Redensarten ganz gut entſchlagen.“

„Gewohnheit, Meiſter Twerenbold, Gewohnheit. Auch war ich, wie Ihr wißt, ſtets ein höflicher Mann und ſchulde meinem gnädigen Herrn die höchſte Achtung und Dankbarkeit.“

„Bah“, verſetzte der Abenteurer verachtungsvoll, „behaltet ſolche baumwollene Phraſen für Gimpel. Ihr wißt recht gut, daß Eure Achtung vor dem Grafen nicht mehr und nicht weniger groß iſt als die meinige, und was Eure Höflichkeit angeht, ſo hab' ich, by all the powers! bei meinem Eintritt in dieſes Haus eine ſattſame Probe davon erhalten. Doch genug davon! Ich vernahm geſtern Abend, daß der Graf vor nicht langer Zeit eine zweite Heirat geſchloſſen. Wie iſt's damit?“

„Der Herr Graf hat ſich vor zwei Jahren wieder vermählt.“

„Mit einer Witwe ſeines Alters oder mit einer jungen Dame?“

„Mit einem kaum achtzehnjährigen Mädchen.“

„Iſt die Gräfin ſchön?“

„Wie die Tugend.“

„Wie die Tugend? Bah!“

„Soll ich ſagen, wie das Laſter?“

„Iſt ſie reich?“

„Das weniger. Sie ſtammt aus einem ſehr großen Hauſe, war aber das zwölfte Kind ihrer Eltern.“

„Verſtehe, die Heirat mit dem Grafen wurde als eine ſtandesmäßige Verſorgung für das zwölfte Kind angeſehen.“

„Wahrſcheinlich. Die Braut wurde, wie ich ſagen hörte, aus dem Kloſter, wo ſie erzogen worden, an den Altar geführt.“

„Sehr vornehm das, ganz der alte gute Ton. Sind Kinder aus dieſer Ehe vorhanden?“

„Nein.“

„Und leben der Graf und ſeine junge Frau glücklich mitſammen?“

„Wie könnt' ich das wiſſen?“

„Oh, geht mir mit Eurer Beſcheidenheit! Ihr ſeid der Mann dazu, ſo etwas zu wiſſen. Muß ich meine Frage wiederholen?“

„Soviel mir bekannt, leben der gnädige Herr und die gnädige Frau, wenigſtens in neuerer Zeit, mehr nur auf dem Fuße der Convenienz mit einander als auf einem vertraulicheren.“

„Das will ſagen, jedes lebt für ſich. Wie kam das?“

„Die Frau Gräſin iſt ſtolz.“

„Aha, die junge Dame fand es nicht nach ihrem Geſchmacke, daß der Herr Gemahl, wie in ſeinen jungen

Jahren, ſo auch noch in ſeinen alten gegenüber dem weiblichen Geſchlecht ſo ungemein herablaſſend war?“

„Ihr ſeid ſcharfſinnig, Meiſter Twerenbold.“

„Sehr verbunden. Aber wie kommt es, daß der Graf jetzt ſo viel auf dem Lande lebt? Ich hörte in Lerchenau, er hätte ſchon ſeit anderthalb Jahren Wippeltſtein nur ſelten und immer nur auf wenige Tage verlaſſen.“

„So iſt es. Ich denke, der gnädige Herr hat das Reſidenzleben ſatt bekommen.“

„Vielleicht infolge der revolutionären Bewegungen in der Hauptſtadt, wie?“

„Ich weiß nicht. Hier oben blieb alles ruhig und beim Alten.“

„Nun, es iſt ja auch drunten wieder ſo. Aber der junge Graf?“

Bei dieſer Frage ſchaute der Müller auf und ſeinem Gaſt mit einem lauernden Blick ins Geſicht.

Twerenbold verzog keine Miene.

„Der junge Herr Graf? Ihr meint Junker Robert?“

„Ja.“

„Er iſt zu einem ſtattlichen Manne herangewachſen, ſteht bei den blauen Huſaren, hat den Feldzug in Italien mitgemacht und wurde auf dem Schlachtfelde von Cuſtozza wegen ſeiner in dieſer Schlacht bewieſenen außerordentlichen Bravour zum Rittmeiſter ſeiner Schwadron ernannt.“

„Und wo befindet er ſich jetzt?“

„Er hat, ſoviel mir bekannt, den Winter in der

Reſidenz verlebt, wird aber täglich auf dem Schloß erwartet oder iſt vielleicht ſchon angekommen."

„Was für eine Art Menſch iſt er?"

„Soweit ich ihn kenne, ein Kavalier comme il faut, ein bißchen excentriſch und ſehr —"

„Sehr?"

„Hochmüthig. Wenigſtens ſagt die Schloßdienerſchaft ſo."

„Ein echter Vollblutariſtokrat demnach?"

„Ich glaube."

„Gut. Das wäre der eine junge Graf. Aber der andere, der echte?"

Und bei dieſer Frage bohrte der Blick Twerenbolds hart und ſcharf in die Augen ſeines Wirths.

Veit ſenkte den Kopf und rückte unbehaglich auf dem Sopha hin und her.

„Der andere, der echte?" wiederholte der mitleidsloſe Frager.

„Laſſen wir die Todten ruhen", murmelte der Müller.

„Der arme Junge ſtarb?"

„Er ſtarb."

„Wann?"

„Ungefähr zwei Jahre nach Eurer Abreiſe."

„Wie?"

„An Entkräftung."

„Ich dachte es", ſagte Twerenbold mit geſenkter Stirne und Stimme, mehr zu ſich ſelbſt als zu Veit ſprechend, „ich dachte es und mußte es wiſſen. Der unglückliche Knabe war zu zart gebaut, um jene — um jenen Unfall lange zu überleben. Ich wußte es."

Und er ſtürzte ſein volles Glas mit einem Zug hinunter und ſtieß dicke Rauchwolken aus ſeinem Munde.

„Das arme Jüngelchen!" ſagte der Müller. „Es war recht trübſälig zu ſehen, wie das gute Herrchen von Tag zu Tag abnahm. Als er ſtarb, war große Trauer im Schloß. Der gnädige Herr ließ durch die Lore, die ja manche ärztliche Kunſt von Euch gelernt hat, Meiſter Twerenbold, den armen kleinen Leichnam mit den köſtlichſten Spezereien einbalſamiren, und als er in der Ahnengruft beigeſetzt wurde, war es das prächtigſte Leichenbegängniß, welches je in dieſen Bergen geſehen worden. Ja, es war recht traurig."

Dieſe Worte wurden mit dem hölzern kläglichen Ton eines Leichenbitters vorgebracht.

Twerenbolds Lippen umzog ein grimmiger Hohn und ſeine Züge nahmen einen Ausdruck unſäglicher Verachtung an.

Langſam und ſchneidend verſetzte er:

„Meiſter Veit, Ihr ſeid ein —"

„Mann von langem Gedächtniß, wollt Ihr ſagen? Ja, ſeht, da habt Ihr recht. Aber ſo ein langes Gedächtniß iſt ein zweiſchneidig Ding. Leidet Ihr auch daran?"

„Ich habe ein langes Gedächtniß, Menſch, und erinnert mich daſſelbe ſehr deutlich an wohlerworbene Rechte. Aber ich leide nicht daran, denn ich bin ein Mann und weiß, daß es Thorheit iſt, um Vergangenes zu ſorgen.“

„Wohlgeſprochen, aber nicht ich bin es, ſondern Ihr ſeid es, der Vergangenes aufſtört. Laſſen wir die Todten ruhen, ſag' ich nochmals.“

Der Abenteurer ſchaute nachdenklich vor ſich hin und gab keine Antwort.

Das Schweigen ſchien dem Müller bald läſtig zu werden. Er goß den Reſt der zweiten Flaſche in das Glas ſeines Gaſtes und ſagte:

„Ihr habt mich zu Anfang unſerer Unterredung Euren guten alten Freund genannt, Meiſter Twerenbold. Als ſolcher nehme ich mir, obgleich ich ſonſt gerne meine Finger von anderer Leute Brei fernhalte, die Freiheit, Euch zu fragen, was Ihr hier in dieſen Bergen zu treiben beabſichtigt. Dabei bemerke ich Euch, daß Ihr leicht Schwierigkeiten finden dürftet, als Arzt ein erträgliches Auskommen zu finden, weil wir ſeit etwa fünfzehn Jahren einen ſehr tüchtigen hier haben, der ſich weitum eines großen Rufes erfreut.“

„So?“ entgegnete Twerenbold nachläſſig. „Ich gönne meinem Nachfolger ſeine Praxis von Herzen, denn wißt, ich will mich zur Ruhe ſetzen.“

„Zur Ruhe ſetzen?“

„Ja, guter alter Freund, zur Ruhe ſetzen und mein Leben, ſoweit es noch reicht, komfortabel genießen. Ruminire, ſo will ich.“

Der Müller warf einen zweifelhaften Blick auf den Anzug ſeines Gaſtes. Dieſer fing den Blick auf und fragte ruhig:

„Wißt Ihr Meiſter Veit, was ein Bummler iſt?“

„Ein Bummler? Man hat in den letzten tollen Zeiten dieſes Wort oft genug in den Zeitungen leſen müſſen. Bin ich recht berichtet, ſo iſt ein Bummler ſo viel wie gar nichts.“

„Bravo, bei Jove! Nun iſt es an mir, Euch ein Kompliment wegen Scharfſinns zu machen. Seht, ich las und hörte jenſeits des großen Baches ſoviel von ganz ungeheuerlichen, unglaublichen Errungenſchaften, welche dem guten deutſchen Michel eines ſchönen Morgens wie gebratene Tauben ins Maul geflogen. Das machte mir, begreift Ihr, den Mund gewaltig wäſſern und ich machte mich auf, dem Vaterland einen ſeiner verlorenen Söhne zurückzugeben. Als ich aber das rechte Rheinufer wieder betreten hatte, was ſah ich da? Alle die geprieſenen Errungenſchaften waren bereits wieder verſchwunden, verduftet, verraucht, unſichtbar geworden, zu allen Teufeln gegangen. Nur eine einzige war geblieben, freilich eine koſtbare: das Wort und der Begriff Bummler, welchen das engliſche Wort Rambler oder das amerikaniſche Ranger oder das franzöſiſche Flaneur nicht einmal annäherungsweiſe wiederzugeben vermag. Da faßte ich, nachdem ich in meinem Leben, namentlich in den letzten zwanzig Jahren deſſelben, ſo vielerlei geweſen, den feſten Entſchluß, mich fürohin mit Leib und Seele der edlen

Bummelei zu weihen, und ſo will ich denn als Bummler leben und ſterben. Was meint Ihr dazu?"

„Gar nichts. Das iſt Geſchmacksſache und über Geſchmacksſachen läßt ſich nicht ſtreiten. Wenn ich aber unter Bummelei behagliches Nichtsthun verſtehe, ſo ſcheinen mir dazu mehr Mittel erforderlich zu ſein, als Eure Ledertaſche enthalten mag."

„Iſt ein Fakt, wie meine ehrenwerthen Mitbürger, die Yankees, ſagen. Allein ich habe noch andere Hilfsmittel."

„Andere Hilfsmittel? Alſo habt Ihr Euer ſchönes Kapital tüchtig umgetrieben und wohl gar vermehrt?"

„Tüchtig umgetrieben, jawohl, darauf könnt Ihr alle Eide der Welt ſchwören. Was dagegen das Vermehren betrifft, ſo mag es ſich in anderen Händen vermehrt haben, die meinigen verſtanden ſich bloß aufs Vertreiben."

„Alſo habt Ihr alles durchgebracht?"

„Reinen Tiſch gemacht, tabulam rasam, wie der Lateiner ſagt. Iſt 'ne brutale Thatſache, ein fait accompli."

„In dieſem Falle begreife ich nicht, wie Ihr als Bummler ſolltet leben können."

„Ihr begreift nicht, ſagt Ihr? Kalkulire, iſt das wunderlich. Gab Euch ja ſchon zu verſtehen, daß ich noch anderweitige Reſſourcen habe, Kapitalien, die ſchlechterdings nicht durchzubringen ſind und hübſche Intereſſen abwerfen."

„Wo ſind ſie?"

„Wo ſie ſind? Geſetzt den Fall, ich ſpräche: Erſtlich iſt ſo ein ſicheres großes Kapital die Freundſchaft meines guten alten Freundes Veit, welcher ſich als Beſitzer der einträglichen Donnerfallmühle und der dazu gehörigen liegenden Gründe ſicherlich ein nettes Vermögen gemacht hat — wie?"

„Ich habe Euch ſchon einmal bemerkt, daß ich kein Freund von Späßen bin."

„Wer ſagt Euch denn, daß ich dieſe Sache von der ſpaßhaften Seite betrachte?"

Twerenbold ſprach ſo ruhig und beſtimmt, daß den Müller ein höchſt unangenehmes Gefühl anwandelte. Er rückte wieder auf dem Sopha hin und her, als wären deſſen Polſter mit Nadeln geſpickt, und durchſpähte dann mit ſeinen Luchsaugen die Phyſiognomie des Gaſtes, einen Zug darin zu entdecken, welcher ihm einen Ausweg aus dieſer Klemme zeigen könnte. Aber er fand nur eine eherne Mauer, von welcher endlich ſein Blick ſchon abprallte, während der in ihm kochende Grimm große Schweißtropfen auf ſeine Stirne trieb. Seine ganze Haltung gegenüber dem Abenteurer war das Sichkrümmen einer feigen Natur unter dem Druck einer energiſchen.

Twerenbold betrachtete einige Sekunden lang ſeinen Wirth mit mephiſtopheliſchem Behagen. Dann brach er in ein lautes Lachen aus und ſagte:

„By all the powers! ein ſo geſcheider Mann, wie Ihr ſeid, Meiſter Veit, ſollte keine ſo klägliche Figur machen, wenn es ſich um eine Bagatelle handelt."

„Um eine Bagatelle?“

„Nun, ja doch. Ich bin, kalkulir' ich, über die jugendliche Hitze und demnach auch über die Zeit hinaus, wo der Verſchwendungstrieb in dem Menſchen waltet. Meine Anſprüche an das Leben ſind daher, rechne ich, ganz beſcheidene. Eine bequeme Stube, die nicht gerade ſo ſchloßmäßig möblirt zu ſein braucht wie dieſe da, ein warmer Ofen im Winter, der Anzug eines zurückgezogen lebenden Gentleman, ein Mittagstiſch im guten alten Wirthshaus zum Steinbock, Wein von beſſeren Jahrgängen, eine anſtändige Cigarre, zur Abwechſelung ein Ausflug da und dorthin — das ſind, denk' ich, die Bedürfniſſe, auf deren Befriedigung ich Anſpruch mache.“

„Ihr wollt alſo ein Herrenleben führen?“ fragte Meiſter Veit bitter.

„Ein Herrenleben? Bah! dazu gehören noch ganz andere Dinge. Ich verſteige mich nicht zur Forderung einer Equipage, etlicher Schlingel von Lakaien, einer Maitreſſe und dergleichen mehr.“

„Wirklich? Ihr ſeid in der That beſcheiden.“

„Nicht wahr? Etwas übrigens vergaß ich. Da ich nämlich jenſeits des Meeres ein großer Politiker geworden, das heißt, da ich mich gern an dem leidigen Komödienſpiel ergötze, welches die Leute Politik nennen, ſo muß ich mir ſchlechterdings drei oder vier Zeitungen halten. Ihr werdet das billig finden, wie?“

Der Müller, deſſen Verſtellungsgabe allmälig erſchöpft war und dem die Wuth des Geizes die Kehle zuſchnürte, brachte nur ein hyſteriſches Lachen hervor.

Twerenbold fuhr mit verzweifelter oder vielmehr ſeinen Wirth zur Verzweiflung bringender Kaltblütigkeit fort:

„Rechne ich alles zuſammen und berückſichtige ich dabei, daß es hier eben in den Bergen immerhin noch viel billiger zu leben ſein muß, als drunten in den Städten, ſo komm' ich zu dem Facit, daß ich mit einhundert Thalern monatlich oder zwölfhundert Thalern jährlich als lediger Mann anſtändig auskommen werde."

„Zwölfhundert Thaler!" rief der Müller aus. „Das ſind ja nach landesüblichem Zinsfuß die Intereſſen eines Kapitals von vierundzwanzigtauſend Thalern!"

„Kalkulire, ſie ſind's — iſt ein Fakt."

„Und wer, ich bitt' Euch, ſoll Euch dieſe ſchöne Jahresrente ausbezahlen?"

„Werdet es ſogleich erfahren, theurer Freund. Habt nur die Gefälligkeit, mir Papier und Schreibzeug zu geben."

Der Müller gehorchte mechaniſch, holte das Geforderte aus dem Sekretär und ſetzte ſich dann wieder dem Abenteurer gegenüber.

Twerenbold ſchob die Schreibmaterialien dem Hausherrn zu und ſagte:

„Schreibt, was ich Euch diktiren werde."

Veit zögerte, aber ein Blick ſeines Gaſtes machte ihn die Feder ergreifen, wenn auch mit einer unverkennbaren Gebärde des Widerwillens.

„Stellt Euch doch nicht ſo viereckig an, Mann“, ſagte Twerenbold. Doch halt, laßt Euch vorher noch etwas ſagen. Eure Hand wird, vermuth' ich, willfähriger und feſter ſein, wenn ich Euch eröffne, daß keineswegs Ihr die Perſon ſeid, welche mir meine Bummlerrente ausbezahlen ſoll.“

Der Müller athmete hoch auf und ſpitzte die Ohren.

„Der Graf Nepomuk von Wippoltſtein, unſer gemeinſamer guter Freund“, fuhr der Abenteurer fort, „lebt in Glanz, Ehre und Reichthum und ſein Sohn Robert wird von ihm eine der ſchönſten Herrſchaften erben, welche es auf deutſchem Boden gibt. Das iſt Thatſache. Iſt es nicht?“

„Es iſt, wie Ihr ſagt.“

„Wohl! Aus den angegebenen Prämiſſen ziehe ich den Schluß, daß mir der beſagte gemeinſame Freund die mehr erwähnte Rente zuſichern und verabfolgen laſſen wird. Es iſt dies, ich gebe es zu, an und für ſich ein gewagter Schluß, aber Ihr, der Ihr, ich wiederhole es, ein vortrefflicher Logiker ſeid, werdet denſelben bündig, klar und vollkommen in der Ordnung finden. Seht mir ins Geſicht, und ſagt, ob dem ſo iſt oder nicht.“

Ohne die Augen von dem vor ihm liegenden Papier zu erheben, erwiderte der Müller:

„Ich finde den Schluß vollkommen begreiflich, wenigſtens von Eurer Seite.“

„Gut. Was die andere Seite, die gräfliche angeht, ſo werdet Ihr, guter alter Freund, alles Nöthige thun, um auch dieſer andern Seite die unantaſtbare Richtigkeit meines Schluſſes klar zu machen.“

„Ich?“

„Ja, Ihr. Und jetzt ſchreibt!“

Twerenbold diktirte und der Müller ſchrieb:

„Ich Unterfertigter, Graf Nepomuk von und zu Wippoltſtein, habe mich bewogen gefühlt, dem Achatius Twerenbold, Graduirten der Medicin, vordem Arzt im Flecken Wippoltſtein, in Anerkennung alter, guter, treuer Dienſte von ſeiten deſſelben, eine lebenslängliche Rente von zwölfhundert Thalern jährlich auszuſetzen, und ſoll nach meinem Ableben mein Succeſſor und vorkommenden Falls deſſen Succeſſor in dieſe von mir beſagtem Achatius Twerenbold gegenüber übernommene Verpflichtung eintreten. Erwähnte Rente ſoll in monatlichen Raten von je einhundert Thalern an den Inhaber oder deſſen Bevollmächtigten von der Kaſſe der gräflichen Oberrentei ausbezahlt werden und ſoll die erſte Monatsrate mit heutigem Datum fällig ſein. Dieſer mein Erlaß iſt in zwei völlig gleichlautenden Exemplaren von meiner eigenen Hand ausgefertigt und ſoll das eine in der Kanzlei der Rentei niedergelegt, das andere beſagtem Achatius Twerenbold, meinem guten, alten, treuen Diener und Freund, eingehändigt werden. Gegeben auf meinem Schloß

Wippoltſtein, unter meinem Siegel und Wappen am 1. Mai 185..“

„Habt Ihr buchſtäblich geſchrieben, wie ich angab?“

„Ja.“

„Zeigt her.“

Der Abenteurer durchlas die Schrift aufmerkſam, nahm die Feder und unterſtrich die darin vorkommenden Worte „alter, guter, treuer Dienſte“ und „meinem guten, alten, treuen Diener und Freund“. Hierauf gab er das Papier an Veit zurück mit der Bemerkung:

„Heute haben wir alſo den erſten Mai. Morgen, als am zweiten, werde ich um die Mittagszeit bei Euch vorſprechen und Ihr werdet mir dann das wörtlich nach dieſem Entwurf ausgefertigte, von der Hand unſeres gräflichen Freundes geſchriebene — Ihr wißt, ich kenne ſeine Handſchrift genau — unterzeichnete und beſiegelte Dokument zuſtellen. Hierauf werde ich mich nach der Rentei verfügen, von dem dort niedergelegten zweiten Exemplar Einſicht nehmen, mir die erſte Monatsrate meiner Leibrente ausfolgen laſſen und dann im Steinbeck meine erſte Flaſche als vergnüglicher Bummler leeren. Baſta!“

„Und Ihr glaubt allen Ernſtes, das werde ſo raſch und glattweg gehen und der gnädige Herr werde keinen Anſtand nehmen, in dieſe — dieſe —“

„In dieſe wohlbegründete Forderung zu willigen? Kalkulire, ſo glaub' ich. Zumal ich mich eines ſo treueifrigen Freundes, wie Ihr ſeid, als Unterhändler bediene, eines Mannes, der ganz unzweifelhaft die richtige Art und Manier hat, unserem hochedlen Freunde und Gönner meinen beſcheidenen Wunſch zu inſinuiren. Oh, ich kenne, bei Jove, Euer erſtaunliches diplomatiſches Talent aus alten Zeiten zu gut, um auch nur dem leiſeſten Zweifel an dem Erfolg der Sache Raum zu geben. Alſo abgemacht und vergeßt nicht die morgige Mittagsſtunde.“

Der Müller drehte das Papier in ſeinen Händen hin und her und verſuchte noch einige Einwendungen vorzubringen.

Twerenbold nahm gar keine Notiz davon, ſondern ſtand auf, ergriff Mantel, Hut und Stock und ſagte:

„Ich will Euch jetzt nicht länger ſtören, ein Gutsbeſitzer hat der Geſchäfte ſo viele. Ohne Zweifel ſeid Ihr im Beſitz eines praktikabeln Bootes?“

„Ja.“

„Wo iſt es?“

„Drunten in der Bucht, wo der Donnerbach in den See mündet.“

„Gut. Gebt mir einen Knecht mit, damit er mich zur Einſiedelei hinaufrudere. Will die Lore überraſchen, welche, rechne ich, eine große Freude an mir haben wird. Thut mir auch den Gefallen, dem Knecht einen Korb mitzugeben und in dieſen Korb ein Dutzend Flaſchen von dem Wein da und ein Kiſtchen von Euren in der That glorioſen Cigarren zu legen. Bah, macht kein Geſicht dazu, als hättet Ihr Tinte verſchluckt. Iſt das nicht gentil, Mann, nicht honorig. Aequam memento rebus in arduis servare mentem, ſagte der alte Horaz, ein pfiffiger Burſche, wißt Ihr? Will Euch die Sentenz mal bei Gelegenheit verdeutſchen und jetzt kommt, wenn's Euch gefällig iſt."

## 3.

## Die Heimkehr des Erben.

Während in der Donnerſalmühle das ſo eben mitgetheilte Geſpräch ſtatthatte, fuhr ein Extrapoſtwagen die Thalſtraße herauf und ins Dorf.

Der Poſtillon hatte das luſtige Stücklein, womit er die ſchönen Dörflerinnen ans Fenſter lockte, noch nicht zu Ende geblaſen, als ſich der Kopf eines jungen Mannes aus dem Schlage bog und dem auf dem Bocke ſitzenden Diener, einem Greis von ſtraffer, ſoldatiſcher Haltung, zurief, den Wagen halten zu laſſen.

Das Trara des Poſthorns ſchnappte mitten in einem bedenklichen Triller ab und das Gefährt hielt vor dem Eingang des Pfarrgartens, welcher ſich vom Seeufer bis zur Straße heraufzog und in deſſen Mitte das Pfarrhaus ſtand.

Der alte Diener war an den Schlag getreten.

„Geh fragen, Andres", befahl ihm der Reiſende, „ob der alte Herr zu Hauſe ſei."

„Sehr wohl, Herr Rittmeiſter", verſetzte Andres, die Hand an ſeine Mütze legend, und ging durch das offenſtehende Gatterthor in den pfarrherrlichen Garten.

Bald kam er zurück und meldete:

„Der Herr Pfarrer iſt noch nicht von ſeinem Morgenſpaziergang zurück, welchen er nach der Meſſe angetreten. Die alte Urſchel wird ihn aber bei der Heimkehr ſogleich von der Ankunſt Euer Gnaden in Kenntniß ſetzen.“

„Vorwärts alſo und bedeute den Poſtillon, daß jetzt des Blaſens genug ſei. Ich will nicht wie ein Seiltänzer in den Park einfahren.“

Der Alte richtete ſeinen Auftrag aus, indem er wieder auf den Bock ſtieg, und der Wagen rollte weiter, entlang das Dorf und dann hinein in den Park. Die Bäume der zum Schloß führenden Avenue begannen erſt Laub anzuſetzen und ſo genoß der heimkehrende Erbe der Grafſchaft Wippeltſtein eines Durchblicks auf See und Gebirg. Auf den Wagenſchlag geſtützt, ſchwelgte er in dem prächtigen Panorama.

„Es iſt ſchön hier, ſehr ſchön, beim Himmel!“ ſagte er vor ſich hin. „Ein müdes und enttäuſchtes Herz könnte hier Ruhe und Frieden finden. Aber mein eigenes iſt noch nicht müde und ich bin noch zu jung, um hier den müſſigen Träumer oder den Landjunker zu ſpielen, welcher Ochſen mäſtet und mit den Pächtern rechnet. Solche Proſa möchte ich mir doch noch möglichſt vom Leibe halten. — Ah, ſieh dort drüben die Einſiedelei! Ob die Traumlore wohl noch lebt? Ich möchte wiſſen, ob die Frau mit ihren dunklen Reden auch jetzt noch einen ſo ſeltſamen, faſt unheimlichen Eindruck auf mich machte wie vordem in meinen Knabenjahren. Ich erinnere mich ſehr deutlich der Scene, als ſie ſich die Einſiedelei von meinem Vater erbat. Er beeilte ſich, ihrem Wunſche zu entſprechen, als ſie denſelben kaum geäußert hatte. Es war in ihrem Auge etwas düſter Gebieteriſches. Ich mußte mir wunderliche Gedanken machen, ſo oft ich ſpäter daran dachte. Doch fort damit! Da ſind wir ja!"

Der Wagen hielt auf dem Hofe vor dem Portal des weſtlichen Schloßflügels. Andres öffnete den Schlag und der heimkehrende Sohn des Hauſes ſah ſich beim Ausſteigen von einem halben Dutzend Livreemenſchen empfangen, an deren Spitze ihm der ſchwarzgekleidete Hausmeiſter in wohlgeſetzten Worten ein Willkommen darbrachte.

„Wo finde ich meinen Vater!" fragte der junge Edelmann.

„Seine Erlaucht, der gnädige Herr, befinden ſich in ſeinem Kabinett."

„Gut. Andres, laß meine Siebenſachen ins Haus ſchaffen und vergiß den Poſtillon nicht.

Dies geſagt, ging er mit kurzem Gruße durch die Diener hindurch und betrat „die Halle ſeiner Väter", auf deren Schwelle ihm keine liebende Hand ſich entgegengeſtreckt hatte. Die Diener, welche ihn mit unterthänigen Reverenzen empfangen, waren ihm fremd. Vielleicht mochte den jungen Mann ein Gefühl der Oede beſchleichen, als er jetzt den breiten Korridor durchſchritt, welcher zur Treppe führte. Er hatte die Reiſemütze abgenommen, aber auf ſeinen Zügen lag nicht die freudige Haſt des Wiederſehens. Er ging langſam, wenn auch mit dem elaſtiſchen Tritt der Jugend. Seine hohe und ſchlanke Geſtalt zeigte unverkennbar die ſoldatiſche Haltung. Auch das ariſtokratiſch feingeſchnittene Geſicht mit dem kurzgehaltenen Haar, der Säbelnarbe auf der Stirne, mit den feurig unter ſchwarzen Brauen hervorblickenden blauſchwarzen Augen und dem vollen dunkeln Schnurrbart hätte man ein ſoldatiſches nennen können, wäre nicht um Augen und Lippen ein träumeriſch nachdenklicher Zug ſichtbar geworden. Dieſer Zug konnte einen Phyſiognomen vielleicht bewegen, dem jungen Mann Mangel an Willenskraft zuzuſchreiben. Im Ganzen aber zeugte ſeine Erſcheinung von Friſche und Unverdorbenheit.

Indem er die Hand an das Treppengeländer legte, blieb er einen Augenblick ſtehen und ſah ſich um.

Die Art ſeiner Begrüßung hatte die Diener nicht ermuthigt, ihm zu folgen.

„Wenn ich eine Mutter und Schweſter hätte“, murmelte er, „ſo wäre mein Empfang ein anderer geweſen. Sie würden ans Thor geeilt ſein, ſowie ſie das Geraſſel der Wagenräder auf dem Hofe vernommen. Doch das iſt nun ſchon ſo und ich weiß gar nicht, warum mich beim Eintritt in dieſes Haus ſo ein — ſo ein albernes, kindiſch banges Gefühl anwandelte, ein Gefühl, als fürchtete ich mich vor der mir noch unbekannten gnädigen Frau Stiefmama.“

Nach dieſem kurzen Selbſtgeſpräche ſtieg er die Treppe hinauf und begab ſich geradenwegs nach den Zimmern des Grafen. Der Kammerdiener, welchen er im Vorzimmer traf, war ihm von früher bekannt und ſagte ihm auf Befragen, daß der Graf in ſeinem Arbeitskabinette ſich befände, deſſen Thür er öffnete.

Graf Nepomuk, welcher über einen mächtigen Folianten, dem Anſchein nach ein Rechnungsbuch, hingebeugt an ſeinem Schreibtiſch geſtanden, kam dem Eintretenden entgegen und empfing ihn mit einer Umarmung, die zwar nicht ohne eine gewiſſe ceremoniöſe Kühle, doch immerhin eine väterliche war.

Robert fand den Vater, welchen er ſeit drei Jahren nicht mehr geſehen, nicht ſehr verändert. Ein hoher Fünfziger, hatte er noch einen lebhaften Blick, von mehr Ruheloſigkeit freilich als Feuer. Seine ziemlich gewöhnlichen Züge mochten, unbeobachtet, epikuräiſche Schlaffheit oder gar Verlebtheit aufzeigen, aber er hatte ſie in ſeiner Gewalt und konnte ihnen, ſcheinbar ohne Zwang, einen würdevollen Ausdruck geben. Mienen, Gebärden und Redeweiſe verriethen den gewiegten Höfling und man konnte ihm anmerken, daß er in früheren Jahren die Laufbahn eines Diplomaten verfolgt hatte. Sein ſchon zu dieſer Morgenſtunde mit Sorgfalt behandelter Anzug ließ vielleicht zu große Anſprüche auf Jüngerſeinwollen durchblicken. Er trug ſich aufrecht und alles in allem konnte er ſeiner ganzen Haltung zufolge noch für einen ſtattlichen Mann gelten. Was für einen Antheil hieran Toilettenkünſte hatten, das zu unterſuchen fiel dem Sohne nicht ein. Später freilich glaubte er ſich zu erinnern, daß ihm die rabenſchwarze, mit minutiöſer Eleganz zurechtgemachte Perrücke des Vaters einen widrigen Eindruck verurſacht habe.

Nachdem die Begrüßungen abgethan waren, ſagte der Graf:

„Du ſiehſt gut aus, Robert.“

„Ich kann das Kompliment zurückgeben, lieber Vater, denn Ihr Ausſehen zeugt von Geſundheit und Rüſtigkeit.“

„Nun, man konſervirt ſich, ſo gut es gehen will, und die Luft hier oben iſt vortrefflich. Aber“, ſetzte der Redende mit einer Regung väterlichen Stolzes hinzu, „ich meinte nicht nur das, was man ſo gewöhnlich unter Gutausſehen verſteht. Du biſt in dieſen letzten drei Jahren ein Mann geworden, der etwas vorſtellt in der Geſellſchaft. Die Narbe da auf deiner Stirn ſteht dir gut und reicht vollkommen hin, einen Orden zu erſetzen.“

„Ich habe auch ein Stück ſolchen mitgebracht, wenn Ihnen das Freude macht.“

„Das größte Vergnügen, ſicherlich. Allein mir ſcheint, daß du ſelber die Sache ziemlich kühl nimmſt.“

„Aufrichtig geſtanden, ich glaube, daß ich ziemlich parteiiſch bevorzugt worden bin. Ich habe meine Pflicht gethan, ſo viel darf ich ſagen, aber andere haben dieſelbe nicht weniger gut gethan als ich, einige ſogar beſſer und ſie gingen leer aus.“

Graf Nepomuk betrachtete ſeinen Sohn mit höchlich verwunderten Blicken. Die einfache Aeußerung deſſelben kam ihm ſehr ſonderbar vor. Er fand darin einen Idealiſmus, eine Ueberſchwänglichkeit, die er ſich erſt zurechtlegen mußte, bevor er ſich darüber ausſprechen mochte. Endlich ſagte er:

„Es iſt recht ſchön, liebes Kind, beſcheiden zu ſein, das heißt, ſolange man im Katechiſmus-Alter ſteht. Später thut man gut, ſtatt beſcheiden im Hintergrunde zu bleiben, ſich nöthigenfalls mit Anwendung der Ellenbogen nach dem Vordergrund Bahn zu brechen. Das ſogenannte ſtille Verdienſt iſt ganz an ſeinem Platz, in gewiſſen ſpießbürgerlichen Sphären nämlich; in unſerer Region jedoch muß man Lärm ſchlagen, um zu zeigen, daß man da iſt. Erlaube mir daher, dir zu bemerken, daß man ſehr leicht zu viel Beſcheidenheit, kaum aber je zu viel Selbſtbewußtſein haben kann. Daß man das letztere vorkommenden Falls verſchleiere, lehrt ſchon die gute Lebensart. Aber mit der allerliebſten Beſcheidenheit kommt man nicht vorwärts in der Welt. Und du ſollſt vorwärts kommen. Haſt du doch einen vielverſprechenden Anfang gemacht. Du biſt im Dienſt geſtiegen, biſt decorirt, haſt Dir, wie ich mir aus der Hauptſtadt ſchreiben ließ, in den geſuchteſten Kreiſen Freunde gemacht und Freundinnen, welchen letzteren Umſtand ich beſonders betone, weil die Frauen in der Geſellſchaft doch immer den Ausſchlag geben. Es liegt demnach eine ſo ſchöne Laufbahn vor dir, als nur je ein Wippoltſtein eine durchlaufen hat, und ich hoffe und bin überzeugt, daß du, wie du bisher unſerem Namen Ehre gemacht, den Glanz unſeres Hauſes mehren wirſt.“

„Wenigſtens glaube ich verſprechen zu dürfen, daß ich mich bemühen werde, unſerem Namen keine Unehre zu machen. Wenn ich jedoch keineswegs ohne Selbſtbewußtſein bin, lieber Vater, ſo möchte ich Ihnen doch zu bedenken geben, ob Sie mein Können und Wollen nicht vielleicht überſchätzen. Ich will“, fuhr er nach einer Pauſe fort, „Ihnen gegenüber ganz offen ſein, wie ich es bisher gewohnt geweſen. Man hat mir in der Hauptſtadt von einflußreicher Seite her zu verſtehen gegeben, daß man an mir Kenntniſſe und Fähigkeiten bemerkt zu haben glaube, welche über den Geſichtskreis eines gewöhnlichen Kavallerieoffiziers hinausgingen, und daß man es daher gern ſähe, wenn ich mich während des Friedens zu diplomatiſchen Geſchäften verwenden ließe. Ich bin nicht darauf eingegangen, weil ich zum diplomatiſchen Schachſpiel weder Beruf noch Geſchmack in mir fühle. Auf der andern Seite iſt auch mein Verhältniß zum Militärſtand nicht mehr das eines willenloſen Kadetten. Der letzte Feldzug gab mir Veranlaſſung, manches zu beobachten und in Erwägung zu ziehen, was bis dahin noch gar nicht in den Kreis meiner Gedanken getreten war, und habe ich mir unter anderem über das Verhältniß der Nationalitäten zu und unter einander meine eigenen Anſichten gebildet. Endlich habe ich die Erfahrung gemacht, daß mir das Soldatenleben im Frieden, der Schlendrian des Garniſonsdienſtes, geradezu unerträglich werden müßte.“

Dieſe Eröffnungen verliehen den Zügen des Grafen einen ſehr bedenklichen Ausdruck, welchen zu verbergen er ſich keine Mühe gab. Er zog ein paarmal unbehaglich die Schultern in die Höhe und ſagte dann:

„Ich will nicht hoffen, mein Sohn, daß du dich in deiner jugendlichen Unerfahrenheit von dem demokratiſchen Schwindel unſerer Tage haſt anſtecken laſſen.“

„Bah“, entgegnete Robert wegwerfend, „ich bin Ariſtokrat von Geburt, Erziehung und Neigungen.“

„Das gewährt mir Beruhigung, und was das Uebrige betrifft, ſo ſiehſt du, denke ich, ein, daß du noch viel zu jung biſt, um den Dienſt zu quittiren und hier oben in den Bergen den Landjunker zu ſpielen.“

„Ich habe mir, während ich durch den Park fuhr, das Nämliche geſagt.“

„Das freut mich. Und wohin gehen deine weiteren Abſichten?“

„Ich habe Ihrer gütigen Einladung zufolge Urlaub für die Sommermonate genommen —“

„Ja, ich dachte mir, es würde dir gut thun, wenn du dich von den Strapazen des Feldzuges und des Salonlebens hier oben erholteſt.“

„Ich bin Ihnen dankbar hierfür und werde mit Vergnügen einige Zeit in den heimatlichen Bergen zubringen, welche mir ſchöner vorkommen als je. Dann aber —“

„Dann?“

„Dann möchte ich, wenn Sie es mir erlauben, reiſen.“

„Reiſen?“

„Ja.“

„Aber du haſt ja deine Tour ſchon früher gemacht, warſt in Paris und London, haſt Deutſchland bereiſt und jetzt auch Italien geſehen.“

„Wohl, aber wie ſah ich dieſe Orte, namentlich Paris und London? Mit der gaffenden Urtheilsloſigkeit eines jungen Menſchen, der auf Treu und Glauben hinnahm, was ihm ſein Hofmeiſter mitzutheilen für gut fand. Ich möchte die Hauptſtädte von Frankreich und England noch einmal und zwar ſo zu ſagen mit eigenen Augen ſehen und dann einen Abſtecher nach Nordamerika machen.“

„Nach Nordamerika? Was iſt das für eine Grille?“

„Keine Grille, mit Ihrer Erlaubniß, oder wenn eine, jedenfalls eine zu entſchuldigende. Ich habe über jenes Land ſo viel Wunderbares, Seltſames, ſich Widerſprechendes gehört und geleſen, daß ich das lebhafteſte Verlangen empfinde, mir über eine ſo unerhörte, nach unſeren Begriffen ſo ganz abnorme Entwickelung einer neuen Geſellſchaft nähere Aufklärung zu verſchaffen.“

„Eine ſeltſame Laune, ſich dieſe proſaiſche Flegelei mitanſehen zu wollen. Und die weite Seereiſe? Bedenke, daß du außer mir der einzige Wippoltſtein biſt und gegen mich und unſern Namen Verpflichtungen haſt.“

„Ich gedenke ſie zu erfüllen, lieber Vater, aber von

Gefahr kann da doch wohl kaum die Rede ſein. Eine Reiſe von England aus nach den Vereinigten Staaten iſt ja heutzutage nur noch eine Spazierfahrt.“

Der Graf ſtand auf und durchſchritt nachdenklich das Zimmer. Eine Reiſe wiſſensluſtiger Neugier in das Land demokratiſcher Gleichheit? Das ſtand ſo ganz außerhalb des Kreiſes ſeiner Vorſtellungen, daß ihm vorkam, da müſſe irgend etwas Anderes dahinter ſtecken.

Von dieſem Gedanken eingenommen, blieb er vor ſeinem Sohn ſtehen und ſah ihm forſchend ins Geſicht.

Robert hielt den Blick ganz unbefangen aus, allein dies that dem Vater kein Genüge und er ſagte daher:

„Höre, Robert, ich muß dir wiederholen, daß dein Ausſehen mir gefällt. Du biſt männlicher und reifer geworden in jeder Hinſicht, ſeit wir uns zum letztenmal ſahen. Und doch iſt da zwiſchen deinen Augen ein Zug, der wie Melancholie ausſieht. Du weißt, ich bin dir ſtets ein gütiger Vater geweſen.“

„Sagen Sie: ein liebevoller“, entgegnete Robert mit Wärme und ergriff die Hand ſeines Vaters. „Ja, ein ſehr liebevoller, ich erkenne es mit dem herzlichſten Dankgefühl. Aber Sie irren, wenn Sie mich für einen Melancholikus halten. Ich bin das nicht mehr als Demokrat.“

„Nun, ich wollte damit nicht ſagen, daß ich dich für einen Empfindler, oder, wie man jetzt großartig zu ſagen pflegt, für einen Weltſchmerzler anſehe. Indeſſen du biſt in dem Alter, wo die Leidenſchaften das große Wort zu führen und den Verſtand zum Schweigen zu bringen pflegen. Uebrigens weißt du, daß du mir alles mittheilen darfſt, und handelte es ſich auch um irgend eine jugendliche Unbeſonnenheit. So etwas läßt ſich leicht wieder ins Geleiſe bringen. Vielleicht ſtehen deine Reiſepläne mit irgend einer Liaiſon in Verbindung, wie?"

Und ſo ſprechend ſah er den Sohn wieder fragend an.

Man ſieht, Graf Nepomuk ſprach in väterlicher Weiſe mit ſeinem Sohn und Erben. In der That, er liebte ihn, liebte ihn ſehr. Er liebte Robert mehr als irgend ein Weſen auf der Erde, ein einziges ausgenommen, ſich ſelbſt nämlich. Robert glich ſo ſehr ſeiner Mutter, welche die Geburt des Knaben nur um ein Jahr überlebt hatte, und dieſe Frau hatte dem Grafen Gefühle eingeflößt, über die er ſich ſpäter nur noch verwundern konnte, fragend verwundern, wie er ſie jemals habe hegen können. Es hat jeder Menſch ein Paradies hinter ſich, das heißt, eine Zeit, wo er an das Ideal glaubte. Dieſe Zeit war für den Grafen ſeine kurze erſte Ehe geweſen. Kein Wunder alſo, daß er dem einzigen Sprößling derſelben lebhaft zugethan war.

„Sie täuſchen ſich, lieber Vater", äußerte Robert auf die von dem Grafen hingeworfene Vermuthung. „Sie ſchreiben mir einen viel abenteuerlicheren Sinn zu, als ich beſitze. Eine Liaiſon irgend einer Art iſt bei meinen Wünſchen, die alte Welt genauer kennen zu lernen und die neue zu ſehen, gar nicht im Spiele. Ich habe mich überhaupt keiner Liaiſen zu rühmen oder zu ſchämen und bringe nach Wippeltſtein ein ſo freies Herz zurück, als ich vor vier Jahren von hier mitgenommen.“

Dieſe Erklärung wurde in einem ſo unbefangenen, überzeugenden Tone geſprochen, daß ſie den Grafen merklich beruhigte.

„Ich ſehe“, ſagte er, „daß ich mich deiner Heimkehr in jeder Beziehung zu freuen habe, lieber Robert, und will daher auch deinen Reiſeplänen nicht gerade entgegentreten. Aber du wirſt dich mir zu Liebe auch nicht zu ſehr mit ihrer Ausführung beeilen und ich rechne auf dein Hierbleiben den Sommer über um ſo mehr, als ich ſelber zu wiederholten malen von Hauſe abweſend ſein werde. Geſchäfte rufen mich in die Hauptſtadt und auf unſer Gut in Böhmen. Da kannſt du dich inzwiſchen daran gewöhnen, künftig hier der Herr zu ſein. Glaube mir, auch das will gelernt ſein, und hat man ſich erſt in die Widerwärtigkeiten, die eine ſolche Stellung unausweichlich mit ſich bringt, gefunden, ſo findet man wohl auch Intereſſe an der Sache. Es iſt zur Verbeſſerung unſerer Güter noch manches zu thun und ich erinnere mich, daß du in deinen Knabenjahren an Landwirthſchaft und Forſtkultur ein lebhaftes Gefallen fandeſt. Jetzt aber will ich dich zu der Gräfin führen.“

„Zu meiner —“

„Stiefmutter, willſt du ſagen? Ich denke, du biſt Weltmann genug, um dieſes Verhältniß zu nehmen, wie es iſt. Du weißt, daß durch dieſe Verbindung deine Rechte in keiner Weiſe beeinträchtigt wurden.“

„Sie mißverſtehen mich, lieber Vater. Ich wage zu glauben, daß ich Ihnen nie Veranlaſſung gegeben, mich gemeiner Regungen fähig zu halten, und wüßte ich meinerſeits nicht den geringſten Grund anzugeben, warum ich ein Verhältniß nicht achten ſollte, welches zu Ihrem Glück und zu Ihrer Zufriedenheit beiträgt.“

Eine leichte Wolke überflog die Stirne des Grafen, aber er ließ ſeinem Sohn kaum Zeit, dies zu bemerken, indem er ſagte:

„Ich kann, ohne mich der Parteilichkeit ſchuldig zu machen, die Gräfin als eine ausgezeichnete Frau rühmen. Sehr gebildet und reich an Geiſt und Gemüth, beſchäftigt ſie ſich vorzugsweiſe mit der Literatur, ſogar mit der wiſſenſchaftlichen Seite derſelben. Doch wirſt du deſſenungeachtet keine der widerwärtigen Eigenheiten an ihr bemerken, welche die Engländer mit dem Worte Blauſtrümpfelei bezeichnen. Sie will keineswegs für eine Gelehrte gelten und die moderne Schreibewuth der Frauen reizt ſie eher zum Spott als zur Nachahmung. Möglich, daß du ſie ein bißchen excentriſch findeſt, aber daran braucht ja die Jugend keinen Anſtoß zu nehmen. Ich hoffe, ihr werdet euch befreunden, und da ſie eine kühne Reiterin und eifrige Bergſteigerin iſt, wird es euch an den Amuſements, welche das Landleben bietet, nicht fehlen. Gehen wir alſo.“

„Wäre es nicht ſchicklich, daß ich mich zuvor der

Reiſekleider entledigte?" fragte Robert, welcher dieſer Zuſammenkunft mit einer ſeltſamen, ihm unerklärlichen Befangenheit entgegenging.

„Oh", entgegnete der Graf, „das iſt gar nicht nöthig. Sie wird dich auch in den Reiſekleidern empfangen, wie es ihr dem Sohn des Hauſes gegenüber geziemt. Ueberdies liebt ſie das Ceremoniell nicht."

Robert folgte dem voranſchreitenden Vater und war froh, daß ſie mehrere Minuten zu gehen hatten, um von dem weſtlichen Flügel des Schloſſes in den öſtlichen zu gelangen, wo die Gräfin ihre Zimmer hatte. So konnte er doch inzwiſchen die Bangigkeit bewältigen, die ihm als eine ſehr alberne erſcheinen mußte.

In einem Vorgemache trafen ſie einen phantaſtiſch mit rother Jacke und weißem Turban aufgeputzten Mohrenknaben, den letzten Sprößling einer Negerfamilie, welche im vorigen Jahrhundert ein Wippeltſtein aus Konſtantinopel mitgebracht hatte.

„Verdoa", ſagte der Graf zu ihm, „geh und melde mich deiner Gebieterin."

Der Knabe verbeugte ſich und verſchwand.

„Hm", dachte Robert, „die Frau Gräfin ſcheint doch auf das Ceremoniell zu halten."

Dann ſagte er:

„Der kleine Verdoa, der letzte Mohikaner unſerer afrikaniſchen Dienerſchaft, hat ſich tüchtig geſtreckt, ſeit ich ihn zuletzt geſehen."

„Ja", verſetzte der Graf, „und dieſes letzte Ueberbleibſel einer Rokoko-Mode iſt ein kleiner Taugenichts, welchen ſeine Gebieterin tüchtig verzieht. Es geht ſo mit derartigem Spielzeug."

Der ſchwarze Knabe kam zurück und meldete kurz, daß die Frau Gräfin den gnädigen Herrn im Thurmzimmer erwarte.

Um dahin zu gelangen, mußte man mehrere prachtvoll ausgerüſtete Zimmer durchſchreiten, die keinen beſonderen Charakter trugen und den flüchtigen Blicken Roberts das bunte Hunderterlei von Luxusgegenſtänden zeigten, welches den Frauengemächern der vornehmen Welt eigen zu ſein pflegt. Aus dieſen Zimmern traten ſie in ein zweites Vorgemach, deſſen gegenüberliegende Thüre ihnen eine ältliche Dienerin ſchweigend öffnete.

Das Thurmzimmer, wie Robert ſpäter erfuhr, der Lieblingsaufenthalt der Gräfin, nahm das ganze Mittelgeſchoß des Thurmes ein, in welchen der öſtliche Schloßflügel auslief. Das hohe, breite, dreitheilige, bis auf den Boden herabreichende Bogenfenſter, nur mit einem einfachen grünen Vorhang drapirt, gewährte einen entzückenden Ausblick auf See und Gebirg und diente zugleich dazu, die Verbindung des Thurmzimmers mit dem Pavillon auf der kleinen Felſeninſel herzuſtellen; denn es öffnete ſich auf den Steg, welcher, wie ſchon früher erwähnt worden, aus dem Thurme nach dem Felſen hinüberführte. Jetzt ſtand dieſe Thür offen und die Frühlingsſonne warf einen Strahl goldener Lichter in das Gemach. Ungewöhnlich hoch und weit, unterſchied ſich daſſelbe von den vorher durchmeſſenen ganz auffallend. Es konnte weit mehr eine Bibliothek als ein Damenzimmer vorſtellen. An dem mit Schnitzwerk verſehenen Eichengetäfel der Wände ſtiegen Bücherſchränke in die Höhe, die eine anſehnliche Bücherei enthielten. In den Zwiſchenräumen zwiſchen den Schränken bemerkte man auf aus der Wand vorſpringenden Piedeſtalen die Büſten von Leſſing, Goethe, Schiller, Dante, Shakeſpeare, Byron und Spinoza. Von Gemälden ſah man nur ein einziges, ein großes hiſtoriſches Portrait, in ſchwerem, verblichenem Goldrahmen. Es ſtellte einen Krieger in der Tracht des dreißigjährigen Krieges dar, mit dunklen feurigen Augen und einem feſſelnd ſchwermüthigen Ausdruck der männlich ſchönen Züge. Dieſes Portrait hing über einem Schreibtiſch von alterthümlicher Form, welcher rechts vom Fenſter an der Wand ſtand. In der Mitte des Zimmers ſtand ein großer Tiſch, ganz bedeckt mit Kartenwerken und buchhändleriſchen Novitäten, zur Seite ein Lehnſtuhl mit Lederpolſterung. Was ſonſt noch von Mobiliar vorhanden, war ebenſo anſpruchslos und nur die zierlich geformte, von reicher Vergoldung glänzende Harfe, welche links vom Fenſter in einer Art Niſche ſtand, deutete etwa darauf hin, daß hier eine große Dame wohne.

Sie erhob ſich vom Büchertiſch, wo ſie geſeſſen, und kam den Eintretenden entgegen, eine vollendet harmoniſch gebaute Geſtalt, deren jugendlich friſche und runde Formen ein bis zum Halſe hinaufgehendes dunkelgrünes Seidenkleid weder verbarg, noch zur Schau ſtellte.

Als Robert dieſen edelgeformten Kopf mit dem helleniſchen Profil, dieſe großen dunkelbraunen, unter herrlichen Brauen „ſtill und bewegt" hervorblickenden Augen, dieſe Fülle kaſtanienbrauner Haare, überhaucht von einem röthlichen Goldſchimmer, dieſe ganz von Jugend und Schönheit ſtralende Erſcheinung plötzlich gewahr wurde, hatte er Mühe, einen Ausruf der Ueberraſchung zu unterdrücken.

Ihrerſeits ſchien die Gräfin ebenfalls von der Erſcheinung des jungen Mannes überraſcht; aber wenn ſie auch ihre Bewegung mit dem ihrem Geſchlecht eigenen Takt nicht augenblicklich bewältigt hätte, ſo würde man dieſelbe ganz gut der Befangenheit einer Stiefmutter haben zuſchreiben können, welche ſich zum erſtenmal einem Stiefſohn gegenüber ſah, der älter als ſie ſelber war.

„Madame", ſagte der Graf, ſeinen Sohn vorſtellend, „ich bringe Ihnen hier den jungen Huſaren, deſſen Ankunft ich mit Sehnſucht entgegengeſehen und der, wie ich glaube, ein echtes Reis vom alten guten Stamme der Wippeltſteine iſt. Laſſen Sie ihn, ich bitte, Ihrer Freundſchaft empfohlen ſein."

„Er iſt willkommen", erwiderte die Gräfin, dem Vorgeſtellten mit märchenhaftem Erröthen die Hand reichend.

Robert beugte ſich über dieſe ſchöne warme Hand hin und führte ſie ehrerbietig an die Lippen. Dann ließ er ſie langſam los und ſagte:

„Geſtatten Sie mir, gnädige Frau, der Bitte meines

Vaters die Verſicherung beizufügen, daß ich mich nach Kräften bemühen werde, Ihre Freundſchaft zu verdienen.“

Der junge Mann fühlte recht wohl das Hölzerne dieſer Phraſe, allein er war zu verwirrt, um etwas Beſſeres vorzubringen. Die Schönheit der Gräfin hatte ihn ſtaunen machen, die Stimme, womit ſie ihn willkommen hieß, übte einen wunderbaren Zauber auf ihn.

Es gibt weibliche Altſtimmen, voll und rund, deren Metallklang ein magnetiſches Fluidum durch das Ohr in die Seele zu ſtrömen ſcheint. Man möchte ſchwören, dieſe ſonoren Töne kämen nicht aus dem Kehlkopf, ſondern unmittelbar aus dem Herzen.

Eine ſolche Stimme beſaß auch die Gräfin Thekla von Wippoltſtein.

„Ich nehme Ihre Verſicherung an“, ſagte ſie mit jenem Lächeln der Befriedigung, welches ganz naturgemäß auf die Lippen einer Frau tritt, wenn ſie einen Mann in ungeheuchelt huldigender Stellung vor ſich ſieht. „Ich nehme Ihre Verſicherung an und will Ihnen nicht verſchweigen, daß ich, als ich vorhin Ihre Ankunft erfuhr, ein geheimes Vorgefühl empfand, wir würden Freunde werden. Daher auch habe ich Sie an einem Orte empfangen, mit dem ich ſonſt geize.“

„Ja, Robert“, fiel der Graf munter ein, „du kannſt dir etwas darauf zu gute thun, daß Madame dich ſogleich in ihr Sanktiſſimum zuließ, deſſen Thüre zwar kein Drache bewacht, wohl aber, wie du geſehen, die eſſigblickende Jungfer Gertrud, ein höchſt ehrſames Stück Hausrath.“

Robert brachte ziemlich zuſammenhangsloſes etwas von ehrendem Vertrauen vor und wie ihm ſein Empfang in dieſem Gemach ein gutes Vorzeichen ſchiene.

Seine Verlegenheit machte auch die junge Frau befangen und ſo ſpann ſich die Unterhaltung ziemlich dürftig noch eine Weile fort, bis der Graf ſagte, er wolle nun ſeinem Sohne die Zimmer zeigen, die er im Obergeſchoß des Mittelbaus für ihn habe einrichten laſſen. Robert könne gerade noch vor dem Diner davon Beſitz nehmen.

Als die Herren gegangen, verharrte die Gräfin einige Minuten unbeweglich auf der Stelle, wo ſie dem jungen Mann ihre Abſchiedsverbeugung gemacht hatte. Dann athmete ſie tief auf und wandte ſich nach dem offenen Thürfenſter, als müßte ſie friſche Luft ſchöpfen. Im Vorübergehen ſtreifte ihr Blick das Bildniß über dem Schreibtiſch und ſie blieb nachdenklich davor ſtehen.

„Seltſam!“ ſagte ſie leiſe. „Mir kommt vor, Robert gleiche dem unglückſeligen alten Wippo da. Aber es iſt wohl nur eine Phantaſie.“

In ungewöhnlicher Bewegung ging ſie ein paarmal das Zimmer auf und ab und hierauf raſch in das Vordergemach.

„Gertrud“, ſagte ſie zu der alten Dienerin, welche dort mit einer Stickerei am Fenſter ſaß, „laß mir Verdea ſchnell den Schlüſſel zum Ahnenſaal vom Hausmeiſter holen.“

Gertrud gehorchte, konnte ſich jedoch im Weggehen nicht enthalten, einen Blick beſorgten Erſtaunens auf das Geſicht der Herrin zu werfen, welches ſonſt das Gepräge ſtiller Reſignation trug, jetzt aber von großer Aufregung zeugte.

Der Ahnenſaal, das eigentliche Prunk- und Feſtgemach des Schloſſes, nahm faſt den ganzen Mittelſtock des Hauptgebäudes nach dem Garten zu ein. Er führte ſeinen Namen von dem Umſtand, daß ihm der Erbauer des Schloſſes unter anderen Beſtimmungen auch die gegeben hatte, die Familienbilder zu beherbergen. Man ſah da in zwei langen Reihen die Portraits aller männlichen und weiblichen Mitglieder des Hauſes Wippoltſtein, ſoweit es überhaupt Bilder von denſelben gab. Zwei mächtige Flügelthüren am öſtlichen und weſtlichen Ende gewährten den Zutritt in den großen, hallenden Raum. Kam man durch den öſtlichen Eingang, ſo hatte man die männlichen Portraits zur Rechten, die weiblichen zur Linken. In chronologiſcher Ordnung zogen ſich beide Bilderreihen von der Oſtſeite zur Weſtſeite hinab, aus ſagenhafter Vorzeit in die Gegenwart hereinreichend. Die vier jüngſten der männlichen Bilder gehörten dieſer ſchon ganz entſchieden an. Das vierte in der Reihe ſtellte einen Mann dar in der Uniform eines kaiſerlichen Feldmarſchall-Leutnants aus der den napoleon'ſchen Kriegen unmittelbar folgenden Periode. In abwärts ſteigender Folge hing dieſem Bild das eines fünf- oder ſechsjährigen Knaben zur Seite, mit bleichen, eingefallenen

Wangen, Todesmattigkeit in den großen blauen Augen. Dann folgte das Bild des in prächtigem Hofkleide gemalten Grafen Nepomuk, und zuletzt kam das ſeines Sohnes, zu welchem Robert vor drei Jahren geſeſſen, in den erſten Tagen, wo er die phantaſtiſch kleidſame Uniform eines Huſarenoffiziers trug. Dieſem Bilde gerade gegenüber hing an der entgegengeſetzten Seite des Saales das der Gräfin. Sie war im Brautkleid dargeſtellt, den Myrtenkranz in den Haaren, mit der harmloſen Lebensfreudigkeit eines Mädchens von achtzehn Jahren aus dem Rahmen hervorblickend.

Die Gräfin betrat den Saal durch die öſtliche Thüre und ging raſch zwiſchen den Bilderreihen hin. Dann wandte ſie ſich zuerſt linkshin und blieb vor ihrem Portrait ſtehen.

„Ja", ſagte ſie vor ſich hin, „ſo ſah ich in die Welt, ſo fröhlich und wohlgemuth — damals. Und", ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „es iſt ſeitdem nur zwei Jahre her."

Hierauf durchkreuzte ſie den Saal und fand ſich, mit niedergeſchlagenen Augen gehend, plötzlich dem Bild ihres Gemahls gegenüber. Da wandte ſie ſich mit einer Gebärde der Verachtung, faſt des Abſcheus zur Seite und heftete ihre Blicke auf das Portrait Roberts.

Lange und feſt ſah ſie das Bild an und flüſterte dann in ſich hinein:

„Der Maler hat ihm nicht geſchmeichelt, nein! Oder — er iſt ſchöner geworden inzwiſchen."

Und wieder ſah ſie das Bild an, bis ihr vorkam, das kecke Jünglingsauge lebe und ruhe mit brennendem Ausdruck auf ihr.

Sie ſenkte den Kopf, bedeckte mit den Händen das hocherröthende Antlitz und verließ langſam und ohne ſich umzuſehen den Saal.

## 4.

## Wer iſt der Herr und wer der Knecht?

Man war beim Nachtiſch und ſaß recht gemüthlich beiſammen. Die Fenſterthüren des Speiſezimmers, welche nach der großen Freitreppe hinausgingen, ſtanden offen und mit der ſonnigen Luft kam der Dufthauch der blühenden Bäume herein. Draußen plätſcherten die Springbrunnen und mit leiſem Rauſchen ſchlug der See an die Ummauerung des Gartens.

Als der Kaffee gebracht wurde, machte Robert unwillkürlich eine Bewegung, als ſuchte er etwas.

Die Gräfin, welche ihm gegenüber ſaß, bemerkte es und flüſterte einem Diener ein paar Worte zu.

Der Diener ging und kam ſogleich wieder, einen Teller mit Cigarren und eine brennende Kerze vor den jungen Offizier hinſtellend.

Robert verbeugte ſich vor der Gräfin und ſagte:

„Das iſt ſehr freundlich von Ihnen, gnädige Frau.“

„Ich bemerkte“, erwiderte Thekla unbefangen, „daß Ihnen zu Ihrem Kaffee etwas fehlte, und da mich zu

Hauſe meine Brüder an den Geruch des Tabacks gewöhnt haben, brauchen Sie ſich nicht zu geniren."

„Nun, ſo greif' zu, Robert", ſagte der Graf. „Ihr jungen Leute ſeid einmal das Geſchmauche gewohnt, obzwar es eigentlich ein rein illuſoriſcher Genuß iſt."

„Mag ſein, obgleich mein guter alter Lehrer, der Pfarrer, von dem ich das Rauchen beſſer als nützlichere Dinge lernte, Ihnen mit großer Gelehrſamkeit das Gegentheil beweiſen würde. Was macht der liebenswürdige alte Herr?"

„Da mußt du Madame fragen, die ihn häufiger ſieht als ich. Meines Wiſſens iſt er noch immer rüſtig und arbeitet mit raſtloſer Ausdauer an ſeinem unendlichen Werke, worin er den Beweis liefern will, daß unſere Gegend einer der Hauptſitze des altgermaniſchen Götterdienſtes geweſen ſei."

„Ah, ich erinnere mich deſſen noch aus meinen Knabenjahren. Es war kein Winkel in unſeren Bergen, den er nicht durchkroch, um Spuren vom Kult der alten Götter aufzufinden, und es war weitum kein Greis und keine Greiſin, die er nicht aufſuchte, um ihnen halbverſchollene Sagen abzufragen."

„Das thut er noch jetzt", bemerkte die Gräfin, „und ſein Buch, worin er zu ganz neuen, überraſchenden Reſultaten gekommen ſein will, erhält gegenwärtig, wie er mir vor wenigen Tagen ſagte, die letzte Zeile. Uebrigens freute es mich, zu hören, daß Sie den Trefflichen liebenswürdig nannten. Ich glaube, es gibt wenige Menſchen, die ein ſo rein ſelbſtloſes Leben führen und in ſo hohem Grade Zutrauen erwecken wie der alte Herr.“

„Wie danke ich Ihnen, gnädige Frau“, verſetzte Robert mit Lebhaftigkeit. „Denn ich hänge ſehr an meinem alten Lehrer.“

„Das macht dir alle Ehre“, ſagte der Graf, welcher von dem Pfarrer nicht ſehr eingenommen ſchien und daher dem Geſpräch eine andere Wendung geben wollte. „Aber du haſt dich vorhin in deiner Schilderung der glorreichen Affaire von Cuſtozza unterbrochen. Wie wäre es, wenn du uns den Schluß zum beſten gäbeſt?“

Es bedurfte keines weiteren Zuredens, um einen jungen Soldaten in Gegenwart einer jungen und ſchönen Dame von ſeinen Kriegserlebniſſen ſprechen zu machen, und Robert wollte eben anſetzen, als der Kammerdiener des Grafen kam und dieſem meldete, der Müller Veit ſei draußen und laſſe den gnädigen Herrn um eine Audienz bitten.

„Sagt ihm, daß er ſpäter oder noch beſſer morgen wieder vorſprechen möchte. Ich bin jetzt nicht zu Geſchäften geſtimmt.“

Der Diener ging hinaus, kam aber bald wieder zurück mit der Botſchaft, der Müller laſſe Seine Erlaucht unterthänigſt um Verzeihung bitten, wenn er eine Störung verurſache; allein ſein Anliegen ſei ſo dringlicher Natur, daß er es wagen müſſe, ſeine Bitte um ſofortiges Gehör zu wiederholen.

„Das hat man davon, wenn man die Leute verzieht“, ſagte der Graf verdrüßlich, ſtand aber doch auf, befahl den Müller in ſein Kabinett zu führen, und gab ſeiner Gemahlin und Robert auf, inzwiſchen zu entſcheiden, ob ſie ſpäter mitſammen einen Gang durch den Park oder lieber eine Fahrt auf dem See machen wollten.

Er fand den Müller bereits in ſeinem Kabinette, grüßte ihn leichthin, warf ſich in einen Fauteuil und ſagte ziemlich ungehalten:

„Du hätteſt eine paſſendere Stunde zu deinem Beſuche wählen können, Veit.“

„Ich bitte noch einmal um Entſchuldigung, gnädigſter Herr“, entgegnete der Angeredete. „Ich erfuhr erſt im Schloſſe die Ankunft des gnädigen Herrn Rittmeiſters, aber ich fürchte, daß ich, falls mir dieſes freudige Ereigniß auch früher bekannt geworden, dennoch Euer Gnaden meine Gegenwart hätte aufdringen müſſen.“

„So? Und was haſt du denn ſo Preſſantes? Iſt es wegen der Kleinen im Siggithal, wie?“

„Ich habe die Befehle Euer Gnaden inbetreff der Kleinen allerdings vollzogen.“

„Nun, und wie ſteht die Sache?“

Entſchuldigen Sie, gnädigſter Herr, wenn ich mir die Freiheit nehme, zuvor von einer unangenehmeren Angelegenheit zu ſprechen.“

„Von einer unangenehmen Angelegenheit?“

„Ja, mit Euer Gnaden Erlaubniß, von einer ſehr mißlichen, ſo zu ſagen.“

„Was ſoll es denn? Sprich doch ohne Umſchweife!“

Der Müller ging zur Thüre und öffnete ſie raſch, um ſich zu vergewiſſern, daß kein lauſchendes Ohr in der Nähe ſei. Dann ſchloß er ſie wieder, ſchob den Riegel vor, trat dicht an den Grafen heran und ſagte halbleiſe, aber nachdrücklich:

„Twerenbold iſt zurückgekommen!“

Die Arme des Grafen lagen auf den Armlehnen ſeines Stuhles, ſein Oberkörper war behaglich in die weiche Rundung der Rücklehne zurückgebeugt. Der Mann ſah aus, als wollte er mit philoſophiſcher Faſſung irgend eine Widerwärtigkeit untergeordneter Art vernehmen, um ſogleich ein diplomatiſches Auskunftsmittel vorzuſchlagen.

Allein gegen den Namen Twerenbold, den er in ſeinem Leben nie wieder hören zu müſſen geglaubt hatte, hielt die philoſophiſche Faſſung keineswegs Stand. Er ſchnellte ordentlich von ſeinem Sitze empor, als dieſer Name an ſein Ohr ſchlug, und wenn er auch ſchon im nächſten Augenblick wieder ſcheinbar ruhig daſaß, ſo zeugte doch die Bläſſe ſeines Geſichtes und das Zittern ſeiner Hände von einer tiefen Erſchütterung.

Veits Auge ruhte mit dem Ausdruck des Behagens auf dem gnädigen Herrn.

Es iſt für die Gemeinheit ſo wohlthuend, die gedemüthigt zu ſehen, vor denen ſie ſonſt zu kriechen pflegt, und jede Lakaienſeele trägt den Keim zum Deſpoten in ſich.

Graf Nepomuk hatte keine Zeit, das Mienenſpiel ſeines ehemaligen Kammerdieners zu beachten.

„Du haſt dir etwas aufbinden laſſen, Veit“, ſagte er.

„Etwas aufbinden, gnädiger Herr? Bin ich der Mann, welcher ſich etwas aufbinden läßt? Dieſe meine Augen ſahen den Kerl und dieſen Morgen — verflucht ſei er! — mußten ihm meine Hände Wein einſchenken und Cigarren reichen.“

„So iſt es alſo wahr? Er iſt zurück? Den heiligſten Eiden zum Trotz!“

„Eide? Er ſpottet derſelben.“

„Der Schurke, der infame Schurke!“

„Das iſt er, Erlaucht, ſicher iſt er das und obendrein ein Menſch, der zu allem fähig. Ich kann es Ihnen nicht verſchweigen, er hat mich in Furcht gejagt.“

„In Furcht gejagt, dich?“

„Ja, gnädiger Herr. Es iſt etwas ſo Decidirtes, Verwegenes in ihm, daß ich nicht dagegen aufkommen kennte. Er befahl und ich mußte mir befehlen laſſen. Er würde auch nicht das geringſte Bedenken tragen, ſelbſt Ihnen zu befehlen.“

„Mir?“

„Ja, gnädiger Herr, ich darf es weder Ihnen noch mir ſelbſt verhehlen und ich muß mir die Freiheit nehmen, Sie zu bitten, keine gewaltſamen Mittel gegen dieſen verzweifelten Menſchen zu verſuchen. Er würde Lärm machen und das ſoll und darf er nicht, wie Sie wiſſen.“

Die Blicke des Grafen und des Müllers begegneten ſich.

Es waren unheimliche Blicke.

Nach einer Pauſe ſagte der Schloßherr:

„Ich verſtehe dich, Veit. Der Schuft ſoll und darf einen Lärm ſchlagen, aber —“

„Man muß ihm bei guter Gelegenheit die Fähigkeit, Lärm zu ſchlagen, entziehen, nicht?“

Der Graf nickte.

„Das iſt auch ganz meine Meinung“, ſagte der Müller.

Und wieder ſahen ſich die beiden mit einem vielſagenden Blick an.

„Und willſt du ſo eine gute Gelegenheit herbeiführen, mein lieber Veit?“

„Ich war ſtets Euer Gnaden treuunterthänigſter Diener.“

Das warſt du und ich war dir, wie ich glaube, ſtets ein gnädiger Herr.“

Veit verbeugte ſich tief und ſagte dann, ſeine Stimme zum Flüſtern dämpfend:

„Twerenbold zählt, wenn mir recht iſt, einige Jahre mehr als ich. In dieſem Alter ſterben Leute von vollblütiger Komplexion oft plötzlich, wenn ſich — gerade eine gute Gelegenheit dazu findet.“

„Du meinſt, ſo eine Gelegenheit laſſe ſich finden?“

„Allerdings, aber nicht jeden Tag. Twerenbold iſt ein zehnfach deſtillirter Schurke und hat bei unſerem heutigen Zuſammentreffen mir gegenüber die beleidigendſte Vorſicht blicken laſſen.“

„Wie ſo?"

Der Müller nahm von dieſer Frage Veranlaſſung, über den Beſuch des Abenteurers einen ausführlichen Bericht abzuſtatten.

Die ſorgenvolle Stirne des Grafen verdüſterte ſich bei dieſer Erzählung noch mehr. Als ſie zu Ende, ſchwieg er eine Weile nachdenklich, bevor er ſagte:

„Höre, Veit, dieſe Sache erfordert die äußerſte Umſicht und du brauchſt mir von gewaltſamem Verfahren nicht mehr abzurathen. Es iſt daran nicht im entfernteſten zu denken. Amerika ſcheint für dieſen Schuft die hohe Schule kyniſcher Verworfenheit geworden zu ſein. Zwar ich fürchte ihn keineswegs — weßwegen auch ſollte ich in meiner Stellung einen ſolchen Armſäligen fürchten? Allein er wäre bei alledem im Stande, Inkonvenienzen herbeizuführen, die mir und meinem Hauſe fatal wären. Daher gilt es, leiſe aufzutreten, lieber Veit, wenigſtens vorderhand."

„Ja, gnädiger Herr, wir müſſen ihn ſicher machen. Er darf weder an meiner Freundſchaft noch an Ihrer — Güte zweifeln. Wenigſtens muß er faktiſche Beweiſe von der letzteren haben."

„Was fordert der Kerl?"

„Er hat es mir in die Feder diktirt, Erlaucht", erwiderte der Müller, das Schriftſtück hervorziehend und dem Grafen darreichend.

Der Graf überflog es mit den Augen, ſchleuderte es dann heftig zu Boden, ſtampfte mit dem Fuße darauf und rief mit zornheiſerer Stimme:

„Welche fabelhafte Impertinenz!“

„Ja, Euer Gnaden, es iſt eine fabelhafte Zumuthung. Zwölfhundert Thaler jährlich, die Rente von vier- bis ſechsundzwanzigtauſend Thalern Silberwährung!“

„Nicht das allein, nicht das allein, obgleich es ſchon an und für ſich unverſchämt genug iſt, vollends, wenn man bedenkt, welche Summe ich dem Elenden gegeben, damals, als —“

„Als er nach Amerika ging“, ergänzte der Müller den unvollendeten Satz ſeines Patrons. „Es war eine enorme Summe und er ſollte damit ein reicher Mann geworden ſein.“

„Und er hat alles die Gurgel hinabgejagt?“

„Alles, wenigſtens wird das Meiſte dieſen Weg gegangen ſein.“

„Ein Lump in Folio!“

„Ja, Erlaucht, aber ein gefährlicher. Ich verſuchte es anfangs, ihn von oben herab zu behandeln, doch es wollte nicht gehen. Der Menſch hat in ſeinem Auge einen Blick, gegen welchen ich nicht aufkommen konnte.“

„Der Schändliche muthet mir zu, in einem quaſi öffentlichen Dokument ihn nicht nur meinen alten treuen Diener, ſondern auch meinen Freund zu nennen. Mich ſeinen Freund! Es iſt monſtrös!“

„Ohne Zweifel, Euer Gnaden. Aber er hat die anſtößigen Worte mit eigener Hand unterſtrichen und ſein ganzes Auftreten zeugt von einer Entſchloſſenheit, die um kein Jota nachgeben wird."

„Wie, du meinſt, der Schuft werde mit ſeiner Erpreſſung, mit ſeinem Raub ſich nicht zufriedengeben unter einer mich weniger kompromittirenden Form?"

„So meine ich, gnädiger Herr."

Der Graf ſprang mit einem halberſtickten Fluch auf.

„Und wenn", ſagte er, „wenn ich mich entſchlöſſe, die unverſchämte Forderung kurzweg und ein- für allemal von der Hand zu weiſen?"

„In dieſem Falle, Erlaucht, muß ich meinerſeits mich entſchließen, Haus und Hof im Stiche zu laſſen und noch heute dorthin zu gehen, woher Twerenbold kam."

„Bah, was könnte der Menſch ausrichten? Die kurze Tollheit, während welcher die Canaille etwas galt oder wenigſtens etwas zu gelten glaubte, iſt bereits wieder gründlich beſeitigt und es ſollte mir, denk' ich, nicht gar ſo ſchwer fallen, dem Kerl ein ganz anderes Loos zutheil werden zu laſſen, als er ſich auf meine Koſten bereiten möchte."

„Gnädiger Herr", verſetzte Veit mit keineswegs bloß erheuchelter Aengſtlichkeit, „bedenken Sie wohl, was Sie thun. Ich will Sie nicht bemühen, auf meine geringe Perſon Rückſicht zu nehmen — denken Sie nur an ſich ſelbſt und an den gnädigen Herrn Rittmeiſter. Twerenbold iſt nicht der Mann, mit dem man ſo leicht fertig wird. Er ſteht auch nicht allein, denn vergeſſen Sie nicht, daß die Lore noch lebt, welche ihm ſtets angehangen. Er hat ſich auch bereits wieder mit ihr in Verbindung geſetzt."

„Verdammt das! Konnteſt du es nicht hindern?"

„Wie hätt' ich es gekonnt?"

Der Graf trat ans Fenſter und ſtarrte nachdenklich durch die Scheiben. Der Müller bückte ſich und hob das zerknitterte Papier vom Boden auf.

Nach einer Weile kehrte ſich der Schloßherr um und ſagte:

„Für den Augenblick iſt nichts zu machen, wie?"

„Nichts als das, Erlaucht", entgegnete Veit, mit der Rechten auf das Papier in ſeiner Linken zeigend.

„Und du glaubſt, der Schuft werde ſich wenigſtens damit zufrieden geben und ſich außerdem in gehöriger Entfernung von mir halten?"

„Ich glaube, ſein Vortheil wird ihn alle Rückſichten gegen die Perſon von Euer Gnaden beobachten laſſen."

„Und wäre er wohl nicht zu bewegen, dieſe Gegend zu verlaſſen und ſeinen Raub anderwärts zu verz[illegible]

„Schwerlich. Er hat es ſich, wie ich Euer Gnaden zu ſagen die Ehre hatte, in den Kopf geſetzt, ger[illegible] das Leben eines Bummlers zu führen, und [illegible] iſt von Eiſen. Wir dürfen auch nicht den leiſeſten Verſuch machen, ihn zum Fortgehen zu bewegen, [illegible] hieße nur ſeine Starrköpfigkeit herausfordern. [illegible] ſich, nach meiner unterthänigen Meinung, [illegible]eilen gedulden. Kommt Zeit, kommt Rath."

„So gib den Wiſch her!“ ſagte der Graf, den Fluch, welcher ihm auf die Zunge kam, nicht mehr verbeißend, ſondern voll und ganz herausſtoßend.

Während der Schloßherr beſchäftigt war, an ſeinem Schreibtiſch eine doppelte Kopie von Twerenbolds Diktat zu fertigen, blieb der Müller in unterwürfigſter Haltung hinter ihm ſtehen. Aber ſeine dünnen Lippen verzogen ſich höhniſch und bewegten ſich, als ſpräche er leiſe:

„Ich wußte wohl, daß du weichgeben würdeſt.“

Geſchäftig zündete er dann die Kerze auf dem ſilbernen Leuchter an, welcher auf dem Schreibtiſch ſtand, und legte Lack und Siegel zurecht.

Als die beiden Exemplare der Urkunde geſchrieben, unterzeichnet und beſiegelt waren, übergab ſie der Graf mit vor Unwillen bebender Hand dem Müller und ſagte:

„Da, gib das eine Stück dem Kerl und ſage ihm, er möge ſich wahren, mir vor Augen zu kommen. Das andere überbringe dem Oberrentner und befiehl ihm in meinem Namen, daß nur er mit Twerenbold verkehre und laß die ganze Sache als Amtsgeheimniß behandelt werden ſoll. So — und jetzt von Angenehmerem. Wie ſteht der Handel mit der bewußten Kleinen?“

„Befriedigend, gnädiger Herr. Aber es war ein hartes Stück Arbeit, der Mutter ihre Skrupel hinſichtlich der Jugend der ſchwarzäugigen Hexe auszureden.“

„Und ſind ihr dieſe Skrupel wirklich ausgeredet?“

„Vollſtändig. Euer Gnaden hatten mich ja in den Stand geſetzt, meine Reden ſtark zu vergolden.“

„Ja, ja, das bißchen Vergnügen, deſſen unſereiner noch bedarf, wird immer koſtſpieliger. Es iſt erſtaunlich, wie alles und jedes im Preiſe geſtiegen. Uebrigens werde ich meine Reiſe nach Böhmen früher antreten, als ich urſprünglich im Sinne hatte, wahrſcheinlich ſchon in kommender Woche. Ich will die Kleine mitnehmen. Halte daher alles bereit, damit dieſes geſchehen könne. Gewährt ſie mir wirklich ſo viel Amuſement, wie ich mir von ihrer naiven Munterkeit verſpreche, ſo will ich ihr auch die Hauptſtadt zeigen.“

„Ihre Befehle ſollen vollzogen werden, Erlaucht. Aber geſtatten Sie mir eine Frage. Wird der gnädige Herr Rittmeiſter während Ihrer Abweſenheit hier bleiben?“

„Allerdings. Robert verſprach mir den ganzen Sommer hier zuzubringen, und da er, wie ich glaube, ein Auge für die Geſchäfte hat, kann ich meine Abweſenheit um ſo beruhigter auf längere Zeit ausdehnen.“

„Und Ihre Gnaden die Frau Gräfin, wird ſie auch hier bleiben?“

„Freilich, ſie iſt ja, wie du weißt, ganz verliebt in unſere Berge und zudem wird ſie an Robert einen paſſenden Geſellſchafter haben.“

„So!“

Dieſes „So!“ war ſehr gedehnt und mit der ſeltſamſten Betonung vorgebracht.

„Was willſt du damit ſagen?“ fragte der Graf aufblickend.

„Nichts.“

„Höre, Veit“, ſagte darauf der Graf mit dem Ausdruck unbeſchreiblicher Verachtung, „du wirſt nie wieder einen ſolchen Ton annehmen, wenn von meinem Sohne oder von meiner Gemahlin die Rede iſt. Ich habe Grund, zu glauben, daß du weder dieſer noch jenem zugethan, ſondern eher abgeneigt biſt. Warum, weiß ich nicht und will ich auch gar nicht wiſſen. Aber merke es dir, dieſe beiden Weſen leben in einer Sphäre, wohin der Blick von deinesgleichen nicht reicht. Genug davon für heute und für immer.“

So ſprechend machte der Graf eine unzweideutige Gebärde, daß er die Unterredung für beendigt anſähe.

Der Müller verbeugte ſich bis auf den Boden, machte aber keine Anſtalt zum Fortgehen.

„Nun“, ſagte der Schloßherr ungeduldig, „was gibt es noch?“

„Gnädiger Herr“, entgegnete der Gefragte, „wenn ich nicht mit Schmerz bemerkte, daß eine nur aus treueſter Anhänglichkeit entſprungene Aeußerung Euer Gnaden ungnädig geſtimmt, möchte ich die Gelegenheit benutzen, Ihnen einen kleinen Wunſch vorzutragen.“

„Sprich!“

„Euer Gnaden wiſſen vielleicht, daß ein kleines ſchmales Gehölz, genannt das Ermshölzle, den Wieſengrund, welcher zur Donnerfallmühle gehört, quer durchſchneidet. Der Herr Oberförſter nun ſcheint ſich eine rechte Freude daraus zu machen, mich mittels dieſes Gehölzes oder vielmehr mittels deſſen, was er Forſtpolizei nennt, auf alle Art und Weiſe zu moleſtiren und zu chikaniren."

„Ah, du willſt das Gehölz haben, Veit?"

„Erlaucht nahmen ſtets die zarteſte Rückſicht auf die beſcheidenen Wünſche Ihres treuunterthänigſten Dieners."

„Auf deine Wünſche allerdings, von der Beſcheidenheit derſelben wußte ich jedoch bis zu dieſer Stunde nichts. Ich habe dich reich gemacht, Veit."

„Erlaucht waren gütig gegen mich, ſehr gütig. Ich anerkenne es mit gerührtem Herzen. Aber die Zeiten ſind jetzt ſchwer: ich kam auf den unglücklichen Einfall, meine Erſparniſſe in Staatspapieren anzulegen, und Sie wiſſen —"

„Ich weiß, ich weiß, daß du dir den Schurken Twerenbold zum Exempel genommen."

„Bitte unterthänigſt um Entſchuldigung, wie mögen Euer Gnaden mich mit dieſem faulenzenden Trunkenbold in gleiche Linie ſtellen?"

„Er plündert mich, um zu vergeuden, du hingegen — doch genug. Ich ſehe, dieſer Tag, welcher mit Roberts Ankunft ſo ſchön begann, ſollte für mich zu einem Unglückstag werden. Sag' nichts weiter, es iſt überflüſſig. Du ſollſt das Gehölz haben, ich werde vor meiner Abreiſe noch mit dem Oberförſter reden und die Sache ins Reine bringen. Binnen drei Tagen erwarte ich, daß die Angelegenheit mit der Mutter der Kleinen völlig abgemacht und die letztere zur Abreiſe bereit ſei. Nur höre noch, ich verlaſſe mich darauf, daß du beſtändig und namentlich während meiner Abweſenheit ein ſcharfes Auge auf dieſen Lump von Twerenbold habeſt. Verſtanden? Gut. Adieu denn.“

Als der Müller mit tiefen Reverenzen das Zimmer verlaſſen hatte, kam der in dem Grafen kochende Ingrimm in leidenſchaftlichem Mienenſpiel zum Ausbruch.

„Die Schurken, die infamen Schurken!“ rief er aus. „Mit ſolcher Canaille mich gemein machen zu müſſen! Von ihr abzuhängen! Oh, Robert“, ſetzte er hinzu, die Hände über das Geſicht ſchlagend, „wenn du wüßteſt, Robert, wenn du wüßteſt!“

. . . . . . .

Der Sohn des Hauſes ging noch ziemlich ſpät in der Nacht unruhig in ſeinem Schlafzimmer auf und ab.

Die Spazierfahrt auf dem See hatte abends ſtattgefunden und man war recht heiter geweſen. Deſſenungeachtet hatte es dem jungen Mann ſcheinen wollen, das Verhältniß ſeines Vaters zu der Gräfin ſei ein ſehr vornehm kühles, faſt fremdes, und er ſann auch jetzt noch darüber hin und her.

Dabei geſchah es wohl ganz mechaniſch, daß er, eine Weile am Fenſter ſtillſtehend, den Blick nach dem Thurmzimmer der Gräfin hinüberrichtete.

Es war noch Licht dort.

„Sie iſt ſehr ſchön“, murmelte Robert. „Wahrſcheinlich iſt es nur das Ueberraſchende des erſten Eindrucks — man macht ſich von einer Stiefmutter ſo dumme Vorſtellungen — aber ſeltſam iſt es doch, daß mir vorkommt, ich hätte nie eine Frau von ſolcher Anmuth geſehen.“

Unwillig wandte er ſich um, als er die Thüre gehen hörte. Er hätte ungeſtört ſeiner Träumerei nachhängen mögen und fragte daher den eingetretenen Andres barſch:

„Nun, was willſt du noch?“

„Wollte dem Herrn Rittmeiſter melden“, entgegnete der Alte, „daß ich laut Ordre den Pferdeſtand viſitirt habe.“

„So?“

„Die Ställe ſind in guter Ordnung, das muß ich ſagen. Ein Halbdutzend prächtiger Reitpferde da, darunter namentlich ein Goldfuchs — Sapperloſt, zum Freſſen ſchön. Kein ſolches Thier beim ganzen Regiment — Knöchel ſo fein wie — wie —“

„Schon gut, ſchon gut“, unterbrach Robert den Alten ungeduldig; allein dieſer war ſich der Vorrechte alter treuer Diener zu ſehr bewußt, um ſich ſo ohne weiteres aus dem Text bringen zu laſſen.

„Jedennoch, Herr Rittmeiſter“, fuhr er fort, „hat mir leidgethan, die ſchöne braune Stute von engliſcher Zucht, wiſſen Sie? nicht mehr zu treffen. Hörte, der gnädige Herr habe ſie an den Müller Veit verkauft oder verſchenkt.“

„Was, das edle Thier? Was ſoll das in einer Mühle?“

„Das ſagt' ich auch, Sapperloſt! Der Meiſter Veit reitet jetzt auf demſelben herum und konnte doch der Kerl ſein Lebtag nicht reiten. 's iſt 'ne Schande.“

„Ich kennte nie begreifen“, ſagte Robert unwillkürlich, „wie mein Vater dieſem glatten, ſchleichenden Schuft, dieſem Veit ſein Vertrauen ſchenken mochte. Er hat etwas in ſeinem Geſicht, das —“

„Akkurat wie der Schatten von einem Galgen ausſieht — ja, Sapperloſt, ſo iſt es.“

„Er ſcheint auch noch jetzt im Schloſſe häufig aus und ein zu gehen.“

„Freilich, war auch heute da und hatte eine lange Audienz beim gnädigen Herrn.“

„Du ſpionirſt, Andres, ſchäme Dich.“

„Sapperloſt, warum? Sind in einem neuen Quartier, ſo zu ſagen, warum ſollt' ich mich ſchämen, für den Herrn Rittmeiſter das Terrain auszukundſchaften? Hm, 's hier nicht alles, wie es ſein ſollte.“

„Was ſoll das?“ ſagte Robert mit Strenge und doch zugleich von einer verzeihlichen Neugierde angewandelt.

Der nicht minder ſchlaue als anhängliche Alte erſah ſeinen Vortheil und fuhr fort:

„Halten zu Gnaden, Herr Rittmeiſter, aber wunderte mich doch ſchier, zu hören, daß der gnädige Herr und die gnädige Frau einander nie ſehen, außer bei Tafel. Von der Frau Stiefmama munkelt man unter der Dienerſchaft allerlei. Sagen die einen, ſie ſei gut wie ein Engel, ſo ſagen die andern, ſie ſei ſtolz und hochmüthig wie der Teufel.“

„Genug, genug!“ ſagte Robert ungeſtüm. „Laß dir nie mehr einfallen, mir das Geſchwätz der Bedientenſtube vorzuleiern. Die Leute thäten beſſer, wenn ſie ſich mehr um ihren Dienſt als um die Angelegenheiten ihrer Dienſtherren bekümmerten. Gute Nacht und wecke mich bei Zeiten. Ich will in der Morgenfrühe den Park durchreiten und den Goldfuchs probiren, von welchem du ſo ein Weſen machteſt.“

## 5.

## Zwei Briefe.

### 1.

### Thekla an Hedwig.

Der Frühling iſt in ſeiner vollen Herrlichkeit aufgegangen, diesmal früher, als es ſonſt hier in den Bergen der Fall zu ſein pflegt. Nun iſt es ſchön hier oben, ſehr ſchön, und ich bedaure dich von Herzen, daß du in der dumpfen Stadt mit ihrem Staub und ihrem verwirrenden Getöſe eingeſperrt ſein mußt. Wie wäre es, wenn du dich entſchließen würdeſt, für einige Tage oder Wochen heraufzukommen? Freilich, du fürchteſt das Landleben, aber ich kann dir Unterhaltung verſprechen. Vorgeſtern nämlich iſt mein — des Grafen Nepomuk Sohn angekommen, der nur vier oder fünf Jahre älter iſt als ſeine Stiefmama. Er liebt die Berge, weiß einen Kahn zu führen und von Italien zu erzählen, ohne daß man merkt, er habe das Land als Offizier geſehen. Ich glaube, du würdeſt ihn liebenswürdig finden, ſchon um des

Kontraſtes zu deinem eigenen Naturell willen, denn das ſeinige ſcheint, ſoweit eine ſo kurze Bekanntſchaft mir ein Urtheil geſtattet, mehr dem Ernſt als der Heiterkeit ſich zuzuneigen.

Ich bin faſt den ganzen Tag draußen geweſen. Eine ſeltſame Raſtloſigkeit treibt mich aus den Zimmern. Was ich früher in Dichtern von Frühlingsunruhe geleſen, erfahre ich ſeit einigen Tagen an mir ſelber. Ich vermag gar nicht ſtillzuſitzen. Selbſt mein liebes Thurmgemach, in welchem ich ſo zufrieden den Winter verträumte, kommt mir beklemmend eng vor. Meine ſtillen Freunde, die Bücher, wollen auch nicht beruhigend wirken. Schlage ich ſie auf, iſt mir, als ſähe ich nur öde graue Papierflächen vor mir und vernähme ein monotones Gähnen. Du wirſt lachen und ſagen: Das hat man davon, wenn man von Büchern etwas erwartet. Aber hat man denn von den Menſchen etwas zu erwarten? Du freilich, liebe Hedwig, ſcheinſt keine Urſache zu haben, dich über ſie zu beklagen.

Weißt du noch, wie oft wir im Kloſter mitſammen das Uhland'ſche Lied: Frühlingsglaube, geſungen? Ich ſtand heute Abend lange droben auf dem Wartthurm der Ruine und ſah in all die Blüthenpracht hinein. Da fiel mir das Lied ein, an das ich lange nicht mehr gedacht.

O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſei nicht bang!
Nun muß ſich alles, alles wenden.

Was für luſtige Phantaſieen haben wir vor Zeiten an dieſe Worte angeſponnen, wir thörichten Kinder! Doch ich vergeſſe, du biſt ja glücklich, ſcheinſt es wenigſtens, und ich — nun, ich wüßte eigentlich nicht, was mir fehlte. Immer noch beſſer hier, angeſichts der freien Natur, als in dem verhaßten Kloſter. Denk' ich dran, wie meine junge Seele dort gepeinigt wurde, ſo muß ich noch jetzt in Thränen des Zorns ausbrechen.

Ja, es iſt beſſer ſo. — Wenn nur die quälende Haſt und Unruhe nicht wäre! Da iſt mir, als triebe es mich fort von hier, unermeßlich weit fort — und doch — aber halte mich nicht für krank. Ich bin ganz geſund. Doch warte, ich erinnere mich, gehört zu haben, daß die Ahnung einer bevorſtehenden ſchweren Krankheit oft in der Form des Reiſedranges auftrete. Was meinſt du dazu?

In die weite, weite Welt zu gehen, wie muß das entzückend ſein! ſagteſt du zu mir, als dein Bruder Adalbert von dir Abſchied genommen, um ſeine Reiſe in den Orient anzutreten. Du ſcheinſt nicht mehr daran zu denken, ſeit du dich in den Cirkeln der Hauptſtadt heimiſch gemacht haſt. So lernt man ſich beſcheiden. Was mich betrifft, ich habe die Flügel noch bälder und dichter eingezogen als du und mich recht zufrieden ins Neſt der Reſignation geſchmiegt. Sonderbar, daß es mir jetzt ſo eng vorkommt. Sicherlich, der Frühling iſt daran ſchuld; er blüht ſo üppig und lockend, ſeine ſüßen Lüfte umſpielen mich ſo ſchmeichelhaft und flüſtern mir zu: Hinter den Bergen liegt ein Glück, dir ungeahnt, unnennbar, unermeßlich. Komm mit fort in die weite, weite Welt!

Aber was ſoll ich dort? Was könnte ich finden? Finden! Weiß ich denn, was ich ſuchen möchte?

Nein, mir iſt wohl hier, ſehr wohl und dieſer plötzliche, unklare Wandertrieb iſt nur eine alberne Einbildung. Habe ich doch dieſen Winter ſo viele Reiſebeſchreibungen geleſen. Robert — dies iſt der Name des jungen Grafen — Robert hat eine Reiſe nach Amerika vor. Dennoch warf er heute die Bemerkung hin, die unleugbare Thatſache, daß die Menſchen heutzutage immer mehr das Heimatgefühl verlören, ſcheine ihm eins der bedeutendſten Symptome einer ungeheuren, unwiderſtehlichen Umwandlung aller ſocialen Verhältniſſe zu ſein.

„Wie“, fragte ich, „Sie glauben an dieſe Umwandlung?“

„Warum ſollt' ich nicht, da dieſelbe vor meinen Augen von Tag zu Tag vorſchreitet? Nur ein Menſch, welcher nicht im Beſitz ſeiner fünf Sinne iſt, kann ſich verhehlen, daß es mit aller Romantik zu Ende geht.“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen.“

„Warum?“

„Weil ich Sie geſtern einer von Ihnen gethanen Aeußerung zufolge für einen geſchworenen Ariſtokraten hielt.“

„Das bin ich auch. Macht denn etwa bloß das Nichthören und Nichtſehen den Ariſtokraten? Hat nicht jede Zeit ihre Ariſtokratie? Iſt nicht jeder gebildete

Menſch, jeder ſogar, der ſich um Bildung redlich bemühte, ein Ariſtokrat?"

„Sie wollen ſagen, ein Verächter des großen Haufens und ſeiner Meinungen, nicht?"

„Ja, und noch mehr, denn wer den großen Haufen verachtet, wird denſelben in geziemender Entfernung von ſich zu halten wiſſen und nicht dulden, daß derſelbe eine gewiſſe Grenzmarke überſchreite."

Sag' mir, liebe Hedwig, was hältſt du von dieſem ariſtokratiſchen Bekenntniß? Der Herr Graf ſchien nicht ganz zufrieden damit. Er meinte, die jungen Leute bildeten ſich jetzt auf Umwegen Anſichten und Grundſätze, welche ſich früher aus der Annahme althergebrachter Standesbegriffe von ſelbſt ergeben hätten.

Der Herr Graf! Du wunderſt dich ſicherlich, daß ich von ihm ſpreche. Es iſt mir dies ſchon lange nicht mehr begegnet.

Oh, Hedwig, iſt es nicht entſetzlich, ſich täglich, und wäre es auch nur für eine Stunde, einem Menſchen gegenüberſehen zu müſſen, deſſen Anblick die tiefſte Herzenswunde immer wieder aufreißt? Könnte ich nur vergeſſen! Vergeſſen, daß mein Eigenſtes, Beſtes in den Staub getreten, vor mir ſelbſt erniedrigt wurde, von dieſem, dieſem — die Sprache hat kein Wort, welches in die Tiefe meines Abſcheus hinabreichte.

Du wirſt Mitleid mit mir haben, wenn du inmitten deiner Feſte und Freuden an jene Stunde zurückdenkſt, wo mir mein Vater den Grafen als meinen Bräutigam vorſtellte und ich Unglückliche wähnte, ihn wenigſtens achten zu können. Er ſpielte ſein Spiel ſo fein — ach, es hätte gegenüber einem kaum achtzehnjährigen Mädchen ſolcher Feinheit nicht bedurft, gegenüber einem Mädchen, welchem man nur zwiſchen dieſer Heirat und dem Nonnenſchleier die Wahl ließ. Auf der einen Seite der Vater, welcher mit marmorner Ruhe und Entſchiedenheit zu mir ſagte: „Ich habe Verpflichtungen gegen den Herrn Grafen von Wippelſtein, der dir die Ehre anthut, um deine Hand zu werben, und die Töchter unſeres Hauſes haben ſich nie unterſtanden, dem Wohlmeinen ihrer Väter entgegen zu handeln" — auf der andern die fanatiſche Aebtiſſin, auf mich rebelliſche Ketzerin als auf ein erſehntes Opfer ihrer frommen Wuth blickend — war es da ein Wunder, daß ich nach der Hand des Grafen griff? Es war nicht die Hand einer Mutter da, welche die meinige zurückgehalten hätte. Glückliche, du hatteſt eine Mutter, haſt ſie noch!

Ich las einmal, ich weiß nicht mehr, in welchem Schriftſteller des Alterthums, den Satz: „Ein Weib liebt oder haßt, es gibt kein Drittes." Das ſcheint mir unwahr. Zwiſchen Liebe und Haß mitten inne liegen unendlich viel Nüancen der Zuneigung oder Abneigung. Da iſt zum Beiſpiel die Verachtung. Oder ſollte ſie nur eine Form des Haſſes ſein? Haſſe ich den Grafen, während ich ihn nur zu verachten glaube?

In einem Zimmer des Schloſſes hängt eine Kopie der Judith des Horace Vernet. Du kennſt das Bild.

Ich muß oft davor ſtillſtehen. Heine hat vor Zeiten das Original im Louvre beſchrieben. „Süße Wildheit, ſentimentaler Grimm rieſelt durch die Züge der tödtlichen Schönen. Beſonders in ihren Augen funkelt Grauſamkeit und die Lüſternheit der Rache." Warum wollen dieſe Worte mir nicht aus dem Sinn? „Denn ſie hat auch den eigenen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden." Oh, nicht nur den Leib, nicht nur den Leib! Auch die Seele! Leib und Seele! War ich nicht rein und gut und fromm? Was hatte ich den Menſchen gethan, daß ſie mich einem Elenden als ſchnellvernutztes Spielzeug hinwarfen?

Und doch — ich will nicht ungerecht ſein. Der Pfarrer Friering, ein Prieſter von wahrhaft menſchlichem Charakter, wie mir nur je einer begegnet iſt, ein Mann, welcher die glückliche Gabe beſitzt, Alles in tröſtlichem Lichte zu ſehen, pflegt zu ſagen, abſolut ſchlechte Menſchen gäbe es gar nicht, denn ſelbſt der verworfenſte habe immer noch einen guten Zug in ſeinem Weſen. Ich beſtritt das bisher, bin aber jetzt faſt geneigt, beizuſtimmen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, der Graf liebt noch etwas außer ſich, ſeinen Sohn. Ja, er iſt ihm lebhaft zugethan. Wohl oder übel, ich muß an das Unglaubliche glauben. Allerdings gebe ich nur das Walten des natürlichen Inſtinktes zu, allein natürliche Inſtinkte müſſen gewiſſen Leuten ſchon als Verdienſte angerechnet werden.

Da fällt mir ein, Robert hat den Winter in der

Hauptſtadt zugebracht. Gewiß iſt er dir in deinen Kreiſen begegnet und haſt du ihn kennen gelernt. Willſt du mir Einiges von ihm verplaudern? Es würde mich intereſſiren, wenn es dir keine Mühe macht. Da er, wie ich höre, den Sommer über hier bleiben und alſo gewiſſermaßen mein Geſellſchafter ſein wird, ſo begreifſt du, daß ich wiſſen möchte, was für eine Art Menſch er iſt. Die Schärfe deiner Beurtheilungsgabe kenne ich noch von alters her.

Der Mann zarter Rückſichtnahme ſcheint er nicht zu ſein. Ich ſah ihn heute früh mein Pferd durch den Park tummeln und dem Thier allerlei Halsbrechendes zumuthen. Er hätte mich doch wohl erſt um Erlaubniß fragen ſollen. Das Pferd iſt ein Geſchenk meines verſtorbenen Bruders Dagebert und ich halte ſchon um des Gebers willen viel darauf. Auch iſt es ſo feurig und klug zugleich und ich bilde mir ein, es liebe mich. Doch das iſt ja eine ganz kindiſche Geſchichte und mein Aerger darüber recht —

Albern wollte ich ſagen, unberechtigt aber muß ich jetzt ſagen, denn ſo eben bringt mir Berdea ein Billet von meinem Herrn — das garſtige Wort Stiefſohn will mir nicht aus der Feder — von Robert, worin er mich in gewinnendſter Weiſe um Verzeihung bittet für einen Mißgriff, welchen er, wie er ſagt, ſicherlich nicht begangen hätte, wenn die Stallbedienten ihm auch nur den leiſeſten Wink gegeben hätten, „daß der Goldfuchs die Ehre habe mich zu tragen“.

Siehſt du, der Herr Rittmeiſter kann galant ſein!

Und nun lebe wohl und laß mich bald von dir hören.

## 2.

### Hedwig an Thekla.

Aber ums Himmels willen, was für einem Heuſchreckenbrief haſt du mir geſchrieben! Das ſpringt und wimmelt durch einander, ſetzt an und bricht wieder ab, vorwärts, rückwärts, nach allen Seiten hinaus. Schäme dich, Thekla, du, welche in dem Kloſterpenſionat um ihres deutſchen Stils willen berühmt war und uns flatterhaften Dingern allen durch ihr logiſch-methodiſches Denken und Sprechen und Schreiben ſo tiefen Reſpekt einflößte. Ich erinnere mich dunkel, gehört zu haben, daß einmal einer der alten oder jungen Pedanten, die ſich mit Bücherſchreiben abgeben, geſagt habe, der Menſch ſei wie ſein Stil. Nun, ſiehſt du, wenn das wahr iſt, ſo mußt du dermalen in einer wunderlichen Verfaſſung ſein.

Ich weiß auch gar nicht, was ich aus deiner vertrackten Epiſtel machen ſoll. Nimm's nicht übel, hörſt du?

Du ladeſt mich in deine Berge ein. Gehorſame Dienerin! Ich hielt nie etwas vom Landleben, die Langeweile deſſelben verdirbt den Charakter. Das ſehe ich jetzt ganz deutlich an dir, denn deinem Brief zufolge biſt du gar nicht mehr die, welche du noch vor kurzem geweſen. Das hat man davon, wenn man ſich in einem Schloß in den Bergen vergräbt und ennuyirt. So ein Schloßfräulein oder eine Burgfrau, die mit Mond, Sternen und Blumen konverſirt, die Rehe im Park zähmt, morgens die Hühner füttert, abends als soeur grise die Wohnungen der Dörfler nach Kranken durchſtöbert oder in ſonſtiger ländlich-ſittlicher Romantik ihre noblen Sentiments kultivirt, ſie waren mir ſchon in den Romanen herzlich zuwider, welche wir in unſeren Backfiſchjahren laſen. Das iſt lauter albernes Zeug, und wenn neueſtens wieder die tugendſame Unnatur einer lang aufgewärmten Mittelalterlichkeit in den Salons literariſche Mode wird, ſo bin ich wenigſtens nicht Heuchlerin genug, dieſe Mode mitzumachen. Ich bin ſchon auf den erſten Zeiten des fadſüßlichen Breis der Minneſingerei von der ſemmelblonden Amaranth ſtecken geblieben oder vielmehr ich ſchwippte mir dieſen Brei reſolut von den Fingern und lache unverhohlen über die alten und jungen Koketten, welche derartigen Quark zu goutiren ſich den Anſchein geben. Glaube aber nicht, liebe Thekla, ich wollte dir die Beleidigung anthun, dich für eine angehende Amaranth oder eine andere dergleichen Traganthfigur zu halten. Dazu biſt du mir viel zu gut und zu lieb. Aber ich fürchte, du möchteſt in deiner romantiſchen Wald- oder Bergeinſamkeit allmälig die Fähigkeit einbüßen, das Leben zu nehmen, wie es iſt, das heißt, es nach Möglichkeit auszubeuten und zu genießen.

Um dich jedoch über die Verworrenheit deines Schreibens recht zu beſchämen, will ich mir Mühe geben, daſſelbe ganz methodiſch, Punkt für Punkt, zu beantworten.

Was du mir von der Frühlingsunruhe ſagſt, welche dich quäle, vermag ich nicht recht zu faſſen. Es muß eine Landkrankheit ſein, entſprungen aus dem Schrecklichſten, was den Menſchen peinigen kann, aus der Langweile. Glaube mir, du biſt viel zu jung, um ſo ein monotones Leben zu ertragen, wie du es ſeit deiner Verheirathung geführt haſt. Hätteſt du dieſen Winter ſo viel getanzt wie ich, ich ſchwöre dir, du würdeſt dich jetzt eher über Mattigkeit als Ruheloſigkeit zu beklagen haben.

Die Bücher beginnen dich anzuekeln? Gottlob! Denn das ſcheint mir ein vortreffliches Zeichen. Du wirſt dich nun wohl mehr dem Leben und der Geſellſchaft zuwenden. Statt mich zu dir einzuladen, komm' du lieber zu mir. Steige herab aus dem Hochgebirge deines Idealismus in die Realität der Bel-Etage meines Palais. Da wirſt du Menſchen finden, Menſchen, wie unſere Zeit ſie eben bietet, und ich meine, ſie ſeien im Grunde weder ſchlechter noch beſſer als die aller Zeiten. Man hat allerdings etwas von ihnen zu erwarten, ja wohl, wenn man jung, hübſch und geſcheid iſt wie wir. Nur muß man ſeine Erwartungen auf realiſtiſchen Fuß einrichten. So that und thue ich und ich preiſe mein Geſchick, daß es mich vor allen idealiſtiſchen Anwandlungen gnädig bewahrte, wenigſtens ſeit ich in das wirkliche Leben eingetreten bin. In daſſelbe die närriſchen Phantaſieen mit herüberzunehmen, womit wir uns im Kloſter unterhielten, davor hab' ich mich wohl gehütet.

Und gerade darum, ſiehſt du, haſt du nicht unrecht, wenn du mich für glücklich hältſt. Es lebe der Leichtſinn, es lebe die Leidenſchaft! Dieſe zwei gehörig mit einander wechſeln zu laſſen, das macht das Glück einer Frau. Deßhalb hab' ich auch das von dir citirte Uhland'ſche Lied nicht vergeſſen und gar oft trällere ich: „Nun muß ſich alles wenden!" Dazu braucht es aber nicht gerade Frühling zu ſein. Die Wendungen, welche ich meine, laſſen ſich zu jeder Jahreszeit ausführen und an jedem Orte, wo ſich Leute von Welt befinden. So ſtreb' ich denn auch keineswegs in die weite, weite Welt hinaus. Das Reiſen bringt Beſchwerlichkeiten und Inkonvenienzen mit ſich, welche durch die Genüſſe, die es bietet, durchaus nicht aufgewogen werden, in meinen Augen wenigſtens nicht. Aber daß du hinter deinen langweiligen Bergen etwas ſuchen möchteſt, das glaub' ich dir gerne. Und weißt du, was? Ich will es dir ſagen: du ſuchſt, was du noch nicht kennen gelernt und was in das Leben eines jungen Weibes ſchlechterdings gehört: den Enthuſiasmus, die Ekſtaſe, die Raſerei der Leidenſchaft.

Oh, Thekla, tauche dich in ihr Glutbad, damit du erfahreſt, was leben heißt und lieben und genießen.

Aber du biſt kühl und keuſch und ſtreng, Diana der Berge, du! Du philoſophirſt, ſtatt zu leben.

Ein junger Mann, hübſch, männlich, gebildet, nebenbei Huſarenoffizier, kommt in deine Einöde und du weißt nichts Beſſeres zu thun, als mit ihm über ſociale Symptome und Verhältniſſe, über Ariſtokratie und Standesbegriffe zu diſputiren — ciel! Da hört alles auf.

Glaube nur nicht, daß ich mich in derartige langweilige Unterſuchungen werde hineinziehen laſſen. Ich mache mir weder über Demokratie noch über Ariſtokratie Gedanken. Im Schoße der letzteren bin ich geboren und erzogen und lebe ich, folglich begnüge ich mich damit, meine Stelle als vornehme Dame gehörig auszufüllen. Möglich, daß ich ſpäter, wann ich nicht mehr ſchön ſein werde — abſcheuliche Ausſicht! — in Ermangelung beſſerer Unterhaltung an politiſchen Intriken Gefallen finden werde. Für jetzt noch ſchiebe ich Derartiges, wenn ich es zuweilen auf meinem Wege finde, verächtlich beiſeite.

Mit großem Bedauern vernehme ich, daß du dein Verhältniß zu deinem Gemahl noch immer nicht gehörig zu arrangiren verſtandeſt. Du haſt von Anfang an die ganze Sache viel zu tragiſch genommen und nimmſt ſie offenbar noch jetzt ſo. Wer wird denn von Haß und Vernet'ſchen Judithen und anderen dergleichen verzweifelten Dingen ſprechen? Gewöhne dir das doch ab! Es iſt wahr, man hat dir einen ältlichen, ſehr ältlichen Gecken zum Mann aufgedrungen, dir, welche -- ohne Kompliment! – des prächtigſten und liebenswürdigſten Kavaliers im ganzen Reiche würdig geweſen wäre. Aber, ma chère, wir leben in einer Region der Geſellſchaft, welche ſo viel vor den übrigen voraus hat, daß ſie ſich etwelche Unannehmlichkeiten ſchon gefallen laſſen muß, um nicht gar zu übermüthig zu werden. Siehſt du, auch ich kann philoſophiren, wenn es ſein muß. Gewiß, wäreſt du nicht die beſte Freundin von der Welt, du hätteſt dazu kommen können, mich zu beneiden, wenn du deinen Bräutigam mit dem meinen vergleicheſt. Und doch ſage ich dir, daß du zum Neide nicht lange Urſache hatteſt. Im Anfang meiner Ehe freilich, da war alles „himmelhochjauchzend“. Der Fürſt und ich ſpielten das Hohelied der Liebe in allen Tonarten durch. Als wir aber damit zu Ende waren und das Spiel ſatt hatten, da ſind wir ehrlich und geſcheid genug geweſen, es uns gegenſeitig zu geſtehen. Aus dieſem Geſtändniß ergab ſich ein Uebereinkommen, wie man es für beide Theile nicht bequemer wünſchen konnte und kann. Der Fürſt und ich ſind aus Liebesleuten die allerbeſten Freunde geworden. Du ſollteſt ſehen, wie wir bemüht ſind, uns gegenſeitig die Befriedigung unſeres gemeinſchaftlichen Bedürfniſſes, frei zu ſein, zu leben, zu lieben, zu genießen, auf alle Art und Weiſe zu ermöglichen. Nie kommt eins dem andern ungeſchickt in den Weg; unſer großes Haus hat Raum genug für uns beide. Man muß ſich nur einzurichten wiſſen. Der Fürſt iſt für mich voll der zarteſten

Rückſichten. Er war es, der in thunlichſter Weiſe mein Verhältniß zu dem ungariſchen Magnaten zu löſen wußte, als es mir anfing läſtig zu werden; er war es, der meine Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Granden vermittelte, welcher in dieſem Augenblick mein Glück macht. Es verſteht ſich, daß ich dankbar bin und auch meinerſeits das Behagen eines ſo liebenswürdigen Eheherrn nach Kräften fördere. Das iſt nun freilich nicht romantiſch, ich gebe es zu, aber dafür deſto comfortabler. Die Ehe iſt kein Inſtitut der Poeſie, der Romantik, ſondern der geſellſchaftlichen Konvenienz. Soll man ſich von dieſer tyranniſiren laſſen? Das kann und thut nur ein gemeiner Sinn. „Die Ehe“, ſagte mir eines Tages der Fürſt, „iſt einer der Eckſteine des ſocialen Gebäudes und wir, die wir die wärmſten und lichteſten Räume deſſelben bewohnen, werden uns wohl hüten, ſo einen Eckſtein wegzuſchaffen. Aber“, fuhr er fort, „ſoll man ſich darum etwa die Schienbeine oder die Wagenräder daran zerſtoßen und zerbrechen? Mit nichten, man umgeht oder umfährt ihn.“

War das nicht allerliebſt geſagt, Theuerſte? Freilich, du in deiner Ländlichkeit wirſt das alles vielleicht frivol finden. Ich habe nichts dagegen, im Gegentheil, ich ſage ſelber: es iſt frivol. Qu'importe? Leben wir etwa in einer Welt der Ideale, in einer Welt der Tugend? Hm, das bildeſt auch du dir gewiß nicht ein. Ich meinestheils will lieber frivol mitlachen und mitgenießen, als mich tugendhaft langweilen oder grämen. Und wähne nur nicht, daß ich Leichtfertige nie die häßlichen Hefen beachtet, welche auf dem Grund des Lebens laſten. Allein ich hüte mich wohl, ſie aufzurühren, und begnüge mich, den Schaum der Oberfläche zu ſchlürfen, ſolange ſie mir ſchäumt. So lebe ich mit mir ſelbſt, mit dem Fürſten, mit der Geſellſchaft, mit aller Welt im beſten Vernehmen.

Dein Pfarrer Frieding hat ganz recht: an jedem Menſchen läßt ſich eine gute Seite auffinden. Man muß nur zu ſuchen verſtehen und ſich nicht von vornherein durch die idealiſtiſche Brille das Finden unmöglich machen. Warum du dich durch die Vernet'ſche Judith und Heine's romantiſche Variationen über dieſes Thema oder auch durch deine eigene Erinnerung zum Haß gegen den Grafen geſtachelt fühlſt, das geht, offen geſtanden, über meinen Horizont. Solche Stimmungen ſind, wenn ich die Sachen verſtändig anſehe, Reſultate transſcendentaler Schrullen oder wahrſcheinlicher noch Ausdünſtungen des infamſten Ennuy. Der Graf wollte ſich divertiren, was weiter? Warum ahmteſt du ſein Beiſpiel nicht nach und divertirteſt dich ebenfalls? Ich bin gewiß, er hätte ſich mit beſter Manier darein gefunden und von Verachtung oder Haß wäre überall keine Rede.

Etwas doch gibt mir Hoffnung für dich: die Art und Weiſe, wie du in deinem unzuſammenhängenden und abſpringenden Briefe deines — deines neuen Hausgenoſſen gedenkſt. Er iſt, was dir freilich nicht recht klar ſein mochte, der rothe Faden, welcher deine Epiſtel zuſammenhält. Sollte er vielleicht auch bei deiner poetiſchen Frühlingsunruhe und bei deinem Reiſedrang mit im Spiele ſein?

Aber ſtatt dich mit dummen Fragen zu beläſtigen, will ich dir lieber den Gefallen thun, dir, wie du gewünſcht, Einiges über den jungen Herrn vorzuplaudern. Es iſt freilich nicht viel, denn wie man ſagt, geht Graf Robert nur mit feſtzugeknöpftem Frack in Geſellſchaft.

Er war den Winter über einer der hieſigen Löwen. Seine Bravour in Italien hatte ihm die günſtigſte Aufnahme in den Cirkeln der Hauptſtadt bereitet. Militäriſches Verdienſt iſt das, welches man dermalen am meiſten ſchätzt, und zwar aus guten Gründen. Ich ſah ihn oft. Sein Auftreten war feſt und ruhig, ruhiger vielleicht und beſcheidener, als einem jungen Huſaren anſteht, der ſo ſchöne Erfolge gehabt. Ich geſtehe, er intereſſirte mich ſehr, und wenn mein zärtliches Herz nicht gerade anderwärts vollauf beſchäftigt geweſen, hätte ich wohl den Verſuch machen mögen, zu erfahren, ob der junge Held jenſeits der Alpen nicht nur fechten, ſondern auch lieben gelernt habe. Doch nein, er war nicht recht nach meinem Geſchmacke, denn ich goutire weit mehr das heitere als das ernſte Genre, und kam mir dieſer Robert vor, als ſei er viel mehr geeignet, eine Tragödie in Scene zu ſetzen, denn eine Komödie à la Goldoni oder eine Novelle à la Caſti mit ſich durchſpielen zu laſſen: Aber er hatte an ſich etwas bezaubernd Friſches, Unbeberührtes, Jünglingshaftes. Eine vielerfahrene Dame ſagte mir eines Abends, der junge Mann gemahne ſie an einen Pfirſich, auf welchem noch der unberührte duſtige Flaum liege. Wohl, meinte eine Ambaſſadrice dazu, aber der Pfirſich ſieht aus, als wäre er innen ziemlich herb und ſäuerlich. Vielleicht ſprach ſie ſo von ihm wie Reineke von den Trauben. Thatſache iſt, daß die Medisance nichts von ihm zu erzählen wußte. Er hatte keine Abenteuer. Es wurde nach ihm geangelt von ſehr ſchönen und ſehr geſchickten Händen und mit den lockendſten Ködern, aber er biß nicht an. Er ſchien ſich in der Geſellſchaft augenſcheinlich zu langweilen und man ſah ihn theilnahmelos durch die Salons ſchlendern. Da hieß es denn, er habe ſein Herz an eine ſchöne Lombardin verloren, allein einer ſeiner Kameraden, der ihn genau kennt, ſagte, davon ſei keine Rede. Graf Wippoltſtein habe in Italien einzig dem Dienſte und in Stunden der Ruhe ſeinen Studien gelebt. Er ſei ein bißchen Sonderling, ein bißchen ſtark, und gebe ſich nicht große Mühe, ſeine Anſichten denen der übrigen Menſchen anzupaſſen; übrigens ein vortrefflicher Junge, wenn auch zurückhaltend und ſtolz. Von ſeinen Talenten ſcheint man höheren Ortes eine ſehr günſtige Vorſtellung zu haben. Ich höre, man hat ihm ſehr ſchöne Anerbietungen gemacht, um ihn zum Eintritt in die diplomatiſche Carrière zu bewegen. Er habe ſie abgelehnt und er ſoll ſich bei einem gelegentlichen Geſpräch mit dem Orakel unſerer Politik über gewiſſe Affairen ſehr decidirt und keineswegs diplomatiſch ausgedrückt haben, ſogar antiruſſiſch, und das iſt jetzt hier die achte Todſünde, ſündhafter als alle ſieben übrigen zuſammengenommen. Eine Bekannte, die ſich pikirt, die Politikerin zu ſpielen, theilte mir mit, Graf Wippoltſtein ſei ein erklärter Bewunderer Englands und der Engländer, was doch, ſetzte ſie hinzu, für einen Mann in ſeiner Stellung eine vollſtändige Abnormität.

So, da haſt du, was ich weiß. Jalis — doch da kommt mein Freund. Behalte mich lieb und vertreibe dir die Zeit, ſo gut du kannſt.

## 6.

## Am Donnerfall.

Der Goldfuchs, welcher das Wohlgefallen des alten Andres in ſo hohem Grade erregt hatte, ging tänzelnden Schrittes unter ſeiner leichten und ſchönen Laſt einher. Robert ritt der Gräfin zur Seite und vergaß ganz und gar ſeine Reiterkünſte zu zeigen, weil er es verzog, die unbefangene Sicherheit und Grazie zu bewundern, womit ſeine Begleiterin ihr Pferd lenkte.

Sie ſchaute glänzenden Auges in das tiefgrüne Thal hinein und zu den ſchimmernden Bergkuppen empor. Zuweilen ſtreifte ihr Blick den jungen Mann und dann lächelte ſie und ihr Lächeln goß eine helle Freudigkeit über ſein Geſicht.

Wandte ſie aber im raſchen Traben ihr Auge von ihm, ſo fuhren düſtere Schatten über ſeine Züge und dieſe Schatten wurden dunkler, als jetzt das Gehöft der Donnerfallmühle vor den Reitenden auftauchte.

Es rief in Robert Betrachtungen wach, die er über alle Berge wünſchte.

Der Graf hatte geſtern ſeine Reiſe angetreten. Sie ſollte, wie er ſeinem Sohne geſagt, vorausſichtlich bis in den Herbſt hinein dauern. Die Beſichtigung der Güter in Böhmen, ein Aufenthalt in Karlsbad, ein Abſtecher nach Berlin, vielleicht ein Ausflug nach Helgoland, ſpäter ein Beſuch in der Hauptſtadt, das alles konnte viel Zeit wegnehmen. Robert hatte den Vater bis zur nächſten Poſtſtation begleiten wollen, was aber abgelehnt worden war, weil der Graf, wie er ſagte, im Vorbeifahren an der Donnerfallmühle noch ein langweiliges Geſchäft mit dem Meiſter Veit abzumachen hätte. So hatte er denn am Ausgange des Parkes von dem Sohn Abſchied genommen und ſich von dieſem noch ausdrücklich verſprechen laſſen, ſeine Rückkehr in der Heimat abzuwarten.

Der gräfliche Reiſewagen war dann wirklich von der Straße abgebogen und hatte über eine Stunde lang auf dem Hofraum der Mühle gehalten. In dieſe aber war eine Weile zuvor eine Bauernfrau mit einem ſehr jungen und ſehr ſchönen Mädchen gekommen. Beide gingen in der Tracht der Bewohnerinnen des Siggithals, welches ſüdweſtlich von der Mühle ins Hochgebirg hineinſchneidet, und hatte das Geſicht des jungen Mädchens große Bekümmerniß verrathen. Als der Graf wieder aus der Mühle trat, führte er das Mädchen an der Hand, welches ihm nicht ohne Widerſtreben zu folgen ſchien. Es ging jetzt nicht mehr in ſeiner ländlichen Tracht, ſondern in ſehr eleganter ſtädtiſcher, aber der von dem Damenhut über das Geſicht herabfallende Schleier war nicht dicht genug, um ein verhaltenes Schluchzen unhörbar zu machen. Der Graf hob das Mädchen vor ſich in den Wagen, nahm raſch Abſchied von dem Müller und der Bauernfrau und fort ging es.

Dieſe Geſchichte hatte der alte Andres ſeinem Herrn geſtern Abend mitgetheilt. Er war nach der Mühle gegangen, um der braunen Stute einen Beſuch zu machen, hatte aber weder dieſe noch den Meiſter Veit getroffen, dagegen von den Mühlknappen die Neuigkeit von der in eine Stadtdame verwandelten jungen Siggithalerin erfahren — „eine merkwürdig kurioſe Geſchichte, Sapperloſt!“ wie er meinte. Der Herr Rittmeiſter hatte aber den Rappert ſehr ungnädig aufgenommen und dem Alten zugerufen, ins drei — ſeine Naſe nicht in Dinge zu ſtecken, welche ihn nichts angingen.

„Mich nichts angehen? Was!“ hatte Andres draußen im Vorzimmer zu ſich geſagt, höchſt unwillig ſeinen Schnurrbart zwirbelnd. „Einen ſo alten Diener des Hauſes! Möchte den ſehen, der das behaupten wollte, Sapperloſt! Die Kränk' über dieſen Schubiak, den Veit! Der Hundeſohn würde ſeine eigene Tochter verkuppeln, wenn er eine hätte.“

Hatte aber das „langweilige Geſchäft“, welches Graf Nepomuk vor ſeiner Abreiſe noch in der Mühle abgemacht, ſchon den alten Diener des Hauſes in Aufregung verſetzt, ſo mußte es gewiß dem Sohn allerlei zu denken geben. Robert liebte ſeinen Vater, der ſich ihm, wie ſchon früher geſagt worden, ſtets als ſolcher erwieſen hatte. Zu unterſuchen, inwiefern der Graf auf das Anſpruch habe, ohne was keine dauernde Zuneigung möglich iſt, auf Achtung, war dem jungen Mann bisher nicht eingefallen. Er war in vielem, um nicht zu ſagen in allem, anderen Sinnes als ſein Vater, aber er hatte ſich bis dahin begnügt, dieſe Verſchiedenheit der Ungleichheit des Alters, der Zeitſtimmung, der Erziehungsweiſe und Laufbahn zuzuſchreiben. Ein alter Hofmann und Diplomat kann nicht fühlen und denken wie ein junger Soldat, hatte er ſich geſagt, wenn in den Briefen des Grafen Stellen vorkamen, zu welchen er gar keine Beziehung gewinnen konnte. Die Art und Weiſe, wie ſich der Vater beim Wiederſehen ſeines Sohnes benommen, hatte zwar auf dieſen etwas beklemmend und ankältend gewirkt, aber er hatte dieſen ungünſtigen Eindruck verwunden, bis die Mittheilung des alten Andres denſelben mit verdoppelter Stärke zurückführte. Die fatale Perrücke! Sie wollte ihm heute gar nicht aus dem Sinne. Sowie er den Blick von ſeiner Begleiterin abwandte, ſchwebte vor ſeinen Augen die verwünſchte Haartour und an jedem Härchen derſelben hing ein häßlich grinſender Kobold, Verkörperungen widerwärtiger Vorſtellungen.

Die Bande des Blutes ſind die ſtärkſten, ja, ohne Zweifel. Oft aber auch ſind ſie die brüchigſten und ſprödeſten, und hat die Feile der Kritik ſie einmal angenagt oder ein heftiger Schlag ſie gebrochen, oh, wie ſelten findet ſich dann eine Glut, hinreichend, die Bruchſtücke wieder vollſtändig zuſammenzuſchweißen. Meiſtens wird nur jämmerliches Flickwerk daraus, deſſen Riſſe man mit ſtereotypen Redensarten verklebt, ſo gut es gehen mag.

Die Gräfin ſah ihren Begleiter an, und da ſie bemerkte, daß er nachdenklich auf den Kopf ſeines Pferdes ſtarrte, ließ ſie ihren Blick lang und feſt auf ſeinen Zügen haften. Das verhaltene Feuer ihrer ſchönen Augen brach voll hervor und ihre Bruſt hob ſich unter dem Amazonenkleid.

Was aber auch in dieſem Augenblick in der Tiefe ihrer Seele vorgehen mochte, über ihre Lippen kam nichts davon.

Sie ſagte nur mit einem faſt ſpöttiſchen Lachen:

„Mein werther Paladin, ſäßen Sie nicht auf einem ſo guten Roſſe, würde ich mir die Freiheit nehmen, zu behaupten, daß Sie auf und ab dem guten Ritter de la Mancha ähnlich ſähen, welcher, auf ſeiner Roſinante hängend, in elegiſchen Erinnerungen an die edle Dulcinea von Toboſo ſich erging.“

Der Klang ihrer Stimme machte Robert aus ſeinem Brüten auffahren. Seine Verlegenheit unter einem Lachen verbergend, das mehr laut als herzlich war, erwiderte er:

„Sie ſehen ſcharf, gnädige Frau. Es möchte heute wirklich etwas Don-Quijotiſches in mir ſein.“

„Ach, ſo hab' ich's errathen mit der Dulcinea?“

„Das nicht, aber ich glaube, ich habe mich ſo eben mit dummen Windmühlen herumgeſchlagen."

„Mit Windmühlen? Pfui! Dieſe holländiſche Proſa gehört nicht in die Poeſie unſerer Berge. Bitte, machen Sie doch die Augen auf, ſtatt zwiſchen den Ohren Ihres Pferdes die Quadratur des Zirkels zu ſuchen. Oh, wie ſchön iſt die Welt!"

Und mit einem leichten Gertenſchlag ſetzte ſie den Goldfuchs in Galopp.

„Ja", rief Robert aus, von ihrer Freudigkeit elektriſch berührt und ſeinem Pferde die Sporen gebend, „ja fort mit den Windmühlen und allem, was an ihren Flügeln hängt! Sie haben Recht, ſchön iſt die Welt — Hurrah!"

So ſprengten ſie von der Straße ab, über die Brücke, den Fahrweg zur Mühle hinauf und an dieſer vorüber, bis da, wo hinter einem Ahornwäldchen die Bergwand ſteil aufzuſteigen begann.

Der Müller Veit ſtand am Eingang ſeines Gehöftes, als die beiden vorüberflogen. Er nahm ſeine Mütze ab und verbeugte ſich tief, aber die Gräfin beachtete ihn nicht und Robert erwiderte den unterwürfigen Gruß nicht, ſondern wandte mit einem verachtungsvollen Blick den Kopf.

„Die hochmüthigen Puppen!" murmelte Veit, als ſie vorüber waren, und ſah ihnen mit einem hämiſchen Lächeln nach. „Die ſtürmen übermüthig ins Leben. Ja, ja, wenn die Katze fort iſt, tanzen die Mäuſe. Aber für die Mäuſe gibt es Fallen und —"

„He, hollah, Meiſter Veit, aus dem Weg da!“ ſchrie dem Grämelnden der kleine Mohr zu, welcher ſeiner Herrin auf einem Pony folgte.

„Die Peſt in dein Affengeſicht, du ſchwarze Kröte!“ ſchnarchte der Müller den Knaben an.

Verdoa warf ſich im Sattel herum, ſchnitt dem Scheltenden eine Fratze, ſchlug mit ſeiner Rechten auf einen gewiſſen Theil ſeines Körpers und trieb dann mit lautem Lachen ſeinen Pony vorwärts, wozu er Grund hatte, denn der erboſte Müller bückte ſich nach einem Steine.

„Will mir dieſe Stunde notiren“, ſagte er, als der Knabe hinter den Bäumen verſchwunden war, und zog ſeine Schreibtafel hervor. „Es iſt immer gut, genau zu wiſſen, von wann eine Schuld datirt.“

Robert ahnte gewiß nicht entfernt, daß er zu dieſer Stunde in Meiſter Veit's Schuldbuch eingetragen wurde.

Er hielt mit der Gräſin am Ausgange des Ahorngehölzes, bis der Mohrenknabe herankam, welcher die Pferde hüten ſollte, während die beiden zum Donnerfall hinaufgingen, der mit ſeinem Toſen rings die Luft erfüllte.

Der Kavalier beeilte ſich, der Dame aus dem Sattel zu helfen, kam aber doch zu ſpät, denn leicht und gewandt war ſie ſchon zur Erde geſprungen und ſchürzte raſch den langen Saum ihres Reitkleides auf. Er bot ihr den Arm, aber ſie ſagte:

„Es iſt überflüſſig, denn ich bin feſt auf den Füßen und, wie Sie wiſſen, ſind die Wege in den Bergen nicht dazu eingerichtet, Arm in Arm zu gehen. Da muß ſich jeder ſelbſt forthelfen und hatte ich Zeit genug, es zu lernen.“

Robert mußte zugeben, daß dem ſo war, denn raſch und ſicher bewegte ſich die ſchlanke Geſtalt vor ihm her auf dem ſchmalen, ſteilen, zwiſchen knorrigen Tannenwurzeln und Felsſtücken hinlaufenden Pfad, welcher zu dem Katarakt emporführte.

Es liegt Poeſie in dem Gang einer Frau. Die Art, wie ſie den Fuß hebt und niederſetzt, das Spiel der Knöchel im Gehen, die Bewegung der Arme zur Unterſtützung des Gleichgewichtes, die unbewußte Grazie, womit der Oberkörper den Bewegungen der Beine ſich anpaßt, all dieſes iſt ſchön anzuſehen. Aber zierliche Füße gehören dazu und die Eigenthümerin muß es verſtehen, ſie zu gebrauchen. Das iſt gar nicht ſo leicht, als man gewöhnlich glaubt. Im Allgemeinen verſtehen die Franzöſinnen die Kunſt des Gehens am beſten. Die Spanierin geht ſtolz einher, die Italienerin majeſtätiſch, die Engländerin ſelbſtbewußt, die Franzöſin anmuthig. Der Gang der deutſchen Frau hat nur in Ausnahmefällen einen beſtimmten Charakter und es macht ſich auch hier der Mangel eines kräftigen nationalen Bewußtſeins fühlbar.

Robert hatte Zeit, dieſe Aeſthetik des Gehens weiter für ſich auszuführen, denn die beiden mußten eine Viertelſtunde lang aufwärts ſteigen, bis ſie an dem weiten

Felſenbecken anlangten, in welchem der Strom nach ſeinem letzten Sturze ſeine Waſſermaſſen wieder ſammelt.

Hier in der Schlucht iſt der Donner des Kataraktes betäubend und ein dichter Staubregen überrieſelt den Zuſchauer. In einer Höhe von nahe an dreihundert Fuß über dem dampfenden Keſſel ſpringt aus der Felswand eine Art natürlicher Terraſſe vor, von Tannen und Birken beſchattet. Dort hatte die Gräfin eine Bank anbringen laſſen, denn die Stelle bietet den ſchönſten Anblick des Waſſerfalls.

Als die beiden zu dieſem Ort emporgeſtiegen, erfüllte ſie das prächtige Schauſpiel mit dem ganzen Zauber ſeiner wilden Herrlichkeit. Sie hatten jetzt das Geſammtbild des Falles vor ſich. Zu ihrer Rechten, über, neben, unter ihnen rollte und donnerte in drei Stürzen die mächtige Silbermaſſe, ewig kommend und ſchwindend, aus unerſchöpflichem Borne ſich ergießend, rauſchend in erhabener Monotonie.

Sie tauchten, wortlos neben einander ſtehend, lange ihre Augen in die ſpringenden, ſtäubenden Waſſermaſſen. Es ging auch kaum an, zu ſprechen. Wenigſtens mußte ſich das Ohr erſt an das Donnergeroll gewöhnen, bevor es andern Lauten wieder zugänglich wurde.

Robert, der ſchon lange nicht mehr hier geſtanden, fühlte ſich von einem leiſen Schwindel angefaßt, aber ſonderbarer Weiſe übertrug er die eigene Empfindung auf ſeine Gefährtin und unwillkürlich hob er die Arme, um die Gräfin weiter von dem Abgrund zurückzuziehen.

Und doch folgte er dieſem Impulſe nicht, denn er gewahrte noch zu rechter Zeit, daß die beabſichtigte Hilfeleiſtung durchaus nicht vonnöthen ſei.

Thekla ſah feſten Blickes in die Stürze hinein, hinauf und hinunter und plötzlich wandte ſie ſich an den jungen Mann mit der Frage:

„Nun, Robert, wie kommt Ihnen der Donnerfall vor?“

Sie hatte ihn ohne Ceremonie mit ſeinem Namen angeredet. Wahrſcheinlich machte das den jungen Kriegsmann ſo verwirrt, daß er nur die triviale Antwort fan[illegible]

„Er kommt mir vor wie das Leben.“

„Wie das Menſchenleben, wollen Sie ſagen?“

„Ja.“

„Die Vergleichung iſt nicht übel, wenn auch“, ſetzte ſie mit einer Stimme hinzu, deren ſpöttiſchen Nachklang das Toſen des Stromes verſchlang, „nicht gerade originell. Sie meinen wahrſcheinlich, das Schauſpiel hier gleiche dem Leben, weil der Donnerfall in wildgenialen Sprüngen und leidenſchaftlichem Raſen ſeine Jugendkraft vertobe, um dann da unten wie ein zahmer Philiſter zu hantieren, das heißt die Mühle zu treiben und weiterhin ziemlich langweilig dem See zuzufließen, der ja wohl in Ihrem Gleichniß das Meer der Ewigkeit vorſtellen ſoll.“

„Sie wiſſen beſſer mit poetiſchen Bildern umzugehen, Thekla, als ich. Aber dennoch meinte ich es anders. Ich wollte nämlich nur ſagen, daß mir der

Katarakt hier mit ſeinen ewig wiederkehrenden Wellengruppirungen und ſeinem ewig gleichmäßigen Rauſchen wie das ewige Einerlei des Daſeins vorkommt.“

Sie hatte ihn einen Augenblick groß angeſehen, als ſie ihren Namen von ſeinen Lippen tönen gehört, dann aber, ohne zu antworten, ſich wieder dem Waſſerfall zugekehrt. Nach einer langen Pauſe des Schweigens bewegten ſich ihre Lippen murmelnd. Ganz der Gewalt der Scene vor ihr hingegeben, ſchien ſie die Anweſenheit ihres Begleiters vergeſſen zu haben. Robert lauſchte der vollen, klangreichen Stimme, die mehr und mehr anſchwoll und ſich in Rhythmen ergoß, zu welchen der Katarakt gleichſam den Takt rauſchte.

„Ich kann's nicht laſſen, hinzuſtarren,
Wie ſich die Woge ewig jüngt
Und ewig in die Felſenbarren
Verzweiflungsvoll herniederſpringt.

Es iſt ein unabläſſig Rollen,
Ein nie verbrodelndes Gekoch.
Seit Ewigkeiten iſt's erſchollen
Und Ewigkeiten ſchallt es noch.

Du wilder Strom des Felſenſpaltes,
Oh, Strom! ich weiß es, was dich quält;
Ich weiß ein Lied, ein ernſtes, altes,
Mir hat's die Fei am Quell erzählt:

Zur Zeit der Götter und der Rieſen,
Da ſtrömteſt du von Anbeginn
In blumenreichen Paradieſen
Ein göttergleicher Strom dahin.

Du aber warſt ein trotz'ger Stürmer,
Dir frommte nicht der eb'ne Pfad,
Du wäreſt gern, ein Bergeſtürmer,
Den ew'gen Göttern ſelbſt genaht.

Du wollteſt kühn den Schleier heben,
Der von der Gottheit Scheitel rollt;
Und weil du's nicht erreicht im Leben,
So haſt du's durch den Tod gewollt.

Und aus dem Bette ſchwoll dein Waſſer,
Du warfeſt in dies Klippengrab,
Ein raſch entſchloſſ'ner Lebenshaſſer,
Selbſtmordend häuptlings dich hinab.

Du warſt der erſte Erdenpilger,
Der ſich zerſtört aus eigner Macht,
Du warſt der erſte Selbſtvertilger —
Der erſte Selbſtmord war vollbracht."

Sie brach ab, denn plötzlich überkam ſie das Gefühl, als hätte ſie etwas Unſchickliches begangen. Sich als Deklamatorin hinzuſtellen — was war das für ein alberner Einfall geweſen? Sie fürchtete ſich, umzublicken, denn ſie erwartete ein ſpöttiſches Lächeln um Roberts Mundwinkel ſpielen zu ſehen. Als ſie es endlich doch that, vermied ſie, die Augen zu ſeinem Geſicht zu erheben, und ſagte verlegen und mit ſich ſelber unzufrieden:

„Wie ungalant! Sie klatſchen nicht Beifall zu meiner Deklamationsübung?"

Robert bemerkte unſchwer, daß es ſie gereute, dem poetiſchen Eindruck des Ortes und der Stunde nachgegeben zu haben.

„Ich klatſche nicht", ſagte er, „aber ich denke, es ſollte Ihnen nicht leidthun. mich durch durch die Erinnerung an einen Dichter erfreut zu haben, den ich perſönlich kannte. Der arme Junge! Wie würde er entzückt geweſen ſein, wenn er an meiner Stelle geſtanden hätte."

„Wie, Sie kannten Strachwitz? Das iſt ſchön Kommen Sie, Sie müſſen mir von ihm erzählen. Sicher iſt hier ein paſſender Platz, über einen Dichter zu reden."

„Gnädige Frau —"

„Nicht ſo, nicht ſo, mein Freund. Sehen Sie, ich habe Sie vorhin ganz einfach Robert und Sie haben mich Thekla genannt. Das machte der Donnerfall, denn immer, wenn der Menſch der Größe und Schönheit der Natur nähertritt, läßt er die Maſke der Konvenienz unwillkürlich fallen. Haben Sie nichts dagegen, wollen wir es auch ferner ſo halten. Wir können uns ja vorſtellen, wir ſeien Geſchwiſter. Warum uns das Leben in dieſen Bergen durch albernes Etiketteweſen verkümmern?"

Der Ausdruck ſeiner Augen ſagte ihr, daß ihr Vorſchlag mit lebhafteſtem Danke angenommen wäre.

Sie ſetzten ſich auf die Bank und er theilte ihr mit, was er von dem Leben und dem frühen Tod des jungen Poeten wußte, den er vor einigen Jahren in der Hauptſtadt kennen gelernt.

„Und was halten Sie von ſeiner Poeſie?“ fragte ſie, als er mit ſeinem Bericht zu Ende war.

„Statt dieſe Frage zu beantworten, möchte ich ſie lieber an Sie richten, denn ich fürchte, meine Aeſthetik ſteht auf ſchwachen Füßen, und ich bin überzeugt, Sie könnten ihr aufhelfen.“

„Wollen Sie mich verſpotten? Ich weiß, was man von den Blauſtrümpfen ſpricht. Aber gewiß ſind Sie billig genug, zu begreifen, daß ich mit Büchern Umgang pflegen mußte, weil mir die Menſchen fehlten.“

„Sie fühlten ſich einſam?“

„Ich war es.“

Sie wollte zu dieſem Worte der Klage noch etwas hinzufügen, unterdrückte es jedoch.

Eine Pauſe trat ein. Beider Herzen waren voll und die Flut der Gefühle wollte hervorbrechen. Aber die Selbſtbeherrſchung des Mannes preßte den Andrang zurück und mit erzwungener Ruhe ſagte er:

„Gewiß, Thekla, glauben Sie nicht, daß ich Sie beleidigen wollte. Meine Aeußerung war ganz ernſthaft gemeint und es würde mich in der That intereſſiren, Ihre Meinung über meinen früh dahingegangenen Freund zu hören.“

Sie verſtand ſeine Abſicht, abzulenken, und entgegnete mit ſchnell gewonnener Faſſung:

„Das Hin- und Herſprechen über Poeſie klingt eigentlich immer pedantiſch. Kommt doch hier auf den individuellen Eindruck alles an.“

„Allerdings, und ich glaube, es hat ungünſtig auf die Dichtung der Gegenwart zurückgewirkt, daß wir uns gewöhnt haben, ihre Schöpfungen gleich von vornherein unter die kritiſche Lupe zu bringen. Weil wir die Fähigkeit verloren, das, was uns der Dichter gibt, unmittelbar zu genießen, hat er ſeinerſeits das unmittelbare Schaffen verlernt. Deſſenungeachtet aber möchte ich Ihre Frage von vorhin von Ihnen ſelbſt beantwortet haben.“

„Nun denn, mir ſcheint, auch Strachwitz war nicht frei von dem Forcirten, welches wie ein Fluch unſerer Epigonendichtung anhaftet. Aber daneben verrathen ſeine Gedichte oft Züge von urſprünglicher Kraft und Friſche und in vielen iſt ein nationales Gefühl, welches uns wohlthuend anſpricht.“

„So iſt es. Unſere Ariſtokratie, wenn nämlich von einer ſolchen in deutſchen Landen überhaupt die Rede ſein kann, iſt jetzt lebhaft darauf aus, auch dichteriſche Vertreter haben zu wollen. Sie überſchüttet jeden mit maßloſeſtem Lob, welcher mit Verſen gegen die demokratiſche Richtung angeht, und hat ſich da die lächerlichſten Mißgriffe zu Schulden kommen laſſen. Die Dichterlinge, gegen welche ſie dermalen mit Lorbeerkronen ſo verſchwenderiſch iſt, fordern nur den gerechten Spott der Gegner heraus. Da iſt Strachwitz. Ich denke, er kann ſich als ariſtokratiſcher Poet ſehen laſſen. Aber man kennt und nennt ihn kaum.“

„Sie ſind Ariſtokrat, Robert?“

„Ja.“

„Aber Sie ſagten ja eben, es gebe bei uns keine Ariſtokratie.“

„Leider. Hätten wir eine Ariſtokratie, wie England ſie beſitzt, es ſtände beſſer mit unſerem Vaterland.“

Die Gräfin ſchien keine Luſt zu haben, die neue Wendung des Geſpräches weiter zu verfolgen.

„Hedwig hat mich gewiſſenhaft unterrichtet“, dachte ſie. „Da hätten wir ja ſchon die Sympathie mit den Inſtitutionen Englands. Ob ihre anderen Mittheilungen ſich wohl ebenſo gut bewähren mögen?“

„Ich bemerke“, ſagte ſie dann, „daß Sie mit Fragen und Problemen ſich beſchäftigen, welche, ſoviel ich weiß, Männer Ihres Alters und Standes nicht ſehr zu intereſſiren pflegen.“

„Man muß ein Stock oder Stein ſein, wenn man dermalen gedankenlos in den Tag hineinleben kann. Unſere Zeit iſt, denke ich, wohl darnach angethan, auch jüngere Leute ernſt zu machen. Man kann mit dem beſten Willen das Leben nicht mehr ſo leicht nehmen wie früher. Ueberall hängen Gedanken in der Luſt, deren Wucht jedes Gehirn empfindet, welches nicht ganz leer iſt.“

„Aber ſagen nicht unſere Staatsweiſen, die wilden Dämonen hätten ausgeraſt und der patriarchaliſche Frieden ſei wiedergekehrt?“

„So ſagen ſie, ja; aber wer glaubt ihnen, was ſie ſelber nicht glauben?“

Die Gräfin war nicht in der Stimmung, dieſe auf allgemeine Ziele gerichtete Unterhaltung weiterzuführen, und ihr Schweigen machte auch den jungen Mann verſtummen. So ſaßen ſie lange, von dem monotonen Gebrauſe des Katarakts in Träumereien gewiegt.

Plötzlich fragte Thekla:

„Robert, was halten Sie vom Selbſtmord?“

Er ſah auf und erſchrak vor dem ſeltſamen Feuer ihrer Augen.

„Was ich vom Selbſtmord halte?“ entgegnete er zögernd.

„Ja.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Nun, der Waſſerfall da und das Gedicht Ihres Freundes haben mir die Frage eingegeben. Aber was antworten Sie?“

„Ei, ich meine“, erwiderte Robert, indem er ſich bemühte, der Sache eine ſcherzhafte Wendung zu geben, „ich meine, der Selbſtmord iſt die gewaltſam aufgeſtoßene Hinterthüre im Labyrinth des Daſeins, das Rettungsſeil in der Fallgrube der Verzweiflung, das Schlupfloch aus der troſtloſen Sackgaſſe des Ueberdruſſes.“

„So ungefähr würde Herr Saphir die Frage beantworten, meinen Sie nicht?“

„Ich glaubte nicht, daß Sie die Sache tragiſch nähmen.

Was haben Sie, ſo jung, ſo ſchön, mit dem Gedanken des Selbſtmordes zu thun?“

„Wer kann für ſeine Gedanken? Sie kommen und gehen, wie es ihnen gefällt. Da fällt mir zum Beiſpiel gerade ein, daß ich einmal eine furchtbare Geſchichte geleſen. Ein Gefangener ſah jeden Morgen beim Erwachen die Wände ſeines Kerkers enger zuſammengerückt. Beim letzten Erwachen war ſein Gefängniß ein enger, niedriger Sarg geworden, in welchem er elend verkam. Kennen Sie die Geſchichte?“

„Ich erinnere mich, davon gehört zu haben.“

„Und iſt Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß das Daſein ein ſolcher hölliſcher Kerker ſei?“

„Um des Himmels willen, Thekla, was machen Sie ſich mit ſolchen ſchrecklichen Vorſtellungen zu ſchaffen?“

„Das befremdet Sie, weil ich, wie Sie ſagen, jung und ſchön bin?“

Sie wollte noch etwas hinzuſetzen, aber ſie unterließ es, ſtand auf und ſagte ruhig:

„Kommen Sie, die Sonne geht zur Rüſte und der gute Pfarrer erwartet uns in ſeiner Laube am See. Er plaudert ſo liebenswürdig und er ſoll uns die finſteren Einfälle fortplaudern.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging ſie raſch den Fußſteig hinunter und Robert folgte, von wechſelnden Gefühlen beſtürmt.

Sie hatten die Klippe kaum verlaſſen, als hinter dem Gebüſch im Rücken der Bank Twerenbold, der Bummler, hervortrat.

Er warf ſich auf den Sitz, ſtieß ſeinen Knotenſtock auf den Boden und brach in ein höchſt vergnügtes Lachen aus.

„So, ſo“, ſagte er, „der alte Narr, der Frieding, ſoll euch die finſteren Gedanken fortplaudern? Kalkulire, habt Gedanken, die euch weder der Pfaff noch ſonſt wer fortplaudert. Iſt ein Fakt, bei Jove. Müßtet eure Augen weniger deutlich reden laſſen, wenn man nicht merken ſollte, wie 's ſteht. Ja, ja.“

Er nahm eine Cigarre aus der Taſche, brannte ſie an, legte ſich behaglich zurück und monologiſirte weiter:

„Iſt ein vergnügliches Ding, zu ſehen, wie ſich die vornehmen Puppen quälen und härmen. Iſt wohlthuend für uns andere, rechne ich. Freilich, könnte faſt ſo etwas wie Mitleid mit den beiden da empfinden. War auch mal jung und närriſch, wurde mir aber die Narrheit unſanft vertrieben, weil ein Herr Graf gegen mich armen Teufel ins Feld rückte. Iſt eine alte dumme Geſchichte, aber alle Teufel der ſiebzehn mexikaniſchen Höllen über ihn! Könnte, kalkulir' ich, eine recht unterhaltende Geſchichte für mich aus dem Ding da werden. Langweile mich ohnehin ſo ziemlich hier zu Lande. Ja, könnt' plaiſirlich werden, für mich und für die Leute. War 'ne gute Idee, daß ich heute da heraufkletterte und den guten Leutchen vorerſt aus dem Wege ging. Wird, rechne ich, eine rechte Frolik für die Lore ſein, wenn ich ihr erzähle, was für 'ne Neuigkeit ich am Donnerfall ergattert habe. Iſt Waſſer auf ihre Mühle, Hochwaſſer. Muß man aber, denk' ich, die Birnen reif werden laſſen, bevor man den Baum ſchüttelt. Habe die Notion, wird raſch gehen mit dem Reifwerden. Ja, ja, iſt gar fruchtbares Wetter heuer!“

## 7.

## Vor fünfzig Jahren und jetzt.

Der Pfarrer ſaß mit ſeinen Beſuchern in der Geisblattlaube ſeines Gartens, welche, nach der Südſeite zu offen, einen Ausblick auf den im Abendſonnenſchein funkelnden Spiegel des Sees und das gegenüberliegende Gebirge geſtattete.

Der Greis trug ſeine ſechsundſiebzig Jahre mit Rüſtigkeit. Seine hohe, hagere Geſtalt war nur unmerklich gebeugt und ſein wohlgeformter Kopf mit dem geſund röthlichen, von langen, weißen Haaren eingerahmten Geſicht ſaß aufrecht auf den Schultern. Sein mildes blaues Auge hatte den ſeltenen Vorzug, daß es den Glanz ſeiner Iris ſelbſt jetzt noch ungeſchwächt bewahrte, einen Vorzug, welchen man bekanntlich auch an dem Auge Friedrich's des Großen bis zu deſſen Tode bemerkte.

Bücher und Papiere lagen auf dem Tiſch. Frieding hatte eifrig ſchreibend den Nachmittag verbracht und die Feder erſt weggelegt, als er ſeine Gäſte herzlich begrüßte.

Die alte Urſchel hatte dieſelben durch den Garten gehen ſehen und brachte Butter, Honig und Schwarzbrot herbei. Auch eine Flaſche Wein zum Veſperimbiß fehlte nicht, denn der würdige Prieſter gehörte auch darin zur alten Schule, daß er bei jeder Gelegenheit ganz offen behauptete, das Waſſer ſei ganz vortrefflich zum Kochen, Waſchen und Baden, der Wein aber zum Trinken. Die Kanzliſten der Rentei hatten ſogar die Sage in Umlauf geſetzt, der Pfarrer habe vor einiger Zeit einen vagirenden Harfenſpieler, welcher den „Vater Noah“ von Kopiſch als muſikaliſche Neuigkeit nach Wippoltſtein gebracht, eine ganze Woche lang im Pfarrhauſe beherbergt und traktirt. So unbändig hätte ihm das Lied gefallen. Einer dieſer Mythenbildner ging noch weiter und behauptete, er hätte mit eigenen Ohren gehört, wie Seine Hochwürden in ſeinem Studirzimmer bei offenem Fenſter mit ebenderſelben noch ganz ſonoren Baßſtimme, womit er das Hochamt zu ſingen pflegte, friſchweg angeſtimmt: „Als Noah aus dem Kaſten war —“

Den gelehrten Apparat auf dem Tiſche überblickend, ſagte die Gräfin, welche wohl wußte, daß der alte Herr eine gutmüthige Neckerei über ſeine Lieblingsbeſchäftigung nicht ungerne hörte:

„Ah, liebſter Freund, wieder einmal tief in der poetiſch-mythologiſchen Arbeit? Da müſſen wir wohl vor allen Dingen um Verzeihung bitten, daß wir an die Stelle Ihrer Geſellſchaft von Göttern und Heroen unſere eigene profane ſetzen?“

„Ihre proſane, meine Gnädigſte?“ verſetzte der Pfarrer, die beiden Hände, welche ihm die ſchöne Frau hingereicht, in den ſeinigen drückend. „Wie, iſt es denn nicht ſchon lange unter uns ausgemacht, daß Sie für mich Holda ſind, die Holda unſerer Altvorderen, die freundliche, gnädige, hilfreiche Göttin und Frau?“

„Da ſehen Sie, Robert“, ſagte die Gräfin lachend zu ihrem Begleiter, „daß es mir in dieſen Bergen nicht an einem galanten Anbeter fehlt.“

Der junge Mann fühlte ſich von der friedlichen und heiteren Atmoſphäre, welche ſein alter Lehrer um ſich verbreitete, wohlthuend berührt, ſo zu ſagen angeheimelt, denn das Pfarrhaus war in ſeinen Knabenjahren ſeine eigentliche Heimat geweſen.

„Ich ſehe“, bemerkte er lächelnd, „daß die über alle Maßen gewiſſenhafte Gelehrſamkeit meines theuren Lehrers und Freundes ihm noch immer nicht geſtattete, ſein großes Opus zum Abſchluſſe zu bringen. Ich wette, es iſt während meiner Abweſenheit um manches Kapitel voll ſchwerwiegender Argumente gewachſen, und bin überzeugt, daß der Abſchnitt über die Göttin Holda inzwiſchen eine totale Umarbeitung erfahren hat.“

„Spotteſt du, tapferer Huſar?“ entgegnete der Pfarrer voll guter Laune. „Da ſieht man, wie im Feldlager den jungen Leuten der Reſpekt vor ihren Schulmeiſtern vergeht. Ich wundere mich, daß mir der Herr Rittmeiſter nicht ſchon verbot, ihn anders als mit Sie oder Euer Gnaden anzureden.“

„Nein, darüber wundern Sie ſich nicht."

„Meinſt du? Ja, wenn du mich ſo anſiehſt, mit den Augen deiner ſeligen Mutter und ganz wie vor Zeiten, ſo wollen wir's einſtweilen bei der alten Anredeform laſſen."

Ein Schimmer der Befriedigung und Freude fuhr über die Gräfin, als ſie den jungen Mann in der Haltung unverkennbarer Achtung und Liebe vor ſeinem ehemaligen Lehrer ſtehen ſah.

„Nun kommt, meine Freunde", ſagte der Pfarrer, „wir wollen veſpern, und wenn mir Robert verſpricht, den Abſchluß meines Opus in Geduld zu erwarten, ſo will ich ihm nicht verſchweigen, daß ich neueſtens vielfachen Verdruß damit gehabt habe."

Er hielt inne, fuhr aber nach einer kurzen Pauſe fort, weil ihm die Blicke ſeiner Gäſte zeigten, daß er keinen Anſtand nehmen müſſe, ſein Steckenpferd zu tummeln:

„Es iſt eine ärgerliche Geſchichte. Grimm iſt nun einmal die erſte Autorität in dieſer Sache, und da war es doch natürlich, daß ich mich vor allen Dingen mit ihm zu verſtändigen ſuchte. Nun dauert das Hin- und Herſchreiben ſchon mehrere Jahre, ohne daß ein Reſultat erzweckt wurde. Es kam darauf an, dem großen Forſcher klar zu machen, daß hier, gerade hier in dieſen Bergen der Kultus des Thor oder Donar in großem Anſehen geſtanden. Hunderte von Beweiſen dafür habe ich mühſälig geſammelt. Aber Grimm will deſſenungeachtet nicht einſehen, daß dieſer Kult ſo weit nach Süden ſich erſtreckte. So weit! Was iſt denn ſo weit? Sollen ein paar Dutzend Meilen mehr oder weniger weit ein ganzes Bündel ſchlagender Beweiſe aufwiegen? Mit nichten. Gebt mal acht, liebe Freunde. In Weſtphalen findet ſich unweit Warburg ein Donnersberg, das iſt ein Berg des Donar, in der Rheinpfalz, nahe bei Worms, ebenfalls ein Donnersberg; ebenſo trifft man in Heſſen und Baiern auf Ortsnamen, welche, wie jene Bergnamen, Grimm als ſichere Spuren von Donarkult gelten läßt. Auch gibt er ſelbſt zu, daß ſolche Spuren noch weiter ſüdwärts vorkommen, indem er in ſeiner deutſchen Mythologie nach einer Urkunde bei Johannes von Müller einen Donnerbühel im Kanton Bern citirt. Nun haben wir hier zu Wippoltſtein einen Donnerbach, einen Donnerfall, eine Donnerklippe, alles aufs ſchönſte beiſammen. Man könnte es gar nicht beſſer treffen. Auf der Donnerklippe, das iſt auf dem Felsvorſprung, welcher, über dem unterſten Sturz unſeres prächtigen Kataraktes gelegen, den beſten Ueberblick des geſammten Schauſpiels gewährt, hat noch im vorigen Jahrhundert eine koloſſale Eiche geſtanden, geheißen die Donnereiche. Ich habe dafür urkundliche Beweiſe. Unter dieſer Eiche, das ſcheint mir unzweifelhaft, haben unſere Altvorderen dem Donar geopfert. Sie war, wie die ganze Stätte umher, dem Gotte geweiht. Genügt das alles noch nicht? Nun wohl, ich weiß noch mehr. Die alte Lore da drüben in der Einſiedelei — ſie iſt ein apartes Stück von einem Weibsbild und ich traue ihr nicht ſo recht, obgleich die Späße, welche ſie mit den jungen Burſchen und Dirnen treibt, welchen das Herz wehthut, mir ganz harmlos vorkommen. Aber das muß ich ihr nachrühmen, ſie hat mir bei meinen Unterſuchungen ſchon oft die beherzigungswertheſten Winke gegeben. Ihr Gedächtniß ſteckt voll alter Lieder und Sagen. Dadurch iſt ſie für mich eine wahre mythologiſche Fundgrube geworden. Nun, meine Freunde, gebt acht, was für einen Pfeil ich gegen die Zweifel Grimms auf die Sehne legen werde. Dieſer Pfeil ſtammt ebenfalls aus dem Köcher der Traumlore. Sie weiß ein uraltes Lied, leider nur ganz fragmentariſch. Das lautet:

> Dur drebt mit Donner
> Peitſcht ſeine Böcke, der Bartrothe.

Ein Fund von unſchätzbarem Werthe, ein koſtbarer Aufſchluß! Was der Grimm für Augen dazu machen wird! Er ſelbſt bezeichnet Donar als ‚den über Wolken und Regen gebietenden, ſich durch Wetterſtral und rollende Donner ankündigenden Gott, deſſen Keil durch die Lüfte fährt und auf der Erde einſchlägt‘. Daß des Gottes Wagen mit Böcken beſpannt war, wiſſen wir ebenfalls. Nicht minder, daß er rothbärtig gedacht wurde. Alſo der leibhaftige Thor oder Donar in jenen Verſen! Und dieſelben haben, beachtet das wohl! den Stabreim, die Alliteration. An ihrer Ueberlieferung aus dem heidniſchen Alterthum iſt daher nicht zu zweifeln. Wäre uns nur das ganze Lied erhalten! Sicher war es eine poetiſchmythologiſche Beſchreibung eines Gewitters, ein dem Gott bei Kultushandlungen geſungenes Bittlied. Aber, wird man fragen, kann das Wort Dur nicht Bedenken erregen? Der altnordiſche Name des Gottes war Thorr, zuſammengezogen aus Thonar, altſächſiſch Thunar, angelſächſiſch Thuner. Die Zuſammenziehung Dur oder Durr aus Donar liegt auf der Hand — liegt ſie nicht? Man ſoll mir nur mit Einwürfen kommen! Ich bin dagegen gerüſtet. Wie heißt im Dialekt hieſiger Gegend das Gewitter?' Duraweatter! Iſt das nicht herrlich, unwiderſprechlich? Duraweatter! ſag' ich noch einmal. Wetter des Thonar, Thor, Donar, Dur. Ja, das ſchmettert alle Einwürfe zu Boden. Die Sache iſt klar, evident, bewieſen, abgemacht, fertig. Was ſagen Sie dazu, meine Freunde?"

Der arme Frieding! Nie vielleicht hat ein Gelehrter vor tauberen Ohren argumentirt.

Robert und Thekla ſaßen ſich am Tiſche gegenüber. Was kümmerte ſie Thor oder Dur, der Bartrothe? Was Stabreim und Mythologie? Sie hatten Anderes zu denken. Vielleicht waren ſie anfangs dem Vortrag des Pfarrers aufmerkſam gefolgt. Aber als er der Burſchen und Dirnen erwähnte, denen das Herz wehthue, hatte die Gräfin zu dem jungen Mann aufgeblickt, mit einem Blicke, der ſeine Aufmerkſamkeit zerſtreute. Sie ſaßen wieder, wie ſie zuvor auf der Donnerklippe geſeſſen. Gedanken kommen und gehen — wer kann dafür? Als nun Frieding ſeinen Haupttrumpf, das Durawealter, ausgeſpielt hatte und mit triumphirender Miene die Anerkennung der Unwiderſtehlichkeit deſſelben forderte, da ſchraken die beiden auf.

Dem guten Pfarrer entging das. Begreiflich! Wenn ein deutſcher Gelehrter ſpintiſirt und ſpekulirt, könnte er über ſeine eigenen Füße ſtolpern.

Frieding nahm die Verwirrung der beiden für freudige Ueberraſchung über die Bündigkeit ſeiner mythologiſchen Beweisführung.

„Gnädige Frau“, ſagte er, „Sie haben ſchon oft mit einer Aufmerkſamkeit, welche ich nicht als dem alten Pfarrer, ſondern als dem Gegenſtande geltend betrachte, Mittheilungen über meine beſcheidenen archäologiſchen Studien angehört. Sie kennen das berühmte grimm'ſche Buch, in welchem die großartigſte Gelehrſamkeit mit wunderbarer Liebe den Spuren unſeres noch in unzähligen Nachklängen fortlebenden nationalen Glaubens nachgegangen iſt. Sie haben dieſes edle Werk ſtudirt, die ſchwierigſte vielleicht und ausdauerndſte Geiſtesarbeit, welche je eine Dame Ihres Alters unternommen.“

„Bitte, bitte, hochwürdiger Freund, da geht entweder Ihre Galanterie zu weit oder Sie wollen ſich über mich luſtig machen. Wiſſen Sie doch ſehr gut, wie übel es mir mit dem bewußten Buche erging Ganz abgeſehen von dem Latein und Griechiſch, deſſen es ſo viel enthält, konnte ich mich in den krausverſchlungenen Gängen und Schachten dieſes Bergwerks gar nicht zurechtfinden. Ich ahnte wohl da und dort den außerordentlichen Reichthum deſſelben, aber recht ſichtbar oder zu eigen iſt er mir nicht geworden. In den beſten Augenblicken fühlte ich ſo etwas, was unſere Vorfahren inmitten der heiligen Schauer ihrer Götterhaine gefühlt haben mögen. Es war wie ein fernes Wehen und Rauſchen von Göttlichem."

„Und iſt das nicht der ſchönſte Eindruck, welchen der große Forſcher mit ſeinem mühevollen Werke hervorbringen konnte? Ich will es ihm ſchreiben, ja, das will ich, und gewiß, kein Lob wird ihm mehr gefallen als dieſes. Aber du ſagſt ja gar nichts, Robert, und doch kann ich mich der Zeit erinnern, wo deine junge Seele aufhorchte, wenn ich dir von den Bildungen erzählte, in welchen der Tiefſinn unſeres Volkes vordem das Walten der Naturmächte ſich zu religiöſer Anſchauung brachte. Ich denke, die Art und Weiſe, wie wir mitſammen Alterthumskunde und Religionsgeſchichte getrieben, müßte dir über den Zuſammenhang des intellektuellen Lebens Manches klar gemacht haben."

„Allerdings, aber ich fürchte, ich habe mich in der letzten Zeit mit der Wirklichkeit zu ſehr beſchäftigt, als daß mir dadurch nicht manche der ideellen Errungenſchaften, welche ich Ihrer liebevollen Mühewaltung verdankte, ganz oder wenigſtens theilweiſe verloren gegangen ſein ſollte. Und außerdem —"

„Außerdem?"

„Nun, außerdem muß ich geſtehen — doch ich beſorge, ich könnte Sie beleidigen."

„Mich beleidigen? Womit denn? Was wollteſt du ſagen?“

„Ich wollte ſagen, daß meine Achtung vor der deutſchen Wiſſenſchaft ſehr geſunken iſt, ſeit ich bemerkte, wie unbeholfen, um nicht zu ſagen wie albern, ihre gefeiertſten Vertreter ſich anſtellten, als man ſie zum Handeln auf die Bühne des wirklichen Lebens berief.“

„Ah ſo, du meinſt die betrübte frankfurter Geſchichte, nicht? Nun ja, da iſt freilich und leider mehr Theorie als Praxis entwickelt worden. Aber ſollteſt auch du der Anſicht ſein, das Werk ſei der Art geweſen, daß es die Männer der Wiſſenſchaft allein zu Ende führen konnten? Auch ſie haben ſchwer geirrt und viel geſündigt, keine Frage. Aber wer hat das nicht in dieſer verworrenen Zeit? Ich weiß recht wohl, daß es jetzt Mode iſt, das ganze Unheil, zu dem die große Sache ausgeſchlagen, den Gelehrten in die Schuhe zu ſchieben. Das iſt ſo bequem, und ich will mich nicht weiter in dieſes traurige Thema hineinreden, will nicht ſprechen von dem Uebelwollen rechts, von dem Unverſtande links, von der Feigheit in der Mitte; aber das ſage ich — und du glaube mir altem Manne, der auch weiß, was die Frage nach einem deutſchen Vaterland zu bedeuten hat —: wenn es in Deutſchland je dahin kommen ſollte, was ich aber nicht glauben will, wenn es je dahin kommen ſollte, daß die Altäre der Wiſſenſchaft von roh praktiſchen Fäuſten umgeſtürzt und ihre Prieſter verhöhnt und verjagt würden, wenn das Veſtafeuer des Ideals, welches auf dieſen Altären flammt, in den Koth geworfen und ausgelöſcht würde, dann und nur dann iſt die Zeit gekommen, wo unſere Saatfelder von den Hufen der Koſakenpferde zermalmt werden und unſeren Jungfrauen mit brutaler Gewaltthat Mongolenblut eingeimpft wird. — Ach", fuhr er fort, als ſeine Zuhörer ſchwiegen und die Gräfin ihn erwartungsvoll anſah, „ich begreife die Jugend nicht mehr. Einzelne Mißgriffe ſollen nicht einmal das Alter, geſchweige die Jugend entmuthigen. Iſt denn je etwas Großes und Dauerndes plötzlich gekommen? Pallas Athene ſprang freilich in voller Kraft und Rüſtung in die Welt, aber hatte ſie der göttliche Vater nicht vorher lange in ſeinem Haupte getragen? Macht die Geſchichte Sprünge? Und wenn ſie ſolche zuweilen macht, wie in Frankreich, folgt dann dem Vorſprung nicht ſogleich der Rückſprung? Oh, über die reſignirte Altklugheit, den blaſirten Skepticiſmus, die mürriſche Verdroſſenheit unſerer Jugend! Das iſt mir das bedrohlichſte Symptom unſerer Zeit. Muß man denn verzagen, wenn nicht alle Blüthenträume reiften? Schüttet nicht jeder neue Frühling neue über die Erde aus? Wenn ich der Tage meiner eigenen Jugend denke, wie wird mir da leicht und froh ums Herz! Wie waren wir genügſam und ſtrebſam, hingebend und begeiſtert!"

„Sie mochten und konnten es ſein", bemerkte Robert. „Wenn auch unſer Vaterland vor fünfzig Jahren in politiſcher und ſocialer Hinſicht nicht beſſer daran war als jetzt, ſondern — ich gebe es zu — eher noch ſchlimmer, ie war doch ein wahrhaft Großes, Einigendes, Bindendes und Erlöſendes im Leben der zerſplitterten Nation: der üppig und herrlich treibende Mai ſeiner geiſtigen Kultur, wo alles aus Samen und Knoſpen in Blumen und Blüthen ſchoß. Da durfte man ſich doch für etwas begeiſtern, man konnte es, man hatte einen Gegenſtand für ſeinen jugendlichen Enthuſiasmus."

„Ja", verſetzte der Pfarrer, „es war eine ſchöne Zeit und ich ſegne mein Geſchick, daß der Blick von mehr als einem Heros jener Tage mich geſtreift. Ich glaube manchmal, das Feuer, welches von den Augen jener göttergleichen Menſchen ausging, hat die Flamme der Begeiſterung und der Hoffnung in mir wacherhalten bis zu dieſer Zeit."

Der Greis brach ab und blickte mit leuchtenden Augen über den See zu den ewigen Bergkoloſſen hinüber. Offenbar traten ihm Bilder aus früheren Tagen vor die Seele. Seine Gäſte achteten die ſtumme Freude des alten Herrn an ſeinen Erinnerungen und ſchwiegen lange. Dann ſagte die Gräfin:

„Ich ſehe Ihren Augen an, hochwürdiger Freund, daß die Erinnerung an eine ſchöne Stunde in Ihnen aufgeſtiegen. Dürften wir Ihnen zumuthen, auch uns dieſe Gedächtnißfeier mitbegehen zu laſſen?"

„Freilich, liebe Kinder. Ich dachte gerade an Stunden, die zu den ſchönſten meines Lebens gehören, und recht gern will ich euch davon erzählen."

Er ſchenkte ſein Glas voll, trank und begann:

„Du weißt, Robert, und auch Ihnen, gnädige Frau, habe ich es ſchon früher mitgetheilt, daß mein Bildungsgang von dem der Jünglinge verſchieden war, welche ſich hier zu Lande dem geiſtlichen Stande widmeten, damals, als ich jung war. Aufrichtig geſtanden, ich hätte überhaupt lieber ein anderes Studium ergriffen als das der Theologie, allein ich durfte meiner guten Mutter nicht das Herzeleid anthun, ihre ſchönſte Hoffnung, den Sohn auf der Kanzel und am Altar zu erblicken, getäuſcht zu ſehen. Weil aber zufällige Umſtände den Kreis meiner Vorſtellungen frühzeitig erweitert hatten, weil der Drang, mich zu bilden und ein Stück von der Welt zu ſehen, in mir lebhafter war als in meinen Mitkloſterſchülern, weil endlich auch der ſchöne Hof meiner Eltern drüben in Malzſtetten hinlängliche Mittel gewährte, ſo ſetzte ich es durch, daß ich vor meinem Eintritt in das biſchöfliche Seminar, wo ich die Weihen erhalten ſollte, für drei oder vier Jahre Freiheit erhielt, die Univerſitäten ‚draußen im Reich' zu beſuchen. Es ging das gar nicht ſo leicht, aber meine Mutter ſtand mir treulich bei, indem ſie nur die Bedingung machte, daß ich nicht als Abtrünniger vom wahren Glauben heimkehren ſollte. Ich werde nie den zweifelnd forſchenden, ängſtlich geſpannten Blick vergeſſen, welchen die Treffliche auf mich heftete, als ich nach vierjähriger Abweſenheit wiederkehrte. Ich konnte ſie beruhigen. Was auch in mir vorgegangen inzwiſchen, das Pflichtgefühl war ſtärker als alles Andere, ich durfte dieſes fromme und treue Herz nicht brechen: die Mutter ſah mich im Chorrock und

Meßgewand. Doch davon wollte ich ja nicht ſprechen. Ich war nach Göttingen und von da nach Jena gegangen, welches damals von Studenten aus beinahe allen Gegenden Deutſchlands wimmelte. Das war ein Leben! Ich warf mich mit ganzer Seele in das bunte, geräuſchvolle Treiben, ja, und ich ſchüchterner Menſch, ob deſſen Haupt ſchon drohend die Scheere der Tonſur ſchwebte, wurde ein recht flotter Burſche, ein anerkannter Trinker, ein gefürchteter Schläger. Gewiß, an dem deutſchen Studentenleben von damals waren Auswüchſe genug zu bemerken; es ging recht tumultuariſch zu und war uns, mit den Geſellen in Auerbachs Keller zu ſprechen, mitunter ‚ganz kanibaliſch wohl‘. Aber über all das Lärmen und Toben war doch wieder das Streben nach Höherem, der Glaube an das Ideal wie eine glänzende Lichtwolke gebreitet. Dieſe wilde Jugend fühlte denn doch, daß ſie ein Stück deutſcher Zukunft in der Bruſt trug. Nicht immer wurde gezecht, gepaukt, geraſt, es wurde auch gedacht und gelernt. Wir lebten inmitten der großen Gedanken jener Zeit, welcher die Kreiſe der deutſchen Intelligenz ins Unermeßliche ausgedehnt hat. Nur der ganz Unempfängliche vermochte ſich gegen das die ganze geiſtige Atmoſphäre erfüllende göttliche Fluidum abzuſchließen.

Reinhold hatte von Jena ſeine außerordentlich wirkſame Propaganda für die kant'ſche Philoſophie ausgehen laſſen. Dann war Fichte aufgetreten, welcher den freien philoſophiſchen Gedanken in Formen eines männlichen Stolzes goß, wie er in Deutſchland noch nicht vergekommen, Fichte, der um die Charakterbildung der Deutſchen größere Verdienſte hat als irgend ein anderer Gelehrter. Nach Fichte kam Schelling, in vollſter jugendlicher Friſche und Kraft die blendenden Blitze ſeiner naturphiloſophiſchen Ideen und Viſionen von beredſamer Lippe ſchleudernd. Mit ihm lebten und ſtrebten die Apoſtel der Romantik, welche damals noch jung und hold und ſchön war: der kenntnißreiche, formgewandte Schlegel, der vielſeitig geniale Tieck, der tiefſinnige Novalis, von dem man mit Recht ſagen kann, daß ſich ihm die Natur in der ganzen geheimnißvollen Schönheit ihrer Nacktheit gezeigt habe. Und drüben im nahen Weimar! Da lebten Wieland und Herder, Goethe und Schiller. Ab und zu kam Jean Paul aus ſeinem Fichtelgebirge herauf und kamen die Brüder Humboldt aus den Marken herab. Wo, frage ich, iſt ein Volk, das in ſeiner ganzen Geſchichte auf ſo engem Raume eine ſolche Fülle geiſtiger Größe vereinigte? Wo eine Nation, die ein Freundſchaftsverhältniß aufzuweiſen hätte wie das zwiſchen dem Dichter des Fauſt und dem des Wallenſtein? Haltet das Verhältniß Voltaire's und Rouſſeau's dagegen und ihr werdet deutlich erkennen, daß jene beiden Unſterblichen nicht nur durch ihre Werke, ſondern auch durch ihre Freundſchaft den deutſchen Namen verherrlicht haben.

Doch Verzeihung, meine Freunde", fuhr der Greis fort, „daß ich mich ſo habe gehen laſſen, ſtatt ſogleich auf das zu kommen, was ich eigentlich im Auge hatte.

Es war im Sommer 1803. Wir waren in hellen Haufen von Jena nach Lauchſtädt gewandert, denn dort ſollte von der weimarer Truppe Schillers neue Tragödie, die Braut von Meſſina, in Gegenwart des Dichters zur Darſtellung kommen. Kommilitonen aus Leipzig und Halle geſellten ſich in den Straßen des Badeortes zu uns und wir alle brannten auf die Eröffnung des Theaters. Heutzutage weiß man gar nichts mehr davon, daß das Inſcenegehen eines ſolchen Werkes vor fünfzig Jahren als eine nationale Angelegenheit betrachtet wurde. Wenigſtens die Jugend ſah dem Erſcheinen eines neuen Schiller'ſchen Dramas mit regſter Theilnahme entgegen, während ſie, ſoweit meine Kenntniß reicht, dermalen in ihrer vornehmen Blaſirtheit das Theater überhaupt nur noch als einen untergeordneten Zeitvertreib betrachtet. Freilich, es iſt auch darnach. Nun wohl, wir hatten das Parterre im Nu beſetzt, als die ſchon vorher von uns belagerte Thüre zu dem Tempel Melpomene's, wie man damals ſagte und ſagen durfte, geöffnet wurde. Ein Gemurmel: ‚Der Dichter iſt in ſeine Loge getreten!' lief von den vorderen Bänken nach hinten und alsbald ſchütterte die Decke des Hauſes von unſerem enthuſiaſtiſchen Zuruf. Der Vorhang hob ſich und eine wahrhaft andächtige Stille trat ſofort an die Stelle des Tumults. Wie das große Trauerſpiel von Scene zu Scene vorrückte, ſteigerte ſich die athemloſe Spannung der Zuhörer. Es war, als wollte die Natur den gewaltigen Eindruck des Stückes verſtärken. Der Tag war heiß geweſen und ein ſchweres Gewitter am abendlichen Himmel heraufgezogen. Einzelne dumpfe Donnerſchläge hatten ſchon während der erſten Akte wie ‚Fußtritte des Schickſals‘ von draußen hereingeklungen. Da, als die Tragödie ihrem Ende zudrängte, brach das Gewitter, ſenkrecht über dem Hauſe ſtehend, in ſeiner ganzen Majeſtät los. Anfangs ſchien die Verſtellung ſtecken zu wollen, weibliche Angſtſchreie wurden in den Logen laut und die Schauſpieler ſelbſt ſahen beſtürzt darein. Aber ſie waren wirkliche Künſtler, ſie begriffen inſtinktmäßig, wie das Mitſpielen der Natur zu benutzen ſei. Es war denn auch von prächtigſter Wirkung, als die Worte des Chorführers Cajetan:

> Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
> Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
> Da, da fühlen ſich alle Herzen
> In des furchtbaren Schickſals Gewalt —

von wirklichem und langnachhallendem Donnergeroll begleitet wurden. Und der erſchütternde Eindruck ſollte ſich zu erhabenem Grauſen ſteigern. Iſabella ſtand neben der Bahre, auf welcher die Leiche ihres ermordeten Sohnes lag. Sie warf den empöreriſchen Ausbruch ihres Mutterſchmerzes dem Himmel entgegen:

> Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut,
> Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
> Warum beſuchen wir die heil’gen Häuſer
> Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
> Gutmüth’ge Thoren, was gewinnen wir

> Mit unſerm Glauben? So unmöglich iſt's,
> Die Götter, die hochwohnenden zu treffen,
> Als in den Mond mit einem Pfeil zu ſchießen.
> Vermauert iſt dem Sterblichen die Zukunft
> Und kein Gebet durchbohrt den eh'rnen Himmel.
> Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
> Die Sterne ſo ſich oder anders fügen:
> Nicht Sinn iſt in dem Buche der Natur!

Da, ein entſetzlicher Donnerſchlag! Und als nun unter dem Verhallen deſſelben der Chor uniſono mit den ſtrafenden Worten einfiel:

> Halt ein, Unglückliche, die Götter leben —
> Erkenne ſie, die furchtbar dich umgeben!

da war in allen Herzen die lebhafteſte Ahnung vom Zugegenſein jenes Ewigen, Geheimnißvollen, welches die Alten Fatum, wir ſittliche Nothwendigkeit nennen. Dem Dichter ſelbſt ſchien die Bedeutung der Schickſalsidee ſeiner Tragödie jetzt erſt recht aufgegangen zu ſein. Weit vorgebeugten Hauptes, mit marmorblaſſen Zügen ſaß er in ſeiner Loge. Ihn, wie uns alle, ergriff es mit wunderbarer Gewalt, als jetzt der Chorführer Berengar ſprach:

> Eherner Füße
> Rauſchen vernehm' ich,
> Hölliſcher Schlangen
> Ziſchendes Tönen —
> Ich erkenne der Furien Schritt!

Mit den letzten in der Ferne verhallenden Schlägen des Gewitters ſchloß groß und feierlich das Trauerſpiel.

Ich nahm davon einen Eindruck mit mir, der in meiner Seele nachbebt, ſo oft ich jener Stunde eingedenk bin, und ich bin es oft. Ich habe viel erlebt, meine Freunde, vielleicht darf ich auch ſagen, daß ich viel geſtrebt, gekämpft und gelitten. Aber reiner und höher geſtimmt, dem ‚Weltgeiſt näher‘ als damals habe ich mein Weſen nie empfunden. Es war eine Stunde der Weihe, das Göttliche in mir war wach geworden. Das iſt die Macht des Genius — wehe dem Geſchlechte, welches nicht mehr an ihn glaubt!“

Der alte Herr ſchwieg und blickte nachdenklich in das Glas, bevor er es langſam an die Lippen führte.

Die Gräfin ließ einige Minuten vergehen, bevor ſie ſagte:

„Ihre Erzählung, hochwürdiger Freund, iſt noch nicht zu Ende, nicht wahr?“

„Sie haben es errathen, gnädige Frau“, erwiderte der Pfarrer. „Jener Abend ſollte heiter und ſchön enden. Das Gewitter war vorüber, als die Zuſchauermenge aus dem Theater ſtrömte. Der Himmel hatte ſich aufgehellt und klar leuchteten die ewigen Sterne. Wie von ſelbſt bildete ſich eine Doppelreihe, um dem heraustretenden Dichter Dank und Ehre zu erweiſen. Er kam. ‚Hüte ab!‘ erſcholl es, und während er zwiſchen uns hindurchging, ſah ich Väter ihre Knaben, Mütter ihre Mädchen emporheben, um ihnen den theuren Mann zu zeigen. Ueberall ſummte es ehrfurchtsvoll: ‚Das iſt er! Das iſt

Schiller!" Uns Studenten aber genügte das noch nicht. Wir trieben eine herumziehende Muſikbande auf, Fackeln wurden herbeigeſchafft und ſo rückten wir dem Dichter mit Muſik und Geſang und Fackelſchwingen vor das Haus, ihm eine Serenade zu bringen. Als ſein Wirth uns benachrichtigte, der Dichter wünſche uns ſeinen Dank zu ſagen, da hättet ihr ſehen ſollen, wie wir uns nach ſeinem Zimmer drängten, ſo viele nur immer hineingehen wollten. Wie waren wir entzückt, als ſich der große Mann ganz kordial gegen uns benahm! Er war eben im Begriffe geweſen, zu Bette zu gehen, und empfing uns in Hemdärmeln. Das war uns gerade recht. Einer von uns hatte einen prächtigen Einfall. Der Vater eines der Unſerigen, ein reicher Mann, welcher in Lauchſtädt daheim war, hatte uns alle zu einem ſtudentiſchen Schmaus in ſeinen Gartenſaal geladen. Wie, wenn man den Dichter bäte, das Mahl durch ſeine Anweſenheit zu krönen? Gedacht, gethan. Einer machte den Sprecher und brachte die Einladung vor. Sie mießfiel offenbar nicht, doch zauderte Schiller einen Augenblick. Da, was thaten wir tollen Burſchen? Einer ergriff des Dichters Chabot, ein anderer die Weſte, ein dritter den Rock, ein vierter den Hut und ſo umgaben wir wie dienſtthuende Kammerherren den Gefeierten. Lachend fuhr er in die Kleider und im Triumphe brachten wir ihn auf den Schauplatz des Feſtes. Das war ein ſolches, obwohl wir nicht koſtbaren Rebenſaft, ſondern nur naumburger Bier zechten. Was fragten wir nach dem Stoff? Der

Geiſt war ja mit uns. Die Töchter des Hauſes kamen mit einem Kranz von Roſen und Lorbeeren herein, den ſie in der Eile gewunden, und ſetzten ihn ſchüchtern dem erlauchten Gaſt auf das Haupt. Er ſtand auf und läſſig den Kranz in der Linken haltend redete er uns an. Er ſprach von der Bedeutung der Kunſt für das Leben der Nation, von der erziehenden Macht des Schönen. In kurzen Sätzen wußte er dieſen Gedanken, den eigenſten Kern ſeines Dichtens, mit der Würde eines Propheten darzulegen. Dann kam er auf die Stellung der ſtudirenden Jugend zu reden und legte uns ans Herz, wie wir es ſeien, die ſpäter in mannichfaltigen Lebenskreiſen die ideale Seite des Lebens dem Volke zugänglich machen könnten, um, wie er ſagte, den Seelenſchlummer deſſelben zu brechen und die erlöſende und befreiende Gewalt der Schönheit demſelben fühlbar und nutzbar zu machen. Noch ſehe ich den Unſterblichen vor mir, wie er ſo redete. Die hohe Geſtalt etwas gebeugt von der Noth des Lebens, um den Mund einen Schmerzenszug des Leidens und der Reſignation, die Wangen bleich und abgemagert, aber das Feuer des Genies im Blicke und die Stirne ſtralend von dem Widerſchein der göttlichen Gedanken, welche unter ihr wohnten. Als er geendet, ſtimmte die Muſik das Lied an die Freude an und wir fielen jubelnd ein. Dann ein Händedrücken und Umarmen, ein Aufſchwung jauchzender Begeiſterung. Das Nachgefühl des Händedrucks, welchen auch ich unter unendlichen: ‚Vivat Schiller!‘ von dem großen Dichter und

Denker erhielt, ich möchte es nicht um alle Diplome und Ordensbänder der Welt hingeben.“

Robert konnte bei dieſer enthuſiaſtiſchen Aeußerung ein Lächeln nicht ganz verbergen. Frieding bemerkte es und rief voll Eifer:

„Ja, ſo ſeid ihr jungen Leute von heute! Kritiſche Kälte im Herzen, ein ſkeptiſches Lächeln auf den Lippen. Ihr habt keinen Glauben mehr, weder an die Menſchheit, noch an das Ideal, noch auch an euch ſelber. Daher geht euch die Begeiſterung ab, die Leidenſchaft, ohne welche doch nichts Rechtes und Großes in der Welt geſchieht. Nicht der klügelnde Verſtand thut Wunder, ſondern der heilige Enthuſiasmus. Ein echter Prieſter und Prediger deſſelben war eben unſer theurer Freund Schiller. Ihm ſchulden die Deutſchen eine unermeßliche Summe des Dankes und deßhalb wandelt mich immer ein rechtes Herzweh an, wenn ich jämmerliche Bübchen das Standbild des Unſterblichen frech mit dem Koth der albernen Kritik bewerfen ſehe. Man ſollte ihnen die Ruthe geben.“

„Ihre Philippika, verehrter Freund und Lehrer, iſt nicht unbegründet“, bemerkte Robert. „Mich freilich trifft ſie nicht, denn die Achtung, welche Sie mir für die Verherrlicher des deutſchen Namens eingeflößt haben, ſie wurde im Verlaufe der Zeit in mir nicht ſchwächer, ſondern nur ſtärker. Von ganzem Herzen ſtimme ich Ihnen bei, wenn Sie die leidige Sucht tadeln, welche in unſeren Tagen in ſo viele Leute gefahren iſt, die

Sucht, das Herrliche und Hohe zu dem Niveau ihrer eigenen Gemeinheit herabzuziehen. Dieſer Gleichheitsſchwindel iſt, wenn ich ihn recht verſtehe, der eigentliche Fluch unſerer Zeit. Und dieſe gegen alle die ewigen Geſetze der Natur und des Geiſtes anſtürmende Tollheit nennen ſie Demokratie. Als ob nicht jeder ungewöhnliche Menſch, ſei er unter der Kuppel eines Palaſtes, ſei er unter dem Strohdach einer Tagelöhnerhütte geboren, ſeinem eigenſten Weſen nach ein Ariſtokrat wäre! Freilich, jede Zeit muß ihren Schwindel haben, und wenn ich meinestheils ſehr geneigt bin, das große und ſchöpferiſche Walten des deutſchen Geiſtes anzuerkennen, welches in den letzten Decennien des vorigen und in den erſten des gegenwärtigen Jahrhunderts zu Tage getreten, ſo werden Sie mir dagegen auch zugeben, daß in der Gegenwart manches Schwindelhafte von damals überwunden iſt. Erinnern wir uns nur der geheimbündleriſchen Spielereien jener Zeit, der ſüßlichen Briefwechſelei, Lorenzo-Doſen-Freundſchaftlerei, des wunderlichen Ineinanderſpielens von Frivolität und Myſticiſmus. Wir ſind denn doch im Ganzen ernſter und ich möchte ſagen ſolider geworden. Namentlich ſind wir über die unklare koſmopolitiſche Schwärmerei hinaus und haben angefangen zu begreifen, daß nur auf dem Boden der Nationalität eine geſunde Entwickelung möglich iſt. Wäre nur dieſe Ueberzeugung erſt kräftiger und allgemeiner, wäre es nur der Jugend vergönnt, innerhalb derſelben ihre Kräfte zu entfalten!“

„Hm, lieber Robert“, verſetzte der Pfarrer, „ich fürchte, du haſt unſere Uebungen in der Logik ſo ziemlich vergeſſen. Wenigſtens kommt mir, aufrichtig geſtanden, dein Gedankengang nicht ſehr logiſch vor. Vorhin beklagteſt du, daß die Jugend heutzutage keine rechten Anhaltspunkte für ihren Enthuſiaſmus habe, und dennoch ſcheinſt du jetzt die Gegenwart auf Koſten der Zeit, in welcher ich jung war, erheben zu wollen. Ich darf wohl ſagen, daß ich mich von der Schwäche des Alters, die Gegenwart mit ſchelen Augen anzuſehen, ſo ziemlich frei erhalten habe, und weil ich nicht leugne, daß auch die Gegenwart ihre Vorzüge habe, mag es mir erlaubt ſein, einen Blick der Pietät auf die Vergangenheit zu werfen. Du erwähnteſt tadelnd unſerer damaligen koſmopolitiſchen Richtung. War es aber nicht gerade die Idee des Weltbürgerthums, welche recht eigentlich das Gefühl der Menſchenwürde in den Deutſchen weckte? Heutzutage mag das als Schwärmerei erſcheinen, was damals ſchlechterdings nöthig war, um uns von der triſten Barbarei des Mittelalters zu erlöſen, von einer Barbarei, welche Gauner und Narren uns dermalen wieder als den glückſeligſten Zuſtand anzuempfehlen ſich erfrechen. Hat die Philoſophie unſerer Tage auch nur einen wahrhaft neuen und fruchtbaren Gedanken hervorgebracht? Man redet jetzt auf der äußerſten Linken ſo viel vom Evangelium des Humaniſmus! Aber wo iſt ein Produkt deſſelben, welches ſich mit Leſſings Nathan auch nur entfernt vergleichen ließe? Und Tauſende und aber Tauſende von Menſchen hat damals dieſe herrliche Schöpfung des humaniſirten deutſchen Geiſtes erquickt, veredelt, erhoben: heutzutage nennt man ſie einen rationaliſtiſchen Quark. Wie viele gibt es denn wohl dermalen in Deutſchland, die es ſich klar machen, welchen wahrhaft befreienden Einfluß Goethe und Schiller auf ihre Zeitgenoſſen geübt? Heißt nicht jetzt jener dem einen ein blinder Heide, dem andern ein geſinnungsloſer Fürſtenknecht? Wird dieſer nicht ein phantaſtiſcher Rhetor geſcholten? Und es iſt nicht wahr, daß unſere klaſſiſche Literatur einen verſchwommenen Kosmopolitiſmus geſtiftet. Allerdings war es ihre zunächſt liegende Aufgabe, die Deutſchen aus mittelalterlichen Krautjunkern und Spießbürgern zu Menſchen zu machen. Sie konnte vorerſt nur das humane Element kultiviren, denn wo war ein nationales? Aber auf den Höhepunkten ihrer Wirkſamkeit ſehen wir ſie ein ſolches ſchon aus ſich herausbilden. Sind Schillers Wallenſtein und Tell, Goethe's Hermann und Dorothea nicht nationale Schöpfungen im edelſten Sinne des Wortes? War nicht die liebevolle Theilnahme, womit alle Empfänglichen in der Nation die Begründung unſerer intellektuellen Herrſchaft über Europa begleiteten, zugleich der Haupthebel zur Wiederherſtellung des Nationalbewußtſeins? Und dann die mächtige Förderung, welche dieſes von ſeiten der Romantik erfuhr! Was auch die ſpäteren Verſündigungen dieſer großen geiſtigen Bewegung ſein mochten, ihre Anfänge waren ſchön und preiswürdig. Zu unſerer Klaſſik als eine nothwendige Ergänzung getreten, hat ſie unzählige Quellen einer nationalen Exiſtenz unſeres Volkes unter dem Schutte der Jahrhunderte wieder hervorgegraben. Daß politiſche und religiöſe Verkehrtheit getrachtet hat und trachtet, dieſe Quellen zu trüben und zu vergiften, iſt eine traurige Wahrheit; aber ſie wieder zu läutern und ihre erfriſchenden Fluten in die Kanäle des Volkslebens zu leiten, iſt für den redlichen und mannhaften Willen keine Unmöglichkeit. Dieſen Willen, ich ſage es mit Schmerz, vermiſſe ich bei unſerer Jugend von heute. Oh, beſäße ſie den Glauben an das Ideal ſtatt ihrer Proſa, materieller Genußſucht, lärmende Begeiſterung ſtatt der Verdroſſenheit der Ueberreife, naive Schwärmerei ſtatt ſkeptiſcher Altklugheit, welche Ziele würden ihr winken! Die Fülle unſerer geiſtigen Errungenſchaft in Handlung zu überſetzen, das deutſche Wiſſen zur That zu machen, alles einzuſetzen, um dieſes hölliſche Princip der Geldherrſchaft zu ſtürzen, welches den Menſchen Stirnen von Bronze und Herzen ſo hart wie der untere Mühlſtein verleiht, wären das nicht Aufgaben, welche die Geiſter der Jugend emporflügeln, ihre Seelen mit edler Leidenſchaft erfüllen ſollten? Freilich, Genügſamkeit müßte ſie vor allen Dingen wieder lernen und entſagen müßte ſie jener Großmannsſucht, deren überſtiegene Anſprüche nicht befriedigt werden können. Wäre nicht auch die Jugend vom entnervendſten Egoiſmus angefreſſen, verzehrte nicht auch ſie ſich in dem finſteren Unmuth, welcher aus ſelbſtſüchtigem Streben zuletzt immer mit Nothwendigkeit reſultirt, fürwahr, alle die Wirrſale unſerer Tage ſollten mich nicht in meinem Hoffen auf die Zukunft beirren. Aber — aber", fuhr der eifrige Greis fort, in ſeinen Papieren kramend und unter den gelehrten Büchern auf dem Tiſche einen modiſch-eleganten Duodezband hervorziehend, „da hören Sie einen der modernſten Poeten, deſſen Gedichte mir Sie, gnädige Frau, vor einigen Tagen zugeſchickt haben, hören Sie die Beichte ‚eines Kindes des Jahrhunderts', eines Mannes, welcher, kaum dreißig Jahre alt, in ein frühes und blutiges Grab ſank.

Zum Guten wie zum Böſen ſind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen.
Kaum aus der Wiege, haben wir ſchon viel
Von unſrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben wie ein Weg,
Der endlos eben fortläuft ohne Ziel,
Ermüdet uns gleich einem fremden Feſte,
Dem wir zuſchauen, theilnahmloſe Gäſte:
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken
Und ohne Kampf ſoll uns der Sieg beglücken.
Wir ſelbſt ſind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgeſtreift
Und fallend zwiſchen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geſchmack erfreuend, nicht den Blick,
Und kommt die Zeit, wo alles blüht und treibt,
Trifft ſie nur der Verweſung früh Geſchick.
Wir haben nicht die Kraft der Leidenſchaft
Und auch nicht der Entſagung Willenskraft.
Feig fürchten wir die Menſchen mehr als Gott
Und weniger die Sünde als den Spott.

Und dann weiter, hören Sie nur:

Kalt, ungerührt läßt uns das wahrhaft Schöne,
Der Dichtung Träume und der Kunſt Geſtalten
Und des Geſanges weihevolle Töne
Sind für uns nicht ein Quell der Seligkeit.
Wir ſuchen ängſtlich in uns feſtzuhalten
Die Reſte des Gefühls vergang'ner Zeit.
Das Gute keimt in unſrer Bruſt vergebens,
Früh ſtreift ſich von uns ab der Blüthenſtaub des Lebens;
Wir bergen unſre Gaben nutzlos, ſtill
Und lieben, haſſen, wie's der Zufall will;
Kalt bleibt die Seele, das Gemüth,
Derweil das Blut in unſern Adern glüht.

Iſt das nicht ein ſchreckliches Bekenntniß der Jugend des neunzehnten Jahrhunderts, um ſo ſchrecklicher, je wahrer es iſt? Wo ſoll es hinaus mit dieſer geiſtigen Greiſenhaftigkeit, die noch ſchlimmer, noch viel ſchlimmer iſt als die leibliche? Was ſagen Sie dazu, meine Freunde? Wie?“

Der alte Herr hätte noch lange ſo fortſprechen können, ohne Oppoſition befürchten zu müſſen. Robert war von einer Zerſtreuung angewandelt, welche ſelbſt die innige Achtung, die er vor ſeinem ehemaligen Lehrer hegte, nicht zu bewältigen vermochte. Vielleicht hatte er vieles von dem, was Frieding vorbrachte, gar nicht gehört, denn als jetzt die Frage, womit jener ſchloß, an ſein Ohr ſchlug, brachte er eine ſo verworrene Antwort vor, daß ſeine Verlegenheit ſogar dem ländlichen Gelehrten auffallen mußte. Die Gräfin kam ihm zu Hülfe.

„Sie ſehen die Gegenwart trübe an, hochwürdiger Herr“, ſagte ſie, „und doch, ich gebe es zu, kaum zu trübe. Aber ich möchte, ſoweit mir überhaupt die Sachlage klar iſt, die Behauptung wagen, daß die Generation, zu welcher auch ich gehöre, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen ſei. Es iſt wahr, auch die Jugend iſt von dem grenzenloſen Unbehagen erfüllt, welches gegenwärtig wie eine graue Staubdecke auf der Geſellſchaft liegt, auch ſie kann ſich nicht mehr harmlos den Empfindungen und Freuden ihres Alters überlaſſen, auch ſie hat die unbefangene Antheilnahme an den Erſcheinungen des Schönen verloren. Das ſelbſtſüchtige Wettrennen nach materiellen Zielen hat auch die Jugend in ſeine das Herz austrocknende Raſtloſigkeit hineingezogen. Es iſt traurig zu ſagen und kann doch nicht geleugnet werden, wir vermögen uns in die idealiſtiſche Stimmung der Zeit, aus welcher Sie uns, theurer Freund, vorhin ein ſo ſchönes Bild vorgeführt, nur noch auf dem künſtlichen Wege der Reflexion zu verſetzen. Können wir uns doch, wenn uns ein neuer Dichter begegnet, ſchon nur noch mit Mühe der leidigen Angewöhnung entſchlagen, vor allem zu fragen, aus welchem Parteilager er komme. Schon das reicht hin, uns die reine Freude an Kunſt und Poeſie zu vergällen. Das wirre Durcheinander, die unklaren Strömungen und unſauberen Gegenſtrömungen, das verbitterte und, bei Lichte betrachtet, ganz unproduktive Gezänke auf dem ideellen Gebiete haben den Sinn der Jugend von dieſem abgelenkt und ſie dem Materialiſmus in die Arme geworfen, welcher keine Anſtrengung ſcheut, keine Mittel verachtet, um alle Hingabe an die Idee im Keime zu erſticken und aus dem reichen, farbenbunten Leben ein eintöniges Rechnungsexempel zu machen. Wie ſollte ſich die Jugend dieſer Proſa erwehren, ſie, die im Grunde zu jeder Zeit doch weiter nichts iſt als das Organ, durch welches die herrſchende Stimmung am aufrichtigſten ſich äußert?"

„Ach ja", erwiderte der Pfarrer mit einem Seufzer, „die Welt wird Proſa immer mehr. Wie ſehr hatte Platen Urſache, zürnend zu fragen:

Was hat das Ewige verſchuldet,
Daß man's nur nebenher noch duldet?"

Robert hatte ſich inzwiſchen bemüht, ſeine Gedanken zu dem Thema des Geſprächs zurückzulenken, und ſagte jetzt:

„Mir ſcheint, das iſt unſerer Zeit größter Jammer, daß es ihr ſo auffallend an Männern mangelt, das iſt, an heldiſchen Naturen. Unſerer modernſten Kultur wohnt eine ſolche Wuth der Nivellirung, Verflachung, Uniformirung inne, daß es ſchon als Sünde gilt, aus dem Troß hervorzuragen. Alles wird generaliſirt und nach der Schablone zugeſchnitten. Daher begegnet das Heroiſche, wo es ſich etwa zeigt, allgemeiner Anfeindung. Die kleinen Menſchen unſerer Zeit können keine Größe mehr ertragen: neben einer ſolchen erſcheint ihre eigene Kleinheit doch gar zu widerwärtig klein und verletzt ihre Eitelkeit. Das Heldiſche aber iſt das eigentliche Agens des weltgeſchichtlichen Proceſſes. Die Helden, worunter ich natürlich nicht blos ſoldatiſche verſtehe, machen die

Geſchichte. Ein Volk ohne Helden hat kein geſchichtliches Leben, ſondern vegetirt nur und ich fürchte, ins bloße Vegetiren gerathen wir Europäer immer mehr hinein. In dieſer Beziehung möchte ich im Preiſe der Zeit vor fünfzig Jahren mit Ihnen, hochwürdiger Herr, übereinſtimmen. Welche Heldengeſtalten zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts! Da waren Mirabeau, Danton und Napoleon, da Fox, Pitt, Nelſon und Wellington, da Koſzciuſko und Suwarow, da Goethe, Schiller, Fichte, Schill, Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, Stein und Speckbacher. Was haben wir gegen dieſe Männer, dieſe heldiſchen Charaktere einzuſetzen? Was gegen ihr Streben, ihre Thaten? Nur mechaniſche Erfindungen, wenn's hoch kommt. Die haben wir in Fülle, ja, und da ſie unſer einziger Stolz ſind, ſo kann es nicht wunder nehmen, daß das ganze Daſein immer mehr und mehr zu einem todten Mechaniſmus herabſinkt."

Die Gräfin zog ihren Shawl enger um die Schultern, da nach dem Untergang der Sonne ein kühler Wind von den Bergen herüberkam, und ſtand auf.

„Ich ſehe ſchon", ſagte ſie, „wir bringen unſere in mannichfache Diſſonanzen hineingerathene Unterhaltung heute nicht mehr zu einem harmoniſchen Reſultat, aber ich hoffe, hochwürdiger Freund, Sie kommen morgen zum Diner ins Schloß und überzeugen mich dann aufs neue von Ihrer Fähigkeit, auch die Gegenwart in tröſtlichem Lichte zu ſehen. Heute haben Sie ſich mir auch einmal ſo ziemlich als Peſſimiſt gezeigt, aber ich meine, der Optimiſmus ſtehe Ihnen weit beſſer zu Geſichte.“

„Ach, meine Gnädigſte“, verſetzte der Pfarrer, „wer kann für ſeine Stimmungen?“

Der alte Herr war ſehr ernſt geworden. Es ſchien ihn ſeit einigen Minuten etwas heimlich zu beunruhigen. Er ſah den beiden, als ſie ihm gute Nacht geſagt und den Gartenweg hinaufgingen, mit ſorglichen Blicken nach. Dann folgte er ihnen raſch und rief an der Gartenthüre ſeinen ehemaligen Zögling auf ein Wort zurück.

Robert kehrte um mit einem:

„Haben Sie mir noch etwas zu ſagen?“

Der ländliche Gelehrte blieb vor dem jungen Manne ſtehen und ſah ihm mit einem klaren, von väterlicher Zuneigung belebten Blick ins Geſicht.

Der junge Soldat ſenkte die Stirne.

„Robert“, ſagte der Pfarrer ſanft, aber voll Nachdruck, „du haſt heute ein gutes Wort geſprochen: jeder rechte Mann iſt ein Held. An ſich ſelbſt aber muß der Mann ſein Heldenthum nicht minder bewähren als an der Welt. In ſeiner eigenen Bruſt ſitzt oft ſein grimmigſter Feind. Weil ſie dieſen nicht bemeiſterten, wurde Napoleon aus einem Helden ein Komödiant, Danton ein Verbrecher. Denke daran! Ja, und was ich dir noch in Erinnerung bringen wollte, du haſt mir eine einläßliche ſchriftliche Darſtellung des Feldzugs in Italien verſprechen. Mich verlangt ſehr darnach, laß mich daher nicht mehr lange darauf warten. Es iſt nicht gut", ſetzte der Greis mit einem warmen Händedruck hinzu, „es iſt nicht gut, daß der Menſch müſſig ſei."

## 8.

## Memento!

„Und nun, liebe Vere, was haltet Ihr von dieſer Geſchichte?“

Der ſo fragte, ſchaukelte ſich mit in amerikaniſcher Manier an den Tiſchrand geſtemmten Füßen auf dem Stuhle und blickte ſchmunzelnd zu der Angeredeten hinüber, welche auf der Ofenbank ſitzend mit gewandter Hand die Spindel auf dem Boden tanzen ließ.

Es war eine im Alter ihres Geſellſchafters ſtehende Frau von ſchmächtiger, hagerer Figur. Sie trug die Tracht der Gegend, Schuhe mit hohen Hacken, rothe Strümpfe, den kurzen, ſchwarzen, bauſchigen, außerordentlich faltenreichen Rock, das ſchwarze Mieder, auf deſſen Bruſtſtück die Gelenke einer langen und ſchweren Silberkette mehrfach ſich kreuzten und verſchränkten, die weiten, ſorgfältig gefältelten Hemdärmel, endlich die ſchwarze lerhaube, deren mittels dünner Drahtſtäbchen geſteifte Seitenwände flügelartig von den Schläfen abſtanden.

Ihr Anzug zeugte durchweg von jener Reinlichkeit, welche an alten Leuten doppelt angenehm auffällt.

Das Geſicht der Traumlore war von einem ſo edlen Schnitt, daß es auch jetzt noch, obgleich gefurcht, blaß und derbe, mit Sicherheit ſchließen ließ, es müßte vor Zeiten ſehr ſchön geweſen ſein. Es war ein eigenthümlicher Ausdruck von Intelligenz darin und von verhaltener Leidenſchaft. Die ſtoiſche Ruhe dieſer Züge glich faſt der Aſchendecke einer Solfatara, unter welcher ſtill und tückiſch das vulkaniſche Feuer brodelt. Aus den ſchwarzen Augen mochte es zuweilen offen hervorſchlagen. Sonſt hatten dieſe Augen, welche mit den ſchneeweißen Brauen und Haaren ſeltſam kontraſtirten, jenen matten Metallglanz, welchen man, ſagen Pſychologen und Kriminaliſten, oft in den Augen von Verbrechern energiſcher Natur findet.

Das Stübchen, ehemals die Behauſung des Einſiedlers von Sankt-Georg, verrieth nichts von aſketiſcher Aermlichkeit und Vernachläſſigung. Es war, wie der Anzug ſeiner jetzigen Beſitzerin, höchſt reinlich gehalten und mit allem ländlichen Behagen eingerichtet. Schneeweiß war der Fußboden, kein Stäubchen auf den aus ſolidem Eichenholz gefertigten Möbeln, die meſſingenen Buckel an dem grünglaſirten Kachelofen funkelten hell. In einer Ecke ſtand ein mächtiger, ledergepolſterter Großvaterſtuhl, längs der einen Wand eine ſogenannte Bruck, das heißt, ein ländliches Ruhebett, das Sopha der Bauern dieſer Gegend, deſſen Kiſſen roth und weiß geſtreiftem Barchent überzogen waren. Ueber dieſer Bruck war ein Büchergeſtell angebracht und auch wirklich mit Büchern, meiſt mit ehrwürdig ausſehenden Quartbänden angefüllt. In die der Bruck gegenüberliegende Wand war eine Thüre eingelaſſen, welche in ein Nebengemach führte. Zwiſchen den beiden kleinen Fenſtern hing an dem vom Alter geſchwärzten Getäfel der Wand ein aus Stroh geflochtener Kranz. Dieſe ſonderbare Zierath umgab eine weißgetünchte Stelle, auf welcher in großen Buchſtaben das Wort Memento ſtand. Wahrſcheinlich rührte dieſe Inſchrift noch von dem Einſiedler her, denn wenn man den Kranz aufhob, ſo konnte man bemerken, daß derſelbe noch ein zweites Wort verbarg, mori, ein in Klöſtern und Einſiedeleien häufig an den Wänden ſtehender Spruch. Außerdem war nichts Auffallendes wahrzunehmen, denn die große getigerte Katze, welche vergnüglich ſchnurrend neben ihrer Herrin auf der Ofenbank ſaß, konnte doch wohl nicht für ſo etwas gelten. Dagegen hätte man es vielleicht bemerkenswerth finden können, daß in der Tiſchecke jener unausbleibliche Schmuck der Bauernſtuben dieſer Gegend fehlte, das Krucifix. Wenn die Landleute, welche mit mancherlei Anliegen die Behauſung der Traumlore aufſuchten, dieſen Mangel bemerkten, mußten ſie daraus den Schluß ziehen, es könne betreffs der Wiſſenſchaft der klugen Frau doch nicht ſo ganz mit rechten Dingen zugehen.

Die Lore ſpann ruhig fort, ihre Augen feſt auf den Strohkranz und deſſen düſtere Inſchrift gerichtet. Sie ſchien die Frage, womit Twerenbold eine ihr gemachte Mittheilung ſchloß, gar nicht zu beachten.

„Seid heute nicht ſehr geſprächig, kalkulir' ich", ſagte er und ſetzte, der Richtung ihres Blickes folgend, hinzu: „Aber, rechne, ich kann Euch ſagen, was Ihr denkt."

„Was?"

„Ihr denkt des Tages, wo jener verdammte Kranz dort —

„Still davon!"

„Wie Ihr wollt. Gibt es, kalkulir' ich, angenehmere Dinge, um davon zu reden. Und in allem Ernſt, es thut nicht gut, ſich ſo viel mit der leidigen Vergangenheit zu ſchaffen zu machen. Vorbei iſt vorbei."

„Ihr wißt recht gut, Achaz, daß es Dinge gibt, die, ob auch lange ſchon geſchehen, nie, nie vorbei ſind."

„Wohl, das hat ſeine Richtigkeit. Es gibt Urſachen, deren Wirkungen einer endloſen Schraube gleichen. Wäre dem nicht ſo, hätte ich, bei Jove! nicht ein Dokument in der Taſche, welches mir für meine alten Tage eine behagliche Exiſtenz ſichert. Wollte, Ihr hättet mitangeſehen, wie ich dieſe giftige Kröte, unſern Freund Veit, kleindrückte. War das, rechne ich, eine ganz allerliebſte, recht dramatiſche Scene."

„Nehmt Euch vor dem Veit in acht, Achaz."

„Vor dem Veit? Bah! der Kerl beſitzt nicht Muth genug, mir ins Geſicht zu ſehen."

„Und dennoch wird er Euch früher oder ſpäter ein Bein ſtellen. Er iſt das Faktotum des Grafen und —“

„Beiden muß, ganz abgeſehen von der mir zugeſicherten Rente, meine Heimkehr höchſt unangenehm ſein, wollt Ihr ſagen, nicht? Mag ich erſchoſſen werden, wenn ich das nicht ſo gut weiß als irgend jemand. Aber ſie werden es nicht wagen, mit mir anzubinden. Seht, Lore, ich gäbe eine meiner monatlichen Raten darum, wenn ich hätte mitanhören und mitanſehen können, wie der Schuft von Müller meine Botſchaft an den Grafen ausgerichtet hat. Kalkulire, wäre das herzerquickend für mich geweſen. War ich doch ein rechter Eſel, daß ich nicht ſelber meinen Geſandten machte. Hätte da das utile cum dulci gehabt, das heißt den Vortheil und den Spaß. Oh, es iſt ſüß für unſereinen, dieſe Erdengötter zu demüthigen, welche alles Ernſtes glauben, aus beſſerem Teig geknetet zu ſein als wir. Aus beſſerem? Höll' und Teufel! War der Stoff, aus welchem Ihr und ich geformt ſind, nicht urſprünglich ein guter, ein edler? Wer hat das verſäuernde Element in die Miſchung gebracht? Ihr wißt es, Lore. Bei allen hölliſchen Mächten, ich ſage, es war eine Eſelei, daß ich mir nicht den Genuß verſchaffte, den feigen Grimm, die zitternde Angſt, welche unſern Verderber bei der Nachricht von meiner Wiederkehr befallen haben müſſen, mit eigenen Augen zu ſehen.“

„Die Rache iſt ſüß!“

Dieſe Worte fielen von den blaſſen Lippen der Traumlore ſo ſchwer und langſam, als wären es Tropfen geſchmolzenen Bleies, und aus ihren Augen züngelte ein Blitz, vor deſſen grellem Lichte ſelbſt Twerenbold erſchrak.

„Jetzt erſt“, ſagte er nach einer Pauſe, „verſtehe ich, Lore, wie es gemeint war, als Ihr mir vor einigen Tagen ſagtet, daß Ihr nur zu dem Gott des alten Teſtamentes betet.“

„Ja“, verſetzte ſie eintönig, „ſo thue ich, denn Jehova iſt ein ſtarker und eifriger Gott und er iſt ein Gott der Rache.“

„Wohl, und ich ſchieße, kalkulir' ich, nicht fehl, wenn ich das alte Ding dort an der Wand für eine Art von Weiheopfer halte, dargebracht dieſem Gotte.“

„So iſt es. Ihr wißt, es iſt Brauch bei uns zu Lande, daß Kranke, wenn ſie geneſen, das Glied, an welchem der Schaden geſeſſen, in Wachs abgebildet in den Kirchen und Kapellen aufhängen, als Dankopfer. Ich nun habe fünfundzwanzig Jahre lang jenen Strohkranz mir vor Augen gehalten, freilich nicht als Symbol der Geneſung, ſondern der Erkrankung. Was Ihr mir vorhin erzähltet, ſcheint mir eine Bürgſchaft zu ſein, daß der alte Gott noch lebt und daß er nicht taub war für die glühenden Gebete, die ich zu ihm emporſandte ſeit jener dreimal verfluchten Stunde, wo jener Kranz mir die Stirne ſengte. Wenn ich damals nicht ſtarb, ſo war es, weil wie ein Blitz Gottes mich der Gedanke durchzuckte, es würde eine Stunde kommen, wo ich das Zeichen meiner Schmach dem Jehova als ein Rauchopfer würde darbringen können.“

Die Frau ſprach mit einer ſo ruhigen Energie und in ſo gewählten Ausdrücken, daß ihr Geſellſchafter ſich darüber verwundert haben müßte, hätte er nicht ihre Geſchichte gekannt. Ein Fremder würde die Redeweiſe der Traumlore mit ihrem Anzuge nicht haben reimen können. Aber auch auf Twerenbold übte ihr Gebaren einen ſo zu ſagen beherrſchenden Einfluß. Er enthielt ſich in ihrer Gegenwart ſeiner kyniſchen Gewohnheiten, wenn nicht völlig, doch nach Kräften, und die augenſcheinliche Achtung, welche er ihr gegenüber in ſein Benehmen legte, bildete einen charakteriſtiſchen Gegenſatz zu der ſouveränen Verachtung, womit er den Müller Veit behandelt hatte. Auch jetzt machte ſich der Eindruck bemerkbar, welchen die würdevolle, feſte Haltung und Sprache der Lore auf den verwilderten Menſchen hervorbrachte. Er zog ſeine Füße von dem Tiſchrande zurück, ſteckte die Kapſel mit Kautabak, welche er hervorgezogen, wieder in die Taſche, wahrſcheinlich aus Rückſicht für den blankgefegten Fußboden, und ſetzte ſich mit über der Bruſt gekreuzten Armen in eine anſtändige Stellung.

„Ihr habt jeder Zeit ein ſtarkes und ſtolzes Herz in der Bruſt getragen, Lore“, ſagte er, „aber dennoch wundere ich mich, daß Ihr, ein Weib, einen Gedanken durch eine ſo lange Reihe von Jahren mit ſolcher Zähigkeit feſthalten und pflegen konntet. Seid Ihr nie daran verzweifelt, daß die Stunde kommen würde, wo Ihr dem Gott des Zorns und der Rache das erwähnte Rauchopfer würdet darbringen können?“

„Nie!“

„Das nenne ich einen Glauben und eine Ausdauer, bei Jove! Seht, ich bin, gegen Euch gehalten, doch ein rechter Lump.“

„Warum Achaz?“

„Warum? Kalkulire, deßhalb, weil ich aus weit gemeineren Motiven geſtrebt habe, noch einmal in die Nähe unſeres erlauchten Gönners und Freundes zu kommen. Allerdings lief dabei auch ein kleines Rachegelüſt mit unter, aber, zu meiner Schande ſei's geſagt, das war doch nur Nebenſache, während meine Hauptabſicht dahin ging, auf Koſten beſagten Gönners dem Vergnügen der Bummelei zu fröhnen. Ihr ſeid ein Charakter, Ihr, Gott verdamm' mich! und als Ihr vorhin das Wort von der Süßigkeit der Rache ſpracht, kam es mir vor, Ihr könntet mich überreden, dieſer Trank ſei ſüßer als der beſte Wein in den Kellern des Schloſſes Wippolſtein. Doch erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß gerade der beſte Trank nicht jedem zugänglich und daß es von den Lippen zum Kelch oft eine ſehr weite Strecke iſt. Man kann nicht zwanzig Jahre lang und länger ins Blaue hinein hoffen. Wer ſagt Euch, daß Euer Hoffen je ſich erfüllen werde?“

„Die Stimme in meiner Bruſt, Achaz, die zu mir ſpricht im Wachen und in Träumen.“

„In Träumen? Bah! Träume ſind Schäume. Wenn Ihr Euch damit beluſtigt, einfältigen Burſchen und Dirnen aus ihren albernen Träumen die Zukunft zu deuten, ſo finde ich das ganz in der Ordnung. Jeder Menſch muß ſeine Art von Vergnügen haben, ſonſt geht er vor Langweile zu Grunde. Aber daß Ihr im Ernſt und in eigener Sache Euch mit Träumen zu ſchaffen macht, darin ſcheint mir kein Spunk zu liegen, wie meine werthen Mitbürger, die Yankees, ſagen.“

„Und wenn doch, Achaz? Nicht immer lügen die Träume. Ihr habt mir vorhin eine Geſchichte erzählt, ich will Euch auch eine erzählen, wenn Ihr hören wollt.“

„Ich höre.“

„Anderthalb Jahre mögen vergangen ſein, da träumte ich eines Nachts, ich ſähe den Grafen und ſeine junge Gemahlin drüben im Park am Fluſſe ſpazieren. Ein großer ſchöner Edelkrebs arbeitete ſich aus Ufer und den gnädigen Herrn wandelte die Laune an, das Thier zu fangen. Es gelang ihm, aber durch einen ſonderbaren Zufall brachte er das zappelnde Thier ſeinem Geſichte näher, als gut war, denn plötzlich hatte der Krebs mit einer ſeiner Scheeren wie mit einer Kneipzange die Naſe des Grafen gefaßt und hing ſo feſt an derſelben, daß ihn Seine Erlaucht vergebens wegzureißen verſuchte und der Beſchämung, Schmerz und Wuth laut aufſchrie. Die gnädige Frau wollte ſich vor Lachen ausſchütten.“

„Und weiter?“

„Ich hatte ausgeträumt."

„Ein lächerlicher Traum, by all the powers!"

„Ja wohl, ein lächerlicher Traum."

„Der Gnädige mit dem an ſeiner Naſe baumelnden Krebs im Kreiſe herumſpringend — 'ne dumme, aber höchſt ſpaßhafte Geſchichte, kalkulir' ich."

„Der ſpaßhafte Traum hatte eine ſehr ernſte Bedeutung."

„Wirklich? Bin omnipotent neugierig, das zu erfahren."

„Als ich beim Erwachen des wunderlichen Traumes mich erinnerte, dachte ich ſogleich, der Tag müßte dem Grafen ein Unheil bringen."

„Und kam es ſo?"

„Hört nur. Noch dämmerte der Tag kaum, als das jüngſte Kammermädchen der Gräfin zu mir kam, mich um Rath und Hilfe anzuflehen. Der Müller Veit hatte den Eintritt des armen, kaum fünfzehnjährigen Geſchöpfes in den Schloßdienſt vermittelt. Das Mädchen hieß Ottilie und war die Tochter ehrlicher Leute drüben in Lerchenau. Seit ſechs Monaten war ſie im Schloß geweſen. Sie war in Verzweiflung, außer ſich. Weiter brauche ich Euch ihren Zuſtand nicht zu beſchreiben."

„Nein."

„Ihr Verderber wollte ſie zwingen, ſeinen Kutſcher, einen ausgemachten Trunkenbold, zu heiraten. Er nannte das die Sache gut machen."

„Verſtehe.“

„Ottilie wollte aber lieber in den See ſpringen, als dieſes Gutmachen ſich gefallen laſſen.“

„Ein obſtinates Ding!“ ſagte Twerenbold mit bitterem Lachen.

„Ich behielt ſie bis zum Abend bei mir und überredete ſie, ſich ohne weiteres der Gräfin, ihrer Gebieterin, zu entdecken.“

„Verſtehe.“

„Ich wußte, um welche Stunde die Herrſchaft ihren Spaziergang im Park zu machen pflegte. Damals ſpazierte das gräfliche Paar noch mitſammen. Es hielt ſchwer, das arme Ding zu einem muthigen Entſchluß zu bringen, aber es ging am Ende doch.“

„Der Gott der Rache machte Euch ohne Zweifel beredt, Lore.“

„Wohl; ſie verſprach mir unbedingte Folgſamkeit und war ja das, was ich wollte, im Grunde auch das Beſte für ſie. Ich brachte ſie in meinem Weidling über den See und wir gingen in den Park. Ottilie hatte mir geſagt, daß das Ahornboſkett unterhalb der Ruine des alten Schloſſes am Flußufer der Lieblingsplatz der Gräfin ſei. Dorthin richteten wir unſere Schritte und nach einiger Zeit ſahen wir die Herrſchaft wirklich von der großen Allee links herauf dem Boſkette ſich nähern. Ich zog meine Schutzbefohlene ins Gebüſch und wiederholte noch einmal meine Inſtruktion.“

„Aha, Ihr lehrtet ſie die Rolle des Krebſes ſpielen? Rechne, war das verdammt gut ausgeſonnen, bei Jove!"

„Als die Herrſchaft das Wäldchen betrat, zitterte Ottilie wie Eſpenlaub, aber ich flüſterte ihr Muth zu und ſo ſtürzte ſie aus dem Dickicht hervor, warf ſich der Gräfin zu Füßen und brachte, wenn auch vom Schluchzen halb erſtickt, doch in ziemlich zuſammenhängender Form die Anklage gegen ihren Verführer vor. Ich bohrte mit meinen Augen durch das Blätterwerk. Was die Gräfin ſagte, wie der Graf in ſeiner Ueberraſchung ſich gebärdete, überhaupt des Abenteuers weiterer Verlauf, das alles iſt von keinem Belang. Aber, Achaz, Ihr könnt nicht ermeſſen, wie mir der Blick wohlthat, welchen die Gräfin ihrem Gemahle zuſchleuderte. Es war ein Blick unſäglicher Verachtung und brennenden Haſſes zugleich, ein Blick, der mir ſagte, daß ich ein gutes Feuer angezündet, ein Feuer —"

„Ein Feuer? Ei, dort drüben brennt auch eins!" rief Twerenbold aus und eilte ans Fenſter, welches er haſtig aufriß.

Die Dämmerung war hereingebrochen und ſchon dunkelte es rings um den See her. Um ſo greller aber ſtralte der Schein einer Feuersbrunſt aus dem Dorfe über das Waſſer.

„Rechne, es muß ein artlicher Brand ſein", ſagte Twerenbold kalt und bedächtig. „Horcht, Lore, ſie ſtürmen mit allen Glocken. Es war heiß Wetter die letzten Wochen her und da, kalkulir' ich, brennen die hölzernen

Häuſer wie Zunder. 's muß ganz in der Nähe der Kirche ſein, vermuth' ich. Kommt mit hinaus, Lore; wir ſehen das Ding draußen deutlicher als durch die engen Gucklöcher da."

Er eilte hinaus und ſah ſich von dem Felsvorſprung vor der Hütte die augenſcheinlich mehr und mehr um ſich greifende Brunſt an. Es kam ihm in den Sinn, in den zu ſeinen Füßen in der kleinen Bucht ſich ſchaukelnden Kahn der Traumlore zu ſpringen, um hilfebereit über den See nach dem Schauplatz des Unglücks zu eilen. Aber er zog den Fuß, welchen er ſchon auf die oberſte der zum Waſſer abwärts führenden Stufen geſetzt, wieder zurück, indem er in den Bart brummte:

„Bah! Wozu? Werden, kalkulir' ich, Leute genug zur Stelle ſein, und im übrigen — was gehen mich dieſe Kaffern und ihre Baracken an?"

„Achaz", ſagte nach einer Weile die ihm zur Seite getretene Bewohnerin der Einſiedelei, „könnt Ihr mir erklären, wie es kommt, daß die Menſchen beim Anblick eines Brandunglücks im Grunde ihres Herzens mehr Freude als Schrecken und Mitgefühl empfinden?"

„Wie das kommt? Ei, liebe Lore, ich habe die Notion, bei ſolchen Gelegenheiten lacht das Thier im Menſchen aus ihm heraus. Unſere Civiliſation gibt ſich alle mögliche Mühe, die Beſtie zu zähmen und ihr allerlei weiche und ſüße Empfindungen anzubilden. Aber manchmal muß ſich doch wieder die Natur Luft machen. Dann grinſt das Thier in uns der Kultur höhniſch ins Geſicht. Es iſt, wie Ihr ſagt. Geht wo Feuer auf, eilen die Leute zuerſt nur herbei, um ihre Neugierde zu ſtillen. Dann danken ſie ihrem Herrgott, daß nicht ihnen ſo ein Unglück paſſirt ſei, und endlich fühlen ſie in ihren innerſten Fibern den wollüſtigen Kitzel der Schadenfreude. Sagen thun Sie freilich nichts davon, im Gegentheil, man hört nur Worte chriſtlichen Mitleids und Ausrufungen des humanſten Bedauerns; aber man braucht bloß die Augen dieſer Gefühlvollen und Mitleidigen anzuſehen, um zu wiſſen, wie ihnen das ganze Spektakel innerlichſt Freude macht."

„Aber iſt das nicht ſchrecklich?"

„Schrecklich? Bah! Was wandelt Euch an? Vermuthe, ſind wir beide nicht die Leute, die Empfindſamen zu ſpielen. Iſt das 'ne Sache für bleichſüchtige Mädelchen und zwanzigjährige Poeten. Kalkulire, es war nicht nur ein ſehr geſcheider, ſondern auch ein ſehr ehrlicher Mann, welcher zuerſt offen ausſprach, das Leben ſei ein Krieg aller gegen alle. Ja, ein mörderiſcher, unerſättlich mit Blut ſich vollſchlingender Krieg iſt es. Frißt einer ſo lange die anderen, bis er ſelber von einem dritten gefreſſen wird — iſt ein Fakt, bei Jove! Vor dem Gefreſſenwerden ſo lange als möglich ſich zu bewahren, das iſt, rechne ich, der einzige reelle Zweck des Daſeins. Die Narren mit ihren großartigen Zukunftsideen und humanen Phantaſieen! Sie werden zuletzt nicht mehr und nicht minder als unſereiner, nämlich Miſt. Und ihre Ideen und Phantaſieen? Die werden Makulatur, Papier zum

Einpacken von Käſe und Heringen. Kalkulire, das Sterben der ſogenannten Unſterblichen dauert nur etwas länger als das von uns andern. Das iſt am Ende der ganze Unterſchied. Das Beſte iſt, wenn man ſich das Abrollen dieſes Knäuels von Unſinn und Jammer, welchen man Menſchenleben nennt, ſo kurzweilig macht als möglich. Wollen daher darauf bedacht ſein, daß ſich das Endchen beſagten Knäuels, welches uns beiden noch übrig iſt, nicht ohne Zeitvertreib abrollt, liebe Lore. Habe die Notion, das, was ich heute am Donnerfall geſehen und gehört, könnte uns omnipotent ergötzlichen Stoff liefern, könnte es nicht? Denkt darüber nach, was von dem ſchwachmattiſchen Zeug in Euren Kram paßt. Rechne, es könnte ein Fingerzeig von dem Gott der Rache ſein. Und jetzt will ich Euren Weidling nehmen und mir das Feuerchen dort, welches das Ufer drüben ſo romantiſch illuminirt, mehr aus der Nähe anſehen. Gut' Nacht!“

## 9.

## „Herr Jeſus, mein Konrädle!“

Auch andere hatten die Feuersgefahr, welche dem Dorfe drohte, zeitig wahrgenommen.

Die Gräfin hatte nach ihrer Rückkehr aus dem Pfarrgarten einen Brief zu ſchreiben angefangen, war aber nicht weit mit demſelben vorgerückt, als ſie die Feder weglegte, ihr Umſchlagetuch nahm und in den Park hinabging, auf deſſen Raſenplätzen und Baumgruppen das duftige Schweigen einer mondhellen Mainacht lag.

Wie ſie ſich in die einſamen Schatten vertiefte, klangen die Erlebniſſe und Geſpräche des Tages in ihrer Seele nach und ſie fühlte ſich recht traurig geſtimmt. Ihre Gedanken beſchäftigten ſich mit dem jungen Mann, welcher ihr durch ein Verhältniß, das die Pein ihres Lebens geworden, nahegeſtellt war und deſſen Nähe eine Wirkung auf ſie übte, deren wunderbare Gewalt ſie ſich nicht zu erklären wußte, ja kaum zu geſtehen wagte.

„Robert iſt nicht glücklich,“ ſagte ſie leiſe vor ſich hin, „nein, er iſt augenſcheinlich nicht glücklich. Hochherzig geſinnt, wie er iſt, verbittert es ihn, daß er in dieſer verworrenen Zeit nicht den Platz gefunden oder finden zu können glaubt, von welchem aus ſeinen Kräften ein geeignetes Feld der Wirkſamkeit ſich aufthäte. Ich kann es begreifen, daß er davon ſpricht, nach Amerika zu gehen, um dort das Leben eines Farmers und Jägers zu verſuchen. Es iſt nicht die modiſche Europamüdigkeit, welche ihn dazu treibt, es iſt der edle Drang eines unverdorbenen Gemüthes, das ſich in dem abgelebten Schlendrian unſerer Zuſtände vor Verkümmerung fürchtet und ſeine Kräfte an einer mühevolleren Aufgabe üben möchte, als das Leben eines Reiteroffiziers, Geſandtſchaftsattachés oder Landjunkers ſie bietet. Es muß ſchön zu leben ſein in den endloſen Wäldern und auf den Savannen des fernen Weſtens. Im Kampf mit der Noth des Lebens erhält das Leben ſelbſt erſt ſeinen vollen Inhalt und Werth. Wir vornehmen Leute kennen nur den Kampf mit der Langweile und iſt dieſer überhaupt der Mühe werth? Wir ſind eigentlich nur da, um anderen, oft Beſſeren, zum Gegenſtand des Aergers zu dienen. Ein zweckloſes, jämmerliches Daſein! Ich muß Robert achten, daß er, ſtatt ein Schmarotzer beim Bankett des Müſſiggangs, ein Kämpfer ſein möchte in dem großartigen Streit der jungen Civiliſation mit einer jugendfriſchen, gewaltigen Natur.“

Und auf den Schwingen ihrer kräftigen Phantaſie eilte die junge Frau hinüber in die Hinterwälder der neuen Welt. Dort ſah ſie Robert auf einer neuangelegten Farm walten und ſchaffen und an ſeiner Seite ein Weſen, das ihm abends mit zärtlicher Sorge den Schweiß von der gebräunten Stirne wiſchte und ihm ſeine Mühen durch die Magie einer unbegrenzten Liebe verſüßte. Weſſen Züge dieſes Weſen trug, ſie bildete ſich ein, deſſen nicht ſicher zu ſein, und doch war ſie es in ihres Herzens geheimſter Tiefe.

Ihre idylliſchen Phantaſieen ſchwammen mit den ſänftigenden Einflüſſen der Mainacht, durch welche ſie hinwandelte, zuletzt in eins zuſammen. Ein lauer Wind machte die Wipfel flüſtern, die Grillen hatten ihr nächtliches Koncert begonnen und weiter aufwärts die Hügel rieſen und antworteten einander die Nachtigallen. Stille und Friede kam in ihr Herz, welches ſeit vielen Tagen ſo leidenſchaftlich bewegt geweſen. Sie fühlte ſich für eine Augenblick wieder ſo recht angehaucht von dem, was ſo lange Zeit ihr beſter Troſt geweſen, von dem allliebenden Walten der Natur, und es war ihr, als klängen ihr im Ohre die melodiſchen Verſe Mörike's:

Wie ſüß der Nachtwind nun die Wieſe ſtreift
Und klingend dann den jungen Hain durchläuft!
Jetzt, da der freche Tag verſtummt,
Hört man der Erdenkräfte flüſterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Geſänge
Der rein geſtimmten Lüfte ſummt.

Oh, holde Nacht, du gehſt mit leiſem Tritt
Auf ſchwarzem Sammt, der nur am Tage grünet,
Und luſtig ſchwirrender Muſik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund' um Stunde miſſeſt,
Dich lieblich in dir ſelbſt vergiſſeſt —
Du ſchwärmſt, es ſchwärmt der Schöpfung Seele mit!

Aus dieſer Verlorenheit in den Zauber der Stunde wurde Thella in die Wirklichkeit zurückgerufen durch ein aus der Richtung nach dem Dorfe zu dumpf herüberkommendes Geſchrei und Gelärm. Sie ſchaute auf und ſah durch die Baumzweige hindurch am Himmel einen grellrothen Fleck, zu welchem eine Rauchſäule emporqualmte.

Erſchrocken ſchlug ſie raſch den Rückweg nach dem Schloſſe ein, und als ſie über den Pleaſure-Ground an der Nordſeite deſſelben eilte, vernahm ſie vom Hofe her die Stimme Roberts, welcher ſeinem Diener haſtig zurief:

„Ein Pferd, Andres, raſch, raſch! Nur gezäumt, 's braucht keinen Sattel! Und dann heraus mit der Feuerſpritze des Schloſſes, angeſpannt und fort auf die Brandſtätte! Die ganze Dienerſchaft ſoll mit! He, Donnerwetter, wo bleibt das Pferd?"

Dann folgte ein lärmendes Getümmel, Thüren wurden aufgeriſſen und eilige Tritte ſtampften über den Hof.

Als die Gräfin denſelben betrat, ſah ſie den jungen Mann in vollem Roſſeslauf zu der Eingangspforte hinausjagen.

„Was gibt es denn?" fragte ſie den an ihr vorübereilenden Andres.

„Es brennt im Dorfe, gnädige Frau. Wir ſollen mit der Spritze hin."

„So eilt euch, eilt euch!"

Sie ſelbſt beeilte ſich, ihre getreue Gertrud herbeizurufen, um ſich von derſelben nach dem Dorfe begleiten zu laſſen.

Ob es wohl auch bloße Neugier und Schauluſt war, was ſie nach der Brandſtätte trieb?

Sie hatte den Ausgang der Allee noch nicht erreicht, als die Feuerſpritze an ihr vorüberraſſelte. Obendrauf hockte Verdoa und ſchrie und fiſtulirte: „Feuerjo! Feuerjo!“

Auf den kleinen Mohren durfte Twerenbolds Theorie von der Freude der Menſchen an Feuersbrünſten unbedenklich angewendet werden.

Das Feuer mußte in der Hauptgaſſe des Dorfes wüthen. Von dorther ſtralte die rothe Helle, von dorther ſcholl das verworrene Toſen, welches ſolche Unglücksfälle begleitet.

Die Gräfin ſchlug den Fußweg ein, welcher links unten am See durch Baumgärten nach dem Pfarrhauſe führte. Dort hoffte ſie Näheres zu erfahren.

Die alte Urſchel empfing ſie mit Jammergeſchrei unter der Hausthüre. Der Pfarrer war ſchon auf die Stätte des Unglücks geeilt, wohin er nicht weit zu gehen hatte; denn höchſtens einen halben Büchſenſchuß weit von ſeiner Wohnung, jenſeits der Straße, ſchwelgte das Feuer in dem Gebälke mehrerer Häuſer, welche, wie es Art im Gebirge, ganz aus Holz erbaut waren.

Man wußte nicht, wie das Unglück entſtanden war, und hatte jetzt keine Zeit, darnach zu fragen. Die von ihren Feldarbeiten zurückgekehrten Dörfler hatten ſich gerade zum Abendeſſen niedergeſetzt, als aus dem Scheunendach des Barthelbauers ſchwarzer Qualm und gleich darauf die helle Lohe emporſchlug. Der Widerſchein war in das Fenſter der Studirſtube des Pfarrers gefallen und hatte dieſen von ſeinen Büchern und Mannſcripten aufgeſchreckt. In dieſe Stube wurde die Gräfin von der Pfarrköchin geführt, welche in allen möglichen Tonarten ihre Beſorgniß ausdrückte, der alte Herr, der gute alte „Hairle“ möchte ſich in dem Gedränge Schaden thun.

„Und er hat nicht einmal einen Rock an“, ſchluchzte die alte Pfarrmagd. „Hemdärmelig iſt er fortgelaufen — verkälten wird er ſich — 's iſt erſchrecklich! Jeſus, Maria und Joſeph, was für 'ne Brunſt! — Und 's war doch kein Durawetter heut'! Ja, die neumodiſchen Zündhölzerchen, ja die! Die Kinder kriegen's und dann ſpielen's damit und fliggs brennt das Haus. Oder 's hat ſo 'n Schlankerl von Tabackraucher d' Pfeiſen im Stadel ausklopft! Schauen's, ſchauen's! Ach, Herrje! Herrje! 's Feuer hat ſchon den Giebel von des Franz-Tone's Haus gepackt! Schauen's, ſchauen's, jetzt ſpritzen's mit der Schloßſpritze — die pfeift anders als der alte Rumpelkaſten vom Dorf. Und unſer lieber junger gnädiger Herr — Herrje, wie der die Mannen kommandiren thut! Der verſteht's — was für 'ne Stimme er hat! Wie 'ne Trompete, akkurat ſo. Und dort ſchauen's, gnädige Frau, dort iſt auch unſer guter alter Hairle mitten im Gedränge. Hätt' er nur ſeinen Flausrock ander iſt dick wattirt. Jeſus, Maria und Joſeph, jetzt reißen's mit den Feuerhaken des Lulebauers Dach runter. Wie das praſſelt! Heiliger Sebaſtian und alle vierzehn Nothhelfer, bittet für uns!"

In dieſer Weiſe bildete die alte Urſchel, hinter der Gräfin am offenen Fenſter ſtehend, den Chorus zu der nächtlichen Schreckensſcene, deren Hergang von dieſem Standpunkt aus deutlich zu überſehen war.

Es ging dadrüben tumultuariſch genug zu, wenigſtens bevor Ordnung in den wirren Knäuel gebracht worden, welcher vor den brennenden Häuſern die Gaſſe verſtopfte, viel ſchrie und lärmte, aber wenig that. Leute waren genug vorhanden, aber ſtatt ſich gegenſeitig zu unterſtützen, hinderten ſie einander nur. Der gute Pfarrer war allerdings ſogleich auf dem Schauplatz der Gefahr erſchienen, aber er wußte beſſer über Donar und Wuotan, Fro und Zio Beſcheid als über die Löſchanſtalten. Er mühte ſich daher mit Stimme, Armen und Beinen ganz vergeblich ab, denn bei allem Reſpekt vor ihrem Hairle glaubten die Bauern doch die Sache beſſer zu verſtehen als er. Sie verſtanden es freilich auch nicht, zur Bewältigung der Gefahr erſprießliche Anſtalten zu treffen, und mühten ſich mit der alten hölzernen Gemeindeſpritze, deren Pumpwerk von einer Beſchaffenheit war, daß es mehr Waſſer auf die Spritzenmannſchaft als auf die brennende Scheune beförderte, ganz vergeblich ab. Zum Glücke für das Dorf war die Luft ziemlich ſtill. Hätte einer jener raſenden Föhnſtürme, die im

Hochgebirge ſo häufig ſind, in das Feuer geblaſen, es würde ſeine vernichtenden Flammenarme leicht über den ganzen Flecken geſchlagen haben. Aber auch ſo war die Noth groß genug.

Von des Barthelbauers Scheune, die in heller Glut ſtand, bevor die erſchreckenen Dörfler irgendwie zu ernſtlichen Maßregeln verſchritten, hatte das gierige Element nach dem Wohnhauſe hinübergegriffen und von da auf die hart daneben ſtehende Behauſung des Lulebauers ſich verbreitet. Bald hafteten die zündenden Funken auch an der mit Schindeln' bekleideten Giebelwand eines dritten Hauſes in der Reihe und mit der Gefahr ſtieg die Verwirrung und das rathloſe Jammern. Die auflodernden Flammenſäulen gewannen an Umfang und Kraft; das Angſtgeſchrei der Weiber und Kinder, die tobenden Rufe der Männer miſchten ſich mit dem Gebrülle des Viehs, welches in den nächſten Tagen auf die Alpenweiden geführt werden ſollte und jetzt in ſeinen gefährdeten Ställen, das Bedrohliche witternd, wild an den Krippen zerrte; die Sturmglocken heulten ohne Unterlaß; Feuerreiter wurden in die benachbarten Gemeinden entſendet; in anarchiſcher Ueberhaſtung wurde aus den brennenden oder zunächſt bedrohten Häuſern meiſt Werthloſes geflüchtet, und von droben ſah der glutrothe Himmel ſtill und ehern auf den Tumult hernieder.

Da ſchrie es plötzlich: „Platz! Platz! Da kommt der junge gnädige Herr!“

Robert parirte ſein ſchnaubendes Pferd und ſeine

Ankunft ordnete endlich den Kampf der menſchlichen Energie mit der Wuth des entfeſſelten Elements. Der junge Kriegsmann war noch von ſeinen Knabenjahren her im Dorfe populär und ſeine militäriſche Laufbahn, deren ehrenvolle Einzelnheiten die dörfliche Sage mit einem romantiſchen Nimbus zu umgeben nicht geſäumt, hatte den Reſpekt der Wippoltſteiner vor dem Erben ihres Grundherrn um ein Bedeutendes vergrößert. Der wirre Haufe anerkannte daher willig die Autorität, welche Robert ohne weiteres für ſich in Anſpruch nahm und auszuüben begann. Mit gutem Recht, denn es zeigte ſich ſofort, daß er es verſtand, zu befehlen, ſeinen Befehlen zum Vollzug zu verhelfen und mit Geiſtesgegenwart das Geeignete vorzukehren, das Ungeeignete und Störende zu verhindern und beiſeite zu räumen.

Hoch zu Roß beherrſchte er mit Gebärde und Stimme das Getümmel, ſammelte die junge kräftige Mannſchaft um ſich, ließ zunächſt ohne viele Umſtände die zitternden und zeternden Weiber und Kinder von dem Platze zurückdrängen, daß Raum wurde für die arbeitenden Männer, ſtellte einzelne und ganze Trupps an die paſſenden Poſten, befahl mit Beſtimmtheit, was jeder zu thun habe, leitete die Aufſtellung und Bedienung der inzwiſchen herbeigekommenen Schloßſpritze, ließ zwei lebendige Hecken, an welchen die Feuereimer auf und ab liefen, von der Brandſtätte an den See hinab bilden, beorderte hier eine kleine Schar zur Rettung der Fahrhabe, eine zweite zur Bergung des Viehs, eine dritte zur

Handhabung der Feuerhaken, ſah darauf, daß alles gut in einander griff, und war kaltblütigen Eifers mit Auge, Wort und Hand überall, wo Umſicht und Muth vonnöthen.

So hatte die verworrene Scene, ſeit der Geiſt der Disciplin über ihr waltete, überraſchend ſchnell ein Ausſehen angenommen, welches hoffen ließ, daß man würde des Feuers Meiſter werden können.

Frieding, der an nichts weniger dachte als an ſeinen dickwattirten Rock oder an die Gefahr einer Erkältung, blickte mit großer Befriedigung von der Spritzenpumpe, an welcher er mitarbeitete, zu ſeinem Zögling hinauf, welcher jetzt die Anlegung der Feuerhaken an das Haus des Lulebauers befahl, um durch Niederreißen deſſelben die Marſchlinie des Feuers zu unterbrechen.

Der Eigenthümer, obgleich er ſah, daß die Flammen ſchon aus dem Dachfirſt und den Fenſtern des Obergeſchoſſes züngelten, glaubte dennoch eine Verwahrung gegen dieſes Verfahren vorbringen zu müſſen.

„Ruhig, Mann", verſetzte Robert feſt. „Soll Euer Haus die Brandfackel für die Eurer Nachbarn werden? Aus dem Wege da! Es gibt ja genug Baumſtämme in den herrſchaftlichen Waldungen. Sollt haben, ſoviel Ihr braucht. — Voran, ihr Männer, mit den Haken und Leitern, raſch und feſt angefaßt! — Und ihr dort, Müllerbalthes, richtet das Rohr der Spritze für jetzt einzig und allein auf Giebel und Dach von des Franz-Tone's Haus! Die ſchon brennenden Häuſer ſind nicht mehr zu löſchen.

Herr Oberförſter, dirigiren Sie mit Ihren Burſchen die alte Spritze dort um die Ecke in den Rücken der Häuſerreihe, damit uns das Feuer nicht dort hinten unverſehens einen Streich ſpielt. Ich will ſorgen, daß Sie Waſſer erhalten. Vorwärts! Und Sie, Herr Rentmeiſter, beſorgen Sie die Bergung der geflüchteten Fahrhabe in der Kirche, damit nichts verzettelt und verloren werde. Schicken Sie auch in die Rentei und laſſen Sie aus dem Keller derſelben einen erklecklichen Trunk Wein für die Löſchmannſchaft herbeiſchaffen, aber erſt dann, wann wir mit unſerer Arbeit zu Ende. He, ihr dort, mehr Hände an die Feuerhaken und herzhafter zugegriffen! Donnerwetter, das iſt ja mehr geſpielt als gearbeitet. Reißt das Sparrwerk auseinander, alles aneinander — friſch, friſch!“

„Oh, Jeremle“, begann die alte Pfarrköchin droben am Fenſter wieder, „wie ſich der gute alte Hairle da drüben abſchindet! Jetzt ſchafft er ſich in Schweiß und hernacher wird er 'ne Gänſehaut kriegen. Oh, heilig's Muttergottesle, wende von uns Feuer- und Waſſersnoth, Verkältungen und ſonſtige Peſtilenzen! — Aber ſchauen's, gnädige Frau, ſchauen's, wie unſer Junker Robertle, wollte ſagen unſer junger gnädiger Herr Rittmeiſter, ſtolz auf dem Gaul ſitzt! Das iſt ein ſtolzer Herr, ein guldiger Herr, 's gibt keinen tölleren*) Feger, ſoweit man fechten thut! Aber ſagt' ich's nicht immer?

---

*) Muthigeren, kühneren, gewandteren.

Schauen's, Hochwürden, ſagt' ich zu unſerem Hairle, als der gnädige Herr Rittmeiſter noch der Junker Robertle war, ich, die alte Urſchel, ſagt' es, der Junker Robertle, ſagt' ich, der wird mal einer, um den alle die fürnehmen Frauensgezimmer den Rabbel kriegen werden. Se. Hochwürden hat mich freilich derohalben abgekanzelt. Still, hat er geſagt, ſtill mit ſolchem Gänſegeſchnatter, Ihr altes Beſteck! Ja, wahrhaftig, ein Beſteck hat er mich geheißen. Aber Recht muß doch Recht bleiben. Ich, die alte Urſchel, das alte Beſteck, wie unſer Hairle ſagte — ja, er kann manchmal recht brummig ſein, wenn ich mit Kehrbeſen und Abſtaublappen hinter ſeine Bücher und Skripturen hergerathe — ja, alſo, hm, was wollt' ich ſagen? Richtig, daß ich recht wohl vorausſah, was aus dem Junker Robertle für ein Mordſapperment von Rittmeiſter werden würde. Möcht' wiſſen, warum die fürnehmen Frauensgezimmer um den nicht rabbelig werden ſollten. Schauen's, ſchauen's, wie er all die Mannen Mores lehren thut! Der kann's, der verſteht's, der gebt was Zeug, der zeigt den Kerlen, wo Barthel den Moſt holt. Schauen's, wie der Herr Oberförſter und der Herr Oberrentner, die ſonſt, wenn's nur z' machen wär', vor Fürnehmigkeit auf den Köpfen gehen möchten, um ſich von andern Chriſtenmenſchen zu unterſcheiden, laufen und rennen, wenn er ihnen mit den Augen winkt. Ach, Herrje und Herr Jeremle, man ſieht's ihm ordentlich an, daß er ſchon im Feuer geſtanden und dort hinten drüben im Welſchland Battaligen mitgemacht hat."

Die Gräfin ließ dieſen Strom von Geſchwätz unbeachtet an ihrem Ohre vorbeifließen — oder auch nicht — und hing unverwandten Blickes an der Geſtalt Roberts. Sie dachte nicht entfernt daran, daß ſie ſelbſt der Gegenſtand einer Beobachtung war.

Der Müller Veit hatte ſich auf der Brandſtätte eingefunden und in eine der Reihen geſtellt, welche die Feuereimer vom See heraufförderten. Er ſtand ſo, daß er die Gräfin deutlich ſehen konnte, und als er der Richtung ihres Blickes folgte und den Ausdruck ihrer Augen wahrnahm, umzog ein häßliches Lächeln ſeine ſchmalen Lippen. Im nächſten Augenblicke aber fuhr er mit einem rohen Fluch aus der Reihe. Ein voller Eimer war ihm von rückwärts über den Kopf gegoſſen worden.

Es iſt ein bei Feuersbrünſten oft vorkommender Brauch, in dieſer Manier Leuten, die ſich der öffentlichen Achtung nicht erfreuen, einen kleinen Tort anzuthun.

Man hatte aber keine Zeit, dieſe ländlich-ſittliche Epiſode zu beachten. Denn unter den im Pfarrgarten zuſammengedrängten Weibern erhob ſich plötzlich ein heftiger Tumult, man hörte halberſtickte Fragen und Ausrufungen und gleich darauf brach ſich eine Frau in mittleren Jahren Bahn nach der Straße und ſtürzte, die Arme über dem Kopfe zuſammenſchlagend, in den Kreis der Löſchmannſchaft, aus der keuchenden Bruſt den Angſtruf hervorſtoßend:

„Herr Jeſus, mein Konrädle! Wo iſt mein Konrädle?“

Es war die Lulebäuerin, welche unter der Kinderſchar, die man in der unteren Stube des Pfarrhauſes untergebracht, jetzt erſt ihren jüngſten, dreijährigen Knaben vermißt und auf ſeine Frage nach demſelben eine befriedigende Antwort erhalten hatte.

Der Lulebauer ſelbſt hatte ſich, nachdem er Bettzeug und andere Fahrhabe nach der Kirche gebracht und auch ſein Vieh gerettet wußte, von dem Oberrentner nicht länger nach der Rentei verſchicken laſſen. Er mochte die Schleifung ſeines Hauſes nicht mitanſehen. Seine Kinder glaubte er alle bei der Mutter im Pfarrhauſe.

Aber das Konrädle war doch vergeſſen worden im Schrecken des Brandes und in der Verwirrung des Flüchtens der Habe.

Die vor Angſt halb wahnſinnige Mutter ſtürzte auf Robert zu, als ſagte ihr ein mütterlicher Inſtinkt, daß von der Energie des jungen Mannes am meiſten zu erwarten ſei.

„Oh, Junker Robert“, ſchrie ſie, „mein kleiner Bub', mein Konrädle!“

Ihr Geſchrei zog mehrere Männer herbei, aber Robert wies die Neugierigen ſtreng zurück auf ihre Poſten.

Dann ſprang er vom Pferde, faßte die Bäuerin am Arm und richtete geflügelte Fragen an ſie.

„Hinter der Kuchen, Junker Robert“, erwiderte ſie; „in meines Bauers und meiner Kammer, rechter Hand auf dem Gange, hart hinter der Kuchen — die dritte — nein, die vierte Thüre — rechter Hand um die Ecke — ach, Herrgöttle, mein Bub', mein Konrädle!“

Robert hatte genug gehört. Er faßte mit ſcharfem Blick das Haus ins Auge. Das Obergeſchoß brannte hellauf, das Sparrwerk des Daches war den Griffen der Feuerhaken erlegen. Nur zwei Kreuzbalken deſſelben, grade über der Thüre, hielten ſich halb verkohlt noch aufrecht.

„Laßt die Arbeit mit den Haken eine Minute raſten, ihr Männer!“ rief der junge Mann.

„Was willſt du thun?“ fragte der Pfarrer beſorgt herbeieilend.

„Still!“ gab Robert zurück. „Da hängt alles an einem Augenblick. Weg mit den Haken, weg!“

Und alle Elaſticität ſeiner Muſkulatur aufbietend ſprang er mit einem gewaltigen Satz über die rauchenden Trümmer hinweg, die ſich vor der Thüre des Hauſes aufgethürmt, und verſchwand in der Oeffnung, aus welcher ſchwarzer Qualm wirbelte.

Ein furchtbarer Schrei des Schreckens ſchnitt von den Fenſtern des Pfarrhauſes her durch das Getöſe.

Die ſämmtliche Löſchmannſchaft ſprang tumultuariſch durcheinander.

„Zurück, ihr Männer!“ ſchrie der Pfarrer, ſeine wahnſinnige Angſt bändigend. „Zurück an die Spritze! Mit dem Braven iſt Gott!“

Eine Sekunde tödtlicher Spannung — eine zweite, dritte, vierte — die zwei Sparren ob der Thüre ſchüttelten, neigten ſich, ſtürzten mit Gekrach auf das brennende Obergeſchoß, daß weitumher die Funken und Flammen ſtoben.

Und drinnen in dem brennenden Hauſe ein erſtickter Ruf und dann Laute, wie gellendes Kinderweinen.

Und draußen athemloſes Lauſchen, daß man den rauſchenden Odem des Feuers gehen hörte — und dann ein Jubelſchrei, aus hundert Kehlen zumal hervorbrechend.

Denn in der qualmenden Thüröffnung erſchien der Retter, nach Luft ſchnappend, mit verſengten Kleidern, verſengtem Haar und Bart, an der Stirne blutend, aber den Knaben feſt im rechten Arm.

Hundert Hände ſtreckten ſich ihm entgegen, doch allen voran war die Mutter, die ihr gerettetes Kind entzückt in ihre Arme riß.

In dem Augenblick, wo er es ihr darreichte, ſtürzte von oben herab ein brennendes Balkenſtück und ſtreifte heftig die linke Schulter Roberts. Er wankte. Im Nu war der Pfarrer an ſeiner Seite.

„An mein Herz, wackerer Junge!“ rief er mit der Rührung bebender Stimme. „Das iſt mehr als ein Feldzug. Aber, mein Gott — rennt nach dem Arzt, ſchnell, ſchnell!“

„Es iſt nichts“, ſagte Robert matt und verſuchte ſich aufzurichten, während ihn die weinenden Frauen nach dem Pfarrhauſe trugen. „Gewiß, es hat nichts zu bedeuten. Sagt der Gräfin —“

„Ich bin da, Robert“, ſagte die bebende Stimme Thekla's hinter ihm.

Er wandte den Kopf und ſah ihr in das bleiche, von Schrecken, Angſt und Freude bewegte Antlitz.

„Dank, Dank!“ murmelte er, aber dann verließen ihn ſeine Kräfte und bewußtlos ſank er in die Arme des Pfarrers.

## 10.

## Wie Bruder und Schweſter.

Einige Wochen waren ſeit jenem Abend hingegangen.

Der Pfarrer traf bei ſeinem allabendlichen Beſuch im Schloſſe unter dem Hofthor mit dem weggehenden Arzt zuſammen.

„Nun, Doktor“, fragte der alte Herr, „wie geht es unſerem Patienten?“

„Ganz vortrefflich, Hochwürden“, lautete die Antwort. „Verſichere Ihnen, eine ſo wunderbar raſche Geneſung von ſolchen Brandwunden, Quetſchungen und was damit zuſammenhängt, iſt mir noch nie vorgekommen. Mit des Lulebauers Konrädle geht es nicht ſo ſchnell, obwohl der Bub' weniger gelitten hatte als ſein hochherziger Retter. Nur im Verein mit verſtändiger und zarter Pflege kann die Medizin Wunder thun. Es iſt von ungeheurer Wichtigkeit, was für eine Hand dem Kranken das Kopfkiſſen zurechtlegt und ihm die Arznei reicht. Die gnädige Frau hat ſich wie ein Engel benommen."

„Das hat ſie. Gott ſegne ſie! Die umſichtige und edelmüthige Art, mit welcher ſie den Wünſchen des Kranken in Beziehung auf die Linderung des Brandſchadens der Gemeinde zuvorkam, hat weſentlich mitgewirkt, Roberts Stimmung zu heben. An ſeinem Schmerzenslager hat ſie ſich mit der liebevollen Sorgfalt und Aufopferung einer Schweſter benommen. Daß mein ehemaliger Zögling eine ſolche nicht hatte, hat er mir oft geklagt. Jetzt iſt dieſe Lücke in ſeinem Leben ausgefüllt und das freut mich herzlich. Ich geſtehe Ihnen, Doktor, ich war nicht ganz ohne Sorge, wie der junge Mann das an und für ſich doch immer unerquickliche Verhältniß zu einer Stiefmutter nehmen würde. Sie wiſſen, ſein Charakter iſt nicht ohne Schroffheit und ihrerſeits hält die Gräfin auf ihre Würde. Nun hat ſich alles beſſer geſtaltet, als ich zu hoffen wagte, denn die jungen Leute haben erkannt, daß in ihrem Alter und in ihrer Stellung ein geſchwiſterliches Verhältniß das klügſte zugleich und ſchönſte ſei."

„Das klügſte und ſchönſte, ja wohl", dachte der ſcharfblickende und erfahrene Arzt, „ob aber auch ein haltbares, bleibendes?"

Er ſprach dieſen Zweifel nicht aus, aber es fiel dem argloſen Frieding doch auf, daß ſein Freund mit der Antwort zögerte.

„Sie ſcheinen nicht mit mir einverſtanden zu ſein, Doktor?" bemerkte er fragend.

„Gott behüte, warum denn nicht? Wie Sie und alle Freunde der gräflichen Familie, kann es auch mich nur freuen, daß die jungen Herrſchaften mit richtigem Takte das allein Paſſende und Erſprießliche gewählt."

Dem Pfarrer genügte dieſe Antwort nicht ganz, aber er hielt ein näheres Eintreten in die Sache nicht für geeignet und ſagte daher ablenkend:

„Das Konrädle iſt doch ebenfalls außer Gefahr?"

„Freilich. Hätte ſeine Mutter meine Anordnungen buchſtäblicher befolgt, der Bub' lieſe jetzt ſchon wieder auf der Gaſſe herum. Aber die Bauersleute wollen ſich ſchlechterdings nicht von dem Glauben abbringen laſſen, der Arzt müſſe hexen können. Weil ich das nicht konnte, lief die Lulebäurin, wie ich erfuhr, in den Steinbock, wo mein Knall und Fall aus Amerika heimgekehrter Vorgänger ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hat, und verlangte von dieſem ein wunderthuendes Recept."

„Wirklich? Ja, Doktor, nehmen Sie ſich in acht. Der Twerenbold hatte hier herum früher einen großen Ruf. Wenn er Ihnen Konkurrenz machte —"

„Oh, damit hat es gute Wege", verſetzte der Doktor lachend. „Herr Twerenbold ſagte der Lulebäurin barſch, er gebe ſich mit ſolchen Lumpereien, wie Receptſchreiben und Pflaſterſchmieren, ſchon lange nicht mehr ab, maßen er ſich ausſchließlich auf die edle Bummelei verlegt habe."

„Ja, er war immer ein Bummler, wenn nicht Schlimmeres. Er ſcheint übrigens in der neuen Welt ſein Glück gemacht zu haben. Wenigſtens hat mir die alte Urſchel ungeheuerliche Dinge von den Goldklumpen erzählt, welche der Mann mitgebracht hätte, aus Kalifonium, wie ſie ſagte."

„Er macht ſich, höre ich, den Spaß, den Bauern in der Schänke die abenteuerlichſten Dinge über Amerika aufzuheften, und hat ſie durch Vorzeigen von ein paar Händevoll kaliforniſcher Goldquarze halb toll gemacht. Uebrigens lebt er wie ein flotter Bummler und ſcheint es zu können, denn er ſoll die Taſchen immer voll guter klingender Zwanziger haben und die ſind, wie Sie wiſſen, dermalen hier zu Lande ſonſt rar genug."

„Ich wollte, er ginge damit hin, wo der Pfeffer wächſt. Es thut nicht gut, ſo einen kyniſchen Müſſiggänger, der was draufgehen laſſen kann, in der Gemeinde zu haben. Bereits ſind ein paar Leute zu mir gekommen, um mir zu ſagen, ſie hätten wohl Luſt, auch in das Land auszuwandern, wo es in den Flußbetten Goldklumpen ſtatt Kieſel gäbe. Ich las den Kerlen tüchtig die Leviten und ſagte ihnen, wenn ſie daheim ſo ſchafften, wie ſie dort ſchaffen müßten, würden ſie und ihre Kinder auch hier ihr Auskommen finden. Nächſten Sonntag werde ich über dieſes Amerikafieber eine energiſche Predigt halten, um dem weiteren Umſichgreifen deſſelben vorzubeugen. Uebrigens iſt es ſchade um den Twerenbold. Ich traf ihn geſtern bei der Traumlore drüben, die mir wieder ein prächtiges Bruchſtück von einem uralten mythologiſchen Volkslied mitgetheilt hat. Er hat ſich wunderliche amerikaniſche Manieren und Redensarten beigelegt, benahm ſich aber gegen mich ganz manierlich, das muß ich ſagen, und hat mir merkwürdige Dinge inbetreff der religiöſen Vorſtellungen der nordamerikaniſchen Indianer erzählt. Der Mann hat viel geſehen und weiß viel. Ich erinnere mich, daß er mit den glänzendſten Zeugniſſen von Profeſſoren und Examinatoren von der Univerſität nach Hauſe kam und in den erſten Jahren, als er hier ſeinen Beruf ausübte, vom regſten wiſſenſchaftlichen Streben beſeelt war. Namentlich trieb er Botanik und Chemie mit größtem Eifer und ſchönſtem Erfolg. Autoritäten dieſer Wiſſenſchaften gaben ihm das Zeugniß, daß er in beiden nicht unwichtige Findungen gemacht habe."

„Dann iſt es in der That ſchade um ihn. Aber was hat denn die Laufbahn des Mannes ſo geſtört? Ich hörte von einem Verhältniß zu der Traumlere munkeln."

„Ja, es iſt eine trübſälige Geſchichte. Ich will ſie Ihnen einmal an einem paſſenden Orte erzählen."

„Gut, ich werde Sie an Ihr Verſprechen erinnern. Jetzt hätte ich ohnehin nicht Zeit, denn ich muß noch nach Lerchenau hinaufreiten. Guten Abend, und prägen Sie der gnädigen Frau ein, daß ſie dem Rekonvalescenten unter keiner Bedingung geſtatte, morgen ſchon auszufahren. Er hat zwar eine der beſten Konſtitutionen, die mir je vorgekommen, aber Rückfälle ſind immer bedenklich und Vorſicht ſchadet nie. Apropos", fügte der Doktor, noch einmal zurückkommend, hinzu, „ich habe dem Herrn Rittmeiſter geſagt, daß ich es für paſſend hielte, wenn er nach Verfluß einiger Wochen in ein geeignetes Bad ginge. Er wollte aber nichts davon hören. Da werde ich Sie zu Hilfe rufen müſſen, hochwürdiger Freund, um meine Abſicht durchzuſetzen. Sie ſind ja hier doch noch für lange die erſte Autorität, denn es ſind heute von dem Herrn Grafen Briefe gekommen, worin er mittheilt, da Roberts hyperphilanthropiſches Abenteuer noch ſo gut abgelaufen, würde er ſich mit der Rückkehr nicht ſehr beeilen und möchte dieſelbe wohl erſt im Spätherbſte ſtattfinden.“

Der Pfarrer fand den Geneſenden in einem Lehnſtuhl am offenen Fenſter, denn er hatte ſchon ſeit einigen Tagen das Bett verlaſſen, und wenn auch ſeine Wangen und Lippen noch blaß waren und ſeine Stirne noch einen Verband trug, ſo zeigte doch ſeine ganze Haltung, daß ſeine gute Natur einen raſchen und entſchiedenen Sieg über das Siechthum davongetragen.

Vor ihm ſtand ein kleiner Tiſch, der mit Büchern, Broſchüren und Journalen bedeckt war und an deſſen anderer Seite die Gräfin ſaß, einen ſchmalen Band in der Hand, aus welchem ſie dem Rekonvalescenten ſo eben vorgeleſen zu haben ſchien. Die Art und Weiſe, wie alles und jedes in dem Junggeſellenzimmer geordnet war, verrieth, daß hier in letzter Zeit eine ſorgliche Frauenhand gewaltet habe.

Während Robert ſeinem Lehrer mit heiterem Gruße die Hand entgegenſtreckte, ſagte die Gräfin:

„Gut, daß Sie kommen, lieber Freund. Sie können gerade den Schiedsrichter zwiſchen uns machen. Robert hat wieder eine ſeiner peſſimiſtiſchen Anwandlungen.“

„Da werden Sie ſchön ankommen, Thekla“, bemerkte der junge Mann lachend. „Meine Anſicht iſt Waſſer auf unſeres Freundes Mühle.“

„Was iſt denn eigentlich los? fragte der Pfarrer, mit Behagen den weichen Lehnſeſſel einnehmend, welchen die Gräfin ihm an den Tiſch geſchoben.

„Hören Sie nur“, ſagte ſie. „Wir ſprachen über unſere neueſte Literatur und Robert wollte nicht anerkennen, daß doch da und dort in derſelben eine bedeutendere Erſcheinung aufgetaucht ſei. Er wirft ſo ziemlich alles in einen Tiegel, nennt es Epigonenflickwerk, jämmerliche Nachleierung und ſpricht von der Poeſie der Gegenwart als von Buchbinderpoeſie.“

„Buchbinderpoeſie! Was iſt denn das für ein ſchnurriger Ausdruck?“ fragte der Pfarrer.

„Ich fand ihn dieſer Tage in einem neugegründeten Journal, in einem Aufſatz über die deutſchen Schwindel der Gegenwart. Der Erfinder dieſes Ausdrucks hat ſicherlich den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er ſagt, der beſte, das heißt der gefeiertſte Poet ſei heutzutage der, welcher den beſten Buchbinder habe. Der Dichterruhm von jetzt beruht auf Einbänden von gepreßter Leinwand mit Goldſchnitt und mit Goldvignetten, nicht zu vergeſſen das Miniaturformat, das chineſiſche Velin und die Perlſchrift. Nun, der Ruhm wird auch gerade ſo lange dauern als dieſe niedlichen Herrlichkeiten. Zu allen Zeiten hat man mit der Form ein Raffinement getrieben, wenn man mit dem Geiſt zu Ende war, und Gott verzeihe es unſeren Romantikern, daß ſie durch ihren Vorgang einen ſolchen Nachwuchs möglich machten."

„Schilt mir die Romantiker nicht, Robert", entgegnete der Pfarrer. „War nicht Tiecks Märchendichtung hold und ſchön?"

„Gewiß, und es fällt mir auch gar nicht ein, im Ganzen und Großen unſere alten Romantiker zu tadeln. Ich, der ich die nationale Idee vor allem hochhalte, anerkenne dankbar, daß, wie Sie unlängſt mit Recht bemerkten, die Romantik zur Wiederbelebung und Stärkung derſelben vieles gethan hat."

„Wohl, und vieles auch zur Ehre der deutſchen Dichtung als ſolcher. Und wenn die Romantik uns auch nur den einen Uhland gegeben, wir müßten ſie preiſen. Seine Poeſie war doch die letzte, welche alle Klaſſen der Nation gleichmäßig zu erfreuen vermochte."

„Den vollſten Kranz, welchen unſere Zeit bieten kann, um ſeine Stirne! Meine freundliche Wärterin hat mir in dieſen Tagen die herrliche Romanze vom Bertran de Born vorgeleſen, und wie haben wir uns mitſammen daran erbaut! Das iſt Poeſie."

„Es iſt mir", bemerkte die Gräfin, „mit dieſem wunderbaren Gedicht recht ſonderbar ergangen. Ich kannte es von früher her, wie man eben in den Backfiſchjahren Dichtungen kennen lernt, das heißt, ich hielt es nicht eben für etwas Beſonderes. Erſt als ich beim Verleſen darauf zu achten hatte, den Sinn des Dichters zu treffen und auszudrücken, iſt er mir ſelber recht klar geworden. Welche Fülle von Schönheit in dieſen wenigen Strophen! Wie iſt hier ein großer Gedanke ſo voll und ganz in die ſinnliche Erſcheinung getreten! Die ſouveräne Macht des Genius über das Leben, die Magie der Proſa gegenüber der Proſa der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, nie iſt das ſo einfach und ſchön zugleich dargelegt worden.“

Die edle Wärme, womit die junge Frau ſprach, berührte wohlthuend die beiden Männer.

„Der Dichter des Bertran de Born“, ſagte Robert, „iſt nicht nur ein Dichter, er war auch jeder Zeit ein Mann, das, was ich einen Helden nenne, eine in ſich einige und durchaus wahre Natur, ein Bürgercharakter voll Ritterlichkeit, ein Menſch ohne Falſch.“

„Gib mir deine Hand, mein Junge“, verſetzte der Pfarrer lebhaft. „Ich ſehe, es iſt noch Feuer in dir.“

„Ja“, fuhr Robert fort, „ich liebe Uhland — wer auch ſollte ihn nicht lieben? Er hat uns das, was in unſerer Vorzeit wirklich edel, groß und ſchön war, als echter Dichterkünſtler ohne Affektation, ohne unreine Nebenabſichten wieder nahegebracht, gleich weit entfernt von der blinden Verdammung wie von der blinden Vergötterung des Mittelalters. Außerdem gab er in unſerer verflachten, verſchwommenen, verblaſenen Zeit das unſchätzbare Beiſpiel von männlicher Würde und Konſequenz. Endlich, und auch das muß ihm hoch angerechnet werden, verſtand er zu ſchweigen. Der müſſige Leſepöbel hat es an ihm getadelt, daß er nicht noch ein paar weitere Bände von Liedern und Romanzen geliefert habe, aber Uhland fühlte, daß für einmal genug geſagt und geſungen ſei, daß es für die Deutſchen an der Zeit, zu anderen Zielen als bloß literariſchen vorzuſchreiten.“

„Aha, du haſt den Gervinus geleſen und ſeine Anſicht über die Literatur der Gegenwart adoptirt.“

„Und wenn es ſo wäre? Ich meine, man wird dem berühmten Literarhiſtoriker in vielem beiſtimmen müſſen. Wer kann es ſich, wenn er aufrichtig ſein will, verhehlen, daß die wirklich produktive Kraft unſerer Literatur ſich erſchöpft hat? Kein Verſtändiger wird die elegante Buchbinderei dort in dem Packet für Poeſie halten, aber auch das Beſte, was unter den neueſten literariſchen Erſcheinungen über das Niveau modiſcher Eintagsfliegenſchaft hinwegragt, kann eine gewiſſe Greiſenhaftigkeit nicht verleugnen.“

„Und iſt das auch etwas Greiſenhaftes?“ warf der Pfarrer ein, indem er auf die erſten Hefte des deutſchen Wörterbuchs von den Gebrüdern Grimm deutete, welche ebenfalls auf dem Tiſche lagen. „Sieh, lieber Robert, das iſt freilich nur ein Buch, wenn du willſt, aber ein Buch, das für vieles tröſten kann, was uns neueſtens gekränkt und geſchmerzt hat. Ein

Volk kann nicht zukunftslos ſein, in welchem es noch Männer gibt, die zur Ehre ihres Landes eine ſolche Rieſenarbeit unternehmen und durchführen. Iſt ſie vollendet, ſo wird ein Denkmal daſtehen, würdig der beſten, welche der deutſche Geiſt ſich errichtet hat. Und merke wohl, mit Privatkräften iſt dieſes Rieſenwerk, den Schatz unſerer reichen, edlen, ureigenen Sprache zu ſammeln, zu ſichten und zu ordnen, unternommen. Keine zu den Füßen eines vierzehnten Ludwig in Devotion erſterbende, auf Staatskoſten arbeitende Akademie ſchafft es auf bequem mechaniſchem Wege, nein, zwei ſimple Gelehrte, reich ſchon an Mühen und Verdienſten um Deutſchland, opfern die Ruhe ihres Alters hin, um der Mit- und Nachwelt ein Werk zu geben, mit welchem ſich ähnliche anderer Nationen nicht im entfernteſten meſſen können. Das iſt ein neuer Triumph der Kraft, welche im deutſchen Individualiſmus lebt.“

„Ach ja, unſer Individualiſmus! Das iſt ja eben der große deutſche Jammer. Nicht, wenn er Werke unternimmt, wie das der Grimm — Ehre ihm dann! — wohl aber dann, wann er ſich zum Grundmotiv des ganzen geſchichtlichen Daſeins unſeres Volkes machen will.“

„Aber warum das ungerechter Weiſe auf unſere Landsleute allein anwenden, lieber Robert?“ bemerkte die Gräfin. „Trifft der Vorwurf, welchen Sie ſo eben ausgeſprochen haben, nicht vielmehr unſere Zeit überhaupt? Ich habe in den langen Winterabenden zu manchem Mittel gegriffen, um die Langeweile von mir abzuhalten, und da fand ich bei meinem Hin- und Herblättern in alten und neuen Büchern in einer Schrift des großen Bacon den Satz, daß in der Jugend eines Staates die Waffen blühen, im mittleren Alter desſelben die Wiſſenſchaften, dann eine Zeit lang beide zuſammen, im abnehmenden Alter aber die mechaniſchen Künſte und der Handel. Sollte dieſes Axiom nicht auf das ganze civiliſirte Europa Anwendung finden und daraus die herrſchende Zeitſtimmung ſich erklären laſſen?"

„Vielleicht, gnädige Frau", verſetzte Frieding, „vielleicht und leider, denn als letzte Konſequenz müßte ſich daraus ergeben, daß die Recht haben, welche ſich zu dem finſteren Glauben bekennen, unſere ganze Civiliſation ſei beſtimmt, und zwar ganz nach ihrem Werthe beſtimmt, durch den Hereinbruch einer neuen Barbarei zu Boden getreten, vernichtet, weggeſchwemmt zu werden."

Der Pfarrer verließ erſt ſpät am Abend das Schloß. Er ging heiter und befriedigt.

„Sie ſind mitſammen wie Bruder und Schweſter", ſprach er auf ſeinem Heimweg durch den Park bei ſich, „ja wie Bruder und Schweſter. Ich ſah wohl den bedenklichen Zug in der Miene des Doktors, aber dieſe Mediziner ſind bekanntlich die allerkraſſeſten Materialiſten. Die Gräfin übt auf Robert augenſcheinlich den heilſamſten Einfluß. Sie wird ihm die Verdroſſenheit, das Unbehagen an den Menſchen und Dingen der Gegenwart nach und nach ſchon vollends vertreiben und ſeinen Thätigkeitstrieb auf würdige Ziele lenken. Man muß ihr dankbar ſein — ſie iſt ein herziges Geſchöpf. Gott ſei Dank, es iſt ein ſchönes geſchwiſterliches Verhältniß zwiſchen ihr und ihm.“

## 11.

## In einem Hohlweg.

„Und wer iſt denn der Menſch eigentlich?"

Als die Gräfin dieſe Frage an Robert richtete, ritt ſie ihm zur Seite durch einen weiten Forſt, welcher von der Markung der Gemeinde Guggisried bis nahe an die Hügel heraufzieht, die gegen Oſten hin den gräflichen Park begrenzen. Guggisried ſelber liegt weit oben am See. Die eirunde Bucht, in welcher ſich die Häuſer des Dorfes ſpiegeln, bildet ſo ziemlich den öſtlichſten Ausläufer des ſchönen Waſſerbeckens. Unmittelbar hinter dem Dorfe ſteigen die weithin gedehnten Gehänge des gewaltigen Guggishorn an, erſt ſanft geneigte Triften, wechſelnd mit Bergtannengruppen, dann baumloſe Alpenweideplätze, höher hinauf Granit und zuletzt Schneefelder und von ewigem Eis beglaſte Abſtürze.

Auf ſo einem Berge hat vieles Raum: Heerden von Kühen und Ziegen und Schafen und das muntere Volk der Sennen. Vor acht Tagen hatten die Guggisrieder mit ihrem Vieh die Bergfahrt gehalten und jetzt war droben in den Sennhütten das Buttern und Käſen bereits in vollem Gange. Heute jedoch hatte die Arbeit geraſtet. Es war ein Feiertag, des heiligen Medardus Tag, welchen die Hirten vom Guggishorn mit großer Gewiſſenhaftigkeit feierten als den eines ihren Heerden wohlgeneigten Schutzpatrons, welcher der lokalen Legende zufolge namentlich bei der Käſerei nie umſonſt angerufen würde.

Im Hintergrunde des ſogenannten Seebodens ſteht die Kapelle des Heiligen, eingebuchtet von bizarr geformten Felskegeln. Dort ſpringt aus einer tiefen Kluft hervor mit lautem Rauſchen ein köſtlicher Quell, deſſen Waſſer das Hirtenvolk wunderbare Heilkräfte zuſchreibt. Die ſanftgeneigte Matte, durch welche hin der reiche Abfluß des Medardusbrunnens thalwärts geht, iſt von uralters her der Sammelplatz der Guggisrieder und ihrer Nachbarn am Medardustag. Dahin kommen die drallen Mädchen der umliegenden Dörfer in ihrer kleidſamen Sonntagstracht und werden von den jungen Sennen empfangen, die heute ihr reinſtes Hirtenhemd und ihre beſten Lederhoſen anhaben, nicht zu vergeſſen die breiten grünen Hoſenträger und den noch breiteren Leibgurt, welchen den Winter über jedem ſein Madel geſtickt. Vormittags hält der Pfarrer von Guggisried in der Kapelle Predigt und Meſſe und dann treten die Gemeindeälteſten in einen Kreis zuſammen, um eine Art Schiedsgericht über Weideſtreitigkeiten, Holzungsberechtigungen und andere Sennereiſachen zu halten. Dann werden auf der Matte die üblichen Hirtenſpiele in Gang geſetzt und zeigen die jungen Burſche im Wettlaufen, Steinwerfen, Steinſtoßen, Springen, Ringen und Schwingen ihre Kraft und Gelenkigkeit. Inzwiſchen haben ſich auch wohl ein paar Muſikanten eingefunden und es wird auf dem grünen Raſen getanzt, daß die Mieder wallen und die Röcke fliegen. Bis in die Nacht hinein hört man in den Bergen den Widerhall vom Singen und Jodeln und Juheien der fröhlichen Jugend.

Ein alter Graf von Wippoltſtein hatte ſeinen Nachkommen die Verpflichtung auferlegt, den Siegern in den Hirtenſpielen am Medardustag Preiſe von je einem bis zu drei Dukaten auszutheilen oder austheilen zu laſſen. Das hatte Frieding, welcher ſich die Erhaltung alter Bräuche ſehr angelegen ſein ließ, dem wiederhergeſtellten Robert geſtern in Erinnerung gebracht und hatte die Gräfin lebhaft ausgerufen: „Da wollen wir ſelber hin und Robert mag den Siegern in dieſen olympiſchen Spielen ſtatt Olivenkränzen gutgeränderte Dukaten zutheilen.“

So waren die beiden in der Morgenfrühe nach Guggisried hinübergeritten und von da auf den Seeboden gegangen und hatten in heiterſter Stimmung das Hirtenfeſt mitgemacht. Die Gräfin hatte in beſter Manier von der Welt ſich dareingefunden, die Austheilerin der Preiſe zu machen, und als Robert ſeine Börſe auf den über ihre Kniee gebreiteten Shawl ausſchüttete, da waren ihre ſchönen Hände im Spenden nicht karg geweſen.

Die Sennen wünſchten ſich nie eine andere Siegesgöttin, um ſo mehr, da Thekla es mit den Beſtimmungen des Ahnherrn nicht ſehr genau genommen und es ſo einzurichten gewußt hatte, daß nicht gerade nur die beſten Renner und Springer, Steinſtoßer und Schwinger, ſondern ſo ziemlich alle, welche ihre Geſchicklichkeit und Stärke verſucht, etwas von dem gelben Metall in die Taſche kriegten. Freilich, dort ſollte ſeines Verbleibens nicht lange ſein. Denn ſeit die Stiftung des Grafen beſtand, hatte ſich wie von ſelbſt daran der Brauch gefügt, daß die bekrönten oder vielmehr bedukateten Burſchen die goldenen Dinger ihren Madeln verehrten, an deren Miedern ſie, die Dukaten nämlich, womöglich ſchon am nächſten Sonntag als „Anhenker“ baumelten. Es war in der ganzen Gegend der Stolz der Mädchen, ſolche Anhenker zu tragen. Die Freigebigkeit der Gräfin hatte heute dieſem Stolze mächtig Genüge gethan und dafür eine beträchtliche Summe blanker Popularität eingetauſcht. Man hatte ſich die „ſtolze“, „leutſcheue“ gnädige Frau doch ganz anders vorgeſtellt. „Das war ja 'ne recht tolle und gemeine Herrſchaft, Sipperment! Was die für 'ne freiſame Anſprache hat und was für Guckerl im Kopf, potz Herrgöttle's Donner!“ hatte der lange Sepper von der Modereck-Alm drüben gemeint und der lange Sepper war einer der Hauptmacher der öffentlichen Meinung im Gebirge. Auch Robert, der ſich mit unbefangener Munterkeit unter dem Hirtenvolk umherbewegte, hatte ſein reichliches Theil von Lob abbekommen. Als die Muſikanten aufzublaſen anfingen, war er mit des Kirchenbauers Vreneli aus Guggisried zum Steyrer angetreten, während die Gräfin mit dem kraushaarigen Xaverie-Patriz von der Scheideck tanzte. Dann hatten ſie von den fröhlichen Leuten Abſchied genommen, um noch bei guter Zeit drunten im Dorfe die Pferde zu beſteigen. Als ſie mitſammen den Berg hinabgingen, hatte das Vreneli dem Xaverie-Patriz, der eigentlich ſein Schatz war, zugewiſpert, daß die ſchöne junge gnädige Frau nicht dem Junker gehörte, ſondern dem alten Grafen mit den „ausgeſtopften“ Waden und der „verflixten ſchwarzen Parrucken“, und das ſei doch jammerſchade.

Die Abendſonne warf rothe Lichter durch die Wipfel der Tannen und Buchen des Schwadriforſtes, durch welchen die beiden heimwärts ritten. Im Dickicht ſchlug die Amſel, fernab in den ſchattigen Gründen rief der Kukuk und eine duftige Kühle wehte die Wangen der Heimkehrenden an. Sie ließen die Pferde ihren gemächlichen Schritt gehen: es däuchte ſie gar ſchön, ſo mitſammen durch den ſtillen Wald zu reiten. Robert ſchwieg ſinnend. Vielleicht regte ſich in ihm der Wunſch, der Forſt möchte nie zu Ende gehen. Man hat manchal ſo ſeltſame Wünſche.

Die Gräfin war geſprächiger.

„Das war ein heiterer Tag“, hatte ſie geſagt. „Ich habe mich königlich amüſirt und nur bedauert, daß Ihre fröhliche Stimmung beeinträchtigt wurde durch die Zudringlichkeit des Menſchen mit der ſchnakiſchen Redeweiſe.“

„Unſer Freund Frieding“, verſetzte Robert, „würde ſagen, daß eine kleine Diſſonanz nichts ſchade.“

„Und er hätte recht, lieber Robert. Ich wenigſtens habe mich über die Anweſenheit des Mannes nicht zu ärgern vermocht. Es iſt wahr, ſeine Gloſſen über das alte und junge Volk, über die Spiele und Tänze, über die Predigt des Pfarrers und die Verhandlungen der Gemeindevorſteher klangen recht boshaft höhniſch, aber ſie wurden mit einem gewiſſen Humor vorgebracht, und ich geſtehe ganz offen, die Einkleidung ſeiner mephiſtopheliſchen Sarkaſmen in barocke Amerikaniſmen hat mich höchlich ergötzt.“

„Er hat ſich an Sie nicht ſo direkt gewendet wie an mich, Thekla. Sie konnten daher auch nicht deutlich wahrnehmen, was für eine Atmoſphäre von Gemeinheit der Mann um ſich verbreitete. Die Peſt über ſeine Zudringlichkeit! Aber er wird ſich dieſelbe wohl vergehen laſſen, denn ich habe ihn tüchtig abfahren laſſen, wie man zu ſagen pflegt.“

„Ich wünſchte, Sie wären etwas weniger ſchroff gegen ihn verfahren.“

„Warum?“

„Ich ſah, daß er Ihnen, als Sie ihm den Rücken gewandt, einen böſen Blick nachwarf.“

„Bah!“

„Aber ſagen Sie mir, wer iſt denn der Menſch eigentlich?“

„Er heißt Twerenbold und war vormals Arzt zu Wippoltſtein. Ich kann mich ſeiner noch aus meiner Kindheit erinnern, aber nur dunkel. Sie wiſſen, ich wurde von meinem guten Oheim Kuno wie ein eigenes Kind aufgenommen und gepflegt, während mein Vater im Auslande ſeine diplomatiſche Laufbahn verfolgte. So verbrachte ich meine früheſte Kindheit im Schloſſe Wippoltſtein, unzertrennlich von meinem Vetter und Altersgenoſſen Rudolf, dem einzigen Sprößling meines trefflichen Oheims. Der arme Junge, der ſo früh ſterben mußte! Noch ſteht er vor mir mit den großen blauen Augen und dem blaſſen, leidenden Geſichtchen. Sein Tod war der erſte Schmerz meines Lebens. Er hatte mich ſo lieb gehabt und ich ihn. Wir hatten beide keine Mutter, außerdem vereinigte uns das Band einer inſtinktmäßigen Furcht vor unſerer Wärterin, der Lore, welche man jetzt die Traumlore nennt.“

„Wie, dieſes Weib war Ihre und Ihres Vetters Wärterin? Man ſpricht Seltſames von ihr.“

„Daß ſie zaubern könne, nicht wahr? Nun wohl, vor Zeiten konnte ſie das nicht, denn ſie vermochte weder meinem Vetter noch mir die Abneigung zu vertreiben, welche wir gegen ſie empfanden.“

„Deßhalb alſo lehnten Sie es ab, gemeinſchaftlich mit dem Pfarrer und mir die Einſiedelei zu beſuchen, deren Bewohnerin ſo viele alte Lieder und Sagen kennt? Aber was hat Ihnen denn die Traumlore gethan?"

„Nichts. Aber es gibt nun einmal nicht nur phyſiſche, ſondern auch moraliſche Idioſynkraſieen. Die Lore hatte eine große Autorität im Schloſſe, als nach dem Tode meines Oheims mein Vater die Vormundſchaft über ſeinen Neffen angetreten hatte. Ich weiß nicht, wie das kam, und will es nicht unterſuchen. Rudolf und ich fürchteten ſie — ſie konnte einen mit furchtbaren Blicken anſehen. Ich erinnere mich, eines Tages war ich in ihre Stube gekommen und ſah da über ihrem Bette einen aus Stroh geflochtenen Kranz befeſtigt. Was iſt denn das, Lore? fragte ich mit kindiſcher Neugier. Das iſt mein Ehrenkranz, du ſüßes Jüngelchen, gab ſie zur Antwort und ſah mich dabei mit einem ihrer teufliſchen Blicke an, daß ich entſetzt davonſprang. Später, als ich dem trefflichen Frieding zur Erziehung übergeben wurde, verließ die Lore das Schloß und ſeither hat ſie in der Einſiedelei an dem wilden und einſamen Seeufer drüben gelebt. Auch gegen den Doktor Twerenbold, der viel im Schloſſe aus und ein ging, hatte ich eine Idioſynkraſie — ja, und da fällt mir auch ein, warum. Mein Vetter Rudolf war etwa zwei Jahre jünger als ich. Er mochte vier, ich ſechs Jahre alt ſein, als er plötzlich von einer ſchweren Krankheit befallen wurde. Ich wich nicht von ſeinem Bette. Der Kranke ſchien eine große Furcht vor dem Doktor Twerenbold zu haben. Ich kann mich deutlich erinnern, daß mir Rudolf damals einmal ängſtlich und heimlich ſagte, der Doktor habe ihm wehegethan, oh, ſehr wehe. Von da an konnte ich den Twerenbold nicht mehr ausſtehen. Bald darauf verließ er das Dorf. Es hieß, er ſei über das Meer gezogen. Ich beachtete es kaum, als mir der alte Andres vor einigen Wochen ſagte, der Teufelskerl, der Twerenbold, ſei plötzlich aus Amerika zurückgekommen und habe ein ganzes Fuder kaliforniſcher Goldklumpen mitgebracht. Als er ſich aber heute mit ſo zutraulicher Unverſchämtheit an mich machen wollte, da erwachte die Antipathie meiner Kinderjahre wieder in ihrer vollen Stärke. Doch genug davon und laſſen Sie uns von Anderem reden. Wie haben Ihnen heute unſere Bauern und Hirten gefallen?"

„Oh, ſehr gut. Da iſt doch noch Friſche und Natur."

„Allerdings, und zum Glück iſt es noch keinem Touriſten eingefallen, die Schönheiten unſerer Berge zu entdecken."

„Sie meinen damit, es ſei ein Glück für die Urſprünglichkeit unſerer Bergbewohner, daß ihre Berührung mit der Civiliſation bis dahin immer noch eine ſpärliche geblieben?"

„Das meine ich. Wer geſehen hat, was die regelmäßig wiederkehrenden Wanderzüge der Touriſten aller Länder aus der Bewohnerſchaft vielbeſuchter Gebirgsgegenden gemacht, wird nicht wünſchen, daß der Schwarm der Reiſenden auch in unſere Berge gezogen werde. Iſt es doch einh wares Glück, daß es noch Flecke in Deutſchland gibt, welche in den mollusſkenartigen, alle ſociale Gliederung vernichtenden, unerquicklich charakterloſen Brei unſerer nivellirenden Kultur noch nicht eingerührt wurden."

„Mir iſt es mit unſerem Landvolk eigen ergangen. Unmittelbar bevor ich hierher kam, hatte ich mit größter Freude Auerbachs Dorfgeſchichten geleſen und da ſtellte ich es mir Wunder wie leicht vor, mit den Landleuten in erſprießliche Beziehungen zu treten."

„Ja, da mögen Sie ſchön angekommen ſein! Ich kann es mir vorſtellen."

„In der That, ich fand die Bauern in der Wirklichkeit ganz anders, als ſie ſich in der Dorfnovelliſtik darſtellen."

„Sagen Sie: dargeſtellt werden. Es war ein ganz hübſcher Verſuch, in die Abgeſtandenheit unſerer durch das ſogenannte Junge Deutſchland aufgebrachten ſocialen Novelliſtik mittels der Dorfgeſchichtſchreibung ein friſches Element zu bringen. Nur ſchade, daß die Herren Dorfhiſtoriker nicht zu vergeſſen vermochten, daß ſie für ein Salonpublikum ſchreiben ſollten, welches die Natur nur goutirt, wenn ſie ihm verſchönert, d. h. geſchminkt und verſentimentaliſirt geboten wird. Aber wen haben wir denn da vor uns?"

Der Wald war zu Ende und über das Blachfeld her fielen ſchräg die letzten Stralen der untergehenden Sonne auf eine Geſtalt, welche vor den Reitern in dem langen Hohlweg herwandelte, der aus dem Forſte auf das Plateau hinaufführte. Es war ein tiefes Defilé, angefüllt mit Moraſt und Waſſertümpeln, ſteile Wände links und rechts. Doch lief rechter Hand ein ſchmaler, etwas erhöhter Fußpfad durch den Hohlweg, welcher ziemlich feſt und trocken ausſah.

Auf dieſem Pfade ging der Mann, deſſen Erſcheinung Robert zu ſeiner Frage veranlaßt hatte, langſam einher. Er ſchien durchaus keine Eile zu haben. Die Hände, welche läſſig einen derben Knotenſtock hielten, auf den Rücken gelegt, ſchlenderte er mit einer Gemächlichkeit dahin, welche vielleicht eine abſichtliche war. Er mußte das Getrampel der Pferde hinter ihm gehört haben, ſchien es aber nicht der Mühe werth zu halten, den Kopf umzuwenden. Wer ihn genauer betrachtet hätte, würde vielleicht wahrgenommen haben, daß ſein Gang nicht feſt war und ſeine Beine dann und wann eine Bewegung nach ſeitwärts machten, als wollten ſie ſich vom Oberkörper emancipiren.

„Es iſt der Zwerenbold“, ſagte die Gräfin leiſe.

„Ja wahrhaftig“, verſetzte Robert laut. „Machen wir, daß wir an dem widerlichen Menſchen vorüberkommen.“

„Lieber Robert, der Mann ſcheint betrunken zu ſein. Sollten wir nicht unſere Pferde anhalten, bis er aus dem Hohlweg hinaus iſt?“

„Warum? Die Dämmerung kommt raſch und ich möchte nicht, daß Sie erſt nach Erlöſchen des Tageslichtes durch dieſe abſcheuliche Hohlgaſſe reiten müßten. Wir wollen den Fußpfad rechter Hand benutzen. Erlauben Sie, daß ich vorausreite."

Er lenkte ſein Pferd auf den ſchmalen Pfad und blickte ſich auffordernd nach Thekla um, welche ohne weitere Einrede nachfolgte.

So waren ſie bis etwa in die Mitte des Hohlwegs gekommen, als Roberts Pferd ſtillſtand. Das Schnauben ſeiner Nüſtern mußte ſich dem bloßen Nacken Twerenbolds fühlbar machen, allein der Bummler nahm keine Notiz davon.

„Platz da vorn!" ſagte Robert mit vornehmer Kälte.

Jetzt wandte ſich Twerenbold um und blieb ſtehen. Die Vermuthung der Gräfin über ſeinen Zuſtand ſchien begründet, denn ſein Geſicht war hochroth und ſeine Haltung augenſcheinlich nicht die feſteſte. Aber wenn die Maſſe geiſtiger Getränke, welche er den Tag über zu ſich genommen, auf ſeine eiſerne Konſtitution nicht ohne Einfluß bleiben konnte, ſo war ſein Wille an Kraft dem Rauſche dennoch überlegen.

„Heda, Platz Ihr da!" wiederholte Robert nachläſſig.

Der Bummler wich nicht einen Zoll breit von der Stelle.

„Ihr da!" erwiderte er, und ſein kühnes Auge ruhte mit frecher Gleichgiltigkeit auf Robert. „Wer Ihr da? Kalkulire, wenn ein Gentleman zu einem andern ſpricht, weiß er, welcher Anredeform er ſich zu bedienen hat."

„Was ſoll das?"

„Was das ſoll? Rechne, daß ein Bürger der großen Union ſich nicht beihrdahen läßt. Kalkulire, hält ein ſolcher auf ſeine Würde. Iſt ein Fakt, bei Jove!"

Dem Rittmeiſter ſchwoll die Stirnader, aber die Anweſenheit Thekla's zwang ihn, ſich zu beherrſchen. Außerdem, was ſollte er ſich in Händel mit einem ſolchen Menſchen einlaſſen?

Mit ironiſcher Höflichkeit lüftete er den Hut und ſagte mit verächtlichem Lächeln:

„Herr Doktor Twerenbold, haben Sie die Güte, der Dame hinter mir Platz zu machen."

Das war nicht die Art und Weiſe, den Abenteurer zu gewinnen.

„Herr Rittmeiſter, Graf von und zu Wippoltſtein", entgegnete er auf der Stelle in gleichem Tone, „bemerken Sie gütigſt, daß die Hohlgaſſe hier ein Gemeindeweg iſt. Da, wo ich gehe, iſt der Weg für Fußgänger. Hier nebenan iſt der Weg für Pferde. Gut genug für ſie, rechne ich. Ich für meine Perſon bin nicht mehr jung und galant genug, für nichts und aber nichts durch den Koth zu patſchen und mir die Füße zu erkälten."

„Unverſchämter —"

„Halt! Kalkulire, Sie verſchlucken ein zweites ſolches Wort. Rechne, wir ſind jetzt nicht mehr auf der Medardus-Alm, wo ariſtokratiſche Hochnäſigkeit n der ſtupiden Unterthänigkeit jämmerlicher Kaffern einen Rückhalt findet. Stehen hier Mann gegen Mann.“

Roberts Blut kochte auf.

„Canaille!“ rief er aus und erhob, ſeinem Pferde die Sporen gebend, die Reitpeitſche.

Twerenbold wich vor dem Sprunge des Roſſes ein paar Schritte zurück, aber auch nur ein paar Schritte.

Dann ſtellte er ſich ſtramm auf die Füße, ſeine athletiſche Geſtalt richtete ſich hoch auf, er faßte den ſchweren Knotenſtock feſt in die Hand, ſeine grauen Augen funkelten vor Wuth.

„Canaille!“ wiederholte er knirſchend. „Schlagt zu, Jüngelchen, und, by all the powers, Ihr ſollt ſpüren, wie ein plebejiſcher Knittel auf einem gräflichen Schädel thut. Auf einem gräflichen? Bah! Drei Worte von mir und Eure gräfliche Herrlichkeit fällt in den Schmutz des Zuchthauſes.“

„Hund von einem —“ ſchrie Robert außer ſich mit erſtickter Stimme und trieb ſein Pferd gegen Twerenbold an.

„Robert, ums Himmels willen, was wollen Sie thun?“

Dieſer Schrei aus dem Munde der Gräfin brachte ihn wieder zur Beſinnung.

Sie war an ſeiner Seite, hatte den Goldfuchs durch den Moraſt gezwungen und den Zügel ſeines Pferdes gefaßt.

„Verzeihung, Thekla“, ſagte er und ließ den Arm ſinken. „Verzeihung, ich war unſinnig.“

Und hochaufathmend raffte er ſich zuſammen und fuhr fort:

„Erweiſen Sie mir den Gefallen, voranzureiten, Thekla. Sie haben nichts zu beſorgen, ich bin ganz ruhig jetzt, ganz vernünftig. Aber dieſer Menſch ſoll mir Rede ſtehen. Bei meinem Wappen, das er beſchimpfte, er ſoll! Bei der Seele meiner Mutter, ich weiche nicht von der Stelle, bis er mir Rede geſtanden.“

„Sie wollen es, Herr Rittmeiſter? Wohlan, fragen Sie mich, ich werde antworten. Aber Sie haben recht, die Frau Gräfin mag voranreiten. Was ich zu ſagen habe, paßt nicht für Damenohren.“

Thekla blickte mit brennender Angſt von einem der Männer zum andern. Sie wollte ſich weigern, den Platz zu verlaſſen, aber eine ungeduldige Bewegung Roberts verſchloß ihr den Mund.

„Sie hörten es, Thekla. Was dieſer Menſch mir zu ſagen habe, paſſe nicht für die Ohren einer Dame. Sehen Sie, er macht Ihnen Platz — laſſen Sie den Goldfuchs ausſchreiten — ich hole Sie wohl noch ein.“

So ließ ſie ſich denn von ihrem Reſſe forttragen und hatte bald den Hohlweg hinter ſich. Zurückblickend bemerkte ſie, daß Robert abgeſtiegen war und dem Abenteurer zuhörte, welcher, auf ſeinen Stock geſtützt, eifrig zu ihm redete.

Beruhigt durch die friedlichere Wendung des Abenwärts, ritt ſie über die kurze Strecke Haideland, welches den Schwadriforſt von der Umzäunung des Parkes trennt. An dem Gitterthor ſtand der Goldfuchs ſtill und die Gräfin ſtieg ab, um daſſelbe zu öffnen. Da fiel ihr erſt ein, daß Robert den Schlüſſel bei ſich trage. Es war aber nicht nur deßhalb, daß ſie wartete. Es drängte ſie, zurückzureiten, denn Robert war ja allein mit dem Manne, der etwas ſo Verzweifeltes in ſeinem Auge hatte.

Schon hatte ſie den Fuß im Bügel, da ließ die Scheu, da ſich einzudrängen, wo ſie ſo unzweideutig fortgewieſen worden war, ſie denſelben wieder zurückziehen.

„Was war das?“ fragte ſie ſich. „Was wollte der ſchreckliche Menſch mit ſeiner geheimnißvollen Drohung?“

Ein Zittern überlief ſie. Ein dunkles Ahnen ſagte ihr, daß dieſe Stunde für. Robert eine furchtbare ſein müßte.

Und er kam noch immer nicht.

Sie wandte den Kopf nach dem Hohlwege hin, lauſchte mit angehaltenem Athem.

Jetzt vernahm ſie den Schall von Stimmen, zwei Geſtalten tauchten im Dämmerlicht aus der Hohlgaſſe auf.

Sie erkannte Robert, der ſein Pferd am Zügel führte, und den Abenteurer.

Auf der Haide trennten ſie ſich. Twerenbold ſchlug den Weg ein, welcher rechtsab nach dem Dorfe zu führte.

Der junge Mann kam auf ſie zu, aber er ſchien ſie nicht zu bemerken. Seine Füße wankten unter ihm, faſt taumelnd kam er näher, jetzt ſtand er vor ihr, aber ſeine Augen ſtarrten gläſern ins Weite.

„Oh, Gott, Gott“, rief ſie aus und legte ihm ihre Hände auf die Schultern, „was iſt Ihnen, Robert? Was iſt geſchehen?“

Er ſah auf und ſchauerte zuſammen, wie vom Fieber geſchüttelt.

„Robert, was haben Sie gehört?“

„Einen Gräuel!“ erwiderte er tonlos und ſchlug ſeine Hände über das fahlbleiche Geſicht.

## 12.

## Vor einem Sarge.

In einem der bedeutendſten Werke ſlaviſcher Poeſie, in des Polen Kraſinſki Ungöttlicher Komödie, unterhalten ſich in der Ahnengalerie des Grafen Heinrich dieſer und der Plebejer Pankratius.

„Blick' auf dieſe Geſtalten“, ſagt der Edelmann. „Der Gedanke des Vaterlandes, die Idee der Familie iſt in Falten auf ihrer Stirne geſchrieben. Preis meinen Vätern!“

„Ja“, verſetzt Pankratius, „Preis deinen Vätern im Himmel und auf Erden! Es iſt der Mühe werth, hinzublicken. Jener, ein Staroſt, erſchoß die alten Weiber im Walde und ließ die Juden lebendig verbrennen. Der da, mit dem Siegel in der Hand, verfälſchte Akten, verbrannte Archive, beſtach Richter und beſchmutzte mit Gift ſeine Erbſchaften; daher ſtammen deine Dörfer, deine Einkünfte, deine Macht. Dieſer da, mit dem goldenen Vließ im welſchen Mantel, diente dem Auslande, und jene blaſſe Frau buhlte mit ihrem Pagen. Die andere dort lieſt einen Brief ihres Geliebten und lächelt, denn die Nacht naht heran. Das ſind eure ununterbrochenen, unbefleckten Geſchlechtsregiſter.“

„Du irrſt, Bürgerlicher“, entgegnet der Graf. „Weder du noch einer von den Deinigen würde leben, wenn euch nicht die Gnade meiner Väter ernährt, ihre Macht euch nicht beſchützt hätte. Sie vertheilten Korn unter euch in der Hungersnoth; als die Peſt ausbrach, bauten ſie euch Spitäler, und da Ihr aus einer Heerde von Thieren unmündige Thierlein wurdet, bauten ſie euch Tempel und Schulen; nur im Kriege ließen ſie euch zu Hauſe, denn ſie wußten, daß ihr nicht für das Schlachtfeld taugt.‘“

Dieſe Anſicht von der Stellung des Adels in der Vergangenheit, wie ſie hier zuletzt der Dichter einem Repräſentanten deſſelben in den Mund legt, hatte ſich Robert ziemlich frühzeitig gebildet. Es war in ihm nichts Junkerhaftes, denn wenn Keime dazu urſprünglich in ihm vorhanden geweſen, ſo hatte die durchaus auf das Humane gerichtete Erziehung Friedings dieſelben beſeitigt. Aber er haßte inſtinktmäßig jene Lehre der Gleichheit, welche behauptet, die Menſchen müßten einander gleich ſein, wie ein Waſſertropfen dem andern gleicht. Niemand konnte bereitwilliger als er die Ariſtokratie des Geiſtes anerkennen, aber er hielt auch an dem Glauben an die Berechtigung der Ariſtokratie der Geburt feſt. Weit von der Albernheit entfernt, die phyſiologiſche Thatſache zu bezweifeln, daß das Blut des Abkömmlings ſtolzeſter

Feudalgeſchlechter ganz aus den nämlichen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſei wie das des Tagelöhners und Bettlers, war er andererſeits überzeugt, daß die in wahrhaft ariſtokratiſchen Häuſern von Geſchlecht zu Geſchlecht ununterbrochen forterbenden Traditionen einer über die gemeinen Mühen des Lebens erhabenen Exiſtenz dem Geiſte eine höhere, auf große und edle Ziele gerichtete Schwungkraft verleihen müßten. Mit Bedauern, ja ſogar mit ſchlechtverhehltem Ingrimm blickte er auf die Stellung, welche der deutſche Adel im Verlaufe der nationalen Entwickelung allmälig eingenommen. Sie kam ihm geradezu als eine unwürdige vor und mit einem Gefühle des Neides ſah er auf die Ariſtokratie Englands hinüber, welche ihre Geſchicke ſo geſchickt mit denen der Nation zu verflechten gewußt und für ihre Klugheit, ihre Energie und ihren Patriotismus einen entſprechenden Lohn davongetragen hatte, den, den erſten Staat der Welt zu regieren. Legte er dieſen Maßſtab an, ſo fühlte ſich ſein ariſtokratiſches Bewußtſein freilich gedemüthigt; trotzdem aber blieb es für ihn ein wohlthuendes Gefühl, von einer langen Reihe von Männern abzuſtammen, deren viele in der Geſchichte des Landes berühmt, alle wenigſtens bekannt waren und von denen keinem nachgewieſen war, daß er ſein Wappenſchild entehrt habe. Es hatte Männer von der unbändigſten Leidenſchaftlichkeit und dem gewaltſamſten Gebaren unter ihnen gegeben, nie aber einen Feigling oder Niederträchtigen. Roberts Ideal eines Mannes und öffentlichen Charakters war der große

Freiherr vom Stein, der Feind Napoleons, der Wiederaufbauer des durch den Schlag bei Jena zertrümmerten Preußen. In dieſem Trefflichen ſah er den Typus eines wahren Edelmanns. Auch Stein hatte feſt an ſeinem Recht und ſeiner Würde als geborener Reichsfreiherr gehalten, auch er hatte nur in der ſtändiſchen Gliederung der Geſellſchaft das Heil Deutſchlands geſehen, aber zugleich hatte er keinen Augenblick ſich bedacht, alles Verrottete und Untüchtige, alles ſtörende oder ſchädliche mittelalterliche Gerümpel der Vernichtung preiszugeben, und war mit der nämlichen Energie, womit er ſeinem eigenen Stande zu einer würdigen Stellung und Geltung im Staate verhelfen wollte, auch für die Rechte des Bürgers und Bauers in die Schranken getreten. Man ſieht, für Robert war das Wort adelig wirklich ſynonym mit edel.

Bei ſolcher Stimmung und ſolchen Anſichten hatten die revolutionären Bewegungen der letzten Zeit einen ganz eigenen Eindruck auf den jungen Mann gemacht. Er war jung und friſch genug geweſen, um jenen ſympathiſchen Zug zu fühlen, der alle empfänglichen Herzen ergreift zu Zeiten, wo es den Anſchein hat, der in der Weltgeſchichte waltende Geiſt der Entwickelung ſchicke ſich zu einem bedeutenden Vorſchritt an. Sein Geiſt war auch ſelbſtſtändig genug, daß ihn ſelbſt ſeine Stellung als Soldat und Offizier nicht abgehalten hätte, jenem Zug nachzugeben, denn er war Patriot von ganzer Seele. Aber ſchon der Urſprung der ganzen Bewegung machte ihm dieſelbe verdächtig. Er verabſcheute die Franzoſen, welche er nur das Windbeutelvolk nannte, das, von der lächerlichſten Eitelkeit fortwährend zwiſchen Extremen hin und her getrieben, für wahre Freiheit und Menſchenwürde gar kein Organ habe und von jeher den Einfluß ſtilloſeſter Mode auf Deutſchland geübt hätte. Die nationale deutſche Sache ſchien ihm beſchmutzt durch die Einmiſchung franzöſiſch-demokratiſcher Hirngeſpinnſte, deren Realiſirung, vorausgeſetzt, daß ſie möglich wäre, er für ganz gleichbedeutend mit dem Cariſmus hielt. Dort, wie hier, das Nivellement eines allgewaltigen Despotiſmus, dort im Namen der Maſſen, hier im Namen eines Einzelnen geübt. Die Vorſtellung einer derartigen allgemeinen Sklaverei widerte ihn an, und indem er das Mißgeſchick der Deutſchen, aus ſich ſelbſt heraus etwas Rechtes und Dauerndes zu ſchaffen, ſchmerzlich beklagte, hatte er ſich unmuthig von der ganzen Bewegung abgewandt. Die unmächtig theoretiſchen Anläufe des demokratiſchen Wollens, die Armſäligkeit der redſeligen Verſuche des konſtitutionellen Liberaliſmus hatten ihn gleichermaßen verſtimmt und ſeinem Ariſtokratiſmus eine prononcirtere Färbung gegeben, als derſelbe urſprünglich beſeſſen. Er war jetzt lebhafter als je überzeugt, daß die Souveränität des Volkes eine gefährliche Fabel und daß ſtaatliche und ſociale Reformen niemals von unten kommen dürften und könnten.

Von dieſer Ueberzeugung durchdrungen, hatte er ſeit ſeiner Zurückkunft zu dem Stammſitze ſeines Geſchlechtes ſchon mehrmals mit einer gewiſſen Befriedigung die Reihe ſeiner Ahnenbilder in dem großen Saal gemuſtert. Sage man, was man wolle, hatte er dabei gedacht, es iſt doch etwas Schönes und Erhebendes um das Bewußtſein, daß das Blut, aus welchem man ſtammt, in einem von dem Ocean der gemeinen, alltäglichen Maſſen geſonderten Bett floß; um das Bewußtſein, daß unſere Väter ihre Namen mit deutlichen Zügen in das Buch der Geſchichte ihres Landes eingezeichnet haben; um das Bewußtſein, als geborener Gentleman von einer Reihenfolge von Gentlemen abzuſtammen. Vielleicht könnte man denken, Robert wäre mehr aus Intereſſe für das letzte Bild, welches in der weiblichen Reihe hing, als aus Gefallen an den übrigen ſo oft in den Ahnenſaal getreten; allein der Umſtand, daß er für ſein ariſtokratiſches Gefühl auch noch an einem andern Orte Nahrung ſuchte, welcher jenen Nebenzweck ausſchloß, mußte das widerlegen. Dieſer andere Ort war die Ahnengruft, für welche er ſchon als Knabe ein lebhaftes Intereſſe gehegt hatte.

Die Gruft befand ſich in den Ruinen des alten Stammſchloſſes, unterhalb der alten Burgkapelle, welche dem koloſſalen und, wie früher bemerkt worden, noch ziemlich in ſeiner vollen Höhe erhaltenen Wartthurm zur Seite lag. Die Kapelle ſelbſt war mit der ganzen Pietät eines Geſchlechtes, welches auf ſeine Vergangenheit ſtolz iſt, vor dem nagenden Zahn der Zeit bewahrt worden, während rings um ſie her die mittelalterlichen Gebäude verwitterten. Der mehr romaniſche als gothiſche Stil, in welchem ſie erbaut war, bezeugte ihr hohes Alter. Ihr Inneres war im mittelalterlichen Sinne ausgeſchmückt. Der Altar zeigte reiches Schnitzwerk und als Altarbild ein von der Zeit angedunkeltes Gemälde der altdeutſchen Malerſchule. Zwiſchen den Grabſteinen, die an den Seitenwänden aufgerichtet waren, hingen ritterliche Rüſtungen und Waffen, wie auch zerfetzte, mit Blutſtriemen bedeckte Paniere, in heißen Fehden tapfer gehalten oder gewonnen, und von jeder dieſer Reliquien einer eiſernen Zeit hatte ſich in der Familie irgend eine bedeutſame Legende erhalten. Robert hatte es als Knabe und Jüngling geliebt, hier zu wandeln, der Familienſagen ſich zu erinnern und in dem dämmernden Lichte, welches durch die gemalten Fenſter fiel, in romantiſche Träumereien ſich zu verſpinnen. Dann ſtieg er auch wohl, die bronzene Deckplatte hebend, durch die Oeffnung vor den Altarſtufen in die Krypte hinab, wo in ihren mit mannichfachen heraldiſchen Emblemen verzierten Eichenſärgen ſeine Altvorderen ruhten. Er fühlte ſich hier der Geſchichte derſelben gleichſam näher. Seine Erinnerung ſpannte eine Kette, von welcher er ſich auch ein Glied fühlte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit hinein und mittels der Phantaſie durchlebte er, was ſeine Vorfahren gefühlt und gedacht, geſtrebt und vollbracht hatten. Welche Fülle von Luſt und Weh, Illuſionen und Leidenſchaften, Stolz und Kümmerniſſen war hier begraben! Vor allen übrigen hatten ihn ſtets drei Särge angezogen und ſeine Betrachtungen gefeſſelt. Der erſte war der Sarg ſeiner Mutter, die er nicht gekannt, der zweite der ſeines jungen Vetters Rudolf, mit dem er als Kind geſpielt hatte. Der dritte, roh und ſchmucklos, ohne Inſchrift, ohne Wappenzier, ſtand, aus von der Zeit geſchwärzten Eichenbohlen gezimmert, von den übrigen abgeſondert in einer dunklen Ecke der Krypte. Vielleicht wären die Bretter unter dem Drucke der Jahre ſchon längſt auseinander gebrochen, hätten nicht rundumlaufende ſtarke, mit Roſt bedeckte Eiſenbande ſie zuſammengehalten. Es war der Sarg des Kriegsmanns, deſſen Bild in dem Thurmgemache der Gräfin hing. Eine finſtere Sage knüpfte ſich an dieſes Bild und an dieſen Sarg. Oft hatte ihn Robert, wann er die Gruft beſuchte, mit einem geheimen Grauen betrachtet. Er erinnerte ſich dabei jedesmal des düſteren alten Volksliedes, welches lange über den umgegangen, deſſen Gebeine abſeits von denen ſeines Geſchlechtes ruhten. Die Traulore hatte es ihm in ſeiner Kindheit einmal vorgeſungen, die Schlußzeilen hatten nie aus ſeinem Gedächtniß weichen wollen und oft hatte ihm der geheimnißvolle Refrain mit ſeinen melancholiſchen Kadenzen im Ohr geklungen.

Da ſtand er mit ihr auf dem Wippeſtein
Und ſenkte den Dolch in ihr Herz hinein —
Doch die Waſſer, ja die Waſſer decken vieles zu.

Dann ſtach er ſich ſelber mitten ins Herz
Und hob ſeine Arme himmelwärts —
Doch die Waſſer, ja die Waſſer decken vieles zu.

Und raffte zuſammen die letzte Kraft
Und that einen Fluch gar ſchauderhaft –
  Doch die Waſſer, ja die Waſſer decken vieles zu.

Einen Fluch auf das ſtolze Grafenhaus:
In Schrecken und Schmach ſollt' es löſchen aus —
  Doch die Waſſer, ja die Waſſer decken vieles zu.

Und warf ihren Leib von der Klippe hinab
Und ſprang hinterdrein in das naſſe Grab —
  Doch die Waſſer, ja die Waſſer decken vieles zu.

Es ruht ein ſeltſamer Zauber in ſolchen alten tern. Sie klingen in unſere geglättete, überfirnißte it herein, ſo fremd und doch ſo bekannt, wilde Naturlaute einer Vergangenheit, die es nicht verſtand oder ch verſchmähte, ihre klaffenden Wunden mit der linden lbe einer im Grunde doch immer unwahren Humanität zu verhüllen. Sie ſchreien uns höhniſch zu: Was agt und plackt ihr euch? Alles war ſchon einmal da nd ihr bleibt doch immer die alten Barbaren.

Auch heute, den Tag nach ſeiner Begegnung mit Irrenbold in dem Hohlweg, befand ſich Robert in der Familiengruft.

Heute aber dachte er nicht an die alte Ballade vom tigen Grafen Wippe.

Er war auch nicht allein.

Die helle Morgenſonne ließ ihre beſte Kraft draußen n den bunten Fenſterſcheiben der Burgkapelle. Sie nte daher nur einen ſchwachen Schein durch die runde ffnung ſchicken, durch welche man aus der Kapelle in die Krypte hinabſtieg. Dieſem Lichtſchimmer von oben kam unten eine Kerze zu Hilfe, welche in einer Laterne brannte.

Im Kreiſe dieſer künſtlichen Helle ſtand auf einer aus der Mauer vorſpringenden Steinbank ein kleiner Sarg, deſſen abgenommener Deckel zur Seite lehnte.

In dieſem Sarge ruhte auf halb zermüllten weißen Atlaskiſſen die durch ärztliche Kunſt vor der Verweſung bewahrte, wenn auch mumienhaft gebräunte Leiche eines jungen Knaben.

Auf der einen Seite des Sarges ſtand Robert, regungslos, die Arme mit den krampfhaft zuſammengezogenen Fingern an den Hüften niederhängend, mit ſcheuem, unheimlichem, wie gebanntem Blicke auf die Leiche hinſtarrend.

Auf der andern Seite ſtand Twerenbold. Sein hartes Auge war auf den jungen Mann geheftet, aber ſeinem Geſichte fehlte der gewohnte freche Ausdruck. Seine Hand ruhte auf der Bruſt des kleinen Leichnams.

In dem ungewiſſen Scheine der Beleuchtung, welche nicht ausreichte, das ganze unterirdiſche Gewölbe zu durchdringen, ſah man Särge an Särge gereiht, aus deren düſteren Umriſſen da und dort ein Silberſchild mit Namen und Inſchrift, welches gerade einen Lichtſtral auffing, verblitzte. Weiterhin verlor ſich alles in einen Hintergrund, ſchwarz und ſtumm wie das Grab.

Die beiden Männer beobachteten ein Schweigen, welches mit der Unheimlichkeit der ganzen Scene im Einklang ſtand.

Eine furchtbare Unterſuchung mußte hier ſtattgefunden haben, ein ſchreckliches Geheimniß enthüllt worden ſein.

Endlich brach Twerenbold das Stillſchweigen.

„Und ſind Sie nun überzeugt, Herr Graf?“ fragte er.

Robert ſchrak empor.

Das Licht ſeiner Augen konzentrirte ſich zu einem Blick tödtlichen Haſſes, welchen er auf den Abenteurer ſchoß.

Er machte eine Bewegung, als wollte er auf denſelben einſpringen.

Aber wie er den Fuß vorwärts ſetzte, taumelte er und wäre zu Boden gefallen, hätte nicht Twerenbold den Arm ausgeſtreckt, um ihn zu halten.

Mit einer mächtigen Anſtrengung nach Faſſung ringend, bemeiſterte er wenigſtens einigermaßen die Raſerei der Gefühle, welche ihn durchſtürmten. Er machte ſich mit einer Gebärde des Schauders von Twerenbold los und murmelte:

„Er war ja nur das Werkzeug — nur das Werkzeug — und —“

Er brach ab und biß die Zähne auf einander. Allein der hochgeſchwollene Strom der Empfindungen verlangte gebieteriſch nach einem Ausbruch.

Mit großen, wankenden Schritten durchmaß Robert die Krypte. Ein grimmiger Schmerz arbeitete in ſeinen Zügen und ſtöhnend unter der Pein ſchrie er auf:

„Gebeine meiner Väter, ich glaubte, daß ihr, wenn nicht in Ruhm, doch in Ehren ruhtet. Es war ein Wahn, ein Traum — er iſt vorbei und alles iſt vorbei, aus, aus, aus!“

Twerenbolds Miene nahm ihren ſtereotypen Ausdruck wieder an und das alte Hohnlächeln umzog ſeinen Mund.

„So ſind dieſe Leute“, brummte er in den Bart. „Ihr Wappenſchild, ihr Stammbaum iſt ihr eins und alles. Wenn nur das Wappen unbemakelt bleibt, gleichviel wie. Kalkulire, es that mir faſt leid, daß ich die alte dumme Geſchichte aufgerührt, leid um des Jungen willen, der mir zu 'nem rechten Gentleman das Zeug zu haben ſcheint. Iſt aber, rechne ich, doch noch zu viel von dem alten Sauerteig in ihm. Sollte herausgearbeitet werden, der Sauerteig. Verſauert ſo was die tüchtigſte Natur. Erkennt man das daran, daß der Junge um den alten Wurmfraß da in den Särgen lamentirt. Zum Teufel damit! Es wäre, kalkulir' ich, jammerſchade, wenn ſo ein junges Blut in der abgeſtandenen Krautjunkerei verkümmerte, ja, ja! Hm, wart' mal, Achatius Twerenbold, rechne, du biſt da auf der rechten Spur. Wollen ſehen, was zu machen iſt. Wird mir in den Bergen da doch ohnehin ſchier zu langweilig. Habe die Notion, iſt ein Tag wie der andere. Keine Emotion, kein Affekt, zu ſimpel das für mich, auch gar nicht genteel, kalkulir' ich, ſchlechte Faſhion. Muß ich eine tüchtige Portion Aufregung haben, um geſund zu bleiben — iſt mir, ſo ein eintöniges Vegetiren ſtöre die Verdauung. Rechne, war das dumm, daß ich die Sache mit der Rente ſo abgemacht; hätte wieder eine hübſche runde Summe fordern ſollen. Iſt ein langweilig Ding um ſo ein Monatsrentenleben. Das beſte Eiſen roſtet dabei. Will aber nicht verroſten, bei Jove! Alles in allem war es, rechne ich, doch gut, daß ich dem Jüngelchen und der Gräfin in dem Hohlweg aufpaßte. War Weisheit in dem Wein, der mir das eingab und mir den Mund aufthat. Der Kinderſarg da und die Gräfin, die ſollen zwei tüchtige Ziffern in meiner Rechnung abgeben, bei Jove, ſo ſollen ſie. Müſſen aber das Eiſen ſchmieden, ſolange es warm iſt, ohne gerade die Arbeit zu übereilen. Solcher Stoff, wie der unſinnige Junker da, will mit der Zange der Behutſamkeit angefaßt ſein."

So bei ſich rechnend und kalkulirend, ſchraubte Twerenbold den Deckel des Sarges wieder feſt und ſchob dieſen in die Mauerniſche zurück, in welcher er früher geſtanden.

Robert beachtete das Thun des Abenteurers nicht, ſondern ſetzte noch immer ſeinen unſtäten Gang durch die Krypte und ſein wildſchweifendes Selbſtgeſpräch fort.

„So um ſeinen Stolz betrogen zu werden", klagte er. „So aus lichter Höhe in die ſchlammigſte Pfütze geſchleudert zu ſein! Mit einem Schlag, mit einem

Wort! — Vor dem elendeſten Knecht, vor dem ehrloſeſten Wicht die Augen niederſchlagen zu müſſen! — Aus dem ſtummen Mund eines Todten hören zu müſſen, daß ich, der letzte Sproß eines Geſchlechtes, deſſen Urſprung in dem Dunkel der Vorzeit ſich verliert, der Sohn eines — o, Schmach und Trauer!“

Und ein gellendes Gelächter aufſchlagend hub er zu ſingen an:

„Einen Fluch auf das ſtolze Grafenhaus:
In Schrecken und Schmach ſollt' es löſchen aus —
Doch die Waſſer, ja die Waſſer —

Nein, nein, kein Waſſer, nicht der Ocean ſelber wäſcht das ab, kein Feuer brennt es weg — oh, Fluch und Verdammniß!“

Der Jammer überwältigte ihn. Halb bewußtlos lehnte er ſich an einen der Pfeiler, welche das Gewölbe trugen, und verbarg ſein Geſicht in den Händen, während ein krampfhaftes, thränenloſes Schluchzen ſeine Bruſt erſchütterte.

„Sollte er übergeſchnappt ſein?“ murmelte Twerenbeld halb erſchrocken. „Bei einer offenbar ſo tiefleidenſchaftlichen Natur wäre, rechne ich, eine ſolche Fatalität nicht unmöglich. Ich kenne dieſe vornehmen Herren, welche gewohnt, das heißt, dreſſirt ſind, das Walten der dämoniſchen Kräfte im Menſchen unter glatten Manieren zu verbergen. Aber zuweilen ſtrecken die Dämonen plötzlich lachend die Köpfe hervor — iſt ein Fakt. — „Herr Graf“, ſagte er dann laut, „kalkulire, der Menſch muß in allen Fällen Contenance bewahren, der Menſch von Erziehung und Bildung, meine ich. Bloß dem dummen Haufen ſteht es an, außer ſich zu gerathen und ſich rabiat zu gebaren. Vorbei iſt vorbei und alle Götter ſämmtlicher Mythologieen können Geſchehenes nicht ungeſchehen machen."

„Still!" verſetzte Robert ſchneidend. „Unterſtehen Sie ſich nicht, mich tröſten zu wollen."

„So gefallen Sie mir. Selbſt iſt der Mann! Hatte auch gar nicht die Abſicht, den Tröſter zu ſpielen. Iſt das Nonſens, kalkulir' ich. Wollte mir nur erlauben, Ihnen zu ſagen, daß Sie ein Mann ſein ſollen."

Augenſcheinlich fand es der Abenteurer für gut, die ohnehin höchſt gereizte Stimmung Roberts nicht noch höher zu ſpannen. Sonſt hätte die ſchroffe Abfertigung, welche er erfahren, ihn wohl zu einer derberen Antwort vermocht.

Aber daß er durch ſeine Aeußerungen dem jungen Manne ſeine Anweſenheit ins Gedächtniß zurückgerufen, das trieb Robert an, den Reſt ſeines Stolzes aufzubieten, um dieſem Menſchen nicht ſchwach, faſſungslos, verzweifelnd gegenüber zu ſtehen. Er rang mit dem Paroxyſmus des Jammers, welcher ihn bewältigt hatte, und es war ein hartes Ringen. Wüthende Gedanken ſchoſſen durch ſein Hirn. Noch einmal bäumte ſich in ihm die Verſuchung auf, ſich auf den Elenden zu werfen, um ihn zu erwürgen. Sein ganzes geiſtiges und ſittliches Weſen war aus Rand und Band. Seiner Willenskraft gelang zwar eine Wiedereinrenkung, wenigſtens eine äußerliche, aber welche Anſtrengung ſie ihm gekoſtet, verrieth der Ausdruck ſeiner Züge, als er jetzt aus dem Dunkel wieder in den Lichtſchein vortrat. Jeder Muſkel ſeines blaſſen Geſichtes war ſtraff geſpannt, die Lippen waren ſo ſtark gezogen, daß die Zähne dazwiſchen ſichtbar wurden, und die Falte zwiſchen den Brauen hatte eine abſchreckende Tiefe und Schwärze angenommen.

Als er zu Twerenbold herantrat, that dieſer unwillkürlich einen Schritt zurück, als erwartete er einen Angriff.

Robert bemerkte dieſe Bewegung und ſagte mit verachtungsvoller Kälte:

„Fürchten Sie nichts! Sie werden mir das Unerhörte im Zuſammenhang erzählen, nicht wahr? Ich kann und muß alles wiſſen."

„Warum das?" entgegnete Twerenbold. „Ich dächte, die Erſchütterung wäre für Sie groß genug. Als ehemaligem Arzt kommt mir vor, Ihr Nervenſyſtem ſei ſehr irritabel. Warum ſo alte Geſchichten ihrer ganzen Länge und Breite nach aus dem Staube der Vergeſſenheit hervorſcharren? Kalkulire, iſt ein unnütz Ding."

„Laſſen Sie mein Nervenſyſtem aus dem Spiele, es gehört nicht hierher. Ich will alles wiſſen, verſtehen Sie?"

„Wohl, meinetwegen denn. Ich habe feſte Nerven, ich, bei Jove! und Sie ſollen Ihren Willen haben. Fühle mich auch ganz zum Erzählen diſponirt und wollen wir, rechne ich, uns vorſtellen, wir hätten mit einer Geſchichte zu thun, die uns nur objektiv, ſo zu ſagen äſthetiſch intereſſirte."

Robert machte eine Gebärde der Ungeduld.

„Gut, gut", ſagte der Abenteurer gleichmüthig. „Ich will den Novelliſten ſpielen, ſo gut ich kann. Hat doch meine Erzählung viel von einer Dorfgeſchichte und dieſe ſind ja, rechne ich, dermalen Mode in deutſchen Landen. Aber wenn es Ihnen beliebt, wollen wir in die Kapelle hinaufgehen. Die abſcheuliche Luft hier unten iſt nicht nach meinem Geſchmack und war die Grüfte- und Kirchhofsromantik mir jeder Zeit zuwider. Zudem ſind wir, wie Sie bereits wiſſen, dadroben auf dem Schauplatz der eigentlichen Kataſtrophe."

Der junge Mann gab keine Antwort, ſondern ſtieg ohne weiteres die Treppe hinan. Twerenbold folgte ihm und legte raſch die Deckplatte über die Oeffnung.

Robert hatte ſich in einen der kunſtreich geſchnitzten Chorſtühle geworfen. Der Abenteurer warf einen forſchenden Blick in der Kapelle umher, ging nach der Thüre, um ſich zu vergewiſſern, daß dieſelbe noch immer von innen wohlverſchloſſen ſei, kam dann zurück, ſetzte ſich dem jungen Mann gegenüber in einen andern Chorſtuhl, verſah ſeine Backenhöhle mit Kautabak, legte das eine Bein gemächlich über das andere und hub nach dieſen Vorbereitungen zu erzählen an, wie folgt.

## 13.

## Eine Dorfgeſchichte beim Mondſchein.

„Soll ich Ihnen, mein Herr, ganz klar ſein, ſo iſt es nöthig, daß ich zuerſt von mir ſelber rede. Es geſchieht dies nicht aus Eitelkeit — bah, über die bin ich längſt weg; es geſchieht auch nicht etwa in der Abſicht, mich in Ihren Augen möglichſt weißzubrennen, behüte! Kalkulire, ich bin mit den Menſchen längſt fertig und gebe keinen Pfifferling drum, ob ſie mich für ſchwarz oder für weiß anſehen. Rechne, ich bin, der ich bin, und ſo, wie ich bin, gedenke ich meinen Platz in der Welt zu behaupten, bis zur Stunde, wo die ganze Poſſe zu Ende iſt. Dies als Proömium, wie die alten Poeten ihre Vorreden nannten. Medias in res, wie, glaub' ich, der gute Horaz von dem Erzähler verlangt, kann ich mich jedoch nicht ſtürzen. Rechne, ich muß beim Ei anfangen und will mit Methode verfahren wie ein echter Deutſcher. Wird Ihnen die Novelle langweilig, ſo kritiſiren Sie mich. Werde dann verſuchen, meinen Stil zu verbeſſern.

Wohl, habe jetzt etliche fünfzig Jahre das Vergnügen, das ſchnurrige Ding mitzumachen, welches man Menſchenleben nennt und über deſſen Weſen und Beſtimmung Theologen, Philoſophen und Politiker ſo ungeheuerlich überſchwänglichen Firlefanz vorzubringen nicht müde werden. Meine Philoſophie des Lebens beſteht in dem Satz: Auffreſſen oder aufgefreſſen zu werden, das iſt die Beſtimmung des Menſchen. War das aber. die Wahrheit zu reden, bei mir auch nicht immer ſo. War, bei Jove, in meinen jungen Jahren ein Kerl, der mehr Phantaſie und Herz im Leibe hatte, als für ein Dutzend ſolider Menſchenkinder noththut — ei, ſo halt' ich, iſt ein Fakt. Iſt aber, kalkulir' ich, ſo 'ne Ueberfülle von Phantaſie und Gemüth ein Ding, das einem verfluchte Streiche ſpielen kann und meiſtens auch wirklich ſpielt. Entre nous, die in Bernee Geborenen ſind die glücklichſten unter den zweibeinigen federloſen Beſtien. Je weniger ſich der Menſch Gedanken macht, deſte glücklicher iſt er; je dümmer einer iſt,. deſto weniger denkt er: ergo, der dümmſte iſt der glücklichſte oder kann es wenigſtens ſein. Ferner — Sie müſſen es mir ſchon zu gute halten, Herr Graf, wenn ich meine Erzählung mit moraliſchen Nutzanwendungen, von denen ich von jeher ein großer Liebhaber geweſen, epiſodiſch durchflechte; iſt das, mit der Poetik zu ſprechen, der didaktiſche Einſchlag in den epiſchen Zettel — ja, alſo es iſt, kalkulir' ich, ein unverzeihlicher Mißgriff der Natur, daß ſie auch den Armen Kinder geboren werden läßt, welche Talente und

Strebſamkeit in ſich verſpüren. Kommt dabei nichts Gutes heraus, bei Jove! Sollte auch vernünftiger Weiſe das Talent ein Privilegium der Vornehmen und Reichen ſein. Denn ſehen Sie, ſo ein armer, talentvoller Junge ringt ſich durch Hunger und Kummer zum Wiſſen durch. Seine Fähigkeiten, ſeine Bildung, ſeine Energie befähigen ihn, an dem Bankett des Lebens einen Platz anzuſprechen. Seine Pulſe ſchlagen nach edlem Lebensgenuß, er verſteht und liebt das Schöne, ein brennender Ehrgeiz treibt ihn an, ſeinen Namen anerkannt und geehrt zu wiſſen, ein Wort mitzureden in den öffentlichen Angelegenheiten, ſeinen Kräften einen angemeſſenen Wirkungskreis zu eröffnen, ſie für die Welt nutzbar zu machen. Aber halt da! Du, armer Teufel, willſt genießen? Was geht dich die Schönheit, die Poeſie, die Kunſt an? Kannſt du ſie bezahlen? Ehrgeiz willſt du haben, du Lump? Am öffentlichen Leben theilnehmen, unverſchämter Plebejer? Geh, Wurm, ſchleppe deine miſerable Exiſtenz die gemeinen Wege der Alltäglichkeit hin und erfreche dich nicht, zu Regionen emporzublicken, die uns, den Ariſtokraten und Bankokraten, vorbehalten ſind. Packe dich! es iſt für dich kein Platz am Bankett des Lebens. Eine ſolche Zurückweiſung, in tauſenderlei Formen bald höflich, bald brutal ausgeſprochen, iſt nicht ſehr angenehm. Sie bleibt auch nicht ohne Wirkung, kalkulir' ich. Indem ſie dem begabten und gebildeten Armen den ungeheuren Abſtand zwiſchen ſeiner natürlichen und ſeiner geſellſchaftlichen Berechtigung zeigt, weckt ſie in ihm die Gefühle des

Haſſes und Neides und macht ſein Herz in Galle ſchwimmen. Aus derartigen Gefühlen keimt eine Verbitterung, die den Menſchen durchgiftet und ihn, rechne ich, zu allerlei führen kann — iſt ein Fakt.

Wohl, ich hatte das Unglück, ſo ein armes Dorfgenie zu ſein, das heißt, ich hatte mehr Grütze im Kopf als meine Mutter, die halbverhungerte Tagelöhnerswittwe, in der Pfanne. Auch ein ſtupendes Gedächtniß hatte ich und eine merkwürdig bunte und thätige Einbildungskraft, aber keine Schuhe. Meine Laufbahn fing ich als Gänſehirt an, und verflucht ſei der Dämon, der mich lehrte, mir Gedanken über den Lauf der Welt zu machen, während ich die ſchnatternden Beſtien über die Sumpfwieſen drunten am Fluſſe trieb. Hätte mein Leben den gewöhnlichen Gang von meinesgleichen genommen, ich wäre in der Art dieſer Leute glücklich oder wenigſtens zufrieden geworden. Aber als ich zum Gehilfen des Sauhirten der Gemeinde avancirte, wollte es mein Unſtern, daß mein Eumäus — Sie kennen ja Ihren Homer, Herr Graf — welcher vormals beſſere Tage geſehen hatte, mich leſen lehrte und mir von der Welt jenſeits unſerer Berge vorſchwatzte. Das zündete. Eine wüthende Begier nach Büchern verzehrte mich. Ich verſchlang alle Scharteken, deren ich habhaft werden konnte, und ihr Inhalt geſtaltete ſich in meinem Hirn zu den wunderlichſten Phantaſieen und Träumen. Bei Jove, es war ein Stück von einem Poeten in mir. Lernte auch ſchreiben in meiner autodidaktiſchen Raſerei, das heißt, ich malte die

Buchſtaben in den Büchern nach und konnte mich ſpäter lange nicht daran gewöhnen, zu ſchreiben, wie man ſchreibt, ſtatt ſo, wie man druckt.

Nun gut, weil ich unſern damaligen Pfarrer um Bücher plagte, ward er auf mich aufmerkſam. ‚Achaz', ſagte er, ‚aus dir muß was Anderes werden als ein Sauhirt.' Ich glaubte ihm. Man iſt ſo dumm, wenn man jung iſt. Wäre geſcheider geweſen von dem Hairle, hätte er zu mir geſagt: ‚Dummer Junge, du mußt ein Sauhirt oder ein Tagelöhner werden, wie dein Vater es geweſen; was haſt du daher mit Büchern zu ſchaffen?' Hätte mir vielleicht der Pfarrer damit den Bildungskitzel vertrieben. Gab mir aber ſtatt deſſen eine alte lateiniſche Grammatik und ein altes Kompendium der Weltgeſchichte. Sollte ein Hairle werden, meinte er, hätte das Zeug dazu. Glaubte zwar meine Mutter das nicht. ‚Achaz', ſagte ſie, ‚haſt nicht das Zeug zu 'nem Hairle: biſt zu wild dazu' — ‚Potz Blitz, Mutter', ſagt' ich, ‚das verſteht Ihr nicht. Schadet 'nem Hairle gar nichts, was Ihr mir da aufgemutzt. Wird unſer Hairle auch wild, wenn er die Bauern während der Predigt ſchlafen ſieht.' Schalt mich zwar die Mutter 'nen Lotter und gab mir 'ne tüchtige Ohrwatſchel, allein da ſie bald darauf ſtarb, ſo hatte die Oppoſition gegen meine Hairleſchaft in ſpe ein Ende.

Wohl, wollte wohl ein Hairle werden, das ſtand feſt. Aber wie? Der Pfarrer, ein guter Mann in ſeiner Art, ſchaffte Rath und ich ſelber half mit, weniglens mittelbar. Der Förſter drüben im Summiswald hatte ein einzig Kind, ein Töchterlein, das Lore hieß und ein paar Jahre jünger war als ich. Jetzt heißt man ſie die Traumlore. Wir hatten eine Kinderfreundſchaft mitſammen geſchloſſen, denn mein Hirtenamt führte mich täglich auf die Stöcklichhaide hinüber, die ſich am Saume des Summiswaldes hinzieht. Dort ſtand das einſame Förſterhaus, wo die Lore mit ihrem Vater wohnte. Die Mutter hatte ſie frühe verloren, war aber der Augapfel des Vaters, der es mir ſehr hoch anrechnete, daß ich der Lore gelegentlich mal einen romantiſchen Dienſt erwies. Der Summisforſt wimmelte von Wild, denn Seine Excellenz, Ihr Oheim, der General, war ein ſtarker Jäger vor dem Herrn. Eines Abends hörte ich auf der Haide von dem Waldweg zum Förſterhaus her einen kläglichen Hilferuf und erkannte die Stimme der Lore. Ich lief, was ich laufen konnte, und fand, daß das Kind auf ſeinem Heimweg vom Dorfe von einem gewaltigen Hirſchbock attakirt wurde. Es war in der Brunſtzeit und da ſind die Beſtien rabiat. Da ich einen tüchtigen Knittel mitführte, ſo warf ich mich ohne weiteres zwiſchen die Lore und den Hirſch, der von dem Verſuch, mich auf ſein Geweih zu ſpießen, erſt abſtand, als es mir gelungen, die ganze Wucht meines Knittels ihm auf die pruhſtende Naſe fallen zu laſſen. Dieſes Argument ſchlug ihn in die Flucht. Die Lore war ſehr dankbar: ſie rühmte ihrem Vater meinen Wiſſensdrang und daß ich ein Hairle werden wolle. Der Förſter ſprach darüber mit dem Pfarrer. Man kam überein, daß man mich auf die lateiniſche Schule in die Stadt bringen wollte. Der Förſter übernahm es, für Kleider und Bücher zu ſorgen, der Pfarrer wirkte mir durch ſeine Amtsbrüder von barmherzigen Leuten in der Stadt ein Dachkämmerlein und ſogenannte Koſttage aus, das heißt die Erlaubniß, jeden Wochentag abwechſelnd in einem andern Hauſe zu Mittag zu eſſen. So friſteten zu meiner Zeit die ſogenannten Bettelſtudenten ihr Leben.

Wurde alſo ein Bettelſtudent, der aber ganz glückſelig war, als er zum erſtenmal Schuhe an den Füßen und ein ganzes Wams auf dem Leibe hatte. Nach und nach freilich ging es bergab mit dieſem Gefühle der Glückſeligkeit. Je raſchere Fortſchritte ich machte, je mehr ich infolge meiner Naturfriſche und meines eiſernen Fleißes die Stadtbuben überflügelte, um ſo mehr ſchwoll auch in mir der Grimm über meine bettelhafte Exiſtenz. Herr, die Brocken, welche einem die Mildthätigkeit hinwirft, ſchmecken bitter. Die Biſſen quollen mir im Munde, ich hätte die Hände, welche mir dieſelben darreichten, oft lieber anſpucken als küſſen mögen und manche lange Nacht hindurch benetzte ich, in meiner Dachkammer frierend, mein armſäliges Lager mit Thränen der Wuth und Erbitterung. Ich, der erſte in den Klaſſen an Fleiß und Kenntniſſen, mußte mich von parteiiſchen Lehrern den einfältigen und trägen Söhnen ‚guter' Familien nachgeſetzt ſehen, ich mußte den unlanglichen Kindern meiner Koſtgeber ihre Aufgaben machen und mich von ihnen meiner Bettelſtudentenſchaft halber verhöhnen laſſen. Ei, ja wohl da der Goethe, das Glückskind, hatte gut ſagen, nur der, welcher ſein Brot mit Thränen ſalze, kenne die himmliſchen Mächte. Kalkulire, hätte er es mal ſelber thun müſſen, er würde ſtatt von himmliſchen von hölliſchen Mächten geſprochen haben.

Aber meine Mutter hatte doch recht gehabt: ich hatte wirklich nicht das Zeug zu einem Hairle. Als die Zeit gekommen, wo ich die Univerſität beziehen ſollte, war mir das ganz klar geworden. Hatte eine entſchiedene Vorliebe für die Naturwiſſenſchaften, auch darin ſchon viel gearbeitet und beſchloß nun, Medizin zu ſtudiren. Mit ein paar Thalern, die ich mir durch Stundengeben zuſammengeſpart hatte, machte ich mich nach Wien auf und ſtudirte die Arzneikunſt. Durch meinen Eifer für Botanik und Chemie gewann ich mir die Gunſt der Profeſſoren dieſer Fächer. Sie verſchafften mir Privatunterricht und mit dem Ertrag deſſelben deckte ich die Koſten meiner eigenen Studien. Zu meiner Erholung machte ich Gedichte, ja, zum Teufel, das that ich. Jetzt freilich kommt mir das omnipotent lächerlich vor. Endlich hatt' ich abſolvirt und konnte mich mit einiger Zuverſicht den Examinatoren präſentiren. Man machte mich zum Licentiaten der Arzneikunſt — den Doktorhut konnte ich der Koſten wegen nicht erſchwingen — und ich ward bevollmächtigt, drauf los zu kuriren.

So kehrte ich in die Heimat zurück, faſt ſo arm, als ich ſie verlaſſen hatte. In der erſten Zeit hatte ich Gelegenheit genug, neben meiner neuen Kunſt auch meine alte zu üben, nämlich die, am Hungertuch zu nagen. Nach und nach machte ſich jedoch die Sache beſſer, denn einige glückliche Kuren verſchafften mir Ruf in der Umgegend. Wurde auch der Hausarzt im Schloſſe und da traf ich wieder mit meiner Freundin aus der Kinderzeit, mit des Förſters Lore zuſammen. Ihr Vater war inzwiſchen geſtorben, die Frau Gräfin, Ihres Oheims Kuno Gemahlin, hatte das anſtellige, geſcheide Mädchen zu ſich genommen, hatte für ihre Ausbildung in der Hauptſtadt geſorgt und ſie dann zu ihrer Geſellſchafterin gemacht. Sie galt ſehr viel im Schloſſe, Ihr Oheim, Herr Graf; und Ihre Tante vertrauten ihr unbedingt. Wer von der Herrſchaft etwas erlangen wollte, konnte nichts Geſcheideres thun, als ſich an die Lore zu wenden. Im Dorfe jedoch war ſie nicht beliebt, obgleich ſie ihre einflußreiche Stellung den Leuten gern zu gute kommen ließ. Sie galt aber für ſtolz und hochfahrend und die Dörfler drückten das ſo aus, daß ſie von ihr ſagten: ‚Die Forſtlore‘ — ſo hieß man ſie damals — ‚will oben hinaus.‘ Von Natur ſehr begabt, hatte ſie ſich ein reiches und wohlgeordnetes Wiſſen erworben und eine geſellſchaftliche Haltung, die jeder Dame angeſtanden wäre. Dabei umgab ſie ein eigener poetiſcher Reiz, eine Nachwirkung der Waldromantik, in welcher ſie ihre Kindheit verlebt hatte. Ja — zum Henker, ich werde, vermuth' ich, ſelber wieder poetiſch, wenn ich auf das Kapitel komme — ſie war in jener Zeit, wo die Romantik ſo ſehr populär, eine Romantikerin an Leib und Seele, und der gute Frieding, welcher damals gerade Pfarrer zu Wippoltſtein geworden, war ganz entzückt von der Fülle alter Lieder und Sagen, die ſie ihm mittheilen konnte.

Was *mich* angeht, ich hatte beim erſten Begegnen die Lore gar nicht wiedererkannt. Nicht allein deßhalb, weil ſie jetzt in ſtädtiſcher Tracht ging und ſich in den modiſchen Kleidern ſo leicht und frei bewegte, als hätte ſie von klein auf nie andere getragen, ſondern mehr darum, weil ſie ſo omnipotent ſchön geworden. Herr, ſie iſt jetzt ein alt Weib und Kummer und Haß haben ſie noch mehr entſtellt als das Alter, aber, by all the powers! mag ich erſchoſſen werden, wenn ich je in der alten oder neuen Welt ein ſchöneres Weib geſehen, als die Lore in ihrer Jugendblüthe war. Nur Ihre Frau Stiefmutter, Herr Graf, kommt ihr nahe, wenn auch, kalkulir' ich, das Genre ihrer Schönheit ein anderes —"

„Bleiben Sie bei der Sache, Herr!" unterbrach hier Robert den Erzähler finſter und legte ſich dann wieder mit geſenktem Haupte in den Chorſtuhl zurück.

Mit einem höhniſchen Blick auf den jungen Mann ſprach Twerenbold für ſich: „Kalkulire, ſo geht es, wenn man mit der Sonde plötzlich einen ſehr reizbaren Nerv berührt."

Dann fuhr er fort:

„Laſſen Sie, Herr Graf, meine Erzählung immerhin in dem ihr bequemen Geleiſe ſich fortbewegen, wenn ſie nicht ſtocken ſoll. Ja, alſo von der Schönheit der Forſtlore ſprach ich. Sie war überraſchend, überwältigend. Wenn einen das große, ſchlanke, plaſtiſch ſchön gewachſene Mädchen mit ſeinen großen, ſchwarzen, brennenden Augen anſah, wurde einem das Herz närriſch im Leibe und klopfte an die Rippen, als wollt' es heraus. Iſt ein Fakt, Herr. War ſchon manchem von dieſen Augen ein Tort angethan worden, rechne ich, und ging es mir auch nicht beſſer. Wurde verliebt wie ein Maikätzchen, war ein Narr jeder Zoll. Iſt ein merkwürdig wunderlich Ding um die Liebe. Iſt eine Narrheit, vermuth' ich, aber eine allmächtig glorioſe, bei Jove! Wird der Menſch recht davon gepackt, thut er, was er ſonſt nie thut, das heißt, er denkt mehr an eine andere Perſon als an ſeine eigene. Iſt ein rieſiges Wunder, iſt es nicht? Kalkulire, iſt es. Sind ſchon tauſend Bücher darüber geſchrieben, ſchon Millionen Lieder darüber gedichtet worden und iſt das Ding doch noch nicht ausgeſchrieben und ausgeſungen. Remarkabel merkwürdig das, rechne ich. Da iſt der Leſſing. War ein omnipotent geſcheiter Menſch, bei Jove! Aber mit der Liebe kam er doch nicht aufs Klare. Meinte, die Liebe ſei ein Ding, das erſt durch das Chriſtenthum aus einem körperlichen Bedürfniß zu einer Art geiſtiger Vollkommenheit gemacht worden ſei. Iſt aber nichts damit. Kalkulire, wußte Leſſing ſo wenig mit der Liebe anzufangen als mit dem Frühling, den er ja auch ſtatt immer und ewig grün zur Abwechslung einmal roth haben wollte. Iſt aber, kalkulir' ich, nichts mit ſo 'nem rothen Frühling und iſt die Liebe mit oder ohne Chriſtenthum nicht bloß ein körperliches Bedürfniß. Habe die Notion, iſt das 'ne rohe Auffaſſung von einem Dichter und Denker, welcher den Nathan geſchaffen, den Nathan, der allein ſchon hinreichte, Vetter Michel vernünftig zu machen, wenn Vetter Michel von Haus aus nicht ein unverbeſſerlicher Narr wäre. Doch was geht mich der an? Ja, ſehen Sie, mein Herr Graf, ich hatte, bevor ich das Wunder der Liebe an mir ſelber erfuhr, dieſem ſeltſamlichen Myſterium wiſſenſchaftlich nachgeſpürt. Ueber manchen jungen und ſchönen Kadaver gebeugt, hatte ich, ein paſſabler Phyſiolog, mit dem Skalpell in der Hand dem Geheimniß jener Sympathie nachgeforſcht, welches man Liebe nennt. Konnt' es aber nicht herauskriegen und kann es, rechne ich, keiner. Es iſt nicht allein das Blut, es ſind auch nicht die Nerven: es iſt, kalkulir' ich, ein ungreifbares, undefinirbares Etwas, ein ſinnliches und doch wieder unſinnliches Fluidum, der Jugend eigen, wie der Pfingſtzeit die Roſenblüthe, kommend und ſchwindend wie der Duftathem der Mainacht. Doch zum Teufel, entſchuldigen Sie, daß ich ſchon wieder poetiſch werde. Jung gewohnt, alt gethan. Es kommen mir zuweilen ſo ſchnakiſche Reminiscenzen, namentlich wenn ich ſo früh aufſtehe wie heute und mich nicht durch meinen gewohnten Frühtrunk in die gehörige Werkeltagsſtimmung verſetze.

Wohl, war alſo in aller Form verliebt, las Shakeſpeare's Julia und Romeo, machte Spaziergänge beim Mondſchein und vernutzte viel gutes Papier mit Sonetten ‚An die Erwählte‘. War ein ſchändlicher, niederträchtiger Zuſtand! Wurde mager wie ein Windhund und wollte mir auch der Wein nicht mehr ſchmecken. Hatte natürlich die tugendhafteſten, reellſten Abſichten, ſpintiſirte Tag und Nacht, ſchaffte und ſparte, um der Lore ein anſtändiges Loos an meiner Seite zu bereiten. War aber der Jammer der, daß die Lore nichts von mir wiſſen wollte, als Liebhaber nämlich, denn die alte Freundſchaft hielt ſie mir treulich. Als ich endlich kühn genug war — man wurde merkwürdig zahm der Lore gegenüber, war etwas verflucht Vornehmes, Gebieteriſches in ihr — ja, als ich endlich kühn genug war, ihr zu ſagen, was ich eigentlich von ihr begehrte, blitzte ſie mich ordentlich nieder mit ihren ſchwarzen Augen und ſagte mir in einem Tone, welchen ſo ernſt und ſchnippiſch zugleich nur ſie annehmen konnte: ‚Die Mucken ſchlagt Euch aus dem Kopf, Achaz. Ihr wißt, wir ſind gute alte Freunde; das wollen wir bleiben. Wollt Ihr heiraten, wünſch' ich Euch alles Glück dazu; mich aber laßt dabei aus dem Spiele, ein- für allemal.‘ War das ein runder, netter, decidirter Beſcheid, war es nicht? Rechne, war es. Glaubte aber, eines Mädchens ‚ein- für allemal‘ ſei doch nicht ſo ſtreng wörtlich zu nehmen. Die Weiber ſagen oft nein, wenn ſie eigentlich ja ſagen wollen, aus purem Eigenſinn, aus verdammter Trotzköpfigkeit, kalkulirt' ich. Fuhr demnach fort zu ſchmachten und aufbefliſſenſte den Hof zu machen und hätte am Ende meine Beharrlichkeit doch vielleicht den Sieg davongetragen, um ſo mehr, da Ihre Tante, Herr Graf, meiner Bewerbung das Wort redete. Da machte aber der Teufel einen dicken Strich durch meine ganze Rechnung.

Der Teufel zwar, vermuth' ich, war es nicht in eigener Perſon. Ihr Vater, Graf Nepomuk — ich bitte abermals um Entſchuldigung, Herr. Ich ſehe zwar wohl, die Einführung dieſer neuen Perſon in meine Geſchichte wird Sie angreifen, aber dieſe Einführung iſt ſchlechterdings nöthig."

„Fahren Sie fort", ſagte Robert eintönig. „Sie bedürfen keiner Entſchuldigung. Heute kann ich alles hören. Habe ich ja doch das Aergſte ſchon — geſehen."

„Nun denn", begann der Erzähler wieder, ſeinen Kautaback aus der einen Backenhöhle in die andere rollend, „der Graf Nepomuk, damals noch unverheiratet und ein alerter, feiner Herr von den einnehmendſten Manieren, kam auf das Schloß zum Beſuch. Sein Bruder, Ihr Oheim, liebte ihn zärtlich, welches Gefühl zu erwidern er ſich den vollſten Anſchein zu geben wußte. Kalkulire, kümmerte mich das wenig. Ging mich das nichts an. Ging mich aber etwas Anderes deſto mehr an. Die Eiferſucht ſchielt, ſagt man, aber ſcharf ſieht ſie trotzdem. Wohl, ich bemerkte, daß Graf Nepomuk der Lore gegenüber ſeine diplomatiſchen Künſte ſpielen ließ, und ich glaubte zu bemerken, daß ihn das Mädchen mit ganz anderen Augen anſah als mich. ‚Lore', ſagt' ich zu ihr, ‚nehmt Euch in acht! Des Grafen Frau könnt Ihr nicht werben und ſeine —‘ Sie fiel mir zornig ins Wort, ließ mich nicht weiter reden und zuletzt lachte ſie mich aus. Nun, ich wußte, daß ſie ein ſittſames Mädchen war, und beruhigte mich, um ſo mehr, da ich wahrzunehmen meinte, meine Beſtändigkeit hätte gerade jetzt allmälig einen Eindruck auf ſie hervorgebracht, der mich das Beſte hoffen ließ. Man hofft, was man wünſcht, eine alte dumme Wahrheit. Helfen dem Menſchen nicht viel, ſolche Binſenwahrheiten, kalkulir' ich; je wahrer ſie ſind, deſto weniger glaubt er an ſie.

Während ich nun in meiner Verliebtheit ſo hinduſelte, fiel die wippoltſteiner Kirmeß ein. War vor Zeiten, rechne ich, ein rares, ergötzliches Ding, ſo eine wippoltſteiner Kirmeß. Kamen weitum die Leute aus den Bergen im Dorfe zuſammen, alt und jung, um ihren Jux zu haben. Hatten ihn auch. Kriegte an ſo 'nem Tage ſelbſt der ärmſte Teufel mal den Muth, mit Singen und Springen, Tanzen und Kareſſiren ſich ſehen zu laſſen. Rechne, beiläufig geſagt, geht der Jubel der alten Volksfeſte immer mehr zum Teufel und verlieren die Leute in allen Ständen nach und nach die Fähigkeit, ſich recht zu freuen. Sieht alles aus wie verzwungenes Zeug, und hat ſelbſt die Jugend nicht mehr den rechten, naturwüchſigen Leichtſinn der Genußfreudigkeit. Will auch ſie, kalkulir' ich, ſchon ihre Genüſſe raffiniren und iſt das in der Jugend vom Uebel. Habe überhaupt die Notion, daß irgendwo in der Weltmaſchine eine Schraube losgegangen, eine Hauptſchraube. Daher das Gewackel und Gezitter und Gekrache an allen Ecken und Enden. Lebte der hypochondriſche Dänenprinz heutzutage, er hätte doppelten Grund, zu ſagen, die Welt ſei aus den Fugen. Aber was geht das mich an? Vermuthe, könnt' ich ſie zehnmal einrenken, würde es nicht ein einzigmal thun — iſt ein Fakt. Nun wohl, zu meiner Zeit verſtanden es die Leute noch, ſich zu freuen, und das bewieſen ſie namentlich an der wippoltſteiner Kirmeß. Was da für ſchöne Madel zuſammenſtrömten! Die Mannen und Buben ſchoſſen nach der Scheibe oder machten das Preiskegeln um einen ſtattlichen Hammel mit. War auch ein Glücksrad da und eine Waffelbude und wurde auf einem Puppentheater die grauſige Geſchichte vom Doktor Fauſtus ſtagirt. Ging aber das Hauptvergnügen erſt abends an. Spielten da auf dem Raſen unter der Linde hinter dem guten alten Wirtshaus zum Steinbock die Muſikanten zum Tanze auf. Habe die Notion, wer nie unter 'ner Dorflinde ſo 'ne hübſche, friſche, quabbelige, von der Freude leidenſchaftlich aufgeregte Dirne im raſenden Dreher geſchwungen, hat ein rarſtes Vergnügen nicht kennen gelernt. Schwang mich an jenem Abend wie toll im Dreher und Hopſer und hatte im Arm eine Dirne, friſch, hübſch, quabbelig, daß es 'ne wahre Freude. War das Madel des guggisrieder Forellenwirths Lizele, Deminutiv- und Schmeichelnamen für Felicitas, wiſſen Sie? Kannte das Lizele gut, hatte mich ſtets mit freundlichen Augen angeſehen, wenn ich meine Patienten in Guggisrieb beſuchte. War auch der Forellenwirth ein Mann, der Batzen und außer dem Lizele nur noch eine Tochter hatte. Wäre alſo das Madel in allweg 'ne paſſende Partie für einen Dorfarzt geweſen, rechne ich. Steckte mir aber die Forſtlore in meinem dummen Grind und wollte nicht daraus weichen.

Und aber, daß ich heute, das heißt an ſelbiger Kirmeß mit dem Lizele zuſammengerathen, das war ſo zugegangen. Ihr Oheim, der General, und Ihre Tante pflegten, wenn ſie im Schloſſe anweſend, die Kirmeß jedesmal zu beſuchen. Auch diesmal kamen ſie. Mit ihnen kam Graf Nepomuk und auch die Lore war dabei. Den Tanz unter der Linde eröffnete der General mit der jungen Steinbockwirthin, Ihre Tante tanzte mit 'nem Bauerburſchen und ich hätte gern mit der Lore getanzt, aber ſchon hatte Graf Nepomuk ihr den Arm gegeben. Als ich ſah, wie ſie ſich, ſtralend von Schönheit und Stolz, mit ihm herumſchwenkte, meinte ich vor Eiferſucht berſten zu müſſen — ſo meint' ich, bei Jove! Wie ich nun ſo grämelte und meinen Grimm hinunterzuwürgen mich bemühte, kam das Lizele mit ſeiner Baſe, der Oberförſterin, auf den Platz und ſah mich das dundersnette Madel ſo lieb und gut an wie ſchon oft zuvor. Wutſch dich, hatt' ich ſie am Arm und trat mit ihr in den Reigen und tanzte wie beſeſſen und that ſchön mit meiner Tänzerin in beſter Manier. War aber das alles nur verbiſſene Wuth und bemerkte ich wohl, wie die Lore erſt verwundert und dann ſchier ein bißchen unwirſch zu uns herüberſchaute. ‚Guck' du nur‘, dacht' ich, ‚will dir zeigen, daß der Twerenbeld noch andere kriegen kann.‘ War mir aber doch nicht wohl dabei zu Muth. Trat eine Pauſe in dem Tanz ein, weil die Muſikanten veſperten, und da trat ich die Lore an und üſterte ihr einen hämiſchen Glückwunſch zu ihrer vornehmen Eroberung zu. ‚Ihr ſeid unverſchämt, Achaz‘, ſagte ſie mit brennenden Wangen, ‚aber ich wünſch' Euch dennoch von ganzem Herzen Glück zu Eurem neuen Schatz.‘ — ‚Schatz?‘ fragt' ich. ‚Welcher Schatz?‘ — ‚Nun‘, ſagte ſie. ‚des guggisrieder Forellenwirths Lizele. Ihr ſeid ja ganz verſchoſſen und ihr habt recht. 's iſt ein ſchön Madel und Geld hat es auch.‘ — ‚Hört, Lore‘, ſagt' ich darauf, denn ich glaubte zu bemerken, daß die Stimme der Wetterhexe mehr noch ärgerlich als ſpöttiſch klang, ‚hört, Lore, Ihr ſolltet mit mir nicht ſo ſprechen. Redet ein gut und verſtändig Wort mit mir und Ihr ſollt ſehen, daß ich mich um das Lizele nicht mehr kümmere als um ſeines Alten verſchimmelte Thaler. Ihr wißt, Lore, was ich für euch fühle. Sprecht ein herzlich Ja und heute noch geh' ich mit dem Pfarrer reden. Am nächſten Sonntag ſoll unſer Aufgebot, über vierzehn Tage unſere Hochzeit ſein; mein Haus iſt eingerichtet und bereit, die Hausfrau zu empfangen, und Ihr ſollt es nie bereuen, daſſelbe als mein Weib betreten zu haben‘. — ‚Ei, Achaz‘, verſetzte ſie ſchnippiſch, ‚preſſirt's Euch ſo? Ihr ſeid ſo mächtig hitzig. Gut Ding will Weile haben. Horch, da blaſen die Muſikanten wieder auf, und ſeht, da kommt mein Tänzer, um mich zu holen. Ihr müßt Euch alſo ſchon noch gedulden. Nichts für ungut und amüſirt Euch brav!“ Und richtig, herbeitänzelte der verd — nun ja, Graf Nepomuk kam und holte die Lore wieder zum Tanz und ich ſah wohl, mit welcher freudigen Haſt ſie ihre Hand in die ſeinige legte.

Da wurde mir doch ſo wild und tückiſch zu Sinn, ſo quer im Kopf! „Foppen willſt du mich, du Waldhexe?“ dacht' ich. „Das ſollſt du wohl bleiben laſſen.‘ Und ſtracklich machte ich mich wieder an das Lizele und ließ das Mädchen nicht wieder los und that mit ihm wie der verliebteſte Narr unter der Sonne. Und je böſer und ſpöttiſcher mich die Lore darum anſah, deſto toller trieb ich's und nahm das Lizele leider alles für baaren Ernſt. Ging es mir aber zuletzt, wie es einem, rechne ich, zu gehen pflegt, wenn man ſtundenlang ein friſches verliebtes Madel im Arm hat und mit ihm herumſpringt, daß das Mieder wallt und Augen und Wangen und Lippen glühen. Hatte noch dazu in meiner Wildheit zwiſchenhinein diverſe Gläſer Wein hinuntergeſtürzt. Wurde alſo warm und mehr als warm, heiß, heftig, ein wahrer Feuerteufel. War auch damals, kalkulir' ich, ein Kerl, der ſich ſehen laſſen durfte, und hinlänglich Poet, um eines guggisrieder Forellenwirths Tochter mit glatten Redensarten den Kopf zu verdrehen.

Wohl, verdrehte alſo dem Lizele den Kopf — iſt ein Fakt. Mußte mir aber, vermuth' ich, der Schädel tüchtig mitverdreht worden ſein. Hätte ſonſt ſehen müſſen, daß ein Jägerburſche aus der Förſterei, welcher dem Lizele ſchon lange nachgeſtrichen, den ganzen Abend um uns herumſchlich mit geſträubtem Haar und Bart wie ein eiferſüchtiger Kater und daß der Kerl dann lange abſeits mit dem Wichte, dem Veit flüſterte, welcher jetzt Donnerfallmüller iſt und ſchon damals beim Grafen Nepomuk kammerdienerte. Sah es auch, aber nur ſo beiläufig. Kümmerte mich den Henker darum. Hatte nur Sinn für das Eine, die Lore für ihre Koketterie mit gleicher Münze zu bezahlen.

Das Lizele geſtattete mir gegen Mitternacht zu, ihren Heimführer zu machen. Iſt aber ſo ein Heimführen, wiſſen Sie, nach dem ländlichen Liebeskodex 'ne ernſte Sache. Den Burſchen, durch welchen ſie ſich heimführen läßt, erklärt die dörfliche Schöne gleichſam officiell für ihren Liebhaber, für ihren Schatz, der alle Rechte eines Bräutigams beſitzt. Iſt demnach dieſes Heimführen ein ſehr hübſches, oft aber auch ein häßliches Ding, je nach Umſtänden. Führte alſo das Lizele heim, welches bei ſeiner Baſe in der Förſterei übernachten wollte. Dachte zur Stunde nicht im entfernteſten daran, daß jedes Ding 'ne Kehrſeite hat, denn ließ ſich das Abenteuer anfangs omnipotent angenehm an. War ein allerliebſtes Madel, das Lizele. Nicht zu ſpröde und doch wieder nicht zu gefällig, recht ſo das pikante Mittelmaß im Temperament. Wie ich nun aber nach zahlloſen Küſſen an der Hinterthür der Förſterei endlich von dem quabbeligen Ding Abſchied genommen und durch den Garten auf die Straße zurückwollte, empfing mich für die Heimführung jenſeits des Gartenzauns eine Heimſuchung.

Ja, gerieth da, kalkulir' ich, in eine infame Schwulität. Schwelgte noch in der Rückerinnerung an des Lizele's Zärtlichkeit, als plötzlich ein halb Dutzend Kerle mit geſchwärzten Geſichtern über mich herfielen. Baumſtark, wie ich damals war, hätte ich mich, wenn darauf vorbereitet, dieſes ländlich-ſittlichen Ueberfalls vielleicht erwehren können. Kam aber dieſer zu plötzlich, als daß ich hätte viel machen können. Schlug zwar einen der Kerle mit der Fauſt zu Boden, wurde aber im nächſten Augenblick ſelber zu Boden geſchlagen, und nun begann 'ne ſchnöde Kiltgang-Komödie, die in unſeren Bergen vor Zeiten nicht ganz ungewöhnlich war und es vielleicht jetzt noch nicht iſt, jedenfalls aber für den, welcher die Hauptrolle ſpielen muß, zu den inkonvenabelſten Dingen gehört, die ſich denken laſſen. Und die Hauptrolle dieſer Komödie mußte damals ich ſpielen, nolens volens. War 'ne bittere Stunde, bei Jove!

Die infamen Kerle, welche mich überfallen und übermannt, hielten eine Stange in Bereitſchaft, eine Art Hopfenſtange, vermuth' ich. Die ſchoben ſie mir zum linken Rockärmel hinein und über das Rückgrat hinweg zum rechten heraus. Und wurden vermittelſt Strickenden meine Handgelenke an die verfluchte Stange feſtgeſchnürt. Dann klebte man mir ein hölliſches Pechpflaſter über das

Maul und ließ mich laufen. Quer das, ſehr quer — iſt ein Fakt. Was ich da für 'ne Figur machte? Kalkulire, 'ne höchſt komiſche für die Kerle, aber für mich ſelbſt 'ne tragiſchere, als je eine über die Bretter der Bühne geraſt. Stand da mit ausgeſpannten Armen, als wollt' ich Himmel und Erde umarmen. Ja, rechne ich, zermalmen, in Atome zerreiben hätte ich beide mögen.

„He, hiſt und hott, gradaus und zickzack, Herr Pflaſterkaſten!“ So gröhlten die Kaffern und gellten und lachten und höhnten — infam, geradezu infam! — Herr, habe drüben in der neuen Welt Dinge erlebt, die auch einem ſtarknervigen Mann das Haar zu Berge ſtehen machen können, habe mich mit Goldſuchern und Rothhäuten herumgeſchlagen und bin haarſcharf den Krallen der Lynchjuſtiz entgangen, die mich faſſen wollten, natürlich infolge eines verhenkerten Mißverſtändniſſes, kalkulir' ich, aber, by all the powers, in ſo einer dreimal verfluchten Schmiere, wie damals am Gartenzaune der Förſterei, bin ich all mein Lebtag nie geweſen.

Wohl, ſtand da wie ein lebendiges Kreuz und wurde aus einem ſtehenden ein wandelndes, denn fort mußt' ich doch, fort wollt' ich. Dachte, das Krakehlen der Kerle könnte am Ende gar noch das Lizele herbeiziehen, und müßte ich ein erbaulich Spektakel für das hübſche Madel geweſen ſein. Wurde aber doch ſo erboſt, daß ich meinte, der Schlag müßte mich rühren. Aber was konnt' ich machen? Höchſtens mir unter dem hölliſchen Pflaſter vor Ingrimm die Lippen blutig beißen. Ging alſo, war das aber ein ſchlimmes Gehen, Herr. Stieß mit den Enden der infamen Stange überall an, blieb rechts und links hängen, mußte mich drehen und winden wie ein Froſch unter der Wirkung einer galvaniſchen Batterie. Kalkulirte, thäte gut, die Dorfſtraße zu vermeiden, auf welcher die Leute jetzt johlend und ſingend vom Tanzplatz unter der Linde heimzogen. Wollte mich durch die Baumgärten am See nach meiner Wohnung hinlootſen. Ja, rechne, das iſt das rechte Wort. Recht eigentlich lootſen mußt' ich mich. Kam mir ſchier vor wie ſo 'ne gottverdammte ſchwerfällige holländiſche Trekſchuite. Machte auch 'ne verzweifelte Anſtrengung die ſataniſche Stange auf meinem Rücken entzweizubrechen, ging aber nicht; war das die zäheſte Stange von der Welt: meine Gelenke krachten, ſie nicht. Und hinter mir her das Gejodel und Gehöhne der lederhoſigen Kalibane — eine elende Situation, omnipotent niederträchtig!

Sollte aber noch ſchlimmer kommen — ſollte es nicht? Kalkulire, ſollte. Ließ ſich da der alberne Kerl, der Mond, plötzlich einfallen, ſeine dumme ſentimentale Fratze hinter den Wolken, welche ihn bisher bedeckt, hervorzuſtrecken und mich in meiner Miſère ganz unverſchämt breit zu beſcheinen. Rechne, habe ſeither eine entſchiedene Abneigung gegen allen Mondſchein. Iſt alles Lug und Trug, was die Poeten von dem blaſſen Geſellen faſeln. Iſt ein abgetragener, verbuhlter, heimtückiſcher

Kerl, bei Jove! Spielte mir häßlich mit damals. Denn wie ich ſo ſeitlings — en face konnt' ich der Bäume oder vielmehr der hölliſchen Stange wegen nicht gehen — den Fußweg durch die Gärten hintrippele, kommt mir unverſehens 'ne Geſellſchaft entgegen. Das fehlte nur noch. Es war der General mit ſeiner Frau und hinter ihnen kam die Lore, am Arm des Grafen Nepomuk. Die Herrſchaften hatten beim Pfarrer zu Nacht geſpeiſt und waren jetzt auf dem Heimwege begriffen. Ein infernaliſches Rencontre! Und ich konnte ſchlechterdings nicht ausweichen. Sie ſtanden ſtill und ſchienen ſich zuerſt über die ungeheuerliche Figur, die ich machte, zu entſetzen. Dann aber brachen ſie, den Kiltgangſpaß errathend, in ein unauslöſchliches Gelächter aus. Lachte aber die Lore am unbändigſten und machte mich das raſend. Fuhr ganz rabiat vorwärts und rannte mit dem einen Ende der Stange den Grafen zu Boden und kriegte auch die Lore dabei einen derben Rippenſtoß ab. Gelangte ſo furibund, wuthſchnaubend durch die Naſe und mit dem Schweiß des bitterſten Ingrimms bedeckt, bis an den Pfarrgarten und traf da den Pfarrer, welcher ſeine Gäſte begleitet hatte und beim Ausbruch des Gelächters ſtehen geblieben war. Der erlöſte mich von meinem Kreuz, aber das Lachen konnt' auch er dabei nicht verhalten. Und das war mein tragikomiſcher Kilweſſur, zu dem der Mond ſo hell ſchien, als hätt' er's, kalkulir' ich, recht eigentlich darauf angelegt."

## 14.

## Eine Dorfgeſchichte beim Sonnenſchein.

Nach einer Pauſe, welche Twerenbold dazu benutzte, ſeines Kautabacks ſich zu entledigen und dafür eine Cigarre anzubrennen, fuhr er zu erzählen fort:

„Habe die Notion, kann mit Fug und Recht ſagen, daß ich nie einen Schlag empfangen, ohne denſelben redlich und mit Zinſen zurückzugeben. Iſt das, rechne ich, ein ſolider Grundſatz, verſchafft einem Reſpekt bei den Leuten. War alſo feſt entſchloſſen, meine Kreuzigung nicht mit Lammesgeduld hinzunehmen, und war der Mann dazu, ſolchen Entſchluß ins Werk zu ſetzen. Fehlte auch nicht an Stachelung dazu, denn war am andern Tag die verdammte Geſchichte nicht nur im ganzen Dorfe, ſondern auch überall in der Umgegend bekannt. War ein Hauptſpaß für die Canaille, den Doktor ſo abgeſchmiert zu wiſſen. Warum den Leuten das ſo beſonderen Spaß machte, weiß ich eigentlich nicht zu ſagen, denn ich hatte mich bis dahin ſtets pflichttreu, hilfebereit und gegen die Armen nobel benommen. War, rechne ich, der ſchadenfrohe Kitzel, welchen der Bauer empfindet, wenn einem ‚Herren' was Schlimmes paſſirt. Verdroß mich aber das am meiſten, daß ich erfuhr, auch das Lizele habe ganze Schollen gelacht, als ſie hörte, welches Ende meine Heimführung genommen. Der Grasaff'! War damit meine rabiate Abſicht, der Forſtlore zum Poſſen des Forellenwirths Töchterlein zu freien, fertig und zu Ende. War aber dies Abſpringen, kalkulir' ich, 'ne rechte Eſelei von mir. Hätte das Lizele, wenn es auch über meine Kreuzigung in jener Nacht lachen mußte, zweifelsohne eine brave Frau abgegeben. Hatte mich aufrichtig lieb. Hat es mir erſt geſtern drüben in Guggeried geſagt. Erkannte mich auf der Stelle wieder. Iſt aber jetzt 'ne alte verhutzelte Jungfer geworden, hat keinen Mann nach ihrem Geſchmacke finden können. Hätten ſicher ein recht gemächliches, alltägliches Philiſterleben mitſammen geführt. Iſt aber, kalkulir' ich, ſo 'ne philiſterhafte Exiſtenz in der Regel die glücklichſte; gehört nur ein Kleines dazu, die Philiſternatur. Die gerade freilich fehlte mir, rechne ich. Wohl, ließ mich alſo auslachen, lachte ſelber mit und legte mich unter der Hand auf Kundſchaft. Hatte auch bald ergattert, wer meine Kreuziger geweſen. Waren der infame Jägerburſch und ſeine Geſellen nur die Werkzeuge und ging die Teufelei von dem Hund von Veit aus, der wiederum von dem Grafen Nepomuk die Anregung dazu empfangen hatte. Wußte der Graf, wie hochmüthig die Lore ſei, wollte mich in ihren Augen lächerlich machen und gelang ihm das auch vollſtändig. Hatte ſeine Abſicht dabei, der Graf, wie ſich bald zeigen wird. War nun aber auch der Kopf des miſerablen Komplotts zunächſt zu hoch für meine Hand, ſo möcht' ich doch den Armen beikommen und hatten dieſelben zu fühlen, daß es nicht klug gehandelt war, einen Mann, wie der Twerenbold war, zu kreuzigen, und zwar noch dazu bei ſo exquiſit hellem Mondſchein. Ging auch hier nach dem Vers des alten Lateiners: „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi“ — zu deutſch: Die kleinen Schelme hängt man, die großen läßt man laufen. Doch genug von dieſem Kapitel.

Aber, Herr, jene verdammte Kirmeßnacht hat einen widerwärtigen Einfluß auf mein Leben geübt. Die Lore war für mich verloren, das war klar. Ging mir das näher zum Herzen, als ich mir ſelber geſtehen mochte. War damit, parabeliſch zu ſprechen, der Anker zum Teufel gegangen, welcher mein Lebensſchiff gehalten. Begann auch daſſelbe ſofort wild auf den Wogen zu ſchwanken. Griff zum Wein, um in den Fluten deſſelben meinen Liebesgram zu erſäufen. Iſt das 'ne deſperate Kur, bei Jove! Begann mein Lebenswandel erſt unſolid, dann diſſolut zu werden und war das Schlimmſte dabei, daß mir nach und nach auch die Freude an meiner Wiſſenſchaft abhanden kam. Gewährten mir ſelbſt meine botaniſchen Forſchungen und chemiſchen Verſuche, in welchen beiden ich es zu Tüchtigem gebracht hatte, keine rechte Befriedigung mehr. Trieb meinen Beruf bald nur noch mechaniſch, wie ein Handwerk, das mich nähren mußte.

Verlor auch das Handwerk, weil nachläſſig betrieben, allmälig ſeinen goldenen Boden.

Die Lore alſo war für mich verloren und damit ging mein Idealiſmus flöten. Iſt, rechne ich, ein wunderlich Ding um die Ideale. Muß aber doch, kalkulir' ich, jeder Menſch ſo 'ne Art von Ideal haben und wär's auch nur ein idealiſch angeſtrichenes Steckenpferd, wenn die Beſtie in ihm nicht über ihn Herr werden ſoll. Wohl dem zwar, welcher nie einen Blick in die idealen Regionen gethan hat! Er lebt ſeine beſtialiſche Exiſtenz ſo hin und kann dabei in ſeiner Art ein ganz guter Unterthan und braver Familienvater ſein. Bedenklich jedoch iſt's, das gelobte Land vom Sinai der Bildung herab geſchaut zu haben und dann wieder in die Wüſte der Proſa des Lebens zurückgeſchleudert zu werden.

Wohl, ſo ungefähr erging es mir. Ging aber auch die Forſtlore ihres Idealiſmus verluſtig, verlor ſich ſelbſt. Sollte es bald erfahren, daß mir nicht allein jene Kirmeßnacht verhängnißvoll geworden. Sah, rechne ich, derſelbe Mond, der meine lächerliche Situation beſchienen, in dem Zimmer der Lore im Schloſſe noch etwas Schlimmeres. War eine heiße Nacht und war die Lore bei all ihrem Stolz ein heißes Mädchen. Trat da eines ſchönen Wintermorgens der Lump, der Veit, zu mir in die Stube und dachte ich gleich, daß ſein Kommen was Beſonderes zu bedeuten haben müßte, denn ich hatte dem Kerl ſeine Kirmeßrechnung in ſehr fühlbarer Münze bezahlt und hatte er ſich ſeither wohl gehütet, mir wieder nahezukommen. Der Schuſt machte mir ein langes Brimborium vor, deſſen Reſultat war, daß er von mir den Freundſchaftsdienſt forderte — den Freundſchaftsdienſt? der Hund! — ich ſollte was Geſchehenes ungeſchehen machen. Es beluſtigte mich halb, den Schubiak mit Katzentritten um den Topf herumſchleichen zu ſehen, bis er endlich den Deckel abhob und mir die Suppe zeigte, welche er eingebrockt haben wollte.

Meine erſte Regung, als ich die ſaubere Beſcherung ſah, war die einer Wuth, welche mich antrieb, den Kerl bei ſeinen Spindelbeinen zu faſſen und an die Mauer zu ſchmettern. Er ſah mir dieſe Abſicht an den Augen an und retirirte bis zur Thüre, um ſich nöthigenfalls ſchleunigſt davonmachen zu können. Beſann mich indeſſen, ſagte ihm, daß er nichts zu befürchten hätte, und ließ mir die Geſchichte nochmals erzählen. Glaubte natürlich davon, was ich wollte, und ſagte dann, vor allen Dingen müßte ich den wahren Sachverhalt kennen und er ſollte ſich nicht unterſtehen, mir noch ferner weismachen zu wollen, daß er in eigener Angelegenheit und nicht vielmehr als Unterhändler für einen andern gekommen. Wohl, war dieſer Veit von jeher ein verſchlagener, ſchlauer Hund, ein zehnfach deſtillirter Schurke, ein Hauptgauner, ſeines Herrn, des Grafen Nepomuk, Faktotum. Hat aber jeder Menſch ſeine Schwäche, diverſe Schwächen ſogar, und war, rechne ich, eine von Veits Schwächen die, daß er mich, ſeit ich von wegen der Kreuzigung Abrechnung mit ihm gehalten, mehr fürchtete als das Höllenfeuer. War daher der Lump, 'ne echte und gerechte Kammerdienernatur, nicht der Mann, mir ſtandzuhalten, da ich ihn mit Blick und Miene und Wort wie mit Beißzangen faßte. ‚Macht mir keine Flauſen vor, Monſieur Veit‘, ſagt' ich zu ihm; „Ihr wißt, ich laſſe nicht das Michele mit mir ſpielen. Ihr kommt vom Grafen, Eurem Herrn?“ — ‚Ja‘, ſagt' er, nachdem er ſich ein bißchen gewunden und gedreht. ‚Und‘, fuhr ich fort, „Ihr habt ihm eingeblaſen, was er durch Euch von mir verlangt?“ Der Schuft redete weitſchweifig von ſeiner Anhänglichkeit an ſeinen Herrn und daß es doch das Beſte wäre, jeder Möglichkeit eines Skandals vorzubeugen. — ‚Schon gut‘, ſagt' ich, ‚brauche Euer Palaver nicht. Weiß die Vere etwas von der Art und Weiſe, wie Ihr und euer Herr jeder Möglichkeit eines Skandals vorbeugen wollt?“ — ‚Nein‘, ſagte er. — ‚Gut‘, ſagt' ich, ‚kommt übermorgen wieder; will bis dahin bedenken, was zu machen iſt.‘

Anderen Tags ſah ich die Herrſchaft durch das Dorf thalabwärts fahren und ging ſogleich nach dem Schloſſe, um die Vere allein zu treffen. ‚Vere‘, ſagt' ich zu ihr, indem ich ſie feſt anſah, „Ihr habt mich in der Kirmeßnacht ausgelacht, jetzt könnte ich lachen, wenn es mir beliebte.‘ Sie ward blutroth, denn ſie hatte mir ſogleich abgemerkt, daß ich ihr Geheimniß kannte. ‚Schatz‘, ſagte ſie, nachdem ſie ſich merkwürdig ſchnell wieder gefaßt, ‚ich habe vielleicht unrecht an Euch gehandelt, ich geſteh' es; aber Ihr werdet mich dennoch weder auslachen noch verrathen.' — ‚Nein', ſagt' ich, ‚das werde ich nicht thun, Lore, obgleich Ihr mir übler mitgeſpielt habt, als Ihr Euch einfallen laßt. Aber wir haben als Kinder mit einander geſpielt und ich habe der vielen Stücke Brot nicht vergeſſen, womit Ihr damals den Heißhunger des armen Gänſebuben geſtillt. Ich hätte dieſe Mildthätigkeit Euch gern vergelten durch eine ehrliche und große Liebe, aber es ſollte nicht ſein.' Zum Teufel, Herr, ich wurde ganz weich, als ich das zu Grunde gerichtete, offenbar noch von den thörichtſten Illuſionen befangene Mädchen vor mir ſah. ‚Nein, es ſollte nicht ſein', ſagte ſie, ‚und es iſt wohl beſſer ſo für uns beide.' — ‚Wohl', ſagt' ich, ‚das läßt ſich nun ſchon nicht mehr ändern. Aber, Lore, hütet Euch! Der Hund von Veit geht damit um, an Euch geſchehene Dinge ungeſchehen zu machen. Er hat dazu meine ärztliche Beihilfe verlangt — mit Vorwiſſen ſeines Herrn — verſteht Ihr mich?' — Sie nickte mit dem Kopf, wurde bleich und wankte auf ihren Füßen. Der Schlag war hart. Aber ſie verwand ihn, denn ſie war von je eine ſtarke Natur. — ‚Der Schurke hat gelogen, Achaz. Was er von dem Vorwiſſen ſeines Herrn ſagte, war eine Lüge, verlaßt Euch darauf. Und im übrigen', ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich mit energiſchem Stolz aufrichtete, ‚im übrigen beſitze ich von dem Grafen ein ſchriftliches Eheverſprechen.' Sprach's und wandte ſich von mir mit einer Miene, welche deutlich ſagte: ‚Ich werde Frau Gräfin trotz alledem.'

So wie ich den Veit kannte, mußte ich kalkuliren, daß er ſich, falls ich mir nicht den Anſchein gäbe, ihm und ſeinem Herrn zu Willen zu ſein, zur Ausführung des niederträchtigen Vorhabens anderwärts her die Mittel verſchaffen würde. Richtete mich alſo darnach und gab ihm eine Phiole, welche nur mit etwas unſchädlichem Färbeſtoff vermiſchtes Waſſer enthielt, welches, ſagt' ich, ſicher, aber langſam wirke. Wenige Tage darauf verreiſte Graf Nepomuk. Er ſei, hieß es, zur Uebernahme einer dringlichen diplomatiſchen Miſſion plötzlich in die Hauptſtadt berufen worden. Der Veit blieb noch eine Woche im Schloſſe zurück. Er hatte ebenfalls eine wichtige diplomatiſche Miſſion auszurichten, die nämlich, ein gewiſſes Papier, welches Namensunterſchrift und Siegel ſeines Herrn trug, aus dem Schranke der Forſtlore verſchwinden zu machen. Nachdem er dieſes Geſchäft vollführt, reiſte er bei Nacht und Nebel ſeinem Herrn nach. Ungefähr eine Woche ſpäter ging vom Schloſſe in das Dorf ein dumpfes Gerücht aus, es hätte zwiſchen der Frau Generalin und der Lore eine heftige Scene ſtattgefunden, infolge welcher die Lore noch am gleichen Tag das Schloß verließ und zu einer alten Verwandten ihrer verſtorbenen Mutter zog, die in einem einſam ſtehenden Häuschen am Ende des Dorfes hauſte. Dort lebte ſie ſo eingezogen, daß ſie niemand zu ſehen kriegte.

War der Frühling ins Land gezogen, als eines Frühmorgens die Baſe der Lore kam, mir zu ſagen, die Lore hätte in verwichener Nacht ein Knäblein geboren, das aber wenige Minuten nach der Geburt geſtorben. Die Wöchnerin ſei ſo ſchwach und angegriffen, daß auch für ſie das Schlimmſte zu befürchten wäre. Ging alſo hin. Das Kind war todt. Wie es geſtorben, mocht' ich nicht weiter unterſuchen, als mich die arme Lore mit ihren glanzloſen, tief in den Höhlen liegenden Augen anſah. Sie war zu einem Schatten abgezehrt, ein Bild des Jammers. Aber kein Laut der Klage kam über ihre Lippen. ‚Lore‘, ſagt' ich und faßte ihre Hand, ‚der Achaz, Euer Spielkamerad, iſt noch immer Euer Freund. Aber Ihr müßt leben, müßt Euch von mir herſtellen laſſen.‘ — ‚Leben? Herſtellen?‘ murmelte ſie. ‚Wer kann mich wiederherſtellen?‘ Und ſie verſank in ein düſteres Brüten, während deſſen ich der Baſe die näheren Umſtände der Niederkunft abfragte und das anordnete, was zunächſt vonnöthen war. Ein ſchwacher Ruf der Kranken rief mich wieder zu ihrem Lager. Sie faßte mit krampfhaftem Zittern meine Hand, verſuchte ſich aufzurichten, und indem ein Blitz des alten Geiſtes in ihren Augen aufzuckte, flüſterte ſie mit hohler Stimme: ‚Gebt mir Arznei, Achaz. Ich will leben — leben, um mich zu rächen, und müßt' ich darum hundert Jahre leben. Ich will es, ich will es! — Aber‘, ſetzte ſie keuchend hinzu, ‚ſchafft das — das Kind weg! Schafft es weg oder ich werde wahnſinnig.‘

Das Kind wurde am folgenden Tage begraben. War ja meinem Atteſt zufolge alles in Ordnung hergegangen. Ich wandte alle meine Kunſt auf die Lore und hatte raſcheren Erfolg, als ich erwarten durfte. Sie genas, trotzdem daß ſie wußte, eine furchtbare Stunde warte ihrer, ſobald ſie geneſen wäre. Ihr Körper richtete ſich wieder elaſtiſch auf, auch ihr Geiſt, aber es war doch nicht mehr die alte Lore. Etwas Dämoniſches hat von der ſchrecklichen Kataſtrophe an in ihr gewaltet, von dem Augenblick an, wo ſie, wenige Stunden vor ihrer Niederkunft, erfahren, daß Graf Nepomuk drunten in Wien Hochzeit gemacht hatte. Verſchloſſen, apathiſch, eiskalt ſtand ſie von nun an in der Geſellſchaft da oder ihr vielmehr gegenüber, der Menſchheit Verächterin oder Feindin, je nach Umſtänden, aufgezehrt und doch zugleich erhalten von einem raſtloſen, brennenden, unerbittlichen Gedanken, der in der Tiefe ihres Herzens ſchlief, ungeſehen und ungeahnt von allen. Niemals vielleicht hat es ein Weib zu einer Selbſtbeherrſchung gebracht, wie die war, womit die Forſtlore von ihrem Krankenbette erſtand. Sie war wieder ſtattlich und ſchön geworden, nur in anderer Art als früher. Ein ungeheurer Schmerz, eine hölliſche Erinnerung hatte das Blut für immer von ihren Wangen verjagt: ſie gemahnte mich bei ihrer hohen Geſtalt, in ihrer Bläſſe und ſtoiſchen Ruhe an die Sibyllen und Alrunen der alten Zeit.

‚Achaz‘, ſagte ſie eines Sonnabends mit kalter Faſſung zu mir, ‚morgen werde ich Kirchenbuße thun.‘ Ich erſchrak heftig, obgleich ich ſchon lange wußte, daß die Lore unter den obwaltenden Umſtänden dem barbariſchen Brauch, welcher damals bei uns noch in voller Kraft beſtand, ſich nicht würde entziehen können. Ich wollte dennoch alles aufbieten, den Schimpf von ihrem Haupte zu entfernen, wollte ſofort zum Pfarrer, aber ſie unterbrach mich und ſagte ruhig: ‚Gebt Euch keine vergebliche Mühe. Ich will und muß an der Kirchenthüre ſtehen. Der Pfarrer iſt ein humaner Mann und hat, wie ich weiß, den Verſuch gemacht, dieſe Gelegenheit zur Abſchaffung der alten Barbarei zu benutzen. Es iſt ihm nicht gelungen. Die frommen Leute im Dorfe ſchrieen Zeter über ihn. Sie wollen ihr Spektakel haben, um ſo eifriger, da es mir, der Forſtlore, gilt, die, wißt Ihr, das Sprichwort wahr gemacht: Hochmuth kommt vor dem Falle. Mir geſchieht, wie mir gebührt. Warum war ich ſo aberwitzig einfältig? Ich will den Schimpf über mich ergehen laſſen und Ihr ſollt mit dabei ſein, Achaz. Ihr habt dann Genugthuung für mein albernes Hohnlachen in jener dreimal verfluchten Kirmeßnacht und ich — ich bin mit den Menſchen fertig und quitt.‘

Ich verließ am folgenden Morgen mit Tagesgrauen das Dorf, denn ich wollte die Barbarei nicht mitanſehen. Aber mit ſeltſamer, magiſcher Gewalt zogen mich die Glockenklänge zurück, welche die Gemeinde zur Kirche riefen. Es war nicht Neugierde, was mich zu dem Spektakel zog, noch viel weniger Rachegefühl, es war aber auch nicht Mitleid und Freundſchaft allein — Herr, die Gefühle miſchen ſich in der Menſchenbruſt ſo wunderlich, daß ein Pſycholog den Verſtand darüber verlieren könnte.

Da ſtand nun die Lore an der Kirchthüre, auf dem opfe den aus Stroh geflochtenen Kranz, welchen ſie noch jetzt wahrt, in der Hand die gelbe Bußkerze, den ſchaden- hen Blicken, dem ſchlechtverhehlten Gegrinſe, den ge- üſterten Schmachreden der blödſinnigen Canaille bloß- ſtellt, und wie damals auf mich der Mond, ſo warf zt auf ſie die Sonne ein breit unverſchämtes Licht, als ollte auch ſie von dem grauſamen Spaß ihren Antheil ben. Oh, ich hätte mögen die Sonne anſpeien und ünſchte gleich jenem römiſchen Imperator, all das gaf- ende, grinſende, ziſchelnde Geſindel möchte nur einen als haben, damit ich ihm mit würgender Hand den ollkopf eindrücken könnte. Die Lore aber verlor keinen oment ihre Faſſung. Sie ſtand regungslos, der anti- n Bildſäule des Schweigens gleich, und ihr ſtarres, ockenes Auge ſchweifte mit dem Ausdruck unendlicher erachtung über die Menge. Ich weiß, Herr, dieſe enge war gewiſſermaßen in ihrem Rechte, denn ſie ußte von ihren Ureltern her nichts Anderes, als daß n gefallenes Märchen mit Strohkranz und Bußkerze n der Kirchthüre ſtehen müßte, der brutalen Schaden- eude zum Opfer. Aber dennoch habe ich in jener unde, ich, ein Kind des Volkes, das Volk verachten nd haſſen gelernt, denn ich ſah, daß es in ſeiner bäu- iſchen Stumpfheit auch zugleich raffinirt erbarmungs- s war.

Nachmals erfuhr ich, daß die Frau Generalin, re Tante, unter der Hand ſich bemüht hatte, die Lore vor dem Prangerſtehen zu bewahren. Ihre Bemühung jedoch war, wie die Friedings, an der Hartnäckigkeit der bäuerlichen Kirchenvorſteher geſcheitert. Ihre Tante, Herr Graf, war eine milde, ſanfte Frau voll Herzensgüte. Sie hatte der Lore längſt verziehen und lag ihrem Gemahle kurz nach der Kirchenbuße der Unglücklichen an, dieſelbe wieder ins Schloß aufzunehmen. Sie erklärte geradezu, ſie hätte ſich ſo an die Lore gewöhnt, daß ſie nicht ohne dieſelbe leben könnte. Der General, welcher ſeiner Frau ſehr zugethan war, gab ihrem Drängen nach und zur Verwunderung aller nahm die Forſtlore ihren alten Platz im Schloſſe wieder ein, als wäre nichts geſchehen. Nur die ſtädtiſche Modetracht ließ ſie draußen im Häuschen ihrer Baſe und ging fortan nur noch in dem Anzug, wie ihn die Mädchen unſerer Gebirgsthäler tragen. In den eleganten Damenkleidern war ſie büßend an der Kirchthüre geſtanden. Ungefähr ein Jahr ſpäter kam auch der Graf Nepomuk wieder für kurze Zeit nach Wippeltſtein. Er hatte ſeine junge Gemahlin verloren, nachdem ſie Ihnen, Herr Graf, das Leben gegeben. Er kam dem Wunſche ſeiner Schwägerin nach, indem er Sie ihr zur Pflege übergab. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, das Benehmen der Lore dem Grafen gegenüber zu beobachten. Es war kalt, ruhig, gemeſſen. Wahrſcheinlich iſt zwiſchen ihnen von der Vergangenheit nie die Rede geweſen. Später wurde die Lore der Generalin noch unentbehrlicher, denn dieſe ſah endlich den ſehnſüchtigſten Wunſch ihres Lebens in Erfüllung

Nach langer Kinderloſigkeit gebar ſie Ihren
Rudolf. Der Majoratsherr von Wippoltſtein
jetzt einen Stammhalter, ein für die ganze Gegend
liches Ereigniß, denn Ihr Oheim und Ihre Tante
ſehr beliebt. Die letztere überlebte indeſſen dieſe
nicht lange und der General konnte ihren Verluſt
verſchmerzen. Er ſtarb, wie Sie wiſſen, Ihrer
bald nach, nachdem er ſeinen Bruder zum Vor-
ſeines Sohnes beſtellt.

Die Lore blieb im Schloſſe, auch nachdem Graf
muk die Vormundſchaft angetreten hatte. Sie
nun ſchon als ein unentbehrliches Inventarſtück
ieden, denn ſie war die Wärterin der beiden jungen
Ob es zwiſchen ihr und dem Grafen Nepomuk
zu einer Auseinanderſetzung gekommen, weiß ich
aber der Graf hatte offenbar einen gehörigen Re-
vor ihr. Sie lebte ſtill und einſam ihrer Pflicht,
ſie mit kalter Gewiſſenhaftigkeit erfüllte. Leb-
Intereſſe zeigte ſie nur noch für zwei Dinge. Erſt-
beſchäftigte ſie ſich gern mit den alten Sagen und
ichten der Umgegend, für welche ihr von Jugend
eine große Vorliebe eigen geweſen. Goethe, mein'
ſagt irgendwo, niemand verwinde jemals die erſten
drücke ſeiner Kindheit, und das bewahrheitete ſich
an der Lore. Die Waldromantik ihres Kinder-
in dem einſamen Förſterhaus iſt ihr bis auf den
Tag nachgegangen. Zum Zweiten machte ſie ſich
mit naturwiſſenſchaftlichen Studien zu ſchaffen und

ihre außerordentliche Faſſungskraft und Energie bemächtigte ſich bald nicht gemeiner Kenntniſſe in Phyſik, Botanik, Chemie und ſogar in der eigentlichen Medizin. Ich mußte ihr einen phyſikaliſchen und chemiſchen Apparat anſchaffen und ſie lernte damit hantieren und laboriren, daß es eine Freude war. So vergingen einige Jahre. Und jetzt, Herr Graf, komme ich zu unſerer eigentlichen Geſchichte. Wollen Sie dieſelbe hören?“

Hier brach Twerenbold ab und ſah fragend zu Robert herüber, welcher, eine Beute furchtbarer Gemüthsbewegungen, der Erzählung anfangs nur eine mechaniſche Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte. Allmälig war ihm aber dieſelbe doch von höherem Intereſſe geworden, denn es war, abgeſehen von den engen Beziehungen zu ſeiner Familie, vieles darin, was eine reinmenſchliche Theilnahme erregen konnte. War doch der Erzähler ſelbſt von ſeinen Erinnerungen ſo ergriffen worden, daß er nach und nach vergeſſen hatte, ſeine barocken Amerikanismen einzuflechten.

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt“, entgegnete Robert auf die an ihn gerichtete Frage, „daß ich alles hören will und hören muß.“

„Wohl denn“, ſagte der Abenteurer, welcher jetzt ſeine gewohnte ſorgloſe und gleichgiltige Miene wieder angenommen hatte. „Kalkulire, wir haben des Trauerſpiels Expoſition und Verwickelung hinter uns und kommen jetzt zur Kataſtrophe. Sie bemerken, Herr Graf, ich bin, obgleich ein Bürger Amerikas, meiner Deutſchnicht verluſtig worden, ſofern es mir noch immer aß macht, hier und da einen Brocken aus meinem ädelſack hervorzulangen. Freilich iſt, rechne ich, meine ichte kein regelrechtes Trauerſpiel, tragiſche Mo- ente jedoch wird man ihr kaum abſprechen können. berhaupt, wenn die Poeten alles wüßten, was oft er Wänden vorgeht, welche das ehrbarſte und nobelſte eichen von der Welt haben, es gäbe mehr als einen akeſpeare. Aber der nur hatte ein Auge, dazu er- irt, alle die gleißenden und flitternden Hüllen zu ndringen, welche der wüſte Knäuel von Bosheit und ne, genannt Menſchenleben, um ſich geſchlagen. Ja, Shakeſpeare, der hat, kalkulir' ich, die Menſchen ge- act, wie ſie ſind, ſchwankend zwiſchen Thorheit und erworfenheit, zu Boden gedrückt von ‚ihres Nichts behrendem Gefühle' und doch vom Dämon der elkeit unabläſſig geſtachelt, über das Bewußtſein ihrer ärmlichkeit ſich hinwegzulügen. In früherer Zeit, nn ich ihn las, beſchlich mich immer eine ungeheure urigkeit. Erſt ſpäter begriff ich den dämoniſchen Ver- ungsjubel, welcher ſeine Werke durchdröhnt wie Po- unenſchall des Weltgerichts. Doch zum Teufel! gerathe ich hin? Zum Text zurück! — Unter den Ereigniſſen und Zuſtänden, die ich zuletzt be- habe, war es mit mir immer mehr bergab gegan- Glich, rechne ich, meine Exiſtenz 'nem Wagen, an einem ſteilen Abhange die Sperrkette bricht und dann mit Rapidität in die Tiefe ſchießt. Hatte das verloren, was man den moraliſchen Halt zu nennen pflegt. Geſellte der Weinflaſche den Würfelbecher und das Kartenbuch, gerieth in Schulden bis über die Ohren, ward binnen kurzem ein notoriſcher Lump. Hatte kein Intereſſe mehr, als im Wirthshaus zu ſitzen und mich zu betäuben, wär's auch mit Hilfe der ſchlechteſten Geſellſchaft. Wurde ein abgeriſſener, ſchäbiger Kerl, außen und innen. Sagte mal die Lore zu mir: ‚Achaz, Ihr dauert mich.' — ‚Wirklich?' ſagt' ich. ‚Hätte das Bedauern früher kommen müſſen, Lore; iſt jetzt zu ſpät dazu, viel zu ſpät.'

Iſt man aber erſt ſo verlottert, dann verwiſchen ſich einem, ohne daß man es merkt, die Unterſchiede zwiſchen den Begriffen des Guten und Böſen, wie die geſellſchaftliche Konvenienz dieſelben feſtgeſtellt hat. Heute noch iſt man nur erſt ein Bummler, morgen ſchon ein Verbrecher. Geht das verdammt glatt und ſchnell, bei Jove! Hatte mich ſo weit erniedrigt, daß ich ſogar mit dem Schubiak, dem Veit, der jetzt im Schloſſe die erſte Geige ſpielte, trank und würfelte und kartelte, und hatte mir der Kerl nach und nach eine hübſche Summe abgegaunert, die ich ihm ſchuldig bleiben mußte. Hatte er einen Schuldſchein von mir in Händen, hatten überhaupt eine Menge von Leuten derartige von mir ausgeſtellte Papiere in Händen. Iſt das, kalkulir' ich, 'ne unangenehme Situation, beſonders dann, wenn die Leute auf Bezahlung dringen und einem die privaten und gerichtlichen Mahnbriefe zufliegen wie Schneeflocken im December. Was die Sache endlich ſo weit gekommen, daß ich mit Hamlet ſagte: ‚Sein oder Nichtſein?‘ Das heißt, ſoll ich durchbrennen oder mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen? Zu dieſem oder jenem mußt' ich mich reſolviren, gab kein Drittes.

Da machte ſich eines Abends, als ich mit wüſtem Kopf aus dem Steinbock heimging, der Veit an mich, vorgebend, er wollte mich nach Hauſe führen. Dort, nachdem er ſehr unverblümt auf ſein Guthaben angeſpielt hatte, ſagte er plötzlich: ‚Hört, Twerenbold, Ihr ſteckt arg in der Patſche.‘ — ‚Was geht das Euch an?‘ ſagt' ich. ‚Ihr ſeid doch nicht der Mann dazu, mich herauszuziehen.‘ — ‚Hm‘, meinte er, ‚könnte unter Umſtänden doch der Mann dazu ſein, und bin ich's nicht, ſo wüßt' ich einen, der es könnte und thäte, unter Umſtänden, verſteht ſich.‘ — ‚Wer ſollte das ſein?‘ — ‚Der Herr Graf.‘ — ‚Der? Bah, waren einander nie grün, Euer Herr Graf und ich.‘ — ‚Weiß es, Twerenbold. Wiſſen ſich aber geſcheidte Leute zu finden, wenn ſie einander brauchen.‘ — ‚So? Iſt wieder ſo 'ne Geſchichte mit irgend 'ner Lore um den Weg?‘ — ‚Geht mir mit Euren Loren und Doren! Wäre aber doch klüger geweſen, Ihr hättet dem Herrn Grafen damals den kleinen Gefallen gethan, ſtatt ihn und mich mit Eurem gottverdammten gefärbten Waſſer zu foppen. Wäre auch für die Lore beſſer geweſen, hätte ſie dann nicht wie 'ne Vogelſcheuche an der Kirchthüre ſtehen und ſich von den Kaffern anglotzen laſſen müſſen.‘ — ‚Schweigt davon, Veit.‘ — ‚Wohl, das iſt 'ne alte vergeſſene Geſchichte. Wollt Ihr mir Euer Wort geben, Twerenbold, unter allen Umſtänden zu verſchweigen, was ich Euch mittheilen will?‘ — ‚Und wenn ich es thue?‘ — ‚Wenn Ihr es thut, ſo werde ich, Euch zu zeigen, daß mit uns, das heißt mit meinem Herrn, gute Geſchäfte zu machen ſind, zum Anfang und ohne daß Ihr Euch zu etwas Thatſächlichem verbindlich zu machen braucht, an dieſem Licht hier Euren Schuldſchein verbrennen, welchen ich morgen nach der Stadt tragen wollte, um ihn dem Bezirksamt zur Eintreibung zu übergeben.‘ — ‚Ihr ſeid ſehr generös, Veit. Hätte das nicht hinter Euch geſucht. Sehe nicht ein, warum ich Euch das verlangte Wort verweigern ſollte. Habt es hiermit.‘ — ‚Gut, und ſeht, das iſt Euer Schuldſchein, guckt ihn nur genau an — ſo, da brennt der Wiſch.‘ — ‚Hört, Freund Veit, ich glaube, daß ich etwas, vieles ſogar für einen thun könnte, der alle meine Schuldſcheine in Aſche verwandelte oder einlöſte.‘ — ‚Wirklich? Nun, dazu könnte Rath werden. Ja, geradeheraus, ich weiß des beſtimmteſten, daß der Herr Graf nicht abgeneigt wäre, nicht nur alle Eure Schulden zu bezahlen, ſondern Euch auch noch ein hübſches Kapital, 'ne runde nette Summe in vollwichtigen Goldſtücken in die Hand zu legen.‘ — ‚Ei, der Tauſend, das wäre!‘ — ‚Unter Bedingungen natürlich, denn umſonſt iſt der Tod.‘ — ‚Auch der nicht einmal. Pfarrer, Meßner und Todtengräber wollen bezahlt ſein.‘ — ‚Ja wohl, von Aerzten und Apothekern nicht zu reden.‘ — ‚Gut, gut, ine Hand wäſcht die andere; das iſt der Brauch, ſeit es Menſchen gibt.‘ — ‚Richtig, und wohl dem, der etwas gelernt hat, was ſich verwerthen läßt.‘ — ‚Allerdings, aber ich denke, wir haben uns lange genug in Gemeinplätzen herumgetrieben, Meiſter Veit. Ihr meint, ich hätte etwas gelernt, was ſich verwerthen ließe; wollt alſo einen Handel mit mir machen, Ihr, als Mandatar Eures Grafen?‘ — ‚Ihr habt's errathen.‘ — ‚Es iſt etwas Aerztliches, um was es ſich handelt?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Wohl, ich geſteh' Euch, ich bin dieſes Hundelebens der müde.‘ — ‚Das iſt begreiflich und trifft auch merkwürdig mit den Wünſchen meines Herrn zuſammen.‘ — ‚Wie ſo?‘ — ‚Wenn Ihr das Aerztliche, um welches es ſich handelt, gethan und Euer prächtiges Honorar empfangen hättet, ſolltet Ihr auf Nimmerwiederkehr nach Amerika hinüber.‘ — ‚Nach Amerika? Und wenn mir das nicht konvenirt?‘ — ‚Kann aus dem ganzen Handel nichts werden. Wenn Ihr Eure Arbeit, die, ſtell' ich mir vor, in einer halben Stunde abgemacht ſein wird, gethan, übergebt Ihr dem Grafen ein vollſtändiges Verzeichniß Eurer Schulden. Er wird ſie am nämlichen Tage noch durch meine Vermittelung bezahlen. Außerdem erhaltet Ihr tauſend Gulden Reiſegeld und die Summe von neunzehntauſend Gulden in Wechſeln auf New-York. Alles ſoll ſo arrangirt werden, daß Ihr binnen heut' und acht Tagen abreiſen könnt.‘ — ‚Man will alſo das Werkzeug losſein, nachdem es ſeinen Dienſt gethan? Meine Schulden mögen ſo an viertauſend Gulden betragen, alſo will man das Werkzeug ganz anſtändig bezahlen. Das iſt richtig. Könnte mich auch, denk' ich, zu der in Frage ſtehenden Luſtänderung entſchließen: muß ein merkwürdiges Land ſein, das Amerika, nach allem, was man davon hört. Aber ich weiß, daß weder Euer Graf, Meiſter Veit, noch Ihr die Leute, welche um einer Bagatellſache willen mit ſo bedeutendem Honorar herausrücken.' — ,Mit geſcheiden Leuten iſt gut unterhandeln: Ihr habt den richtigen Merker. Es handelt ſich in der That um keine Bagatelle.' — ,Nicht um eine Dirnenaffaire?' — ,Bewahre, um weit Wichtigeres.' — ,Ich mag mich weiter mit Rathen nicht abquälen. Sprecht!' — ,Ihr habt mir auf alle Fälle Euer Schweigen verbürgt, Twerenbold?' — ,Ja doch.' — ,Die Grafſchaft Wippoltſtein mit allem, was daranhängt, iſt 'ne hübſche Sache, nicht-wahr?' — ,Gewiß.' — ,Wer im Beſitze dieſer reichen, herrlichen Beſitzungen iſt, wünſcht ſie ſeinen rechtmäßigen Sprößlingen zu hinterlaſſen. Iſt das nicht ganz natürlich?' — ,Allerdings.' — ,Der Graf, mein Herr, iſt dermalen faktiſch im Beſitz.' — ,Beati possidentes, das heißt, wer im Rohre ſitzt, ſchneidet ſich Pfeifen.' — ,Und der Graf hat einen Sohn, der ein fixer Junge zu werden verſpricht. Vielleicht ſchreitet er auch zu einer zweiten Ehe.' — ,Und kriegt noch mehr Kinder, ganz in der Ordnung.' — ,Begreiſt Ihr?' — ,Noch nicht ganz.' — ,Der Graf hat Gründe, zu glauben, daß ſein Mündel nicht der Sohn ſeines Bruders ſei.' — ,Hört, Meiſter Veit, bemüht Euch nicht, Lügen zu drehen. Es lebt kein Menſch, der niederträchtig genug wäre, auf die verſtorbene Generalin einen ſolchen Makel zu werfen, ſie in ihrem Grabe im Ernſte zu verleumden. Selbſt Ihr, ein ſo heilloſer Schurke Ihr ſeid, habt dazu nicht die gehörige Frechheit.‘ — ‚Spart Euren tugendhaften Zorn für eine beſſere Gelegenheit, Herr Twerenbold. Auf dem Geſchäftswege verkehrt ſich's am beſten mit kaltem Blute.‘ — ‚Wohl, ſo bleibt auf dem Geſchäftsweg und verſteigt Euch nicht zu Fiktionen, die dümmer ſind als ein Pfund Koth.‘ — ‚Nur kalt, nur kalt! Jedes Ding will einen Anſtrich haben.‘ — ‚Wohl, es iſt die Art des Menſchen, ſeine ſchlimmen Inſtinkte vor ſich ſelber zu rechtfertigen, das heißt, ſich was vorzulügen. Einem Mann von feſten Nerven gegenüber bedarf es aber keiner ſolchen Ränke und Schwänke. Es handelt ſich darum, den rechtmäßigen Erben und Eigenthümer von Wippeltſtein zu beſeitigen, nicht?‘ — ‚Ihr habt es geſagt.‘ — ‚Und ich ſoll ihn beſeitigen, das heißt, unverblümt geſprochen, morden?‘ — ‚Morden? Welch ein häßliches Wort! Wer ſpricht von einem Mord? Wer wird daran denken, den armen Jungen umzubringen? Vielleicht könnte man alles der Natur überlaſſen, denn das Jüngelchen iſt von ſchwacher Konſtitution, hektiſch, wie es ſcheint. Aber, wißt Ihr, vornehme Leute ſind ungeduldig.‘ — ‚Das werde auch ich allmälig, wenn Ihr nicht ohne Umſtände ſagt, inwiefern der Graf meine Hilfe in Anſpruch nehmen wolle.‘ — ‚Ihr ſeid ein geſchickter Operateur, Twerenbold?‘ — ‚Nun ja, meine Hand iſt noch immer feſt und mein

Blick ſicher.‘ — ‚Es handelt ſich um eine Operation.‘ — ‚Um eine Operation?‘ — ‚Ja. Der Graf wünſcht ſeines Mündels Erbe zu werden oder wenigſtens ſeinen eigenen Kindern das prächtige Erbe ſeines Hauſes zuzuwenden. Ein verzeihlicher Wunſch, nicht wahr?‘ — ‚Wenigſtens ein begreiflicher. Wenn man den Bock zum Gärtner macht, führt er ſeine Geißen in den Garten zur Weide.‘ — ‚Ein unſchönes Bild, Twerenbold; ich hätte Euch mehr Geſchmack zugetraut. Doch zur Sache. Zwiſchen Wunſch und Erfüllung ſteht das Jüngelchen Rudolf. Es ſoll ihm keineswegs ans Leben gehen, Gott behüte! Der Graf will bloß die Garantie haben, daß ſein Mündel kinderlos ſterbe, ob nun ſeine Stunde früher oder ſpäter komme.‘

Ich mußte nach dem Vorhergegangenen auf etwas Furchtbares vorbereitet ſein, aber dennoch überrieſelte mich ein kalter Schauer bei den letzten Worten des fiſchblütigen Schuftes.

‚Wie‘, rief ich aus, ‚ſollte ich Euch recht verſtehen?‘

Er flüſterte mir fünf Worte ins Ohr.

Ich fuhr zurück.

‚Beit‘, ſagte ich, ‚dieſer infame Gedanke iſt in Eurem Hirn entſtanden.‘

‚Nun ja‘, verſicherte er mit ſeinem abſcheulichen Lächeln ‚nun ja, man hat einige Erfindungsgabe. Die vornehmen Leute, ſo geſcheid ſie ſind, wenn es ſich um ihren Vortheil handelt, wiſſen doch nicht alles, und da muß unſereiner mit ſeinem Mutterwitz ihnen zu Hilfe kommen.‘

‚Aber das iſt ja eine unerhörte, eine hölliſche Schurkerei!“

‚Bſt, wer wird ſo garſtiger Ausdrücke ſich bedienen! Nennt es Politik oder Politeſſe. Das klingt hübſcher.‘

‚Die Sache bleibt aber dieſelbe.‘

‚Meinetwegen. Aber als erfahrener Mann wißt Ihr, daß jede Sache zwei Seiten hat, eine moraliſche und eine ökonomiſche. Geſcheide Leute halten ſich an dieſe, während einfältige an jener herumklauben und darüber die beſte Zeit und die beſten Gelegenheiten verlieren. Wer vorwärts kommen will in der Welt, muß Fortuna, wenn ſie an ihm vorüberfliegt, reſolut beim Schopf packen. Sie iſt keine Freundin von Skrupeln, ſoweit ich ſie kenne. Was meint Ihr?“

‚Daß Ihr einen Ehrenplatz auf den Galeeren verdient.‘

‚Pfui, wer wird ſo grob ſein, und noch dazu gegen einen Mann, der ſich mittels des kleinen Feuerwerks von vorhin als Euer entſchiedener Freund erwieſen hat? Für einen, der Ihr ſeid, geziemt es ſich, daß er ſich auf den thatſächlichen Standpunkt ſtelle.‘

‚Das thu' ich; es iſt eine brutale Thatſache, daß Ihr ein zehnfach deſtillirter Schuft ſeid und mich zu einem Verbrecher machen wollt.‘

‚Das nennt Ihr einen thatſächlichen Standpunkt, Twerenbold? Es iſt der pure moraliſche, welcher ſich ganz gut für einen Pfarrer ſchicken mag, der ſeine Bauerjungen katechiſirt. Ich will Euch zeigen, daß ich meinerſeits den thatſächlichen oder ökonomiſchen Standpunkt feſtzuhalten vermag. Hört nur! Ihr ſeid zu Grunde gerichtet, ſeid ein ruinirter Mann, ſeid mit Schulden beladen, Euer Lebenskarren iſt bis über die Achſen in den Koth verfahren und Ihr wißt recht gut, daß Ihr außer Stande, denſelben wieder auf's Trockene zu bringen. Warum? Darum, weil Euer diſſoluter Lebenswandel, der mich im übrigen gar nichts angeht, Euren Kredit als Arzt ſo ziemlich auf Null herabgebracht hat. Iſt das Lüge oder Wahrheit?“

‚Es iſt, wie Ihr ſagt.‘

‚Gut. Offenheit muß unter Freunden ſein, oder, wenn Euch das Wort Freundſchaft nicht behagt, unter Leuten, die gemeinſchaftlich eine wichtige Spekulation machen wollen. Es ſteht noch ſchlimmer mit Euch, als ich vorhin ſagte. Geſtern hat das Bezirksamt, den gegen Euch anhängig gemachten Schuldklagen Folge gebend den Befehl ausgefertigt, im Exekutionsweg gegen Euch zu verfahren. Außerdem ſollt Ihr zur Haft gebracht werden, weil der Drogueriehändler Banks drunten in der Stadt eine Wechſelklage gegen Euch angeſtellt hat.‘

‚Woher wißt Ihr denn dieſe erbaulichen Neuigkeiten?“

‚Aus beſter Quelle. Glaubt Ihr, ich hätte er ſo aus dem Stegreif und blind zutäppiſch Euch ne Sache eröffnet, bei welcher Kopf und Kragen auf em Spiele ſteht? Mit nichten. Ich habe mich vorher es genaueſten informirt und inſtruirt, um die Verfaſ- ung des Mannes zu kennen, an welchen ich mich mit einem Anliegen wenden wollte. Eure Stimmung ſtu- rte ich ſchon ſeit längerer Zeit im Steinbock, mit größe- er Geduld und Achtſamkeit, als Ihr jemals den Zu- and eines Patienten ſtudirtet, und geſtern bin ich nach er Stadt gefahren, extra in der Abſicht, mich gehöri- en Ortes über den Stand Eures Schuldenweſens zu ergewiſſern.‘

‚Veit, es iſt ſchade, daß Ihr nicht Jago heißt.‘

‚Ihr meint den pfiffigen Kerl im Othello? Aber s handelt ſich weder um eine Desdemona noch um ſo mmes Zeug, wie die Eiferſucht iſt. Auch thut Ihr er in der That zu viel Ehre an mit Eurer ſchmeichel- ſten Vergleichung. Ich bin weiter nichts als ein Mann, der den Kopf am rechten Flecke hat, ein Mann, elcher des Kammerdieners gründlich ſatt iſt und ſich it einem tüchtigen Schlag zum gemachten Kerl und e immer zu ſeinem eigenen Herrn machen möchte. Ihr ißt, ich hatte in meiner Knabenzeit beſſere Ausſichten ls die auf eine Lakaienſtelle; aber nach dem Bankrott eines Vaters hatte ich nichts als einen erſt halb ge- llten Schulſack. Es ſtecken auch ſhakeſpeare'ſche Remi- nſcenzen darin und kann ich Euch damit aufwarten, enn Ihr wollt. Erinnert Ihr Euch des Fähndrichs

Piſtol? Der ſagt, die Welt ſei eine Auſter, welche er ſich mit dem Schwerte öffnen wolle.‘

‚Mit dem Schwerte? Wie mögt Ihr von einem Schwerte ſprechen, Ihr, der feigſte Hund, der mir je vorgekommen?‘

‚Ich ſprach nur gleichnißweiſe. Ein Schwert hab' ich freilich nicht, brauch' auch keins, denn ich habe Verſtand und gerade ſo viel Muth, als ich bedarf, das, was mich genirt, zu beſeitigen.‘

Doch“, unterbrach ſich hier der Erzähler, „rechne, ich will Sie, Herr Graf, nicht länger mit Darſtellung dieſer Philoſophie der Gemeinheit ermüden. Wäre auch, kalkulir' ich, überhaupt nicht ſo ausführlich geworden, wären mir die unmotivirten Kataſtrophen nicht von jeher zuwider geweſen. Aus dem mitgetheilten Geſpräch zwiſchen dem Veit und mir können Sie erſehen, was für 'ne Art Schuft jener war und noch iſt. Was mich angeht, war ich in einer Lage und Stimmung, wo die Logik des moraliſchen Standpunktes nicht ſtandzuhalten pflegt vor der des ökomomiſchen. Ich verſuchte zwar noch eine kleine Diverſion. ‚Und wenn ich‘, ſagte ich, ‚für gut fände, ſtatt bei Eurem heilloſen Anſchlag mitzuwirken, denſelben am paſſenden Orte zu verlautbaren, wie dann?‘ — ‚Ei, liebſter Twerenbold‘, entgegnete Veit, ‚Ihr wißt recht gut, daß Ihr uns damit nicht ins Bockshorn jagen könnt. Wer würde auf eine ſolche, noch dazu vom Schuldthurm aus zu erhebende Anklage achten? Alle Menſchen von fünf geſunden Sinnen müßten Eure Angabe für eine ungeheuerliche Lüge lten und von gerichtswegen könnte dieſelbe ſo, wie die Sachen liegen, nur als ein allerfrechſter Erpreſſungsver- ch qualificirt werden. Wir haben, ſeht Ihr, lieber Freund, alles gedacht und in unſerer Rechnung keinen Poſten beachtet gelaſſen. Das Facit iſt: Ihr müßt uns bei- hen oder Ihr ſeid ein verlorener Mann.‘

In der That, der Schurke hatte umſichtig ſpekulirt. r zeigte mir auch, als ich auf ferneren Widerſtand rzichtete, daß er nicht minder umſichtig bereits für die ceneſetzung des verbrecheriſchen Dramas geſorgt, ches am folgenden Tage ausgeführt werden ſollte zu deſſen Schauplatz die Kapelle in der alten Burg erſehen wurde.

Die Verhandlungen mit Veit hatten faſt die ganze cht hindurch gewährt. Als er endlich fort war, ſchlief ruhig ein paar Stunden, denn ich hatte nun einmal inen Entſchluß gefaßt und es war von je meine Art, gefaßten Entſchlüſſen keine Skrupel mehr zu kennen.

Vormittags ging ich der Verabredung gemäß zur ſtimmten Stunde ins Schloß, unter dem plauſiblen rwand, der Lore, welche ſeit einigen Tagen unpäßlich weſen, meinen ärztlichen Beſuch abzuſtatten. Als ich ter in den Hof trat, wie um wegzugehen, rannte ch der Veit an, aus dem Park hereineilend. ‚Kommt nell, Doctor‘, ſagte er haſtig. ‚Dem Junker Rudolf ein Unfall paſſirt.‘ — ‚Wo denn?‘ — ‚Droben in Ruine, wo er mit dem Junker Robert geſpielt. Er einen ſchweren Fall gethan.‘

Droben trafen wir in der Kapelle den Herrn Grafen und den Kleinen, welcher damals nicht viel über zwei Jahre alt war. Den Junker Robert hatte Veit ſchon vorher von dem Orte zu entfernen gewußt.

Alles, was zu dem ſchrecklichen Akt nöthig, war in Bereitſchaft.

Dort, ſehen Sie, Herr, auf den Altarſtufen ſtand die Pfanne mit glühenden Kohlen, der ich bedurfte

Veit verſchloß die Thüre der Kapelle.

Ich ſah den Grafen fragend an.

Er nickte nur mit dem Kopfe.

‚Das arme Kind!‘, greinte der läſterliche Heuchler, der Veit; ‚es iſt dort in den Beichtſtuhl geklettert, das Sitzbrett ſchnappte herab und hat ihn ſchrecklich zugequetſcht.‘

Der unglückliche Knabe aber lächelte mir zu als einem Bekannten, in welchem er nicht ſeinen Henker vermuthete.

Herr, ich bin ein abgewetterter Kerl, war es, rechne ich, ſchon damals, aber dieſes Lächeln ſchnitt mir durch das Herz wie ein Dolchſtoß.

Ich zauderte.

‚Gedenkt des Schuldthurms!“ ziſchelte mir Veit in die Ohren. ‚Es muß ſein.‘

Ich zögerte noch immer: es war doch gar zu grauenhaft, was ich thun ſollte.

Der Graf ſtand mit geſenktem Kopfe vor jener ſchwarzen Rüſtung dort, die man, glaub' ich, für die des Grafen Wippo hält, von welchem eine düſtere Sage umgeht. Plötzlich wandte er ſich halb um und ſagte mit ſcharfer Betonung:

‚Nun, wird's bald?‘

Er war des Kindes Oheim und Vormund, ich war ein mit dem Schuldthurm bedrohter Fremder.

Da nahm ich den Knaben und trug ihn zum Altar und auf der Platte deſſelben vollzog ich die Operation.

Der Veit hielt das Kind, es ſchrie furchtbar. — Oft, ſehr oft ſeit zwanzig Jahren hab' ich mir eingebildet, das Schreien klinge mir im Ohr.

Während ich den Verband anlegte, erſchreckte uns ein gewaltiges Gepolter, und den Kopf rückwärts wendend, ſah ich den Grafen mit einem lauten Schrei in die Mitte der Kapelle ſpringen.

Die Rüſtung des alten Wippo war dröhnend von ihrem Haken gefallen.

Dieſer Zwiſchenfall erfüllte uns drei doch mit einem ſeltſamen Grauen über unſer namenloſes Werk.

Der herzloſe Veit war es, welcher zuerſt ſich faßte und nach einer rationalen Erklärung des romantiſchen Wunders ſich umſah.

‚Der Herr Graf‘, ſagte er, ‚hat ſich wohl unverſehens unten an das alte Ding gelehnt und da iſt es infolge des Druckes oben über den Haken herausgerutſcht.‘

Ich trug das noch immer heftig weinende Kind auf meinen Armen nach dem Schloſſe und wich nicht von ihm, bis jede unmittelbare Gefahr beſeitigt war.

Der Lore gab ich eine plauſible Erklärung des ‚Unfalls‘, welcher den Junker betroffen, und meines dadurch nöthig gewordenen ärztlichen Einſchreitens. Ob ſie mir glaubte, weiß ich heute noch nicht recht.

Man hielt mir Wort: ich bekam mein Blutgeld, von dem ich ſchon nach zwei Jahren ſagen konnte: Wie gewonnen, ſo zerronnen.

Der Veit wurde unter der Form eines fingirten Kaufes Herr der ſchönen Donnerfallmühle.

Zehn Tage nach dem namenloſen Werk verließ ich Wippoltſtein, um über Frankreich und England nach Amerika zu gehen.“

## 15.

## Ein Stück Untergangsthum.

Der ſchwüle Junimorgen hatte zeitig ein Gewitter gebracht, welches mit der Heftigkeit, wie ſie dieſer Naturerſcheinung im Hochgebirge eigen zu ſein pflegt, über See, Schloß und Park ſich entladen. Nun das langnachdröhnende, durch vielfachen Widerhall verzehnfachte Gerell des Donners in den Schlüften und an den Kuppen des Gebirgs verklungen, ging eine wehende Kühle wie ein friſches Aufathmen der Natur über die Landſchaft. Die Sonne, am mittäglichen Himmel hinabſteigend, ſchien klar und warm durch die gereinigte Atmoſphäre, ohne drückend zu ſein; Blatt und Blüthe, vom Wolkenbruchregen gebeugt, richteten ſich in den Stralen der Allbeleberin wieder auf und der würdige Pfarrherr thmete auf ſeinem Gange nach dem Schloß mit Hochgenuß den kräftigen Duft ein, welcher aus den Raſenplätzen und Gebüſchen des Parkes aufſtieg.

Gertrud ſagte ihm, er würde die Gräfin in dem Pavillon auf der Wippe-Klippe finden, und geleitete ihn durch das Thurmzimmer auf den Steg.

Der Pavillon auf der Wippe-Klippe nahm die ganze Oberfläche derſelben ein. Er war aus Gußeiſen und beſtand aus einer rundumlaufenden Bruſtwehr, über welcher ſich das kuppelförmige Dach erhob, getragen von zwölf dünnen Säulen, deren Zwiſchenräume mittels Rouleaux verſchließbar waren. Von dem Thürchen des Pavillons, welches ſich auf den Steg öffnete, führte ſeitwärts eine ſchmale, in den Stein gehauene Treppe zu dem Waſſerſpiegel hinab, zu einer kleinen Einbuchtung des Felſens, die einer zierlichen kleinen Gondel zum Hafen diente, deren ſich die Gräfin, die Ruder mit Geſchicklichkeit und Kühnheit handhabend, zu einſamen Spazierfahrten auf dem See bediente.

Als Frieding vom Thurmzimmer auf den Steg hinaustrat, ſah er die Gräfin, mit dem Rücken halb gegen ihn gewendet, in träumeriſch-nachdenklicher Stellung an dem Marmortiſch in der Mitte des Pavillons ſitzen. Sie ſtützte das ſchöne Haupt mit den Flächen ihrer Hände und dieſe waren verſteckt unter der Fülle ihres herrlichen Haares, deſſen Locken halbgelöſt über Nacken und Wangen herabwallten. Vor ihr auf dem Tiſche lag ein aufgeſchlagenes Buch, aber ihre Blicke mochten ſchon lange von den Lettern weg über den See nach den Bergen geſchweift ſein, mit jenem Ausdruck, welcher verräth, daß die Seele mit Vorſtellungen beſchäftigt iſt, welche von den Gegenſtänden, die das Auge erfaßt, weitab liegen.

Der Schall von Friedings Tritten auf den Brückenbohlen ſchreckte ſie auf. Sie wandte ſich um und etwas ie der Ausdruck getäuſchter Erwartung überflog für nen Augenblick ihr Geſicht, verſchwand aber ſogleich er dem Ausdruck ungeheuchelter Freude über die Erſcheinung des Freundes. Sie ſtand auf, ihn zu begrüßen, nd ſagte:

„Sie kommen immer wie gerufen, hochwürdiger Herr.“

„Und Sie, gnädige Frau, wiſſen mir beim Kommen mmer das Gefühl des Willkommenſeins zu erregen. Aber was iſt denn Beſonderes? Sie ſcheinen nachdenklich ſtimmt.“

„Ich bin es in der That“, verſetzte ſie, den alten Herrn einladend, Platz zu nehmen.

Er that es und ſagte mit einem Blick auf das Buch:

„Wie, ſchon wieder in die molochiſtiſchen Forſchungen nd Phantaſieen Daumers vertieft? In dieſen finſteren Regionen kann man wohl nachdenklich und traurig werden.“

„Freilich. Die daumer'ſchen Betrachtungen über den Feuer- und Molochdienſt der Hebräer, ſowie die eigenthümlichen und grellen Streiflichter, welche der Mann n die Myſterien des chriſtlichen Alterthums wirft, ſind ie allen hergebrachten Meinungen widerſprechend und zugleich ſo unheimlicher Natur, daß ich faſt bereue, mich n eine Leſung eingelaſſen zu haben, welche am Ende für eine Frau doch nur eine unfruchtbare ſein kann.“

„Für eine Frau, ſagen Sie?“

„Ja, weil wir Frauen in viel höherem Grade das Bedürfniß der Illuſion haben als die Männer. Doch laſſen Sie mich ſogleich auf einen Gegenſtand kommen, der mich mehr intereſſirt als der angeregte und mir den geſtrigen und heutigen Tag verdüſtert hat. War Robert im Laufe des Tages bei Ihnen?“

„Nein.“

„Auch geſtern nicht?“

„Abermals nein.“

„Das iſt ſeltſam.“

„Wie ſo?“

„Ich gab Ihnen geſtern in der Frühe eine Andeutung über das Abenteuer, welches wir vorgeſtern Abend beim Heimritt von der Medardus-Alm im Hohlweg droben am Schwabriſerſt erlebten —“

„Ja, und Ihre Mittheilung gab mir zu denken, gnädige Frau. Hatte ich doch eine Art dunkler Vorahnung, daß die Wiederkehr des verſchollenen Twerenbold wenig Gutes zu bedeuten haben würde. Ich ſah den Mann geſtern im Steinbock bei der Hochzeit des jungen Rollbauers. Er that wie ein alter Bekannter von mir, was er auch iſt. Aber trotz des Anſtrichs derber Jovialität und Kordialität, welchen er ſich zu geben weiß, iſt an dem Mann etwas Unheimliches.“

„Ach, wenn Sie ihn geſehen hätten, wie ich in dem Hohlweg ihn ſah, berauſcht, drohend, wüthend. Es war ein ſchrecklicher Anblick.“

„Ich kann es mir vorſtellen; allein vergebens ſann ch hin und her über die Natur der Relationen, in welche lbert mit dieſem Menſchen gerathen iſt. Er hat hnen nichts weiter mitgetheilt?"

„Nein. Er hat eigentlich ſeit dem Zuſammentreffen mit Twerenbold, welches ich allem nach ein unſeliges nnen muß, gar nicht mit mir geredet, wenn ich einige nventionelle Redensarten abrechne, die er bei zufälligem egegnen an mich richtete. Er iſt finſter und zerſtreut, eht leidend aus und hat ſich weder geſtern noch heute m Speiſezimmer blicken laſſen. In aller Frühe iſt er eute, wie mir der alte Andres ſagte, in die Wälder aufgegangen und nach dem Gewitter ganz durchnäßt rückgekommen, um ſich in ſein Zimmer zu verſchließen. er alte Andres, welcher in ſeiner Bekümmerniß um en Herrn plötzlich zu mir Vertrauen faßte, hat mir auch aufgefordert mitgetheilt, daß er geſtern um die Mittagsunde ſeinen Herrn in Geſellſchaft des Twerenbold aus en Ruinen des alten Schloſſes habe kommen ſehen."

„Das klingt ja ganz romantiſch, gnädige Frau; ich chte indeſſen, daß ich zur Löſung des Räthſels dieſer ter ſo ſeltſamen Umſtänden angeknüpften Bekanntſchaft inen Schlüſſel habe."

Thekla wollte dem Pfarrer ſagen, daß der Ausruf lberts nach ſeinem erſten Geſpräch mit Twerenbold, r Ausruf, der Abenteurer hätte ihm einen Gräuel mittheilt, vielleicht die Handhabe eines ſolchen Schlüſſels geben könnte. Da fiel ihr aber noch bei guter Zeit n, daß ſie nicht berechtigt ſei, von einer Aeußerung

Gebrauch zu machen, welche dem jungen Mann in der furchtbarſten Aufregung entfallen und welcher eine Erläuterung nicht gefolgt war.

Als ſie ſchwieg, fuhr Frieding fort:

„Ich kenne die Art Roberts. Unbedeutendes vermag ihn durchaus nicht aus dem Geleiſe zu bringen. Es muß ſich alſo dem zufolge, was Sie mir über ſein neueſtes Gebaren ſagten, um etwas Wichtiges handeln. Aber mehr zu erfahren müſſen wir in Geduld abwarten, denn neugierige Fragen könnten Roberts Stimmung nur verſchlimmern. Es war das ſchon als Knabe ſo ſeine Art, etwas, was ihn lebhaft beſchäftigte, erſt eine Weile ſtill mit ſich herumzutragen, bevor er ſich darüber ausſprach. Warten wir alſo.“

„Da kommt er“, ſagte die Gräfin, verſtohlen nach der Thüre des Thurmzimmers deutend, aus welcher Robert ſo eben getreten.

Herangekommen, begrüßte er den Pfarrer und entſchuldigte ſich bei der Gräfin, daß er nicht zum Diner erſchienen. Das Gewitter hätte ihn im Walde überraſcht und zurückgehalten.

Thekla verſuchte es, der Sache eine ſcherzhafte Wendung zu geben, und vermied es mit feinem weiblichen Takt, ihre Theilnahme an dem augenſcheinlich unnatürlich geſpannten Zuſtand des jungen Mannes durch Blicke auszudrücken. Frieding jedoch konnte ſich nicht enthalten, ſeinen ehemaligen Zögling forſchend anzuſehen, wodurch dieſem eine höchſt unbehagliche Empfindung erregt wurde.

rigens fühlten alle drei dieſes Unbehagen faſt gleich- zäig, denn jedem von ihnen drang ſich die Stimmung uf, es ſei ein Fremdes, Unerwartetes, Störendes zwiſchen e getreten.

Robert bemühte ſich offenbar, ſeine ſchweifenden edanken zu concentriren und ſeiner Zerſtreuung Herr u werden. Die beiden anderen bemerkten das und hlten ſich peinlich berührt. So entſtand ein mißliches chweigen, welches der Pfarrer endlich um jeden Preis chen wollte.

„Ich bin der Ueberbringer einer herzlichen Dank- ung, lieber Robert“, ſagte er. „Die Leute im Dorfe, elche durch die neuliche Feuersbrunſt geſchädigt wurden, aben mir aufgetragen, dir für die reichliche Zutheilung on Bauholz ihren beſten Dank zu ſagen.“

„Was geht das mich an?“ verſetzte Robert unge- ldig. „Mögen ſie einen ganzen Wald umſchlagen — ir einerlei.“

„Wie?“ fragte der Pfarrer verwundert.

Ein bittender Blick der Gräfin wirkte auf Robert och mächtiger als dieſe Frage des Erſtaunens. Er nahm ch zuſammen und erzwang eine leidliche Faſſung, wenn ben dieſelbe nicht verhindern konnte, daß aus ſeinem ganzen Weſen und allen ſeinen Aeußerungen eine gewiſſe Schroffheit und Gereiztheit ſprach, wie das ſo der Fall u ſein pflegt, wenn ein Mann, deſſen Gedanken eigent- ch anderswo ſind, an einem Geſpräche theilzunehmen icht umhin kann.

Die Gräfin bemühte ſich, die Unterhaltung auf Gegenſtände zu lenken, welche den bisher berührten ganz fernlagen, um ja den Schein zu vermeiden, als wenn ſie oder der Pfarrer die ſeit zwei Tagen mit Robert vorgegangene Veränderung irgendwie zum Ziel einer Ausforſchung machen.

„Wir ſprachen vorhin von den religionsgeſchichtlichen Forſchungen Daumers, lieber Robert", ſagte ſie, „und von den unheimlichen Eindrücken, welche dieſelben gegenüber den gäng und gäben Anſichten hervorzubringen geeignet ſind."

Robert verſtand die wohlmeinende Abſicht Thekla's und war ihr dankbar dafür.

„Soweit meine Beleſenheit in dieſer Materie reicht", entgegnete er, „darf ich mich kaum für berechtigt halten, darüber mitzuſprechen. Soviel indeſſen glaube ich ſagen zu dürfen, daß die ungeheure Kluft, welche in unſeren Tagen zwiſchen den religiöſen Traditionen und den Höhepunkten der Bildung ſich aufgethan, mit zu den betrübendſten Zeichen der Zeit gehört."

„Allerdings", bemerkte der Pfarrer. „Die höhere Einheit des Lebens, welche der Menſch, ſo, wie er einmal iſt, nur in der religiöſen Idee finden zu können ſcheint, iſt der modernen Geſellſchaft mehr und mehr abhanden gekommen, und niemand wird leugnen wollen, daß es ein unermeßliches Unglück, wenn dem Daſein eine ſolche geiſtige Centralſonne fehlt, von welcher die einzelnen Ausſtralungen s Bewußtſeins ausgehen und in welche ſie wieder ückfließen.“

„Aber hatte die Menſchheit jemals eine ſolche Cen- ſenne?“ warf die Gräfin zweifelnd ein.

„Sie hatte ſie, wenigſtens partiell“, erwiderte ding. „Was machte die Völker des alten Hellas zu ganzen und vollen Menſchen? Das Durchdrungenſein er ganzen Exiſtenz von der religiöſen Idee. Alle ten ihres Lebens fanden ſich zuſammen in der Ein- t einer Religion, deren charakteriſtiſches Merkmal die önheit. Wie religiös war die helleniſche Kunſt, die niſche Poeſie! In der Darſtellung der Gottheit er- te der bildende Künſtler Griechenlands ſein Ideal. unzertrennbar hat Homer das Leben der Menſchen das der Götter geknüpft! Wie fromm iſt Sophokles, gerade indem er fromm war, in des Wortes höchſter deutung, erreichte er die Palme der tragiſchen Kunſt. ſelbſt die ſpätere Zeit, das Mittelalter, war einer heit des Lebens nicht bar. Es iſt unrichtig, zu ſagen, Chriſtenthum habe den Dualiſmus in die Welt ge- t. Es hat ihn nur ausgeſprochen und anerkannt, ihn zu überwinden, wenigſtens um den kühnſten Ver- d einer Ueberwindung des Gegenſatzes von Natur und zu machen. Der mittelalterliche Katholiciſmus war Einheit, die Raum genug hatte, alle Erſcheinungs- men des Daſeins von ſich ausgehen zu laſſen und ſie der in ſich zuſammenzufaſſen. Unähnlich unſerer Zeit, m atomiſtiſcher Hang alles zerbröckelt, alles in Stückwerk auflöſt, faßte im Mittelalter die Kirche die Geſellſchaft zu einem ſtrenggeſchloſſenen Ganzen zuſammen. Seit in das kirchliche Gewölbe der unheilvolle Riß geſchah, klafft alles in den ſchroffſten Gegenſätzen auseinander.“

„Hm“, entgegnete Robert, deſſen Stimmung es ganz angemeſſen war, Oppoſition zu machen, „das iſt alles recht gut und ſchön, wäre nur die leidige hiſtoriſche Kritik nicht, welche uns die elegiſch-optimiſtiſche Brille, womit wir ſo gerne die Vergangenheit betrachten, unſanft von der Naſe ſchlägt. Es iſt — entſchuldigen Sie, mein verehrter Lehrer und Freund — eine ſtereotype Liebhaberei der Gelehrten, von der Lebenseinheit des griechiſchen Alterthums zu reden. Sieht man ſich die Sache genauer an, ſo erkennt man die Illuſion. Ich gebe zu, daß in der homeriſchen Welt eine gewiſſe rohe Harmonie des Daſeins vorhanden war, weil da, wie in jeder erſt werdenden Geſellſchaft, die Gegenſätze noch unter der Decke der Naivität ſchlummerten. Ich will auch nicht beſtreiten, daß die griechiſche Welt ſpäter noch eine Zeit hatte, wo, wenigſtens in Poeſie und Kunſt, Menſchliches und Göttliches in einen und denſelben Strom der Schönheit zuſammenrann. Aber wie kurz dauerte das! Wie zerriſſen erſcheint ſchon zur Zeit des Perikles, in ihrer eigentlichen Glanzperiode alſo, die griechiſche Welt! Nehmen wir nur den Ariſtophanes, deſſen Komödieen uns dieſe geprieſene Welt in ihrer Auflöſung widerſpiegeln. Iſt es nicht tragikomiſch zu ſehen, wie der treffliche

kundte, indem er die nationale Religion gegen die ſo-
ratiſche Aufklärung eifrig in Schutz nimmt, dennoch
gleich von einem unwiderſtehlichen Kitzel erfaßt wird,
e alte Götter- und Heroenwelt mit lauteſtem Gelächter
z überſchütten? Und dann das Mittelalter. Wie zeigt
s ſich uns, wenn wir uns nicht begnügen, daſſelbe in
er romantiſchen Beleuchtung der Ferne zu betrachten?
ewiß, ſeine Idee des Katholicismus war eine Idee
er Einheit, und keinem Zweifel kann es unterliegen, daß
e in ihrer ganzen Großartigkeit und Erhabenheit von
nzelnen auserwählten Geiſtern aufgefaßt wurde. Ein
lcher Geiſt war Gregor VII., ſolche Geiſter waren
äter noch ein Innocenz III., ein Wolfram von Eſchen-
ach, ein Dante. Dieſe, ja, begriffen den Rieſengedanken,
e ganze Menſchheit in einem ungeheuren und dennoch
ohlgegliederten Gottesſtaat zuſammenzufaſſen. Aber
ie ſtand es mit der Realiſirung dieſer erhabenen Ein-
eitsidee? Nein, ebenſo wenig, als die Neuzeit ſie fand,
atte das Alterthum oder das Mittelalter eine Einheit
es Lebens gefunden, und es ſcheint, daß die Menſchen
ur beſtimmt ſind, ruhelos zwiſchen unverſöhnbaren Ge-
ſätzen umgetrieben zu werden, um es nie zu einer
efriedigung zu bringen. Ach, der arme Hölderlin hatte
echt, in ſeinem Schickſalslied die verzweifelnden Worte
u ſprechen:

Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer

Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Ewig ins Ungewiſſe hinab.“

„Ihre Philoſophie der Geſchichte, lieber Robert“, bemerkte die Gräfin, „ſcheint demnach auf das mephiſtopheliſche Axiom hinauszulaufen:

Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.“

„Ja“, ſagte Frieding nicht ohne Schärfe, „oder auf das Sprichwort der Hindus: Sitzen iſt beſſer als ſtehen, liegen beſſer als ſitzen, ſchlafen beſſer als wachen und am bequemſten iſt es, todt zu ſein.“

„Und wenn es ſo wäre?“ verſetzte Robert achſelzuckend. „Wenn das Gefühl der Unzulänglichkeit und Nichtigkeit, welches ſich den Menſchen im Verhältniß zu ihren mechaniſchen Fortſchritten nur um ſo peinlicher aufdringen muß, ſie zuletzt mit einem allgemeinen Wahnſinn der Verzweiflung erfüllte, daß ſie einander, ſtatt, wie ſie jetzt thun, unter allerlei heuchleriſchen Formen, mit bakchantiſchem Vernichtungsjubel ins Verderben ſtießen und ſtürzten? Der Fall iſt, glaube ich, gar nicht ſo undenkbar.“

„Der Himmel ſteh' uns bei!“ ſagte der Pfarrer. „Was ſind das für Nachtſtücksphantaſieen in Callots Manier? Und vollends in dem Munde eines jungen Mannes, der dem noch das Leben mit allen ſeinen ſüßen Täuſchungen offen daliegt? Zu meiner Zeit gab es auch einen

Wertherismus, aber, wenige Thoren ausgenommen, begnügte man ſich, denſelben äſthetiſch ſtatt ſo verzweifelt ernſt zu nehmen. Zum Glück geben ſolche peſſimiſtiſche Stimmungen des Augenblicks keinen giltigen Maßſtab ab bei Beurtheilung der weltgeſchichtlichen Entwickelung. Allerdings iſt es wahr, daß die Menſchheit es im Ganzen und Großen noch zu keiner Befriedigung gebracht hat, aber weit entfernt, ein Verzweiflungsgrund zu ſein, iſt das vielmehr ein Vortheil für ſie. Wenn ſchon das einzelne Individuum, wenn es ſich allſeitig befriedigt fühlt, gar zu leicht einem ſtrebungsloſen Schlendrian verfällt, um wie viel mehr müßten die vollſtändig befriedigten Maſſen in Verſumpfung gerathen? Wo der Menſch aufhört, zu ſtreben, dort hört er auf, Menſch zu ſein. Nur zu einem vegetabiliſchen Daſein kann die Menſchheit denn doch nicht beſtimmt ſein."

„Das ſcheint allerdings nicht der Fall", entgegnete Robert mit bitterem Lächeln. „Ihre Beſtimmung ſcheint aber die zu ſein, durch ihre Schmerzenskrämpfe die Götter zu amüſiren, wie jene Fiſche durch das Farbenſpiel ihrer Todeszuckungen die Augen der Römer ergötzten."

„Ich mag dir, lieber Freund, nicht in die Region widerwärtiger Bilder folgen, welche durch ihr Pikantes zu erſetzen ſuchen, was ihnen an Wahrheit abgeht", verſetzte der Pfarrer ernſt. „Es iſt viel Elend in der Welt, viel Jammer, viele Pein, und wie ſchön iſt ſie doch trotz alledem! Sollen wir alles Licht trotzig überſehen, weil uns das Leben da und dort ſeine ſchwarzen Schlagſchatten über den Weg wirſt? Beſteht nicht im Wechſel des Daſeins höchſter Reiz? Wie wahr iſt das Wort Goethe's, daß nichts ſchwerer ſich ertragen laſſe als eine Reihe von ſchönen Tagen. Gibt es hohlere Menſchen als die ſogenannten Glückspilze, unleidlichere Geſellen als die, welchen das ganze Leben glatt und eben, mühe- und leidlos verläuft? Aber es gibt gar keine ſolchen, denn jeder Menſch hat ſeine Laſt zu tragen. Ob er ſie faul und widerwillig ſchleppe oder muthig und aufrecht trage, das unterſcheidet den Tüchtigen vom Erbärmlichen. Wie ich mir ein rechtes Menſchenleben ohne Schmerzen, wie ich mir die Geſchichte ohne Kämpfe vorſtellen ſoll, weiß ich nicht. Nur der Ringende kann zur Vollkommenheit gelangen, ſoweit ſie dem Menſchen überhaupt gegeben iſt. Du haſt Hölderlin citirt, ich weiß von ihm ein anderes Schickſalslied: „Der Noth iſt jede Luſt entſproſſen.“ Erinnerſt du dich?

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beſchämt und ruhmlos läßt ſie nicht
Die Kraft der Jünglinge verſchmachten,
Gibt Muth der Bruſt, dem Geiſte Licht.
Der Greiſe Fauſt verjüngt ſie wieder;
Sie kommt wie Gottes Blitz heran
Und trümmert Felſenberge nieder
Und wallt auf Rieſen ihre Bahn.

Es kann die Luſt der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeihn
Und nur in ſeinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und ſtolz zu ſein

Triumph! die Paradieſe ſchwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schoß,
Wie Sonnen aus dem Chaos wanden
Aus Stürmen ſich Heroen los —“

„Oh, das iſt ſchön, das iſt wahr!“ rief Thekla aus. „Und Sie, lieber Robert, der Sie ja gleich dem trefflichen Carlyle ein Heldenanbeter ſind, Sie können nicht überſehen wollen, daß nur der Kampf den Helden macht. Mag die Menge in der Sphäre gleichmäßigen Wohlergehens und Behagens ihre Befriedigung ſuchen und finden, edleren Geiſtern ſteht eine Region offen, in welche weder das gemeine Glück noch das gemeine Unglück reicht, die Region, in welcher ſie der Menſchheit dienen, ihrer eigenen Ehre Genüge thun und den Ruhm ihres Namens vor der Nachwelt erhöhen.“

„Ei, ja doch! Warten Sie, liebe Thekla, da fällt mir, weil wir doch einmal mit Citaten fechten, der Vers eines engliſchen Dichters ein:

Ehr' und Ruhm! Fliegſt hoch und weit
Du durch Schule, Hof und Feld —
Biſt du nicht der Ball der Zeit,
Von der Thoren Hand geſchnellt?“

„Hilf, Himmel! entgegnete die Gräfin mit ihrem helleren Lachen. „Ich glaubte ſchon, Sie würden den dicken Sir John citiren.“

Und mit anmuthigem Necken fügte ſie, den Baß Falſtaffs nachahmend, hinzu: „Was iſt Ehre? Ein Wort. Was ſteckt in dem Wort Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! Wer hat ſie? Er, der vergangenen Mittwoch ſtarb. Fühlt er ſie? Nein. Hört er ſie? Nein. Iſt ſie alſo nicht fühlbar? Für die Todten nicht. Aber lebt ſie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung gibt es nicht zu. Ich mag ſie alſo nicht. Ehre iſt nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzug, und ſo endigt mein Katechiſmus.“

Der alte Herr applaudirte lachend, aber die Falte zwiſchen Robert's Brauen glättete ſich nicht.

„Es iſt eine ganz hübſche Sache um den Humor“, ſagte er. „Könnte er nur vor dem wüſten Ernſte des Lebens beſtehen. Ehre bei der Mitwelt, Ruhm bei der Nachwelt? Das klingt ganz gut, aber wie iſt's denn eigentlich damit? Was ſind die Annalen des Ruhmes Anderes als eine unendliche Martyrologie? Alſo das wäre am Ende das Auszeichnende für die großen Menſchen, einem Martyrium ſich unterziehen zu müſſen? Das der Vorzug des Genies, daß es eine doppelte Laſt von Weh und Schmerz zu tragen hätte? Wo bleibt denn da die Illuſion, daß der Menſch zur Glückſeligkeit beſtimmt ſei? Iſt er aber zum Leiden geboren, wie, glaub' ich, der Apoſtel Paulus ſagt, warum iſt er dann überhaupt da? Ich denke, der Menſch hat ein Recht zu dieſer Frage, welche ſchon Hiob aufwarf. Man ſagt, er iſt da, um ſeine Beſtimmung zu erfüllen, das heißt, zu leiden. Ei, da lohnt es ſich wohl der Mühe, zu exiſtiren! Oder, im beſten Fall, um der Seifenblaſe Ruhm nachzujagen? Wie unſäglich komiſch oder vielmehr tragiſch erſcheint dieſe Jagd, wenn wir auch nur die eine Thatſache beherzigen, daß im deutſchen Volke der Ruf vom Till Eulenſpiegel ein unendlich größerer iſt als der von Goethe, im engliſchen der Ruf von Jack Sheppard, Jonathan Wild und ähnlichen Gaunern größer als der von Shakeſpeare und Milton. Ich meine, das müßte die Narren der Unſterblichkeit doch ſtutzig machen. Ach, das Streben nach Ehre und Ruhm iſt, bei Licht betrachtet, nur eins der vielen Symptome der Fieberkrankheit, genannt Menſchenleben. Es iſt das ängſtliche Bemühen des Menſchen, aus ſich ſelber herauszukommen, weil er es, allein mit ſeinem Ich, nicht aushalten kann. Ich erinnere mich, einmal im Pascal geleſen zu haben, das ganze Streben des Menſchen ſei im Grunde nur eine Flucht vor ſich ſelbſt, eine raſtloſe und peinliche Anſtrengung, ſich ſelbſt zu vergeſſen; denn wäre er einmal genöthigt, mit ſeinem Innern ſo recht allein zu ſein, ſo würden ihm die aus demſelben aufſteigenden Dämonen der Nacht ein Entſetzen einjagen, welchem er den Tod vorzöge. Das veranſchaulicht uns deutlich eine der größten Berühmtheiten unſerer Zeit, Lord Byron. War das ganze Leben, die ganze Poeſie dieſes Hochbegabten etwas Anderes als eine unbändige Sehnſucht nach Selbſtvergeſſenheit, nach Vernichtung? Und war dieſe Sehnſucht etwa weniger tragiſch, weil ſie die Erſcheinungsform der entſetzlichſten Langeweile angenommen hatte?“

Weder der Pfarrer noch die Gräfin fühlten ſich zu einer Antwort auf dieſe Frage geſtimmt. Robert beachtete auch ihr Schweigen gar nicht, ſondern fuhr, in ſeinen wildſchweifenden Gedankengang verloren, nach einer kurzen Pauſe fort:

„Wenn ich kalten Blickes auf meine Zeit hinſehe. wie ſie ſich in unſtillbaren Begierden, in gedankenloſem Haſchen nach Nichtigem verzehrt, wenn ich dieſes unendliche Wirrſal thörichter Meinungen betrachte, dieſe vom Zweifel umgeſtürzten Altäre erblicke; wenn ich all die Stupidität, Verlogenheit, Verrätherei und Bosheit, all die Noth und Pein der menſchlichen Raſſe ins Auge faſſe: — oh, dann kann ich mir nur mit Luſt den Augenblick denken, wo dieſer jammervolle Erdball in das Nichts zurückgeſchleudert wird. Und das wird in Wahrheit das Ende dieſer traurigen Komödie ſein, deren Aermlichkeit wir mit dem ſtolzen Namen Weltgeſchichte zudecken. Es iſt ein Troſt, daß uns die Naturwiſſenſchaft die Verſicherung gibt, der tragiſche Spaß werde einmal ein Ende nehmen müſſen. Langſam zwar, aber dennoch raſtlos geht die Abkühlung des Kerns unſerer Erdſchale vor ſich. Das Arbeiten der Vulkane und die warmen Quellen berauben die Erde zu jeder Stunde einer Wärmemenge, welche ihr nie wiedererſetzt wird, und ſo muß doch zuletzt eine Zeit kommen, wo der Mittelpunkt der Erde keine höhere Temperatur beſitzt als dermalen die Oberfläche. Dann ſteht dem zerſtörenden Zahn der Zeit keine erhaltende Kraft mehr entgegen. Die Granitmaſſen dort über dem See werden zerbröckeln und verwittern, langſamer freilich, aber ebenſo ſicher wie die Blüthen der Roſenſträuche da hinten im Garten. Das unerbittliche Geſetz der Vergänglichkeit, welches die Erde beherrſcht, wird dann über der lebloſen und belebten Natur das fahle Panier der Vernichtung ſchwingen. Von dem ewigen Kreislaufe der Gewäſſer unternagt und zerfreſſen, ſtürzen die Gebirge ins Meer hinab und die Oberfläche der Erde iſt nur noch eine unermeßliche, pfadloſe Waſſerwüſte, oder ſie wandelt ſich, falls die Waſſer in die Spalten der vertrockneten und erſtarrten Kugel ſich verlieren, zu einer waſſerloſen, öden Steppe, zu einem chaotiſchen Klumpen.“

„Das iſt eine düſtere Viſion, lieber Freund“, bemerkte die Gräfin, „ganz à la Darkneß des großen Dichters, deſſen Poeſie vorhin von Ihnen als eine beſtändige Flucht vor der Langweile bezeichnet wurde. Wenn ich übrigens nicht irre, ſo muß der traurigen naturwiſſenſchaftlichen Weiſſagung, welche Ihr Spleen uns entworfen, Einſeitigkeit zur Laſt gelegt werden. Denn wenn es den Ausſagen der Naturforſcher zufolge auch eine Möglichkeit oder ſogar eine Wahrſcheinlichkeit iſt, daß der jetzige Zuſtand unſeres Planeten nur ein vorübergehender ſtatt eines bleibenden und daß demſelben dereinſt durch neue Gebirgserhebungen ein Ende gemacht werde, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß dieſe Kataſtrophe eine abſolute Vernichtung alles Lebens zur Folge haben müſſe, ſondern es bleibt dabei der Hoffnung Raum, daß unſere noch unvollkommene Schöpfung nur in Trümmer gehen werde, um einem vollkommeneren Organismus Platz zu machen.“

„Gut ſo, gnädige Frau“, ſagte Frieding. „Fürwahr, das wäre eine Wiſſenſchaft, nicht der Mühe werth, getrieben zu werden, welche der unendlichen Entwickelungsfähigkeit der Natur und des Menſchen keine andere Perſpektive eröffnen könnte als allgemeinen Tod! Warum ſich überhaupt mit ſolchen grau in grau gemalten Phantaſieen abquälen, ſtatt das Leben friſch und tüchtig anzufaſſen? Unſerer Nachkommen fernſte Geſchlechter brauchen ſich jedenfalls um die angedeutete Kataſtrophe noch keine Sorge zu machen. Ein berühmter Geolog hat ausgerechnet, daß zur Bildung der norddeutſchen Steinkohlenflötze mindeſtens eine Million Jahre erforderlich geweſen, und ſeine Beobachtungen über die Erkaltungsgeſchwindigkeit einer glühenden Baſaltmaſſe, wie ja auch unſere Erde einmal eine ſolche war, haben ihn zu dem Reſultate geführt, daß ſeit der Steinkohlenperiode unſeres Planeten mehr als neun Millionen Jahre verfloſſen ſeien. Wo es ſich um ſolche ungeheuerliche Zahlenverhältniſſe handelt, da mag ſich ſelbſt eine ſchwarzſeheriſche Phantaſie inbetreff des Untergangs unſerer Erde leidlich beruhigen können. Es hat noch gute Wege mit der Erkaltung der Erdrinde und mit dem Erlöſchen ihres feurigen Kerns.“

„Und dieſem Optimiſmus zum Trotz“, erwiderte Robert finſter, „geht die Erkaltung Schritt für Schritt vor ſich und ſchwächt ſich das Feuer ab. Auch Ihre hoffnungsvolle Ausſicht, liebe Thekla, auf eine neue und beſſere Schöpfung hält nicht ſtand vor der Konſequenz einer allerdings troſtloſen Wiſſenſchaft, welche eine Illuſion ach der andern zerſchlägt und je die Menſchen von Tag zu Tag unglücklicher, das heißt, ihrer zweckloſen Exiſtnz bewußter macht. Wenn die Vulkane erſtorben, die armen Quellen verſiegt ſind, das heißt, wann das Inre des Erdballs ausgebrannt iſt, dann iſt keine neue Hebung von Gebirgen durch innere Kräfte und damit ach keine neue Schöpfungsperiode mehr denkbar. Noch ehr. Nicht unſere Erde allein, unſer ganzes Sonnenſtem wird dem Untergang anheimfallen. Die Fülle n Wärme und Licht, welche unabläſſig der Sonne ntſtrömt, findet nur kleinſten Theils einen Rückweg zu ieſem Körper. Was auch die Quelle der Kraft des cht- und Wärmeſpenders ſein mag, endlich muß ſie ſich ch erſchöpfen, und dann werden, wie unſere Erde, auch ämmtliche übrige Planeten ohne eine Spur von Leben n einem kalten und finſtern Raume ſchweben.“

Der Pfarrer ſtand auf mit dem offenkundigen Ausuck des Mißbehagens in ſeinen Zügen.

„Und wenn es wirklich dazu käme“, ſagte er, indem r ſich zum Fortgehen anſchickte, „wenn es einmal ſo it, leer und kalt in unſerer Schöpfung würde, wie e eine überreizte Phantaſie es ſich ausgemalt, auch ann noch würde das ewige Geſetz des periodiſchen Wechls ſeine unendliche Wirkſamkeit üben. Ihm zufolge rde unſer erkaltetes und erſtorbenes Sonnenſyſtem dann n ſeinem Fortrollen durch den unermeßlichen Raum ermals in eine Region gelangen, wo die geheimnißvolle ſache, welche im Anfange der Zeiten die ganze Maſſe der Himmelskörper in glühende Bälle verwandelte, abermals Leben ſchaffend auf ſie einwirken kann. Doch genug davon und hoffen wir, daß der Gegenſtand unſeres nächſten Geſpräches ein weniger ‚gruſeliger‘ ſein werde, wie unſere Aelpler ſagen. Leben Sie wohl, gnädige Frau, und geſtatten Sie, daß ſich unſer Freund und Untergangsthümler da Ihrer Barke bediene, um mich heimzufahren. Der Abend liegt gar ſchön auf dem Waſſer.“

## 16.

### „Und befreiet in Flammen
### Jauchzt in Lüfte der Geiſt uns auf.‘

Robert hatte den alten Herrn am Geſtade des arrgartens gelandet und war dann mit läſſigen Ruderchlägen zur Wippoklippe zurückgekehrt.

Nachdem er die Gondel an ihrer Haltkette befeſtigt atte, ſtieg er die Treppe zum Pavillon hinauf, welchen r leer fand. Er warf ſich auf die rund um die Balutrade laufende Bank und ſtarrte, in kummervolles Sinnen verſunken, theilnahmelos in alle die Schönheit inaus, womit der Abend vor ſeinem Uebergang in die Nacht die Landſchaft überſchüttete.

Die glühende Sonnenſcheibe war ſchon am wolkenſen Weſthimmel hinuntergeſunken, aber ihre Stralen ölbten gleichſam durch das tiefe Blau des Himmels ne mattgolden glänzende Brücke bis zu den Zacken und irnen des Gebirges empor und auf dieſer Brücke fuhren the Lichter hinter dem Rande des Horizontes herauf, m mit dem prächtigen Farbenſpiel des Alpenglühens ie Gletſcher und Schneefelder zu umhüllen. Das rothe

Wallen und Wogen da oben warf ſeinen Widerſchein auf die leichtgekräuſelten Waſſer des Sees, daß ſie wie ein ungeheurer Strom geſchmolzenen Silbers glänzten und funkelten, ſcharf ſich abſchneidend gegen die ſchon von düſteren Abendſchatten angeflogenen Felswände des gegenüberliegenden Ufers. Auf mälig ſich zur Ruhe faltenden Schwingen trug der Abendwind das Rauſchen des Donnerfalls herüber und mit den Rieſentakten des Katarakts miſchte ſich der Klang der Betglocke, die drunten im Dorfe den Landleuten das Ende ihrer Tagesmühen verkündigte. Es war die Stunde, deren Stimmung Dante ſo ſchön wiedergeben hat in den Verſen:

Die Stunde war es, die zu ſtillem Weinen
Dem Schiffer zwingt das Herz und ſtill ihn rührt
Am Tag, da er verließ die holden Seinen,
Und wo der Wandrer Sehnſuchtsleid verſpürt,
Hört fernherüber er das Glöcklein ſchallen,
Als weint' es, weil der Tag ſich ſtill verliert.

Ein tiefes Weh wahrlich muß das Menſchenherz erfüllen, wenn es dem ſänftigenden Einfluß einer ſolchen Stunde an ſolchem Orte widerſteht oder wenn es gar ſtatt Frieden nur neue Bitterkeit aus der Schönheit ringsum ſaugt.

Das war heute bei Robert der Fall.

„Auch das alles iſt nur Lüge“, murmelte er düſter vor ſich hin, indem ſeine Blicke die ſtralenden Bergkuppen entlang ſchweiften. „Ja, nur eine Schminke iſt es, welche die alte Kokette Natur ſich auflegt. Der Thor, welcher von dieſem Farbenſpiel geblendet zu den zhen emporkletterte, würde nur kalten Stein, wüſtes röll, Eis und Schnee finden. Iſt nicht das ganze en ſo? Sein Glanz, ſeine Verklärung wirkt nur s der Ferne. Tritt man näher, löſt ſich all der leuchtungstrug in Gemeinheit auf und hinter dem ißenden Flitter lauert überall der Tod.“

Die Dämmerung kam. Allmälig verblaßten droben den Firnen die Lichter und ein blaßblauer Duft legte s über Gebirg und See. Aber die Schönheit der rne wechſelte bloß, ſtatt zu ſchwinden. Aus der tiefen äue des Firmaments traten klar und ſtill die Sterne vor und hinter der gewaltigen Pyramide des Guggisrn ſtieg der Mond herauf und warf die milde Flut nes Lichtes in den See herein. Geiſterhaft weiß ragten Bergſpitzen in den hellen Nachthimmel empor und iben rauſchte der Waſſerfall leiſer, als trüge er Sorge, heilige Ruhe nicht zu ſtören. Es war auch keine örung, es war, als müßte es ſo ſein, als gehörte es hwendig zur Harmonie des Ganzen, daß jetzt hinter n offenſtehenden Thüre des Thurmzimmers zu leiſen arfenklängen die Stimme Thekla's ſich geſellte.

Robert horchte auf. Traf ihn doch dieſe Stimme, oft ſie klang, immer von neuem wieder mit wundermer Magie. Sie ergoß ſich jetzt in eine alte ſchöne lksmelodie, welche die Sängerin einer neueren Ballade gepaßt hatte:

Herr Walter war ein Ritter jung —
Er hatte lang geſtritten,

Bis ihm ein ſcharfer Schwertesſchwung
Ins freud'ge Herz geſchnitten.

Herr Walter glitt in den blutigen Sand,
Sein Roß ſtob in die Winde;
Sie trugen ihn aus dem Sonnenbrand
Unter die breite Linde.

Sie riſſen entzwei den Fahnenſaum,
Zu ſtillen das Blut dem Degen;
Auf den Sterbenden vom Lindenbaum
Fiel reicher Blüthenregen.

Das war des Königs Töchterlein,
Ihr Aug' in Thränen glühte;
Sie hielt ihm einen Becher Wein
An des Mundes welkende Blüthe.

Das war des Königs Töchterlein,
Sie kniete zu ihm nieder,
Da drang ein ſchneller Roſenſchein
Durch die ſinkenden Augenlieder.

Es ging ein Schauer durch ſein Mark,
Ein Schauer jäher Wonne;
Er ſah ſie an, ſo voll und ſtark
Wie der ſterbende Aar die Sonne.

Die Binden riß er, die er trug:
„Nun rinne, mein Blut, o rinne!“
Er trank den Becher auf einen Zug: —
„Nun grüße dich Gott, Frau Minne!“

Robert athmete hoch auf, als das Lied zu Ende und das Nachſpiel auf der Harfe mit einem faſt jubelnden Aufklang jäh verſtummte.

„Nun grüße dich Gott, Frau Minne!“ ſprach er ümeriſch vor ſich hin. „Oh, wer lieben könnte, ſo cht mit ſeines Herzens Vollgewalt! Wer lieben dürfte! ücklicher Walter! Warum hat mich keine Lombar-nkugel gefällt, damals beim Rückzug aus Mailand? arum ſchlug mich bei Novara oder Cuſtozza kein Sar-nſäbel zu Boden, auf Nimmeraufſtehen? Freilich, in liebend Königstöchterlein, keine Geſtalt mit ihren ugen, ihren Haaren, ihrem entzückenden Mund ätte ſich zu mir niedergebeugt, meinen letzten Odem-ug zu empfangen, aber dennoch wohl mir, wäre es ſo ekommen. Ich hätte dieſen Ort nicht wiedergeſehen, ieſe Bäume, dieſes Waſſer, dieſe Berge, die mir jetzt n Gefühl verurſachen, als müßte ich mich vor ihnen ämen; ich wäre nicht hierher gekommen, um dieſe Schmach zu erfahren. Ich hätte es auch nicht empfun-en, daß es ein Feuer gibt, welches einem die Seele erzehrt, ohne daß man zu entſcheiden wagte, ob es dem immel, ob es der Hölle entſtamme. Himmel oder ölle? Als ob vor dieſem allmächtigen Zauber, als s vor dieſer wonne- und wehvollen Raſerei noch derar-ge Unterſchiede beſtänden! Als ob man ſich nicht mit nem Schrei des Entzückens in dieſen Wirbel werfen ächte, gleichviel, ob er einen zu ewiger, wüthender Pein hinunterraffte.“

Der laue Nachthauch ſchlug ſchmeichelnd an ſeine Wangen. Sein Herz löſte ſich und wurde weich. Bil-er des Glücks zogen an ſeinem inneren Auge vorüber, ie ſchimmernde Viſionen eines verlorenen oder verbotenen Paradieſes, und als der ſtralenwerfende Mittelpunkt derſelben kehrte immer wieder die eine göttliche Geſtalt, welche all ſein Sehnen und Denken an ſich zog wie der Magnet das Eiſen.

Er faßte mit der Hand an die Bruſt, als wollte er die Finger in das Fleiſch eingraben, ſtieß halbzornig die Worte aus: „Nein, nicht länger trag' ich dieſe Marter ſo allein!“ durchſchritt raſch den Pavillon und ſetzte den Fuß auf den Steg.

Aber ſogleich hielt er wieder inne, wie angewurzelt, und kehrte dann langſam an die Bruſtwehr des Pavillons zurück.

„Oh“, murmelte er, „ich bin recht elend, ganz ſchlecht geworden, denn Feigheit bewältigt und lähmt mich.“

Er ſtützte die Arme auf die Baluſtrade und ſah ſtarren Auges in das Waſſer hinab, welches leiſe an dem Fuß der Klippe plätſcherte, wie im Traume ſchwatzend.

„Da unten iſt's kühl und ſtill,“ dachte er und eine dämoniſche Regung durchfuhr ihn.

Plötzlich fühlte er einen ſüßen Odem ſeine linke Wange ſtreifen.

Er ſchrak empor.

„Robert“, ſagte die ſeelenvolle Stimme Thella's neben ihm, „Robert, Sie leiden!“

Halb abgewandt entgegnete er leiſe:

„Ich wollte, ich läge tief da unten.“

„Und was würde dann aus mir?“

Das Wort war heraus, es ließ ſich nicht wieder rücknehmen. Und in dieſem Fragwort, ſo ganz auf- ichtig aus Herzensgrund geſprochen, lag ein Schickſal.

Dieſes einfache Wort zerbrach eine Kette, feſt wie iamant, alt und heilig wie die Geſellſchaft ſelbſt.

Den beiden war, als hörten ſie die Ringe der ette klirrend zu Boden fallen.

Raſcher — das ſchöne Bild des iriſchen Dichters u gebrauchen —

Raſcher, als Kometen rollen,
Die die Sonne küſſen wollen —

berſprangen ihre Seelen die ungeheure Kluft, welche Sitte und Geſetz ſchwarz und drohend zwiſchen ihnen ufgethan.

Er ſah ſie an.

Im vollen Mondlicht, welches zu den aufgezogenen Rouleaux an der Oſtſeite des Pavillons hereinkam, ſtand e vor ihm im ganzen Liebreiz ihrer Vollkommenheit, e edlen Züge blaß vor unſäglicher Spannung, der uſen ſteigend und fallend in bebender Erwartung, aber e großen und dunklen Augen ſtralend von einer Glut, elche ſie ſo wenig verhalten mochten als der blühende Mund ſein beſeligendes Lächeln.

Seiner nicht mehr mächtig, ſtreckte Robert die Arme gen ſie aus und ſagte mit halberſtickter Stimme:

„Thekla, verwünſchen Sie mich, tödten Sie mich, r ſagen Sie mir, daß Sie mich nicht haſſen!“

„Haſſen? Dich haſſen, Robert?“ verſetzte ſie, zu ihm aufblickend. „Dich haſſen? Und wenn ich wollte, könnte ich es? Ich — liebe Dich, Robert!“

Purpurglut überzog ihr Antlitz, als ſie zitternd dieſes Bekenntniß hervorhauchte. Dann ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals, weinte an ſeiner Bruſt und duldete und erwiderte ſeine Küſſe.

Ein alter Reiſender in den Tropengegenden von Amerika erzählt uns von einem Vulkan, in deſſen Krater die zum Ueberſchwellen bereite Lava durch die Einwirkung eines plötzlichen und furchtbaren Regenguſſes wieder momentan zurückgeſtaut worden ſei.

So fiel in die aufkochende Lava von Roberts Entzücken ein tödtlich kalter Gedanke.

Er wand ſich aus Thekla's Armen, er ſtieß ſie faſt zurück und wandte ſich mit einer Gebärde des Schauders von ihr.

Sie errieth, was ihn ſo furchtbar angefaßt hatte, ſie errieth es mit dem Inſtinkt der Liebe.

„Robert“, ſagte ſie ſanft und feſt, „ich bin nicht das Weib deines Vaters, ſchon lange nicht mehr.“

„Oh, Dank für dieſes Wort, Thekla!“ erwiderte er, in ſeines Herzens Jubel mit dieſer Sophiſtik der Liebe jeden Zweifel betäubend. „Meines Vaters Weib? Nein, du biſt es nicht, warſt es nie, konnteſt es nicht ſein! — Meines Vaters? Seit geſtern hab' ich keinen mehr. Er hat ſich von mir geſchieden durch eine namenloſe That, durch ein Ungeheures, welches alle Bande des Blutes und der Sitte bricht. Oh, jetzt ſei ſie geſegnet, die entſetzliche Stunde, die ich geſtern in der geſchändeten Gruft meiner Ahnen verlebte. Sie machte mich frei und ledig aller Pflichten. Wir ſind frei, Thekla, wir dürfen glücklich ſein! Oh, noch einmal, noch einmal laß mich das ſüßeſte Wort hören, welches mein Ohr jemals getrunken. Noch einmal ſage mir, daß das alles kein Traum, daß ich dich halte an meiner Bruſt, um nie, nie wieder dich zu laſſen!"

„Ja", flüſterte ſie in ſeinen Armen, „ja, Robert, ich liebe dich. Ich liebte dich von jenem Augenblicke an, wo du zuerſt vor mich trateſt. Damals ſchlug die himmliſche Flamme, bis dahin mir unbekannt und ungeahnt, zündend durch alle meine Pulſe. Und, oh, was hab' ich dieſe Zeit her gelitten um dich! Doch das alles liegt nun weit hinter mir. Jetzt erſt lebe ich, jetzt fühle ich frohlockend die Wolluſt des Daſeins. Oh", fuhr ſie fort, hingeriſſen von der Ekſtaſe der Leidenſchaft, „ich mühete meine Lippen mit alltäglichem Gebrauche ab, jetzt will ich ſie mit den deinigen verſchmelzen — auf ewig. Ich will nur ſprechen mit dem Klopfen des Herzens, mit Seufzern und Küſſen, und ſo ſpreche ich Stunden, Tage, Jahre bis ans Ende der Zeiten. Laß die Sterne dort oben vom Himmel fallen, laß Sonne und Mond ſich verfinſtern, laß die Berge ins Meer ſtürzen und den Boden unter uns in Trümmer gehen, ich habe und halte dich und mich in dir, und ſo will ich leben fortan und jauchzen, in Wonnetrunkenheit verloren, denn ich liebe und bin geliebt!"

## 17.

## In ſeliger Verſchollenheit.

In den Stimmungen des Menſchen finden oft ſo jähe Uebergänge ſtatt, daß die Pſychologie ſich begnügen muß, ſie zu regiſtriren, ſtatt ihren Proceß darzulegen. Wir kennen zwar jetzt die Mechanik des menſchlichen Organiſmus ziemlich genau, wenigſtens den einzelnen Stücken und Theilen nach, allein das Ineinandergreifen der Räder hält der Vermuthung noch immer ein weites Feld offen.

Nicht eben wunderbar jedoch iſt die Folge von Stimmungen, welche wir Robert bis zu dem zuletzt geſchilderten Ausbruch unbändiger Leidenſchaft auf der Wippeklippe durchlaufen ſahen

Von Natur ernſt und nachdenklich, war er durch die Erziehung, die ihm von ſeiten eines trefflichen Mannes zutheil wurde, ſchon als Knabe über die zweckloſe und ſchale Exiſtenz, in welcher ſo viele ſeiner Standesgenoſſen befangen bleiben, hinweggehoben worden. Die Grundſätze, welche er als Jüngling aus dem wippeltſteiner

Pfarrhaus in die Militärakademie, ſpäter auf Reiſen und in den Soldatenſtand mitgenommen, hatten ihn vor einer Vergeudung ſeiner Jugendkraft bewahrt, wie ſie der Jugend, des Privilegiums zu einer ſelten vermiedenen Klippe wird. Er war in der That, wie der Brief der Fürſtin Hedwig an Thekla angegeben, aus der italiſchen Campagne im Beſitz einer jünglingshaften Friſche heimgekehrt. Aber gerade in der ungeſchwächten Kraft ſeiner Gefühle lag eine Gefahr, welcher er nicht entgehen ſollte. Er hatte nie mit dem Feuer der Leidenſchaft getändelt und nur um ſo gewaltiger und verzehrender brach jetzt die Glut aus ſeinem Herzen hervor, als ihm in der Perſon Thekla's zum erſtenmal ein wahrhaft wahlverwandtes Weſen entgegentrat. Er fühlte von der erſten Minute ihrer Bekanntſchaft an den mächtigen Zauber, aber dennoch wäre derſelbe vielleicht nie im Stande geweſen, ihn die furchtbare Schranke, die ſich zwiſchen ihm und der Geliebten erhob, überſpringen zu machen, hätte nicht ein finſteres Geſchick ihn mit dem Manne zuſammengeführt, deſſen ſchreckliche Enthüllungen das Band entzweiſchnitten, welches ihn mit ſeinem Vater verknüpfte. In Wahrheit, es war keine leere Phraſe, wenn ſich Robert ſeiner Pflichten gegen den Grafen für entbunden erklärte. Sein in der innerſten Fiber verwundeter Stolz empörte ſich gegen den Gedanken, mit einem heimtückiſchen Verbrecher Gemeinſchaft zu haben. Bei dem furchtbaren Stoß, welchen ſein ganzes Weſen durch das Unerhörte erhalten, war ſeine Verzweiflung eine echte, ſein Wunſch, zu ſterben, ein aufrichtiger geweſen. Sein Leben erſchien ihm als ein ſo vergiftetes, daß ihm das Wegwerfen deſſelben nur wie eine nothwendige Schlußfolgerung vorkam. Daß hierbei ſeine ariſtokratiſche Denkweiſe einen großen Einfluß übte, braucht kaum geſagt zu werden. Ein beflecktes Wappenſchild durchs Leben zu ſchleppen, einen geſchändeten Namen zu tragen, gleichſam als Dieb in den Reihen ſeiner Standesgenoſſen zu ſtehen, abhängig von der Mitwiſſenſchaft und Verſchwiegenheit von zwei plebejiſchen Schurken — das zu ertragen, wie ſollte es ihm möglich ſein? Es iſt daher ſchwerlich zu viel behauptet, wenn wir ſagen, daß der Morgen, welcher der verhängnißvollen Abendſtunde auf der Wippoklippe folgte, den jungen Mann kaum mehr unter den Lebenden gefunden haben würde, hätte nicht die plötzliche Erſcheinung Thekla's im Pavillon ſchickſalsmächtig eingegriffen. Die Erklärung, welche zwiſchen den Liebenden ſtattgefunden, warf ſie auf eine Bahn, für deren Abſchüſſigkeit ſie kein Gefühl mehr hatten. Ein neues Leben war ihnen aufgegangen und der Rauſch eines unermeßlichen Entzückens verſetzte ſie in jene Atmoſphäre der Leidenſchaft, wo eine tropiſche Glut die Erinnerung an die Vergangenheit vertilgt und kein Bangen vor der Zukunft aufkommen läßt.

Der alte Andres, der weder ein Pſycholog war, noch von den erſchütternden Gemüthsbewegungen wußte, zwiſchen welchen ſein Herr in letzter Zeit hin und her geworfen worden, hatte ſich über das abwechſelnd trübe und gereizte Weſen, welches Robert an den Tag legte, allerlei Gedanken gemacht. Er war an ſeinem Herrn eine gewiſſe gleichmäßig vornehme Ruhe gewohnt geweſen und ſo hatte ihn beſonders in den zwei letzten Tagen die tiefe Schwermuth, welche dann wieder zeitweilig in peinliche Unraſt umgeſprungen, nicht wenig geſtört und bekümmert. Seiner Vorrechte als „treuer alter Diener“ wohl bewußt, hatte er ſich vorgenommen, am heutigen Morgen alles Ernſtes zu „rekognosciren“, das heißt, friſchweg zu fragen, was denn wohl dem Herrn Rittmeiſter ſo zuſetzte. Wie erſtaunt war er daher, als er bei ſeinem Eintritt in Roberts Zimmer von dieſem, der an ſeinem Schreibtiſche mit Couvertiren und Siegeln mehrerer Briefe beſchäftigt war, mit ganz heller, munterer Stimme, ja ſogar mit einem Scherzwort begrüßt wurde. Das war ihm ſchon lange nicht mehr vorgekommen und der gute Alte glaubte in ſeiner Freude auch zu bemerken, daß das Ausſehen ſeines Herrn ein ſo gutes und friſches ſei, wie es in letzter Zeit nie geweſen. Er ſollte auch ſogleich erfahren, daß der Herr Rittmeiſter heute mittheilſamer war, als es ſonſt überhaupt in ſeiner Art lag.

„Andres“, ſagte Robert, „ich fürchte, du wirſt es mit Leidweſen hören, daß du dein dermaliges Quartier, welches dir nicht übel zu behagen ſcheint, für eine Weile verlaſſen ſollſt.“

„Ei, Sapperloſt, Euer Gnaden, ein alter Huſar und Wachtmeiſter weiß, daß er Ordre pariren muß und daß es für einen Soldaten, ſolange er auf der Erde geht oder reitet, kein bleibend Quartier gibt. Marſchiren wir, Herr Rittmeiſter?"

„Wir nicht, ſondern zunächſt du allein."

„Ah, ich glaubte ſchon, ich dürfte zum Satteln blaſen laſſen."

„Weder vom Satteln noch vom Blaſen iſt die Rede, Alter; denn erſtlich wirſt du im Poſtwagen fahren und zweitens wirſt du ohne allen Lärm und ganz in der Stille abreiſen. Verſtanden?"

„Sehr wohl. Aber wohin?"

„Nach der Reſidenz. Du wirſt dort ein Geldgeſchäft für mich beſorgen."

„Ein Geldgeſchäft? Oh, alle Wetter, Herr Rittmeiſter, bedenken S', davon verſteh' ich juſtement ſo viel wie ein Rekrut, der zum erſtenmal in die Manège kommt, vom Voltigiren."

„Thut nichts. Ich brauche nur einen vertrauten Mann dazu, der Augen im und Ohren am Kopfe hat."

„Nun, damit könnt' ich ja dienen und, bitt' um Pardon, Herr Rittmeiſter, glaube auch von dem alten Andres ſagen zu dürfen, daß er außerdem etwelche Grütze unter der Hirnſchale und ein ganz paſſables Mundſtück hat, nicht zu vergeſſen einen guten Merker."

„Richtig. Hör' alſo. Du weißt, wie ich glaube, daß mir ein Vetter meiner ſeligen Mutter vor einiger Zeit ganz unerwartet eine bedeutende Summe teſtamentariſch hinterlaſſen hat."

„Weiß es. Iſt eine noble Sache um derartige Vettern, alle Wetter!“

„Wohl. Die Gelder ſind bei zwei Bankhäuſern der Reſidenz angelegt und der Rechtskonſulent Muglich iſt mein Bevollmächtigter in der ganzen Sache. Ich habe nun Gründe, über die Gelder anderweitig zu verfügen, da ſie mein perſönliches Eigenthum ſind. Du wirſt dieſen Brief und dieſe Papiere da an Muglich überbringen. Er wird ohne Zweifel im Stande ſein, die betreffenden Gelder in kürzeſter Friſt flüſſig zu machen, und wird ſie dir zum kleineren Theile in Gold, zum größeren in Wechſeln einhändigen. Dann machſt du dich ſogleich damit auf den Rückweg nach Wippoltſtein. Iſt die Ordre klar?“

„Klar wie Waſſer.“

„Muglich kennt dich perſönlich, da ich dich ja letzten Winter öfter zu ihm geſchickt. Das wird die ganze Sache bedeutend abkürzen. Aber du mußt noch heute reiſen.“

„Sehr wohl, Herr Rittmeiſter. Will ſogleich den Mantelſack packen.“

„Thue das. Und höre, ſei kein Narr und laß dir nichts abgehen auf deiner Reiſe. In der Reſidenz aber halte gegen jedermann reinen Mund über dein Geſchäft, und wenn du die Gelder in Händen haſt, ſo ſei weniger offenherzig als mißtrauiſch und gucke nicht zu tief ins Glas.“

Der alte Soldat räuſperte ſich mächtig, um über dieſe Mahnung eine gewichtige Bemerkung zu machen, ſchlug aber vor dem wohlwollenden Lächeln ſeines Herrn die Augen nieder, und da bei dieſer Gelegenheit ſein Blick auf die intenſive Purpurfarbe ſeiner Naſenſpitze fiel, ſo ließ er es beim Räuſpern bewenden.

„Da iſt Geld zur Reiſe“, ſagte Robert. „Leb' wohl, mache deine Sache geſcheid und komm' baldmöglichſt wieder.“

Andres ſalutirte, machte Kehrt und verließ das Zimmer, kam aber ſogleich zurück und meldete, daß der Müller Veit im Vorzimmer ſei und den gnädigen Herrn Rittmeiſter um Gehör bitte.

Robert ſprang mit ſo einem heftigen Fluche, wie ihn der alte Soldat noch nie von ihm gehört, von ſeinem Stuhl auf, eilte zur Thüre und riß ſie auf, ſodaß er faſt mit dem Müller zuſammenſtieß, der ihm mit tiefen Bücklingen entgegentrat.

„Was ſoll's?“ fragte der junge Mann mit ſtolzer Kälte.

Etwas verblüfft durch dieſen barſchen Empfang zwiſchen Thür und Angel, verbeugte ſich der Müller abermals und ſagte dann:

„Der gnädige Herr Rittmeiſter ſcheinen preſſirt —“

„Allerdings. Was ſoll's?“

„Ich bitte tauſendmal um Verzeihung —“

Robert machte eine verachtungsvolle Bewegung mit der Hand und ſagte ungeduldig:

„Spart die Schnörkel. Zur Sache!“

„Ich komme, um unterthänigſt Euer Gnaden Vermittelung in einer Geſchäftsſache in Anſpruch zu nehmen. Seine Erlaucht der Herr Graf, welcher mir ſtets ein gütiger Herr geweſen, hatte vor ſeiner Abreiſe die Gnade, das ſogenannte Ermshölzle, welches zwiſchen den Wieſen der Donnerfallmühle liegt, verkaufsweiſe an mich abzutreten. Nun macht mir der Herr Oberrentner inbetreff der Vollziehung des Kaufkontrakts Schwierigkeiten, die ich einzig und allein Intriken von ſeiten des Oberförſters, der mir übelwill, zuſchreiben kann. Wenn nun der gnädige Herr Rittmeiſter als Stellvertreter Seiner Erlaucht ein entſcheidend Wort ſprechen wollte, um mir zu meinem Rechte zu verhelfen, würde er mich zu treuunterthänigſten Danke verpflichten. Es koſtet Euer Gnaden nur ein Wort —"

„Ich habe für Euch kein Wort", entgegnete Robert mit niederſchmetternder Verachtung, „nicht eines Wortes hundertſten Theil, hört Ihr? Geht und unterſteht Euch nicht, mich irgendwie wieder zu beläſtigen. Ich habe nichts mit Euch gemein, gar nichts."

Der Müller richtete ſich aus ſeiner unterthänigen Stellung auf, ſeine Mundwinkel zuckten und aus ſeinen gekniffenen Augen kam ein Blick giftiger Wuth. Er wollte ſprechen, aber die Miene Roberts war ſo unzweideutig drohend, daß er ſeine Worte verſchluckte, ſeinen Ingrimm nur in der Form einer tiefen Verbeugung zu äußern wagte und ohne Zögern ſeinen Rückzug antrat.

Der kleine Mohr Berdoa begegnete ihm unter der Thüre und lachte herzlich mit, als der alte Andres lachend ſagte:

„Na, Sapperloſt, der geht davon wie ein begoſſener Hund. Geſchieht dem Kerl ganz recht, und wär's auch nur für die Frechheit, die ſchöne braune Stute zwiſchen ſeine Spindelbeine genommen zu haben.“

Berdoa hopſte wie ein Affe zu Robert heran und ſagte:

„Die gnädige Frau läßt dem Herrn Rittmeiſter melden, daß ſie und die Gondel zur Abfahrt bereit ſeien.“

„Gut, Monſieur Jolo. Melde deiner Herrin meinen Morgengruß und daß ich mir ſogleich die Ehre geben würde, ſie abzuholen.“

Als der Müller Veit die große Avenue hinabging und ſpähende Blicke auf Schloß und See zurückwarf, ſah er die Barke der Gräſin von der Wippoklippe weggleiten. Mit ſchwellendem Segel und flatterndem Wimpel fuhr ſie, ihren Kiel dem ſüdlichen Ufer zu gerichtet in das Waſſer hinaus. Eine weibliche Geſtalt ſtand im Bug, eine männliche hielt das Steuer.

„Fahre nur zu, du ſchmuckes Pärchen!“ brummte der Müller mit höhniſch verzogenen Mundwinkeln. „Der Wind bläſt luſtig in das Segel deines Boots und alles iſt eitel Luſt und Freude. Müßte mich verteufelt irren, wenn ſich eurer Fahrt nicht eine Klippe in den Weg ſchieben ließe. Dieſes Weib, deſſen Schönheit wahnſinnerregend iſt, hat mich ſtets wie einen Hund behandelt. Wollen doch ſehen, ob wir die Uebermüthige nicht noch dahin bringen können, den Hund zu liebkoſen. Und dieſer Knabe von Rittmeiſter, der auftritt wie ein Kaiſer, weil er ein paar lumpige Bataillen mitgemacht. Als ob das nicht jeder Peppel könnte! Mich ſo zu traktiren, mich, dem der Burſche im Grunde ſeine ganze bisherige Exiſtenz verdankt! — Ob ſie wohl zu der hochmüthigen alten Metze, der Lore, hinüber wollen? Sollte mich nicht wundern. Die weiß ja Rath in Liebesſachen. In ſolchen ſind ſie, tauſend Eide wollt' ich drauf ſchwören. Und was hat es zu bedeuten, daß der ſtolze Herr von Junker mit dem infamen Tweerenbold verkehrt? Daß er mit ihm verkehrt, weiß ich. Aufgepaßt, Veit! Es iſt nicht alles, wie's ſein ſollte, und ich muß all dieſem auf den Grund kommen. Will man mich um das verfluchte Ermshölzle prellen oder iſt gar noch Schlimmeres im Werke? Aber, wartet nur, den Grafen hab' ich am Bändel, der iſt mir ſicher, und euch allen will ich noch den Meiſter zeigen, ſo wahr ich Veit heiße. Einſtweilen wünſch' ich, der See thäte mir den kleinen Gefallen, den Kahn dort mit dem, was drauf iſt, zu verſchlingen."

Der See ſchien jedoch nicht geneigt, dieſem frommen Wunſche nachzukommen. Ein friſcher Biswind trieb die leichte Barke über die bewegte Fläche, daß der Schaum unter dem Buge aufſpritzte. Sie hielt zuerſt gerade auf die Einſiedelei von Sankt Georg zu, in der

Nähe des gegenüberliegenden Ufers angelangt drehte ſie ſich jedoch, dem Drucke des Steuerruders gehorchend, in graziöſer Wendung dwarsab, glitt backbordwärts außerhalb des Bereichs der heftig an die ſenkrechten Kalkſteinwände ſchlagenden Brandung hinauf, legte in dieſer Richtung raſch noch eine Viertelſtunde zurück und kehrte dann mit einer abermaligen Wendung ihren Bug einer ſchmalen Bucht zu, die ſich zwiſchen hohen Felswänden dem Ufer zuſchlängelte. Das Segel fiel, indem Robert das Halttau löſte. Er griff zur Stoßſtange und trieb mittels derſelben die Gondel in die Bucht hinein, in deren Hintergrund die Landung bewerkſtelligt werden ſollte.

Bald ſtreifte der Kiel den knirſchenden Uferkies. Thekla ſprang leicht und gewandt ans Land, Robert folgte und zog die Gondel zur Hälfte aufs Ufer.

Sie ſtanden am Eingang einer tief und weit in das Felſenlabyrinth geſprengten Schlucht, welche über und über von dem üppigen Grün der Buchen und Ahorne erfüllt war. Darunter hervor rauſchte der Bucht zu der Gluribach, ſein grünes Waſſer an dem Steingeſchiebe ſeines Bettes zu weißem Schaum ſchlagend.

Robert nahm aus dem Boot eine wohlgefüllte Waidtaſche, die er ſich umhing; ferner zwei Alpenſtöcke, deren einen er Thekla reichte, und ſagte:

„So jetzt friſch voran!“

Sie wandte ſich der Schlucht zu, aber bevor ſie den Fuß hob, haſchte er noch einen Kuß von ihren Lippen.

den ſie ihm mit über die Schulter gewandtem Kopf zu bieten ſchien.

Nun gingen ſie und er freute ſich des anmuthigen Ganges, womit die Geliebte in ihrem „Berghabit“ vor ihm herſchritt. Unter ihrem geſchürzten Kleid hervor fielen Leinwandpantalons auf die derbbeſohlten Bergſtiefelchen nieder, welche die feinen Umriſſe der Knöchel allerliebſt hervortreten ließen. Die langſchößige grüne Jacke, die ſie als Oberkleid trug, bauſchte im Winde, jetzt die ſchönen Formen ihrer Geſtalt zeigend, dann wieder verhüllend. Auf dem Haupte hatte ſie einen flachen, breitrandigen Strohhut, unter welchem ſich die Fülle goldglänzenden Haares überall hervordrängte, und auf der linken Schulter trug ſie ein zuſammengerolltes Plaid zum Schutz gegen Wind und Wetter.

Dem jungen Mann drängte ſich die Poeſie, welche in ihrer ganzen Erſcheinung lag, ſo mächtig auf, daß er mit naiver Bewunderung ausrief:

„Thekla, wie biſt du ſchön!“

„Haſt Du dieſe Entdeckung jetzt erſt gemacht?“ verſetzte ſie lachend.

„Ich mache ſie immer wieder von neuem.“

„Deſto beſſer, und da du es ſo andächtig ſagſt, muß ich es wohl glauben.“

„Glaube es nur.“

„Das thu' ich. Wer wird ſeinem Schatz dieſen Gefallen nicht thun? — Doch ſieh, wie herrlich! Wie rein blaut der Himmel ob der Schlucht! Sieh, wie dort links durch den gewaltigen Riß in der Felswand die Silberſpitze des Glurihorns hereinfunkelt und wie dort rechts der finſtere Baſaltkegel des Klakenſtocks gigantiſch ſich in die Höhe gipfelt! Und wie luſtig rauſcht der Bach unter uns! Und horch, wie zwitſchern und ſingen dort im Gehege die Zaunkönige und Goldhähnchen! Die lieben ſich auch, nicht wahr?"

Und in tiefſter Seele leicht und froh, wie ein Vogel, erhob auch ſie ihre Stimme und ſang im Gehen das Berglied:

„In die Berge hinein, in das liebe Land,
In der Berge dunkelſchattige Wand!
In die Berge hinein, in die ſchwarze Schlucht,
Wo der Waldbach toſt in wilder Flucht!
Hinauf zu der Matten warmduftigem Grün,
Wo ſie blühn,
Die rothen Alpenroſen."

Wie das friſch in den Morgen hineinklang und wie gerne der glückliche Robert ihr jeden Ton von den Lippen geküßt hätte!

„Mir iſt zu Muthe", ſagte er, „als wären wir plötzlich mitten in eine eichendorff'ſche Novelle hineingezaubert. Alles ringsum rauſcht und funkelt, ſingt und klingt von Glück. Mir iſt unendlich wohl, ſo leicht, als könnte ich fliegen und hätte alle Noth und Gemeinheit des Lebens für immer von den Flügeln geſchüttelt. Es iſt ein märchenhaftes Glück!"

„Ja, Robert", entgegnete ſie und blieb ſtehen, um ihn anzulächeln und den Stral ſeiner Augen zu trinken, „ich bin ſehr glücklich."

„Aber ich erſt!"

Und nun ſtritten ſie nach Art der Liebenden, welches von beiden das Glücklichſte ſei und beendigten den ſüßen Streit mit ſüßeren Küſſen.

Im Hintergrunde der Schlucht begann der ſchmale, kaum wahrnehmbare Pfad ſteil anzuſteigen. Wie man gewöhnlich bei bedeutenden Verknotigungen des Hochgebirgs wahrnimmt, daß die Kalkſteinmaſſen, welche die äußere Umwallung bilden, ſehr jäh, oft ſenkrecht wandartig gegen das Tiefland zu abſtürzen, ſo war es auch hier. Die beiden hatten länger als drei Stunden eine Steigung zu überwinden, durch welche ſich gradaus und zickzack ihr Weg hinaufwand, durch hundert trotzige und pittoreſke Felsformen hindurch. Stets war der Gluribach ihr Begleiter und auch ihr Wegweiſer, denn der Pfad war offenbar nur ſehr ſelten von Menſchenfüßen betreten und ging auf dem harten Geſtein oft ganz aus.

Unter tauſend Scherzen klommen ſie aufwärts, Thekla ſtets voran, mit der Sicherheit und Schnellkraft einer Gemſe, den Freund da und dort auf eine ſeltene Blume, auf einen überraſchenden Durchblick, auf eine bizarre Gruppirung der Steinkegel aufmerkſam machend.

Hingeriſſen von dem Reiz ihrer Schönheit und ihres anmuthigen Geplauders, ſtand er dann wohl ſtill, um, in ſeiner Seligkeit von einem plötzlichen Bangen angefaßt, auszurufen:

„Kann das wohl dauern?“

„Kleinmüthiger!“ ſchalt ſie. „Auch das Glück will geglaubt ſein. Du haſt keinen Glauben.“

„Oh doch! Ich glaube an dich.“

„Schmeichler! Seht doch, er will mir gewiß weismachen, daß er allen Ernſtes im Sinn hat, mir da oben irgendwo einen Altar zu errichten, wie der Behauptung des guten Pfarrers zufolge vor Zeiten der Holda oder Hludana ſolche in dieſen Bergen errichtet werden. Aber nichts weiter von Mythologie und Fiktion, liebes Herz. Iſt dieſes Tages Wirklichkeit nicht Poeſie genug, höchſte Poeſie? Laß uns nur erſt droben ſein auf meiner Glurialm, ſelig verſchollen in der wunderſamen Bergeinſamkeit.“

Sie entſtiegen jetzt allmälig der unteren Bergregion, um in die Alpenregion einzutreten. Das Laubholz blieb hinter ihnen zurück, Rothtannen, Arven und Kiefern ſtiegen rechts und links aus den Schluchten auf und hafteten mit ihren trotzigen Wurzeln ſelbſt an den ſchroffſten Gehängen. Das Bett des zu ihren Füßen weißſchäumenden Baches wurde öder und felſiger; ungeheure, halb übermooſte Felsblöcke ſchienen nach allen Seiten hin den Durchpaß zu ſperren; die Schlucht wurde düſter und düſterer, denn die koloſſalen Felswände rückten näher und immer näher zuſammen, ſodaß eben nur noch ein ſchmaler tiefblauer Strich Luft ſichtbar blieb; der Singſang der Vögel, welche die niedriger gelegenen Berghänge zu bewohnen pflegen, war längſt verſtummt und das eintönige Brauſen der ſtürzenden Waſſer füllte mit betäubender Macht den ſchwarzen Keſſel.

Um einen Felsvorſprung biegend, der die Schlucht zu ſchließen ſchien, war Thekla Roberts Augen für einen Moment verſchwunden. Im nächſten hörte er ſie über ſeinem Kopfe rufen:

„Durch Nacht zum Licht! Viktoria, hier iſt Kanaan!“

Er eilte ihr nach, ein Lichtſtrom fiel von oben auf ihn, linker Hand ſpannte ſich der Bach in einem donnernden Bogen in die Felskluft hinab und rechts da oben ſtand Thekla und winkte ihm zu. Im Nu war er oben und an ihrer Seite.

„Iſt das nicht ſchön?“ fragte ſie, mit ihrem Alpſtock vor ſich hindeutend.

Es war ſchön, groß zugleich und lieblich, Erhabenheit und Anmuth in wunderſamer Harmonie, eine Ueberraſchung, wie ſie nur dem Wanderer in den Alpen begegnen kann, der ſo oft aus finſteren, todestraurigen Schluchten in Scenerien voll lachender Heiterkeit plötzlich hinübertritt. Dieſer häufige und unerwartete Wechſel des Charakters der Landſchaft iſt eins der auszeichnenden Merkmale der Alpenregion. Wir werden davon berührt, wie wenn Milton in ſeinem großen Gedicht hart neben die Schreckniſſe ſeiner Dämonenwelt die von Lieblichkeit überquellende Schilderung von Adams und Eva's Liebesleben in Eden hinſtellt.

Eine tiefe Einſattelung zog ſich ſanftgeneigt etwa eine Wegſtunde weit aufwärts und bildete ein tiefgrünes

Hochthal, an deſſen beiden Seiten die Berge in anmuthigen Wellenſchwingungen aufwärts ſtiegen, um ſich dann höher droben in den kühnſten und pittoreſkeſten Formen in den Himmel hineinzuzipfeln. Die Halden links und rechts waren mit Tannengehölz und bemooſten Felsblöcken maleriſch geſchmückt. Links im Hintergrunde ragte in pyramidaler Regelmäßigkeit die ſtarre Nadel des Glurihorns in ſchwindelnde Höhe, rechts wuchtete der koloſſale Klakenſtock mit ſteil abſtürzenden Wänden und breitem Firſt. Zwiſchen dieſen beiden Rieſen dehnten ſich die ſchimmernden Eismaſſen des Gluriglетſchers, welcher das kleine Thal abſchloß. Da, wo er die Sohle deſſelben berührte, kam aus ſeinen Höhlungen der Gluribach hervor. In munteren Sätzen, da und dort eine Kaſkade bildend, eilte er das Thal herab, bis er in ſeinem Laufe auf ein Hinderniß ſtieß. Ein ungeheurer Granitblock, vielleicht aus der „vorhiſtoriſchen Zeit ſtammend, wo der Gletſcher die ganze Einſattelung bedeckt hatte, ragte mitten in derſelben empor und theilte den Bach in zwei Arme, ſodaß, weil dieſelben, ſobald ſie konnten, wieder zuſammenfloſſen, eine kleine Inſel gebildet wurde. Auf dieſem Inſelchen waren im Schutze des Felſens eine Arve und eine Zirbelkiefer zu majeſtätiſcher Höhe aufgeſchoſſen und zwiſchen ihren Stämmen ſtand, mit dem Rücken an den Stein gelehnt, eine aus Balken aufgeblockte Hütte.

Ueber der ganzen Scene ſchwebte jener unbeſchreibliche Zauber der Wildniß und Einſamkeit, welcher die

Seele weitet und dem Menſchen das unſägliche wohlige Gefühl des Alleinſeins mit der Natur gibt.

War aber das Ganze mit ſeinen in einſamer Majeſtät in den wolkenloſen Himmel aufragenden Firnen und Zacken, mit ſeiner durch das klingende Getön der ſtürzenden Waſſer melodiſch unterbrochenen Stille ſchon groß und ſchön, ſo konnte es durch Beachtung von einzelnen Schönheiten nur noch gewinnen. Dort rechts flatterte von einer mächtigen ſenkrechten Felswand eine in Staub aufgelöſte Kaſkade herab, vom Wind hin und her bewegt, wie ein ſilberner Schleier in der Sonne webend. Da links an der Halde brach aus einer bizarr zuſammengewürfelten Gruppe von Nagelfluhſtöcken ein ſtarker, kriſtallklarer Quell hervor. Weiterhin blinkte aus einem Seitenthälchen der Spiegel eines jener räthſelhaften Hochſeelein, die, von unterirdiſchen Quellen genährt, keinen ſichtbaren Zu- und Abfluß haben und in deren dunkelgrüner Klarheit ſich die ſchneeigen Gipfel geiſterhaft ſpiegeln. Der ſaftgrüne Raſen der Trift leuchtete von der Pracht der Alpenflora. Die prächtige Genziane hob ihre purpurblauen Blüthenglocken millionenfältig aus dem dunkeln Grün. Das zierliche lilafarbene Alpenglöcklein, hochgelbe Aurikeln, roſenrothe Silenen, weiße Alſineen, blauer Alpenaſter, bunte Orchideen, Ranunkeln, Anemonen, Nigritellen, Dryas, Thymian und Aglei waren in blühender Buntheit weithin verbreitet, hauchten balſamiſchen Duft und zeigten, daß die alpine Flora an Intenſivität der Farben faſt mit den Blumen der Tropen wetteifern kann. Aber das Schönſte des Blüthenreichs waren doch die üppigen Büſchel der Alpenroſen, die wie purpurne Guirlanden überall die felſigen Abhänge überhingen. Auch an animaliſchem Leben fehlte es nicht. In dem Blumen- und Gräſerrevier freute ſich die reiche Inſektenwelt ihres tauſendfach wimmelnden Lebens, in dem kleinen See zog die Alpenforelle ihre graziöſen Kreiſe, Schmetterlinge gaukelten umher, die Bergeidechſe ſonnte ſich auf den Felſen und in den Haldengehölzen und am Ufer des Baches niſteten und zwitſcherten die Vögel der Alpenregion, die Frühlerche, die Ringamſel, die graue Bachſtelze, der Citronfink, die Felſenſchwalbe und der Alpenſegler.

Lange ſchauten die Liebenden mit ſtiller Freude in all die Pracht hinein.

Endlich ſagte Robert:

„Wie ſchön iſt's hier! Wie heilig ſtill und einſam!"

„Ja", erwiderte Thekla, „und doch iſt's ein verrufener Ort, den die Hirten und ſogar die Jäger vermeiden. Vor Jahren hat hier ein verrufener Gemsjäger Namens Cyriak, gewöhnlich der Gluricyriak geheißen, einſam in der Hütte dort gehauſt. Du haſt früher gewiß von ihm gehört, man erzählt ſich allerhand Unheimliches von ihm. Er wußte ſich ſo in Reſpekt zu ſetzen, daß niemand ſein Revier zu betreten wagte. Endlich verſchwand er ſpurlos; wahrſcheinlich iſt er in den unzugänglichen Gletſcheröden verunglückt, aber die Bergbewohner glauben feſt, der Teufel, mit welchem er einen Pakt gehabt, hätte ihn geholt und ſein Geiſt ſpuke ſchauerlich in dem Glurithälchen, welches darum nach wie vor jeder meidet. Siehſt du, das kommt uns nun zu gute. Ich habe im vorigen Sommer den prächtigen Ort ſo zu ſagen erſt wiederentdeckt, nur durch einen Zufall. Die Hütte war zerfallen, der zu ihr führende Weg weggeſchwemmt. Ich beſchloß, den Ort zu meiner Sommerfriſche zu machen, wie ſie in Innsbruck ſagen, und ließ daher einen Steg nach dem Inſelchen legen und die Hütte neu in Stand ſetzen. Dann hab' ich mit der miſantrophiſchen Jungfer Gertrud und dem närriſchen Berdoa mehrmals halbe Wochen hier zugebracht. Zuletzt noch einige Tage am Ende Septembers.“

„Müßten wir den Ort nie wieder verlaſſen!“

„Warum ſich beim Kommen ſchon Gedanken wegen des Gehens machen? Warum der roſenwangigen Gegenwart, ſhakeſpeare'ſch zu reden, der Zukunftsbangigkeit Bläſſe ankränkeln? Wie heißt doch das lateiniſche Wort, welches ich dir zu beherzigen geben möchte?“

„Carpe diem!“

„Ja, pflücke den Tag! Es ſteckt Weisheit darin. — Aber ſieh da den Adler, der dort an den Zinnen des Klakenſtocks herüberſchwebte und ſich jetzt mit ausgebreiteten Schwingen über dem Gletſcher wiegt.“

„Sei er uns ein gutes Omen!“

„Amen von Herzen. Und jetzt komm, damit wir wie Philemon und Baucis von unſerer Hütte Beſitz nehmen und wenn auch nicht der Welt — was geht uns die an! — doch uns ſelber den Beweis liefern, daß auch noch im neunzehnten Jahrhundert ein Idyll möglich ſei.“

Sie fanden in der Hütte alles ſo, wie Thekla es im vorigen Herbſt verlaſſen. Keine neugierige oder diebiſche Hand hatte das Schloß der Thüre zu ſprengen verſucht und ſehr wahrſcheinlich hatte kein menſchlicher Fuß das Thal betreten, ſeit Thekla zum letztenmal hier geweſen. Noch hing in dem Vorraum, der als Küche und Wohngemach diente, über dem in der Mitte ſtehenden Herd der eiſerne Keſſel an ſeinem Haken und von dem Geſtell an der Wand blinkte die Theemaſchine und allerlei Eßgeſchirr.

„Iſt es nicht heimlich und idylliſch hier?“ ſagte Thekla. „Aber nun heißt es: Arbeitet, daß ihr eſſet! Denn ich denke, liebes Herz, der Morgengang hat dir nicht minder als mir den Appetit geſchärft und die Alpenluft wird ſchon dafür ſorgen, daß wir uns nicht ganz in Romantik verflüchtigen. — Da, nimm den großen Krug und fülle ihn an der Quelle; es iſt ein köſtliches Waſſer. Auch Holz mußt du mitbringen; es gibt im Tannicht dürre Aeſte und Reiſer die Fülle. Ich will inzwiſchen die Waidtaſche auspacken und ſehen, ob Gertrud gut für uns geſorgt hat.“

Als Robert mit ſeinem Reiſigbündel und dem gefüllten Krug zurückkam, harrte ſeiner eine neue Ueberraſchung. Aus einer Thüre im Hintergrunde des Gemachs ſchlüpfte Thekla in der reizenden Tracht des Gebirges. Der kurze ſchwarze Rock mit der breiten Bortüre von Seidenſtickerei über den Zwickelſtrümpfen, das rothe Mieder und weiße Koller kleideten ſie allerliebſt. In zwei ſchweren Zöpfen fielen ihre ſchönen Haare bis zur Kniekehle hinab und aus den weiten kurzen Hemdärmeln leuchteten verführeriſch die herrlich gerundeten Arme.

„Siehſt du“, ſagte ſie dem freudig Verwunderten, „ich habe Bergtoilette gemacht und jetzt will ich die Köchin machen, ſo gut es gehen mag.“

Es ging ganz gut, denn auch Robert zeigte, daß er ſich in den Beiwachten ſo nebenbei einige Ideen von der edlen Kochkunſt angeeignet. Mit Hilfe des Inhalts der Waidtaſche, ſowie mit Hilfe des Keſſels und der Theemaſchine ſtand nach kurzer Weile ein ganz erträglicher Imbiß auf dem im Schatten vor der Hütte gedeckten Tiſch. Es fehlte dem Mahl auch nicht an einer Flaſche Wein, welche Thekla wie durch Zauber aus einem Winkel der Hütte herbeigeſchafft, welchen die alte Gertrud, die ein Gläschen liebte, vorigen Sommer zu ihrem Keller erkoren hatte. Unter tauſend reizenden Neckereien wurde die Mahlzeit eingenommen und am Schluſſe derſelben holte Thekla dem Geliebten ein großes Packet Glimmſtengel herbei, welches ſie in ihr Plaid gewickelt mit heraufgebracht. Er mußte ihr die willkommene Gabe mit Küſſen bezahlen, ein Handel, bei welchem das Objekt eigentlich ganz vergeſſen wurde.

„Weiſst du noch“, ſagte dann Robert, „wie du mich zum erſtenmal mit Cigarren verſorgteſt?“

„Ja, freilich, und ich muß dir nur ſagen, daß ich dich ſchon damals hätte küſſen mögen.“

Und nun freute es ſie, ſich gegenſeitig die kurze, aber inhaltsreiche Geſchichte ihrer Liebe zu erzählen, wie oft ihre Leidenſchaft im Begriffe geweſen, unter der Eiſesdecke der Konvenienz hervorzubrechen. Weiter, wie Thekla von der Angſt des Wahnſinns angewandelt worden, als ſich Robert auf der Brandſtätte in das brennende Haus geſtürzt und wie er, ſeiner Ausſage nach, das gefährliche Wagniß doch nur unternommen, weil er die Geliebte am Fenſter des Pfarrhauſes erblickt; wie ſie dann während Roberts Krankheit mehr und mehr ſich gefunden, wie ſie durch Eingehen eines geſchwiſterlichen Verhältniſſes über die Natur ihrer Gefühle ſich zu täuſchen geſucht, wie endlich Thekla geſtern Abend durch einen unwiderſtehlichen, geheimnißvollen Zug nochmals aus ihrem Thurmzimmer auf die Wippoklippe geführt worden.

Nur eine furchtbare Stelle in ihrer Geſchichte berührten ſie wie infolge ſtillſchweigender Uebereinkunſt nicht wieder, das Geheimniß, welches Robert von Twerenbold erfahren. Robert hatte geſtern noch der Geliebten das Gräßliche im Umriß angedeutet und nun war es einſtweilen unter ihnen abgethan.

Die Erinnerung an dieſen nächtlichen Gräuel paßte nicht in die ſonnige Exiſtenz des Gluriţhals, wo die Lieenden die Hochgenüſſe der Freiheit und Einſamkeit in vollen Zügen ſchlürften. Thekla's glückliches Naturell entfaltete ſich jetzt, im Sonnenſchein des Glückes, zur vollſten Blüthe. Ihre reizende Natürlichkeit, allem gemachten Pathos entſchieden abgewandt, aber von ſeelenvollſter Innigkeit und Glut, wurde für Robert ein unerſchöpflicher Quell des Entzückens. Ihre bezaubernde Heiterkeit wiſchte eine Falte des Peſſimiſmus nach der andern aus ſeiner Seele und von ſeiner Stirne. Er ſtimmte mit ein in ihre Lieder und in ihr fröhliches Lachen. Sie entwarfen reizende Pläne für die Zukunft, wie ſie übers Meer in fremdes Land ziehen wollten, um ſich dort ein durch Arbeit gewürztes neues Leben zu gründen, weit hinter ſich all den Wuſt der alten Welt.

Da neckte ihn wohl Thekla damit, daß er dann ſeinem Ariſtokratiſmus werde entſagen müſſen.

„Wenn ich mit dir und für dich leben darf, werde ich auch eine andere Exiſtenz ſchön finden“, erwiderte er.

Mit den Zukunftsplänen wechſelte der heiterſte Genuß der Gegenwart. Sie rüſteten mit dem Eifer ſpielender Kinder ihre einfachen Mahlzeiten, kletterten ſich verſteckend und ſuchend an den Halden umher, beobachteten ſtundenlang die Prachterſcheinungen des Tages und der Nacht an den Bergkoloſſen, hinter welchen ſie ſo ſüß geborgen waren, ſchauten dem majeſtätiſchen Flug des Adlers und Bartgeiers zu, angelten in dem kleinen See, haſchten Schmetterlinge, belauſchten den Neſtbau der Bachſtelze, beſchlichen die Höhlenwohnung des Murmelthiers.

Müde von alledem, griffen ſie dann wohl auch nach dem kleinen Büchervorrath, welcher von Thekla's vorjährigem Aufenthalt her in der Hütte vorhanden war, und auf weiches Moos im Schatten gelagert laſen ſie einander vor. So ſtießen ſie in einer dieſer Stunden, in Novalis' Fragmenten blätternd, auf die Stelle: „Eine Verbindung, die auch für den Tod geſchloſſen iſt, iſt eine Hochzeit, die uns eine Genoſſin für die Nacht gibt. Im Tode iſt die Liebe am ſüßeſten; für die Liebenden iſt der Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß ſüßer Myſterien."

Sie ſahen ſich lange dabei an und ein unerklärlich ſeltſamer, tiefſchmerzlicher und doch wolluſtvoller Schauer überflog ihre Herzen.

Aber die Gegenwart behauptete ihr Recht und ließ kein banges Ahnen aufkommen. Sie hatten auch eine Lektüre, welche ſie wunderſam anzog und feſſelte, des alten Meiſters Gottfried von Straßburg Gedicht von Triſtan und Iſolde, die farbenglühendſte, üppigſte Blüthendolde der Poeſie des Mittelalters. Sie konnten nicht müde werden, in dieſer herrlichen Dichtung die von Schönheit überfließende Schilderung von dem Liebeleben des in die Wildniß verwieſenen Paares in der Minnengrotte zu leſen. Harmonirte dieſe von dem Dichter mit den reizendſten Farben ausgemalte Situation doch wunderſam mit ihrer eigenen und gab es da Stellen, die ſie wörtlich auf ſich beziehen konnten.

Was Wunder, daß ihnen zuletzt Poeſie und Wirk- chkeit zu einem Strom innigſten Befriedigtſeins zuſam- enrann? Ihre Bergeinſamkeit wurde ihnen zur Glück- ligkeitsinſel des Märchens, die, losgelöſt von der Erde, m freien Himmelsraume ſchwelgeriſch ſchwebte, und wie e die Welt tief zu ihren Füßen vergeſſen hatten, ſo nnten ſie träumen, daß auch da drunten an ihre ſelige erſchollenheit geglaubt würde.

## 18.

## Die Nuns! Die Nuns!

So lebten ſie halkyoniſche Tage und ſelige Nächte.

Robert lernte es jetzt erſt verſtehen, daß im Weibe das Räthſel der Schöpfung ruhe, denn der Schönheit göttliche Bedeutung für die Welt ging ihm auf. In den Armen der Geliebten verſtand er die ganze Ungeheuerlichkeit des Wahns, welcher den Menſchen zum Haſſer der Welt und Natur machen will, zu einer Abſtraktion, zu einem hohlen Schemen, einem Ding, deſſen Zweck gar nicht abzuſehen wäre. In dem Gefühle der Vereinſamung, womit er früher durchs Leben gegangen, war ihm dieſes freilich ſehr zwecklos vorgekommen, nicht der Mühe werth, gelebt zu werden. Jetzt aber fühlte er mit Entzücken die tauſend ſüßen Bande, welche den Menſchen ans Daſein feſſeln, ſowie er nur erſt angefangen, für ein anderes Weſen zu leben. Thekla ihrerſeits verbreitete rings um ſich das beſeligende Gefühl, daß das Weib erſt durch die Liebe ſeinen wahren Halt und Inhalt gewinne, und offenbarte in tauſend holden Zügen die Eigenſchaft echter Weiblichkeit, im Empfangen ein unendliches Geben walten zu laſſen. Sie beſaß im vollſten Maße das Geheimniß, das Sinnliche zu Geiſtigem zu verklären, und in dieſem Sinne kann man ſagen, daß dem Bunde der beiden die höhere Weihe nicht fehlte.

Thekla beſaß auch im hohen Grade die frauenhafte Fähigkeit, dem Augenblick zu leben, eine Eigenſchaft, deren Mangel dem Manne oft die beſten Stunden des Daſeins verbittert. Der Geiſt des Mannes ſtrebt ins Weite und Ferne, das Gemüth der Frau weiß in dem Nächſtliegenden ſein Genügen zu ſuchen und zu finden; daher auch verſteht ſie intenſiver zu genießen und ſich zu freuen als jener. Manchmal, wenn ein jähes Bangen Robert aus ſeinen Entzückungen aufſchreckte, mußte ſie ihm beſchwichtigend die Hand auf die Stirne legen, und wenn er, die Beſorgniß des Erwachens aus dieſem Traum von Glück äußerte, ſtimmte ſie auch wohl mit einem kecken Jodler das Lied an:

„Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch ſiehe, die Sterne,
Die leuchten und ſtehn.
So auch mit der Liebe,
Der treuen, geſchicht;
Sie reget und weget
Und ändert ſich nicht.“

Am vierten Tage ihrer Villeggiatur im Glurithal waren ſie in der Morgenfrühe am Bach hinaufgegangen, um eine größere Streiferei zu unternehmen. Sie beſuchten den Gletſcher, gingen dann quer über die Ausläufer deſſelben rechtshin, ſtiegen die unterſte Terraſſe des Klakenſtocks hinan und beſuchten den auf einem kleinen Plateau gelegenen Klakenſee, in welchen die Rinnſale der Oſtſeite des Bergkoloſſes münden.

„Es iſt, als blickte einen aus dieſen einſamen Hochſeen das Auge des Geiſtes der Wildniß an“, ſagte Robert.

„Ja, oder die Poeſie Lenau's“, entgegnete Thekla. „Wie dieſe, hat auch die Scene hier mit ihren wilden Felſengruppen und dem ſchwarzblauen Waſſerkeſſel in der Mitte etwas unbeſchreiblich Melancholiſches und doch wieder einen geheimnißvollen Reiz. Aber ſieh, wie ſchön, wenn man den Blick von den ſtarren Zacken und ſchimmernden Firnen auf unſer Thälchen hinunterwendet. Ach, Robert, in dieſer wundervollen Bergeinſamkeit fühle ich, daß es mir doch recht ſchwer werden wird, die ſchöne deutſche Erde zu verlaſſen, wie gut ich auch einſehe, daß das, ſo, wie es in den letzten Tagen mit uns geworden, eine unabänderliche Nothwendigkeit iſt.“

„Ich preiſe mein Geſchick, daß es mir dieſe Nothwendigkeit auferlegt, liebes Herz. Ja, wenn es uns vergönnt wäre, hier oben zu leben, fern von all den menſchlichen Wirrſalen, dann wohl! Da wir aber aus dieſem entzückenden Idyll wieder hinaus müſſen, ſo wollen wir mit einem recht großen Sprung zugleich auch aus der deutſchen Miſère hinaus. Ich ſage mit Platen: ‚Wie bin ich ſatt von meinem Vaterlande!‘“

„Sprich nicht ſo, Robert. Hätte das Schickſal es anders mit uns gefügt, ich wünſchte mir kein beſſer

Glück, als an deiner Seite im Vaterlande zu leben, in einem Kreiſe der Thätigkeit, welcher deinen Gaben und Kräften entſpräche. Es ringt ſich doch allmälig das Bewußtſein durch, daß es etwas Beſſeres als ein Unglück iſt, ein Deutſcher zu ſein. Es ruht in unſerem Volk eine herrliche, unverwüſtliche Kraft. Was hat es die Jahrhunderte herab nicht durchgemacht und gelitten, wie ungünſtig hat ſeine Geſchichte ſich geſtaltet, welche furchtbaren Hinderniſſe ſind ſeiner Entwickelung von allen Seiten her in den Weg geworfen worden! Und doch iſt es ſtätig vorwärts geſchritten und ſchreitet unaufhaltſam vorwärts, obzwar langſam."

Unter Fortführung dieſes Geſprächs ſtiegen die beiden die Halden hinab thalwärts. Im Schatten eines überhängenden Felſens lagerten ſie ſich auf das weiche Moos, um Raſt zu halten.

Der Tag war ſehr ſchwül geweſen. In der Nacht hatte ein heftiger Föhn zu wehen begonnen und allmälig ſchwere Wolkenmaſſen vom Süden heraufgeführt, die ſich unter dem Einfluſſe des Windes in ſeltſamſten und ſchnell wechſelnden Bildungen um die Schneekuppen lagerten. Noch vermochte die Sonne das Dunſtgewirr zu beherrſchen, aber nach und nach trat ſie hinter einen Wolkenvorhang zurück, deſſen Farbe ins Bleigraue ſpielte.

Vom langen Wandern ermüdet, gaben die Liebenden dem Eindruck der laſtenden Schwüle nach. Sie hatten nur eine kurze Weile unter dem Felſen raſten wollen, überließen ſich aber ſorglos der eigenthümlichen Abſpannung, welche der Föhn im Gefolge hat. Thekla machte noch ſcherzend die Bemerkung, ſie fühle ſich von einer göttlichen Faulheit angewandelt und es ſei hier ein paſſendſter Ort zur Sieſta. Dann ſtockte das Geſpräch. Robert vergnügte ſich noch einige Minuten damit, in ſtiller Freude die ſchlummernde Geliebte anzuſehen, dann nickte auch er ein und bald lagen beide in tiefem Mittagsſchlummer.

Sie mochten über eine Stunde geſchlafen haben, da war es Robert im Schlafe, als hörte er über ſich ein dumpfes Brauſen und Rollen. Schlafmüde verſuchte er ſich aufzurichten, fiel aber wieder zurück, bis plötzlich ein greller Lichtſchein ihm durch die geſchloſſenen Wimpern zuckte. Im nächſten Augenblick fühlte er ſich an der Hand gefaßt und barſch vom Boden emporgeriſſen. Dann, bevor er noch klar um ſich blicken konnte, ſchlug durch einen verhallenden Donnerſchlag der Schrei an ſein Ohr:

„Die Runs! Die Runs!“

Ein trefflicher Naturforſcher der Alpenwelt hat uns, wie von mancher andern Erſcheinung des Naturlebens derſelben, auch von den Bergrunſen eine maleriſch anſchauliche Schilderung gegeben, welcher nahezukommen wir uns nicht zutrauen. Er ſagt:

‚Der warme Föhn weht eine Weile oben im Gebirge, löſt und lockert die Kriſtalle der Schneefelder, ſchmilzt die erweichten oberen und Seitentheile derſelben. So ſtark er aber auch ſchmilzt und mit wunderbarer

Nacht in zwei, drei Tagen oft fußhohe Schichten Schnees ſtundenweit von den Bergen hebt, ſo iſt die Schmelzung doch nicht gefährlich, ſolange er weht, indem er durch ſeine Wärme eine unberechenbare Verdunſtung der Waſſertheile unterhält. Wenn ſich aber die ſo überſättigte Atmoſphäre zu ſchweren Wolken verdichtet und dieſe in ſchwerem Regen herabſtrömen, der föhnverwandelte Schnee auf den noch unverwandelten, aber vorbereiteten, gelockerten, der warme Regen auf den thauenden Schnee und die in allen Poren ſchon waſſervolle Erdſchicht, dann werden alle Höhen zu Quellen und alle Bodenarten zu Bächen und — die Runs (von rinnen) geht! Ja, ſie geht. Sie ſpringt, ſtürzt, wüthet bergab, ſie tobt mit donnernden Fluten zu Thal. Von allen Halden rinnen die Bächlein ſtürmiſch mit immer beſchleunigterem Lauf, oft in Stürzen über Felſenmaſſen der Tiefe zu, ſammeln ſich bald, da bald dort zu größeren Bächen und finden das ſie zuſammenfaſſende Bergbachbett oft erſt unmittelbar über dem Thalgrund, nachdem ſie ſich ihren Weg durch Triſten und Wälder gebahnt, Erde, Steine, Bäume ausgeriſſen und zu unbezähmbarer Heftigkeit angewachſen ſind. Und dem Tanze der Bergwaſſer ziehen flammende Wetterwolken als Spielleute voraus. Der Abend wird zur Nacht mit dämoniſcher Beleuchtung. Blitz folgt auf Blitz; die zuckenden, ſprühenden Schlangen kreuzen ſich am Horizont und treffen mit zerſchmetternden Pfeilen die Felswände. Schlag auf Schlag ſtürzt der Donner nach, ohne Pauſe, nur mit einem Wechſel von helleren Schlägen und dumpferem Rollen. Jeder Donnerſchlag aber wird zu einem zehnfachen, rings von den nackten Bergwänden zurückgeworfen, in allen Flühen nachhallend. Wenig Regen fällt im Thal; die ſchwerſten Wolken haben ſich an den ſteilen Halden der Alp geballt und jagen mit dem Winde nur einzelne Schauer ſchwerer Tropfen in die Tiefe. Die Runs kommt. Horch! Droben rauſcht es immer hohler und gewaltiger. Das iſt nicht der Donner. Es kracht wie von Baumſturz und klappert wie von Steinrollen. Bei den nächſten Blitzen ein Blick in die Höhe — da oben geht es fürchterlich her. Man erkennt es halb, das nahende Unglück. Man ſieht es, undeutlich zwar, aber doch nur zu gewiß — die Höhen ſind zu einem Meere geworden. Gelbe Waſſerfluten ſtürzen von allen Hängen, dem oberſten Tobel zu. Jetzt bricht's herein — die Runs kommt!“

Sie kam auch hier, ſie brach von allen Seiten ins Gurithal herein, aber am furchtbarſten von den Gehängen des Klakenſtocks hernieder.

Die Scene war ſchrecklich verändert.

Eingemummt in graue, tiefherabhängende Wolken, waren die Bergſpitzen unſichtbar geworden. Durch die Thalſohle fegte ein toſender Wind, bald zu kurzen, pfeifenden Stößen anſetzend, bald mit orkanartigem Brauſen dahinfahrend. Die mit elektriſchen Dünſten überladene Luft entlud ſich in unaufhörlich ſich kreuzenden Blitzen und der ſchmetternde Donner machte die

Erde beben. Dazwiſchen fielen ſchwere Tropfen und von droben herab kam ein unheimliches Rauſchen, Krachen und Dröhnen.

„Die Runs! Die Runs!“

In dem Manne, der ihm dieſe Worte zuſchrie und ihn an der Hand gepackt hielt, erkannte Robert Twerenbold, deſſen Anblick den jungen Mann im erſten Moment des Erwachens das gefahrdrohende Ausſehen der Landſchaft ganz vergeſſen ließ.

Voll Zorn über das Erſcheinen des Abenteurers an dieſem Orte, machte er ſich von ihm los, ſtieß ihn zurück und ſagte:

„Was wollen Sie hier? Packen Sie ſich!“

„Sind Sie toll, Herr?“ verſetzte Twerenbold. „Rechne, Sie ſind es. Machen Sie doch gefälligſt die Augen auf. Sage Ihnen, die Runs geht! Noch zehn Minuten, bah, keine fünf, und die ganze Schuttflut wäre über Sie hergeſtürzt.“

Thekla war inzwiſchen mit einem Schreckensruf aufgeſprungen und hatte ſich an Roberts Arm gehängt.

„Was will der abſcheuliche Menſch hier?“ flüſterte ſie ihm zu.

„Wir müſſen ihm dankbar ſein für die Störung, Thekla. Die Runs geht!“

„Was ſoll das Palaver?“ fragte Twerenbold barſch. „Bitt' um Entſchuldigung, Madame, aber wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Hört, wie's da oben kracht! Ha, bei Jove, rechne, der Klakenſee iſt ausgebrochen. Fort, fort, wenn Ihnen das Leben lieb iſt!"

Sie eilten bergab. Ein Blick zurück und aufwärts zeigte ihnen das Schreckniß.

Ueber die Halden herab, welche das Fußgeſtell des Klakenſtocks bilden, wälzte ſich die ſtürzende Runs, ein breiter, wüſter Strom, Bäume, Felsblöcke und Geröll mit ſich reißend, in wüthendem, unaufhaltſamem Sturz das ganze Thal mit Verſchüttung bedrohend.

„Wir können der Runs nur entrinnen", ſchrie Twerenbold, „indem wir über den Gluribach ſetzen."

„Ja", gab Robert zurück, „wir müſſen hindurch."

„Voran, Herr Graf! Ha, da haben wir die Beſcherung! Die Runs hat die Thalſohle erreicht. Raſch, raſch!"

Robert ſchwang die Geliebte auf ſeine Arme und ſtürzte ſich in den hochgeſchwollenen Gletſcherbach, Twerenbold ihnen nach.

Es kam alles darauf an, durch den Bach zu gelangen, bevor ſich die Runs mit demſelben vereinigte.

Aber auch der Gletſcher ſchüttete unter dem Einfluß des Hochgewitters wüthende Fluten aus ſeinen Eismaſſen.

Das Waſſer ging Robert bis über die Bruſt, er fühlte, daß er in der raſenden Strömung den Boden unter den Füßen verlor.

Thekla las die Todesangſt, welche er um ſie empfand, in ſeinen Augen.

„Laß mich los, Robert“, rief ſie aus. „Allein biſt du im Stande, dich zu retten.“

Er drückte ſie nur feſter an ſich.

„Wir ſterben wenigſtens zuſammen“, keuchte er, mit letzter Kraft gegen den wüthenden Strom ankämpfend.

„Oh, nein, nicht ſterben!“ gab ſie zurück. „Warum jetzt ſterben, da uns das Leben ſo ſchön geworden?“

Des Daſeins ſüße Gewohnheit machte ſelbſt inmitten dieſer Schrecken ihre Macht geltend.

Ein furchtbarer Anprall neuer Fluten riß das Paar mit ſich fort.

Aber nur wenige Schritte weit.

Twerenbold hatte die Tiefe des Rinnſals hinter ſich und wieder feſten Fuß gefaßt. Mit herkuliſcher Kraft faßte er das Paar, als es an ihm vorbeigewirbelt wurde, riß die Gräfin aus Roberts Armen, ſchwang ſie ſich auf die Schulter und ſchrie mit einer das Toben des Gewitters beherrſchenden Stimme Robert zu:

„Links geſchwenkt, Mann! Klariren Sie aus der Strömung! Linkshin, linkshin! — So iſt's recht. Kalkulire, Sie ſind ein tüchtiger Schwimmer.“

Wenige Augenblicke nachher befanden ſich alle drei auf feſtem Boden und kletterten eine ſteile Halde hinan, wo ſie ſich bald außerhalb des Bereichs der Gefahr befanden.

Der Rückblick auf das Thal war ſchrecklich.

Die vom Klakenſtock herabgekommene Runs hatte ſich mit dem Gluribach vereinigt und ein trüber Strom füllte mit wildem Gebrauſe die ganze Einſattelung, alles, was ihm entgegenſtand, mit ſich fortwälzend. Der zur Inſel führende Steg war längſt weggeriſſen und der ungeheure Felsblock, in deſſen Schutz die Hütte ſtand, ragte nur noch mit dem Haupte aus dem tobenden Waſſer hervor. Die Zerſtörung des reizenden Ortes, wo die Liebenden ſo paradieſiſche Tage gelebt, war vollſtändig.

Es ſchnitt den beiden durch die Seele, mitanſehen zu müſſen, wie das Gebälke der Hütte, welche ihnen zum Himmel geworden, von den wüſten Fluten davongeführt wurde. Sie ſtarrten mit einem unbeſchreiblichen Gefühle des Entſetzens und der Trauer auf die Verheerung hinab und ihre Beklommenheit wurde durch die Anweſenheit Twerenbold's noch ungemein geſteigert. War es ja doch ſchon höchſt peinlich, nach einem ſolchen Erlebniß kein Wort der Zärtlichkeit tauſchen zu können und ſich auf Blicke beſchränken zu müſſen.

Der Abenteurer ſeinerſeits ſchien ſich aus der ganzen Sache nicht viel zu machen.

„Brr", ſagte er, ſich ſchüttelnd, „das war ein naſſes Abenteuer. Verflucht zudringliche Dinger, dieſe hölliſchen Runſen, kalkulir' ich. Hei, da geht ja des Gluricprials Baracke zum Teufel, allwo, ſagen die Leute, ihr ehemaliger Bewohner ſchon lange ſich befinden ſoll."

Und eine mit Leder überzogene Flaſche hervorziehend, entſtöpſelte er ſie und fuhr fort:

„Da, Herr Graf, beſtimmen Sie die gnädige Frau, einen Schluck zu nehmen, und nehmen Sie ſelbſt einen.

Ohne Umſtände — es iſt nothwendig, um der Erkältung von innen aus einigermaßen entgegenzuwirken. Und nun wollen wir uns auf den Marſch machen. Das Gewitter iſt zwar am Ausmachen, aber ich denke, Sie werden nichts dagegen haben, von hier wegzukommen. Sieht jetzt hier omnipotent inkomfortabel aus, kalkulir' ich. Ja, die Berge haben verfluchte Tücken. Aber wir können nicht dem Lauf des Gluribachs nach heimwärts gehen. Der iſt jetzt rabiat, wie ein beſoffener Indianer. Muß mir daher, rechne ich, die Freiheit nehmen, Sie einen andern Weg zu führen, der mir noch von der Zeit her bekannt iſt, wo ich zuweilen die Ehre hatte, den Glurichrial hier zu beſuchen. Dieſer Weg iſt viel kürzer als der andere, wenn auch ein bißchen abſchüſſig."

Im Gefühle des außerordentlichen Dienſtes, welchen ihnen der Abenteurer geleiſtet, ſuchte Robert ſeinen Widerwillen gegen den Mann möglichſt zu bemeiſtern.

„Darf ich fragen, Herr Twerenbold", ſagte er, „was Sie ins Glurithal heraufgeführt hat und wie Sie in den Fall kamen, uns im entſcheidenden Augenblick zu treffen?"

„Das ging ganz einfach zu", verſetzte der Gefragte. „Ich ſah Sie vor drei Tagen in der Morgenfrühe über den See fahren, und da Sie in der Bucht landeten, wo der Gluribach mündet, kalkulirt' ich, Sie wollten eine Bergfahrt machen. Dachte aber weiter nicht mehr an die Sache, bis ich heute Vormittag von der Einſiedelei von Sankt-Georg am Seeufer heraufſchlenderte und bei dieſer Gelegenheit Ihre Barke noch in der Bucht bemerkte. Fiel mir das auf. Hatte die Notion, könnte Ihnen in den Bergen oben ſchier ein Unglück paſſirt ſein, und ſtieg daher ins Glurithal hinauf, um nach Ihnen auszuſehen. Ging in die Hütte auf der Inſel und fand da Spuren, daß Sie noch vor wenigen Stunden dort geweſen ſein mußten. Wollte mir dann, da ich hier oben war, auch mal wieder den Gurigletſcher und den Klakenſee angucken. That ſo. Fand aber für gut, mich vom Klakenſee aus rückwärts zu koncentriren, wie heutzutage die Fabrikanten militäriſcher Bulletins ſich ausdrücken, wenn ſie von Rückzug oder Flucht ſprechen wollen. Wohl, koncentrirte mich alſo rückwärts und bergab und bei dieſer Gelegenheit fand ich Sie unter dem Felſen und nahm mir die Freiheit, Sie in Ihrer Sieſta zu ſtören, was, rechne ich, die Runs bald darauf in noch ungenirterer Weiſe gethan haben würde."

„Wir ſind Ihnen hoch verpflichtet, Herr Twerenbold", entgegnete Robert. „Sie haben der Gräfin und mir das Leben gerettet. Ich bitte Sie, zu glauben, daß mein Dankgefühl gegen Sie das lebhafteſte und aufrichtigſte iſt."

„Bah, die Sache iſt kaum der Rede werth, oder, falls ſie es iſt, ſo mag Sie Ihnen, rechne ich, den Beweis liefern, daß der alte Twerenbold nicht der Mann iſt, welcher ſeine Freunde in der Noth im Stiche läßt. Aber genug davon! Achten Sie auf die Frau Gräfin. Der Weg iſt zwar nicht gerade gefährlich, immerhin aber ach dieſem allmächtigen Wolkenbruch ſo, daß darauf ein rter Frauenſuß einer Stütze bedarf.“

Twerenbold, der als Führer voranging, bog, nach-em ſie, immer ſteigend, oberhalb eines Arvengehölzes uf einem kleinen Plateau angekommen, linksab und in ne Schlucht hinein, wo zwiſchen himmelhohen Fels-änden ein ſchmaler, mit Gras überwucherter Paß ſich inwand, erſt eine Strecke eben fortlaufend, dann ſchroff ein Gewirr von Klüften ſich hinabſenkend.

Etwas hinter ihrem Führer zurückbleibend, fanden ie Liebenden Gelegenheit, ihre Empfindungen über das uletzt Erlebte flüſternd auszutauſchen. Thekla war un-ewöhnlich ergriffen und konnte ſich, ihrer ſtarken und ſten Natur zuwider, in den unglücklichen Ausgang ihrer Villeggiatur noch immer nicht recht finden. Der Stoß ar denn doch ein zu plötzlicher und zu heftiger ge-eſen, um das Nervenſyſtem einer Frau nicht zu irri-iren. Die zarte Beſorgtheit, womit Robert über jeden hrer Schritte wachte, die Innigkeit, welche aus ſeinen Fragen über ihr Beſinden ſprach, beruhigte ſie zwar inigermaßen, allein auf dem Grunde ihres Herzens brütete doch ein düſteres Bangen.

„Es war eine furchtbare Störung des himmliſchen Zaubers“, äußerte ſie. „Und daß gerade dieſer Menſch as Bedrohliche von uns wenden mußte! Robert, mir ſchaudert vor ihm.“

„Bedenke, er hat dein Leben gerettet, liebes Herz. Ich könnte ihn darum faſt lieben.“

„Ich weiß, Robert, ich ſollte ihm dankbar ſein, aber ſeit ich ihn in dem Hohlweg drüben am Schwarriſerſt mit der Wildheit eines Tigers vor dir ſtehen ſah, flößt er mir Grauen ein.“

Twerenbold fand es durchaus nicht nach ſeinem Geſchmacke, ſo ſchweigſam dahinzuwandern, und nachdem er die beiden eine Weile unter ſich hatte flüſtern laſſen, wandte er ſich nach ihnen um und ſagte:

„Sie müſſen wiſſen, daß ich Sie eigentlich einen verbotenen Weg führe. Lebte der Gluricyriak noch, hätte ich es kaum wagen mögen.“

„Wie ſo denn?“ fragte Robert, welcher zwar des Geſprächs mit Twerenbold gern überhoben geweſen wäre, allein wohl oder übel darauf eingehen mußte, um nicht undankbar zu erſcheinen.

„Wie ſo?“ verſetzte der Abenteurer. „Hm, rechne, war das ein Geheimpfad, welchen nur der Gluricyriak und ſein Freund, der Einſiedler von Sankt-Georg, kannten. Ein Zufall ließ auch mich den Weg kennen lernen, aber ich hätte das ums Haar mit dem Leben bezahlt.“

„Der Einſiedler von Sankt-Georg war der Freund des berüchtigten Wilddiebs?“

„Ei freilich. War, der alte Jukundus ein fideles Haus, der ſich, kalkulir' ich, die Kutte nicht allzu ſchwer werden ließ. Er war es, der den Handelsverkehr des Gluricyriaks mit der Welt vermittelte, und manche liebe lange Nacht haben die beiden drunten in der Einſiedelei mit einander gezecht. Zu der Zeit nun, wo die Men-

den an allerhand romantiſchen Schnurren Gefallen fin-
zn, war auch ich mal drauf verſeſſen, Gemſen zu
ſgen, 'ne dumme Grille, kalkulir' ich, aber was hat
an nicht alles für Grillen, wenn man jung iſt? Wohl,
wllte alſo abſolut mal eine Gemſe ſchießen. Nun
üſſen Sie aber wiſſen, daß damals der ganze Gebirgs-
ck unter dem Banne des Gluricyrials lag, welcher es
rch ſeine Liſt und Verwegenheit dahin gebracht, daß das
ſetz es aufgegeben hatte, ſich mit ihm zu beſchäftigen.
r hatte alle Verſuche, ſeiner habhaft zu werden, verei-
lt und der ganzen Bevölkerung ringsum einen ſolchen
ſpekt einzuflößen gewußt, daß ſich keiner getraute, et-
as gegen ihn zu unternehmen. Er war ſchlauer als
en Fuchs, gefürchteter als der Teufel, ein Mann von
renmäßiger Stärke, untäuſchbarem Adlerauge und nie
blender Hand. Man fand es zuletzt ganz in der Ord-
ung, daß der Gluricyrial ein ausſchließliches Jagdrecht
uf das ganze Bergrevier anſprach. Man hatte Grund
azu, denn mehrere kecke Jäger, welche thatſächlich gegen
ieſes angemaßte Recht proteſtirten, waren von ihren
Jagdzügen in das Hochgebirge nie wieder heimgekehrt.
Wie man ſagte, hatte der Mann gegen dreißig Men-
ſchenleben auf ſeiner Seele, welche, meinten die Leute,
nfehlbar dem Satan verſchrieben war. Dieſe Zahl
war, kalkulir' ich, jedenfalls übertrieben, aber daß ſich
er Gluricyrial nicht eben viel daraus machte, einen
Eindringling in ſein Revier niederzubüchſen, das zu er-
fahren hatte ich ſelber Gelegenheit. War nämlich eines

Tages über den See in die Einſiedelei herübergekommen, um von da aus eine botaniſche Excurſion in die Berge zu machen. Sah da bei dem Alten ſeinen vortrefflichen Stutzen und wandelte mich bei dieſem Anblick die Jagdluſt an. Der Alte warnte mich, es ſei mit dem Gluricyriak nicht zu ſpaßen; aber ich hielt das für Firlefanz, nahm Gewehr und Waidtaſche und kletterte auf gut Glück die Berge hinauf.

Es ging gegen den Herbſt zu, der Tag war ſchön und die Luft hell. Ich mochte ein paar Stunden geklettert ſein, als ich im Hintergunde einer tiefen Schlucht, von welcher aus ein kleiner Gletſcher berghinan lagerte, ein Halbdutzend Gemſen weiden ſah. Das Herz pochte mir ganz närriſch vor Freude, wie es der wunderliche Muſkel zu thun gewohnt iſt, wenn er in einem jungen Leib arbeitet. Heranſchleichend wunderte ich mich ſchier ein wenig, daß die ſcheuen Thiere, obwohl ſie mich bemerkt haben mußten, harmlos fortgraſten. Machte mich aber ſchußfertig und legte auf einen ſtattlichen Bock an, als plötzlich über mir ein Schuß fiel und eine Kugel ſo hart an meiner linken Schläfe vorbeipfiff, daß ſich im Todesſchreck mein Haar bergan ſträubte. Die Gemſen ſtoben auf den Gletſcher hinauf, der Stutzen entfiel mir und im nächſten Augenblick ſah ich den Gluricyriak eine jähe Fluh herab und auf mich zukommen. Sah der Kerl, kalkulir' ich, merkmäßig genug aus in ſeinem langen, eiſengrauen Haar und Bart, mit ſeinem abgewetterten grimmigen Geſicht und ſeinem aus dem Fell eines uchſes geſchnittenen Wams. Mechaniſch griff ich nach meinem Gewehr, allein der Gluricprial brachte ſeinen Doppelſtutzen blitzſchnell an die Wange und rief mir zu: ‚Laßt den Schießprügel liegen oder ich jag' Euch eine Kugel durch den Grind. Wollte Euch nicht kaltmachen, ſtündet ſonſt nicht mehr auf den Füßen; wollte Euch nur eine Warnung zugehen laſſen, daß Ihr ein andermal die Unverſchämtheit bleiben laßt, auf meinem Grund und Boden zu jagen und vollends da, wo ich meine Salzlecke habe und ſelber keine Gemſe ſchieße, geſchweige von anderen ſchießen laſſe. Verſtanden?‘ Der Mann ſprach ſo deutlich, durch Wort und Gebärde, daß man ihn wohl verſtehen mußte. Verſtand ihn auch ohne weiteres, und da ich damals noch ein Burſch war, der die Manier, die Leute herumzukriegen, nicht übel loshatte, machte ich ihn auch mich verſtehen. So wurde die Begegnung zum Anfang einer Bekanntſchaft mit dem gefürchteten Manne, die in der Folge zu einer Art von Freundſchaft ſich ſteigerte. Freilich legte ſich ſein feindſeliges Mißtrauen erſt dann, als ich ihm noch an jenem Tage eine hübſche Probe von Nervenfeſtigkeit gegeben. Das Ding war kein Spaß, kalkulir' ich.

Hatte mich leidlich mit ihm verſtändigt und eröffnete ihm ſofort, daß ich unter ſeinem Protektorat 'ne Gemſe ſchießen möchte. — ‚Habt Ihr Muth?‘ fragte er. — ‚Meine, ich habe eine ganz paſſable Portion‘, ſagt' ich. ‚Wohl, ſo will ich Euch zu einem Gamſl verhelfen, denk' ich. Kommt nur.‘ — Führte mich nun der Mann auf halsbrechenden Steigen tiefer in die Bergwildniß hinein und zeigte mir endlich eine kleine Heerde von Gemſen, die in der Ferne weideten, auf einer Fluh, welche akkurat ausſah, als hänge ſie in den Wolken. ‚Dort könnt Ihr zum Schuß kommen‘, ſagt' er, ‚aber merkt's Euch, der Weg dahin iſt gruſelig.‘ — ‚Nur voran, ich folge‘, ſagt' ich. Schnallte ſich alſo der Gluricyrial ſeinen Stutzen auf den Rücken und ich that ebenſo. Dann ging er voran und ich hinterdrein. So kamen wir zu einer ſenkrecht in ungeheure Tiefe abſtürzenden Felswand und betraten das ſchmale Geſims, welches an derſelben hinlief. Der Weg war in Wahrheit gruſelig, bei Jove! Hatte doch von Jugend auf das Bergklettern geübt, aber auf ſo 'nen Weg — wenn's überhaupt ein Weg war — — hatt' ich doch noch nie den Fuß geſetzt. In der ſchwindelerregenden Tiefe unter uns erſchienen die höchſten Kiefern und Arven ſo putzig klein wie Swifts Liliputer, unter jedem Fußtritt glitt die lockere Erde weg, dasölliſche Geſims wurde immer ſchmaler, an manchen Orten hatte es zudem weite Spalten, durch welche der Blick mit Schaudern in den Abgrund fiel, und zuletzt ſchien es ganz ausgehen zu wollen. Da, wo das Weiterkommen 'ne abſolute Unmöglichkeit zu ſein ſchien, blieb der Gluricyrial ſtehen, ſchrie mir mit halb über die Schulter gewandtem Kopf ein „Aufgepaßt!“ zu, packte mit beiden Händen einen vorſtehenden Felszacken und ſchwang ſich auf die hintere Seite deſſelben über den Abgrund hinweg. Puh! rechne, der kalte Schweiß tröpfelte mir

en der Stirne, als ich dieſes hölliſche Experiment ſah
nd es nachmachen mußte, maßen ein Umkehren kaum
nder gefährlich geweſen. Machte es alſo nach und gelang
s mir zu meiner eigenen nicht geringen Verwunderung.
erwunderte ſich auch der Gluricyriak mächtig und ſagte
n Schurke ganz naiv: ‚Hätte kaum gedacht, daß wir
f dieſer Seite des Felſens noch bei einander ſein
ürden. Aber kommt jetzt, haben die Gemſen umgangen,
uf ich.‘ Waren auch bald auf der Fluh, auf wel-
er wir die Gemſen von unten erblickt, und ſahen richtig
ne derſelben zu unſern Füßen am Rande des Abgrunds
iſchen den Alpenroſen liegen. ‚Nun ſchießt!‘ ſagte
ein Führer, und ich ſchoß. Sprang das Thier hoch
die Luft, überſchlug ſich und ſtürzte rücklings in den
bgrund. Dort ſah ich meine Beute auf dem Geröll
gen und wollte hinunterklettern, ſie zu holen. Wehrte
r aber der Gluricyriak das, indem er mit einem un-
nlichen Blicke ſagte: ‚Laßt ſie liegen. Was in dem
rab da unten liegt, liegt ſicher begraben.‘ Fiel mir,
s er das ſagte, ein, daß da herum vor etlichen Jahren
n armer Teufel von Gemsjäger ſpurlos verſchwunden.

Die Manier, womit ich gute Miene zum böſen
Spiele gemacht und das Abenteuer beſtanden hatte, ge-
nn mir die Zuneigung des Gluricyriaks, und zwar
einem Grade, daß er mich an ſeinen Wohnort auf
r Inſel im Glurithal mitnahm, eine Ehre, die, ſagte
, außer mir nur noch dem alten Jukundus widerfahren
. Von da ab hab' ich manche Gemſenjagd mit dem

Gluricyriak gemacht, ohne daß ich die erlegte Beute im Stiche laſſen mußte, wie jenes erſtemal. Auch in das ſonſt mit der eiferſüchtigſten Wachſamkeit bewahrte Geheimniß des Pfades, worauf wir jetzt gehen, wurde ich bei naherer Bekanntſchaft eingeweiht. Der Cyriak war ein merkwürdiger Menſch. Möchte wohl wiſſen, in welcher Gletſcherſpalte oder in welchem unzugänglichen Felſenſchrund ſeine Gebeine modern. Er war ein Original und ſicherlich einer der letzten Menſchen in Europa, die inmitten der Civiliſation und Polizirung eine freie halbwilde Exiſtenz zu führen wagten und wußten. Rechne, es zeugt von keinem geringen Grad von Energie, ſo ganz auf eigene Fauſt zu leben, wie der alte Wildſchütz that. Kümmerte ſich den Teufel um die Menſchen, haßte ſie bis zur Grauſamkeit. War der Mann in ſeiner Art auch ein großer Botaniker. Wußte mir über die Heil- und Unheilkräfte mancher Alpenpflanze Aufſchlüſſe zu geben, an welche noch kein Menſch gedacht hatte. War ein ganzer Kerl, frei wie der Lämmergeier und nicht eben viel gewiſſenhafter. Hatte manchmal kurioſe Schrullen, kalkulir' ich. War zum Beiſpiel mal auf den Einfall gekommen, der Frau des Sennen drüben auf der Wulpenalm zuzumuthen, daß ſie zwei ſeiner gezähmten Gemſen in dem Gemüſegärtlein, welches ſie ſich mit großer Mühe angelegt, weiden laſſe. That das die Frau aus Furcht eine Weile. Da ihr aber die Beſtien alles ruinirten, ward ſie ihrer überdrüſſig und brachte ihnen etwas bei, wovon ſie

epirten. Der Gluricyrial nahm das ſcheinbar ganz
ubig hin, aber kurz darauf ſtarb auch die Frau, wie der
ilde Kerl mit einem ganz eigenen Lächeln erzählte.“

Twerenbold wußte noch andere derartige Züge von
em berüchtigten Jäger zu erzählen, der in der Gegend
reits eine halbmythiſche Perſon geworden war. Seine
Mittheilungen waren nicht ohne Intereſſe und jedenfalls
nten ſie dazu, den höchſt ermüdenden Weg zu kürzen,
ſſen Ende Robert Thekla's wegen um ſo lebhafter her-
wünſchte, als das Unwetter, nachdem es in den oberen
uftregionen ausgetobt, jetzt in die Niederungen herab-
ſtiegen war und die vom Sturm gepeitſchten Wolken
ermals in einem heftigen Platzregen ſich zu entladen
annen.

„Was Sie uns da von dem Gluricyrial ſagen“,
merkte Robert, „erinnert in mehrfacher Beziehung an
e Mittheilungen, die uns Sealsfield in ſeinen Schriften
er die Squatter und Trapper der amerikaniſchen Wild-
iß gemacht hat.“

„Kenne dieſe Mittheilungen nicht“, verſetzte Tweren-
ld. „Aber was die Trapper betrifft, das ſind, bei
ere, oft omnipotent verzweifelte Kerle, primitive Men-
chen ſo zu ſagen, welche es mit dem, was die Leute
as Geſetz nennen, verdammt leicht nehmen, leichter noch
s der Gluricyrial, weil ihre Unbändigkeit einen weit
ößeren Spielraum hat. Gilt ihnen, kalkulir' ich, unter
mſtänden ein Menſchenleben nicht einen Schuß — bah,
as ſag' ich? — nicht ein Körnlein Pulver. Appliciren

einem ihr verwünſchtes Bowiekniefe zwiſchen der vierten und fünften Rippe, bevor man ja und Amen ſagen kann. Iſt ein Fakt. Sehen Sie da die Narbe an meiner linken Schläfe? Ein hübſches Andenken, nicht wahr? Verdanke es ſo 'nem Trappermeſſer. War da nach meiner Reiſe nach Oregon, die ich auch ſo ziemlich à la Trapper machte, in aller Unſchuld mit ſo 'nem Kerl zuſammengerathen und ſah mich der ewige Halunke ohne weiteres für einen Unterläufer an. Nennen dieſe Burſche jeden einen Unterläufer, welcher in die Gegend geräth, die ſie gerade als ihr ausſchließliches Jagdrevier anzuſehen belieben. Eine merkwürdige Gewohnheit das! Wohl, geriethen an einander und zwar auf einer ganz hübſchen Prairie jenſeits der Felſengebirge. Wollte mich der Hund ohne Umſtände aus der Prairie und nebenbei aus dem Leben ſpediren. Fand ich das aber nicht konvenabel, machte ihm daher etwas mehr Umſtände, als er erwartet haben mochte, und endigte der Spaß damit, daß er ſelbſt ſpedirt wurde. Ja, man glaubt oft zu ſchieben und wird geſchoben, ſagt das Sprichwort. — Doch genug von dieſer Materie. Sehen Sie dort unten den Felsblock, welcher von da aus ſchier einem rieſenhaften, auf ſeinen Hinterpfoten ſitzenden Bären gleicht. Sind wir um den herum, iſt unſer Weg zu Ende, denn wir ſtehen dann vor der Einſiedelei. Sie werden es ſich, rechne ich, ſchon für ein Stündchen bei der alten Lore gefallen laſſen. Der See tobt, daß es nicht rathſam iſt, jetzt die Ueberfahrt zu verſuchen, und wollten Sie den Geißenſteig verfolgen, welcher von der Einſiedelei durch das Felſenlabyrinth gegen die Donnerfallmühle hinabführt, hätten Sie in dem dummen Regen noch über eine Stunde zu klettern. Außerdem iſt es nöthig, daß die gnädige Frau aus den naſſen Kleidern komme, und wird die Lore eine Taſſe Thee oder ein Glas Glühwein ſofort fertig haben, was uns allen zu baß kommen ſoll, kalkulir' ich."

## 19.

## Aus alter Zeit.

In der That hatten ſie nur noch einige hundert Schritte zu gehen, bis ſie, um den von Twerenbold bezeichneten Felſen biegend, plötzlich die Einſiedelei vor ſich ſahen.

Robert betrat nur mit Widerwillen die Schwelle der Traumlore, aber die Umſtände ließen kaum eine Weigerung zu. Durch Nebel und Regen hindurch hörte man drunten den aufgeregten See ſeine Wogen mit Wuth an das Felſengeſtade ſchleudern, ſodaß es ein faſt wahnſinniges Unternehmen geweſen wäre, jetzt die Ueberfahrt zu wagen und noch dazu in dem gebrechlichen Weidling der Lore. Ein Blick Roberts auf ſeine Begleiterin machte ihm einleuchtend, daß er ſie ſchlechterdings den Unbilden der Witterung nicht länger ausſetzen dürfte, und zudem legte Thekla gar keine Abneigung an den Tag, die Bekanntſchaft der Einſiedlerin zu machen.

Twerenbold hatte inzwiſchen ſchon die Thüre der Hütte geöffnet und lud die beiden ein, ihm zu folgen.

In dem ſauber und blank gehaltenen Stübchen trat nen die Lore, von ihrem Sitz an der Ofenbank ſich rhebend, mit ruhigem Anſtand entgegen.

„Da bring' ich Euch Gäſte, liebe Lore“, ſagte der benteurer. „Sie werden hoffentlich willkommen ſein.“

„Sie ſind willkommen“, erwiderte die Frau mit rer gewohnten Gemeſſenheit in Wort und Haltung.

Robert bemühte ſich, ſeiner ehemaligen Wärterin, e er ſeit langen Jahren nicht mehr geſehen, ein freund- ches Geſicht zu zeigen. Was er vor wenigen Tagen n der Geſchichte dieſer Frau erfahren hatte, ließ ihm ieſelbe in einem ganz neuen Licht erſcheinen, und wenn ſeiner von Kindheit an eingewurzelten Abneigung ge- n ſie auch nicht vollſtändig gebieten konnte, ſo flößte m dieſes Weib mit den gramverſtörten Zügen und dem bleichten Haar, dieſes Weib, deſſen Schickſal mit dem er Familie Wippelſtein ſo traurig verflochten war, och eine gewiſſe Theilnahme ein.

Der Ausdruck dieſer Theilnahme in den Zügen des ngen Mannes entging dem ſcharfen Blicke der Traum- ere nicht und ſie wußte Robert gegenüber auf der Stelle den rechten Ton zu finden, indem ſie in ihr Be- ehmen eine Miſchung von Reſpekt und ruhiger Herz- ichkeit legte, welche allen Zwang beſeitigte.

Der Gräſin gegenüber ließ ſie mit richtigem Takt, hne irgendwie zudringlich oder gar ſervil zu erſcheinen, ne gewiſſe mütterliche Beſorgtheit walten, von welcher ch jene wohlthuend angeſprochen fühlte.

„Hurtig, liebe Lore“, ſagte Twerenbold in ſeiner lärmenden Manier. „Schafft der gnädigen Frau einen trockenen Anzug und uns Männern etwas Spirituoſes in den Leib. Mag ich erſchoſſen werden, wenn ich in dieſem Augenblicke nicht ein Königreich für 'ne Kanne Punſch oder Glühwein gäbe. Ja, Lore, der Gluribach — die Peſt auf ihn! — hat uns ſchlimm mitgeſpielt. Haben, kalkulir' ich, eine omnipotente Waſſerkur durchgemacht, von welcher Art von Kuren jetzt die Narren alles Heil für die leidende Menſchheit erwarten. Will für lange Zeit nichts mehr mit dem Waſſer zu thun haben. Iſt ein miſerables, aufdringliches, ekliges Zeug — iſt es nicht? Habe die Nation, iſt es. Aber wo find' ich Thee, Wein, Zucker? Heda, Lore, ſagt mir —“

„Ich ſag' Euch, Achaz, daß Ihr ruhig ſein ſollt. Je mehr Ihr ſo drein wüthet, deſto länger wird es anſtehen, bis Ihr habt, was Ihr wollt. Alles in der Ordnung. Geht und macht einſtweilen draußen auf dem Herde Feuer an und hängt den Waſſerkeſſel über. Bis er zum Sieden kommt, will ich dafür ſorgen, daß ſich die gnädige Frau umkleiden kann.“

Nach Verfluß einer halben Stunde hatten es ſich alle ſo behaglich gemacht, als es die Umſtände erlauben wollten. Robert kämpfte ein unangenehmes Gefühl nieder, als er Thekla in dem matronenhaft-ländlichen Sonntagsſtaat der Traumlore aus der Seitenkammer treten ſah. Die Gräfin, welche ihre gute Laune vollſtändig wiedergewonnen hatte, wußte ſich jedoch mit ſo viel

Geſchick und Munterkeit in die Maſkerade zu finden, daß ſie den jungen Mann bald zum Lächeln brachte.

Twerenbold, der zunächſt für nichts Anderes Sinn hatte, als ſich einen möglichſt ſtarken Glühwein zu brauen, ſetzte das dampfende Getränk auf den Tiſch und zugleich brachte die Traumlore den Thee herein.

„Wie doch das Leben die Leute zuſammenwürfelt!“ dachte Robert, als er ſich mit dem Abenteurer und der Traumlore am Tiſche ſitzen ſah.

Er fühlte in ſeinem Innerſten eine inſtinktmäßige Abneigung gegen die beiden und doch mußte er ſich ſagen, daß jene eher Grund hätten, ihm feindſelig geſinnt zu ſein. Er dachte an ihre Geſchichte, wie Twerenbold ſie ihm erzählt hatte, und da er an der Wahrheit dieſer Erzählung nicht zweifeln konnte, ſo konnte er ſich eines Zuges von Sympathie nicht erwehren. Vielleicht, ſagte er ſich, hätten dieſe zwei Menſchen mitſammen ein harmloſes und glückliches Leben geführt, wenn nicht ein dritter unheilvoll dazwiſchen getreten. Dieſer dritte — hätte ſich Robert nur, wie er wünſchte, der Erinnerung an denſelben entſchlagen können. Er ſah zu der Geliebten hinüber, aber auch ihr Anblick brachte ihm in dieſem Augenblick gerade nur den in Erinnerung, an welchen er nicht denken mochte. Regte ſich in ihm vielleicht „der Wurm, der nicht ſtirbt“? Er wandte die Blicke den Fenſtern zu, aber da fielen ſie auf den Strohkranz mit der düſteren Inſchrift Memento! — Wie viel Entſetzliches, Geahntes und Gewußtes, klebte an dieſen Strohhalmen! Er ſah die Lore büßend an der Kirchthüre ſtehen, büßend die Schuld ſeines Vaters, vielleicht aber eine noch ſchlimmere eigene. Wie war ſein Brüderlein geſtorben, über deſſen Tod Twerenbolds Erzählung mit einer grauenhaften Andeutung hinweggeſchlüpft? Auch in die Ahnengruft hinüber trug ihn die Phantaſie; er ſtand wieder vor dem Sarg ſeines unglücklichen jungen Vetters und überzeugte ſich von einer namenloſen That. Ihn ſchauderte und es überkam ihn ein Gefühl, als ſei auch er unrettbar den finſteren Mächten verfallen, welche in ſeine Familie Eingang gefunden hatten.

Thekla ihrerſeits hatte ſich von den Schrecken und Strapazen, welche dieſer Tag gebracht, bald wieder erholt. Die Art und Weiſe der Traumlore gefiel ihr und ſie ließ ſich mit derſelben in ein lebhaftes Geſpräch ein. Freilich ſtieß ihr zwiſchenhinein ein ſeltſames Bedenken auf, denn ſie bemerkte, daß die Augen der Einſiedlerin, während Robert den Strohkranz anſah, auf dem Geliebten mit einem Ausdruck hafteten, der einem liebenden Weibe Furcht einflößen konnte.

Es war einer jener züngelnden Schlangenblicke des Haſſes, wie wir ſchon früher einen aus den Augen der Lore brechen ſahen.

Das ging aber ſchnell vorüber und die Lore fiel ſpäter nicht durch die leiſeſte Gebärde mehr aus ihrer Rolle einer ruhig dienſtbefliſſenen Wirthin.

„Wird es Ihnen denn nie zu einſam in dieſem Felſenkeſſel hier, liebe Lore?“ fragte die Gräfin, in

Verlegenheit, wie ſie das abgebrochene Geſpräch wieder anknüpfen ſollte.

„Zu einſam, gnädige Frau? Was hätte ich denn noch unter den Menſchen zu ſuchen? Wenn Sie einmal in mein Alter kommen, werden Sie vielleicht auch erfahren haben, daß man um ſo ruhiger und folglich auch um ſo glücklicher iſt, je weniger man ſich mit den Leuten zu ſchaffen macht. Im übrigen liegt ja die Einſiedelei von Sankt-Georg nicht am Ende der Welt und lebe ich keineswegs ſo ganz einſam, wie Sie ſich vorſtellen mögen. Sonntags kommen die jungen Leute aus dem Dorf und aus den Bergen, erzählen mir ihre kleinen Leiden und verlangen meinen Rath. So bin ich immer ziemlich genau von allen Vorkommenheiten in der Gegend unterrichtet. Auch der alte Herr, der Pfarrer, ſpricht manchmal bei mir ein, wenn er glaubt, mein Gedächtniß könnte ihm inbetreff der alten Geſchichten, über welchen er jahraus jahrein grübelt, irgend einen Fingerzeig geben. Auch heute Vormittag war er da und er äußerte einige Beſorgniß über Ihr und des gnädigen Herrn Rittmeiſters langes Wegbleiben vom Schloſſe."

„Aber wir ließen ihm ja vor unſerem Weggang ſagen; daß wir eine längere Bergfahrt unternehmen wollten, und wollen ihm jedenfalls noch heute die Grundloſigkeit ſeiner Beſorgniſſe darthun. Der gute alte Herr iſt Ihnen ſehr geneigt, liebe Lore. Wenn einmal ſein großes Buch über den alten Götterdienſt in dieſer Gegend herauskommt, werden Sie ſich unter den Hauptquellen für ſeine Arbeit aufgeführt finden. Doch das erinnert mich daran, die Gelegenheit zu benutzen, um von Ihrer Kenntniß alter Sagen zu profitiren. Seit ich in Wippoltſtein lebe, hat mich die Geſchichte von jenem Wippo, den man den blutigen Grafen nennt, lebhaft angemuthet, ohne daß es mir gelungen wäre, ſie genau kennen zu lernen."

„Hat Sie Ihnen der Pfarrer nicht erzählt?"

„Nein, er ſagte, er wollte mir den Geſchmack an meinem lieben Pavillon auf der Wippoklippe nicht verleiden. Die ſoll ja der Schauplatz der gräßlichen Kataſtrophe dieſer Geſchichte geweſen ſein."

„Freilich. Und ſoll ich Ihnen etwa jenen hübſchen Ort verleiden, indem ich Ihnen die Sage erzähle? Sie iſt ſehr düſter."

„Um ſo beſſer. Das paßt zu dem Sturm, der da draußen heult. Uebrigens werden Sie mir meinen Pavillon nicht verleiden. Wenn man an keinem Orte mehr Gefallen finden könnte, der ſchon der Schauplatz von Düſterem oder Schrecklichem geweſen, ſo würde es mit dem Gefallenfinden überhaupt bald zu Ende ſein, denn wo Menſchen leben, exiſtirt kaum eine Stelle, die nicht ſchon irgend einmal mit Thränen oder Blut benetzt worden wäre."

„Das iſt ſehr wahr. Aber warum ſo traurige Bilder heraufrufen, wenn man ſo jung und glücklich iſt, wie Sie es ſind?"

„Warum? Wiſſen Sie denn nicht, liebe Lore, daß nan, ſolange man jung iſt, an allem Romantiſchen efallen findet? Ich habe das Bild dieſes blutigen rafen Wippo in meinem Zimmer hängen und möchte, enn ich es künftig anſehe, mehr von dem Original iſſen, als ich bisher in Erfahrung bringen konnte.“

„Gut, ſo hören Sie denn.“

Und nach einem kurzen Nachdenken begann die raumlore zu erzählen. Sie ſprach zuerſt eintönig und ecken, nach und nach aber ſchien ſich ihr eigenes Inte- ſſe an der Geſchichte zu ſteigern und ihre Rhapſodie, enn man es ſo nennen kann, erhob ſich zu einer ge- iſſen Energie, welche ihr auch die Aufmerkſamkeit Re- nts zuwandte, der während des Geſprächs der beiden rauen mit halbem Ohr einer Auseinanderſetzung Twe- nbolds über die Tugenden des Glühweins zugehört hatte.

Die Lore erzählte:

„Zur Zeit, als der dreißigjährige Krieg droben im Reich zu wüthen angefangen hatte, ſtand die alte Burg er Wippoltſteine, die jetzt in Ruinen liegt, noch in vol- er Feſtigkeit und Pracht. Der Burgherr war Graf Hanno und der hatte zwei Söhne, von denen der ältere Ottokar, der jüngere Wippo hieß. Ottokar war von anfter, faſt märchenhafter Gemüthsart und oft klagte er alte kriegeriſche Graf leiſe und laut, daß ſein Erſt- eborener aus der Art geſchlagen, weil er ſo gar mild ar und ſich lieber mit Büchern als mit ritterlichen Dingen zu ſchaffen machte. Wenn er ſich mit Bedauern arüber ausließ, pflegte er auch wohl beizufügen, es ſei ſchade, daß der rüſtige, wilde Wippo ein Jahr nach ſeinem Bruder zur Welt gekommen, denn der erſtere ſchiene ihm paſſender zum Stammhalter eines Hauſes von ſo altem kriegeriſchem Ruf. Ottokar, dem ſolche Klagen zu Ohren kamen, erbot ſich gegen den Vater, die Tonſur zu nehmen, um ſich der Gelahrtheit zu widmen, welche ihm mehr anſtände als Harniſch, Schwert und Roß. Dann könnte Wippo das Erbe übernehmen und ſo wäre allen dreien geholfen. Davon aber wollte der Graf nichts wiſſen, denn, ſagte er, das Herkommen iſt ein heilig Ding. Davon darf kein Tüpfelchen vergeben werden, ſonſt geht das ganze Geſchlecht zu ſchanden. Der Erſtgeborene iſt der Erſtgeborene und muß es bleiben; er kann ſeine Rechte weder verlieren noch vergeben. Und er verbot ſeinem Sohne Ottokar, ihm je wieder von ſolchem pflichtwidrigen Ding zu reden oder auch nur daran zu denken. Bald hatte er auch Veranlaſſung, die Vorliebe, mit welcher er auf Wippo zu blicken gewohnt war, zu beſchränken, und die Nachſicht, womit er den tollen Knabenſtreichen deſſelben zugeſehen, zu bereuen. Denn aus dem wilden Knaben Wippo wurde ein wilder Jüngling, deſſen Kraft zu unbändigen Leidenſchaften aufſchoß, welche auszutoben er durch keine Schranke ſich abhalten ließ. Milde Ermahnungen und ernſte Strafworte fruchteten gleich wenig und bald hatte ſich Wippo durch die bunteſten Abenteuer einen ſo ſchlimmen Ruf erworfen, daß demſelben nur ſeine anerkannte Meiſterſchaft in allen Uebungen des Kriegers und igers und ſein bis zur Tollkühnheit gehender Muth nigermaßen das Gleichgewicht hielten. Das Schlimmſte och war, daß er auf ſeinen Bruder einen bitteren aß geworfen. Er glaubte ſich durch denſelben um eine Stellung betrogen, die eigentlich ihm gebührte, und die ärtliche Liebe, womit ihm Ottokar begegnete, ſänftigte cht, ſondern ſteigerte nur ſeinen Ingrimm.

Da geſchah es, daß Graf Hanno mit dem ge- ammten Adel des Landes zu einem großen Ritterfeſt nüber nach Graz entboten wurde. Seine Söhne be- leiteten ihn. Wippe ſtach beim Turnier alle Gegner s dem Sattel und erhielt den Dank aus der Hand es ſchönſten der anweſenden Fräulein. Und das war e Tochter eines den Wippoltſteinern ſeit lange befreun- eten Hauſes, die Gräfin Thekla von Sachſelnſtein —“

„Thekla?“ unterbrach die Gräfin die Erzählerin appirt.

„Thekla von Sachſelnſtein“, fuhr die Traumlore ehmüthig fort. „Sie muß ſehr reizend geweſen ſein, nn der wilde Wippe, welchem bis dahin noch kein eib eine dauernde Neigung einzuflößen vermocht hatte, hlte ſich beim erſten Anblick von ihr gefeſſelt, für immer. Es war eine unglückſelige, verhängnißvolle Leidenſchaft e die Sage will, Thekla habe ſie erwidert.“

Hier ſah die Lore im Sprechen auf und bemerkte, aß die Blicke der Liebenden mit einem ſeltſamen Aus- ruck, halb Glut, halb Grauen, an einander hafteten. Ohne daß die beiden es wahrnahmen und ohne daß die

Erzählerin ihren Faden fallen ließ, fuhr über ihr ſtarres Geſicht ein fahles Zucken, das kam und ging wie ein Blitz.

„Ja, wenn die Sage nicht lügt — und warum ſollte ſie lügen? — erwiderte Thekla von Sachſelnſtein die Leidenſchaft des wilden Wippo. Es kam aber anders, als die beiden Liebesleute ſich es dachten. Ihre Väter hatten freilich ſchon ſeit Jahren das Uebereinkommen getroffen und feſtgehalten, daß zwiſchen ihren Kindern eine Heirat ſtattfinden ſollte; nur lautete der Pakt dahin, daß Thekla die Frau des Majoratserben von Wippoltſtein werden ſollte, nicht aber die des nachgeborenen Sohnes. Und die beiden Herren waren die Leute, ihren Beſchluß durchzuſetzen. Damals kehrte man ſich in vornehmen Häuſern nicht an die Thränen und Bitten eines Mägdeleins —“

„Damals! Bloß damals?“ flüſterte die Gräfin mit einem tiefen Seufzer in ſich hinein.

„Aber auch des halbraſenden Wippo Wüthen“, fuhr die Lore fort, „konnte den Gang der Sache nicht aufhalten. Bevor das Feſt zu Ende ging, war Thekla die Verlobte Ottokars, der ihr zwar keine ſo leidenſchaftliche Huldigung darbrachte wie ſein Bruder, aber vielleicht noch inniger ihr zugethan war. Als im Feſtſaal der Trinkſpruch auf die Neuverlobten ausgebracht wurde, ſchmetterte Wippo ſeinen Becher mit einem wilden Fluch auf den Boden und eilte hinweg. Er verſchwand aus Graz und aus dem Lande, ohne daß man in Erfahrung bringen konnte, was aus ihm geworden.

Vergebens ließ der alte Graf überall nach dem entwichenen Sohn kundſchaften, deſſen Verſchwinden ihm bei all dem Herzeleid, welches der Wildling ihm angethan, dennoch ſchmerzlicher ans Herz griff, als er ſagen mochte. Er verwand den Verluſt nicht und ſtarb unlange darauf.

Ottokar hatte inzwiſchen ſeine Braut heimgeholt in die Hallen ſeiner Väter. Er wußte von der Zuneigung, welche Thekla für ſeinen Bruder gefaßt, aber das vermochte ihn bloß, ſeine achtungsvolle Zärtlichkeit für die Gattin zu verdoppeln und mit ſchonender Sorgfalt jeden Dorn von ihrem Wege zu entfernen. Einem ſolchen Gebaren widerſteht eine Frau ſelten. Thekla lernte ihren Gemahl achten, verehren, lieben zuletzt, denn die Gewohnheit des Umgangs iſt mächtig. Dazu kam, daß die Geburt eines Sohnes ein weiteres Band um die beiden ſchlang. Als die junge Mutter ihren Gatten mit Entzücken ſeinen Sprößling betrachten ſah, da warf ſie ſich ihm an die Bruſt und geſtand ihm, daß ſie ihn nur gezwungen und mit Widerwillen geheirathet, daß aber ſeine unendliche Güte und Milde ihr allmälig das Herz in der Bruſt umgewandelt hätte; jetzt liebe ſie ihn. Und nun lebten ſie ein paar glückliche Jahre mitſammen.

Da plötzlich erſchien eines Abends der verſchollene Pippo auf der Burg Wippoltſtein. Er hatte ſich wild in dem wilden Kriegstrubel jener Tage umgetrieben. Früh gealtert und ſcheinbar beruhigt kehrte er heim. Er ließ ſich die aufrichtige Herzlichkeit, womit ihn der Bruder aufnahm, gefallen und benahm ſich gegen die Schwägerin mit der ruhigen Freundlichkeit eines Schwagers. Aber er war verſchloſſen und über ſeine männlichen Züge hatte ſich ein dunkler Schatten von Schwermuth gelagert. Das Leben verlief zwiſchen den dreien eine Weile im gewohnten Geleiſe. Damals geſchah es, daß ein fremder Maler, welcher ſich im Schloß aufhielt, um die Bilder des Grafen und der Gräfin zu malen, auch das Bild Wippo's fertigte, welches noch jetzt vorhanden iſt, aber nie in die Ahnengalerie zugelaſſen wurde.

Bald wurde offenbar, daß mit Wippo das Unheil in die Burg eingekehrt ſei. Thekla war noch immer ſehr ſchön. Wippo bemerkte es nur zu ſehr. Die Glut ſeiner Leidenſchaft ſchlug plötzlich wieder in hellen Flammen unter der Aſche hervor. Das Geloder dieſes Feuers konnte den Augen Thekla's nicht entgehen und erfüllte ſie mit Entſetzen. Sie rang, ihre Angſt dem Gatten und ſich ſelber zu verbergen. Aber ſie vermochte nicht, ſie dem Verurſacher derſelben zu verheimlichen. Seine Leidenſchaft kreiſte über ihr wie der Lämmergeier über der geängſtigten Gemſe. Ottokar ahnte nichts. Ein dringliches Geſchäft führte ihn für einige Tage über Land. Er wußte nicht, daß er das Verderben hinter ſich zurückließ. Als er am dritten Tage heimkehrte, fand er Gattin und Bruder nicht mehr.

Mit Wippo's Selbſtbeherrſchung war es vorbei. Er benutzte die Abweſenheit des Bruders, um dem Worte zu geben, was er bisher bloß durch Blicke und

Gebärden ausgedrückt. Er beſtürmte ſeine Schwägerin um Liebe. Der Schrecken, womit ſie ſein Drängen erfüllte, erſchien ihm nur als frauenhaftes Zieren. Er ſetzte in ſeinem Taumel voraus, das Gefühl, welches er vormals in Thekla erregt, ſei noch nicht erloſchen, ſondern verhülle ſich nur mit dem Mantel conventioneller Sitte. Die Gräfin litt furchtbar und bereute es brennend, nicht heftiger ihrem Gemahl angelegen zu ſein, ihn begleiten zu dürfen. Die Sorge für ihren Knaben hatte ſie zu Hauſe gehalten.

Den dreijährigen an der Hand, luſtwandelte ſie Abends am Seeufer, als ſich Wippo, von der Jagd heimgekehrt, zu ihr geſellte. Er war furchtbar aufgeregt und ganz aus Rand und Band. Er bat, flehte, drohte. Er kniete ſich vor ihr die Kniee wund und vermiſchte Thränen mit Flüchen. Dann ſprang er auf, außer ſich, wüthend, durch ihre Weigerung zur Raſerei getrieben. Er riß ſie von dem Kinde los, ſchwang ſie auf ſeine Arme und ſprang mit ihr in das am Ufer liegende Boot. Ihr Angſtgeſchrei ſchlug zur Burg empor, Leute eilten herbei, aber ſchon hatte der Wüthende die Entſetzte, Halbohnmächtige auf die aus dem See aufſtarrende Klippe entführt. Dort ſahen die ans Geſtade eilenden Burgleute den Wippo noch einmal vor der händeringenden Herrin auf den Knieen ſich winden. Dann gewahrten ſie, wie er mit einem Schrei der Verzweiflung und des Wahnſinns auf- und mit gezücktem Dolch auf die Unglückliche einſprang. Und weiter, wie er die tödtlich Getroffene mit wüthenden Küſſen bedeckte, wie er ſie dann in den See ſchleuderte, einen gräßlichen Fluch auf ſein Haus, auf ſich ſelbſt, auf Gott und die Welt herüberſchreiend, die Mordwaffe in der eigenen Bruſt begrub und mit einem wilden Satz seinem Opfer in die Tiefe nachſprang.

Als es den Burgleuten gelang, die Klippe zu erreichen, war alles vorüber. Der Fels erhielt von dem Gräßlichen den Namen Wippeſtein, der ihm denſelben gegeben, den des blutigen Grafen, und ein altes Lied hält die düſtere Sage im Gedächtniß der Menſchen lebendig.“

## 20.

## Tropiſches.

Eine lange Pauſe trat ein, als die Traumlore, am Schluß ihrer Erzählung in die monotone Weiſe, womit ſie begonnen, zurückfallend, dieſes Stück Romantik beſchloſſen hatte.

Draußen ging noch immer der Sturm und ſchlug praſſelnde Regenſchauer an die kleinen Fenſter.

Robert fühlte ſich von der traurigen Sage wie von dem ganzen Weſen der Erzählerin gleich unheimlich berührt. Er ſehnte ſich aus dieſer Umgebung fort und trat ans Fenſter, um zu ſehen, ob es noch nicht möglich wäre, fortzukommen. Ein Blick auf den See und in das Unwetter hinaus überzeugte ihn zu ſeinem Leidweſen, daß er Thekla den Aufbruch noch immer nicht zumuthen durfte.

Mit Behagen ſeinen Wein ſchlürfend, unterbrach Twerenbold die in dem Zimmer herrſchende Stille, indem er ſagte:

„Habe die Notion, man thut am beſten, wenn man ſolche blutige Geſchichten unter dem übrigen Gerümpel verſchollener Tage ruhen läßt. Macht einem nur gruſelig, dieſe Romantik. Sind, kalkulir' ich, die Amerikaner doch glücklich daran, daß ſie von all dem mittelalterlichen Wuſt nichts wiſſen. Sitzt einem das vertrackte Zeug auf der Bruſt wie die moderige Luft in den alten Kellern und Verließen. Iſt keine Frolik dabei, nichts als Barbarei, pure Barbarei. Begreiſe nicht, wie anſtändige Leute an dem Zeug Gefallen finden können. Iſt, rechne ich, kein Sinn und kein Verſtand darin."

„Sie erwähnten der Amerikaner", bemerkte Robert, nicht gewillt, auf die antiromantiſche Aeußerung einzutreten, aber froh, einen Geſprächsgegenſtand zu finden, welcher von dem vorhin Berührten fernab lag. „Ihr Aufenthalt in der neuen Welt hat Sie mit Land und Leuten wohl genau bekannt gemacht?"

„Kalkulire, ich darf ſagen, daß er es hat. Wenn man ſo an die zwanzig Jahre in allen möglichen Faſhionen und Situationen in einem Lande umhergeworfen wird, hat man, rechne ich, Gelegenheit, Land und Leute omnipotent genau kennen zu lernen. Könnte ein merkwürdig intereſſantes Buch darüber ſchreiben. Konvenirt mir aber nicht."

„Sie ſind in Amerika weit umhergekommen?"

„Vermuthe, konſiderabel weit. War ein fahrender Mann, Herr Graf, ließ mir kein Moos unter den Füßen wachſen. Iſt ein Fakt, bei Jove! Sah Nordamerika von den Kanadas bis hinab zur Landenge von Panama, ſah auch ein erkleckliches Stück von Südamerika. Bin im Broadway von New-York flaniren gegangen, habe an den großen nördlichen Seen gejagt, im Miſſiſſippi gefiſcht und in den kaliforniſchen Minen gewühlt. Könnte Ihnen hölliſch nette Abenteuer erzählen und ſind, rechne ich, einige darunter, die, was das Gruſelige betrifft, mit der Mordgeſchichte der Lore wohl den Vergleich aushielten."

„Und wo hat es Ihnen in Amerika am beſten gefallen?"

„Mir perſönlich? Ohne Anſtand in Central-Amerika oder, noch ſpecieller zu reden, in Nikaragua. Kommt aber, kalkulir' ich, ganz darauf an, in welcher Faſhion man da drüben lebt und leben will. Iſt für unſer auswanderndes Bauernvolk die Union von den Niagarafällen an bis hinab zu den Bergen Virginiens die paſſendſte Gegend und ſind die Städte in dieſem Strich für den deutſchen Handwerker und Kaufmann die rathſamſte Lokalität. Sind das, rechne ich, Gegenden, wo eine Bauernfamilie, wenn ſie ſich ein paar Jahre lang tüchtig abplacken will, es zu 'ner reellen Farm bringen kann und wo einem geſchickten und fleißigen Handwerker oder noch beſſer einem gewitzigten Handelsmann, namentlich falls er noch ein größerer Gauner iſt als die Yankees, das Geldmachen gelingt. Wenn aber ein Gentleman, der nicht nöthig hat, aufs Geldmachen auszugehen, nach Amerika auswandert, ſo wird er ſich hüten, in dem Land der Yankees ſich niederzulaſſen. Iſt ein omnipotent langweiliges, poeſieloſes, albern puritaniſches Land, voll näſelnder Methodiſten und ſektireriſcher Schnurrpfeifereien, Gott verdamme ſie! Schneit dort auch und iſt der Winter gerade ſo zudringlich kalt wie hier, ja noch viel kälter. Rechne aber, iſt nicht der Mühe werth, über den Ocean zu ſchiffen, wenn man drüben auch nur einen weißen und einen grünangeſtrichenen Winter haben ſoll, wie hier zu Lande. Und ſind, kalkulir' ich, die Leute, meine hochzuverehrenden Herren Mitbürger, auch nicht ſehr einladend. Iſt zwar eine ganz ſchöne Sache um die Dollars, keine Frage. Wird einem Manne von Bildung aber doch ſchier unausſtehlich langweilig, inmitten von Kerlen zu leben, die, von der Dollarswuth beſeſſen, für Anderes gar kein Organ haben. Hölliſch proſaiſch das, iſt ein Fakt."

„Sie ſagten, das in Central-Amerika gelegene Nikaragua hätte Ihnen am beſten gefallen."

„So ſagt' ich, und mag ich getheert und gefedert werden, wenn dem nicht ſo iſt. Sag' Ihnen, Herr, ein pompoſes Land, dieſes Nikaragua. Ein Schlaraffenland, ein Paradies! Durchreiſte es, aus Kalifornien kommend, vom Golf von Fonſeca an bis zur Bai von San-Juan, der ganzen Länge nach. Ein himmliſches Land, und die Bewohner, was ſind ſie ſchön, gutherzig und gaſtfrei! Wahre Lotophagen, kalkulir' ich. Und um ein Spottgeld kann man leben wie ein Grandſeigneur. Denk' ich dieſer Reiſe, bei der es an vielen und langen Raſten nicht fehlte, wird mir altem Kerl ganz wuſelig wohl, ganz jugendlich thöricht poetiſch zu Muthe, bei Jove! Ein Klima, himmliſch heiter und gerade recht für einen anſtändigen Menſchen, der nur arbeiten muß, was er gelegentlich will, und ein Firmament von klarſter Bläue, zur Abwechſelung ein tropiſches Gewitter, gegen deſſen Majeſtät die unſerigen ſich ausnehmen wie das Rumpeln eines Karrens gegen das Rauſchen des Donnerfalls, und eine tropiſche Vegetation von märchenhafter Pracht, die einen mit wundervollen Blumen und Blüthen überſchüttet und einem entzückende Früchte mühelos in den Schooß wirft. Herrliche Flüſſe und weite Seeſpiegel, von maleriſchen Gebirgen umgeben, aus welchen grandioſe Vulkane aufragen. Pompoſe Burſche, dieſe Vulkane, kalkulir' ich; dieſer Ometepek, Maſaya, Momotombo und Momobacho. Was erlebt man da für Farbenſpiel bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, wie ſchön die Tage und wie köſtlich die Nächte, wenn der Mond der Tropen, ein ganz anderer Kerl als unſer blöder, ſentimentaler Geſelle, die ſilberblitzenden Waſſer beleuchtet und ſeine grüngoldene Lichtfülle den Saum des Urwaldes entlang wirft! Wie wunderſchön, von den Hügeln bei Granada auf den gewaltigen Nikaragua-See hinabzublicken, wann rechts der Maſaya und links der Momobacho in den erſten Strahlen des Tagesgeſtirns wie ungeheuere Pyramiden von geſchmolzenem Gold erglühen! Welches wilde Entzücken, auf muthigem Renner mit offener Bruſt über eine dieſer Savannen hinzufliegen, deren tiefgrüner Sammetboden faſt verſchwindet unter der Ueberfülle üppigſter Blumenpracht! Welche Wolluſt des Daſeins, zu raſten unter dieſen Gruppen von Orangen, Myrten, Piſangbäumen, Bananen, Jokotes, Mameis, Palmen, Cedern, Cebien und anderen Bäumen, unter deren Blättergrün die goldenen Früchte hervorlauſchen und deren Blüthen die Luft mit balſamiſchen Düften erfüllen! Weithin öffnet ſich vor uns der Blick auf ein Land voll unermeßlicher Fruchtbarkeit. Dort ſtürzt eine Schaar bunter Papageien bei unſerem Anblick in wildem Fluge davon, hier blickt eine Gruppe von Affen, drollige Grimaſſen ſchneidend, aus den Baumwipfeln auf uns herab und an uns vorbei ſchießen wie Lichtſtralen Dutzende von prachtvoll gefärbten Eidechſen. Ah, kalkulire, wiegt eine ſo verlebte Stunde zehn Jahre europäiſchen Philiſterlebens auf. Anmuthiges Leon, wie könnte ich deiner vergeſſen und deiner anſpruchsloſen und doch ſo reizenden Tertulias! Oder gar deiner, himmliſches Nindiri, das du ſo traulich dich eingebettet unter das Dach deiner ewiggrünen, Duft ſtreuenden Bäume, die ihr Gezweig über deinen Gaſſen und Gärten verſchlingen und über den Hütten deiner idylliſchen Bewohner grüne Dome bauen! Und doch ſind die Inſelgruppen im Managua-See und im Nikaragua-See faſt noch ſchöner.

Erinnere mich“, fuhr Twerenbold fort, als er wahrnahm, daß Robert und die Gräfin ſeinen Worten mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgten, „erinnere mich mit Entzücken einer Bootfahrt, die ich nach der im letztgenannten See gelegenen Gruppe von Eilanden machte, welche Los Corales heißen. Nichts Reizenderes als dieſe Inſeln und Inſelchen vulkaniſchen Urſprungs. Eine üppige Vegetation übergrünt ſie, doch gelingt es derſelben nicht immer, die ſchwarzen Felſen ganz zu verhüllen, und wenn dieſe finſter auf das klare Waſſer niederſchauen, erhöht das durch Beimiſchung einer gewiſſen Wildheit den ſonſt ſo ſanften und traulichen Charakter des landſchaftlichen Bildes. Wilder Weinreben ſaftgrüne Fülle überzieht, mit glänzenden rothen und gelben Blüthen die Felſen und die auf und zwiſchen denſelben wurzelnden Bäume, hängt in zierlichen Guirlanden von dem Gezweige bis auf das Waſſer herab und bildet, durchzogen von den Blüthenglocken der Gloria de Nicaragua, jener Blume von himmliſchem Geruch, ein ewiggrünes Laubdach von einer Dichtheit, welche ſelbſt die Sonne der Tropen nicht zu durchdringen vermag. Die meiſten der Corales haben angebaute Stellen und da liegen dann, gegen den dichten grünen Hintergrund von Piſangbäumen ſich abhebend, die pittoreſken Rohrhütten der Bewohner, umgeben von ſchlanken Palmen oder mit Goldfrüchten beladenen Papayas. Im Vordergrund eine Gruppe nackter, brauner Kinder im lärmenden Spiel; dann ein unter den majeſtätiſchen Rieſenbäumen zum Ufer ſich hinabſchlängelnder Pfad; eine Canoa, die dort raſch und geräuſchlos über den Seeſpiegel dahinfliegt; ein ſchönes Indianermädchen, nackt bis zum Gürtel, einen purpurfarbenen Schurz um die Lenden, ihr reiches, ſchwarzglänzendes Haar über Nacken und Bruſt bis zu den Knieen hinabfließend; auf den Zweigen eine geſchwätzige Verſammlung von Papageien; gegenüber ein Paar ſchreiender Makaos, in der Luft ſchwebenden Stückchen eines Regenbogens vergleichbar; neugierige Affen, zwiſchen den Weinranken hervorlugend; farbenblitzende Iguanas, die hohen Ufer hinaufkletternd; am Waſſerrand langbeinige und langhalſige Kraniche, mit dem weißen Gefieder aus dem grünen Hintergrund ſcharf hervortretend; hier zur Rechten über dem See die in Purpur getauchten Abhänge des gewaltigen Memobacho, dort zur Linken die vom ſchrägfallenden Sonnenlicht vergoldeten Geſtade von Chontales, über dies alles ein goldſtrahlender, an den Rändern violett geſäumter Himmel: das ſind ſo ungefähr die Elemente einer landſchaftlichen Scenerie, welche ſich dem Gedächtniß unauslöſchlich einprägt."

„Ah", rief Thekla aus, „das muß ein himmliſches Land ſein! Da, wenn irgendwo, iſt das Paradies. Da möcht' ich wohnen!"

Und ein Blick, der aus ihren ſchönen Augen zu Robert herüberſtralte, fügte hinzu:

„Mit dir!"

Er wurde verſtanden, denn Robert nickte lächelnd.

Twerenbold ſtand auf, öffnete ein Fenſter und bemerkte, Sturm und Unwetter ſeien vorüber.

Er mochte ſeine Gründe haben, das Paar unter dem

Eindrucke ſeiner Schilderung von Nikaragua aus der Einſiedelei zu entlaſſen.

Das Gewitter war jetzt wirklich mit ſeinen letzten Nachſchauern vorüber, zugleich aber auch die Dämmerung eingetreten.

Die Männer gingen hinaus, um den Kahn der Lore zur Ueberfahrt zu rüſten, was bald gethan war. Twerenbold erbot ſich, zur Beſchleunigung der Fahrt das vordere Ruder zu führen, allein Robert wußte das Anerbieten höflich abzulehnen, und jener ließ ſich das um ſo lieber gefallen, als der junge Mann gegen ihn den Wunſch äußerte, ihn morgen im Schloſſe zu ſprechen.

Die Lore gab der Gräfin bis zum Ufer hinab das Geleit.

„Ich werde ſchon in den nächſten Tagen wiederkommen, liebe Lore“, ſagte Thekla, „um Ihnen Ihre Kleider zurückzubringen und Ihnen nochmals für Ihre freundliche Aufnahme meinen Dank zu ſagen.“

„Kommen Sie, ſo oft es Ihnen gefällt, gnädige Frau“, entgegnete die Einſiedlerin. „Stets werden Sie willkommen ſein. — Und wenn“, ſetzte ſie hinzu, ihre Stimme zum Flüſtern dämpfend „wenn Sie, die Glückliche, je in Kummer und Bedrängniß gerathen ſollten, dann kommen Sie vertrauungsvoll zu mir. Die alte Lore iſt ſchon manchem jungen Herzen in Sorgen und Nöthen mit Rath und That beigeſtanden, und was immer es ſei, was immer ich thun kann, für Sie würde ich es thun.“

Hätte ſich Thekla Zeit genommen, der Lore, als ihr dieſe das zuflüſterte, in die Augen zu blicken, ſie hätte ſich vielleicht bedacht, der Frau gleichſam zur Bekräftigung des gegebenen Verſprechens die Hand zu reichen, wie ſie that.

Von Roberts kräftigem Ruderſchlag in Bewegung geſetzt, verließ der Weidling die kleine Bucht. Twerenbold rief den Abfahrenden noch zu, daß er morgen früh die Barke der Gräfin an der Mündung des Gluribachs abholen und ſeeüber bringen würde. Dann ſahen er und die Einſiedlerin dem kleinen Fahrzeug nach, bis es, die noch immer ziemlich aufgeregte Waſſermaſſe durchfurchend, allmälig in der Dämmerung verſchwand.

„Achaz“, ſagte die Lore nach einer Weile, „habt Ihr das Spiel der beiden bemerkt?“

„Ihr auch, Lore? Rechne, die Weiber haben für das ſcharfe Augen. Bedarf es aber, kalkulir' ich, nicht einmal der Weiberaugen, um zu ſehen, wie die mitſammen ſtehen. Iſt 'ne alte Geſchichte, daß Liebesleute von dem wunderlichen Wahn befangen ſind, jedermann ſei für die hundertfältigen unwillkürlichen Aeußerungen ihrer Glut blind und taub. — Aber das ging ja, bei Jove, omnipotent raſch“, ſetzte er mit kyniſchem Lachen hinzu. „Wie ſagt doch der Poet? Ja, richtig:

Das ging ja wie mit Extrapoſt!
Nun kommt die Zeit der Löffelei,
Wo juſt im dickſten Erdenbrei
Und bei der purſten Sinnenkoſt
Die Menſchlein himmliſch phantaſiren

Und in den überirdiſchen Revieren
Den letzten Reſt Verſtand verlieren.“

„Hört, Achaz, Ihr habt wohl nicht ohne Abſicht Euch ſo poetiſch über Euren Aufenthalt in Nikaragua ausgelaſſen?“

„Nicht ohne Abſicht, meine gute Lore, und auch nicht ohne Erfolg. Die Fiſchlein haben angebiſſen, kalkulir' ich. Habe die Lichtſeiten jenes Landes glänzend genug ausgemalt, hab' ich nicht? Von den Schattenſeiten ſchwieg ich weislich. Paßten die Alligatoren und Schlangen, die Hitze, der Schmutz, die hölliſchen Erdbeben und die noch hölliſcheren Muſquitos, Flöhe, Skorpione und all das infame Teufelszeug nicht in mein Gemälde, welches jedoch dieſen kleinen Auslaſſungen zum Trotz im Ganzen ein wahres iſt. — Aber was poltert denn da hinten?“

„Es iſt wohl nur ein von dem Regen gelockerter Stein, der von der Felswand hinter der Kapelle herabfiel.“

Twerenbold hatte ſich bei dem Schall umgewandt, aber nicht ſchnell genug, um den Schatten wahrzunehmen, welcher zwiſchen der Hütte und der weiter nach hinten ſtehenden kleinen Kapelle hervorhuſchte, um augenblicklich in der engen Kluft zu verſchwinden, wo der ſelten betretene Fußſteig nach der Donnerfallmühle hinab ſeinen Anfang nahm.

„In Wahrheit, liebe Lore“, fuhr Twerenbold fort, „dieſes Nikaragua iſt ein ſchönes Land, und denk' ich dran, krieg' ich ſo etwas wie Heimweh. Hätt' ich die Mittel zu einem ſorgenfreien Leben beſeſſen, wär' ich dort geblieben. Kann mich mit dem kalten Zeugs da, was ſie hier herum ein gemäßigtes Klima nennen, nicht mehr recht befreunden. Sind mir auch dieſe proſaiſchen Leute zuwider. Kann unter ihnen keine rechte Frolik aufkommen, müſſen zu viel daran denken, ſich ihren lumpigen Magen zu füllen. Möchte mich wieder unter Palmen in einer Hängematte ſchaukeln. Iſt lieblich das, kalkulir' ich, abſonderlich, wenn einem dabei eine hübſche kaffeebraune Dirne die Fliegen abwehrt. Will alſo ſehen, daß es mir wieder ſo wohl wird. Iſt mir hier zu eintönig und langweilig. Habe aber die Grille, diesmal nicht allein über den Ocean zu fahren."

„Ihr glaubt —"

„Ich glaube, daß die Familienchronik des hochedlen Hauſes Wippoltſtein demnächſt um einen großen Skandal reicher ſein wird. Kalkulire, das Thema dieſes familiengeſchichtlichen Kapitels wird Flucht und Entführung ſein, und wenn's Euch beliebt, liebe Lore, könnt Ihr mit dem alten Romantiker Frieding zuſammen die Hiſtorie in eine Ballade bringen, zum Nutzen und Frommen der Nachwelt."

Er lachte laut über ſeinen Witz und fügte bei:

„Das Eiſen iſt heiß, kalkulir' ich, ſehr heiß, und will ich es ſchmieden bei guter Zeit. War das, bei Jove! doch 'ne hölliſch geſcheide Notion, daß ich heute ins Glurithal hinaufſtieg — transſcendental geſcheit, glorios, rechne ich. Verabſcheuen mich zwar die beiden

Leutchen, das iſt ſicher, aber kalkulire, ſie ſind mir zum Dank verpflichtet und iſt dieſe Verpflichtung ein tüchtiges Leitſeil. Will es zu meinem Vortheil regieren und auch zu ihrem. Will ihnen helfen, unter Palmen und Piſangbäumen ein arkadiſches Idyll zu etabliren. Wird reizend ſein das, rechne ich, und werd' ich am Ende noch allerliebſte kleine Papuſe auf den Knieen ſchaukeln."

Die Lore ſchien, in Gedanken verſunken, dieſe Aeußerungen nicht zu beachten.

Nach einer Weile ſagte ſie:

„Achaz, habt Ihr drüben im Schloſſe je das Bild des blutigen Wippo geſehen?"

„Glaube mich zu erinnern, es geſehen zu haben."

„Und iſt Euch nicht aufgefallen, daß dieſer Robert dem blutigen Grafen gleichſieht?"

„Bah, was iſt das für 'ne Grille?"

„Keine Grille. Die Aehnlichkeit iſt merkwürdig. Sie fiel mir im erſten Augenblick auf, jetzt, als ich den Junker nach ſo langer Zeit wiederſah. Er iſt der Wippo auf und eben."

„Was kümmert das mich?"

„Und ſie heißt auch Thekla Es iſt ſehr ſeltſam."

„Kann darin nicht eben viel Seltſames finden."

„Aber ich."

„Bah, liebe Lore, kalkulire, die alten dummen Geſchichten verrücken Euch zuweilen ein bißchen den Kopf."

Die Einſiedlerin ſchwieg auf dieſe ungenirte Unterſtellung, aber nach einer Pauſe lachte ſie plötzlich laut auf.

„Was habt Ihr, Lore?“

„Ich freue mich, Achaz.“

„Ihr freut Euch? Worüber denn?“

„Darüber, daß meine und, wenn Ihr wollt, auch Eure Zeit gekommen.“

„Wie?“

„Oh, ich wußte es, ich wußte es. Jehova iſt ein ſtarker und eifriger Gott und er iſt ein Gott der Rache.“

Twerenbold erſchrak faſt vor der unheimlichen Glut, welche bei dieſen Worten in den Augen ſeiner Freundin brannte.

„Achaz, ſagt mir, Ihr ſeid heute im Hochgebirge geweſen, habt Ihr nicht beachtet, ob die Pflanze ſchon blühe, deren geheime Kräfte Euch vor Zeiten der Gluricyrial geoffenbart?“

„Wenn mir recht iſt, ſah ich ſie an mehreren Orten blühen, beſonders am Klakenſee.“ ,

„Am Klakenſee? Gut.“

„Was ſoll's damit, Lore?“

„Ich möchte meine Apotheke vervollſtändigen. Sie iſt etwas in Abgang gekommen und doch wäre es leicht möglich, daß in Bälde nach dieſem oder jenem Nachfrage geſchähe. Will daher gleich morgen botaniſiren und übermorgen laboriren. — Müßt wiſſen, Achaz, daß ich mir die Sakriſtei des Kapellchens zu einem ganz leidlichen Laboratorium hergerichtet habe.“

„So? Will gelegentlich davon Einſicht nehmen. Aber, liebe Lore, thut mir den Gefallen, zu beachten, daß ich die Notion habe, mit den beiden lieben Liebesleuten nach Centralamerika auszuwandern, und hierzu, kalkulir' ich, bedarf es Eurer Apotheke keineswegs."

„Ihr glaubt wohl gar, Achaz, ich wollte Euren Püppchen etwas zu Leide thun? Im Gegentheil, alles z Liebe. Ja, wahrhaftig. Dieſe Thekla hat mich ganz ür ſich eingenommen. — Aber dennoch glaube ich, daß er Gott, zu dem ich bete, mir endlich gnädig ſein will. Wenn ſein Wink ergeht, ſoll er mich bereit ſinden, ihn z vollziehen."

## 21.

## Der Spion.

Mehr als ein Monat war ſeit dem Abend vergangen, wo Robert und Thekla in der Einſiedelei von Sankt-Georg eingekehrt, als der Müller Veit in der Mittagshitze eines Hundstages von ſeiner Mühle herab gegen das Dorf zu geritten kam. Als er durch die lange Gaſſe deſſelben ritt, wurde er aus dem Erkerſtübchen des Steinbecks von Thorenbold angerufen und aufgefordert, eine Flaſche Rothen mit ihm zu trinken. Allein Müller ſchützte ein dringliches Geſchäft vor, welches ihm keinen Aufenthalt geſtatte, und ſetzte die braune Stute in Trott.

„Der infame Kerl!“ brummte er vor ſich hin. „Auf Schritt und Tritt muß er einem begegnen. Das ſoll und muß ein Ende nehmen. Seit er in der Gegend umherbummelt, iſt mir nie wieder recht wohl und behaglich zu Muthe geworden.“

Am Ende des Dorfes angelangt, ſchlug er den Fahrweg ein, welcher zwiſchen dem Bergabhang und der

Einzäunung des Parkes linkshinauf gegen Lerchenau zu führte.

Jenſeits Lerchenau ſteht ein einſames Wirthshaus an der Straße. Nach anderthalbſtündigem gemächlichem Ritte bekam Veit daſſelbe zu Geſicht. Bemerkend, daß ein beſpannter Reiſewagen vor dem Hauſe hielt, ließ er ſein Pferd ſchärfer ausgreifen und war bald an Ort und Stelle.

„Der gnädige Herr iſt alſo ſchon da?“ fragte er die um den Wagen her lungernden Poſtillone.

„Freilich, ſchon eine halbe Stunde mindeſtens“, lautete die Antwort.

Der Müller ſtieg ſchnell ab, übergab ſein Pferd einem Knecht und ging ins Haus.

Auf dem Flur begegnete ihm der Kammerdiener des Grafen.

„Seid Ihr es, Meiſter Veit, auf welchen Se. Erlaucht hier wartet?“

„Vielleicht bin ich es.“

„Nun, da werdet Ihr ſchön ankommen. Wir warten ſchon eine gute Weile in der verdammten Knallhütte da.“

„Bedaure ſehr. Wo befindet ſich der gnädige Herr?“

„In der oberen Stube. Rechts dort von der Treppe. Aber ich ſag' es Euch vorher, Ihr werdet den Herrn nicht in der beſten Laune treffen.“

„Bedaure abermals.“

„Ja, wir ſind Tag und Nacht gereiſt und während der ganzen Reiſe hat Se. Erlaucht niemand ein gutes Wort gegeben. Sagt mir doch, Meiſter Veit —“

„Ein andermal“, verſetzte der Müller, ſich von dem neugierigen Diener losmachend und die Treppe hinaufeilend.

Bei ſeinem Eintritt in die bezeichnete Stube fand er den Grafen Nepomuk allein.

Er ſaß an dem Tiſch und hatte vor ſich eine Brieftaſche, aus welcher er mehrere Papiere genommen, deren Durchſicht ihn ſo eben beſchäftigt zu haben ſchien.

Er empfing den Müller mit einem gelaſſenen:

„Kommſt du endlich, Veit?“

Dieſer kannte ſeinen ehemaligen Herrn zu genau, um ſich über dieſe auch unter den obwaltenden Umſtänden an den Tag gelegte vornehme Gelaſſenheit deſſelben zu verwundern. Er wußte, daß es ein plötzlicher Schlag ſein mußte, wenn er im Stande ſein ſollte, den Grafen aus ſeiner Faſſung zu bringen.

„Ich bedaure unendlich, Euer Gnaden“, entſchuldigte ſich der Müller, „daß ich nicht eine Stunde früher von Hauſe weggeritten. Aber ich dachte, ich müßte auch ſo noch lange vor Euer Erlaucht hier eintreffen, und konnte nicht vermuthen, daß mir der gnädige Herr zuvorkäme.“

„Laß das, mein lieber Veit. Ich glaube wohl, daß du nicht im Sinne hatteſt, mich warten zu laſſen, und ich vertrieb mir auch die Zeit ganz gut damit, daß ich deine Briefe nochmals mit Bedacht überlas. Sey' dich.

denn unſere Unterredung dürfte vermuthlich nicht ganz kurz ausfallen.“

Dies geſagt, rührte der Graf das vor ihm ſtehende Zuckerwaſſer um, machte es ſich in dem alten Großvaterſtuhl, welchen er ſich an den Tiſch gerückt, möglichſt bequem, überblickte flüchtig die Papiere, welche er vor ſich liegen hatte, und nahm dann wieder das Wort:

„Du haſt mir drei Briefe geſchrieben?“

„Ja, gnädiger Herr. Sie befahlen mir ja bei Ihrer Abreiſe, ein offenes Auge für alles zu haben und Ihnen von Zeit zu Zeit Bericht abzuſtatten.“

„Richtig, und du biſt, wie ich mit Befriedigung erfuhr, meinem Wunſche treufleißigſt nachgekommen.“

„Ich ſchmeichle mir, ſagen zu dürfen, daß ich ſtets ein treuer Diener meines gnädigen Herrn war.“

„Wohl. Aber, mein guter Veit, es gibt auch einen Pflichteifer, der vor lauter Scharfſichtigkeit alles doppelt und dreifach ſieht oder gar vollſtändig über das Ziel hinausſchießt.“

„Gnädiger Herr, Ihr unterthäniger Diener beſaß nie viel von dem, was die Menſchen Phantaſie nennen, aber er unterſteht ſich zu ſagen, daß er ſich jetzt noch Verſtand genug zutraut, das zu kombiniren, was ſeine Augen ſehen und ſeine Ohren hören.“

„Verſtehe mich wohl. Ich beabſichtigte durchaus nicht, deinem Verſtand ein Mißtrauensvotum zu geben. Du weißt, daß ich denſelben immer reſpektirte. Ich wollte nur andeuten, daß es ſich hier zwiſchen uns um eine Sache von äußerſter Wichtigkeit handle. Große Phraſen zu machen war nie meine Liebhaberei, aber daß hier das Gleichgewicht meines Lebens in Frage ſteht, ein Gleichgewicht, welches ich bisher ſo hübſch zu erhalten vermochte, das wirſt du ſelber begreifen.“

„Allerdings, gnädiger Herr, und wenn das innigſte Mitgefühl eines alten treuen Dieners Ihren nur zu gegründeten Kummer —“

„Keine Phraſen, lieber Veit, wenn ich bitten darf. Ich liebe dergleichen, wie ſchon geſagt, ganz und gar nicht. Ueberhaupt wollen wir alle Emotion möglichſt vermeiden und uns auf die Unterſuchung der Fakta beſchränken. Hierzu iſt kaltes Blut vonnöthen, und da du vom raſchen Reiten erhitzt zu ſein ſcheinſt, ſo rathe ich dir, vor allem ein Glas Waſſer zu trinken.“

Und damit ſchob der Graf dem Müller die auf dem Tiſche ſtehende Waſſerflaſche hin. Veit füllte ſich ein Glas, und während er trank, fuhr der Graf fort:

„In deinem erſten Briefe gabſt du einige dunkle Andeutungen, daß zwiſchen meinem Sohn und der Gräfin nicht alles wäre, wie es ſein ſollte. Wie verſtandeſt du das?“

„Gnädiger Herr, ich bemerkte, daß der Rittmeiſter und die gnädige Frau nach Ihrer Abreiſe auf Schritt und Tritt beiſammen, ſo zu ſagen von einander unzertrennlich waren.“

„Bei welcher Gelegenheit fiel dir das zuerſt auf?“

„Am Tage nach Euer Gnaden Abreiſe. Da ritten der Herr Rittmeiſter und die Frau Gräfin nach dem Donnerfall. Sie kamen an mir vorbei, der ich am Wege ſtand, aber ich meine, ſie ſahen mich kaum. Das machte, ſie hatten nur für einander Augen.“

„Sie waren allein?“

„Das nicht gerade. Der ſchwarze Knirps, der Berdoa, war mit ihnen, das heißt, er hütete unten am Saum des Wäldchens die Pferde, bis die Herrſchaften von dem Waſſerfall zurückkamen. Es währte lange.“

„Das begreiſt ſich. Beide ſind jung und romantiſch geſtimmt. Ein Ding wie der Donnerfall vermag Naturenthuſiaſten eine gute Weile zu feſſeln.“

„Der Herr Rittmeiſter und die Frau Gräfin machten aber täglich, wenn die Witterung nur immer es erlaubte, mitſammen Ausflüge und nicht immer war, wie ich genau erkundete, der kleine Mohr mit ihnen.“

„Wozu auch? Robert war von Kindesbeinen an ein Berg- und Waldläufer, Madame hat, ſeit ſie in Wippeltſtein iſt, während der ſchönen Jahreszeit faſt immer den ganzen Tag außerhalb des Hauſes zugebracht, und daß ſie ihre Partieen mitſammen machten, war doch die einfachſte Sache von der Welt. Ich ſelbſt habe ſie dazu aufgemuntert.“

„Wohl, aber ſie ſchloſſen ſich in auffallender Weiſe gegen jedermann ab. Einzig und allein der Pfarrer wurde öfter in ihrer Geſellſchaft geſehen.“

„Siehſt du? Das ſpricht gegen dich. Du weißt, ich liebe den Frieding nicht. Sein ganzes Weſen harmonirt nicht mit dem meinigen und zudem hat er ſich unterſtanden, wie du ebenfalls weißt, ein paarmal Pläne zu durchkreuzen, die ſich auf meine kleinen Privatvergnügungen bezogen. Deſſenungeachtet aber kann ich nicht umhin, zu geſtehen, daß der Pfarrer in ſeiner Art ein achtungswerther Mann iſt. Er hat meinem Sohn eine tüchtige Bildung gegeben, was heutzutage auch unſereinem nöthig iſt, und ich bin überzeugt, daß er mit dem ganzen Anſehen, welches er bei meinem Sohn und bei Madame genießt, dazwiſchen getreten wäre, falls er irgend Ungebührliches zwiſchen ihnen bemerkt hätte."

„Erlauben Euer Gnaden, wenn er es bemerkt hätte, ja wohl! Aber Sie wiſſen ja, wie der Frieding iſt. Ein harmloſer Gelehrter, der zu neun Zehntheilen in der Vergangenheit lebt."

„Hm, er hat mir bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt, daß er auch für das ein Auge hat, was um ihn her vorgeht."

„Ei, ich ſollte meinen, daß ich dem Pfarrer inbezug auf Euer Erlaucht kleine Privatvergnügungen, auf welche Sie ja doch wohl anzuſpielen belieben, manche derbe Naſe gedreht hätte. Noch zuletzt mit der Kleinen aus dem Siggithal —"

„Still davon! Die kleine Hexe iſt mir ſchon in Prag davongelaufen. Wir wollen ernſthaft reden und alle Abſchweifungen vermeiden."

„Ich wollte nur ſagen, daß ich es für keine Hexerei halte, dem Frieding etwas vorzumachen und ſich vor ihm zu verſtellen. Ein altes Sprichwort ſagt: Die Liebe iſt ſchlau."

„Wohl, aber ſie iſt auch naiv, wenigſtens bei jungen Leuten. Die argwöhniſchen Andeutungen in deinem erſten Briefe ſcheinen mir, alles in allem betrachtet, jedes ſtichhaltigen Grundes zu entbehren."

„Haben Euer Gnaden denn auch die Stelle darin, welche von der Feuersbrunſt handelt, genau betrachtet?"

„Gewiß, aber auch das in dem fraglichen Paſſus Mitgetheilte ſcheint mir ganz ordinärer Natur zu ſein."

„Oh, gnädiger Herr, hätten Sie nur die Blicke geſehen, mit welchen die Frau Gräfin vom Fenſter des Pfarrhauſes aus den Herrn Rittmeiſter betrachtete, während er die Löſcharbeiten kommandirte. Was für Blicke Verliebte in höchſter Potenz, abgöttiſche, ſag' ich Euer Gnaden. Und dann der Ausdruck der Züge der Frau Gräfin, der Ton ihrer Stimme, als der Herr Rittmeiſter nach der Rettung des dummen Bauernjungen ohnmächtig zuſammenbrach. Sie brachte auch faſt alle Stunden des Tages an ſeinem Krankenbette zu, bis er geneſen war. Kaum zum Eſſen nahm ſie ſich Zeit, wie ich beſtimmt weiß, und mit der ängſtlichſten Sorgfalt bereitete ſie ihm eigenhändig Speiſe und Trank und bewachte ſeinen Schlummer. Sind das keine Indicien?"

„Indicien freundſchaftlicher Geſinnung, allerdings. Wie ſollte ſich die lebhafte Phantaſie einer idealiſch, nur zu idealiſch geſtimmten Frau, wie Madame iſt, nicht im höchſten Grad angeſprochen fühlen durch die romanhafte

That eines jungen Mannes, welcher ihr durch die Verhältniſſe nahegeſtellt iſt und welcher nicht zaudert, das Leben des Stammhalters der Wippeltſteine um das Leben eines albernen Bauernjungen einzuſetzen! Die Unbeſonnenheit, um nicht zu ſagen die Einfältigkeit dieſes Thuns konnte in den Augen einer Romantikerin nicht in Betracht kommen und es war ganz natürlich, daß ſie dem jungen Helden ihren bewundernden Dank in der Form frauenhafter Sorgfalt und Pflege darzubringen ſich beeiferte.“

„Erlauben Sie mir zu bemerken, gnädiger Herr, daß ich mich erinnere, irgendwo geleſen zu haben, die Phantaſie ſei die Kupplerin zwiſchen den Sinnen und dem Herzen der Frauen.“

„Auch der Männer; das iſt ein pſychologiſcher Erfahrungsſatz, mein lieber Veit. Angenommen jedoch, das Gefühl von Madame für Robert ſei infolge jenes Abenteuers über das einer Stiefmutter hinausgegangen, ſo erfordert es die größte Genauigkeit und Kaltblütigkeit, die Anzeichen zu prüfen, welche darthun ſollen, Madame habe für Robert mehr gefühlt, als einer Freundin zukommt, und umgekehrt. Sehen wir zu. Da iſt dein zweiter Brief. Dieſer war, ich geſtehe es, viel geeigneter, mir Beſorgniſſe einzuflößen, als der erſte.“

„Ich dachte es wohl.“

„Ja, es ſind da Angaben darin, welche in der That zu Anhaltspunkten deines Verdachts werden und einen ſtutzig machen könnten.“

„Gnädiger Herr, Sie haben wohl die Güte, ſich zu erinnern, wie ich damals, als ich Ihnen die Zurückkunft des Lump von Twerenbold zu melden kam, meine Bedenklichkeit äußerte über Ihren Entſchluß, den Herrn Rittmeiſter und die Frau Gräfin ſommerlang im Schloſſe mitſammen zu laſſen, ſo zu ſagen allein.“

„Ich erinnere mich deſſen.“

„Nun wohl, Feuer und Pulver ſollte man nicht ſo nahe zuſammenbringen.“

„Freilich, aber wir ſind noch nicht ſo weit, feſtgeſtellt zu haben, daß dein Gleichniß ein richtiges und daß, falls es ein richtiges, das Pulver Feuer gefangen.“

„Ich will es mit hundert Eiden beſchwören.“

„Eide? Lieber Veit, keine Phraſen! Du haſt das ſchon wieder vergeſſen. Laſſen wir übrigens den Punkt, auf welchen du hauptſächlich es abgeſehen haſt, vorerſt noch ganz aus dem Spiele, um einen andern ins Auge zu faſſen, der mir viel zu denken gab. Wie kam Robert mit dem verdammten Kerl, mit dem Twerenbold zuſammen?“

„Alles, was ich darüber zu ergattern vermochte, beſchränkt ſich darauf, daß die Herrſchaften am Medardustag nach Guggisried geritten ſind, um an dem Hirtenfeſt auf dem Seeboden am Guggishorn theilzunehmen, und daß bei dieſem Feſt auch Twerenbold anweſend war.“

„Dort alſo wurde dieſe Bekanntſchaft gemacht?“

„So vermuth’ ich, ſicher aber iſt, daß von jenem

Tage an der Herr Rittmeiſter zu verſchiedenen malen mit Twerenbold zuſammen geſehen wurde und daß der letztere gegenwärtig häufig ins Schloß kommt."

„Das iſt ſeltſam und ich verhehle dir nicht, daß es mich höchlich beunruhigt, um ſo mehr, wenn ich bedenke, daß mir Robert gerade von der Zeit an, in welche deiner Angabe zufolge ſeine Bekanntſchaft mit Twerenbold fällt, nie wieder geſchrieben hat."

„Wie, gnädiger Herr?"

„Gerade von jener Zeit an blieben Roberts Briefe an mich aus. Wenn der Schurke geplaudert hätte!"

„Aber welchen Grund zu einer ſolchen Tollheit könnte ein Menſch von fünf geſunden Sinnen haben?"

„Was weiß ich? Solchen Säufern ſetzen ſich manchmal die tollſten Schrullen ins Gehirn. Noch kann ich zwar nicht daran glauben, denn was hätte der Menſch damit erreichen wollen? Aber möglich iſt es immerhin. Veit, ich fürchte, wir haben leichtſinnig gehandelt, daß wir bei der Zurückkunft des Kerls uns nicht ſeiner ſofort entledigten, ſo oder ſo."

„Ich theile die Befürchtung von Euer Gnaden, theile ſie im vollſten Umfang. Der Anblick des alten Taugenichts erregt mir unſäglichen Widerwillen und, gerade herausgeſagt, Angſt. Wenn er mich anſieht mit ſeinen verdammt ſtechenden Augen, fühle ich immer einen kalten Schauer mir den Rücken heraufkriechen. Das iſt unerträglich."

„Ich finde deinen Ekel begreiflich, aber beruhige dich; auch dafür ſoll Rath geſchafft werden, wie für alles Andere. Ich habe einen verſchiedener Umſtände halber ſehr angenehmen Aufenthalt in Karlsbad nicht ſo plötzlich abgebrochen, um nicht entſchloſſen zu ſein, alle widerwärtigen Schickſalsknoten, die ſich während meiner Abweſenheit vom Hauſe geknüpft, zu durchhauen. Verlaß dich darauf. Jetzt aber weiter im Texte. Dein Brief Nr. 2 enthält einige ganz wunderliche Angaben über die zwiſchen Robert und Madame obwaltende Freundſchaft."

„Freundſchaft? Ich erlaube mir unterthänigſt die Bemerkung, daß es im Liede heißt:

Der Weg von Freundſchaft bis zur Liebe
Gleicht einer blumenreichen Flur."

„Veit, der Haß macht dich poetiſch. Ja, apropos, ich wollte es ſchon früher ſagen, denn der Ton deiner Briefe machte mich darauf aufmerkſam: du haſſeſt Robert und Madame."

„Haſſen? Ich?"

„Still, keine Ausflüchte! Ich kenne dich."

„Nun ja, unſereiner iſt auch nur von Fleiſch und Bein und die hochmüthige Verachtung, welche mir ganz ohne Grund die Frau Gräfin bei jeder Gelegenheit bezeigte, war nicht eben geeignet, mir Verehrung und Anhänglichkeit gegen ſie einzuflößen. Der Herr Rittmeiſter ſeinerſeits hat mich bei einer ſpeciellen Veranlaſſung, ohne irgend ein Verſchulden von meiner Seite, wie einen Hund behandelt, ſchlechter als einen Hund."

„Wie war das?"

„Ich ging eines Morgens ins Schloß und erbat mir Gehör bei dem Herrn Rittmeiſter. Es war — richtig, es war gerade am zweiten Tag nach dem Hirtenfeſt auf der Medardusalm."

„Und Robert ließ dich nicht vor?"

„Doch, aber wie! Es handelte ſich um das verdammte Ermshölzle — bitt' um Entſchuldigung, gnädiger Herr — wegen deſſen mir der Oberrentmeiſter, wahrſcheinlich von dem Oberförſter angeſtiftet, neue Schwierigkeiten machte. Ich wurde verhindert, Beſitz davon zu ergreifen, angeblich, weil ſich im Kaufkontrakt ein Formfehler vorgefunden. Da wollt' ich den Herrn Rittmeiſter um ſeine Dazwiſchenkunft angehen, mußte aber froh ſein, daß er mich bloß mit Worten und nicht mit Fußtritten aus ſeinem Vorzimmer jagte."

„Aha, das Ermshölzle! Hinc illae lacrimae?"

„Erlaucht, geſtatten Sie mir, zu ſagen, daß ſich in meinem Schulſack gerade noch ſo viel Latein vorfindet, um mich zu lehren, welchen Zweifel Sie ausſprechen wollen. Allein Sie thun unrecht, gnädiger Herr. Nicht der Verdruß um das lumpige Gehölz trieb mich dazu, um meines gnädigen Herrn Ruhe und Ehre willen Tag und Nacht auf der Lauer zu liegen, ſondern meine alte Anhänglichkeit an die Perſon von Euer Gnaden, eine Anhänglichkeit, die ich mit Schmerz bezweifelt ſehe, denn, alter Zeiten denkend, glaubte ich, ſie müßte unter allen Umſtänden für eine bewährte gelten."

„Veit, du biſt ein alter Herrendiener und ſollteſt demnach wiſſen, daß die Großen an ihnen geleiſtete Dienſte nicht erinnert ſein wollen. Auch ſind, glaube ich, die deinigen redlich bezahlt worden. — Aber haben wir denn nichts Wichtigeres zu thun, als die Empfindlichen zu ſpielen? Sieh dir doch einmal mich an! Wer hätte mehr Grund, ob dieſer ganzen häßlichen Geſchichte den Gleichmuth zu verlieren, ich oder du! Genug davon! — Wie war es mit der dreitägigen oder gar viertägigen Bergtour, welche Robert und Madame allein mitſammen unternahmen?“

„Ich ſah die Herrſchaften am nämlichen Morgen, wo mich der Herr Rittmeiſter ſo barſch von ſich gewieſen, in der Barke der Frau Gräfin über den See fahren. Es fiel mir auf, daß ſie ganz ohne Dienerſchaft waren, doch glaubte ich, ſie hätten nur einen kurzen Ausflug vor. Andern Tags jedoch erfuhr ich durch den alten Tafeldecker Wilms, der mir getreulich kundſchaften half, daß die Herrſchaften noch nicht zurückgekommen. Auch am dritten Tag kamen ſie nicht. Am vierten Tag kam mir plötzlich zu Sinn, daß ſich die gnädige Frau im vorigen Sommer droben im Glurithälchen, welches bei unſerem dummen Bauernvolk als ein Ort, wo es nicht geheuer iſt, in Verruf ſteht, die zerfallene Hütte des ſogenannten Gluricyriaks zu 'ner Sommerfriſche hatte herrichten laſſen und nachmals auch wirklich zu verſchiedenen malen etliche Tage dieſelbe bewohnt hatte. Ah, dacht ich, wahrſcheinlich ſind die Herrſchaften dahinauf gegangen, um die Behauſung des alten Wilderers zum Tempel der — Freundſchaft zu weihen.“

„Behalte deine Witze für dich, Veit. Sie ſind nicht nach meinem Geſchmack.“

„Bitt' um Vergebung, gnädiger Herr; es kam mir nur ſo unverſehens auf die Zunge. — Ich nahm alſo mein Gewehr und ging in die Berge hinauf jagen, das heißt, ich näherte mich auf Umwegen dem Gluritchälchen, um zu ſehen, ob die Herrſchaften nicht etwa durch einen ſchlimmen Zufall verunglückt wären. In Ausführung dieſer Abſicht wäre ich beinahe ſelber verunglückt, denn ein furchtbares Hochgewitter überfiel mich in der Nähe des Klakenſtocks und all meine Lebtage habe ich keinen ſolchen Sturm im Freien und noch dazu im Hochgebirge ausgehalten. Als ich mich aus dem Schutz eines überhängenden Felſens, wo ich das ärgſte Wüthen der Elemente hatte vorübergehen laſſen, wieder hervorwagen konnte, kletterte ich dem Glurithal zu. Aber das exiſtirte ſo zu ſagen gar nicht mehr. Eine fürchterliche Runs, von dem ausgebrochenen Klakenſee herabgewälzt, hatte die Thalſohle hochauf mit Waſſer, Schlamm, Geröll und Steinblöcken gefüllt und Hütte und Steg fortgeriſſen. Da ich nicht das Rinnſal des ungeheuer angeſchwellenen Gluribachs entlang herabſteigen konnte, erinnerte ich mich zum Glück eines anderen Pfades, der, zu den Zeiten des Gluricyriaks eine Art Geheimweg, nur dieſem und ſeinen intimſten Freunden bekannt, die Schlucht zum Ausgangspunkt hat, in welcher die Einſiedelei von

Sankt-Georg liegt. In der Dämmerung bei dieſer angekommen, ſpähte ich ein bißchen um das Häuschen und die Kapelle her, denn Sie müſſen wiſſen, gnädiger Herr, daß der Twerenbold bei der Traumlore ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hat. Das Ohr an die Thüre legend, hörte ich drinnen laute Stimmen, dann Schritte, und kaum konnt' ich mich noch an die Hinterwand retiriren, als die Thüre aufging und der Herr Rittmeiſter und die gnädige Frau heraustraten, jener von Twerenbold, dieſe von der Lore begleitet und mit einem Habit derſelben angethan. Wahrſcheinlich waren die Herrſchaften aus ihrer Sommerfriſche entwichen, bevor die Runs ging. Ob der Twerenbold dabei ſeine Hand im Spiele gehabt, ob ſie von ihm geleitet oder zufällig in die Behauſung der Lore gekommen, weiß ich nicht. Ich ſah nur noch, daß der Twerenbold mit dem Herrn Rittmeiſter ganz kordial, die Lore mit der Frau Gräfin ſehr freundlich that, als die Herrſchaften in den Weidling der Lore ſtiegen, um ſeeüber zu fahren. Der Twerenbold und die Lore blieben noch am Ufer ſtehen, ſahen dem Kahn nach und munkelten mitſammen. Ich konnte mich aber nicht nahe genug herbeiſchleichen, zu hören, was ſie ſprachen, und hielt es für gerathen, mich davonzumachen, während ſie in ihr Geſpräch vertieft waren."

„Es ſcheint alſo, daß Robert und Madame einige Tage in völliger Abgeſchiedenheit droben in den Bergen zugebracht?"

„Allerdings, einige Tage und — Nächte."

„Das iſt in der That ein Indicium."

„Ein gravirendes, denk' ich."

„Freue dich immerhin; dieſe Villeggiatur ſcheint auch mir über die Grenzen der Freundſchaft entſchieden hinauszugehen."

„Freuen ſoll ich mich? Euer Erlaucht laſſen es mich bitter entgelten, daß ich vorhin ſo ſchwach war, zu geſtehen, die Demüthigungen, welche ich von ſeiten des Herrn Rittmeiſters und der gnädigen Frau erfuhr, hätten mich empört. Nein, ich kann mich nicht freuen über ein ſo ſchreckliches Mißgeſchick, welches meinem gnädigen Herrn widerfährt; aber Euer Gnaden begreifen, daß mir daran gelegen ſein muß, nicht als leichtſinniger Lügner vor Ihnen zu erſcheinen."

„Gut, gut. — In deinem dritten Briefe finden ſich Angaben, welche die früheren theils beſtätigen und ergänzen, theils neue Beſorgniſſe aufrühren. Du ſchreibſt, daß die zwiſchen Robert und Madame herrſchende Vertraulichkeit anfange, die Aufmerkſamkeit der Schloßdienerſchaft zu erregen."

„Wie könnte das auch anders ſein? Die Herrſchaften ſind all die Tage über von einander unzertrennlich. Die Abende bis ſpät in die Nacht hinein bringen ſie mitſammen auf der Wippoklippe zu und — der Rückweg von dort in die Zimmer des Herrn Rittmeiſters führt durch die Gemächer der gnädigen Frau."

„Ich muß noch einmal auf den Pfarrer zurückkommen. Er iſt ein ſtreng moraliſcher Mann — im landläufigen bürgerlichen Sinne. Wenn aber die Dienerſchaft bereits angefangen hat, über die Sache Gloſſen zu machen, ſo iſt es unbegreiflich, daß Frieding, der doch nach deiner Ausſage oft mit den jungen Leuten zuſammen war, nichts von dem bemerkt haben ſollte, was in und zwiſchen ihnen vorging. Hätte er aber etwas bemerkt, ſo würde er augenblicklich eingeſchritten ſein, und wenn ohne Erfolg, ſo hätte er nicht gezaudert, ſich an mich zu wenden; davon bin ich überzeugt."

„Ich nicht minder, aber Sie überſehen, gnädiger Herr, oder vielmehr ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß der Pfarrer ſchon ſeit Monatsfriſt oder noch etwas länger von Wippoltſtein entfernt iſt."

„Wie?"

„Der alte Herr hat von den Nachwirkungen ſeiner übereifrigen Anſtrengungen bei jener vertrackten nächtlichen Feuersbrunſt einen Krankheitsanfall davongetragen, ſodaß er dem gemeinſamen Drängen des Arztes und der alten Urſchel nachgeben und ins Bad reiſen mußte. Er wird, glaube ich, in den nächſten Tagen zurückerwartet."

„Daraus erklärt ſich freilich, daß von dieſer Seite her keine Intervention ſtattfand. — Du haſt ferner in deinem letzten Brief, der mich ſo dringend zu augenblicklicher Heimkehr aufforderte, von einer zweimaligen Reiſe des alten Dieners von Robert geſprochen. Wie iſt's damit?"

„Am nämlichen Tage, wo die Herrſchaften nach dem

Gluritthal in die Sommerfriſche gingen, reiſte der alte Andres ab und blieb einige Wochen aus. Wo er geweſen, weiß ich nicht, vermuthe aber aus verſchiedenen Umſtänden, daß er in der Reſidenz war. Es gelang mir, zu erlickern, daß er eine große Geldſumme mit zurückbrachte, theils in Baar, theils in Werthpapieren. Nach wenigen Tagen verreiſte er abermals und iſt noch nicht wiedergekommen. Der Tafeldecker Wilms theilte mir mit, daß ſich der Herr Rittmeiſter vor des alten Andres zweiter Abreiſe viele Stunden lang mit demſelben eingeſchloſſen und daß der Andres ſehr grämlich und ſorgenvoll ausgeſehen hätte.“

„Haſt du denn nicht verſucht, an den alten Kerl zu kommen?“

„Doch, ich machte einen Verſuch, ihn auszuholen, allein ich muß zu meiner Schande geſtehen, ohne allen Erfolg. Der hagebuchene alte Kriegsknecht ließ mich garſtig abfahren. Er iſt ſeinem Herrn mit Leib und Seele ergeben.“

„Das ſind ſeltſame Räthſel.“

„Gewiß, es iſt etwas im Werke, darauf können ſich Euer Gnaden verlaſſen. Ich ſchrieb daher auch ſo dringlich.“

„Du thateſt recht.“

Der Graf ſtand auf und ging wohl eine halbe Stunde tief nachſinnend in der Stube auf und ab.

Veit wagte nicht, ihn zu ſtören, denn er kannte die Gewohnheiten ſeines Herrn.

Plötzlich blieb dieſer vor dem Müller ſtehen und ſagte leiſe, aber mit Nachdruck:

„Lieber Veit, ich hatte nie einen Vertrauten als dich. Zuweilen kam es mir vor, als wäre es beſſer gethan, überhaupt keinen Vertrauten zu haben; aber du biſt nun einmal der meinige und ſo ſage ich dir: ich bin ein betrogener und verrathener Mann!“

„Erlaucht, ich verſtehe Ihren Schmerz und —“

„Schon gut, ſchon gut! Daß Madame mich betrog und verrieth, läßt ſich begreifen. Sie iſt jung und feurig und hatte, wie du weißt, mehrfache Gründe, ſich ſchadlos zu halten und zu rächen. Aber daß Robert — oh! du weißt, was ich für ihn gethan. — Doch, was geſchehen, bleibt geſchehen. Es war thöricht, die jungen Leute ſo beiſammen zu laſſen, ſehr thöricht. Allein mit bedauern und klagen iſt da nichts auszurichten. Ueberhaupt nichts mit der Leidenſchaftlichkeit. Kaltes Blut, kaltes Blut, das iſt das Beſte.“

Er leerte ein volles Glas Waſſer und ſagte dann mit Faſſung:

„Einen ſo verwirrten Knäuel abzuwickeln, bedarf es einer ebenſo geduldigen als feſten Hand.“

„Ich bewundere Sie höchlich, gnädiger Herr“, bemerkte Veit. „Ein anderer würde wüthen und toben und kein Menſch könnte es ihm verübeln.“

„Was hülfe es? Man lernt Contenance halten in der diplomatiſchen Carrière, mein lieber Veit.“

„Ja, aber Privatangelegenheiten pflegen die Menſchen mehr aufzuregen als öffentliche, ſoviel ich weiß.“

„Du warſt jeder Zeit ein ſcharfer Beobachter. Wer aber ſich die Kunſt aneignete, alle Seiten des Lebens, auch die privaten und privateſten, vom objektiven Standpunkt zu betrachten und zu faſſen, dem wächſt nichts über den Kopf. — Es iſt ein ſehr leidiger Umſtand, daß der Frieding dermalen abweſend.“

„Was ſoll denn der Pfarrer, wenn ich fragen darf?“

„Ich hätte ihn gerne zu meinem Geſchäftsträger gemacht.“

„In dieſer Sache?“

„Ja. Ich bin überzeugt, Niemand hat einen ſolchen Einfluß auf Robert wie er, und dann haſſe ich, wie die pathetiſchen Phraſen, ſo auch die pathetiſchen Scenen. Beide hätte mir die Vermittelung des Pfarrers erſparen können.“

„Aber, gnädiger Herr, indem Sie den Frieding mit ins Spiel ziehen wollten, vergäßen Sie die bedenkliche Verbindung, in welche der Herr Rittmeiſter mit Twerenbeld getreten iſt. Ich ſage nicht, daß dieſer von alten Geſchichten geplaudert habe, aber, wie Sie ſelbſt ſchon bemerkten, er kann doch möglicher Weiſe geplaudert haben. Wäre nun nicht vielleicht zu befürchten, daß der Rittmeiſter in der Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens dem Pfarrer, wenn ihm derſelbe ſcharf zuſetzte, von gewiſſen alten — Inkonvenienzen im Hauſe Wippoltſtein vorredete? Wie dann? Sie ſagten vorhin, der Frieding ſei ein moraliſcher Menſch, und wir könnten demnach uns von ihm nur ſchlimmer Dinge verſehen."

„Das iſt wahr", verſetzte der Graf, indem er ſich wieder ſetzte. „Falls Robert von dieſem hölliſchen Schuft, dem Twerenbold, erfuhr, was er nie erfahren ſollte, könnte er ſich dem Pfarrer gegenüber leicht zu einer Offenherzigkeit verleiten laſſen, die ſehr unzukömmlich wäre, ſehr. Zwar iſt einerſeits auf Roberts Stolz auf die Ehre ſeines Wappens und Namens zu rechnen, aber andererſeits iſt ein junger, heißblütiger Mann in einer derartigen Situation ganz unberechenbar. Ueberdies iſt es menſchliche Art, die Berechtigung zum Sündigen aus den Sünden anderer herzuleiten. So iſt es denn am Ende gut, daß der Pfarrer nicht anweſend. — Wäre nur dieſe heilloſe Verbindung nicht, in welche Robert und Madame mit dem Twerenbold und der Lore gerathen ſind. Ich möchte faſt ſagen, dieſe Verbindung komme mir unheimlich vor. Du weißt, Veit, ich bin kein Träumer und Phantaſt, war es nie, aber zuweilen überſchlich mich, ſchon in früherer Zeit, etwas wie ein Vorgefühl, daß mir von ſeiten dieſes Weibes, von der Lore, ein Unheil drohe. Das ganze Wirrſal, ſo ſchlimm es auch an und für ſich ſchon ſein mag, wäre doch viel leichter zu ſchlichten, wenn dieſe zwei Menſchen, der Twerenbold und die Lore, keinen Finger im Spiele hätten."

„Sicherlich, Erlaucht. Aber ſie haben ihre Hand darin; darauf will ich jede Wette eingehen, obgleich ich nicht zu ſagen weiß, wie."

Nach einer Pauſe des Nachdenkens ſagte der Graf: „Das Hin- und Herreden führt zu weiter nichts. Ich denke, wir haben uns die Sache ſo klar gemacht, als es die gebotenen Hilfsmittel nur immer erlauben. Jetzt handelt es ſich darum, einen raſchen Entſchluß zu faſſen; denn es muß gehandelt werden und zwar unverweilt. Was iſt dein Rath, Veit?“

„Gnädiger Herr, wie dürfte ich mich unterſtehen, in einer ſo delikaten Angelegenheit Euer Gnaden rathen zu wollen?“

„Bah, Nonſens. Du biſt ſonſt nicht ſo zimperlich! Rede!“

„Nun denn, gnädiger Herr, ich ſetze voraus, daß Sie, wie in allem und jedem, ſo auch in dieſer Sache die Dehors beobachtet wiſſen wollen.“

„Gut geſagt, Veit. Man ſieht, daß du ein alter und gewiegter Herrendiener biſt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß aller Eclat vermieden werden ſoll und muß. Ich möchte die Perle nicht vor die Säue, das heißt, meinen Namen nicht vor das Publikum geworfen ſehen. — Vielleicht dient es zur Abkürzung unſerer Berathung, wenn ich dir ſage, daß ich nach einer Seite hin ſchon handelte, ſobald ich deinen letzten Brief erhielt. Vielleicht empfängt Robert ſchon morgen den Befehl, welcher ihn zu ſeinem Regiment einberuft. Daſſelbe wird demnächſt Marſchordre erhalten, um wieder ins Feld zu rücken, und wenn er nicht vor ſich ſelbſt und der Welt zu ſchanden werden will, kann er nicht zögern, dem Befehl ſofort nachzukommen.“

„In dieſem Falle bliebe alſo nur die Gräfin übrig?“ bemerkte der Müller und ſchwieg dann.

„Veit“, ſagte der Graf, ſeinen ehemaligen Kammerdiener fixirend, „ich leſe in deinen Augen eine Idee, aber ſie taugt nichts. Solche junge vollſaftige Perſonen bekommen allerdings oft ganz plötzlich ſchlimme Zufälle. Allein ich will davon nichts wiſſen. Man wird mit den Jahren immer vorſichtiger, meinetwegen ſage ſogar, ängſtlicher. Nein, behalte deine Idee nur für dich, ich mag ſie nicht hören, wenigſtens vor der Hand nicht. Geht es abſolut nicht anders, dann kann man ja ſehen, was zu thun iſt. Aber zunächſt wollen wir gelindere Saiten aufziehen. Madame wird morgen früh von hier abreiſen.“

„Abreiſen?“ Und wenn ſie nicht will?“

„So wird ſie wollen müſſen.“

„Und wohin ſoll ſie?“

„Du weißt, ich beſitze auf dem einen meiner Güter in Böhmen ein hübſch einſam zwiſchen Bergen und Wäldern auf einem hohen Felſen gelegenes Schlößchen.“

„Starobrad?“

„Ja.“

„Wohin ich vor Zeiten auf meines gnädigen Herrn Befehl die Tochter des ehemaligen Pachters auf der Donnerfallmühle brachte, als das dumme Ding gewiſſer Kleinigkeiten wegen närriſch wurde?“

„Eben die Lokalität meine ich.“

„Es iſt ein düſterer Ort. Die verrückte Müllerstochter ſtarb dort elend.“

„Ihr Geiſt wird Madame nicht beunruhigen, ſollte ich meinen. Dazu iſt Madame zu aufgeklärt, auch wenn ſie von der alten dummen Geſchichte wüßte.“

„Und die gnädige Frau ſoll dort ſo zu ſagen gefangen gehalten werden?“

„Ja, ſo zu ſagen. Uebrigens in aller Gemächlichkeit und nur ſo lange, bis Robert die ganze Schnurrpfeiferei ſich aus dem Sinn geſchlagen haben wird. Ich hoffe, dies wird um ſo raſcher geſchehen, als ich auf meiner Reiſe eine Partie für ihn ausfindig gemacht, die in jeder Beziehung angemeſſen iſt. Es iſt ein außerordentlich reizendes Mädchen, die einzige Tochter und Erbin eines großen Hauſes. Sie wird Robert zu tröſten wiſſen.“

„Aber wie wollen Euer Gnaden die Frau Gräfin nach Starehrad bringen?“

„Sie wird unter der Obhut eines Mannes dahin reiſen, dem ich meine Vollmacht mitgebe und auf den ich mich unbedingt verlaſſen kann.“

„Darf ich fragen, wer dieſer Mann iſt?“

„Wer anders als du, Veit?“

„Ich?“

„Freilich.“

„Gnädiger Herr, das iſt ein ſehr ſchwieriger und peinlicher Auftrag.“

„Der aber in entſprechendem Maße belohnt werden ſoll und wird. Du wirſt auf Starohrad die nöthigen Verabredungen mit dem alten Kaſtellan treffen, auf den ich mich ebenfalls unbedingt verlaſſen kann. Du weißt, er hat, gleich dir, in ſolchen Dingen Erfahrung und iſt ein Mann von Eiſen.“

Sei es, daß die ihm zugeſicherte entſprechende Belohnung ihn lockte, ſei es, daß ein Hintergedanke ihn reizte, genug, der Müller erklärte ſich zur Uebernahme des ihm zugedachten Auftrags bereit.

Der Graf, welcher die grenzenloſe Habſucht des Mannes kannte, beachtete das eigenthümliche Lächeln der Befriedigung, welche dabei Veits dünne Lippen überſchlich, nicht weiter. Er glaubte, der Geiz kitzle den Müller.

Welche Gedanken aber auch in dieſem wachgeworden ſein mochten, er kehrte ſogleich wieder zum Nächſtliegenden zurück.

„Und Twerenbold?“ fragte er.

„Auch an den ſoll die Reihe kommen“, verſetzte der Graf. „Auch mit ihm müſſen wir fertig werden, fertig für immer.“

„Da bin ich mit Kopf und Herz und Hand dabei, ja, das bin ich! Dieſer Halunke beunruhigt mich ſchon durch ſeinen bloßen Anblick. Er iſt mir wie Gift und Opperment und ſeine unverſchämte Vertraulichkeit treibt mir die Galle ins Blut. Geht das noch lange, ſo lauere ich ihm, entſtehe daraus, was da wolle, eines ſchönen

Tages hinter einem Buſch auf und ſchieße ihn nieder wie 'nen tollen Hund, der er iſt."

„Das wirſt du bleiben laſſen, mein guter Veit. Keinen Eclat, nie und nimmer! Mit dieſem Grundſatz kommt man weit und erreicht viel. — Sowie du von deiner Sendung nach Böhmen zurück biſt, und du wirſt dich möglichſt beeilen, wollen wir mit dem Kerl reinen Tiſch machen, ſo oder ſo. Ich habe ſchon einen kleinen Plan in petto. Komm' nur, ich will ihn dir im Wagen mittheilen. Du läßt dein Pferd von einem der Poſtillone reiten und fährſt mit mir bis zum Parkthor. Wir haben noch manche nähere Beſtimmung hinſichtlich deiner Reiſe und dieſer ganzen fatalen Sache zu beſprechen."

## 22.

## ‚Dich, Hekate, nun ruf' ich an!‘

Alle Anſtalten zur Flucht waren getroffen.

Robert hatte zu dieſem Zwecke viel mit Twerenbold verkehrt und war dadurch zu dieſem in ein Verhältniß gerathen, welches er noch vor kurzem für ganz undenkbar gehalten hätte.

Es ging auch hier, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn der Menſch die Kreiſe einmal überſchritten, in welchen die Zauberformeln der ſocialen Inſtitutionen ihn gebannt hielten. Da reiht ſich denn Außerordentliches an Außerordentliches, was unmöglich geſchienen, wird wirklich, ein Ausnahmefall zieht zehn andere nach ſich und zuletzt wird das ganze Daſein exceptionell und abenteuerlich.

Seit im Glurithal die Nuns gegangen, war an die Stelle des Abſcheus, womit der junge Mann Twerenbold zuvor betrachtet hatte, eine Art Sympathie getreten, welche der Abenteurer geſchickt zu nähren wußte, beſonders dadurch, daß er, wo immer ſich Gelegenheit bot, für Thekla die tiefſte Ehrerbietung an den Tag legte. Auch beſtach er durch ſeine auf genaueſter Anſchauung beruhenden und mit einer gewiſſen humoriſtiſchen Sorgloſigkeit vorgetragenen Schilderungen transatlantiſcher Natur und Lebensweiſe.

So konnte er ſich denn begründete Hoffnung machen, daß ſich die beiden ſeine Begleitung auf ihrer Reiſe übers Meer gefallen laſſen würden. Und daran lag ihm viel, alles vielleicht, denn er hatte bald bemerkt, daß er ſich in das eintönige Leben in der Heimat ſchlechterdings nicht mehr finden konnte und daß ihm raſcher Wechſel der Scenen, ein abenteuerliches Hin- und Hergeworfenwerden auf den Wegen des Lebens zum Bedürfniſſe geworden.

Robert ging um Theklas willen bei ſeinen Vorbereitungen mit großer Umſicht und Sorgfalt zu Werke. Er wollte der Geliebten jeden ſchroffen Uebergang aus ihrem bisherigen vornehm bequemen Leben in eine neue Exiſtenz nach Möglichkeit erſparen.

Der alte Andres war aus der Hauptſtadt zurückgekehrt, nachdem er ſein dortiges Geſchäft zur völligen Zufriedenheit ſeines Herrn abgemacht. Robert hatte es für das Klügſte gehalten, dem treuen Alten ſich anzuvertrauen, um ſo mehr, da demſelben doch nicht entgehen konnte, wie die Sachen ſtanden. Andres entſetzte ſich zwar im erſten Augenblick über die Abſicht ſeines Herrn und entwickelte eine mehr als wachtmeiſterliche Beredſamkeit, um jenen von dem Unerhörten abzubringen.

Natürlich ohne irgendwelchen Erfolg, und nun erwies er ſich wirklich als einen Diener, welcher ſeinem Herrn mit Leib und Seele ergeben iſt. Er beachtete nur noch das Eine, daß ſein Herr ſeiner bedurfte und in einer Lage ſich befand, aus welcher er herausgeriſſen werden mußte. So ließ er ſich denn ohne weiteres mit einer zweiten Sendung betrauen und ſtellte nur die Bedingung, daß Robert nie von ihm ſich trennen möge. Sobald Robert ſein Nie! geſprochen, war Andres nach dem Seehafen abgereiſt, wo er das Nöthige beſorgen ſollte, um es den Liebenden zu ermöglichen, unmittelbar nach ihrer Ankunft daſelbſt ſich einzuſchiffen.

Morgen Abend wollten ſie fort.

Robert ging, um noch manches zu beſtellen und zu ordnen.

Der Himmel hatte ſich grau überzogen und drohte mit Regen. Bevor dieſer kam, wollte Thekla, von der Schwüle gedrückt, zu dem Badhäuschen im Garten hinabgehen, um ein Seebad zu nehmen. Sie griff zur Klingelſchnur, um die nöthigen Befehle an Gertrud zu geben, aber ſchon trat dieſe in das Thurmgemach und meldete mit verſtörter Miene:

„Gnädige Frau, Se. Erlaucht, Ihr Herr Gemahl.“

Das war ein Keulenſchlag.

Als daher der Graf der Zofe auf dem Fuße folgte und dieſe hinwegwinkte, taumelte Thekla vor dem Eingetretenen ordentlich ein paar Schritte zurück und das Blut ſchoß ihr ins Geſicht, als wollte es ſeine Gefäße ſprengen.

Graf Nepomuk ſeinerſeits war in der ruhigſten Haltung von der Welt. Er gab ſich um keine Haarbreite anders als ſo, wie er ſtets gewohnt war, wenn er kam, der Gräfin eine ſeiner ſpärlichen Anſtandsviſiten zu machen. Sie koſtete ihn auch nicht viel, dieſe diplomatiſche Selbſtbeherrſchung. Wo das Herz aus dem Spiele bleibt, hat der Verſtand leicht ſpielen.

Ja, er war ganz ruhig; nur ein häßliches Lächeln umzog für einen Augenblick ſeine Mundwinkel, als er das Entſetzen bemerkte, womit ſein unerwartetes Erſcheinen die Gräfin erfüllte.

Aber gerade dieſes momentane Hohnlächeln war ein Glück für Thekla. Es traf ſie wie kalter Stahl, es durchbohrte ihr Innerſtes, allein es ſtachelte auch ihre Energie auf.

Ein Augenblick und ſie ſtand wieder feſt auf den Füßen; die Purpurröthe ihres edlen Antlitzes wich einer Marmorbläſſe und ihre ſchönen Augen funkelten von heroiſchem Muth.

„Ich würde es lebhaft bedauern, Madame“, nahm der Graf mit einer ceremoniöſen Verbeugung das Wort, „wenn mein plötzliches Kommen eine unangenehme Ueberraſchung für Sie wäre. Die Dringlichkeit der Sache jedoch, die mich hierher führt, wird mich entſchuldigen, wenn ich es unterließ, erſt anzufragen, ob Madame diſponirt wäre, mich zu empfangen.“

„Mein Herr“, erwiderte Thekla, die Hand auf die Bruſt drückend, um das gewaltſame Pochen ihres Herzens zu mäßigen, „es bedarf der ceremoniellen Umſchweiſe nicht. Sie haben mir etwas zu ſagen und Ihre Stellung gibt Ihnen das Recht, Gehör zu verlangen. Wohlan, reden Sie, ich höre.“

„Es freut mich, Sie ſo gefaßt und verſtändig zu finden, Madame. Sie wiſſen, ich haſſe die affektvollen Scenen, und ich hoffe, wir werden das, um was es ſich handelt, im Tone des ruhigſten Anſtandes zwiſchen uns abmachen.“

Er rückte einen Stuhl für die Gräfin zurecht und ſetzte ſich ihr gegenüber.

Sie nahm mechaniſch Platz, er legte gemächlich ein Bein über das andere und begann:

„Ich war zuletzt in Karlsbad und die ausgewählte Geſellſchaft, mit welcher ich dort zu verkehren das Vergnügen hatte, erregte in mir den Gedanken, daß ich doch wohl unrecht that, zuzugeben, daß Sie, Madame, und mein Sohn Robert in dieſer Bergeinſamkeit ſich langweilten. Die Langeweile iſt ein ſtillſchleichendes, aber tiefes Waſſer und lockt beſonders gern junge Leute in ſeine tückiſchen Tiefen. Fingerzeige, die ich von bewährter Hand erhielt, bedeuteten mich, daß wirklich auch an Ihnen, Madame, und an Robert die Langeweile dieſe ihre wunderliche Wirkung zu üben begonnen habe.“

Er ſchwieg und heftete einen fragenden Blick auf ſie.

Sie ſenkte die Augen.

Er wußte alles!

Das war klar, aber es war der Gräfin ſchon bei ſeinem plötzlichen Erſcheinen klar geweſen. Es konnte ſie daher nicht mehr erſchrecken.

Sie ſchlug die Augen auf und ſagte feſt:

„Fahren Sie fort.“

„Madame, Sie ſind eine halbe — was ſage ich? — eine ganze Gelehrte und Ihre literariſchen Kenntniſſe haben einen erſtaunlichen Umfang. Sie kennen daher ohne Zweifel die Geſchichte der Phädra, der Gemahlin des Theſeus, und ihres Stiefſohns Hippolyt. Zwei berühmte Poeten, ein antiker, Euripides, glaub' ich, und ein moderner, Racine, haben rührende Tragödien daraus gemacht. Nun begreife ich vollkommen, daß eine junge Frau, welche die Poeſie leidenſchaftlich liebt, in ihrem romantiſchen Sinne leicht auf den Einfall kommen kann, die Fiktion gelegentlich in Wirklichkeit zu überſetzen, aber, Madame, Sie können nicht überſehen haben, daß die Geſchichte der Phädra ſehr tragiſch endigte.“

„Weiter, Herr Graf.“

„Sie werden zugeben, Madame, daß ich mich mit möglichſter Schonung Ihrer Gefühle ausdrücke. Das Reſultat meiner Andeutungen iſt, daß Langeweile und Romantik in verderblichem Bunde Sie und Robert in eine Lage gebracht, der ich ein Ende machen muß und werde, um Roberts willen, um der Ehre des Hauſes Wippeltſtein willen. Wäre ich nicht ein Mann von Welt, ſo würde ich eine andere Sprache führen. Wenn je ein Menſch zu Zorn und Wuth berechtigt war, ſo bin ich es. Oder wollen Sie leugnen?“

„Leugnen? Ich verachte eine ſolche Infamie.“

„Sie pralen wohl mit Ihrer Schande?“

„Schande? Dies Wort beleidigt bloß dann, wann es aus dem Munde eines Mannes von Ehre kommt.“

„Das iſt ſublim, bei allen Göttern! Ich, der ich das Recht zum ſtrengſten Gericht habe, muß mir Beleidigungen ins Geſicht werfen laſſen! Wiſſen Sie, Madame, daß ich vollauf berechtigt bin, Ihnen gegenüber zu ſprechen, wie es einem beleidigten Ehemann gegenüber einer treuloſen Frau zuſteht?“

„Sie wagen es, mir meine Untreue vorzuwerfen? Sie, der mir ſchon in den erſten Wochen dieſer unſeligen Verbindung meine Mägde verzog! Erinnern Sie ſich, mein Herr, jener Scene drunten im Park, wo ſich mir das unglückliche Mädchen, die von Ihnen zu Grunde gerichtete Ottilie, zu Füßen warf? Von jener Stunde an war ich nicht mehr Ihre Frau!“

„Romantiſche Phantaſieen! — Aber da Sie mich fragen, will auch ich Sie fragen. Wiſſen Sie, daß Ihre Situation die iſt, welche der Kriminalkodex mit dem garſtigen Wort Inceſt bezeichnet? Dieſes Verbrechens ſind Sie ſchuldig, Madame, Sie, die mit ſchnödem Undank die Schonung belohnt, daß ich Sie nicht mit einem Titel niederſchmettere, welcher in guter Geſellſchaft nicht ausgeſprochen und in Schriften nur mit dem Anfangsbuchſtaben und drei Sternchen dahinter genannt wird.“

„Sie, mein Herr, wollen mich zur Verbrecherin ſtempeln? Mag die Welt es thun, Sie haben kein

Recht dazu. Nein, Sie nicht, der Sie mit herzloſeſter Bosheit alles Heiligſte in den Koth traten, wo es ſich um die Befriedigung Ihrer ekelhaften Begierden handelte! Nein, Sie nicht, mein Herr, der Sie gethan, was zum Himmel ſchreit, Unerhörtes, Grauenhafteſtes — Sie, der Mörder Ihres Neffen und Mündels!“

Der Graf fuhr, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, halb von ſeinem Seſſel auf.

Dieſe Anklage aus dieſem Munde zu vernehmen, darauf war er doch nicht gefaßt.

Er mußte ſich recht gewaltſam zuſammennehmen. Er fühlte den triumphirenden Blick der Gräfin auf ſeinen geſenkten Wimpern.

„Madame“, ſagte er nach einer Pauſe, „wir wollen bei gelegener Zeit unterſuchen, wer Ihnen dies alberne Märchen aufgeheftet.“

„Das Märchen? Jämmerliche Heuchelei! — Nein, es iſt kein Märchen, es iſt die brutalſte Thatſache unſeres Jahrhunderts, und dieſe Thatſache hat jedes Band zwiſchen Robert und Ihnen gelöſt, für immer.“

„Alberne Sophiſterei! — Doch ich bemerke zu meinem Bedauern, daß wir in Affekt gerathen ſind. Ich liebe das nicht. — Mäßigen Sie ſich, Madame, wie ich es thue. — Ich habe nur noch wenig zu ſagen. Gewohnt, die Dinge zu nehmen, wie ſie ſind, und nicht, wie ſie ſein ſollten, laſſe ich das Geſchehene geſchehen ſein. Es war thöricht, inſipid, einen jungen feurigen Mann mit einer jungen leidenſchaftlichen Frau in dieſer ländlichen Einſamkeit allein zu laſſen. Damit genug, was die Vergangenheit betrifft. Ich bin kein König Philipp von Spanien, der ſich rächen zu müſſen glaubt. Aber ich will nicht, daß der Stammhalter des Hauſes Wippoltſtein einer tollen Liebelei zum Opfer falle; verſtehen Sie mich, Madame? Er wird ſich mit der reizenden Erbin vermählen, mit deren Eltern ich auf meiner Reiſe eine in jeder Beziehung paſſende Verbindung eingeleitet habe, und Sie, Madame, werden nicht das Hinderniß ſeiner Zukunft und ſeines Glückes ſein wollen. Wollten Sie es dennoch ſein, müßte es mit meiner Schonung ein Ende haben und Sie müßten dann erfahren, welche Rechte mir in einem ſolchen Falle das Geſetz einräumt. — Doch ich ſetze voraus, daß Ihre Leidenſchaft, wenn ſie auch blind war, nicht zugleich taub ſei. Sie werden alſo Vernunft annehmen. Betrachten Sie, poetiſch zu ſprechen, dieſe Liaiſon wie einen Frühlingstraum. Im Sommer träumt man wieder anders. — Die Diätetik behauptet indeſſen, daß in derartigen Krankheiten eine Luftveränderung der Geneſung außerordentlich förderlich ſei, und ich glaube, die Diätetik hat Recht. In meiner väterlichen Fürſorge für Sie muß ich alſo wünſchen und wollen, daß Sie morgigen Tages in der Frühe eine Reiſe antreten."

„Reiſen? Morgen?"

„Ja, Madame."

„Und wohin, mein Herr?"

„Das muß, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, meiner eigenen Beſtimmung vorbehalten bleiben."

„Ich werde morgen nicht reiſen, wenigſtens nicht nach Ihrer Beſtimmung, Herr Graf."

„Sie werden mir dennoch den Gefallen thun, Madame, morgen von hier abzureiſen. Sie werden dahin reiſen, wohin Ihre Reiſe zu lenken ich für gut finde, und Sie werden unter der Obhut eines Mannes reiſen, auf den ich mich unbedingt verlaſſen kann."

„Und wenn ich es nicht thue?"

„Sie werden es thun müſſen. — Es iſt dies ein ungalantes Wort und ich bedaure, daß ich es ausſprechen mußte. Aber es gibt Fälle, wo kein anderes ſo gut paßt. Ein ſolcher Fall iſt der unſerige und nicht ich bin es — verſtehen Sie mich? — der dieſen Fall ſo gemacht hat, wie er iſt. — Uebrigens, Madame, habe ich es durchaus nicht ſchlimm mit Ihnen vor. Sie ſollen nur meinem Sohn aus dem Wege gehen, ſo lange, bis auch ihm dieſer wahnſinnige Traum vergangen ſein wird. Es ſoll meine Sorge ſein, daß das nicht allzu lange währe. Nachher mögen Sie Ihrer Unabhängigkeit genießen, wo immer Sie wollen. Sie ſind noch ſehr jung. Sie können alſo noch manchen Frühlings- und Sommertraum träumen. — Ich verſpreche Ihnen, der gefälligſte aller Ehemänner zu ſein, ſolange Sie nur einigermaßen die Dehors beobachten werden."

„Genug!" rief Thekla aus, indem ſie ſich flammenden Auges erhob.

Dann fügte ſie mit dem Ausdruck ſouveränſter Verachtung hinzu:

„Nichtswürdiger, gehen Sie und thun Sie Ihr Aeußerſtes. Ich biete Ihnen Trotz!“

Der Graf ſtand auf.

„Ich wiederhole“, ſagte er, „daß ich das Pathetiſche und Affektvolle nicht liebe, und daher breche ich dieſe Unterhaltung ab. Sie kennen jetzt meinen Willen und Sie werden ſich demſelben fügen, fügen müſſen. Morgen reiſen Sie. Adieu, und merken Sie ſich's: der Graf Nepomuk von Wippoltſtein iſt ſchon mit anderen Leuten fertig geworden als mit einer pflichtvergeſſenen, ſtörriſchen —“

Die Thüre fiel hinter ihm ins Schloß.

Als ſie allein —

Als ſie allein nun, da, wie wenn die Winde
Aus Nord und Süd brausten auf einander,
Bekämpften ihre Leidenſchaften ſich
Für eine Stunde —

„Robert!“ ſchrie ſie qualvoll auf, als wollte ſie den Geliebten zu Hilfe rufen.

Dann taumelte ſie auf die Ottomane, bedeckte das Geſicht mit den Händen und ein krampfhaftes Schluchzen drohte ihr die Bruſt zu ſprengen.

Nun ſprang ſie auf und rannte im Zimmer hin und her.

Ihr Hirn wirbelte, ihre Gedanken drehten ſich wild im Kreiſe.

Plötzlich blieb ſie ſtehen, wie auf den Fleck gebannt.

„Er will Robert von mir reißen“, murmelte ſie.

„Lieber die ewige Verdammniß! — Und der Elende hat mich eine — Metze genannt. — Oh, das ſühnt nur eins!“

Sie wankte an die Thüre, welche auf den Steg hinausführte, und drückte das glühende Geſicht an die Glasſcheiben.

Draußen wetterleuchtete es und der Regen rieſelte herab.

Ihr Blick fiel mechaniſch auf eine jener grün, blau und golden ſchimmernden Mücken, die ſich hereingeflüchtet hatte und vor ihr an der Scheibe ſummte.

Ihre Hand fuhr auf das Thierchen los, faßte es und im nächſten Augenblick fiel die kleine Leiche auf den Fenſterrahmen nieder.

Sie ſtarrte mit einem irren Blick darauf hin und flüſterte mit einem ſchrecklichen Lächeln:

„Was iſt's weiter? Und doch war es auch ein Leben!“

Wer hat je die innerſte Tieſe eines Frauenherzens ergründet?

Tief im Dunkel ſchlummert ein Dämoniſches. Hunderte, Tauſende, Hunderttauſende von Frauen leben und ſterben, ohne auch nur das Vorhandenſein dieſes Dämoniſchen zu ahnen. Aber wenn ein roher Griff es aufrührt, dann bäumt es ſich auf, rieſenhaft, ungeheuer, und vollbringt, was es muß.

War es zu dieſer Stunde in Thekla lebendig und mächtig geworden?

Sie kehrte ſich vom Fenſter ab. Ein unerbittlicher Gedanke brütete zwiſchen ihren zuſammengezogenen Brauen.

Sie nahm ein Tuch um und wandte ſich der Balkonthüre zu.

Eine kurze Weile blieb ſie im Vorübergehen vor dem Bilde des blutigen Klippe über ihrem Schreibtiſche ſtehen und fixirte es ſcharf.

Dann trat ſie feſten Schrittes auf den Steg hinaus, überſchritt ihn, ſtieg am Pavillon die Felſentreppe hinab, trat in den Kahn, löſte die Kette deſſelben und faßte die beiden Ruder.

Ein feiner Sprühregen ſchlug ihr ins Geſicht, als der Bug der leichten Barke ſeewärts um die Klippe bog, und das aufgeregte Waſſer klatſchte mit ſtarkem Plätſchern an den Kiel.

Sie achtete weder dieſes noch jenes, ſondern rührte mit Energie die Ruder und die Gondel ſchoß in den See hinaus — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Es war bereits Nacht und das Gewitter begann ſich in ſchweren Schlägen zu entladen, als die kühne Schifferin durch Wind und Regenſchwall hindurch wieder am Wappenſtein anlangte.

Im Thurmzimmer brannte die Aſtrallampe, welche auf den großen Büchertiſch zu ſtellen die alte Gertrud jeden Abend gewohnt war.

Ueber und über durchnäßt, legte Thekla ihr Umſchlagetuch beiſeite und wand ſich das Waſſer aus den üppigen Locken und Flechten, welche ihr blaſſes Geſicht wie ſchlaffe Schlangen umhingen.

Dann ging ſie ins Vorzimmer und fand dort den Mohrenknaben, der es ſich auf dem Kanapee Gertruds bequem gemacht hatte und eingeſchlafen war.

Sie verſchwand durch eine gegenüber liegende Thüre, kehrte aber nach wenigen Minuten umgekleidet zurück.

Nun weckte ſie den Knaben, nachdem ſie ſich vergewiſſert, daß ſie mit ihm allein war.

Der kleine Mohr fuhr von ſeinem Lager herunter und ſtellte ſich etwas beſchämt, in der Pflege ſeiner Faulheit überraſcht worden zu ſein, vor ſeine Gebieterin.

„Berroa“, redete dieſe ihn an, „biſt du völlig wach?“

Der Knabe riß ſeine großen Augen auf und reckte ſich.

„Berroa immer wach, wenn Gnaden befehlen“, ſagte er.

„Ich meine, ob du im Stande ſeieſt, einen Auftrag zu verſtehen und zu vollziehen.“

„Berroa alles verſteht und vollzieht, was Gnaden wollen.“

„Wohl, ſo höre. Es handelt ſich um einen Scherz. Um denſelben gelingen zu machen, muß ich wiſſen, genau wiſſen, ob der Kammerdiener des Herrn Grafen die Nachttoilette desſelben gerüſtet habe. Es muß jetzt bald die Zeit ſein. Schleiche dich in den rechten

Schloßflügel hinüber, erſpähe mir, was mich zu wiſſen verlangt, und melde es mir dann auf der Stelle. Haſt du mich verſtanden?"

„Berdoa verſteht Gnaden immer."

„Gut, ſo geh' denn und ſei klug und vorſichtig, wie du es ja ſein kannſt, wenn du magſt. Ich erwarte dich im Thurmzimmer."

Der Knabe eilte mit einem pfiffigen Blicke hinweg.

Thekla ging in das Thurmgemach zurück und ſah, an die Fenſterthüre gelehnt, in die Sturmnacht hinaus, welche ſich jetzt ſchwarz auf den See gelegt hatte. In dem Licht der zuckenden Blitze leuchtete da und dort die Waſſermaſſe fahl herauf.

Von dieſem unheimlichen Anblick ſich wegwendend, durchſchritt Thekla langſam das Gemach.

Von Zeit zu Zeit faßte ſie raſch an die Bruſt, als gälte es, eine heftige Wallung derſelben zu beſchwichtigen.

Aber es war da keine Wallung zu beſchwichtigen. Ihr Buſen hob und ſenkte ſich gleichmäßig und über ihr bleiches Antlitz war eine marmorne Ruhe gebreitet.

In ihrem Gange innehaltend, horchte ſie angeſtrengt, ob ſich der Tritt des Mohrenknaben noch nicht im Vorzimmer hören ließe.

Alles war ſtill.

Sie trat an ihren Schreibtiſch, öffnete verſchiedene Fächer deſſelben und kramte ſuchend darin, bis ſie aus einem derſelben etwas hervorzog, was wie ein Schlüſſel ausſah.

Sie ſteckte es raſch in die Taſche und in dieſem Augenblick trat Berdoa herein.

„Wie iſt's?“ fragte ſie.

„Der Kammerdiener des gnädigen Herrn hat deſſen Schlafzimmer in Ordnung gebracht. Eben trug er noch das Glas mit Zuckerwaſſer hinein, welches Erlaucht vor Schlafengehen zu trinken pflegen.“

„Es iſt gut. Die Dienerſchaft wird bei ihrem Eſſen ſein. Geh' auch du, um deines Antheils nicht verluſtig zu werden. Doch warte noch — weißt du nicht, wo der Herr Rittmeiſter ſich gegenwärtig befindet?“

„Noch immer im Kabinette des gnädigen Herrn, wie ſchon ſeit mehr als zwei Stunden.“

Sie ließ dem Knaben ſein Vorrecht, ihr beim Gutenachtſagen die Hand zu küſſen, fuhr ihm dann über den welligen Kopf und ſagte noch:

„Der Auftrag, den ich dir vorhin gab, war ein geheimer. Er bleibt unter uns, Berdoa.“

„Wie Gnaden befehlen.“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den matt erleuchteten Korridoren des weitläufigen Herrenhauſes herrſchte Schweigen und Oede. Die Dienerſchaft war im unteren Stockwerk bei ihrem Abendeſſen verſammelt.

In dem Schein der Blitze, welcher in den Ahnenſaal im Mittelgeſchoß fiel, glitt eine Geſtalt ſchemenhaft leiſe durch das hohe, weite Gemach und verſchwand in der nach dem weſtlichen Schloßflügel führenden Flügelthüre. Draußen ſchwebte ſie quer über den Korridor, öffnete geräuſchlos eine Thüre, huſchte hinein, ſtrich längs der Wand eines dunklen Gemaches hin, öffnete wieder eine Thüre, ſchlüpfte durch einen engen Durchgang voll greifbarer Finſterniß, taſtete am Ende deſſelben leiſe an der Mauer umher und drückte auf einen kleinen vorragenden Gegenſtand. Ein ächzender, ſurrender Ton und eine Tapetenthüre that ſich auf in ein Gemach, in welchem auf einem Toilettentiſch eine ſilberne Nachtlampe brannte und auf dem neben einem prachtvollen Bette ſtehenden Nachttiſch ein ſilberner Teller mit einem Glas Waſſer hingeſetzt war.

Eine Stunde ſpäter begab ſich Graf Nepomuk aus ſeinem Kabinette nach ſeinem Schlafgemach. Der Kammerdiener, welcher im Vorzimmer ſeinen Herrn erwartete, hatte dieſen noch nie in einer ſolchen Aufregung geſehen wie zu dieſer Stunde.

Das Geſicht des Grafen glühte, Schweiß ſtand ihm in großen Tropfen auf der Stirn und unter der verſchobenen Perrücke blickte die geröthete Glatze hervor.

Die Dienſtleiſtungen des Dieners rauh zurückweiſend, trat er in das Schlafzimmer und ſchlug die Thüre hinter ſich zu, daß ſie in ihren Angeln klirrte.

„Hm“, brummte der Kammerdiener, indem er in den Alkoven des Vorzimmers trat, wo er ſeine Schlafſtelle hatte, „hm, das muß eine hübſche Scene geweſen ſein, welche den Alten dermaßen aus Rand und Band, ſo zu ſagen ganz aus dem Häuschen gebracht hat.

So etwas hab' ich noch gar nicht an ihm erlebt. Er ſah ja ordentlich rabiat aus, ganz rabiat.“

Es mochte um Mitternacht ſein, als der Kammerdiener durch einen gellenden Schrei, der vom Schlafzimmer ſeines Herrn kam, aus dem Schlafe geſchreckt wurde.

Er ſprang aus dem Bett und eilte an die Thüre des gräflichen Gemaches.

Von drinnen kam ein dumpfes Aechzen, dann wieder ein furchtbarer Schrei.

Der Diener ſtieß die Thüre auf.

Im Schein der Nachtlampe ſah er etwas Furchtbares.

Auf ſeinem zerwühlten Bette krümmte, wälzte und bäumte ſich der Graf mit ſchrecklich verzerrten Zügen, augenſcheinlich ringend in gräßlicher Agonie.

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr, was iſt —“

Die Worte erſtarben ihm auf der Zunge und ſein Haar ſträubte ſich aufwärts, als er dieſen Todeskampf ſah.

Ein Stöhnen und Aechzen, das in der Bruſt des Grafen arbeitete, als würde es das Knochengehäuſe derſelben zerreißen, dann wieder ein Aufbäumen des Körpers, als wollte er ſich in wüthender Qual an die Decke ſchmettern — unartikulirtes Geröchel und Gekrache, dann ſtoßweiſe einzelne Worte, aus dem ſchiefgezogenen Munde gepreßt:

„Die blaſſen Geſtalten — ſie ſchütten Feuer der Hölle auf mein Herz — hinweg! — Höllenfeuer! Höllenfeuer!“

Das letzte Wort brach nur noch halb hervor: ein entſetzlicher, markdurchbohrender Schrei ſchnitt es mitten entzwei.

Außer ſich ſtürzte der Diener hinaus und ſchrie das Haus wach.

Als die Leute endlich in wirrem Getümmel herbeieilten, war alles vorüber.

Der Graf war todt.

Wie der Todte ſo dalag auf den zerknüllten Spitzenkiſſen und den zerſtrampelten Seidendecken, bot er einen Anblick, der das Herz ſeiner Diener mit Grauen erfüllte.

## 23.

### Dem Donar ein Opfer!

Von der Stadt herauf, welche etwa drei Wegſtunden von Wippoltſtein entfernt drunten im Thale liegt, führt nicht nur eine Straße, ſondern auch ein Fußweg an den See. Dieſer Fußweg kürzt die Entfernung bedeutend ab, denn er läuft, während die Straße den Krümmungen des Fluſſes folgt, in ziemlich gerader Linie längs der linken Thalwand durch Wieſen und Gehölze faſt bis zur Donnerfallmühle herauf und bei dem in unſerer Geſchichte mehrmals genannten Ermswäldchen in eine Gabel aus, deren rechte Zinke zum Donnerfall, deren linke zu der Mühle führt.

Ein paar Büchſenſchüſſe weit thalabwärts von dieſer Gabel kam Twerenbold auf dem Fußweg daher; wie es den Anſchein hatte, thalaufwärts.

Es war ein ſchöner heißer Auguſttag geweſen und die Sonne ging zur Rüſte.

Geſtern um dieſe Zeit war der Graf Nepomuk in der Gruft ſeiner Ahnen feierlich beigeſetzt worden.

Das Reſultat der von dem Arzte des Dorfes und des Schloſſes vorgenommenen Leichenöffnung hatte gelautet: Nervenſchlag, herbeigeführt durch plötzliche Kongeſtionen im Ganglienſyſtem.

Twerenbold war raſch gegangen und ſo erklärte ſich die augenſcheinliche Erhitzung und Aufregung ſeiner Züge. Bei genauerer Betrachtung mochte man freilich die Bemerkung gerechtfertigt finden, daß ein Sommerabends über Feld gemachter Gang eine ſo robuſte Konſtitution, wie der Abenteurer ſie beſaß, kaum ſo aufzuregen im Stande und daß dem zufolge ein inneres Motiv ſeiner Erhitzung anzunehmen ſei.

Als er die erwähnte Wegſcheide in einer Entfernung von einigen hundert Schritten vor ſich ſah, blieb er eine Weile ſtehen und trat dann in das Gebüſch am Wege, hinter welchem ſeine Geſtalt ganz verſchwand. Er kauerte ſich im Buſch auf den Boden nieder, bog die Zweige und Ranken des dichten Haſelgeſträuchs auseinander, ſteckte vorſichtig den Kopf heraus und ſpähte ſo den Weg hinab, welchen er gekommen.

Auf dieſem Wege erſchien nicht lange darauf die Geſtalt eines Mannes.

Es war der Müller Veit.

Sowie Twerenbold deſſelben anſichtig geworden, zog er ſeinen Kopf in das Verſteck zurück.

Der Müller kam langſam daher und tiftelte und grübelte nach ſeiner Gewohnheit im Gehen.

„Ob ich mich auch wohl nicht übereilt habe?“ dachte er. „Jetzt kann ich nicht mehr zurück — verdammt! — Es hätte ſich da vielleicht das ſchönſte aller Geſchäfte machen laſſen. Sie mußten mich zufriedenſtellen, ſie mußten. — Konnte ihnen ja eine Angſt einjagen, die alles gewährt, alles! Selbſt das übermüthige Weib hätte ſich vielleicht zu dem bequemt, was ich auf der Reiſe nach Starohrad zu erlangen hoffte. — Verflucht, daß dieſe Reiſe zu Waſſer geworden und alle meine hübſchen Pläne, alle, alle — ſelbſt das infame Ermshölze dort iſt nun hin, nicht einmal das krieg' ich jetzt. — Aber die Rache iſt auch etwas! — Hört' oder las ich nicht einmal, ſie ſei eine Speiſe für Götter? — Alle trifft ſie, alle zuſammen, die verhaßten Menſchen. Ja, Rache wenigſtens werd' ich haben, Rache vollauf! — Ah, ſie haben fein kalkulirt, aber den Müller Veit in ihrem Kalkul überſehen und der macht ihnen nun einen dicken Strich durch die ganze Rechnung."

Ein derber Schlag auf ſeine Schulter unterbrach plötzlich dieſes ſtille Selbſtgeſpräch und machte den Müller erſchrocken umſchauen.

Twerenbold ſtand vor ihm.

Veits erſte Regung beim Anblick des wie aus dem Boden gewachſenen Mannes war der Gedanke, mit einem Seitenſprung ins Gebüſch zu ſpringen, um zu fliehen. Allein ſeine ſpähenden Augen gaben ihm die beruhigende Verſicherung, daß der Abenteurer doch wohl keine ſchlimme Abſicht hege.

In der That, Twerenbolds Phyſiognomie hatte gar nicht mehr den wilden und verſtörten Ausdruck von verhin. Sie war jetzt ganz und gar die eines jovialen Bummlers.

„Guten Abend, Veit", ſagte er in kordialer Weiſe. „Kalkulire, iſt mir lieb, daß Ihr endlich kommt. Habe auf Euch gewartet, Mann."

„Auf mich gewartet?" verſetzte der Müller mit zurückkehrender Aengſtlichkeit.

„Ei, ja doch! Was macht Ihr denn für ein wunderliches Geſicht, Mann? Habe auf Euch gewartet, iſt ein Fakt. Fragte in der Mühle nach Euch, hörte, Ihr wäret nach der Stadt auf den Fruchtmarkt gegangen, kalkulirte, würdet beim Heimgehen den Fußweg der ſtaubigen Straße vorziehen, und da hab' ich Euch nun richtig erwiſcht."

„Und was wollt Ihr von mir?"

„Nur nicht ſo ſpritzig, Veit! Rechne, iſt das 'ne ſchlechte Faſhion, einem zu begegnen, wenn man kommt, Euch ein omnipotent genteeles Geſchäft vorzuſchlagen."

„Ein Geſchäft?"

„Ein Geſchäft, kalkulir' ich, oder vielmehr zwei transſcendental profitable Geſchäfte."

„Ich bin ein Geſchäftsmann, Meiſter Twerenbold, wie Ihr wißt. Laßt alſo hören."

„Aha, juckt Euch ſchon die Hand darnach? Rechne, habt recht. Braucht nur zuzugreifen und ein glorioſer Vortheil fällt Euch auf den Teller."

„Hm, ich weiß, daß, wenn Ihr Geſchäfte mit einem macht, Ihr vor allem Euch ſelbſt nicht vergeßt."

„Iſt das menſchliche Art, iſt es nicht? Kalkulire, iſt es. Wir ſind Egoiſten allzumal.“

„Laßt die überflüſſigen Redensarten, wenn ich bitten darf, und wenn Ihr mich wirklich in geſchäftlicher Abſicht angetreten, ſo kommt mit in die Mühle. Wir können dort bei einem Glaſe Wein weiter ſprechen.“

„Sehr verbunden, Meiſter Veit. Wenn ich Euch ſo gaſtfrei vom Weinverſetzen ſprechen höre, fange ich an, zu glauben, daß Ihr am Ende noch ein ganzer Kerl werdet. Aber jedes Ding zu ſeiner Zeit. Rechne, daß ich mein Deputat an Wein für heute ſo ziemlich bereits zu mir genommen, den gehörigen Schlaftrunk natürlich ausgenommen, und kalkulire, muß einer klare Augen im Kopfe haben, wenn er mit Euch Geſchäfte verhandelt. Mag auch bei ſo 'ner Abendluft nicht in der Stube hocken. Wollen alſo, ſo 's Euch recht iſt, zu der Bank am Waſſerfall hinaufgehen. Dort ſtört uns um die Zeit niemand, und wenn wir übereingekommen, wenn wir, wie ich hoffe, übereinkommen können, ſo läßt ſich dann noch vor Tagesſchluß das Nöthige in Eurem Hauſe zu Papier bringen.“

Der Vorſchlag, zum Donnerfall hinaufzugehen, machte den Müller wieder ſtutzig, allein Twerenbolt ſprach ſo ruhig und kordial zugleich, und dann handelte es ſich ja um ein Geſchäft oder gar um zwei und noch dazu um profitable.

„Was iſt denn das für 'ne Schrulle von Euch, Twerenbeld", ſagte er, „zu dem dummen rauſchenden Waſſer hinaufzugehen?"

„Mag 'ne Schrulle ſein, Veit; thut aber nichts, rechne ich. Wißt wohl, daß man am beſten mit mir fährt, wenn man für meine Schrullen ein Aug' zudrückt. Kommt alſo, mag nicht länger ſo mitten auf dem Wege daſtehen. Möchte aber doch die Sache raſch zum Abſchluß bringen. Bin, kalkulir' ich, ein bißchen preſſirt, wißt Ihr?"

„Preſſirt? Wie ſo denn?"

„Bah, hab' Euch ſchon vor etlichen Wochen im Steinbock drüben merken laſſen, daß es mir ſchier allmächtig langweilig wird hier zu Lande. Iſt das, kalkulir' ich, überhaupt kein Land mehr für mich. Langweile mich wie ein alter Mops, bei Jove! Möchte alſo wieder über den großen Bach, möchte ich nicht? Möchte, iſt ein Fakt."

„Was geht das mich an?"

„Was das Euch angeht? Kalkulire, geht Euch etwas an, Mann. Iſt das gerade mein Geſchäft Nummer eins."

„Ich verſtehe Euch nicht."

„Werdet mich ſogleich verſtehen. Wißt ja, daß ich im Beſitz von 'ner anſtändigen Leibrente bin — wißt Ihr nicht?"

„Warum ſoll' ich das nicht wiſſen?"

„Wohl, ließe ſich, rechne ich, ein artliches Geſchäft mit mir machen, wenn man mir dieſe Rente um eine runde Summe abkaufte. Seid Ihr der Mann dazu?"

„Das käme auf die Umſtände an“, verſetzte der Müller, deſſen Geiz Feuer fing und der jetzt ohne weitere Bedenklichkeit dem voranſchreitenden Abenteurer folgte, welcher den Weg nach dem Waſſerfall eingeſchlagen hatte.

„Natürlich kommt es auf die Umſtände an“, ſagte Twerenbold im Weitergehen. „Kalkulire, hat jedes Geſchäft ſeine Umſtände. Sind aber meinerſeits die Umſtände die, daß ich baldmöglichſt mit 'ner hübſchen runden Summe in der Taſche dieſer allmächtig ſchönen und allmächtig langweiligen Gegend den Rücken kehren möchte.“

„Baares Geld iſt dermalen rar, Meiſter Twerenbold.“

„Bah, geht mir, Veit. Damit kriegt man mich nicht dran. Im übrigen ſollt Ihr mich coulant finden.“

„Bevor wir weiter ſprechen und bevor ich mich dieſen verdammten Geißenſteig hinaufbemühe, ſagt mir eins, Twerenbold. Vorausgeſetzt, wir könnten das fragliche Geſchäft mitſammen machen, wäre es dann möglich, dem darüber aufzuſetzenden Dokumente noch heute die genehmigende Unterſchrift des Junker Robert, will ſagen des Herrn Rittmeiſters, zu verſchaffen? Er iſt jetzt Graf und Herr zu Wippeltſtein und der Ausbezahler Eurer Rente obendrein.“

„Das nenne ich mal eine entente cordiale!“ erwiderte Twerenbold lachend, indem er ſeine Stimme erhob, um das Brauſen des Katarakts, welchem ſie jetzt ſchon ganz nahe gekommen waren, zu übertönen. „Rechne, Euch preſſirt's nicht minder als mir. Ja, ja, ſchöne Geiſter begegnen ſich. Heute noch die Unterſchrift des jungen Grafen beibringen, ſagt Ihr? Warum denn gerade heute noch? Rechne, das iſt auch nur 'ne Schrulle."

„Einerlei. Muß man Euren Schrullen nachgeben, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich nicht auch die meinigen haben dürfte."

„Da iſt Spuk darin und Logik, Freund Veit. Hm, ja, wenn Ihr unſere Verhandlung durch ſchäbiges Knauſern nicht zu ſehr in die Länge zieht, ließe ſich, kalkulir' ich, das Ding mit der gräflichen Unterſchrift auch heute noch machen."

„Oh, das glaub ich, Twerenbold. Ihr ſeid ja ganz intim mit dem jungen gnädigen Herrn."

„Intim? Das gerade nicht; er iſt hochmüthig wie Lucifer und obenhinaus, wie nur immer ein vom Glück verhätſchelter Ariſtokrat es ſein kann. Habe aber die Notion, wird mir der Graf die kleine Gefälligkeit mit der Unterſchrift nicht abſchlagen. Kann Euch, kalkulir' ich, das verſprechen."

„Das läßt ſich hören. Und nun — der verdammte Waſſerfall! man hört ja ſein eigenes Wort nicht — ja, gebt mir Eure Verkaufsbedingungen an."

„Wartet gefälligſt, bis wir droben ſind auf der Donnerklippe. Iſt, rechne ich, das Brauſen da, wo wir jetzt ſind, gerade am ſtärkſten. Kommt da ein ganz wüthender Schwall aus der naſſen Hölle da zu unſerer Rechten heraus."

Auf der Stelle angelangt, wo Thekla einſt die Frage über den Selbſtmord an Robert gerichtet, machte es ſich Twerenbold auf der Bank bequem, zog eine Cigarre hervor und ſetzte ſie in Brand. Veit, der jetzt überzeugt war, heute noch ein hübſches Geſchäft zu machen, folgte ſeinem Beiſpiel, nahm ebenfalls Platz und zündete ſich auch einen Glimmſtengel an.

„So“, ſagte Twerenbold, „hier oben poltert der alte Kerl, der Donnerfall, weniger ungeheuerlich als da drunten und da ſitzen ja wir zwei alten Freunde ganz brüderlich beiſammen. Kalkulire, 's iſt doch ein hübſcher Ort, die Donnerklippe. Läßt ſich, rechne ich, begreifen, daß unſere Vorfahren, wie der alte Frieding behauptet, hier ihrem Gotte Donar Opfer darbrachten — Menſchenopfer, Freund Veit. Seht, da ſollen ſie von der Klippe in den ſchauerlichen Abgrund hinabgeſtürzt worden ſein. Habe die Notion, mußten die armen Teufel zu Müll, zu Atomen zerſchmettert ſein, wann ſie auf dem Boden des Keſſels anlangten. Waren doch ſchnurrige Burſche, unſere Altvordern, die Herren Germanen — waren ſie nicht? Was meint Ihr, Meiſter Veit?“

„Wo haſpelt Ihr hin, Twerenbold? Was geht mich das alte Lumpengeſindel mit ſeinen Götzen an? Laßt uns vernünftig ſprechen und von Geſchäften.“

„Wohl, ſprechen wir von Geſchäften. — Mein Geſchäft Nummer eins habe ich Euch vorläufig eröffnet. Meinem Geſchäft Nummer zwei muß ich eine Frage voranſchicken.“

„Was für eine Frage?“

„Was haltet Ihr von dem allmächtig plötzlichen Tod unſeres hochſeligen Gönners und Freundes, des Grafen Nepomuk?“

Dieſe Frage war ganz gleichmüthig hingeworfen und doch berührte ſie den Müller höchſt unangenehm. Er fing an, zu bereuen, mit Twerenbold zu der Donnerklippe heraufgeſtiegen zu ſein. Indeſſen beſchwichtigte er ſeine aufſteigende Unruhe ziemlich ſchnell und verſetzte möglichſt gleichgiltig:

„Was ſollt' ich Beſonderes davon halten? Der Graf war keiner von den Jüngſten mehr und Nervenſchläge laſſen nicht mit ſich ſpaßen.“

Twerenbold ließ ſeine Falkenaugen ſpähend die ganze Umgebung der Klippe durchlaufen. Dann ſagte er:

„Ja, rechne, da habt Ihr recht. Schläge ſind überhaupt 'ne inkonvenable Sache und, was das Schlimmſte iſt, ſie kommen oft ſo unvorhergeſehen.“

So ſprechend, nahm er mit der Linken die Cigarre aus dem Munde und lüftete mit der Rechten ſeinen Hut, als wollte er ſich hinter dem Ohre kratzen.

Aber plötzlich hob ſich ſeine Hand höher empor, ballte ſich zur Fauſt und dieſe fuhr auf Veits Nacken herab mit einer Wucht, daß dem Müller der Athem abſchnappte und er vornüber und von der Bank hinab zu Boden fiel.

Im nächſten Augenblick kniete Twerenbold auf der Bruſt des Müllers, ſetzte den Daumen ſeiner Rechten an deſſen Kehlkopf und zog ihm mit der Linken aus der

Bruſttaſche ein Terzerol, welches er in den Waſſerfall ſchleuderte.

Sein Geſicht war abermals verwandelt. Es war nicht mehr das eines jovialen Bummlers, es glich dem einer wilden Beſtie, die ſich auf ihre Beute wirft.

„Hab' ich dich, verrätheriſcher Hund?“ ſchrie er dem Müller in die Ohren, deſſen Körper ſich mit dem Schweiß der Todesangſt bedeckte.

So vollſtändig war die Ueberraſchung, daß ſinnverwirrender Schrecken dem Müller jeden Verſuch der Gegenwehr verwehrt hätte, auch wenn die herkuliſche Kraft ſeines Angreifers nicht jeden Verſuch dieſer Art als eitel hätte erſcheinen laſſen.

Twerenbold ließ die Kehle Veits los, daß dieſer wieder etwas zu Athem kommen konnte, faßte mit der Linken die beiden Handgelenke des Müllers, preßte ſie wie in einem Schraubſtock, ergriff ihn dann mit der Rechten bei der Bruſt, ſchwang ihn federleicht empor, trat ſo hart an den Abgrund und hielt mit ſeinen eiſernen Armen den Entſetzten über die brüllende Tiefe in die Luft hinaus.

„Willſt du beichten, alles beichten, oder da hinab?“ brüllte der furchtbare Menſch dem halbentſeelten Schurken zu.

„Ich will — ich will — alles —“ keuchte dieſer.

Twerenbold trat zurück, warf den Müller zu Boden und ſetzte ihm abermals das Knie auf die Bruſt.

„Höre, Veit, du kennſt mich“, ſagte Twerenbold. „Wähne nicht, daß ich mich von dir übergaunern laſſe.

Beim geringſten Verſuch, den du dazu machſt, ſtirbſt du. Alle Götter, an welche je die Menſchen geglaubt, ſollen dich nicht aus meiner Hand retten, wenn deine Beichte nicht eine vollſtändige iſt.“

„Ich will, ich will“, winſelte der Elende, dem noch immer der tödtlich kalte Hauch, womit ihn ſo eben der Katarakt angeweht hatte, auf der Stirne lag.

„Still!“ nahm Twerenbold wieder das Wort. „Merke wohl auf und nimm dir ein Exempel an meiner Aufrichtigkeit. — Ich beobachtete geſtern beim Leichenbegängniß des Grafen deine Miene. Ich ſah, daß es dir übel behagte, ſo unerwartet ſchnell um einen ſo freigebigen Gönner gekommen zu ſein. Ich ſah aber auch, daß du, als der Doktor mit dem Pfarrer von Lerchenau, welcher die Exequien hielt, von dem Nervenſchlage ſprach, an welchem der Graf geſtorben, mit einer ganz eigenthümlichen Gebärde die Achſeln zuckteſt. Ich wußte nun, daß du dir über die Sache eine eigene Meinung gebildet hätteſt, und ich muthmaßte, daß du heute zur Stadt gehen würdeſt, um dort zu thun, was du thateſt; ja, ich muthmaßte es, denn ich kenne dich. — Still, laß mich ausreden! — Ich hatte Gründe, zu wünſchen, du möchteſt heute nicht in die Stadt gehen, auch morgen oder übermorgen nicht, und lauerte dir daher in aller Frühe drunten an der Brücke auf. Aber der Satan, dem du immer ein auserwähltes Werkzeug geweſen, mußte dir eingeben, ſtatt zu reiten oder zu fahren, zu Fuß und daher den Fußweg zu gehen. Als ich das auf meine

Nachfrage in der Mühle erfuhr, eilte ich dir in die Stadt nach. Ich ſpähte dich aus und ſah dich aufs Kriminalamt gehen, wo du drei volle Stunden verweilteſt. Ich ſah auch, von einer gegenüberliegenden Kneipe aus, das grinſende Lächeln auf deinem Geſicht, als du herauskamſt. Nun wußt' ich, welche Stunde die Glocke geſchlagen. — So, jetzt rede! Hier bin ich und dort iſt die naſſe Hölle. Nichts rettet dich von ihr, wenn du auch nur die kleinſte Lüge vorzubringen wagſt. Ich muß alles wiſſen, alles!“

Veit vermochte kaum zu ſprechen. Der Todesſchrecken war ihm in alle Glieder gefahren und lähmte ſeine Denk- und Sprachorgane. Eine gräßliche Ahnung flüſterte ihm zu, daß alles umſonſt und er den Krallen ſeines Feindes ſo oder ſo nicht entgehen werde. Aber doch dämmerte hinter dieſem Schrecklichen ein ſchwacher Hoffnungsſchimmer, daß er durch ein offenes Bekenntniß ſein Leben würde erkaufen können. Seine Feigheit griff darnach, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm greift.

„Nun, wird's bald? Sprich!“ herrſchte ihm Twerenbold ungeduldig zu.

Veits Stimme kam keuchend, faſt pfeifend aus der gepreßten Bruſt:

„Ich — ich glaubte nicht an den — Nervenſchlag.“

„Sondern?“

„An einen — Mord.“

„An einen Mord?“

„Ja.“

„An dem Grafen begangen?“

„Ja.“

„Von wem?“

„Von — von der — Gräfin.“

„Von ihr allein?“

„Und von dem jungen Herrn.“

„Und weiter?“

„Von der Lore.“

„Und?“

„Von — Euch.“

„Da hätten wir beinahe ein Halbdutzend Mörder. Eine hübſche Anzahl, um einen alten Gecken aus der Welt zu ſchaffen. Weiter!“

„Ich hing meinem gnädigen Herrn an —“

„Bah, du ſchröpfteſt ihn nach Gefallen, das war die ganze Anhänglichkeit. Keine Lüge, nicht einmal eine gleichgiltige, hörſt du? — Du wollteſt dich rächen, nicht?“

„Ja.“

„Wofür?“

„Für mancherlei.“

„Dafür, daß man dich als den Hund behandelte, der du biſt, nicht wahr?“

„Ich wollte mich rächen.“

„Und zu dieſem Zwecke gingſt du vor Gericht und legteſt daſelbſt eine Denunciation nieder?“

„Ja.“

„Worauf lautete ſie?“

„Auf Vergiftung.“

„Worauf ſtützteſt du deine Muthmaßung?“

„Es war Ueberzeugung.“

„Ueberzeugung? Gleichviel, was verſchaffte dir dieſe Ueberzeugung?“

„Die Art und Weiſe, wie der Graf geſtorben.“

„Bah! Das müßte ſchon ein ſehr geſchickter Arzt geweſen ſein, der daraus eine ſolche Ueberzeugung hätte ſchöpfen können. — Du hatteſt noch andere Gründe für deinen Verdacht.“

„Ja, ich hatte.“

„Welche?“

„Am Abend vor der Nacht, in welcher der Graf ſtarb, wollte ich in meinem Boote den See hinauf zum Schloſſe fahren, weil ich dem gnädigen Herrn etwas Nothwendiges zu ſagen hatte. Das Waſſer war unruhig und es regnete. Trotzdem ſah ich die Gräfin in ihrer Gondel allein über den See rudern. Das verwunderte mich, und als ich die Gräfin auf die Einſiedelei zuhalten ſah, da dacht' ich, es müßte etwas um die Wege ſein. Ich that alſo, wie wenn ich den Kahn wendete und nach der Mühle zurückführe, trieb aber mein Boot allmälig dem linken Seeufer zu, etwas unterhalb der Einſiedelei. Die Gräfin ſchien mich übrigens gar nicht zu bemerken, ſondern hielt den Blick unverwandt der Einſiedelei zu gerichtet. Dort landete ſie und ging hinein. Ich fand mit Mühe eine Stelle, wo ich der abſchüſſigen Felſen wegen anlanden und mein Boot halb aus Ufer ziehen konnte. Dann ſchlich ich mich am Geſtade hinauf, das heißt, ich überkletterte die Felſen, bis ich zu dem Pfad kam, der von der Mühle zur Einſiedelei hinaufführt, und auf dieſem ging ich weiter.“

„Und dann?“

„Dann ſpäht' ich, an Ort und Stelle gekommen, um das Häuschen her.“

„Und bemerkteſt?“

„Anfangs gar nichts, denn ich konnte mich nicht wohl an die Fenſter hintrauen. Wie ich aber ſo lauerte, kamen die Gräfin und die Lore heraus und gingen mitſammen in die Kapelle. Ich ſchlich um dieſelbe herum und ſchob mich mit Hilfe eines daliegenden Holzklotzes zu einem Fenſter empor, ſodaß ich ins Innere hineinſehen konnte.“

„Und was haſt du da geſehen?“

„Die Lore hob mit einem Stemmeiſen eine der Steinplatten des Fußbodens auf und nahm aus einer Höhlung darunter ein kleines eiſernes Kiſtchen. Das öffnete ſie und langte daraus zwei winzig kleine Flacons, die mit einer klaren Flüſſigkeit gefüllt zu ſein ſchienen. Sie betrachtete die Fläſchchen genau und legte das eine wieder in das Kiſtchen, machte daſſelbe zu und verbarg es wieder unter der Steinplatte.“

„Und das andere?“

„Das andere gab ſie der Gräfin.“

„Und dann?“

„Dann gingen ſie aus der Kapelle und wieder in das Häuschen, wo ſie viel miteinander zu reden haben mußten, denn es währte eine gute Weile, bis die Gräfin herauskam, um in ihre Barke zu treten und heimwärts zu rudern.“

„Das alſo war der große Verdachtsgrund?“

„Ja.“

„Und warum, wenn dir die Sache verdächtig vorkam, haſt du den Grafen nicht gewarnt?“

„Ich wollte es thun. Ich eilte, in mein Boot zu kommen, und ging dann von der Mühle aus ſpornſtreichs nach dem Schloß und verlangte den Grafen zu ſprechen; aber ich konnte nicht vorkommen und wurde auf den andern Tag beſchieden, denn er hatte ſich mit ſeinem Sohne eingeſchloſſen und wollte ſchlechterdings nicht geſtört ſein.“

„Und das, was du in der Einſiedelei geſehen, machte den Inhalt deiner Depoſition bei Gericht aus?“

„Ich hatte noch ein Indicium.“

„Was für eins?“

„Einer von der Schloßdienerſchaft hatte mir geſtern mitgetheilt, daß er kurz zuvor, ehe die Unterredung des Grafen mit ſeinem Sohne zu Ende ging, eine weibliche Geſtalt, in welcher er mit Beſtimmtheit die Gräfin erkannt haben will, über den Korridor ſchlüpfen ſah, der zwiſchen der Zimmerreihe, in welcher des Grafen Schlafgemach liegt, und der weſtlichen Flügelthüre des Ahnenſaals ſich hinzieht. Die Geſtalt ſchien aus dem Eingang zum erſteren oder zu einem Nebengemach zu kommen und verſchwand in der Thüre des Saals.“

„Wer iſt der Kerl, von dem du das erfahren?“

„Der alte Tafeldecker Wilms.“

„Er war dein Mitſpion?“

„Er half mir die Befehle des gnädigen Herrn vollziehen.“

„Du ſchloſſeſt aber auch den jungen Grafen in deine Anklage ein. Warum?“

„Ihr kennt ja wohl ſein Verhältniß zur Gräfin.“

„Und die Lore?“

„Von ihr kam das Gift.“

„Aber warum mich?“

„Ich wußte, daß Ihr die Lore Eure chemiſchen Künſte gelehrt hattet.“

„So, ſo! Mit andern Worten heißt das, du wollteſt uns alle mit einem Schlage treffen und die Rechnung, kalkulir' ich, war wirklich nicht übel geſtellt. — Aber jetzt noch eins. Wie wurde deine Denunciation aufgenommen?“

„Anfangs mit Zweifel und Mißtrauen.“

„Und dann?“

„Dann glaubte man mir.“

„Und warum iſt das Gericht nicht auf der Stelle eingeſchritten?“

„Es wäre vielleicht ſchon hier, aber es wollte den Doktor Haſſig mitbringen, und der wird erſt heute Abend von einem Ausfluge zurückerwartet.“

„Den Haſſig, den berühmten Chemiker?“

„Ich denke wohl.“

„Der ſoll gewiß die Obduktion des Leichnams vornehmen?“

„Wahrſcheinlich.“

„Man legte dir natürlich ſtrengſtes Stillſchweigen auf?“

„Freilich.“

„Und du, haſt du nicht noch einen Umſtand angegeben?“

„Nur das noch, daß ich ſagte, es wären Anzeichen vorhanden, die von ſeiten des jungen gnädigen Herrn und der Gräfin auf die Abſicht, zu fliehen, hindeuteten.“

„Was ſagte man dazu?“

„Man nahm Notiz davon und hat, glaub' ich, ſogleich die nöthigen Vorkehrungen getroffen.“

„So, ſo! Hm, du biſt ja allerliebſt umſichtig geweſen, rechne ich, mein guter alter Freund.“

Die Fragen Twerenbolds hatten jetzt aufgehört. Die ruhige Manier, womit ſein Feind zuletzt das Verhör geführt, hatte den Müller in ſeiner Hoffnung auf Rettung beſtärkt und es ſchien ihm nun gerathen, ſeinerſeits noch weitere Hebel in Bewegung zu ſetzen.

„Lieber Twerenbold, habt doch ein Einſehen und nehmt jetzt Euer Knie von meiner Bruſt weg; Ihr zerquetſcht mir ſie ja. Ich will Euch auch alles zu Liebe thun, was ich kann. Wollt Ihr das Geſchäft, das Ihr mir vorhin vorgeſchlagen, abſchließen, ſo ſollt Ihr finden, daß ich keineswegs der ſchäbige Knauſer bin, für welchen Ihr mich zu halten ſcheint, und das Geld ſollt Ihr auf der Stelle haben, das baare blanke Geld. Was ſodann die Unterſuchung von wegen der Mordgeſchichte betrifft, ſo läßt ſich für Euch die Sache wohl zum Guten wenden. Bedenkt, auf mein Zeugniß kommt viel, ſo zu ſagen alles an, und da kann ich ja meine Angabe, ſofern ſie Euch betrifft, möglichſt mildern oder gar völlig zurücknehmen. Ja, das will ich thun, ich ſchwör' es. — Oder wißt Ihr was? Wenn es Euch überhaupt unbequem ſein ſollte, mit den Gerichtsleuten zu thun zu haben, ſo ſagt nur ein Wort. Ich will Euch drunten in meiner Mühle ein Verſteck anweiſen, ein ganz behagliches Verſteck, wo Euch der ſchlaueſte Kerl von Häſcher nicht finden ſoll. Dort bleibt Ihr, bis der ganze Lärm vorüber, und dann könnt Ihr ja, weil Ihr Euch hier zu Lande doch langweilt, wieder nach Amerika gehen. An Reiſegeld ſoll's Euch nicht fehlen, auch wenn, was ich bedauern würde, unſer Handel mit der Leibrente nicht zuſtande käme. — Was meint Ihr? Wollt Ihr? Ich biete Euch jede Garantie."

„Veit", lautete die Antwort Twerenbolds, „ſiehſt du die ungeheure Felswand da droben, von welcher der Donnerbach den erſten ſeiner drei Sätze herabmacht?"

„Was ſoll's mit der Wand?"

„Nur dieſes, daß, ſo wenig die ſo eben untergegangene Sonne jenen Felſen ſchmelzen konnte, ſo wenig ihn die morgen aufgehende Sonne ſchmelzen wird, du ebenſo wenig von dem mich abbringen kannſt, was ich thun will und werde. Ich ließ dich nur plappern, weil man ſolche kleine Gefälligkeiten einem Sterbenden nicht verſagen ſoll.“

„Einem Sterbenden?“

„Einem Sterbenden, du ſagſt es.“

„Ihr treibt einen gräßlichen Scherz! Laßt das, meine Nerven ertragen das nicht länger. Ihr habt mir mein Leben zugeſichert, wenn ich beichten würde.“

„Und wenn ich's gethan, was weiter? Du hartgeſottenſter aller Sünder, die mir je vorgekommen, abgeſeimteſter aller Spitzbuben, machte deine jämmerliche Feigheit dich wirklich ſo dumm, zu glauben, der verrathene Twerenbold würde dich ſeinen Händen entrinnen laſſen? Still! Kein Wort mehr, du haſt ausgeſprochen, bis du dem Satan deine infame Laufbahn erzählen gehſt. Du haſt gebeichtet, ja — wohlan, ich werde dich abſolviren in *meiner* Art. Doch zuvor höre. Du biſt ſo zu ſagen der böſe Dämon meines Lebens geweſen. Du haſt die dreimal verfluchte Liebſchaft zwiſchen deinem zur Hölle gefahrenen Herrn und der Lore angezettelt oder wenigſtens mit allen Mitteln gefördert. Erinnerſt du dich jener wippoltſteiner Kirmeß, wo du den Hund von Jägerburſchen angeſtiftet, mich zum Gegenſtand eines infamen Kiltgangſpaßes zu machen? Still, keine Silbe! — Du haſt mich zum Werkzeug des unerhörten Verbrechens deines Grafen gemacht, haſt mein Leben vergiftet, haſt die Lore und mich zu Grunde gerichtet. Und nicht genug damit! Du haſt in deiner tölpiſchen Bosheit auch die Pläne durchkreuzt, die ich mit Nebert und der Gräfin hatte, Pläne, die mir liebgeworden, die mir für den Reſt meines Lebens Beſchäftigung und die nöthige Emotion verſchaffen ſollten. Endlich biſt du hingegangen, mich in ein Vergiftungskomplott hineinzulügen, in der beſtimmten Erwartung und Hoffnung, du würdeſt das Vergnügen haben, mich auf dem Schaffot oder wenigſtens im Zuchthaus zu ſehen. — Für das alles nehme ich meine Rache. — Oh, ich weiß recht gut, die Moral der ganzen Weltgeſchichte iſt die, daß gerade die größten Schurken immer frei ausgehen. Aber ich will in unſerem Fall wenigſtens dieſer Moral mal ein Schnippchen ſchlagen. — Du ſtirbſt, bevor fünf Minuten um ſind! Ich bringe dich dem alten Donar zum Opfer."

Veit erkannte den furchtbaren Ernſt dieſer Worte und ſeiner Situation.

Ein häßliches Bleigrau ergoß ſich über ſein vom Todesſchweiß perlendes Geſicht.

Man erzählt von einem Fuchs, der, im Hochgebirg von einem Lämmergeier gepackt und in die Luft geführt, ſachte ſeine Schnauze freizumachen wußte und ſeinem Feinde plötzlich die Kehle durchbiß, daß er ihn fahren laſſen mußte.

Aehnliches gelang jetzt auch dem Müller Veit, wenn auch nicht in dem Grade.

Während Twerenbold ſprach, hatte er die Handgelenke des Müllers allmälig weniger feſt gepreßt, weil er, ſeiner Kraft bewußt, kaum für nöthig hielt, beſonders auf ſeiner Hut zu ſein.

Der Müller, in all dem Wahnſinn ſeiner Angſt, erſpähte ſeinen Vortheil, zog plötzlich ſeine Rechte aus der Linken des Abenteurers und verſetzte dieſem unverſehens mit aller Macht einen Stoß in die Magenhöhle.

Der Stoß war gut geführt. Twerenbold fuhr zurück und taumelte empor.

Im nämlichen Augenblick ſtand Veit auf ſeinen Füßen und hob ſie zur Flucht.

Aber im nächſten Moment hatte ihn ſein ſchnellgefaßter Feind ſchon wieder ergriffen und jetzt begann auf der Donnerklippe, nur wenige Fußbreiten von dem ſchrecklichen Abgrund entfernt, ein Ringen um Leben und Tod.

Nichts, hat man mit Recht geſagt, nichts vielleicht iſt furchtbarer als der wüthende Streit der thieriſchen Kraft, die keine anderen Waffen hat als die, welche die Natur der Wuth verleiht.

Es war entſetzlich anzuſehen, wie die beiden Männer miteinander rangen, wie ſie, einander umfaſſend, einer dem andern die Hand um die Kehle zu legen ſuchten, die blutunterlaufenen Geſichter zurückgebogen, die Augen wuthfunkelnd, die Lippen offen, zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen Gekeuch und Flüche hervorſtoßend; wie ſie um einander ſich herwanden und krümmten, auf dem beſchränkten Terrain ſich ſtießen und drängten, daß es mehrmals den Anſchein hatte, ſie würden beide zugleich in den donnernden Schlund ſtürzen.

Die Verzweiflung hatte dem Müller eine Stärke verliehen, welche der natürlichen ſeines Gegners für einige Augenblicke gleichkam. Aber auch nur für einige Augenblicke. Veit fühlte, daß ſeine Muſkeln dem eiſernen Drucke Twerenbolds nachgaben.

Mit einem plötzlichen Ruck entraffte er ſich dem Feind und ſein Blick glitt gedankenſchnell auf den Pfad, den einzigen, der von der Donnerklippe wegführte. Aber gerade von dieſer Seite ſtürzte Twerenbold ſchon wieder auf ihn los. Da außer ſich, ſinnlos, taumelnd, wagte der Elende das Ungeheuere.

Dem Griffe Twerenbolds entwiſchend, ſprang er bis zu der Bank zurück, dann vorwärts, um mit einem raſenden Satz über den Abgrund wegzuſpringen.

Einen Augenblick zeichnete ſich ſeine Geſtalt auf dem ſchaumweißen Waſſerſturz ab, dann verſchwand ſie.

Ein entſetzlich gellender Schrei ſchnitt durch den Donner des Katarakts herauf. Dann rollte dieſer Donner fort, wie er rollen wird bis ans Ende der Zeiten.

Twerenbold wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

Dann ſchlug er ein wildes Gelächter auf und ſagte: „Der alte Donar hat ſein Opfer, kalkulir' ich. Ja", fuhr er fort, „der iſt beſorgt und aufgehoben, ebenſo gut als jener Spion und Denunciant in Schillers Ballade vom treuen Fridolin. Aber leider kann ich das Citat nicht zu Ende führen und ſagen: Der Graf wird ſeinen Diener loben. — Der Tod des Schurken ändert nichts, gar nichts; er macht im Gegentheil die häßliche Geſchichte noch verwickelter. Das iſt grade ſo ein rechtes Freſſen für Dame Juſtitia. — Achatius Twerenbold, wollen wir offen gegen einander ſein, ſo muß ich dir ſagen: die Poſſe iſt ausgeſpielt; wir haben, kalkulir' ich, nur noch den Vorhang herabzulaſſen. — Quer das, ſehr quer! Ja, wenn die verfluchte Erfindung da nicht wäre, die elektriſchen Telegraphen, da ließe ſich wohl noch ein paſſables Nachſpiel herauskalkuliren. So aber geht's nicht. — Der Haſſig iſt auch nicht der Mann, welcher ſich eine Naſe drehen läßt. Verdammt! Warum hat die Lore zu dem langſamen und qualvollen Blitze gegriffen, ſtatt zu dem plötzlichen, ſchmerzloſen und ſpurloſen? Hätte ihr auch dieſer genügen können, rechne ich. Oh, Weiber! Weiber! Ich fange am Ende noch zu glauben an, daß das alte Buch mit ſeiner Geſchichte von der lüſternen Eva doch nicht ſo ganz auf dem Holzweg iſt. — Aber das iſt nun alles völlig gleichgiltig, völlig. — Hm, die alten Poeten mochten doch wohl Grund haben, von der Nemeſis zu fabuliren; 's iſt was dran, kalkulir' ich. — Wär' ich nun ſo ein infamer Kerl, wie der Veit vor einigen Minuten noch einer war, ſo könnt' ich mich mit der Vorſtellung kitzeln, daß es hübſch ſein müßte, den letzten des Hauſes Wippolitſtein mit ſeiner ſchönen, ſtolzen Dame aufs Schaffot wandern zu ſehen. Aber nichts da! Der Junge iſt im Grunde ein wackerer Burſch und ſie iſt ein ganzes Weib. Sie ſollen wenigſtens die Wahl haben zwiſchen zweierlei. Können dann wählen, was ihnen beſſer gefällt."

Unter dieſem Selbſtgeſpräche war Twerenbold von der Klippe herabgeſtiegen und verfolgte den Lauf des Donnerbachs bis zu deſſen Mündung im See. Dort ſchlug er mit einem Stein die Kette los, welche das Boot des Müllers am Haltblock befeſtigte, machte das Fahrzeug flott und wandte den Bug deſſelben dem Schloſſe zu.

## 24.

## „Doch die Waſſer, ja die Waſſer decken vieles zu.“

Die Liebenden hatten nach einem langen Spaziergang im Park von der Höhe des alten Wartthurmes herab dem Sonnenuntergang zugeſehen.

Sie hatten Abſchied genommen von der Heimat.

Robert hielt unwandelbar an dem Gedanken feſt, in einer andern Zone ein ganz neues Leben zu beginnen. Das reiche Erbe, welches ihm zugefallen, erregte in ihm nur das Gefühl des Abſcheus. Geſchändet, wie es in ſeinen Augen war, wollte er ſich auch nicht eine Fingerſpitze damit beſudeln. Da er wußte, wie ſehr Thekla dieſe Berge und Thäler liebte, hatte er die Beſorgniß gehegt, ſie würde ſo, wie die Sachen jetzt ſtanden, vielleicht lieber bleiben wollen als auswandern. Allein dieſe Befürchtung war ungegründet. Im Gegentheile, Thekla trieb jetzt mehr zur Abreiſe, als daß ſie dieſelbe hätte verzögern wollen. Ihr kam oft vor, als ob ihr der Boden unter den Füßen brenne. Im übrigen gab ſie ſich gefaßt, klar und ſicher wie immer und widmete dem Geliebten eine ruhige Zärtlichkeit.

Von dem Grafen war ſeit der ſchrecklichen Nacht nie auch nur mit einer Silbe zwiſchen ihnen die Rede geweſen. Er war für ſie wie verſchollen.

Heute war ein Brief vom alten Andres eingelaufen.

Morgen wollten ſie unwiderruflich fort.

„Wann morgen die Sonne untergeht, Geliebte“, hatte Robert beim Herabſteigen von dem Thurm geſagt, „dann ſind wir frei und los von allen verhaßten Banden und dürfen volle, ganze Menſchen ſein. Mir iſt oft“, fuhr er fort, „als ob du mir mein ganzes Herz in der Bruſt gewendet, du liebe Bekehrerin, als ob ich jetzt erſt zu leben, zu fühlen und zu denken anfinge.“

Als ſie in der Dämmerung das Schloß erreichten, wurden ſie am Thore von Twerenbold erwartet, der ſich von Robert eine kurze Unterredung erbat.

Es wollte Thekla bedünken, ſie hätte den Abenteurer noch nie ſo ernſt geſehen wie jetzt.

Sie ging hinauf in ihr Thurmgemach, um Robert zu erwarten.

Er kam lange nicht.

Die Minuten des Wartens dehnten ſich zu einer Stunde, zu einer zweiten ſogar.

Thekla fühlte ſich von einer unerklärlichen Bangigkeit befallen. Sie ſtieß die Balkenthüre auf. Es half nichts. Sie trat auf den Steg hinaus, um die vom See kommende Friſche einzuathmen.

Da ſah ſie im dämmernden Mondlicht ein Boot dem Schloßgarten abſtoßen und in das Waſſer hinausfahren und erkannte in dem Ruderer den Abenteurer.

„Endlich“, ſagte ſie aufathmend, „iſt dieſe unendliche Unterredung zu Ende!“

Sie ging ins Zimmer zurück, aber Robert wollte noch immer nicht erſcheinen.

Gertrud und Berdoa kamen, um zu fragen, ob die Gebieterin keine Befehle mehr zu ertheilen hätte, und zogen ſich auf die verneinende Antwort zurück.

Nun ward es ſtill im Schloſſe, ganz ſtill.

Thekla hatte ſich in ihren Lehnſeſſel am Büchertiſch geworfen und öffnete mechaniſch eins der dort aufgehäuften Bücher nach dem andern, aber die Buchſtaben tanzten ihr vor den Augen.

Sie fühlte eine brennende Unraſt und Sehnſucht nach Robert.

Endlich erſcholl ſein Tritt im Vorzimmer und ſie ſtand auf, ihn zu empfangen.

Er trat ein und kam langſam auf ſie zu.

Sein Geſicht war ſehr blaß, ſo blaß wie damals, als er nach der Begegnung mit Twerenbold im Hohlweg am Schwadriſerſt beim Eingang in den Park mit Thekla zuſammentraf.

„Um des Himmels willen, Robert“, rief ſie aus, „was iſt dir? Oh, ich ahnte es, daß das Kommen dieſes Menſchen Uebles bedeute. Stets kommt das Unheil mit ihm.“

„Thekla, danke ihm, danke ihm feurig! Er hat uns zum zweitenmal gerettet."

„Wie?"

„Wie früher droben im Glurithal von der Runs, ſo jetzt vom — Schaffot."

„Oh!"

„Wir ſind des Mordes angeklagt, Thekla. Die Anzeichen ſind gegen uns. Zur Flucht iſt es zu ſpät. Morgen in der Frühe werden die Gerichtsboten hier ſein."

Sie ſchrie nicht, fragte nicht, zitterte nicht, ſie ſchien zur Bildſäule erſtarrt. Nur das Auge lebte an ihr und ſuchte in Todesangſt das Auge Roberts.

Er kam ganz nahe an ſie heran und ſein Blick that eine ſchreckliche Frage.

Ihr Auge gab eine furchtbare Antwort, ein Ja, das ihn einen Schritt zurückbeben machte.

„Oh, Robert!"

Der Ton traf.

Es traf auch der Blick, der jetzt ſo flehend, ſo glühend, ſo magiſch allmächtig aus ihren wundervollen Augen brach, unwiderſtehlich, berauſchend, zum Wahnſinn treibend.

„Sei, wer du ſeieſt", rief er aus, die Arme ihr entgegenbreitend und ſie an ſeine Bruſt reißend, „ich liebe dich und bete dich an! Und wäreſt du die Inkarnation der Sünde, wäreſt du Lokuſta und Agrippina — wir leben und ſterben zuſammen!"

Noch lag die Morgendämmerung ſtumm und feierlich auf See und Gebirg, da öffnete ſich die Balkonthüre des Thurmzimmers und Hand in Hand traten die Liebenden auf den Steg heraus.

Sie ſchritten in den Pavillon hinein und dort hielten ſie ſich noch lange umfaßt.

Dann ſprang Robert auf die Bruſtwehr und reichte der Geliebten die Hand herab.

Sie ſchwang ſich hinauf an ſeine Seite.

Noch ein Blick auf das ſchöne Land ringsum, dann umſchlangen ſie ſich krampfhaft feſt, preßten Mund auf Mund und ließen ſich langſam hinabgleiten in die ſtille Tiefe.

Ein Schlag auf dem Waſſer, ein Wallen und Wogen der zertheilten Flut — dann verzitterten mälig die Kreiſe des für einige Augenblicke zerbrochenen Seeſpiegels und auf die wieder geglättete Fläche fiel der erſte Stral der aufgehenden Sonne, als wäre nichts geſchehen.

Wenige Stunden darauf war das Schloß der Schauplatz des Schreckens und der Verwirrung.

Das Gerichtsperſonal war angekommen.

Auf dem Büchertiſch im Thurmgemach fand man ein offenes Blatt, worin die Liebenden erklärten, daß ſie dem Unvermeidlichen freiwillig ſich unterzogen hätten. Sonſt kein Wort.

Die Gerichtsboten fuhren nach der Einſiedelei hinüber.

Als ſie eintraten, ſahen ſie die Lore und Twerenbold mit auf den Tiſch geſunkenen Köpfen ſich gegenüberſitzen, als ſchliefen ſie.

Sie waren aber todt.

Zwiſchen ihnen ſtand eine leere Weinflaſche mit zwei Gläſern, auf dem Boden lag eine kleine leere Phiole.

Der Strohkranz zwiſchen den Fenſtern an der Wand war verſchwunden, aber auf einer Ecke des Tiſches lag ein Häufchen Aſche.

Die Lore hatte dem Gott der Rache ihr Brandopfer gebracht.

Im Laufe des Vormittags fand ein Mühlknappe am Rande des Donnerfallkeſſels den Leichnam ſeines Herrn. Er war ſo zermalmt und zerſtampft, daß er nur noch an den Fetzen ſeiner Kleider erkannt werden konnte.

Am Tage darauf fand man die Leichen der Liebenden im See. Sie hielten ſich noch im Tode umfaßt. Man mußte ſie mit Gewalt von einander losmachen und war grauſam genug, es zu thun.

Wenige Tage nach all dieſen Schreckniſſen kehrte der alte Pfarrer in das Dorf zurück. Er hatte ſchon auf der Reiſe das Furchtbare erfahren.

Sein Entſetzen, ſein Kummer braucht nicht weiter ausgemalt zu werden.

Er glaubte es nicht überſtehen zu können.

Nur mit Mühe brachte er es über ſich, das verödete Schloß zu beſuchen. Jeder Schritt, den er in dieſen Räumen that, drückte den Stachel des Schmerzes tiefer in ſeine Bruſt. Er hatte Robert und Thekla wie ſeine Kinder geliebt, und nun dieſes an ihnen erleben zu müſſen, ſo ſie zu verlieren! Es brach ihm das Herz.

Er trat zuletzt hinaus in den Pavillon auf dem Wippoſtein und ſah lange und unbeweglich auf die Tiefe nieder, welche ſoviel Kraft und Schönheit, Stolz und Glut, Qual und Entzücken, Leidenſchaft und Frevel verſchlungen hatte.

„Oh, Menſchen, Menſchen“, flüſterte er, „weckt die Dämonen nicht, welche in eurer Bruſt ſchlummern! Sie harren nur des Rufes, um furchtbar zu erwachen. Sie reißen euch fort in die Finſterniſſe und dröhnenden Schrittes folgt ihnen die Nemeſis, die unerbittliche Vergelterin, ſie, die Wahrerin und Rächerin des ewigen Sittengeſetzes. — Zweimal iſt dieſer Fels der Schauplatz von Entſetzlichem geweſen und der alte Fluch iſt nun ſchrecklich erfüllt.“

Schwere Thränen rollten aus den Augen des Greiſes in die Tiefe hinab und mit ihnen die Schlußworte der alten Volksballade, die ihm unwillkürlich in den Mund kamen:

„Einen Fluch auf das ſtolze Grafenhaus:
In Schrecken und Schmach ſollt' es löſchen aus —
Doch die Waſſer, ja die Waſſer decken vieles zu.“

# Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

Sechster Band.

Die Jeſuitin. – Gottlieb Napſer. – Rafael Spruhz.
Die rothe Dame. – Alles ſchon dageweſen.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1874.

# Die Jeſuitin.

## Gottlieb Rapſer. Rafael Spruhz. – Die rothe Dame.

## Alles ſchon dageweſen.

Von

**Johannes Scherr.**

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1874.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

# Die Jesuitin.

## Eine Reiſenovelle.

## 1.

Zu wiederholtenmalen war mir in den herrlichen Wildniſſen des ſaaſer Thales im Wallis eine Dame begegnet, bald zu Fuße und nur von einem Jungen begleitet, der ihr Handgepäck trug, bald zu Pferde, zu einem weiteren Ausfluge gerüſtet oder von einem ſolchen zurückkehrend. Nämlich nach Saas im Grund, wo ſie, wie ich ſelber, ihr Standquartier hatte. Wir waren einander ganz fremd geblieben und hatten uns bei unſern flüchtigen Begegnungen nicht einmal gegrüßt. Es wird ja immer mehr Brauch, daß Reiſende möglichſt wenig Notiz von einander nehmen, und ſo ſitzen ſogar Landsleute an Gaſthaustiſchen wochenlang engliſch-ſteifleinen nebeneinander, ohne mitſammen ein Wort zu wechſeln. Zumeiſt verliert man freilich dabei nicht viel, ſeitdem ſämmtliche Philiſtäas des Erdballs allſommerlich ihre Krethi und Plethi in die Schweiz ausſpeien.

Meine unbekannte Begegnerin war jedoch eine Erſcheinung, die ſich aus dem Touriſtenſchwarm hervorhob. Nicht etwa durch Auffälliges in ihrem Anzug oder Gebaren. Sie ging einfach und in dunkle Stoffe gekleidet; ſie trug ihr eigenes, nur ihr eigenes Haar, welches in dichten, aber ſilberweißen Wellen an ihren Schläfen lag und über der hohen, nachdenklichen Stirne geſcheitelt und nach hinten geſtrichen war. Schon beim erſten Begegnen hatte ich den Eindruck empfangen, dieſem ungewöhnlich reichen Frauenhaare müßte mehr das Leid als die Zeit die Farbe des Alters gegeben haben. Das Geſicht erſchien entſchieden jünger und mußte früher ſehr ſchön geweſen ſein. Man ſah, daß heftige Stürme darüber hingegangen, aber ſie hatten ſich in den feingeſchnittenen Zügen von ſemitiſchem Typus nicht eingefurcht. Blaß, aber nicht leidend, reſignirt, aber nicht blaſirt, erhielt dieſes Antlitz einen ſtill, aber mächtig wirkenden Reiz durch das milde Lächeln eines noch immer ſchönen Mundes und durch das gedämpfte Feuer eines großen, tiefdunkeln Augenpaares, welches ruhig und ſtät blickte, mehr nach innen als nach außen gewendet, mehr in die eigene Seele als auf die Menſchen ſchauend.

Wenn ich mir jetzt das Bild meiner Freundin — denn ſo durfte ich ſie ſpäter nennen — zurückrufe, erſcheint ſie mir als eine der durchgebildetſten, in ſich vollendetſten Perſönlichkeiten, die ich jemals gekannt habe. Da war nichts Unſicheres, Schwankendes, Zweifelhaftes, ſondern alles beſtimmt, feſt und klar. So war ſie und ſo gab ſie ſich. Allerdings nicht jedem oder jeder. Denn mit echteſter Vornehmheit, das heißt mit der des Geiſtes, hatte dieſe Frau eine Schranke um ſich her gezogen, welche zwiſchen ihr und den Menſchen einen Raum frei ließ, der nur auf ihr Geheiß zu überſchreiten war. Dieſe Beſonderheit, dieſes Aufſichgeſtelltſein hatte nichts Abſtoßendes und wirkte doch fernhaltend. Man merkte, daß die Matrone ihren Weg allein gehen wollte, und darum hätten ſich ihr nur ganz dumme Menſchen in den Weg ſtellen können. Man merkte aber noch etwas — und das machte vielleicht gerade den größten Reiz und Zauber dieſer Erſcheinung aus — man merkte oder glaubte wenigſtens zu fühlen, daß ſie, auch bevor ſie eine Matrone geworden, es niemals darauf angelegt habe, zu gefallen. Solche Frauen ſind freilich Unica, ganz recht; aber da und dort gibt es ja ein Unicum.

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die ſich andern in den Weg ſtellen, und niemals war mir weniger an neuen Bekanntſchaften gelegen als damals im Wallis. Dennoch war mir beſchieden, die Bekanntſchaft der Fremden zu machen, und zwar auf dem Feegletſcher, wo ich unvermuthet mit der einſamen Wanderin zuſammentraf, und zwar unter Umſtänden, welche mir ermöglichten, ihr einen nicht unwichtigen Dienſt zu leiſten. Nämlich augenblicklich nicht unwichtig für ſie, während die Leiſtung meinerſeits nur etwas guten Willen erforderte. Sie dankte mir freundlich und nahm dann ohne Ziererei mein Anerbieten an, ſie beim Thalwärtsgehen zu unterſtützen. Wir ſtiegen da, wo der Gletſcher durch die Fee-Alp in zwei Eisſtröme geſpalten wird, abwärts, häufig ſtillſtehend, weil uns beide verlangte, um- und rückblickend das großartige, durch die vier Pyramidenkoloſſe der Miſchabelgruppe abgeſchloſſene Alpenbild uns feſter in die Seelen zu prägen. Es iſt eins der prächtigſten, die ich kenne, und ich kenne viele.

Unten beim Weiler Fee harrten Führer und Pferd meiner Begleiterin, die es in ihrer ſelbſtſtändigen Weiſe vorgezogen hatte, allein in die Gletſcherregion hinaufzuſteigen. Während wir eine Erfriſchung nahmen, ging der Hochſommertag zur Rüſte, und die Bergkoloſſe im Weſten, hinter denen der Sonnenball hinabgerollt war, warfen breite Schatten über das Mattengrün der Thalmulde. Man kann von hier auf zweierlei Wegen nach Saas im Grund zurückgelangen: durch den Wald und durch die Feekinnſchlucht, durch welche die wilde Gletſchertochter, die Feeviſp, ſchäumend und toſend thalwärts ſtürzt. Der erſte Weg iſt ein Reitweg, wie eben derartige Reitwege im Wallis zu ſein pflegen, das heißt, weit mehr nur angedeutet als ausgeführt. Es gehört das mit zu den übrigen Mittelalterlichkeiten dieſes Kantons.

Als wir aufbrachen, fragte mich die Dame in ihrem reinen, kaum merklich angewienerten Deutſch, welchen Rückweg ich zu nehmen gedächte, und auf meine Antwort, daß ich, weil über Almagell hergekommen, beabſichtigt hätte, durch die Viſpſchlucht nach Saas hinunterzugehen, ſagte ſie: „Wenn Sie es erlauben, gehe ich mit.“ Dann ſchickte ſſie Führer und Pferd auf dem andern Wege weg und wir beide richteten unſere Schritte zunächſt den Gletſcherbach entlang und auf die Kapelle zu, welche die zwölf Stationen des ſaaſer Kalvarienberges abſchließt. Wir waren beide nicht in geſprächiger Stimmung und zudem hätte das Waſſertoſen, nachdem wir in die Schlucht hinabgeſtiegen waren, jedes

Geſpräch ſehr erſchwert oder ganz unmöglich gemacht. Die Dame ging mit ruhiger Sicherheit auf dem ſchmalen Felspfade vor mir her, welchen nur noch das Dämmerlicht des Abends erhellte. Als wir die Schlucht und das kleine Föhrengehölz jenſeits derſelben hinter uns und die den Bach überſchreitende Brücke vor uns hatten, war die nahezu volle Mondſcheibe über die Berggipfel im Oſten herauf und goß ihr mattes Silber über das dunkelnde Hochthal hin. Scene und Stunde athmeten einen Frieden wie aus Eden, und wie um ſeines Anhauches länger zu genießen, zügelten wir unwillkürlich unſere Schritte.

Indem wir nun alſo langſam und auf dem breiter gewordenen Wege neben einander dem Dorfe zugingen, ſprach meine Begleiterin mich plötzlich mit Nennung meines Namens an, worüber ich mich verwundern durfte, maßen ich im „Monte-Roſa“ zu Saas mich nicht ins Fremdenbuch eingeſchrieben hatte. Bevor ich jedoch eine bezügliche Frage thun konnte, ſagte die Dame ruhig: „Ich bin eine Ihrer Leſerinnen und habe Sie auch während des verfloſſenen Winters mehrmals in Ihrem Hörſaale geſehen und gehört. Da ich indeſſen bei unſern wiederholten Begegnungen in den letzten Tagen bemerkt zu haben glaubte, daß Sie mit der Natur nicht weniger gern allein ſeien, als ich es bin, ſo würde ich mir verſagt haben, Sie kennen zu wollen, falls Sie mir nicht heute eine ſo große Freundlichkeit erwieſen und dadurch mir bewieſen hätten, daß Sie doch nicht ſo unnahbar, wie Sie ausſehen. Was mich angeht, ich heiße Felicitas, ſtamme, wie Sie mir wohl angeſehen haben werden, vielleicht direkt vom Erzvater Abraham, jedenfalls aber von einem der zwölf Stämme, bin eine geborene Silbermeyer, war eine verheiratete Roſenheimer, bin ſeit vielen Jahren Witwe, nahezu eine Fünfzigerin, habe ein Haus in Wien und ein Gut in Steiermark, bin aber viel auf Reiſen. Da haben Sie meinen ganzen Steckbrief.“

„Dank für Ihr Vertrauen! Aber wie darf ich Sie nun anreden?“

„Nennen Sie mich Frau Felicitas, das iſt das Einfachſte.“

„Und Schönſte. Ihr Name, Frau Felicitas, iſt von der beſten Vorbedeutung.“

„Ich weiß es; aber Namen halten, was ſie verſprechen, ſo wenig wie Menſchen.“

Dieſe Aeußerung hätte es vielleicht gerechtfertigt, daß ich darauf ausgegangen wäre, Näheres über eine Frau zu erfahren, deren ganzes Sichhaben und Sichgeben mir große Theilnahme einflößte. Aber Neugier gehört nicht zu meinen Fehlern und ſo unterließ ich unmittelbares wie mittelbares Fragen. Zudem hat eine ganze Reihe der traurigſten Erfahrungen mich gelehrt, daß es geſcheider ſei, die Menſchen an ſich herankommen zu laſſen, als ihnen entgegenzugehen.

Das Geſpräch ſtockte demnach eine Weile, bis Frau Felicitas, bevor wir in das Dorf eintraten, wieder ſagte: „Darf ich Ihnen mittheilen, wodurch Sie mich zu einer ſtandhaften und dankbaren Leſerin gewonnen haben?“

„Gewiß! Wodurch?“

„Durch die Charakteriſtik der Geſellſchaft Jeſu, welche Sie, ein Todfeind dieſer Geſellſchaft, in einem Ihrer Bücher gegeben haben.“

„Wie?“

„Ja“, entgegnete ſie ſtillſtehend und mich feſt anblickend. „Erinnern Sie ſich? Ich habe die Stelle ſo oft geleſen, daß ſie der Hauptſache nach mir im Gedächtniſſe haften blieb. Soll ich es Ihnen beweiſen?“

Ich ſagte weder ja noch nein. Sie aber fuhr fort: „Sie ſchrieben alſo: „Jedem freien Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des Denkens ein unklares Fühlen zu ſetzen, mit unerhörter Syſtematik und Konſequenz die Verdummung und Verknechtung der Maſſen durchzuführen, geſcheide Köpfe, die Reichen und Mächtigen, die einflußreichen Leute jeder Art durch blendende Vortheile an ſich zu feſſeln, die vornehme Geſellſchaft zu gewinnen mittels einer Moral, welche durch ihre Klauſeln und Vorbehalte die Sünden in liebenswürdige Schwächen verwandelte, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen Bedürfniſſe zum Danke zu verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habſucht, da der Gemeinheit, anderswo dem Ehrgeize zu ſchmeicheln, alles zu verwirren, um endlich alles zu beherrſchen, die Civiliſation untergehen zu laſſen in einer bloßen Vegetation und die Menſchheit in eine Schafheerde umzuwandeln: darauf ging die Geſellſchaft Jeſu aus. Ihre Organiſation war großartig, tief durchdacht, beiſpiellos. Hier war, in diametralem Gegenſatze zu der auf Befreiung des Individuums gerichteten Reformationsidee, die völlige

Hingebung der Perſönlichkeit an ein Ganzes mit feinſter und unerbittlichſter Berechnung durchgeführt. Das Herz des Jeſuiten ſchlug in der Bruſt ſeines Ordens. Nie hat ein General gehorſamere, unerſchrockenere, heldenmüthigere Soldaten gehabt als der Jeſuiten-General und nie wurde ein Heer mit meiſterhafterer Strategie und Taktik gelenkt als die Kompagnie Jeſu. In ewiger Proteuswandlung und dennoch ſtets dieſelbe, führte ſie den nimmer raſtenden Krieg gegen die Freiheit. Alles wurde auf dieſen Zweck bezogen und alles mußte demſelben dienen. Der Jeſuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künſtler, Erzieher, Kaufmann, Miſſionär, aber ſtets blieb er Jeſuit. Er war Zelot, Freigeiſt, Kuppler, Fälſcher, Sittenprediger, Wohlthäter, Verderber, Held, Intrikant, Engel oder Teufel, wie die Umſtände es gerade verlangten. Er war überall zu Hauſe, er hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde; denn ihm mußte das alles der Orden ſein, für welchen er mit bewundernswerther Selbſtverleugnung lebte und ſtarb. Nie fürwahr hat der Menſchengeiſt ein ihm gefährlicheres Inſtitut geſchaffen als den Jeſuitiſmus und nie hat ein Kind mit ſo rückſichtsloſer Entſchloſſenheit ſeinem Vater nach dem Leben geſtrebt wie dieſes.‘“

„In der That, Frau Felicitas“, ſagte ich, „Sie ſind eine dankbare Leſerin. Als ich die von Ihnen angeführte Stelle niederſchrieb, konnte ich mir nicht träumen laſſen, daß mir dieſelbe nach zwanzig Jahren inmitten der Hochgebirge des Wallis an einem prächtigen Sommerabend aus dem Munde einer Frau entgegentönen würde. Seltſam, daß gerade dieſe Worte Ihnen werthvoll genug erſcheinen mußten, um ſie ſo treu im Gedächtniſſe zu bewahren.“

„Oh, das kam einfach davon, daß ich fühlte, daß ich wußte, die Schilderung ſei, obzwar, wie geſagt, von einem Feinde, einem Todfeinde entworfen, im Ganzen durchaus wahr und gerecht.“

„Ich danke Ihnen! Aber geſtatten Sie mir, meine Verwunderung darüber zu äußern, daß Sie ſich, wie offenbar, einläßlicher, als es Frauenart zu ſein pflegt, mit einem ſo ernſten Problem wie der Jeſuitenorden beſchäftigt haben.“

„Wie ſollt' ich nicht? Ich bin ja Jeſuitin.“

„Wie?“

„Wie ich geſagt habe. Doch da ſind wir bei unſerer Herberge. Ich bin doch recht müde und will zeitig ſchlafen gehen. Gute Nacht, und denken Sie morgen nicht ſchlimmer von mir als heute.“

## 2.

Ich bin lange nicht mehr jung genug, daß mich der wunderliche Umſtand, auf dem Feegletſcher im Wallis die perſönliche Bekanntſchaft einer Jeſuitin gemacht zu haben, etwa ſchlaflos gelegt hätte. Das Merkwürdige dieſer Bekanntſchaft wurde allerdings nicht wenig noch dadurch geſteigert, daß dieſe Jeſuitin ſich ſo freiſam als eine ſolche gab und nannte; aber ich nahm die Sache weiter nicht allzu hoch, ſondern ſchlief auf das Abenteuer hin ſo gut, wie es einem noch dazu ſehr müde gegangenen Bekenner des „Nil admirari!" geziemte — welches ich jedoch nicht mit „Nichts bewundern!" ſondern nur mit „Ueber nichts außer ſich kommen!" verdeutſcht wiſſen möchte.

Am folgenden Morgen mußte ich ſehr früh heraus, um meinen Marſch zum Monte Moro-Paß anzutreten. Wollte über denſelben nach Macugnaga hinüber und hatte mir zu dieſem Zwecke geſtern in Almagell einen Führer beſtellt. Von dem Dienſtperſonal war zu dieſer Frühſtunde nur eine ruppige Magd ſichtbar, von der es zweifelhaft, ob die Küche oder der Stall ihr Wirkungskreis. Ich übergab ihr meine Karte für Frau Felicitas und trat in das Morgengrauen hinaus, wo mich ein warmdunſtiger Wind empfing, kein willkommener Wetterbote. Die Atmoſphäre war drückend und alle die zahlloſen Bergwaſſer ringsum gingen in der ſchwülen Morgenſtille nicht friſch klingend, ſondern wie ſchläfrig und verdroſſen zu Thal. Als ich über Moos hinaus war, lichtete ſich die Dämmerung. An den Bergwänden krochen graue Wolkenſchlangen träge hin, die Kuppen ſchimmerten in fahlem Weiß, bis der Widerſchein des in Kupferroth flammenden Oſthimmels auch ſie erglühen machte. Nachdem ich den Almagell-Bach, welcher eine ganze Reihe ſchöner Kaſkaden bildet, überſchritten hatte, ſah ich rechts oben über den Lärchenwald herein die Firnfelder des Allalinhorns im brennendſten Purpur leuchten, unſäglich prächtig. Der Führer erwartete mich verabredetermaßen beim Eingang zum Dorfe, machte aber kein hoffnungsreiches Geſicht und meinte, wir würden wahrſcheinlich nicht ſehr weit kommen, bevor das Unwetter losbräche. Ich merkte, daß es geſcheider wäre, ſchon hier umzukehren, that aber nach Menſchenart nicht das Geſcheidere, hoffend, Wind und Wetter würden mir gönnen, wenigſtens bis auf die Paßhöhe zu gelangen, allwo ſich eine ganz herrliche Ausſicht auf die Monte-Roſa-Gruppe aufthun ſollte. Wind und Wetter waren aber anderer Meinung und ich habe die Herrlichkeit des Roſenberges nicht von jener Stelle erſchaut. Wir kamen zwar wohlbehalten über Zermeigern hinaus, auch noch über die Eienalp und über eine ſozuſagen ſehr belegte, das heißt grundſchmutzige Zunge des Allalingletſchers; aber als wir den unheimlich düſtern Mattmarkſee erreicht hatten, ſprang der Wind aus dem Pfeifen ins Brummbaßſtürmen um, die Donnerorgel begann zu gehen und ſchwere Tropfen fielen dicht und dichter. So gelangten wir, ſchon tüchtig eingeweicht, zu der kleinen Mattmarksherberge, wo meine Monte-Moro-Fahrt ein Ende nahm. Denn maßen das wüſte Wetter nicht nur den ganzen Tag anhielt, ſondern auch am nächſten in derſelben Tonart fortwüthete, ſo gab jetzt der Geſcheidere, der Menſch, nach und kehrte hinlänglich verdrüßlich nach Saas zurück, wo ich erfuhr, daß Frau Felicitas geſtern abgereiſt ſei, Stalden und Viſp zu.

Es war mir das, offen geſtanden, ſehr gleichgiltig. Denn ob auch die Begegnung mit der dem Jeſuitenorden affiliirten Dame ein nicht ganz gewöhnliches Reiſeabenteuer, ſo war die Bekanntſchaft doch eine zu flüchtige geweſen, als daß ſie ſonderlich in mir nachgewirkt hätte. Zumal bei dem andauernd abſcheulichen Wetter, wodurch mir das Wallis im allgemeinen verleidet wurde und im beſondern der ewige walliſer Hammel, welcher eigentlich nicht ſelten ein Geißbock von höchſt ehrwürdigem Alter zu ſein pflegt. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen, den reinlichen Zimmern und guten Betten des berner Oberlandes überkam mich, und zwei Tage ſpäter ſchüttelte ich auf der Höhe des Gemmipaſſes nicht den Staub, aber doch den Koth des Wallis von meinen Schuhen. In Kanderſteg kam die Sonne wieder zum Vorſchein und beim blaueſten Himmel und in reinſter Luft wanderte ich in den folgenden Tagen an den wunderſchönen Oeſchinen-See, in welchen die Gletſcherbäche der Blümlisalp in ſchimmernden Katarakten herabſpringen, ſowie in das Gaſternthal, welches man ſeiner Länge nach bis zur Sattelhöhe zwiſchen Schilthorn und Balmhorn durchſchreiten muß, um im Anblicke der ungeheuren, zwiſchen Doldenhorn, Blümlisalp, Tſchingelhorn und Jungfrau gelagerten Gletſchermaſſen, im Anblick auch des Montblanc, der Miſchabel-Pyramiden und des wie eine koloſſale Wolke von blendendem Weiß zum Himmel aufſchwebenden Weißhorns ſo recht zu erfahren, wie Hochgebirgsmajeſtät auf die Menſchenſeele wirkt. Keineswegs immer erhebend. Im Gegentheil, mitunter ſehr demüthigend, ja geradezu niederdrückend.

Mir iſt deutlich erinnerlich, wie ich gerade zu jener Stunde, wo ich von der Höhe der Schneegrenze zwiſchen Balm- und Schilthorn herab die trunkenen Augen in all die unſägliche Pracht ringsum nimmerſatt tauchte, den ſeltſamen Wechſel von Emporflügelung und Niederdrückung empfand. Binnen Minuten durchlebt man da Jahre. Mit der Schnelle des Blitzes kommen und gehen die Erinnerungen und alles, was hinter dir liegt von Luſt und Leid, rauſcht dir wie eine Springflut durch die Seele. Dann überkommt dich der Drang, als müßteſt du einen nimmer zu erſchöpfenden Vorrath der ätheriſchen Luft, welche du athmeſt, in deine Lungen ziehen; du fühlſt die Erdenſchwere von dir losgelöſt, ſiehſt ſie wie leibhaft unter dir verſinken, tief, immer tiefer, und jubilirend fliegt über alle die ſtralenden Koloſſe hinweg dein

Gedanke in die Unendlichkeit hinein. Aber ſchon im nächſten Augenblicke ſpringt die Empfindung um, ſchroff in ihr Gegentheil. Die Erhabenheit des Hochgebirges gewinnt eine finſtere, drohende, faſt diaboliſch-höhnende Phyſiognomie, die dir Schrecken erregt und etwas wie Wuth, aber nur die Wuth der Ohnmacht. Du fühlſt gegenüber dieſer Größe die ganze Kleinheit, das ganze Nichts, Menſch zu ſein; gegenüber dieſer Dauerhaftigkeit kommt dir deine Eintagsfliegenſchaft bitterlich zum Bewußtſein. Gelingt es dir dann, unter der Wucht dieſes Gefühls, dieſes Bewußtſeins dich wieder hervorzuarbeiten, ſo kann es dir begegnen — wie es damals mir begegnete — daß du im hellen Zorn, der freilich weit mehr komiſch als erhaben iſt, in die Verſammlung der Hochgebirgsmajeſtäten hineinrufſt: „Brüſtet euch immerhin mit eurer Höhe, Starrheit, Fühlloſigkeit, und Unnahbarkeit, das die Wüſte der Ewigkeit raſtlos durchjagende Raubthier, die Zeit, kriegt euch Rieſen doch auch unter, gerade wie uns Zwerge. Seht nur höhniſch auf uns herab, thut nichts; denn auch eure Stunde wird kommen, wie die unſerige kommt. Ob früher oder ſpäter, ob für uns nach Jahren, ob für euch nach Jahremillionen, das bleibt ſich am Ende gleich. Eines wüſten Tages, wann die Sonne geſtorben ſein wird, werdet ihr klein ſein, wie wir, platt wie eine der Flüche-Phraſen des neunten Pius, form- und farbloſe Trümmer, Schutt, Moder; denn wie alles, was entſtanden und entſteht, ſeid auch ihr nur werth, zu Grunde zu gehen."

Nachdem ich mich des Pathos dieſer Apoſtrophe glücklich entledigt hatte und mich umwandte, konnte ich auf dem

Geſichte meines Führers unſchwer, weil in Lapidarſchrift geſchrieben, den Satz leſen: „Das muß ein Letzkopf ſein!“ Dann ſagte der Mann als der praktiſche Schweizer, welcher er war: „Wie wär's, Herr, wenn wir einen Schluck nähmen?“ und leitete mich dadurch vom Kothurngange des Fauſtiſmus zum richtigen Hundetrab des Menſchendaſeins zurück.

Achtundvierzig Stunden ſpäter ſaß ich zu Interlaken in der alten Herberge der Deutſchen, in der Penſion Ritſchard, welche ſich aber aus dem beſcheidenen Holzhaus von ehedem in das größte der interlakener Prachthotels umgewandelt hat, an der Mittagstafel, haſtig meine Suppe ſchlürfend, denn ich war, von Spiez kommend, erſt nach ſchon ziemlich lange verklungener Tiſchglocke an meinen Platz gelangt. Nach der Suppe beſchäftigte ich mich mit der ganzen Gründlichkeit, welche einem deutſchen Gelehrten auch bei Tiſche anſteht mit einem nicht eben kleinen Stücke vortrefflichen Salms, als ich, zufällig von dieſer Forſchungsarbeit einmal aufblickend, die gerade zum Munde erhobene, anſtändig beſalmte Gabel wieder auf den Teller zurückſinken ließ. Die Ueberraſchung war aber auch nicht klein: gerade mir gegenüber ſaß die Jeſuitin und begrüßte mich mit freundlichem Kopfnicken.

So waren wir denn ganz unvermuthet wieder zuſammengetroffen, und von dieſem Tage an haben wir dann mehrere Wochen lang auf dem Fuße guter Bekanntſchaft, ja wohl ſogar im Stile guter Freundſchaft mitſammen verkehrt. Frau Felicitas war eine rüſtige Gängerin und wir durchſtreiften tagtäglich die Umgegend des zwiſchen dem thuner und dem brienzer See gelegenen Paradieſes, zu welchem man immer wieder mit neuem Wohlgefallen zurückkehrt. Von perſönlichen Beziehungen und Angelegenheiten ſprachen wir nie. Nur einmal, als ich lange in trübem Schweigen neben meiner Begleiterin auf dem Burgruinenhügel von Golzwyl auf der Bank unter dem Ahorn geſeſſen hatte und bei der ſchmerzlichen Erinnerung, wer noch vor Jahresfriſt mir hier zur Seite geweſen, ein ſchweres Aufathmen nicht unterdrücken konnte, ſagte ſie theilnahmevoll: „Ich weiß, was Sie verloren haben und wie ſchwer die Vereinſamung auf Ihnen liegt.“

Dieſer einfache Ausdruck einer Güte, welche nicht tröſten zu wollen ſich vermaß, ſondern nur die Fähigkeit, mitzufühlen, andeutete, rührte mich tief, und in dem Ergriffenſein des Augenblicks that ich eine Frage, die ich ſonſt gewiß mir nicht erlaubt hätte: „Wie doch, verehrte Freundin, ſind Sie unter die Jeſuiten gekommen?“

„Sie ſollen es erfahren, ich will es Ihnen erzählen, lieber Freund. Es wird ſich dazu wohl eine gelegene Stunde finden. Jetzt aber laſſen Sie uns hinabſteigen. Es iſt bald Zeit, zu Tiſche zu gehen, und ich möchte nicht, daß Sie wieder zu ſpät kämen und Ihre Suppe ſo haſtig eſſen müßten wie neulich.“

Damit hatte es nun freilich keine Gefahr; aber ich verſtand, daß Frau Felicitas nicht in jeder Stunde und in jeder Stimmung zum Erzählen ihrer Lebensgeſchichte — denn darauf mußte es doch hinauslaufen — bereit ſei, und hütete mich wohl, ſie zu bedrängen. Auch am folgenden Tage. Meine Geduld hatte übrigens nicht allzu lange auf ihre Belohnung zu warten, denn ſchon am zweitnächſten Tage kam die „gelegene Stunde“.

## 3.

Von der Dorfgaſſe Interlakens, welche auf die nach Unterſeen hinüberführende Aarbrücke ausläuft, zweigt ſich rechtshin ein nicht gerade wohlduftendes Gäßchen ab, an deſſen Ausgang man auf einen trefflich gehaltenen Vicinalweg gelangt. Dieſer führt durch ſammetgrüne Matten am weſtlichen Felsabſturze des Harder hin, wendet ſich dann zur Rechten und bringt den Spaziergänger binnen einer Viertelſtunde an den Eingang des Habkernthales. Hier gabelt ſich der Weg. Der eine Strang geht, an das nördliche Gehänge des Harder ſich ſchmiegend, zum Bergdorfe Habkern hinauf, der andere läuft durch ein kleines Tannicht und wendet ſich ſcharf linkshin, wo eine Brücke über den Bergbach gelegt iſt, der aus der Thalſchlucht hervorrauſcht. Jenſeits dieſer Brücke ſteigt der Weg ſcharf bergan und verliert ſich bald in dem Walde, welcher die ſteil aufragende Wand des Beatenberges deckt.

Von dort herab kamen wir. Waren frühmorgens hinaufgeſtiegen und waren die Oreaden des Beatenberges uns ſehr günſtig und gnädig geweſen. Denn zu unſern Füßen hatte der thuner See in ſeinem tiefſten Blau gefunkelt und darüber hinweg war der ganze Halbkreis von Prachtbergen vom Rieſen rechts bis hinauf zum Schreckhorn links in wolkenloſem Glanze vor uns aufgethan geweſen. Weniger günſtig und gnädig hatten ſich freilich die kulinariſchen Gottheiten erwieſen und hatte es da droben ganz walliſiſch gehammelt. Meine Begleiterin neckte mich im Heruntergehen mit dem, wie ſie ſagte, donnerwetterlichen Geſichte, womit ich bei Tiſche den „lieben Wohlbekannten“ aus dem Saasthal empfangen hätte. „Mag ſein“, entgegnete ich; „der Kerl kündigte ſich aber auch ſchon unter der Thüre allem, was Naſen hatte, zu deutlich, zu anmaßlich und aufdringlich an.“ — „Ja“, meinte Frau Felicitas, „da ſehen wir wieder, daß dem Menſchen kein Tag vollen Behagens, geſchweige ganzen Glückes gegeben iſt, und ſo wunderlich ſind wir gebaut, daß mitten in dem Licht und Glanz des reinſten Naturgenuſſes das Rippenſtück eines alten Schaf- oder Geißbocks uns als ein ſchwarzer Schlagſchatten erſcheinen kann, welcher die ganze Herrlichkeit verwiſcht oder wenigſtens trübt und ſtört.“ — „Das eben iſt der Jammer, verehrte Freundin, daß all unſerer Philoſophie zum Trotz jedes beliebige Nichts augenblicklich unſer Alles ſtören, trüben, ja zunichte zu machen vermag, wie ein Windhauch ein Kartenhaus umwirft. Daß ein Mann wie der alte Sophokles, welcher doch wahrlich etwas vom Menſchen und vom Leben wußte, dazu kommen konnte, in der „Antigone“ jenes bekannte Preislied auf das Menſchenthum anzuſtimmen, wäre rein unbegreiflich, wenn man ſich nicht erinnerte, daß die Dichter ganz vorzugsweiſe dazu da ſind, mitzutäuſchen in der großen Täuſchung des Daſeins. Jener berühmte ſophokleiſche Hymnus müßte eigentlich anheben:

Vieles Erbärmliche lebt, doch nichts
Iſt erbärmlicher als der Menſch."

„Und das alles um Hekuba's oder vielmehr um eines ſchlechten Mittagsbrotes willen", bemerkte Frau Felicitas gutmüthig ſpottend. „Doch", fuhr ſie fort, „Sie haben recht; das Daſein iſt nur eine große Täuſchung, in welcher ſchließlich immer das Große dem Kleinen und Kleinſten, das Erhabene dem Erbärmlichen, das Edle dem Gemeinen ſo oder ſo unterliegt. Aber, lieber Freund, Sie haben wohl die Erkenntniß, nicht aber den vollen Muth der Konſequenz. Sie ſind ein Peſſimiſt, aber Ihr Peſſimiſmus iſt optimiſtiſch. Eine contradictio in adjecto nennen das die Gelehrten, nicht wahr? Wenigſtens hat mein gelehrter Freund, der Pater Sperandio, mir einmal ſo geſagt. Sie faſſen den Peſſimiſmus als einen Stachel, welcher die Menſchheit vorwärts treiben ſoll auf der Vollkommnungsbahn, empor auf dem ſteilen und ſteinigen Pfade raſtloſer Kulturarbeit, vorwärts auf dem angeblichen Wege zur Bildung, Freiheit und Wohlfahrt für alle. Wir dagegen, die wir wiſſen und bekennen, daß das große Leid, genannt Leben die „Armen im Geiſte", die Bildungs- und Gedankenloſen am wenigſten drückt, wir haben den Muth, aus der peſſimiſtiſchen Prämiſſe den vollen nihiliſtiſchen Schluß zu ziehen, wir —"

„Wir? Wer wir?"

„Wir von der Geſellſchaft Jeſu, deren letztes Ziel Sie ja ſelber ganz richtig angegeben haben: an die Stelle der Civiliſation eine bloße Vegetation zu ſetzen. Auch wir wollen die Menſchheit glücklich wiſſen und glücklich machen, das heißt, ſo ſorgen- und ſchmerzlos wie möglich, und darum arbeiten wir mit ganzer Folgerichtigkeit und raſtloſer Energie daran, die Geſellſchaft nicht aufwärts, ſondern abwärts zu führen, abwärts aus den der menſchlichen Lunge unzuträglichen Gletſcherlüften der reinen Vernunft und des ruheloſen Forſchungseifers in die behagliche Niederung des Nichtwiſſens, des Denknichts, des intellektuellen Nirwana, aus deſſen Stock- und Stickluft die Menſchheit dann unmerklich hinübergleiten ſoll ins materielle, wenn man es ſo nennen könnte, das heißt hinab in den Schlund des Urnichts, in welchem ja auch eure Philoſophen neueſten Stils die traurige Komödie des Daſeins ihr Finale finden laſſen."

„Und das hat Sie zur Jeſuitin gemacht?"

„Ja, das!"

„Sie mußten zuvor viel gelitten haben."

„Ja wohl, mein Freund, viel. Das große Weltweh ſorgt ja ſchon dafür, ſich in uns armen, kleinen Kreaturen zum Bewußtſein zu bringen."

Sie brach ab und wir gingen ſchweigſam den Reſt des Weges bis zur Thalſohle hinunter. Es war noch früh am Abend. Die Sonne ſtand im Weſten über den Bergkämmen, welche das Kanderthal ſäumen, und ſie warf ihre Strahlen noch voll in das Habkernthal herein. Es war da ſo ſtill und einſamlich, daß ſich die Nähe Interlakens mit ſeinem bunten Getriebe und mannichfachen Getöſe gar nicht ahnen ließ. Das Rauſchen des Baches in ſeinem felſigen Bette ſtörte die heimelige Stille nicht, und wie mir ſelber mochte ſich auch meiner Begleiterin das Gefühl aufdrängen, dies ſei ein Ort, wie gemacht zu vertraulicher Mittheilung. Denn ſie ſagte: „Ich habe Ihnen verſprochen, zu erzählen, wie ich Jeſuitin geworden, und ich will, wenn es Ihnen recht iſt, mein Verſprechen halten. Laſſen Sie uns dort auf den Rollſteinen unter den Föhren Platz nehmen. Ich brauche Sie nicht ausdrücklich daran zu erinnern, daß Sie bei meinen Lebzeiten von meiner Geſchichte keinen Gebrauch machen dürfen und werden. Das iſt ſelbſtverſtändlich, nicht wahr?"

„Natürlich, und da Sie mich überleben werden, ſo ſind Sie meiner Verſchwiegenheit völlig ſicher."

„Ich Sie überleben?"

„Warum denn nicht, bei Ihrer Geſundheit und Rüſtigkeit?"

„Darum nicht, weil ein unheilbares Uebel an mir zehrt. Meine Geſundheit und Rüſtigkeit, ei ja doch! Sie kennen und lieben ja Byron; erinnern Sie ſich der Verſe in ſeinen „Stanzas for music?"

„Tis but as ivy-leaves around the ruin'd turret wreath,
All green and wildly fresh without, but worn and grey beneath."

„Wohl, ich erinnere mich der Worte, verehrte Freundin, aber geſtatten Sie mir —"

„Laſſen wir das und kommen Sie. Die Schatten des Abends werden ſich über das Thal breiten, bevor ich mit meiner Mittheilung zu Ende bin."

Ich folgte ihr am Bachufer hin zu der Föhrengruppe. Wir ſetzten uns auf zwei neben einander liegende Steine, welche das Wildwaſſer vom letzten Frühjahre zurückgelaſſen hatte, und ſie redete, wie folgt.

## 4.

„Das Geldjudenthum durfte ſich zu meiner Kinder- und Mädchenzeit noch nicht ſo üppig, ſo übermüthig, ſo ſouverän gebaren wie heutzutage. Thatſächlich jedoch war in der Hauptſtadt Oeſterreichs die jüdiſche Geldbaronenſchaft ſchon damals emancipirt und nahm in der „Geſellſchaft“, in dieſer mit klerikalem Weihrauch parfümirten, mehr noch bureaukratiſchen als ariſtokratiſchen wiener Geſellſchaft eine nicht ausdrücklich anerkannte, aber ſtillſchweigend geduldete Stellung ein. Meine Mutter hatte in den Tagen ihrer friſcheſten Mädchenblüthe zu den gefeiertſten Schönheiten des wiener Kongreſſes gehört, und wenn man etwas von ihr haben wollte, konnte man ſie am leichteſten zur Gewährung beſtimmen dadurch, daß man ſie auf ihre damaligen Triumphe zu ſprechen brachte. Ich erinnere mich, daß bei einer ſolchen Gelegenheit, als ich, kaum zwölfjährig, meine Mutter mit vor Freude gerötheten Wangen und mit vom Stolze funkelnden Augen wohlgefällig in ihren Erinnerungen ſchwelgen ſah und ſie erzählen hörte, wie dieſer Fürſt und jener Prinz und dieſer General, Admiral oder Miniſter ihr befliſſen den Hof gemacht, ja wie ſogar der Car Alexander in ſie verliebt geweſen ſei „comme il faut“ und wie er ihr gelegentlich mehr als einen Kuß geraubt habe, ein Gefühl der Verachtung unwiderſtehlich in mir aufſtieg. Wiſſen Sie aber, was das heißen will, ſeine Mutter verachten? Nein, Sie wiſſen es nicht und niemand weiß es, wer dieſe Bitterniß nicht ſelber erlebt hat. Es war mein erſtes großes Leid und ſicherlich iſt es eins der größten, wenn eine Tochter das Vertrauen zu ihrer Mutter gerade in den Jahren verliert, wo ihr dieſes Vertrauen am allernöthigſten wäre.

Einer der ſtärkſten und beſten Charakterzüge des Volkes, dem ich durch meine Geburt angehörte, iſt bekanntlich ſein jeder Probe gewachſener Familienſinn. Aber es gibt Ausnahmen von der Regel und die Familie Silbermeyer war eine ſolche Ausnahme. Soweit ich zurückdenken kann, war ſie eigentlich eine Nichtfamilie. Von traulichem Zuſammenleben keine Rede. Mein Vater, ein anticipirter „Gründer“ höchſter Potenz, meine Mutter, eine Modedame erſten Ranges, mein Bruder Leopold, als halbwüchſiger Junge ſchon ein vollendeter Zierbengel und fertiger Wüſtling, endlich ich ſelber, nachdem ich kaum ins Backfiſchalter getreten — jedes von uns that, was es wollte, und lebte, wie es ihm beliebte. Der Mangel an Familienzuſammenhalt ging ſo weit, daß nicht einmal die Mahlzeiten gemeinſam waren, ausgenommen bei feſtlichen Gaſtereien, die ſich allerdings in unſerm Hauſe drängten. Sonſt ließ ſich jedes aus der Küche kommen, was ihm und wann es ihm einfiel, und häufig genug kam es vor, daß Mutter oder Bruder an demſelben Tiſche, an welchem ich mein Abendbrot verzehrte, ihr Frühſtück einnahmen. Solcher Unſitte entſprach auch der unter uns herrſchende Ton. Es war jener herzenstrockene, ſcharfätzend ironiſche Verſtandeston, welchen man, aber ſicher mit Unrecht, als den ſpecifiſch jüdiſchen bezeichnet hat. Unſer ganzes Mitſammenreden war eine fortgeſetzte Neckerei, die gewöhnlich ſehr harmlos anfing, aber meiſt ſehr bitter aufhörte. Den Vater hörte ich mit der Mutter nur dann verkehren, wann es ſich darum handelte, die Vorbereitungen zu irgendeiner Feſtlichkeit zu vereinbaren; denn wir machten ja ein großes Haus, ein ſo großes, daß wir nirgends weniger daheim waren als im eigenen Hauſe. Bei dieſen Vereinbarungen zwiſchen dem Hausherrn und der Hausfrau ging es nie ganz ohne Streit und Zank ab; im übrigen aber vertrugen ſich die Eltern vortrefflich, das heißt, ſie kümmerten ſich gar nicht um einander. Auch um uns Kinder kümmerten ſie ſich nur ſehr wenig. Als es ſich herausſtellte, daß mein Bruder Geſundheit und Leben unrettbar verwüſtet hatte, und der Sieche ſeinem Grabe entgegenſchwankte, hörte ich den Vater ſagen: „Schade um ihn, er war ein geborenes Börſengenie.“ Als Leopold ſtarb, that die Mutter einen Tag lang wie verzweifelnd mit Klagen und Schluchzen, aber ſchon am folgenden Tage war ſie wieder ſo recht in ihrem Elemente, indem ſie alle die Anordnungen zum Begräbniß und zur „Familientrauer“ mit großem Eifer traf. Es hatte für ſie den

Reiz der Neuheit, einmal ſozuſagen in Krepp und Flor zu ſchwimmen.

Was mich betrifft, warum hätte ich den Bruder bedauern ſollen? Er hatte ja bei ſeinen Lebzeiten dafür geſorgt, ſich mir nicht nur gleichgiltig, ſondern geradezu widerwärtig zu machen, indem er ſich mit kyniſcher Rohheit gegen mich betrug und bei jeder Gelegenheit recht abſichtlich Worte und Wendungen gegen mich gebrauchte, welche nie an die Ohren junger Mädchen ſchlagen ſollten, überhaupt nicht an weibliche Ohren. Eine ſeiner letzten brüderlichen Auslaſſungen war geweſen: „Hör' mal, Kleine, du wirſt nachgerade recht flügge und hübſch. Lebten wir noch à la mode unſerer Herren Erzväter, würde ich mich in dich verlieben und dich heiraten."

Später hat es mir wie ein halbes oder ganzes Wunder erſcheinen müſſen, daß ich in den Umgebungen, in welchen ich aufwuchs, meine Unbefangenheit und Unſchuld bewahrte; denn ich hatte ja volle Veranlaſſung und Gelegenheit, ein grundverdorbenes Geſchöpf zu werden. Man hatte mich durch verſchiedene Gouvernanten und alle möglichen Lehrer und Lehrerinnen erziehen laſſen, wie man das nannte. Ich lernte raſch und leicht, beſonders Sprachen, zeichnete, malte, ſang, klavierte und harfte, alles ſo ſo, la la, dilettirte heute an dieſem, morgen an jenem, übermorgen an einem Dritten herum, lernte dagegen von des Lebens Wirklichkeit nicht einmal das ABC kennen und die Grundelemente einer wirklich gediegenen und frommenden weiblichen Bildung, Maß und Ordnung, blieben mir fremd. Auch der häuſliche Sinn, ohne welche Frauentugend ein zufriedenes Familienleben gar nicht denkbar iſt, ging mir ab. Ich war freilich nicht ohne Anlage dazu, aber wie hätte ſich dieſelbe in der Atmoſphäre unſerer Nichthäuſlichkeit entwickeln können? Wäre ich nicht vor erreichtem ſiebzehnten Jahre verheiratet worden, ſo würde ich wohl eine jener widerlichen Närrinnen geworden ſein, welche als Emancipirte in der Welt herumfahren, um durch ihre Erſcheinung und ihr Gebaren die von ihnen gepredigte Theorie mit abſchreckenden Beiſpielen zu illuſtriren.

Eines Abends brachte der Vater ſeinen jungen Freund, wie er mit Betonung ſagte, den Bankier Roſenheimer, in unſer Haus und ſeitdem kam Herr Roſenheimer Tag für Tag. Er war, was man einen ſchönen jungen Mann nennt, ſehr ſalongewandt und „berühmt“ wegen ſeines feinen Geſchmackes in Kravatten, Pferden und Tänzerinnen. Etliche Wochen ſpäter kündigte mir der Vater mit jener kalten Entſchiedenheit, die er gelegentlich gegen mich herauskehrte, an, daß ich die Frau des Herrn Roſenheimer werden würde und zwar binnen drei Monaten. Ich erfuhr ſpäter, das heißt, Herr Roſenheimer ſagte es mir ſelbſt mit einem Kyniſmus, welcher dem meines verſtorbenen Bruders Leopold durchaus nichts nachgab, das Uebereinkommen zwiſchen ihm und meinem Vater ſei dadurch „richtig gemacht“ worden, daß er, Herr Roſenheimer, dem Manne, um deſſen Tochter er warb, ſeine Maitreſſe abtrat. „Ich war der Kreatur gerade überdrüſſig geworden, zumal ſie viel mehr koſtete, als ſie werth war“, fügte er noch hinzu.

So und an einen ſolchen Menſchen wurde ich verheiratet. Ich verſuchte mich allerdings gegen dieſe Heirat zu ſträuben und erklärte der Mutter, daß ich einen inſtinktmäßigen Widerwillen gegen den Herrn Roſenheimer hegte. „Bah“, erwiderte ſie, „das wird ſich geben. Gerade ſo ging es mir ſeinerzeit mit deinem Vater. Das ſind nur Mädchenflauſen und bedenke, Kind, Herr Roſenheimer hat anerkannt die geſchmackvollſte Equipage in ganz Wien.“ Dieſe Equipage wurde der Mutter förmlich zu einer fixen Idee und zu einem Refrain, womit ſie alle meine Einwendungen abtrumpfte. Zuletzt ſchwieg ich und ließ geſchehen, was ich nicht hindern konnte. Prieſen mich doch alle unſere jungen und alten Bekannten glücklich, die Frau eines ſo „tadellos eleganten“ Millionärs zu werden, und empfand ich ſelber etwas wie Befriedigung darüber, daß ich das kalte, heimatloſe Elternhaus verlaſſen konnte.

Drei Tage vor meiner Hochzeit erhielt ich durch die Stadtpoſt ein Billet des Inhalts: „Sie wollen oder ſollen die Frau des Herrn A. Roſenheimer werden? Hüten Sie ſich, armes Kind! Verweigern Sie ſchlechterdings Ihr Ja. Denn geben Sie es, ſo werden Sie tief unglücklich.“ Dieſes Billet war deutſch geſchrieben, aber mit den zwei lateiniſchen Buchſtaben S. J. unterzeichnet. Die Handſchrift war mir ganz unbekannt. Ich zeigte der Mutter den Warnungsbrief. „Ach was“, ſagte ſie, „du dummes Kind! Merkſt du denn nicht, daß das ein ſchlechter Spaß, eine alberne Fopperei? Höchſt wahrſcheinlich geht ſie von irgendeinem ſchlechten Spaßmacher aus, den Herr Roſenheimer bei der geſtrigen Praterfahrt mit ſeiner Equipage aus dem Felde geſchlagen hat. Herrn Roſenheimers Apfelſchimmel-Geſpann war aber auch ſüperb. So was lebt nicht!“ Damit hatte ich meinen Beſcheid. Und doch ſchrie es in mir, daß der unbekannte Warner rechthätte und daß ich demſelben folgen ſollte. Aber wie konnt' ich? Meine Charakterbildung war ja geradezu Null, und da ich von Natur ſanft und geduldig, ſo hatte mich meine ſchlechte Erziehung auch nicht eigenſinnig und trotzköpfig gemacht. Erſt auf dem Amboß bitterſter Schmerzen wurde meine weiche und weichliche Seele einigermaßen hart geſchmiedet.

Der Anfang meiner Ehe war auch ihr Ende, wenn man unter Ehe den dauernden Austauſch von Achtung und Vertrauen, alle die innigſte Gegenſeitigkeit wahrer Wahlverwandtſchaft verſteht. In der Hochzeitnacht flößte mir Herrn Roſenheimers brutale Sinnlichkeit ein Entſetzen ein, welches ich nie wieder loswerden konnte. Ich erfuhr, daß ich an ein wildes Thier gekettet war, aber an ein wildes Thier, welches bei den Marquis und Marquiſen der Regentſchaft in die Schule gegangen. Noch jetzt iſt mir unbegreiflich, warum ich nicht vor Scham und Entrüſtung geſtorben. Lange hatte ich dieſe ſchmachvolle Entwürdigung freilich nicht auszuſtehen, denn glücklicherweiſe zog Herr Roſenheimer mir bald mein tſchechiſches Kammermädchen vor. Aber nun machte mir dieſe Perſon das Haus zur Hölle, deren Pein ich nur zu ertragen vermochte, weil ich einen Knaben geboren hatte und in meiner Mutterliebe jene Kraft, jenen Duldmuth, jene Ausdauer fand, welche nur eine Mutter beſitzt. Was alles eine Mutter zu leiden und zu thun vermag, Menſchenlippen vermögen es nicht auszuſagen. Aber gerade in meiner Mutterſchaft, in meinem Beſten und Höchſten, gerade in dem einzigen Glück, welches ich je gekannt, ſollte ich am grauſamſten getroffen und verwundet werden, ſo getroffen und verwundet, daß ich die Tage zurückſehnte, wo ich das Demüthigendſte, das Empörendſte gelitten zu haben wähnte, die Tage, wo ich die mißhandelte Magd meiner Magd geweſen war.“

Die Erzählerin hielt inne. Sie hatte bis dahin ihren trüben Bericht im ruhigen Geſprächstone zu halten vermocht. Jetzt aber begann die Bitterkeit ihrer Erinnerungen ſie zu überwältigen. Ihr Athem ging ſchnell, ihre Stirne röthete ſich und ihre großen melancholiſchen Augen ſprühten Feuer.

„Ihre Erzählung greift Sie an, verehrte Freundin!“ ſagte ich. „Machen wir eine Pauſe oder vertagen wir die Fortſetzung auf morgen. Ich möchte nicht, daß Sie ſich zu ſehr aufregten.“

„Nein“, verſetzte ſie, „ich thu' es nicht. Sehen Sie, es iſt ſchon vorüber. O, ich habe gelernt, mich zu beherrſchen. Morgen? Wer kann denn ſagen, daß es für ihn noch ein morgen geben werde? Sie ſollen alles wiſſen, denn Sie ſind ja einer der wenigen, der ſehr wenigen Menſchen, welche mir reinmenſchliche Theilnahme bezeigt haben ohne alle Nebenabſichten und Hintergedanken. Sehen Sie, die Sonne muß drüben hinter dem Rieſen hinab ſein, denn über unſer Thal da breiten ſich gigantiſche Schatten und das Gemurmel des Bergbaches klingt im anhebenden Zwielicht wie eine Variation des „Alles iſt eitel von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Das iſt gerade die rechte Beleuchtung zum Anhören einer Geſchichte wie die meinige. Hören Sie nur mit Geduld, ich will mich möglichſt kurz zu faſſen ſuchen."

„Ich höre!" ſagte ich und ſie fuhr fort.

## 5.

„Herr Roſenheimer befreite mich endlich von ſeiner verhaßten Gegenwart. Eine ſpaniſche Balletſpringerin machte die Herzen — die Herzen, oh ihr Götter! — aller Börſenbarone unſerer Stadt an ihren Beinen zappeln, wie es ein Skandalblatt draſtiſch-maleriſch ausdrückte. Kurz darauf brachte daſſelbe Blatt die Neuigkeit, ein „in ſolchen Affairen vielgewandter Millionen-Mauſchel, der mit den Anfangsbuchſtaben Roſenheimer heiße, habe die Tänzerin engagirt, ihm Privatſtunden im Pas de deux zu geben, und zwar jenſeits des großen Baches“. Und ſo war es. Herr Roſenheimer hatte den Sieg über ſeine Nebenbuhler davongetragen und war mit der „gefeierten Füßekünſtlerin“ nach Amerika entwichen. Auch ſeinen Gläubigern, denn nach ſeiner Entfernung verflog ja das Luftſchloß ſeiner Millionenſchaft und es ſtellte ſich heraus, daß der Menſch ſchon lange her nur von ſeinem Kredit gelebt, das heißt geſchwelgt und gepraßt hatte. Er erreichte übrigens Amerika nicht, ſondern ging bei einem

Zuſammenſtoße des franzöſiſchen Dampfers, der ihn trug, mit einem engliſchen Dreimaſter in der Nähe von Long-Jſland zu Grunde. Warum es nicht ſagen? Ich vernahm die Kunde von dem Tode des Vaters meines Kindes mit einer Art von grimmiger Freude, insbeſondere auch darüber, daß meines Sohnes Hände rein blieben von dem Erbe eines ſolchen Vaters.

Es war gerade Cholerazeit, als ich Witwe wurde, und die Epidemie machte mich auch zur Waiſe. Meine Eltern konnten ja beide der Auſtern und des frappirten Champagners nicht entrathen und wurden raſch nach einander hingerafft. Fröſtelt Sie, mein Freund, wenn eine Tochter alſo vom Tode ihres Vaters und ihrer Mutter redet? Wie ſollte ich aber anders davon reden? Wie hätte ich dieſe Todesfälle als Verluſte betrauern können? Es war eine bare Unmöglichkeit, und daß es eine ſolche ſein mußte, dafür hatten die beiden Todten geſorgt. Ich weiß, Sie haſſen die Phraſe, lieber Freund, und darum ſag' ich einfach: der Tod meiner Eltern ließ mich ganz kalt. Derſelbe brachte mir auch keinen Nachtheil, ſondern den Vortheil, mich in den ſelbſtſtändigen Beſitz eines beträchtlichen Vermögens zu ſetzen.

Falls ich die Gemeinheit der Welt, die ganze Niederträchtigkeit der Menſchen noch nicht gekannt hätte, die Huldigungen, welche man der reichen Witwe darbrachte, würden ſie mich kennen gelehrt haben. Meine offen kundgegebene Verachtung ſcheuchte endlich die Bewerber weg. Mir ſchauderte ſchon bei dem bloßen Gedanken, noch einmal einem Manne hingegeben zu ſein. Ich wollte nur meinem Sohne leben und ich that ſo. Leopold — es war der beſtimmte Wunſch meines Vaters geweſen, daß der Knabe den Namen meines verſtorbenen Bruders unſeligen Angedenkens führen müßte — wuchs heran und — frühzeitig ins Verderben hinein. Es war die Sorge meiner Tage, es war das Wachen meiner Nächte, dem zu wehren — alles umſonſt! Er trug nicht nur den Namen ſeines Oheims, er glich demſelben nicht nur wie aus dem Geſichte geſchnitten, ſondern er hatte auch alle die ſataniſchen Inſtinkte meines Bruders geerbt und dazu von ſeinem Vater die Wildheit des Egoiſmus, die brutale Genußgier. Eigenthümlich, wenn ich ſo ſagen ſoll, war ihm ein unbändiger Hang zum Laſter in deſſen gemeinen und gemeinſten Formen.

Glaubte ich an einen Gott, ich dürfte ihn freiſam zum Zeugen aufrufen, daß ich alles erſann und that, was nur jemals eine Mutter zum Heile ihres Kindes erſonnen und gethan hat. Vergebens! Ich hatte den Knaben keineswegs verhätſchelt, ſondern vielmehr von Anfang an mit dem ganzen Ernſte nicht äffiſcher, ſondern wirklicher, das heißt verſtändiger Mutterliebe gepflegt und erzogen. Als er heranwuchs und ſeine ſchlimmen Triebe und böſen Neigungen ſich zu offenbaren begannen, war alles an ihm verſucht worden, was Güte und Strenge, was die häusliche und die öffentliche Erziehung, der Privatunterricht und die Schule leiſten können — alles umſonſt! *Er wollte* nichts lernen, aber alles Schlechte, Gemeine, Abſcheuliche flog ihm nur ſo an. Mit diaboliſcher Schlauheit wußte er alle meine raſtloſe Wachſamkeit illuſoriſch zu machen, und wenn ihm die Schlau heit einmal nicht durchhalf, ſetzte er die roheſte Frechheit und Unverſchämtheit an ihre Stelle. Seine eiſerne Geſundheit war ihm noch ein Antrieb mehr, auf der ſchon in Knabenſchuhen betretenen Laſterbahn weiter zu wandeln. Sechzehnjährig, war er in alle Verderbtheit tief verſtrickt, ein Spieler, Trinker, Wüſtling und ausgelernter Schuldenmacher. Und trotzdem verzweifelte ich noch nicht an ihm — kann denn eine Mutter überhaupt an ihrem Kinde verzweifeln? Und trotz alledem liebte ich ihn noch immer unſäglich, unſäglich, wie eben nur eine Mutter zu lieben vermag.

Da — eines Morgens brachte man mir ihn todt. Er war in einem ſchlechten Hauſe in einem Raufhandel erſtochen worden.

Nichts weiter davon — Worte ſind Wind. Ich begrub den Todten und wollte dann auch ſterben; denn was ſollte ich noch in dieſer mich anekelnden Narrenpoſſe von Welt? Ich war auf dem Wege zur Donau, als ſich mir das Schickſal in den Weg ſtellte. Seltſam genug — in Geſtalt einer chriſtlichen Kirche. Ich weiß mir das auch heute noch nicht zu erklären. Genug, ich, die mit dem Leben abgeſchloſſen hatte, ich, die Jüdin, fühlte mich plötzlich und unwiderſtehlich getrieben, durch die offene Thüre in die vom abendlichen Dämmerlicht erfüllte Kirche zu treten. Es geſchah wie im Traume. Nur das iſt mir deutlich erinnerlich geblieben, daß mir war, als arbeitete eine Maſchine in meinem Innern, ein Mechaniſmus, der meine Bewegungen veranlaßte und lenkte.

Auf einen Beichtſtuhl zu. Dabei kam mir vor, als ſei ich ſozuſagen aus mir herausgetreten, als ſei mein Ich in zwei Perſonen geſpalten, von denen die eine verwundert der andern nachſähe, welche durch das Schiff der Kirche eilends auf den Beichtſtuhl in der Ecke zuging. Ja, ich glaubte, daß eine Stimme, welche meine eigene war, im Hinweis auf meine Doppeltgängerin mir ins Ohr raunte: „Die hat es eilig, ihr Weh noch auszuſchreien oder wenigſtens auszuflüſtern, bevor ſie es in der Donau begräbt.“ In der That, ich hatte es eilig, kann mich aber an die einzelnen Vorgänge jener Stunde nur noch erinnern, wie man ſich an Fieberphantaſieen erinnert. Ich kniete in dem Beichtſtuhle, erhob mein Geſicht zu dem Gitter, hinter welchem ich die Umriſſe eines männlichen Kopfes wahrnahm, und beichtete, beichtete in wahnſinniger Haſt, was alles an mir geſündigt worden war.

Als ich zu Ende, das heißt, als mir Stimme und Athem zu verſagen drohten, kam von jenſeits des Gitters eine tiefe, weiche, gütige Stimme, die wunderſam beruhigend in den Aufruhr meiner wildſchlagenden Pulſe hineinklang: „Arme Frau, Sie ſind ſehr unglücklich und beklagenswerth, aber nicht ohne Ihr Mitverſchulden.“ — „Wie?“ — „Ja, nicht ohne Ihr Mitverſchulden. Wir hatten Sie gewarnt.“ — „Mich gewarnt? Wer? Wann? Wie?“ — „Haben Sie nicht etliche Tage vor Ihrer Hochzeit ein Billet empfangen, worin Ihnen vorhergeſagt war, daß die Verbindung mit Herrn Roſenheimer Ihr Unglück ſein werde?“ — „Doch, ich erinnere mich.“ — „Und erinnern Sie ſich auch, daß dieſe Warnung unterzeichnet war mit den zwei Buchſtaben S. J.?“

— „Ja, ſo war es.“ — „Wohl, ſehen Sie? wir hatten Sie gewarnt, wir, die Societas Jesu.“

Er gab dann die näheren Umſtände an, und wie er weiter ſprach, der Pater Sperandio, rief ſein Sprechen zweierlei Eindrücke in mir hervor. Ich fühlte in allen Fibern, daß noch nie in meinem ganzen Leben jemand ſo mild, ſo verſtändnißvoll, ſo gut und klug zu mir geſprochen hatte, und zugleich war mir, als höbe mir eine freundliche Hand einen Schleier von den Augen und als thäten ſich dieſen ganz neue Horizonte auf. Nicht einen Einblick in die großartige, beiſpielloſe Organiſation der Geſellſchaft Jeſu bekam ich zu jener Stunde ſchon, aber doch eine Ahnung von dieſem genial erſonnenen und gleich genial konſtruirten Mechaniſmus, von dieſer Folgerichtigkeit, Dauerhaftigkeit und Macht, welche den Anſpruch erhob, die Welt zu beherrſchen, um ſie zu vernichten.

Als ich die Kirche verließ, lief ich nicht zur Donau hinaus, ſondern ging nachdenklich langſam nach Hauſe. In dieſer Nacht kam ein Schlaf über mich, wie ich ihn ſo feſt und erquicklich ſeit Jahren nicht mehr gekannt hatte. Am andern Morgen war mir zu Sinne, als läge all das Furchtbare, was ich in den letzten Tagen durchgelitten, ja mein ganzes bisheriges Leben weit hinter mir, fern und weit. Und es blieb ſo. Denn der Pater Sperandio, ſeither im Orden zu hohen Würden aufgeſtiegen und der höchſten nahe und würdig, kam, mich zu beſuchen, und mit dieſem Beſuche trat ich in ein neues Daſein. Dieſer bedeutende Menſch, Gelehrter und Weltmann zugleich, ein ſtaatsmänniſches Genie und ein dichteriſches Talent, weihte mich ſtufenweiſe ein in das große Myſterium der Geſellſchaft Jeſu, tödtete in mir das ſchnöde Ich und ſetzte an die Stelle deſſelben die unbedingte Hingabe an ein Ganzes, Abſolutes. Er ward mein Lehrer, mein Leiter, mein Freund, und Sie, aus deſſen Mund ich in dieſen Tagen die Aeußerung vernahm, daß wirkliche, von allem Geſchlechtsbewußtſein reingeläuterte Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib unbedingt zu dem Höchſten und Beſten gehöre, was der Menſch erleben kann, Sie werden das zwiſchen dem Pater und mir waltende Verhältniß nicht mit dem Maße des Pöbels meſſen. Einen freier blickenden, unbefangeneren, geduldigeren Lehrer und Erzieher, als mein hochverehrter Freund mir geweſen, hat es nie gegeben. Er hat mich eigentlich erſt leſen gelehrt, obgleich ich ſchon alles Mögliche geleſen zu haben glaubte. Er lehrte mich auch ſtudiren, vergleichen, denken und — das Wichtigſte von allem — meinen jämmerlichen Theil-Schmerz in den ungeheuren All-Schmerz verſenken, wie man einen Waſſertropfen ins Meer oder ein Sandkorn in die Sahara fallen läßt.

Nebenher lief meine officielle ſogenannte Bekehrung zum Chriſtenthume, welche Procedur durch den feierlichen Aktus der Taufe den normalen Abſchluß erhielt. Dann erſt begann mein Noviziat mit jenen geiſtlichen Exercitien, welche der Stifter des Ordens mit ſo wunderbarer Berechnung vorgeſchrieben hat. Nachdem ich ſie durchgemacht, erfolgte meine Affiliation und alſo bin ich Jeſuitin geworden, und zwar nicht von der kurzen, ſondern von der langen Robe, wie es ja meinem Geſchlechte geziemt."

Mit dieſem Anlaufe zu einem ſcherzhaften Tone beſchloß Frau Felicitas ihre Erzählung und ſtand raſch auf.

Die Dämmerung des Abends begann ſchon dem Dunkel der Nacht zu weichen, während wir den Bach entlang zur Brücke gingen, dieſelbe überſchritten und nach Interlaken zurückkehrten. Eine Weile achtete ich das Schweigen meiner Begleiterin. Dann ſagte ich: „Sie haben mir ein ſo großes Vertrauen gezeigt, verehrte Freundin, daß ich mich ermuthigt fühle, mir noch einige Fragen an Sie zu geſtatten. Darf ich?" — „Gewiß. Fragen Sie immerhin." — „Sie tragen ſich mit dem Gedanken, laſſen Sie mich ſagen: mit der Einbildung eines baldigen Endes. Haben Sie daraufhin über Ihr, wie Sie mir ſagten, beträchtliches Vermögen rechtsgiltig verfügt?" — „Ja, ſo that ich." — „Zu Gunſten des Ordens?" — „Nein. „Mein ganzes Vermögen iſt rechtsgiltig teſtirt zur Stiftung einer Pfrund-Anſtalt für mittelloſe Frauen, die an demſelben Uebel leiden wie ich." — Und Sie trafen dieſe teſtamentariſche Verfügung vor oder nach Ihrer Affiliation?" — Unmittelbar vorher." — „Mit Vorwiſſen des Pater Sperandio?" — „Mit ſeinem Vorwiſſen und auf ſeinen Rath." — „Sonderbar!" — „Ich weiß, was Sie denken, lieber Freund. Ihnen ſchweben alle die Geſchichten von jeſuitiſcher Erbſchleicherei vor. Viele dieſer Geſchichten ſind zweifellos wahr, denn der Orden kennt ſchlechterdings keine Skrupel, wo es die Förderung ſeiner Zwecke gilt. Meines Vermögens bedurfte er nicht." —

„Wohl aber Ihrer ſelbſt. Sie wirkten und wirken im Dienſte des Ordens?“ — „Willig, mit allen meinen Kräften, ich möchte faſt ſagen: mit Begeiſterung.“ — „Arme Frau Felicitas!“ — „Arm? Warum?“ — „Weil Sie meines Erachtens für ganz Gemeines wirken, welches man Ihnen für Erhabenes ausgab; weil Sie für die Sache pfäffiſcher Selbſtſucht arbeiten, während man Ihnen dieſe Sache als einen großen, wenn auch troſtloſen Gedanken zu zeigen verſtand.“ — „Man hat mir dieſen Gedanken nicht gezeigt, man hat mich ihn ſelber finden laſſen.“ — „Freilich, freilich; die Geſellſchaft Jeſu hat es ja von jeher vortrefflich verſtanden, ſolche Taſchenſpielerei zu prakticiren. Die Jeſuiten verſtanden und verſtehen das Kugel- und Becherſpiel der Dialektik aus dem Fundament. Ihre unbewußten Affiliirten, die Socialiſten, haben ihnen von dieſer Kunſt ſchon ſo manches abgelernt, daß man mitunter auf den Glauben kommen könnte, der Socialiſmus ſei nur die neueſte Metamorphoſe des Jeſuitiſmus.“ — „Das begreift ſich. Es gibt ja einen in die Augen ſpringenden Punkt, wo die Kreiſe des Jeſuitiſmus und des Socialiſmus ſich ſchneiden: das iſt die Aufhebung der Individualität, das Aufgeben der Ichheit in der Allheit.“ — „Ganz recht. Der Orden wie die Sekte, ſie gehen gleichermaßen darauf aus, die Menſchheit zu nivelliren, plattzudrücken, alle ſocialen nicht nur, ſondern auch alle natürlichen Unterſchiede, namentlich die ſehr verſchiedenen intellektuellen Skalaſätze in den charakter- und willenloſen Gleichheitsbrei einer allgemeinen Mittelmäßigkeit zuſammenzumantſchen oder, mit andern Worten, die Geſellſchaft zu einem ungeheuern Paraguay zu machen, wie die Väter Jeſuiten vor Zeiten ein lokaliſirtes in Südamerika eingerichtet hatten.“ — „Und warum nicht? Waren die Indianer von Paraguay damals nicht ſo glücklich, das heißt, ſo ſorgen- und ſchmerzlos, als es Menſchen überhaupt zu ſein vermögen?“ — „Liebe Freundin, wir wollen nicht ſtreiten. Sie wiſſen, einer der weiſeſten Menſchen, Cervantes, hat einmal geſagt: „Mit einem, der deine Prämiſſen leugnet, ſtreite nicht, weil jede Verſtändigung unmöglich.“ Aber ſagen Sie mir noch dieſes: ſind Sie glücklich, ſeitdem Sie Jeſuitin?“ — „Glücklich? Nein. Aber ſicher und ruhig, und das iſt ſchon viel. Glücklich? Wer iſt denn wirklich und wahrhaft glücklich? Niemand. Sie haben den weiſen Cervantes citirt, wohlan, ich citire den Ausſpruch Grillparzers: „Was iſt der Erde Glück? Ein Traum!“ — und Grillparzer war doch gewiß ein weiſer Mann.“ — „Ja wohl, aber der Traum iſt manchmal ſo ſchön!“ — „Und das Erwachen nur um ſo ſchmerzlicher. Gute Nacht, mein Freund!“

## 6.

Der nächſte Septembermorgen mit ſeiner Klarheit und Friſche lud mich zu einem Frühgang ein. Ich frühſtückte in Bönnigen und ging dann den anmuthigen Fußpfad längs des Sees über Iſeltwald, welches wie ein richtiges Dorfidyll im Schatten ſeiner Nußbäume daliegt, hinauf bis zum Gießbach, wo ich mir wieder einmal die etwas dürftige und ſozuſagen geleckte Kaſkade, item auch das Touriſtengewimmel anſah, um dann mittags mit dem Dampfboot nach Interlaken zurückzukehren.

In der großen Eingangshalle des Hotels begegnete ich der Frau Felicitas, welche von der Seite des Treppenhauſes herkam, augenſcheinlich zur Abreiſe gerüſtet und bereit.

„Wie", fragte ich, „Sie wollen ſo plötzlich fort?"

„Ja, mein Freund", entgegnete ſie, nahe zu mir herangetreten. „Vor einer Stunde kam mir ein Telegramm zu. Man bedarf meiner und „Du ſollſt in den Händen der Obern ſein wie ein Leichnam" — wiſſen Sie?"

„Ja, ich weiß, verehrte Freundin, und dieſe Vernichtung der freien Perſönlichkeit und perſönlichen Freiheit wird die unheilige Allianz, auf welche wir in unſerm geſtrigen Heimgangsgeſpräche hindeuteten, zum Abſchluſſe bringen und beſiegeln.“

„Mag ſein. Was geſchehen muß, wird geſchehen.“

„Wohl, aber nehmen Sie ſich in acht! Auch der Socialiſmus hat ſeine Kaſuiſtik, ſein Probabilitäts-Syſtem und ſeine Mentalreſervationen.“

„Mag er ſie haben. Im ſchlimmſten Falle werden nicht wir die Betrogenen ſein. Doch kommen Sie, es iſt nicht mehr Zeit zum Streiten. Erweiſen Sie mir lieber noch die letzte Freundlichkeit, mich zum Bahnhofe zu begleiten.“

Ich that ſo und in der Einſteighalle der „Bödelibahn“ hab' ich die Jeſuitin zum letztenmale geſehen, nachdem ich ſie noch gebeten hatte, mir dann und wann Kunde von ſich zu geben.

Eine erhielt ich wirklich im Spätherbſte. Der Brief trug die Ortsangabe und den Poſtſtempel „Berlin“ und ſie ſchrieb kurz, es ginge mit ihr zu Ende und ſie wäre im Begriffe, nach Wien zurückzukehren.

Einen Monat ſpäter las ich in einem wiener Blatte zufällig die Anzeige ihres Todes und darauf entſchloß ich mich, meine Erinnerungen an ſie niederzuſchreiben.

Damit zu Ende gekommen, muß ich mich fragen: War dieſe Frau eine Lügnerin?

Unbedingt nein!

War ſie eine Wahnſinnige?

Ich glaube es nicht.

Eine Betrogene?

Ich weiß es nicht.

Aber was war ſie denn?

Eine Unglückliche jedenfalls, ein Problem, ein Räthſel vielleicht. Weiter weiß ich nichts zu ſagen.

# Gottlieb Rapſer

## auf und unter der Erde.

Eine Geſpenſtergeſchichte.

## 1.

### Werde fromm! Und —, ſiehe, er ward fromm.

Der Krämer Gottlieb Rapſer in der Stadt Glaublingen war ein biderber deutſcher Mann, ſo zu ſagen. Er fälſchte ſeine Waaren nicht gerade über Gebühr und wollte in der Regel nicht mehr als 150 Procent daran verdienen. Daß er ein ſehr guter Unterthan war, verſteht ſich von ihm als deutſchem Biedermanne von ſelbſt. Er hatte lebhaft illuminirte Bilder von Sr. Majeſtät „onſerem Kenich“ und Ihrer Majeſtät „onſerer Kenichin“ in der Familienſtube hängen und, ja, es geht die Sage, der wackere Mann habe ſeine angeſtammte Loyalität dermaleinſt bis zu dem Siedegrade der Schwärmerei getrieben, daß er an Sr. Majeſtät „onſeres Kenichs“ Geburtstage des Abends vor jedem der beſagten Bilder ein ganzes Kreuzerlicht angezündet habe.

Leider thut eine ungläubige Kritik, welche ja bekanntlich in unſeren Tagen alles Heilige, Heiligere und Heiligſte anzuzweifeln ſich erfrecht, Einſprache gegen dieſen Kreuzerlichtermythus der Rapſerologie, indem ſie — die Kritik — behauptet und ſogar nachweiſt, daß Herr Gottlieb Rapſer ſich eher die Naſe abgebiſſen als eine derartige Unſchlittverſchwendung für nichts und wieder nichts begangen hätte. Bedauerlicher Weiſe dürfte der kritiſche Geiſt, „der ſtets verneint“, in dieſem Falle, wie auch wohl noch in etlichen anderen, recht haben. Denn daß Gottlieb Rapſer ein Fliegenmelker, Läuſeſchinder und „Schabias“ erſter Sorte geweſen, muß ihm auch der Neid laſſen. Ganz Glaublingen kennt die Thatſache, daß Herr Gottlieb eines Tages, als die Stadt ihr Jugendfeſt feierte, ebenfalls auf der Feſtwieſe erſchien und an der Reihe mit Eß- und Trinkwaaren gefüllter Tiſche und Buden ſtundenlang auf und ab wandelte, tiefſinnig kalkulirend, ob es nationalökonomiſcher, eine Knackwurſt oder einen halben Schoppen Wein ſich zu Gemüthe zu führen, zuletzt aber den Entſchluß faßte, jenes nicht zu thun und dieſes zu laſſen, maßen man ja eigentlich ſchon vom Geruche ſattwerden könnte. Ein andermal bin ich, der Erzähler dieſer ſehr wahrhaftigen Geſchichte, ſelber mit dabei geweſen, als mein liebſter Freund, der hoffentlich erzſelige Doktor Sauerampfer, dem Herrn Rapſer, welchem als einem arg „Verſchnupften“ eine ſo zu ſagen „Perle“ an der Naſenſpitze hing, mit ausgeſuchter Höflichkeit ſagte: „Geben Sie acht! Nehmen Sie Ihr Schnupftuch, ſonſt büßen Sie einen ganzen Tropfen ein.“

Jedennoch, daß man unſeres Biedermannes Schwäche kannte und gelegentlich auch unchriſtlicher Weiſe verhöhnte, das hätte ihm wenig verſchlagen: war er doch ein Realiſt jeder Zoll und wußte, daß Worte nur Wind. Das Schlimnere iſt geweſen, daß Gottlieb Napſer bei all ſeinem Fleiße und ſeiner virtuoſen Sparſamkeit nicht vorwärts kam oder, geſchäftsmäßig zu ſprechen, „keine Fortune machte“. In Wahrheit, nichts wollte bei ihm klecken und flecken und ſeine zwei Jungen Gottfried und Gotthold hatten einen ſo rabiaten Appetit! Auch ſah ſeine hübſche, heitere Frau Hulda ganz entſchieden ſo aus, als hätte ſie die Abſicht, ihren Eheherrn mit noch mehr von ſolch zehrendem Kapital zu verſorgen. Herr Napſer war übrigens ein ganz vortrefflicher Haus- und, ſoweit es in ſeinen Kräften ſtand, auch zärtlicher Familienvater. Zu großem Kummer mußte es ihm daher gereichen, daß er ſich nun eben ſo durchſchlug, daß es ihm nicht glücken wollte, „vorzumachen“, wie man dort herum ſagt, das heißt Geld und Gut anzuhäufen, damit ſeine Söhne dereinſt gemachte und „reſpektable“ Leute wären.

Mit einmal nahm ſein Schickſal einen Um- und ſein Geſchäft einen ſolchen Aufſchwung, daß er ſelber noch bei Leib- und Lebzeiten in den Himmel der Reſpektabilität, das heißt, des Reichſeins, einging. Das ſah halb oder ganz wunderbar aus, ging aber ganz natürlich zu und zwar ſo: Herr Napſer wurde „fromm“ und der Herr ſegnete ihn.

Es war eine merkwürdige Bekehrungsgeſchichte. Stand da eines Abends Herr Napſer traurig am Schreibepult in ſeinem Laden, welcher auch heute wieder nur ſpärlichen Zuſpruch gefunden hatte, und zog, da es Sonnabend, die untröſtliche Wochenbilanz. „So kann es nicht fortgehen!“ ſagte er ſeufzend vor ſich hin. Dann ließ er mechaniſch die Blätter des Hauptbuches durch ſeine Finger gleiten und mit einem noch ſchwereren Seufzer fragte er ſich: „Was ſoll daraus werden?“ In dieſem verhängnißvollen Augenblicke ging die Ladenthüre auf und in der Oeffnung derſelben erſchien ein höchſt reſpektabler Bauch, als Vortrab ſo zu ſagen ſeines Beſitzers, des höchſt achtungswerthen Fabrikanten und Großhändlers Barnabas Plunz, welcher nicht allein durch mehrere Spinnereien und Webereien, die er beſaß, den „Nationalreichthum förderte“, ſondern auch ſehr in Schmeer und in Traktätlein „machte“. Ja, Herr Plunz war eine der Grundſäulen der „Frömmigkeit“ im Lande, und um die ſchwere gottſelige Bürde ſeiner Miſſion tragen zu können, hatte ihn der Herr mit einem ſehr maſſigen Körper ausgeſtattet. So behauptete er wenigſtens ſelber und es iſt nicht einzuſehen, warum einem Manne, welcher auf dem Gipfel der Reſpektabilität ſtand, nicht in allem und jedem zu glauben ſein ſollte.

„Der Herr ſei mit Ihnen!“ ſagte Herr Plunz mit einer Stimme, welche nicht aus dem ſüßen Flötenbereiche der inneren Miſſion, ſondern aus einem übermäßig mit Fett bekruſteten Bruſtkaſten kam, aber dennoch einen gewiſſen heiligen Anſtrich hatte.

„Womit kann ich Ihnen aufwarten, hochverehrter Herr Stadtrath?“ fragte Gottlieb Rapſer, dem zu Muthe war, wie etwa einem indiſchen Paria zu Muthe iſt, dem das Unerhörte, nämlich ein freundliches Wort aus dem Munde eines Brahmanen begegnet.

Herr Plunz ließ ſich auf einen Stuhl fallen, faltete die Hände über ſeinem reſpektabeln Bauche und drehte die beiden Daumen langſam um einander, wie das ſo ſeine erbauliche

Gewohnheit, wenn er erwecklich reden wollte. Dann ſah er den achtungsvoll vor ihm ſtehenden Krämer gnädig an und fragte in ſalbungsvollem Schnarrtone: „Sind wir hier wohl für ein Viertelſtündchen ungeſtört, mein Lieber?“ Herr Rapſer zuckte die Achſeln, als wollt' er ſagen: „Ach, leider!“ Worauf Herr Plunz wieder: „Ah, mein lieber Bruder im Herrn, ich ſehe, wie es ſteht. Habe Sie auch ſchon lange beobachtet, Sie und Ihre Frau, die ein gar ehrbares Frauchen zu ſein ſcheint.“

Bei der Erwähnung ſeiner Frau mußte Rapſer unwillkürlich aufblicken und den frommen Herrn anſehen. Es war in der fetten Stimme, es war in den im Fette ſchwimmenden Augen der Glaubensſäule etwas, das dem armen Krämer ein ſeltſames Mißbehagen erregte. Es ging ihm blitzſchnell durch den Sinn, was die Leute — natürlich nur ſolche, ſo „da draußen“, ſolche, ſo „da wandeln in der Finſterniß“, Kinder dieſer Welt, Söhne Belials, Moabiter, Amalekiter, Edomiter, Heiden, Pantheiſten, Atheiſten und wie das grauſige Regiſter weiter lautet — ja, was die Leute von dem höchſt reſpektabeln Herrn Stadt- und Kreisrathe, Kirchenälteſten, Landtagsabgeordneten, Komthur des ſchwefelgelben Hausordens für beſchränkten Unterthanenverſtand, Mitglied von vierundzwanzig Wohlthätigkeitsanſtalten, Vicedirektor des rauheſten aller rauheren Häuſer, Vorſitzer des Vereins für Wiedergeburtsherbeiführung älterer und jüngerer Magdalenen u. ſ. w. u. ſ. w., zwar nicht laut zu ſagen wagten, aber doch ziemlich vernehmlich flüſterten. Böſe Dinge nämlich. Wir brauchen jedoch kaum anzumerken, daß ſolches

Geraune nur ein Einfluß der teufeliſchen Bosheit von Heiden und Publikanen war. Aber es fiel unſerem Krämer doch ein, als er den großen Mann, der ſeinen Laden eines Beſuches gewürdigt, ſeines „Frauchens“ erwähnen hörte.

Indeſſen ging das ſo ſchnell vorüber, wie es gekommen war, als Herr Plunz fortfuhr: „Ja, Liebſter, ich ſehe, wie es ſteht, das heißt ſo, daß bald nicht mehr vom Stehen, ſondern nur noch vom Fallen die Rede ſein wird. Kommen nicht vorwärts, he? ſondern eher zurück, nicht?“ Gottlieb Rapſer nickte unwillkürlich mit dem Kopfe. „Wohl, Sie dauern mich in meinem chriſtlichen Gemüthe, Sie und ihr ehrbares Frauchen. Aber wie Sie es bisher getrieben, können Sie es zu nichts bringen, mein Lieber. Sie wandeln im Dunkeln und haben nicht den rechten Geiſt. Doch, lieber Bruder, du dauerſt mich, wie geſagt, und „darum, ſo viel an mir iſt, bin ich geneigt, auch dir das Evangelium zu predigen. Denn ich ſchäme mich des Evangelii von Chriſto nicht: denn es iſt eine Kraft Gottes, die da ſelig macht alle, ſo daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen. Sintemalen darinnen geoffenbaret wird die Gerechtigkeit, welche kommt aus Glauben in Glauben, wie denn geſchrieben ſtehet: Der Gerechte wird ſeines Glaubens leben.“ Paulus an die Römer, Kapitel 1, Vers 15 bis 17.“

Der eifrige Mann war in den bekannten Sington verfallen, welcher dazu gehört, ſo einen Text recht „erwecklich“ zu machen. Jetzt hielt er etwas erſchöpft inne, bemerkte aber zu ſeinem Leidweſen, daß ihm der Krämer zwar mit offenen Augen und Ohren und mit noch offenerem Munde zuhörte, doch aber noch nicht gehörig religiös „angefaßt" ſei. Herr Barnabas Plunz wußte aber in das Netz der Seelenfiſcherei gar verſchiedene Maſchen zu knüpfen. Er änderte daher den Ton und fragte liebevoll: „Lieber Bruder im Herrn, du wäreſt gern reich, nicht wahr?" — „Wer wär' es nicht gern?" — „Ja wohl. Es kommt auch nur darauf an, wie man es anſtellt, um es zu werden. Ich ſelber war vor Zeiten nicht reicher, als du heute biſt. Und nun — ſieh mich mal an! Wie ſchwer, glaubſt du, wiege ich?" — „Etliche Millionen mindeſtens, hochverehrter Herr." — „Nun meinetwegen. Ob du gerade das Zeug zu einem Millionär haſt, kann ich heute noch nicht beurtheilen. Aber vorausgeſetzt, daß du dich meiner Leitung unterwerfen wirſt, will ich dir das Geheimniß des Reichwerdenkönnens in zwei Worten mittheilen." — „Das wäre!" — „Werde fromm, Bruder Rapſer, werde fromm!" — „Von Herzen gern. Wüßt' ich nur, wie ich's zu machen hätte." — „Dazu will ich dich treulich anleiten. Komm' nur von morgen an — der Sabbath ſei dem Herrn geheiligt! — in die Verſammlung der Brüder und Schweſtern hieſiger Stadt, wie wir ſolche im Hauſe „zur hinteren Wehmuth" eingerichtet haben; aber vergiß nicht, deine Frau mitzubringen, ſintemalen es paſſend und erſprießlich und nothwendig, daß das Weib das Bad der Wiedergeburt mit dem Manne theile. Und ſomit Gott befohlen für heute. Der Herr ſei mit dir, lieber Bruder, und ſein Segen ruhe auf dir ewiglich! Amen."

Am Abend des folgenden Tages erſchien Gottlieb Rapſer richtig in der Verſammlung der Auserwählten, Wiedergeborenen und zur Gnade Durchgebrochenen im Hauſe „zur hintern Wehmuth“ und hatte auch nicht vergeſſen, ſeine hübſche heitere Frau Hulda mitzubringen. Beide wurden von Stund' an „fromm“ und ſo raſch immer frömmer, daß ſie ſchon nach Jahresfriſt zu den anerkannt Frömmſten im Lande gehörten. Ein recht erweckliches Exempel! wie Herr Barnabas Plunz zu ſagen pflegte, der gottſelige, millionenſchwere Mann, welcher, wie er ebenfalls bei jeder Gelegenheit, erbaulich und beſchaulich ſeine dicken Daumen um einander drehend, zu ſagen nicht unterließ, all ſein Geld und Gut nur durch die Kraft ſeines Gebets errungen und gewonnen hatte. Warum hätte Gottlieb Napſer einem ſo erhabenen Vorbilde nicht nacheifern ſollen? Er that es und nach fünfzehnjährigem Beten und Arbeiten, Knickern und Knauſern, Schaben und Schinden war auch er, wenn nicht gerade ein ein- oder mehrfacher Millionär, ſo doch immerhin ein reicher Mann.

## 2.

## Der vergrabene Schatz.

Aber die Roſen von Saron ſind auch nicht ohne Dornen. Man wandelt nicht ungeſtraft unter den Palmen von Jericho und riſkirt, ſo man ſich unter den Cedern des Libanon lagert, einen argen Katarrh. Es iſt ein gefährlich Spiel, das Spiel mit dem Feuer!

Unſer guter Gottlieb Rapſer mußte das auch erfahren. Die er gerufen, die Geiſter, ſie ließen ihn nicht mehr los. Er war aus geſchäftlichen Rückſichten unter die Frommen gegangen und die Frommen hatten, das iſt wahr, das rapſeriſche Geſchäft prächtig in die Höhe gebracht. Aber der gute Mann war eigentlich viel zu ehrlich, die Frömmigkeit ſo zu handhaben, wie der große Barnabas Plunz ſie handhabte. Aus einer Geſchäftsſache wurde ſie ihm allmälig zu einer Herzensſache, aus einem Mittel zu einem Zwecke. Jede Stunde, welche er ſeinen Geſchäften abmüſſigen konnte, benutzte er dazu, kopfüber in jenen Ocean von Denknichts ſich zu ſtürzen, welcher auf dem Globus der intellektuellen Welt als das ſchwarze Traktätleinmeer figurirt. Die Offenbarung Johannis und die bluttriefenden Bücher des alten Teſtaments bevölkerten ſeine Gehirnhöhle mit finſteren Phantomen. Er grübelte unabläſſig über dem Dogma von der Gnadenwahl und Verdammniß, welchen Wahnwitz aufzubringen eben nur Pfaffen grauſam genug waren, und daſſelbe würde den Armen wie unzählige andere Schwachköpfe höchſt wahrſcheinlich verrückt gemacht haben, falls nicht in Gottlieb Rapſer ein Motiv zu arbeiten fortgefahren hätte, welches energiſcher war als alle theologiſchen zuſammengenommen: ſein Geiz, ſein unerſättlicher Hunger nach Geld und Gut, das ruheloſe Haſten und Taſten nach mehr und immer und immer mehr!

Es iſt ſchwer, wenn überhaupt möglich, Leuten, welche ſich im rapſeriſchen Hauſe nicht ſelber umgeſehen haben, eine Vorſtellung von der Atmoſphäre zu geben, welche auf und in demſelben laſtete und brütete. Dieſes abſonderliche Amalgam von dumpfer Frömmigkeit und ſcharfäugiger Erwerbsgier, von Fülle des Beſitzes und ſchäbigſter Knauſerei! Man ſchmeckte den Geruch der „Frömmigkeit“ ſo zu ſagen in allen Zimmern und Gelaſſen. Es roch da, als hätte man in abgeſtandenen Eſſig umgeſchlagenen Syrup geſchüttet. Die Bewohner trugen alle, die Dienſtboten inbegriffen, den unverkennbaren Stempel der Sektirerei an ſich. Sauertöpfiſche Mienen, Wermuthsblicke, eckig-ſteifleinenes Gebaren, gedämpftes Sprechen. Selbſt die zwei Söhne des Hauſes, im friſcheſten Jünglingsalter ſtehend, ſahen drein, als hätten ſie eine ſchwere Laſt eigener und fremder Sünden zu tragen, und was ihre Mutter, die weiland heitere Frau Hulda angeht, o Himmel, dieſe tappte jetzt mit weiblicher Leidenſchaftlichkeit im Labyrinth der „Frömmigkeit" umher, bei jedem Schritt und Tritt darauf gefaßt, dem Teufel zu begegnen. Denn ſelbſtverſtändlich war der Hauptgegenſtand dieſer Frömmigkeit der Fürſt der Finſterniß, mit welchem ſich ja in dieſer oder jener Geſtalt die Frommen aller Zeiten vorzugsweiſe beſchäftigt haben. Solcher Teufelsglaube hatte die gewöhnlichen Folgen, das heißt im Gefolge der Vorſtellung vom Satan zog das ganze wilde und wüſte Heer des Afterglaubens in das rapſeriſche Haus ein. Die Phantaſie der Bewohner deſſelben war mit Fratzenhaftem bis zum Berſten vollgeſtopft; überall ſahen, hörten, rochen und fühlten ſie Uebernatürliches, allzeit fürchteten und witterten ſie Unheimliches und ſelbſt das Gewöhnliche und Gewöhnlichſte nahm in ihren Augen ſpukhafte Geſtalt und Farbe an. Tyrann Wahn herrſchte da unbedingt und unbeſchränkt.

Unterdeſſen gedieh und mehrte ſich das Glück der Familie, das heißt ihr Reichthum und ihre „Reſpektabilität". Herr Rapſer hatte, um doch auch, wie er ſich ſeufzend ausdrückte, „der ſündigen Eitelkeit der Welt nach der Schwäche des Fleiſches nachzuleben", ſein angeerbtes väterliches Haus ſtattlich neugebaut und erweitert, auch demſelben nach der zu Glaublingen herrſchenden Sitte einen charakteriſtiſchen Namen gegeben und zwar den bedeutſamen altteſtamentlichen Namen Bethel. Unfern davon und in derſelben Straße erbaute er ein zweites ſchönes Haus, welches den Namen Gilgal erhielt. Bethel ſollte der Sohn Gottfried, Gilgal der Sohn

Gotthold beſitzen und bewohnen, ſo ſie einmal ihren eigenen Hausſtand begründet hätten. Herr Gottlieb und Frau Hulda wollten dann ihre alten Tage in einem Landhauſe vor dem Thore verbringen, welches ſammt einem ſchönen Garten der geſegnete Mann ebenfalls erworben und Thal Joſaphat benamſet hatte.

Bei ſothanen Umſtänden konnte für die Herren Gottlieb und Gotthold Rapſer das Geſchäft des Freiens nicht allzu ſchwierig ſein, maßen ihnen die Thüren aller „reſpektabeln“ und „gottſeligen“ Häuſer weit offen ſtanden. So geſchah es denn, daß, nachdem von den betheiligten Parteien die Räthlichkeit der beiden Partieen geprüft und anerkannt, das heißt, Geld, Gut und Gottſeligkeit hüben und drüben genau abgewogen worden waren, in einem und demſelben Jahre, ja ſogar an einem und demſelben Tage Herr Gottfried die ehr- und tugendſame Jungfrau Bonifacia Kipper nach Bethel und Herr Gotthold die ehr- und tugendſame Jungfrau Kordula Wipper nach Gilgal heimführte. Es war das ein großer Feſttag, aber leider ſo zu ſagen auch ein Grenztag, von welchem ab das in Glaublingen ſprichwörtlich gewordene Rapſer-Glück in die Brüche zu gehen begann.

Daſſelbige Jahr nämlich, in welchem die jungen Herren Rapſer Hochzeit machten, war zugleich auch das weltberüchtigte „tolle Jahr“, allwo verſchiedene Völker unſeres Erdtheils unzweifelhaft infolge teufeliſcher Beſtrickung gegen Throne und Altäre zu rebelliren ſich unterfangen haben. Zwar das glückliche Land, in welchem Glaublingen gelegen iſt, wurde von dieſer ſataniſchen Peſt nur obenhin und ſporadiſch berührt, ſodaß es die rebelliſche Bosheit der Atheiſten und Demokraten im höchſten Delirium daſelbſt nur zu großer Gut- und Blutverſchwendung brachte — in Adreſſen. Aber in dem Nachbarſtaate, an deſſen Grenze Glaublingen unglücklicher Weiſe lag, ging das „Spielen mit Schießgewehren" weiter, viel weiter. Dort nämlich ruchloſete die Revolution dermaßen, daß das Unglaubliche, ja ſo zu ſagen Undenkbare geſchah: deutſche Unterthanen brachten ihren geliebten Landesvater in die Lage, von ſich ſagen zu müſſen, was vor Zeiten Cicero vom Katilina geſagt hatte. Daß nach dieſem Unerhörten alle Gräuel der franzöſiſchen Schreckenszeit über das Nachbarland hereinbrechen mußten, war klar, und daß der revolutionäre Krater auch über die angrenzenden Gegenden, alſo zunächſt über Glaublingen, das treuunterthänige Glaublingen ſeine glühende Lava ausſchütten werde, war faſt noch klarer.

Es gab zur damaligen Zeit Weſen in der Welt, welche in der Einbildungskraft aller echten und rechten Kinder Teut, deren Zahl Legion, fürchterlicher graſſirten als alle Ausgeburten der Hölle in der Phantaſie eines Dante, Breughel und Pater Kochem, dämoniſche Weſen ſo zu ſagen, gräulich bebartet, beſchlapphutet, rothbefedert, behirſchfängert. Freiſchärler war ihr Name und „Hecker" war ihr Feldgeſchrei. Das Gerücht, es werde nächſter Tage ein ſtarker Freiſchärlerharſt über die Grenze hereinbrechen, um auch im Reiche der friedſamen Theſdoſaganun (neuhochdeutſch: Des-Sager) den Höllenbrand der Revolution anzufachen, brachte die Schrecken des jüngſten Tages über Glaublingen. Herr Barnabas Plunz iſt daran kurzweg ſelig im Herrn verſtorben. Und **der** hatte es gut im Vergleiche mit dem Herrn Gottlieb Rapſer, welcher in jenen Schreckenstagen allſtündlich verſchiedene Angſttode ſtarb und dennoch am Leben blieb. Stelle dir, hochzuverehrendes Publikum, einen im Glauben lebenden und in Unterthänigkeit erſterbenden Unterthan und Geſchäftsmann vor, welcher gerade einen Baarſchatz im Betrage von mindeſtens hunderttauſend Gulden im Hauſe hat und vor deſſen durch Schlafloſigkeit entzündeten Augen Hunderte, Tauſende, Hunderttauſende von rothbärtigen, rothbefederten, behirſchfängerten Heckerlingen herumtanzen und ihre teufeliſchen Krallen nach ihm, nein, weh und ach! nach beſagtem Schatze ausſtrecken, ja, ſtelle dir ſo einen Angſtdeutſchen vor und du haſt Herrn Gottlieb Rapſer leibhaftig vor dir.

In Wahrheit, dem Armen war zu Muthe oder vielmehr zu Aengſten, als dröhnten und brüllten die ganzen ſieben Poſaunen und die geſammten ſieben Donner der Apokalypſe zumal auf ihn herein. Hatte er nicht, wie in vielem Anderem, ſo auch in Juwelen „gemacht“ und hatte er nicht gerade jetzt für wenigſtens hunderttauſend Gulden Diamanten, Rubine, Smaragde, Sapphire und Topaſe in ſeinem Hauſe oder vielmehr in ſeiner Bruſttaſche? Denn er trug den Schatz beſtändig auf dem Leibe. Und — Wetter und Zeter! Feurio und Mordio! — dieſe Freiſcharen von Atheiſten und Kommuniſten, Terroriſten und Dampfguillotiniſten waren im Anzug auf Glaublingen! Bei **dem** Gedanken glaubte Herr

Gottlieb Napſer die Edelſteine in ſeiner Bruſttaſche vor Angſt zappeln zu fühlen und ſchreien zu hören. Wo waren denn nun die höhere Frommheit und das tiefere Gottvertrauen, welche unſer Mann aus dem Heilsbrunnen „zur hinteren Wehmuth“ geſchöpft hatte? Wo ſie waren, iſt unbekannt; aber daß ſie abweſend, iſt ſicher. Herr Gottlieb war ſchon ganz dumm und dippelig, als die Nachricht kam, daß man von einem unfern der Stadt gelegenen Hügel aus die rothen Fahnen — die rothen Fahnen, Entſetzen! — der Freiſchärlerkolonnen erblickt habe.

Der Schrecken fiel auf Glaublingen, wie ein Lämmergeier auf ein Schaf fällt. Was war nur aus allen den ſüßen Erbauungen, Salbungen und Tröſtungen geworden, wie ſie jahraus jahrein in den beiden zur größeren Ehre Gottes rivaliſirenden Konventikeln „zur hinteren Wehmuth“ und „zur vorderen Demuth“ gepredigt worden? Sie waren ſpurlos verduftet und das arme Schaf, will ſagen, die fromme Stadt Glaublingen, harrte mit zitterndem Gebähe, Geblöke und Geplärre des heranziehenden Untergangs. Hätten die guten Glaublinger und beſſeren Glaublingerinnen irgendwie Zeit und Sinn gehabt, in dieſer babyloniſchen Verwirrung einander zu beobachten, ſo würden ſie bemerkt haben, daß Herr Gottlieb Napſer, deſſen Auftreten doch ſonſt ein ſo gottſelig gemeſſenes und ſo zu ſagen chriſtſteifheiliges war, ganz wirbelig und wunderlich ſich gebarte. Er wuſelte nämlich und winſelte in konvulſiviſcher Haſt aus dem Thale Joſaphat — ſo hatte er, wie erwähnt worden, ſein Landgut vor dem Thore getauft — nach Bethel und von da nach Gilgal und wiederum von Gilgal nach Bethel und von dort ins Thal Joſaphat. Auf dieſen drei- oder viermal wiederholten Gängen zog er häufig eine ſorgfältig umſchnürte Pappſchachtel aus ſeiner Bruſttaſche, muſterte dieſelbe um und um mit ſtieren Blicken und ſteckte ſie dann haſtig wieder ein, um ſie ſchon einige Sekunden darauf abermals hervorzulangen. So trieb er es bis tief in die Nacht hinein.

Als er dann endlich zu Bette ſtieg, hörte ihn ſeine wackere Ehefrau zu ihrer nicht geringen Verwunderung hell auf vor ſich hin lachen. „Um Gotteswillen, Alter, biſt du letzköpfig geworden? Lachen in ſolcher Trübſal?“ — „Warum denn nicht? Ich ſage dir, ſie werden ſie nicht finden!“ — „Finden? Was?“ — „Ei, die Schachtel mit den Steinen, was ſonſt? Hunderttauſend Gulden und darüber in einem Schächtelchen, hahaha!“ — „Du haſt ſie verſteckt?“ — „Verſteckt, verborgen und vergraben, und wie! Die Höllenhunde von Heiden und Halunken ſollen ſie nicht finden, gelobt ſei Jeſus Chriſt! Sela.“ — „Wo haſt du denn den Schatz vergraben?“ — „Das möchteſt du wiſſen, gelt? Aber nichts da! Niemand ſoll es wiſſen als ich. Denn der Teufel geht um wie ein brüllender Löwe, zu ſuchen, wen er verſchlinge. Doch verlaß dich darauf, der Schatz iſt verſorgt und aufgehoben, ja wohl, verſorgt und aufgehoben Die verfluchten Rothen, Jakobiner und Kommuniſten mögen nun kommen, wann ſie wollen — mira!“ (was zu hochdeutſch „meinetwegen“ heißt). Und noch einmal lachte er hellauf.

## 3.

### Wie Herr Gottlieb Kapfer ein Wühlhuber wurde.

Die „Rothen“ kamen nicht. Weder in jener glaublinger Schreckensnacht noch am folgenden Tage, allwo es ſich herausſtellte, daß die rothen Fahnen, welche man geſtern in der Ferne erblickt hatte, allerdings wirkliche und wahrhafte rothe Fahnen geweſen ſeien, nämlich die einer kirchlichen Proceſſion, welche im katholiſchen Nachbarlande nach einem berühmten Wallfahrtsorte, dem Kapuzinerkloſter „Heilige Milch“, unterwegs geweſen war.

Die guten Glaublinger und beſſeren Glaublingerinnen hatten überhaupt eine Angſt, wie ſie ſo eben eine durchgemacht, nicht wieder zu praktiren. Revolution und Rebellion gingen raſch bachab in den weiten Landen, wo dazumal der beſchränkte Unterthanenverſtand ganz vorzüglich gedieh und die geduldigſte Geduld wuchs, wo Myriaden von Patrioten und ſonſtigen Fortſchrittsbummlern bei zahlloſen Zeiten, nachdem ſie den gehörigen Vorrath von Nationalbier zu ſich genommen, ihren Schmerz über Deutſchlands Zerriſſenheit verwäſſerten und doch vor Schreck und Zorn auf der Stelle Obſtruktionen bekamen, wenn man ihnen zumuthete, ihre partikulariſtiſchen Stämme-Narrenkappen mit der ſchwäbiſchen, bairiſchen, heſſiſchen, ſächſiſchen, ſchleſwig-holſteiniſchen, hannoverſchen, hinterpommerſchen u. ſ. w. Haus-, Hof- und Hanswurſtſchelle abzuthun und nicht in jedem ihrer Flachſenfingen, Krähwinkel oder Kuhſchnappel die Hauptſtadt des deutſchen Zukunftsreiches zu erblicken.

Sämmtliche Throne und Altäre waren alſo, wie geſagt, gerettet und unter der obligaten Begleitung von Standrechtsſchüſſen, Feſſelnklirren und Stockſchlägeſalven etablirte ſich wiederum die deutſche Gemüthlichkeit. Wie immer in Zeiten, wann die Geſellſchaft gerettet wird, machten ſich jetzt die „Stillen im Lande“ ſehr laut und ſo hallelujate es denn im Konventikel „zur vorderen Demuth“ und hoſiannate es im Konventikel „zur hinteren Wehmuth“ gar mächtig und prächtig. Aber ein Licht, welches vordem hellen Schein und ſüßen Ruch verbreitet hatte, erſchien leider nicht wieder auf dem Leuchter: Bruder Gottlieb Rapſer, welcher wenige Wochen nach glücklich erfolgter Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung das Zeitliche ſegnete und ohne Zweifel aus dieſem Jammerthale ſtracks ins Himmelreich einging. Freilich muß ein gewiſſenhafter Rhapſode der Rapſerias mit Bedauern anmerken, daß das Ende von Bruder Gottlieb nicht ſo faſt beſchaulich und erbaulich als vielmehr ziemlich graulich geweſen iſt.

Sowie ſich nämlich in Glaublingen der Freiſchaarenſchrecken als grundlos herausgeſtellt hatte, war an unſerem Gottlieb eine Verſtörniß bemerkbar geworden, welche man, falls er nicht ein ſo würdiger, frommer und angeſehener Herr geweſen wäre, unbedingt für offenkundige Verrücktheit erklärt haben würde. Als ob dem Armen ein unſichtbares Lokomotiv vorgeſpannt wäre, haſtete er ruhelos bei Tag und Nacht zwiſchen Bethel, Gilgal und Joſaphat hin und her, durchſtöberte in den drei Häuſern jeden Raum und jeden Winkel vom Keller bis zur Dachfirſt, öffnete alle Thüren, ſuchte in allen Schränken, Kiſten und Kaſten, klopfte an alle Mauern und Wände, hantierte mit Hammer, Axt, Hacke und Schaufel, hob hier einen Zimmerboden auf, bohrte dort ein Loch durch eine Decke, riß an einem dritten Orte das Getäfel von der Wand, zerſchnitt da eine Matratze, zerſchlug dort ein Sopha, um mit beiden Händen in der Polſterung umherzugreifen, und murmelte er, während ihm der Schweiß von der Stirne rollte, mit zitternden Lippen unaufhörlich: „Die Steine! Die Steine! Die Steine! Ich muß die Schachtel wiederfinden! Hunderttauſend Gulden und drüber! Das bringt mich um!“ Am tollſten trieb er es im Garten ſeines Landhauſes, denn da war keine Fußbreite Boden, die er nicht umgewühlt und abermals und zum drittenmal umgewühlt hätte. Sie war peinlich und unheimlich anzuſehen, dieſe Wühlerei, und mitleidswürdig anzuſehen war der alte Herr in ſeinem beſchmutzten, zerknitterten und zerriſſenen Anzuge, mit ſeinen verworrenen grauen Haaren, dem ruppigen Stoppelbart und ſeinen auf die Seelenfolter höchſter Angſt geſpannten Zügen, auf welchen Braunroth und Aſchgrau wechſelten. Es konnte daher auch nur einem ruchloſen Demokraten, welcher, man weiß nicht wie, nach Glaudlingen ſich verirrt hatte, einfallen, den ſchnöden Witz ausgehen zu laſſen, der alte „Pfennigfuchſer“ und „Hauptreak“ ſei offenbar plötzlich zum „Wühlhuber“ geworden; ſo ein wunderſames Wunder könnte ſich eben nur an einem Orte ereignen, wo es nicht allein eine „vordere Demuth“, ſondern auch eine „hintere Wehmuth“ gäbe.

Der arme Herr Rayſer fuhr fort zu ſuchen, zu hämmern, zu pochen, zu kratzen, zu graben und zu wühlen, bis er nicht mehr konnte. Die ungeheure Aufregung rieb ihn auf, die übermenſchliche Anſtrengung warf ihn um. In den Delirien des hitzigen Fiebers, welches ihn befiel, ſteigerte ſich ſein Gemurmel: „Hunderttauſend Gulden und drüber — die Schachtel — die Steine — nicht da, da auch nicht, da wieder nicht!“ zum Wuthgebrüll und der verzweiflungsvolle Refrain: „Das bringt mich um!“ ſcholl häufig grauſenhaft die ganze Straße entlang. Und wirklich, es brachte ihn um: er ſtarb an dem vergrabenen und nicht wiedergefundenen Schatze. Sein Todeskampf war ſo furchtbar, daß der Anblick den ſchreckensbleichen Mitgliedern ſeiner Familie wie ein lähmender Blitz in die Seelen ſchlug. Er wand, krümmte und bäumte ſich auf ſeinem Lager, mit ſchäumendem Munde ſchreiend: „Ich will noch nicht ſterben! Will die Steine wieder haben, die Steine, die Steine! Die Schachtel, die verfluchte Schachtel, wohin hab' ich ſie gethan? Wohin? Wohin? Wo iſt ſie? Wo? Wo? Hunderttauſend Gulden nd mehr! Es läßt mir im Grabe nicht Ruhe und Raſt — r werdet ſehen, werdet ſchon ſehen — es läßt mir keine, ine Ruhe; Ruhe im Gra — Gra —" Damit fuhr ab.

## 4.

### Herr Gottlieb Rapſer ſelig geht um und wird gebannt.

Männiglich weiß und weibiglich könnte es wiſſen, daß unſerer Zeit ganzes Elend nur die logiſche Schlußfolgerung aus der verdammlichen Prämiſſe unſeres Unglaubens iſt. Zwar die Horde der Gojim und Giaurs, die ganze Bande der Pantheiſten, Atheiſten und Materialiſten — anathema sit! — iſt ſchamlos genug, zu behaupten, das ganze „Elend" unſerer glaubensloſen Zeit wolle gar nichts bedeuten, verglichen mit dem Elende der früheren glaubenstollen Zeiten. Ferner, ſo ungeheure Trübſale, wie die heilige Dummheit in der guten alten frommen Zeit über die Menſchen gebracht habe, Religionskriege, Inquiſitionen, Hexenbrennereien, Hungersnöthe, länderverödende Seuchen, ſeien jetzt gar nicht mehr möglich. Und endlich, in mathematiſch genauem Verhältniſſe zum Wachſen des Unglaubens ſtehe das Wachsthum der Kultur und folglich der Humaniſirung der Geſellſchaft. Es ſei demnach die Gegenwart, wie eine materiell glücklichere und intellektuell gebildetere, ſo auch eine ſittlich beſſere als ſämmtliche Jahrhunderte der Vergangenheit. Aber — vade retro, Satanas! — wir wollen unſere Ohren nicht länger mit ſolchen Ketzereien bemakeln, ſondern uns lieber an dem Exempel altväterlicher Gläubigkeit erbauen, welches in der guten Stadt Glaublingen im allgemeinen und in den rapſeriſchen Häuſern Bethel, Gilgal und Thal Joſaphat im beſondern rumorete und raſaunete, wie folgt.

Saß da am Morgen nach dem Begräbniſſe von Rapſer ſen. Herr Gottfried Rapſer mit ſeiner Mutter Hulda und ſeiner jungen Frau Bonifacia in Bethel beim Frühſtück, ohne demſelben Ehre anzuthun. Waren ein trauriges Anlugen, die drei guten Leutchen mit ihren bleichen, überwachten Geſichtern und verſtörten Augen. Sprachen nur im Flüſtertone mitſammen, faſt unartikulirt. Und wie ſie ſo ſaßen, ging die Thüre auf und hereintraten Herr Gotthold Rapſer und ſeine junge Frau Kordula und auch ihr Ausſehen war ſo auffallend verſtört, daß die drei Inſaſſen von Bethel an die Ankömmlinge von Gilgal wie aus einem Munde die Frage thaten: „Herr Jeſus, war er denn auch bei euch?“ Gotthold nickte nur mit dem Kopfe und mußte ſich ſetzen, ſo angegriffen und nervenzitterig war der junge Mann. „Fragt nur die Kordula“, brachte er dann mühſam hervor. Schwiegermutter und Schwägerin zogen die junge Frau in eine Ecke. Die beiden Brüder aber ſaßen ſich eine Weile ſtumm gegenüber, einander Entſetzliches aus den Augen leſend. Aus der Fenſterecke, wo die Frauen haſtige Fragen und Antworten austauſchten, kamen ſchwere Seufzer und mühſam halbverhaltene Angſtrufe.

„Der Gärtner vom Thale Joſaphat iſt draußen und läßt die Frau“ — Frau Hulda hieß in der Familie Rapſer die Frau par excellence — „um eine Audienz bitten“, meldete eintretend eine der beiden frommen Hausmägde, auf welche der paniſche Schrecken, der in die ganze Familie gefahren ſein mußte, ebenfalls ſeine bleierne Hand gelegt zu haben ſchien. Bleich ging die Matrone hinaus; noch bleicher womöglich kam ſie nach einer Weile zurück. Acht Augen hingen ängſtlich fragend an den ihrigen. „Helf' uns Gott!“ ſagte ſie mit zuckenden Lippen und im Schluchzen brechender Stimme. „Helf' uns Gott! Er hat es draußen gerade ſo arg getrieben wie hierinnen.“

Getrieben? Was? Wer? Was ſollte denn dies alles bedeuten? Was hatte es gegeben?

Dieſe Fragen wurden etliche Stunden ſpäter in ganz Glaublingen herum erſt „getuſchelt“ und „gefliſmet“, dann etwas lauter gethan und beantwortet und endlich in hundert- und tauſenderlei Lesarten und Varianten von der frommen Neugierde mehr oder weniger ſchreiend erörtert. Aber was hatte es denn in der vergangenen Nacht gegeben? Nun, was Anderes als Spuk? Und was für Spuk! Kind und Kindeskind wird zu Glaublingen noch davon zu ſingen und zu ſagen wiſſen. In der bekannten Geſpenſterſtunde hatte Herr Gottlieb Rapſer ſelig in Bethel, in Gilgal und im Thale Joſaphat gewühlhubert, auf und eben ſo, wie er es in den letzten Wochen ſeines Lebens getrieben hatte — grauſam anzuſehen!

Und das ging nun ſo fort und wiederholte ſich Nacht für Nacht mit allen den Einzelnheiten, welche das fieberhaſt heftige Suchen nach dem verloren gegangenen Edelſteinſchatze gekennzeichnet hatten. Das ſchreckliche Sterbebettwort des unſeligen Seligen, daß dieſer Verluſt ihm keine Ruhe im Grabe laſſen würde, war grauenhaſt in Erfüllung gegangen. Bethel und Gilgal wurden zu Angſthöllen und der ſehr fromme Gärtner draußen im Thale Joſaphat kündigte den Dienſt. Die Leiden der rapſeriſchen Familie waren ſo erbarmungswürdig, daß ſelbſt der obenerwähnte demokratiſche Wolf, welcher ſich in den glaublinger Schafſtall verirrt hatte, die mitleidige Aeußerung that, die beiden geiſterſeheriſchen Brüder reiſten offenbar raſch dem Tollhauſe entgegen. Der Wolf, welcher ja ein deutſcher Wolf war und demnach doch auch einen Fetzen Gemüth beſaß, that noch mehr. Er meinte nämlich in ſeiner profanen Weiſe, man müßte die Rapſeriſchen homöopathiſch kuriren, „similia similibus“, den Blödſinn mit Blödſinn, und er wußte es zu machen, daß den beiden Brüdern ſowohl von der „vorderen Demuth“ als auch von der „hinteren Wehmuth“ her zu bedenken gegeben wurde, der Pater Petulancius, Guardian im Kloſter „Heilige Milch“ drüben über der Grenze, ſei als ein perfekter Geiſterbanner weitum bekannt.

Etliche Tage darauf ging in Glaublingen ein ungreifbares Gemunkel um von einer Kapuzinerkutte, welche nachtſchlafender Weile in Bethel, in Gilgal und im Thale Joſaphat geſehen worden ſei. Genaueres hierüber kam vorerſt nicht einmal unter die Rapſerinnen, geſchweige ins engere oder weitere Publikum. Aber Thatſache, freudige Thatſache iſt, daß der gräuliche Rapſerſpuk wie auf Kommando aufhörte. Es ſpukte und wühlhuberte nicht mehr, weder in Bethel, noch in Gilgal, noch im Thale Joſaphat. Die arme Seele hatte Ruhe gefunden.

## 5.

## Was für Unheil unter Umſtänden eine Ordnungsfanatikerin anzuſtiften vermag.

Frau Kordula Rapſer, geborene Wipper, war zwar auch von Haus aus tüchtig „religiös angefaßt“ und konnte ſich vollends ſeit ihrem Eintritt in die rapſeriſche Familie an Durchgebrochenſein zur Gnade mit jeder Glaublingerin meſſen. Doch aber hatte die lebhafte runde Schöne — denn ſie konnte für ſchön gelten — einen ſtarken Zug in ihrem Weſen, welcher, wie ihr Eheherr manchmal zu bemerken gab, ſehr nach der Eitelkeit dieſer Welt ſchmeckte. Sie war nämlich eine Schwärmerin, ja eine Fanatikerin für Sauberkeit, Ordnung und Nettigkeit. Spiegelglatt gebohnte Zimmerboden waren ihr Wunſch, kriſtallhelle Fenſterſcheiben ihre Wonne, grünlich angelaufene Thürenſchlöſſer und Klinken ihr Wehe, Beſen und Bürſten ihre Waffen. Nie ſah man ſie im Innern von Gilgal, ohne daß ſie irgend ein

Reinigungsinſtrument in der Hand gehabt hätte, und es war der Guten einmal paſſirt, daß ſie im Kreiſe der Brüder und Schweſtern in der „hinteren Wehmuth“ erſchien, das Geſangbuch in der Linken und einen umfangreichen Abſtäublappen in der Rechten. Der reißende Wolf, deſſen wir — es möge uns in chriſtlicher Liebe verziehen werden! — im Verlaufe dieſer beſchaulichen und erbaulichen Geſchichte leider ſchon wiederholt erwähnen mußten, war unzartfühlſam genug, ſeine loſe Zunge auf den Splitter in Frau Kordula's Auge zu ſpitzen, indem er ſie bald die ſchöne Fegfeurige, bald aber auch die heilige Kratzbürſte nannte.

Zur Zeit, als nach glücklich gebanntem ſchwiegerväterlichem Spuke die ſchöne Fegfeurige mit ihrem erſten Kinde ging, nahm ihr Ordnungsfanatiſmus mitunter die Färbung krankhaften Gelüſtens an. Eines Tages — ſo behaupten die fromme Skandalchronik von Glaublingen — ſei ſie ſogar ihrem Eheherrn mit einer großen Bodenbürſte, einem ſogenannten Ploch, wie man dort herum ſagt, zu Leibe gegangen, alles Ernſtes behauptend, ſie müßte und würde ihn von allem Sündenſchmutz gründlich reinfegen. Bei Gelegenheit dieſes Bürſten- oder Plochattentats, wie noch bei verſchiedenen anderen ähnlichen Gelegenheiten, kam es inbetreff der weltlichen Schwäche der guten Kordula zwiſchen ihr und Herrn Gotthold Rapſer zu unliebſamen Erörterungen, wie ſolche in einem ſonſt ſo überaus gottſeligen Haushalt eigentlich nicht vorkommen ſollten. Jedennoch waren das nur ſo Gewitter oder vielmehr nur ſo mehr oder weniger Gewitterchen, welche in den Haushalten derer, „ſo da drinnen“, zu

Auffriſchung der Atmoſphäre von Zeit zu Zeit nicht weniger vonnöthen zu ſein ſcheinen als in den Haushalten derer, „ſo da draußen“. Mit aufrichtigem Bedauern verzeichnen wir hier die betrübſame Wahrnehmung, daß auch die ſpecifiſchen Brüder und Schweſtern im Herrn den „alten Adam“ in ihnen doch nicht ganz „abſchlachten“ können, wie man das liebſelig nennt, ja, daß ſie doch nicht ganz ſich zu entmenſchen vermögen. Ach und krach, es menſchelt eben überall unter Menſchen!

Ein Beweis hierfür iſt, daß die heilige Kratzbürſte — Gott verzeih' uns die Sünde! — wir wollten ſagen, die ehr- und tugendſame Frau Kordula, ungeachtet der pflichtmäßigen Liebe, womit ſie ihrem Eheherrn zugethan war, doch die Feſttage ihres Daſeins dann feierte, wann er abweſend, wann er in Geſchäften verreiſt war. Da nämlich konnte ſie ſich ſo recht con amore ihrem Fegfeuer und ihrer Scheuerluſt überlaſſen, ohne Einſprache oder gar Verhinderung befürchten zu müſſen. Neueſtens war ihr dieſes Glück zwei Wochen lang beſchieden geweſen und ſie hatte dieſe Friſt redlich benutzt. Die Haupt- und Staatsaktion einer Generalreinigung des Hauſes vom oberſten Dachfirſtſparren bis zum Kellerboden war vorgenommen worden und gerade in der letztgenannten Gegend, im Keller, hatte am heutigen Tage, wo Herr Gotthold zurückerwartet wurde, Frau Kordula das Menſchenmögliche geleiſtet. Der Kellerraum ſah infolge der verſchiedenen Manipulationen, welchen er ſich hatte unterziehen müſſen, ſo ſauber und behaglich aus wie ein Wohnzimmer und die Fäſſer glänzten ordentlich vor Vergnügen.

Zu allerletzt war aber der Hausherrin noch ein kleines Abenteuer zugeſtoßen. Es ließ ihr nämlich keine Ruhe, ſie mußte die reinigenden Flammen ihres Fegfeuers auch noch in den dunkeln und faſt unzugänglichen Raum hinter dem „Faßlager“ hineinleuchten laſſen. Die Magd mußte alſo über das Faßlager hinüberklettern und Frau Kordula reichte ihr dann ein Licht hinüber, was beides nur mit Mühe bewerkſtelligt werden konnte. Kaum aber hatte die Magd — Theodula hieß ſie, abgekürzt Dudel — drüben ihren Krieg gegen Spinnen und Spinnengewebe eröffnet, als ſie den „Kreiſch“ losließ: „Herr Jemine, Frau!“ — „Was haſt?“ — „Ein niedlenettes Käſtle. Nei au, wie niedle!“ — „Ein Käſtle? Sag', was iſt denn drin?“ — „Ja, wenn's nit vernagelt wär'!“ — „Vernagelt? Reich's doch mal herüber!“ — „Ja, wenn ich's könnt'! 's iſt auf dem Boden feſtgemacht.“ — „Feſtgemacht? Mach' es doch los!“ — „'s geht nit. Aber reichen Sie mir doch den Faßhammer rüber!“

Der Hammer ward hinübergereicht und nach lebhaftem Gehämmer rief die Dudel fröhlich: „Jetzt hab' ich's los! Da, Frau, iſt's.“ Die Dudelarme erſchienen, einen Gegenſtand hoch mit den Händen emporhaltend, über einem der Fäſſer und nach einigen mißlungenen Verſuchen gelang es der Frau Kordula, ſich des Gegenſtandes zu bemächtigen. Richtig, es war ein „niedlenettes“ Käſtchen, etwa zwei Fuß lang und einen breit, ſauber aus Birken- oder Ahornholz gearbeitet und noch ſo neu, daß ihm der Kellerſchimmel wenig oder gar nichts angehabt hatte. Der Deckel war feſt verleimt und vernagelt, und als es Frau Kordula näher bei icht beſah, bemerkte ſie mit Erſtaunen, daß auf dem Deckel ie drei Häuſer Bethel, Gilgal und Joſaphat mit rother arbe recht kennbar und nicht unzierlich gemalt waren.

Sie drehte das Käſtchen neugierig in den Händen um nd um. Plötzlich kam ihr ein Einfall und überfiel ſie ein o freudiger Schrecken, daß ſie laut aufſchreien mußte: „Herrgott, Dudel, wenn da drinnen in dem Kiſtle die Edelſteine ckten, welche der Schwiegerpapa ſelig verborgen hat und n ſeiner Verſtörniß nicht wiederzufinden wußte.“ — „Das wär', Frau!“ meinte die Magd, glücklich über das Faßlager urückkletternd. „Ja, das wär', Dudel! Was könnt' ich da eut' Abend meinem Mann für eine Ueberraſchung bereiten! Der würde Augen machen!“ — „Per ſe, verſteht ſe, natürle, o freile!“ — „Und meinſt nicht, Dudel, er würde mir das yoner Seidenkleid kaufen, das bei Schnapper und Komp. im Schaufenſter hängt — weißt, das ſchwarze mit den Lilaſtreifen? Er hat es mir ſchon zweimal abgeſchlagen.“ — „Mit den Lilaſtreifen? Eitelkeit der Eitelkeiten!“ brummte die in der Wolle fromm gefärbte Magd Theodula, ein Mädchen von ſehr „beſtandenem Alter“, das heißt, ſo um die Fünfzig erum. „Ach ja, liebe Dudel“, ſagte Frau Kordula, die ſich o zu ſagen verſchnappt hatte, mit einem leiſen Seufzer. „Aber komm', wir wollen doch ſehen, was in dem geheimnißvollen Käſtle da iſt.“

Sie nahmen das Kiſtchen mit in die Küche hinauf und etzten ihm dort mit Stemmeiſen und Hammer ſo lange zu, bis es nachgab. Aber die hochfliegende Hoffnung der guten Frau Kordula plumpte kläglich aus der Höhe der Illuſionen auf den herben Boden der Wirklichkeit nieder, als nach geöffnetem Deckel die Thatſache ſich herausſtellte, daß in dem Käſtchen gar nichts, aber auch gar nichts ſich befand als Hobelſpäne, welche, ihrer Haft und Preſſion in dem engen Behältniß erledigt, luſtig in dem Zugwinde flatterten, welcher zum offenſtehenden Küchenfenſter hereinblies.

„Ein ſauberer Schatz! Da ſind wir ſchön angeführt! Hobelſpäne? Wie dumm!“ ſagte Frau Kordula und lachte. Aber die geſtrenge Jungfer Dudel lachte nicht. Sie hatte ja vordem mehrere Jahre im Hauſe des großen Geiſterſehers Kerner zu Weinsberg gedient und da Gelegenheit gehabt, einen Finger oder gar eine ganze Hand in die „Nachtſeite der Natur“ hineinzuſtecken. Kein Wunder daher, daß ſie beim Anblicke des ſeltſamen Käſtchens und ſeines ſeltſameren Inhalts „myſtiſche Bezüge“ zu wittern und allerhand Geſpenſtiges und Dämoniſches mit haarigen Leibern und langen Wickelſchwänzen in die Wirklichkeit, das heißt, zunächſt in die Küche von Gilgal „hereinragen“ zu ſehen begann. „Frau, Frau“, ſagte ſie ſchweraufathmend, „der Herr behüte uns in Gnaden! Das Käſtle da, die Hobelſpäne — ſehen Sie nur, wie ſie rumfliegen; ganz wie die Geiſter in der Stube der Seherin von Prevorſt ſelig — ich weiß nit, kurz, ich mein', das geht nit mit rechten Dingen zu.“ — „Ach, geh' doch!“ erwiderte Frau Kordula und wollte ein Scherzwort hinzufügen; aber ſie brachte es nicht heraus. In der Luft der rapſeriſchen Häuſer gediehen überhaupt die Scherze nicht und dann wirkte auch das auffallend ängſtlich gewordene Gebaren der alten — bitt' um Entſchuldigung, Jungfer Theodula! —

wollte ſagen, der fünfzigjährig jungen Magd wunderlich befangend auf die Herrin. Es koſtete ſie ſchon Mühe, das ſeltſame Kiſtchen, das ihr nachgerade ebenfalls geſpenſtig vorkam, wieder anzurühren und mit ins Wohnzimmer zu nehmen, wo ſie es ihrem Manne nach ſeiner Heimkehr ſofort zeigen wollte. Jſt doch, phyſikaliſch zu ſprechen, der Unſinn bekanntlich ein unendlich viel beſſerer „Leiter“ als die Vernunft. Es wäre deßhalb auch gar nicht nöthig, daß ſo viele, viele Menſchen noch extra auf den Jſolirſchemel ſich ſtellten, um mit „des Teufels Maitreſſe“, wie Martinus Luther die arme Vernunft ungalant genannt hat, ja nicht in Berührung zu kommen.

## 6.

## Es ſpukt abermalen.

Herr Gotthold Rapſer war wie ſein Bruder Gottfried ein melancholiſcher Mann. Selten ſah man ihn, und gerade ſo auch ſeinen Bruder, lächeln, lachen niemals und in den düſtern Augen von beiden zuckte häufig jene unheimliche Flackerglut, welche das geängſtigte kranke Gemüth wie ein Nothſignal aufſteckt.

Heute Abend jedoch war der heimgekehrte Hausherr von Gilgal verhältnißmäßig recht aufgeräumt. Er ließ ſich am Abendtiſche Speiſe und Trank wohlſchmecken und erzählte, behaglich plaudernd, ſeiner Frau von den vortheilhaften Geſchäften, welche er auf ſeiner Reiſe theils abgewickelt, theils neu eingeleitet hatte. Frau Kordula ihrerſeits vermochte ein gewiſſes Unbehagen nicht zu verbergen; ſie konnte nicht ſtillſitzen und machte ſich allerlei in der Stube zu ſchaffen. Endlich ſagte ſie: „Gotthold, ſieh doch mal, was ich heute im Keller gefunden habe“, und damit nahm ſie das „ge heimnißvolle“ Käſtchen aus dem Wandſchrank und ſtellte es auf den Tiſch.

Der Hausherr war ſo eben im Begriffe, ſein Weinglas zum Munde zu führen; aber beim plötzlichen Anblicke des geöffneten leeren Käſtchens erſtarrte ihm Arm und Hand. Das Glas entfiel ihm und rollte zerklirrend zu Boden. Das Blut ſchoß ihm in Wangen, Stirne und Schläfen. Dann ward ſein Antlitz leichenfahl und wie ein Sterbender ſank er in die Sophaecke zurück.

„Um Gottes willen!“ ſchrie die entſetzte Frau auf. „Gotthold, was iſt dir?“ Und ſie ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken, verſuchte ihn aufzurichten und bedeckte ſeine marmorkalte Stirne mit Küſſen und Thränen.

Er öffnete die Augen und ſtarrte eine Weile mit verglaſtem Blicke in Kordula's Augen. Dann ſprang er, wie von einer verborgenen Feder emporgeſchnellt, auf, ſtieß ſeine Frau ſo heftig von ſich, daß ſie faſt rücklings zu Boden geſtürzt wäre, und ſchrie ſie mit vor Angſt oder Grimm bebendem Munde an: „Unglückliches Weib, was haſt du gethan!“

„Um der Wunden unſeres Heilands willen, Gotthold, ich —“

Er ließ ſie nicht ausreden. Auf ſeinen Füßen wankend wie ein Betrunkener, wies er mit der Hand auf das Käſtchen und ſtammelte ſchluchzend: „Da hinein war der Geiſt gebannt. Du, Unſelige, haſt ihn wieder losgelaſſen — zu unſer aller Verderben!“

Sprach's und ſtürmte zur Thüre hinaus und die Treppe hinab. Korbula ſtand wie vernichtet, dem Zuſammenbrechen nahe. Dann raffte ſie ſich mit einer krampfhaft gewaltſamen Anſtrengung zuſammen und eilte ihrem Manne nach, die Treppe hinunter, vor das Haus und die Straße entlang. Sie beflügelte ihre Schritte, als ſie ihn die Hausthüre von Bethel öffnen ſah. Im Erdgeſchoſſe war dort Licht; denn Bruder Gottfried arbeitete noch einſam in ſeinem Kontor und ſchaute erſchrocken auf, als er den Bruder hembärmelig, barhäuptig, blaß wie der Tod plötzlich in der Thüröffnung erſcheinen ſah. In dieſem Augenblicke betrat Korbula die Hausflur und hörte, wie ihr Mann mit halberſtickter Stimme ſeinem Bruder zurief: „Gottfried, der Bann iſt gebrochen! Weh uns!“

Was noch zu erzählen, iſt bald geſagt. Wenn Menſchen, welche ihr Leben lang ſo recht mit Gewalt und Methode der Tageshelle des Denkens entfremdet und in die romantiſche „Zaubernacht“ des willkürlichen Fühlens und Phantaſirens hineingetaucht worden ſind, von einer Angſt durchſchüttert werden, wie ſie jetzt die Brüder Rapſer und die ganze rapſeriſche Familie durchſchütterte, ſo kann das Unmögliche geſchehen, das heißt, die phantaſtiſchen Vorſtellungen des Glaubens, die ſchreckhaften Ausgeburten einer verſimpelten Einbildungskraft verleiblichen ſich ſo zu ſagen und Tyrann Wahn macht ſich ein boshaftes Vergnügen daraus, ſeine armen Sklaven und Seeleigenen zu äffen und zu quälen.

Noch in derſelben Nacht ging in Bethel und in Gilgal der alte Rapſerſpuk wieder gräulich los. Nicht dagegen im Thale Joſaphat, das in letzter Zeit der demokratiſche Wolf, mit welchem wir ein hochzuverehrendes und hoffentlich auch rommes Publikum leider mehrfach behelligen mußten, von den Brüdern Rapſer käuflich erworben hatte. Das Geſpenſt hielt es natürlich weit unter ſeiner Würde, einen ſo notoriſchen Ungläubigen mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Am folgenden Morgen machten ſich die Brüder Rapſer eilends nach dem Kloſter „Heilige Milch“ auf den Weg. Zwar ſoll, wie die gottſelige Jungfrau Theodula nach einiger Zeit geheimnißvoll verlauten ließ, der Pater Petulancius zu dem Kaſus ein ſehr bedenkliches Geſicht gemacht und geſagt haben, einen ſchon einmal gebannten und freventlich wieder losgelaſſenen Geiſt zum zweitenmale „feſtzumachen“ ſei ein ſehr ſchwierig Ding, außerdem aber auch mit ſehr bedeutenden Koſten verbunden, ſintemalen die heilige Kunſt des Exorciſmus da ihre höchſten Kräfte anzuſpannen und ihre allerkoſtbarſten Mittel aufzuwenden habe. Wie viel Blut der proteſtantiſche Mammon bei dieſer Gelegenheit „ad majorem dei gloriam“ in den katholiſchen Pfaffenſack hinüberſchwitzen mußte, iſt verſchwiegen geblieben. Aber item, es half: der ſpukende Rapſergeiſt wurde zum zweitenmale gebannt und feſtgemacht. Denn der Pater Petulancius, wie es dort herum in einem Volksliede heißt:

„Denn der Pater iſt a Männle,
Macht ſei' Sächle nit ſchlecht.“

Wer jedoch im hochzuverehrenden Publikum von der Peſt des nicht genug zu verdammenden Unglaubens unſerer Zeit ſo weit angeſteckt ſein ſollte, daß er an dieſe zweite Bannung und Feſtmachung oder gar vielleicht an die ganze vorgetragene Geſpenſtergeſchichte nicht glauben wollte, der wallfahre nach Glaublingen, verſchaffe ſich ſo oder ſo Eintritt in Gilgal und er wird auf dem Boden des Hauſes, zwiſchen dem zwölften und dreizehnten Balken des Sparrwerkes, hart unter der Dachfirſt, mittels eiſerner Klammern ein mit wunderlich kabbaliſtiſchen Zeichen bemaltes Kiſtchen feſtgemacht ſehen. Darin ſteckt der alte Rapſer.

Und wer wirklich nach Glaublingen wallfährt, wird dort noch etwas Anderes zu Geſichte kriegen: nämlich die traurige Thatſache, daß unlange nach dem zweiten Auftreten des Rapſerſpuks und trotz der Wiederbannung deſſelben die Brüder Gottfried und Gottholb Rapſer den Aufenthalt in Bethel und Gilgal mit dem in einer berühmten Anſtalt vertauſchten, wohin ſie binnen Jahresfriſt alle beide in Zwangshemden gebracht wurden. Denn „der Glaube macht ſelig“, ſteht geſchrieben. Daß er nicht allzuſelten auch unſelig macht, iſt zwar eine alte Geſchichte, möge aber doch wieder einmal hier aufs neue gedruckt ſtehen. Nützt es nicht, ſo ſchadet es auch nicht — Sela.

# Rafael Spruhz,

Magiſter in artibus, Miniſter in partibus.

---

## Eine ſehr hiſtoriſche Novelle

aus den fünfziger Jahren des 19 Jahrhunderts.

## 1.

Es war — ſo muß ja jede richtige hiſtoriſche Novelle anfangen — es war an einem ſehr ſchwülen Auguſtnachmittage in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als der Herr Profeſſor Schnippel und der Geheimerath Bippel mitſammen den Weg hinanſtiegen, welcher vom Garten des Badhotels in mehrfachen Wendungen bergaufwärts führt. Der Herr Geheimerath (Garrulus progrediens comm. Okenii) und der Herr Profeſſor (Progressus garriens vulg. Burmeisteri) ſie ſind ohne Frage zwei der beſſeren und ſogar beſten Männer Germaniens und leider waren die beiden Fürtrefflichen im großen Schickſalsjahre von 1848 noch nicht mit bei den übrigen „Beſten“ geſtanden, maßen ihre deutſch-gründlich-langſame Entwickelung zum Patriotiſmus und Liberaliſmus dazumalen noch nicht hinlänglich weit vorgeſchritten geweſen. Jetzo aber ſtanden ſie ſo recht im Vollſaſte dieſer Entwickelung, was ohne Zweifel das Vaterland bald verſpüren wird.

Wie die Namen der beiden würdigen Herren, ſo reimten auch ihre Seelen vortrefflich zuſammen. Jedennoch ſtörte eine fatale Ungleichheit zeitweilig dieſe edle Harmonie, nämlich ſo oft der Herr Profeſſor auf das Knopfloch ſeines ehrenwerthen Freundes blickte, in welchem ſelbſtverſtändlich ein ruſſiſches Ordensband prangte. Der Herr Geheimerath hatte, unbeſchadet ſeines Liberaliſmus und Patriotiſmus, an der preußiſch-ruſſiſchen Grenze Gelegenheit gehabt, einen jener kartelliſchen Dienſte zu leiſten, wie ſie dort herum üblich ſein ſollen, und ſein Amtseifer war belohnt worden. In edler Nacheiferung hatte der Herr Profeſſor in ſeiner Weiſe ebenfalls ſo einer ruſſiſchen Knopflochsverklärung nachgetrachtet. Hatte er nicht ein 1111 Seiten dickes, ſtupend, um nicht zu ſagen ſtupid gelehrtes Buch über das ruſſiſche Kriminalrecht vor Rurik veröffentlicht? Hatte er nicht in einem anderen, nicht minder dicken und ebenſo unſterblichen Wälzer dargethan, der „grauſe Car“ Iwan Waſſiljewitſch ſei keineswegs das größte Scheuſal, welches die Erde getragen, ſondern vielmehr ein aufgeklärter Deſpot von ganz modernen Tendenzen geweſen? Hatte er endlich nicht kulturhiſtoriſche Reiſebilder aus Burätien und Tunguſien geſchrieben oder vielmehr „gerieſelt“?

Denn der Herr Juſtizrath Pfeffer aus Danzig behauptete, alles Reden und Schreiben des hochverdienten Gelehrten ſei „wie eines Bächleins Rieſeln über Kieſeln“, und er hatte daher Schnippelio den nom de guerre „der Rieſeler“ geſchöpft, während er den Herrn Geheimerath mit bedeutſamer

Anſpielung auf deſſen ruſſiſche Beziehungen den „Züchtling" titulirte. Unter dieſen beiden Ehrennamen waren denn auch die beiden edlen Freunde unter der Badgeſellſchaft allgemein bekannt. Was ich aber ſagen wollte, iſt, daß allen den erwähnten Mühwaltungen Schnippelii zum Trotz ſein Knopfloch der ruſſiſchen Illuſtration leider noch immer entbehrte. Empört über eine ſolche Nichtanerkennung oder ſchnöde Verkennung ſeiner großen Verdienſte um den Carismus hatte der Treffliche neueſtens ſeine Blicke dem Cäſarismus zugekehrt und zwar auf die Kunde hin, daß des bekannten Onkels bekannter Neffe in ſeinen Mußeſtunden an einer Geſchichte des Julius Cäſar arbeitete. Dieſes Arbeiten iſt, beiläufig bemerkt, eine der ſtaunenswertheſten Thatſachen des Jahrhunderts. Denn wenn man Frankreich und Europa zu regieren, nebenbei Tag für Tag irgendeinem unterthänigſt aufwartenden deutſchen Fürſten oder Prinzen huldreiche Audienz zu ertheilen, da einem zudringlichen Savoyarden eine Königskrone, dort einem bittenden Erzherzog eine Kaiſerkrone, weiterhin einem bettelnden Prinzen Fluderich wenigſtens ein Herzogskrönlein zu verſchaffen hat und bei all dieſem cäſariſchen Geſchichtemachen noch Zeit findet zu cäſariſchem Geſchichteſchreiben, ſo muß man offenbar aus etwas anderem Teig geknetet ſein als die Herren Brüder von Gottes Gnaden. Wohl, mein Herr Profeſſor Rieſeler ging her und rieſelte flugs eine wundervolle Abhandlung „Ueber die welthiſtoriſche Bedeutung der Glatze Cäſars", ließ ſie drucken und des großen Onkels größerem Neffen ſubmiſſeſt zu Füßen legen. Nicht ohne Erfolg; denn ſeitdem die vorliegende Novelle ſich ereignet hat, iſt der vielſeitige, elegante und geſinnungstüchtige Gelehrte glücklich mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden und braucht alſo ſeinen verehrten Freund nicht mehr zu beneiden. — Grob organiſirte Menſchen dürften möglicher Weiſe geneigt ſein, hämiſche Bemerkungen darüber zu machen, daß vaterländiſchen Verdienſten von der Newa und von der Seine her alſo die geziemenden Kronen zutheil werden. Feinbeſaitete und fühlſame Gemüther dagegen können in den gemeldeten Erfolgen der beiden würdigen Freunde nur Triumphe des germaniſchen Geiſtes erblicken, davongetragen über den ſlaviſchen Un- und den romaniſchen Miß-Geiſt.

Selbſtverſtändlich ſprachen der Herr Jüchtling und der Herr Nieſeler auch jetzo und zwar im Schweiße ihrer Angeſichter — denn es ging ſcharf bergan — von patriotiſchen Dingen und zwar in ganz praktiſcher Weiſe. Denn dies ja charakteriſirt den Liberaliſmus und die Fortſchrittsbegeiſterung auf ihrer dermaligen Entwickelungsſtufe, daß edle Patrioten für das allgemeine Beſte und zugleich für ihr beſonderes und eigenes gleich vortrefflich zu ſorgen wiſſen. Demnach unterhielten ſich die beiden würdigen Herren über die Verwirklichung einer großen Idee, welche ſie mitſammen ausgeheckt hatten, während ſie morgens den Brunnen tranken. Es handelte ſich um nichts Geringeres als um die Gründung einer deutſch-nationalen Zähne-Verſicherungs-Aktien-Bank. Maßen nämlich das deutſche Volk an den vielen hohlen Nüſſen, welche ihm eine beſonnene, gemäßigte, den Verhältniſſen Rechnung tragende Fortſchrittspartei aufzuknacken geben muß, vorausſichtlich noch gar manchen Zahn ſich ausbeißen wird, ſo müßte die Gründung genannter Bank eins der verdienſtlichſten Geſchäfte werden. Sofort nach beendigter Kur wollten die beiden edlen Männer ans Werk gehen und ſie hofften bis dahin auch noch über die kleine, aber große Differenz hinwegzukommen, welcher von ihnen Direktor und welcher Vicedirektor der „Nationalen Zähne-Verſicherungsbank“ werden ſollte.

Die fürtrefflichen und fürſichtigen Freunde ſprachen ſich, je höher ſie ſtiegen und je häufiger ſie ſich mit ihren Taſchentüchern die dampfenden Stirnen trocknen mußten, mehr und mehr in eine patriotiſche Ekſtaſe hinein und der Herr Geheimerath war eben daran, mit lauter Stimme ein entzückend viſionäres Bild von deutſcher Nation Herrlichkeit in der Zukunft — in unabſehbar ferner, verſteht ſich — zu entwerfen, als der Herr Juſtizrath Pfeffer, welcher mit mir hinter den beiden Würdigen herſchritt, mit ſeinem ſcharfen, faſt ſchneidenden Organ plötzlich den füchtling'ſchen Zukunftspſallirer unterbrach, indem er zu mir ſagte:

„Ja, beim Stur, ſag' Ihnen, ſeit draußen in Deutſchland jeder Hammel ſeine Hörner und jeder Eſel ſeine Ohren ſchwarzrothgolden anſtreichen läßt, kann ein anſtändiger Menſch kaum mehr umhin, zu dem Koſmopolitiſmus unſerer Leſſing und Goethe ſich zurückzubekehren.“

Ich nahm mir die Freiheit, zuſtimmend zu lachen oder wenigſtens zu lächeln, was die beiden Beſten und Edelſten, welche ſich umgewandt hatten, kaum minder übel vermerkten als die antinationale, ſo zu ſagen blaſphemiſche Auslaſſung des Danzigers. Da ſie uns jedoch von früheren Debatten her hinlänglich kannten, ſo begnügten ſie ſich, der Herr Geheimerath einen Blick majeſtätiſcher, der Herr Profeſſor einen Blick elegiſcher Verachtung auf uns zu werfen. Aber die zwei Damen, welche vor den beiden Edlen hergingen, waren ebenfalls ſtehen geblieben und die eine, eine Brünette von ſtralender Schönheit mit dunkeln Haaren und noch dunkleren Augen, ſagte lachend: „Bravo, Monſieur le Poivre de Cayenne! Das ewige Geflunker von dem, was Deutſchland künftig einmal ſein werde, könnte, dürfte, möchte, ſollte, wollte, während es in der Gegenwart gar nichts iſt und bedeutet, wird nachgerade ſehr langweilig. Ueberhaupt aber, meine hochzuverehrenden Herren der Schöpfung, bin ich des ſchmerzlichen Dafürhaltens, daß ich ſterben werde, bevor dieſe meine, wie Sie ſehen, ziemlich niedlichen Finger Gelegenheit erhalten werden, einem deutſchen Helden den Eichenkranz zu winden. Vorſchrittsſchwätzer und Rückſchrittsklätſcher die ſchwere Menge; aber nicht der Schatten einer Spur von einem Manne, der das Zeug, den Muth und den Willen zum Handeln hätte. Man überlaſſe doch uns Frauen die Fraubaſerei. Aber ich glaube faſt, wir werden derſelben noch eher ſatt als die Herren vom Bart, welche ja ihrer patriotiſchen Pflicht genuggethan zu haben glauben, wenn ſie ihre Namen in den Zeitungen leſen, als ſolcher, welche in dieſer oder jener Kamera obſkura, bei dieſem oder jenem Jubiläums oder ſonſtigen Zweckeſſen dem Vaterlande, das heißt ihrer eigenen Eitelkeit, geräuchert haben."

„Aber, liebe Lolo", bemerkte die zweite Dame, eine

Blondine und etliche Jahre älter, doch kaum weniger ſchön als ihre Schweſter, „aber, liebe Lolo, wie ſprichſt du nur wieder!“

„Aber, Fräulein Amaryllis!“ ſagte zugleich der Rieſeler, indem er der ſchwarzäugigen Schönen ſchalkhaft mit dem Finger drohte. Er hatte nämlich in ſeiner rieſelnden Manier der jüngeren der beiden Schweſtern den blumigen Namen Amaryllis und der älteren, ſtilleren und anſpruchsloſeren, aber gehaltvolleren und liebenswürdigeren, den Namen Reſeda gegeben.

„Was aber, liebe Lore? Was aber, Herr Profeſſor und Ritter diverſer Orden in spe? Wir leben zu dieſer Stunde in einem freien Lande und niemand ſoll mich alſo hindern, frei und frank die Wahrheit zu ſagen. Ein Volk, welches ſich von Haſſenpflugen Vorrieſen, und dergleichen Geſellen ſehr mißhandeln und ſich, abgeſehen von allem Andern, biegen läßt, was ihm in Sachen Schleſwig-Holſteins ſeit nahezu zwei Dutzend Jahren geboten wurde, hat keinen Anſpruch, unter den Nationen Europas eine Stelle einzunehmen, ſondern ſollte ſich von rechtswegen in ein Mausloch verkriechen. Deutſchland, dein Name iſt Schwatzland!“

Der Herr Züchtling nahm nun das Wort, um von der Höhe ſeines ſouveränen Beſſerwiſſens herab die unpatriotiſche Schöne in ſtrafender Weiſe zu katechiſiren. Allein ſie verhöhnte leider den würdigen Mann ganz offenkundig, und da einerſeits auch der Herr Profeſſor ſeine dünnliche Staatsweisheit herrieſelte, andererſeits der Juſtizrath Pfeffer ſcharf dazwiſchenpfefferte, ſo wollte das Geſpräch mehr und mehr eine unangenehme Färbung annehmen, als wir zum Glück um eine ſchroff vorſpringende Felsecke bogen und zur Linken die Burgruine, zur Rechten weiter nach oben die alte Abtei des heiligen Kriſpinus vor uns liegen ſahen. Zugleich öffnete ſich der Niederblick auf das in prächtiger Beleuchtung tief unter uns liegende Thal mit ſeinem Strom und auf die gegenüber ragenden Bergkoloſſe. Das gab der Unterhaltung eine willkommene, durch die ſanfte Lore taktvoll herbeigeführte Wendung und wir ſetzten als ein leidlich einiges Deutſchland unſern Weg zum Kloſter und Dorfe hinauf fort.

Das Kloſter iſt jetzt ein Irrenhaus, hat alſo ſeine Beſtimmung nicht gewechſelt. Wir warfen im Vorübergehen einen Blick durch das Gitterthor in den Hofraum, wo eine Anzahl der unglücklichen Inſaſſen des Gebäudes friſche Luft ſchöpfte. Richtig, da ſtand er noch auf ſeinem Stein, wo ich ihn ſchon vor etlichen Jahren hier geſehen, der arme wahnſinnige Pfarrer, dem die ganze Welt wie eine ungeheure todte Katze vorkam, da ſtand er, unaufhörlich und mit unbegreiflicher Volubilität der Zunge ſchreiend: „Katzenfleiſch! Katzenfleiſch! Katzenfleiſch!“ Plötzlich fuhr der Juſtizrat wie erſchrocken von dem Gitter zurück. „Was iſt?“ — „Sehen Sie dort in der Ecke den langen, hagern Mann mit dem ſchwarzen, grau durchſprenkelten, auf dem Scheitel abgeſcheuerten Kraushaar, welcher ſich abmüht, auf dem Kopfe zu ſtehen?“ — „Ja, ich ſeh' ihn. Mein Gott, von welcher unſeligen fixen Idee mag der Unglückliche beſeſſen ſein?“ — „Von der fixgewordenen Idee der Gelehrteneitelkeit ohne Zweifel. Das traurige Ereigniß war mir bekannt; aber ich wußte nicht, daß man den Tollgewordenen hier untergebracht hat.“ — „Wer iſt er denn?“ — „Oh, ein berühmter Gelehrter, Docent und Schriftſteller, welchen die Damen und Herren ohne Zweifel dem Namen nach alle kennen, Rafael Spruhz.“ — „Der Philoſoph? — Der Philolog? — Der Hiſtoriker? — Der Nationalökonom? — Der Numismatiker? — Der Archäolog?“ fragten wir durcheinander. — „Eben derſelbe.“

Wir ſahen hin, als der Arme nach heftigſter Bemühung es gerade dahin brachte, eine Sekunde lang auf dem Kopfe zu ſtehen. Er ſchlenkerte die langen Beine in die Luft und griff mit den mageren Händen in den Boden, als wollte er ſich fortſchieben.

Die Damen wandten ſich erſchüttert von dem kläglichen Schauſpiel ab und wir folgten ihnen. Als wir dann nach einer Weile im Schatten der Linde vor dem Dorfwirthshauſe zum „Täubli“ ſaßen, bemerkte der Juſtizrath, welcher gegen ſeine Gewohnheit ganz ergriffen und verſtört ausſah: „Daß ein ſolches Talent alſo endigen mußte! Aber es iſt begreiflich, ſehr begreiflich.“ — Wie ſo?“ fragt' ich. — „Nun, ich meine, das Verrücktwerden des unglücklichen Mannes ſei nur eine logiſche Konſequenz ſeines Dichtens und Trachtens geweſen.“ — „Sie kennen alſo ſeine Geſchichte?“ — „Gewiß.“ — „Oh, die müſſen Sie uns erzählen, bitte!“ ſagte Amaryllis mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Weſens. Der Juſtizrath blickte auf Reſeda, in welche ungeheuer verliebt zu ſein er ſtark verdächtig war. Die ſchöne Frau nickte zuſtimmend, ihren Verehrer mit einem freundlichen Blick ihrer ſeelenvollen Blauaugen ſtreifend. Er richtete, glücklich angeregt, ſeine unterſetzte, muſkulöſe Geſtalt auf, der trübe Ton war aus ſeinem gebräunten Geſichte mit der Falkenſchnabelnaſe und dem ſarkaſtiſch niedergekrümmten Munde wieder verſchwunden und alſo hob er zu erzählen an.

## 2.

Habt ihr jemals, geneigte Hörerinnen und hochzuverehrende Gönner, habt ihr jemals bei Gelegenheit eines jener von obrigkeitswegen veranſtalteten „Volksfeſte“, allwo die „Krême“ an dem „krapülöſen“ Gebaren der „Kanaille“ ihr Plaiſir hat, habt ihr bei einer ſolchen Gelegenheit eine glattgeſchälte, wohleingeſeifte Kletterſtange geſehen und an ſelbiger einen armen Teufel von ſtrebſamem Dorfjungen, der mit Aufbietung ſeiner ganzen Muskel- und Lungenkraft ſich befleißigt, an beſagter Stange emporzuklimmen, um den auf der Spitze befeſtigten, mit Rauſchgold verlockend ausſtaffirten Trödel zu ergattern? Wohl, falls ihr das geſehen, ſo kennt ihr auch in nuce die Laufbahn des weltberühmten Magiſters in artibus und Miniſters in partibus, der da heißt Rafael Spruhz.

Oder eigentlich Rochus Spruhz. Denn auf den Namen Rochus war er getauft, hatte aber aus beweglichen Gründen dieſe pumpernickel’ſche Benamſung mit der eines

Erzengels vertauſcht. Er war damals in Prima oder Sekunda, ich erinnere mich nicht mehr genau. Aber ſicher iſt, daß er eines Tages, nachdem er vor dem Spiegel die Modellſtellung eines Miniſters der Zukunft eingeübt hatte, in dieſen Monolog ausbrach:

„Was Weltſchmerz iſt, weiß nur, wer Rochus Spruhz heißt. Eine Welt im Buſen tragen und Rochus Spruhz heißen — infam! Spruhz der Große, der große Spruhz — wie abgeſchmackt, abſurd, niederträchtig das klingt! Kein Schwung, kein Rhythmus, keine Symbolik, keine Aeſthetik darin! — Se. Excellenz der Herr Kultusminiſter Rochus Spruhz oder meinetwegen Freiherr von Spruhz haben in der heutigen Sitzung der Kammer mit gewohnter Geiſtesſchärfe, Genialität und Beredſamkeit die Argumente der Oppoſition in ihr Nichts aufgelöſt — ſo wird es eines ſchönen Tages in den Zeitungen heißen; aber der verdammte Name wird und muß den Effekt ſchwächen. — Wie wär's, wenn ich mich Spruhcius ſchriebe? Hm, es klänge ſchon voller, runder, vornehmer. Allein die Latiniſirung riecht nach Rokoko und ich muß mich als Mann der Neuzeit aufſpielen, wenigſtens vorderhand, bis — na, sic itur ad astra, das heißt, Popularität iſt heutzutage eine Leiter, mittels welcher man, ſo man's pfiffig anſtellt, zu Miniſterpoſten gelangt. — Den abſcheulichen Rochum jedoch, den wenigſtens will ich mir abgewöhnen. Niemals hat ein großer Mann Rochus geheißen. Wollte" — mit einem Blick in den Spiegel — „wollt', ich könnte mir auch dieſe verhenkerte Stumpf- oder ſo zu ſagen Spruhz-Naſe abgewöhnen, welche dem Heraus-

lden des Imponirenden, Großartigen und Majeſtätiſchen
meinen Zügen hinderlich iſt. Aber hab' ich nicht neulich
leſen, daß der Schiller ebenfalls ſo 'ne ordinäre Naſe ge-
bt und daß er derſelben mittels beharrlichen Ziehens und
Zerrens während ſeines Aufenthalts in der Militärakademie
ach und nach eine adlermäßige Form zu geben vermochte?
uth, Rochus Spruhz — nein, zum Teufel mit dem
ochus!“

Wenn ſich der Primaner oder Sekundaner Spruhz als
ünftiger Miniſter fühlte, ſo war ihm dieſes Bewußtſein
icht etwa nur oberflächlich von außen angebildet worden.
Er hatte es auch nicht erſt mit der Muttermilch eingeſogen,
in, es war ihm ſchon im Mutterleibe an- und eingewach-
n. Denn alle Welt weiß, daß ſeine Mutter, eine hoch-
rebende, auf väterlicher und mütterlicher Seite von Ober-
Obern abſtammende Frau, ihre vier Söhne mit der ganz
ſtimmten Abſicht empfangen hatte, dem engeren Vaterlande
ier Miniſter zu gebären. Es war auch ihre Tendenz ge-
eſen, noch zwei weitere zu empfangen, um das halbe Dutzend
voll zu machen und ſämmtliche Miniſterpoſten mit Spruhzen
ſetzen zu können. Aber der vorzeitige Tod ihres Eheherrn
atte die Erreichung dieſes gemeinnützigen Zweckes leider
reitelt.

Der Stifter des Saint-Simoniſmus — wißt ihr? —
ieß ſich jeden Morgen durch einen Diener mit den Worten
ecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf; denn Sie haben große
Dinge zu vollbringen.“ Aehnlich erging es unſerem gefeier-
en Spruhz, als er noch ein Knabe und angehender Jüng-

ling war. Allmorgendlich nämlich weckte ihn ſeine zärtliche Mutter mit dem mahnenden Zuruf: „Steh' auf, Roche; denn als künftiger Miniſter des Kultus darfſt du nicht viele Zeit verſchlafen."

Gut alſo, die künftige Excellenz ſtand früh auf, machte ihre Penſa fleißig, zog und zerrte täglich eine volle Stunde lang an ihrer Naſenſpitze und reducirte den fatalen Rochum auf ein myſteriöſes R, aus welcher Raupe beim Abgang des jungen Mannes nach der Univerſität der Schmetterling Rafael ſich entpuppte. Leider muß ich, ſchöne Hörerinnen und würdige Hörer, ſagen, daß die Naſenmetamorphoſe nicht ſo glücklich vor ſich ging wie die Namenmetamorphoſe. Rochus behielt auch als Rafael die unſelige Spruhz-Naſe, welche der Phyſiognomie des werdenden großen Mannes den Ausdruck decidirteſter und impoſanteſter Mopſigkeit verlieh.

Als bewußt empfangener und organiſch wachſender Miniſter der Zukunft, ſowie als geborenes Univerſalgenie mußte natürlich der Student Rafael Spruhz alles Mögliche ſtudiren und er war demnach ſchon als Jungburſch ein wahres Ungeheuer von Gelehrſamkeit. Er wurde Philolog, Philoſoph, Juriſt, Kritiker, Aeſthetiker, Archäolog, Hiſtoriker, Naturwiſſenſchafter, Nationalökonom und Anderes mehr. Seine Kommilitonen, falls er ſich einmal zu ihnen herabließ, kriegten einen heiligen Reſpekt vor ihm, wenn er, der ſämmtliche drei Bände von Hegels Aeſthetik am Schnürchen hatte, ihnen mit gewiegter Kunſtkennerſchaft auseinanderſetzte, daß und warum er, Rafael Spruhz, viel klaſſiſcher gewachſen ſei als der auf der Univerſitätsbibliothek ſtehende gipſerne Apoll von

Belvedere, und ihr Reſpekt ſteigerte ſich zu maulaufſperrender Ver- und Bewunderung, wenn Spruhz — ſie nannten ihn verehrungsvoll Spruhciſſimus — ihnen auf Zoll und Linie die Weite vom Gürtel der Venus angab oder ihnen genau, bis zum letzten Quadrans und Sextans vorrechnete, wie hoch dem armen Cäſar Klaudius die monatliche Parfümerierechnung ſeiner Frau Meſſalina zu ſtehen gekommen ſei.

Weil jedoch zu jener Zeit mit negativer Theologie am meiſten Aufſehen ſich erregen ließ, weil ſich an dem alten Herrgott nicht nur die Sporen des philoſophiſchen, ſondern zugleich auch die des politiſchen Liberaliſmus leicht verdienen ließen, ſo kultivirte unſer univerſaler Spruhz — er machte in Mußeſtunden auch unſterbliche Gedichte, malte herrlich in Oel, pouſſirte prächtig in Wachs und beſchäftigte ſich in Kompagnie mit Heinrich Laube angelegentlichſt mit einer Reform der männlichen und weiblichen Tracht — eine Weile die negative Theologie eifrigſt. Nachdem er aber am Schluſſe ſeiner Studienjahre zur unfehlbaren „Sichſelbſterfaſſung" eines „negativen Pfaffen" glücklich ſich hinaufgegipfelt hatte, wandte er ſothaner Theologie, welche keine glänzende Carrière bot, den Rücken und habilitirte ſich in der philoſophiſchen Fakultät.

Unſer junger Docent wurde bald als ein Lumen der Hochſchule anerkannt, als ein Wachskerzenlicht — was ſag' ich? — als eine Gasflamme unter den kümmerlichen Flämmchen von Oellampen und Unſchlittkerzenſtümpchen. Er wußte manches, verſtand es meiſterlich, ſich den Anſchein zu geben, als wüßte er alles, aber auch gar alles, und ſpielte ſehr gut, nämlich ſich ſelbſt. Mit ſeinem Rufe als Docent wuchs ſein Ruhm als Autor raſch und mächtig. Zwar behaupteten Spötter und Neider, niemand ließe ſich einfallen, die Bücher Spruhciſſimi zu leſen, und ich muß beſchämt bekennen, daß ich ſelber ſie nicht geleſen habe; aber ſie waren berühmt und da brauchten ſie doch wahrhaftig nicht auch noch geleſen zu werden. Unſer angegangener Profeſſor verſtand ſeine Zeit vortrefflich. Als er zum Beiſpiel wahrnahm, welche Bedeutung die Lehre vom Unendlich-Kleinen in dem Bereiche der Naturkunde gewonnen habe, zögerte er nicht, dieſe Mikroſkopie auch auf andere wiſſenſchaftliche Gebiete überzutragen. So ſchrieb er unter anderem ſein weltberühmtes antiquariſch-mediciniſch-äſthetiſches Buch „Ueber den Zahnſtocher der Alten“. Der Erfolg war ein glänzender: die Akademie der Wiſſenſchaften von Windblaſenheim ernannte Spruhzen zu ihrem korreſpondirenden, die von Trippstrill zu ihrem wirklichen Mitgliede. Zu gleicher Zeit rückte er zum Ordinarius auf, von welchem aus es im Grunde nur noch ein Schritt zum Geheimen Hofrath und von dort ebenfalls nur noch einer zum Kultusminiſter. Mutter der Sprühze, deine Ahnung hat dich nicht getäuſcht!

Nur wacker vorwärts, theurer Rafael, nur wacker weiter hinangeklimmt die glattgeſchälte, wohleingeſeifte Kletterſtange des Ruhms! Was von da droben, vom Rauſchgold umknittert, verheißungsvoll dir zuwinkt, iſt keineswegs ein „Köcher der Eitelkeit“, bewahre! es iſt vielmehr ein Miniſterportefeuille, umwunden mit dem Großkordon des Kronordens von Liliputlingen. — Aber, wie zu ſehen, bedarf ein Mann wie Rafael Spruhz des mahnenden Zurufs gar nicht. „Est deus in nobis“ — ihn treibt der Gott in ihm. Wahrhaftig, der ſtrebſame Kletterer hat ſchon die Hälfte der Stangenlänge hinter ſich.

Jedennoch — wißt ihr? — wo viel Licht, iſt auch viel Schatten, wo viel Ruhm, auch viel Neid. Am grünſten gefärbt, ſagt man, ſei ſelbiger in Univerſitätsſtädten, was, ſagen die Leute, von dem ſtarken Grünſpan-Niederſchlag der gelehrten Atmoſphäre herrühre. Feſt ſteht, daß der Herr Profeſſor Spruhz dem Neide nicht entging. Kollegialiſche Weſpen hatten an dieſer edlen Frucht deutſcher Wiſſenſchaft erſtaunlich viel zu nagen. Inſonderheit konnte die akademiſche Läſterchronik nicht müde werden, von der „Eitelkeit“ des berühmten Mannes zu ſingen und zu ſagen. Der große Spruhz — ziſchelten die böſen Zungen — fühle ſich zerriſſen wie ein wunder Schuh, ſei des Weltſchmerzes voll bis zum Berſten, ſei Fauſt von den Abſätzen bis zur Hutſpitze, wenn ein Monat verginge, ohne daß die Zeitungen von ihm ſprächen. Er habe auch — litaneierte der Neid weiter — ein vollſtändiges Syſtem der Blague und Claque organiſirt, um dieſes Unglück abzuwenden, vornehmlich mit Hilfe hyſteriſcher Weiber, welche, ohne je eine Zeile von ihm geleſen zu haben, ſeine Spruhznaſe als einen Wegweiſer zum Himmel der Weisheit, Tugend und Orthographie anſähen. Und wenn alledas wahr wäre, was weiter? Hat nicht jeder Menſch das Recht, Unglück abzuwenden, und den Trieb, nach Glückſeligkeit zu ſtreben? Oh, du armer, weſpenbenagter Spruhz, falls die Weſpen geſehen hätten, welche harmlos innige Freude dein großes Herz erfüllte, wenn dein Ruhm in den Zeitungen ſtand, und wäre ſelbiger auch nur in der „Stadtklatſche" geſtanden, ſie würden ſich kindlich mit und an dir gefreut haben!

Eines ſchönen Tages — es ging gegen das Jahr 1848 zu — war in beſagter „Stadtklatſche" unter der Rubrik „Vaterländiſches" zu leſen: „Unſer gefeierter, hochverehrter Spruhz, welcher zum Semeſterſchluß eine Abhandlung „Ueber das antike, romantiſche und moderne Korſett und deſſen Verhältniß zur Natur, Kunſt, Religion und Politik" in der Aula vortragen wird — dieſe Abhandlung bildet dem Vernehmen nach einen Abſchnitt aus dem neuen epochemachenden Werke, an welchem der berühmte Gelehrte gegenwärtig arbeitet — unſer gefeierter Spruhz alſo hat ſich geſtern die Hühneraugen ſchneiden laſſen. Die Operation iſt nach Umſtänden glücklich von ſtatten gegangen."

Der grüne Neid ſchlug ſo zu ſagen ein Rad vor Freude beim Erſcheinen dieſes vaterländiſchen Artikels. Er hielt nämlich denſelben für eine Satire auf die angebliche ſpruhziſche Eitelkeit. Aber ich kann dem Neid ſeine Schadenfreude verſalzen, ich; denn ich weiß aus beſter Quelle, daß der citirte Artikel, welcher die Ankündigung eines unſterblichen Werkes ſo geiſtvoll und bedeutſam mit der Notiz verband, daß große Männer nicht allein von den großen, ſondern auch von den kleinen Leiden des Lebens heimgeſucht würden, keineswegs ſatiriſch gemeint ſein konnte, weil derſelbe nicht unmittelbar, aber ſehr mittelbar von dem gefeierten, hochverehrten Manne ſelbſt ausgegangen war.

Hier angelangt, nahm der Erzähler einen guten Schluck dunkelrothen Malanſers zu ſich und fuhr, ohne darauf zu achten, daß der Herr Züchtling und der Herr Rieſeler mehr und mehr unbehaglich auf ihren Stühlen hin und her rutſchten, das Garn ſeiner Hiſtorie zu ſpinnen fort, wie folgt.

## 3.

Nun aber, gute alte Jungfer Klio, die du das troſtloſe Geſchäft betreibſt, alle dorf-, ſtadt-, land- und weltgeſchichtlichen Dummheiten zu notiren, welche die Menſchen von Uranfang an bis auf den heutigen Tag herab gemacht haben, dich ruf' ich an! Denn, mit Verlaub, meine Novelle nimmt jetzunder eine ſehr, ja eine ſehr hiſtoriſche Wendung und muß, fürcht' ich, etzlichen alten Kehricht ſanft aufrühren.

Wollt' ich ſo weitſchweifig ſein, wie ein gründlicher Deutſcher anſtandshalber ſein ſollte, müßt' ich zuvörderſt einen Lob- und Preispſalm auf die deutſche Tugend der Pietät anſtimmen, auf jene ſchöne Pietät, welche zu Anfang des mehrfach bekannten „tollen Jahres“ an alle in der Rumpelkammer vaterländiſcher Erinnerung ſelig verſchimmelten und verſchollenen Antiquitäten und Kurioſitäten, an alle ausgebälgten Notabilitäten in Kirche und Staat, an alle mumiſirten Renomméen in Kunſt und Wiſſenſchaft, an alle Verſteinerungen des vorſintflutlichen Liberalismus den Reim und Ruf ergehen ließ: „Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück, oh ſchafft ſie, oh bringt ſie dem Volke zurück!“ Na, ſie haben des Vaterlands Größe und Glück wirklich zurückgebracht. Haben ſie nicht? Kalkulire, ſie haben.

Selbſtverſtändlich konnte ein Profeſſor, welcher das weltberühmte Buch über den Zahnſtocher der Alten und das noch weltberühmtere über das antike, romantiſche und moderne Korſett geſchrieben hatte, bei den Wahlen zum erſten Palaverment deutſcher Nation nicht übergangen werden. Wurde auch wirklich nicht übergangen. Da aber, als er ſeine Wahlurkunde empfangen hatte, da hättet ihr unſern gefeierten Sprubz ſehen ſollen! Wie er vor dem Spiegel ſtand, ſeiner zu haltenden reichstäglichen Jungfernrede Triumph vorweggenießend, in Haltung und Gebärde ganz Demoſthenes, ganz Kikero, ganz Pitt, ganz Vergniaud — ah bah, nein, ganz Sprubz! Denn mit wem wohl wäre der große Mann zu vergleichen geweſen außer mit ihm ſelbſt? So ſtand er da, ſo hob er das Haupt, ſo ſpreizte er die Beine, ſo reckte er mit majeſtätiſcher Schwenkung den Arm, als er im Voll- und Hochgefühle des Sprubzenthums die Worte ſprach: „Auch ich bin ein Staatsmann!“

Wundervolle Zeit, wo auf den Kathedern Germaniens die Staatsmänner aufſchoſſen wie Rüben! Zucker zwar hat man keinen daraus gewonnen, doch aber Waſſer, viel Waſſer. Männiglich weiß, daß ſchon Pindaros vor Zeiten das Waſſer als das „Beſte“ geprieſen hat; aber zehn Pindaroi fürwahr hätten nicht ausgereicht, nach Gebühr die Unmaſſe von Waſſer zu preiſen, welches unſere beſten Männer

Anno 1848 von ſtaatsmänniſchkeitswegen gel—äutert haben.

Es braucht kaum ausdrücklich geſagt zu werden, daß der große Rafael Spruhz kaum das Pflaſter von Frankfurt betreten hatte, als er ſich auch ſchon beeilte, jener heiligen Schar von Reichsprofeſſoren, Reichsadvokaten, Reichspaſtören und Reichsjunkern ſich anzureihen, welche heilige Schar, obzwar ein nie genug zu brandmarkender und zu verabſcheuender Spott ſie als die heilige „Duſelmannſchaft“ bezeichnete, unter der Führung des nie genug zu preiſenden Longinus Supercilioſus um das Vaterland, wie weltbekannt, die koloſſalſten, die pyramidalſten Verdienſte ſich erworben hat, wißt ihr? Dieweilen jedoch das glorreiche Rathen und Thaten dieſer heiligen Schar in den „Annalibus Schöppenſtädtenſibus“ des ausführlichſten beſchrieben iſt, brauche ich mich weiter nicht darauf einzulaſſen.

Jetzt aber iſt das Wunderliche, ja ohne nähere Kenntniß der Umſtände geradezu Unbegreifliche zu melden, daß unſer gefeierter Spruhz in dem erhabenen Kreiſe gründlichſter, duſelmänniſchſter Reichsverfaſſungsparagraphenerzeuger keine ſo hervorragende Stellung einnahm, wie ſein Genius erwarten ließ. Er wurde nicht einmal Reichsminiſter. Die „rohe“ Linke, ſtets darauf aus, das Stralende zu ſchwärzen, erfrechte ſich der freventlichen Behauptung, der Genius von Rafael Spruhz ſei, bei Licht betrachtet, gerade ſo ordinär wie ſeine Naſe. Trotz alles Ziehens und Zerrens bleibe derſelbe ſtumpf und mopſig, wie alſo auch das beſagte Organ geblieben ſei.

Das hieß den herrlichen Mann an der empfindlichſten Stelle anfaſſen. Mit einem Blicke der Verachtung, nein, der Vernichtung auf die Verleumder zog er ſich in die feſte Burg ſeines edlen Selbſtbewußtſeins zurück, um hier zur Beſchämung ſeiner Neider und Verkenner auf eine ungeheure That zu ſinnen. Lange wollte ihm keine einfallen, was ganz mit natürlichen Dingen zuging. Denn wo wäre zu jener Zeit etwas Großes zu erſinnen geweſen, das nicht andere „beſte“ Männer bereits gethan gehabt hätten? Rafael Spruhz ſann und ſann, bis heller Schweiß ſeine edle Denkerſtirne bethaute. Endlich, ha! — Großer Gedanke! — Heureka!

Wenn alle andern Felder ſtaatsmänniſch=reformiſtiſchen Thatenthums bereits von Reichsprofeſſoren belegt und beſetzt waren eins noch war ledig, eins, von deſſen Wichtigkeit eine „rohe“ und „unreife“ Linke keine Vorſtellung hatte: das Feld der Tracht-Reform oder Reform=Tracht. Hatte er ſich doch früher ſchon gründlichſt mit dieſem Probleme beſchäftigt. Jetzt nahm er es wieder auf, all ſein Meinen und Minnen, Dichten und Trachten darauf koncentrirend. Mochten andere den ſterilen Boden der Paulskirche bewäſſern, mochten andere das abſolute Vakuum eines Reichsminiſterportefeuille mit ſich herumtragen, er, der große Spruhz, hatte derweil den archimediſchen Punkt gefunden, die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Natürlich ging er bei ſeinem Unternehmen mit dem ganzen Ernſte, mit der vollen Gewiſſenhaftigkeit deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit zu Werke. Ein oberflächlicher Franzos oder Italiäner würde ohne Zweifel frivol-eroteriſch verfahren ſein, das heißt, er hätte als nächſte Ziele ſeiner trachtreformiſtiſchen

Thätigkeit etwa den Rock oder Hut ins Auge gefaßt. Nicht ſo unſer Spruhz, der gründlich-eſoteriſch verfuhr, wie germaniſche Gemüthsvertiefung und Geiſtesvölle es verlangten.

Leider aber ſchien mit grünem Neidſchein ob der parlamentariſchen Laufbahn des über alle maßen fürtrefflichen Mannes ein Unſtern, der ſo, wie die Sache lagen, zugleich ein Unſtern für Deutſchland war.

Verſenkt in ſeine Forſchungen und Findungen, hatte nämlich unſer gefeierter Spruhz keine Muße gehabt, darauf zu achten, daß deutſcher Nation erſtes Palaverment zu dieſer Zeit allmälig in den Zuſtand der Klätterigkeit hineingerathen war, in einen Zuſtand, welcher ſelbſt mit der „germaniſchen Tugend des Vertrauens“ gänzlich vollgeſtopfte „Staatsmänner“ einigermaßen ſtutzig machte.

Habt ihr, meine hochzuverehrenden Zuhörer und ſonſtiges Publikum, habt ihr jemals Gelegenheit gehabt, einem talentvollen, tugendhaften, wohldreſſirten und ſo zu ſagen wiſſenſchaftlich gebildeten Pudel zu ſehen, wie er ſich mit loyalſter Schweifwedelung ſeinem Herrn zu Füßen legt, von dieſem aber mit einem derben Fußtritte begnadigt wird und daraufhin mit zurückgelegten Ohren und elegiſch hängendem Schweife davonſchleicht? Ohne Bild: die Deputation von beſten Männern, welche ſich Anno 1849 von Frankfurt aufgemacht hatte, um Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen die pappendeckelige Kaiſerkrone zu überbringen, war von ihrem Aprilgange zurückgekehrt.

Gerade in dieſen Tagen nun oder wenig ſpäter war unſer gefeierter Spruhz mit ſeinen Vorbereitungen zu Ende gekommen und betrat die Paulskirche als ein zukunfsſchwangerer Zeus, welchem Pallas Athene in Geſtalt eines ungeheuerſten Antrags unter der Schädeldecke herumraſſelte. In Geſtalt nämlich des dringlichen Antrags: „die ſofortige Schaffung und Einführung eines aus dem ureigenen Geiſte germaniſcher Raſſe entſprungenen nationalen Hoſenträgers zu berathen und zu beſchließen“, eines Hoſenträgers, deſſen Begriff er, der große Spruhz, gefunden, deſſen Theorie er entwickelt, deſſen Modell er konſtruirt hatte.

Weh und ach! der Stoß, welcher die gründlichſte aller Reformen herbeiführen ſollte, ging ins Blaue oder vielmehr, er ging gar nicht los. Denn als der große Spruhz ſiegesſicher, triumphsgewiß auf die Rednerbühne zuſchritt, bemerkte er zufällig, daß nur noch eine „rohe“ und „unreiſe“ Linke auf ihrem Platze war.

Du lieber Himmel, wo waren denn alle die „Staatsmänner“ hingekommen? Fürwahr, nur ein völlig in ſein nationales Hoſenträgerthum verſunkener Spruhz, nur ein gründlichſter Gelehrter, der ſo ganz eins geworden mit ſeinem Problem, daß ſich auf der Hornhaut ſeines Auges das Univerſum nur noch in Geſtalt eines Koloſſes von Hoſenträger ſpiegelte, nur er konnte das nicht wiſſen. Hatte ein nie genug zu preiſender Longinus Superciliosſus nicht eines Tages feierlichſt erklärt, er würde ſich, ſo es nöthig, mit ſeines Leibes ganzer Länge der Reaktion entgegenwerfen? Gewiß, er hatte das erklärt, und ebenſo gewiß, er hatte Wort gehalten. Denn ſiehe, er war gegangen, mit allen ſeinen Getreuen, Getreueren und Getreueſten gegangen, um ſich der allgemach bis nach Gotha vorgerückten Reaktion, wenn nicht in die Bajonette, ſo doch in die Arme zu werfen.

Unglücklicher Spruhz! Aber dreimal unglückliches Vaterland!

Wenn Goethe zufolge Byrons Dichtungen lauter verhaltene Parlamentsreden waren, ſo konnte ſich Mylord und konnte ſich die Welt dieſe Redenverhaltungen ſchon gefallen laſſen. Leider iſt aber das Reſultat einer Parlamentsredeverhaltung nicht immer ein Childe Harold, ein Kain oder ein Don Juan und liefert hierfür das Schickſal unſeres gefeierten Spruhz einen ewig beklagenswerthen Beweis.

Seine welterſchütternde und doch zugleich Deutſchlands Zukunft „auf breiteſter Baſis“ ein für allemal ſicherſtellende „Oratio pro corona“ verhalten zu müſſen, das war mehr, als Fleiſch und Blut zu ertragen vermochten. Bisher hatte der über alle maßen fürtreffliche Mann in den Stürmen der Zeit geſtanden wie des Horatius bekannter Biedermaier. Jetzt aber brach er zuſammen. Er wußte nicht, ob er ſich als modernſter Marius auf die Ruinen des Parlaments, das heißt auf die Chufu-Pyramide der ſtenographiſchen Protokolle ſetzen oder aber nach der Gegend zurückkehren ſollte, wo ſeines Katheders Zinnen ragten.

Endlich wählte er das letztere, in ſeine Reſignation als Patriot und in ſeine Würde als ordentlicher Profeſſor ſich hüllend. Eine Weile ſchien alles gut zu gehen; aber wer dem großen Manne näher ſtand, konnte unſchwer bemerken, wie ſtechend mitunter in ſeinem Auge der Schmerz aufzuckte, der Schmerz um das verlorene Paradies der inkommenſurabeln Hoſenträgerreform. Selbigen Schmerz zu betäuben, Selbſtvergeſſenheit zu finden, kehrte der ſchwergeprüfte Gefeierte zu den Idealen ſeiner Jugend zurück und begann ein Buch „Ueber die Schminkbüchſe der Lais“ zu ſchreiben. In einer Reihenfolge von 10,001 Paragraphen wollte er darin aus beſagter Büchſe heraus das ganze Griechenthum entwickeln, mit märchenhafter Gelehrſamkeit, aber zugleich auch mit einem Humor, welcher an komiſcher Höhe und an tragiſcher Tiefe den ſhakſpeare'ſchen weit überſhakſpeareſiren ſollte.

Oh, der Schickſalstücke, welche die deutſche Literatur um dieſes klaſſiſche Werk betrogen hat! Gerade nämlich, als unſer gefeierter Spruhz den eben erwähnten neuen Anſatz machte, die Spitze der mehrbeſagten Kletterſtange endlich zu erklimmen, glitſchten Hände und Kniee des großen Mannes aus, er fiel und zwar fiel er auf den Kopf.

Das iſt leider wörtlich zu verſtehen. Denn als ihm eines Morgens ſeine Aufwärterin — der große Mann hatte nie geheiratet, um ganz der Wiſſenſchaft leben zu können — den Kaffee brachte, was ſah ſie da? Den weltberühmten Spruhz ſah ſie da, der mitten im Zimmer auf dem Kopfe ſtand und verzweifelte Anſtrengungen machte, auf dem Kopfe nicht nur zu ſtehen, ſondern auch zu gehen.

In ihrem Entſetzen über dieſes außerordentliche Gebaren eines ordentlichen Profeſſors ließ die Aufwärterin das Kaffeezeug fallen. Der Milchtopf ging in Scherben und die heiße Milch ſpritzte Spruhzen ins Geſicht, was zur Folge hatte, daß der große Mann einſtweilen von ſeiner abſonderlichen Turnübung abſtand.

„Herr Jeſſes! Aber, Herr Profeſſer, was machet Se denn da?"

„Vulgäres Geſchöpf, als ob ein Mann meines Schlages es nicht endlich ſatt bekommen müßte, wie die andern ordinären Menſchen auf den Füßen zu gehen!"

Als die Kunde von dieſem ſpruhziſchen Kopfwanderungsexperiment in der Stadt ſich verbreitete, ſummte der kollegialiſche Weſpenſchwarm ſchadenfroh: „Ganz in der Ordnung das! War ja leicht vorherzuſehen, daß es noch ſo kommen müßte."

Ob und inwieweit die damals aufgekommene und allerhöchſten Ortes eifrig geförderte ſtahl-leo'ſche Lehre von der „Umkehr" die bejammernswerthe Kataſtrophe unſeres gefeierten Spruhz mitverſchuldet habe, iſt hiſtoriſch nicht feſtzuſtellen. Aber daß die Sichſelbſtumkehrungsidee ihm zur fixen geworden, das iſt leider nur zu feſtgeſtellt.

Moral: Soweit kann ein gelehrter und gefeierter Spruhz kommen, welcher ſeine natürliche Beſtimmung, geheimer Hofrath zu werden, verfehlt hat und ſtatt deſſen ein öffentlicher Staatsmann geworden iſt. Cavete!

# Die rothe Dame.

---

## Eine unzeitgemäße Novelle.

# 1.

„Venez, Messieurs et Mesdames, venez tout-de-suite! La dame rouge joue Chopin.“

Alſo rief auf der Terraſſe des Badgaſthofes „An der Lenk“ Monſieur Trouble, ein ſo richtiger Vaudois, als nur jemals einer ſeinen bernſteinfarbigen Wein eingekellert und ausgetrunken hat.

Und er rief nicht vergeblich. Herren und Damen eilten aus dem Garten, aus dem Leſezimmer, von der Kegelbahn und ſogar aus dem Wäldchen drüben an der Berghalde herbei, um ſich die nervenaufregende Weiſe des polniſchen Tondichters, welche, mit höchſter Fertigkeit geſpielt, aus den offenen Fenſtern des Damenſaales im Mittelgebäude herabklang, von nahem anzuhören.

Mein junger Reiſegefährte, mit dem ich vor drei Tagen das Simmenthal heraufgekommen war, hatte den Heroldsruf des begeiſterten Chopinverehrers aus der weinreichen Waadt nicht abgewartet, ſondern war ſchon bei den erſten droben angeſchlagenen Tönen von der Gartenbank, wo er mir zur Seite geſeſſen, eilends verſchwunden.

Ich meinerſeits blieb ſitzen, mit dem gedämpften Genuß aus der Ferne mich begnügend, um ſo mehr, da chopin'ſche Klaviermuſik nicht gerade meine Paſſion iſt. Meinem davongelaufenen jungen Freunde habe ich, glaub' ich, halblaut nachgebrummt: „Du armer Fiſch, willſt du dich denn immer tiefer in das Netz hineinzappeln? Eine dumme Geſchichte; aber je dümmer ſie iſt, deſto unaufhaltſamer wird ſie ihren Verlauf haben. Die Dummheit reiſt ja nicht nur mit Dampf-, ſondern auch mit Flügelroſſen.“

Uebrigens, wenn ich ſo eben von einem „jungen Freunde“ geſprochen, ſo iſt das nicht ſo wörtlich-genau zu nehmen. Jung war er ſchon, aber unſere „Freundſchaft“ war doch noch unendlich viel jünger, weil erſt eine Woche alt. Eine wirkliche Freundſchaft und ein echter ſimmenthaler Käſe haben aber das Gemeinſame, daß ſie je älter deſto beſſer werden. (Man entſchuldige dieſe käſige Parallele gütigſt damit, daß wir uns im käſeberühmten Simmenthale befinden.) Ein Kind von tauſend Wochen iſt bekanntlich ein hübſches Ding — vorausgeſetzt, daß es nicht häßlich — aber eine bewährte Freundſchaft von tauſend Wochen iſt ein entſchieden hübſcheres. Und doch, und doch — oh, der menſchlichen Gebrechlichkeit! — ſind nicht ſelten ſchon tauſend Wochen alte Freundſchaften wie Glück und Glas gebrochen, ſobald man in der tauſendundeinten Woche ihrer einmal bedurfte.

Alſo im Simmenthale ſind wir und dahin waren wir drei Tage zuvor von Chateau d' Oex und Saanen hergekommen, nachdem wir uns, mein junger Freund und ich, in den Ormontthälern getroffen und kennen gelernt hatten, wie Wanderer einander treffen und kennen lernen.

Er war, was man ſo einen netten Jungen nennt, ungewöhnlich ſchön von Geſtalt, gewandten Benehmens, leidlich unterrichtet, nicht zu geſcheid, aber auch nicht zu dumm, geiſtiges Mittelgut, von Sinnesweiſe brav und großmüthig, unflügge und ziemlich binſenhaft, was den Charakter anging. Er hatte ſtudirt, das heißt, er hatte, wie er ſagte, „aus agrikulturchemiſchen Motiven“ — denn er war der einzige Erbe eines großen ritterſchaftlichen Gutes — eine hübſche Anzahl von Semeſtern auf Hochſchulen verbracht, das heißt, verkorpsburſchenſchaftelt und als Abgangszeugniß verſchiedene „Schmiſſe“ mitgenommen, auf welche er ſich auch jetzt noch, nachdem er als Freiwilliger einen Feldzug mitgemacht hatte, augenſcheinlich viel zu gute that. Und ich muß ſagen, ſie ſtanden ſeinem friſchen Geſichte gar nicht übel. Was mir an ihm gefiel, war, daß er keine Spur jener greiſenhaften Altklugheit, Berechnung und Blaſirtheit an ſich hatte, wie ſie in der jungen Männergeneration von heute nur allzu häufig ſo widerwärtig vorkommen. Was mich aber förmlich für ihn einnahm, war, daß er ſo häufig und ſo herzlich von ſeiner Mutter ſprach. Nicht etwa, daß er etwas Beſonderes daraus gemacht hätte; aber er hatte ſie offenbar dankbar und zärtlich lieb.

Wir hatten unſer Gepäck mit der Poſt an die Lenk vorausgeſchickt, waren vormittags von Saanen zu Fuße nach Zweiſimmen gekommen, hatten daſelbſt in der Krone einen trefflichen Imbiß eingenommen und, maßen die Hundstagesonne glühend über dem Thale brütete, uns einen Wagen beſtellt, um den Reſt unſeres heutigen Marſches gemächlich zurückzulegen. Jetzt waren wir daran, unſern Kaffee und den Glimmſtengel der Betrachtung zu genießen, als die freundliche Wirthin hereinkam mit der Anfrage, ob wir geſtatten wollten, daß eine reiſende Dame, welche geſtern Abend von Weißenburg gekommen, unſern Wagen bis zur Lenk mitbenutzen dürfte.

„Meinetwegen“, ſagte ich. „Wir haben ja nicht länger als zwei Stunden zu fahren. Das wird ſich ertragen laſſen.“

„Was iſt's denn für eine Art von Dame?“ fragte mein junger Reiſegefährte, welchen ich bei dieſer Gelegenheit dem geneigten Leſer und der ſchönen Leſerin in geziemender Form als Herrn Harold von Sonneck vorſtellen will.

„Eine ſehr ſchöne Dame“, gab die Frau Wirthin zur Antwort.

„Jung?“

„Allweg!“

„Da nehmen Sie ſich nur in acht“, ſagte ich meinem jungen Genoſſen, als die Wirthin hinausgegangen war. „Ich habe ausreichende Gründe, zu vermuthen, daß Ihr Herz von ſehr zunderhafter Beſchaffenheit ſei.“

„Mag ſein; aber ich wage zu hoffen, daß unſer bisheriges Mitſammenſein Sie wenigſtens nicht gerade berechtigt haben werde, zu glauben, mein Kopf ſei von Stroh. Ich bin —“

Das Weitere blieb dem guten Jungen im Halſe ſtecken, denn die Thüre ging wieder auf und, geleitet von der Wirthin, trat die fremde Dame herein.

Sie war blendend, dieſe Erſcheinung, das iſt wahr. Ich fand es ſehr begreiflich, daß mein junger Freund dieſelbe mit ungeheuer großen Augen anſtarrte. Ich meinestheils drückte meine Augen tüchtig zuſammen, wie ich thun muß, um ſcharf zu ſehen, und nachdem ich ſcharf zugeſehen, war die Blendung für mich nicht mehr vorhanden.

Wunderlich, was mir dieſelbe zuerſt benahm, war ein Nebenumſtand. Nämlich dieſer, daß die Dame eine rothe Bluſe trug. Die Garibaldi-Hemden waren ja damals in der Mode, allein ich nahm mir die Freiheit, dieſe Seiltänzermode ſehr abgeſchmackt zu finden. Sodann bemerkten meine Augen, welche ſchon viel zu viel von den leidigen Enttäuſchungen des Daſeins geſehen hatten, um optiſchen Illuſionen noch zugänglich zu ſein, ja, ſie bemerkten, daß das „Allweg jung!“ unſerer Frau Wirthin nur beziehungsweiſe zu nehmen ſei. Denn die Dame ſtand den Dreißigen entſchieden viel näher als den Zwanzigen oder war wohl gar ſchon in jene eingetreten.

Zehn Jahre früher mußte ſie ganz unvergleichlich, wahrhaft wunderſam ſchön geweſen ſein; denn ſie war noch jetzt ſchön, ſehr, und ſie hatte einen Blick in den großen, ſchwimmenden, dunkelbraunen Augen, einen Blick — nun ja, jenen keineswegs herausfordernden, aber verheißungsvollen, feuchtfeurigen Blick, welcher Männerherzen, ſo ſie nicht ganz kapitelfeſt, ſchwanken macht wie das Rohr im Winde und wenigſtens für Augenblicke, Stunden, Tage in Schwindel zu verſetzen vermag.

Freilich, dieſe Augen mochten vielleicht mitunter zu viel verheißen, mitunter auch wohl zu viel gehalten haben und überhaupt zu viel geſehen, viel mehr geſehen, als für Frauenaugen gut iſt. Daher wohl der dann und wann doch ſehr deutlich hervortretende Anflug von bläulichſchwarzen Ringen um die magiſch mächtigen Augen her. Hiermit ſtimmte auch das zeitweiſe und wahrſcheinlich unbewußte Niederkrümmen der Lippenwinkel des ganz auffallend ſchönſinnlich gebildeten Mundes, der noch ſehr friſch ausſah, wie auch die Geſtalt der Dame noch nichts von ihrem vollendeten Ebenmaß eingebüßt hatte. Auch die Farbe des tadellos geſchnittenen Geſichtes wußte noch nichts vom Abgeblaßtſein und Welken und wirkte dieſes ſchöne Antlitz geradezu packend durch den Kontraſt der blendendweißen Stirne mit den tiefſchwarzen ſtarken Brauen, gegen welche wieder das goldroth ſchimmernde Haupthaar wunderbar abſtach. Die fabelhafte Fülle dieſes Haares gab mir die ſtille Frage ein, wie viele wohl der Roßſchweife oder Kuhwedel dazu verwendet worden ſeien. Aber ich hatte unrecht: dieſe Haarfülle war echt. Sie ſchien ihrer Beſitzerin faſt läſtig zu ſein und man konnte annehmen, die Dame habe im Ueberdruſſe dieſe prächtigen Strähnen läſſig in die ſeltſamſte Friſurform gebracht, welche dem bairiſchen „Raupenhelm" glich. Aber dieſer Haarhelm ſtand ſeiner Trägerin allerliebſt. Das Ding ſah närriſch aus, aber ſie wußte es, ich weiß nicht wie, zu einem reizenden zu machen.

Wir waren aufgeſtanden und ſie begrüßte uns mit der Sicherheit einer Frau von Welt. Dabei zeigte ſie eine weitere Schönheit: ihre Stimme, eine jener anſchmiegſam weichen, wie aus veilchenfarbenem Sammet gemachten Altſtimmen, welche nicht aus der Stimmritze, ſondern unmittelbar aus der Seele zu kommen ſcheinen.

Der Klang dieſer Stimme, der Blick und das Lächeln der Fremden, ſie bildeten mitſammen eine Dreieinigkeit des Reizes, an welche zu glauben man ſich nur allzu ſehr beeilen mochte, ſo man noch im Dummen-Streiche-Alter ſtand. Ich meinerſeits blickte durch die ſcharfe Brille der Kritik auf die Dame und das Reſultat war, daß ich zu mir ſagte: In dieſen ſchönen Augen ſteht die ganze Liebeskunſt des alten Ovidius deutlich geſchrieben und dieſer üppig ſchwellende Mund iſt ſchon von vielen geküßt worden.

Mein junger Reiſekamerad ſtand und ſtarrte nur ſo, als wäre ihm etwa plötzlich ein Stern vor die Füße gefallen.

Die Dame ließ, während ſie mit mir ſprach, einen flüchtigen Blick über den jungen Mann hinſtreifen, nur einen Blick, aber derſelbe reichte aus, um das „Grünhorn" — wie die Yankees ſagen — wegzukriegen. Ich glaubte in ihren Mundwinkeln etwas wie ironiſches Wohlgefallen wahrzunehmen; aber das kam und ging blitzſchnell.

Wir wechſelten die bei ſolchen Gelegenheiten bräuchlichen Redensarten, und als wir damit zu Ende, ſagte die Goldhaarige: „Entſchuldigen Sie meine Freiſamkeit, mein Herr, wenn ich Sie bitte, mir Ihren und Ihres Begleiters werthen auch ſolche Männerköpfe, die nichts weniger als von Stroh, Namen zu nennen. Man weiß doch gern, mit wem man geht oder fährt. Ich meinerſeits heiße Selene Bleiweiß."

„Selene Bleiweiß? Erlauben Sie, meine Dame, Fräulein oder Frau?"

„Frau, verſteht ſich."

Alſo Frau Bleiweiß —"

„Entſchuldigen Sie abermals! Ich würde es als eine Freundlichkeit von ſeiten der beiden Herren" — dabei fiel ein Blick auf den ſtatiſtenhaft ſtumm daſtehenden Harold — „aufnehmen, wenn Sie mich ſchlichtweg Frau Selene nennen wollten. Ich höre den Namen Bleiweiß nicht ſehr gern. Es war der Name meines letzten ſeligen Mannes."

„Ihres letzten ſeligen Mannes?" platzte ich heraus, ganz ſtupificirt.

„Ach ja, mein Herr; es war mein dritter geweſen. Ich habe viel Unglück mit Männern gehabt, ſo zu ſagen."

So zu ſagen? dachte ich. Und wie ſie das ſagte! So, daß ihr reizendes Geſicht eine Elegie und zugleich eine Ironie war. Man kann das nicht beſchreiben: es ſah wehmüthig aus, aber eigentlich doch nicht wehmüthig, ſondern vielmehr drollig im höchſten Grade, ſo drollig, daß ich nur mit äußerſter Mühe das Lachen verbiß.

Mein Reiſegefährte konnte oder wollte es nicht verbeißen, ſondern ließ ihm den Lauf.

„Da ſieht man es wieder", wandte ſich Frau Selene mit wahrhaft bezaubernd geſpielter Naivität zu dem jungen Lacher, „wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu ſorgen. Darf ich um Ihren werthen Namen bitten, mein Herr?"

„Ich heiße Harold von Sonneck, meine Gnädige, und ich bitte Sie inſtändig, mir meine Unart verzeihen zu wollen. Es war keine abſichtliche. Ich — ich — ſehen Sie —“

„Warum ſollten Sie nicht lachen, Herr von Sonneck, wenn Ihnen die Sache lächerlich vorkam? Alles hat zwei Seiten und es kommt bekanntlich auf den Standpunkt an, von welchem aus man die Dinge betrachtet. An und für ſich iſt es freilich kein Spaß, drei Männer nacheinander verloren zu haben; aber — wie ſoll ich mich ausdrücken? — je nun, ſie waren auch darnach.“

Diesmal hielt auch ich mein Lachen nicht mehr zurück. Dieſe Witwentrauer war zu unwiderſtehlich komiſch. Harold lachte ebenfalls, Frau Selene lachte mit uns und in beſter Laune beſtiegen wir unſern Wagen.

## 2.

Frau Selene's Koffer, welchen der Kutſcher zu ſich auf ſeinen Sitz genommen hatte, kam mir ein bißchen klein vor für eine reiſende Dame von ſo augenſcheinlicher Eleganz.

Die goldhaarig Behelmte, welche mit mir den Rückſitz des Wagens theilte, mußte bemerkt haben, daß meine Augen über die Kleinheit des erwähnten Möbels Betrachtungen anſtellten. Denn ſie fand oder ſchuf alsbald eine Gelegenheit, ſo läſſig hin ins Geſpräch einzuflechten, daß ſie ihr ſchweres Gepäck von Thun aus ins Hotel Metropole in Genf adreſſirt hätte, als ſie ſich entſchloſſen, noch das vielgerühmte Simmenthal anzuſehen, bevor ſie ſich an den Leman begäbe.

Ich fühlte mich widerwärtig berührt und verwünſchte den dummen Zufall, welcher uns mit der Dame zuſammengeführt hatte. Der Reiz der Neuheit, welcher in ihrem erſten Auftreten gelegen, war ſchon vorüber. Wenigſtens für mich. Denn bei meinem jungen Reiſekameraden, welcher der gefährlichen Schönen gegenüber ſaß, währte der Zauber nicht nur fort, ſondern wuchs augenſcheinlich von Minute zu Minute.

Ein Original ohne Zweifel, ſagte ich mir, aber doch nur ein nachgemachtes; vergoldetes Tombak, verſilbertes Blech, Chriſtophle-Waare. Man weiß nicht recht, ob ein Stück Philine oder eine ganze Gurli, nämlich eine geſpielte Gurli. Zudem hat man ja ſehr mit Recht bemerkt, daß die Gurlis im Grunde ſammt und ſonders Koketten ſeien. Die Kindlichkeit der herzloſen Lüſternheit oder lüſternen Herzloſigkeit! Katzenſpiel, welches aus graziös tänzelnden Sammetpfötchen plötzlich die ſcharfen Fangkrallen hervorſtreckt! Und dieſe Gurli da hat noch dazu den Hautgout modernſten Emancipationsſchwindels an ſich. Sie iſt eingeſtandenermaßen eine Studentin der Phyſiologie der Ehe, hat ſchon drei Männer abſolvirt und ſieht entſchieden ſo aus, als wollte und würde ſie noch verſchiedene weitere abſolviren.

Damit ließ ich meine Nachbarin vorderhand ſein, wer und was ſie ſein mochte, und wandte mich meinen Erinnerungen an eine frühere Simmenthalfahrt zu. War ich doch eigentlich auf einer Pilgerſchaft der Erinnerung begriffen. Dort hinten an der Lenk hatte ich vor Zeiten glückliche Wochen verlebt mit Einer, die jetzt nicht mehr war, und es trieb mich, die Orte aufzuſuchen, wo ſie mir zur Seite geweſen.

Vielleicht war es nicht ganz recht, weil nach Inhumanität ſchmeckend, daß ich, einer geliebten Todten gedenkend, ſo weit wie möglich von meiner Nachbarin wegrückte. Ich that es freilich unwillkürlich, nur ſo mechaniſch, aber ich that es doch.

Meine Gedanken, die ſich um den traurigen Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt drehten, laſteten ſo ſchwer auf mir, daß ich gar nicht darauf achtete, ob ein Verkehr oder was für ein Verkehr zwiſchen Harold und der Goldhaarigen ſtattfände. Als es dann hinter St.-Stephan bergan ging, ſchüttelte ich gewaltſam ab, was mich quälte, und tauchte meine Blicke in die großartige Hochalpenſcene, die ſich vor uns aufthat.

Sie gehört mit zu den prächtigſten im ganzen Alpengebiete, die Hochthalmulde an der Lenk, in deren Hintergrunde die Simme aus ihren „ſieben Brunnen“ am Fuße des Wildſtrubels hervorſpringt. Das iſt ein Prachtberg mit ſeinen Firnkuppen und Eisgehängen. Rechts von ihm ſtürzt in maleriſchen Abſtufungen der maſſige Rätzligletſcher thalwärts. In hellem Azur funkelten die Wogen des ungeheuren Eisſtroms im vollen Lichte der abwärts ſteigenden Sonne. Kontraſtvoll ſtarrte daneben die dunkle Pyramide des Mittagshorns in die Himmelsbläue. Dort, links von dieſem gewaltigen Felszacken, windet ſich der Saumpfad zum Rawylpaß empor, der ins Wallis hinüberführt. Steigſt du denſelben hinan und biſt du nahezu auf die Paßhöhe gelangt, ſo laſſ' dich den Abſtecher zum Rorbachſtein nicht reuen. Du gelangſt dazu mittels der Kletterei von einer Stunde, über einen Ausläufer des Rätzligletſchers hinweg. Aus dem Firnkamme deſſelben ragt der genannte Stein auf, eine mächtige bienenkorbförmige Kuppe. In dem Augenblick, wo deine Sehwerkzeuge zuerſt über den Gletſcherkamm hinüberreichen, bricht ein Ausruf gewaltigſter Ueberraſchung aus deinem Munde. Es kann gar nicht anders ſein. Denn mit einem Ruck ſiehſt du dich der ganzen Majeſtät der walliſer Bergkoloſſe gegenübergeſtellt, in greifbarer Nähe, wie du, wenn Luft und Licht dich begünſtigen, wähnen kannſt, obzwar zwiſchen deinem Standpunkt und den Rieſen drüben in ſchwindelnder Tiefe das Rhonethal ſich hinzieht. Da drunten, gerade dir zu Füßen, liegt Sitten, und wenn du dein Auge kaum etwas merklich linkshin wendeſt, haftet es wie bezaubert an dem Matterhorn, welches, ein Unikum unter allen den tauſend und wieder tauſend Kämmen und Kuppen, Höhen und Hörnern, Zinken und Zacken der Alpen, gen Himmel emporſchießt, ſchroff, jäh, drohend wie der Empörungsgedanke eines Titanen.

In meiner Erinnerung baute das ganze großartige Bild ſich auf und ſo brachte mich das, was ich vor mir ſah und das, was ich hinter dem Wildſtrubel und dem Rätzligletſcher wußte, unwillkürlich zu der Aeußerung: „Wie groß, wie ſchön!“

Mein Reiſegefährte wandte ſich um, blickte auf die Scene, der wir entgegenfuhren, und rief mit aufrichtigem Enthuſiasmus: „Prachtvoll! Herrlich!“

Die in der rothen Bluſe ſagte nur: „Ach ja!“ und klang das akkurat ſo, als hätte ſie ſagen wollen: „Was gehen mich die dummen Berge an?“

Maßen ich nun ein altfränkiſcher, hinter der Mode zurückgebliebener Menſch bin, ſo iſt es mir ja wohl erlaubt, der unmaßgeblichen Meinung zu ſein, es ſtehe den Damen hübſcher, die Schönheit der Natur zu empfinden, zu verſtehen und zu lieben als an den Naturwiſſenſchaften herumzudilettiren und herumzupfuſchen. Item bin ich des beſcheidenen Dafürhaltens, es ſei mit Frauenzimmern, welche die Blumen und die Blumenpflege nicht lieben, auch die Thiere nicht leiden können, nicht beſtellt, wie es ſein ſollte. So was iſt natürlich nur „dummes Zeug“, nur „romantiſcher Aberglaube“ in den Augen unſerer neumodiſchen Pfaffen und Pfäffinnen des Unglaubens, welche alles wiſſen, aber auch gar alles, nur nicht, wie bornirt und unwiſſend ſie ſelber ſind.

Das kühle, gleichgiltige oder gar wegwerfende „Ach ja!“ der Rothbluſigen beſtärkte mich in meiner Abſicht, den jungen Herrn bei erſter Gelegenheit recht eindringlich vor dieſer Selene oder Sirene zu warnen. Eine thörichte Abſicht allerdings. Denn einen ſeiner lieben Mitmenſchen vor der Begehung einer Dummheit warnen, heißt ihn bekanntlich nur noch mehr dazu aneifern. Der liebe Mitmenſch denkt dann: „Was, der will geſcheider ſein als ich? Der will mich bemuttern? Nicht auch vollends! Jetzt thu’ ich’s erſt recht, ihm zum Poſſen.“ Und richtig, die Dummheit wird verübt, wird nach allen Regeln der lieben menſchlichen Eitelkeit und Stierköpfigkeit verübt. Hieraus erklärt ſich die Thatſache, daß die Jungen immer wieder dieſelben dummen Streiche machen, welche die Alten vor ihnen gemacht haben, und daß die heranwachſenden Generationen gerade ſo ſich die Hörner abſtoßen müſſen, wie alle die ihnen vorangegangenen ſich dieſelben abſtoßen mußten. Daß die Geſchichte die Völker nichts lehrt, iſt eine alte Geſchichte. Aber auch das Leben fängt ſeine Erziehung bei jedem einzelnen Menſchen wieder ganz von vorn an. Erfahrung iſt ein hübſcher Schatz, ja wohl; aber er läßt ſich nicht vererben, ſondern will von einem jeden wieder neu geſammelt und zuſammengeſpart ſein. Wäre dem nicht ſo, ſo könnte die menſchliche Dummheit nicht mehr ſo koloſſal ſein, wie ſie bekanntlich iſt.

## 3.

Wir waren durch das Dorf gefahren, und als wir es hinter uns hatten und einen kurzen Umweg machen mußten, um die Höhe der Halde zu gewinnen, an welcher die Kuranſtalt gelegen iſt, fragte Frau Bleiweiß: „Heißt denn das Bad auch An der Lenk?“

„Nein“, ſagt' ich, „die Halde, woran es liegt, heißt die Hohliebe und ſo heißt eigentlich auch das Bad.“

„Hobliebe! Hobliebe! Welch ein reizender Name!“

Und indem ſie das mit ihrer weichen Altviolaſtimme ausrief, warf die „Mondäugige“, wie ein perſiſcher Poet ſie genannt haben würde, auf den armen Harold ſo einen Blick —

„Welcher Stein' erweichen,
Thoren raſend machen kann.“

Raſend wurde nun freilich der junge Mann in den nächſten Tagen nicht gerade, das heißt, nicht ſo raſend, daß man eine Zwangsjacke für ihn hätte beſchaffen müſſen, im übrigen aber hinlänglich närriſch, um meine Winke und Warnungen ſo aufzunehmen, wie ich erwartet hatte. Ich nahm ihm das nicht übel, dem armen Jungen, um ſo weniger, da es eine konſtatirte Thatſache, daß nach Verfluß von kaum zweimal vierundzwanzig Stunden die rothe Dame, wie Monſieur Trouble ſie begeiſtert nannte — ich weiß nicht, ob nach der Farbe ihrer Haare oder ihrer Bluſe oder wegen beider Farben mitſammen — die ſämmtlichen Inſaſſen des Badhotels mehr oder weniger bezaubert hatte. Mittels ihrer Schönheit, ihrer Grazie, ihrer Liebenswürdigkeit, ihres virtuoſiſchen Klavierſpiels.

Nämlich die ſämmtlichen männlichen Inſaſſen, wohlverſtanden! Denn was die weibliche Welt anging, ſo liebte dieſe wieder einmal ſehr, „das Stralende zu ſchwärzen“.

Eine der Badgäſtinnen, die Frau Bäbi Jofrili, eine drei Centner ſchwere Käſemillionärin aus dem Emmenthal, welche ein zweifelsohne ebenſo wohlgemeintes als ſchmeichelhaftes Zutrauen zu mir gefaßt hatte, gab die beſtimmte Erklärung ab: „Sie hat die Mannslüt' all am Bändel. Sie iſt numme ſo eine.“

Was für eine?

„J ſäg': ſo eine. Wiſſet Ihr, Herr, ich bin numme im Guggisberg geboren und bi 'n üs daheim g'heißt ma ſo eine —“

Ich könnte das Wort, welches folgte, ohne Bedenken herſetzen, denn meine hochdeutſchen Leſerinnen würden es doch nicht verſtehen. Deſſen zum Beweiſe will ich denſelben beiläufig zu rathen geben, welche Stelle aus einer Kind und

Regel geläufigen klaſſiſchen Dichtung mit dieſer Verſion im guggisberger Dialekt:

„G. Was heitr' mit äm zweitä pfihl waue?
T. I heitr' 'n waue dur dä gring durä ſchnaue“ —

gemeint ſei.

Kurz und gut, vor den Augen der weiblichen Badgemeinde fand Frau Selene keine Gnade. Eine unendlich lange Jungfrau aus Kolmar, die aber noch magerer als lang und — wunderbar zu ſagen! — noch frommer als mager war, meinte mit liebchriſtlichem Achſelzucken, die rothe Dame gliche mit ihren rothen Haaren und ihrer rothen Bluſe und ihrem rothen Benehmen auf und eben einer gegewiſſen „Scharlachenen“ oder „Babyloniſchen“ in der Offenbarung Johannis. Meine hochachtbare dreicentnerige Gönnerin theilte als neueſtes Telegramm mit, daß nun auch der Oberkellner „ganz vertrübelet“, will ſagen behext ſei von der rothen Hexe. Selbiger laſſe alles ſtehen und gehen, wie es ſtehen und gehen wolle, alldieweilen er genug damit zu thun habe, alle zwei Stunden in einem andern Anzug und mit einer andern „Haarſträubi“, will ſagen Friſur, aufzuziehen, alles um der „Dundersbagaſchi“ willen. „Nun, gleich und gleich geſellt ſich gern“, bemerkte eine winzig kleine, wuſelig lebhafte Dame mit einer tellergroßen Broſche, worauf ihre ſämmtlichen dreizehn Kinder photographirt waren — ein ſchrecklicher Anblick! — „ja, gleich und gleich geſellt ſich gern. Die Perſon hat mir ja von Anfang an den Eindruck einer davongelaufenen Kellnerin gemacht.“ Worauf eine große, robuſte, trotz der Hitze in ſchwere Seide geklei dete Dame mit einem bedrohlich vorſtehenden Gebiſſe, welches ganz ſo ausſah, als hätte es den guten Ruf von unzähligen lieben Mitmenſchen ſchon zermalmt: „Ja, ich ſagt' es ja gleich, eine davongelaufene Kellnerin oder eine davongejagte Markedenterin. 's kommt auf eins heraus.“ Allgemeine Zuſtimmung von ſeiten des ganzen Damenkreiſes.

Als wir, Monſieur Trouble und ich, den Salon verließen, worin das heilige Offiz ſeine Sitzung hielt, gab der für die rothe Dame begeiſterte Vaudois ſeinerſeits über die Inquiſitorinnen ein Verdikt ab, welches ich lieber bei mir behalten will. So ein richtiger Waadtländer iſt unter Umſtänden ſehr rückſichtslos und das Patois der Waadt hat ſo abſonderliche Ausdrücke.

Aber wo war denn derweil die Goldhaarige? Ich weiß es nicht. Das aber kann ich beſchwören, daß, wo ſie auch ſein mochte, Herr Harold von Sonneck jedenfalls nicht weit von ihr war. Sie ſpielten Licht und Motte mitſammen und es war mit mathematiſcher Beſtimmtheit vorauszuſagen, daß die arme Motte ſich die Flügel tüchtig verſengen werde. Aber man konnte ſie doch nicht mit Gewalt verhindern, das rothe Licht zu umflattern, näher, immer näher.

Ich hatte, wollte ich nicht zudringlich erſcheinen und mich unangenehm machen, was ich doch nicht wollen konnte, am dritten Tage meine Winke und Warnungen eingeſtellt, nachdem ich erkannt, daß die Motte ſchlechterdings aufs Flattern und folglich auch aufs Verſengtwerden erpicht war.

Meinen letzten Verſuch hatte ich an die Bemerkung des jungen Mannes geknüpft, wie ungewöhnlich, aber auch wie hübſch der Name Selene ſei. „Wirklich?“ ſagte ich. „Mir meinestheils kommt bei dieſem Namen und, entſchuldigen Sie, bei ſeiner Trägerin zu Sinne, was Shakſpeare von der Zunft der Ritter (und Ritterinnen) vom Mondſchein zu erzählen weiß: erinnern Sie ſich? Derſelbe Dichter, welcher ein feiner Kenner von Weibern und von Geſtirnen geweſen iſt, hat auch einen gewiſſen Romeo eindringlich gewarnt:

„Oh, ſchwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren.“

„Ei was!“ hatte mir der Herr von Sonneck lachend entgegengehalten, „was ſoll denn der Mond Anderes thun als ſich wandeln? Das iſt ſeine Natur und folglich ſein Recht.“

Und nachdem er dieſe naturrechtliche Anſicht zum beſten gegeben, war er, wie am Eingange dieſer Novelle gemeldet worden, gegangen, nein, gelaufen, um ſeinen Mond oder vielmehr, mit griechiſcher Artikelgebung, ſeine Mond (Selene) zu umflattern.

Auf den folgenden Tag hatten wir einen Ausflug zum Norbachſteine hinauf verabredet. Weil das Hin und Zurück ein Marſch von etwa dreizehn Wegſtunden iſt, wollten wir mit dem erſten Morgengrauen aufbrechen und uns, namentlich der Dame wegen, bis zur Paßhöhe der Saumroſſe bedienen. Solche waren beſtellt, item auch ein Führer, welcher zugleich den nöthigen Vorrath von Lebensmitteln für den langen Hochſommertag tragen ſollte. Frau Selene freute ſich unbändig, wie ſie ſagte, auf dieſen Ausflug. Als ich ihr von der Terraſſe aus den Norbachſtein auf dem Gletſcherfirn zeigte, ſchlug ſie die Hände zuſammen und ſagte mit vollendet anmuthigem Kindeslächeln, welches natürlich nicht mir, sondern Herrn Harold galt: „Wie reizend muß es sein, so hoch da droben Champagner zu trinken, im Gletschereise gekühlt, nicht wahr, Herr von Sonneck? Ich freue mich darauf, unbändig freue ich mich darauf!“

Etliche Stunden darauf erhielt die Schöne Gelegenheit, über noch etwas sich zu freuen. Es liefen nämlich Briefe an mich ein, welche mich verhinderten, an dem morgigen Ausfluge theilzunehmen. Ich sah mich genöthigt, den folgenden Tag statt dem Rawyl einer nicht sehr angenehmen, aber unaufschieblichen Korrespondenz zu widmen. Es ging nicht anders.

Herr von Sonneck bedauerte mein Nichtmitgehenkönnen, wenigstens so halb und halb. Frau Selene wollte anstandshalber auch so thun, aber sie war doch nicht geschwind genug, ein helles Aufblitzen von Befriedigung in ihren Augen zu maskiren, als ich sie von meiner Behinderung in Kenntniß setzte.

Wir verabredeten dann noch, daß ich, falls ich mit meiner Schreiberei am folgenden Tage zeitig genug zu Rande käme, den beiden etwa bis zu den Iffigenhütten, wo sie auf ihrem Rückwege gegen Abend zu eintreffen würden, entgegengehen wollte.

Dieser Verabredung kam ich dann auch getreulich nach, als ich nächsten Tages mit meiner Arbeit zu Ende gekommen war. Es ist ein gar schöner Gang bis da hinauf, wo der Iffigenbach aus der Schlucht hervor- und in silbern flatternder Kaskade über den hohen Felsen herabstürzt. Man meint, Goethe müßte das vor Augen gehabt haben, als er im Mignonliede ſang: „Es ſtürzt der Fels und über ihn die Flut.“ Mich aber überkam zur Stunde bitterlich das Gedenken, mit wem ich vor Jahr und Tag hier geſtanden hatte. Man ſollte Pfade vermeiden, auf welchen man früher zweiſam gewandelt: es thut ſo weh, jetzt einſam darauf wandeln zu müſſen, mit jedem Schritt eine Erinnerung aufſtörend. Die Griechen wußten wohl, warum ſie von einem Lethetrank fabulirten. — Ich wandte mich gewaltſam von der Kaſkade weg und ſtieg rechts davon haſtig den Saumweg empor, welcher in den rieſigen Felskeſſel hinaufführt, auf deſſen Grund die armſälige Hüttengruppe von Iffigen liegt. Es fehlt aber doch auch da nicht an einer Art von Wirthshaus und aus der Thüre deſſelben trat mir der Führer entgegen, welcher im Morgengrauen des Tages mit dem Herrn von Sonneck und der rothen Dame nach dem Rawyl aufgebrochen war. Von den beiden war aber nichts zu ſehen, auch von den Pferden und ihrem Eigenthümer nichts.

Ich errieth alles, bevor der Mann noch den Mund aufgethan hatte. Es war auch keine Kunſt.

„Der Herr und die Dame ſind mitſammen ins Wallis hinüber und hinab, nicht wahr?“

„Ja, Herr, ſie ſind hinüber, und da iſt ein Zettel für Sie, den mir der junge Herr mitgegeben hat.“

Das aus einem Taſchenbuche geriſſene und mit der Bleifeder beſchriebene Blatt Papier enthielt von ſeiten des Herrn von Sonneck die Benachrichtigung, daß die Dame und er ſich droben beim Rorbachſteine „plötzlich“ entſchloſſen hätten, die walliſer Bergrieſen in der Nähe anzuſehen, und da ſie nicht mehr an die Lenk zurückzukehren gedächten, ſo bäten ſie mich um den Freundſchaftsdienſt, ihre Koffer, welche ſie „vorſichtshalber“ geſtern Abend gepackt, durch die Poſt nach Sitten poſte reſtante befördern zu wollen. Ihre Rechnungen im Badgaſthofe hätten ſie, ebenfalls „vorſichtshalber“, geſtern Abend berichtigt.

Das zweifache „vorſichtshalber“ bedeutete natürlich einfach zu deutſch: „Wir waren ſchon geſtern Abend entſchloſſen, mitſammen ins Wallis zu verſchwinden.“

„Arme Motte“, brummte ich, „du wirſt mit verſengten Flügeln ins mütterliche Neſt zurückkehren.“

## 4.

Das rothe Prachthaar, die dumme rothe Bluſe, die rothe Dame in ganzer Figur war in meiner Erinnerung bald verſchimmert, ja bis zur Unkenntlichkeit verblichen. Alles, was auch nur von fern einem emancipirten Frauenzimmer gleich ſieht, iſt mir wie Gift und Galle zuwider. Habe ich doch ſattſam Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß die angebliche „Emancipation“ nichts iſt als ein ſchreiend gemaltes Kneipenſchild. Von etwas allerdings haben ſich die emancipirten Damen wirklich emancipirt: von der Sitte und damit auch von der Weiblichkeit. Damit aber die hochgelobte Emancipation raſcher und maſſenhafter vor ſich ginge, hat man bekanntlich jungen Streberinnen insbeſondere das Studium der exakten Wiſſenſchaften empfohlen, und richtig, dieſes Studium iſt in die Mode gekommen. Zwiſchen der Krinoline und dem Chignon, glaub' ich.

Indeſſen künden ja einzelne Symptome an, daß der Dünkeltaumel, welchen der einſeitige und ausſchließliche Betrieb der exakten Wiſſenſchaften in ſchwach konſtruirten hädeln hervorgerufen hatte, allmälig wieder ſich zu flüchtigen beginne. Hervorragende Naturforſcher, deren lick eben weiter reicht als die Brillen naturwiſſenſchaftlicher etailſchnüffler und Kleinkrämer, haben auf die übrigens ndgreiflichen Gefahren aufmerkſam gemacht, welche für die ellſchaft daraus entſtehen müßten, wenn als Ziel und chlußfolgerung des wiſſenſchaftlichen Realiſmus nur eine iern materialiſtiſche Kraftſtoffelei übrigbliebe, eine Anauung, welcher zufolge die Welt „eine Art ſich von ſelbſt zendem Lokomotiv ohne Führer“ wäre, das heißt, ein grauenft ſeelloſer Mechanismus, ein ſich ſelbſt aufziehender Automat, wahrer Golem von Welt, welche logiſch als oberſtes und nziges ſociales Geſetz den ſplitternackten, vatikaniſch frechen goiſmus proklamiren müßte.

Und nun wollen zu einer Zeit, wo alle Verſtändigen, iſſenden und Redlichen ſich um das Banner des Idealiſmus ſcharen ſollten, urtheilsloſe Grünlinge und alte dumme ungen, welche von der menſchheitlichen Entwickelung in er kulturgeſchichtlichen Totalität keinen Hochſchein haben, uch noch die Frauen mit aller Gewalt zur frechen Botſchaft es Materialiſmus bekehren? Laßt nur dieſe Propaganda ihre lle Wirkung thun und ihr werdet eines Tages, aber zu ſt, zu eurem Schrecken und Leidweſen erfahren, was aus n „Bewahrerinnen der Sitte“, aus den Pflegerinnen des manen, aus den Verwalterinnen der Grazien, das heißt, es deſſen, was das Leben ſchön und lieb macht, gerden ſein wird. Soll ich es euch ſagen? Widerwärtige itterweſen, die alles Gute des eigenen Geſchlechtes eingebüßt und alles Schlechte des männlichen angenommen haben.

Und was das angeblich mögliche und wünſchenswerthe Wetteifern der Frauen mit den Männern auf wiſſenſchaftlichen Laufbahnen angeht — bah! Denkende und wiſſende Frauen können es unmöglich ſich verhehlen, daß ein Weib, welches Männerhoſen anzieht, auf die Vortheile des eigenen Geſchlechtes verzichtet, ohne doch die des andern erwerben zu können. *Häuſliche* Tugenden machen die Frau, wie die Melodie die Muſik macht. Kein Weib hat jemals in der Wiſſenſchaft, in irgend einer Wiſſenſchaft etwas auch nur halbwegs Nennenswerthes geleiſtet. Kein Weib, obzwar die künſtleriſche Befähigung des Geſchlechtes die wiſſenſchaftliche weit überwiegt, hat ein Kunſtwerk erſten Ranges geſchaffen. Die Natur wollte es nicht: ſie hat ja das Weib nicht zur Zeugerin, ſondern zur Empfängerin beſtimmt.

An langen einſamen Winterabenden hat man allerhand Gedanken, unzeitgemäße, unmodiſche, ketzeriſche mitunter. Ich hatte die vorſtehenden, als mir ein dickes Briefpaket gebracht wurde.

Als ich daſſelbe geöffnet hatte, lag obenauf ein Brief, der alſo lautete:

„Verehrter Herr! Erinnern Sie ſich vielleicht noch Ihres Mitwanderers vom letzten Sommer? Wenn nicht — und das ſcheint mir nicht unwahrſcheinlich — ſo erlaubt ſich der Unterzeichnete, ſich hiermit Ihnen ins Gedächtniß zurückzurufen. Es drängte mich nämlich ſchon die ganze Zeit her, Ihnen zu ſagen, daß Ihre mir damals an der Lenk inbe eſ einer gewiſſen rothen Dame ſo freundlich-beſorgt gebenen Winke und Warnungen nur allzu begründet ge- ſen ſind. Sie hat mir hölliſch mitgeſpielt, die goldlockige rwiſchin. (Wie ſie meinen Finanzen mitſpielte, will ich r ganz beiläufig andeuten, weil dies eine obzwar ſehr ure Nebenſache.) Aber glauben Sie ja nicht, daß ich a mit Groll und Zorn an die „Ritterin vom Mond- ein“ zurückdenke. Bewahre! Jetzt, da dieſe ganze Epiſode eines Lebens abgeſchloſſen hinter mir liegt, beunruhigt mich e Erinnerung daran nicht nur nicht, ſondern macht mir gar Vergnügen. Es war ein wilder Rauſch, ein Opium- aum, wenn Sie wollen; aber ſüß, ſehr ſüß. Dieſes Weib, ie Selene konnte einen zu einem ſeligen Gott machen, wenn e wollte, und ſie hat das für mich gewollt und gethan — ei volle Monate lang. Dann — es war in Florenz — ließ ſie mich, um mit einem amerikaniſchen Petrol-Prinzen iterzuziehen, ich weiß nicht wohin. Sie that dies aber cht heimlich und hinterrücks, ſondern mit anerkennens- rther Offenheit und Loyalität. Alle „Vorurtheile“ ſind r dieſe Frau, wie ſie ehrlich ſagte, „nichts als längſt aus- retene Kinderſchuhe“. Sie ſteht „auf der Höhe der Zeit“, iel iſt gewiß. Wohinunter ſie aber eines Tages von em glücklich erreichten Emancipationsgipfel fallen werde, raglich. Geht mich auch gar nichts an; denn ich bin on lange fertig mit ihr. Doch, wie ſchon geſagt, ohne oll und auch ohne Kummer. Hat doch die Raſerei keine eue, der Rauſch keinen Katzenjammer zurückgelaſſen. Mit ter muß ich hell auflachen, wenn ich an ihre verrückt originellen Launen, an ihre fabelhaften Verſchwendungseinfälle zurückdenke. Im Vergeuden war ſie geradezu ein Phänomen. Eigentlich muß ich ihr ſehr dankbar ſein, daß ſie ſo gütig war, mich nur acht Wochen lang ihren Finanzminiſter ſein zu laſſen. Falls ſie heute noch bei dem Yankee, ſo iſt ſie deſſen tiefſter Steinölgrube ſicherlich ſchon auf den Grund gekommen. — Als ſie von mir Abſchied nahm, ſchenkte ſie mir das beifolgende handſchriftliche Fragment ihrer Denkwürdigkeiten „zu beliebigem Gebrauche". Geſtatten Sie mir, Ihnen dieſes Kurioſum zu überreichen, ebenfalls zu beliebigem Gebrauche. Ich mochte das Manuſkript nicht vernichten und wollte es doch aus dem Hauſe haben. Warum? Darum, weil ich ſeit acht Tagen der Verlobte einer allerliebſten, geſcheiden, ſeelenguten, reizenden und reichen Blondine bin. Das Mädchen iſt ſchon lange der Liebling meiner guten Mutter und geſchieht dieſer mit ſothaner Heirat ein ungeheurer Gefallen. Ich möchte aber um alles nicht, daß irgendmal ein dummer Zufall mein ſchönes Blondchen die Handſchrift der rothen Dame erblicken ließe. Könnte das — wiſſen Sie? — zu unliebſamen Fragen Veranlaſſung geben und taugen derartige Fragen, glaub' ich, nicht in einen jungen Eheſtand. Hiermit grüße ich Sie und bitte Sie, in Freundlichkeit gedenken zu wollen Ihres Reiſegefährten **Harold von Sonneck**."

Der Abend war noch lang und ließ mir Zeit, die dem Briefe beigeſchloſſene Handſchrift durchzuleſen. Die Züge derſelben waren kühn und feſt und man ſah dieſer Schrift an, daß ſie in ſtrömendem Fluſſe hingeworfen worden.

weibliche Zierlichkeit fehlte und das Papier ließ ſogar da und dort die Sauberkeit ſehr vermiſſen. Schon die Aufſchrift frappirte übrigens.

Hier iſt ſie und was darunter ſtand.

## 5.

# Meine Heiratsverſuche.

... An altem Adel hatte meine Familie Ueberfluß, dagegen an altem und neuem Gelde bedenklichen Mangel. Unſere Reichsfreiherrlichkeit reichte bis in den teutoburger Wald hinauf, wo Hermann den Varus ſchlug, aber unſer Kredit nicht bis über die Gaſſe hinüber. Und ich war ſo ſchön dazumal in meiner Backfiſchfriſche und gewiß vollauf berechtigt, auch ſo koſtbar-elegant angezogen zu ſein wie die einzige Tochter des uns gegenüber in ſeinem breitſpurigen Palais wohnenden Bankiers Leibche Lilienöl. Sie hieß oder nannte ſich Adelgund und war ſchön wie die Schöne des Hohenliedes. Nämlich ihre ſchief im Geſichte ſtehende Naſe glich auf und eben dem „gewaltigen Thurm auf dem Libanon, ſo gen Damaſkus ſchaut“. Vater Leibche liebte es, ſich als reißend fortſchreitenden Fortſchrittsmann, ja geradezu als Socialiſten und Kommuniſten aufzuſpielen. Neckte man ihn damit, ſo pflegte er im Vertrauen zu ſagen: „Hm, man kann ja nicht wiſſen, ob die Lumpenkerle nicht eines Tages Meiſter ſein werden. Dann wird es gut ſein, ſich auf alte Bruderſchaft berufen zu können.“ Er hätte übrigens hinzufügen können, daß er aus Ueberzeugung ein Kommuniſt ſei. Inſofern nämlich, als er bei allen ſeinen „Operationen“ das Eigenthum anderer beharrlich als das ſeinige betrachtete. Es ſoll das ja überhaupt eine Anſchauungsweiſe ſein, welche Millionären und ſolchen, die es werden wollen, ſehr geläufig ſei.

Die Naſen-Gundel, wie wir das Mädchen entre nous nannten, ſuchte meine Freundſchaft und ich war ſo großmüthig, ihr dieſelbe zu gewähren. Solche aus dem Kehricht der Geſellſchaft emporgekrochene Prozen-Familien haben bekanntlich einen wahrhaft abgöttiſchen Reſpekt vor altem Adel. Damit konnten wir den Lilienöls aufwarten. Nachdem ich nun eines Tages die Wahrnehmung gemacht, daß die Freundſchaft der guten Naſen-Gundel — ſie war in der That ein gutes Thierchen, ganz dazu gemacht, Haare oder Wolle zu laſſen — eigentlich meinem einzigen Bruder galt, der natürlich Huſarenleutnant, gefürchteter Duellant und gefürchteterer Schuldenmacher, daneben aber ein verteufelt hübſcher Burſche war, ja, als ich dieſe Wahrnehmung gemacht hatte und mir zugleich eingefallen war, daß meine Freundin ebenfalls einen einzigen Bruder, Egmont geheißen, beſäße, ſagte ich zu dem Huſarenleutnant: „Hör' mal, alle Welt gründet jetzt, und wer es verſteht, wird reich dabei. Wir wollen mitſammen auch was gründen.“ — „Mir ſchon recht; aber was?“ — „Ein Heiratsgeſchäft.“ — „Wo ſo? — „Sei doch nicht ſo dumm! Haſt du denn nicht gemerkt, daß meine Freundin, die Gundel, das Fühlhorn ihrer Liebe —" — „Ihrer Naſe, willſt du ſagen." — „Einerlei — nach deinem Herzen ausſtreckt?" — Und wenn ich's gemerkt hätte?" — „So müßteſt du dümmer ſein, als du biſt, wenn du nicht zugriffeſt." — „Die Naſen-Gundel heiraten? Verrückte Idee!"— „Warum? Wenn dir die Gundel-Naſe im Wege iſt, kannſt du ſie ja zur Seite biegen; ſie iſt lang genug." — „Du kleiner oder vielmehr großer Teufel von Bosheit! Allerdings heidenmäßig oder eigentlich judenmäßig viel Geld hat der alte Lilienöl." — „Siehſt du? Ich dachte wohl, daß du zur Vernunft, das heißt in dieſem Falle zur Naſen-Gundel und mittels ihrer zu den Geldſäcken des Alten kommen würdeſt." — „Wohl, angenommen, ich wollte, was ſoll für dich bei dieſer Gründerei abfallen?" — „Der Egmont Lilinöl natürlich. Ich will ihm bei dieſer Gelegenheit die Ehre anthun, ihn zu heiraten." — „Was, den Kerl? Er ſieht ja aus wie eine Melone, die man auf einen Zaunpfahl geſpießt hat." — „Das iſt meine Sache. Ich habe die vornehme Hungerleiderei ſatt und will das Leben genießen Sind wir in der Lage, uns an Naſen oder Melonen zu ſtoßen? Gewiß nicht und darum kurz und gut: willſt du mein Partner ſein in dem vorgeſchlagenen Geſchäft oder nicht?" Er ſagte zu und ich hatte nun Veranlaſſung, die ganze Geſchicklichkeit einer Gründerin aus dem ff aufzuwenden. Das Geſchäft war nicht ganz leicht, aber ſehr unterhaltend. Der Alte hatte ſo eine Ahnung, daß ich und der Bruder Huſar den Kommuniſmus anders auffaßten und verſtänden als er. Aber ſeine lächerliche Prozen-Eitelkeit, einen Schwiegerſohn und eine Schwiegertochter von ſo uraltem reichsfreiherrlichem Adel zu bekommen, trug es über ſeine Geldſacksangſt davon: mein Bruder hing, ſo zu ſagen, ſein ritterlich Wappen an den Thurm auf Libanon und ich meinerſeits beglückte die auf einen Zaunpfahl geſpießte Melone mit meiner Hand.

/ Nun ging es luſtig. Und vollends als der Alte ſein Kontor mit dem Schoße Abrahams vertauſcht hatte! Hei, wie wir brauſten und ſauſten, daß die Funken, nein, die Goldfüchſe und „Papierche“ nur ſo davonſtoben, zu hunderttauſenden. Von häuſlichem Sinn, häuſlichen Tugenden, häuſlichen Freuden hatte ich nie was gewußt, wollte auch nichts davon wiſſen und denke, daß man dergleichen langweilige Sachen getroſt der Canaille überlaſſen kann. Die muß doch auch etwas haben. Weil ich aber von Natur eigentlich ein gutmüthiges Geſchöpf war und noch bin, ſo wollt’ ich, daß mein guter Mann auch was vom Leben haben ſollte, und brachte ihm daher meine eigenen noblen Paſſionen bei. Ganz ohne Selbſtſucht lief es dabei allerdings nicht ab, denn es machte mir unendlichen Spaß, wenn der täppiſche Zaunspfahl ſich als Kavalier aufthat. Es iſt nicht auszuſagen, wie lächerlich ſich der arme Bocher machte, namentlich in ſeinen Bemühungen als Sportsmann. Bei einem „Herrenrennen“ brach er dann gelegentlich den Hals. Die Raſen-Gundel war ſchon früher geſtorben, in ihrem erſten Wochenbette, vor welchen widerlichen Zufällen, den Wochenbetten, ein günſtig Geſchick mich bewahrte.

Jetzt hatten wir, ich und der Huſar, im Beſitze unanfechtbar teſtamentariſcher Verfügungen unſerer beiden lieben Seligen, ganz freies Spiel und gingen erſt recht ins Zeug. Wir brachten den lilienöl'ſchen Mammon gehörig unter die Leute, ſoviel iſt gewiß. Ich dürſtete nach Genuß, ich lechzte nach Berauſchungen meiner Eitelkeit. Es genügte mir nicht, die Königin der Mode, die Löwin der Emancipation zu ſein. Es genügte mir auch nicht, daß die Menſchen ſo zu ſagen auf allen Vieren mich umkrochen, ſolange ich das Geld mit vollen Händen auszuſtreuen hatte. Ich wollte als Virtuoſin glänzen, wollte als Gelehrtin berühmt ſein. Jenes erreichte ich, aber die Befriedigung hielt nicht lange vor; dieſes ſetzte Anſtrengungen voraus, von denen natürlich keine Rede ſein konnte. Aber man braucht ja nicht etwas zu ſein; die Menſchen haben es im Gegentheile lieber, daß man nur etwas ſcheine. Eine berühmte Fakultät kreirte mich zum Doktor der Simiäſophie auf Grund einer fabelhaft gelehrten Abhandlung, welche einer meiner vielen Anbeter, der Hofrath und Profeſſor Zebedäus Schievelbein, für mich geſchrieben und worin er den Hypotheſenkautſchuk der Deſcendenztheorie glücklich zu poſtpapierdünner Plattheit gewalzt hatte. Zum Dank ſtellte ich der Fakultät eine hübſche Summe zur Verfügung, mit der Beſtimmung, daß dieſelbe der Studentin zufallen ſollte, welche zuerſt die Preisfrage löſen würde, ob wir Menſchen mehr von unſerem Stammvater, dem Uraffen, oder aber mehr von unſerer Stammmutter, der Uräffin, hätten. Man ſieht, daß ich von meinem Gelde auch zu Gunſten der Wiſſenſchaft Gebrauch zu machen verſtand.

Eines unſchönen Tages hörte aber das Gebrauchmachen auf, weil ſich die Thatſache des Verbrauchtſeins nicht mehr länger ignoriren ließ. Der Vorrath war alle geworden, verſchwunden, weg. Mein lieber Bruder hatte es noch früher fertig gebracht, wiederum ein armer Teufel von Leutnant zu ſein. Aber ich ließ mich die Fatalität nicht allzu ſehr anfechten. War ich nicht jung, ſchön, gewandt und kühn? Und war da nicht der Herr Hofrath, Profeſſor und Akademiker Zebedäus Schievelbein, welcher alle ſeine zehn Finger ſehnſüchtig nach mir ausſtreckte? Sehr lieblich anzuſehen war er allerdings nicht, der alte Knabe von Hageſtolz. Trug auch eine fatale Atzel und ein falſches Gebiß. Aber ſteht nicht geſchrieben: „Wenn der Teufel hungrig iſt, frißt er auch Fliegen“? Wohl, ſo ſteht geſchrieben und ich heiratete demnach Zebedäum — aus welchem Akkuſativ der geneigte Leſer erſehen kann, daß ich es im Latein glücklich bis zur Abſolvirung der zweiten Deklination gebracht habe.

Ich hätte es eigentlich bei meinem zweiten Manne, was man ſo ſagt, ganz gut gehabt; denn er beſaß nicht nur viele Bücher, ſondern auch ziemlich viele Werthpapiere und er war, wenigſtens mir gegenüber, kein Filz. Aber er hatte neben ſeiner Atzel, ſeinem falſchen Gebiß und ſeiner akademiſch-pedantiſchen Zärtlichkeit noch etwas an ſich, was ihn nachgerade unausſtehlich machte. Er litt nämlich furchtbar an einer in unſerer Zeit bekanntlich nicht ſeltenen Krankheit, an der Rednerkrätze — scabies oratoria nannte einer ſeiner akademiſchen Kollegen das Uebel. Ein ganz heilloſer Zuſtand! Immerfort juckte es den armen Mann, Tag und Nacht rednerte es ihn. Mußte er einmal eine ganze Woche lang das Reden verhalten, ſo kriegte er die Gicht. Dauerte die Verhaltung zwei Wochen, ſo ſchwoll er ordentlich an und auf, ſodaß ich ihm einmal alles Ernſtes vorſchlug, den Böttcher kommen und durch denſelben ihm einen Reifen um den Leib legen zu laſſen, damit er nicht platzte. Es gibt nichts auf Erden und am Himmel, es kreucht und ſleucht nichts, es iſt nichts denkbar oder undenkbar, worüber der arme Zebedäus öffentlich zu reden nicht ſich getrieben und gedrängelt gefühlt hätte. Im verwegenſten Sinne nicht nur, ſondern auch im verwogenſten war er ein Redner für alles. Nichts war ihm zu groß und nichts war ihm zu klein, alles und jedes mußte berednert ſein. Ich habe darauf geachtet und weiß noch jetzt anzugeben, daß er binnen eines halben Jahres ſich öffentlich hören ließ über den bevorſtehenden Vorübergang der Venus vor der Sonne und über rationelle Einrichtung der Hühnerhöfe, über das tragiſche Moment in der Antigone und über Kloakenſpülung, über die Berechtigung des Altkatholiciſmus und über die Nothwendigkeit der Kindergärten, über die Shakſpeareomanie und über die maleriſche Anlage von Düngerſtätten, über das Gottesbewußtſein der Patagonier und über die Schaben- und Wanzenvertilgung, über den Urſchlamm als Weltſchöpfer und über die Verwerthung der Leichdornſchmerzen zur Gemüthsbildung. Die große Frage der Leichenverbrennung durfte er ſich natürlich auch nicht entgehen laſſen. Aber der Eifer, womit er dieſes Problem anfaßte, machte mich abermalen zur trauernden Witib. Nämlich mitten im hinreißendſten Fluſſe ſeiner dritten Leichenbrandrede ging ihm das Gebiß los und gerieth ihm ſo unglücklich in die Athemröhre, daß er Knall und Fall erſtickte. Ich that nur meine Schuldigkeit, als ich ihm einen Grabſtein ſetzen ließ mit der Inſchrift: „Auch er ſtarb für das Vaterland, denn er rednerte ſich buchſtäblich zu Tode. Die deutſche Jugend wird ſeiner eingedenk bleiben.“

Hier aber mach' ich einen Strich.

Denn, Scherz beiſeite, meine dritte Heirat war in der That unter dem Strich.

Ich weiß mich eigentlich nicht mehr ganz genau zu erinnern, wie es zugegangen, daß ich, nachdem die Hinterlaſſenſchaft Zebedäi behufs der Mehrung des Nationalreichthums in Cirkulation geſetzt war, an den berühmten Schriftſteller Arthur Bleiweiß hingerieth oder er an mich. Ich kann mir das allenfalls nur ſo erklären: ich war in der Mode und er war in der Mode und die beiden ſchönen Moden fanden ſich. Freilich haben ſie ſich bei genauerem Zuſehen von nahem lange nicht ſo ſchön gefunden, wie ſie von ferne einander geſchienen hatten. So was ſoll ja öfter vorkommen zwiſchen Eheleuten.

Ich hatte es doch hübſch weit gebracht in der Eitelkeit und Spektakelmacherei, allein mein Herr Gemahl Nr. 3 bewies mir, daß ich im Vergleiche mit ihm nur eine Stümperin ſei. Er war die fleiſchgewordene Reklame, ein geborenes Genie der Blague und Claque. In der Literaturgeſchichte iſt ihm ſchon darum ein dauerhafter Platz geſichert, weil er es geweſen, welcher die Literatur auch in deutſchen Landen zu einem nach allen Regeln des Merkantilſyſtems betriebenen einträglichen Geſchäfte zu machen verſtand. Seine Autorſchaft war kaufmänniſche Berechnung von A bis Z. Er wußte, daß man einem hochzuverehrenden Publikum alles zumuthen darf, nur nicht die Wahrheit. In allen Exceſſen ſeiner Eitelkeit war immer noch ein tüchtig Stück Kalkül. Darum verfehlte ſeine Marktſchreierei ſelten ihres Zieles: man lachte wohl über den Charlatan, ging aber doch immer wieder auf ſeinen Leim. Im übrigen war er ein Knauſer, ſtellte die ungeheuerliche Anforderung an mich, ſeine Wäſche auszubeſſern, behauptete, den Champagner nicht vertragen zu können und eine Idioſynkraſie gegen Seife und Seidenſtoffe zu haben, kurzum, mein dritter Heiratsverſuch war ſehr unglücklich ausgefallen und konnte dieſe Bleiweißerei nicht lange ſo fortgehen.

Ging auch zum Glücke nicht lange ſo fort. Wunderlich iſt aber, daß meine drei Männer gerade daran zu Grunde gegangen ſind, worin ſie am ſtärkſten waren: Egmont am Reiten, Zebedäus am Reden, Arthur am Reklamiren. Ja, ja, ſo werden dem Menſchen ſogar ſeine Tugenden zu Fallſtricken.

Meine Nr. 3 ſchrieb ſeinen weltberühmten Roman „Schneegans und Schneegänſerich, eine patriotiſche Schlafmützenhiſtorie“, und während er mit der rechten Hand daran ſchrieb, ſetzte er mit der linken die Reklame-Maſchinerie in volle Bewegung. Demzufolge war der erſte Band kaum beendigt, als ſchon die vaterländiſche Preſſe in allen Tonarten von dem „epochemachenden“ Hauptbuche „Schneegans und Schneegänſerich“ ſprach. Die Kitzelung der Neugier, die Steigerung des Intereſſes war ſehr geſchickt angelegt.

„Sicherem Vernehmen nach arbeitet Arthur Bleiweiß an einer großen Dichtung von wahrhaft nationalem Gehalt.“ — „Unſer allbeliebter Bleiweiß iſt im Begriffe, ein Werk zum Abſchluſſe zu bringen, welches durch ſeine jugendfriſche Kraft die zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen des Verfaſſers wahrhaft entzücken wird.“ — „Weil uns ein Einblick in die Handſchrift gegönnt war, können wir der Leſewelt die ſtrenge Verſicherung geben, daß der neue Roman unſeres berühmten Bleiweiß alle Vorzüge dieſes eminenten Dichters mit vollendeter Künſtlerſchaft zu einer Generalſalve ſeines Genies zuſammenfaßt.“ — „Das bevorſtehende neue Buch von Arthur Bleiweiß weiß alle Saiten deutſcher Empfindung und Geſinnung anzuſchlagen und dieſe Tonmaſſe meiſterhaft zu einem Akkorde deutſcher Gedankentiefe, patriotiſchen Stolzes und temperirter Freiheit zu vereinigen.“ — „Das Erſcheinen des angekündigten neuen bleiweiß'ſchen Romans darf kühnlich zum voraus nicht nur als ein literariſches und äſthetiſches, ſondern auch als ein ſittliches und ſociales Ereigniß ſignaliſirt werden.“ — „Heute hat in der ſickelſackel'ſchen Officin der Satz von „Schneegans und Schneegänſerich“ begonnen. — „Sicherlich muß es vaterländiſche Hochgefühle erregen, zu erfahren, daß gleichzeitig mit der Ausgabe des Originals der großartigen neuen Dichtung von Bleiweiß Ueberſetzungen derſelben ins Lappiſche, Samojediſche, Oſtiakiſche, Turkmaniſche, Chineſiſche, Japaniſche und Fidſchi-Inſulaniſche erſcheinen werden. Der Univerſalismus des deutſchen Genius manifeſtirt ſich dadurch wieder einmal aufs glänzendſte.“ — „Leider müſſen wir den Hunderttauſenden, welche dem Erſcheinen von „Schneegans und Schneegänſerich“ mit leichtbegreiflicher Ungeduld entgegenſehen, die unliebſame Mittheilung machen, daß infolge des großen Setzerſtrikes die Beendigung des Druckes ſich noch eine Weile verzögern wird.“ — „Sogar ein franzöſiſcher Verleger (hört! hört!) hat ſich, wie wir aus guter Quelle vernehmen, um die Erlaubniß beworben, das ſchon vor ſeinem Erſcheinen mit Recht ſo berühmt gewordene und als klaſſiſch anerkannte Werk unſeres großen Bleiweiß überſetzen laſſen zu dürfen. Welch ein Triumph deutſchen Geiſtes, welcher ſelbſt den Haß des Erbfeindes zu beſiegen weiß!“ — „Die Energie des Verlegers hat alle Hinderniſſe, welche der Drucklegung des letzten Bandes von „Schneegans und Schneegänſerich“ entgegenſtanden, zu beſeitigen gewußt.“ — „Wir können mit Beſtimmtheit anzeigen, daß die bleiweiß'ſche „Generalſalve“ am 1. April losgehen wird. Europäiſchen und transatlantiſchen Widerhalls iſt ſie gewiß.“

Ich bin mitleidig genug, meinen dritten Mann, obzwar er den Champagner nicht vertragen zu können behauptete und gegen Seife und Seidenſtoffe idioſynkratiſch geſinnt war, aufrichtig zu beklagen, daß er dieſen ſo mühſälig präparirten europäiſchen und transatlantiſchen Widerhall ſeiner ſchriftſtelleriſchen Generalſalve nicht mehr zu hören bekam.

Das ging ſo zu, furios genug.

Für den Vorabend der Ausgabe von „Schneegans und Schneegänſerich“ hatte das induſtrielle Genie Arthurs einen ganz neuen Reklameſchwindel in Scene geſetzt, indem er einen rieſigen Luftballon anfertigen ließ. Dieſer ſollte während ſeines Aufſteigens ein Hunderttauſend kleine Plakate des Inhalts: „Morgen erſcheint Schneegans und Schneegänſerich“, herniederregnen und dann, über Stadt und Land hinſchwebend, die Koloſſal-Inſchriften „Schneegans und Schneegänſerich“ auf der einen und „Arthur Bleiweiß“ auf der andern Seite einer Bauſchung im Brillantfeuer ergänzen laſſen. Damit, meinte der große Reklamator, werde er den Rabbi Akiba mit ſeinem ewigen „Alles ſchon dageweſen!“ gründlich abführen. Denn alſo ſei die frohe Botſchaft vom Erſcheinen eines neuen Romans ſicherlich der Welt bislang noch niemals verkündigt worden.

Mein dritter Mann wollte natürlich bei der Operation des Aufſteigenlaſſens ſeines Ballons zugegen ſein und ich ſah mir das Ding auch mit an. Die Füllung des Ballons war geſchehen, alle die übrigen Veranſtaltungen waren getroffen, die Stricke, welche das wie ungeduldig hin und her ſchwankende bauſchige Ungethüm feſthielten, wurden einer nach dem andern gelöſt und mit leiſem Rauſchen ſchwebte es empor. Aber in dieſes leiſe Rauſchen ſchnitt ſcharf und grell ein Angſt- und Schmerzensſchrei hinein: der unſterbliche Schöpfer von „Schneegans und Schneegänſerich“ war mit dem einen Fuß unverſehens in die Schleife eines der Strickenden getreten, das Seil hatte ſich beim Aufſteigen des Ballons plötzlich geſtrafft und der Unglückliche war mit emporgeriſſen worden.

Der Ballon ſtieg und ſtieg mit raſender Geſchwindigkeit. Noch ein paar Verzweiflungsrufe gellten hernieder. Dann wurde der in eine höhere Luftſchicht gelangte Ballon von einem heftigen Südweſt erfaßt und verſchwand nordwärts in der dunklen Unendlichkeit.

So ging ein ſchon bei ſeinen Lebzeiten unter die Klaſſiker deutſcher Nation aufgenommener Autor im unendlichen Raume verloren, ſpurlos verloren.

Weiter brauche ich mich über dieſe unfreiwillige Himmelfahrt nicht auszulaſſen. Sie hat ja bekanntlich ungeheures Aufſehen erregt und iſt bereits als ein tragiſches Nochniedageweſen in der deutſchen Literaturgeſchichte gebucht.

Die patriotiſche Schlafmützenhiſtorie von Schneegans und Schneegänſerich hatte, wie jedermann weiß, einen wahrhaft märchenhaften Erfolg. Eine wirkſamere Reklame für ein Buch als die Verfliegung des Verfaſſers hat es nie gegeben. Der finanzielle Ertrag des Werkes war ſehr beträchtlich und tröſtete mich etlichermaßen über die Einbuße meines verflogenen Dritten. Der Menſch will vor allem leben und das Weinen macht rothe Augenränder, was häßlich iſt. Um alſo meine Trauerthränen nicht trocknen zu müſſen, beſchloß ich lieber gar keine zu vergießen.

Das iſt die mit, wie ich glaube, völlig hiſtoriſcher Objektivität verfaßte Geſchichte meiner Heiratsverſuche. Wenn dieſelben nicht ſehr glücklich ausgefallen ſind, ſo kann ich offenbar nichts oder doch nur wenig dafür. Bin auch vorderhand entſchloſſen, keinen vierten zu riſkiren, ſondern will das Heiraten als einen Nothbehelf für ſpätere Zeiten ſparen.

Dermalen noch bin ich jung und ſchön, geſund und geſcheid und darum will ich leben, leben, leben!

## 6.

Mir war übel zu Muthe, als ich die zu Ende geleſene Handſchrift beiſeite warf.

Ja, ſagte ich mir, das iſt nun ſo eine Schmarotzerpflanze, wie ſie aus dem Grundſchlamm einer Geſellſchaft aufſchießen, deren einziges Evangelium der Kurszettel.

Mit dieſer Nutzanwendung glaubte ich die ganze Erſcheinung und Geſchichte der rothen Dame abgethan für immer.

Aber ich hatte mich geirrt; ich ſollte ihr noch einmal begegnen.

Im Frühjahre begleitete ich einen meiner Kollegen auf einem kurzen Ausfluge, welchen er zum Zwecke der Beſichtigung eines neuangelegten großartigen Fabrikunternehmens machte. Der Beſitzer, welcher meinen Freund kannte, empfing uns ſehr zuvorkommend und ließ uns durch den erſten Aufſeher in der ganzen weitläufigen Anſtalt herumführen.

In der einen Abtheilung befanden ſich die Maſchinenbauwerkſtätten, in der anderen die Baumwollinduſtrieräume.

Als wir nun einen der Spinnereiſäle durchſchritten, prallte ich plötzlich um etliche Schritte zurück: an einem der „Selbſtſpinner“ war die weiland rothe Dame beſchäftigt.

Ja wohl, die „weiland“ rothe Dame. Denn wie war ſie herabgekommen! Bis zum Zuſtand einer Ruine, über deren geborſtene Zinnen und geſchleifte Baſtionen das noch immer üppige, aber vernachläſſigte, nicht mehr goldſchimmernde Haar melancholiſch herabhing, wie die Zweige einer Trauerweide ſo zu ſagen.

Und wie raſch war dieſe traurige Verwandelung vor ſich gegangen!

„Leben, leben, leben!“ Jetzt war dieſes genußdurſtige Leben verlebt, der Taumelkelch zerbrochen und der wüſte Bodenſatz deſſelben umhergeſchüttet.

Sie ſah auf, als ich im Begriffe war, an ihr vorüberzuſchreiten; denn aus Mitleid wollte ich ſie nicht kennen.

Aber ſie erkannte mich und bei dieſem Wiederſehen glomm in ihren ſchwarzumränderten Augen ein dürftiger Funke des flüſſigen Feuers von ehemals auf.

Da meine zwei Begleiter ſich nach mir umwandten, ſo vermied ich, die Fabriklerin anzureden. Wozu ſollte es auch frommen? Aber mein Blick mußte ihr ſagen, daß ich ſie in tiefſter Seele beklagte, trotz alledem und alledieſem.

Sie verſtand mich und ſprach ebenfalls kein Wort. Sie zuckte nur die Schultern und krümmte die Mundwinkel nieder.

Das ſollte wohl heißen: „Es iſt nun ſchon ſo.“

An der Thüre blieb ich einen Augenblick ſtehen, um noch einmal nach der Unglücklichen zurückzuſehen, welche ſich wieder dem Selbſtſpinner zugekehrt hatte.

Wie wird das enden?

Ich wußte kaum, daß ich dieſe Frage laut vor mich hin geſprochen.

„Sie meinen mit der Rothen?“ verſetzte der Aufſeher gleichmüthig. „Natürlich im Spittel und auf dem Secirtiſche des anatomiſchen Theaters.“

# Alles ſchon dageweſen!

Eine Hiſtorie, welche den Fehler hat, zu wahr und zu
lehrreich zu ſein.

„Alles ſchon dageweſen!“ Ja wohl, weiſer Rabbi; aber du hätteſt noch beifügen ſollen: Und alles kommt wieder!

Sprach's und lehnte mich müde in den Stuhl zurück. Denn ich hatte die Mitternacht herangewacht ob der Leſung eines alten Büchleins in klein Quart, alſo betitelt: „Wahrhafftige Hiſtorie, wie das Evangelium zu Münſter angefangen, vnd darnach durch die Wydderteuffer verſtöret, wider auffgehört hat. Darzu die gantze handlung derſelbigen haben, vom anfang bis zum ende, beydes in geiſtlichen und weltlichen ſtücken fleyſſig beſchriben.“ Durch Henricum Dorpium, Monaſterienſem. 1536.

Unzweifelhaft die älteſte Erzählung vom Beginn, Verlauf und Ausgang des wiedertäuferiſch-kommuniſtiſchen Gräuels, ſo in den Jahren 1533—35 zu Münſter in Weſtphalen geſpielt hat. Die älteſte und erſte zuſammenhängende gedruckte Erzählung, meine ich. Denn zerſtreute und oberflächliche Botſchaften von dem Gräuelſpiel waren ſchon während der Dauer deſſelben in Form verſchiedenener „Newer zeittungen“ in die Welt gegangen. Beſagter Heinrich Dorp oder Dorpius, welcher aus ſeinem lutheriſch-orthodox-ſteifen Halskragen heraus die ebenſo lehr- als betrübſame Geſchichte erzählt hat oder erzählt haben ſoll, iſt eigentlich eine etwas mythiſche Figur. Er nennt ſich einen Münſterer und war keiner und er will ſich das Anſehen eines Augenzeugen geben und war auch keiner. Wie ſtark zu vermuthen ſteht, iſt er nur der Hampel- oder Strohmann des heſſiſchen Predigers Dietrich Fabricius geweſen, welcher, was jener berichtet, zu einem guten Theile mit eigenen Augen geſehen hat. *) Uns jedoch kann es einerlei ſein, ob der Verfaſſer des Büchleins Fabricius oder Dorpius hieß. Denn der unbeſtreitbare Werth dieſes Schriftſtückes als einer hiſtoriſchen Hauptquelle bleibt dadurch ganz unberührt. Zumal uns die Mittel geboten ſind, den Verfaſſer zu kontroliren.

---

*) Vgl. C. A. Cornelius: „Berichte der Augenzeugen über das münſteriſche Wiedertäuferreich.“ Geſchichtsquellen des Bisthums Münſter, Band 2 (1853), Vorrede, XI fg. Dieſes verdienſtliche Sammelwerk enthält eine ganze Reihe von Aktenſtücken, unter andern auch die protokollariſchen Bekenntniſſe Jans van Leyden, Knipperdollincks, Krechtings und anderer Wiedertäufer. Sodann in vollſtändigem Druck die „Summariſche ertzelungk und bericht der wederdope und wat ſich binnen der ſtat Monſter zugetragen im jair MDXXXV.“ Dies iſt der hochwichtige, geradezu unbezahlbare Bericht eines Augenzeugen, des Bürgers und Schreiners Heinrich Greſbeck zu Münſter. Seine Erzählung füllt in der Cornelius'ſchen Sammlung 214 Oktavſeiten und der Herausgeber hat ihn treffend alſo gekennzeichnet (Vorrede, 72): „Greſbeck iſt ein Mann aus dem Volke, ungebildet, aber verſtändig, bürgerlich geſinnt, von lebhaftem Geiſt, ein aufmerkſamer Beobachter, voll des behaglichen münſteriſchen Humors. Sein Buch iſt originell, keine Spur einer fremden nachbeſſernden Hand

Wie jedermann weiß, iſt das kulturgeſchichtliche Merkmal des Zeitalters der Reformation dieſes geweſen, daß gegenüber der Phantaſtik des Mittelalters der geſunde Menſchenverſtand wieder zu Ehren zu kommen begann. Freilich nur erſt ſchüchtern genug, aber doch immerhin ſo, daß die mittelalterliche Phantaſiewillkür, obzwar höchſt widerwillig, halb und halb einräumen mußte, es gäbe ſo etwas wie Logik, Einmaleins und Naturgeſetze in der Welt. Daß über all dieſem und anderem Geſundmenſchenverſtändigen die theologiſche Fiktion, das jüdiſch-chriſtliche Dogma, in unantaſtbarer Herrlichkeit und Herrſchaft thronen bleiben müßte, hat bekanntlich die ſogenannte Reformation nicht von fern

---

bemerkbar; er ſchreibt, wie er ſprechen würde.“ Neben den Aktenſtücken, neben Dorp und Greſbeck nimmt Hermann von Kerſſenbroik mit ſeiner im Jahre 1573 vollendeten „Anabaptici furoris Monasterium inclitam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio“ (nur auszugsweiſe, kritiklos und ſchlecht gedruckt bei Mencken, „Script. rer. german.“ III, während die 1771 gedruckte Verdeutſchung ebenſo wenig taugt) eine vorragende Stelle ein unter den quellenmäßigen Auskunftgebern über die Wiedertäufer zu Münſter. L. Ranke hat derſelben bekanntlich das 9. Kapitel des 6. Buches ſeiner deutſchen Geſchichte im Zeitalter der Reformation gewidmet (Sämmtl. Werke, III, 361 ſq.), Karl Haſe das 3. Heft ſeiner „Neuen Propheten“ (2. Aufl.), C. A. Cornelius ein eigenes Geſchichtswerk („Geſch. d. münſt. Aufruhrs“), von welchem aber der 3. und wichtigſte Band zur Stunde noch ausſteht. Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich alles Weſentliche meiner Darſtellung durchweg den Quellen entnommen habe und mich demnach vorzugsweiſe ſtütze auf die Akten und Protokolle, auf Greſbeck, Dorpius, Kerſſenbroik und Lambert („Tumultuum anabapticarum liber unus“, Basil. 1548).

anzuzweifeln gewagt. Sie begnügte ſich, dem Rieſenpopanz ſtatt des römiſchen Meſſegewandes die evangeliſche Prädikantenkutte anzuziehen. Doch war ſchon hiermit eine theilweiſe Ernüchterung von dem tollen Glaubensrauſche des Mittelalters angebahnt oder ſogar vollzogen. Um ſo mehr mußte es dann die Menſchen von damals verblüffen, als mitten in ihre redlichen Bemühungen, ſtatt immerfort zu phantaſiren, zu fabuliren und zu deliriren, wieder einmal zu denken, zu beobachten und zu rechnen, die Wiedertäuferei mit einem wahnwitzigen Satze hineinſprang und erklärte, ſie ſei willens und im Stande, das Märchen von der abſoluten Gleichheit der Menſchen zu verwirklichen und den Traum von einem Eden auf Erden zu einer ſocialpolitiſchen Thatſache zu machen. Sie iſt dann auch mit der ganzen Rückſichts- und Furchtloſigkeit, welche der fixen Idee zu eigen, an die Ausführung ihres Programms gegangen.

Kein Wunder, daß dieſe tollphantaſtiſche, dieſe grellbunte, dieſe zwiſchen dem Lächerlichen und dem Furchtbaren ſchwankende Epiſode der Reformationsgeſchichte zur dichteriſchen Behandlung gereizt hat. Auch eine Oper machte man ja daraus und zwar mit gutem Grunde, denn der Jan Bockelſon war von der Natur ganz auf das Maß eines Opernhelden zugeſchnitten. Von Poeten haben ſich insbeſondere zwei deutſche mit Erfolg ſeiner angenommen: Spindler und Hamerling. Spindlers „König von Zion“ (1837) iſt meines Erachtens das bedeutendſte Werk dieſes Novelliſten, welcher; ſo er nicht das Unglück gehabt hätte, ein Deutſcher zu ſein, von den Deutſchen hochgehalten werden müßte und würde. Der geannte hiſtoriſche Roman gehört mit zu dem Beſten, was überhaupt in dieſer Gattung geſchrieben worden iſt. Spindler at darin das geſchichtliche Charakterbild des dämoniſchen Schneidergeſellen gut getroffen. Hamerling ſeinerſeits machte n ſeinem formſchönen, anſchaulich maleriſchen Hexametergedicht „Der König von Sion“ (1869) den Verſuch, ſeinen Helden n die Sphäre freier Kunſtſchöpfung zu erheben. Ich kann ber nicht finden, daß dieſer Verſuch ſonderlich gelungen wäre. Selbſtverſtändlich will ich dem Dichter das Recht nicht beſtreiten, mit einer hiſtoriſchen Figur die Freiheiten ſich herauszunehmen, welche ihm zur Erreichung ſeines äſthetiſchen Zweckes erforderlich ſcheinen. Aber die Sache iſt, daß Jan Bockelſon als die geſchichtliche Geſtalt, welche er nun einmal iſt, der Idealiſirung — ich meine der wirklichen, nicht bloß opernhaft äußerlichen — durchaus widerſtrebt. Dieſer Miſchmaſch von Komödiant und Fanatiker, von Wüſtling und Henkersknecht, von Narr und Böſewicht erregt keine äſthetiſche Theilnahme. Aus dieſem weltgeſchichtlichen Puſchinell, in welchem der Dämon widerlich mit dem Affen ſich verband, iſt kein Held zu machen. Schon darum nicht, weil ihm, während er vorn eine heroiſche Grimaſſe ſchneidet, der Zopf des Lächerlichen hinten hängt und weil in alle die Orakel des Propheten, in alle die Phantaſmen des Wolkenkukuksheimers, in alle die Wuthſchreie des Tyrannen etwas wie das Gekicher der Selbſtperſiflage hineinklingt.

## 1.

In der Natur, im Menſchenleben, in der Geſchichte wird mitunter aus Kleinſtem Größtes und wächſt das Unſcheinbare zum Ungeheuren empor. Seefahrer wiſſen, daß nicht ſelten aus einer am Horizont auftauchenden Wolkenflocke, welche der Schiffspaſſagier gar nicht bemerkt oder wenigſtens nicht beachtet, binnen etlichen Stunden ein höchſt bedrohliches Sturmgewölke werden kann. Kriminaliſten haben häufig in Erfahrung gebracht, daß ein Mörder ſeine ſpätere Laufbahn ſchon als kleiner Junge begann, indem er zum Spaß Käfern die Flügel ausriß oder Vögeln die Augen ausſtach. Das gedankenlos grauſame Kinderſpiel war das erſte Glied einer Kette, deren letzter Ring vielleicht ein Vater- oder Muttermord. Der Kreuzgalgen, an welchen man in einem verachteten Winkel des römiſchen Weltreiches einen armen verketzerten Reiſeprediger gehangen, wird zum Glaubensſymbol eines neuen Weltalters. Gutenberg hat zur Stunde, wo er ſeine erſte Letternreihe in eine Holztafel ſchneidet, nicht die entfernteſte Ahnung, daß er damit vom ſchlichten Handwerker zum Kulturheros ſich aufſchwingt. Aus dem Theekeſſel Watts ziſcht die Zauberformel, welche den titaniſchen Sohn von Feuer und Waſſer zum Sklaven der Menſchen zähmt. Hinwiederum iſt aus dem kleinen Windei der Petrus-In-Rom-Fabel das rieſige, Erde und Himmel verfinſternde Papſtphantom geſchlüpft und hat ein vorgebliches Grab auf einem der Felſenhügel von Jeruſalem den Anlaß gegeben zur hunderttauſendfältigen Schlächterei der Kreuzzüge.

Bei all dieſem und vielem Aehnlichen müſſen wir uns, wie jedermann wiſſen könnte, wohl hüten, den Maßſtab der Bildung und Anſchauung unſerer eigenen Zeit in Anwendung zu bringen. Allerdings war und iſt der Menſch in ſeinem Weſen immer derſelbe, aber ſeine Vorſtellungen und Gefühle, ſeine Bedürfniſſe und ſeine Leidenſchaften, ſeine Tugenden und ſeine Laſter, ſeine Weisheit und ſeine Narrheit tragen die Färbung der verſchiedenen Entwickelungsſtufen der Menſchheit. Wenn wir heute vornehm oder mitleidig auf die Ketzer- und Judenſchlachten unſerer Vorfahren zurückblicken, ſo werden unſere Nachfahren nicht weniger vornehm oder mitleidig auf die Börſenſchlachten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückſchauen. War denn der Hexenwahn unſerer Altvorderen toller als die Spitzederei unſerer Zeitgenoſſen? Die Formen und Formeln des menſchlichen Aberglaubens wechſeln, der Aberglaube ſelbſt bleibt. Steht in der ganzen unendlichen Liſte mittelalterlicher Kretiniſmen etwas Kretiniſcheres verzeichnet als die Erſcheinung der „Muttergottes von Lourdes“ in unſeren Tagen? Nein! Aber brauchen wir uns darum etwa zum voraus vor unſeren Nachkommen zu ſchämen? Behüte! Wir wiſſen ja, daß auch ſie ihre Spitzedereien, Muttergottesſchnurren und Unfehlbarkeitsſimpeleien haben werden, obzwar vielleicht in anderen Formen und Farben. Das wird jedoch der ganze Unterſchied ſein; denn die Dummheit währet ewiglich.

Damit ſoll, wohlgemerkt! nur geſagt ſein, daß der raſtloſe und unbezwingliche Hang und Drang des Menſchen, die Schranken der Endlichkeit und Wirklichkeit zu durchbrechen, immer und immerfort der menſchlichen Phantaſterei und dem Aberglauben freien Raum ſchaffen wird, der Sache nach gerade ſo, wie es zum Beiſpiel zur Reformationszeit geſchah.

Da iſt um das Jahr 1521 am theologiſch beſchränkten Horizont der europäiſchen Menſchheit eine kleine Wahnwolke aufgeſtiegen, welche in ihrem Schoße den Sturm der Wiedertäuferei barg. Man hätte meinen ſollen, in dem wüſten Wirrſal von theologiſchem Gezänke, wie es dazumal hundertſtimmig durcheinander zeterte, wäre es auf einen abſonderlichen Einfall mehr oder weniger nicht angekommen. Allein das im Handumdrehen aus einer Ketzerei zu einer richtigen Orthodoxie gewordene Lutherthum war nicht gewillt, zu dulden, daß andere Leute auch ketzeriſche Einfälle hätten, und ging daher ſehr entſchieden gegen die wiedertäuferiſchen „Propheten von Zwickau“ vor. Die beiden Wahne platzten auf einander mit jener Wuth, wie ſie den innerhalb der „Religion der Liebe“ ausgefochtenen prieſterlichen Hahnenkämpfen von jeher eigen geweſen iſt. Hierbei wurde das pauliſch-auguſtiniſch-lutheriſche Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben ſchrecklich ſtrapazirt. Aus der Prämiſſe deſſelben zogen nämlich die Brüder Zwickauer den Schluß, daß die

Kindertaufe ein höchſt verdammlicher, des hölliſchen Feuers werther Gräuel ſei. Denn wie ſollte der „alleinſeligmachende Glaube“ in der Seele eines Säuglings zum Bewußtſein kommen? Alſo fort mit der Kindertaufe, welche eine frevelhafte Entweihung des Sakramentes iſt. Nur Erwachſene können und ſollen das „Bad der Wiedergeburt“ empfangen und demnach kommt zur „Wiedertaufe“ ihr alle, die ihr des Heiles eurer Seelen verſichert und in den Bund der wirklich und wahrhaft Wiedergeborenen aufgenommen ſein wollt! Dagegen nun aber die Herren Reformatoren und ihre Anhänger: Ruchloſe anabaptiſtiſche Ketzerei! Schon darum, weil, wer ein Kind ungetauft ſterben läßt, die ewige Verdammniß deſſelben mitverſchuldet. Ergo: die Wiedertäuferei muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Man ſieht, an frommem Eifer hat es weder hüben noch drüben gefehlt, ſondern nur an einem bißchen Vernunft. Aber dieſe Heidin hat ja glücklicherweiſe mit den Myſterien der Dogmatik zu keiner Zeit etwas zu ſchaffen gehabt.

Es bedurfte nur weniger Jahre, um den Anabaptiſmus aus einer dogmatiſchen Schnurrpfeiferei zu einer ſocialpolitiſchen Thatſache von weltgeſchichtlicher Bedeutung zu machen. Woher dies? Daher, daß die Wiedertäuferei raſch zum Vereinigungspunkte von ſektireriſchen Regungen und Strebungen wurde, welche, aus dem Mittelalter herabgekommen, jetzt, inmitten einer allgemeinen Gährung der Gemüther, zu neuen und kühnen Lebensäußerungen ſich erhoben, zu Verſuchen, nicht allein das kirchliche Daſein dogmatiſch und liturgiſch zu reformiren, ſondern auch die Geſellſchaft politiſch und ſocial radikal umzugeſtalten und auf Erden ein angebliches Gottesreich, ein apokalyptiſches Wolkenkukuksheim aufzurichten. Die begehrlichen Phantaſmen der Gütergemeinſchaft und der Vielweiberei hatten ja, wie jedermann weiß, namentlich in der mittelalterlichen Sekte der „Apoſtelbrüder“ ſchon bedenklich geſpukt und zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatte der bedeutendſte Häuptling dieſer Ketzer, Fra Dolcino, mittels Schwertesgewalt dieſes kommuniſtiſche Evangelium in Oberitalien zu verwirklichen geſucht. Es trat demnach in der Wiedertäuferei, wie ſie ſich in dem Trauerſpiele von Münſter zu ihren äußerſten Konſequenzen zugeſpitzt hat, nur ein alter, am Feuer der Reformation neu aufgekochter Wahnwitz zu Tage, und wie bei derartigen Erſcheinungen überhaupt geſchah es auch hier, daß mit naiven Schwärmern und aufrichtigen Fanatikern leichtfertige Genüßlinge und berechnende Halunken zu ungeheuerlichem Thun ſich verbanden.

## 2.

Der guten Stadt Münſter in Weſtphalen, welche ſich heutzutage rühmt, einer der Hauptſitze römiſcher Finſterniß zu ſein, würde man es nicht anſehen, daß vor Zeiten innerhalb ihrer Mauern die Jakobiner der Reformation, die Wiedertäufer, ein Feuer angezündet haben, welches in grellſter, wildeſter Flackerglut emporgelodert iſt. So hoch und ſo roth, daß die entſetzten Bewohner der „rothen Erde“ vor der unerträglichen Blendung eine Zuflucht im mittelalterlichen Kloſterdunkel ſuchten, aus welchem ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder ſich herausgewagt haben.

Wunderſamer Kontraſt, daß gerade auf dieſem Stücke deutſchen Bodens, auf dem die beharrungszäheſten, konſervativſten Menſchen wachſen, der tollgewordene Geiſt der Revolution des ſechzehnten Jahrhunderts ſeine wüthendſten Fratzen ſchnitt. Aber freilich, die guten Münſterer machten den wüſten Wirbeltanz nur mit, welchen Fremde aufſpielten und vortanzten. Immerhin bleibt es denkwürdig, daß die Wiedertäufer, deren

Fanatiſmus und Energie durch die grauſame, von ſeiten der römiſchen und proteſtantiſchen Pfaffheit, der geiſtlichen und weltlichen Machthaber über ſie verhängte Verfolgung zur Siedhitze gebracht worden, dieſe Stadt zur Stätte ihrer weltgeſchichtlichen Orgie wählten, welche der Sache der Reformation bekanntlich unberechenbaren Schaden zugefügt hat. Der unſelige Ausgang des Bauernkrieges, einer durchaus berechtigten Bewegung, hatte dargethan, daß die Zeit des Volkes noch nicht gekommen war. Das Trauerſpiel von Münſter aber war in ſeinem ganzen Verlaufe nur allzu ſehr geeignet, das Verhalten der Fürſten, Junker und Pfaffen gegen die beſiegten Bauern, das heißt, gegen das „Volk“ von damals, ſcheinbar vollſtändig zu rechtfertigen. Es iſt und bleibt eben immer die alte Geſchichte, daß es nämlich keine ärgeren Feinde und Schädiger der Freiheit und des Vorſchrittes gibt als die leichtfertigen und lüderlichen Gaukler und Schwätzer, welche die Wahnträume ihres eigenen verbrannten Gehirns der urtheilsloſen Menge als wünſchenswerthe und leicht zu verwirklichende Möglichkeiten vorlügen.

Es iſt ſehr charakteriſtiſch für das zu Münſter auflebende Wiedertäuferſtück, daß in der Geneſis deſſelben ein emancipirtes, das heißt zuchtloſes Weib vorkommt, die Frau des aus Leipzig übergeſiedelten Syndikus Wiggers. Neben anderen Männern lockte ſie auch den lutheriſchen Prediger Bernhart Rothmann in das Netz ihrer buhleriſchen Künſte. Der genannte Prädikant, ein begabter und humaniſtiſch gebildeter Mann, war die Seele der proteſtantiſchen Partei der Stadt, welche zu Anfang des Jahres 1533 ſo ſehr das Uebergewicht über den katholiſch gebliebenen Theil der Bürgerſchaft erlangt hatte, daß der Fürſtbiſchof von Münſter und Osnabrück, Graf Franz von Waldeck, am dreizehnten Februar förmlich und feierlich einen Vertrag mit der Stadtgemeinde einging, kraft deſſen das evangeliſche Bekenntniß in Münſter frei gepredigt und geübt werden durfte. Item ſollten den Evangeliſchen ſechs Kirchen eingeräumt werden, der Dom dagegen ſollte dem römiſch-katholiſchen Kult verbleiben, wie auch dem Domkapitel alle ſeine Beſitzungen und Rechte vorbehalten blieben und die Stadt ihrerſeits gelobte, dem Fürſtbiſchof als ihrem rechten Herrn hold, treu und gewärtig zu ſein und zu bleiben. Dieſes Abkommen ſtellte ſich freilich bald als ein bloßer und zwar ſehr gebrechlicher Waffenſtillſtand heraus und war das erſte Symptom des bevorſtehenden Bruches die Erneuerung des Rathes der Stadt, aus welcher Behörde die patriciſchen und katholiſchen Elemente durch kleinbürgerliche und eifrig-proteſtantiſche verdrängt wurden, deren Eifer jedoch gar bald auch nicht mehr eifrig genug befunden ward. Wer mitſchwindeln will in einem ſo recht ins Schwindeln gekommenen Schwindel, darf keinen Augenblick innehalten und ſtillſtehen, ſondern muß mit Maul und Fuß ſtets bei der Hand ſein, ſeine lieben Mitſchwindler zu überſchwindeln.

Der Bernhart Rothmann hat das auch erfahren, obzwar ihn auch noch ein anderes Motiv auf den Schmutzweg der Wiedertäuferei getrieben haben mag. Denn des armen Hahnreis Wiggers wunderſames Weib — „conjugem mirabilem“ hat ein Zeitgenoſſe die Frau genannt — hatte es ihm angethan, ſodaß er, nachdem ihr Gatte gelegentlich geſtorben, ſich mit ihr verheiratete. Die Katholiken in Münſter ſagten freiſam, die notoriſch buhleriſche Frau hätte, von wilder Leidenſchaft für Rothmann entbrannt, ihrem erſten Gatten Gift gemiſcht. Allein dies Gerede vermochte gegen die große Popularität, deren Rothmann bei ſeinen Glaubensgenoſſen ſich erfreute, nicht aufzukommen: die Proteſtanten ſtrömten ſcharenweiſe zu ſeiner Hochzeit, glückwünſchend und geſchenkebringend. Trotzdem durchſickerte das Giftgerücht allmälig die öffentliche Meinung dergeſtalt, daß der Prädikant merkte, ſein Ruf müßte in den Augen ehrenfeſter Männer und ſittſamer Frauen doch einen Oelflecken bekommen haben, und nun ſchien ihm gerathen, dieſen Makel dadurch abzuwiſchen oder auszubrennen, daß er ſich von der evangeliſchen Lehre, wie Luther und Melanchthon ſie verſtanden und verkündigten, allmälig den weitergehenden reformiſtiſchen Doktrinen und Forderungen anſchloß. Er wollte, wenn ich ſo ſagen ſoll, die bewieſene Gemüthsſchwäche im Glaubensfeuer des Fanatiſmus härten. Die Wiedertäuferei lag aber in der Luft der Zeit und bald ſollte es kund werden, daß der Oberprädikant von Münſter dieſelbe in vollen Zügen eingeathmet habe. Zunächſt erklärte er ſich in draſtiſcher Weiſe gegen die lutheriſche Abendmahlslehre. Dorp erzählt: „Er brach ſemel in ein groſe breite ſchüſſel, gos wein darauff, und nachdem er die wort des Herrn vom nachtmal dazu geſprochen hatt, hies er die, ſo des Sacraments begerten, zugreiffen und eſſen.“ Hiervonerhielt der Mann den Spitznamen Stutenbernt, das iſt Semmelbernhart, weil die Semmeln im münſterer Platt Stuten heißen. Dann weigerte er ſich der Kindertaufe und ſchalt dieſelbe einen „Gräuel vor Gott". Gegen das Ende des Jahres 1533 zu war der Stutenbernt ſchon ein ſo richtiger Wiedertäufer, als nur jemals einer im Buche geſtanden hat, und ſeine Beredſamkeit verlockte mehr und mehr den großen Haufen auf den Irrweg, welchen er ſelber eingeſchlagen und auf welchem er in dem Mann einer reichen Frau, in dem Tuchhändler Bernt Knipperdollinck, einen gleich heftig ausſchreitenden Mitwanderer gefunden hatte.

Knipperdollinck, berichtet uns Greſbeck, „was ein treiſt und ein ſtolt man, könne und drieſte was er von ſinnen." Weit in der Welt herumgekommen, hatte er zahlreiche Verbindungen mit Wiedertäufern angeknüpft und ſein behagliches Haus wurde die erſte Heimat der Wiedertäuferei in ſeiner Vaterſtadt. Ohne irgendwie durch geiſtige Begabung hervorzuragen, beſaß er jene halb brutale, halb launige Sprechweiſe, welche der Menge gefällt. Offen wie ſein Haus war auch ſeine Hand, welche ja nicht durch eigene Arbeit gefüllt zu werden brauchte, und es kam ihm nie auf ein paar Kannen mehr an, um die Kehlen ſeiner Bewunderer gehörig anzufeuchten. Für Wirthshauspolitik hatte er ein nicht gemeines Talent, und maßen er ſich ſeinen lieben Mitbürgern als einen ganz und gar ſelbſtloſen Biedermann aufzuſpielen wußte, ſo hatte er die Mehrzahl derſelben bald in den Taſchen ſeiner Pluderhoſen. Der Mann war übrigens vom Ehrgeize verzehrt und gehörte zu jener doppelt gefährlichen Klaſſe von Fanatikern, welche mit dem Fanatiſmus eine gewiſſe Schalkheit verbinden und, unfähig, die erſte Rolle in einem Revolutionsdrama durchzuführen, in der zweiten oder dritten ſich um ſo breiter und furchtbarer zu machen ſuchen. Solche Geſellen, mit einer ausgeſprochenen Idioſynkraſie gegen alle geregelte Thätigkeit, gegen alle Arbeit behaftet, wollen um jeden Preis mitthun, mitregieren. Sie meinen es auch anfangs nicht ſo übel, aber ſchließlich kommen ſie, weil ohne allen ſittlichen Halt, ganz leicht dazu, jeden, welcher nicht ihrer Meinung zu ſein ſich unterſteht, in aller Gemüthlichkeit todtzuſchlagen. Selbſtverſtändlich verſäumen ſie auch nie, ihren eigenen höchſt perſönlichen Gelüſten und Anſprüchen das mit den Schlag- und Stichworten des Tages gleißend geſtickte Mäntelchen der Zeitmode umzuhängen. Zur Zeit der franzöſiſchen Terroriſten wäre Bernt Knipperdollinck ein wüthender Anhänger Marats geweſen und hätte „Liberté, égalité et fraternité ou la mort!“ gebrüllt; zur Zeit Luthers war er der „Schwertträger“, das iſt der Oberhenker des Jan Bockelſon und brüllte: „Die Wiedertaufe und das Reich Gottes oder Tod allen Ungläubigen!“ Das hatte noch den nicht gering anzuſchlagenden Vortheil, daß die Knipperdollinckerei ſich den Anſchein eines religiöſen Apoſtolates geben konnte, was natürlich auf die gläubige Dummheit die gehörige Wirkung übte. Daß dieſe nach Wundern und Zeichen lechzende gläubige Dummheit in Münſter dazumal maſſenhaft vorhanden geweſen, unterſteht gar keinem Zweifel. Das will ſagen, daß nicht nur eine Anzahl, ſondern die ungeheure Mehrheit der münſterer Wiedertäufer in gutem Glauben das neue Evangelium hin- und annahm. Der ehrliche Greibeck bezeugt das ſo: „Ein deil von den wiederdopers meinden anders nicht, al dat die propheten deden und ſachten, dat hebben ſie von Got, dat in dat Got openbairt.“

An „Propheten“ aber war fürwahr kein Mangel. Sowie es kundgeworden, daß die anabaptiſtiſche Schwarmgeiſterei durch Knipperdollincks und des Stutenbernts Bemühungen in Münſter feſten Fuß gefaßt hätte, konnte man das bibliſche Wort: „Wo ein Aas liegt, da ſammeln ſich die Geier“, auf die Stadt anwenden. Wiedertäuferiſche Pilger wallfuhren von allen Seiten herbei und namentlich wurde Münſter ein Wanderziel für die Bekenner der Wiedertaufe in Holland und Friesland. Sie kamen immer zahlreicher, nachdem die Thatſache, daß die erſten Ankömmlinge durch die Fürſorge Knipperdollincks und Rothmanns gar gaſtlich beherbergt und beköſtigt worden, ihre Wirkung gethan hatte. Mit zu den erſten Einwanderern gehörten Jan Bockelſon und ein gewiſſer Gerit. Sie langten, von dem Oberpropheten der holländiſchen Wiedertäufer als „Apoſtel“ entſandt, am 13. Januar 1534 in Münſter an. Unlange darauf machte ſich dieſer Oberprophet, Jan Matthys, ſeines Zeichens ein Bäcker zu Harlem, allerhöchſt eigenfüßig nach dem weſtphäliſchen Wiedertäufer-Zion auf den Weg und brachte ſeine junge ſchöne Frau Divara oder Diewer mit, eine Blondine mit feurigen Blauaugen und einer weißen Sammethaut, nur ein bißchen zu holländiſch plaſtiſch geformt, eine Schönheit alſo von jenem Schlage, wie ſie Rubens ſpäter ſo gern gemalt hat.

Jan Matthys, welcher ſich die blonde Divara in vorweggenommener mormoniſcher Weiſe „angeſiegelt“ hatte, während ſeine rechtmäßige Ehefrau noch lebte, muß allem nach einer jener Fanatiker geweſen ſein, welche an den Lügendunſt, den ſie anderen vormachen, ſelber feſt glauben und ebenſo bereit ſind, für ihren Wahn zu ſterben, als andere dafür ſterben zu machen. Ein richtiger, das heißt, ein aufrichtiger Petroliker von damals demnach. Wenn ſeinem Jünger Bockelſon zu glauben, war Matthys der Mann, welcher zuerſt den Geiſt der Rebellion und des Blutes in die Wiedertäuferei gebracht hat. In einem ſeiner Verhöre hat nämlich der Exkönig von Zion ſeinen Meiſter als den bezeichnet, „der anfencklich den gebruich des ſchwertz und gewalt widder die obricheit have ingefort und gefurdert“. Wie in anderem ließ jedoch der Jünger den Meiſter auch hierin bald weit hinter ſich. Bockelſon ſyſtematiſirte die wilden Inſtinkte des fanatiſchen Bäckers von Harlem, er brachte Methode in den grauſamen und wollüſtigen Wahnwitz der Wiedertäuferei.

Wer war nun dieſer Menſch? Dem Protokolle ſeines am 25. Juli 1535 zu Dülmen beſtandenen Verhörs zufolge hat er über ſeine Perſönlichkeit folgende Auskunft gegeben. Er war zu Leiden in Holland geboren und aufgefüttert („upgefuedet“). Dem Unterſchulzen Bockel zu Soevenhagen bei Leiden hat bei Lebzeiten von deſſen Ehefrau die leibeigene Magd Alit den Jungen geboren. Der Vater ſcheint für den Bankert nach Möglichkeit geſorgt zu haben. Jan ging zu Leiden in die Schule und lernte dann die Schneiderei („dat ſnider ampt“). Seine Wanderſchaft als Schneidergeſelle führte ihn nach England und Flandern. Heimgekehrt, ließ er ſich dann in ſeiner Geburtsſtadt nieder. Aber ſein

Sinn war nicht bei der Elle, der Scheere, der Nadel und dem Bügeleiſen. Die Unraſt der Zeit war auch in den Schneider gefahren. Er fühlte ſich zu Beſſerem, zu Höherem beſtimmt und verfolgte dann richtig dieſe ſeine Beſtimmung, welche ihn höher und immer höher hinaufführte: auf das Theater, auf die Prophetenkanzel, auf einen Schwindelthron und ſchließlich auf das Schaffot. Als der hübſche und gewandte Burſche, welcher er war, gewann er die Zuneigung der wohlhabenden Witwe eines Schiffmanns, heiratete ſie und fing mit den ihm zugebrachten Mitteln ein kaufmänniſch Gewerbe an. In deſſen Betreibung that er weite Reiſen, nach dem Norden zu bis gen Lübeck, ſüdwärts bis nach Liſſabon. War aber, ſcheint es, ein ſchlechter Handelsmann, kam nicht vorwärts in ſeinem Geſchäfte, ſondern entſchieden zurück. Fing daher ein anderes an, that das Wirthshaus „Zu den drei Häringen“ in einer Vorſtadt von Leiden auf und ſorgte mittels allerhand Schnurrpfeiferei dafür, daß es luſtig herging in dieſer Pintenſchänke. Er ſpielte den Wirth ganz vortrefflich, denn er war ja ein geborener Komödiant. Daher that er ſich auch bald hervor unter den „Rederijkern“ von Leiden und machte in der dortigen „Kamer van Rethorika“, das heißt, in der Gilde der leidener Reimſchmiede, Deklamatoren und Liebhabertheaterſpieler, eine vortretende Figur. Hier, unter den „Geſellen van den Spele“, mag er ſich die Bühnenſicherheit, den theatraliſchen Schick und Takt erworben haben, womit er ſpäter den Propheten, den König, den Märtyrer agirte. Denn dieſer Mann ſpielte alles und gerade daraus erklärt ſich ſein blendender Erfolg. Die

Menſchen und die Völker wollen ſchlechterdings, daß man ihnen etwas vorgaukle; vermöge ihrer Erbſünde, das heißt, vermöge ihrer angeborenen Nichtswürdigkeit, lieben ſie die Lüge und den Schein und haſſen ſie die Wahrheit und das Weſen. Wer ſie verblenden kann, der hat ſie.

Außer ſeiner Vervollkommnung als Komödiant trug Jan aus der leidener Rederijker-Kammer noch etwas davon, die religiöſe Oppoſitionsſtimmung, wie ſie ja in dieſen niederländiſchen Meiſterſingerſchulen ſchon frühzeitig daheim geweſen war. Gar keine Frage, Bockelſon iſt von der religiöſen An- und Aufſpannung der Zeit ebenfalls ſtark ergriffen geweſen und ſeine ungezügelte Phantaſie mußte an den wiedertäuferiſch-chiliaſtiſchen Träumereien und Wahngebilden großes Wohlgefallen finden. Er, der luſtige Schänkwirth, vertiefte ſich in die Leſung der Traktate des wiedertäuferiſchen Orakelers Melchior Hofmann aus Schwäbiſch-Hall, eignete ſich auch den Inhalt der Bibel an und gelangte auf dem Wege ſolcher Studien glücklich zum „Gnadendurchbruch“. Einmal ſo weit, pilgerte er zum Jan Matthys nach Harlem und empfing zur Herbſtzeit von 1533 von dieſem Propheten die Wiedertaufe und das Apoſtelamt. Ob er von vornherein gewillt geweſen, daſſelbe zur Unterlage zeitlichen Gedeihens zu machen, ob er ſeine neugebackene Gottſeligkeit aus demſelben Geſichtspunkte betrachtet habe, aus welchem hundert Jahre ſpäter der holländiſche Nationaldichter Jakob Cats die ſeinige anſah, indem er reimte:

„Es iſt die beſte That, des Lobes werth, auf Erden
Gottſelig ſein und auch dabei noch reich zu werden“

wer möchte das beſtimmt bejahen oder verneinen? Aber gewiß iſt, daß in dem angehenden Propheten, welcher Weib und Kind verließ, um nach Münſter zu wandern, eine maßloſe Eitelkeit wühlte und eine heiße Ehrſucht gohr, welche, bis zum Größenwahnſinn geſteigert und verbunden mit den entzügelten Gelüſten einer wilden Sinnlichkeit, den Mann vorwärts ſpornte auf ſeiner verderblichen Bahn.

Die Natur hatte ihm die Mittel verliehen, die Eingebungen ſeiner Phantaſie zu verwirklichen und den Forderungen ſeiner Leidenſchaften genugzuthun. Noch nicht ganz fünfundzwanzigjährig, ſtand er in der Blüthe ſeiner Männlichkeit. Schlank, ſtattlich und ſchmiegſam von Geſtalt und von anmuthiger Geſichtsbildung, beſaß er jenen einſchmeichelnden und zugleich beherrſchenden Blick, welcher den Frauen ſo wohlgefällt. Ueberhaupt, die Weiber hatte er weg. Hatte ſie ſo ſehr weg, daß ihm ſeine verlaſſene Ehefrau auch dann noch, als ſie erfahren, daß der vielſeitige Treuloſe nicht weniger als ſechzehn andere ſich angeſiegelt habe, eine innige Zuneigung bewahrte. Wer aber die Weiber hat, der braucht ſich um die Männer nicht ſehr zu ſorgen, maßen die beſſere Hälfte der Menſchheit die ſchlechtere von ſelber nachzieht. Es war und iſt daher ganz in der Ordnung, daß namentlich Religionenſtifter und Propheten ihr Abſehen zunächſt auf das ſchönere und, wie geſagt, beſſere Geſchlecht richteten und richten. Auch unſer Jan that ſo und es iſt zweifellos, daß ſein Auftreten und Gebaren in der Frauenwelt von Münſter für das wiedertäuferiſche Kredo reißende Propaganda machten. Alles zuſammengehalten, muß man daher in dem Schneider von Leiden einen Mann erkennen, deſſen ganze Perſönlichkeit, deſſen Gaben und Talente über das menſchliche Durchſchnittsmittelmaß beträchtlich emporragten. Einer ſeiner redlichſten und urtheilsfähigſten Zeitgenoſſen, der um 1545 verſtorbene Chroniſt Sebaſtian Frank, hat von dem Wiedertäuferkönig geſagt, daß er „von Angeſicht, Perſon, Geſtalt, Vernunft ein redſprech, rahtweiß, anſchlegig, an Behendigkeit, unerſchrockenem ſtolzen Gemüt, von künen Taten und Anſchlegen ein edel wohlgeſchickt und wunderbarlich Mann ſei geweſen“. Das hieß nun freilich den Mund ſehr voll nehmen und iſt dabei in Anſchlag zu bringen, daß Frank ein abgejagter Feind des raſch zum unduldſamen und verfolgungsſüchtigen Dogmatiſmus verknöcherten Lutherthums war. Aber ein genialer Schwindler war Jan Bockelſon ſchon, das läßt ſich nicht beſtreiten. Er mag wohl auch vom Schmerze der Kreatur im Innerſten angefaßt und vom Weh ſeiner Zeit lebhaft ergriffen geweſen ſein. Aber über allem ſeinem Fühlen, Denken und Thun ſchwebte doch immer beſtimmend und beherrſchend das Gaukleriſch-Eitle ſeiner Natur, die Sucht, um jeden Preis eine glänzende Rolle zu ſpielen, die Wuth, zu herrſchen, zu ſchwelgen und, wenn nöthig, zu morden. Vielleicht kennzeichnet man ihn am treffendſten, wenn man ihn den Laſſalle des 16. Jahrhunderts nennt.

## 3.

Die Wiedertäuferei war eine mit Blut und Feuer geſchriebene Gloſſe zu dem in der ſogenannten Weltgeſchichte bekanntlich unzählig oft wiederkehrenden Thema: „Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage.“ Der Anabaptiſmus hat das religiöſe Princip der Reformation ins Myſtiſche, Schwärmeriſche, Fanatiſche hinaufgeſchwindelt und alles Ernſtes gefordert, daß die apokalyptiſch-tollen Träume von einem „tauſendjährigen Reiche der Heiligen“ verwirklicht werden müßten. In politiſcher und ſocialer Beziehung war die Wiedertäuferei vorweggenommener Maratiſmus und Babeufiſmus; denn ſie ging darauf aus, die Geſellſchaft in einen wüſten Trümmerhaufen zu verwandeln, um auf ſolcher Grundlage eine phantaſtiſch kommuniſtiſche Schreckensherrſchaft mit Gütergemeinſchaft, Vielweiberei und allem ſonſtigem Zubehör eines „menſchenwürdigen Daſeins“ aufzurichten.

Laßt uns zuſehen, wie das auf der rothen Erde für eine Weile gelungen iſt und welchen Verlauf und Ausgang das Abenteuer hatte.

Schon in den erſten Wochen des Jahres 1534 zeigte die alte Stadt Münſter eine weſentlich veränderte Phyſiognomie. Eine Menge von fremden Geſichtern machte ſich in den Gaſſen bemerkbar. Man ſah auffallend viele in Grau und Schwarz gekleidete Männer und man ſah auch viele Frauen, welche, ſtatt die in Münſter bräuchlichen Kopftücher („hoevet doich“) zu tragen, die Kapuzen ihrer „Muſchen“ über die Haare gezogen hatten. Allwo dieſe Männer und Frauen ſich begegneten, faßten ſie ſich bei den Händen, küßten ſich auf den Mund und der oder die Küſſende ſagte: „Lieber Bruder (oder: Liebe Schweſter), der Friede Gottes ſei mit dir!“ Worauf der oder die Geküßte: „Amen!“ Das war die Loſung und das Erkennungszeichen der Wiedergetauften.

Denn das Werk der Wiedertaufe war bereits in vollem Gang und Zug. Die Predigten des Meiſters Jan Matthys und ſeines Lieblingsapoſtels Jan Bockelſon hatten mächtig gewirkt. Die beiden Propheten predigten aber auch, wie der jetzt vollſtändig verſchwarmgeiſterte Stutenbernt an die Wiedertäufer der umliegenden Ortſchaften ſchrieb, „das Wort Gottes mit unglaublicher Lieblichkeit“. Was wunders, daß die Frauenwelt ſolcher „Lieblichkeit“ nicht zu widerſtehen vermochte? Zunächſt ergriff der heilige Veitstanz die „Bräute Chriſti“. Die Nonnen von Sankt-Aegidi und darauf auch die von Overat verſpürten einen unwiderſtehlichen Drang nach der Wiedertaufe und nebenbei auch nach der Ehe, deren Beſchwerniſſe — ſagt unſer Augenzeuge naiv — ſie ja nicht kannten. Die fromme Neugier trieb mehr und mehr der Frauen und Mädchen in die wiedertäuferiſchen Konventikel und den Frauen und Mädchen folgten mälig Männer und Jünglinge. Denn ſo iſt die Ordnung der Natur, daß, wo Gänſe und Gänschen vorhanden, es niemals an älteren und jüngeren Gänſerichen fehlen wird.

Noch hatten die Wiedertäufer lange nicht die Mehrheit in der Stadt, aber ihr Weizen war doch in ſaftigem Wachſen. Schon war es ſo weit, daß innerhalb der Ringmauern von Münſter das Anſehen und die Befehle des Biſchofs, des rechtmäßigen Landesherrn, mißachtet werden konnten. Die Bemühungen des Rathes, der Wiedertäuferei Abbruch und Einhalt zu thun, fielen ebenfalls ganz kläglich aus. Der Verſuch, mittels Herbeiziehung des heſſiſchen Prädikanten Dietrich Fabricius die Proteſtanten Münſters im orthodoxen Lutherthume zu ſteifen, mißlang völlig. Weiber ſchalten den Heſſen: „Der kann nicht einmal münſteriſch reden!“ und halbwüchſige Mädelchen wußten auf offenem Markte mit Anſpielung auf die lutheriſche, durch Fabricius vertretene Abendmahlslehre Spottreden zu führen von „dem heſſiſchen Gotte, ſo da eßbar ſei“. Allnächtlich gingen die wiedertäuferiſchen Buß- und Bekehrungsrufe durch die Gaſſen und am 7. Februar liefen Wiedertäufer und Wiedertäuferinnen in der Stadt herum, fiſtulirend: „Wehe, dreimal wehe! Thut Buße und nehmt die Taufe, ſo ihr der Rache des Herrn entgehen wollt; denn ſein Tag naht eilends heran.“ Ein Schneider, welcher es ſeinem Kollegen Bockelſon gleichzuthun ſich abzappelte, ſah den himmliſchen Vater in den Wolken und ſchrie wie beſeſſen den Leuten zu, ſie ſollten ſich unzögerlich taufen laſſen, falls ſie der ewigen Pein entgehen wollten. Schon am folgenden Tage wurde auch offenbar, daß die Lehre des Bäckers von Harlem, gegen dem wiedertäuferiſchen Heile widerſtrebende Obrigkeiten ſei mit Gewalt vorzugehen, auf fruchtbaren Boden gefallen war. Denn an dieſem achten Februartage brachen die Wiedertäufer in offene Rottirung aus. Sie ſammelten ſich auf dem Marktplatze, bemächtigten ſich des Rathhauſes und nahmen die dort aufbewahrten Waffenvorräthe weg. Knipperdollinck erging ſich in viſionären Raſereien und die Verſammelten erhitzten ſich gegenſeitig mehr und mehr. Es ſah ganz ſo aus, als wollten die Wiedertäufer ſchon heute gewaltſam der Stadt ſich bemächtigen. Der Verſuch unterblieb indeſſen, denn die beiden Jane, die Propheten, welche hinter den Kuliſſen die Drähte, an welchen die rottirenden Marionetten befeſtigt waren, leiteten, waren „klug wie die Schlangen“, das heißt, ſie entſchieden, der Tag, „die Tenne vom Unkraute zu reinigen“, ſei noch nicht gekommen. Sie hatten eingeſehen, daß ſie aus der Minderzahl erſt zur Mehrzahl werden müßten.

Die Mehrzahl der Bewohnerſchaft von Münſter, den Rath inbegriffen, handelte an dieſem Tage ebenſo thöricht, unſchlüſſig und feig, wie in unſerer Zeit am 18. März 1871 die ungeheure Mehrheit der Bewohnerſchaft von Paris gehandelt hat. Wie an dieſem Märztage die pariſer Kommuniſten mit Leichtigkeit hätten erdrückt werden können, gerade ſo an jenem Februartage die münſterer Fanatiker. Hier wie dort war man dumm und läſſig genug, das Feuer nicht auszutreten, und dort wie hier wurde daſſelbe dann zu einer verheerenden Brunſt.

Schon waren die gegen das wiedertäuferiſche Unweſen geſtimmten Bürger in Wehr und Waffen getreten, ſchon war auf Anordnung des Rathes der Marktplatz abgeſperrt und mit Geſchützen umſtellt, ſchon hatte auch der Biſchof von ſeinem Schloſſe zu Telgte Botſchaft hereingeſandt, daß er mit ſeinen Reiſigen der Bürgerſchaft zur Hilfe zu kommen im Begriffe ſei, kurz, alles war zu einem tüchtigen Schlage bereit, als einer jener zu aller Zeit vorkommenden Vermitteler, welche einen unwiderſtehlichen Kitzel fühlen, Weiß und Schwarz zu einem unerſprießlichen Grau zuſammenzumantſchen, dazwiſchentrat. Diesmal war der Mantſcher jener heſſiſche Prädikant Fabricius, welcher, um ſich im ganzen Glanze chriſtlicher Liebe und Verſöhnlichkeit ſehen zu laſſen, die Nichtwiedertäufer zu beſtimmen ſuchte und wußte, Frieden zu halten. Daß er damit durchdrang, dürfte einen oder wohl den Hauptgrund darin gehabt haben, daß etliche Mitglieder des Rathes der Wiedertäuferei ſchon heimlich zugeneigt waren und andere die Beſorgniß hegten, der Ausbruch des Kampfes zwiſchen den Bürgern von Münſter könnte dem Biſchof Gelegenheit geben, der Stadt ſich zu bemächtigen, was alle proteſtantiſch Geſinnten verhindert ſehen wollten. Genug, die Gunſt des Tages und der Stunde wurde ſchmählich verpaßt, an die Stelle energiſchen Handelns trat ſchwächliches Verhandeln und dieſes führte zu einem Kompromiß, kraft deſſen die Glaubensfreiheit innerhalb der Stadt gewährleiſtet und beſtimmt wurde, daß niemand in ſeinem Gewiſſen und in ſeinem Beſitze geſtört werden und daß männiglich der Gewaltſamkeit entſagen und der Obrigkeit gehorchen ſolle. Der Fürſtbiſchof hatte, vor dem Thore angelangt, daſſelbe verſchloſſen gefunden und mit ſeinen Reitern wieder hingehen müſſen, woher er gekommen.

Natürlich war das nur ein ganz fauler Friede, der ausſchließlich den Wiedertäufern zu gute kommen konnte. Die Domherren und andere katholiſche Patricier wußten wohl warum, als ſie ſich nach dem achten Februar von dannen huben. Auch die Wiedertäufer wußten warum, als ſie dazumal eine Schrift ausgehen ließen, worin ſie ſagten: „Unſere Angeſichter wurden ſchön von Farbe.“ Sie fühlten ihre Stärke und daß bei ihnen, bei welchen der Muth war, bald auch die Macht ſein würde. Den geſchloſſenen Frieden betrachteten ſie als einen Waffenſtillſtand, welchen ſie gerade ſo lange einhalten wollten, als ſie mußten. Sie waren der Zukunft, der nächſten ſchon gewiß. Ekſtatiſche Weiber ſchrieen auf den Gaſſen „Mirakel! Mirakel!“ und hüpften dazu, „als wollten ſie fliegen“. Kinder thaten weiſſagende Mäuler auf und ſangen: „Niemals iſt auf Erden größere Freude geweſen!“ Der Unſinn marſchirte prächtig.

## 4.

Noch in demſelben Monat Februar von 1534 kam die Gewalt in Münſter von rechtswegen, ſo zu ſagen, in die Hände der Wiedertäufer und konnte das um ſo leichter geſchehen, als ja von den angeſeſſenen Bürgern eine immer größere Zahl der Vaterſtadt den Rücken kehrte. An Erſatz fehlte es aber nicht: für jeden auswandernden Münſterer kamen mindeſtens drei fremde Zuzügler herein. Denn der Stutenbernt hatte in die Nähe und in die Ferne einen „Poſaunenruf“ ausgehen laſſen, daß männiglich und weibiglich, ſo da des zeitlichen und ewigen Heiles froh werden wollte, ſich aufmachen ſollte zu den Gezelten Iſraels, zu wohnen in dem neuen Jeruſalem. Das zog. So etwas brauchte man der heiligen und der unheiligen Geſindelſchaft nur zu ſagen. Das Menſchenſpülicht ſtrömte nur ſo zu den Thoren herein: Männer, die ihrer Weiber, und Weiber, die ihrer Männer überdrüſſig waren, fühlten plötzlich ein Lechzen nach dem zu Münſter quillenden Brunnen der göttlichen Gnade. Mädchen, welche die Wiedertaufe als ein Patent auf Männer betrachteten, kamen auch. Leibeigene, deren es dazumal auf der rothen Erde noch kaum weniger viele gab, als es heutzutage daſelbſt Geiſteigene gibt, ſuchten in dem neuen Jeruſalem die Freiheit, die ſie meinten. Auch viele ganz ehrliche Enthuſiaſten waren unter den Einwanderern. Sie wähnten alles Ernſtes, in Münſter müßten alle die Blüthenträume von Freiheit, Glück und Heiligkeit, welche der Zeitſchwarmgeiſt ausgeheckt hatte, ihre früchtereiche Erfüllung finden. Einer der Einwanderer dieſes Schlages war der Pfarrherr von Gildhauſen, Bernt Krechting, welcher Seelenhirt einen ganzen Trupp ſeiner „Schafe" mitbrachte und den wir bald in der Vorderreihe der wildeſten Fanatiker erblicken werden. Die Maſſe der Zuzügler beſtand jedoch aus Holländern und Frieſen und es iſt merkwürdig, zu ſehen, wie das angeſtammte Phlegma dieſer Leute durch den Dämon religiöſer Wuth zur heftigſten Gährung um- und aufgerührt wurde.

Selbſtverſtändlich hatten alle dieſe Fremdlinge keine Spur von heimatlichem Gefühle für die Stadt und kümmerte es ſie nicht im geringſten, was für ein Unheil ſie über dieſelbe heraufführen halfen. Sie lebten und webten nur in den fixen Ideen, in den Wahngebilden ihrer Sekte, ſoweit ſie nämlich ehrliche Narren und nicht kalulirende Gauner waren, und ihr ganzes Gebaren bietet eins der erſtaunlichſten, erſchrecklichſten Beiſpiele, wie urſprünglich rein innerliche Mächte in der Aeußerlichkeit des Daſeins ſich geſtalten und formen.

Zeitig im Februar muß die gemeldete Umwandelung der

Bevölkerung von Münſter ſchon weit vorgeſchritten geweſen ſein. Denn nur dadurch wurde die Faſtnacht möglich, wie ſie diesmal in der Stadt rumorte und raſaunte. Ungehindert vom machtloſen Rathe, erhoben ſich die Wiedertäufer zur Zerſtörung der „Götzentempel“. Die Klöſter wurden ausgeraubt, der ſchöne Dom im Innern ganz verwüſtet. Die neuen Heiligen zerſchlugen und zerſchnitten die Statuen und Bilder der alten, zerſchmiſſen die Reliquienkaſten und die Meſſegeräthe, ſtampften auf den Hoſtien herrum, zertrümmerten Orgeln und Uhren. Im Dome wurde getrunken, geſungen und geſprungen. Die helle antecipirte Karmagnole von 1793! Ganz ſo, wie es zur Zeit des wüſten „Déesse-de-la-raison“-Spektakels in den Kirchen von Paris herging, ſo in den Kirchen von Münſter im Februar von 1534. Und damit eine weitere Parallele zwiſchen dem zerſtöreriſchen Wahnwitz des ſechzehnten und dem des achtzehnten Jahrhunderts nicht fehlte, that Knipperdollinck, was die Schreckensmänner von 1793 mit dem ſtraßburger Münſterthurm bekanntlich auch thun wollen das heißt, er forderte und ordnete an, daß die Spitzen der Kirchenthürme abgetragen würden, maßen die Zeit gekommen, allwo das Hohe erniedrigt und das Niedrige erhöht werden müßte. Oh, arme Vernunft, wann wird einmal deine Zeit kommen? Weltrichterin Hiſtoria gibt zur Antwort: Nun und nimmer! Denn die Dummheit währet ewiglich und der Gemeinheit und der Bosheit iſt kein Ende.

Die Faſtenzeit brachte in Münſter keine Ernüchterung, bewahre! Sie ſtellte im Gegentheil das Regiment der Wiedertäufer förmlich feſt. Auch den dreiundzwanzigſten Februar fiel die Erneuerungswahl des ſtätiſchen Rathes, woraufhin die Propheten die Loſung gegeben hatten: „Wählt nicht wie bislang nach dem Gelüſte des Fleiſches, ſondern nach der Eingebung des Geiſtes.“ Der Geiſt, nämlich der des ſouveränen Unverſtandes, gab denn auch richtig den Münſterern ein, zu Mitgliedern des Rathes lauter Wiedertäufer zu küren und zu Bürgermeiſtern den Knipperdollinck und einen gewiſſen Kipenbroick, eine wiedergetaufte Null, wie es ſcheint.

Der luſtige, lärmende Bernt wäre demnach der Gebieter von Münſter geweſen, ſo er nicht zwei Herrren über ſich gehabt hätte, die beiden Jane, den Matthys und den Bockelſon. Greſbeck meldet ſehr richtig: „Dieſelve twe propheten weren die oberſten mit den Burgermeiſtern und raet in der ſtat Monſter“, das heißt eben nur: Bürgermeiſter und Rath thaten, was die Propheten ihnen einblieſen.

Zuvörderſt wieder eine ſchnöde Gewalthat: die Austreibung aller, welche die freche Botſchaft der Wiedertäuferei nicht annehmen wollten, alſo die Verjagung von Bürgern und Bürgerinnen aus Haus und Heim, aus Beſitz und Recht. Es terroriſtelte und kommuniſtelte ſchon ganz offen und wurden die wüſten Leidenſchaften mehr und mehr entflammt durch die Gewißheit, daß der Fürſtbiſchof dem Unweſen in ſeiner Stadt nicht länger unthätig zuſehen wollte. Man wußte, daß er die Fürſten, Prälaten und Reichsſtädte den Rhein auf und ab und bis weit ins Reich hinein zu freundnachbarlichem Aufſehen gemahnt, daß er von ſeiten katholiſcher wie lutheriſcher Fürſten Unterſtützung zugeſagt erhalten, daß er in ſeinen Stiften die Vaſallen aufgeboten, Landsknechte angeworben, Geſchütz und anderes Kriegszeug angeſchafft hätte und nach alſo bewerkſtelligter Rüſtung jetzo heranzöge, um die Stadt einzuſchließen und zu belagern.

Freitags den ſiebenundzwanzigſten Februar lief des Morgens bei heftigem Windwehen und Schneetreiben Jan Matthys durch die Stadt, rufend: „Bekehret euch, ihr Ungläubigen! Das Schwert Gottes iſt über euren Häuptern!“ Etwas ſpäter hielten die Wiedertäufer in Wehr und Waffen ein Konventikel auf dem Rathhaus ab. Der Oberprophet dämmerte eine Weile vor ſich hin, wie ſchlafend. Dann fuhr er auf und ſchrie: „Hinweg mit den Kindern Eſau's, das Erbe gehört den Söhnen Jakobs! Hinweg mit den Gottloſen, welche ſich der Taufe weigern, aus der Stadt, damit durch den Verkehr mit ihnen das Volk Gottes nicht bemakelt werde!“

Und ſofort begann das erbarmungsloſe Werk der Austreibung aller, welche ihr Gewiſſen höher hielten denn ihre Heimſtätte und Habe. Es gab aber viele, welche dachten: Der Geſcheidere gibt nach! und dieſe Realpolitiker gingen nach dem Marktplatze, wo die Wiedertäuferbonzen den Proceß der Wiedergeburt ſehr beförderlich abmachten, indem ſie die Willigen aus einem vor ihnen ſtehenden Waſſereimer tauften. Wer ſich nicht zu der elenden Poſſe herbeiließ, mußte fort. Bewaffnete Fanatiker brachen in die Häuſer der Widerſtrebenden ein, riſſen die Inſaſſen heraus und trieben alle, Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, Geſunde und Kranke, unter Muthwill und Mißhandlung zu den Thoren hinaus, nachdem ſie ihnen unter den Wölbungen derſelben noch alle in der Eile etwa zuſammengerafften und mitgeſchleppten Habſeligkeiten entriſſen hatten. Arm und bloß, viele darunter halbnackt und barfüßig, ſtieß man ſie in den Schnee und das Unwetter hinaus. Auch der Rache des Biſchofs in die Arme. Denn unter den Ausgetriebenen befanden ſich notoriſche Proteſtanten und dieſe ließ Franz von Waldeck, deſſen Herzenshärte nicht geringer war als die der Wiedertäufer, greifen, wo man ſie traf, und ohne weiteres hinrichten. Als die Kunde hiervon nach Münſter gelangte, nahmen die wenigen Lutheraner, welche ſich noch in der Stadt zu verbergen oder ſonſt zu halten gewußt hatten, die Wiedertaufe, um alſo, da ſie ja doch draußen dem biſchöflichen Galgen nicht entgehen konnten, wenigſtens drinnen vor dem Schwerte der Wiedertäufer geſichert zu ſein. Daß dieſes Schwert zum Zuſchlagen ſehr bereit war, konnte keinem Zweifel unterſtellt werden. Hatte doch vor dem Austreibungstag der rabiate Bäcker von Harlem bei einer vertraulichen Berathung der Führer den Vorſchlag gemacht, alle „Gottloſen“, das heißt, alle Papiſten und Lutheraner in Maſſe abzuſchlachten, damit „ein chriſtliches Gemeinweſen hergeſtellt würde, welches dem himmliſchen Vater ungeſtört dienen könnte“. Gerade ſo wollten Marat und Komp. ſpäter mit den Royaliſten und Konſtitutionellen aufgeräumt wiſſen zu Gunſten der „einen und untheilbaren Republik“. Die menſchliche Narrheit und Wuth wechſeln nur die Stichwörter, das iſt alles.

Der Sinn des ſiebenundzwanzigſten Februars iſt übrigens klar: die Wiedertäufer wollten nicht nur die Herren der Stadt ſein, ſondern ſie wollten auch die ganze Bewohnerſchaft derſelben zu Mitſchuldigen haben. Nur ſolche, nur unſühnbar

Kompromittirte, ſo folgerten ſie ganz richtig, würden bereit ſein, gemeinſam mit ihnen den Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen, welchen ſie raſch herankommen ſahen. Trafen doch ſchon am achtundzwanzigſten Februar etliche Truppen des Biſchofs vor der Stadt ein und hob alsbald die Umſchließung der Mauern an. Nach und nach bildeten ſich dann um die Stadt her fünf Lager, in welche die biſchöfliche Streitmacht vertheilt war. Münſter war aber den damaligen Belagerungsmitteln gegenüber eine ſehr feſte und wohlverwahrte Stadt. Die Wiedertäufer müſſen ſich ihrerſeits, wie aus allem hervorgeht, bei Zeiten zum heftigſten Widerſtande gerüſtet haben, namentlich auch mittels der Einbringung von Lebensmitteln. Münſter wurde jetzt ein Heerlager. Dem Gedanken der Vertheidigung mußte alles untergeordnet werden und dienlich ſein. So hätte man wenigſtens glauben ſollen. Die belagerte Stadt bietet aber darum ein ganz eigenthümliches Schauſpiel dar, weil, während ein äußerer Feind ihre Wälle beſchießt und beſtürmt, in ihrem Innern ein unerhörtes Narrenſtück aufgeführt wird.

## 5.

Pöbelhaftigkeit war und blieb das oberſte Kennzeichen des ganzen widerwärtigen Wiedertäuferrummels und in zwei Merkmalen offenbarte ſich zuvörderſt dieſe gemeine Pöbelnatur. Das eine war das brutale Wüthen gegen die in Münſter vorgefundenen Kunſtſchätze, wie gegen die Werkzeuge und Errungenſchaften der Wiſſenſchaft: die Werke der weſtphäliſchen Malerſchule und die koſtbare langen'ſche Bibliothek wurden von den Barbaren den Flammen überliefert. Ueberall und allzeit iſt der Jakobinismus, ob ein religiöſer oder politiſcher, kulturfeindlich aufgetreten. Das zweite Merkmal der in Münſter herrſchenden Pöbelei war die ſklavenhafte Niedertracht, womit ſich die urtheilsloſe Menge der ihr auferlegten Tyrannei fügte.

Zuvörderſt wurde dieſe gehandhabt durch den Gatten der ſchönen Divara. Jan Matthys befand ſich unbedingt im Beſitze der oberſten Autorität und ſeine Orakeleien waren Geſetze, welche außer ihm ſelbſt niemand ungeſtraft übertreten durfte. Soweit ein Urtheil über ihn möglich, war er ein betrogener Betrüger und glaubte an den von ihm gepredigten Unſinn. Auch ein muthiger Mann iſt er geweſen und hat, hierbei von Knipperdollinck energiſch unterſtützt, der Vertheidigung der Stadt einen nachhaltigen Impuls gegeben. Die Baſtionen, Bollwerke und Wälle wurden raſch ausgebeſſert und verſtärkt, eine Pulvermühle ward eingerichtet, die ganze wehrfähige Mannſchaft theilte man in Rotten und Fähnlein, unterſtellte ſie kriegskundigen Hauptleuten und wies ihnen Quartiere und Poſten an. Auch eine bewaffnete Weiberſchar organiſirte man, wie denn gar vieles in dieſer wiedertäuferiſchen Wirthſchaft an das Treiben der pariſer Kommuniſten von 1871 erinnert. Und warum auch nicht? Die Principien und Motive waren ja da und dort dieſelben, nur daß für die Kommuniſten von 1534 die „Hyotheſe Gott“ noch kein „überwundener Standpunkt“ wie für die von 1871. Auch die Kinder richtete man in dem belagerten Münſter zur Leiſtung kleiner kriegeriſcher Dienſte ab. Die Glocken nahm man von den Thürmen und goß ſie zu Falkaunen, Rothſchlangen und Scharfmetzen um. Kühne Streifſcharen benutzten die immer noch mangelhafte Einſchließung der Stadt, um hinauszufallen und von da und dort Munition, Vieh und ſonſtige Lebensmittel hereinzubringen.

Und maßen wir eine Gemeinde von lauter Heiligen und Wiedergeborenen, von eitel Brüdern und Schweſtern ſind, ſo laßt den fluchwürdigen Brauch des Sondereigenthums unter uns abgethan ſein. Uns ſei alles gemein, wenigſtens zur Nutznießung. Ihr Reichen, heraus mit eurem ſündhaften Mammon, heraus bei Todesſtrafe! Liefert euer Gold und Silber, eure Schmuckſachen, eure Baarſchaften und Kapitalienbriefe auf dem Rathhauſe ab, bei Todesſtrafe! Leert aus eure Privatſäckel in die Kaſſe der Allgemeinheit, bei Todesſtrafe! Alles ſei uns gemein und ſo auch das Eſſen und Trinken. Laßt unſere Brüder Zimmerleute und Schreiner große Tafeln aufſchlagen auf dem Domhof, auf dem Marktplatz und wo ſonſt ein paſſender Ort. Daran ſetzen wir uns zu liebchriſtlichen Brüder- und Schweſtermahlzeiten und ſoll jeder und jede ohne Murren eſſen und trinken, was ihm vorgeſetzt wird, und dazu hören wir ein Kapitel aus dem alten Teſtament vorleſen und ſtimmen zum Anfang und zum Ende einen Pſalm an. Und alſo geſchehe es; denn ſo will es Gott und will es ſein Prophet Jan Matthys.

Man ſieht, das „tauſendjährige Reich“ machte ſich. Schon war der Raub auf der Tagesordnung und es fehlten jetzt nur noch der Mord und die Unzucht. Sie ſollten nicht lange auf ſich warten laſſen, um das heilige Trifolium vollzumachen, dem „himmliſchen Vater“ ein Wohlgefallen. Denn bekanntlich haben es die Menſchen von jeher ſo einzurichten gewußt, daß ſie die von ihnen verübten Schändlichkeiten ihren Göttern in die Schuhe zu ſchieben verſtanden. Freilich, die Götter, welche ſich die Menſchen machten und machen, waren und ſind auch darnach. Man kann ſich ja leicht vorſtellen, was dabei herauskommen konnte und kann, wenn das Wort „Wie der Menſch, ſo ſein Gott“, zur Wirklichkeit wurde und wird.

So ging der Winter herum und zur Oſterzeit trat die

Wiedertäuferei in eine neue Phaſe, indem der Jan von Leiden den Jan von Harlem in der Stelle des leitenden Propheten erſetzte.

Und das ging ſo zu. Am Tage vor dem Oſterfeſte war Jan Matthys mit der ſchönen Divara bei einer Hochzeit („bruelofl“) und waren die Gäſte fröhlich im Herrn. Da — wir wollen unſern wackern Augenzeugen in ſeinem naiven Platt erzählen laſſen — „do qwam Johan Matthias des boepers geiſt an und ſat ever lanck und ſchlogh die hende tho hoep und ſchlogh dat hoevet up und nieder und was in grotem ſuchten, recht wie dat bei ſterven ſol. Die andern, die bei ime ſetten, ſchwiegen ſtil und ſagen ſein bebrief an. Tho dem leſten wert hei widder up wacken und ſachte mit einem ſuchten: „O, lieve vader, nicht wie ick wil, mehr wo du wilt'“ und ſtunt up und gaf ein ieder die hant und kuſde einen ieder fur den munt und ſacht: „Goddes frede ſei mit iw al!“ und is enwech gegain mit ſeiner frawen.“ Der von Greſbeck erwähnte „Täufersgeiſt“, welcher über den Propheten gekommen war, hatte ihm ohne Zweifel eingegeben, es ſei jetzt die paſſende Zeit, die Gemeinde der Heiligen von der unbequemen Umſchließung zu befreien. Am folgenden Tage „prophetirte“ er, der himmliſche Vater habe ihm aufgegeben und befohlen, die Feinde hinwegzutreiben. Er „was ein groet langh man und hadde einen groten ſchwarten Bart“ und neben ſeiner Körperlänge und ſeinem großen Bart hatte er auch den Tollmuth der fixen Idee. So nahm er denn einen langen Spieß und, gefolgt von „ten oder twentigh“ Mitnarren, fiel er zum Ludgerthor hin aus ins biſchöfliche Lager. Von den Wällen herab ſah man mit geziemender Spannung und Andacht dem Verlaufe des Narrenſtreiches zu. Dieſer Verlauf war, wie er ſein mußte. Die „frummen" Landsknechte gingen ganz rückſichtslos mit dem heiligen Manne um. Derſelbe wurde nämlich von ihnen „mit einer ſpieſen doerſtecken und do hewen ime die lansknecht den kop af und heuwen in do in hondert ſtucker und ſchmeten ſick darmede." Alſo die Landsknechte ſpielten mit den Körperfetzen des in Stücke gehauenen Propheten Fangball, ſo zu ſagen. Eine üble Erfüllung der Befreiungsprophezeiung das! Bohrte der Speerſtoß, welcher dem Jan Matthys durch den Leib gegangen, nicht zugleich auch ein bißchen den Wiedertäuferdippel? Behüte! Dadurch wäre ja unſer Gräuelſpiel um ſeine Peripetie und um ſeine Kataſtrophe gekommen und das durfte doch nicht ſein.

Uebrigens war ja für den verhauenen Oberpropheten ſofort ein Erſatzmann bei der Hand, welcher das Zeug und den Willen beſaß, den Brüdern und Schweſtern von der Wiedertaufe noch ganz andere Tänze aufzuſpielen, als ihnen der arme Matthys gezeigt hatte. Schade, daß wir ſo wenig davon wiſſen, was alles während der Aufführung des münſterer Wiedertäuferdramas hinter den Kuliſſen vorgegangen. Wüßten wir mehr davon, ſo könnten wir wahrſcheinlich ſagen, daß der „doepers geiſt", welcher dem Bäcker von Harlem ſein verrücktes Unternehmen eingeblaſen, eigentlich Jan Bockelſon geheißen habe. Denn das ſteht wohl mit Beſtimmtheit zu vermuthen, daß der heilige Bäcker dem heiligen Schneider im Wege geweſen war — erſtens als Oberprophet und zweitens als Eheherr der ſchönen Bierbrauerstochter Divara.

„Do woert Johan von Leiden der overſte prophet und was do prophet alleine", meldet Greſbeck. Ja, der weiland Schneidergeſell und Drei-Häringe-Wirth ſprang raſch genug in die Lücke, welche das Verſchwinden ſeines Meiſters verurſacht hatte. Zunächſt trat er auf als Tröſter der betrübten Gemeinde der Heiligen und hielt an die auf dem Kirchhofe bei den grauen Mönchen verſammelte eine Predigt, worin er bewies, daß „Got iss mechtiger, dan Johan Matthias was". Item, daß Gott wohl wieder einen Propheten erwecken könne und werde, um durch deſſen Mund ſeinen Willen kundzuthun. Hierauf that er durch Mittheilung eines prophetiſchen Geſichtes, welches ihn, Jan von Leiden, den Tod ſeines Meiſters habe vorausſehen laſſen, den Gläubigen dar, daß der neue Prophet allbereits gefunden ſei und zwar in ſeiner eigenen liebwertheſten Perſon.

Natürlich fand er Glauben, inbrünſtigen, inbrünſtigſten, wie ſolchen jeder Gaukler findet, falls er mit der gehörigen Zuverſicht und Unverſchämtheit auftritt. Von dieſem Tage an war Bockelſon thatſächlich der Herr und Gebieter von Münſter.

Bevor er nun ſein Herrſcherſpiel anhob und in großem Stile zu gaukeln begann, that er, was andere Religionenſtifter und Propheten unter ähnlichen Umſtänden auch gethan haben, das heißt, er hüllte ſich in geheimnißvolles Schweigen, weil „Gott ihm den Mund verſchloſſen", und zog ſich in beſchauliche Einſamkeit zurück, um „Rath zu halten mit dem Geiſte". Der „Geiſt", nämlich des Unſinns und der Lüge, iſt ja bekanntlich in ſolchen Fällen immer bei der Hand mit ſeinen Rathſchlögen. Diesmal gab er dem Propheten ein, das ganze Regiment in Münſter müßte auf bibliſchem Fuße eingerichtet werden. Nach Pfingſten dann berief Jan, aus ſeiner Zurückgezogenheit und ſeinem Schweigen wiederum heraustretend, die Verſammlung des heiligen Volkes und offenbarte, daß die bislang in Kraft geweſene Verfaſſung der Stadt ſammt dem beſtehenden Rathe abzuthun und eine neue, nach dem Muſter der iſraelitiſchen zugeſchnittene einzuführen ſei. Die Bewohnerſchaft von Münſter ſei das neue Volk Iſrael, folglich in zwölf Stämme einzutheilen und von zwölf Aelteſten zu regieren. Zugleich bezeichnete der Prophet dieſe zwölf Aelteſten. Der Stutenbernt ſeinerſeits that dann ſein Prädikantenmaul weit auf, lobpries die neue Einrichtung und erklärte dieſelbe für einen unmittelbaren Ausfluß vom Willen des himmliſchen Vaters. Widerſpricht jemand? Behüte! Alſo einſtimmig angenommen. Der ſouveräne Volkswille hat ſich unwiderſtehlich kundgegeben.

Im Stillen freilich werden gewiß viele Nein abgegeben worden ſein. Wie die echten Münſterer von dieſer Nachäffung des alten Teſtaments dachten, verräth unſer Augenzeuge, indem er trocken meldet: „Die boeswichters, die rechte wiederdoepers, ſie wolden allein hern ſein.“

Alles fügte ſich knechtſchaffen dem neuen Gebieter und ſeinen Kreaturen. Zu einer ſolchen war jetzt auch der geweſene Bürgermeiſter Knipperdollinck herabgeſunken. Es klingt faſt wie diaboliſcher Hohn, wenn unlange nach Verkündigung der neuen Verfaſſung der Prophet die Offenbarung von ſich gab, es ſei des himmliſchen Vaters Wille, daß das frühere Oberhaupt des Gemeinweſens fortan der „Schwertträger“ in Iſrael ſein ſolle, das heißt, der Scharfrichter, wobei zu bedenken, mit welcher grenzenloſen Verachtung dazumal dieſes Amt angeſehen war. Knipperdollinck fügte ſich, vielleicht in der Vorausſicht, daß die Stelle des Henkers in dem gottſeligen Wiedertäuferſtaate bald die zweitoberſte ſein werde.

Geſetze und Verordnungen ergingen nun in altteſtamentlichem Sinn und Gewande. Die zwölf Aelteſten nahmen es anfänglich ganz ernſt mit ihrer Stellung und Autorität, mußten jedoch bald innewerden, daß in dem neuen Iſrael nur ein Wille gälte, der des Propheten, deſſen willfährige Werkzeuge ſie dann geworden ſind. Selbſtverſtändlich ließ der Prophet das Scheinbild der Volksſouveränität, wie ſich daſſelbe in den Verſammlungen der Gemeinde ausgebildet hatte, beſtehen. Auch dieſer Gaukler verſtand es, was vor und nach ihm ſo viele Gaukler verſtanden haben, der Menge weißzumachen, ſie regierte ſich ſelbſt, während ſie doch in Wahrheit der abſoluten Willkür ihrer zeitweiligen, je nach den Umſtänden theokratiſch oder demokratiſch gaukelnden Deſpoten unterthan war. So rechte Muſterbilder von ſolchem Deſpotiſmus waren Jan von Leiden und Napoleon III.; jener handhabte die theokratiſche, dieſer die demokratiſche Blendwerksmaſchinerie ſehr geſchickt, ſolange es eben ging. Denn gar zu lange kann und darf ſo eine Komödie nicht währen, weil die Leute wieder eine andere haben wollen, eine neue, neuere, neueſte, und ſo fort bis an das Ende der Tage.

## 6.

Man lebte alſo zu Münſter vergnüglich im Herrn. Für das leibliche Brot ſorgte der Kommuniſmus, für das geiſtige der Prophet. Die Belagerung kam nicht ſo recht vom Fleck. Es wurde eigentlich gegenſeitig mehr auf einander gehöhnt, geſcholten und geflucht als geſchoſſen, gehauen und geſtochen. Der Herr Fürſtbiſchof war kein General und ſeine Bundesgenoſſen unterſtützten ihn nur ſaumſälig. Es fehlte ihm auch an Geld, weßhalb ſeine Landsknechte gelegentlich meuterten und überhaupt zum Fechten nicht ſehr aufgelegt waren. Das Kriegshandwerk von dazumal iſt ja in der Regel mit erſtaunlicher Bequemlichkeit, Weitſchweifigkeit und Schneckenhaftigkeit betrieben worden.

Maßen wir demnach da drinnen in Münſter vorderhand in aller Sicherheit unſern altteſtamentlichen Gelüſten nachgehen können und die untröſtliche junge Witib Divara ſehr reizend iſt und wir der herrſchende Prophet von Gottes Gnaden ſind, ſo laßt uns ein neues Gebot offenbaren zur Ehre des himmliſchen Vaters.

Und er that ſo, der heilige Mann. Denn er begehrte heftig nach der ſchönen Divara und hatte doch ſchon der Eheweiber zwei: eins dort unten zu Leiden in Holland und ein zweites hier oben in Münſter, eine geweſene Magd Knipperdollincks, ſo der Prophet unlange zuvor ſich angeſiegelt hatte. Da mußte nun wieder einmal der gute „himmliſche Vater“ helfend eingreifen.

Im heißen Julimond trat der Prophet hervor mit der Offenbarung: „Fürohin ſoll ein Mann nicht gebunden ſein an ein Weib, ſondern mag ſo viel Weiber, als er will, zur Ehe nehmen. Der bisherige Eheſtand ſoll als heidniſch abgethan ſein. Wachſet und mehret euch! Das iſt der Wille des Herrn.“ Der Stutenbernt und noch etliche Prädikanten wagten doch eine ſchüchterne Einſprache gegen die Ungeheuerlichkeit der Vielweiberei. Aber der gelüſtige Jan ſchwur, der himmliſche Vater habe durch ſeinen Mund geſprochen, und ſie fügten ſich und ſprachen in der Volksverſammlung dafür. Das „ſouveräne“ Volk ſagte natürlich ja und Amen dazu. „Do heſt der duvel gelacht“, bemerkt Greſbeck.

Der Teufel, ja, der konnte lachen zu dieſer Zurückführung patriarchaliſch bibliſcher Barbarei. Wer aber nicht dazu lachte, das war der wackere Schmied und frühere Aldermann Mollenhöck. Dem empörte ſich das deutſch-ehrbare Gemüth gegen die fromme Affenſchande der altteſtamentlichen Vielweiberei und er beſchloß, den Anlaß zu einem Verſuche zu benutzen, ſeine Vaterſtadt von der ganzen Wiedertäuferunfläterei reinzufegen. Aber das Glück war wider ihn. Es war des Unſinns und Unheils noch nicht genug geſchehen.

Der Dippelhaber war noch nicht reif zum Abmähen. Jedenfalls war Mollenhöck nicht der richtige Mähder. Zwar brachte er einen Trupp von Bewaffneten zuſammen und es gelang ihm, in der 30. Julinacht den Hauptgaukler Jan und noch andere Häuptlinge der Wiedertäuferei in ſeine Gewalt zu bringen. Aber dann verſäumte er es, noch in der Nacht der beherrſchenden Punkte in der Stadt ſich zu bemächtigen, ſo wie mit den Gefangenen kurzen, kürzeſten Proceß zu machen, wie alsbald einer mit ihm ſelbſt gemacht werden ſollte. Denn bei Tagesanbruch eilten die fremden Eindringlinge zu den Waffen, befreiten ihren Propheten und deſſen Apoſtel und nahmen ihrerſeits den armen Schmied und deſſen Genoſſen gefangen. Die Unternehmer des ungeſchickt geführten Aufſtandes wurden am nächſten Tage von den „Aelteſten“ kurzweg zum Tode verurtheilt. Man band ſie an die Bäume auf dem Domhofe, den Schützen zum Ziele. „Wer Gott einen Dienſt thun will, ſchieße zu!“ rief der Prophet aus. Nachdem 25 Opfer erſchoſſen worden, fand man, es ſei ſchade um das Pulver und das Schwert arbeite wohlfeiler. Der „Schwertträger“ Knipperdollinck trat jezt in Funktion. Er hat an den folgenden Tagen 66 der Beſiegten geköpft, wobei ihm der Prophet ſelber beiſtand, indem er es nicht unter ſeiner Würde fand, etliche der dem Tode geweihten Männer allerhöchſteigenhändig zu enthaupten. Man ſieht, ſchon ging auch hier, wie ſo häufig in der Geſchichte, mit der Beſtie Wolluſt die Zwillingsbeſtie Grauſamkeit eifrig Hand in Hand.

Was die Beſtie Nr. 1 angeht, ſo mußten die armen

Frauen in Münſter jetzt bitterlich erfahren, wie der Tanz ausgeht, wenn Weiber ſich beikommen laſſen, auf der abſchüſſigen Bahn der Schwärmerei und Unſitte den Männern hintendrein- oder gar voranzutanzen. Niemals wieder ſind im civiliſirten Abendlande die Frauen einer ſolchen Entwürdigung und Sklaverei unterworfen geweſen, wie ſie es dazumal im neuen Reiche Iſrael zu Münſter waren.

Die Ehe — und nur die monogamiſche kann eine rechte Ehe ſein — iſt der Grundpfeiler aller menſchlichen Geſittung und ſie iſt auch die Bürgſchaft des einzigen wirklichen Glückes, welches dem Menſchen gegönnt wird. Darum erhellt die wüſte Zerſtörungswuth und Barbarei des Kommuniſmus ſchon klärlich daraus, daß er die Ehe verneint, ſeinem ganzen Weſen nach ſie verneinen muß und auch bekanntlich in alter und neuer Zeit ſie verneint und die Vielweiberei und Weibergemeinſchaft proklamirt hat.

So that er auch im Hochſommer von 1534 zu Münſter. Die Ehe wurde da, was ſie während und unmittelbar nach der Schreckenszeit der Revolution (1793—99) in Paris auch geweſen iſt, ein zuchtloſes Zu- und Voneinanderlaufen, eine ſchandbare Proſtitution. Mittels der ſchwerſten Bedrohungen, Strafen und Mißhandlungen wurden Frauen und Mädchen gezwungen, alles das Schmachvolle und Unerträgliche zu leiden, was die Vielweiberei mit ſich brachte. Entging doch Knipperdollincks rechtmäßige Ehefrau, die den lärmenden Bernt reich gemacht hatte, nur mit knapper Noth der Köpfung, weil ſie ſich geweigert hatte, ihre Kleider mit einer der Nebenfrauen ihres Mannes zu theilen. Aeltere Frauen mußten ihren Tyrannen jüngere Kebſen ſelber zuführen. Verzweiflung und Tod im Herzen, mußten ſie für ihre Nebenbuhlerinnen freundliche Worte und Blicke und für den Haremsgebieter ein unterwürfiges Lächeln haben. Und immer weiter ſtürmte die Verwilderung und ſchließlich ins Widernatürlich-Schnöde hinein. Denn auch Kinder, unreife Mädchen von dreizehn, zwölf, elf Jahren und noch jüngere, wurden gezwungen, „Männer zu nehmen“. Greſbeck bezeugt den Gräuel: „Als nu alle frowenluede in der ſtat Monſter moeſten menne nemmen, ſo ſint up dat leſte geweſt kleine megdekens, dieſelve moiſten ock menne nemmen. Dieſelve medekens waren alt eilf, twelf oder druttehn iair (ick en doer ſo iunck nicht ſchriven, als die medekens waren). Sie weren noch kinder und weren noch nicht tho oeren iaren khomen, dat ſie nicht wichber en weren. So moſten dieſelve medekens ouck menne nemmen, wiewol dat ſie tho klein weren und weren noch kinder. So hebben die boeswichters die kleine medekens ſo lange gehat mit ihrem boeſen willen, dat ſie die medekens mit einander verdorven, und habben innen dat lief therbrocken. Und ein teils megdekens ſint geſtorven, dat ſie weren verdorven.“ Und das alles geſchah „im Namen Gottes“!

Der Oberwüſtling von Prophet brachte es binnen kurzem dazu, in ſeinem Harem 15 „Ehefrauen“ zu vereinigen.

Bei ſo erwecklich altteſtamentlich-orientaliſchen Zuſtänden war es ganz in der Ordnung, daß unſer neues Iſrael unter anderem Bibliſchem auch ſeine Judith haben wollte. War da nämlich eine junge und vermuthlich auch hübſche Frieſin, Hilla Feicken geheißen, ſo nach Münſter gekommen, allda ihrer Seele Heil zu ſuchen. Die hatte einmal aus der Bibel das Kapitel vorleſen gehört, allwo geſchrieben ſteht, wie die Judith von Bethulia dem armen Holofernes gethan haben ſoll, um ihre Vaterſtadt von der Belagerung zu ledigen. Sofort war ihr Entſchluß gefaßt, dem neuen Holofernes, dem belagernden Fürſtbiſchof, mitzuſpielen, wie die Bethulierin dem aſſyriſchen General mitgeſpielt hatte. Sie mochte wohl vernommen haben, daß Franz von Waldeck ſeiner Biſchöflichkeit ungeachtet kein Verächter ſchöner Weiber war. Der Prophet und der Schwertträger, dem ſie ihre Abſicht mittheilte, beſtärkten ſie natürlich ſehr darin. Wie ſie den Holofernesmord zuwegebringen wollte, iſt unklar geblieben Man ſprach von einem kunſtvoll gearbeiteten, mit feinſtem Gifte durchtränkten Hemde, das ſie dem Kirchenfürſten habe zum Geſchenke machen wollen. Aber dieſes Neſſushemd iſt kaum weniger mythiſch als jenes der griechiſchen Mythologie. Thatſache dagegen iſt, daß dem Fürſtbiſchofe von Münſter aus der Anſchlag verrathen worden und daß demnach die ſchöne Hilla Feicken, als ſie möglichſt prächtig herausgeputzt am ſechzehnten Brachmonatstag aus der belagerten Stadt ging, bei den Vorpoſten abgefaßt, vor den Biſchof geführt und ſehr ſummariſch proceſſirt wurde. Man folterte ſie und ſie geſtand, was „der Geiſt und gotterfüllte Männer ihr eingegeben hätten“. Man ſchlug dann der vergeckten Judith — „ein iunck ſonderlich koennes menſch, eines Hollenders wief“ nennt ſie unſer Augenzeuge — ohne Umſtände den Kopf ab.

Dem Holofernes von Biſchof war demnach auf dem Wege frommen Meuchelmordes nicht beizukommen. Zum Troſte für das neue Iſrael wollten auch den Belagerern ihre Anſchläge auf die Stadt lange nicht glücken. Schon Freitags vor Pfingſten (22. Mai) hatte die Beſchießung begonnen. Aber ſie fleckte nicht, indem die Belagerten die an Mauern und Wällen angerichteten Schäden immer raſch wieder ausbeſſerten. Sie wehrten ſich überhaupt mannhaft, die Heiligen von der Wiedertaufe, das muß man ihnen laſſen. Am 28. Auguſt hob wieder eine dreitägige heftige Beſchießung an als die Vorbereitung zu einer allgemeinen Beſtürmung, welche am 31. auf vier Stadtthore zugleich gerichtet wurde. Aber auch dieſer gewaltige Sturm, auf welchen der im Dienſte der Stadt geſtandene Landsknecht Spieß ein Lied gemacht hat, das anhebt mit der Strophe:

> „Hort, lieben Herrn, ein new gedicht,
> Was der Biſchof von Münſter hat ausgericht
> Mit ſeinen Thumpfaffen,
> Die Stadt Münſter machen zunicht,
> Aber ſie kunten nichts ſchaffen –“

auch dieſer Sturm ging fehl und wurde unter großen Verluſten der Angreifer vollſtändig abgeſchlagen.

Der Prophet hat ſich an dieſem Tage wacker gehalten. Er ſcheute die Gefahr nicht, ritt umher, war überall, wo es zu ordnen und zu ermuthigen galt. Nachdem die Angreifer zurückgewichen, ſammelten ſich die Wiedertäufer auf dem Markte, Jan ordnete die Scharen zu einer Triumphalproceſſion, führte dieſe durch die Stadt und rief ſeinen Gläubigen zu: „Liebe Brüder, haben wir nicht einen ſtarken Gott? Der hat uns geholfen. Laßt uns nun fröhlich ſein und dem Vater danken!“

Dieſe Siegesfeier war das Vorſpiel zu einer neuen Haupt- und Staatsaktion der Wiedertäuferei. Der weiland Schneider und Häringswirth wollte König werden und ward es.

## 7.

Ja, der Dippelhaber ſchoß in volle Aehren. Denn wenn einmal die fanatiſirte Menge irgendwo und irgendwann, volksthümlich zu reden, an einem Gaukler ſo recht den Narren gefreſſen hat, ſo iſt kein Aufhalten mehr: die Narrheit muß zum Delirium werden, da hilft nichts dagegen.

Es war unlange nach dem 31. Auguſt, als eine der Marionetten des Schneiders von Leiden, der Halbkretin Duſentſchuer, ein verlumpter Goldſchmied aus Warendorf, die Aelteſten und das Volk von Iſrael auf den Marktplatz berief und mit entſprechendem Gebärdenſpiel eine lange Rede that, deren kurzer Unſinn war, der himmliſche Vater habe ihm geoffenbart, Jan von Leiden, der Gottesmann, ſollte und müßte König ſein, und zwar nicht allein König zu Münſter, ſondern König über den ganzen Erdboden. Item; er ſollte ſitzen auf dem Stuhle Davids, bis der himmliſche Vater das Reich wieder von ihm fordern würde.

Nachdem Duſentſchuer alſo „prophetirt“ hatte, hub ſich

Jan Bockelſon von ſeinem Sitze und begann zu rufen und ſprach: „Ja, ſchon hierbevor iſt auch mir ſolches offenbaret worden. Aber ich danke dem himmliſchen Vater, daß er einen anderen erwählet, ſolches der Gemeinde kund zu machen.“

Es geſchah doch etzliches Kopfſchütteln und Murmeln in Iſrael über dieſes abſonderliche Orakel. Allein die augenſcheinlich abgekartete Komödie ging trotzdem luſtig weiter. Die Bonzen, Rothmann voran, traten eifrig für das bockelſon'ſche Königthum in die Schranken, natürlich unter der gewiß vorher vereinbarten Bedingung, daß die Bonzenſchaft bei dem Geſchäfte nicht zu kurz käme. Widerſpruch wurde nicht laut in der Gemeinde und ſie ſagte ſchließlich ja. Der Gaukler von König forderte dann die Gemeinde auf, zum himmliſchen Vater um ein gut „Hausgeſinde“ für ihn, den „König der Gerechtigkeit“, zu beten, maßen er nicht allein ſein könne im „Allerheiligſten“. Dann trat Rothmann wieder hervor, zu ſagen, daß der himmliſche Vater dies Gebet ſchon erhört habe. Damit brachte er ein Papier vor, worauf die Namen derer, welche das Haus- und Hofgeſinde des Königs Jan bilden ſollten, verzeichnet waren. Hatte ſich ſelber natürlich nicht vergeſſen, der Bonze. War er nämlich zum „Worthalter“ ernannt, ſo eine Art von Premierminiſter gleichſam. Knipperdollinck wurde, ohne aufzuhören, Schwertträger zu ſein, Statthalter, Tilebecke Hofmeiſter, Krechting Kanzler. Die übrigen bisherigen „Aelteſten“ brachte man im „Geheimen Rathe“ unter oder machte ſie zu Kriegsoberſten.

Der alſo erhöhte Schneider und Bierzapfer nahm den volltönenden Titel an: „Johann von Gottes Gnaden, aus

Kraft des königlichen Reiches in dem neuen Tempel Gottes ein Diener der Gerechtigkeit." Häufiger hieß er: „Johann der Gerechte, König im neuen Zion." Auf den Goldmünzen, die er ſchlagen ließ, ſtand auf der einen Seite: „Das Wort iſt Fleiſch geworden und wohnet in uns", und auf der andern: „Im Reich Gottes ein König aufgericht über alles, ein Gott, ein Glaube, eine Taufe Gottes." Recht ſchneidermäßig trat des Mannes Eitelkeit hervor in der prunkhaften Ausſtaffirung ſeiner Königsmaſkerade. Ein Hofſtaat mit bunteſtem Kleider- und Schmuckluxus wurde eingerichtet, mit umſtändlichem Ceremoniell und in möglich altteſtamentlichem Stile. König Jan ſollte thronen, wie, bildete man ſich ein, König Salomo gethront hatte. Die ſchöne, nur, wie ſchon gemeldet, etwas zu plaſtiſche Divara wurde zur geſalbten Königin erhoben und blieb die Favoritſultanin des neuen Sultans, der aber ſehr darauf aus war, ſein in der ehemaligen Propſtei eingerichtetes Harem fortwährend mit den ſchönſten Jungfrauen der Stadt zu bereichern, bis er, wie bereits notirt worden, der Frauen fünfzehn oder gar ſechzehn hatte. Die armen Geſchöpfe! Der Sultan forderte ein ganz ſklaviſches Bezeigen von ihnen. Wurde zur Tafel geblaſen, ſo mußten ſie, ſo der König in den Speiſeſaal trat, ihm entgegengehen, vor ihm niederknieen und auf den Knieen verharren, bis er ſie aufzuheben geruhte. Auch Divara führte ein ſtrenges Regiment über ihre Mitfrauen. Welcher furchtbare Knäuel von Demüthigung, Schamgefühl, Haß, Neid, Grimm, Groll, Zorn und Schmerz mag ſich damals in den Räumen der Propſtei zuſammengewickelt haben! Beſäßen wir nur Aufzeichnungen von der Hand einer Greſbeckin, wie wir ſolche von der Hand des wackeren Greſbeck beſitzen.

So ging unter allerhand Prophetiren, Ediktiren und Pſalliren das Spiel weiter und weiter, ſolange die Mundvorräthe vorhielten im neuen Reiche Zion. Alle die Narretheien, ſo daſelbſt zum täglichen — übrigens allmälig kleiner werdenden — Brote gehörten, zu regiſtriren, wäre langweilig und überflüſſig. Es ging nachgerade ſehr bunt übereck her und auch bergab. Der „hinkende“ Prophet Duſentſchuer machte ſich mit allerlei närriſchen Offenbarungen wichtig. „Beſeſſene“ Mädchen („twe kleine megdekens“) ſtellten ſich an, als wären ſie ſtumm und hätten den Teufel im Leibe, liefen in der Stadt umher und trieben Unfug und Schabernack. Dem Statthalter und Schwertführer Knipperdollinck rabbelte es mitunter bedenklich oder aber ließ er ſeine neidiſche Kritik über König Jan in der Form von hannswurſtigen Poſſen aus. Denn mitunter war es doch, als wollte der lärmende Bernt über das ganze Skandal und Spektakel den hellen Hohn ergießen. Eines Tages, als das Volk Iſrael dichtgedrängt auf dem Markte ſtand, krabbelte ſich der Schwerthalter auf Händen und Füßen über die Menge hin, blies den Leuten in die verwundert aufgeſperrten Mäuler und ſchrie dazu: „Empfanget den heiligen Geiſt!“ Hernach kam er hüpfend vor den Thron des Schneiderkönigs geſprungen, tanzte poſſenhaft vor demſelben herum und ſagte: „Vormals hab' ich etwann mit Dirnen getanzt; nun aber hat mir der himmliſche Vater befohlen, daß ich alſo vor meinem Herrn und Könige tanzen ſoll.“ Seine wiedertäuferiſche Majeſtät fand jedoch an ſolchem Gebaren kein Gefallen, ſtand verdrüßlich auf, ließ ihr Pferd vorführen und ritt mit ihrem Gefolge hinweg zur biſchöflichen Pfalz, allwo ihr königlich Hoflager ſich befand. Als Jan weg war, ſetzte ſich Knipperdollinck, nicht faul, auf den Königsſtuhl und ſprach gravitätiſch zu der Menge: „Seht, was Jan von Leiden im Leiblichen iſt, das bin ich im Geiſtlichen, und maßen ihr einen leiblichen König habt, müßt ihr auch einen geiſtlichen haben. Das iſt des Vaters Wille.“

Das wunderliche Intermezzo hatte weiter keine Folgen, als daß der König den Statthalter für drei Tage in Arreſt ſchickte. Dann verſöhnten ſich die beiden mit einander und der lärmende Bernt, der gelegentlich auch wohl „prophetirte“, das alte Teſtament ſei mitſammt dem neuen abzuſchaffen, damit „nicht nach Schriften, ſondern nur nach dem Geiſte regiert werde“, ja, der lärmende Bernt hat den König ſogar angegangen, dieſer ſollte ihm den Kopf abſchlagen; er werde dann binnen drei Tagen wieder lebendig werden. Auf dieſes Experiment mochte aber König Jan, obzwar ein großer Liebhaber vom Köpfen, doch nicht eingehen.

Der höchſte Feſt- und Feiertag im neuen Reiche Iſrael war wohl der 13. Oktober. Da ließ auf des Königs Befehl der „hinkende“ Prophet unter Poſaunenſchall in der ganzen Stadt ausrufen, daß alles Volk, ausgenommen die Wachtmannſchaften an den Thoren und auf den Wällen, in Wehr und Waffen, wie Alt-Iſrael dereinſt beim erſten Paſſahmahl erſchienen war, nach dem „Berge Zion“, das heißt, nach dem Domhofe kommen ſollte zum feierlichen Abendmahl.

Auf dem Domhofe waren lange Tafeln aufgeſchlagen und ſetzten ſich daran etwa 1600 Männer, 1400 Greiſe und Knaben und nahezu 5000 Frauen. Die Mahlzeit, deren Beſtandtheile zeigten, daß man an dieſem Tage mit den Lebensmitteln nicht geizen wollte, wurde aufgetragen, und während die Gemeinde aß, hielten die Prädikanten verſchiedene erbauliche Sermone. Dann erſchienen König Jan und Königin Divara mit ihrem Hofſtaat im höchſten Glanz und Pomp. („Do hebbe ſich der konnick koſtlick uth gemacket mit ſammetten paltrocken und koſtlick mit gulden ketten, die gulden krone up ſin hoevet. Und die konnickin iſs auck koſtlick geruſtet geweſt mit ſammetten rock, ſie hatt auck ein gulden krone up irem hoevet.") Nachdem das Eſſen vorüber, wurde ungeſäuertes Weizenbrot in Körben umhergeboten und der König, an den Tiſchen hinſchreitend, brach die Brote und vertheilte ſie an die Tiſchgenoſſen mit den Worten: „Nehmet hin und verkündet den Tod des Herrn!" Die Königin aber, mit einer Kanne Weines ihrem Herrn nachſchreitend, reichte das Getränke, ſprechend: „Trinket und verkündet den Tod des Herrn!" Die Männer und Frauen, nachdem ſie vom Brot und Wein genoſſen, boten Speiſe und Trank weiter und ſprachen unter einander: „Bruder, Schweſter, alswie ſich Chriſtus für mich hingegeben hat, ſo will ich für dich thun, und alswie das Brot aus vielen Weizenkörnlein zuſammengebacken und der Wein aus vielen Traubenbeeren zuſammengedrückt iſt, ſo ſind auch wir *ein* Leib und *eine* Seele." Hernach verſammelte der gerechte König in Zion das Volk im Kreiſe um ſich und that die feierliche Frage: „Seid ihr alle willig, meinen, das iſt des himmliſchen Vaters Willen zu thun und zu leiden?" Ein einſtimmiges brauſendes „Ja, bis zum Tode!" war die Antwort und begeiſtert brach das Volk aus in den Jubelſang: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'!"

Es war in dieſer Scene etwas vom Beſten im Menſchen, etwas vom echten Ethos und Pathos, gar keine Frage. Aber es iſt der Fluch derartiger Verirrungen, wie die Wiedertäuferei eine geweſen, daß ſich ſogar in ihre höchſten Aufſchwünge entweder das Spottlachen oder das Grauen miſchen muß. Mitten in die erhebende Abendmahlsfeier that der Schneiderkönig plötzlich einen Tigerſprung hinein.

Bei einem der letzten Ausfälle war ein biſchöflicher Landsknecht gefangen in die Stadt gebracht worden. Der Wiedertäufer, deſſen Obhut der Gefangene übergeben war, hatte ihn heute zum Domhof und zum Abendmahle mitgenommen. Als nun König Jan bei ſeinem Umgange den Fremden gewahrte, blieb er ſtehen und fragte: „Freund, wie iſt dein Glaube?" Der Landsknecht, des Weines mehr als billig voll, antwortete in trunkenem Muthe: „Weiß nichts vom Glauben, ſondern nur von Bechern und Dirnen." — „Aber warum biſt du kommen zur Hochzeit und haſt kein hochzeitlich Kleid an?" — „Was Hochzeit! Hochzeit! Bin auch gar nicht freiwillig herkommen zu eurer ſauberen Hochzeit." Da winkt der König den Trabanten: „Greift den Judas!" Der Landsknecht wird von ſeinem Sitze weggeriſſen und auf ſeine Kniee niedergezwungen. Jan von

Leiden aber zieht ſein Schwert und ſchlägt ihm ohne Phraſe den Kopf ab. „Und gefiel im ſelbs ſo wol über dieſen Mord, das er ſein noch lachet“, hat Dorpius ſeiner Schilderung der ſchneiderköniglichen Unthat hinzugefügt.

## 8.

Zu dieſer Zeit wurden ernſtliche Anſtalten gemacht, das Reich der Herrlichkeit, ſo im neuen Zion aufgethan worden, in alle Welt hinauszutragen und zu verbreiten. Der Stutenbernt mühte ſich mit der Schreibung von Traktaten ab, worin das Evangelium der Wiedertaufe gründlichſt dargelegt und vertheidigt wurde. Leider wirkten dieſe und andere von Münſter ausgehende Loſungen und Poſaunenſtöße gar nicht oder ſogar im entgegengeſetzten Sinne. Auch das Unterfangen, 28 Apoſtel auszuſenden, um für Zion und König Jans Herrſchaft Propaganda zu machen in der weiten Welt, lief mißlich ab. Die 28 Apoſtel, welche mitſammen der Frauen 124 hatten, wurden nachtſchlafender Weile vom Könige aus der Stadt entſendet mit den Worten: „Gehet hin und bereitet uns eine Stätte; wir werden mit Wehr und Waffen nachfolgen und mit dem Schwerte über eure Widerſacher kommen“ — und gelangten auch glücklich durch den Kreis der biſchöflichen Blokadelager. Nachdem ſie aber da und dort ihre apoſtoliſche Thätigkeit angehoben hatten, wurden ihrer viele abgefangen und aufgehangen. Darunter auch der hinkende Duſentſchuer, welcher mit dem vollen Heroiſmus eines Fanatikers ſtarb und demnach an ſeine Einbildungen geglaubt hatte. Trotz alledem that der Schneiderkönig, während es doch mit ihm und ſeinem Reiche ſchon auf die Neige zu gehen begann, noch immer gar großbrockig und protzig, als ob ihm wirklich der Erdkreis von rechtswegen gehörte. Manche ſeiner majeſtätiſchen Auslaſſungen fielen ſehr ins Komiſche. So, wenn er in ſeinen Ausſchreiben die benachbarten Reichsfürſten mit gnädiger Vertraulichkeit behandelte und z. B. einen Brief an den Landgrafen Philipp von Heſſen mit der Anrede „Lieber Lipps!“ anhob.

Derweil geſchah es aber, daß über den Fanatiſmus zu Münſter mehr und mehr ein Stärkerer kam: der Hunger. Selbſt dem wildeſten Schwindel weiß die Natur doch immer wieder fühlbar zu machen, daß ihre Geſetze da ſeien und Gehorſam verlangen. Dagegen helfen keine Propheten und keine Orakel.

Der wiedertäuferiſch kommuniſtiſch-vielweiberiſche Wahnwitz zog ſich ins Jahr 1535 hinein, aber auch die Umſchließung der Stadt durch die biſchöfliche Streitmacht. Schon vom Januar an konnte die dienſtthuende Mannſchaft nur noch einmal täglich geſpeiſt werden und die Zutheilungen an die Haushalte aus den Vorrathskammern wurden immer kärglicher, die gemeinſamen Mahlzeiten immer hungriger. Zugleich mit den Leibern magerte auch ſichtlich der Glaube ab. Bei ſehr vielen wenigſtens, während allerdings bei anderen die Noth den Fanatiſmus eher noch ſteigerte. Die Zahl der Speiſe und Trank Begehrenden zu mindern, geſtattete König Jan Weibern und Kindern, „nach Aegypten zurückzukehren“, das heißt, die Stadt zu verlaſſen. Das thaten denn auch viele, aber die meiſten gingen, da ſie nichts mitnehmen durften als die dürftigſte Kleidung, draußen im harten Winterwetter elendiglich zu Grunde. Manche der Frauen ließ der Fürſtbiſchof gefangen nehmen und hinrichten, andere mußten ſich der Schmach bequemen, zu Landsknechtsdirnen zu werden. Mälig flohen auch der verhungernden Männer mehr und mehr aus der Stadt. Draußen aufgefangen, wurden ſie ohne Umſtände niedergemacht.

Drinnen in Münſter führte bei ſteigender Hungersnoth und Verzweiflung eine unerbittliche Schreckensherrſchaft, welche man mit allerhand Brimborien, Beſtellung von 12 „Herzogen“, Celebrirung von Narrenmeſſen im Dom, Myſterienſpielen und dergleichen mehr verbrämte, das Skepter oder vielmehr das Mordſchwert. Die Prädikanten zeterten, nicht dem „Bauchgott“ ſei zu dienen und zu fröhnen, ſondern für den wahren Gott müſſe man leiden und müſſe einer beſſeren Zeit harren. Aber darum fuhr der arme Bauchgott, der Magen, doch fort, zu knurren und Speiſeopfer zu heiſchen. Der König übte fleißig die Königskunſt des Köpfens. So an dem Klais Northornne, einem Bürger von Münſter, welchen der Hunger zu dem Verſuche getrieben hatte, ein Verſtändniß mit den Belagerern einzufädeln. Als der arme Klais ſah, daß er verloren, ſchrie er dem erbarmungsloſen Holländer zu: „Du hölliſcher Böſewicht, wer hat dich zum

Könige beſtellt? Nur der leidige Teufel! Ueber mein und alles vergoſſene Blut ſollſt du Rechenſchaft geben am jüngſten Tage.“ Worauf der Schneiderkönig mit Spottlachen: „Wohl, warte bis dahin; jetzt aber ſtirb!“ Und „der konnigk heve ime ſelber dat hoevet af“.

Aber nicht nur an Männernacken, ſondern auch an Frauenhälſen wollte der mörderiſche Wicht ſeines Schwertes Schneide prüfen.

Die Hungersnoth nahm zu, nahm immer zu. Sogar im königlichen Haushalte miſchte man allbereits Kalk in das Brot und kamen gebratene Katzen als Haſenbraten auf die Tafel. In der Stadt war bald keine Ratte und keine Maus mehr vor dem Verſpeiſtwerden ſicher. Doch auf jedem Worte von Ergebung und Uebergabe ſtand unnachſichtlich der Tod. Eines Tages drang das Jammern des hungernden Volkes in das königliche Harem in der Propſtei. Da ſagte eine der Frauen Jans, die Eliſabeth Wandſcheerer: „Nein, ich glaub' es nicht, es ſei Gottes Wille, daß die armen Leute verhungern müßten.“ Und ſie ging hin und gab dem Schneiderkönige die Schmuckſachen zurück, ſo er ihr geſchenkt, und verlangte, entlaſſen zu werden und aus der Stadt gehen zu dürfen. Er aber griff ſie in ſeinem Zorne, hieß die ſämmtlichen Inſaſſinnen des Harems ihm folgen, führte alſo in Proceſſion die Eliſabeth auf den Markt, zwang ſie niederzuknieen, zog ſein Schwert und ſchlug dem unglücklichen Weibe den Kopf ab. Und Divara ſtimmte an: „Gott in der Höh' allein ſei Ehr'!“ und ihre Genoſſinnen ſangen mit und der Wütherich faßte die Königin bei der Hand und tanzte mit ihr und mit der ganzen Frauenſchar einen Ringelreihen um den blutenden Rumpf her; denn „auf ein Leid muß ſolgen ein' Freud“, ſagte der gekrönte Schneider.

Aber die Hungersnoth wuchs von Stunde zu Stunde und ihre Wuth machte auch die Menſchen wüthend. Die Elenden im neuen Zion biſſen in Pflaſterſteine, maßen der Lügenprophet und Faſtnachtskönig geweiſſagt hatte, der himmliſche Vater würde Steine in Brot verwandeln, um ſein Volk zu ſättigen. Sie verſchlangen alles, was verſchlingbar, Gras, Wurzeln, Ungeziefer, die Sohlen ihrer Schuhe. Sie nagten an den ſchweinsledernen Einbänden ihrer Bibeln und es geht die ſchaurige Sage, ſie hätten auch das Menſchenfleiſch nicht verſchmäht, das Fleiſch von Feinden und Freunden hätten ſie genoſſen und das Ungeheuerſte ſei geſchehen: Mütter hätten ihre Kinder verzehrt.

Und dem Hunger folgte die Seuche. Schreckliche Krankheiten rafften die Zioniten ſcharenweiſe dahin. Wie Fliegen im November fielen die Menſchen zu Boden und waren todt. Es fehlte an Händen, ſie zu beſtatten. Eine Schwefelwolke von Hunger, Siechthum, Peſtilenz, Weh, Raſerei und Verzweiflung brütete ob der Stadt. Aber noch immer hielten die armen bethörten Wiedertäufer aus. Ein Orakel ihres Götzen nach dem andern erwies ſich als Lüge; alle die hochgeſpannten Hoffnungen, der Herr würde ein unzählbares Heer ihrer Glaubensgenoſſen von draußen ihnen zur Hilfe ſenden, waren eitel; zu Skeletten abgemagert, vermochte ihrer nur noch eine geringe Anzahl die Waffen zu halten: aber trotz alledem und alledieſem hielt der Größenwahnſinn vom neuen Reiche Zion noch immer vor.

Endlich mußten ſie erkennen, daß keine Hoffnung mehr. Aber ſie gaben ſich nicht. Ein letzter Gedanke der Raſerei durchzuckte die ſchwindelnden Gehirne der Verlorenen. Lieber in Wut und Blut und Glut zu Grunde gehen, als ſich den „Heiden“ ergeben. Sie wollten einen letzten Ausfall wagen, um ſich durch das Belagerungsheer nach den Niederlanden durchzuſchlagen. Mißlänge der Ausfall, ſo wollten ſie die Stadt an allen Ecken und Enden anzünden und mit dem Schwert in der Hand in den Flammen ſterben.

Schade, daß dazumal das Petrol und die Petroleurs und Petroleuſen noch nicht erfunden waren.

## 9.

Nun ging aber der Gräuel zu Ende, um einem andern platzzumachen.

In der Nacht vom dreiundzwanzigſten Mai war es unſerem oft abgehörten Zeugen, dem Bürger Heinrich **Greſbeck**, gelungen, mit Hännschen von der langen Straten und noch drei anderen Münſtermüden von ihrem Wachtpoſten am Kreuzthore ſich wegzuſchleichen und den Fluchtweg über Wall und Graben ins biſchöfliche Lager zu finden. Den weiteren über daſſelbe hinaus fand Greſbeck nicht. Er fiel den biſchöflichen Landsknechten in die Hände, wurde aber ausnahmsweiſe nicht niedergemacht, vielleicht weil er noch ſo ein gar junges Blut. Da er ſehr wider ſeinen Willen die Wiedertäuferei mitgemacht hatte, ſo ſtand er nicht an, Nachweiſe zu geben, wie man ſich der Stadt bemächtigen könnte. Dieſe Nachweiſe wurden dem Plane zu Grunde gelegt, welcher gerade einen Monat ſpäter, in der Nacht vom vierundzwanzigſten Juni

1535, zur Ausführung kam und die Stadt in die Gewalt des Fürſtbiſchofs brachte.

Es war eine ſorgſam vorbereitete Ueberrumpelung, aber die überraſchten Zioniten erwieſen auch jetzt noch einmal, bei dieſer letzten höchſten Wette, wie unbezähmbar der Wahnwitz des Fanatiſmus.

Denn obzwar nach Greſbecks Ausſage nur noch „Haut und Knochen“, leiſteten die aufgeſtürmten Wiedertäufer den raſenden Widerſtand der Verzweiflung und es war nahe daran, daß die Biſchöflichen wieder zur Stadt hinausgetrieben wurden. Als dieſe Gefahr vorüber, gelang es den Landsknechten nur langſam und unter beträchtlichen Verluſten, in dem hartnäckigen Straßenkampf obzuſiegen. Eine Schar von Zioniten hielt ſich zuletzt hinter einer Barrikade auf dem Marktplatze noch einen ganzen Tag lang, nachdem ſich der Schneiderkönig und ſeine Würdenträger ſchon beiſeite geſchlichen hatten. Zuletzt legten auch dieſe letzten Kämpfer die Waffen nieder gegen die Sicherung ihres Lebens. Aber der wüthende Fürſtbiſchof, welcher drei Tage nachher ſeinen Triumphaleinzug in die ſchrecklich zugerichtete Stadt hielt — die Schlüſſel derſelben ſammt der Krone König Jans des Erſten und Letzten wurden ihm entgegengetragen — wollte von ſolcher „Sicherung“ und überhaupt von Bedingungen nichts wiſſen, ſondern übte das Recht des Siegers in erbarmungsloſer Weiſe. Auch hatte ja ſchon vor dem Einzuge des Biſchofs das maſſenhafte Morden durch die über ihre Einbußen erbitterten Landsknechte begonnen und ſelbſtverſtändlich war mit der Schlächterei die Plünderung verbunden. In der Schatzkammer des Königs von Zion iſt noch eine Baarſchaft von hundertauſend Gulden aufgefunden worden.

Und wo wurde Jan Bockelſon ſelber aufgefunden? Auf dem Thurme ob dem Aegidienthore, wo er ein Verſteck gefunden und von wo er weiter fliehen zu können gehofft hatte. Auch der Schwerthalter Knipperdollinck und der Geheimrath Krechting wurden aufgeſpürt und feſtgemacht. Der Stutenbernt Rothmann ſoll im Kampfgetümmel umgekommen ſein; doch ging auch eine Sage, er hätte ſich nach Friesland gerettet. Sicher iſt, daß ſein Körper nicht unter denen der Erſchlagenen gefunden ward. Die Königin Divara, ſowie die Frau und die Schwiegermutter Knipperdollincks hatte man abgefaßt und ſie wurden auf Befehl des Biſchofs ſchon am 7. Juli mitſammen enthauptet. Eine nicht geringe Zahl von Frauen iſt ganz formlos niedergehauen worden. Die übrigen verwies man, als man des Mordens etwas müde, ſammt ihren Kindern aus der Stadt und in Noth und Tod. Niemand ſollte ſie aufnehmen, bei Todesſtrafe.

Bockelſon, Knipperdollinck und Krechting wurden auserkoren, die ganze Hölle der Marterkunſt einer Kriminalprocedur von damals durchzumachen. Zuvörderſt ließ der Fürſtbiſchof den weiland König von Zion in den benachbarten Städten und Fürſtenreſidenzen herumführen wie ein ſeltenes Land- oder Meerungeheuer, dem Spott und der Schadenfreude zu einem Schauſpiel. Mit einem eiſernen Halsband und mit ſchweren Ketten an den Beinen und Armen mußte er barhäuptig und barfüßig zwiſchen den Pferden ſeiner Wächter einhergehen. Er ſelbſt meinte dazu: „Alſo ſollte man doch einen König nicht führen", — und ein zeitgenöſſiſches Lied wußte davon zu ſingen und zu ſagen:

„Ein ſchneider Johann von Leiden,
Der ſich ein könig nant,
Got dank, ſein vermaint reiche
Iſt bliben ganz unbekant.
Sein gülden kron und ketten,
Gülden ſporen und auch ſchwert,
Darzu het er vil ringe,
Hat ſich in eiſen verkert."

Franz von Waldeck mochte ſich die Luſt nicht verſagen, ſeinen beſiegten Feind perſönlich ins Verhör zu nehmen, und es verrieth doch keine geringe Nervenfeſtigkeit, daß ſich der Schneidergeſell und Häringswirth auch in dieſer Situation noch als König aufſpielte. Auf ſeinem Schloſſe zu Iburg fuhr ihn der Biſchof an: „Wie konnteſt du mein Volk alſo jämmerlich verwüſten?" Worauf Jan trotzig: „Ich ſage dir, Franz von Waldeck, wäre es nach meinem Sinne gegangen, ſo würden in Münſter alle Hungers geſtorben ſein, bevor ich dir die Thore aufgethan hätte." — „Und mit welchem Rechte haſt du dir ſolche Gewalt über meine Stadt angemaßt?" — „Ei, wer hat denn dir Recht und Gewalt über die Stadt gegeben?" — „Die Wahl des Domkapitels, beſtätigt durch Kaiſer und Papſt." — „Wohl, ich aber bin von Gott ſelber durch ſeinen Propheten zur Herrſchaft berufen worden."

Das klingt doch ganz ſo, als hätte der Wüſtling und Kopfabſchläger von Münſter wirklich an ſich ſelber und an ſeine Miſſion geglaubt. Es kommt aber bekanntlich mitunter vor, daß ſich Schauſpieler mit ihren Rollen förmlich identificiren. Das Aeffiſch-Boshafte im Weſen dieſes Gauklers ſprang übrigens auch jetzt in ſeinem Elende noch dann und wann galgenhumoriſtiſch hervor. Wenn ihm ein Witz die Zunge prickelte, mußte er heraus. Als ihn zu Dülmen angeſichts einer großen Volksmenge einer antrat mit der Frage; „Biſt du der König, der ſo viele Frauen genommen?“ gab er flugs zur Antwort: „Nein, ich habe keine Frauen, ſondern Jungfrauen genommen und ſie zu Frauen gemacht.“

Im achten Monat nach dem Falle von Münſter wurden Jan und die beiden Vernute dahin zurückgebracht und die eigentliche Procedur hob an. Es war natürlich nur eine Formalität. Die drei unglücklichen Männer wurden verurtheilt, am 22. Januar von 1536 auf dem Markte zu Münſter mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt zu werden. Knipperdollinck und Krechting beharrten auch dieſem Schrecklichen gegenüber bei ihrem wiedertäuferiſchen Glauben, Bockelſon dagegen fiel ab, bekehrte ſich und verſprach, ſo man ihm Gnade widerfahren ließe, alle Wiedertäufer zu bekehren. Dieſer Abfall zeigte den Gaukler in ſeiner ganzen Blöße. Jetzt, wo mit dem Spiele nichts mehr zu erreichen war, verſchwand auch der geſpielte Trotz. Mit der Rolle war zugleich auch der Charakter dahin. An die Stelle der komödiantiſchen Aufſpannung trat die armſünderliche Erſchlaffung.

Gerade da, wo auf dem Markte der Thron des weiland Königs von Zion geſtanden, war jetzt das Schaffot aufgeſchlagen. Die Hinrichtungsſcene war ſcheuſälig und dieſer Scheuſäligkeit ſah der Fürſtbiſchof wohlgefällig zu.

Länger denn eine Stunde wurde Jan gemartert, bevor der Henker dem Unſeligen, deſſen Kehle mit der glühenden Zange faſſend, den Todeszwick gab. Dann kamen Knipperdollinck und Krechting an die Reihe. Als endlich das Gräßliche vorbei, wurden die drei Todten von der Richtſtätte zum Lambertithurme geſchleift und dort in aufrechter Stellung in eiſerne Käfige geſchmiedet. Dieſe zog man zur Zinne des Thurmes empor und ließ ſie dort hängen „zum ewigen Gedenken“.

Auf Stadt und Stift Münſter aber legte ſich die Bleihand pfäffiſcher Dunkelherrſchaft, welche jede Regung von Freiſinn mit den Wurzeln ausrottete.

Alſo wurde die Orgie des Wahnwitzes abgelöſt durch die Saturnalien der Rachegier und auf eine wüſte Revolution folgte eine wüſte Reaktion.

Man nennt das „ſittliche Weltordnung“.

Ende des ſechsten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

## Neue Romane

aus dem Verlage von **Ernſt Julius Günther** in **Leipzig**

# Die Türken in München.

Roman
von
**Herman Schmid.**
2 Bände. 8. Eleg. geb. Preis 2 Thlr.

# Concordia.

**Eine deutſche Kaiſergeſchichte aus Bayern**
von
**Herman Schmid.**
5 Bände. Preis [illegible] Thlr. 15 Ngr.

# Verfloſſene Stunden

Novelle
von
**S. Junghans.**
1 Band. 8°. Elegant geheftet. Preis 22½ Ngr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

# Kenelm Chillingly.

Roman
von
**Edward Bulwer.**
Aus dem Engliſchen
3 Bände. Eleg. geh. Preis 5 Thlr.

# Das Geſchlecht der Zukunft.

Roman
von
**Edward Bulwer.**
Aus dem Engliſchen von Jenny Piorkowska.
**Autoriſirte Ausgabe.**
1 Band. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

# Die Lovels auf Arden.

Roman
von
**M. E. Braddon.**
Aus dem Engliſchen von Marie Scott.
**Autoriſirte Ausgabe.**
4 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elſaß

von

**Auguſt Becker.**

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr.

## Der neue Abälard.

Roman

von

**Julius Groſſe.**

2 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 22½ Ngr.

## Offene Wunden.

Novellen

von

**Julius Groſſe.**

Inhalt:

Graziana. — Die neue Hagar. — Lorbeer und Myrthe.

3 Bände. 8° Eleg. broch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## Die Ehefabrikanten.

Komiſch-ſocialer Roman

von

**A. von Winterfeld.**

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

## Modelle.

Humoriſtiſcher Roman

von

**A. von Winterfeld.**

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

## Der Elephant.

Komiſcher Roman

von

**A. von Winterfeld.**

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

rlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## ohn Halifax, Gentleman.

Aus dem Engliſchen
von
Sophie Verena.
**Zweite Auflage.**
2 Bände. 8. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

## Ein muthiges Weib.

Von
der Verfaſſerin von „John Halifax“.
Aus dem Engliſchen von **Sophie Verena.**
Autoriſirte Ausgabe.
3 Bände. gr. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

## Hannah.

Von
der Verfaſſerin von „John Halifax“.
Aus dem Engliſchen von **Sophie Verena.**
Autoriſirte Ausgabe.
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## Alles um ein Nichts

Roman

von

**Georg Köberle.**

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

## Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

von

**Karl Frenzel.**

5 Bde. 8. Eleg. geh. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

## Geheimniſſe.

Novellen

von

**Karl Frenzel.**

2 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## Christoph Pechlin.

Eine internationale Liebesgeſchichte
von
**Wilhelm Raabe.**

2 Bände. Eleg. broſch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

## Meiſter Autor
oder
## Die Geſchichten vom verſunkenen Garten.

Von
**Wilhelm Raabe.**

1 Band. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

## Das Hintergebäude.

Eine Erzählung
von
**Friedrich Gerſtäcker.**
1 Band. Preis 25 Ngr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## Pariſer Todtentanz.

Roman in 2 Abtheilungen

von

**Max von Schlägel.**

1. Abth.: Nach uns die Sündflut! 2. Abth.: Der rothe Faſching.

6 Bände. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

## Der Lebensretter.

Humoriſtiſcher Roman

von

**Graf Ulrich Baudiſſin.**

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

## In engen Kreiſen.

Roman

von

**Graf Ulrich Baudiſſin.**

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

**Leben um Leben.**

Roman

von der Verfaſſerin von „John Halifax“.

Aus dem Engliſchen von Sophie Verena.

Autoriſirte Ausgabe.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 5 Ngr.

**Ein edles Leben.**

Roman

von der Verfaſſerin von „John Halifax“.

Aus dem Engliſchen von Sophie Verena.

Autoriſirte Ausgabe.

2 Bände. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

**Die Ogilvies oder: Herzenskämpfe.**

Roman

von der Verfaſſerin von „John Halifax“.

Aus dem Engliſchen von A. Kretſchmar.

Autoriſirte Ausgabe.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

Mann und Weib.
Roman
von
Wilkie Collins.
Aus dem Engliſchen von Emil Lehmann.
Autoriſirte Ausgabe.
6 Bde. 8 Eleg. geh. Preis 4 Thlr. 20 Ngr.

Fräulein oder Frau?
Erzählung
von
Wilkie Collins.
Aus dem Engliſchen von Emil Lehmann
Autoriſirte Ausgabe.
1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 25 Ngr.

Armadale.
Roman
von Wilkie Collins.
Aus dem Engliſchen von Marie Scott.
Autoriſirte Ausgabe
6 Bände. 8. Geheftet. Preis 4 Thlr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## Robespierre.

Geſchichtlicher Roman
von
**Karl Wartenburg.**
2 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

## Die Wilden der Geſellſchaft.

Eine Erzählung
von
**Max von Schlägel.**
1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

## Krieg und Frieden.

Novellenbuch
von
**Levin Schücking.**
3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

**Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.**

## Frauenherzen.

Zwei Novellen
von
**Louiſe Mühlbach.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 3 Thlr.

## Nomaden.

Roman
von
**Robert Byr.**
5 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr. —

## Wrak.

Zwei Novellen
von
**Robert Byr.**
**Inhalt: Trümmer. — Der Tuwan von Panawang.**
4 Bände. 8°. Elegant broch. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## Zur linken Hand.

Novelle
von
**Edmund Höfer.**
1 Band. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

## Stephan Lawrence.

Roman
von
**Mrs. Edwardes.**
Aus dem Engliſchen von Sophie Verena.
4 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 4 Thlr.

## Debenham's Gelübde.

Roman
von **A. B. Edwards.**
Aus dem Engl. von **Anna Wünn.**
4 Bände. 8. Geheftet. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

## Gewonnen — nicht umworben.

Roman
von **James Payn.**
**Autoriſirte Ausgabe.**
3 Bände. 8°. Eleg geh. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

Johannes Scherr:

## Michel.

Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Dritte, neu durchgeſehene Auflage.

2 ſtarke Bände Elegant. broſchirt Thlr 3.

## Die Gekreuzigte

oder

## Das Paſſionsſpiel von Wildisbuch.

Zweite Auflage.

1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

## Proteſtantiſche Jeſuiten.

Hiſtoriſcher Roman

von

**Louiſe Mühlbach**

6 Bände. Preis 5 Thlr.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

## Der Kali von Konſtanz.

Roman

von

**Otto Müller.**

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 4 Thlr.

## Der Majoratsherr.

Roman aus der Gegenwart

von

**Otto Müller.**

3 Bände. Eleg. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

## Die Jagd nach dem Glücke.

Roman

von

**F. C. Schubert.**

3 Bände. Eleg. broch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

## Neue Romane

aus dem

## Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

**Sacher-Maſoch.**

**Wiener Hofgeſchichten.**

1 Bd. enth.:
[illegible] Novelle und die
[illegible]

Preis 2 Mark 50 Pfg

**Sacher-Maſoch.**

**Falſcher Hermelin.**

Kleine Geſchichten aus der Bühnenwelt.

1 Band

Preis 4 Mark 50 Pfg

**Sacher-Maſoch.**

**Ruſſiſche Hofgeſchichten.**

Novellen.

I. u. II. Band.

Preis 6 Mark

**Sacher-Maſoch.**

**Ein weiblicher Sultan.**

Roman

3 Bände.

Preis 9 Mark —

**Sacher-Maſoch.**

**Kaunitz.**

Hiſtoriſcher Roman.

Neue Ausgabe.

2 Bde.

Preis 3 Mark —

**Sacher-Maſoch.**

**Die Meſſalinen Wien's.**

Skizzen.

1 Band.

Preis 4 Mark 50 Pfg

**Sacher-Maſoch.**

**Der Emiſſär.**

Eine galiziſche Geſchichte.

Neue Ausgabe

1 Bd.

Preis 1 Mark

**Sacher-Maſoch.**

**Liebesgeſchichten**

aus verſchiedenen Jahrhunderten.

1 Band.

Preis 4 Mark —.

**Sacher-Maſoch.**

**Zur Ehre Gottes!**

Ein Zeitgemälde.

1 Band.

Preis 3 Mark —.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek

# Novellenbuch

von

## Johannes Scherr.

Siebenter Band.

## Die Pilger der Wildniß.

Erſter Band.

Leipzig.
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1875.

# Die Pilger der Wildniß.

## Hiſtoriſche Novelle

von

**Johannes Scherr.**

Zweite neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1875.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Erſtes Buch.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# 1.

He, huſſah, ho! Die Jagd iſt los,
Die Jagd zur See, und pfeilſchnell ſchoß
Wie durch die Luft durchs Meer der Kahn —
Bluträcher folgten ſeiner Bahn.

Dana.

Die ſchneidend kalten Nordoſtwinde, welche in den nördlich gelegenen Küſtenſtaaten der Union von Nordamerika den Anbruch des Frühlings zu verzögern pflegen, hatten im Jahre 1675 länger als gewöhnlich geweht. Die dichten Forſte, welche damals den Boden der Kolonien von Neu-England noch überreichlich bedeckten, waren bis in den Monat Mai hinein mit Schnee und Eis angefüllt geweſen. Erſt die zweite Häfte dieſes Monats hatte mildere Lüfte gebracht, und unter der Einwirkung einer wolkenloſen Sonne war dem raſch weichenden Winter die Jahreszeit der Blüten auf dem Fuße gefolgt. Die zahlloſen Flüſſe und Bäche ſandten wieder feſſellos ihre rauſchenden Waſſer aus dem Dunkel der Wälder hervor und dem Meere zu; die Vegetation erwachte mit der dieſem Lande eigenthümlichen Raſchheit, das junge Grün ſchlang ſein fröhliches Netz binnen weniger Tage über unermeßliche Länderſtrecken hin, Buſch und Kraut ſchlugen unter'm Sonnenkuſſe die Blütenaugen auf und in den lauwarmen Nächten ſang der Whippoor-will, die Nachtigall der transatlantiſchen Hemiſphäre.

Die Morgenſonne des erſten Juniſonntags leuchtete voll und klar ob dem Long-Island-Sund und überſäete die von einer ſanften Briſe gekräuſelte Waſſerfläche von Block-Iſland an bis hinab zur Mündung des Hudſon, wo jetzt eine der größten Städte der Welt ihre menſchenwimmelnden Straßen hinſtreckt, mit purpurnen und goldenen Lichtern. Wem es vergönnt geweſen wäre, die ganze Länge und Breite dieſer prächtigen Waſſerſtraße aus der Vogelperſpektive zu überblicken, würde ſie in ſo feierlicher Einſamkeit und Ruhe geſchaut haben, als ob noch nie ein Kiel dieſe Fluten durchſchnitten hätte. Auch das langhingeſtreckte, von zahlreichen Buchten und Flußmündungen durchſchnittene Geſtade von Konnektikut zeigte allwärts die erhabene Stille der Wildniß. Auf den Wäldern, deren Saum ſo weit ans Ufer vortrat, daß die Wipfel der Bäume ſich in den purpurnen Waſſern ſpiegelten, lag ein heiliges Schweigen, gleichſam eine Sabbathruhe, als hätte ſich die Ehrfurcht vor den Satzungen einer Religion, welche erſt vor einer kurzen Reihe von Jahren in dieſe früher nur von dem flüchtigen Fuße des ſchweifenden Indianers betretenen Einöden verpflanzt worden, auch der Natur mitgetheilt. Man gewahrte von der See aus längs der ganzen Küſte kein Zeichen menſchlicher Thätigkeit. Man hätte ſogar das Vorhandenſein von Menſchne auf dieſen Geſtaden verneinen können, denn wenn auch die genannte Kolonie damals ſchon eine namhafte Anzahl von größeren und kleineren Anſiedlungen in ſich faßte, ſo lagen dieſelben doch insgeſammt zu verſteckt in tief einſchneidenden Buchten oder zu tief in den Wäldern oder zu weit hinauf am Konnektikut und an den ihm zinsbaren oder parallel ſtrömenden Flüſſen, als daß ſie einem zwiſchen dem Feſtland und Long-Iſland Hinſegelnden hätten leicht ins Auge fallen können, namentlich zu einer Stunde, wo, wie mit Beſtimmtheit behauptet werden kann, ſämmtliche Bewohner der Anſiedlungen aller Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens ſtrengſtens ſich enthielten, um in ihren ſchmuckloſen Verſammlungshäuſern, für welche das ſtolze Wort Tempel in mehr als einer Beziehung nicht paßte, einem religiöſen Bedürfniſſe zu genügen, deſſen Befriedigung ſie ſo weit von den Sitzen ihrer Väter hinweg, über das Weltmeer und in die Schatten der Urwälder getrieben hatte.

Da aber das Drama, deſſen Scenen wir den Augen des Leſers zu entrollen im Begriffe ſind, der handelnden Perſonen bedarf, ſo verſetzen wir ihn von der Meerenge, auf welche wir zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit richteten, auf eine ſchmale Landzunge, welche oſtwärts von der breiten Mündung des Fluſſes Pawkatuck ziemlich weit in die See vorſpringt.

Dieſer Ort hatte ganz das Anſehen jungfräulichen Bodens. Die unbedeutende Brandung brach ſich mit kaum hörbarem Geräuſch an den Kieſeln des flachen Ufers, welches ſie mit einem Streifen weißen Schaumes ſäumte.

Friſchbelaubtes Geſtrüppe netzte ſeine üppigen Ranken im Waſſer und zog in ſeinen tauſendfachen Verſchlingungen eine, wie es ſchien, undurchdringliche Mauer um die Wurzeln der gewaltigen Stämme, die weiter landeinwärts ſich erhoben und deren in einander greifende Kronen eine düſtere Wölbung bildeten, welche kaum da und dort einem Sonnenſtrale den Zugang geſtattete.

Auch hier herrſchte die Stille, welche allum auf Land und Meer lag; allein ſie ſollte bald unterbrochen werden, wenn auch nur leiſe, leiſe. Ein kleiner Vogel, der pickend und ſchnabelwetzend auf einem Zweige des Strandgebüſches ſaß, flog plötzlich erſchreckt empor und davon. Zu ſeinen Füßen war ein leichtes Geräuſch hörbar geworden, welches man etwa auf Rechnung eines kleinen Wildes ſchreiben konnte, das ſich durch Strauch und Dorn vorſichtig dem Ufer zudrängte. Indeſſen erſchien es nicht an demſelben und das leichte Geräuſch verſtummte wieder. Doch ſchon in der nächſten Sekunde wurden die Zweige eines Sumachbuſches, deſſen Wurzeln die See beſpülte, von unſichtbaren Händen auseinandergebogen und in der Oeffnung erſchien der glattgeſchorene, braune Kopf eines Indianers, deſſen funkelnde ſchwarze Augen die Waſſerfläche vor ihm zur Rechten, zur Linken und geradeaus blitzſchnell überblickten und ausſpähten. Nachdem er ſich von der Einſamkeit der See überzeugt hatte, erweiterte er die Oeffnung im Geſtrüppe ſo weit, daß er die nackten Schultern dem Kopfe folgen laſſen konnte, und verharrte dann, auf dem Bauche liegend und das Geſicht nur wenige Zoll über das Waſſer erhoben, mit der Geduld eines indianiſchen Spähers wohl eine Stunde lang in einer Stellung, welche der einer auf Beute lauernden Schlange nicht unähnlich war.

Endlich ſchien er in der That das Nahen einer Beute oder einer Gefahr zu hören oder zu wittern, denn er dehnte ſeinen Hals vorwärts, ſeine Naſenflügel erweiterten ſich, ſeine Ohren ſpitzten ſich lauſchend und ſeine Augen bohrten brennend rechtshin am Uferſaum hinab.

Seine ſcharfen Sinne hatten den rothen Mann nicht getäuſcht. Eine kleine Barke kam mit geſchwelltem Segel hinter einem Vorſprunge der zackigen Küſte hervor und fuhr, wenige Klafter vom Ufer entfernt das Waſſer durchſtreichend, ziemlich raſch gegen die Landzunge herauf, an deren äußerſtem Ende der Indianer im Verſtecke lag.

Der Wilde ſchien keine Feindſeligkeit gegen die Bemannung des Kahnes im Schilde zu führen. Er zog Schultern und Kopf in den Buſch zurück und begnügte ſich, hinter dem Laubwerk hervor die Leute in dem Fahrzeuge zu muſtern. Er vergewiſſerte ſich, daß es drei Perſonen waren: ein Greis, ein Mann in reiferen Jahren, welcher das Steuer des Schiffleins lenkte, und ein junges Mädchen, alle drei der weißen Raſſe angehörend. Etwas wie Freude flammte in den Augen des rothen Spähers auf, aber er verrieth ſeine Empfindung durch keinen Laut und bewegte nicht einmal die Lippen. Mit einer Vorſicht, die keinen Zweig unter ihm knacken ließ, kroch er rückwärts durch das Geſträuche, dann richtete er ſich im Schutze deſſelben behutſam auf und eilte hierauf mit der Schnelligkeit des gejagten Hirſches forſteinwärts.

Die drei im Kahne hatten von der Anweſenheit der Rothhaut auf dem Ufer und von ihrem Verſchwinden nicht das geringſte bemerkt und fuhren arglos an der Landzunge vorüber. Sie waren jedoch noch nicht viel über eine Seemeile weiter gen Oſten zu geſegelt, als ſie erfahren ſollten, daß ihre Küſtenfahrt in der Morgenſtille des Sabbaths keineswegs ſo unbeachtet geblieben, wie ſie vielleicht gewähnt und jedenfalls gewünſcht hatten. Denn ſie waren Flüchtlinge, ja, und zwar Flüchtlinge, die ſchon manchen Tag lang vor unerbittlichen Verfolgern her geflohen waren, geflohen über Meeresbuchten und Ströme, durch Sümpfe, pfadloſe Wälder und das Geſtrüppe der Prairien, unabläſſig gehetzt von der weit unten am Long-Island-Sund liegenden Kolonie Newhaven bis nach Branford, von da nach Haddam am Konnektikut, von da nach Norwich am Shetucket und jetzt von Southorton an der Mündung des Pawkatuck die Südküſte des Naraganſetterlandes entlang. Geſtern Abend hatten die Verfolger die Spur der Flüchtlinge verloren, und ſie würde ihnen verloren geblieben ſein, wenn nicht die Spürkraft eines Eingeborenen — eben des Spähers auf der Landzunge — ihnen zur Hilfe gekommen wäre. Die Jäger hatten das Wild überjagt, das heißt, ſie hatten in ihrer Ungewißheit und ihrem Eifer die Flüchtlinge überholt, welche die Nacht in einer verborgenen Bucht der linken Seite der Pawkatuckmündung zugebracht. Beim erſten Tagesgrauen hatten ſie ihre Barke aus dem ſchilfbewachſenen Verſtecke hervor in See gebracht und fuhren nun mit günſtigem Winde und mit einem verhältnißmäßigen Gefühle von Sicherheit an der Küſte hin.

Indeſſen ſollten ſie, wie ſchon angedeutet worden, nur zu bald erfahren, daß die Jagd auf ſie keineswegs aufgegeben war.

Das kleine Fahrzeug hatte wieder die Spitze eines der zahlreichen Landausläufer dieſer Geſtade umfahren und verfolgte dann aufs neue ſeinen nordöſtlichen Kurs, als in ſeinem Rücken ein Boot aus der Mündung eines Küſtenfluſſes hervorſchoß und, kaum in der offenen See angelangt, ſeinen Bug dem Stern des voranſegelnden Fahrzeugs zukehrte.

Dieſes Boot ward von vier matroſenmäßig ausſehenden Männern gerudert. Ein fünfter, noch jung an Jahren, hielt das Steuer, ein ſechster, deſſen grauer Bart ſein Alter bezeugte, ſtand im Vordertheil der Barke, neben dem Indianer, welchen wir vorhin auf der Landzunge belauſchten. Der Anzug des Graubartes und des Steuermannes war der wohlhabender Bürgersleute jener Zeit. Sie waren in feines Brabantertuch gekleidet und trugen über dem langſchößigen Wams einen kurzen Mantel. Wer da weiß, wie die Mitglieder der damaligen religiöſen und politiſchen Parteien in Schnitt und Farbe der Kleidung ſich zu unterſcheiden liebten, wird leicht den Wink verſtehen, daß die beiden Männer in beiderlei Beziehung der düſtern, ſtrengen Tracht der puritaniſchen Koloniſten von Neu-England nicht huldigten. Sie ſchienen auf einem nicht gefahrloſen Unternehmen begriffen zu ſein, wenigſtens deuteten die Waffen, womit ſie ſich verſehen, darauf hin, daß ſie auf alle Fälle gefaßt waren. Jeder der beiden trug ein Paar der ungeſchlacht langen Piſtolen im Gürtel, welche die Reiter Kromwell's und die Kavaliere Karl's I. in ſo vielen Treffen auf einander losgebrannt hatten; jeder hatte ſeinen Stoßdegen an der Seite und am Fuße der Maſtſtange lagen zu augenblicklichem Gebrauche bereit vier oder fünf der ſchwerfälligen Feuergewehre, deren Handhabung einem jeden Soldaten unſerer Zeit einige Schwierigkeit verurſachen dürfte. Die Matroſen hatten das kurze, breite Entermeſſer ihres Gewerbes im Gürtel ſtecken und ſahen ganz darnach aus, als wüßten ſie bei Gelegenheit den geeigneten Gebrauch von dieſer im Handgemenge ſchrecklichen Waffe zu machen.

Als das Fahrzeug, von kräftigen Ruderſchlägen getrieben, zuerſt hinter den Weiden und Binſen der Flußmündung hervorgeglitten, ſtreckte der Indianer den Arm aus und deutete mit einem lakoniſchen, aber ausdrucksvollen Hugh! auf den Nachen der Flüchtlinge, welcher in der Entfernung einer halben Seemeile dahinſegelte.

„Ja, hughe nur, Rothhaut“, verſetzte der neben dem Sohn der Wildniß ſtehende Weiße. „Hughe nur, haſt ein Recht dazu, Gott verdamm' mich! Hatten die Fährte der blutigen Schurken total verloren, als du ſie wieder aufſchnüffelteſt. Siehſt du, Tom Kirk“, fuhr er fort, indem er ſich rückwärts zu dem jungen Mann am Steuerruder wandte, „ſiehſt du nun, daß das rothhäutige Ungeziefer manchmal auch zu etwas taugt?“

„Ah bah, Maſter Kellond“, entgegnete der Angeredete, „ich denke, 's war eben keine Hexerei nöthig. — Sagte Euch ja geſtern Abend ſchon, wir brauchten nur die See zu halten, um unſere Leute wieder zu Geſicht zu bekommen. Und da haben wir ſie jetzt und zwar auf 'ner offenen Straße, die ich mir nicht genug loben kann nach dem tagelangen Herumkriechen in Wald und Sumpf und all der kothigen Teufelei. Sag' Euch, Maſter, hatt' es ſchier überdick, dies verdammte Herumkriechen. — Seht nur mal meine oder Eure eigenen Kleider an — iſt ein rarer Anblick! Gerade herausgeſagt, wie 's einem ehemaligen Lehrburſch von Altlondon zukommt, ich will mich hängen laſſen, wenn ich mich um König Karl's willen zu dieſer wilden Gänſejagd hergegeben. Es geſchah bloß um Euretwillen —“

„Und mehr noch um Effie's willen, Tom.“

„Nun ja, ich will's nicht leugnen. Effie iſt ein ſchönes Mädchen und hat mir's angethan, die kleine Hexe. Wäre ſie nur ein bißchen weniger hochmüthig, Maſter Kellond, denn ich ſag' Euch, Euer Töchterlein weiß ſich zu ſpreizen wie 'ne Herzogin im luſtigen Altengland.“

„Das wird ſich geben, Tom. Das hochmüthigſte Jüngferchen tanzt nach der Pfeife des Mannes, wenn's ein rechter Mann iſt. Und dann darf Effie wohl was auf ſich halten, ſollt' ich meinen; denn gelingt unſer Fang, ſo kehren wir alle nach England zurück, ich erhalte, was mir verſprochen iſt, und das reicht hin, Effie in den Stand zu ſetzen, daß ſie mit jeder Aldermansfrau wetteifern kann. Ich erleb's noch, Tom, daß du dich ſelber mächtig freuſt, wenn du dein Weibchen Effie in Sammet und Seide durch die City ſtolziren ſiehſt."

„Hm, Maſter", erwiderte Tom Kirk und ließ für einen Augenblick das Steuerruder fahren, um ſich bedenklich hinter dem Ohre zu kratzen, „was Ihr von der Heimkehr nach Altengland ſagt, iſt mir ganz aus der Seele geſprochen, denn ich bin dieſes Landes hier, des Landes der Heiligen, wo man vor Langeweile ſtirbt, von Herzen überdrüſſig. Was aber Effie betrifft, ſo fürcht' ich, das vertrackt launiſche Geſchöpf wird ſich, wenn Ihr erſt wieder im Beſitz Eures Hauſes in der City ſeid, nach einem andern Freier umſehen, etwa nach ſo 'nem luſtigen, lumpigen Kavalier, der Schmachtlocken trägt, auf der Laute klimpert und —"

„Und deſſen verpfändete, halb in Trümmern liegende Burg ich mit meinem ſauererworbenen Geld einlöſen müßte, nicht wahr? Mach' dir doch kein ſolch dummes Zeug vor, mein Junge. Du haſt mein Wort, Effie wird dein Weib, ſobald wir dieſes Unternehmen glücklich zu Ende geführt; dann verlaſſen wir dieſes Land voll rothen Ungeziefers und näſelnder Puritaner und machen uns daheim gute Tage."

„Wohl, und der Teufel hole die ſtutzohrigen Schufte, die uns verhinderten, unſer Geſchäft ſchon vor acht Tagen abzuthun. Hattet Ihr nicht des Königs Befehl und

Siegel in der Taſche, Maſter, und konnten wir nicht ſchon drunten in Newhaven die Hand auf den Fang decken, wenn uns die verdammten Pſalmenorgler nur einigermaßen behülflich geweſen wären?"

„Allerdings, und ich bin ſogar überzeugt, daß dieſe eingefleiſchten Rundköpfe ihren ſauberen Geſinnungsgenoſſen zur Flucht verholfen haben, während ſie uns mit nichtigen Einwänden hinhielten. Sagte mir doch der Governor Leete, als ich ihn endlich geradezu fragte, ob die Kolonie den Befehl des Königs reſpektiren wolle, ſie ehrten freilich Se. Majeſtät, aber ſie hätten zarte Gewiſſen, was ſo viel heißen wollte als: ſie würden thun, was ihnen beliebte. Und als ich weiter fragte, ob ſie Se. Majeſtät den König anerkennten, erwiderte der unverſchämte ſtutzohrige Hund, ſie möchten vor allen Dingen wiſſen, ob Se. Majeſtät ſie anerkennte."

„Ich will mich in eine Feldſchlange laden laſſen, wenn das nicht entſchieden nach dem alten Noll ſchmeckt."

„Freilich, freilich! Die Leute in dieſem Lande reden und thun, als wäre der alte Noll, der jetzt, Gott ſei Dank, ſchon lange in der Hölle bratet, noch immer Lordprotektor von England. Ich ſag' dir, Tom, es muß ein tüchtiger Beſen über Neu-England gehen, um all den puritaniſch-republikaniſchen Unrath wegzukehren. Aber laſſ' mich nur erſt wieder drüben ſein, und ich will mich ſelber einen Rundkopf ſchelten laſſen, wenn ich nicht aus dem, was ich in dieſem Lande der Heiligen, unter dieſen Pilgern der Wildniß, wie die Schuſte ſich nennen, geſehen und gehört habe, einen Strick zu drehen weiß, ſtark genug, um allen Sektirern und Hochverräthern den Hals zuzuſchnüren. — Doch was iſt das?" unterbrach ſich Mr. Kellond. „Wir ſchwatzen hier wie zwei alte Weiber und inzwiſchen vergrößert ſich der Zwiſchenraum zwiſchen uns und den Flüchtigen eher, als er ſich vermindert. Hollah, Burſche", fügte er zu den Matroſen gewandt hinzu, „greift aus mit den Rudern und vergeßt nicht, daß ich verſprochen, Eure Hände mit Silber zu füllen, ſobald wir das Boot dort eingeholt haben werden."

Indem er ſo ſprach, ging er aus dem Stern des Bootes, wo er während des vorhergehenden Geſpräches neben dem Freier der „vertrackt launiſchen" Effie geſtanden, wieder nach vorn und ſchaute eifrigſt nach dem Fahrzeuge der Flüchtlinge aus, welches mit Windeseile über die Wogen hinflog.

„Bei der ſchwärzlichen Geſichtsfarbe Seiner geheiligten Majeſtät", rief der ungeduldige Verfolger aus, „ſie gewinnen immer mehr Vorſprung. Was meinſt du, Rothhaut?"

Der Indianer, welcher mit der ſeiner Raſſe in Augenblicken der Ruhe eigenthümlichen Apathie auf dem Boden der Barke ſaß, begnügte ſich, ohne den Kopf zu wenden, in ſeinem gebrochenen Engliſch zu erwidern:

„Wamatuk nichts verſtehen von weißen Mannes Kanoe."

„Aber, zum Henker, ſie waren uns doch nur wenige Klafter voraus, als wir aus dem Fluſſe hervorkamen, und jetzt wird die Entfernung zwiſchen uns immer größer, obgleich der nämliche Wind unſer Segel füllt, welcher das ihrige bläht, und wir vier Ruder haben, während ſie im beſten Fall nur zwei in Bewegung ſetzen können."

„Mit Eurer Erlaubniß, Maſter", nahm einer der Matroſen das Wort, „das Ding kommt mir ſchon lange nicht recht geheuer vor. Ich hab' mir von dem Bootsmann auf der guten alten Brigg Königin Mary mal ſagen laſſen, daß alle Anhänger des alten Noll von ihrem Herrn und Meiſter das Geheimniß ererbt hätten, den Böſen ſich dienſtbar zu machen, und —"

„Ah bah, papiſtiſcher Unſinn!" unterbrach Kellond den Sprecher und bewies durch dieſen Ausruf, daß er von den freigeiſteriſchen Anſichten, welche am Hofe Karl's II. gäng und gäbe waren, nicht unberührt geblieben war.

„Na, na", ſagte ein zweiter Matroſe. „Allan ſteckt freilich von Altſchottland her in ſeinem Papismus, das muß wahr ſein. Jedennoch, Maſter, muß jeder ehrliche Seemann wiſſen und glauben, daß der Teufel zur See noch ärger wüthet als auf dem feſten Lande."

„Auch du, Bill?" verſetzte Kellond ärgerlich. „Nun, glaube, was dir Spaß macht, aber ſorge dafür, daß dieſe verdammte alte Schachtel von Boot ſchneller vorwärts kommt."

Bill ließ ſein Ruder fahren, ſtand auf und prüfte mit der Miene eines erfahrenen Schiffers Wind und Wetter.

In dieſem Augenblicke ſchlug das Segel träge und flappig an den Maſt.

„Verdammt!“ ſchrie Kellond. „Auch das noch? Der Wind hört auf zu blaſen.“

„Ei, Maſter“, ſagte Bill, wieder zum Ruder greifend, „das iſt's gerade, was wir brauchen. Rechne, wenn uns der Wind ausgeht, geht er auch denen dort vorn aus. Wir aber ſind die Stärkeren, und wenn die faule Rothhaut und, nehmt's nicht krumm, auch Ihr, Maſter, ein Ruder nehmen wolltet, ſo müßt' es doch mit allen Satanaſſen der ſiebzehn Höllen zugehen, wenn wir nicht bald ein Wort mit den Herren ſprechen ſollten, auf deren nähere Bekanntſchaft Ihr ſo erpicht ſeid.“

In der nächſten Sekunde war das nutzloſe Segel niedergelaſſen, und von ſechs Rudern vorwärts geſtoßen, folgte die Barke eiligſt dem Fahrwaſſer der Flüchtlinge.

Von Weſten nach Oſten ſtreichend ſchwellte die Briſe in ihrem Verhauchen das Segel des voranſchiffenden Bootes noch einige Minuten, nachdem die Verfolger das ihrige ſchon hatten einziehen müſſen. Dieſer Umſtand ließ den Zwiſchenraum zwiſchen den beiden Booten noch eine Weile unvermindert erſcheinen, allein bald zeigte es ſich, daß Bill richtig gerathen, als er die Windſtille einen glücklichen Zufall nannte. Die verfolgende Barke rückte der verfolgten allmälig näher.

„Drauf, Burſche!“ rief Kellond mit wildem Frohlocken; „ſie können uns nicht mehr entgehen. Legt Euch auf die Ruder, es gilt den Dienſt Sr. Majeſtät und eine Handvoll Piaſter.“

Tom Kirk ſtand auf, ohne das Steuer aus der Hand zu geben, und lugte ſcharf nach der gejagten Barke aus.

„Sie haben uns bemerkt“, ſagte er, „und, beim Himmel, ſie halten auf das Land zu, wahrſcheinlich um wieder in den verfluchten Wäldern Zuflucht zu ſuchen. Mag ich ſelber erſchoſſen werden, wenn ich nicht meine Büchſe mit ihnen ſprechen laſſe, bevor ſie uns wieder in das hölliſche Baumlabyrinth entſchlüpfen.“

„Das wirſt du bleiben laſſen, Tom“, verſetzte Kellond. „Lebendig müſſen wir ſie haben, weißt du. Das wird das Herz Sr. Majeſtät ganz anders erfreuen, als wenn wir dem königlichen Herrn nur ſagen könnten, die beiden Bluthunde wären an irgend einer namenloſen Küſte von Neu England von uns niedergemacht worden. Auch hat es gar nichts zu ſagen, wenn ſie ſich wieder in die Wälder machen, denn wir haben jetzt die Rothhaut da bei uns, welche ihre Spürkraft bereits bewieſen hat. In den Wäldern können wir die Flüchtlinge beſſer beſchleichen als auf offener See und gefahrloſer obendrein.“

„Beſchleichen, Maſter!“ verſetzte der junge Mann unwillig. „Das iſt nicht meine Sache. Ich will ſie nicht beſchleichen, ſondern offen anfallen, Hand gegen Hand. Wir ſind zu ſechs gegen zwei und können es, denk' ich, auch zu zwei mit einem Greis und einem nicht mehr jungen Mann aufnehmen. Beſchleichen, wahrhaftig!“

„Ich ſage dir ja, daß wir ſie lebendig fangen müſſen, und dann, mein Junge, kennſt du die beiden Oberſten verdammt ſchlecht, wenn du ſo leichtes Spiel mit ihnen zu haben glaubſt. Hätteſt du geſehen, wie der eine von ihnen an der Spitze ſeines Regiments bei Dunbar die wilden Hochländer vor ſich hertrieb und wie der andere bei Worceſter mit Kromwell's Eiſenſeiten auf die Kavaliere einhieb, ſo würdeſt du dir unſer Geſchäft als ein ziemlich ſchwieriges vorſtellen. Was wahr iſt, muß man ſagen, und gält' es auch dem Teufel ſelbſt. Sie waren im Kampfe immer zuerſt und zu oberſt und haben ihre Titel redlich verdient."

„Ei, wenn ſie ſolche Kampfhähne ſind, wie Ihr ſagt, warum ſind ſie dann ſo viele Tage vor uns geflohen wie ein Trupp Haſelhühner, ſtatt ſich uns kühn entgegenzuſtellen?"

„Du vergißt, daß ſie ein Weib bei ſich haben, welches die Enkelin des einen und die Tochter des andern iſt."

„Wahr, aber was werden wir denn mit dem Dämchen anfangen?"

„Hm", verſetzte Kellond, mehr zu ſich als zu ſeinem Geſellen ſprechend, „wenn ſie ſo ſchön iſt, wie die Rede geht, ſo will ich mir die Mühe nehmen, ſie vom Puritanismus zu bekehren zur —"

„Was ſagt Ihr?"

„Ich ſage", erwiderte Kellond, ſeinen Gedanken verſchluckend, „daß wir ſie nach Virginien verkaufen wollen, wo ſie Tabak pflanzen mag."

## 2.

Noch immer können wir entrinnen,
Wenn bei den Haaren die Gelegenheit wir faſſen.

Shelley.

Der große König aller Könige
Gebot in ſeiner Tafel der Geſetze:
Du ſollſt nicht tödten und Mord begehn!
Gib acht, denn in der Hand hat er die Rache,
Das Haupt zu treffen, der bricht ſein Geſetz.

Shakeſpeare.

Statt der geräuſchvollen, etwas profanen Unterhaltung, welche die Verfolger führten, herrſchte auf dem Boote der Flüchtlinge ein ernſtes Schweigen, welches weniger eine Folge von Befürchtung und Angſt war, als vielmehr aus der eigenthümlichen Sinnesweiſe der kleinen Geſellſchaft entſprang.

Die Mitglieder dieſer Geſellſchaft waren durch die innigſten Bande des Blutes mit einander verbunden. Das junge Mädchen, welches kaum achtzehn Sommer zählen mochte, verehrte und liebte in dem jüngeren ſeiner Begleiter den Vater, in dem älteren den Großvater von mütterlicher Seite. Dieſer war ein Greis von wahrhaft ehrfurchtgebietendem Ausſehen. Sein kurz geſchorenes weißes Haar verband ſich an den Schläfen mit einem Barte, welcher voll, lang und ſilbern bis auf die Bruſt niederfiel. Er hatte, um ſein Ruder ungehemmter handhaben zu können, wie den Mantel, ſo auch den Hut abgelegt und zeigte ſo, mit einem unſerer Dichter zu ſprechen —

„Die Heldenſtirn, Furchen [illegible]
Die Furche trägt den [illegible]
Den, tiefes immer unterdrückend,
Ein mächtiger Gedanke trat.“

Der übrige Theil des Geſichtes entſprach der edlen Bildung der Stirn. Es war ein wahrhaft antikes Antlitz, in welchem jeder Zug eine feſt in ſich gefaßte Seele, einen unbeugſamen Geiſt verrieth. Die großen grauen Augen hatten ihren Glanz noch nicht verloren und von Zeit zu Zeit ſtieg ſogar eine Flamme in ihnen auf, welche von einem Enthuſiasmus, vielleicht ſogar von einem Fanatismus zeugte, wie er ſonſt nur der leidenſchaftlichen Jugend eigen zu ſein pflegt. Die ſtraffe Haltung des Greiſes, die Kraft, womit er das Ruder führte, ließen den Schluß zu, daß dieſer Mann ſeinen Körper lange im Kriege und in Strapazen abgehärtet habe und noch jetzt befähigt ſei, letztere zu ertragen.

Sein Schwiegerſohn, deſſen Haare an den Schläfen ebenfalls zu ergrauen begannen, war von breitſchulteriger, gedrungener Geſtalt. Das ruhige Feuer ſeines Auges, ſeine Adlernaſe, der kleine feſtgeſchloſſene Mund und das energiſche Kinn verliehen ſeiner ganzen Erſcheinung den Charakter von imponirender Kühnheit und Entſchloſſenheit. Auch ſein Gebaren hatte etwas entſchieden Kriegeriſches, aber auf ſeiner Stirn lag eine düſtere Wolke der Schwermuth oder Schwärmerei, welche, wie es ſchien, nur durch das Lächeln ſeiner Tochter und auch von dieſem nur auf Augenblicke verſcheucht werden konnte.

Wem die hiſtoriſchen Porträts jener Zeit und namentlich die aus der damaligen Geſchichte Englands nicht unbekannt ſind, der würde bei der genauen Betrachtung dieſer Männer mit Intereſſe verweilt und in ihnen wohl Genoſſen jener kriegeriſchen Glaubenseiferer vermuthet haben, welche den Thron Karl's I. umgeſtürzt und der weltlichen Tyrannei Strafford's und der geiſtlichen Laud's zugleich ein Ende gemacht hatten. Die Tracht der beiden ſtrafte eine ſolche Vermuthung keineswegs Lügen. Sie war von dem hochkegeligen, breitrandigen ſchwarzen Hute bis zu dem ſchmuckloſen Stahlgriff des Schwertes herab ſtreng nach puritaniſchem Schnitt und Brauch, welcher bekanntlich Schmuck und Modekünſte als einen Beweis grober Weltlichkeit, wenn nicht erklärter Sündhaftigkeit verachtete und verdammte.

Die beiden Oberſten, denn als ſolche waren dieſe in der Geſchichte ihres Vaterlandes berühmten Perſonen von Kellond richtig bezeichnet worden, nahmen die Vorſchritte, welche das Boot der Verfolger binnen kurzem augenſcheinlich gemacht, mit einer Ruhe und Gelaſſenheit wahr, welche einestheils von ungewöhnlicher Charakterſtärke, anderntheils von langem Vertrautſein mit der Gefahr zeugten. Wie entſchloſſen ſie aber auch waren, dem, was ihnen ſelber drohte, mit dem Gleichmuth eines Stoikers oder vielmehr mit dem ergebungsvollen Glaubensmuth eines Anhängers der Prädeſtinationslehre Kalvin's entgegenzugehen, ſo hätten ſie doch mit übermenſchlicher Kraft oder mit unmenſchlicher Gefühlloſigkeit begabt ſein müſſen, wenn ihre Herzen beim Hinblick auf das ſchöne, junge, hilfloſe Weſen, welches mit ihnen war, nicht heimlich in bangſter Sorge gepocht hätten.

Der jüngere der beiden Männer brach endlich das Schweigen.

„Die Philiſter ſind hinter uns“, murmelte er, „wie bei der Flucht Iſraels gen Gilboa hinter Jonathan und Abinadab.“

Und zu ſeiner Tochter gewendet, welche ſich in der Mitte des Nachens mit einem Ruder abmühte, ſetzte er lauter hinzu:

„Lovely, mein Kind, nimm du das Steuer zur Hand. Du biſt nicht ganz unerfahren in der Führung deſſelben. Mir aber gib dein Ruder, welches in meiner Hand uns mit der Hilfe Gottes nützlicher werden mag, als es in der deinigen ſein kann.“

An augenblicklichen ehrerbietigen Gehorſam gewöhnt, wechſelte das Mädchen ihren Platz mit dem Vater, welcher ſofort ſeine Anſtrengungen mit denen des Großvaters vereinigte, der mit ſtätiger Beharrlichkeit im Vordertheile der kleinen Barke ſein Ruder bewegte.

Lovely — wir werden ſpäter erfahren, warum das ſchöne Kind dieſen hübſchen, aber etwas ſeltſamen Namen trug — war infolge einer auf ſtrengen Grundſätzen beruhenden Erziehung in der ſchweren Kunſt der Selbſtbeherrſchung zu geübt, um beim Anblicke der offenbaren Gefahr, worin ihre und ihrer Theuerſten Sicherheit und Leben ſchwebte, der natürlichen Schwäche ihres Geſchlechtes ſich zu überlaſſen. Sie wußte, daß ſie von mitleidsloſen Feinden, die ſich nun ſchon ſo manchen Tag an ihre Ferſen geheftet hatten, verfolgt würden, aber in den Adern des zarten Mädchens kreiſ'te von väterlicher und mütterlicher Seite das Blut eines kühnen Stammes. Außerdem war ſie in letzter Zeit und ſchon früher mit Gefahren vertraut geworden und endlich durfte ſie mit Zuverſicht auf die bewährte Umſicht und Entſchloſſenheit ihrer Begleiter blicken. So regierte ſie denn das Steuer mit feſter Hand und nur dann legte ſich ein Flor von Trauer und Angſt über ihre ſeelenvollen dunkelblauen Augen, wenn ſie dieſelben auf ihre Verwandten und Beſchützer richtete. Aber ſie that dies nur verſtohlen, als fürchtete ſie, durch den Ausdruck ihrer Blicke die Beſorgniſſe der Männer zu vermehren.

Der Vater erhaſchte jedoch einen dieſer Blicke ſeines Kindes und der Schatten auf ſeiner Stirn wurde gramſchwerer. Er wandte ſich nach den Verfolgern um, deren einzelne Geſtalten in dem näher und näher kommenden Boot immer deutlicher ſichtbar wurden, und prüfte ihre Bewegungen mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit.

„Vater", ſagte er dann zu dem Greiſe, „der Augenblick naht, wo wir zu den Waffen greifen müſſen, um uns jener übelberathenen Leute zu erwehren. Sie möchten uns gern dem Baal ihrer Eitelkeit zum Opfer bringen, doch das ſoll, ſo der Herr es geſtattet, nicht geſchehen, ſolange meine Hand ein Feuerrohr heben oder ein Schwert ſchwingen kann.“

Ein Stral kriegeriſchen Feuers ſchoß aus dem Auge des Mannes, als er ſo ſprach und ſein Blick auf die Stelle fiel, wo ihre Waffen lagen.

„Der Wille des Herrn geſchehe ewiglich“, entgegnete der Greis. „Dürſten jene Menſchen nach dem Blute von zwei armen Wanderern, welche Heimat, Haus und Hof verließen, als die Leuchter des reinen Glaubens von dem geſchändeten Altar genommen wurden, und in die Wildniß über'm Weltmeer flohen, um beſcheidentlich an dem Tempel der alten guten Sache fortzubauen, wohlan, ſo möge das Blut, das in dieſem Kampfe vergoſſen wird, über ſie kommen.“

„So ſei es, und hat der Allbarmherzige beſchloſſen, daß wir aus dieſer zeitlichen Trübſal eingehen in die ewige Herrlichkeit, ſo wollen wir ſterben, wie es freigeborenen Engländern zukommt.“

„Wir wollen es, mein Sohn, aber —“

Der Greis vollendete den Satz nicht, jedoch der Blick, womit er auf ſeine Enkeltochter hinwies, ließ den Vater derſelben verſtehen, was er nicht ausgeſprochen.

Auch Lovely verſtand die Bedeutung dieſes Blickes, und als zugleich ein halbunterdrückter Seufzer ihres Vaters an ihr Ohr ſchlug, überwand der Enthuſiasmus ihrer Seele für einen Augenblick ihre mädchenhafte Beſcheidenheit und Zurückhaltung. Mit ſtralendem Auge und hochgerötheter Wange rief ſie aus:

„Großvater, Vater, wenn Gott es will, ſo laßt uns ſterben, zuſammen ſterben, auf daß wir nie und nimmer getrennt werden!“

„Geſprochen, wie es der Tochter deines Vaters zukommt, mein Kind“, entgegnete ihr der Greis und gab ſich keine Mühe, das Lächeln ſtolzer Befriedigung, welches um ſeine Lippen ſpielte, zu unterdrücken.

Nach dieſer kurzen Aeußerung des Aufſchwungs ihrer Gefühle nahmen alle drei ihre vorige gefaßte Haltung wieder an. Der Vater Lovely's muſterte achtſam das waldige Ufer, von welchem ſie in der Entfernung von nur ein paar Büchſenſchüſſen hinfuhren, und äußerte hierauf:

„Müſſen wir kämpfen, ſo wollen wir den Kampf wenigſtens nicht in ſo nachtheiliger Stellung auf der See annehmen, ſondern uns auf geeignete Weiſe des Schutzes der Bäume und Felſen am Geſtade bedienen. Steuere Backbord, Kind! Wir wollen die Landzunge umfahren, welcher wir uns gegenüber befinden, und in die Bucht dahinter einlaufen. Vielleicht bieten uns die Ufer derſelben geeignete Deckungsmittel. Was meinſt du, Vater?“

„Handle nach deinem Gutdünken als erfahrener Kriegsmann“, erwiderte der Greis; „aber laßt uns in dieſer Prüfung nicht vergeſſen, unſere Stimme zu dem zu erheben, welcher ſeinen ſchützenden Schild gehalten über den

Sohn Iſai, als der Athem der Lanzenträger Saul's in ſeinem Nacken war.“

So ſprechend ſah er Lovely an und das Mädchen verſtand unſchwer ſeine Meinung. Mittels eines Druckes auf die Lenkſtange des Steuerruders gab ſie der Barke die anbefohlene Richtung, dann zog ſie mit der einen Hand, welche ſie frei hatte, eine Taſchenbibel hervor, ſchlug das Buch auf ihren Knieen auf und las mit ihrer von innigſter Andacht getragenen Stimme die Worte des Pſalmiſten:

„Wer in dem geheimen Schutz des Höchſten wohnt, der wird ſicher ſein in dem Schatten des Allmächtigen.

Darum ſage ich zu dem Herrn: Mein Aſyl und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe!

Denn er wird mich erretten von des Verfolgers Schlinge.

Er wird mit ſeinen Flügeln mich bedecken und unter ſeinen Fittigen wird meine Zuverſicht ſein; ſeine Wahrheit iſt Schirm und Schild.

Nicht werde ich zagen vor dem Schrecken der Nacht, noch vor den Pfeilen, die da bei Tage fliegen.

Wenn ſchon Tauſende fallen an meiner Seite und Zehntauſende zu meiner Rechten, ſo wird es doch mich nicht treffen.

Ja, mit meinen Augen werde ich es ſchauen und ſehen, wie den Gottloſen vergolten wird.

Denn du, o Herr, biſt meine Zuverſicht; meine Zuflucht, der Allerhöchſte iſt ſie.

Es wird kein Leid mir begegnen und keine Plage wird nahen meiner Hütte.

Denn der Herr, mein Gott, hat ſeinen Engeln befohlen, daß ſie mich behüten auf allen meinen Wegen.

Auf den Händen werden ſie mich tragen, damit ich meinen Fuß nicht an einen Stein ſtoße.

Auf Löwen und Schlangen werde ich gehen und die jungen Löwen und Drachen zertreten.

Denn ſo ſpricht der Herr: Weil du ſo ſehr nach mir rufeſt, ſo will ich dich erhören; ich will dich ſchützen, denn du kenneſt meinen Namen.

Du rufſt mich an, ich höre dich; ich bin bei dir in der Noth, ich will dich retten und wieder zu Ehren bringen.

Mit langem Leben will ich dich erſättigen und meine Rettung dich ſehen laſſen."

Die aus Erhabenheit und brennender Klage gemiſchte Sprache der Bibel wird nur in ſeltenen Fällen ihres Eindrucks verfehlen und nur wenige Menſchen ganz unbewegt laſſen. Selbſt die Verſtändigen und Gebildeten unſerer Zeit, welchen die Bibel kaum etwas anderes ſein kann als die zufällige Sammlung dichteriſcher und geſchichtlicher Schriftwerke des hebräiſchen Volkes, ſelbſt dieſen muß, falls ſie nicht etwa ganz blaſirt und verknöchert ſind, die erquickende Friſche und Naivität einer Sprache zu Herzen gehen, wie nur naturwüchſige Poeſie ſie zu ihrem Organ ſchaffen konnte. Wie ganz anders aber, wie gewaltig und unwiderſtehlich mußten die Gemüther der Puritaner des ſiebzehnten Jahrhunderts von dem Inhalte der

Bibel erbaut, ergriffen, begeiſtert werden, ſie, welche dieſes Buch als die einzige Quelle und Richtſchnur ihres Thuns und Laſſens verehrten, welche aufs innigſte überzeugt waren, es ſei von der Hand des Höchſten ſelbſt, das heißt auf die unmittelbare Eingebung Gottes hin geſchrieben worden.

Es braucht daher kaum geſagt zu werden, daß unſere Flüchtlinge durch die heiligen Worte, welche den Lippen Lovely's entquollen, ſich mächtig erhoben und gekräftigt fühlten. Das Gebet des Pſalmiſten paßte ſo ganz auf ihre Lage, war ihnen ſo recht aus der Seele geſprochen und athmete ſo bedeutſamen Troſt, daß ihnen der Zufall, welcher die Augen des Mädchens gerade auf dieſe Stelle gelenkt hatte, keineswegs als ſolcher, ſondern vielmehr als eine gute Vorbedeutung, als ein Zeichen der göttlichen Gnade und Hilfe erſchien. Gehörte es doch zu den Eigenthümlichkeiten dieſer wirklich großartigen Sektirer, an eine durch Gebet zu erflehende unmittelbare Einwirkung der Gottheit auf die Geſchicke der Menſchen, ja auf die Vorkommniſſe des täglichen Lebens zu glauben, mit einer Zuverſicht zu glauben, infolge welcher es ſie nicht ſonderlich überraſchte, als ihnen unmittelbar nach Beendigung ihres Gebetes eine Ausſicht auf Rettung ſich aufthat.

Sowie ſie nämlich die Landzunge umrudert hatten und in die kleine dahinter liegende Bucht einfahren wollten, zeigte ſich ihren Blicken plötzlich ein indianiſches Kanoe, welches, von zwei weißen Männern geführt, raſch auf ſie zukam.

Die beiden Flüchtlinge betrachteten dieſe Erſcheinung mit gewohnter Selbſtbeherrſchung. In der Rüſtung ihres Glaubens ſich ſicher fühlend, kam es ihnen nicht in den Sinn, zu vermuthen, daß ſie hier auf neue Feinde ſtoßen könnten, welche wohl im ſtande wären, ihnen jeden Ausweg zur Flucht abzuſchneiden.

Das junge Mädchen aber gab der ſchmerzlichen Aufregung nach, welche ſie als Tochter und Enkelin fühlen mußte. Sie ſtieß beim Anblick des fremden Kanoes einen leiſen Schrei der Ueberraſchung und Befürchtung aus, welchen der Gedanke an die Möglichkeit, Verbündete der Verfolger vor ſich zu haben, auf ihre Lippen drängte. Zudem war die Erſcheinung der beiden Fremden oder wenigſtens des einen derſelben der Art, daß ſie ein ſo zartes weibliches Weſen wohl erſchrecken konnte. Der Mann, welchen wir meinen, ſtand im Vordertheil des Kanoes, mit der einen Hand nachläſſig ſein Ruder ins Waſſer tauchend. Er war von faſt rieſenmäßigem Wuchſe und ſtand, um einen Ausdruck des Landes zu gebrauchen, in welchem unſere Geſchichte ſpielt, weit über ſechs Fuß hoch in ſeinen Schuhen oder vielmehr Mokkaſins (indianiſchen Schuhen), an welche ſich Kamaſchen von Hirſchhaut anſchloſſen, die bis über die Kniee hinaufreichten. Er trug ein Koller von Büffelhaut und ein Mantel vom nämlichen Stoffe lag zu ſeinen Füßen. Auf dem Kopfe hatte er eine Mütze von Wolfsfell, um die Lenden einen rohgearbeiteten Gurt von Otterpelz, an welchem Pulverhorn und Kugelbeutel hingen und in welchem ein breites Jagdmeſſer mit einem Griffe von Elennthierhorn ſteckte. Die Büchſe, welche er an einem Lederſtrick auf dem Rücken trug, entſprach an Größe und Schwere der Geſtalt ihres Eigenthümers, denn man würde ſie heutzutage füglich ein Standrohr nennen. Die Züge des Koloſſes waren grimmig. Die Runzeln ſeiner Stirn hatten ſich ob der Naſenwurzel zu einem dicken, hufeiſenförmigen Knäuel geballt, unter welchem die kleinen Augen von unbeſtimmter Farbe wie Dolchſpitzen hervorblitzten. Gegen die Bronzefarbe des Geſichtes ſtach das bläuliche Roth einer ſchrecklichen Narbe ab, welche die linke Wange ihrer ganzen Länge nach durchfurchte und am Kinn unter einem ſtruppigen grauen Barte verſchwand. Auch über die unförmlich dicke Naſe lief die Spur einer tiefen Wunde hin und das rechte Ohr war an ſeiner Wurzel von einem ſchneidenden Inſtrumente weggetilgt. Man wird geſtehen müſſen, daß das durchaus kein liebenswürdiges Aeußeres war, und doch wird man finden, daß der rieſige Waldbewohner unter Umſtänden Zutrauen erweckte und rechtfertigte.

Sein Gefährte war um viele Jahre jünger als er und erſchien in dem ganzen Glanze jünglingshafter Kraft und Schönheit. Von ſchlanker und dabei ſehniger Statur, bezeugte die hellblonde Farbe ſeines Haares, das in kurzen krauſen Locken unter der Mütze von Biberfell hervorquoll, wie des jungen Bartes, welcher ſich um Kinn und Lippe kräuſelte, ſeine nordiſche Abkunft. Seine Geſichtsfarbe verbürgte dieſe gleichfalls, denn die hohe und gewölbte Stirn zeigte, wenigſtens ſoweit ſie durch die Mütze vor dem Einfluſſe von Unwetter und Sonnenbrand geſchützt wurde, ein fleckenloſes Weiß. Naſe und Mund waren gutgeſchnitten und wohlgebildet und in einem eigenthümlichen, aber nicht unſchönen Gegenſatze zu dem Blond des Haares, der Brauen und des Bartes ſtanden die ſchwarzen, feuervollen Augen mit ihrem offenen, braven und muthigen Ausdruck. Der Anzug des jungen Mannes ähnelte in Stoff und Schnitt ſehr genau der primitiven Tracht ſeines älteren Begleiters, nur trug er ſtatt des Jagdmeſſers ein indianiſches Beil — Tomahawk — im Gürtel und waren ſeine Kleider reinlicher gehalten, wie es der Jugend dem in dieſer Beziehung ſorgloſeren-Alter gegenüber wohl anſteht.

Beiden Männern konnte ein mit dem Leben und Treiben der Wildniß auch nur oberflächlich vertrautes Auge leicht anſehen, daß ſie zu einer Menſchenklaſſe gehörten, welche auch jetzt in den Wäldern und Savannen der neuen Welt noch nicht ausgeſtorben iſt. Die Mitglieder dieſer Klaſſe waren ſchon damals, was ſie heute noch ſind, die Vorläufer und Wegbahner europäiſcher Kultur, welche, von beſcheidenen Anfängen an der Oſtküſte Amerikas ausgehend, in unaufhörlichem Siegeslaufe über den ganzen ungeheuren Kontinent hin bis zu den Geſtaden des ſtillen Weltmeeres vorgedrungen iſt und in ihrer Ausbreitung eine der bedeutſamſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte bildet. Wie heute noch im fernen Weſten der Union, ſo gab es ſchon damals in Neu-England Männer, welche, obgleich von weißer Abkunft, den Gewohnheiten einer ackerbauenden ſeßhaften Kultur den Rücken wandten, um in den unermeßlichen Wäldern und auf den unbegrenzten Prairien ein freies, frankes Jägerleben zu führen, alle ihre Lebensbedürfniſſe mit der Büchſe oder der Biberfalle ſich gewinnend, den Büffel und das Elennthier jagend, den Bären in ſeiner Höhle angreifend, dem Honig der wilden Bienen nachſpürend, bald mit den rothen Eingeborenen im Kampfe liegend, bald mit denſelben verbündet und nur in unregelmäßigen Zwiſchenräumen die Anſiedlungen beſuchend, um ihren Vorrath von Fellen und Pelzen gegen Waffen, Munition und andere wenige Artikel der Civiliſation auszutauſchen. Man nennt dieſe kühnen Jäger heutzutage Trapper und wir wollen dieſe Bezeichnung für unſere Geſchichte beibehalten, ſelbſt auf die Gefahr hin, einen kleinen Anachronismus zu begehen. Es gab und gibt unter ihnen Leute, welche ohne Frage zu den verworfenſten unſeres Geſchlechtes gehören und an Wildheit, Zügelloſigkeit und Grauſamkeit die urſprünglichen Bewohner des Bodens, auf welchem ſie ſich herumtrieben und herumtreiben, weit übertreffen, Menſchen, welche ihre angeborene Rohheit aus der Geſellſchaft trieb und treibt, um den Eingebungen wilder Inſtinkte in ſchrankenloſer Ungebundenheit ſich überlaſſen zu können. Es gab und gibt aber auch Trapper, welche glaubwürdigſten Zeugniſſen zufolge von einer unwiderſtehlichen Neigung zum einſamen Naturleben in die Wildniß gelockt wurden und werden, von einer hochromantiſchen Luſt an Gefahr und Wagniß beſeelt ſind, ungeſehen von den Augen der Menſchen Leiden und Abenteuer der furchtbarſten Art beſtehen und unter rauher Außenſeite oft eine Fülle von tiefem

Gefühl und ritterlicher Hochherzigkeit in ſich tragen. Wenn auf irgendeine Menſchenklaſſe, ſo iſt auf dieſe im Guten und Schlechten das berühmte Wort anzuwenden, daß die Freiheit Extreme und Koloſſe ausbrüte.

Sobald die beiden Trapper des in die Bucht einfahrenden Bootes anſichtig geworden, hatten ſie aufgehört, ihre leichte Rindenbarke vorwärts zu bewegen. Vertraut mit Abenteuern und Gefahren aller Art und gewohnt, auf die Schärfe ihres Blickes und die Stärke ihres Armes ſich zu verlaſſen, ſahen ſie dem Herankommen der Flüchtlinge mit ſchweigſamer Ruhe entgegen, wenn auch nicht ganz ohne jene Neugierde, welche die in der Wildniß Lebenden beim Anblick von Leuten ihrer Raſſe nothwendig aufregen muß.

Lovely hielt einem kurzen Befehl ihres Vaters gemäß gerade auf das Kanoe zu und ließ dann, während ihre Begleiter die Ruder einzogen, das Boot langſam am Steuerbord der Fremden hingleiten.

Zu weitläufigen Verſuchen, eine Bekanntſchaft einzuleiten, war keine Zeit, denn ein Blick rückwärts auf die See hinaus zeigte das emſige Bemühen der Verfolger, ihrem Wild auf der Ferſe zu bleiben. Deshalb erhob ſich, ſobald das Boot ſtillſtand, der Greis von ſeinem Sitze und ſprach die beiden im Kanoe an mit den Worten:

„So ihr Männer, ſo ihr Chriſten ſeid, ſo ſteht uns bei gegen ungerechte Verfolgung!"

„Wer ſeid Ihr?" entgegnete der ältere Trapper mit einer Brummbaßſtimme und nicht ſehr freundlichem Ausdruck.

„Wir ſind Anhänger und Kämpfer der alten guten Sache und ſind verfolgt, weil wir vordem das Schwert zogen für die Freiheit des guten Volkes von Alt-England und unſere geringen Kräfte mit denen vereinigten, welche Gerechtigkeit übten an den Feinden der Gemeinde des Herrn.“

„Hm“, verſetzte der Trapper mit einem verächtlichen Kopfruck, „dies Kauderwelſch verſteh' ich nicht. Aber wer ſind denn Eure Verfolger?“

Dieſe Frage beantwortete der jüngere der Flüchtlinge, indem er mit unverhehltem Grolle ſagte:

„Es ſind Miethlinge des Mannes, welcher ſich Karl Stuart nennt und durch Gottes Zorn dermalen auf dem Throne von England ſitzt.“

„Ah ſo!“ erwiderte der Trapper, indem er die Flüchtlinge mit durchdringenden Blicken muſterte.

Dann ging er in den Stern des Kanoes, flüſterte ſeinem Gefährten ein paar Worte ins Ohr und fügte laut die Frage bei:

„Was meinſt du, Thorkil?“

Der Jüngling war regungslos dageſtanden, offenbar höchlich überraſcht und bewegt von dem Anblick Lovely's, welche ſich von ihrem Sitze erhoben und eine flehende Stellung angenommen hatte, wie die Natur und kindliche Sorge ſie annehmen lehrten. Mit geſenktem Haupte, das ſchöne Antlitz von hoher Röthe übergoſſen, ſtand ſie vor dem jungen Manne, auf welchen ſie unter den ſeidenen Lidern hervor nur dann und wann einen ſchüchtern bittenden Blick zu werfen wagte, während er ſeinerſeits ſie mit Blicken anſah, in welchen hinter der Bewunderung ſchon rege Theilnahme lauſchte.

Ungeduldig wiederholte der alte Trapper ſeine Frage.

Thorkil fuhr aus ſeinem Staunen auf.

„Nun, was gibt es?“ fragte er, wie unwillig über die Störung.

„Was es gibt?“ verſetzte der andere. „Wo haſt du denn deine Augen?“

Und leiſe ſetzte er hinzu: „Denk' doch an die Neuigkeit, die wir in Newport hörten. Es läßt ſich da ein hübſcher Fang machen. Ich ſag' dir, es ſind die —“

Das übrige verklang in einem unhörbaren Geflüſter.

Der Jüngling ſchüttelte den Kopf und ſagte barſch:

„Nein, Groot Willem, nein und abermals nein! Ich will nicht und Ihr ſollt auch nicht wollen.“

„Ich ſoll nicht wollen? Ei, hört doch mal den Jungen!“

„Wollt Ihr denn, daß man von uns ſage, wir hätten denen unſern Beiſtand verſagt, welche in der Wildniß unſern Schutz angeſprochen? Oder wollt Ihr, falls nämlich dieſe Leute überhaupt die ſind, für welche Ihr ſie haltet, wollt Ihr, ſage ich, daß man uns künftig für die Helfershelfer der Häſcher und Gerichtsfrohne irgend einer Kolonialregierung anſähe?“

„Das nicht, Thorkil, das nicht. Du weißt, wie ich mit den Kolonialregierungen ſtehe — hole ſie der Duivel alleſammt! Aber ich will nie mehr einen Biberſchwanz unter meine Zähne kriegen, Junge, wenn du ſo viel Eifer für dieſe Fremden zeigteſt, falls das Mädchen nicht bei ihnen wäre. Am Ende willſt du dich von dem hübſchen Ding gar anwerben laſſen für die Gemeinde der Heiligen."

Dieſe kurze Unterredung war ebenſo raſch als leiſe geführt worden. Die letzten Worte, welche der Alte ſeinem jungen Begleiter geſagt, riefen ein dunkles Roth auf Stirne und Wangen des letzteren, ein Roth, das ebenſo gut für ein Symptom der Verlegenheit als der Entrüſtung gelten konnte. Der junge Mann bemeiſterte indeſſen ſeine Bewegung und begnügte ſich, mit der Hand auf Lovely weiſend, ſeinen Begleiter zu fragen:

„Seht Ihr, was das Mädchen in der Hand hält?"

„Meiner Treu, ich meine, 's iſt ein Buch; wahrſcheinlich die Bibel, welche dieſe Puritaner im Wachen und Schlafen mit ſich herumſchleppen."

„Und ſeht Ihr auch die Schnur, womit das Buch umwickelt iſt?"

„Nun ja — ha! iſt das nicht eine Wampumſchnur?"

„Freilich, und wenn Ihr Eure Augen ein wenig ſchärfen wolltet, Willem, ſo würdet Ihr bemerken, daß es der Wampum*) von Roger Williams iſt."

---

*) Wampum, ſagt George Katlin in ſeinem trefflichen Werke über die Sitten der Indianer Nordamerikas, iſt der Name eines Schmuckes, den die Indianer aus bunten Muſcheln verfertigen, die

„Der Wampum von Roger Williams? Wenn das iſt, ſo müſſen wir uns der Leute annehmen, Thorkil."

„Das mein' ich auch", verſetzte der junge Mann.

Und ſofort wandte er ſich mit der Freimüthigkeit eines Waldbewohners, aber zugleich auch mit der achtungsvollen Beſcheidenheit, welche weibliche Liebenswürdigkeit unverdorbenen Gemüthern ſtets und überall einflößt, zu Lovely und redete ſie folgendermaßen an:

„Miſtreß" — dieſer Titel wurde damals noch Mädchen und Frauen von höherem Stande gleichmäßig gegeben — „wollt Ihr mir erlauben, Euch zu fragen, wie Ihr in den Beſitz jener Wampumſchnur gekommen, welche ich um das Buch in Eurer Hand geſchlungen ſehe?"

„Sir", erwiderte das Mädchen, dem Vertrauen er-

ſie an den Flüſſen aufſuchen. Sie zerſchneiden dieſelben in Stücke von einem Zoll Länge, durchbohren ſie, reihen ſie auf Hirſchſehnen an einander und tragen ſie um den Hals oder als Gürtel um den Leib. Unter den zahlreichen Stämmen, welche früher die atlantiſche Küſte und dasjenige Land bewohnten, welches gegenwärtig den Haupttheil der Vereinigten Staaten bildet, wurden dieſe Wampums ſtets angefertigt und hatten einen hohen Werth, da ſie ſtatt des Geldes dienten, welches den Indianern unbekannt iſt. Eine gewiſſe Anzahl Schnüre waren für den Werth eines Pferdes, einer Büchſe, eines Kleidungsſtückes u. ſ. f. feſtgeſetzt. Außerdem galt der Wampum bei Unterhandlungen und Verträgen als Freundſchaftspfand, ſeit den älteſten Zeiten ſandte man ihn als Friedenszeichen an die feindlichen Stämme und endlich bediente man ſich deſſelben auch als Zeichen der Wiedererkennung oder Empfehlung. Seine Bedeutung im vorliegenden Falle ergibt ſich aus dem Texte.

weckenden Blicke des Jünglings begegnend, „dieſe Muſchelſchnur wurde mir von einem würdigen Freunde meines Vaters und Großvaters gegeben."

„Und heißt der Geber nicht Roger William?"

„So iſt es, Fremder", nahm Lovely's Vater das Wort. „Der Mann, deſſen Namen Ihr nanntet, iſt ein Gerechter in Iſrael. Er gab meinem Kinde dieſes indianiſche Spielwerk, als wir uns vor wenigen Wochen zu Hartford am Konnektikut trafen, indem er meinte, es könnte uns in unſern Fährlichkeiten vielleicht von Nutzen ſein. Er ſagte, ſeine in dieſem Lande zerſtreuten weißen und rothen Freunde würden leicht die Hand erkennen, welche dieſe Schnur geflochten, und er hoffte, ſie würden um dieſes Zeichens willen auch unſere Freunde werden."

„Roger Williams hat, wie immer, ſo auch in dieſem Falle die Wahrheit geſprochen, Sir", entgegnete Thorkil, „und ſein Wampum ſoll alle die Achtung erfahren, die er verdient. Verfügt über unſere Kräfte. Mein väterlicher Freund Willem Klopper hier, genannt Groot Willem — der große Wilhelm — denn er iſt von holländiſcher Abkunft, wird Euch ſagen, daß wir gewohnt ſind, die Angelegenheiten unſerer Freunde als unſere eigenen zu betrachten."

„Ja, ja, Junge", ſagte der alte Jäger. „Aber 's iſt jetzt nicht Zeit, länger zu ſchwatzen. Wir müſſen handeln, denn die Wichte da draußen haben die Landzunge umfahren und ſind ſchon in der Bai. Wir müſſen eilen, ans Land zu kommen", fuhr er gegen die Flüchtlinge gewendet fort; „ich habe zwiſchen den Bäumen dort eine Art Blockhütte und denke, es wird ſich vom feſten Land aus, das noch dazu mein eigener Grund und Boden iſt, beſſer mit den Kerlen reden laſſen, wenn ſie darnach Begehren tragen.“

Demzufolge ſetzten ſich die beiden Boote gegen das zunächſtliegende Ufer hin in Bewegung und erreichten daſſelbe mittels weniger Ruderſchläge. Die ganze Geſellſchaft ſtieg ans Land und die leichten Fahrzeuge wurden aufs Geſtade gezogen.

Der Platz, wo ſie gelandet, lag an einem kleinen Winkel der Bai, gleichſam an einer Bucht in der Bucht. Der Boden ſtieg, wenige Schritte vom Waſſer einwärts, jäh an und war dicht mit den Stämmen rieſiger Schwarzkiefern beſetzt. Hatte man die Böſchung erklommen, ſo bemerkte man, daß die Hand des Menſchen in dieſer Oede thätig geweſen ſei, denn hart am Rande des Abhangs ſtand zwiſchen vier, faſt in regelmäßigem Quadrat aufragenden mächtigen Bäumen eine aus unbehauenen Stämmen roh, aber feſt aufgeblockte Hütte. Ein prächtiger Wolfshund, welcher vor derſelben Wacht gehalten, ſprang den Kommenden entgegen, umkreiſ'te wedelnd ſeine Bekannten, blickte die Fremden mit klugen Augen an, ſchnupperte, zog dann die Oberlippe in die Höhe und ließ ein leiſes Geknurre hören.

„Ruhig, Prinſlo, ruhig, alter Narr, und unterſteh' dich nicht, unſere Gäſte anzuknurren“, ſagte Groot Willem zu dem wohldreſſirten Thiere, welches ſich ſofort dadurch beſänftigen ließ. „Thorkil“, fuhr der Alte fort, „führe die Fremden in die Hütte, wo ſie ſich ausruhen mögen, während wir nach den andern ausſchauen. Ei, da kommen ſie ja!“

Thorkil ſties die aus Flechtwerk beſtehende, mit Riemen von Büffelhaut befeſtigte Thür der Hütte auf und lud die Flüchtlinge ein, hineinzugehen. Lovely und der Greis folgten der Einladung, der Jüngere aber blieb ſtehen, unterſuchte ſeine Büchſe und ſagte bedächtig, ſogar mit einem leichten Anflug von Mißtrauen:

„Warum ſollen wir uns in der Hütte da einſperren? Mein Kind mag es thun, aber ich will hier außen bleiben, um handeln zu können, wie es die Umſtände verlangen.“

„Wie Ihr wollt, Mann“, entgegnete Willem trocken. „Aber ich weiß, was Ihr denkt. Habt jedoch unrecht, Mann. Sag' Euch, müßte der noch geboren werden, welcher ſagen könnte, Groot Willem und Thorkil Wikingsſon hätten Verrath geübt an ſolchen, denen ſie ihren Schutz zugeſagt.“

„Ja, Freund, ich hatte unrecht“, erwiderte der Oberſt und reichte mit freimüthigem Weſen dem alten Waldmann die Hand. „Verzeiht einem Sohn, der das Leben ſeines Vaters, und einem Vater, der das Leben ſeines Kindes bedroht ſieht.“

„Wohl, wohl, es hat nichts zu ſagen. Aber ſeht, das Boot dort iſt ſchon im Begriffe, in die kleine Bucht einzufahren. Geht in die Hütte und laßt Thorkil und mich machen. Helfen Worte nichts und kommt es zu Thaten, ſo ſollt Ihr Euren Antheil daran haben.“

Der Oberſt folgte dem Rathe und verſchwand in der Hütte. Die beiden Trapper wechſelten einige kurze Worte, während ſie ihre Waffen bereit machten. Thorkil faßte nahe an der Blockhütte Poſto, Groot Willem dagegen ſtellte ſich, auf ſeine mächtige Büchſe geſtützt, am Rande der von der Natur gebildeten Terraſſe auf, doch ſo, daß er mit einem einzigen Schritte den Schutz eines hundertjährigen Baumſtamms erreichen konnte, falls dies räthlich ſcheinen ſollte Prinſlo ſtellte ſich ſeinem Herrn zur Seite und prüfte mit Blick und Naſe die Herannahenden. Das edle Thier mochte erkennen, daß der Beſuch kein freundſchaftlicher ſei, denn plötzlich rannte es den Abhang hinab ans Waſſer und ſandte dem nahenden Boote ein wüthendes Gebell entgegen. Gehorſam einem kurzen, gellenden Pfiff ſeines Herrn, verſtummte er und ſprang die Böſchung wieder hinan, wo er ſich ruhig verhielt. jedoch die Bewegungen der Nahenden fortwährend mit funkelndem Auge und geſträubtem Haare beobachtend.

Der alte Trapper ließ das Boot, nachdem es in die ſchmale Bucht eingefahren, bis auf etwa zweihundert Schritte an das Geſtade herankommen und muſterte mit Falkenblicken die Bemannung.

„Sie haben fünf Büchſen und außerdem zwei Paar Fauſtrohre, Willem“, flüſterte Thorkil.

„Ja, ja, Junge, ich ſehe es“, verſetzte der Angeredete, „und ſehen die Burſche auch darnach aus, als ob ſie im

Nothfalle von ihren Waffen Gebrauch machen wollten. Verſtehen aber nichts vom Waldkrieg, verlaß dich darauf; würden ſonſt nicht in einem offenen Boote gegen eine ſo gedeckte Stellung, wie wir da haben, anfahren. Hm, die Geſchichte erinnert mich an unſere erſte Bekanntſchaft mit dem Häuptling des Donnerkanoes, wie ihn unſere indianiſchen Freunde nennen. Machten ſie auch zuerſt an dieſer Stelle. Dürfte aber heute nicht ſo friedfertig hergehen wie damals, wenn die Burſche nicht etwa Vernunft annehmen. — Ha, ſie haben eine Rothhaut bei ſich! Und ein Pequod iſt's — verdammt ſei er und ſein ganzer Stamm! — Mein Roer wird Arbeit bekommen, ich wette.“

Plötzlich unterbrach er ſeine Betrachtungen, indem er ſein Roer, wie er das ungefüge Gewehr auf gut holländiſch nannte, ſchußgerecht vorwarf und mit einer Stimme, die dem Gebrülle des Büffels nicht unähnlich war, den Heranfahrenden zurief:

„Halt! oder ich ſchieße den Mann am Steuer weg.“

Geſtalt, Stellung, Gebärde und Stimme des Mannes überzeugten die im Boote, daß die Drohung keine eitle, ſondern eine wörtlich zu nehmende ſei.

Die Matroſen ließen wie auf Verabredung zumal die Ruder ruhen und der junge Tom Kirk machte auf ſeinem Sitze am Steuer eine Bewegung, welche verrieth, daß es ihm in gerader Schußlinie mit dem Büchſenlaufe des Fremden auf der Uferhöhe nicht ſo ganz geheuer ſei.

„Was iſt das für ein ungeſchlachter Kerl?" fragte er halblaut ſeinen Begleiter, mit der einen Hand nach ſeiner Büchſe greifend.

„Weiß nicht, Tom", erwiderte Kellond, „denke aber, 's wird einer der gottverdammten Waldläufer ſein, eine eigenthümliche Species von Ungeziefer in dieſem Lande der Pſalmenquinkelirer und Gurgelabſchneider. Thu' die Hand von der Büchſe, Burſch! Wir müſſen es zuerſt mit glatten Worten verſuchen, ſonſt haſt du eine Kugel vor'm Schädel, bevor du Amen ſagen kannſt."

Dies geſagt, erhob' er ſeine Stimme und es entſpann ſich folgender Dialog zwiſchen ihm und dem Trapper.

„Wer ſeid Ihr, Fremder, und mit welchem Rechte haltet Ihr uns hier auf?"

„Wer ich bin? Ei, das geht Euch gar nichts an, rein gar nichts, ſollt' ich meinen. Mein Recht, Euch Halt zu gebieten, iſt aber das eines Mannes, der ſeinen Grund und Boden nur von ſolchen betreten läßt, die ihm zuſagen. Verſtanden?"

„Ihr ſprecht, als wäret Ihr der Beſitzer dieſer Einöde."

„Nicht der ganzen, Mann, nicht der ganzen. Das zu ſagen, wär' 'ne Pralerei, ſo 'ne echte franzmänn'ſche Pralerei. Aber der Wald rings um die Bucht hier gehört mir, ja, und auch die Bucht dazu, wenn nämlich irgend ein Menſch Meerwaſſer ſein eigen nennen kann. Ich habe den Boden mit allem, was darauf iſt, von dem jungen Sachem der Naraganſetts erworben und manchen lieben Tag mit Jagen und Fiſchen hier verbracht."

„Gut, wenn das Land hier Euer Eigenthum iſt, Fremder, ſo müßt Ihr auch anerkennen, daß es zu Neu-England gehört. Die Oberherrlichkeit über Neu-England aber kommt Sr. Majeſtät König Karl von Großbritannien und Irland zu."

„König Karl? Oberherrlichkeit? Hört, Mann, und merkt's Euch, ich kümmere mich keinen Pfifferling um König Karl und ſeine Oberherrlichkeit. Meint Ihr, ich ſei ſo dumm, zu glauben, die Könige drüben in Europa könnten ſich die Länder hier dieſſeits der See dadurch unterthan machen, daß ſie Schiffe herüberſchicken, deren Kapitäne eine Stange mit 'nem bunten Lappen am Ufer aufpflanzen? Geht, ſolchen Firlefanz mag man in den Städten und Anſiedlungen glauben, aber im Walde lacht man darüber."

„Wie, Ihr leugnet die Oberherrſchaft König Karl's über Neu-England?"

„So thu' ich, wenn's Euch beliebt oder auch nicht beliebt. Neu-England, wie Ihr das Land nennt, gehört von rechtswegen niemand zu als den Rothhäuten und Euer König Karl hat nicht mehr Anſpruch darauf als auf meine Tabakspfeife."

„Verdammt will ich ſein, wenn das nicht geſprochen iſt, wie nur ein Erzrebell ſprechen kann", ſchrie der hitzige Kirk auf.

„Laßt den Gelbſchnabel ſchweigen, Mann", erwiderte der Trapper mit unſtörbarer Ruhe vom Ufer her; „laßt ihn ſchweigen, wenn Ihr nicht wollt, daß ſtatt meiner mein Roer mit Euch reden ſoll.“

„Ruhig, Tom, ins Teufels Namen“, ſagte Kellond zu ſeinem Gefährten. „Wir ſind, fürcht' ich, etwas unvorſichtig in eine häklige Lage hineingerannt. Der rieſenhafte Lümmel und ſein Kamerad, der dort am Blockhaus lauert, haben den Vortheil des Terrains für ſich. Alſo con sagitad y con prudencia, wie die Spanier ſagen.“

Nach dieſer Zwiſchenbemerkung wandte ſich Maſter Kellond wieder zu dem Trapper und ſagte oder rief vielmehr:

„Wir wollen einen unnützen Streit nicht verlängern, Fremder. Ich gebe Euch auch die Verſicherung, daß wir nicht hierher gekommen ſind, Euch oder Euer Eigenthum irgendwie zu ſchädigen oder zu beeinträchtigen. Ich frage Euch nur, wo die Leute hingekommen ſind, welche wir vor wenigen Minuten in dieſe Bucht einfahren ſahen und deren Boot ich dort am Ufer bemerke?“

„Hm, dieſe Leute ſind vermuthlich nicht weit von hier.“

„Vermuthlich? Ei, Ihr wollt mich ſchrauben? Wißt Ihr auch, wer dieſe Leute ſind?“

„Dermalen ſind ſie meine Gäſte.“

„An denen Ihr Euch garſtig die Finger verbrennen könntet, glaubt mir. Es ſind zwei der“ —

„Halt, kein Wort mehr, Mann! Wer immer ſie ſeien, dermalen ſind ſie meine Gäſte und genießen den

Schutz meines Daches. Ihr ſollt ſie in Frieden laſſen, ſolange meine Hand noch mein Roer regieren kann."

„Aber bedenkt, Fremder, was Ihr thut. Auf der einen Seite, das heißt auf der unſerigen, könnt Ihr, ſo Ihr Vernunft annehmt, eine Handvoll der ſchönſten Nobels verdienen, welche je den Prägſtock verlaſſen, auf der andern Seite macht Ihr Euch des Hochverraths an König Karl ſchuldig."

„Zum Tuivel mit Euren Nobels, zum Tuivel auch mit Eurem König Karl!"

„Nehmt Euch in acht, ſag' ich, nehmt Euch in acht! Ich führe den königlichen Befehl in der Taſche und die Vollmacht der Kolonialregierung von Maſſachuſetts, aufzuſpüren, zu ergreifen, feſtzunehmen, einzuliefern todt oder lebendig die —"

„Hollah, ſchont Eure Lunge und laßt mich mit all dem Geſetzeskram in Ruhe. Und ſag' Euch, Mann, ſcheint mir unſer Geſpräch jetzt gerade lange genug gedauert zu haben. Rathe Euch daher —"

„Genug des Palavers und verdammt ſei Euer Rath!" ſchrie der ungeduldige Tom Kirk erboſ't, riß ſeine Büchſe an ſich, zielte und im nächſten Augenblick brach der Schuß aus der Mündung des Gewehrs und warf ſein Gekrach dem endloſen Widerhall der Wälder zu.

Als der Pulverdampf ſich verzogen, zeigte es ſich, daß die beiden Trapper von ihrem vorigen Standpunkte verſchwunden waren. Auch der Hund war weg und die

Blockhütte lag wie von allen lebenden Weſen verlaſſen auf der ſteilen Uferbank.

„Ich habe ſie weggeblaſen", ſchrie Tom Kirk frohlockend. „Die großſprecheriſchen Schuſte haben ſich auf die Socken gemacht. Drauf, ihr Burſche, rührt die Ruder, damit wir ans Land kommen."

„Ja, ſtreicht aus, ſtreicht aus!" rief Kellond. „Es läßt ſich jetzt ſchon nichts anderes mehr thun", ſetzte er leiſe hinzu, „obgleich ich fürchte, daß es mit dem Wegblaſen nicht ganz richtig ſei."

Die Matroſen ſtemmten ihre Ruder ein und das Boot ſchoß vorwärts dem Ufer zu.

Allein ſein Lauf ſollte bald gehemmt werden.

Der Indianer, welcher im Bug des Bootes zuſammengekauert lag, erhob vorſichtig ſeinen Kopf über den Rand der Barke, ließ ihn jedoch ſchon im nächſten Augenblick wieder verſchwinden. Er hatte die beiden Trapper in ſchußfertiger Stellung hinter zwei Baumſtämmen erblickt. Mit der einen Hand rückwärts faſſend ergriff er, ohne ſeine Lage zu verändern, eine der im Boote liegenden Feuerwaffen, unterſuchte taſtend das Schloß, zog den Hahn auf, brachte den Kolben an die Wange und richtete den Lauf über die Bootwand weg nach der Stelle, wo das linke Ellbogengelenk des Groot Willem kaum bemerkbar hinter dem Schwarzkieferſtamm ſichtbar war. Aber bevor er abdrücken konnte, verſchwand ſein Zielpunkt und raſch wie der Blitz kam die Mündung des Roers hinter dem Stamm hervor und entſandte Feuer, Dampf und Donner.

Der Pequod hatte im Eifer des Zielens die Oberfläche ſeines Schädels dem Gegner einen Moment preisgegeben und ſchon hatte der Tod ihn erfaßt, denn die Kugel des Trappers zerſchmetterte ihm Stirn und Schläfe, daß das warme Gehirn des Getroffenen die Kleider der zunächſtſitzenden Matroſen überſpritzte.

Schaudernd ließen ſie die Ruder fahren, allein Kellond und Kirk, welche wohl erkannten, daß jetzt das Aeußerſte gewagt werden müſſe, trieben mit wildem Geſchrei vorwärts.

„Voran, voran!“ riefen ſie. „Wir müſſen aus Ufer und können nicht zurück. Huſſah, für König Karl, für König Karl!“

Ihrem herausfordernden Rufe antwortete ſogleich ein anderer.

Ihre Waffen ſchwingend ſtürzten die beiden Oberſten aus der Blockhütte auf die Terraſſe.

„Verderben über die Söhne Edoms!“ rief der eine.

„Schlagt ſie mit der Schärfe des Schwertes, wie Joſua den Adoni-Zedek bei Gibeon ſchlug!“ der andere.

„Fahrt zur Hölle, zu eurem Meiſter, dem alten Noll, und —“

Der junge Tom Kirk, welcher die Worte ausſtieß, während er auf den älteren der beiden Flüchtlinge anlegte, konnte die Verwünſchung nicht vollenden.

Ein Schuß des jüngeren Trappers ſtreckte ihn nieder.

Er taumelte, tödlich getroffen, riß im Fallen ſeinem Gefährten, an welchem er ſich zu halten ſuchte, das Gewehr aus den Händen und ſchlug ſchwer auf den Boden des Fahrzeugs nieder, welches er dadurch in bedrohliches Schwanken brachte.

„'s iſt aus, Maſter“, röchelte er. „Verdammt! — Effie wird nun —“

Ein Blutſtrom, der ihm aus dem Munde brach, erſtickte ſeine Stimme für immer.

Sobald Kellond wieder feſt auf ſeinen Füßen ſtand, ließ er einen Schrei der Wuth hören, raffte ſeine Büchſe auf und fuhr die Matroſen, welche zu rudern aufgehört hatten, mit einem rohen Fluche an.

„Ei, ja doch“, murrte Bill. „Ihr glaubt wohl, Maſter, wir wollten uns auch noch todtſchießen laſſen, wie wilde Gänſe?“

So ſprechend erhob er ſich von der Ruderbank und ſchrie den Vertheidigern des Ufers zu:

„Hoiho! ihr Männer! Auf Seemannswort, meine Kameraden und ich ſind gewillt, die Sache aufzugeben, denn es wäre Narrheit, länger gegen eine Baſtion, wie die eurige da, anzurennen. Gewährt uns freien Abzug und wir wollen euch, ſo wahr ich Bill heiße, unſer Leben lang nicht mehr beläſtigen.“

„Nein, nein, Hundeſohn!“ ſchrie Kellond, deſſen Wuth ihren Kulminationspunkt erreicht hatte. „Ich will meine Leute todt oder lebendig haben!“

Und er ſchlug an und drückte ab, aber das Gewehr verſagte.

Läſternd warf er es weg und riß eine Piſtole aus dem Gürtel.

„Du willſt es, Thor“, rief die tiefe grollende Stimme des jüngeren der Flüchtlinge vom Ufer her. „So fahre denn hin in deinen Sünden!“

Die Büchſe des Sprechenden richtete ſich auf die Bruſt Kellond's und im nächſten Augenblick würde ſie ſich ihres todbringenden Inhalts entladen haben, wenn nicht dem Schützen der zielende Arm und die Waffe mit ſanfter Gewalt niedergedrückt worden wären.

Die Einſprache kam von Lovely, welche aus der Hütte getreten war und ihren Vater in der angedeuteten Weiſe verhinderte, ſeine Drohung zu erfüllen.

„Vergieße nicht unnützerweiſe Blut, Vater“, bat ſie mit ihrer ſanften Stimme. „Der Herr hat uns wunderbarlich beſchützt und wir ſind ihm Dank ſchuldig.“

„Wohl, mein Kind“, verſetzte der Vater widerſtrebend. „Aber ſteht nicht geſchrieben: Aug' um Auge, Zahn um Zahn?“

„O, Vater, ich weiß einen beſſeren Spruch und der lautet: ‚Liebet, die euch haſſen, und thut Gutes denen, die euch verfolgen.‘“

„Lovely hat recht“, nahm der Großvater das Wort mit einem Ausdruck von Autorität, welche gewohnt iſt, Gehorſam zu finden. „Die Anſchläge der Böſen ſind zu ſchanden geworden, wir aber bedürfen des Blutes jenes übelberathenen Mannes nicht.“

Alles, was von dem Augenblicke an, wo der unglückliche Tom Kirk zuerſt ſein Gewehr losgebrannt, vorgegangen war, hatte ſich ſchneller ereignet, als es erzählt werden kann. In ſolchen Lagen, wo um Sein oder Nichtſein geſpielt wird, drängt ſich viel in die Zeitſpanne eines Moments zuſammen.

Als die Erſcheinung Lovely's auf der Terraſſe die Feindſeligkeiten unterbrach, hatte Thorkil ſogleich den Kolben ſeiner Büchſe zur Erde geſenkt, wie um anzudeuten, daß wenigſtens er ihrer Friedfertigkeit nicht ungehorſam ſein wolle. Sein älterer Gefährte murmelte zwar in den Bart: „Hm, es wäre beſſer, die Sache ein- für allemal abzumachen" — wollte jedoch auch ſeinerſeits der ſchönen Friedensſtifterin nicht entgegenhandeln. Er trat daher an den Rand des Abhangs und rief denen im Boote zu:

„Macht, daß ihr fortkommt, und laßt euch nie wieder einfallen, dem Jagdgrund Willem Klopper's nahezukommen, ſonſt —"

Ein derber Schlag an den Lauf ſeines Roers vervollſtändigte den Satz auf eine ſehr verſtändliche Weiſe.

Kellond war ſeiner unmächtigen Wuth noch nicht Meiſter geworden, obgleich es ſeinem Blicke nicht hatte entgehen können, daß nur die muthige Dazwiſchenkunft des Mädchens ihm das Leben gerettet. Er hielt den Griff der Piſtole noch immer krampfhaft feſt, ſtampfte mit dem Fuße und murmelte Drohungen und Verwünſchungen. Allein der alte Bill wollte ſich die Mahnung des Trappers nicht zweimal ſagen laſſen. Er entriß dem Erboſ'ten ohne weiteres die Waffe, indem er ſagte:

„Genug jetzt, Maſter, und wenn Ihr noch irgend einen feindlichen Verſuch gegen die Leute dort macht, ſo renne ich Euch mein Meſſer in den Leib, ſollte ich darum auch unter die Bukanier gehen müſſen.“

Dann ſchob er Kellond beiſeite, trat in den Stern des Bootes, faßte das Steuer, wandte die Barke und rief ſeinen Kameraden zu, die Ruder einzuſetzen.

Sie gehorchten eifrig und das kleine Fahrzeug, deſſen Boden mit Blut bedeckt war, trug ſeine lebende und todte Bemannung raſch aus der kleinen Bucht in die Bai hinaus.

## 3.

Unſer der Wald und des Waldes Gethier!
Freier durchbricht ihn der Hirſch nicht als wir!
Keiner, der ſpräche: „Nicht weiter! Halt!“
Unſer die Steppe, ſoweit ſie wallt!
Unſer das Elenn, ſtattlich und ſchnell,
Unſer ſein Mark und unſer ſein Fell!

Hemans.

Uralt und ſeltſam hob die Halle ſich
In Inſeleinſamkeit am Meeresufer.

Halleck.

Eine Stunde war vorübergegangen, ſeit das Boot ſeinen fluchtähnlichen Rückzug angetreten, und längſt hatte es ſich in der Ferne verloren. Die Sonne, welche den Höhepunkt ihrer Bahn durchmeſſen, ſtieg weſtwärts hinab. Wo ihre Stralen die üppigen Wipfel des Urwalds zu durchdringen vermochten, fielen ſie um die Blockhütte des Groot Willem her auf eine Scene, deren friedliche Stille nicht hätte errathen laſſen, was ſo kurz zuvor hier vorgegangen war.

Durch die offenſtehende Thür der Hütte konnte man den kunſtlos aufgeſchichteten Herd erblicken, auf welchem ein mächtiges Feuer praſſelte, welches, wie es ſchien, das Mittel zur Bereitung eines üppigen Waldmahles abgeben ſollte. Ich ſage, zu einem üppigen, denn nicht nur brodelte ein großer eiſerner Topf am Feuer, ſondern die Spitzen der Flamme leckten auch gierig an einem ſaftigen Stücke Wildpret, welches an einem von dem alten Trapper eigenhändig in Bewegung geſetzten, allerdings ſehr primitiv ausſehenden Bratſpieße ſchmorte.

Auf dem weichen Mooſe vor der Hütte ſaßen die beiden Flüchtlinge. Der ältere ſchlug ſo eben die Bibel zu, welche ihm zum Ausdruck ſeines innigen Dankgefühls gegen Gott, der ſich heute ſo gnädig erwieſen, gedient hatte. Jetzt kam Lovely aus der Hütte, um, nachdem ſie dem Trapper bei ſeinen kulinariſchen Verrichtungen geholfen, draußen die einfachen Vorbereitungen zum Mahle zu treffen. Es war dies bald geſchehen, denn dieſe Vorbereitungen beſtanden nur darin, daß das Mädchen eine ungeheure hölzerne Schüſſel, welche den Dienſt des Tiſchtuches und der Teller zugleich verſah, auf den Raſen ſetzte und ein plumpes hölzernes Salzgefäß daneben ſtellte. Groot Willem ſäumte nicht, ſeine Speiſeſchätze ſofort aufzutragen. Er legte den am Spieße ſteckenden Wildbraten auf die erwähnte Schüſſel und brachte auch den eiſernen Topf herbei, in welchem ein Büffelhöcker dampfte. Therkil kam mit einem großen Rindenbecher aus dem Gebüſche, wo er Waſſer aus einer Quelle geſchöpft hatte. So war die Gruppe vollſtändig und das Waldmahl begann ohne Umſtände, indem die Männer dem Beiſpiele rieſenhaften

Appetits, welches ihnen der alte Trapper gab, nach Bedürfniß nachfolgten. Nur Thorkil ſchien wenig oder gar keinen Hunger zu haben oder er hatte, wenn er ſolchen empfand, keine Zeit, denſelben zu ſtillen.

Er war nämlich mit einer Aufmerkſamkeit und einem Eifer, wie ſie nur je ein wohlerzogener Page ſeiner Gebieterin erwieſen, um Lovely beſchäftigt. Er hatte ihr einen bequemen Sitz zu bereiten gewußt, er legte ihr die zarteſten und ſchmackhafteſten Biſſen vor, kredenzte ihr den Waſſerbecher, kurz, benahm ſich ſo fein und dienſtbefliſſen, daß Groot Willem höchlich verwundert die Augen möglichſt weit aufriß und eine Weile vergaß, das gewaltige Stück Fleiſch, welches er gerade zwiſchen den Zähnen hatte, zu beißen und zu ſchlucken.

Der alte Jäger war in ſeiner gewöhnlichen Gemüthsverfaſſung ein Stück von einem Humoriſten. Ein Demokrit der Wälder ſo zu ſagen, war er mehr geneigt, die Erſcheinungen des Lebens zu belachen, als zu beweinen. Falls die ſtarken, aber nicht unedlen Leidenſchaften, welche unter ſeinem holländiſchen Phlegma ſchlummerten, nicht aufgeſtachelt wurden, beſaß er vollauf jene köſtliche Gabe der Kinder des Humors, die Gabe, alles in tröſtlichem Lichte zu ſehen oder vielmehr in jener neckiſchen, putzigen Streiflichter und Schlagſchatten Beleuchtung, welche die Lachmuskeln beinahe unwiderſtehlich in Bewegung ſetzt. In dieſer Beleuchtung mochte ihm nun wohl auch das ritterliche Gebaren ſeines jungen Begleiters erſcheinen, denn als er bemeldeten Fleiſchbrocken glücklich bewältigt hatte, ließ er ein Gekicher hören, welches ſo ziemlich dem Gebrumm ähnelte, womit der Bär in glücklichen Augenblicken ſein Wohlbehagen ausdrückt.

Thorkil verſtand die Bedeutung dieſes Gebrumms, zu welchem die lachend zwinkernden Augen des Alten überdies einen deutlichen Kommentar lieferten. Etwas wie Zorn wollte in den Augen des jungen Mannes aufleuchten, Zorn über den Spott ſeines Gefährten, vielleicht aber noch mehr Zorn über die Roſenkette, deren ſanften, aber allmächtigen Druck er bereits auf ſeinem Nacken fühlte. Die Entrüſtung wußte ſich jedoch keine Bahn zu brechen. Der Jüngling ſchlug ſeine Augen nieder und erröthete über und über. Kaum nahm Lovely dies Erröthen wahr, als auch ſie die Blicke ſenkte und tiefer Purpur ihre Wangen überzog.

Der alte Trapper kicherte jetzt nicht mehr. Das junge Paar war gar zu ſchön anzuſehen in ſeiner Verlegenheit. Das grimmige Geſicht des Alten nahm den Ausdruck gutmüthiger Theilnahme an und ſeine Lippen bewegten ſich leiſe.

„Ja, ja, ich ſehe, wie 's ſteht“, flüſterte er in ſich hinein. „So ſahen die arme Mabel und ich einander an, als wir uns zum erſtenmal begegneten; ſo ſaßen wir einander gegenüber und wußten uns nicht zu rathen und nicht zu helfen. Das war ein Drängen und ein Treiben von innen heraus und doch eine Scheu, eine Furcht, ein Zittern! Ich wette, ſie möchten ſich gar zu gern gegenſeitig um den Hals fallen — hm — aber ich fürchte, der

Junge wird dieſe Begegnung nicht ſo bald wieder vergeſſen, als es zu wünſchen wäre. Mit unſerm freien franken Waldleben wird's nun auch vorbei ſei, denn er wird dem Mädchen eifriger auf den Ferſen ſein als ein Naraganſett einem Pequod, deſſen Skalp er zu erbeuten hofft. — Hm, was iſt da zu machen? Nicht viel, denk' ich. Das iſt Natur und die muß ihr Recht und ihren Willen haben."

Groot Willem hatte die Gefühle, welche den Jüngling und das Mädchen bewegten, richtig errathen. Jede Minute ihres Beiſammenſeins ſchmiedete einen neuen Ring an der goldenen Kette, welche ihre Herzen zu einander hinzog. Und das war eben kein großes Wunder. Beide waren jung, ſchön, empfänglich, beide waren liebenswürdig. Mußte in der Seele Lovely's nicht ein warmes, innig warmes Gefühl für den jungen Mann aufblühen, deſſen Aeußeres und Benehmen ſo zutrauenerweckend war, für ihn, welcher ſo brav für ihr und ihrer Lieben Leben eingeſtanden? Und mußte auf den Jüngling, welcher in der das Gemüth für alles Schöne und Gute empfänglich machenden Schule der Natur und Freiheit erzogen war, dieſe Jungfrau mit dem harmoniſchen Ebenmaß ihrer zierlichen Geſtalt, mit ihrem reizenden Antlitz, ihren anmuthevollen Bewegungen, ihren unter dunkelbraunen Locken hervorblickenden großen Veilchenaugen, mit all dem Schmelz ihrer Schönheit und Unſchuld nicht nothwendig den tiefſten Eindruck hervorbringen? Stand ſie nicht vor ihm wie „ein Gebild aus Himmelshöh'n" und hatte ihre ſüße

Stimme nicht beim erſten Wort ſein Herz mit wunderbarer Gewalt bewegt?

Das einfache Mahl ging vorüber ohne belebtes Geſpräch und endigte damit, daß Lovely's Großvater das Mädchen aufforderte, das Dankgebet zu ſprechen. Alle erhoben ſich, mit Ausnahme des Groot Willem, der keineswegs zu den Frommen zu gehören ſchien. Er zog eine kurzröhrige, nach indianiſcher Weiſe aus rothem Speckſtein geſchnittene Pfeife hervor, füllte ſie aus dem Tabaksbeutel, welcher neben ſeinem Pulverhorn am Gürtel hing, und ging dann in die Hütte, um eine glühende Kohle auf das duftende Kraut aus Virginien zu legen, deſſen Genuß damals unter dem Namen des Tabaktrinkens auch in der alten Welt bekannt und beliebt zu werden anfing, während die Europäer in der neuen Welt den Gebrauch deſſelben von den Eingeborenen gelernt und angenommen hatten. Indeſſen wollte es dem alten Jäger mit dem Rauchen diesmal nicht recht glücken. Die Thür der Hütte ſtand offen, und während er ſeine Pfeife anrauchte, drangen die leiſen innigen Töne von Lovely's Gebet dem Waldmann zu Ohren. Er warf zuerſt den Kopf trotzig rückwärts, allein der Klang dieſer Stimme hatte etwas magiſch Rührendes und verfehlte ſeine Wirkung auch auf Willem nicht. Er ſtand unbeweglich ſtill, nahm die Pfeife aus dem Munde und regte murmelnd die Lippen, als ſpräche er die Worte des ſchönen Kindes unwillkürlich nach.

Als das Gebet zu Ende war, geſellte er ſich wieder zu den übrigen.

Der ältere der beiden Oberſten ging auf ihn und Thorkil zu, faßte ihre Hände und ſagte:

„Nächſt dem Herrn, deſſen Hand heute ſo augenſcheinlich über mir und den Meinigen ſchützend gewaltet, gebührt euch, wackere Jäger, unſer lebhafteſter und tiefgefühlteſter Dank. Um euch die Aufrichtigkeit deſſelben darzuthun, will ich euch vor allem überzeugen, daß ihr nicht etwa Unwürdigen oder gar Verbrechern euren Beiſtand zu gute kommen ließet. Ich will euch ſagen, wer wir ſind und wie und weswegen wir hierher in die Wildniß gekommen. Wir ſind“ —

„Halt, nicht weiter!“ unterbrach der Trapper den Greis. „Wir verlangen nicht mehr zu wiſſen. Ihr ſeid unſere Gäſte, damit genug. Noch mehr, ihr tragt ein Pfand von einem Freunde bei euch, welches uns mehr gilt als ein Pergament mit Siegel und Namensunterſchrift aller Könige jenſeits des Meeres.“

„Aber, meine Freunde, ihr dürft doch wohl verlangen, zu erfahren, wem Ihr ſo großmüthig euren Schutz verliehen habt?“

„Nein, nein“, nahm Thorkil das Wort. „Es gibt ja Zeiten und Lagen, in welchen wackere Männer wohl daran thun, ihre Namen nicht dem nächſten beſten anzuvertrauen.“

Ein vielſagender, aber wohlwollender Blick begleitete dieſe Worte des jungen Mannes, welcher noch beifügte:

„Seht, Willem und ich leben infolge unſeres Jägerberufes viel unter und mit den rothen Ureinwohnern dieſes Landes und ſo ging es ganz natürlich zu, daß wir uns dieſe oder jene indianiſche Eigenheit angeeignet haben. Es iſt aber eine indianiſche Eigenheit, vielleicht dürfen wir es eine Tugend nennen, einen Gaſt niemals auch nur durch den leiſeſten Wink zur Mittheilung von Dingen zu verleiten, welche er möglicherweiſe lieber verſchweigen möchte.“

„Ihr irrt Euch, junger Mann“, bemerkte der jüngere Oberſt mit einem Anflug von Stolz. „Was wir zu ſagen haben, kann uns nur in den Augen derer zur Unehre gereichen, welche der alten guten Sache abtrünnig geworden und hingegangen ſind, um dem Baal zu räuchern und dem Moloch zu opfern.“

„Wir glauben es, wir glauben es“, entgegnete Groot Willem, indem er ſeine Verſicherung mit einem Kopfruck begleitete, welcher bei ihm immer ein Zeichen von Ungeduld war. „Meint ihr, wir hätten unſere Hand für Schurken erhoben? — Und nun, Männer, ſagt uns an, wie wir euch und der jungen Miſtreß ferner dienen können. Wollt ihr ein paar Tage hier bleiben in Willem's Vrolykheid*), wie ich die Hütte und den Platz da genannt habe, weil es ſich hier gar einſam und fröhlich lebt, ſo ſoll es an Moos und Fellen zu eurem Lager nicht fehlen, auch nicht an Wildpret zur Speiſe, obgleich dermalen eigentlich keine Jagdzeit iſt. Indeſſen will ich euch nicht verſchweigen, daß unſer Aufenthalt hier ſchon morgen nicht mehr ganz ſicher ſein dürfte. Der Tod des jungen Brauſekopfs, welcher wähnte, ein alter Waldkrieger laſſe ſich von einem Gelbſchnabel mir nichts dir nichts todtſchießen, wird an der Küſte hinunter Lärm machen und der Tod des Indianers wird uns ſicherlich eine Bande Pequoden oder Mohikaner auf den Hals bringen."

---

*) Fröhlichkeit, Luſtbarkeit.

„So wollen wir unſere Reiſe fortſetzen", ſagte der Greis, „und wenn es ſein muß, heute noch."

„Das iſt nicht nöthig", erwiderte der alte Jäger. „Ich ſtehe dafür, daß wir die Nacht über nicht beunruhigt werden."

„In dieſem Falle wollen wir den Reſt des Sabbaths in Ruhe verbringen und morgen in der Frühe aufbrechen."

„Gut."

Und mit der nämlichen Offenheit, womit er ſich vorhin jede überflüſſige Mittheilung verbeten, ſtellte der Trapper jetzt die nöthige Frage:

„Wohin wollt ihr euren Weg richten?"

„Nach Swanzey, in das Haus des würdigen Richters Eaton", gab der Greis zur Antwort.

„Zum Richter Eaton wollt ihr?" rief Thorkil im Tone unangenehmer Ueberraſchung aus.

Groot Willem warf ihm einen mißbilligenden Blick zu und murmelte in den Bart: „Der Junge ſprach vorhin von indianiſchen Tugenden. Ich dächte, Selbſtbeherrſchung ſei auch eine derſelben und zwar die vornehmſte von allen.“

„Ja, zum Richter Eaton wollen wir“, erwiderte der Greis arglos auf den lebhaften Anruf des Jünglings. „Wir tragen für ihn einen Brief von Roger Williams bei uns und ſind gewiß, willkommen geheißen zu werden.“

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel“, entgegnete Thorkil mit ſchnell wiedererrungener Faſſung. „So wollen wir denn in der Morgenfrühe aufbrechen, und ſo ihr es nicht verſchmäht, werden wir euch Führer und Begleiter ſein.“

Hier endigte einſtweilen das Geſpräch und die Gruppe zerſtreute ſich. Willem ſchob ſein Kanoe ins Waſſer, um ein paar Fiſche zu angeln, die beiden Oberſten gingen in die Hütte und vertieften ſich in jene ſtillen und ernſten Betrachtungen, wie die ſabbathliche Stunde den Anhängern des Puritanismus ſie vorſchrieb. Lovely ſetzte ſich auf ein Felsſtück am Ufer und ließ ihre Blicke hinausſchweifen in die Pracht des Abends, welche feierlich auf Wald und Meer lag.

Ein tiefempfängliches Gemüth, liebte ſie die Natur und ihren Frieden und ſog mit Entzücken den wohlgeruchsvollen Hauch der Abendkühle und mit ihm jenen eigenthümlichen Zauber der Wildniß ein. Und doch erfüllte nicht allein die Größe und Lieblichkeit des vor ihr liegenden Schauplatzes ihre Seele. Sie ließ die Scenen des heutigen Tages an ſich vorübergehen und unter den Geſtalten derſelben gab es eine, die nicht aus dem Sehkreis ihres Auges weichen wollte. Sie ſchloß es, wie erſchreckt von der Macht eines ihr bis heute unbekannten Gefühles, aber auch bei geſchloſſenem Auge ſah ſie den Jüngling immer und immer vor ſich ſtehen. Hätte ſie rückwärts geſchaut, ſo würde ſie mit dem Inſtinkte der Liebe haben errathen können, daß das magiſche Netz nicht über ihr Haupt allein geworfen worden. Denn wenige Schritte hinter ihr ſtand Thorkil, den es im Walde, wohin er mit ſeiner Büchſe gegangen, nicht gelitten hatte, und ſeine Blicke ſagten deutlich, daß er von allem, was ſeine Augen erfaſſen konnten, nichts ſah, aber auch gar nichts, außer dem am Geſtade ſitzenden Mädchen. Sie ihrerſeits fühlte ſeine Nähe, obgleich ſeine Mokkaſins beim Kommen nicht das geringſte Geräuſch auf dem Raſen hervorgebracht hatten. Ja, ſie fühlte den Magnetismus ſeines Blickes und der alte Willem würde wieder leiſe in ſich hineingelacht haben, wenn er bemerkt hätte, wie das ſcheue züchtige Kind ſich gleichſam in ſich ſelber zuſammenſchmiegte, wie es abwechſelnd hochroth und tiefblaß ward, wie es gar zu gern ſich umgewandt hätte und es doch nicht wagte.

Endlich wagte ſie es ober dennoch und der zuthunliche Brunſlo lieh ihr einen willkommenen Vorwand. Das Thier umſprang wedelnd den jungen Freund ſeines Herrn und eilte dann auf Lovely zu, um auch ihr Beweiſe ſeiner Freundſchaft zu geben. Er leckte ihr die Hand, und indem ſie ſich halb umwandte, um das freundliche Thier zu ſtreicheln, konnte ſie ungezwungen und ohne der jungfräulichen Zurückhaltung etwas zu vergeben, ein Geſpräch mit dem jungen Jäger anknüpfen.

„Ihr ſeid glücklich“, ſagte ſie, „daß Ihr Euer Leben in der unermeßlichen Freiheit und Schönheit der Schöpfung des Herrn zubringen könnt. Ich habe Wald und Meer immer geliebt, ſchon in meiner Kindheit, aber erſt in dieſem Lande habe ich recht begreifen lernen, welchen wohlthätigen Zauber Meeresſtille und Waldeinſamkeit über die Seele üben.“

„Ja“, verſetzte er, „es iſt ſchön auf der See und ſchöner noch iſt's im Walde.“

Und an dieſe Wiederholung ihrer ſo eben vernommenen Aeußerung knüpfte er, ermuntert von den freundlich ſchüchternen Blicken, welche ſie ihm unter ihren dunkelſeidenen Wimpern hervor zuwarf, eine einfache, aber anſchauliche Schilderung des Jägerlebens, welches er und ſein alter Gefährte führten. Er erzählte von all ihrem Treiben im Urwald und auf der Prairie, vom Biberfang, von der Jagd des Büffels und Elenns. Ein naiver Enthuſiasmus beſeelte ſeine Rede, als er die Luſt und Gefahr der Jagd auf den grimmigen grauen Bären ſchilderte, welcher damals noch in jenen Landſtrichen nicht ſelten angetroffen wurde, während er jetzt in die endloſen Ebenen am Fuße der Felsgebirge ſich zurückgezogen hat. Ein tiefes Naturgefühl ſprach aus den Worten, womit er das Dahingleiten auf den mächtigen Waldſtrömen in einem leichten Rindenkanoe beſchrieb. Das Herz ſeiner Zuhörerin ſchlug höher und ihr Athem ging ſchneller, als er in ungeſuchter Redewendung auf die Liſten und Schrecken eines indianiſchen Krieges zu ſprechen kam, als er das Verfolgen einer feindlichen Spur ſchilderte und wie er und ſein Begleiter bei dieſem Geſchäfte plötzlich von einem Wald- und Steppenbrande überraſcht worden ſeien, einem Ereigniſſe, mit deſſen Schrecklichkeit nur ſeine Schönheit ſich meſſen könne. Der Hauch der Freiheit, das Bewußtſein ſelbſtſtändiger Manneskraft durchzog ſeine Rede und Lovely lauſchte ihr mit einer Theilnahme, wie Brabantio's ſchöne Tochter nur jemals den Erzählungen des tapfern Mohren widmete. Er ſprach ſo gut und ſeine Zuhörerin fühlte wohl, daß er nicht wußte, wie gut er ſprach. Schon im Laufe des Tages hatte ſie Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß der junge Mann im Beſitze jener gewählten Ausdrucksweiſe und Redeform ſei, welche zu allen Zeiten das ſchöne Vorrecht derer iſt, die man Gebildete nennt. Seine Rede war bei aller Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit dennoch weit feiner als ſein rauhes Jägerkleid. Die Frauen haben in ſolchen Dingen ein ſehr richtiges Gefühl. Lovely verlieh demſelben Worte und gab einer verzeihlichen Neugierde nach, indem ſie an Thorkil die Frage richtete, ob er ſein ganzes Leben von Jugend auf in den Wäldern zugebracht habe.

„Ja", lautete die Antwort, „mit Ausnahme weniger Jahre, welche ich bei dem trefflichen Roger Williams in Providence verlebte. Der wackere Mann hat ſich in meinen Knabenjahren viele Mühe mit mir gegeben. Er wollte mich zu einem Prediger machen, aber ein unwiderſtehlicher Hang und das Beiſpiel von Groot Willem, der mein Adoptivvater iſt und ſtets wie ein rechter Vater an mir gehandelt hat, trieben mich wieder in die Wälder zurück."

Lovely ſchwieg eine Weile. Dann fragte ſie plötzlich:

„Ihr kennt den Richter Eaton in Swanzey?"

Die Stirne Thorkil's bräunte ſich bei Nennung dieſes Namens und ſeine Augen funkelten zornig. Indeſſen bemeiſterte er ſich und erwiderte kurz:

„Ja, ich kenne ihn."

„Der edle Williams hält große Stücke auf dieſen Mann."

„Ich weiß es."

„Ihr ſcheint den Richter nicht zu lieben?"

„Nein. Er iſt meines und meines väterlichen Freundes Feind. Aber erlaubt mir, über Eaton zu ſchweigen, denn ich möchte ſelbſt über einen Feind hinter deſſen Rücken nicht Böſes ſprechen. Wir werden Euch ſicher nach Swanzey bringen und dann —"

„Und dann?" fragte Lovely mit einem Augenaufſchlag, welcher zeigte, daß ſie das Stocken des Jünglings verſtand.

„Dann ſcheiden wir", ſtammelte Thorkil.

„Aber nicht für immer, nein, nicht für immer!" entgegnete ſie raſch und bedeckte ſich dann, wie erſchrocken über ihre Kühnheit, die erröthenden Wangen mit den Händen, während ein frohlockendes Lächeln die Züge des jungen Mannes überflog.

Die Nacht verging ruhig und die Flüchtlinge genoſſen eines ſo feſten Schlafes, wie er den von Gefahren Umringten ſeit vielen Nächten nicht mehr zu Theil geworden war. Bei Tagesanbruch ſchiffte ſich die ganze Geſellſchaft auf dem größeren Boote ein, welches ſeinen Lauf nordöſtlich richtete, ſobald es aus der Bai hinaus in die offene See gelangt war.

Sie durchſchifften den rechten Arm der großen Naraganſettbai, und als die Sonne zur Rüſte ging, ſtand die Küſte der Inſel Rhode-Iſland in naher Sicht. Sie hielten darauf zu und landeten kurz nach Sonnenuntergang, um die Nacht am Lande zu verbringen.

Am Südgeſtade der Inſel, welche damals noch zum Gebiete des Sachems der Naraganſetts gehörte, jedoch ſchon an zwei Stellen von den Pilgrimen beſiedelt war, in einer ſchmalen Bucht vor Anker gegangen, folgten ſie ihren Führern auf einem wenig betretenen Fußpfade, welcher wenige Schritte weit rechts an der Küſte hinlief, dann plötzlich linkshin auf eine Waldlichtung einbog, wo er unter Gerölle verſchwand.

„Wir ſind am Ziele und haben unſere Nachtherberge erreicht“, ſagte Thorkil und wies auf ein ſeltſames Bauwerk, welches ſich mitten auf der kleinen Lichtung erhob und deſſen graue, verwitterte Mauern im Scheine des eben aufgegangenen Mondes deutlich ſichtbar waren. Der Ort hatte ein einſames, ödes, faſt unheimliches Anſehen. Der Wald, welchen die Erbauer des alterthümlichen Rundbaus vor Zeiten zurückgedrängt, um für ihr Werk Platz zu erhalten, war ſeither wieder erobernd vorgedrungen und hatte ſeine grünen Siegesſtandarten in unmittelbarer Nähe, da und dort ſogar auf dem halbzertrümmerten Mauerwerk aufgepflanzt, während er überdies das ganze Gebäude in die Haft ſeiner daſſelbe um und um überwuchernden Epheuranken gelegt.

In dem Gebäude und um daſſelbe her herrſchte eine lautloſe Stille, nur unterbrochen von dem Gemurmel einer Quelle, welche ihren mächtigen Strahl in ein plumpes und halbgeborſtenes Becken an der Oſtſeite des Mauerwerkes ergoß.

Thorkil öffnete eine hinter Buſchwerk verborgene Thür, verſchwand für einige Augenblicke, erſchien dann wieder mit einer Kienfackel und forderte die Gäſte zum Eintritt auf. Sie folgten der Einladung und befanden ſich nun in einem Raume, welcher einen Alterthümler an die älteſten Bauten der chriſtlichen Kirche in dem kaum bekehrten Norden Europas hätte gemahnen müſſen. Es war eine Rotunde von etwa vierundzwanzig Fuß Durchmeſſer, getragen von acht dicken Rundpfeilern mit roher Deckplatte. Ueber den Pfeilern wölbten ſich Halbkreisbogen und um den ganzen Raum her lief nach außen zu ein niedriger Umgang, welcher durch mehrere Thüröffnungen mit dem Innern in Verbindung ſtand. Zwiſchen zwei Pfeilern in einer weiten Niſche gegen Oſten führten drei Stufen zu einer großen Steinplatte, in welcher der Sockel eines verſchwundenen Altars nicht zu verkennen war, obgleich die Steinplatte jetzt als Herd benutzt wurde.

Der Niſche zur Seite und unterhalb der Stufen erhob ſich auf einem plumpen Piedeſtal eine Art Schüſſel, roh aus Sandſtein gemeißelt, ganz von dem Ausſehen, welches in alten katholiſchen Kirchen der ſogenannte Taufſtein hat. Der ganze Bau trug im Aeußern und Innern entſchieden das Gepräge jener europäiſch-romaniſchen Architektur, wie ſie im elften und zwölften Jahrhundert üblich war.

Der junge Jäger hatte die Fackel in eine eiſerne Klammer an einem der Pfeiler befeſtigt und war hinausgegangen, um draußen einige Vorbereitungen zum Abendeſſen und zur Unterkunft der Gäſte zu treffen, welche ſich verwundert in dem Gebäude umſahen, das mit den Bauwerken des Landes, in welchem ſie ſich befanden, ſo ſehr kontraſtirte. Groot Willem fachte Feuer auf dem Herde an und ſagte, nachdem er damit zu ſtande gekommen:

„Ihr möchtet wiſſen, wo ihr ſeid, nicht? Nun, laßt euch ſagen, wir befinden uns in einem uralten normanniſchen Bau, welcher in früherer Zeit wohl als Kirche gedient hat und von den Vorfahren meines jungen Freundes Thorkil errichtet wurde.“

„Von den Vorfahren Eures Freundes?“ fragte der ältere Oberſt erſtaunt.

„Ja, und wenn auf Familienüberlieferungen irgendein Gewicht zu legen, wenn irgend Wahrheit darin iſt, ſo hätte Thorkil guten Grund, auf ſeine Abkunft ſtolz zu ſein. Aber in den Wäldern legt man dem, was ſie drüben in Holland und England und auch hier in den Anſiedlungen Ahnenſtolz nennen, keinen Werth bei. Da gilt der Mann bloß, was er ſelber iſt.“

„Ihr ſagt, die Vorfahren des jungen Jägers hätten dieſes Bauwerk errichtet. Da müßten ſie ja ſchon vor langer Zeit hier gehauſ't haben.“

„So iſt es. Habt ihr nie davon ſprechen hören, daß normanniſche Seefahrer von Iſland und Grönland her dieſe Geſtade betraten, lange bevor der Genueſe Kolon in Amerika landete? Daß die Ueberlieferung wahr, bezeugt dieſer Bau, welchen nur die Hände von Weißen und Chriſten errichtet haben können. Doch ſprecht nicht darüber mit Thorkil. Es macht ihn traurig, den armen Jungen. Und nicht ohne Grund. Denn ſeht“, fuhr der Trapper leiſe fort, indem er auf eine loſe Platte des Fußbodens neben dem Taufſtein wies, „hier wurde ſein Vater erwürgt.“

„Erwürgt? Thorkil's Vater?“

„Ja, erwürgt und zwar in dem Augenblicke, wo er im Begriffe war, einen Schatz zu heben, den einer ſeiner Ahnen hier vergraben und um deſſen willen er mit ſeinem Sohne, der damals noch ein Kind war, aus Iſland herübergekommen. Ich fand den Todten und bei ihm den Knaben, der geſchlafen hatte, während die Unthat geſchah. Das Kind hielt den ſtarren Leichnam umklammert und ſein Jammern war herzzerreißend. Seither ſind wir Freunde.“

„Und wurde der Mörder entdeckt?“

„Noch nicht, noch nicht. Zwar ich glaube ihn zu kennen, aber nur Gott kennt ihn. Erhalten Thorkil und ich Gewißheit, ſo ſoll der Schändliche ſterben, hier ſterben, auf jenem Steine, wo er gemordet und geſtohlen. Und wir werden Gewißheit erhalten, wir haben die Spur, wir haben die Spur! Doch ſtill davon, dort kommt der Junge; laßt ihn nichts hören von dieſer Sache."

## 4.

O Namen gibt's, die mit Magie
Das Ohr berühren, die Erinnrung weckend.
Allſton.

Wer ſind die fremden Gäſte wohl, ſo ungleich ſich
An Farbe, Tracht, an Sprache und Gebärden?
Pierpont.

Wir haben oben erwähnt, daß um die innere Halle des uralten Bauwerkes, in welchem unſere Wanderer zur Nachtherberge eingekehrt, ein niedrigerer Umgang herlief, welcher durch mehrere Thüröffnungen mit jener in Verbindung ſtand. Dieſe Thüren führten zu kleinen Gelaſſen, welche zur Zeit der Erbauung des tempelartigen Ganzen zur Aufbewahrung prieſterlicher Geräthſchaften oder auch zur Behauſung der Geiſtlichen ſelbſt gedient haben mochten. In dieſen Räumen war den Gäſten von ihren Wirthen die Nachtruhe gerüſtet worden, welche ſie auf dem weichen Lager von Moos, Büffel- und Bärenfellen nicht lange zu erwarten brauchten.

Auch das junge Mädchen genoß mehrere Stunden der Nacht hindurch eines ununterbrochenen Schlafes, bis der

Traum jenes räthſelhafte Spiel mit ihrer Seele begann, das den Menſchen auf ſo wunderbare, ja faſt unheimliche Weiſe an die Zweiſeitigkeit und Zerſpaltenheit ſeines Weſens mahnt.

Leider vermögen wir den Erwartungen unſerer Leſerinnen, welche ſicherlich meinen, den Gegenſtand von Lovely's Träumen zum voraus errathen zu können, nicht zu entſprechen. Nicht Jüngſtgeſchehenes nud Jüngſterlebtes warf ſeinen Reflex in die träumende Seele des Mädchens; in ſeiner launenvollen Willkür führte der Traum ſie weit hinweg aus der Gegenwart und zurück in die Vergangenheit, weit hinweg aus der neuen Welt und zurück in die alte Heimat.

Sie tummelte ſich wieder, ein fröhlich Kind, auf dem Raſen des Parkes, welcher ſich ſtill und grün um ihr großväterliches Haus im lieben Alt-England herzog, beſpült von den murmelnden Wellen der jungen Themſe. Dort auf der Rampe des alten Herrenhauſes ſtand der Großvater und wies einer ſchönen bleichen Matrone, ſeiner Tochter, die ſich auf ſeinen Arm lehnte, die munteren Sprünge der Kleinen, welche jubelnd einem Schmetterling nachjagte. Der farbenprächtige Falter umgaukelte wie neckend ſeine Verfolgerin, ſetzte ſich auf Blumen nieder, mit den Flügeln ſchlagend und ſchimmernd, ließ das Kind nahekommen, und wenn es ihn dann zu haſchen wähnte, huſch, war er wieder auf und davon und weit weg. Indem Lovely dem Flüchtlinge folgte, kam ſie an einem uralten Baume vorbei, in deſſen Schatten ein Mädchen ſaß, deſſen ſtrahlende Schönheit ſich kaum der Knoſpe entrungen hatte. Im Graſe ſitzend und das edelgeformte Haupt mit der einen Hand ſtützend, hielt das Mädchen einen der ſchwerfälligen Foliobände jener Zeit auf ihren Knieen aufgeſchlagen und hing mit ihren großen ſchwarzen glutvollen Augen an den Lettern. „Hilf mir ihn fangen, Schweſter“! rief die Kleine der Leſerin zu, „hilf mir —“

Sie wollte den Namen der Angerufenen ausſprechen, allein die Träumende vermochte es nicht. Eine jene wunderlichen Launen des Traumgottes feſſelte ihre Zunge. Vergebens mühte ſie ſich ab, den geliebten, vertrauten Namen hervorzubringen; er klebte ihr am Gaumen, er lag ihr wie Blei auf der Zunge. Während ſie ſich aber in der Beängſtigung dieſer vergeblichen Bemühung unruhig auf dem Lager hin und her warf, ſchlug der geſuchte Name plötzlich von außen her deutlich an ihr Ohr: „Deſdemona!“

Ja, war das noch träumen? War es wachen? Sie wußte es ſelbſt nicht, aber ſie erhob lauſchend den Kopf, ſie ſetzte ſich aufrecht und wandte das Ohr nach der Richtung, von woher der ſchweſterliche Name, wie ihr vorkam, erklungen war.

Er erklang nicht wieder.

Und doch, horch — der Name wurde abermals genannt, draußen in der Halle, von welcher Lovely nur durch eine Thür von ſchlechtgefügtem Flechtwerke getrennt war.

Eine tiefe, klangvolle Männerſtimme ſprach die Worte:

„Ich wiederhole es, Deſdemona will nicht, daß ich meine Flagge in dieſer Sache wehen laſſe, bevor Metakom gelobt und Ihr, Sachem, ſein Gelöbniß verbürgt.“

Eine andere Männerſtimme, deren ſcharfe Gutturallaute nur aus einer indianiſchen Kehle kommen konnten, verſetzte in gebrochenem Engliſch:

„Blaßgeſichterthorheit! Hat man je gehört, daß die Stimme einer Squaw laut werden durfte am Rathsfeuer von Häuptlingen?“

„Bah, Sachem“, erwiderte die vorige Stimme, „es iſt hier nicht die Rede von Euren Squaws, obgleich ich den guten Eigenſchaften derſelben alle Anerkennung zolle; es iſt die Rede von der Königin meines Schiffes und das macht denn doch einen Unterſchied, ſollt' ich meinen.“

„Der Häuptling des Donnerſchiffes hat alſo eine Squaw zum Häuptling?“

„Sachem“, entgegnete der andere, ohne die Stimme zu erheben, aber mit einem Nachdruck der Betonung, welcher nicht mißverſtanden werden konnte, „genug davon. Ihr verſteht das nicht.“

„Was will mein Bruder damit ſagen?“

„Daß mein Bruder nicht wiſſe, welche Stellung die Frauen in der Geſellſchaft der Weißen einnehmen. Das lernt man nicht in den Wäldern dieſes Landes, ſondern nur drüben in der alten Welt und am beſten im ſchönen Frankreich.“

Lovely, welcher kein Wort dieſes ſeltſamen Geſpräches entgangen, konnte nicht daran zweifeln, daß ſie wach ſei.

Mit einer Neugier, die nicht nur einem jungen Mädchen, ſondern überhaupt verzeihlich war, näherte ſie ihre Augen der weiten Ritze in der Thür ihres Schlafkämmerchens, durch welche ein ſtarker Lichtſtral aus der Rotunde hereindrang. Ihr Herz pochte laut, denn der Name Deſdemona, welcher vorhin genannt worden war, machte eine Flut von Erinnerungen in ihrer Seele aufwogen, von Erinnerungen, welche ihr die freudehellſten Stunden der Kindheit wie die trübſten Augenblicke ſpäterer Zeit wiederkehren ließen und unter den letztern beſonders einen Moment voll bitterſter Qual, eine herzzerreißende Scene, in welcher ein von Schmerz und Zorn bis zur Raſerei getriebener Vater die eine ſeiner Töchter in Gegenwart der andern verflucht hatte — verflucht hatte am Lager der kaum entſeelten Mutter, deren Mörderin der Raſende die mit ſeinem Fluche Beladene nannte.

Oft ſchon hatte Lovely ſeitdem in ſchweren Träumen und ſchmerzlicher Rückerinnerung dieſe unglückſelige Stunde wieder durchlebt, aber nie noch war die ſchreckliche Scene ſo belebt und furchtbar vor ihr Auge getreten als jetzt, wo zwiſchen Traum und Erwachen der mit Verwünſchung belaſtete und doch ſo theure Name der Schweſter ihr Ohr mit allem Zauber des Unvermutheten und Plötzlichen getroffen hatte.

Lovely fuhr ſich leiſe mit der Hand über das Geſicht, als wollte ſie mittels dieſer Bewegung die peinliche Viſion verſcheuchen. Dann richtete ſie ihre Blicke auf das nächtliche Gemälde, welches das Innere der alten Kapelle darbot.

Das Feuer war auf dem zerſtörten Altar wieder angefacht worden und übergoß die nächſte Umgebung desſelben mit einer grellen Helle. Auf den Altarſtufen ſaßen vier Männer, wovon zwei unſerer Lauſcherin wohlbekannt waren, denn ſie konnte in denſelben ihre Führer und Beſchützer, den alten Trapper und den jungen Thorkil, nicht verkennen. Anders verhielt es ſich mit den zwei weiteren, welche ihr völlig unbekannt waren.

Der eine derſelben ſchien vermöge ſeines ganzen Weſens und Gebarens auf eine höhere Stellung in der geſellſchaftlichen Hierarchie Anſpruch machen zu können, obgleich ſein Anzug nur auf eine untergeordnete deutete. Denn er trug das Kleid eines gewöhnlichen Matroſen, die weiten Pluderhoſen von Segelleinwand, welche in weit hinaufreichenden unzierlichen Stulpſtiefeln verſchwanden, und die ſchlichte langſchößige Jacke von dunkelfarbigem Tuch. Mit der Einfachheit dieſer Tracht ſtand freilich der ſchneeweiße, ſpitzenbeſetzte Hemdkragen in Widerſpruch, ferner ein breiter golddurchwirkter Seidengurt, in welchem zwei Piſtolen und ein breiter Dolch mit gebogener Klinge und goldenem Griff ſteckten, Waffen, die äußerſt kunſtvoll gearbeitet und verſchwenderiſch verziert waren; ferner ein Ring, welchen der Fremde am Mittelfinger der linken Hand trug und deſſen Stein blendende Funken umherſprühte, ſo oft ihn ein Stral des Feuers traf. Die Geſichtsbildung des Mannes war fein und edel. Ein Wald von ſorgfältig gepflegten Locken von dunkelbrauner Farbe fiel von ſeinem Scheitel lang und voll auf die breiten

Schultern nieder, deren Bau, zuſammengehalten mit dem der gewölbten Bruſt, eine ungewöhnliche Körperkraft verrieth, obgleich die ganze Geſtalt nur von mittelgroßem Wuchſe war und eher weich und zierlich als ſehnig und kraftvoll erſchien. Unter einer Stirn von mächtigem Umfang, auf welcher nicht die kleinſte Furche zu entdecken war, ſprang eine lange, vielleicht zu lange Naſe hervor, deren Rücken ſchmal wie ein Meſſerrücken. Große dunkle Augen voll Feuer und Ungeduld verliehen je nach ihrem Ausdruck dem Geſichte bald eine ſchelmiſch ironiſche, bald eine energiſch gebieteriſche, bald eine hinreißend ſchmeichleriſche, bald eine imponirend würdevolle Miene. Der kleine Mund mit den ſinnlich aufgeworfenen Lippen hätte vielleicht mit ſeinem halb wollüſtigen, halb grauſamen Ausdruck den Zauber dieſer Phyſiognomie beeinträchtigt, wäre er nicht faſt ganz unter einem Schnurrbart von außerordentlicher Ueppigkeit verſchwunden, deſſen Enden bis zur Bruſt herabreichten und der ſeinem Träger ein um ſo eigenthümlicheres Anſehen verlieh, als Wange und Kinn aufs ſorgfältigſte raſirt waren.

Dieſem Manne, welchen man mit gutem Grunde einen Muſtertypus der weißen Raſſe hätte nennen können, ſaß ein anderer gegenüber, welcher noch unbeſtreitbareren Anſpruch darauf hatte, ein Muſtertypus der rothen Raſſe genannt zu werden. In der That, nie hatte die Natur in den Urwäldern Amerikas eine ſchönere Mannesgeſtalt geſchaffen, als der edle Krieger beſaß, welcher hier mit drei Weißen gemeinſchaftlich die Berathungspfeife rauchte.

Jn der erſten Blüte des männlichen Alters ſtehend, war er hoch und ſchlank gewachſen und ſein Gliederbau zeigte durchgehends ein bewundernswerthes Ebenmaß. Seine Stirn bog ſich weniger jäh zurück, ſeine Backenknochen ſtanden weniger ſchroff hervor, als dies bei ſeiner Raſſe gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt, dagegen beſaß er in hohem Grade die charakteriſtiſchen Schönheiten derſelben, das wildfeurig und doch klug blickende Auge, die ſtolze Römernaſe und das feſte, Energie verrathende Kinn. Jn ſeiner Haltung lag die natürlichſte, ungezwungenſte Würde, in ſeinem Blicke ſtolzes Selbſtgefühl, in ſeinem Lächeln, das freilich ein nicht häufiges war, herzgewinnende Anmuth. Seine Züge waren nicht durch die grelle Malerei verunſtaltet, womit ſich indianiſche Krieger ihren Feinden gegenüber ein ſchreckhaftes Ausſehen zu geben lieben, und ſein reiches ſchwarzes Haar, welches, auch wenn er ſtand, faſt den Boden berühren mochte, floß ihm in einer glänzenden Welle über den Rücken hinab. Sein Anzug war prachtvoll, wenigſtens nach den Begriffen ſeines Volkes. Sein Kopfſchmuck, der mit einer Art wilder Eleganz geordnet war, beſtand aus Hermelinfell und den Federn des Kriegsadlers. Sein Unterkleid war eine Tunika, beſtehend aus zwei Hirſchhäuten, mit dem Halstheile abwärts und ſo an einander gefügt, daß die Hinterläufe zuſammengenäht waren und die Nähte längs des Armes von den Schultern bis zu den Handknöcheln hinliefen. Jede Naht war mit einer ſchönen Stickerei von Stacheln des Stachelſchweins bedeckt und von dem untern Rand derſelben, von der

Schulter bis zur Hand, hingen Franſen von ſchwarzem Haar, gewonnen aus den Kopfhäuten (Skalpen), welche er erſchlagenen Feinden abgezogen. Seine Beinkleider beſtanden aus demſelben Stoffe und von der Hüfte bis zum Fuße hinab lief an denſelben ein auf gleiche Weiſe mit Stacheln und Haarlocken verzierter Streifen. Aus gleichem Stoffe und mit gleicher Zierrath verſehen waren endlich die Mokkaſins des Häuptlings. Einen aus der Haut eines jungen Büffelſtiers verfertigten und auf der Außenſeite abermals mit Stickerei der erwähnten Art verſehenen Mantel trug er loſe um die Schultern geſchlagen, ſodaß der rechte Arm frei blieb. Alſo bekleidet, führte er im Gürtel Tomahawk und Skalpirmeſſer, auf dem Rücken hing ihm ein Köcher aus Pantherfell nebſt einem etwa drei Fuß langen Bogen von Eichenholz, der in ein Futteral von Otternhaut geſteckt war, und in der Hand hielt er eine indianiſche Pfeife, deren Rohr eine Länge von drei bis vier Fuß erreichte.

Als ihm der Weiße die von uns zuletzt erwähnte Antwort gegeben, ſetzte er die Pfeife an den Mund und hüllte ſich in eine dichte Rauchwolke.

Ein mehrere Minuten langes Schweigen trat ein und wurde nur dadurch geſtört, daß der Seemann leiſe die Melodie eines franzöſiſchen Liedchens vor ſich hinſummte. Je länger das Schweigen dauerte, deſto lauter wurde dieſes Geſumm und bald hätte ein kundiges Ohr Worte und Weiſe des berühmten Liedes „Charmante Gabrielle“ unterſcheiden können, welches König Heinrich IV.

auf die geliebteſte ſeiner Geliebten gedichtet hatte und das bis auf den heutigen Tag eins der geſungenſten in Frankreich geblieben iſt.

Der alte Trapper warf dem Sänger einen mißbilligenden Blick zu, welchen dieſer auch ſogleich verſtand, denn er hielt inne und ſagte:

„Verzeiht, meine Freunde, aber, sacré nom de Dieu, ich kann mich an die ſteife Feierlichkeit eurer Berathungen nach indianiſchem Zuſchnitte nicht gewöhnen."

„Hm", verſetzte der alte Jäger achſelzuckend, „darüber verwundere ich mich nicht, denn es iſt bekannt, daß die Franzoſen nichts ohne unnützen Lärm zu thun vermögen."

„Nicht unrichtig bemerkt, wenn auch nicht ſehr höflich, alter Brummbär", entgegnete der Seemann lachend. „Uebrigens müſſen wir zum Schluſſe kommen, weil ich eine gute Strecke Seepfad zwiſchen dieſer Inſel und meinem Boote haben will, bevor der Tag anbricht."

Der Indianer hatte von dieſer Epiſode ſo wenig Notiz genommen, als ob er ſie gar nicht gehört hätte. Seinen Arm aus der ſchwindenden Rauchwolke hervorſtreckend, bot er die Pfeife dem alten Trapper hin und ſagte kurz, aber mit einer höflichen Beugung des Kopfes:

„Was meint mein Vater?"

Groot Willem hatte ſich in ſeinem vielfachen und langjährigen Verkehr mit den Eingeborenen manche der Eigenthümlichkeiten ihres Weſens und Benehmens angeeignet. Anſtatt daher nach Art der Weißen ſchnell mit einer Antwort zur Hand zu ſein, nahm er die dargereichte Pfeife mit würdevoller Ruhe entgegen, that einige Züge daraus und ſagte dann mit Nachdruck:

„Mein Sohn, der Sachem, weiß, daß der Häuptling des Donnerſchiffes ein großer Krieger?“

„Ja.“

„Ein großer Krieger faßt ſeine Entſchlüſſe mit Bedacht.“

„So thut er, mein Vater. Aber er achtet deſſen nicht, was eine Squaw ihm ins Ohr liſpelt.“

„Hat mein Sohn nie vernommen, daß auch der große Sachem der Wampanogs auf die Stimme der Wetamoe hört?“

Der Indianer neigte bejahend das Haupt.

Der Trapper fuhr nach einer kleinen Pauſe bedeutſam fort:

„Metakom achtet der Worte Wetamoe's und doch iſt Wetamoe ein Weib.“

„Wetamoe iſt ſehr klug“, warf der Indianer ein, aber in einem Tone, welcher bemerken ließ, daß der Sprecher das Gewicht der Argumentation des alten Waldmanns wohl fühlte.

„Ja, Wetamoe iſt klug“, entgegnete Groot Willem. „Aber ich kenne ein Weib, welches noch klüger als Wetamoe.“

„Mein Vater meint Jh-nis-kin, deren Auge leuchtet wie die aufgehende Sonne und deren Stimme ſüß tönt wie der Frühlingswind im jungen Laube.“

„Ja, Sachem, ich meine Jh-nis-kin, wie Ihr ſie nennt, ich meine das Weib des Häuptlings des Donnerſchiffes.“

Der Indianer legte mit einer Gebärde voll natürlicher Anmuth ſeine Rechte auf die Bruſt, um der Genannten ſeine Achtung zu beweiſen.

„Dank Euch, Sachem“, ſagte der Seemann, ſeine ſeine Hand in die des rothen Kriegers legend. „Ih-nis-kin nennt Ihr meine Gebieterin? Darf ich fragen, was dies auf engliſch heißt?“

„Kriſtall.“

„Kriſtall? Verteufelt hübſcher Name das, foi de gentilhomme! Deſdemona wird ſich freuen, von dieſer indianiſchen Galanterie zu hören. Hätte kaum geglaubt, daß in den Urwäldern ſo allerliebſte poetiſche Einfälle ausgeheckt würden. Ich will ein Madrigal daraus machen, meiner Treu, das will ich.“

Der alte Trapper ließ dieſen Ausbruch franzöſiſcher Lebhaftigkeit ruhig vorübergehen. Dann ſagte er, immer zu dem rothen Krieger gewandt:

„Mein Sohn, der Sachem, hat die Meinung des Häuptlings des Donnerſchiffes vernommen. Ich theile ſie. Wenn der Tomahawk erhoben wird, darf er nicht Schuldloſe und Wehrloſe treffen. Das iſt gegen die Natur und gegen die Gaben unſerer Farbe.“

Der Indianer ſchwieg und ſenkte die Blicke zu Boden. Als er ſie wieder erhob, entfunkelte ihnen ein Stral wilden Spottes und im Tone grimmiger, aber ſich ſelbſt beherrſchender Ironie verſetzte er:

„Die Gaben der Blaßgeſichter ſind veränderlicher als das Frühlingswetter. Wo war ihre Abneigung gegen das Vergießen von unſchuldigem Blut, als ſie den großen Miantonomo ſeinem Todfeind Unkas überlieferten, um ihn meuchleriſch zu erſchlagen?“

„Ja, das war ein ſchandbarer Mord, eine grauſame, niederträchtige That. Der Sachem mag ſie rächen, aber nicht an Wehrloſen. So wahr ich Groot Willem heiße, mein gutes Roer ſoll nicht auf ſeiten derer knallen, auf deren Schlachtruf das Wehgeſchrei von Weibern und Kindern Antwort gibt.“

„Wenn der Tomahawk der rothen Krieger einmal Blut getrunken, iſt er berauſcht wie die Blaßgeſichter von ihrem Feuerwaſſer. Er ſchlägt zu, ohne zu achten, wohin oder wen er treffe.“

„Er ſoll aber darauf achten, Sachem, ja, er ſoll. Groot Willem will ſo wenig mit berauſchten Tomahawks zu thun haben als mit berauſchten Koloniſten, wie deren auf Mount Wallaſton ihr thörichtes Weſen treiben.“

Nach einer abermaligen Pauſe von wenigen Sekunden ſtand der Indianer auf, näherte ſich dem Alten und ſagte, indem er mit dem Zeigefinger ſeiner linken Hand leicht über die Narbe fuhr, welche das abgeſchnittene Ohr unterhalb der rechten Schläfe des Trappers zurückgelaſſen:

„Mein Vater iſt ſehr alt geworden. Ochlih-Häddäh*) hat ſein Gedächtniß geſchwächt. Er erinnert ſich nicht mehr der Hand, welche dieſe Wunde ſchlug.“

---

*) Der böſe Geiſt, Gegenſatz zu Manitu, dem guten Geiſte.

Der Alte fuhr bei der leiſen Berührung zuſammen, als fühlte er den Biß einer Schlange. Sein Geſicht färbte ſich dunkelbraun und ſeinen bebenden Lippen entfloh ein halbunterdrückter Zornſchrei. Aber geübt in dem Stoicismus, welcher bei der rothen Raſſe ſo große Geltung verſchafft, überwand er raſch ſeine Aufwallung und erwiderte in dem ruhigen Tone, welchen er bisher behauptet hatte:

„Nein, Naraganſett, das iſt nicht vergeſſen und ſoll heimbezahlt werden mit Wucherzinſen, ſobald die rechte Stunde gekommen.“

„Es iſt gut“, verſetzte der Sachem, an ſeinen Platz zurückkehrend. „Laßt meinen Bruder, das Goldhaar, ſprechen.“

Groot Willem übergab mit der gleichen Förmlichkeit, womit er ſie empfangen, die Rathspfeife ſeinem Gefährten Thorkil, welcher bis jetzt ein beſcheidenes Schweigen beobachtet hatte. Vielleicht war er auch mit ſeinen Gedanken nicht vollſtändig bei der obſchwebenden Verhandlung geweſen, denn erſt der durchdringende, erwartungsvolle Blick, welchen der Sachem auf ihn heftete, führte ihn zu derſelben zurück.

Nachdem der junge Mann einige Züge aus der Pfeife gethan, richtete er, wohlbekannt mit der Redeweiſe der Indianer, welche ſelten gerade auf das Ziel losgeht, an den Häuptling die Frage:

„Mein Bruder liebt den Roger Williams gewiß noch immer als ſeinen väterlichen Freund?"

„Hahdoh-Manitu *) iſt allen Kindern der rothen Raſſe theuer. Er lebt in meinem Herzen."

„Und hat mein Bruder die Lehren vergeſſen, welche die Zunge des guten Geiſtes ihm gab?"

Der Indianer ſchwieg einen Augenblick wie verlegen. Dann ſagte er:

„Der Manitu der Blaßgeſichter iſt nicht der Manitu der rothen Männer."

„Darüber kann ich nicht mit Euch ſtreiten, Sachem. Aber das Klaggeſchrei erwürgter Weiber und Kinder iſt nur dem böſen Geiſte angenehm."

„Und iſt das Stöhnen eines Vaters, den ein böſes Blaßgeſicht neben ſeinem ſchlafenden Kinde tückiſch erwürgt, dem Manitu der Blaßgeſichter angenehm?" fragte der Sachem. Dann wandte er ſich, ohne eine Antwort abzuwarten, von dem jungen Jäger ab und heftete ſeine Augen ſtarr und regungslos auf die loſe Steinplatte neben dem Taufſtein.

Thorkil folgte der Richtung der Blicke des Indianers und ſein Geſicht wurde blaß.

„Die Augen der Weißen ſind ſehr ſchwach, aber die der rothen Männer ſind ſcharf", ſagte der Sachem eintönig. „Ich ſehe einen Todten, deſſen Sohn zögert, den Tomahawk der Rache zu erheben."

---

*) Die Zunge des guten Geiſtes.

Eine heftige Bewegung ſchüttelte den Körper Thorkil's. Er ſtieß einen halberſtickten Seufzer aus und murmelte mit wuthbebender Stimme:

„Die Rache wird den Schuldigen finden und treffen, ſo wahr ich Thorkil Wilingſon heiße! Aber ſprecht nicht zum zweitenmal ſo zu mir, Sachem, oder —“

Und er legte mit einer drohenden Gebärde die Hand an den Griff ſeines Meſſers.

Der Sachem winkte ihm abwehrend zu und ſagte begütigend:

„Mein Bruder weiß, daß ein Freund zu ihm ſprach. Freundesworte ſchlagen keine Wunden.“

Hierauf ſchwieg er nachdenklich eine Weile und ſagte dann:

„Meine weißen Brüder müſſen wiſſen, was ſie zu thun haben. Aber was ſoll ich dem großen Sachem der Wampanogen ſagen?“

„Sagt ihm“, erwiderte der Seemann, „daß wir zu der Zuſammenkunft, welche er vorgeſchlagen hat, bereit ſind. Sagt ihm ferner, daß wir bereit ſind, gemeinſchaftlich mit ihm und Euch unſere gemeinſchaftlichen Feinde zu bekämpfen, aber unter Bedingungen, welche feſtzuſetzen uns geziemt und welche nicht gebrochen werden dürfen.“

„Ja, das ſagt ihm“, nahm Groot Willem das Wort, „und weiter —“

Ein Geknurr Prinſlo's, welcher zu den Füßen ſeines Herrn lag, unterbrach dieſen in ſeiner Rede.

Das ſcharfhörende Thier mochte Kenntniß von den leiſen Bewegungen der lauſchenden Lovely erhalten oder auch das Erwachen eines der beiden Flüchtlinge vermerkt haben, welche in einem Gelaſſe neben dem des Mädchens ſchliefen.

„Pſt!“ ziſchelte der alte Trapper, ſtand auf, trat von den Stufen des Altars herunter, winkte ſeinen Gefährten, ihm zu folgen, und mit leiſen Tritten verließen ſofort alle vier die Rotunde.

Von den verſchiedenartigſten Empfindungen bewegt, legte ſich die Lauſcherin auf ihr Lager zurück. Eine düſtere Ahnung ſagte ihr, daß ſo eben ein verhängnißvolles Geheimniß halb und halb vor ihr entſchleiert worden ſei. Sie bemühte ſich, die dunkeln Anſpielungen und Drohungen, welche ſie vernommen, zu enträthſeln und zu deuten, und ein heftiger Schmerz ſchnürte ihre Bruſt zuſammen bei dem Gedanken, daß Thorkil in einen unheilvollen, vielleicht verbrecheriſchen Anſchlag verwickelt ſei. Doch ihr Herz beſchuldigte ihren Verſtand ſogleich der Voreiligkeit. Thorkil kann nichts Böſes thun oder wollen, flüſterte ſie in ſich hinein, und während ſie die Möglichkeit und Unmöglichkeit des Schlimmen, welches ſie inſtinktmäßig befürchtete, gegen einander abwog, überwältigte ſie der Schlaf wieder. Als nach tiefem, nicht mehr unterbrochenem Schlummer bei Tagesgrauen die Stimme ihres Vaters ſie weckte, als ihre beiden Wirthe beim Eintritt in die Rotunde ihr mit unbefangenem Morgengruße entgegentraten, wußte ſie in Wahrheit nicht zu ſagen, ob das, was ſie geſehen und gehört, Traum oder Wirklichkeit geweſen.

Hier verlaſſen wir einſtweilen die Flüchtlinge und ihre Führer und erbitten uns von dem Leſer die Erlaubniß, ihn auf die geſchichtlichen Verhältniſſe aufmerkſam zu machen, auf welchen unſere Erzählung als auf ihrem Fundamente ſich aufbaut.

# 5.

> Kein Staat in der Welt kann ſich einer ſo rein moraliſchen Baſis rühmen als diejenigen Staaten der nordamerikaniſchen Union, welche unter dem gemeinſamen Namen von Neu-England begriffen werden. Ruhmſucht, Herrſchbegierde und der edle Drang nach Unabhängigkeit haben Reiche geſtiftet, Ehrgeiz und Golddurſt neue Regionen entdeckt, aber keins dieſer Motive hatte Antheil an dem Entſchluß des Häufleins heldenmüthiger Männer, die das Vaterland mit der Wildniß vertauſchten, um dem Herrn einen Tempel zu bauen. Eng verwoben, wie in ihrer Ueberzeugung das Dieſſeits und Jenſeits des Chriſten, ward dieſer Tempel zugleich auch die Grundfeſte ihres bürgerlichen Daſeins.
>
> Talvj.

In keinem Lande, nicht einmal Deutſchland oder Schweden ausgenommen, war die Reformation von ſo poſitiven und bedeutſamen politiſchen Folgen begleitet wie in England, wo die religiöſen Zerwürfniſſe zu einer ſtaatlichen Revolution führten, welche, nachdem ſie eine lange Reihe von Jahren hindurch das Land mit Bürgerkrieg erfüllt, König Karl I. Thron und Leben genommen, unter dem Protektorate des gewaltigen Kromwell den

Grund zur weltbeherrſchenden Größe Großbritanniens gelegt hatte, ſcheinbar durch die Reſtauration Karl's II. beſchloſſen wurde, aber nur, um unter ſeines Nachfolgers, des ſtarrköpfigen zweiten Jakob tyranniſcher Regierung mit ungeſchwächter Kraft, jedoch größerer Milde wieder aufzuleben und mit der Vertreibung der verblendeten Stuarts, mit der Thronbeſteigung Wilhelm's des Oraniers und mit der Feſtbegründung der engliſchen Verfaſſung zu endigen im Jahre 1689.

Es iſt nicht unſere Aufgabe oder Abſicht, den Verlauf dieſes großen Kampfes hier des Näheren zu beleuchten. Allein wir dürfen, um dem in den Einzelnheiten der Geſchichte Englands und Amerikas weniger bewanderten Leſer das Verſtändniß der vorliegenden Erzählung zu erleichtern, nicht unterlaſſen, wenigſtens eine rapide Skizze der geſchichtlichen Ereigniſſe zu entwerfen, welche England vom Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts an bis weit in das ſiebzehnte hinein bewegten.

Wie bekannt, regten ſich in England ſchon früh reformiſtiſche Beſtrebungen, unter denen die Wikliffe's (im vierzehnten Jahrhundert) voranſtehen. Zu einem wirklichen Bruche mit der römiſchen Kirche und der päpſtlichen Autorität kam es jedoch erſt unter König Heinrich VIII., und man muß ohne Umſchweiſe geſtehen, daß dieſer Bruch zunächſt auf den unlauterſten Motiven beruhte. Heinrich VIII. war ohne Frage einer der gewaltthätigſten und grauſamſten Menſchen, welche je einen Thron verunziert haben. Seine lange Regierung (1509 — 47) war nur eine ununterbrochene Kette von Thorheiten, Willkürlichkeiten und groben Verbrechen. Jederzeit ſeine perſönlichen Launen und Grillen zur Baſis ſeiner Politik machend, trat er anfangs gegen die auch in England vielfach verbreiteten lutheriſchen Anſichten ebenſo leidenſchaftlich auf, als er ſpäter das Papſtthum befehdete. Die Veranlaſſung zu letzterem war eine rein perſönliche. Der König wollte ſeine Geliebte, Anna Boleyn, heirathen und verlangte zu dieſem Zwecke, daß der Papſt ſeine Ehe mit Katharina von Aragonien, welche ihm mehrere Kinder geboren hatte, für ungültig erklären und trennen ſollte. Die Kurie verweigerte dem Könige, welcher nachmals verſchiedene Frauen heirathete, um dieſelben meiſt auf die nichtigſten Vorwände hin hinrichten zu laſſen, in dieſer unehrlichen Sache ihren Beiſtand. Hierüber erboſ't, beſchloß Heinrich, ſich und ſein Reich der geiſtlichen Oberhoheit des Papſtes zu entziehen. Durchaus ſelbſtiſch und überzeugungslos in ihrer Idee, war demnach die Reformation in England, wie der König ſie betrieb, in ihrer Ausführung ebenſo oberflächlich als gewaltthätig. Von dem Enthuſiasmus der Ueberzeugung, welcher anderwärts die Geiſter gegen Rom in den Kampf trieb, konnte natürlich bei dem herzloſen Wollüſtling keine Rede ſein. Seine Reformation beſtand daher auch nur darin, daß er den Supremat des Papſtes auf ſich ſelber übertrug, die reichen geiſtlichen Güter und Stiftungen einzog, die Abteien unwürdigen Günſtlingen verlieh und die Liturgie einer nicht ſehr weſentlichen Aenderung unterwarf. Der Epiſkopat, die hierarchiſche Verfaſſung, welche der römiſchen Kirche ſo viele und leider oft gegründete Vorwürfe zugezogen, blieben auch in der anglikaniſchen, um eine reichliche Quelle der Sektirerei zu werden, weil redlichere und entſchloſſenere Geiſter ihre religiöſen Anſichten und Bedürfniſſe nicht nach den willkürlichen Satzungen des Königs regeln wollten. Unter dem Nachfolger deſſelben, Eduard VI., wurde die Dogmatik und Liturgie der anglikaniſchen Kirche in entſchiedener proteſtantiſchem Sinne, als bisher der Fall geweſen, ausgebaut und feſtgeſtellt. Der junge König war reformatoriſchen Grundſätzen eifrig ergeben. Unter ſeiner Regierung wurde das berühmte, nachher nur unweſentlich modificirte „Allgemeine Gebetbuch“ (Common Prayer Book) publicirt, deſſen Inhalt im anglikaniſchen Gottesdienſte noch heutzutage die größte Rolle ſpielt. Die Gebete dieſes Buches ſind wirklich meiſt ſchön, einfach und würdig, allein ſie erregten unter den ſtrenger proteſtantiſch Geſinnten, welche von Genf her, dem Hauptſitze des Kalvinismus, ihre Anregungen empfingen, ſchon darum Widerwillen, weil ſie, wie die ganze anglikaniſche Liturgie, ihnen mit Gewalt aufgezwungen wurden. Gewalt war und blieb überhaupt das vornehmſte, faſt einzige Ueberzeugungsmittel der engliſchen Epiſkopalkirche. Aber ſie ſelber ſollte die Bitterkeit dieſes Mittels ſchmecken, als Maria, Heinrich's VIII. ältere Tochter, ihrem Bruder Eduard auf dem Throne folgte (1553). Schon als Tochter der verſtoßenen Katharina war Maria feindſelig gegen den Proteſtantismus geſinnt und zögerte nicht, ihren Katholicismus dem Lande ganz in der Manier aufzuzwingen, in welcher ihm ihr Vater ſeinen Proteſtantismus aufgezwungen hatte. Sie verfuhr bei dem Verſuche, den alten Glauben wiederherzuſtellen, mit einer Grauſamkeit, welche es vollſtändig rechtfertigt, daß man ihr den verhaßten Namen der „blutigen" Maria beigelegt hat.

Vor den Flammen der allwärts entzündeten Scheiterhaufen entwichen viele Proteſtanten, denen ein günſtiges Geſchick die Flucht noch ermöglichte, nach dem Kontinent. Proteſtantiſche Städte, wie Frankfurt, Baſel, Straßburg, Zürich, Genf, nahmen dieſe Flüchtlinge gaſtfreundlich auf. In Frankfurt am Main, wohin ſie in größter Anzahl gekommen, bildeten ſie eine Gemeinde, deren Verfaſſung und Kultus ſich möglichſt der Einfachheit der erſten Zeiten des Chriſtenthums näherten. Der Gottesdienſt wurde mit einem allgemeinen Sündenbekenntniß begonnen, dann ſang die Gemeinde einen Pſalm, hierauf folgte die Predigt des Geiſtlichen, welcher das Vaterunſer und die Verleſung der Glaubensartikel ſich anſchloſſen. Endlich ſang die Gemeinde wieder einen Pſalm und der an die Mitglieder derſelben geſpendete Segen des Predigers beſchloß das Ganze.

In dieſem von dem ceremoniöſern Gottesdienſte der anglikaniſchen Kirche, bei welchem der Geiſtliche in prieſterlichen Gewändern fungirte, abweichenden Kultus der frankfurter engliſchen Gemeinde haben wir den Urſprung jener engliſch-proteſtantiſchen Sekte zu ſuchen, welcher unter dem Namen der Puritaner ſo berühmt geworden iſt.

Inzwiſchen ließ ſich daheim in England alles zu einer

Veränderung an, welche den Puritanismus bald nachher zu einer verhängnißvollen Rolle auf der Bühne der Weltgeſchichte berief.

Als die blutige Maria im Jahre 1558 geſtorben war, zeigte es ſich deutlich, daß ſie mit ihrem blindwüthenden Fanatismus gerade das Gegentheil von dem, was ſie gewollt, erreicht hatte. Mit Klugheit und Milde wäre vielleicht der Katholicismus in England wiederherzuſtellen geweſen, der maßloſe Eifer ſeiner Vertheidigerin hatte ihm nur neue Feinde geworben. Kaum war Maria's Halbſchweſter Eliſabeth, die Tochter Heinrich's VIII. von der hingerichteten Anna Boleyn, zur Regierung gelangt, ſo erhob der unterdrückte Proteſtantismus wieder kühn das Haupt. Die neue Königin hielt es mit ihm, nicht aus Ueberzeugung, denn ſie war innerlichſt dem Katholicismus zugethan und liebte deſſen Pracht und Formen, wohl aber aus Politik. Ihr Anrecht an den Thron war ein nicht unbeſtrittenes; ſie erkannte, daß ſie daſſelbe nur mit Hilfe der öffentlichen Meinung, welche ſich vorwiegend dem Proteſtantismus zuneigte, zu behaupten vermöchte. Erbin jedoch des hartnäckigen, tyranniſchen Sinnes ihres Vaters und in höchſtem Grade für die Machtvollkommenheit ihrer Krone und des damit verbundenen kirchlichen Supremats eingenommen, war Eliſabeth keineswegs geneigt, die Konſequenzen der proteſtantiſchen Lehre irgendwie zuzulaſſen. Sie war demnach Proteſtantin bloß ſo weit, als es ihrem politiſchen Vortheil entſprach. Sie verfolgte die Katholiken hauptſächlich deshalb, weil ſie ihr den Supremat ſtreitig machten und dadurch ihre königlichen Prärogative zu ſchmälern drohten; ſie verfolgte aber zugleich auch die Anhänger der ſtrengeren proteſtantiſchen Lehre, die Kalviniſten, die Puritaner, und zwar verfolgte ſie dieſe mit bitterſtem Haſſe und rückſichtsloſeſter Härte, weil ſie mit Grund befürchtete, aus dem religiöſen Puritanismus würde ſich, falls er geduldet würde, mit Nothwendigkeit auch ein politiſcher entwickeln. Sie verabſcheute insbeſondere die ſogenannte Prophetenfreiheit, das heißt, die Freiheit der Kanzelvorträge, nach welcher die puritaniſchen Prediger trachteten. Dieſe Kanzelfreiheit war in der That damals das, was jetzt die Preßfreiheit iſt, und ſchon fingen die Geiſtlichen der Puritaner an, als Volkstribunen aufzutreten.

Während der Regierung Eliſabeth's gingen die beiden großen kirchlichen Parteien Englands, die Epiſkopalen (Biſchöflichen) und die Kalviniſten allmälig immer weiter und feindſeliger auseinander. Beide ſtimmen zwar darin überein, daß die Bibel die vollkommenſte Richtſchnur des Glaubens ſei, außerdem aber folgten ſie entgegengeſetzten Meinungen. Die Biſchöflichen ließen die Kirche Roms als eine wirkliche chriſtliche Kirche gelten, die Puritaner dagegen erklärten folgerichtig den Papſt geradezu für den Antichriſt und alle Gemeinſchaft mit ihm und ſeinen Anhängern für ſündhaft und götzendieneriſch. Die Biſchöflichen lehrten, daß ſolche Dinge, welche an ſich gleichgiltig und in der heiligen Schrift weder geboten noch verboten ſeien, wie kirchliche Ceremonien, Prieſterkleider u. dgl. m., durch die bürgerliche Obrigkeit eingeführt werden dürften; die Puritaner ihrerſeits behaupteten, daß durch Menſchenſatzungen das nicht für nothwendig ausgegeben werden dürfte, was Chriſtus für gleichgiltig erachtet oder gar verworfen habe, und ferner, alle Ceremonien, welche unſchriftgemäß ſeien, müßten als ſündhaft angeſehen und aufgegeben werden. Hierzu kam noch, daß beide Parteien das wirkliche Leben von ganz verſchiedenen Standpunkten betrachteten. Der Biſchöfliche war und blieb ein echter Sohn des luſtigen Alt-England (merry Old-England), ein Freund und Pfleger geſelligen Vergnügens, luſtiger Aufzüge und munterer Volksfeſte, ein Liebhaber von bunten Farben, von Ale und Sekt, Tanz und Rundgeſang; der Puritaner dagegen war ein finſter blickender Geſelle, der aus dem alten Teſtament, ſeinem Lieblingsbuch, ſeine Anſchauungen und ſeine Sprachweiſe ſchöpfte, in einer jüdiſch nüchternen und triſten Auffaſſung des Menſchenlebens ſich gefiel, geſelliger Heiterkeit mürriſch auswich, theatraliſche und ähnliche Beluſtigungen für Fallſtricke des Satans anſah, ſeine Seele mit düſterer Schwärmerei erfüllte und ſeinen Leib in die Farbe der Trauer kleidete. Schon die Art, ſein Haar glatt am Kopfe zu ſcheeren, ſodaß die Ohren lang und unſchön hervorſtanden und der Spitzname Rundkopf, welchen ihm die Gegner gaben, nicht ungerechtfertigt war, unterſchied den Puritaner auffällig genug von dem Anhänger der biſchöflichen Staatskirche, welcher es liebte, ſein Haar in langen Locken auf die Schultern niederfallen zu laſſen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Bedürfte die traurige Wahrheit, daß gerade das Unweſentliche und Einfältige den heftigſten Hader unter den Menſchen zu entzünden pflegt, überhaupt noch eines Beweiſes, ſo würde der Punkt der engliſchen Reformationsgeſchichte, bei welchem wir jetzt angelangt ſind, dieſen Beweis liefern.

Die Puritaner hatten einer Vereinigung mit der Epiſkopalkirche viele Jahre lang entſchieden ſich geweigert. Endlich ließen ſie ſich doch herbei, den Supremat der Königin anzuerkennen und das Glaubensbekenntniß der Biſchöflichen zu unterſchreiben. Aber Aeußerlichkeiten, das heißt, die Beſtimmungen über die Gebräuche des Kultus, hintertrieben eine vollſtändige und feſte Einigung. Die Konformität oder Gleichförmigkeit des Gottesdienſtes im ganzen Königreiche ward von der Königin befohlen, dami nicht, wie es in einer Akte des Jahres 1564 heißt, „in einigen Kirchen der Kommuniontiſch im Schiffe, in andern an der Mauer im Chore ſtehe, damit er nicht in dieſen mit einem Teppich verſehen, in jenen ohne Teppich ſei; damit nicht einige Prediger Chorhemd und Barett, andere bloß das Chorhemd, wieder andere auch dieſes nicht tragen; damit nicht hier das Abendmahl ſitzend, dort knieend, wieder anderswo ſtehend empfangen werde". Aus dem Streit über dieſe und andere dergleichen hochwichtige Dinge entwickelte ſich das große Schiſma in der proteſtantiſchen Kirche Englands immer unheilbarer und bedrohlicher. Der Konformitätszwang rief die ganze Kraft ihres Glaubenseifers in den Puritanern wach. Dieſe Kraft begann ſich ſofort als unbeſieglich zu erweiſen, wenn auch vorerſt nur im Dulden. Die hochfahrende Handlungsweiſe der Königin, die Intoleranz der ſervilen und eigenſüchtigen Biſchöfe führten die Trennung der Sektirer von der Staatskirche herbei. Die puritaniſchen Kirchen wurden geſchloſſen, die puritaniſchen Prediger verjagt. Allein die ſtandhaften Gläubigen verſammelten ſich auf Haiden, in Wäldern und Privathäuſern, um unter den allereinfachſten Formen ſich zu erbauen. Einkerkerung, Pranger, Verbannung wurden vergebens gegen ſie in Anwendung gebracht; die Verfolgung vermehrte nur ihre Zahl und erhöhte ihre Beharrlichkeit.

Königin Eliſabeth hatte übrigens richtig geſehen, wenn ſie hinter der religiöſen Oppoſition der Puritaner auch eine politiſche erblickte. Aber indem ſie um dieſer willen jene nur um ſo ſchärfer verfolgte, vergaß ſie, daß fortgeſetzter Druck zuletzt immer einen Gegendruck hervorruft. Wirklich bildete ſich denn auch unter den Verfolgten während der letzten Decennien des ſechzehnten Jahrhunderts eine Fraktion, welche ihre reformiſtiſchen Forderungen nicht mehr auf die Kirche einſchränkte, ſondern auch auf das Gebiet des Staates ausdehnte. Das waren die Separatiſten, welche die biſchöfliche Kirche Englands als ein Inſtitut der Abgötterei verabſcheuten und mit derſelben zugleich auch den Staat niederreißen wollten, um ihn nach ihren eigenen bibliſch-demokratiſchen Grundſätzen wieder aufzubauen. Dieſe Sektirer waren der Kern des Puritanismus und beſtimmt, im folgenden Jahrhundert unter dem Namen der Independenten ihren König zu beſiegen, zu richten, zu verurtheilen.

Im Jahre 1603 führte der Tod Eliſabeth's den Sohn der unglücklichen Maria Stuart, Jakob I., auf den Thron von Großbritannien. Wenn aber die Puritaner ſich der Hoffnung überlaſſen hatten, unter dem neuen Könige, welcher in dem ſtreng kalviniſtiſch geſinnten Schottland erzogen worden, größere Duldung zu erfahren, ſo ſahen ſie ſich bald bitterlich getäuſcht. Jakob war in eben dem Grade für ſeine königlichen Prärogative eingenommen, als er dieſelben von den unwürdigſten Günſtlingen mißbrauchen ließ. Er machte demnach mit der biſchöflichen Kirche und Partei gemeinſchaftliche Sache und unterdrückte die Nichtkonformiſten, das heißt die Gegner der Konformitätsakte, die Puritaner, ebenſo ſtreng, wo nicht ſtrenger, als ſeine Vorgängerin es gethan.

Das Fehlſchlagen ihrer Hoffnungen, die Erneuerung der Verfolgung ſcheint in den Unterdrückten zuerſt den Gedanken angeregt zu haben, fern über'm Meer ein Aſyl für ihren Glauben zu ſuchen. Sie wollten, wie ſie ſich in ihrer bibliſchen Sprachweiſe ausdrückten, aus dem „Goſen der Knechtſchaft“, wozu die Heimat ihnen geworden, ausziehen, um das „Kanaan der Befreiung“ zu erreichen. Die Wanderungen der Pilgrime begannen, denn Pilger nannten ſich, mit einem ihrer Geſchichtſchreiber zu ſprechen, die ſtrengen, frommen Männer, die erſten Anſiedler Neu-Englands, welche den Wanderſtab ergriffen, das Land der Verheißung aufzuſuchen, wo ihnen vergönnt ſein ſollte, ihren Gott in

Formen zu verehren, wie ſie allein ihrem aſketiſchen, allen ſinnlichen Schmuck verſchmähenden Sinne gemäß waren. Die Auswanderung der Puritaner ſchlug jedoch nicht den direkten Weg ein. Eine Anzahl von Separatiſten hatte ſich im Jahre 1602 im Norden von England zu einer Gemeinde zuſammengethan und einen feierlichen Glaubensbund (Konvenant) geſchloſſen. An dem Prediger John Robinſon hatte die Gemeinde einen trefflichen Führer und Berather gefunden. Männer von Rang, Vermögen und Bildung ſchloſſen ſich hier an. Als der weltliche und geiſtliche Druck immer unerträglicher wurde, wanderte die Gemeinde 1608 nach Beſiegung von mancherlei Plackereien und Gefahren nach Holland aus, wo ſie ſich in der Stadt Leyden niederließ. Hier lebten die Ausgewanderten elf Jahre, während welcher ſie ihre kirchliche Verfaſſung vollſtändig ausbildeten. Die Beſtimmungen derſelben ſind von Intereſſe und haben nachmals auf die Entwickelung der Kolonien von Neu-England großen Einfluß geübt. Vorbild war die primitive Kirche der apoſtoliſchen Zeit. Dem Eintritt in die Gemeinde mußte ein öffentliches Glaubensbekenntniß des Eintretenden und die Prüfung deſſelben durch die Gemeinde vorangehen. Jede Gemeinde iſt eine unabhängige Körperſchaft und wählt ihre Kirchenbeamten ſelbſt. Dieſe beſtehen aus dem Prediger und dem „lehrenden Aelteſten"; ferner aus dem „lenkenden Aelteſten", welcher den weltlichen Theil der Kirchenangelegenheiten zu beſorgen hat; drittens aus Diakonen, das heißt aus Laien, welche das Vermögen der Kirche zu verwalten, für die

Armen zu ſorgen und für des Paſtors Unterhalt einzuſammeln haben. Auf die ſtrenge Kirchenzucht, welche mit dieſer Verfaſſung ſich verband, werden wir weiter unten zurückkommen.

Im Jahre 1617 begann die leydener Gemeinde mit allem Ernſte an die Verwirklichung ihres Planes zu denken, nach Nordamerika auszuwandern. Die Engländer beſaßen bereits einige unbedeutende Kolonien. Die Regierung König Jakob's hatte durch den ungeheuren Landſtrich, welchen engliſche Seefahrer für die Krone Englands in Beſitz genommen und der damals unter dem Geſammtnamen Virginien bekannt war, eine imaginäre Linie gezogen und die beiden Theile des Landes zwei londoner Handelsgeſellſchaften zur Benutzung und Beſiedelung überlaſſen. Die leydener Gemeinde ſchickte Agenten nach London, um mit der Kompagnie von Virginien betreffs einer Niederlaſſung daſelbſt zu unterhandeln, und dieſe Agenten erwirkten ihr ein Patent, welches ihr das Recht auf das anzubauende Land und die Freiheit einräumte, ſich dort zu einer ſtaatlichen Gemeinſchaft zu geſtalten. Auf dieſes hin verließ der erſte Wanderzug der Pilger, gleichſam die Vorhut, hundert und zwanzig Perſonen an der Zahl, am 5. Auguſt 1620 von Southampton aus, wohin ſie von Holland geſegelt, die vaterländiſche Küſte und ging auf dem Schiffe Mayflower (Maiblume) nach der neuen Welt unter Segel, um dort den Grund zu einem Gemeinweſen zu legen, deſſen reinem Urſprung ſein glorreiches Wachsthum entſprach.

## 6.

Wir ſehen hier ein zahlreiches Volk, deſſen Urſprung in undurchdringliches Dunkel gehüllt, deſſen frühere Geſchichte unbekannt iſt, deſſen nationale Exiſtenz ſich ihrem Ende naht, von deſſen Gebiet in dem kurzen Zeitraum von 250 Jahren drei Viertel in den Beſitz der weißen Männer gekommen ſind, von dem zwölf Millionen dem Feuerwaſſer, den Blattern und dem Bajonett zum Opfer gefallen ſind und von dem nur noch ein kleiner Theil übrig iſt, in der gewiſſen Vorausſicht, bald demſelben Schickſal anheimzufallen.

Katlin.

Aus kleinen Anfängen ſind ſchon große Dinge hervorgegangen, und wie ein kleines Licht Tauſenden leuchten kann, ſo hat auch das Licht, das hier angezündet wurde, vielen geſchienen.

Bradford.

Eins der traurigſten Schauſpiele, welches dem Auge des Philanthropen ſich bieten kann, iſt unſtreitig das ſchreckliche und unaufhaltſame Geſchick der Eingeborenen von Nordamerika. Schneller, weit ſchneller als die Urwälder ihrer Heimat verſchwinden die Söhne der rothen Raſſe vom Erdboden. Für ſie iſt die Civiliſation, welche die Weißen über das atlantiſche Meer getragen hat, nur ein freſſendes Feuer geweſen, welches ſie von Zufluchtsort zu Zufluchtsort verfolgte und noch verfolgt, ſie elend macht, entwürdigt und aufreibt. Die gänzliche Vertilgung, das Ausſterben der Indianer läßt ſich ſo zu ſagen mit mathematiſcher Genauigkeit vorherbeſtimmen. Bald werden ſie nur noch in Lied und Sage leben. Die Flut der Weltgeſchichte wird ſie hinwegſchwemmen und die Kunde von ihnen wird den Menſchen ſpäterer Jahrhunderte ſo ſeltſam klingen, wie jetzt uns die Erzählung der Naturforſcher von den Bewohnern der antediluvianiſchen Erde.

Was wir von der Geſchichte der rothen Männer mit Beſtimmtheit wiſſen, geht nicht weiter zurück als die Geſchichte der europäiſchen Entdeckungen und Anſiedlungen in Amerika. Die Eingeborenen ſelbſt beſitzen keine ſchriftlichen Denkmäler ihrer früheren Geſchichte, die berühmteſte ihrer Ueberlieferungen aber weiſ't auf die Sage von jener großen Flut hin, welche auch in der Urgeſchichte der kaukaſiſchen und ſemitiſchen Raſſe eine ſo große Rolle ſpielt. Man vermuthet, daß Amerika mittels der Behringsſtraße von Aſien her zuerſt bevölkert worden ſei, daß die Urbewohner Amerikas Stammverwandte der Mongolen des öſtlichen Aſien ſeien. Gewichtige Gründe unterſtützen die Annahme, daß das Miſſiſſippithal in früher Zeit von einem civiliſirteren Volke bewohnt worden ſei, welches dann, von roheren Feinden ſüdwärts gedrängt, in Mexiko, Centralamerika und Peru ſich niedergelaſſen habe. Die drei letztgenannten Länder haben bekanntlich Denkmale alter Baukunſt aufzuweiſen, deren Entſtehung einen höheren Grad von Kultur mit Nothwendigkeit vorausſetzt. Auch beweiſ't die Geſchichte des Untergangs der Kaiſerthümer Peru und Mexiko, wie ſie uns von den ſpaniſchen Konquiſtadoren erzählt wird, mit Evidenz, daß die kupferfarbene Raſſe dort politiſche und ſociale Inſtitute gegründet, welche an Umfang und Komplicirtheit gleichzeitigen europäiſchen keineswegs nachſtanden.

Wir können uns jedoch hier nicht dabei aufhalten, die verworrenen Sagen und Traditionen der nordamerikaniſchen Indianer, welche im Gegenſatze zu ihren Raſſegenoſſen in Peru und Mexiko ſtets ein Naturvolk geblieben ſind, zuſammenzuſtellen und zu erläutern. Uns genügt anzugeben, daß zur Zeit des Beginns der Koloniſation Neu-Englands durch die Puritaner dieſes Land von fünf Nationen oder vielmehr Völkerbündniſſen der rothen Männer bewohnt war, die unter ſich wieder in eine große Anzahl einzelner Stämme zerfielen. Jeder dieſer Stämme befand ſich unter der Leitung eines Häuptlings, um welchen ſich die angeſehenſten Krieger als Unterhäuptlinge oder Berather gruppirten. An der Spitze der Konföderation ſtand der Häuptling des mächtigſten der konföderirten Stämme. Die Gewalt der Häuptlinge war jedoch durchaus keine despotiſche, wie denn die Verfaſſung der Indianer überhaupt mehr eine ariſtokratiſch-republikaniſche als eine monarchiſche war und iſt. Die Stellung der Häuptlinge, deren Würde bei einigen Stämmen auch in weiblicher Linie ſich forterbte, ähnelte ſehr der Stellung der altgermaniſchen Stammherzoge. Oberſte Anführerſchaft im Kriege war ihr wichtigſtes und allgemeinſt anerkanntes Prärogativ.

Fünf indianiſche Konföderationen alſo bewohnten bei der Ankunft der Pilgrime die Küſten, Inſeln, Wälder und Savannen von Neu-England. Es waren erſtens die Pokanoketen, unter denen der Stamm der Wampanogen die führende Stelle einnahm, im ſüdöſtlichen Theile des jetzigen Staates Maſſachuſetts und in einem kleinen Theile von Rhode-Iſland; zweitens die Naraganſetter, weſtlich von den Wampanogen im letztgenannten Staate; drittens die Stämme von Konnektikut, unter welchen die Pequoden und die unter der Oberherrſchaft derſelben ſtehenden Mohikaner vorragten; viertens die Maſſachuſetter; fünftens die Pawtucketter, deren Hauptſitz am Fluſſe Merrima im Süden von Neu-Hampſhire aufgeſchlagen war. Mit dieſen fünf „Nationen“ kamen die Neu-Engländer während der erſten fünfzig Jahre ihrer Niederlaſſung in häufige Berührung; in die Geſchichte der Kolonien eingegriffen aber haben vornehmlich die Wampanogen, die Naraganſetter und die Pequoden. Auch in vorliegender Erzählung wird von dieſen Stämmen mehrfach die Rede ſein.

Das Ziel der Pilger, welche ſich, wie wir oben berichtet haben, zu Southampton 1620 auf der Maiblume eingeſchifft hatten, war die Mündung des Hudſon. Allein ungünſtige Winde trieben das Schiff nordwärts, ſodaß es bei der Ankunft an der Küſte Nordamerikas in der Bai von Kap Kod Anker warf. Angeſichts des Ufers, welches dicht mit Eichen, Tannen, Wacholderbäumen und wilden Weinſtöcken beſetzt war, vereinigten ſich die Wanderer in der Kajüte zur Aufſetzung einer Schrift, welche das Fundament ihres Gemeinweſens werden ſollte und deren Beſtimmungen ſie alle getreulich nachleben wollten. Zugleich wählten ſie zum Governor der zu gründenden Kolonie für das erſte Jahr den John Karver. Die eigentliche Landung fand am 22. December neuen Stils ſtatt, welcher Tag noch heute im ganzen Umkreis der Vereinigten Staaten feſtlich begangen wird. Zum Andenken an den letzten Ort, welchen die Pilger im Mutterlande verlaſſen, nannten ſie den Landungsplatz und die auf demſelben zu errichtende Niederlaſſung Neu-Plymouth.

Wir müßten viel zu weitſchweifig werden, wollten wir das Wachsthum der Kolonie Schritt für Schritt verfolgen und alle die furchtbaren Leiden, Prüfungen und Anſtrengungen berichten, von welchen dieſes Wachsthum begleitet war. Auch die Gründung der Kolonien von Maſſachuſetts, deren Hauptſtadt Boſton ſich ſchnell zur Blüte hob, von Connektikut, von Rhode-Island, welche der von Plymouth folgten, können wir nur erwähnen, nicht erzählen. Der Urſprung dieſer Niederlaſſungen war derſelbe wie der der älteren Schweſterkolonie. Die im Mutterlande fortdauernde Verfolgung der Nichtkonformiſten führte alljährlich Hunderte, ja Tauſende der Verfolgten über's Meer und in das Land, wo ihre vorangegangenen Brüder eine freie Heimat gefunden. Unter der Leitung von weiſen, klugen und muthigen Männern aus den Geſchlechtern der Bradford, Winſlow, Wintrop, Eaton, Endekott, Hooker und anderer gediehen nach Ueberwindung unſaglicher Schwierigkeiten und bedeutender Hinderniſſe aller Art die Kolonien von Neu-England. Die ſtrengen Grundſätze, welche ihre Gründer in religiöſer und ſittlicher Beziehung geübt hatten, blieben fortwährend in Kraft und Anſehen, und wenn die Koloniſten in bürgerlichen Dingen von Anfang an und unabläſſig jenes Selfgovernment, welches der Stolz und das Palladium von Nordamerika geblieben iſt, handhabten und feſthielten, ſo war die Geſetzgebung dieſes Selfgovernments eine ſo ſtrenge und ernſte, daß anarchiſche Gelüſte in den Kolonien niemals auftauchen oder gar Wurzel ſchlagen konnten. Dieſe eiſernen Männer, welche der Civiliſation eine neue Welt eroberten, waren eher geneigt, zu große Strenge als zu große Milde walten zu laſſen gegenüber allen Störungen, welche ihr Kirchen- und Gemeinweſen beeinträchtigen konnten. Eine Kirchenzucht, welche dem finſtern Glaubenseifer des Puritanismus gemäß war und weltliche Strafgewalt ſich angeeignet hatte, überwachte und regelte das ganze Leben und hatte eine Unduldſamkeit in ihrem Gefolge, die erleuchteten und weiterblickenden Geiſtern ebenſo mißfällig war, als ſie widerſpenſtigen und leidenſchaftlichen Brechern ihrer Vorſchriften unnachſichtig und furchtbar ſich erwies. Sie drückte dem ganzen Daſein der Koloniſten den Stempel der Eintönigkeit, der Entſagung, der Schwermuth auf, allein ſie beförderte auch die häuslichen und öffentlichen Tugenden und ſtattete Männer und Frauen mit jener Standhaftigkeit und Energie aus, welche die Koloniſten befähigte, inmitten der Entbehrungen und Gefahren der Wildniß einen neuen und glücklichen Staat zu gründen, deſſen Anfänge ebenſo klein und unbedeutend waren, als ſeine Fortſchritte wunderbar und rieſenhaft werden ſollten.

Der Verkehr mit den Eingeborenen war lange Zeit, kurze Unterbrechungen abgerechnet, ein friedlicher, da die puritaniſchen Anſiedler in ihren Beziehungen zu den rothen Männern der Vorſchriften ſtrengſter Redlichkeit eingedenk waren. Sie berückſichtigten die Eigenthumsrechte der Indianer weit gewiſſenhafter, als andere Europäer es zu thun pflegten. Es wurde darauf geſehen, daß Ländereien der Eingeborenen nur auf dem Wege des Kaufes und Tauſches in die Hände der Weißen übergingen, wobei freilich geſagt werden muß, daß ungeheure Strecken indianiſcher Jagdgründe von ihren Eigenthümern oft um kindiſches Spielzeug verhandelt wurden. Allerdings darf dabei nicht außer Acht gelaſſen werden, daß dieſe wohlfeil erworbenen Ländereien aus Urwald und Prairie beſtanden und demnach von dem Käufer zum zweitenmal erkauft werden mußten und zwar um den Preis ſeines Schweißes und der anſtrengendſten Thätigkeit ſeiner Hände.

Die Koloniſten von Plymouth waren zuerſt mit dem Sachem (Häuptling) der Wampanogen, Maſſaſoit, in Berührung gekommen, deſſen Wohnſitz Montaup — von den Engländern des ähnlichen Klanges wegen Mount Hope genannt — auf einer Landzunge gelegen war, welche weit in einen Nebenarm der Naraganſett-Bai hineinreicht. Abgeſandte der Koloniſten hatten Gelegenheit gehabt, den

Häuptling von einer Krankheit zu heilen, gegen welche ſeine Pauwaus (Beſchwörer, Zauberer, Medicinmänner) nichts vermochten, und von da ab blieb der dankbare Rothe ſein Leben lang ein ſtandhafter Freund der Weißen. Mit weniger günſtigen Augen betrachtete Kanonikus, das Haupt des Naraganſettbundes, die weißen Eindringlinge. Er ſcheint geahnt zu haben, welches Schickſal ſeiner Raſſe von ſeiten der Koloniſten drohte, und beſchloß daher, einen Schlag zu führen, ſolange die Anzahl derſelben noch klein war. Als ehrlicher Mann ging er offen zu Werke und ſandte dem Governor Bradford eine Kriegserklärung in Form eines mit Klapperſchlangenhaut zuſammengebundenen Pfeilbündels. Allein Bradford ließ ſich nicht einſchüchtern, ſondern erwiderte die Höflichkeit dadurch, daß er die Schlangenhaut mit Pulver und Blei füllte und ſo zurückſchickte, denn die Indianer hatten natürlicherweiſe vor den Feuerwaffen der Weißen, woraus Blitz und Donner entſandt werden konnten, den gehörigen Reſpekt, und lange hörte man nichts mehr von feindlichen Abſichten der Naraganſetter. Dagegen brach ein höchſt blutiger Krieg zwiſchen den Anſiedlern von Konnektikut und den urſprünglichen Beſitzern des Landes, den Pequoden, aus und erfüllte die junge Kolonie mit Schrecken und Trauer. Saſſakus, der kühne und hochſinnige Sachem der Pequoden, ſuchte alle rothen Stämme von Neu-England gegen die Weißen zu vereinigen. Es gelang ihm theilweiſe. Allein der Stamm der Mohikaner vermochte ſeinen Haß gegen die Pequoden nicht zu zähmen und leiſtete unter ſeinem Häuptling Unkas den Weißen jetzt und ſpäter wichtige Dienſte. Auch Miantonomo, der Mit-Sachem des Kanonikus, ließ zweihundert Naraganſetter als Hilfstruppen zu den Weißen ſtoßen. So verſtärkt, unternahmen dieſe den Kampf gegen den Saſſakus und führten denſelben mit glücklichem Erfolg zu Ende. Sechzehnhundert Pequoden wurden erſchlagen und Saſſakus mußte bei den Mohawkern am Hudſon Zuflucht ſuchen, wo er ſpäter eines gewaltſamen Todes ſtarb. Die Ländereien der Pequoden wurden als erobertes Eigenthum von den Weißen in Beſitz genommen, die Ueberbleibſel des beſiegten Stammes als Unterthanen betrachtet und behandelt. Zwiſchen den Mohikanern unter Unkas und den Narraganſettern unter Miantonomo ſchien ſich unter dem Protektorate der Weißen ein feſtes Freundſchaftsbündniß knüpfen zu wollen, allein der angeerbte Haß der beiden Stämme, jener Haß der Indianer unter einander, welcher ſtets eine Haupturſache ihres Unglücks war und noch iſt, ſchlummerte nicht lange.

Die Gefahr, welche den jungen Kolonien im Pequodenkrieg von ſeiten der Eingeborenen gedroht hatte, beſchleunigte die Ausführung einer Maßregel, deren Naturgemäßheit und Nothwendigkeit ſchon ſeit längerer Zeit erkannt worden war. Dieſe Maßregel beſtand in der Vereinigung der Kolonien von Neu-England mittels eines Vertrags (1643), kraft deſſen die einzelnen Gemeinweſen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen alle äußeren Feinde unter ſich abſchloſſen.

Es ſcheint, der ſtolze und kluge Miantonomo, welcher von ſeiner Hinneigung zu den gefährlichen Weißen bald zurückgekommen war, habe ſich ihr Beiſpiel zu Gemüthe geführt und lange Zeit im Stillen über Plänen gebrütet, wie der unglückliche Saſſakus ſolche hatte ins Werk ſetzen wollen. Die raſtloſen Fortſchritte der Eindringlinge ließen ihm keine Ruhe und die Begünſtigungen, welche der Mohikaner Unkas von ſeiten der Weißen erfuhr, ſtachelten noch ſeinen Haß und Groll. Das Schickſal des Saſſakus warnte ihn jedoch vor einem ähnlichen Unternehmen, allein er ſuchte die Mohawker insgeheim gegen die Koloniſten aufzureizen und ließ ſich in allerlei feindliche Praktiken ein. Wenigſtens behaupteten dies die Anſiedler, welche übrigens um dieſe Zeit auch nicht mehr durchweg das gerechte und rückſichtsvolle Benehmen der „Pilgerväter“ gegen die Rothen beobachteten und dieſen durch willkürliche Uebergriffe und Gebietsverletzungen nicht ſelten Veranlaſſung zu gegründeter Klage gaben. Durch ihre Vereinigung war die Macht der Kolonien ſo angewachſen, daß ſie im ſtande waren, den Indianern Geſetze vorzuſchreiben. Unkas unterwarf ſich daher den Weißen ohne Rückhalt und er ſowohl als Miantonomo gelobten aufs neue, einander nicht ohne Bewilligung der Engländer zu bekriegen und dieſe bei etwaigen Streitigkeiten zu Schiedsrichtern zu wählen. Allein der Sachem der Naraganſetter ließ darum nicht ab von ſeinen Verſchwörungsplänen gegen die Blaßgeſichter, und als alle ſeine Verſuche, ſeinen Nebenbuhler Unkas für dieſe Pläne zu gewinnen, ſcheiterten, beſchloß er denſelben aus dem Wege zu räumen.

Dieſe Abſicht galt bei den Koloniſten für eine ausgemachte Sache. Gewiß iſt, daß ein Krieger Miantonomo's auf einem Mordverſuch gegen Unkas ertappt wurde. Der Naraganſett wurde hierüber von den Koloniſten zur Rede geſtellt und angegangen, den Mörder, welcher entkommen war, dem Unkas auszuliefern. Statt dieſes zu thun, erſchlug Miantonomo den Schuldigen mit eigener Hand, was dem Verdachte gegen ihn nur neue Nahrung gab. Um jedoch feindlichen Maßregeln zuvorzukommen, erhob der Sachem nun offene Fehde gegen Unkas, fiel aber im erſten Treffen durch Verrath zweier Unterhäuptlinge in die Hände ſeines Gegners, welcher ihn zu Hartford den Koloniſten von Connecktikut überlieferte. Der Rath der Kolonie war der Anſicht, daß es für Unkas wie für die Weißen keine Sicherheit gäbe, ſolange Miantonomo am Leben wäre, und ſo wurde deſſen Tod beſchloſſen. Charakteriſtiſch hierbei war, daß die Meinung mehrerer angeſehener Geiſtlichen aus Maſſachuſetts über den Fall eingeholt wurde und daß dieſe Diener des Evangeliums ſämmtlich der Anſicht waren, der Naraganſett ſollte getödtet werden. Weiter kam man mit einer verdammenswerthen Sophiſterei und Heuchelei überein, das Blut des Sachems dürfte die Kolonie nicht beflecken, und ſo ward er ſeinem über dieſe Chriſtlichkeit nicht wenig erſtaunten Todfeinde Unkas zum Tödten übergeben, welcher dem Unglücklichen im Gebiete der Mohikaner mit einer Keule von hinten den Kopf zerſchmetterte. Der Ort, wo dieſer Mord geſchah, heißt noch jetzt die Sachems-Ebene. Unbeſchreibliche Wuth erfüllte die Naraganſetter beim Empfange der Trauerbotſchaft. Allein die Stunde der Rache mußte vertagt werden. Da der Sohn des Gemordeten, Kanonchet, minderjährig war, trat einſtweilen der Bruder Miantonomo's, Peſſakus, an die Spitze des Stammes und machte ſich durch einen zu Boſton abgeſchloſſenen Vertrag anheiſchig, mit Unkas und den Kolonien Frieden zu halten.  Am unabhängigſten von der Superiorität der Weißen hielten ſich von allen Indianern Neu-Englands fortwährend die Völkerſchaften der Pokanoketen, an deren Spitze noch immer der Stamm der Wampanogen ſtand. Maſſaſoit wurde bis zu ſeinem um das Jahr 1556 erfolgten Tode von den Koloniſten als Verbündeter geachtet, ohne daß ein Verſuch zu ſeiner Unterwerfung gemacht ward. Kurz nach ſeinem Ableben kamen ſeine beiden Söhne und Erben nach Plymouth, um den Freundſchaftsvertrag zu erneuern. Der ältere, Wamſuta, ſtand im Mannesalter, der jüngere, Metakom oder Metakumet, war erſt ins Jünglingsalter eingetreten. Die Koloniſten gaben ihnen auf ihr Begehren engliſche Namen und nannten jenen Alexander, dieſen Philipp. Mehrere Jahre verfloſſen in Frieden, aber 1662 ging in den Kolonien die Rede um, Wamſuta hegte feindſelige Abſichten und ſuchte die Naraganſetter zu einem Bündniß mit den Pokanoketen zu beſtimmen, obgleich die beiden Nationen von alters her in Feindſchaft lebten. Auf dieſes hin ſandten die Plymouther den Milizmajor Joſias Winſlow, einen tapfern Mann, mit Bewaffneten aus, um Wamſuta mit Gewalt nach Plymouth zu bringen, damit er ſich rechtfertigte. Winſlow traf den Sachem auf der Jagd und bemächtigte ſich ſeiner mit Liſt. Als er ihm aber ſeinen Auftrag eröffnete, verfiel der ſtolze Wamſuta vor Zorn in ein hitziges Fieber, an welchem er — auf ſein Wort, nach erfolgter Geneſung ſich zu ſtellen, von den Weißen entlaſſen — auf dem Heimwege ſtarb. Jetzt war Metakom, von den Weißen König Philipp genannt und zweifelsohne einer der ausgezeichnetſten Männer, welche ſeine Raſſe jemals hervorgebracht, alleiniges Oberhaupt der Wampanogen und Bundeshäuptling der Pokanoketen. Ihn beſeelte ein glühender Haß gegen die weißen Eindringlinge und er machte es zur Aufgabe ſeines Lebens, die Jagdgründe ſeiner Väter von den Blaßgeſichtern zu ſäubern. Vorerſt jedoch gebot ihm die Lage der Dinge, die er mit klarem Blicke überſchaute, ſeinen Gedanken tief in ſeiner Bruſt verſchloſſen zu halten. Mit echt indianiſcher Schlauheit wußte er ſeine Abſichten zu verbergen und hielt acht Jahre lang gewiſſenhaften Frieden mit ſeinen weißen Nachbarn. Erſt von 1670 an ließ er ſeine feindliche Geſinnung unverhohlener durchblicken, doch wurden die Zerwürfniſſe, in welche er mit den Koloniſten gerieth, immer wieder vermittelt, bis endlich in dem Zeitpunkte, in welchem unſere Erzählung ſpielt, die trügeriſche Ruhe plötzlich in ſchrecklicher Weiſe unterbrochen wurde.

Vielleicht dürfte der Leſer geneigt ſein, die Berichterſtattung über alle dieſe Geſchichten für überflüſſig zu halten. Wenn er aber zu leſen fortfährt, ſo wird er finden, daß das Geſagte mit unſerer Erzählung in zu naher Beziehung ſteht, als daß es hätte übergangen werden dürfen. Wir müſſen ihn auch noch bitten, mit uns einen raſchen Blick auf die gleichzeitige Geſchichte Englands zu werfen, weil nur in dieſer manche Erſcheinung in den Kolonien ihre Erklärung findet.

So ſelbſtſtändig die Kolonien im Innern ihren bürgerlichen und religiöſen Haushalt einrichteten und ſo ſelbſtthätig und auf ſich allein angewieſen ſie den Gefahren von ſeiten der rothen Urbevölkerung die Stirn boten, ſo kam es ihnen doch nicht in den Sinn, ihr Unterthanenverhältniß zu der Krone von England irgendwie ändern zu wollen. Sie betrachteten ſich, obgleich durch das Weltmeer von dem Mutterlande getrennt, fortwährend als Angehörige und Bürger deſſelben und verfolgten daher den Gang der großen Ereigniſſe, welche England damals bewegten, mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Mit der Thronbeſteigung Karl's I., welcher ſeinem Vater Jakob 1625 folgte, begann jener Kampf zwiſchen Krone und Parlament, welcher für den König einen ſo tragiſchen Ausgang nahm und das luſtige monarchiſche Alt-England in das bibliſch-ſtrenge puritaniſch-republikaniſche umwandelte. Nachdem von beiden Seiten alle geſetzlichen Mittel, alle Klugheit, alle Ränke und Sophiſtereien umſonſt erſchöpft worden waren, mußte das Schwert, der alte und ewige Händelſchlichter, den Streit entſcheiden. Die berühmten Vorbilder geſetzlichen Widerſtandes und parlamentariſcher Taktik, die Prynne, Pym, Hampden und ihre Genoſſen im ſogenannten langen Parlament, mußten ſich, wenn ſie das Wohl ihres Landes nicht den deſpotiſchen Gelüſten Karl's und ſeiner Rathgeber opfern wollten, doch zuletzt entſchließen, den paſſiven Widerſtand in einen aktiven zu verwandeln und den Soldaten und Feldſchlangen des Königs ebenfalls Soldaten und Feldſchlangen entgegenzuſtellen. Der Bürgerkrieg, welcher die Inſel durchtobte, blieb ein blutiges Wechſelſpiel des Kriegsglückes, bis die alles wagende Partei der Independenten, deren Seele und Haupt Oliver Kromwell war, im Parlament und im Parlamentsheer das Uebergewicht erhielt. Kromwell's Schwadronen, beſtehend aus den eifrigſten Sektirern, welche mit der Bibel in der einen und mit dem Schwert in der andern Hand ins Gefecht gingen und eher todt auf der Wahlſtatt blieben, als dieſelbe ſieglos verließen, trieben die königlichen Kavaliere überall vor ſich her und entſchieden die Entſcheidungsſchlacht von Naſeby, wie ſpäter die Schlachten von Dunbar und Worceſter. König Karl hatte ſich nach dem Verfalle der königlichen Sache und Partei in England nach Schottland, dem angeſtammten Königreiche ſeines Hauſes, geflüchtet. Aber die Schotten lieferten den gedemüthigten Fürſten an das engliſche Parlament aus, und als er auch jetzt noch ſeine gewohnten treuloſen Ränke fortſpann, wurde er auf Begehren der Armee von einem eigens dazu beſtellten Gerichtshof proceſſirt, zum Tode verurtheilt und vor den Fenſtern ſeines Palaſtes Whitehall mit dem Beile hingerichtet (9. Febr. 1649 n. St.). Die Republikaner und Gleichmacher waren nun entſchieden obenauf. Das Oberhaus ward abgeſchafft und im Hauſe der Gemeinen ging der Beſchluß durch: „Es iſt durch die Erfahrung erwieſen worden und dieſes Haus erklärt, daß das Königsamt in dieſem Lande nutzlos, läſtig und für die Freiheit, Sicherheit und das Wohl des Volkes gefährlich iſt. Infolge davon iſt es von heute an abgeſchafft.“ An die Spitze der Republik trat als Lordprotektor der gewaltige Kromwell, der mit Hilfe der Armee das Land unumſchränkter beherrſchte, als dies die Stuarts jemals im ſtande geweſen waren. Allerdings herrſchte er zum Beſten Englands, welches unter ſeiner Leitung zum erſtenmal eine gebietende Stellung im europäiſchen Staatenſyſtem einnahm und im Innern zu Ruhe, Gewerbthätigkeit und Wohlſtand, nach außen zu Machtfülle gedieh. Allein Freiheit gedieh unter dem Regimente der „Heiligen des Herrn“ keineswegs. Die ſiegreichen Puritaner übertrafen womöglich ihre früheren Unterdrücker an Unduldſamkeit und der Druck ihres trübſäligen Fanatismus laſtete um ſo härter, als er nicht nur das öffentliche, ſondern auch das häuſliche und geſellige Leben mit aberwitziger Pedanterei zu regeln ſich anmaßte. Ein großer engliſcher Hiſtoriker unſerer Tage hat die Umwandlung, welche das luſtige Alt-England durch die Puritaner erfahren, und die Reaktion, welche ſolchem Zwange mit Nothwendigkeit folgen mußte, anſchaulich geſchildert. „Dem ſtrengen puritaniſchen Grübler“, ſagt er, „erſchien ſelbſt das unſchuldige Spiel der Phantaſie als ein Verbrechen. Den leichten und fröhlichen Naturen lieferte das feierliche Weſen der eifrigen Brüder reichen Stoff, ſich darüber luſtig zu machen. Von der Reformation an bis zum Bürgerkriege hatte faſt jeder mit Sinn für das Lächerliche begabte Schriftſteller irgend einen Anlaß ergriffen, die kurzhaarigen, näſelnden, grinſenden „Heiligen“ anzugreifen. Endlich kam für die Lacher die Zeit des Ernſthaftſehens. Nachdem die ſtarren, ungeſchlachten Eiferer zwei Generationen hindurch viel guten Stoff zum Scherz geliefert hatten, erhoben ſie ſich in Waffen, ſiegten, herrſchten und traten mit grimmigem Lächeln den ganzen Haufen der Spötter unter die Füße. Die Wunden, die von der heitern und muthwilligen Bosheit geſchlagen worden, wurden von der finſtern und unverſöhnlichen Bosheit wiedervergolten, wie ſie Bigoten eigen iſt, die ihren Haß für Tugend halten. Die Theater wurden geſchloſſen, die Schauſpieler wurden geſtäupt, die Preſſe ward unter die Vormundſchaft ſtrenger Cenſoren geſtellt, die Muſen wurden von ihren Lieblingsſtätten verbannt. Solch ein Syſtem war natürlich an Heuchelei fruchtbar. Unter ſchlichter Kleidung und unter einem in die Falten der Strenge gelegten Geſichte lag mehrere Jahre lang das heftige Verlangen nach Luſt und Rache verborgen. Endlich ward dies Verlangen befriedigt. Die Reſtauration entband Tauſende von Geiſtern von einem Joche, was unerträglich geweſen war.“ In der That, die puritaniſche Maßloſigkeit bahnte der royaliſtiſchen wieder den Weg. Die ſociale Tyrannei, vor welcher einzelne edlere Geiſter unter den Puritanern ihre Partei vergeblich gewarnt hatten, machte eine politiſche Reaktion möglich, wie wir ſie kurz nach Kromwell's Tode und nach Beſeitigung ſeines ſchwachen Sohnes in England eintreten ſehen (1660). Müde des trübſäligen Regiments der „Heiligen", rief die Nation die verbannten Stuarts aus dem Exile zurück und Karl's I. älterer Sohn, Karl II., beſtieg den wieder aufgerichteten Thron. Nun begann eine Periode unglaublicher Zügelloſigkeit und Ausſchweifung, wozu der Hof Signal und Vorbild gab, während nach außen das kaum noch ſo ſtolz gebietende England tief gedemüthigt wurde. Für ſchnödes Geld ward Karl II. ein geſchmeidiger Vaſall Frankreichs, welches der übermüthige Ludwig XIV. beherrſchte. Die Geſetze Englands, von einem fanatiſch ſervilen Parlamente preisgegeben, waren ein Spiel in den Händen höfiſcher Wüſtlinge. Wüthender Haß gegen alle Erinnerungen der puritaniſchen Herrſchaft verleitete die jetzt florirende Partei zur Nichtbeachtung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze. Freche Witzlinge verhöhnten das Heiligſte und ſchamloſeſte Genußſucht, raffinirteſte Lüderlichkeit wurden gepflegt, aufgemuntert, belohnt. Erſt nach Jahren ermannte ſich die Nation wieder, um unter Karl's Nachfolger, Jakob II. eine zweite glückliche Revolution durchzufechten.

Unter den Opfern politiſcher Verfolgung, welche die ſtuart'ſche Reſtauration ſich auserſah, ſtanden obenan die Mitglieder des hohen Gerichtshofes, welcher Karl I. gerichtet hatte. Mehrere dieſer Männer, welche von der einen Partei als Königsrichter geehrt, von der andern als Königsmörder verabſcheut wurden, erlitten den Tod durch

Henkershand; andere entkamen und ſuchten in verſchiedenen Ländern Zuflucht. Die, welche nach Neu-England flohen, wurden von den Koloniſten, deren Geſinnungen wie bürgerlich-kirchliche Einrichtungen ſie den Untergang der puritaniſchen Republik im Mutterlande höchlich bedauern ließen, gaſtlich aufgenommen und wenn auch nicht öffentlich, ſo doch heimlich gegen die Vollſtrecker der königlichen Rache, welche dem edlen Wilde gefolgt war, in Schutz genommen.

## 7.

Wenn es ſtürmet mit Macht, ſpann' das Segel zuhöchſt,
So iſt's luſtig auf brauſendem Meer.
Laß es gehn, laß es gehn; wer da reffet, iſt feig,
In den Strudel verſinke du eh'r.

Stöß'ſt auf feindliche Schiff' du, gilt's Entern und Kampf,
Blutig heiß da drängt Schild gegen Schild;
Weichſt zurück einen Schritt du, folgt Abſchied von uns —
's iſt die Satzung, nun thu', wie du willſt.
Frithiofs-Saga.

Die Geſchichte Amerikas hat einige Aehnlichkeit mit der von Rom. Wie bei der Gründung der ewigen Stadt aus allen Gegenden Italiens her ein buntes Gemiſch von Menſchen zuſammenſtrömte, um am Ufer des Tiber Sicherheit, Wohnſitze, Beute zu ſuchen, ſo wurde der neue Welttheil bald nach ſeiner Entdeckung das Ziel und der Sammelplatz der verſchiedenartigſten Wanderer.

Nur ein kleiner, ſehr kleiner Theil durchſchiffte in ſo lauterer, ich möchte ſagen, in ſo ideeller Abſicht, wie die engliſchen Nichtkonformiſten, das atlantiſche Meer. Zügelloſe Sitten, Luſt an ſchrankenloſer Freiheit und Habgier beſeelten den weitaus größeren Theil der Abenteurer, welche ſich nach der weſtlichen Hemiſphäre aufmachten, deren Reichthümer der Ruf ins Märchenhafte ſteigerte. Des Goldes „magnetiſche Kraft“ war es vornehmlich, welche die große zweite Völkerwanderung in Bewegung ſetzte, die vom Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts an bis auf unſere Tage zu ſtrömen nicht aufgehört hat, von Jahr zu Jahr zu rieſenhafterem Umfange anſchwillt und ganz darnach ausſieht, als ſollte durch ſie für die Zukunft der Schwerpunkt der Weltgeſchichte von den gealterten Nationen Europas hinweg zu ihren jugendfriſchen Sprößlingen einer neuen Welt verſetzt werden.

Alle ſeefahrenden Völker Europas ſtellten ihr Kontingent zu der bunten Schaar, welche ſich, gelockt von Beuteluſt, Ehrgeiz und Luſt an kühnem Wagen, auf die unermeßlichen Küſten des neuentdeckten Erdtheils warf. Die fabelhaft klingenden und doch hiſtoriſch verbürgten Erfolge, welche eine Handvoll ſpaniſcher Abenteurer unter Führern, wie Kortez und Pizarro, in Mexiko und Peru erlangt hatte, ſtachelten den Unternehmungsgeiſt auf eine bis dahin unerhörte Weiſe und trieben ihn zu Wagniſſen, bei deren Erzählung die Geſchichte die Farben der Dichtkunſt entlehnen muß, um hinter der Wirklichkeit nicht allzu ſehr zurückzubleiben.

Es iſt, als hätten ſich die verſchiedenen Völker Europas bei ihren Unternehmungen auf Amerika inſtinktmäßig oder vorbedacht von ihren heimatlichen, durch das Klima bedingten Verhältniſſen und Gewohnheiten leiten laſſen. Die nördlicheren, wie Franzoſen, Holländer und

Engländer, wählten ſich hauptſächlich Nordamerika zu ihren Niederlaſſungen, die ſüdlicheren, wie Portugieſen und Spanier, Südamerika, Mexiko und die weſtindiſchen Inſeln. Die Spanier hatten ſich ihrem kirchlichen Sinne gemäß vom Papſte Alexander VI. im Jahre 1493 eine Bulle erwirkt, welche ihnen die neu entdeckten Länder ſchenkte, Länder, von deren Ausdehnung weder der Schenker noch die Beſchenkten die geringſte Ahnung hatten und auf welche der Papſt und Spanien gerade ſo viel Recht hatten als irgend ein anderer Staat, das heißt keins. Deſſenungeachtet hielten ſich die Spanier demzufolge für die einzigen rechtmäßigen Beſitzer der transatlantiſchen Küſten und betrachteten und behandelten die Seefahrer anderer Nationen, welche ſie zwiſchen den Wendekreiſen trafen, als Piraten. Dies hielt indeſſen holländiſche, engliſche und franzöſiſche Abenteurer und Handelsleute keineswegs ab, in der neuen Welt ihr Glück zu verſuchen, und insbeſondere machte der feindliche Zuſammenſtoß franzöſiſcher Glücksritter mit den Spaniern die Meere und Geſtade Weſtindiens zu einem Tummelplatze erbitterter Kämpfe, unter welchen ein Seeräuberſtaat von ganz eigenthümlicher, höchſt romantiſcher Färbung großwuchs.

Wir meinen den Staat oder beſſer die Genoſſenſchaft der Flibuſtier und Bukanier, deren Treiben eine der eigenthümlichſten Epiſoden der Weltgeſchichte bildet.

Der jüngere Sohn eines adeligen Hauſes der Normandie, d'Enambuc, ging 1625 mit einer Schar tapferer Geſellen in einem kleinen Kriegsſchiffe von Dieppe aus nach der neuen Welt unter Segel. Er landete nach einem blutigen Kampfe mit einer ſpaniſchen Galeone auf der Inſel St.-Chriſtoph und ſetzte ſich daſelbſt feſt. Dies war der Anfang der Flibuſtiergeſellſchaft, die ſich bald aus verzweifelten Männern verſchiedener Nationen, vorwiegend jedoch aus der franzöſiſchen rekrutirte und einen unaufhörlichen Raubkrieg gegen die Spanier führte, welche ihrerſeits in jedem einen Verbrecher ſahen, der „außerhalb Spaniens das Licht der Welt erblickt und dennoch die Verwegenheit beſaß, in die neue Welt einzudringen und die Gewäſſer zu befahren, die ſie als zugehörig anſahen zu dem Erdſtrich, welchen der Statthalter Chriſti ihnen geſchenkt“. Eine Anzahl der verwegenen Abenteurer hatte ſich der kleinen Inſel La Tortue, unfern der Nordküſte Haytis, bemächtigt und führte dort ein rohes Jägerleben, deſſen Bedürfniſſe beſonders das nahegelegene, von wildgewordenen Schweinen und Rindern wimmelnde Geſtade Haytis deckte. Sie erhielten den Namen Bukanier, denn das indianiſche Wort Bukan bezeichnete den Platz, wo die Jäger ihre Jagdbeute gemeinſchaftlich dörrten und räucherten, oder auch den hölzernen Roſt, der zu dieſem Behufe aufgeſtellt wurde. In ihrer verhältnißmäßig friedlichen und harmloſen Exiſtenz von den Spaniern geſtört, vergalten ſie Feindſchaft mit Feindſchaft und nahmen das Piratenhandwerk mit neuer Luſt und Energie wieder auf. Sie bedienten ſich zur Ausübung deſſelben meiſtens offener, ſchnellſegelnder Boote, von deren Namen (Fly-boat, Flybot) die Benennung Flibuſtier herzuleiten iſt. In ein

Fahrzeug dieſer Art zuſammengedrängt, trotzten ſie Tag und Nacht auf hoher See und in den verworrenen Klippenlabyrinthen der Antillen dem Hunger und den Stürmen und gingen jedem ſpaniſchen Fahrzeug, welches ſie zu Geſichte bekamen, unbedenklich zu Leibe, gleichviel, ob es zu den größten und beſtbewaffneten gehörte oder nicht. Mit tollkühnſter Verwegenheit und zugleich mit ruhigſter Berechnung ruderten ſie auf den Feind heran, um ihn zu entern. Eine einzige, wohlgezielte Lage deſſelben mußte ſie vernichten; allein ſie kehrten dem Gegner immer nur den Schnabel ihrer Pirogue zu und dann unterhielten ihre nie fehlenden Büchſenſchützen auf die Stückpforten des angegriffenen Schiffes ein ſo wirkſames Feuer, daß eine gehörige Bedienung der Kanonen deſſelben faſt zur Unmöglichkeit wurde. Gelang ihnen vollends die Enterung und hatten ſie einmal auf dem feindlichen Verdeck feſten Fuß gefaßt, ſo warfen ſie mit unwiderſtehlichem Anprall alles vor ſich nieder. Gewöhnlich hatten die Ueberwundenen ihre Niederlage mit dem Leben zu bezahlen, denn die Flibuſtier gaben ebenſo wenig Pardon, als ſie ſolchen empfingen. Das Hauptziel ihrer Angriffe waren und blieben fortwährend die ſpaniſchen Silberflotten, welche, mit der Ausbeute der Minen Amerikas beladen, die Fahrt nach Europa antraten. Zur Bergung der gemachten Beute, zur Ausbeſſerung der Waffen und Schiffe, wie zu wildrauſchendem Lebensgenuß nach Ertragung furchtbarer Strapazen boten die Schlupfwinkel der Bukanier geeignete Gelegenheit. Bukanier und eigentliche Flibuſtier bildeten daher eine Art Kompagnie unter dem Namen der Küſtenbrüder. Ihr unüberwindlicher Muth, ihr feſtes Zuſammenhalten, ihre treffliche Uebung in den Waffen und in allen Zweigen des Seelebens machten ſie den Spaniern ſo furchtbar, daß ſie von dieſen für Leute, die mit Satan einen Pakt geſchloſſen hätten, ja geradezu für Teufel ſelbſt gehalten wurden.

Ihr Hauptummelplatz war und blieb Weſtindien, doch dehnten ſie ihre Unternehmungen auch weiter nach Süden und Norden aus. Ihr Hauptwaffenplatz war La Tortue, wo der Gefährte d'Enambuc's, der Hugenott Levaſſeur, ein ſtarkes Fort angelegt hatte. Von hier aus beherrſchte er dreizehn Jahre lang die Küſtenbrüderſchaft mit unumſchränkter Machtvollkommenheit, bis er von ſeinem Adoptivſohn, deſſen Geliebte er verführt hatte, ermordet wurde. Die Kämpfe, welche nach ſeinem Tode zwiſchen den Spaniern und Flibuſtiern um den Beſitz von La Tortue gefochten wurden, können ſich an Reiz des Abenteuerlichen mit allem meſſen, was je die Phantaſie romantiſcher Dichter Derartiges erſonnen. In dieſer Fehde, ſowie vorher und nachher trat unter den Küſtenbrüdern eine Reihe von Helden auf, deren Thaten würdig wären, von einem großen Poeten beſungen zu werden. War ja doch jene Periode recht eigentlich das Heroenzeitalter der neuen Welt. Das Unwahrſcheinlichſte, ja geradezu unmöglich Scheinendes ward vollbracht. Der Flibuſtierkapitän Michel Baſque griff ein mit einer Million Piaſter beladenes Schiff der ſpaniſchen Silberflotte unter den Kanonen von Porto Bello an und nahm es wirklich. Ein anderer Flibuſtierheld, Pierre le Grand, enterte mit nur achtundzwanzig Gefährten die Galeone des ſpaniſchen Admirals, nachdem er in das eigene Fahrzeug ein Loch gehauen, um ſeinen Leuten nur die Wahl zwiſchen Sieg oder Tod zu laſſen. Den gefürchtetſten Namen aber machte ſich ein Franzoſe aus Languedoc, Montbars geheißen, welchen ein edler Rachegedanke unter die Flibuſtier geführt. Er hatte als Knabe von den unerhörten Grauſamkeiten gehört und geleſen, welche die Spanier an den Ureinwohnern von Weſtindien geübt hatten. Eine unauslöſchliche Flamme des Haſſes loderte in ſeinem jungen Herzen auf, und als er vernahm, daß die Flibuſtier die unerbittlichſten Bekämpfer der Spanier ſeien, beſchloß er, in die Küſtenbrüderſchaft zu treten, um ſeiner Racheluſt Genüge zu thun. Bald wurde er der Schrecken der weſtindiſchen Meere und die Spanier gaben ihm den wohlverdienten Namen „der Vertilger“ (el Exterminador).

Es hatte den Anſchein, als ſollte durch die Energie der Küſtenbrüder in der neuen Welt ein mächtiges Neu-Frankreich gegründet werden, beſonders dann, als durch ſie die Koloniſation von Hayti (S.-Domingo), als deren eigentlicher Begründer Bertrand Dogeron anzuſehen iſt, einen glänzenden Aufſchwung nahm. Allein die Zeit rechtfertigte dieſe Annahme nicht und die Erfahrung hat gezeigt, daß die Franzoſen einem ſo ſchwierigen Werke, wie die Koloniſation fremder Länder iſt, auf die Dauer nicht gewachſen ſind. Sie haben alle ihre Eroberungen und

Kolonien in Amerika, geringfügige Ausnahmen abgerechnet, wieder eingebüßt, während die anglo-germaniſche Raſſe dort einen Staat gründete, welcher den Willen und die Kraft hat, über den ganzen transatlantiſchen Kontinent ſich auszudehnen, weil eine große Idee ihn beſeelt. Dem Flibuſtierthum fehlte eine ſolche Beſeelung. Meteorgleich, wild und prächtig war es aufgeflackert; bevor das ſiebzehnte Jahrhundert zu Ende ging, hatte es ſeine Bedeutung verloren. Den Glanzpunkt ſeiner Geſchichte aber bildet ein Unternehmen, auf das wir im Laufe unſerer Erzählung, deren Faden wir nach dieſer langen hiſtoriſchen Abſchweifung wieder aufnehmen, zurückkommen werden.

# Zweites Buch.

## I.

Da ſaß die holde Wilde ſanft und lind,
An Wuchs ein Weib, an Jahren noch ein Kind,
Kind einer Urwaldswelt, ganz ohne Harm,
Rein von Natur, frühreif und hold und warm.

**Byron.**

Weh, Minne, was verſchont nicht deine Kraft die Kinder!
Einer, der nicht Augen hat, würde dich doch ſpüren, ein
Blinder.
Zu vielfach, Minne, biſt du ſtets geweſen,
Alle Schreiber ſchrieben deine Art nicht aus noch dein
Weſen.

Wolfram von Eſchenbach.

Jeden Menſchen, welcher nicht ganz ohne Naturſinn iſt, wandelt ein zugleich feierliches und frohes Gefühl an, wenn er an einem ſchönen Sommermorgen in die Stille und Einſamkeit eines weiten Waldes ſich verliert. Mit der Andacht weckenden Dämmerung eines ungeheuren gothiſchen Domes umfängt ihn der kühle Forſt. Das Auge badet ſich mit Wolluſt in den harmoniſch in einander fließenden Schattirungen ſaftigen Grüns, der friſche Harzgeruch ſchmeichelt den Sinnen wie entzündeter Weihrauch, durch die Kreuzbogendecke der tauſendfach verſchlungenen

Wipfel rieſelt verſtohlen grüngoldenes Licht herab, rings in Moos und Buſch regt ſich leiſe ſchwirrend zahlloſes Inſektenleben, ein entzückend kühles Säuſeln macht die Blätter kaum hörbar rauſchen; dann hebt da drüben im ſchattigſten Dickicht die Droſſel ihr ſchmelzendes Morgenlied an und dort hämmert der muntere Specht den Takt dazu. Deine Bruſt hebt und weitet ſich, du fühlſt dich beglückt, wieder einmal in recht unmittelbaren Verkehr mit der Natur getreten zu ſein, und miſcheſt ſtillſelig deinen Odem mit dem übrigen. In ſolcher Stunde und auf ſolchem Gange ſpürſt du ſo deutlich wie ſonſt nie jenes geheimnißvolle Etwas dich anhauchen, was die Menſchen Begeiſterung, Andacht, Poeſie zu nennen pflegen, jenes Emporgehobenſein über die Schranken kleinlich konventioneller Verhältniſſe in die Sphäre ſüßbeſtrickender Naturgewalten, welche nun und nimmer müde werden, fortzudichten an ihrem ewigen Wundermärchen. Du träumſt, du dichteſt es mit, ein Gefühl uranfänglicher Freiheit kommt über dich, der elaſtiſche Schritt der Jugend beflügelt wieder deine Füße, liebſte Erinnerungen harmloſer Kinderzeit umgaukeln dich und dir iſt, als müßteſt du dich einſpinnen für immer und allzeit in die grüne duftige Waldeinſamkeit.

Solche Empfindungen mochten auch den Buſen des jungen Mädchens heben, welches an einem hellen Junimorgen einſam auf einem ſchmalen, vielfach kaum wahrnehmbaren Fußpfad durch einen der Urforſte Neu-Englands dahinſchritt.

Wir erkennen in der Wandelnden unſchwer das ſchöne

Kind, welches wir dem Leſer im erſten Buch unſerer Geſchichte unter dem Namen Lovely vorgeſtellt.

Lieblich, wie ihr Name bedeutſam ankündigte, und voll unbewußter Grazie war ihr Gang. Die Anſtrengung eines weiten, labyrinthiſchen Weges hatte ihre Wangen mit einem höheren Inkarnat gefärbt und ihre Augen wetteiferten an feuchter Friſche mit der thaufunkelnden Waldgenziane. Sie hatte, um ungehinderter ausſchreiten zu können, das lange dunkle Gewand aufgeſchürzt, mit der rechten Hand hielt ſie den Henkel eines großen thönernen Kruges und am linken Arm trug ſie einen mit einem Deckel verſchloſſenen, aus Schilf geflochtenen Korb, deſſen Schwere die zarte Geſtalt ſeiner Trägerin manchmal aus dem Gleichgewichte bringen zu wollen ſchien.

Jetzt ſtand ſie unter einer vielhundertjährigen Lebenseiche, deren dunkles Blätterwerk über und über mit ſilbergrau blinkenden Büſcheln ſpaniſchen Mooſes behangen war, einen Augenblick ſtill, um auszuruhen. Ihre rothſchwellenden Lippen ſogen mit Begierde den friſchen Waldhauch ein, und wie ſie ihre ſchimmernden Augen ringsher in die prächtige Wildniß tauchte, verrieth der Ausdruck ihrer Blicke, daß ihre Seele erfüllt ſei von jener Waldpoeſie, deren Zauber wir oben mit ſchwachen Worten anzudeuten verſuchten.

Alle Reiſenden ſtimmen darin überein, daß dieſer Zauber den Urforſten der neuen Welt in erhöhtem Maße innewohne. Die geheimnißvollen Schauer unbetretener Waldnacht vereinigen ſich hier mit der Macht und Fülle einer Vegetation, zu welcher die gebändigte, allüberall den Schranken und Bedürfniſſen der Civiliſation unterworfene Natur Europas es nicht mehr bringen kann.

Die Neu-England-Staaten wetteifern heutzutage an ausgedehnter und emſiger Bodenkultur mit manchem der beſtbeſtellten Ackerbauländer unſeres Erdtheils. Zur Zeit aber, in welche unſere Erzählung fällt, waren alle die Länderſtrecken, die der Hudſon, der Lorenzſtrom und der atlantiſche Ocean einſchließen, noch ein Wäldermeer, aus deſſen dunkelem Grün die Dörfer der Indianer und die Anſiedlungen der Koloniſten wie Inſeln hervortauchten. Wie aber die grandioſe Monotonie der See den Stempel der Erhabenheit trägt, ſo auch die Unermeßlichkeit des Urwaldes, welcher zwar in den nördlicheren Gegenden des amerikaniſchen Kontinents der exotiſch üppigen Pracht und Mannichfaltigkeit der Tropenländer nicht theilhaft iſt, immerhin aber vor zweihundert Jahren noch eine Friſche und Größe der Vegetation entfaltete, die auf ein jugendlich empfängliches Gemüth ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Nur ungern entzog ſich Lovely dem beſchaulichen Sinnen, in welches die Waldmorgenſtille ſie verſenken wollte. Nachdenklich ſchritt ſie weiter, mit dem Inſtinkt der Gewohnheit leicht durch das Baumlabyrinth hingleitend und gewandt die Hinderniſſe vermeidend, welche dichtverſchlungenes Schlingpflanzengeranke ihr häufig in den Weg legte. Am Ufer eines Baches angekommen, welcher lautrauſchend in felſigem Bette einherfloß, verließ ſie ihre bisherige Richtung, die geradeaus von Oſten nach Weſten gegangen, und ſtieg eine jäh anſteigende Anhöhe hinan, das von dort herabfallende Waſſer zum Führer nehmend. Oben angelangt, ſprang ſie über ein zweites Bächlein hinweg, welches ſich, aus dichtem Buſchwerk hervorſchleichend, hier mit dem größeren Gießbach vereinigte, umging dann den Stamm einer ungeheuren Fichte und drang raſch und ſicher in das Geſtrüppe hinein. Es öffnete ſich nach wenigen Schritten und Lovely befand ſich jetzt auf einer ſchmalen eirunden Lichtung, welche von hochwipfeligen Eichen, Fichten und Ahornbäumen ſo eng umſchloſſen war, daß der Schein des Tages nur dämmernd den kleinen Platz erfüllte. Am Ende deſſelben erhob ſich das Terrain zu einer wildzerriſſenen Felſengruppe von mäßiger Höhe, über welche himmelhohe Tannen finſter hereinblickten. Aus einer Spalte des verwitterten, von Epheu üppig umwucherten Geſteins rieſelte mit dumpfem Gemurmel der Abfluß einer reichen Quelle hervor.

Der Platz war ſo ſtill, ſo einſam, ſo ſchattenheimlich, als hätte ihn niemals noch der Fuß eines lebenden Weſens betreten.

Dem war aber nicht ſo. Schon manchen Morgen war Lovely in Erfüllung einer heiligen Pflicht hier geweſen, um ihren Krug mit der klaren Flut des verborgenen Brunnens zu füllen. Obgleich demnach mit der wilden Schönheit des Ortes vertraut, ließ das Mädchen, vor dem Felsſpalt ſtillſtehend, den Zauber derſelben abermals mit erneutem Behagen einige Sekunden lang auf ſich wirken.

Dann ſtellte ſie ihren Korb auf das Moos und bückte ſich nieder, um ihren Krug in das kühle Waſſerbecken zu tauchen.

Aber plötzlich fuhr ſie, ohne ihr Geſchäft verrichtet zu haben, mit einem leiſen Schrei des Schreckens in die Höhe.

Sie hatte in der Felſenſpalte eine dunkle menſchliche Geſtalt wahrgenommen.

Ihr Schrecken ging indeſſen raſch vorüber, als ſie aus dem romantiſchen Verſtecke eine junge Indianerin hervorkommen und auf ſich zutreten ſah, mit freundlicher Gebärde die rechte Hand gegen ſie ausſtreckend und in fremdartig betontem und gefügtem, jedoch verſtändlichem Engliſch die Worte ſprechend:

„Nicht fürchten, junge Squaw. Hih-lah-dih Freundin ſein vom jungen Weißgeſichtmädchen; kein Krieger ſein, der auf Skalpe ausgeht."

Lovely gewann ſchnell ihre Faſſung wieder, denn ſchon das Lächeln und die ſanfte, liebliche Stimme des anmuthigen Mädchens, welches vor ihr ſtand, mußten beruhigend wirken.

Das Indianermädchen war von mittelhohem, äußerſt zierlichem und ſchlankem Wuchſe. In der erſten Blüte der Jungfräulichkeit ſtehend, zeigte ſie Geſichtszüge und Körperformen von vollendeter Schönheit, in allen Gebärden und Bewegungen eine unbeſchreibliche Grazie. Ihre großen, ſchwarzen, in bläulichem Weiß ſchwimmenden Augen waren von ſeelenvoller Milde, wenn nicht etwa eine heftige Regung denſelben einen funkenſprühenden Glanz verlieh. Sie war einfach, aber ſittſam gekleidet. An ihre mit Stickereien von Stachelſchweinnadeln verzierten Mokkaſins ſchloſſen ſich Beinkleider von dunkelbraunem Wollenzeug an und eine Tunika vom nämlichen Stoffe verhüllte ihren Oberkörper, jedoch nicht ſo neidiſch, daß nicht die ſchöngerundete Bildung der Arme, des Nackens und Buſens bemerkbar geweſen wäre. Um die Fülle ihres glänzend ſchwarzen, hinten in einen einfachen Knoten geſchürzten Haares hatte ſie ein roſaſeidenes Tuch turbanartig gewunden und um ihren ſchlanken Hals ſchlang ſich eine in Gold gefaßte Korallenſchnur.

Wie ſie ſo, die blühenden zarten Lippen im Lächeln etwas über die blendend weißen Zähne zurückgezogen, daſtand, durfte ſie auf eine Erwiderung ihres Grußes von ſeiten Lovely's nicht lange warten. Die letztere hatte während ihres Aufenthalts in Konnektikut häufig Gelegenheit gehabt, mit Eingeborenen zuſammenzutreffen und die Redeweiſe wie ſonſtige Eigenthümlichkeiten der Indianer einigermaßen kennen zu lernen. Die Anrede des rothen Mädchens und die ganze Erſcheinung deſſelben waren ganz geeignet, die Saite des Vertrauens anzuſchlagen, welche in jungen Gemüthern bei der leiſeſten Berührung ſo mächtig ertönt, und ſo zögerte Lovely nicht, die dargebotene Hand der Fremden freundlich zu ergreifen und mit Herzlichkeit zu ſagen:

„Meine Schweſter iſt willkommen."

Die Indianerin erwiderte den Händedruck, behielt die

Hand Lovely's in der ihrigen, legte der Weißen die linke Hand auf die rechte Schulter und betrachtete die neugewonnene Bekannte vom Kopf bis zum Fuß mit ſcharfſichtiger Genauigkeit.

Das beſcheidene Mädchen ſchlug vor dieſer Beſichtigung mit Erröthen die Augen nieder.

„Nicht roth werden", ſagte die Eingeborene mit ſilberhellem Lachen, „nicht haben nöthig, zu ſchämen; meine weiße Schweſter ſehr ſchön ſein, ſehr viel ſchöner ſein als alle die jungen Squaws in den Wigwams der Blaßgeſichter, faſt ſein ſchöner noch als Ih-nis-kin auf dem großen Donnerkanoe."

Lovely hätte müſſen kein Weib ſein, wenn dieſer naive Ausbruch ungeheuchelter Bewunderung ihre Ohren unangenehm getroffen hätte. Der Name Ih-nis-kin jedoch erinnerte ſie an jene ſeltſame nächtliche Scene in der Ruine auf Rhode-Iſland und lenkte ſo ihre Gedanken von ſich ſelber ab und auf die Theilnehmer an jener Zuſammenkunft. Die Indianerin ließ ihr aber nicht Zeit, nach dieſer Ih-nis-kin zu fragen, wie ſie beabſichtigte.

„Mein Blaßgeſichtbruder, das Goldhaar —" fuhr die Tochter der Wildniß fort.

„Das Goldhaar? Thorkil Wikingſon?" unterbrach Lovely lebhaft die Sprecherin.

„Thorkil Wikingſon", verſetzte die Indianerin, den Namen mit Mühe ausſprechend, „nicht ſein guter Name für Indianermund, Goldhaar ſchöner klingen."

Lovely bemerkte trotz ihrer Verwirrung den etwas gedehnten Ton, womit die Indianerin dies ſprach, und fühlte ungeachtet ihrer geſenkten Lider, daß die Augen der Fremden mit brennendem Forſchen auf ihr ruhten.

„Mein Bruder, das Goldhaar", begann die Indianerin wieder mit dem ganzen ungezwungen herzlichen Ton ihrer Stimme, „hat mir geſagt, ſo würde ich meine Schweſter finden, ſo würden ſein ihre Haare, ihre Augen, ihr Mund. Aber wie ſein der Name von meiner Schweſter?"

„Man hat mir in der heiligen Taufe den Namen gegeben: Lieblich*) vor dem Angeſicht des Herrn Kordelia."

Die Indianerin ſchlug mit der Naivität des Naturkindes über dieſen langen Namen ein lautes Lachen auf.

Wir beſorgen nicht ohne Grund, daß unſere Leſer ziemlich geneigt ſein möchten, die Heiterkeit des Indianermädchens über den ſeltſamen Namen zu theilen, müſſen jedoch unſererſeits bemerken, daß mit Anführung deſſelben durchaus nicht etwa ein ſchlechter Spaß beabſichtigt war. Es gehörte nämlich in Wahrheit zu den auffallendſten der vielen Geſchmackloſigkeiten der Puritaner, daß ſie nicht nur mit Vorliebe altteſtamentliche Namen wählten, wie Zorobabel, Obededom, Jedediah, Mirjam u. ſ. f., ſondern als Tauf- und Vornamen förmliche Bibelſprüche und andere fromme Sentenzen führten, welchen der Geſchlechtsname als beſcheidenes Anhängſel folgte. Da gab es denn Namen, wie dieſe: „Lebe du der Auferſtehung Jerobeam Emer“; „Was auch der Ungerechte mag beginnen, den Herrn preiſe Ezechiel Simpleton.“ Außerdem waren moraliſche Begriffe als Frauennamen ſehr beliebt, wie Hope (Hoffnung), Temperance (Mäßigkeit), Love (Liebe) u. dgl. m. Lovely's Vater nun hatte ſeiner Tochter jenen langathmigen frommen Namen beigelegt, um den ſeiner Meinung nach zu weltlich klingenden Kordelia, welchen die Mutter ihrem Kinde gegeben wünſchte, möglichſt zu verdecken. Gewöhnlich wurde aber das Mädchen nur mit dem Anfangswort ihres Namens bezeichnet und angeredet und dabei wollen auch wir, wie bisher, es bewenden laſſen.

---

*) Lovely = lieblich.

„Langer Name, lang wie der Konnektikutfluß“, ſagte die Indianerin, noch immer lachend; „zu lang für indianiſch Gedächtniß. Lovely gut ſein, Lovely ſchön ſein, Lovely mein Bruder, das Goldhaar, meine Blaßgeſichtſchweſter nennen. Aber nicht böſe ſein, daß Hi-lah-dih lachen ob langem Namen.“

„Ach nein doch“, entgegnete Lovely, welche das reizende junge Weſen, das ſich ſo unerwartet zu ihr gefunden, von Augenblick zu Augenblick mehr liebgewann. „Und du nennſt dich Hih-lah-dih?“

„Ja, Hih-lah-dih. Sieh, der Brunnen da viel berühmt ſein bei meinem Volke, heißen Hih-lah-dih bei rothen Leuten, das iſt bei Engliſchleuten die reine Quelle. Da bei der Quelle hat Mutter geboren mich und die Squaws mir darum den Namen

Hih-lah-dih gaben. Wir uns Lovely und Hih-lah-dih nennen, ſo uns verſtehen gut."

„Wohl, Hih-lah-dih klingt gut und iſt ein Name von guter Vorbedeutung. Aber meine Schweſter ſage mir, ob ſie in die Nähe der Anſiedlungen gekommen, um die Stätte ihrer Geburt wieder einmal zu beſuchen."

„Hih-lah-dih", erwiderte die Indianerin, in liebkoſender Weiſe ihren linken Arm um den Nacken Lovely's ſchlingend, „Hih-lah-dih kam, nicht um Stätte der Geburt, ſondern weiße Schweſter zu ſuchen."

„Wie?" entgegnete Lovely verwundert und die Liebkoſung des lieblichen Weſens unwillkürlich erwidernd.

„Ja", bekräftigte die Indianerin, „Hih-lah-dih gekommen, um weiße Schweſter aufzuſuchen, und ſchon geſtern ſein geweſen am Brunnen hier im Verſtecke, als Lovely ihren Krug füllte, um greiſen weißen Häuptling und großen weißen Krieger zu tränken."

Erſchrocken entzog ſich Lovely der Umarmung des rothen Mädchens, deſſen Worte ein Geheimniß verriethen, das, wie ſie glaubte, außer ihr nur dem Richter Eaton, ſeinem vertrauten Knechte und ſeit geſtern noch einer dritten Perſon bekannt wäre.

Hih-lah-dih errieth mit dem Inſtinkt ihrer Raſſe den Grund der Bewegung Lovely's und ſagte daher in theilnehmend beruhigendem Tone:

„Indianer haben ſcharfe Augen, ſehen bei Tag, ſehen bei Nacht alles, was in den Wäldern geſchieht, ſehen über die Wolken hinaus, ſehen unter die Erde. Warum alſo nicht ſehen die Spur von zwei großen Kriegern, welche im Lande der Blaßgeſichter jenſeits des großen Salzſees den Skalp eines großen Sachems genommen haben? Indianer auch ſcharfe Ohren haben, alles hören, was hören wollen. Hih-lah-dih nur ſchwaches Mädchen ſein, aber geſtern alles gehört, was meine weiße Schweſter auf dem Weg nach der Höhle mit dem Plymouth-Krieger, den rothe Leute nennen kleinen Feuerſpeier, hat geredet."

Lovely's Beklemmung ſteigerte ſich durch dieſe Worte der Indianerin außerordentlich. Sie faltete bittend die Hände und ſah das rothe Mädchen flehend an.

„Nicht ſein bange, nicht haben Furcht!" ſagte Hih-lah-dih lebhaft. „Rothe Leute keinem Blaßgeſichte die Höhle verrathen. Wampanogen, Pokanoketen, Naraganſetter treu ſein ihren Freunden, Hahdoh-Manitu Freund ſein von rothem Mann und rother Mann gern ſein bereit, die Freunde der Zunge des guten Geiſtes zu ſchützen."

„Meine Schweſter kommt von Roger Williams, welchen ihr Volk die Zunge des guten Geiſtes nennt?" fragte Lovely aufathmend.

„Hih-lah-dih horcht gern der Stimme des Hahdoh-Manitu, die ſanft klingt wie Säuſeln des Frühlingswindes im jungen Laube", entgegnete die Indianerin mit einem jener poetiſchen Bilder, welche der Sprache ihres Volkes bis auf den heutigen Tag herab eine ſo charakteriſtiſche Färbung verleihen. „Aber", fuhr ſie fort, „Hih-lah-dih die Zunge des guten Geiſtes ſeit vielen Sonnen nicht geſehen haben, ſie kommen herauf von der Salzſee, ſie kommen als Botin eines jungen Blaßgeſichtkriegers, ſchlank wie die Schirlingstanne, ſtark wie die Eiche, hellſehend wie der Luchs, raſch wie der Panther, großer Jäger, großer Krieger, ſo groß wie der graue Bär, wie der Sachem der Naraganſetter, wie der Sachem der Wampanogen!“

Der Buſen des reizenden Geſchöpfes hob ſich, während ſie in ſolcher Steigerung das Lob eines Mannes anſtimmte, deſſen Namen Lovely's lautpochendes Herz errieth, ſodaß ſie nicht überraſcht war, als die Indianerin hinzufügte: „Hih-lah-dih kommen als Botin des Goldhaars.“

Trotzdem aber, daß ſie auf dieſes Wort gefaßt war, ſchoß ihr das Blut verrätheriſch ins Antlitz und bedeckte daſſelbe über und über mit Purpur.

Dieſes Symptom entzündete eine helle Lohe in den Augen der Indianerin. Sie funkelte das weiße Mädchen mit wilden Blicken an, das feine Geäder ihrer Schläfe ſchwoll ſichtbar, ſie trat haſtig einen Schritt zurück, machte eine Gebärde, als wolle ſie auf Lovely losſpringen, und rief ihr mit zornbebender Stimme zu:

„Das Goldhaar lebt in dem Herzen des Blaßgeſichtmädchens!“

Ein ſchrecklicher Schmerz preßte die Bruſt Lovely's zuſammen. Die leidenſchaftliche Aeußerung der Indianerin zeigte ihr blitzartig in der Tiefe ihrer Seele ein Geheimniß, welches ſie bisher ſcheu vor ſich ſelber zu verbergen geſucht hatte. Sie erfuhr mit einem Schlage, daß ſie Thorkil liebte, grenzenlos liebte, und zugleich, daß ſie ſich einer Nebenbuhlerin gegenüber befände. Sie war weit entfernt, in dieſem ſchmerzlichen Augenblick nach Beruhigung durch den Gedanken zu haſchen, daß ja Natur und Religion eine nicht zu überſpringende Schranke zwiſchen dem Geliebten und dem indianiſchen Mädchen aufgerichtet hätten; aber jungfräuliche Scham und die Nachwirkungen einer auf Selbſtbeherrſchung und Entſagungsmuth gerichteten Erziehung kamen ihr in dieſer Prüfung zur Hilfe, ſodaß ſie mit gehaltener Stimme zu ſagen vermochte:

„Ja, Thorkil Wikingſon hat einen Platz in meinem Herzen. Gebietet doch der Herr, unſer Gott, Dankbarkeit gegen unſere Wohlthäter. Thorkil hat mir und denen, die ich mehr liebe als mein Leben, die größten Dienſte geleiſtet — ich möchte ihm Schweſter ſein.“

„Schweſter ſein, bloß Schweſter ſein wollen?“ rief die Indianerin aus und fügte mit einer Stimme, welche von der Glut der innigſten und heftigſten Leidenſchaft gleichſam ſchmolz, hinzu: „Hih-lah-dih ihm mehr ſein wollen, viel mehr! Immer wollen ſein bei ihm, ihm nachtragen ſeine Waffen, ihm nähen ſein Jagdhemd, ihm röſten ſein Wildpret, ihm —“

Die Worte verſagten dem hocherregten Kinde und es warf ſich, in einen Strom von Thränen ausbrechend, an die Bruſt Lovely's. Dieſe gab auch ihrerſeits dem qualvollen Schmerze nach; ſie fühlte, ſie bereute, daß ihre ſo eben gethane Aeußerung Heuchelei war, ſie mochte an

Innigkeit der Leidenſchaft der Tochter der Wildniß nicht nachſtehen, ſie umſchlang in himmliſchem Mitleid die Indianerin und ſo vermiſchten ſie ihre Seufzer, ihre Thränen, das herbſte Weh, welches noch über ihre jungen Herzen gekommen war.

Sie hielten ſich lange umfaßt. Binnen Minuten machte die gegenſeitige Zuneigung dieſer friſchen, reinen Mädchenherzen jahreweite Vorſchritte. Die Tochter der Civiliſation, welche, mit einer neuen Welt von Gefühlen in der Bruſt, ihr Alleinſtehen in dem ſtarr dogmatiſchen Kreiſe ihrer Glaubensgenoſſen ſeit einiger Zeit peinlich genug empfunden hatte, reichte dem Kinde der Wildniß die Hand, als einer Mitleidenden, als einer Vertrauten, von welcher ſie den Zuſtand ihres Innern wenigſtens errathen laſſen durfte. Hih-lah-dih ihrerſeits fühlte mit der ganzen Lebhaftigkeit und Hingebung ihres Weſens, daß ſie mit einer Altersgenoſſin zuſammengetroffen wäre, welche ſie in einem unendlich tieferen Sinne, als in der Redeweiſe ihres Volkes lag, Schweſter zu nennen begehrte.

So that denn die unerſchöpfliche Wunderthäterin Natur auch hier wieder eins ihrer Wunder, indem ſie vor dem Drange gegenſeitigen ſchweſterlichen Wohlgefallens ſogar die Stimme der ausſchließlichſten Leidenſchaft, die Stimme der Liebe des Weibes zum Manne, verſtummen machte.

Als ſich die beiden Mädchen wieder einigermaßen gefaßt und geſammelt, war ihnen zu Muthe, als wären ſie ſchon ſeit langer Zeit mit einander bekannt und vertraut. Sofort, mit der Wiederkehr einer ruhigeren Stimmung, erinnerte ſich die Indianerin des Zweckes ihres Hierſeins und ſagte:

„Hih-lah-dih muß weit weg ſein von hier, wenn die Sonne erreicht hat Mittagshöhe. Sie muß übernommene Botſchaft beſtellen, meine Blaßgeſichtſchweſter Ohren öffnen mag."

„Ich höre, liebe Hih-lah-dih."

„Gut. Das Goldhaar und auch der graue Bär laſſen ſagen meiner Schweſter, daß nicht gut ſei bleiben in Swanzey. Meine Schweſter aufmachen ſich ſoll mit Vater und altem Vater und gehen nach Providence in das Wigwam des Hahdoh-Manitu, wo bald ſein größte Sicherheit für Blaßgeſichter."

„Wie, ſind den Meinigen die grauſamen Verfolger wieder auf der Spur?"

„Nicht Verfolger von jenſeits des großen Salzſees auf Späherzug ſein, nein. Rother Mann den Kriegstanz tanzen in allen Dörfern. Die Pfade zwiſchen denſelben von Dornen gereinigt ſein, rothe Krieger kommen in Freundſchaft zuſammen, nur nicht Hunde von Pequoden. Indianer ſagen, Tomahawk müſſe ausgegraben und erhoben werden gegen die Blaßgeſichter. Zu viele derſelben für armen rothen Mann. Blaßgeſichtsvolk erſt klein wie Bächlein da, aber geworden nach und nach groß wie großer Strom im Norden, wie Salzſee, und wegſchwemmen wollen rothes Volk. Rothe Krieger aber Jagdgründe ihrer Väter behaupten müſſen, ſonſt zürnen Manitu."

„Wenn ich meine Schweſter recht verſtehe", ſagte Lovely höchlich beängſtigt, „ſo will ihr Volk in Feindſeligkeit aufſtehen gegen das meinige. Aber es iſt ja Friede zwiſchen den Eingeborenen und den Pilgern der Wildniß."

„Friede ſein noch", verſetzte die Indianerin, „aber Sachems meinen, Zeit ſein, das Kriegsgeſchrei anzuſtimmen."

„Das iſt eine traurige Nachricht. Aber will meine Schweſter nicht mit mir in das Dorf gehen, um ſich dort deutlicher auszuſprechen? Mein Volk würde ihr großen Dank wiſſen."

„Was in Dorf thun Hih-lah-dih?" entgegnete das rothe Mädchen mit einem leichten Anflug von Mißtrauen. „Wampanogenmädchen nicht gern geſehen in Blaßgeſichtsdorf. Hih-lah-dih nicht ſein geſendet in Dorf, keinen Dank will von altem, böſem Häuptling in Dorf. Hih-lah-dih geſendet ſein von dem Goldhaar an Lovely, nur an Lovely, und Dank haben will nur von dem Goldhaar."

Lovely ſchwieg nachdenklich. Der Gedanke, welche Beziehungen zwiſchen Thorkil und der Indianerin ſtatthaben möchten oder könnten, machte ſich denn doch in ſeiner ganzen Schwere wieder geltend.

„Meine Schweſter die Warnung des Goldhaars nicht darf laſſen unbeachtet", nahm Hih-lah-dih abermals das Wort. „Das Goldhaar und der graue Bärgroße Krieger ſein, viel gelten bei rothen Leuten, viel gelten bei Sachems. Beide es gut meinen mit Lovely.

Sagen laſſen, Schweſter ſich aufmachen mit Vater und altem Vater, zu gehen nach Providence. Heute noch offen ſein der Pfad durch die Wälder. Gehen raſch, nicht ſich umſehen, nicht gut ſein bleiben in Swanzey, wenn rothe Krieger zornig ſein und mit dem Tomahawk haben in den Kriegspfahl gehauen."

„Du erregſt mir große Bangigkeit, Hih-lah-dih. Aber es kommt mir nicht zu, in dieſer bedrohlichen Sache einen Entſchluß zu faſſen. Ich muß vor allem denen Mittheilung machen, welchen mein Leben angehört. Doch was auch beſchloſſen werden ſollte, deine Warnung ſoll beherzigt werden und — und — mein — unſer Dank Thorkil nicht fehlen."

„Gut. Lovely gehört haben die Botſchaft des Goldhaars. Aber Hih-lah-dih wollen, daß das Goldhaar ſagen, Hih-lah-dih gute Botin ſein. Schweſter ihr mitgeben ein Zeichen, welches ſagen, daß Botſchaft ſei gut beſtellt worden."

Lovely beſann ſich einen Augenblick, dann knüpfte ſie mit Erröthen das dunkelfarbige, unter dem Kinne feſtgebundene Flortüchlein los, womit ſie nach der Sitte der puritaniſchen Frauen Scheitel und Schläfe züchtig verhüllt hatte, und reichte es der Indianerin hin mit den Worten:

„Nimm dies und ſag' ihm, daß weder ſeine früheren Dienſte noch dieſer von mir vergeſſen werden ſollen — und ſag' ihm auch, er möge ſorgen, daß er nicht böſe Wege wandle, und bedenken, was ſeiner Abſtammung, ſeiner Farbe und ſeinem Glauben gezieme."

„Hih-lah-dih alles ſagen will, was junges Mädchen einem ſo großen Krieger ſagen darf", entgegnete die Indianerin, das Tuch an ihrem Buſen bergend.

Hierauf nahm ſie raſch das Korallenhalsband von ihrem Halſe, ſchlang es um den Lovely's und ſagte:

„Gut ſein, dies anhaben. Krieger der Wampanogen es kennen, auch Häuptlinge es kennen; gut ſein, wenn meine Schweſter zuſammentrifft mit rothen Männern."

Mit dieſen Worten befeſtigte ſie das Schloß des Schmuckes am Halſe Lovely's und küßte dieſe auf Stirn, Augen und Mund, wandte ſich dann, winkte noch einmal freundlich mit der Hand und war mit dem graziöſen Sprung einer Antilope im nahen Gebüſche verſchwunden.

## 2.

Wir ließen das liebe
Land der holden Heimat,
Wir ſollen's mit dieſen Augen nie fürder ſehn.
Wir wallten durch Wogen
Weit aus, wallten durch Stürme
Der heiligen Freiheit nach und halten ſie ſtät.

De la Motte Fouqué.

. . . . . . Die Zeiten ſind jetzt ſchwer
Und allwärtsher vernimmt man Wunderdinge,
Die man auf großes Landesunglück deutet.

Schiller.

Während die eben geſchilderte Scene im Walde ſich abſpielte, ergingen ſich am Saume deſſelben zwei Männer in ernſter Unterredung.

Sie waren langſamen Schrittes aus den zerſtreuten Häuſergruppen des Dorfes Swanzey hervorgekommen, welches damals noch wie eine Oaſe der Civiliſation in der grünen Urwaldwildniß dalag, die ſich, von ſpärlichen Rodungen unterbrochen, zwiſchen dem Pawtucket- und dem Tauntonfluſſe zur Naraganſettbai hinabzog.

Ein lebhaft ſtrömendes Waſſer, mehr Bach als Fluß, bildete das Band, welches die in unregelmäßiger Weitläufigkeit erbaute Kolonie zuſammenhielt. Wir haben dieſen Bach ſchon vorhin im Walde angetroffen. Aus demſelben hervorbrechend, durchſchlängelte er in launiſcher Wellenlinie eine muldenartige Niederung, deren ſanftanſteigende Seitenwände überall von dem regen Fleiß einer ackerbauenden Bevölkerung Zeugniß gaben. Maisfelder wechſelten hier mit Anpflanzungen von Hülſenfrüchten und tiefgrünen Matten, und einen eigenthümlich wohlthuenden Gegenſatz zu dem ringsher Schritt für Schritt vor der Kultur zurückweichenden Urforſte bildeten die treuen Begleiter des geſitteten Menſchen, die Obſtbäume, welche, zum Theil noch in ihrem Blütenſchmuck prangend, in der breiten Thalſohle allwärts ihre jugendkräftigen Stämme erhoben und mit ihren Aeſten die Häuſer und Gehöfte beſchatteten. Meiſtens deckten ſie denſelben gleichſam den Rücken, denn die Vorderſeite der Wohnungen nahm gewöhnlich ein wohlbebauter Gemüſegarten ein, welcher neben dem Nützlichen auch das Schöne, das heißt die Pflege der Blumen, nicht ganz vernachläſſigte. Von rechts und links fielen dieſe Gärten ſanft gegen den lebhaft daherrauſchenden Bach ab, deſſen beide Ufer durch mehrere Stege miteinander verbunden waren. Das Dorf bildete durchaus keine regelrechten Gaſſen. Wo die vielfachen Krümmungen des Waſſers zur Erbauung von Wohnungen gerade paſſende Bauſtellen dargeboten hatten, erhoben ſich die Behauſungen der Anſiedler bald völlig einzeln, bald, und zwar viel ſeltener, in näher zuſammenſtehenden Gruppen von drei oder vier Häuſern. Bei Anlage derſelben war auf die Geſetze der Baukunſt wenig oder keine Rückſicht genommen worden. Nothdurft und etwa die Bequemlichkeit des Einzelnen waren hier die einzige architektoniſche Regel. Doch nein, es gab auch eine allgemeinere: den ſtrengen puritaniſchen Sinn, welcher in Herſtellung und Einrichtung der Wohnung die größte Einfachheit forderte und ebendadurch eine gewiſſe Einförmigkeit in der Bauweiſe zuwege brachte. Als Baumaterial war faſt durchgängig Holz angewandt und man unterſchied an der helleren oder dunkleren Farbe deſſelben nicht nur die älteren und jüngeren Gebäude, ſondern konnte auch vermittelſt dieſes Farbenunterſchiedes vielfach an einem und demſelben Hauſe wahrnehmen, wie es ſich im Verlaufe der Zeit aus der rohen hinterwäldleriſchen Blockhütte allmälig zu einer behaglicheren Behauſung geſtaltet hatte. Zunächſt dem Walde ſtand eine Mahl- und Sägmühle, deren zwei Räder der hier mittels eines kunſtloſen Wehrs gedämmte Bach in Bewegung ſetzte. Auf der entgegengeſetzten Seite des Waſſers, näher dem Dorfe zu, ſprang aus der mälig ſich abdachenden Thalwand eine Art natürlicher Terraſſe vor, deren Rand auf allen vier Seiten mit einer Reihe ſtarker Paliſſaden eingefenzt war. Innerhalb dieſer Umzäunung erhob ſich ein aus Backſteinen erbautes Haus deſſen Fronte dem Dorfe zugekehrt war und an deſſen Hinterwand ziemlich ausgedehnte Stallungen und Schuppen ſich anlehnten. Dies Gebäude, im Dorfe kurzweg des Richters Haus genannt, ſah, wenn wir ſo ſagen dürfen, entſchieden civiliſirter aus als irgendein anderes. Es hatte in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas von jener Reinlichkeit und Solidität, welche ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert die Wohnungen engliſcher Grundbeſitzer auszeichneten. Ein heutzutage geringfügiger, damals aber noch ſehr bedeutſamer Umſtand bewies, daß dieſes Haus einem wohlhabenden Manne angehören müſſe; es hatte nämlich Glasfenſter, eine Bequemlichkeit und Zierde, welche bei den übrigen Häuſern der Niederlaſſung durchweg ölgetränkte Papierſcheiben erſetzen mußten. Vielleicht war des Richters Haus auch das älteſte im Dorfe, ſeines jetzigen Ausſehens ungeachtet; wenigſtens machten die verhältnißmäßig alten Obſtbäume, welche den hinter dem Gehöfte hügelanſteigenden Garten beſchatteten, eine ſolche Annahme wahrſcheinlich. Von dem durch ein mächtiges Bohlenthor verſchloſſenen Haupteingang der Umzäunung führte ein ſteiler, jedoch auch für Fuhrwerke zugänglicher Weg an den Bach herunter und über einen breiten Steg auf das jenſeitige Ufer. Hier ſtand inmitten eines freien Platzes von ziemlich großer Ausdehnung ein Gebäude, deſſen Wände ebenfalls mit Backſteinen aufgemauert waren und das an Größe die Wohnungen der Dörfer weit übertraf, nicht aber an kunſtloſer Einfachheit. Dieſem ſchuppenartigen Würfel von Haus hätte ein Nichtpuritaner ſchwerlich ſeine heilige Beſtimmung angeſehen. Aber es war ganz und gar der Sinnesweiſe der Pilgrime angemeſſen, die Stätten ihrer gemeinſchaftlichen Andacht durch keine jener architektoniſchen Zierden auszuzeichnen, womit ſonſt die Frömmigkeit die Orte öffentlicher Andachtsübungen zu ſchmücken liebt. Sie vermieden ſogar den Ausdruck Kirche, und in der That entſprach der Anblick ihrer „Verſammlungshäuſer“ dem Bilde, welches wir uns von einer Kirche, und wäre es die dürftigſte Dorfkirche, zu machen pflegen, nicht im entfernteſten. So war denn auch das Verſammlungshaus von Swanzey im ſtrengpuritaniſchen Stil erbaut und wurde ſein Aeußeres und Inneres mit derſelben Aengſtlichkeit vor Befleckung mit religiöſen Zierrathen und ſymboliſchem Schmucke gehütet, womit ſeine Erbauer in ihrer eigenen perſönlichen Erſcheinung alles beiſeite ließen, was, wie ſie ſich ausdrückten, an den alten Götzendienſt erinnern könnte. Nie und nimmer iſt die chriſtlich-ſpiritualiſtiſche Feindſeligkeit gegen die Schönheit ſo weit getrieben worden, wie ſie von den Puritanern in der Blütezeit ihrer finſtern Schwärmerei getrieben wurde. Es war ihnen mit ihrer Aſkeſe furchtbarer, ja blutiger Ernſt, denn ſie rechneten es ſich zum Verdienſte an, mit den „Götzendienern“, das heißt mit Andersdenkenden, bei Gelegenheit gerade ſo unerbittlich umzuſpringen, wie die Juden zu Zeiten gegen die Baalsprieſter verfahren waren.

Doch machen wir uns, ſtatt uns in allgemeine Betrachtungen zu verlieren, lieber auf, um den beiden Männern, welche aus dem Hauſe des Richters getreten waren und die Halde gegen den Waldſaum zu aufwärts wandelten, auf ihrem Morgengange nachzugehen.

Sie kehren uns, oben angelangt, gerade die Geſichter zu und geben uns ſo Gelegenheit, ſie näher ins Auge zu faſſen.

Der ältere von beiden iſt ein Greis von ſtrengem

Ausſehen, deſſen hohe Geſtalt die Laſt der Jahre und der Sorgen nicht zu beugen vermocht hatte. In dem ſcharfen grauen Auge, in der Phyſiognomie und Haltung des Mannes lag etwas Gebieteriſches, etwas Altrömiſches, und wir wiſſen fürwahr aus den geſchichtlichen Quellen, aus welchen wir bei unſerer Erzählung ſchöpfen, daß der Richter Theophilus Eaton — dieſen haben wir vor uns — ein Charakter geweſen ſei, welcher an eiſerner Willenskraft und ſtoiſcher Selbſtbeherrſchung mit den Herren der römiſchen Republik hätte wetteifern können, während ihm ſeine ſtrenge Religioſität, ſein konſequentes Durchführen der Grundſätze des Puritanismus zu außerordentlichem Anſehen in den Kolonien verhalf. Gefaßte Ruhe und äußerſte Einfachheit in Tracht, Ton, Gebärde und Rede zeichneten ſeine äußere Erſcheinung aus und die granitfeſten Züge ſeines Antlitzes verriethen keinem, daß eine Welt von Schmerzen in der Bruſt dieſes Mannes gelebt habe und vielleicht noch lebte. Er hatte in einem reichbewegten Leben viel gelitten und noch in ſeinen alten Tagen, noch unlängſt war ihm das Herbſte geſchehen: der Tod hatte ihm den einzigen Sohn in der Kraft des beſten Mannesalters geraubt.

Eaton's Begleiter trug einen Namen, der in den Annalen der Pilgrime einen unvergänglichen Klang hat, den Namen Miles Standiſh. Das unanſehnliche Aeußere dieſes Mannes ließ es keineswegs errathen, daß er eine lange Reihe von Jahren hindurch der Held und Ritter der Kolonie von Plymouth geweſen. Seine Geſtalt erreichte nicht einmal das mittlere Höhemaß und machte es erklärlich, daß ihm ein Gegner den Spottnamen „Hauptmann Knirps“ gegeben. Aber nicht nur wohnte in dieſem kleinen Körper eine Heldenſeele, ſondern ſein gedrungener Bau, ſeine ſehnenſtarken Glieder machten ihn auch geeignet, Anſtrengungen aller Art mit Leichtigkeit zu ertragen. Seine Haltung hatte nichts von der puritaniſchen Steifheit an ſich; er bewegte ſich zwanglos und raſch in einem Lederkoller und hohen Reitſtiefeln. Sein langer Degen und die mächtigen Fauſtrohre, welche er im Gürtel trug, erſchienen als ein paſſender Schmuck für ihn und hatten durchaus nicht das Lächerliche, welches gewaltige Waffen einer kleinen Figur ſonſt zu verleihen pflegen. Sein Haar war zwar nach puritaniſchem Brauche kurz geſchoren, allein eine hohe Stirn, dunkle, unter buſchigen Brauen feurig hervorleuchtende Augen und eine Habichtsnaſe gaben ſeinem gebräunten Geſichte einen kühnen, imponirenden Ausdruck, wie er den Rundköpfen nicht eben gewöhnlich war.

Die beiden Männer waren bisher ſchweigend nebeneinander hergegangen, nur hier und da mit einer leichten Kopf- oder Handbewegung den Morgengruß erwidernd, welcher von ſeiten einzelner Dörfler, die an ihre Feldarbeiten gingen, beim Begegnen an ſie gerichtet wurde. Am Saume des Waldes angelangt, ſtanden ſie auf einer erſt kurz zuvor gerodeten Stelle ſtill, wandten ſich um und blickten auf das Dorf hernieder, welches in idylliſchem Morgenfrieden vor ihnen lag.

„Es iſt ein lieblicher Ort, Richter", begann Standiſh das Geſpräch, „welchen Ihr Euch da unten zurechtgemacht habt. Welche Felder, Wieſen und Gärten! Seht nur, wie alles grünt und blüht und wie der beginnende Sommer einen geſegneten Herbſt verſpricht."

„Ja, Kapitän", lautete die Antwort Eaton's, „die Hand des Herrn, der geprieſen ſei für und für, hat ſich uns gnädig erwieſen. Wenn ich daran denke, wie der Platz, wo jetzt Swanzey ſteht, ausſah, als ich ihn, es ſind jetzt gerade ſechsunddreißig Jahre her, zuerſt betrat, muß ich mit dankbarem Herzen die Huld des Höchſten anerkennen, der uns geſtattete, inmitten der Wildniß ein ſicheres Zelt für ſeine Bundeslade zu gründen. Wir fanden kaum eine freie Stelle, um unſere Erdhütte aufzubauen, ſo wildverſchlungen war der Wald, und es koſtete Mühe und Schweiß genug, bis wir nur zum erſten Blockhauſe Raum gewonnen hatten. Seht, dort ſtand es, wo jetzt mein Haus ſteht. Am Tage, als die Hütte aufgeblockt war, gab mir mein Weib den Sohn, der —"

Ein leiſes Zittern ſeiner Stimme wurde bemerkbar, als er abbrach. Standiſh beſaß Zartſinn genug, das erſt kürzlich ſo ſchmerzlich verwundete Gefühl des Vaters zu ſchonen. Er ſchwieg daher. Der Blick des Greiſes richtete ſich unwillkürlich auf den Friedhof, welcher von drei Seiten das Verſammlungshaus umgab, und wie er dort mit den Augen ein Grab ſuchte, feuchteten ſie ſich und zwei große Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen herab. Aber als ſchämte er ſich ſeiner Schwäche, fuhr er ſich mit der Hand über das Geſicht und drängte mit einer gewaltſamen Bewegung den Schmerz in ſeine Bruſt zurück. Standiſh jedoch faßte mit freundſchaftlicher Wärme die Rechte ſeines Begleiters und ſagte nachdrücklich:

„Freund, es iſt nicht gut, der Natur ihren Tribut zu verweigern.“

„Ja“, verſetzte Eaton ſich faſſend, „der alte Adam iſt mächtig in uns allen und — und — es iſt, denk' ich, ein Unterſchied zwiſchen gefühlloſer Stumpfheit unter der Hand Gottes und dem kindlichen Beugen darunter. Ich beuge mich ihr ohne Murren, wenn auch nicht ohne Schmerz. Der Herr hat mir mein Kind gegeben, er nahm es mir — ſein Name ſei hochgelobt für und für! Muß ich doch dankbar ſein für all die große Freude, die mir der Sohn lange Jahre bereitete.“

„Ja, er war ein Trefflicher, Richter, beſcheiden und klug in ſeiner Rede, kühn und wacker im Handeln. Sein Auge wie ſeine Herzensgüte erinnerten an ſeine Tante, die arme Mabel“ —“

„Nichts von ihr, Freund, nichts von ihr“, unterbrach Eaton den Kapitän ſtreng, faſt unwillig. „Sie iſt ausgelöſcht aus dem Buche des Lebens, aus dem Regiſter der Gemeinde des Herrn.“

„Aber nicht aus Eurem Herzen, verzeiht mir; nein, nicht aus Eurem Herzen. Eine Schweſter, die man ſo geliebt hat, wie Ihr Mabel liebtet, eine Schweſter, die einem eine ſo treue Gefährtin in der Wildniß war, wie ſie Euch geweſen, die vergißt man nicht.“

„Wenn nicht, ſo iſt es Sünde vor Gott, der ſeinen Weizenacker vom Unkraut geſäubert wiſſen will. Ich habe ſie vergeſſen, ich habe mich bemüht, ſie zu vergeſſen. Der Herr hat mich in ihr gezüchtigt, weil mein thörichter Stolz frohlockte, eine ſolche Schweſter zu haben.“

„Wohl, aber nur noch dieſes: was iſt aus ihr geworden?“

„Ich weiß es nicht, ich will es nicht wiſſen. — O, lieber zehn Söhne verlieren, ſo, wie ich den einzigen verlor, als eine Schweſter, ſo, wie ich ſie verlor! — Sie iſt ihrem Verführer gefolgt, ihm, dem Sohne Belial's, der wie ein reißender Wolf in unſere Heerde brach, ihm, der lieber mit den rothen Heiden zuſammenleben wollte als mit den Anhängern des ewigen Wortes. Ja, ſie iſt ihm gefolgt, denn der Verworfene wagte es, nachdem er die gerechte Strafe für ſeine fluchwürdigen Irrthümer erlitten und bei Todesſtrafe aus der Gemeinde gebannt worden war, hierher zurückzukehren, und das unglückſelige ſündhafte Weib hatte nicht die Kraft, ſeinen Lockungen zu widerſtehen.“

„Aber durfte ſie das? War ſie nicht ſein Weib? War es nicht ihre Pflicht, dem Manne zu folgen?“

„Es gibt nur eine Pflicht, die, das Gebot des Herrn zu vollbringen. Sein Gebot aber lautet: Du ſollſt keine Gemeinſchaft haben mit den Gottloſen und nicht ſitzen, wo die Spötter ſitzen. Doch genug von dieſer Sache und für immer, ich bitt' Euch, Freund.“

„Ich ehre Euer Gefühl, Richter, und würde den peinlichen Gegenſtand wohl gar nicht berührt haben, wenn mich infolge meines geſtern Abend in der Höhle abgeſtatteten Beſuchs nicht die ganze Nacht hindurch die Erinnerung an eine Zeit gepeinigt hätte, in welcher ich vielleicht noch herber litt als Ihr und aus ähnlicher Urſache.“

Eaton wollte offenbar ablenken, indem er fragte:

„Wie fandet Ihr unſere theuren Brüder?“

„Gefaßt und ſtark im Vertrauen auf den, der die alte gute Sache ſchon einmal ſo glorreich triumphiren machte. Aber es war dennoch ein ſchmerzliches Wiederſehen.“

„Ich verſtehe“, verſetzte der Richter, und mit einem jener plötzlichen Aufſchwünge glühenden Gefühls, welche ſeinen Glaubensgenoſſen eigen waren, ſchlug er die Augen zum Himmel auf und ſprach: „Wie lange, o Herr, wie lange noch ſollen die, ſo dein Werk mit unermüdlichem Eifer geſchafft haben, in der Wildniß ſich bergen müſſen wie der gejagte Panther? Wie lange ſollen ſie fliehen müſſen vor den Schergen des götzendieneriſchen Pharao, deſſen ſchamloſe Buhlerei und Tyrannei jetzt das Land verpeſtet, in welchem dein Erwählter, Kromwell, ſo herrlich gewaltet hat als ein gerechter Richter in Iſrael?“

„Es war nicht das allein, Freund, obwohl ich ſagen darf, daß ich ſo gut wie einer ein Herz habe für die Trübſale von Alt-England. Aber es war nicht das allein. Das Zuſammentreffen mit unſern Freunden rief mir eine Zeit ins Gedächtniß zurück, wo kaum ein Tag verging, ohne daß ich der Gaſt derer war, welchen im jetzigen

Augenblick mein Haus nicht als Zufluchtsort anbieten zu können mir bitter wehthut, eine Zeit, ſag' ich Euch, wo ich fühlte, daß ich hätte grenzenlos glücklich werden können, aber ſtatt deſſen ſehr unglücklich wurde."

„Eitelkeiten des Fleiſches", murmelte Eaton und runzelte die Stirn.

Allein Standiſh fühlte nun einmal das Bedürfniß, ſich auszuſprechen, fand daher für gut, die ſtrenge Bemerkung ſeines Begleiters nicht zu beachten, und fuhr fort:

„Duxborough, die alte Halle meiner Vorfahren, liegt nur eine kleine Meile von dem Wohnſitze des Mannes entfernt, welcher, vormals einer der angeſehenſten unſeres Heimatlandes, ſammt ſeinem Schwiegerſohne jetzt keinen Fleck Erde hat, um ſein greiſes Haupt in Frieden zur Ruhe zu legen. Ich kam häufig nach Whalley-Park und bald mußte ich mir geſtehen, daß ich in Betracht meiner Ruhe zu häufig hingekommen wäre. Bei meinem Gaſtfreunde lebten ſeine Tochter und zwei Enkeltöchter, weil das Haus des Schwiegerſohns, welcher ſeines kriegeriſchen Berufes halber meiſtens abweſend war, für die Mutter und die Mädchen gar zu einſam geweſen wäre. Die jüngere derſelben war damals noch ein bloßes Kind; es iſt Kordelia, die Ihr kennt. Die ältere, Deſdemona, war im Alter von ſechzehn Jahren ſchön und herrlich wie unſere Stammmutter Eva vor dem Sündenfalle."

„Redet nicht weiter, redet nicht weiter. Ich kenne die unglückſelige Geſchichte. Die Weisheit und Tugend meines alten Freundes verkehrte ſich in ſeiner Enkelin in

Thorheit und Sünde. Ein Hund von Franzoſe trat als Verſucher zu ihr und entführte ſie dem großväterlichen Hauſe. Es war eine ſchreckliche Prüfung für den Großvater und den Vater. Und doch — war es nicht zugleich eine gerechte Züchtigung? Hatten ſie dem eitlen Tande der Welt nicht zu großen Raum in ihrem Hauſe geſtattet? Hatten ſie nicht die ſündhafte Schwäche gehabt, der Mutter der beiden Mädchen ihr leichtfertiges Gefallen an den gottesläſterlichen Gaukelſpielen des Lotterbuben, genannt William Shakeſpeare, nachzuſehen? Hatten ſie ihr nicht geſtattet, die Thorheit ſo weit zu treiben, daß das Weib ihren Töchtern Namen gab, welche aus den elenden Komödien jenes buhleriſchen Sittenverderbers entlehnt ſind?"

„Ich will mit Euch darüber nicht rechten, Richter", entgegnete Standiſh und gab ſich keine Mühe, ſeinen Mißmuth über dieſen Ausbruch fanatiſcher Unduldſamkeit zu verbergen. „Ich weiß nur, daß die Mutter der Mädchen ihr Leben lang als das Muſter einer Tochter und Ehefrau geachtet war. Und ferner weiß ich, daß ich, obgleich ich wußte, daß auch Deſdemona häufig im Shakeſpeare las, den Tag geſegnet hätte, an welchem es mir vergönnt geweſen wäre, das Mädchen als meine Gattin in die Halle meiner Väter einzuführen. Ich Thor ſah über die Ungleichheit des Alters hinweg und vergaß, daß die Augen eines ſechzehnjährigen Mädchens nicht mit Wohlgefallen auf einer Geſtalt ruhen konnten, wie die meinige iſt. Mein Nebenbuhler hatte zu viele perſönliche Vorzüge vor mir voraus."

„Ja, der Satan weiß ſeine Werkzeuge zu wählen. Doch tröſtet Euch, wenn Ihr nicht längſt getröſtet ſein ſolltet. Der Herr hat alles wohl gemacht. Wäre Euer irdiſches Streben Euch gelungen, ſo hättet Ihr wohl nie daran gedacht, Euch über's Weltmeer hierher zu der verfolgten Gemeinde Gottes zu wenden, ſo wäre es Euch nicht vergönnt geweſen, in der Hand des Höchſten ein ſo kräftiges Rüſtzeug für ſeine heilige Sache zu werden, ein Werkführer an dem Bau eines gottſeligen Gemeinweſens, welches, mir ſagt es der Geiſt, aller Feindſchaft der Hölle und ihrer Anhänger zum Trotz in der Vollkraft des göttlichen Segens wachſen und gedeihen wird bis ans Ende der Zeiten.“

„Ihr wollt Balſam in die alte Wunde träufeln, welche geſtern Abend wieder zu bluten angefangen hat; ich dank' Euch, Freund. Sie wird ſich raſch wieder ſchließen, denn ich bin nicht ſo geartet, daß ich über verlorenes Liebesglück ſeufzen ſollte wie die Schäfer in Sidney's Arkadia — verzeiht, daß ich abermals eines profanen Poeten erwähne. Was mir aber am Herzen liegt, iſt das Schickſal des trefflichen Mädchens, welches mich geſtern zu den Ihrigen geführt hat. Wie leicht kann eine unglückliche Schickung das gute Kind zur ſchutzloſen Waiſe machen!“

„Laßt Euch das nicht bekümmern, Kapitän. Mein Haus iſt kinderlos, da mein Sohn keine Kinder hinterließ, und ich ſehe es fürwahr als eine Gabe des Herrn an, daß er mir Lovely unter mein Dach ſchickte. Sie ſoll meine Tochter ſein und es wird ihr auch dann, wann ich der irdiſchen Trübſal entnommen ſein werde, an des Lebens Nothdurft nicht fehlen. Das Kind iſt in der Furcht Gottes erzogen und eine echte Frucht von dem alten guten Stamm ſeines Vaters und Großvaters.“

„So iſt es, und je mehr ich geſtern auf unſerem Gange nach der Höhle das reine Gemüth und den edlen Geiſt des Kindes lieben lernte, um ſo mehr beunruhigte mich ſeine Zukunft. Doch nun Ihr es unter Euren väterlichen Schutz genommen, iſt alles gut. Ich hoffe auch, daß unſere verfolgten Freunde nicht allzulange wie gehetztes Wild in Schluchten und Höhlen ſich werden verbergen müſſen. Die Wuth der Verfolgung wird nachlaſſen und wir werden den Flüchtlingen eine warme Stelle an unſerem Herde bereiten können.“

„Wir wollen Gott in Demuth bitten, daß er es geſchehen laſſe. Einſtweilen ſind ſie ſicher da, wo ſie ſind. Nur Lovely, ich, mein vertrauter Knecht Obededom und jetzt Ihr kennen ihren Zufluchtsort, und ſollte derſelbe ſonſt einem unſerer Brüder bekannt werden, ſo glaube ich nicht, daß unter den Bewohnern von Swanzey irgendeiner verworfen genug dächte, die Heiligen des Herrn an die Sendlinge des Mannes zu verrathen, dem ſelbſt ein Zeichen, wie es am dreißigſten Januar des geſegneten Jahres 1649 zu Whitehall geſchah, nicht zur Warnung dienen mochte. Aber mir will ſcheinen, Kapitän, als ob wir alle ſchon abgewichen ſeien von den Wegen des Herrn, weil wir es nicht wagen, denen, die für unſere Sache in unſerem ſchwergeprüften Heimatlande ſo mannhaft eingeſtanden, hier in den Zufluchtsſtätten der verfolgten Kinder Iſrael offen unſern Schutz angedeihen zu laſſen und den Schergen des ungläubigen Ahab zu ſagen: Es ſind unſere Brüder; ſo ſie ſtrafbar, ſind wir es auch: wir ſtehen einer für alle und alle für einen."

„Die Zeiten ſind jetzt ſchwer, Freund, und es geziemt denen, welchen von ihren Mitbürgern die Leitung der Kolonien anvertraut worden, neben dem Eifer auch die Klugheit walten zu laſſen. Bedenkt, mehr noch durch Liſt als durch Gewalt entging der Sohn Iſai den Fangſtricken Saul's. Und dann, wenn wir es dermalen noch mit dem ſchwarzen Stuart und ſeinen Helfershelfern dieſſeits und jenſeits des Meeres allein zu thun hätten, ja, ſo möchte ein unverhohlenes Auftreten in dieſer Sache wohl zu wagen ſein, aber es droht uns ja eine viel nähere Gefahr."

Hier trat eine kurze Pauſe in dem Geſpräche ein und die beiden Männer ſchritten nachdenklich nebeneinander über den Raſen dahin. Hierauf ſagte Eaton:

„Die Zeit der Heimſuchung iſt wiedergekommen und wehe denen, welche Gottes Zorn unvorbereitet ereilt. Aber als Männer, welche mit den Anfechtungen deſſen, der umhergeht wie ein brüllender Löwe, ſchon manch einen guten Kampf beſtanden haben, wollen wir mit dem Schilde des Glaubens und dem Panzer des Vertrauens auf den, der uns arme Pilger der Wildniß bisher ſo wunderbarlich geleitet hat, uns gegen die nahende Prüfung rüſten."

„So wollen wir und auch der weltlichen Rüſtung ſollen wir daneben nicht vergeſſen.“

„Nein, obwohl dergleichen in den Augen des Herrn nur eitler Tand iſt. Ihr wollt von den Gefahren ſprechen, Kapitän, womit der rothe Heide unſere Anſiedlungen bedroht. Lange ſchon hat der barmherzige Gott allen denen, die nicht blind ſind gegen ſeine mahnenden Wunder, Zeichen und Warnungen offenbar werden laſſen, welche verriethen, daß er ſich wieder einmal aufmachen wolle, Gericht zu halten und die Spreue vom Weizen zu ſondern.“

„Wie meint Ihr das, Freund?“ fragte Standiſh, welcher, obgleich ein entſchiedener Anhänger der puritaniſchen Sache, dennoch von der finſtern Schwärmerei und den ſubtilen Grübeleien, in welchen die meiſten ſeiner Mitbürger ſo ſehr ſich gefielen, jederzeit ſich ferngehalten hatte.

„Wie ich das meine?“ verſetzte der Richter mit einem leiſen Anflug von Mißbehagen in ſeiner Stimme. „So meine ich es, daß Zeichen und Wunder am Himmel und auf Erden geſchehen ſind die letzte Zeit her, welche uns hätten warnen ſollen, dem Strafgerichte Gottes nicht unvorbereitet entgegenzugehen. Hat man nicht drüben in Rehoboth während des vergangenen Winters zu wiederholten malen am hellen Tage deutlich einen indianiſchen Bogen in der Luft erblickt? Hat man nicht droben in der Baikolonie im Sauſen der Frühlingsſtürme hell und klar ein Getrappel und Gewieher vernommen als von zum Angriff ſtürmenden Reitergeſchwadern? Aber am ſchreckdarſten wohl hat ſich hier in Swanzey die bevorſtehende Heimſuchung zum voraus angekündigt, denn beim letzten Vollmond ſahen wir eine Erſcheinung, die wohl geeignet war, jedes Herz mit Sorge und Schrecken zu erfüllen. Denkt Euch, Freund, in der klaren Mondſcheibe erſchien greifbar deutlich das Bild jener abſcheulichen Trophäe, welche die rothen Heiden, die Anbeter Moloch's und Aſtarot's, ihren getödteten Feinden zu entreißen pflegen."

„Das Bild eines Skalpes?"

„Ja, ein Skalp, und greifbar deutlich, ich wiederhole es. Als meine Augen dieſes Wunderzeichens anſichtig geworden, konnte ich keinen Augenblick mehr zweifeln, daß eine große Heimſuchung herannahe und daß der Herr im Begriffe ſei, die Ruthe der Züchtigung wider ſein Volk zu erheben."

Ein kaum merkliches Lächeln machte die Mundwinkel des Kapitäns für einen Moment zucken, während ihm ſein Begleiter mit dem ganzen Ernſte gläubigſter Ueberzeugung dieſe wunderbare Skalpgeſchichte mittheilte. Weil aber ſeine Achtung vor Eaton zu groß war, als daß er auch nur den leiſeſten Zweifel hätte lautwerden laſſen mögen, hielt er es für angemeſſen, nicht weiter auf die Sache einzugehen, und ſagte daher:

„Gott hat uns in ſeiner Güte auch andere Mahnungen und Warnungen zugehen laſſen. Selbſt in den Reihen unſerer Feinde hat er uns einen Kundſchafter erweckt, welcher uns über die böſen Anſchläge der Feinde Aufſchlüſſe gab. Ihr habt ohne Zweifel davon gehört, Richter?"

„Nichts Beſtimmtes. Mein Sinn war in letzter Zeit vielleicht mehr, als er ſollte, von den Angelegenheiten unſerer Brüder abgezogen. Ich fürchte, daß ich ob der Hingabe an meinen ſelbſtiſchen Schmerz meine Pflichten als Richter und Aelteſter dieſer Gemeinde in ſtrafbarer Weiſe vernachläſſigt habe.“

„Ihr thut Euch Unrecht an, Freund. Wollte Gott, daß alle Leiter der Gemeinweſen dieſer Kolonien an Eifer und Thätigkeit für das gemeine Beſte dem Richter von Swanzey gleichkämen. Da Ihr aber in Eurer Zurückgezogenheit von dem neueſten Stande unſerer Verhältniſſe zu den Indianern nicht genau unterrichtet ſein mögt, ſo will ich das Nöthige kurz mittheilen. Der Wampanog Metakom, welchen wir König Philipp zu nennen pflegen —“

„Fluch ſei dieſem Nabuchodonoſor der Wälder!“ murmelte Eaton zwiſchen den Zähnen.

„Ja, der falſche Heide ſcheint allen Ernſtes über einem Werke der Finſterniß zu brüten, obgleich die Kolonien bisher allen ſeinen billigen Wünſchen Rechnung getragen und noch jüngſt einigen ſeiner Beſchwerden, welche irgendwie begründet waren, abgeholfen haben. Man muß ſagen, daß nicht alle unſere Brüder im Verkehre mit den Eingeborenen jederzeit der Stimme der Klugheit und Gerechtigkeit die gehörige Achtſamkeit geſchenkt haben, allein ebenſo wahr iſt es, daß im Ganzen die Indianer von ſeiten der Koloniſten mit hilfreicher und dienſtbereiter Freundlichkeit behandelt worden ſind. Der Sohn Maſſaſoit's hat aber einen viel ehrgeizigeren und gewaltthätigeren

Sinn als ſein Vater und es ſcheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß er ſich geradezu mit dem Plane trägt, alle Weißen in Neu-England auszurotten. Die ausgezeichneten Gaben, welche er beſitzt, hat er dazu angewandt, ein großes Verbündniß unter den Rothhäuten zu ſtiften. Nicht nur hat er die Stämme der Pokanoketen unbedingt ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen gewußt, ſondern es ſteht auch zu befürchten, daß er den feurigen und kühnen Sachem der Naraganſetter völlig in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt hat, und leider müſſen wir uns geſtehen, daß Kanonchet vollwiegenden Grund zur Racheluſt hat.“

„Ihr meint von wegen der That auf der Sachems-Ebene, Kapitän. Aber hat nicht der Herr geboten, die Brut der Götzendiener hinwegzutilgen von der Oberfläche der Erde?“

„Wohl, Richter, aber trotzdem glaube ich, daß man mit Miantonomo nicht ganz ſo verfahren iſt, wie es Chriſten geziemte. Doch geſchehene Dinge laſſen ſich nicht ändern. Die Regierungen der Kolonien haben wahrgenommen, daß ſeit einiger Zeit unter den Eingeborenen von ganz Neu-England ein ungewöhnlich bewegtes und gährendes Leben und Treiben ſtattfindet. Der Trotz, womit die Häuptlinge auftreten, und andere Symptome verrathen, daß die Heiden zu einem gewaltſamen Ausbruche ſich bereiten. Die Leiter der Baikolonie wie die von Plymouth und Konnektikut gaben ſich Mühe, den Umtrieben Philipp's auf die Spur zu kommen, aber der ſchlaue Wilde wußte dieſe Bemühungen lange zu vereiteln.

Endlich verſchaffte uns John Saſamon einen Einblick in das dunkle Gewebe indianiſcher Ränke.“

„John Saſamon, der verworfene Abtrünnige?“

„Dieſer Indianer war ein Abtrünniger, gewiß, denn er entwich nach ſeiner Bekehrung durch den trefflichen Elliot wieder in die Wälder, um ſein altes Vagabundenleben fortzuſetzen. Allein die Reue faßte ihn, er kehrte zu uns zurück, that in ſtrengſter Form Kirchenbuße und wurde ein geſegneter Gehilfe ſeines Bekehrers. Auf einem ſeiner Bekehrungsgänge traf er zufällig mit ſeinem alten Bekannten Metakom und andern Häuptlingen zuſammen und ſeine Klugheit wußte bei dieſer Gelegenheit zu erkunden, daß ein großer Schlag gegen die Weißen im Werke ſei. Sofort machte er von dem, was er gehört, geſehen und errathen, dem Governor von Plymouth, unſerem Freunde Winſlow, ausführliche Anzeige. Aber drei Tage darauf wurde er von drei Indianern grauſam ermordet. Zwei der Mörder gelang es zu fangen und ſie erlitten den Tod, wie Rechtens. Der dritte aber entkam und es war dies kein anderer als Metakom's vertrauteſter Unterhäuptling, der teufliſche Annawon. Demnach ſteht feſt, daß die mörderiſche That von Philipp angeſtiftet oder geradezu befohlen worden iſt, obgleich die zwei Erwiſchten jedes Zeugniß gegen ihren Sachem verweigerten, ſogar auf der Folter, ein Beweis, in welchem Grade dieſer Heide die Gemüther ſeiner Leute ſeinem überlegenen Willen unterthan zu machen verſteht.“

„O, Satan hat zu allen Zeiten ſeinen Anhängern die Macht der Verführung gegeben. Doch ſprecht, Kapitän, welche Maßregeln hat die Regierung der Kolonie auf Saſamon's Eröffnungen hin getroffen?"

„Vorerſt die, alle Gemeinden zum Aufſehen zu mahnen, Waffenübungen für die Milizen anzuordnen und den Brüderkolonien Nachricht von der bedrohlichen Gefahr zu geben. Ich ſelbſt bin, wie Ihr wißt, auf einer Rundreiſe begriffen, um in allen Niederlaſſungen nach den Vorräthen von Waffen und Munition zu ſehen, die waffenfähigen Männer zu muſtern und nöthigenfalls da und dort Anſtalten zum Widerſtande zu treffen. Zu meinem Bedauern muß ich jedoch ſagen, daß der Vorfall mit Saſamon die Leiter der Kolonie mit faſt zu ängſtlicher Beſorgniß erfüllt hat. Namentlich wirkte die Wahrnehmung, daß Philipp auf eine uns räthſelhafte Weiſe ſo ſchnell von den Angaben Saſamon's Kenntniß erhalten hatte, ſehr niederſchlagend, weil daraus hervorgeht, daß die Fühlfäden ſeiner Schlauheit bis in unſere Mitte ſich erſtrecken."

„Die Liſt der Böſen wird zu ſchanden werden an mir, ſpricht der Herr, und wohl dem, der ſeiner Verheißung vertraut. Ja", fuhr der Greis fort, ſeine hohe Geſtalt aufrichtend und mit dem ganzen Feuer jener kriegeriſchen Begeiſterung, welche dem Puritanismus ſo außerordentliche Erfolge verſchafft hatte, „ja, laßt den blutigen Heiden ankommen! Er ſoll in uns Männer finden, welche allen ſeinen Teufeleien Trotz zu bieten wiſſen. Der Herr hat uns hierhergeführt in dieſes Land als in ein neues Kanaan, welches er ſeinem erwählten Volke bereitet hat. Redlich haben wir dieſen Boden erworben, mit unſerem Schweiße haben wir ihn gedüngt, mit unſerer Hände Arbeit ihn urbar gemacht. Feſt wollen wir darauf ſtehen und uns von keinem davon verdrängen laſſen, von keinem, und wäre er auch verbündet mit allen Mächten der Hölle!“

„Amen“, ſprach der Kapitän und ſchlug an ſein Schwert, daß es freudig in der Scheide klirrte; „Amen von ganzem Herzen. Aber ſeht, was kommt denn dort für ein wunderlicher Geſelle daher?“

Eaton folgte mit den Augen der auf den nächſten Waldvorſprung deutenden Hand des Freundes und ſagte dann:

„Das iſt ja fürwahr der alte Blackſtone. Sicherlich hat ſeine Erſcheinung etwas zu bedeuten, denn ohne gewichtigen Grund hätte der menſchenſcheue Einſiedler ſeine Wälder nicht verlaſſen. Seht, er hat uns wahrgenommen und kommt gerade auf uns zu.“

## 3.

Und als wir watend durch die Furt nun ſetzten,
Voran den Führer, den verſicht'gen Schreiter,
Da ſpornte jenſeits einen ſchaumbenetzten,
Langmähn'gen Rappen ein Savannenreiter.
Gedrungne Formen, Glieder wie von Erze,
Lichtblaues Jagdhemd mit ſcharlachner Franſe,
Buntfarb'ges Tüchlein um des Haares Schwärze,
So kam er näher mit gefällter Lanze.
Im Flug nur, ſchien es, wollt' er uns betrachten;
Umſonſt hinüber ſandt' ich Ruf und Zeichen.
Er ſah mich winken, ohne drauf zu achten,
Wandte ſein Roß und trat es in die Weichen.

Freiligrath.

Der Herankommende war, ſchon ſeiner äußern Erſcheinung wegen, von Standiſh nicht mit Unrecht als ein wunderlicher Geſelle bezeichnet worden.

Eine lange, hagere Greiſengeſtalt, ſaß er auf einem kleinen, munter ausſchreitenden Ochſen, welchen er mittels eines durch den Naſenring des Thieres gezogenen Strickes lenkte. Das gehörnte Roß und ſein Reiter ſchienen ſich gegenſeitig vortrefflich zu verſtehen und durch die Gewohnheit eines langen Umgangs mit einander vertraut worden zu ſein. Wenn ſein Alter nicht im Wege geſtanden, hätte unſer Reiſender kein übles Bild von einem Johannes in der Wüſte dargeboten, ſo primitiv ſah ſein Anzug aus, ſo abgewettert ſein Geſicht, von welchem ein langer grauer Bart in zwei nicht ſehr gepflegten Strängen bis auf den Ledergürtel herabfiel, welcher ſeinen abgetragenen, ehemals ſchwarzen, jetzt aber in allen Farben ſpielenden Leibrock zuſammenhielt. Seine langen Beine ſtaken in Beinkleidern von Hirſchhaut und die ungeſchlacht großen, faſt den Boden berührenden Füße in Mokkaſins deſſelben Stoffes. Er hatte eine alte langläufige Büchſe auf dem Rücken hängen und trug in der Hand einen kurzen Stab mit eiſerner Spitze, welcher die Dienſte von Reitpeitſche und Sporen verſehen mußte.

Lange Jahre hindurch war der Vater Blackſtone — ſo wurde er allgemein genannt — in dieſem Aufzuge im Innern der Kolonien von Neu-England eine bekannte und überall willkommene Erſcheinung. Früher daheim in England ein wohlbeſtallter Pfarrer der biſchöflichen Kirche, hatten ihn die ungerechten Plackereien von ſeiten des Oberhauptes ſeiner Diöceſe veranlaßt, jenſeits des Oceans nach einer friedlicheren Exiſtenz ſich umzuſehen. Er ſchloß ſich zwar keiner der puritaniſchen Gemeinden an, lebte aber mit allen im beſten Einverſtändniß, das um ſo leichter aufrecht zu erhalten war, als Blackſtone mit den Koloniſten nur ſelten in nähere Berührung kam. Von ungewöhnlicher Liebe zur Einſamkeit getrieben, hatte er ſich in die dichteſten Forſte ſüdlich vom Charlesfluſſe zurückgezogen. Dort lebte er in einer eigenhändig erbauten

Blockhütte vom Ertrage eines Gartens, welchen er mit unendlicher Mühe und Sorgfalt angelegt und in welchem er eine Obſtkultur zuwegegebracht, die im ganzen Lande nicht ihresgleichen hatte. Zwei junge Ochſen hatte er ſich, den einen zum Laſtthier, den andern zum Reitpferd, abgerichtet und man wußte außerdem Wunderdinge zu erzählen von der Geſchicklichkeit, womit er junge Bären, Elennthiere, Vögel und anderes Gethier zu zähmen und zu anſtelligen Genoſſen ſeines einſamen Lebens zu machen verſtand. Nur ein paarmal im Jahre pflegte er in den Anſiedlungen zu erſcheinen, um ſein Obſt, ſeine Sämereien, ſeine Honigwaben gegen ſonſtige Bedürfniſſe der höchſt einfachen Lebensweiſe, welche er führte, auszutauſchen, und bei ſolchen Gelegenheiten wurde er namentlich von den Kindern, welchen er allerlei hübſche Raritäten und gute Sächelchen mitzubringen pflegte, jubelnd begrüßt. Im übrigen war er trotz ſeiner Menſchenſcheu durchaus kein ſauertöpfiſcher, ſondern im Gegentheile ein heiterer, jovialer, dem Scherze geneigter Mann.

Als der des ſchwierigen Terrains ungeachtet rüſtig vorwärtstrabende Bukephalos — dieſen klaſſiſchen Namen hatte der Einſiedler ſeinem Ochſen gegeben — in einer Entfernung von einigen hundert Schritten die beiden Männer erblickte, ſtand er ſtill, wandte den Kopf nach ſeinem Reiter zurück und ließ ein dumpfes Gemuhe hören. Ein leichtes Schütteln mit dem Stricke von ſeiten Blackſtone's ſetzte aber das Thier ſogleich wieder in Gang und in der nächſten Minute trafen die drei zuſammen.

Die Begegnung war von beiden Seiten eine höchſt freundliche. Selbſt Eaton's ſtrenge Züge milderten ſich beim Anblick des alten Bekannten und er ſagte in einem leichteren Tone, als ihm gewöhnlich eigen war:

„Willkommen, Vater Blackſtone, willkommen in Swanzey. Welcher gute Wind hat Euch denn ſo weit nach Süden herabgeweht?"

„Hm, Richter", verſetzte der Anachoret, das rechte Bein mit großer Gelenkigkeit über den rohgearbeiteten Holzſattel hebend und abſteigend, „hm, vermuthe faſt, der Wind, der mich ſo weit ſüdwärts trieb, möchte Euch nicht viel Gutes bringen."

„Wie meint Ihr das, alter Freund?"

„Ja, das iſt nicht ſobald geſagt und wir thäten vielleicht gut, in Euer Haus zu gehen, denn ich möchte meinen Neuigkeitsſack nicht ſo ohne alles Weitere auf öffentlichem Felde ausleeren."

Ein zweifelhafter Blick auf Standiſh begleitete dieſe Worte Blackſtone's.

„Laßt Euch die Gegenwart meines Freundes hier nicht anfechten, Vater Blackſtone", ſagte der Richter. „Es iſt der Kapitän Sir Miles Standiſh von der Plymouthbai, deſſen Name Euch wohl auch ſchon zu Ohren gedrungen iſt."

„Freilich, freilich, müßte ja taub ſein, ſo ich noch nie von dem kleinen Feuerſpeier gehört hätte. Verzeiht, Kapitän, ſo nennen Euch die Rothen, und verſichere Euch, ſie thun's mit dem gehörigen Reſpekt. Sie haben einen tüchtigen Zahn auf Euch, fürchten Euch aber ganz paſſabel.“

Standiſh gab dem Alten lachend die Hand und ſagte:

„Habt Ihr mir vielleicht Grüße von meinen rothhäutigen Freunden zu beſtellen?“

„Das nicht, nein, aber ich fürchte faſt, ſie möchten Euch dieſe Grüße demnächſt perſönlich überbringen und ihre Anſprache dürfte nicht die freundlichſte ſein. Doch genug des Scherzes“, fuhr der Einſiedler fort und ſein Geſicht wurde ernſt. „Es geziemt mir nicht, in ſpaßhaftem Tone zu ſprechen, da ich der Ueberbringer bedenklicher Neuigkeiten bin.“

„Sprecht Freund“, ſagte Eaton. „Was führt Euch hierher?“

„Die Beſorgniß um das Heil der Koloniſten, Richter. Ihr wißt, ich gelte etwas bei den Rothen, weil ich mich allen jederzeit freundlich erwieſen und vielen in Krankheitsfällen beigeſtanden bin. Außerdem halten ſie mich für einen großen Medicinmann oder Powow, was freilich unter Chriſtenmenſchen keine große Ehre iſt, denn ſo, wißt Ihr, nennen die armen verblendeten Leute ihre armſäligen Gaukler. Indeſſen verleiht mir der Ruf, in welchem ich ſtehe, Ruhe und Sicherheit in meiner Zurückgezogenheit und ſo halte ich mich nicht für verpflichtet, gegen den Titel eines Medicinmannes ausdrücklich zu proteſtiren. — Ich ſehe an Eurer gefurchten Stirn, was Ihr darüber denkt, Richter, allein erinnert Euch an den Spruch

Chriſti: Seid klug wie die Schlangen — Nun wohl, ſchon den ganzen Winter über hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß ein ungewöhnlich bewegtes Leben unter den Eingeborenen angefangen habe. Meine Siedelei iſt eine Art neutraler Boden für alle Weißen und Rothen, welche zwiſchen dem Charlesfluß, dem Pawtucket und dem Taunton nord- oder ſüdwärts, oſt- oder weſtwärts wandern, und die häufige Einkehr hätte mich ſchon längſt dazu gebracht, mein Zelt abzubrechen und es weiter weſtwärts in die Wälder hineinzutragen, wenn ich's über mich gewinnen könnte, meine prächtig herangewachſenen Obſtbäume zu verlaſſen."

„Ja, man weiß, daß Ihr lieber mit Bäumen und Thieren umgeht als mit Menſchen, alter Freund", warf hier der Richter ein.

„Und warum nicht? Sind Bäume und Thiere doch auch Geſchöpfe Gottes und dann, wißt Ihr? die haben mir nie Verdruß gemacht. Doch ich fahre in meiner Hiſtorie fort. Es war da die letzten Monate her ein Hin- und Hergehen von Boten und Läufern, ein Anzünden von Rathsfeuern, ein geheimnißvolles Gethue und Wiſpern unter den Rothen, daß ich bei mir denken mußte: Alter Blackſtone, die Heiden haben etwas vor, etwas, was den Anſiedlern gilt; denn der friedliche und freundſchaftliche Verkehr, welcher ſich ſo zu ſagen unter meinen Augen zwiſchen Stämmen angeſponnen, welche ſich früher bitter haßten und verfolgten, läßt die Annahme nicht zu, daß es ſich nur um eine der gewöhnlichen Familienzänkereien der Indianer handle. Während ich mich nun anſtrengte, zu ergattern, warum, wie und wann der Tomahawk gegen die Weißen erhoben werden ſollte, wurde in voriger Woche meine Siedelei mit einem Beſuche beehrt, der mich anfangs ganz perplex machte, hernach aber mir die Ueberzeugung beibrachte, daß ein umfaſſender, höchſt feindſeliger Plan gegen die Kolonien im Werke ſein müßte. Denkt Euch, ich war gerade in meinem Garten beſchäftigt, einen jungen Birnbaumſtamm zu veredeln, als ich meine Hunde anſchlagen, meine Bären brummen und faſt zu gleicher Zeit eine Frauenſtimme von wunderbar lieblichem Klange zu mir ſagen hörte: ‚Guten Morgen, Vater Blackſtone.‘ Ich ſchaute auf und über die Fenz herein blickte eine Dame, die auf einem hübſchen Pony ſaß und mir freundlich zunickte, wie einem alten Bekannten. Hatte ſie aber mein Lebtag noch nie geſehen, hatte überhaupt noch nie eine ſo ſchöne Lady geſehen. Mußte auch ihrem Anzug und ihrer ganzen Haltung nach eine wirkliche und wahrhafte Lady ſein. Nahm ſich ganz prächtig aus in ihren Gewändern von Sammet und Seide, hatte etwas ſo Anmuthiges und doch auch wieder etwas ſo Majeſtätiſches an ſich.“

„Spiegelfechterei der Hölle!“ murmelte Eaton und ſagte dann laut und mit großem Ernſte: „Vater Blackſtone, ich fürchte, Ihr habt in letzter Zeit unter Euren Bäumen und Beſtien allzuſehr vergeſſen, daß der Chriſt unabläſſig mit Wachen und Gebet wider die Verſuchungen des böſen Feindes ringen ſoll. Darum hat er Euch denn heimgeſucht mit ſeinen hölliſchen Gaukeleien.“

„Nein, Richter, es war keine hölliſche Gaukelei. Die fremde Dame war, wenn auch engelſchön, dennoch ein Weſen von Fleiſch und Blut, ſo gut wie Ihr und ich.“

„Wie ſollte ein ſolches Weib in Eure wilden Hinterwälder kommen?“

„Die Fremde kam nicht allein. Sie hatte tapfere und in den Wäldern wohlbekannte Männer zum Geleite. Mit ihr kamen zwei berühmte Jäger, ein alter von furchtbarem Ausſehen, den die Rothhäute Mato, das iſt der graue Bär, nennen —“

„Mato?“ fragte Standiſh. „Mir iſt, als hätte ich drunten an der Naraganſettbai den Namen nennen hören.“

„Das kann wohl ſein, Kapitän. Der Jäger iſt weitum bekannt, bei den Naraganſettern und Wampanogen ſehr geachtet und beliebt, von den Pequoden dagegen gefürchtet wie der Teufel. Uebrigens iſt er ein alter Bekannter von mir, ein Holländer von Geburt, Willem Klopper, ſonſt auch Groot Willem geheißen.“

„Groot Willem?“ ſchrie der Richter auf, ſeine Selbſtbeherrſchung für einen Augenblick vergeſſend. „Ja, nun handelt es ſich fürwahr um ein teufliſches Werk, da dieſer Ungläubige und Gottesleugner mit dabei iſt.“

Blackſtone ſah den Aufgeregten verwundert an, dieſer aber bemeiſterte ſich raſch wieder und ſagte:

„Fahre fort, Freund.“

„Den jüngeren Jäger, welchen Willem wie ſeinen Sohn hält, nennen die Indianer das Goldhaar, weil das Haar des ſtattlichen Jünglings in der That einen goldblonden Schimmer hat. Ich weiß weiter nichts von ihm, obgleich er ſchon früher dann und wann bei mir einſprach.“

„Alſo mit dieſen beiden kam die fremde Lady?“

„Ja, aber nicht mit dieſen allein. Es war bei ihr auch ein Mann von ſeemänniſchem Gebaren und einer ſo gebieteriſchen Haltung, daß mir ſchien, er ſei gewohnt, vom Hinterdeck eines Orlogſchiffes herab Befehle zu ertheilen. Ich weiß nicht recht, war er der Bruder oder der Mann der Lady, jedenfalls behandelte er ſie mit außerordentlicher Zartheit und Achtung. Seine Manieren waren die eines Franzmanns und als ſolchen verrieth ihn auch die Art und Weiſe, wie er das Engliſche ſprach. Groot Willem redete ihn mit Kapitän an, aber der jüngere Jäger nannte ihn einmal — ja, wartet — richtig, er nannte ihn einmal De Luſſan.“

„De Luſſan?“ fuhr nun ſeinerſeits Standiſh auf, als hätte ihn unverſehens eine Natter gebiſſen. „De Luſſan? Wie, Mann, hörtet Ihr recht?“

Die Lippen des Fragenden zuckten und ſeine Augen ſchoſſen Blitze unter den zuſammengezogenen Brauen hervor.

„De Luſſan?“ fragte auch Eaton. „Wie, iſt das nicht der Name des Franzoſen, welcher —“

„Still, mein Freund“, fiel ihm Standiſh mit einer abwehrenden Gebärde ins Wort. „Und Ihr, Vater Blackſtone, beſinnt Euch, habt Ihr wirklich den fraglichen Namen deutlich gehört?“

„So deutlich, wie gerade jetzt der meinige aus Eurem

Munde ging. Der Mann ſcheint aber mehrere Namen zu führen."

„Welchen noch?"

„Ihr ſollt es ſogleich hören. Zuvörderſt aber muß ich berichten, daß die Dame noch einen weiteren Begleiter hatte. Wer der war, würdet ihr wohl ſchwerlich errathen."

„Haltet uns nicht auf, ſprecht, ſprecht!" ſagte Standiſh in heftiger Aufregung.

„Es war kein anderer als der kühne Kanonchet, Sachem der Naraganſetter."

Das Erſtaunen der Zuhörer des Einſiedlers ſteigerte ſich immer mehr.

„Die Lady", fuhr Blackſtone fort, „ſprach mich um Gaſtfreundſchaft an und raſtete in meiner Hütte, während ſich die Männer im Garten unter einem Baume niederließen und ein flüſterndes Geſpräch führten. Nach einigen Stunden erſchien ein Läufer Kanonchet's mit einer Meldung und wenige Minuten darauf hielt ein ziemlich ſtarker Indianertrupp am Eingange der Lichtung, auf welcher meine Siedelei ſteht. Ein Häuptling von imponirendem Ausſehen ſonderte ſich von dem Haufen und kam auf die Hütte zu. Ich erkannte ihn auf der Stelle: es war der Sachem der Wampanogen, Metakom, welchen wir König Philipp zu nennen pflegen. Der Naraganſett ging ihm entgegen, um ihn zu empfangen, und die beiden mächtigen Häuptlinge begrüßten ſich mit würdevoller Freundlichkeit, worüber ich mich höchlich verwunderte, denn die beiden Stämme haben ſich ja ſeit alter Zeit gehaßt und befehdet.

Nach geſchehener Begrüßung ſchritten ſie nebeneinander dem Garten zu und da hörte ich Metakom ſeinen Begleiter fragen: ‚Iſt el Exterminador angekommen?‘ — ‚Ja‘, erwiderte Kanonchet, ‚der Häuptling des Donnerſchiffes iſt hier und erwartet meinen Bruder Metakom.‘“

„El Exterminador?“ rief Standiſh aus. „Ihr erzählt uns Räthſel über Räthſel. El Exterminador der Häuptling des Donnerſchiffes? Das Wort iſt ſpaniſch und bedeutet: der Vertilger. Dieſen Namen aber führt der verwegene Flibuſtier, welcher ſich in der weſtindiſchen und mexikaniſchen See einen furchtbaren Ruf erworben hat. Die Kolonien ſind voll von Erzählungen ſeiner Thaten und es kommt kaum ein Schiff aus dem Süden her in unſere Häfen, ohne eine neue Geſchichte von dem Piraten mitzubringen, welchem die Spanier, ſeine Todfeinde, jenen bezeichnenden Namen gegeben. De Luſſan und el Exterminador eine und dieſelbe Perſon? Wunderbar, wunderbar! Doch ſagt, hattet Ihr nicht Gelegenheit, den Namen der Lady zu vernehmen?“

„O doch! Der Franzmann nannte ſie Ih-nis-kin.“

„Ih-nis-kin? Mit dieſem wunderlichen Namen weiß ich nichts zu machen.“

„Es iſt ein indianiſcher Name, müßt Ihr wiſſen, Kapitän. Ich bin mit dem Kauderwelſch der Rothhäute ziemlich gut bekannt und ſo kann ich Euch ſagen, daß Ih-nis-kin Kriſtall bedeutet.“

„Kriſtall? Vater Blackſtone, erinnert Ihr Euch nicht, von welcher Farbe die Haare und die Augen der Lady waren?“

„Freilich, wenn Euch das Vergnügen macht. Ihre Augen hatten den dunkelbraunen Schmelz der Augen einer jungen Hindin, ihr Haar aber war rabenſchwarz.“

„Das trifft zu, das trifft zu“, murmelte Standiſh in ſich hinein. „Sollte es wahr, ſollte es möglich ſein?“

„Was, Kapitän?“

„Nichts, Freund. Erzählt weiter.“

„Ja, ich habe nicht eben viel noch zu erzählen. Die Fremden hielten alle zuſammen eine Berathung, welcher auch die Lady beiwohnte. Ich konnte aber die Geſellſchaft bloß aus der Ferne beobachten, denn eine gebieteriſche Bewegung Metakom's verbot mir, näher zu treten. Nur ſo viel bemerkte ich, daß die Verhandlung lange dauerte, daß zuerſt Uneinigkeit in der Geſellſchaft zu herrſchen ſchien, daß die beiden Häuptlinge der einen, die übrigen der andern Meinung waren, daß der Franzmann und der junge Jäger lebhaft auf die beiden Sachems hineinſprachen, noch lebhafter aber die Lady, die endlich die Hände der Wilden ergriff und ihnen ein Verſprechen abzunöthigen ſchien, welches ſie zuletzt auch zu geben ſchienen, Metakom jedoch nur nach langem Widerſtreben. Gegen Abend zu verließ die ganze Geſellſchaft, nachdem ſie ein Mahl eingenommen, wie ich es zu geben vermochte, meine Siedelei. Die Lady dankte mir mit holdſeligen Worten und der Franzmann warf beim Weggehen ein halb Dutzend goldener Louis auf den Tiſch. Metakom aber winkte mich noch beiſeite und ſagte mit der ihm eigenen nachdrücklichen Betonung zu mir: ‚Mein Vater war ſtets ein

Freund der rothen Männer. Er bleibe es. Er vergeſſe, wen er heute in ſeinem Wigwam geſehen. Sein Haupt iſt grau und er iſt weiſe: er denke daran, wie es dem Hund Saſamon erging, der den Blaßgeſichtern von Plymouth Lügen über ſeine Stammgenoſſen in die Ohren flüſterte.' — ‚Saſamon?' entgegnete ich. ‚Ich weiß nichts von Saſamon, Sachem. Wie erging's ihm denn?' — ‚Der Tomahawk der Wampanogen fand den Weg zum Gehirne des Verräthers', erwiderte der Häuptling mit einem ſeiner ſchrecklichen Blicke und eilte den andern nach. — Als das Grün des Waldes meine Gäſte verſchlungen hatte, ward mir wahrhaftig ganz wirbelig in meinem alten Kopfe. Ich wußte mir nicht zu rathen, noch zu helfen, aber der Gedanke ließ mir keine Ruhe, daß aus der Vereinigung ſo vieler fremdartiger Elemente, wie ſie heute in meiner Siedelei ſtattgefunden, den Kolonien Unheil entſtehen müſſe. Die Drohung Metakom's beſtärkte mich noch in dieſer Vorſtellung, und ſo ſattelte ich am andern Morgen in aller Frühe meinen Bukephalos und machte mich nach den Anſiedlungen auf, damit den Bewohnern derſelben die Erzählung des von mir Erlebten vielleicht zu rechtzeitiger Warnung dienen möchte. Ich nahm meinen Weg über Providence, denn mir war unklar im Geiſte und ich wollte vor allem den Rath meines Freundes Roger Williams einholen."

„Da wart Ihr auf dem unrechten Wege, Bruder Blackſtone", ſagte Eaton ſtreng. „Es geziemt ſich nicht für einen Mann in Euren Jahren, Gemeinſchaft mit ſolchen zu haben, welche der Bund der Gläubigen als Irrlehrer und Unruhſtifter ausgeſtoßen hat."

„Freund", entgegnete der Einſiedler lebhaft, „ich will über Euer Verfahren gegen Roger Williams nicht mit Euch rechten. Aber niemand ſoll je von dem alten Blackſtone ſagen, daß er alten Freundſchaften untreu geworden. Williams hat mir große Dienſte erwieſen und ich ehre und liebe ihn. So ſollten auch billig die Leute in den Anſiedlungen thun, denn Williams iſt auch jetzt noch mehr für ihr als für ſein eigenes Wohl beſorgt und hat dieſe Geſinnung bei jeder Gelegenheit durch die That erwieſen."

„Das iſt wahr", beſtätigte der Kapitän. „Williams hat ſich große Verdienſte um die Kolonien erworben und manchmal will mir ſcheinen, er ſei von den Leitern unſerer Kirche mit mehr Härte als chriſtlicher Liebe behandelt worden."

Eaton wollte etwas erwidern, aber Blackſtone ſchnitt ihm das Wort ab, indem er in ſeiner Erzählung fortfuhr:

„Ich traf Williams krank und leidend. Wäre er das nicht geweſen, ſo hätt' ich ihn gar nicht getroffen, denn er würde ſich, wie er ſagte, ſelber aufgemacht haben, um ſeine Brüder in den Anſiedlungen vor den Gefahren zu warnen, welche von ſeiten der Indianer ſie bedrohten. Mancherlei Symptome hatten ihm das Herannahen dieſer Gefahr angezeigt und er hatte ſie, geſtützt auf das hohe Anſehen, deſſen er bei allen Stämmen der Eingeborenen von Neu-England genießt, zu beſchwören verſucht, namentlich mittels ſeines ſonſt ſo bedeutenden Einfluſſes auf den Sachem der Naraganſetter. Aber er fand dieſen verſchloſſen und unzugänglich, obwohl ihm perſönlich noch immer ſehr freundlich geſinnt. Williams iſt überzeugt, daß Metakom mit den Schlingen ſeiner Schlauheit den Naraganſett umgarnt und den kühnen Ehrgeiz des letzteren zum Verderben der Kolonie benutzen will. Er wurde ſehr traurig, als ich ihm von der Zuſammenkunft ſprach, welche in meinem Hauſe ſtattgefunden, ſowie von dem kleinen Abenteuer, welches ich unterwegs noch gehabt.“

„Was war das?“ fragte Standiſh.

„Ich kam am Mount Wallaſton vorüber, welchen Ort die thörichten Leute, die dort ihr ausgelaſſenes Weſen treiben, Merry-Mount (der luſtige Berg) genannt haben.“

„Mount Dagon ſollte er heißen“, murmelte Eaton zornig.

„Ich mag mit Tom Morton und ſeiner tollen Bande nichts zu ſchaffen haben und ſo trieb ich den Bukephalos an, raſch an der Anſiedlung vorüberzugehen. Allein Morton ſtand gerade unter der Thür und nöthigte mich faſt mit Gewalt zur Einkehr, um, wie er ſich ausdrückte, einen Becher Hippokras auf das Wohl König Karl's und einen zweiten auf den Untergang aller pſalmirenden Naſenfiſtulirer zu trinken.“

„Verderben über die Söhne Moab's und Amalek's!“ ſagte der Richter.

„Es herrſchte ein heilloſer Lärm in dem Fort“, fuhr

Blackſtone fort. „Sie hielten gerade wieder eine ihrer zügelloſen Schlemmereien. Trunkene Indianer taumelten durch die Gänge und im Hofe tanzten Morton's Spießgeſellen mit indianiſchen Weibern einen unzüchtigen Tanz um einen friſchgepflanzten Maibaum her.“

„Gräuel der Abgötterei!“ rief Eaton ingrimmig aus. „Da ſeht Ihr, Kapitän, die Folgen der unzeitigen und ſündlichen Nachſicht, welche die Regierung der Kolonien gegen dieſe Rotte Korah hegte und hegt. Iſt nicht jede Heimſuchung, die der Herr uns bereitet, eine nur allzu verdiente, wenn wir es dulden, daß der Boden des Landes der Pilgrime mit ſolchem heidniſchen Frevel befleckt wird? Fürwahr, eine ſtrenge Züchtigung iſt uns vonnöthen, um uns zu dem Eifer und der Lauterkeit der Gründer dieſer Anſiedlungen zurückzuführen.“

„Ihr habt recht, Freund“, verſetzte der Kapitän. „Es iſt ein großer Fehler begangen worden, fürcht' ich, daß der verworfene Morton und ſeine ſchändlichen Geſellen ſo lange im Lande geduldet wurden.“

„Ja, es iſt eine verderbliche und gefährliche Bande“, ſagte Blackſtone. „Sie ziehen nicht nur alles Geſindel von ganz Neu-England an ſich, ſtecken nicht nur die Eingeborenen mit ihren Laſtern an, ſondern treiben auch dem Verbot der Kolonialregierungen zum Trotz einen Handel mit Feuergewehren, Pulver und Blei, ſodaß bei den Indianern immer mehr die Büchſe an die Stelle des Bogens tritt. Außerdem haben ſie ihrer feindſeligen Geſinnungen gegen die Koloniſten gar kein Hehl mehr und ein praleriſches Wort Morton's hat mich ſehr beſorgt gemacht. Der Mann war freilich ſtark betrunken, wie er es faſt immer zu ſein pflegt. Er ließ nicht ab, bis ich, um nur wieder von ihm loszukommen, einen Becher angenommen. Dann führte er mich im Hauſe umher und zeigte mir drei oder vier Kiſten voll neuer und, ſoviel ich davon verſtehe, trefflich gearbeiteter Feuergewehre und ſagte: ‚Seht, alter Pfaffenbart, dieſe Dinger da ſollen die näſelnden Pſalmenorgler aus Neu-England wegblaſen und dann wollen wir das luſtige Leben von Alt-England überall etabliren.‘ — ‚Bah‘, entgegnete ich, ‚Feuergewehre bedürfen geſchickter Hände.‘ — ‚O‘, ſagte er, ‚macht Euch keine Sorge drum. Die Hände werden ſich finden, weiße und rothe, verſichere Euch. Habt Ihr ſchon einmal vom el Exterminador gehört?‘ — ‚Nein‘, erwiderte ich möglichſt unbefangen. — ‚Nicht? Nun Ihr werdet wohl bald von ihm hören und von Tom Morton und ſonſt noch von allerlei Leuten.‘“

„Richter“, ſagte der Kapitän, als Blackſtone ſeine Erzählung beendigt hatte, „dieſer Schurke Morton hat in ſeinem Rauſche Worte geſprochen, die für uns koſtbar ſind. Alles zuſammengehalten, was unſer Freund hier uns mittheilte und was wir außerdem noch in Erfahrung gebracht, ſcheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß ein Komplot gefährlichſter Art gegen die Kolonien exiſtirt und vielleicht eher, als wir glauben möchten, zum Ausbruche kommen wird.“

„Dies iſt auch die Meinung von Roger Williams“, bemerkte der Einſiedler. „Er hat daher ungeſäumt Eilboten nach Konnektikut hinüber und nach Maſſachuſetts hinauf abgeſendet, um Warnungen in die Anſiedlungen zu bringen; mich aber bat er, zum nämlichen Zwecke in die Niederlaſſungen von Plymouth herüberzugehen, und da bin ich.“

„Ihr habt Euch durch Euren Botenritt verdient gemacht um die Gemeinde des Herrn“, ſagte Eaton, „und er wird an dem Tage der großen Rechenſchaftsablegung deſſen eingedenk ſein. — Kapitän, was iſt bei ſo bewandten Umſtänden an unſerer Stelle zunächſt von uns zu thun?“

„Wir müſſen zunächſt“, lautete die Antwort des Gefragten, „die angeordnete Muſterung beſchleunigen. Der Zuſammentritt der waffenfähigen Mannſchaft von Swanzey und von den kleineren, weiter gegen Oſten und Süden zerſtreuten Anſiedlungen, welche zur hieſigen Gemeinde gehören, muß ſtatt erſt übermorgen ſchon morgigen Tages ſtattfinden —“

„Morgen, Kapitän?“ fiel der Richter dem Kriegsmann ins Wort. „Ihr vergeßt, daß morgen Sabbath iſt, an welchem alle weltlichen Geſchäfte ruhen müſſen.“

„Mein Freund, ich vergaß das nicht. Aber ich denke, ein ſo dringender Fall geſtattet eine Abweichung von dem Buchſtaben des Geſetzes.“

„Zuerſt Gott die Ehre immer und alle Zeit!“ ſagte Eaton nachdrücklich. „Gefahr iſt im Anzuge, ich verkenne es nicht. Ob ſie aber ſo dringend ſei, um eine ſündhafte Entweihung des Sabbaths zu entſchuldigen, das iſt noch zu unterſuchen und ſoll unterſucht werden, bevor ich in eine Störung der Sabbathsfeier willige. Eine Anzahl verläßlicher, mit den Zeichen der Wälder vertrauter Männer ſoll ſofort in der Nachbarſchaft auf Kundſchaft ausgehen. Wir inzwiſchen wollen uns vor allem mit dem Rüſtzeug des Gebetes anthun und ich will mit unſerem würdigen Prediger Rückſprache nehmen, daß der morgige Sabbath als ein außerordentlicher Buß- und Bettag gefeiert werde. Iſt erſt der Geiſt vorbereitet zum Streite, wird er den Leib nur deſto kräftiger und eifriger machen.“

Standiſh kannte ſeinen Mann zu gut, um nicht zu wiſſen, daß eine Oppoſition von ſeiner Seite hier nichts bezwecken würde. Daher begnügte er ſich zu ſagen:

„Handelt nach Eurem Gutdünken, aber Ihr werdet mir, falls wir die Erfahrung machen ſollten, daß unſere Gegner ihrerſeits ganz und gar nichts um die Sabbathsruhe ſich kümmern, bezeugen, daß ich meinerſeits die Anſtalten zum Widerſtand gegen ihre Pläne beſchleunigen wollte. Und damit genug hiervon. Uebrigens will ich wenigſtens den heutigen Tag nach Kräften nützen. Ich werde die Waffen- und Munitionsvorräthe unterſuchen, welche, wie Ihr mir ſagtet, in Eurem Hauſe verwahrt ſind, und dann werde ich die Führung der Streifpartie übernehmen, welche in den Wäldern ihre Runde machen ſoll.“

„Gut“, verſetzte Eaton, „und nun laßt uns ins Dorf zurückkehren. Unſer Freund Blackſtone wird das Bedürfniß fühlen, nach ſeinem Morgenritte einige leiblich Stärkung zu ſich zu nehmen.“

So gingen ſie langſam die Anhöhe hinab, gefolgt vom Bukephalos, welcher ſeinem Herrn wie ein Hund nachſchritt. Alle drei waren ſchweigſam, denn ein Verſuch des geſprächigen Einſiedlers, die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, mißlang, weil Eaton ſowohl als Standiſh vollauf mit ihren Gedanken zu thun hatten. Der greiſe Puritaner verſenkte ſich in ſeine ſchwärmeriſchen Vorſtellungen von der Heimſuchung, welche ja Gott ſelbſt durch Wunderzeichen angekündigt hatte, und dem Kapitän gab ein Umſtand, deſſen Blackſtone in ſeiner Erzählung erwähnt hatte, viel zu denken.

Unten am Ufer des kleinen Fluſſes angekommen, ſchaute Eaton auf und ſagte:

„Wir wollen, wenn es Euch anſteht, im Vorübergehen beim Prediger einſprechen. Es iſt nur ein kleiner Umweg, denn wir befinden uns hier ohnehin am Ende des Dorfes. Seht, dort unter der Föhrengruppe liegt ſeine Wohnung und dieſer Fußweg führt uns darauf zu.“

Da ſich kein Widerſpruch erhob, ging der Richter den übrigen voran noch eine Strecke am Ufer hinab. Hier erweiterte ſich das Bett des Waſſers, wie auch das Thalbecken, und das jenſeitige Ufer lief in eine verhältnißmäßig große Ebene aus, in eine ſorgfältig gerodete Wieſe, deren Frühlingsblumenſchmuck erſt geſtern der Heuernte zum Opfer gefallen war.

„Wir müſſen über den Bach“, ſagte der Richter, „aber er iſt hier ganz ſeicht; kommt nur.“

So ſprechend war er im Begriffe, ſeinen Fuß auf einen der großen Steine zu ſetzen, welche die Dorfbewohner zu ihrer Bequemlichkeit Schritt für Schritt von einem Ufer zum andern in das Waſſer gelegt hatten, als ein plötzlicher Ausruf Blackſtone's ihn zurückhielt.

„Was gibt es?“ fragte Standiſh, aus ſeinem Sinnen aufgeſtört und gleich Eaton ſtillſtehend.

„Seht!“ erwiderte der Einſiedler, mit der Hand nach der Wieſe hinüberdeutend.

Eaton und der Kapitän wandten ihre Blicke der bezeichneten Stelle zu und ſahen einen Reiter in vollem Roſſeslauf über die grüne Fläche daherkommen.

Die Erſcheinung eines einzelnen Reiters wäre im gewöhnlichen Laufe der Dinge kein Ereigniß geweſen, welches große Beachtung erregt hätte; allein die Gemüther unſerer Freunde waren von Vorſtellungen und Beſorgniſſen erfüllt, welche ſie geneigt machten, auch dem Gewöhnlichen eine ungewöhnliche Bedeutung beizulegen. Mit geſpannter Erwartung ſahen ſie dem Näherkommen des Reiters entgegen und ihre Unruhe ſteigerte ſich, als ſie gewahr wurden, daß es ein Indianer ſei.

„Ha, 's iſt eine Rothhaut“, ſagte der Kapitän. „Der Burſche reitet einen ſtattlichen Rappen. Möchte wiſſen, wo er den geſtohlen hat. Sollte es vielleicht ein Krieger aus einem der uns befreundeten Stämme der Pequoden oder Mohikaner ſein, der eine Botſchaft aus den Anſiedlungen an der Naraganſettbai heraufbringt?“

„Nein, 's iſt ein Wampanog, verlaßt Euch drauf“, entgegnete Blackſtone. „Seht nur das rothe Tuch, welches die Häuptlinge ſeines Stammes turbanartig um den Kopf gewickelt zu tragen pflegen.“

„Ihr habt recht. Auch iſt's wohl kein gemeiner Krieger, ſondern ein Häuptling, wenigſtens ſeinem rothbefranſten Jagdhemd und dem Adlerfederbüſchel an der Spitze ſeiner Lanze nach zu ſchließen. Außerdem hat er eine Büchſe auf dem Rücken hängen. Was meint Ihr, Richter?“

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Es iſt lange her, ſeit ſich einer der ſtörriſchen Heiden in Swanzey hat blicken laſſen. Aber ſeht nur, wie er reitet! Scheinen er und ſein Roß nicht mehr Gebilde von Luft als Geſchöpfe von Fleiſch und Blut zu ſein? Fürwahr, vielleicht iſt dieſe Erſcheinung nur ein abermaliges Zeichen, daß wir Buße thun und wachſam ſein ſollen.“

Der Kapitän zuckte über dieſe ſchwärmeriſche Geſpenſterſeherei am hellen Tage leicht die Schultern, antwortete aber nicht, ſondern ſah mit bohrenden Blicken dem Beginnen des Fremden zu.

Dieſer galoppirte in gerader Linie auf den Bach zu. In einer Entfernung von hundert Schritten wandte er jedoch plötzlich ſein Pferd, beſchrieb einen Kreis auf der Wieſe und jagte dann, ſeine Lanze über dem Kopfe ſchwingend, linkshin gegen das Dorf hinauf. Doch nur wenige Sekunden blieb er hinter den Baumgruppen verſchwunden, dann erſchien er wieder auf der Wieſe, tummelte ſein Roß in den kühnſten Wendungen im Kreiſe, ſpornte es abermals zum ſchnellſten Lauf, eilte davon, kam wieder und hielt endlich regungslos, kaum dreißig Schritte vom jenſeitigen Ufer des Baches entfernt.

„Komm' näher, wenn du ein Freund biſt“, rief Eaton hinüber und winkte mit der Hand.

Der rothe Krieger hatte ſein Geſicht gerade den dreien zugekehrt und der Ruf des Richters mußte ſein Ohr erreicht haben. Allein er rührte und regte ſich nicht.

„Wahrſcheinlich verſteht er kein Engliſch“, ſagte Blackſtone und rief dann im Dialekt der Pokanoketen dem Indianer zu: „Was bringſt du uns, Bruder Wampanog?“

Der Angerufene verharrte auch jetzt in ſeiner Regungsloſigkeit, aber Standiſh ſchrie mit einmal auf:

„Ha, ein ſauberer Bruder das! Es iſt der teufliſche Annawon, der Mörder Saſamon's, ich erkenn' ihn. Auf ihn, der Schurke iſt vogelfrei!“

Und wie er dieſen zornigen Ruf ausſtieß, riß der Kapitän zugleich eins ſeiner Fauſtrohre aus dem Gurt, ſpannte den Hahn, zielte und feuerte mit Gedankenſchnelligkeit.

Eine plötzliche heftige Bewegung des rothen Kriegers ſchien zu verrathen, daß die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt habe. Aber Annawon blieb dennoch feſt im Sattel, warf ſein Roß herum, jagte in die Wieſe hinein, kehrte wieder um, ſprengte am Ufer des Baches hin, ſchwang ſeine Lanze und ſtieß, bis jetzt ſo ſchweigſam, im herausforderndſten, faſt höhniſchen Tone das Kriegsgeſchrei ſeines Stammes aus.

„Steh', Heide, ſteh', wenn du ein Mann biſt!“ ſchrie der tapfere Kapitän und ſtürzte mit gezücktem

Schwerte durch den Bach dem gegenüberliegenden Ufer zu.

Als er die Wieſe erreicht hatte, kam der Wilde mit geſällter Lanze auf ihn zugeſlogen. Standiſh erwartete ihn feſten Fußes. Allein der Indianer machte plötzlich wieder Kehrt, zügelte dann in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten ſein Roß, nahm die Büchſe vom Rücken und ſchoß ſie, ruhig zielend, auf den gegen ihn anrennenden Kapitän los. Die Kugel riß dieſem den Hut vom Kopfe und ſchleuderte denſelben weithin auf den Raſen. Standiſh wankte einen Augenblick, aber ſogleich ermannte er ſich wieder und entlud ſein zweites Piſtol auf den Gegner. Der Wilde verhöhnte die geringe Tragweite des Gewehrs mit gellendem Gelächter, ſchien aber keineswegs gewillt, dem muthig vorwärts eilenden Angreifer ſtandzuhalten, denn er rückte die Zügel, ließ noch einmal ſein gellendes „Huh-ruy-roh-noh!“ ertönen, ſprengte dann ſchnell wie der Wind die Wieſe ihrer ganzen Länge nach rechts hinab und verſchwand am Ausgange des Thälchens in den Schatten des Urwalds.

Standiſh murmelte einen herzhaften Fluch zwiſchen den Zähnen, während er ſein Schwert in die Scheide ſteckte, ſeinen durchlöcherten Hut aufhob und zu ſeinen Freunden zurückkehrte, welche inzwiſchen den Bach überſchritten hatten.

„Hätte ich doch meinen Grauſchimmel zur Stelle gehabt ſtatt Eures Ochſen da, Meiſter Blackſtone“, ſagte er mißmuthig; „der rothe Schuft hätte nicht ſo ungeſtraft ſein Spiel mit mir getrieben.“

„Beruhigt Euch, Freund“, ermahnte ihn der Richter. „Ihr ſeid ſo eben einer großen Gefahr entgangen und ſolltet dem Herrn dafür dankbar ſein.“

„Das bin ich, das bin ich, Richter, aber deshalb darf ich doch wohl wünſchen, daß es mir hätte vergönnt ſein mögen, dem mörderiſchen Hund auf Schwerteslänge nahezukommen.“

„Ihr habt ihm auch aus der Ferne einen Denkzettel zugeſtellt, Kapitän“, ſagte Blackſtone, „und er hat, will mir ſcheinen, die Beſcheinigung richtigen Empfangs mit rother Tinte hier ins Gras geſchrieben. Seht, da hielt der Heide, als Ihr Euren erſten Schuß auf ihn losbranntet, und meine alternden Augen müßten mich täuſchen, wenn hier nicht Blutstropfen an den Grasſpitzen hingen.“

„Hm“, verſetzte der Kapitän, die Stelle unterſuchend, „wenn ich auch wirklich ihn und nicht bloß das Pferd getroffen, ſo iſt's jedenfalls nur ein Streifſchuß und der ſchadet dem Gewürme nicht mehr als 'ne Ohrfeige. Aber ſagt doch, was hatte wohl die Erſcheinung des Kerls zu bedeuten?“

„Er mag als Späher gekommen ſein“, meinte Blackſtone.

„Als Späher?“ entgegnete Standiſh. „Nein, Vater Blackſtone. Ihr müßt, verzeiht mir, wenig vom indianiſchen Kriege verſtehen, um zu glauben, eine Rothhaut gehe am hellen Tage und in ſo unvorſichtiger, ja frech herausfordernder Manier auf Kundſchaft. Hierzu, wie überhaupt zur Ausführung ihrer Teufeleien, wählen die Rothen am liebſten die Nacht. Und doch muß dieſer Beſuch irgend eine Bedeutung haben, denn die Indianer, ſo blinde Heiden ſie auch ſind, thun nichts ohne Bedacht und Abſicht. Was es wohl ſein mag? Der Burſche, welcher ſicher weiß, daß er von dem Plymouther Gericht geächtet iſt, legte es ja ordentlich darauf an, angegriffen zu werden."

„Ja", bemerkte Eaton, „und gerade dieſer Umſtand ſcheint mir geeignet, über ſein räthſelhaftes Beginnen einen Fingerzeig zu geben."

„Wie ſo? Sprecht!"

„In ihrer Verſtocktheit gegen die Erkenntniß des wahren Gottes halten die rothen Heiden viel von den abgöttiſchen Wahrſagereien ihrer Zauberer und Baalsprieſter. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß ſeit dem Pequodkriege eine Prophezeiung unter ihnen umlaufe, des Inhalts, im nächſten Kampfe der Indianer mit den Blaßgeſichtern werde diejenige Partei zuletzt den Sieg davontragen, welche von der andern zuerſt angegriffen und verwundet würde, und ſo möchte es ſein, daß der Erſcheinung des rothen Mörders dieſer götzendieneriſche Wahn zu Grunde läge."

„Allerdings", beſtätigte Standiſh. „Doch kommt, wir haben keine Zeit mehr mit Reden zu verlieren. Wir müſſen ſofort in die Wälder, um nach der Spur dieſes Burſchen zu ſehen und zu erkunden, ob die Nachbarſchaft nicht noch mehr derartige Beſucher berge."

So ſprechend ſchritt er den beiden andern raſch voran dem Dorfe zu.

## 4.

> Und Og, der König zu Baſan, zog aus,
> uns entgegen, mit ſeinem ganzen Volke
> zu Edrei zu ſtreiten.
>
> Deuteronomien, 3, 1.

Die Streifpartei, welche der tapfere Kapitän in die umliegenden Wälder geführt hatte, kehrte nach Einbruch der Nacht zurück, ohne daß ihre Nachforſchungen irgend welches Reſultat von Bedeutung gehabt hätten. Zwar die Spur Annawon's war in ſüdlicher Richtung weithin auf beiden Ufern des Baches verfolgt worden, allein der Wilde hatte einen zu großen Vorſprung, als daß von einem Einholen deſſelben hätte die Rede ſein können. Außerdem wurde von den ihrem Geſchäfte durchaus gewachſenen Männern keins jener verdächtigen Zeichen bemerkt, aus welchen die Anweſenheit eines Feindes in den Wäldern gefolgert werden konnte. Standiſh erklärte daher bei ſeiner Rückkehr ſeinem Wirthe mit vollkommener Ueberzeugung, daß die Erſcheinung Annawon's vorerſt wohl weiter nichts zu bedeuten hätte als die trotzige Abſicht eines ehrſüchtigen Kriegers, den Aberglauben ſeiner Landsleute zu ſeinen Gunſten auszubeuten.

Dieſe Anſicht eines im Waldkriege ſo erfahrenen Mannes beruhigte den Richter nicht wenig und es gereichte ihm zu ſtiller Freude, nun mit ſeinem ganzen Sinnen und Denken den feierlich ernſten Betrachtungen des morgigen Sabbaths ſich überlaſſen zu können, um ſo mehr, da er vor der Zurückkunft des Kapitäns eine ungeſtörte Sabbathsfeier kaum zu hoffen gewagt hatte. Seine Beſorgniſſe waren nämlich durch Lovely, deren Heimkunft kurz nach Standiſh' Weggang in den Wald erfolgte, um ein Bedeutendes vermehrt worden. Das Mädchen hatte ihm mit der ganzen Offenherzigkeit ihres Weſens ihr Abenteuer mit der Indianerin erzählt und in ihrem Berichte nur einen Punkt ausgelaſſen, den ſchmerzlichen Moment, wo ihr die Eiferſucht der jungen Wilden die Beſchaffenheit ihrer Gefühle für Thorkil Wikingſon geoffenbart. Ihre Verſchämtheit konnte es nicht über ſich bringen, auch nur den Namen des ſo eifrig um ſie und die Ihrigen beſorgten Warners auszuſprechen, und ſie begnügte ſich, denſelben dem Richter gegenüber mit dem indianiſchen Namen „das Goldhaar“ zu bezeichnen. Auch des alten Trappers erwähnte ſie, wie Hih-lah-dih gethan, nur als des „grauen Bären“, allein gerade dieſe Benamſung, deren Bedeutung er aus Blackſtone's Mittheilungen kannte, machte den Richter ſtutzig. Er wußte nicht, in welchen Beziehungen der graue Bär und das Goldhaar zu Lovely und den Ihrigen ſtanden, denn Groot Willem und ſein junger Begleiter hatten wie zur Belohnung der Dienſte, welche ſie den Flüchtlingen geleiſtet, das Verſprechen gefordert, dem Richter das Zuſammentreffen mit ihnen zu verſchweigen, und dieſes Verſprechen war gegeben und ſtreng gehalten worden. Da aber nichts Inquiſitoriſches in ſeiner Natur lag, ſo beſchränkte er ſich darauf, anzunehmen, die verfolgten Wanderer müßten bei ihrer Flucht von Konnektikut her irgendwo mit Groot Willem zuſammengetroffen ſein, zu welchem er in einem entſchieden feindlichen Verhältniſſe ſtand, das ſpäter von unſerer Seite eine nähere Beleuchtung erfahren ſoll.

Der Richter theilte das von Lovely Gehörte dem Kapitän mit und dieſer nahm ſich vor, am nächſten Morgen ſelber mit dem Mädchen zu ſprechen, um eine Sache, welche für das Gemeinwohl der Kolonien von vielleicht nicht geringer Bedeutung ſein konnte, womöglich mehr aufzuklären.

Die Nacht vom Sonnabend auf den Sabbath verfloß für das Haus des Richters ſowohl als für das ganze Dorf in vollkommener Ruhe. Der Sonntagsmorgen ſtieg klar und ſchön über die Wälder herauf. Eine feierliche Stille herrſchte in der ganzen Anſiedlung, denn nicht nur ruhten alle Geſchäfte, ſondern die Bewohner enthielten ſich ſogar jeder lauten Aeußerung und hielten ſich auch die Kinder gleich den Erwachſenen ſtill in den Häuſern, bis die Stunde zum Kirchgange gekommen wäre. Einige Bewegung, um nicht zu ſagen Geſchäftigkeit, war jedoch auf dem Hof von Eaton's Hauſe wahrzunehmen. Standiſh hatte nämlich bei dem Hausherrn zweierlei durchgeſetzt, erſtlich, daß das wohlgelegene und verpaliſſadirte Haus, welches der Anſiedlung gleichſam als Citadelle diente, auf alle Fälle hin einigermaßen in Vertheidigungszuſtand geſetzt würde, und zweitens, daß Blackſtone von der Strenge der Sabbathsfeier im puritaniſchen Sinne freigeſprochen und beauftragt werden ſollte, ſeinen Botenritt weiter nach den oſtwärts gelegenen Anſiedlungen hin fortzuſetzen. Der Richter hatte zwar gegen beide Wünſche eifrige Einwendungen erhoben, denn die Zucht der kirchlichen Gemeinſchaft, deren Mitglied er war, rechnete das Reiſen in weltlichen Geſchäften am Sabbath durchaus zu den unerlaubten Dingen und ſchrieb überhaupt eine Enthaltſamkeit von körperlicher Thätigkeit vor, wie ſie nur von den ſtrengſten Befolgern der moſaiſchen Geſetze beobachtet werden konnte und kann. Indeſſen war die Nothwendigkeit, die Anſiedlungen gegen die Meeresküſte hin zur Wachſamkeit aufzufordern und einſtweilen auch an Ort und Stelle ſelbſt gegen alle Möglichkeiten einiges vorzukehren, denn doch zu gebieteriſch, als daß nicht eine Abweichung von dem Buchſtaben der kirchlichen Satzungen ſtatthaft befunden worden wäre.

So ſattelte denn der alte Blackſtone bei Sonnenaufgang ſeinen Bukephalos und Standiſh ſtand ihm bei dieſem Geſchäfte bei, indem er ihm zugleich Aufträge für dieſe oder jene Anſiedlung ertheilte, welche der Einſiedler im Laufe des Tages zu berühren hoffen konnte.

„Thätet Ihr nicht beſſer, Vater Blackſtone“, fragte der Kapitän, „ſtatt des langſamen wunderlichen Thieres da eins von des Richters Pferden zu nehmen?“

„Nein, Sir, nein. Erſtlich ſind Bukephalos und ich zu vertraut miteinander, als daß wir uns ohne Noth trennen ſollten; zweitens iſt Bukephalos keineswegs ſo langſam, als Ihr zu glauben ſcheint, und kommt in den Wäldern, wo man ohnehin ſelten galoppiren kann, wohl ſo ſchnell vorwärts wie ein Gaul; drittens könnte es einer herumlungernden Rothhaut, falls ſie den alten Blackſtone auf einem der hübſchen Pferde des Richters einherſtolziren ſähe, trotz aller Freundſchaft der Heiden gegen mich einfallen, mich vom Kavalleriſten zum Infanteriſten zu degradiren, das heißt, mir das Roß zu ſtehlen, während der gute Bukephalos bei Leuten, die ſeine Tugenden nicht kennen, ſchwerlich derartige Raubgedanken erregen wird.“

„Gut, gut, aber iſt Eure Büchſe in Ordnung und ſeid Ihr mit Munition verſehen?“

„Laßt Euch ſagen, Kapitän, daß ich, obgleich ein ordinirter Geiſtlicher, niemals zur ſtreitenden Kirche gehört habe und all mein Lebtag mit Kampf und dergleichen Teufeleien nichts zu thun haben mochte. Meine alte roſtige Donnerbüchſe wurde noch nie auf ein menſchliches Weſen angelegt und ſoll es auch nie werden. Sollte mir ein unhöflicher Bär oder Wolf in die Quere kommen, ſo hab' ich für den eine Kugel im Rohre und mehr braucht's nicht. Sollte ich aber auf feindlich geſinnte Indianer ſtoßen, ſo wird mir, hoff' ich, mein Ruf als Mann des Friedens nützlicher ſein, als mir ein Dutzend der beſten Büchſen und ein wohlgefüllter Munitionswagen ſein können.“

Der Fortgang des Geſprächs wurde hier durch Lovely unterbrochen, welche aus der Thür des Hauſes trat und die beiden Männer, nachdem ſie ihnen den Morgengruß geboten, mit den Worten anſprach:

„Der Richter läßt Maſter Standiſh und Maſter Blackſtone einladen, an der Morgenandacht theilzunehmen, zu welcher die Bewohner des Hauſes ſo eben ſich verſammelt haben.“

Blackſtone hatte das ſchöne Mädchen, welches zu ſehen er geſtern zufällig keine Gelegenheit gehabt, mit Erſtaunen herankommen ſehen und ſah jetzt der ſich wieder Entfernenden verwundert nach.

„Wie iſt mir denn?“ ſagte er lebhaft. „Welche wunderbare Aehnlichkeit! Wer iſt dieſes Mädchen, Kapitän?“

„Die Tochter eines alten Freundes von Eaton, welcher ſie in ſein Haus aufgenommen hat und adoptiren will. Aber von welcher Aehnlichkeit ſprecht Ihr?“

„Von welcher Aehnlichkeit ich ſpreche? Ei nun, von der, welche dieſes Mädchen mit der fremden Lady hat, die neulich meine Siedelei beſuchte.“

„Sprecht Ihr im Ernſt?“ fragte der Kapitän, ungewöhnlich bewegt.

„Warum ſollt' ich nicht? Es iſt zwiſchen den beiden eine wunderbare Aehnlichkeit in Haltung, Gang und Zügen. Nur die Farbe der Augen und der Haare iſt verſchieden.“

„Wir müſſen nachher noch ein Wort darüber ſprechen“, ſagte der Kapitän, nach dem Hauſe vorangehend. „Jetzt kommt, unſer Freund liebt es nicht, bei ſolchen Gelegenheiten zu warten.“

Eine nähere Schilderung der Morgenandacht, zu welcher der Kapitän und Blackſtone die ganze Hausbewohnerſchaft in einem umfangreichen niedrigen Gemache des Erdgeſchoſſes verſammelt fanden, dürfte kaum von Intereſſe ſein. Eaton hielt dergleichen fromme Uebungen Tag für Tag beim Aufgang und Untergang der Sonne ab. Er las dabei ein Stück aus der Bibel und wählte, ſeinem grübleriſchen Sinne gemäß, meiſtens die dunkeln orakelhaften Viſionen und Reden der Propheten des alten Teſtamentes, welche er mit Kommentaren begleitete, wie ſie der finſtern kalviniſtiſchen Theologie jener Zeit eigenthümlich waren und wie ſie von den Puritanern mit größter Begierde und Andacht gefordert und angehört wurden. Heute ſchloß er ſeine Exegeſe mit einem langen Gebet, einem unmittelbaren Erguſſe ſeines Gemüthes, in welchem viele mehr oder weniger dunkle Winke über eine bevorſtehende Heimſuchung und Trübſal der Kinder Iſrael vorkamen und welchem das verſammelte Geſinde mit großer Zerknirſchung lauſchte. Eigenthümlich war bei dieſer Scene auch die äußerliche Haltung der Anweſenden. Alle ſtanden aufrecht, die Frauen mit leicht unter der Bruſt gefalteten Händen, die Männer dagegen meiſt ohne dieſe Gebärde der Andacht, denn der Puritanismus ging in ſeiner Verwerfung alles deſſen, was er götzendieneriſche Werke nannte, ſo weit, daß er das Kniebeugen beim Gebete entſchieden verwarf und das Händefalten beim weiblichen Geſchlechte mehr duldete als forderte.

Ernſt und ſtumm verließen die Knechte und Mägde nach Beendigung der Erbauungsſtunde das Gemach. Erſtere ſchritten voran unter Vortritt eines alten Dieners des Hauſes, welcher mit dem Richter ſchon die Mühſale der erſten Anſiedlung in Swanzey getheilt hatte; letztere ließen mit der faſt peinlichen Förmlichkeit, welche die Bewohner der Kolonien von Neu-England von jeher ausgezeichnet hat, Lovely den Vortritt; denn Eaton hatte vor wenigen Tagen erklärt, daß das ſchöne und ſanfte Mädchen in allen Stücken als ſeine Tochter anzuſehen ſei.

Der Richter verabſchiedete ſich darauf von Blackſtone und begleitete denſelben zum Bukephalos, welcher ſich ſofort mit ſeinem Reiter in Bewegung ſetzte. Standiſh ſchien noch etwas auf dem Herzen zu haben, was er gern dem Alten mitgetheilt hätte. Er ſchloß ſich daher dem Abreiſenden an, um demſelben, wie er ſagte, einen Büchſenſchuß weit das Geleite zu geben. Allein er wurde an dieſem Vorhaben verhindert durch den greiſen Obededom, welcher herbeikam mit der Bitte, der Kapitän möchte die Anordnungen übernehmen, welche die Aufſtellung des Geſchützes erheiſchte.

Das Wort Geſchütz klang dem „kleinen Feuerſpeier“ zu lockend in die Ohren, als daß er darob für den Augenblick nicht alles andere hätte vergeſſen ſollen, und ſo ſagte er dem wegreitenden Einſiedler ein raſches Lebewohl und folgte dem alten Knechte quer über den Hofraum zu dem Schuppen, wo das Geſchütz aufbewahrt wurde. Unter dieſem vielſagenden Wort hat man ſich jedoch nicht etwa eine ganze Batterie von Kanonen vorzuſtellen, ſondern der

Geſchützvorrath von Swanzey beſchränkte ſich auf ein einziges Stück, auf eine plumpe Feldſchlange von mäßigem Kaliber, auf einer ungeſchlachten Laffette befeſtigt und nach Art einer ſogenannten Drehbaſſe ſo eingerichtet, daß die Mündung mit nicht allzu vieler Mühe nach verſchiedenen Seiten gewendet werden konnte.

Der Kapitän betrachtete die Maſchine mit kundigem Auge und faßte das Reſultat ſeiner Unterſuchung in die Aeußerung zuſammen:

„In einem wohlgeordneten regelrechten Treffen oder bei Abwehr einer Beſtürmung des Hauſes durch disciplinirte Truppen würde das alte Ding da eine ſchlechte Rolle ſpielen; auf einen Trupp nackter Wilden mit der gehörigen Umſicht abgebrannt, kann es aber noch erkleckliche Dienſte leiſten.“

Dann befahl er den ſtämmigen Leuten des Richters, das Geſchütz auf den Hofraum zu fahren, und ging an die Paliſſaden, welche denſelben einſchloſſen, um eine paſſende Stelle zur Aufpflanzung des „alten Dinges“ auszuſuchen. Es war bei Anlage der einfachen Befeſtigung für eine ſolche Stelle geſorgt worden und der Kapitän fand ſie auch alsbald heraus. Die Terraſſe, auf welcher das Haus ſtand, war gegen das Dorf hinunter mit einer Art von Baſtei verſehen worden, von welcher aus die Drehbaſſe den Weg, der vom Dorfe zum Hügel heraufführte, ſeiner ganzen Länge nach beſtreichen, ſowie den Haupteingang der Paliſſadenreihe beherrſchen konnte. Hierher wurde nun die Feldſchlange ſammt ihrem Munitionskaſten gebracht, abgeprotzt und zu augenblicklichem Gebrauche fertig gemacht.

Ueber dieſem Geſchäfte war der Morgen vorgerückt, ohne daß Standiſh Zeit gefunden hätte, ſeinem Vorſatze gemäß mit Lovely über ihr geſtriges Abenteuer zu reden. Auch jetzt fand er hierzu keine Gelegenheit, denn die kleine Glocke des Verſammlungshauſes gab das Zeichen zum Beginn des vormittäglichen Gottesdienſtes. Dieſem Rufe durfte ſich niemand entziehen, es ſei denn, daß ſchwere Krankheit oder eine dringende Verrichtung im Dienſte der Gemeinde eine Ausnahme geſtattete. Der Kapitän wußte ſehr wohl, daß er in Swanzey um allen Kredit gekommen wäre, wenn er ſich hätte von der andächtigen Verſammlung ausſchließen wollen. Indeſſen brachte er es mit einiger Mühe zuwege, daß Eaton dem alten Obededom aufgab oder vielmehr geſtattete, als Wächter in dem Hauſe zurückzubleiben, deſſen übrige Bewohner ſämmtlich im Hofe ſich ſammelten, um dem Hausherrn zur Kirche zu folgen.

„Ich geſtehe Euch, Freund", ſagte der Kapitän zu dem Richter, welcher in ſeinem feiertäglichen ſchwarzen Gewande aus der Thür des Hauſes trat, „ja, ich geſtehe Euch, daß die Erſcheinung der Indianerin im Walde und mehr noch die des hölliſchen Aunawon mir bleiſchwer in den Gliedern liegt. Mir iſt, als wittere ich Unheil. Geſtattet mir, daß ich mit Miß Nordelia, bevor wir ins Dorf hinabgehen, hinſichtlich des erſterwähnten Umſtandes ein Wort rede."

„Kapitän", lautete die Antwort des ſtarren Puritaners, „Ihr wißt, daß dem heutigen Tage ſchon allzu viele Stunden durch weltliche Geſchäfte entzogen worden ſind. Es geziemt mir aber, mit meinen Leuten der erſte und nicht der letzte zu erſcheinen an dem Orte, wo wir uns mit ganzer Seele vor dem Herrn demüthigen ſollen, daß er die Wucht ſeines zur Züchtigung über uns ausgeſtreckten Armes mäßigen möge. Es wäre unrecht, durch Zögern ein übles Beiſpiel zu geben. Daher kommt jetzt mit mir und nach Beendigung unſerer ſabbathlichen Andacht wird Lovely bereit ſein, Eure Fragen zu beantworten."

Der Richter winkte ſeinen Knechten, ihm zu folgen, und ſchritt mit Standiſh voran. Lovely folgte mit dem weiblichen Geſinde und Obededom ſchloß die Paliſſadenpforte hinter dem kleinen Zuge, auf welchen zurückblickend der Kapitän, wie zu ſeiner Beruhigung, zu ſich ſagte: „Wenigſtens haben die Männer ihre Waffen bei ſich."

Dies war jedoch nichts Ungewöhnliches, ſondern etwas in den der indianiſchen Grenze naheliegenden Kolonien allgemein Bräuchliches. Wer in einer dieſer Anſiedlungen während des ſonntäglichen Gottesdienſtes an einem der Verſammlungshäuſer vorbeiging, konnte in der Vorhalle die Feuergewehre der männlichen Bevölkerung an der Wand lehnen ſehen, denn die Pilger der Wildniß mußten, während ſie den Worten ihrer Prediger lauſchten oder einen Pſalm zum Lobe des Ewigen anſtimmten, ſtets darauf gefaßt ſein, das Kriegsgeſchrei ihrer rothen Nachbarn zu vernehmen.

Eaton bemerkte beim Eintritt in das Verſammlungshaus nicht ohne Mißbehagen, daß die Gemeinde ſchon ziemlich vollſtändig verſammelt und er demnach mit den Seinigen einer der letzten war, welche kamen, „den Durſt der Seele an der Quelle des Heils“ zu löſchen. Er nahm aber ſofort ſeinen Platz mit der Miene eines Mannes ein, welcher entſchloſſen iſt, jetzt ganz und gar ſeine Gedanken vom Irdiſchen ab und höheren Regionen zuzuwenden.

Der monotonen Einfachheit und hölzernen Schmuckloſigkeit der puritaniſchen Andachtshäuſer entſprach völlig der Kultus, welcher innerhalb ihrer Wände geübt wurde, jener allem Schönen, Phantaſievollen, Gemüthlichen feindſelige kalviniſtiſche Kultus, welcher das Herz anfröſtelt. Allein dieſe finſteren Sektirer verwarfen alles Aeußerliche mit einer Konſequenz, welcher man unbedenklich den Namen Barbarei geben darf. Sie wußten mit raffinirtem Ungeſchmacke ſogar ihrem Pſalmengeſang etwas Widerwärtiges zu geben, denn es war puritaniſcher Brauch, die Töne der Melodie auf garſtige Weiſe durch die Naſe hervorzuzwingen, zu dehnen und zu quetſchen.

Standiſh, welcher dieſe Thorheit ſchon oft im Stillen verwünſcht hatte, wurde angenehm berührt, als inmitten der ſchnarrenden Naſallaute, welche ſein Ohr beleidigten, die rein und ſonor aus der Bruſt kommende Altſtimme Lovely's ſiegreich ſich geltend machte, und er konnte ſich nicht enthalten, einen Blick des Dankes und der Billigung nach der andern Seite der kleinen Kirche zu werfen, wo die fromme Sängerin in der Mitte einer Schar von Mädchen und Frauen ſtand, welche die ungeziert ſchöne Weiſe ihres Geſangs keineswegs nachahmten.

Als der einleitende Pſalm verklungen, erſchien Jeremia Makpherſon, der Prediger von Swanzey, auf der Kanzel. Es war eine lange, dünne Geſtalt mit kränklich blaſſem Geſicht, aus welchem zwei große feurige Augen wie Fackeln der Schwärmerei hervorleuchteten. Ein Schotte von Geburt, huldigte er der grübleriſchen Theologie ſeiner Glaubensgenoſſen mit einem bis zur Extravaganz fortſchreitenden Eifer, der aber ein achtungswerther, inſofern er von allem Eigennutz frei war und aus der innigſten Ueberzeugung entſprang. Obgleich noch in jungen Jahren ſtehend, war er durchaus Aſket und Verächter der „Eitelkeiten dieſer Welt". Er war bei ſeiner Gemeinde ſehr beliebt, ſowohl ſeines redlichen, wenn auch ſtrengen Charakters als auch der Manier wegen, in welcher er das Wort Gottes verkündigte. Als echter Puritaner ſchöpfte er die Anregungen zu ſeinen ſeelſorgeriſchen Worten und Werken mit Vorliebe aus dem alten Teſtament und ſeine Redeweiſe hatte ſich durch fortwährendes Studium des großen Propheten, deſſen Namen er trug, der Sprache deſſelben auffallend angenähert. Für heute glaubte er, angeregt durch ein Geſpräch, welches er geſtern mit Eaton gehabt, den paſſendſten Text für eine Predigt gefunden zu haben in jenem Kapitel des fünften Buches Moſis, deſſen Anfangsworte wir dieſem Abſchnitt unſerer Erzählung voranſtellten. Er ging mit Wendungen, welche von nicht gemeiner Begabung zeugten, darauf aus, den in ſeinem Text berichteten Kampf der Iſraeliten gegen den König von Baſan auf die ſchwierigen Verhältniſſe ſeiner Gemeinde zu den rothen Eingeborenen zu beziehen, und die regungsloſe Aufmerkſamkeit, womit ihm ſeine Zuhörer lauſchten, verrieth deutlich, wie ſehr ſie trotz der orakelhaften Sprache ihres Predigers ſeine des längeren durchgeführte Vergleichung zwiſchen den Kolonien von Neu-England und Kanaan, zwiſchen den Koloniſten und den Kindern Iſrael, zwiſchen dem König Og und dem Sachem der Wampanogen verſtanden und billigten. Das Gefühl der Wirkung ſeiner Worte theilte ſich ſympathiſch dem Redner mit und befeuerte ſeinen Eifer noch mehr. Seine hagere, ſchmale Geſtalt richtete ſich auf, ſeine bleichen Wangen erglühten, als er in ſtundenlangem Vortrage ſein gutgewähltes Thema nach allen Seiten hin variirte, um endlich zum Kulminationspunkte ſeiner Predigt zu gelangen, wo er mit prophetiſchem Aufſchwunge den Sieg der Pilger der Wildniß über die abgöttiſchen Eingeborenen derſelben verkündigte.

„Ja", rief er aus, „der Herr, unſer Gott, wird den König Og zu Baſan in unſere Hände geben, ſammt ſeinem ganzen Volke, daß wir ihn ſchlagen und vernichten, daß nichts von ihm übrig bleibe. Sein Land werden wir gewinnen und alle ſeine Dörfer und all ſein Vieh und all ſeine Habe, und ſchlagen werden wir mit des Schwertes Schärfe ſeine Männer, Weiber und Kinder."

Er konnte dieſen Ausbruch altteſtamentlichen Ingrimms kaum vollenden, denn eine mächtigere Stimme unterbrach ihn vom Eingange des Hauſes her und rief mit Donnertönen in die Verſammlung hinein:

„Zu deinen Gezelten, Iſrael! Der rothe Heide kommt über dich!„

## 5.

Wer biſt du denn, geheimnißvolles Weſen?
De Muſſet.

O, welcher Mordkampf hat ſich da entſponnen!
Julius Moſen.

So ſtreng und wirkſam war die kirchliche Disciplin der puritaniſchen Gemeinden, daß der bedrohliche Ruf keineswegs eine tumultuariſche Störung der Verſammlung zur Folge hatte. Die Männer und ſogar die Frauen verharrten in der ſitzenden Stellung, in welcher ſie der Predigt gelauſcht hatten, und dieſes Beiſpiel von Selbſtbeherrſchung übte auch auf die Kinder ſeine Wirkung, ſodaß ſie ſich ſtill hielten. Nur einen Schrei der Natur lockte die Schreckensbotſchaft unmittelbar aus der Verſammlung hervor, den unwillkürlichen Angſtruf der Müllerin, welche ihrem Gatten vor wenigen Tagen Zwillinge geboren, welche die entſetzte Mutter in der am Ende des Dorfes gelegenen Mühle dem Mordmeſſer der Wilden zunächſt preisgegeben glauben mußte. Aber auch ſie unterdrückte ſogleich wieder den Ausbruch ihrer Gefühle und richtete nur ängſtliche Blicke auf ihren Mann, welcher ſeinerſeits mit verhaltener Ungeduld nach der vorderſten Bank ſchaute, wo der Richter mit den Kirchenälteſten ſaß.

Jeremia Makpherſon unterbrach die Pauſe athemloſer Spannung. Seine Stelle auf der Kanzel behauptend, ſtreckte er den Arm gegen die Pforte aus und richtete ebendahin die ſtrengbetonte Frage:

„Wer biſt du, der du es wagſt, die Sabbathsfeier zu ſtören?“

„Einer“, lautete die Antwort, „der vordem ſein Schwert ſchwang für die gute alte Sache früh und ſpät und der es jetzt noch einmal gezogen im Dienſte des Herrn. Doch verliert die koſtbare Zeit nicht mit unnützen Fragen, ihr Männer von Swanzey. Ich ſage euch, der rothe Heide kommt über euch mit aller ſeiner Macht. Zu den Waffen, zu den Waffen!“

Standiſh ſprang auf und wiederholte den Alarmruf, aber ſeine Stimme, wie die des Richters, wie die des Predigers, ward ſofort übertönt von einem Gebrülle von außenher, das links und rechts, hüben und drüben in ſo gellenden ſchrecklichen Modulationen erſcholl, als wären alle Dämonen der Unterwelt zu einem hölliſchen Koncerte vereinigt.

Mitten in dieſes ohrzerreißende Geheul hinein krachte die Feldſchlange, deren wir erwähnten, und machte es plötzlich verſtummen.

„Zu den Waffen, zu den Waffen!“ rief es wieder vom Eingange her.

„Zu den Waffen!“ wiederholte Standiſh, der Pforte zuſtürzend.

„Zu den Waffen mit Gott!“ rief auch der Richter aus und ſchritt an der Spitze der Männer raſch dem Kapitän nach, während die in dem Verſammlungshauſe zurückbleibenden Frauen und Kinder jetzt dem Drange der Natur nachgaben und in mühſam verhaltene Wehklagen ausbrachen.

Lovely befand ſich nicht mehr unter ihnen. Die erſten Laute der Stimme des fremden Warners hatten ſie unwiderſtehlich von ihrem Platze weg und der Thür zugezogen. Als Standiſh und Eaton dieſe erreichten, fanden ſie das Mädchen am Halſe des Großvaters, der mit den beiden einen raſchen Blick des Verſtändniſſes wechſelte und dann Lovely zuflüſterte:

„Faſſung, mein Kind; der Vater iſt im Hauſe des Richters. Halte dich zu den übrigen Frauen — geh', und der Herr ſegne dich!“

Der Pflicht des Gehorſams ſelbſt in dieſem furchtbaren Moment eingedenk, ſchlüpfte Lovely hinter dem letzten der Männer, welcher aus der Kirche trat, wieder in dieſe zurück.

Die Vorhalle ertönte einige Augenblicke von dem Geſtampfe der ihre Waffen ergreifenden Männer, dann wurde es ruhig und aller Blicke richteten ſich auf den fremden Greis mit den imponirenden Zügen und dem ſilberweiß auf die Bruſt niederwallenden Barte. Sein Geſicht war wie von der Anſtrengung raſchen Laufes geröthet, aber ſeine großen grauen Augen glühten von dem ruhigen Feuer des verſuchten Kriegers. Ein gewaltiges Schwert trug er entblößt in der Hand, und wie er ſo daſtand, war ſeine ganze Erſcheinung ſo edel und ehrfurchtgebietend, daß es ſich leicht erklärt, wie die von der Predigt ihres Geiſtlichen ohnehin erhitzte Phantaſie der Männer von Swanzey im erſten Augenblick geneigt war, den Fremden für ein überirdiſches, vom höchſten Gott zu ihrem Beiſtande geſandtes Weſen zu halten. Ja, ſo gewaltig und nachhaltig war der Eindruck ſeiner plötzlichen und der Menge unerklärlichen Erſcheinung, daß dieſe im Bewußtſein des Volkes von Stunde an eine mythiſche Färbung annahm und noch bei ſpäteren Generationen beibehalten hat.

„Männer von Swanzey", nahm der Greis mit der Miene eines Mannes das Wort, welcher gewohnt iſt, in ſchwierigen Lagen zu befehlen und Gehorſam zu finden, „es gilt, keinen Augenblick zu verlieren, aber auch, nicht in blindem Eifer zu handeln. Das Dorf iſt von allen Seiten von den Heiden umringt und wohl größtentheils ſchon in ihrer Gewalt —".

Das allwärts wieder ſich erhebende Kriegsgeheul unterbrach den Redner und beſtätigte ſeine Worte nur allzu ſehr.

„Seht, dort ſtürmt eine Rotte den Weg nach dem Hauſe des Richters empor", rief der Kapitän aus. „Ha, da ſpricht die Feldſchlange wieder!"

Das Geſchütz entlud wirklich von der Baſtion herab ſeine Ladung, die, wie es ſchien, aus einer Anzahl von Muſketenkugeln beſtand, denn man hörte das Einſchlagen derſelben in die Baumſtämme an dem Wege, welchen das

Geſchütz beſtrich, und ſah drei Indianer fallen, um nicht wieder aufzuſtehen. Im nächſten Augenblick waren die Stürmenden wie weggeblaſen und der Weg war frei.

„Ha, mein Sohn verſteht ſein altes Handwerk noch“, rief der Greis aus. „Doch ſeht, die Elenden wüthen ſchon mit Feuer.“

„O, mein Haus, o, meine Kinder!“ ſchrie der Müller auf und wollte in wahnwitziger Vaterangſt der Mühle zuſtürzen, aus deren Dach die Flamme hoch in den reinen Mittagshimmel emporſchlug.

„Nicht von der Stelle!“ befahl der Greis, dem Geängſtigten den Weg vertretend.

„Und wer ſeid Ihr, der Ihr mir befehlen wollt?“ erwiderte der Mann trotzig.

„Einer“, ſagte Eaton nachdrücklich, „der die Gabe und das Recht hat, zu befehlen. Ihr Männer von Swanzey“, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „folgt in allem und jedem den Befehlen dieſes Gerechten in Iſrael. Und du, Richard“, ſetzte er zu dem Greiſe gewendet hinzu, „erhebe das Schwert Gideon's und ſchlage mit der Schärfe deſſelben die Götzendiener in dieſem Lande, wie du ſie vordem jenſeits des Meeres geſchlagen.“

„Bei dem Herrn allein iſt Hilfe in dieſer Noth“, lautete die Antwort des Alten. „Aber was in Menſchenkräften liegt, ſoll gethan werden.“

Und raſch aus der Vorhalle der Kirche auf den freien Platz vor derſelben vorſchreitend, ſammelte er mit Wort und Gebärde die Männer um ſich.

„Wir haben keine Zeit zu langen Berathungen“, ſagte er; „daher thut, wie ich euch ſage. Wir müſſen das rechte Ufer des Baches aufgeben und das linke vom Feinde zu ſäubern ſuchen. Dort ſteht das Haus des Richters, welches uns als feſter Anhaltspunkt dienen ſoll. Dorthin müſſen wir vor allem die Wehrloſen bringen. Kapitän Standiſh, nehmt zwanzig Büchſenſchützen und ſäubert links und rechts den Weg über den Steg und aufwärts zu dem Hauſe. Ihr, Freund Theophil, ruft die Weiber und Kinder aus dem Verſammlungshaus, umgebt ſie mit vierzig der unerſchrockenſten Männer und folgt ſo der Schaar des Kapitäns auf dem Fuße. Ich ſelbſt will euch mit dem Reſte der Mannſchaft den Rücken decken. Wir müſſen hinüber und den Hügel gewinnen, denn die Kirche iſt nicht haltbar.“

Im nächſten Augenblick ſchon ließ der Kapitän an der Spitze ſeines kleinen Trupps ſein muthiges „Vorwärts!“ erſchallen und ſetzte ſich gegen den Steg hin in Bewegung.

Eaton rief die Frauen und Kinder aus der Kirche, umgab ſie, die ſich wie eine Schar geängſtigter Tauben zuſammendrängten und willenlos fortführen ließen, mit einer ſtarken Schutzwache und gab dem Zuge das Zeichen zu möglichſt raſchem Vorſchreiten.

Der Greis wartete an der Spitze der um ihn geſammelten Nachhut den Abzug des Mitteltreffens ruhig ab und ſetzte dann ſeine Mannſchaft ebenfalls in Marſch, zur Rechten und Linken hin ſcharf ausſehend und jeden Moment bereit, den Vorangehenden Beiſtand zu bringen.

Der Kapitän erreichte ungehindert den Steg. Hier machte er Halt, ließ in die Gebüſche an beiden Seiten des Baches und aufwärts den Weg eine Salve geben und rückte hierauf, nachdem ſeine Leute wieder geladen, langſam vorwärts und hügelan.

Kein Feind ließ ſich blicken und das ſchreckliche „Huh-hup-roh-noh“ war gänzlich verſtummt, aber die Gegenwart der Eingeborenen verrieth ſich dennoch furchtbar genug.

Links und rechts am Waſſer hinab, allüberall im Dorfe kniſterte, praſſelte, brauſte es in dem Gebälke der Wohnungen und aus manchem Hauſe ſtieg nicht nur die verheerende Flamme, ſondern auch das von der Todesnoth ausgepreßte Wehgeſchrei von Kindern und Gebrechlichen auf.

Bei dieſen gräßlichen Anzeichen von der Mord- und Vernichtungswuth der Indianer knirſchten die Männer mit den Zähnen und brachen die Frauen und Kinder in ein lautes Schmerzensgeſtöhn aus. Die Ordnung im Zuge begann zu wanken, aber Eaton's Energie wußte ſie wiederherzuſtellen.

„Vertrauet dem Herrn, unſerm Gott!“ rief er aus. „Er iſt ein ſtarker und eifriger Gott, der da züchtiget, welche er liebt.“

So ſchritt er vorwärts und zu ihm geſellte ſich der wackere Prediger. Neben dem Richter an der Spitze des

Zuges einherſchreitend, hielt er die Bibel aufgeſchlagen in der Rechten und las im Gehen abgeriſſene Stellen aus ſeinem Lieblingspropheten.

Voll und hell klangen die prophetiſchen Worte über den Platz hin:

„Tretet in Ordnung wider Babel rings umher, ihr alle, die ihr den Bogen ſpannet. Schießet auf ſie und ſparet keine Pfeile, denn ſie hat wider den Herrn geſündiget. Jauchzet wider ſie ringsumher, ſie wird ſich ergeben; ihre Grundveſten werden fallen und ihre Mauern werden geſchleift werden, denn das wird ſein die Rache des Herrn. — Und ſiehe, ſo ſpricht der Herr: Reutet aus den Säemann von Babel und den, welcher ergreift die Sichel zur Zeit der Ernte. — Und weiter ſpricht er: Machet euch auf wider das abgöttiſche Volk, und Verderben will ich bringen über ſie, den Grimm meines Zorns, und will ſie verfolgen mit dem Schwerte, bis ich gänzlich ſie vertilge!“

Hier brach ſeine Stimme plötzlich mit einem gellenden Wehlaut ab. Das heilige Buch entfiel ſeinen Händen und er ſtürzte ſchwer vornüber auf das Antlitz nieder.

Ein Pfeil war ihm tief in die Bruſt gefahren und hatte mit ſeiner Spitze das Herz des muthvollen Glaubensſtreiters durchdrungen, der noch einen krampfhaften Verſuch machte, das geweihte Buch an ſich zu ziehen und die heiligen Blätter zu entfalten, und dann lautlos ſein Leben verhauchte.

„Nehmt den Todten auf“, befahl Eaton mit feſter Stimme, „damit, wofern uns ſelber ein chriſtlich Grab wird, auch ihm eins werde.“

Zwei Männer gehorchten dieſem Befehle, während ein halbes Dutzend anderer, ergrimmt über den Mord des geliebten Seelſorgers, ihre Büchſen auf Gerathewohl dorthin ins Gebüſch abfeuerten, woher ihrer Meinung nach der Todespfeil gekommen. Aber in dem Strauchwerk am Bache und an dem jenſeits deſſelben emporſteigenden Abhange verrieth nichts, kein Laut, keine Bewegung, daß eine der Kugeln ihr beabſichtigtes Ziel gefunden.

Die drei Abtheilungen ſetzten ihren Marſch fort. Standiſh war mit der Vorhut nur noch wenige Schritte von der Paliſſadenpforte entfernt, der mittlere Haufe wand ſich langgeſtreckt den Weg zu der Terraſſe hinauf, die Nachhut ihrerſeits hatte ſo eben die Brücke paſſirt.

Da erhob ſich über das Brauſen der mit Macht ſich verbreitenden Feuersbrunſt plötzlich, in ſcharfen Gutturaltönen angeſtimmt, der Kriegsſchrei eines einzelnen Indianers und dies war das Signal zu dem Losbrechen jenes markdurchdröhnenden Gebrülls und Geheuls, womit die Krieger der eingeborenen Stämme von Nordamerika in den Kampf zu gehen pflegen.

Und von der Höhe des Abhangs herab, vom Ufer des Baches herauf, hinter den brennenden Häuſern hervor ſchwirrten Pfeile, krachten Schüſſe und von allen Seiten her ſtürzten und ſtürmten Maſſen von rothen Kriegern auf die Umringten ein, Tomahawk und Skalpirmeſſer ſchwingend und die Luft mit barbariſchen Rufen erfüllend.

Es begann eine jener Scenen von Kampf und Mord, deren Wildheit des Malerpinſels wie der Feder des Erzählers ſpottet.

Mit mannhafter Feſtigkeit hielten die Pilger der Wildniß den wüthenden Anprall der feindlichen Uebermacht aus. Wie der Schall der Schlachtdrommete klang durch das ſchreckliche Gelärme die Stimme des greiſen Führers der Nachhut: „Hie Schwert des Herrn und Gideon's!" Mit Römermuth focht der Richter und der Degen des tapfern Kapitäns ſchuf nach vorn immer wieder Bahn. Allein ſtets warfen ſich neue Schaaren der Wilden zwiſchen die Vorhut und die rettende Pforte, immer wilder drängten die Feinde von unten herauf und von beiden Seiten heran und bald barſt jede Ordnung des Zuges auseinander, ſodaß die Dorfbewohner, Männer, Weiber und Kinder, Fechtende und Jammernde, in einen chaotiſchen Knäuel zuſammengepreßt wurden.

Nicht allein ihre überlegene Anzahl kam den Angreifern zu ſtatten, ihr Führer hatte auch den Ort und die Zeit des Angriffs ſchlau berechnet, indem er vorausſah, daß der Beſitz des Geſchützes, welches ſeine Krieger am meiſten fürchteten, den Weißen hier nutzlos ſein würde, weil es nicht auf den Weg hernieder abgefeuert werden konnte, ohne daß ſeine Ladung den Freunden ebenſo verderblich wie den Feinden geworden wäre. Es konnte überhaupt von den Feuerwaffen kein Gebrauch mehr gemacht werden. Dazu war kein Raum mehr. Degen und Dolch, Tomahawk und Skalpirmeſſer bildeten in dieſem wilden Wirbel von Handgemenge die einzigen Vertheidigungs- und Angriffswaffen.

Die Wilden hatten ihre ſonſtige, mehr im Legen und Vermeiden von Hinterhalten als in offenem Gefechte von Mann gegen Mann beſtehende Kriegsweiſe am heutigen Tage völlig aufgegeben. Sie ſtürmten, Wunden und Tod verachtend, heran mit einer Wuth, hielten ſtand mit einer Beharrlichkeit, wie ſelbſt der im Wald- und Grenzkriege vielerfahrene Standiſh noch nie erlebt hatte. Der energiſche Wille ihres Führers ſchien ſie zur rückſichtsloſeſten Tapferkeit entflammt zu haben.

Dieſer Führer, kenntlich an ſeinem hohen Wuchs, an ſeiner Tunika von Scharlach und an der von ſeiner Skalplocke weit den Rücken hinabflatternden ſchwarzen Adlerfeder, war mit Wort und Arm überall zugegen. Er führte als Waffe einen Tomahawk, deſſen Schneide nicht nur, ſondern auch deſſen Handhabe von Stahl war und der von Blut triefte. Seine Anweſenheit flößte den Weißen ebenſo ſehr Schrecken ein, als ſie ihren Grimm und ihre Racheluſt reizte.

„Hund von verrätheriſchem Heiden!“ ſchrie ihm Standiſh zu, indem er ſich zu ihm Bahn zu brechen ſuchte. „Sohn Belial's!“ rief ihn der Richter an, in der nämlichen Abſicht durch das Getümmel ſich drängend.

Ein dämoniſches Hohnlachen war die einzige Antwort des Häuptlings, welcher im nämlichen Augenblick ſein

Beil in dem Schädel eines Gegners begrub, dem er die Büchſe aus der Hand geſchlagen und der ihn wüthend an der Schulter gepackt hatte.

Wir verzichten darauf, das ſchreckliche Bild weiter in ſeinen Einzelnheiten auszuführen. Unſer Gefühl ſträubt ſich dagegen, die Todesſchreie erbarmungslos niedergemetzelter Weiber und Kinder zu verzeichnen oder alle die entſetzlichen Blicke, Bewegungen und Töne zu beſchreiben, die an den Menſchen bemerkbar werden, wenn ſie das, was die alten Nordländer Berſerkerwuth nannten, zu reißenden Thieren macht. Die Schar der Weißen ſchmolz immer mehr zuſammen, während die Stellen der ebenfalls in großer Anzahl gefallenen Indianer ſogleich von neuen Kämpfern eingenommen wurden.

Nur einmal noch ſchien es, als wollte in dem für die Anſiedler ſchon völlig verzweifelt ſich geſtaltenden Kampfe eine günſtigere Wendung eintreten. Die Paliſadenpforte, um welche ſich allmälig der Kampf koncentrirt hatte, ward aufgeriſſen und herausſtürzte mit geſchwungenem Schwerte der Mann, welcher während des Gottesdienſtes in das Haus des Richters gekommen war und zweimal die Feldſchlange abgefeuert hatte. Mit der Loſung: „Herrgott Zebaoth!“ ſpaltete er einem Wilden das Haupt und ſchuf einen Augenblick freien Raum vor der Pforte. „Hie Iſrael!“ antwortete ihm die Stimme des heldenhaften Greiſes, welcher, ſeine Enkeltochter mit dem linken Arm umfaßt haltend, mit ſeinem gewaltigen Schwerte ſchützende Kreiſe um das halb bewußtloſe Kind zog. Zugleich entlud ſich, von dem alten Obededom losgebrannt, die Feldſchlange noch einmal auf die nachdrängenden Wilden. Sie ſtoben heulend auseinander, aber ſchon im nächſten Moment führte der Häuptling in der Scharlachtunika eine neue Wolke ſeiner Leute heran.

„Stehe feſt, wer noch ſtehen kann!“ rief Standiſh aus. „Wir müſſen das Thor halten.“

Aber es war an kein Stehen und Halten mehr zu denken. Alles drängte, ſchob, ſtürmte gegen die offene Pforte zu und durch dieſelbe keilte und wälzte ſich nun die ganze Maſſe, Weiße und Rothe im wildeſten Wirrwar durcheinander toſend.

Auf dem Hofraum erneute ſich ſofort das Blutbad, während die allgemeine Feuersbrunſt, welche das Dorf verzehrte, glühenden Qualm, Rauchwolken und Flammenwirbel herausſchnob.

Ueberwältigt von allen dieſen Schrecken der Vernichtung, war es Lovely wie im Traume, als ſähe ſie den Richter, den Kapitän, ihren Großvater und Vater, mit dem Rücken an die Mauer des Hauſes geſtemmt, den letzten Verzweiflungskampf gegen die anſtürmenden Wilden kämpfen. War das alles Wirklichkeit? Wie denn lebte ſie noch? Welches Wunder hatte ſie gerettet?

Plötzlich ſtieß ſie einen Schrei aus und ſtürzte vorwärts.

Ein rieſenhafter Indianer hatte ihren Vater angefallen und mit dem Kolbenſchlag einer aufgerafften Büchſe die Schwertklinge des Weißen zerſplittert. Schon holte er zum Todesſtreiche aus, als ſich das Mädchen an die Bruſt des Vaters warf und in verzweiflungsvollem Flehen die Hände gegen den Wilden ausſtreckte. Dieſer verzog nur den Mund zu einem höhniſchen Grinſen des Triumphs und ſchwang die Waffe höher empor. Aber im ſelben Augenblick wurde er von dem Häuptling am Arme gefaßt und rückwärts geſchleudert.

Mit halbwahnſinniger Spannung ſtarrte Lovely dem Retter in die bronzenen Züge. Sie hörte nur noch, wie der Mann im Scharlachwams ein gellendes, dreimal wiederholtes Pfeifen ertönen ließ. Dann ſchwamm und wirbelte ihr alles vor den Augen und ſie ſank bewußtlos ihrem Vater in die Arme.

## 6.

Sein Auge kalt verdeckt, was heiß
Und ſtürmiſch ſeine Bruſt erfüllt,
Wie wenn das erſte dünne Eis
Des Meeres dunkeln Schlund verhüllt
Bis zu den nächſten Sturmesſchauern.
Furchtbare Leidenſchaft verſteckt
In dieſer ſtolzen Bruſt ſich tief,
Wie Löwen in der Höhle lauern,
Bis ſie ihr Opferthier entdeckt,
Und wild erwacht, was ſcheinbar ſchlief.
Schien wie ein Stein ſein Herz zu ſein:
Der Stahl lockt Funken aus dem Stein.
Michail Lermontoff.

Wir müſſen unſere Leſer, bevor wir ſie auf neue Schauplätze und zu neuen Scenen unſerer Geſchichte führen, zunächſt noch auf der Stätte der Zerſtörung und Trauer, welche das Dorf Swanzey durch den Ueberfall der Wilden geworden war, feſthalten.

Der Kampf war ſchon ſeit mehreren Stunden beendigt. Der Sieg der Wilden, die Niederlage der Koloniſten war vollſtändig. Mit Ausnahme von einigen wenigen, denen es, als der Kampf um die Paliſſadenpforte her wüthete, gelungen, abſeits den Rain aufwärts in den

Wald zu entkommen, war die ganze Dorfbevölkerung der Mordluſt der Sieger zum Opfer gefallen.

So bildete der Ueberfall von Swanzey durch die Eingeborenen am 24. Juni 1675 das ſchreckliche Vorſpiel zu einem Kriege auf Leben und Tod, zu einem Kriege, in welchem es ſich ganz ernſtlich um die Ausrottung der Weißen durch die Rothen oder aber um ein bleibendes Uebergewicht der erſteren über die letzteren handelte. Mit blutigen Zügen iſt dieſer Kampf oder dieſe Reihenfolge von Kämpfen in den Annalen der Staaten von Neu-England verzeichnet und wir werden im Verlaufe unſerer Erzählung noch manches Blatt voll Schrecken und Entſetzen aufzuſchlagen haben.

Für jetzt kehren wir auf den Hofraum von Eaton's Haus zurück.

Es geht gegen Abend zu. Die Sonne nähert ſich ſchon dem unermeßlichen Wäldermeere im Weſten; aber ihre Kugel ſtralt nicht hell und voll auf den Schauplatz, ſondern ſteht weißlich trübe hinter den grauen Dünſten, womit die immer noch rauchenden Brandſtätten des Dorfes die Atmoſphäre erfüllten. Die Brunſt, welche ſämmtliche Wohnſtätten, das Haus des Richters ausgenommen, erreicht und verzehrt hatte, war mächtig genug geweſen, den ganzen Dunſtkreis der Niederlaſſung mit einer erſtickenden Hitze zu ſchwängern, welche jetzt erſt unter der Einwirkung der abendlichen Briſe nachzulaſſen begann. Das furchtbare Getöſe, welches kurz zuvor hier geherrſcht hatte, war verſtummt. Der Boden des Hofes war mit Blut bedeckt.

Die gefallenen Indianer waren von den Ihrigen bereits weggeſchafft und ſorgſam im nahen Walde beſtattet worden. Dagegen lagen die Leichen der Weißen unordentlich über den ganzen Raum hin zerſtreut, da, wo der Tod ſie erreicht hatte, und es iſt ſchrecklich zu ſagen, daß das Meſſer der Sieger nicht einmal der Todten geſchont hatte. Alle, ſelbſt Weiber und Kinder waren der Hirnhaut beraubt worden und dieſe gräßlichen Siegeszeichen ſchmückten, von geronnenem Blute ſtarrend, die Gürtel einer ſtarken Horde von Indianern, welche zwei Seiten des viereckigen Platzes einnahm. Sie ſtanden, ſaßen und lagen an verſchiedenen Feuern, an welchen ſie ihr Wildpret und ihren Kaves (Mais) geröſtet hatten. Vor ihnen waren die erbeuteten Waffen in Haufen aufgeſchichtet. Die meiſten hatten ſich mit Beuteſtücken europäiſcher Kleidung wunderlich herausgeputzt, ſahen aber keineswegs groteſk-komiſch aus, ſondern glichen in der von Dampf und Schweiß verwiſchten weiß und ſchwarzen Kriegsbemalung ihrer grimmigen Züge einer Bande hölliſcher Dämonen. Das Haus des Richters ſelbſt zeigte ſtarke Spuren muthwilliger Zerſtörungsluſt. Die Fenſter waren eingeſchlagen, das Mauerwerk vieler Orten zertrümmert, das Hausgeräthe hatte die Kochfeuer der Wilden nähren müſſen.

Abſeits von dem Schwarm lehnte der Häuptling in der ſcharlachrothen Tunika an der Laffette der eroberten Feldſchlange. Er hatte den blutigen Tomahawk in den Gürtel geſteckt und die Arme im Nachdenken über die breite Bruſt gekreuzt. Zuweilen hob er den geſenkten

Kopf und ließ ſeine ſchwarzen glühenden Augen über den Platz ſchweifen. Dann irrte momentan ein triumphirendes Lächeln über ſeine ſtolzen Züge, die wie aus Marmor gehauen erſchienen wären, hätte ihnen die Natur nicht vielmehr die Färbung von Bronze gegeben.

Er ſtand in der Vollkraft des männlichen Alters. Seine ganze Erſcheinung war edel, gemeſſen, würdevoll. Man ſah ihm auf den erſten Blick an, daß er gewohnt ſei, zu herrſchen. Den Stempel des Genies, welcher ſeinem Antlitz aufgedrückt war, beeinträchtigte ſelbſt der Umſtand nicht, daß nach Art ſeiner Raſſe ſeine Backenknochen weit mehr hervorſtanden, als dies bei einem andern berühmten Helden ſeines Volkes, deſſen Aeußeres wir früher beſchrieben, der Fall war. Zwiſchen den Brauen des Häuptlings lag eine tiefe Falte, wie wir ſie oft bei Männern wahrnehmen, deren ganzes Leben ein großer Gedanke erfüllt und — verzehrt, jene von dem raſtlos arbeitenden Geiſte gezogene Furche, welche der Phyſiognomie einen finſtern und zugleich rührenden Ausdruck verleiht.

In der That erfüllte und verzehrte ein ſolcher Gedanke das ganze Daſein von Metakom, dem großen Sachem der Wampanogen und Pokanoketen, denn dieſen haben wir vor uns. Er hatte es ſich, in richtiger Erkenntniß der Vernichtungsgefahr, welche ſeinem Volke, den indianiſchen Nationen überhaupt von ſeiten der weißen Eindringlinge drohte, zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht, dieſe Gefahr durch Ausrottung der Weißen zu beſchwören, und er ſetzte alle ſeine Gaben und Kräfte, er ſetzte das

Leben ſelbſt an die Erfüllung dieſer Aufgabe. Er hatte es zur Erreichung ſeines Zweckes ſogar nicht verſchmäht, bei den Verhaßten, welche ſein Volk Schritt für Schritt aus den Jagdgründen der Väter verdrängten, in die Schule zu gehen. Er hatte ihre Sprache erlernt, mit ihren Sitten und Gebräuchen ſich bekannt gemacht. Lange Jahre hatte er, im geheimen unaufhörlich mit den Vorbereitungen zur Ausführung ſeines großen Planes beſchäftigt, mit der ganzen Schlauheit ſeiner Raſſe die friedlichen und freundlichen Geſinnungen geheuchelt, welche ſein beſchränkter Vater Maſſaſoit, wie wir geſehen, wirklich gegen die Koloniſten gehegt. Mit unendlicher Mühe war es ihm gelungen, die alte Erbfeindſchaft zwiſchen den zwei mächtigſten rothen Nationen von Neu-England, den Pokanoketen und Naraganſettern, beizulegen und ſie zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegen die Weißen zu vereinigen, und dieſes diplomatiſche Meiſterſtück war ihm zur nämlichen Zeit geglückt, als der Verrath Saſamon's ihn nöthigte, die Maſke des Friedens und der Freundſchaft abzuwerfen.

Metakom oder König Philipp iſt von den älteren Annaliſten der Kolonien von Neu-England mit unbilliger Parteilichkeit und Härte beurtheilt worden. Man kann dieſen Männern, welche die Schrecken des Krieges, womit der große Sachem die Pilger der Wildniß heimſuchte, als Augenzeugen erlebten, ihre leidenſchaftliche Hitze in Beurtheilung eines ihnen rein unverſtändlichen Charakters, den ſie geradezu für einen Sohn des Teufels anſahen, zu gute halten; allein die Nachwelt war einſichtig und gerecht genug, einen andern Maßſtab an Philipp zu legen. Es iſt wahr, daß er mit manchem Gebrechen ſeines Volkes, wie zum Beiſpiel mit Hinterliſt und grauſamer Racheluſt ſtark behaftet war, aber der größte Autor, welchen Amerika bis jetzt hervorgebracht, Irving, hat mit Recht auch die Lichtſeiten ſeines Weſens dargelegt, indem er ſagt, daß Metakom ein kräftiges Gemüth, einen großen Reichthum von Hilfemitteln, Verachtung aller körperlichen Leiden und Beſchwerden und unbeſiegbare Entſchloſſenheit bewieſen habe, und dann hinzufügt: „Mit den heldenmüthigen Eigenſchaften und der kühnen Tapferkeit begabt, welche einem Krieger aus der gebildeten Welt Ehre und ihn zum Gegenſtande der Dichtung und Geſchichte gemacht haben würden, war König Philipp ein Wanderer und Flüchtling in ſeinem Geburtslande und ging wie eine einſame Barke in der Dunkelheit und im Sturme unter, ohne daß das Auge des Mitleids ſeinen Fall beweint oder eine Freundeshand ſeinen letzten Kampf aufgezeichnet hätte.“

Zur Zeit jedoch, von welcher wir hier ſprechen, ſchien der Sachem eher der Erreichung ſeines Zieles als einem ſo tragiſchen Ausgange nahezuſtehen, beſonders in der Stunde, wo ihm der erſte offene Schlag gegen die Anſiedler ſo vollſtändig gelungen war. Er ſtand auf den Trümmern einer zerſtörten Anſiedlung da als Sieger, als Träger einer großartigen Idee, wie ſie nach ihm nur noch ein Mann ſeiner Raſſe, der kühne Tekumſeh, Häuptling der Shawaneſen, hegen und verfechten ſollte (in den Jahren 1810—13).

Es herrſchte unter den Indianern, welche ſich auf dem Hofraume gelagert hatten, durchaus nicht die lärmende Fröhlichkeit, zu welcher der Rauſch des Sieges naturgemäß verleitet. Einestheils mochte der ſtarke Verluſt, welchen ſie erlitten hatten, die Freude der Krieger dämpfen, anderntheils hielt die Anweſenheit und ſtrenge Haltung ihres angebeteten Führers ſie in gehörigem Reſpekt. Keiner wagte ihn in ſeinem Sinnen zu ſtören; die meiſten gaben ſich, nachdem ſie ihr frugales Mahl verzehrt, der apathiſchen Ruhe hin, welche dieſes Volk nach heftigen Strapazen ſo ſehr liebt.

Jetzt glitt durch die Oeffnung des aus ſeinen Angeln geriſſenen Hofthors herein einer der Unterſachems Metakom's, welcher von dieſem befehligt worden war, die Beſtattung der indianiſchen Todten zu beaufſichtigen. Er kommt, dem Häuptling zu melden, daß deſſen Anordnungen vollzogen ſeien, bleibt aber, der indianiſchen Etikette getreu, ſtumm vor ſeinem Chef ſtehen, bis dieſer die Worte an ihn richtet:

„Mag Annawon reden, meine Ohren ſind offen.“

„Unſere Brüder“, verſetzte Metakom's Vertrauter, an deſſen linkem Oberarm ein Verband von Kräutern zeigte, daß er am Tage zuvor den wackern Standiſh nicht ungeſtraft gereizt habe, „unſere Brüder ſind in die glücklichen Jagdgründe gegangen. Der Grabhügel iſt gethürmt und die Todtenklage angeſtimmt worden.“

„Gut. Die Skalpe an den Gürteln der Wampanogen werden den Müttern und Squaws meiner gefallenen Krieger bezeugen, daß dieſe nicht ungerächt geſtorben."

Annawon ſchaute mit einem grimmigen Lächeln der Befriedigung auf ſeinen eigenen Gurt herab, an welchem drei der ſchrecklichen Trophäen hingen.

Nach einer Pauſe ſagte der Häuptling zu ihm:

„Bring' die gefangenen Blaßgeſichter hierher."

Annawon ging in das Haus und erſchien binnen kurzem wieder unter der Thür, deren einer Pfoſten umgeſtürzt worden war, gefolgt von fünf Perſonen, welche beim Ende des Kampfes ſtatt raſchen Todes das vielleicht noch ſchrecklichere Loos getroffen hatte, die Gefangenen erbarmungsloſer Feinde zu werden.

Es waren Eaton, Standiſh, der Vater und Großvater Lovely's und dieſe ſelbſt.

Von den vier Männern war keiner ohne Wunde: dem Richter hatte ein Pfeil den Ballen der linken Hand zerriſſen, dem Kapitän ein Beilſchlag die rechte Schulter getroffen, dem älteren Oberſt ein Lanzenſtoß die Rippen der rechten Seite tief geſtreift, dem jüngeren ein Meſſerſtoß den linken Vorderarm durchdrungen.

Die Gefangenen hatten Zeit gehabt, der erſten namenloſen Betäubung des Schmerzes Herr zu werden, eines Schmerzes, deſſen Heftigkeit ſie zuerſt hatte bedauern laſſen, daß ſie das Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen nicht getheilt. Aber ſelbſt in der leidenvollſten Bruſt waltet mit geheimer Macht des Daſeins ſüße Gewohnheit, wie unſer großer Dichter den gewaltigen Lebensdrang des

Menſchen ſo treffend bezeichnet hat. So hatten ſie es ſich denn gefallen laſſen, daß, während ſie in einem der halbzerſtörten Gemächer des Hauſes bewacht wurden, ihre Wächter ihnen, auf höheren Befehl, nicht nur Waſſer zur Stillung ihres heißen Durſtes reichten, ſondern daß auch einer derſelben, der ſich auf die Heilkünſte ſeines Volkes verſtand, ihnen ihre Wunden unterſuchte, wuſch und verband. Sie hatten verwundert fragende Blicke über dieſe Sorgfalt getauſcht und der Kapitän hatte mit der Reſignation eines auf alles gefaßten Mannes geäußert: „Ich denke, ich weiß, was das zu bedeuten hat: ſie wollen uns einſtweilen am Leben erhalten, um den Glanz eines ihrer hölliſchen Siegesfeſte durch die Martern, welchen man uns unterwerfen wird, zu erhöhen.“

Annawon führte die Gefangenen vor den Sachem und ſagte, einen Blick wilden Haſſes auf Standiſh ſchießend, abſichtlich in engliſcher Sprache:

„Es iſt noch Platz, viel Platz für Skalpe an den Gürteln der Krieger der Wampanogen.“

Metakom erwiderte nichts auf dieſe rachſüchtige Inſinuation, ſondern bedeutete nur den Sprecher mit einer gebieteriſchen Gebärde, ſich zu entfernen. Dann erhob er den Kopf und betrachtete einen ſeiner Gefangenen nach dem andern mit marmorkaltem und marmorfeſtem Blicke.

Lovely, welche ſich krampfhaft am Arme ihres Großvaters feſthielt, ſchlug die verweinten Augen vor dieſem Blicke entſetzt zu Boden, die Männer aber erwiderten denſelben jeder in ſeiner Art mit Feſtigkeit. Zwar hatte der Anblick der verſtümmelten Leichen ihrer Brüder und der Blutgeruch, welcher gleichſam die ganze Atmoſphäre erfüllte, ihnen die Schrecklichkeit ihrer Lage von neuem ſo recht klar gemacht, aber alle fühlten, daß das geringſte Zeichen von Schwäche in dieſem Augenblicke entehrend für ſie wäre. Eaton ſchaute den Sachem an, als ſähe er den böſen Feind leibhaftig vor ſich; in den Augen des Kapitäns blitzte ein Zorn, als könnte er ſich kaum enthalten, dem Sieger an die Kehle zu ſpringen; der jüngere Oberſt ballte krampfhaft die Rechte, als hielte er noch den Schwertgriff in derſelben; nur der ehrwürdige Greis that es in angemeſſener Haltung dem Indianerfürſten gleich und ſchaute ihm mit ruhiger Würde in die Augen.

Metakom ließ ſeinen Blick von den Männern langſam auf das todbleiche Mädchen gleiten.

„Junges Blaßgeſichtmädchen“, redete er dann mit klangvollem Organ und in vollkommen verſtändlichem Engliſch Lovely an, „du haſt noch nicht genug Sommer geſehen, um in der Lügenkunſt deines Volkes erfahren zu ſein. Sage mir, wer hat dir das Kinderſpielzeug gegeben, welches du um den Hals trägſt?“

„Ein Indianermädchen, Hih-lah-dih geheißen“, erwiderte Lovely mit bebender Stimme, aber belebt durch einen ſchwachen Hoffnungsſchimmer. „Sie traf geſtern mit mir im Walde zuſammen und, ach, wir haben es ſchwer gebüßt, daß wir ihrer warnenden Stimme nicht größere Beachtung ſchenkten!“

„Hih-lah-dih?“ fragte der Sachem. „Hih-lah-dih hat dich und die Blaßgeſichter gewarnt und geſtern noch?“

Ein finſterer Schatten flog über ſein Geſicht, verſchwand aber ebenſo ſchnell wieder, als er gekommen.

„Hih-lah-dih warnte mich im Namen eines — eines fernen Freundes und rieth mir, mit den Meinigen“ — die Sprecherin faßte dabei die Hände ihres Vaters und Großvaters — „nach Providence zu gehen, weil die rothen Krieger den Tomahawk wider mein Volk erheben wollten.“

Das blaſſe Mädchen erröthete bis zur Stirn hinauf, als ſie des fernen Freundes erwähnte. Dem Falkenblick des Sachems entging dieſes Erröthen nicht.

„Jung Blaßgeſichtſquaw Freund haben, der Hih-lah-dih als Botin ſchicken“, ſagte er forſchend. „Sein Name welcher ſein?“

Lovely beſann ſich einen Augenblick, hielt es aber für das Beſte, die Wahrheit zu ſagen, und erwiderte leiſe:

„Das Goldhaar.“

Ein kaum merkliches Lächeln kräuſelte für einen Augenblick die Lippen Metakom’s.

Lovely errieth mit dem Inſtinkt eines liebenden Weibes die Bedeutung dieſes Lächelns und glaubte vor jungfräulicher Scham vergehen zu müſſen. Aber zugleich ließ ihr kindliches Gefühl ſie erkennen, daß der Moment, wo der furchtbare Häuptling von einer menſchlichen Regung erfaßt worden ſei, nicht ungenützt vorübergehen dürfe. Sie trat daher einen Schritt vorwärts, ließ ſich auf ihre Kniee nieder, umfaßte die des

Sachems und flehte mit ihrer ſüßen Stimme zu ihm empor:

O, König Philipp, du haſt Eltern gehabt, bei ihren Gebeinen beſchwöre ich dich und bei den Häuptern deiner Kinder, ſchone meines Vaters und Großvaters, ſchone unſerer Freunde, und der Herr, unſer Gott, ſoll es dir und den Deinigen vergelten tauſendfach."

„Stehe auf, Kind", rief ihr Vater in ſtreng verweiſendem Tone der Flehenden zu. „Es iſt Sünde, ſchwarze Sünde, vor einem blinden Heiden das Knie zu beugen, und gälte es, tauſend Leben zu erbitten."

Der Indianerfürſt achtete dieſer Worte nicht, ſondern hob Lovely vom Boden auf und ſagte ruhig, aber nicht unzütig:

„Nicht weinen, junges Mädchen. Wer Hih-lah-dih's Halsband trägt, ſicher ſein vor dem Skalpirmeſſer meiner Krieger. Aber warum Vater und alter Vater nicht ruhig in der Höhle bleiben im Walde dort? Warum kommen in das Dorf und meine Krieger tödten mit Donnerrohre und langem Meſſer?"

„Häuptling", entgegnete der Greis auf dieſen Vorwurf, „es iſt nicht die Sitte chriſtlicher Krieger, das Schwert in der Scheide zu laſſen, wenn der Feind ihren Brüdern an Leib und Leben geht."

„Gut", verſetzte der Sachem ruhig und mit all der gemeſſenen Höflichkeit ſeines Volkes. „Meines Vaters Haar und Bart iſt ſehr weiß, er hat viele Sommer geſehen, er iſt ſehr weiſe und ein großer Krieger. Er hat vormals im Rathe der Häuptlinge ſeines Volkes geſeſſen und ſein Wort, wie das ſeines Sohnes, klang laut und wurde gehört, als es ſich darum handelte, eines großen, großen Sachems Skalp zu nehmen. Iſt es ſo?"

„Ja, Häuptling", erwiderte der Greis mit Würde. „Mein Sohn und ich waren mit im Rathe an jenem großen Tage des Gerichts, welchen ich trotz aller Leiden, die er mich gekoſtet hat, noch immer für den ſchönſten meines Lebens halte!"

„Gut", ſagte Metakom abermals mit Nachdruck. „Weiſer alter Krieger nicht lügen, Junge geradeaus gehen wie ein wohlgerichteter Pfeil. Eine Krähe von jenſeits des Salzſees hat in Metakom's Ohr geflüſtert, ſie wolle die Hände der Wampanogen mit Silber füllen, wenn Metakom die beiden Häuptlinge aus dem Lande der Blaßgeſichter ihr, der Krähe, in die Hände lieferte."

Die beiden Oberſten wechſelten einen bedeutungsvollen Blick.

„Metakom", fuhr der Indianerfürſt fort, „jagte die Krähe aus ſeinem Wigwam und verbot ſeinen Kriegern, die Spur derer zu verfolgen, für welche ſeine Freunde, der graue Bär und das Goldhaar, an der Bucht des Salzſees gefochten."

Hier brach der Sachem ab und es entſtand eine lange Pauſe, welche endlich der feurige Standiſh ungeduldig unterbrach, indem er ſagte:

„Wo will das alles hinaus, Heide? Sicherlich ſteckt eine indianiſche Teufelei hinter deinen Worten, aus welchen ich nicht klug werde. Doch was mich angeht, ſo begehre ich weiter nichts, als dir mit meinem guten Degen in der Hand auf Schwerteslänge gegenüberzuſtehen, um Rache zu nehmen für alle deine Verrätherei.“

„Der kleine Feuerſpeier iſt ein tapferer Krieger, ich weiß es“, erwiderte der Sachem nachläſſig; „aber Metakom weiß kleine und große Feuerſpeier zum Schweigen zu bringen.“

Und ſo ſprechend klopfte er mit dem gekrümmten Zeigefinger ſeiner Rechten leicht an das Geſchützrohr, an welchem er lehnte.

„Mörderiſcher Heide, eingeborener Sohn Belial's“, rief Eaton aus, unfähig, die kochenden Gefühle ſeiner Bruſt länger zu dämmen, „prale nicht mit deinem heutigen Thun, das verflucht iſt vor Gott und vor den Menſchen.“

Und ſeine Augen auf die verſtümmelten Leichen umher werfend und dann ſie zum Himmel aufhebend, fuhr der Richter mit den Worten des Pſalmiſten fort:

„O, Gott, Herr, deſſen die Rache iſt! Gott, deſſen die Rache iſt, erſcheine! Erhebe dich, du Richter der Welt, vergilt den Hoffärtigen nach ihrem Thun! Herr, wie lange ſollen die Gottloſen, ja, wie lange ſollen die Gottloſen frohlocken? Wie lange werden ſie trotzige Reden ausſchütten und ihrer Uebelthaten ſich rühmen? Herr, ſie zerſchlagen dein Volk und plagen dein Erbtheil. Sie erwürgen die Wittwen und tödten den Fremdling und morden die Waiſen und ſagen: Der Herr ſiehet es nicht und der Gott Jakob's achtet es nicht. O, Gott, Herr, du, deſſen die Rache iſt, erſcheine!“

„Alter Mann, der Manitu, zu welchem du rufeſt, hört dich nicht. Er hat ſein Angeſicht von dir und Deinem Volke gewendet. Er iſt kein ſtarker und eifriger Manitu, wie die Powows der Blaßgeſichter ſagen; ſonſt hätte er heute die Skalpe auf den Schädeln deiner Brüder feſtgehalten.“

„Heide“, verſetzte der Richter mit dem Ton düſterer Drohung, in welchem etwas Prophetiſches lag, „es wird ein Tag kommen, wo dir dieſer gottesläſterliche Spott wie geſchmolzenes Blei auf dem Herzen brennen wird. Die Vergeltung des Gottes der Chriſten wird über dich kommen und es wird kein Entrinnen für dich ſein.“

Der Häuptling ließ dieſe Drohung mit kalter Ruhe über ſich ergehen, aber als ergötzte es ihn, den glaubenseifrigen Richter, deſſen Eigenheiten er wohl kannte, an der verwundbarſten Stelle zu treffen, riß er einen der Knöpfe, welche ſeine Tunika am Halſe zuſammenhielten, ab, nahm ihn zwiſchen die Finger, ſchnellte ihn durch die Luft und ſagte:

„So viel, ſo viel gerade macht ſich der Sachem der Wampanogen und Pokanoleten aus deinem Chriſtenthum, ſo viel wie aus dieſem Knopfe.“

Dann aus der nachläſſigen Stellung, welche er bisher behauptet hatte, zu ſeiner vollen Höhe ſich aufrichtend, kam er der heftigen Entgegnung Eaton's zuvor, indem er mit dem der Redeweiſe ſeines Volkes ſo natürlichen Pathos fortfuhr:

„Alter Mann, laſſ' Deine Ohren offen ſein und achte meiner Worte. Metakom's Herz iſt von Stahl und fürchtet weder kaltes noch geſchmolzenes Blei. Er hat mit dem Manitu ſeines Volkes, welcher den rothen Kindern dieſes Landes gnädig war Jahrhunderte lang, bevor die Blaßgeſichter auf ihren großen Kanoes über den Salzſee kamen, geredet und der gute Geiſt hat ſein Wollen gebilligt und ſeinen Arm ſtark gemacht zu dem Werke, welches er zu vollbringen hat. Dies Werk war der Traum Metakom's, als er noch ein Knabe war, jetzt, da er ein Mann geworden, wird er es zur Wirklichkeit machen. Er will die Pfade ſeines Volkes ſäubern von dem weißen Gewürm und Ungeziefer, welches allwärts darüber kriecht, er will die Jagdgründe der rothen Männer wieder vorrücken bis zum öſtlichen Ufer des großen Salzſees. Er hat die rothen Nationen zu Brüdern gemacht und den Tomahawk erhoben, um ihn nicht wieder zu begraben, bis die Brut der räuberiſchen Fremdlinge erſchlagen und in dem Gewäſſer des Meeres erſäuft iſt. Er hat Waffen geſammelt und Bundesgenoſſen geworben, er hat geheuchelt und ſich gedemüthigt, bis ſeine Zeit kam. Und ſie iſt gekommen. Metakom hat ſeinen Kriegsruf angeſtimmt und dieſer wird durch die Wälder rollen bis zu den großen Strömen gegen Mittag und Mitternacht. Seine Brüder werden ihn hören und wiederholen allüberall und ſich erheben zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen die weißen Eindringlinge. Die Wampanogen ſind hervorgebrochen aus ihren Wäldern wie Blitze aus Wetterwolken. Der erſte Schlag iſt gefallen und hat gut getroffen. Die Liſten und krummen Reden der Blaßgeſichter, durch welche ſie Maſſaſoit, der jetzt in den ſeligen Jagdgründen wandelt, ſo lange und arg betrogen haben, verfangen nicht mehr. Mein Volk fordert das ganze und volle Erbtheil ſeiner Väter von den Blaßgeſichtern zurück, die es um daſſelbe betrogen haben. Metakom wird ſeinen Brüdern die erbeuteten Skalpe zeigen, er wird ihnen ſeine Gefangenen zeigen und ihnen ſagen: Seht, die Blaßgeſichter ſind beſiegbar trotz ihrer kleinen und großen Donnerrohre, trotzdem daß große Krieger an ihrer Spitze ſtehen. Sein Volk wird frohlocken, es wird den Tomahawk ausgraben und Tauſende werden ihn erheben und den Kriegsruf anſtimmen und für euch, ja für euch wird kein Entrinnen mehr ſein."

So ſprechend ſchüttelte der Sachem den Arm gegen Eaton mit einer Gebärde, welche etwas Erhabenes hatte, und ſchritt dann, ohne ſich weiter auf eine Gegenrede einzulaſſen, hinweg zu ſeinen Leuten.

Eine Stunde darauf verließ der ganze Trupp das zerſtörte Dorf. Metakom ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze des größeren Haufens, welcher die fünf Gefangenen in die Mitte nahm. Was aber auch der Sachem mit ihnen vorhatte, ſie wurden für jetzt nicht hart behandelt und ſogar behufs ſchnelleren Fortkommens mit den aus Eaton's Stalle geraubten Pferden verſehen.

Bevor die Indianer, welche unter Annawon's Führung den Nachtrab bildeten, im Dunkel der Wälder verſchwanden, machten ſie noch einen Augenblick Halt, wandten ſich und ließen einen letzten Schrei des Frohlockens über das Thal hingellen. Dann ward es ſtill, tiefſtill über der dunkelnden Gegend. Der Mond ging auf und blickte ebenſo klar und mild auf das verwüſtete Dorf und die Leichen ſeiner Bewohner herab, wie er geſtern die Sommernachtsruhe der blühenden Anſiedlung beſtralt hatte. Zuweilen unterbrach ein heiſer melancholiſcher Ton das unheimliche Schweigen. Es war der Vogel der Nacht, der über der einſamen Stätte des Mordes und der Verwüſtung ſein klagendes Lied anſtimmte.

# Drittes Buch.

## 7.

Gewiß, Diana, der Keuſchheit Göttin,
Sie wählte ſich, der Glieder Duft zu friſchen,
Verſtändiger den Grottenquell nicht aus.
Hier hätt' Aktäon ſie, der Menſchen ärmſter,
Niemals entdeckt und ſeine junge Stirn
Wär' ungehörnt bis auf den heut'gen Tag.
Wie einſam hier der See den Felſen klatſcht!
Und wie die Ulme hoch vom Felſen her
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder,
Als hätt' ein Eiferſücht'ger ſie verwebt,
Daß ſelbſt die Sonne nicht das holde Weib,
Wie ſchön es Gott der Herr erſchuf, kann ſehn.

Heinrich von Kleiſt.

Die rothe Abendglut eines heißen Julitages lag auf den Wäldern von Neu-England. Die Sonne ging zur Rüſte, doch ſchwebte ihre röthlich angeglommene Kugel noch über dem unendlichen Grün der weſtlichen Forſte und goß eine Flut von warmen Lichtern über die öſtlichen Geſtade der Naraganſettbai aus. Die See lag in ruhigem Frieden, kaum daß eine leichte Abendbriſe ihre Oberfläche kräuſelte und mit leiſem Klatſchen ſpielende Wellenlinien an das ſchweigende Ufer trieb. Der Waldſaum ſeiner zackigen Einſchnitte und Vorſprünge war, ſoweit das Auge reichte, nur an einer Stelle unterbrochen, da, wo ein ziemlich bedeutender Fluß in die Bai mündete. Dies geſchah ohne Geräuſch, denn der Fluß ſtrömte tief und ſtill über ebenen Waldboden daher und die See empfing ſeine Waſſer ohne Ungeſtüm. Schickte man die Blicke von der Mündung aus den Lauf des Fluſſes entlang landeinwärts, ſo verloren ſie ſich in der Dämmerung eines dunkelgrünen Gewölbes, welches der üppige Baumwuchs mit ſeinem Rankengeflechte über der ſanft hingleitenden Strömung bildete, ſodaß dieſe wie aus einer geheimnißvollen Grotte hervorzukommen ſchien.

Aber bewegte ſich nicht dort etwas zwiſchen der Wölbung dieſer Grotte und dem Waſſer? Nein, es war weiter nichts als das leiſe Schwanken einer Liane, die aus der Wipfelverſchlingung hinabflatterte, als wollte ſie ſich im Fluſſe tränken. Und doch — klang dorther nicht etwas wie ein Ruderſchlag? Ja, jetzt kam es näher und aus dem grünen Düſter hervor ſchoß der Schnabel eines Rindenkanoes. Dann wurde die ganze Barke ſichtbar, welche geräuſchlos raſch der Mündung des Fluſſes zuglitt. Erſt als ſie die Salzflut erreicht hatte und über den Waldſchattenkreis hinaus war, konnte man die Geſtalt, welche die Bewegungen des leichten Fahrzeugs lenkte, deutlich erkennen.

Es war ein Indianermädchen und zwar kein anderes als die anmuthige Hih-lah-dih, welche wir bei ihrer Zuſammenkunft mit Lovely kennen gelernt haben.

Die ſchöne Tochter des Waldes brachte mit einer ge-
hickten Wendung des Ruders, welches ſie, aufrecht im
tern des Kanoes ſtehend, in den Händen hielt, den
achen zum Stehen, ſodaß er ſich nur noch langſam um
h ſelber drehte. Sie ſtrich ſich die von der Natur ge-
ckten Haare aus der Stirn zurück, athmete hoch auf und
eß mit Wohlgefallen den friſchen Seehauch um ihren
alb ſichtbaren Buſen ſpielen. Dann, nachdem ſie die
rhitzung einer eilfertigen Fahrt einigermaßen gekühlt,
auchte ſie das Ruder wieder ins Waſſer und trieb ihre
arke linkshin in ſüdlicher Richtung am Ufer hinab.

Kaum aber hatte der flaumleicht über den Waſſer-
piegel hinwippende Nachen einige Knoten zurückgelegt, als
ie Schifferin deſſen Lauf abermals hemmte. Das ange-
emmte Ruder feſt gegen ihren Leib drückend, ließ ſie den
ähenden Blick auf einem Gegenſtande haften, welcher
nerhalb einer ſchmalen, tief in das Ufer ſchneidenden
ucht in ihren Geſichtskreis getreten war. Nur das ſcharfe
uge einer Eingeborenen vermochte in dieſem Gegenſtande
e Bugſpitze eines zu zwei Drittheilen unter dem Ufer-
büſch verſteckten kleinen Bootes von europäiſcher Bauart
bemerken, nur ein ſolches Auge vermochte ſogar zu un-
rſcheiden, daß dieſe Bugſpitze mit meergrüner Farbe be-
alt war und in einen zierlich vergoldeten Schwanenhals
slief.

„Ih-nis-kin!“ flüſterte Hih-lah-dih vor ſich hin und
n ſchalkhaftes Lächeln umſpielte ihre dunkelrothen Lippen.
lit äußerſter Vorſicht lenkte ſie ihr Kanoe in die kleine

Bucht hinein, ließ es ans Land treiben, legte das Ruder nieder, betrat das Ufer und zog den Stern der Barke ſo achtſam auf die Küſte, daß die Kieſelerde kaum merklich unter dem Kiele knirſchte. Hierauf warf ſie noch einen ſpähenden Blick auf den Hintergrund der Bucht, wo der fremde Nachen die Anweſenheit eines menſchlichen Weſens zu verrathen ſchien, duckte ſich nieder und glitt mit der lautloſen Behendigkeit einer Elfin in das Gebüſch. Ihre Tunika eng um ſich faltend, ſchlüpfte ſie geſchmeidig durch die Sträucher und Ranken. Kein dürrer Zweig knackte unter ihren ſchwebenden Tritten, denn ihre zierlichen Mokkaſins ſchienen den Boden kaum zu berühren. So wand ſie ſich durch das wuchernde Dickicht, welches die Bucht umſäumte, bis ſie, nahe am Ende derſelben angelangt, plötzlich mehr in den Wald einbog und unter den Stämmen deſſelben einen kleinen Halbkreis beſchrieb, deſſen Ausgangspunkt ſie zu einem mit Moos und Eppich überzogenen Felsblock führte, auf welchem zwei ungeheure Schirlingstannen ihre ſchweren Aeſte herabſenkten. Mit ſorgſamer Hand die Epheuranken prüfend, kletterte ſie mittels derſelben an dem Felſen empor, und als ihr Kopf über die abgeplattete Spitze deſſelben wegſah, blieb ſie in halb ſchwebender Stellung unbeweglich und lauſchte mit angehaltenem Athem in das Verſteck unter ihr hinab.

Der reizendſte Anblick bot ſich ihren Blicken dar.

Der Fels, über welchen ſie herabſah, ſetzte ſich unter dem Waſſer, das ihn beſpülte, bis zum entgegengeſetzten Ufer der kleinen Bucht fort, ſodaß ſein unterſeeiſches

Geſtein eine Art Muſchel bildete, welche die von draußen hereinleckenden Wogen allmälig ausgehöhlt hatten. Ringsher, nur die Felſenwand ausgenommen, war die Muſchel von der ſaftigſten Vegetation ſo um- und überbaut, daß die Abendſonnenſtralen nur ſpärlichen Zugang fanden und ihr gebrochenes Licht den lauſchigen Raum mit einem ſanftröthlich dämmernden Schein erfüllte. Es war ein Badeplatz für eine Göttin und — die Göttin fehlte ihm in der That nicht.

Mitten in der natürlichen Badewanne lag ein wunderſchönes Weib, die weiße Pracht der Glieder unter dem durchſichtigen Schleier des klaren Waſſers halb verbergend.

„Sie ſtützt ihr Haupt wie ſinnend mit der Rechten
Und ſieht mit träumeriſch geſenktem Lid,
Wie ihres Haars gelöſ'te dunkle Flechten
Die Welle wogend auf und nieder zieht.
Bald ſchweift ihr Blick, die eigne Schönheit fühlend
Entlang des Leibes Formenmelodie,
Bald legt die Hand, im weichen Haare wühlend,
Die Enden ſpielend auf das weiße Knie.
Als ob ein Andachtsſchauer ſie beſchleicht,
Daß ſie der Blüte Mittelpunkt erreicht,
Umfliegt ihr Antlitz jetzt ein Wehmuthshauch,
Verrathend die geheime Frage:
„So bin ich heute, bin ich's morgen auch?
Was bringen mir die künft'gen Tage?"
Als ob der Augenblick ſich halten ließe,
Wenn man die Augen feſt verſchließe,
Deckt ſie ſie zu mit ihrer Hand,
Um ganz der Außenwelt entwandt
Sich ſelber einzig zu empfinden

Im vollſten höchſten Daſeinsſchwung,
Bevor das erſte leiſe Schwinden
Gemahne: Fühlſt nun minder jung!“

Wir möchten nicht behaupten, daß der Dichter, welchen wir zur Hilfe gerufen, in ſeinen melodiſchen Verſen die Stimmung der ſchönen Badenden vollſtändig dargelegt habe. Es lag noch mehr, als er geſchildert, in den Zügen dieſes griechiſch edlen Geſichtes: eine gedankenvolle Energie, der Ausdruck eines Geiſtes, welcher weit über die Sphäre gewöhnlicher Weiblichkeit und ihrer Sorgen hinausreichte. Während ſie ſcheinbar ganz der Wonne des erfriſchenden Bades hingegeben war, flog doch manchmal ein leichter Schatten der Trauer über ihre prächtig geformte Stirn, und wenn ſie die tiefbraunen großen Augen öffnete, kam zwiſchen den dunkeln Wimpern hervor ein ſo ſeelenvoller Stral, wie wir ihn nur in den Augen von Frauen wahrnehmen, welche ſchon viel Luſt und viel Weh erlebt. Die marmorfeſten, herrlich gerundeten Glieder, das Kinn mit ſeinem reizenden Grübchen, der ſinnlich ſchön gebildete Mund, deſſen Unterlippe etwas vorſtand, als wollte ſie Küſſe auffangen, hatten etwas Wollüſtiges, und doch war über dieſen Leib von belebtem Alabaſter eine Grazie der Keuſchheit ausgegoſſen, die ſelbſt dem verwegenſten Blick imponiren mußte. So lag ſie da, ein vollendetes Kunſtwerk der Natur, deſſen leiſe ſich andeutende Widerſpüche von der lauten Harmonie des Ganzen völlig aufgehoben wurden.

„Auf einmal fährt ſie auf — ein Raſcheln und ein
Rauſchen!

Iſt es ein Menſchenfuß? — Sie lauſcht mit bangem Lauſchen;
Ihr Antlitz ſinkt aufs Knie.
Roth wird ſie wie die Frucht des welſchen Maulbeerbaumes,
Sie biegt zuſammen ſich und in des Wellenſchaumes
Gekräuſel zittert ſie —“

Bald erhob jedoch die ſchamhaft in ſich Geſchmiegte das Antlitz wieder. „Es iſt nur ein hüpfendes Eichhorn“, murmelte ſie und richtete den Blick aufwärts in das grüne Rankengeflecht, aus welchem jetzt das Pfeifen des genannten Thierchens herabkam.

Während aber das Auge der Badenden ſuchend nach oben gerichtet war, ſchwirrte ſeitwärts her ein Ton wie das Ziſchen einer Schlange.

Mit wunderſamer Elaſticität ſchnellte ſich die aufs neue Erſchreckte aus der Bademuſchel auf, erreichte mit leichtem Sprung das Ufer, wo ihre Kleider lagen, raffte ein großes weißes Tuch vom Boden auf und im nächſten Augenblick war die Pracht ihrer Glieder vom Halſe bis zu den Knöcheln ſittſam verhüllt. Nachdem ſo dem erſten Inſtinkt des Weibes genügt war, bückte ſich die Aufgeſcheuchte abermals raſch, und als ſie ſich wieder aufrichtete, ward in ihrer rechten Hand eine blitzende Waffe ſichtbar, eine Art türkiſchen Yatagans, deſſen etwas gekrümmte Klinge in einem kunſtreich ciſelirten Goldgriffe ſtak. Dieſe Waffe feſt mit der Rechten faſſend und mit der Linken die Falten ihrer Verhüllung über dem Buſen zuſammenhaltend, ſodaß nur die rechte Schulter und der rechte

Arm ſichtbar waren, blickte ſie über das Waſſer nach dem epheuumſponnenen Fels hinüber, mit ſo kühnem Ausdruck, als erwartete ſie furchtlos den von dorther kommenden Angriff des ziſchenden Gewürms.

Das Geziſch erneute ſich, aber plötzlich ſchlug es in ein ſilberhell tönendes Lachen um.

Die Spannung wich aus den Zügen der überraſchten Schönen, ſie gewahrte das über den Firſt des Felſens ſchelmiſch lachend herüberblickende Geſicht der Indianerin, ließ den Yatagan fallen, drohte dem Mädchen lächelnd mit aufgehobenem Finger und ſagte mit einer prächtigen Altſtimme:

„Warte, böſes Kind! Wie haſt du mich erſchreckt!“

In der nächſten Sekunde lag Hih-lah-dih in den Armen der Weißen, deren Antlitz ſie mit Küſſen bedeckte.

„Ih-nis-kin nicht zürnen auf Hih-lah-dih“, bat die Tochter des Waldes ſchmeichelnd und in einem Tone, welcher der Verzeihung zum voraus gewiß war.

Dann rührte ſich das geſchmeidige Kind geſchäftig, um der Freundin bei ihrer Toilette behülflich zu ſein. Der Eifer der Indianerin ließ ſie hierbei jedoch mehr als einen Mißgriff begehen, was dem Gegenſtand ihrer Bemühungen ein wohlwollendes Lächeln entlockte, welches dann von Hih-lah-dih mit herzlichem Lachen erwidert wurde. Endlich war der Anzug der Weißen ſo weit beendigt, daß nur noch ihre Füße mit den Schuhen — und allerliebſte blauſammtene, mit zierlichen rothen, faſt zollhohen Abſätzen oder vielmehr Stelzchen verſehene Schuhe waren es — bekleidet werden mußten. Hih-lah-dih kauerte in jener anmuthigen Stellung, wie ſie nur ein indianiſches Mädchen annehmen kann, auf die Ferſen nieder, um der Weißen den angegebenen Dienſt zu leiſten, und dieſe ließ ſich denſelben mit dem Anſtand einer Königin gefallen.

Es war überhaupt etwas Königliches in ihrer Haltung und all ihrem Gebaren, vorausgeſetzt, daß man mit dem Worte königlich eine durchaus edle, vollendet harmoniſche perſönliche Erſcheinung bezeichnen will. Ihrerſeits war auch die Indianerin, wie ſchon früher berührt worden, eine Muſterſchönheit ihres Stammes und ſo bildeten die beiden Frauen, die eine der kaukaſiſchen, die andere der amerikaniſchen Raſſe angehörend, unter der Wölbung der Laubgrotte, überrieſelt von den rothen Abendſonnenſtralen, eine Gruppe, deren märchenhafter Zauber dem Malergenie eines Tizian einen Ausruf des Entzückens entlockt haben würde.

„Aber“, fragte jetzt die Weiße, „wie fand meine Schweſter dieſes mein Badegemach, welches, wie ich glaubte, keines Menſchen Auge außer dem meinigen bekannt war?“

„O, rothe Leute ſcharfe Augen haben; ſehen durch das hohe Prairiegras, ſehen durch das Gebüſch, ſehen über die Wolken hinaus“, verſetzte die Indianerin nicht ohne einen leiſen Anflug jenes Hanges zur Pralerei, welcher ihrem Volke eigen war und iſt. „Hih-lah-dih das Salzwaſſer herunterkommen in Kanoe, Ih-nis-kin nicht gut verbergen im Strauchwerk ihr Schwanenkanoe, Hih-lah-dih es ſehen und denken, Schweſter nicht weit ſein.“

„Meine Schweſter kommt aus dem Norden? Sie war in dem Wigwam des großen Sachems der Wampanogen auf der Landzunge von Mount Hope?"

Die Indianerin ſchüttelte das Haupt und erwiderte mit einem Anklang von Trauer in ihrer Stimme:

„Der Wigwam Metakom's ſteht öde. Hih-lah-dih war weiter landeinwärts, in den Wäldern um die Wigwams her, welche die Blaßgeſichter Swanzey nennen, nein, nicht nennen, aber nannten."

„Nannten?"

„Hih-lah-dih hat es geſagt. Der große Sachem hat den Tomahawk erhoben. Wo ſein Schlag hinfallen, Blaßgeſichter zu Boden ſtürzen; wo ſein Kriegsgeſchrei tönen, Flammen die Wigwams der Blaßgeſichter freſſen, wie Jägerfeuer zur Herbſtzeit das Gras der Prairie verzehren. Hih-lah-dih noch jetzt riechen Brand von Swanzey an kleinem Fluß im Thale. Wampanogen tapfere Krieger, Herzen von Eiſen, Metakom großer Häuptling!"

Die Indianerin hatte dieſe Worte mit dem ganzen Pathos des wilden Stolzes ihrer Raſſe vorgebracht. Ihre Augen funkelten und ein triumphirendes Gefühl machte ihre Naſenflügel ſchwellen.

Die Weiße war ſehr aufmerkſam geworden.

„Alſo iſt der Kampf zwiſchen deinem Volk und den Koloniſten losgebrochen?" fragte ſie.

„Ih-nis-kin ſehr weiſe, gut verſtehen rother Leute Zunge. Häuptling des großen Donnerkanoes ſich freuen, wenn hören, daß der Kriegsruf durch die Jagdgründe der

Pokanoketen, der Wampanogen und Maraganſetter geht. Metakom's Wampum überall mit Frohlocken empfangen, rothe Männer ſich ſammeln in den Wäldern, hauen mit Tomahawk in den Kriegspfahl, Kriegstanz tanzen um Rathsfeuer, junge Krieger ihre Gürtel mit Skalpen füllen, Blaßgeſichter erſchlagen, fangen, in großen Salzſee jagen."

Die Weiße war von dieſer Nachricht offenbar tief bewegt. „So iſt denn", ſagte ſie leiſe für ſich, „die Kriegsfackel in die friedlichen Dörfer der Pilgrime getragen worden. Und es ſind Engländer, Engländer, auf welche dieſe wilden Horden losgelaſſen wurden! — O, Raoul, ich fürchte, dein Thatendrang iſt auf eine ſchlimme Bahn gerathen!"

„Was ſagen Schweſter?" fragte die Indianerin.

„Nichts, Mädchen. Aber komm', die Sonne iſt im Begriffe zu verſchwinden und wird uns kaum noch bis zum Schiffe leuchten. Du begleiteſt mich doch?"

„Hih-lah-dih will mit dir gehen. Sie hat eine Botſchaft zu tragen."

„An den Häuptling des Donnerbootes?"

„Nein, eine Botſchaft von dem grauen Bären an das Goldhaar."

An Thorkil? Wußteſt du, daß er ſich auf dem Schiffe befindet?" fragte die Weiße und warf im Vorwärtsſchreiten einen gutmüthig forſchenden Blick auf ihre Begleiterin.

Hih-lah-dih ſenkte die Augen und ihre braune Wange färbte ſich mit dunklerem Roth.

Ein wohlwollendes Lächeln umſpielte die Lippen der Weißen. Schüchtern unter den Lidern hervoräugelnd, bemerkte es die Indianerin, und blitzſchnell den Gedanken der andern errathend, warf ſie ſich ihr an die Bruſt und flüſterte, in Thränen ausbrechend:

„Nichts ſagen dem Goldhaar! — Hih-lah-dih ihm ſein eine treue Schweſter — nichts wollen weiter.“

„Armes Kind“, verſetzte die Weiße, indem ſie mit dem Ausdruck inniger Theilnahme die Haare der Indianerin ſtreichelte und ihr die Thränen von den Wimpern küßte, „ſei unbeſorgt, ich werde nicht verrathen, was ſich ja ohnehin ſelbſt verräth. Ach“, fuhr ſie fort, mehr zu ſich als zu ihrer Gefährtin redend, „ich ſehe, daß der kleine große Gott in den Wäldern der neuen Welt nicht minder allmächtig herrſcht als in den Hütten und Paläſten der alten.“

Die Indianerin verſtand den Sinn der letzten Aeußerung nicht. Sie faßte blos das Wort Gott auf und ſagte, mit dem raſchen Empfindungswechſel des Naturkindes dem jähen Anfall von Schmerz ſich entreißend:

„Ih-nis-kin ſpricht von dem Gotte der Blaßgeſichter, aber Hih-lah-dih erfahren, daß er kein mächtiger Manitu ſein.“

„Was ſagſt du, Kind?“

„Blaßgeſichter von Swanzey gehen in Berathungswigwam, anzurufen ihren Manitu, aber Manitu taub ſein oder machtlos. Rothen Mannes Manitu hören mit offenen Ohren Kriegsgeſang der Wampanogen; mächtig ſein, viel mächtig rother Manitu. Metakom Kriegsgeſchrei erheben, Berathungshaus umzingelt ſein, Dorf voll von rothen Kriegern. Kommen ſilberhaariger Krieger mit Sohn aus Höhle im Wald, Blaßgeſichter zu warnen. Aber zu ſpät ſein. Medicinmann von Blaßgeſichtern rufen aus großem Medicinbuch zum Manitu, aber Manitu taub ſein, Medicinmann von Wampanogenpfeil getroffen. Sohn von ſilberhaarigem Krieger aus großem, großem Donnerrohr unter rothe Krieger blitzen, fallen viel, Blaßgeſichter in Häuptlings von Swanzey großes Wigwam ſich retten, aber Wampanogen muthig ſein, viel muthig, ſtürmen Paliſſaden, Blaßgeſichter ſein todt oder gefangen alle."

Dieſer Bericht von der Kataſtrophe von Swanzey, welche wir im vorigen Buch erzählt haben, war freilich zu indianiſch, um von der Zuhörerin Hih-lah-dih's in allen ſeinen Einzelnheiten verſtanden zu werden, obgleich jene mit der Sprachweiſe der Eingeborenen ſo ziemlich vertraut war. So viel jedoch wurde ihr klar, daß die Indianer den Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen ihnen und den Anſiedlern mit einem blutigen Sieg bezeichnet hätten. Ferner entnahm ſie dem Berichte des Mädchens, daß der Ueberfall von Swanzey ſtattgefunden hätte, während die Bewohner in ihrem Bethaus verſammelt waren, und daß der Prediger eins der erſten Opfer geweſen ſein müßte. Sie wußte nämlich, daß die Eingeborenen ihre Zauberer oder Beſchwörer, die Träger ihrer vagen, religiöſen Verrichtungen, Powows oder Medicinmänner nannten und dieſen Namen auch auf die chriſtlichen Prediger übertragen hatten, wie ſie überhaupt alles Außerordentliche, Geheimnißvolle, ihnen Räthſelhafte mit dem Begriffe Medicin bezeichneten.

Während ſich die Weiße in dieſer Art die erhaltene Neuigkeit zurechtzulegen ſuchte, war die Indianerin mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt, bis ſie dieſelben kundgab mit dem Ausruf:

„O, was für große Freude es machen dem Goldhaar, wenn hören, daß der Häuptling von Swanzey gefangen!"

„Der Häuptling von Swanzey?"

„Ja, der Häuptling von Swanzey. Blaßgeſichter ihn nennen Richter Eaton. Mato ſagen zu Hih-lah-dih: Geh', es ſagen dem Goldhaar."

„Ich verſtehe, der Feind von Thorkil und Groot Willem befindet ſich in den Händen der rothen Krieger."

„Ja, und auch kleiner Feuerſpeier und ſilberhaariger Krieger und ſein Sohn und ſchönes junges Blaßgeſichtmädchen — o, der Sachem der Wampanogen großer Krieger, ſehr großer!"

„Ein ſchönes junges Blaßgeſichtmädchen?" fragte die Weiße, ohne ſich etwas Beſonderes bei dieſer Frage zu denken, indem ſie in die zierliche leichte Gondel trat, bei welcher ſie inzwiſchen angelangt waren, und mit kundiger Hand das Ruder faßte.

„Junges Blaßgeſichtmädchen, ja", entgegnete die Indianerin; „ſchön, viel ſchön, Wuchs wie junge Cypreſſe, Augen blau wie der Himmel, nein, wie Veilchen."

„Hatte denn meine Schweſter Gelegenheit, der jungen Gefangenen ſo nahe zu kommen? War Hih-lah-dih mit im Getümmel des Kampfes?“ fragte die Weiße und bewegte ihre Barke mit leiſem Ruderſchlag der Mündung der kleinen Bucht zu.

„Hih-lah-dih nicht mit im Getümmel des Kampfes ſein, rothe Krieger die Squaws nicht mitnehmen, wenn auf den Kriegspfad gehen. Aber Hih-lah-dih in den Wäldern von Swanzey im Verſteck, haben gute Augen, gute Ohren, ſehen viel, hören viel. Hih-lah-dih dorthin gegangen, um Botſchaft zu tragen von Goldhaar an junges Blaßgeſichtmädchen; treffen es im Wald an der reinen Quelle, wo Hih-lah-dih geboren worden. Dort junges Blaßgeſichtmädchen füllen Krug für Vater und alten Vatervater in der Höhle. Junges Mädchen gut, ſehr gut. Aber“, fügte die Sprecherin leiſer hinzu, „zu ſchön, zu weiß, alles ſchön an jungem Mädchen, auch Name ſehr ſchön, denn heißen, was in rothen Mannes Zunge ſein lieblich, in engliſch Zunge Lovely.“

Und das arme Kind legte die Hand auf den Buſen, um einen ſchweren Seufzer zurückzudrängen, und eilte, ihre Verlegenheit zu verbergen, der Stelle zu, wo das leichte Rindenkanoe halb auf dem Ufer lag. Sie ſchob es ins Waſſer, trat hinein und lenkte den Nachen ebenfalls dem Ausgange der Bucht zu.

Vielleicht um ſich von einer quälenden Erinnerung loszureißen, erhob ſie hierauf ihre Stimme und rief, ohne rückwärts zu blicken, der Weißen zu:

„Will meine Schweſter wettrudern mit Hih-lah-dih, zu ſehen, ob Schwanenboot ſchneller geht als Rindenkanoe?“

Als ſie keine Antwort erhielt, ſchaute ſie ſich um und bemerkte mit Schrecken, daß ihre Begleiterin das Ruder hatte fallen laſſen und wie ohnmächtig auf den Sitz im Stern der Gondel niedergeſunken war, das erblaßte Antlitz mit den Händen bedeckend.

Wir hatten bereits an zwei Stellen dieſer unſerer Geſchichte Gelegenheit, die räthſelhafte Wirkung zu beobachten, welche manchmal der Schall eines Namens hervorzubringen vermag. Man erinnere ſich der nächtlichen Scene, deren Zeugin Kordelia in der Ruine auf Rhode-Iſland geweſen, ſowie der Bewegung, welche der Kapitän Standiſh bei einem gewiſſen Wort in dem Bericht des alten Blackſtone an Eaton verrathen hatte. Zu beiden malen hatte der Name Deſdemona wahrhaft elektriſch gewirkt.

Auch andern Namen ſchien eine ſolche geheimnißvolle Macht innezuwohnen. Denn kaum war das Wort Lovely den Lippen Hih-lah-dih's entflohen, ſo ſchrak die Führerin der Schwanenbarke heftig zuſammen, das Ruder entſank ihr, ſie warf ſich auf die Bank nieder und verhüllte ihr Geſicht, aus welchem alles Blut gewaltſam zum Herzen zurückſtrömte, mit den Händen.

„Lovely! Lovely! Wäre es möglich?“ flüſterte ſie tonlos in ſich hinein.

Im Augenblick war das Kanoe Hih-lah-dih's an der Seite der Gondel.

„Was fehlen meiner Schweſter?“ fragte die Indianerin mit beſorgter Haſt und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Die Weiße raffte ſich zuſammen und ſagte aufſtehend: „Es iſt nichts — ein augenblicklicher Schwindel befiel mich — er iſt vorüber.“

Allein das Beben ihrer Stimme bezeugte ein tiefes Ergriffenſein und ſie gab demſelben nach, indem ſie die Hand der Indianerin ergriff und haſtig fragte:

„Lovely, ſagteſt du? Wirklich Lovely? Beſinne dich, Mädchen! War der Name Lovely?“

„Lovely der Name des jungen Blaßgeſichtmädchens ſein, ja. Hih-lah-dih ihn gut behalten. Junges Blaßgeſichtmädchen bei der Quelle im Wald ſagen, daß es heißen Lovely.“

„Weiter, weiter!“ rief die Weiße mit krampfhafter Spannung. „War dies der ganze Name?“

„Junges Blaßgeſichtmädchen haben langen Namen, viel langen, längeren als größter Krieger; langen Namen Hih-lah-dih ſagen, aber Hih-lah-dih wiſſen nur Anfang.“

„Und — und“, ſagte die Weiße wieder, ſichtbar mit einer außerordentlichen Bewegung kämpfend, „das Mädchen hatte blaue Augen?“

„Blau wie Veilchen, wenn Schnee vergangen.“

„Und die Haare? Die Haare?“

„Braun und glänzend wie das Fell der Antilope im Winter und weich wie das Gefieder des Eisvogels.“

„Das trifft zu, das trifft zu. — Und ſprachſt du nicht von einem Vater und Großvater des Mädchens?“

„Hih-lah-dih ſprechen von jungen Blaßgeſichtmädchens Vater und Vatervater, die in der Höhle im Walde bei Swanzey verborgen waren.“

„Im Walde bei Swanzey? In der Höhle?“ fragte die Weiße mechaniſch.

„Ja, in der Höhle“, erwiderte die Indianerin. „Hih-lah-dih denken, die beiden Blaßgeſichtkrieger ſich verbergen, weil haben jenſeits des großen Salzſees den Skalp eines großen Sachems genommen und ihnen die jungen Krieger als Bluträcher auf der Spur.“

„Seltſam, ſeltſam!“ murmelte die Weiße. „Auch das träfe zu. — Mein Gott, mein Gott! — Doch was zaudern wir hier? Sagteſt du nicht, Mädchen, du hätteſt eine Botſchaft von Thorkil an das Blaßgeſichtmädchen, welches Lovely heißt, beſorgt? Thorkil muß alſo mehr von dieſem Geheimniß wiſſen, als ich errathen kann. Fort, fort, damit wir zur Fregatte kommen!“

So ſprechend ergriff ſie das Ruder, ſenkte es mit Energie ins Waſſer und machte die leichte Barke pfeilſchnell aus der Bai in die offene See hinausſchießen, wo ſie die Spitze des Fahrzeugs ſüdwärts kehrte, daß es am Ufer hinabzufliegen begann. Das Kanoe der Indianerin folgte, hielt bald gleichen Schritt mit der Gondel, und da war es ſchön anzuſehen, wie die beiden Schönen, in haſtiger und doch anmuthiger Bewegung wetteifernd, ihre Nachen über die ſpiegelglatte, von den letzten Stralen der im fernen Weſten hinabſinkenden Sonnenſcheibe bepurpurte Meeresfläche hintrieben.

## 8.

Wie ſo ſchön war die Fregatte,
Wenn ſie unter'm Winde lief!
Prächtig war der Segel Wehn,
Schier wie Atlas anzuſehn!
Ueber ſcharlachrother Latte
Trug der Rumpf, der lange, platte,
Vierundzwanzig Stück Geſchütze.
Müde wohl auf ihrem Sitze
Bog ſich tief der Maſten Spitze.
Kein hiſpaniſch Schiff noch hatte
Je ſie eingeholt, die glatte
Flut wie ſie durchſchneidend ſchief.
Wie ſo ſchön war die Fregatte,
Wenn ſie unter'm Winde lief!

De Vigny.

„Wohl ein Herz von Erz muß der im Buſen getragen haben, welcher zuerſt auf ſchwankem Kiel ſich hinauswagte auf die dräuende Meerflut“ — ſingt der römiſche Dichter. Und in der That, die Dienſtbarmachung des gewaltigen, erdumſpannenden Elements iſt einer der größten Triumphe menſchlicher Kühnheit, eins der wichtigſten Reſultate menſchlicher Erfindungsgabe. In alter und neuer Zeit haben Poeten ſich bemüht, dieſen Sieg des

Geiſtes über die Naturkraft zu feiern und den „erſten Schiffer" mit dem Nimbus der Mythe zu umgeben. Keiner hat die Höhe ſeines Gegenſtandes erreicht, aber ſchön iſt die uralte Sage, daß die Hand eines Liebenden den erſten Kahn aus einem Baumſtamm gehöhlt, daß die Sehnſucht der Liebe das erſte Segel am erſten Maſte befeſtigt habe.

Welch ein unermeßlicher Fortſchritt von dieſem primitiven Fahrzeug bis zu den rieſenhaften Dampfern, welche die Fahrt zwiſchen der alten und der neuen Welt zu einer Vergnügungspartie machen oder, mit hundert und mehr Kanonen bewaffnet, aus den Kriegshäfen Englands und Frankreichs in See gehen! Man kann mit Grund ſagen, die Geſchichte der Schiffsbaukunſt und der Schifffahrt ſei die Geſchichte der menſchlichen Civiliſation, und doch bildet ſie wieder eine ganz eigenthümliche Seite der letztern, ſofern ſie in all ihren Wandlungen jenen urſprünglichen Zauber der Poeſie beibehalten hat, welchen ſo viele andere Erſcheinungen des Kulturlebens in ihrem Vorſchreiten einbüßten und einbüßen mußten. Sollte, wie ängſtliche Gemüther ſchon jetzt prophezeien, dereinſt eine Zeit kommen, wo in dem Getöſe des materiellen und mechaniſchen Treibens der Geſellſchaft die „erſtgeborene Tochter Jovis" keine bleibende Stätte mehr finden könnte — das Meer wird ihr ein Aſyl gewähren, aus welchem ſie nicht zu verdrängen iſt, ſolange die Wogen rollen, die Brandung rauſcht, die Stürme raſen und die Lichter des Firmaments in der unendlichen Tiefe ſich ſpiegeln. Der letzte Seemann wird der letzte Dichter ſein.

Schön, erhaben ſchön iſt ein Schiff, das bei zuckenden Blitzen und ſchmetterndem Donner auf Leben und Tod mit dem Orkan kämpft, jetzt emporgehoben auf den ſchaumbrodelnden Gipfel einer ungeheuren Welle, jetzt jach hinabſchießend in einen ſchwindeltiefen Abgrund. Aber ſchön auch iſt ein Schiff, welches bei ruhiger See und klarem Himmel, nur mit ſeinen leichten Oberſegeln bekleidet, über die Tiefe hingleitet, welche allen Glanz und alle Bläue der Luft in ſich geſogen zu haben ſcheint, lavirend bald vor ſich wendet, bald zurück, bald dahin, bald dorthin, und endlich alle Leinwand ſeines Takelwerks einholend regungslos ſtillliegt, dem Delphin gleich, der ſeines Tummelns und Spielens müde auf dem Waſſer einſchläft.

So das Fahrzeug, welches den ganzen Nachmittag unter ſeinen Bramſegeln nordwärts von der nördlichen Spitze Rhode-Iſlands gekreuzt, gegen Abend zu die Segel geborgen und unweit der Weſtküſte von Plymouth Anker geworfen hatte.

Es war ein Schiff, deſſen vollendet ſymmetriſcher Bau ein Seemannsauge erfreuen mußte. Ueber dem länglichen, nicht ſehr hohen Rumpf erhoben ſich drei Maſten mit ihren Raaen und Spieren und ihrem bis ins kleinſte Detail mit äußerſter Sorgſamkeit geordneten Takelwerk. Nach der Sitte der Zeit ſtieg die ſogenannte Hütte, das oberſte Stockwerk des Hinterkaſtells, ſehr weit über das übrige Deck empor und ihr Hackebord zeigte zierliches Schnitzwerk, welches auch die Kajütenfenſter einrahmte.

Ueber der Reihe dieſer Fenſter war ein koloſſaler Lorbeerkranz gemalt und inmitten deſſelben las man auf hochrothem Grunde in großen Goldbuchſtaben das Wort Gloria. Ganz eigen war auch die Bemalung des Rumpfes, denn dieſer trug ſtatt des gewöhnlichen ſchwarzen ein blendend weißes Gewand, das nur durch einen breiten, rings um das Schiff laufenden rothen Streifen unterbrochen wurde, wie das weiße Ballkleid einer Schönen durch einen rothen Gürtel. Dieſer Streifen oder Gürtel verjüngte ſich gegen Stern und Bugſpriet zu, entfaltete ſich dagegen an den beiden Seiten, da, wo ſich bei Kriegsſchiffen die Stückpforten befinden, zu ſeiner vollſten Breite. Das Anmuthige, Leichte, wir möchten faſt ſagen Kokette, welches dem Aeußern des Schiffes eigen war, zeichnete es auch im Innern aus. Das Deck wies eine holländiſche Reinlichkeit und aus der Art und Weiſe, womit alle Schiffsgeräthſchaften geordnet waren, erkannte man, daß der Dienſt in dieſem Fahrzeug mit äußerſter Pünktlichkeit gehandhabt würde. Obgleich das Schiff ſeiner Größe nach eine ſtarke Bemannung haben mußte, ging es doch in der Back nicht minder geräuſchlos zu als an jenen Stellen des Decks, welche den Offizieren vorbehalten ſind. Da und dort lehnte ſich ein halb Dutzend Matroſen über die Galerie des Vorkaſtells, in träger Ruhe ſich des ſchönen Abends erfreuend und daneben ihres Kautabaks, deſſen Saft ſie von Zeit zu Zeit in ziſchenden Stralen in die See hinabſpritzten. Außer der Wache im Maſtkorbe und dem wachthabenden Offizier, welcher vorn auf der Schanze hin und her ſchritt, ſchien niemand im Schiffe mit Dienſtobliegenheiten beläſtigt zu ſein, ausgenommen etwa noch die zwei athletiſch gebauten Neger, welche, in türkiſcher Tracht und mit kurzſtieligen Hellebarden bewaffnet, links und rechts am Eingang der Kajütentreppe ſich hielten.

Dieſer Doppelpoſten hatte etwas Auffallendes und ein Auge, welchem die Eigenthümlichkeiten des Seelebens nicht fremd geweſen wären, würde außerdem noch auf einiges geſtoßen ſein, was ihm ſeltſam vorkommen mußte. Abgeſehen von dem Umſtande, daß die Bemannung des Schiffes offenbar eine ganz ungewöhnlich bunte Miſchung der verſchiedenartigſten Nationen und Raſſen war, hatte das Fahrzeug in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Räthſelhaftes. Seine Gaffel trug keine Flagge. Ein Kauffahrer konnte es nicht ſein, denn dazu war es viel zu reinlich und zierlich. War es aber ein Kriegsſchiff, ſo mußte es Stückpforten haben, und doch ſchien der erwähnte rothe Streifen den Seitenwänden ſo feſt eingefügt zu ſein, daß er kaum annehmen ließ, er ſei nur da, um die Geſchützluken zu verbergen. Und warum überhaupt dieſe verbergen, falls das Schiff eine kriegeriſche Beſtimmung hatte? Halb und halb deutete auf eine ſolche der Umſtand hin, daß zu beiden Seiten des Hauptmaſtes zwei lange Drehbaſſen aufgepflanzt waren, deren Mündungen aber ſeltſamerweiſe nicht ſteuer- und backbordwärts, ſondern nach dem Vorkaſtell gerichtet waren, ſodaß jener Theil des Verdecks damit beſtrichen werden konnte. Endlich konnte es auch als ungewöhnlich erſcheinen, daß ſämmtliche ſichtbare Mannſchaft in ihrem Anzug durchaus nur die eigene perſönliche Phantaſie zu Rathe gezogen hatte. Allerdings herrſchte zu jener Zeit bei Landtruppen und Seemannſchaften noch nicht der monotone Uniformszwang unſerer Tage, dennoch aber hatte die Sitte der Uniformirung, von den Heeren Ludwig's XIV. ausgehend, ſchon angefangen, ſo weit ſich bemerkbar zu machen, daß die einzelnen Regimenter, wie auch die Bemannungen einzelner Schiffe, in Schnitt und Farbe ihrer Tracht eine gewiſſe Gleichförmigkeit aufzeigten. Von einer ſolchen war aber hier keine Spur zu ſehen, und während der wachthabende Offizier, ein ältlicher, geſetzter Mann, die Allongeperrücke und den mit Stickerei überladenen Rock eines Franzoſen von Stande trug, ſah man an einem Matroſen das enge ſpaniſche Wams, an einem andern die holländiſchen Pumphoſen, an einem dritten die langſchöſſige Jacke der Küſtenbewohner der Normandie, an einem vierten das beutelförmige Haarnetz des Katalanen, an einem fünften den griechiſchen Fez, an einem ſechſten den Sombrero der Koloniſten Weſtindiens. Eigen aber war es, daß die Kleidung ſämmtlicher Matroſen nicht nur höchſt ſauber ſich wies, ſondern auch faſt durchweg aus feinen und ſogar koſtbaren Stoffen beſtand. Man ſah überall Seide und Sammet von lebhaften Farben, mancher tiefgebräunte Hals erhob ſich aus einem prächtigen Spitzenkragen und der vierſchrötige Oberbootsmann, welcher dort vom Gangſpill her zu dem wachthabenden Offizier trat, um demſelben eine Meldung zu machen, hatte die ſilberne Pfeife, das Zeichen und Inſtrument ſeines Amtes, an einer dickgliederigen goldenen Kette auf der Bruſt hängen.

„Wache in Maſtkorb“, ließ ſich jetzt eine ſonore Stimme von der Höhe der Hütte her vernehmen, „kein Boot in Sicht?“

„Keins, Sir“, tönte die ſchrille Antwort.

Der Frageſteller erſchien für einen Augenblick oben an der Treppe, welche von der Hütte auf das Deck herabführte.

Wir erkennen in ihm den Mann, welchen wir unſerem Leſer zuerſt in dem alten Bauwerk auf Rhode-Iſland vorgeführt haben und deſſen unter den Namen De Luſſan und el Exterminador ſchon zu wiederholten malen gedacht worden iſt.

„Monſieur Legrand“, rief er dem wachthabenden Offizier zu, „laßt den Bootsmann ein Boot in Bereitſchaft halten, daß es zu augenblicklichem Gebrauche fertig ſei.“

Monſieur Legrand gab den geforderten Befehl, und während das Boot mit geräuſchloſer Schnelligkeit in See gelaſſen wurde, wandte ſich der Kommandeur des Schiffes, denn als ſolchen kennzeichneten De Luſſan ſchon die wenigen Worte, die er geſprochen, von der Hüttentreppe rückwärts zum Hackebord, wo wir einen zweiten Bekannten treffen, nämlich Thorkil Wikingsſon, welcher ſeit einigen Tagen als Gaſt an Bord der Gloria ſich befand.

„Meine Gebieterin zögert heute lange, zu dem Schiff zurückzukehren“, ſagte De Luſſan. „Faſt bereue ich, daß ich ihrer Laune nachgegeben und ſie allein habe gehen laſſen.“

„Seid unbeſorgt, Kapitän“, entgegnete Thorkil, „die Küſte iſt ganz verlaſſen und birgt keine Gefahren.“ Auch ſagte ja die Miſtreß, ſie würde nicht vor Sonnenuntergang zurückkommen.“

„Wohl, aber die Sonne ſteht ſchon ganz niedrig und — nun, Ihr wißt nicht, mein Freund, wie beſorgt die Liebe macht!“

Thorkil kehrte ſein Geſicht der Küſte zu und unterdrückte ein ſchweres Aufathmen.

„Es iſt überhaupt eine mißliche Sache um das Warten“, nahm De Luſſan wieder das Wort und ließ ſeinen prächtigen Schnurrbart durch die Finger laufen. „Ich bin ganz und gar nicht dazu gemacht.“

„Und doch meine ich“, bemerkte Thorkil, „daß Geduld dem Seemann faſt noch mehr nöthig iſt als dem Jäger.“

„Da habt Ihr recht, aber ich lobe mir eine bewegte See und eine heiße Jagd. Doch Ihr ſeid mir noch die Antwort auf meine Frage von vorhin ſchuldig, wie es Euch zur See gefalle.“

„Die Wahrheit zu ſagen, lange nicht ſo gut wie in den Wäldern. So ein Schiff iſt doch ein enges Ding und ich glaube kaum, daß ich je darin heimiſch werden könnte.“

„Und doch ſtammt Ihr, gleich mir, von einer Familie von Seefahrern.“

„Allerdings, aber Erziehung und Gewohnheit haben mich, fürchte ich, für immer zu dem gemacht, was Ihr Seeleute mit dem verächtlichen Ausdruck Landratte bezeichnet.“

„Ah“, ſagte De Luſſan lachend, „ich ſehe, Ihr habt Euch bereits mit einigen Seemannsausdrücken vertraut gemacht. Sie klingen freilich nicht übertrieben höflich.“

„Das muß wahr ſein“, entgegnete der Jüngling. „Denkt Euch, bei unſerer letzten Zuſammenkunft mit den beiden Sachems fragte mich Euer Oberbootsmann Terrible, was das für bemalte Pickelhäringe ſeien. Meiner Treu, ich war froh, daß ihn die Häuptlinge nicht hörten.“

„Foi de gentilhomme, ich ebenfalls. Dieſe Könige der Wildniß hegen in ihren Wäldern einen Stolz, welcher dem, womit König Ludwig über die Terraſſe von Verſailles wandelt, wahrhaftig nichts nachgibt. Aber auf das Warten zurückzukommen, die Zeit wird mir allmälig ſehr lang in dieſen engen Buchten und Meerarmen, und unſere Freunde laſſen beharrlich nichts von ſich hören. Was meint Ihr?“

„Ich erwarte zuverſichtlich, morgen Groot Willem zu ſehen oder eine Botſchaft von ihm zu erhalten.“

„Ja, die Zeit drängt. Ich kann mich unmöglich mehr lange in dieſer See aufhalten und namentlich nicht unthätig. — Aber Ihr ſeid doch überzeugt, daß den beiden Häuptlingen vollſtändig zu trauen iſt?“

„Für Kanonchet's Wahrhaftigkeit bürge ich wie für meine eigene.“

„Und König Philipp?“

„Er hat mir nie eine thatſächliche Veranlaſſung zum Mißtrauen gegeben, aber —“

„Aber?“

„Seht, Kapitän, ich kann mich des Gedankens nicht entſchlagen, Metakom ſei auf eine der Hauptbedingungen unſerer Uebereinkunft nur mit einem Widerſtreben eingegangen, welches mich befürchten läßt, daß er ſich nicht ſehr bemühen werde, ſie zu halten, wenn erſt der Tomahawk ſeiner Krieger erhoben iſt.“

„Ihr ſeid ein ſcharfer Beobachter. Auch mir gefiel der Ausdruck ſeines Geſichtes nicht ſehr, als von jenem Punkte die Rede war. Doch wir müſſen die Sache abwarten und dürfen es überhaupt nicht ſo genau nehmen, ob ein paar Kopfhäute mehr oder weniger mit in den Kauf gehen.“

„Sprecht nicht ſo, Kapitän. Ich habe doch wahrlich keine ſo verzärtelten Nerven wie Eure Hofdamen, von denen Ihr mir erzählet, aber manchmal plagt es mich doch, daß ich gegen Leute meiner Farbe, gegen Chriſtenmenſchen mit den Rothäuten ein Verbündniß gemacht habe.“

„Bah, junger Mann, was ſind das für Grillen! Erinnert Euch doch, wie dieſe liebenswürdigen Chriſtenmenſchen Eurem Adoptivvater und Euch ſelber mitgeſpielt haben! Foi de gentilhomme, es gehört ein iſländiſches Blut dazu, um ſich da noch Skrupel zu machen.“

„Laßt es gut ſein mit dem iſländiſchen Blut. Sag' Euch, es iſt kein Fiſchblut, und ich weiß, was meines

Vaters Sohn geziemt. Aber bei alledem ſoll der Wampanoge ſeinem Verſprechen nachkommen, wenn er Willem und mich zu Freunden haben will. Wir beide, Willem und ich, wollen nur unſer Recht; auch den Rothhäuten ſoll das ihrige werden, damit ſie nicht Heimatloſe auf den Jagdgründen ihrer Väter ſeien, allein deshalb brauchen nicht Wehrloſe der Blutgier der Wilden preisgegeben zu werden. Zudem — doch das gehört nicht hierher.“

„Was wolltet Ihr ſagen?“ fragte De Luſſan, als Thorkil plötzlich abbrach.

Der Jüngling blickte forſchend in das offene Geſicht des Seemanns und ſetzte der Frage desſelben eine andere entgegen, indem er ſagte:

„Glaubt Ihr an Ahnungen, Kapitän?“

„Hm, mein Freund, wir Seeleute ſind im Allgemeinen ein abergläubiſches Volk und ich will nicht behaupten, daß es mir gelungen ſei, mich von den Vorurtheilen meines Standes völlig zu befreien. Ih-nis-kin — ich habe mich in dieſen Namen, ein allerliebſtes Zeugniß indianiſcher Galanterie, ganz verliebt — Ih-nis-kin hält viel auf Ahnungen. Ihr Lieblingsdichter behauptet, es gäbe viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von welchen ſich die Schulweisheit nichts träumen ließe, und derſelbe Poet, der unſtreitig ein weiſer Mann war, ſagt, wenn ich nicht irre, Zukünftiges werfe ſeinen Schatten in die Gegenwart.“

„Ihr ſtellt alſo nicht in Abrede, daß die menſchliche Seele ein dunkles Vorgefühl von künftigem Unheil haben könne?“

„Ich will die Möglichkeit davon nicht leugnen, obgleich ich für meine Perſon als ein Mann, der weit weit mehr in der Wirklichkeit als in Träumereien lebt, mich nie viel mit ſolchen dunkeln Vorgefühlen beſchäftige."

„Wohl, ich bin ſonſt auch kein Träumer, obgleich das Leben in den Wäldern ſehr geeignet iſt, den Menſchen zum Nachdenken zu ſtimmen."

„Ei, lieber Freund, Nachdenken und Träumerei ſind zweierlei Dinge, und was vollends die Ahnungen betrifft, ſo haben dieſe, denk' ich, mit der klaren Thätigkeit des Verſtandes durchaus nichts gemein."

„Nun, nennt es, wie Ihr wollt; die Wahrheit aber iſt, daß ich ſeit geſtern die Vorſtellung nicht loswerden kann, es müßte etwas geſchehen ſein, was mir Unglück bringt. Seltſamerweiſe iſt dieſe Ahnung ganz eng mit der Befürchtung verknüpft, Metakom ſei ſeinem uns gegebenen Verſprechen untreu geworden."

„Das iſt in der That ſeltſam. Aber ſeht, die Sonnenſcheibe iſt wahrhaftig ſchon bis auf einen ſchmalen Streifen verſunken."

„Ja", bemerkte Thorkil, der, in ſeinem Gedankengange befangen, die ungeduldige Aeußerung De Luſſan's nicht beachtet hatte, „entweder iſt Groot Willem ein Unglück begegnet oder —"

„Boot ahoi!" ſchrie es aus dem Maſtkorb herab.

Die Pfeife Terrible's ließ einen gellenden Triller hören.

„Ach, endlich!" rief der Kapitän und eilte die Hüttentreppe hinab.

„Das Boot von Madame und ein indianiſches Kanoe auf der Leeſeite des Schiffes“, meldete Monſieur Legrand mit gezogenem Hute.

„Hinab mit der Fallreeſstreppe, Burſchen!“ befahl De Luſſan einem halben Dutzend Matroſen, welche dienſtfertig herbeieilten.

Die Treppe ſenkte ſich in ihren Rollen an der Seite des Schiffes abwärts, unten hörte man leichtes Geplätſcher und De Luſſan's ihr entgegengeſtreckte Hand ergreifend, ſtieg, von Hih-lah-dih gefolgt, die ſchöne Badende an Bord.

„Ich habe mich ſehr um dich geängſtigt, Theuerſte“, flüſterte ihr der Kapitän zu, indeß die Seeleute ehrerbietig zurücktraten. „Du ſollſt mir aber nicht mehr allein gehen. Du bliebſt ſo lange aus, daß ich zu befürchten begann, deine Schweſtern, die Nymphen, hätten dich entführt.“

Als aber der Sprechende die tiefe Bewegung der Dame, die Unruhe ihres Auges bemerkte, ließ er ſogleich den ſcherzenden Ton fallen und ſagte:

„Was iſt geſchehen? Sprich! Du biſt erhitzt und wie verſtört.“

„Raoul“, verſetzte ſie haſtig, „ich habe mit dir zu reden; komm' und rufe auch Thorkil.“

Hiermit ergriff ſie die Hand der Indianerin, deren Blick an dem herankommenden Thorkil haftete, und ging ſchnell nach dem Eingang zur Kajütentreppe, deren Wächter ihre Waffen ſalutirend anzogen.

De Luſſan blickte ihr einen Augenblick erſtaunt nach und ſagte halblaut zu dem jungen Jäger:

„Es muß etwas Außerordentliches ſein, was die edle Harmonie, welche die ganze Erſcheinung Deſdemona's auszeichnet, ſo zu ſtören vermag. — Monſieur Legrand", unterbrach er ſich rückwärtsſchauend, „ſorgt für das Schiff. Die Atmoſphäre verſpricht eine ſtille Nacht, wir bleiben bis zum Morgen, wo wir ſind."

Dann folgte er mit Thorkil den beiden Frauen.

## 9.

Der Menſch
Trägt Adler in dem Haupte
Und ſteckt mit ſeinen Füßen tief im Kothe.
Grabbe.

Es vergingen drei volle Stunden, bevor De Luſſan und ſein Gaſt wieder auf dem Deck erſchienen, welches der inzwiſchen aufgegangene Mond erhellte. Die Nacht war ſchön und warm, die Luft kaum merklich bewegt, das Schiff gierte leiſe an ſeiner Ankerkette. Monſieur Legrand, welcher an Bord der Gloria als erſter Lieutenant fungirte, hatte ſeinen Poſten auf der Schanze einem andern Offizier überlaſſen und ſeine Kajüte aufgeſucht. Der Kapitän maß das Deck der Quere nach ein paarmal mit haſtigen Schritten. Dann ſtand er ſtill und richtete an den wachthabenden Offizier die Frage:

„Wie iſt das Wetter, Sennor Eſtevan?"

Der Angeredete gab in franzöſiſcher Sprache, aber mit dem ſtarken Beiklang einer Akcentuirung, welche den ſpaniſchen Kreolen verrieth, zur Antwort: „Alles klar, Sieur; eine kleine Kühlte kommt von Süden, die nach Mitternacht ſtärker zu werden verſpricht."

De Luſſan trat backbordwärts, um die Zeichen von Wind und Wetter zu prüfen. Seine Unterſuchung war bald beendigt und mit der beſtimmten Kürze, welche ſeine Befehle charakteriſirte, ſagte er:

„Sennor Eſtevan, laßt das Gangſpill bemannen und den Anker ſogleich heben. Bringt das Schiff unter Segel und haltet den Kurs nach Nord-Weſt-Nord, bis wir die Mündung des Pawtucket-Fluſſes erreicht haben.“

„Wohl, Sieur. Sollen wir an der bezeichneten Stelle vor Anker gehen?“

„Nein, weitere Befehle abwarten.“

Und indem er die franzöſiſche Sprache, welche an Bord der Gloria ſo zu ſagen die officielle war, mit der engliſchen vertauſchte, wandte ſich der Kapitän zu Thorkil mit den Worten: „Kommt, wir wollen noch ein Stündchen plaudern, denn ich glaube vorausſetzen zu dürfen, daß die Neuigkeiten, welche uns Hih-lah-dih gebracht hat, nicht geeignet ſind, Euch in Schlummer zu wiegen.“

Er ſprach dies in ſeinem gewöhnlichen ruhig leichten Ton, aber als er mit Thorkil das Hackebord erreicht hatte und der Mond, ungehindert durch Maſten und Tauwerk, ſeine Züge voll beſcheinen konnte, da war an den blitzenden Augen und den zuſammengezogenen Brauen des Seemanns wahrzunehmen, daß ſein Inneres heftig bewegt ſein mußte. Noch deutlicher trat die innere Aufgeregtheit auf dem Antlitz des jungen Jägers hervor, der ſich auch gar keine Mühe gab, dieſelbe zu verbergen.

„Foi de gentilhomme!“ ſagte De Luſſan, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß kein Ohr außer dem Thorkil's in Hörweite war, „foi de gentilhomme, das iſt eine ſeltſame Geſchichte."

„Mehr als ſeltſam", verſetzte Thorkil. „Aber ich werde es mir nie verzeihen, daß ich nicht in den Wäldern war, obgleich ich wußte, daß Metakom einen Streich vorhatte. Doch da hilft nun ſchon kein Gerede mehr. Sagt mir ſchnell, Sir, was Ihr mir zu ſagen habt, denn meine Zeit iſt gemeſſen. Ich muß nach Providence, will das Kanoe Hih-lah dih's nehmen —"

„Das werdet Ihr bleiben laſſen, Freund."

„Bleiben laſſen?" fuhr Thorkil auf.

„Bah, nur ruhig! Thut doch Eure Ohren und Augen auf! Hört, da ruft Terrible's Pfeife die Leute auf ihre Poſten. Binnen zehn Minuten wird das Schiff mit Segeln bedeckt ſein und ſeinen Lauf nach Norden nehmen. Die Gloria bringt Euch ſicherlich raſcher in die Bai von Providence, als das Kanoe des Indianermädchens dies zu thun vermöchte."

„Ihr ſegelt nach der Bai von Providence?"

„Ja, die Herrin will's und am Ende kann es auch meinen Plänen zu ſtatten kommen. Wenn aber nicht, je nun, ich habe geſchworen, daß Deſdemona die Königin meines Schiffes ſein ſoll, ſolange die Planken deſſelben zuſammenhalten."

Man hörte jetzt das Aechzen der Ankerwinde und das taktmäßige Stampfen der dieſelbe drehenden Matroſen. Zugleich füllte ſich die Takelage mit dunkeln Geſtalten, die geräuſchlos das Nöthige zum Entrollen der Segel vorbereiteten.

„Anker klar!“ tönte nach einer Weile die heiſere Stimme des Bootsmannes.

„Setzt bei!“ erwiderte die Stimme Don Eſtevan's.

Die Segel fielen von den Raaen und hingen einige Augenblicke ſchlaff nieder. Mälig jedoch verkündete ein erſt leiſes, dann ſtärkeres Klatſchen, daß die Kühlte auf das Segelwerk zu wirken beginne.

„Alles fertig, Sieur“, meldete der wachthabende Offizier von der Schanze her.

„Gut, Sennor“, entgegnete der Kapitän. „Herum mit dem Steuer und ſorgt, daß Ihr vor dem Winde bleibt. Sobald wir die Mündung des Pawtucket gekreuzt haben, ſoll die Barkaſſe nebſt ihrer Bemannung zu augenblicklichem Dienſte bereit ſein.“

Die weißen Leinwandflächen fingen an zu ſchwellen, das Schiff machte, dem Drucke des Steuerruders gehorchend, eine halbe Wendung und glitt dann nach kurzem und kaum merklichem Schlingern mit graziöſer Leichtigkeit dahin auf ſeiner Bahn.

„So, jetzt iſt alles gethan, was ſich für den Augenblick thun läßt, mein Freund. Wollt mir daher ſagen, was Ihr von den in der Kajüte vernommenen Neuigkeiten haltet.“

„Ich weiß darüber nicht eben viel zu ſagen“, verſetzte Thorlil. „Wir wiſſen nur, daß der Sachem der Wampanogen einen Schlag auf Swanzey geführt und daß er dabei ſeines Verſprechens nicht eingedenk geweſen. Ferner, daß Metakom Gefangene gemacht, daß er ſie in die Wälder geſchleppt und dann nach den Grundſätzen rothhäutiger Politik von einander getrennt hat. In Providence ſoll ich Groot Willem treffen und weiteres vernehmen.“

„Wohl, aber was meint Ihr zu der ſonderbaren Vermuthung meiner Gebieterin?“

„Wenn ich die von mir gemachten Wahrnehmungen mit den Zeichen zuſammenhalte, welche die Miſtreß angegeben, ſo muß ich mit Beſtimmtheit glauben, jene Vermuthung ſei wohlbegründet.“

De Luſſan ſah ſehr nachdenklich vor ſich nieder.

„Seltſam, ſeltſam“, murmelte er und ſeine Stirn zog ſich in finſtere Falten.

„Freund Thorkil“, begann er dann wieder, „dieſe Sache kann für mich von unermeßlicher Wichtigkeit werden. Ruht die Phantaſie, welche, wie Ihr bemerktet, das Gemüth meiner Herrin ſo leidenſchaftlich ergriff, auf dem Grunde der Wirklichkeit, ſo iſt Gefahr vorhanden, daß ein großer Plan einer Herzensſache geopfert werden muß, ein Plan, der ſeit Jahren meinen Geiſt und auch den meiner Gebieterin beſchäftigt hat und der, falls nicht alle Symptome trügeriſch ſind, eben jetzt im Begriffe war, zur Verwirklichung vorzuſchreiten.“

„Ich verſtehe Euch nicht recht.“

„Ihr ſollt mich bald verſtehen, wenn ich Euch geſagt, was Euch zu ſagen ich mir ſchon lange vorgenommen habe.

Die Stunde iſt günſtig", fuhr der Seemann fort, indem er die Hand des Jägers faßte und denſelben prüfend in das offene männliche Antlitz ſah; „ich habe Vertrauen zu Euch, viel Vertrauen, und Ihr werdet mir zugeben, daß, ſolange wir uns kennen, ich ſtets wie ein Mann aufgetreten bin, der auch ſeinerſeits Anſpruch auf Vertrauen hat."

„Das iſt wahr und ich bekenne offen, daß ich Euch vom Herzen liebgewonnen habe."

„Ich Euch nicht minder, Thorkil. Ihr erſchient mir beim erſten Anblick als ein Mann vom echten Metall und Guß, obgleich ich bekennen muß, daß mir Euer Gebaren in letzter Zeit nicht mehr ſo recht frank und frei, ſondern — wie ſoll ich ſagen? — trübe und träumeriſch vorgekommen iſt."

Der Jüngling wandte ſich verlegen zur Seite und verſetzte ausweichend: „Ja, Groot Willem meint, es müſſe mit meiner Geſundheit nicht ganz richtig ſein."

„Ah bah, geht doch! Groot Willem meint allerdings, daß Euch etwas fehle, aber nicht die Geſundheit iſt es. Ihr habt eine Muſkulatur von Eiſen. Nein, nein, Ihr habt Herzweh, Freund, das iſt alles. Der kleine Gott, von welchem ſchon tauſend gute und ſchlechte Poeten geſungen, hat Euch getroffen, auf jener Fahrt von Willem's Brolykheid nach Rhode-Island, und Ihr fühlt die Widerhaken ſeines Pfeiles in der Bruſt."

Thorkil blieb ſtumm und unterdrückte einen Seufzer.

„O, ziert Euch nur nicht! Glaubt mir, ich kenne dieſe Schmerzen, und nach dem, was mir Groot Willem von dem Mädchen geſagt —"

„Sprecht nicht weiter, ich bitt' Euch. Das arme Kind iſt in den Händen der Wilden — ich hätte es vielleicht hindern können — aber wenn ihr auch nur ein Haar ihres Hauptes gekrümmt wird —"

Er brach ab und legte mit einer vielſagenden Gebärde die Hand an den Griff des Waidmeſſers, das er im Gürtel trug.

„So gefallt Ihr mir", ſagte De Luſſan. „Nach der Liebe und dem Ruhm iſt die Rache das Süßeſte, was der Menſch empfinden und genießen kann. Aber faßt Euch, ich bin feſt überzeugt, daß der Häuptling keine Gewaltthat gegen ſeine Gefangenen beabſichtigt. Er hätte ſie ſonſt auf der Stelle den übrigen Todten der von ihm überfallenen Anſiedelung beigeſellt. Er muß ſie herausgeben, freiwillig oder gezwungen, und ſollte Zwang nöthig ſein, ſo werde ich in dieſer Sache feſt bei Euch ſtehen. Da, nehmt meine Hand darauf!"

Thorkil ſchlug in die dargebotene Rechte des Seemanns und dieſer fuhr fort:

„Es iſt nöthig, daß Ihr, bevor wir ans Land gehen, einen vollkommen klaren Blick in meine Pläne erhaltet. Seid Ihr bereit, mich zu hören?"

„Ich bin bereit."

Beide nahmen auf der Bank Platz, welche von der Galerie der Hütte überragt wurde, und De Luſſan begann ſofort ſeine Mittheilung folgendermaßen:

„Ich rühme mich wie Ihr normanniſcher Abkunſt. Während Eure Vorfahren von unſerem Stammlande nach Weſten fuhren, um am Fuße der feuerſpeienden Eisberge Iſlands ſich anzuſiedeln, gingen die meinigen mit Rollo nach Süden und ließen ſich in der Normandie nieder. Meine Familie behauptete einen Rang in der Baronſchaft jenes berühmten Baſtards, welcher unter dem Namen Wilhelm's des Eroberers die Normannenherrſchaft über England ausdehnte. Ein Zweig der Familie ging mit Wilhelm nach England hinüber und bildet noch jetzt ein Glied der engliſchen Peerſchaft, ein anderer blieb in der Normandie zurück und von dieſem ſtamme ich. Getreu dem kriegeriſchen Geiſte unſeres Geſchlechts, ſpielten mein Großvater und mein Vater eine Rolle in den Händeln des franzöſiſchen Adels mit Richelieu und Mazarin. In den Unruhen der Fronde wurde unſer altes Kaſtell von den Mazariniſten faſt bis auf den Grund zerſtört und die ſehr geſunkenen Vermögensumſtände meines Vaters erlaubten demſelben nur eine theilweiſe Wiederherſtellung des alten Stammſitzes. Es ging überhaupt traurig zu auf Mont de Luſſan. Der Vater konnte ſich nach Beilegung der bürgerlichen Unruhen in den ſtillen und ziemlich knappen Haushalt nicht finden und ſein unwirſches Weſen, ſowie die rauhen und mitunter brutalen Waidmannsmanieren meines älteren Bruders trugen unzweifelhaft die Mitſchuld an dem frühen Tode meiner Mutter, einer geiſtvollen und milden Frau, deren anmuthige Erſcheinung mir noch immer lebhaft vor der Seele ſchwebt. Nach ihrem

Tode fühlte ich mich ziemlich verlaſſen unter dem väterlichen Dache und war froh, als ich behufs meiner Ausbildung zu einem Diener der Kirche, was ich als jüngerer Sohn werden ſollte, in das Jeſuitenkollegium zu Rouen gebracht wurde. Ich ſtudirte eifrig und machte Vorſchritte. Meine Erholung beſtand in den gewagteſten körperlichen Uebungen, die mich zu einem tüchtigen Reiter, Schwimmer, Schützen und Fechter machten, mein größtes Vergnügen war die Lektüre der alten Ritterbücher und Chroniken, in deren abenteuerlicher Welt ich mich berauſchte. Verworrene Träume von Heldenleben und Ruhm beſchäftigten meine junge Einbildungskraft. Ich glaubte Talent und Energie in mir wahrzunehmen und in kindiſcher Eitelkeit empfand ich Freude bei der Entdeckung, daß mein Name Raoul Aehnlichkeit habe mit dem Rollo's, des Begründers der weltgeſchichtlichen Größe des normanniſchen Stammes. Dabei beſeelte mich ein ingrimmiger Haß gegen alle Unterdrückung und Tyrannei und dieſer Haß ſollte bald eine beſtimmte Richtung erhalten. Einer der Patres, welche unſere Studien leiteten, hatte mich liebgewonnen. Er war ein Mann von Geiſt und Herz und hatte lange einer Miſſion ſeines Ordens in Weſtindien vorgeſtanden. Mit brennenden Farben ſchilderte er mir die Gräuel der ſpaniſchen Herrſchaft in der neuen Welt, die unerhörten Grauſamkeiten, deren ſich die Spanier gegen die Ureinwohner ſchuldig gemacht, die eiferſüchtige Feindſeligkeit, womit ſie alle übrigen Nationen der Vortheile zu berauben ſuchten, welche Handel und Koloniſation auf den Küſten Amerikas gewährten. Meine vagen Träumereien von Ruhm, mein angeborener Haß gegen Unrecht und Vergewaltigung bekamen durch dieſe begierig eingeſogenen Schilderungen ein feſtes Ziel. In den Spaniern glaubte ich die Erbfeinde der Freiheit und Menſchlichkeit zu erkennen und ich ſchwur ihnen jene unauslöſchliche Feindſchaft, welche der alte Karthager ſeinen Sohn Hannibal den Römern hatte ſchwören laſſen. Dieſes, wenn Ihr wollt, ganz knabenhafte Gefühl kam zu einem lächerlichen Ausbruch, welcher aber einen bedeutenden Wendepunkt in meinem Leben zur Folge hatte. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu hatten und haben, glaube ich, noch jetzt in ihren Kollegien den Brauch, durch die Schüler von Zeit zu Zeit geiſtliche und profane Schauſpiele aufführen zu laſſen. Bei einer ſolchen Gelegenheit hatte ich die Rolle eines franzöſiſchen Soldaten zu ſpielen, der in einer Prügelſcene mit einem ſpaniſchen zuſammengeräth. Mitten in dieſer Scene ergriff mich der Dämon meines Haſſes mit einer ſolchen Leidenſchaftlichkeit, daß ich gänzlich vergaß, der angebliche Spanier ſei ja einer meiner beſten Kameraden, und mit ſolcher Wuth über den Armen herfiel, daß derſelbe, aus Mund, Naſe und einer Stichwunde in dem linken Arm blutend, halbtodt von der Bühne getragen werden mußte. Ich erhielt eine ſehr ſtrenge Pönitenz, die mir auf einmal klar machte, was ich ſchon längſt dunkel gefühlt, nämlich daß ich durchaus nicht zum Prieſter geſchaffen ſei. Einen Tag nach Gewinnung dieſer Ueberzeugung entſprang ich dem Kollegium und ging zu Honfleur an Bord eines Weſtindienfahrers. Ich mußte Schiffsjungendienſte thun, um die Koſten der Ueberfahrt zu decken, wußte aber das Wohlwollen der Mannſchaft zu gewinnen, welches ich zur Erwerbung der Elemente praktiſcher Seefahrtskunde benutzte. Es muß wohl ein gut Theil von der altnormanniſchen Vertrautheit mit dem Meere in meinem Blute gelegen haben, daß ich die Einzelnheiten des Seedienſtes ſo raſch faßte, wie das wirklich der Fall war. Nach einer langen und höchſt beſchwerlichen Fahrt wurden wir auf der Höhe der Bahama-Inſeln von einer ſpaniſchen Galione genommen. Ich ſollte, wie die ganze übrige Mannſchaft unſeres Schiffes, als Sklave in die Pflanzungen von Hayti gebracht werden. So verſtanden und übten die Spanier ihr Seerecht in jenen Meeren. Ihr könnt Euch denken, daß die Ausſicht auf das fragliche Loos meinen Haß gegen alles, was ſpaniſch hieß, nicht ſehr verminderte. Im übrigen aber war ich entſchloſſen, eher zu Grunde zu gehen, als mich zum Sklaven machen zu laſſen. Die Galione wurde vom Sturme an die wilde Nordküſte Haytis verſchlagen. Eines Nachts, als das Schiff lavirte, um ſeinen urſprünglichen Kurs wiederzugewinnen, gelang es mir, aus dem Raum, wo wir Gefangenen eingeſperrt waren, auf das Verdeck zu kommen. Der Sturm hatte ſich gelegt und im Schein des tropiſchen Mondes ſah ich gegen Norden hin die Brandung blitzend an einer Küſte ſich brechen. Blitzſchnell durchfuhr mich der Gedanke, daß dort vielleicht die kleine Inſel La Tortue läge, welche nur durch einen ſchmalen Meeresarm von der

Nordküſte Haytis getrennt iſt. Ich hatte während unſerer Fahrt über das atlantiſche Meer viel von dieſer Inſel ſprechen hören, als von dem Hauptſitze der Flibuſtier oder Bukanier, welche ſich in meiner Phantaſie mit dem verſchmolzen, was ich in alten Büchern von den Wikingerfahrten der normanniſchen Seekönige geleſen hatte, und in meinen Augen ſchon darum als vollkommene Helden daſtanden, weil ſie unerbittliche Feinde der Spanier waren. Mein Entſchluß war augenblicklich gefaßt. Ich wußte, daß die See dort herum von Haifiſchen wimmelte, allein das kam mir in jenem Moment gar nicht zu Sinne. Ich ſah nur Freiheit und Rache vor mir und ſtürzte mich, die Kleider von mir werfend, mit einem Fluch auf die Spanier ins Meer. Ich weiß nicht, ob meine Flucht an Bord der Galione bemerkt wurde, ich weiß nur, daß ich, aus der Tiefe wieder auftauchend, mit raſendem Eifer meine Kräfte anſtrengte, um der Sklaverei hinter mir zu entſchwimmen. Ich kam vorwärts, die von Bord aus wahrgenommene Brandung feſt im Auge behaltend. Aber die Entfernung derſelben war größer, als ich im trügeriſchen Schein des Mondes hatte ermeſſen können. Schon fühlte ich meine Muskeln erſchlaffen, als mich die Strömung ergriff und mit furchtbarer Gewalt der Brandung zuführte, die mir wie Donner ins Ohr ſcholl. Eine Woge faßte mich, inmitten der Angſt, im nächſten Augenblick an eine Klippe geſchmettert zu werden, verlor ich das Bewußtſein und fand es erſt in der Hütte eines Bukaniers wieder, welcher bei Tagesanbruch den Beſinnungsloſen am Strande aufgeleſen. Nackt und bloß hatte mich die Brandung ſo zu ſagen in die Mitte der Flibuſtier geſchleudert.“

Hier unterbrach ſich der Erzähler, indem er ſich mit der Frage an Thorkil wandte:

„Ihr kennt die Geſchichte der Flibuſtier?“

„So ziemlich“, erwiderte Thorkil. „Mein Lehrer Roger Williams hat mir ſie erzählt.“

„Und was wußte dieſer Puritaner davon zu ſagen?“

„Daß die Küſtenbrüder die kühnſten Männer ſeien, die je das Meer befahren, jedoch zugleich —“

„Nun?“

„Zugleich auch die geſetzloſeſte Bande, die es je gegeben.“

„Bah, der gute Prediger, vor welchem ich übrigens nach allem, was Ihr mir von ihm geſagt, die größte Achtung habe, hätte ſich beſſer unterrichten ſollen. Ich ſage Euch, mein Freund, es hat vielleicht nie eine Genoſſenſchaft exiſtirt, bei welcher auf die Erfüllung der Geſetze, welche ſie ſich ſelbſt gegeben, ſo ſtreng gehalten wurde wie bei den Küſtenbrüdern. Habt Ihr an Bord der Gloria jemals etwas bemerkt, was mit der ſtrengſten Ordnung unverträglich wäre?“

„In Wahrheit, nein, und ich geſtehe, daß ich die Kunſt, womit Ihr Eure Leute beherrſcht, höchlich bewundere.“

„Ja, die Burſchen kennen mich und jeder derſelben weiß, daß der Augenblick, wo er ſich durch einen Blick, durch eine Gebärde, durch ein Wort auch nur die geringſte Widerſetzlichkeit gegen meinen Willen erlaubte, ſein letzter ſein würde. Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. — Die Mehrzahl der Flibuſtier, welche damals von La Tortue aus ihre Wikingerzüge gegen die Schiffe und Kolonien der Spanier ausführten, waren Franzoſen, und ſo wurde ich als ein Landsmann mit der rauhen Gaſtfreundlichkeit von ihnen aufgenommen, welche in den Niederlaſſungen der Bukanier herrſcht. Ich erzählte meine Geſchichte und der Grimm der Rachgierde, womit ich von der ſpaniſchen Galione ſprach, gewann mir die Zuneigung der Männer. Wenige Stunden darauf ſchon war eins der kleinen Fahrzeuge in See, womit dieſe Unverzagten die größten ſpaniſchen Schiffe zu jagen und zu entern pflegen. Ich war mit an Bord. Wir holten die Galione beim Kap Iſabella ein und enterten ſie trotz ihres mörderiſchen Feuers. Ihr ſeid ein Normann und müßt alſo von jener raſenden Kampfluſt gehört haben, welche unſere Vorfahren die Berſerkerwuth nannten. Wohl, bei Enterung der Galione erfuhr ich an mir ſelber, daß die Berſerkerwuth noch jetzt ein normanniſch Blut ſieden machen kann. Bloß mit einem kurzen Pallaſch bewaffnet, ſtürzte ich mich als der erſte auf das feindliche Deck, brach mir blutige Bahn durch die Spanier und warf alles vor mir nieder, was ſich mir entgegenſtellte. Noch klingt mir im Ohr der wilde Jauchzlaut, welchen ich ausſtieß, als ich vor dem Hauptmaſte dem Sennor Kapitano, der mich zum Sklaven in einer Zuckerplantage hatte machen wollen, mit einem wüthenden Hiebe das Haupt vom Rumpfe ſchlug. In einem Nu war die Galione genommen. Dies war der Anfang einer Laufbahn, die mich ſchon nach Jahresfriſt an die Spitze einer Schiffsmannſchaft brachte, welche noch jetzt den Kern der Schlachtrolle der Gloria ausmacht, einer Laufbahn, die mir von ſeiten der Spanier den Namen des Vertilgers, el Exterminador, einbrachte, einen Namen, der in der weſtindiſchen See, von den Küſten Neufundlands bis hinab zur Meerenge von Panama, von den Dons gefürchtet und gehaßt genug iſt. Ich will Euch nicht mit Herzählung meiner Abenteuer ermüden, obgleich ich glaube, viele derſelben würden ſich an einem Jägerfeuer recht gut anhören laſſen. Durch einen Zufall vernahm ich den Tod meines Vaters und meines Bruders und fühlte mich dadurch von einer Art Heimweh nach dem ſchönen Frankreich angewandelt. Ich ſtellte meine Leute unter die Befehle von Monſieur Legrand, dem ich unbedingt vertrauen konnte, und ſchiffte mich nach Europa ein. Mein Ruf und mehr noch mein Gold ſetzten mich in den Stand, in Paris und Verſailles das Leben eines großen Herrn zu führen, was ich auf eine Zeit lang mit aller Luſt eines Neulings that. Bald indeſſen ward ich dieſer thatloſen Schwelgerexiſtenz überdrüſſig. Ich beſuchte unſer zerfallenes Stammſchloß in der Normandie und fand es im Beſitze eines entfernten Vetters, welchem die Ruinen ſtreitig zu machen ich nicht die geringſte Luſt hatte. Unter den hinterlaſſenen Familienpapieren meines Vaters ſtieß ich auf Dokumente, welche beſagten, daß unſere Familie ſeit langer Zeit eine bedeutende Forderung an den engliſchen Zweig des Hauſes geltend zu machen hätte, eine Forderung, welche mein Vater aus Mangel an Geldmitteln nicht hatte verfolgen können. Ich ging nach England und begann einen langwierigen Proceß, den ich verlor. Aber ſtatt ſeiner gewann ich dort einen Schatz, welchen alles Gold der Erde nicht aufwiegen könnte, einen Schatz, der ein nie geahntes, unermeßliches Glück in mein Leben brachte und demſelben erſt einen rechten Mittelpunkt gab. Ihr verſteht, was ich meine, Thorkil. Ich führte meine Herrin nach Frankreich, zeigte ihr die Herrlichkeiten des Hofes und ſonnte mich in der Atmoſphäre von Bewunderung, welche ihre Erſcheinung allwärts um ſie verbreitete. Allein meine Gebieterin war von einer Poeſie erfüllt, welche ihr nicht wohl werden ließ in den Kreiſen der ſogenannten großen Welt. Meine Erzählungen vom Meer und von der neuen Welt hatten ſie von Anfang an entzückt, und als ich ſie an Bord der Gloria führte, die ich auf den Werften von Breſt durch einen Künſtler in der Schiffsbaukunſt hatte erbauen laſſen, ſtralten ihre ſüßen Augen vor Vergnügen. Wir gingen unter Segel und durchkreuzten das atlantiſche Meer. Auf La Tortue vervollſtändigte ich mit meiner alten Mannſchaft die Equipage der Gloria, deren guter Genius Deſdemona wurde. Der Sieg war an meine Flagge gefeſſelt und mein Name nahm zu an Schrecken und Ruhm. Ich beabſichtigte, ſeine Geltung über die Schranken eines Schiffes auszudehnen, ich hätte meiner Herrin ein Königreich zu

Füßen legen mögen. Die Unternehmungen eines Kortez, eines Pizarro, eines Almagro und anderer ſchwebten mir vor und ich ſagte mir, was jene Abenteurer aus eitlem Golddurſt zuwegegebracht, das müſſe doch wohl auch dem von der Liebe inſpirirten Streben nach Ruhm gelingen. Von dieſem Gedanken erfüllt, richtete ich mein Augenmerk zuerſt auf die ſüdlichen Breitegrade von Amerika, unter denen noch unermeßliche und reiche Länderſtriche liegen, die nur nominell von den Spaniern und Portugieſen in Beſitz genommen ſind. Schon hatte ich angefangen, auf einer kleinen Inſel im Golf von Honduras, welche ich ſeit Jahren als mein Eigenthum betrachten konnte, eine umfaſſende Expedition nach dem Innern von Centralamerika auszurüſten, als ich die Entdeckung machte, daß das Klima der Tropen einen entſchieden nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit meiner Gebieterin ausübte. Sogleich ließ ich die Vorbereitung zu einer Unternehmung fallen, welche ich um ſo lieber ausgeführt hätte, als meinem Naturell die Pracht und Glut der tropiſchen Natur vollkommen entſpricht und ich mich völlig heimiſch in derſelben gemacht hatte. Genug, die Sache mußte aufgegeben werden oder vielmehr meine Pläne mußten die Lokalität wechſeln. Indem ſich aber mein Blick den nördlicheren Breiten des amerikaniſchen Kontinents zukehrte, konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich dort ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden haben würde, als ſolche den ſpaniſchen Konquiſtadoren in Mexiko und Peru entgegengeſtanden hatten. Dieſe nördlicheren Küſten waren bereits von

Europäern beſetzt und in großer Ausdehnung koloniſirt, von Europäern germaniſcher Raſſe, deren Zähigkeit und Ausdauer einem neuen Eindringling unzweifelhaft den hartnäckigſten Widerſtand entgegenſetzen würde. Allerdings liegen hinter den Anſiedelungen von Virginien und Neu-England unüberſehbar große Länderflächen, welche noch keinen Weißen geſehen, geſchweige einem botmäßig ſind. Allein zur Eroberung dieſer Wildniſſe und zur Gründung eines — nun, wie ſoll ich ſagen? — eines Staates in denſelben ſcheint es mir ſchlechterdings nothwendig, daß man zuerſt an der Küſte feſten Fuß faſſe, um mit dem Meere und durch dieſes mit der civiliſirten Welt in geſicherter Verbindung zu bleiben. Je mehr ich in die Einzelnheiten meines Vorhabens einging, um ſo ſchwieriger mußte es mir erſcheinen, allein ich war nie der Mann, einen einmal gefaßten Entſchluß aufzugeben, weil deſſen Ausführung keine leichte Sache war. Zwar hätte ich mich zur Ruhe ſetzen können, die Mittel fehlten mir dazu nicht, allein Unthätigkeit wäre mein Tod und auch meine Herrin liebt die Aufregungen, welche ein Leben der Thätigkeit und Abenteuer mit ſich bringt. Auf der andern Seite aber war gerade um Deſdemona's willen an die Fortführung einer Flibuſtierlaufbahn gewöhnlichen Stils nicht zu denken und ſo blieb mir nur übrig, den Plan einer Konquiſta in Nordamerika mit allem Nachdruck zu verfolgen. Die Ausführung dieſes Plans hieße ohne Zweifel ein Flibuſtierthum höchſten und edelſten Stils ins Leben rufen, ein Flibuſtierthum, wie es der alte Normannen-

Herzog Rollo übte, als er das Seinethal eroberte und die Normandie gründete. Was meint Ihr, Thorkil?"

„Euer Plan iſt kühn und groß, Kapitän, aber ſeine Abenteuerlichkeit erſchreckt mich faſt. Ihr wißt, ich bin ganz frei von dem, was die Leute Ehrgeiz nennen."

„Bei den Augen meiner Herrin, das glaub' ich nicht. Ihr ſeid ein kühner Waldgänger und mit der Kühnheit iſt ſtets der Drang nach Ruf und Ehre verbunden. Ihr ſeid nur noch zu jung, um die Süßigkeit des Ruhms ſchon zu kennen und gehörig würdigen zu können. Koſtet nur erſt davon und das Gericht wird Euch immer beſſer ſchmecken. L'appétit vient en mangeant, das heißt, gutes Eſſen ſteigert die Eßluſt, pflegen wir in Frankreich zu ſagen und das Sprichwort lügt nicht, verſichere Euch. Um jedoch zum Schluſſe meiner Geſchichte zu kommen: ich machte auf einem Ausflug, welchen ich zur Erforſchung des Innern von Neu-England unternommen hatte, die Bekanntſchaft des Zwiſchenhändlers Thomas Morton auf Mount Wallaſton —"

„Traut Ihr dieſem Menſchen, Kapitän?"

„Trauen? Nicht von hier bis zum Beſanmaſt meines Schiffes."

„Und doch habt Ihr Euch mit ihm eingelaſſen?"

„Was Ihr für eine liebe naive Unſchuld ſeid, Maſter Thorkil! Glaubt Ihr denn, daß Männer, welche je Großes ausführten oder je ausführen werden, zum Ziele gekommen wären oder kommen würden, wenn ſie ſkrupulös darauf geſehen hätten oder ſähen, ob alle ihre Werkzeuge reine Hände und friſchgewaſchene Wäſche hatten oder haben. Wie es einmal in der Welt zugeht, eignet ſich oft gerade der heilloſeſte Schuft in verwickelten Unternehmungen zum beſten Werkzeug. Hat es ſeine Dienſte gethan, ſo wirft man es weg oder zerbricht es, je nach den Umſtänden. Ich weiß recht wohl, daß Tom Morton ein verdorbener londoner Winkeladvokat iſt, gemeinſter Ausſchweifung ergeben, ein Spieler und Säufer, der mit ſeinen Trunkenbolden von Genoſſen auf Mount Wallaſton, welchen ſie in Merry-Mount umgetauft haben, eine ärgerlich lüderliche Wirthſchaft führt. Aber er konnte mir nützlich werden und iſt mir auch wirklich nützlich geworden. Erinnert Euch nur, daß Morton es war, welcher mich zuerſt mit Euch und Groot Willem bekannt machte.“

„Meiner Treu, Kapitän, ſo lieb mir auch unſere Bekanntſchaft iſt, ſo wollt' ich doch, ſie hätte einen andern Mittelsmann gehabt. Ich für meine Perſon ging immer mit dem größten Widerwillen nach Merry-Mount und auch nur dann, wann es durchaus nöthig war, unſere Felle gegen Munition und andere Bedürfniſſe umzutauſchen.“

„Ja, ſeht Ihr, Freund, der trunkene Tom wußte ſich doch nützlich zu machen und ich wette, Ihr ſeid bei Eurem Handel mit ihm billiger gefahren, als wenn Ihr mit einem dieſer näſelnden, pſalmplärrenden Heiligen des Herrn, wie ſich die Schufte nennen, gehandelt hättet.“

„Das iſt möglich; aber wißt Ihr, Kapitän, der brüllende Tom, wie er ganz paſſend genannt wird, hat einen gewaltigen Reſpekt vor Groot Willem's Roer und wagt nicht zu vergeſſen, daß mein Adoptivvater, mit der Hand an den Lauf des beſagten Roers klopfend, beim Anfang unſeres Tauſchverkehrs zu ihm ſagte: ‚Wir Trapper werden von allen Zwiſchenhändlern betrogen, Mann, das iſt ſo die herkömmliche Ordnung; aber wenn Ihr Eure verdammten Betrügereien uns gegenüber zu arg macht, ſo wird der Advokat da, genannt Groot Willem's Roer, den Proceß zwiſchen uns ausmachen und zwar ſchleunig und bündig genug, bürg' Euch dafür, Mann.‘ — Im übrigen, Kapitän, thut Ihr unrecht, wenn Ihr die Koloniſten in ihrer Geſammtheit, ja auch nur in ihrer Mehrzahl als Schufte bezeichnet. Ich zwar habe keinen Grund, die Puritaner zu lieben, denn ſie haben, von meines Vaters Tod ganz zu ſchweigen, den beiden Männern, welchen ich ſo viel, ja alles verdanke, Groot Willem und Roger Williams, ſchweres Leid angethan. Aber bei alledem muß ich ſagen, daß es unter ihnen Männer gibt, und zwar nicht einen oder den andern, ſondern viele, welche dem makelloſeſten Wollen eine eiſerne Thatkraft geſellen.“

„Die letztere Eigenſchaft laſſe ich gelten, doch wie mögt Ihr von einem makelloſen Wollen ſprechen bei Leuten, welche all ihr Sinnen und Trachten nach der Schnur des engherzigſten Zelotismus regeln?“

„Dieſer Zelotismus iſt eine Thatſache, die ſich nicht leugnen läßt, aber mein Lehrer Williams, welcher doch durch dieſelbe ſo viel zu leiden hatte, pflegt zu ſagen, ohne die Zähigkeit, womit die Koloniſten an ihren religiöſen Grundſätzen hängen, wäre die Gründung der Anſiedelungen von Neu-England vielleicht geradezu eine Unmöglichkeit geweſen.“

Der Flibuſtier verſank in ein kurzes Nachdenken. Dann ſagte er:

„Ich habe Euch einen Blick in meinen Plan eröffnet, Thorkil. Ihr wißt, was ich will; Ihr wißt auch, was ich mittels meiner Verbindung mit den Eingeborenen, die ja hauptſächlich durch Euch und Euren väterlichen Freund Willem bewerkſtelligt wurde, zur Ausführung des Unternehmens bereits gethan. Sagt mir offen, ob Ihr glaubt, daß dieſes Unternehmen glücklich durchgeführt werden könne.“

„Das zu entſcheiden vermag ich nicht, aber ſo viel weiß ich, daß die Koloniſten Euch den zäheſten Widerſtand entgegenſetzen werden.“

„Deſto beſſer; nur der Triumph iſt ſchön, welcher mit Anſtrengung aller Kräfte errungen wird. Ich verachte die leichten Erfolge und liebe es, alles einzuſetzen, um alles zu gewinnen. Seht, der Webſtuhl der Ereigniſſe hat ſchon angefangen, die von mir zugerichteten Fäden ſauſend zu verweben. Der Kampf der Eingeborenen gegen die Koloniſten iſt ausgebrochen. Mögen ſich unter einander würgen und ſchwächen! Dann werde ich über ſie kommen. Ich habe Gold in Fülle, die Mannſchaft meines Schiffes iſt mir unbedingt auf Tod und Leben ergeben, ich ſende Monſieur Legrand nach den weſtindiſchen

Inſeln hinab und er wird auf meinen Ruf Hunderte von Freibeutern, die ſelbſt den Teufel nicht fürchten, heraufbringen.“

„Hunderte von —“

„Piraten, wollt Ihr ſagen. Ah, das macht Euch ſtutzig? Ihr meint, das Fundament meiner Macht ſei nicht ſauber und blank genug? Aber da Ihr ja nicht unbewandert in der Geſchichte ſeid, ſo müßt Ihr wiſſen, daß die erſten Eroberer faſt durchweg nichts anderes waren als Räuber. Was waren Romulus, der Gründer von Rom, Rollo, Robert Guiſkard, Wilhelm der Eroberer, Kortez, Pizarro? Bei Licht betrachtet lauter Räuberhauptleute.“

„Man ſagt ſo, aber erinnert Euch, wie es Kortez und Pizarro erging. Lohnte ihnen ihr König nicht mit Undank, nachdem ſie ſo Ungeheures für ihn vollbracht?“

„Und warum vollbrachten ſie es für ihn und nicht für ſich ſelbſt, die Thoren? Wähnt Ihr, es ſei mir auch nur im Traume eingefallen, zu Gunſten irgend eines Königs den Eroberer ſpielen zu wollen? Meint Ihr, ich wüßte nichts Beſſeres zu thun, als ein von mir erobertes Land dem hochmüthigen Louis in Verſailles zu Füßen zu legen? Foi de gentilhomme, es gibt nur ein Weſen, welchem ich meine Freiheit und meine Macht willig unterordne, meine Herrin. Indem ich ſie erhöhe, erhöhe ich mich ſelbſt. — Doch der Flug der Phantaſie führt mich zu weit. Kehren wir zur Wirklichkeit zurück und zu dem, was zunächſt zu thun iſt. Ich habe Euch ſchon angedeutet, daß das, was das Gemüth meiner Gebieterin ſeit dieſem Abend bewegt, einen bedenklichen Riß in meinen Plan machen könnte. Wir müſſen uns Gewißheit zu verſchaffen ſuchen, Gewißheit um jeden Preis und ſo raſch als nur immer möglich. Denn ſolange dieſe Beklemmung, dieſe Ungewißheit und Sorge die Augen meiner Dame umdunkelt, ſind meine glücklichen Sterne verdüſtert und fühle ich mich auf allen Seiten gehemmt. Was rathet Ihr?"

„Wären wir in den Wäldern, ſo würde ich ſagen, daß meine Stimme noch zu jung ſei, um am Rathsfeuer gehört zu werden. Ich weiß aber, was mir zu thun zukommt. Sobald ich die furchtbare Pflicht erfüllt, zu deren Erfüllung mich die Botſchaft Groot Willem's nach Providence ruft, werde ich mich aufmachen, um die Spur Metakom's aufzuſpüren, und nicht ablaſſen, bis ich ſie gefunden. Der Häuptling ſoll uns Rechenſchaft ablegen, und kann er es nicht, ſo ſind wir geſchiedene Leute."

„Ich werde Euch begleiten, Freund, denn Ihr begreift, wie ſehr mir daran liegen muß, einen Bruch mit den Eingeborenen zu verhüten, deren Aufſtand gegen die Koloniſten einen ſo weſentlichen Poſten in meinem Kalkul ausmacht. Es wäre heillos, wenn die Maſchen eines mit ſo großem Aufwande von Zeit und Mühe geknüpften Gewebes durch dieſen unvorhergeſehenen Zufall, durch dieſe romantiſche Epiſode zerriſſen würden. Und doch", fuhr der Flibuſtier fort, indem er ſich mit der Hand über die hohe Stirn fuhr, „und doch — wir ſprachen heute

Abend von Ahnungen, Maſter Thorkil, und ich fürchte, die Sache zu ſcherzhaft genommen zu haben. Denn ſeht, ſeit ich gehört, was meine Gebieterin und das Indianermädchen uns mittheilten, liegt eine Ahnung mir auf der Bruſt, ſchwer wie ein Alp. Mag meine Herrin in ihrer Vermuthung ſich täuſchen oder mag ſich dieſelbe beſtätigen, in jedem Falle fürchte ich für ſie. Es iſt da eine Wunde aufgeriſſen worden, welche ich mittels des Balſams einer unendlichen Liebe glücklich geheilt zu haben glaubte. — Aber wir wollen von Euren Angelegenheiten ſprechen. Ihr glaubt alſo, die Stunde, wo Ihr das ſchreckliche Amt des Bluträchers zu üben habt, ſei gekommen?"

„Die Botſchaft Willem's läßt mir daran keinen Zweifel."

„Und ſeid ihr beide vollſtändig überzeugt, daß die Rache den rechten Mann treffe?"

„Wir ſind es. Aber in einer ſo ernſten Sache ſoll ſogar der Schein einer Uebereilung vermieden werden. Auf Willem's Veranſtaltung wird der von Metakom gefangene Richter von Swanzey nach Providence gebracht, welche Kolonie infolge der Freundſchaft, die der Sachem der Naraganſetter für Roger Williams hegt, ein neutraler Boden iſt. Dort, in Gegenwart von Williams, der ſein Freund iſt, ſoll Eaton meine Anklage hören, er ſoll vor einer Geſchworenenbank, wie ſie ein freigeborener Engländer verlangen kann, ſeine Vertheidigung führen und ſoll gerichtet, nicht gemordet werden."

„Das iſt umſichtig und ehrenhaft gehandelt. Aber glaubt Ihr, ein Haß, wie ihn, nach abgebrochenen Aeußerungen zu ſchließen, Groot Willem gegen Eaton hegt, ſei durch das Verdikt einer Jury zu ſtillen, falls dieſelbe auf Nichtſchuldig erkennen würde?"

„Was den Mord angeht, wohl, denn Willem iſt vor allem ein gerechter Mann. Was aber ſeine Rechnung mit Eaton betrifft, ſo wird er dieſelbe früher oder ſpäter auf ſeine eigene Weiſe abmachen."

„Darf ich fragen, wie dieſe Rechnung aufgelaufen? Ihr verzeiht meine Neugierde der Theilnahme, welche Euer Freund mir einflößt."

„Groot Willem ſpricht nicht gern von der Sache, doch glaube ich mich keines Fehlers ſchuldig zu machen, wenn ich ſie Euch kurz mittheile. Willem und Eaton waren in ihrer Jugend engverbundene Freunde, obgleich ihre verſchiedenen Anſichten in Sachen der Religion immer einen Stein des Anſtoßes zwiſchen ihnen ließen. Eaton war ſtets ein ſtarrer Anhänger des Puritanismus, deſſen Satzungen er mit der größten Strenge beobachtete und beobachtet wiſſen wollte, Willem dagegen hielt ſich außerhalb der puritaniſchen Kirchengemeinſchaft und bekannte ſich offen zu dem Grundſatz, daß jeder Menſch berechtigt ſei, zu denken und zu glauben oder auch nicht zu glauben, was ihm beliebe. Er hatte ſeinem Freunde bei der Gründung der Anſiedelung von Swanzey außerordentliche Dienſte geleiſtet und bei den Bewohnern des Dorfes galt es für ausgemacht, daß Eaton ſeine einzige Schweſter Mabel, deren Zuneigung zu Willem eine offenkundige war, dieſem zur Frau geben würde. Eaton war nicht abgeneigt, aber zugleich wollte er ſich die Gelegenheit, Willem für ſeine Kirche zu gewinnen, nicht entgehen laſſen. Willem geſteht dem ehemaligen Freunde trotz allem, was vorgegangen, noch jetzt zu, daß derſelbe in gutem Glauben gehandelt habe. Aber dieſer gute Glaube artete leider zum rückſichtsloſeſten Fanatismus aus. Willem mochte den Beſitz Mabel's, ſo hoch er ihn auch hielt, nicht mit einer Heuchelei erkaufen und weigerte ſich des entſchiedenſten, der Gemeinde der Heiligen des Herrn beizutreten. Darauf verſagte ihm Eaton die Hand der Schweſter. Mißgünſtige thaten das Ihrige, den Hader weiter zu leiten. Willem, damals noch nicht der unerſchütterlich kaltblütige Waldgänger, als welchen Ihr ihn kennt, ließ ſich zu harten Aeußerungen hinreißen, weniger über die Perſon ſeines Freundes als vielmehr über die aberwitzige Unduldſamkeit von deſſen religiöſem Bekenntniß. Dieſe Aeußerungen wurden dem Richter von einem Nebenbuhler Willem's um Mabel's Hand hinterbracht und wohl gar noch übertrieben. Eaton in ſeinem Fanatismus glaubte ſeinen Glauben geläſtert und meinte dieſem eine Genugthuung ſchuldig zu ſein. Willem wurde vor die Kirchenälteſten gefordert, um ſich zu verantworten. Er weigerte ſich in verächtlichen Ausdrücken, zu erſcheinen. Nun ward er verurtheilt, öffentliche Kirchenbuße zu thun, das heißt, vor verſammelter Gemeinde ſeine Irrthümer zu bekennen. Willem ſchlug zur Antwort dem Boten, welcher ihm dieſe Sentenz überbrachte, dieſelbe um die Ohren. Nun ward er mit Gewalt ergriffen und vor ein Gericht geſtellt, welchem Eaton vorſaß. Der Angeklagte verweigerte trotzig jeden Widerruf. Er wurde zu öffentlicher Stäupung und zum Verluſt des rechten Ohrs verurtheilt. Nach furchtbarem Widerſtand überwältigt, mußte er die grauſame Strafe über ſich ergehen laſſen. In der Nacht aber fand Mabel Mittel, in das Blockhaus zu dringen, wo der Gemißhandelte verwahrt wurde. Das edle Mädchen löſ'te die Bande des Geliebten und entfloh mit ihm in die Wälder. Sie gingen nach Providence, wo Roger Williams ihre Hände vereinigte. Aber ihr Glück währte nicht lange. Mabel ſtarb an der Geburt ihres erſten Kindes, welches das Licht nur wenige Augenblicke ſah. Sie ruht mit demſelben unter einer Weide am Ufer der Naraganſettbai."

## 10.

Mein Fluch, er ſei — Vergebung! Hab' ich nicht —
O Erd' und o ihr himmliſchen Gewalten! —
Hab' ich gekämpft nicht, wie der Tapf're ficht?
Hab' ich unſäglich Weh nicht ausgehalten?
War glühend nicht mein Hirn, mein Herz geſpalten?
Hoffnung und Ruf vergiftet, wie mein Leben! —
Wohl trotzt' ich der Verzweiflung Wahngeſtalten,
Weil nicht an mir dieſelben Stoffe kleben,
Die in den Seelen, die ich überſehe, weben.

Byron.

In der Frühe eines thauſchweren Sommermorgens öffnete ſich die Thür eines Hauſes der zwiſchen der Mündung des Pawtucket und der des Moſhaſneck an der Bai gelegenen Kolonie Providence, welche damals freilich noch nicht die belebte Handelsſtadt von heutzutage war und nach europäiſchen Begriffen weit eher den Namen eines Weilers als den einer Stadt verdient hätte. Die Häuſer lagen unter Baumgruppen zerſtreut und die Wege, mittels welcher eine Art Verbindung zwiſchen ihnen hergeſtellt war, liefen noch durch die Ueberreſte des Urwaldes, der von dem Beil der Civiliſation wohl gelichtet, noch lange aber nicht völlig von den Wohnungen des Häufleins von Pilgern der Wildniß, das hier ſich angeſiedelt hatte, weiter landeinwärts gedrängt war. Das Haus, welches wir im Auge haben, lag ganz einſam und von dem ſeines nächſten Nachbars wenigſtens ein paar Büchſenſchüſſe weit entfernt. Es war, wie die übrigen Wohnungen der Anſiedelung, im echt engliſch-amerikaniſchen Block-Houſe-Charakter erbaut und zeichnete ſich nur etwa dadurch vor den andern aus, daß die Ranken einer ungeheuren wilden Rebe mit Sorgfalt um und über das von der Zeit gebräunte Balken- und Sparrenwerk gezogen waren und daß ſich von dem Porch ein mit Sorgfalt umfriedeter Garten bis zur Bai hinabzog, deſſen Obſtbäume und Blumenſträuche eine ungewöhnlich liebevolle Pflege beurkundeten.

In der geöffneten Thür erſchien eine hohe Greiſengeſtalt, und als ſie in den Garten heraustrat, fielen die erſten Stralen der aufgehenden Sonne auf ein Antlitz voll milder Würde, dem große, ſinnende Augen, eine breite, von dem Pfluge des Gedankens durchfurchte Stirn und der in zwei dichten Strängen ſilbern bis zum Gürtel, welcher das aus ſchwarzgefärbtem Linnen beſtehende Obergewand zuſammenhielt, herabfallende Bart etwas Prophetiſches, Apoſtelhaftes verliehen.

Der Greis ſtand eine Weile mit gefalteten Händen und himmelwärts gerichteten Blicken, als betete er. Dann kam er vorwärts und athmete mit Entzücken den würzigen Morgenhauch ein. Er ſah auf die Bai hinaus, deren von der Frühbriſe ſanftgekräuſelte Waſſer in der Morgenſonne zu leuchten begannen, und wandte ſich dann zu ſeinen Blumen und Bäumen, mit achtſamer Hand hier eine vom Thau gebeugte Blütendolde wieder an das ſtützende Stäbchen befeſtigend, dort eine Knoſpe von dem ſie benagenden Inſekt befreiend. Ein trüber Gedanke ſchien ihn mit einmal in dieſer harmloſen Beſchäftigung zu ſtören. Er richtete ſich auf, warf einen nachdenklichen und trüben Blick auf die da und dort aus den Baumgruppen hervorſchauenden Dachfirſte der Anſiedelung, ſeufzte und ſchritt dann mit über der Bruſt gekreuzten Armen und geſenktem Haupte, in tiefes Nachſinnen verloren, am Geſtade der Bai hin und her.

Beſchäftigten ihn die gewöhnlichen Sorgen und Kümmerniſſe der Menſchenbruſt oder gehörte er etwa zu der Klaſſe derer, welche das erhabene, aber wenig beneidenswerthe Privilegium beſitzen, für das gemeine Beſte denken und ſorgen zu müſſen? Wir haben vollauf Urſache, das letztere anzunehmen, denn dieſer Greis, unter dem Namen Roger Williams in unſerer Erzählung ſchon zu wiederholten malen genannt, war einer der Väter der Freiſtaaten von Nordamerika, der Gründer des Staats Rhode-Iſland, welcher, wenn auch dem Umfange nach der kleinſte der jetzigen Union, an Ruhm des Urſprungs keinem der übrigen nachſteht, ſondern eher allen vorgeht. Wir glauben das mit gutem Grunde ſagen zu dürfen, denn die von Williams gegründete Kolonie Providence, welche im Laufe der Zeit zu dem Staate Rhode-Iſland heranwuchs, war das erſte Aſyl, welches ſich in der alten und in der neuen Welt jenem großen Princip, der vollkommenen Freiheit und Unverletzlichkeit des Gewiſſens, aufthat.

Roger Williams war zu Anfang des Jahres 1631 in die Kolonien von Neu-England herübergekommen. Er hatte ſich daheim der Wiſſenſchaft des Zeitalters, der Theologie, gewidmet und als Mitglied der puritaniſchen Sekte Verfolgung zu erdulden gehabt. Bei weitaus den meiſten ſeiner Glaubensgenoſſen hatte die Verfolgung jene Starrheit der Gedanken und Gefühle, jene einſeitige Beharrung auf einmal gefaßten Meinungen erzeugt, wie wir ſie an dem Richter Eaton von Swanzey bemerkten und wie ſie ganz geeignet war, zur Unduldſamkeit und Feindſeligkeit gegen Andersdenkende ſich zu verhärten. Nicht ſo bei Roger Williams. Von der Natur mit einem hellen und umfaſſenden Geiſte ausgeſtattet, hatte er über das Weſen der Intoleranz nachgedacht und war zu dem Schluſſe gelangt, daß es nur ein Mittel dagegen gäbe, die Proklamirung und Geltendmachung des Satzes von der unverletzlichen Freiheit des Gewiſſens, woraus mit Nothwendigkeit folgte, daß die bürgerliche Obrigkeit zwar die Pflicht habe, das Verbrechen zu überwachen und zu ſtrafen, nie aber das Recht, die Meinung vorzuſchreiben und dadurch die Freiheit der Seele zu verletzen. Dieſe Lehre, ſagt Bankroft, der berühmte Geſchichtſchreiber der Vereinigten Staaten, in ſeiner Charakteriſtik Williams', dieſe Lehre enthielt eine vollſtändige Reform der theologiſchen Jurisprudenz, ſie ſtrich das Verbrechen der Nonkonformität aus dem Geſetzbuche, löſchte die Flammen, welche die Glaubensverfolgung ſo lange genährt hatte, verwarf jedes Geſetz, welches auf Theilnahme am öffentlichen Gottesdienſte drang, hob Zehnten und alle erzwungenen Beiträge zur Erhaltung der Religion auf, gab jeder Form des religiöſen Glaubens gleichen Schutz und duldete nicht, daß die Macht der weltlichen Regierung gegen die Moſchee des Muſelmans oder den Altar des Feueranbeters, gegen die jüdiſche Synagoge oder gegen die römiſche Kathedrale zur Hilfe gerufen werde. Alle dieſe Folgerungen zog Williams mit ebenſo großer Klarheit als Entſchiedenheit aus ſeinem edlen Princip. Mit ſeiner hohen Gewiſſenhaftigkeit, mit ſeinem ängſtlichen Streben nach Konſequenz verband er ſodann die edelmüthigſte Nächſtenliebe, die verzeihendſte Milde und Güte und ſtand demnach an Geiſt und Herz weit über ſeiner Zeit. Trotzdem jedoch oder vielmehr gerade deshalb konnte es nicht fehlen, daß er bald nach ſeiner Ankunft in Neu-England mit den Regierungen der Kolonien, welche nach der Richtſchnur des ſtreng puritaniſchen Separatismus geregelt waren, in Kolliſionen gerieth. Denn ungeachtet der Milde ſeines Weſens beſtand Williams unerſchütterlich auf der Behauptung des Grundſatzes der Geiſtesfreiheit und weigerte ſich entſchieden, denſelben der Autorität der Kolonialkirchen zu opfern. Dieſe begannen daher unverzüglich den Kampf gegen den Selbſtdenker. Williams vertheidigte ſeine Meinung mit ſiegreichen Gründen. Allein die Gewalt iſt nie und nirgends gewohnt, durch Gründe ſich belehren zu laſſen. Williams ward von Salem, wo er ſich aufhielt, nach Boſton citirt, um dort, als wäre er ein Verbrecher und der Gemeinſchaft der Pilgrime unwürdig, auf einem bereitliegenden Fahrzeug eingeſchifft und nach England geſchafft zu werden. Als der Vorgeladene ſagen ließ, er wäre krank und könnte ohne Lebensgefahr nicht reiſen, wurde eine Pinaſſe abgeſchickt, ihn mit Gewalt zu holen. Aber die Häſcher fanden ihn nicht mehr. Bei Zeiten gewarnt, hatte der Kranke ſein Haus verlaſſen. Er fuhr, von wenigen treuen Freunden begleitet, in einem Boote quer über die Maſſachuſettsbai, landete im Gebiete von Plymouth und arbeitete ſich mitten im Winterſchnee durch die Wälder zu den Indianern hin, deren Sprache er gelernt, deren Freundſchaft er auf früheren Wanderungen erworben hatte. „Vierzehn Wochen lang“, ſchrieb er ſpäter, „ward ich in bitterer Jahreszeit ſchmählich umhergeworfen, ohne zu wiſſen, was ein Stück Brot oder ein Bett ſei. Ohne Führer wanderte ich umher in der Wildniß, hatte oft in ſtürmiſcher Nacht nicht Feuer, nicht Nahrung, nicht Gefährten, einen hohlen Baum als einziges Haus.“ So kam der Apoſtel der Geiſtesfreiheit, der edelſte Pilger der Wildniß, in den Wigwam Maſſaſoit's, des Sachems der Pokanoketen, welcher gerade mit Kanonikus, dem Sachem der Naraganſetter, in Fehde lag. Gaſtfreundlich aufgenommen, ſtiftete der Wanderer Frieden und Verſöhnung unter den Häuptlingen, welche ihn, wie ihre Nachfolger und die rothen Männer überhaupt, fortan als ihren aufrichtigſten Freund, als den Redlichſten der

Blaßgeſichter betrachteten und behandelten und ihn mit dem Namen Hahdoh-Manitu, das iſt, Junge des guten Geiſtes, ehrten. Unfern dem jetzigen Rehoboth, unfern dem öſtlichen Ufer der Bai von Naraganſett, auf einem Stücke Land, welches ihm Maſſaſoit abgelaſſen, fing er 1636 zu bauen und zu pflanzen an und hierher folgten ihm fünf einfache Männer aus Salem, welche die Kraft ſeiner Ueberzeugung ihm zu Freunden gewonnen hatte. Allein er ſollte noch keine Ruhe finden. Ein Brief von Eduard Winſlow, damaligem Gouverneur von Plymouth, unterrichtete den Wanderer, daß der Platz, wo er ſich niedergelaſſen, zu dem Gebiet der Kolonie gehörte, und fügte den Rath bei, am weſtlichen Ufer der Bai ſich anzuſiedeln, wo er völlig unabhängig ſein würde. Dankbar für den Rath ſeiner Feinde, äußerte Williams, er hätte denſelben wie eine Stimme Gottes aufgenommen, und fügte bei, daß er ſeine Brüder, die Koloniſten, immer geehrt und geliebt hätte, ſelbſt da, als ihr Urtheil ſie dahin brachte, ihn zu verfolgen. Auf einem indianiſchen Kanoe ruderte er mit ſeinen fünf Freunden über die Bai ins Land der Naraganſetter, die ihn freundlich empfingen. Die Großmuth des Sachems Kanonikus beſchenkte ihn mit dem ganzen Landſtriche zwiſchen den beiden Flüſſen Moſhaſuck und Pawtucket. Williams, dem Antrieb ſeiner hochſinnigen Seele folgend, vertheilte das Land unter ſeine Freunde, denen ſich inzwiſchen noch ſieben andere aus Salem und Plymouth angeſchloſſen hatten, ohne auch nur eine Fußbreite Boden mehr für ſich zu behalten oder irgend eine Entſchädigung begehrend. Die dreizehn Pilger der Wildniß vereinigten ſich zu einer religiöſen und politiſchen Gemeinſchaft, als deren oberſter Grundſatz feſtgeſtellt wurde, daß keiner je um des Gewiſſens willen zu leiden haben ſollte. Um ſein unerſchütterliches Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit auszudrücken, nannte Williams den Ort, wo er und ſeine Gefährten den Urwald zu roden und ihre Hütten aufzuſchlagen begannen, Providence und ſprach als Weihe der Grundlegung einer neuen Kolonie den Wunſch aus, ſie möchte ſtets ein Zufluchtsort für Menſchen ſein, die um des Gewiſſens willen bedrückt würden. Es ging freilich anfangs ärmlich genug her in der neuen Anſiedelung, welche nur harte Arbeit und kärglichen Unterhalt zu bieten vermochte. „Meine Zeit“, ſchrieb Williams ſpäter, „ward keineswegs ausſchließlich mit geiſtiger Arbeit, mit Lehren und Predigen unter meinen Gefährten und den Indianern verbracht, ſondern bei Tag und Nacht zu Hauſe und auswärts, zu Lande und zu Waſſer, mit der Hacke und dem Ruder, um Brot zu gewinnen.“ Dennoch begann, nach Ueberwindung der erſten Schwierigkeiten, die Kolonie zu wachſen und zu gedeihen. Der Zauber der Glaubensfreiheit, verbunden mit der unerſchöpflichen Güte Williams’, welcher für jeden neuen Ankömmling väterlich ſorgte, lockte viele und im Verlauf zweier Jahre ſchon ſtieg die Zahl der Anſiedler auf etwa hundert Köpfe. Williams’ Weisheit wußte den auf die Principien der vollkommenſten Toleranz baſirten jungen Staat, in welchem in bürgerlichen Dingen der Wille der Mehrzahl herrſchte, als Herrſcher des Gewiſſens aber Gott allein anerkannt war, vor allen ſchlimmen Folgen innerer Gährungen wie äußerer Gefahren zu bewahren. Ungemein kam ihm hierbei ſein gutes Verhältniß zu den Eingeborenen zu ſtatten. Kein zudringlicher Bekehrer, achtete er auch an dem rothen Manne die Gewiſſensfreiheit und wollte ihn einzig und allein auf dem Wege der Ueberzeugung zum Chriſtenthum herübergezogen wiſſen. Seine Achtung vor den materiellen und moraliſchen Rechten der Indianer, ſeine in zahlloſen Fällen erprobte Redlichkeit und Herzensgüte, jener humane Sinn, der jedem und allen das Seinige und Ihrige gönnte und ſicherte, ſeine Bereitwilligkeit, die Fülle ſeiner Einſichten Rothen und Weißen, Heiden und Chriſten ohne Unterſchied zu gute kommen zu laſſen, ließen ihn den eingeborenen Kindern der Wildniß als eine Art höhern Weſens erſcheinen. Auch zu den übrigen Kolonien von Neu-England waren Williams und ſeiner Anſiedelung Beziehungen allmälig freundlichere geworden. Williams' hatte nämlich reichliche Gelegenheit gehabt, auf ſeiner Gegner Häupter feurige Kohlen zu ſammeln. Verzeihung und Wohlthun war die einzige Rache, die dieſem hochherzigen Manne anſtand. Mit großmüthiger und eifrigſter Dienſtbefliſſenheit vergalt er die Verfolgungen, welche ihm die puritaniſchen Zionswächter angethan hatten. Nicht nur, daß er einzelnen derſelben bei jeder Gelegenheit als getreuer Landsmann und Bruder ſich erwies und dadurch alte, durch religiöſe Zwiſtigkeiten gelockerte Freundſchaftsbande, wie die, welche ihn mit dem Richter Eaton verknüpft hatten, wieder feſtigte, nein, den Kolonien als ſolchen gereichte er zu Heil und Segen. Als die Pequoden, wie früher gemeldet worden, die Streitaxt gegen die Blaßgeſichter erhoben und die Gefahr, daß ſämmtliche indianiſche Stämme von Neu-England dieſem Beiſpiele folgen würden, unausweichlich ſchien, da war es Roger Williams, welcher dieſe große Gefahr beſchwor. Die Regierung von Maſſachuſetts wandte ſich an ihn mit der Bitte, alles aufzubieten, ein allgemeines Bündniß der Rothen gegen die Weißen zu verhindern. Williams gedachte nicht einen Augenblick der grauſamen Verfolgung, welche gerade jene Regierung über ihn verhängt hatte. Er ſah nur die Noth und Bedrängniß ſeiner Brüder. Raſtlos, meldet der Geſchichtſchreiber, ſah man ihn nun hin und her fahren, in einem ärmlichen Kanoe Sturm und Wogen trotzend, bei einem Zuſammentreffen mit den Abgeſandten der Pequoden im Berathungshaus der Naraganſetterhäuptlinge ihrer Wuth und ihrer Rache eine unerſchrockene Stirn bietend, alle Kräfte ſeiner Beredſamkeit in ihrer mühſam erlernten Sprache anwendend, das gefürchtete Bündniß zu verhindern. Und es gelang ihm, es gelang ihm ſogar, die Naraganſetter zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit den Koloniſten zu vermögen, wodurch für die letzteren der Pequodenkrieg eine ſehr günſtige Wendung nahm.

So war Roger Williams. Er ſtand jetzt im ſiebenundſiebzigſten Jahre ſeines Lebens, die hohe, hagere Geſtalt noch ungebeugt tragend, im Auge und in der Seele die ſchöne Friſche und Wärme der Jugend, der Patriarch des fröhlich um ihn her aufwachſenden Staates. Aber ſeinem Alter auch ſollten die Prüfungen nicht erſpart werden. Was er lange vorausgeſehen und gefürchtet hatte, was er in ſeiner verſöhnlichen Weiſe im Keime zu erſticken lange Jahre bemüht geweſen, den Ausbruch tödtlicher Feindſeligkeiten zwiſchen Rothen und Weißen, war zu ſeinem tiefen Grame eingetroffen. In ſeinem hohen Sinne für Gerechtigkeit mußte er zugeben, daß beide Theile Grund zu Klagen hatten, und zwar die Rothen wohl mehr als die Weißen, ſofern es am Tage lag, daß jene offenkundig Gefahr liefen, durch die vorſchreitende, nach links und rechts ſich ausbreitende Koloniſation völlig aus ihrem angeſtammten Erbe, aus den Jagdgründen ihrer Väter verdrängt zu werden. Als Kenner der Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft mußte ſich zwar Williams ſagen, es ſei die natürliche Ordnung der Dinge, daß die Unkultur von der Civiliſation bemeiſtert und verdrängt werde, dennoch aber blutete ihm das Herz bei dem Gedanken, daß die eingeborenen Kinder des Bodens, ſie, welche ihn ſelbſt, den von ſeinen Landsleuten grauſam Verſtoßenen, aufgenommen und geſpeiſt hatten, wie die Raben die verſtoßenen Propheten Iſraels ſpeiſten, durch die fremden Eindringlinge von dem Grund und Boden vertrieben oder gar vertilgt werden ſollten, wo ſie ein nach ihren Begriffen glückliches Leben geführt hatten. Auf der andern Seite verhehlte er ſich auch nicht, daß die

Gefahr für die Koloniſten groß war. Der Abſchluß eines Bündniſſes zwiſchen dem ehrgeizigen Metakom und dem kühnen Kanonchet ſtellte ſich ihm als eine Thatſache dar, aus welcher geradezu das Verderben der Kolonien reſultiren konnte. Er machte ſich auch keine Illuſion darüber, daß König Philipp, wenn erſt ſiegreich gegen die Anſiedler von Plymouth, Maſſachuſetts und Konnektikut, denen von Providence jene Schonung und Freundſchaft angedeihen laſſen würde, welche er ſeinem Bundesgenoſſen Kanonchet zugeſagt hatte. Gequält von allen dieſen Umſtänden, hatte ſich Williams bemüht, den Sachem der Naraganſetter, welcher ihm mit wahrhaft kindlicher Ergebenheit zugethan war, von dem Bündniſſe mit Metakom abzuziehen, deſſen weitgreifende Pläne er ahnte und fürchtete. Allein ſeine Bemühungen waren vergeblich geweſen und von einem großartigen Vorſchlag, welchen er den beiden Häuptlingen gemacht, von dem Vorſchlag, ſie möchten, da ſie von der ſtätig wachſenden Macht der Koloniſten doch über kurz oder lang erdrückt werden würden, ſämmtliche Stämme der Eingeborenen von Neu-England um ſich ſammeln, um ſie weſtwärts zu führen und ihnen dort in den unermeßlichen Wäldern und Savannen, fern den Weißen, neue Jagdgründe und Wohnſitze zu gewinnen, hatten jene nichts hören wollen. Zu alledem war noch eine ganz naheliegende Sorge gekommen. Er kannte die Feindſchaft, welche ſeine zwei Freunde Willem und Thorkil gegen den Richter Eaton hegten, welchen er ebenfalls von alter Zeit her Freund nannte, und jetzt war dieſer in der Gewalt von jenen, um, des Mordes angeklagt, auf Leben und Tod Rede zu ſtehen.

Alle Fibern ſeines Geiſtes anſtrengend, um irgend einen Ausweg aus allen dieſen Wirrſalen zu finden, hatte es der Greis nicht beachtet, daß zwei Männer von der Anſiedelung her dem Garten ſich näherten und jetzt denſelben betraten. Sie ſtanden ſchon dicht vor ihm, als er aufſchaute und die edle Geſtalt des Sachems der Naraganſetter, ſowie die rieſenhafte des alten Trappers wahrnahm.

Die drei Männer blickten ſich nach ſtillem Gruße einige Augenblicke ſchweigend an. Dann ſagte Williams:

„Der Herr wende dieſen Tag zum Guten, damit er ein geſegneter heiße!"

Er ſah dabei auf Groot Willem, als erwartete er eine Antwort von ihm; als aber der alte Jäger ſchwieg, ſetzte er im Tone leiſen Vorwurfs hinzu:

„Ihr ſagt nicht Amen, Freund Willem? Und doch müßt Ihr als Chriſt mich verſtanden haben."

„Das habe ich, ehrwürdiger Freund", verſetzte Groot Willem. „Aber verzeiht, mir kommt es heute wunderlicher Weiſe vor, als ſchmerze mich die Stelle, wo einſt mein rechtes Ohr geſeſſen, gerade ſo arg wie damals, als —"

„Sprecht nicht weiter, ſprecht nicht weiter! Euer Herz iſt verhärtet in Kummer und Alter. Doch ich hoffe, daß Thorkil der Lehren, welche ich in ſein junges Herz geflößt habe, eingedenk ſein werde."

„Hm, der Junge iſt nicht, wie er ſein ſollte", erwiderte der Trapper, den Kolben ſeines Roers unwirſch auf den Boden ſtoßend. „Ich merke, die Geſchichte von der Gefangennahme der beiden Oberſten und des jungen Mädchens durch Metakom ſpukt ihm im Kopfe.“

„Und Ihr habt nichts näheres über dieſe räthſelhafte Sache erkunden können, Willem?“ fragte Williams lebhaft.

„Nein. Ich ging dem finſtern Annawon, welcher den Richter hierher brachte, mit den drängendſten Fragen zu Leibe. Aber Ihr wißt, wenn ein Indianer ſich vorgenommen hat, zu ſchweigen, ſo macht ihn der Teufel ſelber nicht reden.“

Der Greis legte ſeine Rechte auf die Schulter des Sachems, welcher bisher keinen Antheil an dem Geſpräche genommen hatte, und ſagte:

„Mein Herz iſt bekümmert um das Loos zweier weißen Häuptlinge und ihrer Tochter, welche Metakom von der Brandſtätte von Swanzey weg in die Wälder geführt. Hat mein Sohn das Ende ihrer Spur nicht geſehen?“

„Der Sachem der Wampanogen großer Krieger“, entgegnete Kanonchet mit geſenkten Blicken; „Metakom ſehr weiſe, ſehr klug, ſo klug, daß er ſeine Spur ſelbſt den Augen von Freunden verbergen kann.“

„Jawohl, Sachem, wir wiſſen das“, ſagte Willem. „Aber einer Eurer Läufer befand ſich bei Metakom, als der Tomahawk über Swanzey erhoben wurde, und die jungen Krieger der Naráganſetter haben ſcharfe Augen.“

„Sieh mich an, mein Sohn“, ſprach Williams ernſt. „Soll ich glauben, daß das Herz des Häuptlings nicht mehr offen vor meinen Augen liege?“

Der Sachem erhob den Blick und begegnete dem liebevollen des Patriarchen, welcher eine magiſche Gewalt über ihn zu üben ſchien. Er ergriff mit edler Gebärde Williams' Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und erwiderte:

„Nein, Kanonchet's Herz ſoll dem Auge des Hahboh-Manitu nie verhüllt ſein, nicht einmal dann, wann es die Wolke beſchattet, aus welcher eine Stimme flüſtert: Miantonomo!"

Der Ton, womit der Häuptling das letzte Wort ſprach, war ein ſo klagender, daß er nicht nur Williams, ſondern auch den ſtahlnervigen Trapper tief bewegte. Beide fühlten, was in der Bruſt Kanonchet's vorging, beide wußten, wie ſehr er zur Zurückhaltung, ja zum grimmigſten Haſſe gegen die Koloniſten berechtigt war, welche ihm auf eine ebenſo grauſame als niederträchtige Weiſe hatten den Vater ermorden laſſen. Groot Willem machte ſeinem Mitgefühl durch einen halb unterdrückten Fluch Luft, der Patriarch aber faßte voll Theilnahme die Hände des Sachems und ſagte:

„Es war eine That der Ungerechtigkeit und des ſchnödeſten Blutdurſtes. Mein Sohn weiß, wie ich darüber dachte und denke."

„Kanonchet weiß es, er weiß, daß mein weißer Vater ſeine Stimme laut erhob gegen den tückiſchen Beſchluß der Blaßgeſichter. — Kanonchet", fuhr der Sachem nach kurzem Bedenken fort, „war fern, als ſein Bruder Metakom den Tomahawk erhob und die Wigwams von Swanzey mit Feuer verheerte, aber ſein junger Krieger ſah, daß der Sachem der Wampanogen die beiden gefangenen weißen Häuptlinge und den kleinen Feuerſpeier und die junge Squaw nach Mitternacht zu fortführte.“

„Nach Mitternacht zu?“ rief Willem aus und ſetzte nach kurzem Beſinnen hinzu: „Verdammt, wenn ich auf der richtigen Fährte wäre! Hih-lah-dih wußte nichts davon, das iſt ſicher. — Nach Mitternacht zu, ſagt Ihr, Sachem?“

„Nach Mitternacht zu“, beſtätigte Kanonchet.

„Verdammt, ſag' ich nochmals. Wohin könnte er ſie in jener Richtung gebracht haben, wenn nicht nach Mount Wallaſton?“

„Nach Mount Wallaſton, wo die Bande des unſeligen Morton hauſt?“ bemerkte Williams. „Ihr erſchreckt mich, Freund, mit Eurer Vermuthung.“

„Sie erſchreckt mich ſelber, Did und Duivel! Der brüllende Tom wäre im ſtande — Wir dürfen wahrhaftig dem Jungen vorerſt gar nichts davon ſagen; er muß heute ſeine fünf Sinne beiſammen haben, das muß er — 's iſt vielleicht der wichtigſte Tag ſeines Lebens. — Nach Mount Wallaſton? Wenn es ſo iſt, hat der Wampanoge falſch an uns gehandelt, und bei der Seele von einer, die nicht mehr iſt, er ſoll es büßen! — Doch, horch, da tönt die Glocke!“

In der That unterbrach hier ein über die Baumwipfel von der Anſiedelung herſchallender Ton einer Glocke das Geſpräch.

Die drei lauſchten einige Augenblicke den metallenen Klängen, in welchen etwas Schwermuthsvolles, Ergreifendes lag. Dann ſagte Williams:

„So laßt uns denn gehen und“, fügte er, zum Himmel aufblickend, mit gemeſſenem Ernſte hinzu, „Gott möge ſeine Gerechtigkeit ſichtbar werden laſſen!“

Sie gingen, und indem der Erzähler den drei Männern nach der Anſiedelung folgt, führt er den Leſer zu einer feierlichen Scene.

## II.

In der Thalſchlucht, unter einer Felſenwand
Liegt ein Todter, deſſen Blut dahin nicht ſchwand.
Als er ging, legt' er auf mich die Bürde ſchwer,
Mit der Bürde ſchreit' ich aufrecht grad' einher.
Und nun haben wir die Rach' ihm angefriſcht —

Hamaſa.

Tolſtoi: Verdient Alexis Petrowitſch den Tod?
Die Generale: Er ſterbe!
Die Senatoren: Sterbe!
Tolſtoi: Einhellig alle?
Allgemeiner Ruf: Tod!

Immermann.

Inmitten einer Prairie von mäßigem Umfange, welche ſich hinter dem lockeren Gürtel der Anſiedlerwohnungen von Providence gegen Weſten ſanft abſteigend zwiſchen den Lichtungen am Ufer der Bai und den düſteren Schatten des Urwaldes hindehnte, erhob ſich eine koloſſale Eiche. Im Schatten ihrer Aeſte ſprang eine Quelle, welche ihren reichen Stral aus einer plumpen Röhre in ein Becken von roh zugehauenen Steinen ergoß.

Dieſe Stelle war für die Anſiedelung gleichſam ein geheiligter Platz. Die fromme Ueberlieferung erzählte, daß aus dieſer Quelle der Gründer der Kolonie, als er zuerſt den Ort betreten, ſeinen Durſt geſtillt und daß er dann, an den Stamm der Eiche gelehnt, an ſeine fünf Gefährten, die ihm in die Wildniß gefolgt waren, Worte voll ermuthigender Kraft und prophetiſchen Geiſtes gerichtet habe. Als die erſten Hütten aufgeblockt waren, hatten die Pioniere, von löblicher Pietät geleitet, ihre Aufmerkſamkeit der Quelle zugewandt. Sie wurde gefaßt und erhielt den Namen Williamsbrunnen, während die ſie beſchattende Eiche die Pilgrimseiche genannt ward. So war dieſer Stelle von Anfang an in der Geſchichte der Anſiedelung eine faſt religiöſe Bedeutung geſichert, die ſie noch jetzt nicht verloren hat. Hier hatte Williams ſeine Genoſſen am erſten Sabbath ihrer Niederlaſſung zum erſten Gottesdienſte verſammelt, hier war der entſtehenden Anſiedelung der Name Providence geſchöpft worden, hier hatte Williams die einfachen, auf Vernunft und Humanität baſirten Grundzüge einer Verfaſſung zur Annahme vorgelegt, einer Verfaſſung, die im Weſentlichen noch heutzutage die von Rhode-Jsland iſt. Seither war es in der Anſiedelung ſtehender Brauch geblieben, in allen wichtigen Fällen das Volk beim Williamsbrunnen unter der Pilgrimseiche zu verſammeln.

Auch heute wurde dieſer Brauch geübt und wichtig genug war der in Frage ſtehende Fall, wenn er auch die Kolonie als ſolche nicht des näheren berührte. Die Pilgrimseiche hatte noch nie eine zahlreichere Verſammlung geſehen.

Im Schatten des Baumes ſtand eine lange Tafel, an deren beiden Seiten je ſechs Männer ſaßen, Anſiedler von Providence. Den Platz oben an dieſem Tiſche hatte als Vorſitzender Samuel Endekott eingenommen, ein würdiger Mann in grauen Haaren, nächſt dem Patriarchen der Kolonie das angeſehenſte Mitglied derſelben.

Am untern Ende der Tafel erhob ſich eine Schranke, dieſſeits welcher einander gegenüber zwei Sitze angebracht waren. Den zur rechten Hand nahm Thorkil Wikingſon, den zur linken Theophilus Eaton ein.

Links, rechts und geradeaus vor der Schranke machten ſich verſchiedene Gruppen bemerkbar, welche zuſammen einen weiten Halbkreis bildeten.

An dem einen Ende dieſes Halbkreiſes bemerkte man De Luſſan, Deſdemona, Hih-lah-dih und ein halb Dutzend Seeleute von der Gloria, die, gehorchend dem Antriebe der ſtrengen Diſciplin, unter welcher ſie ſtanden, einen ehrerbietigen Zwiſchenraum zwiſchen ihren derben und phantaſtiſch aufgeputzten Geſtalten und denen ihres Kapitäns und ſeiner Herrin ließen. Dann kamen die Bewohner von Providence, mit Ausſchluß jedoch der Weiber und Kinder, welche man, wie es ſcheint, mit Abſicht von dem Platze fernhielt.

Die linke Seite des Halbkreiſes nahm das zahlreiche Gefolge des Sachems der Naraganſetter ein. Die rothen Krieger waren ſtreng nach der indianiſchen Etikette geordnet. Zu vorderſt ſaßen, um Kanonchet geſchart, die Häuptlinge in einem Halbcirkel auf dem Raſen. In zweiter Linie hinter ihnen ſaß eine Reihe von Kriegern, deren Geltung unter ihrem Volke eine entſchiedene, nur der Bedeutung der Häuptlinge nachſtehende war. Endlich in dritter Linie ſtanden die Jünglinge, welche erſt noch zu beweiſen hatten, daß ſie den Kriegspfad zu wandeln verſtänden, bevor ſie ſich der zweiten Gruppe anſchließen durften.

Da, wo die beiden Seiten des Halbkreiſes ſich näherten, war zwiſchen den Rothen und den Weißen eine Lücke gelaſſen.

Hier bemerkte man den Patriarchen der Kolonie und etwas weiter zurück den alten Trapper, der ſich auf ſein mächtiges Roer ſtützte.

Außer dieſer Waffe, von der ſich der Alte ſeit langen Jahren weder im Wachen noch im Schlafen trennte, ſah man in der ganzen Verſammlung nur noch eine einzige, einen kurzen Dolch mit dreiſeitiger Klinge und angeroſtetem Metallgriff.

Dieſer Dolch lag neben einer Bibel vor dem Sitze Endekott's auf der Tafel.

Wir haben ſchon zum voraus die Scene als eine feierliche bezeichnet und durften es.

Ein klarer blauer Sommermorgenhimmel ſpannte ſich über der Verſammlung aus, welche in ſtiller Sammlung der Dinge harrte, die da kommen ſollten. Die Luft war ruhig und trug den vollen Schall der Glocke, die noch immer läutete, von dem Bethauſe der Anſiedelung herüber. Ein leiſes Wehen machte den Wipfel der Eiche kaum hörbar flüſtern und der vernehmbarſte Laut neben dem Schall der Glocke war das Geplätſcher des Williamsbrunnens.

In den Reihen der Indianer machte das Kalumet die Runde, wie das bei allen Berathungen unter ihnen üblich, und ſandte ſeinen blauen Rauchwirbel in die Luft empor. Sonſt bemerkte man nicht die geringſte Bewegung unter den Eingeborenen, welche von der weiſen Politik Roger Williams' berufen worden waren, damit ſie Zeugen eines Aktes wären, der ihnen beweiſen ſollte, daß die Blaßgeſichter ſtrenge Gerechtigkeit übten.

Jetzt verſtummte die Glocke und alsbald erhob ſich Samuel Endekott. Er entblößte das Haupt, ließ ſeine Blicke über die Verſammlung ſchweifen und ſprach:

„Im Namen Gottes, des Allmächtigen und Allwiſſenden, der da ins Verborgene ſieht und die Herzen und Nieren prüft, erkläre ich, Samuel Endekott, Obmann der Geſchworenenbank von Providence, die Sitzung des Gerichts für eröffnet.“

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er fort, das Wort an die Mitglieder der Gerichtstafel richtend:

„Mitbürger Geſchworene! Ein ernſter und trauriger Fall wird eurem Urtheil unterbreitet werden. Es handelt ſich um Meuchelmord, begangen an einem Fremden, begangen in der Abſicht des Raubes. An euch iſt es, beſonnen zu erwägen und gerecht zu richten. Seid eures Eides eingedenk und entſcheidet ſo, daß ihr euer Verdikt dereinſt vor dem höchſten Richter zu vertreten vermögt.“

Wieder eine Pauſe und dann wandte ſich Endekott an Eaton mit der Anrede:

„Theophilus Eaton von Swanzey, ein furchtbarer Verdacht laſtet auf Euch: Ihr ſeid des Mordes angeklagt. Habt Ihr gegen die Rechtmäßigkeit dieſes Gerichts etwas einzuwenden?“

Aller Augen richteten ſich auf den alten Puritaner, welcher allem Volke der Anſiedelungen ſo lange als Muſter in allen Tugenden vorgeleuchtet hatte. Er erhob ſich langſam von ſeinem Sitze. Seine Haltung war die eines ſchwer gebeugten Mannes. Die Kataſtrophe von Swanzey, ſeine Gefangenſchaft, die plötzlich gegen ihn geſchleuderte furchtbare Anklage, das alles ſchien den Muth des Greiſes gebrochen zu haben. Als das Wort Mord ſein Ohr traf, zuckte er zuſammen und machte mit der Hand eine zornig abweiſende Gebärde. Doch ſogleich neigte er das Haupt und ſagte gelaſſen:

„Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf mir. Meine Seele ſtöhnt unter der Laſt ihrer Schmerzen; aber ich trage ſie in Demuth, bis es Gott gefällt, der Trübſal ein Ende zu machen.“

„Ihr anerkennt alſo das Gericht?“

„Ich beuge mich der Fügung des Herrn. Er gießt die Schale ſeines Zornes aus über die Gemeinde der Pilger um ihrer Sünde willen. Thut, was ihr für recht haltet. Der Wille Gottes ſei gelobt in Ewigkeit!“

Er blickte gen Himmel, ſetzte ſich und bedeckte ſein bleiches Geſicht mit den Händen.

„Thorkil Wikingſon“, nahm Endekott wieder das Wort, „tretet an die Schranke und bringt Eure Anklage vor. Zuvor aber ſchwört bei Gott dem Allmächtigen, daß Ihr in allem und jedem die Wahrheit ſagen wollt und nur die Wahrheit. Wollt Ihr?“

Die Aufmerkſamkeit der ganzen Verſammlung wandte ſich jetzt dem Jüngling zu, der aufſtand und an die Schranke vorſchritt. Eine mächtige Bewegung durchzitterte ſeine ſchlanke Geſtalt und ſeine Brauen zogen ſich zuſammen, als fühlte ſeine Stirn die Wucht einer ſchwere Pflicht. Er athmete tief auf und gewann nur mittels einer gewaltſamen Anſtrengung ſeine volle Faſſung.

Als Deſdemona ihre Augen einen Moment von ihm abwandte, bemerkte ſie, daß die neben ihr ſtehende Hih lah-dih die verſchlungenen Hände feſt auf ihren ſchwellenden Buſen drückte und die Unterlippe mit den Zähnen beißend in athemloſer Theilnahme auf den jungen Jäger blickte, deſſen Situation ſie mehr nur inſtinktmäßig ahnte, als klar begriff.

„Ich ſchwöre bei Gott dem Allmächtigen, die Wahrheit zu reden und nur die Wahrheit!“ erwiderte Thorkil auf die Anrede Endekott's und erhob die Rechte zum Schwur.

„So ſprecht!“

„Mein Name iſt Thorkil Wikingſon, ihr Männer von Providence, wie ihr alle wißt“, begann der Jüngling. „Ich wurde geboren auf Island, der fernen Inſel im Nordmeer, welche von Norwegen aus, dem Stammlande der Normänner, bevölkert worden. In alter Zeit, ſo melden die Ueberlieferungen meines Volkes, wurde eine Schar Iſländer auf einem Seezug an die Küſten dieſes Landes verſchlagen, welches ſie um der Menge ſeiner wilden Reben willen Winland nannten und welches jetzt Neu-England heißt. Sie kehrten heim mit der Kunde ihrer Entdeckung und bald wurde das neugefundene Land das Ziel vieler normanniſchen Seezüge. Die kühnen Männer unterwarfen ſich die Küſten und Inſeln Neu-Englands, aber Ereigniſſe, welche in Dunkel gehüllt ſind, ließen ſie ihre Eroberungen wieder aufgeben. Doch nicht, ohne daß ſie Spuren ihrer Anweſenheit hinterlaſſen hätten. Auf der Inſel Rhode-Iſland in der Naraganſettbai erbauten ſie eine chriſtliche Kirche, welche, wenn auch halb in Ruinen geſunken, noch jetzt vorhanden iſt. Von dieſem Bauwerke hörte ich daheim auf Iſland ſprechen in der früheſten Zeit, in welche meine Erinnerung zurückreicht. In meiner Familie ging eine vom Vater auf den Sohn durch viele Geſchlechter herab überlieferte Sage um, daß der Ahnherr des Hauſes, von deſſen Abenteuern alte Lieder ſingen, der Erbauer des erwähnten Tempels geweſen ſei. Mein Vater Björn, welcher den abenteuerlichen Sinn ſeiner Vorfahren geerbt hatte, ſprach viel und gern und mit allerlei geheimnißvollen Andeutungen von dieſer Sache. Als ſieben Jahre nach meiner Geburt in harter Winterzeit unſer Haus öde wurde, weil eine bösartige Seuche meine Mutter und alle meine Geſchwiſter wegraffte, ließ es meinem Vater keine Ruhe mehr unter ſeinem Dache. Eines Tages ſagte er zu mir: ‚Thorkil, mein Junge, hier bringt mich die Trauer um. Wir wollen nach Winland fahren. Dort, auf einer Inſel in der ſchmalen Bai, hat mein Ahnherr Olaf in der von ihm erbauten Kapelle, dem Taufſtein zur Seite, einen Schatz vergraben; den will ich heben; er iſt mein Eigenthum, denn die alte Sage lügt nicht.‘ Er raffte zuſammen, was er beſaß, wir ſchifften uns auf einem Walfiſchfänger ein und landeten in Plymouth. Von dort wanderten wir durch die Wälder der Naraganſettbai zu und fanden zu Swanzey gaſtfreundliche Herberge, im Hauſe des Richters Eaton, des Mannes, welchen auf Leben und Tod anzuklagen mir heute die kindliche Pflicht gebietet.“

Eaton hatte bis jetzt den Worten Thorkil's geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die Nennung ſeines Namens jedoch machte ihn aufſchauen und er ſah den jungen Jäger mit einem Ausdruck an, als bemühte er ſich, eine halb erloſchene Erinnerung wieder vor die Seele zu rufen.

„Unſer junger Freund ſpricht klar“, flüſterte De Luſſan ſeiner Herrin zu. „Man merkt, daß der Unterricht von Roger Williams auf kein unfruchtbares Feld gefallen. Foi de gentilhomme, es wäre ſchade, wenn er in den Wäldern verkümmerte.“

„Er ſpricht einfach und klar, wie die Wahrheit“, erwiderte Deſdemona leiſe.

„Das Goldhaar großer Redner, viel groß am Berathungsfeuer“, murmelte Hih-lah-dih bewunderungsvoll.

Thorkil fuhr fort:

„Mein Vater, der ſanft ruhen möge, war ſeines abenteuerlichen Sinnes ungeachtet ein ernſter und frommer Mann. Er und Eaton fanden Gefallen an einander und mein Vater vertraute ſeinem Wirthe, in welcher Abſicht er in dieſes Land gekommen ſei. Ich erinnere mich noch deutlich, daß die beiden Männer häufige Geſpräche über die Sache führten. Maſter Eaton verhehlte nicht, daß ihm der Umſtand mit dem vergrabenen Schatze ſehr unwahrſcheinlich vorkäme. Als aber mein Vater feſt auf ſeinem Glauben beſtand, erbot ſich Eaton, uns ſelber nach Rhode-Iſland hinüberzubringen. Er that ſo. Wir ſchifften uns in der kleinen Bucht weſtlich von der Landzunge von Mount Hope auf einem Boote ein, deſſen Ruder gehandhabt wurden von den beiden Knechten Eaton's, einem Weißen, Namens Obededom, und einem Eingeborenen vom Stamme der Wampanogen, deſſen Name, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, Pe-toh-pi-kiß war, welcher jedoch, als getauft, auch den chriſtlichen Namen Joſua führte. Wir gingen bei der neugegründeten Anſiedelung Portsmouth ans Land. Hier verließ uns Maſter Eaton mit ſeinen Knechten, denn er hatte, wie er ſagte, am genannten Orte Geſchäfte abzuthun und wollte daſelbſt unſere Rückkehr abwarten."

„Angeklagter vor den Schranken", unterbrach hier Endekott den Ankläger, „erinnert Ihr Euch der ſo eben von Thorkil Wikingſon angegebenen Umſtände?"

„Ja. Es iſt ſo, wie er ſagte. Ich harrte der Verabredung gemäß drei Tage auf den fremden Mann und ſeinen Knaben. Sie kamen nicht zurück. Die Pflicht rief mich heimwärts und ich habe nie mehr etwas von ihnen gehört. Vielleicht hätte ich Nachforſchungen nach ihnen angeſtellt, aber die Heimſuchung des Pequodenkriegs, welche damals die Kolonien traf, ließ mich deſſen vergeſſen."

„Es wurden zwei Knechte von Euch erwähnt, die Euch auf dieſer Fahrt begleiteten. Leben dieſe Männer noch?"

„Obededom, ein Gerechter vor dem Herrn, wurde bei dem Ueberfall von Swanzey von den Heiden erſchlagen. Der andere, Joſua, war ein Abtrünniger und, wie ſich ſpäter herausſtellte, von jenem ruchloſen Ahab, den ſie König Philipp nennen, als Späher in mein Haus geſchickt, das er bald nach jenem Ereigniß verließ, um in die Blindheit des Heidenthums zurückzufallen."

„Verließ Euch dieſer Wampanoge nie während der drei Tage, welche Ihr damals in Portsmouth zubrachtet?"

„Nein, ſoweit ich mich erinnere. Er kehrte mit mir nach Swanzey zurück."

Endekott zuckte die Schultern, als bedauerte er, daß dieſes kurze Verhör weiter keinen für den Angeklagten günſtigen Umſtand herausgeſtellt hätte, und forderte mittels eines Winkes mit der Hand den jungen Jäger auf, fortzufahren.

„Mein Vater und ich", nahm Thorkil ſeine Rede wieder auf, „durchwanderten die Wälder der Inſel bis zur ſüdöſtlichen Spitze derſelben. Dort mußte ſich unſer Ziel finden, wenn anders Wahrheit in den alten Familienüberlieferungen war. Und dieſe hatten in der That nicht gelogen. Wir fanden die uralte Kapelle, wie ſie, halb in Trümmern liegend, noch jetzt dort zu ſehen iſt. Mein Vater durchſchritt prüfend die runde Halle. Er ſtellte ſich an den Taufſtein, ging dann ein paar Schritte linkshin, blieb auf einer großen Steinplatte ſtehen und ſagte: ‚Hier, Thorkil, muß es ſein.‘ Mittels einer mitgebrachten Brechſtange hob er mühſam den ſchweren Stein. Eine Höhlung zeigte ſich darunter, angefüllt mit von Schimmel und Moder angeflogenen ſchweren Goldmünzen von plumper, viereckiger Form und uralt unverſtändlichem Gepräge. Der Schatz des Ahnherrn war gefunden. Der Höhlung zur Seite ſchliefen wir ein, da die Nacht hereingebrochen. Im Schlafe war mir, als hörte ich einen kurzen Schrei. Als ich erwachte, lag mein armer Vater regungslos — in einer Blutlache. Eine mörderiſche Hand hatte ihm die Kehle zugeſchnürt. Der Dolch, welcher dort auf dem Tiſche liegt, ſtak in ſeiner Bruſt —“

Von ſeinen Gefühlen übermannt, brach der Jüngling ab und fügte nur noch tonlos hinzu:

„Es iſt eine ſchreckliche Erinnerung — laßt meinen Freund Willem ſprechen.“

Nachdem das dumpfe Gemurmel des Grauens, welches unwillkürlich in der Verſammlung ſich geregt, verſtummt war, ſprach der Obmann der Geſchworenenbank:

„Groot Willem, tretet vor und ſagt, was Ihr zu ſagen habt.“

Der Trapper ſchritt vor an die Schranke. Sein Blick fiel im Vorübergehen auf Eaton, der ihn mit der apathiſchen Haltung, welche dem ſchwergeprüften Manne während der ganzen Verhandlung eigen war, herankommen ſah. Ein leiſes Lächeln des Triumphs glitt über die benarbten und verwitterten Züge Willem's. Aber es lag in der ruhigen Ergebung des halbgeknickten Puritaners etwas, was den Stachel der Racheluſt in der Bruſt ſeines ehemaligen Freundes ſtumpfte. Wären die Augen Eaton's denen Willem's in dieſem Augenblick begegnet, ſo hatte vielleicht die angeborene Gutmüthigkeit des Trappers die Oberhand über ſeinen Haß erhalten. Eaton jedoch ſah ihm nicht ins Geſicht, ſondern murmelte, als Willem vorüberſchritt, die Worte des Pſalmiſten:

„Meine Feinde haben ſich verſchworen wider mich und ſie haben den Bogen der Verleumdung zur Hand genommen.“

Der Trapper vernahm das Wort Verleumdung und ging mit einem zornigen Kopfruck weiter, um vor der Schranke ſtillſtehend ſein Zeugniß abzulegen.

„Ich bin, wie allen bekannt“, ſagte er, „meines Gewerbes ein Jäger. Zur Zeit, von der da die Rede iſt, waren die Wälder der Inſel Rhode-Iſland noch weniger vom Beile der Koloniſten gelichtet als heutzutage und boten mir ein Jagdrevier, das ich oft beſucht habe. Das alte Bauwerk, von welchem mein junger Freund hier geſprochen hat, kannte ich ſeit langer Zeit, ließ mir jedoch nicht einfallen, daß in der alten Halle ein Haufen Goldes vergraben ſei. Bekümmere mich übrigens auch nicht viel um das gelbe Zeug, brauch' es nicht in den Wäldern, wißt ihr, Männer. Nun ja, eines Morgens, ich hatte im Buſch geſchlafen, ſchoß ich dort herum 'nen fetten Bock, und da ich Appetit zu 'nem reellen Frühſtück fühlte, trug ich das ausgeweidete Thier nach der alten Halle, wo ich ſchon oft mein Feuer angezündet hatte. Wie ich aber dem Gemäuer mich näherte, hört' ich drinnen ein Gejammer und Geſtöhne, und als ich eintrat, was ſah ich da? Einen mir fremden Knaben, welcher ſchluchzend und halb beſinnungslos vor Schmerz und Jammer den blutbedeckten Leichnam eines mir ebenfalls fremden Mannes umklammert hielt und auf meine Fragen nur die Worte: ‚Mein Vater, mein armer Vater!‘ hervorbringen konnte. Der Knabe war Thorkil. Als er infolge meines Zuſpruchs einigermaßen zuſammenhängender Rede mächtig geworden und mir das Wichtigſte von ſeiner Geſchichte mitgetheilt hatte, unterſuchte ich den Ort. Die Höhlung, wo der Schatz gelegen, war leer und, das dreiſchneidige Meſſer ausgenommen, welches ich aus der Bruſt des Ermordeten zog und welches mir ſeltſamerweiſe halb und halb bekannt vorkam, keine Spur von dem Mörder innerhalb der Halle zu finden. Ich ſage: innerhalb der Halle, denn als ich meine Unterſuchung fortſetzend hinausging, bemerkte ich in dem Gerölle, welches um das alte Bauwerk aufgehäuft lag und noch liegt, die Spuren der Fußtritte von zwei Männern."

„Von zwei Männern?" fragte Endekott geſpannt.

„Von zwei Männern, und zur Schande meiner Farbe muß ich es ſagen, dieſe Spuren waren dem Gerölle von

Schuhen eingedrückt, wie ſie die Leute in den Anſiedelungen zu tragen pflegen. Da ich, ohne den Praler zu machen, ſagen darf, daß ich mich für einen Mann, der kein indianiſches Blut in den Adern hat, ganz leidlich auf das Verfolgen einer Fährte, rühre ſie von Menſchen oder Thieren her, verſtehe, ſo hatte ich eben keine große Mühe, beſagten Spuren durch das Röhricht die kurze Strecke bis ans Geſtade der See nachzugehen. Dort verſchwanden ſie und zwar gerade an der Stelle, wo der Uferſand einen leichtgehöhlten Schliff wahrnehmen ließ, wie ihn ein Boot, wenn es ans Ufer ſtößt, zu verurſachen pflegt. wißt ihr?“

„Was thatet Ihr weiter, Mann?“

„Ich begrub den Todten an der Stätte und nahm den Knaben mit mir. Da er aber noch zu jung und zart war, um mit mir in den Wäldern leben zu können, brachte ich ihn hierher nach Providence zu meinem ehrwürdigen Freund Roger Williams, der ihm ein treuer Vater und Lehrer war, bis die Zeit kam, wo er mit mir in die Wälder ging, um als ehrlicher Jäger zu leben. Ich theilte meinem ehrwürdigen Freund Williams mit, was ich in der alten Halle geſehen hatte, und brachte ihm auch das Mordmeſſer. Er wird, wenn Ihr ihn fragen wollt, ſagen, daß er ſchier erſchrak, als er ſah, daß auf dem Hefte der Waffe zwei Buchſtaben eingegraben waren, deren Laut mir erklärlich machte, warum ich mir eingebildet, ich müßte das Ding ſchon früher einmal zu Geſichte gekriegt haben.“

„Maſter Willem, ſeid Ihr bereit, Eure Ausſage zu beſchwören?"

„Zu beſchwören? Warum nicht, wenn's ſein muß? Denke aber, mein Wort könnt' es auch thun."

„Wohl, Mann, kennen Euch", entgegnete Endekott und rief dann mit einer Gebärde der Achtung dem Patriarchen der Kolonie zu:

„Euer Ehrwürden, das Gericht bedarf Eures Zeugniſſes. Wollt an die Schranke treten."

Als Roger Williams ſeine Stellung eingenommen, nicht ohne im Vorübergehen einen Blick des tiefſten Mitleids auf den Angeklagten zu werfen, richtete Endekott an ihn die Frage:

„Erinnert Ihr Euch, Sir, daß der hier anweſende Willem Klopper, genannt Groot Willem, Euch ſeiner Zeit die fraglichen Umſtände ſo mitgetheilt hat, wie er ſie jetzt bezeugte?"

„Ja, ich erinnere mich. Der Inhalt ſeiner Erzählung war der ſo eben von ihm mitgetheilte."

„Erkennt Ihr", fragte der Obmann weiter, die vor ihm liegende Mordwaffe dem Zeugen vorweiſend, „dieſen Dolch als den nämlichen, welchen Euch Groot Willem damals gezeigt hat?"

„Ja, Sir."

„Der Trapper ſprach von zwei Buchſtaben, welche dem Griff des Meſſers eingegraben waren. Erinnert Ihr Euch mit Beſtimmtheit dieſer Buchſtaben?"

„Ja, es war ein Th. und ein E."

Um die Bank der Geſchworenen ging das Gemurmel: „Theophilus Eaton!“

„Angeklagter vor den Schranken“, ſprach Endekott, „ſteht auf, gebt Antwort und beachtet wohl, was Ihr ſagt.“

Eaton erhob ſich mechaniſch.

„Angeklagter“, fuhr Endekott fort, „Eure Anweſenheit auf der Inſel zur Zeit des Mordes iſt behauptet und von Euch ſelber zugegeben. Seht Euch dieſen Dolch hier, womit der Mord vollbracht wurde, genau an. Der Griff deſſelben trägt die Anfangsbuchſtaben Eures Namens. War die Waffe jemals in Eurem Beſitz?“

Der Puritaner nahm den Dolch mit einer mechaniſchen Regung ſeiner Hand entgegen. Doch ſchien die Waffe alsbald ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, wie wenn ſein Auge auf einen längſt vermißten und jetzt wiedergefundenen Gegenſtand gefallen wäre.

„Ich kenne den Dolch“, erwiderte er. „Dieſe Zeichen da auf dem Griffe ſind die Anfangsbuchſtaben vom Namen meines Vaters — Segen ſeinem Andenken! Er hieß wie ich. Er hat den Dolch noch mit aus England herübergebracht. Die Waffe war lange in unſerer Familie.“

„Ihr anerkennt alſo den Dolch als den Eurigen?“

„So thue ich, aber ich habe dieſes Meſſer lange, lange Jahre nicht geſehen. Ich glaubte es dort, wo die übrigen Gewehre in meinem Hauſe, das nun mit Zulaſſung des Allmächtigen in Trümmern liegt, verwahrt wurden. Wie es hierher gekommen, vermag ich nicht zu ſagen.“

Er legte den Dolch wieder auf den Tiſch und ſetzte ſich.

Williams trat zu ihm, legte ihm die Hände auf die Schultern und ſagte traurig:

„Armer, unglücklicher Freund, was auch gegen Euch zeuge, ich glaube, daß Ihr keinen Theil habt an dieſer gräßlichen That.“

„Nur Gott der Allweiſe“, entgegnete Eaton, „kennt dieſe dunkle Schickung. Was er thut, iſt wohlgethan — geprieſen ſei ſein Name!“

„Ankläger“, wandte ſich Endekott an Thorkil, „ich gebe Euch wieder das Wort. Was habt Ihr weiter vorzubringen?“

„Lange Jahre, Sir“, verſetzte der junge Jäger, welcher inzwiſchen Zeit gehabt, ſich wieder zu ſammeln, „habe ich geſonnen, wie ich den Schwur, meines Vaters Tod zu rächen, in Vollziehung ſetzte, den Schwur, den ich halb unbewußt an jenem ſchrecklichen Morgen bei mir geſchworen und den ich ſpäter erneuert habe. Als ich Gewißheit über die Perſon des Mörders zu haben glaubte, da drängte mich mein junges Blut, Mord mit Mord zu vergelten. Mein zweiter Vater, Groot Willem hier, der mehr an mir gethan, als je zu ſagen iſt, bewahrte mich vor dieſer Schuld. Die Gerechtigkeit Gottes hat den Schuldigen in meine Hand gegeben, damit ich ihn vor aller Ohren des Mordes anklage, und ich klage ihn an. Niemand außer Theophilus Eaton wußte von dem Vorhaben, welches meinen armen Vater nach der alten Halle auf Rhode-Island führte. Eaton's Anweſenheit auf der Inſel zur Zeit der ſchändlichen That iſt von ihm ſelbſt zugeſtanden, das Mordmeſſer von ihm ſelbſt als ſein Eigenthum anerkannt worden. — Laßt der Gerechtigkeit den Lauf, ihr Richter!"

„Junger Mann", verſetzte Endekott ernſt, „ich fürchte, Euer, wie ich zugebe, gerechter Schmerz macht Euch die Gefühle eines Chriſten vergeſſen. — Doch wir haben hier nur zu richten und wir kennen unſere Pflicht. Dieſe gebietet aber, Euch zu ſagen, daß, ſo beſchwerender Art auch die für die Schuld des Angeklagten bis jetzt vorgebrachten Beweiſe ſein mögen, dieſelben dennoch nicht hinreichen, einen Spruch auf Leben und Tod zu begründen."

„Wohl, Sir, ich bin noch nicht zu Ende."

So ſprechend öffnete Thorkil ſein Jagdhemd und zog einen Gegenſtand hervor, welchen er an einer um den Hals gehenden Schnur auf der bloßen Bruſt trug.

Es war eine große, dicke, vierkantige Goldmünze von ſehr alterthümlichem Ausſehen.

„Hier ſeht", ſprach der junge Jäger, das Goldſtück auf den Tiſch legend. „Bei meiner Seele zeitlichem und ewigem Heil will ich ſchwören, daß dieſe Münze in Größe, Form und Gepräge eine ſo vollſtändige Aehnlichkeit mit den Münzen des Schatzes hat, der meinem Vater das Leben koſtete, eine ſolche Gleichheit, daß es nur eine von jenen Münzen ſein kann."

Die Vorbringung dieſes neuen Beweisſtückes ſteigerte die Eufmerkſamkeit der Richter und der Zuhörerſchaft bedeutend.

„Wie kam dieſe Münze in Eure Hand?" fragte Andekott, nachdem er das Goldſtück betrachtet hatte.

„Mein väterlicher Freund Williams gab mir ſie vor Jahresfriſt."

„Roger Williams?"

„Ja. Er hatte das Goldſtück aus der Hand Eaton's empfangen."

Ein Murmeln der Entrüſtung lief durch den Kreis.

„Euer Ehrwürden", wandte ſich der Obmann zu dem Patriarchen, „wollt Ihr dem Gericht Aufſchluß über dieſen ſeltſamen Umſtand geben?"

„Ich will, weil ich muß, um der Wahrheit willen, obgleich ſelbſt das verfänglichſte Anzeichen meinen Glauben an die Unſchuld meines Freundes nicht erſchüttern kann. Es mag gerade vierzehn Jahre her ſein, als ich in Rehoboth eine Zuſammenkunft mit Eaton hatte. Es galt, eine Grenzſtreitigkeit zwiſchen unſerer Kolonie und der von Plymouth zu bereinigen. Eaton kam als Bevollmächtigter unſerer Brüder von Plymouth. Bei dieſer Gelegenheit gab er mir das Goldſtück, welches hier auf dem Tiſche liegt, weil er wußte, daß ich mich in freien Stunden gern mit Nachforſchungen über alterthümliche Seltenheiten beſchäftigte. Ich erklärte damals meinem Freunde das Gepräge der Münze, welches beweiſ't, daß das Goldſtück aus der Münzſtätte eines alten Königs von Frankreich hervorgegangen ſein muß."

„Angeklagter, Ihr hörtet, was der Zeuge ausſagte. Bekennt Ihr Euch zu dem Geſagten?"

„Roger Williams ſprach die Wahrheit. Ich erinnere mich jetzt, daß ich ihm bei der erwähnten Gelegenheit das Goldſtück gab."

„Und wie war daſſelbe in Eure Hände gekommen?"

„Ich hatte es wenige Tage zuvor gefunden."

„Gefunden?"

„Ja. Die Väter unſerer Kolonie hatten mich beauftragt, mit dem grauſamen Ahab, genannt König Philipp, einen der vielen Händel zu ſchlichten, welche dieſer Sohn Belial's allzeit gegen den Frieden der Pilgrime anzettelte. Da ich hörte, der rothe Heide hielte ſich unweit von ſeinem Sitze Mount Hope gerade in einem Jagdlager auf, machte ich mich dahin auf den Weg. Der Heide hatte aber den Ort ſchon verlaſſen, als ich ankam. Auf dem verödeten Lagerplatz ſah ich zufällig das fragliche Goldſtück neben der Aſche einer Feuerſtelle im dürren Graſe liegen und hob es auf."

Bei den meiſten Mitgliedern der Gerichtsbank rief dieſe Ausſage ein Kopfſchütteln des Unglaubens hervor.

„Glaubt ihm, glaubt ihm!" rief der Patriarch aus. „Der Mund von Theophilus Eaton hat nie eine Lüge geſprochen."

„Thorkil Wikingſon", ſprach Endekott wieder, „Ihr habt gehört, womit der Angeklagte den zuletzt von Euch vorgebrachten Anzeichenbeweis zu entkräften ſuchte. Ich frage Euch jetzt: beharrt Ihr auf Eurer Anklage?"

„Ich beharre."

„Angeklagter vor den Schranken dieſer nach Brauch und Recht unſerer Kolonie berufenen und von Euch ſelber als berechtigt anerkannten Jury, Ihr habt vernommen, welcher That man Euch zeiht, Ihr habt die Anklage gehört und die Beweisverſuche, welche die Anklage ſtützen. Ich habe Euch jetzt zu fragen: erklärt Ihr Euch für ſchuldig oder nichtſchuldig?"

„Für ſchuldig."

Ein verhaltener Schrei entfuhr der Verſammlung.

„Ja, für ſchuldig", fuhr Eaton das Haupt erhebend fort, „für ſchuldig all der Sünden, deren ſich die ſchwache Kreatur gegenüber ihrem Schöpfer und Herrn allzeit anzuklagen hat, aber für nichtſchuldig des verabſcheuungswürdigen Verbrechens, deſſen man mich zeiht."

„Und was habt Ihr zur Bekräftigung deſſen zu ſagen?"

„Was ſoll ich ſagen?" erwiderte der Puritaner und ließ, wie erdrückt von der Laſt dieſer Stunde, den Kopf wieder ſinken. „Der Schein iſt gegen mich. Die Zeit der Heimſuchung iſt da, der Herr will, daß ich den Kelch der Prüfung bis auf die letzte Hefe leere. Er hat das Horn meiner Kraft zerbrochen, mein Herz iſt geſchlagen mit Kummer, der Brand der Schmerzen verzehrt meine Gebeine, meine Tage ſind wie ein ſich neigender Schatten und ich verdorre wie welkes Gras. Aber die Herrlichkeit des Allmächtigen währet ewiglich, ſein Wille geſchehe."

Mit dieſem Ausbruche puritaniſcher Frömmigkeit, welche die Klagelaute, die dereinſt der Pſalmiſt ausgeſtoßen, mit denen des eigenen Herzens vermiſchte, ſetzte ſich Eaton gelaſſen nieder.

Seine Miene war die eines Mannes, der das Unabänderliche ohne fernere Widerrede über ſich gehen laſſen will.

„So erkläre ich denn die Procedur für geſchloſſen und bitte euch, Männer von der Jury, und ſämmtliche Anweſende, Mitbürger und Fremde, meiner Rede ein achtſames Ohr zu leihen."

Mit dieſen Worten leitete Endekott die Zuſammenſtellung des ganzen Falles ein, welche zu geben ihm als Vorſitzendem des Gerichts oblag. Er entledigte ſich dieſer Pflicht mit jener Sicherheit und Klarheit, welche aus langer Geſchäftsführung reſultirt, zugleich aber auch mit der ganzen Unparteilichkeit, welche dem Obmann einer Gerichtsbank geziemt.

Als er zu Ende war, ſammelten ſich die Geſchworenen um ſeinen Sitz.

Die athemloſe Spannung, welche den ganzen Kreis oder zum wenigſten den weißen Theil der Zuhörerſchaft beherrſchte, löſ'te ſich bald, denn die Berathung der Geſchworenen währte nicht lange.

Sie nahmen ihre Sitze wieder ein.

„Männer von der Jury", ſprach Endekott mit feierlichem Nachdruck, „vor Gott und vor eurem Gewiſſen richte ich an euch die Frage: Iſt der Angeklagte, Theophilus Eaton von Swanzey, des Raubmordes, begangen an Björn Wikingſon, dem Vater des Klägers, Thorkil Wikingſon, ſchuldig oder nichtſchuldig?"

Der älteſte der Geſchworenen ſtand auf, entblößte das Haupt und gab die Antwort:

„Vor Gott und unſerem Gewiſſen ſchuldig!"

„Iſt dieſes Verdikt ein einmüthiges?

„Es iſt ein einmüthiges", entgegneten die Geſchworenen wie aus einem Munde, indem ſie ſich erhoben.

„Und welche Strafe, Männer von der Jury, beſtimmt ihr dem von euch Schuldiggeſprochenen?"

„Den Tod!" lautete die Antwort.

Und wie ein dumpfes Echo rauſchte es durch die Verſammlung:

„Den Tod!"

## 12.

Wie, wann in ſchwüle Mitternacht Berg und Thal ſich mummt,
In tiefen Odemzügen des Lebens Mund verſtummt:
Dann plötzlich durch die Finſterniß fähret der Wetterſchein,
So brennt mit einem Schlage der ganze Tannenhain —
Alſo zerfleucht wie Höhenrauch Zweifel, Angſt und Wahn
Und jede Menſchenſeele iſt wieder aufgethan,
Und was da ſchlief im Herzen in wundertiefer Nacht,
Bricht aus in tauſend Kerzen, iſt Licht zum Licht erwacht.

Follenius.

Eine lange und bange Pauſe trat ein.

Endekott machte ihr ein Ende, indem er ſprach:

„Angeklagter an der Schranke, Ihr habt den Wahrſpruch der Jury vernommen. Steht auf, damit ich Euch die Sentenz verkündige, wie es Recht und Brauch in den Kolonien.“

Eaton verließ ſeinen Sitz und trat an die Schranke. Das Verdikt der Geſchworenen hatte weiter keine Veränderung bei ihm hervorgebracht, und als das Todesurtheil über ihn geſprochen worden, hatte er ſich begnügt, vor ſich hin zu murmeln: Gott Zebaoth, gib Kraft deinem Knechte!“

Endekott ſchickte ſich an, ſeiner Pflicht zu genügen, als ihm Roger Williams zuvorkam.

„Haltet ein“, rief der Patriarch aus und es kam niemand zu Sinne, gegen eine ſolche Störung der gerichtlichen Formen Einwand zu erheben, „haltet ein! Eine Stimme in meiner Bruſt ſchreit mir zu: Ihr begeht einen Mord, ihr Männer, indem ihr einen Mord zu ſühnen glaubt. Bedenkt, was ihr thut. Wer unter uns, wer unter allem Volk der Kolonien hätte es geſtern noch für eine Möglichkeit gehalten, daß gegen Theophilus Eaton, auf welchen die Pilger der Wildniß als auf eine Säule ihres Glaubens und ihres Gemeinweſens ſchauten, eine Anklage auf Mord erhoben werden könnte? Nein, nein, es iſt unmöglich, er kann das Verbrechen nicht begangen haben. Die furchtbare Heimſuchung, welche vor wenigen Tagen über ihn erging, hat ſeinen Geiſt mit den Banden der Trauer beladen und ſeine Zunge gelähmt, ſodaß er nicht im ſtande war, die ſchreckliche Anklage zu entkräften. Die vorgebrachten Beweiſe ſcheinen gegen ihn zu ſprechen, aber wollt ihr auf ſolchen Schein hin ein Menſchenleben nehmen? Gebt wenigſtens Friſt, holt den Rath unſerer Brüder ein in dieſer traurigen Sache. Bedenkt, ihr Männer, was werden unſere Brüder in Plymouth und Boſton ſagen, wenn ſie hören, daß ihr Theophilus Eaton getödtet, getödtet zu einer Zeit drohender Gefahren, wo die Kolonien von Neu-England den Verluſt eines ſolchen Mannes doppelt und dreifach beklagen müßten! — Und du, mein Sohn“, fuhr der Greis fort, das Wort an den jungen Jäger richtend, „hüte dich, den Einflüſterungen des teufliſchen Geiſtes der Rache ferner zu gehorchen. Ich ſage dir, er wird deine Bruſt mit einer Bürde beladen, von welcher keine Reue, kein Gebet dich wird ledig machen können. Gedenke der Zeit, wo dein Herz weich und mild war. Sei eingedenk der Lehren unſeres heiligen Erlöſers, welcher am Kreuze für ſeine Mörder um Vergebung ihrer Schuld betete. Laſſ' mich dir die Stunden ins Gedächtniß zurückrufen, wo du in deinen Knabenjahren Thränen der Rührung weinteſt, wenn ich die Leidensgeſchichte unſeres Herrn und Heilands mit dir las oder dir die Sage von jenem Weiſen des Morgenlandes erzählte, welcher, in der Wüſte von einem Räuber überfallen und tödtlich getroffen, ſeine letzten Augenblicke noch benutzte, ſeinen Verderber vom Böſen zu bekehren, woher dann der ſchöne Spruch rührt: ‚Nicht heiſcht die Pflicht vom Edlen, dem Mörder zu verzeihen nur, nein, wohlzuthun, vermag er es, ſelbſt im Moment des Mordes ihm! Um gleich zu ſein dem Sandelbaum, der in des Sturzes Augenblick das ſeinen Stamm durchhauende Beil in ſeine ſüßen Düfte hüllt.‘ Wohlan, ſei auch du gleich dem Sandelbaum, auch wenn du, wie ich annehme, vollſtändig überzeugt biſt von der Schuld Eaton's. Ja, ſei auch du gleich dem Sandelbaum, oder vielmehr handle, wie es einem Menſchen von Geſittung, wie es einem Chriſten zukommt.“

Als der Jüngling ſtumm blieb, wandte ſich Williams an den alten Trapper und ſagte:

„Willem, alter Freund, ſteht mir bei. Es lebt kein Menſch, deſſen Stimme Thorkil mehr zu achten hätte als die Eurige. Laßt ſie laut werden in dieſer Sache, damit man nicht von Euch ſage, Groot Willem habe ſeinen Pflegeſohn vorgeſchoben in einem Rachewerk, welches eigentlich ſein eigenes geweſen ſei."

Der alte Waldgänger richtete bei dieſer Anrede ſeine herkuliſche Geſtalt auf und ließ ſeinen Blick rings im Kreiſe umhergehen, als ſei er begierig, einen herauszufinden, der verſucht ſein könnte, ſo etwas von ihm zu ſagen. Dann entgegnete er dem Patriarchen:

„Meiner Treu, ehrwürdiger Freund, Euer Wort in Ehren, aber ich glaube nicht, daß ſich in dieſer oder in anderer Sache weder in den Anſiedelungen noch in den Wäldern jemand finden wird, welcher ſagen möchte, Groot Willem handelte wie ein Schuft. Im gegenwärtigen Falle habe ich nur gethan, was auch Ihr thatet, indem ich der Wahrheit gemäß mein Zeugniß ablegte. Was meinen eigenen Handel mit jenem Manne angeht, ja, da muß ich ſagen, daß ſelbigen Handel mein Roer da wohl längſt geſchlichtet haben würde, hätt' ich nicht einer, die nicht mehr iſt, verſprochen — doch das gehört nicht hierher. Nun aber dem Jungen einreden, ſein Recht fahren zu laſſen und ſeinem Schwur untreu zu werden, hm, das kann und will ich nicht."

„Ehrwürdiger Vater", nahm jetzt Thorkil, zu Williams gewendet, das Wort, „Gott weiß, Ihr thut mir wehe. Ich darf behaupten, daß ich Eurer Lehren allezeit nach Kräften eingedenk geweſen bin, aber — das Blut meines Vaters ſchreit um Rache. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut! ſo lautet das Geſetz der Wälder und ſo ſagt auch das heilige Buch dort auf dem Tiſche."

Tiefbekümmerten Blickes ſchickte ſich Williams zu einer neuen Anſtrengung zu Gunſten des Verurtheilten an, aber diesmal ſchnitt ihm Endekott das Wort ab.

„Ehrwürdiger Freund", ſagte der Vorſitzende der Richterbank mit ernſtem Nachdruck, „wir alle achten, was Eure Herzensgüte Euch eingibt; allein die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Erinnert Euch, daß Ihr ſelbſt mit thätig geweſen ſeid, dieſes Gericht zuſammenzuberufen, damit unſere Kolonie nicht durch einen Akt ungeſetzlicher Selbſthilfe und Selbſtrache befleckt würde. Ihr thatet ſo in der beſtimmten Erwartung, daß die Unſchuld des Angeklagten zu Tage kommen würde. Aber es war Gottes Wille, daß die Procedur ein anderes Ergebniß lieferte. Dieſe Jury, beſtehend aus freigeborenen Engländern und nach Brauch und Recht der Kolonie zuſammengerufen, um einen freigeborenen Engländer zu richten, hat den Angeklagten ſchuldig gefunden und verurtheilt. Ich muß meine Pflicht thun. — Schuldiggeſprochener an der Schranke, vernehmt die Sentenz!"

So ſprechend nahm Endekott die Bibel vom Tiſche auf, öffnete ſie und las aus dem dritten Buch Moſis die Stelle:

„Moſes aber ſagte den Kindern Iſrael ſolches: Wenn jemand eine Seele des Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben. Wer aber die Seele eines Viehes erſchlägt, der ſoll es bezahlen; Seele für Seele. Und wer ſeinem Nächſten einen Schaden zufügt, dem ſoll man thun, wie er gethan hat. Bruch um Bruch, Aug' um Aug', Zahn um Zahn; wie er einem Menſchen Schaden zugefüget hat, ſo ſoll man ihm wieder thun. Alſo daß, wer ein Vieh erſchlägt, der ſoll es bezahlen, wer aber einen Menſchen erſchlägt, der ſoll ſterben. Und es ſoll einerlei Recht unter euch ſein, dem Fremdling wie dem Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, euer Gott. — Und alſo", ſetzte Endekott, das Buch ſchließend, hinzu, „alſo, Theophilus Eaton von Swanzey, angeklagt, procedirt und ſchuldig geſprochen wegen Mordes und Raubes, ſage ich Euch an, daß Ihr ſollt —"

„Halt, Sir!" unterbrach hier plötzlich De Luſſan's Stimme den Obmann des Gerichts.

Dieſe Stimme klang nicht weniger gebieteriſch, als hätte ſie auf dem Deck der Gloria einen Befehl ertheilt.

Endekott wandte ſich unwillig gegen den Störer mit der Frage:

„Was wollt Ihr, Fremder, daß Ihr es wagt, in das Geſchäft dieſer freien und rechtmäßigen Gerichtsbank einzugreifen?"

„Ich ſage: Halt, Sir!" verſetzte der Gefragte mit ruhiger Beſtimmtheit. „Sprecht das Todesurtheil noch nicht aus, ſondern laßt zuvor das Indianermädchen da reden. Sie hat etwas zu ſagen."

Schon lange hatte Hih-lah-dih eine lebhafte Aufregung kundgegeben. Ihr Auge war unverwandt auf Thorkil gerichtet geweſen. Sie hatte leicht begriffen, daß es ſich darum handle, den Mord von des Goldhaars Vater zu rächen, allein die Art und Weiſe, wie die Blaßgeſichter dieſe Angelegenheit behandelten, widerſprach doch ſo ganz ihren indianiſchen Vorſtellungen, daß ihre Gedanken ſich verwirrten. Als ſie vollends ſah, mit welcher Sorgfalt Thorkil das Goldſtück auf ſeiner Bruſt verwahrt hatte, als ſie bemerkte, welche Wichtigkeit dieſem Stück „gelben Metalls" offenbar beigelegt wurde, da leiteten die ungeſtümen Gefühle ihres Herzens ihren Geiſt auf eine ganz falſche Fährte, welche aber dennoch wunderbarerweiſe einen Ausweg aus dem Labyrinth dieſes dunkeln Proceſſes andeuten ſollte.

„Die Blaßgeſichter lieben das gelbe Metall", hatte Hih-lah-dih ihrer Nachbarin zugeraunt. „Wenn das Goldhaar gelbes Metall lieben, Hih-lah-dih ihm ſagen kann, wo viel, viel ſolche Dinger verborgen ſein, wie dort eins auf Tiſch liegt."

Deſdemonda, welche der Verhandlung mit größter Spannung gefolgt war und die Ueberzeugung des Patriarchen von der Unſchuld des Angeklagten theilte, hatte ſich beeilt, die Aeußerung der Indianerin De Luſſan mitzutheilen.

Daher die Unterbrechung Endekott's durch den Flibuſtier.

Roger Williams ſeinerſeits, begierig, jeden, auch den ſchwächſten Hoffnungsſtral aufzufangen, hatte kaum den Zwiſchenruf De Luſſan's vernommen, als er Endekott zurief:

„Um des ewigen Heils Eurer Seele willen, Freund, laßt die Indianerin ſprechen!“

Endekott gehorchte dieſer feierlichen Beſchwörung.

„Indianermädchen“, ſagte er, „tritt vor und ſage, was du zu ſagen haſt.“

Hih-lah-dih trat unbefangen an die Schranke.

„Wie heißt du, Mädchen, und wer und woher biſt du?“

„Hih-lah-dih ſchon viel in den Wigwams der Blaßgeſichter von Providence geweſen.“

„Wohl, wir wiſſen es, Mädchen, du biſt die Schweſter des Häuptlings der Wampanogen.“

„Ugh!“ ertönte es von der Seite her, wo die Indianer ſaßen.

Als Hih-lah-dih dieſen ausdrucksvollen Kehllaut vernahm, in welchen ihr Volk ebenſowohl Erſtaunen als Warnung zu legen weiß, ſchrak ſie leicht zuſammen.

Sie wandte ſich um und begegnete den finſtern Zügen und dem durchbohrenden Blicke Annawon's, welcher ſich aus der Gruppe der Naraganſetter Häuptlinge halben Leibes emporgerichtet hatte.

Verwirrt kehrte ſie ſich ab und ſchwieg.

„Wir harren deiner Rede, Mädchen“, ſagte Endekott.

„Ja, ſprich meine Tochter“, drängte Williams die Verſchüchterte. „Mir iſt, als wollte der allgütige Gott mittels deiner Zunge das Leben eines Gerechten retten.“

Hih-lah-dih blieb ſtumm. Der Warnungsruf Annawon's hatte den Inſtinkt der Vorſicht und Zurückhaltung, welcher der indianiſchen Raſſe in ſo hohem Grade eigenthümlich iſt, in ſeiner ganzen Stärke in der Bruſt der Tochter des Waldes wachgerufen.

„Meine Schweſter öffne ihren Mund", ſagte Thorkil ſanften Tones, „die Ohren meiner Brüder ſind offen."

Das Mädchen ſchien mit Entzücken den Klang dieſer Stimme zu trinken. Ein Blick, ſtralend wie ein diamantener Funke, zuckte unter ihren geſenkten Lidern hervor auf den jungen Jäger. Aber die indianiſche Erziehung behielt noch einen Augenblick die Oberhand über das natürliche Gefühl.

„Mein Bruder weiß", entgegnete ſie mit geſenkter Stirn, „die Stimme einer Squaw nicht darf werden laut im Rathe der Krieger."

„Ich weiß es, aber wenn meine Schweſter ſich ſcheut, zu meinen Brüdern zu reden, ſo mag ſie zu mir reden."

Die Stimme des jungen Jägers mußte eine unwiderſtehliche Gewalt üben. Nur noch einen Moment beſann ſich Hih-lah-dih, dann ſagte ſie:

„Wenn mein Bruder, das Goldhaar, gelbes Metall lieben" — und ſie zeigte dabei mit dem Finger auf die alte Goldmünze — „Hih-lah-dih ihm kann ſagen, wo er viel, viel gelbes Metall finden."

„Solches gelbes Metall, Mädchen?" fragte Thorkil halb athemlos, indem er das Goldſtück vom Tiſche nahm und es der Indianerin hinhielt.

Sie betrachtete es genau und verſetzte augenblicklich:

„Hih-lah-dih nie anderes gelbes Metall geſehen als ſolches.“

„Und wo? wo?“

„Zu Mountaup, im Wigwam des Sachems der Wampanogen.“

Thorkil fuhr zurück, als hätte ein Keulenſchlag ſeine Stirn getroffen.

„Im Wigwam deines Bruders?“ fragte er, mühſam ſich faſſend.

„Hih-lah-dih ſagte es, im Wigwam Metakom's.“

„Und ſeit welcher Zeit iſt das gelbe Metall dort?“

„Hih-lah-dih noch klein, ſehr klein, kaum größer als Papus*), als ſie ſehen gelbes Metall zum erſtenmal. Rothe Krieger es nicht brauchen, in einer Ecke unter Erde liegen. Hih-lah-dih das Goldhaar hinführen, ſagen dem Sachem, daß gelbes Metall meinem Blaßgeſichtbruder gehören, Goldhaar es holen.“

Hih-lah-dih hatte leiſe geſprochen und doch war keins ihrer Worte der athemlos lauſchenden Verſammlung entgangen. Die Wirkung ihrer einfachen Ausſage war eine gewaltige.

Der räthſelhaft verſchwundene Schatz von Thorkil's Ahnherrn befand ſich in den Händen König Philipp's! In wie ganz anderem Lichte erſchien jetzt die Angabe Eaton's, er habe das Goldſtück, welches in der Anklage eine ſowichtige Rolle geſpielt, unſern von Mount Hope, wie die Koloniſten Mountaup nannten, in einem Jagdlager Metakom's gefunden!

---

*) Indianiſches Wort für Säugling.

Das Licht der Wahrheit, ſo lange hinter den Wolken des Wahns und Haſſes verborgen, brach jetzt mit der Raſchheit und Kraft des Blitzes hervor.

„Durch den Mund eines Kindes thut Gott ſeine Gerechtigkeit kund — geprieſen ſei ſein Name!“ rief Roger Williams frohlockend aus.

„Sprecht das Urtheil nicht, Sir, ſprecht das Urtheil nicht! Ich ziehe meine Anklage zurück. — O Gott, wer konnte das ahnen?“ rief Thorkil mit halberſtickter Stimme dem Obmann der Gerichtsbank zu und ſtürzte aus dem Kreiſe.

„Wir richteten nach menſchlicher Einſicht“, ſprach Endekott erſchüttert. „Schwäche und Irrthum iſt das Erbtheil der menſchlichen Natur, wenn ihr nicht der Herr mit ſeiner Weisheit zur Hilfe kommt. Mitbürger Geſchworene, wo kein Ankläger, da kein Richter. Das Gericht iſt aufgelöſ't. — Laßt uns den Höchſten preiſen, ihr Männer, daß ſeine Gnade unſere Hände davor bewahrt hat, ſchuldloſes Blut zu vergießen.“

„Amen“, erwiderten die Geſchworenen und verließen ihre Sitze.

„Mein Freund, mein Bruder“, rief der Patriarch aus, auf Eaton zueilend, „Ihr ſeid gerettet, ſeid entlaſtet dieſer gräßlichen Anklage!“

Alles drängte ſich glückwünſchend und händeſchüttelnd um den Puritaner.

Die Natur regte ſich auch in ihm und ſprengte die Feſſeln der ſtarren Apathie, in welcher er während der ganzen Verhandlung befangen geweſen. Er erhob Augen und Hände gen Himmel und ſtrömte ſeine Beklemmung, ſeine Freude in einem feurigen Dankgebet aus.

„Aus der Tiefe meines Elends“, betete er, „habe ich zu dir gerufen, o, mein Gott, und du haſt meine Stimme gehört. Du biſt barmherzig und gnädig, langſam im Zürnen und von großer Güte. Du haſt Gericht und Recht für alle, die Unrecht leiden. Deine Prüfung währet nicht immerdar, dein Zorn wandelt ſich in Gnade. Du haſt mein Leben vom Verderben erlöſet und mich mit Rechtfertigung bekrönet. Lobe den Herrn, du meine Seele, und alles, was in mir iſt, preiſe ſeinen heiligen Namen!“

Die Verſammlung brach tumultuariſch auf, um den Freigegebenen im Triumphe nach der Anſiedelung zurückzuführen.

Hih lah-dih blieb wie angewurzelt vor der Schranke ſtehen. Das Wegeilen Thorkil's hatte ſie erſchreckt und die Wendung, welche die ganze Sache infolge ihrer Ausſage genommen, drängte ihr die dunkle Ahnung auf, daß es ſich hier um anderes und größeres handle als um Stücke gelben Metalls.

Plötzlich fuhr ſie aus ihrem Sinnen auf. Die Stimme Annawon's hatte ihr Ohr berührt und der grimmige Krieger ſtand dicht vor ihr.

„Die Schweſter des Sachems“, ſagte er in der Sprache ihres Volkes und mit Nachdruck, „wird jetzt Annawon folgen.“

„Wohin?“

„Zu den Wigwams unſeres Stammes.“

Das Mädchen bemühte ſich vergeblich, in dem Gewirre der Weggehenden die Geſtalt des jungen Jägers zu erſpähen.

„Und wenn Hih-lah-dih nicht will?“ ſagte ſie dann, zornig mit dem Fuße ſtampfend.

„Hih-lah-dih muß wollen. Dies iſt kein Aufenthaltsort mehr für die Schweſter Metakom's. Die Blaßgeſichter ſind Hunde alleſammt. Sie bellen gegen einander, aber ſie beißen ſich nicht. Annawon iſt ein kluger Häuptling. Meine Tochter höre, was er ihr zu ſagen hat. Sie hat dem Sachem heute großen Schaden zugefügt. Annawon will ihr vieles ſagen. Komm'!“

Er hatte ihren Arm gefaßt und ſprach ſo ernſt und eindringlich, daß ſie ſich mechaniſch von ihm fortziehen ließ.

Inzwiſchen hatte ſich Thorkil nach der Stelle gewandt, welche der Häuptling der Naraganſetter zu Anfang der Scene innegehabt. Er traf ihn noch dort und wandte ſich an ihn mit den Worten:

„Will der Sachem hören, was ihm ſein weißer Bruder zu ſagen hat?“

Kanonchet machte eine bejahende Gebärde, erhob ſich und folgte dem jungen Jäger eine Strecke weit in die Prairie hinaus.

Als ſie abſeits von den übrigen waren, kehrte ſich Thorkil ihm zu und ſagte aufgeregt, wie er war:

„Sachem, manchen Tag und manches Jahr haben wir zuſammen den Büffel gejagt, dem ſpringenden Panther aufgelauert und die ſchleichenden Pequoden verfolgt. Mein Bruder weiß, daß, wie mein Leib öfter in den Wigwams der rothen Männer war als in den Anſiedelungen, ſo auch mein Herz faſt mehr den Rothen zugewandt war als den Leuten meiner Farbe.“

„Das Goldhaar ſpricht wahr“, entgegnete Kanonchet. „Goldhaar großer Freund von rothem Manne und rother Mann großer Freund von Goldhaar.“

„Wohl, Sachem, aber ich fürchte, das wird nun ein Ende haben, wenigſtens theilweiſe.“

Der Indianerfürſt blickte den Weißen an, als wollte er deſſen innerſten Gedanken erforſchen, und ſah dann nachdenklich zu Boden.

„Ihr wißt, Sachem, auf welche Bedingungen hin Mato, der Häuptling des Donnerſchiffes und ich mit dem Sachem der Wampanogen gehandelt haben. Er hat ſein uns gegebenes Verſprechen ſchon bei ſeinem erſten Unternehmen gebrochen.“

„Metakom iſt ein großer Krieger, ein ſehr weiſer Häuptling.“

„Darüber wollen wir jetzt nicht ſtreiten, Sachem. Aber Ihr habt es gehört, der Schatz gelben Metalls, um deßwillen mein Vater ermordet worden, befindet ſich im Wigwam Metakom's.“

Kanonchet fühlte offenbar das ganze Gewicht dieſer Worte und erwiderte nach einer kurzen Pauſe:

„Mein Bruder will den Tomahawk gegen den Sachem der Wampanogen erheben?“

„Ich will ſeine Spur aufſuchen, ja. Er ſoll mir Rechenſchaft geben über ſeine Gefangenen und Rechenſchaft über den Mord meines Vaters, und iſt er ſchuldig, ſo will ich mein Leben daran ſetzen, das ſeinige zu nehmen.“

Kanonchet neigte das Haupt, als wollte er andeuten, er finde dieſen Entſchluß begreiflich. Hierauf ſagte er:

„Wenn weiſe Krieger auf den Kriegspfad gehen wollen, zünden ſie zuvor das Berathungsfeuer an, um mit ihren Freunden das Kalumet zu rauchen und ihren Rath zu hören.“

„Wohl, Sachem, aber das iſt in dieſem Falle nicht nöthig. Da ich jedoch bei Euch und Eurem Stamme meinen guten Ruf als ehrlicher Mann bewahren möchte, ſo hielt ich es für paſſend, Euch zu ſagen, was ich beabſichtige. Solltet Ihr hören, daß ich oder Mato den Wampanogen getödtet, ſo ſeid verſichert, daß wir in unſerem Rechte waren und nicht unvorbedacht handelten.“

„So ſoll alſo die unkluge Zunge einer Squaw den Wampum der Freundſchaft zwiſchen dem Goldhaar und ſeinen rothen Brüdern zerſchneiden?“

„Nicht die Freundſchaft zwiſchen mir und Euch, hoff' ich. Nein, nein, wir wollen Freunde bleiben. Was aber den Wampanogen angeht — hört, Sachem, Ihr kennt die

Pflichten eines Sohnes — ſoll ich Euch einen Namen nennen, der auch Euch das Blut ſieden macht?“

„Miantonomo!“ rief Kanonchet aus und ſeine Augen ſchoſſen Blitze.

„Seht Ihr, Sachem, Ihr verſteht mich, und ſo gebt mir denn Eure Hand und ſagt, daß Ihr mir zugethan bleiben wollt, wie ich Euch von Herzen zugethan bleiben werde.“

Der Indianer nahm mit ungeheuchelter Herzlichkeit die dargebotene Rechte Thorkil's und drückte ſie in der ſeinigen, indem er ſagte:

„Mein weißer Bruder iſt ein gerechter Mann, er wird nicht dem Antriebe blinden Zornes folgen. Aber die Seele eines gemordeten Vaters findet keine Ruhe in den ſeligen Jagdgründen, bevor ſein Blut geſühnt iſt. — Geh', Bruder, wohin die Stimme des Manitu dich ruft — Kanonchet's Wigwam, Kanonchet's Herz wird ſtets dem Goldhaar offen ſtehen.“

„Ich wußte es, daß Ihr ſo ſprechen würdet, Sachem. In Euch iſt kein Falſch. Und ſo lebt denn wohl auf Wiederſehen!“

Während einerſeits zwiſchen Thorkil und Kanonchet, andererſeits zwiſchen Hih-lah-dih und Annawon die eben erwähnten kurzen Zwiegeſpräche ſtattfanden, ging Eaton an der Hand Williams' der Anſiedelung zu, begleitet von der ganzen männlichen Bewohnerſchaft derſelben. Innerhalb des Kreiſes der Wohnungen angekommen, entließ der Patriarch, welcher ſeinem Freunde Ruhe gönnen wollte, die Gefolgſchaft mit einer paſſenden Ermahnung und ſchritt dann mit dem Puritaner ſeinem Hauſe zu.

Noch hatten ſie aber daſſelbe nicht erreicht, als Caton ſeine Schulter berührt fühlte. Er wandte ſich um und erblickte Groot Willem an ſeiner Seite.

„Theophil“, ſagte der alte Trapper und bemühte ſich vergeblich, in ſein Gebaren und in ſeine Stimme die gewöhnliche Ruhe ſeines Weſens zu bringen, „Theophil, Ihr habt mich vor Zeiten Bruder genannt, kommt und gönnt mir einige Augenblicke Gehör.“

Es war in den Worten Willem's etwas wie ein Klang aus ferner Jugendzeit, etwas, was Widerhall in der Bruſt des Puritaners erregte, etwas, was ihn, deſſen heute in ſeinen Grundfeſten erſchüttertes Gemüth die unnatürlich ſtraffe Spannung verloren hatte, gleichſam anheimelte.

Es lebt wohl kein Menſch, welcher nie in ſeinem Leben einen ähnlichen Zauber der Menſchenſtimme empfunden hätte.

Es hätte auch wirklich der Mahnung des Patriarchen: „Folgt ihm, Freund, folgt ihm, damit der Segen dieſer Stunde ein vollſtändiger werde!“ gar nicht bedurft, denn der Puritaner hatte ſchon unwillkürlich den Fuß gehoben, um dem alten Waldgänger zu folgen.

Willem führte den Richter von Swanzey linkshin und durch den Tann hinab an das Geſtade der See. Dort blieb er vor einer mächtigen Weide ſtehen, welche ihr wehendes Gezweige auf einen über und über beraſ'ten, aber offenbar von Zeit zu Zeit mit Sorgfalt von Unkraut und Dorngeſträuch gereinigten kleinen Hügel ſenkte, deſſen Form die Ruheſtätte eines Todten nicht verkennen ließ.

„Seht, Theophil“, ſagte der alte Trapper mit bebender Stimme, „wir ſtehen da auf einem Boden, der Euch und mir heilig ſein muß. Hier ruht die arme Mabel, mein Weib, Eure Schweſter —“

Der Puritaner ſtarrte auf den Hügel nieder, ſeine Lippen bewegten ſich murmelnd, ſeinen Blick verhüllte ein naſſer Schleier.

„Und bei dem Andenken Mabel's“, fuhr Willem fort, „bei dem Andenken Mabel's bitte ich Euch um Verzeihung, daß ich Euch für einen Meuchelmörder halten konnte.“

„Wie ſtarb ſie?“ fragte Eaton tonlos. „Sagt mir, wie ſtarb ſie? Hinterließ ſie dem Bruder für das Leid, welches er ihr angethan, ihren Fluch?“

„Ihren Fluch? Was denkt Ihr, Mann? O, Mabel's Lippen waren nicht gemacht, einen Fluch auszuſprechen. Sie ſtarb, den Segen des Himmels über Euch herabrufend, ſie ſtarb, nachdem das von ihr mir abgenöthigte Verſprechen, meine Hand nie gegen Euer Haupt zu erheben, das letzte Lächeln auf ihr Antlitz gerufen hatte.“

Es arbeitete heftig in der Bruſt Eaton's. Nach einer Weile erhob er ſein bethräntes Auge und blickte forſchend in die abgewetterten Züge des Jugendfreundes. Sein Blick fiel auf die Spuren der Verſtümmelung, welche den Trapper des rechten Ohrs beraubt hatte.

„Willem, mein Bruder“, ſagte er dann gebrochenen

Tones, „ich fürchte, daß ich zu hart, daß ich grauſam an dir gehandelt. — Verzeih' mir, um Mabel's willen!"

Der Trapper ließ ſein Roer auf den Boden fallen und öffnete die Arme weit. Schluchzend warf ſich ihm der Puritaner an die Bruſt und die beiden Greiſe vermiſchten Thränen, wie ſie ſolche ſeit langer, langer Zeit nicht mehr geweint hatten.

Nahende Fußtritte ſtörten ſie auf.

„Sieh, Theophil", ſagte Willem, auf den herankommenden Thorkil zeigend, „da kommt noch einer, dich um Verzeihung zu bitten. Gewähre ſie ihm, er iſt ein wackerer Junge und glaubte nur ſeine Pflicht zu thun."

Als am Abend des Tages die Sonne gegangen und der Mond gekommen war, wandelten in ſeinen Stralen der Flibuſtier und die, welche er ſeine Herrin nannte, im Garten des Patriarchen der Anſiedelung hin und her. Die Nacht war ſommerlich warm und ſchön, die Waſſer der Bai klatſchten ſo ſanft und traulich an die Kieſel des Ufers, als wollten ſie die Erde liebkoſen. Es war etwas Wollüſtiges in der Luft und das jovial-lüſterne Geſicht des Mondes ſchien nach Küſſen und Umarmungen auszuſchauen.

Im Garten an der Bai ſah er aber nur eine Abſchiedsſcene.

De Luſſan und Deſdemona hatten ſich lange in melancholiſch-innigem Geſpräche ergangen. Es war vieles von ihnen durchgeſprochen worden, doch kehrten die Gedanken der ſchönen Frau immer wieder zu einem Gegenſtande zurück, welcher dermalen ihr Gemüth erfüllte. Sie hatte eine Unterredung mit Groot Willem und Thorkil, dann eine noch längere mit Roger Williams gehabt. Von letzterer war ſie tiefbewegt und in Thränen gebadet zurückgekommen, ſodaß es all der herzlichen Tröſtungen, welche der Liebe zu Gebote ſtehen, bedurft hatte, ſie zu beruhigen. Zum feſteſten Halt in ihrer Erſchütterung war ihr die auch hier wieder neugewonnene Ueberzeugung geworden, daß der Geliebte jeder Zeit bereit war, vor ihren Wünſchen die ſeinigen verſtummen zu laſſen.

„Und, Raoul“, ſagte ſie jetzt, „du bleibſt alſo dabei, dich mit den beiden Jägern aufzumachen, ohne eine kleine Anzahl von deinen Leuten mitzunehmen?“

„Ja, mein Herz. Unſere Freunde ſind der beſtimmten Anſicht, daß Seeleute in den Wäldern wenig taugen und daß ein Trupp lärmender Matroſen unſerem Unternehmen eher hinderlich als förderlich wäre. Ich glaube das ſelbſt.“

„Und du meinſt, daß du den beiden Jägern unbedingt vertrauen könneſt?“

„Unbedingt.“

„Aber ſage, Raoul, wäre es nicht beſſer, ich ginge mit? Du weißt, ich habe mich bei unſerer neulichen Waldfahrt ganz gut in die Sache gefunden.“

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel. Allein du haſt die Triftigkeit der Gründe, welche mich beſtimmen, zu wünſchen, du mögeſt meine Rückkehr am Bord der Gloria abwarten, bereits zugegeben. Ich weiß dich dort am beſten aufgehoben, meine Leute beten dich an — wer ſollte auch das nicht thun? — und du haſt mir ſchon mehrfach bewieſen, daß du für mein theures Schiff trefflich zu ſorgen verſtehſt. Die Barkaſſe bringt dich morgen an Bord zurück, Monſieur Legrand und Eſtevan erhalten durch Terrible meine Weiſungen, die mit unſern Verabredungen genau übereinſtimmen. Das Schiff wird die See zwiſchen der Weſtküſte von Plymouth, der Inſel Rhode-Iſland und der Landzunge von Mount Hope halten. Die Gewäſſer der Bai ſind ganz ruhig und ſo könnt ihr die Küſte nach drei Seiten hin faſt immer in Sicht behalten, um auf die zwiſchen uns verabredeten Signale zu achten. Ich wollte freilich, Hih lah dih wäre mit dir gegangen; das Mädchen hat eine wunderbare Gabe, was Botſchaften und Kundſchafterei betrifft; aber die Kleine iſt plötzlich fort und ſo mußt du dich ohne Geſellſchafterin behelfen."

„O, du vergiſſeſt, daß ich meine alte Mirjam habe, mit der ich von früheren Tagen ſprechen kann und von denen, welche du aufſuchen gehſt, und —"

„Und?" fragte De Luſſan, der wohl wußte, was noch kommen werde, mit einem zärtlichen Lächeln.

„Von dir", entgegnete ſie, ihre ſchönen Arme um ſeinen Hals legend und ihr Antlitz an ſeiner Bruſt bergend.

Er küßte ihre Stirn, ihre feuchten Wimpern, ihre ſeidenen Rabenhaare.

Sie ſchlug ihre Gazellenaugen, die ſein Entzücken waren, zu ihm auf und flüſterte:

„Raoul, du gehſt vielleicht großen Gefahren entgegen

— erinnere dich den Eingebungen deiner Kühnheit zum Trotz, daß ich — daß ich nicht leben kann ohne dich.“

„Aengſtige dich nicht, Theuerſte!“ verſetzte er, ſie feſter an ſich ziehend. „Du kennſt meinen Glauben: ſolange mir deine Augen ſtralen, leuchtet der Stern meines Glückes glorreich durch alles Gewölk der Gefahr.“

Ende des erſten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Fr. Andrä Nachfolger in Leipzig.

Im Verlage von **Ernſt Julius Günther** in Leipzig erſchienen:

## Beethoven's Brevier.

Sammlung der von ihm ſelbſt ausgezogenen oder angemerkten Stellen aus Dichtern und Schriftſtellern alter und neuer Zeit.

Herausgegeben
von
**Ludwig Nohl.**
Mit Beethoven's Portrait.
Miniatur-Format. Eleg. geb. in Goldſchn. Preis 4 Mark.

## Beethoven's Leben.

Von
**Ludwig Nohl.**
Drei Bände. 8. Geheftet.

Inhalt:

1. Bd.: Die Jugend 1770—1792. Preis 7 Mk. 20 Pf.
2. Bd.: Das Mannesalter. 1793—1814. Preis 8 Mk. — Pf.
3. Bd. 1. Abtheilung: Die letzten 10 Jahre: 1815—1823. Preis 7 Mk. 50 Pf.

Die zweite Abtheilung des 3. Bandes (Schluß des Werkes) erſcheint noch im Laufe dieſes Winters.

## Eine ſtille Liebe zu Beethoven.

### Nach dem Tagebuche einer jungen Dame.

Von
**Ludwig Nohl.**
Miniatur-Format. Eleg. geb. in Goldſchnitt.
Preis 5 Mark.

Im Verlage von **Ernſt Julius Günther** in Leipzig erſchienen:

# Novellenbuch

von

**Johannes Scherr.**

Erſter bis ſechster Band. 8. Preis pro Band broſchirt $4\frac{1}{2}$ Mark; elegant gebunden $5\frac{1}{2}$ Mark.

**Inhalt:**

Bd. I und II: Schiller. Kulturhiſt. Novelle. Zweite Auflage. Bd. III: Reſi Zurſlüh. — Brunhild. — Werther Graubart. Bd. IV: Die Tochter der Luſt. 2. Aufl. Bd. V: Nemeſis. 2. Aufl. Bd. VI: Die Jeſuiten. — Gottlieb Kapier. — Rafael Sprubz — Die rothe Dame. — Alles ſchon dageweſen.

# Michel.

## Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Von

**Johannes Scherr.**

Dritte Auflage. 2 Bände. 8. Preis broſchirt 9 Mark; elegant gebunden 11 Mark.

# Die Gekreuzigte

oder

## Das Paſſionsſpiel von Wildisbuch.

Von

**Johannes Scherr.**

Zweite Auflage. 8.

Preis broſchirt 3 Mark; eleg. gebunden 4 Mark.

# Novellenbuch

von

## Johannes Scherr.

Achter Band.

## Die Pilger der Wildniß.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1875.

# Die Pilger der Wildniß.

Hiſtoriſche Novelle

von

**Johannes Scherr.**

Zweite neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Ernſt Julius Günther.

1875.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Viertes Buch.

# 1.

Der Wald, der Wald, daß Gott ihn grün erhalt',
Gibt gut Quartier und nimmt doch nichts dafür —
Zum Wald, zum Wald, zum ſchönen, grünen Wald!

Eichendorff.

„Hört, Meiſter Willem, wenn die Muſkeln, womit Ihr Eure höchſt ehrenwerthen Beine in Bewegung ſetzt, aus Stahl geſchmiedet ſind, ſo berechtigt Euch das doch keineswegs zu der Annahme, die Beine eines Seemanns ſeien in der nämlichen Schmiede gefertigt worden. Legt bei, Mann, legt bei! Wir ſind dieſen Morgen ſchon Gott weiß wie viele Knoten geſegelt und der Wind in meinen Lungen iſt alle — foi de gentilhomme!"

Der alte Trapper kehrte ſich bei dieſem Zuruf um und erwartete, auf ſein Roer geſtützt, das Herankommen De Luſſan's.

„Bah, Kapitän", rief er ihm ſcherzend entgegen, denn Groot Willem war ſeit zwei Tagen ganz roſenfarbenen Humors, „ich weiß nicht, was Ihr mit Euren Knoten ſagen wollt. Da ſind Hundeleinen und Angelſchnüre und Laſſos und Wampumgürtel, an welchen Dingern allen Knoten anzubringen die Möglichkeit iſt —"

„Zum Henker mit Euren Wampums und Laſſos, Ihr alter Waldteufel!“ unterbrach ihn der Flibuſtier, welcher jetzt den niedrigen Hügel erklommen hatte, auf deſſen Spitze Willem ſeiner wartete. „Gebt mir das Takelwerk meines Bootes und einen Oſt-Nord-Oſt in die Segel, das iſt doch, bei den Augen meiner Dame! ein hübſcheres Metier als dieſes verdammte Kreuzen in den Wäldern, gradaus und zickzack, hin und her, hinüber und herüber, bergan und thalab, daß einem die Fußſohlen allerlei ſchlechte Stücklein vorſummen und man jenem Mechaniker herzlich beiſtimmt, welcher behauptete, das Gangwerk des Menſchen ſei eine nichtswürdige Erfindung, welche man durch Anbringung verſchiedener in einander greifender Hebel entſchieden verbeſſern könnte und ſollte.“

„Muß ein rares Stück von Kerl geweſen ſein, Euer Mechaniker. Ihr ſeid nur das Gehen in den Mokkaſins nicht gewohnt, Kapitän. Habt Ihr die Hirſchhaut noch ein paar Tage unter den Füßen, ſo werdet Ihr finden, daß man in den Wäldern eigentlich gar nicht müde werden kann.“

„Wenn das nicht iſt, was man in der civiliſirten Welt Jägerlatein nennt, ſo will ich nie mehr das Deck der Gloria beſchreiten.“

„Latein? Ich gebe mich nicht mit ſolchem papiſtiſchen Zeug ab.“

„O, guter Freund“, verſetzte der Flibuſtier lachend, „das Latein iſt eine gute Anzahl von Jahrhunderten alter als der Papismus. Uebrigens ein bißchen mehr Reſpekt vor dem letzteren, Kamerad, denn Ihr wißt, Euer gehorſamer Diener hat die Ehre, ein Papiſt zu ſein."

„Bah", entgegnete der Trapper mit einem ironiſchen Kopfruck, „vermuthe, Euer Papismus und mein Kalvinismus werden ſich nicht in die Haare gerathen, Mann."

„Ihr ſeid ſtark in Vermuthungen — foi de gentilhomme! Ja, auf der See da hat man weder Zeit noch Luſt, an das Larifarizeug zu denken, welches die ſuperklugen Herren Theologen Kontroverſen nennen."

„Ihr führt Worte im Munde, die ich nicht recht verſtehe, Kapitän. Wenn Ihr aber meint, zur See frage man einen Mann ſtets nur, was er ſei, und nie oder doch ſo gut wie nie, was er glaube, ſo will ich Euch ſagen, daß wir's in den Wäldern gerade ſo halten."

„Deſto beſſer, deſto beſſer. Ich finde außerdem, daß die Waldluſt und die Seeluſt nicht nur den Leuten das dumpfe Gehirn tüchtig auszufegen im ſtande ſind, ſondern daß ſie auch die Eigenſchaft, den Appetit eines geſunden Magens merkwürdig zu ſchärfen, miteinander gemein haben. Sage Euch, ich hungere wie ein Bruder Theer, der ſeit acht Tagen auf Viertelsrationen geſetzt war."

„Das iſt ein Zeichen, daß Euch die Waldluſt gut bekommt. Ihr ſollt auch ein ſo reelles Waldfrühſtück haben, als nur immer der Höcker des Büffels, welchen Thorkil bei Tagesanbruch geſchoſſen, eins bieten kann. Wär's noch um einen Monat ſpäter, ſo würde das Fleiſch viel zarter und ſaftiger ſein, einem Anfänger in ſolcher Schmauſerei wird es übrigens auch jetzt gut genug ſchmecken.

Schaut dort hinaus und Ihr werdet die dünne Rauchſäule von der Stelle am Waldſaum aufſteigen ſehen, wo unſer junger Freund Euch ein Stück Waldkochkunſt zeigen wird."

„Ich habe ſchon oft ſagen hören, daß ein unter dem Raſen geſchmorter Büffelhöcker ein Eſſen für Götter ſei", ſagte De Luſſan, mit der Gourmandiſe eines Franzoſen mit der Zunge ſchnalzend. „Mein Oberbootsmann Terrible, der in ſeiner Jugend in den Kanadas das Jägerhandwerk probirte, pflegt in überſchwänglichen Ausdrücken davon zu ſprechen. Werde wir alſo nicht zweimal ſagen laſſen: Greif' zu! Im übrigen, ſehr ehrenwerther Veteran der Wälder, werdet Ihr mir, denk' ich, bezeugen, daß ich mich für einen Rekruten in der edlen Waldgängerei auf unſerem vorgeſtrigen, geſtrigen und heutigen Marſche ganz paſſabel gehalten habe."

„O ja, es geht an, es geht an. Aber ſeht Euch doch einmal um, Kapitän. Iſt das nicht prächtig?"

Der Alte wies mit der Hand auf die unermeßliche Fernſicht, welche ſich von der Anhöhe aus, wo ſie ſtanden, den Blicken der Männer aufthat.

Gegen Süden, von woher die Wanderer gekommen, gegen Norden und Weſten dehnten ſich in leichten Wellenſchwingungen die ungeheuren Maſſen des Urwaldes aus, der damals auch in dieſen jetzt längſt dem regſten Treiben des Ackerbaues und der Induſtrie anheimgefallenen Landſtrichen noch ſeine Oberherrſchaft ſo entſchieden behauptete, daß die Anſiedelungen der Puritaner nur wie zerſtreute

Inſeln im weiten Raume des Waldmeeres lagen. Um die Hunderttauſende und aber Hunderttauſende von Wipfeln kräuſelten ſich Schichten des leichten Morgennebels, welchen die dem Zenith zueilende Sonne ein weiteres Aufſteigen nicht geſtattete. Durch die phantaſtiſch ſich verſchlingenden Geſtalten des Nebelſchleiers hindurch tauchte ſich das Auge mit immer neuer Luſt in dieſe Welt von Grün, auf welcher jene ſabbathliche Stille der ſich ſelbſt überlaſſenen Natur, jener Zauber der Einſamkeit lag, welchen noch kein Dichter erſchöpfend geſchildert und welchen nur der Pinſel Karl Friedrich Leſſing's in ſeinen Waldlandſchaften annähernd wiederzugeben verſtand.

„Foi de gentilhomme!" ſagte der Flibuſtier, nachdem er das in ſeiner Monotonie großartige Panorama mit den Blicken eines Mannes betrachtet hatte, welcher gewohnt iſt, Naturſcenen mit ſo zu ſagen künſtleriſchem Auge aufzufaſſen, „foi de gentilhomme, ich wollte, meine Herrin wäre hier. Sie hat zwar mit mir auf Hayti, in Süd-Mexiko und Central-Amerika tropiſche Urwälder geſehen, aber doch wollt' ich, ſie wäre hier. Was für hübſche Sachen ſie über dieſes unermeßliche, in ſeiner Einförmigkeit und Verlaſſenheit doch ſo belebte Gemälde vorzubringen wiſſen würde! Die Wälder der Tropenländer ſind prächtiger, das iſt wahr, dort iſt mehr, ganz unvergleichlich mehr Farbe, Glanz und Duft, alles wächſt dort ins Rieſenhafte und die üppige Vegetation drückt einen gleichſam zu Boden. Dieſes nordiſche Waldmeer aber haucht einen ganz eigenthümlichen Zauber aus. Es heimelt mich an und mir iſt, als athmete ich den Harzgeruch der Forſte ein, welche daheim in der Normandie grünen. Wie thut es dem Auge wohl, in dieſe grünen Tiefen ſich zu verſenken! Ah, es müßte ſchön ſein, dieſe Waldeinſamkeit vom Getön der Jagdhörnerfanfaren widerhallen zu laſſen und, an der Seite der Geliebten auf brauſendem Roß über den ſchwellenden Moosgrund hinfliegend, den Hirſch zu verfolgen. — 's iſt ein ſchönes Land, bei alledem, und ſchade wäre es, wenn es dieſem triſten Geſchlechte von ſchäbigen puritaniſchen Heiligen — die Peſt auf ſie! — als Erbtheil verbliebe. — Nun, wir wollen ſehen, ob ſich das nicht ändern ließe, wenn erſt dieſe Epiſode im Drama meines Lebens zu Ende geſpielt ſein wird. Fortes fortuna juvat, pflegte mein alter Pater im Rouener Collège zu ſagen und — foi de gentilhomme — ich denke, meine bisherigen Erfolge haben dieſes Sprichwort nicht Lügen geſtraft."

Der alte Trapper ſchien dieſes Selbſtgeſpräch ſeines Gefährten nicht zu beachten, ſondern ſchaute mit glänzenden Blicken in eine Scene hinein, welche ihm Augen und Herz ſtets aufs neue erfriſchte.

„Freund Willem", ſagte De Luſſan jetzt zu ihm, „es wird mir allmälig klar, daß ſich Eure Wälder doch ſo ziemlich neben dem Meere ſehen laſſen dürfen. Ein Poet würde ſagen, dieſes Waldmeer ſei in ſeiner Unendlichkeit ebenſo erhaben wie der unendliche Waſſerſpiegel der See."

„Ich weiß nicht, wie ſich ſo ein Versmacher ausdrücken würde, Kapitän, aber das weiß ich, daß es auf der Welt nichts ſchöneres gibt als die Wälder, in denen ich leben und ſterben will. — Ach“, ſetzte der Alte mit einem Anflug von Trauer hinzu, „es wird, fürcht' ich, eine Zeit kommen und ſie mag nicht mehr ſo fern ſein, wo all dieſe Waldherrlichkeit dem unerſättlichen Beile der Koloniſten zum Opfer fallen wird. Aber ich danke meinem Schöpfer, daß meine Augen den Gräuel der Verwüſtung nicht mehr werden mitanſehen müſſen, daß ich ſchon lange unter dem Raſen liegen werde, wann die Verheerung von der Seeküſte her allwärts tiefer ins Land vorſchreiten wird.“

„Ihr ſeid ſelber ein Stück von einem Poeten, Freund, obgleich Euch das Verſemachen ſchlecht von der Hand gehen würde. Aber ich habe einmal einen geſcheidten Mann ſagen hören, die beſten Dichter wären oft die, welche keine Verſe machten. Doch ſprecht nicht vom Sterben, Mann, das kommt ohnehin von ſelbſt und noch immer früh genug. Noch leben wir und mein Magen ſagt mir, daß wir ſehr leben. Kommt, mir iſt, als rieche dorther von der Lichtung etwas wie Bratengeruch. Es iſt merkwürdig, wie der Hunger die Sinne ſchärft, und ſeht, da kommt Euer Hund, wahrſcheinlich von Freund Thorkil geſchickt, uns anzuſagen, daß die Tafel ſervirt ſei.“

„Ja, 's wird wohl ſo etwas ſein“, verſetzte der Trapper, dem Thiere, welches ihm die Hand leckte, den Hals ſtreichelnd. „Prinſlo iſt ein kluges Geſchöpf und oft ſchon, namentlich wenn er mir beim Biberfang — ein verdammt ſchlaues Beeſt, der Biber — Beiſtand leiſtete, dacht' ich bei mir, es fehlte ihm nur die Sprache. Doch er hat in ſeiner Art auch eine Sprache, man muß ſie nur verſtehen. Seht einmal, Kapitän, iſt's nicht, als wollte er uns bedeuten, mitzukommen?"

Der Hund umtanzte mit munteren Sprüngen die beiden und lief dann in der Richtung, von wo er gekommen, die Anhöhe hinab, oft ſtillſtehend, zurückblickend und mit dem Schweife wedelnd.

„Er riecht den Braten ebenfalls", ſagte De Luſſan lachend und folgte ohne Säumen dem Thiere.

Der Trapper warf noch einen Blick auf die Waldlandſchaft und ſchloß ſich dann im Hinabſchreiten von dem Hügel wieder ſeinem Begleiter an.

Sie waren nur eine kurze Strecke in öſtlicher Richtung gegangen, als ſich der Forſt zu lichten und allmälig in Buſchwerk auszulaufen begann. Nachdem die Wanderer daſſelbe durchbrochen, traten ſie auf eine Lichtung hinaus, die ſich zur Prairie erweiterte, deren üppigen, halb mannshohen Graswuchs die Glut der Juliſonne auf den Stengeln welken gemacht und zu Boden gedrückt hatte. Hart am Waldſaume, an einer Stelle, deren friſches Grün die Nähe einer Quelle andeutete, bemerkten ſie Thorkil, welcher Waffen und Waidtaſche abgelegt und ſogar das Jagdhemd ausgezogen hatte, um ſeine Obliegenheiten als Koch der Wildniß ungehinderter verrichten zu können.

„Ihr bleibt lange aus", ſagte der junge Jäger zu den Herankommenden, „und Prinſlo hat, vermuthe ich, meine Beſorgniſſe, der Haunch möchte zu gar werden, ſo ſehr getheilt, daß er fortlief, euch zu holen."

„Ja, was willſt du, Junge?" entgegnete der Alte, ebenfalls die Waidtaſche ablegend und ſich's möglichſt bequem machend. „Die Seeleute ſind der Anſicht, es ſegle ſich leichter auf dem Meere, als es ſich in den Wäldern gehe, und meinen ferner, es wäre anzurathen, das menſchliche Gangwerk durch künſtliche Hebel zu erſetzen."

Der Flibuſtier beachtete dieſe gutmüthig ſpottende Anſpielung nicht, ſondern ſchaute mit Blicken umher, in welchen ſich eine nicht ſehr angenehme Ueberraſchung kundgab.

„Sehr werthe Kameraden, edle Jäger und geliebte Mitabenteurer", ſagte er dann, „darf ich mir hinſichtlich des in Ausſicht geſtellten delikaten Frühſtücks einige Aufklärungen erbitten? Ihr wißt, ſeit wir Providence verlaſſen, haben wir von gedörrtem Fleiſche gelebt, welchem die Eigenſchaft unlieblicher Zähigkeit nicht völlig abzuſprechen war, und nun ſehe ich, mit den Augen des Magens umherblickend, welche, wenn meinem Bootsmann Terrible irgendwie zu glauben iſt, die ſcharfſichtigſten aller Augen ſind, weiter nichts als eine kleine Erhöhung von Raſen, welche ſo ziemlich einem großen Bienenkorbe ähnlich iſt. Selbſt das Feuer, deſſen Rauch wir doch vorhin ſahen, iſt verſchwunden und ich erblicke nur noch einen Haufen Aſche neben beſagtem Bienenkorbe."

„Bienenkorb oder nicht, Kapitän", unterbrach Willem die Elegie De Luſſan's, „das Ding hat die rechte Form. — Nun, Thorkil, brich den Bratofen auf, damit der Gaumen unſeres Freundes einen echten und gerechten Büffelhaunch zu koſten kriege."

Thorkil machte ſich ſofort ans Werk. Er brach die Raſenerhöhung auf und zog aus der Höhlung unter derſelben, welche mittels eines engen Kanals mit dem vergloſteten Feuer in Verbindung geweſen war, eine unförmliche Maſſe hervor, welche heftig dampfte. Als die Haut, in welche der in ſeinem eigenen Fette geſchmorte Braten eingeſchlagen geweſen war, zurückgeſchlagen wurde, verbreitete ſich ein Duft, welchen der Flibuſtier mit weitgeöffneten Naſenflügeln einſog.

„Das riecht ja ganz wollüſtig — foi de gentilhomme!" rief er aus. „Entſpricht der Geſchmack nur einigermaßen dem Geruche, ſo will ich ſchwören, daß Eure walduriprüngliche Kochkunſt die aller Köche der Höfe Europas beſchämt, Freund Thorkil."

Die Zubereitungen zum Mahle waren die einfachſten von der Welt. Die Haut wurde auf dem Raſen ausgebreitet und diente zugleich als Tiſchtuch, Schüſſel und Teller. Die Männer zogen ihre Meſſer hervor und De Luſſan ließ ſich wirklich nicht erſt ſagen: Greif' zu! ſodaß der junge Jäger, obzwar auch er, wie Groot Willem, einen tüchtigen Waldappetit bewies, nach einer Weile ſich veranlaßt ſah, lächelnd zu ſagen:

„Meiner Treu, Kapitän, hättet Ihr Euch Euren Kriegsnamen el Exterminador nicht bereits an den Spaniern verdient, Ihr würdet ſelbigen ſicherlich an dieſem Haunch verdienen."

„Nicht wahr?" verſetzte der Flibuſtier naiv und athmete von ſeiner ſchweren, aber angenehmen Arbeit auf. „Alle Teufel der ſiebzehn Höllen, wie die Spanier ſagen — die Peſt auf ſie! — ſollen mich holen, wenn ich in meinem Leben jemals beſſer gefrühſtückt habe. Ihr ſeid nicht ohne klaſſiſche Bildung, Freund Thorkil, und ſo werdet Ihr mich verſtehen, wenn ich ſage, daß ich, falls wir im alten Rom lebten, beantragen würde, Euer Haupt mit einer Bürgerkrone zu ſchmücken; wahrhaftig, ſo thät' ich."

„Ihr ſeid wirklich großartig in der Anerkennung meines Verdienſtes", entgegnete Thorkil lachend. „Aber Ihr müßt Euren Dank meinem Vater Willem zollen, deſſen beſcheidener Schüler in dieſem wie in allen andern Zweigen des Jägerlebens ich bin."

„Wahre Größe iſt immer beſcheiden", bemerkte De Luſſan mit komiſchem Pathos, indem er die gravitätiſche Ausdrucksweiſe eines auf dem Katheder ſtehenden Profeſſors der Moral nachahmte; „ja, wahre Größe iſt immer beſcheiden und die Tugend verzehnfacht ihren Werth durch Anſpruchsloſigkeit. Sprechende Beiſpiele hierfür laſſen ſich ſchon aus den Zeiten des Heidenthums anführen, während uns deren die Geſchichte der chriſtlichen Heiligen und Märtyrer eine unabſehbare Fülle darbietet. Wir wollen jedoch, meine aufmerkſamen Zuhörer, für heute bei dem glänzendſten dieſer Exempla ſtehen bleiben.

Wie ihr wißt, iſt Seine Heiligkeit der Papſt der Stellvertreter und Statthalter Gottes auf Erden, folglich ohne Frage der tugendhafteſte und verdienteſte aller Menſchen, und trotzdem geht ſeine Demuth ſo wunderbar weit, daß er ſich den Knecht der Knechte Gottes nennt. Ergo glauben wir unwiderlegbar dargethan zu haben, daß Verdienſt und Beſcheidenheit leibliche Geſchwiſter ſind. — Quod erat demonstrandum."

Der Gegenſatz zwiſchen den abgedroſchenen Gemeinplätzen dieſer Moral und der hochtrabenden, von entſprechendem Gebärdenſpiel begleiteten Kathedermanier, womit ſie vorgebracht wurden, machte die beiden Jäger hell auflachen und Groot Willem ſagte:

„Nichts für ungut, Kapitän, aber Ihr erinnert mich daran, daß ich meinen Freund Williams einmal ſagen hörte, alle Franzmänner ſeien geborene Komödianten."

„Das Kompliment iſt zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft, lieber Freund", entgegnete De Luſſan ebenfalls lachend, „aber es iſt viel wahres daran — foi de gentilhomme! Ich habe das an meinen Landsleuten, aus denen die Mehrzahl meiner Schiffsmannſchaft beſteht, hundertmal wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Muß ich ihnen etwas recht Halsbrechendes zumuthen, ſo darf ich nur dafür ſorgen, daß ſie dabei Gelegenheit haben, ſich zu zeigen, zu brilliren. Ah, la gloire iſt ein Wort, welches auf die Kinder von la belle France jeder Zeit ſeine zauberkräftige Wirkung thut. Hätten wir Wein hier, ſo würde ich mir erlauben, einen Toaſt auf die Göttin Gloria auszubringen, in Ermangelung deſſen aber will ich das Beiſpiel Thorkil's nachahmen und ohne Trinkſpruch mit einem Schluck aus der Quelle dort vorlieb nehmen."

Nachdem Hunger und Durſt geſtillt waren, ſaßen die Männer noch eine Weile plaudernd im Schatten. Allmälig aber verſtummte das Geſpräch, indem ſich zuerſt De Luſſan und dann auch Thorkil dem Schlummer hingaben und ſelbſt der alte Trapper anfing, zu duſeln, wie er ſich ausdrückte.

So waren einige Stunden vergangen, als Prinſlo, der ſich, nachdem er die Ueberreſte des Büffelhöckers verzehrt, ebenfalls mit Befriedigung ins Gras geſtreckt hatte, langſam aufſtand, die Ohren ſpitzte, einen halben Büchſenſchuß weit in die Prairie hinaustrabte, dort ſchnobbernd und ſchnüffelnd die Schnauze in die Luft reckte und dann ein kurzabgebrochenes Gebell ausſtieß.

Groot Willem war ſchon bei der erſten Bewegung ſeines Hundes völlig munter geworden. Er ſchaute, achtſam auf das Gebaren Prinſlo's, rings um ſich, trat dann ebenfalls von dem Schattenplatz am Waldſaum in die Prairie hinaus und murmelte: „Ja, ja, es wird wohl ſo ſein, wie der Hund meint."

„Büffel?" fragte Thorkil, ſeinem Adoptivvater zur Seite tretend, während der Flibuſtier, den Schlaf aus den Augen reibend, ſich erkundigte, was es denn gäbe.

„O, nichts beſonderes, Kapitän. 's iſt nur 'ne Heerde Büffel, die von Mittag her die Prairie heraufkommt. Dachte mir's gleich, Thorkil, daß der Stier, welchen du heute Morgen geſchoſſen, ſich von einem Trupp verlaufen haben müßte. Aber 's iſt nicht gewöhnlich, daß die Kreaturen um dieſe Tageszeit wandern, und kann ich mir auch nicht denken, daß die Indianer dermalen auf die Thiere aus ſind. Doch ſeht, dort kommen ſie herauf, 's iſt 'ne ſtattliche Heerde.“

Ein dumpfes Gebrülle kam über die Prairie herüber. Dann wurde in der Entfernung von etwa einer engliſchen Meile eine dunkle Maſſe ſichtbar, die ſich allmälig zu einer langen Linie entrollte, welche in erſt langſamer, dann in immer raſcherer Bewegung die Prairie von Süden nach Norden zu durchſchnitt. Bald konnte man die Thiere deutlicher unterſcheiden, obwohl der hohe Graswuchs nur ihr mächtiges Gehörne und ihre ſchwarzen Rücken zu ſehen geſtattete.

„Wollen wir Jagd auf ſie machen?“ fragte De Luſſan.

„Wozu, Kapitän?“ entgegnete Willem. „Wir haben, vermuth' ich, für heute Büffelfleiſch genug gekoſtet, und was die Häute angeht, ſo taugen ſie um dieſe Jahreszeit nicht viel. Ohnehin könnten wir uns nicht damit ſchleppen. — Aber was haſt du denn, Prinſlo?“

Der Hund hatte aufgehört zu bellen, ſprang mit mächtigen Sätzen in das Gras hinein, kehrte dann zurück und ließ ein eigenthümliches leiſes Geheul oder vielmehr Gegilfe hören.

„'s iſt ein Stück Rothhaut um die Wege, gewiß und wahrhaftig!“ ſagte der alte Trapper. „Prinſlo weiß.

was er thut, und ſpricht nicht blindlings in den Tag hinein. Seht nach euren Büchſen, Freunde, damit uns nicht irgend etwas unvorbereitet überraſche.“

„Was beſorgt Ihr, Freund?“ fragte De Luſſan.

„Beſorgen? Vorerſt gar nichts, aber in der Wildniß, wißt Ihr, muß man ſtets auf alles gefaßt ſein. — Hei, Thorkil, du haſt jüngere und ſchärfere Augen als ich — ſchau' doch einmal dorthin, dort am Ende der Büffelreihe — was ſiehſt du dort?“

„Einen weißen Büffel, meiner Treu.“

„Ja, freilich einen weißen Büffel, Junge, aber auf demſelben? auf demſelben? — Ha, jetzt ſeh' ich alles. Der Unglückliche iſt ausgegangen, um die große Medicin zu erjagen, und dieſe war ſtärker als er.“

„Große Medicin?“ fragte der Flibuſtier verwundert. „Ihr ſprecht in Räthſeln, Freund Willem.“

„Nun, Kapitän, Ihr wißt doch, daß die Indianer alles ungewöhnliche, ihnen räthſelhafte oder geheimnißvolle Medicin nennen. Das Wort muß von den Franzmännern aus den Kanadas herübergekommen ſein und der indianiſche Ausdruck, welcher demſelben entſpricht, bedeutet Geheimniß. Der Anſicht der indianiſchen Powows oder Zauberer oder Medicinmänner zufolge — es ſind übrigens lächerliche Geſellen mit all ihren Schnurren — iſt die Haut eines weißen Büffels eine ſehr große Medicin, welche ihren Beſitzer in den Augen des Manitu wohlgefällig machen und ihn vor den Teufeleien des Ochkih-Häddäh ſicher ſtellen kann. 's mag daher kommen, daß oft unter vielen Tauſenden von Büffeln nicht ein einziger weißer gefunden wird. Hab' ich doch ſelbſt während meines ganzen Jägerlebens erſt zwei zu Geſicht bekommen und der dort iſt der dritte."

„Er kommt auf uns zu, er macht raſende Sprünge, als ob er verwundet wäre, und — ha! — was ſchleppt er dort mit ſich?"

„Einen armen Teufel von Indianer, kannſt dich drauf verlaſſen, Thorkil. Er hat ihn an ſein Gehörn geſpießt. Der Mann hat die große Medicin unter der Heerde entdeckt, er iſt, der Ehre eines ſolchen Unternehmens wohlbewußt, allein ausgezogen, die koſtbare Haut zu gewinnen, hat das Thier vielleicht ſchon tagelang verfolgt, hat es mit ſeinen Pfeilen zu Falle gebracht, aber wie er ihm mit ſeinem Meſſer den Garaus machen wollte, iſt der Büffel wieder aufgeſprungen, hat in ſeiner Wuth den Gegner geſpießt und da hängt er nun."

„Ihr ſprecht, als wärt Ihr dabei geweſen und hättet das alles mit angeſehen, Freund Willem", bemerkte der Flibuſtier.

„Ich habe ſolches oder doch ähnliches oft genug geſehen", lautete die Antwort des Alten, „um vermuthen zu können, wie der Mann dort auf die Hörner des Büffels gekommen. Aber wir müſſen ſehen, was zu thun iſt."

Die jetzt folgende Scene entwickelte ſich mit einer Raſchheit, welcher eine langathmige Beſchreibung ſehr ſchlecht entſprechen würde.

Der Büffel, ſei es, daß er nach Art verwundeten

Wildes das Dickicht des Waldes aufſuchen wollte, ſei es, daß Wuth und Schmerz ihn ganz zufällig dieſe Richtung nehmen ließen, kam der Stelle, wo unſere drei Abenteurer beiſammen ſtanden, immer näher, indem er wirklich, wie Thorkil bemerkt hatte, raſende Sprünge machte. Sein Anblick war furchtbar. Seine lange zottige Mähne hing, indem er mit geſenktem Haupte einhertobte, bis auf den Boden nieder. Sein Schweif mit dem reichen Haarbüſchel am Ende ſtarrte in gleicher Linie mit dem Rückgrat in die Luft hinaus. Blutſtriemen, die von Pfeilwunden herrührten, bedeckten ſein weißes Fell und in ſeiner linken Hüfte ſteckte ein nahe an der Spitze abgebrochener Schaft einer Lanze. Sein Leib war von Wuth bis zum Berſten aufgeſchwollen, ſeine blutunterlaufenen Augen ſchienen grünliches Feuer auszuwerfen, aus Maul und Naſe ſtieß er Ströme von Dampf und Blut hervor. Auf ſeinem buſchigen Haupte hockte oder hing, halben Leibs gegen den Fetthöcker der Beſtie zurückgelehnt, ein menſchlicher Leib, welcher, offenbar der indianiſchen Raſſe angehörend, noch ſchlimmer zugerichtet war als der des Thieres. Der Büffel hatte, wahrſcheinlich in der von Willem angedeuteten Situation, dem Angreifer eins ſeiner gewundenen, ſtahlharten, ſpitz zulaufenden Hörner durch den Unterleib gerannt und an dem andern hielt ſich der Geſpießte während ſeines entſetzlichen Rittes im Todeskrampf mit beiden Händen feſt.

Das Ungethüm rannte in blindem Ingrimm einher, als ob es die plötzlich vor ihm aus dem Gras der Prairie auftauchenden menſchlichen Geſtalten gar nicht wahrnähme. Sein Gebrüll war entſetzlich.

„Achtung, Thorkil, wenn ich fehlen ſollte."

So ſprechend brachte Groot Willem ſein Roer leicht, als wär's eine Feder, an die rechte Wange. Der Lauf der Waffe richtete ſich in gedankenſchnellem Zielen auf das zottige Haupt des Thieres, die Ladung entfuhr der Mündung und der Schuß ſchallte über die Prairie hin.

Thorkil hatte nicht nöthig, auch ſeinerſeits die Büchſe zu erheben. Der Büffel empfing in einer Diſtanz von etwa fünfzig Schritten die zerſchmetternde Kugel vorn auf der Stirn, mitten zwiſchen den beiden Hörnern, und brach lautlos zuſammen, in ſeinem Falle den unglücklichen Reiter weit von ſich ſchleudernd.

Die Männer eilten zu ſeiner Hilfe herbei. Der Indianer, welcher alle Spuren des Alters an ſich trug, war auf das Geſicht gefallen. Ohne das krampfhafte Zittern und Zucken, welches über ſeinen nur mit einem zerfetzten Lederhemd bekleideten Körper hinlief, hätte man ihn für bereits todt halten müſſen.

„'s iſt ein Wampanoge", ſagte Willem, „aber wäre er auch ein Pequode, es ſoll alles für ihn gethan werden, was wir thun können."

„Ich glaube, da kommt alle Hilfe zu ſpät", verſetzte Thorkil, welcher den gebrochenen, ſchlotternden Körper des Wilden umgewandt hatte. „Seht nur, die Beſtie hat ihm den Bauch aufgeſchlitzt und die Eingeweide hängen heraus."

„Das iſt die ſchauderhafteſte Wunde, welche ich je geſehen", bemerkte der Flibuſtier, „und doch bin ich kein Neuling in ſolchen Dingen. Der Mann hat nur noch wenige Minuten zu leben."

Der Verwundete entrang ſich inzwiſchen der Betäubung, in welche ihn ſein Sturz verſetzt hatte, und öffnete die ſchon halb erloſchenen und verglaſ'ten Augen weit.

„Waſſer! Waſſer!" ſtöhnte das unglückliche Geſchöpf im Dialekt der Pokanoketen-Stämme.

Thorkil eilte zur Quelle, füllte ſeine Ledermütze mit dem Naß, nach welchem alle Verwundeten ſo brennend verlangen, und hielt ſie, zurückgekommen, dem Indianer an die lechzenden Lippen, indem er deſſen Oberkörper mit ſeinem linken Arm aufrecht erhielt.

„Weißer Bruder guter Bruder", ächzte der Gelabte und ließ ſeine ſich verdunkelnden Augen im Kreiſe umhergehen.

Der Anblick des todten Büffels rief ihm die Gedanken, welche ſeine Seele in den letzten Tagen erfüllt hatten, noch einmal zurück.

„Große Medicin todt", ſagte er in abgebrochenen Lauten; „große Medicin ſtärker als rother Mann, viel ſtark, hatte den Ochkih-Häddäh im Leibe."

Das Delirium des Todes bemächtigte ſich ſeiner. Er verſuchte aufzuſtehen, ſchwenkte die Arme und ſprach verworren durcheinander.

„Ochkih-Häddäh bös, viel bös — rother Krieger gehen in glückliche Jagdgründe — Pe-toh-pi-kiß großer Jäger."

„Pe-toh-pi-kiß?" ſchrie Thorkil auf, wie vom Biß einer Natter getroffen.

Und er ließ den Indianer aus ſeinen Armen gleiten, daß derſelbe ſchwerfällig in das Gras zurückſank, ſtand auf und riß das Jagdmeſſer aus dem Gurt.

Der alte Trapper legte ihm aber ſeine Hand nachdruckſam auf den Arm und ſagte abwehrend:

„Thorkil, du haſt einen Sterbenden vor dir."

„Pe-toh-pi-kiß", murmelte der Wilde wieder, „großer Jäger, großer Krieger, nehmen Skalp von Pequoden und Mohikanern, viel zu ſagen im Rath der Häuptlinge."

„Er ſingt ſeinen Todesgeſang, Kapitän", bemerkte der alte Trapper. „Es iſt merkwürdig, welche Praler die Rothhäute in ihren letzten Augenblicken werden. Höre, Bruder Pe-toh-pi-kiß", wandte er ſich dann an den Wilden, „du haſt Pequoden und Mohikaner getödtet, aber wie iſt's mit den Blaßgeſichtern?"

„Blaßgeſichter ſind gierige Hunde, Metakom ſie alle vertilgen von den Jagdgründen der rothen Männer."

„Hießeſt du nicht vor Zeiten Joſua, Wampanoge?" fragte Thorkil, nur mit äußerſter Mühe ſeine Gefühle zügelnd.

„Pe-toh-pi-kiß ſpeit auf den Blaßgeſichtsnamen, den ihm geben der Powow der Blaßgeſichter, als er Pe-toh-pi-kiß begießen mit Waſſer."

Thorkil wollte wieder mit einer Frage hervorſtürmen, aber Willem ſchob ihn beiſeite und ſagte:

„Mein Bruder Pe-toh-pi-kiß ſprach von dem Sachem der Wampanogen und Pokanoketen. Wo iſt er?"

„Metakom auf Kriegspfad; gehen Blaßgeſichter auszurotten. Metakom großer Sachem, ſeine Krieger zahlreich wie das Laub des Waldes im Sommer — Metakom haben viel Donnerrohre, haben auch in Wigwam gelbes Metall, damit die Hände der Blaßgeſichter zu füllen, welche den Donner und Blitz verkaufen.“

„Gelbes Metall? Woher ſollte der Sachem gelbes Metall haben?“

„O, Metakom ſehr weiſe, ſehr. Gelbes Metall holen auf Inſel in Salzſee — Pe-toh-pi-kiß mit ihm gehen, ihm zeigen fremdes Blaßgeſicht mit kleinem Knaben —“

Die Spannung ſprengte dem jungen Jäger faſt die Adern ſeiner Schläfe, aber Willem fuhr ruhig fort:

„Das fremde Blaßgeſicht gab alſo dem Sachem das gelbe Metall?“

„Geben? Nein, Blaßgeſichter lieben gelbes Metall zu ſehr. Metakom mit Pe-toh-pi-kiß gehen in altes Steinwigwam, Blaßgeſicht mit Knaben ſchlafen, Sachem und Pe-toh-pi-kiß Blaßgeſicht tödten, aber nicht nehmen Skalp.“

„Nicht nehmen Skalp?“

„Nicht nehmen Skalp — Sachem mit Pe-toh-pi-kiß kommen in Blaßgeſichtsmokkaſins, mit Blaßgeſichtsmeſſer —“

Hier ſchnappte die Stimme des Wilden plötzlich ab. Der Tod griff ihm ans Herz, ein ſchreckliches Röcheln machte ihm Bruſt und Kehle ſchwellen, dann rieſelte ein Blutſtrom aus ſeinem Munde und ſein Leben war entflohen.

„Es iſt eine wunderbare Fügung!“ ſagte der alte

Waldgänger tief bewegt. „Ein wüthender Büffel mußte uns den Mann vor die Füße ſchleudern, damit er ein ſchreckliches Zeugniß ablege in der Verwirrung ſeines Todeskampfes. Thorkil, als ich Hih-lah-dih in Providence ſprechen hörte, begann ich zu ahnen, daß Metakom der Mörder deines Vaters ſei; aber jetzt erſt haben wir Gewißheit. Es iſt wunderbar, höchſt wunderbar!“

## 2.

Es war ein Mann, mit Namen Hirbed, voll
Von Argliſt, Ränken und von böſem Groll.

Firduſi.

Genieß', ſolange du noch lebſt, der Freude!
Bedenk', vergänglich iſt das Weltgebäude,
Und jede Luſt, die du dir hier verſagt,
Wird, wann im Grab du liegſt, von dir beklagt.

Derſelbe.

Eine Geſellſchaft engliſcher Edelleute, in der ein Kapitän Wallaſton vorragte, hatte vor der Zeit, in welcher unſere Erzählung ſpielt, öſtlich vom Pawtucket und ſüdlich vom Charlesfluß mit reichen Mitteln eine Niederlaſſung gegründet, welche Mount Wallaſton genannt worden war. Die vornehmen Koloniſten verſtanden aber ſo wenig das Geſchäft, die Wildniß zu bewältigen, daß nach jahrelangem bedeutendem Aufwand von Mühe und Koſten die Anſiedelung in einem nichts weniger als gedeihlichen Zuſtande ſich befand. Da ſich außerdem die Herren in dem Kanaan der Puritaner, wie die Gegner der letzteren die Kolonien von Neu-England ſpottend zu nennen pflegten, nicht ſehr behagen mochten, ſo gaben ſie die Sache auf und zogen weg, um in Virginien ihr Glück zu verſuchen. Sie ließen jedoch auf Mount Wallaſton eine zahlreiche Dienerſchaft zurück, um die Pflanzung zu bebauen. Im Gefolge dieſer Edelleute befand ſich ein gewiſſer Thomas Morton, ein Menſch von allerlei Gaben, aber verworfener Geſinnung, ein verdorbener Advokat aus London, der, wie er in die neue Welt gekommen, ſein Glück zu verſuchen, nun auch mit einer geringen Summe Geldes ſich einen unbedeutenden Antheil an jenem Unternehmen erkauft hatte. Als die, welche er bisher geſcheut und gefürchtet, entfernt waren, regte er die Dienerſchaft zu einem förmlichen Aufſtand auf, der damit endigte, daß ſie den Verwalter fortjagten, ſich für vollkommen unabhängig erklärten und ein wüſtes Leben voll roher Luſt begannen. Die Güter, welche die Beſitzer hinterlaſſen, verkauften ſie an die Indianer, erwarben mehr noch durch geſchickten Tauſchhandel und brachten ſonſt ihre Zeit mit Trinkgelagen und andern abgeſchmackten Rohheiten zu. Am erſten Mai pflanzten ſie nach alter engliſcher Sitte eine Maiſtange auf, bekleideten und behingen ſie mit ſchmuzigen Reimen, luden die indianiſchen Weiber zur Theilnahme an ihren Bakchanalien ein und erſchöpften ſich, einer den andern an wilder Ausgelaſſenheit zu überbieten. Wenn dieſe Aufführung nun jedem Wohlgeſinnten gehäſſig und verächtlich erſcheinen mußte, wie ſehr mußten ſich die ſtrengen Väter der Kolonien verletzt und empört fühlen, ſie, in deren Augen auch der unſchuldigſte Tanz um den Maibaum eine an die heidniſchen Spiele der Flora mahnende

Sünde war. Aber dies war nicht alles. Der tolle Unfug nahm einen gefährlicheren Charakter an. Da nämlich den ausgelaſſenen Geſellen endlich das Geld und ſonſtige Tauſchwaaren ausgingen, fing Morton an, Schießgewehre nebſt Pulver und Blei an die Indianer zu verkaufen, und belehrte ſie ſorgſam über den Gebrauch; dies letztere namentlich, indem er ſie für ſich und ſeine Geſellſchaft auf die Jagd ſchickte und ſich durch ſie mit reichlichem Wildpret zu ſeinen Gelagen verſehen ließ. Die Indianer ergriffen dieſe Vortheile mit grenzenloſer Begierde, benutzten ſie mit großer Geſchicklichkeit und waren zu ungeheuren Preiſen für dieſe übermächtigen Vertheidigungsmittel willig. Dies aber war hinreichend, um alle die im Lande zerſtreuten Pflanzer zur größten Furcht aufzuregen. Ueberdem waren ſie ſchon lange keines ihrer Diener mehr ſicher, denn bei der geringſten Unzufriedenheit entwichen ſie und geſellten ſich Morton's verlaufenem Geſindel zu, vor dem die einſam liegenden Pflanzungen zeither in größerer Angſt geweſen waren als vor den Indianern ſelbſt.

Unter ſo bewandten Umſtänden mußten ſich zur Zeit, als die Beziehungen der Eingeborenen zu den Anſiedlern immer offener den Charakter der Feindſeligkeit annahmen, die Blicke der Pilgrime mit ſtarkem und gerechtem Argwohn auf Mount Wallaſton richten, welchen die Bande Morton's, wie wir ſchon früher erwähnten, in Merry-Mount umgetauft und dem die Puritaner den bibliſchen Namen Mount Dagon gegeben hatten. Nach allem bisher Vorgefallenen konnte man mit Beſtimmtheit erwarten, daß die Geſellen vom luſtigen Berge mit den Indianern gemeinſame Sache machen würden. Aber der brüllende Tom — dieſen charakteriſtiſchen Namen führte Morton unter ſeinen Bekannten — war auch ein ſchlauer Tom. Er hatte ſeine Gründe, gerade jetzt ſich den Anſchein zu geben, als wollte er es unter allen Umſtänden feſt mit den Leuten ſeiner Farbe halten und als ſei er entſchloſſen, in dem Kampfe zwiſchen Weißen und Rothen den letzteren mit ſeiner Bande gegenüberzutreten. War dies auch, wie wir bald ſehen werden, nur eine Maske, ſo wurde ſie doch mit ſo guter Manier getragen, daß viele der Koloniſten ſich täuſchen ließen. Morton ließ es ſich angelegen ſein, dieſe Täuſchung zu unterhalten und zu ſteigern. Die geräuſchvollen Luſtbarkeiten auf dem Berge hörten auf, der Maibaum verſchwand vom Hofraume der Niederlaſſung und es ſchien, als ob der lebhafte frühere Verkehr mit den Eingeborenen gänzlich abgebrochen worden wäre.

Mount Wallaſton erhob ſich an einem der dem Charlesfluſſe zinsbaren Bäche auf einer Prairie, welche eine ziemlich weite Umſchau geſtattete. Auf der Seite des Waldbaches, der ſein Waſſer toſend zwiſchen großen Kieſeln hinführte, ſtieg eine über hundert und fünfzig Fuß hohe, ſenkrecht und glatt ſich aufgipfelnde Felswand empor, welche die weſtliche Seite des Hügels bildete, der in Neu-England allerdings auf den Namen eines Berges Anſpruch machen konnte. Gerade über dieſer Felswand erblickte man das Hauptgebäude der Niederlaſſung, ein offenbar mit viel größerem Aufwand von Koſten und Fleiß, als den Farmhäuſern der Koloniſten gewöhnlich zutheil wurde, aufgeblocktes Wohnhaus von ziemlich bedeutendem Umfange, welches zwei Stockwerke hoch war. Um das obere lief eine offene Galerie her, die gleichſam über dem Abgrund in der Luft hing und von welcher aus ſich dem Auge eine weite Fernſicht über die Prairie hinweg auf die umliegenden Wälder darbieten mußte. Der Hügel verlängerte ſich gegen Oſten zu und verlor ſich, während ſeine ſüdliche und nördliche Seite ſanft abfiel, allmälig unmerklich in die Ebene. Zur Zeit der Gründung der Anſiedelung war die Anhöhe auf allen Seiten, mit Ausnahme der weſtlichen, deren natürliche Beſchaffenheit jeden Zugang unmöglich machte, mit einer Paliſſadenreihe umgeben worden, die ſich aber jetzt in ſehr mangelhaftem Zuſtand befand, wie denn die Niederlaſſurg im Innern und Aeußern überall von Sorgloſigkeit und Unſauberkeit zeugte. Die Nebengebäude, welche auf der Fläche des Hügels, ohne an das Wohnhaus angebaut zu ſein, dennoch mit demſelben eine Art unregelmäßigen Vierecks bildeten und ſo einen großen Hof umſchloſſen, waren halb zerfallen. Die Thüren und Thore der Stallungen und Schuppen ſtanden offen und allenthalben lagen leere Kiſten und Fäſſer, Jagdgeräthſchaften und Reitzeug unordentlich umher. Mitten auf dem mit Gras überwachſenen Hofraum war der Stumpf des unlängſt gefällten Maibaums zu ſehen und in der Nähe deſſelben weideten einige Pferde, die ebenfalls die Spuren der Vernachläſſigung an ſich trugen wie hier alles, mit Ausnahme etwa von zwei großen Wolfshunden, die, offenbar wohlgenährt, in der Nähe des Eingangs zum Hauptgebäude herumlungerten.

Der Abendhimmel hing grau und mit Dunſtmaſſen angefüllt, die ein nächtliches Gewitter verkündigten, über dem luſtigen Berge, der in ſeiner jetzigen Verlaſſenheit und Stille ſeinem Namen keineswegs entſprach. Man hätte glauben können, es ſeien gar keine menſchlichen Weſen in der Anſiedelung vorhanden, wäre jetzt auf der Galerie nicht eine alte Indianerin erſchienen, welche in der einen Hand eine Hornlaterne, in der andern eine mit einem Tuche bedeckte Schüſſel trug.

Dieſes Weib, nur von den Hüften abwärts mit einem ſchmutzigen blauen Rock bekleidet, war mit ſeinem ſtruppigen Haar, ſeinen Runzeln und ſeinen unmäßig ſtark hervortretenden Backenknochen ein wahrer Ausbund von Häßlichkeit und verdiente ſeiner ganzen Erſcheinung nach den Namen der Hexe von Endor, womit es auf Merry-Mount allgemein genannt wurde, damit, wie der brüllende Tom einmal geſagt hatte, doch auch etwas Bibliſches im Hauſe ſei.

Die Alte wandte ſich nach der Weſtſeite des Gebäudes, ſtand dort vor einer Thür ſtill, welche von der Galerie ins Innere führte, ſchob den Riegel derſelben zurück und verſchwand in der Oeffnung, die Thür hinter ſich zuziehend.

Die Hexe von Endor war jedoch in der öde und faſt unheimlich ausſehenden Anſiedelung nicht allein.

In einem Gemache des untern Stockwerks ſaßen zwei Männer zechend an einem großen Tiſche. Das Zimmer verrieth trotzdem, daß ſeine Decke ſchwarzgeräuchert, ſein Wandgetäfel beſchmiert, ſein Möbelwerk befleckt und beſtaubt und ſein Boden mit einer Schmuzkruſte überzogen war, immer noch Spuren, daß es vordem die wohlgepflegte, nach altengliſcher Sitte eingerichtete Speiſehalle eines wohlhabenden Hauſes geweſen.

Die beiden Männer blieſen aus indianiſchen Pfeifen ſtarke Rauchwolken und unterbrachen dieſes Geſchäft nur, um wechſelsweiſe einen mächtigen Henkelkrug mit erblindetem ſilbernem Beſchläge, welcher zwiſchen ihnen auf dem Tiſche ſtand, an die Lippen zu führen.

Das Geſicht des einen zeigt uns die brutale Phyſiognomie von Maſter Thomas Kellond, welcher uns bei Eröffnung unſerer Geſchichte in der Rolle eines Häſchers entgegengetreten und den wir ſeither aus den Augen verloren.

Sein Geſellſchafter war kein anderer als der brüllende Tom in eigener Perſon, ein Mann mit dem überkupferten Geſicht eines Trunkenboldes, welchem Geſicht jedoch ein paar kleine graue Augen den entſchiedenen Ausdruck der Verſchmitztheit und Schelmerei, um nicht zu ſagen der Schurkerei gaben. Es war in dieſen Augen, die, wie es bei ſtarken Trinkern gewöhnlich der Fall iſt, weit aus ihren hochgerötheten Höhlen hervortraten, jener ſtechende Metallglanz, welcher den Zügen von Verbrechern mitunter eine ganz eigenthümliche unheimliche Beleuchtung verleiht. Einigermaßen im Widerſpruch hierzu lag auf der untern Partie von Morton's Geſicht der Stempel brutalen Humors und roher Jovialität, welchen Eigenſchaften er ſein Sobriquet verdankte.

Die beiden tranken und ſprachen miteinander im Stil von alten Bekannten, was ſie auch wirklich noch von London her waren.

„Beim ſchwarzen Geſichte König Karl's“, ſagte Kellond nach einem tüchtigen Zug aus dem Henkelkrug, „ſolange ich in dieſem verdammten Lande der Pſalmengurgler mich befinde, habe ich nie einen ſo koſtbaren Wein über die Zunge gebracht wie hier bei Euch auf Merry-Mount. 's iſt echter ſpaniſcher und noch dazu von keiner geringen Sorte.“

„Ich ſehe“, verſetzte Morton, „Ihr habt immer noch Eure gute alte Weinzunge, wie zur Zeit, wo Mutter Magda — die luſtige alte Kupplerin im Elſaß von Alt-London, wißt Ihr — uns beide ihren Kunden als untrügliche Autoritäten anpries in allem, was Weine und Weintrinken betraf.“

„O, ich weiß, ich weiß; aber Ihr vergeßt einen Artikel, Tom. Mutter Magda, ein treffliches Stück von Weibsbild in ihrer Art, pflegte zu ſagen: Tom Morton und Tom Kellond ſeien die beſten Kenner von Weinen und Mädchen, ſoweit es Weine und Mädchen gebe. Ja, beim alten Nick, wir waren rare Burſchen! Aber wo habt Ihr dieſen Wein her, Tom?“

„Aus erſter Hand. Meint Ihr, ich möge die Hunde von Hafenaufſehern und Zöllnern bemühen, zwiſchen mir und meinen Lieferanten die Mittelsperſonen zu machen?“

„Verſtehe, verſtehe. Ihr bezieht, wie Eure übrigen Waaren, ſo auch den Wein direkt und ohne Zoll und Akciſe. Jetzt weiß ich auch, warum der ganze Trupp Eurer flotten Jungen nach der Seeküſte hinüber iſt. Ihr ſeid ein wahres Genie von Zwiſchenhändler, Tom. Sicherlich habt Ihr Euch was Hübſches gemacht und ich denke, Ihr geht mit mir hinüber nach London, um Eure Tage dort ſo munter zu beſchließen, wie Ihr ſie begonnen.“

„Was Hübſches gemacht? Hm, es ging ſtets zu luſtig her auf dem luſtigen Berg, als daß ich hätte ans Geldmachen denken können. Und was das Hinübergehen betrifft, Mann, ſo wißt Ihr, daß ich zu viel alten Koth an den Schuhen habe, um mich auf den Straßen von London zeigen zu wollen.“

„Ei, dieſer alte Koth wird ſich wohl abwiſchen laſſen. König Karl ſoll von mir hören, daß mir mein Unternehmen ohne Tom Morton gar nicht gelungen wäre, das ſoll er. Es war, beim Blitz, doch ein guter Gedanke, daß ich den Entſchluß faßte, Euch aufzuſuchen, als ich da unten am Konnettikut zufällig Euren Namen nennen hörte. Ihr habt mir Glück gebracht, Tom, mächtiges Glück. Ich wollte das ganze Unternehmen aufgeben, als die zwei Höllenhunde von Waldläufern, die verdammt ſein mögen, den armen Tom Kirk todtgeſchoſſen und mir die Beute aus dem Rachen geriſſen hatten, und ſiehe da, kaum war ich auf dem luſtigen Berg angelangt, ſo triebt Ihr mir das Wild ins Netz. Ein gutes Drittel meiner Belohnung ſoll Euer ſein, verlaßt Euch drauf."

„So thu' ich, Tom. Im übrigen machte es mir ſelber Spaß, meinen guten Freunden, den Heiligen des Herrn, einen Poſſen zu ſpielen. Hätte der Häuptling nach gut indianiſcher Manier ſeine Gefangenen ſkalpirt, die lieben Puritaner von Neu-England und Alt-England würden ſich nicht halb ſo darüber geärgert und gegrämt haben, als ſie thun werden, wenn ſie hören, daß die beiden Buſenfreunde von Oliver Krommell am Galgen von Tyburn baumeln. Ein ſchöner Anblick, hol' mich der Teufel, wenn zwei ſolche Lichter in Iſrael das dreibeinige Gerüſt beleuchten!"

„Ja, wahrhaftig; ich freue mich auch unbändig auf den Anblick dieſer Illumination. Wenn uns nur der Wilde keinen Trick ſpielt."

„Seid ganz ruhig. Metakom weiß recht gut, daß er mich dermalen nöthiger hat als je. Er wird ſein Wort buchſtäblich halten und ich kenne den Unterhäuptling, durch welchen er die Gefangenen nach den Sümpfen der Landzunge von Mount Hope bringen ließ. Dort ſind ſie gut verwahrt, bürge Euch dafür, bis Ihr eine gute Gelegenheit, ſie einzuſchiffen, ausfindig gemacht habt. Müßt Euch nur bei Zeiten nach dieſer Gelegenheit umthun, damit Euch nicht etwa ein Wechſel des Kriegsglückes einen Strich durch die Rechnung macht. Will Euch aber durch meine Schmugglerverbindungen in der Sache nach Kräften behilflich ſein."

„Thut das, thut das, es ſoll Euer Schade nicht ſein, Tom. Wäre aber zu meinem Zwecke nicht vielleicht das Schiff des Flibuſtiers zu benutzen, mit welchem in Verbindung zu ſtehen Ihr geſtern Euch gerühmt habt?“

„Das Schiff des Flibuſtiers? Hm, da kennt Ihr den ſtolzen Franzmann ſchlecht, wenn Ihr glaubt, er würde für Euch oder für irgend einen Menſchen ſo zu ſagen Häſcherdienſte verrichten. Sag' Euch, der Mann ſtrebt hoch, obgleich er für gut findet, ſeine Pläne zu verbergen, und Gold hat er wie Spreu.“

„Nun, da müſſen wir uns anderwärts umſehen. Aber Ihr ſpracht vorhin von Kriegsglück, Tom. Der Krieg zwiſchen den Rothhäuten und dieſen verdammten Bibelwiederkäuern iſt alſo in vollem Gange?“

„Seit dem Ueberfall von Swanzey in vollem und prächtigem Gange, hol' mich der Teufel! Die Heiligen des Herrn werden Mühe haben, dieſen rothhäutigen Satanaſſen zu widerſtehen. Metakom hat mit ſeinen Wampanogen und Pokanoketen einen Einfall in die Anſiedelungen von Konnektikut gemacht. Hadley und Springfield ſind niedergebrannt und in der Ebene von Northfield haben die Wilden einen Trupp Koloniſten, der ſich ihnen entgegenſtellte, bis auf den letzten Mann niedergemacht. Dutzende von einzelnen Gehöften ſind zerſtört und ihre Bewohner erſchlagen. Nur noch einige Tage oder Wochen Geduld und die Pſalmenheuler ſollen auch hier herum und gegen Boſton hinauf und gegen Plymouth hinab erfahren, daß der Herr züchtiget, wen er lieb hat.“

„Hahaha! Ihr ſeid noch immer ein kapitaler Spaßmacher, Tom. Aber ſagt mir, wo befindet ſich dermalen der Häuptling, den ſie König Philipp nennen? Ein ſauberes Stück von König, Gott verdamm' mich! Ein halbnackter Bettelprinz, mit Ruß und Ocker bemalt.“

„Sachte, ſachte! Metakom iſt ſo gut ein König als irgend ein anderer. Und rath' Euch, Tom, geht behutſam mit ihm um, wenn Ihr wieder mit ihm zuſammentrefft. Der Mann verſteht keinen Spaß, gar keinen, verſichere Euch.“

„O, das hab' ich ſchon gemerkt. 's iſt ein allmächtig hochnaſiger Kerl, Gott verdamm' mich! Aber freut mich, daß er dieſem puritaniſchen Gezüchte, welches mir in dem Geſchäft, das mich in dieſes hölliſche Land geführt hat, auf offene und verſteckte Weiſe hinderlich war, ſo teufelmäßig mitſpielt. Wo iſt er jetzt?“

„Wo er jetzt iſt? Hm, da fragt Ihr mehr, als ich beantworten kann. Ein Indianer auf dem Kriegspfad iſt wie der Wind, den man zwar ſpürt von dem man aber nicht ſagen kann, von wannen er kommt und wohin er geht. Ihr ſeht, beiläufig geſagt, an dieſem Beiſpiel, wie ſehr mir die Schufte von Puritanern unrecht thun, wenn ſie behaupten, der brüllende Tom hätte nie ein Wort in der Bibel geleſen.“

„Ihr ſeid in einem prächtigen Humor heute, Bruder Tom, Gott verdamm' mich! Aber um nochmals auf Metakom zurückzukommen, 's muß doch ein dummer Kerl ſein, daß er das allerliebſte Jüngferchen mir oder vielmehr Euch ſo leicht abgelaſſen.“

„Bah, der Häuptling hat dermalen anderes zu denken und zu thun, als ſich mit ſolchem Firlefanz abzugeben.“

„Firlefanz? Tom, wo denkt Ihr hin? Ich kann mich ganz gut der Zeiten erinnern, wo Ihr alle Finger nach ſo 'nem Firlefanz geleckt hättet.“

„Wohl möglich, aber wir werden allmälig zu alt für dergleichen Thorheiten.“

„Zu alt? Laßt mich das Wort nicht mehr hören, Bruder Tom; es hat einen höchſt widerwärtigen Klang, Gott verdamm' mich! Zu alt? Beim alten Nick, ich will mir ſelber noch heute den Beweis liefern, daß ich nicht zu alt für dergleichen Thorheiten bin. Ja, das will ich, Gott verdamm' mich! Thorheiten? Warum nicht gar Thorheiten und Firlefanz! Hört, ich habe einmal meinen Freund Chiffinch — der kleine Chiffinch, wißt Ihr, erſter Agent der Privatvergnügungen unſerer ſchwärzlichen Majeſtät von Großbritannien — ja, den kleinen Chiffinch hab' ich einmal ſagen hören, es gehe auf der Welt nichts, aber auch gar nichts über einen Liebeshandel mit einer Nonne.“

„Nonnen! Was wollt Ihr mit Euren Nonnen? Haben dieſen Artikel nicht im Lande.“

„Ich ſagte Nonne“, entgegnete Kellond, mit der Zähigkeit eines halb Betrunkenen die Vorſtellung, welche in ihm aufgeſtiegen war, feſthaltend und ausſpinnend. „Der kleine Chiffinch meinte freilich echte Nonnen, aber ich will verdammt ſein, wenn dieſe blauäugige Puritanerin nicht das hübſcheſte Nönnchen abgeben würde, welches je ſeine jungen Tage in einem Kloſter verſeufzte, und ſo werdet Ihr nichts dagegen haben, wenn es mir behagt, das Jüngferchen für eine Nonne anzuſehen. Fromm genug iſt ſie jedenfalls, und puritaniſch oder papiſtiſch fromm, wißt Ihr, das kommt am Ende auf eins heraus."

„Hm, darüber ließe ſich noch ſtreiten, wie geſcheide Leute glauben. Doch das iſt mir all' eins."

„Ei, Tom, wie kommt Ihr mir vor? Ich fange an zu fürchten, daß Ihr in dieſer Waldwüſte verbauert ſeid; ſo gleichgiltig kommt Ihr mir inbetreff der hübſcheſten Sachen vor. Wollt Ihr Euch am Ende gar bekehren?"

„Bah, ſchweigt von ſolchen Flauſen!"

„Flauſen? Ja, da habt Ihr recht, Gott verdamm' mich! Luſtig, ſehr luſtig, allmächtig luſtig gelebt, das iſt das wahre. Das andere wollen wir dieſen Predigttextſchluckern und Pſalmennäſelern überlaſſen. Ich freue mich hölliſch auf das Jüngferchen, ſag' ich Euch. 's wird ein kapitaler Spaß ſein, Gott verdamm' mich!"

„Ihr ſeid alſo entſchloſſen, heute noch den Galan und Amoroſo zu ſpielen, wie ſie zu London in der Komödie zu ſagen pflegen?"

„Das bin ich, und wie! Nennt mich einen Betbruder, wenn ich es nicht bin."

„Wohl, ſo iſt es Zeit, daß wir aufhören zu ſchwatzen", ſagte Morton, indem er aufſtand und ans Fenſter trat. „Unſer Palaver hat, glaub' ich, ohnhin ſchon zu lange gedauert, denn das Wetter zieht heran und doch muß ich, wie Ihr wißt, noch nach dem Fort hinüberreiten, um den Stierkopf von Major vollends ſicher zu machen. Ich vermuthe, Metakom wird nicht gar ſo weit von hier ſein, und wenn er kommt, muß gethan ſein, was ich drüben im Fort zu verrichten habe. — Hört, Tom, haltet gut Haus. Bis morgen Mittag bin ich wieder zurück und bis dahin werden, denk' ich, auch meine Burſchen von der Küſte her auf dem luſtigen Berg eintreffen. Im übrigen wünſche ich Euch alles mögliche Glück zur Durchführung Eurer Amoroſo-Rolle.“

Er ging, kehrte ſich aber unter der Thür noch einmal um und ſagte mit trockenem Hohn:

„Wartet einmal, Tom, das hätt' ich ſchier vergeſſen. Falls Euch die Puritanerin trotz all Eurer Liebenswürdigkeit dennoch ein bißchen zu — zu — ehrwürdig, ich meine, zu großvatermäßig finden ſollte, je nun, ſo haltet Euch an der Hexe von Endor ſchadlos. Die wird Euch in keinem Fall einen Korb geben — Sela.“

Die Thür fiel hinter ihm ins Schloß und man hörte ihn draußen ein Gelächter aufſchlagen, deſſen Geräuſch dem Namen des brüllenden Tom vollkommen entſprach.

## 3.

Heil, klarer Glaub', und dir, weißhänd'ge Hoffnung,
Du goldbeſchwingtes flatternd Engelskind,
Und dir, untadelig Gebild der Keuſchheit!
Ich ſeh' mit Augen euch und glaube jetzt,
Daß er, das höchſte Gut, dem alles Böſe
Nur ſklaviſch Werkzeug ſeiner Strafhand iſt,
So 's nöthig wär', den glanzerfüllten Wächter
Zu Ehr- und Lebensſchutz mir ſenden würde.

Milton.

Wer die Gazelle in der Jungle jagt, dem ſpringt oft plötzlich der Löwe entgegen.

Sprichwort der Hindu.

„Ein grober Geſell, Gott verdamm' mich!“ brummte der Zurückgebliebene, als er das ſchallende Hohngelächter ſeines weggegangenen Freundes vernahm. „Da ſieht man doch, wie ſich in dieſem heilloſen Lande, wo nur Puritaner gedeihen können, alles verſchlechtert. Da iſt dieſer Tom Morton, der zu ſeiner Zeit ein ſo firmer Gentleman war, als nur je einer über die Londonbrücke ging oder im Elſaß zechte oder die Würfel ſchüttelte oder hübſche Dirnen küßte, und was für ein gemeiner, bäueriſcher Kerl iſt er auf dieſer Seite des großen Waſſers geworden! Großvatermäßig nannte mich der Hund — ich will ihn begroßvatern! Soviel er ſich auch auf ſeine Schlauheit einbilden mag, er ſoll ſich gewaltig verrechnen, wenn er meint, Tom Kellond ſei einfältig genug, die ſchönen Roſenobles König Karl's mit ihm zu theilen. Theilen? Ich will verdammt ſein, wenn ich mit irgend jemand theilen will. Den andern Hund, den Gelbſchnabel Kirk, hat der Teufel zur rechten Zeit geholt; er kann mir nun nicht mehr wegen Effie's in den Ohren liegen. Aber ich muß verdammt geſcheid zu Werke gehen, um den brüllenden Tom über die Ohren zu hauen, con prudencia, wie die Spanier ſagen, ſoviel iſt ſicher. Für jetzt brauch' ich ihn noch, brauch' ihn ſehr. — Wollte, ich wäre erſt mit heiler Haut und meinem Fang aus dieſem hölliſchen Lande hinweg.“

In dieſer Weiſe monologiſirte er noch eine gute Weile fort, bis ſeine Pfeife ausgeraucht und der Weinkrug bis auf den letzten Tropfen geleert war. Dann ſtand er auf, und als ſich ihm bei dieſer Operation das Gefühl aufdrang, daß es mit ſeinem Gleichgewicht nicht ganz war, wie es hätte ſein ſollen, murmelte er:

„Na, Gott verdamm' mich! Ich glaube faſt, du haſt ein bißchen zu viel geladen, Tom Kellond. Hörte einmal 'nen Versmacher ſagen, Bakchus und Diana, nein, Bakchus und Venus vertrügen ſich ſchlecht. Aber 's muß doch gehen und hätt' ich allen Wein, der je gezapft wurde, im Leibe — 's muß doch gehen! Nur geſcheid, Tom Kellond, con sagitad y prudencia, wie die Spanier ſagen.“

Und er reckte und ſchüttelte ſich, als hätte er ſich mittels deſſen des Weindunſtes, der ihm den Kopf einnahm, entledigen wollen.

Während er dann in der Halle auf und ab ging, um ſich eine feſte Haltung zu geben, zuckte draußen ein Blitz auf, welcher in das dämmerige Gemach eine grelle Helle warf, und zeigte ein dumpfer Donnerſchlag den Ausbruch des Gewitters an.

„Hei", rief Kellond mit wilder Luſtigkeit aus, „das kommt ja wie gerufen! Beleuchtung und Muſik gehören zu ſo 'ner kapitalen Frolik. Vorwärts, vorwärts! Wollen doch ſehen, ob der Blitzkerl, der kleine Chiffinch, recht hatte."

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, tappte ſich durch den Gang bis zur Treppe hin und ſtieg dieſe langſam aufwärts. Droben ſtand er vor einer Thür ſtill, durch deren Schlüſſelloch ein ſchwacher Lichtſtral fiel. Er zog ſofort einen Schlüſſel hervor, öffnete die Thür, trat ein und verſchloß den Eingang ſorgfältig hinter ſich.

Das Gemach, welches er betreten, war ziemlich groß, ſah aber ſo vernachläſſigt aus wie der ganze Haushalt auf Merry-Mount. In einer Ecke ſtand ein plumper Tiſch und auf dieſem eine brennende Lampe, in einer andern ein koloſſales Bett, deſſen Vorhänge aber in Fetzen niederhingen. Die Fenſteröffnungen waren von außen her durch ſchwere Laden verſchloſſen. Gegenüber der Thür, durch welche Kellond eingetreten, befand ſich eine zweite, welche auf die obenerwähnte Galerie zu führen ſchien, aber ebenfalls von außen verſchloſſen war.

Zur Seite des Tiſches ſaß auf einem Schemel ein junges Mädchen, welches, den Kopf mit den auf die Kniee geſtemmten Armen ſtützend, die Augen auf die Blätter der Taſchenbibel geheftet hatte, welche aufgeſchlagen auf ſeinem Schoße lag.

Auf dem Tiſche ſtand die Schüſſel, welche wir in den Händen der alten indianiſchen Bettel bemerkten. Ihr Inhalt ſchien unberührt zu ſein.

Bei dem Geräuſche, welches der Eintritt Kellond's verurſachte, ſchrak die Andächtige leicht zuſammen und hob den Kopf.

Es war Lovely, wie der Leſer nach den zwiſchen Morton und Kellond gefallenen Aeußerungen bereits geahnt haben wird.

Das arme Kind war ſehr blaß geworden ſeit dem Tage, wo wir es im Walde von Swanzey mit Hih-lah-dih an der Quelle zuſammentreffen ſahen.

Lovely hatte ſeither ſchreckliches erlebt, aber das bitterſte war geweſen, als man ſie auf Merry-Mount ihrem Vater und Großvater von der Seite riß und die beiden ſammt dem Kapitän Standiſh wegführte, ſie wußte nicht wohin. Seither war ſie in das Gemach, in welchem wir ſie jetzt finden, eingeſchloſſen geweſen und hatte niemand zu Geſicht bekommen als die alte Indianerin, welche ihre ſchüchternen Fragen entweder gar nicht beachtete oder nur mit einem mürriſchen Gebrumm erwiderte.

Trotz der qualvollen Sorgen aber, denen ſie hingegeben war, trotz der Verlaſſenheit, in welcher ſie ſich befand, glimmte in den Augen Lovely's ein Funke von Muth und Vertrauen.

Seit ſie mit den Ihrigen aus ihrem Heimatlande geflohen, hatte ſie eine lange, lange Reihe von Gefahren und Schreckniſſen durchgemacht. Die menſchliche Natur beſitzt ungeachtet ihrer Schwäche auch wieder eine Zähigkeit, die aus dem Uebermaß der Leiden eine gewiſſe ſtoiſche Reſignation ſchöpft, eine Reſignation, welche in edleren Gemüthern gleichſam mit den ſie bedrängenden Gefahren und Schmerzen wächſt. Iſt der Menſch erſt über jene gefährliche Phaſe des Kummers hinaus, wo die Erſchlaffung ſeiner Seele ihn der Verzweiflung in die Arme ſchleudert, ſo regt ſich in ihm immer wieder jenes elaſtiſche Gefühl, welches man Hoffnung nennt. Sie flüſtert ihm zu: Das Unglück wird ſeine Wuth erſchöpfen, der Sturm wird vertoben, nach dem Gewitter lächelt die Sonne wieder durch die Wolken. Sie hebt ihn über die Schmerzen der Gegenwart hinweg, thut die Zukunft vor ihm auf und geſtaltet ſeine Wünſche zu frohen Ahnungen. So kann es unmöglich fortgehen, alſo muß es anders werden, ſagt ſich der Unglückliche, und wie oft auch dieſe Folgerang als eine trügeriſche ſich erweiſ't, immer iſt ſie tröſtlich und ermuthigend.

Lovely ſchöpfte jedoch ihre Kraft nicht aus derartigen ſcheinbaren Vernunftgründen, ſondern aus einer andern Quelle, aus ihrem religiöſen Glauben. Wie wir ſchon früher erwähnten, war ſie ſtreng in den Grundſätzen des Puritanismus erzogen worden, der mit ſeiner unbedingten

Ergebung in die Rathſchlüſſe Gottes eine ſtarke Aehnlichkeit mit dem Fatalismus des Iſlam hatte. Wenn je ein Chriſt den Ausſpruch der Schrift, daß ohne Wiſſen und Zulaſſung Gottes kein Haar vom Haupte eines Menſchen falle, wörtlich nahm und mit allen ſeinen Konſequenzen feſthielt, ſo that es der Puritaner, welcher ſich demzufolge ſtets im unmittelbaren Schutze des Höchſten wußte. Alles Mißgeſchick, welches ihn traf, ſah er nur als eine Prüfung und Läuterung ſeiner Ueberzeugung von der Gerechtigkeit Gottes an, um ſo mehr, da ſeine Vorſtellungen von Gott durchweg eine altteſtamentliche Färbung trugen. Sein Gott war der Jahve der Kinder Iſrael, der in Wetterwolken einherfährt und die Schalen ſeines Zorns ausgießt über das ſchwache, ſündhafte Menſchengeſchlecht, welches ſich ohne Murren ſeinem unerforſchlichen Willen zu fügen hat. Wie man auch über dieſe religiöſe Anſchauungsweiſe denken mag, ſo viel iſt gewiß, daß die von ihr erfüllten Puritaner Dinge vollbrachten, welche zu den größten der Weltgeſchichte gehören. Wir wollen uns jedoch hier nicht des näheren darauf einlaſſen, ſondern, das uns zunächſtliegende ins Auge faſſend, nur ſagen, daß, ſo jung und zart und ſchmerzerfüllt auch Lovely war, ſie aus dem puritaniſchen Gottvertrauen eine Stärke ſchöpfte, welche ſie aufrecht erhielt.

Außerdem aber regte ſich in ihr noch ein Gefühl, welches ſie freilich ſittſam vor ſich ſelber zu verbergen bemüht war, das Gefühl, daß der junge Mann, welcher in einem entſcheidenden Augenblicke ſchon einmal ihr und der

Ihrigen Retter geworden, abermals hilfreich in die düſteren Wirrſale, von denen ſie umgeben war, eingreifen würde. Sie konnte nicht müde werden, an jene Scene an der Seebucht, welche Groot Willem ſeine Brolykheid nannte, zurückzudenken und ſich dieſelbe in allen ihren Einzelnheiten auszumalen. Dabei traf ihr freilich auch der ſchreckliche Menſch entgegen, welcher damals nahe daran geweſen, ſie und die Ihrigen zu ergreifen, und der ſie unlängſt auf Merry-Mount mit teufliſchem Triumphlachen empfangen hatte. Sie befand ſich jetzt, während die Ihrigen in der Gewalt des furchtbaren Zerſtörers von Swanzey geblieben, in den Händen jenes Menſchen, vor deſſen Abſichten ſie, ohne dieſelben zu ahnen, dennoch eine dunkle Furcht hegte. Den ganzen Tag hatte dieſe unheimliche Empfindung ihr das Herz beſchwert, bis ſie endlich, nachdem die indianiſche Alte ihre Lampe angezündet, in dem Buch, welches ſie von Kindheit an als Quelle alles Troſtes anzuſehen gewohnt war, Beruhigung geſucht und gefunden.

Aufgeſtört durch den Eintritt Kellond's, warf ſie einen ſcheuen Blick auf ihn. Dann ließ ſie den Kopf wieder ſinken und verharrte unbeweglich in ihrer Stellung.

Draußen begann das Gewitter zu toſen, ohne jedoch ſchon ſein ganzes Ungeſtüm zu entfalten.

Kellond blieb an der Thür ſtehen und betrachtete Lovely mit Kennerblicken.

Sie fühlte inſtinktmäßig die Frechheit dieſer Blicke, das Roth der Beklemmung und Scham färbte ihre bleichen Wangen, ſie legte die Bibel auf den Tiſch und verhüllte ſich das Geſicht mit den Händen.

Den Mund des graubärtigen Wüſtlings umzog ein lüſternes Lächeln, ſeine Augen blinzelten und er murmelte für ſich:

„Ein appetitliches Dingelchen und ganz wie ein Nönnchen, Gott verdamm' mich!“

Das Mädchen war in der That reizend, nur zu reizend anzuſehen. Von ihrem geſenkten Kopf wallten ihre ſchönen dunkelbraunen Haare halb aufgelöſ't über Nacken und Arme herab und es lag in ihrer Stellung jenes jungfräuliche Entſetzen, welches für alte Sünder ſo lockend ſen ſoll.

Endlich ging er vorwärts mit einem Schritt, welchen die Anſtrengung, womit ſeine aufgeſtachelte Begierde gegen den Taumel der Trunkenheit ankämpfte, zu einem ziemlich feſten machte, ergriff die Hand des Mädchens und verſuchte ſie an ſeine Lippen zu führen.

Lovely ſtand mit einem leiſen Angſtruf auf, öffnete erſchrocken ihre Augen und entzog ihm ihre Hand.

Kellond zwang ſich einen Anſchein von Mäßigung auf, als er den verwirrten und entſetzten Blick ſah, welcher unter ihren langen ſeidenen Wimpern hervorkam.

„Mein liebes Täubchen“, ſagte er, „du brauchſt dich gar nicht zu fürchten. Ich bin der gutmüthigſte Menſch von der Welt und komme her, dir zu ſagen, daß ich dein Beſchützer ſein will und die Abſicht habe, dich ſicher zu den Deinigen zu geleiten, welche für kurze Zeit von dir zu trennen Umſtände geboten, die ich dir ſeiner Zeit auseinanderſetzen werde."

Einen Moment, aber auch nur einen Moment lang beruhigte dieſe Sprache das Mädchen. Sie hob den Blick, um ihn fragend auf Kellond zu richten, aber alsbald ſchlug ſie ihr Auge wieder zu Boden. Denn ſie hatte auf den Zügen des Mannes ein Lächeln wahrgenommen, deſſen Bedeutung ihre Unſchuld zwar nicht errathen konnte, das aber ihre Seele mit hoher Bangigkeit erfüllte.

Es war ein Lächeln, welches den Vertheidigungsinſtinkt, der in jungfräulichen Weſen ſchlummert, wach ruft.

Kellond fühlte, daß er nicht ganz leicht zum Ziele kommen würde. Seine Brutalität war überdies großen und feinen Umſchweifen abhold.

„Hör', mein Schätzchen", hob er wieder an, „das Wetter draußen orgelt ſo laut, daß das Schwatzen beſchwerlich iſt. Wollen daher damit nicht die Zeit verlieren. Du biſt ein ſchmuckes Dämchen, Gott verdamm' mich, und mir geht nichts über ſchmucke Dämchen. Noch keins hat mir's aber ſo angethan wie du, kleine Hexe. Ich bin dir heftig, allmächtig heftig zugethan, ſiehſt du. Ich will dich zu den Deinigen bringen, das will ich, Gott verdamm' mich! Aber du wirſt begreifen, daß meine Güte auch ihres Lohnes werth iſt. Das begreifſt du, Kleine, nicht wahr? Ja, mit ein bißchen Liebe, die meinethalb nicht länger zu währen braucht als 'ne Nacht, kann man mit mir alles anfangen."

Und er langte nach der Hand Lovely's.

Sie verbarg die eine ihrer Hände hinter ſich und preßte die andere feſt auf ihr von Angſt zuſammengeſchnürtes Herz. Zwei große Thränen rollten aus ihren Augen über ihre Wangen herab.

Kellond verſchlang ſie mit ſeinen Blicken.

„Wie herzig du biſt, mein Täubchen", ſagte er, „ja allerliebſt, Gott verdamm' mich! Aber auch wie närriſch! Was iſt denn da zu weinen, wenn ein Mann dich ſchön findet und es dir beweiſen will?"

Damit ſtreckte er die Arme aus, um ſie um ihren ſchlanken Leib zu legen.

Lovely entſchlüpfte ihm, trat einige Schritte zurück und richtete ſich hoch auf.

Ein furchtbarer Donnerſchlag machte die Wände des Hauſes ſchüttern.

„Hört", ſagt ſie mit einem Anflug von religiöſem Enthuſiasmus, „hört Ihr, wie der Herr im Wetter ſpricht? Demüthigt Euch vor ſeiner Stimme!"

Ihr Buſen hob ſich, ihre Wangen färbten ſich purpurn, keine Spur von Thränen hing mehr an ihren Wimpern und auf ihrer Stirn thronte ein edler Stolz.

Allein unter dieſem Stolz der Jungfrau barg ſich die Schwäche des Kindes, welches durch das Gefühl der Verlaſſenheit faſt zu Boden gedrückt wird. Sie ſenkte ihr ſchönes Köpfchen wieder unter der Wucht ihrer Angſt und ein ſchwerer Seufzer entſtrömte ihren Lippen.

„Ich höre und ſehe nichts, gar nichts als dich, mein Täubchen", verſetzte Kellond, abermals auf ſie zuſchreitend und mit ſeinen dreiſten Händen eine Liebkoſung verſuchend.

Lovely ſchwankte, als müßte ſie vor Scham zu Boden ſinken. Doch plötzlich in ihrem Entſetzen Kraft findend, ſtürzte ſie vorwärts und ihre ausgeſtreckten Hände trafen die Bruſt des rohen Menſchen ſo heftig, daß er das Gleichgewicht verlor und ſchwerfällig rücklings hinfiel.

„Verdammt ſei dieſer ſpaniſche Wein!“ murmelte der Elende, indem er ſich nicht ohne Anſtrengung erhob. Die Adern ſeiner Schläfen ſchwollen an, ſein Geſicht war braunroth.

„Warte, Närrchen“, rief er aus, auf das Mädchen losfahrend, „wir wollen dem Spiel ein Ende machen. Deine Sprödigkeit iſt größer, als die einer Nonne ſein kann, und ich will dir zeigen, daß Tom Kellond nicht der Mann iſt, welcher ſich Faxen vormachen läßt.“

Und nun begann zwiſchen dem Mädchen und dem Manne ein Ringen und Jagen, welches eine furchtbare Kataſtrophe vorherſehen ließ.

Von Angſt beflügelt, floh Lovely leicht wie ein Vogel durch das Gemach.

Kellond verfolgte ſie und erſchöpfte ſeine Kräfte bei dieſer Verfolgung. Seine Kehle ſchnaubte und keuchend miſchte er in gemeine Schmeichelworte die Eingebungen ſeines Zorns.

Lovely war auf die Thür zugeeilt, welche der, durch die der Schändliche eingetreten, gegenüberlag. Sie ſtemmte ſich mit der ganzen Kraft ihres armen ſchwachen Körpers dagegen und ſtieß einen herzzerreißenden Hilferuf aus. Aber nur das Geroll des Donners antwortete ihr und die von außen verriegelte Thür wich und wankte nicht.

Kellond ſtürzte auf ſie zu und es gelang ihm, ſie für einen Augenblick zu faſſen.

Aber wieder entwiſchte ſie ihm und die ſchreckliche Jagd begann abermals.

Doch die Kräfte des Mädchens ſchwanden, ihr Schluchzen benahm ihr den Athem, die Thränen verdunkelten ihren Blick, ſie ſchwankte und hielt ſich nur mit äußerſter Anſtrengung aufrecht.

Der Frevler, welcher ſeinen Sieg nahe ſah, bot alles auf, denſelben zu beſchleunigen. Sein Keuchen war entſetzlich anzuhören, er lachte und fluchte in einem Athem und ſtieß abſcheuliche Schimpfworte und niederträchtige Drohungen aus. Seine blutunterlaufenen Augen traten aus ihren Höhlen, ſein grauer Bart ſträubte ſich, ſein abwechſelnd mit Bleifarbe und mit Violett bedecktes Geſicht verzerrte ſich.

Als Lovely's irrer Blick dieſem Geſicht begegnete, dieſem Geſicht, welches nichts menſchliches mehr hatte, ſondern einer wüthenden Beſtie anzugehören ſchien, da verließ ſie ihr Muth und ihre Kraft.

Sie fiel mit einem Klageruf zu Boden.

Aber auch ſeine Kräfte waren zu Ende. Der Weindunſt wirbelte in ſeinem Gehirn und die krampfhafte Begierde ſchüttelte ſeinen Körper. Unfähig, ſich länger auf den Beinen zu halten, ſchlug er wenige Schritte vor Lovely plump auf den Boden hin.

Draußen hatte das Toben des Ungewitters für einen Augenblick nachgelaſſen. Das Gebell der Wolfshunde drang in die Stille des Gemaches.

Das Schnauben und Keuchen Kellond's erweckte Lovely aus ihrer Lethargie. Sie ſah, wie der Nichtswürdige ſich auf ſeine Kniee aufrichtete und ſich ihr näher ſchleppte.

Ein häßliches Lächeln des Triumphs lag auf ſeinen verzerrten Zügen.

Schon berührte ſeine Hand den Saum von Lovely's Kleid, als ſie vom Boden ſich emporſchnellte. Der namenloſe Abſcheu, womit der Anblick des wüſten Menſchen ſie erfüllte, gab ihr Kraft und Geiſtesgegenwart zurück.

„Sei verflucht und verdammt!" ſchrie Kellond mit ſchäumendem Munde und raffte ſich auf, um die Verfolgung von neuem zu beginnen, während draußen das Gewitter wieder mit verſtärkter Macht losbrach.

Ein glücklicher Einfall durchblitzte Lovely. Sie flog auf den Tiſch zu und ſtürzte die Lampe um, daß ſie erloſch.

Kellond ſtieß ein Gebrüll der Wuth aus.

„Und es ſoll dir doch nichts helfen, vermaledeite Hexe!" ſchrie er im Paroxysmus ſeines Wahnſinns. „Ich will dich zur Metze machen und ſtellte ſich euer puritaniſcher Herrgott leibhaftig zwiſchen mich und dich."

Ein Donnerſchlag übertönte die Stimme des Schurken, welcher mit ausgeſtreckten Armen in dem finſtern Gemach umherraſte, ſein Opfer zu ergreifen.

Lovely zwang den Athem in ihre wogende Bruſt zurück, um durch keinen Laut ihre Stellung zu verrathen.

Da verrieth ſie ein Blitz, deſſen Schwefellicht durch die Spalte eines der Fenſterladen züngelte.

Sie lehnte an der Thür, welche auf die Galerie führte.

„Hab' ich dich?“ ſchrie der Wüthende und warf ſich mit dämoniſchem Lachen auf ſie.

Ein Schrei tödtlicher Angſt brach aus dem Munde Lovely's.

Aber in dem Augenblicke, wo ſie den heißen Athem des Raſenden ihre Wange beflecken fühlte, wich die Thür hinter ihr und ſie wäre rücklings zu Boden geſtürzt, wenn ſie nicht ein ſtarker Arm aufgefangen hätte.

Mit einem ſchrecklichen Fluche ſtürzte ihr Kellond nach.

Da flimmerte es dem Mädchen vor den Augen.

Sie hörte Männerſtimmen und ein Getrappel von Fußtritten. Die friſche Luft ſchlug ihr ins Antlitz und nun ſah ſie halb bewußtlos das Geſicht des Unbekannten, der ſie in ſeinen Armen hielt, über ſie gebeugt und ſah im Schein der Blitze, wie Thorkil Wikingſon mit nervigen Armen ihren Verfolger an Bruſt und Kehle faßte, ihn emporwirbelte und über das Geländer der Galerie hinweg in den Abgrund ſchleuderte.

Weiter ſah ſie nichts mehr, aber indem ſie ohnmächtig zuſammenbrach, gellte ihr der furchtbare Todesſchrei in die Ohren, womit der Elende in ſeinem Falle den Donner überbrüllte.

Das Gewitter war vorüber, die Wolken hatten ſich entleert und das bleiche Licht der Sterne erhellte die Prairie, während im Oſten das erſte Tagesgrauen am Horizont emporſtieg.

Ein paar Büchſenſchüſſe von Merry-Mount entfernt ſah man eine kleine Gruppe in weſtlicher Richtung ſich gegen den Wald hinbewegen.

Lovely ſaß auf einem Pferde, deſſen Zügel von dem zur Seite ſchreitenden jungen Jäger gehalten wurde.

„O, Thorkil, o, mein Retter!“ hatte die Gerettete ausgerufen, als ſie durch die liebevollen Bemühungen des Jünglings wieder zum Bewußtſein gebracht worden war.

Es war in dieſen Worten die ganze Fülle unausſprechlichen Dankes gelegen, aber mehr noch hatten die Augen des Mädchens geſagt.

Während er jetzt mit der einen Hand das Pferd leitete, ruhte ſeine andere in der Lovely's. Sie hatte dieſelbe nicht mehr losgelaſſen, ſeit er ſie in den Sattel gehoben.

Auf der andern Seite der Reiterin ging De Luſſan.

„Was hätte ich meiner Herrin ſagen müſſen, wenn wir eine Stunde ſpäter gekommen!“ hatte der Flibuſtier ausgerufen, nachdem der ſchreckliche Auftritt auf der Galerie vorüber war.

Als die drei die Prairie durchſchritten hatten und am Waldſaum angelangt waren, machten ſie Halt, als warteten ſie auf jemand.

„Wie iſt Euch, Miſtreß Kordelia?“ flüſterte Thorkil. „Ihr müßt furchtbar erſchöpft ſein.“

„O, nein“, verſetzte ſie leiſe, den Druck ſeiner Hand erwidernd. „Es iſt alles gut. Ihr ſeid ja bei mir, Thorkil.“

Und die Worte: „Ihr ſeid ja bei mir!“ hatten jenen Klang, der das Herz eines Liebenden vor Entzücken hoch aufpochen macht.

„Wo nur Willem ſo lange bleibt“, ſagte De Luſſan nach einer Weile ungeduldig. „Wir ſollten keinen Augenblick verlieren, um das arme Kind nach einem Orte zu bringen, wo es Pflege und Ruhe finden kann. Doch da kommt er ja.“

Vollen Laufes ſah man den alten Trapper, von ſeinem Hunde begleitet, über die Prairie daherkommen.

In dem Augenblick, wo er die Gruppe erreichte, hörte man von dem Hügel her ein furchtbares Gekrach, wie unterirdiſchen Donner. Die Erde zitterte, eine ungeheure Qualmſchicht erhob ſich in die Luft und dann ſchlug eine rothe Lohe durch die ſchwarze Dunſtmaſſe und flammte prächtig himmelan.

„Was iſt das?“ riefen Thorkil und De Luſſan wie aus einem Munde.

„Ein kleines Feuerwerk“, verſetzte Groot Willem mit zornigem Lachen. „Seht, dort geht der luſtige Berg zum Teufel! Ich wußte, wo das Pulver lag — 's iſt aus mit der Wirthſchaft des brüllenden Tom. Die Trümmer mögen ihm ſagen, daß es Leute gibt, welche Uebelthaten zu rächen wiſſen. — Doch jetzt vorwärts! Wir haben weit bis zu Vater Blackſtone's Einſiedelei.“

## 4.

> Und Ruth antwortete: Rede mir nicht davon, daß ich dich verlaſſen und von dir umkehren ſolle. Denn wo du hingeheſt, da will auch ich hingehen, und wo du bleibeſt, da bleibe auch ich. Dein Volk iſt mein Volk und dein Gott iſt mein Gott. Wo du ſtirbſt, dort ſterbe auch ich, dort will auch ich begraben werden. Der Herr thue mir dies und das und noch mehr, wenn nicht der Tod allein uns ſcheiden muß.
>
> Buch Ruth, I, 15–17.

Wir machten die Bekanntſchaft des Vater Blackſtone, als er, reitend auf ſeinem Bukephalos, nach dem ſeither vom Verderben heimgeſuchten Swanzey kam, um ſeinen Freund Eaton von ſeinen Beobachtungen und Befürchtungen in Kenntniß zu ſetzen.

Die Siedelei des Alten lag eine kurze Tagereiſe weſtwärts von Merry-Mount im dichteſten Urwald, welchem das Beil des Einſiedlers eine kleine Lichtung abgewonnen hatte. Seine Hütte, wie ſie inmitten eines ſorgfältig gepflegten Gemüſe- und Obſtgartens auf dieſer Lichtung errichtet war, hatte etwas trauliches zugleich und maleriſches. Man ſah es dem Häuschen, deſſen Wände hinter Baumſpalieren verſchwanden und deſſen Dach das üppige Geranke wilder Reben mit einem dichten grünen Netz überzogen hatte, gleichſam ſchon von weitem an, daß es einem Menſchen zur Heimat diente, welcher, wie mit ſich ſelbſt, ſo auch mit aller Welt in Frieden lebte. In einer Einſenzung zur Seite weidete Bukephalos in Geſellſchaft des Pferdes, welches Lovely hergebracht hatte, ſowie einer kleinen Kuh und einer ganzen Kolonie jener Murmelthiere der amerikaniſchen Savannen, welche man Prairiehunde nennt. Am Eingange des Häuschens lag, an einem Lederſtrick angekettet, ein Wächter, wie er dieſer Waldeinſamkeit wohl anſtand, ein zahmer Bär, dem ein gezähmter Steinadler, welcher über ihm auf einer Stange ſaß, zur Geſellſchaft diente. Ein junges Muſethier, deſſen ſtattliches Geweih zum erſten Mal „ſchob", lief frei umher und ſtutzte nur leicht, als jetzt Groot Willem, der im Walde geweſen, über die Lichtung auf die Hütte zuſchritt.

Der alte Trapper war, wie alle Menſchen, welche die Einſamkeit lieben, ein großer Freund von Thieren und ſowohl er als ſein Hund, der ihm auf den Ferſen folgte, waren hier alte Bekannte. Der Bär erhob ſich bei ſeinem Herannahen und wiegte ſich mit freudigem Gebrumm auf den Hinterpfoten, der Adler ſchlug kreiſchend mit den Flügeln, das Muſethier rieb ſich den Hals am Arm des Jägers und ſchaute ihn mit ſeinen ſchönen braunen Augen zutraulich an, als er ſtillſtand, um die ihm gegebenen Beweiſe von Freundſchaft gebührendermaßen zu erwidern.

„Der Vater Blackſtone“, ſagte er bei ſich, „führt doch mit ſeinen Thieren ein recht frolikſames Leben. Wenn mir die Knochen einmal ſteif werden, muß ich trachten, mir tief im Walde auch ſo 'ne Art von Einſiedlerklauſe anzulegen, wahrhaftig, das muß ich. Und Thiere muß ich mir zur Geſellſchaft zähmen“, fügte er hinzu, indem ſich ſeine Züge verdüſterten, „denn mein lieber Junge wird ſich, vermuth' ich, ſein eigenes Neſt bauen wollen — ja, ja. Doch das iſt Natur und die muß ihr Recht haben.“

So trat er in das Haus und durch die Hinterthür in den Garten, von woher er die Stimmen des Einſiedlers und De Luſſan's vernahm.

Die beiden ſaßen im Schatten eines Apfelbaumes und der Flibuſtier hörte den Erzählungen ſeines Wirthes mit der Artigkeit eines wohlerzogenen Franzoſen zu. Zugleich bemühte er ſich, einem vor ihm ſtehenden Getränke, welches aus gegohrenem Ahornſaft beſtand und von dem Vater Blackſtone als der Geſundheit höchſt zuträglich gerühmt wurde, Geſchmack abzugewinnen, was ihm aber nicht ſehr zu gelingen ſchien.

„Nun, wie iſt's?“ rief er dem Ankömmling entgegen. „Bringt Ihr eine Beſtätigung der Vermuthungen unſeres ehrenwerthen Wirthes?“

„Vater Blackſtone“, verſetzte Willem, „iſt in den Zeichen der Wälder zu erfahren, um ſich in ſo etwas zu täuſchen. Es iſt etwas in den Forſten, Kapitän, was mich um des lieben Mädchens willen wünſchen läßt, daß wir ungeſäumt aufbrechen, um noch heute Fort Tabor zu erreichen. Es liegt ohnehin an unſerem Wege, der uns nach Süden zu gegen die Landzunge von Mountaup hinabführt, wo wir den Nachrichten zufolge, die ich aus der hölliſchen rothen Bettel auf Mount Wallaſton herauspreßte, wißt Ihr — beim Duivel, 's war kein geringes Stück Arbeit! die Leute finden ſollen, welche wir ſuchen."

„Ihr glaubt alſo, wir ſeien hier nicht ſicher?"

„Wir? Bah, Kapitän, was uns angeht, ſo brauchen wir uns nicht zu fürchten. Aber das arme Kind, wißt Ihr, möchte ich, bevor die Nacht anbricht, hinter den Paliſſaden des Forts wiſſen. Es ſind rothe Krieger in den Wäldern und, wie ich glaube, auf unſerer Spur. Wer kann ſagen, was ſie für eine Teufelei anrichten, wenn es erſt Nacht geworden? Ich fürchte, wir haben eine große Unbeſonnenheit begangen, daß wir uns in Providence nicht des grimmen Annawon zu verſichern ſuchten. Er iſt ein eingefleiſchter Teufel. Wir müſſen fort, um des Mädchens willen. Die Sonne ſteht noch hoch genug, um uns mehr als die Hälfte des Weges zu leuchten. Ja, der verteufelte Annawon! Hätte den Burſchen faſſen ſollen, ſag' ich Euch, Kapitän. Metakom hat ſicher ſchon lange Wind von dem, was in Providence vorgegangen, und weiß, wie wir jetzt zu ihm ſtehen. — Aber wo ſind denn die Kinder?"

Der Seemann lächelte ſchelmiſch, indem er ſagte:

„Sie waren gerade noch da. Ich ſah das ſchöne Kind mit ſeiner Bibel dort hinausgehen und Thorkil iſt ihm gefolgt, wahrſcheinlich um die Reſponſen des Gebetes herzuſagen."

„Wahrſcheinlich hat er dem Mädchen den Waſſerfall hinten bei den beiden Ulmen zeigen wollen“, bemerkte der gute Einſiedler arglos. „Es iſt ein lieblicher Ort.“

„Wahrſcheinlich, ja, ſehr wahrſcheinlich“, verſetzte Groot Willem, indem ſowohl er als De Luſſan das Geſicht abwandten, um ihr Lachen zu verbergen. „Doch kommt, Kapitän“, ſetzte er hinzu, „wir wollen ſie ſuchen, während uns Vater Blackſtone den Gefallen thut, das Pferd zu ſatteln.“

Der Kapitän folgte dem Trapper, welcher raſch den Garten durchſchritt.

„Hört, Freund“, ſagte De Luſſan im Gehen, „ich will Euch einmal einen Beweis liefern, daß ich es in der bildlichen Ausdrucksweiſe der Eingeborenen dieſes Landes ſchon ziemlich weit gebracht habe. Es kommt mir vor — foi de gentilhomme! — als ſähe ich eine Blumenkette, deren eines Ende an dem Herzen unſeres jungen Freundes, deren anderes Ende an dem Lovely's befeſtigt iſt. Iſt das richtig indianiſch geſprochen?“

„Richtig indianiſch und richtig menſchlich. Aber was wollt Ihr, Kapitän? Das iſt Natur, und ich war dabei, als die erſten Glieder dieſer Kette geflochten wurden. 's war an dem Ort, welchen ich meine Brolykheid zu nennen pflege, wißt Ihr? — Doch ſtill“, fügte er bei, vor einem hohen und dichten Sumachgebüſche ſtehen bleibend, deſſen Zweige er auseinandergebogen, um hindurchzuſchreiten, „ſtill, Kapitän, und ſeht dorthin.“

Der Flibuſtier brachte ſein Auge an die kleine Oeffnung in der grünen Wand und beide Männer blieben regungslos ſtehen.

Seit Lovely geſtern in der Siedelei angekommen, hatte ſie mittels eines langen und tiefen Schlafes ihre phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte wiederhergeſtellt. Sowie ſie ſich nun im Vollbeſitz derſelben fühlte, drängte es ſie, vor allem dem ihren Dank darzubringen, welcher ihrem innigen Glauben zufolge ihr die Freunde zur Hilfe geſandt, durch die ſie im Augenblicke höchſter Gefahr dem Verderben entriſſen worden war.

Sie nahm daher das heilige Buch zur Hand und ſuchte einen ſtillen Platz, ihre Andacht zu verrichten. So ging ſie durch den Garten und trat aus demſelben in den Wald hinaus. Am Rande eines ſchmalen klaren Baches, der, aus der Tiefe des Forſtes hervorkommend, die Gartenanlagen des Einſiedlers beſpülte und unfern von der Siedelei den von Blackſtone erwähnten Waſſerfall bildete, ließ ſie ſich nieder und ſtrömte, wie ſie gewohnt war, ihren Dank gegen Gott mit den Worten der Bibel aus.

Und doch war, wohl zum erſtenmal in ihrem Leben, die Seele des Mädchens nicht völlig und ganz bei dem, an welchen ihre Worte gerichtet waren. Wir ſchließen dies daraus, daß ſie der leiſeſten Störung acht hatte, einer Störung, welche durch das kaum hörbare Hingleiten eines Fußtrittes über das Moos verurſacht wurde.

Lovely blickte auf und ſah jenſeits des Bächleins den jungen Jäger vor ſich.

In welcher Abſicht Thorkil gekommen, wiſſen wir nicht, aber daß er kam, iſt eine Thatſache.

„Die bewußte Kette hat eine größere Zugkraft als die ſtärkſte Bulie meines Schiffes“, flüſterte hinter dem Sumachgebüſch der Seemann. dem alten Trapper ins Ohr.

Lovely faltete die Hände über der Bibel, welche auf ihrem Schooße aufgeſchlagen war, und ſenkte tief erröthend das Köpfchen.

Auch Thorkil war ſehr verlegen und wußte ſo zu ſagen nicht, wohin er ſeine Hände und Beine thun ſollte. Endlich faßte er ſich einigermaßen und ſagte ſtockend:

„Verzeiht, Miſtreß Kordelia“ — er wagte es nicht, der arme Junge, das Mädchen mit deſſen traulicherem Namen Lovely anzureden — „verzeiht, wenn ich Euch ſtöre. Ich wollte — ich — “

„Ihr ſtört mich nicht, Thorkil“, verſetzte ſie, und es that ihm ordentlich wohl, daß ſie das ſteife Maſter vor ſeinem Namen wegließ — „Ihr ſtört mich nicht, aber Euer Anblick erinnert mich daran, daß ich die große Schuld des Dankes, welche Ihr mir auferlegt, noch nicht einmal mit Worten abzutragen oder vielmehr anzuerkennen bemüht war.“

„Sprecht nicht davon, ſprecht nicht davon! Wenn von Dank die Rede ſein ſoll, ſo bin ich es, der ihn ſchuldet. Doch ich wollte ſagen, Miſtreß, daß Ihr Euch über das Schickſal der Eurigen nicht zu ſehr grämen ſollt. Wir wiſſen, daß ihr Leben unverſehrt iſt, wir wiſſen, wo wir ſie zu ſuchen haben, und meine Freunde und ich wollen unſer Leben einſetzen, um ſie Euch wiederzugeben."

„Ich glaub' Euch, ich glaub' Euch, Thorkil. Ihr ſeid brav und edelgeſinnt. O, ich fühle es wohl, daß ich nicht mehr verlaſſen bin, wie in dem ſchrecklichen Haus auf dem Hügel."

„Nein, das ſeid Ihr nicht und werdet es nie mehr ſein, wenigſtens ſolange ein Funke von Leben in mir iſt. Seht, ich bin nur ein armer einfacher Jäger, aber ich — ja, ich möchte —"

Er hielt inne, als fürchtete er, zu viel zu ſagen.

Lovely hob die Augen zu ihm auf und ihr Herz lag in ihren Augen.

„Ich wollte ſagen", hob er wieder an, „daß wir hoffen, Euch binnen wenigen Tagen den Eurigen wiedergeben zu können, aber dann — dann werdet Ihr mich verlaſſen, vielleicht für immer — und ſeht —"

Abermals brach er ab und in dem fragenden Blick, womit er das Mädchen anſah, lag eine brennende Angſt.

Purpurglut überzog Stirn, Wangen und Nacken Lovely's, ihre Augen, die ſich von denen des Jünglings nicht loszureißen vermochten, feuchteten ſich und mit bebender Stimme entgegnete ſie:

„Thorkil, ein ſittſames Mädchen ſollte Euch vielleicht nicht verſtehen wollen, aber die Fügung Gottes, die uns zuſammenführte, iſt ſo wunderbar, daß ich nicht heucheln kann oder mag. Ja, Thorkil, ich verſtehe Euch, ich verſtehe Eure ſtumme Frage und — ich kann nicht anders — da nehmt meine Antwort.“

Sie ſchlug die Blätter der Bibel um, ſtand auf und hielt das heilige Buch dem Jüngling über den Bach hin, mit dem Zeigefinger der Rechten auf die aufgeſchlagene Stelle weiſend und zugleich mit holder Züchtigkeit ihr Antlitz abwendend.

Der junge Jäger faßte das Buch, welches ſie mit der linken Hand feſthielt, und las entzückt die Stelle, auf deren Anfangsbuchſtaben ihre Fingerſpitze ruhte.

Es waren die rührenden Worte, welche wir an die Spitze des Kapitels geſtellt haben, die Worte, welche die kindliche Ruth zu Naemi ſprach.

„Das iſt die ſeltſamſte Liebeserklärung, von welcher ich je gehört!“ flüſterte De Luſſan, nicht ohne ſympathiſche Regung, ſeinem Begleiter zu.

Der Jüngling las die Stelle wieder und immer wieder, er las ſie leiſe, er las ſie laut.

Dann offenbarte er all das Glück, welches ſeine Seele erfüllte, indem er nur halblaut ausrief:

„Lovely!“

„Thorkil!“ erwiderte das Mädchen, das ſtralende Antlitz dem Geliebten zukehrend.

Und ihre von Seligkeit überſtrömenden Augen in einander tauchend, gehorchten ſie dem Impulſe heiliger Begeiſterung, indem ſie unwillkürlich die Hände auf den Blättern des theuren Buches verſchlangen und ſo ihre Gelübde ewiger Liebe und Treue austauſchten.

Der Jüngling überſchritt den Bach und drückte ſeine Lippen auf die reine Stirn ſeiner Verlobten. Ihren Mund zu berühren, war er nicht kühn genug.

Aber in der Jungfrau erwachte die Zärtlichkeit ihres Geſchlechtes. Sie ſchlang die Arme um den Nacken des Geliebten, ſchmiegte ſich bebend an ſeine Bruſt und verwehrte ihm nicht ihren ſüßen Mund.

Die Lauſcher hinter dem Gebüſche wandten ihre Blicke von dem anmuthigen Schauſpiel ab, auf welchem der Hauch einer religiöſen Weihe lag.

„Ich wußte, daß es ſo kommen müßte", murmelte der alte Trapper mit väterlicher Befriedigung in ſeinen Zügen. „Ja, ich wußte es. Das iſt Natur, echte, unverfälſchte Natur, und die findet ihre Wege."

„Sie ſind glücklich, ſehr glücklich", verſetzte De Luſſan; „ich kann es ermeſſen, wie glücklich ſie ſind. Foi de gentilhomme, es iſt ſchade, daß wir ſie ſtören müſſen."

„Ja, Kapitän, es iſt wahrhaftig ſchade, ſehr ſchade!"

---

## 5.

Hopp heiſa! Zum luſtigen Spiele herbei!
Ein Wald von Geſichtern in jeglicher Reih'!
Trapp trapp! Wie ſchreiten ſie ſtattlich und frei!
Heiſa, zum luſtigen Spiele herbei!

Lied der Arena.

Das Fort Tabor, wie es puritaniſchem Brauch zufolge mit einem bibliſchen Namen genannt wurde, war auf dem linken Ufer des Pawtucket, da, wo die Grenzen der Kolonien von Maſſachuſetts und Plymouth zuſammenſtießen, durch gemeinſchaftliche Fürſorge der beiden Regierungen kurz nach Beendigung des Pequodenkriegs auf einem mäßigen Hügel erbaut worden. Damals hatte man lebhaft das Bedürfniß empfunden, an dem bezeichneten Orte, welcher zwiſchen den Anſiedelungen an der Seeküſte und den weiter im Innern des Landes gelegenen ſo ziemlich in der Mitte lag und überdies durch eine ſichere Furt über den Fluß ein ſehr begangener war, eine befeſtigte Niederlaſſung zu gründen, welche bei künftigen Streitigkeiten mit den Eingeborenen den in der Gegend zerſtreuten Anſiedlern als Zufluchtsort dienen und zugleich durch Beherrſchung der Furt die Verbindung zwiſchen den beiden Ufern des Pawtucket offen halten könnte. Man darf ſich jedoch unter dieſer Befeſtigung keine ſolche denken, wie ſie damals in Europa nach den komplicirten Plänen der militäriſchen Architektur eines Vauban und eines Koehorn mit Aufwendung ungeheurer Koſten erbaut wurden. Fort Tabor war nicht mehr und nicht weniger als ein echt amerikaniſches Blockfort, das heißt eine doppelte Paliſſadeneinfriedung in Geſtalt eines länglichen Vierecks, deſſen vier Winkel gebildet wurden durch ebenſo viele Blockhäuſer, welche der Beſatzung zur Behauſung dienten und auch ſolchen Unterkommen boten, die im Fort Sicherheit ſuchten. Außerdem war für letztere auf dem freien Raum inmitten des Vierecks eine Anzahl von Hütten aufgeſchlagen und ein großer Schuppen für das Vieh, welches als eine weſentliche Bedingung ihrer Exiſtenz hierher zu retten die umwohnenden Anſiedler beim erſten Zeichen von Gefahr nicht zögerten. Mitten in der dem Fluß abgekehrten Fronte, welche auf die Pawtucketprairie hinausſah, war der Haupteingang angebracht, ein Bohlenthor, deſſen zwei Flügel von innen durch einen ſchweren Balken zugeſperrt werden konnten. Ueber dieſer Pforte erhob ſich noch eine Aufblockung, eine Warte, welcher man, wenn man ſich einige Mühe geben wollte, anſah, daß der Baumeiſter ſich höchlich angeſtrengt hatte, um ihr eine Art entfernter Aehnlichkeit mit den Zinnen europäiſcher Feſtungen zu geben. Auf dieſer Warte war der Stolz von Fort Tabor poſtirt, nämlich eins jener Feldgeſchütze, die man im dreißigjährigen Kriege Falkaunen nannte und welche, zwiſchen dem Falkonet und der Rothſchlange mitteninne ſtehend, Eiſenkugeln von zwei bis vier Pfund Schwere ſchleuderten. Außer dieſem Stücke, welches allerdings geeignet war, ſchon durch ſeinen Donner den Indianern Reſpekt einzuflößen, befand ſich kein ſchweres Geſchütz in dem Fort.

In gewöhnlichen Zeiten war die Beſatzung deſſelben eine ſehr friedliche, denn ſie beſtand nur aus einem Halbdutzend Invaliden, welchen die Kolonialregierungen auf dieſe Art eine anſtändige Verſorgung ſicherten und denen ein Sergeant vorgeſetzt war, der zugleich die Rolle eines Zwiſchenhändlers zwiſchen den Stämmen der Eingeborenen und den Anſiedelungen ſpielte. Er beſorgte auf Rechnung ſeiner Auftraggeber den Tauſchhandel zwiſchen den Produkten der Wildniß und denen der Civiliſation, ein Geſchäft, in welchem ihm freilich die Inſaſſen vom Merry-Mount, der ein Dutzend engliſcher Meilen nordöſtlich vom Fort lag, meiſtens den Rang abliefen. Deſſenungeachtet hatten die Indianer Fort Tabor als einen wichtigen Punkt anſehen gelernt. Hier waren viele Verhandlungen zwiſchen ihren Häuptlingen und den Bevollmächtigten der Kolonien geführt worden. Hier hatte das Rathsfeuer gelodert, die Friedenspfeife ihren Umgang gehalten und war mancher Vertrag abgeſchloſſen worden. Auf der Prairie hatte auch ſeit langen Jahren John Elliot, der ehrwürdige Apoſtel der Indianer, die umwohnenden Stämme alljährlich an beſtimmten Tagen verſammelt, um ihnen die Lehre des Evangeliums zu predigen, eine Lehre, welche im Ganzen allerdings geringen Eindruck auf die Kinder des Waldes gemacht, deren Verkündiger ſie jedoch um ſeiner unerſchöpflichen Herzensgüte willen ehren gelernt hatten.

Inbetracht der angegebenen Punkte war Fort Tabor ein von den Eingeborenen vielbeſuchter Ort und unter gewöhnlichen Umſtänden hätten es Willem und Thorkil gar nicht auffallend gefunden, daß ſie, nach Einbruch der Nacht mit Lovely und De Luſſan beim Fort angelangt, einen großen Raum auf der Prairie mit indianiſchen Büffelfellzelten bedeckt ſahen. Ihrem Anſuchen um Einlaß in die Garniſon — wie dieſe Grenzfeſtungen gewöhnlich genannt wurden — war bereitwillig entſprochen worden und Thorkil hatte in einem der Blockhäuſer gegen die Flußſeite ein bequemes Plätzchen für Lovely ausfindig gemacht, obgleich das Fort ziemlich mit Menſchen vollgepfropft war, namentlich mit Frauen und Kindern, welche von ihren Männern und Vätern hierher geflüchtet worden, nachdem die Kataſtrophe von Swanzey und der Zug König Philipp's gegen die Anſiedelungen in Weſten keinen Zweifel mehr übrig gelaſſen, daß ein ernſthafter Indianerkrieg mit allen demſelben anhaftenden Gräueln ausgebrochen ſei.

Am folgenden Morgen treffen wir den alten Trapper auf der Warte über dem Thore mit einem Manne von ſoldatiſchem Ausſehen im Geſpräche. Dieſer Mann, deſſen derbe, unterſetzte Geſtalt ſeine ſechzig Jahre nicht im geringſten hatten beugen können, wurde von Willem mit dem Namen Moſeley angeredet und zwar unter Vorſetzung des Titels Major, welchen Rang er wirklich unter den Milizen von Maſſachuſetts einnahm und der bei den damaligen Verhältniſſen der Kolonien jedenfalls ein ſo hoher war als heutzutage der eines Generals in der Union der nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Als die Regierung von Plymouth die von Boſton vom Losbrechen König Philipp's in Kenntniß geſetzt, hatte die letztere ſogleich einen Trupp von dreißig Milizen unter dem Kommando Moſeley's abgeſandt, um Fort Tabor zu beſetzen. Der Major fand das Fort mit Weibern und Kindern, wie auch mit gerettetem Vieh angefüllt, und da er von dem Sergeanten hörte, daß noch nicht die geringſte Feindſeligkeit gegen den Platz verſucht worden ſei, ſo verwünſchte er einen Poſten, welcher ihn zwang, unthätig hinter den Paliſſaden zu liegen, ſtatt draußen in den Wäldern auf die grölzenden Giaurs, wie er die Eingeborenen verächtlich nannte, loszuklopfen. Moſeley war ein tapferer Soldat. Engländer von Geburt, hatte er, kaum ins Jünglingsalter getreten, unter den Fahnen Guſtav Adolf's in Deutſchland und ſpäter unter dem kaiſerlichen Banner in Ungarn gegen die Türken gefochten, von welchen er das Wort entlehnte, womit er die Indianer bezeichnete. Später, ging die Sage, habe er ſich auch in Weſtindien als Bukanier verſucht, doch erfuhr man hierüber nichts beſtimmtes. Er war mit einer hübſchen Summe Geldes in die Kolonien gekommen, hatte ſich an der Maſſachuſetts-Bai angekauft und war, da er, obgleich nicht ſehr religiöſen Sinnes, dem Glaubensbekenntniß der boſtoner Gemeinde beitrat, um ſeiner militäriſchen Eigenſchaften willen bald ein angeſehener Mann geworden. Er hatte Gelegenheit gehabt, in früheren Konflikten der Koloniſten mit den Eingeborenen ſeine Tapferkeit ſo ſehr zu bewähren, daß die letzteren den „Häuptling mit den zwei Skalpen" gehörig fürchteten. Dieſer ſeltſame Name war ihm nämlich von den rothen Kriegern gegeben worden, weil er eine Perrücke trug, die erſte, welche in den Kolonien getragen wurde, und dieſe Perrücke zur unbeſchreiblichen Verwunderung der Rothhäute bei Anfang des Treffens an einen Baum zu hängen pflegte. Groot Willem hatte einmal Gelegenheit gehabt, das koſtbare Haarkunſtwerk in einem Scharmützel den Händen eines Pequoden zu entreißen, und ſeither exiſtirte eine Art Freundſchaft zwiſchen dem Major und dem alten Trapper. Ungeachtet der guten Dienſte aber, welche Moſeley den Kolonien geleiſtet hatte, war ſeine Wahl zum Befehlshaber von Fort Tabor, falls man auf die Behauptung dieſes Platzes irgendwie Gewicht legte, keine glückliche zu nennen. Denn fürs erſte verachtete er die „grölzenden Giaurs" viel zu ſehr, um ihnen gegenüber ſtets die nöthige Vorſicht zu beobachten, fürs zweite war er ſtolz auf ſeine in der alten Welt gemachten kriegeriſchen Erfahrungen, ganz darauf verſeſſen, den Krieg nach europäiſchen Grundſätzen zu führen, gerade wie er es ſich nicht nehmen ließ, in der für den Waldkrieg höchſt unpaſſenden Tracht eines Hauptmanns einer Muſketierkompagnie Kaiſer Leopold's I. an der Spitze ſeiner Milizen zu marſchiren.

Er war leichtgläubig, ſodaß man ihm leicht etwas weismachen konnte, und doch trug er zugleich unter ſeiner Perrücke einen Starrkopf, der ſich von einer einmal gefaßten Meinung, war es eine richtige oder falſche, ſchlechterdings nicht mehr abbringen ließ.

Der Major lehnte an der Laffette der Falkaune und war eifrig damit beſchäftigt, eine von dem alten Jäger vorgebrachte Meinung zu beſtreiten.

„Sag' Euch, Mann“, bemerkte er, „Ihr ſeid gewaltig auf dem Holzweg, wie die Deutſchländer zu ſagen pflegen. Iſt nicht die Spur eines Schattens einer Idee von Gefahr vorhanden — Paſſateremietem! Die grölzenden Giaurs da unten ſind gar nicht von der Bande des Sumpfkönigs von Mount Hope, welchem die Peſt in den Leib fahren möge! Sag' Euch, 's ſind Nipmuken, lauter Nipmuken, kein Bein von Wampanogen oder Pokanoketen oder Naraganſettern unter ihnen. Ja, 's ſind Nipmuken, pure Nipmuken. Wollte, als ſie geſtern auf die Prairie kamen, zuerſt auf ſie lospfeffern, ſo wollt' ich. Kam aber ihr Häuptling, der Truthahn — was dieſes Geſindel für ſchnakiſche Namen führt! — ins Fort und überreichte mir die Friedenspfeife, die ich auch annahm.“

„Ah-ton-wi-tuck (der Truthahn) iſt unter ihnen?“ verſetzte Willem, der über die Bruſtwehr der Warte hinweg das indianiſche Lager auf der Prairie draußen ſcharfen Blickes muſterte. „Nehmt Euch in acht, Major, dieſer Häuptling iſt einer der verſchlagenſten Burſche, welche je eine indianiſche Teufelei ausheckten.“

„Bah, mit Euren Teufeleien! Iſt eitel dummes Zeug — Paſſateremtetem! Ja, wenn's Türken wären, da wär's noch der Mühe werth, von Teufeleien zu reden. Das Lumpengeſindel da unten hat ſeine Maisernte eingeheimſ't und iſt nun nach ſeiner Gewohnheit gekommen, das große Ballſpielfeſt zu begehen, wie daſſelbe ſeit unvordenklicher Zeit alljährlich nach der Maisernte auf der Pawtucket-Prairie begangen wird.“

„Das klingt ganz unverfänglich und möglicherweiſe iſt's auch unverfänglich. Aber dennoch, Major, ſeid auf Eurer Hut!“

„Ei, zum Teufel, Mann, meint Ihr, ich wüßte nicht, was meine Pflicht ſei? Aber Ihr kommt mir ja ganz wunderlich vor, 's iſt, als ob Ihr Furcht hättet — Paſſateremtetem! Sag' Euch, dieſer ganze indianiſche Kriegslärm — wollt' ihm übrigens ſchnell ein Ende machen, wenn man mir ein paar tüchtige Kompagnien und zwei Karthaunen gäbe — ja, dieſer ganze indianiſche Kriegslärm iſt ſchon am Ausmachen. Da war geſtern am ſpäten Abend der Tom Morton vom Merry-Mount da — ein luſtiger Hund bei Krug und Becher, Paſſateremtetem! — der gab mir Nachricht, daß Roger Williams in Providence nahe daran ſei, den ganzen Span beizulegen. Er hätte namens der Kolonien dem Wampanogen und dem Naraganſetter Vergleichsvorſchläge gemacht und die Sachems hätten ſich bereit erklärt, dieſelben anzunehmen. So wird denn der Spaß ein ganz miſerables Ende nehmen.“

„Der brüllende Tom war geſtern hier?“

„Ja, eben der. Der Kerl wollte mir noch mehr ſagen, aber da ſahen wir gegen Tagesanbruch einen mächtigen Feuerſchein über den Wäldern aufgehen, und weil er ſich die närriſche Idee in den Kopf ſetzte, ſein Merry-Mount ſtände in Flammen, iſt er wie toll weggeritten.“

„So, ſo!“ entgegnete Willem, ein Lächeln verbeißend. „Aber glaubt Ihr denn, Major, das, was Euch der brüllende Tom vormachte, ſei wahr? Ihr wißt doch, wie er zu dem Volk in den Anſiedelungen ſteht?“

„Stand, wollt Ihr ſagen, Mann. Ja freilich, ſchlecht genug ſtand er zu den Pilgern der Wildniß — ein dummer Name, Paſſaterentetem! — aber der Hund will ſich, ſcheint es, bekehren und hat der boſtoner Regierung ſeine guten Dienſte angeboten. Man ſagt, der alte John Elliot, der die merkwürdige Liebhaberei hat, den grölzenden Giaurs vorzupredigen in ihrer eigenen gottverdammten Gurgelei, welche ſie für eine Sprache ausgeben — ja, man ſagt, der alte John hätte ein Bekehrungswunder an dem brüllenden Tom gethan, was weiß ich? Kurz und gut, ich habe die Ordre, mich beſagten Morton's bei Gelegenheit zu bedienen, weil ſelbiger vermöge ſeiner ausgebreiteten Bekanntſchaft mit den rothhäutigen Lumpen zur Kundſchafterei und ſonſtigen Negotiationen ſehr tauglich ſei.“

„Was die ausgebreitete Bekanntſchaft angeht, ſo hat es damit ſeine Richtigkeit. Was Euch aber der brüllende Tom von einem bevorſtehenden Friedensſchluſſe mit den beiden Sachems vorgeſlunkert hat, iſt, vermuth' ich und glaub' ich, pure Teufelei. Ich komme ſozuſagen auf dem kürzeſten Weg von Providence her und dort weiß man nichts von dieſem Frieden. Allerdings hat ſich Roger Williams die äußerſte Mühe gegeben, einen Vergleich zu ſtande zu bringen, aber ohne allen Erfolg. Metakom und Kanonchet ſind auf Leben und Tod verbunden und ich bin feſt überzeugt, daß der kluge Wampanoge es dahin gebracht hat, alle Eingeborenen von Neu-England gegen die Koloniſten zu vereinigen.“

„Und wenn auch, deſto beſſer. Mein alter Pallaſch wird gern einmal wieder einen luſtigen Tanz mitmachen — Paſſateremtetem!“

„Wohl, Major, aber ſeid auf Eurer Hut vor dieſen Nipmuken.“

„Blitz, Donner und alle Wetter! Was wollt Ihr nur mit dieſen Tröpfen da unten? Sie wollen ihr abgeſchmacktes Spiel treiben, weiter nichts. Haben ja auch ihre Weiber bei ſich und ſchleppen doch bekanntlich dieſes Zeug nicht mit auf den Kriegspfad. Und ſie ſind nicht einmal bewaffnet, aber wären ſie's auch, ich habe dreißig gute Büchſen im Fort, Euer Roer iſt auch in Anſchlag zu bringen, wenn's je zum Fechten käme, Euer Junge, der Thorkil, weiß auch ſeinen Mann zu ſtellen, und was Euren zweiten Begleiter angeht, den mit dem allmächtigen Schnurrbart, ſo mein' ich, er ſähe ganz darnach aus, als wüßte er von dem Türkenſäbel, welchen er an der Seite trägt — ich ſah nie einen ſchönern, Paſſateremtetem! —

bei Gelegenheit den richtigen Gebrauch zu machen. Aber 's kommt nicht zum Fechten, ſag' ich Euch. Und jetzt, Mann, guckt Euch nicht blind an den grölzenden Giaurs da unten, ſondern ſagt mir lieber, wo Ihr das allmächtig hübſche Dämchen aufgeleſen, welches Ihr in das Fort brachtet.“

„Es iſt die Verlobte meines Sohnes“, erwiderte der Trapper ernſt.

„Die Verlobte Thorkil's? Na, beim Kriegsgott Mars, der Junge hat einen feinen Geſchmack, das muß man ſagen. Aber wie iſt er denn zu dieſer Eroberung gekommen? Das ſchöne Kind ſieht nicht aus, als wär' es in den Wäldern aufgewachſen.“

„Das iſt eine lange Geſchichte, Major und — ha, was iſt das?“ unterbrach ſich der Alte und bohrte mit den Augen, alle Sehnerven anſtrengend, gegen die Prairie hinab.

„Nun, was iſt? Was ficht Euch an, Mann?“

„Was mich anficht? Hört, Major, ich will mein Roer gegen einen indianiſchen Bogen wetten, wenn ich nicht da unten den hölliſchen Annawon, König Philipp's rechte Hand, wißt Ihr, aus einem Zelt in ein anderes ſchlüpfen ſah.“

„Bah, vermuthe, Ihr ſeht Geſpenſter am hellen Tag, alter Waldmenſch. Wie ſollte Annawon, der allerdings ein ſchlimmes Stück von grölzendem Giaur iſt, hierher kommen?“

„Auf ſeinen Beinen oder auf denen eines der vielen

Pferde, die der Schurke ſchon geſtohlen hat. Zum letztenmal, Major, ich fürchte, es iſt Unheil um den Weg; habt acht auf das Fort!"

„Ei, ſo will ich alles rothhäutige Strolchenpack mit Haut und Haar auffreſſen, wenn Ihr mir nicht allmälig völliſch langweilig vorkommt — Paſſateremtetem! Hört auf mit Eurer Litanei, Mann, und gebt mir die Geſchichte von dem ſchönen Mädchen zum beſten, das Euer Junge irgendwo aufgefiſcht hat."

„Töd und Tuivel!" brummte Willem in den Bart, „dieſer Perrückenmenſch hat einen Schädel, härter als der des älteſten Büffels. Major", ſagte er dann laut, „ich will in das indianiſche Lager hinab, um zu ſehen, ob ich mich getäuſcht haben ſollte. Iſt der bewußte Burſche wirklich da, ſo müßte es mit dem Satan zugehen, wenn ich ihn nicht aufſpürte."

So ſprechend ſchulterte der Trapper ſein Roer und ſtieg eilends die Treppe oder vielmehr die Leiter hinab, welche von der Warte in den freien Raum innerhalb des Thores führte.

„Da geht er, um ſeinem Geſpenſte, ſeiner Fantaſia, wie die Welſchen ſagen, nachzujagen", polterte der ſtarrköpfige Kriegsmann dem Alten hinterdrein. „Beim Bart des Propheten, wie die beſchnittenen Türkenhunde zu ſchwören pflegen, die Waldkerle, weiße und rothe, ſind doch 'ne kurioſe Species von Menſchen; das ſind ſie — Paſſateremtetem!"

Zwei Stunden darauf kehrte Groot Willem aus dem indianiſchen Lager zurück, deſſen Zelte etwa tauſend Schritte von den Paliſſaden des Forts entfernt aufgeſchlagen waren.

Er hatte weder Annawon noch ſonſt etwas gefunden, was ſeinen vagen, aber ſtarken Argwohn hätte beſtätigen können, und dennoch konnte er ſich deſſelben nicht ganz entſchlagen. Er war in dem Lager wie ein alter Freund aufgenommen worden, da er unter dem Stamme ſeit alten Zeiten Bekannte hatte, und der Häuptling Ah-ton-wi-tuck war artig genug geweſen, ihm in ſeinem Zelte einen mit Büffelmark belegten Bärenſchinken zum Frühſtück vorzuſetzen. Willem hatte die Einladung angenommen, indem er hoffte, bei dieſer Gelegenheit den Hintergedanken ſeines Wirthes, welche er vorausſetzte, auf den Sprung zu kommen. Wenn aber der Truthahn ſolche Hintergedanken hatte, ſo war er in den Künſten indianiſcher Redeweiſe zu erfahren, um ſeinen Gaſt auch nur das geringſte davon merken zu laſſen. Im übrigen ſchien das ganze Ausſehen des Lagers von den friedfertigen Abſichten der Eingeborenen zu zeugen. Willem ſah von Waffen nur wenige Bogen und leichte Jagdſpeere. Alles ſchien in lärmender Fröhlichkeit mit den Zurüſtungen zu dem beabſichtigten Spiele beſchäftigt, zu welchem unterdeſſen auf dem freien Platz zwiſchen dem Fort und dem Lager die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden.

Als der Trapper das Lager verließ, ſetzten ſich auch die Indianer, in zwei Parteien von je hundert Mann geſchieden, in ihrem Spielanzuge nach dem Spielplatz in

Bewegung. Voran ſchritten die beiden Spieler, welche die Trupps führen ſollten, ihre mit Bändern, Stachelſchweinſtacheln und anderem Zierat phantaſtiſch aufgeputzten Ballſtöcke hoch in den Händen tragend. Zwiſchen den beiden Reihen der Männer gingen die Squaws, einen monotonen Geſang anſtimmend, welcher ſich auf das beabſichtigte Spiel bezog, und den Zug beſchloß der Häuptling, begleitet von vier alten Powows oder Medicinmännern des Stammes, welche dem Spiel als Preisrichter vorſitzen ſollten und mit den Raſſeln, welche ſie in den Händen ſchüttelten, einen gewaltigen Lärm machten.

Der Aufzug hatte in ſeiner wilden Einfachheit viel anziehendes. Alle, welche das Spiel mitmachen wollten, trugen ihre ſchlanken, wohlgeformten Leiber ganz bloß. Nur um die Hüften hatten ſie einen Schurz gewunden, den ſogenannten Breech-Kloth, welcher durch einen mit Glasperlen verzierten Gürtel feſtgehalten wurde und an welchem hinten ein flügelartiger Schweif von Büffelſchwanzhaaren und weißen Federn befeſtigt war. Mit dem dem Indianer in ſeinem Naturzuſtande eigenen franken und ſtolzen Weſen ſchritten die Männer und Jünglinge gemeſſenen und doch elaſtiſchen Trittes einher und in ihren ſchwarzen Augen und auf ihren dunkeln Geſichtern ſprach ſich das Vorgefühl der Feſtfreude unverhohlen aus.

Die Inſaſſen des Forts drängten ſich, froh, daß in den einförmigen Aufenthalt auf der Prairie einmal eine Abwechſelung kam, dem Bohlenthor zu, deſſen beide Flügel weit offen ſtanden. Die Frauen kamen mit ihren Kindern auf den Armen und an den Händen heraus und vergaßen in ihrer Neugierde alle Furcht vor den rothen Männern, mit deren Stammverwandten ihre Männer vielleicht zur nämlichen Stunde in den Wäldern am Konnektikut auf Tod und Leben kämpften. Die Milizmänner, welche die Beſatzung des Forts bildeten, wollten des zu erwartenden Schauſpiels auch nicht verluſtig gehen und folgten hierin nur dem Beiſpiel ihres Befehlshabers, welcher ein Halbhundert Schritte ſeitwärts von der Pforte auf der Prairie ſtand und arglos mit dem Sergeanten plauderte.

„Nun, wie iſt's, Mann?“ rief er dem herankommenden Trapper entgegen. „Habt Ihr Euer Geſpenſt am Kragen gekriegt oder iſt es verſchwunden, verdunſtet, in Nebel zerfloſſen, in Rauch aufgegangen?“

„Sag' Euch, Major“, entgegnete Groot Willem unwirſch, „Ihr könntet Geſcheideres thun, als Späße machen. Wollt Ihr nicht wenigſtens, um doch einigermaßen auf alle Fälle gefaßt zu ſein, die Blockhäuſer und das Thor durch Eure Leute beſetzen laſſen?“

„Wozu denn, Mann? Laßt doch die alberne Grille fahren. 's iſt keine Idee von Gefahr vorhanden. Wollen uns in aller Gemüthlichkeit die Schnurrpfeiferei anſehen, welche die grölzenden Giaurs da vor uns aufführen werden. Das Ding verſpricht amüſant zu werden, wie die Franzmänner ſagen, und die ewigen Kupfergeſichter mit ihren Flügelſchwänzen ſehen recht ſchnakiſch aus — Paſſatermtetem!“

Der alte Jäger antwortete nur mit einem zornigen Kopfruck und ging durch das Thor, um zu der Warte emporzuſteigen, auf welcher er Lovely, Thorkil und De Luſſan wahrgenommen hatte.

„Nun, der Junge hat doch wenigſtens ſeine Büchſe nicht vergeſſen, wie da unten die thörichten Kerle aus den Anſiedelungen“, murmelte er zwiſchen den Zähnen.

„Wir werden ein Schauſpiel haben“, ſagte der Flibuſtier mit der Munterkeit eines Franzoſen. „Ich ſehe jetzt, Freund Willem, daß es dem Trapperleben nicht an Mannichfaltigkeit und Amuſements fehlt.“

„Ein Schauſpiel, ja, hol's der Teufel!“

„Was habt Ihr denn, Willem?“ fragte Thorkil obenhin, indem er ſich der harmloſen Neugier freute, womit Lovely die fremdartige Scene zu ihren Füßen betrachtete.

„Was ich habe? Nichts, Junge“, entgegnete der Alte. — „Aber“, brummte er in ſich hinein, „der lebendige Satan muß mich bethört haben, daß ich den Gedanken faßte, das arme Kind in dieſes verdammte Fort zu bringen.“

## 6.

Wie oft ſie drängen wollten die Feinde von der Burg
Mit Werfen und mit Schießen, drang Wate doch hindurch
Und nahm im Sturm die Veſte. . . .
Gudrun, Abenteuer 29.

Das Feld floß vom Blute,
Als der Kampf ſich erfüllte:
Doch ging über alles gar,
Was die Giukungen wirkten.
Solange ſie lebten, ließen ſie
Die Schwerter ſchwirren,
Die Brünnen ſchwinden,
Hieben Helme durch
Nach Herzensgelüſten.
Atlamal (Aeltere Edda).

Das Spiel, zu welchem die Nipmuken auf der Prairie ſich geſchart hatten, iſt noch in unſern Tagen die aufregendſte, mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, ja mit Leidenſchaft betriebene Unterhaltung der Indianer Nordamerikas. Sie ſpielen es tagelang ununterbrochen und ſetzen es ſogar die Nacht hindurch bei Fackelſchein fort.

Auf dem freien Platze, wohin der Zug der Indianer von ihrem Lager aus gegangen war, ſah man zwei aufrecht ſtehende, etwa fünfundzwanzig Fuß hohe und ſechs Fuß voneinander entfernte Stangen, die oben durch eine dritte Stange verbunden waren. Ein ganz gleiches Malzeichen erhob ſich dem geſchilderten gegenüber in einer Entfernung von etwa fünfzig Ruthen. In der Mitte zwiſchen beiden war eine einzelne Stange errichtet, um den Ort zu bezeichnen, wo der Ball ausgeworfen werden ſollte. Die beiden Spielparteien ordneten ſich um die erwähnten Malzeichen. Jeder Spieler hielt in jeder ſeiner Hände einen Stock, deſſen kurzer Stiel am Ende zu einem länglichen, mit einem Netz überzogenen Reifen umgebogen war. Die Kunſt des Spiels beſtand darin, daß der Spieler hochaufſpringend den Ball zwiſchen den Netzen ſeiner Stöcke auffing und weiterſchleuderte, wobei er ihn aber nicht ſchlagen oder mit den Händen fangen durfte.

Der Truthahn, welcher durch Abſchießen eines Pfeils in die Luft das Zeichen zum eigentlichen Beginn des Spieles geben ſollte, nahm mit den vier Powows, die mit dem Auswerfen des Balles und mit dem Richteramt beauftragt waren, Platz bei der mittleren Stange und zündete das Kalumet an, welches zwiſchen ihm und den Medicinmännern etwa eine Viertelſtunde lang die Runde machte. Inzwiſchen führten die Squaws auf dem zwiſchen den beiden Trupps offen gelaſſenen Raum einen Tanz auf und ſtimmten einen Geſang an den großen Geiſt an. Dann zogen ſie ſich zurück und ſtellten ſich ganz nahe an dem Thore des Forts in einem dichtgedrängten Haufen auf, ſcherzend und lachend und zum voraus mit der Geſchicklichkeit ihrer Gatten oder Liebhaber gegeneinander großthuend.

Sofort begannen auch die beiden Spielparteien jede um ihr Malzeichen her im Kreiſe zu tanzen, wobei ſie die Stöcke heftig über ihren Häuptern zuſammenſchlugen und einen ſchreienden Geſang hören ließen, welchen die Powows mit ihren den Tamburins ähnlichen Raſſeln begleiteten. Nachdem dies ebenfalls ungefähr eine Viertelſtunde lang gewährt, erhob ſich Ah-ton-wi-tuck, ſpannte den Bogen und ſchoß rückwärts gewandt einen Pfeil hoch über den Köpfen der Schar hinweg in die Prairie hinaus.

Augenblicklich warf einer der Medicinmänner den Ball hoch in die Luft.

Hunderte von Netzſtöcken wurden ausgeſtreckt, um den Ball zu faſſen.

Jede Partei ſtrengte alle Kräfte an, den Ball zu fangen und zwiſchen die Stangen ihres Malzeichens zu werfen.

Gelang dies, ſo zählte es für ſie eins und es trat eine Pauſe ein.

Dann wurde der Ball wieder in die Luft geworfen, und ſo ſollte das Spiel fortgehen, bis es der einen oder andern Partei gelungen wäre, den Ball hundertmal in ihr Malzeichen zu werfen.

Der Kampf zwiſchen den beiden Parteien, ein Kampf, wobei alles lief, ſprang, ſich tummelte, einander drängte und ſtieß und jeder mit Aufbietung aller Kraft ſeiner Lunge ſchrie und fiſtulirte, bot ein höchſt belebtes Schauſpiel dar und das Durcheinanderwimmeln von Hunderten ſchlanker Geſtalten, die in unermüdlicher Beweglichkeit die mannichfaltigſten Gruppen bildeten, war voll maleriſchen Reizes.

Hüben und drüben wurde mit der gleichen Geſchicklichkeit und Hartnäckigkeit geſpielt und die Scene war vollauf geeignet, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer vollſtändig zu feſſeln.

„Nun, wie gefällt's Euch, Mann?“ rief der Major in roſenfarbener Laune dem alten Jäger auf der Warte zu. „Die Kerle haben eine pompöſe Gelenkigkeit, das muß man ſagen — Paſſateremtetem!“

„Ich habe das Spiel ſchon hundertmal geſehen, Major“, entgegnete Groot Willem, „und wenn's Spiel bleibt, ſo hab' ich gar nichts dawider einzuwenden. Die Rothhäute haben eine merkwürdige Gabe dafür und es ſieht ſich ganz hübſch an.“

„Ja, beim Bart des Propheten, ganz hübſch, und will ich deshalb zum Schluß den Kerlen eine Gallone Feuerwaſſer, wie ſie's nennen, zum beſten geben, ſo will ich, und will ihnen zeigen, wie man das Ding braut, was die Seeleute einen ſteifen Grog nennen. Amüſiren uns die Burſchen, ſo wollen wir ſie wieder amüſiren, damit ſie nicht ſagen können, die Hände der Blaßgeſichter ſeien zugeleimt.“

Die kurze Pauſe, welche Moſeley benutzt hatte, um ſeinem Wohlgefallen an dem Schauſpiel Luft zu machen, war vorüber und das Spiel begann von neuem.

Bis jetzt hatte keine der beiden Parteien einen weſentlichen Vortheil über die andere erlangt; nun aber gelang es der einen, den Ball fünfmal hintereinander in ihr Malzeichen zu werfen und dadurch den Gegnern einen Vorſprung abzugewinnen. Die letzteren verdoppelten daher ihre Anſtrengungen, um den Nachtheil wieder auszugleichen, und das Spiel nahm einen immer aufgeregteren Charakter an. Die Augen der Spieler funkeln, die Muſkeln ihrer Arme und Beine ſchwellen an, ihre Wangen bedecken ſich mit dunklerem Roth, ihr ganzes Weſen entzündet ſich. Der Ball ſchwebt einen Moment in der Luft, alle drängen ſich mit heftigem und jubelndem Geſchrei heran, ihn zu ergattern, die Schnellfüßigſten rennen voran, treiben den Ball geradeaus, ſenden ihn ſeitwärts, es waltet in dem Gewirre eine unabläſſige leidenſchaftliche Thätigkeit, welche durch die je nach den Umſtänden ertönenden Triumphſchreie oder Hohnrufe der Squaws noch mehr befeuert wird.

Nur ein Mann behauptet in dem tobenden Gewirre ſeine kalte Haltung, der Truthahn, welcher ſich erhoben hat und ſeine Blicke unbeweglich auf dem Fort haften läßt.

Der alte Trapper ſeinerſeits kann ſich der ſteigenden Theilnahme, welche das Spiel in allen Zuſchauern erregt, nicht völlig entſchlagen. Indem er aber zufällig ſeinen Platz verändert, fällt ſein Blick rückwärts auf das Fort und er ſieht aus den beiden Blockhäuſern an der dem

Fluß zugekehrten Fronte plötzlich zwei ſchwarze Rauchſäulen emporſteigen.

Eine inſtinktmäßige Ahnung von dem, was kommen würde, durchblitzt ihn.

In dieſem Augenblicke fliegt der Ball, einen weiten Bogen in der Luft beſchreibend, aus dem Kreiſe der Spieler hervor und rollt gegen die offene Pforte hin.

Ah-ton-wi-tuck ſpringt einige Schritte vorwärts, erhebt zielend ſeinen Bogen, der Pfeil ſchwirrt von der Sehne und zittert im nächſten Moment in der Bruſt des Majors.

Der ganze Schwarm der Spieler ſtürzt dem Balle nach, wie um denſelben zurückzuholen, aber indem ſie an den Squaws vorbeieilen, reichen ihnen dieſe Tomahawks dar, welche ſie unter ihren Tuniken verborgen hatten, und dieſe Waffen emporſchwingend fallen die Wilden in das von dem Häuptling angeſtimmte Kriegsgeſchrei ein und ſtürmen auf das offene Thor los.

„Feuer im Fort!“ brüllt die Stimme Groot Willem's von der Warte herab.

„Paſſateremte . . . .“ ſchreit der unglückliche Major auf, aber ſein Lieblingsfluch verſchwebt unvollendet auf ſeiner Lippe und mit durchbohrtem Herzen ſchlägt der ſorgloſe Kriegsmann auf ſein Angeſicht nieder.

Wie ein Falke auf ſeine Beute, ſchießt der Truthahn auf ihn los. Das Skalpirmeſſer blitzt in der Hand des Wilden, in einem Nu hat er dem Verröchelnden die Perrücke abgeriſſen, mit einem Kreisſchnitt die Hirnhaut gelöſ't und die blutige Trophäe gewonnen.

Er ſchwingt in der einen Hand den falſchen, in der andern den wahren Skalp des Ermordeten hoch empor.

Aber der Triumphſchrei, welchen er ausſtoßen will, kommt nicht über ſeine Lippen, denn eine Kugel aus Willem's Roer zerſchmettert ihm das Gehirn.

Wie ein Echo folgt dem Knall des Roers das Krachen von Thorkil's Büchſe, deren Kugel den Indianer, welcher dem Thor am nächſten iſt, niederwirft.

„Herein mit euch, Männer, und werft die Pforte zu, wenn euch euer Leben lieb iſt!" ruft der Trapper den vor Schreck erſtarrten Weißen zu.

Aber ſeine Mahnung verhallt in dem furchtbaren Tumult.

Einen Augenblick ſtutzen die Wilden beim Fall ihres Häuptlings, aber jetzt erſchallt aus dem Innern des Forts das Kriegsgeheul der Wampanogen und von den brennenden Blockhäuſern her ſtürmt eine Bande in der Kriegsmalerei des genannten Stammes mit raſendem Geſchrei gegen das Thor an, allen voraus der grimmige Annawon, welcher ſeinen liſtigen Anſchlag, das verlaſſene Fort während des Spiels von der Fußſeite her zu erſteigen, ſo glücklich ausgeführt und das Feuer angelegt hatte.

„Ha, du biſt's, Höllenhund?" ſchreit der Trapper und ſchlägt die wiedergeladene Büchſe auf Annawon an.

Aber ſchon iſt dieſer in dem chaotiſchen Menſchenknäuel verſchwunden, welcher ſich um die Pforte her gebildet hat.

Eine Scene wildeſter, unbeſchreiblicher Verwirrung beginnt.

Das Feuer verbreitet ſich mit reißender Schnelligkeit.

In das Geheul der Wilden, welche mit Tomahawk und Meſſer unter den wehrloſen Frauen und Kindern der Blaßgeſichter wüthen, in die Todesſchreie der Schlachtopfer, in das Gepraſſel des Brandes miſcht ſich das Brüllen des Viehes, deſſen Schuppen von den Flammen ergriffen worden iſt.

„Thorkil, hab' acht auf Lovely!“ ruft Willem aus. „Wir müſſen hinaus. Voran, Kapitän!“

De Luſſan ſtürzt ſich mit gezogenem Säbel die Leiter hinunter, ihm nach der alte Jäger und dieſem Thorkil, ſeine Braut mit dem linken Arm umfaſſend, mit der Rechten die Büchſe zum Kolbenkampf umklammernd.

Groot Willem jagt die Ladung ſeines Roers dem nächſten Indianer, der ihm vorkommt, in den Leib, kehrt dann die ſchwere Waffe um, ſchmettert einen zweiten mit einem Kolbenſchlag nieder und wirft ſich mit der ganzen Wucht ſeines rieſenhaften Leibes auf den Knäuel der Wampanogen, welche von innen das Thor ſperren.

Ihm zur Seite läßt De Luſſan ſeine Damascenerklinge blitzen, und wo ſie hinfährt, ſtürzt ein Feind zu Boden. Sein Auge ſprüht Flammen, ſeine Geſtalt reckt ſich in die Höhe und er iſt herrlich anzuſehen in ſeiner todverachtenden Kühnheit.

Vor dem wüthenden Anſturm der beiden Kämpfer ſtieben die Wilden auseinander.

Der Platz vor dem Thore wird frei, aber ſchon im nächſten Augenblick verſtopft der Schwall von weißen

Männern und Frauen, welche von den Nipmuken draußen hereingedrängt werden, die Oeffnung wieder.

„Steht feſt, ihr Männer!“ herrſcht der Flibuſtier den Milizen zu. „Sammelt euch um mich! Kämpft mit Fäuſten und Zähnen!“

Seine Löwenſtimme, ſeine imponirende Gebärde beherrſcht für einen Moment den Tumult. Einige der Männer haben ihre Meſſer zur Hand, andere raffen die Tomahawks der erſchlagenen Wilden vom Boden auf, ſie ſcharen ſich, bilden eine Phalanx um die Frauen her, in deren Mitte Thorkil ſeine Verlobte läßt, um ſich mit ſeinen beiden Freunden an die Spitze des Haufens zu ſtellen.

„Wir müſſen den Durchbruch nach der Prairie verſuchen“, ruft Groot Willem aus, „denn das Feuer kommt uns auf den Nacken. Ha, es hat dort hinten den Pulverraum erfaßt!“

Ein entſetzliches Gekrach und Gepraſſel beſtätigt ſeine Worte.

Eine ungeheure Flammengarbe wirbelt in die Luft und überſchüttet die verzweiflungsvolle Gruppe mit einem Funkenregen.

„Haltet zuſammen wie die Stränge eines Ankertaues!“ donnert De Luſſan. „Vorwärts! Huſſah, Gloire und Deſdemona!“

Der Ausfall gelingt. Vor Willem's und Thorkil's Kolbenſchlägen, vor De Luſſan's Schwertſtreichen prallen draußen die Nipmuken zurück.

Die drei Männer ſcheinen gefeit und ſchreiten des ſie von allen Seiten umſchwirrenden Pfeilhagels ungeachtet vorwärts, jeden Feind, der ſich in den Bereich ihrer Waffen wagt, niederſtreckend.

So gelangen ſie auf die Prairie.

Aber die Wampanogen heften ſich an die Ferſen der kleinen Schar.

Man hört in gellenden Tönen Annawon das Kriegsgeſchrei ſeines Stammes wieder erheben und das Geheul der Nipmuken gibt ihm Antwort.

Eine doppelte und dreifache Kette von rothen Kriegern bildet ſich um das Häuflein der Weißen her.

Bei jedem Schritt, welchen dieſe vorwärts thun, verengt ſich die Kette mehr und mehr, den Ringen der Rieſenſchlange gleich, die ſtärker und ſtärker das von ihr umſchlungene Opfer zuſammenpreßt.

Ein Schauer von Pfeilen und Wurfſpeeren bricht auf die Unglücklichen ein.

Das Gebrüll der Indianer ſteigert ſich zur Raſerei, ſie ſtürmen, drücken und preſſen allüberall heran.

Noch ſieht man eine kleine Weile den Säbel des Flibuſtiers über dem ſchrecklichen Gewühle blitzen und die Büchſenkolben Willem's und Thorkil's im Schwunge kreiſen — dann quillt und brodelt alles in einen wilden, wüſten Wirbel zuſammen und das Siegesgeſchrei der Wilden erſchüttert die Lüfte.

## 7.

Nadoweſſier, Tſchippewäer,
Heult den Kriegeruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die Europäer,
Schüttelt ab das Raupenheer!

Weh, daß ihr ſie nicht verſcheuchtet,
Da ſie Land von euch erfleht!
Weh, daß fromm ihr ihnen reichtet
Das geſchmückte Kalumet.

Bietet Trotz, ihr Tättowirten,
Eurer Feindin, der Kultur!
Knüpft die Stirnhaut von ſkalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Freiligrath.

„Die Zeit der Heimſuchung iſt gekommen!" hatte, wie wir früheren Ortes berichteten, der düſtere Eaton ausgerufen, als der Fittig des nahenden Würgengels über den Wäldern von Swanzey rauſchte.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen: der Kampf mit den Eingeborenen, welcher in den Annalen der Kolonien von Neu-England unter der Benennung „König Philipp's Krieg" bekannt iſt, ſollte die heftigſte Heimſuchung und Prüfung werden, welcher die Pilgrime ſeit der Landung der Pilgerväter unterworfen wurden. Alle früheren Reibungen und Fehden zwiſchen den Weißen und Rothen waren im Vergleiche mit dieſem Kriege von keinem Belang und ſelbſt die Gefahr, welche der tapfere Saſſakus den jungen Anſiedelungen bereitet hatte, trat weit zurück vor der, welche der umfaſſendere Geiſt Metakom's über ſie heraufbeſchwor. Es handelte ſich hierbei um nichts Geringeres als um die Exiſtenz der Kolonien, andererſeits aber auch um das nationale Daſein der indianiſchen Stämme von Neu-England.

Der Scharfblick des Sachems der Wampanogen, dem bei allen Makeln, welche ſeinem Ruf anhaften, der Ruhm eines Patrioten der Wälder, eines Helden im indianiſchen Sinne nicht beſtritten werden kann, hatte wohl erkannt, daß ſein Volk in die Länge nicht im ſtande wäre, der Schritt vor Schritt ſich ausbreitenden Macht der Weißen ſich zu erwehren. Er wußte auch oder fühlte es wenigſtens inſtinktmäßig, daß der ganzen Anlage des indianiſchen Charakters zufolge der Verſuch, der Civiliſation der Blaßgeſichter ſich zu aſſimiliren, für die Eingeborenen nicht minder unheilvoll ausſchlagen müßte. Die Geſchichte der rothen Raſſe hat dieſes Vorgefühl traurig genug beſtätigt: der Civiliſation ſich unterwerfend iſt der Indianer überall nicht minder von ihr verzehrt worden als ihr ſich erwehrend. In dieſem Dilemma ſpornte ſein kühner Geiſt den Sachem, das äußerſte zu verſuchen, und wir haben ja im Verlaufe unſerer Erzählung angedeutet, wie er ſich jahrelang bemühte, ſeine Pläne gegen die Weißen zur

That zu geſtalten. Der Verrath Saſamon's hatte den Ausbruch ſeines Haſſes früher herbeigeführt, als es in ſeiner Abſicht lag, welche dahin ging, vor dem Erheben des Tomahawks alles aufzubieten, um ſämmtliche Stämme ſeines Volkes gegen die Weißen zu vereinigen. Hierzu war ihm die nöthige Zeit nicht gegönnt geweſen, und gerade der Umſtand, daß es ihm nicht gelungen, die Ueberreſte der Pequoden und Mohikaner unter ihrem Sachem Unkas in ihrer anhänglichen Treue gegen die Anſiedler wankend zu machen, verurſachte eine ſehr bedenkliche Lücke in ſeiner Rechnung. Allein nachdem einmal das Mißtrauen der Koloniſten gegen Metakom die von ſeiten Saſamon's gelieferten Beweisſtücke in Händen hatte, blieb dem Sachem nur noch die Wahl, entweder auf die demüthigendſten Bedingungen hin den verhaßten Eindringlingen ſich zu unterwerfen oder loszuſchlagen, gleichviel ob mit oder ohne Ausſicht auf Erfolg. „Wenn der Menſch" — ſagt Bankroft, der große Geſchichtſchreiber der Vereinigten Staaten — „durch die drohende Gefahr die Beſinnung verliert, ſo ſtürzt er ſich gleichſam in ſein Schickſal." Das war auch bei den Indianern von Neu-England der Fall. Die Verzweiflung beſchleunigte ihren Aufſtand. Es war der Sturm, welcher die alten Bewohner des Landes hinwegfegen ſollte. Sie erhoben ſich zum Kampfe ohne Hoffnung und fochten daher meiſtens ohne Erbarmen. Als Nation gab es für ſie keine Zukunft.

Als der einzige Mann, welchen ſeine Stellung in der Vergangenheit und Gegenwart befähigte, noch einen letzten Vermittelungsverſuch zu machen, nachdem die Kriegsfackel das unglückliche Swanzey bereits in Aſche gelegt, erſchien den Anſiedlern der greiſe Roger Williams. Er hatte die Aufforderung, als Friedensſtifter aufzutreten, nicht abgewartet und allen ſeinen Einfluß auf die rothen Männer erſchöpft, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Nach jener Scene am Williamsbrunnen zu Providence, der wir anwohnten, hatte er noch einmal das ganze Anſehen, deſſen er unter den Naraganſettern genoß, aufgeboten, um Kanonchet und deſſen Unterſachems von dem Bündniß mit Metakom abzuziehen. „Was wollt ihr?“ hatte er zu den Häuptlingen geſagt. „Ihr rennt in euer Verderben. Die Kolonie von Maſſachuſetts allein kann im Nu tauſend Krieger ſtellen, und wenn auch dieſe gefallen ſind, ſo werden die Kolonien von Konnektikut und Plymouth neue Scharen auf die Beine bringen.“ — „Gut“, war ihm hierauf von Kanonchet erwidert worden, „wir wiſſen, daß Hahdoh-Manitu die Wahrheit ſpricht. Doch laſſ' ſie nur ankommen, wir wollen ſie erwarten. Dir aber, Vater, der du dein Lebelang des rothen Mannes Freund geweſen, dir ſoll kein Haar auf deinem Haupte gekrümmt werden.“

Der bei allen ſchlimmen Erwartungen und Befürchtungen, welche ſeit längerer Zeit ſchon in den Anſiedelungen in Bezug auf Metakom's Geſinnungen und Umtriebe gehegt wurden, dennoch überraſchend ſchnelle Beginn der Feindſeligkeiten durch den Häuptling hatte zuerſt keinen geringen Schrecken unter den Weißen verbreitet. Die Väter der

Kolonien verloren aber die Beſinnung nicht und gingen mit gewohnter Energie daran, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Es traten Kommiſſarien der vereinigten Kolonien zuſammen und faßten den Beſchluß, daß der Krieg als eine gemeinſchaftliche Angelegenheit betrieben werden müßte, daß einer für alle und alle für einen ſtehen ſollten. Gemäß dieſem Beſchluſſe wurden ſofort tauſend Mann Milizen aufgeboten und unter im Waldkrieg erfahrenen Führern ſammelten ſich Freiſcharen, welche in den über ganz Neu-England ſich verbreitenden Guerrillaskämpfen ausgezeichnetes leiſteten.

Die Schreckensſcenen, welche wir im Vorſchritte dieſer Erzählung dem Leſer vorführten, mögen ihm die Art und Weiſe indianiſcher Kriegführung einigermaßen veranſchaulicht haben. „Längs der ganzen Grenze" — ſo läßt ſich der vorhin angezogene Hiſtoriker über dieſen Gegenſtand aus — „längs der ganzen Grenze zwiſchen den Jagdgründen der Rothen und den Anſiedelungen der Weißen verbreiteten ſich Verwirrung und Verwüſtung. Der Krieg ward von ſeiten der Indianer hauptſächlich aus Hinterhalten und vermittelſt Ueberfällen geführt. Nie traten ſie den Koloniſten im offenen Felde entgegen, ſondern flohen dann allemal und wenn ſie an Zahl weit überlegen waren. Allein ſie waren ſchlau und heimlich wie Raubthiere, geübte Schützen, zum Theil mit Feuergewehr verſehen, flüchtig auf den Füßen bekannt mit allen Pfaden des Waldes, abgehärtet gegen Strapazen und von Durſt nach Raub und Rache erfüllt. Ihre Feſtungen waren die

Moräſte oder die dichtbelaubten Wälder, durch welche das Auge des Verfolgers nicht zu dringen vermochte.“

Mit der Schnelligkeit des Blitzes erſchienen ſie auf einmal in den zerſtreuten Dörfern, welche ſie verheerten gleich einem vorüberbrauſenden Sturm. Einzelne Streifparteien der Weißen wurden abgelauert und niedergemetzelt und die ſkalpirten Leichname zum Schrecken der Verfolger an den Bäumen aufgehangen. Der Arbeiter auf dem Felde, die Schnitter in der Ernte, Leute auf dem Wege zur Mühle, der Hirtenknabe bei ſeinen Schafen wurden von den ſchleichenden, unſichtbaren Feinden niedergeſchoſſen. Wer ſchildert die ſchweren Stunden der Frauen in dieſen Bedrängniſſen? Die allein im Hauſe weilende Mutter hatte jeden Augenblick zu befürchten, daß der Tomahawk ihrem Leben und dem ihrer Kinder ein Ende machte. Bei einem plötzlichen Ueberfalle floh oft der Mann mit einem Kinde, die Frau mit dem andern und vielleicht rettete ſich nur eins von beiden. Sonntags, wenn man in langen Reihen zur Kirche ritt, hielt der Farmer den Zügel in der einen Hand und ein Kind in der andern; ſein Weib ſaß hinter ihm, vielleicht mit einem zweiten Kinde auf dem Schoße; in dem Augenblick aber, da ſie es am wenigſten erwarteten, pfiffen die aus dem Hinterhalte auf ſie abgefeuerten Kugeln unter ſie hinein. Der Wald, der das Herankommen der Indianer deckte, ſchützte auch ihren Rückzug. Sie umſchlichen die Grenzen der Anſiedelungen „wie der Blitz den Rand der Wolken“.

Da es, wie ſchon geſagt, nicht die Gabe und Gewohn-

Bayerische Staatsbibliothek

heit der Eingeborenen war, dem Feinde im offenen Felde ſtand zu halten, ſo hatte ſich Metakom bald nach dem Ueberfalle von Swanzey veranlaßt geſehen, beim Vordringen der Milizen von Plymouth und Maſſachuſetts die Gegend zwiſchen dem Taunton und dem Pawtucket zu räumen, aber nur, um ſich mit ſeinen Banden in mehr nördlicher und weſtlicher Richtung auszubreiten und dorthin Tod und Verderben zu tragen. Er brachte den Stamm der Nipmuken, welcher halb und halb entſchloſſen war, ſich neutral zu halten, dahin, ſofort den Tomahawk auszugraben und das Kriegsgeſchrei gegen die Weißen zu erheben; dann wüthete er, wie ſchon der brüllende Tom in ſeiner Unterredung mit Kellond auf Merry-Mount erwähnte, in den Dörfern von Konnektikut mit Mord und Brand. Aber die Bewohner dieſer Kolonie, welche ſich durch unbeugſamen Hinterwäldlermuth vor allen Anſiedlern auszeichneten, gingen den rothen Heiden ſo tüchtig zu Leibe, daß die Scharen König Philipp's für einige Zeit völlig zerſprengt wurden. Viele ſeiner Krieger flüchteten ſich, während er ſelbſt ſeinen Haß und Grimm unſtät von Wigwam zu Wigwam, von Stamm zu Stamm trug, zu den Naraganſettern, welche noch nicht losgeſchlagen hatten. Freilich konnte auch über die Abſichten der letzteren nicht mehr lange ein Zweifel obwalten, denn als Boten der Koloniſten an Kanonchet die Forderung ſtellten, daß er die Wampanogen, welchen er ein Aſyl gewährt, den Weißen ausliefere, rief er aus: „Ich meine Brüder, die Wampanogen, ausliefern! Nicht eines Wampanogen abgeſchnittenen Nagel!“

Das war deutlich genug geſprochen und wurde von den Anſiedlern unter den obwaltenden Umſtänden mit Recht als eine Kriegserklärung betrachtet. Sie beſchloſſen daher, dem unvermeidlichen Losbruch der Naraganſetter zuvorzukommen, hoben in den verſchiedenen Kolonien abermals tauſend Milizen aus und beſtellten den trefflichen Governor von Plymouth, Joſias Winſlow, zum Oberbefehlshaber ihrer geſammten Streitmacht.

Die Naraganſetter wurden durch raſtloſe Späher unterrichtet, daß die Blaßgeſichter Vorbereitungen zu einem entſcheidenden Schlage träfen, und waren daher ihrerſeits nicht müßig. Sie verſchanzten ſich in einem Fort, welches ſie von alten Zeiten her als den ſicherſten Zufluchtsort in Tagen der Gefahr zu betrachten gewohnt waren. Die Befeſtigungsmittel deſſelben beſtanden nach indianiſcher Art aus einer Reihe hoher Paliſſaden und aus einer rings um letztere herlaufenden natürlichen Hecke von ſechzehn Fuß Dicke. Der einzige Zugang war durch einen Verhau von Baumſtämmen gedeckt und es lag dieſes einen Raum von etwa vier bis fünf Morgen einnehmende Fort oder vielmehr Lager auf einem erhöhten Stücke Landes, welches rings von einem jener Cedernſümpfe umgeben war, in deren Moraſt der ſchwere Fuß des Weißen ſtecken bleibt, während der leichte Tritt des Indianers über den verrätheriſchen Boden weggleitet. Die Naraganſetter vertrauten allzuſehr den natürlichen Vortheilen des Terrains, auf welches ſich ein großer Theil ihres Stammes mit Weibern und Kindern und der beſten Habe zurückgezogen hatte, und doch hätten ſie Urſache gehabt, ihre gewohnte Wachſamkeit weniger als je zu vernachläſſigen. Denn Winſlow hatte auf Betrieb des tapfern Freiſcharenhauptmanns Church, der ſich in dem ganzen Kriege höchlich hervorthat, den kühnen Entſchluß gefaßt, die Naraganſetter im Squaw-Sonk, ſo hieß der Ort, wo das erwähnte Lager errichtet war, anzugreifen, um ihnen eine Lektion zu geben, die vielleicht geeignet wäre, die Koloniſten von dieſer Seite her ein- für allemal ſicher zu ſtellen. Das Unternehmen war allerdings gefahrvoll, aber nicht unausführbar für Männer, welche wußten, daß ſie für ihr beſtes und heiligſtes in den Kampf gingen.

Sie wählten die Nacht zur Ausführung ihres Vorhabens und indianiſche Bundesgenoſſen vom Stamme der Mohikaner gingen vor der Kolonne einher, um den Pfad durch den gefährlichen Cedernſumpf auszuſpüren. Trotzdem führte ſie nur ein glückliches Ungefähr an diejenige Seite des Forts, an welcher der Eingang ſich befand. Während ſie aber zum Angriffe ſich ordneten, war ihr Herankommen von den Naraganſettern bemerkt worden und ſofort gerieth das ganze Lager in Alarm. Die Weißen erkannten, daß ein Rückzug gefährlicher ſein würde als ein Angriff, und ſchritten demnach unverzagt zum Sturme vor. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es in ſolchen Lagen Männer gegeben, die ohne Zaudern dem gemeinen Beſten ihr Leben zum Opfer darbrachten. Viele derſelben glänzen auf den ſchönſten Seiten des Buches der Geſchichte, wenn gleich nicht alle des verdienten Ruhmes genießen. Hier übernahmen dieſe Rolle zwei ſchlichte Milizhauptleute aus Maſſachuſetts, Johnſon und Davenport. Sie wußten, daß die, welche zum Sturme auf den Verhau vorangehen würden, unfehlbar der Tod begrüßen mußte, aber ſie fühlten auch, daß ein großes Beiſpiel nöthig ſei. Und ſie ſtellten ſich an die Spitze der Kolonne und warfen ſich, die erſten, auf den Verhau. Sie wurden ſogleich niedergeſchoſſen, ihre nächſten Nachfolger ebenſo. Allein die Bahn war gebrochen und mit Rachegeſchrei drangen die Hintermänner voran. Ihrerſeits fochten die Indianer wie Wüthende und es gelang ihnen, die in das Lager gedrungenen Weißen mit großem Verluſt in den Sumpf zurückzuwerfen. Aber die Koloniſten gaben den Kampf nicht auf und nach dreiſtündigem mörderiſchem Gefechte faßten ſie feſten Fuß in dem Fort. Ihre rothen Verbündeten warfen Feuerbrände in die Wigwams und binnen kurzem loderten fünf- bis ſechshundert der leichten Hütten in hellen Flammen auf. In ihrem Scheine begann ein ſchreckliches Gemetzel, in welchem die Weißen der Greiſe, der Weiber und Kinder ſo wenig ſchonten, als dies der Indianer im Kampfe zu thun gewohnt war. In dieſer gräßlichen Nacht verloren die Naraganſetter ihren eigenen Angaben zufolge an tauſend Krieger, von denen ſiebenhundert auf dem Platze blieben und dreihundert kurz nachher an ihren Wunden ſtarben. Aber auch die Weißen hatten den Sieg mit ſchwerem Verluſte erkauft: es fielen ihrer fünfundachtzig Mann und an hundertundfünfzig wurden durch empfangene Wunden kampfunfähig gemacht. Kanonchet bewährte bei dieſer Gelegenheit den Ruf ſeines Heroismus glänzend. Er focht, ſolange noch irgend eine Möglichkeit der Gegenwehr da war, und als dieſelbe verſchwunden, zog er ſich mit dem kleinen Reſt ſeiner Getreuen in ſo drohender Haltung in den Sumpfwald zurück, daß die Sieger weder eine Verfolgung noch auch die Behauptung des zerſtörten Forts wagten. Auch ſie zogen mit Tagesanbruch ab, und wenn dieſe Unternehmung darauf berechnet war, den Muth der Naraganſetter zu brechen, ſo ſollte ſich bald herausſtellen, daß ſie eine verfehlte genannt werden mußte.

Denn wie Kanonchet's Abneigung gegen die Weißen durch den Ueberfall von Squaw-Sonk zur höchſten Glut des Ingrimms geſteigert wurde, ſo begann jetzt der edle Sachem alle Hilfemittel ſeiner Kühnheit erſt recht zu entwickeln. Friedensanträge, die ihm, auf ſeine Unterwerfung abzielend, von ſeiten der Koloniſten gemacht wurden, wies er mit Verachtung zurück. „Lieber bis auf den letzten Mann ſterben“, rief er aus, „als der Blaßgeſichter Knechte ſein!“ Gemäß dieſer Geſinnung führte er ſeinen Stamm aus den heimatlichen Jagdgründen hinweg, wo die zerſtöreriſche Hand der Weißen Wohnſitze und Fruchtvorräthe vernichtet hatte, und richtete ſeinen mit Leichen und Brandſtätten bezeichneten Weg nach Norden, um ſich mit den Nipmuken zu vereinigen, welche ſeit dem Ueberfall von Fort Tabor bedeutende Vorſchritte gemacht hatten. Kanonchet's kriegeriſches Feuer brachte alles, was Metakom's Diplomatik ſo lange im ſtillen vorbereitet hatte, nunmehr recht zum Ausbruch. Allenthalben erhoben ſich die Eingebornen, der Krieg trug ſeine erbarmungsloſen Verwüſtungen bis ins Herz der Kolonien von Konnektikut, Maſſachuſetts und Plymouth; ſelbſt Rhode-Iſland wurde nicht völlig verſchont, wenngleich die Freundſchaft Kanonchet's für den Patriarchen dieſer Kolonie und für ſeine nächſte Umgebung ein nie verletzter Schutzbrief war, und ſo hatte es eine Zeit lang den Anſchein, als ob König Philipp's Idee, die Blaßgeſichter vom Boden Neu-Englands zu vertilgen, zur Wirklichkeit werden ſollte. Die Indianer hatten ihren Gegnern den Vortheil der Maſſenwirkung abgelernt, und während Metakom mit ſeinen Wampanogen ſein angeerbtes väterliches Land um Montaup her gegen die Angriffe vereinzelter Freiſcharen mit Glück vertheidigte und die Streitkräfte der Koloniſten vom Süden her in Schach hielt, ſammelten ſich alle waffenfähigen Männer und Jünglinge der übrigen rebelliſchen Stämme in hellen Haufen um den Sachem der Naraganſetter, welcher in den Hügeln und Wäldern zwiſchen Brookfield und Marlborough in Maſſachuſetts eine Stellung genommen hatte, von welcher aus er nach allen Seiten hin ſeine blitzſchnellen, verheerenden Expeditionen ins Werk ſetzte. Gelang es den beiden Sachems, ihre Kriegerſcharen zu vereinigen, ſo war das Verderben der Kolonien faſt unausweichlich. Beide Theile, die Weißen und die Rothen, erkannten dies und jene ſuchten das Gefürchtete um ſo mehr zu hintertreiben, als ſie in Erfahrung gebracht, daß Kanonchet mit einer unter ſeinem Volke ſeltenen Hochherzigkeit ſeine unbedingte Bereitwilligkeit kundgegeben hätte, die oberſte Führerſchaft ſeinem Verbündeten zu überlaſſen, was bezeugte, daß die Eingeborenen ob dem großen Zwecke, die Fremdlinge auszurotten, ihre ihnen oft ſo verderblichen Stammeiferſüchteleien zu vergeſſen verſtanden.

## 8.

Den Leichnam des Tapfern legten ſie
In die friſche Erde, gegraben früh
Am Bergesabhang, wo das Säuſeln nie
Verſtummet von Gebüſch und Wald.

Sie legten auch in ſein friedlich Bette
Ganz oben, zu ſeines Hauptes Stätte,
Seinen Bogen und Pfeile, weil er hätte
Ein neues Jagdrevier gefunden.

Und über Waffen und Gebeinen
Häuften ſie einen Berg von Steinen,
Der, eingeweiht mit Seufzen und Weinen,
Des Indianers Denkmal iſt.

Percival.

Da, wo die Jagdgründe der Pokanoketen und Wampanogen einerſeits gegen die Bai von Manumet, andererſeits gegen die Naraganſettbai zu abfielen, bildeten ſie die beiden Landſchaften Pokaſſet und Sakonnet, echt indianiſche Reviere, in welchen die Weißen noch gar nicht heimiſch geworden, ja, welche ihnen geradezu unheimlich waren. Die ganze Gegend, von der ſüdlichſten Spitze von Sakonnet an bis hinauf nach Montaup jenſeits der Mündung des Taunton, war vorherrſchend Sumpfland. Unſer deutſches Wort Sumpf reicht aber nicht aus, den Charakter der Landſchaft zu bezeichnen: es ſagt zu viel oder zu wenig, wie man will. Die Amerikaner haben dafür ein mehrſagendes Wort, das Wort Swamp, welches aus dem Angelſächſiſchen ſtammt und alles das in ſich zuſammenfaßt, was wir mit den Worten Sumpf, Moor, Moraſt, Röhricht, Sumpfwald ausdrücken. Aus Bodenverhältniſſen, wie die eben erwähnten Begriffe ſie andeuten, ſetzte ſich der ganze Landſtrich, welchen wir im Auge haben, zuſammen und man kann ſich daher leicht vorſtellen, daß er kein erfreuliches Bild darbot.

„Ein wilder Fleck iſt's und von düſterm Anſehn;
Der Vogel ſingt nie fröhlich auf dem Baum,
Verſengt ſcheint ſtets das grüne Laub. Es wuchern
Giftige Pflanzen rings, ausſätzig machend
Mit böſer Feuchtigkeit die Haut, die ſich
Wagt unbedacht in ihre Näh'. Cypreſſen
Entwachſen naſſem Grund; von ſchönen Pflanzen
Zu ſchauen nichts! Nur wilde, knorr'ge Bäume,
Böſen Geſpenſtern gleich, ſtinkende Sträuche,
Die ſchwere Luft vergiftend, graue Nebel,
Die, Wolken bald, bald Teufel von Geſtalt,
Sich ſammeln über'm Rand des wüſten Sumpfes,
Machen mit ihrer Düſterkeit und Schwärze
Unhold die ganze Anſicht. Seine Flügel
Schwingt der betrübte Falter und ſchwebt fort
Und mahnt mit ſeinem Flug auch uns zur Eile
Nach beſſerem Quartier und ſchönrer Scene,
Als dies Revier uns bietet für die Nacht....

In dieſen Zeilen hat ein amerikaniſcher Poet die Swamps ſeines Vaterlandes ſo trefflich geſchildert, daß wir ſeiner Skizze nichts beizufügen wüßten. Die melancholiſchen Eindrücke, welche der Schluß der angeführten Zeilen athmet, mochten auch das Gemüth eines einſamen Reiters erfüllen, welcher an einem trüben Spätſommertag, von Süden herkommend, an der Grenze des Sumpflandes angelangt war, ein kleiner, unterſetzter, mit der Haltung eines tüchtigen Reiters zu Pferde ſitzender Mann, deſſen offene, kühne Züge keine andern ſind als die unſeres alten Bekannten Miles Standiſh.

Der Kapitän hielt ſein Roß an und warf einen Blick rückwärts auf die troſtloſe Gegend, von wo er hergekommen.

„Alle Wetter", ſagte er aufathmend, „ich bin froh, daß ich endlich aus dieſen verrätheriſchen Swamps heraus bin. Ein hölliſches Land das! Ein Land für Schlangen und Indianer, brrr! Aber wenn auch die Sonne nicht ſichtbar iſt, ſo ſagt mir doch mein Magen, daß Mittag lange vorüber ſein muß. Alſo vorwärts, mein gutes Thier! Nach den Anweiſungen meines rothhäutigen Führers, ohne welchen ich aus dieſem verdammten Sumpflabyrinth nun und nimmer mich herausgefunden, muß hier herum irgendwo die Quelle ſein, wo du und ich friſches Waſſer finden ſollen und wo ich ſehen will, was ſich noch für meine Kauwerkzeuge im Mantelſack vorfinden mag. Ein hölliſches Land, man möchte fluchen, wenn man's anſieht. Gebe Gott, daß ich es nie wiederſehe!"

Nach Beendigung dieſes Monologs wandte der Reiter den Kopf ſeines Pferdes gen Norden und trabte, da er jetzt feſteren Boden unter ſich hatte, eine Strecke rüſtig vorwärts.

Plötzlich aber blieb das Pferd ſtehen und ſpitzte pruhſtend die Ohren.

„Ei, was haſt du denn, alter Grauſchimmel? Ja ſo, der Rauch dort? Hm, kommt von einem Feuer, ohne Zweifel. Wäre vielleicht meine Geſandtenrolle ſchon ausgeſpielt, wenn ſich dort in der Bauminſel ſo 'ne Bande von rothhäutigen Satanaſſen gelagert hätte. Müſſen's aber doch probiren, komme, was da wolle.“

So ſprechend ſetzte er ſein Pferd wieder in Gang, nachdem er die auf ſeinem Rücken hängende Büchſe zur Hand genommen, das Schloß unterſucht, ſeinen Degen in der Scheide gelockert und eine glänzende Wampumſchnur, die ihm wie eine Ordenskette um den Hals hing, ſo geordnet hatte, daß ſie auf ſeinem beſchmutzten Lederkoller recht deutlich ſichtbar war.

Gerade vor ihm lag auf der wellenförmigen Steppe eine jener vereinzelten Baumgruppen, welche wie Inſeln aus dem Meere der Savannen Amerikas auftauchen. Aus dieſer Bauminſel ſtieg eine Rauchſäule empor, von einem Feuer herrührend, welches ein anderer einſamer Wanderer kurz zuvor am Fuß einer mächtigen Eiche angezündet hatte, um ſich eine Rehkeule zu röſten.

Wie Standiſh von Süden herkam, ſo war dieſer Wanderer von Norden gekommen, und wie wir in dem erſtern einen alten Bekannten wiederfanden, ſo treffen wir einen ſolchen auch in dem letztern.

Mit einem Worte, der Mann, welcher ſich nach ſcharfem Morgengang in der Bauminſel zur Raſt niedergelaſſen hatte, war Groot Willem.

Der alte Mann, welchem die Bezeichnung als eines Pilgers der Wildniß mit ſo gutem, wo nicht mit beſſerem Recht zukam als irgendeinem Weißen, beſchäftigte ſich angelegentlich mit den Vorbereitungen zur Befriedigung der Bedürfniſſe ſeines gewaltigen Körpers, der noch ſo aufrecht und ungebeugt war wie damals, als wir ihm zuerſt begegneten Eine genaue Prüfung ſeiner verheerten und abgewetterten Züge hätte vielleicht das Reſultat ergeben, daß der alte Waldgänger in letzter Zeit furchtbare körperliche Strapazen durchgemacht und zugleich heftige Seelenpein ausgeſtanden haben müſſe. Der Furchenknäuel zwiſchen ſeinen Brauen erſchien noch dichter und finſterer als früher; der ſchrecklichen Narbe, welche über ſeine linke Wange hinlief, hatte ſich jetzt auf der rechten eine weitere geſellt, die, offenbar von neuem Datum, noch nicht völlig zugeheilt war. Sonſt war er in Erſcheinung und Gebaren noch ganz der Alte: ſein geliebtes Roer lehnte auf Armslänge neben ihm an einem jungen Stamm und ſein treuer Hund lag zu ſeinen Füßen im Graſe.

Er war des herankommenden Reiters viel früher anſichtig geworden, als das ſtutzende Pferd des Kapitäns dieſen auf den Rauch des Feuers aufmerkſam gemacht hatte. Prinſlo war im Begriffe geweſen, dem Reiter bellend entgegenzuſpringen, allein der Trapper hatte ruhig bemerkt: „Pſt, Hund, 's iſt ein Weißer!“ worauf Prinſlo ſeine Stellung beibehielt, nur mit den Augen die Bewegungen des Reiters achtſam verfolgend.

„'s iſt einer von unſerer Farbe, Prinſlo“, ſagte der Waldgänger, gewohnt, mit ſeinem vierbeinigen Begleiter wie mit einem zweibeinigen zu verkehren. „Ja, 's iſt ein Weißer, ein kleiner Kerl, aber er reitet gut und ſieht aus wie ein Kriegsmann. Ha, er langt nach ſeiner Büchſe. Wer, zum Tuivel, das ſein mag?“

Mit dieſen Worten griff er nach ſeinem Roer, trat an den Rand der Inſel vor und erwartete, läſſig auf ſeine Waffe geſtützt, das Herankommen des Fremden.

Der Kapitän zog in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten die Zügel an und betrachtete die herkuliſche Geſtalt des Waldgängers nicht ganz ohne Mißtrauen.

„Holla, Mann“, rief er dann, „wollt Ihr mir ſagen, mit wem ich es hier zu thun habe?“

„Hm“, verſetzte der Trapper, „'s iſt ein alter guter Waldbrauch, daß der, welcher zuerſt am Platze iſt, das Recht hat, Ankommende zu fragen, wer ſie ſeien. Wer ſeid Ihr, Fremder?“

„Nun, wenn Ihr einen alten guten Waldbrauch für Euch habt, ſo füg' ich mich. Ich bin Miles Standiſh aus der Plymouth-Kolonie.“

„Miles Standiſh? So ſeid Ihr alſo der Mann, welchen die Leute von unſerer Farbe den Hauptmann Knirps und die Rothhäute den kleinen Feuerſpeier nennen? Ei, nehmt's nicht krumm, Mann“, fügte der Alte hinzu, als er bemerkte, daß der Näherreitende die Stirn runzelte,

„nehmt's nicht krumm, denn welche Namen Euch die Weißen und die Rothen geben mögen, ich hörte Leute von beiden Farben oft genug ſagen, Ihr hättet das Herz auf dem rechten Fleck."

Schnell beſänftigt verſetzte der Kapitän, indem er abſtieg:

„Ihr habt mir Euren Namen noch nicht geſagt, Fremder, aber wenn ich Eure Geſtalt und Euer omnipotent großes Schießzeug da anſehe, ſo mein' ich, Ihr könntet niemand ſein als der an der ganzen Grenze hin wohlbekannte Trapper, welchen unſere Leute den Groot Willem und die Rothhäute den grauen Bär nennen."

„Eure Augen ſehen gut, Hauptmann. Ja, ich bin der Mann, welchen die Rothen Mato nennen, und haben ſie, vermuth' ich, noch unlängſt geſpürt, daß dem alten Bären die Klauen noch nicht ausgefallen ſind."

„Ihr habt mit dem hölliſchen Gezüchte gekämpft, Mann? Habt Ihr?"

„Ich denke, ich darf ſagen, daß ich mit den Burſchen gefochten, in frühern Tagen und neulich noch. Die Nipmuken —"

„Die Nipmuken? Sind die auch losgebrochen?"

„Freilich ſind ſie losgebrochen und haben, unterſtützt von dem teufliſchen Annawon und einer Bande Wampanogen, Fort Tabor überrumpelt und verbrannt."

„Fort Tabor eingenommen und vernichtet? Verdammt das!"

„Jawohl, verdammt das! Aber warum haben die klugen Herren von Boſton den Stierkopf von Major Moſeley als Kommandanten in die Garniſon geſchickt? Sag' Euch, der Mann wollte ſchlechterdings keine Vernunft annehmen und hat das Fort ſo zu ſagen mit aller Gewalt dem Tuivel in den Rachen gejagt. Es war ein ſchreckliches Blutbad!"

„Ihr waret dabei?"

„Ja. Es war eine böſe Stunde, als ich den Entſchluß faßte, meine und anderer Schritte nach dem Fort zu lenken. — Aber kommt, Ihr ſeid weit geritten und werdet, vermuth' ich, nichts dagegen haben, eine Rehkeule, die eben gar geworden, mit mir zu theilen."

„Ganz und gar nichts hab' ich dagegen, verſichere Euch. Doch Ihr müßt mir mehr von dem erzählen, was in der Welt vorgegangen, ſeit ich abweſend war. Ich komme aus der Gefangenſchaft der Rothhäute, müßt Ihr wiſſen, und bin ſehr beſorgt um das Schickſal meiner Freunde."

„Ich nicht minder, Mann, ich nicht minder, und aus der Gefangenſchaft komm' ich ebenfalls, wenn auch nicht geraden Weges."

„Wie?"

„Ja, ſeht, die Strolche von Nipmuken wollten ſich das Vergnügen machen, zu erfahren, welche Sprünge ein alter Waldläufer am Marterpfahl machen würde, und es wäre beim Tuivel ſchlimm um mich geſtanden, wenn nicht der arme Sachem der Naraganſetter noch zur rechten Zeit hilfreich dazwiſchengekommen. O, der Mann war brav durch und durch, keine falſche Ader in ihm vom Wirbel bis zur Zehe."

„Er war brav, ſagt Ihr?"

„Ja, er war es, denn er iſt todt."

„Todt? Kanonchet todt? Ihr ſeht mein Erſtaunen. Sprecht, Freund, erzählt!"

„Laßt Euch nieder und koſtet dieſen Braten, Hauptmann, und dann wollen wir, wenn's Euch recht iſt, unſere Neuigkeiten gegeneinander austauſchen. Ihr kommt, vermuth' ich, aus der Gegend von Montaup herauf?"

„Ja."

„Wohl, da hab' ich Euch nicht minder viel zu fragen als Ihr mich. Doch vor allen Dingen langt zu, das Fleiſch iſt ſaftig und ich will Euer Pferd abſchirren, damit das Thier auch ſeine Bequemlichkeit habe."

Nachdem die beiden Männer, welche ſo unvermuthet in der Wildniß zuſammengetroffen, an der kräftigen Speiſe ſich geletzt hatten, gab Groot Willem dem Kapitän auf deſſen ungeduldiges Befragen zunächſt einen Bericht über die Umſtände, welche die Einnahme des Forts Tabor durch die Eingeborenen begleitet hatten.

„Einen Augenblick", ſchloß er ſeine Erzählung, „bevor mir die Schlinge des verfluchten Laſſos, der mich zu Boden riß, um den Hals geworfen wurde, hatte ich mitanſehen müſſen, daß die zwei Freunde, von welchen ich Euch geſagt, und das arme Kind, die Verlobte meines Sohnes, von Annawon und ſeinen Wampanogen gefangen genommen waren. Dann ſah ich ſie nicht mehr. Ich wurde von den Nipmuken fortgeſchleppt, und wie ſchon geſagt, rettete mich nur die Dazwiſchenkunft Kanonchet's, mit welchem ich ſeit lange her befreundet war, vor ihren hölliſchen Marterkünſten. — Aber, Hauptmann, Ihr kommt von Montaup, wahrſcheinlich aus dem Lager Metakom's, ſagt mir — ich bitt' Euch — ſagt mir, habt Ihr da unten, in Montaup, im Lager der Wampanogen nichts von meinen Freunden geſehen?"

Es war der Ausdruck höchſter Angſt in dieſer Frage und die grimmigen Züge des alten Mannes verriethen eine ſo ſchmerzliche Spannung, daß der Kapitän mit theilnehmender Bewegung die Antwort gab:

„Beruhigt Euch, Freund, ich habe die Männer und auch das Mädchen geſehen."

„Ihr habt ſie geſehen! Ihr habt ſie wirklich geſehen? — Todt oder lebendig? Sprecht! Redet!"

„Lebendig, lebendig. Sie ſind Gefangene im Lager Metakom's."

„Prinſlo, komm' her, alter Hund! Komm' her, ſag' ich; Thorkil lebt, unſer Thorkil lebt, hörſt du, altes Thier? Ei, ſo freu' dich doch, Köter! Thorkil lebt! Död und Duivel, das iſt gut, ſag' ich."

Der Kapitän ließ dieſen charakteriſtiſchen Ausbruch der Freude des Trappers vorübergehen und ſagte dann:

„Hört, alter Jäger, das Mädchen, Lovely, iſt mir durch alte Freundſchaft theuer, welche mich mit den Ihrigen verbindet, mit ihrem Vater und Großvater, die zugleich mit mir von Swanzey weggeführt wurden und ebenfalls noch von dem rothen Heiden gefangen gehalten werden. Auch der Jüngling, den Ihr Euren Sohn nennt, trägt in Geſtalt und Gebaren das Gepräge einer Tüchtigkeit, welche es leicht erklärt, daß ſich ihm das Herz des ſchönen Kindes zugewandt hat. Mögen ſie glücklich mitſammen ſein, wenn anders die Schickung Gottes es zuläßt, daß die Prüfung, in der ſie ſich befinden, glücklich vorübergeht. Aber wollt mir nun auch einige Fragen beantworten. Habt Ihr nicht gehört, was aus meinem Freund Eaton, dem Richter von Swanzey, geworden, welcher nach unſerer Gefangennahme von mir und meinen beiden andern Unglücksgenoſſen getrennt wurde?"

„Eaton lebt, lebt unter dem Schutze Roger Williams' in Providence, nachdem er einer großen Gefahr entgangen, und da Euch als ſeinem Freunde vielleicht nicht unbekannt iſt, daß er und ich bittere Feinde waren, ſo mag Euch nicht verſchwiegen ſein, daß wir uns ausgeſöhnt haben, auf dem Grabe von einer, die nicht mehr iſt."

„Das iſt brav, wahrhaftig. Die gute Mabel wird ſich im Himmel darüber freuen, das wird ſie, Freund; doch ſagt — ſeht, ich habe in letzter Zeit ſo viel abenteuerliches erlebt und doch war es das abenteuerlichſte von allem, daß mit Thorkil und Lovely zugleich ein Mann als Gefangener in das Lager König Philipp's eingebracht wurde, durch den Satan von Annawon, wißt Ihr — ein Mann, den ich in früheren Tagen geſehen. Ich hätte damals zehn Jahre meines Lebens darum gegeben, mit dieſem Manne auf Leben und Tod kämpfen zu können. —

Ich erkannte ihn auf der Stelle, obgleich die Zeit ſein Aeußeres einigermaßen verändert hat und er ſtatt im ſchmucken Kavaliersanzug in grober und hart mitgenommener Waldtracht einherging."

„Ihr meint den Franzmann De Luſſan?"

„Ja, den meine ich."

„Er iſt alſo auch Gefangener im Lager des Sachems?"

„Das iſt er. Aber ſagt, Freund, wie kommt denn dieſer Mann plötzlich nach Neu-England? Was hat er hier zu thun? Welches ſind ſeine Pläne?"

„Da fragt Ihr mehr, als ich beantworten kann, Hauptmann. So viel iſt ſicher, daß De Luſſan auf ſeinem eigenen Schiff — und ein ſchmuckes Schiff iſt es, meiner Treu — an dieſe Küſte kam."

„Ich hatte alſo das Recht, anzunehmen, ſchon vor dem Unglück von Swanzey, daß De Luſſan und jener berufene Flibuſtier, welchem die Spanier mit gutem Grund einen Namen gaben, den früher der ſchreckliche Montbars führte, eine und dieſelbe Perſon ſei?"

„Das Recht hattet Ihr in der That."

„Seltſam, ſeltſam! Aber was hatte er in dieſem Lande zu thun? Was will der Verwegene hier?"

„Das müßt Ihr andere Leute als mich fragen, Hauptmann. Der Seemann iſt mein Freund und hat an meiner Seite gefochten, daher ſtände es mir, vorausgeſetzt, daß ich in ſeine Abſichten eingeweiht wäre, ſchlecht an, dieſelben ſo ohne weiteres auszuplaudern."

„Wohl, Freund, das begreiſe ich. Aber über einen

Punkt könnt Ihr mir doch Aufſchluß geben. Ich bemerkte, obgleich der ſchlaue Wilde uns Gefangene ziemlich ſtreng auseinanderhielt, daß De Luſſan von ihm ganz anders empfangen wurde als der junge Jäger, gegen welchen Metakom einen, irre ich nicht, mit Beſorgniß gemiſchten Groll zu hegen ſcheint. Der Flibuſtier wurde wie ein alter und hochgeehrter Freund empfangen, gab ſich aber ſeinerſeits keine Mühe, dieſe freundlichen Manieren zu erwidern, ſondern verlangte, ſoviel ich von der Verhandlung verſtehen konnte, gebieteriſch, daß der Häuptling ſofort alle ſeine Gefangenen freilaſſen und ihm, De Luſſan, übergeben ſolle, ein Verlangen, welches jedoch Metakom ablehnen zu wollen ſchien. Sagt mir doch, in welchem Verhältniſſe ſtehen denn die beiden zu einander?"

„Sie ſtanden in einem freundſchaftlichen, Hauptmann. Aber das mörderiſche Benehmen des Wampanogen beim Ueberfalle von Swanzey lockerte die Freundſchaft. Als wir, De Luſſan, Thorkil und ich, erfuhren, daß Metakom Eure Freunde, die beiden Oberſten, wißt Ihr? und das Mädchen von der Brandſtätte zu Swanzey in die Wälder geſchleppt hätte, machten wir uns von Providence auf zur Befreiung der Gefangenen. Auf Mount Wallaſton entriſſen wir Lovely den Krallen des Schurken, der von England herübergekommen, die beiden Oberſten zu fangen. Er wird nie mehr den Häſcher oder Mädchenjäger ſpielen, meiner Treu, denn ſein zerſchmetterter Leib fault unter den Trümmern des luſtigen Berges."

„Unter den Trümmern des luſtigen Berges?"

„Ja, ſo ſagte ich, denn ich habe mit dieſer meiner Hand das Laſterneſt in die Luft geſprengt.“

„Da habt Ihr eine gute That gethan, beim Himmel! Jetzt weiß ich mir auch die Anweſenheit des brüllenden Tom in dem Lager der Wampanogen zu erklären.“

„So, der iſt auch dort?“

„Allerdings, und er geht umher wie ein wüthender Wolf, der nach Fraß heult. Er fuhr den jungen Jäger grimmig an, ich hörte ihn denſelben und Euch bezichtigen, daß ihr ihn zum Bettler gemacht, und als er Euch einen heimtückiſchen Schurken nannte, ſchlug ihn Thorkil mit der Fauſt zu Boden.“

„Wollte, er hätte ihm gerade den Schädel eingeſchlagen, der brave Junge, denn die Anweſenheit Morton's in dem Lager iſt, vermuthe ich, ein ſchlimmer Umſtand.“

„Da habt Ihr ſicherlich nicht unrecht. Aber, um auf De Luſſan zurückzukommen — ich will nicht in Euch dringen, mehr über den Mann zu ſagen, als Euch gut dünkt — nur eins möchte ich noch wiſſen und das könnt Ihr mir wohl mittheilen. — Ihr wißt nicht, wie viel mir daran gelegen iſt. — Lebt das Mädchen — die Frau noch, welche der — der Flibuſtier ihrem Vaterhaus in England entführte?“

Der alte Jäger ſchwieg nachdenklich eine Weile. Dann ſagte er:

„Ihr meint Miſtreß Deſdemona?“

„So iſt es. Ihr kennt alſo dieſe Dame?“

„Ich habe ſie geſehen.“

„Sagt mir, Mann, bei Eurem Gewiſſen: iſt ſie glücklich?"

„Wenn eines Mannes Achtung und Liebe ein Weib glücklich machen kann, ſo iſt die Miſtreß glücklich."

„Er achtet ſie, ſagt Ihr?"

„Er achtet und ehrt ſie. Er nennt ſie die Königin ſeines Schiffes und ſie iſt es in Wahrheit. Es bedurfte nur eines Wortes von ihr, um ihn zu beſtimmen, ſeine eigenen Pläne beiſeite zu ſtellen und ſich Thorkil und mir anzuſchließen, als wir auszogen, die Spur der Gefangenen zu verfolgen."

„Gott ſei Dank! Er hat alſo edler an ihr gehandelt, als ich glaubte. Habt Dank, daß Ihr mir dieſen Troſt gegeben, denn es iſt mir ein Troſt. — Seht mich nicht ſo verwundert an, Freund. Ihr habt auch geliebt in Euren Tagen. — Geſetzt den Fall, Mabel Eaton hätte Euch einen andern vorgezogen, ſo wäre es tröſtlich für Euch geweſen, zu wiſſen, daß ihre Wahl ſie nicht unglücklich gemacht."

„Ich verſteh' Euch, Sir", verſetzte der Alte und reichte dem Kapitän die Hand. „Ja, ich verſteh' Euch, und wenn ich den andern nicht getödtet, ſo hätte ich ihn vielleicht um Mabel's willen liebgewonnen. — Doch genug davon. — Es iſt nicht gut, ſoviel von der Vergangenheit zu ſprechen, wenn einem die Gegenwart vollauf zu thun gibt. — Ihr habt mir noch nicht geſagt, Hauptmann, wie es Euch gelungen, aus der Gefangenſchaft des Wampanogen loszukommen. Darf ich es wiſſen?"

„Ei freilich, aber es war ganz und gar kein Verdienſt von meiner Seite dabei. Der rothe Heide hat mich mit allen Ehren und in gutem Frieden entlaſſen, obgleich er mich anfangs noch unwirſcher behandelte als meine Schickſalsgenoſſen.“

„Seltſam das, aber ich vermuthete ſo etwas, weil ich Euch im Beſitze Eurer Waffen und Eures Pferdes ſah und den Wampum Metakom's auf Eurer Bruſt bemerkte.“

„Ja, ſeht, die Sache kam mir ſelbſt unerwartet genug. Ihr müßt aber wiſſen, Freund, daß ich die Ehre habe, als Geſandter ſeiner rothhäutigen Majeſtät König Philipp's zu reiſen.“

„Wie?“

„Es iſt, wie ich ſagte. Vorgeſtern war große Bewegung in dem Lager der Wilden. Der Sachem, die Häuptlinge und alle angeſehenen Krieger waren viele Stunden im Berathungswigwam verſammelt. Was dort verhandelt wurde, weiß ich nicht. Als die Verſammlung zu Ende war, wurde ich vor Metakom gebracht, der mich aufforderte, als Friedensbote zu meinem Freund Joſias Winſlow zu gehen, welcher, ſagte mir der Heide, als Oberſter unſere Truppen befehlige und ſicherlich unweit vom nördlichen Ufer des Nipmukfluſſes anzutreffen ſei. Er, Metakom, ſei erbötig, den Tomahawk zu begraben und auch ſeine Bundesgenoſſen zum Begraben deſſelben zu vermögen, falls ihm die Regierungen der Kolonien den Beſitz der Jagdgründe ſeiner Väter aufs neue feierlich garantirten. Außerdem erklärte er ſich bereit, um den Preis des Friedens die beiden großen Krieger von jenſeits des großen Salzſees, wie er ſich ausdrückte, und ihre Tochter in Freiheit zu ſetzen und zudem als Schadenerſatz für die von ihm angerichteten Verheerungen eine beträchtliche Summe gelben Metalls — Lucifer mag wiſſen, wo der Mann das Gold her hat — zu bezahlen."

„Und von meinem Sohne, von Thorkil, ſagte er nichts in dieſen Vorſchlägen?"

„Nein, er ſcheint einen beſondern Ingrimm gegen den jungen Jäger zu haben, wie ich ſchon erwähnte."

„Jawohl, jawohl", murmelte Groot Willem. „Annawon hat ihm geſagt, was unter der Pilgereiche zu Providence vorgegangen, und er weiß alſo, daß Thorkil ſein Todfeind iſt."

„Was ſagt Ihr?"

„Ich ſage, Gott gebe, daß meine Augen den Jungen noch lebend wiederſehen."

„Wenn, was freilich eine zweifelhafte Sache, auf die Worte Metakom's irgend ein Verlaß iſt, ſo mag Euch das nicht allzuſehr kümmern, denn indem ich mich bereit erklärte, den Auftrag des Sachems zu übernehmen, ſtellte ich die Bedingung, daß keinem der Gefangenen ein Haar gekrümmt werden dürfte, bevor ich zurückkäme."

„Bevor Ihr zurückkämt? Ihr wolltet Euch noch einmal in die Höhle des Tigers wagen?"

„Die Wahrheit zu ſagen, Freund, war mein Verſprechen, die Antwort Winſlow's zurückzubringen, kein freiwilliges, denn der Heide forderte es, und ich müßte mein gegebenes Wort löſen, wenn mich auch nicht die Sorge für meine Freunde zur Rückkehr ſpornte. Alſo ich übernahm die Friedensbotſchaft, worauf man mir meinen Grauſchimmel und meine Waffen zurückgab und mich durch einen des Weges kundigen Läufer bis nahe zur Grenze des verfluchten Sumpflandes da unten geleiten ließ.“

„Die Botſchaft, welche Ihr übernommen, Sir, wird, vermuthe ich, ſchwerlich den von Eurem Auftraggeber beabſichtigten Erfolg haben.“

„Vermuthet Ihr? Aber es muß doch meinen Brüdern, den Koloniſten, ſehr viel daran liegen, einem ſo verheerenden Kriege ein ſchleuniges Ende zu machen.“

„Gewiß, daran liegt ihnen viel, aber ich wette, ſie ſind zu dieſer Zeit der Meinung, dieſer Krieg ſei ſicherer und raſcher auf dem Wege des Krieges als auf dem des Friedens zu beendigen.“

„Zu dieſer Zeit? Wie meint Ihr das?“

„Ihr ſagtet, vorgeſtern hätte Euch Metakom die Friedensbotſchaft übertragen. Nun wohl, ich will nicht Groot Willem heißen, wenn der ſchlaue Häuptling da nicht bereits durch ſeine windſchnellen Läufer Wind hatte von dem, was an den Fällen des Konnektikut und am Nipmuk vorgefallen. Die Koloniſten haben das Heft des Meſſers in Händen, ſie werden es gebrauchen wollen, um die Sache zu Ende zu bringen, ohne ſich durch die Pfiffigkeit Metakom's dahin bringen zu laſſen, ihm Zeit zu neuen Liſten und Rüſtungen zu geben.“

„Ah, Ihr wollt ſagen, die Streitmacht der Kolonien habe in letzter Zeit bedeutende Vortheile über das wilde Ungeziefer davongetragen?“

„Nennt die unglücklichen Leute nicht Ungeziefer, Hauptmann. Es ſteht einem tapfern Manne, der Ihr ſeid, nicht an, einem Feinde Schmähungen anzuhängen, welcher durch eine Kette unglücklicher Verhältniſſe zu einem verzweifelten Kampfe getrieben wurde. Sag' Euch, wenn die Wampanogen meinem Jungen ein Leid anthun, will ich mein Roer auf ſie losbrennen, ſolange Lauf und Schaft zuſammenhalten, aber trotzdem, ich will es männiglich ſagen, wer's hören will, hab' ich unter den Rothen ſo wackere Leute getroffen als nur je unter den Leuten von unſerer Farbe. Seht mich an, Hauptmann, und Ihr werdet geſtehen müſſen, daß ich nicht ausſehe wie ein weichherziges Mädchen, und dennoch, müßt Ihr wiſſen, habe ich geweint wie ein Weib, als ſie den edlen, tapfern, hochherzigen Sachem der Naraganſetter droben am Nipmuk einſcharrten. Ein braverer Mann wird nie mehr einen Bogen ſpannen oder das Kalumet anzünden.“

Standiſh ſchwieg eine Weile, wie um den Gefühlen des alten Jägers ſeine Achtung zu bezeugen, bevor er das Geſpräch wieder aufnahm mit der Frage:

„Und wie kam das alles, Freund?“

„Nachdem mich Kanonchet von den Teufeleien der Nipmuken errettet hatte, kehrte ich auf die Wahlſtatt beim

Fort Tabor zurück, um nach Spuren von meinen Freunden zu ſuchen. Sie waren nicht unter den Leichen, welche dort den Buſſards zum Fraße preisgegeben wurden, und ich fand eine Spur, deren Verfolgung mich aber wochenlang ohne Reſultat in den Wäldern und Prairien im Kreiſe herumführte. Ein verſprengter Naraganſetter, auf den ich ſtieß, gab mir Nachricht, daß bei den Fällen des Konnektikut ein blutiges Treffen geſchlagen worden ſei, in welchem die Hauptmacht der Eingeborenen vernichtet wurde. Und weiter ſagte er mir, daß Kanonchet mit dem Ueberreſte ſeiner Krieger nach Süden aufgebrochen wäre, um ſich nach Montaup zu Metakom durchzuſchlagen. Aber er wurde von den konnektikuter Freiwilligen unter dem Hauptmanne Church, mit welchem die Pequoden und Mohikaner unter Unkas zogen, verfolgt, umzingelt, beim Uebergange über den Nipmuk angegriffen und, nachdem er ſich wie ein Löwe gewehrt und ſeinen letzten Schuß verſchoſſen hatte, gefangen. Das Loos, welches man vordem ſchändlicher Weiſe über ſeinen Vater Miantenomo verhängte, war auch das ſeine. Die Sieger verurtheilten ihn zum Tod und übergaben ihn den Hundeſöhnen von Pequoden zum Erſchießen. Ich kam gerade dazu, als die Unthat geſchehen war. Er hatte ſeine heldenmüthige Faſſung bis zum letzten Augenblick bewahrt. Seine letzten Worte waren, wie man mir erzählte: ‚Kanonchet wird ſterben, bevor ſein Herz weich geworden; er wird fallen, ohne ein Wort geſprochen zu haben, deſſen er ſich vor ſeinen Vätern in den glücklichen Jagdgründen ſchämen müßte.' Ja, Sir, das war ein Mann, und was für ein Mann er war, das fühlten ſelbſt ſeine Mörder. Sie ehrten den im Tode, welchen ſie im Leben ſo ſehr gefürchtet hatten. Unkas und ſeine Leute gruben am Abhange des Flußufers dem Sachem ein Grab, beſtatteten ihn nach den Bräuchen der Eingeborenen mit allen Ehren und häuften einen Erdhügel über ſeinen Gebeinen. Ich weiß nicht; war es Heuchelei von Unkas, daß er an dieſem Hügel zu ſeinen Leuten ſprach: ‚Brüder, ein großer und gerechter Sachem hat den Weg in die glücklichen Jagdgründe betreten; er war der bravſte Mann unter den rothen Kindern des Manitu!‘ — ich weiß nicht, ob das Heuchelei war, aber das weiß ich, daß ich auf alle Gefahr hin den verdammten Pequoden an dem Hügel niedergeſchoſſen hätte, ſo mich nicht eine heilige Pflicht, die erfüllt werden muß, daran hinderte.“

„Er war ein ſehr gefährlicher Feind der Kolonien, aber, der Wahrheit die Ehre, er war, wie Ihr ſagtet, ein Mann, ein braver Mann. Darum Friede ſeinen Gebeinen. — Doch die Zeit verrinnt“, ſetzte der Kapitän hinzu, indem er aufſtand und ſeinem weidenden Pferde Sattel und Zaum auflegte, „und ich muß vor Einbruch der Nacht noch eine gute Strecke nach Norden zu hinter mich bringen.“

„Ich vermuthe, Ihr werdet nicht allzuweit zu reiten haben, ohne auf Leute von unſerer Farbe zu ſtoßen. Ich hörte droben an den Flüſſen ſagen, der tapfere Church marſchirte mit ſeiner Freiſchar ſüdwärts, Montaup zu, um den Eingeborenen den letzten Streich zu verſetzen, bevor Metakom die Gemüther der Seinigen von dem Schrecken wieder aufgerichtet hätte, welchen die Trauerbotſchaft von dem Untergang der Naraganſetter nothwendig auf dieſelben üben müßte. Euer Ritt wird übrigens, vermuth' ich, inſofern er Frieden zum Zweck hat, ein vergeblicher ſein. Ich kenne Church. Der iſt nicht der Mann, ſich indianiſche Pfiffe und Kniffe vormachen zu laſſen, wenn er weiß, daß er die ganze Geſchichte mit einem kühnen Schlag beendigen kann.“

„Wohl, Freund, aber ich habe die Botſchaft übernommen und ſie ſoll beſtellt werden, bei meinem Wort! Doch Ihr ſpracht vorhin von einer heiligen Pflicht. Ich denke, ich kann ſie errathen. Sie treibt Euch nach Montaup hinab. Warum habt Ihr Euch nicht dem Zuge des wackern Church angeſchloſſen, ſtatt das Abenteuer allein zu unternehmen?“

„Konnte ich einen Tag warten, wo Tod und Leben auf dem Spiele ſteht? Es könnte aber vielleicht nichts ſchaden, wenn Ihr, falls Ihr auf Church und ſeine Leute ſtoßt, Euer Anſehen geltend machtet, um ihren Marſch zu beſchleunigen.“

„Das will ich, Freund, könnt Euch darauf verlaſſen.“

„Gut. Und wo befindet ſich das Lager Metakom's?“

„Auf der äußerſten Spitze der Landzunge von Montaup, hart an der See. Der Platz iſt gut gewählt. Ein dichtes, faſt undurchdringliches Kiefern- und Cederngehölz ſchließt ihn nach Norden zu ab und hinter dieſem Gehölze breitet ſich ein Gürtel allmächtig verwünſchter Swamps aus. Ich zweifle, ob Ihr den Zugang finden werdet.“

„Seid ohne Sorgen. Ich kenne den Platz. Liegt nicht an dem Saume des Gehölzes, von welchem Ihr ſprecht, gegen die See zu ein ungeheurer, ſeltſam geſtalteter Felsblock?“

„Ei, freilich, ein ſeltſam Ding von Steinwerk. Es befinden ſich zwei Höhlen darin und in dieſen werden die Gefangenen verwahrt.“

„In den Höhlen des Felſens?“

„Ja.“

„Und die Lagerhütten liegen mehr dem Waſſer zu?“

„So iſt's. Dem Felſen gerade gegenüber ſteht das ſogenannte Medicinwigwam, wo ich den erſten Powow des Stammes ſeine armſäligen Gaukeleien treiben ſah.“

„Gut, Kapitän, und habt Dank für Eure Nachweiſungen. Seht, die Abendſonne zertheilt das Nebelgewölk, ich werde zur Nacht den allerſchönſten Mondſchein zum Marſchiren haben. Habt nur acht, daß der Kopf Eures Grauſchimmels feſt nach Norden gerichtet bleibt. So werdet Ihr bald den Taunton erreichen, welchen, ich möchte drauf wetten, Church zum Führer genommen hat. Trefft Ihr ihn, ſo beſchleunigt ſeinen Marſch, ich bitt' Euch, um unſerer Freunde willen. Und jetzt vorwärts, Prinſlo, und Gott befohlen, Hauptmann.“

„Halt“, rief der Kapitän dem zum Weggehen ſich anſchickenden Trapper zu, indem er ſich auf ſeinem Pferde zurechtſetzte, „halt, noch eins! Es könnte Euch vielleicht dienlich ſein, zu wiſſen, daß der Wampanoge unter ſeinen Kriegern einen Mann hat, der insgeheim den Häuptling glühend haßt.“

„Wer iſt der Mann?“

„Es iſt der Läufer, welcher mich durch die Swamps geführt hat. Sein Name iſt, ja, wartet — Satan hole dieſe rothhäutigen Namen! — in engliſcher Sprache heißt er Bogen und Köcher.“

„Bogen und Köcher? Das heißt in der Sprache der Pokanoketenſtämme Tſchäkohnih.“

„Richtig, richtig, Tſchähkohnih — was das für ein Mundvoll barbariſchen Zeugs iſt! — Aber einerlei, beſagter Bogen und Köcher könnte Euch bei Eurem Unternehmen vielleicht von Nutzen ſein.“

„Freilich, freilich. Er iſt dem Sachem feindlich geſinnt, ſagt Ihr?“

„So ſagt' ich. Ich gewann auf unſerem Wege durch die gottverlaſſenen Swamps das Vertrauen des Mannes. Er iſt ein kluger Burſche und nährt heißes Rachegefühl. Er theilte mir mit, daß es unter ſeinem Stamm eine kleine Partei gegeben, welche von Anfang an dem Kriege mit den Weißen entgegengeweſen ſei. Als die Angelegenheiten Metakom's, vor dem Losbrechen der Naraganſetter, ſchief ſtänden, traten jene Friedlichgeſinnten mit Friedensvorſchlägen hervor und der Bruder der Bogens und Köchers, genannt der Biber —“

„Hahnih?“

„Ganz recht, Hahnih, ein angeſehener Krieger, verlangte, Metakom ſolle die Weißen zu verſöhnen trachten. In einem Anfall von Jähzorn zerſchmetterte der Sachem dem Biber mit dem Tomahawk den Schädel.“

„Hei, das iſt vortrefflich. Die Blutrache iſt unter den Rothen ein heiliges Geſetz.“

„Der Bogen und Köcher iſt von der Heiligkeit dieſes Geſetzes vollkommen überzeugt, hat aber noch keine Gelegenheit gehabt, ihm zu gehorchen.“

„Ich kenne den Mann ein bißchen.“

„Deſto beſſer. Ich habe auf alle Fälle hin ein Loſungswort mit ihm verabredet.“

„Welches?“

„Hahnih.“

„Hahnih? Gut. Ich will trachten, mit ihm in Verbindung zu treten. Trägt er nicht ein Halsband von Bärenklauen als Schmuck?“

„Ja, das trägt er.“

„Gut, aber da fällt mir noch etwas ein. Sagt, befindet ſich die Schweſter Metakom's im Lager deſſelben?“

„Ihr meint wohl das junge ſchöne Mädchen, welches die Wilden die reine Quelle nennen?“

„Ja, ich meine Hih-lah-dih, und nie hat ein menſchliches Weſen ſeinen Namen mit beſſerem Rechte geführt als dieſes Mädchen.“

„Ich bin geneigt, Euch zu glauben, denn ich ſah das Kind mit ſchweſterlicher Theilnahme um Lovely beſchäftigt.“

„Sie iſt ein Engel, glaubt mir, Hauptmann. Doch jetzt, lebt wohl, Gott gebe, auf Wiederſehen!“

„Amen, von ganzem Herzen, alter Jäger, und Segen Eurem Vorhaben!“

So ſchüttelten ſie ſich die Hände und traten nach entgegengeſetzten Richtungen hin ihre Wanderung an.

## 9.

.... Er ſieht vom Uferrand,
Wie lüſtern, ſchwätzig in den Waſſern kreiſen
Die Mädchen lachend, ſcherzend, vielgewandt,
Bald ſpritzend, neckend ſich in tollen Weiſen,
Wettſchwimmend bald nach einem Ziel am Strand;
Bald tauchen ſie, bald zeigen ſie die Glieder
Nach lang verdecktem Schwimmen glänzend wieder.
Der Reiz der ſchönen nackten Schwimmerinnen
Rührt wohl des Kriegers Bruſt, ſo hart wie Erz.
Er ſteht und ſchaut. Doch lachend, froh von Sinnen,
Verfolgen jene Luſt und Spiel und Scherz.

Taſſo.

Groot Willem kannte das Terrain, auf welchem er ſich bewegte, genau und ſo ſehen wir ihn ſchon am Abend des zweiten Tages, nachdem er mit Standiſh zuſammengetroffen war, in der Umgebung von Montaup angelangt. Er hatte auf den Umſtand, daß Hih-lah-dih im Lager ihres Bruders anweſend war, ſowie auf das, was ihm der Kapitän in Beziehung auf Iſchähkohnih mitgetheilt, einen Plan zur Befreiung der Gefangenen gebaut, welcher ihm freilich erſt in ſehr allgemeinen Umriſſen vorſchwebte. Seine Erfahrung mußte ihn lehren, daß er, ſowie die Sachen ſtanden, mit äußerſter Behutſamkeit zu Werke gehen müßte. Er ſelbſt konnte ſich, ſeit ſein Roer beim Fort Tabor unter den Indianern gewüthet hatte, von ihrer Seite nur des ſchlimmſten verſehen, aber wenn er, deſſen Herz keine Furcht kannte, davon auch ganz abſah, ſo wußte er doch, daß jeder unbeſonnene Verſuch nur zum Verderben derer, welchen er Beiſtand bringen wollte, ausfallen würde. Er machte ſich keine Illuſion darüber, daß die indianiſche Moral den Sachem der Wampanogen abhalten könnte, ſein dem Kapitän Standiſh in Bezug auf Thorkil gegebenes Verſprechen zu erfüllen, und er zitterte bei dem Gedanken, daß der brüllende Tom, welcher die Zerſtörer des luſtigen Berges richtig errathen und ihre Spuren bis in die Umgebung von Blackſtone's Einſiedelei verfolgt hatte, nicht verfehlen würde, den Häuptling zur Beſeitigung eines Mannes anzutreiben, welcher, wie Metakom durch Annawon unzweifelhaft erfahren hatte, jenem gegenüber nicht mehr die Stellung eines geſchätzten Freundes einnahm, ſondern die des Trägers einer Rache, welche nach dem Sittengeſetze der Weißen und der Rothen gleich ſehr geheiligt war. Der alte Trapper geſtattete jedoch ſeiner Angſt, die wohl eine väterliche genannt werden darf, keinen lähmenden Einfluß auf ſein Gemüth. Melancholiſches Brüten oder gar thatloſes Klagen konnte hier wenig helfen. Man mußte Sinne und Geiſt ſtraff beiſammenhalten auf einem Boden, wo jeder falſche Tritt in einen Abgrund führen konnte.

Willem hielt es für eine glückliche Vorbedeutung, daß der Zufall am Morgen nach ſeiner Ankunft in der Umgebung von Montaup den Bogen und Köcher in die Nähe ſeines mit der ganzen Schlauheit eines alten Waldläufers gewählten Verſteckes geführt hatte. Er hatte dieſen Zufall benutzt, indem er ſich mit Erfolg des Loſungswortes Hahnih bediente, und ſeine Kenntniß des indianiſchen Charakters überzeugte ihn, daß Iſchähkohnih nicht heuchelte, als er die Zuſage der Mitwirkung bei dem Vorhaben des grauen Bären gab. Worin dieſe Mitwirkung beſtehen ſollte, war freilich noch unbeſtimmt genug. Alles, was der rachedurſtige Krieger vor der Hand thun konnte, war, daß er den Jäger ſeines Beiſtands verſicherte und ihm eine genaue Beſchreibung von den Verhältniſſen des Lagers entwarf.

Eine zweite Zuſammenkunft, die bei herannahendem Abend ſtattgefunden, hatte nicht viel weiter geführt.

Der Ort dieſer Zuſammenkunft war eine ſchmale, tiefe Waldſchlucht, von Saſſafrasſtauden und Brombeergeſtrüppe über und über ſo umwuchert, daß ihr Daſein ſelbſt indianiſch ſcharfen Blicken leicht entgehen konnte.

In dem engen Raume dieſes Schlupfwinkels, welcher dem Licht nur ſpärlichen Zugang geſtattete, ſaß der Trapper auf einem Steine, ſein Roer zwiſchen den Knieen und ſeinen Hund zwiſchen den Füßen. Mit ſeiner Skalplocke an dem Geranke über ſeinem Haupte anſtoßend, ſtand Iſchähkohnih vor ihm, harrend, ob der graue Bär noch etwas zu ſagen habe.

Groot Willem war in tiefes Nachdenken verſunken, indem er die Thatſachen, welche ihm der Indianer mitgetheilt, ſowie die mögliche Benutzung derſelben erwog.

Endlich unterbrach der Bogen und Köcher das lange Schweigen, indem er mittels einer leichten Bewegung zu verſtehen gab, daß die Zuſammenkunft abgebrochen werden müßte.

„Mein Bruder will fort“, ſagte der Trapper leiſe im Dialekt der Pokanoketen. „Ich will ihn nicht aufhalten, aber er wird morgen, bevor die Sonne aufgegangen, noch einmal hierher kommen, mir zu ſagen, wie es dann im Lager ausſieht. Will er?“

„Iſchähkohnih wird kommen“

„Gut. Ich weiß für jetzt weiter nichts zu ſagen — doch halt, eine Frage noch. Kann mir mein Bruder angeben, wo ſich zu dieſer Zeit Hih-lah-dih befinden mag?“

„Wenn mein Vater an den Fluß und am Ufer deſſelben hinabgehen will, wird er wohl die Schweſter des Sachems treffen. Iſchähkohnih ſah ſie mit den jungen Squaws zum Bade gehen.“

„Gut. Mein Bruder vergeſſe nicht, dem Goldhaar, wenn nur immer möglich, ins Ohr zu raunen, daß Mato am Leben und in ſeiner Nähe ſei.“

„Iſchähkohnih wird es nicht vergeſſen.“

So ſprechend ſchlug der Indianer ſeinen Büffelmantel um ſich und glitt hinweg.

Willem blieb noch einige Minuten regungslos ſitzen, dann erhob er ſich, bog die Ranken von der Oeffnung weg, durch welche der Rothe verſchwunden, und ſpähte vorſichtig in den Wald hinaus.

Prinſlo ſteckte den Kopf zwiſchen den Beinen ſeines Herrn durch, zog ſchnüffelnd den Waldgeruch ein und blickte mit einem Ausdruck zu dem Greiſe auf, als wollte er ſagen: Alles ſicher.

Willem verließ die Schlucht, ſah nach dem Schloß ſeines Roers, warf das Gewehr ſchußgerecht in die Ellenbogenhöhlung ſeines rechten Arms und ſchritt geräuſchlos durch den Forſt dahin, unter deſſen dunkelgrünem Gewölbe es ſchon zu dämmern begann, obgleich die Abendſonne noch die Wipfel röthete.

Er war aber nicht weit gegangen, als ſein geübtes Ohr einen Ton auffing, welcher ihn ſtillſtehen machte.

Es klang wie das Rauſchen eines Fluſſes, dem ſich jedoch ein verworrenes Summen wie von Menſchenſtimmen beimiſchte.

Prinſlo ſtutzte, ſchnobberte und ließ ein leiſes Knurren hören.

„Still, alter Hund“, ſagte der Trapper zu dem Thiere, welches im Begriffe war, vorzuſpringen. „Still, hierher! Es werden die Mädchen ſein. Bſt, mache deiner Erziehung Ehre und muckſe nicht. Hinter mich, hinter mich!“

Prinſlo befolgte die Weiſung und hielt ſich hinter ſeinem Herrn, welcher ruhig weiter ging.

Er erreichte das dicht umbuſchte Ufer eines munteren

Fluſſes, welcher ſich in niedrigen Kaskaden durch ſein enges ſteiniges Bett drängte und ſüdwärts der See zueilte.

Willem unterſuchte mit den Augen die Umgebung des Waſſers und verfolgte dann den Lauf deſſelben abwärts, indem er acht hatte, ſo durch das hohe Gebüſch ſich durchzuwinden, daß er weder vom Walde her noch von der Flußſeite aus wahrgenommen werden konnte.

Wie er vorſchritt, drangen die Laute menſchlicher Stimmen, welche er ſchon vorhin vernommen hatte, deutlicher zu ſeinen Ohren. Es waren helle, fröhliche Töne, es war jenes anmuthige Geräuſch, welches die Stimmen lachender Mädchen zu verurſachen pflegen.

Nachdem Willem noch ein paar Büchſenſchüſſe weiter vorgedrungen war, ſtand er ſtill, griff mit den Händen in die grüne Wand, welche das Waſſer verbarg, brachte vorſichtig eine Oeffnung zuwege und blickte hindurch.

Eine Scene voll Anmuth und maleriſchen Reizes bot ſich ſeinen Augen dar.

Der Fluß machte hier eine Krümmung nach linkshin und breitete ſich zu einem weiten Becken aus, in deſſen Raum das Waſſer, wie ermüdet von den Sprüngen, die es auf ſeinem bisherigen Laufe gemacht hatte, gleichſam ausruhte. Von drei Seiten umgab undurchdringliches Dickicht dieſes Waſſerbecken, aber von einer Seite her, von der ſüdweſtlichen, hatte die rothe Abendſonne Zugang und überſtrömte den glatten Spiegel mit goldener Glut.

Der Ort wäre ſchon in ſeiner gewöhnlichen Waldeinſamkeit reizend geweſen, aber die menſchlichen Weſen, welche ihn zu dieſer Stunde bevölkerten, machten ihn ohne Zweifel noch reizender.

In dem Waſſerbecken tummelte ſich eine Gruppe von einem Dutzend und mehr indianiſchen Mädchen, welche alle in jenem Alter der Jugendfriſche und Harmloſigkeit ſtanden, in welchem das Weib ihrer Raſſe ſo lieblich in Geſtalt, ſo graziös in Geberden und Bewegungen zu ſein pflegt.

Die Badenden überließen ſich ganz der Fröhlichkeit ihres Alters. Sie theilten ſchwimmend die ruhige Flut, peitſchten ſie mit den Händen zu Schaum, überſpritzten ſich mit Waſſerſtralen, entzogen ſich untertauchend der Verfolgung, erhoben ſich, faßten ſich bei den Schultern, rangen miteinander, verſchlangen ihre Arme ineinander, um waſſertretend einen Rundtanz zu verſuchen, bis eine Muthwillige die Tänzerinnen unter dem Waſſer bei den Beinen faßte und ſie niederzog, worauf dann alle mit ſchallendem Gelächter in das lauwarme Element hinabſanken, um, wieder emporſchnellend, den reizenden Wechſel ihrer Spiele von neuem zu beginnen.

Es war ein Schauſpiel, das bei all dem Verführeriſchen, welches der Anblick dieſer ſchönen ſchlanken Geſtalten haben mochte, dennoch von einem Dufte der Unſchuld und Züchtigkeit überflogen war.

Der alte Trapper betrachtete es, aber keineswegs mit den Blicken und Gefühlen eines Fauns, welcher badende Nymphen belauſcht.

„Arme Kinder“, flüſterte er traurig bewegt in ſich hinein, „ihr ahnt nicht, daß es mit euren unſchuldigen Freuden wohl bald und für immer zu Ende ſein wird; ihr ahnt nicht, daß ein ſchreckliches Loos über eurem Volke ſchwebt, daß ſein Untergang beſchloſſen und beſiegelt iſt. Ja, noch dem, was ich dieſen unſeligen Sommer her erlebt habe, weiß ich, daß die rothe Raſſe der weißen weichen muß. Es kommt die Zeit, und mit raſchen Schritten kommt ſie, wo die Flußufer dieſes Landes nicht mehr vom fröhlichen Gelächter indianiſcher Mädchen widerhallen werden, wo kein rother Jäger mehr den Bogen in dieſen Wäldern ſpannen wird. Dann wird es hier herum auch aus ſein mit dem freien ſchönen Waldleben. Die Koloniſten werden jeden Winkel von den Jagdgründen der ausgerotteten Eingeborenen in Beſitz nehmen, ſie werden die Forſte niederſchlagen, das Wild vertilgen, den Büffel dem fernen Weſten zutreiben, den jungfräulichen Boden mit dem Pfluge quälen und da, wo an den Rathsfeuern der Häuptlinge das Kalumet die Runde machte, ihre betrügeriſchen Kramläden und ihre von Pſalmengenäſel gellenden Bethäuſer aufſchlagen. Dann wird es ſehr trübſälig ausſehen in Neu-England. Und daß ich ſelber noch mithelfen muß, die wahren und echten Eigenthümer dieſes Bodens zu vertilgen, das iſt bitter, ſehr bitter. Hätte wahrlich nie gedacht, daß es dazu kommen könnte. Aber wenn es Menſchenkräfte nicht überſteigt, muß der Mord in der Ruine auf der Inſel geſühnt, muß der arme Junge befreit werden, und hernach, ja hernach will ich mich aufmachen gen Weſten zu, wo es noch Wälder gibt, in welchen die Axt des Anſiedlers nicht klingt.“

Der mit neuer Kraft unter den braunen Waſſernixen losbrechende fröhliche Tumult zog den Greis von ſeinen düſteren Betrachtungen ab.

Eins der Mädchen war ans Ufer geeilt, wo ihre leichten Kleider lagen, und hatte von dort eine mit Luft gefüllte Blaſe geholt, die es mit der flachen Hand wie einen Ball mitten in das Getümmel der Badenden ſchlug.

Sogleich entſpann ſich der anmuthigſte Wettkampf. Springend, ſchwimmend, lachend und jubelnd mühten ſich alle, die Blaſe zu haſchen, welche bald hoch in der Luft ſchwebte, bald auf das Waſſer niederklatſchte, um ſogleich wieder aufgegriffen und von einer Hand in die andere geſchleudert zu werden.

In dieſem Augenblicke fiel Willem's Auge auf einen Gegenſtand, welcher ihn das allerliebſte Schauſpiel vergeſſen machte.

Auf der rechten Seite des Waſſers, auf der er ſelber ſich befand, ſah Willem an der Krümmung des Ufers eine weibliche Geſtalt im Graſe ſitzen, ein Mädchen, welches die Kleider nicht abgelegt hatte und an der lärmenden Unterhaltung ſeiner Geſpielinnen keinen Antheil nahm, ſondern, die Hände unter den aufwärts gebogenen Knieen gefaltet, bald mit theilnahmloſen Blicken in das gegenüberliegende Waldesdunkel ſtarrte, bald regungslos vor ſich nieder ſah.

„Es iſt Hih-lah-dih, ja wahrhaftig“, ſagte der Trapper bei ſich. „Ich glaubte ſchon, Jſchähkohnih hätte mich falſch berichtet, aber er hat nicht. Ich muß ihr ein Zeichen geben.“

Er wartete, bis das luſtige Getöſe, welches die Mädchen im Waſſer machten, einen Augenblick ſtiller wurde. Dann hielt er die Hand vor den Mund und brachte einen Ton hervor, welcher mit täuſchender Kunſt die Stimme des Whip-poor-will nachahmte, wenn er zu ſchlagen anheben will.

Man mußte glauben, der genannte Vogel ſitze in dem Gezweige einer der Eichen, welche das Ufer beſchatteten.

Willem blickte am Waſſer hinab, um zu ſehen, ob ſein Signal von der, welcher es galt, gehört worden ſei.

Hih-lah dih ſaß unbeweglich.

Der Greis wiederholte das Zeichen etwas lauter.

Das Mädchen hob faſt unmerklich den Kopf, ließ ihn aber ſogleich wieder ſinken.

„Sie hat mich gehört“, dachte Willem. „Wollte, dieſe lärmenden Kinder wären weit von hier. Aber ich muß Geduld haben.“

Die lärmenden Kinder jedoch ſchienen ſich an dem Orte, wo ſie ſich befanden, ſo zu behagen, daß ſie keine Miene machten, denſelben zu räumen. Mit der Beharrlichkeit, womit die indianiſche Raſſe, wie ihre ernſten Angelegenheiten, ſo auch ihre Ergötzlichkeiten zu betreiben pflegt, lagen die Badenden ihrem Ballſpiel ob, welches ſo lange dauern zu wollen ſchien, als die Blaſe aushielt. Zum Glück wurde jetzt dieſelbe durch einen ungeſchickten Schlag weiter ſtromabwärts geführt. Das ganze Rudel ſtürzte ihr nach. Die vorderſte haſchte die Blaſe vom Waſſer auf, eine andere wollte ſie ihr ſtreitig machen, jene aber lief weiter hinab, alle eilten watend und hüpfend hinterdrein, bald war die Verfolgte umringt, ſie wollte den Ball nicht loslaſſen, und da ſie keinen andern Ausweg fand, ſchleuderte ſie ihn über die Köpfe der Schar hinweg auf das gegenüberliegende Ufer, wohin ſich der ganze Schwarm eilends wandte.

In dieſem Augenblick ſah der Trapper Hih-lah-dih aufſtehen und in das Ufergebüſch hinter ihrem Rücken ſchlüpfen.

Ihr den Ort zu bezeichnen, wo er ſtand, brachte er wieder die hohle Hand vor den Mund und ließ abermals den Vogelruf hören.

Das Gebüſch längs des Waſſers bewegte ſich mit leiſem Raſcheln. Prinſlo ſtand auf und ſpitzte die Ohren, duckte ſich aber auf einen Wink ſeines Herrn ſogleich wieder.

Die Zweige der Weiden wurden auseinandergebogen und in der Oeffnung erſchien Hih-lah-dih.

Der Trapper trat auf ſie zu.

Sie aber legte den Zeigefinger der linken Hand auf die Lippen, winkte mit der rechten waldeinwärts und glitt dem alten Jäger lautlos in die Tiefen des Forſtes voran.

## 10.

Mit dem Saum des Kleides ſtreif ich
Immer an des Freundes Duſt,
Aber mit den Blicken greif' ich
Ach, vergebens durch die Luft.
Mir ſo nah'! und nicht begreif' ich,
Wie er mir ſo fernher ruft!
Die Gedanken
Stehn und ſchwanken
An der ungeheuren Kluft.

Dſchelaleddin Rumi.

Im wildeſten Dickicht, wo die Dämmerung ſchon in die Schatten der nahenden Nacht überging, hielt die Indianerin an, kehrte ſich gegen ihren Begleiter und ſah ihm ſchweigend ins Geſicht.

Es lag eine unbeſchreibliche Miſchung von Ueberraſchung und Freude, Beklemmung und Schmerz in dieſem Blicke.

„Ich ſehe", ſagte der Trapper in der Sprache ihres Volkes zu ihr, „ich ſehe, meine Tochter hat noch nicht gelernt, ihre Ohren den Stimmen ihrer Freunde zu verſchließen."

„Hih-lah-dih", lautete die Antwort des Mädchens,

„weiß die Stimme Mato's von der des Vogels der Nacht zu unterſcheiden. Es war gut, daß die jungen Squaws nur auf ihr Spiel achteten; ſie hätten ſonſt merken müſſen, daß etwas fremdes in den Wäldern. Der Whiſh-ton-wiſh*) ſingt nicht zu dieſer Jahreszeit.“

Die reine Quelle bemühte ſich, in ihrer Haltung und Sprache die ruhige Faſſung darzulegen, welche ihr Volk in ſo hohem Grade auszeichnet. Allein die Natur, die allgewaltige, ſprengte ſogleich die Bande dieſer erkünſtelten Zurückhaltung.

Sie machte zwar noch eine Anſtrengung, ihr Gefühl zu bemeiſtern, dann aber faßte ſie leidenſchaftlich die Hände des alten Jägers und ſagte mit thränenden Augen, fliegendem Buſen und halberſtickter Stimme:

„Das Goldhaar — er iſt gefangen im Lager des Sachems — der Tod ſchwebt über ihm!“

Dieſer Ausbruch von Hih-lah-dih's Schmerz offenbarte dem Greis die Beſchaffenheit der Gefühle, welche die Tochter der Wälder für ſeinen Adoptivſohn hegte. Es war ein ſo reinmenſchlicher Schmerzenslaut, die abgemagerten Wangen des Mädchens gaben eine ſo rührende Erläuterung zu demſelben, daß der gute Willem vom innigſten Mitleid ergriffen wurde.

„Armes Kind“, murmelte er, die Hände des Mädchens in den ſeinigen drückend, „alſo auch du leideſt unter dem allgemeinen Unglück dieſer böſen Tage, leideſt doppelt und dreifach und ich weiß nicht, was ich dir zum Troſte ſagen könnte. Was ſollen da überhaupt Worte? — Aber", fuhr er lauter fort, „meine Tochter ſagt, der Tod ſchwebe über Thorkil! — er muß gerettet werden!

---

*) Indianiſcher Name des Whip-poor-will.

„Gerettet werden? O, er muß gerettet werden, mein Vater ſpricht wahr — aber wie ſoll er gerettet werden? Hih-lah-dih iſt unklug, ſie weiß es nicht. — Der Sachem iſt grimmig und ſein Zorn ein freſſendes Feuer, das nichts löſcht. — Das Goldhaar beſchuldigte Metakom, er hätte den Skalp ſeines Vaters genommen. Nun will der Sachem auch den Skalp des Goldhaars nehmen. — Der Manitu hat ſein Angeſicht verhüllt vor ſeinen rothen Kindern und die Powows ſagen, er hätte dem Ochkih-Haddah Macht gegeben über unſer Volk, bis ſein Zorn geſühnt werde durch ein großes Opfer."

Dieſe raſch hervorgeſprudelten Worte enthielten namentlich in ihrer letzten Wendung etwas, das die Bekümmerniß des alten Jägers zu verſchärfen ſehr geeignet war. Denn er war mit der Denkungsart, den Sitten und Bräuchen der Eingeborenen zu bekannt, um nicht zu wiſſen, daß ihre Religion, ſo tolerant, ja indifferent ſie in ihrer Unbeſtimmtheit gewöhnlich war, dennoch unter Umſtänden den fanatiſchen Charakter aller übrigen Religionen annehmen konnte. Daß aber religiöſer Fanatismus das Erbarmungsloſeſte ſei, was es auf der Welt geben könne, das hatte Groot Willem bitter genug erfahren, um nicht für Thorkil mehr als je zu fürchten. Sein Nervenſyſtem war indeſſen das eines alten Grenzkriegers, das heißt, er wußte ſeine Empfindungen vollkommen zu beherrſchen.

„Meine Tochter ſpricht von einem Opfer, einem großen Opfer“, ſagte er, „ich verſtehe ſie nicht.“

„Mato iſt ein weiſer Krieger“, verſetzte das Mädchen, „er wird Hih-lah-dih verſtehen, wenn ſie ſagt, daß die Powows drei Tage und drei Nächte in der Medicinhütte gefaſtet und dann den Ausſpruch gethan haben, der Manitu heiſche ein Opfer und das Goldhaar ſolle dieſes Opfer ſein und der Mann, welchen die Blaßgeſichter den brüllenden Tom nennen, ſolle das Opfer ſchlachten.“

„Vermaledeite Teufelei! Kind, das iſt nicht der Wille des guten Geiſtes, ſondern grauſamer Menſchen, die vom Ochkih-Häddäh, wie ihr ihn nennt, getrieben werden.“

„Hih-lah-dih glaubt das auch und ſie hat es ihrem Bruder, dem Sachem, in die Ohren geflüſtert, aber Metakom's Herz iſt zu Stein geworden, ſeit die Blaßgeſichter ſeine Lieblingsſquaw Mongſchongſchah und ihren Knaben gefangen genommen haben.“

„Wie? die ſich beugende Weide und ihr Knabe, der einzige Sohn des Häuptlings, ſind den Leuten meiner Farbe in die Hände gefallen?“

„Ja. Es war, als der Stamm von den Flüſſen herab nach Montaup zog. Die Späher des Sachems ſagen, die Blaßgeſichter hätten die gefangene Mongſchongſchah getödtet.“

„Schmach über ſie, wenn das wahr iſt. Ein gefangenes Weib tödten? Niederträchtig! Ich hoffe um der Ehre meiner Farbe willen, daß es nicht geſchehen ſei.“

„Warum ſoll es nicht geſchehen ſein? Blaßgeſichter alles tödten, Krieger, Squaws und Papuſe, wollen armes rothes Volk vertilgen vom Boden unſerer Väter. Naraganſetterſtamm verbrannt worden in ſeinen Wigwams in Squaw Sonk, großer Sachem der Naraganſetter ermordet worden von Pequodenhunden.“

„Rede mir nicht davon, Mädchen, rede mir nicht davon! Es war eine ſchmähliche Unthat. — Sprich mir lieber von Thorkil. — Du haſt ihn geſehen und mit ihm geredet, nicht? Iſt er geſund und aufrecht?“

„Das Goldhaar iſt in den Höhlen des großen Steins verwahrt, wo auch der Häuptling des Donnerkanoes und der ſilberhaarige Häuptling und ſein Sohn und Lovely —“

„Was iſt's mit Lovely? Was iſt's mit dem armen Kind?“

Ein peinliches Gefühl ſchnürte die Bruſt der Indianerin zuſammen, als ſie ihrer Nebenbuhlerin gedachte, allein der Edelmuth ihres Weſens gewann ſogleich wieder die Oberhand.

„Hih-lah-dih“, ſagte ſie aufathmend, „hörte einmal den Hahdoh-Manitu ſagen, der Manitu der Blaßgeſichter habe um ſich eine unzählbare Schar guter Geiſter, welche in der Sprache von meines Vaters Volk Engel genannt werden. Hih-lah-dih denkt, ihre Blaßgeſichtſchweſter Lovely einer von dieſen Engeln ſein.“

„Du ſelber biſt ein Engel des guten Gottes, Kind“, verſetzte der Greis tief gerührt. „Aber wie iſt's mit meinem Jungen? Wie iſt's mit Thorkil?“

„Hih-lah-dih ſah ihn, als Annawon ihn und den Häuptling des Donnerſchiffes und Lovely ins Lager brachte; ſeither ſah Hih-lah-dih das Goldhaar nicht mehr mit Augen, aber immer ſehen den jungen Jäger mit Herzen, immer, immer!“

So ſprechend barg ſie erröthend das Geſicht mit den Händen und große Thränen quollen zwiſchen ihren Fingern hervor.

„Ja, immer ihn ſehen mit Herzen“, fuhr ſie leiſe weinend fort, „hören mit Herzen, fühlen mit Herzen und doch wieder glauben müſſen, das Goldhaar ſei weiter von Hih-lah-dih weg, als der große Salzſee breit iſt.“

„Glaube das nicht, Kind. Ich weiß, Thorkil hat dich lieb wie eine Schweſter.“

„Wie Schweſter, ja, doch Lovely — aber ſie iſt weiß, weißer als die Blüte der Waſſerlilie, und er iſt auch weiß — Lovely wird ihm nähen ſein Jagdhemd, ihm röſten ſein Wildpret, Lovely wird ſein bei ihm in Wigwam, Lovely wird ihm — doch Hih-lah-dih iſt roth, iſt armes Indianermädchen, ihm nur ſein kann Schweſter.“

Sie verſtummte und fügte nach einer Pauſe mit gewaltſamer Faſſung hinzu:

„Hih-lah dih ihm ſein will Schweſter, treue Schweſter; er Blaßgeſichtbruder, ſie Rothhautſchweſter: ſo es wollen Manitu.“

„Das iſt ein frommes Wort, wenn ich je ein ſolches vernommen habe", entgegnete der Trapper. „Ja, ein gutes und frommes Wort iſt es, meine Tochter, und Gott ſegne dich dafür! — Aber meine Tochter höre mich und beachte meine Rede. Ich bin hierher gekommen, das Goldhaar zu befreien. Wird Hih-lah-dih mich verrathen?"

„Verrathen? Mein Vater kennt ſeine Tochter nicht."

„Doch, er kennt ſie und geſteht, daß ſeine Frage eine unſtatthafte und einfältige war."

„Hih-lah-dih wußte, daß Mato kommen würde, dem Goldhaar zu helfen. Als er ſo lange zögerte, fürchtete ſie, er wäre in die glücklichen Jagdgründe gegangen."

„Ei, was das betrifft, Mädchen, ſo lag es weder an mir noch an den Nipmuken, daß es nicht geſchah. Ich war arg in der Klemme, Töd und Tuivel! hölliſch arg — doch ſage mir: wie ſteht dein Volk zu dem Häuptling des Donnerſchiffes?"

„Rothe Krieger laſſen die Squaws nicht unter ihnen ſitzen am Rathsfeuer."

„Wohl, wohl, ich weiß das, Kind. Aber Hih-lah-dih iſt klug, ſie kann mir ſagen, ob der Wampum der Freundſchaft zwiſchen ihrem Volk und dem Häuptling des Donnerſchiffes, welcher Wampum, vermuth' ich, durch die Vorgänge beim Fort Tabor etwas gelockert oder gar zerriſſen worden ſein mag, wieder feſt geknüpft wurde."

„Hih-lah-dih hat eine Stimme raunen hören, Metakom hätte dem Sachem des Donnerkanoes angeboten, das Kalumet mit ihm zu rauchen und ſilberhaarigen Häuptling von jenſeits des Salzſees und Lovely und Vater von

Lovely freizugeben, wenn der Sachem des Donnerkanoes ſeine Krieger aus großem Schiff herbeirufen wollte, um vereint mit Wampanogen den Tomahawk gegen die Blaßgeſichter zu erheben."

„Ah, das iſt ein Stück indianiſcher Klugheit. Aber wie nahm der Häuptling des Donnerbootes den Antrag auf?"

„Nicht gut, er ſagen Metakom harte Worte, viel harte. Die Squaws im Lager flüſtern, der Sachem des Donnerkanoes ſei voll Zornmuth, und flüſtern auch, das daher rühren, daß meiner Blaßgeſichtſchweſter Vater dem Sachem des Donnerkanoes böſe, zornige Worte ins Geſicht geworfen."

„Ha, er hat den Kapitän erkannt ohne Zweifel, und weder die Jahre noch das Unglück ſcheinen den ſtarren Sinn des Mannes gemildert zu haben. Ja, dieſe Puritaner tragen ſtatt des Herzens die ſchwarze Bibel in der Bruſt. Doch laſſen wir das. — Meine Tochter ſprach von einem großen Opfer, welches ſtattfinden würde. Wann iſt der Tag?"

„Morgen."

„Morgen ſchon?"

„Morgen bei Sonnenaufgang wird die Medicinhütte geöffnet und werden die jungen Krieger der großen Blutprobe unterworfen werden, um die Wolke vom Angeſicht des Manitu zu vertreiben. Wenn Wolke nicht weichen, dann —"

„Dann?"

„Das Goldhaar —"

„Ich verſtehe dich, Mädchen, aber mein Roer ſoll ein Wort darein ſprechen und müßte ich tauſend Leben verlieren. — Aber halt — ha, gut, daß mir das einfällt! Warum dachte ich nicht früher daran? — Höre, Kind, liegt dir daran, daß Thorkil gerettet werde?"

„Warum ſo fragen armes Indianermädchen?"

„Wohl, aber würdeſt du etwas thun und wagen, um Thorkil zu retten?"

„Alles, was Hih-lah-dih können. Aber was können ſchwache Squaw? Sie nur ihr Leben haben."

„Es bedarf dieſes Opfers nicht. Es bedarf nur einer verſtohlenen Kanoefahrt in die Salzſee hinaus, dieſe Nacht. Es iſt keine Gefahr dabei, der Mond wird ſcheinen und das Meer iſt ruhig bei dieſer Windſtille."

Bevor die Indianerin antworten konnte, hörte man durch das Walddüſter die Stimmen der Mädchen vom Fluſſe herüber, welche nach Hih-lah-dih riefen und ſich zu nähern ſchienen.

„Was will mein Vater ſagen?" fragte die Gerufene. „Nicht gut, wenn junge Squaws uns hier finden."

„Freilich nicht. Aber höre. Unſerer Abrede mit Ih-nis-kin zufolge muß das Donnerſchiff unfern von dieſer Landzunge kreuzen. Meine Tochter verſuche heimlich, es zu finden. Mehr brauche ich nicht zu ſagen. — Du haſt mich verſtanden, Kind?"

Die Stimmen der rufenden Mädchen klangen näher und lauter.

„Hih-lah-dih verſteht, was mein Vater will. Sie wird auf dem Salzwaſſer nach dem Donnerkanoe ſpähen und die Botſchaft Mato's an Ih-nis-kin beſtellen.“

So ſprechend winkte die Indianerin dem Trapper ein haſtiges Lebewohl und eilte durch das dunkle Baumlabyrinth dem Fluſſe zu.

Der Greis ſah ihr nach, bis ihre Elfengeſtalt zwiſchen den Stämmen verſchwunden war, und ſchlug ſich dann ſeitwärts ins Gebüſch.

## 11.

Ein Myſterium wird tragirt —
„Menſchenopfer“ heißt das Stück.
Uralt iſt der Stoff, die Fabel —
In der chriſtlichen Behandlung
Iſt das Schauſpiel nicht ſo gräßlich.
Diesmal aber, bei den Wilden,
War der Spaß ſehr roh und ernſthaft
Aufgefaßt . . .

Heine.

Wir haben die Religion der Eingeborenen von Nordamerika gelegentlich bereits als eine vage und gleichgiltige charakteriſirt, als eine gleichgiltige in Bezug auf das religiöſe Verhalten der Indianer gegen Andersglaubende, welches das toleranteſte von der Welt war und iſt, als eine vage, weil ihre mythologiſchen Vorſtellungen ſehr unbeſtimmt und unentwickelt waren. Der letztere Umſtand hat ſeinen Grund darin, daß der Indianer weit mehr Leidenſchaft als Einbildungskraft beſitzt. Die indianiſche Phantaſie iſt nicht ſehr produktiv: ſie hat einige wenige Kriegs-, Jagd- und Liebeslieder hervorgebracht, ſowie zahlreiche mythologiſche Traditionen, aber dieſe ſind ſehr alt und wurden von ſpäteren Generationen nicht vermehrt oder ſyſtematiſirt. Ihre koſmogoniſchen Ideen ſind ſehr unzuſammenhängend und kindlich, wo nicht zu ſagen kindiſch, doch findet ſich darunter da und dort eine, welche tiefer dringt und höher ſteigt. So, wenn der Indianer die belebte Welt als einen großen Körper betrachtet, deſſen Glieder einem und demſelben Princip von Geburt, Wachsthum, Fortdauer und Auflöſung unterworfen ſind, oder wenn er die Erde als die gemeinſchaftliche Mutter von allem, was iſt, verehrt. Der große Zwieſpalt in der moraliſchen Welt, der Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen, hatte auch in den religiöſen Anſichten der Indianer ſeinen mythologiſchen Ausdruck gefunden. Was dem Anhänger der altperſiſchen Lehre Zerduſcht's Ormuzd und Ahriman, was dem Juden Jahve und Satan, das waren dem Indianer der gute Geiſt (Manitu) und der böſe Geiſt (Ochkih-Häddäh). Das Verhältniß dieſer beiden Principien oder Perſonen zueinander wie zu den Menſchen war freilich ſo ſchwankend und unbeſtimmt wie die ganze indianiſche Religion: gerade dieſe Unbeſtimmtheit und Dunkelheit aber wurde eine unerſchöpfliche Fundgrube für die Machenſchaften der Powows oder Medicinmänner, welche die Eigenſchaften des Prieſters, Arztes, Wahrſagers und Zauberers in ſich vereinigten, bei dem gemeinen Manne in ſehr hohem Anſehen ſtanden und gerade deshalb von ſolchen, welche über den Aberglauben des großen Haufens erhaben waren, häufig als die paſſendſten Werkzeuge zur Erreichung gewiſſer Abſichten gebraucht wurden.

Merkwürdig iſt, daß ſich unter den indianiſchen Stämmen manche Ueberlieferung findet, welche mit den Mythen der altorientaliſchen und der chriſtlichen Welt überraſchende Aehnlichkeit hat. So hat die Sage von der großen Flut, welche unter ihnen heimiſch iſt, Veranlaſſung zu der von einigen Pedanten im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit Heftigkeit verfochtenen Hypotheſe gegeben, die Indianer ſeien einer der verlorenen Stämme Iſrael und daher im Grunde echte und gerechte Juden. Georg Katlin, der von allen Weißen dem Indianerthum das umfaſſendſte und liebevollſte Studium gewidmet hat und deſſen jahrelange Forſchungen auf dieſem Gebiete ſo höchſt anziehende Reſultate lieferten, theilt eine andere Sage mit, welche Anklänge an den chriſtlichen Mythus enthält und mit der berühmten keltiſchen Mythe von Merlin, welchen bekanntlich der Teufel, als Affe Gottes, mit einer Jungfrau zeugte, frappant übereinſtimmt. Vor langer, langer Zeit kam Ochkih Häddäh in Begleitung des Numank-Machana, das iſt des erſten Menſchen, vom Weſten her in das Dorf der Mandaner und ſetzte ſich neben eine Frau, welche Mais ausbrach. Zu dieſer kam ihre Tochter, die ſehr ſchön war. Der böſe Geiſt bat die Jungfrau, ihm Waſſer zu holen, wünſchte aber, daß ſie vorher noch etwas Büffelfleiſch eſſen möchte. Sie ſolle, ſagte er, nur ein Stück aus ſeinen Lenden nehmen. Sie that ſo, aß und fand, es ſchmecke wie Büffelfleiſch. Hierauf holte ſie Waſſer, von dem beide mitſammen tranken, und das war vor der Hand das ganze Abenteuer. Bald darauf aber ſuchten die Bekannten der Jungfrau dieſe zu verunehren, indem ſie ausſprengten, jene ſei guter Hoffnung. Sie ſelbſt zwar leugnete das nicht, zugleich aber betheuerte ſie ihre Unſchuld und forderte alle Männer des Stammes auf, ſie anzuklagen, wenn ſie könnten. Dies brachte eine gewaltige Aufregung im Dorfe hervor, und da kein Ankläger gegen ſie auftrat, ſo wurde ſie als „große Medicin" betrachtet. Unlange darauf entfernte ſie ſich aus dem Dorfe und gebar an einem abgelegenen Orte. Man ſuchte eifrig nach ihr und dem Kinde, weil man glaubte, das letztere ſei ebenfalls große Medicin und für das Wohlergehen des Stammes ſehr wichtig. Dieſe Annahme, welche durch die wunderbare Art der Empfängniß motivirt war, wurde beſtätigt durch die Wunder und Zeichen, welche das Kind wirkte. Unter anderem gab es einmal den Mandanern, als ſie dem Hungertode nahe waren, vier Büffel und zwar wunderbare Büffel, denn nachdem der ganze Stamm ſich an dem Fleiſche der Thiere geſättigt hatte, war deſſen noch mehr vorhanden als zum Anfang. Numank-Machana hatte jedoch den Entſchluß gefaßt, das Wunderkind zu tödten, und nachdem er es lange vergeblich geſucht, fand er es an einem dunkeln Orte, ergriff es und warf es in den Fluß, wo es ertrank. Sobald Ochkih-Häddäh dies erfuhr, verfolgte er die Spur des Numank-Machana, um ihn umzubringen. Nach langem Suchen fand er ihn, allein der erſte Menſch hatte die große Medicinpfeife in der Hand, deren Zauber ihn gegen jeden Feind ſicher ſtellte. Deshalb fand es Ochkih-Häddäh für gut, ſich mit ihm zu verſöhnen, worauf beide freundſchaftlich aus der großen Pfeife rauchten.

Das iſt ſo ein Stück indianiſcher Mythologie, ein Stück, aus welchem man hat ſchließen wollen, daß die Eingeborenen von Nordamerika eine dunkle und verworrene Kenntniß von dem Sündenfalle Eva's und von dem Erſcheinen und dem Tode des Erlöſers beſeſſen hätten. Wir unſererſeits können uns auf eine nähere Unterſuchung hier nicht einlaſſen, ſondern theilten die Sage nur epiſodiſch mit, einigermaßen als Vorſpiel zu der Scene, welche wir jetzt zu beſchreiben haben. Bevor wir daran gehen, ſagen wir nur noch, daß Metakom, wie es ſcheint, für paſſend erachtet hatte, den geſunkenen Muth ſeines ſtark decimirten Stammes mittels eines Schauſpiels religiöſen Fanatismus wieder zu beleben, wie ja ſchlaue Politiker in alter und neuer Zeit häufig verſuchten, und zwar oft mit Glück, den großen Haufen durch Anwendung religiöſer Reizmittel zu galvaniſiren. Ob der große Häuptling durch die vielen öffentlichen und perſönlichen Mißgeſchicke, welche in letzter Zeit ihn betroffen, in ſeinem Sinne verſtört, die religiöſe Ceremonie, von welcher zu berichten iſt, nebenbei zur Befriedigung eines Privathaſſes benutzen wollte, laſſen wir dahingeſtellt.

Mit Sonnenaufgang war in dem Lager der Wampanoaen alles lebendig.

Das Lager befand ſich, wie ſchon erwähnt worden, auf der äußerſten Spitze der Landzunge von Montaup.

Da, wo die See das Land berührte, war der Platz ein paar Schritte breit frei. Dann erhob ſich längs dieſes ſchmalen Erdſaumes eine Reihe von Raſenhütten und Büffelhautzelten, welche die ganze Breite der Landzunge einnahm. In der Mitte dieſer Linie von Wigwams, aber abgeſondert von derſelben, ſtand die ſogenannte Medicinhütte, der Mittelpunkt der heutigen Verhandlung. Auf der Nordſeite derſelben war ein ziemlich großer freier Raum, welcher nordwärts von einem dichten Waldgürtel geſchloſſen wurde und gegen Weſten offen war. Seine öſtliche und ſüdöſtliche Seite war zur Aufnahme der Zuſchauer des feierlichen Aktes beſtimmt, welcher ſich vorbereitete.

In gerader Richtung zwiſchen der Medicinhütte und dem Walde, nur ein paar Schritte vom Saume desſelben entfernt, ſprang der iſolirte Felsblock in die Höhe, deſſen ebenfalls ſchon früher gedacht wurde.

Wer von unſern Leſern ſchon das Vergnügen gehabt hat, die Gotthardsſtraße von Amſteg bis Andermatt zu ſehen, wird ſich eines koloſſalen Felskegels erinnern, welcher unweit oberhalb des Dorfes Waſen hart am Wege ganz frei daſteht und unter dem Namen des Teufelsfelſens bekannt iſt. Dieſem war der Fels, welchen wir hier im Auge haben, auffallend ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß letzterer noch entſchiedener als jener die Geſtalt einer umgekehrten Pyramide und in der Mitte einen weitklaffenden Spalt hatte, in welchem mehrere Waldbäume wurzelten, die ihre Aeſte und Wipfel über die Oberfläche des Felſens hinweg in die Luft ſtreckten. Dieſer Spalt befand ſich auf der nördlichen Seite des Steins, etwa in halber Höhe deſſelben, welche ganz ſchroff anſtieg und ohne künſtliche Hilfsmittel unzugänglich zu ſein ſchien.

Die Medicinhütte ſelber verlangt ebenfalls eine kurze Beſchreibung. Sie war in bedeutender Größe aus Stämmen aufgeblockt und auf drei Seiten ohne irgend eine Oeffnung, die vierte aber, die nördliche, war ganz offen, indem die Büffel- und Hirſchfelle, welche an gewöhnlichen Tagen die Zwiſchenräume des Gebälkes bedeckt hatten, entfernt worden waren. Mitten in der Hütte, deren Pfoſten, Wände und Dachfirſt mit Adlerfedern, Schlangenhäuten und Stücken rothen und blauen Tuches verziert worden, waren in zwei eigenthümlich geſchichteten Gruppen weißgebleichte Menſchen-, Büffel- und Elennthierſchädel aufgeſtellt. Zwiſchen denſelben lagen ein Meſſer und mehrere an beiden Enden geſpitzte Stäbchen von hartem Holz am Boden. Eine Anzahl Stricke von rohem Leder hing von der Decke der Hütte herab. In den vier Ecken derſelben, welche die vier Weltgegenden bedeuteten, bemerkte man vier mit Waſſer gefüllte Lederſäcke, deren Form die Geſtalt der Schildkröte nachahmte, ohne Zweifel eine ſymboliſche Erinnerung an die große Flut. Auf jedem dieſer Schläuche lag eine Art Trommelſtock und eine tamburinartige Raſſel, gefertigt aus einer mit Leder überzogenen Kürbisſchale. Die Trommelſtöcke und Raſſeln wurden während der Ceremonie von vier Powows fortwährend in Bewegung geſetzt. Draußen vor der Hütte, an der nordöſtlichen Ecke derſelben, war ein mächtiger Eichenſtumpf aufrecht hingeſtellt und auf demſelben lag eine gewaltige Kriegskeule, aus Speckſtein geſchnitten.

Die Ceremonie begann, wie ſchon gemeldet, mit Aufgang der Sonne.

Eine kleine Streifpartei, welche unter Anführung Iſchähkohnih's die Wälder und Sümpfe vor Tagesanbruch ausgekundſchaftet hatte, war mit der Meldung zurückgekehrt, daß alles ſicher ſei.

Sofort konnte der Sachem, vor ſein Wigwam tretend, mittels eines Büchſenſchuſſes das Zeichen zum Beginn der ſeltſamen Feierlichkeit geben, denn die Powows hatten die Nacht über alles dazu erforderliche vorbereitet und ihre Rollen unter ſich vertheilt.

Kaum war der Schuß gefallen, als ſich der ganze Stamm, welcher, Weiber und Kinder eingeſchloſſen, etwa noch zweihundert Köpfe ſtark war, zu einem Zuge ordnete, auf den freien Platz vorſchritt, langſamen Schrittes und ſchweigend die Medicinhütte in Proceſſion umſchritt und dann in einem Halbkreiſe an der ſchon bezeichneten Stelle Platz nahm. Die Ordnung der Verſammlung hierbei war ganz dieſelbe, wie wir ſie früher einmal angaben. In der Sehne des Halbbogens ſaß der Sachem allein. Ein paar Schritte hinter ihm ſaßen Annawon und ein Weißer, der brüllende Tom. Nun folgte eine Reihe von Unterſachems und vorragenden Kriegern. Am äußerſten nördlichen Ende der Linie bemerkte man Iſchähkohnih. Dann kamen mehrere Reihen von Männern und noch weiter zurück hatten die Frauen und Kinder ihren Platz. Am ſüdweſtlichen Ende des Halbbogens ſah man eine Gruppe von Jünglingen, die erſt unlängſt in das Alter der Mannbarkeit eingetreten. Ihre nackten Körper waren über und über mit Thon bemalt, gelb, roth, weiß und ſchwarz, und ſie ſollten heute eine wichtige Rolle ſpielen.

Metakom trug ſeinen beſten Häuptlingsſchmuck. Sämmtliche Krieger erſchienen in ihrer Kriegsbemalung und hatten ſich feſtlich herausgeputzt. Von Waffen jedoch ſah man nur die Tomahawks, welche die Männer im Gürtel trugen.

Sei es, daß die ganze Verſammlung das düſtere Schweigen des Sachems nachahmte, deſſen bronzene Züge und kühne Stirn von finſteren Schatten umwölkt waren, oder ſei es, daß die bevorſtehende Feier es verlangte, alles ſchwieg, niemand regte ſich und man hätte dieſe laut- und regungsloſe Menge für eine Sammlung von Mumien halten können, wäre nicht das erwartungsvolle Rollen und Glühen der ſchwarzen Augen geweſen.

Endlich traten vier Powows in phantaſtiſchem Anzug aus der Medicinhütte und ein fünfter ging in ihrer Mitte.

Dieſes Individuum, der erſte Powow des Stammes, war eine höchſt groteſke Erſcheinung. Die Kopfhaut eines grauen Bären hatte er über das Haupt geſtülpt, ſodaß ſein Geſicht völlig darunter verſchwand. An dieſem barocken Helme waren lang herabfallende Felle von allerlei größeren Wildthieren des Landes befeſtigt, an den Fellen aber Häute von Schlangen, Fiſchen, Vögeln, Fröſchen, Eichhörnchen, Fledermäuſen, ferner Bärenklauen, Hufe von Hirſchen, Biberſchwänze, Federn von allem fliegenden Gethier. Die Raſſel, welche er mit der Linken über dem Kopfe ſchwang, war mit Inſekten, Federn und Hörnern verziert, der Zauberſtab in ſeiner Rechten mit Skalphaaren, großen und kleinen Eidechſen, Muſcheln und allerhand Kräuterbüſcheln. Aehnlich waren auch ſeine Kollegen angethan, doch boten ſie in ihrer Erſcheinung kein ſo überreiches Sammelſurium von allem, was geht, fliegt, kriecht und ſchwimmt, wie ihr würdiges Oberhaupt.

Auf den Platz vortretend, beſchrieb der Ober-Powow mit ſeinem Stab verſchiedene geheimnißvolle Kreiſe in der Luft, kehrte ſich dann den vier Weltgegenden zu und rief viermal den Namen Numank-Machana. Jedesmal wiederholten ſeine Leviten dieſen Namen und lärmten dazu fürchterlich mit ihren Raſſeln.

Die Beſchwörung mußte große Kraft haben, denn am weſtlichen Ende des Platzes trat aus dem Gebüſche hervor ein Mann, deſſen Körper vom Wirbel bis zur Sohle mit einer dicken Kruſte glänzend weißen Thons bedeckt war. Ueber dieſer Bemalung trug er einen Mantel von weißen Wolfshäuten, außerdem einen Kopfputz von zwei Rabenfellen, und in den Händen hielt er eine außerordentlich große Pfeife.

Es war keine geringere Perſon als Numank-Machana, der „erſte“ oder einzige Menſch.

Von den Powows feierlich eingeholt und ehrerbietigſt begrüßt, ſchritt er über den Platz und ſtellte ſich vor den Sachem, welcher es ſich angelegen ſein ließ, in ſeinen Gruß die größtmögliche Achtung zu legen.

„Der Manitu“, ſo begann Numank-Machana ſeine Rede, „hat mich zu ſeinen Kindern geſandt, mich, der ich allein aus der großen Flut gerettet wurde, indem ich in meinem großen Kanoe auf dem hohen Berge im Weſten landete, wo ich jetzt wohne.“

Er beſchrieb nun dieſes Ereigniß des näheren und fügte dann hinzu:

„Der Manitu hat mich geſandt, um die Medicinhütte zu weihen, damit die große Blutprobe und das Opfer vor ſich gehen könne. Doch zuvörderſt reicht mir die Gaben, das große Waſſer zu verſöhnen, damit die Flut nicht wiederkehre. Reinigt eure Pfade von Dornen und erfüllt den Willen des Manitu, damit die Wolke von ſeinem Angeſichte ſchwinde.“

„Dummes Zeug!“ brummte Tom Morton in engliſcher Sprache und verhielt nur mit Mühe das Lachen.

Metalom warf ihm aber einen Seitenblick zu, welcher den unzeitigen Lachkitzel ſofort ſtumpfte.

Dann ſtand der Häuptling auf, nahm ſeinen Tomahawk aus ſeinem Gurt und reichte ihn dem Numank-Machana, indem er ſagte:

„Mein Vater iſt ſehr willkommen.“

Der erſte Menſch nahm die Gabe in Empfang und durchſchritt die Reihen der Krieger, welche ihm alle ihre Streitäxte darboten. Dann ging er mit dem Armvoll Tomahawks, die er geſammelt, an das Meer, erſah ſich eine tiefe Stelle und warf die wunderliche Opfergabe hinein.

Nachdem die See ihr Opfer empfangen, verfügte ſich Numank-Machana in die Medicinhütte, die er mit lautem Gemurmel und ſeltſamem Gebärdenſpiel weihte. Auch zündete er dort die große Medicinpfeife an. Hierauf trat er mit dieſer heraus, blies nach jeder der vier Weltgegenden eine große Rauchwolke und überreichte die Pfeife dem Ober-Powow, welcher hiermit zum Leiter der weiteren Ceremonien beſtellt war. Dies abgemacht, verneigte ſich der erſte Menſch vor dem Sachem und der ganzen Verſammlung, eilte windſchnell über den Platz und verſchwand in dem Gebüſche, aus welchem er hervorgekommen.

Der Ober-Powow blies nun ebenfalls große Rauchwolken nach allen vier Winden; dann richtete er die Spitze des Pfeifenrohrs gerade in die Höhe und ſtieß einen ſchrillen Ton aus. Dieſen wiederholten ſeine vier Leviten und ſetzten ihre Raſſeln in Bewegung.

Sogleich erhoben ſich die Jünglinge, welche die Hauptrolle in der „Okippe“, das iſt, in dem Feſt der großen Blut- und Muthprobe, ſpielen ſollten, und ſchritten paarweiſe bis in die Mitte des Platzes vor. Die Powows ſtellten ſich an ihre Spitze und führten den Zug langſam um die Medicinhütte, wobei die Jünglinge ſangen:

„Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geſchäfte —
O großer Geiſt, erbarme dich mein,
Im freud'gen Geſchäft hab' Erbarmen mit mir!

Auf meinem Wege gib gutes Glück
Und habe Erbarmen, o großer Geiſt,
Mit meinem freud'gen Geſchäfte!

Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geſchäfte —'
O gib mir Sieg und Gelingen,
O großer Geiſt, erbarme dich mein!"

Nachdem die kleine Proceſſion wieder mitten auf dem Platz angelangt war, verſtummte der Geſang und die Olippe nahm jetzt wirklich ihren Anfang.

Sie zerfiel in drei Abtheilungen, in den Büffelſtiertanz (Bellohknähpick), die Schneide (Pohkhong) und das letzte Rennen (Ehkenahkanahpick).

Indem die zwölf Jünglinge ſich zum Tanze aufſtellten, bildeten ſie eine Gruppe um den Ober-Powow her. Je drei und drei zuſammengeordnet, ſtellten ſie die vier Weltgegenden dar. Jedem der Tänzer wurde von den Powows in die linke Hand ein dünner weißer Stab und in die rechte eine Raſſel gegeben. Als darauf der Leiter der Ceremonie wiederum ein Rauchopfer aus der Medicinpfeife dargebracht hatte, gab er das Zeichen zum Beginne des Tanzes.

Sofort gaben die Powows die monotone Melodie deſſelben an, welche ſie, wie auch die Tänzer ſelbſt, mit ihren Raſſeln begleiteten, was ein großes Geräuſch hervorbrachte.

Die Tänzer bewegten ſich in jenen mehr groteſken als ſchönen Sprüngen im Kreiſe, welche den indianiſchen Tänzen überhaupt eigen ſind. Sie ahmten dabei die Bewegungen und das Gebrüll der Thiere nach, von welchen der Tanz ſeinen Namen hatte, und wetteiferten miteinander in wildem Gebärdenſpiel und Geſchrei.

In dieſer Weiſe hatte der Tanz eine gute Weile gewährt, als ihn eine Erſcheinung unterbrach, welche an der Stelle, wo der erſte Menſch verſchwunden, aus dem Gebüſche auftauchte.

Dieſe Erſcheinung war ein Mann, deſſen völlig nackter Körper mit einer Miſchung von geſtoßenen Kohlen und Bärenfett ſchwarz wie der eines Mohren angeſtrichen war. Auf dieſem dunkeln Grunde liefen um ſeine Arme, Lenden, Schenkel und Beine weiße Ringe von etwa einem Zoll Durchmeſſer und am Munde trug er ein ſchreckliches Bärengebiß.

Es war ſeine ſataniſche Majeſtät in eigener Perſon, welche in ſolchem Koſtüm ſich offenbarte.

Beim Anblick dieſer ſcheußlichen Figur erhoben die Frauen und Kinder ein lautes Angſtgeſchrei und kreiſchten: „Ochkih-Häddäh! Ochkih-Häddäh!“

Der böſe Geiſt ſprang mit einem mächtigen Satze aus dem Dickicht, wobei er eine rothe Kugel, welche an einem acht bis neun Fuß langen ſchwarzen Stab befeſtigt war, vor ſich her auf der Erde ſchleifte.

Ein furchtbares Gebrüll ausſtoßend rannte er auf den Kreis der Tanzenden zu, welchen er, drohend ſeinen Stab ſchüttelnd, zu durchbrechen Miene machte.

In dieſer Gefahr, welche die ganze Ceremonie zu ſtören drohte, that der Ober-Powow ſeine Pflicht, indem er aus dem Kreiſe hervortrat, dem Ochlih-Häddäh gravitätiſch entgegenging, ihn mit feſten Blicken fixirte und mit beiden Händen ihm die Medicinpfeife unter die Naſe hielt.

Vergebens ſchwenkte der böſe Geiſt ſeinen Stab, vergebens fletſchte er die Zähne und brüllte entſetzlich, die heilige Pfeife war mächtiger als er. Er krümmte und wand ſich unter dem zauberkräftigen Einfluſſe derſelben, trippelte ängſtlich hin und her, wobei ihm der Powow auf Schritt und Tritt folgte, und ſchlich endlich mit geſenktem Kopf dem Gebüſche zu.

Als er verſchwunden, brach die ganze Verſammlung in ein lautes Freudengeſchrei aus, der Büffeltanz hörte auf und der zweite Akt der Okippe hob an.

Die Jünglinge ordneten ſich paarweiſe hintereinander und ſchritten, von dem Ceremonienmeiſter und ſeinen Leviten geführt, der Medicinhütte zu. Dabei ſangen ſie im Gehen abermals:

„Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geſchäfte —
O großer Geiſt, erbarme dich mein,
Im freud'gen Geſchäft hab' Erbarmen mit mir!"

Der Ober-Powow nahm in der Mitte der Hütte zwiſchen den beiden Pyramiden von Menſchen- und Thierſchädeln Platz und rauchte eifrig. Seine Leviten ſtellten ſich zu den erwähnten vier Lederſchläuchen und ergriffen die Trommelſtöcke. Zwei weitere Powows kamen aus dem Hintergrunde der Hütte und der eine von ihnen nahm das am Boden liegende Meſſer, der andere die hölzernen Stäbchen zur Hand. Hinter ihnen ſtellten ſich die Jünglinge ſchweigend in eine Reihe.

Auf ein durch Erheben der Medicinpfeife über ſeinen Kopf von dem Ceremonienmeiſter gegebenes Zeichen begannen die Muſikanten mit Stimme, Trommelſtöcken und Raſſeln ihre betäubende Muſik und die Jünglinge traten einer nach dem andern vorwärts, um ſich der fürchterlichen Muth- und Blutprobe zu unterwerfen.

Bei dieſer Marter ging es folgendermaßen zu. *)

Der zu Marternde ſtellte ſich vor den Powow, welcher das Meſſer in der Hand hielt. Dieſer zog ihm auf jeder Schulter oder auch auf jeder Seite der Bruſt ein Stück Fleiſch vermittelſt des Daumens und Zeigefingers in die Höhe, nahm das Meſſer, welches vorher abſichtlich ſchartig gemacht worden war, und ſtieß es unter ſeinen Fingern durch das heraufgezogene Fleiſch hindurch. Hierauf trat der andere Powow hinzu und ſteckte eins der Holzſtäbchen durch jede der Wunden. An die beiden Enden der Holzſtäbchen wurden ſodann die Enden der von der Decke herabhängenden Lederſtricke befeſtigt und wurde der Gemarterte daran in die Höhe gezogen, ſo-

---

*) Wir halten nicht für überflüſſig, zu bemerken, daß wir dem Leſer im Folgenden keineswegs etwa eine grauſame Phantaſie auftiſchen, ſondern durchaus nur wirkliche, durch authentiſche Zeugniſſe erhärtete Bräuche ſchildern.

daß er über dem Boden frei in der Luft ſchwebte. Hierauf wurden dem Opfer noch an den Armen, an den Schenkeln und Waden ähnliche Einſchnitte gemacht und Stäbchen hindurchgeſteckt, an die man Bogen, Köcher, Streitäxte oder Büffelſchädel hing. Dann wurde der Gemarterte, deſſen Körper das Blut ſeiner Wunden überſtrömte, an den Lederſeilen ſo weit hinaufgezogen, daß die an ihm hängenden Gegenſtände den Boden nicht mehr berührten, ſondern fünf bis ſechs Fuß hoch über dem Boden ſchwebten. Hierbei bot das Opfer einen ſchrecklichen Anblick dar und ſein Kopf ſank entweder hintenüber oder auf die Bruſt herab, je nachdem der Gemarterte an der Bruſt oder an den Schultern aufgehangen war.

Aber noch nicht genug.

Sowie alle zwölf Jünglinge in der Luft ſchwebten, nahmen die zwei Powows lange Stangen zur Hand und brachten mittels derſelben die Körper der Unglücklichen in eine drehende Bewegung, die allmälig immer ſchneller und ſchneller wurde und die Schmerzen entſetzlich ſteigerte.

Die Standhaftigkeit, womit die gräßlichen Martern ertragen wurden, grenzt geradezu ans unglaubliche. Der indianiſche Stoicismus feierte hier einen Triumph, von welchem ſich das humane Gefühl mit Schauder abwenden muß.

Keiner der Jünglinge verzog eine Miene, wenn das ſchartige Meſſer ſein Fleiſch zerriß, und mehrere hatten bei dieſer Operation ein Lächeln auf den Lippen, welches ſagen zu wollen ſchien: „Seht, ich beſtehe vor dem Manitu als ein Mann, welcher würdig iſt, den Kriegspfad zu wandeln.“

Auch während die Gemarterten in der Luft hingen, hielt ihr Muth die entſetzliche Probe aus und es war rührend anzuhören, wie ſie, vor Schmerzen halb ohnmächtig, dann und wann ihre gebrochenen Stimmen über das Getöſe der barbariſchen Muſik erhoben und ſangen:

„Ich gehe, ich gehe — zum freud'gen Geſchäfte —
O gib mir Sieg und Gelingen,
O großer Geiſt und erbarme dich mein!“

Inzwiſchen wurde das Drehen ſo lange fortgeſetzt, bis die Gemarterten anſcheinend leblos dahingen oder, wie die Terminologie der Powows es ausdrückte, „ganz todt waren“.

Nun ließ man ſie langſam auf den Boden der Hütte hinab, wo ſie wie Leichen lagen, und machte ſie von den Lederſtricken los, indem man ihnen die Stäbchen aus Bruſt und Schultern zog.

Sobald ſie, was ſo ziemlich nach Verfluß von acht bis zehn Minuten eintrat, wieder ſo viel Kraft erlangt hatten, daß ſie ſich regen und bewegen konnten, krochen ſie auf Händen und Füßen mit der ganzen an ihrem Körper hängenden Laſt nach der Seitenwand der Hütte, wo ſie eine Weile ruhen durften, bis der dritte Akt der furchtbaren Probe begann.

Der Ober-Powow füllte die Medicinpfeiſe mit neuem Tabak, brachte ſie in Brand, rauchte und richtete ein langes Gebet an den guten Geiſt, indem er ihm für das bisherige glückliche Reſultat der Okippe Dank ſagte und zu ihrer Vollendung ſeinen Beiſtand erflehte.

Hierauf ſangen die Muſikanten ein Lied, in welchem ſie die Macht und Wirkſamkeit der Medicinpfeife prieſen, die den böſen Geiſt aus dem Lager vertrieben hätte und die jungen Leute in der ihnen noch bevorſtehenden Prüfung ſicherlich beſchützen würde.

Der Ceremonienmeiſter verließ nun die Hütte, ſtellte ſich mitten auf den freien Platz und winkte mit dem Rohr der Medicinpfeife aus den Reihen der Verſammlung einige zwanzig der jüngeren Krieger herbei, welche bei dem „letzten Rennen“ mitagiren ſollten.

Und ein „letztes Rennen“ ſchien es in der That werden zu wollen, denn man mußte glauben, die Gemarterten ſeien nicht im ſtande, auch dieſe ſchreckliche Strapaze noch zu überleben.

Die armen Jünglinge ſchwankten aus der Hütte, indem ſie die an ihrem zuckenden Fleiſch befeſtigten Laſten hinter ſich herſchleppten. Blutüberſtrömt, in jeder Fiber gepeinigt, bändigten ſie dennoch die ungeheuren Schmerzen und ſtimmten wiederum, wenn auch mit faſt erloſchenen Stimmen, den Geſang an:

„Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geſchäfte —
O großer Geiſt, erbarme dich mein,
Im freud'gen Geſchäft hab' Erbarmen mit mir!“

Jeder von ihnen wurde von zwei Kriegern in

Empfang genommen, ſo zwar, daß ihn dieſelben zwiſchen ſich nahmen und einen breiten Lederriemen um ſein Handgelenk ſchlangen.

Der Ober-Powow erhob die Medicinpfeife und ſtieß ſchreiend das Wort „Ehkenahkanahpick“ aus.

Sogleich fingen die Krieger mit aller Schnelligkeit zu laufen an und ſchleppten die von ihnen an den Riemen Feſtgehaltenen mit ſich fort, bis dieſelben vor Schwäche niederſtürzten.

Aber auch dann wurden ſie nicht losgelaſſen, ſondern an den um ihre Handgelenke geſchlungenen Riemen ſo lange im Kreiſe herumgeſchleift, bis alle an ihrem Körper hängenden Gegenſtände losgeriſſen waren, was oft nur dadurch möglich war, daß ganze Streifen Fleiſches von den Gliedern ſich löſ'ten.

Es war ein empörender Anblick, der jedoch nicht nach der Anſchauungsweiſe europäiſcher Civiliſation beurtheilt werden darf.

Indianiſchen Augen war dieſes blutige Schauſpiel ein höchſt wohlgefälliges. Die Verſammlung gab durch Gemurmel ihren Beifall zu erkennen, als ſämmtliche der Olippe Unterworfenen die verſchiedenen Grade der Probe ausgehalten hatten, ohne einen Klageruf hören zu laſſen, ohne ein Zeichen unmännlicher Schwäche zu geben, und als ſich nun die Gemarterten vom erſten bis zum letzten von dem blutbethauten Raſen, auf welchen ſie nach dem letzten Rennen hingeſunken, erhoben und mit Schritten, welche unbezähmbarer Stolz zu feſten machte, nach den

Wigwams am Seegeſtade gingen, wo ihren Wunden die Pflege von Müttern und Schweſtern zu Theil werden ſollte, da brauſ'te aus der Verſammlung ein Jubelruf auf, welcher weit über das in hellem Sonnenglanze funkelnde Meer hinſcholl.

## 12.

... Liebe iſt der Seele Sonne!
Auf dieſem Erdenrund, wo alles ſchwindet,
Gibt's nur ein Göttliches: es iſt die Liebe!
Das Leben iſt nur einer Blüte gleich,
Ihr Honig iſt die Liebe; eine Taube,
Die mit dem Adler ſich im Himmel eint.

**Victor Hugo.**

Erſchüttre meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannſt.
Du machſt dir Müh' und mir erregſt du Schmerzen:
Vergebens beides, darum laß mich nun.

**Goethe.**

Nachdem die Verſammlung, wie eben erwähnt worden, ihrer Zufriedenheit mit dem Ausgange der Okippe Luſt gemacht hatte, verſank ſie wieder in ihre frühere ernſte und ſchweigſame Haltung.

Mit dem Abtreten der Gemarterten vom Schauplatze verſtummte auch die Muſik und Stille breitete ſich über die Scene aus.

Der Ober-Powow richtete ſodann abermals ein Dankgebet an den guten Geiſt, durchſchritt hierauf den Platz und ging auf die Stelle zu, welche Metakom, einer ſitzenden Bildſäule gleich, noch immer innehatte.

Wer den Häuptling näher ins Auge gefaßt hätte, würde bemerkt haben, daß ſeine Züge mehr gefurcht waren, ſein Auge weniger ſtolz leuchtete als vor wenigen Monaten, zur Zeit, wo er ſeinen erſten Sieg über die verhaßten Blaßgeſichter davongetragen. Wie ſchwer die Hand des Unglücks ſeither auf ſeinem Haupt gewuchtet, mochte ein aufmerkſamer Beobachter ſchon daran erkennen, daß die von uns früher erwähnte Falte zwiſchen ſeinen Brauen jetzt eine fingertiefe Höhlung bildete und ſo von der Naſenwurzel an faſt über die ganze Höhe der Stirn hinlief. Seine hohe, muſkulöſe Geſtalt war nicht gebeugt, aber um ſeinen Mundwinkel lief jener Zug, wie ihn verbiſſener Schmerz dorthin zu ſchreiben pflegt, und wenn er den Ausdruck ſeines Auges nicht gerade beherrſchte, ſo zeugte derſelbe von einer innerlich kochenden Verbitterung, von einem verzweifelten Ingrimm, welcher Furcht einzuflößen wohl geeignet war.

König Philipp's Lage war troſtlos genug, um eine ſolche Stimmung zu rechtfertigen. Die Nachricht von der Niederlage und dem Ausgange ſeines Bundesgenoſſen, des Sachems der Naraganſetter, hatte ihm die traurige Ueberzeugung aufdringen müſſen, daß ſein umfaſſend angelegter, mit jahrelanger Mühwaltung geförderter Plan eines Vernichtungskrieges gegen die weißen Eindringlinge geſcheitert wäre und daß ihm nichts mehr übrig bliebe, als auf die Rettung der Ueberbleibſel ſeines eigenen Stammes bedacht zu ſein. Wenigſtens für jetzt. Denn nachdem er, um Zeit zu gewinnen, den gefangenen Standiſh mit Friedensvorſchlägen an die Koloniſten abgeordnet, hatte ſein ruheloſer Geiſt ſogleich wieder die Möglichkeit, den Kampf zu erneuern, ins Auge gefaßt. In erſter Linie ſtand hierbei die Ausſicht, die Schiffsmannſchaft De Luſſan's zu ſofortiger und direkter Theilnahme an dem Kriege herbeiziehen zu können, aber wenn es auch der Flibuſtier mit den Mitteln, ſeine Abſichten zu erreichen, nicht gar zu genau zu nehmen gewohnt war, ſo hatte ſich ſein ritterlicher Sinn doch zu tief verletzt gefühlt durch die Art und Weiſe der indianiſchen Kriegführung, als daß er, zudem noch durch perſönlich erfahrene Unbill gereizt, den Vorſchlägen des Sachems ein geneigtes Ohr geliehen hätte. Indeſſen war es dem Scharfblicke Metakom's nicht entgangen, daß der Flibuſtier zu Lovely und den Ihrigen in Beziehungen ſtand, welche er, Metakom, zwar nicht völlig zu enträthſeln vermochte, welche aber jedenfalls der Art waren, daß ſich aus denſelben zu Gunſten ſeiner Forderung Vortheil ziehen ließ. Deshalb behandelte er nicht nur De Luſſan ſelber, ſondern auch die beiden Oberſten und Lovely, wenn er ſie auch gefangen und ſogar gefeſſelt hielt, immer noch mit Rückſicht und hatte auch das Anſinnen Morton's, ihm die beiden Engländer auszuliefern, ausweichend beantwortet. Was dagegen Thorkil betrifft, ſo hatte der Sachem beſchloſſen, ſich des jungen Jägers zu entledigen, ſobald ihm dieſer bei ſeiner Ankunft im Lager die Anklage des Meuchelmords, begangen an ſeinem Vater, ins Geſicht geſchleudert hatte. Dieſe Anklage war eine nur zu wohl begründete. Das Motiv dieſer Unthat, welche übrigens in dem indianiſchen Moralkodex nicht für eine ſolche galt, war einfdch das Verlangen geweſen, ſich des Schatzes zu bemächtigen, deſſen Vorhandenſein Pe-toh-pi-kiß, welchen Metakom allerdings als Kundſchafter in das Haus Eaton's geſandt, dem Häuptling verrathen hatte. Schon damals war der Sachem von ſeinem großen Lebenszwecke ganz erfüllt geweſen und er hatte von den Weißen gelernt, daß der Beſitz von Gold zur Realiſirung ſeiner kriegeriſchen Pläne bedeutend mitzuwirken im ſtande ſein würde. Die Art, wie er ſich Thorkil für immer vom Halſe ſchaffen wollte, war übrigens charakteriſtiſch für ſeinen Haß gegen das ganze Geſchlecht der Blaßgeſichter, inſofern er zum Werkzeuge des beabſichtigten Mordes einen Weißen, den brüllenden Tom, auserſehen hatte, den die eigene Rachgier dazu ganz willig machte. Der Blick des Sachems reichte jedoch über das Zunächſtliegende, über dieſes finſtere Gewirre von Mißgeſchick und Leidenſchaft, weit hinaus. Er wandte — und darum hauptſächlich lag ihm ſoviel daran, daß er durch einen günſtigen Erfolg ſeines Friedensbotſchafters Standiſh Zeit gewänne — das Auge ſeines Geiſtes den Ländern gegen Sonnenuntergang zu, in deren unermeßlichen Wildniſſen Tauſende und aber Tauſende von rothen Kriegern hauſten, die er für ſeine, wir müſſen ſagen, patriotiſchen Abſichten gewinnen zu können hoffte. Ungeſäumt wollte er an dieſen Verſuch gehen, ſowie er aus der Klemme des Augenblicks heraus wäre — ſicherlich ein Beweis, daß in dieſem Manne eine Energie lebte, welche nicht einer beſſeren Sache, denn in indianiſchen Augen war ſie ja die beſte, aber eines beſſeren Erfolges würdig genannt werden muß.

Der Ober-Powow blieb vor dem Häuptlinge ſtehen und wartete der indianiſchen Etikette gemäß, bis er zum Reden aufgefordert wurde.

„Metakom's Ohren ſind offen", ſagte der Sachem nach einer Pauſe. „Was hat mein Vater mir zu ſagen?"

„Mahtotohpah", entgegnete der Powow, „hat die Gebräuche der Okippe erfüllt, wie die Ueberlieferungen der Kinder des Manitu ſie vorſchreiben."

„Und iſt der Manitu ſeinem Volke gnädig geweſen?"

„Der Sachem hat geſehen, wie der Ochkih-Häddäh es unternahm, die heiligen Bräuche zu ſtören. Er hat geſehen, wie der böſe Geiſt mittels der Wunderkraft der Medicinpfeife, welche Numank-Machana an Mahtotohpah gegeben, in die Flucht getrieben wurde. Er hat geſehen, wie meine jungen Männer dem Ochkih-Häddäh zum Trotze den Bellohknähpick tanzten, wie ſie dem Pohkhong ſich unterwarfen und das Ehkenahkanahpick aushielten. Meine jungen Männer ſind ſehr wacker, echte Sprößlinge vom Wampanogenſtamm. Der Manitu hat ſich ihnen gnädig erwieſen. Der Sachem mag ſich freuen: wann morgen das große Geſtirn aufgeht, werden zwölf Krieger mehr bereit ſein, auf ſeinen Wink den Tomahawk in den Kriegspfahl zu ſchlagen."

„Es iſt gut“, erwiderte Metakom, indem er eine achtungsvolle Gebärde mit der Hand machte.

Die ganze Verſammlung lauſchte dieſer Unterredung mit lautloſer Aufmerkſamkeit.

Nach einer Weile nahm Metakom wieder das Wort und ſagte zu dem Medicinmann:

„Mein Vater weiß, der Manitu hatte ſein Angeſicht hinter Wolken verborgen, ſodaß es ſeinen Kindern nicht leuchtete. Trauer zog in unſere Herzen ein und unſere Füße ſtrauchelten auf dem dunkeln Pfade. Kummer beugte unſere Häupter zur Erde, wie der Winterſchnee die Aeſte der Schirlingstanne. Wir trauerten ſtill, wie das vom Pfeil getroffene Elennthier, oder brüllten vor Schmerz, wie der von Wölfen eingehegte und von ihren Zähnen zerfleiſchte Büffel. — Mein Vater Mahtotohpah iſt ein großer Powow. Er raunte Metakom in die Ohren, der Manitu verlange nach einer Okippe zur Sühnung ſeines Zorns, und Metakom zauderte nicht, den Willen des großen Geiſtes zu erfüllen. Die Okippe hat ſtattgefunden; ſie iſt wohl beſtanden worden. Meine jungen Männer zeigten, daß ſie die Sehnen und den Muth ihrer Väter geerbt haben. Der Stamm der Wampanogen treibt noch immer kräftige Zweige. Doch mein Vater helfe mir, den Sinn des Manitu zu verſtehen. Mahtotohpah iſt ein großer Powow, ſein Blick dringt über die Nebel hinaus, welche Metakom's Blick umdunkeln. Mein Vater ſage mir: iſt der Zorn des Manitu geſühnt? Iſt die Wolke von ſeinem Angeſicht entfernt? Iſt ſeine Hand wieder ſegnend über mein Volk erhoben?“

Der Powow zögerte einige Sekunden mit ſeiner Antwort. Dann, nachdem er den Kopf gegen den Himmel gerichtet, wie um deſſen unendliche Tiefen zu prüfen, verſetzte er:

„Ich ſehe den Manitu ſeine Hand erheben, um die Wolke wegzuthun von ſeinem Antlitz."

„Und was ſieht mein Vater weiter?"

„Mahtotohpah ſieht —"

Eine leiſe Bewegung in der Reihe der hinter Metakom ſitzenden Häuptlinge unterbrach den Powow und machte den Sachem umſchauen.

Er bemerkte, daß Annawon, welcher dort ſeinen Platz hatte, aufgeſtanden war, ohne jedoch zu ſprechen.

„Mahtotohpah ſieht", fuhr der Powow fort, „daß der Cchkih-Hädoäh auf neuen Trug gegen die Kinder des Manitu ſinnt, aber die Kraft der Medicinpfeife hält ihn fern."

„Ugh!" machte Annawon und ſtreckte ſeinen Arm gegen das Gebüſch aus, welches die weſtliche Seite des Platzes begrenzte.

Metakom's Blick richtete ſich ebenfalls dorthin. Dann berührte der Sachem mit dem Zeigefinger ſeiner Rechten den Zauberſtab des Powows und ſagte:

„Mein Vater iſt ein großer Medicinmann, ſeine Medicin iſt ſtark, aber die Macht des böſen Geiſtes iſt noch nicht gebrochen. Mein Vater mag ſich umkehren und ſeine Augen öffnen."

Der Powow gehorchte dieſer Weiſung und rief alsbald im Tone der Ueberraſchung:

„Ochkih-Häddäh!“

„Ochkih-Häddäh!“ echote das Angſtgeſchrei der Weiber ſeinen Ausruf.

Die gräßliche Geſtalt des böſen Geiſtes war wieder aus dem Dickicht aufgetaucht und ſchon ſtürzte er hervor, rannte auf die Medicinhütte zu, umkreiſ'te ſie in raſenden Sprüngen dreimal, ſtieß ein rauhes Gebrüll aus und ſchüttelte dräuend ſeinen ſchwarzen Stab mit der rothen Kugel gegen die Verſammlung.

„Die Wolke dunkelt noch vor dem Angeſichte des Manitu“, ſagte Netakom. „Sein Zorn iſt noch nicht geſühnt. Die Medicin der Medicinpfeife iſt groß, aber der Ochkih-Häddäh ſpottet ihrer.“

Der Powow machte ſich ſogleich daran, dieſe Meinung zu widerlegen. Er faßte die Pfeife wieder mit beiden Händen, hielt ſie aufrecht vor ſich hin und ſchritt auf den brüllenden Vertreter des böſen Princips los.

Nun wiederholte ſich die ſchon einmal abgeſpielte Scene. Der Ochkih-Häddäh vermochte vor dem Talisman nicht ſtandzuhalten. Er blieb ſtehen, gab durch groteſke Verrenkungen ſeiner Glieder ſein Unbehagen zu erkennen, retirirte, von Mahtotohpah verfolgt, und verſchwand endlich wieder in dem Buſchwerk, aber nicht ohne ſein Gebiß gräulich zu fletſchen und durch ein drohendes Geheul anzudeuten, daß er nur geſchlagen, nicht aber beſiegt ſei.

Mahtotohpah ging nachdenklich in die Medicinhütte und winkte ſeine Kollegen herbei, um eine Berathungspfeife mit ihnen zu rauchen.

Weder der Sachem noch ſonſt jemand aus der Verſammlung ließ ſich beikommen, dieſe Berathung ſtören zu wollen. Mit der Geduld ihres Volkes harrten alle deſſen, was noch kommen ſollte.

Die murmelnd geführte Unterredung der Medicinmänner währte etwa eine halbe Stunde, worauf der Ober-Powow aus der Hütte trat und ſich wieder ſchweigend vor den Häuptling hinſtellte.

Metakom ließ einige Minuten verſtreichen, bevor er den Powow anſprach mit den Worten:

„Was ſieht mein Vater jetzt?“

„Mahtotohpah“, lautetete die Antwort, „ſieht den Ochkih Häddah in der Ferne lauern, bereit, neues Unheil über das Volk der Wampanogen zu bringen. Mahtotohpah hat ſich getäuſcht, als er ſagte, der Manitu ſei im Begriffe, die Wolke wegzuthun von ſeinem Antlitz. Der Zorn des großen Geiſtes iſt noch nicht vollſtändig geſühnt. Er will, daß ſein Wille vollzogen werde, bevor er dem Ochkih Häddäh die Macht, zu ſchaden, entzieht.“

„Gut. Hat mein Vater den Willen des Manitu erforſcht?“

„Mahtotohpah that ſo und hat dabei ſeine Brüder, die Powows, zu Hülfe gerufen.“

„Und was will der Manitu?“

„Er will ein großes Opfer.“

„Welches?“

„Den Tod des Goldhaars.“

Ohne einen Zug ſeines Geſichtes zu verändern, wandte ſich Metakom zu den hinter ihm ſitzenden Häuptlingen und ſagte:

„Meine Brüder haben den Willen des Manitu vernommen. Was ſoll geſchehen?"

„Das junge Blaßgeſicht ſterbe!" verſetzte Annawon nachdrücklich.

„Es ſterbe!" ſtimmte ein Dutzend Krieger bei.

„Das Goldhaar ſterbe!" murmelte es wie ein Widerhall weiterhin durch die Reihen.

„Aha", brummte Tom Morton in den Bart, „jetzt kommt die Reihe an mich, in dieſer Komödie eine Rolle zu ſpielen."

Er hatte recht, denn der Sachem wandte ſich ſofort an ihn mit der Frage:

„Iſt mein weißer Bruder bereit, ſein Werk zu thun?"

„Fix und fertig, Häuptling", verſetzte Tom. „Aber weil es doch einmal ſein muß, ſo macht ſchnell. Die Faxen eurer Hokuspokusmacher da haben allbereits lange genug gewährt, denk' ich."

„Aber iſt meines Bruders Herz ſtark genug zu dem Werke?"

„Fragt nicht lange. Ich habe geſagt, daß ich es thun werde, und ich werde es thun. Der junge Hund war mit dabei, als der verdammte Knochenberg von holländiſchem Bankert, deſſen Seele der Teufel vom Marterpfahl der Nipmuken weggeholt hat, den Merry-Mount in die Luft ſprengte und meinen guten Geſellen Kellond erſchlug — ich will die Rechnung tilgen oder verdammt ſein. Drum macht vorwärts, ſag' ich.“

Nach dieſem kurzen, in engliſcher Sprache geführten Zwiegeſpräche kehrte ſich der Sachem wieder dem Powow zu und ſagte:

„Mein Vater hörte, daß meine Krieger bereit ſind, den Willen des Manitu zu erfüllen. Mein Vater gehe, zu thun, was ihm zukommt.“

„Gut“, entgegnete der Powow. „Und welcher von des Sachems Kriegern ſoll die Opferkeule führen?“

„Keiner von meinen Kriegern, ſondern dieſes Blaßgeſicht da.“

„Das Blaßgeſicht komme mit mir.“

Der Sachem gab Morton einen Wink und dieſer ſtand auf, um dem Powow zu folgen.

Die beiden lenkten ihre Schritte zu dem Eichenſtumpf, deſſen wir weiter oben gedachten, und blieben bei demſelben ſtehen. Der Powow blies aus der Medicinpfeife drei Rauchwolken über die auf dem Stumpfe liegende Keule hin, ergriff ſie dann und gab ſie Morton in die Hand mit den Worten:

„Das junge Blaßgeſicht wird ſeinen Kopf auf Block von Eiche legen. Wenn Mahtotohpah die Medicinpfeife erhebt, erhebe mein Bruder die Keule und —“

„Schon gut, ſchon gut, Maſter Pickelhäring“, unterbrach der brüllende Tom den Prieſter ungeduldig. „Bringt den Burſchen her und überlaßt das weitere mir. Will ihn gehörig abfertigen, Gott verdamm' mich!“

Der Powow verſchwand in der Medicinhütte und kam nach einer kurzen Weile wieder heraus, an der Spitze eines kleinen Zuges, welcher bei dem Eichenſtumpf Halt machte.

Voran ging Mahtotohpah und zwei ſeiner Kollegen, dann folgten zwei ſtämmige Krieger, welche den gefangenen Thorkil zwiſchen ſich führten, und zwei Powows ſchloſſen den Zug. Mahtotohpah ſchwenkte mit der einen Hand ſeinen Zauberſtab, mit der andern die Medicinpfeife und murmelte Zauberſprüche und Gebete, deren Refrains von ſeinen Kollegen wiederholt und mit dem Getön ihrer Raſſeln begleitet wurden.

Während dies geſchah, konnte ein Auge, welches nicht ausſchließlich mit dem Gefangenen beſchäftigt war, an zwei verſchiedenen Stellen des Platzes zwei leichte Bewegungen wahrnehmen, die in keinem Zuſammenhange miteinander ſtanden und, wie es ſchien, völlig unbeachtet blieben.

Von dem öſtlichen Ende der Reihe der Lagerwigwams her kam Hih-lah-dih gegangen und miſchte ſich unter die übrigen Squaws.

Zugleich verließ Iſchähkohnih geräuſchlos ſeinen Sitz und verſchwand hinter dem Felsblock.

Thorkil war bleich und offenbar von phyſiſchen und pſychiſchen Leiden ſehr erſchöpft. Die gräßliche Marterſcene, deren Zeuge er in der Medicinhütte hatte ſein müſſen, war nicht geeignet geweſen, ſeine Verzweiflung zu ſchwächen, ſondern im Gegentheil, ſie zu ſteigern.

Der junge Mann war kein Romanheld, weder ein ſentimentaler noch ein heroiſch aufgereckter. Es war, obgleich ſein Geiſt lebhaft und ſein Gemüth tiefer Eindrücke fähig, nichts überſpanntes in ihm. Die Mißgeſchicke, welche er in letzter Zeit erlebt, hatten ſeine Kraft nicht gebrochen, aber doch gebeugt. Er wußte, daß er dem Tode geweiht ſei, und es wäre Lüge, zu ſagen, des „Daſeins ſüße Gewohnheit“ hätte ſich nicht mächtig in ihm geſträubt gegen den Gedanken der Vernichtung, deſſen Bitterkeit noch unendlich erhöht wurde, wenn er bedachte, daß er von der Thürſchwelle zum höchſten Glück hinweggerafft werden ſollte, oder wenn er des geliebten Mädchens dachte, das er in ſo troſtloſer Lage wußte, ohne hoffen zu dürfen, daß es daraus befreit werden könnte.

Als ihm aber der Powow das unvermeidliche ankündigte, errang er wenigſtens ſo viel Faſſung, dem Tode mit einer Haltung entgegenzugehen, wie ſie ſeiner Farbe anſtand. Der männliche Stolz regte ſich in ihm und ſpornte ihn an, ſeinen Mördern nicht den Triumph zu bereiten, daß ſie ſagen könnten, ein Blaßgeſicht wiſſe nicht mit Würde zu ſterben. Es war gut, daß ihm dieſe ſtolze Regung zur Hilfe kam, denn ob er auch auf ſeiner bisherigen Laufbahn dem Tode ſchon oft gegenübergeſtanden hatte, ſo fühlte er dennoch, daß es ein ungeheurer Unterſchied ſei, als freier Mann und mit den Waffen in der Hand dem Vernichter ins Auge zu blicken oder aber als wehrloſer Gefangener zur Schlachtbank geſchleppt zu werden.

Daß er völlig wehrlos, das ſagten ihm nicht nur ſeine mittels eines Lederſtrickes auf den Rücken geſchnürten Arme, er brauchte, aus der Hütte tretend, nur ſeine Blicke umherzuwerfen, um zu ſehen, daß ſogar der Gedanke der Gegenwehr eine Unmöglichkeit wäre.

Er richtete ſein Auge auf den Felsblock, in deſſen Höhlung er die Geliebte verwahrt wußte, aber er wandte es ſogleich wieder ab, denn er fühlte ſein Herz brechen und wollte doch kein Zeichen der Schwäche geben.

Er biß die Lippe mit den Zähnen, um dem Seufzer, der ſich aus ſeiner Bruſt empordrängte, den Durchgang zu verwehren.

So ſtand er vor dem Eichenſtumpf und ſah die Keule, welche ſein Haupt zerſchmettern ſollte, in der Hand des brüllenden Tom, deſſen Mund ein häßlich boshaftes Grinſen verzerrte. Er kehrte dem Elenden den Rücken zu und ſchickte ſich, von dem Powow bedeutet, an, ſeinen Kopf auf den Block zu legen, indem er, eingedenk der Lehren ſeines Glaubens, zu Gott flehte, ſeine Seele gnädig entgegennehmen zu wollen.

Es herrſchte rings eine athemloſe Stille und wir wollen zur Ehre des menſchlichen Geſchlechtes annehmen, daß mehr als ein Mitglied der Verſammlung nicht ohne Beklemmung den Zurüſtungen zu dem kaltblütigen Mord eines Mannes zuſah, mit welchem viele der Anweſenden auf Jagdzügen und am Berathungsfeuer ſo oft freundſchaftlich verkehrt hatten.

Metakom ſaß unbeweglich mit auf die Bruſt geſenktem

Kopf, als berührte ihn die Sache nicht im entfernteſten und als wären ſeine Gedanken weit von hier.

Der Powow ſtellte ſich Morton zur Seite und faßte die Medicinpfeife mit beiden Händen, um ſie zu erheben.

In dieſem Augenblick glitt ein weibliches Weſen pfeilſchnell aus den Reihen der Indianer hervor und eilte auf den Eichenſtumpf zu.

Es geſchah eine That der rührendſten Aufopferung und die Liebe feierte einen jener Triumphe, welche dem Dichter vorſchwebten, als er die ſchönen, wie für unſern Fall gedichteten Zeilen ſchrieb:

. . . . „Es lebt, der Erde Räumen
Entrückt, der Fromme ganz in ſeinen Träumen;
Nicht Zeit und Welt ficht den Verzückten an,
Zum Himmel flog ſein Geiſt dem Staub voran.
Iſt Liebe minder mächtig? Nein! hinauf
Zu Gott lenkt ſie auch den erhabnen Lauf!
Mit allem, was uns von dem ſel'gen Droben
Hienieden wird bekannt, iſt ſie verwoben;
Das andre, beſſre Ich iſt ſie, deß Luſt
Und Schmerz mehr als den eignen fühlt die Bruſt;
Sie iſt der Zug, der die geſchiednen Flammen
Zu einer Lohe mächtig zwingt zuſammen;
Das Leichenfeuer, drin mit heitern Mienen
Dem Tod ſich Herzen weihen wie Braminen.
Weg mit der falſchen Zärtlichkeit zum Ich!
Wer, auf zum Himmel ſchau'nd, denkt noch an ſich?
Und wer hat je in ſeinen jungen Jahren,
Eh' Zeit und Leben ſeine Lehrer waren,
Bedacht, welch ſchnöd Geſchöpf der Erdenſohn?
Sein Reich iſt die Natur — Liebe ſein Thron!“

Indem Thorkil, wie ſchon geſagt, ſich anſchickte, den Todesſtreich zu empfangen, fühlte er, wie zwei weiche Arme ſich um ſeinen Nacken legten.

Umſchauend gewahrte er Hih-lah-dih.

Das Mädchen ſchmiegte ſich feſt an ſeine Bruſt, ſah ihm mit unendlicher Zärtlichkeit in die Augen und flüſterte zu ihm empor:

„Mein Blaßgeſichtbruder nicht allein gehen in die glücklichen Jagdgründe. Wenn das Goldhaar ſterben, ſeine Rothhautſchweſter mit ihm ſterben.“

Und ſie drängte ſich zwiſchen ihn und Merton, flocht ihren linken Arm feſt um den Nacken des Jünglings und ſtreckte den rechten gegen den Schlächter aus, als wollte ſie den Streich der Keule auffangen.

„Gutes Kind, du bemühſt dich umſonſt“, ſagte Thorkil zu ihr, aber ſeine Worte wurden verſchlungen von dem Schrei der Ueberraſchung, welchen der Powow ausſtieß und den alsbald die ganze Verſammlung wiederholte.

Das Getöſe ſtörte den Sachem aus ſeinem Brüten auf. Er erhob ſich und ein greller Zornblitz entfuhr ſeinem Auge, als er es auf die Gruppe bei dem Eichenſtumpf warf. Ein Blick genügte ihm, um die Sachlage zu verſtehen.

Eine furchtbare Wallung des Grimms jagte ihm das Blut ins Geſicht, aber er kämpfte ſie mit der Selbſtbeherrſchung eines großen Häuptlings nieder, gebot mittels eines Winkes der Verſammlung, ruhig zu bleiben, und ſchritt dann langſam auf die Gruppe zu.

Hih-lah-dih erwartete das Herankommen ihres Bruders feſten Fußes. Ohne Thorkil loszulaſſen, richtete ſie ihre ſchlanke Geſtalt auf und ihr Blick hielt den Metakom's aus.

Der Häuptling blieb ſtehen und ſagte ruhig:

„Was hat die junge Squaw hier zu thun?“

„Hih-lah-dih iſt gekommen“, verſetzte das Mädchen, „ihren Blaßgeſichtbruder zu retten oder mit ihm zu ſterben.“

„O“, bemerkte Metakom mit bitterem Lachen, „Mahtotohpah ſprach weiſe, als er ſagte, der Ochkih-Häddäh umlauere das Lager der Wampanogen, um neues Unheil auszubrüten. Er hat das Herz meiner Schweſter mit dem Unrath der Thorheit angefüllt, daß ſie, aller Scham und Zucht vergeſſend, ſich dem Feind ihres Volkes an den Hals wirft und den Sachem, ihren Bruder, zum Geſpötte der Squaws macht.“

„Nein“, entgegnete die reine Quelle muthig, „nein, nicht Ochkih-Häddäh hat mich angeſtiftet, zu thun, was ich that; der Manitu hat mich angetrieben, damit das Blut meines Blaßgeſichtbruders nicht über das Haupt des Sachems komme. — Metakom weiß“, fuhr ſie weicheren Tones fort, „daß Hih-lah-dih ihm ſtets eine gute Schweſter geweſen. Sein Wigwam iſt öde, will er auch Hih-lah-dih noch aus demſelben vertreiben? Wenn er es will, ſo laſſe er ſie mit dem Goldhaar ſterben. Hih-lah-dih wird ihren Blaßgeſichtbruder nicht überleben.“

„Meine Schweſter mag das junge Blaßgeſicht fragen, ob daſſelbe es der Würde eines Mannes, der ſchon den

Kriegspfad gewandelt iſt, angemeſſen halte, ſein Leben einer Squaw zu verdanken.“

„Sachem“, nahm Thorkil das Wort, „ich wäre ein thörichter Lügner, wollte ich dazu nein ſagen. Das Leben iſt jedenfalls dem Loſe vorzuziehen, bei euren ſchnöden heidniſchen Bräuchen das Opferthier abzugeben, und außerdem gibt es wenige Menſchen, aus deren Händen ich das Geſchenk des Lebens lieber annehmen möchte als aus denen Eurer Schweſter, welche ſtets an mir gehandelt hat, wie nur eine Schweſter handeln kann. Aber, Sachem, glaubt deswegen nicht, die Ausſicht auf Rettung laſſe mich die ernſte Pflicht vergeſſen, welche ich gegen Euch zu erfüllen habe; glaubt nicht, ich ſei um den Preis meines Lebens bereit, zu vergeſſen, daß Ihr der Mörder meines Vaters ſeid, deſſen Tod ich zu rächen habe. Ich mag und kann nicht heucheln und lügen: ich ſage Euch, Sachem, daß, falls Ihr es nicht ſolltet über's Herz bringen können, mich ſo feiger Weiſe abzuſchlachten oder durch den Schuft von Trunkenbold da abſchlachten zu laſſen, meine Hand gegen Euch ſein wird, ſobald ſie wieder den Griff einer Waffe faſſen kann.“

Statt zu antworten ſchwieg der Sachem nachdenklich und es trat eine Pauſe voll furchtbarer Spannung ein.

Metakom trug ein marmorhartes Herz im Buſen, ein Herz von jener Härte, wie es nur ſeiner Raſſe eigen iſt. Aber durch die Adern dieſes Marmors rollte dennoch manchmal ein Tropfen von Milde. Ein ſolcher Tropfen war das Gefühl, welches der Sachem für ſeine Schweſter

Hih-lah-dih hegte. Sie ſtand von allen menſchlichen Weſen ſeiner Seele am nächſten, nicht einmal ſein Weib, die ſich beugende Weide, und ſeinen jungen Sohn ausgenommen, deren Verluſt doch den leidenſchaftlichen Mann in halbe Raſerei verſetzt hatte. Einen Beweis, wie hoch er die Schweſter hielt, gab das Benehmen ab, welches er nach dem gelungenen Ueberfall von Swanzey gegen ſeine Gefangenen beobachtet hatte. Nur der an und für ſich ſo geringfügige Umſtand, daß damals Lovely die Korallenſchnur Hih-lah-dih's um den Hals trug und ſich dadurch gleichſam als die Schutzbefohlene der letzteren legitimirte, nur dieſer Umſtand hatte den Sachem bewogen, die Häupter der Gefangenen dem Skalpmeſſer ſeiner Krieger zu entziehen. Seit er nun Weib und Kind verloren, fühlte er in erhöhtem Maße das Bedürfniß, die Schweſter ſich zu erhalten, deren heitere Anmuth in früheren Tagen ſo oft die düſteren Schatten von ſeiner Stirn verſcheucht hatte und deren Gefühle für den jungen Jäger ſeinem durchdringenden Blicke nicht verborgen geblieben waren.

„Das Goldhaar", ſagte der Häuptling endlich mit ruhiger Würde und in engliſcher Sprache, „hat geſprochen wie ein Mann. Metakom achtet die Tapferen, auch wenn ihre Haut eine Blaßgeſichthaut iſt. Mein Bruder höre und erwäge ſeine Antwort wohl. Wenn Metakom ſeine Bande löſ't und ihn freiläßt, will dann das Goldhaar darauf verzichten, den Tomahawk ferner gegen mein Volk zu erheben, und will er Hih-lah-dih ſofort als ſeine Squaw in ſein Wigwam führen?"

Hocherröthend bedeckte die reine Quelle mit der Hand, welche ſie freihatte, das Geſicht. Der zarteſte Inſtinkt des Weibes empörte ſich in ihr gegen die dem jungen Jäger von ſeiten ihres Bruders gemachte Zumuthung.

„Nein, nein!“ rief ſie aus, als ſie zwiſchen ihren Fingern hervor den Ausdruck des Seelenkampfes ſah, welcher für einen Moment das Auge des Jünglings verdüſterte, „nein, der Sachem ſoll nicht ſo ſprechen. Hih-lah-dih will und kann dem Goldhaar nur Schweſter ſein.“

„Sachem“, ſagte Thorkil, in ſeiner Seelenpein ſeinen ganzen Muth wiederfindend, „die Natur, meine Religion und meine Gefühle verwehren einen ſolchen Bund. Ich halte Eure Schweſter zu hoch, um ſie täuſchen zu können. Ich bin einem andern Weibe verlobt und will meine Treue mit ins Grab nehmen. Thut Euer ärgſtes an mir: ich verwerfe Euren Vorſchlag.“

„Es iſt gut“, erwiderte Metakom mit eiſiger Kälte. „Der Muth des Goldhaars iſt groß, ſehr groß. Komm'“, fuhr er fort, Hih-lah-dih bei der Hand ergreifend, „meine Schweſter hat nichts mehr hier zu thun.“

Aber das Mädchen warf ſich, ſtatt ihm zu folgen, vor ihm nieder, umſchlang ſeine Kniee und erflehte von ihm in den rührendſten Tönen das Leben des Jünglings.

Dann, als ſie ſah, daß Metakom unbeweglich blieb, ſprang ſie auf und umklammerte Thorkil mit beiden Armen ſo leidenſchaftlich innig, als wollte ſie mit ihm verwachſen, als ſollte in Leben und Tod nichts ſie von ihm trennen.

„Macht ein Ende“, brummte Morton: „das Ding wird allgemach ſehr langweilig.“

Der Häuptling ſchritt vor und im nächſten Augenblick hatte er das arme Kind, welches einen herzzerreißenden Schrei der Verzweiflung ausſtieß, von dem Jüngling losgeriſſen. Dann nahm er die außer ſich Gebrachte auf ſeine Arme und eilte ſo mit ihr gegen die Wigwams hinab.

Bevor er in den Reihen derſelben verſchwand, wandte er den Kopf und gab dem Powow und Morton einen leicht zu verſtehenden Wink.

Der brüllende Tom riß den Jüngling zu dem Eichenſtumpf und drückte ihn mit roher Gewalt auf denſelben nieder.

Der Powow erhob die Medicinpfeife.

Morton ſchwang die Keule empor.

Aber der tödtliche Schlag fiel nicht.

Hinter dem Felſen hervor krachte ein Schuß.

Durch den Rücken in die Lunge geſchoſſen, ſprang der brüllende Tom mit einem furchtbaren Schrei hoch auf, drehte ſich um und ſtürzte zu Boden, ſich im Todeskampfe krümmend.

Mit den Sprüngen einer Löwin, die ihren vom Jäger angefallenen Jungen zur Hilfe eilt, kommt Groot Willem über den Platz daher.

Wie vom Donner gerührt, ſtarren die Krieger.

Dann ſpringen ſie tumultuariſch auf und ſtürzen herbei.

Aber ſchon hat der herkuliſche Jäger ſeinen Sohn, bevor dieſer weiß, wie ihm geſchieht, auf ſeinen linken Arm geſchwungen und iſt im nächſten Augenblicke mit der theuren Laſt hinter dem Felſen verſchwunden, einen Triumphſchrei ausſtoßend, der dem Gebrüll des gefürchteten Thieres, deſſen Namen er trug, zum Verwechſeln ähnelt.

## 13.

Unſer Anlauf ſoll ſein wie die rollende See,
Unſer Kampf wie das Ringen der Gebärerin,
Wie das Meer im Sturme, ſo ſei er!
Wie das Meer, gehoben von Unwetters Macht!
Die Häupter der Menſchen fanget wie Fiſche im Netze!
Laßt uns ſtehn wie der Fels von Korallen,
Aber ſchrecklich uns bewegen wie das Stachelſchwein!
Unſere Ausdauer ſei wie die der Scharen der Vögel,
Die auf den Wellen ſchlafen in der Mitte des Sturms!

Kriegslied von Otaheiti.

Indem wir noch einmal den Vorhang ziehen, damit der letzte Akt unſerer Geſchichte vor den Augen des Leſers ſich abſpiele, geben wir mit wenigen Worten die Scenerie des erſten Auftritts an.

Es iſt eine Felsſchlucht oder vielmehr ein von unten nach oben ſich erweiternder Spalt in dem mehrfach erwähnten koloſſalen Felsblock, welcher durch irgend eine Laune der Natur iſolirt auf ſeinen Platz geſtellt worden war und zwar zu jener Zeit, wo die uralte Mutter Erde nach den ungeheuerſten Revolutionen in ihrem Innern und nach den bizarrſten Wandelungen ihres Aeußern ihre jetzige Phyſiognomie erhalten hatte. Die äußere Form des

Felſens haben wir bereits gelegentlich beſchrieben. Die Sohle des Spaltes mochte etwa zwanzig bis dreißig Fuß in die Länge und zehn bis zwölf Fuß in die Breite meſſen. Rechts und links tieften ſich in ihre Seitenwände höhlenartige Räume ein, die ebenfalls nur der geheimnißvoll wirkenden Kraft, welche den Block hierher geſchleudert hatte, ihre Entſtehung verdankten. Die Eingänge zu dieſen Höhlen verſchwanden faſt ganz hinter den natürlichen Gardinen, welche Epheu und andere Schlingpflanzen um ſie gewoben hatten. Tannen und wilde Wallnußbäume wurzelten da und dort in dem Spalt, hatten ihre Stämme aufwärts dem Lichte zugezwängt und ließen durch ihre Aeſte und Kronen hindurch nur ein ſpärliches Licht hereinfallen. Die unteren Aeſte der Bäume gewährten ein Mittel, zu den Rändern des Felſenſpaltes emporzuklimmen. Von drei Seiten war derſelbe nach außen geſchloſſen; unfern von da, wo er ſich auf der vierten nordwärts gegen den Wald hin öffnete, lehnte eine plump zuſammengefügte Leiter an der Felswand.

Mittels dieſer Leiter, welche von Jſchähkohnih, zufolge der Abrede mit Groot Willem, im entſcheidenden Augenblicke von außen an den Eingang des Spaltes gelegt worden, waren der alte Trapper und der dem Tode entriſſene Thorkil geſtern in dieſe natürliche Feſtung gelangt und hatte Willem nicht gezaudert, das wohlthätige Inſtrument ſogleich in dieſelbe heraufzuziehen, ſodaß eine augenblickliche Verfolgung unmöglich geweſen, auch wenn eine ſolche verſucht worden wäre.

Sie war aber nicht verſucht worden.

Der Indianer iſt von Natur vorſichtig und rennt nur im äußerſten Paroxysmus der Leidenſchaft blindlings in die Gefahr. Sonſt liebt er es, jeden ſeiner Schritte wohl zu bemeſſen und keinen Weg anzutreten, ohne zugleich an den Rückweg zu denken.

Nun war allerdings bei dem plötzlichen Erſcheinen Groot Willem's die Ueberraſchung der Krieger alsbald dem Zorne gewichen, und dem Impuls deſſelben gehorchend waren ſie dem Felſen zugeſtürzt, um dem grauen Bären ſeine mit unerhörter Kühnheit errungene Beute wieder abzujagen. Allein mitten auf dem Wege hatte ſie ein gellender Schrei des Sachems ſtehen und dann umkehren gemacht.

Metakom war durch das Gekrach von Willem's Roer aus ſeinem Wigwam, wohin er ſeine Schweſter gebracht hatte, hervorgerufen worden. Er hatte noch mit einem Blick die hinter dem Felſen verſchwindende Rieſengeſtalt des Trappers erhaſcht, welcher Thorkil wegtrug. Das Verſchwinden des letzteren bedurfte alſo keiner weiteren Erklärung, nicht einmal der, welche Morton's am Boden liegender Leichnam gab.

Der Häuptling kannte Mato, deſſenungeachtet aber war er im erſten Augenblick geneigt, zu glauben, daß derſelbe keineswegs allein ein ſolches Wagniß unternommen hätte, ſondern daß er mit einer Streifpartei der Blaßgeſichter dem Lager unbemerkt ſich genähert haben müßte, während aller Aufmerkſamkeit auf die Vorgänge der Klippe gerichtet war.

Dieſe Anſicht, verbunden mit der ihr anklebenden wohlbegründeten Beſorgniß für die Sicherheit der Seinigen, dann der Ingrimm, daß der junge Jäger ſeinen Händen entronnen, endlich die zornige Verwunderung, wie es zugegangen, daß Mato dem Marterpfahl der Nipmuken entgangen — das alles ging dem Sachem blitzſchnell durch den Kopf und wäre wohl im ſtande geweſen, ein weniger kräftig organiſirtes Gehirn, als das ſeinige, zu verwirren, zumal ihn die Scene mit Hih-lah-dih keineswegs unbewegt gelaſſen hatte.

Metakom faßte jedoch in dieſem Augenblicke mit bewunderungswürdiger Selbſtbeherrſchung ſeine Pflicht als Oberhaupt ſeines Stammes ins Auge, um zu thun, was dieſelbe ihm vorſchrieb.

Ein Ruf ſeines Mundes machte die Krieger ſtehen, ein zweiter machte ſie umkehren, ein dritter ſäuberte wie mit Zaubergewalt den freien Platz von Männern, Weibern und Kindern.

Nach Verfluß von wenigen Minuten hätte man glauben können, nicht nur der Platz, ſondern auch das Lager ſei von allen menſchlichen Weſen verlaſſen, ſo ſtill und todt lag es an der Seeküſte da.

Nur die geöffnete Medicinhütte und der neben dem Eichenſtumpf ausgeſtreckte Leichnam, welchen ein Schwarm von Buſſards gierig krächzend umflatterte, zeugte von dem, was hier vorgefallen war.

Die Sonne ſtieg höher und höher und näherte ſich dem Zenith. Zugleich aber verdüſterte ſich das Wetter.

Ein heftiger Nordoſtwind brauſ'te über die Landzunge von Montauk herab, jagte die zu Wolken geballten Herbſtnebel am Himmel vor ſich her und peitſchte die Gewäſſer der Bai zu hochgehenden Wellen.

In dem Felsſpalt, unfern des Eingangs zu demſelben, ſtand der alte Trapper, auf ſein treues Roer gelehnt, und an ſeiner Seite hielt ſich der Flibuſtier, die Arme ſolcher Geſtalt über der Bruſt kreuzend, daß ſeine rechte Hand leicht auf dem Griff ſeines Säbels ruhte.

Weiter zurück und auf der andern Seite des beſchränkten Raums ſaß der ältere der beiden Oberſten, welche wir ſeit dem Ueberfalle von Swanzey nicht wieder geſehen haben, am Fuß einer Tanne. Neben ihm bemerkte man ſeinen Schwiegerſohn, welcher unter den buſchigen Brauen hervor von Zeit zu Zeit finſtere Blicke auf De Luſſan warf, deſſen kühnes Auge ſich jedoch dadurch nicht im geringſten einſchüchtern ließ.

Die beiden Oberſten waren mit Büchſen und Degen bewaffnet.

Im Hintergrunde der Höhlung lehnte ein weiteres Gewehr an der Felswand, welches Thorkil gehören mochte, der in das Geäſte eines Wallnußbaumes hinaufgeklettert war, um Späherdienſte zu verrichten.

Aus der Oeffnung der höhlenartigen Eintiefung rechts vom Eingange des Spaltes ſah man den Kopf Lovely's hervorlauſchen und man konnte wahrnehmen, daß die Augen des Mädchens voll Beklemmung und ängſtlicher Theilnahme auf die Gruppe der vier Männer gerichtet waren.

Zwiſchen dem jüngeren der beiden Oberſten und dem Flibuſtier hatten Erklärungen von ſehr zarter Natur ſtattgefunden, Erklärungen, die von der einen Seite mit grollender Bitterkeit gefordert, von der andern mit ſtolzem Freimuth waren gegeben worden.

Es ſtanden ſich hier zwei Charaktere gegenüber, die in ihrer ganzen Anlage himmelweit voneinander verſchieden und trotzdem durch die Laune des Schickſals in eine wechſelſeitige Beziehung zueinander gebracht worden waren, welche die innigſte hätte ſein ſollen.

Ihre Unterredung, welche nur durch die beſonnene und würdevolle Einmiſchung des älteren der beiden Flüchtlinge in den Schranken der Mäßigung war erhalten worden, hatte zu keinem befriedigenden Reſultate geführt.

Der alte Trapper, deſſen inſtinktartige Kenntniß guter Sitte das Waldleben nicht verwiſcht hatte, war zartfühlend genug geweſen, bis dahin jeder Einmiſchung in das Geſpräch ſich zu enthalten. Auch jetzt gab er nur dem Drange der Umſtände nach, indem er das Wort ergriff.

„Man hat, denk' ich", ſagte er, „dem Groot Willem nie nachſagen können, daß er ſich unaufgefordert in anderer Leute Angelegenheiten miſche, aber zu dieſer Stunde kommt es mir, vermuth' ich, einigermaßen zu, ein Wort mitzureden."

Die drei Männer, froh, der peinlichen Spannung des vorhin eingetretenen Stillſchweigens überhoben zu werden, blickten zumal den alten Waldläufer an, als wollten ſie ihn auffordern, fortzufahren.

Er that dies, indem er bemerkte:

„Die Rothhäute, wenigſtens die beſſeren darunter, denn von den Hunden von Pequoden will ich nicht reden, haben nicht gezögert, ihre Feindſchaften untereinander aufzugeben, als es ſich darum handelte, das Kriegsgeſchrei gegen die Koloniſten zu erheben. Ein gutes Beiſpiel aber, vermuth' ich, iſt nachahmungswerth, mag es gegeben werden, von wem immer es wolle. Unſerer Feinde ſind viele, wir ſind wenige: falls wir nicht feſt zuſammenhalten, wie ein wohlgeſchnürtes Pfeilbündel, ſo ſind wir verloren.“

„Ihr glaubt alſo, die Heiden werden uns angreifen?“ fragte der ältere Oberſt.

„Das werden ſie, oder ich müßte mich ſchlecht auf den indianiſchen Charakter verſtehen, und es wird gar nicht lange währen, bevor wir ihr Kriegsgeſchrei hören. Wir ſind zwar durch die hilfreiche Liſt Iſchähkohnih's mit Waffen und Munition verſehen und der Fels da gewährt uns eine vortreffliche Vertheidigungsſtellung, aber um ſie gegen die Angriffe der liſtigen Feinde zu halten, bedarf es vereinter Kraft.“

„Es iſt beſſer, unterzugehen, als durch einen Bund mit den Gottloſen nach Rettung zu trachten“, murmelte der jüngere Oberſt.

Sein Schwiegervater warf ihm einen mißbilligenden Blick zu und ſagte mit Nachdruck:

„Wenn der Allmächtige uns in ſeiner Güte die Mittel verleiht, der rothen Heiden uns zu erwehren, ſo darf, und wäre es auch nur um des Kindes willen, ſeine

Gnade nicht undankbar vernachläſſigt werden. Alter Jäger, Ihr habt recht. Wir müſſen zuſammenſtehen und zu dieſer Stunde unſeres Zwiſtes mit jenem Manne dort vergeſſen, um ſo mehr, da er für die Rettung Lovely's ſein Leben gewagt hat."

„Das heiße ich vernünftig geſprochen", entgegnete der alte Trapper. „Wir werden unſerer vereinten Kräfte benöthigt ſein, vermuth' ich. — Ja, hört, da ſingen ſie ſchon ihren Kriegsgeſang. — He, Thorkil, ſag' uns, Junge, kannſt du nichts von den Rothen zu Geſichte kriegen?"

„Nein", gab der Gefragte von ſeinem Luginsland herab zur Antwort. „Aber ich höre ſie ganz gut. Sie ſind dort hinter dem Waldausläufer offenbar mit den Vorbereitungen zu einem Angriffe beſchäftigt."

„Ja, ja, ohne Zweifel", ſagte Groot Willem. „Sie hauen mit dem Tomahawk in den rothen Pfahl und ſingen dazu ihren Kriegsgeſang. Ich bin oft genug mit dabei geweſen, um zu wiſſen, was dieſe Töne zu bedeuten haben. Der Sachem weiß zu gut, daß ſein ganzes Anſehen und alle ſeine Macht auf dem Spiele ſteht, wenn es ihm nicht gelingt, den Streich, den ich ihm mit ſeinem Gefangenen geſpielt, für ſeinen Stamm wieder zum Vortheil zu wenden."

Der alte Waldläufer hatte völlig recht.

Keine Regierungsgewalt kann von der Deſpotie weiter entfernt ſein als die unter den Stämmen der Eingeborenen Nordamerikas herkömmliche. Zwar pflegt die Häuptlingswürde vom Vater auf den Sohn zu vererben oder auf einen andern nahen Verwandten, allein nur perſönliche Tüchtigkeit und perſönliches Glück ſichern den Häuptling im Beſitze ſeiner Macht. Das Princip der Legitimität, welches in Europa für heilig ausgegeben wird, würde von den Indianern verlacht werden. Bei ihnen gilt das Wort: „Selbſt iſt der Mann!“ im vollſten und ſtrengſten Sinne. Metakom konnte ſich nicht darüber täuſchen, daß ſeine Autorität durch die unglückliche Wendung, welche in letzter Zeit der Krieg gegen die Blaßgeſichter genommen, einen gewaltigen Stoß erlitten habe. Er erkannte ferner, daß die Rettung Thorkil's durch Mato dem abergläubiſchen Sinne der Seinigen als ein Zeichen von übelſter Vorbedeutung erſcheinen müßte, als ein Zeichen, welches leicht dahin gedeutet werden könnte, daß das Glück ganz von ihm, dem Sachem, gewichen wäre und daß demnach der Stamm wohl daran thäte, einen von dem Manitu ſo offenbar Verlaſſenen von ſeiner Spitze zu entfernen. Er mußte daher, falls er nicht geradezu verzweifelnd ſich ſelber aufgeben wollte, alles daran ſetzen, den der Opferkeule entriſſenen Gefangenen wieder in ſeine Gewalt zu bekommen und an den ſämmtlichen Blaßgeſichtern, welche zweifelsohne für das Goldhaar Partei ergriffen, Rache zu üben. Dies drängte alle andern Abſichten und Rückſichten entſchieden in den Hintergrund.

Daher hatte er keinen Augenblick gezögert, ſeine Maßregeln zu ergreifen. Er hatte den ganzen Stamm hinter dem Waldvorſprunge verſammelt, welcher an der Oſtſeite des Lagers faſt bis zur Seeküſte hinabreichte.

Nachdem Späherpoſten ausgeſtellt worden, welche die etwaigen Bewegungen der Blaßgeſichter beobachten ſollten, hatte man das Berathungsfeuer angezündet und die Rathspfeife kreiſen laſſen. Die Energie des Sachems drängte aber zur Abkürzung der Berathungen, und da weitaus die Mehrzahl der Krieger mit ihm der Anſicht war, daß die dem Stamme durch Unterbrechung des Opfers zugefügte Schmach auf der Stelle zu rächen ſei, ſo waren die nöthigen Beſchlüſſe raſch gefaßt worden. Die Ausführung derſelben knüpfte ſich jedoch an eine Ceremonie, welche ſchlechterdings nicht unterlaſſen werden durfte.

Dem Berathungsfeuer zur Seite war ein ſtarker, ſeiner Rinde entkleideter und rothangeſtrichener Pfahl in den Boden gerannt worden. In einer indianiſchen Reihe, das heißt ein Krieger einzeln hinter dem andern, ſtellten ſich die Wampanoegen neben dieſem Kriegspfahl auf, völlig zum Kampf bemalt und gerüſtet. Metakom, an der Spitze der Reihe, nahm den Tomahawk aus dem Gurt, ſtimmte das Kriegslied des Stammes an, näherte ſich dem Pfahl und führte mit dem Beil einen Streich auf denſelben.

Sämmtliche Krieger folgten ſeinem Beiſpiele, den Pfahl im Kreiſe umſchreitend und einfallend in den Geſang:

„Am Tage, als unſere Helden gefallen,
Als unſere Helden gefallen,
Da focht ich mit ihnen und dacht', eh' wir ſterben,
Bring' unſere Rache dem Feinde Verderben,
Bring' unſere Rach' ihm Verderben!

Am Tage, als unſere Häuptlinge ſanken,
Als unſere Häuptlinge ſanken,
Focht ich Mann gegen Mann und kühn war mein Muth
Und vorn aus der Bruſt, da floß mir das Blut,
Da floß aus der Bruſt mir das Blut!

Und nimmer die Häuptlinge wiederkehren,
Und nimmer ſie wiederkehren!
Und ihre Kameraden, die Narben nicht tragen,
Die ſollen wie Weiber ihr Schickſal beklagen,
Wie Weiber ihr Schickſal beklagen!

Gar ſchöne Winter woll'n wir verjagen,
Gar ſchöne Winter verjagen!
Wenn unſere Knaben die Schlachten beſtehen
Und wir zu unſeren Vätern gehen,
Zu unſeren Vätern wir gehen!"*)

Der Geſang und das tanzartige Umwandeln des Pfahles wurden fortgeſetzt, bis die Tomahawkhiebe den letzteren in Splitter verwandelt hatten. Dann wurde das Lied mit einem furchtbaren Aufſchrei abgebrochen.

„Seht nach euren Waffen, ihr Männer!" ſagte Groot Willem, als dieſer Schrei waldherüber in die Felsſpalte drang. „Seht nach euren Waffen und vergeudet keinen Schuß. Sucht Schutz hinter den Vorſprüngen des Felſens und hinter den Bäumen. Es wäre Narrheit, den Pfeilen und Kugeln, welche nicht lange auf ſich warten laſſen werden, ſich bloßzugeben. Aber verwendet dabei kein Auge von der Oeffnung des Felſens gegen den Wald zu. Mögen ſie auf den drei andern Seiten den Stein umheulen, nur von dieſer kann der Angriff erfolgen.“

---

*) Dieſes Lied, wie das oben bei Schilderung der Klippe eingeflochtene, iſt wirklich indianiſchen Urſprungs. Die Uebertragung ins Deutſche rührt von Talvj her.

Der erfahrene Grenzkrieger war mit ſeiner Warnung kaum zu Ende, als von allen Seiten das gellende Kampfgeſchrei der Wampanogen erſcholl.

Offenbar wollte Metakom zuerſt es verſuchen, die Blaßgeſichter vermittelſt Entfaltung ſeiner Uebermacht zu ſchrecken. In einem weiten Kreiſe den Felſen rings umzingelnd, gehorchten ſeine Krieger einem von dem Häuptling ausgeſtoßenen Signalruf und ſtürmten, den Kreis verengernd, allwärtsher auf die von der Natur erbaute Burg los.

Ihr Anlauf war in Wahrheit wie der Anlauf der „rollenden See“, welche mit Wogengedonner auf einen in ihrer Mitte ſich erhebenden Fels anſtürmt.

Sein Hauptaugenmerk hatte jedoch der Feind, wie natürlich, auf den Zugang zu dem Felsſpalte gerichtet. Hinter den Stämmen des Waldes hervor krachten Büchſen, Kugeln ſchlugen in die Aeſte der Bäume, welche in der Vertiefung des Steins wurzelten, und eine Wolke von Pfeilen ſchwirrte darüber hin.

Die Belagerten ihrerſeits verhielten ſich bis jetzt ganz paſſiv.

Dieſer Umſtand verſetzte die Belagerer in eine Täuſchung hinſichtlich der Vertheidigungsmittel der Blaßgeſichter und trieb ſie an, einen entſchiedeneren Verſuch zur Gewinnung des Zugangs zum Felſen zu machen.

Der Verſuch blieb aber nicht unbeobachtet.

Thorkil, welcher noch immer ſeinen Platz in dem Geäſte des Wallnußbaumes behauptete und ſich nur ſeine Büchſe hatte hinaufreichen laſſen, rief dem alten Trapper zu, daß eine Anzahl von Feinden die Rothbuchen und Schwarzkiefern am Waldſaume erklettert habe, während ſich andere unter dem Schutz des Dickichts ſammelten.

„Ich ſehe ſie, Junge, ich ſehe ſie“, verſetzte der Alte. „Sie wollen ſich ſo zu ſagen der Bäume als Sturmleitern bedienen.“

„Ihr habt recht, Freund Willem“, bemerkte De Luſſan. „Freilich erfordert es, um ſolches zu unternehmen, eine größere Sprungfertigkeit, als ſelbſt der beſte Springer an Bord der Gloria beſitzt.“

„Ja, ſolche Sprungfertigkeit, wie hier erforderlich iſt, gibt's aber in den Wäldern, Kapitän“, entgegnete Willem. „Habt acht, Freunde, und laßt das Kind ganz in den Hintergrund der Höhle zurücktreten. Wir kriegen 'ne Salve. — Deckt euch, deckt euch!“

Die Aufforderung war ſehr am Platze, denn kaum hatte der Trapper ſie gegeben, als, begleitet von dem aufs neue losbrechenden Schreien und Fiſtuliren der Angreifer, wieder Bogen und Feuergewehre vom Walde herauf ihre Ladungen nach dem Felsſpalt entſandten.

„Hat nichts zu ſagen“, äußerte der Trapper, nachdem ſich der Tumult etwas gelegt hatte. „Laßt ſie ihre Kugeln und Pfeile an dieſem Stein verſchwenden, der ſich blutwenig darum kümmern wird. Aber die lauernden

Satanaſſe dort auf den Bäumen müſſen herunter. Ihre Schüſſe könnten uns verteufelt moleſtiren. — Ha, dieſe Kugel war nicht übel gezielt! — Thorkil, hol' mir doch den Kerl herunter, der dort in der Stammgabel des Hickorybaumes hockt und ſich gerade zum Feuern fertig macht. — Paff, ſo iſt's recht! Der Burſche hat genug, vermuth' ich. Und jetzt, Freunde, wollen wir zeigen, daß auch wir eine Salve aufzuwenden haben. Wir ſind unſerer vier Büchſen, wohl, das wird's thun. Wollen einmal die Vormänner der Baumkletterer dort wegputzen. Die beiden Oberſten mögen dort die zwei vorwitzigen Kerle auf der Tanne und der Schwarzkiefer aufs Korn nehmen. — Thorkil, mein Junge, ſiehſt du den Krieger, welcher in dem dichten Wipfel der Blutbuche die Kriegsmalerei ſeines Geſichtes nicht völlig zu verbergen vermag? Ja? Gut, Junge, auf ihn, auf ihn! Ich ſelber will dem langen Geſellen dort zeigen, daß der Aſt einer Eiche, mag er auch noch ſo ſtark ſein, unter Umſtänden nur die Brücke zum Tode iſt. — Alle fertig, he? Wohl, alſo Feuer!"

Die Büchſen knallten zumal und die zu Zielpunkten auserſehenen vier Krieger ſtürzten von den Bäumen.

Ein klägliches Geheul erhob ſich unten, die Klagerufe, welche die Indianer auszuſtoßen pflegen, wenn ſie im Gefechte einen Verluſt erleiden.

Es miſchte ſich dieſen Schreien auch der Ausdruck der Ueberraſchung über den Umſtand, daß die Blaßgeſichter ſo wohl mit Feuergewehr verſehen waren.

Wie es ihr Brauch, wann ſie auf dem Kriegspfad auf ein unerwartetes Hinderniß ſtoßen oder eine unvorhergeſehene Schlappe erfahren, zogen ſich die Wampanogen plötzlich zurück.

Das Getöſe verſtummte gänzlich, aber die demſelben mit einmal folgende Stille hatte etwas unheimliches.

„Foi de gentilhomme“, ſagte der Flibuſtier, „mir däucht, ſie haben genug für einmal.“

„Für einmal, ja“, erwiderte Groot Willem. „Aber verlaßt Euch darauf, Kapitän, ſie werden wiederkommen.“

Und ſie kamen in der That bald genug wieder.

Der neue Angriff erfolgte ganz ſo wie das vorige mal. Während von unten eine Anzahl Schützen den Zugang zu dem Felſen beſtrich, erkletterten ein Dutzend und mehr Feinde die dem Felsſpalt zunächſtſtehenden Bäume. Sie gingen hierbei mit ſolcher rückſichtsloſen Entſchloſſenheit zu Werke, daß augenſcheinlich war, ſie würden ſich diesmal nicht ſo leicht zurückſchrecken laſſen.

„Ha“, ſagte der Trapper, „auf der Eiche dort iſt Annawon. Freunde, wir werden einen harten Strauß haben. Gebt euch nicht bloß und feuert kaltblütig.“

Das Feuer der Belagerten brachte wieder einige der Indianer von den Bäumen zu Boden, aber es wurde nicht mit einem Klageruf, ſondern mit wüthendem und herausforderndem Geſchrei erwidert.

Ein ſtarker Aſt der Eiche reichte bis auf wenige Schritte zu dem Eingange des Felsſpalts. Mit eichhornhafter Geſchwindigkeit und Sicherheit ſprangen mehrere der Indianer, Annawon unter ihnen, auf dieſen Aſt, ſowie die Weißen ihre Gewehre losgebrannt hatten, und ſchwangen ſich von dem Ende deſſelben mit einem mächtigen Satz in die Felsſpalte.

Während dies geſchah, ſchrie Willem:

„Thorkil, bleib', wo du biſt, und ſäubere mit der Büchſe die Eiche!“

Dann riß er ſein Meſſer aus dem Gurt und warf ſich den Eindringenden entgegen. Der Flibuſtier und die beiden Oberſten folgten ſeinem Beiſpiel und ſofort entſpann ſich in dem engen Raume ein ſchreckliches Ringen.

Lovely, die demſelben von ihrem Schlupfwinkel aus in Todesangſt zuſah, konnte ſpäter nur mit Schauder von dieſer Scene ſprechen.

Einen Augenblick ſchien es ihr, als wären ihre Freunde rettungslos verloren.

Sie ſah Degen, Meſſer und Tomahawks erhoben und im Schwung und Stoß durcheinander zucken, ſah ihren Großvater, durch einen Beilſchlag auf die Bruſt betäubt, zu Boden ſtürzen, ihren Vater nur mit Mühe der Meſſerſtöße eines rieſenhaften Wilden ſich erwehren und Groot Willem von den Armen Annawon's umklammert. Dann änderte ſich der bedrohliche Anblick. Der Flibuſtier hatte den Indianer, welcher ihn angefallen, niedergehauen, ein zweiter Streich ſeiner Damaſcenerklinge befreite ihren Vater von ſeinem Bedränger und mit ſeinem Schlachtruf: „Gloire und Deſdemona!“ rannte er den guten Stahl Annawon in die Seite, in dem Augenblick, als es dieſem gelungen war, ſein Meſſer zu erheben, um es dem

Trapper in den Rücken zu ſtoßen; der vierte der eingedrungenen Indianer ſuchte jetzt ſein Heil in der Flucht. Er wandte ſich, um wieder auf den Aſt der Eiche zurückzugelangen, aber im Sprunge erreichte ihn Thorkil's Kugel und warf ihn leblos von dem Felſen hinab.

## 14.

Es hat verheerender Waldbrand das junge Gras verbrannt
Und heftig treibt die Windsbraut die trocknen Blätter fort.
Mit Windeseile getrieben umarmt die Feuergluth
Der Bäum' und Sträuche Wipfel, verzehrt mit raſcher Wuth;
Da ſpringen die rothen Funken, als würde von Ort zu Ort
Zinnober und Safranblüte geſtreuet fort und fort;
Und wenn in Baumwollſtauden das Feuer nun ſtärker loht,
So dringt aus Baumesritzen die Flamme wie gold'nes Roth;
Sie ſpringt mit Zweig und Blättern von Aeſten hier und dort
Und raſ't, vom Winde getrieben, im Walde weiter fort.

Kalidaſa.

„Töd und Tuivel! wir haben uns noch gut aus der Klemme gezogen. Hätte verteufelt ſchlimm ablaufen können, dieſe Frolick. Der Satan von Annawon da, welcher jetzt ausgekämpft hat für immer, was der für bärenmäßig ſtarke Arme am Leibe hatte! Wie von Eiſen, meiner Treu. Werden ſich aber, vermuth' ich, jetzt die Luſt vergehen laſſen, in unſere Höhle hereinzuſpringen. Iſt der Rückweg etwas weniger leicht, als die Burſchen glauben mochten. — Nun, wie geht's, alter Sir? Sah Euch hinfallen. Seid Ihr verwundet? Nicht? Deſto beſſer! — Aber das muß man ſagen, Kapitän, Ihr habt das beſte gethan. Habt gute Arbeit gemacht. Reſpekt vor Eurem Säbel; ſag' Euch, iſt das eine ſo gute Waffe, als nur je eine von der Hand eines Mannes geſchwungen wurde. — Thorkil, komm' einmal herunter und ſieh nach Miſtreß Lovely; der Schrecken könnte dem armen Kinde unwohl gemacht haben. Ah ſo, der Junge iſt ſchon in der Höhle. Und jetzt, weil wir ein bißchen Ruhe haben, wollen wir die Leichen da den Fels hinabwerfen und unſere Gewehre reinigen, ſo gut es geht. Doch noch eins, Sir", ſetzte der Trapper, zu dem jüngeren Oberſt ſich wendend, hinzu; „ich glaube Euch — Ihr habt's vermuthlich im Gedränge der Balgerei überſehen — darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß mein Freund hier, der Kapitän, welcher auch den grimmigen Annawon in die glücklichen Jagdgründe beförderte, Euch das Leben gerettet hat."

Der Kapitän machte mit der Hand eine abwehrende Gebärde, als vertrüge ſich dieſe Erinnerung an einen dem Manne, von welchem er ſich gehaßt wußte, geleiſteten Dienſt ſchlecht mit ſeinem Stolze.

In der Bruſt von Lovely's Vater kämpfte tiefeingewurzelter Groll mit dem Schicklichkeitsgefühl des Gentleman. Das letztere war indeſſen ſtark genug, eine Art Sieg davonzutragen.

Der ſtarre Puritaner trat dem Flibuſtier einen Schritt näher und ſagte zu ihm mit kalter Höflichkeit:

„Sir, es wird ſich ein paſſenderer Ort und eine beſſere Gelegenheit finden, unſern alten Streit auszufechten. Heute wollte es der Herr, deſſen Fügungen ich mich zu beugen gelernt habe, daß Ihr, wie ich anerkenne, dieſes mein irdiſches Leben, welches nur um meines Kindes Lovely willen noch Werth für mich hat, vor dem Mordbeile des rothen Heiden bewahrtet. Ich dank' Euch, Sir.“

„Gebt Euch keine Mühe, Sir“, entgegnete De Luſſan mit einer ſtolzen Verbeugung. „Ich würde um einer willen, die ich mehr liebe als mein Leben, dieſe Gelegenheit, in welcher ich etwas providentielles ſehe, zu dem Verſuche benutzen, Euer Vatergefühl auch für Euer erſtgeborenes Kind rege zu machen, allein ich bin nicht gewohnt, meine Worte vergebens zu verſchwenden.“

Lovely, welche dieſe Rede vernommen, bog den Kopf aus der Höhle hervor und warf, von dem brennenden Wunſche getrieben, den Augenblick zu einer Ausſöhnung zwiſchen den Ihrigen und De Luſſan benutzt zu ſehen, ihrem Vater und Großvater demüthig flehende Blicke zu. Das Auge des letzteren ruhte nicht ohne ein leiſes Wohlgefallen auf der edlen Geſtalt des Flibuſtiers, aber der erſtere wandte ſich, die finſteren Brauen zuſammenziehend, unbewegt von ſeiner Tochter und De Luſſan ab, worauf auch dieſer mit einem leichten Achſelzucken ſich wegkehrte und dem alten Trapper die Leichen der gefallenen Indianer den Felſen hinabſtürzen half.

Nachdem dies geſchehen und Willem den jungen Jäger aufgefordert hatte, ſeinen Späherpoſten in dem Geäſte des Baumes wieder aufzunehmen, machten ſich die Männer an die Arbeit, ihre Gewehre, von deren Sicherheit im Treffen ſo viel abhing, vom Pulverſchmuz zu reinigen. Sie konnten dies Geſchäft ohne Störung zu Ende bringen. Es hatte den Anſchein, als hätten die Wampanogen das Unternehmen, den Zufluchtsort der Weißen zu erſtürmen, ganz aufgegeben. Der Wald, der freie Platz, das Lager waren wie ausgeſtorben und man vernahm nur den Wind, welcher, wenn auch weniger heftig als vor Beginn des Kampfes, in den Wipfeln rauſchte.

Dieſe trügeriſche Ruhe war ganz geeignet, ſolchen, welche mit der indianiſchen Kriegsweiſe unbekannt waren eine täuſchende Sicherheit einzuflößen. Der alte Trapper verwunderte ſich daher nicht ſehr, als der ältere Oberſt zu ihm ſagte:

„Mich dünkt, Freund, die Heiden haben auf die Ausführung ihrer blutdürſtigen Abſicht verzichtet und ſich von dieſem Orte zurückgezogen. Ich bin zwar ſehr willig, mich Eurer Erfahrung unterzuordnen, glaube Euch jedoch die Frage vorlegen zu ſollen, ob wir nicht gut thäten, dieſen unwirthbaren Platz zu verlaſſen, bevor es Abend wird und deſſen Schatten den Heiden Gelegenheit geben, neue feindſelige Ränke zu ſpinnen.“

„Was die Ränke oder, wie ich es nenne, die Teufeleien der Rothhäute angeht, Sir“, verſetzte Willem, „ſo wird es, vermuth' ich, daran nicht fehlen, ſei es heller Tag, ſei es Abend. Es iſt einmal ihre natürliche Gabe, derartige Teufeleien auszuſpintiſiren und ins Werk zu ſetzen, und ſie haben einen merkwürdigen Eifer, beſagte Gabe recht tüchtig auszubilden. Das iſt nun ſchon ihre Natur und läßt ſich, vermuth' ich, wenig oder nichts dawider ſagen. Wenn Ihr aber meint, Sir, die Wampanogen hätten ihre Abſicht auf dieſen Stein aufgegeben, ſo iſt das, vermuth' ich, eine mehr europäiſche als amerikaniſche Meinung und könnte uns dieſe Meinung, falls darnach gehandelt würde, um unſere Skalpe bringen, bevor wir, rechne ich, eine Viertelſtunde älter wären. Sag' Euch, ſo verlaſſen und verödet das Lager und der ganze Platz ausſehen, ſo ſind wir doch, ſo wahr ich Willem Klopper heiße, rings von Feinden umgeben, von liſtigen Feinden, die, ſowie die Sachen jetzt ſtehen, verteufelt kurzen Proceß mit uns machen würden, wenn wir in ihre Hände fielen. Den Felſen verlaſſen?“ fuhr er fort, mit einem Blick auf die Höhle, in welcher ſich Lovely befand, die Stimme dämpfend, damit er von dem Mädchen nicht gehört würde — „den Felſen verlaſſen? Nein, das geht ſchlechterdings nicht. Der Fels iſt die Mauer, die einzige Mauer, welche zwiſchen unſern Schädelhäuten und dem Skalpirmeſſer ſteht. Den Felſen verlaſſen heißt unſer Leben aufgeben. Da, wo wir ſind, müſſen wir ausharren, müſſen, komme, was da wolle, ausharren, bis uns Hilfe kommt. Ich baue auf Church's Raſtloſigkeit und auf das mir von Eurem Freund, Kapitän Standiſh, gegebene Wort."

„Vergeßt nicht, Freund, die Hilfe des Höchſten mit in Anſchlag zu bringen, welcher bisher ſo gnädiglich ſeine Hand ſchirmend über uns gehalten. Alſo Ihr ſeid der Anſicht, daß wir den Stein da durchaus nicht verlaſſen ſollen, bevor uns Entſatz kommt?"

„Der Anſicht bin ich, ja."

„Gut, aber wir haben weder Speiſe noch Waſſer."

„Sprecht leiſe, Sir, ſprecht leiſe, ich weiß es nur allzu gut. Aber es macht die Leute noch hungriger und durſtiger, als ſie ſchon ſind, wenn man von Speiſe und Trank redet. Wir müſſen unſere Bedürfniſſe bändigen, ſolange es gehen mag. Doch was iſt das?" unterbrach er ſich, indem er aufſtand, mit ſtarr auf den Wald gehefteten Augen Geſicht und Gehör anſtrengte und mit weit geöffneten Naſenflügeln die Luft einſog.

Mit einem bedenklichen Kopfruck ging der alte Waldläufer in den Hintergrund des Felsſpaltes und richtete flüſternd eine Frage an Thorkil, welcher ſeinen Poſten in der Krone des Wallnußbaumes wieder eingenommen hatte.

„Ich ſehe nichts auffallendes", lautete die Antwort des jungen Jägers. „Doch, halt! ja, über dem Wald erheben ſich an verſchiedenen Punkten Rauchſäulen, die der Wind gegen uns hertreibt."

„Rauchſäulen? Da haben wir die neue Teufelei der ewigen Satanaſſe. Sie wollen uns haben, lebendig oder todt, um jeden Preis. — Hör', Junge, kehr' dich einmal ſeewärts und luge ſcharf aus. Siehſt du nicht ſo was von einem Segel?“

„Nichts. Die See iſt ganz öde.“

„Deſto ſchlimmer, deſto ſchlimmer“, murmelte der Alte. „Hih-lah-dih konnte entweder gar nicht abkommen oder ſie hat das Schiff nicht getroffen.“

Kopfſchüttelnd ging er wieder nach vorn und ſpähte beſorgten Blickes in den Wald hinaus. Der ältere Oberſt trat zu ihm und ſagte:

„Wie heiß und ſchwül die Luft auf einmal wird und wie düſter der Himmel! Das Wetter ſcheint ſich zu ändern.“

„Das Wetter?“ entgegnete der Trapper. „Eine ſaubere Wetterveränderung das, hol' ſie der Tuivel!

„Ei, ſeht doch, Freund Willem“, ſagte der Flibuſtier, nach dem Wald hin- und aufwärts deutend, „was ſind denn das für Dünſte? Sie riechen wettermäßig räucherig — foi de gentilhomme! — und jetzt, ſeht, röthen ſie ſich und wälzen ſich uns näher!“

In dieſe Worte hinein klang vom Wald her etwas wie Kniſtern, das allmälig lauter und lauter wurde. Zugleich ſtrich ein Flug Wildgänſe mit ſchrillem Geſchrei von Norden her ſeewärts eilends über den Felſen hin. Ihr Krächzen tönte wie eine unheimliche Weiſſagung.

„Willem“, ließ ſich Thorkil's Stimme vernehmen, „kommt doch hierher!“

„Ich weiß, was du ſagen willſt, Junge", entgegnete der Alte. „Da iſt alles Reden nutzlos."

Das Kniſtern verſtärkte ſich von Augenblick zu Augenblick und bald glich es einem dumpfen Gekrache, als würden in der Ferne in unregelmäßigen Zwiſchenräumen Gewehre abgefeuert.

Bei dieſen Tönen wandelte den Vater Lovely's ein Gefühl an, wie das des Schlachtroſſes, deſſen Gebaren beim Schmettern der Trommeten im Buche Hiob ſo ſchön beſchrieben iſt.

„Horch", ſagte er, „iſt das nicht das Knattern des Gewehrfeuers einer Kompagnie Muſketiere, die dort drüben, jenſeits des Waldes, im Kampfe ſteht?"

„Wollte, ich könnte glauben, es wäre ſo, Sir", entgegnete der Trapper. „Wir wären dann ſicher, daß Church mit ſeinen Milizen heranzöge. Aber da iſt von keinem Gewehrfeuer die Rede, und da ferneres Schweigen die Gefahr nicht um das Gewicht einer Wildgansfeder verringern kann, ſo muß es geſagt werden — ha, der Rauch wälzt ſich dicker und dicker heran! Wir haben es mit einem Waldbrande zu thun."

„Mit einem Waldbrande?" fragte der Oberſt. „Ich ſehe kein Feuer."

„Werdet es, vermuth' ich, bald genug zu ſehen kriegen, Sir, ja, und zu ſpüren obendrein. Kein Zweifel, die Wampanogen haben den Wald in Brand geſteckt. Wollen uns aus unſerem Fort räuchern, wie man Luchſe und Füchſe aus ihren Höhlen räuchert, die ewigen Satanaſſe!

Hört Ihr hinter dem Rauchknäuel das Kniſtern und Raſcheln und Ziſchen, wie wenn hunderttauſend Klapperſchlangen durch Buſch und Röhricht brächen?“

Die Männer lauſchten und die von dem Trapper ganz richtig bezeichneten Töne ließen ſich zu deutlich vernehmen, um noch irgend eine Täuſchung über die Natur des drohenden Schreckniſſes zu geſtatten.

Die Rauchmaſſen nahmen von Sekunde zu Sekunde an Umfang, Schwere und Dichtigkeit zu, ſodaß den Belagerten das Athemholen bereits weniger leicht wurde. Mit dem Rauche kam eine heiße Luftſchicht heran und dann begannen durch das Schwarzgrau der Dunſtwolken vom Walde her rothe Streifen zu leuchten, welche bald heller und heller, greller und greller ſchimmerten und flackerten.

Dabei drückte die Schwüle auf Kopf und Bruſt wie eine Decke von Blei.

„O Gott, was iſt das?“ fragte Lovely, mit ängſtlicher Haſt aus der Höhle tretend.

„Mein Kind“, verſetzte ihr Großvater, das Mädchen mit Blicken verhaltener Beſorgniß anſehend, „der Herr will unſere Geduld und Standhaftigkeit noch weiter prüfen. Geh hinein und richte deine Gedanken auf den, in deſſen Hand Glück und Unglück, Untergang und Rettung liegt.“

„Hört, Freund Willem“, ſagte der Flibuſtier zu dem Trapper, welcher das Herankommen des Waldbrandes unverwandten Auges betrachtete, „ich muß Euch ſagen, daß das Waſſer mehr mein Element iſt als das Feuer

— soi de gentilhomme! Auch ſehe ich nicht ein, wie wir es, falls das Ding ſo fort geht, binnen einer Stunde noch hier ſollen aushalten können. Ich für meine Perſon wenigſtens fühle nichts von jenem feuerfeſten, wie ich glaube, fabelhaften Thier in mir, von welchem der Pater René auf dem College ſo viel zu erzählen wußte. Nein, ich bin kein Salamander, ich, und ob ich mir auch nicht einfallen laſſen will, in Bezug auf dieſen Waldkrieg, der allmälig ſehr unangenehme Seiten herauskehrt, Eurer Erfahrung mit Vorſchlägen beſchwerlich zu fallen, ſo mag ich Euch doch nicht verbergen, daß ich lieber da unten, Mann gegen Mann mit den rothen Teufeln fechtend, fallen, als hier oben bei langſamem Feuer geröſtet werden will. Was meint Ihr, Mann?“

„Ich meine, Kapitän, daß Ihr ganz Euren Gaben gemäß geſprochen habt, und wenn ſich der Wind nicht dreht oder ſonſt ein glücklicher Zufall uns zur Hilfe kommt und zwar bald, ſo werden wir allerdings unſer Fort zuletzt räumen müſſen, um unſere Skalpe ſo theuer als möglich zu verkaufen. Denn das, Kapitän, läßt ſich nicht verbergen, daß auf die Ebene hinabſteigen ſo viel heißt als dem Tod in den Rachen laufen. — He, Thorkil da oben, kannſt du durch den Rauch hindurch noch die See erblicken?“

„Nein, der hölliſche Qualm verſchleiert alles und das Feuer kommt raſch heran.“

„Und der Wind? Wie iſt's mit dem Wind?“

„Er hat ausgetobt und mir will ſcheinen, als rege ſich ein Luftzug von der See her.“

„Das iſt ein ſchwacher Troſt“, bemerkte der jüngere Oberſt düſter. „Will es der Gott Iſraels, daß wir fallen, ſo ſei es lieber im Kampfe mit den ruchloſen Heiden, als daß wir hier elendiglich dem wüthenden Elemente zum Opfer werden.“

„Sir, wenn großſprechen zu dieſer Stunde mir anſtände“, erwiderte Groot Willem, „ſo wär' ich, vermuth' ich, zu ſagen berechtigt, daß fechten auch mehr nach meinem Geſchmack wäre. Aber wenn ich, ein Mann, der keine hilfloſe Tochter zu ſchützen hat, die einzige Möglichkeit der Rettung darin ſehe, daß wir nicht von hier weggehen, bevor uns die Kleider auf dem Leibe Feuer fangen, ſo habt Ihr, denk' ich, keinen Grund, dieſem Rath entgegenzuhandeln.“

Unterdeſſen kamen die rothen Streifen immer leuchtender den Wald herab und vor ihnen her ſchwamm ein Dunſt, deſſen Hitze die Poren eintrocknen ließ. Das Pfeifen, Ziſchen, Raſcheln und Brauſen des Feuers wurde ſtärker und dann ſchlug durch den erſtickenden Qualm eine breite prachtvolle Flamme, eine Feuerſäule, ein Feuermeer, das ſeine Wogen die ganze Länge des Waldſaums entlang rauſchend dahinwälzte.

Ein jubelndes Geſchrei der Indianer begrüßte von der Ebene herauf das furchtbare Schauſpiel.

„Ah, die Satanaſſe haben das Ufer beſetzt“, bemerkte der Trapper mit ſeiner unerſchütterlichen Ruhe. „Sie wiſſen wohl, daß wir nach Norden zu nicht entrinnen können und unſer einziger Rettungsweg nach dem Waſſer hinabführt.“

Der Brand wurde immer großartiger. Die von der

Hitze eines ungewöhnlich heißen Sommers durchglühten Pechkiefern, Weymouthsfichten, Tannen, Lärchen und Forchen lohten auf wie rieſige Kerzen, wenn die über das zunderdürre Gras und Moos hinfegenden Flammen ihre tief herabhängenden Aeſte ergriffen. Dieſe Kerzen ſchleuderten prachtvolle Funkengarben empor und ringsumher, in allen Farben ſpielend und wie Millionen glühende Schlangen durch das Rauchdüſter zuckend.

Flammen hüpften am Boden hin und im nächſten Augenblick ſchon waren ſie einen gewaltigen Baum hinangeſprungen, in den Harzrinnen hinaufgleitend, wie der elektriſche Funke am Draht hinſpringt. Unaufhörlich quollen ſchwerwuchtende Qualmwolken empor und ließen einen Aſchenregen niederrieſeln. Jetzt ſank das Feuer, dann loderte es wieder majeſtätiſch auf. Sein Rauſchen und Brauſen war ſchrecklich. Das Gekrach ſtürzender Stämme brach los und geſellte den Tauſenden von Blitzen ein dumpfes Gedonner. Nur die Eichen und Buchen wußten ſich des grimmigen Feindes länger zu erwehren als die Nadelholzbäume. Sie ſtanden in dieſer Schlacht der Natur, wie Veteranen im Kampfe ſtehen, während rings ihre jüngeren Kameraden niedergemäht werden. Zuweilen hoben ſich die Rauchſchichten hoch empor. Dann ſpiegelte ſich der unten raſende Brand droben in der Luft: Feuer unten, Feuer oben, ein flammender Höllenrachen, der alles zu verſchlingen drohte. Und immer wieder neue Stürze, neues Donnern, neue Glutgarben, neues Geloder, wüthendes Sauſen und Brauſen.

Das Feuer begann den Felſen heftiger anzuglühen: die Hitze wurde unerträglich. Ein Funkenregen wirbelte in den Felsſpalt nieder.

Thorkil, welcher von dem Baume herabgeſtiegen war, warf Blicke voll unſaglicher Angſt auf ſeine Verlobte, die nur durch den ſtützenden Arm ihres Vaters vor dem Zuſammenbrechen bewahrt wurde.

Der Flibuſtier und der Trapper behaupteten noch immer ihren Standpunkt im Vordergrunde des kleinen Raumes. Jener betrachtete das Entſetzliche, welchem dennoch ein unbeſchreiblicher Zauber von Größe und Poeſie innewohnte, mit einer romantiſchen Theilnahme, welche ihn faſt die Qualen der Hitze und des Durſtes vergeſſen machte; dieſer, welcher heute nicht zum erſtenmale einen Waldbrand ſah, mit den Späherblicken eines Mannes, welcher das geringſte Anzeichen einer günſtigen Wendung der Gefahr aufzufaſſen begierig iſt.

„Glorios!“

In dieſen Ausruf faßte De Luſſan die Gefühle zuſammen, welche ihm die Erhabenheit des furchtbaren Schauſpiels einflößte.

Groot Willem äußerte ſich proſaiſcher, obgleich er vielleicht die ſchreckenſprühende Schönheit des Anblicks noch tiefer empfand.

„Der Wind hat ſich gelegt“, ſagte er, „das iſt mächtig gut; er ſpringt vielleicht um, das wäre noch beſſer. Bringt die Gewehre in die Höhlen, damit nicht irgend ein fürwitziger Funke Unheil anrichtet. Wir ſelber thäten gut, in die Höhlen zu treten, um dieſem ewigen Sprühfeuerregen zu entgehen. Ha, da ſcheint auch die alte Eiche Feuer fangen zu wollen. Mißlich das, ſehr mißlich! Aber wir müſſen noch aushalten, ſolange unſere Lungen uns nicht den Dienſt verſagen."

„Erheben wir unſere Stimmen zu dem, welcher dem Feuer gebietet und den Waſſerfluten ihre Bahnen vorzeichnet. Sein iſt die Macht und die Hilfe und ſeine Herrlichkeit reicht hinweg über Raum und Zeit."

So ſprechend erhob der edle Greis ſeine Stimme und ergoß ſeine Bekümmerniß in das Gebet des Pſalmiſten, in welches ſein Schwiegerſohn und ſeine Enkeltochter alsbald einſtimmten:

„Die Augen des Herrn ſind gerichtet auf die Gerechten und ſeine Ohren auf ihr Schreien.

Sie rufen zu ihm und er erhöret ſie und errettet ſie aus aller Noth.

Der Herr iſt nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens ſind, und hilft denen, deren Gemüth zerſchlagen iſt.

Viel leiden muß der Gerechte, aber aus allem hilft ihm der Herr.

Die Gottloſen wird tödten ihre Bosheit, und die den Gerechten haſſen, werden verurtheilt werden.

Der Herr erlöſet die Seelen ſeiner Knechte, und alle, die auf ihn vertrauen, werden nimmermehr zu Grunde gehen."

## 15.

Unterdeſſen wehte hoch und ſtattlich
Längs der Rhede ſchon Zelmira's Flagge.

Platen.

Mein Name iſt Alkatar! ruft der Maure;
Und Vargas meiner! ruf' ich ihm zurück.
Dann dring' ich ſtärker auf ihn ein und bohre
Das Schwert ihm in die Bruſt; ein Augenblick,
Und er iſt todt!

Alarkon.

Der Flibuſtier war zu ſehr durch und durch franzöſiſcher Gentilhomme, um ſich anmerken zu laſſen, daß derartige Ausbrüche puritaniſcher Frömmigkeit mit ſeiner Sinnesweiſe durchaus nicht übereinſtimmten. Er beobachtete daher, wenn auch mehr nur aus Höflichkeit als aus Theilnahme, während des Gebetes ein achtungsvolles Schweigen und begnügte ſich, nachdem der fromme Hilferuf vorüber, dem Trapper zuzuflüſtern:

„Wenn uns nur ein altteſtamentliches Wunder retten kann, Freund Willem, ſo möchte es verteufelt ſchlecht mit uns ſtehen. Die Zeit dieſer Wunder iſt längſt vorbei, vorausgeſetzt, daß es je eine ſolche Zeit gegeben hat."

„Ich verſteh' Euch nicht recht, Kapitän“, entgegnete der einfache Waldgänger auf dieſe Aeußerung eines Skepticismus, welcher zur Zeit, in der unſere Geſchichte ſpielt, keineswegs zu den Seltenheiten gehörte. „Ich verſteh' Euch nicht recht, aber ſo viel ſcheint ſicher, daß, vermuth' ich, ein Wunder geſchehen muß, wenn wir dieſer Teufelei entrinnen wollen.“

„Es iſt eine Teufelei, Ihr habt recht. Meine Herrin — ach, ich möchte noch einmal ihr ſüßes Antlitz wiederſehen — hat mir einmal einen italiſchen Poeten verdolmetſcht, der eine lange Wanderung durch die Hölle beſchreibt; ich meine aber, der Mann hätte zuerſt einen Waldbrand erleben ſollen, um zu wiſſen, wie man ſich die Hölle vorzuſtellen hat. — Ich wurde einſt zwei Tage und zwei Nächte hindurch in einem offenen Boote auf ſtürmiſcher See herumgeſchleudert, hatte weder Proviant noch Waſſer, aber was war jener Durſt gegen den, welcher mir jetzt die Zunge im Munde zuſammenſchrumpfen macht!“

„Wir müſſen Waſſer haben!“ ſagte der hinzutretende Thorkil. „Lovely ſtirbt vor Hitze und Durſt — ich kann es nicht länger mitanſehen und will hinab. Es muß in der Nähe des Lagers eine Quelle geben. Ihr wißt vielleicht den Platz, Willem —“

„Ja, ich kenne den Platz, aber bevor du denſelben erreichſt, raucht dein Skalp am Gürtel eines Wampanogen.“

„Ich muß es verſuchen“, verſetzte der junge Jäger, die Feuerfunken abſchüttelnd, welche auf ſein Jagdhemd niederfielen.

„Wenn es verſucht werden ſoll, ſo will ich es thun", entgegnete Willem; „ich kenne den Ort und —"

„Hört", unterbrach der Flibuſtier den Trapper, ſich hoch aufrichtend und mit einer Miene lauſchend, als wollte er alle Kräfte ſeines Geiſtes und Körpers im Ohre koncentriren.

„Es iſt nur das Gekrach ſtürzender Stämme", ſagte Groot Willem. „Sie donnern im Falle wie losgebrannte Geſchütze."

„Ja, ſie donnern ungefähr ſo, aber ſie donnern nicht von der Seeſeite her. — Foi de gentilhomme! es wird unausſtehlich hier — der Qualm, die Hitze, der Durſt unerträglich! Wir ſind wie die drei Männer im Feuerofen, von welchen, wenn mir recht iſt, ein jüdiſcher Prophet erzählt. Die Luft athmet geſchmolzenes Metall. — Ich ſag' Euch, das arme Mädchen muß Waſſer haben und müßten wir zehnmal unſer Leben dafür einſetzen. — Ha, abermals! Hört! — Und wiederum! — Nein, das iſt nicht das Gekrach ſtürzender Baumſtämme."

In kurzen Pauſen ließ ſich von der dem brennenden Wald entgegenſtehenden Seite ein dumpfer Schall vernehmen.

Die Männer lauſchten, nicht achtend des auf ſie niederfallenden Funken- und Aſchenregens, welcher übrigens, da der Wind ſich entſchieden gedreht, an Dichtigkeit abzunehmen anfing.

Wiederum jener dumpfe Schall vom Waſſer her, diesmal drei Schläge raſch nacheinander.

„Die Gloria ſpricht!“ ſchrie der Flibuſtier jubelnd auf. „Meine Herrin —“

Er vollendete den angefangenen Satz nicht, ſondern rannte in den Hintergrund des Felsſpalts und ſchwang ſich mit der Gelenkigkeit eines Matroſen, welcher die Takelage des Hauptmaſtes hinaneilt, in die Krone des Wallnußbaumes hinauf.

Willem und Thorkil ſahen einander an. In den Augen des Jünglings leuchtete ein Hoffnungsſtral auf.

„Es könnte ſein, es könnte ſein“, ſagte der Alte bedächtig. „Hih-lah-dih, die treue Seele, könnte das Schiff in voriger Nacht getroffen haben, vielleicht auch führt es ein günſtiger Zufall an dieſe Küſte. Der Dampf des Waldbrands könnte die Bemannung aufmerkſam gemacht haben, daß etwas am Ufer vorgehe, und nachdem der Nordwind das Herankommen des Fahrzeugs bis jetzt verhindert, befördert der umgeſchlagene Wind ſein Nahen. - Hm, ja, es könnte ſo ſein, vermuth' ich.“

„Huſſah, Freunde“, rief De Luſſan aus dem Baumwipfel herab. „Muth, Muth, die Gloria iſt auf dem Waſſer!“

Und ſeine Stimme zu einer Stärke anſchwellend, welche ihm faſt die Bruſt ſprengte, ſchrie er gegen die See hinab:

„Gloria und Deſdemona!“

Dann, eines beſſern ſich beſinnend, rief er Willem zu: „Reicht mir Euer Roer herauf, Freund. Es gibt einen gewaltigen Krach und vielleicht kann ich zugleich einen der rothhäutigen Schurken niederbüchſen, welche dort hinter den Lagerhütten lauern. O, wenn die Kerle nur ſtandhalten, wenn ſie nur ſtandhalten! Sie ſollen ihr hölliſches Feuerwerk büßen — bei der Seele meiner Herrin!"

Der Schuß fiel.

Ein Geheul von dem Lager herauf gab Antwort.

Ein dröhnender Donner kam über das Waſſer daher.

Die Gloria hatte ſeit mehreren Stunden lavirend gegen den konträren Wind angekämpft.

Zur nämlichen Zeit aber, als die an der fernen Küſte aufſteigenden Rauchmaſſen der Bemannung des Schiffes die dunkle Beſorgniß einflößten, daß ſich auf der Landzunge eine Kataſtrophe vorbereitete, ſprang der Wind erſt leiſe und dann ſtärker um. Sogleich bedeckte ſich die Fregatte mit einem Gewölke von Segeln und ihr Kiel durchfurchte die Flut mit einer Schnelligkeit, welche freilich hinter den glühenden Wünſchen der Königin des Schiffes noch weit zurückblieb.

Das Schiff entfaltete im Segeln ſeine kriegeriſche Schönheit: der breite rothe Saum längs der Seiten ſeines Rumpfes war verſchwunden und in den dahinter gähnenden Stückpforten lauerten die metallenen Schlangen, bereit, Tod und Verderben zu ſpeien; die ganze Mannſchaft ſtand mit Lunten und Ladkolben bei den Geſchützen oder war auf dem Deck verſammelt, gleich bereit zum Entern wie zur Landung; auf allen Maſtſpitzen flatterten hochrothe Fähnchen und eine mächtige Flagge von derſelben brennenden Farbe rollte in weiten Falten von der Gaffel herab.

Von der Hütte aus muſterte die Herrin des Schiffes vermittelſt eines Fernglaſes die Küſte. Ihr zur Seite hielt ſich Monſieur Legrand, bereit, ehrerbietig ihre Befehle zu empfangen und zu vollziehen.

„Die Briſe treibt den Rauch landeinwärts, Madame“, bemerkte der Offizier. „Wir werden bald ſehen, was die Sache zu bedeuten hat. Ein Stück Wald brennt dort, ſoviel können wir ſchon jetzt wahrnehmen. Unterdeſſen rückt das Schiff raſch vor und wir müſſen acht haben, daß wir nicht auf den Strand laufen. — Monſieur Terrible, he, ſorgt dafür, daß das Senkblei unausgeſetzt gehandhabt werde, und gebt dem Sieur Eſtevan von Sekunde zu Sekunde die Fadentiefe an. Ruft auch die Leute an das Gangſpill, damit, ſo es nöthig, der Anker ſogleich in die Tiefe gehen kann.“

„Ah, jetzt ſehe ich das Feuer!“ ſagte Deſdemona. Welche Flammengarben! Und dort am Ufer, wie, ſind das nicht Hütten oder Zelte, Monſieur Legrand? Ich meine, es bewegt ſich dort etwas. Weiter zurück nehme ich einen Felſen oder etwas ähnliches wahr. — Mein Gott, mir iſt, Raoul ſei dort und in Noth. — Laßt noch einmal ein paar Geſchütze löſen, Monſieur Legrand, um unſer Kommen zu ſignaliſiren.“

Der Befehl wurde weiter befördert und die Schüſſe hallten donnernd über das Waſſer hin.

Das Auge Deſdemona's hing unverwandt an der Landzunge.

„O“, rief ſie aus, „horch, war das nicht der Klang einer Menſchenſtimme, ſeiner Stimme? — Und jetzt, ha, ein Schuß! Eine Antwort auf unſere Signalſchüſſe! Voran mit dem Schiff, voran!“

„Es war ein Schuß, Madame, ja, und er ſchien von dem Ding auszugehen, das, wie mein Glas verräth, wie ein Fels ausſieht. Aber die Gloria fliegt dem Ufer zu und —“

Don Eſtevan ſtieg mit einer eiligen Meldung die Treppe zur Hütte herauf.

„Wir müſſen wenden, Madame, das Loth zeigt nur noch zwei Faden Tiefe. — He, ihr dort, herum mit dem Steuer, herum mit ihm!“

Dem Steuerruder gehorchend, fiel das Schiff von ſeinem Kurs ab, und als das von Don Eſtevan gegebene Kommandowort, die Segel zu reefen, in Vollzug geſetzt war, ſtampfte das Fahrzeug eine kurze Weile und glitt dann lavirend ſeitwärts.

Nach einer kurzen haſtigen Beſprechung zwiſchen Deſdemona und Legrand, worin dieſer die Unmöglichkeit, länger vor dem Winde zu ſegeln, ohne das Schiff auf den Strand rennen zu laſſen, darthat und dagegen andere beſtimmte Weiſungen erhielt, ſetzte er das Sprachrohr, welches er an ſeinem Bandelier hängen hatte, an den Mund und ließ das kurze Loſungswort: „Ueberall!“ über das Deck hinſchallen.

Das Geſchrill von Terrible's Pfeife verkündigte, daß „alle zu Hauf“, das heißt, daß alle auf ihren Poſten ſeien.

„Macht die Boote klar! Alle Boote klar!“ ſchmetterte das Sprachrohr.

„Die Boote ſtehen über ihren Klapläufern, Sieur“, ſchrie nach kurzer Weile der Hochbootsmann vom Vorkaſtell her.

„So laßt los! Boote all in See!“

„Die Boote ſind flott, Sieur.“

„Gut, laßt ſämmtliche Bootsmannſchaften ihre Waffen nehmen, um ans Land zu gehen. Monſieur Terrible, Ihr werdet das Steuer der Pinaſſe führen, da Sennor Eſtevan, welcher die Expedition kommandirt, in der Barkaſſe gehen wird. Das Langboot befehligt Monſieur Ruyter, den Kutter Monſieur Bligh. Sennor Eſtevan, kommt her, die Befehle von Madame zu empfangen. Monſieur Terrible, hinunter mit den Leuten in die Boote, all hinunter!“

Don Eſtevan empfing Deſdemona's Befehle, worauf ihn Legrand an die Fallreefstreppe begleitete mit den Worten:

„Es iſt offenbar auf der Landzunge dort nicht alles, wie es ſein ſollte. — Horch, da kracht wieder ein Schuß, der Pardieu! akkurat wie ein Nothſchuß klingt. Faßt die Landzunge von der Steuer- und Backbordſeite, Sieur. Findet die Landung Widerſtand, ſo will ich die Breitſeite der Gloria ſprechen laſſen. Im übrigen handelt nach Befund der Umſtände. Adieu!“

„Eilt Euch, Don Eſtevan, eilt Euch!“ rief Deſdemona vom Hackebord herab.

Der junge Offizier ſchwang ſich die Treppe hinab in die Barkaſſe, auf ein von ihm gegebenes Zeichen ſenkten die Ruderer ihre Riemen ins Waſſer und ſämmtliche Boote entfernten ſich raſch von dem Schiffe.

Scharfe Augen beobachteten von dem Lager der Wampanogen aus die Bewegungen der Fregatte und ihrer Boote.

Metakom mußte nach dem, was heute vorgefallen, befürchten, daß die Krieger des Häuptlings des Donnerſchiffes gewiß in keiner freundlichen Abſicht kämen. Zudem war ihr Kommen ein ſo unvorhergeſehenes und raſches, daß es unmöglich, ſolche Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet geweſen wären, das Bedrohliche dieſes neuen Unglücks abzuwenden.

Der Sachem erkannte ſofort, daß das äußerſte herannahte. Verzweiflung faßte ſein ſtolzes Herz an und ſeine Hand umklammerte krampfhaft das Heft ſeines Meſſers, als ob ihn der Gedanke des Selbſtmordes durchzuckte. Dies ging jedoch vorüber und der Stoicismus ſeiner Raſſe befähigte ihn, auf ſeinem Poſten auszuharren bis zuletzt. Ein zweiter Gedanke, der ihm kam, mußte als unausführbar verworfen werden. Er dachte nämlich, geſtachelt von ſeinem furchtbaren Ingrimm gegen die Blaßgeſichter, einen Augenblick daran, noch einen Sturm auf den Felſen zu unternehmen, um wenigſtens nicht ohne Rache unterzugehen. Allein er ſtand alsbald wieder davon ab, weil nach den gemachten Erfahrungen ſchlechterdings keine Ausſicht vorhanden war, den Stein zu nehmen, bevor die Boote am Lande wären. Er ſah wohl ein, daß unverweilter Rückzug das beſte wäre, aber wie denſelben bewerkſtelligen? Die Wampanogen befanden ſich in einer Falle. Der von ihnen angefachte Waldbrand, berechnet auf das Verderben der Beſatzung des Felſens, ſchlug nun zu ihrem eigenen aus: der brennende Wald ſperrte ihnen den Rückzug zu Lande. Einen Rückzug zu Waſſer aber, vorausgeſetzt, daß derſelbe auf den wenigen Kanoes, welche vorhanden, möglich war, machten die wohlbemannten Boote der Gloria unmöglich.

„Meine Brüder müſſen kämpfen“, ſagte der Sachem mit kalter Faſſung zu den Kriegern, welche ſich in ſeinem Wigwam um ihn drängten. „Metakom wird ihnen zeigen, wie ein Wampanoge gegen die Hunde von Blaßgeſichtern ficht bis zum letzten Hauch.“

Es war zu langem Hin- und Herreden keine Zeit übrig und man fügte ſich daher ſchweigend den Anordnungen des Häuptlings.

Es galt zunächſt den Verſuch, die Landung der Bootsmannſchaften zu verhindern, wobei freilich die Rohrhütten und Lederzelte des Lagers eine ſchwache Verſchanzung abgaben.

Metakom poſtirte diejenigen ſeiner Krieger, welche mit Feuergewehren bewaffnet waren, ſo, daß ſie in möglichſt gedeckter Stellung auf die herankommenden Boote feuern konnten, und befahl den übrigen, mit Tomahawk und Meſſer zum Handgemenge ſich bereit zu halten.

Die Kataſtrophe entwickelte ſich jetzt mit dramatiſcher Raſchheit und Lebendigkeit.

Da der alte Trapper ſicher war, von dem mälig niederbrennenden Wald aus könne ein Angriff auf den Stein nicht mehr erfolgen, ſtieg er in das Geäſte des Wallnußbaumes hinauf, von wo aus der Flibuſtier mit brennenden Blicken die Bewegungen der Gloria und ihrer Boote beobachtete.

„Foi de gentilhomme, alter Waldteufel“, rief De Luſſan munter dem Trapper entgegen, „wir wollen ihnen nun die Muſik zu ihrem Feuerwerk aufſpielen. Da, ſeht auf die See hinab. ’s iſt ein Anblick, der ein Seemannsauge erfreuen kann. O, ich wette, meine Herrin ahnt, wie es mit uns ſteht. Die Liebe ſieht mit dem Herzen. Seht, die Boote kommen heran. Es wird eine hübſche Attake abgeben. Ich meine, der hölliſche Durſt iſt mir ganz vergangen.“

Groot Willem betrachtete nach ſeiner Gewohnheit ſchweigend die Scene zu ſeinen Füßen, während er ſein Roer, das er wieder zur Hand genommen, bedächtig lud.

„Was ſagt Ihr, Mann?“ fragte der Flibuſtier.

„Die Indianer, welche da unten in ihrem Lager im Verſteck liegen, werden einen Verſuch machen, die Landung der Boote zu hintertreiben, vermuth’ ich.“

„Vermuthet Ihr? Ja, hört, da knallen ſie ihre Büchſen los. Muth hat König Philipp, das muß man ſagen.“

„Er wird fechten, Kapitän, bis ihm der Athem ausgeht. Bleibt ihm auch, rechne ich, ſonſt nichts übrig. Kommen nun die Burſchen durch ihre eigene Teufelei, den

Waldbrand, in die Klemme. Können nicht vorwärts und nicht rückwärts, wie ein Biber in der Falle.“

„Wollen aber, vermuth' ich“, verſetzte De Luſſan, in ſeiner Fröhlichkeit die Redeweiſe des Alten parodirend, „unſererſeits nicht die Rolle müßiger Zuſchauer ſpielen, während man ſich da unten ſchlägt. Wollen hinab, Mann, wollen wir nicht?“

„Wollen hinab, Kapitän. Aber ſachte, ſachte. Iſt unſere Zeit noch nicht gekommen.“

„Noch nicht? Seht, die Boote bereiten ſich, die Landzunge an ihren beiden Flanken zu attakiren. Ha, da legt ſich die Gloria dwarsab*) und zeigt ihre Zähne. Aber ſeht dorthin, Alter! Ich will nie mehr das Deck meines Schiffes beſchreiten, wenn ich nicht dort auf der Hütte den Schleier meiner Herrin flattern ſehe!“

Die Boote waren inzwiſchen auf Schußweite herangerudert. Von dem Lager her empfing ſie ein lebhaftes Gewehrfeuer, welches mehrere Matroſen verwundete. Sogleich verließ Don Eſtevan die gerade Linie, auf welcher er vorrückte, und beorderte Terrible, mit der Pinaſſe und dem Langboot die rechte Seite der Landzunge anzugreifen, während er den Kutter und die Barkaſſe nach der linken dirigirte.

Monſieur Legrand, welcher von der Schanze der Fregatte aus den Widerſtand wahrnahm, welchen das Vorrücken der Boote fand, hielt es jetzt für paſſend, die

---

*) Quer.

Breitſeite der Gloria ſprechen zu laſſen, wie er ſich ausgedrückt hatte.

Das Schiff legte ſich dwarsab, ein langer Feuerſtreif blitzte die Stückpforten entlang und, vor dem Donner der Geſchütze einherfahrend, ergoß ſich der eiſerne Hagel einer vollen Lage auf das indianiſche Lager.

Die Wirkung war ſchrecklich.

Die Zelte und Hütten zerſtoben vor den Kugeln wie Spreu vor dem Winde und bedeckten mit ihren Trümmern Getödtete und tödtlich Verwundete.

Ein gräßlicher Wehruf ſtieg auf.

„Gloire und Deſdemona!“ rief der Flibuſtier jubelnd von der Höhe des Felſens herab.

Die Seeleute erkannten die Stimme und den Schlachtruf ihres Anführers, gaben ihm frohlockend die Loſung zurück und bewerkſtelligten unter wildem Jauchzen an den beiden Endpunkten der Landzunge ihre Landung.

Dann trat eine kurze Pauſe ein, indem ſich die beiden Parteien ordneten, die eine zum Angriff, die andere zur Vertheidigung.

Der Flibuſtier unterbrach die Stille mit ſeinem Ruf:

„Drauf, Jungens, drauf! Vorwärts! Huſſah, Gloire und Deſdemona!“

Die gelandeten Seeleute gehorchten mit hellem Hurrahgeſchrei dem Kommando und drangen von beiden Seiten her in das Lager der Wampanogen vor.

Von Willem und Thorkil gefolgt, ſah man De Luſſan, deſſen Ungeduld ſich nicht mehr bändigen ließ, von dem

Felſen her über den freien Platz zwiſchen dieſem und dem Lager herbeieilen, um ſich an die Spitze ſeiner Leute zu ſtellen, deren Tapferkeit durch ſeinen Anblick zum wilden Enthuſiasmus geſteigert wurde.

Mit gewaltiger Stimme ſtieß er kurze, ſcharfbetonte Befehlsworte aus und gab ſeinen Scharen mit der Spitze ſeines Säbels die Richtung an, welche ſie zu nehmen hatten.

Und jetzt hob ein Schauſpiel der Wuth, Verzweiflung und Vernichtung an, zu welchem der gloſtende, dampfende Wald einen paſſenden Hintergrund bildete.

Das furchtbare der Scene, die ſich zu einem Pandämonium voll Mord und Geheul geſtaltete, wurde dadurch vermehrt, daß eine der Rohrhütten durch einen Schuß entzündet worden war und das Feuer mit ſchwelgender Haſt um ſich fraß.

Metakom erwies ſich in dieſer letzten Stunde ſeiner Laufbahn ſeines hohen Rufes vollkommen würdig. Der Widerſtand, welchen er leiſtete, kam an Kühnheit und Feuer dem Angriff gleich. Der Sachem ſchien ſich zu verdoppeln und zu verdreifachen, denn überall erſchien er, wo es am heißeſten herging. Seine Krieger mit Gebärde und Beiſpiel anfeuernd, ließ er den Kriegsruf ſeines Stammes mit Macht erſchallen, als wollte er, daß dieſe Töne wenigſtens mit Ehren verklingen ſollten.

Der Kampf wogte eine Weile mit abwechſelndem Glück durch die Gaſſen des brennenden Lagers. Der tapfere Widerſtand, welchen ſie fanden, erhöhte aber nur die Wuth der Flibuſtier, die alles niedermetzelten, was ihnen in den Weg kam, da der Zorn, welcher von der Stirn ihres Anführers leuchtete, keinerlei Schonung befahl.

Zuletzt koncentrirte ſich das Gefecht um die Medicinhütte, deren Abſonderung von den übrigen Wigwams ſie vor dem Feuer ſchützte.

Ein Häuflein von Tapfern, welche der Tod noch verſchont hatte, ſammelte ſich um den Sachem, der hier ſeinen letzten Kampf kämpfte. Aber die Zahl ſeiner Mitſtreiter minderte ſich raſch, ſie fielen rechts und links an ſeiner Seite und bald ſtand er allein.

Sein Mund ſchnaubte, ſeine Naſenflügel arbeiteten wie die eines kämpfenden Löwen, ſeine Augen ſprühten Flammen umher und ſein Tomahawk ſchlug den Angreifern Todeswunden.

Eine Schicht von Leichnamen hatte ſich vor ihm aufgehäuft, während er ſo, mit dem Rücken an den Eichenſtumpf gelehnt, von welchem früher mehrfach die Rede geweſen, um ſein Leben ſtritt.

Der Hochbootsmann, welcher dem Ding ein Ende machen wollte, wie er vor ſich hin brummte, trat ein paar Schritte zurück, zog den Hahn ſeines Fauſtrohrs auf und wollte daſſelbe auf den Sachem losbrennen, als ihm der herbeikommende De Luſſan die Waffe aus der Hand ſchlug mit den Worten:

„Der Mann gehört mir. Rühre ihn keiner an!“

So ſprechend ſchritt er vorwärts, wurde aber aufgehalten durch einen Ruf Thorkil's.

„Nein, Kapitän", rief der junge Jäger, „mir gehört der Mann und mein iſt dieſe Arbeit!"

Und er ſtürzte mit gezücktem Meſſer auf den Sachem los.

Allein ein anderer kam ihm zuvor.

Denn plötzlich warf ſich Iſchähkonih zwiſchen ihn und den Häuptling und ſchleuderte ſeine Keule gegen dieſen mit dem gellenden Schrei: „Hahnih! Rache für Bruder."

Es war vielleicht für Metakom die bitterſte der Bitterkeiten dieſes Tages, als ihn bei dieſem Angriff von ſeiten eines Mannes ſeiner Farbe blitzſchnell der Gedanke durchzuckte, daß die Rettung Thorkil's durch Mato und all das Unglück, was daran ſich geknüpft, nur durch die Verrätherei eines ſeiner eigenen Krieger ermöglicht worden.

Ein Schrei der grimmigſten Wuth brach aus ſeinem Munde. Er wandte die Keule mit dem Tomahawk zur Seite, holte vorſpringend zum Schlage aus und mit zerſchmettertem Schädel ſank der Verräther zur Erde.

Dann warf er ſich mit dem Satze eines Tigers auf Thorkil und rannte ihn zu Boden, wobei aber die Gewalt des Anpralls und Rückſtoßes auch ihn taumeln machte.

Bevor der Sachem wieder feſt auf den Füßen ſtand, hatte ſich der junge Jäger emporgeſchnellt. Das Meſſer war ihm entfallen, aber er zuckte mit der Rechten den dreiſchneidigen Dolch, welcher als Beweisſtück auf der Gerichtstafel zu Providence gelegen hatte.

Sich umwendend, fühlte der Häuptling den heißen Athem des Bluträchers an ſeiner Wange. Er machte eine furchtbare Anſtrengung, ſich der Umſchlingung Thorkil's zu entwinden. Vergebens! Ein kurzes Ringen auf Leben und Tod und der Dolch ſaß in der Bruſt Metakom's.

## 16.

Laſſ' nur die Welt dich tadeln, ich liebe dennoch dich!
Erſcheinen einſt zwei Sonnen am Himmel auf einmal,
Nur dann ſtirbt meine Liebe! Sink in die Erde du,
Durch Feuer geh', ich folge, wohin du immer gehſt!
Ich liebe dich, du liebſt mich, uns trennet kein Geſchick!

Makaſſariſches Liebeslied.

Dem furchtbaren Getümmel und Getobe, welches den Lagerplatz erfüllt hatte, war Ruhe gefolgt, nachdem die Vernichtung ihr Werk gethan.

Die Seeleute waren unmittelbar nach Beendigung des Kampfes befehligt worden, ihre gefallenen Kameraden, deren nicht wenige waren, am Ufer zu begraben. Nachdem ſie dies vollführt, hatte De Luſſan ſogleich den Befehl zur Einſchiffung gegeben.

„Haltet das Schiff zur Abfahrt bereit, Sennor Eſtevan", hatte hierbei der Flibuſtier zu dem Lieutenant geſagt. „Macht alles klar, ſodaß die Gloria unter Segel gehen kann, ſobald ich an Bord zurückgekehrt ſein werde, und meldet Monſieur Legrand, daß unſer Kurs nach den weſtindiſchen Gewäſſern gehe."

Nur die Pinaſſe war an der Küſte zurückgeblieben. Die Ruderer des Bootes lehnten ſich läſſig auf ihre Riemen und Monſieur Terrible, welcher am Steuer ſaß, war unter allerlei Flüchen und Verwünſchungen auf das „bettelhafte Geziefer der rothen Pickelhäringe" damit beſchäftigt, eine Speerwunde zu verbinden, welche er in den Oberſchenkel erhalten hatte.

Draußen auf der ruhigen See, in geringer Entfernung von der Küſte, kreuzte die Fregatte unter ihren leichten Oberſegeln hin und wieder. Ihre Maſtenſpitzen und ihre Takelage zeichneten ſich rein auf dem blaßblauen Hintergrunde des wolkenloſen Abendhimmels ab und ihre rothe Flagge glänzte im Widerſchein der Sonne, welche im Begriffe war, im fernen Weſten am Firmamente hinabzuſinken.

Ein unbeſchreiblicher Hauch von Frieden und Stille lag auf den Waſſern der Bai.

Am Lande aber konnten die menſchlichen Leidenſchaften, welche hier ſo eben eine ſchreckliche Tragödie aufgeführt, noch nicht zur Ruhe kommen.

Freilich, unter einer der beiden Gruppen, welche wir auf dem freien Platze wahrnehmen, herrſchte Ruhe, die ſtumpfe Ruhe der Verzweiflung.

Dieſe Gruppe beſtand aus der Handvoll Wampanogen, welche nach dem Fall ihres Häuptlings die Waffen weggeworfen und durch Groot Willem dem Entermeſſer der Seeleute entriſſen worden waren.

Sie umgaben im Kreiſe die Leiche Metakom's, da, wo der Tod ihn ereilt hatte.

Hih-lah-dih hielt ſitzend das Haupt des Todten in ihrem Schoße, lautlos, unbeweglich, ein Bild von Stein.

Weiter zurück, am Fuße des Felſens, ſtand die zweite Gruppe, beſtehend aus dem alten Trapper, De Luſſan, Thorkil, den beiden Oberſten, Lovely und Deſdemona.

Groot Willem und der Flibuſtier hielten ſich ein paar Schritte abſeits von den übrigen, jener nach ſeiner Gewohnheit ſinnend auf den Lauf ſeines Roers ſich ſtützend, dieſer die verſchränkten Arme feſt gegen die Bruſt preſſend und ſichtbar bemüht, einen ſein Inneres durchtobenden Sturm unter gleichgiltigem Gebaren zu verbergen.

Lovely hielt die Hand der endlich wiedergefundenen Schweſter feſt in der ihrigen, als wollte ſie dieſelbe niemals mehr loslaſſen, und wandte die Augen von dem ſchönen Antlitz Deſdemona's nur ab, um ſie mit dem Ausdruck flehendſter Bitte auf ihren Vater zu richten, der ſeine gewohnte finſtere Haltung beibehalten hatte.

Auf den ehrwürdigen Greis dagegen hatte der Anblick ſeiner lange verloren gegebenen Enkelin augenſcheinlich erſchütternd gewirkt. Zug für Zug rief ſie ihm das Bild ihrer Mutter, ſeiner Tochter Ellen, ins Gedächtniß zurück, obgleich die wunderbare Schönheit Deſdemona's eine prächtigere und mächtigere als die der Todten, deren Leben an der Seite des düſter ſchwärmeriſchen Gatten nicht das glücklichſte geweſen war. Das Erbarmen innigſter Liebe ſtritt in dem Großvater mit ſeinen religiöſen Grundſätzen und dieſer Kampf prägte ſich in ſeinen peinlich aufgeregten Geſichtszügen aus. Schon hundertmal hatten ſich in der kurzen Friſt, ſeit Deſdemona ans Land gekommen war, ſeine Arme unwillkürlich ausgeſtreckt, um die Enkeltochter zu umfangen, und ebenſo oft hatte das Vorurtheil ſie wieder zurückgezwungen.

„Es gefällt dem Herrn, deſſen Wille geprieſen ſei ewiglich, die Ruthe der Züchtigung noch länger über dem Haupt ſeiner Knechte erhoben zu halten“, bemerkte der jüngere Oberſt nach einem langen beängſtigenden Schweigen. „Es gefällt ihm, uns auf dem Boden des Bechers der Gnade, welchen er uns heute dargereicht, den bitterſten Wermut finden zu laſſen. Seine Schickung ſei gelobt, aber Wehe über die, durch welche da Aergerniß kommt. Ich habe viel Unglück erlebt ſeit dem Tage, wo ich das Land meiner Väter meiden mußte, um als Flüchtling in der Fremde zu irren, weil jenes dem Baalsdienſte Edoms und der Herrſchaft eines zuchtloſen Ahab wieder dienſtbar geworden — viel Unglück, ja, hab’ ich ſeit jenem Tage erlebt. Aber das ſchwerſte hatte mir der Herr noch aufbehalten. Ich ſollte meine Erſtgeborene wiederfinden als — die Kebſe eines vogelfreien Piraten.“

De Luſſan’s Stirn flog dunkles Roth an und ſeine Rechte zuckte nach dem Griffe ſeines Säbels. Er ſtampfte mit dem Fuße und trat einen Schritt vorwärts. Allein

ein Blick auf die in Thränen ſchwimmende Deſdemona ließ ihn eine furchtbare Kraftanſtrengung machen, um ſeinen Ingrimm zu bemeiſtern.

„Sir“, verſetzte er mit einer Stimme, welche die Gewalt, die er ſich anthat, beben machte, „ich vermag nicht in Eurer Redeweiſe mit Euch zu ſprechen: mein Geſchmack verbietet mir das. Aber wenn Ihr ein Mann ſeid, hört Ihr, wenn Ihr ein Mann ſeid, ſo unterlaßt es, ferner einen zu beleidigen, deſſen Degen durch Rückſichten, die ſtärker ſind als alle Erbitterung, in der Scheide zurückgehalten wird.“

„Vater“, ſagte Lovely mit ſchüchternem Vorwurf, „De Luſſan hat mit Gefahr des ſeinigen dein Leben gerettet.“

Deſdemona war bleich geworden wie der Tod und ihre Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt, als ihr Vater den bittern Schimpf auf ſie ſchleuderte. Aber ihr ſtarkes Gemüth hatte nur dem Plötzlichen des Schlages nachgegeben und gewann ſogleich wieder ſeine Elaſticität.

Sie ſchüttelte die Thränen von den Wimpern und ſagte ſanft und ehrerbietig, aber feſt:

„Vater, Ihr thut Raoul und mir unrecht. Nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen bin ich ſein Weib.“

„Das Weib eines götzendieneriſchen Papiſten!“ grollte der Puritaner.

„Eines götzendieneriſchen Papiſten?“ entgegnete der Flibuſtier nicht ohne Hohn. „Ei, Sir, ſagt mir doch, was waren denn Eure Väter?“

„Meine Väter, Sir, haben ihren Irrthum bei Zeiten erkannt und ſich vom Dienſte des Baal gewandt, um der Gemeinde Iſrael anzuhangen. Der Herr ſieht die mit Wohlgefallen an, welche dem Weg des Irrthums und der Sünde den Rücken kehren, ſowie das Licht der Erkenntniß ihnen aufgegangen.“

„Ja, ſo thut er“, nahm der ältere Oberſt das Wort. „Gottes Barmherzigkeit iſt ohne Grenzen und nicht auszuſchöpfen der Born ſeiner Gnade. Es ſteht geſchrieben, daß im Himmel mehr Freude iſt über einen bußfertigen Sünder als über eine ganze Schar von Gerechten. — Sir“, fuhr er fort, direkt an De Luſſan ſich wendend, „ich ſehe in unſerem Zuſammentreffen den Finger Gottes. Ich habe mich bemüht, meine Abneigung zu überwinden und Euch mit parteiloſem Auge zu beobachten. Es iſt meine Art, zu reden, wie ich fühle und denke, und ſo ſage ich Euch, daß Ihr mir aus einem Stoffe geformt zu ſein ſcheint, welchem edles Metall beigemiſcht iſt. Meine Enkeltochter hängt an Euch. Unſer wackerer Freund Willem dort hat mir mitgetheilt, daß Ihr ſie hochhaltet. Sagt mir, beſitzt Ihr die Kraft, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren und Eure bisherige Laufbahn aufzugeben?“

„Sir“, entgegnete De Luſſan ehrfurchtsvoll, „Ihr flößtet mir beim erſten Anblick Achtung und Vertrauen ein. In Eurer Bruſt ſchlägt ein edles Herz und glaubt mir, ich verſtehe und würdige die Abſicht, welche in Euren gütigen Worten liegt. Aber meine Laufbahn aufgeben? Mögen ſie Thoren die eines Piraten nennen: ſie iſt die Bahn der Freiheit und des Ruhms. Ich kam an dieſe

Küſte, um einen großen Plan ins Werk zu ſetzen, der, falls er gelungen, meinen Namen zu einem gefeierten in dem Buche der Geſchichte gemacht und ein Diadem um die Stirn Eurer Enkeltochter gelegt hätte. Der Plan iſt geſcheitert, aber noch lebt in mir die Kraft, welche ihn erſann. Meine Laufbahn aufgeben? Nie!"

Der Greis fühlte ſich von dem Hauche der Kühnheit und des Stolzes, welcher in den Worten des Flibuſtiers wehte, ſympathiſch berührt. Er erkannte, daß einem ſolchen Charakter gegenüber jedes fernere Wort überflüſſig ſei.

„Und du, mein Kind", ſagte er weich zu Deſdemona, „willſt du auch ferner dein Loos mit dem dieſes Mannes vereinigen? Oder willſt du, erkennend die Gnade des Herrn, der uns ſo wunderbar zuſammengeführt hat, zu uns zurückkehren, um durch Reue und Buße die Vergangenheit zu ſühnen?"

„O, Dank, Großvater, Dank für dieſe Worte!" rief Deſdemona aus, die Hände des Greiſes ergreifend und ſie mit Küſſen bedeckend.

Er ſah ſie fragend an.

Sie ſchwieg.

De Luſſan blickte auf ſie mit fieberhafter Spannung.

Deſdemona hielt mit der Linken die Hand ihres Großvaters feſt und faßte mit der Rechten nach der widerſtrebenden Hand ihres Vaters.

Dann ſagte ſie mit ihrer tiefen Glockenſtimme:

„Es ſteht geſchrieben: die Liebe bleibt immerdar; ſie erträgt alles, ſie glaubt alles, ſie hofft alles. Und ferner ſteht geſchrieben: das Weib wird Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne anhangen. Ich bin Raoul's Weib. Mein Herz, mein Eid, alles, alles bindet mich unauflöslich an ihn. Wenn alle Welt Acht und Bann über ihn ſpräche, ich würde ihn dennoch lieben und ehren. Er iſt mein Held, mein Geliebter, mein Gatte, mein alles!"

„Du willſt ihn nicht verlaſſen?" fragte der Greis tiefbewegt.

„Ich kann nicht!"

Ein Stral des Triumphes fuhr über die Züge des Flibuſtiers.

„So fahre denn hin in deinen Sünden", rief der Puritaner aus, die Hand ſeiner Tochter von ſich ſchleudernd, „und der Fluch, den ich am Todtenbette deiner Mutter über dich geſprochen, möge dich begleiten."

„Zu mir, Deſdemona!" rief De Luſſan. „Der Himmel iſt taub für die Flüche des Wahnwitzes."

Sie verhüllte ihr Antlitz mit den Händen und wandte ſich wankenden Fußes, zu gehen.

„Nein", ſprach der Greis, unfähig, den Regungen ſeines Herzens länger zu widerſtehen, „nein, ſo ſollſt du nicht von uns gehen, Tochter meiner Ellen. Komm' zurück und nimm meinen Segen mit dir."

Die Tieferſchütterte kehrte um und beugte ihre Kniee vor dem Großvater, der ſeine Hände ſegnend auf ihr Haupt legte.

Dann umfaßte ſie die Füße ihres Vaters und flehte in herzzerreißenden Tönen zu ihm empor:

„Vater, bei der Seele meiner Mutter, nimm den Fluch von mir!"

Die Natur, die allmächtige, ſchmolz das Eis, welches der Fanatismus um die Bruſt des Puritaners gelegt. Es arbeitete heftig in ſeinen Zügen und ſeine Lippen zuckten krampfhaft. Endlich aber löſten ſich ſeine verſchränkten Arme und ſeine Hände ſanken wie von ſelbſt auf die Stirnlocken der Tochter.

„Ich nehme den Fluch von dir", ſagte er tonlos. „Leb' wohl!"

Sie ſprang auf und bedeckte ſein Antlitz mit Küſſen und Thränen, ſie warf ſich in die ihrer harrenden Arme des Großvaters, ſie drückte die Schweſter an ihre Bruſt und flüſterte ihr zu: „Sei glücklich mit Thorkil!"

Dann winkte ſie allen ein letztes Lebewohl zu und legte ihre Hand in die De Luſſan's.

Der aber hob ſie in ſeine Arme und eilte mit der theuren Beute hinweg.

Als er mit ſeiner koſtbaren Laſt in das Boot ſprang, ſtieß er einen jauchzenden Schrei aus. Die Matroſen ſetzten mit lautem Huſſah ihre Riemen ein und die Pinaſſe flog über das Waſſer hin.

Man ſah das kleine Fahrzeug bei der Fregatte ankommen, welche ſofort im letzten Sonnenſtral ihre Segel entfaltete und ihr Bugſpriet ſüdwärts richtete. Man hörte das Jubelgeſchrei, womit der Flibuſtier und ſeine Herrin an Bord des Schiffes von der Mannſchaft empfangen wurden, über das Waſſer ſchallen und ſofort fuhren Blitze aus allen Stückpforten und der majeſtätiſche Donner ſämmtlicher Geſchütze rollte ans Ufer.

Es war der Abſchiedsgruß der Gloria.

Als ſich der Pulverdampf verzogen, erblickte man die Fregatte noch einmal, wie ſie vollen Laufes, einer weißen Wolke gleich, in die Dämmerung hineinglitt, die ſich auf Meer und Land gelagert hatte.

### 17.

Getroſt! Es wird zu Ende gehn:
Ich werde von ſo blut'gen Wunden,
Von ſo unendlich bittern Weh'n
Doch endlich in der Gruft geſunden.

Die Gruft, die iſt das Paradies,
Das dunkle, das mich lockt alleine;
O, welch ein Friede ſanft und ſüß,
Der Frieden unter'm Leichenſteine!

O, Troſt des Elends, ſtille Gruft!
Ich kann nicht mehr hier oben hauſen;
Ich haſſe Liebe, Licht und Luſt —
Bedecke mich mit deinem Grauſen.

Daumer.

Am folgenden Morgen beſchien die Sonne eine Scene der Verödung und Trauer.

Die Hütten und Zelte des Lagers der Wampanogen lagen in Aſche und der Platz, wo ſie geſtanden, zeigte überall die Spuren des ſchrecklichen Kampfes auf, welcher tags zuvor hier gewüthet hatte.

So war er ein düſteres Bild von dem Schickſale des unglücklichen Stammes, welcher da ſeine Exiſtenz eingebüßt hatte.

Der Name der Wampanogen war jetzt weiter nichts mehr als eine Erinnerung, ein ſchwacher Hauch, der ſich unbeachtet in dem Sturmgetoſe der Weltgeſchichte verlor, welches überall Ruinen hinter ſich zurückläßt und keineswegs überall Keime eines neuen Lebens, wie an dieſer Küſte, die fortan in ihrer unermeßlichen Ausdehnung nach Süden und Norden das unbeſtrittene Erbtheil der Pilger der Wildniß ſein ſollte.

„Laßt die Todten ihre Todten begraben!“ hatte Groot Willem beim Sonnenaufgang geſagt, indem er trüben Blickes auf das Halbdutzend Gefangener und dann auf die zwiſchen dem Schutte der Brandſtätte zerſtreut umherliegenden Leichen ihrer Landsleute deutete. „Laßt die Todten ihre Todten begraben und dann mögen die armen Leute gehen, wohin ſie wollen. Sie werden ſich, denk' ich, bald genug ſpurlos in den Wäldern verlieren. Die rechtmäßigen Beſitzer des Bodens von Neu-England ſind vernichtet und ich fürchte, es wird eine Zeit kommen, wo man den rothen Mann überall vergebens ſuchen wird, außer in den Geſchriften der Bücherſchreiber.“

Der alte Trapper ahnte nicht, wie bald ſeine prophetiſchen Trauerworte der Erfüllung ſich nähern ſollten und daß es ſchon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Kontinent von Nordamerika nur noch wenige Landſtriche geben würde, wo es der rothen Raſſe vergönnt wäre, eine Exiſtenz zu führen, wie ſie ihrer Natur und ihren Gaben angemeſſen iſt.

„Der Herr will die Heiden austilgen mit dem freſſenden Feuer ſeines Zornes", bemerkte der jüngere der beiden Oberſten auf die Aeußerung des Trappers. „Das Geſchlecht der verſtockten Götzendiener will er wegfegen vom Boden dieſes Landes, damit Platz werde für die Gemeinde Iſrael."

Groot Willem warf mit jenem eigenthümlichen Ruck, welcher in ſeinem Gebärdenſpiel immer eine Verneinung bedeutete, den Kopf zurück, allein ein bittender Blick von Thorkil ließ ihn das Wort, welches er auf der Zunge hatte, verſchlucken. So begnügte er ſich denn zu ſagen:

„Ich vermuthe, Sir, Rothe und Weiße hätten in dieſen unermeßlichen Länderſtrichen ganz gut nebeneinander Platz gehabt, wenn ſie ſich ehrlich und gerecht miteinander hätten vertragen wollen."

„Ihr ſprecht von Verträglichkeit, Freund", verſetzte der Oberſt, welcher wie alle Puritaner das Disputiren ungemein liebte, „aber bedenkt, ob zwiſchen Heiden und Bekennern des wahren Glaubens von Verträglichkeit auch nur die Rede ſein darf. Erinnert Euch, daß das heilige Buch ſagt, Jehova habe dem Joſua befohlen, die götzendieneriſchen Kanaaniter auszutilgen aus dem Lande, welches er ſeinem auserwählten Volke zur Wohnſtätte beſtimmt hatte."

„Sir", entgegnete der alte Jäger, „mein Beruf erlaubte mir nicht, meine Gaben nach der Seite der Bücher hin auszubilden, aber ich ließ mir ſagen, daß in dem Buche, von welchem Ihr ſprecht, Geſchichten und Vorſchriften ſtehen, die, vermuth' ich, der Beherzigung eines

Chriſten näher liegen ſollten als grauſame Vertilgungen und Verheerungen."

„Da habt Ihr nicht unrecht, Freund", ſagte der ältere Oberſt, mit dem Gewichte ſeines Anſehens den Streit abſchneidend. „Wir haben Urſache, mildgeſinnt zu ſein, um dem Herrn uns dankbar zu erweiſen für die unverdiente Gnade, die er in dieſen Tagen uns erwieſen. Doch komm', mein Sohn und du Lovely, wir wollen hier am Saume des Waldes unſere Morgenandacht verrichten, während die unglücklichen Eingeborenen dort, denen der Herr ſein Licht noch nicht hat aufgehen laſſen, nach ihrer Weiſe ihre Todten zur Ruhe bringen."

„Aber", warf der jüngere Oberſt ein, „machen wir uns nicht einer Sünde ſchuldig, wenn wir den verblendeten Kreaturen geſtatten, vor unſern Augen ihre heidniſchen Gräuel zu begehen?"

„Erlaubt, Sir", entgegnete Groot Willem mit Beſtimmtheit, „erlaubt mir, zu bemerken, daß ich den Gefangenen zugeſagt habe, es ſolle ihnen geſtattet ſein, den Ihrigen nach ihrer Sitte die letzte Ehre zu erweiſen. Mein Wort muß erfüllt werden und außerdem wäre es, vermuth' ich, grauſam, die Armen in dieſem Werke der Liebe und Treue zu ſtören."

So ſprechend ſchritt er, ohne eine Antwort abzuwarten, mit Thorkil dem Orte zu, welchen die Indianer zur Begräbnißſtätte der Ueberreſte ihres vernichteten Stammes auserſehen hatten.

Der größere Theil der traurigen Arbeit war ſchon gethan. Die Ueberlebenden hatten für die Todten am öſtlichen Saume des halbverkohlten Waldgürtels mehrere Gruben gegraben, in welchen die Leichen beigeſetzt und mit Erde bedeckt wurden. Mit mehr Ceremonie als hierbei gingen die Indianer daran, ihren Sachem zu beſtatten.

Es war ein eigenes Grab für Metakom gehöhlt worden und zwar am Fuße einer gewaltigen Eiche, etwas abſeits von andern Gräbern. Soweit es möglich, hatte man die Leiche des Mannes, deſſen kühnes Herz nun ſchon in der durchbohrten Bruſt erſtarrt war, mit all den Rückſichten behandelt, welche ein ſo großer Krieger anſprechen konnte.

Hih-lah-dih hatte es ſich nicht nehmen laſſen, dem Bruder die letzten Liebesdienſte zu erweiſen. Sie hatte den verhängnißvollen dreiſchneidigen Dolch, womit Thorkil's rächende Hand den Mörder ſeines Vaters getroffen, aus der Bruſt des Todten gezogen, ſie hatte ihn zum Begräbniſſe geſchmückt.

Vom Blute reingewaſchen lag der Häuptling auf dem Mooſe ausgeſtreckt, dem offenen Grabe zur Seite. Er war mit ſeiner rothen Tunika bekleidet und ſeine Stirn umgab turbanartig das Scharlachtuch, welches die Sachems der Wampanogen als Kopfſchmuck zu tragen pflegten. In ſeinem Gürtel ſteckte der Tomahawk, in der linken Hand hielt er das mit Federſchmuck und Klapperſchlangenhaut verzierte Kalumet, in der Rechten den Bogen. Ihm zu Häupten lagen Lanze und Büchſe, ihm zu Füßen der mit

Pfeilen gefüllte Köcher, ſammt einem Beutel von Baſt, welcher geröſteten Mais und gedörrtes Fleiſch enthielt.

So war er zu ſeiner langen Reiſe nach den glücklichen Jagdgründen gerüſtet und verproviantirt.

An ſeiner Seite ſaß Hih-lah-dih, Antlitz und Arme mit ihrem Gewande verhüllend, unbeweglich und wortlos und thränenlos, wie ſie ſeit der ſchrecklichen Kataſtrophe von geſtern Abend ſtets geweſen.

Nur von Zeit zu Zeit konnte man ſie unter ihrer Verhüllung mit der rechten Hand an ihren Buſen faſſen ſehen, als wollte ſie ſich vergewiſſern, daß ein Gegenſtand, welchen ſie dort geborgen, noch vorhanden ſei.

Jetzt nahte das kleine Häuflein ihrer Stammgenoſſen, welche mit dem Stoicismus ihrer Raſſe das Todtengräbergeſchäft verrichtet hatten, und ſtellte ſich zu Füßen des Leichnams in eine Reihe.

Ein vom Alter gebeugter Greis trat vor und ſagte, das Wort an Hih-lah-dih richtend:

„Meine Tochter, der Sachem muß nun gehen. Der Weg in die glücklichen Jagdgründe iſt weit und voll von Dornen: der Sachem muß ſich einen Pfad bahnen und darf nicht länger zögern.“

Ohne aufzuſehen, machte das Mädchen mit der Hand eine beiſtimmende Gebärde.

Groot Willem und Thorkil waren in ehrerbietiger Entfernung von der Gruppe ſtehen geblieben und begnügten ſich, ſtumme Zuſchauer abzugeben.

Der alte Indianer begann, gefolgt von den übrigen, den Leichnam im Kreiſe zu umſchreiten und intonirte den Todtengeſang:

„Mit Wolken hatte ſein Antlitz bedeckt der Manitu:
Da dunkelt' es tief auf dem Pfad ſeiner Kinder
Und im Finſtern ſtrauchelt' des Sachems Fuß
Und er fiel.

Schatteten ſchwer die Wolken, die ſchwarzen Wolken,
Die Wolken vor dem Antlitz des großen Geiſtes,
Und der Sachem fehlte des richtigen Wegs
Und er fiel.

Stets voran, wenn der Kriegsſchrei ertönte,
Ob auch Dunkel den Pfad ihm verhüllte,
Glitt ſein Fuß aus, ſein Auge ging fehl
Und er fiel.“

Als der Geſang, deſſen Refrain die im Kreiſe Wandelnden in klagenden Gutturaltönen wiederholten, verklungen war, wurde auf einen Wink des Alten der Leichnam von vier Männern aufgehoben und in das Grab gebracht, Lanze, Köcher, Büchſe und Maisbeutel wurden ihm ſorgſam zur Seite gelegt und dann bedeckte in wenigen Minuten die heimatliche Erde den, welcher dieſelbe von den weißen Fremdlingen hatte ſäubern wollen.

Den indianiſchen Leichengebräuchen gemäß hätten nun in einer Rede die Eigenſchaften und Verdienſte des Todten geprieſen werden ſollen, allein dies unterblieb, weil keiner der wenigen Männer, welche den Untergang ihres Stammes überlebt hatten, ſich für würdig hielt, einem ſo großen Häuptling die Grabrede zu halten. Dagegen ließen es ſich die Indianer angelegen ſein, den rundlichen Hügel über dem Grabe hoch aufzuwölben und denſelben ſorgfältig mit Raſen zu bekleiden.

Nachdem dies geſchehen, ſtanden ſie noch einige Minuten lang in ſtummer Trauer um den Hügel her. Dann trat der Alte zu Hih-lah-dih und ſagte zu ihr:

„Meine Tochter, es iſt Zeit, zu gehen.“

Die reine Quelle erhob ſich mit ruhiger Faſſung und ſagte dem Greiſe leiſe einige Worte, worauf der Alte ſeinen Gefährten winkte und mit denſelben der Stelle zuging, wo Groot Willem und Thorkil ſtanden.

„Bruder Mato“, redete der Alte den Trapper an, „unſer Geſchäft iſt gethan. Der Sachem befindet ſich auf dem Wege nach den glücklichen Jagdgründen. Was haben meine Blaßgeſichtbrüder den Wampanogen zu ſagen?“

„Nichts“, verſetzte der alte Waldläufer, „den Wunſch ausgenommen, es möchte euch in den weſtlichen Wäldern eine ſichere Zufluchtsſtätte ſich aufthun. Geht hin in Frieden und möge es euren Pfeilen nie an Wild und eurer Angel nie an Fiſchen fehlen.“

Der Alte winkte mit der Hand zum Abſchied und bald hatte ſich der kleine Trupp in dem Dickicht verloren, aus welchem geſtern während der Feier der Okippe der Ochkih-Häddäh hervorgekommen war.

„Da gehen ſie hin“, bemerkte Groot Willem, den Verſchwindenden theilnahmevoll nachſehend, „da gehen ſie hin, um ſich in der Wildniß zu verlieren, wie ein vertrocknendes Bächlein ſich im Steppenſand verliert.“

„Es iſt eine traurige Sache“, verſetzte Thorkil, „aber es ſcheint, eine höhere Macht wolle es, daß die rothe Raſſe überall, wo ſie mit der weißen zuſammentrifft, dieſer weichen müſſe.“

„Ah, Junge, du haſt dir, vermuth' ich, in letzter Zeit bereits die Anſichten der Pilger der Wildniß über dieſen Punkt zu eigen gemacht. Ja, ja, es gibt kein Ding, und wär' es auch das ungerechteſte, für welches die Menſchen nicht wohlklingende Gründe beizubringen wüßten. Was mich betrifft, ich bin darin nicht ſehr geſchickt und kann zu dieſer Stunde nur wiederholen, was ich ſchon oft geſagt: es wird hölliſch unluſtig und jammerſälig ſein in den Wäldern und auf den Prairien von Neu-England, wann die Rothhäute und Büffel und Bären und Elennthiere und Biber vor dem unerquicklichen Zeug, was die Puritaner ihre Kultur oder ihre Religion nennen, verſchwunden ſein werden. Doch da kommt Hih-lah-dih. Was ſoll aus dem armen, guten, treuen Kinde werden?“

Bevor der junge Jäger dieſe Frage beantworten konnte, war das Mädchen zu ihnen getreten und mit der gehaltenen Ruhe, welche ein Herz voll Verzweiflung verbarg, ſagte ſie zu Thorkil:

„Hih-lah-dih hat mit ihrem Blaßgeſichtbruder zu ſprechen, bevor ſie geht. Komm'!“

Thorkil folgte der Vorangehenden, welche ihre Schritte nach der Schuttſtätte des Lagers richtete.

Dort angekommen, blieb ſie bei dem Trümmerhaufen ſtehen, welcher von dem Wigwam des Sachems übrig geblieben war.

Der junge Jäger mühte ſich, auf dem Grunde ſeines Herzens ein Wort des Troſtes für die Verlaſſene zu finden. Aber die Haltung derſelben athmete eine ſo feierliche Reſignation, daß ſich Thorkil ein Gefühl der Ehrfurcht vor einem Unglück aufdrang, welches mit ſolcher Würde getragen wurde, und dieſes Gefühl machte ihn ſtumm, um ſo mehr, da ſich demſelben eine Laſt des Dankes geſellte, welche vielleicht nur in einer Weiſe hätte abgetragen werden können, in einer Weiſe, die eine Unmöglichkeit war.

Ihrerſeits vermied auch Hih-lah-dih jede weitläufige Erörterung und beeilte ſich, das zu thun, was ſie an dieſem Orte noch zu verrichten und bereits vorbereitet hatte.

Sie ſtörte mit dem Fuße die Aſche auseinander, ſodaß unter derſelben eine Elennthierhaut ſichtbar wurde. Dieſe mit der Linken wegziehend, zeigte ſie mit der Rechten auf eine Vertiefung im Boden und ſagte:

„Mein Blaßgeſichtbruder nehme, was ſein iſt.“

Thorkil folgte mit den Augen der Richtung ihrer deutenden Hand und ſtieß einen Ruf der Ueberraſchung aus.

Der Schatz des Ahnherrn lag zu ſeinen Füßen.

Es hatte ſich viel Unheil an dieſes alte Gold gehängt. Sein Anblick erinnerte den jungen Jäger an den ſchrecklichen Tod ſeines Vaters und er wandte den Blick mit einem leichten Schauder von dem Horte ab.

Der Indianerin entging dieſe Regung nicht.

„Mein Bruder“, ſagte ſie, „freut ſich nicht groß über das gelbe Metall, welches doch die Wonne der Blaßgeſichter iſt.“

„Nein, Hih-lah-dih", verſetzte Thorkil, „ich kann mich nicht darüber freuen und wollte, meine Augen hätten dieſes Gold nie geſehen. — Doch wir wollen von dir ſprechen, armes Kind. Mato und ich und wir alle haben die heilige Verpflichtung, für deine Zukunft Sorge zu tragen."

„Hih-lah-dih", entgegnete die Indianerin ruhig, „hat nichts mehr mit den Blaßgeſichtern zu thun. Sie kennt den Pfad, welchen ſie zu wandeln hat: er führt ſie zu ihrem Volke."

„Zu deinem Volke, Kind? Du kannſt ebenſo gut von dem Laub des vorjährigen Sommers reden. Wo iſt es?"

„Der Manitu wollte, daß die Söhne Wampanog's hinweggetilgt würden von dieſem Boden. Wer darf mit ihm hadern?"

Und nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu:

„Hih-lah-dih geht zu ihrem Volke."

Thorkil überhörte den doppelſinnigen Ausdruck, womit ſie dieſe Worte ſprach.

Das Mädchen bot ihm jetzt die Hand und ſagte mit einer Stimme, die ein leiſes Beben nicht verbarg:

„Mein Bruder Goldhaar lebe wohl und lange und glücklich lebe er! Der Manitu ſchaue mit gnädigem Auge auf ihn und ſein Pfad ſei ſtets rein von Diſteln und Dornen."

„Nein", entgegnete Thorkil, die dargebotene Hand feſthaltend, „nein, du darfſt nicht gehen, darfſt uns nicht verlaſſen. Du haſt furchtbares erlebt und dein Gemüth iſt ſehr erſchüttert. Aber die Hand der Freundſchaft weiß tiefe Wunden zu heilen. Bleibe bei uns, Hih-lah-dih.

Mato wird dir ein treuer Vater ſein. Mich ſelbſt haſt du Bruder genannt, ich will es ſein und mich bemühen, ſo brüderlich an dir zu handeln, wie du an mir ſchweſterlich gehandelt haſt. Lovely glaubt nicht anders, als daß du bei uns bleiben werdeſt. Sie wird dich mit den Augen einer Schweſter anſehen und dir durch innige Liebe zu vergelten trachten, was du an uns gethan. O, nein, du darfſt nicht gehen, darfſt nicht verlaſſen in den Wäldern irren. O, bleibe bei uns, um zu erfahren, daß auch die Leute von meiner Farbe Freunde ſein können bis in den Tod."

Dieſe mit unverkennbar echter Herzenswärme geſprochenen Worte thaten der Indianerin augenſcheinlich ſehr wohl. Sie blickte auf und dem jungen Jäger in die treuen Augen, deren Ausdruck dem herzlichen Ton ſeiner Stimme zur Hilfe kam. Ein mildes Gefühl, faſt das der Freude, ſänftigte die Starrheit der Züge des Mädchens.

„Mein Bruder ſpricht gut", ſagte ſie, „und Hih-lah-dih weiß, daß ſeine Stimme aus dem Herzen kommt. Allein Hih-lah-dih hat erfahren, daß der Manitu nicht will, weiße und rothe Leute ſollen zuſammenwohnen. Das Goldhaar wird meine Blaßgeſichtſchweſter, die Waſſerlilie, in ſein Wigwam führen. Die braune Waldbeere nicht paſſen zu der weißen Blume — Hih-lah-dih muß gehen. Mein Bruder lebe wohl, und wenn er durch die Wälder ſtreift, aus denen mein Volk verſchwunden, mag er zuweilen ſeiner Rothhautſchweſter gedenken."

So ſprechend zog ſie ſanft ihre Hand aus der des

Jünglings und wandte ſich, der bittenden Gebärde, welche er machte, nicht achtend, zum Fortgehen.

Doch die glühende, ſo innig gepflegte und doch ſo heldenmüthig beherrſchte Leidenſchaft, welche die Tochter des Waldes verzehrte, forderte gebieteriſch ihren Tribut.

Hih-lah-dih kehrte um, nachdem ſie einige Schritte gemacht, ſah den jungen Jäger mit unendlicher Liebe und Zärtlichkeit an, ſprang auf ihn zu. ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und bedeckte ſein Geſicht mit Küſſen und Thränen.

So ruhte ſie eine Sekunde an ſeiner Bruſt.

Dann raffte ſie ſich, in allen Gliedern erzitternd, gewaltſam auf, riß ſich los und glitt mit der Schnelligkeit eines Sonnenſtrals über den Platz.

Am Saume des Waldes angekommen, ſah ſie noch einmal zurück, warf auf Thorkil einen Blick, ſtreifte mit einem zweiten den Grabhügel ihres Bruders und ſtürzte ſich in das hinter ihr zuſammenſchlagende Dickicht.

Sie durchſchnitt in gerader Richtung raſch den Forſt. Dornen verwundeten ihre Arme und Beine: ſie achtete deſſen nicht, ſondern eilte immer gerade aus.

Nachdem ſie ſo eine Strecke zurückgelegt, machte ſie eine Wendung rechtshin und gelangte an das Ufer des Fluſſes, an welchem Groot Willem ſie getroffen hatte.

Hier ſtand ſie unter einer Rothbuche ſtill, lehnte ſich an den Stamm und athmete von der Eilfertigkeit ihres Laufes auf. Nachdem ihre Pulſe wieder einen ruhigeren Schlag angenommen, trat ſie näher an das Ufer und drang in ein dichtes Weidengeſtrüpp hinein.

Inmitten dieſes grünen Verſtecks ließ ſie ſich nieder und verſank, den Kopf auf die Bruſt neigend, in tiefes Sinnen.

Nach einer Weile erhob ſie das Haupt und bewegte murmelnd die Lippen.

„Das Goldhaar“, flüſterte ſie in ſich hinein, „wird die Waſſerlilie in ſein Wigwam führen — er wird glücklich ſein. Der Manitu der Rothen und der Manitu der Weißen ſei ihm hold — Hih-lah-dih kann nichts mehr für ihn thun — ſie geht zu ihrem Volke.“

Nun ſetzte ſie ſich in einer keuſchen Stellung mit untergeſchlagenen Beinen zurecht und zog aus den ihren Buſen verhüllenden Falten ihrer Tunika den verhängnißvollen Dolch hervor, welcher die Bruſt von Thorkil's Vater durchbohrt und womit der junge Jäger das Rachewerk an Metakom vollbracht hatte. Hih-lah-dih hatte die Waffe an dem Abend, deſſen untergehende Sonne die Vernichtung ihres Stammes beſchienen, aus der Bruſt des Bruders gezogen.

Sie betrachtete die Schneide und befühlte die Spitze des Dolches. Dann faßte ſie den Griff feſt mit der Rechten, ſchob mit der Linken das Gewand von ihrer linken Bruſt zurück, fühlte nach dem Schlag ihres gepeinigten Herzens und verſenkte in daſſelbe langſam, mit tödtlicher Sicherheit, die dreiſchneidige Klinge bis ans Heft.

Das Benehmen Hih-lah-dih's an dieſem Morgen und ihr plötzliches Verſchwinden hatten Thorkil und Groot

Willem mit banger Beſorgniß erfüllt. Es bedurfte nicht erſt der dringenden Aufforderung von ſeiten Lovely's, um die Männer zu vermögen, ohne Zögern dem Mädchen nachzugehen, um alles aufzubieten, daſſelbe zurückzubringen. Mit Hilfe Prinſlo's gelangten ſie bald auf die richtige Spur, welche nach dem Weidengebüſch am Fluſſe führte.

Aber ſie kamen zu ſpät und hatten nur noch die traurige Pflicht der Beſtattung zu üben.

Am Fuße des Stammes der Rothbuche, unfern von welcher die edelmüthige Tochter der Wildniß ihr Leben ausgehaucht hatte, wurde ihr Grab gegraben. In kummervollem Schweigen erhöhten Willem und Thorkil den Raſenhügel über demſelben und weinend bepflanzte ihn Lovely ringsher mit Immergrün und wilden Reben.

Ein amerikaniſcher Dichter unſerer Zeit hat auf das Grab ſeiner Schweſter ſeelenvolle Strophen gedichtet. Sie ſind wie gemacht, um die Gefühle auszudrücken, welche die Beſtattung und das Grab der hochherzigen, liebevollen, unglücklichen Hih-lah-dih ihren Freunden einflößen mußten.

„Wir legten ſie ins enge Bettchen,
Deckten die Bruſt mit Raſen zu,
Und Abſchiedsthränen ſtrömend ſanken
Aufs ſtille Plätzchen ihrer Ruh'.
Mögen dort Engel hütend ſitzen,
Den Schlummer in der Wildniß ſchützen!

Es iſt kein Denkmal dort von Marmor
Und keine Inſchrift ſtellt ſich dar,
Zu rühmen eines Weſens Tugend,

Das faſt zu gut zum Sterben war.
Wir brauchen das nicht, um den Platz
Zu finden von ſo theurem Schatz.

Sie ſchläft allein, ſie ſchläft ſo einſam,
Doch unter des Apriles Toben
Hat unverſeh'ns der Wildniß Geiſt
Sein ſegenſchwangres Horn erheben
Und wirft ſein Blütenkleid voll Duft,
Ein treuer Wächter, auf die Gruft.

Sie ſchläft allein, ſie ſchläft ſo einſam,
Doch jährlich wird ihr Grab beſchickt
Mit grünem Raſen und im Sommer
Mit ſchwerem Rebenkranz geſchmückt;
Der Herbſt, tiefer aufſeufzend dort,
Beſtreut mit Laub den heil'gen Ort."

## 18.

Das Stück iſt aus, der Fürhang fällt —
Ave! und klatſcht, wenn's euch gefällt.
Wenn's aber euch mißfallen thät',
So ſchließt uns ein in eu'r Gebet,
Daß Gott verleih' uns Kraft und Stärk'
Ein andermal zu beſſerm Werk.

Epilog zu einer alten Komödie.

Der geneigte Leſer, welcher dem Gange unſerer Geſchichte bis hierher gefolgt iſt, hat ohne Zweifel die Bemerkung gemacht, daß wir ſeiner Phantaſie etwas zumutheten, mehr, viel mehr, als jene breitſpurigen Erzähler zu thun pflegen, welche das Publikum mit dem kleinfügigſten Detail behelligen und der Meinung zu ſein ſcheinen, ein Werk der Fiktion ſei um ſo werthvoller, je dickleibiger das Volumen deſſelben. Da wir uns zu dieſem Glauben nicht bekennen, ſo könnten wir unſerer bisherigen Manier treu bleiben und es der Einbildungskraft des Leſers überlaſſen, unſerer Erzählung den Schlußſtein zu ſetzen. Dem widerſtreitet jedoch unſere Achtung vor einem alten Brauche, welcher verlangt, eine Erzählung dadurch abzurunden, daß der Autor die Hauptperſonen derſelben dem Leſer noch einmal in Erinnerung bringe und über ihre Schickſale ſchließlich das nöthige beifüge.

Thorkil und Lovely wurden wenige Monate nach den zuletzt erzählten Ereigniſſen ein Ehepaar. Roger Williams vereinigte ihre Hände und ſegnete ihren Bund ein, deſſen Innigkeit und Heiligkeit keine Prüfung des Lebens zu ſtören vermochte. Die Begründung einer Familie hat einen feſten Wohnſitz zur Vorausſetzung und deshalb wurde Thorkil aus einem Jäger allmälig zu einem Farmer. Groot Willem trat ſeinem Adoptivſohn ſeine Vrolykheid ab und ſo erblühte an dem Orte, wo die jungen Leute ſich zuerſt begegnet waren, das Glück einer reich geſegneten Familie, von welcher mehrere der geachtetſten Häuſer Neu-Englands mit dankbarer Pietät ihre Abſtammung herleiten.

Lovely's-Vrolykheid, wie Thorkil ſeiner Gattin zu Ehren ſeinen Wohnſitz nannte und wie der Ort bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hieß, bot den beiden Oberſten, welche mit über König Karl I. zu Gericht geſeſſen hatten, einen ſichern Zufluchtsort. Die Verfolgung gegen ſie erneute ſich nicht mehr, da bald darauf in England Ereigniſſe eintraten, welche geſchehene Dinge weit in den Hintergrund drängten. In ungeſtörter Zurückgezogenheit verbrachten die beiden Verſchollenen noch eine lange Reihe von Jahren, ſahen Enkel und Urenkel heranwachſen und hofften, täglich über den Geheimniſſen der Apokalypſe brütend, von Jahr zu Jahr auf die Wiedergeburt der Gemeinde Iſrael in ihrem Vaterlande. Der Aufenthalt dieſer Männer in den Kolonien wurde nachmals der Gegenſtand eines gewiſſen romantiſchen Intereſſes, welches noch heutzutage nicht ganz erloſchen iſt. Noch jetzt wird an zwei Orten der Neu-Englandſtaaten eine Höhle gezeigt, welche den Flüchtlingen zum Aſyl diente und an beiden Orten unter dem Namen der Richterhöhle bekannt iſt. Nachdem ſie in der engliſchen Geſchichte eine Rolle geſpielt hatten, bemächtigte ſich der beiden Oberſten die amerikaniſche Sage, durch deren Dunkel jedoch einzelne hiſtoriſche Lichtblitze brechen. Ein ſolcher geſchichtlich beglaubigter Zug iſt das von uns erwähnte Erſcheinen der beiden Männer bei einer der furchtbarſten Scenen in dem Trauerſpiele, welches die Annalen Nordamerikas König Philipp's Krieg betiteln.

In weit höherem Grade, als die beiden Königsrichter ihre phantaſtiſch-apokalyptiſchen Hoffnungen in Erfüllung gehen ſahen, ſah der ehrwürdige Patriarch von Rhode-Iſland, Roger Williams, ſeine auf die Zukunft Amerikas gerichteten Erwartungen ſich erfüllen. Denn ſeine ſegensreiche Laufbahn ging erſt im Jahre 1683 zu Ende. Hochgeehrt von den Bewohnern des von ihm gegründeten Staates, geachtet und geliebt von allen, welche in nähere Berührung mit ihm kamen, ſtarb er als rüſtiger Greis von vierundachtzig Jahren. Auch Eaton erreichte ein hohes Alter; er ſah ſein Haus und die Anſiedelung Swanzey wieder aus ihren Ruinen erſtehen und ſeine auf dem Grabe der Schweſter mit Groot Willem erneuerte Freundſchaft erlitt keine Störung mehr, da die ſchwere Heimſuchung; welche über ihn gekommen, die Starrheit ſeines Charakters einigermaßen gemildert und ihn gelehrt hatte, daß Duldung den Glauben eher ziere als verunehre. Sein Andenken, wie das von Miles Standiſh, blieb leuchtend in der Reihe derer, welche die dankbaren Nachkommen der Pilger der Wildniß mit dem Ehrennamen der Pilgrimväter bezeichneten.

Der alte Willem blieb ein unſtäter Waldläufer bis an das Ende ſeiner Tage. Er war ein häufiger Gaſt in Lovely's-Vrolykheid, wo er der Abgott der Kinder wurde, aber ſtets blieb er nur Gaſt und keine Bitte Lovely's und Thorkil's konnte ihn vermögen, ſeinen vorübergehenden Aufenthalt in einen bleibenden zu verwandeln. Der Vater Blackſtone, welchem er in den Schwächen des Alters redlichen Beiſtand geleiſtet hatte, vermachte ihm bei ſeinem Tode ſeine Siedelei, und da hatte es eine Weile den Anſchein, als wollte Willem ſich ſeßhaft machen. Aber bald wich er vor der heranrückenden Kultur weiter in die weſtlichen Wälder zurück. Er gehörte mit zu den erſten der kühnen Abenteurer, welche, der Civiliſation, wenn auch oft unfreiwillig, die Wege bahnend, das Alleghany-Gebirge überſchritten und in das Thal des Ohio hinabſtiegen. Auf den Grenzen zwiſchen den Anſiedelungen der Weißen und den Jagdgründen der Indianer des Weſtens gingen noch lange nachher Sagen um von dem rieſenhaften, einohrigen Jäger, der, faſt ein Hundertjähriger, durch Kühnheit und gerechten Sinn beiden Völkern Hochachtung abgenöthigt hatte. Drei Jahre lang nach ſeinem letzten Erſcheinen in ihrem Hauſe hatte die Familie, deren Begründern er ein ſo treuer Freund geweſen, nichts mehr von ihm gehört. Da ſprach eines Tages ein Pelzhändler, der aus dem Weſten kam, bei ihr ein und überbrachte Thorkil das Roer Willem's. Es war der letzte Gruß des biedern, einfachen, hochſinnigen Waldgängers. Er war geſtorben in den Wäldern, die er ſo ſehr geliebt hatte.

Das Schickſal De Luſſans und Deſdemona's blieb den Bewohnern von Lovely's-Brolykheid verhohlen und verborgen. In ihren traulichſten Geſprächen gedachten Thorkil und ſeine Gattin oft des verſchwundenen Paares, während die beiden Oberſten deſſelben nie erwähnten, und an hundert und wieder hundert Morgen und Abenden richtete Lovely ihre Blicke auf die See, um vielleicht das Flattern der Segel der Gloria zu erſpähen. Aber nie mehr zeigte das Schiff ſeine rothe Flagge an dieſen Küſten. Auch wir wären in Verlegenheit, noch eine Spur des romantiſchen Paares aufzufinden, hätte nicht der Flibuſtier in den Büchern der Geſchichte ein Zeugniß ſeines Daſeins hinterlaſſen, ein Zeugniß, welches aus einer ſpäteren Zeit ſtammt, als die Ereigniſſe unſerer Erzählung.

Der Geſchichtſchreiber von Hayti, Charlevoix, meldet, daß in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts der Gouverneur dieſer Inſel, De Cuſſy, die Flibuſtier aufforderte, eine Expedition nach der Südſee zu unternehmen, und fügt hinzu: „Dieſer Zug bildet den Höhepunkt der Flibuſtiergeſchichte.“ Charlevoix' Erzählungen von ihren Abenteuern erinnern unwillkürlich an die ſagenhafte Zeit der griechiſchen Geſchichte, an den Argonautenzug und an den trojaniſchen Krieg. Die Fahrten einer kleinen Schar, welche unweit der Halbinſel Kalifornien Schiffbruch erlitt und, nachdem ſie drei Jahre lang auf drei kleinen unbewohnten Inſeln gelebt, in ſelbſtgefertigten gebrechlichen Booten längs der Küſte bis in die Magellansſtraße hinabſegelte, von hier aber, einer ſie plötzlich überkommenden Laune nachgebend, wieder nach den Küſten Perus umkehrte, um nicht mit leeren Händen in S.-Domingo anzukommen, im Hafen von Arika ein mit den Schätzen Potoſis beladenes Schiff eroberte, auf dieſem ſüdwärts ſegelte, in der Magellansſtraße zum zweitenmal Schiffbruch litt, aber dennoch mit einem großen Theil ihrer Beute in einer Schaluppe, die ſie aus dem Wrack des ſpaniſchen Fahrzeugs gezimmert, glücklich auf der Inſel Kayenne anlangte — dieſe Fahrten hätten es verdient, einen amerikaniſchen Homer zu finden und in einer neuen Odyſſee beſungen zu werden; denn an Abenteuerlichkeit und buntem Wechſel der überſtandenen Gefahren und Erlebniſſe können ſie ſich dreiſt meſſen mit den fabelhaften Irrfahrten des ſchlauen Sohnes des Laertes oder auch mit denen Sindbad's, des arabiſchen Odyſſeus in den Märchen von Tauſendundeine Nacht. Die Heimkehr einer andern größeren Schar von 300 Flibuſtiern, welche ihre untauglich gewordenen Fahrzeuge verbrannten und ſich quer über das Feſtland an 200 Meilen weit durch die Beſitzungen der Spanier durchſchlugen, erinnert lebhaft, ſelbſt in vielen Einzelnheiten, an den Rückzug der Zehntauſend unter Xenophon. In der erſten Eſtancia, auf welche ſie ſtießen, fanden ſie einen Zettel angeſchlagen, in welchem die Spanier höhniſch ihre Freude darüber ausſprachen, daß ſie ihre Provinz zum Durchzuge nach der Heimat gewählt hätten, und nur bedauerten, daß ſie nicht noch ſchwerer mit Gold beladen ſeien. So ſicher glaubte man die kleine Schar zu haben. Wohin ſie kamen, fanden ſie alle Lebensmittel fortgeſchleppt oder verdorben, die Savannen in Brand geſteckt und ihren Weg an ſchwierigen Stellen durch Verhaue geſperrt. Ein Beobachtungscorps folgte ihnen auf den Ferſen, um ihnen bei guter Gelegenheit in den Rücken zu fallen. Zu wiederholtenmalen hatten ſie ſich mit einem drei- und mehrfach überlegenen Feind zu ſchlagen und immer warf ihn ihre tollkühne Tapferkeit. Hinter Neu-Segovia, das die Spanier völlig verlaſſen und ausgeräumt hatten, fanden ſie den einzigen Paß durch das ſteile Gebirge, welches die Stadt rings umgab, durch drei Verſchanzungen und 1500 Mann geſperrt. Der Vorſchlag ihres Anführers De Luſſan, achtzig Mann zum Schutze der Kranken und Verwundeten gegen die 300 Spanier in ihrem Rücken zurückzulaſſen und mit den übrigen, was es auch koſte, über die ſteilen Felſenwände und Abgründe des Gebirges hinweg die Stellung des Feindes vor ihnen zu umgehen und ihn im Rücken anzugreifen, ſchien anfangs unausführbar, wurde aber doch als einziges Rettungsmittel angenommen. Nachdem ſie für die Zurückbleibenden ſchnell ein feſtes Lager aufgeſchlagen, machten ſich die zweihundert Abenteurer während der Nacht auf und erreichten nach unſaglichen Beſchwerden die Höhen hinter der letzten ſpaniſchen Verſchanzung, von der aus der Weg weiter führte. Die fünfhundert Mann, welche dieſe Verſchanzung beſetzt hielten, ergriff ein paniſcher

Schrecken, als im Augenblicke des Sonnenaufgangs eine Salve in ihrem Rücken krachte und eine Menge von Leuten niederſtreckte. Haſtig flohen ſie hinter die vorderſte Schanze. Allein auch hier vermochten ſich die Spanier, ihrer fünfzehnhundert gegen zweihundert, kaum eine Stunde zu vertheidigen. Mit dem Säbel in der Fauſt drangen die Flibuſtier auf ſie ein, warfen ſie und drängten ſie bis an die Verhaue, welche jetzt ihr eigenes Verderben wurden, denn während ſie mühſam hinüberkletterten, ſtreckte faſt jede Kugel der Verfolger ein Opfer zu Boden. Unter den Gefallenen befand ſich auch der General der Spanier. „Sind die Flibuſtier Menſchen", hatte er geſagt, als ihn vor dem Kampfe jemand fragte, ob er ſich auch vor dem Umgangenwerden geſichert, „ſo ſollen ſie es wohl bleiben laſſen, an uns vorbeizukommen; ſind ſie aber Teufel, ſo kann uns keine Verſchanzung, kein Gebirge etwas helfen." Und wirklich galten ſie nach dieſem bewunderungswürdigen Siege für Teufel, denen man nichts anhaben könnte. Wohlberitten auf Koſten der Spanier gelangten ſie hinfort unangefochten bis an den Fluß Herbias, der ſich beim Vorgebirge Gracias a Dios in den mexikaniſchen Meerbuſen ergießt. Hier ſchifften ſie ſich ein auf Piperis, Flöſſen von leichtem Holze, die höchſtens zwei Mann tragen, weil ſie der vielen, oft eng zuſammenſtehenden Felſen und der zahlreichen Waſſerfälle wegen, welche dieſer Strom hat, nur ſchmal und klein ſein dürfen. Nach einer gefahrvollen und beſchwerlichen Waſſerfahrt von 150 Meilen erreichten ſie endlich das heißerſehnte Meer, das auch ſie mit Freudengeſchrei begrüßten, wie einſt die zehntauſend Griechen der Anabaſis Xenophon's „Thalaſſa! Thalaſſa!“ gejubelt hatten.

Dieſer hiſtoriſche Excurs enthält alles, was wir über De Luſſan noch in Erfahrung zu bringen vermochten. Er beweiſ't wenigſtens, daß das glühende Trachten nach Ruhm, welches den Flibuſtier beſeelte, ihm eine Stelle in der Geſchichte Amerikas geſichert hat. Der romantiſche Nimbus, welcher ihn und ſeine Geliebte umgibt, wird durch die Ungewißheit über ſeinen und ihren Ausgang unſeres Erachtens eher erhöht als gemindert.

Der entſchiedene Sieg, welchen die Weißen in König Philipp's Krieg erfochten hatten, ſicherte ihnen für immer die herrſchende Stellung gegenüber den urſprünglichen Beſitzern des Bodens von Neu-England, welche, ſo viele deren der Krieg übriggelaſſen, unter ſtrenger Bewachung und harten Geſetzen in dumpfer Unthätigkeit fortlebten, bis ſie allmälig ausſtarben. Leider müſſen wir ſagen, daß die Koloniſten ihren Sieg durch Grauſamkeit befleckten. Es herrſchte im Volke eine furchtbare Erbitterung gegen die rothen Männer. Man traute keinem Indianer mehr und ganz ernſtlich wurde der Vorſchlag gemacht, das ganze Geſchlecht der Heiden auszurotten. Ein puritaniſcher Geiſtlicher, Inkreaſe Mather, welcher die Begebenheiten des Kampfes beſchrieben hat, erwähnt die blutigſten Gräuelthaten der Weißen mit unverhohlenem Lob und ſagt an einer Stelle: „Unſere Leute entſchloſſen ſich, mit dem Beiſtande Gottes die Wilden gänzlich zu vertilgen.“ Keinem Indianer, habe er ſich freiwillig ergeben oder ſei er zum Gefangenen gemacht worden, wurde mehr geſichert als das nackte Leben. Welcher aber überwieſen ward, an der Tödtung eines Weißen irgendwie ſich betheiligt zu haben, der mußte ohne Gnade ſterben. Zu Boſton und zu Plymouth floß das Blut einer großen Anzahl von Häuptlingen vom Schaffote. Scharen von Indianern wurden nach den weſtindiſchen Inſeln in die Sklaverei verkauft. Dies war auch das Loos von dem gefangenen neunjährigen Sohne Metakom's. Die Geiſtlichkeit wurde befragt, was mit dem armen Kinde angefangen werden ſollte, und es iſt charakteriſtiſch für den Geiſt der puritaniſchen Theologie, daß ihre Lehrer, indem ſie mit den Beiſpielen Saul's, Ahab's und Haman's argumentirten, für den Tod des Knaben ſtimmten. Endlich wurde beſchloſſen, ihn als Sklaven zu verkaufen, und er verſchwand ſpurlos. Man muß hierbei der ſtrafenden Worte gedenken, welche in ſpäterer Zeit einer der größten Amerikaner ausſprach, der Worte Jefferſon's: „Ich zittere für mein Volk, wenn ich den Ungerechtigkeiten nachſinne, deren es ſich gegen die Eingeborenen ſchuldig gemacht hat."

Die Kultur iſt eine ſchonungsloſe Erobererin. Was ſich ihr nicht zu aſſimiliren vermag, das vernichtet und verſchlingt ſie. Die Ureinwohner der weſtlichen Hemiſphäre, in ihrer Maſſe der Civiliſation durchaus unfähig, mußten und müſſen vom Erdboden verſchwinden, um der angelſächſiſch-germaniſchen Raſſe Raum zu gewähren. Dieſe hat mit einer Arbeits- und Thatkraft, wie ſie ihr eigen, einen Freiſtaat von unerhörtem Wachsthum geſchaffen. Was auch in der Zukunft das Geſchick dieſes Staates ſein mag, der weltgeſchichtliche Ruhm, die Fundamente deſſelben gelegt zu haben, gehört für alle Zeit den „Pilgern der Wildniß“.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Fr. Andrä's Nachfolger in Leipzig.

# Novellenbuch

von

**Johannes Scherr.**

Neunter Band.

# Michel.

## Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Band I.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1876.

# Michel.

## Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Von

**Johannes Scherr.**

Vierte, neu durchgeſehene Auflage.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1876.

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

A 4635)

## Erſtes Buch.

# Jugendidyll.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

## Erſtes Kapitel.

**Wie meine Mutter ſtrickte und mein Vater einen wunderlichen Heiligen anrief. — Vom alten Hylas, ferner von einem Renettenbaum und endlich von einem aus der Klaſſe gejagten Michel**

„Nun?“ fragte meine Mutter, indem ſie meinen neben ihr ſitzenden Vater von der Seite anſah und ihr Strickzeug mit einer Thatkraft handhabte, daß die Nadeln laut an einander klangen und das auf den Schoß der Strickerin niederhängende Strumpfende ſehr charakteriſtiſche Bewegungen machte.

„Was nun?“ gegenfragte mein Vater.

Frage und Gegenfrage prallten in recht eigen zugeſpitztem Tone gegen einander.

Außerdem gaben ſich noch andere verhängnißvolle Symptome kund, welche auf eine gar bedenkliche Sachlage ſchließen ließen.

Die noch immer mädchenhaft friſchen Lippen des kleinen Mundes meiner Mutter waren trotzig aufgeworfen und zwiſchen ihren braunen Brauen, unter welchen ein dunkelblaues Augenpaar ſo ſanft, gut und liebevoll hervorblickte, zeigte ſich etwas wie der Schatten einer Falte. Auch ſtrickte ſie, wie ſchon geſagt, heftig. In gewöhnlicher Verfaſſung, wenn die getrennten Gewalten des ehelichen Konſtitutionaliſmus in parlamentariſcher Harmonie lebten, pflegte die Gute weder heftig noch überhaupt häufig zu ſtricken, weil ihr Eheherr einen ſtark ausgeprägten Widerwillen gegen dieſe Beſchäftigung hegte.

Mein Vater warf mit einem ungeduldigen Ruck die Feder auf das große altfränkiſche Schreibzeug, ſtieß das vor ihm liegende Aktenheft zurück und faßte mit der Rechten in ſeinen buſchigen Backenbart, deſſen Schwarz reichlich mit Grau geſprenkelt war. Dann nahm er mit der Linken die Pfeife mit dem langen Weichſelrohr aus dem Munde, blies die Backen auf und ließ einen unendlichen, dünnen Rauchſtral mit eigenthümlich pfeifendem Ton zwiſchen ſeinen Lippen hervorbrechen.

Dies gethan, lehnte er ſich in den Rohrſtuhl zurück und ſtieß den lauten Seufzer aus:

„O, heiliger Semmelziege!“

Ich verſtand den Sinn der Anrufung dieſes wunderlichen Heiligen damals noch nicht. Später aber begriff ich, warum bei dieſer Anſpielung auf die Figur des Hofraths Semmelziege in Tieck's „Däumchen“, welchen Hofrath die Strickmanie ſeiner Gattin Ida bekanntlich ſehr unglücklich machte, meine ſittſame Mutter ſo über und über erröthete, wie ſie that.

Sie rückte ſchmollend ihren Stuhl weiter von dem ihres Eheherrn hinweg und ließ an ihrer Stelle die Stricknadeln antworten, welche bitterböſe klirrten.

In dem verlegenen Schweigen, welches herrſchte, ſuchte mein Vater Troſt bei ſeiner Pfeife. Aber ſie war ausgegangen.

„Schlechter Tabak!“ brummte er.

Meine Mutter ſchwieg, doch machte ſie unwillkürlich eine Bewegung, um nach dem Feuerzeug zu langen, welches gerade vor ihr auf dem grünen Gartentiſche ſtand, als wollte ſie nach ihrer Gewohnheit den Vater mit Feuer verſorgen. Aber ſie zog die ſchon ausgeſtreckte Hand wieder zurück, warf das Mäulchen auf und ſtrickte, als gälte es ein Wettſtricken.

Mein Vater ſtellte die Pfeife beiſeite, verſchränkte die Arme, gähnte verdrüßlich, ſchaute in den röthlichen Abendhimmel hinaus, dann aufwärts in die Zweige des alten, prächtigen Apfelbaumes, welcher den Tiſch überſchattete, und bemerkte:

„Die Renetten gehen ſchon der Reife entgegen. Es war aber auch ein heißer Sommer.“

Meine Mutter ſchwieg und ſtrickte.

Mein Vater, indem er leiſe ſeufzte, legte ſeine Hand auf den Kopf ſeines alten Hühnerhundes, welcher vor ihm ſaß. Der Hund hob ſeine Schnauze auf das Knie ſeines Herrn und blickte ihn mit den großen braunen Augen theilnahmevoll in's Geſicht.

„Alter Hylas, lieber, guter, friedſamer Kerl!“ ſagte mein Vater, den Hund liebkoſend.

Das Wort friedſam war ganz eigen betont und der alte Hylas verſtand unzweifelhaft die Meinung ſeines Herrn. Aber er warf einen demüthig fragenden Blick nach ſeiner Herrin hinüber, hielt ſich ganz ſtille und ließ ſeinen buſchigen Schweif nur ganz leiſe auf dem bekieſ'ten Boden hin- und hergehen. Es lag aber doch unbeſchreiblich viel Sympathie in dieſem hündiſchen Gebärdenſpiel.

Der Hylas war nämlich ein Vieh von Geiſt und Gemüth. Wenigſtens behauptete das ſein Herr.

Die Stricknadeln klangen unter den Händen meiner Mutter, heftig, demonſtrativ, ich möchte faſt ſagen eiferſüchtig.

Meine gute Mutter liebte den Hund, wie überhaupt alle Thiere, nicht weniger als mein Vater. Und doch ſah ſie jetzt den armen Hylas ſo böſe an, als ſie überhaupt etwas anzuſehen vermochte.

Dann, als ſie bemerkte, daß ihr Eheherr ſie nicht beachtete, warf ſie einen verſtohlenen Blick auf ihn, einen Blick, der eine Welt von Liebe offenbarte.

Da mein Vater ſich plötzlich umkehrte, hatte ſie nicht mehr Zeit genug, dieſen Blick ganz zu verbergen.

Sie ſchlug die Augen nieder und ſtrickte wieder mit fliegender Eile.

Mein Vater ließ ſich aber dadurch nicht irre machen.

„Hör' mal, liebes Kind", ſagte er, „morgen hab' ohnehin ein Geſchäft in der Stadt. Du kannſt mitkommen und da wollen wir mitſammen ſehen, was es denn mit dieſer Geſchichte eigentlich für ein Bewandtniß habe. 's iſt am Ende doch nur 'ne Lumperei, wett' ich, ein Bubenſchnickſchnack. Läßt ſich wohl leicht beilegen. Der Rektor, mußt du wiſſen, iſt ein ungeheuerer Pedant. Kenne ihn von altersher. Weiß nicht, abſolut nicht, was Humor iſt, der alte Deklinationenhetzer und Konjugationenbrüſter. Unſer Michel jedennoch . . . ."

„Unſer Michel", fiel meine Mutter ein, aber ſie ſtrickte jetzt nicht nur nicht mehr, ſondern auch war das unglückſelige Strickzeug, welches den äſthetiſchen Sinn meines Vaters ſo ſehr beleidigte, plötzlich ganz verſchwunden — „unſer Michel iſt mit

Schimpf und Schande aus der Klaſſe gejagt worden. Ach Gott der unglückliche Bub'! Wie ſoll ich das verwinden?“

Und die gute Frau brach in Thränen aus.

Der alte Hylas ſtand auf, ſchlich ſich unter dem Tiſche durch, legte ſeinen Kopf ſchüchtern auf den Schoß meiner Mutter, blickte ſie theilnehmend an und wedelte höchſt gefühlvoll mit ſeinem Federſchweif.

Ihres Kummers ungeachtet konnte meine Mutter doch nicht umhin, das treue alte Thier mit ihrer weißen Hand hinter den Ohren zu krauen.

„Nun, nun“, begütigte mein Vater, „verderb' dir doch die Augen nicht mit überflüſſigem Weinen, Gertrud. Du weißt, ich kann's nicht leiden. Schöne Frauenaugen ſind eine edle Gottesgabe; man ſollte ſie pflegen; weißt du? . . . Was aber die verdrüßliche Tagesfrage betrifft, ſo iſt es allerdings eine feſtſtehende Thatſache, daß unſer Michel — wo nur der Junge den ganzen Abend ſtecken mag? — in etwas barſcher Weiſe das consilium abeundi erhalten hat. Wenn indeſſen der Grund kein anderer iſt als der von ihm angegebene — und du weißt, der Junge lügt nicht — ſo hat es in der Welt ſchon größere Mißgeſchicke gegeben, denk' ich.“

„Ja“, entgegnete meine Mutter, noch immer weinend — „ich weiß wohl, du würdeſt ſo ſprechen, auch wenn dir der Himmel über dem Kopfe zuſammenfiele.“

„In der That, liebe Alte“ — dieſer Ausdruck meines Vaters hatte meiner Mutter gegenüber immer etwas Komiſches, denn er war mindeſtens zwanzig Jahre älter als ſie — „in der That, vielleicht würde ich in dieſem Fall mit dem alten Horaz ſprechen:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae*) —

vorausgeſetzt nämlich, daß ich dann überhaupt noch zum Sprechen Zeit hätte und — du mir nicht widerſprächeſt.“

„Ja, ſpaße nur“, verſetzte meine Mutter, den Stich gutmüthig hinnehmend. „Das iſt ſo Männerart. Während wir uns härmen, ſcherzt und lacht ihr euch die Sorgen von der Bruſt weg. Was aber deinen Michel angeht . . .“

„Meinen Michel?“ fiel ihr mein Vater lächelnd in's Wort. „Hm liebes Kind, ich denke, ein gut Theil von dem Jungen gehört dir an. Um ſo mehr, weißt du? da er, wie auch ſein neueſtes Heldenſtück verräth, verteufelt oppoſitionell geſinnt iſt. Im übrigen kann nicht geleugnet werden, daß der Junge ein Wildfang aus dem ff iſt, ja geradezu das, was die Franzoſen ſehr bezeichnend ein enfant terrible nennen. Indeſſen iſt mir das lieber, als wenn er ein Schleicher und Duckmäuſer wäre, weit lieber. Wird ſich die Hörner ſchon ablaufen, unſer Michel.“

„Ach“, ſagte meine Mutter wehmüthig, „ich fürchte, der Junge iſt zum Unglück beſtimmt.“

„Warum nicht gar! Er iſt ein derbknochiger Burſch'. Deſto beſſer! Er wird ſich ſchon durch die Welt beißen und hauen. Ihm ſelber möcht' ich's nicht ſagen, aber dir ſag' ich's, liebe Alte; ich hab' eine rechte Freude an dem Jungen. Er hat Haare auf den Zähnen und Mark in den Knochen und geſunden Athem in der Lunge. Er fürchtet keinen ſeines Alters, ſelbſt größere und ſtärkere nicht; er kriegt ſie unter.“

---

*) Selbſt wenn der Erdkreis berſtend einſtürzt, wird ihn der Sturz unerſchrocken treffen.

„Ja, der ewigen Rauferei wegen kann man ihm auch nicht Kleider genug anſchaffen“, ſeufzte meine Mutter.

„Thut nichts. Er läuft wie ein junger Hirſch über die Berge, ſchwimmt wie ne' Ente, ſcheut ſich nicht, das wildeſte Pferd zu beſteigen, kein Baum iſt ihm zu hoch . . .“

Wenn mein Vater wollte, daß ſein Sohn Michel dieſes nicht grundloſe Lob nicht mit anhören ſollte, ſo hätte er bedenken ſollen, daß in der That dem Jungen kein Baum zu hoch war, namentlich ſolche nicht, welche ganz oder auch nur halbwege reife Früchte trugen.

Mehrbeſagter Michel, mit dem Erzähler dieſer ſeiner denkwürdigen Geſchichte eine und dieſelbe Perſon, hatte ſchon ſeit einigen Tagen die Wahrnehmung gemacht, daß die reifenden Renetten auf dem Baume, welcher den Lieblingsgartenplatz ſeines Vaters überſchattete, für ſeinen Geſchmack gerade wenig ſäuerlich genug wären. Der „Wildfang aus dem ff“ pflegte ſolcherlei Wahrnehmungen eifrigſt auszunützen. Heute war er, nachdem ihm vormittags in der nahen Stadt, wohin er ſeit einigen Jahren täglich gewandert, um das dortige Lyceum zu beſuchen, eine gewiſſe Fatalität zugeſtoßen, den ganzen Nachmittag im Garten herumgeſtrichen, um der Fortſetzung gewiſſer unangenehmer häuslicher Erörterungen auszuweichen. Hunger und Durſt hatten ihn vermocht, ſich bei dem Renettenbaum zu Gaſte zu laden; aber kaum hatte er ſich in den Aeſten des ehrwürdigen Patriarchen feſtgeſetzt, als Vater und Mutter unter demſelben platznahmen. Und da heute kein Tag war, wo es rathſam geweſen wäre, daß Michel ſich von ſeinem Vater auf vorzeitiger Zehntung des väterlichen Lieblingsobſtes ertappen ließ, ſo fühlte er ſich bewogen, ſeine Operationen nur mit äußerſter Vorſicht zu verfolgen. Zuletzt hatte er dieſelben ſogar ganz eingeſtellt, um, hinter den dicken Stamm gedrückt und ſich möglichſt klein machend, aus ſeinem Blätterverſteck herab mit begreiflicher, wenn auch nicht verzeihlicher Neugier einer Verhandlung zuzuhören, welche ſeine eigene werthe Perſon betraf.

## Zweites Kapitel.

Ringe oder Wolken? — Ein „denkender" Landpfleger. — Große Debatte über den unglückſäligen Namen „Michel". — Von einer Mainacht „unter der Linde". — Wie heillos ein Friedenskuß geſtört werden kann.

Mein Vater hatte ſeine Pfeife wieder gefüllt und die Mutter den brennenden Zunder auf den ſchwellenden Varinas gedrückt.

Ihr Stuhl ſtand jetzt wieder dem ihres Eheherrn dicht zur Seite.

Mein Vater fühlte ſich bei dieſen offenkundigen Vorzeichen friedfertiger Annäherung ſehr behaglich. Hierfür lag ein unträglicher Beweis vor oder ſchwebte vielmehr in der milden Abendluft in Geſtalt einer unendlichen Reihe meiſterhaft geblaſener Rauchringe von allen Größen, die unabläſſig aus dem Munde des Rauchenden hervorquellen.

Wenn die Bauern, Pächter, Förſter und Paſtoren in Geſchäften zu uns auf's Rentamt kamen, machten ſie immer zuerſt meiner Mutter die Aufwartung, um ſich, wie ſie ſagten, nach der Witterung zu erkundigen.

„Frau Konſ'lentin“, fragten ſie dann, „hat der Herr Konſ'lent beim Morgenkaffee Ringe geblaſen oder aber Wolken?“ Gab die Mutter mit einem verhaltenen Seufzer zur Antwort: „Wolken, ſchwere Wolken!“ ſo gab's ein bedenkliches Kratzen hinter den Ohren und die Leute ſchlichen ſehr behutſam nach der Amtsſtube. Antwortete hingegen meine Mutter mit ihrem herzgewinnenden Lächeln: „Ringe, prächtige Ringe!“ ſo ſchritten die Leute laut und lachend den Gang nach den Geſchäftszimmern hinab, als hätten ſie den günſtigen Beſcheid auf ihre verſchiedenen Anliegen ſchon ſchriftlich in der Taſche. Manchmal freilich erwies ſich nach Art anderer Orakel auch das Ringe- und Wolkenorakel trügeriſch, ſehr trügeriſch.

Meine Mutter konnte das wiſſen, allein ſie wollte ſich heute an ſolche unliebſame Erfahrungen wahrſcheinlich nicht erinnern.

Ihre kleine, weiße, weiche Hand auf die große, knochige, gebräunte meines Vaters legend, fragte ſie recht herzlich:

„Willſt du mir einen Gefallen thun, lieber Fritz?“

„Zwei für einen, Trudchen.“

„Danke, danke! Ich verlange nur einen, aber du mußt mir verſprechen, mich nicht auszulachen um deßwillen, was du meinen Aberglauben nennen wirſt.“

„Dich auslachen, Trudchen? Wegen des Aberglaubens? Fällt mir nicht ein! Ein bischen Aberglaube ſteht euch Frauen ganz vortrefflich, weißt du? Und was iſt eigentlich Aberglaube? Es möchte ſehr ſchwierig ſein, dieſe Frage beſtimmt zu beantworten. Wollte den ſehen, der mir ganz genau, auf den Punkt hin ſagen könnte: Da hört der Glaube auf und da fängt der Aberglaube an. Müßte ein ſiebenfach deſtillirt geſcheider Kerl ſein, der das könnte. Denn ſiehſt du, liebe Alte, die Frage: Was iſt Wahrheit? iſt bis heute von allen unſern Philoſophen gerade noch ſo wenig befriedigend beantwortet, als ſie es zur Zeit des Landpflegers Pilatus war. Beſagter Pilatus ....“

Meine Mutter verzog ein wenig, nur ein klein wenig, aber doch wahrnehmbar, den Mund und ihr Arm zuckte leiſe, als wollte ſie ihre Hand von der ihres Eheherrn zurückziehen. Und dieſe Regung der Ungeduld war ſehr verzeihlich. Wenn mein Vater mal in's Dociren hineinkam, ſo war ihm ſehr ſchwer beizukommen.

„Beſagter Pilatus“, fuhr mein Vater fort, „war ohne Zweifel ein denkender Landpfleger ....“

„Bitte, lieber Schatz“' fiel meine Mutter ein, „laß doch den denkenden Landpfleger, der ſchon ſo lange ausgedacht hat, in Ruhe und höre lieber, was ich wünſche.“

„Was wünſcheſt du, Trudchen? Du weißt, alle deine Wünſche ſind mir Befehle ....“

„Die aber ſelten vollzogen werden“, wollte offenbar meine Mutter mittels des bitterſüßen Lächelns ſagen, welches ihre Mundwinkel kräuſelte. Indeſſen begnügte ſie ſich zu äußern:

„Das wollen wir gleich ſehen, lieber Fritz. Du weißt, es hat mich ſtets geärgert und gekränkt, daß unſer Bub' den unglückſäligen Namen Michel führt ....“

„Warum nicht gar!“

„Oh, du weißt es wohl. Du ſollteſt auch noch nicht vergeſſen haben, wie tödtlich ich erſchrak, da ich, als ihr den Täufling aus der Kirche zurückbrachtet, erfahren mußte, daß du ihm als erſten Namen den Michel gegeben habeſt und erſt als zweiten den Namen Sigfrid, wie ſein Pathe, mein Bruder ſelig, hieß.“

„Alte Geſchichten, Trudchen, alte Geſchichten. Im übrigen hab' ich nie begreifen können und begreife auch jetzt noch nicht, wie du gegen den ehrlichen Namen Michel eingenommen ſein konnteſt und kannſt.“

Die Hand meiner Mutter lag nicht mehr auf der meines Vaters als ſie erwiderte:

„Gegen den ehrlichen? Gegen den garſtigen, gemeinen, pöbelhaften, willſt du ſagen. Nur Fuhrleute und Holzhacker heißen Michel.“

Der Stuhl meiner Mutter, als wäre er ein fühlendes Weſen und gehorche den Stimmungen der auf ihm Sitzenden, rückte wie von ſelbſt eine Spanne weit von dem meines Vaters weg.

„Daß ihr Frauen doch alle eingefleiſchte Ariſtokratinnen ſeid!“ ſagte mein Vater gleichmüthig und ſetzte an, um einen recht großen Ring zu blaſen. Aber er brachte es nicht zu Stande, wahrſcheinlich aus Schrecken über die zwiſchen den Brauen meiner Mutter abermals ſich entwickelnde Falte. Der Rauch kam ganz wolkig und anarchiſch aus ſeinem Munde.

„Ich bin keine Ariſtokratin, ich!“ verſetzte meine Mutter gereizt. „Ich weiß, daß Fuhrleute und Holzhacker ganz gute und achtbare Menſchen ſein können und auch oft wirklich ſind. Aber wer wird es einer armen Mutter verübeln, wenn ſie nicht will, daß ihr einziger Sohn ſo fuhrmänniſch oder holzhackeriſch heiße? Bitte, lieber Fritz, wir wollen den Knaben künftig nur mit dem Namen Sigfrid rufen.“

„Liebes Kind ich habe ganz und gar nichts dagegen, wenn du den Jungen lieber mit dem Namen Sigfrid rufſt.“

„Nicht ſo, Alterle, nicht ich allein. Du und alle, alle ſollen ihn künftig ſo rufen. Er ſoll ſich auch künftig nur noch Sigfrid Hellmuth ſchreiben, nicht mehr — doch ich will den garſtigen Namen gar nicht mehr auf die Zunge nehmen. Er klingt ſo roh, ſo flegelhaft ....“

„Aber, Schatz, der Junge iſt ja grade auch in den Flegeljahren.“

Ohne dieſen Einwurf zu beachten, fuhr meine Mutter eifrig fort:

„Sigfrid dagegen, wie klingt das vornehm, ſtolz, heldiſch! Haſt du mir, als du mich im letzten Winter beredeſt, das lange, lange Nibelungenlied zu leſen, nicht zu wiederholten malen geſagt, der Sigfrid ſei der herrlichſte aller Helden unſerer alten Sagenwelt geweſen?“

Das hieß meinen Vater an einer ſeiner ſchwächſten Seiten anfaſſen, an der Begeiſterung, welche er den Erinnerungen vaterländiſcher Heldenſage weihte.

„Diplomatin du!“ gab er lachend zur Antwort.

„Ach nein“, verſetzte meine Mutter abwehrend. „Ich weiß und will nichts von der Diplomatie. Ich verlaſſe mich lediglich auf mein Muttergefühl. Das ſagt mir, daß der Name Michel ein Unglück für den Knaben ſei, weil voll der übelſten Vorbedeutung. Was kann aus einem Michel werden?“

„Etwas Rechtes, liebes Kind, etwas Rechtes!“ erwiderte mein Vater eifrig.

Und indem er die Pfeife feſt mit den Zähnen packte und mit dem Zeigefinger der rechten Hand demonſtrirend auf die innere Fläche der ausgeſtreckten tippte, fuhr er fort:

„Ich muß dir ſagen, Gertrud, du hegſt da in der That einen wunderlichen Aberglauben. Der Name Michel ſei von übler Vorbedeutung, meinſt du? Welcher kraſſe Irrthum! Als ob ich dem Jungen dieſen Namen nicht mit rechtem und reiflichem Vorbedacht gegeben hätte!“

„Ja, mir zum Aerger.“

„Trudchen, Trudchen, jetzt ſieh, das glaubſt du ſelber nicht.“

„Hm“, murmelte meine Mutter und ihr Stuhl entfernte ſich immer weiter von dem ihres Eheherrn.

„Nicht dir zum Aerger, Gertrud, ſondern weil ich der Hoffnung lebte, daß zwar nicht ich ſelber, wohl aber unſer Junge eine Zeit erleben werde, wo jeder Deutſche ſtolz ſein würde, ein deutſcher Michel zu heißen.“

„Warum nicht gar!“

„Alles Ernſtes! Daß in unſerer Zeit bei der Namengebung ohne allen Sinn und Verſtand, ohne alles vaterländiſche Gefühl verfahren werde, haben verſtändige und patriotiſche Männer längſt gerügt. Es iſt ganz und gar nicht unwichtig, was für einen Namen der Menſch trage.“

„Da haſt du leider nur zu recht!“

„Als mir daher meine ſelige Mutter den großen, kräftigen Jungen, den du mir Glücklichem gegeben, zuerſt in die Arme legte und du von deinem Bette her voll Freude flüſterteſt: »'s iſt ein ſtarker Bub', liebſter Fritz!« und der Burſch gar nicht weinerlich that, ſondern mich mit ſeinen dunkeln Augen friſch und keck anguckte und mit ſeinen Händchen nach meinem Backenbart zu langen verſuchte, da beſchloß ich bei mir: Der ſoll Michel heißen!“

„Eine höchſt vortreffliche und glückliche Namenwahl ... in der That!“

Meine Mutter bemühte ſich offenbar nach Kräften, dieſe Einſchaltung ſpöttiſch zu betonen, aber es ging nicht recht; die in den letzten Worten meines Vaters liegende Erinnerung an eine Stunde voll Mutterſeligkeit ließ es nicht zu.

„Eine vortreffliche und glückliche Namenwahl allerdings!“ beſtätigte mein Vater mit Nachdruck.

„Ei ja doch!“

„Freilich, freilich. Sträube dich immerhin, Trudchen; aber ſieh, du biſt zuletzt doch viel zu verſtändig, um einer augenſcheinlichen Thatſache widerſprechen zu wollen.“

„Geh doch!“

„Im Gegentheil, ich komme erſt angerückt, liebes Kind, und zwar an der Spitze einer ganzen Armee ſchwerbewaffneter Gründe.“

„Verſchone mich! Ich bin wahrhaftig nicht zum Scherzen aufgelegt.“

„Ich ebenſo wenig. Zwar hat, wie du weißt, eine gütige Fee ... nein, zum Henker mit den Feen! ’s iſt keltiſch-franzöſiſches Lumpenzeug ... alſo eine Elfin hat mir, wofür den Göttern Lob und Preis ſei, den Humor als unzerſtörbares Angebinde in die Wiege gelegt, allein deſſenungeachtet werde ich wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſtets mit dem gebührenden Ernſte behandeln.“

„Du lieber Gott, als ob der Name Michel etwas mit der Wiſſenſchaft zu thun hätte."

„Siehſt du, jetzt paßt mal wieder Schiller's Satz: ‚Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort' — wie angemeſſen auf dich, liebe Alte . . . ."

Der Widerſpruch in dieſer Aeußerung wirkte ſo komiſch, daß ich um's Haar in ein lautes Lachen ausgeplatzt wäre. Meine Mutter empfand den prickelnden Reiz ebenfalls und vermochte ihm nicht ganz zu widerſtehen.

Ihr Lachen hatte etwas Anmuthiges. Ach, alles an ihr war anmuthig — ſogar ihr Schmollen.

Mein Vater in ſeiner demonſtrativen Laune, fuhr docirend fort:

„Es iſt feſtgeſtellt und meines Wiſſens auch gar nirgends beſtritten, daß das altdeutſche Wort michel durchaus identiſch iſt, nämlich dem Sinne nach, mit unſerm neudeutſchen Wort ſtark, gewaltig, mächtig, rieſenhaft. Bei unſeren mittelhochdeutſchen Dichtern finden ſich die Belegſtellen genug dafür. So z. B. ſagt Hartmann von der Aue, der Wieland des Mittelalters, in ſeinem Iwein „der michel Knabe" und in ſeinem Erek „der michel Mann", wo er nach unſerm heutigen Sprachgebrauch in jenem Falle geſagt hätte „der Rieſenknabe", in dieſem „der Rieſe". Ausdrücke, wie „es nimmt mich michel wunder" für „es nimmt mich gewaltig wunder" und andere dergleichen, wo ſich mit dem Wort michel immer der Begriff des Bedeutenden, Starken, Gewaltigen, Ungewöhnlichen verbindet, ſind in unſerer mittelhochdeutſchen Literatur gänge und gäbe. Ich werde dir das bei nächſter Gelegenheit an Dutzenden von Beiſpielen ſchwarz auf weiß beweiſen. Und ſo wäre denn dargethan, wie ganz irrthümlich deine Meinung war, der Name unſres Jungen ſei von mißlicher Bedeutung und übler Vorbedeutung. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil, der Name Michel iſt von ſinniger Bedeutung, voll glücklicher Vorbedeutung, iſt ein rechter Kern- und Ehrenname. Die Sache iſt dir jetzt klar, völlig klar, nicht wahr?"

„Oh ja, ſie iſt mir klar, völlig klar, das heißt ich weiß jetzt, daß mein armer Junge den abſcheulichen Namen nicht loswerden ſoll."

Mein Vater zuckte die Achſeln und meine Mutter verſank in eine ſchwermüthige Träumerei. Was mich angeht, ſo wurde es mir in meinem Laubverſteck allmälig bedenklich ungemüthlich und langweilig zu Muthe. Ich durfte es aber doch nicht wagen, daſſelbe zu verlaſſen, da mein Rückzug kaum unbemerkt bewerkſtelligt werden konnte. An einem und demſelben Tage als weggejagter Lyceiſt und als Horcher zu erſcheinen, mochte ich nicht auf mich nehmen. Die Unbehaglichkeit meiner Lage zu erhöhen, hing auf ein paar Armlängen weit ein prachtvoller Apfel lockend vor mir. Einladender konnte der weltberühmte Apfel, womit Frau Eva ihren Gemahl weiland im Paradieſe bethörte, unmöglich ausgeſehen haben. Die Beute zu ergattern, reckte und dehnte ich meine Gelenke, als wären es die einer Katze; aber umſonſt, denn zu weit über den Aſt hinaus durfte ich mich nicht wagen, weil derſelbe grade über dem Gartentiſche ſtand und demnach die Entdeckung des „enfant terrible" durch eines der elterlichen Augen faſt unausbleiblich geweſen wäre.

Während ich ſo die Qualen des armen Tantalus, welche mich in der Objektivität, womit der alte Rektor bei Gelegenheit davon geſprochen, ziemlich ungerührt gelaſſen hatten, zu meinem großen Mißvergnügen ſubjektiv, durchkoſtete, hob drunten des Geſpräch wieder an.

Mein Vater blätterte in ſeinen Akten, meine Mutter ſaß mit geſenktem Haupte und über den Knieen gefalteten Händen. Sie mußte ſich tief in ihre Gedanken und Erinnerungen verſenkt haben, denn ſonſt hätte ſie nicht ſo lange müſſig ſitzen können. Mit einem ſchweren Seufzer ſagte ſie jetzt:

„Ich bleibe dabei, lieber Fritz; der Knab' war von Anfang an zum Unglück beſtimmt, von der Taufe, von der Geburt an, ja ſchon ....“

Sie ſtockte erröthend und brach ab.

„Erinnerſt du dich noch jener Mainacht“, entgegnete meine Mutter zögernd und leiſe — „wo uns das furchtbare Gewitter im Park überraſchte? Ich war dir entgegen gegangen, du kamſt ſpät ....“

Ein heller Schimmer ging über die Stirne meines Vaters. Er blickte mit zärtlichem Lächeln zu der Mutter hinüber, ſchob den Aktenfaſcikel zurück und begann nach einer alten Melodie die er häufig pfiff und ſummte, mit ſeiner ſonoren Stimme halblaut zu ſingen:

„Unter der Linden
An der Haide
Die Blumen auf dem grünen Grund
Sie mögen es künden,
Wo wir beide
Gefeiert unſr'er Liebe Bund.
Vor dem Wald im ſtillen Thal
— Tandaradei —
Sang dazu die Nachtigall.“

„Bſt, bſt!“ machte meine Mutter, ganz Purpur im Geſicht und die Hände abwehrend gegen den Vater ausſtreckend. Dann ſetzte ſie, wie um ihre Verlegenheit zu bemeiſtern, raſch hinzu:

„Es war auch gar keine Linde.“

„Keine Linde, Trudchen? Was denn?“

„Ein Traubenkirſchbaum.“

„Welche Idee!“

„Ja, dir und deinem Walther von der Vogelweide zum Trotz, es war ein Traubenkirſchbaum.“

„Oppoſition muß ſein! Aber du machſt mir nichts weis, liebes Kind. Ich weiß noch alles, als wär’s geſtern Abend geweſen.“

„Still! ich bitte dich.“

„Warum denn? Ich hatte noch ſpät am Abend nach dem girlitzer Pachthof hinüber gemußt. Du hatteſt mir verſprochen, mir bis zur kleinen Hinterpforte des Parkes entgegen zu kommen, und du hielteſt Wort. Du warſt damals erſt ſeit acht Tagen was du noch heute biſt, mein Goldtrudchen, mein Herzensweib. Als ich das Pförtchen hinter mir hatte, ſah ich dein weißes Kleid unter den tiefgeſenkten Aeſten der Linde hervorſchimmern....“

„Des Traubenkirſchbaums, willſt du ſagen, lieber Fritz.“

„Es war eine wundervolle Nacht, lau, lind, voll rauſchender Düfte. Im Waldgrund drunten ſchlugen zärtlich die Nachtigallen, ſilbern lugte dann und wann der Mond durch thauſchweres Gewölke; es war, als hörte man die große Lebensmutter Natur wie in glücklichen Träumen leiſe aufathmen; fernab ein Wetterleuchten, ſonſt alles heilige Ruhe.“

„Aber das ſchreckliche Gewitter, welches ſo raſch heranzog....“

„Was that es? Mir war es, wie vormals den frommen

Griechen, nur ein günſtiges Omen mehr, daß Zeus donnerte. Du warſt ſo ſchön und hold und gut. Duftſtreuend rauſchte uns zu Häupten die blühende Linde ....“

„Der Traubenkirſchbaum! Soll ich denn immer unrecht haben?“

„Oh, es war eine Linde, ganz gewiß, Kind. Mir fielen ja dabei alle die herzigen Worte ein, welche unſere Minneſänger und unſere alten Volkslieder zum Lob und Preis des deutſchen Lieblingsbaumes geſungen und geſagt haben. Denn ſieh, Schatz, es iſt eine ganz dumme Meinung, wenn man glaubt, die Eiche ſei der alte Lieblingsbaum unſeres Volkes geweſen. Dieſes Vorurtheil wurde erſt durch die klopſtock'ſche Bardenſchule aufgebracht. Unſere echte alte Dichtung dagegen feiert immer und überall die Linde. Eine Linde beſchattete die Burghöfe, unter einer Linde tanzte die Dorfjugend. Die herzförmige Form der Blätter dieſes Baumes, ſeine bergende Schattenfülle, ſein ſüßer Duft machte ihn recht eigentlich zum Baum der Liebenden ....“

„Das iſt alles recht gut und ſchön, lieber Fritz, aber es war doch keine Linde — die Linden blühen gar nicht ſo frühzeitig — ſondern, wie geſagt, ein Traubenkirſchbaum.“

„Nun denn, in's Drei .....“ wollte mein Vater auffahren. Aber er beſann ſich, lachte laut und ſagte: „Wahrlich, Schatz, von dir gilt der lateiniſche Spruch: „varium et mutabile semper foeminarum genus“*) keineswegs; du bleibſt beharrlich und charakterfeſt.“

---

*) Veränderlich und wetterwendiſch iſt allezeit der Frauen Geſchlecht.

Und nach einer Weile fügte er mit jenem weichen und zärtlichen Ton, wie nur er denſelben in der Bruſt hatte, hinzu:

„Lindenbaum oder Traubenkirſchbaum — einerlei. Er beſchattete ein glückliches Paar. War es nicht eine ſelige Stunde, Gertrud?“

Meiner Mutter Stuhl hatte ſich im Verlaufe des Geſpräches allmälig ſo weit von dem meines Vaters entfernt, daß ſie auf der entgegengeſetzten Seite des Gartentiſches ſaß. Als aber jetzt der Vater ihr über den Tiſch hinüber die Hand hinbot, lag in dieſer Gebärde doch ſo viel Magnetiſmus, daß die Gute nicht umhin konnte, ihre Linke in die dargebotene Rechte des Gatten zu legen, wenn auch mit etwelchem Zögern.

„Denkſt du noch der Stunde, Trudchen?“ fragte mein Vater. „War ſie nicht ſchön?“

Meiner Mutter Stuhl folgte dem ſanften Zwange, welchen die Hand meines Vaters ausübte, und näherte ſich dieſem. Aber nur noch einen Schritt von demſelben entfernt, ſtand er wieder ſtill.

„Iſt es nicht eine ſchönſte Stunde einer ſchönen Zeit geweſen, Trudchen?“ wiederholte mein Vater.

„Doch, doch, Alterle“, gab meine Mutter zur Antwort. „Aber Recht muß trotzdem Recht bleiben: es war ein Traubenkirſchbaum, verlaß dich d'rauf. Ich habe noch lange Zeit nachher ſeines eigenthümlichen Duftes nicht vergeſſen können.“

„Ja, liebes Kind, Lindenblüthenduft iſt eben ſo ſüß als ſtark.“

„Lindenblüthenduft? Geh doch mit deiner ewigen Linde!“

„Na, ſei es, dir zu gefallen, Trudchen. Alſo es war ein Traubenkirſchbaum . . . .“

„Traubenkirſchbaum oder Lindenbaum, meinetwegen was du willſt. Aber eins weiß ich.“

„Was?“

„Daß es ein Unglücksbaum war.“

„Ein Unglücksbaum? Nicht auch vollends!“

„Ja, ein Unglücksbaum.“

„Aber wie kannſt du die Erinnerung an jene Stunde des Glückes mit einer ſolchen Vorſtellung verknüpfen?“

„Es war auch eine unglückliche Stunde.“

„Me miserum!*) Vor einem Augenblick ſagteſt du ja das bare Gegentheil.“

„Was thut man nicht alles einem lieben Manne zu gefallen, um ihm jeden Schatten von Grund zu entziehen, zu glauben oder gar zu ſagen, man ſei eine Widerbellerin.“

„Oh! Oh!“

Nach einer Pauſe ſagte meine Mutter flüſternd:

„Jener ſchreckliche Donnerſchlag, weißt du noch?“

„Freilich, freilich, und ich wiederhole: Zeus donnerte, es war ein glückliches Omen.“

„Ach nein, lieber Fritz.“

„Warum denn nicht, Trudchen? Wie kann man ſo unklaſſiſch denken?“

„Siehſt du, lieber Mann, ich wurde damals ſogleich von trüben Ahnungen erfüllt .... Es hätte auch nicht ſein ſollen, denn .... nun, ich weiß, was ich weiß, und .... kurzum, es ſchickte ſich nicht.“

---

*) Ich Unglücklicher!

„Im Gegentheil, Trudchen", verſetzte mein Vater lachend, „es ſchickte ſich ganz gut, weißt du?"

„Böſer Mann", ſagte meine Mutter, ihr glühendes Geſicht an der Schulter meines Vaters verbergend . . . . „Siehſt du, ſeit unſer Knabe zur Welt kam, haben ſich alle meine unglücklichen Ahnungen beſtätigt. Jene unglückſelige Gewitternacht . . . ."

„Verſündige dich nicht, Gertrud. Dein Liebling Jean Paul würde ſich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, wie gewaltſam du dich anſtrengſt, dir eine ſchönſte Erinnerung zu vergällen. Sieh, Kind, das nenne ich eine Sünde. Aber ich weiß, es iſt dir damit gar nicht Ernſt. Du ſtellſt dich nur ſo an, weil du heute etwas übriges thun zu müſſen glaubteſt, um meiner Diſputirluſt gerecht zu werden. Ich kenne das. Aber komm, es iſt Zeit, daß unſer trojaniſcher Krieg für heute ein Ende nehme. Komm, Trudchen, und küſſe mich zum Friedensſchluß; küſſe mich ſo, wie damals unter der Linde . . . nein, unter dem Traubenkirſchbaum . . . in jener geſegneten Mainacht."

Meine Mutter wollte abwehrend den Kopf ſchütteln, aber es ging nicht recht und, wenn auch zögernd, neigte ſich ihr ſchönes Antlitz doch allmälig gewährend dem des Gatten zu.

„Jetzt oder nie!" dachte ich. „Wart', du verdammter Apfel, ich krieg' dich!"

Und mit einer verzweifelten Anſtrengung ſchnellte ich meinen Oberkörper hinter dem Stamm hervor, weit auf den Aſt hinaus. Aber meine Haſt verdarb alles, mir den Apfelraub und denen drunten noch etwas Beſſeres.

Der unvorſichtige Stoß meines Armes machte zwar den Apfel fallen, aber leider nicht mir in die Hand, ſondern abwärts.

Erſchrocken hinter den Baumſtamm zurückfahrend, hörte ich von drunten einen Plumps. Die elterliche Gruppe ſtob ſo heftig auseinander, daß die Stühle umgeworfen wurden, Vater und Mutter ſchrieen laut auf und in dieſen Aufſchrei miſchte ſich ein helles Kinderlachen.

Derölliſche Apfel war klatſchend in das große Dintenfaß auf dem Tiſch gefallen und hatte die Geſichter und Kleider meiner Eltern mit ſchwarzem Naß reichlichſt überſpritzt.

Ein allerliebſtes Mädchen, meine zwölfjährige Schweſter Hildegard, kam, den runden Strohhut im Nacken, die dunkeln Locken verworren um die Schultern fliegend, über den Raſenplatz geſprungen, ſchlug die kleinen Hände zuſammen und rief lachend:

„Herr Jeſus, Mama, Papa, wie ſeht ihr aus!“

„Garſtig genug, ohne Zweifel“, ſagte mein Vater, ſich eifrig Stirne und Wangen abwiſchend und dadurch den Schaden nur noch größer machend. „Wer hätte geglaubt, daß die Renetten ſchon ſo reif wären?“

Dann ſetzte er hell auflachend hinzu:

„Bei Wodan und Frauwa, Trudchen, du ſiehſt auf und eben einer Schwarzelfin gleich.“

„Aber wenn du erſt dich ſäheſt, lieber Alter“, verſetzte die Mutter und beide ſtimmten ſie in das ſchmetternde Lachen ihres Töchterchens ein.

Unter dem Lärm dieſer allgemeinen Fröhlichkeit bewerkſtelligte ich unbemerkt meinen Rückzug. Nachdem ich mich an der Hinterſeite des Apfelbaumes hatte niedergleiten laſſen, machte ich es ohne Umſtände wie Seume's Kanadier, der „Europens übertünchte Höflichkeit“ nicht kannte und ſich „ſeitwärts in die Büſche“ ſchlug.

## Drittes Kapitel.

Ein Frühgang. — Das Raben-Orakel. — Eine Landſchaft. — Ketzeriſche Anſicht über das Money-making-Dogma unſerer Tage. — „Zieh deine Schuhe aus, denn du trittſt auf heiligen Grund!“ — Keine Regel ohne Ausnahme. — Die Beichte eines weggejagten Lyceiſten.

„Laß los, Berthold! oder ....“

„Sachte, ſachte“, entgegnete eine Stimme, welche nicht die meines Kameraden Berthold war, mit dem ich, wie ſo oft im Wachen, jetzt im Traume in einem heftigen Fauſt- und Ringkampf begriffen geweſen.

„Ah, du biſt's, Vater?“ fragte ich, mir den kriegeriſchen Traum aus den Augen reibend und mich im Bette aufrichtend.

„Ja, Burſch. Steh auf und zieh dich an, aber mach' kein Geräuſch, denn die Mutter ſchläft noch.“

Ich gehorchte raſch, denn der Ernſt auf meines zum Ausgehen angekleideten Vaters Stirne machte jedes Zaudern, Zögern und Fragen unrathſam.

Wir gingen. Als wir an der Schlafkammer meines Schweſterchens vorbeikamen, hörten wir Hildegard drinnen laut ihr Morgengebet ſprechen. Sie mußte trotz unſeres ſachten Auftretens unſere Schritte vernommen haben, denn ſie öffnete ihre Thüre halb, ſtreckte ihr roſiges Geſichtchen heraus und rief uns mit gedämpfter Stimme nach

„Guten Tag! Wohin ſchon? Darf ich nicht mit, Papa?"

„Nein, Kind", erwiderte mein Vater leiſe. „Ich habe mit dem Michel ein Geſchäft vor. Mache deine Zöpfe zurecht, Liebchen, und ſorge, daß die Mutter beim Erwachen einen friſchen Blumenſtrauß auf ihrer Bettdecke finde. Das freut ſie, weißt du?"

Wir ſtiegen vorſichtig die gewundene Treppe hinab und traten durch die Hinterthüre in den Garten hinaus. Während wir den Mittelgang hinabſchritten, machte das kleine Mädchen droben neugierig ihr Kammerfenſter auf, bog ſich heraus und ſang uns mit ſchelmiſcher Stimme die Anfangsworte einer alten Volksballade nach:

„Es ritten zwei Reiter früh am Tag
Durch Nebel und Morgengrauen.
Gilt's einem Feind mit Stoß und Schlag?
Gilt's einer ſchönen Frauen?"

„Die kleine neugierige Hexe!" murmelte mein Vater lächelnd. Aber ſogleich wurde ſein Geſicht wieder ernſt und raſch ausſchreitend winkte er mir, ihm zur Seite zu bleiben.

Unſer Garten wurde durch den Plankenzaun des freiherrlichen Parkes begränzt. Der Vater öffnete mit einem Schlüſſel, den er bei ſich trug, die ſchmale Bohlenthüre, die ſich hier befand. Wir ſchlugen aber nicht den Weg ein, welcher rechtshin nach dem Schloſſe führte, deſſen ſtolze Thürme in einiger Entfernung aus den Baumgruppen hervorragten, ſondern verfolgten in entgegengeſetzter Richtung einen ſchmaleren Pfad. Der Morgennebel ſtrich ſchwerfällig durch die ſchon in ihren bunten Herbſtfärbungen prangenden Baumwipfel und bedeckte rings den Raſen mit ſeinem feuchten Gerieſel.

Wir kamen an dem ſogenannten Krähenhorſt vorbei, einer einſamen Stelle des Parkes, wo von Alters her auf uralten Bäumen eine Kolonie von Krähen und Raben ungeſtört ihre Wirthſchaft trieb. Die Vögel waren ſchon auf und ſchwatzten und krächzten da droben bunt durch einander. Wahrſcheinlich hatten die Thiere meinen Vater gewittert, der ihr großer Gönner war.

„Aha“, ſagte er ſtillſtehend, „die ſchwarzen Herren ſingen ſchon ihre Morgenvigilie und, richtig, da iſt ja auch Se. Gnaden, der Herr Abt.“

Mein Vater behauptete nämlich, das Gemeinweſen dieſer Vögel ſei ganz entſchieden ein klöſterliches, aber das Krähenkloſter ſei ſehr verſtändiger Weiſe ſo eingerichtet wie dem Rabelais zufolge Gargantua dem Bruder Jehan ein Kloſter errichten ließ. Mein Vater nannte daher den uralten Raben, der hart vor uns auf einer der niedrigſten Aeſte einer rieſenhaften Ulme ſaß, nicht anders als Bruder Jehan und begrüßte denſelben auch jetzt mit dieſem Namen.

Der würdige alte Herr, in der Rentei ein oft und gern geſehener Gaſt, erwiderte den Morgengruß ſeines Gönners in ſeiner Manier. Er ſträubte ſeine altersgrauen Halsfedern, reckte den Kopf weit vor, rührte höflich ein wenig die Flügel, blinzelte geſcheid, klappte den Schnabel auf und zu und ſtieß ein recht gemüthliches Kwah-Kwah aus.

„Michel“, ſagte mein Vater ernſthaft zu mir, „frage den Herrn Abt, ob unſer Vorhaben einen günſtigen Erfolg haben werde.“

„Was für ein Vorhaben, Vater?“

„Das geht dich einſtweilen nichts an, Junge.“

Da ich meines Vaters echter Sohn, das heißt ebenfalls nicht ohne eine Ader von Humor war und überdieß triftige Gründe hatte, heute ſehr folgſam zu ſein, that ich, wie mir befohlen worden. Ich ſtellte mich in Poſitur, zog die Mütze, machte einen Kratzfuß und fragte den alten Kerl von Raben:

„Was meinſt du, hochwürdiger Bruder Jehan, wird unſer Vorhaben gut ausfallen?“

Der Herr Abt blinzelte uns nur ſo von der Seite an, ließ ein kurzes, heiſeres Gekoller hören, ſchüttelte verachtungsvoll ſein Gefieder und ſchickte ſich an, den Kopf unter ſeinen rechten Flügel zu ſtecken, als ob er gar nichts davon wiſſen wollte. Dann beſann er ſich eines anderen, lugte meinen Vater wie fragend an und fuhr mit ſeinem mächtigen Schnabel wetzend auf dem Aſt hin und her.

„Ah, Bruder Jehan“, rief mein Vater lachend und in ſeine Rocktaſche greifend, „ich will nicht Hellmuth heißen, wenn du nicht gerader Linie von Odhins Raben Hugin und Munin abſtammſt: ſo klug biſt du. Du weiſt ſicherlich, daß noch zu keiner Zeit ein Gott oder ein Prieſter gratis einen Orakelſpruch geſpendet hat. Sieh da!“

Der Abt hatte kaum den Käſebrocken erblickt, welchen mein Vater zwiſchen den Fingern hielt, als er ſich mit einer Lebhaftigkeit gebärdete, die der klöſterlichen Gravität nicht ganz angemeſſen war. Mein Vater warf ihm den Brocken zu, welchen er geſchickt mit dem Schnabel auffing. Statt aber gierig in die Beute einzuhacken, bewährte jetzt der alte Kerl ſeine Bildung. Er legte den Käſe ſäuberlich auf den Aſt, ſetzte einen ſeiner mit Schwielen bedeckten Füße darauf und nickte mir zu, als wäre er bereit, die verlangte Auskunft zu ertheilen.

„Wiederhole deine Frage, Michel,“ ſagte mein Vater.

Ich gehorchte, das Lachen verbeißend.

Bruder Jehan nahm eine höchſt tiefſinnige Miene an, wiegte den Kopf bedächtig hin und her, ſchloß die Augen, riß ſie dann weit auf, ſchlug mit den Flügeln und ſtieß ein dreimaliges, luſtig gellendes Kwah aus, welches man mit etwelcher Anſtrengung der Phantaſie allerdings für eine bejahende Antwort nehmen konnte.

„Accipe omen, mi fili!“*) ſagte mein Vater und ging weiter.

Mein Vater hatte ganz eigene Anſichten über den Zuſammenhang der Dinge und ſo ſagte er denn, als er bemerkte, daß mir die Begegnung mit dem alten Raben ſpaßhaft vorkam:

„Du brauchſt gar nicht zu lachen, Junge, und kannſt dir bei dieſer Gelegenheit merken, daß es thöricht iſt, zu glauben, die Menſchen hätten, wie man zu ſagen pflegt, alle Weisheit allein gefreſſen. Der Bruder Jehan hat hundert Jahre und vielleicht noch länger gelebt: er müßte keine ſo geſcheide Kreatur ſein, wie er iſt, wenn er ſich über das, was er alles geſehen und erlebt, nicht ſeine Gedanken gemacht hätte. Es iſt etwas Dämoniſches in manchen Thierarten, etwas, was den Thierkult, wie er von mehreren alten Völkern geübt wurde, wahrſcheinlich viel weniger albern und lächerlich erſcheinen ließe, wenn wir genauer darüber unterrichtet wären. Unſere germaniſchen Altvorderen bedienten ſich des Gewiehers der Roſſe zur Orakeleinholung, was einen gar nicht ſehr verwundern kann, falls man bedenkt, daß noch heutzutage manches Pferd mehr denkt und klüger iſt als ſein Reiter.“

---

*) Laß dir das Vorzeichen gefallen, mein Sohn!

Da ich die Art meines Vaters kannte, machte ich mich auf eine einläßliche Abhandlung über das Pferdeorakel der alten Germanen gefaßt — ein Thema, welches mich, offen geſtanden, um ſo weniger intereſſirte, als mich die lebhafte Neugierde plagte, zu erfahren, was denn dieſer frühe Morgengang eigentlich zu bedeuten habe.

Mein Vater ſchien jedoch keineswegs aufgelegt, heute ſein bereits halb und halb geſatteltes germaniſtiſches Steckenpferd zu beſteigen. Er ſchritt mir raſch und ſchweigend voran, abwärts an dem hellen Forellenbach, welcher den kleinen See in der Nähe des Schloſſes ſpeiſt, dann in vielfachen Wendungen den Park durchfließt und da wo er aus demſelben heraustritt, einen ſchönen Waſſerfall bildet, um, noch wild von dem Sprunge über die Felſen, etwas weiter unten auf die Räder der Dorfmühle ſich zu ſtürzen. Dieſe liegt ein paar Büchſenſchüſſe von den zerſtreuten Häuſergruppen unſeres ſtattlichen Dorfes entfernt, in einem engen Thälchen voll maleriſcher Felspartieen. Zwiſchen dieſen und den buchenbekrönten Hügeln windet ſich der Bach in eine finſtere Schlucht hinein, hinter welcher rechts und links hohe, tannenbewachſne Bergwände ſteil anſteigen. Von der Höhe derſelben ſieht man nach Süden und Weſten weit in das offene Land hinaus und kann da und dort den Spiegel des großen Stromes blitzen ſehen, welchem die vielen Waſſer unſerer Berge tributbar ſind. An hellen Tagen macht ſich den dort oben Stehenden am ſüdlichen Saume des Horizonts ein weißer, mannigfach gezackter Streifen bemerkbar, welchen der Unkundige für einen Wolkengürtel nehmen könnte. Es ſind aber die Alpen. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft des großen Eindrucks, welchen ich empfing, als mein Knabenauge zum erſtenmal von dort herab die Alpenfirnen im Strahl der untergehenden Sonne purpurn erglühen ſah. „Iſt dort der Himmel?“ hatte ich damals meinen Vater gefragt. „Ein Stück zur Erde gefallenen Himmels jedenfalls“, hatte er mir zur Antwort gegeben. — Mein Vater lebte und webte in und mit der Natur und er verſäumte keine Gelegenheit, das eigene rege Naturgefühl auch in ſeinen Kindern wach zu rufen und zu nähren. Er lehrte uns in dem Wechſel der Jahreszeiten, in der Geſtirne Auf- und Niedergang, in dem erhabenen Schweigen der Winterlandſchaft wie in der heiligen Stille der Sommermondnacht, im Blüthenjubel des Frühlings wie in der wehmüthig milden Ruhe ſonniger Herbſttage das Walten von Göttlichem erkennen.

Wir überſchritten den Steg, welcher unterhalb der Mühle über den tief in ſeinem felſigen Bett rauſchenden Bach führt, und ſtiegen drüben den Hügel hinan, welcher, an der Weſtſeite des Dorfes weit in das Thal vorſpringend, die ſchöne alte Dorfkirche trägt. Zwei Steinlinden beſchatten die Vorhalle und rings um das Gotteshaus zieht ſich der Friedhof mit ſeinen beſcheidenen ländlichen Denkmalen. Er iſt mit einer Mauer eingefaßt und eine feſte Lage verſchaffte ihm in den franzöſiſchen Revolutionskriegen zweimal die traurige Ehre, blutigen Gefechten zwiſchen den Kaiſerlichen und den Franzoſen zum Schauplatz zu dienen.

Es iſt ein ſtiller ſchöner Platz und könnte einen deutſchen Gray wohl zu einer Dorfkirchhofs-Elegie anregen. Aber die Zeit der Elegieen iſt ja überhaupt vorbei. Von raſtloſer So für die Gegenwart geſtachelt, von unruhvollem Bangen vor der Zukunft gequält, haben die Menſchen nicht mehr Zeit, Vergangenes zu betrauern und zu beklagen. Sie müſſen haſtig leben, fieberhaft haſtig, um in dem ungeheuren Wirbel, in dem athemloſen Wettlauf der Konkurrenz nicht zurückzubleiben. Wie wäre da ein wehmüthig-liebevoller Rückblick auf Geweſenes erlaubt oder auch nur möglich? Laßt die Todten ihre Todten begraben und — ſchon der Prediger Salomo's ſagte es — beſſer ein lebendiger Hund als ein todter Löwe! Man könnte leicht zu dem Glauben kommen, die Hunde hätten ſich das ſeither ſo gut gemerkt, daß ſie gar keinen Löwen mehr aufkommen laſſen.

Ueber die niedrige Einfaſſungsmauer des Friedhofs hinweg hört man drunten im Thalgrund rauſchend die Mühle gehen. Drüben linkshin irrt der Blick in einem Labyrinth von waldigen Bergjochen und kühnen Felskuppen, aus deren bizarrem Durcheinander der Geolog ein Stück Urgeſchichte der Erde herausleſen mag; ſonſtige Beſchauer werden daran ſich erfreuen als an einer maleriſchen Gebirgspartie. Wenden ſie das Auge weiter zur Rechten, ſo dacht ſich dort der Bergzug zu einer Hochebene ab, deren ganzer Raum, von hier aus geſehen, von dem Park eingenommen erſcheint, welcher das Schloß des freiherrlichen Geſchlechtes der Rothenfluh umgibt. Noch weiter rechtshin fällt das Plateau zu einer weiten Niederung ab, in welcher in einem langgeſtreckten Halbbogen das Dorf liegt, deſſen rothbraune Dächer und weißgraue Giebel zur Sommerzeit in dem Blättergrün ſeines Obſtbaumwaldes faſt verſchwinden. Gegen Morgen und Mittag zu läuft das Thal in ein fruchtbares Acker- und Wieſengelände aus, und gegen Abend ſpringt, wie ſchon erwähnt, der Kirchenhügel vor, deſſen ſüdliche Wand mit Rebenpflanzungen bedeckt iſt. Die ganze Dorfmark trägt den Charakter behaglicher Abgeſchloſſenheit und idylliſchen Friedens und dieſer Charakter dürfte noch lange vor Beeinträchtigung um ſo mehr geſchützt ſein, als die etwa eine Wegſtunde entfernt ſüdwärts in der Ebene gelegene kleine Stadt zu den ſtillſten im Lande gehört. Sie war vormals der Sitz eines Domkapitels, einer Deutſchherrenballei und iſt jetzt noch der eines adeligen Fräuleinſtiftes. Von altersher iſt ihr das Gepräge geiſtlicher Beſchaulichkeit geblieben und es hat noch heute gar nicht den Anſchein, als würde ſie deſſelben ſobald, wenn überhaupt jemals, verluſtig gehen. Die Bekenner des Money-making-Dogmas, die Gläubigen der Buſineß-Kirche unſerer Tage, mögen über ſolche „Verrottung" mitleidig die Achſeln zucken; aber irre ich nicht, ſo dürften unſere Nachkommen froh ſein, in der induſtriellen Wüſte dereinſt da und dort noch ſo eine Oaſe anzutreffen, wo keine Dampfmaſchine keucht, kein Lokomotiv poltert, die Kinder nicht ſkrophulös ſind und die Erwachſenen noch rothe Backen haben. Ich habe von unſerer mit Leib und Seele einem dämoniſchen Erwerbstrieb verfallenen Zeit induſtrieller Herrlichkeit genug geſehen, um dieſe Prophezeihung nicht für eine allzu kühne zu halten.

Die Morgenſonne glänzte ſiegreich über den thalwärts gedrückten Nebelſchwaden, als wir den Friedhof betreten hatten. Ihre Stralen ſpielten auch auf den feuchten Blättern der Aſtern und anderer Herbſtblumen, welche einen ſorgfältig gepflegten Grabhügel krönten. Die Zweige einer Trauerweide hingen darüber her und inmitten der Blumen erhob ſich ein einfaches Kreuz von grauem Sandſtein. Auf dem Querbalken waren die Worte:

„Hinc surrectura“ eingemeißelt. Die Stelle war mir wohl bekannt und theuer.

Mein Vater näherte ſich dieſem Orte nie, ohne daß ſeine Züge den Ausdruck ehrfurchtsvoller Trauer getragen hätten. Heute jedoch war ſeine Miene eine beſonders feierliche, und als er nun zu mir ſagte: „Ziehe deine Schuhe aus, mein Sohn, denn du trittſt auf heiligen Grund!“ da klang ſeine Stimme ſo eindringlich, daß ich dem ſeltſamen Befehl ohne Zögern nachkam.

„Lege deine Rechte auf das Grabkreuz“, fuhr mein Vater fort. „Du weißt, hier ſchläft den langen Schlaf eine, die mich und dich ſehr geliebet hat.“

„Deine Mutter, Vater, meine liebe, liebe Großmutter“, verſetzte ich, von dem feierlichen Weſen meines Vaters unwillkürlich mit ergriffen.

„Und erinnerſt du dich noch, Michel, welche Lehre die Gute dir ſo oft eingeſchärft hat, zuletzt noch auf ihrem Sterbebette?“

„Ehre Vater und Mutter und lüge nie!“

„Gut, mein Knabe. Bei der Erinnerung an alle die Liebe, welche dir die Todte erwieſen, bei der Ehrfurcht, welche du ihrem Andenken ſchuldeſt, bei dieſem Grab und bei der Sonne da oben beſchwör’ ich dich und fordere dich auf, mir zu dieſer Stunde die Wahrheit und nur die Wahrheit zu ſagen.“

„Ich will es Vater.“

Die feierliche Beſchwörung wirkte auf mich wie ein Anhauch von Poeſie. Mir war andächtig zu Muthe. Das Bild meiner geliebten Großmutter, der ehrwürdigen Greiſin mit den ſchneeweißen Haaren, ſtand wie leiblich vor mir. Ich glaubte den Blick ihrer noch im hohen Alter ſchönen Augen wieder auf mir ruhen zu fühlen, ſo ſanft und zärtlich, wie er in den Tagen der Kindheit mich behütet, beſchwichtigt, geſegnet hatte.... Ich habe vielfache Urſache, meinem Geſchick mich dankbar zu bezeigen. Schon deshalb, weil es mir eine Jugend gegönnt, deren Glück ſo ziemlich nur von mir ſelber getrübt wurde. Verſenke ich mich in die Erinnerungen jener Jahre, ſo muß ich betonen, daß ich unter dem vielen Guten und Schönen, was das elterliche Haus mir gewährte, auch des ſeltenen Anblicks genoß, daß ſelbſt Schwiegermutter und Schwiegertochter unter einem Dache in beſter Harmonie lebten — gewiß eine Ausnahme von einer leidigen Regel. Nur zuweilen konnte es ſcheinen, als ob ſich für Augenblicke etwas wie Eiferſucht in der Seele meiner Mutter regte, wenn ſie ſah, mit welcher unendlichen Verehrung und Zärtlichkeit ihr Gatte ſeine Mutter behandelte. Mein Vater fühlte das, ſelbſt in jener bittern Stunde, wo ſeine angebetete Mutter in ſeinen Armen ihren letzten Athmenzug verhaucht hatte. Wie im Innerſten gebrochen, ſaß er lange regungslos neben der Todten, ſcheinbar theilnahmlos für alles, was um ihn vorging, theilnahmlos auch für meine Mutter, die mit uns Kindern leiſe weinte. Zufällig aufblickend mochte mein Vater hinter dem Thränenſchleier ihrer Augen etwas wie leiſen eiferſüchtigen Vorwurf erblicken und ſeine Herzensgüte machte ihn die Erſtarrung des bitterſten Kummers überwinden. Er ſtand auf, ging um das Bett herum, neigte ſich zu meiner Mutter herab, küßte ihre naſſen Augen und ſagte weich: „Sie iſt gegangen, aber ſie hat mir dich zurückgelaſſen, Gertrud — es iſt alles gut......“

„Ich leſe in deinen Augen, daß deine Verſicherung aufrichtig gemeint iſt“, fuhr mein Vater fort, mich feſt, aber liebevoll anblickend. „Du kennſt den innigſten Herzenswunſch deiner Mutter, Michel?“

„Ja, Vater. Sie wünſcht, daß ich ein Geiſtlicher werde.“

„Und du? Vermagſt du es? Du biſt jetzt alt genug, um wenigſtens einigermaßen zu begreifen, was es heißen will, ein Prieſter zu werden. Fühlſt du Trieb und Kraft genug in dir, die Pflichten dieſes Berufes auf dich zu nehmen? Vermagſt du es, mein Junge?“

„Ich will es verſuchen, Vater.“

„Der Mutter zuliebe?„

„Der Mutter zuliebe.“

„Knabe, bedenke wohl, was du ſprichſt. Dieſe Stunde kann für dein ganzes Leben entſcheidend ſein. Du ſollſt nicht gezwungen werden.“

„Ich will es freiwillig verſuchen, Vater. Als im letzten Herbſt des Müllers Gregor in der Kirche dort ſeine Primiz hielt und nach beendetem Hochamt alles der Müllerin Glück wünſchte und ſie weinte vor Freude und dann die Mutter an dieſer Stelle zu mir ſagte: ‚Oh, wenn du mir einmal dieſe Freude machteſt, Michel!‘ — da hab ich bei mir beſchloſſen, daß ſie dieſe Freude haben ſoll.“

Mein Vater ſchwieg eine Weile nachdenklich. Ein flüchtiger Schatten ging über ſein offnes Geſicht, und während ſeine Augen mit einem ganz eigen ſorglichen Ausdruck auf mir ruhten, war es, als wollte ein Seufzer ſeine Bruſt ſchwellen. Dann, wie um trüber Gedanken ſich zu entſchlagen, machte er eine haſtige Bewegung und ſagte lächelnd:

„Und um deine Geneigtheit, deiner Mutter Wunſch zu erfüllen, recht deutlich zu manifeſtiren, Michel, haſt du damit angefangen, dir deinen Laufpaß vom Lyceum zu erwirken?“

„Oh“, entgegnete ich ziemlich kleinlaut, „das kam ſo ganz gegen meinen Willen. Es war eine recht dumme Geſchichte, ich ſeh' es jetzt ein.“

„So? Und wie war es denn eigentlich? Wie ging es dabei her? Aufrichtig, Junge, aufrichtig!“

„Es war ſo“, begann ich, allein der Vater unterbrach mich mit den Worten: „Nicht hier, Knabe, nicht hier. Das iſt ein heiliger Ort und er ſoll durch die Beichte eines leichtſinnigen Schülerſtreiches nicht entweiht werden. Ziehe deine Schuhe an und komm.“

Ich gehorchte. Im Weggehen ſtand der Vater noch einmal ſtill und ſagte mit tiefem Ernſt:

„Mein Sohn, ſenke die Erinnerung an dieſe Frühſtunde an dem Grabe deiner Großmutter feſt in dein Herz. Dieſe Erinnerung kann dir eine ſtarke Wehr ſein in Augenblicken, wo die Verſuchungen des Lebens lockend an dich herantreten. Der heutige Morgen ſei dir ein geweihter; laß ſeine Wirkung eine dauernde ſein.“

„Ich will es, Vater“, verſetzte ich, und ich glaube auch heute noch ſagen zu dürfen, daß ich in der That jener Weiheſtunde im Wirbel des Lebens nie ganz vergeſſen, ihre Nachwirkung oft gefühlt habe.

Wir verließen den Kirchhof auf der entgegengeſetzten Seite und ſtiegen den gewundenen Fußweg am ſüdlichen Abhang des Kirchenhügels hinab. Als wir an dem behaglich in ſeinem hübſchen Baum- und Gemüſegarten liegenden Pfarrhof vorüberkamen, wo der Ortsgeiſtliche wohnte, ein ſtattlicher Herr, der zugleich die Würde des Kapiteldekans bekleidete, wurde uns von der rundlichen Jungfer Baſe deſſelben, welche in der ganzen Gegend des unbeſtrittenen Rufes genoß, die weißeſten Hauben zu tragen, die edelſten Spargel zu ziehen und die Weichſelkirſchen am delikateſten „einzumachen", über die niedrige Gartenmauer ein freundlicher Morgengruß geboten. Zugleich lief die gute Baſe hurtig zu dem Frühtraubenſpalier, welches an der Hauswand mit verlockend dunkelblauen Früchten prangte, und im nächſten Augenblick ſtreckte ſie ihre runde Patſchhand über die Mauer herab, eine prächtige Traube haltend, welche in meiner Mütze aufzufangen ich keineswegs läſſig war.

„Iſt der Herr Dekan ſchon auf?" fragte mein Vater die freundliche Spenderin.

Die Traubenbeere, welche ich in den Mund genommen, blieb mir bei dieſer einfachen Frage vor Schrecken in der Kehle ſtecken; denn mir kam plötzlich der Gedanke, der Vater beabſichtige, mich bei dem Herrn Dekan in die Lehre zu geben. Ich hatte vor Sr. Hochwürden einen heiligen Reſpekt und wußte, daß er jedenfalls noch weit kürzeren Prozeß mit mir machen würde, als der Rektor des Lyceums gemacht hatte.

Als daher mein Vater auf die Antwort der Jungfer Baſe, der hochwürdige Herr ſei geſtern Abend ziemlich ſpät von der Kapitelskonferenz heim gekommen und ruhe jetzt noch, ohne weitere Bemerkung ſeinen Weg bergabwärts fortſetzte, wohlete es mir ordentlich. Ich ſollte jedoch bald erfahren, daß ich, ſo zu ſagen, aus einem blos befürchteten Regen unter eine wirkliche Traufe kam.

„Was die Trauben ſchon ſüß ſind!“ ſagte ich, indem ich mir es im Gehen ſchmecken ließ.

„Es handelt ſich jetzt nicht um ſüße Trauben, ſondern um bittere Früchte alberner Streiche“, entgegnete mein Vater.

„Aber koſte doch mal“, ſagte ich, da ich wohl wußte, was für ein Traubenliebhaber mein Vater war.

Ich bot ihm die halb geleerte Traube über den Weg hinüber. Er nahm eine Beere, dann eine zweite; wir blieben ſtehen, und während wir gemüthlich die Gabe des Bakchus mit einander verzehrten, ging folgender Dialog vor ſich.

„Wie war's mit deinem consilio abeundi, Michel?“ fragte mein Vater.

„Ja, ſiehſt du“, erwiederte ich, „der langhalſige franzöſiſche Sprachlehrer iſt eigentlich an der ganzen Geſchichte ſchuld.“

„Der? Wie ſo?“

„Weißt du? ich kann das verhenkerte Genäſel, das Franzöſiſche nicht ausſtehen .....“

„Da haſt du recht, ganz recht .... das heißt, ja, ſiehſt du, das heißt, alles Franzöſiſche taugt keinen Pfifferling .... indeſſen, hm, indeſſen ...“

Ich verbiß ein Lachen über die Verlegenheit meines Vaters, ſo gut ich konnte. Er bemerkte es aber doch und ſagte:

„Wart', du kleiner Schurke, du willſt mich an meiner antifranzöſiſchen Geſinnung faſſen? Was du da von dem langhalſigen Franzoſen vorbringen wollteſt, iſt wohl eitel Fabulei und Firlefanz.“

„Bewahre Gott! Die Sache war ſehr ernſthaft. Der Berthold und ich ...“

„Ja, ja, der Berthold! Das iſt grade ſo ein Burſch wie der Michel. Aber, lieber Junge, bedenke, der Berthold iſt der einſtige Beſitzer der ſchönen Freiherrſchaft Rothenfluh, das heißt, er gehört zu den wenigen, welche nicht zu arbeiten und am Ende auch nicht ſehr viel zu wiſſen brauchen; der Michel aber gehört zu den vielen, welche arbeiten müſſen und daher auch etwas wiſſen müſſen. Doch weiter im Text!“

„Der Berthold und ich waren neulich für drei Stunden in's Carcer geſteckt worden auf Betreiben des Franzoſen ....“

„Der Mann wird ſeine Gründe dafür gehabt haben, meine ich.“

„Er meint es auch. Nämlich er hatte uns, den Berthold und mich erwiſcht, wie wir während ſeiner Sprachſtunde unter dem Subſellio in einem Geſchichtenbuch laſen.“

„In was für einem Geſchichtenbuch?“

„In Fouqué's ‚Zauberring‘.“

„Da wollt' ich, er hätte euch das dumme Buch recht tüchtig um eure dummen Köpfe geſchlagen. Schämt ihr euch nicht, ſolches Zeug zu leſen, auf oder unter dem Subſellio? Bei Wodan und Frauwa, der Fouqué war von jeher ein Phantaſt, ein vollſtändiger Narr. Es hat nie ſolche Ritter gegeben, wie er ſie aus Marzipanteig knetete.“

„Wir konnten aber das nicht wiſſen, der Berthold und ich. Auch war in dem Buche ſo gar viel Schönes von den Schlachtroſſen der Ritter zu leſen.“

„Dummes Zeug, Junge, purer Unſinn. Ich ſag' dir, Fouqué's Gäule ſind Zuckerbackwerk wie alles andere. Aber weiter!“

„Im Carcer machten wir einen Anſchlag, es dem Franzoſen einzutränken …“

„Wirklich? Die Strafe ſcheint ſehr beſſernd auf euch gewirkt zu haben, das muß ich ſagen.“

„Vorgeſtern brachte der Berthold Knallbonbons mit in die Schule und verabredete mit mir, wie wir damit dem Franzoſen einen Tort anthun wollten.“

„Schlingel!“ ſagte mein Vater und zog die Brauen zuſammen, aber ich bemerkte, daß zugleich die humoriſtiſchen Linien um ſeine Mundwinkel leiſe zu zucken begannen, und fuhr daher ungeſchreckt fort:

„Wir hielten die Knallbonbons unter dem Subſellio bereit und ſtellten uns, als ob wir während der franzöſiſchen Sprachſtunde wieder in einem Buch unter der Bank läſen. Der Franzos glaubte, es geſchähe wirklich, kam wie der Blitz herbeigefahren guckte unter die Bank und ſteckte, da er etwas kurzſichtig iſt, den Kopf recht tief in das Zwiſchenfach. Nun riſſen wir im ſelbigen Augenblick die Bonbons entzwei und der Knall ging los, hart vor ſeiner Naſe. Er fuhr zurück und torkelte in ſeinem Schrecken an die große Rechentafel. Dieſe fiel um mit ſammt ihrem Geſtell und Tafel und Geſtell und Franzos kegelte alles bunt über Eck auf dem Boden hin. Es war ein groß Spektakel.“

„Heilloſe Buben!“ murmelte mein Vater, raſch eine Traubenbeere zwiſchen ſeine Lippen ſchiebend, die ſich unwillkürlich zum Lachen geöffnet hatten.

„Der Franzos, als er ſich wieder aufgerabbelt hatte, mit verwirrter Friſur und voll Staub, welſchte ganz verworrenes

Zeug durch einander von attentat und assassinat und machte ſich dann fort, ganz käſebleich."

„Kein Wunder! Schändliche Attentäter, die ihr ſeid! Aber dann?"

„Dann hielt der alte Rektor geſtern im Beiſein ſämmtlicher Profeſſoren und Proceptoren und Schüler ein großes Gericht. Der Franzos mußte ihm ganz ungeheuerliche Sachen vorgeſchwatzt haben, denn der alte Herr war wie ein Berſerker, ganz wie ein Berſerker."

„Berſerker — das iſt gut. Woher haſt du den Ausdruck, Junge?"

„Von dir, Vater. Du haſt mir ja mal von den altnordiſchen Wikingern und Berſerkern erzählt."

„Ja, richtig. Alſo der alte Rektor ſpielte euch nach Verdienſt mit?"

„Er hielt zuerſt einen langen Strafſermon, worin er ſich, wie er ſagte, über die Pflichten eines jungen Menſchen im allgemeinen, dann eines jungen Chriſten im ſpeciellen und endlich eines jungen Menſchen, Chriſten und Lyceiſten im ſpeciellſten verbreitete."

„Das kommt mir nicht eben berſerkerhaft vor."

„Oh, Vater, es kam ſofort beſſer, das heißt ſchlimmer. Der Sermon war bloß langweilig geweſen, hatte ſich alſo noch ertragen laſſen. Als nun aber der Alte . . ."

„Der Alte? Nimm dich in acht, Junge! Gelbſchnäbeln, wie du einer biſt, geziemt es, mit Ehrerbietung von einem Manne zu reden, der in Ehren alt geworden iſt. Bei Wodan und Frauwa, ich ſag': laß mich ſo einen flegelhaften Ausdruck nie wieder hören!"

„Ich wollte ſagen, der alte Herr Rektor ſei dazu verſchritten, uns zu verhören, und da …“

„Da verſuchtet ihr zu leugnen? Schlechte Kerle!“

„Nein. Der Berthold meinte nur, der Herr Sprachlehrer habe aus einem Floh einen Elephanten gemacht …“

„Und du?“

„Ich ſagte, ich könne die Franzoſen im allgemeinen, die franzöſiſchen Sprachlehrer im ſpeciellen und unſern franzöſiſchen Sprachlehrer im ſpeciellſten nicht leiden.“

„Halunke, du perſiſtirteſt den Rektor, was?“

„Es kam mir nur ſo gerade auf die Zunge. Der Herr Rektor wurde ganz roth vor Aerger, und als nun der Berthold ſich noch dahin verlauten ließ, der Monſieur hätte ja auch gar nicht nöthig gehabt, ſeinen Kopf ſo tief in das Subſellienfach zu ſtecken, da …“

„Da?“

„Da vergaß der Herr Rektor ſeine und unſere Würde ſo ſehr …“

„Eure Würde? Wirklich? Burſch, du biſt verrückt? Die Würde von ein paar ſchlingelhaften Lyceiſten? Das iſt groß, bei Wodan und Frauwa! Hoffentlich ſchrieb er euch das Teſtimonium eurer Würde recht leſerlich auf den Rücken.“

„So that er. Als er es aber gar zu arg machte … das ſchadenfrohe Feixen und verhaltene Kichern von allen den kleinen Jungen um uns her war gar zu unausſtehlich … ja, als er es zu arg machte und gar nicht aufhören wollte, da … ich weiß ſelber nicht mehr, wie's kam … der Teufel mußte ſein Spiel haben … kurz, ich bückte mich, erwiſchte den alten Herrn bei den

Beinen und, plumps, lag er rücklings auf dem Boden, mit ſeinem Rohr wild in der Luft herumfuchtelnd.“

Mein Vater räuſperte ſich gewaltig, als wäre ihm ein Traubenkern in die Luftröhre gerathen.

„Nun gab's halt einen großen Tumult“, beſchloß ich meine Beichte. „Alles fuhr ganz wüthend auf mich und den Berthold los. Ich hab' da, glaub' ich, tüchtig um mich geſchlagen, und wenn mir recht iſt, kriegte bei dieſer Gelegenheit auch der Franzos einen Rippenſtoß ab. So gelangte ich zur Thüre und ſchoß hinaus, der Berthold hinterdrein . . . das iſt die ganze Geſchichte, Vater.“

„Nicht die ganze, mit deiner Erlaubniß, Michel. Der ſchmähliche Laufpaß, den man euch nachſchickte, war das Tüpfelchen auf das i, gleichſam die Moral dieſer erbaulichen Hiſtorie.“

„Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant*) — weißt du, Vater?“

„Ich weiß, ich weiß, aber du hätteſt wiſſen ſollen, daß du deiner Mutter durch puerilia der in Rede ſtehenden Art ſchweres Herzeleid verurſachen würdeſt.“

„Das thut mir leid, ja gewiß, Vater, aber . . .“

„Aber ich hoffe und will — hörſt du, Michel? — daß mit dieſem Kraftflegeljahreſtück deine Flegelperiode ein- für allemal zu Ende ſei. Und noch eins hoffe und will ich, daß du vermittelſt beſſeren Betragens deine Mutter dieſen Kummer bald vergeſſen machſt. Man hat nur eine Mutter, Junge, nur eine und auf der ganzen, weiten Welt wird nie ein zweites Herz ſo ſelbſtſuchtslos zärtlich für dich ſchlagen wie das deiner Mutter. Damit genug davon .... So, wie die Sachen ſtehen, thät ich wohl recht, daß ich heute Nacht mich entſchloß, den Gedanken, dich mit dem ſo ſchnöde gekränkten Rektor auszuſöhnen, aufzugeben. Du kannſt nicht mehr auf das Lyceum zurückkehren, es thäte nicht gut. Du brauchſt einen ſtrengen Zucht- und Lehrmeiſter und ſieh, da ſind wir ja vor der Behauſung des Herrn Beneficiaten."

---

*) Knaben ſind Knaben und Knaben treiben Kindiſches.

## Viertes Kapitel.

Von Frauenhänden und von Gelehrten. — Schulmeiſters Fabian. — Der Herr Benificiat Zipfel. — „Wie alt iſt man?" — Das Examen. — Der Freiherr Bodo von Rothenfluh. — Iſolde. — Ein Geſchäftsgeſpräch und ein archäologiſcher Fund.

Wir ſtanden vor einem kleinen Hauſe, das am Fuße des Hügels in einem Garten lag, welcher früher beſſere Tage geſehen hatte. Da war alles verwildert und verwahrloſt, von dem Buchs an, welcher vormals die Wege eingefaßt hatte, bis hinauf zu den Bäumen, welche ſich längſt ihren Feinden, Ephen, Miſtel und Moos auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. Auf den Beeten wuchs und welkte alles durch einander wie — im wörtlichen Sinne — Kraut und Rüben. Dieſe Vernachläſſigung ſchien aber einem Heer von Spatzen, welches ſich da tummelte, höchlich zu gefallen. Die frechen, ſchreienden Diebe gebärdeten ſich, als wäre die Gartenwildniß ihre unbeſtrittene Domäne.

Mein Vater, zwar ein Humoriſt, aber auch ein Mann der

Ordnung, warf einen ziemlich mißfälligen Blick auf Garten und Haus und brummte:

„Da ſieht es verteufelt gelehrt aus, bei Wodan und Frauwa! Dem alten Herrn da drinnen thäte es gut, wenn er ſo 'ne Haushälterin hätte, wie die Jungfer Baſe droben im Pfarrhof eine iſt. Die weiß den Dekan und ſein Haus in Ordnung zu halten. Michel, ich rath' dir, wenn du einmal Pfarrer biſt, ſo mach' es nicht dem Herrn Beneficiaten, ſondern dem Herrn Dekan nach, hörſt du?“

„Ja wohl, Vater.“

„Ein Haus, worin keine Frauenhände walten“, fuhr mein Vater belehrend fort, „wird mit der Zeit nothwendig zu einem Stall. Die Frauen haben ſo ziemlich alle den edlen Ordnungsſinn, unter den Männern nur ſehr wenige. Ja, weibliche Hände im Hauſe, die ſchaffen Ordnung, Zierlichkeit, Anmuth. Das ſüße Gefühl der Heimeligkeit iſt unter einem Dache, wo es keine Frau gibt, gar nicht denkbar. Deßhalb kam es mir auch jeder Zeit in Klöſtern ſo unheimlich vor, geradezu unausſtehlich, ſchon der ganz eigenen, fatalen Atmoſphäre wegen, und ich habe daher nie begriffen, wie Shakeſpeare ſeinen Hamlet zur Ophelia ſagen laſſen konnte: ‚Geh in ein Kloſter!‘ Das war doch eine ſtarke Zumuthung, nicht wahr? und Ophelia hatte ganz recht, in ihrem darauf folgenden Monolog zu behaupten, der Geiſt des Prinzen müſſe verwirrt ſein.“

Mein Vater war nach ſeiner Art im Begriffe, vom hundertſten in's tauſendſte zu gerathen, und ſo glaubte ich denn, er ſei nur in der Zerſtreuung, welche in ſolchen Fällen ihn anzuwandeln pflegte, durch eine Oeffnung in der Gartenhecke geſchritten, welche vor Zeiten durch eine jezt halbvermoderte, nur noch in einer Angel hängende Gartenthüre verſchloſſen war.

„Du willſt doch nicht zum Magiſter Zipfel, Vater?" fragte ich.

„Allerdings, Junge", verſezte er, „und du wirſt dich gewöhnen von jezt an, wenn du von der genannten Perſon ſprichſt, nie anders zu ſagen, als der Herr Doktor oder der Herr Beneficiat."

„Aber er iſt doch auch Magiſter."

„Wohl, aber er hört jene beiden Titel lieber und er hat das beſte Recht darauf."

„'s iſt ein g'ſpäßiger alter Hairle*), Vater."

„Hab' Reſpekt, ſag' ich, hab' Reſpekt! Er iſt ein ſehr gelehrter und ſehr braver Herr. Aber der Ordnungsſinn hat ihm gefehlt. Darum hat er es mit all ſeinem Wiſſen und ſeiner Ehrlichkeit nicht weiter gebracht als zu dem armſäligen Beneficium da, auf welchem er alt geworden. Freilich, wenn er, wie unſere Bauern ſagen, beſſer zu ſeiner Sach' gehalten hätte, könnte er ſo rund und rothbackig ſein wie der Herr Dekan, aber er ließ alles gehen, wie es eben gehen mochte, wenn er nur mit den Augen in ſeinen Büchern wühlen konnte."

„Ja, des Schulmeiſters Fabian ſagte mir, der Magiſter . . . will ſagen, der Herr Beneficiat vergeſſe ob dem Studiren oft ganz des Eſſens und thue ſehr verwundert, wenn er, der Fabian, merken laſſe, daß ſein Magen noch nicht ſo abgerichtet ſei."

---

*) Hairle, Herrle, ſüddeutſcher (ſchwäbiſcher) Provincialismus. Der Pfarrer heißt in meiner Heimat und weitum der Herr par excellence, „der Hairle".

„Siehſt du, Michel, ſo welt- und n[illegible]vergeßlich kann ein deutſcher Gelehrter werden. Lache nicht, Burſch! Es iſt leider in deutſchen Landen eine ſtehende Unſitte, über die Gelehrten ſich luſtig zu machen. Ich meine nicht die Gelehrten, welche an den Höfen ſcherwenzeln und für Orden- und Titelkram und Penſionen ihr Wiſſen und ihre Geſinnung feilbieten, ſondern die, welche oft in beſcheidenſter Stellung, ja häufig ſogar unter Hunger und Kummer das heilige Veſtafeuer der Wiſſenſchaft unterhalten. Wahrlich, mein Knabe, es wird eine Zeit kommen, wo du begreifſt, was es für unſer Vaterland zu bedeuten hat, daß dieſes Feuer rein und hoch lodere. Es iſt unſer höchſter Stolz und Ruhm . . . Doch da ſind wir an der Hausthüre. Warte hier, bis ich dich hinein rufe."

„Mich? Was ſoll ich denn da drinnen?"

„Das wirſt du ſogleich erfahren," gab mein Vater zur Antwort und ging hinein.

Ich blieb zurück, nicht ſehr angenehmen Muthmaßungen überlaſſen. Am Ende gibt dir der Vater den Magiſter zum Lehrmeiſter, dachte ich, und rekapitulirte in der Geſchwindigkeit bei mir alles Bedenkliche, was mein ſanfter und ſtiller Kamerad, des verſtorbenen Dorfſchulmeiſters Fabian, der zum Beneficiaten „aufs Studiren ging", von den Eigenheiten des alten Hairle zu erzählen wußte.

Die beiden kleinen Fenſter der Stube im Erdgeſchoß, welche das Studirzimmer des Magiſters bildete — dieſe beiden Fenſter, durch deren halberblindete, kleine, runde, in Blei gefaßte Scheiben ich ſpäter über Cicero's „De officiis" oder Weckherlins hebräiſche Chreſtomathie hinweg ſo manchen ſehnſüchtigen Blick in den verwilderten Garten hinausſchickte — ſtanden offen und ich hörte von drinnen die knarrende Stimme des Beneficiaten die Begrüßung meines Vaters beantworten. Näher tretend ſah ich den alten Hairle in einem ſehr defekten Großvaterſtuhl an ſeinem altfränkiſchen Schreibtiſche ſitzen, der mit einem Chaos von Büchern und Skripturen bedeckt war. Folianten und Quartanten ſtanden in vom Alter gebräunten Geſtellen von Tannenholz an allen Wänden bis zur Decke hinauf. Selbſt der große Kachelofen war mit ſolchem gelehrten Rüſtzeug beladen. Außer ein paar Stühlen, deren Beine nach der ländlichen Sitte der Gegend vor Zeiten einmal weißgetüncht geweſen, war ſonſt kein Möbel in der Stube zu erblicken. Doch ja, dort am Fuß eines der Büchergeſtelle ſtand noch ein kleiner Tiſch und hinter demſelben ſaß mein Freund Fabian, die Augen auf ein vor ihm liegendes Buch geheftet. Er ſah verſtohlen auf und grüßte mich mit ſeinen guten braunen Augen, die ſich aber ſofort wieder in das Buch ſenkten. Der arme Burſch kam mir mit ſeinem bleichen, reſignirten Geſicht wie ein in die Höhle eines Zauberers Eingeſperrter vor, welcher jede Hoffnung auf Befreiung aufgegeben hat. Und doch war der Fabian eigentlich ein munterer, ſogar luſtiger Junge, der bei meinen und Berthold's muthwilligen Streichen nicht ſelten der Dritte im Bunde geweſen iſt. Aber freilich

> Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
> Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut . . . .

Er hatte ſeinen Vater ſterben ſehen und gehörte zu den Kindern, die nie das Haupt erheben können, ohne den Druck der Armuth darauf zu fühlen. Seine Mutter lebte kümmerlich von dem Ertrag eines Miniaturgütchens, welches ſie einſt ihrem ſeligen

Manne zugebracht hatte und das ſie jetzt mit eigenen Händen bebaute, wobei ihr Fabian getreulich half. Wenn er abends die Bücher zugemacht hatte, ging er mit der Sichel hinaus, um an den Feldrainen Gras für die beiden Kühlein der Mutter zu holen. Wie oft hab' ich ihm Reiſig aus dem Wald oder Heubündel von der Wieſe am Mühlbach oder Garben vom Acker auf dem „Bilges“ heimtragen helfen, daß er ſchneller damit fertig würde und noch ein Abendſtündchen mit uns ſpielen könnte! Denn wir alle hatten den Fabian lieb. Er war beim ganzen Dorf in hoher Gunſt und es galt als ausgemacht, daß er mal ein Hairle werden würde, der alle anderen ausſtechen müßte. Ihren Fabian eines Tages Primiz halten zu ſehen, das war nämlich auch das Ideal ſeiner Mutter, und als der Beneficiat ſich erboten hatte, den talentvollen Knaben zu unterrichten, da ſah die gute Frau dieſes Ideal im Geiſte ſchon verwirklicht. Ihr einziges Kind als Hairle ſehen, das hieß doch wohl den Gipfel mütterlicher Wünſche erreichen. In dieſer Hoffnung mühte ſie ſich unverdroſſen Tag und Nacht, in dieſer Hoffnung war ſie heiter und guter Dinge. Ich möchte ſagen, die geiſtliche Zukunft ihres Kindes habe einen alles verklärenden Schein in die oft ſo trübe Gegenwart dieſer trefflichen Frau geworfen. Sie war eine einfache Bäuerin, aber der religiöſe Gedanke, welcher ſie beſeelte, hatte etwas zugleich Kindliches und Erhabenes. Iſt ja doch, was unſere Titanen des Materialiſmus ſo leichtſinnig überſehen, die Religion überhaupt der Idealiſmus des Volkes. Ich erinnere mich, daß der Fabian und ich in unſeren Kinderjahren in dem niedrigen Stübchen ſeiner Mutter öfter Pfarrer und Miniſtrant ſpielten, wie das in katholiſchen Gegenden unter den Kindern häufig vorkommt.

Fabians frühreifer und überlegener Geiſt imponirte mir ſchon damals ſo ſehr, daß ich ihn, ſeiner Beſcheidenheit zum Trotz, ſtets nöthigte, den Prieſter zu machen, und mich mit der Rolle des Chorknaben begnügte. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſtimmte mein Spielkamerad das „Gloria in excelsis deo!“ ſo ſchön, ich möchte ſagen ſo feierlich rührend an, daß ſeine Mutter ihn unter ſtrömenden Thränen umarmte. Ich habe vielleicht nie wieder einen ſo reinen Ausdruck verzückter Andacht geſehen, wie damals in dem Geſichte der guten Frau, welche in jenem Augenblicke die Erfüllung ihres Muttertraumes ſchon vorwegnahm und deßhalb glücklicher war als alle Königinnen der Erde. Iſt doch mir ſelbſt wohl nie wieder ſo tiefernſt andächtig zu Muthe geweſen wie damals bei jenem Spiele.

Nachdem mein Vater eine Weile mit dem Magiſter verhandelt hatte, kam er ans Fenſter und rief mich hinein. Ich ahnte, daß mein Loos entſchieden ſei und daß ich bald neben dem armen Fabian an dem kleinen Tiſche ſitzen würde. Daher wollt' ich möglichſt keck auftreten, aber ich weiß nicht, wie es kam, der Vorſatz der Keckheit verſchwand mir, als ich beim Eintreten unter der hohen, tiefgefurchten Stirne des alten Hairle hervor ſeine klaren blaßblauen Augen über den zwei ungeheuer großen Gläſern ſeiner in ſchwarzes Schildpatt gefaßten Brille forſchend auf mich gerichtet ſah.

Der Herr Beneficiat ſaß, den Oberkörper in eine ſehr fragmentariſche Soutane gehüllt, mit gekreuzten Armen in ſeinem Großvaterſtuhl. Sein Untergeſtell ſteckte in einem ſchwarzen, das heißt vor Zeiten ſchwarz geweſenen, jetzt aber mehr in's Röthliche ſpielenden kurzen Beinkleid, deſſen Kniebänder nachläſſig offen waren, ſo daß ihm die groben ſchwarzen Strümpfe ungenirt auf die niedergetretenen Schuhe herabſchlotterten, von denen nur noch der eine etwas, was einer Schnalle gleichſah, aufzuweiſen hatte. Seine kleine Geſtalt war nicht nur mager, ſondern geradezu ſpindeldürr und ſein Geſicht mit den vergilbten Wangen, dem ſpitzen Kinn und der dicken Knollennaſe konnte für ausgeſucht häßlich gelten. Dennoch hatte das verſchrumpfte Männchen auf ſeiner Stirn und in den Augen etwas, was nicht nur einem kecken Knaben, ſondern auch anderen Leuten Achtung einflößen konnte und wirklich einflößte.

Es iſt, denke ich eine allgemeine Erfahrung, daß das Antlitz ſolcher, welche ſich unausgeſetzt mit Dingen des Geiſtes befaſſen, einen Geſammtausdruck oder wenigſtens einen Zug gewinnt, welcher ſelbſt dem Roheſten einen gewiſſen Reſpekt aufzwingt. Man kann ſagen, das Ideal laſſe auf den Zügen ſeiner Prieſter einen Abglanz zurück, welchen die Menſchen der gemeinen Wirklichkeit nicht ohne eine Art ſcheuer Ehrfurcht zu erblicken vermögen. Auch auf der Stirne des Magiſters Zipfel lag mitunter etwas von dieſem Abglanz. Man konnte den guten Mann aller ſeiner Pedanterei ungeachtet und trotzdem, daß ihm ſchon ſein Name den Stempel der Skurilität aufdrückte*), nicht lächerlich finden, wenigſtens nicht immer.

---

*) „Zipfel" iſt in meiner Heimat gleichbedeutend mit „Latſche", „Lappe", „Löhle" oder „Tolpatſch", welcher letztere Ausdruck, als ein bekannter, dem hochdeutſchen Leſer einigermaßen andeuten kann, was damit gemeint ſei. Auch der gleichbedeutende Ausdruck „Heimpel" kommt vor.

„Da iſt er, hochwürdiger Herr", ſagte mein Vater bei meinem Eintreten zu dem Beneficiaten.

Ich begrüßte mit möglichſter Höflichkeit den gelehrten Anachoreten, denn für einen ſolchen konnte der Beneficiat gelten, da er ſeine Höhle nie, aber auch gar nie verließ, ausgenommen die paar male in der Woche, wo er in der Kirche ſeine Frühmeſſe leſen mußte. Man ſah ihn dann in ſeinem ſchlotterigen Anzug mit einer Geſchwindigkeit, die etwas Komiſches hatte, über die Wieſe herüber und den Fußweg durch die Weingärten hinauf huſchen — „dɔ witſcht onſer Ficiätle hi", charakteriſirten unſere Bauern den Gang des alten Hairle — und der Meßner und die Miniſtranten hatten, wie ich aus eigener Erfahrung wußte, ihre liebe Noth, den alten Herrn mit Alba, Cingulum, Stola und Meßgewand einigermaßen anſtändig auszuſtaffiren. Alles war ihm zu weit und zu lang und die grenzenloſe Gleichgiltigkeit, womit er ſein Aeußeres behandelte, ſowie ſeine Zerſtreutheit führten oft komiſche Intermezzi herbei, welche ſchlecht zu dem Orte ſtimmten, wo ſie ſtattfanden. Ich hatte in der Zeit von meinem achten bis zwölften Jahre, wo ich Miniſtrantendienſte verrichtete mehrere ſolcher Vorkommniſſe mit angeſehen. Der Beneficiat aber hatte wahrſcheinlich meine werthe Perſon damals nie ſonderlich beachtet und jetzt jedenfalls ſchon lange vergeſſen. Seine Meſſen waren um ihrer Kürze willen berühmt und böſe Zungen wollten ſogar wiſſen, es ſei dem guten Hairle einmal begegnet, daß er das Hauptſtück dieſes Kultaktes, die Konſekration, total vergeſſen oder, wie beſagte böſe Dorfzungen ſich ausdrückten, überhupft habe. Möglich iſt das immerhin, denn der Mann war ein Sonderling jeder Zoll. Er lebte ganz einſiedleriſch. Nur die Ar[illegible] kannten den Weg zu dem verwahrloſten Beneficiathaus. Er gab ihnen, ſo lange irgend etwas Gebbares da war; einmal im Winter einem fechtenden Handwerksburſchen ſein einziges Paar Schuhe von den Füßen weg, was aber der Burſch nicht annahm, weil er, wie er nachher im Dorfe erzählte, es doch nicht habe über's Herz bringen können, den alten g'ſpäßigen Hairle barfüßig zurückzulaſſen. Die Grundſtücke, deren Ertrag das Beneficium des Magiſters ausmachten, hatte er an den Müller verpachtet. Von der Mühle herüber brachte ihm ein alter Knecht das Eſſen und die Müllerin ſchickte ihm auch von Zeit zu Zeit einen neuen Anzug und die nöthige Wäſche. Sie durfte aber das Beneficiathaus ſo wenig betreten als irgend eine andere dem weiblichen Geſchlechte angehörende Perſon. Der Magiſter hegte eine wahre Idioſynkraſie gegen die ſchönere und beſſere Hälfte der Menſchheit. Er gebrauchte, wenn er von den Frauen ſprechen mußte, ſtatt des in unſerer Gegend heimiſchen ländlichen Ausdrucks „Weibesbilder“, den Ausdruck „Weibesſtücker“ und er ſprach das Wort nur mit unſäglicher Verachtung aus.

Nachdem mich der Herr Beneficiat, ohne weiter von meiner Begrüßung Notiz zu nehmen, eine gute Weile über ſeine Brillengläſer hinweg fixirt hatte, ſchob er mit ſeinen knöchernen Fingern die Brille weiter die Naſe hinauf und fragte mich mit ſeiner Raſpelſtimme:

„Wie alt iſt man?“

„Man iſt fünfzehn Jahre alt, Herr Beneficiat“, gab ich zur Antwort.

Mein Vater warf mir einen ſtrengen Blick zu. Die mir unwillkürlich entwiſchte Parodie der magiſterlichen Anredeform „man“ gefiel ihm nicht.

Der Magiſter griff mit Daumen und Zeigefinger ſeiner Rechten in die koloſſale Doſe von Birkenrinde, welche geöffnet neben ihm auf dem Tiſche ſtand, und beförderte die Priſe ſehr umſtändlich in ſeine geräumige Naſe. Dann ſagte er:

„Man iſt ja recht groß und ſtark für ſein Alter. Aber da man volle fünfzehn Jahre alt iſt, dürfte, könnte, ſollte man in disciplinis grammaticis recht ordentlich beſchlagen ſein, und dieweilen man gerade bei der Particula ‚man‘ iſt, ſo kann man mir wohl ſagen, welcher Redeformen der Lateiner und welcher der Grieche ſich bedient, um beſagte particulam teutonicam auszudrücken?“

Dieſe grammatiſche Aufgabe zu löſen, war nun eben keine Hexerei, und deßhalb war ich ſo übermüthig, meine Antwort möglichſt genau in die pedantiſche Redeweiſe des Magiſters einzukleiden. Allein der übermüthige Kitzel ließ bedeutend nach und verſchwand zuletzt völlig, als der alte Herr in dem Examen, welchem er mich unterwarf, Schritt für Schritt in immer ſchwierigere Materien eintrat. Er wußte die examinatoriſchen Daumſchrauben zu handhaben, daß er mir bald das letzte Tröpflein meines philologiſchen Wiſſens auspreßte. So lange das Examen auf lateiniſchem und griechiſchem Gebiete ſich bewegte, ging es noch ſo ziemlich leidlich; als aber das Hebräiſche an die Reihe kam, da lief, wenn ich mich eines heimatlichen Ausdrucks bedienen darf, das Fäßlein meines Wiſſens „kaonig“, das heißt ſpärlich und trübe, ſehr ſpärlich und ſehr trübe.

Ohne eine Miene zu verziehen, überſchüttete mich der alte

Hairle mit einem langſam, aber ſtätig fallenden Wolkenbruch von Fragen über Kamez, Pathach und Saegol, über Kamez chatuph, Cholem und Kübbuz. Dieſe parirte ich noch ſo ſo, la la, aber mit der myſteriöſen Lehre vom Scheva haperte es ſchon bedeutend, und was Dagesch forte und Dagesch lene betraf, ſo ſtellte es ſich heraus, daß meine Vorſtellungen von dieſen Dingen nur aus einem grauenhaften Wirrwar beſtanden. In den ſchauerlichen Regionen der Praefixa und Suffixa fuhr ich mit meinen Antworten ſo zu ſagen nur noch wie mit der Stange im Nebel herum, und als der erbarmungsloſe Inquiſitor mich vollends in die Polargegenden der Kal, Niphal, Pihhel, Puhhal, Hiphil und Hithpahhel führte, da ergab ich mich auf Gnade und Ungnade; denn es flimmerte mir grün und gelb vor den Augen und kalter Schweiß ſtand mir auf der Stirne.

Wenn ich eine verkehrte oder gar keine Antwort gab, und beides war häufig der Fall, ſo ſtieß der Magiſter ein ſchnarrendes „Proh dolor“*) oder „Me Hercule!“ aus und ſah mit einem wunderlichem Kopfruck nach dem Fabian hinüber. Der mußte dann ſtatt meiner die Frage beantworten und er konnte es jedesmal ganz prächtig. Dabei baten mich die Augen des guten Jungen um Verzeihung, daß er in der unangenehmen Lage ſei, mehr zu wiſſen als ich. Aber offen geſtanden, ich hätte ihn zu jener Stunde gern erwürgt und den hölliſchen Magiſter dazu. Es zuckte mir ordentlich in den Fäuſten. Aber dabei blieb es auch, denn der alte Hairle hatte mir gehörig imponirt.

Als er endlich für gut befunden, mich von der Folterbank loszubinden, legte er das eine Bein über das andere und blickte tiefſinnig auf das Bruchſtück nieder, welches eine Schuhſchnalle vorſtellte. Meiner Verwirrung ungeachtet las ich auf der Stirne des Mannes den (übrigens in Fractur geſchriebenen) Gedanken:

---

*) Oh Schmerz!

„Was für ein fünfzehnjähriges Ungeheuer von Ignoranz iſt das?“

Mein Vater, der ſich bislang in Geduld gefaßt, machte jetzt eine Bewegung, welche andeutete, daß er mit der Sache zu Ende zu kommen wünſchte. Wahrſcheinlich war es dem Guten in der gelehrten Höhle nicht viel minder unheimlich als mir.

„Hm, Herr Konſulent“, ſagte Dominus Zipfelius.

„Sie meinen Herr Beneficiat, der Burſch da, der Michel, wiſſe recht vieles, nämlich — nicht?“ fragte mein Vater.

„Multa — permulta — plurima!“ ſchnarrte der Beneficiat, jede Pauſe dieſes Klimax mit einer gewaltigen Priſe ausfüllend.

„Sie haben recht, hochwürdiger Herr; der Schulſack des Burſchen zählt eine Menge von Riſſen und Löchern.“

„Recte, rectissime, domine reverendissime. Man könnte ſogar behaupten, der fragliche Schulſack ſei nur ein Loch.“

„Um ſo mehr iſt es an der Zeit, denſelben tüchtig zu flicken, Herr Beneficiat, und Sie ſind der rechte Mann dazu.“

„Hm“, machte der Alte, und zu mir gewendet, fragte er:

„Will man mir dabei helfen? Will man ſich entſchließen, fürohin eine vitam probam ac diligentem*) zu führen, he?“

„Ich wills verſuchen, Herr.“

---

*) Einen ſittſamen und fleißigen Lebenswandel.

„Bene, optime! Nicht zu viel verſprechen, aber deſto mehr halten. So iſt's recht, ſo gefällſt du mir."

„Oh weh", dachte ich, „die Sache iſt richtig! Er ſpricht nicht mehr per ‚man' mit mir, ſondern duzt mich; er betrachtet mich alſo ſchon als ſeinen Schüler."

In der That, die Sache wurde durch eine kurze Verhandlung zwiſchen meinem Vater und dem Beneficiaten vollends in Richtigkeit gebracht. Schon am Nachmittag ſollte ich meinen Lernkurs im Beneficiathauſe antreten.

Als wir uns endlich verabſchiedet hatten und durch den Garten heimwärts gingen, athmete ich ordentlich neu auf.

„Das iſt ein fürchterlicher Menſch, der Beneficiat" ſagte ich.

„Ah, gelt, der hat dich tüchtig in die Klemme gebracht, Michel?" antwortete mein Vater lachend.

„Was der für Augen machen kann!"

„Er kann noch mehr als Augen machen, lieber Junge. Haſt du bemerkt, wie gründlich der Fabian überall Beſcheid wußte, wo du als Pfuſcher und Stümper daſtandeſt? Der Fabian iſt ein trefflicher Burſch. An dem kann man ſehen, welcher Sporn die Armuth bei edlen Naturen iſt. Befreunde dich recht innig mit dem Fabian, bring' ihn recht oft zu uns in's Haus und, hörſt du, Michel? zeig' im Wetteifer mit ihm, daß du auch nicht auf den Kopf gefallen ſeieſt. Per aspera ad astra!*) lautet der alte gute Spruch."

Da der Vater im Dorf ein Geſchäft hatte, gingen wir an der Südſeite des Kirchenhügels hin und hatten bald die erſte

---

*) Auf rauher Bahn aufwärts!

Häuſergruppe vor uns. Pferdegetrappel machte uns umſchauen und wir ſahen die vielfach gewundne ſchmale Straße, welche nach der Stadt hinabführt, ein Gefährt heraufkommen, in welchem zwei Perſonen ſaßen. Beim Näherkommen deſſelben erkannten wir den offenen Jagdwagen des Freiherrn, welcher die zwei ſtolzen Rappen eigenhändig lenkte. Er zog die Zügel an und begrüßte meinen Vater, aber nicht in der gewohnten jovialen und kordialen Manier, ſondern trocken und mit einer gewiſſen mürriſchen Betonung, welche dem mißmuthigen Ausdruck ſeines Geſichtes entſprach.

In ſeiner gewöhnlichen Verfaßung war dieſes Geſicht nichts weniger als mißmuthig. Zwar verlieh ihm ein gewaltiger Schnurrbart, deſſen ſtark ergraute Enden bis auf die Bruſt ſeines Eigenthümers herabfielen, etwas Martialiſches und es ſtimmte damit die ganze Haltung des Mannes überein, welche deutlich bekundete, daß derſelbe „Dienſt geſehen", ja ſogar gethan habe und nicht nur auf dem Paradeplatz; allein daneben trugen die Züge des Freiherrn das Gepräge einer gutmüthigen Offenheit und einer gewiſſen, ich möchte ſagen jägermäßig „biderben" Lebensluſt, die nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch anderen das Daſein möglichſt leicht und gemüthlich zu machen liebte. Seltſamer Weiſe waren aber in dieſem wettergebräunten Jägergeſicht auch wieder einige Linien, die auf andere Stimmungen und Neigungen hinwieſen. Zwiſchen den früher röthlichblond geweſenen Brauen ſeiner dunkeln Augen lag eine Falte, die auf Jähzorn und jache Entſchlüſſe deuten mochte, und ſo weit der Mund unter dem überhängenden Schnurrbart ſichtbar war, verrieth die Schwingung der Lippen etwas wie gelehrten Eigenſinn. In der That war der Freiherr Bodo von Rothenfluh nicht nur ausgedienter Offizier, großer Jäger und vortrefflicher Landwirth, ſondern auch ein heftiger Alterthümler. Wenigſtens bildete er ſich ein, das letztere zu ſein, und zwar gebärdete er ſich bei jeder Gelegenheit als erklärter Keltomane. In dieſer Eigenſchaft lebte er in ewiger Fehde mit meinem Vater, zu welchem er ſonſt nicht als Herr zum Diener, ſondern vielmehr als Freund zum Freunde ſtand, der aber der freiherrlichen Keltomanie eine ebenſo hartnäckige Teutomanie entgegenſtellte.

Der Freiherr hatte die ſchöne Herrſchaft Rothenfluh von einem kinderloſen Oheim väterlicher Seite geerbt, noch bei deſſen Lebzeiten. Dieſer Oheim, von welchem ſpäter die Rede ſein wird, lebte einſam auf einem alten Felſenſchloß in den Schweizeralpen, wo die Familie ebenfalls ein Gut beſaß. Von dorther ſtammten eigentlich die Herren von Rothenfluh, welche, zur Reformationszeit dem alten Glauben ſtreng anhänglich geblieben, damals vor dem neuen aus ihrer urſprünglichen Heimat entwichen waren und ſich im ſüdweſtlichen Deutſchland angeſiedelt hatten. Von dem alten Freiherr erzählte man ſich wunderliche Dinge und jedenfalls war er ein Sonderling. Vor ſiebzehn oder achtzehn Jahren hatte er ſich plötzlich in die Schweiz zurückgezogen und jeden Verkehr mit ſeiner Familie abgebrochen. Bevor er ging, trat er die deutſche Herrſchaft ſeinem Neffen Bodo förmlich ab.

Dieſer war bis dahin bei einem reitenden Jägerregimente geſtanden, in welchem er unter den Rheinbundstruppen mehrere der napoleoniſchen Feldzüge und dann auch die Befreiungskriege gegen Napoleon mitgemacht; letztere wohl nicht ſehr begeiſtert, denn er war ein ſtandhafter Verehrer des Schlachtenmeiſters, der ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannt hatte. Neben dieſem Orden hatten ſich noch andere auf ſeiner Bruſt angeſammelt, denn ſeine perſönliche Tapferkeit wie ſeine militäriſchen Talente waren anerkannt. Er war noch nicht lange zum Oberſtwachtmeiſter vorgerückt, als ihm das noch nicht ſo bald erwartete Glück zufiel, daß ihn der wunderliche Oheim zum Beſitzer des weitaus größeren und einträglicheren Theils der Familiengüter einſetzte. Er quittirte den Dienſt. Auf ſeinem neuen, ihm bis dahin ſo ziemlich fremd geweſenen Beſitzthum angelangt, traf er meinen Vater unter dem Titel eines Konſulenten als oberſten Verwalter der Herrſchaft. Beide Männer waren offene, ehrliche, liberale Naturen, beide hatten ſich, jeder in ſeiner Weiſe, tüchtig in der Welt getummelt, und da überdies der blühende Zuſtand der Herrſchaft die adminiſtrativen Gaben und juriſtiſchen Kenntniſſe meines Vaters augenſcheinlich bezeugte, ſo entſpann ſich zwiſchen dem neuen Beſitzer und ſeinem erſten Beamten bald eine aufrichtige Freundſchaft.

Dieſes gute Verhältniß wurde noch traulicher und dauernder durch den Umſtand, daß die beiden nicht mehr eben jungen Junggeſellen zu gleicher Zeit mit zwei jungen Mädchen ſich verbanden, welche Herzensfreundinnen waren und blieben.

In einem romantiſchen Thal unſerer Berge lag und liegt noch jetzt das Nonnenkloſter Gnadenbrunn. In den Kriegstrubeln hatte das Kloſter, wie die ganze Gegend, viel gelitten und hatten daher die guten Schweſtern, ihre Exiſtenzmittel zu vermehren, ſich genöthigt geſehen, ein Penſionat zu errichten. Dutzende von Töchtern vermöglicherer Familien von nah und fern erhielten in dieſem Penſionat ihre Erziehung. Bei Gelegenheit eines großen Kirchenfeſtes hatten der Freiherr und mein Vater im Sprechzimmer des Kloſters die beiden Freundinnen kennen gelernt, die ſie bald nachher als ihre Frauen heimführten. Am nämlichen Tage feierten ſie ihre Hochzeit. Wie um die zwiſchen den beiden Familien waltende Harmonie zu bekräftigen, gab dann in einer und derſelben Woche die Freifrau ihrem Gatten ſeinen Sohn Berthold und die Frau Konſulentin dem ihrigen ſeinen Sohn Michel. Ja, drei Jahre ſpäter war der freundliche Zufall noch pünktlicher, denn in einer und derſelben geſegneten Mittagsſtunde brachte mir der Storch mein Schweſterlein Hildegard und dem Berthold ſein Schweſterlein Iſolde. Dieſen ſagenberühmten keltiſchen Namen hatte nämlich der Freiherr ſeinem Töchterchen gegeben, im ausdrücklichen Gegenſatz zu dem echtgermaniſchen, welchen mein Vater dem ſeinigen beilegte.

Aber es muß damals eine recht traurige Zeit auf dem Schloſſe geweſen ſein, denn die Freifrau ſtarb in ihrem zweiten Wochenbette. Der Freiherr brauchte nicht erſt den Wunſch auszuſprechen, meine Mutter möchte ſich ſeiner mutterloſen Kinder annehmen: ſie hätte das ſchon von ſelber gethan. Berthold und ſein Schweſterlein lebten in unſerem Hauſe, bis jener elf und dieſe acht Jahre alt war. Dann erhielt Iſolde eine Gouvernante und ihr Bruder kam mit mir auf's Lyceum, da der Freiherr, welcher ſich nicht wieder verheirathet hatte, von einer hofmeiſterlichen Erziehung ſeines Sohnes nichts wiſſen wollte. Meine Schweſter Hildegard nahm an dem Unterricht theil, welchen Iſolde's treffliche Erzieherin dieſer ertheilte. Die Freundſchaft der Eltern pflanzte ſich in ihren Kindern fort und wie Berthold und ich, ſo waren Iſolde und Hildegard ein Herz und eine Seele. Iſolde insbeſondere hatte ſich gewöhnt, meine Mutter auch für die ihrige anzuſehen. Sie hieß ſie auch ſo und ihr Vater pflegte, wenn das Kind etwas von ihm verlangte, zu ſagen: „Geh erſt deine Mutter, die Frau Konſulentin, fragen.“

Iſolde war in ihrer körperlichen Entwickelung weiter vorgeſchritten als meine Schweſter. Das Kindliche an ihrer Geſtalt und in ihrem Weſen begann ſchon in jene Vorſtufe zur Jungfräulichkeit überzugehen, welche man wohl oder übel die Backfiſchperiode zu nennen pflegt. Aber Iſolde war immer lieb und anmuthig, auch als Backfiſchchen. Wie ſie an jenem Morgen ſo neben dem griesgrämelnden Vater im offenen Wagen ſaß, mußte jeder, welcher etwa das wunderſame Gedicht des alten Gottfried von Straßburg kannte — ich ſelber gehörte freilich damals noch nicht zu den Wiſſenden von dieſer mittelalterlichen Prachtroſe unſerer Dichtung — jeder, ſag' ich, mußte zugeben, daß ſie alle Ausſicht hatte, ſo ſchön und hold zu werden wie Triſtans berühmte Geliebte. Ihre Haare waren in Fülle und Farbe ſchon jetzt ganz iſoldiſch. Dieſe dreifach um Scheitel und Stirne des guten Kindes gewundenen Flechten mußten, aufgelöſ't, faſt den Boden berühren. Die Farbe war nicht genau zu beſtimmen: ſie ſchimmerte, je nach dem Wechſel des Lichtes, in's Röthliche, Aſchblonde oder Bräunliche. Zuweilen lag ein reizender Goldglanz darauf, welcher, verbunden mit dem ſeelenvollen Blicke ungewöhnlich großer Veilchenaugen und dem zarten Inkarnat des feingeſchnittenen Geſichtchens, eine ganz eigenthümliche poetiſche Wirkung that. So war die Schönheit Iſolde's im Keime und dieſer Keim entwickelte ſich ſo herrlich, daß ich zur Stunde noch überzeugt bin, nie, weder in der Kunſt noch im Leben, Schöneres geſehen zu haben als Iſolde von Rothenfluh.

Natürlich betete ich ſie an — wer that es auch nicht? — ſo weit nämlich ein wilder Junge in den Flegeljahren überhaupt etwas anzubeten vermag. Gewiß iſt, daß Iſolde meine Wildheit merkwürdig zu zähmen verſtand, durch ein Wort, durch eine Handbewegung, durch einen Blick. Mit ihrer engelhaften Güte und Milde verband ſie ſchon als Kind eine überraſchende Klarheit im Beobachten und Denken und eine bedeutende Feſtigkeit des Charakters. Daher der große Einfluß, den ſie auf alle übte, welche ihr nahe traten. Ach, dieſer Einfluß ſollte ſich nur an einem nicht bewähren, den innigſte Bande des Blutes mit ihr verbanden.

Wie der Freiherr heute eine ungewöhnliche Miene zeigte, ſo ließ auch das Geſicht ſeiner Tochter den gewohnten Ausdruck ruhiger Heiterkeit vermiſſen. Iſolde hielt ihren großen runden Strohhut vor ſich auf den Knieen und ſo konnte ich deutlich wahrnehmen, daß ſie nachdenklich und traurig ausſah. Als ſie mich erblickte, war ein leiſer Vorwurf in ihren Augen zu leſen und dieſe ſchönen, guten Augen waren trübe vom Weinen.

„Das iſt heute ein Tag, welchen die Römer ſchwarz im Kalender anſtreichen würden", dachte ich.

„Sie kommen ſchon von der Stadt herauf, gnädiger Herr?" fragte mein Vater, an den Wagen tretend.

Der Freiherr ließ nach ſeiner Gewohnheit beim Sprechen die Zipfel ſeines Schnurrbarts durch die Höhlung ſeiner linken Hand gleiten und warf mir unter dem Schilde ſeiner Jagdmütze aus grauem Filz hervor einen nicht ſehr freundlichen Blick zu, obgleich er mich ſonſt ſo gern hatte, daß er mir nicht ſelten einen höchſten Beweis ſeiner Gunſt gab, den, mich für eine Stunde oder zwei ſein Lieblingspferd reiten zu laſſen, was er nicht einmal dem eigenen Sohne geſtattete.

„Ja, komme aus der Stadt", gab der Freiherr zur Antwort, meinem Vater die Hand bietend. „Habe dort einen auf die Poſt geliefert."

„Einen?" fragte mein Vater.

„Einen, ſag' ich, Konſulent. Können's den rothen Augen des Mädle da anſehen, was für einen .... Hör' mal auf, Soldchen, hör' auf zu flennen, 's iſt nicht der Mühe werth. Himmelkreuzſternmillionen —"

Und der edle Freiherr machte ſeinem Unmuth in einer jener populären Redensarten Luft, die man im gewöhnlichen Leben Flüche nennt und die ihm von ſeiner Soldatenzeit her anhafteten. Er beſaß eine große Virtuoſität in der Kompoſition ſolcher Formeln und brachte es mitunter bis zu achtzehn- und zwanzigſilbigen. Gewöhnlich hielt er auf halbem Wege inne mit Beifügung eines „und ſo weiter".

„Sie werden doch nicht Ihren Sohn, den Berthold ..."

„Ja", fiel der Freiherr meinem Vater in's Wort — „eben den Thunichtgut, den Berthold, hab' ich auf die Poſt ſpedirt. Iſt jetzt allbereits auf dem Wege nach der Reſidenz. Iſt Zeit, hohe Zeit, daß der Junge mal tüchtig geſchnitzelt werde."

(In Parentheſe ſei bemerkt, daß der Freiherr, ſtatt „erziehen" zu ſagen pflegte „ſchnitzeln", provinzielle Form für „ſchnitzen".)

„Soll als Regimentszögling in das Ulanenregiment treten, welches früher mein leichtes Jägerregiment zu Pferde war, wiſſen

Sie! Hab's meinem alten Kameraden, dem Oberſt, will ſagen General, geſchrieben. Schrieb ihm, der Burſch müſſe reglementariſch zuſammengenommen werden. Soll erfahren, was militäriſche Dreſſur und Diſciplin iſt. Werden ihm auf dem Drillplatz und in der Manège die Mucken ſchon vergehen — Bombenſplitterdonnerwetter und ſo weiter. War ſchnell reſolvirt, als ich geſtern die ſaubere Depeſche vom alten Rektor kriegte. Mantelſack gepackt, aufgeſeſſen, marſch!"

„Jetzt wollt' ich aber halt gleich, daß der Teufel alle Rektoren holte!" dachte ich, als mir dieſe Auslaſſung des Freiherrn die Erklärung gab, warum mich die verweinten Augen Iſolde's ſo vorwurfsvoll angeblickt hatten. Sie ſah in mir den Mitverurſacher der plötzlichen Trennung von dem geliebten Bruder.

Während ich den erwähnten frommen Wunſch im Gemüthe wälzte, ſagte mein Vater:

„Das war ein ſchneller Entſchluß, gnädiger Herr."

„'s mußte ſo ſein, Konſulent. Hab' das Plänkeln nie leiden können. Immer drauf und dran! Das bricht ein Loch in's Quarrée. Wollte mir zwar auch was über's Herz kriechen, als der Junge und das Mädle da mitſammen flennten, aber — dummes Zeug! Der Burſch mußte fort. Sollte ja doch Dienſt ſehen; alſo je früher, deſto beſſer. Werden ihn beim Regiment ſchon gehörig ſchnitzeln."

Sprach's, wies mit dem Ende des Peitſchenſtiels auf mich und fügte hinzu:

„Und was fangen Sie mit Ihrem Schlingel da an, lieber Freund?"

Das Blut ſchoß mir vor Zorn in's Geſicht, mich ſo kavalièrement als Schlingel behandelt zu ſehen, und noch dazu im Angeſicht Iſolde's.

„Ich habe den Burſchen ſo eben dem Herrn Beneficiaten übergeben“, entgegnete mein Vater.

„Dem Beneficiaten, was? Glauben Sie denn, der alte Taps habe das Zeug, ſo 'nen hagebuchenen Kerl zu ſchnitzeln?“

„Allerdings. Fragen Sie nur den Michel ſelbſt.“

Der Freiherr drehte ſeinen Schnurrbart und warf mir die Frage zu:

„Hat er das Zeug, Junge?“

„Es wird wohl ſo ſein“, brummte ich.

„So, es wird wohl ſo ſein, meinſt du? Was der arme Sünder verſtockt dreinſieht — Milliardenſixſtern und ſo weiter. Und Sie bleiben alſo dabei, Konſulent, aus dem da einen Pf . . . . . will ſagen einen Hairle zu machen? Hat ſich ſehr geiſtlich aufgeführt auf dem Lyceum, das muß ich ſagen . . . . Doch von was Anderem zu reden, Konſulent, war der Dings da, der Spekulant oder Fabrikant, was er iſt, wieder bei Ihnen?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und Sie meinen noch immer, daß wir auf ſeinen Vorſchlag eingehen ſollten?“

„Gewiß. Das Kapital liegt einmal da und iſt dermalen keine günſtige Zeit, es in Grundbeſitz anzulegen. Das vorgeſchlagene Unternehmen muß gewinnbringend ausfallen, es kann gar nicht fehlen. Der Mann bietet meines Erachtens ausreichende Garantieen. Er iſt ein geriebener Geſchäftsmann.“

„Hm, Konſulent, mir will ſcheinen, er ſei nicht nur gerieben, ſondern durchtrieben. Sein Geſicht gefällt mir nicht.“

„Die Phyſiognomik iſt eine trügeriſche Wiſſenſchaft, gnädiger Herr. Das hat, wie Sie wiſſen, ſchon ihr Gründer Lavater zu ſeinem Schaden und Spott erfahren müſſen."

„Sie ſind doch ſonſt ſo vorſichtig, lieber Freund; wie kommt es, daß Sie in dieſem Falle ſo ſchnell Vertrauen faßten?"

„Das kommt daher, daß unſer Mann offenbar ein induſtrielles und kommerzielles Genie iſt. Als ich ihn letzten Sommer auf meinem Ausflug in die Schweiz kennen lernte, eröffnete er mir ganz neue Einblicke in die induſtrielle Bewegung, welche in jenem Lande viel weiter vorgeſchritten iſt als bei uns und in einem großen Theile von Deutſchland überhaupt. Man wird ſich, glaube ich, darein finden müſſen, auch dieſſeits des Rheins an dieſem Aufſchwung der Induſtrie theilzunehmen, obgleich ich zugebe, daß es noch fraglich, ſehr fraglich ſein mag, ob eine rein bäuerliche Bevölkerung nicht glücklicher ſei als eine induſtrielle."

„Darauf will ich alle Eide ſchwören, Konſulent. Ich hab' voriges Jahr in Belgien mit eigenen Augen das induſtrielle Heil geſehen, Fabrikpack — puh! Nein, bewahr' uns Gott in Gnaden, daß ſolcher Gräuel jemals über unſere ſchönen Thäler komme."

„Das iſt vor der Hand auch gar nicht zu befürchten, gnädiger Herr, und überhaupt handelt es ſich im vorliegenden Falle keineswegs darum, hier bei uns induſtrielle Etabliſſements einzuführen, ſondern nur darum, drüben in der Schweiz ein gerade müſſiges Kapital in einem derartigen Unternehmen nutzbringend anzulegen."

„Sie trauen alſo dieſem Menſchen?"

„Ja. Ich hatte Gelegenheit, an Ort und Stelle Erkundigungen über ihn einzuziehen. Man rühmte mir ihn allgemein als einen ſpekulativen Kopf, als einen in vielen Geſchäftszweigen außerordentlich gewandten und dabei raſtlos thätigen Mann."

„Aber auch als einen ehrlichen, was?"

„Auch als einen ehrlichen. Würde ich mich ſonſt irgendwie mit ihm eingelaſſen haben? Wie Sie wiſſen, habe ich ihm aus eigenen Mitteln ein Kapital in's Geſchäft gegeben. Die Intereſſen, welche daſſelbe abwirft, ſind ungewöhnlich bedeutend."

„Konſulent, Konſulent, ich glaubte bislang, Sie wären der letzte Menſch, welcher ſich vom Geldteufel blenden laſſen würde."

„Das thu' ich auch nicht! aber wo iſt denn der Mann, der einem völlig gerechtfertigten Gewinn aus dem Wege gehen möchte? Ueberdies wiſſen Sie, ich bin bedeutend älter als meine Frau und .... kurz ich wünſche, daß Gertrud auch als Wittwe mal zu leben im Stande ſei, wie ſie es gewohnt iſt."

„Hm, Konſulent, ich denke, die Frau Konſulentin wird auch als Wittwe unter allen Umſtänden leben können, wie ſie es gewohnt iſt, ſo lange ein gewiſſer Bodo von Rothenfluh oder irgend eine Perſon dieſes Namens da iſt."

„Dank, Dank, mein gnädiger Herr und Freund! Ich weiß, ede Silbe der guten Worte, welche Sie da ſprachen, kam aus dem Herzen. Um aber auf das Geſchäft zurückzukommen ...."

„Hole der Henker das Geſchäft! Ich verſtehe keinen Pfifferling davon und, wie geſagt, das Geſicht des Mannes gefällt mir nicht."

„Das beklage ich und möchte wünſchen, er hätte, um dieſen Stein des Anſtoßes zu beſeitigen, einen Schwager hergeſchickt, welcher eines der redlichſten Geſichter beſitzt, die man ſehen kann."

„Iſt dieſer Schwager auch mit im Geſchäft?“

„Freilich. Er iſt der eigentliche Techniker, wie ſeiner Frau Bruder der eigentliche Spekulant in dem gemeinſchaftlichen Geſchäft iſt. Daſſelbe hat ſich ſeit Jahresfriſt wieder bedeutend erweitert, wozu die herrliche Waſſerkraft, in deren Beſitz die beiden Schwäger ſind, ſo zu ſagen dringend aufforderte. Neben der Spinnerei iſt jetzt auch eine mechaniſche Weberei in Betrieb geſetzt und eine Maſchinengießerei iſt im Bau begriffen. Auch für ein Laboratorium zur Verfertigung chemiſcher Produkte ſind bereits die Pläne entworfen.“

„Das alles muß ja ein Heidengeld koſten.“

„Trägt aber auch ein Heidengeld ein, wenn mal alles in Thätigkeit iſt.“

„Das glaub' ich, aber ich wills doch noch mal beſchlafen, bevor ich ein ſo großes Kapital, wie das geforderte, einem Menſchen mit einem Geſicht anvertraue, welches mir, zum dritten mal geſagt, nicht gefällt. Sie ſind alſo dafür, wie?“

„Allerdings, und mit welchem Vertrauen, mag Ihnen der Umſtand bezeugen, daß ich ſo ziemlich entſchloſſen bin, all' mein Erſpartes bei den unternehmenden Schwägern anzulegen.“

„Das könnte freilich auf meinen Entſchluß bedeutend einwirken. Nun, wir wollen morgen die Sache mitſammen überlegen. Heute bin ich zu ſolchem nicht aufgelegt. Will in den Wald, will jagen, bin — im Vertrauen geſagt — nach etwas Beſſerem auf der Spur als einem Fuchs oder Bock.“

Der Freiherr zwinkerte, indem er dieſes ſagte, liſtig mit den Augen und machte ein ſehr geheimnißvolles Geſicht.

„Ach, gnädiger Herr, Sie meinen doch nicht etwa die problematiſche Mithrashöhle?“

„Die problematiſche? Nein. Aber die wirkliche, ja. Siebenundſiebzig Schock blitzblaue und ſo weiter. Ich habe die Höhle entdeckt, ich! Ja, Konſulent, Sie ungläubiger Thomas, der Sie wiſſen wollten, daß nie eine römiſche Legion hierherum geſtanden, ich ſage Ihnen, die Höhle iſt da, oder beſſer die Grotte, denn 's iſt 'ne Art Grotte, 'ne richtige Mithrasgrotte, ſo wahr ich Bodo heiße.“

Ich ſpitzte die Ohren bei dieſer Wendung des Geſpräches. Der Freiherr tummelte ſein Steckenpferd der Alterthümelei und ich wußte gar wohl, auf welchem Terrain das gegenwärtige mit Vorliebe geſchah. Es war damals eine gelehrte Mode, den Spuren der durch die Römer vermittelten Verzweigungen altorientaliſcher Kulte im weſtlichen Europa eifrig nachzugehen, und der edle Freiherr machte dieſe Mode redlich mit.

„Sie haben eine Mithrasgrotte entdeckt, gnädiger Herr?“ fragte mein Vater. „Wirklich? Hier bei uns?“

„Ja, wirklich und hier bei uns.“

„Wo denn?“

„Eigentlich ſollt' ich Ihnen das noch nicht ſagen, aber Sie mögen's immerhin wiſſen. Die Grotte befindet ſich im Weißachforſt.“

„Im Weißachforſt? Alle Welt! Wer hätte das gedacht! Und Sie haben auch den Mithrasſtein gefunden?“

„Noch nicht. Aber daß einer in der Höhle ſein muß, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Werde dieſer Tage ſcharf nachgraben laſſen. Aber was lacht denn der Junge?“

Ich lachte wirklich, denn als ich ſah, wie die beiden Alterthümler über die fragliche Mithrasgrotte in Feuer geriethen, kitzelte mich der Einfall, dem Freiherrn einen Poſſen zu ſpielen. Ich war nämlich damals noch ein ſo ſchlechter Chriſt, daß ich es entſchieden mehr mit der altteſtamentlichen Rachepraxis als mit der neuteſtamentlichen Vergebungstheorie hielt. Der Freiherr hatte mich angeſichts ſeines Töchterleins, welches heute ohnehin gar nichts von mir wiſſen zu wollen ſchien, einen Schlingel und armen Sünder genannt — das ſollte ihm nicht ſo hingehen, dem Gott Mithras ſei Dank!

Der Freiherr ſagte endlich dem Vater Adieu und trieb ſein Geſpann an. Im Fortrollen deſſelben konnte ſich Iſolde in ihrer Herzensgüte doch nicht enthalten, halb zurückgewendeten Kopfes mir einen recht guten und tröſtlichen Blick zuzuwerfen. Aber ich war nun auch ſtolz und that, als ob ich von dieſer Freundlichkeit keine Notiz nähme.

Daheim traf ich ebenfalls rothgeweinte Augen und zwar in dem allerliebſten Geſichtchen meines Schweſterleins. „Denke dir's“, ſagte das kleine Ding mit gepreßter Bruſt, „denke dir, der Berthold iſt fort und hat nicht einmal Abſchied von uns genommen. Iſt das nicht traurig?“ — „Na“, verſetzte ich großartig, „es hat ſchon mancher dumme Junge fortgemußt und dumme Mädchen haben hinter ihm drein geſlennt und der Himmel iſt deshalb noch nicht eingefallen.“

„Wie du nur heute wieder biſt!“ ſagte die Kleine, mich mit ihren verweinten Augen groß anſehend.

## Fünftes Kapitel.

Landjugend. — Von meinem Vater. — Ein humoriſtiſcher Sprung — Don Murr. — Die „Strickſtunden“ meiner Mutter. — Skrupel einer Nonne. — Klaſſiſche Entzückungen des alten Hairle. — Ein unfrommer Betrug — Oh, du Kinderzeit!

Ich habe die Sentimentalität meiner Weltperiode nie ſo vollſtändig vergeſſen können, daß ich in Städten, beſonders in großen, einer Schar von Kindern begegnend, dieſelben nicht herzlich beklagt hätte. Auch in Städten, ich gebe es zu, mag die Kinderzeit ihre Poeſie haben, aber ich bin ſtandhaft der Anſicht, daß ſie ſich mit einer auf dem Lande verlebten Kindheit nicht meſſen könne. Hier, wo man die Natur ſo zu ſagen aus erſter Hand hat, ſind die Beziehungen des Kindes zum Naturleben viel unmittelbarer und inniger, und wo nicht die Schlange der Armuth das Paradies der Jugend allzufrühzeitig und allzu zudringlich vergiftet, wird dieſes in der Erinnerung eines Landkindes immer heller leuchtend ſtehen bleiben als in der eines Stadtkindes. Natürlich! Die werkeltägige Proſa des Lebens muß ſich dem Stadtkinde viel früher aufdrängen als dem Landkinde, deſſen Sinn viel länger friſch, deſſen Vorſtellungen viel länger naiv bleiben. Es gibt einen deutſchen Dichter, Jean Paul, der dieſe ländliche Friſche und Naivetät bis in ſein Alter bewahrte. Der große Humoriſt war trotz ſeiner etwas wirrſäligen Gelehrſamkeit, die er vielleicht mitunter allzu gern zeigte, eigentlich ſein Lebenlang ein „ernſthaft ſpielend Kind.“

Meine Jugend blieb, ungeachtet ich jetzt den weitaus größeren Theil des Tages hindurch unter der ſtrengen Aufſicht eines pedantiſchen Lehrmeiſters ſtand, noch immer eine ländlich glückliche. Zu der Pedanterei des Beneficiaten, welcher ſo unerbittlich an meinem Schulſacke flickte oder denſelben vielmehr ganz neu zuſchnitt, daß ich mich endlich damit ſehen laſſen konnte, bildete die humoriſtiſche Bonhomie meines Vaters einen wohlthätigen Gegenſatz. Ich vergaß alle grammatikaliſchen Leiden, alle ſyntaktiſche Plackerei, welche ich die Woche über ausgeſtanden, wenn er, wie er zu thun gewohnt war, in der Frühe eines ſchönen Sonntagsmorgens mit uns Kindern hinausging in die thauige Friſche und uns das ewige Buch der Schönheit leſen lehrte, in welchem unſere Heimatgegend ein ſo anmuthiges Blatt darſtellte. Bei ſolchen Wanderungen brach die Poeſie, welche in meinem Vater lebte, ohne daß er Verſe ſchrieb, hervor, wie nach einem ſchönen Worte Immermanns, „die Thräne aus der Rebe im Lenz“, und oft noch ſummt mir die Strophe eines mir unbekannten Dichters im Gedächtniß, welche ich ihn an ſo einem Sonntagsmorgen, als wir die Sonne glorreich über unſere Berge aufgehen ſahen, glänzenden Auges vor ſich hin ſprechen hörte:

Sonnentragend, hauptverneigend
Trinkt der Hochwald Nebelflut,
Bergesmütter halten ſäugend
An die Bruſt die Quellenbrut.
Weltumkreiſend, Allbeſieger,
Kommt der Tag triumphend her;
Bunte Wolken, ſeine Tiger,
Taumelnd, lächelnd reitet er“

Mein Vater war Pantheiſt. Er fühlte in allem und jedem den Athem der großen Weltſeele. Wenn er uns von dem religiöſen Fühlen, Vorſtellen und Thun der heidniſchen Altvorderen erzählte, ging etwas wie Rauſchen der alten Götterhaine, wie uralter Waldgeruch durch ſeine Rede. Es wurde dann ſeinen Zuhörern ſo andächtig zu Muthe, wie ihm ſelber war. Sein Gedächtniß war ein unerſchöpfliches „Wunderhorn“ alter Sagen, Mythen und Lieder. Wenn meine Schweſter Hildegard, die unſerer Mutter klare, hohe und reine Stimme geerbt, im Verein mit ihrer Freundin Iſolde, welche einen prächtigen Alt beſaß, dem Vater ſo ein echtes altes Volkslied ſang, ging ihm das Herz auf. Er liebte die Muſik leidenſchaftlich. Meine Mutter unterrichtete den Fabian und mich im Klavierſpiel, während meine Schweſter dieſes Inſtrument und das nach meinem Gefühle noch ſchönere, die Harfe, zugleich mit Iſolde auf dem Schloſſe ſpielen lernte. Da haben wir denn dem Vater an manchem Abend mit einem improviſirten Koncert die Stirne geglättet.

Und das war zuweilen nöthig, denn wie alle humoriſtiſchen Naturen bewegte ſich auch die meines Vaters in Gegenſätzen. Sein urſprünglich brauſendes Temperament war zwar allmälig durch die Jahre ſehr geſänftigt worden, aber mitunter ſchlug ſeine Sanguinität immer wieder durch die ruhige, ich möchte ſagen behagliche Gefaßtheit, welche er ſich allmälig angewöhnt hatte. Daraus erklärt ſich denn auch der Feuereifer, womit er ſich plötzlich für die beginnende induſtrielle Bewegung der Zeit intereſſirte. Wenn ſonſt in ſeinen Mußeſtunden Bücher wie Goethe's Werke oder die Forſchungen unſerer großen Germaniſten kaum aus ſeinen Händen gekommen waren, ſah man ihn jetzt häufig über nationalökonomiſchen und techniſchen Schriften brüten und er ließ es ſich angelegen ſein, auch mir einigen Geſchmack an ſolchen Werken beizubringen. Ich erinnere mich, daß ich mich ihm zuliebe einmal durch einen dicken Wälzer über Maſchinenkunde mit Ach und Krach durchfocht und dann auf ſein Befragen nicht verhehlte, daß ich mich ob dem Ding ſchrecklich gelangweilt habe. Das alles, meinte ich, ſei doch grauenhaft maſchinenmäßig. „Ja“, verſetzte er und ſeine munteren Augen wurden dabei ganz traurig, „ja grauenhaft maſchinenmäßig, das iſt wahr. Armer Junge, ich fürchte, du wirſt ein eiſernes Zeitalter erleben, eine Zeit, wo die Maſchinen mehr gelten werden als die Menſchen.“ Und nach einer Pauſe ſetzte er ſchwermüthig hinzu: „Es iſt ſeltſam und erſchreckend, wie die materiellen Intereſſen alles zu zerreiben, zu verſchlingen drohen. Du verſtehſt mich jetzt noch nicht, Michel; aber es wird ein Tag kommen, mein Knabe, wo du meine Beſorgniß vor dieſer alles und alle beſtrickenden Macht des materiellen Beſitzes begreifen wirſt. Du biſt jetzt nachgerade alt genug, um einzuſehen, daß die alte Zeit nicht ſo gut und ſchön und roſenfarben war, wie der Phantaſt, der Fouqué, und andere Thoren ſeiner Art ſie geſchildert haben; aber ſie verehrte doch noch Götter, ſie huldigte Idealen, wenn auch oft in bizarren und groteſken Formen. Schon unſere Gegenwart dagegen ſetzt eine ſo altkluge Miene auf, als wäre aller Kultus des Schönen, des Heiligen als eine abgethane Kinderpoſſe nur ſo in die Rumpelkammer der Weltgeſchichte zu werfen, und wenn das ſo fortgeht, werden die Menſchen bald thun, als gäbe es gar keine ideellen Lebensmächte mehr. Dämon Mammon wird ihnen die Götter erſetzen. Neulich ſah ich ihn nachts im Traume. Ob der in eine ungeheure qualmende Eſſe verwandelten Erde laſtete er, ein rieſiges Scheuſal, ein Weltalp, und mit ſeinen ſchwarzen Rieſenfledermausfittigen ſtreifte er einen ſchönen Stern nach dem andern vom Himmelsgewölbe. Es war ein böſer Traum.“

Solche trübe Stimmungen des Vaters waren aber vorübergehend und manchmal rettete er ſich aus denſelben mittels eines plötzlichen humoriſtiſchen Sprunges. So auch eines Tages, etwa ein Jahr nach meiner lyceiſtiſchen Kataſtrophe, als ich, einen Auftrag des Freiherrn zu beſtellen, abends den Vater auf ſeinem Geſchäftszimmer aufſuchte. Er war nicht allein, denn an der Thüre ſtand ein junger Bauerburſch, in der linken Hand einen verſchloſſenen Korb tragend, aus welchem ein halblautes Geſcharre und Gepiepe kam, und mit den Fingern ſeiner Rechten verlegen ſeine pelzverbrämte Mütze drehend. Mein Vater ſaß mit aufgeſtemmten Ellenbogen hinter ſeinem großen Aktentiſch und ſtarrte in einen vor ihm liegenden Brief. Seine Brauen waren zuſammengezogen und ſein Blick hatte einen ſo ſeltſam wilden Ausdruck, wie ich noch nie an ihm wahrgenommen hatte.

„Vater“, begann ich, „der gnädige Herr läßt dich grüßen und . . .“

Er ſah auf, blickte mich ſtarr an und ein ſchwerer Seufzer brach laut über ſeine Lippen.

„Was ſoll's?“ fragte er rauh.

Ich ſagte, was ich zu ſagen hatte, aber er nahm offenbar wenig oder gar nicht Notiz davon.

„Iſt dir unwohl?“ fragte ich, da ich bemerkte, daß ſein ſonſt ſo geſund rothes Geſicht ganz fahlblaß war.

Er winkte nur abwehrend mit der Hand. Da bemerkte er den unglücklichen Bauerjungen an der Thüre, und als bedürfte das Gewitter in ſeiner Bruſt einer gewaltſamen Entladung, ſchrie er ihn mit einer Donnerſtimme an:

„Was willſt du, Kerl?“

So ein Donnerſchlag machte den armen Burſchen vollends ganz datterig. Er ließ ſeine Pelzkappe fallen, ſtotterte einige unartikulirte Töne hervor, trat dann, wie mit einem verzweifelten Entſchluß, dem Tiſche näher, ſtellte ſeinen Korb auf den Boden, öffnete den Deckel und heraus ſprang ein halbes Dutzend junger Hahnen oder Kapaunen, die ſich bald mit verſtörtem Gegluckſe im Zimmer verbreiteten.

„Hollah, he, was ſoll das, du Kaliban?“ ſchrie mein Vater.

„Herr Konſ'lent, Herr Konſ'lent“, ſtammelte der Burſch, ſich verzweifelnd mit beiden Händen hinter den Ohren kratzend.

„Was denn? So thu' doch das Maul auf, du Kreuzſchwerenöther!“

„Die Muotter, die Muotter“, ſtotterte der Unglückliche.

„Was ſoll's mit deiner Mutter?“

„Die Muotter hat halt g'moint . . . . von wegen der Streue im Birkachwälde . . . . und derweil die Koppen*) huir**) ſo wohl g'rathen ſind . . . . und fett ſind d' Dinger, 's iſt wohr . . . . und, Tone, hat ſie g'ſagt, Tone, 's Schmiera und 's Salba hilft nummaeiniſt allethalba . . . .“

„Was?“ fuhr mein Vater los. „Beſtechen will man mich? Mich mit Kapaunenfett ſchmieren und ſalben? Wart', ich will dich ſogleich auch ein bißle ſalben. Wo iſt mein Meerrohr? Du verdammter . . . .“

---

*) Kapaunen

**) Heuer.

Mitten in dieſer drohvollen Diatribe hielt er aber inne, denn die ſchafsmäßige Miene des großen Jungen, der ganz verdattert*) daſtand, machte ihn plötzlich hell auflachen.

„Michel, fang' die Beſtien zuſammen“, befahl er und ich brachte es unter großem Gekreiſche und Geflatter der Thiere glücklich zu Stande, dieſen Befehl auszuführen.

Mein Vater war aufgeſtanden und kam hinter dem Aktentiſch hervor.

„Herr Jeſus, Herr Jemine!“ ſtammelte der Burſch, einen Blick des Entſetzens in die Ecke werfend, wo das Meerrohr meines Vaters lehnte.

Aber das gefürchtete Inſtrument wurde nicht in Thätigkeit geſetzt. Mein Vater nahm mir den Korb ab, in welchem ich die Kapaunen wieder verſchloſſen hatte, und trat damit auf den Jungen zu, welcher ſeinerſeits ſich ſo lange „rückwärts konzentirte“, bis er an der Zimmerwand anſtieß. Er hätte ſich gern durch dieſelbe gezwängt, wenn es nur möglich geweſen wäre.

Bei meinem Vater hatte der Humor augenſcheinlich den Zorn verdrängt. Er trat hart vor den Burſchen hin, gab ihm den Korb, um deſſen Tragring ſich die Finger des Geängſtigten mechaniſch ſchloſſen, und ſchnaubte ihn an:

„Verſtehſt du Latein?“

„La — la — la — latein?“ ſtotterte der Burſch.

„Aber du weißt doch, was eine Grabſchrift iſt?“

„Sell**) iſt numme ein Geſchrift uf 'nem Grabkreuz, moin i.“

---

*) Verdutzt.

**) Selbiges.

„So was ungefähr, ja. Nun paſſ' auf, Burſch, und ſchreib' dir's hinter deine langen Ohren. War mal vor Zeiten ein wackerer römiſcher Legionsſoldat. Als der zu ſterben kam, verordnete er, daß man ihm auf ſeinen Grabſtein die Worte grabe: ‚Ich lebte, wie es einem freien Manne geziemt. Was ich gegeſſen und getrunken habe, iſt mir zu gute gekommen, ſonſt nichts.' . . . Verſtehſt du mich?"

„Noi."

„Du ewiger Latſche! Der langen römiſchen Grabſchrift kurzer deutſcher Sinn iſt: Selber eſſen macht fett. Das verſtehſt du doch, Boppel?"*)

„Sell verſtand i ſcho."

„Wohl, ſo thu' darnach und ſag' deiner Mutter, ſie ſoll es auch ſo machen, das heißt nota bene mir gegenüber. Die Streu im Birkachwäldle könnt ihr holen, will's dem Förſter ſagen . . . und jetzt pack' dich!"

Am folgenden Morgen nach dieſer burleſken Scene verreiſte mein Vater für mehrere Wochen. Bei ſeiner Rückkehr war er ernſt, faſt düſter geſtimmt, wennſchon er es zu verbergen ſuchte. Er ſagte mir damals, als er eine Weile mit mir im Garten allein war, mit eindringlicher Betonung: „Michel, merk' es dir, die Phyſiognomik iſt doch keine ganz eitle Wiſſenſchaft. 's iſt etwas dran, ja, bei Wodan und Frauwa! Im übrigen, Junge, traue den Menſchen nicht gar zu ſchnell und gar zu ſehr, hörſt du? Schaff' dir bei Zeiten eine gehörige Portion Mißtrauen an. Man hat's nöthig in dieſer Hundewelt, das heißt, die Welt wäre ſchon recht und ſchön, aber die Menſchen, die Menſchen .... na, ich will fürder mißtrauiſch ſein trotz einem, mißtrauiſch wie 'ne Gluckhenne."

---

*) Boppel Latſche.

Mit dieſem Vorſatz ging es wohl kaum viel anders als mit ſeinem faſt täglich erneuten und doch nie zur Ausführung gebrachten Entſchluſſe, die Gegenwart des Katers Murr beim Mittageſſen nicht mehr zu dulden. Beſagter Kater, nach dem berühmten Callot-Hoffmann'ſchen genannt, war ein coloſſales, ſchwarz und grau getigertes Exemplar ſeiner Gattung und nahm in der Thierfreundſchaft meines Vaters unmittelbar die Stelle nach dem alten Hylas ein. Er war dem Vater und uns allen über die Maaßen anhänglich, ſeinem Hausgenoſſen Hylas brüderlich zugethan, gravitätiſch wie ein Hidalgo Calderons, aber mit einem unausrottbaren Diebsſinn behaftet. So lange blos die Suppe auf dem Tiſche ſtand — Suppen behandelte Don Murr mit ſouveräner Verachtung — ſaß das Thier ganz ruhig und manierlich zwiſchen Hildegard und mir auf der Bank. Sobald aber das Fleiſch kam, ſchlich ſich unverſehens eine der katerlichen Pfoten am Tiſchrand herauf und ein bald mehr, bald weniger unverſchämtes Gehäkel bedrohte den Inhalt unſerer Teller. Beachtete man dieſe Demonſtration nicht, ſo ſtieß Don Murr ein paar mürriſche Mau, Mau als indianiſchen Kriegsruf aus, und wollte man auch das nicht verſtehen, ſo erfolgte ein offener Angriff.

„Was, ſchon wieder?" rief dann der Vater aus. „Wart', Murriſſime! Was, ein wiſſenſchaftlich gebildetes Vieh wie du und ſtehlen! Da nimm dir den alten Hylas zum Muſter, der geduldig wartend daſitzt, eine hündiſche Statue menſchlicher, nein, unmenſchlicher, übermenſchlicher Beſcheidenheit. Hollah, Hildegard, nimm deinen Teller in Acht! Hat man denn gar nie Ruhe vor der verdammten Beſtie? Jetzt will ich ſie aber beim Eſſen gewiß nie wieder im Zimmer haben. Fort damit!"

„Aber, lieber Alter", ſagte meine Mutter, „das Eſſen ſchmeckt dir ja nicht, wenn dein wiſſenſchaftlich gebildetes Katervieh nicht dabei iſt."

„Warum nicht gar! Was iſt das wieder für ein Einfall? Man dichtet mir doch wunderliches Zeug an!"

„Behüte Gott, lieber Fritz. Du kannſt recht wohl ohne den ewigen Störenfried ſein. Schaff' ihn hinaus, Michel."

„Ja thu' das, Michel, das heißt, da er nun doch einmal da iſt, ſo gebt ihm was unter den Tiſch. Thiere wollen auch leben, Gertrud, weißt du? Aber von heut' an ſoll er während des Mittagseſſens in's Exil geſchickt werden."

Dazu lächelte dann meine Mutter, und wenn ſie ſich am folgenden Tage den Spaß machte, Don Murr vor dem Eſſen aus dem Zimmer zu entfernen, ſo traf regelmäßig ein, was wir alle erwartet hatten. Der Vater ſetzte ſich, legte die Serviette über die Schenkel und tätſchelte mit der Linken den Kopf des würdigen Hylas, der unwankbar ſeinen Poſten neben dem Stuhle ſeines Herrn einnahm. Dann griff der Vater zum Löffel, aß aber nicht, ſondern gab allerlei Zeichen von Unbehaglichkeit, bis er endlich fragte: „Aber wo iſt denn Sennor Murr?" Auf dieſes Stichwort hin eilte meine Schweſter oder ich, die Thüre zu öffnen, und herein ſchoß das wiſſenſchaftlich gebildete Vieh, den mächtigen Schweif bolzgerade in die Höhe geſtellt und ein langgezogenes Miau des Triumphes ausſtoßend.

Die Thiereliebhaberei meines Vaters war nur ein Ausfluß ſeiner Herzensgüte. Er aber behauptete umgekehrt, Liebe zu den Thieren mache den Menſchen mild und gütig. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß wir Kinder ſeine Liebhaberei theilten, und ſo hatten denn die Mutter und unſere zwei alten Mägde ihre liebe Noth mit der bunten Menagerie, die ſich in unſerem Hauſe anſammelte. Nur die kriechenden Beſtien waren ausgeſchloſſen, denn mein Vater konnte ſie ſo wenig leiden wie die kriechenden Menſchen. Und doch verabreichte er mir eines Tages eine unvergeßliche Ohrfeige, da ich als kleiner Bube eine harmloſe Blindſchleiche muthwillig zertrat. Er lehrte uns auch ſeine mannigfaltigen Thierzähmungskünſte, allein ich profitirte von dieſem Unterricht lange nicht ſo viel wie mein Freund Fabian, welcher, wie der geneigte Leſer ſeines Ortes ſehen wird, ſpäter Thiereliebhaberei und Thierezähmung in's Große trieb.

Aber nicht allein gegen Thiere war mein Vater gütig und liebevoll und es half ihm auch gar nichts, daß er, namentlich in ſpäteren Jahren, zuweilen ſich einbildete, ein Menſchenfeind zu ſein, und demnach das Rauhe herauszukehren ſuchte: die Leute wußten doch, daß der Herr Konſ'lent niemals, ſoweit es überhaupt in ſeinen Kräften ſtand, eine gegründete Klage ungeſtillt laſſe. Er war der allgemeine Vertrauensmann der ganzen Gegend und mit Stolz und Rührung denke ich daran, daß mir ſpäter ſeitens alter Leute in meiner Heimath oft der Ausdruck dankbarer Rückerinnerung begegnete: „Oh, Herr Hellmuth, Euer Vater ſelig, der Herr Konſ'lent, das war ein Männle! Der hatte ein Herz für die armen Leute! So einer thut nicht mehr leben. Und Eure Mutter ſelig, die Frau Gertrud, bei der hatte man eine Zuflucht in allen Nöthen. Oh, Herr Jeremie, wie war die gut und fromm!“

Ja, das war ſie. Nie hat ſie ſich Ruhe gegönnt, ſo lange ſie in ihrer Nähe ein Leid wußte, welches ſie zu lindern hoffen konnte. Die kleinen Schwächen, die ihr in Stunden anhafteten, welche mein Vater ihre Strickſtunden zu nennen pflegte, traten vor ihren edlen und guten Eigenſchaften weit zurück. In ihren Strickſtunden konnte ſie, wie wir ſahen, eine energiſche Diſputirluſt entwickeln, welche der Vater gewöhnlich dadurch zu pariren ſuchte, daß er dieſelbe mit irgend einer humoriſtiſchen Wendung für eine nur ſeiner eigenen Neigung zu Kontroverſen zu gefallen entfaltete ausgab. Er ließ auch merken, daß er dieſe Schwäche oder Stärke der Mutter für eine Folge ihrer klöſterlichen Erziehung halte; aber gerade hierin widerſprach ihm die Mutter am hartnäckigſten. Was, einen ſolchen Schatten auf die Klöſter im allgemeinen und vollends auf das Kloſter Gnadenbrunn im beſonderen fallen laſſen? Nimmermehr!

Der Vater mochte aber nicht ſo unrecht haben, denn die Nachwirkung der klöſterlichen Erziehung auf meine Mutter war jedenfalls eine höchſt bedeutende. Hierin hatte auch ihr brennender Wunſch, mich dereinſt in Chorhemd und Meßgewand zu ſehen, ſeine Wurzel. Obgleich ihre Frömmigkeit durch Bildung hinlänglich geklärt war, um keine dumpfe zu ſein, hatte ſie doch eine ſchwärmeriſche Vorſtellung von der Würde des geiſtlichen Standes. Die großen Kirchenfeſte waren für ſie Herzensfeſte. Da machte ſie ſich, zur Winters- wie zur Sommerzeit, vor Tagesanbruch mit Hildegard und mir nach Gnadenbrunn auf, wo ſie von den älteren Schweſtern mit einer Zärtlichkeit empfangen wurde, deren Fülle zu groß war, um auf eine Perſon gehäuft werden zu können. Daher bekamen auch Hildegard und ich unſeren guten Antheil davon. Wir wurden da immer mit Küſſen überhäuft und mit Leckerbiſſen vollgeſtopft, namentlich von der jüngſten Freundin meiner Mutter, der Schweſter Bertha, deren ſanftes Madonnengeſicht aus dem ſchneeweißen, wundervoll gefälteten Weihel ſo roſig hervorblühte. Einmal, am Fronleichnamsfeſt, als ich aus einem kleinen Jungen allmälig ein größerer geworden war und demnach den Willkommkuß der guten Schweſter recht herzhaft erwiderte, zog ſie ſich hocherröthend zurück und flüſterte meiner Mutter zu: „Ich weiß nicht, Gertrud, dein Bub', der Michel … er iſt ſeit einem Jahre ſo gewachſen …“ — „Oh“, verſetzte meine Mutter lächelnd, „mache dir keine Skrupel. Er iſt ein Kind, ein pures Kind ….“ — „Hm“, dachte ich und ſtreckte mich gewaltig, „hat ſich was mit dem puren Kind!“ Und Schweſter Bertha dürfte ebenfalls meiner Anſicht geweſen ſein, denn ſie hat mich von da an nie wieder geküßt.

Und du, Domine Zipfelius, antediluvianiſcher Magiſter und foſſiler Philologe, wie oft haſt du mich und wie ſelten hab' ich dich ergötzt! Den letzteren Umſtand könnte ich jetzt faſt bereuen, denn ich ſchulde dir Dank, aufrichtigen Dank, armer alter Hairle — aber was hätteſt du von all meiner Reue? Du biſt längſt hingegangen, wo die räthſelhafte Textausgabe des Menſchenlebens ihren befriedigenden Kommentar erhält — oder auch nicht. Aber mag es ſich damit ſo oder ſo verhalten, dir ſei die Erde leicht! Und ſie muß es dir ſein, denn bei allen Schrullen, die dir eigen waren, iſt ein harmloſerer Bücherwurm als du niemals durch die Griechen und Römer und Hebräer gekrochen.

Aber ich thue dir noch im Grabe Unrecht, guter Domine, indem ich das häßliche Wort kriechen auf dich anwende. Denn, oh, du konnteſt fliegen, konnteſt dich aufſchwingen in die höchſten Regionen klaſſiſcher Entzückungen. Hättet ihr ihn nur geſehen, den alten „verhutzelten" Beneficiaten, wenn ihm der ewig edle Wein antiker Poeſie zu Kopfe ſtieg. Da war er gar nicht mehr der grämliche Alte, der menſchenſcheue Sonderling, da glaubte er an die ſchönen Götter und an die großen Menſchen des Alterthums, und wenn er dieſen Glauben ſo recht manifeſtirte, vergaßen der Fabian und ich ſogar ſeiner Brille und ſeiner furchtbaren Blicke, die er dahinter hervor oder vielmehr darüber hinweg auf uns zu ſchießen pflegte, wenn wir uns gegen die Feinheit einer cicero'ſchen Periode gleichgiltig verhielten oder eine ioniſche Form mit einer attiſchen verwechſelten.

Sehr oft hatten wir freilich ungeheure Mühe, unſere rebelliſchen Lachmuſkeln zu bändigen, denn der gute Benificiat hatte das Unglück, gerade in ſeinen höchſten Aufſchwüngen ſehr komiſch zu erſcheinen. Ich muß noch jetzt laut auflachen, wenn ich mir vergegenwärtige, wie der alte Hairle, des Ariſtophanes „Wolken" mit uns „traktirend", bei dem Vers:

In Lüften ſchweb' ich, forſchend der Sonne Lauf —

leibhaftig in die Poſition des Sokrates ſich hineinverſetzte und während er mit weit auf die Naſenſpitze vorgeſchobener Brille in das Buch hineinbohrte, zugleich auf ſeinem alten Lederſtuhl hin und her rutſchte und mit den mageren Armen wedelte, als ſchwebte er wirklich in Lüften. Oder, wenn ich daran denke, wie er die horaz'ſche Ode: „Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus"*) heftig deklamirte und in wortgetreuer Befolgung der Aufforderung des Dichters wüthend den Boden ſtampfte, daß dicker Staub aufwirbelte, und dabei, er, der geſchworene Waſſertrinker, in ein weitläufiges Lob des Feuers und der Blume von altem Falerner und Käkuber ausbrach und zuletzt, wahrſcheinlich bemerkend, daß uns das Waſſer im Munde zuſammenlief, uns plötzlich anſchnarrte: „Uebrigens, puerculi, wißt ihr, daß der göttliche Pindar geſagt hat: das Beſte ſei Waſſer." — Spaßhaft war es auch, wenn er bei der ſchönen Ode: „O, matre pulchra filia pulchrior"**) die Gegenwart, ſich ſelbſt und uns vergeſſend, lange vor ſich hinbrütete, um dann mit weinerlich elegiſcher Stimme zu recitiren:

........„Mich auch entflammte
Die Gluth der Bruſt in ſüßer Jugend"

und ſchließlich, wahrnehmend, mit wie großen Augen wir ihn anguckten, heftig den Kopf ſchüttelte, eine furchtbare Priſe in ſeine Naſe ſchob und murrend ſagte: „Das iſt dummes Zeug, Burſche, purer, blanker Unſinn — pro dolor! Hütet euch vor Allotriis! Die Weibsſtücker — in die Gehenna mit ihnen, mit allen!" — Der arme Beneficiat — die „Glut", welche ihm „in ſüßer Jugend" die Bruſt entflammt hatte wie dem unſterblichen Dichter der Philoſophie des „Nil admirari!"***) mußte zweifelsohne in ſehr unſanfter Weiſe gelöſcht worden ſein — der arme Beneficiat ließ keine Gelegenheit vorübergehen, gegen das ſchöne Geſchlecht loszuziehen, wobei ihm aber doch in ſeiner Zerſtreutheit manchmal eine entgegengeſetzte Aeußerung entwiſchte. Als wir eines Tages in der Ilias an die ſchöne Stelle kamen, wo erzählt wird, wie Priamos und die anderen greiſen Häuptlinge der Troer auf der Thurmzinne am ſkäiſchen Thore ſaßen und Helena dahergewandelt kam und die alten Herren bei ihrem Anblick entzückt in die Worte ausbrachen:

---

*) Jetzt laßt uns trinken, jetzo mit freiem Fuß den Boden ſtampfen!

**) O, der ſchönen Mutter ſchönere Tochter du!

***) Nichts beſtaunen!

„Niemand tadle die Troer und hellumſchienten Achaier,
Daß um ein ſolches Weib ſie ſo lang ausharren im Elend.
Einer unſterblichen Göttin fürwahr ja gleicht ſie von Anſehn!“

da wiegte unſer Präceptor ſinnend das groteſke Haupt und ſagte nachdenklich: „Sie muß in der That ſehr ſchön geweſen ſein, dieſe Helena, ſehr ſchön — was meint ihr?“ ... Aber er ließ uns keine Zeit zum Antworten, ſondern ſagte, wieder ganz Zipfel, in ſeinem polterndſten Tone: „Die jämmerlichen alten Narren! Na, das hölliſche Weibsſtück hat ihnen 'ne hübſche Suppe eingebrockt .... Perge im Text, Fabian!“

Als wir nach beendigter Stunde zum Mittageſſen heimgingen, ſagte ich unterwegs zu meinem Mitſchüler, der alte Hairle möge pfuchzen*), wie er wolle, die Helena müſſe doch ein verflixt ſchönes Weibsbild geweſen ſein. So ſchöne gebe es wohl gar nicht mehr.

„Das glaub' ich doch nicht“, meinte der Fabian.

„Ah, du glaubſt, es gebe noch ſolche?“

„Ja.“

„Dann meinſt du Iſolde.“

„Nein, nicht Iſolde.“

„Wen denn?“

---

*) Pfuchzen, pfauchen, fauchen — zornig thun.

„Hildegard."

„Dummes Zeug! Wo haſt du deine Augen? Aber das iſt luſtig — ich will's dem kleinen Nickel ſagen, daß du ſie für eine Helena anſiehſt."

„Thu' das nicht, Michel", bat Fabian ängſtlich, „thu' das nicht! Es könnte Hildegard verdrießen, denn weißt du, die Helena war im Grunde doch ein ſchlimmes Weibsbild."

Mein Vater gab dem einſeitig klaſſiſchen Unterricht des Beneficiaten von zwei Seiten her ein wohlthätiges Gegengewicht. Er leiſtete nämlich meiner erwachenden Neigung, mich mit unſeren vaterländiſchen Alterthümern bekannt zu machen, eifrigen Vorſchub und regte mich zur Erlernung der modernen Sprachen an, das heißt der engliſchen und italiſchen, denn die franzöſiſche haßte er und ließ es daher mit geheimer Befriedigung geſchehen, daß ich ſie vernachläſſigte. Iſolde's Erzieherin ertheilte einen ganz leidlich guten Unterricht in den neueren Sprachen, in welchen die Tochter des Freiherrn und meine Schweſter ſchon recht ordentlich Beſcheid wußten. Da war es denn erbaulich anzuſehen, wie die beiden Mädchen an dem Michel herumkultivirten und ſprachmeiſterten. Der Michel hatte es wirklich nöthig und ließ es ſich auch mit ziemlich guter Manier gefallen, beſonders von ſeiten Iſolde's. Weniger geduldig nahm ich es hin, wenn auch den Freiherrn zuweilen die Laune anwandelte, mich ein „bißle zu ſchnitzeln", wie er ſagte Zwar, ſo lange dieſes Schnitzeln ſich auf die Disciplinen des Reitens, Fechtens, Jagens und Schießens bezog, war ich ſein geduldiger und auch ziemlich gelehriger Schüler; ſowie aber der gute Herr darauf ausging, mich zum Adepten ſeiner keltomaniſchen Myſterien zu machen, ging mir die

Geduld aus, um ſo mehr, da ich in Nachahmung meines Vaters ein heftiger Germane war. Der Freiherr mochte ſich noch ſo ſehr abmühen, mir Intereſſe an ſeinen keltiſchen Kromlechs, Wagſteinen, Dolminen und Kiſt-ven beizubringen, es ging nicht. Auch die Druiden und ſogar die Druidinnen ließen mich kalt und ſelbſt von dem Waſchbecken der Göttin Ceridwen und von dem mythiſchen Wonneeiland Avalon wollte ich nicht viel wiſſen. Dagegen entzückten mich die Götter- und Heldenſagen der Edda und der Heimskringla, welche mir der Vater dolmetſchte, und ich gab natürlich dieſem im Stillen immer Recht, wenn er in hitzigem Diſput mit dem Freiherrn die keltiſchen Hypotheſen deſſelben bekämpfte und ſchon dem „Steinalter“, dem „Bronzealter“ und dem „Eiſenalter“ unerbittlich den germaniſchen Charakter vindicirte.

Der Vater und ich hatten auch dem Freiherrn gegenüber ein kleines Geheimniß mitſammen. In der freiherrlichen Sammlung von Alterthümern befand ſich nämlich als ein hochgeſchätztes Prachtſtück der Mithrasſtein, welchen der Freiherr in der von ihm gefundenen oder erfundenen Mithrashöhle im Weißachforſt richtig ausgegraben hatte. In der That zeigte dieſer Stein, wenn auch nur in roh eingekritzelten Umriſſen, die reliefartige Darſtellung des Mithrasmythus: den Jüngling Mithras mit der phrygiſchen Mütze auf einem Stier knieend, welchem er ein Meſſer in den Hals ſtößt — bekanntlich die Befruchtung der Erde durch die Sonne ſymboliſirend. Der Freiherr hatte an dieſem Fund eine wahrhaft kindliche Freude und mein Vater war nicht ſo grauſam, ſie zu ſtören. Aber er konnte nie an dieſer Zierde des freiherrlichen Muſeum vorübergehen, ohne ſtill vor ſich hin zu lächeln, und er wußte wohl warum. War er doch, als der Freiherr nicht lange nach jener Morgenbegegnung ſeinen Fund triumphirend vorwies und ich dabei ein boshaftes Feixen nicht ganz verbergen konnte, ſo lange in mich gedrungen, bis ich nicht mehr leugnete, welche unſägliche List, Geduld und Mühe ich mir es hatte koſten laſſen, um, nachdem ich in der väterlichen Bibliothek ein Mithrasbild aufgeſtöbert, daſſelbe mit äußerſter Anſpannung meines kleinen Talents zum Zeichnen auf einem gehörig verwittert ausſehenden Stein nachzukritzeln, dann die fragliche Mithrashöhle auszukundſchaften und in einer Ecke derſelben den glorioſen Stein zu vergraben. Ich hatte freilich bei Ablegung dieſes Geſtändniſſes die bittere Erfahrung machen müſſen, daß ein Betrug mitunter zum Glück des Betrogenen und zu ſehr fühlbarem Unglück des Betrügers ausſchlagen könne.

Aber auch dieſe Wolke am heiteren Himmel meiner Knabenzeit ging vorüber. Allerdings war ich ſchon nicht mehr in dem Alter, wo man die Laſt der großen Sorge, genannt Menſchenleben, noch gar nicht auf den Schultern fühlt; aber wenn ſie ſich dann und wann ankündigte, ſo übte ſie doch nur einen Flaumdruck aus. Wie waren wir vier Kinder, Iſolde, Hildegard, Fabian und ich, ſo glücklich in unſerer Freundſchaft, unſerer harmloſen Fröhlichkeit, in unſeren Spielen, ſogar in den Mühen des Lernens. Wir hielten zuſammen, als müßte das für das ganze Leben ſo ſein, als könnte es gar nie anders werden. Noch nöthigte uns nichts, mit unſeren Gedanken in der Zukunft zu leben, noch war für uns alles friſchlebendige Gegenwart. Das Herz wird mir weit und weich, indem ich dieſes ſchreibe und mich in die Erinnerung an Scenen meines Jugendidylls verſenke. Ich ſehe mich wieder mit meinen Gefährten durch Feld und Wald ſtreifen, über die Felſen klettern und am Bache hinſchlendern, Blumen pflückend, Pickelflöten aus Weidenrinde fertigend, ſingend, lachend, Geſchichten erzählend, tauſend Poſſen treibend. Ich ſehe uns auf der Gondel über den Parkweiher hingleiten und ſehe uns bei der Mutter Fabians um den weißtannenen Tiſch ſitzen, mit Kinderappetit die „Sträuble“ vertilgend, welche uns die gute Frau zum Namenstag ihres Knaben gebacken. Ich höre noch, wie Iſolde fröhlich in die Hände klaſchte und ihr Vater ein beifälliges Sternmillionenkreuzdonnerwetter losließ, als es mir zum erſtenmal tadellos gelang, auf dem feurigen Schweißfuchs über die Barriere zu ſetzen, und ich glaube noch in dieſem Augenblick zu fühlen, wie laut und ſtolz mir das Herz an die Rippen pochte, als ich drüben im Jungholz an der Breunighalde an der Seite meines freiherrlichen Gönners meinen erſten Bock ſchoß, meinen erſten Rehbock, wohlverſtanden.

Trotz dieſer nicht unglücklichen Verſuche in den noblen Paſſionen und trotzdem daß mich die gute Schweſter Bertha droben in Gnadenbrunn nicht mehr küſſen wollte, war ich eigentlich noch ſo ziemlich ein vollkommener Kindskopf. Die reine Atmoſphäre, in welcher ich aufgewachſen, hatte meine Seele vor jeder vorzeitigen Trübung bewahrt. Deßhalb, lieber Leſer, kann ich ſo heiter und darf ich zugleich ſo ſehnſüchtig mit Rückert ſagen:

Aus der Kinderzeit, aus der Kinderzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
Ach, wie liegt ſo weit, ach, wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war!

## Sechstes Kapitel,

### worin der Satz bewieſen wird, mit welchem es anfängt.

Aber aus Kindern werden, wie bekannt, mit der Zeit Leute. Es war im „Oehmdet“, das heißt der zweite Grasſchnitt lag zum Trocknen auf den Wieſen und die Bergwälder machten ſchon da und dort Miene, ihr buntes Herbſtkleid anzuziehen, als wir fünfe eines ſchönen Nachmittags am Waſſerfall hinabſtiegen, den Steg bei der Mühle überſchritten und dann rechtshin das Thal hinabgingen.

Ich ſagte: wir „fünfe“, denn Berthold war auch mit dabei und ging mit Hildegard voran. Hoch aufgeſchoſſen bewegte er ſich dennoch mit einer Tournüre, welcher man anſah, daß der Tanzmeiſter ſeine Schuldigkeit an ihm gethan, und trug die kleidſame Ulanenuniform mit viel Bewußtſein. Die Sporen klirrten ihm romantiſch an den zierlichen Stiefeln und von Zeit zu Zeit gab ſeine blanke Säbelſcheide einen gar ritterlichen Klang. Er hatte auch Grund, den Kopf hoch zu tragen, denn die Goldborte, welche den rothen Kragen ſeiner blauen Uniform ſäumte, ſagte deutlich genug, daß der Herr Regimentszögling auf der letzten Vorſtufe zur Leutnantſchaft glücklich angelangt ſei. Endlich war es auch motivirt, daß der junge Herr mit Zeigefinger und Taumen häufig die Gebärde des Schnurrbartdrehens machte, denn ſeine Oberlippe wies in der That die flüchtige Andeutung eines Bartes der Zukunft auf.

Wenn du der Meinung ſein ſollteſt, lieber Leſer, dieſe Worte haben einen neidgelben Anſtrich, ſo kann ich dir nicht ganz unrecht geben. Ja, ich beneidete den Berthold recht ordentlich um ſein glänzendes Auftreten und dieſes Unbehagen wurde noch erhöht durch ein unklares Gefühl der Beſorgniß, welches mich ergriff, wenn ich ſah, mit was für bewundernden Blicken mein Schweſterlein den angehenden Kriegsmann betrachtete. Die arme Hildegard hatte in der Naivetät ihrer fünfzehn Jahre noch nicht gelernt, ihre Augen zu beherrſchen, und jetzt hatte ſie, ich ſah es wohl, ihre Freude daran, daß Berthold es immer zu machen wußte, der Schmalheit des Fußpfades zum Trotz ihr zur Seite zu bleiben.

Es waren drei Jahre verfloſſen, ſeit Berthold zum Regiment gekommen und ich dem Beneficiaten zum „Geſchnitzeltwerden" übergeben worden. Vor zwei Jahren, als Berthold ſeine erſte Urlaubszeit zu Hauſe zugebracht hatte, war er noch ſo ziemlich der alte wilde, aber gute Burſch geweſen. Diesmal war es anders. Berthold kam als angehender oder gar ſchon als angegangener Dandy, der ziemlich deutlich merken ließ, daß er ſich als künftigen Offizier und Freiherrn fühlte. Das mochte noch hingehen; aber daß in dem Gebaren des Jugendkameraden mitunter ein gewiſſes etwas vortrat, welches andeutete, daß derſelbe von Blaſirtheit wenigſtens ſchon habe läuten gehört, das berührte mich höchſt widerwärtig. Ich konnte mir freilich über dieſen Widerwillen um ſo weniger Rechenſchaft geben, als mir der junge Herr anfangs durch ſein herrenmäßiges Benehmen faſt nicht weniger imponirte als dem ſchüchternen Fabian; aber ich wurde in meinem Gefühle dadurch beſtärkt, daß ich den

Vater in einem unbewachten Augenblicke zur Mutter ſagen hörte: „Was für ein verhenkerter Zieraff' iſt der Berthold geworden!“

Von Hildegard und dem jungen Kavalier richteten ſich meine Blicke auf Iſolde, die ebenſo ſchweigend vor mir herging, wie Fabian hinter mir. Ich weiß noch ganz gut, daß das junge Mädchen ein leichtes Sommerkleid von heller Farbe trug, welches die knospende Schönheit ihrer Formen hervortreten ließ. Sie hielt ihren Strohhut läſſig in der linken Hand und ſo glänzte ihr wunderbar ſchönes Haar hell in der Sonne. Mit ihrer zarten, weißen Hand ſtreifte ſie im Gehen gedankenvoll die Blätter von dem Erlengeſträuche am Wege.

Meine Blicke hingen an der ſchlanken, anmuthvollen Geſtalt und — dieſe Blicke waren nicht mehr ſo ganz die eines Knaben.

Nun, ich war denn auch kein Knabe mehr. Hatten wir nicht, der Fabian und ich, vor vierzehn Tagen in der Hauptſtadt das Maturitätsexamen ſiegreich beſtanden? Hatte ich mir nicht bei dieſer Gelegenheit eine burſchikos ausſehende Mütze gekauft, um mich damit als angehenden Studenten zu manifeſtiren, der binnen wenigen Wochen die Univerſität beziehen ſollte? Hatten wir nicht, der Fabian und ich, drüben in Guhlhauſen auf dem freiherrlichen Sommerbierkeller im geheimen die furchtbaren Proben des Tabakrauchens und des Vor- und Nachtrinkens ſo beſtanden, daß uns nachher Fabians Mutter mittels ſchwarzen Kaffees von den Folgen dieſer ſtudentiſchen Experimente kuriren mußte? Nein ich war kein Kind mehr.

Und doch wieder noch Kind genug, daß mir Iſolde's

Benehmen in letzter Zeit höchſt wunderlich vorkam? Warum war ſie bei aller Freundlichkeit doch ſo einſilbig gegen mich?

Ueberhaupt hatte es mir oft ſcheinen wollen, als ob zwiſchen uns vier, Iſolde, Hildegard, Fabian und mich, etwas Störendes getreten ſei. Schon vor Bertholds Ankunft. Aeußerlich zwar hatte ſich nichts geändert, denn offenbar hatte weder der Freiherr noch hatten meine Eltern einen Grund, trennende Schranken zwiſchen uns Kindern aufzuführen. Sie waren wohl nicht der Anſicht der modernen und modernſten Erziehung, welche es liebt junge Leute wie wilde Thiere von einander abzuſperren. Kommen dann die beiden ſo peinlich von einander getrennten Geſchlechter mit Zeit und Gelegenheit dennoch plötzlich zuſammen, ſo verwundern ſie ſich gegenſeitig höchlich, daß ſie gar nicht wild, ſondern ganz zahm ſeien, daß ſie einander keineswegs etwas zuleide, ſondern im Gegentheil alles zuliebe thun möchten, und aus dieſer Ueberraſchung entſpringen oft ſeltſame Geſchichten.

Vor ſolcher Verwunderung und Ueberraſchung waren wir geſichert: wir hatten die Kinderſchuhe mitſammen ausgetreten, aber wir hatten ſie ausgetreten. Ja, wir alle waren keine Kinder mehr.

Es iſt, denke ich, unbeſtritten und unbeſtreitbar, daß der Schmetterlingsflügelſtaub der Unſchuld an Mädchenſeelen viel länger und inniger haftet als an Knabenſeelen. Aber wenn mich nicht alles täuſcht, dürfte die Behauptung, daß der Unterſchied des Geſchlechtes dem Mädchen trotzdem viel früher als dem Knaben zum Bewußtſein komme, wenn auch nur dunkel und unſchuldsvoll, keine ungerechtfertigte ſei. Der Inſtinkt, welcher, geiſtig potenzirt, zugleich die höchſte Tugend des Weibes ausmacht, die

rische
Staatsbibliothek
München

Schamhaftigkeit, läßt die feinen Nervenfühlfäden eines jungen Mädchens vor einem männlichen Jugendgenoſſen auf einmal ſcheu zurückbeben, während des letzteren gröberes Nervengeflechte noch in harmloſer Ruhe verharrt.

In dieſem Falle hatte ich mich befunden, als ich bemerkte, daß Iſolde immer zurückhaltender gegen mich wurde. Ich ſchalt es brummig eine dumme Laune, wenn ſie ſich mit meiner Schweſter von mir und Fabian abſonderte. Dieſer jedoch, eine feiner organiſirte Natur als ich, hatte wohl ein tieferes und richtigeres Gefühl für die Sache. Wo ich über das, was ich alberne Mädchengrillen nannte, nur lachte, wurde er traurig und ſeine Traurigkeit wuchs nach der Ankunft Seiner ſporenklirrenden freiherrlichen Gnaden, des Herrn Ulanenleutnants in spe. Was mich betrifft, ich meinte, nachdem ich erſt einmal gefunden, es ſei dumm, vor den Sporen, dem Säbel und dem rothen Kaſkett des Junkers Reſpekt zu haben, ja, ich meinte, Berthold ſpiele mit ſeiner affektirt militäriſch lakoniſchen Sprache und mit ſeiner Lorgnette, die er — notabene, wenn es ſein Vater nicht ſah — mit ſo ungeheuerlichen Grimaſſen in den rechten Augenwinkel kniff, eigentlich mehr eine ſkurrile als heroiſche Rolle. Iſolde verrieth zwar nicht durch Worte, zeigte aber durch ihr Benehmen, daß ſie meiner Meinung ſei. Der Ernſt ihres Weſens, in letzter Zeit ohnehin ſelten und immer ſeltener durch Ausflüge der ihr ſonſt eigenen anmuthigen Schalkhaftigkeit unterbrochen, ſchien ſich dem Haſenfuß von Bruder gegenüber zu verdoppeln. Eines Abends, als wir in unſerm Garten in alter guter Weiſe mitſammen Muſik machten und unſere guten alten Lieder ſangen und Berthold nicht mitſang und ſchließlich mit vornehmer Herablaſſung meinte, es ſei doch „affrös", daß man auf dem Lande ſo gar nichts von den „pompöſen" — pompös und affrös waren Lieblingsausdrücke des jungen Kriegers — neueſten Opern wiſſe, und dabei ſo „ſparrefantelig", wie unſere Bauern ſagen, ſeinen zukünftigen Schnurrbart drehte und mit der Lorgnette manövrirte, hörte ich ſeine Schweſter leiſe zu meiner Mutter ſagen: „Aber, Mütterle, wird man denn in den großen Städten — ſo unausſtehlich?" — „Was fällt dir ein, Kind?" entgegnete meine Mutter. „Berthold lebt in der Reſidenz, da muß er eben thun, wie es dort Mode iſt." — Die Mutter hatte eine Schwäche für ihren Pflegeſohn und, die Wahrheit zu ſagen, er ſeinerſeits benahm ſich gegen ſie ſo, wie es der urſprünglich geſunden und guten Anlage ſeines Weſens entſprach.

Meine gute Mutter mochte die unvortheilhafte Veränderung, welche mit Berthold vorgegangen, mit dem Hang zur Renommiſterei entſchuldigen, welcher Jünglingen anklebt; in den Augen von meiner Mutter Tochter dagegen bedurfte Berthold's Benehmen gar keiner Entſchuldigung, und alles zuſammengenommen, war es denn doch eben kein Wunder, daß ein fünfzehnjähriges Mädchen den wiedergekehrten Jugendgeſpielen, der trotz ſeiner Lorgnette und trotz alledem und alledem in ſeiner blanken Uniform ein verteufelt hübſcher Burſch war und ſeine frühere Geſpielin noch immer ſo augenſcheinlich bevorzugte wie vordem, nicht mit böſen Augen anſah.

Wir ſtrichen lange zwecklos durch Wieſen und Wälder. Da ich für meine Perſon des Ariſtoteles Definition vom Menſchen als einem „Politikon Zoon"*) durchaus rechtfertige, ſo iſt brütende

---

*) Geſelligen Thier.

Schweigſamkeit nie ſehr meine Sache geweſen. Ich verſuchte alſo ein Geſpräch mit Iſolde anzuknüpfen, aber das junge Mädchen war heute ſo ungewöhnlich ernſt und gab mir ſo einſilbige Antworten, daß ich den Verſuch nicht weiter trieb und ein paar Schritte zurückblieb, um auf Fabian zu warten.

„Du“, ſagte ich unwirſch zu ihm, „unſer Domine Zipfelius hat am Ende doch recht, was die Weibsſtücker anlangt. Was, zum Henker, iſt denn in die beiden Mädle gefahren? Sie thun ja nur ſo, als ob wir beide gar nicht mehr auf der Welt wären!“

„Oh, du kannſt dich nicht beklagen“, verſetzte der Fabian, „aber . . . .“

Er brach ab und ſeufzte, der gute Junge, und lugte mit trüben Blicken nach vorne, wo Berthold und Hildegard noch immer ſchäkernd und lachend neben einander hergingen.

„Mira!“*) ſagte ich, den Kopf aufwerfend, und ſo recht mit dem kindiſchen Trotz meines Alters zog ich meine bis dahin vor jedermann, den Fabian ausgenommen, verheimlichte Pfeife hervor und erfüllte, recht breit vor Iſolde einhertölpelnd, die klare, milde Luft mit den renommiſtiſchen Wolken einer Tabaksſorte, die gerade nicht zu den feinſten gehörte.

„Armer Michel!“ hörte ich Iſolde leiſe hinter mir ſagen.

Ich wollte nicht, aber ich mußte mich doch umkehren. Das gute ſchalkhafte Lächeln von ehedem umſpielte den reizenden Mund des jungen Mädchens.

„Warum armer Michel?“ fragte ich ſo majeſtätiſch, als ich nur immer vermochte, und blies eine neue Wolke in die Luft.

---

*) Meinetwegen! Mir einerlei!

„Weil Fabians Mutter jetzt mit ihrem ſchwarzen Kaffee nicht bei der Hand iſt.“

„Verdammt!“ dachte ich. „Wie hat die Dunderohexe jene ſchwarze Kaffeegeſchichte erfahren?“

Sprach's bei mir, kehrte mich um, ſtapfte wüthend an Berthold und Hildegard vorbei und rauchte, als müßte ich heute noch allen Tabak auf der weiten Welt aufrauchen. Aber, ſeltſam zu ſagen, ſchon nach einigen Minuten überfiel mich eine Art Angſt, ich möchte mit meinem Gerauche in den Augen Iſolde's doch recht lächerlich erſcheinen, und — die Pfeife verſchwand wieder in meiner Taſche.

Da wir lange und weit gegangen, ruhten wir, auf dem Rückweg begriffen, an der einſamen Breunighalde aus. Auf der waldumſäumten Wieſe lag das halb gedörrte Oehmd in „Schochen“ aufgehäuft. Wir nahmen uns ſolche Schochen zu Ruhepolſtern und hörten dem Berthold zu, welcher von den Herrlichkeiten des Reſidenzleben erzählte. Er war ſo recht im Zuge und ich war einfältig genug, mich darüber zu ärgern. Zuletzt machte ich meinem Mißmuth in einem unhöflichen Gähnen Luft, ſtand auf und ging in den Wald, wo ich mich grämelnd auf das Moos niederwarf. Aber eine wunderliche Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, mit meinen Freunden, mit der ganzen Welt ließ mir keine Ruhe und trieb mich wieder auf die Wieſe hinaus, wo ich mich abſeits von den andern auf einen Oehmdhaufen warf. Iſolde's Spott ging mir im Kopfe herum. „Jetzt verhöhnt ſie dich vollends“, dachte ich, „das fehlte noch! Aber was kümmert's mich?“ — Und doch kümmerte es mich gewaltig. Zuletzt duſelte ich ein, von Hitze, Müdigkeit und Verdruß erſchöpft.

Ich mochte ziemlich lange geſchlummert haben, denn als ich die Augen wieder aufthat, lag der rothe Schein der Abendſonne auf der einſamen Waldwieſe. Fabian, Berthold und Hildegard befanden ſich nicht in meinem Geſichtskreis, aber ich mochte auch gar nicht nach ihnen ausſchauen, denn unfern von mir erblickte ich Iſolde.

Geſenkten Blickes kam ſie mit zögernden Schritten auf mich zu.

Ich rührte mich nicht, aber das Herz hämmerte mir in der Bruſt, als wollte es mit Gewalt heraus.

Oh, wie war das junge Mädchen ſchön! Mir ſchien, die Abendſonne wöbe eine leuchtende Gloriole um das liebliche Geſicht. Aber es war Iſoldes Goldhaar, welches in den rothen Sonnenſtralen glänzte, die durch das Buchenlaub zitterten.

Leſer, ich bin leider kein Poet und kann es daher nicht verſuchen, den ſeligen Wirrwar der Gefühle, welcher mich in jenem Augenblick überflutete, dir zu beſchreiben.

Genug — auch in deiner Bruſt hat ja wohl einmal der himmelan jauchzende Lerchenſchlag geklungen, welchen die Menſchen erſte Liebe nennen. Er tirilirte jetzt in meiner Seele — hell, laut, wunderbar!

War es heilige Scheu, fromme Befangenheit, war es inſtinktartige Liſt — was weiß ich? — ich blieb unbeweglich und ſtellte mich ſchlafend, während doch mein ganzes Weſen ſo wach war, daß ich durch die geſchloſſenen Augendeckel zu ſehen glaubte.

Iſolde kam näher, immer näher, ich hörte ihren leiſen Tritt auf den duftenden Sehmdſchwaden.

Jetzt ſtand ſie wieder ſtille, zögerte, hob wieder das zierliche Füßchen, ſetzte es unſchlüſſig nieder, dann leiſe, leiſe vorwärts, bis ſie mir zur Seite ſtand.

Was wollte nur das Mädchen?

Ich fühlte den Blick ihrer ſüßen Veilchenaugen auf meinem Antlitz.

Jetzt machte ſie eine Bewegung — ich blinzelte vorſichtig — Iſolde hatte ſich gebückt und machte ſich mit beiden Händen auf dem Boden zu ſchaffen — ich riſkirte es, für einen Moment die Augen weiter aufzumachen — ſie ſammelte Grashüpfer, die wir in unſerer Gegend Heuſchrickel oder Heuſtöſſel nennen — erhob ſich dann, ließ dann ihre Blicke raſch auf der Halde umhergehen — der Michel ſchlief wieder, aber im nächſten Augenblick hatte er große Mühe, zu ſchlafen, denn, von Iſolde's Hand auf ihn niedergeſtreut, krabbelten und kribbelten die behenden Thierchen in ſeinem Kraushaar.

Alſo auf einen Kinderſcherz war es abgeſehen? — Ich meinte zu ſterben vor Schmerz und Zorn.

Aber ich hielt ſtille und ſchlief.

Iſolde beugte ſich zu mir herab und mußte ſich auf ein Knie geſenkt haben, denn ihr Athem ſtreifte meine Wange.

Durch das Pochen meines Herzens hindurch meinte ich das ihrige ſchlagen zu hören.

Ihre weiche Hand legte ſich ſachte auf meine heiße Stirne und glitt dann linde an meiner Wange herab.

Mit gewaltſamer Selbſtüberwindung hielt ich die Augen geſchloſſen.

Ein banger Athemzug des Mädchens, ein leiſer Seufzerhauch — und raſch, wie der Gedanke, ſüß und keuſch wie Blumenodem ſtreifte ein Kuß über meine Lippen hin.

Da wie hätte es anders ſein können? — da ſchloſſen ſich meine Arme um den Nacken Iſolde's und hielten die theure Beute an meine Bruſt gepreßt.

Sie ſtieß einen Schrei jungfräulichen Schreckens aus.

„Du biſt mir gut, Iſolde?" flüſterte ich, trunken von Glück.

„Oh!"

Sie ſagte nur dieſes, nur die eine Silbe und fuhr bebend und verwirrt empor. Ihre Wangen erblaßten, ihr Blick war der eines verwundeten Rehs und wie ein ſolches lief ſie die Halde hinab ſich im Dickicht zu bergen.

Indem ich ihr folgte, ging ich wie in Lüften, wie in Sternen, kurz ſo, wie du, mein Leſer, wohl auch einmal gegangen biſt, und wenn nicht, ſo laß mich dich herzlich beklagen.

Ich holte Iſolde in dem Waldſtreifen, der thalwärts die Halde ſäumt, nicht mehr ein. Schon eilte ſie jenſeits des Baches den Rain hinauf und dort gingen auch Berthold und Hildegard Hand in Hand. Aber am Waldſaum ſtieß ich auf Fabian, welcher bleich und verſtörten Auges an dem Stamm einer Tanne lehnte, unſern drüben den Rain hinangehenden Freunden nachſtarrend.

„Was haſt du denn?" fragte ich ihn.

„Er hat ſie geküßt!" ſtammelte er.

„Wirklich?"

„Und ſie hat ihn wieder geküßt!"

Er preßte es mühſam hervor, der arme Junge. Dann warf er ſich zu Boden, verbarg ſein Geſicht im Mooſe und weinte bitterlich.

## Zweites Buch.

# Theorie.

# Erſtes Kapitel.

Eine Warnungstafel. — Von einem heiligſten Wunder. — „Treib' das Kalb aus!“ — Ein Gewiſſensbiß und ein altes Sprichwort. — „Ade nun, ihr Lieben!“ — Eine Haarſchnur, ein Dolchſtoß und eine ſchwarze Kluſt. — Debüt in der Renommiſterei. — Jung und thöricht.

Indem ich die Feder wieder anſetze — Leſer! ſchon dieſer hausbackene Ausdruck kann dir verrathen, daß du es mit einem ziemlich altfränkiſchen Menſchen zu thun haſt — alſo, indem ich wieder die Feder anſetze, meine Denkwürdigkeiten oder, beſcheidener geſprochen, meine Erinnerungen weiterzuführen, muß ich als ehrlicher Mann hier eine Warnungstafel aushängen.

Darauf ſteht geſchrieben: „Man hüte ſich vor Illuſionen!“ Nämlich ich kann der zarten Leſerin und dem gewiegten Leſer, welche dieſes Buch zur Hand nehmen ſollten, durchaus nicht verſprechen, daß daſſelbe den neueſten Zuſchnitt novelliſtiſcher Mode tragen werde. Ich bin jederzeit gern meinen eigenen Weg auf meine eigene Weiſe gegangen und ſo ſchreib' ich auch. Ich verſtehe mich nicht auf die novelliſtiſche Schmeichelkunſt, in deren Beſitze die beliebten Erzähler des Tages je nach der gerade herrſchenden Windſtrömung heute der Fürſtenſchaft und morgen der

Pfaffheit zu Hofe kriechen, da dem Adel ſchmeicheln und dort die Bourgeoiſie ſtreicheln, hier die liebe Bauerſame mit Hegelei überzuckern und weiterhin das Proletariat zur Quinteſſenz der Menſchheit erheben. Ich vermag mich ſchlechterdings nicht zu jener Höhe liebedieneriſcher und dabei geſchäftemacheriſcher Verlogenheit hinaufzuſchwindeln, von welcher Höhe herab unſere großen Novelliſten je nach der novelliſtiſchen Nachfrage den Baron oder den Kaufmann, den Proffeſſor oder den Dachdecker, den Paſtor oder den Bauer, den Schulmeiſter oder den Fabrikarbeiter den Leuten als ein Ideal vorzudemonſtriren wiſſen. Auch in der pariſer Romanküche, wo man Katzen in Faſanen verwandelt und Fröſche zu Krammetsvögeln herrichtet, bin ich nicht in die Schule gegangen. Ich verſtehe nichts von ſolcher Kochkunſt. Zwar werde ich im weiteren nicht bloß, wie bislang, Idylliſches, ſondern leider auch modernſt Leidenſchaftliches und ſogar Schreckliches zu erzählen haben; aber ich geſtehe zum voraus meine Ungeſchicklichkeit, ſolchen Gerichten jenes Parfüm franzöſiſcher Fäulniß anzuraffiniren, welches ja auch in deutſchen Damenboudoirs ſo wohlgelitten iſt oder wenigſtens noch vor kurzem war. Ich ſchreibe ſo zu ſagen ganz zwecklos und zunächſt zu meinem eigenen Vergnügen, habe auch die altväteriſche und, wie ich wohl einſehe, ſehr unzeitgemäße Neigung, die Dinge bei ihren Namen zu nennen. Das iſt thöricht und doppelt thöricht zu einer Zeit, wo die Poloniuſſe, welche auf Verlangen in einer und derſelben Minute eine Wolke für ein Kameel oder für ein Wieſel oder für einen Walfiſch anſehen, zu Dutzenden in der Literatur herumlaufen. Aber es kann doch, in Gottesnamen, nicht jeder ein Polonius ſein. Es werden daher in meiner Erzählung keine Diebe und Mörder figuriren, die eigentlich philoſophiſche Tugendſpiegel ſind, es werden darin auch keine Marienblumen und andere Magdalenen heilig geſprochen, und ſelbſt die Bauern — denn auch von Bauern werde ich zu reden haben — werde ich auftreten laſſen, ohne ſie vorher zum Umkleiden und Parfümiren in eine äſthetiſche Trödlerbude zu ſchicken, ſogar auf die Gefahr hin, daß ihre „natürliche“ Natur ihnen den Zutritt in Kreiſen verſperre, wo überhaupt nur Maſken gern geſehen ſind.

Nachdem ich ſo meinem Gewiſſen genug gethan, kann ich nur ſagen: Leſer, bleib' zurück oder komm' mit! Entſchließeſt du dich zum Mitkommen, ſo wirſt du ein Stück Leben ſehen, wie es iſt. Das Gewöhnliche wie das Ungewöhnlichſte, das Alltägliche wie das Furchtbarſte, was ich dir erzählen werde, iſt mit photographiſcher Treue aus der Wirklichkeit herausgegriffen.

Als eines der höchſten und heiligſten Wunder „in dieſer Welt des Athmens“ iſt mir immer erſchienen, daß eine Mutter nie müde wird. Dieſe Liebe, wahrlich, ſie iſt, wie das Hohelied ſingt, „ſtark wie der Tod“. Ja, man könnte, ohne gerade ein Schwärmer und Phantaſt zu ſein, ſich manchmal einbilden, daß Mutterliebe ſelbſt über Tod und Grab hinausdaure. Haſt du nie einen Moment erlebt, wo du, niedergedrückt vom tiefſten Leid, verzweiflungsvoll aufblickend plötzlich wieder jene Augen voll Beſchwichtigung und Troſt auf dir ruhen fühlteſt, jene Augen, die deinem erſten Blicke begegneten, die Augen deiner Mutter, welche hingegangen, während ein letzter Segenswunſch für dich auf ihren erblaſſenden Lippen verzitterte? Der Mutter Segen baut den Kindern Häuſer — ja, und er thut noch viel Beſſeres, Heiligeres: er verleiht dem Menſchen das Bewußtſein, daß es

Bande gebe, die nur dann brechen können, wann die Kreatur aus dem Kreiſe des Menſchlichen hinausgeriſſen wird in's Ungeheure, wo der Menſch nur noch ein gräßliches Zerrbild ſeines Weſens iſt. Wenn ein Muttermord geſchieht, fällt vor Entſetzen ein Stern vom Himmel, ſagt ein tiefſinniges Volksſprichwort. Ich glaube das, die Phyſiker und Aſtronomen mögen es noch ſo lächerlich finden.

Und doch trägt die Summe von Zärtlichkeit, Sorge und Schmerzen, genannt Mutterliebe, welche eine längere Zifferreihe bildet als engliſche Staatsſchuld, oft ſo kärgliche Zinſen. Das mag, zur Ehre der menſchlichen Natur ſei es geſagt, daher kommen, daß man, was man an einer Mutter habe, erſt dann recht weiß, wann man ſie nicht mehr hat.

Dieſe Betrachtung ſtieg unwillkürlich in mir auf, als ich erzählen wollte, welche Mühe ſich meine Mutter gab, daß meiner Ausrüſtung zum erſten Flug in die Welt nichts fehlte. Ich ſehe ſie noch, wie ſie mit Beihilfe Hildegards meinen Koffer packte. Ach, zu jedem Stück, welches da hineinkam, legte ſie ein liebevolles, vorſorgliches Wort, gleichſam ein Stück ihres zärtlichen Mutterherzens. Ganz unten hatte ſie ohne mein Vorwiſſen ein halb Dutzend alter Maria-Thereſienthaler verſteckt, eingewickelt in ein kleines ſchwarzſeidenes Tuch, welches ſie früher um den Hals getragen. Dieſes Geld war der letzte Reſt vom Inhalt des „Sparhafens", welchen ſie aus ihrer Kindheit mit in die Ehe herübergenommen. Ich wußte, wie ſie an dieſen Thalern hing, deren jeder einen glücklichen Tag ihrer Jugend bezeichnete, und als ich daher beim Auspacken des Koffers den kleinen Schatz vorfand, gelobte ich, daß er mir heilig ſein ſollte. Ganz wurde dieſes

Gelöbniß freilich nicht gehalten — ach, ein Student hat ſo ſchwache Augenblicke und ſo dringende, ganz unabweislich dringende Ausgaben! — aber einen der ſechs Maria-Thereſienthaler hab' ich doch durch alle Wechſelfälle des Lebens hindurch gerettet und er iſt mir ein echter und rechter Heckethaler geweſen. Auch das ſchwarze Seidentuch hab' ich noch, und nie, ich darf es ſagen, iſt mein Blick darauf gefallen, ohne daß ich mit zärtlichem Danke ſeiner vormaligen Trägerin gedacht hätte.

Aber damals, als ſie ſo ſorgfältig meinen Koffer packte, ſtand ich dabei und ſah ihrer Mühwaltung ohne beſonderen Antheil zu. War mir doch der Kopf von den Vorahnungen akademiſcher Herrlichkeit voll. Wenn mir recht iſt, wälzte ich im Gemüthe die höchſt wichtige Frage, welches ſtudentiſche Korps ich mit meinem Beitritt beehren ſollte. Ich nahm es daher ziemlich leicht, als die Mutter ein abgegriffenes altes Büchelchen oben auf den hochgeſtapelten Inhalt des Koffers legte mit den Worten: „Sieh, Sigfrid" — die Gute hätte mich ſeit jener Scene unter dem Apfelbaum um keine Welt mehr anders als Sigfrid genannt — „das iſt das Gebetbüchle, worin ich dich leſen lehrte. Früher war es das meine und ich hab's noch von meiner Mutter ſelig. Du wirſt nicht mehr darin leſen .... ich weiß, ich weiß .... aber thu' es mir zuliebe, hörſt du? und wirf manchmal einen Blick auf das arme alte Ding. Es wird dich an die andächtigen Stunden deiner Kinderjahre, an gute Vorſätze und an mich erinnern." — „Ja, ja, Mutter, ſchon recht", verſetzte ich ziemlich zerſtreut — „und da, leg' nur gleich das andere Buch dazu."

Damit zog ich einen dicken, in Schweinsleder gebundenen

Elzevier-Duodez aus der Taſche, eine Ausgabe des Euripides, welchen ich bei meinem vorhin abgeſtatteten Abſchiedsbeſuch bei dem guten Beneficiaten von dieſem „in memoriam“ erhalten hatte. Der alte Hairle hatte ſich nur ſchwer von dieſem Schatze getrennt. Hätte er doch nur gewußt, wie verteufelt wenig mir daran lag! Dreimal nahm er die ſchweinslederne Herrlichkeit vom Büchergeſtell und dreimal wanderte ſie wieder auf daſſelbe zurück. Beim vierten Anlauf endlich war das Buch, von einem ſchweren Seufzer begleitet, aus ſeiner Hand in die meine übergegangen ..... Meine Mutter, welcher ſchon das gelehrte Aeußere des Elzevier imponirte, wurde vollends von heiligem Reſpekt erfüllt, als ſie einen Blick auf das Innere warf und auf dem vergilbten Schmutzblatt vor dem Titel eine lange Reihe griechiſcher, von der Hand des Magiſters geſchriebener Hieroglyphen wahrnahm. Mit ehrerbietiger Achtſamkeit legte ſie den Euripides neben das Gebetbuch und ſchloß den Kofferdeckel, während ich ein Lächeln verbiß. Hatte doch Dominus Zipfelius, als letzte Anmahnung für ſeinen zur Univerſität abgehenden Zögling, auf jenes Blatt einen der fulminanteſten Ausfälle des griechiſchen Tragikers gegen die „Weibsſtücker“ geſchrieben.

Am Abend vor unſerer — Fabians und meiner — Abreiſe machte mein Vater noch einen langen Gang durch die heimiſchen Fluren mit mir.

Da gab er mir, nach ſeiner Art mehr in der Form kordialen Geſpräches als in ſauertöpfiſcher Predigtweiſe, ſeine väterlichen Lehren und Warnungen.

„Du wirſt jetzt“, ſagte er unter anderem, „ein ſo zu ſagen ganz freier, auf dich ſelbſt geſtellter Menſch ſein. Genieße dieſe

Freiheit, aber vergiß nie, daß ſie doch nur die Vorbereitungszeit auf die ſchwere Pflicht des Lebens iſt. Die Jugend will ein bißchen toben, das iſt ihre Art und ſogar ihr Recht, aber hüte dich, mit dem Inhalt des ſchäumenden Jugendbechers ſo thöricht verſchwenderiſch umzugehen, daß nichts mehr darin übrig bliebe als der bittere Bodenſatz der Reue. Die ſo mit der akademiſchen Freiheit wirthſchaften, ſind nach ihrem durchſtürmten Triennium nur noch jammerſälige Philiſter. Treibe immerhin das Kalb aus, wie die Engländer ſagen, ja, treibe immerhin das Kalb aus, mein Junge! Wenn es nicht in der Jugend ausgetrieben wird, manifeſtirt es ſich oft im Alter noch als ungebärdigſter Ochſe. Sei meinetwegen ein flotter Burſch, aber nie überſchreite auch nur halben Fußes die Grenzlinie zwiſchen Flottheit und Gemeinheit. Hinſichtlich des Geldes werde ich nicht knauſerig gegen dich ſein, aber präge tief in dein Gedächtniß, daß ich dir jetzt ſage: du biſt nicht der Sohn eines reichen Mannes! Es hätte vielleicht ... doch das gehört nicht hierher. .... Du biſt zum Theologen beſtimmt, aber gieb dir neben deinem Berufsſtudium redliche Mühe, dich zum Menſchen, zum deutſchen Manne auszubilden, zum deutſchen Manne, hörſt du? Ich weiß, du hegeſt Liebe für unſere vaterländiſche Geſchichte, unſere Literatur, unſere Alterthümer — pflege dieſe Liebe! Denn ſiehſt du, man mag ſagen was man will, trotz alledem und alledem iſt Deutſchland das edelſte Land der Erde. Von uns, von unſerem Gedankenhort zehren alle übrigen Nationen. Mögen ſie es leugnen, die Undankbaren, was thut es? Der deutſche Geiſt raſtet trotzdem keinen Tag, keine Stunde, keine Minute auf ſeinem ſtillen Eroberungszug durch die Welt. ... Halte feſt an deiner Freundſchaft mit dem Fabian. Sie hat, ohne daß er oder du es merkteſt, ſchon bisher heilſam auf dich gewirkt. Eure Wege werden zwar nicht immer dieſelben ſein können, ſchon deßhalb nicht, weil Fabian in das klöſterliche Theologenſtift eintritt; aber deſſenungeachtet ſuche ſeinen Umgang, wo du kannſt. Thue ihm Gutes, unterſtütze ihn, aber in zarter Weiſe, hörſt du? Denn dein Freund iſt ein lebendiger Beweis des Satzes, daß die Kinder der Armen oft das feinſte Gefühl haben. Und nun noch das, ja, noch das: ich ſehe es voraus, Michel, daß du bei deinen theologiſchen Studien Kämpfe des Zweifels durchzumachen haben wirſt. Ja, es wird ſo kommen. Kämpfe ſie wacker, mein Knabe, und nie — ſei dieſer Bitte eingedenk! — nie laß davon auch nur eine Silbe gegen deine Mutter verlauten. Ihre Frömmigkeit ertrüge das nicht, nein, ſie ertrüge es nicht, weißt du? . . . Und vergiß es nicht, du wirſt eines Tages zu deinem Leide erfahren, daß man nur eine Mutter hat.“

Nach einer Pauſe ſagte ich: „Es liegt mir noch etwas auf dem Herzen, Vater.“

„Was?“

„Der Freiherr iſt doch immer recht gütig gegen mich geweſen, und als er mir heute noch ein reiches Geſchenk mit auf den Weg gab, ſchämte ich mich faſt, es anzunehmen.“

„Warum?“

„Von wegen dem Stein, weißt du?“

„Stein? Stein? Was für ein Stein?“

„Der falſche Mithrasſtein.“

„Aha, der liegt dir auf dem Herzen? Siehſt du nun Burſch, daß das Unrecht eine Spur hinterläßt, welche ſich nicht verwiſcht?“

„Ich mein', ich ſollte dem guten Herrn die Sache noch aufdecken, bevor ich gehe.“

Mein Vater ſchwieg eine Weile nachdenklich und ſagte dann: „Nein, es geht nicht. Aber ſei dir dies ein warnender Fingerzeig, daß es leichter ſei, Unrecht zu thun, als es wieder gut zu machen. Der Freiherr hat ſo großes Weſen aus ſeinem angeblichen Funde gemacht, hat ſo vielen Leuten davon geſprochen, daß es ihn, wie es nun einmal iſt, tief ſchmerzen und kränken müßte, zu erfahren, daß er durch einen leichtſinnigen Bubenſchwank gefoppt worden ſei. Wir müſſen ihm, bei aller Achtung vor deinem wenn auch ziemlich verſpätet ſich regenden Redlichkeitsgefühl, dieſe Kränkung erſparen. Seine Illuſion macht ihn glücklich und, ach, die Menſchen können ja überhaupt ohne Illuſionen nicht leben. Sie bedürfen derſelben wie des täglichen Brotes. Aber, Michel, keinen Mithrasſteinſchwank mehr, hörſt du? Nie mehr! Dieſe Erfahrung kann dich lehren, wie ſinnvoll das alte Wort von dem unbedacht geſchleuderten Stein ſei. Es paßt hierher, wie eigens dafür gemacht — bei Wodan und Frauwa!“

Am andern Morgen in aller Frühe zogen wir aus, der Fabian und ich, in nordweſtlicher Richtung durch's Gebirge, die Wandertaſchen auf dem Rücken. „Denn“, ſagte mein Vater, „ſeit die Studenten das Fußreiſen zu verlernen anfangen, gehts bergab mit der Studentenromantik.“ Wir ſollten an dieſem Verfall keine Mitſchuld tragen und demnach zu Fuße reiſen.

Endlich war der herbe Augenblick des Abſchieds von der Mutter und der Schweſter vorbei, welche letztere — ich hatte es wohl bemerkt — heute zwar ungenirter, aber trotzdem doch faſt etwas weniger traurig war als neulich, da der Berthold wieder fortgemußt hatte. Ich hielt es nach Art eines jungen Guckindiewelt für mannhaft, den ſtrömenden Thränen meiner armen Mutter, die ihren Michel, wollte ſagen ihren Sigfried zum erſtenmal für längere Zeit ſcheiden ſehen mußte, eine gefaßte, das heißt erkünſtelte frohe Zuverſicht entgegenzuſetzen, und brachte mit etwelcher Anſtrengung ſogar einen leidlichen Abſchiedsſcherz zuwege; aber als nun unter der Hausthüre noch unſere beiden alten Mägde, die Theres und die Annem'rei, ſo redlich mich anweinten, als auf der oberſten Hausſtaffel, während meine Mutter mir ihr letztes „Behüt' dich Gott!“ auf Lippen und Wangen küßte, Den Murr mit einem Geſchnurre, das mir ſehr elegiſch vorkam, ſich an meinen Beinen rieb und von der unterſten der alte Hylas ſo herzbrechend zu mir heraufblickte, als wollte er ſagen: „Ade, ſeh' dich nimmermehr!“ und als wir nun durch den Garten gingen, wo jeder Zoll Erde mich an meine glückliche Kindheit erinnerte — da, ja, da kam mir ein verteufelt unmannhaftes Schlucken in die Kehle und ich that, als trocknete ich die Thränenſpuren, welche meiner Mutter letzte Umarmung auf meinen Wangen zurückgelaſſen. Aber es war auch das Naß meiner eigenen Augen dabei.

Der Vater wollte uns noch eine Strecke weit das Geleite geben. und als wir erſt den Garten hinter uns hatten, ſchritten wir rüſtig in den friſchen Oktobermorgen hinein.

Wir kreuzten den Schloßpark. Dort zur Rechten hob ſich der große weſtliche Thurm des Freiherrnſitzes aus den alten, ſchon halb entblätterten Ulmen empor. Aus der Wand, welche der Thurm flankirte, ſprang der zierliche Erker vor, in welchen

Iſolde's Zimmer auslief. Ich meinte, es müſſe ſein wie in einem fouqué'ſchen Roman, das heißt, ich ſchmeichelte mir mit der leiſen Hoffnung, das Burgfräulein würde am Erkerfenſter erſcheinen, um mir mit weißem Tuch noch einen letzten Gruß zuzuwinken.

So romantiſch kam es nun freilich nicht, aber beſſer. Denn während ich nach dem Erker hinſtarrte, ſtieß mich Fabian leiſe an und ſagte: „Da kommt das gnädige Fräulein.“

Und wirklich, Iſolde kam uns langſam entgegen, hart beim Krähenkloſter, wo mir damals der Bruder Jehan ein glückverheißendes Orakel ertheilt hatte.

„Was thuſt du ſchon ſo früh hier, liebes Kind?“ fragte mein Vater und es war faſt, als klänge ſeine Stimme nicht ſo liebevoll, wie ſie ſonſt immer klang, wenn er mit dem jungen Mädchen ſprach.

„Der ſchöne Morgen“, verſetzte ſie . . . „ich wachte ſo früh auf und . . . und . . . .“

Sie erröthete leiſe und ſtockte, als wollte ſie ſich auf Angabe eines ſtichhaltigen Grundes für ihren Frühgang beſinnen.

Aber Iſolde von Rothenfluh hat nie eine Lüge ausſprechen können und ſo, vielleicht auch ermuthigt durch die helle Freude, die bei ihrem unerwarteten Erſcheinen in meinen Augen funkelte, fuhr ſie treuherzig fort:

„Ich dachte mir, daß ich euch noch hier begegnen könnte, und ich wollte dem Fabian noch Adieu ſagen und . . . . auch dem Michel.“

„So macht die Sache raſch ab, Kinder“, ſagte mein Vater. „Gar zu viele Rührung taugt nichts beim Antritt einer Reiſe.“

Iſolde griff mit der Hand in die Chatelaine, welche an ihrem Morgenkleide hing, und reichte ſie dann dem Fabian hin, welcher ſchüchtern einen Händedruck erwiderte, der, wie ich nachher erfuhr, kein leerer war. Das gute Kind hatte ſeinen Spartopf geleert, um dem armen Studenten ein Viatikum zu reichen, das ihn reicher machte, als er ſein Lebenlang geweſen war.

Fabian, der, allen kameradſchaftlichen Umgangs mit Iſolde ungeachtet, zu ihr ſtets „hinaufgeblickt“ hatte, „als zu einem Weſen höherer Art“, ſtotterte Dankesworte, die ſehr ſchlecht „geſetzt“ waren und die das junge Mädchen dadurch abſchnitt, daß es ſich zu mir wandte.

Ich habe es nie vergeſſen, wie ſie damals vor mir ſtand und nach kurzem Zögern die Augen zu mir aufſchlug. Es war darin etwas von dem Ausdruck, womit ſie vor einiger Zeit an der Breunighalde den Scheinſchlafenden angeſehen hatte.

„Michel“, ſagte ſie, uneingeſchüchtert durch die ernſten Blicke, womit mein Vater mich betrachtete, „Michel, unſere Hildegard hat mir geſagt, daß ſie vergeſſen, dir eine Schnur für deine Uhr zu flechten. Da haſt du eine. Ich hab' ſie ſchnell noch für dich geflochten.“

Sie zog die Schnur hervor, geflochten aus ihren wunderſchönen Haaren, und neigte ſich gegen mich, mir ſie umzuhängen.

Da ward mir doch, weiß der Himmel ganz fouqué'ſch zu Muthe, und ohne Zweifel hätt' ich, wäre nur mein Vater nicht anweſend geweſen, mein Knie gebeugt, um die Gabe in Empfang zu nehmen.

So aber begnügte ich mich, die Mütze abzunehmen und den Kopf vorzubeugen.

Iſolde legte mir die Schnur um den Nacken und flüſterte kaum hörbar:

„Vergiß mich nicht!“

„Nie, niemals!“ wollte ich leidenſchaftlich ausrufen, aber das Wort blieb mir in der Kehle ſtecken. Meine Augen ſagten es aber ſtatt des Mundes ſo deutlich, daß Iſolde die ihrigen ſenkte.

So trat ſie zurück, bot mir die Hand, erwiderte leiſe den heftigen Druck der meinigen und ſagte:

„Behüt' dich Gott, Michel, und ſei brav!“

„Gut ſo, liebes Kind, und du Michel, merke dir das“, ſagte mein Vater. „Brav ſein heißt die Pflichten erfüllen, welche unſere Stellung im Leben uns auferlegt. Und jetzt wollen wir gehen.“

Wir gingen. Das Herz quell mir in der Bruſt und bei jedem Schritt glaubte ich umkehren zu müſſen, um der geliebten Jugendgeſpielin noch ein herzlich Wort zu ſagen, allein ich bezwang mich und ſchritt mechaniſch fürbaß.

Aber bei der nächſten Biegung des Weges mußte ich mich doch umſchauen.

Da ſtand Iſolde wie feſtgebannt unter den alten Bäumen und hielt ihr Tuch an die Augen gedrückt. Ob ſie weinte? Ich blieb einen Augenblick ſtehen. Sie bemerkte es und winkte mir mit dem weißen Tuch einen letzten Gruß zu. Dann entzog mir die Krümmung des Weges den Anblick der theuren Geſtalt.

Wir ſchritten ſchweigend thalwärts, verfolgten eine Strecke weit den Lauf des Baches und ſtiegen dann rechter Hand den Bergwaldſteig hinan. Uns allen dreien war das Herz ſchwer.

Als wir auf dem Plateau, wo ſich der Wald lichtete, angelangt, auf die einzeln ſtehende Blutbuche zugingen, bis wohin mein Vater uns begleiten wollte, ſagte er:

„Wenn der Menſch ſeine Heimat verläßt, muß er ſich immer darauf gefaßt machen, bei ſeiner Wiederkehr vieles verändert zu finden. Es wird euch wohl auch ſo gehen.“

Ich ſagte nichts, obwohl mir dieſe Worte wie eine Einleitung zu Bedrohlichem klangen.

„Da iſt zum Beiſpiel das junge Fräulein“, fuhr der Vater fort — warum ſagt er nicht ſchlichtweg Iſolde, wie ſonſt? dachte ich — „die werdet ihr, wenn ihr über's Jahr in die Ferien kommt, wohl nicht mehr zu Hauſe treffen.“

„Was?“ platzte ich heraus.

„Ja, ſiehſt du, Michel, ich vergaß, dir gelegentlich zu ſagen, daß das Fräulein dem älteſten Sohne des Grafen Zackſtein drüben im Fränkiſchen zur Frau beſtimmt iſt ...“

„Iſolde?“

„Freilich, Fräulein Iſolde ....“

„Und ſie wird ihn nehmen?“

„Warum denn nicht? Wie kommſt du mir vor, Junge? Es iſt eine alte Vereinbarung zwiſchen dem Freiherrn und dem alten Grafen, welche vor Zeiten Kriegskameraden waren.“

Ich mußte unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen faſſen, ſo gewaltſam ſchnürte es ſich mir in der Bruſt zuſammen.

Mein Vater mochte dieſe Gebärde wahrgenommen haben, denn er fuhr mit weicherer Stimme fort:

„Es iſt eine in jeder Beziehung glückliche Partie und eine ſtandesgemäße. Der Freiherr Bodo hält, obwohl der humanſte

Mann von der Welt, dennoch viel, ſehr viel auf ſeinen Stand und deſſen Stellung, beſonders in ſolchen Dingen. Wer möchte ihn deßhalb tadeln? Der junge Graf Zackſtein wird eines Tages der Erbe ſehr reicher Beſitzungen. Er ſei eine höchſt einnehmende Perſönlichkeit, ein trefflicher Kavalier. Er hat eine Zeit lang in der diplomatiſchen Laufbahn gedient und iſt jetzt auf Reiſen gegangen.....“

„Er mag zum Teufel gehen!“ dachte ich.

„Als ich dieſen Sommer in der Reſidenz war, hörte ich viel Gutes von ihm....“

„Ich ſchlag' ihn aber doch todt, wo ich ihn finde!“ ſchwur ich bei mir.

„Bei ſeiner Zurückkunft ſoll das förmliche Verlöbniß mit unſerem Fräulein ſtattfinden. Bis dahin wird unſer Fräulein mit ihrer Gouvernante bei ihrer Tante, der Schweſter des Freiherrn, in der Reſidenz leben, um da den letzten Schliff zur großen Dame zu erhalten, die ſie künftig ſein wird.“

Mein Vater hielt eine Weile inne, als zitterte die väterliche Hand, die aus Liebe, ja aus Liebe — das fühlte ich doch dunkel zwiſchen alle die Qual hindurch — das Meſſer in die Bruſt des Sohnes geſenkt hatte. Dann ſetzte er, um zu vollenden, was er mußte, hinzu:

„Wahrſcheinlich, lieber Michel, wirſt du unſer Fräulein erſt als Gräſin wiederſehen.“

Mir läutete es vor den Ohren wie von einer Rieſenglocke und vor meinen Augen flackerten Irrwiſchlichter. In ihrem Scheine ſah ich plötzlich die ungeheure ſchwarze Kluft, die Standeskluft vor mir klaffen, welche mich von Iſolde trennte... Jetzt begriff ich mit einem Schlag, was der Kampf der Plebs gegen das Patriciat im alten Rom und was der Bauernkrieg zur Reformationszeit zu bedeuten gehabt habe, und begriff auch das Jahr 1789 und, ja, auch Danton und Saint-Juſt und Robespierre. Der Schmerz iſt mitunter der geſchickteſte aller Lehrer.

Der Tumult meiner Gefühle zu jener Stunde war ein zu heftiger, als daß er mir eine deutliche Erinnerung an die Einzelnheiten des Abſchieds von meinem Vater übrig gelaſſen hätte. Genug, als ich ſo zu ſagen zu mir ſelbſt kam, fand ich mich mit Fabian allein auf der Haide, über welche unſer Weg hinlief. Die Sonne ſtieg ſchon höher und höher und immer noch ſchritt ich ſchweigend zu und immer zu, der Fabian ſchweigend mir zu Seite, nachdem wiederholte Verſuche von ſeiner Seite, ein Geſpräch anzuknüpfen, mißlungen waren.

Bei leidenſchaftlichen Menſchen — und ich war in Jugendtagen ſo ziemlich ein ſolcher — ſind aber ſchroffe Uebergänge in den Stimmungen nicht ungewöhnlich und ſo kann es den allfälligen Leſer meiner Geſchichte nicht überraſchen, wenn ich ſage, daß den achtzehnjährigen Burſchen, welcher vorhin aus Verzweiflung ohne weiteres in die erwähnte ſchwarze Kluft kopfüber ſich geſtürzt hätte, wäre dieſelbe nur gerade in natura vorhanden geweſen — plötzlich eine wildluſtige Laune anwandelte.

„So, Fabiane, Fabianior, Fabianiſſime“, rief ich meinem Gefährten zu, indem ich mich unter einen Baum am Wege in das abſterbende Haidekraut warf — „ſo, jetzt hätten wir den ganzen Kram und Quark hinter uns und ſind endlich unſere eigenen Herren. Thu' den Schnappſack auf, Mann, thu' den Schnappſack auf, ſag' ich. Meine Mutter hat noch 'was Gebratenes für uns hineingeſteckt und da iſt Wein in meiner Reiſeflaſche. Ich bring' dir's zu, Fabiane Fabianorum, da trink' — es lebe die Freiheit! es lebe der Unſinn! es lebe der Teufel und ſeine vermaledeite Großmutter!"

Der Freund ſah mich mit großen Augen an.

„Was haſt du denn?" fragte er.

„Was ich habe? Nichts oder, halt, ja, eine unbändige Freude hab' ich."

„Das freut mich. Und ſieh, ich bin auch gar nicht ſo traurig, wie ich geſtern fürchtete, daß ich heute ſein würde."

„Traurig? Was fällt dir ein? Mir iſt ungeheuer luſtig zu Muthe, auf Cerevis! Ja, ſo frei und ſo luſtig ... hm, ich könnte ... ja, was wollte ich denn eigentlich gleich ſagen?"

„Das weiß ich nicht. Aber ich bin auch ganz hellauf, weil meine Mutter ſich beim Abſchiede ganz gefaßt benahm .... Du weißt, die arme Frau hat nur mich auf der weiten Welt und ich fürchtete, wie geſagt, ſie würde ſich gar zu ſehr grämen, als ich fort mußte .... und ... und ...."

„Was und?"

„Alle Leute im Dorfe ſind beim Abſchiede noch ſo freundlich gegen mich geweſen ... und das gnädige Fräulein war ſo großmüthig — ſieh nur her! — und, ja, Hildegard war zuletzt noch ſo gut mit mir, ſo recht herzlich gut ..."

„Halt ein mit deiner Litanei, empfindſamer Maikäfer du! Ich ſag', zum T....., das heißt nicht gerade zum Teufel, aber doch ſonſt wohin mit den Weibsſtückern! Unſer Magiſter hat ganz recht: ſie taugen alle keinen Pfifferling. Er hat's aus dem

Euripides gelernt. Hätt' ich nur meinen Koffer mit der alten Scharteke da, ich wollt' dir's vorleſen."

„Ach geh doch, Michel! Ich hab's wohl geſehen, was du für Augen machteſt, als dir das gnädige Fräulein die Haarſchnur gab und . . . "

„Jetzt mach' mich nicht rabiat, Fabian, hörſt du? Ich bin ohnehin ſchon ſo fuchsteufelswild.... Doch bah, ſie heiratet den Grafen Zickzack oder wie der Kerl heißt. Mir einerlei, ganz einerlei — was gehts mich an? Müßte ja Dinte geſoffen haben, wenn ich mich darüber ärgern wollte — ſo müßt' ich, auf Cerevis! Sie heiratet ſtandesgemäß, natürlich, ganz in der Ordnung! Wappen zu Wappen, gleich und gleich geſellt ſich gern... Möchte nur zuvor gelegentlich dem Kerl ein paar Rippen zerbrechen. .... Sie kriegt jetzt den letzten Schliff zur großen Dame . . . gut, ſchon recht . . . mira! Unterthäniger Diener, gnädige Frau Gräfin . . . ich kümmere mich kein Broſämle darum und... he, wir wollen eins ſingen, Fabiane, und gib die Flaſche her! Steig' dir ein Quärtle, Mann, und damit Baſta und Hurrah!"

Ach, während ich mich in ſolchem Kraftgepolter erging, ſtand mir das Weinen näher als das Lachen, und während jetzt der Fabian für einen Augenblick den Kopf wandte, drückte ich Iſolde's Haarſchnur verſtohlen an die Lippen.

So thöricht iſt die Jugend. . . . Aber, oh, wie ſüß iſt es, jung und thöricht zu ſein!

## Zweites Kapitel,

welches nicht ſehr lang, aber ziemlich geräuſchvoll iſt.

Ich darf ſagen, daß ich ſchon auf der Reiſe zur hohen Schule manches lernte. Unter anderem die ländliche Anſicht aufgeben, daß die Wirthe etwas anderes ſeien als die Diener ihrer Gäſte. Am erſten Tage unſerer viertägigen, keineswegs in forcirten Märſchen zurückgelegten Wanderung hatte ich — von dem Fabian gar nicht zu ſprechen — bei unſerer Einkehr Wirthe und Wirthinnen, ja ſogar Kellner und Kellnerinnen mit der ganzen Beſcheidenheit eines Grünlings behandelt, welcher froh iſt, ſein gutes Geld gegen ſchlechtes Eſſen und Trinken austauſchen zu dürfen. Von Station zu Station wurde ich aber anſpruchsvoller weil ich bemerkt hatte oder bemerkt zu haben glaubte, daß die Menſchen für Geld den größten Demüthigungen mit Freuden ſich unterziehen, und nach Art der Jugend dieſe Vorſtellung in's Maßloſe übertrieb. Der gute Fabian ſah verwundert drein, wenn ich ſo herrenmäßig unſere Bedürfniſſe beſtellte und mit herablaſſender Höflichkeit die kritiſchen Bemerkungen dieſes oder jenes Gaſtgebers über das Wetter oder über muthmaßliche Quantität und Qualität der bevorſtehenden Weinleſe anhörte.

Am vierten Nachmittag kam uns zeitig der gewaltige, zu einem Obſervatorium umgeſchaffene Thurm des alten Pfalzgrafenſchloſſes zu Geſichte, welches die Univerſitätsſtadt überragt. Nun thaten wir erſt recht gemächlich. Waren es doch die letzten

Stunden unſeres ungeſtörten Beiſammenſeins. Noch vor Einbruch der Nacht ſollte ja der Fabian durch die Mauern des theologiſchen Stiftes von mir getrennt ſein, deſſen Pforte für ihn zwar täglich, aber doch nur zu genau und knapp abgemeſſenen Stunden ſich öffnen würde.

Eine jener Anſtalten, genannt Sommerkneipen, wie ſie in der Nähe von Univerſitätsſtädten häufig anzutreffen ſind, ſtand am Wege, ein Waldhorn im Schilde führend. Dieſe Gelegenheit zum „Beſpern“ ſchien uns günſtig und bald ſaßen wir in der gemüthlichen Stube mit ihrem gebräunten Getäfel hinter einem maſſiven Tiſch, auf deſſen geglätteter Schieferplatte gewiß ſchon mancher edle „Tarok“, mancher fidele „Bierramms“ mit ſeinen zweiundſiebzig Regeln geſpielt worden war. Es roch ſo zu ſagen ganz akademiſch in dieſer Stube und die hübſche Wirthstochter im faltenreichen ſchwarzen, nur etwas weniges über die Kniee hinabreichenden Rock, im rothen Mieder, in rothen Strümpfen mit blauen Zwickeln, auf dem Kopf das fezartige „Schäpple“, unter welchem die flachsblonden, mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe hervor und weit den Rücken hinab hingen, an den Füßen die „Stöckleſchuhe“ mit zollhohen Abſätzen — alſo ſo eine Wirthstochter hatte uns mit dem Röthigen verſorgt und erzählte uns mittheilſam, daß die „Herren“ — Herren par excellence heißen nämlich in jener Univerſitätsſtadt und ihrer Umgebung die Studenten — Sommers und Winters gar häufig hierher ins Waldhörnle kämen, insbeſondere als Theilnehmer an den ländlichen Tanzbeluſtigungen, welche, wie wir ſpäter erfuhren, in dem akademiſchen Wörterbuch den nicht weniger myſteriöſen als wohlklingenden Namen „Kuhſchweife“ führen.

Waldhörnlewirths Sefele*) war, wie aus den Mittheilungen des Mädchens hervorging, im „Komment" ziemlich gut beſchlagen und wir hörten ihr mit Vergnügen zu, als ein neuer Gaſt eintrat, der freilich hier kein neuer ſein mochte, denn das Sefele begrüßte ihn mit dem Titel „Herr Kandidat" offenbar als einen alten Bekannten.

Es war eine kurze, unterſetzte Figur von reſpektabler Korpulenz. Sein Anzug allerdings war etwas weniger reſpektabel, denn die verſchoſſene Nankinghoſe paßte nicht ganz zu der Jahreszeit und der ſchwarze Sammetrock erinnerte, beſonders was den Kragen und die Ellbogen betraf, auffallend an die Vergänglichkeit der ſchwarzen Sammetröcke. Halsbinden betrachtete der Herr Kandidat augenſcheinlich als entbehrlichen Luxus und ſein Seidenhut war erröthet vor Scham über ſeine verbogene und zerknitterte Form. Als ſein Beſitzer denſelben abnahm, kam eine Stirne zum Vorſchein, die, weil in eine Glatze auslaufend, von majeſtätiſchem Umfange war. Darunter hing in dem breiten rothen Geſicht eine lächerlich kleine Stülpnaſe, während das ſtattliche Doppelkinn von einem nicht ſehr kultivirten Bart eingerahmt wurde. Die kleinen, dunkeln, raſtloſen, in ihrem ſchmutziggröthlichen Weiß ſchwimmenden Augen ſperberten raſch im Zimmer umher und ſicherlich hatten ſie mit einem Blick unſere Grünlingsſchaft herausgefunden.

„Blume aller Wirthstöchterlein, ſo weit man kocht", wandte er ſich an Sefele, „wollen Sie mir gefälligſt . . . doch ich ſehe, da iſt Geſellſchaft, gute Geſellſchaft, natürlich, und muntere, ſidele, hoff' ich .... Ja, wie heißt es nur gleich im Fauſt? Richtig:

---

*) Provinzielles Diminutiv für Joſefine.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt ...

Großer Dichter, der Goethe, pyramidaliſcher, wiſſen Sie? Schiller zwar auch groß, obeliſtiſch, aber zu idealiſch, ein klein wenig zu idealiſch ... Liebe das Reale, wiſſen Sie? ... Ach, die Herren trinken rothen? Edles Getränk! Wie ſagt Novalis?

Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt ...

Ja, wie geſagt, ein edles Getränke, mein Lieblingsſtoff, wiſſen Sie? Mit Erlaubniß meine Herren ... Bin ein geſelliger Menſch ... Gaudeamus igitur ... Sefele, Jungfer Joſefa, Fräulein Joſefine, ein Glas, wenn's Ihnen gefällig iſt .. Meine Herren, mit wem habe ich die Ehre? Ah, ſehe es, neuankommende Kommilitonen. ... Füchſe ... Spucken noch ſo viel aus beim Rauchen, kenne das ... wird ſich wohl verlieren mit der Zeit ... Schöne Gegend, die Füchſegegend, wiſſen Sie? Die Zukunft roſenroth angeſtrichen, dick roſenroth, wiſſen Sie? Und die Gegenwart, ha! Wie ſingt ein neueſter grandioſer Dichter?

Blaue Ringelwellen dringen
Aus dem tiefen Pfeifenkopfe
Und die blanken Schläger klingen
Mit erdonnerndem Geklopfe.

Sporen klirren, Peitſchen knallen,
Trinke nach, ich trinke vor!
Arndts und Körners Lieder ſchallen
In der Burſchen vollem Chor.

In der Hand den Ziegenhainer
Und die Mappe, ha, verdammt!
Stolz am Kinn den Wallenſteiner,
Auf dem Haupt den ſchwarzen Sammt ...

Zwar noch nicht vorhanden, der Wallenſteiner, wird aber ſchon kommen. Geduld überwindet Sauerkraut, wiſſen Sie? ... Ja, wie ich bereits zu bemerken die Ehre hatte, ſchöne Gegend, die Füchſegegend ... Region der blanken blöden Jugendeſelei, wie der gottvolle Heine ſagt, wiſſen Sie? Pagina ſo und ſo im Buche der Lieder ... kennen es, ohne Zweifel ... wer ſollt' es nicht kennen? Süperber Kerl, der Heine. .. fleiſchgewordener Witz .. der alte Jean Paul, baireuther Konfuſionsrath, ein Stiefelwichſer gegen ihn, wiſſen Sie? ... Im übrigen keine Beleidigung, meine Herren ... weit entfernt ... war ſelber mal Fuchs ... olim meminisso juvabit ... Eigentlich ſchöne Sorte von Leuten, die Füchſe ... Von jeher berühmte Kerle darunter ... Reineke Fuchs, wiſſen Sie? ‚Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen‘ — et caetera ... Sefele, Herzensſchätzle, eine neue Flaſche! ... Beiläufig ... mit Mephiſto zu ſprechen:

‚Erklärt euch, eh' ihr weiter geht.
Was wählt ihr für 'ne Fakultät?‘

Doch bei Licht betrachtet, dafür iſt noch morgen Zeit, wie's im alten guten Burſchenlied heißt, wiſſen Sie? ... Kapitalſtoff der rothe! Ihre Geſundheit, meine verehrlichen Herren ... Echt vaterländiſches Gewächs! Bin für das Vaterländiſche, wiſſen Sie? verſteht ſich am Rand. Sehe ich meinen rothen Freund da, ſinge ich mit Altmeiſter Goethe:

Warum immer weiter ſchweifen?
Und das Gute liegt ſo nah'!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Ja, es iſt da, und ich ergreiſe es und feierlich bringe ich es Ihnen zu und erbitte mir ein deutſchbiedermänniſches Beſcheidthun. Pro patria, meine hochverehrten Herren und Füchſe, pro patria! ... Wie ſchön und wahr ſingt der Tyrtäos der Gegenwart:

Wo ſolch ein Feuer noch gedeiht
Und ſolch ein Wein noch Flammen ſpeit,
Da laſſen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.

Allerdings erfordert andererſeits die deutſche Vielſeitigkeit, ja, es erfordert der chriſtlich-germaniſche Koſmopolitiſmus, daß ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann auch dem Auslande Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Zwar iſt's ein wenig trivial, aber doch ungeheuer tiefſinnig, wenn unſer pyramidaliſcher Dichterkönig meint:

Ein echter deutſcher Mann kann keinen Franzmann leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern ...

Ergo ... ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erweiſen, ſpäter bei Gelegenheit mit mir ein Fläſchchen Champagner zu leeren, zu Ehren Goethe's, zur Ehre des deutſchen Charakters, wiſſen Sie? ... Man ſchläft darauf ſo patent, wiſſen Sie? ... Ein probater Schlaftrunk, der Champagner, beim Jupiter! Die Kohlenſäure fährt einem mit leichter Hand über die heiße Stirn und dämpft alle die Weltumſturzgedanken und Menſchenraſſezuchtverbeſſerungsideen, die einem im Schädel rumoren, wiſſen Sie? ...

Bin nämlich ein Zerriſſener — wer iſt's nicht? ein total Zerriſſener, der ſchlafen gehen möchte, mit Hamlet fragend:

Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geſchicks erdulden oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen
Durch Widerſtand ſie enden?

Jedennoch, ich bemerke, daß dieſes Kapitel zu melancholiſch iſt für junge ſtrebſame Gemüther . . . Nichts mehr davon . . . bin gewohnt, meinen Schmerz, meinen Weltſchmerz allein und ſtumm zu tragen . . . Sefele, Goldkäfer, die Flaſche iſt leer . . . Oh, meine lieben Herren, hüten Sie ſich vor der Melancholie! Sie vertrocknet einem die Leber, daß man ſich vor Durſt, vor ewigem Durſt gleich in das Meer der Ewigkeit ſtürzen möchte, wenn das Meer aus ſolchem rothen da beſtände. Ja und Amen. ‚Ihr dumpfen Sorgen weicht von mir!‘ Laſſen ſie uns mit dem alten Horaz ſprechen:

„Nunc vino pellite curas;
Cras ingens iterabimus aequor.“*)

Wo nahm nur der Menſch die Lunge her? Mir ſchwindelte, während ich an dieſem alles mit ſich fortwirbelnden Redeſtrom ſtand oder vielmehr ſaß, und der gute Fabian ſtarrte mit mundaufſperrender Verwunderung dem Sprecher in's Geſicht.

Aber der Herr Kandidat war nicht nur ein Mann des Wortes, ſondern auch ſehr ein Mann der That. Während ſeine Zunge eine fabelhafte Volubilität entwickelte, waren ſeine Schluckmuſkeln in ſo ziemlich entſprechendem Maße thätig. Mit wunderbarer Geſchwindigkeit blies er ein um's andere mal ſein Glas, welches er ohne überflüſſiges Ceremoniell aus unſerer, das heißt aus Fabians und meiner Flaſche füllte, nur ſo aus. Ich hatte mein Lebenlang ſo etwas nicht geſehen, nicht einmal gehört, denn Rabelais' Buch vom Gargantua war mir damals noch nicht bekannt.

---

*) Verſcheuchet jetzt mit Wein die Sorgen! Morgen beſegeln wir wieder das Weltmeer.

Heutzutage giebt es gar keine Originale mehr oder ſie werden wenigſtens ſeltener und immer ſeltener. Sie können in unſerer uniformirten Geſellſchaft nicht mehr gedeihen. Wo eins auftauchen will, legt ſich die Plattdruckmaſchine der Konvenienz ſo rückſichtslos bleiern darauf, daß es ängſtlich wieder unterduckt. Noch mehr, das grauenhaft mechaniſche Treiben der Gegenwart tödtet nicht nur die Originale ſelbſt, ſondern auch den Glauben an die Möglichkeit derſelben. So ein Original, wie ich es vorhin dem geneigten Leſer vorgeſtellt habe, kommt daher der jüngeren Generation ſchon ganz antediluvianiſch-märchenhaft vor. Zu meiner Zeit, das heißt als ich jung war, iſt aber die Welt noch nicht uniformirt geweſen und die erwähnte Plattdruckmaſchine hatte noch keine ſo gräßlichen Verwüſtungen angerichtet. Damals hatte unſer Herrgott noch gar vielerlei und mitunter ſehr abſonderliche Koſtgänger und namentlich gab es auf den deutſchen Univerſitäten koſtbare Inventarſtücke, welche von einer Studentengeneration auf die andere übergingen.

So eins war der Herr Kandidat, der uns im Verlaufe meiner Geſchichte noch öfter begegnen wird, in allerlei Verwandlungen.

Eine Weile imponirte mir — was imponirt einem „Fuchs" nicht? — ſein Galimatthias. Es lief durch denſelben eine Ader von Humor, für welchen ich immer Sinn und Vorliebe gehabt habe. Man konnte doch ſo einem Geſicht voll gutmüthiger Schelmerei, voll unverwüſtlicher Laune unmöglich gram ſein. Des Mannes Geſchwätz war ſo ergötzlich, daß es — nachdem erſt ein paar Gläſer von dem rothen dem ſchüchternen Fuchſe Muth gemacht — mich reizte, daran theilzunehmen. Es verdroß mich allmälig, daß der Herr Kandidat uns doch für allzu grün, für gar zu ungeheuer grün anſah, und ich wollte ihm das zu verſtehen geben.

Das Seſele, welches längſt Gelegenheit gehabt haben mochte, über die Zahlungsfähigkeit des Kandidaten eigene Anſichten zu bilden, wollte den Wink desſelben, eine vierte Flaſche zu bringen, nicht verſtehen und ſah den Fabian und mich fragend an. Der Fabian aber hatte nur für den Kandidaten Augen, und was mich betrifft, ich zögerte, weil mich die unendlich wehmüthige Miene, womit der Kandidat von der leeren Flaſche auf das Seſele und vom Seſele auf die leere Flaſche blickte, höchlich ergötzte.

„Kann ich die Ehre haben“, ſagte ich, „zu erfahren, mit wem ich zu trinken das Vergnügen habe?“

„Freilich, freilich, gehorſamer Diener ... Kandidat Rumpel, den Herren zu dienen ... Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel.“

„Da haben Sie einen Namen der viel Lärm in der Welt macht.“

„Hahaha ... nicht übel ... ganz erträglicher Witz! ... Aber meinen Sie nicht, es müſſe eine ſchreckliche Situation geweſen ſein, als es damals zu Kana in Galiläa hieß: Oh, Herr, ſie haben keinen Wein mehr!"

„Doch; aber darf ich fragen, zu welcher Fakultät Sie gehören, Herr Kandidat Rumpel?"

„Fakultät? Ueberwundener Standpunkt ... gänzlich überwunden ... Rokoko, wiſſen Sie? Könnte zwar mit dem ſeligen Fauſt ſagen:

Habe, ach, Philoſophie,
Juriſterei und Medicin
Und, leider, auch Theologie
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn ...

Thu' es aber nicht ... ich bin ein Verallgemeinerer in der Wiſſenſchaft wie im Leben, wiſſen Sie? ... Jedennoch, ganz beiläufig, die Phyſiker mögen ſagen, was ſie wollen, es gibt leere Räume ... gibt es nicht? Sehen Sie ſich doch einmal die brutale Thatſache dieſer leeren Flaſche an ... ha!"

Ich gab dem Sefele einen bejahenden Wink und die Aeuglein des Kandidaten glänzten auf.

„Sie leſen wohl an der Univerſität, Herr Kandidat Rumpel?" fragte ich.

„Leſen?" gab er zur Antwort, ein neues Glas ſchlürfend und den Wein mit vielem Behagen mit der Zunge zerdrückend. „Nun ja, zu meinem Privatvergnügen, aber nur dann und wann; denn was hätte ich noch nicht geleſen?"

„Ich meine Kollegien."

Er blies die Backen auf und deklamirte pathetiſch:

„Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens,
Doch von Kollegien ſprich mir nicht!"

Erinnert mich nämlich das an die trübſäligſte Periode meines Lebens, an die, allwo ich die Ratte hatte, als Kollegienleſer, vulgo Privatdocent, an unſerer alten alma mater mich aufzuthun, vulgo zu habilitiren, wiſſen Sie? Brauche mich dieſer jugendlich thörichten Schwärmerei nicht zu ſchämen, denn —

Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt...

und ſchon diverſe Jahrhunderte vor Schiller war es erwieſen, daß

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo man bedeutend dümmer iſt als ſonſt.

Aber die Götter hatten ein Einſehen. Akademiſcher Brotneid... gelehrte Kabalen... Kathederhaarbeutel... Profeſſorenzopf... wiſſen Sie? Wollen kein eminentes Talent, kein jugendlich feuriges Genie neben ſich aufkommen laſſen, die alten Perückenſtänder... wiſſen wohl auch warum... hm!"

„Sie wurden nicht zugelaſſen?"

„Zugelaſſen? Ganz recht, wurde nicht zugelaſſen zu der akademiſchen Brotkrippe und ließ ich mir das damals dummer Weiſe ſehr zu Herzen gehen. War aber kurz reſolvirt. Sprach mit dem großen Scipio: Ingrata patria! wurde raſend europamüde, ſchnürte mein Bündel, was nicht viel Zeit wegnahm, und ging über den großen Bach, denn — ſo ſang ich mit Platen —

Denn nach Weſten zieht die Weltgeſchichte.

„Wie, Sie waren in Amerika?"

„War... Sie können Gift darauf nehmen! Was iſt's auch Verwunderliches? In zwanzig Jahren wird niemand mehr auf den Namen eines anſtändigen Menſchen Anſpruch machen können, wer nicht wenigſtens in allen fünf Erdtheilen geweſen iſt, wiſſen

Sie? Der Vorſchritt iſt in unſerer Zeit ein ſo rabiater, daß ich, Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel, noch den Tag zu erleben hoffe, wo ein regelmäßiger Poſtkurs durch Sonne, Mond und Sterne eröffnet wird."

„Bleiben wir einſtweilen noch auf der Erde. Alſo Sie waren in Amerika?"

„Und ob!"

„Da haben Sie wohl manches Abenteuer erlebt?"

„Pyramidaliſches! ... Trug meinen Weltſchmerz, meinen Byronismus, meine Europamüdigkeit tief in die Savannen hinein, in die Urwälder, in den allerweſtlichſten Weſten ... wiſſen Sie? War ein Backwoodsman jeder Zoll, ein Trapper comme il faut, ging auf die Büffeljagd, ſaß am Rathsfeuer der Rothhäute, zimmerte mir mit dem Tomahawk eine Blockhütte in des Urwalds ſchattigſten Schatten ... wiſſen Sie? Oh, jene Zeit, wo ich bei Tage mit der Natur auf du und du ſtand und während der Nächte im ungeheuerſten Gefühl der Einſamkeit mit jenem ausgewanderten Dichter, der etwas abſeits von mir Hinterwäldlerei trieb, ausrief:

Allein, allein! — Und ſo will ich geneſen?
Allein, allein! — Und dies der Wildniß Segen?
Allein, Allein! — O Gott ein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!"

„Zu jener Zeit", fragte ich mit der Witzelei eines friſch aus der Provinz kommenden Fuchſes, welcher zeigen will, daß dahinten auch Leute wohnen, denen die Belletriſtik kein böhmiſches Dorf ſei, „zu jener Zeit haben Sie wohl auch mit Cooper's letztem Mohikaner und deſſen Freund Lederſtrumpf Bekanntſchaft gemacht?“

„Nein, hatte nicht die Ehre“, entgegnete der Kandidat, mir humoriſtiſch zublinzelnd, als er bemerkte, daß die Augen des ſchüchternen und vertrauensvollen Fabian vor Verwunderung immer größer wurden, „nein, hatte wirklich nicht die Ehre. Hielten ſich nämlich die von Ihnen erwähnten diſtinguirten Perſonen gerade in einer andern Gegend auf ... Iſt dieſes Amerika ſo fabelhaft groß, wiſſen Sie? Hatte übrigens Berührungen mit den Eingebornen genug, angenehme und unangenehme. War da ein Kerl, Namens Puk-kau-kik-kak, was zu deutſch bedeutet: die vier Fuchsſchwänze — führen wunderliche Namen, dieſe Rothhäute, wiſſen Sie? Nun ja, beſagter Puk-kau-kik-kak, großer Krieger, berühmter Häuptling —“

„Skalpirte Sie?“

„Das nicht, nein“, erwiederte der Kandidat, mit der Hand über ſeine Glatze fahrend. „Das Vakuum hier rührt nicht vom Scalpirmeſſer, ſondern davon her, daß ich zufällig über meine Haare hinausgewachſen bin. Es war ſo ein Nachſchuß meines Organismus, dem aber nicht mehr alle Theile des letzteren folgen konnten ... unter anderem blieben auch die Haare zurück, wiſſen Sie? ... Jedennoch, um auf die vier Fuchsſchwänze zurückzukommen . . . Der Sachem hatte eine allerliebſte Tochter, Gli-gla-glo-glu-glauk benamſet, was im Deutſchen die immergrüne Fichtennadel bedeutet ...“

„Aha, die ſtach Sie in's Herz?“

„Und wie! Oh, meine hochzuverehrenden Herren und Freunde, hüten Sie ſich vor der Liebe! was ſagt jener berühmte

Autor? ... Liebe iſt der ſchmerzlichſte Wahnſinn, weil er ſich empfindet ... Was ſagt ein anderer dito berühmter? ... Liebe iſt die größte Narrheit, weil der verliebte Menſch mehr an eine andere als an ſeine eigene Perſon denkt ... Ach und weh ... Infandum, regina, jubes renovare dolorem*) ...

In was für Schwulitäten hat mein allzu zärtliches Herz mich gebracht, als es ſich an der immergrünen Fichtennadel geſpießt hatte! Waren da bei dem Stamme ſechs junge Krieger —"

„In Steifleinen."

„Ah, Sie citiren Shakeſpeare? Reſpekt! Großglockner, Finſteraarhorn, Monteroſa, Montblanc, Ararat, Chimboraſſo, Dhawalagiri unter den Dichtern ... wiſſen Sie? ... Sir John Falſtaff ... inkarnirter Welthumor ... hm! Und da wir gerade bei Sir John ſind ... Seſele noch eine Flaſche Sekt! Junge Leute müſſen auch leben — wiſſen Sie? ... Ja, was wollt' ich ſagen? Richtig, beſagte neun junge Krieger —"

„In Steifleinen —"

„Nein entſchuldigen Sie, in Büffelfellen. Es iſt eine lange und ſchauerliche Geſchichte ... Rothhäutige Eiferſucht ... barbariſche Racheluſt ... Bleichgeſichtsflucht durch die Prairie ... Pfadfinderei ... Umzingelung ... Waldbrand ... endlich Gefangennehmung durch mehrbeſagte elf —"

„Junge Krieger in Steifleinen oder Büffelfellen —"

„Richtig war ſchon an den Pfahl gebunden, um regelrecht gemartert und dann in der Form von indianiſchen Beefſteaks verſchmauſ't zu werden ... Kannibaliſmus, wiſſen Sie?"

„Entſetzlich!"

---

*) Unausſprechlichen Schmerz zu erneuen, o Königin gebeutſt du.

„Sehr! . . . Rettete mich aber ein Genieblitz, wiſſen Sie? Bewies den Barbaren, daß es gegen alle Grundſätze der Nationalökonomie verſtieße, einen ſo mageren Menſchen, wie ich vor Kummer, Sorgen und Aengſten damals einer war, zu verſpeiſen. Sollten mich doch wenigſtens erſt volkswirthſchaftlich herausfüttern. Genieblitz ſchlug ein in die waldurſprünglichen Schädel . . . Qualmoment ging vorüber . . . rationelle Herausfütterung begann . . fand aber nicht für gut, das Ende abzuwarten . . . ließ mir durch meine Atala, die immergrüne Fichtennadel, bei gelegener Zeit davonhelfen. Glorioſes Geſchöpf! Meine Herren, auf das Wohl der allerliebſten, unvergeßlichen Gli-gla-glo-gluglauk!"

„Solche Erfahrungen machten Sie wohl zum Amerikamüden, Herr Kandidat?"

„Ja, und wie! Iſt am Ende mit der alten Jungfer Europa doch noch immer am beſten auszukommen, wiſſen Sie? Kehrte heim, amerika-, aſien-, afrika- und auſtralienmüde, und duckte mich wieder unter die mütterlichen Flügel unſerer alten alma mater, von welcher ich mit dem alten Horaz ſage:

Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.*)"

„Sie machten noch einen Verſuch, die Leiter zum Katheder zu erklimmen?"

„Gott bewahre! ‚Die Ideale ſind zerronnen', ſingt Schiller und ‚Beſcheidenheit das ſchönſte Kleid', ſagt Chriſtoph Schmid. Als angehender Philoſoph war ich ausgezogen, als angegangener kam ich zurück, feſt entſchloſſen, fürder im Lande zu bleiben und mich redlich zu nähren. That ſo und thue ſo, wiſſen Sie? indem ich auf den Korpskneipen Privatiſſima über den „höheren Blödſinn‘ leſe und für dumme Jungen — wiſſen Sie? welche bei ihrem Abgange von der Univerſität ein Dr. vor ihren Namen haben wollen, ungeheuer gelehrte Diſſertationen ſchreibe. Will mich auch Ihnen zum voraus beſtens empfohlen haben.“

---

*) Dieſer Erdwinkel heimelt vor allen andern mich an.

„Sehr verbunden“, ſagte ich lachend und bemerkte dann die Andeutung des Kandidaten, daß eine ſechste Flaſche das Halbdutzend gerade voll machen würde, überhörend, es ſei jetzt Zeit, aufzubrechen, wenn wir unſern Beſtimmungsort noch vor Einbruch der Nacht erreichen wollten.

„Gut“, ſagte Herr Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel, „in dieſem Falle wollen wir uns gegenſeitig mit unſerer Begleitung beehren . . . Sefele, Goldkind, hab’ acht auf den rothen! Setz’ ihn beileibe nicht jedem Kameel vor, ſondern nur Leuten von Diſtinktion, wie unſereinem. Haſſe es, wenn ſo ein Stoff durch bildungsloſe Kehlen rollt . . . iſt ’ne Sünde, wiſſen Sie? . . . Im übrigen, meine Herren, haben Sie ſich Glück zu wünſchen, daß ſie in meiner Geſellſchaft die Schwelle unſerer alma mater beſchreiten werden. Neuankommende Füchſe werden gern gehänſelt. Wenn man Sie aber im Geleit eines der öffentlichſten Charaktere unſerer Univerſität ankommen ſieht, wird man Sie gehörig reſpektiren — wiſſen Sie?“

## Drittes Kapitel,

worin kein Beitrag zur „Naturgeſchichte des deutſchen Studenten“ geliefert, wohl aber eine Ketzerei gegen das Dogma, genannt „Komment“ begangen und ferner erzählt wird, wie einer die poetiſche Maſernkrankheit bekam und was ihn davon kurirte.

Schöne Leſerin, ſei nicht bange für dein Zartgefühl, es ſoll nicht verletzt werden! Ich beabſichtige keineswegs, die „Naturgeſchichte des deutſchen Studenten“ mit einem neuen Kapitel zu bereichern oder ein paar alte derſelben zu rekapituliren. Die akademiſchen Myſterien, welche gerade nicht immer die reinlichſten ſind, ſollen von mir nicht an's Tageslicht hervorgezerrt werden. Muß ich doch geſtehen, daß die Erinnerung an das ſtudentiſche Kommerſiren, Renommiren, Randaliren, Duelliren mir keineswegs ſo überwältigend groß und ſchön vorkommt, daß ich mich verſucht fühlte, des Breiteren davon zu reden. Ich werde daher über die materielle Seite meines Studententhums nur wenige Worte ſagen.

Natürlich trug ich ſchon nach wenigen Tagen eine dreifarbige Schleife an meiner Uhr, zum Zeichen, daß es mir ſehr preſſirte, die akademiſchen Geſetze zu umgehen. Ich war angehender „Burſchenſchafter“ und erinnere mich wohl noch des kindlichen Wonnegefühls, womit ich, das verpönte Schwarz-Roth-Gold unter dem Rocke, an dem geieräugigen „Police-Maier“, dem Häuptling der Univerſitätspolizeimannſchaft, vorüberſchritt, an dem Verhaßten, der einem die idylliſchen Freuden eines honorigen

Nachtrandals ſo unerbittlich verbitterte und der den durchſchnittlich ſo harmloſen Lärm einer Paukerei auf eine Stunde weit hörte. Uns armen Burſchenſchafter hatte dieſer Oberſbirre ganz beſonders „auf dem Strich"; denn es war damals verboten, ſich als Deutſcher zu fühlen oder wenigſtens dieſem Gefühle lauten Ausdruck zu geben.

In der Burſchenſchaft lebten die Traditionen der Befreiungskriegszeit fort. Ich will damit nicht leugnen, daß aus den Reihen dieſer ſtudentiſchen Patrioten eine Menge von Leuten hervorging die ſich ſpäter als die unterwürfigſten Lakaienſeelen und die hartgeſottenſten Bureaukraten manifeſtirten. Aber trotzdem ſteht feſt, daß zu meiner Zeit vaterländiſche Anſchauungen, eine edlere Anſicht vom Leben, ein ideales Bewußtſein, eine jugendfriſche Begeiſterung in der Burſchenſchaft weit mehr gepflegt wurden als in den landsmannſchaftlichen Korps, deren ganzes Dichten und Trachten in den hergebrachten Aeußerlichkeiten eines Studententhums aufging, deſſen Formen nur allzu deutlich an eine barbariſche Vergangenheit erinnerten.

Nun, ich entrichtete meinem Alter den gebührenden Zoll, indem ich dieſe innerlichſt leeren und hohlen Formen redlich mitmachte. Ich kommerſirte, explenirte, ſuitiſirte, randalirte, ritt, fuhr, kontrahirte, paukte wie die andern auch. Ein Hund — Pudel natürlich — durfte mir ebenfalls nicht fehlen und ich hatte die ſtolze Genugthuung, daß derſelbe unter dem Namen Hannikel ſeiner künſtleriſchen Ausbildung wegen in allen Kneipen berühmt, ſeiner unausrottbaren Diebsgelüſte wegen in allen Küchen der Stadt tödtlich gehaßt war.

Beim Rückblick auf meine akademiſche Laufbahn kommt es mir ſehr verwunderſam vor, daß die ſtudentiſche Jugend, deren ganzes Streben nicht ſo faſt auf Freiheit als vielmehr auf totale Willkür der Individualität geht, ſich dennoch knechtiſch unter jenes abenteuerliche, Komment betitelte Geſetzbuch duckt, welches darauf Anſpruch macht, der Kodex eines übrigens ganz abſtrakten und, bei Licht betrachtet, inhaltsloſen Ehrenbegriffes zu ſein, aber in Wahrheit nur ein wunderliches Sammelſurium von Unſinn und Brutalität iſt. Ich finde es ganz in der Ordnung oder vielmehr ich kann es mir leicht erklären, daß die fanatiſchen Anhänger dieſer ſtudentiſchen Konſtitution zuletzt, der hohlen Komment-Romantik müde, in völlige Erſchlaffung verſinken und einer nihiliſtiſchen Bummelei anheimfallen, welche zwiſchen Selbſtperſiflage und Blödſinn ſchwankt. Wie oft habe ich bemooſ'te Häupter mit ſchlaffen Zügen, und rothen Naſen, die glücklich auf dem bezeichneten Standpunkte angelangt waren, jenes berühmte Bummlerlied ſingen hören, das unter anderen gleich koſtbaren Strophen auch dieſe enthält:

Wann das Feuer mit dem Waſſer,
König Saul und Salmanaſſer
In der Luft um Sechſer ſletſcht
Und der faule Lazzarone
Aus vertrockneter Citrone
Tauſend Burſchenbänder quetſcht —
Dann Ade, Ade, Ade,
Dann Ade, Ade, Ade,
Dann Ade, Schatz, lebe wohl

Weiß der Himmel, ich ließ es nicht an Bemühung fehlen, „das Kalb auszutreiben". Aber ein gewiſſer mir angeborener Reinlichkeitsſinn, um nicht zu ſagen Idealiſmus, ſowie die

Freundſchaft Fabians verhinderten, daß ich mir dabei die Schuhe allzuſehr beſchmutzte. Der arme Fabian mußte zwar in dem halbklöſterlichen Zwinger des theologiſchen Konvikts leben und konnte ſo von der akademiſchen Freiheit und Herrlichkeit nicht ſehr viel abbekommen; aber ich ließ es mir doch angelegen ſein, in lebhafter Verbindung mit ihm zu bleiben, und ſein ſtiller Einfluß ließ mich nie ganz vergeſſen, daß ich doch eigentlich „ſtudirenshalber" auf der Univerſität ſei.

Ich ſtudirte auch wirklich, wenigſtens zeitweiſe. Fabians Zureden und Beiſpiel brachte mich dazu, die philoſophiſchen und theologiſchen Diſciplinen mit Ernſt anzugreifen. Allein je mehr ich mich bemühte, in dieſelben einzudringen, deſto lebhafter wurde in mir das Gefühl, daß ich zum Gelehrten und Theologen nicht das Zeug habe. Schon der Gedanke, ein Büchermenſch zu werden, erſchreckte mich, und wenn Fabian mir von dem Glücke redete, dereinſt auf einer ſtillen Landpfarre den Muſen und einem ſtillbegnügten, harmloſen Genuß des Daſeins zu leben, ſchnitt ich wohl ſeine Bemerkungen mit dem Ausruf ab: „Ach, geh mir! Ich möchte lieber Spektakel machen und alles kurz und klein ſchlagen."

Fabian war eine jener glücklich organiſirten Naturen, in welchen die Woge der Leidenſchaft zwar manchmal auch aufſchäumt, aber nie, ohne daß ſich faſt augenblicklich das Oel von früh an gewohnter Reſignation ſänftigend darauf göſſe. Ich wußte, er liebte meine Schweſter mit der ganzen Innigkeit ſeiner Seele, ich ſah' wie ſeine ſtillen, ſanften Augen aufleuchteten, wenn ich ihm Grüße von Hildegard überbrachte, aber der Hoffnung hatte er ſchon entſagt und nie mehr ſeit jenem gewaltſamen Ausbruch ſeiner Gefühle an der Breunighalde hatte er ſeine Empfindungen laut werden laſſen.

Seltſam, Fabian wirkte auch in dieſer Richtung ſo wohlthätig auf mein leidenſchaftliches Gemüth, daß ich ohne allzu große Aufregung erfuhr, Iſolde ſei, von Hildegard begleitet, wirklich nach der Reſidenz abgereiſt. In dem Brief, in welchem der Vater mir dieſe Neuigkeit mittheilte, verpflichtete er mich, während des Aufenthalts Iſolde's in der Reſidenz dieſe nicht zu beſuchen. Ich gehorchte, wenn auch ſeufzend, und mein Gehorſam wurde dadurch belohnt, daß mir der Vater die Mittel zur Verfügung ſtellte, in den Oſterferien eine Reiſe nach Norddeutſchland und in den Herbſtferien eine Schweizerreiſe machen zu können.

In Erwartung dieſer Genüſſe tröſtete ich mich damit, daß mir Hildegard aus der Hauptſtadt ſchrieb, Iſolde rede täglich von mir und gefalle ſich ſo wenig in dem reſidenzlichen Treiben, daß ſie ihren Vater dringend anliege, ſie nach Rothenfluh zurückzurufen. In einem weiteren Schreiben Hildegards war ſehr viel von Berthold die Rede, der jetzt Offizier geworden ſei. Die Aeußerungen meiner Schweſter waren aber ſo verworren, daß ſie mir erſt klarer wurden, als zur gleichen Zeit der Vater in einem Briefe die Aeußerung hinwarf, der gute Freiherr ſei oft ſehr verſtimmt; er habe Kummer, denn ſein Sohn in der Reſidenz ſcheine auf bedenkliche Abwege gerathen zu ſein. In einer Nachſchrift empfahl mir der Vater lebhaft, neben meinen übrigen Studien meine Weiterbildung in den modernen Sprachen, ſelbſt das „widerwärtige Genäſel", das Franzöſiſche, nicht ausgenommen, ja nicht zu vernächläſſigen. Man könne nicht wiſſen, wozu das noch gut ſei, und abgeſehen davon, müſſe mir es ja Vergnügen machen, die großen Autoren der Fremde in ihrer eigenen Sprache leſen zu können.

Weil ich nun, ein gehorſamer Sohn, ſo viele ausländiſche Poeten las — daß ich die einheimiſchen las, verſteht ſich von ſelbſt — und weil mir daneben Rhythmus und Reim ziemlich leicht von der Hand gingen, kam ich auf den wunderlichen Einfall, ſelber ein Poet zu ſein. Nun, wer hat ſich das in den Jahren zwiſchen achtzehn und zweiundzwanzig nicht eingebildet? Genug, ich machte Verſe in allen Metren und Tonarten, verübte ein furchtbares Schauertrauerſpiel, und da ein anſtändiger Dichter doch nicht bloß Lyriker und Dramatiker ſein kann, fing ich ein heroiſches Epos in Nibelungenſtrophen und ein komiſches in Oktave rime an. Alle dieſe klaſſiſchen Produkte ſchrieb ich mit vielem Behagen recht nett ins Reine und hatte dann eine rührende Freude daran. Hielt auch noch extra ein poetiſches Tagebuch, um es dem Petrarca gleichzuthun, und ich erinnere mich, daß das hundertmal variirte Schlußterzett meiner Sonnette die immer wiederkehrenden Reime hatte: „Iſelde — Haar von Golde — einzig Holde.“

Der Herr Kandidat Rumpel, welcher nicht zum Vortheil meiner Finanzen meine Geſellſchaft häufig ſuchte, pries mit Emphaſe meinen dichteriſchen Genius. Sogar die Vorleſung meines Trauerſpiels ſtand er aus, freilich bei einem hinlänglichen Vorrath von Wein, und ſchrie am Ende zuſtimmend: „Koloſſale Tragödia! Sie übermüllnern den Müllner, überhouwalden den Houwald und der Werner muß vor Ihnen Pech geben. Das heißt in der That den ‚Gründlingen des Parterre‘ — wiſſen

Sie? — mit ſchaudererweckendem Gedonner an die Thränendrüſen ſchlagen. Ganz äſchyleiſch, ganz ſhakeſpeariſch, ganz! Ich prophezeie Ihrer Schöpfung mit dem alten Horaz:

. . . . . . . . . Hic liber mare transit
Et longum noto scriptori prorogat aevum.*)

Zwar könnte ein Kritiker von der gewöhnlichen Sorte gegen Ihr Poem den ledernen Einwand erheben, von rechtswegen müßten ſelbſt in dem traurigſten Trauerſpiel von den Perſonen immer noch eine oder zwei übrigbleiben, um die andern zu begraben; ich aber verachte mit Ihnen derartige philiſtröſe Utilitätsprincipien. Sie verſtehen aufzuräumen, ja, beim Jupiter! Vielleicht könnten Sie es noch nachträglich ſo einrichten, daß ganz zuletzt auch noch der Souffleur auf irgend eine erſchütternde Art die Spitze der auf der Bühne gethürmten Leichenpyramide abgäbe — wiſſen Sie? Doch kurz und gut, Ihre Tragödia iſt klaſſiſch durch und durch, koloſſal, pyramidal, lapidariſch!"

Freilich war ich nicht einfältig genug, den handgreiflichen Spott in dieſer Huldigung nicht zu merken, aber doch einfältig genug, Rumpels Zuſtimmung höher zu ſchätzen als die verſtändigen Bemerkungen, welche Fabian über meine Dichterei machte. Er war augenſcheinlich nicht ſehr erbaut davon, da er ein feines Gefühl für das Urſprüngliche und Schöne beſaß, und rieth mir, wahrſcheinlich um mich von meiner Reimwuth zu kuriren, ich möchte meine Gedichte doch einmal dem berühmten Aeſthetiker von der hegel'ſchen Schule, welcher an unſerer Univerſität las und deſſen Kollegien ich frequentirte, zur Beurtheilung vorlegen.

---

*) Der Ruf dieſes Werkes wird meerüber dringen und ſeinem Verfaſſer langdauernden Ruhm bringen.

Gut, dachte ich, du ſollſt ſchon ſehen, Fabiane! und reichte ſchon folgenden Tages ein ungeheuer dickes Paket voll Unſterblichkeitshoffnungen bei dem Profeſſor ein. „Nun", fragte mich nach einiger Zeit der Fabian, „was hat er geſagt?" — „Nichts", erwiderte ich brummend. Der Fabian ſagte dann auch nichts mehr, weil er mich nicht wild machen wollte.

In der That, der geiſtvolle Profeſſor hatte nichts geſagt. Das dicke Paket war wohlverſiegelt wieder zurückgekommen, ohne ein aufmunterndes oder ein verwerfendes Urtheil zu enthalten.

Fortan machte ich keine Verſe mehr. Was die ſchon gemachten betraf, ſo verbrannte ich ſie nicht, denn bekanntlich würde ſich ein Poet, ſei es ein wirklicher oder ein bloß eingebildeter, lieber die Naſe abbeißen, als die Kindlein ſeiner Phantaſie dem Feuer opfern; aber ich ſchob ſie in einen Winkel und hinterließ ſie bei meinem Abgange von der Univerſität großmüthig meinem Hausphiliſter, einem Viktualienkrämer, zu beliebigem Gebrauch Als mich ſpäter wieder einmal mein Weg durch die Univerſitätsſtadt führte und ich in einem öffentlichen Garten ein Glas Bier trank, wehte mir der Wind von einem der benachbarten Tiſche ein Blatt Papier vor die Füße, in welches ein ehrſamer Bürger den Käſe gewickelt hatte, den er zu ſeinem Veſpertrunk aß. Als mein Blick mechaniſch auf das Papier am Boden fiel, erkannte ich auf dem ſo ſchnöde mißbrauchten meine eigenen Schriftzüge, ja ſogar die ewigen Reime: „Haar von Golde — Iſolde — einzig Holde" — und wehmüthig ſprach ich mit Schillers Thekla: „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde." Ich hoffe, der geneigte Leſer, welcher ja wohl auch einmal Verſe gemacht hat oder gar noch jetzt macht, werde mir dieſe Wehmuth zu gute halten.

Ich machte alſo keine Verſe mehr. Aber die Liebe zur Poeſie ließ ich mir durch die Erkenntniß, daß ich ſelber kein Poet ſei, nicht verleiden, und wohl mir, daß ich es nicht that. Dieſe Liebe iſt ein großer Segen meines Lebens geworden, ein Troſt in Leiden und Mühen, eine nie ſich verſagende Erfriſchung der Seele. Es iſt der Fluch der modernſten Erziehung, daß ihr bronzeſtirniger und mühlſteinherziger Materialiſmus mit bleierner Hand den Schmetterlingsflügelſtaub der Poeſie von den Schwingen der Kinderſeelen wiſcht. Daher dieſe Generation von egoiſtiſchen Einmaleinsmenſchen, welche jetzt heranwachſen und das ganze Leben zu einem grauenhaft öden Rechenexempel zu machen drohen. Der Engländer Dickens hat mit der ganzen ätzenden Schärfe ſeines Humors in der Figur des Mr. Gradgrind dieſen unheilvollen Materialiſmus gebrandmarkt. Ach, bereits wimmelt es überall von ſolchen Gradgrinden und traurige Vorzeichen deuten auf eine bevorſtehende Götterdämmerung für die Welt der Schönheit. Doch getroſt, die Edda prophezeit ja, daß aus dem Schutt Ragnaröks eine neue Welt emporgrünen werde, jugendlich ſchön und hold und heiter.

## Viertes Kapitel.

### Keine Reiſenovelle, aber doch eine Reiſenovellette.

Wäre ich noch jung, wollte ich verſuchen, hier einige Reiſenovellen zu liefern, wie ſie Mode waren zur Zeit, wo ich meine Studentenfahrten durch Deutſchland und die Schweiz machte. Heutzutage, wo der Dampf die ungeheuerſten Entfernungen zuſammenſchrumpfen läßt, wo demnach jeder reiſt oder gereiſt iſt und wo ſogar „Reiſebilder", aufgenommen auf einer Reiſe um die Erde, nur noch flüchtige Neugier erregen, iſt das ganze Fach der Reiſenovelliſtik Rokoko geworden. Ich behellige daher den Leſer nicht ausführlich mit den kleinen Abenteuern eines „fahrenden Schülers" und mit den großen Gefühlen, welche mich überkamen, als ich auf Helgolands rother Klippe und auf der Kuppe des Faulhorns ſtand. Auch nicht mit den Aergerniſſen des Zuſammenſtoßens meiner ſüddeutſchen Viereckigkeit mit der norddeutſchen Pfiffigkeit, noch endlich mit dem Hunger und dem Durſt, welchen ich in der Metropole der deutſchen Intelligenz an der Spree ausſtand.

Heil dir, Hamburg, mit deinem gemüthreichen Roſtbraten und deinem ſoliden Rothwein! Es war nicht Mitleid, was mich nochmals mein Scherflein in deine Brandbettelbüchſe werfen ließ, bewahre, ſondern es war innigſtes Dankgefühl, es war die Erinnerung an jene Stunde, wo ich mich in deinen geſegneten Mauern, friſch oder vielmehr ſehr matt von Berlin gekommen, nach mehreren Wochen zum erſtenmal wieder recht ſatt aß. So etwas vergißt ein fühlendes Gemüth nicht, ſo wenig, als ein Binnenmenſch aus dem Süden Deutſchlands je den Moment vergißt, wo er bei Kuxhaven zum erſtenmal das Meer ſah, oder auch den Moment, wo er, etliche Seemeilen über Kuxhaven draußen, zum erſtenmal mit jener Dame aus Helheim, genannt Seekrankheit, Bekanntſchaft machte.

Was die Schweiz angeht, an dieſem Orte nur dieſes: eine Fahrt in einer Vollmondnacht auf dem Vierwaldſtätter See zwiſchen Brunnen und dem Rütli, ein Sonnenaufgang auf dem Rigikulm, ein Sonnenuntergang auf der Wengernalp, ein Gang bei blauem Himmel über die zwiſchen den gloriöſen Koloſſen Finſteraarhorn, Lauteraarhorn, Schreckhorn und Wetterhorn gelagerten Gletſchermaſſen, ein Blick in den Handeckſchlund, wenn die Sonne im Zenith ſteht — das gehört mit zu dem Beſten, was der Menſch überhaupt erleben kann.

So eine Alpenwanderung macht einem die Seele weit, licht und geſund. Das kleine Ich mit ſeinen wahren oder eingebildeten Schmerzen kann gegen die großen Eindrücke der Natur, die in ſchöpferiſchem Spiele dem Erhabenſten das Lieblichſte geſellt, nicht ſtandhalten. Auch ich erfuhr das. Beim Beginne meiner Reiſe war meine Stimmung ſehr wertheriſch geweſen, denn allſort mußt' ich daran denken, daß jetzt die Zeit gekommen ſei, wo Iſolde mit dem Grafen Zackſtein ſich verloben ſollte. Der Gedanke wuchtete ſchwer auf mir. Aber droben in der Region, wo die Gletſcherbäche ſingen, wurde die Laſt leichter und immer leichter. Und dann hatte ich auch ein kleines Abenteuer, deſſen ich hier doch erwähnen muß.

Als ich das Haslithal herab nach Meiringen kam, wimmelte das Gasthaus zum wilden Mann, wo ich einkehrte, nicht allein von jenen reiſenden Theekeſſeln, welche, „engliſch liſpeln", ſondern auch von einer ganzen Schaar allerliebſter Jüngferchen, den Mitgliedern des Mädchenpenſionats aus dem „Welſchland". Das flatterte und flüſterte die Treppen auf und ab wie eine verſtörte Taubenſchaar, um nicht zu ſagen, wie eine verſtörte Hühnergemeinde. Der Herr Inſtitutsdirektor, ein kurzer, dicker Mann mit einer ungeheuren bis zu den Ohren hinaufreichenden weißen Halsbinde, und die Frau Direktrice, eine lange, magere Dame, in deren ältliche Züge die pädagogiſche Eſſigſäure eingefroren war, verhandelten eifrig mit dem Wirth, wobei der dicke, kurze Herr eine wahrhaft zappelnde Unruhe an den Tag legte, während die Dame eine majeſtätiſche Faſſung bewies.

Bei dieſer Gelegenheit rechtfertigte ſich zuerſt meines Vaters Meinung, daß die Kenntniß des franzöſiſchen „Genäſels" doch auch zu etwas gut ſei, denn ich erfuhr dadurch, daß Monsieur le directeur und Madame la directrice in großen Sorgen ſeien um eines ihrer Penſionatsvögelchen, welches ſich zwiſchen Thun und Meiringen unbegreiflicher Weiſe von der wohlgehüteten Schar verloren habe. Bereits waren Boten nach verſchiedenen Richtungen ausgeſandt worden, aber keinem derſelben war es gelungen, die verflatterte „Demoiſelle Julie" aufzufinden und unter die mütterlichen Fittige von Madame zurückzubringen. Mit verſchiedenen ſchweren Seufzern ſetzte ſich endlich der Mann mit der weißen Halsbinde zum Abendeſſen. „Es hat nicht viel zu bedeuten, mon cher", hörte ich ſeine majeſtätiſche Gattin zu ihm ſagen — „es iſt nur wieder einer der gewöhnlichen wilden Hummelsſtreiche des Mädchens.“

Ich dachte nicht mehr an dieſe Geſchichte, als ich folgenden Tages von Meiringen nach Brienz ſchlenderte und von da über den See zum Gießbach hinüberfuhr. Aber die Verflatterung des Penſionatsvogels kam mir wieder zu Sinne, als ich, an den prächtigen Waſſerfällen hinaufgehend, auf dem Steg, welcher über einem der oberen hängt, ein junges Mädchen ſtehen ſah, das mir, als ich den Steg betrat, aus ſchwarzen Augen voll Feuers einen forſchenden Blick entgegenſandte.

Die junge Dame trug ihren eleganten Reiſeanzug mit einer Art koketter Läſſigkeit. In der Linken hielt ſie eine kleine Reiſetaſche mit zierlicher Stickerei und mit der Rechten ſtützte ſie ſich leicht auf einen langen Alpſtock. Unter einem braunen Strohhut mit breitem Rande ringelte ſich reiches, lichtbraunes Haar, zu welchem dunkle, kühngeſchwungene Brauen einen reizenden Gegenſatz bildeten, auf Nacken und Schultern nieder. Die Geſichtszüge waren fein und regelmäßig, nur ſtimmte der etwas zu große Mund nicht ganz zu ihnen. Aber die aufgeworfenen Lippen blühten in einem Roth, welches dem Feuer der Augen entſprach. Hielt man dazu noch die Formen der mittelgroßen, beweglichen Geſtalt, Formen, welche die Backfiſcheckigkeit ſchon vollſtändig überwunden hatten und zu blühender, ja üppiger Rundung gediehen waren, ſo bekam man den Eindruck ſchöner Sinnlichkeit.

Ich geſtehe, dieſer Eindruck auf mich war ein bedeutender, faſt heftiger. Zu jener Stunde hab' ich nicht an Iſolde gedacht.

„Das iſt ſehr ſchön!“ ſagte ich, höflich meinen Schlapphut lüftend und in die ſilbernen Strudel niederblickend.

„Sehr ſchön“, erwiderte das Dämchen, einen Schritt weiter von mir wegrückend und mich abermals unter ihrem Hute hervor von oben bis unten muſternd.

„Ich habe wohl die Ehre, mit Fräulein Julie zu ſprechen?“ fragte ich, entſchloſſen, ein Geſpräch mit der einſamen Schönen anzuknüpfen.

„Mit Fräulein Julie?“ entgegnete ſie, mit leichtem Schrecken noch einen Schritt zurückweichend.

„Ja“, ſagte ich, „aber, mein Fräulein, ich befaſſe mich gar nicht damit, entflogene Vögel einzufangen.“

Sie lachte fröhlich und kam wieder einen Schritt näher. Das Rauſchen des Waſſerfalls ließ es ja nicht zu, daß man ſich aus der Ferne unterhielt.

„Ah“, ſagte ſie, „Sie ſind unſerer Heerde von Lämmchen begegnet, mein Herr, und der alten Schäferin und dem dicken Schäfer —“

„Deſſen ungeheuerliche weiße Halsbinde jetzt mit Thränen um das verlorene Lämmchen benetzt ſein mag.“

„Thut nichts, das erſpart ihr eine Wäſche. Uebrigens, da Sie kein Vogelſänger ſind, ſo kann ich Ihnen ſchon ſagen, daß ich der entflogene Vogel bin. Es war gar zu langweilig, dieſes reiſende Penſionat. Bei jeder ſchönen Stelle las uns Monſieur den betreffenden Abſchnitt aus dem Guide vor und ſprach Madame ein langes Gebet. Es war wirklich zu ennuyant. Ich muß ohnehin noch einen ganzen ſchrecklichen Winter all den Penſionatsſchnickſchnack mitmachen.“

„Das bedaure ich, mein Fräulein.“

„Da haben Sie recht. Es iſt abſcheulich. Aber wenn man einmal aus dem langweiligen Neſt heraus und in den Bergen und noch dazu ſechzehn Jahre alt iſt, ſo mag man ſich doch nicht mehr wie ein Küchlein von der Gluckhenne herumführen laſſen. So eine Bemutterung iſt unausſtehlich.“

„Allerdings! Aber ich finde dieſe Bemutterung doch höchſt preiswürdig.“

„Wie, mein Herr?“

„Ja, mein Fräulein. Wäre beſagte Gluckhennenſchaft nicht vorhanden geweſen, hätten Sie keinen Ueberdruß daran empfinden können. Hätten Sie keinen Ueberdruß empfunden, wären Sie nicht entflogen. Wären Sie nicht entflogen, hätte ich nicht das Glück gehabt, Ihre Bekanntſchaft zu machen — quod erat demonstrandum. Sie werden zugeben, daß das eine tadellos logiſche Schlußfolgerung iſt.“

Sie lachte wieder und fragte:

„Sie ſind wohl Student, mein Herr?“

Ich bejahte und war froh, daß ſie nicht nach der Fakultät fragte, denn ich fürchte, ich hätte meine Prieſterſchaft in ſpe ſchmählich verleugnet.

Fräulein Julie ſah mich wieder forſchend an und mir kam vor, als würden ihre ſchwarzen Augen immer größer und feuerwerfender. Ihre Miene war auch gar keine mißfällige — unter uns, lieber Leſer, es thut das meiner Eitelkeit noch jetzt wohl — als ſie dann ſagte:

„Darf ich wiſſen, mein Herr, wohin Sie vom Gießbach aus Ihren Alpſtock ſetzen werden?“

„Nach dem Faulhorn zu, wenn es Ihnen ſo recht iſt, Fräulein.“

„Wenn es mir recht iſt? Wie galant! Aber in der That, es iſt mir recht: ich will auch nach dem Faulhorn.“

„Glückauf, und geſegnet ſei mir dieſer Tag! Aber, mein Fräulein, man ſagte mir in Brienz, der Weg vom Gießbach da hinauf ſei im einzelnen nicht ganz ungefährlich und im ganzen ſehr beſchwerlich.“

„Was thut das? Ich will einmal auf das Faulhorn und gerade hier will ich hinauf. Weil der alte Puter, der ſtatt des rothen ein weißes Halstuch trägt, und die alte fromme Gluckhenne mit ihren Küchlein durchaus nicht auf das Faulhorn wollten, hauptſächlich deßhalb hab’ ich mich in Interlaken von der Heerde verloren und bin über Bönnigen und Iſeltwald hierher gekommen.“

„Aber der beſchwerliche und gefährliche Weg?“

„Fürchten Sie ſich davor?“

„Ich? Bah! Das heißt, ich fürchte mich doch davor — um Ihret willen.“

„Oh, das können Sie ſich erſparen. Ich weiß nicht, was Schwindel iſt, und bin ſehr gut zu Fuß.“

Wie ſie das ſagte, kam, wie zur Bekräftigung, ein allerliebſtes Füßchen unter dem Saum ihres Kleides hervor. Daſſelbe ſah zwar in ſeinem merkwürdig ſchmalen Zeugſtiefelchen nicht ſehr bergpfadmäßig aus, aber — es war allerliebſt. Während ich mir darüber allerlei wunderliche Gedanken machte, ſagte Fräulein Julie:

„Ich begreiſe gar nicht, warum ich nicht ſchon vor acht oder zehn Tagen dem reiſenden Penſionat entſprungen bin. Es wandert ſich ſo angenehm einſam —“

„Aber doch noch angenehmer zweiſam."

„Meinen Sie? Hm, da kommt es doch wohl darauf an, wer mit einem geht. Laſſen Sie mich, bevor ich mich entſchließe, zweiſam da hinauf zu gehen, Ihnen doch einmal recht in's Auge ſehen."

„Kurioſer Einfall", dachte ich. Wäre ich damals ſchon ſo alt geweſen, wie ich jetzt bin, würde ich das Gebaren von Fräulein Julie für ein ſechzehnjähriges Mädchen vielleicht etwas zu — wie ſoll ich ſagen? — etwas zu emancipirt gefunden haben. Da ich aber ſelber noch ein ziemlich naiver Burſch war, hatte ich wohl das Recht, es koſtbar naiv zu finden. Iſolde freilich würde — aber ich dachte ja damals nicht an Iſolde.

Als mir Fräulein Julie recht in's Auge ſehen wollte, ging ſie ſchon vor mir her, den ſteilen, ſchmalen, feuchten Pfad durch das Ahorngeſträuch hinauf.

Sie blieb jetzt ſtehen und kehrte ſich um, und da ich etwas tiefer ſtand, befand ſich ihr Geſicht mit dem meinigen in gleicher Linie.

So ſah ſie mich ein paar Sekunden an, während die verführendſte Schelmerei in ihren Mundwinkeln kicherte und ihre halbgeöffneten Lippen kaum eine Spanne weit von den meinigen ſo verlockend roth blühten.

Seltſam, in dieſem kritiſchen Augenblick fiel mir plötzlich ein, irgendwo von einer Schönen geleſen zu haben, ſie habe einen falſchen Zug um den Mund gehabt, etwas wie den Schatten des Schwänzleins einer forthuſchenden Eidechſe.

Das war doch ein recht dummer Eidechſengedanke. Er ging aber ſo ſchnell, wie er gekommen.

„Nun", ſagte Fräulein Julie, „ich denke, ich kann mit Ihnen zweiſam nach dem Faulhorn gehen."

So ſprechend, tippte ſie mir mit dem Zeigefinger ihrer Rechten, von welcher ſie den Handſchuh gezogen, leicht auf die Schulter und wandte ſich zum Weitergehen.

Aber in dieſem Augenblick wich ihr ein loſer Stein unter dem Fuße, ſie glitt aus und wankte und ich — nun, bei allen Göttern! ich wäre kein flotter Student, ſondern ein Tropf geweſen, wenn ich nicht, indem ich ſie vor den Folgen dieſes kleinen Unfalls bewahrte, meinen Arm um ihren Leib geſchlungen und ihr bei dieſer Gelegenheit einen Kuß geraubt hätte.

Denke ich jetzt an dieſen Kuß zurück, will mir faſt ſcheinen, daß Fräulein Julie's rothe Lippen ſchon gewußt hätten, was Küſſen ſei.

Sie fuhr zurück, aber nicht zu jach und heftig, ſchlug mir mit dem Handſchuh auf den Mund, aber ſo, daß es gar nicht wehthat, und ſagte lachend:

„Ich ſehe, wenn man zweiſam geht, muß man ſich vor den loſen Steinen ſehr in acht nehmen."

„Oh, gar nicht!"

„Doch, doch . . . . und . . . . und wiſſen Sie denn nicht, daß man den Bergführern ihren Lohn erſt auszahlt, wenn ſie einen glücklich an Ort und Stelle gebracht haben?"

Der Hut war ihr in den Nacken geglitten, ein Sonnenſtral fiel durch die Ahornblätter auf ihr geröthetes Geſicht — es war reizend!

„Ich will ein treuer Führer ſein, Fräulein Julie", ſagte ich.

„Das wollen wir ſehen", verſetzte ſie, elaſtiſchen Schrittes bergan ſteigend.

Nach einer Weile ſagte ſie, mir über die Schulter einen raſchen Blick zurückwerfend, der gar nicht böſe war:

„Ich kenne noch nicht einmal Ihren Namen. Wie heißen Sie doch?"

„Michel Hellmuth."

„Hellmuth? Nun, an Muth ſcheint es Ihnen gerade nicht zu fehlen. Aber wie kommen Sie denn zu ſo einem — ſo einem populären Vornamen?"

„Mein Vater gab mir denſelben und er bildete ſich viel darauf ein. Sie müſſen wiſſen, Michel bedeutet nach ſeiner Meinung der Starke."

„Nun, da kann man ſich den Namen ſchon gefallen laſſen. Aber darf ich fragen — doch nein, wiſſen Sie was? wir wollen uns gar nicht gegenſeitig weiter ausfragen. Wir ſind ja nicht zwei alte Tanten. Unſere Bekanntſchaft, die doch nur eine flüchtige ſein wird, behält ſo die romantiſche Beleuchtung, in welcher ſie mir erſcheint. Man muß dem Augenblick zu leben verſtehen. Oder nicht?"

„Gewiß, aber ich wünſche, der Augenblick währte eine Ewigkeit."

„Schmeicheln Sie? Das ſollte ein Michel, das heißt ein Starker, nicht thun."

„Ich ſchmeichle nicht. Aber wenn ich Sie ſo vor mir herſchweben ſehe, möchte ich —"

„Was?"

„Daß alle die Steine da auf unſerem Wege recht loſe wären."

„Gott tröſte Sie!“

„Ich wollte lieber, es tröſtete mich eine gewiſſe Göttin.“

„Wirklich? Sehen Sie, wär' ich nun eine alte Jungfer, ſo müßte ich thun, als verſtände ich Sie nicht. So aber ſage ich nur, daß ich mythologiſche Komplimente ſehr du mauvais goût finde. Alſo keines mehr von dieſer Sorte oder, noch beſſer, überhaupt keines mehr. Ich bin froh, daß mir einmal für ein paar Tage alle die langweiligen Schnörkel der Konvenienz aus den Augen ſind. Mir iſt froh und frei zu Muthe. Ich bin ganz glücklich, und was mein Vergnügen erhöht, iſt, daran zu denken, was Madame la poussinière dazu ſagen würde, wenn ſie wüßte, daß ich zu dieſer Stunde nicht einſam, ſondern vielmehr zweiſam auf das Faulhorn ſteige. Ciel, was würde das für ein Augenverdrehen geben, wenn ſie gar wüßte —“

„Was für loſe Steine es auf dem Wege zum Faulhorn gibt?“

„Ja, und was für loſe Studenten, die den gefährlichen Namen Michel führen und —“

„Und?“

„Nicht ſchüchterner ſind, als ſie ſein ſollten.“

So plauderten wir vergnüglich und der ſchöne Frühherbſtnachmittag verging mir wie ein Traum. An den gefährlichen Stellen des Weges verſchmähte Fräulein Julie meinen ſtützenden Arm nicht und ich hatte ſogar die Ehre, ihre anmuthige Laſt über eine breite Runſe, in welcher ein wildes Bergwaſſer ſchäumte, hinwegzutragen. Da ich mich ſelbſt bei dieſer verführeriſchen Partie beſcheiden benahm, wurde die junge Schöne ganz zutraulich und ſo kamen wir als die beſten Freunde von der Welt auf der berühmten

Bergkuppe an, gerade noch zeitig genug, um das glorreiche Schauſpiel mit anzuſehen, wie die untergehende Sonne ihren Purpur über die Schneekoloſſe des berner Oberlandes hinſtrömte.

Am folgenden Morgen hatte ich die Ehre, Fräulein Julie zum prächtigen Gletſcher von Roſenlaui hinab und von da weiter nach Grindelwald zu begleiten. Am dritten Tage ſtiegen wir mitſammen die Berghänge zur Wengernalp hinauf. Fräulein Julie war voll Scherz und Lachen, voll Witz und Muthwillen. Ob auch mehr oder weniger Koketterie mit unterlief? Ich weiß es nicht; aber was ich weiß, iſt, daß es ſich ſehr angenehm in dieſer Geſellſchaft reiſte — ſehr!

Wir hatten den Bergkamm erreicht, welcher das grindelwaldner Thalgebiet von dem lauterbrunner ſcheidet und deßhalb auch den paſſenden Namen Scheideck führt. Dort, vom Fuße der rieſigen Felspyramide des Eigers aus, erblickſt du plötzlich die Jungfrau in der ganzen Herrlichkeit ihrer unvergleichlichen Formen. Der Mönch ſteht düſter daneben — der arme Burſch! Er kann nicht über die eiſige Kluft hinüber, die ihn von der Spröden trennt, und die Lawinen, welche von dem Haupte der Rieſenjungfrau über ihren blendenden Buſen herabrollen, klingen wie wildes Hohngelächter.

Fräulein Julie wollte dieſe Metapher nicht ganz gelten laſſen.

„Die Lawinen erſcheinen mir gar nicht ſo lächerlich“, ſagte ſie, „und ich ziehe es vor, dieſelben für Thränenſtröme zu halten, welche die arme Jungfrau vergießt, aus Verdruß über die mönchiſche Unbehilflichkeit und Unbeweglichkeit ihres Freiers.“

Ich hatte keine Zeit, das Dilemma zu unterſuchen, ob dieſe

Bemerkung wörtlich auf Mönch und Jungfrau zu beziehen oder aber paraboliſch zu nehmen ſei, denn im nämlichen Augenblick rief meine ſchöne Reiſegefährtin aus:

„Mon Dieu, ſehen Sie da unten das bunte Gewimmel von Strohhüten und Perkalkleidern? Es iſt die Gluckhenne mit ihrem Puter und allen den frommen Küchlein — o Schmerz!“

Wir waren nämlich ſchon eine gute Strecke die Alm abwärts gegangen, welche ſich bis zu dem Trümletenthal am Fuße der Jungfrau hinabzieht. Ungefähr in der Mitte der ſanftgeneigten, welligen Fläche liegt das Gaſthaus zur Wengernalp, in deſſen Räumen die Sommermonate über tagtäglich alle Sprachen Europa's ertönen. Auf der Matte vor dem Hauſe waren Scharen von Reiſenden, Führern und Pferden gelagert; aber ſehr abſeits von den anderen erblickte man ein dicht zuſammengedrängtes frauenzimmerliches Häuflein, welches in der That ſchon von weitem einem reiſenden Mädchenpenſionat ſehr ähnelte.

„Wollen wir umkehren, Fräulein?“ fragte ich.

„Ah, Sie ſind alſo meiner Geſellſchaft noch nicht müde?“ entgegnete ſie.

„Ach nein!“

„Wie ſchmachtend Sie das ſagen! Bitte keine Sentimentalität! Das empfindſame Weſen iſt mir zuwider. Laſſen Sie uns ſo munter ſcheiden, wir wir zuſammen gereiſt ſind.“

„Aber müſſen wir denn ſchon ſcheiden?“

„Ja. Ich habe nun drei Tage in der Freiheit gelebt und will mir einſtweilen daran genügen laſſen. Aller guten Dinge ſind drei, wie Sie wiſſen. Aber thun Sie mir den Gefallen und erzählen Sie dem Puter irgend eine gute Schnurre, welche unſer Beiſammenſein erklären ſoll — nicht zu meiner Entſchuldigung, ich bedarf keiner ſolchen — aber zum Aerger der Gluckhenne.“

„Gut ich will mein Möglichſtes thun; aber —“

„Was aber?“

„Der mir in Ausſicht geſtellte Führerlohn —“

„Garſtiger Egoiſt!“

Der Blick, welcher dieſes Scheltwort begleitete, hob ſeine Wirkung auf. Zudem war keine Zeit zu verlieren — wir befanden uns gerade in einer ſchmalen, von einem Bache durchſtrömten Eintiefung des Terrains — ſo zu ſagen, für einen Augenblick von der Welt abgeſchloſſen — ich war auch weder ſo unbeweglich noch ſo unbehilflich wie der Mönch da drüben und — kurz, ich erhielt meinen Führerſold in zwei Küſſen ausbezahlt, die nicht gerade als geraubte qualificirt werden konnten.

Julie ſchien für einen Moment faſt weich zu werden.

„Sehen Sie“, ſagte ſie, indem ihre ſchöne Hand, welche ich an mein Herz gezogen hatte, den Druck der meinigen erwiderte, „ſehen Sie, mein Freund, Berge kommen nicht zuſammen, wohl aber Menſchen —“

„Und Menſchenlippen, ja . . . und aller guten Dinge ſind drei, wie Sie wiſſen.“

Ich zog ſie an mich und ſie ſchlang ihre Arme um meinen Nacken und küßte mich lang und heiß.

Dann trat ſie zurück, ſtrich ſich die Locken aus der Stirne, band ihren Hut feſt, nahm ihren Alpſtock auf und ſchritt den Rain hinan mit den Worten:

„So, jetzt tapfer dem Feind entgegen!“

Einige Minuten ſpäter ſchallte uns die Matte herauf in allen möglichen Backfiſchtonarten der Ruf entgegen: „Demoiselle Julie! Demoiselle Julie!“ und hinterdrein kam das dünne „Mon Dieu!“ von Madame und das dicke „Mais — mais“ von Monſieur.

Dieſes Reiſeabenteuer ſollte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf mein ſpäteres Leben bleiben. Damals aber, als ich mich auf der Wengernalp von Julie trennte, fühlte ich nur, daß die ſchwarzen Augen meiner ſchönen Reiſegenoſſin eine Flamme in mir entzündet hatten, die das Veſtafeuer meiner erſten Liebe zu erſticken drohte. Wenn ich an Iſolde dachte, glühte in meiner Seele heiße Scham. Ich glaubte oft ihre keuſchen, ſüßen Augen mit ſtillem Vorwurf auf mir ruhen zu fühlen. Aber ſie heiratet ja den Grafen Zackſtein, brummte ich dann wohl vor mich hin, wie um mich vor mir ſelbſt zu entſchuldigen.

Dieſe ſophiſtiſche Entſchuldigung ſollte ſich bei meiner Rückkehr in die Univerſitätsſtadt als gänzlich unhaltbar erweiſen. Ich fand Briefe vor, welche unter anderem ausſagten, Iſolde ſei nach Rothenfluh zurückgekehrt, nachdem ſie den Grafen entſchieden ausgeſchlagen. Meine Schweſter, welche mir dieſes ſchrieb, mußte Kummer haben, der Ton ihres Briefes war ſo traurig, und während ſie ſonſt immer ſo viel von Berthold ſchrieb, ſagte ſie jetzt nur, derſelbe habe einen langen Urlaub genommen, um eine Tour durch Frankreich und Italien zu machen. Ganz unten an Hildegards Brief ſtanden, von Iſolde's Hand geſchrieben, die Worte: „Ich grüße dich!“

Sie entzückten mich und bereiteten mir zugleich bitteren Schmerz. In einem und demſelben Augenblick verwünſchte ich jene drei Tage meiner Schweizerreiſe und wünſchte ſie doch wieder mit heimlicher Sehnſucht zurück. Oft ſetzte ich mich hin, um Iſolde mein Abenteuer brieflich zu beichten, aber eine unüberwindliche Scheu vereitelte ſtets dieſe Abſicht. In Stunden, wo der Humor über die unklare Gährung meiner Gefühle triumphirte, kam ich mir vor wie Buridans Eſel, nur mit dem Unterſchied, daß ſtatt der bekannten Heubündel zu meiner Rechten ein ſchöner Stern ſtand, zu meiner Linken eine Blume von tropiſcher Farbenpracht und berauſchendem Duft. Und am Ende ließ mich dann der glückliche Leichtſinn der Jugend zu mir ſelber ſagen: Bah, auch die exotiſche Blume, Julia regia, iſt ja nicht für dich. Wer weiß, wo ſie jetzt blüht und für wen ſie jetzt duftet! Und was den Stern betrifft, oh —

Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

## Fünftes Kapitel.

Ein Privilegium der Jugend. — Zwei Fahnenträger einer bewegten Zeit. — Die hegel'ſche Philoſophie und ein apoſtoliſches Wort. — Titaniſmus. — Gibt es Ahnungen? — Ein erloſchener Stern und ein Gebet. — Die geſprengte Kette. — „Segen über euch!" — Eine Todte in Blumen.

Es war eine geiſtig hochbewegte Zeit, in welche meine Studienlaufbahn fiel, und ich beſaß Empfänglichkeit genug, um an dieſer Bewegung lebhaften Antheil zu nehmen. Das Feuer meiner Seele lodert heute nicht mehr ſo hoch und heiß wie damals, aber noch immer glüht — Dank den Göttern! — in mir jenes something unearthly, wie Byron es nannte, jener der Centralſonne, der Weltſeele entſplitterte Funke, der in jedem Menſchen, welcher nicht ein bloßer Erdenkloß, glimmt und gloſtet. Darum, wie manche meiner jugendlichen Illuſionen todt und ab ſind, vermag ich doch noch nicht mit ſkeptiſchem Lächeln auf jene Tage zurückzublicken, wo auch ich, in beſcheidenſter Weiſe freilich, mitwob an dem bunten Gewebe von politiſchen, ſozialen und literariſchen Theorieen, welche die Praxis des Lebens mit ſo rauher Hand zerriß. Nein, noch jetzt kann ich mich nicht bemitleiden ob dem jugendlich gläubigen Enthuſiaſmus, womit ich mich umtrieb in Regionen —

Wo auf Weltverbeſſerung
Wünſche kühn ſich lenken . . .

Die Jugend beſitzt das koſtbare Vorrecht, ſich einbilden zu dürfen, es ſei eben ſo leicht als nothwendig, die Welt aus ihren Fugen zu reißen; denn ſie hat noch nicht mit Hamlet daran verzweifeln gelernt, dieſelbe wieder einzurenken. Und dann — wäre die Jugend nicht allzeit revolutionär geſinnt geweſen, wahrlich, die Weltgeſchichte wäre längſt zum todten Sumpfe geworden.

Die brütende Schwüle der Reſtaurationszeit hatte ſich in dem Gewitter der Julirevolution entladen. Durch ganz Europa ging ein friſches Aufathmen. Eine neue literariſche Epoche kündigte ſich an: die moderne, welche die Erbſchaft der klaſſiſchen, der goethe-ſchiller'ſchen, wie der romantiſchen übernahm, um ſie weiteren Entwickelungen zu Grunde zu legen. Zwar ſind, wie bekannt, bislang keineswegs alle die „Blüthenträume" gereift, welche in der Literatur der dreißiger Jahre auftauchten, nicht einmal die ſpecifiſch literariſchen. Aber das ſteht feſt, daß in Literatur und Leben damals überall die Anfänge neuer Geſtaltungen gemacht wurden.

Deutſchland, welches ja überhaupt der mit ſo vielen Schmerzen, Demüthigungen und Opfern erkauften Ehre genoß für die anderen Nationen zu denken, Deutſchland war wiederum der Hauptſchauplatz dieſer geiſtigen Umwälzung. Die oppoſitionellen Anläufe der Reſtaurationsperiode, das Mißbehagen an der Nichterfüllung der patriotiſchen Hoffnungen, welche noch von den Befreiungskriegen her in den Gemüthern lebten, der Schmerz über des Vaterlandes Zerſplitterung und politiſche Nullität, der Sturz der Bourbons, die Erhebung Belgiens, die Inſurrektion Polens, die Revolutionsverſuche in Italien und Spanien, die demokratiſche Reformbewegung in den ſchweizeriſchen Kantonen, ferner der byron'ſche Skepticiſmus und Weltſchmerz, die ſibylliniſchen Orakel der Rahel und Bettina, die hegel'ſche Philoſophie als unerbittlicher Kriticiſmus alle wiſſenſchaftlichen Diſciplinen durchdringend und durch Strauß auf die Urkunden des Chriſtenthums angewandt — das waren ſo die Faktoren der Bewegung im deutſchen Geiſtesleben von damals. Nach der politiſchen Seite hin ſtand Börne, nach der poetiſchen hin ſtand Heine an der Spitze derſelben . . . . Börne's Briefe aus Paris! Es iſt ſchon nur noch wie die Erinnerung an einen Traum, wenn man heute an dieſe in Druckpapier gewickelten, in allen Farben eines verzweifelnden Humors ſpielenden Flammen zurückdenkt. Und doch war ihre Wirkung auf die deutſche Jugend eine unermeßliche. Ein junger Poet jener Tage hat aus dieſen Epiſteln eine „Neue Bibel" zuſammengereimt und ſie waren in der That die Bibel des deutſchen Radikaliſmus. Wenigſtens eine Zeit lang. Denn bald machten ſich deutſche Bedenken gegen das Franzöſiſche in jenen Ergüſſen einer zornvollen Freiheitsliebe geltend.[*] Auch in mir, der ich in der Antipathie gegen das Franzoſenthum erzogen worden war und der ich es auch jetzt in reiferen Jahren und nach eigener Anſchauung nur als einen wunderlichen Miſchmaſch von Aeffiſchem und Tigerlichem anſehen kann. Gott helfe mir, ich wünſche gewiß ſo lebhaft als irgendeiner, daß der ſchöne Traum von der Völkerſolidarität zur Wirklichkeit werde, daß ein Tag komme, wo alle Nationen frei, glücklich und durch die Bande brüderlicher Liebe mit einander verbunden ſein werden; aber ich müßte den theuren Glauben an die Zukunft meines Volkes aufgeben, wenn ich wünſchen wollte, daß dieſe Zukunft nach franzöſiſcher Schablone zugeſchnitten werden ſollte. Das wollte doch im Grunde Börne und ſein Irrthum rührte daher, daß er ſich mit der närriſchen Illuſion trug, der Phraſenmantel, womit die Franzoſen bei Gelegenheit ihre kraſſe Selbſtſucht, ihren komödiantenhaft eitlen Dünkel verhüllen, berge wirklich eine koſmopolitiſche Realität. Börne war ein großes und edles Herz, keine Frage. Aber er vergaß, daß man ein Volk nicht zur Freiheit und Selbſtachtung erzieht, indem man es vor ſich ſelbſt und vor dem Ausland erniedrigt..... Heine kann als Politiker nicht in Betracht kommen, überhaupt nicht als ernſthafte Perſon. Wenn aber die Zaubermelodieen ſeiner Liederbücher, wenn das witzfunkelnde Antitheſenſpiel ſeiner Proſa ſelbſt eine bis auf die letzten Hefen eingetrocknete Seele, wie die des Friedrich von Gentz, in lautes Entzücken verſetzten, ſo braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß eine ſtrebſame Jugend der Wirkung eines ſolchen Geiſtes ſich nicht entziehen konnte. Ich weiß noch ganz gut, daß ich einige Tage lang in einer Art von ſeliger Trunkenheit umherging, als ich zuerſt mit dem „Buch der Lieder" bekannt geworden war. Ich gab mich, wie tauſend andere, dem gewaltigen Zauber hin, ohne auch nur im entfernteſten daran zu denken, daß dieſe Lyrik bloß das Produkt einer der Fäulniß ſich zuneigenden Hypercivilisation ſein könne.... Heine's ſatiriſche Kraft iſt eminent. Seit Rabelais iſt ſo etwas nicht wieder dageweſen. Man hat Heine den modernen Ariſtophanes genannt, während er ſich ſelbſt irgendwo — alſo doch einmal in ſeinem Leben beſcheiden — mit Kunz von der Roſen, dem Hofnarren Karls V., verglich. Er war aber mehr, er war der Hofnarr ſeines ganzen Jahrhunderts, dem er noch auf dem Sterbebette die lachendſten Witze vorgeriſſen hat.

Die burſchikoſe Ungenirtheit, womit Heine und mehrere ſeiner Mitſtrebenden die hegel'ſche Philoſophie propagirten, hat zu dem Anſehen derſelben in weiteren Kreiſen nicht wenig beigetragen. Die aſchgraue Dialektik des königlich preußiſchen Staatsphiloſophen nahm ſich im Brillantfeuer heine'ſchen Witzes viel einladender aus, in der That ſehr einladend und appetitlich. Unter den Fanfaren eines übermüthigen Humors wurde das hegel'ſche Evangelium vom Menſch-Gott verkündigt und auch ich erfuhr mit großer Genugthuung, daß die göttliche Idee in meinem Ich zum ſelbſtbewußten vernünftigen Geiſt geworden ſei. Nur ſchade, daß der inkarnirte Gott ſeine Göttlichkeit mitunter in ſo ungöttlichen Dingen manifeſtiren mußte, wie zum Beiſpiel im „Pumpen“. Aber ich ließ mich das wenig anfechten und ſetzte mich, für eine Weile wenigſtens, mit einem: „Gott iſt alles, was da iſt“ — über die empfindlichſten Stöße hinweg, welche die Wirklichkeit meiner hegel'ſchen Theorie beibrachte. Freund Fabian wollte von dieſer nichts wiſſen und machte mich auf die gewundenen Mentalreſervationen und perfiden Verklauſulirungen in Hegels Syſtem aufmerkſam. „Wenn du“, ſagte er, „im Pantheismus Befriedigung ſuchſt, ſo halte dich wenigſtens an unſere alten Myſtiker. Im Tauler und Böhm iſt hundertmal mehr Seele und Poeſie als in Hegel.“

Fabian kannte mich. Er wußte, welchen beſchwichtigenden Einfluß Dichterworte auf mich übten, und ſchrieb mir daher eines Tages, nach einem langen Geſpräch über das Zweifelhafte und das Tröſtliche der pantheiſtiſchen Weltanſchauung, die ſchöne Strophe von Anaſtaſius Grün in's Stammbuch:

Ich aber weiß, des Daſeins Ring, der helle,
Er iſt in einem ungeheuren Bogen
Durch Stern und Baum, durch Roſen, Sonnenbälle,
Durch Menſchenherz und Engelsbruſt gezogen —

und fügte dann mündlich hinzu, er für ſeine Perſon finde volle Beruhigung in jener Paraphraſe eines Wortes des Apoſtels Paulus: „Alles iſt aus Gott, durch ihn und zu ihm geſchaffen: in ihm leben, weben und ſind wir; wie er es im Beginne geweſen, wird er auch am Ende wieder alles in allem ſein und alles aufnehmen in den ſtillen Kreislauf ſeiner ewigen Harmonie.“

Das war nun ſchon recht: ein ſtilles, reſignirtes Gemüth, wie Fabian eins war, konnte ſich damit wohl zufrieden geben. Aber ein leidenſchaftlich Herz wie das meinige ſchlug lange nicht kühl genug, um ſich durch ſolche Theoſophie länger als auf Momente ſchweigen und ſchwichtigen zu laſſen.

Jeder Menſch, deſſen Gedanken überhaupt über die Katechiſmusſphäre hinausgehen, erlebt eine Periode des Zweifels, eine Revolution in ſeinem Innern, die ihn, je nach dem Stärkegrad ſeiner Gefühle, mehr oder weniger unglücklich macht. Seichte Köpfe fahren dabei am beſten. Sie brechen einfach mit der Autorität und ergeben ſich einer gedankenloſen Gleichgültigkeit, die jeder Beſchäftigung mit höheren Problemen achtſam aus dem Wege geht und jede Frage nach des Menſchenlebens Sinn und Frommen als Schnickſchnack anſieht, welche man den „ſtubengelehrten Zungendreſchern“ überlaſſen müſſe. Ja, ſie ſind glücklich, dieſe Gleichgiltigen, denn —

Sie ſtört nicht im Innern
Vergeblicher Streit . . .

Und nicht nur das. Sie ſind oft auch recht wackere Menſchen, ſo recht das, was man praktiſche Naturen nennt. Sie ſind — oder können es wenigſtens ſein — gute Familienväter, zahlungsfähige Bürger, die an die Lehre vom beſchränkten Unterthanenverſtand zwar nicht glauben, aber dieſelbe doch für ganz „praktiſch" halten, daneben nach „ſauren Wochen frohe Feſte" feiern, auch „des guten Scheines wegen" nicht unfleißig zur Kirche gehen, die kleinen Ziele des Lebens mit Geſchicklichkeit verfolgen und die großen einfach in den Bereich des „Mythus" oder des „Humbug" verweiſen.

Die anderen aber — und es muß doch wohl auch ſolche Käuze geben — die anderen, in deren Adern ein Tropfen von jenem Blute rollt, welches die Titanen dereinſt zur Empörung gegen die Götter trieb, können ſich der ruheloſen Frage: Warum iſt der Menſch? Und warum iſt er ſo, wie er iſt? nicht entſchlagen. Es iſt freilich dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, das heißt, der Titaniſmus wird ſchließlich immer ſeiner Ohnmacht inne. Allein wenn ſich jenes furchtbare Warum? mit ſchöpferiſchem Genie verbindet, ſo entſtehen titaniſche Fragezeichen, die wie prächtige Blitze das Dunkel, in welchem wir tappen, nicht erhellen, aber zeigen. Das Buch Hiob, der äſchyleiſche Prometheus, Wolframs Parzival, Hamlet, Don Quijote, Fauſt, Childe Harold — das ſind ſolche fragende Blitze, nicht vom Himmel zur Erde, ſondern von der Erde gen Himmel geſchleudert . . . .

In einer lauen Sommernacht erfaßte mich mitten im bacchiſchen Gewühle eines Kommerſes eine tiefe Traurigkeit. Gibt es Ahnungen und wirft wirklich, wie jener engliſche Poet meint,

„Zukünftiges ſeinen Schatten voran"? Stehen Seelen, die ſich lieben, in einem Rapport, deſſen Geheimniß keine Wiſſenſchaft zu durchdringen vermag? Genug, mich überkam eine düſtere Ahnung, welche durch das Getöſe ſtudentiſcher Freude, das mich umgab, nur noch peinigender gemacht wurde. Ich ſtürzte hinaus, eilte die ſtillen Gaſſen hinab, ging über die Brücke und warf mich in die dunkeln Baumgänge auf der Wieſe am andern Ufer des Flußes, welcher die Gärten und Häuſer der Stadt beſpült. Eilenden Fußes durchlief ich die Alleen, als wollte ich der dumpfen Angſt entfliehen, die mich verfolgte.

Dieſes perſönliche Gefühl heftiger Traurigkeit wurde, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zu einem menſchheitlichen. In jener Stunde empfand mein Herz den Krallendruck des Weltſchmerzes. Aus dem Baumſchatten hervortretend, ſtarrte ich verzweifelungsvoll hinauf in den Ocean der Welten, in welchem unſere ſchöne, arme Erde wie ein Tropfen verſchwimmt, und unwillkürlich drängten ſich mir die Worte des Dichters auf die Lippen:

Oh, wer löſ't mir das Räthſel des Lebens?
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon ſo manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andere
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Sie funkeln ruhig weiter, ſtill und groß, die ewigen Lichter des Firmaments. Sie gaben keine Antwort. Aber der Schmerz der Kreatur ſchreit doch nie ganz vergeblich zur Natur. Es liegt eine ſänftigende, ſeelenlöſende Magie in dem Schweigen der Sommernacht. Der Fluß ſchickte einen einladend kühlen Hauch zu meiner heißen Wange herauf, ich warf die Kleider von mir und tauchte mich tief in das erquickende Element, während der Mond hinter den fernen Bergen heraufkam und ſein mildes Licht über das ſacht rauſchende Waſſer hinſtreute.

Erfriſcht, beruhigt, von quälenden Gedanken befreit, wandelte ich dann noch lange unter den Weiden am Ufer. Aus der Ferne tönte gedämpft das ſilberne Lachen einer Mädchenſchar, welche in einer verſteckten Gartenbucht weiter oben am Fluſſe badete. Damit miſchte ſich der Ton einer Flöte, welcher aus dem offenen Fenſter eines der Häuſer unter dem Schloßberg herabkam. Vielleicht hauchte ein Liebender in dieſen ſchmelzenden Tönen ſeine Sehnſucht aus.

Ich ſah nach dem wohlbekannten, beſcheidenen Bürgerhauſe hinüber, deſſen kleiner Garten mit der niedrigen Mauerzinne hart an den Fluß ſtieß. Wie oft ſchon war ich zu allen Jahres- und Tageszeiten da vorübergegangen, um mit Blicken ehrerbietiger Scheu das Erſcheinen des hageren, hochgewachſenen Greiſes mit dem Silberhaar zu erharren, der dort aus ſeinem Erkerzimmer in den kleinen Garten herauszutreten pflegte, auf der Stirne die dreifache Majeſtät des Genius, des Unglücks und des Alters! Auch jetzt ſtand er dort an der Bruſtwehr und das Mondlicht fiel voll auf dieſes Antlitz, von welchem die vieljährige Nacht des Wahnſinns den Stempel des Göttlichen noch nicht ganz hatte verwiſchen können. Er ging hinein und ſchlug drinnen auf dem Klavier, dem treuen Gefährten ſeiner Einſamkeit, die melancholiſche alte Melodie an: „Mich fliehen alle Freuden", die ich ihn ſchon ſo oft hatte variiren hören, kam dann wieder heraus und blickte mit ſeinen großen geiſterhaften Augen lange in das geſtirnte Firmament empor. Suchte er dort den Stern ſeiner Jugend, ſeines Lebens: „Diotima?" ... Vielleicht war es eine Täuſchung des Mondlichtes, aber ich glaubte große Thränen in dieſen Dichteraugen blinken zu ſehen, die vormals mitten in unſerem deutſchen Norden den Genius von Hellas in der ganzen Schöne ſeiner göttlichen Nacktheit erblickt hatten, in dieſen Dichteraugen, welche in heiligen Weihenächten in jener Gartenlaube am Leutrabach in Jena den Blicken Schillers begegnet waren. Ueberkam ihn die Erinnerung an ſüße Mondnächte ſeines Lebensmorgens? Peinigte auch ihn das uralte, qualvolle Räthſel des Lebens? Tönte ihm noch einmal, ein Widerhall aus früherer Zeit, „Hyperions Schickſalslied" in der Seele auf? ... Ich ſelber ſprach es leiſe und andächtig vor mich hin und die tiefſinnigen Worte wirkten tröſtend auf mich wie ein frömmſtes Gebet.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schickſalslos wie der ſchlafende
Säugling athmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,

Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller,
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn.
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrelang in's Ungewiſſe hinab.

Am folgenden Tage eilte ich ſpornſtreichs der Heimat zu. Um Mittag hatte ich einen Brief erhalten, worin der Vater eine gefährliche Erkrankung der Mutter meldete. Es ſei, ſchrieb er in abgebrochenen Worten, das Schlimmſte zu befürchten. Ich ſollte eilends kommen, die Kranke verlangte ſehr nach mir. Eine Stunde darauf ſaß ich auf einem Poſtklepper, der ſchaumbedeckt bei der nächſten Station anlangte. Ich ließ mich durch die Nacht nicht aufhalten, aber die mancherlei Verzögerungen auf den Poſtſtationen ließen mich erſt am folgenden Morgen auf der letzten, in unſerem Heimatſtädtchen, anlangen, von wo ich, ſo raſch als meine Füße mich trugen, in unſere Berge hinaufeilte.

Es war Erntezeit und auf den Feldern, durch welche mein Weg führte, waren Senſen und Sicheln in Thätigkeit. Sobald ich die Markung von Rothenfluh betreten hatte, ſprach ich die erſte Schnittergruppe um Nachrichten über das Befinden meiner Mutter an. Ich wußte wohl, daß das ganze Dorf daran lebhaſteſten Antheil nähme. Die guten Leute erkannten mich nicht ſogleich wieder; ich war während meiner Abweſenheit noch bedeutend gewachſen und jetzt ein Burſch von anſehnlicher Länge, mein Geſicht hatte ſich gebräunt und außerdem wurde daſſelbe durch einen langen Schnurr- und Knebelbart maſkirt. Dann, als ihnen meine haſtigen Fragen die Erinnerung ſchärften, hieß es: „Ach, Herr Jeſes, Herr Jeremle, 's iſt der Michel, des Konſ'lenten ſein Michel.... Ja, die Frau Konſ'lentin liegt halt tief im Bett drin ... ſie thut übel dran ſein ... aber der lieb' Gott wird die gut' Frau g'wiß noch nit zua ſi nehma. ... Doch Herr Michel, ſeht, da kommt numme grad' der Dokter."

In der That, der alte Doktor aus der Stadt, unſer mir wohlbekannter Hausarzt, fuhr gerade in ſeiner alten Kaleſche den Weg herab, der vom Dorfe nach der Stadt führte. Ich eilte dem Gefährt entgegen und bat den alten Herrn, einen Augenblick zu halten.

„Ah, Sie ſind's, Michel, will ſagen, Herr Hellmuth?" ſagte er, als er mich erkannt hatte. „Gut, daß Sie kommen. Die Kranke verlangt ſehnlichſt nach Ihnen. ... Es ſteht leider nicht gut mit ihr, gar nicht gut ... Sie müſſen ſich wie ein Mann faſſen, da Sie ja wie ein ſolcher ausſehen ... Ihre Mutter, die gute Seele, hat ſich ihre Krankheit geholt, indem ſie Fräulein Iſolde, die am Typhus darniederlag, Tag und Nacht pflegte. Wenn nicht heute noch eine günſtige Kriſis eintritt ... Sie verſtehen mich ... Ich muß jetzt zur Stadt, komme aber mittags wieder heraus."

Die letzten Worte verſtand ich nur noch halb, denn ich lief ſchon wieder eilends die Straße hin. Eine Viertelſtunde darauf befand ich mich unter dem Dach des elterlichen Hauſes. Ach, wie war es da unheimlich ſtill und wie verweint waren die Geſichter der alten Theres und der alten Annem'rei!

Doch ich will nicht zu ausführlich ſein in meinen Erinnerungen an jene trübe Zeit. Es gibt Schmerzen, die man nur andeuten darf, wenn man ſie nicht entweihen will, und zudem, hier handelt es ſich um ein Leid, von welchem jeder glaubt, nur er habe es in ſeiner ganzen Tiefe empfunden.

Mein Vater kam mir auf der Treppe entgegen. Ich ſah es ſeinen Augen wohl an, wie ſehr er ſich Gewalt anthun mußte, um nicht in Thränen auszubrechen.

In das Krankenzimmer getreten, fand ich dort Hildegard und Iſolde an dem Bette ſitzen, deſſen Vorhänge zugezogen waren. Beide Mädchen konnten bei meinem plötzlichen Erſcheinen einen leiſen Ausruf nicht unterdrücken.

Der Vater legte den Finger auf die Lippen, aber das Mutterherz hatte den unwillkürlichen Laut ſchon verſtanden.

„Sigfrid, Sigfrid, du biſt da!“ klang es ſchwach und doch wie jubelnd hinter dem Vorhang.

Im nächſten Augenblick kniete ich an dem Bett und fieberheiß hielten die Mutterarme meinen Kopf umſchlungen . . .

In der folgenden Nacht, — ach, der Tag hatte keine heilſame Kriſis gebracht — wachten Iſolde und ich allein bei der Kranken. Ich hatte den überwachten Vater mit ſanfter Gewalt genöthigt, wenigſtens für eine Stunde ſein Schlafzimmer aufzuſuchen, und Hildegard, die dazu nicht zu bewegen geweſen, war in einem Lehnſtuhl am Fenſter vor Uebermüdung eingenickt.

Iſolde, ſelbſt kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen, ſaß mir blaß und kummervoll gegenüber und ſchweigend bewachten wir die ſchweren, unregelmäßigen Athemzüge der Mutter, die gegen Mitternacht endlich den Schlummer gefunden hatte. Er währte nicht lange, aber als die Kranke jetzt die Augen wieder aufſchlug, erſchienen ſie mir klarer und weniger verſtört, als vorher.

Sie ließ ihre zärtlichen Blicke von Iſolde zu mir und von mir zu Iſolde gehen und bat dann dieſe, das Tiſchchen mit der Lampe näher an's Bett zu rücken.

„Soldchen, liebes Kind," ſagte ſie, „ſieh doch den Michel, nein, den Sigfried an. Iſt er nicht recht ſtattlich geworden?"

Iſolde ſenkte die Augen und ein leiſes Roth glomm ihre blaſſen Wangen an.

Die Mutter betrachtete mich lange und liebevoll und es war als drängte ſie einen ſchweren Seufzer zurück, der ihre Bruſt hob, als ſie zu mir ſagte:

„Sigfrid, mein Kind, ich werde bald von Dir gehen."

„O, Mutter, ſprich nicht davon! Es kann nicht ſein."

„Doch, doch, ſieh, ich fühl' es wohl. Es iſt Gottes Wille ſo . . . weine nicht, Kind . . . Mütter müſſen ſterben, aber ſie möchten ihre Kinder glücklich zurücklaſſen."

Und ſie richtete ſich, ſoweit es ihre Schwäche geſtattete, in ihren Kiſſen auf, ſah mich wieder lange an und fuhr fort:

„Ich weiß, mein Kind, du thateſt es mir zuliebe, als du dich entſchloſſeſt, ein Geiſtlicher zu werden . . . Still, ſtill . . . laß mich ausreden. . . . Ich wollte nur dein Glück, dein zeitliches und ewiges. Aber deine Briefe . . . es iſt, obgleich du mir es verbergen wollteſt . . . aus Liebe, ich weiß es . . .

es iſt etwas in deinen Briefen, was mir Zweifel an deinem geiſtlichen Beruf erregte.“

„Sprich nicht ſo, Mutter. Du ſollſt mich in Chorrock und Meßgewand ſehen, ich ſchwöre . . .“

„Nein, halt' ein, Kind, du ſollſt dich nicht in's Unglück hinein ſchwören. . . . Sieh mich an . . . dein Herz iſt nicht beim Altar . . . und ich . . . ich entbinde dich von deinem Verſprechen.“

Mir war, als ſpränge eine Kette, die mir ſchon lange die Bruſt umſchnürt hatte, klirrend entzwei und unwillkürlich ſtreifte mein Blick zu Iſolde hinüber. Die Mutter bemerkte es und ſagte, ihre Erſchöpfung noch einen Augenblick bewältigend:

„Kinder, gebt mir euere Hände.“

Wir thaten es.

„Ihr ſeid mitſammen aufgewachſen“, ſagte ſie ſchwach und bemühte ſich, Iſolde's Hand in die meinige zu legen . . . „Ihr ſeid früher wie Bruder und Schweſter geweſen . . . und jetzt . . . oh, ihr habt einander lieb . . . ich weiß es. . . . Oh, Kinder . . .“

Sie ſank zurück und geiſterhaft flüſternd, ſchon wie aus einer andern Welt, zitterten noch die Worte über ihre Lippen:

„Segen über euch!“

Sie war eingeſchlummert.

Unter der mütterlichen Hand ruhte die Hand Iſolde's in der meinigen. Sie wagte es nicht, aus Scheu, die Schlummernde zu ſtören, ihre Hand wegzuziehen, und ich, ich hätte es nicht um eine Welt gethan.

Der Morgen kam und mit ihm trat der Tod in das Haus.

Das Bewußtſein der Kranken kehrte nur noch dann und wann für Augenblicke zurück. In einem ſolchen lichten Moment ſegnete ſie Hildegard und ſagte zu meinem Vater: „Liebſter Fritz, der Sigfried ſoll nicht geiſtlich werden; aber brav und gut ſoll er werden, ſo gut und brav wie ſein Vater.“

Ein letzter Blick der Liebe fiel bei dieſen Worten auf ihren Gatten. Dann zog ſich das Leben mehr und mehr aus den Augen der Kranken zurück und ihre Vorſtellungen verwirrten ſich. In traumhaften Phantaſieen, durchwoben vielleicht von Erinnerungen an glückliche Stunden, erging ſich der ſcheidende Geiſt.

Ganz zuletzt kamen noch in gebrochenen Lauten die Worte von ihren bebenden Lippen: „Du haſt recht, Fritz . . . verzeih' mir . . . ganz recht . . . es war . . . es war . . . eine Linde.“

So ſtarb ſie in unſern Armen, das Haupt an die Bruſt des Vaters gelehnt.

„Michel“, ſagte am Abend der Freiherr zu mir, welcher gekommen war, die Pflegemutter ſeiner Kinder noch einmal zu ſehen, „Michel, ſieh dir dieſes Geſicht an. Wie ruhig und heiter es iſt! . . . Sie iſt jetzt bei meiner ſeligen Eliſabeth. . . . Wollte, ich wäre auch dort.“

Und der gute Mann trocknete ſich die Augen und athmete ſchwer.

Ich bemerkte, daß er in den letzten Jahren ſehr gealtert war. Sein Schnurrbart war ſchneeweiß und tiefe Falten lagen auf ſeiner Stirn.

Wir beide befanden uns allein im Todtenzimmer. Der alte Herr war ſehr weich. Nachdem er eine Weile mit verſchränkten Armen auf und ab gegangen, blieb er vor mir ſtehen und ſagte:

„Michel, ich bedaure dich, glaub' mir. Ich fühle, daß du ein ſchweres Leid zu tragen haſt. Deine Mutter ... na, Gott habe ſie ſelig, ſie verdiente es. Du haſt viel verloren, armer Junge, und wir alle mit dir. ... Du warſt früher eine wilde Range und geiſtlich ſiehſt du gerade auch jetzt noch nicht aus, aber es freut mich, Michel, ich ſag dir's frei und offen, es freut mich, daß deine Mutter doch bis zuletzt an dir Freude haben konnte. Es wird nicht allen Müttern ſo gut, auch nicht allen Vätern. ... Zwar mein Mädchen, oh, die iſt gut und wacker. Kann auch nicht viel dawider ſagen, daß ſie den jungen Zackſtein nicht nehmen mochte. Hätte ihn ſelber nicht nehmen mögen, ſobald ich ihn geſehen. Aber der Berthold ... hm ... nichts davon heute ... Haſt du nicht bemerkt, daß Soldchen bleich und traurig iſt? Sag' dir, das kommt nicht allein von der neulichen Krankheit her. Auch nicht vom Tode deiner Mutter allein, nein, nein. Sie iſt ſchon lange ſo. ... Sie grämt ſich, weil ſie weiß, daß ich mich gräme. Sie iſt ein gutes Kind. ... Ja, was wollt' ich noch ſagen? Richtig. Wenn Tage kommen ſollten, wo Iſolde eines Freundes, eines treuen Freundes bedürfte, ſo wirſt du nicht vergeſſen, daß du wie ein Bruder mit ihr aufgewachſen — nicht wahr?"

„Oh, nie, nie!" ſagte ich, meine Hand in die dargebotene des Freiherrn legend.

Am folgenden Tage ſchmückten Hildegard und Iſolde, welche dieſen letzten Liebesdienſt keinen andern Händen überlaſſen wollten, die todte Mutter und legten ſie in den Sarg. Da lag ſie nun ſtill und weiß in den Blumen, womit ihre letzte enge Behauſung über und über angefüllt war. Ihr Mund ſchien wie befriedigt zu lächeln; ſie hatte im Leben die Blumen ſo ſehr geliebt.

Der Vater ſaß zu Häupten des Sarges. Er hatte die erſtarrte Hand der Mutter in der ſeinigen und hielt, ganz verloren in ſeinem Kummer, leiſe Zwieſprach mit der geliebten Todten, als hörte ſie ihn noch.

„Ich kann's nicht glauben", ſagte er, „es iſt zu ſchmerzlich! Liebe Gertrud, widerſprich mir doch nur noch ein einzigmal, bitte, thu' es, nur noch einmal, hörſt du? ... Aber deine Hand iſt ſo kalt ... Oh, das hätteſt du mir nicht zuleide thun ſollen, das nicht. Es war nicht recht, daß du vor mir gegangen, nein, es war nicht recht. Ich dachte mir, es müßte ſo ſüß ſein, wenn deine Finger mir die Augen zudrückten. Aber nun biſt du gegangen ... es war nicht recht, oh, es war nicht gut gethan."

Iſolde berührte ſanft die Schulter des Trauernden.

Er ſchaute auf und ſah verſtört um ſich.

„Sie ſind noch nicht allein", ſagte das ſchöne bleiche Mädchen und zeigte auf Hildegard und mich — „Ihre Kinder ſind da."

Er öffnete uns ſeine Arme und gemeinſam ſtrömten unſere Thränen.

Als der dritte Morgen gekommen war, beſtatteten wir die Mutter zur Seite der Großmutter.

## Sechſtes Kapitel.

Auf der heidelberger Schloßterraſſe. — Berſerkerzorn. — Herr Hanns Bürger. — Ein Geſchäft auf der „Hirſchgaſſe“. — Villeggiatur im Winter. — Dreimonatliches „Duell mit einer Wanze.“ — Briefe von Hauſe. — Mann und Weib. — Ein letzter Kuß.

Seither war ein Jahr und drüber vergangen.

Ich ſtand mit meinem geliebten Fabian, welcher demnächſt in das Prieſterſeminar treten ſollte, auf der Terraſſe des heidelberger Schloſſes und ſchaute hinab ins ſchöne Neckarthal, auf welches der Herbſt ſeinen ganzen Farbenkaſten ausgeſchüttet hatte.

Seitdem ich von dem friſchen Grab der Mutter hinweg nach der Univerſität zurückgekehrt war, hatte ich an dem burſchikoſen Treiben nur noch ſo gelegentlich theilgenommen. Die Myſterien, welche im S. C. (Senioren-Konvent) oder im C. C. (Korps-Konvent) betrieben wurden, konnten mir kein Intereſſe mehr abgewinnen. Allerdings war ich noch nicht alt genug, mir ſelbſt und anderen offen zu ſagen, daß dieſe Kindereien nicht einmal, wie die der Freimaurerei, als erhabene qualificirt werden könnten; aber ich mochte ſie doch nicht mehr mitmachen und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil ſie mich langweilten. Außerdem mangelte es mir an Zeit dazu, denn ich hatte meinem Vater verſprochen, in der Juriſterei, zu welcher ich von der Theologie umſattelte, mich fleißig umzuthun. Ich hatte auch Wort gehalten, obgleich ich nicht ochſte, wie der ganz bezeichnende Ausdruck für das rein mechaniſche Studium lautet, dem ſich zu meiner Zeit die Durchſchnittszahl der Hochſchüler vom ſechſten oder ſiebenten Semeſter an widmete, um „durch's Examen zu kommen“ — ſondern wirklich arbeitete. Ich kann freilich nicht ſagen, daß mich das „Corpus juris“ mehr angemuthet hätte, als früher die Kirchenväter gethan, und in unmuthigen Stunden nannte ich das römiſche Recht ein Monſtrum, welches der byzantiniſche Schakal mit der alten Wölfin Roma gezeugt hätte. Dagegen hatte ich mich mit Liebe dem Studium unſerer vaterländiſchen Rechtsquellen zugewandt, wodurch ich eine klarere Einſicht in die Entwickelung der geſchichtlichen Verhältniſſe überhaupt gewann. Aber rechte Befriedigung gewährte mir alle die Bücherweisheit nicht. Es war ein Drang in mir, in das wirkliche Leben thätig einzugreifen. Wie? Das war mir freilich vor der Hand noch ganz unklar. Nur das fing ich allmälig zu begreifen an, daß es mit der Realiſirung enthuſiaſtiſcher Weltverbeſſerungspläne doch nicht ſo ganz ſchnell und leicht gehen dürfte, wie ich mir früher eingebildet hatte. Wenn auch leider die Geſchichte ſonſt den Menſchen nicht viel lehrt, das wenigſtens macht ſie ihm begreiflich.

„Oh, wie ſchön iſt es hier!“ ſagte der Fabian.

„Prächtig; aber, lieber Junge, der Menſch lebt nicht allein von ſchönen An- und Ausſichten, weißt du? Und demnach wenn du nichts dagegen haſt, wollen wir nach der Reſtauration hinübergehen, um eine Flaſche Markgräfler auszuſtechen.“

Wir thaten ſo, denn wenn man eine Ferienreiſe in die Neckar-, Main- und Rheingegenden unternommen hat, wie der Fabian und ich gethan, ſo will man doch wohl neben den ſchönen Gegenden auch einigermaßen die Weine kennen, welche dort wachſen.

Gingen alſo hinüber und ſetzten uns in dem bei ſo früher Abendzeit noch ziemlich gäſteleeren Garten abſeits unter einen Baum. An einem Tiſche unfern von dem unſerigen ſaß ein elgant gekleideter Mann von mittleren Jahren, der in eine engliſche Zeitung von ungeheurem Umfang vertieft war und dazwiſchen von Zeit zu Zeit aus dem vor ihm ſtehenden Römer nippte. Wir nahmen weiter keine Notiz von ihm.

Leider aber wurde von uns ſelbſt Notiz genommen, und zwar ſeitens zweier Studenten, die, rothweiße Korpsmützen auf den Köpfen, Arm in Arm und in geräuſchvollem Geſpräch durch den Garten daherkamen und an unſerem Tiſche platznahmen. Sie waren in unverkennbarer Weinlaune, beſonders der jüngere, eine ſchmächtige, zierliche Figur mit einem hübſchen, aber verwüſteten Geſicht. Der andere war ein abgewetterter Burſch, mit einem tüchtigen „Schmiß“ quer über die Naſe.

Der jüngere rief mit einer dünnen Falſetſtimme nach Champagner und ſchlug, als die Flaſche kam, renommiſtiſch den Hals derſelben ab, ſo daß die Hälfte des Schaumweins über den Tiſch hinſtrömte und mir den Rock benetzte. Während der ältere dies höflich entſchuldigte, ſchrie der jüngere nach einer zweiten Flaſche und ſtürzte mehrere Kelche raſch hinter einander hinab. Dann ſtemmte er die Ellbogen auf den Tiſch und ſtarrte dem Fabian, der ihm gegenüber ſaß, unverſchämt in's Geſicht.

Nachdem dies eine Weile gedauert, fragte er ihn:

„Wer ſind Sie denn eigentlich, mein Junge?“

Fabian, obgleich eine ſanfte und ſchüchterne Natur, entgegnete doch in etwas gereiztem Ton:

„Das dürfte Sie wenig intereſſiren mein Herr“

„Doch, doch“, verſetzte jener. „Sie ſcheinen mir zur Gattung Kümmeltürke, Species Theologe zu gehören, und da ich gerade mit dem Studium dieſer Gattung und dieſer Species beſchäftigt bin, ſo werden Sie mir gütigſt nähere Auskunft über Dero werthe Perſon geben.“

„Mein Herr“, ſagte Fabian, indem ihm das Blut ins Geſicht ſchoß, „wenn Sie ſehen, daß ich ein Theologe bin, ſo ſollten Sie auch wiſſen, daß ich nicht im Falle ſei, für eine ſo rohe Beleidigung Genugthuung zu fordern.“

„Tant pis pour vous“, erwiderte der Menſch mit höhniſchem Lachen, „oder, da Sie wahrſcheinlich nicht Franzöſiſch verſtehen — ein unciviliſirtes Pack, dieſe Schwarzkittel — ja, um ſo ſchlimmer für Sie —“

Mein Blut kochte. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtreckte ich meinen Arm aus und ſchlug den Beleidiger meines Freundes zu Boden.

Er kollerte unter den Tiſch, aber das war mir nicht genug. Denn plötzlich von einem jener wilden Zornanfälle ergriffen, die mich in meiner Jugend zuweilen heimſuchten, ſprang ich auf, raffte ein Meſſer vom Tiſche und ſtürzte mich auf den halbohnmächtig Daliegenden, ohne Fabians Schreckensruf zu beachten.

Aber bevor ich den Gegenſtand meiner Wuth erreicht hatte, wurde ich aufgehalten. Ein unwiderſtehlich ſtarker Arm wand mir das Meſſer aus der Hand und eine fremde Stimme ſagte nachdrücklich in tiefem Baß:

„Wenn Sie einen Wehrloſen ſchlechterdings noch weiter züchtigen wollen, ſo nehmen Sie wenigſtens nur einen Stock oder ein Stuhlbein dazu. Beſſer ſo — 's iſt kla—ar.“

Ich ſchaute auf und in ein Geſicht, welches mir imponirte.

Dieſes Geſicht — ungewöhnlich ſchmale, aber auch ungewöhnlich hohe Stirn, unter ſehr langen und buſchigen ſchwarzen Brauen große graue Augen, deren Blick wie „Feuer im Eiſe“ war, ſehr ſchmale, ſcharf gebogene Naſe, kleiner Mund mit energiſch geſchnittenen Lippen und decidirtem Kinn — dieſes Geſicht hatte etwas ganz merkwürdig Vogelartiges, etwas frappant Adlermäßiges. Es gehörte dem Fremden mit der engliſchen Zeitung.

„Mein Herr —“ wollte ich auffahren, aber im nämlichen Augenblicke überkam mich tiefe Scham über mein berſerkerwüthiges Gebahren, welches mich um's Haar über einen ſchon Beſiegten hätte herfallen laſſen, und mich faſſend, ſagte ich nur: „Mein Herr, Sie haben recht.“

„Gewiß“, erwiderte er. „Der betrunkene Junge da war kaum einen Fauſtſchlag, geſchweige einen Meſſerſtoß werth. 's iſt kla—ar.“

Damit ging er an ſeinen Platz zurück, nahm einen Schluck aus dem Römer und langte wieder nach ſeiner Zeitung.

Ich folgte ihm und ſagte: „Darf ich wiſſen, mein Herr, wem ich für dieſe paſſende und von mir dankbar anerkannte Dazwiſchenkunſt verbunden bin?“

„Ich heiße Hanns Bürger. Und Sie?“

„Michel Hellmuth.“

„Ah“, ſagte er mit trockenem, kauſtiſchem Lachen, „Michel und Hanns … waldurſprüngliche Namen … paſſen zuſammen — 's iſt kla—ar.“

Dieſes breit betonte „'s iſt kla—ar“, welches der Mann ſeinen Aeußerungen anzufügen liebte, bildete zu ſeinem knappen, kurzangebundenen Weſen einen komiſchen Kontraſt.

Inzwiſchen hatte der dumme Junge, welcher die widerwärtige Scene herbeigeführt, ſich wieder aufgerafft und verhandelte mit ſeinem Kameraden, der eifrig auf ihn hineinſprach und dann zu uns herüberkam.

„Mein Herr“, redete er mich an.

„Was beliebt?“

„Ich bin Senior vom hieſigen Korps der Schweizer.“

„So?“

„Sie ſind Student?“

„Zu dienen.“

„Sie geben Satisfaktion?“

„Natürlich.“

„Sie haben meinen Freund und Korpsbruder dort touchirt.“

„Recht fühlbar, hoff' ich.“

„Er verlangt Satisfaktion und iſt der Beleidigte.“

„Weiter!“

„Morgen früh, um acht Uhr, auf der Hirſchgaſſe, krumme Säbel, zwölf Gänge.“

„Gut.“

„Du wirſt doch nicht, Michel?“ fiel Fabian ein. „Und vollends um meiner willen.“

„Ich werde, Fabiane carissime, aber nicht um deiner, ſondern um meiner willen.“

Der Senior, ein braver Burſch, wie ſich ſpäter zeigte, ſagte noch höflich:

„Ich werde das Nöthige beſorgen. Aber, mein Herr, wer wird Ihnen ſekundiren? Sie ſind fremd hier. Wünſchen Sie es, ſo beſchaff' ich Ihnen einen Sekundanten.“

„Nicht nöthig“, miſchte ſich Herr Bürger hinter ſeiner Zeitung hervor in das leiſe geführte Geſpräch. „Wenn der geforderte Herr nichts dagegen hat, werde ich ihm mit Vergnügen ſekundiren, obgleich es lange her iſt, ſeit ich mit Schläger und Säbel handirte. Kenne aber die Hirſchgaſſe noch ganz gut. Schöner Ort zu dergleichen Amuſements — 's iſt kla—ar.“

Und zu mir gewandt, ſetzte er noch hinzu:

„Ohne Umſtände . . . Thue Ihnen den kleinen Gefallen gerne. Kann mich zu gleicher Zeit bei dieſer Gelegenheit alter Zeiten erinnern . . . Muß aber jetzt ein Geſchäft in der Stadt beſorgen gehen. Auf Wiederſehen alſo, Herr Hellmuth. Holen Sie mich morgen um halb acht Uhr in meinem Gaſthaus ab. Logire im Prinz Karl, Nr. 9, eine Treppe hoch, rechter Hand.“

Fabian ließ es ſich am anderen Morgen nicht ausreden, mich zu begleiten, und machte ein ſo trübſälig ernſtes Geſicht, daß mich ordentlich Mitleid anwandelte.

„Ei“, ſagte ich zu ihm, „ſo ſetz' doch keine ſolche Leichenbittermiene auf. Es iſt im entfernteſten kein Grund dazu und du beleidigſt mich geradezu, wenn Du in einem Zuſammentreffen mit einem ſolchen Gegner Gefahr für mich ſiehſt.“

Herr Bürger erwartete uns und bald befanden wir uns an Ort und Stelle. Wir trafen ein Dutzend und mehr Studenten, meiſt Schweizer, und der Herr Senior trat uns artig grüßend entgegen. Ich bemerkte aber, daß ſeine Miene verlegen war, und errieth bald den Grund, denn die angeſetzte Zeit war vorüber und mein Gegner erſchien noch immer nicht. Endlich kam ein Student eilends herein und flüſterte mit dem Senior, welcher einen lauten Fluch ausſtieß und dann auf mich zukam.

„Mein Herr“, ſagte er, „ich bedaure tief, ſagen zu müſſen, daß unſer Korps einen Infamen in ſeinen Reihen zählte. Ihr Gegner iſt heute vor Tagesanbruch mit Extrapoſt in alle Weite. Ich will's nur gerade herausſagen, ſtatt Brimborien zu machen.“

Der Fabian lachte bei dieſer Nachricht ſo zu ſagen mit dem ganzen Geſicht. Herr Bürger zog ſeine Handſchuhe an und bemerkte:

„Da ſind wir alſo um eine Stunde zu früh aufgeſtanden — 's iſt kla—ar.“

Wir wollten gehen, allein der Senior hielt uns auf.

„Einen Augenblick Geduld, meine Herren“, ſagte er. „Sie begreifen, daß dieſe Geſchichte für unſer ganzes Korps eine höchſt fatale ſein muß, eine garſtige Schwulität. Sie könnte einen Schein von Unehre auf uns werfen, und das ſoll ſie nicht, wenn ich's verhindern kann. Die Forderung iſt einmal ergangen, die Waffen ſind zur Stelle, und wenn Sie nichts dagegen haben, mein Herr, ſo will ich ſelber die Verpflichtung übernehmen, welche der — doch genug, der ehrloſe Kerl ſoll gar nicht genannt werden. Ziehen Sie es aber vor, mit einem andern meiner hier anweſenden Korpsbrüder loszugehen, ſo wird ſich jeder derſelben ein Vergnügen daraus machen.“

„Mein Herr Senior“, entgegnete ich, „indem ich ganz Ihre Anſicht von der Sache theile, wird es mir eine wahre Ehre ſein, mit einem ſo honorigen Burſchen, wie Sie ſind, ein paar Gänge zu machen.“

Der Fabian lachte nicht mehr und Herr Bürger zog ſeine Handſchuhe wieder aus.

Man verlor weiter kein Wort. Der Paukapparat wurde in Ordnung gebracht, das: „Auf die Menſur!“ ward geſprochen und wir traten mit unſeren Sekundanten an. Ich bemerkte, daß Herr Bürger zu ſeiner Zeit viel dabei geweſen ſein mußte, denn er benahm ſich ganz kommentmäßig, mit vollendeter Nettigkeit ſogar.

„Los!“

Man hat oft die Bemerkung gemacht und kann ſie, namentlich auf der ſtudentiſchen Menſur, die ſo oft um weniger als nichts beſchritten wird, wahrſcheinlich noch jetzt täglich machen, daß das Zuſammenſchlagen von kaltem Stahl eine gewiſſe Wildheit in den Menſchen entzündet. Es iſt, als ob der eigenthümliche Ton, welcher das Kreuzen der Klingen verurſacht, die Beſtie im Menſchen wachrieſe. Ich erfuhr das wieder bei dem im Grunde ganz thörichten Duell, welches ich da eingegangen

Der Senior, ein kräftiger, unterſetzter junger Mann, zeigte mir ſogleich, daß er ein gewandter Schläger ſei. Ich nahm mich daher zuſammen und bemühte mich, ihm zu beweiſen, daß wir auf unſerer Univerſität daheim auch wüßten, was ſchlagen ſei. Meine Hochquart und meine Tiefterz galten dort als ‚fein‘ und ich ließ mir angelegen ſein, den Ruf dieſer Feinheit auch jetzt aufrecht zu erhalten. Mein Widerpart half mir dazu, denn das Gefühl, die Korpsehre retten zu müſſen, ließ ihn etwas zu hitzig darauf ausgehen, mich „auszuſchmieren“. Das Ende vom Liede war, daß ich das Glück oder Unglück hatte, dem Senior mit der Spitze meines Säbels die linke Wange in Form eines ſtumpfen Winkels etwas tiefer zu zerreißen, als eben nöthig geweſen wäre.

Der Paukarzt machte ein ziemlich bedenkliches Geſicht zu der Wunde, doch behielt der Verwundete Faſſung genug, mir für die Bezeigung meines herzlichen Bedauerns höflichen Dank zu zollen.

Dann gingen wir. Der Fabian, welcher zum erſtenmal einer ſolchen Scene beigewohnt hatte, war ganz bleich. Herr Bürger ſteckte ſich gleichmüthig eine Cigarre an.

Ich verweile nicht länger bei dieſer dummen Geſchichte, deren Dummheit mir freilich erſt recht, mit Herrn Bürger zu ſprechen, kla—ar geworden, als ich kurze Zeit nach meiner Rückkehr zur heimiſchen Univerſität auf's Amt citirt wurde. Der ſchlechte heidelberger „Witz“ war, ich weiß nicht wie, „herausgekommen“, die Duellgeſetze wurden damals viel ſtrenger gehandhabt als gegenwärtig, wo die Umkehr zum „ritterlichen“ Mittelalter ja ſo heftig von oben herab kultivirt wird — eine Reklamation vom dortigen Univerſitätsgericht war eingelangt und nach etwelchen, wie ich glauben muß, ſehr ſchlecht ausgefallenen Verſuchen, dem Gerichte gegenüber meinen Beruf zum Advokaten zu dokumentiren, wurde mir die Verbindlichkeit aufgelegt, mitten im Winter eine dreimonatliche Villeggiatur auf einer Feſtung zu machen, welche, wenn auch nicht gerade als ſolche, in deutſchen Landen eines bedeutenden Rufes genießt. Ich vermuthe, zu dieſem etwas ſtrengen Urtheil habe der Umſtand mitgewirkt, daß ich als Burſchenſchafter ſignaliſirt und gerade zur ſelben Zeit denuncirt war, bei einem Kommers einen Toaſt auf das deutſche Vaterland ausgebracht zu haben. Das deutſche Vaterland war nämlich damals verboten und Deutſchland überhaupt nur etwa als „geographiſcher Begriff“ erlaubt.

Im übrigen, loyaler Leſer, ſei ganz ruhig. Du ſollſt nicht genöthigt ſein, rebelliſche Reflexionen: „Aus dem Gefängniß“

mitanzuhören. Ich reſlektirte allerdings während jener drei Monate viel und es mögen meine Gedanken nicht gerade immer die loyalſte Färbung gehabt haben; ja, ich würde, falls das nicht zu anmaßlich klänge, mit Entlehnung eines heine'ſchen Ausdrucks ſagen können, mein Kopf ſei damals ein zwitſcherndes — oder vielmehr ein brummendes — Vogelneſt von konfiſcirlichen Büchern geweſen. Nichts davon, ſondern nur das: wenn ein auf der Feſtung ſitzender Menſch, abgeſehen von allen übrigen Unzukömmlichkeiten dieſer Lage, drei Monate lang allnächtlich mit jener zweckwidrigſten aller Kreaturen, genannt Wanze, ſich duelliren muß, ſo iſt es kein Wunder, wenn ihm die berühmte Lehre von der Zweckmäßigkeit der Welt als blaueſter Dunſt erſcheint. Eine niederträchtige Situation!

Nun, ſie ging am Ende auch zu Ende, aber eine Woche zuvor erhielt ich Briefe von Hauſe, die mich höchlich aufregten und beunruhigten.

Die Briefe meines Vaters waren ſonſt von einer ſtarken humoriſtiſchen Ader durchzogen, welche freilich ſeit der Mutter Hingang ſehr brüchig geworden war. Aber ſo ganz verſchwunden wie in dieſem letzten Briefe war ſie noch nie geweſen. Es ſprach aus dem ganzen Schreiben eine gewiſſe Müdigkeit, die mich ſehr beſorgt machte. Der Vater ſchrieb unter anderem:

„Der Tod iſt wieder bei uns eingekehrt. Er hat meinen beſten Freund, den Freiherrn mit fortgenommen. Vielleicht zu ſeinem Glück, denn die tolle Verſchwendung ſeines Sohnes hatte ihm großen Kummer gemacht. Der junge Herr hat es gar zu arg getrieben und ich ſehe nicht ab, wie das ein gutes Ende nehmen ſoll . . . Berthold war gekommen, um die Weihnachtsfeiertage hier zuzubringen, aber nur auf den ausdrücklichen Befehl ſeines Vaters. Wir beide, der Freiherr und ich — auch die arme Iſolde war zugegen — hatten eine ſchreckliche Scene mit ihm. Iſt es denn möglich, daß ſo viel Liebe, wie ſie dem Berthold von Kindheit auf erwieſen worden, ſolche Früchte tragen kann? Der Schmerz des Vaters und die Thränen der Schweſter ſcheinen aber doch auf den jungen Mann Eindruck gemacht zu haben. Er bezeugte Reue und war dann recht liebenswürdig wie er ja ſein kann, wenn er will . . . Ein paar Tage darauf hat ſich auf der Jagd das Gewehr des Freiherrn zufällig entladen, wahrſcheinlich nach eben beendigter Ladung. Die Kugel zerſchmetterte dem unglücklichen Manne die Stirne. Sein Sohn war in der Nähe und konnte den letzten Seufzer ſeines Vaters empfangen... Bertholds Schmerz gränzte an Raſerei. Iſolde war wie verſteinert und iſt auch jetzt noch ſo. Sie gleicht oft ganz einer Statue und ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll ... Berthold iſt majorenn, er hat die Erbſchaft übernommen, aber ich fürchte, ach, ich fürchte ſehr, manches gute Stück der Herrſchaft Rothenfluh lag bereits zuvor in Form von Wechſeln in den Pulten von Wucherern. Wenn in dieſen trüben Dingen überhaupt von einem Glück die Rede ſein kann, ſo iſt es ein Glück, daß wenigſtens Iſolde's Zukunft — in dem Sinne nämlich, in welchem die Menſchen von einer Zukunft zu ſprechen pflegen — ſo ziemlich geſichert iſt. Der Freiherr hat kurz vor ſeinem ſchrecklichen Ausgang eine rechtsgiltige Verfügung getroffen, kraft welcher das ſchöne Hofgut Lindach, in der Nähe vom Kloſter Gnadenbrunn, weißt du? ſeiner Tochter als Eigenthum zuſteht, worüber ſie allein verfügen kann. Und da wir gerade bei der

Vermögensfrage ſind, ſo ſag' ich dir, lieber Michel, wie ich dir ſchon bei einer früheren Gelegenheit andeutete: du wirſt nach meinem Tode nicht viel vorfinden. Mache dich beizeiten darauf gefaßt, liebes Kind. Du weißt, wo meine Hand für die Bedürftigen verſchloſſen war, iſt die Hand von einer, die nicht mehr lebt, doppelt offen geweſen — auch dafür ſei ihr Andenken geſegnet! — und dann, nun, ich war in der Bereicherungskunſt nie ſehr ſtark, und als ich es einmal zu ſein wähnte und mein Erſpartes dabei wagte, wurde mir meine Stümperei recht fühlbar bewieſen. Doch warum von Dingen reden, die man nicht ungeſchehen machen kann? Etwas iſt zwar wohl noch vorhanden, aber — ich weiß, du wirſt dagegen nichts einzuwenden haben — das gehört deiner Schweſter. Sie iſt ein Mädchen, du aber biſt ein Mann, der ſich hoffentlich mit eigener Kraft wird durch's Leben helfen können. — Hildegard, ach, iſt auch nicht mehr das ewigheitere Geſchöpf von früher, obgleich ſie ſich ſo äußerſt anſtrengt, mich vom Gegentheil zu überzeugen. Das arme Kind! Ich fühle wohl, wie es ihr zu Muthe iſt. Ich fürchte, ihr Herz hat einen unheilbaren Schlag erlitten und zwar von der Hand eines Unwürdigen. Ich mag nicht weiter davon ſprechen, aber es beunruhigt mich, daß deine Schweſter ſich einer myſtiſch-religiöſen Richtung zuneigt, die am Ende gar in ſchwärmeriſche Kloſtergedanken ausläuft. Hildegard geht öfter, als mir lieb iſt, nach Gnadenbrunn hinauf. Die Schweſter Bertha, welche jetzt Mutter Superiorin geworden iſt und deren Liebling Hildegard ja immer war, beſtärkt ſie wohl in dieſen klöſterlichen Phantaſieen — leider, denn du weißt, was ich vom Kloſterleben halte. Daneben kann ich dem Mädchen freilich nicht zürnen. Kranke Herzen haben religiöſe Bedürfniſſe.

von welchen man in geſunden und glücklichen Tagen keine Ahnung hat. Das Chriſtenthum aber iſt die Religion des Unglücks, es hat ſich ja recht eigentlich an die „Mühſäligen" und „Beladenen" gewendet. Ich las geſtern wieder einmal jenes erhabene Wort beim Evangeliſten Lukas: „Der Geiſt des Herrn iſt bei mir und er hat mich geſandt, zu verkündigen die frohe Botſchaft den Armen, aufzurichten die zertretenen Herzen, zu predigen den Gefangenen" — da dachte ich auch deiner, armer Junge! — „daß ſie los ſein ſollen, und den Blinden, daß ſie ſehen, und den Unterdrückten, daß ſie frei und ledig ſein ſollen." Es hat mich tief bewegt ... Geſtern haben wir auch den guten alten Hairle, den Beneficiaten, begraben. Er iſt ſo zu ſagen mitten in der Götter- und Heldenwelt Homers entſchlafen, denn er wurde des Morgens todt gefunden, über eine Folioausgabe der Ilias hingebeugt. So geht ein Freund nach dem andern von mir und da iſt es denn kein Wunder, wenn einen zuweilen Todesgedanken anwandeln. Aber du mußt dir das nicht ſehr zu Herzen nehmen, lieber Michel . . ."

Wie hätte ich aber anders gekonnt? Um ſo mehr, als Hildegard ihrerſeits ſchrieb:

„Ich ſorge mich um den Vater. Er iſt ſehr gealtert und ich kann oft kaum die Thränen zurückhalten, wenn ich ſehe, wie er, mir zuliebe, ſich Mühe gibt, heiter auszuſehen und zu ſcherzen wie vor Zeiten. Lange ſchon ſchmeckt ihm weder Speiſe noch Trank mehr. Oft brütet er ſtundenlang vor ſich hin und dann wieder geht er ruhelos im Hauſe umher, als ſuchte er etwas. Ach, ich weiß wohl, was er ſucht: die Mutter. Er iſt nie mehr, aber auch gar nie mehr froh geworden, ſeitdem ſie uns verlaſſen hat… Iſolde iſt lieb und gut — wie könnte ſie jemals anders ſein? — aber ſtill, oh, recht tiefſtill. Sie ſcheint geſund, ſie weint nicht, ſie klagt nicht, aber mir iſt oft, es müßte ein geheimer, unendlicher Schmerz, ein furchtbares Weh auf dieſes edle Herz drücken. Sie hat ſich jetzt, ſeit ihres Vaters plötzlichem Tod, faſt noch inniger an uns angeſchloſſen, aber trotzdem glaube ich oft zu fühlen, daß etwas Fremdes, Unerklärliches zwiſchen uns ſei: es iſt, als trage Iſolde ein tiefſchmerzliches Geheimniß mit ſich herum . . . Du haſt mir in deinem letzten Briefe recht brüderlich herzlich zugeſprochen, was vergangen ſei, vergangen ſein zu laſſen. Die Welt, ſagteſt du, ſei trotz alledem ſo reich an Glück, daß wohl auch für mich noch ein hübſches Stückchen davon abfallen werde. Die Welt! So wenig ich auch davon geſehen habe, es war doch genug, mich nicht nach mehr verlangen zu machen. Das Glück! Ich weiß, du liebſt die Dichter, und darum will ich dir mit einem engliſchen antworten:

Ein Jahr iſt's her, da war ich glücklich! Nein,
Nicht glücklich, nur von dieſer Wonne rings
Umfangen, die ich nicht erreichen, nicht
Erfaſſen konnte. Doch ſo war das Glück
Ja ſtets. Es iſt des Geiſtes ſchönes „morgen“,
Das niemals kommt . . .

Aber glaube mir, was man ſo unglücklich nennt, das bin ich darum doch nicht. Wir alle haben ja unſere Laſt zu tragen. Ich beuge mich in Demuth unter der mir auferlegten. Was könnten auch wir Frauen anderes thun? Oh, Bruder, ich habe verſtehen gelernt, welchen Troſt unſere geliebte, unſere fromme Mutter aus jener ewigen Liebe ſchöpfte, welche prüft, aber nie lügt, aus jener Hoffnung, welche nie verwelkt. Unter dem Saum von

Gottes Mantel iſt Raum für alle ſeine Kinder. Da berg' ich mich. Du aber eile zu uns, ſobald du los biſt."

„Arme Hildegard", ſprach ich bei mir, „das ‚morgen' des Glückes iſt freilich für dich nicht gekommen. Die Liebestāndelei idylliſcher Jugendtage, du haſt ſie ernſt genommen, während ſie einem anderen eben nur Tändelei war. Armes Schweſterherz, das jetzt für Gott ſchlägt, weil ſein inniger Schlag von dem Geliebten nicht verſtanden oder mißachtet wurde, ich will dich nicht verſpotten, nicht einmal in Gedanken. Aber es iſt doch ſo die Art der Frauen: wenn die irdiſche Liebe ſie getäuſcht hat, werfen ſie ſich der himmliſchen in die Arme. Wir Männer ſind nicht zart genug organiſirt, um unſere Empfindungen, unſere Wünſche ſo ſublimiren zu können. Wir dürfen auch das Leben nicht bloß ertragen, wir müſſen es beſtehen, mit ihm ringen, es geſtalten. Kein rechter Mann kann in der blaſſen Reſignation, welche am Ende der wahre Himmel des Weibes iſt, ſein Genüge finden. Er hat nicht einmal Zeit, einem Jugendgefühl lange oder gar ausſchließlich nachzuhängen. Es iſt dafür geſorgt, daß ſo abnorme Erſcheinungen, wie der Werther eine iſt, nicht ſehr häufig wiederkehren."

Acht Tage ſpäter eilte ich in grimmiger Jannarkälte der Heimat zu. Allein wie ſehr ich eilte, ein grauſamer Herzſchlag kam mir doch zuvor. Wohl konnte ich noch die theuren Vaterlippen küſſen, die ſo viele tauſend und wieder tauſend gütige Worte zu mir geſprochen hatten, aber es waren die Lippen eines Todten.

Ende des erſten Bandes.

Leipzig.
Druck von Bär & Hermann.

# Novellenbuch

von

**Johannes Scherr.**

Neunter Band.

# Michel.

## Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Band II.

Leipzig.
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1877.

# Michel.

## Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Von

**Johannes Scherr.**

Vierte, neu durchgeſehene Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Ernſt Julius Günther
1877.

## Drittes Buch.

# Praxis.

# Erſtes Kapitel.

Praktiſche Philoſophie eines Kindes des Jahrhunderts, das es — das Kind nämlich — enorm, ganz enorm gut mit dem Autor meint.

„Wie ich Ihnen ſage, Herr Hellmuth, Geſchäft iſt Geſchäft, und Geſchäfte müſſen geſchäftsmäßig behandelt werden. Das iſt eine Thatſache, denk' ich."

„Ohne Zweifel, Herr Ziegenmilch. Aber noch eine enormere Thatſache iſt es, daß Sie, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, das Publikum mit dieſer ‚Lilioneſe', beſtehend aus etwas Roſen- und Zimmetöl, vermiſcht mit viel Kreide, ganz enorm beſchwindeln. Das Töpſchen von dieſem wunderbaren Schönheitsmittel koſtet Sie etwa einen Viertelfrank, während Sie es um fünf Franken verkaufen."

„Was wollen Sie? Geſchäft iſt Geſchäft! Ich denke, wir können dieſen gangbaren Artikel noch billiger herſtellen und noch um zwei bis drei Fränklein theurer verkaufen. Die Damen ſind ja ganz raſend darauf — Dank Ihrer enormen Annonce! Habe nie eine enormere geſehen, auf Ehre! Enorm, ganz enorm!"

„Aber, Herr Ziegenmilch ...."

„Bitte, kommen Sie mir nicht wieder mit Ihren moraliſchen wenn und aber. Wie oft muß ich Ihnen, der Sie, ohne Kompliment, ein Mann von Genie und Bildung ſind, wie oft noch muß ich Ihnen ſagen, daß die Moral für Paſtoren und Schulmeiſter ein enorm vortreffliches Ding ſein mag, für Geſchäftsleute aber ein enorm ſtörſames, ausgenommen etwa Sonntags in der Kirche. Nämlich, verſtehen Sie mich wohl, die Sorte von Moral, welche für kleine Kinder, dito für große und, wie ich Ihnen ſage, für Paſtoren und Schulmeiſter erfunden wurde. Was die andere Moral betrifft, nämlich die, welche vorſchreibt, uns vor widerwärtigen Karambolagen mit dem Strafgeſetzbuch zu wahren, ei, vor dieſer hab' ich einen ſo enormen Reſpekt als nur irgend einer. Iſt das eine praktiſche Moral, eine Moral für Geſchäftsleute. Nur keine unpraktiſchen, idealiſchen Marotten, mein lieber Herr Hellmuth, wenn Sie auf dem Geſchäftsweg, wenn Sie überhaupt Ihre Fortune machen wollen."

„Aber, mein lieber Herr Ziegenmilch, es handelt ſich da nicht entfernt um Idealiſches, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen unter uns zu bemerken, daß Ihr ganzes Geſchäft da eigentlich purer blanker Humbug und Schwindel iſt."

„Bſcht, bſcht! Eigentlich mag es ſo ſein, aber uneigentlich iſt das Geſchäft ein enorm gutes Geſchäft, wie Sie wiſſen. Sehen Sie nur, wie ſich da draußen im Laden die Damen drängen, um alle die koſmetiſchen Herrlichkeiten von meiner enormen Erfindung einzukaufen. Humbug und Schwindel, ei ja wohl! Sagen Sie mir, iſt dieſes enorm elegante Geſchäftslokal, welches die in Koſmetik machende reſpektable Firma Oſkar Ziegenmilch und Komp. eingerichtet hat, auch Humbug oder iſt es eine enorme Thatſache? Denke doch, das letztere, Herr Hellmuth. Geſchäft iſt Geſchäft, und praktiſch, enorm praktiſch muß man ſein: das iſt meine Moral. Sehen Sie, 's iſt gar nicht ſo lange her, daß Oſkar Ziegenmilch und Komp. ein ſo armer Teufel war wie Sie, Herr Hellmuth — bitt' um Entſchuldigung. Hatte da oben in der obſcuren Spiegelgaſſe ein enorm miſerables Lädchen, eine gemeine Bude, allwo ich Düten drehte, armem Geſindel lothweiſe Kaffee und Pfeffer verkaufte, Käſe auswog und Häringe einwickelte. War, mit einem Wort, ein unpraktiſcher, ehrlicher, dummer Kerl. Kriegte aber eines ſchönen Tags eine Erleuchtung, die mein verborgenes Genie weckte. Hatte nämlich meine gute Lelia — eigentlich heißt, im Vertrauen geſprochen, meine werthe Hälfte Liſeli, wie wir hier zu Lande für Eliſabeth ſagen, modelte aber dieſen gemeinen Namen mit meiner Einwilligung in Lelia um, welchen vornehmen Namen ſie, glaub' ich, in einem verrückten franzöſiſchen Geſchichtenbuche aufgeleſen .... geſcheide Ehemänner müſſen ihren Frauen ſolche harmloſe romantiſche Wallungen oder Kapricen nachſehen, wiſſen Sie? — ja, meine Lelia hatte mal ſtatt des verlangten Romans aus der Leihbibliothek ein enorm koſtbares Buch erhalten, welches ſie verächtlich beiſeite warf. Zufällig that ich einen Blick hinein, und was entdeckte ich? Eine neue Welt, ſag' ich Ihnen. Es war die Lebensbeſchreibung des großen Barnum, von ihm ſelber geſchrieben."

„Die Lebensgeſchichte des unverſchämteſten aller Schwindler?"

„Sie mögen den großen Barnum ſo nennen, ich nenne ihn das Ideal eines Geſchäftsmannes. Die Weisheit aller Gelehrten, die je gelebt haben, hätte mir nicht halb ſo viel genützt, als mir Barnums Geſchichte nützte. Das Buch wurde meine Bibel, die ich mit Eifer, mit Andacht ſtudirte. Mein Genie, das bisher brach gelegen, wurde von Barnums Genie gleichſam beackert und beſät. Barnum operirte mir den Staar meiner dummen Ehrlichkeit oder ehrlichen Dummheit. Ein enormer Menſch, der Barnum, ganz enorm! Sah mich jetzt zum erſtenmale mit offenen hellen Augen in der Welt um und was gewahrte ich? Daß die Welt nur eine große Schwindelbude iſt, in welcher die Dummen den Klugen den Saldo bezahlen. Die menſchliche Geſellſchaft erſchien mir fortan als ein enormes Hauptbuch, beſtehend aus den zwei Rubriken Soll und Haben und ich beſchloß weislich, in der Rubrik Haben mich anzuſiedeln. Alle praktiſchen Leute thun das und überlaſſen die Rubrik Soll großmüthig den unpraktiſchen. Wer aber praktiſch ſein will, recht enorm praktiſch, der muß heutzutage mehr oder weniger ſchwindeln. Sie ſehen, mein lieber Herr Hellmuth, ich ſpreche ganz offen und vertraulich mit Ihnen. Würde es nicht thun, wenn ich Sie, Ihrer unpraktiſch idealiſchen Anwandlungen ungeachtet, nicht für einen im Grunde praktiſchen Kopf hielte."

„Sehr verbunden, Herr Ziegenmilch. Allein laſſen Sie ſich ſagen, daß meine praktiſche Anlage doch nicht groß genug iſt, mich zu überreden, die ganze Welt ſei Humbug und Schwindel."

„Oh, Sie werden das ſchon noch begreifen, mein Lieber. Sehen Sie ſich den Lauf der Dinge nur einmal genau an. Alle ſchwindeln, die Großen im Großen, die Kleinen im Kleinen. Wer Millionen kommandirt, macht in Staatspapieren, Eiſenbahn- und Kreditaktien; wer keine Million hat, aber zu einer kommen will, macht, wie zum Beiſpiel Oſkar Ziegenmilch und Komp. in Wunderarzneien und Schönheitsmitteln. Kann durch einen glücklichen Zufall darauf, welchen ich eine wahre Fügung des Himmels zu nennen mich gedrungen fühle. Während ich gerade an dem großen Exempel Barnums mich begeiſterte, verlangte mein Liſeli, will ſagen meine Lelia, Geld von mir, um ſich für ihre damals noch ſehr beſcheidene Toilette ein Töpfchen von der in den Zeitungen geprieſenen Aurora-Pomade anzuſchaffen. Das war ein Schickſalswink. Ich befolgte denſelben und warf mich mit enormer Energie auf die Koſmetik. Zuerſt handelte ich mit Schönheitsmitteln, dann erfand ich ſelber welche, mit Hilfe eines alten Apothekerbuches. Kann ich etwas dafür, daß die Welt betrogen ſein will? Bald war ich in den Stand geſetzt, aus der obſkuren Spiegelgaſſe in dieſes vornehme Stadtquartier überzuſiedeln. Anfangs war ich nur Miether meines Geſchäftslokals, jetzt iſt es ſammt dem Hauſe mein Eigenthum und ich habe es ganz nach den Erforderniſſen der pariſer Eleganz neu etablirt. Bereits darf ich mich, unter uns, einen gemachten Mann nennen und es wird die Zeit kommen, wo ich meinem eigenen Kutſcher befehlen kann, mich nach der Börſe zu fahren. Sehen Sie, mein Lieber, das iſt das Reſultat meiner Moral: Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein . . . . Im übrigen will ich Ihnen etwas ſagen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Ihr warmes Zartgefühl zu beleidigen."

„Sprechen Sie ungenirt, Herr Ziegenmilch. Sie ſind mein Principal und ich bin Ihr Untergebener."

„Ja, das iſt wohl ſo; aber ſehen Sie, Herr Hellmuth, Sie haben ſo etwas an ſich, ſo etwas... nun, ſo etwas Vornehmes. Ich will ſagen, man merkt Ihnen den ſtudirten Mann auf Schritt und Tritt an. Es iſt etwas Kurioſes, etwas enorm Kurioſes, daß wir anderen, wir Geſchäftsleute, vor den Studirten, falls es nämlich keine Lumpen ſind, innerlichſt ſo 'ne Art von Reſpekt haben .... doch, kurz und gut, will Ihnen zeigen, daß auch ich kein gemeiner Kerl bin. Ja, auf Ehre, bin kein ſchofler Egoiſt und meine es gut mit Ihnen, enorm gut, obgleich ich mich ſelber, das heißt meinen Vortheil natürlich, dabei auch nicht außer acht laſſe. Müßte kein Geſchäftsmann ſein, wenn ich das thäte. Der gegenſeitige Vortheil iſt das feſteſte Freundſchaftsband, ſehen Sie, und wenn man ſeine Fortune machen will, muß man ſich in die Welt ſchicken."

„Zur Sache, wenn's beliebt."

„Alſogleich. Sie wiſſen, Herr Hellmuth, als ich das Glück hatte, zufällig Ihre Bekanntſchaft zu machen, waren Sie in nicht ſehr glänzenden Umſtänden ...."

„Allerdings nicht, ſondern im Gegentheil in ſehr mißlichen."

„Gut. Ich machte Ihnen den Vorſchlag, bei mir einzutreten. Sie hatten ſo etwas an ſich, was mir gefiel, etwas, was mir ſagte, daß Sie gut mit der Feder umgehen könnten ...."

„Meiner Treu, Sie ſind ein merkwürdiger Phyſiognomiker."

„Lachen Sie nur nicht, Herr Hellmuth. Ich habe ſo meine kleinen praktiſchen Talentchen. Das Geſchäftsleben ſchärft einem, der kein Dummkopf iſt, die Augen enorm, ganz enorm. Sie übertrafen auch meine Erwartungen weit. Nicht nur brachten Sie eine vortreffliche Ordnung in die Bücher und in die Korreſpondenz, ſondern Sie bewieſen auch eine Meiſterſchaft im Verfaſſen von Annoncen, die ich mit wahrer Bewunderung anerkenne, um ſo mehr, da mir, obſchon, wie Sie zugeben werden, mein Mundſtück nicht zu den ſchlechteſten gehört, der Himmel die Gewandtheit im ſchriftlichen Ausdruck verſagte. Sie haben eine glückliche Hand, Herr Hellmuth, in des Wortes verwegenſter Bedeutung. Mein Geſchäft hat in den wenigen Wochen, ſeit Sie demſelben Ihr Genie widmen, ſchon bedeutend gewonnen, ich ſage es ohne Umſchweife. Bin unter Umſtänden enorm aufrichtig, ganz enorm. Ueberdies ſind Sie ein angenehmer Hausgenoſſe, kein Krakeeler, aber auch kein Finſterling, kurz, gerade ſo, wie ich die Leute gern habe. Auch mein Liſeli, nein — Donnerhagel! — meine Lelia, hat Sie gern und das will etwas heißen, denn ſie iſt, wie ich Ihnen bereits bemerkte, mitunter allerlei romantiſchen Wallungen und Kapricen unterworfen. Es iſt aber ein großer Segen, wenn eine Frau weder ſeufzt noch weint, weder ſchmollt noch brummt, was alles zuweilen der Fall war, bevor Sie kamen. Meine Ehehälfte findet an Ihrer Tiſchgenoſſenſchaft großen Gefallen. Das macht, ſie kann mit Ihnen von dem Zeug ſchwatzen, was ſie ihre Ideale nennt, das arme Ding! Sie hat nicht das Glück, Mutter zu ſein, wie Sie wiſſen; auch hat ſie leider einen Abſcheu vor dem Küchendepartement, und in dieſen beiden Fällen pflegen die Frauenzimmer auf allerlei Schnickſchnack zu verfallen. Die einen werden fromm, die anderen ſentimental oder ſonſt ſchwärmeriſch, die dritten werfen ſich der Galanterie, die vierten der Dichterei in die Arme, die fünften ſuchen Troſt in der Weinflaſche. Ich habe meine werthe Hälfte ſtark im Verdacht, ſich zum Mitglied der vierten dieſer Klaſſen machen zu wollen, und erſuche Sie daher dringend, Herr Hellmuth, ſie zu überreden, dieſe Kaprice nicht gar zu weit zu treiben. Die Gute hält, wie ich weiß, große Stücke auf Sie und ich — ich bin ganz und gar nicht zur Eiferſucht geneigt. Außerdem bin ich überzeugt, daß ich es mit einem Ehrenmann zu thun habe. Ja, und beiläufig, dürfte ich Sie bitten, meine Frau heute in's Theater begleiten zu wollen? Sie wiſſen, ich thue das nicht gern, langweile mich enorm daſelbſt, ganz enorm, und gebe alle Theater und Theaterſtücke der Welt für einen gemüthlichen Schmaußjas oder Skat, zehn Points zu zwanzig Centimes."

„Ich werde Ihren Wunſch erfüllen, Herr Ziegenmilch. Aber wenn ich nicht irre, wollten Sie mir eine Mittheilung machen."

„Freilich, freilich, und dieſe Mittheilung wird Sie, rechne ich, überzeugen, daß ich es enorm gut mit Ihnen meine, ganz enorm ... Sagen Sie mir, lieber Herr Hellmuth, befinden Sie ſich heute nicht bedeutend komfortabler als vor drei Wochen, wo Sie bei mir eintraten?"

„Doch, Herr Ziegenmilch, doch. Ich anerkenne auch dankbar, daß Sie meine Dienſtleiſtungen in Ihrem Geſchäft weit über mein Erwarten belohnt haben...."

„Salarirt, wollen wir ſagen, lieber Herr Hellmuth. Sie haben in drei Wochen mehr für mein Geſchäft gethan, als zehn andere Kommis in der doppelten und dreifachen, ja zehnfachen Zeit dafür hätten thun können, und im gebührenden Verhältniß zu Ihren Leiſtungen ſetzte ich auch Ihr Salaire feſt. Daſſelbe iſt, ſchmeichle ich mir, ſo, daß ein junger Mann, welcher nicht allzuviele Bedürfniſſe hat, damit auf dem Fuß eines Gentleman leben kann."

„Ich bin zufrieden."

„Schön, ſchön, oder vielmehr nicht ſchön, Herr Hellmuth. Denn, verſtehen Sie mich wohl, Sie ſollten höher ſtreben."

„Ich bin nicht geldgierig, Herr Ziegenmilch.“

„Ei, ich bin auch nicht gerade geldgierig, das heißt ich bin kein ſchmutziger Egoiſt; aber ich bin ein praktiſcher Menſch. Als ſolcher bin ich überzeugt, daß wir beide, verſtehen Sie? wir beide mitſammen in der Welt etwas vor uns bringen könnten, etwas Enormes. Daher mache ich Ihnen folgenden Vorſchlag. Sie verpflichten ſich, für zwei, drei Jährchen in Ihrer jetzigen Stellung, die ich ihnen ſo angenehm als möglich zu machen ſuchen werde, meinem Geſchäfte Ihre vortrefflichen Dienſte zu widmen. Inzwiſchen dehnen wir das Geſchäft nach allen Seiten hin aus und ziehen nach und nach diverſe weitere Branchen in das Bereich unſerer Thätigkeit. An baaren Mitteln und an Kredit — 's iſt eine enorm ſchöne Sache um den Kredit! — ſoll es mir dazu nicht fehlen und die Hauptſache, Genie, beſitzen wir beide. Nach Verlauf der angegebenen Zeitfriſt erlaſſen wir eines ſchönen Morgens ein Circular, welches der Welt anzeigt, daß die Firma Oſkar Ziegenmilch und Komp. fürohin heiße: Ziegenmilch und Hellmuth. Verſtehen Sie?“

„Sie ſind ſo gütig, mir für die Zukunft die Aſſociéſchaft in Ausſicht zu ſtellen?“

„Ja.“

„Ich anerkenne Ihre Güte, Herr Ziegenmilch; aber . . .“

„Schon wieder eines Ihrer aber? Ich bitte Sie, Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein.“

„Wohl . . . . doch laſſen Sie mich Offenheit mit Offenheit erwidern. Als ich den Entſchluß faßte, die kommercielle Laufbahn zu betreten, leitete mich neben anderen Motiven insbeſondere die Hoffnung, auf dieſer Laufbahn meinen Wunſch, die weite Welt zu ſehen, am leichteſten befriedigen zu können. Ich hatte zu dieſem Zwecke eine kurze Weile daran gedacht, Soldat zu werden, das heißt in engliſchen oder holländiſchen Dienſten die militäriſche Laufbahn zu verſuchen. Allein ich fühlte in allen Nerven, daß ich doch viel zu ſehr Idealiſt ſei — Verzeihung für das unpraktiſche Wort! — um eine willenloſe Maſchine ſein zu können. So wurde ich denn Kommis, und wenn Sie, wie Sie mir ſagen, mit meinen Dienſten als Kommis einigermaßen zufrieden ſind, ſo mag Ihnen das beweiſen, daß ein Mann von Bildung auch in praktiſchen Sphären nicht allzu langſam und ſchwer ſich zurecht finden kann. Sie haben mich gütig behandelt, Herr Ziegenmilch, und Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nicht unempfänglich und undankbar bin. Allein es muß dennoch heraus: Ihr ganzes Geſchäft da hat etwas an ſich, was mir gegen den Mann geht."

„Ei was, Herr Hellmuth, Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein."

„Wohl, aber Praxis und Humbug iſt doch gewiß nicht abſolut eins und daſſelbe."

„Hm, darüber ließe ſich viel ſagen. Will Ihnen aber ſtatt des vielen heute nur zweierlei bemerken. Erſtens, wenn Sie, lieber Herr Hellmuth, Ihre kaufmänniſche Fortune pouſſiren wollen, ſo dürfen Sie keine Minute, keine Sekunde, keinen Augenblick lang des kaufmänniſchen Fundamentalſatzes vergeſſen, welcher lautet: Möglichſt wohlfeil kaufen und möglichſt theuer verkaufen. Darauf beruht auch *mein* Geſchäft. Zweitens, die Firma Oskar Ziegenmilch und Komp. iſt mit nichten Willens, ihr Leben lang nur die Erfindung, die Herſtellung und den Umſatz von Artikeln zu betreiben, durch deren Gebrauch kranke Einfaltspinſel geſund, junge, häßliche Frauenzimmer ſchön, alte Weiber wieder jung zu werden vermeinen. Mein Genie iſt auf Höheres geſtellt......"

Der dieſes Geſpräch mit mir führte, lieber Leſer, und zwar an dem Orte, welchen er mit viel Bewußtſein ſein „Kontorkabinet" zu nennen pflegte — eine Lokalität, in welcher, beiläufig geſagt, auch mein Schreibpult ſich befand, und welche mittels eines hohen Bogenfenſters und einer ſchmalen Thüre mit dem „Tempel der Koſmetik" draußen, das iſt mit dem Schönheits- und Geſundheitsmittelladen in Verbindung ſtand — alſo mein „Herr Prinzipal", Oſkar Ziegenmilch und Komp., war ein angehender Vierziger und das, was junge und alte Stubenmädchen einen „hübſchen Mann zu nennen pflegen. Von mittlerer Statur, war er wohlgebaut und vortrefflich angezogen: auch ein kleidſames Schnurrbärtchen fehlte ihm nicht und um ſeine rothen Bäckchen zog ſich ein Backenbart, welcher „enorm" gut à l'Anglais kultivirt war. Hätten nicht unter der etwas niedrigen und wie ein neues Trommelfell glatt und glänzend geſpannten Stirne hervor die kleinen waſſerblauen Augen des Mannes ſo äußerſt ſchlau und doch auch wieder gutmüthig in die Welt geblickt, man hätte glauben können, er ſei, wie er leibte und lebte, aus dem neueſten Modejournal geſchnitten worden.

Elegant, wie die Erſcheinung des Herrn Ziegenmilch war auch das ganze Geſchäftslokal: das Magazin draußen mit ſeinen drei „Ladenmamſellen", die hübſch und gutangezogen genug waren, um den Herrn Prinzipal einigermaßen zu berechtigen, ſie ſeine „drei Grazien" zu nennen, wie das Komptoir hier innen, wo alle Geräthſchaften „koſmetiſch" ausſahen, bis herab zu dem mit rothem Korduanleder überzogenen Schreibbock, auf welchem während des gemeldeten Dialogs Herr Ziegenmilch rittlings geſeſſen hatte.

„Wie ich Ihnen ſage, Herr Hellmuth“, fuhr er fort, „mein Genie iſt auf Höheres, auf Höchſtes geſtellt.“

Mit dieſen Worten voltigirte er graziös von ſeinem hochbeinigen Sitze herab, verſchränkte die Arme und durchmaß mit großen Schritten das kleine Gemach, offenbar große Gedanken und kühne Entſchlüſſe im Kopfe wälzend.

Endlich blieb er vor mir ſtehen, legte ſeine rechte Hand auf meinen linken Arm und ſagte mit viel Majeſtät:

„Meine Zeit iſt heute gemeſſen, Herr Hellmuth“, denn ich muß mich zu einem Diner bei der großen Firma Sack und Söhne ankleiden .... Sack und Söhne, wiſſen Sie? erſtes Bankhaus auf hieſigem Platze .... Große Ehre für mich .... Laden zu ihren exquiſiten Diners nur Geſchäftsfreunde ein, welche viel — verſtehen Sie? — viel mit ihnen machen. Sehen Sie, ſo weit hat es der weiland Käſe- und Häringskrämer aus der Spiegelgaſſe ſchon gebracht und er wird es, ſo Gott will, ſo weit bringen, daß er Sack und Söhne zu ſeinen Diners bitten kann. Bin alſo preſſirt und daher in Eile nur noch Folgendes ...“

Hier ſtreckte ſich Herr Ziegenmilch und ſah möglichſt aus wie Napoleon, der ſeinen Marſchällen einen Schlachtenplan entwickelt, oder noch beſſer, wie ein deutſcher Profeſſor der Philoſophie, welcher ſeinen Zuhörern das innerſte Heiligthum ſeines Syſtems aufſchließt.

„Herr Hellmuth“, ſagte mein Prinzipal mit allem Pathos, das er aufzuwenden hatte — „der Handel iſt in unſerer Zeit alles! Das übrige, alles das übrige iſt Lumpenzeug, das nur noch ſo mitläuft. Alle Leute von Genie — wie zum Beiſpiel Sie und ich — werfen ſich in die induſtrielle und kommercielle Karrière. Da kommt man vorwärts, da ſtellt man etwas vor. Schwatzen da närriſche Leute bei uns zu Lande von Volksſouveränetät und noch größere Narren glauben ihnen. Wir, die Geſcheiden, die Geſchäftsleute, wiſſen aber, daß die Souveränetät nirgends ſteckt als in unſeren Kaſſen und in unſeren Hauptbüchern. Der Kaufmann, der große Kaufmann iſt jetzt der Herr der Welt, hier wie überall, und ich bin entſchloſſen, enorm entſchloſſen, ein großer Kaufmann, ein Kaufmann in des Wortes verwegenſter Bedeutung zu werden. Aber, wie ich Ihnen ſage, ich bin kein Egoiſt, das heißt ich weiß, daß zwei Männer von Genie mehr vermögen als einer. Sie ſind ein Mann für mich und ich bin ein Mann für Sie. Daher erwägen Sie den Vorſchlag, welchen ich Ihnen gemacht. Ich gebe Ihnen eine Woche, meinetwegen auch zwei Wochen Bedenkzeit. Bin überzeugt, Ihr Genie wird Ihnen ſagen, daß ich es enorm, ganz enorm gut mit Ihnen meine. Hiermit Adieu für heute.... Sack und Söhne dürfen nicht warten.... bin enorm preſſirt.... aber vergeſſen Sie meine Frau Gemahlin und das Theater nicht und.... ja, unterlaſſen Sie beim Schlafengehen und beim Aufſtehen nie, den Spruch zu beten: Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein, enorm praktiſch!"

## Zweites Kapitel,

welches den Kommentar zu dem vorhergegangenen enthält.

Eine der traurigſten Lagen, in welche der Menſch kommen kann, iſt die, im verödeten Vaterhaus zu ſtehen, zum letztenmal, und von allem Abſchied zu nehmen, was an entflohenes Glück, an eine von zärtlicher Mutterhand gepflegte Kindheit, an frohe, von einem liebevollen Vaterauge bewachte Jünglingsjahre erinnert. Alle die goldenen Erinnerungen ſtürmen auf dich ein und du meinſt, die ſchreckliche Veränderung, dieſe Einſamkeit, dieſe Oede ſei eine Unmöglichkeit. War das nicht der leichte Tritt der Mutter im Nebenzimmer? Sprach da nicht der Vater ein joviales Wort dorther, von ſeinem gewohnten Platz am runden Familientiſche? Trällerte nicht die Schweſter draußen vor dem Fenſter im Garten ein luſtig Liedchen?

Oh, mein Gott, Vater und Mutter ſchliefen drüben auf dem beſchneiten Kirchhofhügel, der Großmutter zur Seite, und lieb Schweſterlein ſang nicht mehr im Garten. Sie war groß und ſchön und unglücklich geworden und barg droben hinter den klöſterlichen Mauern von Gnadenbrunn den Schmerz über das jähe Erwachen aus einem kurzen ſchönen Jugendtraum. Selbſt der runde Familientiſch war fort, von irgend einem Trödler oder einer Trödlerin in der Auktion erſtanden, welche abhalten zu laſſen die Verhältniſſe mich genöthigt hatten.

Ein ſchmerzliches Ding, ſo eine Auktion, welche den mit Sorgfalt angeſammelten Hausrath einer Familie in alle Winde zerſtreut. Ich mußte mich während der traurigen Scenen dieſes Geſchäfts doch ſehr oft daran erinnern, daß ich ein Mann ſei, um nicht dieſes oder jenes Möbelſtück, welches mein Vater beſonders bequem gefunden, dieſes oder jenes Stück Linnen, welches meine Mutter geſponnen, wieder unter dem unerbittlichen Auktionatorhammer wegzureißen. Die theuerſten Familienſtücke, Reliquien unſeres Wohlſtandes, an welche ſich beſonders liebe Erinnerungen knüpften, hatte ich freilich gerettet, indem ich ſie meiner Schweſter nach Gnadenbrunn mitgegeben.

Hildegard hatte dringend dorthin verlangt, wo ſie von der Mutter Superiorin und der ganzen Schweſterſchaft mit offenen Armen aufgenommen zu werden gewiß war. Auch lebte ihr ja ganz in der Nähe des Kloſters die treueſte Freundin, Iſolde, welche auf ihrem Hof Lindach wohnte, und endlich war es mir lieb geweſen, der geliebten Schweſter den Anblick der traurigen Veränderungen zu erſparen, welche unſer Elternhaus durch die Ordnung der Hinterlaſſenſchaft und die damit zuſammenhängende Auktion erlitt. Freilich hätte ich es viel lieber geſehen, wenn Hildegard das dringende Anerbieten Iſolde's, ſchweſterlich mit ihr in Lindach zuſammen zu wohnen, angenommen hätte. Aber ihr Sinn ſtand nun einmal nach dem Kloſter und es wäre mir wahrlich übel angeſtanden, der armen, durch den Verluſt des Vaters in tiefſtes Leid verſetzten Schweſter Zwang anthun zu wollen. Nur Eines forderte und erlangte ich von ihr, das Verſprechen, unter keinen Umſtänden durch ein unwiderrufliches Gelübde ſich zu binden, bevor ſie die Ueberzeugung gewonnen, daß ſie es nie zu bereuen haben werde. Deßhalb hatte ich ſie gebeten, wenn überhaupt, erſt drei Monate nach dem dritten Todestage unſeres geliebten Vaters den Schleier zu nehmen. Sie hatte mir das verſprochen und ich wußte, daß ſie ihr Wort halten würde. Ich hoffte dabei auf Hildegards Jugend, auf den lindernden Einfluß der Zeit, auf irgend einen glücklichen Zufall, welcher verhindern würde, daß meine ſchöne Schweſter unter dem Nonnenſchleier verwelken müßte.

Endlich, an einem trüben Februarabend, war alles vorüber. Die Auktion war zu Ende, die Leute waren weg, die Sachen fortgenommen. Ich wollte noch eine letzte Nacht in dem unheimlich leeren Hauſe verbringen, deſſen nackte Wände nur allzuſehr zu meiner Stimmung paßten. Ich durchſchritt noch einmal die vertrauten Räume, die mir ferner kein heimatliches Obdach mehr gewähren ſollten, ſuchte meine Schwermuth mit der Vorſtellung zu beſchwichtigen, daß wenigſtens meiner Schweſter für ihr Leben lang eine beſcheidene Exiſtenz geſichert ſei, und ging dann daran, meinen Koffer zu packen, als unſere zwei Mägde, die Theres und die Annem'rei, eintraten.

Sie waren zum Gehen gerüſtet und kamen, Abſchied zu nehmen und ſich nach Lindach auf den Weg zu machen. Iſolde hatte die treuen Seelen in ihren Dienſt genommen. Da ich ſie im Hauſe ihrer neuen Herrin noch einmal ſehen ſollte, war der Abſchied kein allzu herber. Doch fehlte es auf ihrer Seite nicht an Thränen und während der folgenden Scene wurden auch mir die Augen feucht.

„Seht, Herr Michel", ſagte die Annem'rei, indem ſie den Deckel des Korbes öffnete, welchen ſie am Arme trug, „ſeht, den nehmen wir auch mit. Das arme Beeſt ſoll in ſeinen alten Tagen nicht unter fremde Leute verſtoßen ſein."

In dem Korbe richtete ſich der alte Don Murr langſam auf, rieb ſeinen Kopf an meiner liebkoſenden Hand, ließ ein melancholiſches Mau! Mau! hören, rollte ſich dann wieder in ſeinem Behälter zuſammen und ſteckte den Kopf zwiſchen die Hinterbeine, als wollte er von dieſer jämmerlichen Welt nun gar nichts mehr ſehen.

„Ach", ſchluchzte die alte Magd, „der Herr Konſ'lent ſelig hat das Thier ſo lieb g'habt, d'rum ſoll es auch nicht hungern, ſo lang' die alt' Annem'rei noch ein Stückle Brot hat."

„Und den da nehmen wir auch mit", ſagte die Theres, ein Tuch von dem prächtigen Roſenſtrauch wegziehend, deſſen Topf ſie im Arme hielt. „Seht, Herr Michel, 's iſt die groß' Moosroſenſtaude, an der die Frau Konſ'lentin ſelig ihre abſonderliche Freude hatte, und da dacht' ich, die Pflanz' ſoll nicht z' Grund' gehen, ſo lang' die alt' Theres leben thut."

Ich blickte lange, lange auf den Strauch, der voll blühender Roſen hing. Mir wollte vorkommen, als ſähe ich die zarten Finger meiner Mutter durch das Blättergrün gleiten. Es war wie ein zärtliches Winken, wie ein duftender Gruß aus dem Geiſterland . . . . .

Als die beiden alten treuen Seelen fortgegangen und ich nun ganz allein war in dem weiten leeren Hauſe, ließ ich meinem verhaltenen Schmerze freien Lauf. Ich habe in meinem Leben nie bitterlicher geweint als damals.

In jener Nacht, die, lang und ſchlaflos wie ſie war, ernſtem Nachdenken gewidmet wurde, kam auch der Entſchluß zur Reiſe, eine Laufbahn einzuſchlagen, wie mein Bildungsgang ſie nicht erwarten ließ. Möglich, daß mein jugendlich ſchwärmeriſcher Ingrimm gegen das, was ich Verkehrheit und Unrecht in unſeren politiſchen und ſozialen Einrichtungen nannte — ein Ingrimm, über welchen zu brüten ich auf der Feſtung ſo recht Zeit und Gelegenheit gehabt — hierbei einen Hauptfaktor abgab. Ich ſchlußfolgerte ſo: Da ich ein Menſch ohne Protektion bin, ein Menſch ohne wegbahnende Baſen und nachſchiebende Vettern, außerdem ein Menſch, deſſen Rückgrat bedenklich ungelenk, ein Menſch, der ſeine Zunge nicht ja ſagen laſſen kann, wo ſie nein ſagen muß, deſſen Augen nicht ſo organiſirt ſind, wie die des edlen Polonius, und der dummer Weiſe gewohnt iſt, ſein Herz auf dem Rockärmel zu tragen, wie jenes ſchottiſche Sprichwort ſagt — da ich endlich ein armer Menſch bin, ſo iſt das Facit der Rechnung, daß ich auf dem Wege der Juriſterei nicht weiter als in jene Sackgaſſe gelangen werde, in welcher das Staatsproletariat, die Bureaumenſchheit ihr nicht ſo faſt glänzendes als vielmehr nur glänzend ſcheinendes Elend hinſchleppt. Beſſeres vielleicht könnte ich hoffen, wenn ich, den Staatsdienſt zur Seite liegen laſſend, Beruf zur Advokatur in mir verſpürte; aber offen geſtanden, dieſe widert mich faſt noch mehr an als jener. Und dann, ich möchte die Welt ſehen, möchte meine Jugendfriſche nicht im Kanzleidienſt und Aktenſtaub vertrocknen laſſen. Wäre ich reich, ſo würde ich ein „Weltfahrer“ auf eigne Rechnung à la Pückler-Muſkau, wäre ich ſchriftſtelleriſch begabt, ein Weltfahrer à la Mundt auf Buchhändlers Rechnung.

In dieſer Manier ging mein nächtlicher Monolog noch lange fort, aber ich verſchone den Leſer damit und ſetze nur den Schluß hieher, welcher darauf hinauslief, daß ich ohne Zögern den Entſchluß faßte, ein Geſchäftsmann oder, ſpeziell ausgedrückt, ein Kaufmann zu werden.

Das war nun freilich einer jener kühnen Entſchlüſſe, wie nur die Jugend ſie improviſiren kann und darf. Die einzige faktiſche Baſis, auf welche mein Plan ſich ſtützte, waren meine leidlichen Sprachkenntniſſe und der feſte, unter den Widerwärtigkeiten der letzten Zeit gezeitigte Wille, Dinge und Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind.

Als ich, ermüdet von Sorgen und Erwägungen, bei Tagesgrauen endlich einſchlief, that ich es mit den Worten: Ich will in die weite Welt hinaus, will verſuchen, Kaufmann zu werden und mein Glück zu machen.

Man ſieht, der kommerzielle Geiſt, der geldmachende, der eigentliche Zeitgeiſt unſeres Jahrhunderts, hatte auch mich ergriffen. Ich will auch gar nicht verſuchen, um meinen zunächſt rein egoiſtiſchen Entſchluß etwelchen ſozialphiloſophiſchen Nebel herzubreiten, wie ich ſolchen leicht etwa aus Thomas Carlyle's „Evangelium der Arbeit“ holen könnte. Ich wollte arbeiten, allerdings, ſogar angeſtrengt arbeiten, aber zuvörderſt doch nur, um mir in der Welt zu einer anſtändigen Exiſtenz zu verhelfen. An andere dachte ich kaum. Fühlte ich doch recht ſchwer, daß ich ſelber nichts war und vor allem verſuchen müſſe, etwas zu werden.

Am folgenden Tage ließ ich mein Gepäck in die Stadt bringen, ſagte den Gräbern meiner Theuren Lebewohl und ſtieg dann ins Thal von Gnadenbrunn hinauf, um die beiden Weſen, die mir jetzt die theuerſten auf der Welt waren, noch einmal zu ſehen. Nach einem herzzerreißenden Abſchied von Hildegard eilte ich nach dem lindacher Hof, wo mich die ernſte, ſtille und in ihrem ſtillen Ernſt ſo ſchöne Iſolde wie einen Bruder empfing.

Als ſie mich aus ihrem Zimmer, wo alles von den ernſten Beſchäftigungen eines edlen und gebildeten Geiſtes zeugte, in das für mich beſtimmte Gemach geleitete und die Thüre deſſelben öffnete, ſtand ich freudig überraſcht ſtill.

Da war ja unſere Familienſtube aus der Rentei in Rothenfluh!

An den Wänden die alten vertrauten Kupferſtiche: die ſixtiniſche Madonna, das Abendmahl von da Vinci, die Köpfe Leſſings, Schillers, Goethe's. Dort das alte Kanapee, auf welchem ſitzend die Mutter uns Kindern ſo viele ſchöne Märchen erzählt hatte; der große runde Tiſch davor, an deſſen hartem Holz mein ſchnitzelndes Meſſer ſich ſo oft verſucht hatte. Alles, bis auf die kleinſte Geräthſchaft herab, hing, ſtand, lag ſo, wie es daheim gehangen, geſtanden, gelegen. Vom Fenſter her grüßte mich der mütterliche Moosroſenſtrauch, deſſen Anblick mich geſtern ſo tief bewegt hatte. Am Ofen ſtand der Sorgenſtuhl, in welchem der Vater ſo manche Pfeife geraucht, ſo manchen Scherz losgelaſſen hatte, und auf dem Stuhle lag Don Murr, welcher bei meinem Eintritt ſich erhob, ſeinen kühnſten Buckel machte und zum Willkomm ein fröhlich Geſchnurr hören ließ.

Mich überkam ein Gefühl, daß ich doch nicht ganz heimatlos geworden ſei.

„Oh, Iſolde", ſagte ich, tief gerührt die Hände des jungen Mädchens ergreifend und in den meinigen drückend, „ſo gut kann auf der ganzen weiten Welt doch nur Iſolde von Rothenfluh ſein! Ich danke dir!"

„Wofür? Daß ich dir dieſe kleine Freude bereitete?"

„Für alle deine Liebe und Güte."

„Wie du nur ſprichſt! Waren wir nicht wie Geſchwiſter von Kindheit auf? Und ſieh, ich habe ja auf der weiten Welt nur noch Hildegard und dich."

„Du vergiſſeſt deinen Bruder ...."

Iſolde ließ meine Hände los, trat zurück und machte eine abwehrende Gebärde. Ein tiefer Schatten überflog ihre edlen Züge.

„Um des Himmels willen, Iſolde, du haſſeſt deinen Bruder?"

„Haſſen? Nein!"

Und tief aufathmend ſetzte ſie hinzu:

„Ich bin noch jetzt bereit, für ſein Glück zu thun, was ich kann. Aber zwiſchen ihm und mir ſteht ein.... Genug, ſprich nicht von ihm, oh, ich bitte dich! Es thut mir weh; du weißt nicht, kannſt nicht wiſſen, wie weh."

Sie ſank auf einen Stuhl und verbarg das Antlitz in den Händen.

Was waltete hier für ein Geheimniß? Was ſtand zwiſchen Iſolde und Berthold?

Bevor ich einen Verſuch machen konnte, auf dieſe Fragen eine Antwort von Iſolde zu erlangen, erhob ſie ſich wieder und ſagte, ihre Aufregung glücklich bemeiſternd:

„Du biſt durchnäßt, lieber Michel, biſt müde und gewiß auch hungrig. Mache dir's bequem und inzwiſchen will ich nachſehen, ob die alte Thères und die alte Annem'rei dir auch auf dem lindacher Hof deine Lieblingsgerichte — oh, ich kenne ſie wohl noch — zum Abendeſſen bereiten können . . . .“

Ich blieb den folgenden Tag noch auf dem einſamen Hofe, wo das junge Mädchen, das, ausgeſtattet mit allen Vorzügen des Körpers und des Geiſtes, befähigt war, in den glänzendſten Kreiſen der Geſellſchaft zu herrſchen, in freiwilliger Zurückgezogenheit als Hausfrau waltete, angebetet von ihrem Geſinde, hochverehrt von dem umwohnenden Bergvolk, aber, wie ich leider befürchten mußte, ſchwer gedrückt von einem geheimen Kummer.

Nach einem nochmaligen ſchüchternen Verſuche mußte ich es aufgeben, dieſes Räthſel zu löſen, wenngleich der alte vertraute Ton aus den Kinderjahren zwiſchen Iſolde und mir wiedergekehrt war.

Jener mit dem herrlichen Mädchen verlebte Tag ließ mich ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder fühlen, was Glück ſei. Und doch ſprachen wir nicht von Liebe. Aber wie ein ſüßeſtes, für alle Ewigkeit unzerreißbares Band umſchlangen uns die roſigen Erinnerungen aus früheren Tagen.

Oft, ich geſtehe es, wenn ich die Jungfrau in der ganzen Anmuth und Huld ihrer Erſcheinung vor mir ſich bewegen ſah, wenn ſie mir gegenüber ſaß und ihre wunderſam ſchönen Augen voll herzinnigen Vertrauens den meinigen begegneten, oft pochte mir das Herz heiß in der Bruſt und leidenſchaftliche Worte drängten ſich mir auf die Lippen. Oft bedurfte es meiner ganzen Willenskraft, das theure Mädchen nicht zu fragen: Gehören wir denn nicht zuſammen? Sollen wir nicht zuſammenbleiben für immer? Und eine verlockende Stimme in meinem Innern flüſterte mir zu: Frag Iſolde immerhin; ſie wird nicht Nein ſagen.

Aber immer wieder bezwang ich mein Herz. Mein Stolz, ein thörichter Stolz vielleicht, hielt mich zurück, ein Wort der Entſcheidung zu wagen. Durfte ich, ein junger Menſch, der nichts war, der noch nicht einmal gezeigt hatte, daß er etwas werden könnte, ich, ſo zu ſagen ein Bettler, durfte ich mir herausnehmen, um die Herrliche zu werben? Nein!

Ich theilte Iſolde meinen neuen Lebensplan mit.

Sie ſtutzte anfangs und ſagte, indem ſie zu lächeln verſuchte:

„Wie, Michel? Du der himmelſtürmende Gigant, deſſen hochfliegenden Theorieen kein Titanismus titaniſch genug ſein konnte, willſt dich kopfüber in die Proſa des Lebens ſtürzen? Du willſt Kaufmann werden? Es iſt wohl nur Scherz.“

„Keineswegs“, erwiderte ich, und nachdem ich meinen Plan des näheren entwickelt hatte, ſetzte ich hinzu: „Sieh, meine theure Iſolde, die Zeit des titaniſchen Wollens, die Zeit der gigantiſchen Himmelsſtürmerei, wie ich ſie mit vielen guten und ſchlechten Geſellen auf der Univerſität getrieben, iſt vorbei. Was hilft es dem Einzelnen, gegen die Schranken einer Welt anzurennen, wie ſie nun einmal iſt? Er kann ſich dabei höchſtens den Schädel zerſchellen. Dem Manne, ſelbſt dem idealiſtiſch geſinnten, drängt ſich bald genug die Nothwendigkeit auf, die Verhältniſſe zu nehmen, wie ſie ſind; denn nur ſo kann es ihm gelingen, ſie wenigſtens einigermaßen nach höheren Begriffen zu geſtalten. Euch Frauen iſt es geſtattet, länger in der idealen Welt, die ihr in eurer Bruſt erbautet, zu weilen. Eure ganze Organiſation iſt die zartere, poetiſchere. Euch in ſchönen Illuſionen zu wiegen, das iſt euer Vorrecht. Du haſt deine Dichter, dein Piano, deine Harfe, dein Skizzenbuch; du kannſt und darfſt da in deiner idylliſchen Einſamkeit dem

Kultus des Schönen leben, obgleich die praktiſchen Forderungen des Lebens auch an dich, an die Lindach-Bäuerin, wie du dich ſcherzweiſe nennſt, tagtäglich herantreten. Bewahre deinen Idealiſmus! Du kannſt es und er ſteht euch Frauen ſo ſchön!... Was mich betrifft, du glaubſt wohl nicht, daß ich je ein gemeiner Utilitarier werden könne; aber, ſiehſt du, ich muß erſt durch das Nützliche hindurch, um zum Schönen gelangen zu können. Ich muß erwerben, um mir und anderen das Leben zu geſtalten. Ueberzeugt, daß ich zum Gelehrten nicht das Zeug habe, ebenſo, daß ich weder als Beamter noch als Advokat mir ſelbſt oder ſonſt jemand nützlich ſein könnte, will ich es als Kaufmann verſuchen. Du wirſt mich darum nicht geringer achten, denn nicht was er treibt, ſondern wie er es treibt, macht den Mann. Ich werde verſuchen, in unſerem Nachbarlande, der Schweiz, dieſem induſtriellſten Lande des Kontinents, eine induſtrielle oder kommerzielle Stellung zu gewinnen. Die Schweizer gelten für Dreiviertels-Engländer und für halbe Yankees: ich werde alſo bei ihnen vortreffliche Studien im Geſchäftsleben machen können. Ich gehe an den Verſuch ohne ſanguiniſche Hoffnungen, aber mit feſtem Muth. Und ſieh, Iſolde, wenn ich es recht bedenke, hat das Leben, welchem ich mich widmen will, nicht nur ſeine kleinlich ſelbſtſüchtige Seite, ſondern auch ſeine großartige, ſogar, wenn du willſt, ſeine poetiſche. Wir leben im Zeitalter der materiellen Intereſſen. Ein unerbittlicher Realiſmus beherrſcht die Welt. Die Theorie gilt nur noch da, wo ſie als Dienerin, als unterthänige Dienerin der Praxis auftritt. Die Wiſſenſchaft wird nur noch in dem Grade geſchätzt, in welchem ſie für den unmittelbaren Erwerb arbeitet. Kunſt und Poeſie ſind Luxuswaaren wie andere. Der Born idealer

Schöpfungskraft ſcheint einſtweilen verſiegt zu ſein. Die kleine Gemeinde des Idealiſmus muß ſich kümmerlich von den Broſamen nähren, die von der ſchwelgeriſchen Geiſtertafel des achtzehnten Jahrhunderts in das unſrige herüberfallen. Das Kapital beherrſcht alle Geſellſchaftsklaſſen, vom König hinab bis zum Fabrikſklaven. Es iſt die Seele des großen Motors unſerer Zeit, des Induſtrialiſmus, mit welchem die moraliſchen und materiellen Motoren der Vergangenheit, die ich alle unter dem Namen Feudaliſmus zuſammenfaſſe, einen wilden Kampf auf Leben und Tod kämpfen. Wem der Sieg zufallen werde, kann nicht zweifelhaft ſein. Mit jedem neuen Dampfboot, das vom Stapel läuft, mit jedem neuen Dampfroß, das die Schienen beſchreitet, fällt ein Stück Feudaliſmus in den Abgrund unwiederbringlicher Vergangenheit. Jede neue Maſchine, deren Eiſenarme der Dampf in Bewegung ſetzt, zerreibt ein religiöſes, politiſches oder ſoziales Dogma des Mittelalters zu Atomen. Thörichte Romantik, welche den Leichnam der ſogenannten guten alten Zeit, nachdem ſie denſelben mit allerhand Flitter aufgeputzt, galvaniſirt und der Welt einreden will, der Moder ſei Leben. Ein ungeheurer Umſchwung der Anſichten und Verhältniſſe bereitet ſich vor, alles iſt auf reale Ziele und Zwecke gerichtet. Die Menſchen glauben, lieben, hoffen und wollen nichts mehr, als was ſich verwerthen, zählen, wägen läßt und Intereſſen, thatſächliche, greifbare Intereſſen trägt. Das Nützlich, nur das Nützliche, immer und überall das Nützliche, das iſt's, was unſere Zeit will und mit ungeheurer Arbeit erſtrebt. Niemals iſt ſo gearbeitet worden, wie jetzt gearbeitet wird, und wo Arbeit iſt, da iſt Leben, Bewegung, Zukunft. Ja, Zukunft, und zwar eine ſolche, welche dem Nützlichen auch wieder das Schöne geſellen wird. Mag es ſcheinen, ja mag es Wirklichkeit ſein, daß unſere Zeit nur noch an den ſchwarzen Höllengott Mammon glaubt, die lichten Götter der Freiheit und Freude, der Schönheit und Menſchlichkeit ſind darum nicht todt. Sie harren nur, wie ſo oft ſchon in wildgährenden Uebergangsperioden auch jetzt wieder ihrer Zeit. Die reale Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts bereitet den Boden auf welchem im zwanzigſten ideale Samen ausgeſtreut werden und fröhlich gedeihen können."

Mein langer Vortrag, in welchem ich, wie ich auch jetzt noch glaube, die Signatur unſerer Zeit ziemlich getreu 'gezeichnet hatte, ſtimmte Iſolde nachdenklich. Nach ihrer verſtändigen Art wollte ſie die neugewonnenen Eindrücke ſich erſt zurechtlegen und klar machen, bevor ſie ſich darüber ausſprach. Ich habe nie ein weibliches Weſen gekannt, welches von der Untugend ſo vieler Frauen, über alles und jedes, auch das ihnen Neueſte, von ihnen Unbegriffenſte, blind in den Tag hineinzuſchwatzen, ſo frei geweſen wäre, wie Iſolde es war.

Ich wiederhole, ich glaube, ſchon damals in meinem „dunklen Drange" ziemlich richtig gefühlt zu haben, wie unſere Zeit iſt und was ſie will; aber ich will gleich hier bekennen, daß ich ſpäter, als ich das Weſen des Utilitariſmus des neunzehnten Jahrhunderts in ſeinen Einzelheiten kennen lernte, oft große Noth hatte, mir den Glauben an die Möglichkeit der Wiederkehr des Idealiſmus im zwanzigſten Jahrhundert zu bewahren.

Am Abend vor meinem Abſchied von Iſolde, nachdem wir lange von unſeren Eltern und von meiner Schweſter geſprochen, gab ſie dem Geſpräch eine andere Wendung und ſagte:

„Du willſt alſo Kaufmann werden, lieber Michel? Nun wohlan, deine Gründe haben mich überzeugt und ich kann deinen muthigen Verſuch, dir mit eigener Kraft eine Stellung im Leben zu ſchaffen, nur billigen und loben. Aber, mein Freund, ein Kaufmann, beſonders ein erſt werdender, hat Geldmittel nöthig und . . . .“

Wohl wiſſend, was kommen werde, wollte ich Iſolde unterbrechen, allein ſie legte mir begütigend die Hand auf den Arm und fuhr mit ihrer einfachen Herzlichkeit fort:

„Unſere Hildegard weiß es nicht, aber ich weiß es, wie großmüthig du gegen ſie geweſen und daß du in Folge dieſer Großmuth . . . .“

„Nenne es nicht ſo, Iſolde. Meine Handlungsweiſe war nur die allereinfachſte Pflichterfüllung und mir noch dazu von meinem geliebten Vater ausdrücklich vorgezeichnet.“

„Du mußteſt thun, wie du thateſt, mein Freund, ich weiß es. Aber ſieh, du ſollteſt doch auch wiſſen, daß mir jeder Biſſen im Munde quellen würde, wenn ich dich in Noth wiſſen müßte.“

Wie mußte ich mir Gewalt anthun, um dieſen reizenden Mund, der ſo einfach wahr ausſprach, was das Herz ihm gebot, nicht zu küſſen!

„Quäle dich doch nicht mit ſo trüben Vorſtellungen, meine theure, meine gütige Iſolde“, ſagte ich. „Für die nächſte Zeit bin ich von Subſiſtenzmitteln keineswegs entblößt und zudem bin ich geſund, rüſtig, voll guten Muthes und habe hoffentlich auch einiges gelernt — woher alſo ſchlimme Beſorgniſſe? Wenn ſie ſich aber jemals rechtfertigen, wenn ich jemals in wirkliche Noth geriethe, dann, beim Himmel! wäre Iſolde von Rothenfluh das einzige Weſen, welches um Unterſtützung anzugehen ich mich nicht ſchämte.“

„Dank dir, mein Freund. Aber wie du nur wieder ſprichſt! Wer redet von Unterſtützung? Oh, ich kenne unſern ſtolzen Michel, und meinſt du denn, ich wollte ihn anders haben, als er iſt? Mir gefällt, wie ich ſchon ſagte, dein Vertrauen auf die eigene Kraft. Aber jedes Ding muß doch ſeinen Anfang haben und.... und, ſiehſt du, als ich dich heute ſo geſchäftsmäßig reden hörte, wurde auch ich ganz geſchäftlich geſtimmt und ich dachte mir, du würdeſt aus alter Freundſchaft nichts dagegen haben, wenn ich mich mit einer Summe Geldes, die leider lange nicht ſo groß iſt, wie ich ſie wünſchte, an deinen Unternehmungen betheiligen würde, und ....“

„Wie du errötheſt, über und über, meine theure Iſolde! Siehſt du, du kannſt keine Lüge ausſprechen, du nicht! Nicht einmal eine Lüge der Großmuth, womit du nur das eigene Zartgefühl täuſchen möchteſt. Nein, nein! Sieh, du haſt mich ſtolz genannt: wohlan, laß mir den Stolz, dir, gerade dir zu zeigen, daß ich durch mich ſelbſt etwas werden könne.“

Iſolde ſagte nichts mehr. Sie ſah mich nur noch bittend an mit ihren lieben Veilchenaugen und, ach, wie ſchwer wurde es mir, dieſer ſtummen Sprache zu widerſtehen! Ich fühlte überhaupt, daß ich hier nicht länger weilen dürfte, wenn ich meine Faſſung, meinen Stolz bewahren wollte.

So ging ich denn folgenden Tages.

Wir ſagten uns kein zärtlich Wort zum Abſchied, wir weinten nicht, wir küßten uns nicht; aber als mir dem oft Zurückblickenden, das rothbraune Dach, unter welchem Iſolde athmete, entſchwunden war und ich durch die froſtigen Morgennebel hinabſtieg aus dem gnadenbrunner Thal, den von ſchmelzenden Schneemaſſen geſchwellten, laut toſenden Bergbach zur Seite, da ſtand ein wilder Schmerz in mir auf und ſchrie mir in die Ohren: Jetzt biſt du allein, ganz allein in der weiten, weiten Welt!

Nach wenigen Tagen befand ich mich in der großen und berühmten Handelsſtadt des Nachbarlandes, wo mich der geneigte Leſer im „Kontorkabinet" von Oſkar Ziegenmilch und Komp. wiedergefunden hat.

Ich hatte bald genug erfahren, daß es etwas anderes iſt, ein fremdes Land als leichtblütiger Student, eine anſtändig gefüllte Börſe in der Taſche, ſo zu ſagen mit Sang und Klang zu durchſtreifen, und wieder etwas anderes, etwas ſehr anderes in das nämliche fremde Land zu gehen, um daſelbſt ein Unterkommen zu ſuchen, vollends in einem Fache, wo man doch eigentlich ein purer Bönhas iſt. Ich hatte zwar nicht alle die Enttäuſchungen ſo vieler Deutſchen durchzumachen, welche mit der Vorſtellung in die Schweiz kommen, dieſes Land ſei ein verwirklichtes Freiheitsgedicht, ſo 'ne Art geßner'ſchen Idylls, in die Politik überſetzt, ich wußte ſchon zum voraus ſo halb und halb, daß die Schweizer ein durchaus praktiſches, utilitariſtiſches, arbeitſames und nüchtern rechnendes Volk ſeien, aber nach einer ganzen Reihe fehlgeſchlagener Verſuche, mir eine Art Exiſtenz zu verſchaffen, glaubte ich doch gefunden zu haben, daß dieſe Republikaner nicht nur halbe, ſondern ganze Yankees ſeien. Man weiß ja, wie die Noth den Menſchen verbittert, und ich hatte erfahren, was Noth iſt und wie ſie thut. Ach, ſie thut einem doppelt weh, der in Wohlhabenheit erzogen wurde und ſich nun ſo zu ſagen plötzlich mittellos „der gemeinen Wirklichkeit" gegenübergeſtellt findet.

Vorüber! .... Aber ich kann doch nicht umhin, manchmal jener trübſäligen Stunde zu denken, wo ich in einem düſtern Quartier der reichen Handelsſtadt vor der Thür einer armſäligen Pintenſchenke ſtand und ernſtlich mit mir zu Rathe ging, ob ich den letzten Reſt meiner Baarſchaft, das Letzte von Werth überhaupt, was ich beſaß, den Maria-Thereſienthaler meiner ſeligen Mutter, da drinnen gegen ein ſeit zwei Tagen entbehrtes Mittagseſſen eintauſchen ſollte oder nicht.

Seltſam, in der nämlichen Stunde, wo meine Pietät über meinen Hunger einen — ach, wie ſchweren! — Sieg davontrug nahm mein Geſchick eine günſtigere Wendung, indem mir ein Zufall die Bekanntſchaft des Herrn Oſkar Ziegenmilch verſchaffte.

Ich hatte eben mit vieler Anſtrengung meine Augen von der Verſuchung, die mir in Geſtalt einer Pintenſchenke entgegengetreten, abgewendet, als ein weiblicher Schreckensruf an mein Ohr ſchlug. Er kam aus dem Munde einer elegant gekleideten Dame, die vor den ſcheu gewordenen Pferden eines leeren Frachtwagens her die enge Gaſſe herabfloh. Ich lief ihr entgegen, faßte ſie am Arme und führte oder trug ſie vielmehr raſch in eine offen ſtehende Hausthür, die ſie in ihrer blinden Angſt wahrſcheinlich nicht geſehen hätte. Das Geſpann raſſelte vorüber und damit wäre die Geſchichte zu Ende geweſen, wenn nicht die Dame einer Ohnmacht nahe, ſo krampfhaft meinen Arm feſtgehalten hätte, daß ich ſie wohl oder übel nach Hauſe geleiten mußte.

Meine Schützlingin war Frau Eliſabeth, will ſagen Lelia Ziegenmilch, deren Herr Gemahl mir warmen Dank bezeugte und freundlich in mich drang — du lieber Gott, es bedurfte keines großen Drängens! — an dem eben beſtellten Mittagstiſche Platz zu nehmen.

Wenn du, mein geneigter Leſer, einmal in der Lage geweſen biſt, zu erfahren, was nach wochenlanger Entbehrung ein kräftiges Mittagseſſen, ein Glas Wein, zum Nachtiſche eine Taſſe Kaffee und eine gute Cigarre für köſtliche Dinge ſind, ſo wirſt du begreifen, daß ich gegen meinen Wirth nicht ſpröde that. Er war ein zu „enorm praktiſcher“ Mann, um nicht, noch bevor wir zu Kaffee und Cigarren kamen, meine Lage zu durchſchauen. So gab denn ein Wort das andere und — kurz und gut — der nächſte Morgen ſah mich als angehenden Kommis in dem Geſchäftslokal von Oſkar Ziegenmilch und Komp.

Er war in der That das, für was er ſich ſelbſt hielt, ein kaufmänniſches „Genie“, mein werther Herr Prinzipal, und er war auch kein „ſchmutziger Egoiſt“, das heißt, wer ihm diente, dem diente er wieder. In ſeiner Art war er ein Mann von großem Streben und auch ſeine Eigenheit, ſich in wahrhaft kriechender Weiſe um die Bekanntſchaft von irgendwie, namentlich aber durch großen Beſitz ausgezeichneten Leuten zu bemühen und ſich dann in echter Empörkömmlingsweiſe dieſer „vornehmen“ Bekanntſchaften bei jeder Gelegenheit zu rühmen, ſelbſt dieſe Eigenheit, die mir oft ſo lächerlich vorkam, iſt ja nur ein allgemeiner Charakterzug jener in unſerer Zeit ſo äußerſt zahlreichen Sorte von Menſchen, deren ganzes Dichten und Trachten im Streben nach äußerlichem „Succeß“ aufgeht. Einer ſolchen Natur mußte mein moraliſcher Aerger über den Humbug, woraus Ziegenmilch und Komp. baares Geld münzte, mein Aerger über dieſe Geſundheitsarkane und dieſe Koſmetik, über dieſe withe'ſchen und hette'ſchen Augenwaſſer, dieſe ſtanley'ſchen und laurentius'ſchen Kraftessenzen, rohrſchek'ſchen Univerſalbalſame, delabarre'ſchen Syrupe, du barry'ſchen und wharton'ſchen Revalenten, dieſe Aurora-Pomaden, Lilioneſen, Schönheitswaſſer, Rachel-, Viktoria-, Eugenie-Schminken u. ſ. w. in infinitum — ich ſage, meinem ziegenmilch'ſchen Kaufmannsgenie mußte meine Moral in der That ſehr albern vorkommen. Ich werde nie das triumphirende Lächeln vergeſſen, womit Herr Ziegenmilch meiner „unpraktiſchen" Moral gegenüber bei einem Wochenabſchluß auf die Summe zeigte, welche der handgreifliche Blödſinn des baunſcheidt'ſchen „Lebensweckers" ihm binnen wenigen Tagen eingebracht hatte. Später, als ich erfuhr, daß das ziegenmilch'ſche Geſchäft im Grunde nur der Mikrokosmos des kommerziellen Makrokosmos war, ärgerte ich mich nicht mehr ſo heftig darüber, daß die Welt ſchlechterdings betrogen ſein wolle.

Frau Lelia Ziegenmilch war, wie ihr Gemahl ſcherzweiſe zu ſagen pflegte, eine „ſtarke Neunzehnerin", das heißt ſie hatte unlängſt das dreißigſte Jahr paſſirt. Ihre gefühlvolle Seele wohnte in einem Körper, der recht hübſch war, wenn er nicht etwas zu kurz und zu rund geweſen wäre. Eine Blondine von roſigem Teint, beſaß ſie allerliebſte Arme und gefällige, wenn auch unbedeutende Züge, aber ſie war zu ſehr, was die Engländer bushel-bubby nennen. Ihre Zähne waren bewunderungswürdig regelmäßig und weiß, aber wahrſcheinlich gerade ſo echt wie die ſchönen Zähne von zwei Dritteln ihrer Landsmänninnen. Ihre runden graubläulichen Augen ſchmachteten, ſchmachteten ſehr, nämlich nach einem „Lebensinhalt", wie ſie ſich ausdrückte. Sie bildete ſich ein, keinen ſolchen zu haben, ſeit ſie ihrem Manne nicht mehr Käſe auswägen und Düten drehen helfen mußte, ſondern ſeidene Roben trug und ein eigenes „Meidli“ zu ihrer perſönlichen Bedienung hatte. Vielleicht war es auch mehr als Einbildung und die gute Frau war in dem kleinen Lädchen in der obſkuren Spiegelgaſſe wahrſcheinlich glücklicher geweſen, als ſie es in ihrem ſtattlichen Hauſe auf dem großen Quai war, wo diverſe Bankiersfrauen, die in der Nachbarſchaft wohnten und lange nicht ſo hübſch waren wie meine „Prinzipalin“, ſich über das luſtig machten, was ſie die Pfefferdütenmanieren der „kleinen“ Ziegenmilch nannten. Ein junger Maler, Herr Arthur Puff, ein luſtiger Geſell, der bei Ziegenmilch und Komp. aus und ein flatterte und unter dem Vorwande, der Frau vom Hauſe den Hof zu machen, dem Hausherrn ſeinen Wein vertrinken und ſeine Cigarren verrauchen half, pflegte witzelnd zu ſagen, das, woran ſich Goethe im zweiten Theile des „Fauſt“ abgemüht, die Vereinigung von Romantik und Klaſſik, habe die Natur in Frau Lelia glücklich zu Wege gebracht. Hier wohne in einem appetitlich plaſtiſch-runden Körper eine germaniſch-romantiſche Nebelſeele.

Glaube nicht, lieber Leſer, daß ich mit Wiſſen und Willen boshaft ſei. Herr und Frau Ziegenmilch haben mir zu viel wirkliches Wohlwollen bezeigt, als daß dies irgendwie meine Abſicht ſein könnte. Ich male nur nach der Natur, nach dem Leben, und ich benutze gerade dieſe Gelegenheit, mich mit dir lieber Leſer, über einen wichtigen Punkt auseinander zu ſetzen.

Ich habe dich im Vorſtehenden in die Geſchäftswelt eingeführt und im Folgenden werden wir uns in den verſchiedenen Kreiſen derſelben bewegen. Sollteſt du da mitunter einen unangenehmen Eindruck erhalten, ſo iſt das durchaus nicht meine Schuld. Ich beſchreibe nur, was ich erlebte, und ich erkläre förmlich, daß ich die Geſchäftswelt weder für beſſer noch für ſchlechter halte als andere Kreiſe der Geſellſchaft. Seit ſich das Publikum einestheils durch eine geleckte naturloſe Dorfnovelliſtik, anderntheils durch ſue'ſche Proletarier-Romantik den Geſchmack verderben und die klare Anſchauung der ſozialen Wirklichkeit trüben ließ, ſind die wunderlichſten Anſichten über an Stand und Beruf haftende Tugendlichkeit oder Laſterhaftigkeit aufgekommen. Ich theile dieſe Anſichten keineswegs. Ich glaube, ein Kaufmann oder, wenn du willſt, ein „Geldbroz" kann ſo tugendhaft oder ſo laſterhaft ſein wie ein Bauer, wie ein Proletarier, wie ein Prinz und umgekehrt. Meine Erfahrung lehrt mich, daß die Thorheiten, Leidenſchaften und Laſter der Menſchen in allen Ständen ihrem Weſen nach immer dieſelben ſind, obgleich ſie in verſchiedenen, „ſtandesgemäßen" Formen zum Vorſchein kommen.... Du haſt das ſelber ſchon längſt gewußt? Nun, deſto beſſer!

## Drittes Kapitel.

Ein Abend vor den Lampen. — „Immens“ gefühlvoll. — Der Herr Kandidat oder Profeſſor. — Ein Literaturtraum. — „Die konſervative Hetzpeitſche.“ — Anſichten, Findungen und Rathſchläge eines praktiſchen Genie's. — Ein Zwiſchenakt und ein verflogener Jugendtraum.

Am Abend des Tages, an welchem mir mein Herr Prinzipal ein Privatiſſimum über praktiſche Philoſophie las, hatte ich alſo die Ehre, Frau Lelia in's Theater zu begleiten, wo die Firma Ziegenmilch und Komp. einſtweilen noch, bevor ſie in die höheren Regionen der erſten Logenreihe emporſtieg, auf zwei Sperrſitze im Parquet abonnirt war.

Das Haus war und iſt wahrſcheinlich noch jetzt nicht gerade ein Kompliment auf den Geſchmack und die Munificenz einer Stadt, welche durch die unvergleichliche Schönheit ihrer Lage eine Menge von Fremden zur Anſiedelung lockt, durch Gewerbbetrieb und Handel große Wohlhabenheit, ja Reichthum erlangt hat und durch die wiſſenſchaftlichen Anſtalten, die ſie beſitzt, den Rang eines intellektuellen Mittelpunktes des ganzen Landes mit Recht beanſprucht. Das Gebäude, außen ärmlich, innen kärglich, enthielt eine Bühne, deren Perſonal zu meiner Zeit mehr auf den Titel einer Bande als auf den einer Geſellſchaft Anſpruch machen konnte, und wenn man fragte, warum eine Stadt von dieſer Bedeutung kein beſſeres Theater beſitze, ſo erhielt man die Antwort, es gelte nicht für „vornehm“, theatraliſche Genüſſe zu ſuchen, um ſo weniger, da es „vornehmer“ Ton ſei, „fromm“ zu ſein oder wenigſtens zu thun. Die „vornehmen“ Familien, beſonders die Damen, ſuchten ihre äſthetiſchen Bedürfniſſe lieber in Konventikeln zu befriedigen, und was die Herren beträfe, ſo würden dieſelben allerdings fleißige Theaterbeſucher ſein, falls nur jener „Profeſſor der höheren Plaſtik“, deſſen Name, glaub’ ich, Müller war, das ganze Jahr hindurch ſeine „lebenden Tableaux“ aufführen oder auch eine Sennora Pepita allabendlich ihren gewänderverſchiebenden Ole tanzen würde. Möglich, daß dieſe Behauptungen die purſte Verleumdung waren, denn ſie kamen aus dem Munde des Herrn Arthur Puff, welcher für einen Satiriker galt. Soviel indeſſen ſah ich ſelber zu verſchiedenen malen, daß die Logen, namentlich die des erſten Ranges, ſehr leer, Parterre und Galerie dagegen ziemlich voll waren.

Man gab heute das damals unvermeidliche „Lorle“ der unvermeidlichen Birch=Pfeiffer und Frau Lelia verrieth ſchon während der erſten Scenen die gehörige Rührung. Sie war die dankbarſte Zuhörerin von der Welt, meine ſchöne Nachbarin. Wenn droben auf der Bühne ein recht ſentimentaler „Drucker“ aufgeſetzt wurde, ſeufzte ſie jedesmal mit ihrem allerliebſten kleinen Mund: „Ach, wie gefühlvoll!“ und bewegte maleriſch ihren Fächer, und dabei hob ſich ihr Buſen ſo mächtig, daß mir ganz bange wurde, er möchte die Blondenchemiſette ſprengen. Als der Vorhang nach dem erſten Akte fiel, ſagte ſie eifrig:

„Wie glücklich Sie ſind, Herr Hellmuth, in einem Lande daheim zu ſein, wo das Volk noch ſo harmlos idylliſch und ſo gefühlvoll, ſo immens gefühlvoll iſt.“ — („Immens“ war das Lieblingswort von Madame. Wie ihr Herr Gemahl alles „enorm“ fand, fand ſie alles „immens“.) — „Bei uns zu Lande“, fuhr ſie fort, „findet man ſolche Bauern nicht mehr. Ich weiß das noch von damals, wo ſie zu uns in den ......“ Käſeladen kamen, wollte ſie wahrſcheinlich ſagen, brach aber ſchnell ab und zum Glück wurde dieſes Abbrechen vortrefflich dadurch motivirt, daß eine raſſelnde Stimme im nämlichen Augenblicke hinter uns ſagte:

„Dummes Zeug! Birch-Pfeifferei! 's giebt weder auf Erden noch im Himmel ſolche marzipanene Bauern — wiſſen Sie?“

Die Stimme klang mir bekannt. Ich wandte mich überraſcht um und ſah mich dem rothen Vollmondgeſichte des berühmten Kandidaten Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel gegenüber.

„Mein Gott, Herr Kandidat ....“

„Profeſſor, wenn's beliebt“, unterbrach er mich, indem er mir die Hand ſchüttelte und ſich zu meinem Ohre vorbeugte. „Profeſſor klingt vornehmer und ſind dieſe Republikaner und Republikanerinnen hier hölliſch auf Titel verſeſſen — wiſſen Sie?“

„Aber wie kommen denn Sie hieher?“

„Könnte die nämliche Frage an Sie richten. Habe aber eine Miſſion hier, eine koloſſale Miſſion.“

„Eine Miſſion?“

„Freilich. Aber wollen wir nicht lieber in die Theaterreſtauration hinüber gehen? Spricht ſich dort ungenirter. Habe Rückſichten zu nehmen, muß das Dekorum beobachten — wiſſen Sie?“

Ich folgte meinem Führer aus dem Sal, und während er mich durch ein enges Gewinde von Korridoren und Treppen geleitete, ließ er ſeiner Suada freien Lauf.

„Verfolgt einen doch dieſe birch-pfeiffer'ſche Dramatik heutzutage überall, wie vordem den reiſenden Briten das Lied von Marlborough — ſchrecklich!“ ſagte er.

„Aber, mein lieber Kandidat oder Profeſſor . . . .“

„Warten Sie, warten Sie! Fällt mir da gerade ein, daß ich vorige Nacht einen kurioſen Traum gehabt, einen echtdeutſchen Traum, einen Literaturtraum — wiſſen Sie? Träumte mir, wandelte in der Unterwelt umher, wie vor Zeiten der Epiſtemon des alten Rabelais. Sah da ſchnakiſche Dinge, verſichere Ihnen. Kam da ein Fürſt daher, welcher in einem Gitterkorb, den er auf dem Rücken trug, eine erkleckliche Schar lyriſchen und dramatiſchen Federviehs eingefangen hatte, ein Wiedererwecker der Tage der Medici und Eſte. Herrgott, war das ein Geflatter und Geſchnatter und Gepiepſe! Nebenher tänzelte graziös ein berühmteſter Sänger und bot mit allerliebſter Stimme die allerſüßeſten Zuckerkandisſtengel feil, während ihm ein edelſter Mittroubadour Konkurrenz machte, indem er mit höchſter Fiſtelſtimme Inquiſitionstörtchen à la Torquemada ausſchrie. Weiterhin ſah man diverſes jungdeutſches Geſindel in Hofrathsuniformen ſich abmühen, der deutſchen Charakterfeſtigkeit einen Weihetempel zu errichten, welchen ein deutſch-ruſſiſcher Baron mit Braunemärchenfreſſen ausmalte. Daneben war die ganze Reihe von Selbſtmördern aufgehangen, unglückliche Ueberſetzer, welche es nicht zu ertragen vermocht hatten, daß dem Sue die Tinte brandig geworden und daß der Dumas den Fingerkrampf gekriegt. Dort links um die Ecke klagte ein Schwabe, daß man ſeine Schwarzwälder, ſeine leibeigenen Schwarzwälder widerrechtlich zu Bühnendienſten gepreßt habe. Tröſten Sie ſich, Landsmann, ſagte eine majeſtätiſche Dame, ich habe Ihr Lorle unſterblich gemacht, indem ich ſie durch meine dramatiſche Kaffeemühle laufen ließ. Ach was, verſetzte der Landsmann unwirſch, ich werde Sie dafür belangen. Die majeſtätiſche Dame lachte dazu und ſetzte ihre Promenade durch die europäiſche Novelliſtik fort, unermüdlich ihre Kaffeemühle drehend, welche ein gigantiſcher Dramatiker aus Wien ihr vegeblich zu zerſchlagen ſuchte, aus Brotneid vermuthlich... Ein dummer Traum!"

„Sehr!"

„Ja, was wollen Sie? Man muß doch das Recht haben, wenigſtens manchmal bei Nacht privatim dumm ſein zu dürfen, wenn man bei Tage öffentlich ſo geſcheid, ſo hölliſch geſcheid ſein muß, wie dermalen Ihr gehorſamer Diener, welcher Ihnen jetzt da drinnen zeigen wird, daß ſein Geſcheidſein bei Tage ihn in den Stand ſetze, nachts nicht nur dumm zu träumen, ſondern auch einem alten Freunde eine Flaſche Champagner zu poniren."

Wir traten in das Buffetzimmer, der Wein kam und ich bemerkte, daß Herr Rumpel eine wohlgefüllte Börſe zog, denſelben zu bezahlen, ſowie, daß der alte Bummler nicht nur anſtändig, ſondern ſogar elegant angezogen war und ſeinen vor Zeiten ſtets bloßen Stierhals in höchſt reſpektable Vatermörder eingezwängt hatte.

„Sie ſcheinen in guten Umſtänden zu ſein, mein lieber Herr Rumpel", ſagte ich. „Haben Sie eine Anſtellung an einer der hieſigen Lehranſtalten?"

„Allerdings, mein guter Herr Hellmuth“, verſetzte er. „Ich habe eine Lehrſtelle an einer der größten Lehranſtalten inne, genannt Staat.“

„Wie?“

„Ich docire öffentliche Meinung, wiſſen Sie?“

„Was?“

„Die Sache iſt ſo … Doch vor allem, kennen Sie das koloſſal einflußreiche Blatt: ‚Die konſervative Hetzpeitſche‘?“

„Ich ſah es ein paarmal bei meinem Prinzipal.“

„Prinzipal? Wie?“

„Nun ja, ich habe die Ehre, Kommis bei Ziegenmilch und Komp. zu ſein.“

„Kommis, Sie? Bei Ziegenmilch und Komp.? Beim Styx, das iſt klaſſiſch, geradezu klaſſiſch! Sie, der auch ohne Beihilfe des großen Diſſertationenverfertigers Rumpelius eine ganz leidlich gelehrte Doktordiſſertation zu ſtande gebracht hätte — Sie Kommis?“

„Nun, was iſt da Verwunderliches daran? Ich erinnere Sie, daß der große Dichter, welchen Sie ſonſt gern citirten, ’mal irgendwo geſagt hat:

Ein jeder Platz, beſucht vom Aug’ des Himmels,
Iſt Glückes Hafen einem weiſen Mann.
Lehr’ deine Noth die Dinge ſo betrachten,
Denn mehr als alle Tugend iſt die Noth.“

„Da haben Sie und Shakeſpeare recht, ſehr recht. Aber wenn ich erwäge, daß Sie, der himmelſtürmende Student und quaſi Poet, der, wiſſen Sie? jenes pyramidaliſche Trauerſpiel ſchrieb, Kommis geworden ſind, und daß ich, der himmel- und höllenſtürmende Kandidat, ich der Revoluzer, Pantheiſt und Atheiſt von ehemals, jetzt Chefredacteur der hochkirchlichen und tiefkonſervativen, „Hetzpeitſche‘ geworden bin, ſo wird mir ſo ſchuljungenhaft dumm zu Muthe, daß ich nur gleich Ovids Verſe herſagen möchte:

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora*) . . . .

Ja, ’s iſt zum Lachen. Aber man muß die Komödie des Lebens mitmachen. Muß man nicht? Was ſagt der göttliche Brite?

. . . . . . Die ganze Welt iſt Bühne
Und alle Frau’n und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab;
Sein Leben lang ſpielt einer manche Rolle
Durch ſieben Akte hin . . . .

Sieben Akte, das ſind viele. Glaube, unter uns, nicht ſehr daran, daß ich es in meiner Hetzpeitſchen-Rolle bis zu ſieben Akten bringen werde. Bin ſchon weit vorgeſchritten im dritten Akt und iſt dieſer — wiſſen Sie? — in guten Komödien gewöhnlich der Kulminationspunkt des Stückes.“

„Aber wie kamen Sie denn überhaupt zu dieſer Rolle?“

„Ganz wie Saul zu einem Königreiche kam, nur gerade umgekehrt, das heißt, ich war ausgezogen, ein Königreich, nämlich das Reich der Freiheit zu ſuchen, und fand zwar nicht meines Vaters Eſelin, aber die mehrbeſagte Hetzpeitſche.“

„Ihre Parabel macht mich nicht klüger.“

„So will ich unparaboliſch ſprechen. War mir das Diſſertationenſchreiben endlich verleidet, wiſſen Sie? Hat auch für einen genialen, wiſſenſchaftlich gebildeten Mann etwas Unbequemes, wenn er keinen Tag, aber auch gar keinen, bis zehn Uhr morgens im Bette liegen kann, ohne von albernen Brummern beläſtigt, blockirt, belogert, berannt, beſtürmt zu werden. Sehr ungemüthlich das, wiſſen Sie? Beſchloß alſo, mein undankbares Vaterland wieder einmal mit dem Rücken anzuſehen, und kam in höchſter Freiheitsglut hieher, um als Tyrannenerſchütterer mit den Tellen und Winkelrieden, das heißt mit den hieſigen Liberalen zu fraterniſiren, das heißt, mein Licht im Dienſte der Republikaniſirung Europa's und der Völkerſolidarität leuchten zu laſſen. Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft, Weltbürgerthum u. ſ. w. — wiſſen Sie? Platſchte wie ein rechter Taps und Törgel in die hieſigen Verhältniſſe herein, wie ein rechter deutſcher Biedermann, dem eine roſenrothe Idealbrille auf der Naſe ſitzt, durch welche ihm die Schweiz aus der Ferne wie 'ne platoniſche oder rouſſeau'ſche Phantaſierepublik erſcheint. Koloſſaler, pyramidaler, mammuthiſcher, maſtodontiſcher Unſinn! — wiſſen Sie? Gerade ſo lächerlich, dieſe Anſicht vom hieſigen Lande, wie die Kehrſeite derſelben, auf welche unſere Hofmaler — wiſſen Sie? die Schweiz als einen ewig kochenden und brodelnden, Blitz und Donner, Tod und Verderben, ſpeienden Revolutionskrater hinmalen. Blödſinn! Wohl, geſcheid, wie ich bin — wiſſen Sie? — roch ich bald Lunte. Sind die Schweizer keine ſo koſmopolitiſchen, gemüthlichen Eſel wie wir, ſind ſie vielmehr rein praktiſche Leute, welche wie zuerſt ſo auch zuletzt für ſich ſelbſt und nur für ſich ſelbſt ſorgen und ſich um die andern keinen Pfifferling kümmern. Weiſe das, ſehr! Reſolvirte mich, ebenfalls weiſe zu ſein und — praktiſch, hölliſch praktiſch. Eines ſchönen Morgens ſtand ich auf und deklamirte, ein ſhakeſpeare'ſches Thema variirend: Die hieſige Welt iſt eine Auſter, die ich mir mit meiner Feder öffnen will! Es lebe der Stil! Jener Stil nämlich — wiſſen Sie?— welcher ſich der gerade herrſchenden Zeitſtimmung anſchmiegt, wie das Badehemd den ſchönen oder unſchönen Formen einer badenden Schönen oder Nichtſchönen..... Beiläufig, wer iſt die hübſche, runde, feine, ſeidenbekleidete Dame, Ihre Nachbarin da drinnen im Parquet?“

---

*) Mich treibt der Geiſt, zu ſingen, wie Geſtalten in neue Bildungen ſich verwandelten.

„Meine Frau Prinzipalin.“

„Glücklicher, Sie!“

„Bitte, bitte. Sie brauchen nicht frivol zu blinzeln und kyniſch zu lächeln. Es iſt dazu nicht der entfernteſte Grund vorhanden.“

„Recht ſo, in ſolchen Dingen muß ein Mann von Ehre diskret, hölliſch diskret ſein — wiſſen Sie?“

„Was ich weiß, iſt, daß ich Sie bitten muß, nicht ſo albern zu ſchwatzen, oder dieſes Glas iſt das letzte, welches wir mitſammen trinken.“

„Ach, immer noch der alte burſchenſchaftliche Heißſporn, der auf die Lex castitatis ſchwört? Nun, chacun à son goût, leben in einem freien Lande. Aber würden Sie mir wohl den Gefallen thun, mich bei Ihrem Herrn Prinzipal einzuführen? Zutritt in guten Häuſern zu haben, iſt an hieſigem Orte ſehr förderlich — wiſſen Sie?“

„Ich will es mir überlegen, aber Sie müſſen mir vor allem verſprechen, daß Sie ſich verſtändig und anſtändig betragen wollen“

„Und wie! Seien Sie ganz ruhig. Bin unter dieſen praktiſchen Leuten hier ſelber ſehr praktiſch geworden. Fing damit an, daß ich einſah, mit den Liberalen ſei nichts zu machen. Sind mißtrauiſche Burſche, haben kein Geld, das heißt ſie haben, aber ſind ſo knickerig, niederträchtig knickerig damit — wiſſen Sie? Zudem iſt dermalen hier die ariſtokratiſche Partei obenauf. Ergatterte bald, wo Barthel den Moſt holt, und reſolvirte mich, auch welchen zu holen, zu meinem Privatgebrauch — wiſſen Sie? Machte Bekanntſchaft mit dem Führer der herrſchenden Partei, war noch praktiſcher als er. Imponirte ihm — wiſſen Sie?“

„Womit denn?“

„Damit, daß ich ſo gelegentlich durchblicken ließ, ich ſei im Beſitz einer ganz neuen Weltwiſſenſchaft. Hält mich jetzt der Mann für ein Weltgenie, wiſſen Sie? reines Weltgenie. Stellte ihm ungeheure Findungen in Ausſicht.“

„Sie ſpielten den philoſophiſchen und politiſchen Charlatan?“

„Was wollen Sie? Die Welt will betrogen ſein.“

„Und er verſchluckte den Köder?“

„Gierig wie ein ausgehungerter Hecht. Machen nämlich die Liberalen dem Manne viel zu ſchaffen, braucht Hilfe, findet keine unter ſeinen Leuten. Talentloſe Kerle, mittelmäßige Tröpfe, kein Genie, kein Stil, aber Geld, viel Geld. Lebe jetzt flott, hölliſch flott — wiſſen Sie?“

„Sie ſind ſehr praktiſch in der That.“

„Ganz gewiß. Erfand zuerſt die Bezeichnung ‚konſervativ‘ für unſere Partei, um das hier zu Lande gehäſſige Wort ‚ariſtokratiſch‘ zu beſeitigen. Stellte dann, ſo als Abſchnitzel von meiner neuen Weltwiſſenſchaft, eine ganz neue Phyſiologie oder Pſychologie der politiſchen Parteien auf.“

„Wirklich?“

„Freilich. Fand, behauptete und bewies, daß der Menſch im Knabenalter radikal, im Jünglingsalter liberal, im Mannesalter konſervativ und im Greiſenalter reaktionär ſei."

„Und mit ſolchen ‚Findungen' wußten Sie den Leuten hier zu imponiren?"

„Und wie! Sie glauben gar nicht, was alles ich mit dieſer Lehre von den politiſchen Parteien ausgerichtet habe, ſeit ich ſie in dem auf meinen Vorſchlag von meinem Gönner gegründeten Blatt ‚Die konſervative Hetzpeitſche' allſeitig entwickelte."

„Und Sie meinen, mit ſolchem Firlefanz werde ſich die herrſchende Partei herrſchend erhalten?"

„Hm, iſt das eine kritiſche Frage. Unter uns, manchmal will mir ſelber ſcheinen, die konſervative Hetzpeitſche knalle ſchon nicht mehr ſo luſtig wie noch vor kurzem und ihr Geknall finde keinen ſo begeiſterten Widerhall mehr — wiſſen Sie? Sagte mir erſt heute mein hochgeſtellter Gönner mit einem Seufzer, daß die Liberalen wieder Boden gewonnen hätten. Muß die bevorſtehende Integralerneuerungswahl der geſetzgebenden Behörde die Sache entſcheiden. Bin aber praktiſch — wiſſen Sie? Werde mir bei Zeiten ſchon eine andere Karrière zu öffnen wiſſen. Bin nicht der Mann, mit einem untergehenden Fahrzeug unterzugehen. Thun das nur einfältige Ideologen, verrückte Schwärmer — wiſſen Sie? Leben in einem Lande, wo man die vorüberfliegende Fortuna reſolut am Stirnhaar packen muß. Sag' Ihnen das als aufrichtiger Freund. Praktiſch und reſolut! Das iſt die Loſung. Nur keine moraliſchen, will ſagen idealiſtiſchen Skrupel! Halten einen ſonſt für einen Dummkopf, dieſe praktiſchen Schweizer — wiſſen Sie? Man muß heutzutage Amboß oder Hammer ſein.

Wußte das übrigens ſchon der alte Goethe in ſeinen Tagen. War eigentlich immer ſo — war es nicht? War es, beim Jupiter! Wer wird aber Amboß ſein wollen, wenn er irgendwie Hammer ſein kann? Praktiſch! Praktiſch! Praktiſch!"

„Praktiſch muß man ſein, enorm praktiſch. So ſagt auch Ziegenmilch und Komp."

„Sagt er ſo? Reſpekt vor ihm! Verlange ungeheuer darnach, des reſpektablen Mannes Bekanntſchaft zu machen, die Madame eingeſchloſſen — wiſſen Sie? Folgen Sie immerhin, werther alter Freund, der Leſung von Herrn Ziegenmilch und mir und Sie werden gleich mir in dieſem Lande der praktiſchen Leute ihr Glück machen. Iſt ein prächtig Land, dieſe Schweiz, und ſind die Leute hier ſo koloſſal praktiſch, daß ſie es ſich nie träumen laſſen, andere könnten noch praktiſcher ſein als ſie. Schöne Gegend das — wiſſen Sie? Bedarf nur der rationellen Ausbeutung durch Leute von Genie, wie unſereiner iſt, und ſo ſage ich: Seien Sie meiner väterlichen Ermahnungen eingedenk; und prophezeie Ihnen in dieſem Falle mit dem alten Horaz, der ja auch kein idealiſtiſcher Nebelpoet, ſondern ein praktiſcher Gutsbeſitzer und vortrefflicher Gourmand war:

> . . . . . . . . Hic tibi copia
> Manabit ad plenum benigno
> Ruris honorum opulenta cornu*) . . . . ."

Als wir in das Haus zurückkehrten, war die Tochter des Wadelewirthes ſchon zur Frau Profeſſorin avancirt und Frau

---

*) . . . . . . . . Es werden dir
Hier aus wohlthät'gem Füllhorn reichlich
Fließen des Landes Genüſſ' und Schätze.

Lelia empfing mich mit einem Blicke, welcher böſe geweſen wäre, wenn meine verehrliche Prinzipalin überhaupt hätte böſe ſein können — die gute Seele!

„Ach, Herr Hellmuth“, ſagte ſie, „Sie haben viel verloren, immens viel. Es war gar ſo gefühlvoll, wie das Lorle und der Maler Reinhart ſich gegenſeitig ihre Gefühle offenbarten. Ich wollte, mein Vetter, Herr Arthur Puff, wäre da geweſen, um zu ſehen . . . .“

„Wie ſich ein gefühlvoller Künſtler bei Liebeserklärungen anſtellt?“

„Ach nein! Gehen Sie doch! Wie mäſchannt (méchant) von Ihnen! Sie gehören per ſe (per se iſt eines der typiſchen Lieblingsworte der ſchönen und nichtſchönen weiblichen Eingebornen der Stadt, von welcher hier die Rede) auch zu den Blaſirten und Spöttern, wie Herr Arthur. Ach, die jetzige Männerwelt! Geldmachen, Cigarren rauchen und die ſüßeſten Gefühle verſpotten, das iſt alles, was ſie kann und thut.“

„Das iſt nur zu wahr, Madame“, nahm — wir befanden uns nämlich im letzten Zwiſchenakt — der Herr Profeſſor und Chefredakteur der „Konſervativen Hetzpeitſche“ keck das Wort, ſeiner raſſelnden Stimme einen möglichſt ſüßen Ausdruck gebend und ſeine frechen Augen manierlich niederſchlagend — „das iſt nur zu wahr. Unſere jetzige Männerwelt iſt bis an den Hals in den Sumpf des gemeinſten Materialiſmus verſunken. Der grandioſe Schiller hätte heute ganz andere Veranlaſſungen als in ſeinen Tagen, zu ſingen:

Und es herrſcht der Erde Gott, das Geld.

Der unſterbliche Prophet des Idealiſmus würde, dichtete er jetzt, noch viel kläglicher klagen:

Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht —

Ja, Madame, das Schöne blüht nur noch da, wo die zarten Hände ſchöner und hochgeſtimmter Frauen es pflegen. So eine Prieſterin des Schönen iſt unſere ſchöne und allverehrte Charlotte Birch, geborne Pfeiffer.“ — Vor kaum einer Stunde hatte der Halunke auf's wegwerfendſte über die „Birch-Pfeifferei“ ſich ausgelaſſen. — „Und, Gott ſei Dank, ihr erhabenes Streben, ihre gefühlvolle Poeſie wird noch von gleichgeſtimmten Frauenſeelen“ — hier ſchoß Herr Rumpel aus ſeinen kleinen Augen einen ſo großen Blick auf meine Prinzipalin, daß dieſe ſanft erröthete — „verſtanden und gewürdigt. Ja, Madame, bei Ihnen, die Sie das heilige Veſtafeuer des Idealiſmus allein noch nähren, haben wir Männer in die Schule zu gehen. Das ahnte ſchon Altmeiſter Goethe, als er das tiefſinnige Wort ſprach:

Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

Und noch expreſſiver huldigte Ihrem Geſchlecht der Tyrtäos unſerer Zeit, indem er, mit Grund an der Männerwelt verzweifelnd, von Ihrem Geſchlecht die Löſung der großen weltgeſchichtlichen Fragen erwartete und deßhalb an daſſelbe die heroiſche Apoſtrophe richtete:

Aber wollen mich die Männer
Nicht verſtehn, die ſchwerverirrten,
O, ſo höret Ihr mich, Frauen!
Traget Ihr ein Schwert in Myrten!“

Ein zweiter dreiſter Blick beſchloß dieſe mit der gewohnten

Zungenfertigkeit ihres Urhebers vorgebrachte Rede und abermals erröthete Frau Lelia ſanft. Sie war gewiß in ihrem Leben noch nie mit ſo vielen Huldigungen und Citaten auf einmal überſchüttet worden und ihre gefühlvolle Seele ſchwamm offenbar in Entzücken. Etwas verlegen, wie ſie war, konnte ſie nur ſchüchtern ſagen:

„Mein Herr, auf mich macht Charlotte Birch-Pfeiffer allerdings den Eindruck einer immenſen Dichterin.“

„Immens? Ja, das iſt das rechte Wort, gnädige Frau. An der Wahl dieſes Wortes erkenne ich wieder den angeborenen äſthetiſchen Takt Ihres Geſchlechtes.“

Dieſes Kompliment und vollends der Titel „gnädige Frau“, welcher in der Schweiz ſelten einer Frau geboten wird, thaten bedeutende Wirkung. Ich ſah, daß der pfiffige Schelm im Handumdrehen meine Prinzipalin für ſich eingenommen habe, und ich hätte, wie die Folge zeigen wird, gutgethan, dieſe Bekanntſchaft wo möglich, nicht weiter gedeihen zu laſſen. Aber, die Wahrheit zu ſagen, dieſer „Zwiſchenakt“ ergötzte mich höchlich, und ſo ſtellte ich den Redakteur der „Konſervativen Hetzpeitſche“ in aller Form meiner Frau Prinzipalin vor.

Herr Rumpel ſetzte zu einer neuen Reihenfolge von Schmeicheleien an, als ſich der Vorhang wieder hob und ihn zur Ruhe verwies.

Wer aber nicht zur Ruhe kam, ſondern ſehr in Unruhe gerieth, war ich.

Indem ich mich nämlich umdrehte, um meinen Platz einzunehmen, ſtreifte mein Blick die Proſceniumsloge rechter Hand und in der Loge einen jener, mit Herrn Ziegenmilch zu ſprechen, enormen modiſchen Tubuſſe, deren zwei Mündungen denen von Sechspfündern gleichen.

Dieſes Geſchütz, von zwei zartbehandſchuhten Damenhänden dirigirt, war auf mich gerichtet und blieb es, als droben auf der Bühne die ſchließliche Verbirchpfeifferung der auerbach'ſchen Novelle ſich abzuſpielen begonnen hatte.

Da ich an meinem damaligen Aufenthaltsorte noch nicht das Vergnügen gehabt hatte, irgend eine Dame außer Frau Ziegenmilch kennen zu lernen, ſo war es begreiflich, daß die beharrliche Neugierde der Logeninhaberin auch mich neugierig machte.

Die Dame ſaß ganz allein in der Loge, und da ich ſie früher nicht bemerkt hatte, mußte ſie erſt lange nach Beginn des Stückes gekommen ſein. Aber da ihr Kopf vorwärts geneigt und ihr Geſicht von dem fatalen Tubus beſchattet war, konnte ich nur eine Fülle à la Grecque geſcheitelten lichtbraunen Haares, eine prächtige Büſte und zwei herrlich geformte, durch ihre blendende Weiße die Spitzenmanſchetten beſchämende Vorderarme ſehen.

Endlich ſanken dieſe Arme mit dem verwünſchten Tubus auf die Logenbrüſtung nieder und — oh Himmel! — ich erblickte meine reizende, nur allzu unvergeſſene Reiſebekanntſchaft vom Gießbach und Faulhorn wieder.

Der Name Julie ſtieg mir laut aus der Bruſt in die Kehle und ich mußte meine Lippen zuſammenpreſſen, um ihnen denſelben nicht entwiſchen zu laſſen.

Sie mußte meinen überraſcht fragenden Blick wahrgenommen, mußte bemerkt haben, daß ich in frohem Schrecken halb von meinem Sitze aufgefahren; aber kein Augenwink, keine Bewegung von ihrer Seite verrieth die Wiedererkennung.

Sie fixirte mich noch eine Sekunde mit bloßen Augen und wandte dann dieſe großen ſchwarzen Augen, deren Feuer mit dem des funkenſtreuenden Solitärs, den ſie als Buſennadel trug, wetteiferte, gleichgiltig von mir ab und der Bühne zu.

„Sie hat dich wohl längſt vergeſſen oder will vergeſſen, daß du ſie einſt gekannt und — geküßt haſt, armer Junge!" ſprach ich mit einem Seufzer bei mir. Dann hüllte ich mich in meinen dazumal, ach, ſehr erkünſtelten Stoiciſmus und ſagte mir: „Bah, was weiter? Ein ſchöner Jugendtraum, verflogen wie ſo viele andere ſchöne Jugendträume."

Ich beſchloß, gar nicht mehr nach der Loge hinzuſehen, that es aber doch immer wieder, wobei ich mich bemühte, ebenfalls ganz gleichgiltig auszuſehen. Dieſe Heuchelei war indeſſen ganz überflüſſig, denn Fräulein Julie nahm nicht die geringſte Notiz mehr von mir.

Das ärgerte mich denn doch verteufelt und in nicht eben guter Laune machte ich mich nach Beendigung des Stücks kurz von dem zugleich „genialen" und „praktiſchen" Herrn Rumpel los und führte meine Prinzipalin hinaus.

Als wir draußen die Vortreppe hinabſtiegen, war eine Dame, welcher ein Livreediener den Schlag ihrer Equipage öffnete, gerade im Begriffe, den Fuß auf den Tritt zu ſetzen, wandte ſich aber halb, um ihren Mantel zurecht zu ziehen, und da fiel ihr Blick auf mich, den er aber nur flüchtig ſtreifte, während er mit faſt impertinent forſchendem Ausdrucke einen Moment auf der Dame an meinem Arme haftete.

Es war Fräulein Julie; aber ich war zu ſtolz, auch nur mittels eines Blickes auf die frühere Bekanntſchaft mich zu berufen, und was Frau Ziegenmilch betraf, ſo war ſie zu ſehr damit beſchäftigt, den verehrungsvollen Abſchiedsgruß des Redakteurs der „Konſervativen Hetzpeitſche“, der uns gefolgt war, zu empfangen, als daß ſie den forſchenden Blick der jungen Dame beachtet hätte.

Dieſe ſchlüpfte raſch in ihren Wagen, der mit Pomp davonrollte, und ich ſchalt mich einen Dummkopf, daß ich dem Rädergeraſſel lauſchte, bis es verhallte, aber ich that doch ſo und fürchte ſehr, Frau Lelia habe, während wir heimgingen, im ſtillen mit Recht gewünſcht, ſtatt ihres ungalant zerſtreuten und einſilbigen Begleiters lieber den „immens“ gefühlvollen und artigen Herrn Profeſſor Rumpel an der Seite zu haben.

# Viertes Kapitel.

Eine jener alten Geſchichten, die immer neu bleiben. — Das verzauberte Hauptbuch. — Doktor ſchwindelhaber'ſches Augenwaſſer und ein wunderliches Augenleiden. — Autor kommt jemand „verheirathet" vor und erhält ein Billet zugeſteckt.

Am folgenden Tage brachte die „Konſervative Hetzpeitſche" zwei Artikel, deren erſter von der ſittlichen und politiſchen Bedeutung des Handels, deren zweiter mit Bezugnahme auf die geſtrige Lorelei von der dichteriſchen Berechtigung der Frauen handelte. Beide Artikel waren brillant geſchrieben, ſo zwar, daß ſich jeder Kaufmann einbilden konnte, er machte, während er rein nur für ſich „machte", eigentlich Weltgeſchichte, und jede Abonnentin einer Leihbibliothek, ſie ſei zum mindeſten eine halbe Sappho oder Sand.

Herr Rumpel hatte ſo zu ſagen dieſe beiden Artikel als ſeine Vorläufer und Anmelder in das ziegenmilch'ſche Haus geſandt, denn am nächſten Tage kam er ſelbſt, und zwar unter dem Vorwande, mich zu beſuchen, ſeinen „alten liebwerthen Freund", wie er ſich auszudrücken geruhte. Wir waren gerade im Begriffe, vom Mittagstiſch aufzuſtehen, und ſo konnte ich nicht umhin, den Herrn „Profeſſor" meinem Prinzipal in aller Form vorzuſtellen.

Herr Ziegenmilch, ein Stockkonſervativer, wie, genau angeſehen, ſo ziemlich alle Geſchäftsleute, die überhaupt eine politiſche Meinung haben, nahm den Redakteur der Hetzpeitſche, welcher damals in Wahrheit keine kleine Rolle ſpielte, mit großer Artigkeit auf und überhäufte denſelben mit Komplimenten über ſeinen geſtrigen Leitartikel, welchen er „enorm, aber auch ganz enorm“ fand, und zwar ebenſo „enorm praktiſch“ als „enorm geiſtig.“ (Beiläufig bemerkt, wo wir geiſtreich oder geiſtvoll ſagen, ſagen die Schweizer kurzweg „geiſtig“. Anfangs kommen einem Ausdrücke wie zum Beiſpiel: „Das iſt ein geiſtiger Pfarrer; er hat geſtern eine geiſtige Predigt gehalten“ — ſonderbar vor.) — Auch Frau Lelia, nachdem ſie eine Viertelſtunde lang die geziemende beſcheidene Zurückhaltung beobachtet hatte, fand Gelegenheit, ihr Wort anzubringen und dem Herrn Profeſſor für ſeinen „immens gefühlvollen“ Frauenartikel Dank zu ſagen. Herr Rumpel ſeinerſeits führte ſeine Rolle mit höchſter Meiſterſchaft durch, indem er ſich gleichſam in zwei Hälften theilte. Die eine dieſer Hälften, die dann doch wieder durch das Band einer göttlichen Sicherheit, um nicht zu ſagen Unverſchämtheit, verbunden wurden, war Herrn Ziegenmilch zugekehrt und praktiſch jeder Zoll, die andere, Frau Ziegenmilch zugewandt, ſchillerte in allen Farben idealiſcher Gefühlſamkeit. Er blieb auch nicht zu lange, der Schlaukopf, ſondern empfahl ſich, nachdem er meinem Prinzipal einige myſteriöſe Winke über eine in der europäiſchen Geſchäftswelt bevorſtehende Geldkriſis gegeben und ihm dabei kordial die Hand geſchüttelt und nachdem er für Madame ein „immens geiſtiges“ Wort über ihre Lieblingsdichterin George Sand hingeworfen und ihr in ehrfurchtsvoll galanter Weiſe die runde Patſchhand geküßt hatte. Herr Ziegenmilch begleitete den Vielgewandten bis unten an die Treppe und ſagte ihm dort noch mit Emphaſe: „Es wird mir eine große Ehre ſein, Herr Profeſſor, wenn Sie mein Haus häufig mit Ihrer Gegenwart beehren wollen.“

Armer Ziegenmilch! dachte ich und ging an meine Arbeit, entſchloſſen, bei erſter Gelegenheit meinem Prinzipal eine verſtändliche Andeutung zu geben, daß es nicht immer „praktiſch“ ſei, ſich mit renommirten Leuten von der Gattung des Herrn Rumpel einzulaſſen. Die Gelegenheit fand ſich auch einige Tage ſpäter, allein ich erzielte mit meiner Warnung nur, daß mir Herr Ziegenmilch deutlich zu verſtehen gab, er fände es ſeltſam, daß ich, wie es ſcheine, eine ſo „enorme“ Perſönlichkeit, wie mein Landsmann ſei, nicht zu würdigen wüßte.

So ſind die Menſchen. Sie wollen lieber zehn Lügen als eine Wahrheit hören. Wer ihrer Eitelkeit, ihren Vorurtheilen ſchmeichelt, der hat ſie. Auch eine jener alten Geſchichten, die immer neu bleiben.

Der Redakteur der „Konſervativen Hetzpeitſche“ wurde von jenem Tage an ein viel und gern geſehener Gaſt bei Ziegenmilch und Komp. Ich fühlte weiter keinen Beruf, ihm das Terrain ſtreitig zu machen, wohl aber fühlte einen ſolchen Beruf Herr Arthur Puff, der in Herrn Rumpel einen gefährlichen Konkurrenten ſehen mochte, weniger einen Konkurrenten um Frau Lelia, als vielmehr um den Bordeaux und die Manilas ihres Herrn Gemahls. Herr Puff, ein Ultraradikaler, erhob alſo innerhalb der Wände des ziegenmilch'ſchen Hauſes einen kleinen ſatiriſchen Krieg gegen den Schwinger der konſervativen Hetzpeitſche, allein Herr Rumpel ſchwang dieſe wirklich mit ſo viel Humor, daß der ſatiriſche

Malerſtock ſeines Gegners nicht dagegen aufkommen konnte. Herr Puff räumte aber dennoch das Feld nicht, ſondern es kam zwiſchen ihm und ſeinem Gegner zu einem bewaffneten Waffenſtillſtand, deſſen Hauptbedingung war, beſagten Bordeaux gemeinſam zu trinken und beſagte Manilas gemeinſam zu rauchen. „Ein unverſchämter Schuft, dieſer hergelaufene Rumpel!“ pflegte dann Herr Puff zu mir zu ſagen. „Er lügt, daß die Balken krachen: aber er weiß amüſirlich zu lügen, das muß man ihm laſſen. — „Ein hölliſch grüner Junge, dieſer Puff!“ äußerte dagegen Herr Rumpel. „Hat die furioſe fixe Idee, ein Künſtler zu ſein; aber er trinkt gut und iſt im ganzen ein pläſirliches Kerlchen — wiſſen Sie?“

Ich ging alſo an jenem Tage, wo ſich Herr Rumpel ſo erfolgreich bei uns einführte, an meine Arbeit und nahm das Hauptbuch vor, um die reſtirenden Einträge zu machen. Da ich aber im Komptoir einen Brief von Fabian an mich vorgefunden, ſo ſchoben ſich die lieben Züge des Freundes, der mir ſchrieb, daß er ſeine Primiz gefeiert habe und jetzt im Begriffe ſei, ein Vikariat anzutreten, immer wieder an die Stelle der eintönigen Zahlen, die ich im Soll und Haben zu regiſtriren mich bemühte. Neben Fabians Geſicht tauchten auch andere liebe Geſichter auf den weißen Blättern vor mir auf, das Hildegards, das Iſolde's und hinter dieſem — ich mochte wollen oder nicht und weiß der Himmel! ich gab mir alle erdenkliche Mühe, nicht zu wollen — das reizende Geſicht, welches ich vorgeſtern Abend in der Proſceniumsloge wiedergeſehen hatte. „Sie iſt noch ſchöner geworden, dieſe Julie“, ſagte ich bei mir, „viel ſchöner als damals, wo ſie nicht ſo beleidigend gleichgiltig gegen mich that.“

„Ach was!“ unterbrach ich mich unwillig, „dummes Zeug!“ und ſchlug das Blatt um, damit ich das verführeriſche Geſicht los würde.

Aber, leider, es erſchien auch auf dem folgenden Blatt wieder, inmitten einer Reihe mit mechaniſchem Eifer von mir hingemalter Zahlen.

Ich wandte meine Augen, um ſie zu zerſtreuen, von dem Hauptbuche ab und dem auf den Laden hinausgehenden Fenſter zu, aber — mein Gott! dort hinter den Spiegelſcheiben ſtand ja wieder Fräulein Julie, kein Phantom der gaukelnden Phantaſie, ſondern leibhaftig, wahrhaftig in der ganzen Wirklichkeit ihrer ſchönen Erſcheinung.

Gerade dem Fenſter gegenüber vor dem Ladentiſche ſtehend, auf welchem zwei unſerer Ladenjungfern den Inhalt von allerhand Schachteln und Schächtelchen geſchäftig vor ihr ausbreiteten, mußte ihr Blick auf mir geruht haben; denn als ich plötzlich aufſah, erhaſchte ich noch einen Blitz der ſchwarzen Augen, die ſich ſofort auf die Verkaufsgegenſtände ſenkten.

Als ſie ſich nicht wieder erhoben, brummte ich erboſt in mich hinein: „Nun, mein Fräulein, wenn Sie mich abſolut nicht ſehen wollen, will ich Sie auch nicht ſehen!“

Sprach's und beugte mich tiefer, als nöthig geweſen wäre, auf das unglückſelige Hauptbuch nieder, ungeheuer bemüht, in den Zahlenreihen mich zu orientiren, die ganz anarchiſch vor meinen Augen herumtanzen.

„Ein ſo dummer Junge wie du iſt mir noch gar nicht vorgekommen!“ ſchalt ich mich im höchſten Zorne, als die Thüre aufging und eines der Ladenmädchen hereintrat mit den Worten:

„Herr Hellmuth, eine Dame wünſcht von Ihnen eine genaue Gebrauchsanweiſung des neuerfundenen Dr. ſchwindelhaber'ſchen Augenwaſſers zu erhalten."

Was war da weiter zu machen, als dem Verlangen der Dame nachzukommen?

Ich ging alſo hinaus und machte dem ſchönen Fräulein eine tiefe Verbeugung. Sie erwiderte dieſelbe mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes, wie es eben eine Dame der reichen und vornehmen Welt einem armen Teufel von Kommis zutheil werden läßt.

Ein Fläſchchen des genannten Arkanums in der Hand haltend, winkte ſie mich mit der andern an ein Fenſter und ſagte:

„Mein Herr, ich las geſtern eine ſehr poetiſch ſtiliſirte Annonce über die wunderbaren Wirkungen dieſer Tinktur. Darf ich", fügte ſie mit gedämpfter Stimme hinzu, „vielleicht fragen, ob ich die Ehre habe, dem Autor dieſes vortrefflichen Gedichtes gegenüber zu ſtehen?"

Als ſie ſo ſprach, ziſchten und kicherten aus den voll auf mich gerichteten Augen der Schönen tauſend Schlänglein des Spottes mich an und um ihre Mundwinkel ward für einen Augenblick wieder jener Eidechſenzug ſichtbar, den ich ſchon früher bemerkt hatte.

Ich nahm mich aber tapfer zuſammen und erwiderte ſo kommishaft gemeſſen als nur immer möglich:

„Mein Fräulein, Klimpern gehört überall zum Handwerk und Geſchäft iſt Geſchäft, wie mein Herr Prinzipal zu ſagen pflegt."

„Sie wollen ſagen, Geſchäft ſei Schwindel und Schwindel ſei Geſchäft?"

„Nun ja, wenn es Ihnen beliebt. Aber leiden Sie wirklich an den Augen?“

„Was geht das Sie an, mein Herr?“

„Nichts, mein Fräulein.“

Sie drehte das Fläſchchen heftig zwiſchen Daumen und Zeigefinger und ſagte noch leiſer, als ſie bisher geſprochen hatte:

„Ich leide wirklich an den Augen, das heißt ich habe die wunderliche Illuſion, manchmal, beſonders bei ſchlechter Beleuchtung, zum Beiſpiel in unſerm Theater hier, wildfremde Menſchen für alte Bekannte zu halten.“

„Wunderlich, in der That!“

„Nicht wahr?“

Ihr Auge, deſſen Ausdruck ſo raſch wechſelte, wie die Gedanken im Menſchenherzen, blitzte mich zornig an. Aber ich hielt den Zornblitz aus, ohne zu zucken. Wahrſcheinlich hatte ſie erwartet, ich würde mich als einen alten Bekannten zu legitimiren ſuchen, das heißt mich vor ihr demüthigen. Allein ich wollte dem Dämchen zeigen, daß ein Gentleman auch als Kommis doch immer Gentleman bleibt.

Vielleicht las ihr durchdringender Blick ſo etwas in meinem Auge, denn ſie ſagte merklich milder als vorhin:

„Auch vorgeſtern Abend, im Theater, ſpielten meine Augen mir ſo einen Streich. Denken Sie, mein Herr, ich hätte wohl eine Viertelſtunde lang darauf geſchworen, in Ihnen einen alten, guten Bekannten zu erblicken“ — ſie betonte das „guten“ ſo ſchelmiſch-zärtlich und begleitete es mit einem ſo reizenden Lächeln, daß ich große Mühe hatte, gefaßt zu bleiben — „als ich Sie im Parquet ſitzen ſah, Ihrer Frau Gemahlin zur Seite.“

„Da war in der That eine bedeutende Illuſion im Spiele, mein Fräulein. Ich bin nicht verheiratet."

„Nicht? Seltſam! Sie kamen mir doch ſo … ſo … wie ſoll ich ſagen? … nun ja, ſo verheiratet vor."

Alle Teufelchen des Spottes mitſammen hätten das Wort „verheiratet" nicht ſo auszuſprechen vermocht, wie Fräulein Julie es ausſprach. Es klang, ſo abſonderlich das dem geneigten Leſer vorkommen mag, ja, es klang ganz wie „heruntergekommen", aber doch auch wieder nicht beleidigend, ſondern ſo entſchieden komiſch, daß ich laut auflachte.

„Sehen Sie, mein Herr", ſagte Fräulein Julie, ihre Roſenlippen für einen Moment im Lächeln ſo weit öffnend, daß dahinter der weiße Schmelz ihrer Zähne ſichtbar wurde, „ſehen Sie, wenn Sie die ernſte Amtsmiene eines Repräſentanten der Firma Ziegenmilch und Komp. beiſeite legen und lachen, ſo kehrt meine wunderliche Illuſion wieder."

„Merkwürdig! Aber noch merkwürdiger iſt, daß Ihre Illuſion mit anderen Illuſionen die Eigenſchaft zu theilen ſcheint, epidemiſch zu ſein. Mir kam nämlich ſchon vorgeſtern im Theater der illuſoriſche Einfall, ich ſei früher einmal irgendwo einer jungen Dame begegnet, die ......"

„Genug!" fiel ſie mir raſch und laut in's Wort, auf eines der Ladenmädchen blickend, welches ſich neugierig in unſerer Nähe zu ſchaffen machen wollte. „Ich werde genau nach Ihrer Gebrauchsanweiſung verfahren, mein Herr. Haben Sie die Güte, mir das Fläſchchen einzuwickeln oder einwickeln zu laſſen."

Sie trat an den Ladentiſch, zog ihre Börſe, bezahlte und wandte ſich nach der Thüre. Ich hatte inzwiſchen ihren Befehl erfüllt und überreichte ihr das Dr. ſchwindelhaber'ſche Arkanum.

In dem Augenblicke, wo ihre behandſchuhten Finger meine Hand ſtreiften, fühlte ich in dieſer ein glattes Papierſtückchen.

Ich ſchloß ſie raſch und öffnete mit der andern der Weggehenden die Thüre. Sie ging hinaus, meine tiefe Verbeugung unbeachtet laſſend, und ich vermied es, ihr nachzuſehen. Dagegen eilte ich möglichſt ſchnell in's „Kontorkabinett", ſtellte mich dort in den ſicherſten Winkel und entfaltete das heimlich empfangene Billet.

Auf duftiges Seidenpapier waren mit einer nachläſſig kühnen, doch ungleichen und wie in Sprüngen ſich bewegenden Hand dieſe Worte geworfen:

„Schickte es ſich für mein ‚zartes' Geſchlecht, ſo würde ich mit jenem franzöſiſchen Satiriker zu Ihnen ſagen: Que diable! qu' allez-vous faire dans cette galère? So aber frage ich manierlich: Wie kann es denn ein Menſch Ihres Schlages — nämlich des Schlages, wie er in Zeiten war, wo es deutſche Studenten gab, die das Loswerden von perfiden Steinen auf ſteilen Steigen zu allerlei Unfug zu mißbrauchen verſtanden — ja, wie können Sie es denn in dieſer ziegenmilch'ſchen Sudelküche des Unſinns aushalten? Pfui! … Oder ſchmeckte Ihnen doch die Ziegenmilch — Sie verſtehen mich, mein Herr Exführer von weiland — ja, ſchmeckte Ihnen vielleicht doch die Ziegenmilch beſſer, als ich zu Ihrer Ehre annehmen will? . . . . Alſo Sie ſind Kaufmann geworden? Seltſam, doch qu'importe? Nur dauern Sie mich, daß Sie in der abſcheulichen Bude vergraben ſein ſollen. Ich will Ihnen daher im Vertrauen ſagen, daß ich zufällig, aber beſtimmt weiß, im Komptoir der großen hieſigen Firma Gottlieb Kippling ſei eine gute Stelle offen, die Stelle eines Korreſpondenten, welcher, wenn er Talent und Luſt dazu hat, auch mit wichtigen Miſſionen nach europäiſchen und außereuropäiſchen Handelsplätzen betraut wird. Da kann einer ein ganz anderer Antonio oder, wenn Sie wollen, ein anderer Shylock werden als bei Ziegenmilch und Komp. Wollen Sie es probiren? In dieſem Falle rathe ich Ihnen nur noch, Herrn Gottlieb Kippling gegenüber ſo geſcheid als möglich zu ſein, denn er iſt es auch.

Julie."

## Fünftes Kapitel,

in welchem etwas Sophiſterei und viel Moral getrieben wird.

Wären Sie, meine ſchöne Leſerin, und Sie, mein biederer Leſer, durch den bisherigen Verlauf meiner Geſchichte nicht hinlänglich belehrt worden, daß Sie es mit keinem Romanhelden, ſondern mit einem ſchlichten Menſchen zu thun haben, ſo müßte ich ſehr befürchten, daß in dieſem Kapitel wiederum eine arge Enttäuſchung Ihrer wartete. Denn ein Romanheld müßte nach dem zuletzt gemeldeten Erlebniß von rechtswegen oder, wenn Sie wollen, von Roman-Pſychologie wegen jetzt in einen weitläufigen Seelenkampf verfallen, aus welchem er, abermals der Roman-Pſychologie zufolge, natürlich als ſieghafter Tugendheros hervorgehen würde. Alles dieſes Schöne wird im Nachſtehenden nicht ſtattfinden, denn ich bin weiter nichts als ein gewiſſenhafter Selbſtbiograph, der gerade als ſolcher ſehr gut weiß, daß er von einem wirklichen Menſchen aus Fleiſch und Bein, behaftet mit allen Schwächen der menſchlichen oder, genauer geſprochen, der männlichen Natur, zu erzählen hat.

Zwar ſo ganz ohne innern Kampf ging es doch auch nicht ab. Die Zuſchrift von Fräulein Julie hatte mich, wie ich geſtehe, im erſten Augenblick ſehr angenehm überraſcht. Hatte doch das ganze Abenteuer jenes romantiſche Ichweißnichtwas an ſich, welches junge Herzen ſo leicht höher ſchlagen macht. Die Wiedererſcheinung Julie's in meiner Lebensſphäre war wiederum, wie es bei unſerem erſten Zuſammentreffen geweſen, von einer leidenſchaftlichen Aufregung meines ganzen Weſens begleitet. Man braucht das nicht gerade im grobſinnlichen Sinne zu nehmen; aber es wäre Heuchelei, wollte ich ſagen, daß etwas wie Sinnlichkeit nicht ſtarken Antheil an dem lebhaften Intereſſe gehabt hätte, welches mir die originelle, pikant-kecke junge Dame einflößte. Allerdings drängte ſich mir auch jetzt wieder, wie früher ſchon, ſtets die Vergleichung Julie's mit Iſolde auf und es fiel dieſe Vergleichung nie zu Gunſten der erſteren aus; aber — was ſoll ich viele Worte verſchwenden, um andern einen Seelenzwieſpalt klar zu machen, der mir ſelber nie recht klar geworden? — genug, Julie's Erſcheinung übte auf mich lange eine Wirkung, welche ich eine dämoniſche nennen möchte, wenn ſich mit dieſem Worte nicht allzu myſtiſche Vorſtellungen verbänden.

Aus der erſten Leſung von Julie's Billet folgerte ich nur, daß die junge Dame mich nicht vergeſſen hätte und Antheil an mir nähme, was doch immerhin eine ſchöne Thatſache ſei. Hinterher kam dann die Kritik und fand an dem Billet ſehr viel auszuſetzen. Wie unzart die Vorausſetzung eines unſtatthaften Verhältniſſes meiner Perſon zu Frau Ziegenmilch und wie unzart, um nicht zu ſagen wie gemein war dieſe Vorausſetzung ausgedrückt! Durfte ein junges Mädchen ſo ſchreiben? Iſolde würde nie und nimmer ſo ſich geäußert haben. Wie verſchieden, wie grundverſchieden war die Vorſtellungsweiſe, die ſich in Julie's

Zeilen ausſprach, von der hohen und reinen, allem Gemeinen unzugänglichen Gedankenwelt meiner edlen Jugendgeſpielin!

Aber die Gegenwart macht ihre Rechte an den Menſchen ſo gebieteriſch geltend, daß nur in ſeltenen Fällen unſere Schwäche dagegen aufkommen kann.

Julie zeigte mir einen Weg, auf welchem ich möglicher Weiſe vorwärts kommen konnte, und ich wollte ja vorwärts kommen. Warum alſo nicht den Verſuch machen?

Ach, es gibt nicht Sophiſtiſcheres als die Thorheit oder die Leidenſchaft des Menſchen.

Ich ſchämte mich doch ein wenig, aber freilich nur ein wenig vor mir ſelbſt, wenn mein natürliches Gefühl den Schleier der Sophiſmen zerriß, womit ich meine lebhafte Neugier, meinen drängenden Wunſch, mehr von Julie zu erfahren und das ſeltſame Mädchen nicht wieder aus den Augen zu verlieren, zu verhüllen trachtete. Ich zweifelte nicht daran, daß die junge Dame zu Herrn Gottlieb Kippling irgendwie in Beziehung ſtehen müßte.

Auf der andern Seite, um mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, war ich ohnehin ſchon ſo halb und halb entſchloſſen geweſen, mein Geſchick nicht länger, als eben unumgänglich nöthig, an das von Ziegenmilch und Komp. zu knüpfen. Vielleicht, daß dies undankbar von mir gehandelt war, denn mein Herr Prinzipal hatte mir in der That großes Wohlwollen erwieſen und ich glaubte auch annehmen zu dürfen, daß ſelbſt die mir in Ausſicht geſtellte Aſſociéſchaft mehr ſei als Humbug. Allein das ganze Geſchäft ging mir gegen den Mann. Wie bitter hatte ich die Beſchämung empfunden, vor Fräulein Julie ſtehen zu müſſen ſo zu ſagen als Mitbetheiligter an einem von der jungen Dame ſo unverhohlen verhöhnten Schwindel! Und dann war mir der Aufenthalt im ziegenmilch'ſchen Hauſe, obgleich ich — weiß der Himmel! — nie auf den Rang eines Tugendhelden Anſpruch machte, auch noch aus anderen Urſachen drückend. Wer das Glück gehabt hat, im elterlichen Hauſe Zeuge eines zugleich heiteren und ſittlichen Familienlebens zu ſein, wird dieſes nie vergeſſen, über gewiſſe Dinge nie ſich hinwegſetzen können. Das ziegenmilch'ſche Haus war nun aber trotz ökonomiſchen Gedeihens hinter dem Schein bürgerlicher Wohlanſtändigkeit ein innerlich zerrüttetes. Herr Ziegenmilch vernachläſſigte ſeine Frau und ich hatte ſtarke Gründe, zu glauben, daß er ſeine Abende keineswegs nur mit harmloſem Statſpiel, zehn Points zu zwanzig Centimes, ausfüllte. Hätte ich doch keine Augen haben müſſen, wollte ich nicht ſehen, daß die hübſcheren unſerer „Ladenjungfern" dem Prinzipal nicht nur officielle, ſondern auch officiöſe Dienſte leiſten mußten, und ich war nach dieſer Richtung hin eines Tages wider Willen Zeuge einer häßlichen Scene, welche ſogar die ſanfte Frau Lelia in Zornkrämpfe verſetzte. Dieſe, von Natur unzweifelhaft gut und ſittſam, war ſo allmälig in den Gedanken hineingetrieben worden, die ihr widerfahrene Vernachläſſigung an ihrem Gatten zu rächen. Ich bin feſt überzeugt, nicht zu viel zu ſagen, wenn ich bei dieſer Gelegenheit behaupte, daß eine Frau ſelten oder nie den Fehlweg einſchlägt, ohne daß die auf demſelben ſichtbaren Fußſtapfen ihres vorangegangenen Mannes ſie zur Nachfolge einladen. Es iſt nicht Frauennatur, die Initiative zu ergreifen; wenn aber ausnahmsweiſe, ſo iſt es unendlich viel häufiger eine Initiative zum Rechten als zum Schlechten. Doch ich will erzählen, ſtatt zu moraliſiren.

Am zweiten Tage nach dem Abenteuer mit dem Dr. ſchwindelhaber'ſchen Augenelixir befand ich mich auf dem Wege zum Komptoir des Herrn Gottlieb Kippling.

Ich hatte an meinem damaligen Aufenthaltsorte bisher ſehr zurückgezogen gelebt, anfangs aus nothgedrungener Sparſamkeit, dann aus Laune, wenn man die Abſicht, meine Freiſtunden zu benutzen, um meine bönhaſenfüßigen Kenntniſſe im induſtriellen und kommerziellen Fache mit etwas zunftgemäßeren zu vertauſchen, ſo nennen will. Ich fand dabei allerdings, daß die Erwerbung dieſes Zunftwiſſens für einen Mann von Bildung keine Hexerei ſei, aber ein zunftmäßiger Kaufmann iſt darum noch kein guter Kaufmann, ſowie ein guter Kaufmann darum noch lange kein glücklicher iſt. Ich habe Kaufleute gekannt, deren Köpfe gerade ſo hohl waren wie ihre Gewiſſen und die vortreffliche Geſchäfte machten, und andere, die mit viel Geiſt, Wiſſen und Thätigkeit ſehr ſchlechte machten, ohne ſkrupulös zu ſein. Jeder iſt ſeines Glückes Schmied — ja wohl, aber zum Schmieden gehören nicht nur rüſtige Arme, ſondern auch leidlich gutes Handwerkszeug, und dieſes Handwerkszeug das iſt gerade das Glück ſelber. Man frage doch jeden ehrlichen, nicht eiteln Glücklichen, was er ſelbſt und was die Verhältniſſe für ihn gethan, und man wird Antworten erhalten, welche zeigen, daß das erwähnte Sprichwort wie noch eine Menge anderer Sprichwörter, weiter nichts iſt als eine taube Nuß mit vergoldeter Schale. Kleine und große Kinder mögen damit ſpielen, aber ſie ja nicht öffnen ... Ja, die im Purpur des Ranges und Reichthums geborenen Glücksprinzen, welche ihr Lebenlang die gemeinen Sorgen des Daſeins „tief im weſenloſen Scheine" unter ſich liegen haben, ſie können am Ende leicht dazu kommen, ſich für ihres Glückes Schmiede zu halten. Sie brauchen dabei weiter nichts zu thun, als ſich vor Zuchthaus und Schaffot zu wahren. Wer ſich aber tüchtig im Leben tummeln muß, um überhaupt leben zu können, wer „die gemeine Wirklichkeit der Dinge" nicht blos vom Hörenſagen, ſondern vielmehr vom täglichen Kampfe mit derſelben kennt, der wird frühzeitig Beſcheidenheit lernen und ſich nicht einbilden, daß der Menſch ſeines Schickſals ſouveräner Herr und Gebieter ſei. Natürlich ſpreche ich hier hauptſächlich vom äußerlichen Glück; aber ich verſchweige dabei keineswegs, daß nach meiner Erfahrung bei fortgeſetztem äußerem Mißgeſchick das innere Glück, das heißt die harmoniſche Stimmung der Seele, ein Ding iſt, an deſſen Realität nur Schuljungen und Heilige glauben können. Schuljungen giebt es auch zu unſerer Zeit noch genug und zwar ſehr große, Heilige dagegen meines Wiſſens keine mehr, außer etwa ſolche à la Krispinus, die das geſtohlene Leder zu recht bequemen Schuhen zu verarbeiten wiſſen, nicht für die Füße der Armen, aber für die eigenen.

Ich wollte ſagen, daß ich trotz meiner zurückgezogenen Lebensweiſe die Lage des Hauſes oder Palaſtes, wo der große Handelsherr Gottlieb Kippling reſidirte, wohl kannte. Die weitläufigen, Reichthum und eine außerordentlich vielſeitige Geſchäftsthätigkeit ankündigenden Gebäulichkeiten waren mir während meiner einſamen Spaziergänge im Abendzwielicht des Frühlings mehrmals aufgefallen.

Wie ich bereits erwähnte, iſt die Lage der Stadt eine höchſt glückliche, die Umgebung anmuthig und prächtig zugleich. Ein herrliches Seebecken zieht ſich ſüdwärts in halbmondförmiger

Geſtalt fünf bis ſechs Meilen weit gegen das Hochgebirge hinauf, deſſen Koloſſe ihre glänzenden Schneekronen über maleriſch geſchwungene, dunkelbewaldete Vorberge herabſchimmern laſſen. Rings um den See läuft eine von der ſorgſamſten Bodenkultur zeugende Guirlande von Rebengeländen, Baumgärten und grünen Matten, aus welchen die weißen Häuſer zahlreicher ſtattlicher Dörfer — ſtattlichere wirſt du nirgends, aber auch gar nirgends finden — hervortreten, hier weit an den Gehängen hinauf zerſtreut, dort wieder zu großen Gruppen zuſammentretend, die, vom regſten induſtriellen Leben erfüllt, recht wohl auf den Namen von Städten Anſpruch machen könnten. Gegen Norden zu verengt ſich das Seebecken mehr und mehr bis zur Breite von einer halben Stunde und verliert ſich zuletzt in einen ſchönen Strom, an deſſen beiden Ufern die Stadt erbaut iſt. Beim Uebergang des Sees in den Fluß ſpringt eine kleine Inſel, eine ehemalige Schanze, in das Waſſer vor und von hier, wie von der ſchönen Brücke, die ſich etwas weiter zurück über den Strom ſchwingt, genießt man eines bezaubernden Blickes über den See hinauf zu den Alpenfirnen. Gegen Oſten lehnt ſich die Stadt an mit Landhäuſer beſäete, ſanftanſteigende Weingärten, gegen Weſten lagert ein langer, ſchmalrückiger Gebirgszug, deſſen höchſte, vielbeſuchte Kuppe eine Rundſicht bietet, die zu den ſchönſten des Landes gezählt wird. Die Stadt iſt alt und als Stadt nicht gerade ſchön, in manchen Quartieren ſogar von mittelalterlich winkeliger und finſterer Phyſiognomie. Aber ſie beſitzt prachtvolle, aus neuerer Zeit ſtammende öffentliche Gebäude, beſonders Schulen und Hoſpitäler, während mit Ausnahme einiger da und dort an beiden Seeufern liegender Villen großer Handelsherren, die Privathäuſer durchſchnittlich beſcheiden und ſogar unanſehnlich ſind. Dieſes Verhältniß der privatlichen zu den öffentlichen Gebäuden legt, meine ich, für die republikaniſche Staatsform kein unkünſtiges Zeugniß ab. Auf den lebhaften Hafen der Stadt blickt ernſt ein alter zweithürmiger Dom romaniſchen Stils, deſſen Erbauung, wenn ich nicht irre, die Sage Karl dem Großen zuſchreibt. Das Straßenleben iſt ein außerordentlich lebendiges und zwar im Winter wie im Sommer, während deſſen allerdings die von allen Ecken und Enden der Welt herbeiſtrömenden Fremden noch mehr Buntheit in das Treiben und Drängen bringen.

Der See ſchickt neben ſeinem breiten Abfluß, dem klaren grünen Strom, noch mehrere ſchmale Ausläufer in das Land herein, welche früher als Feſtungsgraben benutzt wurden. Die große Reformbewegung der dreißiger Jahre beſeitigte, wie noch manche andere mittelalterliche Verrottung, auch die Feſtungswerke, welche die Stadt peinlich eingeſchnürt hatten. Die Waſſergräben ſind entweder zugeſchüttet worden, um für neue Straßenanlagen Raum zu gewähren, oder ſie dienen, wo ſie noch exiſtiren, der Induſtrie und dem Handel zur Kommunikation mit der prächtigen Waſſerſtraße des Sees.

An einem dieſer Kanäle erhoben ſich die ausgedehnten Magazine des Herrn Gottlieb Kippling, deſſen Namen ich von meinem Prinzipal bei verſchiedenen Gelegenheiten hatte nennen hören, ohne daß ich weiter darauf geachtet hätte. Jetzt fiel mir ein, daß Herr Ziegenmilch einmal beim Mittagstiſch mit Emphaſe erzählt hatte, er habe vormittags die Ehre gehabt, eine volle Viertelſtunde lang mit dem Herrn Oberſt und Kantonsrath Kippling ſich zu unterhalten. (Beiläufig, ich machte die Bemerkung daß in der Schweiz die großen Fabrikanten und Kaufleute ſehr häufig zugleich Oberſte in der Miliz oder Kantonsräthe, das iſt Mitglieder der geſetzgebenden Behörde ſind. Herr Kippling vereinigte beide Würden in ſeiner Perſon.) Mein Prinzipal hatte von dem großen Handelsherrn mit einer Art religiöſer Ehrfurcht geſprochen, wie etwa in Indien ein Mitglied der Sudrakaſte von einem Haupt der Brahmanenkaſte ſpricht.

Nachdem ich eine Strecke weit am Kanal hinaufgegangen, überſchritt ich denſelben mittels einer Brücke und befand mich nun am Eingange zu dem „Heimweſen“ des Herrn Gottlieb Kippling.

Die Magazine umgaben auf drei Seiten einen großen Hofraum, auf welchem Frachtwagen, Krahnen, Wagen und das Volk der Packer, hier Spanner genannt, paſſiv und aktiv thätig waren. Die vierte Seite des Hofraums war offen und hier, von wo aus das Ganze leicht in Aufſicht gehalten werden konnte, ſtand ein hübſches kleines Haus, deſſen Parterrefenſter mit ſtarken Eiſengittern verwahrt waren. Unaufhörlich gingen da Leute aus und ein, welche nach den Magazinen eilten oder von dorther kamen, Fakturen, Frachtbriefe, Waarenliſten in den Händen. Es war hier ohne Zweifel das Komptoir der Firma Gottlieb Kippling. Ein langes und hohes Eiſengitter, über deſſen der Thüre des Komptoirgebäudes gegenüberliegender Durchgangspforte die Inſchrift: Verbotener Eingang — ſehr großbuchſtäblich angebracht war, trennte den ganzen Geſchäftsraum von einem großen, parkartigen Garten, der ſich mit ſeinen Raſenplätzen, Gewächshäuſern, Baumgruppen und Blumenbeeten längs des Kanals bis zum Seeufer hinaufzog. Von dort herab, durch eine prächtige

Allee von Kaſtanienbäumen und Silberpappeln ſchimmerten aus der Ferne die weißen Wände und großen Spiegelſcheiben des palaſtartigen Wohnhauſes, welches mit der Hauptfronte dem Seeſpiegel zugekehrt war.

„Der Handel nährt, ſcheint es, ſeinen Mann“, ſagte ich bei mir, das große Beſitzthum überblickend.

Dann trat ich in das Komptoirgebäude und ſagte („Praktiſch muß man ſein!“) einem aus einer der Schreibſtuben zu ebener Erde herauskommenden Bureaudiener ſo vornehm barſch als möglich, daß ich Herrn Kippling zu ſprechen wünſche.

„Der Herr Oberſt befindet ſich oben in ſeinem Arbeitszimmer“, gab der Mann höflich zur Antwort, führte mich die Treppe hinauf und bezeichnete mir die Thüre, wo ich anzuklopfen hätte.

## Sechstes Kapitel.

Unterhaltung mit einem großen Manne. — Abermals ein alter Bekannter. — Vier Fragen. — Eine Rede von Oſkar Zigenmilch und Komp. — Der Kontrakt. — Ein freundſchaftliches „Suppäh“. — „Des Nutzens grobem Dienſt verkauft.“

Ich wurde in einem ſehr einfach möblirten Zimmer, von welchem aus aber eine offenſtehende Nebenthür den Einblick in ein deſto üppiger, ja mit orientaliſchem Luxus ausgeſtattetes Kabinett geſtattete, von einem Herrn empfangen, welchen ich ſeiner mit kunſtvollſter Eleganz behandelten braunen Perücke zuliebe nicht geradezu einen alten nennen will, obgleich die ziemlich ſchlaffen und ſchwammigen Züge deſſelben, die tiefen Furchen ſeiner breiten und maſſiven Stirne, die hundert und wieder hundert Falten und Fältchen um Augen- und Lippenwinkel her, endlich der im Verhältniß zu ſeinem Untergeſtell ſicherlich überkorpulente Oberkörper unzweifelhafte Attribute des Alters und nicht der Jugend waren.

Dieſer Herr ſaß in einem braunen Morgenrock, ſonſt aber ſorgfältig angezogen, in einem Rohrſtuhl mit niedriger Lehne vor einem mit zahlloſen Brieffächern verſehenen Bureau und ſchrieb den Rücken gegen die Thüre gekehrt.

„Wer iſt da?“ fragte er bei meinem Eintritte kurz und ſcharf ohne ſich umzuwenden.

„Ein Fremder“, gab ich zur Antwort, „der ſich Ihnen Herr Oberſt, vorſtellen möchte.“

„Zu welchem Zweck?“ fragte er wieder und wandte ſich dabei halben Leibes läſſig gegen mich um.

Unter den achteckigen Gläſern eines ſchwergoldenen Brillengeſtells hervor, welches faſt ganz oben auf der Wurzel einer unſchönen, an ihrer Spitze in’s Violette ſchimmernden Naſe ſaß, ſahen mich ein paar ſchwarze, blitzende Augen durchdringend an.

Ich mußte ſo einen Blick ſchon irgendwo geſehen haben. Wo war es doch nur?

„Ich komme, Herr Oberſt“, ſagte ich, „mich für die Stelle zu melden, welche, wie ich hörte, in Ihrem Komptoir offen iſt.“

„Die Stelle des erſten Korreſpondenten für die auswärtigen Plätze iſt allerdings offen, es hat ſich aber eine ganze Menge tüchtiger Bewerber gemeldet und habe ich auch meine Wahl ſchon ſo ziemlich getroffen.“

„Dann bedaure ich, Sie geſtört zu haben, Herr Oberſt.“

So ſprechend wollte ich meine Verbeugung machen, um mich zurückzuziehen; allein die Augen des Handelsherrn hielten mich feſt.

„Mein Herr“, ſagte er, „Sie ſind Ihrer Ausſprache nach kein Schweizer?“

„Nein. Ich habe die Ehre ein Deutſcher zu ſein.“

„Eine ſonderbare Ehre!“

„Darf ich bitten, mein Herr, mir zu ſagen, wie Sie das meinen?“ fragte ich nun meinerſeits mit ſcharfer Betonung, denn ich hatte während meines Aufenthalts im Lande bereits bemerkt, die Mißachtung, in welcher die Deutſchen häufig dort ſtehen, rühre mit daher, daß viele, um nicht zu ſagen die meiſten meiner dort niedergelaſſenen Landsleute dem bornirten Volksvorurtheil durch affektirte Verachtung ihres eigenen Vaterlandes zu ſchmeicheln ſuchen. Der Schweizer liebt in der Regel ſein Heimatland mit Innigkeit. Dieſe Liebe iſt die ſtärkſte, oft die einzige ideale Seite ſeines Weſens. Er muß daher einen Deutſchen verachten, der im Stile Börne's über Deutſchland ſich ausläßt, um ſo mehr, da der Schweizer, für den Humor überhaupt nicht ſehr ſtark organiſirt, den blutenden Zorn eines Börne nicht verſteht. Meine Erfahrungen haben mich gelehrt, daß der Deutſche, welcher in der Schweiz leben will oder muß, am beſten thut, ſich ſchlechterdings nicht in die öffentlichen Angelegenheiten zu miſchen, ſondern einfach und ſtreng ſeine Pflichten zu erfüllen und dabei von vornherein mit aller Entſchiedenheit darauf zu halten, von den Schweizern, ſelbſt von den höchſtgeſtellten, auf dem Fuß ſozialer Gleichheit behandelt zu werden. Allerdings hat es dieſer oder jener meiner Landsleute durch ein entgegengeſetztes Verfahren, durch einen ihn ſelbſt und ſein Vaterland entehrenden Serviliſmus dahin gebracht, für eine Weile die einflußreiche Kreatur von dieſem oder jenem ſchweizeriſchen Madater zu werden; allein die ganze Herrlichkeit währte doch immer eben nur eine Weile und im ganzen muß man ſagen, daß die Schweizer jedem unter ihnen lebenden Fremden, welcher mit Selbſtſtändigkeit des Charakters einigen Takt des Benehmens vereinigt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie lieben ihn nicht gerade, wie ſie die

Fremden überhaupt nicht lieben, die durchreiſenden ausgenommen, aber ſie achten ihn und mehr kann am Ende keiner verlangen.

Ich erfuhr auch Herrn Gottlieb Kippling gegenüber, daß ich recht gethan, meiner Nationalität nichts zu vergeben. Nachdem ich die erwähnte, verſtändlich genug betonte Frage an ihn gerichtet hatte, wurde die Sprache des Millionärs merklich weniger ſcharf und kurz angebunden. Freilich bat er mich keineswegs um Entſchuldigung, wie ein wahrhaft gebildeter und nobler Menſch gethan haben würde; aber er hatte ſicherlich bemerkt, daß ich im Nothfall der Mann ſei, einem Unverſchämten in ſeinem eigenen Hauſe zu züchtigen. Möglich ſogar, daß das Beſtimmte in meiner Entgegnung einen günſtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Nur vollendete Jammerſeelen wiſſen ein mannhaftes Auftreten nicht zu würdigen. Herr Kippling war aber in ſeiner Art ein Mann, ein ganzer Mann.

Er drehte ſich völlig zu mir um, deutete auf einen Stuhl und ſagte, nachdem er mich abermals fixirt hatte:

„Es iſt eigen, daß mir vorkommt, Sie ſähen jemand ähnlich, dem ich ſchon begegnet ſein muß. Hm! Sie ſind alſo in Deutſchland geboren, mein Herr?“

„Ja, mein Herr.“

„Wo?“

„Im Dorfe Rothenfluh.“

„In Rothenfluh?“ fragte der Millionär, wie mir ſchien, mit einiger Haſt und erhob ſich von ſeinem Rohrſeſſel.

Er ging mit auf den Rücken gelegten Armen einigemal im Zimmer hin und her, unter ſeiner Brille hervor forſchende

Seitenblicke auf mich richtend, und ohne in ſeinem Gange inne zu halten warf er die Frage hin:

„Ihr Name?"

„Michel Hellmuth."

Herr Kippling trat an ſein Bureau, kramte in dort liegenden Papieren und nach einer Weile fragte er, den Rücken gegen mich gewendet und wie völlig zerſtreut:

„So, ſo, mein Herr, Sie heißen Hellmuth? Ein recht wohlklingender Name . . . Sie wurden zum Kaufmann gebildet?"

„Nein, Herr Oberſt, ich habe ſtudirt."

„Was?"

„Theologie und Jurisprudenz."

„Aber wie kommen Sie denn dazu, um eine kaufmänniſche Stellung ſich zu bewerben?"

„Ich wollte weder Pfarrer, noch Staatsbeamter, noch Advokat werden."

„Hm, Sie ſcheinen ſehr wähleriſch zu ſein, junger Mann. Und doch", fügte er hinzu, ſich wieder zu mir kehrend und mich mit einem ſchnellen Blicke vom Scheitel bis zur Sohle muſternd, „und doch ſehen Sie nicht wie ein Taugenichts und Bruder Lüderlich aus."

„Herr Oberſt, ich glaube auch verſichern zu dürfen, daß ich weder das eine noch das andere bin. Zu meinem Entſchluß, die kaufmänniſche Laufbahn zu verſuchen, hat mein Wunſch, fremde Länder zu ſehen, wohl das Meiſte beigetragen. Dann gab der Tod meines Vaters den Ausſchlag."

„Wer war Ihr Vater?" fragte der Millionär, wieder eifrig in ſeinen Papieren herumſtöbernd.

„Der Konſulent Hellmuth, Verwalter der freiherrlichen Herrſchaft Rothenfluh.“

„Wann ſtarb er?“

„Im letzten Winter.“

„Er hinterließ Vermögen?“

„Nur ein ſehr mäßiges.“

„Sie ſind alſo doch nicht ganz mittellos?“

„Doch, mein Herr. Die Hinterlaſſenſchaft meiner geliebten Eltern gehörte von rechtswegen meiner Schweſter. Ich hatte meinen Antheil, jedenfalls den größeren, zum voraus verbraucht, verſtudirt, wenn Sie wollen.“

„Sie ſcheinen aufrichtig zu ſein, junger Mann ... hm ... und ... nun, ſehen Sie, ich war ſeiner Zeit, als ich anfing, Geſchäfte zu machen, ebenfalls ein armer Teufel, beſaß ſo zu ſagen keinen Franken, keinen Rappen ... Thätigkeit, mein Herr, Thätigkeit, Kühnheit und praktiſches Talent, das macht den Geſchäftsmann ... So, ſo, Sie beſitzen alſo nichts?“

„Nichts, ausgenommen Muth, guten Willen und, wenn ich es ohne Unbeſcheidenheit ſagen darf, einige Kenntniſſe.“

„Sind Sie in Sprachen bewandert? Verſteht ſich von ſelbſt, ich meine nicht die alten Schulſprachen ... unpraktiſches Zeug!“

„Ich möchte mich auch mit dem, was noch davon an mir hängen geblieben, nicht ſehr brüſten, Herr Oberſt; aber ich verſtehe leidlich franzöſiſch, perfekt engliſch und hinlänglich italiſch.“

„Sie ſagen italiſch ſtatt italieniſch. Warum?“

„Ich erſpare dabei zwei Silben. Zeit iſt Geld.“

Der Millionär, wieder zu mir gewendet, ließ ſich herab, über den ſchlechten Witz zu lächeln. Dann fragte er weiter:

„Sie kommen direkt aus Ihrer Heimat?“

„Nein. Ich habe ſchon einige Zeit in einem hieſigen Geſchäfte gearbeitet.“

„Bei wem?“

„Bei Ziegenmilch und Komp.“

„Bei dem Salben- und Latwergenkrämer?“

„Herr Oberſt, ich habe alle Urſache, Herrn Ziegenmilch dankbar zu ſein. Er gab mir Brot, als ich keins hatte. Aber ich vermag mich mit der von ihm kultivirten Geſchäftsbranche nicht zu befreunden.“

„Hm, ich denke, ich weiß, was Sie ſagen wollen. Aber, mein Herr, Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein. Herr Ziegenmilch iſt ein praktiſcher Mann, ein ſehr praktiſcher. Wird es weit bringen. Beſitzt bereits bedeutenden Kredit auf hieſigem Platz.“

„Ich zweifle nicht daran, aber ...“

„Was bewog Sie denn, gerade der Firma Gottlieb Kippling Ihre Dienſte anzubieten?“

„Der große Ruf dieſer Firma und meine Hoffnung, hier bei befriedigenderer Arbeit auch beſſer vorwärts zu kommen.“

„Sonſt nichts?“

Ich wurde durch dieſe Frage in peinliche Verlegenheit geſetzt. Wie ein Blitz der Erinnerung überkam es mich, daß mein Vater am Grabe ſeiner Mutter einſt zu mir geſagt: „Lüge nie!“ Aber es gibt Lagen.... Ach, das Leben iſt ein ſchlechter Moralprediger.

Zum Glück ließ mir Herr Kippling keine Zeit zu lügen, indem er mein Verſtummen anders deutend, weiter fragte:

„Sie kannten den Namen meiner Firma ſchon früher?“

Sehr froh, der Antwort auf die vorhergehende häklige Frage enthoben zu ſein, beachtete ich kaum den bohrenden Blick, von welchem die letztere begleitet war. Erſt in ſpäterer Zeit, wenn ich mich dieſes erſten Zuſammentreffens mit dem Millionär erinnerte, entſann ich mich auch lebhaft des eigenthümlich lauernden Blickes, welchen er bei den angeführten Worten auf mich geheftet hatte.

„Nein, Herr Oberſt“, gab ich zur Antwort. „Ich hörte von Ihrer Firma erſt am hieſigen Orte.“

„Wirklich, nirgends ſonſt und nie früher?“

„Nie und nirgends“, ſagte ich der Wahrheit gemäß mit Beſtimmtheit.

Der Millionär ſetzte ſich, lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück und verſank in ein nachdenkliches Schweigen, während deſſen er nur von Zeit zu Zeit einen ſcharfen, aber nicht gerade unfreundlichen Blick auf mich herüberwarf.

Endlich erhob er ſich wieder und trat auf mich zu, der ich ebenfalls aufgeſtanden war.

„Mein Herr“, bemerkte er, „ich ſage Ihnen frank heraus, daß mir Ihr ganzes Auftreten nicht mißfallen hat. Es iſt etwas an Ihnen, was Zutrauen erweckt. Aber Geſchäft iſt Geſchäft und in Geſchäftsſachen muß man praktiſch zu Wege gehen.“ — Der Millionär, der Geſchäftsbrahman Kippling gebrauchte alſo zum zweiten mal wörtlich einen Lieblingsausdruck des Nochnichtmillionärs, des Geſchäftsſudra Ziegenmilch. — „Ich ſage nicht nein zu Ihrem Anerbieten, allein ich muß, bevor ich mich entſcheide, natürlich erſt die nöthigen Erkundigungen über Sie einziehen und zugleich auch erfahren, ob Sie die fragliche wichtige, ſehr wichtige Stelle in meinem Komptoir auszufüllen vermögen. Sie werden damit einverſtanden ſein?"

„Gewiß, Herr Oberſt."

Der Millionär zog die Klingel und ſagte dem eintretenden Diener:

„Ich laſſe Herrn Bürger zu mir bitten."

Der Name frappirte mich, aber mehr noch die bald erfolgende Erſcheinung ſeines Trägers.

Es war mein Herr Sekundant von der Hirſchgaſſe in Heidelberg und ich konnte bei ſeinem Eintrit eine Bewegung der Ueberraſchung nicht unterdrücken, welche Herrn Kippling nicht entging, die aber Herr Bürger nicht erwiderte oder gar nicht beachtete.

„Herr Hanns Bürger, erſter Buchhalter und Prokuraträger der Firma", ſagte Herr Kippling, mir den Genannten vorſtellend — „Herr Michel Hellmuth."

Ich verbeugte mich und Herr Bürger erwiderte meine Verbeugung eben ſo gemeſſen. Dann ſagte er zu ſeinem Chef:

„Hatte ſchon anderen Ortes die Ehre, die Bekanntſchaft des Herrn Hellmuth zu machen."

„Anderen Ortes?" fragte Herr Kippling mit einem Anflug von Mißtrauen in der Stimme. „Wo denn? wenn ich fragen darf."

„Auf der Menſur."

„Was?"

„Nun ja", verſetzte Herr Bürger, „auf der Menſur, das heißt, dieſer Herr ſtand darauf und ich ſtand daneben. 's iſt kla—ar."

„Mir nicht eben ſehr“, bemerkte Herr Kippling.

„'s war in Heidelberg — vorigen Spätſommer — auf der Hirſchgaſſe — dumme Schnurre — Säbelpaukerei — ſekundirte dem Herrn, welchem ein anderer hätte gegenüber ſtehen ſollen, als ihm gegenüber ſtand. Kennt ihn auch, den nicht Gegenübergeſtandenhabenden, Herr Oberſt. Werde Euch bei Gelegenheit mal die dumme Geſchichte erzählen. Studentika — Allotria — Larifari — 's iſt kla—ar.“

„Ich werde Euch gelegentlich daran erinnern, Herr Bürger“, ſagte der Millionär. „Jetzt von Geſchäften. Dieſer Herr hier hat ſich um die in unſerem Komptoir offene Stelle gemeldet.“

Herr Bürger zog bei dieſer Ankündigung die Augenbrauen etwas in die Höhe und zitterte etwas weniges mit den Flügeln ſeiner Adlerſchnabelnaſe, ſagte aber nichts. Herr Kippling fuhr fort:

„Es handelt ſich darum, zu ſehen, ob Herr Hellmuth die Qualifikation für die fragliche Stelle beſitze. Ihr werdet ihm daher vier bezügliche ſchriftliche Aufgaben ſtellen, Herr Bürger, und er wird ſie, wenn es ihm ſo beliebt, binnen drei Tagen beantworten, die eine in deutſcher, die zweite in franzöſiſcher, die dritte in engliſcher, die vierte in italieniſcher Sprache. Näheres brauche ich Euch darüber nicht zu ſagen, Herr Bürger, und damit guten Morgen meine Herren.“

Er wandte ſich zu ſeinem Schreibtiſch zurück und Herr Bürger bedeutete mir mit einer höflichen Gebärde, ihm zu folgen.

Er führte mich die Treppe hinab, in ſein Arbeitszimmer, welches am Ende der verſchiedenen Abtheilungen des Komptoirs lag und mit dieſem durch eine Thüre in Verbindung ſtand. Sie war gewöhnlich verſchloſſen, allein der erſte Buchhalter und Prokuraträger der Firma war in den Stand geſetzt, mittels eines großen viereckigen Schiebers, der in die Thüre eingeſetzt war und nach Belieben geöffnet und geſchloſſen werden konnte, mit dem Bureauperſonal zu verkehren und daſſelbe zu überwachen. Jetzt ſtand der Schieber offen und ich ſah da draußen an zwei Dutzend alte und junge Kommis an ihren Pulten und Tiſchen beſchäftigt, die einen ſtehend, die anderen auf niederen Tabouretten, die dritten auf hohen Schreibböcken hockend. Es ging ſtill und gemeſſen zu. Nur dort, aus einer Art von vergitterter Loge, worin der Kaſſirer hauſte, tönte das Geklirre der Metalle, welchen, mit dem armen Shelley zu ſprechen:

> Den Stempel ſeiner Selbſtſucht ſchlau der Handel,
> Das Siegel ſeiner allbejochenden
> Macht aufgedrückt hat.

Herr Bürger ſchloß den Schieber, lud mich mit einer Handbewegung ein, auf einem kleinen, ledergepolſterten Sopha Platz zu nehmen, während er ſich vor ſeinen Schreibtiſch ſetzte, auf deſſen Tafel und in deſſen Fächern Papiere und ſonſtige Schreibmaterialien aller Sorten, nebſt Briefen, Mappen, Komptoirbüchern von allen Größen mit der pünktlichſten Sauberkeit geordnet waren, wandte ſich dann auf ſeinem um eine Kurbel ſich drehenden Sitz gegen mich um und ſagte:

„Alſo aus einem paukenden Studenten ein Kaufmann geworden? Wahrſcheinlich ohne Geld, nicht? Kenne das, ſtand auch mal in denſelbigen, nicht gerade bequemen Schuhen. Närriſche Komödie, das Leben! 's iſt kla—ar."

„Wie, auch Sie, Herr Bürger?"

„Ja, ich … Aber, vor allem, wollt Ihr mir einen Gefallen thun?“

„Zwei für einen.“

„Nur einen. Kann das alberne ‚Sie‘ und ‚Ihnen‘ nicht leiden. Humbug! ’s iſt kla—ar. Rede alle Leute mit ‚Ihr‘ an, weil ſie ja doch ſo dumm ſind, das ‚Du‘ für ’ne Sottiſe zu halten. Keine Natur mehr in der Welt! ’s iſt kla—ar.“

Schon bei meinem erſten Zuſammentreffen mit Herrn Hanns Bürger hatte ich bemerkt, daß derſelbe zur Species der wunderlichen Heiligen gehörte. Seither war ſeine knappe Sprache noch barocker geworden, und da ich die „Ihr“-Schrulle damals in Heidelberg noch nicht an ihm wahrgenommen hatte, ſo durfte ich annehmen, daß dieſelbe ein neueres Kind ſeiner Laune ſei.

„Ich will Euch von Herzen gern ihrzen, Herr Bürger“, ſagte ich. „Aber wollt Ihr mir einen Gegengefallen thun?“

„Welchen?“

„Nur eine Frage beantworten.“

„Fragt mich.“

„Ihr bemerktet vorhin gegen Herrn Kippling, daß derſelbe den dummen Jungen kenne, der damals in Heidelberg ſo ſchmählich Reißaus nahm. Wer war der junge Menſch? Kennt Ihr ihn?“

„Kenne ihn — ’s iſt kla—ar“, verſetzte Herr Bürger, luſtig mit ſeinen runden grauen Augen zwinkernd. „Kannte ihn aber damals noch nicht. Kam gerade von jenſeits des großen Baches. Hatte lange Jahre erſt in Kalkutta, dann in Neu-Orleans den dortigen Sukkurſalen der Firma vorgeſtanden.“

„Aber wer war denn der Junge?“

„Wer er war? Werdet es, rechne ich, wohl erfahren, Herr

Hellmuth, falls Ihr das Glück habt, bei uns einzutreten. Und davon wollen wir jetzo reden, ſo's Euch beliebt."

Er redete aber nicht davon, ſondern drehte ſeinen Stuhl dem Schreibtiſche zu, ergriff die Feder und begann eifrig zu ſchreiben.

Ich merkte, daß Herr Bürger behutſam behandelt ſein wollte, und ſtörte ihn weiter nicht.

Er war bald mit Schreiben zu Ende, ſtand auf, überblickte raſch das Geſchriebene und reichte mir dann das Blatt mit einem kurzen: „Leſ't!"

Ich that ſo.

„Verſteht Ihr dieſe vier Fragen?" fragte er, als ich von dem Blatt aufſah.

„Offen geſtanden, im Augenblicke nicht ſo ganz."

„Schade! Aber Ihr habt Zeit darüber nachzudenken. Im übrigen befleißigt Euch bei der Beantwortung eines bündigen und klaren Stils. Bündigkeit und Klarheit verlangt die Praxis. Keine Phraſen, keine Schnörkel — verſteht Ihr? — 's iſt kla—ar. Binnen heute und drei Tagen werdet Ihr mir dieſes kaufmänniſche Exercitium zukommen laſſen. Rath' Euch das. Müßt wiſſen, der Herr Oberſt liebt und verlangt Pünktlichkeit. Iſt praktiſch das, und jetzt, ſo Ihr nichts dagegen habt, ſag' ich Euch: Adieu, Herr Hellmuth. Will an mein Geſchäft."

Das hieß kurz abgefertigt und verdroß mich nicht wenig, denn ich hatte im ſtillen gehofft, Herr Bürger würde mir auch bei dem bevorſtehenden Duell mit den verteufelten vier Fragen ein wenig ſekundiren. Das war aber augenſcheinlich eine ganz grundloſe Hoffnung geweſen und ſo ging ich denn weg, mit ſehr herabgeſtimmter Erwartung, daß ich das „Glück“ haben werde bei Gottlieb Kippling „einzutreten“.

Trotzdem verwandte ich ein paar halbe oder ganze Nächte darauf, die mir geſtellten Aufgaben nach beſtem Wiſſen zu löſen, und gab am dritten Tage meine Verſuche in kaufmänniſcher Schriftſtellerei unter der Adreſſe des Herrn Hanns Bürger auf die Stadtpoſt.

Ich hatte mit einer vielleicht nicht ganz geſchäftsmäßigen Offenheit Herrn Ziegenmilch ſogleich nach meiner Rückkehr von dem Gange nach Herrn Kipplings Komptoir von der Abſicht in Kenntniß geſetzt, welche mich dahin geführt, und er hatte zu meiner Eröffnung ein ſehr langes und nicht eben freundliches Geſicht gemacht. Es hatte ſich dann zwiſchen uns ein etwas belebtes Geſpräch entſponnen, in deſſen Verlauf Herr Ziegenmilch Saiten aufzog, die nicht ſehr angenehm klangen. Ich handhabte aber die Stimmſchraube mit Geduld und bewies ihm, daß ich nur ſeine eigenen Grundſätze und Lehren befolge, daß ich praktiſch, „enorm praktiſch“ ſei, wenn ich in einem mir mehr zuſagenden Geſchäftskreiſe meine „Fortune“ zu „pouſſiren“ ſuche. Herr Ziegenmilch war zu ſehr Praktiker, um gegen dieſe „Logik der Thatſachen“ in die Länge ſtandzuhalten.

Er that aber noch mehr. Er bewies mir ſchon am folgenden Tage, daß er ſich mit beſter Manier in die Umſtände zu ſchicken wußte. Denn von der Börſe heimgekehrt, ſagte er mir:

„Sie ſollen mir eines Tages doch noch die Anerkennung zollen, Herr Hellmuth, daß es kein Menſch, aber auch gar kein Menſch ſo gut, ſo enorm gut mit Ihnen meine wie ich. Sehen Sie, der Herr Oberſt und Kantonsrath Gottlieb Kippling hat bei mir Ihrer wegen auf den Buſch geklopft.. Ein charmanter, ein netter, was ſag' ich? — ein großer, ein enorm großer Mann, der Herr Oberſt, Kantonsrath und Chef, einziger Chef, der enormen Firma Gottlieb Kippling. Ein koloſſales Geſchäft . . . enorm, ganz enorm! ... Ich that natürlich, als wüßte ich von der ganzen Geſchichte keine Idee, denn, wie Sie wiſſen, praktiſch muß man ſein und eine Hand wäſcht die andere, das heißt, ich werde Sie nachher auch um eine kleine Gefälligkeit erſuchen. Nun, was that ich? Ja, was that ich, da Sie, halsſtarriger Menſch, nun doch einmal von der zukünftigen Firma Ziegenmilch und Hellmuth nichts wiſſen wollen? Ich handelte als Ihr Freund, als Ihr enormer Freund, verſtehen Sie? indem ich Sie enorm lobte. Was ſag' ich? Geprieſen hab' ich Sie nach allen Dimenſionen ...und wie! Die Sache wird ſich machen, bin überzeugt davon. Oh, Oſkar Ziegenmilch und Komp. hat einen feinen Merker, einen enorm feinen Merker. Aber Geſchäft iſt Geſchäft, praktiſch muß man ſein und.... wie du mir, ſo ich dir. Hoffe, lieber Herr Hellmuth, Sie werden dieſes enorm guten Grundſatzes nach Kräften eingedenk ſein, wenn ich nächſtens mal einen Verſuch mache, mit der Firma Gottlieb Kippling in Geſchäftsverbindung zu treten. Sie glauben gar nicht, wie man ſich gegenſeitig pouſſiren kann; aber praktiſch muß man ſein. Und, ja, ich hoffe, Sie werden, auch wenn Sie bei mir austreten, mein Haus recht oft, recht enorm oft beſuchen. Ich und mein Liſ.... will ſagen meine Lelia, wir werden Sie ſtets mit offenen Armen empfangen Sie ſollen ſich bei uns daheim fühlen, enorm daheim.... und ... ja, nicht wahr? aus Freundſchaft laſſen Sie mir auch in Zukunft von Zeit zu Zeit, wann ich einen neuen Artikel in Umlauf ſetze, eines von Ihren Annönceechen, ſo recht eines von Ihren enormen Annönceechen zukommen? Par amitié, wie geſagt; denn, ſehen Sie, praktiſch muß man ſein, enorm praktiſch!"

Der „feine Merker" meines Herrn Prinzipal rechtfertigte ſich, denn am vierten Tage benachrichtigte mich ein lakoniſches Billet des Herrn Hanns Bürger, daß mich Herr Gottlieb Kippling abends vier Uhr auf ſeinem Arbeitszimmer erwarte.

„Viktoria!" ſagte Herr Ziegenmilch. „Es geht gut, das heißt, es geht nach Ihrem Willen. Was habe ich geſagt? Habe ich eine feine Naſe oder habe ich keine? Jetzt aber ſeien Sie enorm klug und praktiſch, Herr Hellmuth. Gottlieb Kippling will Sie haben. Das iſt kla—ar, wie der, unter uns, unausſtehliche Donnerhagelskaib*), der Bürger, ſagen würde. 'Laſſen Sie ſich nicht etwa mit einer Bagatelle abſpeiſen, ſondern ſtellen Sie keck Ihre Forderungen: — praktiſch muß man ſein!"

Der Herr Oberſt und Kantonsrath empfing mich mit der zurückhaltenden Würde eines Mannes, der Millionen kommandirt. Er hieß mich ſitzen und leitete ein Geſpräch ein, in deſſen Verlauf er mich mit viel Diplomatie meinen ganzen bisherigen Lebenslauf erzählen ließ. Ich gab freilich nur Umriſſe, doch wußte er es mittels geſchickter Fragen zu machen, daß ich einige Partieen, beſonders die auf mein elterliches Haus bezüglichen, in's Detail ausmalte. Zuletzt ſagte er:

---

*) Dieſes in der fraglichen ſchweizeriſchen Landſchaft heimiſche Schimpf-, Fluch- und Drohwort wird mitunter auch im entgegengeſetzten Sinne gebraucht. So hörte ich einmal eine Fabrikarbeiterin mit dem Ausdruck der höchſten Zärtlichkeit ihren Mann einen Donnerhagelskaib nennen. Das Wort Kaib hat übrigens urſprünglich die nicht ſehr reinliche und wohlduftende Bedeutung von Aas.

„Herr Hellmuth, ich zweifelte, aufrichtig geſtanden, ſehr an Ihrer Qualifikation für die Stelle eines erſten Korreſpondenten in meinem Hauſe. Allein Herr Bürger hat mir einen ſehr günſtigen Bericht über Ihre Befähigung abgeſtattet. Er meint zwar, mit Ihren franzöſiſchen und italieniſchen Wendungen hapere es noch da und dort, Ihr Engliſch gehe an, nur ſchrieben Sie es, was überhaupt der Fehler Ihres Stils ſei, zu blumenreich. Aber es werde ſich mit der Zeit wohl machen. Wir" — große Handelsherren reden wie die Könige nur im Pluralis majeſtaticus von ſich — „wir wollen es alſo mit Ihnen wagen und haben hier einen Kontrakt aufgeſetzt, der Ihre Pflichten und Rechte darlegt. Er lautet einſtweilen auf die Dauer eines Jahres. Sind wir nach Ablauf deſſelben mit einander zufrieden, ſo ſollen Sie noch günſtiger geſtellt werden. Ich bin kein Knicker."

Er reichte mir den auf einen geſtempelten Bogen geſchriebenen Kontrakt und ein Blick auf denſelben überzeugte mich, daß die mir bewilligten Bedingungen meine Hoffnungen weit, ſehr weit übertrafen.

Der Millionär merkte mir meine freudige Ueberraſchung leicht an und ſagte:

„Sie ſehen, ich durfte behaupten, daß ich kein Knicker ſei, hoffe aber auch, daß Sie mir eifrig, treu und redlich dienen werden."

„Ich werde es, ſo weit nur immer meine Kräfte reichen", entgegnete ich mit Wärme.

„Gut, ich glaube Ihnen, um ſo mehr, da Sie durch Förderung meiner Intereſſen Ihre eigenen fördern. Ich denke, wie werden gut mit einander auskommen. Halten Sie ſich in allem und jedem an Herrn Bürger, der Ihr unmittelbarer Vorgeſetzter iſt und unter einer oft rauhen, noch öfter wunderlichen Außenſeite große Tüchtigkeit, Geradheit und Güte verbirgt."

Es lag ſelbſt ſo etwas wie Güte in dieſen Worten des Millionärs, zu welchem ich mich hätte hingezogen fühlen können, wäre nur ſein wenig Zutrauen einflößender Blick nicht geweſen.

„Sie werden", fuhr er fort, „in dem Kontrakt eine Beſtimmung bemerkt haben, welcher zufolge Sie mittags an meinem Tiſche eſſen und in meinem Hauſe wohnen müſſen. Ich habe es nämlich ſtets ſo gehalten, das heißt mit dem erſten Buchhalter, dem erſten Korreſpondenten und dem Kaſſirer, damit ich dieſelben immer bei der Hand habe, falls dies auch außer den Komptoirſtunden nöthig wird, was bei einem großen Geſchäftsbetrieb nicht ſelten vorkommt."

Ich verbeugte mich ſchweigend und Herr Kippling ſetzte noch hinzu:

„Sie übernehmen damit freilich die Verpflichtung, die Hausordnung einzuhalten, aber dieſelbe iſt keine pedantiſche. Sie werden eine Stube in der oberen Etage des großen Gartenpavillons erhalten, wo auch Herr Bürger und Herr Egli, der Kaſſirer, ihre Zimmer haben. Es iſt mir lieb, wenn Sie am nächſten Samstag eintreten. Am Montag wird Sie dann Herr Bürger Ihren Kollegen vorſtellen und in Ihre Verrichtungen einleiten. Er iſt in jeder Beziehung meine rechte Hand, um ſo mehr, da die Geſchäfte mich zu häufiger Abweſenheit von Haus und Stadt nöthigen. Es iſt nothwendig, daß Sie alsbald nach Ihrem Eintritt auch die großen Etabliſſements kennen lernen, die wir unweit von hier, droben im Bihlthal, beſitzen. Herr Bürger wird Sie hinführen. Damit wäre alles vorderhand Nöthige geſagt und es ſteht jetzt bei Ihnen, den Kontrakt zu unterzeichnen oder nicht."

Natürlich bedachte ich mich in Betreff der Unterzeichnung nicht lange und ſo war mein Schickſal für die nächſte Zeit feſtgeſtellt.

Mein Abzug aus dem Hauſe Ziegenmilch geſchah in aller Freundſchaft. Frau Lelia veranſtaltete am Tage zuvor mir zu Ehren ein ſolennes „Suppäh", wie ſie ſich ausdrückte, und entfaltete dabei nicht nur alle Schätze von Küche und Keller, ſondern auch die ihrer „immens gefühlvollen" Seele. Fand ich doch unter meiner Serviette ein Stammbuchblatt, welches einen kühnen Verſuch meiner bisherigen Prinzipalin in der edlen Reimkunſt enthielt. Leider habe ich es ſeither verloren, weiß aber noch ganz gut, daß darin „des Neid's Geſtichel" und „der Verleumdung Sichel" ſehr genial auf „Michel" reimten. Auch die Herren Rumpel und Puff waren da und hielten um die Gunſt der ſchönen und gefühlvollen Wirthin ein glänzendes Wort- und Witzturnier. Herr Ziegenmilch aber nahm gegen Ende des „Suppäh" ſeine Napoleonsſtellung an und brachte einen wundervollen Toaſt auf die Freundſchaft der praktiſchen Leute aus, welchen der Redakteur der „Konſervativen Hetzpeitſche" „pyramidaliſch" ſchön fand, worauf mich Herr Ziegenmilch gerührt umarmte und mir dabei eine Erinnerung an die „enorme" Annoncen-Angelegenheit in's Ohr flüſterte.

Am folgenden Abend ſaß ich in meinem Zimmer im Gartenpavillon des Herrn Gottlieb Kippling und meldete dem Fabian in einem langen Briefe meine bisherigen Abenteuer in der Fremde.

Ich erinnere mich, daß ich, halb im Scherze, halb im Ernſte, dieſe Epiſtel mit einem Citat aus einem engliſchen Gedichte ſchloß, deſſen Verfaſſer, zugleich Poet und Kaufmann, in einer der meinigen einigermaßen ähnlichen Situation von ſich geſagt hatte er ſei jetzt —

> Des Nutzens grobem Dienſt verkauft, wo wüſt
> Das Feld des Denkens liegt und nichts gedeiht
> Als Geld . . . . .

## Viertes Buch.

# Die Rotte der Zukunft.

# Erſtes Kapitel.

Von Sonntagsmorgenglocken und Sonntagsgefühlen; ferner von einer alten Schlange und einer berühmten Frage, die aber, wie Autor fürchtet nicht zur Befriedigung des Leſers gelöſt wird.

Leider hatte ich keine Gelegenheit, die Richtigkeit des alten Volksglaubens zu erproben, welchem zufolge die Träume der erſten, an einem neuen Aufenthaltsorte verbrachten Nacht vorbedeutend ſind. Das Träumen war überhaupt nicht meine Sache; ich war viel zu geſund dazu, und ſo ſchlief ich denn auch die erſte Nacht unter Herrn Kipplings Dache ganz vortrefflich, ſogar einen rechten Sonntagsſchlaf, das heißt, ziemlich weit in den Morgen hinein.

Endlich weckte mich feierlicher Glockenklang. Ich blickte aus dem Alkoven, wo mein Bett ſtand, durch die offenſtehende Thüre in das Zimmer hinaus und ſah die Sonnenſtralen durch die halbgeſchloſſenen grünen Jalouſieen hereinſpielen.

Komfortabel logirt für einen Kommis, enorm komfortabel, wie Ziegenmilch und Komp. ſagen würde. Der Herr Oberſt und Kantonsrath ſcheint in der That gegen ſeine Leute kein Knicker zu ſein... Nun, Michel Hellmuth, du kannſt, wenn du billig ſein willſt, mit dem Gange, welchen deine Angelegenheiten bisher nahmen, ganz zufrieden ſein .... Ich denke, ich darf mit einiger Genugthuung an Iſolde melden, daß der Anfang, durch meine eigene Kraft etwas zu werden, gemacht ſei. Durch eigene Kraft? .... Hm, wenn ich ehrlich ſein will, muß ich doch ſagen, daß eigentlich Fräulein Julie ..... Aber wer iſt nur Fräulein Julie? Werde ich ſie wiederſehn? Es iſt doch recht wunderlich, daß das Bild dieſes ſeltſamen Kindes .... ei, hat ſich was mit dem Kind! ..... Iſt 'ne richtige Dame geworden, der wilde Penſionatsvogel von damals ... Aber warum drängt ſich immer dieſes Bild zwiſchen meine theure Jugendgeſpielin und mich? Oh, Schwachheit, ich ſage, dein Name iſt — Mann!

Während dieſes Monologs hatte ich mich angezogen, und da ich die Beklemmung, welche mich anwandelte, der ſtockigen Zimmerluft zuſchrieb, öffnete ich ein Fenſter und ſtieß den Laden auf.

Eine prachtvolle Scene lag vor mir entrollt.

Glatt und glänzend wie eine ungeheure Silbertafel, widerſpiegelte der vor meinen Blicken ausgebreitete See die wolkenloſe Himmelsbläue des Sonntagsmorgens. Es war Mai, und ſo weit das Auge die beiden Ufer hinaufreichte, zog ſich ob den erſt leiſe grünenden Rebenhügeln eine ununterbrochene Kette blüthenſchwerer Obſtbäume hin. Ein Zug walddunkler Voralpen bildete den Hintergrund des herrlichen Landſchaftsbildes, aber hoch über das Wälderdunkel dieſer Berge ragten aus ſilbernem Morgenduft die Hochalpen mit ſchimmerndem Firnſchnee in den klaren Aether empor. Ein Ton und Duft wie aus dem Sonntagslied von Uhlands Schäfer lag auf der ganzen Scene und die heilige Stille derſelben wurde nicht geſtört, nein, gleichſam nur noch feierlich ſtiller gemacht durch das Geläute der Glocken, welche von den Kirchthürmen der Stadt und der zahlreichen Dörfer an den Seegeſtaden ihre Klangwogen in die Lüfte goſſen.

Ich ſog mit der balſamiſchen Friſche der Morgenluft zugleich auch die gehobene Sonntagsſtimmung ein, welche über der ſchönen Landſchaft ſchwebte. Mir ward ſtill, fromm, andächtig zu Muthe. Die verworrenen Gedanken und Wünſche, die mich vorhin gequält hatten, verſtummten mir in der Bruſt, welche friedvoll aufathmete in dem allgemeinen Sonntagsfrieden. Ich gedachte der Sonntagsmorgen, wo ich als Kind mit meiner geliebten Mutter zur Kirche gegangen; ich gedachte der ſonntäglichen Bergwanderungen an der Seite meines theuren Vaters; ich gedachte auch Iſolde's, mit inniger und doch nicht ſchmerzlicher Sehnſucht. Jetzt, in dieſem geweihten Augenblicke, ſtand nichts Fremdes, nichts Störendes zwiſchen ihr und mir. Ich dachte an alles Schöne, Gute, Freudige, was ich erlebt, und mein Herz, der Laſt ſelbſtſüchtiger Strebungen und Sorgen entbunden, ſchwoll von Andacht und Dankgefühl. Wie vormals in den beſten Stunden der Jugend, fühlte ich mich wieder als ein Glied in der unendlichen Kette alles Daſeins, alles Lebens, und, ein unwillkürliches Gebet, drängten ſich mir Herders Worte auf die Lippen:

...... Du gehörſt nicht dir;
Dem großen, guten All gehöreſt du.
Du haſt von ihm empfangen und empfängſt,
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich ſelbſt, dich ſelbſt; denn ſieh, du liegſt, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieſer Mutterbruſt
Und hangſt an ihrem Herzen ....

Ich weiß, weiß nur allzu gut, wie ſelten die Skepſis einer alternden Geſellſchaft ſolche Stimmungen aufkommen läßt. Aber dennoch — wehe dem, welchen ſie, auch in reiferen Jahren noch, nie wieder anwandeln! So ein Sonntagsgefühl iſt ein Stab, an welchem man leicht und frei emporklimmt aus den dumpfen Niederungen des Werktagslebens in die Aetherhöhen, wo den Menſchen das alte, urewige Sphärenlied von einem verlorenen und wieder zu gewinnenden Paradieſe umklingt, das Sphärenlied von einem goldenen — ach, nicht im Sinne der Gegenwart goldenen — Zeitalter, welchem die Weltgeſchichte durch Entwicklungsphaſen von Jahrtauſenden hindurch entgegenreiſen ſoll. Wird es geſchehn? Oder iſt das Lied ein immer wiederkehrendes Eiapopeia, ein monotoner Ammengeſang, womit der Himmel die Erde und ihre Kinder einlullt, um ſie ihre Schmerzen des Lebens, die Mühſal der Wirklichkeit vergeſſen zu machen? Brächte die Weltgeſchichte wirklich auch nach Jahrtauſenden nichts hervor, was nicht vor Jahrtauſenden ſchon dageweſen, und ſollte auch in fernſter Zukunft noch ein Koheleth des Zweifels, wie vordem der ſalomoniſche that, mit verzweifelndem Achſelzucken ſprechen müſſen: „Nichts Neues unter der Sonne" und: „Alles iſt eitel"?

Ach, die alte Schlange, welche dem tiefſinnigen bibliſchen Mythus zufolge ſchon im Schatten von Edens Bäumen die Kindheit der Menſchheit vergiftet, ihr naives Glück zerſtört hat, — der fragende, zweifelnde, bangende, über die Schranken der ſichtbaren Welt raſtlos hinausſtürmende Gedanke des Menſchen, der Gedanke, welcher mit einem ewigen: „Was dann?" auf den bleichen Lippen in eine Zukunft hineinbohrt, deren Dunkel die

Leuchte der religiöſen Tradition, wie die Fackel der Wiſſenſchaft nur noch dunkler erſcheinen laſſen, nur „ſichtbar finſter“ wie die Finſterniß in Miltons Hölle — — ja, die alte Schlange, ſie ringelte ſich draußen auf dem lachenden Seeſpiegel, ſie ringelte ſich durch das Grün der Matten und durch den Blüthenſchnee der Bäume: ſie ringelte ſich auch drinnen in meiner Bruſt — die Weiheſtunde war vorbei.

So ſind wir modernen Menſchen nun einmal. Wir können kaum für Augenblicke unſere Zunge des bittern Nachgeſchmackes der Frucht vom Baume der Erkenntniß ledig machen. Wir ſind alle geborene Skeptiker oder wenigſtens iſt der Zweifel das laſtende Angebinde, womit eine Bildung, die über Abc und Katechiſmus hinausgeht, uns beſchenkt. Kein gebildeter Menſch des neunzehnten Jahrhunderts, ſei er Mann oder Frau, iſt noch ein wahrhaft naiv Gläubiger. Er kann es nicht ſein: es iſt eine pure Unmöglichkeit. Er wird auch nicht ſagen, daß er ein ſolcher ſei, es müßte denn ſein, daß er, ungleich Wolfgang dem Großen, nicht das Herz hätte, der „Heuchelei dürftige Maske“ zu verſchmähen.

Aber nicht nur das. Wir Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts haben, nach dem Vorgang und Beiſpiel genialer Stimmführer deſſelben, auch noch die Sucht, die Unart, uns jede reine und hohe Stimmung mephiſtopheliſch zu vergällen. Jeder von uns iſt ſo ein Stück von Zerriſſenheitspoet, wenn er auch keine Verſe macht und keine machen kann. Unſer Enthuſiaſmus hat kaum das Haupt erhoben, ſo ſchlägt ihm die Ironie ſchon in den Nacken. Jeder Seelenlaut, jedes erhabene Gefühl wird von einem Kapriccio ſkeptiſchen Witzes zu Tode geſtichelt; jedes byroniſch-leidenſchaftliche Pathos läuft in einen heine'ſch-kyniſchen Lachtriller aus.

Oh, wir ſind Realiſten, wir. Uns iſt Werther nur noch ein dummer Junge und Fauſt ein alberner Profeſſor, der es nicht zum Hofrath brachte, und Nathan ein ſeichter Schwätzer und Poſa ein kläglicher Poſſenreißer. Von allem ſchönen Glauben, von allen hohen Hoffnungen iſt uns nur noch unſer kleines, armſäliges Ich geblieben, und weil dieſes gar zu armſälig klein iſt, ſchieben wir ihm als Piedeſtal einen Geldſack unter, räuchern und ſingen ihm und lügen uns ſelbſt und anderen vor, es ſei doch etwas Großes und Herrliches um den bis zur höchſten Potenz hinaufgeſchraubten Individualiſmus, der mit frecher Schamloſigkeit ſein: „Jeder für ſich und der Klügſte, Gewiſſenloſeſte über alle!" ausſchreit. Was ſollte uns Ewiges kümmern, uns, die wir alle Hände voll mit Zeitlichem zu thun haben? Was die Menſchheit? Mag ſie ſelbſt für ſich ſorgen, wir ſorgen für uns. Laßt die Ideale, die Schwärmereien, die Illuſionen den Thoren von armen Teufeln, die nicht klug genug ſind, am Bankett des Lebens einen Platz oder ein Plätzchen zu erobern: wir unſererſeits ſind mit den Realitäten zufrieden. Und auch den Himmel, die ganze poetiſche Herrlichkeit des Jenſeits, laſſen wir den Phantaſten. Mögen ſie ſich zum voraus daran erquicken, während wir ſo beſcheiden ſind, nur die kurze Strecke bis zum Grabe exiſtiren und genießen zu wollen, und ſo großmüthig, doch auch einigermaßen der Menſchheit zu dienen, indem wir nichts dagegen haben, daß unſer Kadaver auf die Anatomie oder in eine Ammoniakfabrik gebracht werde. Wenn nur eins nicht wäre, dieſes fatale: „Was dann?" Wir haben es zwar für bloßen Nebel erklärt, aber gerade ſo zudringlich-feuchtkalt wie Herbſtnebel richtet ſich überall auf Wegen und Stegen das verhaßte Fragwort vor uns auf. Oh, eine Prämie, eine ungeheure Prämie, den ganzen Ertrag von ein-, zwei-, dreijährigen Papiermarktsſchwindel als Prämie dem Chemiker, der uns eine Säure präparirt, welche zerſetzt, zerfrißt, in nichts auflöſt für immer dieſes abſcheuliche: „Was dann?"

„Rechne, Ihr haltet Euch in Ermangelung eines Pfarrers ſelber die Sonntagspredigt", ſagte Herrn Bürgers Stimme hinter mir, und als ich mich, halb verlegen, ſo in meinem nicht ſehr kaufmänniſchen Monolog überraſcht worden zu ſein, zu ihm wandte, fuhr er fort: „Müßt ſehr vertieft geweſen ſein — 's iſt kla—ar. Hörtet mein Anklopfen nicht. Trat daher ungerufen herein und hörte Euch mit Vergnügen predigen. Gut für den Sonntag, ganz gut, taugt aber nichts für die Werktage — bitt' um Entſchuldigung."

„Ich meinerſeits habe um Entſchuldigung zu bitten, Herr Bürger. Denn ich wollte Euch als meinem Nachbar eine Staatsviſite machen, da . . . ."

„Da hat Euch der Weltſchmerz beim Ohr genommen? 's iſt kla—ar. Begreife, daß Ihr dann und wann ſolche Anwandelungen habt, ſeid gerade noch jung genug dazu."

Ich hatte keine Zeit, mich über das ſarkaſtiſche Lächeln zu ärgern, welches die Mundwinkel meines Vorgeſetzten umſpielte. Denn über eine Stuhllehne ſich beugend nahm Herr Bürger plötzlich Haltung, Gebärde und Ton irgend eines ordentlichen Profeſſors der Philoſophie an und ſagte mit pedantiſcher Gravität:

„Wir verſchreiten jetzt dazu, meine Herren, mit thunlichſter Bündigkeit die berühmte Frage: ‚Was dann?' zu beantworten. Merken Sie wohl auf! Daß das Menſchenleben eine Tragikomödie, gilt ſo ziemlich allgemein für ausgemacht. Etliche, etliche viele, ſehr viele — man nennt ſie Materialiſten — ſind der Anſicht, die Tragikomödie ſei aus, ganz aus, ſobald der Vorhang, den man in der Vulgarſprache Sargdeckel heißt, gefallen. Andere — man nennt ſie Idealiſten — leben des Glaubens, das beſagte Drama ſei keineswegs ein in ſich abgeſchloſſenes, vollendetes Kunſtwerk, ſondern habe noch eine Umdichtung zu erfahren, welche auf einem höheren Theater zur Darſtellung käme, ſei es als erhabenes Trauerſpiel, ſei es wenigſtens als heiteres Luſtſpiel. Wer von beiden hat recht? Da wir bis zur definitiven Entſcheidung der Frage nur dreißig bis fünfzig oder in Ausnahmefällen ſiebzig bis achtzig Jahre lang Geduld zu haben brauchen, ſo meine ich, das Klügſte und Einfachſte ſei, wir warten es ruhig ab und" — hier nahm Herr Bürger ſeinen natürlichen Ton wieder an — „gehen vorderhand frühſtücken."

Ich lachte und folgte dem wunderlichen Manne nach ſeinem Zimmer, wo uns Herr Egli, der Kaſſirer, erwartete, welchem mich Herr Bürger in aller Form vorſtellte.

# Zweites Kapitel.

Ein Frühſtück bei Herrn Bürger. — Deutſche und Schweizer. — Herr Egli, der „Krakeeler“. — Wie Herr Bürger vom polniſchen Schwindel kurirt wurde. — Ein Fabrikler und das ſchöne Gritli. — Lutheriſcher Text zu einer Sonntagspredigt.

Man konnte es der Art und Weiſe, wie Herr Bürger logirt und eingerichtet war, leicht anmerken, daß er im Hauſe Kippling einen großen Stand hatte. Das Gemach, in welches er Herrn Egli und mich zum Frühſtück geladen, war ſein Empfangzimmer, das auf das mannigfaltigſte mit den Schätzen und Kurioſitäten ausgeſchmückt war, welche Herr Bürger aus dem Orient und aus Amerika mit heimgebracht hatte. Es ſah aus wie ein Muſeum, aber wie ein mit außerordentlichem Geſchmack geordnetes Muſeum, das mit einer gewiſſen wilden Fremdartigkeit die raffinirteſte Bequemlichkeit verband. Zur Rechten ſah man durch eine halboffenſtehende Thüre in ein Bibliothekzimmer hinein, deſſen zierlich gearbeitete Mahagoniſchränke mehrere Tauſende prächtig gebundener Bücher enthielten. Die Zwiſchenräume waren mit den Büſten großer Dichter und Denker ausgefüllt. Hier erinnerte nichts, aber auch gar nichts an den Kaufmann, es müßte denn eine Koloſſalbüſte Fouriers geweſen ſein, welche auf einem altar=

artigen Sockel gerade der Thüre gegenüber die Hauptwand ſchmückte. Der Prophet des utilitariſchen Evangeliums der Aſſociation war ja auch Buchhalter geweſen. Zur Linken ließ eine zurückgeſchlagene Gardine von ſchwerer meergrüner Seide in ein mit wahrhaft ſybaritiſchem Luxus ausgeſtattetes Schlafkabinett blicken. Der ganzen Wohnung ſah man an, daß es die eines gebildeten Lebemannes war, welcher die Welt nimmt, wie ſie iſt, und ſich ſcheinbar um weiter nichts ſorgt, als ſich in dieſer wirklichen Welt möglichſt bequem einzurichten.

Auch an jenem Morgen, wie Herr Bürger ſo daſaß oder vielmehr dalag, in ſeinem perſiſchen Schlafrock auf dem ſchwellenden Divan, ſeinen duftenden Mokka ſchlürfend und aus dem Bernſteinknopf ſeines Tſchibuks den duftenden Rauch der Tabaksſtaude von Latakia blaſend, trug ſeine ganze Erſcheinung den angedeuteten Charakter. Daß er tiefer Gefühle, treueſter Anhänglichkeit, ja ſogar, er, der ſich als einen ausgeprägten Egoiſten und Blaſirten zu geben liebte, einer mächtigen Leidenſchaft fähig, daß er einer jener ſeltenen Menſchen ſei, die viel ſorgfältiger ihre großen Eigenſchaften als ihre kleinen, viel ängſtlicher ihre Tugenden als ihre Fehler zu verſtecken ſuchen, erfuhr ich erſt ſpäter.

Für jetzt konnte ich bloß bemerken, daß er ſich gegen mich liebenswürdig benahm; aber dieſe Liebenswürdigkeit, verglichen mit der Gemeſſenheit, die er bei unſerem erſten Zuſammentreffen im Hauſe Kippling gezeigt hatte, war ſo, daß ich hoffen durfte, er könnte mein Freund werden. Und er wurde es, in kürzerer Zeit, als ich erwarten konnte. Zu ſeinen mancherlei Eigenheiten gehörte auch die, daß er nicht ſelten im Lichte eines entſchiedenen Peſſimiſten und Menſchenfeindes zu erſcheinen liebte. Bei einer paſſenden Gelegenheit ging ich ihm in der Folge dieſer Laune wegen ſtark zu Leibe und ſagte ihm, er täuſche mit dieſer Maſke am allerwenigſten mich, mit dem er ſich ja viel ſchneller und feſter befreundet habe, als von einem Menſchenfeind billig zu erwarten geweſen wäre.

„Eure Logik hinkt, mein Guter“, gab er zur Antwort, „hinkt ſehr — 's iſt kla—ar. Ich verabſcheue das Menſchengeſindel, und wenn ich mit Euch eine Ausnahme mache, Euch ſo zu ſagen liebte, ſo beweiſt das nur, daß ich Euch nicht zum Geſindel rechne. Und wißt Ihr, warum? Weil Ihr nicht zu dem gemeinen, ſchweiniſchen Haufen gehört, auf dem mit Fug und Recht jeder herumtrampelt, der Witz oder Macht genug dazu hat. Ihr ſeid ein anſtändiger Menſch, Ihr; denn ihr habt kleine Hände und kleine Füße — 's iſt kla—ar.“ — „Welche tolle Marotte!“ rief ich aus, aber Herr Bürger blieb dabei und hielt mir höchſt ernſthaft eine von boshaftem Witz ſprudelnde Vorleſung über die angegebenen Kennzeichen deſſen, was er — notabene, er ſelbſt hatte eine ſehr ſchöne Hand und einen zierlichen Fuß — die „noblere Raſſe“ oder die „Menſchheit im engeren Sinne“ nannte.

Herr Bürger war Schweizer von Geburt und er war einer der wenigen, ſehr wenigen von allen Schweizern, die ich zu kennen das Glück hatte, deren Augen kosmopolitiſch zu blicken verſtanden. Ich habe ſonſt unter den Schweizern viele, ſehr viele treffliche Männer gekannt, Ehrenmänner im beſten Sinne des Wortes. Aber zwiſchen ihrer ſpecifiſch ſchweizeriſchen Anſchauung und unſerer deutſchen, welche „die Sache der Menſchheit als die eigene betrachtet“ und betrachtet wiſſen will, gibt es kein rechtes Verſtändniß. Es mag ſein, daß die Schweizer in ihrer Art recht haben, ganz recht, wenn ſie ſich, aller weltbürgerlichen Politik entſchieden abhold, rein praktiſch-geſchäftsmäßig darauf beſchränken, ohne alle principielle Skrupel für ihr eigenes Beſte und nur für dieſes zu ſorgen. Am Ende bedingt ſchon die geographiſche Lage ihres Landes und deſſen politiſch-ſoziale Einrichtung dieſe Praxis. Außerdem können ſie uns mit Grund darauf verweiſen, daß wir es mit unſeren idealen Anſchauungen, mit unſerer weltweiten Sympathie und weltbürgerlichen Zerfahrenheit eben nur zur politiſchen Nullität gebracht hatten und lange Zeit hindurch nicht einmal etwas vorſtellten, während wir doch alles ſein konnten, ſobald wir unſere nationalen Tugenden zur politiſchen Aktion thatkräftig zuſammenfaßten. Aber ſo berechtigt an und für ſich die etwas engherzig praktiſche Denkweiſe der Schweizer ſein mag, ſo liegt in ihr etwas, was einen widerwärtig berührt, auch wenn man keineswegs die lächerlich thörichte, in der Bitterkeit des Exils in Flüchtlingsköpfen zur fixen Idee ausgebildete Anſicht theilt, die Schweiz ſei ſolidariſch verpflichtet, nicht nur mit allen demokratiſchen Regungen und Strebungen in Europa zu ſympathiſiren, ſondern dieſelben auch thatſächlich zu unterſtützen .... Herr Hanns Bürger war, wie geſagt, ausnahmsweiſe ein koſmopolitiſcher Schweizer und ſeine Vorurtheilsloſigkeit ging ſo weit, daß er ſich nicht ſelten die galligſten Ausfälle auf ſein Heimatland erlaubte. Er hatte in ſeinen früheſten Mannesjahren unter den Liberalen eine Rolle geſpielt, ſich aber längſt von ſeiner Partei zurückgezogen, wenn dieſe, welche im Verlaufe der Zeit ihre Anſichten bekanntlich bedeutend modificirte, überhaupt noch exiſtirte. Liberale und Konſervative verachtete er gleichermaßen: er nannte jene Haſen mit acht Füßen und dieſe Eſel mit vier

Ohren; aber in ſeinem Herzen glühte heimlich ein rother Haß gegen alle Deſpotie, gegen allen Knechtsſinn und nicht immer gelang es ihm, dieſen Haß dadurch zu verbergen, daß er von dem gedanken- und urtheilsloſen, feigen und feilen Haufen, wie er das Volk ſchalt, in ſolchen und noch viel herberen Ausdrücken ſprach, wie nur der wildeſte Ariſtokrat ſie im Munde führen mag.

Ueber Herrn Egli, den Kaſſirer, habe ich nur wenig zu ſagen, da er in keiner Weiſe in meine Geſchichte eingreift. Er war ein ſtiller Mann, ſchon bei ſeinen Lebzeiten, und er befolgte ſtreng das evangeliſche Gebot: „Eure Rede ſei ja, ja, oder nein, nein.“ Von außerordentlicher Gutmüthigkeit und im Benehmen ſehr artig, beſaß er eine Schweigſamkeit, welche ihm auf dem Komptoir und in den Magazinen das Beiwort „der Krakeeler“ eingetragen hatte. Ich habe in der That nie einen beharrlicher ſchweigſamen Menſchen geſehen. Dabei aber war er keineswegs ungeſellig und fehlte nie bei den ſonntäglichen Ausflügen, welche die Herren, das heißt die Diener der Firma Gottlieb Kippling nicht ſelten mitſammen machten. Da ſaß er dann, der „Kaſſirer gewordene Genius des Schweigens“, wie ihn Herr Kambli, der große „Waarenprober“ der Firma, emphatiſch titulirte, und lächelte gutmüthig, aber leiſe, leiſe zu den Späſſen, die im Kreiſe umgingen, und war, wie Herr Kambli ſich ausdrückte, ſtill in ſich hinein vergnügt wie ein Maikäfer. Wann dann der Gute einen ganzen langen Nachmittag oder Abend hindurch keine Silbe geſprochen hatte, ſo rief ihm Herr Kambli, der Witzbold der Firma, wohl plötzlich über den Tiſch hinüber zu: „Herr Egli, verführen Sie doch um's Himmels willen keinen ſo kaibiſchen Lärm!“ und der „Krakeeler“ lächelte ſtill dazu. Das myſteriöſe Wort „kaibiſch“

ſpielt, beiläufig bemerkt, dort zu Lande in der Umgangsſprache eine große Rolle. Es wird im allerſchlimmſten und im allerbeſten Sinne gebraucht. In letzterer Richtung führe ich nur als Beiſpiel an, daß der mehrerwähnte Herr Kambli, wenn wir von unſeren ſonntäglichen „Suiten" heimkehrten, beim Gutenachtwünſchen regelmäßig zu ſagen pflegte: „Heute hat ſich die Firma Gottlieb Kippling doch wieder kaibiſch luſtig gemacht!"

Zu unſerem Frühſtück zurückzukehren, ſo erinnere ich mich noch recht deutlich, daß mir bei dieſer Gelegenheit Herr Bürger in leichter Geſprächsform ſehr dankenswerthe Wünſche und Nachweiſe in Betreff der Obliegenheiten gab, welche ich kommenden Tages übernehmen ſollte. Weniger deutlich iſt mir erinnerlich, wie dann die Rede auf die politiſchen Zuſtände des Landes und von dieſen auf die europäiſchen kam, welche Herr Bürger vom peſſimiſtiſchen Standpunkt aus beleuchtete. Ich habe von den bezüglichen Aeußerungen meines Freundes nur zwei im Gedächtniß behalten, eine über Deutſchland und eine andere über Polen. Herr Bürger war natürlich nicht im Falle, den bornirten Haß vieler ſeiner Landsleute gegen die „Dütſchländer" oder „Dütſchmichel" zu theilen; denn er kannte Deutſchland. Damals warf er unter anderen die Aeußerung hin: „Iſt mir ſchon oft aufgefallen, daß das lateiniſche Wort germanus der Deutſche und der Bruder bedeutet.*) Liegt ſo zu ſagen etwas Providentielles darin. Iſt ja der Deutſche der Bruder von aller Welt, aber nicht umgekehrt. Und doch muß Gegenſeitigkeit ſtattfinden, wenn man gute Geſchäfte mit einander machen ſoll. Das hat die Firma Deutſchland von jeher überſehen und darum machte ſie in dem Engrosgeſchäft der Politik häufig ſo ſchlechte Geſchäfte — 's iſt kla—ar." . . . Ueber Polen ſagte er: „Die polniſche Frage ſpukt wie ein Geſpenſt noch immer in Europa herum. Iſt aber ein albernes Geſpenſt, an das im Grunde niemand mehr glaubt. Lüderlicher Adel und ſchweiniſche Leibeigene, das iſt Polen. Was wollen Sie mit ſolchem Stoff anfangen? Wo ich je drei Polen beiſammen ſah, waren vier Grafen darunter: Krapülinſki und Waſchlapſki, Schubiakſki und Eſelinſki — wißt Ihr? — Pack! Erinnere mich, als ich noch ein dummer Menſch war und mich für allerhand Nonſens, zum Beiſpiel auch für das Volksſchulweſen erhitzte, da wohnt' ich mal auf dem Lande einer feierlichen Schulprüfung bei. Hielt dabei der Pfarrer, als Präſident der Gemeindeſchulpflege, eine recht erbauliche Rede und ſtellte ſich dann noch ein anderer Schulpfleger in Poſitur, um auch eine zu halten. Müßt aber wiſſen, damals ſtand gerade die Polakerei in tollſter Blüthe und war auch der Herr Schulpfleger von der graſſirenden Seuche ergriffen. Fing an mit großartigen Geſten und ſprach alſo: „Ihr Kinder, das erſte iſt Gott. Das andere iſt . . . das andere und . . . noch iſt Polen nicht verloren!" War das die ganze Rede, hab' aber nie eine wirkſamere gehört, denn ſie kurirte mich radikal von dem polniſchen Schwindel. 's iſt kla—ar."

---

*) Mein guter Vater würde ſich über dieſen Satz gewaltig ſkandaliſirt und Herrn Bürger bewieſen haben, daß das lateiniſche Wort germanus (Bruder) mit dem urdeutſchen German (Speermann) weder in der Bedeutung noch in der ſprachlichen Herleitung irgend etwas gemein habe.

Nach dem Frühſtück machte Herr Bürger mit mir einen Gang durch die ausgedehnten Gartenanlagen und unſer Schlenderweg führte uns zuletzt zu dem eiſernen Gitter hinunter, welches das privatliche Terrain des Hauſes Kippling von dem geſchäftlichen trennte. Hier war es heute ſtill und einſamlich. Ich bemerkte jenſeits des Gitters nur einen ſchon ältlichen Mann in ärmlicher Kleidung, deſſen mageres, roth und bläulich betupftes Geſicht den Schnapsbruder verrieth. Neben ihm hielt ſich ſcheu und ängſtlich in einem armſäligſaubern Sonntagsanzug ein Mädchen von etwa zwölf Jahren. Das Kind fiel mir in dieſer Gegend, wo die Mädchen und Frauen der arbeitenden Klaſſen keineswegs durch Schönheit ſich auszeichnen, doppelt auf, um ſeiner wirklich ganz ungewöhnlich ſchönen Züge und des ſchwermüthigen Ausdrucks ſeiner großen dunkeln Augen willen.

Als der Mann mit dem Schnapsgeſicht Herrn Bürger wahrgenommen hatte, zog er demüthig ſeine Mütze und der ſonſt ſtiere wilde Blick ſeiner rothumränderten Augen nahm einen widerwärtig kriechenden Ausdruck an.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte ihn Herr Bürger barſch.

„Ich wollte den Herrn Oberſt noch einmal ſchön bitten —“

„Nichts da“, unterbrach ihn mein Begleiter, „Ihr ewiger Trunkenbold! Ihr ſeid mit Schimpf und Schande aus der Spinnerei weggejagt worden und damit geſchah Euch nur recht. Hätte ſchon früher geſchehen ſollen — 's iſt kla—ar.“

„Aber, hochgeachteter Herr Bürger, bedenken Sie doch, was ſoll ich denn anfangen? Und auch mein Gritli*) da? Das Kind hat ja keine Mutter mehr und iſt noch viel zu jung, um einen Dienſt bei einer Herrſchaft zu finden. Es muß doch in die Fabrik gehen und ich auch, wenn wir nicht verhungern ſollen.“

---

*) Landesübliches Deminutiv von Margareta.

„Das hättet Ihr früher bedenken und Euch darnach achten müſſen.“

„Aber der junge Herr hat mir doch geſtern verſprochen —“

„Der junge Herr?“ fragte Herr Bürger, ſeine Falkenaugen mit einem ſeltſamen Ausdruck auf das kleine Mädchen heftend. „Geht mich nichts an. Fort mit Euch!“

Das Kind wandte bei dieſer barſchen Abweiſung ſeine in Thränen ſchwimmenden Augen dem Komptoirhauſe zu, als ſuchte es dort Hilfe.

Ich folgte der Richtung ſeiner Blicke und bemerkte für einen flüchtigen Moment hinter den Fenſterſcheiben von Herrn Kipplings Arbeitszimmer das Geſicht oder vielmehr nur die achteckigen Brillengläſer meines Herrn Chefs. Ob Herr Bürger dieſelben ebenfalls wahrgenommen, weiß ich nicht, aber ich ſah, daß ſeine Mundwinkel ſarkaſtiſch ſich verzogen. Zugleich ſtieß er ein kurzes, faſt pfeifendes „Ah!“ aus und wandte ſich ab.

In dieſem Augenblicke kam der alte Komptoirdiener, welcher mich bei Herrn Kippling eingeführt hatte, aus dem Hauſe und ſagte dem Fabrikarbeiter, der Herr Oberſt bewillige ihm eine Audienz.

Der Mann nahm das Kind an die Hand, und auf das Komptoir zugehend, kehrte er ſich noch einmal um und ſchoß einen Blick boshaften Triumphes auf Herrn Bürger, welcher aber bereits von dem Gitter zurückgetreten war und ſo dieſe Manifeſtation nicht wahrnahm.

Ich folgte ihm und fragte:

„Wer war der Mann?“

„Ein lüderliches Subjekt, ein Branntweinlump erſter Sorte, ein Halunk, wo ihn die Haut berührt, mit einem Wort, der Fabrikler Zündt."

Nachdem Herr Bürger dann eine Weile ſchweigend neben mir hergegangen, brach er plötzlich in helles Lachen aus.

„Was kommt Euch ſo luſtig vor?"

„Was mir ſo luſtig vorkommt? Rechne, die Geſchichte von vorhin, mein Beſter. Man iſt doch ein großer Narr, wenn man ſich's beikommen läßt, den Engel ſpielen zu wollen. Der Teufel gewinnt ja doch immer das Spiel — 's iſt kla—ar."

„Verſtehe Euch nicht."

„Schad't nichts. Aber ich will Euch was ſagen. Auf den Fall hin, daß Ihr am nächſten Sonntag aufgelegt wäret, Euch wieder eine Selbſtpredigt zu halten, will ich Euch einen kapitalen Text dazu geben."

„Laßt hören."

„Es iſt ein guter Text, vom alten Dr. Martin Luther, und er lautet: ‚Die Welt, Bauer, Bürger, Adel ſind doch des Teufels, außer daß Gott ihrer wenige in einen Fingerreif faſſet; der andere Haufen bleibt wohl Kieſelſteine, wie ſie ſind, damit der Teufel ein Pflaſter machet und darauf zur Hölle rennet' — Guten Morgen, Herr Hellmuth."

# Drittes Kapitel.

Eine Stunde muſikaliſcher Träumerei im Gartenſal. — Erſcheinung des genius loci. — Julie's Park. — Leidenſchaft und Paſſionen. — Die dritte Ueberraſchung unter Herrn Kipplings Dach. — Schweſter und Bruder. — Herr Kippling junior.

Als mich Herr Bürger verlaſſen hatte, ging ich nach dem Pavillon zurück, in der Abſicht, in mein Zimmer hinaufzuſteigen und einen recht guten Brief an Iſolde zu ſchreiben. Aber es ſtand in den Sternen oder ſonſtwo geſchrieben, daß ich heute nicht dazu kommen ſollte.

Indem ich nämlich an dem Portikus des Pavillons vorüberging, bemerkte ich zufällig, daß die auf die Vorhalle herausgehende Flügelthüre des ſchönen Sales, welcher das Erdgeſchoß einnahm, offen ſtand. Geſchah es nun aus Neugierde oder geſchah es „in Gedanken" — das Seltſame, was in der ſo eben von mir mit angeſehenen Begegniß Bürgers mit dem Fabrikarbeiter lag, gab mir zu denken — genug, ich ſtieg die Stufen hinan und trat in den hallenden Sal. Hallend nenne ich ihn, weil das Geräuſch meiner Tritte auf dem ſpiegelglatten, zierliche Arabeſken formirenden Parquet in der halbbogenförmigen Wölbung des Plafonds widerhallte. Ein geſchickter und üppiger Pinſel hatte Decke und Wände des großen eirunden Gemaches mit orientaliſchen Landſchaften und Lebensbildern geſchmückt, unter welchen letztern mir zwei Gruppen, tanzende und badende Hindumädchen, durch ihre kecke Behandlung auffielen. Dem Eingang gegenüber öffneten ſich drei große, bis auf den Boden herabreichende Bogenfenſter auf eine Veranda, von welcher aus eine breite Treppenflucht an den See hinabführte. Am Fuße der Treppe ſchaukelten ſich zwei kleine, äußerſt zierlich gebaute und bemalte Barken auf dem Waſſer wie in einem Hafen. Denn der See bildete hier eine kleine Einbuchtung.

Die ſchweren dunkelrothen Seidengardinen, welche die Fenſter großentheils verhüllten, ließen in dem Sal nur eine anmuthig-heimelige Dämmerhelle aufkommen. An den beiden Enden des Raumes in Niſchen breite orientaliſche Divane von Roſaſammet, mit Tigerfellen davor, und in der Mitte auf einem großen türkiſchen Teppich ein koſtbarer Flügel. Der Deckel war zurückgeſchlagen und auf dem Notenhalter befand ſich ein offenes Muſikheft. Zur Seite lagen ein Paar Damenhandſchuhe und ein kleiner Sonnenſchirm von weißem Atlas auf dem Inſtrument, als wäre die Eigenthümerin ſo eben von dem prachtvoll geſtickten Tabouret aufgeſtanden, welches vor dem Flügel ſtand.

Als ich das erwähnte Zubehör einer Damentoilette gewahrte, wollte ich mich zurückziehen. Aber ein weiterer Blick überzeugte mich, daß weder eine Dame noch ſonſt jemand außer mir in dem Sale ſich befand, und ſo unterließ ich den Rückzug. Die Wahrheit zu ſagen, das Inſtrument lockte mich. Es war lange her, ſeit ich keine Klaviatur mehr berührt hatte, und nachdem ich mein Bedenken, ob ich wohl keine Indiskretion beginge, mit der Thatſache meines Alleinſeins beſchwichtigt hatte, ſetzte ich mich vor den Flügel.

Das aufgeſchlagene Muſikheft wies eines jener heutzutage gäng und gäben Salonſtücke, deren Leere ſich hinter Seilgaukelei verſteckt. Unſere ihrem innerſten Weſen nach muſikaliſch unproduktive Zeit ſchafft, nein, macht eine Maſſe ſolcher Dinger, in welchen eine auf die Folter geſpannte Technik ſtatt des Schönen nur Verkünſteltes oder geradezu Fratzenhaftes liefert. Ich verſuchte einige der verzweifelten Läufe zu ſpielen, fand aber, daß dazu meine Finger lange nicht lang und gelenkig genug wären. So holte ich denn aus meinem Gedächtniß einige jener guten alten Themata von Gluck und Mozart hervor, welche die Lieblingsſtücke meiner geliebten Mutter geweſen waren, und ſpielte ſie durch. Darunter war beſonders eins, das die Mutter vor allen andern gern geſpielt hatte. Ich erinnerte mich einer glücklichen Stunde, wo ſie dabei von Iſolde auf der Harfe begleitet worden war, und mich in die ſeelenvollen Klänge verſenkend, ſah ich wieder das theure Mädchen vor mir, wie es in der ganzen Anſpruchsloſigkeit ſeiner angeborenen Grazie hinter der Harfe ſaß, das ſchöne Antlitz etwas vorgebeugt und mit den feinen weißen Fingern die Saiten meiſternd.

So in der Vergangenheit ſchwelgend, vergaß ich Ort und Stunde und fuhr daher erſchrocken aus meiner muſikaliſchen Träumerei auf, als ein Händeklatſchen hinter mir ertönte.

Aufſpringend wandte ich mich um und wäre faſt an Fräulein Julie angeprallt, die nur ein paar Schritte hinter mir ſtand, reizend, ach, wie reizend! in ihrer eleganten Morgentoilette, ihr ſchalkhaftes Lächeln auf den Lippen und noch immer mit den zierlichen Händchen klatſchend.

In meiner Beſtürzung über dieſe plötzliche Wiedererſcheinung vergaß ich ganz, daß ich vor allen Dingen meine Anweſenheit an dieſem Orte entſchuldigen müßte, und ſagte ziemlich dämiſch:

„Mein Gott, mein Fräulein, wie kommen Sie —“

„Wie ich hierher komme?“ unterbrach ſie mich lachend. „Das iſt luſtig! Herr Bürger würde ſagen: Rechne, daß ich in mein Muſikzimmer kommen darf, auch wenn daſſelbe von einem fremden Eroberer okkupirt ſein ſollte — ’s iſt kla—ar.“

Trotz meiner Verlegenheit konnte ich mich doch kaum enthalten, hellauf zu lachen über die Geſchicklichkeit, womit die Schöne Ton und Sprechweiſe Bürgers nachahmte.

„In Ihr Muſikzimmer, Fräulein?“

„Nun ja, ſofern meines Vaters Tochter den Gartenſal ihres Vaters den ihrigen nennen darf. Aber bitte, mein ſchöner Herr, machen Sie doch keine ſo ſchrecklich großen Augen, als wollten Sie mich damit verſchlingen.“

„Mein Fräulein, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung. — Sie wären?“

„Julie Kippling, wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Julie Kippling?“

„Ebendieſelbe. Sie werden doch nicht ſo ungalant ſein, an meiner Exiſtenz zu zweifeln? Oder doch?... Nun, da muß ich Ihnen zum Willkomm ſchon meine Hand geben, damit Sie ſich von meiner Wirklichkeit überzeugen können.“

Und ſie gab mir wirklich dieſe allerliebſte, weiche, feuchtwarme

Hand, welche — war es ſo oder bildete ich mir es bloß ein? — den ſchüchternen Druck der meinigen erwiderte.

Ihre Hand zurückziehend, ſagte ſie:

„Eigentlich, Herr Hellmuth, ſollten wir einander erſt kennen, wann Sie mir, was heute vor Tiſche geſchehen wird, durch meinen Vater vorgeſtellt ſein werden. Ich hoffe auch, in Parentheſe geſagt, Sie werden bei dieſem bevorſtehenden feierlichen Aktus eine möglichſt ceremoniöſe Miene annehmen und, wenn ich bitten darf, noch ein bißchen hölzerner daſtehen als vorhin. Da wir uns aber doch ſchon früher in einer Gegend, wo es Gießbäche und perfide loſe Steine gibt, einander vorgeſtellt haben —"

„Ach, woran erinnern Sie mich, mein Fräulein!"

„An Tage, die recht ſchön waren, aber — vergangen ſind. Zwar noch lange nicht ganz zahm, noch lange nicht, Gott ſei Dank! bin ich doch nicht mehr penſionärriſch wild und es müßte mich einer durch ganz andere Fährlichkeiten führen, als die einer Wanderung vom Gießbach bis zu der Wengernalp ſind, bevor er ſeinen Führerſold ausgezahlt erhielte."

Sie ſah mich bei dieſen Worten ſtreng, faſt böſe an und ihre ſonſt ſo verführeriſch geöffneten Lippen waren hochmüthig geſchloſſen, ja faſt gekniffen.

Erkältet trat ich einen Schritt zurück und verſetzte:

„Mein Fräulein, ich kenne meine Stellung in dieſem Hauſe. Die Tochter deſſelben hat von dem Kommis ihres Vaters nicht zu befürchten, daß er ſie auch nur durch einen Blick, geſchweige durch ein Wort an eine Zeit erinnern werde, wo ſie noch bloß Julie und er noch kein Kommis war."

Während ich ſprach, war ihre Miene ſchon wieder eine andere geworden, und mit dem Lächeln, das, wie ſie wohl wußte, ein unwiderſteblich verführeriſches war, ſagte ſie:

„Wenn ich König Philipp wäre und Sie der Marquis Poſa, ſo würde ich ſagen: ‚Stolz lieb' ich den Spanier!' Aber ich bin nur ein paſſabel hübſches und nicht gerade einfältiges Mädchen, welches von ſeiner leider zu frühe verſtorbenen Mutter nicht erzogen und, wie die Leute meinen, von ſeinem Vater verzogen wurde. Sie brauchen daher gar nicht ſo ſauer zu ſehen. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich auch weiß, was Anſtand und Konvenienz iſt. Zudem ſind Sie nicht in mich verliebt, nicht wahr?"

„Nein!" verſetzte ich erbittert, denn ich fühlte, daß ich von vornherein alles aufbieten müßte, um nicht ein Spielzeug dieſes Mädchens zu werden.

Sie lachte und während dieſes Lachens ſpielte der unheimliche Eidechſenzug um ihre Mundwinkel und ihre in unbeſchreiblich koketter Weiſe durch die halbgeſenkten Lider verſchleierten Augen ſprühten Feuer auf mich.

Schon im nächſten Moment war aber wieder alles anders an ihr. Die Grübchen der reizendſten Schelmerei erſchienen abermals auf ihren Wangen und im Tone zwangloſeſter, unbefangenſter Munterkeit bemerkte ſie:

„Sie hätten mir das auch ein bißchen höflicher ſagen können und nicht ſo Bärenmäßig grimmig. Aber wenn ich nun meinerſeits in Sie verliebt wäre, ſchöner Herr, wie dann? Beſinnen Sie ſich auf eine paſſende Antwort und, bitte, verrathen Sie mich inzwiſchen nicht an den ſehr geſtrengen und hochachtbaren

Herrn Bürger. Er könnte eiferſüchtig werden, der gute alte Knabe; denn Sie müſſen wiſſen, er iſt in mich verliebt, ganz ungeheuer verliebt. Das iſt eine Thatſache, zugleich aber auch ein Geheimniß, das Herr Bürger vor andern und auch vor ſich ſelber wie ein Drache hütet. Ich theile es Ihnen mit, damit Sie wiſſen, was Sie davon zu halten haben, wenn Herr Bürger gegen mich loszieht."

„Wie könnte er ſich einfallen laſſen, gegen Sie loszuziehen, Fräulein? Er muß Sie ja liebenswürdig finden wie alle —"

„Männer, wollen Sie ſagen? Sie haben mir vom Anfang unſerer Bekanntſchaft an noch nie ſo etwas Triviales geſagt, mein lieber Herr Hellmuth. Sie ſehen, ich habe ein gutes Gedächtniß und bin aufrichtig, ſo aufrichtig, daß mich ſo ziemlich die geſammte Damenwelt hieſiger Stadt gründlich haßt. Die Männer freilich ſind, wie Sie ſagten, mit Ausnahme von Ew. Hochwohlgeboren ſämmtlich in mich verliebt und ich wäre manchmal verſucht, darüber recht eitel zu werden, könnte ich nur des fatalen Umſtandes vergeſſen, daß mein Vater ein Millionär iſt. Schade, daß heutzutage die Goethe nicht mehr gedeihen wollen. Wären Sie zum Beiſpiel ein Goethe, ſo könnten Sie als Seitenſtück zu ‚Lili's Park' einen ‚Julie's Park' dichten. An Stoff würde es Ihnen wahrlich nicht fehlen: meine Menagerie iſt ganz vortrefflich aſſortirt. Wiſſen Sie? . . .

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
O, wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,

Die armen Prinzen allzumal
In niegelöſchter Liebesqual . . .

Denn, mein Herr Hellmuth, die Thiere in Julie's Park ſind lauter Prinzen, Prinzen aus Genieland nämlich, und Sie werden heute bei Tiſche Gelegenheit haben, etliche Hauptthiere kennen zu lernen, als da ſind — wenn mir die Einladungsliſte gegenwärtig iſt — erſtens der Herr Doktor Gaukel, ein europäiſcher, was ſag' ich? ein Weltvirtuos, welcher die Gräfinnen und Herzoginnen, die ihn geliebt, zu Dutzenden an den Fingern herzählen kann und dem eine deutſche Fakultät den Doktorhut aufgeſetzt hat, wahrſcheinlich als Fallhut, auf den unglücklichen Fall hin, daß er einmal in einer ſeiner Verzückungen vom Klavierſtuhl fallen ſollte; zweitens Herr Schwarbel, ein muſikaliſcher Heiland und Zukunftstyrann, von dem die Muſiker ſagen, er ſei ein großer Schriftſteller, und die Schriftſteller, er ſei ein großer Muſiker; drittens Herr Profeſſor Zarkle aus Schmierfeld, Vorſteher eines Spittels für invalide Köter, die früher kritiſch gebellt haben; viertens Herr Schmirkli, Diakonus oder, wie wir ſagen, Helfer bei Sankt Damian dahier, ein Stück hölzernen Eiſens, will ſagen ein liberaler Theolog, der einfältig thut, wie die Tauben, aber klug iſt wie 'ne Schlange und gewiß Tag für Tag bei Franken und Rappen berechnet, wie viel ich als Frau Helferin ihm zubringen könnte."

So plauderte Fräulein Julie, mit läſſiger Anmuth ſich auf dem Divan wiegend und mit der Spitze eines mir noch von altersher in guter Erinnerung gebliebenen allerliebſt ſchmalen Füßchens das Tigerfell zerwühlend. Ich ſtand vor ihr und hörte mit Vergnügen ihren Sarkaſmen zu und ſah ihr mit nicht geringerem

Vergnügen in die tiefſchwarzen, von Laune und Bosheit funkelnden Augen.

„Fünftens“, fuhr ſie fort, „der große Profeſſor Düngerling, Erfinder der berühmten Lehre, daß der Kreislauf des Lebens vom Koth ausgehe und zum Koth zurückkehre. Die alte Bibel wußte das auch ſchon, nur ſagte ſie anſtändiger Weiſe Staub ſtatt Koth. Sechstens der ‚pyramidaliſche‘ Redakteur der ‚Konſervativen Hetzpeitſche‘ —“

„Was? Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel — auch der?“

„Freilich. Kennen Sie ihn?“

„Ja.“

„Ein ganz gemeiner Schuft, ſonſt aber ein unterhaltendes Thier, das wenigſtens mit einigem Humor zu lügen verſteht. Doch genug jetzt vom Thierreich! Es hat mich angenehm überraſcht, Herr Hellmuth, daß Sie Muſik treiben. Ich thue es auch, das heißt zuweilen, ſo nach Luſt und Laune, wie eben, ſagen die Leute, Julie Kippling Alles zu treiben pflegt. Vorigen Sommer trieb ich das Reiten mit Leidenſchaft und hätte dabei um's Haar den Hals gebrochen. Dieſen Sommer über denke ich das Schwimmen zu kultiviren. Was für eine noble Paſſion dann an die Reihe kommen mag, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Uebrigens, Herr Hellmuth, was halten Sie von Paſſionen?“

„Die Leidenſchaft, mein Fräulein —“

„Die Leidenſchaft? Bah, mein Herr, es gibt dermalen keine Leidenſchaft mehr: es gibt nur noch Paſſionen, und das iſt bequem, denn damit kann man jährlich oder monatlich oder wöchentlich wechſeln wie mit Toilette-Moden. Was halten Ew. Hochwohlgeboren von der Paſſion der Liebe?"

Sie ließ mir wieder keine Zeit, die Frage zu beantworten, ſondern mit einer komiſchen Modulation ihres biegſamen Organs, deſſen Ausdruck ſo veränderlich war wie der ihrer Züge, deklamirte ſie:

„Die Gräfin ſpricht wehmüthig:
Die Lieb' iſt eine Paſſion!
Und präſentiret gütig
Die Taſſe dem Herrn Baron."

Und mich muthwillig anlachend, ſetzte ſie hinzu:

„Sie ſpielten vorhin ſo ſchwermüthig-elegiſche Variationen. Das Thema hieß wohl Frau Ziegenmilch, nicht?"

„Nein. Es war ein gutes altes Thema, welches meine theure Mutter oft und gern geſpielt hat."

Fräulein Julie fixirte mich ſcharf und ſagte dann in poſſenhaftem Ton:

„Ihre Mutter, Herr Hellmuth, muß eine ſchöne Frau ſein."

„Sie war ſchön und gut, ein Herz ohne Falſch. Sie iſt todt."

„Sie haben Ihre Mutter ſehr geliebt, Herr Hellmuth?"

„Ich liebe ſie noch."

„Ueber Tod und Grab hinaus?"

„Immer!"

Fräulein Julie ſenkte die Augen, eine Wolke flog über ihre Stirne hin und nach einer nachdenklichen Pauſe ſagte ſie:

„Es muß ſchön ſein, eine Mutter zu haben — ſo ein Herz, dem man ganz, oh, ſo ganz vertrauen kann."

In dieſer Aeußerung und der Art, wie ſie gethan wurde, lag ſo viel Gefühl, lag etwas wie innige Sehnſucht und verhaltene Klage, daß ich mich verleiten ließ, zu erwidern:

„Es giebt ſolche Herzen, mein Fräulein.“

Ich bereute es auf der Stelle, denn als Fräulein Julie wieder zu mir aufblickte, guckte ein Teufelchen des Spottes aus ihrem Auge.

„Meinen Sie?“ entgegnete ſie. „Schlägt am Ende ein Herz von der fraglichen Sorte in der Bruſt eines gewiſſen Herrn Michel Hellmuth? Nun, Zeit bringt nicht nur Roſen, ſondern ſie prüft und probt auch die Herzen. Inzwiſchen bitte ich Sie, das Inſtrument dort als zu Ihrer Verfügung geſtellt anzuſehen. Sie werden mir wohl erlauben, auch dann und wann hierher zu kommen, und dann machen wir, falls es Ihnen beliebt, Muſik mitſammen. Ich denke, es macht ſich zweiſam nicht ſchlechter Muſik als eine Bergfahrt. Nur hüten Sie ſich dabei, auf den Taſten auszugleiten, wie ich damals auf den Steinen . . . Doch ſehen Sie, mein Herr, da kommt mein Bruder Theodor. Ich will Sie mit ihm bekannt machen.“

Tadellos angezogen, von dem hohen Hutcylinder bis hinab zu den Glanzſtiefeln, ein dünnes Röhrchen mit goldenem Knopf in der Rechten, in der Linken eine brennende Cigarre, die Lorgnette regelrecht nach der Mode in den Winkel des rechten Auges gekniffen, kam ein junger Mann durch den Sal geſchlendert, von dem man hätte ſagen können, was Heine irgenwo von einem Miniſter Louis Philipps ſagte, er ſähe aus wie ein Schulknabe durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Aber es mußten allerlei Schulen geweſen ſein, durch welche Herr Theodor Kippling gegangen, bedenkliche mitunter, denn ſein der Form nach unreifes Knabengeſicht hatte einen unverkennbaren Ausdruck von Ueberreife, faſt von Greiſenhaftigkeit, und wenn man dieſen Ausdruck mit den entnervt ſchmächtigen Umriſſen ſeines Unterkörpers und der vorgebeugten Haltung des ſchmalſchulterigen Oberkörpers, endlich mit dem näſelnden Organ und der ſchleppenden Redeweiſe des jungen Mannes zuſammenhielt, gewann man ein keineswegs anziehendes Bild.

Man konnte ſich keinen größeren Kontraſt denken als den zwiſchen dem einzigen Sohne des Hauſes Kippling und der einzigen Tochter deſſelben. Sie ſtralend von Geſundheit, Schönheit, Muthwillen und Uebermuth; er im erſten Mannesalter ſchon hinfällig, verwüſtet, in den dunkel umränderten, tief in ihren Höhlen liegenden Augen einen glaſigen Blick, der feig und frech zugleich war. Dumm und gemein ſah indeſſen Herr Kippling der Jüngere nicht aus. Es lag neben deutlich ausgeprägter Sinnlichkeit auch Schlauheit in ſeinen Zügen und zwar eine Schlauheit, die ſich ohne Zwang das Ausſehen von Kordialität zu geben vermochte, und was ſein Gebaren betrifft, ſo bewies daſſelbe, daß er in der Schule des Lebens wenigſtens das savoir vivre gelernt, ſeit der Zeit, wo ich im heidelberger Schloßgarten die erſte Bekanntſchaft mit ihm gemacht hatte.

Ja, lieber Leſer, das war nun ſchon die dritte Ueberraſchung, die ich im Hauſe Kippling erfuhr. Der Sohn meines Chefs war dieſelbe Perſon, welche damals in Heidelberg vor den Folgen einer knabenhaften Flegelei ſo ſchmählich Reißaus genommen hatte. Man kann ſich alſo leicht denken, daß mir nicht ſehr gemüthlich zu Muthe war, als ſeine Schweſter mir den jungen

Herrn vorſtellte. Ihm war oder wurde vielmehr ebenfalls ungemüthlich, denn die Nennung meines Namens hatte ihn ganz gleichgiltig gelaſſen und wahrſcheinlich verhinderte ihn ſein Augenglas, mich genau zu ſehen. Wenigſtens erkannte er mich ſogleich, als bei der kleinen Verbeugung, die er mir machte, die Lorgnette ſeinem Augenwinkel entfiel. Ich merkte das an ſeinem haſtigen Zurücktreten und an dem zwiſchen Schrecken und Wuth ſchwankenden Blick, den er auf mich ſchoß.

„Dieſer Menſch wird mein Feind ſein", dachte ich.

„Die Herren kennen ſich bereits?" fragte Fräulein Julie, welcher die Bewegung des Bruders nicht entgangen war.

Ich ſchwieg, aber Herr Theodor Kippling erwiderte mit augenblicklich wiedergewonnener Faſſung:

„Nein, aber Herr Hellmuth hat eine frappante, eine wirklich frappante Aehnlichkeit mit jemand, welchem ich ſchon begegnet ſein muß, ich weiß nur im Augenblicke nicht, wann oder wo."

„Hm", ſagte Julie, die, wie ich ſchon jetzt merkte, ihren Bruder ſehr ſouverän behandelte, „hm, mir ſchien, als wollteſt du vor Herrn Hellmuth davonlaufen."

„Oh", gab Herr Kippling ſpitz zurück, „ich bin zwar nicht ſo heroiſch organiſirt wie meine Amazone von Schweſter, allein ich ſtimme doch ganz mit ihr in der Anſicht überein, daß unſer neuer Herr Korreſpondent keineswegs zum Davonlaufen ausſieht."

„Keinen deiner Kaffeehausſpäſſe, wenn's beliebt!" ſagte Julie hoch herab.

„Späſſe, ma chère soeur? Behüte Gott! Es kann niemand beſſer wiſſen, daß mit dir nicht zu ſpaſſen iſt, als dein gehorſamer Diener und Bruder."

So ſprechend ging er auf mich zu, bot mir die Hand und ſagte mit kordialem Ton, ſoweit nämlich ſein Ton überhaupt ein ſolcher ſein konnte:

„Mein lieber Herr Hellmuth, ich habe ſo eben von meinem Vater und von Herrn Bürger, welcher Ihre Qualitäten höchlich rühmte, erfahren, daß Sie geſtern in unſer Komptoir eingetreten ſind. Erlauben Sie, daß ich Sie auch meinerſeits willkommen heiße, wie, ſehe ich, meine liebe Schweſter ihrerſeits ſchon gethan. Wahrſcheinlich hatte ſie früher ſchon die Ehre, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen?"

„Wie albern!" entgegnete ſtatt meiner Fräulein Julie. „Dein Hokuspokus, den Spieß umzudrehen, iſt doch gar zu plump. Ihr beide habt euch ſchon früher geſehen, ich bleibe dabei, und weil ihr euch einbildet, mir etwas weismachen zu können, ſo entziehe ich euch ſofort das Glück meiner Gegenwart."

Und halb im Ernſt, halb im Scherz grüßte ſie mich mit der majeſtätiſchen Handbewegung einer Königin und tanzte graziös hinweg.

Herr Kippling ſah ihr nach, lachte laut, als ſie in der Thüre verſchwunden war, klatſchte ſich mit ſeinem Stöckchen die dürftige Wade, hielt dann den Knopf deſſelben, eine in Gold ciſelirte freche Zote, an die Naſe und ſagte in ſeinen gedehnten Naſallauten:

„Was doch die Weiber für einen verteufelt ſcharfen Blick haben! Hab' ich mich denn wirklich ſo — nun ja, ſo einfältig benommen, Herr Hellmuth, als ich vorhin Ihr werthes Geſicht plötzlich wieder erblickte?"

„Nicht daß ich wüßte, Herr Kippling. Gewiß ſeh ich eben ſo frappirt aus wie Sie."

„Ja, das Zuſammentreffen war auch frappant, wennſchon nicht in dem Grade, wie bei einer gewiſſen früheren Gelegenheit. Aber laſſen Sie ſich vor allem ſagen, daß meine Schweſter eine Zauberin iſt, die es den Männern im Handumdrehen anthut wenn ſie will. Ich ſelber, wenn ich nicht das Glück oder, wenn Sie wollen, das Unglück hätte, ihr Bruder zu ſein, würde mich ſchon hundertmal in ſie verliebt haben. Solche urbibliſche oder urpatriarchaliſche Verhältniſſe ſind aber jetzt nicht mehr comme il faut und daher kann ich Sie recht unintereſſirt warnen: nehmen Sie ſich vor Julie in acht oder ſie wird Ihnen hölliſch mitſpielen. Aus dieſer vertraulichen Warnung können Sie entnehmen, daß ich ein unmenſchlich guter Kerl bin, und ſo hoff' ich, Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich vorſchlage, alte dumme Studentenſchnurren vergeſſen ſein zu laſſen. Sie ſind inzwiſchen Geſchäftsmann geworden, ich bin es auch und Geſchäfsleute ſehen Champagnerexceſſe und ihre Folgen aus einem andern Geſichtspunkte an als Studenten. Jener Exceß hat mir übrigens mehr Geld gekoſtet als irgend ein anderer, Schmerzensgeld. Denn der ci-devant-Senior, welcher ſo dumm war, ſeine Viſage ſtatt der meinigen Ihrem Säbel hinzuhalten, und welcher jetzt als armer Teufel von Arzt ohne Patienten in einem der Seedörfer lebt, pumpte und pumpt mich bei jeder Gelegenheit an, was ich großmüthig geſchehen laſſe. . . . Summa Summarum, nichts hindert uns, recht gute Freunde zu werden', um ſo mehr, da wir nicht allzu häufige Gelegenheit haben, uns zu ſehen. Wenn ich nämlich nicht auf Reiſen bin, ſo verbringe ich dermalen in der Regel die ganze Woche droben im Bihlthal in unſerem Etabliſſement, welches die Leute aus Artigkeit gegen uns Kipplingsruhe titulirt haben, obgleich es dort nichts weniger als ruhig hergeht. . . . So, jetzt hätt' ich mein Sprüchlein geſprochen und mache Ihnen den Vorſchlag, in's Billardzimmer hinüberzugehen, denn mich verlangt vor Tiſch nach einem Glaſe Abſynth, um meinen Magen aufzuſteifen, der hölliſch herunter iſt."

## Viertes Kapitel.

Ein Galadiner, an welchem nicht nur mehrere Berühmtheiten, ſondern auch eine Fürſtlichkeit theilnehmen. — Tiſchreden. — Eine Umarmung und eine Exploſion. — Die Kette der Zukunft und wie Herr Bürger ſie charakteriſirt. — Treulos wie Wind und Welle.

Zu den nicht kleinſten Leiden des menſchlichen Lebens gehört auch, in einem Kreiſe, mit deſſen ſämmtlichen Mitgliedern man auf gleichem Niveau der Bildung ſteht, wenn nicht gar eine Stufe höher, zu der demüthigenden Rolle eines Untergebenen, eines Dieners ſo zu ſagen verurtheilt zu ſein. Es bedarf entweder einer ſehr gemeinen oder aber einer ſehr philoſophiſchen Geſinnung, um eine derartige Demüthigung nicht zu fühlen oder aber dieſelbe mit Gleichmuth, vielleicht gar mit Humor zu ertragen.

Der vertraute Umgang meiner Familie mit der freiherrlichen hatte mich von Kindheit auf zu ſehr daran gewöhnt, die ſozialen Schranken zwiſchen den einzelnen Geſellſchaftsklaſſen zu überſehen. Kein Wunder, daß ſie mir, als ich ſie ſpäter doch ſehen mußte, ſehr albern und abgeſchmackt vorkamen. Nur mühſam habe ich gelernt, anzuerkennen, daß in Wahrheit jeder Menſch, welcher durch was immer von dem großen Haufen unterſchieden iſt, ſofort eine Schranke um ſich herzuziehen trachtet. Jetzt nehme ich dieſe Thatſache wie andere Thatſachen, die, ob auch noch ſo „brutal“, nicht wegzudiſputiren ſind, weil untrennbar mit der menſchlichen Natur verbunden.

Ich war noch nicht auf jenem thatſächlichen Standpunkt angelangt an jenem Sonntag, als ich aus dem Billardzimmer, allwo ich mit einem Menſchen, der vor Zeiten eine Maulſchelle ruhig eingeſteckt, eine Partie geſpielt hatte, weil ich der Kommis ſeines Vaters war, in den Speiſeſaal des Herrn Gottlieb Kippling hinüberging.

Das Haus meines Chefs hatte alle die luxuriöſe Pracht entfaltet, um welcher willen die Galadiners eines Mannes berühmt waren, der wohl wußte, daß um Geld alles zu haben ſei, Menſchen und Sachen.

Die Anzahl der Gäſte war nicht zu groß, aber es befanden ſich Berühmtheiten darunter, Berühmtheiten des Staats, der Börſe, der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſogar eine europäiſche, Herr Gaukel mit ſeinen langen Haaren, von denen er ſo manches hatte opfern müſſen, um damit die Buſennadeln und Ringe ſeiner Anbeterinnen zu ſchmücken. Er trug ſeinen Jupiterskopf — einer ſeiner Schmeichler hatte ihm nämlich eingeredet, daß er einen ſolchen beſitze — mit abſolutem Selbſtbewußtſein und ſchob die Unterlippe verachtungsvoll vor, daß es akkurat ausſah, als wollte er ſich in die lange Naſe beißen. Ihm zur Seite nahm ſeine Freundin, die Fürſtin von Altenkaſten, die Huldigungen der Geſellſchaft entgegen. Herr Gaukel reiſte nämlich nie ohne die Begleitung einer Gräfin oder Fürſtin. Herr Schwarbel, Mitchef der berühmten Lobaſſekuranzanſtalt Gaukel, Schwarbel und Komp., ſah, wie mir ſchien, etwas ſcheel zu der Aufmerkſamkeit, welche Fräulein Julie ſeinem erlauchten Mitzukunftsheros widmete. Vielleicht war es aber auch nur eine geniale Zerſtreuung und komponirte der Meiſter in Gedanken gerade an einer ſeiner Rieſenſymphonieen. Herr Profeſſor Düngerling, ein harmlos ausſehender Blondkopf, bemühte ſich angelegentlich, der Fürſtin von Altenkaſten zu beweiſen, daß nicht nur die Kunſt, ſondern auch die Wiſſenſchaft Glanzhandſchuhe zu tragen und ſich angenehm zu machen wiſſe, wo eine Fürſtlichkeit im Spiele ſei. Herr Profeſſor Zarkle ſah aus wie ein alter Mops, der ſich langweilt und die Menſchen haßt, weil er ihnen nicht mehr an die Beine fahren kann. Herr Diakonus Schmirkli, welcher auf's täuſchendſte einem Schuhmacher, aber einem mißlungenen, glich, hörte mit Ungeduld dem Herrn Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel zu und ärgerte ſich augenſcheinlich, daß es einen Menſchen auf der Welt gäbe, der ein noch größeres Maul hatte als er ſelbſt.

Auch Damen waren da, von welchen ich aber nur zu ſagen weiß, daß ſie leidlich gute Toilette gemacht hatten. Fräulein Julie war ganz unbeſtritten die Königin des Kreiſes, aber ſie ſpielte auch die Königin und hatte mich deutlich genug ihre Rolle fühlen laſſen, als ihr Vater, bevor die Gäſte kamen, mich ihr vorſtellte.

Der Herr Oberſt hatte ſich dabei nicht nur nicht allzu zurückhaltend, ſondern im Gegentheil wieder mit einem Anflug von Güte benommen.

„Ich empfehle dir Herrn Hellmuth als einen jungen Mann von Bildung, Julie“, hatte er zu ſeiner Tochter geſagt.

„Ich hoffe, du wirſt dazu beitragen, daß er in unſerem Hauſe ſich heimiſch fühlen lerne."

Fräulein Julie blickte mit eiſiger Kälte auf mich, wie man auf einen Gegenſtand blickt, welchem man dieſe Ehre überhaupt nur widerfahren läßt, weil man ihn zum erſtenmal ſieht, und mit dem Tone impertinenter Abweiſung ſagte ſie kurz:

„Ich werde mich freuen, wenn Herr Hellmuth in unſerem Hauſe die Erfahrung macht, daß es ſich mit uns dummen Schweizern, wie die Herren Deutſchländer uns zu nennen pflegen, doch auch einigermaßen leben laſſe."

Damit wandte ſie ſich hinweg und der Herr Oberſt ſagte zur Entſchuldigung der Unart ſeiner Tochter:

„Sie müſſen es mit den Worten Julien's nicht ſo genau nehmen, Herr Hellmuth. Sie iſt ein launiſches, ein ſehr launiſches Kind. Ihre Mutter ſtarb viel zu früh und die Väter können mit der Kindererziehung, insbeſondere mit der Töchtererziehung nicht recht zuwegekommen. Julie tyranniſirt uns ein wenig, mich ſelbſt, ihren Bruder, alle... Aber", fügte er hinzu, den Kopf etwas in den Nacken zurückbeugend, um ſo bequemer unter der Einfaſſung ſeiner Brille hervor ſeiner Tochter zuſehen zu können, welche mit anmuthiger Zuvorkommenheit ſo eben den mit ſeiner fürſtlichen Freundin eintretenden Herrn Gaukel empfing, „Sie werden zugeben, daß es nicht gerade Schwäche iſt, wenn man einem ſolchen Kinde manches, vieles ſogar nachſieht."

Ich verbeugte mich ſchweigend, was der Herr Oberſt als eine Zuſtimmung nehmen durfte; denn in der That, obgleich innerlichſt erboſt über das, was ich den herzloſen Hochmuth oder die herzloſe Heuchelei der Tochter des Millionärs nannte, mußte ich mir doch geſtehen, daß ſie prächtig war.

Während Wirthe und Gäſte ſich bekomplimentirten, ſchlenderte Herr Kippling junior, welcher an dieſer Ceremonie keinen Antheil nahm, an der Ecke vorüber, wo ich ſtand, und ſagte gähnend:

„Wie ennuyant! Wollte, das Eſſen begänne endlich, bevor der Abſynth wieder ſeine Wirkung verliert."

Herr Schmirkli, dem es ungeheuer eilte, der Tochter des Hauſes ſeine Huldigungen zu Füßen zu legen, machte ſich endlich mittels einer kühnen Schwenkung von Herrn Rumpel los und dieſer kam auf mich zu, begrüßte mich mit einer Gönnermiene und ſagte:

„Wünſche Ihnen von Herzen Glück zu Ihrem Eintritt in dieſes Haus, alter Freund. Iſt das ein Boden, worauf ein kluger Mann gedeihen kann, wiſſen Sie? — Beiläufig, kennen Sie den Herrn Schmirkli dort? Ein fürchterlicher Schwätzer! Schwatzt einem Löcher durch den Leib, ganz wie der Kerl in der neunten Satire des Horatius, wiſſen Sie? Ja, und was ich ſagen wollte, ſoll Sie ſchön grüßen von Frau Lelia. Eine gute Seele das Frauchen, etwas korpulent, aufgeblaſen ſo zu ſagen von gefühlvollen Seufzern. aber im übrigen eine Roſe ohne Dornen. Nicht wie die Centifolie dort, die, wie Sie bemerken, den großen Herrn Schwarbel auf den großen Herrn Gaukel ungeheuer eiferſüchtig macht ... eine kapitale Schönheit, wiegt eine Million, aber ſtachelig wie ein Kaktus, wiſſen Sie? Rath' Ihnen, kommen Sie dieſer Pflanze nicht zu nahe ... Wollen Sie? daß ich Sie mit Zarkle bekannt mache? Großer Mann ... weiß auch, daß die Welt betrogen ſein will, und betrügt ſie daher mit Kritik, da er nichts anderes aufzuwenden hat. Will mich zum Mitarbeiter haben, zum Mitarbeiter in dem großen Feldzug gegen die Revoluzer, Antichriſten und Atheiſten. Wünſcht, daß ich in das von ihm organiſirte kritiſche Nachtwächterkorps eintrete, bietet enormes Honorar, wie Herr Ziegenmilch ſagen würde. Habe aber keine Luſt zu dem Ding, will demnächſt, wenn's mit der ‚Konſervativen Hetzpeitſche' nicht mehr gehen ſollte, ein eigenes Geſchäft etabliren, wiſſen Sie? Erinnerte mich dieſer Tage, daß ich mal ein Theologe geweſen. Will in Frömmigkeit machen. Guter Markt jetzund wieder für dieſen Artikel. Sehe jeder, wie er's treibe, ſag' ich mit Goethe. Warum nicht mitſchwindeln in dem allgemeinen Schwindel? Es lebe der Humbug!"

Ich war nicht in der Laune, dem Bummler zu antworten, und ſo ließ ich ihn ſchwatzen, bis der Herr vom Hauſe die Fürſtin und Herr Gaukel Fräulein Julie zu Tiſche führte.

Mein Platz war der unterſte an der Tafel, und da der ſchweigſame Herr Egli mein Nachbar, ſo hatte ich vollauf Zeit, mich darüber zu ärgern. Freilich, wenn ich hätte billig ſein wollen, müßte ich es ganz in der Ordnung gefunden haben, daß ich zu unterſt ſaß; ja, ich müßte es ſogar als eine nicht gewöhnliche Rückſichtnahme anerkannt haben, daß Herr Kippling ſeinen Kommis überhaupt zu ſeinem Galadiner zuließ. Ich war aber nicht billig und ſogar kleinlich genug, mich insbeſondere darüber zu ärgern, daß ein Menſch wie Rumpel ſo weit über mir ſaß.

Man ſaß bereits, als Herr Bürger eintrat, für welchen ein Platz unweit dem des Hausherrn reſervirt war. Er nahm denſelben mit einer ſehr kurzen und ſteifen Verbeugung gegen die

Geſellſchaft ein und ich bemerkte, daß ſeine Laune auch nicht die beſte ſein mußte, denn er ſprach das ganze Eſſen über kein Wort.

Oben an der Tafel ging es ſehr lebhaft und geiſtreich zu. Wenigſtens ließ mich die Anweſenheit ſo vieler großer Geiſter das letztere vermuthen. Abbekommen konnte ich indeſſen von der Geiſtreichigkeit nicht viel, da ich zu entfernt ſaß. Nur dann und wann drang der Schall eines dort oben gewechſelten franzöſiſchen Bonmots — Frau von Altenkaſten ſprach nur franzöſiſch und ihre Nachbarſchaft that es ihr nach, um doch auch vornehm zu ſein — zu mir herunter und ich konnte daraus entnehmen, daß, wie ſich in Gegenwart der Zukunftsfirma Gaukel, Schwarbel und Komp. von ſelbſt verſtand, vom Kunſtwerk der Zukunft die Rede war.

Gegen das Ende der Tafel, als der Wirth die Geſundheit der Frau Fürſtin, Herr Gaukel die Geſundheit der Tochter des Hauſes und Herr Schmirkli die Geſundheit des Herrn Oberſts ausgebracht und der Champagner die Unterhaltung zwangloſer gemacht hatte, erhob ſich eine kleine Kontroverſe zwiſchen Herrn Kippling und Herrn Düngerling.

„Ich kann mir Ihre Doktrin ſchon gefallen laſſen, mein lieber Herr Profeſſor, denn ſie iſt im ganzen genommen praktiſch“, hörte ich den Herrn Oberſt ſagen. „Aber was mir daran nicht gefällt, was mir unpraktiſch, im höchſten Grade unpraktiſch vorkommt, iſt die populäre Lehrmethode Ihrer Meinungsgenoſſen. Die Regierungen ſowohl als überhaupt alle verſtändigen Leute ſind in unſerer Zeit der Meinung, daß die Wiſſenſchaft und insbeſondere die Naturwiſſenſchaft populariſiren nur dem revolutionären Unſinn und der Anarchie Vorſchub leiſten heißt. Die

Köpfe der Menſchen oder die Begriffe darin ſind ohnehin ſchon verwirrt genug durch den Freiheits- und Gleichheitsſchwindel, welcher aus dem vorigen Jahrhundert in das unſerige herüberkam. Dem großen Haufen die Wirklichkeit der Dinge zur klaren Anſchauung bringen, ihn, mit einem Worte, denken machen wollen, heißt ihn nur unzufrieden und folglich unglücklich machen. Die arbeitenden Klaſſen brauchen nicht zu denken, denn das thun ſchon andere für ſie. Das Volk braucht nicht zu wiſſen, ſondern nur zu glauben. Wo der Unglaube einmal in die Maſſen fährt, da hat der Reſpekt, der Gehorſam, die Ordnung ein Ende. Das Volk muß Religion haben."

„Ganz recht, Herr Oberſt", ſtimmte Herr Schmirkli eifrigſt bei. „Ganz abgeſehen von der praktiſchen Wahrheit, daß es den höchſten Grad von politiſcher Verkehrtheit verriethe, dem Volke den Troſt ſeiner religiöſen Ueberzeugungen nehmen zu wollen, iſt auch unter einem höheren Geſichtspunkte das neueſte Vorgehen der materialiſtiſchen Schule verwerflich. Alle ideellen Triebe der Menge faſſen ſich ihr in der religiöſen Formel zuſammen —"

„Das hat, entſchuldigen Sie, Herr Helfer", unterbrach Herr Rumpel mit lärmender Unverſchämtheit den Sprecher, „das hat vor Ihnen ſchon der fromme Poet Zacharias Werner gewußt, als er ſagte:

Was dir der Glaube an dein Ideal,
Das iſt dem Volk ſein Heiland und ſein Fetiſch."

Herr Düngerling würdigte weder den Redakteur der „Konſervativen Hetzpeitſche" noch den Helfer von Sankt Damian einer Antwort, ſondern adreſſirte ſeine Worte an den Millionär.

„Ich widerſpreche Ihnen gar nicht, mein theurer Herr Oberſt“, ſagte er. „Im Gegentheil, ich gehe noch weiter als Sie und behaupte nicht nur: das Volk muß Religion haben, ſondern auch: wir alle müſſen Religion haben. Es kommt nur darauf an, was man unter Religion verſteht. Die Theologen ſagen: Religion iſt der Glaube an den abſoluten Geiſt. Wir anderen ſagen: Religion iſt der Glaube an den abſoluten Stoff, und ſchon die Gegenwart gibt uns recht, denn wer glaubt noch an den Geiſt? Freilich nur der Gebildete, vorausgeſetzt, daß er praktiſch genug ſei, ſein Daſein bequem und ſchön zu geſtalten, kann mit Reſignation wiſſen, daß des Lebens Kreislauf im Stofflichen anhebt und endigt. Für die Maſſe bedarf die Stoffreligion einer exoteriſchen Geſtaltung, einer Kultform, welche das Knochengerüſte der ſtrengen Wahrheit mit dem blühenden Fleiſch der Fiktion bekleidet. Das Dogma des Materialiſmus, welches wir verkünden, muß ſich eine Mythologie ſchaffen —“

„Vortrefflich, eminent!“ fiel Herr Rumpel ein. „Die Religion des Stoffes bietet den Poeten und Künſtlern der Zukunft vollauf Stoff zu koloſſal ſchönen Erfindungen. Das wird ein Kultus werden, der ſich gewaſchen hat, und ich ſehe ſchon die Zeit kommen, wo die Leute beten werden: Heiliger Phoſphor oder heilige Kohlenſäure, bitt' für uns!“

„Die Sache hat aber doch nicht bloß eine ſcherzhafte Seite“, nahm Herr Schmirkli mit breitſpuriger Wichtigkeit das Wort und hielt dann eine lange Predigt, in welcher er als echter Schleiermacherianer die widerhaarigſten Dinge kunſtreich vermittelte. Der Schluß ſeines Votums ſpielte ins Myſtiſche, indem er eine Hochzeit zwiſchen der Theologie und dem Materialiſmus auf's Tapet brachte und das wunderliche Paar mittels novalis'ſcher Phraſen ſofort kopulirte.

Der große Schwarbel hatte inzwiſchen ſeinen Genius ebenfalls auf den Geſprächsgegenſtand koncentrirt und beglückte uns mit einer Offenbarung deſſelben. Er ſprach von der Kunſt im allgemeinen und von allen möglichen Künſten im ſpeciellen. Er ſprach mit Wärme und Energie und ich hatte es zu beklagen, daß ich in die Myſterien der Zukunftskunſt ſo gar nicht eingeweiht war, denn ich verſtand von der ganzen Rede des berühmten Mannes ſo blutwenig, daß ich, und würde es mein Leben gegolten haben, nicht hätte ſagen können, ob höchſte Wahrheit oder tiefſter Blödſinn ihr Inhalt geweſen. Und doch hatte ich vor Zeiten nicht nur den Hegel ſtudirt, ſondern ſogar den Oberkonfuſionsrath Germaniens, den alten Hamann, geleſen und wenigſtens einigermaßen verſtanden.

Zu meinem Troſte ſaßen auch die anderen, nämlich die, welche ſich nicht das Anſehen tiefſinnigen und tiefinnigen Verſtändniſſes geben wollten oder konnten, ganz dumm da, als ob der Redeſtrom des großen Mannes in ihren Köpfen nur jenes aus dem Fauſt berühmte Mühlrad in Bewegung geſetzt hätte. Herr Kippling senior runzelte die Stirne und zog die Mundwinkel nieder. Herr Kippling junior gähnte hinter der vorgehaltenen Serviette. Herr Bürger heftete ſeine großen runden Augen auf den Redner, als ob er jeden Augenblick erwartete, derſelbe werde plötzlich einen Purzelbaum über den Tiſch hin ſchlagen oder ſonſt etwas Deſperates, Ungeheuerliches unternehmen.

Als der große Mann endlich zu Ende war, lief ein verlegenes Flüſtern um die Tafel, welches aber Herr Gaukel nicht aufkommen ließ. Er erhob ſich nämlich, ſchüttelte die ambroſiſchen Locken, blickte Jupitersblicke und hub an:

„Ja, mein edler, mein trefflicher, mein großer Freund, in Ihrem Haupte ſteht das Kunſtwerk der Zukunft in vollendeter Schönheit da. Die Bosheit elender Neider wird nur der Axtſchlag des Vulkanus ſein, welcher die fertige Pallas entſpringen läßt. Schwingen Sie, ja ſchwingen Sie den mächtigen Zauberſtab, der in Ihre Hand gelegt iſt. Schon höre ich die Symphonieen der Zukunft, auf deren Fittigen Ihr Name von Pol zu Pol getragen wird. Mich aber laſſen Sie den Ruhm vorwegnehmen, der erſte geweſen zu ſein, der Ihren Genius erkannt und zu Ihnen geſprochen hat: Arm in Arm mit dir, fordere ich Mozart und Beethoven in die Schranken!“

Sprach's mit Emphaſe und beugte ſich zu dem Freunde hinüber, ihn gerührt zu umarmen.

Aber leider wurde dieſe Umarmung recht häßlich geſtört.

Fräulein Julie ſaß zwiſchen den beiden Zukunftsheroen. Ich ſah, daß ihre reizenden Hände wie ſpielend eine vielleicht nur zufällig vor ihr ſtehende Champagnerflaſche ſchüttelten und an dem ſchon halbgelöſten Pfropfen herumzupften.

Plötzlich in dem feierlichen Moment, wo die beiden großen Freunde ſich umarmten, ging höchſt ſtörſam der Schuß los. Der Schaumſtrahl ſprang in die Höhe und überſtrömte ſehr reſpektwidrig die Geſichter der berühmten Männer, welche natürlich jach auseinanderfuhren.

Das war denn doch mehr, als Fleiſch und Blut ertragen konnten, ohne in Lachen auszuberſten. Herr Bürger intonirte ganz pietätlos mit ſeinem durchſchlagenden Baß ein Gelächter, das unaufhaltſam um die Tafel ging. Herr Kippling der Jüngere wieherte. Sogar Herr Egli lachte und zwar nicht ganz leiſe.

Zu der draſtiſchen Komik der Scene kam noch die feinere, daß Fräulein Julie mit der unbefangenſten Unſchuldsmiene der Welt um die beiden Unglücklichen ſich bemühte, indem ſie, mit ihrem Spitzentuch handirend, dieſelben förmlich wie zwei kleine Kinder behandelte, welche ſich Geſicht und Kleider beſudelt haben und nun nicht wiſſen, ob ſie darüber lachen oder weinen ſollen. Es war ganz allerliebſt komiſch anzuſehen.

Der Herr Oberſt hätte ſeine achteckigen Brillengläſer weiter über die Augen herabziehen müſſen, wenn man ihm nicht anmerken ſollte, wie ſehr ihn die reizende Bosheit ſeines Töchterleins innerlich ergötzte, obgleich er zuerſt wieder die Faſſung gewann, welche ſeine Eigenſchaft als Wirth ihm vorſchrieb. Er rückte ſeinen Stuhl, bot der Frau Fürſtin den Arm und lud die Geſellſchaft ein, draußen in der hohen kühlen Loggia, auf welche ſich die Thürfenſter des Speiſeſals öffneten, den Kaffee zu nehmen.

In der luſtigen, mit Marmor ausgelegten, mit Freſken geſchmückten Säulenhalle, vor welcher das zauberhaft ſchöne Seepanorama ſich ausbreitete, gruppirte man ſich nach freier Wahl und ſo fand ich mich mit Herrn Bürger in einer entfernten Ecke allein, von wo aus wir, durch ein Oleandergebüſch gedeckt, die Geſellſchaft im Auge hatten, ohne uns weiter um dieſelbe kümmern zu müſſen.

Die Frau Fürſtin von Altenkaſten that den Herren den Gefallen, dem Kaffee die rechte Würze zu verleihen, indem ſie ſich von ihrem berühmten Freunde eine Cigarre präſentiren ließ und dieſelbe mit großem Genuß zu rauchen begann. Die einheimiſchen Damen, in der Emancipationspraxis noch nicht auf der Cigarrenſtufe angelangt, rümpften über die Manifeſtation modernſter Weiblichkeit ein wenig die Näschen und Naſen, aber die Herrn waren natürlich galant genug, das große Beiſpiel Ihrer Durchlaucht pflichtſchuldigſt nachzuahmen.

„Euer Humor trägt kein Sonntagskleid, Herr Bürger“, ſagte ich zu meinen ſchweigſamen Nachbar.

„Doch, mein Werther“, verſetzte er. „Rechne, daß ich mich ſchon lange nicht ſo amüſirte — 's iſt kla—ar. Müßte ein wunderlicher Kauz ſein, der nicht guter Laune wäre, wenn er eine ſo auserleſene Raritätenſammlung von Menſchenkindern vor ſich hat. Ernſthafte Leute, hübſche Damen, Narren, Charlatane, Gauner, was will man mehr? Denke, man kann die Rotte der Zukunft nicht bald hübſcher beiſammen haben — 's iſt kla—ar.“

„Die Rotte der Zukunft?“

„Sagte ſo. Müßt blind ſein, wenn Ihr nicht ſeht, daß alle die berühmten Leute da, die Herren Gaukel und Schwarbel, Zarkle, Düngerling und Schmirkli, ſogar der Erzſchelm, der Rumpel, feſt überzeugt ſind, die Lumpen zu ſein, aus welchen das Papier der Zukunft gemacht wird.“

„Ein wunderliches Bild!“

„Ein paſſendes in unſerem papiernen Zeitalter. Und in allem Ernſte: alle dieſe Menſchen bilden wirklich die Rotte der Zukunft. Diskreditiren nämlich die Gegenwart ſo, daß alle verſtändigen Menſchen wünſchen und deßhalb auch glauben, daß eine beſſere Zukunft komme — 's iſt kla—ar. Seht Euch mal die beiden Berühmtheiten aus der Plateniden-Dynaſtie an. Schwatzen mit ſolcher Zuverſicht von der großen That in Tönen, die ſie thun wollen, daß Leute bereits die Sphärenmuſik der Zukunft klingen hören. Der Herr Profeſſor Zarkle dort demonſtrirt ſchon durch ſeine Exiſtenz, daß unter dem Profeſſorenhaarbeutel ganz gemeines Ungeziefer gedeihe, und zerſtört durch ſein und ſeiner Geſinnungsgenoſſen albernes Gebaren unter Euch Deutſchen allerhand Köhlerglauben. Herr Düngerling und die übrigen Apoſtel des materialiſtiſchen Evangeliums ſind, ohne es zu wiſſen, die unterthänigſten Handlanger bei der großen Nivellirungsarbeit, welche der Induſtrialiſmus vollbringt, um mit dem Mittelalter gänzlich aufzuräumen. Weiterhin Herr Schmirkli, der zu der heine'ſchen Sorte von Theologen gehört, welche heimlich Wein, viel Wein trinken und öffentlich Waſſer, viel Waſſer predigen — zeigt er nicht durch ſeine Allerweltvermittelungstheologie kärglich die geiſtige Impotenz einer Geſellſchaft auf, welche ſich ſo kärglich abmüht, aus alten Flicken ein neues Kleid zuſammen zu ſetzen? Beweiſt er nicht gerade dadurch die drängende Nothwendigkeit, dieſes Kleid aus neuem Zeuge zu ſchneiden?"

„Und Herr Rumpel?"

„Bah, das iſt nur eine Schmeißfliege, welche durch ihr unverſchämtes Geſumme verräth, wie viel Aas in der Gegenwart herumliegt."

„Aber — rechnet Ihr Herrn Kippling, unſeren Chef, auch zur Rotte der Zukunft?"

„Und wie! Er iſt ein wirklicher Philoſoph unſerer Tage, denn er iſt ein Philoſoph des Geldes. Die Formel dieſer Philoſophie lautet nicht wie die der karteſianiſchen: Der Menſch denkt, alſo iſt er, ſondern: der Menſch iſt, nämlich etwas, ſo er hat, nämlich Geld.“

„Und dieſe Formel ſoll auch ein Bauſtein der Zukunft ſein?“

„Rechne, kein Bauſtein, aber das Fundament. Das Geld, der große Deſpot, nachdem er alle bisherigen Lebensmächte höhniſch lachend unter ſeine Füße getreten, alle Ideale mit ſeinem ſouveränen Scepter zu Boden geſchlagen, wird eine ſo ungeheure Leere in den Gemüthern erzeugen, daß ſich die Menſchheit, will ſie nicht aufhören zu exiſtiren, zuletzt vor ſich ſelbſt entſetzen muß. Aus dieſem Entſetzen wird, ohne Zweifel unter ſchrecklicheren Kämpfen und Nöthen als die Weltgeſchichte je geſehen, eine neue Geſellſchaft entſpringen, eine Zukunft, wo die Menſchen wieder glauben, hoffen und lieben.“

„Verzeihung, Herr Bürger, daß ich ſo einfältig war, Euch für einen Peſſimiſten zu halten.“

„Ach was! Die Menſchen werden in Zukunft wieder glauben und hoffen und lieben aus Langeweile, aus purer Langeweile; aber auch dumm ſein werden ſie, wie zuvor, denn die Dummheit iſt das Bleibendſte auf Erden — 's iſt kla—ar.“

„Sagt mir doch“, fuhr ich fort, auf Herrn Kippling junior weiſend, der unfern von uns an der Baluſtrade lehnte und, ſo oft er die Cigarre aus dem Munde nahm, mächtig in das ſchöne Land hinausgähnte, „gehört auch der zur Rotte der Zukunft?“

„Der? Nein. Rechne, der iſt fertig. Ein Lump jeder Zoll!“

„Aus dem kein Zukunftspapier zu machen iſt?“

„Nein.“

„Was denn?"

Herr Bürger ſah mich durchdringend, faſt mißtrauiſch an. Da ich aber ſeinen Blick unbefangen aushielt, beugte er ſich zu mir herüber und ſagte flüſternd, aber nachdrücklich:

„Eine Züchtlingsjacke."

Ich ſchrak zurück. Herr Bürger lachte und ſagte:

„Natürlich nur ein dummer Einfall von mir. Habe mitunter ſo dumme Einfälle — 's iſt kla—ar."

Hier kam Fräulein Julie, ihre Taſſe in der Hand, anmuthig von einer Gruppe zur andern wandernd, auf uns zu und ſagte ſcherzend:

„Ah, da ſind ja die beiden Karthäuſer, welche bei Tiſche mit unſerem vortrefflichen Herrn Egli im Gelübde des Schweigens gewetteifert haben."

„Rechne, mein Fräulein, ſind Herr Hellmuth und ich zu proſaiſche Leute, um an genialem Geſchwätze theilnehmen zu können", entgegnete Herr Bürger kurz, faſt rauh wie er denn dieſen Ton der Tochter ſeines Chefs gegenüber faſt immer anzunehmen pflegte.

Was mich betrifft, mir lag die übervornehme Kälte, womit mich Fräulein Julie empfangen, als der Herr Oberſt mich ihr vorgeſtellt hatte, noch ſchwer in den Gliedern und fühlte ich mich daher nicht aufgelegt, freundlicher zu thun als mein Nachbar.

„Herr Bürger hat wieder einmal ſeinen roſenfarbenen Tag, wie ich ſehe", fuhr das Fräulein fort und wandte ſich zu mir mit der Frage: „Aber warum haben denn auch Sie, Herr Hellmuth, zu dem Gegacker und Geſchnatter, welches wir anzuhören hatten, keinen Beitrag geliefert?"

„Mein Fräulein, ich habe ja nicht die Ehre, zur Menagerie zu gehören."

Fräulein Julie hätte nicht Fräulein Julie ſein müſſen, wenn ſie bei dieſer deutlichen Anſpielung auf eine ihrer Aeußerungen im Gartenſale verlegen oder gar roth geworden wäre. Sie lächelte bloß und ſagte:

„Wie unartig! Und doch hätte ich ein galanteres Bezeigen von ſeiten der beiden Herren verdient, welchen ſpeciell zuliebe ich, weil ich ſah, wie ſie ſich langweilten, bei Tiſche einen ſo hübſchen Knalleffekt in Scene ſetzte. Da ſieht man wieder recht deutlich, daß Undank der Welt Lohn iſt. Was aber die Menagerie angeht, ſo ſoll mich weder Undank noch ſonſt etwas hindern, zu wiſſen, daß wenigſtens einer der ſtolzen Herren" — hier ſah ſie Herrn Bürger ſo ſchalkhaft zärtlich an, daß mich etwas wie Eiferſucht anwandelte — „in derſelben inſtallirt iſt und zwar in der Abtheilung der Bären. Sehen Sie meine Herrſchaften" — dies ſprach ſie im täuſchend nachgeahmten Tone eines Menageriewärters — „hier iſt zu ſehen der graue amerikaniſche Bär, the grizzle bear aus dem Felſengebirge, ein ſehr wildes und furchtbares Thier, übrigens ein wohlkonſervirtes Exemplar. Obwohl ſchon lange gefangen, iſt er doch keineswegs völlig gezähmt, geht aber als echter Republikaner auf den Ruf Citoyen."

Damit verließ ſie uns und wir hörten ſie ſogleich drüben der Frau Fürſtin von Altenkaſten über das heroiſche Rauchen derſelben eine brillante Lobrede halten, welche die Zuhörer nach Belieben für eine ſolche oder auch für eine Satire nehmen konnten.

„Ein wunderbares Geſchöpf!" ſagte ich.

Herr Lürger ſah mich ſpöttiſch an und verſetzte:

„Rechne, Euch gelüſtet nach einem Käſig in der beſagten Menagerie — 's iſt kla—ar.“

Dann legte er ſich in ſeinen Stuhl zurück, verſchränkte die Arme, zog die Brauen finſter zuſammen und murmelte:

„Falſch wie Aprilſonne! Treulos wie Wind und Welle!“

## Fünftes Kapitel.

Beſuch in der Reſidenz einer Königin. — „Iſt der Lauf der Fabrikwelt ſo.“ — Eine Erinnerung an Dante. — Von einem mutterloſen Kinde, welches ſeinen Vater nicht kannte.

Der Strom, welcher die Stadt durchfließt, nimmt unterhalb derſelben die Bihl auf, einen Fluß, der aus einer längs des linken Seeufer ſich hinziehenden Voralpenkette hervorbricht, nach Art ſolcher Bergwaſſer ein reiches Geſchiebe und Gerölle mit ſich führend und zu Zeiten, wann es im Gebirge gewittert hat, mit wildem Brauſen trübe Fluthen über ſein ſteiniges Bett hinausſchleudernd. Doch nur droben in den Hochthälern, der Heimat ihrer idylliſchen Jugend, ſind der Bergtochter ſolche extravagante Launen noch geſtattet. Denn weiter abwärts hat die große Kulturmiſſionärin, als welche man die Induſtrie immerhin wird gelten laſſen müſſen, den Unband gebändigt und ſeine Kraft der Philoſophie des Geldes dienſtbar gemacht.

Der letztere Ausdruck gehört Herrn Bürger an, in deſſen Geſellſchaft ich am letzten Tage meiner erſten im kippling'ſchen Komptoir verbrachten Arbeitswoche das Bihlthal beſuchte. Bei der Schönheit des Morgens hatten wir vorgezogen, unſern Ausflug zu Fuße zu machen, und waren etwa eine Stunde lang auf der Höhe der Rebengelände am See hingewandelt, um uns dann rechter Hand in's Thal hinabzuwenden. Die Straße — kein Land Europa's hat ein ſo reiches, bis in die kleinſten Weiler ausgezweigtes und ſo ſorgfältig unterhaltenes Straßennetz, wie die regenerirten Kantone der Schweiz beſitzen, von welcher Lakaien ſchreiben und Dummköpfe glauben, daß ſie das Land der Unordnung und Anarchie ſei — die Straße lief durch einen ſchönen Buchenwald hin, durch deſſen grüne Gründe der Fluß rauſchte, während Amſeln, Droſſeln und Finken um die Wette ſchlugen.

„Das iſt doch ein ander Ding, als auf dem Schreibbock vor dem Pult zu hocken", ſagte ich wohlgelaunt. „Mir iſt ganz idylliſch jugendlich thörichtleicht, ich möchte ſagen eichendorffiſch zu Muthe."

„Rechne, es wird bald anders kommen", entgegnete mein Begleiter. „Wird nicht lange dauern, die eichendorff'ſche Morgenlyrik — 's iſt kla—ar. Wartet nur, bis wir um die Biegung der Straße dort herum ſind, wo ſich der Wald lichtet. Wird bald ein ganz anderer Singſang anheben als der da, welcher übrigens, genau angehört, doch auch nur eine dudeldummlige Wiederableierung einer alten langweiligen Leier iſt."

„Barbar!"

„Ei was! Rechne, iſt mir die ſogenannte Naturſchwärmerei zuwider . . . alle die ſtereotypen Oh's und Ah's zu einem gefühlſeligen Brei gekocht, Müſſiggänger damit aufzupäppeln. Was iſt auch an dem ganzen Zeug, an der Natur und ihrer Schönheit? Etwas mehr oder etwas weniger Gras und Laub, etwas mehr oder etwas weniger Steine und Berge, etwas mehr oder etwas weniger Waſſer, Wald, Schnee und Eis — das iſt die ganze Geſchichte. Nicht der Mühe werth, ſich darüber zu erhitzen — 's iſt kla—ar. Ja, wie geſagt, iſt mir das Quinkeliren von der Natur zuwider und hat mich der Leſſing immer ſehr gefreut, daß er mal ſo einem Naturkerl, der ihm während des Spazierengehens ſeine grasgrünen Frühlingsgefühle vorleierte, trocken ſagte, er, der Leſſing, wollte, 's würde ſtatt immer und ewig grün mal roth frühlingen . . . . Im übrigen, wenn Ihr vorhabt, in dieſem Sommer 'ne Bergtour zu machen, rath' ich Euch, ſteigt von der pfäſſerſer Schlucht in's Kalfäuſerthal hinauf, welches ſich zwiſchen dem Monteluna und dem Kalanda öffnet und den Sardonagletſcher, aus welchem die Tamina kommt, zum Schluß hat. Prachtvolle Wildniß! Graſſiren dort noch nicht die ſechseckigen Engländer. Haſſe ſie. Das niederträchtigſte Heuchlerpack, welches die Erde trägt — herzenshart, hochmüthig, bornirt, innerlichſt kalt für alles, was über Maſchinen, Baumwollenballen, Steinkohlen und Pfundnoten hinausgeht. Habe geſehen, wie ſie in Oſt- und Weſtindien wirthſchaften, dieſe Praktiker, welche die Woche über die ganze Menſchheit betrügen und Sonntags dem Herrgott was vorlügen. Schnödes Volk! Verleidet einem anſtändigen Menſchen ſogar Dinge, wie der Vierwaldſtätterſee und das berner Oberland ſind — 's iſt kla—ar."

Das war nun wieder recht hannsbürgerlich geſprochen, denn die Rede barg unter allerhand krauſen und maßloſen Wendungen doch nur den regen Naturſinn, welcher den guten Peſſimiſten heimlich beſeelte. Ich konnte ihm das nicht mehr beweiſen, denn wir hatten inzwiſchen den Waldſaum erreicht und Kipplingsruhe lag vor uns.

In der That, das war eine übelangebrachte Artigkeit, dieſem

Etabliſſement oder vielmehr dieſem gewaltigen Komplex von Etabliſſements den erwähnten Namen zu geben. Ein dumpfes Brauſen, deſſen monotone Intenſivität die Nerven ſeltſam afficirte, kündigte ſchon von ferne eine Reſidenz der Königin Induſtrie an. Beim Näherkommen unterſchied das Ohr in dieſem Gebrauſe und Gedröhne die verſchiedenartigſten Einzeltöne, vom ſtoßweiſen Gepuhſte der Dampfmaſchine bis hinauf zum grellen Hammerſchlag auf klirrende Metallplatten.

Aus kleinen Anfängen war das Etabliſſement zu einem Umfang angewachſen, daß es den Raum einer kleinen Stadt bedeckte. Der Fluß, gedämmt und kanaliſirt, reichte, obgleich die Triebkraft ſeiner Strömung durch Anwendung von Turbinen verſtärkt war, nicht aus, die ſämmlichen Werke in Bewegung zu ſetzen, und man hatte der Waſſerkraft die Dampfkraft zugeſellen müſſen. Es war da eine Spinnerei, eine Weberei, eine Eiſengießerei und eine Maſchinenbauwerkſtätte, alles in großartigen Dimenſionen angelegt, ohne eine Spur von Symmetrie, geſchweige von architektoniſcher Schönheit, aber zweckmäßig, praktiſch, geſchickt in einander greifend. Ein halb Dutzend rieſenhafter Schlote überragte die zerſtreuten Gebäulichkeiten und ſchickte Rauchmaſſen in die Höhe, welche bei ſtiller Luft, wie heute, als eine blaugraue Wolkendecke über dem Ganzen hingen — der Baldachin über dem Throne der Königin Induſtrie.

Als wir den Kanal, da, wo deſſen Waſſer wieder in das Flußbett einmündete, mittels einer Bohlenbrücke überſchritten hatten, lenkte mein Begleiter unſere Schritte auf ein kleines hübſches Wohnhaus zu, welches durch eine Gartenanlage von den Fabrikgebäuden und ihren Hofräumen getrennt war. Auf der

Freitreppe dieſes Hauſes begrüßte uns mit faſt übertriebener Höflichkeit eine Frau von mittleren Jahren, deren Hauskleid Anſpruch auf Eleganz machte und deren Züge eine deutliche Erinnerung an frühere Schönheit bewahrt hatten. Schade, daß jetzt in ihren von ſtarken ſchwarzen Brauen und Wimpern beſchatteten großen hellbraunen Augen etwas wie Falſchheit lauerte.

„Frau Regel"*), ſagte Herr Bürger kurz und von der Höflichkeit der Wirthſchafterin — denn dieſe Stelle bekleidete die Angeſprochene — weiter keine Notiz nehmend, „der Herr da und ich werden, wenn wir die Runde durch das Etabliſſement gemacht, mit Herrn Kippling zu Mittag ſpeiſen. Sorgt dafür, daß die Forellen friſch und nicht zu weich geſotten ſeien. Iſt der junge Herr auf?"

„Nein, Herr Bürger. Er hat noch nicht einmal nach ſeiner Chokolade geſchellt und —"

„Schon gut. Benachrichtigt ihn, wenn er herunterkommt, von meinem Hierſein und daß ich ihn auf dem Bureau zu ſprechen wünſche."

Frau Regel verbeugte ſich tief vor meinem Begleiter, der offenbar auch hier außen, wie in der Stadt, im Kippling'ſchen Geſchäft eine ſehr wichtige Perſon war, und wir gingen durch den Garten nach den Fabrikgebäuden hinab.

„Rechne", brummte Herr Bürger im Gehen, „wenn Herr Kippling senior in jungen Jahren ſo lange in den Tag hineingeſchlafen hätte, wie Herr Kippling junior thut, ſo ſtünde jetzt hier wohl kein Etabliſſement, wo ſich zweitauſend oder mehr arme

---

*) Landesübliche Abkürzung von Regula.

Teufel für das Gedeihen des kippling'ſchen Hauſes abmühen. Uebrigens ſtellt der junge Menſch, als Kaufmann angeſehen, ſchon ſeinen Mann. Hat ſich aus einem Taugenichts von Studenten überraſchend ſchnell in einen geriebenen Geſchäftsmann verwandelt. Verſteht das Geldmachen aus dem Fundament. Möchte wiſſen, wie's ihm angeflogen. Muß Inſtinkt ſein, angeborner kippling'ſcher Inſtinkt — 's iſt kla—ar. Hält Ordnung hier außen, eiſerne Ordnung, obgleich er den halben Tag im Bette zubringt. Fürchten ihn unſere Arbeiter wie den hölliſchen Satan. Iſt ein wahrer Typus der jeunesse dorée unſerer Zeit. Hat das Kapital des Herzens, falls er ein ſolches jemals beſeſſen, ſchon vor dem zwanzigſten, ja vor dem achtzehnten Jahre verlumpt, rein verlumpt; kennt daher weder Skrupel noch Zweifel mehr, greift reſolut zu, wird ein großes Licht im Tempel Mammonis werden, wenn ihn unterwegs nicht mal die Lichtſcheere, genannt Geſetz, zufällig auspuzt — 's iſt kla—ar."

„Ihr meint?"

„Meine, wollen zuerſt die Gießerei und die Maſchinenwerkſtätten beſichtigen, ſo's Euch beliebt. Will nur zuvor geſchwind den Leuten da einige Befehle geben."

Die in Rede ſtehenden Leute waren mehrere Aufſeher, welche Herrn Bürger unterwürfig begrüßten. Ich bemerkte überhaupt eine gewiſſe ſcheue Unterwürfigkeit in dem Gebaren ſämmtlicher Angeſtellten und Arbeiter, etwas Verſtecktes, Gedrücktes, etwas geradezu Sklavenhaftes. Jeder Blick, jedes Wort, jede Gebärde der Leute gab ſo zu ſagen einen deutlichen Kommentar zu der Mittheilung meines Begleiters ab, daß Herr Kippling der Jüngere hier außen eine „eiſerne Ordnung" halte. Ich fing an zu begreifen, daß ein großer Fabrikherr ein ſouveränerer Souverän ſei als mancher kleine Fürſt.

Nachdem Herr Bürger, das Notizenbuch in der Hand, ſeine Fragen geſtellt und ſeine Befehle gegeben hatte, gingen wir über die lärmenden Höfe und vertieften uns in die berußten, von tauſend grellen Klängen widerhallenden Regionen der Eiſeninduſtrie.

„Wie gefällt Euch dieſer Singſang?“ fragte Herr Bürger

„Aufrichtig geſtanden, ganz unverhältnißmäßig weniger als der vorhin im Walde draußen vernommene“, verſetzte ich. „Bitt' Euch um Entſchuldigung wegen ſo einer ungeſchäftsmäßigen Reminiſcenz, aber mir kommen unwillkürlich die Verſe Dante's zu Sinne:

Verſchiedne Laute, Worte, gräßlich dröhnend,
Handſchläge, Klänge heiſeren Geſchrei's,
Wie Wuth aufkreiſchend und wie Schmerz erſtöhnend,

Dies alles wogte toſend ſtets, als ſei's
Im Wirbel Sand, durch Lüfte, die zu ſchwärzen
Es keiner Nacht bedarf, im ew'gen Kreis.“

Indeſſen muß geſagt werden, daß ich bald Schlimmeres ſehen ſollte als dieſe dröhnenden Eſſen, wo weißglühende Metallſtröme aus dem ſtöhnenden Kupolofen in die Gußformen rannen, rothe Metallklumpen unter den Schlägen der Dampfhämmer Funken ſprühten, mächtige Metallcylinder glatt gedreht, große Eiſenplatten gewalzt und gehobelt wurden, wo man dort den eiſernen Körper eines Dampfers, hier die komplicirte Maſchinerie eines Lokomotivs zuſammenſetzen ſah. Es war wenigſtens etwas Mannhaftes in dem toſenden Treiben.

Anders geſtaltet ſich die Scene, als wir in die Region der

Baumwolle hinüber gingen und den Proceß dieſer Induſtrie vom erſten bis zum letzten Stadium mitanſahen. Schon der entſetzliche Dunſt in dieſen Sälen und Korridoren mußte das Herz zuſammenſchnüren. Und dieſe weißen Sklaven, entnervt durch den beſtändigen Aufenthalt in einer Dampfbadatmoſphäre, verſumpft durch das ewige Einerlei einer maſchinenmäßigen Arbeit; dieſe armen Kinder mit den gelben oder bleichgrauen Geſichtern, verdammt, tagüber eine unerbittliche Maſchine zu bedienen und dann abends vielleicht noch einen Weg von einer Stunde oder ſogar von zwei zurückzulegen, um ihr ärmliches Lager zu erreichen; dieſe bleichen, hektiſchen Frauen, von morgens ſechs Uhr bis abends ſieben Uhr an die Maſchine gebannt und daneben noch mit dem Fluche beladen, ein ſkrophulöſes Geſchlecht fortpflanzen zu müſſen — oh, wahrlich, groß iſt Königin Induſtrie und ihrer Herrlichkeit iſt kein Ende!

In einem der Spinnſäle zwiſchen zwei Reihen von Spinnſtühlen hingehend, bemerkte ich an einem derſelben den rothnaſigen Zündt, deſſen verfallene Geſtalt um ſo unerquicklich-deutlicher auffiel, als er nur Hemd und Beinkleider anhatte. Als wir an ihm vorüberſchritten, wandte er, ſeinen Spinnſtuhl zurückrollen laſſend, den Kopf um und warf meinem Begleiter wieder ſo einen boshaft frechen Blick zu wie am vergangenen Sonntag. Herr Bürger würdigte ihn aber keines Gegenblickes.

Nachdem mich in der Gluthhitze des Schlichteſals faſt eine Ohnmacht angewandelt hatte, betraten wir den großen Webeſal, wo an fünfhundert Stühle „neueſter Konſtruktion“ in Thätigkeit waren, mit raſender Geſchwindigkeit ihre Schifflein hinüber und herüber ſchießend und ein furchtbares Getöſe verurſachend, das mit ſeiner ſchrecklichen Monotonie das Trommelfell zu zerreißen drohte und die Seele betäubte.

Mitten in dieſem Katarakt von Maſchinenlärm gewahrte ich das junge Mädchen, das Gritli, welches einen der Webſtühle zu bedienen hatte. Das ſchöne Kind hielt ſeine großen, dunklen, ſchwermüthigen Augen ängſtlich auf die Maſchine gerichtet und ſchaute nicht auf, als wir vorüber gingen. Es drängte mich, ſtill zu ſtehen und der armen jungen Sklavin ein freundliches Wort zu ſagen, aber man hätte mit der Stimme einer Kanone ſprechen müſſen, um hier verſtanden zu werden.

Als wir den Sal verlaſſen hatten und den Gang zur Thüre des Webergebäudes hinabgingen, ſagte Herr Bürger:

„Rechne, das Gritli Zündt iſt Euch aufgefallen. Ihr ſindet das Kind ſchön und intereſſant?“

Ich nickte bejahend.

„Andere Leute ſinden das auch, mein Lieber. Kenne das. Weiß, wie's kommen wird. Noch ein paar Jährchen, wenn's gut geht, und die Blume wird gepflückt, zerpflückt und in den Koth getreten werden. Iſt der Lauf der Fabrikwelt ſo — 's iſt kla—ar. Aber was ſeht Ihr mich denn ſo erſchrocken an? Unſchuldige Seele, die Ihr ſeid! Kennt Ihr das Loos junger Fabrikſchönheiten nicht? Habt doch wohl auch ſchon von einem großen Induſtriellen reden hören, der ſeine kleinen Privatvergnügen recht ſinnreich mit der Geſchäftspraxis zu verbinden wußte. Hörte von Leuten, die es wiſſen können und müſſen, daß der fragliche Spinnerkönig ſelbſt ſeine Schäferſtunden lukrativ zu machen verſteht, indem er den zu beſagten Stunden gepreßten jungen Arbeiterinnen die vertändelte Zeit am Fabriklohn abzog.“

„Sagt, daß Ihr lügt, um Himmels willen!“

„Rechne, ſeid der erſte, der zu ſagen wagt, Hanns Bürger lügt. Will's Euch aber hingehen laſſen, weil ich ſehe, daß Ihr angegriffen ſeid — s' iſt kla—ar.“

Ach ja, ich war angegriffen. Der Staub, der Dunſt, der üble Geruch, das fürchterliche Getöſe da drinnen, die verkümmerten Maſchinen-Sklaven und Sklavinnen, endlich die ſchreckliche Andeutung Bürger's — das alles machte mir das Herz brennen und den Kopf ſchwindeln.

Ich habe meine Eindrücke hier wiedergegeben, wie ſie damals waren. Selbſtverſtändlich konnte es aber im Verlaufe der Zeit nicht ausbleiben, daß ich dazu kam, neben der Schattenſeite des Induſtrialiſmus auch die Lichtſeite zu ſehen. Der Induſtrialiſmus iſt trotz alledem der gewaltigſte Hebel der modernen Kultur: er wird den abſoluten Staat wie die abſolute Kirche aus ihren Angeln heben. Der unaufhaltſam vorſchreitende Fuß dieſes eiſernen Rieſen, in deſſen Bruſt als Herz eine Dampfmaſchine pocht, tritt Thron und Altar zu Boden und ſtampft, wie den mittelalterlichen Feudaliſmus, ſo auch den „ewigen“ Fels Petri nieder. Allerdings arbeitet er zunächſt dafür, an die Stelle der zwei alten privilegirten Stände einen dritten, die Bourgeoiſie, zu ſetzen; allein der dritte Stand muß unbedingt den vierten zu ſich heran-, zu ſich heraufziehen, weil beide durch die ſtärkſten Bande mit einander verknüpft ſind, durch die Arbeit und durch das Intereſſe. Ohne Arbeit kein Kapital, ohne Kapital keine Arbeit. Die Arbeiter mögen wohl darauf achten, daß unter den Aufhetzern, welche den Krieg gegen das Kapital predigen, die giftigſten Feinde aller humanen Civiliſation, die Pfaffen, mit in erſter Linie ſtehen. Dieſe Aufhetzerei iſt übrigens bekanntlich in unſeren Tagen ein förmliches Gewerbe geworden, von welchem eine Bande von Tagdieben und Nichtsnutzen — verbuhlte alte und junge Betteln von Gräfinnen und „Bürgerinnen“ befinden ſich auch darunter — lebt und zwar wohllebt. Dieſe ſchlechtmaſkirten „Apoſtel des Evangeliums der Arbeit“ ſäen und ernten *nicht und dennoch werden ſie ernährt*, ſehr bequem und reichlich ernährt durch die gutmüthige Dummheit der armen Arbeiter, welchen ſie ihren ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Blödſinn vorſchwindeln. Ein Hauptagitations- und Beſchwindelungsmittel, womit dieſe Schufte handiren, iſt die gemeinſte Volksſchmeichelei, auf die niedrigſten Inſtinkte und verwerflichſten Triebe der bildungs- und urtheilloſen Menge berechnet. Wäre das Volk weiſe, ſo müßte es in dieſen ſeinen Schmeichlern ſeine ſchlimmſten Feinde erkennen und haſſen. Das Kennzeichen des wirklichen Volksfreundes iſt, daß er allzeit ebenſoſehr für die Rechte des Volkes eintritt und einſteht, als er dem Volke ſeine Pflichten klar zu machen und einzuſchärfen ſucht. Wäre das Pflichtbewußtſein in den Kreiſen der Arbeiter und insbeſondere auch der Fabrikarbeiter ſo klar und lebendig, wie es leider vielfach nicht iſt, ſo würden ſie wiſſen, daß Spiel, Trunk und andere Lüderlichkeit nicht die Mittel ſind, die Lage eines Menſchen zu verbeſſern, und daß überhaupt vor allem die eigene Kraft eingeſetzt werden muß, ſo ein Menſch vorwärts kommen will. Kein Opfer ſoll der Geſellſchaft zu groß ſein, um den Arbeiter von Kindheit auf die volle Gelegenheit zu bieten, ſich zu unterrichten. Stiftet gute Schulen aller Art und übt, wo es nöthig, einen unerbittlichen Schulzwang; aber den Maſſenſchmeichlern, den Volksbeſchwindlern, den ſozialiſtiſchen Lugpropheten, den utopiſtiſchen Lugpoeten ſchlagt bei jeder Gelegenheit auf die ſchamloſen Mäuler, daß ihnen die Zähne wackeln.

Als wir wieder draußen auf dem Hofe ſtanden und ich wirre Blicke auf die zahlloſen Fenſter der Arbeitsbaſtille um mich her warf, ſagte Herr Bürger:

„Rechne, Ihr denkt wieder an den alten Dante, und meint, die Pforte dort ſollte billig die Aufſchrift tragen, welche der große Florentiner über dem Thor zum Inferno angebracht ſah:

Ich führe dich zur Stadt der Qualerkornen
Ich führe dich zum unbegränzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlornen.

„Ja", rief ich erſchüttert aus, „Ihr habt recht. Das iſt die Hölle!"

„Bah", ſagte Herr Kippling, welcher zu uns getreten war und meinen Ausruf mit angehört hatte. „Bah", ſagte er in ſeiner widerwärtig gezogenen Redeweiſe, „man gewöhnt ſich an alles, nur nicht an's Gehenktwerden."

Ich hätte den Menſchen dafür zu Boden ſchlagen mögen wie damals im heidelberger Schloßgarten und verzeihe mir noch heute kaum, daß ich es nicht that.

Da die beiden Herren ein Geſchäft, welches mich nicht intereſſirte, abzumachen hatten, begaben ſie ſich auf das Bureau und ich ging nach dem Garten, um beſſere Luft einzuathmen. Gerade gab die Glocke das Zeichen zur mittäglichen Feierſtunde und die Höfe wimmelten von Arbeitern und Arbeiterinnen, welche ihr Mittagsbrot zu verzehren gingen.

Von ſchmerzlichen Gedanken bewegt, hatte ich einige Gänge durch den Garten gemacht und war am äußerſten Ende deſſelben angekommen, als ich jenſeits des eiſernen Staketenzaunes, der hier an den Fluß hinablief, das ſchöne Gritli gewahrte. Das Kind ſaß ganz allein unter einem Baum auf dem Raſen, beſchäftigt, einige kalte Kartoffeln zu ſchälen, welche nebſt einem nicht ſehr großen Stück Brot ſein Mittagsmahl ausmachten.

Da ich hinter den Fliederſtauden heraufkam, bemerkte mich das Mädchen nicht ſogleich und ſo konnte ich ſehen, wie es, während es langſam ſeine kärgliche Koſt genoß, ſehnſüchtig nach den blühenden Blumenbeeten hereinblickte, als wünſchte es, auch nur einmal in dieſem Paradieſe zu wandeln, welches natürlich für das „Fabriklervolk" ein abſolut verbotenes war.

Schon bei unſerer erſten Begegnung hatte das Kind meine Theilnahme erregt. Schon damals, wie auch jetzt wieder, erinnerten mich ſeine Züge, noch weit mehr aber ſeine Augen, trotz ihres melancholiſchen Ausdrucks, an ein Weſen, welches freilich die ſeinigen nicht zum Melancholiſchblicken gebrauchte — an Julie Kippling. Das konnte freilich nur eine Phantaſie ſein, aber doch, fürchte ich, mochte dieſe Phantaſie dazu beitragen, daß ich das Kind jetzt ſo gütig anredete, wie ich that.

Anfangs war die Kleine ſcheu und gab nur kurze und befangene Antworten. Nach und nach aber brachte ich ſie zum Plaudern, beſonders als ich die rechte Saite anſchlug, indem ich ſie nach ihrer Mutter fragte.

Die Mutter ſei todt, ſeit mehreren Jahren, an der Auszehrung geſtorben, erfuhr ich, und ſeither . . .

„Seither?" fragte ich, als das Kind innehielt, um ſeine Thränen abzuwiſchen.

„Seither hab' ich niemand mehr", ſagte die Kleine langſam und mit einer Innigkeit des Tones, die mich tief ergriff.

„Aber du haſt ja deinen Vater."

„Den Zündt?" fragte ſie mit einem halb furchtſamen, halb verachtungsvollen Ausdruck.

„Freilich. Iſt er nicht gut mit dir?"

„Doch, wenn er nicht trunken iſt."

„Und er trinkt oft?"

„Ja. Dann iſt er wild."

Ich errieth leicht, was alles in dem Worte „wild" ſich zuſammenfaßte: Rohheit, brutale Mißhandlung, Hunger, Entbehrung aller Art, das ganze Elend eines mutterloſen Fabrikkindes.

Die arme ſchöne Kleine mochte in meinen Blicken etwas anderes leſen, als ſie ausdrücken wollten, oder auch ſagte ihr jener feine Inſtinkt für das Rechte und Schickliche, welcher bei Kindern, beſonders bei Mädchen vom Alter des Grilli, oft die Erfahrung erſetzt, daß mir die Art und Weiſe, wie ſie ſich über den Vater ausgelaſſen, befremdend ſein müſſe. Genug, nachdem ſie mich eine Weile ſchüchtern forſchend angeſehen, ſenkte ſie die Augen und ſagte leiſe:

„Die Leute ſagen, und wenn der Zündt wild iſt, ſagt er es ſelber, daß er gar nicht mein Vater ſei."

„Wer denn?"

„Ich weiß es nicht."

Hier ertönte vorn im Garten die Stimme Bürgers:

„Wo zum Teufel, Hellmuth, ſteckt Ihr denn? Rechne, die Suppe wird kalt und die Forellen werden zu weich — 's iſt kla—ar."

„Ich komme", rief ich zurück, zog die Börſe, reichte dem Gritli ein Stück Geld durch das Gitter und ſagte: „Schaff' dir dafür ein Kleidchen an, Kind, und hörſt du, wenn du mal in Noth biſt und glaubſt, ich könne dir helfen, ſo komm nur ungenirt zu mir. Ich heiße Michel Hellmuth und arbeite auf dem Komptoir des Herrn Oberſt in der Stadt. Gib mir die Hand darauf, daß du es nicht vergeſſen willſt."

Die Kleine ſah mich ungläubig, faſt erſchrocken an. Es mochte lange her ſein, ſeit ſo ein freundliches Wort zu ihr geſprochen worden war. Zögernd legte ſie ihre kleine Hand in die meinige, aber als ich ſie drückte, rollte ein heißer Thränentropfen aus ihrem Auge über meine Finger.

Eine Minute darauf ſaß ich dem über mein langes Ausbleiben brummenden Bürger bei Tiſche gegenüber. Herr Kippling, welcher ſich gegen den erſten Buchhalter und Prokuraträger ſeines Vaters ſehr dienſtbefliſſen benahm, that in Verbindung mit der Frau Regel alles Mögliche, den Brummenden zufrieden zu ſtellen. Den Forellen, welche gerade die richtige Mitte zwiſchen zu weich und zu hart hielten, gelang dies endlich, worauf Herr Bürger mit einem Seitenblick auf mich eine humoriſtiſche Diatribe gegen die „jugendlich-thörichte Schwärmerei des Naturkneipens“ losließ. Ich meinerſeits ſpeiſte mit ſchlechtem Appetit, denn immer mußte ich beim Anblick der uns aufgetiſchten Leckerbiſſen des Brotſtückes und der kalten Kortoffeln denken, welche zuſammen für einen langen Sommertag die Nahrung des Gritli ausmachten, des armen ſchönen Kindes, das keine Mutter hatte und nicht wußte, wer ſein Vater war.

## Sechſtes Kapitel,

worin ein Buchhalter und Prokuraträger ohne Erfolg den getreuen Eckart ſpielt, weiterhin eine knabenhafte Anwandelung und ein Rettungsſprung vorkommt, ferner ſehr viel, vielleicht zu viel geküßt und endlich ein feierlicher Schwur geleiſtet wird.

Ich hatte Urſache, mit meiner Stellung im Hauſe Kippling zufrieden zu ſein. Arbeit gab es zwar vollauf, aber wenn der Herr Oberſt von ſeinen Komptoiriſten viel forderte, ſo war er auch nicht karg gegen ſie. Zu mir ſchien er eine Art von Zuneigung gefaßt zu haben und ich wurde nach einiger Zeit mitunter in das Allerheiligſte der Firma Kippling zugelaſſen, das heißt zu den Berathungen, welche Herr Kippling senior, Herr Kippling junior und Herr Bürger in Betreff neuer Unternehmungen und Kombinationen hielten. Ich gewann dadurch außerordentlich belehrende Einblicke in die erdumſpannende Maſchinerie des Handels, aber zugleich auch die troſtloſe Ueberzeugung, daß es allerdings in dieſer Sphäre, gerade wie in der Sphäre der Politik, keine Moral gebe. Zum Glück für die Menſchheit gibt es aber in dieſer wie in jener Sphäre wenigſtens eine Nemeſis, wenn ſie auch nicht immer erſcheint, wo und wann man ſie herbeiwünſcht.

Herr Kippling der Jüngere behandelte mich, wenn er zur

Stadt kam, ebenfalls artig, mit einer Art läſſiger Zuvorkommenheit. Doch blieben unſere Beziehungen nur ſehr äußerliche. Was Fräulein Julie anging, ſo gab es Augenblicke, ſogar Stunden, wo ich mir, ohne gerade ein Geck zu ſein, hätte einbilden können, die Möglichkeit eines wärmeren Gefühls für mich, welche in ihrer damals im Gartenſale keck-frivol hingeworfenen Frage gelegen hatte, ſei mehr als bloße Möglichkeit, und dann gab ich mich widerſtandslos dem berückenden Zauber hin, welchen das verzogene Kind des Glückes auf mich übte. Allein die launiſche Schöne ſorgte redlich dafür, daß der Traum immer wieder ſchnell und jach zerfloß, indem ſie in ihrem Benehmen gegen mich gütige, ja faſt zärtliche Annäherung mit beleidigendem Hochmuth und ſchonungsloſem Spott wechſeln ließ, obgleich ich hinlänglich auf meiner Hut war, ihr keine Gelegenheit zu begründeter Demüthigung zu geben.

Sie freilich machte ſich nichts daraus, Gelegenheiten, mich zu verletzen, vom Zaune zu brechen, und ſo hatte ſie es eines Tages beim Mittagstiſch wieder ſo arg getrieben, daß ich nachher auf dem Wege zum Komptoir höchlich erbittert zu Herrn Bürger ſagte:

„Meiner Treu, ich bin es müde, die Zielſcheibe dieſes boshaften Geſchöpfes zu ſein."

„Hm", meinte er wohlgelaunt, „rechne, die heutigen Witze des Fräuleins waren recht paſſabel."

„Ei was, Ihr hattet gut lachen! Sie hat Euch ja, während ſie mich verhöhnte, mit zärtlichen Blicken förmlich überſchüttet."

„So? Ihr ſeid am Ende gar eiferſüchtig auf mich, mein

Junge? Rechne, wäre das der Superlativ des Unſinns — 's iſt kla—ar."

„Eiferſüchtig? Da müßt' ich doch vorher einfältig genug ſein, mir einzubilden, ich ſei verliebt. Das fehlte noch!"

„Nur nicht ſo ſpritzig! Sehe gar nicht ein, warum ein junger Mann von Euren Qualitäten nicht in das ſchöne Mädchen verliebt ſein könnte — 's iſt kla—ar."

„Klar iſt nur, daß ich durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt bin."

„Wirklich? Deſto beſſer. Haben heute einen Kuriertag und giebt es, rechne ich, viel zu thun für Euch."

Das gab es in der That und zwar bis tief in den Abend hinein, ſo daß ich Gelegenheit genug hatte, ob meiner Pflicht meinen Aerger zu vergeſſen.

Es war ein heißer Julitag geweſen und ich dürſtete nach einem Bad im See, als ich endlich mit meiner Arbeit zu Rande gekommen.

Ich verließ als der letzte das Komptoir und ging durch den dämmernden Garten zum See hinauf. Es war ſtill auf meinem Wege. Die fallende Silberſäule des großen Springbrunnens plätſcherte geſchwätzig im dunkelnden Grün und ſtoßweiſe trug die laue Abendluft das dumpfe Getöſe des Straßenlebens von der Stadt herüber.

Als ich aus meinem Zimmer im Pavillon zu der kleinen Einbuchtung hinunterging, wo die Barken angekettet waren, traf ich auf Herrn Bürger, welcher ſeine Cigarre rauchend auf einer der Stufen der Freitreppe ſaß und auf den dunkelnden See hinausſah.

Beim Geräuſche meiner Schritte wandte er den Kopf, ſchickte mir einen ſeiner durchdringenden Blicke zu und fragte kurz:

„Wohin?"

„Auf das und in das Waſſer, wenn's Euch beliebt. Kommt mit, falls Ihr ſchwimmen könnt."

„Schwimmen? Rechne, iſt das Schwimmen jetzt ſehr Mode unter den jungen Leuten . . . Apropos, Ihr kennt doch das alte Tanhäuſerlied?"

„Das Tanhäuſerlied? Was ſoll's damit? Ich hört es in meiner Jugend ſingen", verſetzte ich, die Kette der Barke loshakend.

„Aber Ihr habt es vergeſſen, ſammt der Moral, die darin ſteckt — 's iſt klar."

„Ihr gebt mir wieder einmal Räthſel auf, lieber Freund."

„Ach nein, aber ich bin heut' Abend ſo muſikaliſch geſtimmt, daß ich nicht umhin kann, Euch aus dem guten alten Lied etliche Strophen vorzuſingen. Paßt auf! Wie Ihr wißt, hatte der edle Tanhäuſer mit Frau Venus eine recht hübſche Zeit vertändelt, als er eines ſchönen Tages plötzlich das kriegte, was wir auf der Univerſität moraliſchen Katzenjammer nannten. Es wurde ihm ungemüthlich ſchwül im Venusberg, wollte von dannen ziehen, der arme Mann, worauf ihn Frau Venus alſo anſang:

‚Herr Tanhäuſer, nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeid wohl nicht bei Sinnen;
Nun laßt uns in die Kammer gehn,
Zu ſpielen der heimlichen Minnen.'

Der Ritter aber ſetzte ſeinen Kopf auf und legte dieſen ungalanten Proteſt ein:

‚Eure Minne iſt mir worden leid;
Ich hab' in meinem Sinne,
Oh, Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeid eine Teufelinne.'

Hat ihm aber nicht viel geholfen, dem armen Kerl. Es zog ihn doch wieder zum Venusberg zurück. Der getreue Eckart ſtellte ſich ihm vergebens in den Weg. Ja, die Eckartsrolle gehört zu den undankbarſten Rollen auf dem theatro mundi. Meint Ihr nicht auch?"

„Ich meine, Euer Humor macht heut' Abend wieder ſeltſame Sprünge",gab ich zur Antwort und trat in das Boot.

„Ah, rechne das Tanhäuſerlied gefällt Euch nicht — 's iſt klar. Wartet, will Euch ein andres ſingen:

Die ſchönen Nixen im Schleiergewand
Entſteigen der Meerestiefe.
Sie nahen ſich leiſe dem jungen Fant . . .

aber ſehe ſchon, Ihr wollt mit aller Gewalt in's Waſſer, obgleich daſſelbe, wie die Juden ſagen, keine Balken hat. Denkt daran; wie es dem unvorſichtigen Burſchen erging, dem goethe'ſchen Fiſcher:

Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin
Und ward nicht mehr geſehn . . .

Im übrigen, geht meinethalb in's Waſſer oder zu den Nixen oder zum Teufel!"

„Einſtweilen nur in's Waſſer, mit Eurer gütigen Erlaubniß", entgegnete ich lachend und ſtieß vom Ufer.

Ein paar Ruderſchläge brachten mich aus dem Bereiche von Herrn Bürgers Stimme. Mein Boot glitt über das Waſſer der kleinen, vom kipling'ſchen Garten eingefaſſten Bucht und dann in den See hinaus. Dort zur Rechten, wo der Garten in einer noch einen Büchſenſchuß weit in den See vorſpringenden Landzunge endigte, breitete eine alte Trauerweide ihr Aſtgehänge über ein zierliches Badhäuschen aus, welches die Gränzmarke der ganzen Beſitzung bildete. Beim Vorüberfahren bemerkte ich, daß an den Stufen, welche aus dem Badhäuschen auf der Seeſeite in's Waſſer herabführten, eine Barke angelegt war. Aber da die Hausbewohner öfter hierher kamen, um zu baden, achtete ich weiter nicht darauf, ſondern trieb mein kleines Fahrzeug vorüber und weiter in die ſpiegelglatte Waſſerfläche hinein.

Nachdem ich mich draußen entkleidet und, um mein Boot herſchwimmend mich eine Viertelſtunde lang und drüber tüchtig in dem erquicklichen Element getummelt hatte, ſchwang ich mich wieder in das Fahrzeug, kleidete mich an und griff zu den Rudern, um noch eine Weile auf dem See herumzuflaniren, zwecklos die leichte Barke da und dorthin treibend.

Die Scene war gar ſo ſchön, denn der über den Alpenkuppen aufgehende Mond übergoß den See und ſeine Ufer mit magiſchem Licht.

Plötzlich kreuzte ein ſchwarzer Schatten den Silberſpiegel, auf welchem ich herumſchwärmte.

Es war ein Dampfer, welcher, den See herabkommend, unfern von mir daherzog und mit ſeinen Radſchaufeln die ruhige Fluth zu blitzendem Funkengeſtäube aufwühlte.

Eine knabenhafte Luſt erfaßte mich. Ich trieb mit haſtigen Ruderſchlägen mein Boot dem brauſenden Schiff entgegen, um mich auf der wogenden Waſſerfurche zu wiegen, welche der Dampfer hinter ſich herzog.

Dazu kam ich freilich ſchon zu ſpät, denn das Schiff fuhr mit voller Kraft dahin und ließ mich weit hinter ſich. Aber indem ich die ſich wieder glättende Furche kreuzte, ſah ich kaum ein paar Armlängen von mir entfernt einen ſchimmernden Nacken der Fluth enttauchen, dann eine Hand wie krampfhaft in die Luft greifen, ein wilder Angſtſchrei, ſchon halb erſtickt, ſchlug an mein Ohr und dann verſchwand alles.

„Da hat ſich ein Schwimmer zu weit herausgewagt“, ſagte ich, und während ich es ſagte, warf ich Rock und Schuhe von mir und ſtürzte mich in das Waſſer.

Es war dabei kein großer Aufwand von Heroiſmus im Spiele, denn ich war ein guter Schwimmer, dem es auch bald gelang, den Unterſinkenden mit einem kräftigen Griff am Schopfe zu faſſen und nach oben zu reißen.

Der Augenblick, wo ich meine ganze Kraft und Selbſtbeherrſchung nöthig hatte, kam erſt jetzt.

Denn als ich, mich halben Leibes aus dem Waſſer hebend, mit dem linken Arm meine lebloſe Beute umfaßte, bemerkte ich, daß ich keinen Schwimmer, ſondern eine Schwimmerin aufgefiſcht, die ſchönſte Nixe, die ſich je in den Fluthen getummelt.

Das Mondlicht fiel auf das reizende Antlitz der Bewußtloſen, das an meiner Schulter lehnte, fiel auf Arme von vollendeter Schönheit, fiel auf den Schnee des Nackens, von welchem im Ringen mit dem Tode die Hülle des Badgewandes ſich abgeſtreift hatte.

Ich ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung, des Schreckens, des Frohlockens aus, denn ich hielt Julie Kippling in meinem Arme.

Sie feſt umklammernd, nur von dem einen Gedanken durchpulſt, ſie zu retten oder mit ihr in das feuchte Grab zu ſinken, ſtrich ich mit der Rechten aus, erreichte mein Boot, hob, das Waſſer tretend, mit beiden Armen die koſtbare Laſt in das Fahrzeug, ſchwang mich nach, kniete zu ihr nieder, ſtrich ihr die Fülle der aufgelöſten, waſſertriefenden Locken aus dem Geſicht, richtete ſie in meinen Armen auf und bedeckte ihre geſchloſſenen Augen, ihre bleichen Wangen und Lippen mit Küſſen.

Ich wollte ſie in's Leben zurückküſſen. Sie konnte nicht ſterben! Es durfte nicht ſein!

Endlich, endlich, nach einigen Sekunden tödtlicher Angſt zuckte es in dieſen herrlichen Gliedern. Ein Zittern und Beben lief darüber hin, der Buſen hob ſich hoch, ein ſchwerer Seufzer, ein tiefes Ausathmen brach aus ihrem Munde und halb bewußtlos blickten die weit ſich öffnenden Augen um ſich, voll Entſetzen, ja voll Wahnſinn.

„Komm zu dir, komm zu dir, Julie! Ich bin bei dir!“ rief ich ihr zu und preßte ſie feſt an meine Bruſt, ſinnlos, trunken, ſelbſtvergeſſen.

Sie ſtemmte, ſchwach abwehrend, ihre Hände an meine Schultern und ſah mich an mit ihren ſchwarzen Augen.

Es war ein zugleich berauſchender und drohender Blick. Scham, Zorn, Liebe, Entzücken, — das alles lag darin.

„Du haſt mich gerettet? Du, Michel? Du haſt mich ſo geſehen?“ ſtammelte ſie und ſchmiegte ſich an mich.

Und dann einem leidenſchaftlichen Impulſe folgend, umklammerte ſie meinen Nacken und ihre Lippen preßten ſich feſt an die meinen.

„Du haſt mich gerettet, du, du!“ ſagte ſie wieder und lachte und weinte zugleich und überſchüttete mich mit Feuerküſſen.

Ihre Zärtlichkeit hatte etwas Unheimliches, Konvulſiviſches, Dämoniſches, etwas, das mich, obgleich mir das Blut in den Adern kochte, wie geheimes Entſetzen anfaßte und mir meine Beſinnung wiedergab.

„Michel“, flüſterte ſie, „Du haſt mich dem Tode abgekämpft . . . Du biſt ein Mann! Ich will Dein Weib ſein.... morgen ſchon, wenn Du willſt.“

Warum ich zauderte, auch nur einen Augenblick zauderte, haſtig nach dem glänzenden Preiſe zu greifen, um den ſchon ſo viele vergeblich gerungen und ſo viele noch vergeblich rangen, warum mich in der verführeriſchſten aller Situationen plötzlich wieder jenes dunkle Gefühl beſchlich, das zu dem leidenſchaftlichen Wohlgefallen, welches Julie's Schönheit mir einflößte, die Kehrſeite bildete, warum ich das entſcheidende „ich will!“ nicht ſprach — ich wußte es nicht und weiß es wahrhaftig bis zur Stunde noch nicht.

Freilich, in der nächſtfolgenden Zeit kamen Stunden und Tage, wo ich meine Unſchlüſſigkeit bitter bereute und mich das ſchalt, als was ich dem geneigten Leſer in der eben geſchilderten Lage zweifelsohne erſcheinen werde — einen albernen Träumer und Thoren.

„Fräulein“, ſagte ich zögernd.

Sie ſchnellte auf und von mir zurück, wie von einer Springfeder gehoben.

„Fräulein?“ entgegnete ſie bitter fragend.

Weiter ſagte ſie nichts, ſondern blieb nur eine Sekunde vor mir ſtehen, das Badgewand züchtig über der Bruſt zuſammenhaltend und mich mit einem Blicke ſchneidenden Hohnes fixirend.

Wären mythologiſche Bilder nicht allzu ſehr Rokoko, würde ich ſagen, die Bachantin ſei mit einem Schlag zur Meduſe geworden.

Ich fühlte, daß ich mein Glück verpaßt hatte.

„Haben Sie die Güte, mein Herr Retter, mich zu dem Badhäuschen zu rudern. Mich friert.“

Indem ſie dieſes mit eiſiger Kälte ſagte, wandte ſie ſich nach dem Spiegel des Bootes, wo ſie mit gegen mich gewendetem Rücken niederkauerte.

Ich brachte die Barke in Gang, nahm dann meinen Rock, trat leiſe hinter die in ſich Zuſammengeſchmiegte und deckte ihr denſelben über den Rücken und Nacken. Sie ließ es ſich ſchweigend gefallen, und da ich mein Ruder angeſtrengt handhabte, waren wir nach einer Fahrt von wenigen Minuten bei dem Badhäuschen angelangt.

Sie ſtieg wie ein Vogel die Treppe hinauf, aber bevor ſie in der Thür verſchwand, warf ſie noch in befehlendem Ton das Wort zurück:

„Warten Sie hier einen Augenblick!“

Ich wartete gehorſam und hatte in der That nicht lange zu warten. Die Thüre öffnete ſich wieder und Fräulein Julie erſchien in Mantel und Shawl oben an der kleinen Treppe.

Der Mond ſtand noch immer am Himmel und ſo konnte ich das Geſicht des jungen Mädchens ſehen. Es war ernſt, aber nicht gerade unfreundlich.

„Meine Schwimmpaſſion hat ein dummes Ende genommen“, ſagte ſie. „Das Waſſer iſt falſch wie die Menſchen und der Krampf gehört zu den vielen perfiden Einrichtungen in dieſer zweckmäßig eingerichteten Welt. Ich werde mich daher morgen nach einer andern Paſſion umſehen. Doch das geht Sie nichts an, mein lieber Herr Hellmuth . . . Haben Sie mir nicht einmal gesagt, das Andenken Ihrer Mutter ſei Ihnen heilig?“

„Sehr!“

„Wohl. Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo ſchwören Sie mir jetzt, hier auf der Stelle, beim Andenken Ihrer Mutter, daß nie ein Laut — hören Sie? — nie auch nur ein Laut über Ihre Lippen gehen werde, welcher verrathen könnte, wo und wie Sie heute Julie Kippling gefunden, dem Tode entriſſen, geküßt und — verachtet haben.“

„Verachtet? Um Himmels willen, Fräulein —“

„Genug, genug!“ unterbrach ſie mich mit gebieteriſcher Gebärde. „Schwören Sie!“

„Es bedarf des Schwures nicht.“

„Schwören Sie! Ich will es!“

„Wohlan, ich ſchwöre es!“

„Beim Andenken Ihrer Mutter?“

„Beim Andenken meiner Mutter!“

„Gut. Ich weiß nun, Ihre Lippen werden verſiegelt ſein, bis ich das Siegel löſe; wenn nicht für immer . . . Sie ſehen, mein Herr, daß ich Sie achte, und das ſoll mein Dank ſein für Ihre Hilfeleiſtung . . . Jetzt aber machen Sie, daß Sie heim und aus den naſſen Kleidern kommen. Sonſt werden Sie, fürcht' ich, Ihr Abenteuer mit einem ſchnöden Schnupfen bezahlen. Gute Nacht!"

Am folgenden Tage erſchien Fräulein Julie nicht beim Mittagstiſch und Herr Kippling theilte uns mit, ſeine Tochter habe in Begleitung ihres Bruders vor einer Stunde eine Vergnügungsreiſe nach Deutſchland angetreten.

Eine Woche darauf trat auch ich eine Reiſe an, nicht nordwärts, aber ſüdwärts, nach Italien und Spanien, keine Vergnügungsreiſe, aber eine Geſchäftsreiſe, von welcher ich erſt zurückkehrte, als der inzwiſchen eingetretene Winter wieder dem Frühling zu weichen begann.

Ende des zweiten Bandes.

[illegible]rische
[illegible]bibliothek
München

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

# Novellenbuch

von

**Johannes Scherr.**

Zehnter Band.

# Michel.

## Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Band III.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius G[illegible]ther.
1877.

# Michel.

## Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Von

**Johannes Scherr.**

Vierte, neu durchgeſehene Auflage.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1877.

Pæ: VII f

ERZIEHER AKADEMIE
D
ADOLF-HITLER-SCHULEN

rische
sbibliothek
München

## Fünftes Buch.

# Die Söhne Mammons.

# Erſtes Kapitel.

Von Deutſchen, Franzoſen, Engländern und Südländerinnen. — Herr Kippling der Aeltere ſtellt an den Autor eine zarte Frage und theilt ihm „wunderlich zerſtreut“, eine überraſchende Neuigkeit mit.

Man hat häufig darüber geklagt, und nicht mit Unrecht, daß der Deutſche vermöge ſeines weltbürgerlichen Anbequemungstalentes nur allzu geneigt ſei, in und ob der Fremde die Vorzüge ſeines Heimatlandes zu vergeſſen. Es möchte jedoch ſchwer zu beſtreiten ſein, daß auch unſer Nationalgefühl während der letzten Jahrzehnte hinlänglich erſtarkt ſei, um das zerfahrene und verblaſene „Ubi bene, ibi patria“ entſchieden nicht mehr als eine charakteriſtiſch-deutſche Maxime anzuerkennen. Der Koſmopolitiſmus hatte ſeine Berechtigung und ſeine Miſſion, gewiß. Er ja hat uns aus dem Sumpfe mittelalterlicher Spießbürgerei herausgeriſſen und auf die lichten Höhen einer Weltanſchauung geführt, die man den Gebildeten der Nation erſt dann wird verleiden können, wann das leuchtende Dreigeſtirn Leſſing-Goethe-Schiller vom Himmel der Kultur gefallen ſein wird. Allein bittere Erfahrungen haben uns gelehrt, daß die anderen Völker wohl zur Zehrung von unſeren verſchwenderiſch ausgetheilten Geiſtesſchätzen, nicht aber zu Gegenleiſtungen bereit ſind. Mit anderen Worten, wir mußten erkennen, daß die anderen keineswegs koſmopolitiſch geſinnt ſeien und der nationale Egoiſmus der Fremden hat auch uns endlich fühlbar gemacht, daß wir für uns ſelbſt zu ſorgen haben.

Ja, es iſt bedeutend klarer geworden in den deutſchen Köpfen. Man vergleiche nur die Sprache, welche zur Zeit der halle'ſchen Jahrbücher von den Wortführern der vorgeſchrittenſten Partei geführt wurde, mit der, welche denkende Patrioten — es gibt nämlich bekanntlich auch nichtdenkende und zwar eine ſchwere Menge — heute führen. Damals wollte ein zwar ehrlicher und wohlmeinender, aber oft geradezu hirntoller Titaniſmus Weltpolitik, lauter Weltpolitik machen; heute begnügt man ſich, eine deutſche Politik zu wollen, und iſt herzlich froh, wenn man im nationalen Fache ſein gutes Auskommen findet. Schon damit iſt viel gewonnen. Wir haben doch angefangen, uns zu fühlen, und haben mit der Einſicht, daß wir von unſeren ſämmtlichen Nachbarn, jenſeits des Rheins wie jenſeits der Weichſel, jenſeits der Alpen, wie jenſeits des Kanals, keinerlei Förderung, wohl aber jederlei Hinderung, offene oder verſteckte Befehdung zu befahren haben, zugleich auch den Entſchluß gewonnen, durch eigene Kraft etwas zu werden. Das iſt freilich nur der Anfang des Anfangs, aber doch iſt es beſſer, einmal angefangen zu haben, als zu warten, bis der zum Weltgerichte blaſende Engel in Deutſchland herumläuft und uns zuruft:

„Ihr Deutſchen, wollt ihr nicht aufſtahn?
Die Ewigkeit geht eben an!"

Was mich betrifft, ich könnte nicht ſagen, daß mir durch die Fremde das Vaterland verleidet worden wäre. Ich nahm, was ich von fremden Völkern ſah, wie es eben war, ohne günſtiges oder abgünſtiges Vorurtheil. Selbſt die mir anerzogene Abneigung gegen die Franzoſen, welche ich, wie die Engländer, auf einer ſpäter zu erwähnenden Reiſe kennen lernte, war in meinen reiferen Jahren nicht mehr nachhaltig genug, um mich dieſes Volk mit den Augen eines Patrioten aus der Turnſchule Jahns nur als „ſchnöde Franſen" anſehen zu laſſen. Deſſenungeachtet habe ich kein Hehl, daß perſönliche Berührungen mir keineswegs Liebe einflößten, weder für die Franzoſen noch für die Engländer. Ich halte ſie für die gefährlichſten, weil mächtigſten Feinde Deutſchlands und perſönlich iſt mir die bornirte Eitelkeit jener, der bornirte Hochmuth dieſer im höchſten Grade zuwider.

In der That, als Satan, der „Affe Gottes", die Eitelkeit ſchaffen wollte, iſt ihm ein Franzos dazwiſchen gelaufen und da hatte er nicht mehr nöthig jene zu ſchaffen. Eitelkeit, komödiandiſche Eitelkeit iſt das Grundmotiv der franzöſiſchen Geſchichte. In der officiellen Sprache heißt dieſes Motiv „Glorie", ein kokett ausgeſtopftes und beflittertes Ding, nach der gerade herrſchenden Tagesmode ſo oder ſo angezogen. Aus Eitelkeit ermorden die Franzoſen ihre Könige, aus Eitelkeit machen ſie ihre revolutionären Purzelbäume, und wenn dieſe mißlingen, ſo bleiben die Gaukler im Kothe liegen und beten den erſten beſten Götzen an, welcher geſchwind genug bei der Hand iſt, ihnen den Fuß auf den Nacken zu ſetzen. Dann wird ihnen zuletzt wieder die Geſchichte zu langweilig und ſie heben das alte Spiel von neuem an. Es hat in Frankreich nie eine Partei gegeben, weder Legitimiſten noch Konſtitutionelle noch Republikaner, welche gewußt hätte, was Gerechtigkeit und Humanität iſt. Deutſchland mag ſich vor dieſer franzöſiſchen Nationaleitelkeit in acht nehmen, welche ſich ohne Zweifel mit jedem, auch dem verworfenſten Deſpoten verbünden würde, wenn dadurch der Zweck erreicht werden könnte, ein Opfer, wie etwa das linke Rheinufer, auf den Altar der Gloria Vulgivaga Pariſiorum niederzulegen.*)

Wie bei den Franzoſen die Eitelkeit, ſo entſpringt bei den Engländern der Hochmuth aus ihrer Ignoranz. Wie nach dem Glauben der Hindus ihre heilige Stadt Benares, ſo liegt nach dem Glauben John Bulls ſein Land um 80,000 oder gar um 300,000 Stufen dem Himmel näher als die übrigen Theile des Erdbodens. Man würde aber irren, wollte man annehmen, ſolcher Glaube ſei eben weiter nichts als die fixe Idee einer inſulariſchen Bevölkerung. Es iſt in dieſem Wahnſinn Methode, kaufmänniſcher Kalkul. Da die Engländer die ganze Erde beſchwindeln und ausbeuten, zugleich aber auch eine ſehr fromme Nation ſein wollen, ſo ſind ſie auf das ſinnreiche Auskunftsmittel verfallen, alle übrigen Völker als untergeordnete Raſſen, als Gojim im althebräiſchen Sinne anzuſehen, die von gottes- und rechtswegen der Beſchwindelung und Ausbeutung durch das auserwählte Volk Englands preisgegeben ſeien. Ein grüngelber Faden von Heuchelei geht durch das ganze engliſche Weſen, von der koloſſalen Heuchelei der engliſchen Verfaſſung an, unter deren Schutz etliche zwanzig Millionen Menſchen daheim, etliche hundert Millionen in den Kolonien von etlichen tauſend Familien ausgebeutet werden, bis herab zu der jämmerlichen Heuchelei, welche vorgibt, die beiden größten Dichter Englands, Shakeſpeare und Byron, ſeien mit der verſauerten Prüderie einer einfältigen Penſionatsvorſteherin anzuſehen. Wahrlich, wir Deutſche haben unſere großen Geiſter auch nicht auf Roſen gebettet, aber doch wäre bei uns im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr möglich geweſen, was in England in dieſer Richtung geſchah. Nie hat das ſtolze Albion einen freieren Geiſt, ein edleres Gemüth, ein liebevolleres Herz beſeſſen, als der arme Shelley war. Und dieſen Mann hat die grauſame Gleißnerei ſeiner Landsleute auf's brutalſte angefeindet, im wörtlichen Sinne mit Fauſtſchlägen mißhandelt, verdammt, geächtet, in den Tod gehetzt ... Ich bin überzeugt, das unerbittlichſte Mißtrauen gegen die vor keiner Tücke zurückſchreckende engliſche Selbſtſucht wird mehr und mehr zum Katechiſmus eines Deutſchen gehören müſſen, welcher ſein

---

*) Dies iſt, wohlverſtanden! im Jahre 1857 geſchrieben und zuerſt 1858 gedruckt worden. Seither haben die Ereigniſſe meine damaligen Aeußerungen nur allzu ſehr gerechtfertigt und hat das Jahr 1870 insbeſondere bewieſen, was für ein elender Schwindel die ſozialiſtiſchen Bruderſchaftsphraſen der Franzoſen waren. Und dennoch ließ ſich — unglaublich aber wahr! — ſelbſt noch nach Ausbruch eines Krieges, wobei es ſich um Deutſchlands Sein oder Nichtſein handelte, eine erkleckliche Anzahl von deutſchen Gimpeln durch dieſen abgeſtandenen Bruderſchaftsphraſenleim abermals leimen, ſo ſehr, daß ſie zu Ungunſten ihres Vaterlandes und zu Gunſten des daſſelbe „bis auf's Meſſer“ bekriegenden Frankreichs ihre alten Gimpel- und Simpellieder herleierten. In den verrätheriſchen Refrain: „Thut den lieben Franzoſen doch ja nichts zuleide!“ ſtimmten aber bekanntlich auch noch andere Vögel emſig mit ein: vaterlandsloſe Juden — ich meine unbeſchnittene wie beſchnittene — ferner Burſche, welche im preußiſchen Militär oder Civil vergeblich an- und unterzukommen verſucht oder in der kaiſerlichen Schwindelbude in Paris, welcher „unſere Leut'“ Fould, Pereire und Komp. vorſtanden, ein bißchen mitgeſchwindelt oder beim Plon-Plon und anderen bonaparte'ſchen Prinzenſchaften und Prinzeßlichkeiten antichambrirt hatten. Note zur 2. Auflage v. J. 1871.

Vaterland liebt und nicht mehr jung genug iſt, den Köder liberaler engliſcher Zeitungsphraſen zu verſchlucken.

Italien und Spanien ſind in ihrer dermaligen Verfaſſung nur Ruinen einer großen Vergangenheit, aber überall athmet auf dieſen Ruinen der volle Hauch der Schönheit und Poeſie. Beide Länder ſtehen in moderner Kultur gegen Deutſchland unermeßlich weit zurück, aber wie ihr Unglück, ſo hat auch ihr ſchmerzliches Ringen nach Erneuung und Entwickelung etwas, was uns Deutſche ſympathiſch berührt. Auch wir ſind ja ewig Ringende und Strebende, keine in ihren Hochmuth eingemummten engliſchen, keine in ihre Eitelkeit eingemauerten franzöſiſchen Satisfaits. Und etwas könnten wir von den Südländern lernen, die Anmuth der Lebensführung, den Adel und die Würde der Perſönlichkeit, auch in der äußeren Erſcheinung. Weiß der Himmel, ich bin mit dem alten Walther von der Vogelweide völlig einverſtanden, daß in deutſchen Landen die beſten Frauen daheim ſeien; aber als ſtandhafter Bekenner der Religion der Schönheit muß ich doch ſagen, daß die ſüdländiſchen Schönen manches beſitzen, um was die nordländiſchen durchſchnittlich ſie beneiden ſollten. Die Franzöſin weiß die Grazie zu affektiren, die Italienerin und Spanierin hat ſie. Stundenlang hab' ich in Rom Zügen von Wallfahrerinnen zugeſchaut, die aus der Kampagna hereinkamen. Die nächſte beſte junge Bäuerin aus den Albanerbergen entfaltet in Gang, Haltung, Blick und Gebärde eine harmoniſche Schönheit, wie bei uns keine wirkliche oder Theaterkönigin.

Weiter behellige ich den geneigten Leſer mit aus meinen Reiſeerinnerungen reſultirenden Einfällen nicht, ſondern führe ihn lieber in das Arbeitskabinett des Oberſts und Kantonsrath Gottlieb Kippling, wohin ich am Tage meiner Rückkehr von jenſeits der Alpen zur Erſtattung eines Generalberichts berufen worden war.

Nachdem ich mich meines Geſchäftes entledigt hatte, ſagte der Herr Oberſt:

„Ich war ſchon zum voraus durch Ihre Briefe inſtandgeſetzt, Ihnen meine völlige Zufriedenheit mit den Ergebniſſen Ihrer Reiſe zu bezeugen, Herr Hellmuth. Namentlich hat Ihr umſichtiges und energiſches Benehmen hinſichtlich des Falliments der Firma Torti in Barcelona unſer Haus vor einem ſehr bedeutenden Schlag bewahrt. Die Summe, welche ich vorhin in unſeren Büchern Ihnen gutzuſchreiben Herrn Bürger angewieſen habe, ſoll Sie überzeugen, daß Sie nicht umſonſt für uns gearbeitet haben. Ich hoffe, auch in Frankreich und England, wohin Sie wohl ſchon nach einigen Wochen gehen ſollten, um eine wichtige Kombination durch Ihre Anweſenheit zu fördern, wird Ihren Eifer das Glück begleiten. . . . Jetzt aber von etwas anderem. Wie ſtehen Sie mit meiner Tochter Julie, Herr Hellmuth?“

Natürlich überraſchte mich dieſe Frage nicht übel. Ich wußte in der That nicht, was ich darauf antworten ſollte, um ſo weniger, als ich Fräulein Kippling ſeit meiner Rückkehr noch nicht einmal geſehen, geſchweige geſprochen hatte.

„Nun?“ fragte Herr Kippling etwas ungeduldig, mich unter dem Rande ſeiner Brille hervor ſcharf fixirend.

„Sie ſehen mich ſo verblüfft, Herr Oberſt“, verſetzte ich, „daß ich mich vergebens bemühe, den Sinn Ihrer Frage zu finden.“

„Wirklich? So will ich mich denn deutlicher ausdrücken, erwarte aber, daß Sie Offenheit mit Offenheit erwidern. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich meine Tochter liebe, vielleicht zu ſehr, weil ich ihre Launen gewähren ließ, ohne beizeiten dagegen einzuſchreiten. Jetzt, fürchte ich, iſt es zu ſpät dazu, denn Julie's hübſcher Kopf iſt zugleich ein Eiſenkopf, das heißt, wenn es ihr gerade einfällt, einen ſolchen aufzuſetzen. Nun, das iſt ſchon ſo, wie es iſt, und ein praktiſcher Mann weiß, daß man mit Bedauern und Wünſchen nichts gegen Thatſachen ausrichtet. Genug davon! . . . Es muß zwiſchen Julie und Ihnen, unmittelbar vor meiner Tochter Abreiſe nach Baden-Baden, etwas vorgegangen ſein, was einen bedeutenden, ich möchte ſagen einen gewaltſamen Eindruck auf ſie machte. Was war es?"

„Wenn Sie dieſe Frage in Fräulein Kipplings Gegenwart an mich richten wollen, werde ich ſie vielleicht beantworten können, aber auch nur vielleicht."

„Was ſoll das heißen?"

„Das ſoll heißen, daß ein Mann von Ehre nie ein angelobtes Schweigen bricht."

„Und wenn ich Ihnen, als meinem Kommis, befehle, zu reden?"

„In dieſem Falle werde ich auf die Ehre, Ihr Kommis zu ſein, lieber verzichten als ein Tropf zu werden."

„Ueberſpanntheiten! Unpraktiſches Zeug! Wenn ich Sie nun beim Worte nähme?"

„Verſuchen Sie es!"

Der Herr Oberſt ſchob ſeine Brille über die Stirn hinauf, als wollte er ſich die Rarität von Menſchen, welcher ihm, dem Kommandanten von Millionen, ſo zu kommen wagte, mit ganzem

Geſichte betrachten. Ein unbeſchreiblich höhniſcher Ausdruck lag in ſeinen Augen, welche in dieſem Moment ganz auffallend an die Hohnblicke ſeiner Tochter gemahnten. Aber Kommandanten von Millionen ſind in der Regel keine Brauſeköpfe, ſondern Leute von Selbſtbeherrſchung. Die Brillengläſer ſenkten ſich langſam wieder in ihre frühere Stellung und mit einem natürlichen oder erkünſtelten Lachen ſagte mein Herr Chef:

„Kommen Sie, wir wollen vernünftig ſprechen und alle unpraktiſche Erhitzung vermeiden. Sagen Sie mir, war es Julie, welche Sie Schweigen geloben ließ?“

„Ich habe Schweigen gelobt. Das muß Ihnen genügen.“

„Es genügt, denn ich verſtehe Sie, und ſo hatte ich denn nur zu ſehr Grund, zu fürchten, meine Tochter habe ſich kompromittirt.“

„Kompromittirt?“

„Nun ja, ich denke, Gottlieb Kipplings einzige Tochter kompromittirt ſich, wenn ſie ſich zur Liebelei mit einem Kommis ihres Vaters herabläßt.“

Der Stolz hatte ſich nie wilder in mir aufgebäumt, als er bei dieſer Aeußerung des Millionärs that. Das Blut ſchoß mir in's Geſicht und mein Blick mußte kein ſanfter ſein, denn der Herr Oberſt machte unwillkürlich eine begütigende Gebärde.

„Mein Herr“, ſagte ich mit ſo viel Ruhe als ich aufbringen konnte, „wenn vorausgeſetzt werden könnte, die einzige Tochter von Gottlieb Kippling hätte ſich ſo weit kompromittirt, daß ſie ſich zu einem Kommis ihres Vaters herabließ, ſo entſtünde noch die Frage, ob ſich der Kommis ſeinerſeits ſo weit kompromittirt hätte, von der fraglichen Herablaſſung Gebrauch zu machen.“

„Sie ſind ſtolz, Herr, und Sie führen eine Sprache, wie ſie Gottlieb Kippling nicht zu hören gewohnt iſt. Aber es mag ſein. Praktiſche Leute legen auf Formen nicht mehr Gewicht, als unumgänglich nöthig iſt. Das Weſentliche der Sache iſt: Sie lieben Julie nicht?"

„Nein."

„Gut. So, wie ich meine Tochter kenne, glaubte ich ihrem Benehmen gegen Sie abmerken zu können, daß zwiſchen ihr und Ihnen das phantaſtiſche Ding im Spiele ſei, was junge Leute Liebe nennen. Wenn ich mich getäuſcht habe, deſto beſſer."

„Herr Oberſt, ich will nicht verbergen, daß es Stunden und Tage gab, wo ich glaubte, es müßte ein unermeßliches Glück ſein, wenn Fräulein Kippling das von ihnen ſo verächtlich bezeichnete Gefühl für mich hegte. Aber einerſeits dämpfte das Bewußtſein meiner Stellung meine Wünſche, andererſeits —"

„Andererſeits?"

„Andererſeits — da wir nun doch einmal in dieſes zarte Thema eingetreten ſind — andererſeits mußte ich fürchten, daß, wenn es überhaupt möglich wäre, daß Fräulein Kippling das bezeichnete Gefühl für mich hegte, daſſelbe noch viel zu flüchtiger Natur wäre, um darauf eine Zukunft zu bauen."

„Sie ſchmeicheln meiner Tochter nicht eben ſehr. Wenn Sie ſich aber geirrt hätten?"

„Ich kann es nicht glauben. Fräulein Kippling iſt eine zu geniale Natur—"

„Ja, das iſt eben der Jammer! Was haben mich Julie's Genialitäten nicht ſchon gekoſtet! Wie viel Aerger, wie viel Verdruß haben mir dieſe Genialitäten ſchon bereitet! Und doch kann man dem Kinde trotz alledem nicht böſe ſein. Jeder Menſch hat ſo ſeine Schwäche. Die Schwäche von Gottlieb Kippling heißt Julie .... Sehen Sie, Herr Hellmuth, ich danke Ihnen für Ihre in dieſer Sache bewieſene Ehrenhaftigkeit — denn ich müßte nicht die Augen eines Vaters im Kopfe haben, wenn ich nicht wüßte, daß Julie Ihnen mitunter in einer Art und Weiſe entgegenkam, welche anderen jungen Männern Ihres Alters völlig den Kopf verdreht hätte — ja, ich danke Ihnen für Ihre Ehrenhaftigkeit dadurch, daß ich ganz offen ſein will. Ich hatte in Beziehung auf meine Tochter gewiſſe Abſichten, ganz verſtändige Abſichten, die aber nun, fürchte ich, ſo oder ſo durchkreuzt werden ſollen. Nun, es iſt mir ſo vieles gelungen im Leben, daß ich mich reſigniren muß, wenn mir einmal etwas, freilich etwas Wichtiges, mißlingt."

Der Herr Oberſt ſchwieg nachdenklich, er war zuletzt faſt weich geworden.

Wunderliche Gedanken gingen mir durch den Kopf. Wäre ich nur gewiß, daß mich Julie wirklich liebte, dachte ich, in dieſer Stunde könnte ich vielleicht einen glücklichen Sturm auf das Herz ihres Vaters machen. Und hatte ſie denn nicht unter brennenden Küſſen mir zugeflüſtert, daß ſie mein Weib werden wollte? Dieſer Gedanke übergoß mein Herz mit Gluth. Aber der ſchroffe Wechſel der Empfindungen, welcher meinem Verhältniß zu Julie ſeit ſeinem Entſtehen eigen geweſen, blieb auch jetzt nicht aus und verſchloß mir den Mund. .... In ſpäterer Zeit, als ich endlich über alle dieſe peinliche Unklarheit hinaus war, fand ich, daß nichts meinen Zuſtand, während ich in Julie's Zauberkreis gefangen war, beſſer bezeichnete als jene Stelle am

Eingang des zweiten Theils von Goethe's ewigem Gedicht, wo der vom Schlafe erwachte Fauſt in die aufgehende Sonne ſchaut, um geblendet und „ſchmerzdurchdrungen“ zurückzufahren und in die Worte auszubrechen:

So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ew'gen Gründen
Ein Flammenübermaß — wir ſtehn betroffen.
Des Lebens Fackeln wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch ein Feuer!
Iſt's Lieb? Iſt's Haß? Die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer?“

Herr Kippling unterbrach ſein und mein Sinnen plötzlich wieder mit der Frage:

„Kennen Sie vielleicht die Kinder des verſtorbenen Freiherrn Bodo von Rothenfluh?“

„Berthold und Iſolde von Rothenfluh?“ verſetzte ich, über dieſer Frage nicht weniger verwundert, als ich es über die frühere meines Chefs geweſen war.

„Ja, den Freiherrn und das Freifräulein dieſes Namens“, ſagte er.

„Freilich. Ich bin ja mit ihnen aufgewachſen, wie man zu ſagen pflegt.“

„Ach ja, ich vergaß, das heißt, ich erinnere mich, daß — hm, ich bin heute wunderlich zerſtreut. . . . Natürlich kennen Sie die Geſchwiſter Rothenfluh. . . . Meine Kinder haben in Baden-Baden die Bekanntſchaft des Freiherrn gemacht, an der Spielbank, glaub' ich. Der junge Herr iſt, wenn ich recht gehört habe, kürzlich zum Rittmeiſter in ſeinem Regiment avancirt, nachdem er ſich auf einem Feldzug gegen die Kabylen oder andere Wilde in Algier, den er als Volontär unter den franzöſiſchen Fahnen mitgemacht, durch tollkühne Bravour ausgezeichnet hatte. Im übrigen ſei er ruinirt und ſein Gut ſo völlig verſchuldet, daß er ſich kaum noch ein oder zwei Jahre werde halten können, wenn es gut gehe. Meine Kinder haben ihn nachher in der Reſidenz, wo ſein Regiment garniſonirt, beſucht und auf ſeine Einladung hin auch einen Ausflug mit ihm nach Rothenfluh gemacht, in deſſen Nähe, auf einer Art Bauernhof — ſein Name iſt mir entfallen — ſie auch Fräulein von Rothenfluh kennen lernten. Julie iſt entzückt von dieſer ſchönen Einſiedlerin und — nun, es könnte ſich aus dieſen Bekanntſchaften manches entwickeln. Theodor ſagt, das Schloß Rothenfluh ſei zur Anlage von induſtriellen Etabliſſements wundervoll gelegen. Herrliche Waſſerkraft, Arbeitslöhne ſehr billig, Holz überreichlich vorhanden. Außerdem, meinem Sohne wäre es in mehrfacher Beziehung geſund, wenn er eine Frau hätte, die er reſpektiren müßte . . . . Nun, wir werden ja ſehen. Der Freiherr wird demnächſt zum Gegenbeſuch hierher kommen und vielleicht ſeine Schweſter mitbringen. Wir wollen gelegentlich mehr von der Sache ſprechen, denn ich glaube, daß Sie mir da über dieſes und jenes Auskunft und Nachweis geben können. Inzwiſchen ruhen Sie ſich aus, treffen Sie beizeiten Ihre Vorbereitungen, zu jeder Stunde, wenn es nöthig werden ſollte, wieder abreiſen zu können. Ja, und . . . apropos, ich muß Sie bitten, morgen früh Punkt zehn Uhr hierher zu kommen. Bedarf Ihrer Dienſte in einer Geſchäftsangelegenheit, die recht gedeihlich zu werden verſpricht. . . . Daß im übrigen meine Tochter von unſerer Privatunterhaltung nichts erfahre, brauche ich einem Manne, der ſo ſchweigen kann wie Sie, nicht erſt anzuempfehlen. Adieu für heute."

Ich ging ganz betäubt hinweg. Die Geſchwiſter Kippling hatten die Geſchwiſter Rothenfluh kennen gelernt und daraus „könnte ſich manches entwickeln"? War der Herr Oberſt wirklich nur in der Zerſtreuung ſo geſprächig geweſen oder, wenn nicht, was hatt' er mit ſeinen vertraulichen Mittheilungen beabſichtigt?

## Zweites Kapitel,

### welches Bericht gibt, wie ein großer Spekulant in Kohlen und ein kleiner im höheren Blödſinn Geſchäfte macht.

Die Klagen über den Unglauben unſerer Tage ſind kaum gerechtfertigt. Im Gegentheil, es dürfte ſich unſchwer beweiſen laſſen, daß zu keiner andern Zeit neben der Glaubensloſigkeit eine ſo unerſchrocken durch Dick und Dünn gehende Gläubigkeit vorhanden geweſen ſei. Und ſonderbarer Weiſe manifeſtirt ſich dieſer entſchloſſene Glaubenseifer insbeſondere auf einem Gebiete, das den Todfeind von jenem als legitimen Herrſcher anerkennt, auf dem Gebiete des Einmaleins. Man hat den Materialiſten vorwurfsvoll mit Mephiſto zugerufen:

> Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern:
> Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
> Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht . . .

aber das iſt ein höchſt ungerechter Vorwurf. Der Materialiſmus unſerer Zeit klebt keineswegs ſklaviſch am Stoff — bewahre! Er operirt vielmehr oft, ſehr oft mit dem puren, blanken nichts, ſofern man nämlich die Leichtgläubigkeit und blinde Gier der Menſchen als ein nichts bezeichnen will, und das Organ der Phantaſie iſt bei ihm nicht weniger entwickelt als bei einem

Mönche zur Zeit der Kreuzzüge, nur nach einer andern Seite hin. Seid ſtill, ihr Herren Poeten! Eure Klagen über den Materialiſmus ſind nur inſofern begründet, als er euch Konkurrenz macht, bedrohliche Konkurrenz, und zwar, kaufmänniſch zu ſprechen, in eurem eigenen Hauptartikel. Ja, er konkurrirt mit euch in der Erfindung und jeder Tag liefert den Beweis, daß er euch darin weit überflügelt hat und den Markt vollſtändig beherrſcht. Geht es noch eine Weile ſo fort, kann es nicht ausbleiben, daß die Firma Apoll und Komp. vor der Firma Mammon und Söhne völlig die Flagge ſtreichen muß.

„Mein lieber Herr Hellmuth“, ſagte der Herr Oberſt zu mir, als ich mich am folgenden Morgen in ſeinem Kabinett eingefunden hatte, „die Spekulation, um welche es ſich handelt iſt dieſe. Sie wiſſen, das Eiſenbahnfieber hat auch bei uns zu Lande zu graſſiren angefangen und dürfte binnen kurzem ſeinen Höhepunkt erreichen. Der Geſchäftsmann muß ſolche Kriſen benutzen: das iſt ſein Recht und ſeine Pflicht. Wir haben in letzter Zeit mit den Papieren der Eiſenbahngeſellſchaften, die ſich bei uns bildeten, ſchon recht hübſche Geſchäfte gemacht. Die Operation iſt ſehr einfach. Man zeichnet gleich zu Anfang eine möglichſt große Anzahl Aktien, und wenn der Kurs auf die möglichſte Höhe hinaufgeſchraubt iſt, wenn das Publikum von nichts mehr träumt und redet als von der Eiſenbahnherrlichkeit, ſchlägt man ſie los. Indeſſen hat dieſe Seite der Eiſenbahngeſchäfte bereits den erſten Reiz der Neuheit verloren und demnach auch die Ausſicht auf große Gewinnſte. Ich bin daher auf eine neue Idee gerathen, die mir Gelegenheit geben ſoll, einen großen Schlag zu thun. . . . Wie Sie wiſſen, haben infolge lebhaften

Fabrikbetriebs bei uns die Holzpreiſe bereits eine ziemlich bedeutende Höhe erreicht. Durch den Betrieb der Eiſenbahnen müſſen die Holzpreiſe ſofort noch beträchtlich ſteigen. Dies berechnend, will ich eine Steinkohlenſpekulation machen, die ſehr lukrativ ausfallen muß: es kann gar nicht fehlen."

Man hat alſo endlich das Langgeſuchte gefunden, ein Steinkohlenlager?"

„Das gerade nicht. . . . Warten Sie nur, Sie werden mich ſogleich begreifen. Einheimiſche Kohlen fehlen uns, wir müſſen ſie ſchaffen oder wenigſtens vor der Hand eine Kohlenkompagnie. Verſtehen Sie?"

„Nicht ganz."

„Aber das iſt ja das Einfachſte von der Welt. Alles hungert nach Steinkohlen, welche unſerem Eiſenbahnweſen ſo zu ſagen erſt den rechten Bogen geben würden. Es muß alſo ein Steinkohlenlager ſchlechterdings entdeckt werden und zwar jetzt entdeckt werden, wo, wie geſagt, das Eiſenbahnfieber noch graſſirt. Wir treffen alſo die paſſenden Maßregeln. Ein Profeſſor der Naturwiſſenſchaften, auf den ich mich verlaſſen kann, iſt gewonnen. Wir bedürfen aber zunächſt auch noch einer Feder, welche in den Zeitungen den gehörigen Lärm ſchlagen kann. Dieſe Feder ſollen Sie führen."

„Ich?"

„Freilich. Sie ſchreiben, ohne Kompliment, einen guten Stil und bei dieſer Gelegenheit dürfen Sie nicht nur, ſondern müſſen Sie ſich Ihrem alten Hange, möglichſt blumenreich und poetiſch zu ſchreiben, mit allem Eifer hingeben."

„Aber, Herr Oberſt, wo iſt denn das Kohlenlager?"

„Unpraktiſche Frage! Wo es iſt? Denke, droben am Kärtſchenſtock oder auf der Sandalp oder ſonſtwo. Der Profeſſor wird das ſchon beſorgen. Wofür wären ſolche Leute ſonſt da? Er wird ſagen: das Kohlenlager iſt gefunden. Schon das wird großen Jubel in Iſrael erregen. Dann kommen Sie, Herr Hellmuth, und eröffnen in den beiden einflußreichſten hieſigen Zeitungen — für die Aufnahme Ihrer Artikel ſtehe ich — den Feldzug mit pikantem Geplänkel, das heißt mit myſteriöſen Winken und Andeutungen. Iſt dadurch die öffentliche Aufmerkſamkeit erregt, ſo rücken Sie mit dem ſchweren Geſchütze vor, das heißt, mit Lokalbeſchreibungen, die möglichſt poetiſch gewürzt ſein ſollen, und dann mit einer recht geſchäftsmäßigen Auseinanderſetzung der ungeheuren Wichtigkeit der Sache, wie dadurch dem Eiſenbahnweſen, der Induſtrie, der Hauswirthſchaft ein ganz neuer Aufſchwung bevorſtehe, und dergleichen mehr. Je mehr Sie die Einbildungskraft der Leute in Flammen ſetzen, je mehr großbrockige Redensarten von öffentlicher Wohlfahrt, Steigerung der Civiliſation und dergleichen unpraktiſchem Zeug mehr Sie ausgehen laſſen, deſto beſſer. Ich bürge Ihnen dafür, die Leute werden bald die ganze Welt für ein Steinkohlenlager anſehen. Iſt es ſo weit, ſo entwerfen Sie ein wundervolles Programm, auf Grund deſſen wir eine Kohlenkompagnie bilden, zu deren nominellem Direktor ich den gewandten Burſchen, den Ziegenmilch, auserſehen habe. Man wird ſich um die Aktien reißen. Wir ſichern uns natürlich unter eigenem und fremden Namen die Maſſe derſelben, um ſie, während das Unternehmen recht en vogue iſt, mit prächtigem Profit zu verkaufen.“

„Aber, Herr Oberſt, entſchuldigen Sie, das iſt ja ein —“

„Geſchäft, wollen Sie ſagen? Allerdings, und zwar zweifelsohne ein höchſt profitables.“

„Aber die Natur dieſes Geſchäftes —“

„Ah bah, der Geſchäftsmann hat nicht nach der Natur eines Geſchäftes zu fragen, ſondern nur darnach, ob es vortheilhaft oder unvortheilhaft ſei. Mit Katechiſmusmoral macht man keine Geſchäfte, mein lieber Herr Hellmuth.“

„Aber das Kohlenlager iſt ja gar nicht vorhanden. Sie ſpekulieren alſo mit einem und auf ein nichts und —“

„Aha!“ unterbrach mich der Herr Oberſt, indem er ſeine Brille aufhob und mich mit einem Blicke gutmüthigen Spottes anſah, „ſehe, daß Sie in dieſer Geſchäftsbranche eben ſo wenig bewandert ſind wie Herr Bürger. Nun, ich muß ſehen, daß ich ohne die beiden Herren mit dem Unternehmen fertig werde, und mit Theodor und Herrn Ziegenmilch mich behelfen.“

„Brr!“ machte ich, als ich die Treppe hinabſtieg, und ſchüttelte mich wie ein naſſer Pudel. „Ich ſehe ſchon, daß ich nicht dazu gemacht bin, die Menſchheit anzukohlen.“

Nachmittags ging ich, Ziegenmilch und Komp. meinen Beſuch zu machen und von dort aus die Blumenausſtellung zu beſuchen, auf welche mich Fräulein Kippling bei Tiſche aufmerkſam gemacht hatte. Sie hatte ſich mit ruhiger Freundlichkeit gegen mich benommen, aber meinen beſcheidenen Verſuch, ſie über ihren Beſuch in Rothenfluh ſprechen zu machen, ſcheinbar gar nicht beachtet. Ihr dagegen war es beſſer gelungen, mich erzählen zu machen, und nachdem ich ihre Neugierde hinſichtlich Roms, Neapels und Genua's, Valencia's und Granada's, möglichſt befriedigt hatte, ſagte ſie lächelnd: „Da ſieht man doch einmal, daß auch ein Kaufmann mit einigem Nutzen erzählen kann." Dann, abſpringend, warf ſie in eigenthümlichem Tone die Aeußerung hin: „Da Sie, Herr Hellmuth, zu Rom im Koloſſeum geſtanden haben, können Sie mir vielleicht ſagen, ob es wohl Lord Byron mit dem Fluche, welchen er laut des vierten Kanto vom Childe Harold an jener Stelle ausgeſprochen hat, ernſt geweſen ſei." — „Mit dem Fluche, Fräulein?" — „Nun ja, mein Herr; Sie erinnern ſich doch? My curse shall be forgiveness!" .... Bevor ich errathen konnte, welchen Bezug ich dieſer Bizarrerie geben ſollte, miſchte ſich der Herr Oberſt in's Geſpräch und nahm daher daſſelbe eine andere Wendung.

„Mein Fluch, er ſei — Vergebung!" .... Ich grübelte über die Bedeutung nach, welche dieſes Citat aus der erhabenſten Ausſtrömung der byron'ſchen Muſe im Munde Julie's möglicher Weiſe haben könnte, als ich an einer Straßenecke faſt Naſe an Naſe mit dem berühmten Redakteur der „Konſervativen Hetzpeitſche" zuſammenſtieß, was daher rühren mochte, daß die genannte Perſon mit andächtig gen Himmel gerichtetem, ich aber mit nachdenklich zur Erde geſenktem Blick einherkam.

Von weitem hätte ich übrigens Herrn Rumpel gar nicht erkannt, denn ſtatt des gentlemanliken Anzugs eines „hölliſch flott" lebenden „Weltgenies" von Journaliſten trug er einen langen, faſt bis zu den Knöcheln hinabreichenden ſchwarzen Rock, ein hohe, ſteife weiße Halsbinde, auf ſchlicht an den Ohren niederhängenden Haaren einen ſehr breitkrämpigen Quäkerhut und unter dem Arme ein großes Buch mit Goldſchnitt und ſchwarzem Einband, welches ſehr heilig ausſah.

„Beim Zeus!" rief ich verwundert aus, „wie ſehen

Sie drein, beſter Rumpel? Was ſoll die Maſkerade am hellen Tage?“

„Maſkerade? lieber Bruder in Jeſu“, entgegnete der Angeſprochene mit zuckerſüßer Miene. „Bitte, behelligen Sie meine Ohren nicht mit ſolchen ſündhaften Worten. Ich trage das Kleid der mir auferlegten Miſſion. Mögen die Spötter darüber ſpotten, ich laſſe mich auslachen um Chriſti willen.“

„Nun, Herr Rumpel, bei allen Göttern! wenn ich es nicht etwa mit einem Verrückten zu thun habe, ſo iſt es hier, wie kaum jemals, am Platze, mit dem großen William zu ſprechen:

Das iſt die liſt'ge Ausſtattung der Hölle,
Den frechſten Schalk verkleidend einzuhüllen
In fromme Tracht.“

„Ich verzeihe Ihnen, lieber Bruder, wie es einem Chriſten geziemt. Sie waren ja abweſend, können alſo nicht wiſſen, daß die Gnade endlich in mir zum Durchbruch gekommen iſt und das Licht hereinleuchtet in meine Finſterniß.“

„Daraus kann ich nur abermals mit Shakeſpeare erwidern:

'Gar viel erlebt man's: mit der Andacht Mienen
Und frommem Weſen überzuckern wir
Den Teufel ſelbſt.“

„Shakeſpeare? Unheiliger, ſündhafter Student — anathema sit!“

Dies ſagte der Schuft mit einer Gebärde und Stimme, daß ihn der ausgelernteſte Konventikelmann hätte darum beneiden müſſen. Dann ließ er ſeine Augen raſch umherſperbern und flüſterte mir mit ſeiner natürlichen Rumpelſtimme zu: „Es iſt hier eine zu belebte Paſſage. Könnte leicht eins meiner Schäfchen vorbeigehen. Kommen Sie mit mir nach dem alten Quai hinunter. Sind dort ungeſtörter, unbelauſchter — wiſſen Sie?“

Ich folgte dem Vorangehenden an den Fluß hinüber, und ſobald wir an einer abgelegenen Stelle des Quai angekommen waren, wandte er ſich um und ſagte lachend:

„Vor allem, werther alter Freund, ſagen Sie mir eins: ſpiele ich meine Rolle leidlich?“

„Ei ja doch“, verſetzte ich, „Sie ſtellen einen ganzen Mucker vor.“

„Häßliches Wort! Aber unter uns mag es hingehen. Wenn man nur ſeine Rolle leidlich ausfüllt, das iſt die Hauptſache. ‚Die ganze Welt iſt Bühne‘ und ſo weiter — wiſſen Sie?“

„Oh ja, ich weiß, ich weiß und — wiſſen Sie? alter Rumpel — ich weiß noch mehr:

Der Menſch
Spielt ſolchen Wahnſinn, gaukelnd vor dem Himmel,
Daß Engel weinen“

„Sie ſind ein hartnäckiger Shakeſpeareaner, Sie! Ob Engel über mein Spiel weinen, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Mögen ſie es thun, wenn es ihnen Spaß macht. Leben und leben laſſen — wiſſen Sie?“

„Ja. Wie lebt denn die ‚Konſervative Hetzpeitſche‘?“

„Hat ausgeknallt. Verſchwunden, verdunſtet, verduftet, weg! Die Wahlen von neulich haben dem konſervativen Parteifaß den Boden ausgeſchlagen. Ausgeronnen die ganze Brühe — wiſſen Sie?“

„Wie, alle Ihre weltgeniemäßigen Findungen?“

„Zum Teufel gegangen, haſt nicht geſehen? War der große Hauſe viel zu dumm, um ſo viel verſchwenderiſch vor ihm ausgeſchüttetes Weltgenie verdauen zu können — wiſſen Sie? Lief das Volk in den liberalen Ochſenſtall zurück. Sind die Liberalen jetzt wieder am Brett und iſt mein hochgeſtellter Gönner dem Rufe nach einer germaniſchen Univerſität gefolgt, wo er jetzt den dummen Jungen meine weltwiſſenſchaftliche Methode, alten Plunder zu balſamiren, vorbroſämelt. Schlug daher friſchweg eine andere Karriere ein. Mundus vult decipi — wiſſen Sie? — ergo vivat der Humbug! Schwindelte mich im Handumdrehen aus dem politiſchen in den theologiſchen Schwindel hinüber. Ward eines ſchönen Morgens ein Bekehrter, ein Frommer erſter Sorte. Führen für einen Mann von praktiſchem Genie heutzutage alle Wege nach Rom, das heißt, in den Geldbeutel ſeiner lieben, einfältigen, belogen und betrogen ſein wollenden Mitmenſchen — wiſſen Sie? Leben in einer Zeit, wo die zehn alten Gebote auf zwei reducirt ſind: — Erſtens: Du ſollſt nie unter einer Million ſtehen! Zweitens: Wenn du ſchlechterdings gegen jenes Gebot ſündigen willſt, ſo laß dich wenigſtens nicht erwiſchen, denn nur die großen Diebe läßt man laufen."

„Alles ſchon dageweſen."

„Freilich, aber noch nie trat der Schwindel mit ſo feſtem Bewußſein auf, ein ſozialer Motor zu ſein, wie jetzt. Goethe's Mephiſto würde heute nicht mehr den Kerl, ‚der ſpekulirt', ein dummes Thier nennen — wiſſen Sie? Heutzutage ſpekuliren ſo ziemlich alle, immer der eine auf die Dummheit des anderen. Erinnern Sie ſich noch der berühmten Leute, mit welchen wir mal bei Gottlieb Kippling zu Mittag ſpeiſten? Lauter

Spekulanten, beim ſtygiſchen Jupiter! Spekuliren Gaukel, Schwarbel und Komp. auf die geiſtige Impotenz und den Ungeſchmack der Zeit, ſpekulirt der Zarkle auf den Treubundsduſel, der Düngerling auf die gemeine Utilitätswuth, der Schmirkli auf die totale Verblaſenheit des proteſtantiſchen Kirchenweſens. Alle ſind ſie die Spekulanten, Charlatane, Humbuger. Und ich, Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel, ſollte mich beſinnen, mitzuſchwindeln in dem allgemeinen Schwindel und mein Netz in das Meer des Unſinns auszuwerfen? Quod non! Hat freilich ſeine Unannehmlichkeiten, in ſo einem Rock, ſo einer Halsbinde, ſo einem Hut und mit ſo himmelwärts gedrehten Augen über die Straße zu gehen, aber ich ſpreche mit dem Geizigen des alten Horaz:

Populus me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi, sumul ac nummos contemplor in arca."

„Ihr Geſchäft iſt alſo einträglich, Herr Rumpel?"

„Das will ich meinen!" verſetzte er. „Wird aber noch einträglicher werden, wenn eine große Spekulation, die ich vorhabe, einſchlägt."

„Aber was treiben Sie denn eigentlich?"

„Hohen, höheren und höchſten Blödſinn — wiſſen Sie? Habe mir zwei Kreiſe in hieſiger Stadt gebildet, ſo zu ſagen zwei Bergwerke der Dummheit, die ich behaglich ausbeute. Iſt der eine ein ganz gewöhnlicher Pietiſtenkreis, welchen ich demnach auch mit dem ganz gewöhnlichen Handwerkszeug bearbeite.

---

*) Obzwar mich auszischen die Leute, ſo klatſche ich Beifall,
Doch zu Hauſe mir ſelbſt, beguckend im Kaſten die Gelder.

Füttere die Schäflein mit aus Swedenborgiſmus, Chiliaſmus, Apokalypſiſmus und anderen dergleichen Ihnen geſchnittenem Häckerling, wobei dieſelben ſo gedeihen, daß mir ein hübſches Quantum Wolle zufällt. Der andere Kreis verlangt anderes Futter. Beſteht er nämlich hauptſächlich aus Weiblein und Mägdlein, welche den ſogenannten gebildeten Ständen angehören — wiſſen Sie? Auch unſere poetiſche Frau Ziegenmilch gehört dazu, weil ihr Herr Gemahl für ihre ‚immenſe‘ Gefühlsvölle — wiſſen Sie? — keinen Sinn hat. Geſegnet ſeien die Trefflichen, welche das Tiſchrücken, das Geiſterklopfen und jenes myſteriöſe Ding, das Od, erfunden haben! Sind das Artikel, welche einem Mann von praktiſchem Genie ſchönſte Procenterchen abwerfen — wiſſen Sie?“

„Ich verſtehe; aber wie, wenn ich im Intereſſe der Wahrheit in hieſiger Stadt eine öffentliche Warnung vor Ihrem Geſchäftsbetrieb ausgehen ließe?“

„Käme mir das ganz gelegen mein lieber Herr. Würde mein Geſchäft nur noch mehr in Schwung bringen.“

„Wirklich?“

„Verſteht ſich. Will die Welt betrogen, nicht aber enttäuſcht und aufgeklärt ſein — wiſſen Sie? Würde Ihnen kein Menſch für Ihre Bemühungen danken und würde auch hier das Wort des ſterbenden Talbot beim Schiller in Erfüllung gehen: ‚Unſinn, Du ſiegſt!‘“

Der Schuft hat leider recht, dachte ich, als ich den Spekulanten im Artikel Blödſinn verlaſſen hatte. Ja, die Welt will die Lüge und ermuntert den Betrug. Der Erfolg iſt alles und unrecht iſt nur das Mißlingen. Was iſt am Ende der Unterſchied zwiſchen Kippling und Rumpel? Nur das, daß jener mit ſeinen Spekulationen Hunderttauſende, dieſer Hunderte gewinnt. Der Schwindel, das heißt die Sucht, raſch und möglichſt müheloſ reich zu werden oder wenigſtens zu ſcheinen, liegt in der Luſt. Wir athmen das Gift mit jedem Odemzug ein. Wer dagegen predigt, iſt nur ein Prediger in der Wüſte. Kein Wunder daher, wenn auch die Redlichſten mehr und mehr darauf verzichten, Lunge und Athem umſonſt zu verſchwenden.

## Drittes Kapitel.

Eine erweckliche Geſchichte. — Blumenausſtellungen. — Ein Kompliment und ein Gegenkompliment. — Ein Augenblitz und eine Entdeckung. — Die Stanhopea. — Etwas Politik und eine Schulanekdote.

Herr Oſkar Ziegenmilch war erfreut, „enorm" erfreut, mich wiederzuſehen, aber auch preſſirt, ganz enorm preſſirt; denn, ſagte er, der große Kippling habe ihm die Ehre, die ganz enorme Ehre angethan, ihn zu einer Beſprechung einladen zu laſſen, welche ein ganz enormes Geſchäft zum Gegenſtand habe.

Als er fort und ich mit Frau Lelia allein war, meinte ſie ſeufzend, ſie ſei doch eine „immens" unglückliche Frau. Nie habe ihr Mann, immer in Geſchäften ſteckend, Zeit für ſie. Er habe ihr verſprochen, ſie heute in die Blumenausſtellung zu führen. Da ſei aber die Botſchaft von Herrn Kippling gekommen und ſo müſſe ſie auch auf dieſes Vergnügen verzichten: „denn", fügte ſie hinzu, „in unſeren jetzigen Verhältniſſen iſt es nicht ſchicklich, daß ich allein hingehe."

Ich war natürlich höflich genug, die vornehmen Schicklichkeitsſkrupel der ci-devant-Käſekrämerin dadurch zu bannen, daß ich ihr meine Begleitung antrug, und bald befanden wir uns mitſammen auf dem Wege.

Während wir den ſchönen oberen Quai hinauf und zur Seevorſtadt, wo die Ausſtellung ſtatthatte, hinausgingen, machte ich einen Verſuch, der Dame an meinem Arme eine diſkrete Warnung hinſichtlich des Herrn Rumpel zugehen zu laſſen. Frau Lelia wurde roth, verlegen, einſilbig und ich merkte bald, daß Herr Rampel, wenn nicht ihr Herz gewonnen, doch ihren Verſtand, ſo weit einer vorhanden war, gänzlich beſtrickt haben müſſe. Sie wollte gar nicht mit der Sprache heraus und ich konnte ihr auf allerlei Umwegen nur ſo viel abfragen, daß Herr Rumpel, wie ſie ſagte, ein immens erleuchteter und immens gefühlvoller Mann ſei, der es verſtehe, unglückliche, von ihren „im ſchnöden Materialiſmus verſumpften" Männern vernachläſſigte Frauen auf höhere Ziele hinzulenken, ihrem Leben einen höheren, einen immens höheren Inhalt zu geben. Ferner, daß Herr Rumpel offenbar ein vom Himmel Hochbegnadigter ſein müſſe, denn ſie, Frau Ziegenmilch, habe es mit eigenen Augen geſehn, wie der erleuchtete und begnadigte Mann eine arme, vom Gliederweh befallene Dienſtmagd durch einmaliges Gebet und Handauflegen völlig geheilt habe.

„Haben Sie", fragte ich, „dieſe erweckliche Geſchichte von der geſundgebeteten Magd Ihrem Vetter, Herrn Arthur Puff, auch erzählt?"

„Ach nein", verſetzte ſie. „Arthur iſt ein verſtocktes Weltkind, mit dem man von höheren und heiligen Dingen gar nicht reden kann. Es iſt mir daher ganz lieb, daß er nur noch ſelten zu uns kommt."

„Armes, dickes, blindes Schäflein", dachte ich, „du wirſt Wolle laſſen müſſen, aber was kann ich dafür? Du willſt ja mit aller Gewalt dem gleißenden Wolf in den Rachen laufen.“

Die Blumenausſtellungen ſind auch eine jener Liebhabereien welche unſere Zeit charakteriſiren. Wir lieben überall nicht mehr das Einfache, ſondern das Komplicirte, Gekünſtelte, Maſſenhafte. Was in unſeren Augen für ſchön gelten ſoll, muß koſtſpielig ſein. Um Feſte zu feiern, bedürfen wir ungeheurer Apparate, um uns zu freuen, des Tumults und Hallohs. Ein ſimples Lied zu einfacher Klavierbegleitung einfach ſingen zu hören, wie langweilig! Aber eine Sängerin an halsbrechenden Rouladen ſich braun und blau ſchreien zu ſehen, während ſie mit Ober- und Unterkörper konvulſiviſch dazu wackelt — wie ſchön! Einen Strauß von Waldblumen pflücken gehen, welche verſchollene Wertherei! Aber ein Billet zu einer Ausſtellung zu löſen, wo die Eitelkeit von einem Dutzend Treibhausbeſitzern in ſinnverwirrender Zuſammenſtopfung der grellſten Blumenfarbenkontraſte unter einander konkurrirt, das gehört mit zur „Bildung.“

Die erſten Perſonen, auf welche wir in dem Blumenſal ſtießen, waren Fräulein Kippling und Herr Bürger, welche mitſammen gekommen zu ſein ſchienen. Wenigſtens ſtanden ſie beiſammen und das Fräulein hörte offenbar mit Vergnügen den ſatiriſchen Gloſſen zu, welche der gute Peſſimiſt über das anweſende Publikum losließ, insbeſondere über einen Trupp von Damen in der Nähe, welche ſich erſtaunliche Mühe gaben, die botaniſchen Namen auf den an die Pflanzen angehefteten Zetteln zu buchſtabiren.

„Ja, ſtudirt nur brav, meine Schönen“, ‚hörte ich ihn im

Herankommen ſagen. „Die Botanik kommt eurem Bildungstrieb galant zu Hilfe. Früher, als man den Blumen noch ehrliche deutſche Namen gab, welche meiſtens zugleich eine ſymboliſche Bedeutung hatten, mußte man wohl oder übel dabei ſich etwas denken. Jede Blume hatte da ihren Sinn, drückte ſo zu ſagen eine Vorſtellung, einen Gedanken, ein Gefühl aus. Rechne, über alle dieſe romantiſchen Blumenſchnurren ſind wir jetzt hinweg. Die ganze Blumenwelt iſt unter die Schablone des botaniſchen Jargon gebracht und ſo kann eine Blumenliebhaberin ſtatt ſich mit der Blumenpflege zu bemühen oder die Symbolik der Blumenſchönheit verſtehen zu lernen, ſich einfach darauf beſchränken, die Ausſtellungskataloge auswendig zu wiſſen — 's iſt kla—ar."

„Hm, mein lieber Herr Bürger", gab Fräulein Kippling zur Antwort, meine Begrüßung nur mit einem ſehr vornehmen Kopfruck erwidernd und, die Lorgnette an die Augen hebend, meine Begleiterin in der impertinenteſt hochmüthigen Weiſe muſternd, „hm, wenn Sie, wie aus Ihrer Rede hervorzugehen ſcheint, die populären Blumen und Blumennamen von früher ſo gerne haben, ſo gehen Sie hier auch nicht leer aus. Die Ausſtellung iſt diesmal ſehr bunt und vielſeitig. Sehen Sie nur da, gerade aus, das Prachtexemplar von einer gemeinen Butterblume."

Der Stoß war zu offen, zu direkt, ich möchte ſagen zu brutal geführt, als daß er ſein Ziel hätte verfehlen können. Ich fühlte den Arm der armen Frau Ziegenmilch in dem meinigen zittern und ſie machte eine Bewegung, wegzugehen. Aber ich hielt ſie feſt, und empört über die einer unter meinem Schutze ſtehenden

Dame eben ſo grundlos als grauſam angethane Beleidigung, ſagte ich:

„Sie haben recht, Fräulein Kippling. Die Ausſtellung iſt ſehr bunt und vielſeitig, ſo bunt, daß ſie leicht das Auge täuſcht. Habe ich doch gerade vorhin aus der Ferne eine tropiſche Prachtblume wahrzunehmen geglaubt und beim Näherkommen bemerken müſſen, daß es nur die Pflanze ſei, welche in der populären Botanik von früher ‚Stinkende Hochfahrt‘ hieß.“

„Lernt man im klaſſiſchen Italien und im romantiſchen Spanien ſo galant ſein?“ entgegnete die verzogene, launiſche, meiſterloſe Schöne, nicht mit Zorn, ſondern nur mit Spott. Dann lachte ſie unverhohlen, und ohne von der Anweſenheit der guten Frau Lelia weiter die geringſte Notiz zu nehmen, ſetzte ſie hinzu: „Ihr Witz, lieber Herr Hellmuth, wäre zu dickfäuſtig, falls Sie ihn nicht mit dem alten Sprichwort vom groben Klotz und groben Keil entſchuldigen könnten. Sie ſehen, ich bin gerecht und noch mehr als das, denn ich mache Ihnen zum Dank für Ihr wohlriechendes Kompliment die Freude, Sie erfahren zu laſſen, daß Sie in den nächſten Tagen einen Jugendfreund und vielleicht auch eine Jugendfreundin in unſerem Hauſe werden begrüßen können.“

Sie rauſchte weg.

Frau Lelia flüſterte mit einem „immens gefühlvollen“ Blick: „Ich danke Ihnen von ganzer Seele!“ und ſchloß ſich an eine vorübergehende Freundin an.

Ich wandte den Kopf und erhaſchte einen ſeltſam funkelnden Blick Bürgers, welcher mit zuſammengepreßten Lippen dem Fräulein nachſah.

Sie kehrte ſich halb nach ihm zurück; einer jener lockenden Blitze, denen ſo ſchwer zu widerſtehen war, entſchimmerte ihrem Auge und übergoß die hohe Stirne meines Freundes mit Freudenhelle.

In dieſem Moment bemerkte Bürger, daß ich ihn anſah, und ſeine Züge gewannen ſogleich wieder ihren gewöhnlichen Ausdruck.

Aber es war zu ſpät. Ich hatte eine Entdeckung gemacht, auf deren Richtigkeit ich einen hohen Eid geſchworen hätte — Bürger liebte Julie Kippling!

„Ja", murmelte der Freund wie ſelbſtvergeſſend, „ſie iſt eine Stanhopea, prächtig, berauſchend, aber in Fäulniß wurzelnd."

„Wer?" fragte ich neckend.

„Wer? Wer?" entgegnete er. „Rechne, wer ſonſt als die Stanhopea da? Wo habt Ihr denn Eure Naſe, daß Ihr den Vanilleduft nicht riecht?"

Und er zeigte auf eine prachtvolle Orchis, welche nebenan die bizarr ſchön geſtalteten Blätter ihres üppigen, röthlichgelben Blüthenkelches entfaltete, einen wahrhaft berauſchenden Duft ausſtrömend.

„Sie gehört eigentlich zum Geſchlecht der Paraſiten", ſagte Bürger docirend, „wächſt in den Urwäldern von Braſilien auf modernden Baumſtämmen und wurzelt, wie Ihr auch hier bemerken könnt, in faulem Holze; iſt aber doch herrlich anzuſehen und duftet entzückend — 's iſt kla—ar."

„Ihr meint —"

„Ich meine, wir thäten geſcheider, einen Spaziergang im

Freien zu machen, als uns in dieſem Chaos von Blumendünſten ein dummes Kopfweh zu holen. Wollt Ihr?"

Wir verließen die Ausſtellung und ſchlenderten die Straße am Hafen hinauf. Natürlich war ich nicht unzart genug, auf die von mir gemachte Entdeckung weiter anzuſpielen, und Bürger ſeinerſeits war augenſcheinlich darauf bedacht, den Eindruck, welchen ſein Benehmen in einem unbewachten Augenblick auf mich gemacht haben könnte, zu verwiſchen.

Er zeigte auf einen vorübergehenden Herrn und ſagte:

„Seht, das iſt der große Balger, welcher unſeren Philiſtern ſo viel Leibſchneiden verurſachte."

„Der berühmte Demokratenchef und ſozialiſtiſche Agitator?"

„Derſelbe. Hat aber ausgedemokrätelt und ausagitirt: Rechne, iſt der Mann ſehr zahm geworden, ſeit die liberale Mittelmäßigkeit ſo pfiffig war, ihn zum Mitglied der Regierung zu wählen — 's iſt kla—ar."

„Aber das war ja nur zu billigen und es gereicht, meine ich, einer herrſchenden Partei zu nicht geringer Ehre, wenn ſie einſichtsvoll genug iſt, alle tüchtigen, ſogar oppoſitionelle Kräfte für den öffentlichen Dienſt, für das allgemeine Beſte zu gewinnen."

„Für das allgemeine Beſte? Rechne, Ihr habt wunderliche Marotten. War die ſozialiſtiſche Agitation in letzter Zeit, im Hinblick auf die Maſſe unſerer Fabrikbevölkerung, den Beſitzenden, wenn noch nicht gefährlich, ſo doch ſehr unbequem geworden. Vereinigten ſich daher Liberale und Konſervative, der Schlange den Kopf abzuſchneiden, das heißt, den Balger zu einer unſchädlichen Antiquität, zu einem Satisfait, will ſagen zu einem Mitgliede der Regierung zu machen. Seid Ihr denn noch immer ſo idealiſtiſch-republikaniſch benebelt, um nicht zu ſehen, daß die Politik auch bei uns, wie überall, nur ein gemeiner Seſſelkrieg iſt? Ote-toi de là, que je m'y mette! Das iſt die ganze Schnurre — 's iſt kla—ar."

„Ewig Unzufriedener, der Ihr ſeid! Ich denke, wenn irgend ein Land Europa's Urſache hat, mit ſeinen politiſchen Einrichtungen im ganzen und großen zufrieden zu ſein, ſo iſt es die Schweiz, welcher es durch ein Zuſammentreffen glücklichſter Umſtände in der Verfallzeit des Mittelalters möglich gemacht wurde, aus der zerbröckelnden Hülſe des deutſchen Reiches als eine Genoſſenſchaft von Freiſtaaten ſich herauszuſchälen und ſeither in ſtätigem Vorſchritt die germaniſche Idee des Selfgovernment zu verwirklichen."

„Selfgovernment? Nebel! Sag' Euch, das ſchweizeriſche Volk — verſteht mich wohl, das Volk — gouvernirt ſich nicht mehr und nicht weniger ſelbſt als das ruſſiſche. . . . 's iſt kla—ar."

„Bah, bah, nur langſam, wenn's beliebt. Eine Demokratie oder, wenn Ihr wollt, ein Selfgovernment à la Jean Jacques wird für alle Ewigkeit eben nur ein rouſſeau'ſcher Traum bleiben. Was aber der demokratiſche Gedanke in verſtändig-praktiſcher Geſtalt leiſten kann, das leiſtete und leiſtet er hier bei Euch. Im Kreiſe Eurer Regierungen mag es menſcheln und mitunter mehr als billig menſcheln, wie überall; es mag auch ſein, daß bei Euch, wie ebenfalls überall, hinter patriotiſchen Phraſen und Mäntelchen vielfach nur die gemeine Habgier oder, wenn's hoch kommt, die gemeine Ehrſucht ſich verbirgt; aber trotz alledem, was die meiſten, weitaus die meiſten der ſchweizeriſchen Regierungen in der Reformperiode von 1830 bis heute geleiſtet und geſchaffen, iſt ſo bedeutend, ſo einleuchtend rühmlich, daß man völlig blind oder völlig verſtockt ſein muß, um den Vorſchritt auf allen Gebieten nicht zu ſehen. Das Land bis zu den Hochgebirgen hinauf iſt nur ein Garten, in Induſtrie und Handel nimmt die Schweiz eine der erſten Stellen ein, die öffentlichen Laſten ſind nicht drückend, das Armenweſen iſt faſt überall human organiſirt, für Wiſſenſchaft und Kunſt geſchieht, was geſchehen kann, und Ihr habt die beſte, freigebigſt ausgeſtattete Volksſchule, die es überhaupt gibt."

„Rechne, Ihr kommt mächtig in Ekſtaſe, ſo, daß man Euch für einen jüngſten ‚Enkel Winkelrieds' halten könnte. Iſt aber vollends der letzte Trumpf, den Ihr ausgeſpielt habt, der Schultrumpf ſo zu ſagen, recht zum Lachen. Sag' Euch, wird 'ne Zeit kommen, wo man es bedeutend bereuen wird, dem großen Haufen von armen Teufeln das gelobte Land der Bildung, in welches derſelbe ja doch nicht hineinkann, um ſich behaglich niederzulaſſen, ſo von ferne gezeigt zu haben. Volksſchule? Erinnere mich noch ganz gut der Zeit, wo dieſes Wort auch zu den übrigen Stichwörtern meiner knabenhaften Begeiſterung gehörte. Hab' Euch ſchon einmal davon geſagt. Ging aber meine Schulbegeiſterung flöten, als ich ſah, daß auch das Volkſchulweſen eben nicht mehr und nicht weniger Windbeutelei ſei als alles übrige, und — wartet mal — fällt mir da gerade noch eine gute Geſchichte ein, die mit dazu beigetragen hat, mir den ganzen pädagogiſchen Zukunftsſchwärmerei zu verleiden. War mal drüben im Biblthal in einem Bauerndorfe bei der feierlichen Jahresprüfung gegenwärtig. War nämlich Mitglied der Bezirksſchulpflege und hörte mit einer ungeheuren Amtsmiene zu, wie der junge, für ſeinen Beruf ganz begeiſterte Schulmeiſter die Buben und Meidli über die ganze Encyklopädie der Wiſſenſchaften examinirte. Endlich kam auch die Weltgeſchichte dran und erzählten die Kinder von Cäſaren und Brutuſſen, daß es 'ne wahre Freude war. Auch im alten Griechenland waren ſie daheim und wußten vom Zeus und Apollon und vom pythiſchen Orakel. Denn war da ein dicker, kurzer, rothbäckiger Junge, der während des ganzen Examens 'ne ſtupende Gelehrſamkeit entwickelt hatte. Fragte den der Lehrer: Du, Ruodi, kannſt mir ſagen, was iſt ein pythiſches Orakel? Mein Ruodi, nicht faul, blies die Backen auf und ſchoß los: Ein pythiſches Orakel iſt ein rundes Loch; da ſetzt man ſich drauf und gibt Sprüche von ſich."

„Die Schnurre iſt gut, wenn auch vielleicht ein bißchen cyniſch", ſagte ich lachend. „Aber was ſoll damit bewieſen werden? Wahrſcheinlich, daß in die Volksſchule viel unpaſſender Lehrſtoff hineingeſchleppt worden ſei. Ich ſehe aber nicht ein, was es am Ende ſchaden könnte, wenn auch die Bauernjungen eine Vorſtellung von Orakeln bekämen, eine richtigere und äſthetiſchere freilich als die Eures Ruodi."

„Ihr wollt alſo die Bauern zu Gelehrten machen? Na, Glück zu!"

„Keineswegs, aber wenn Ihr's erlaubt, zu Menſchen. Der allgemeine Vorſchritt der Bildung —"

„Mit Eurem ewigen Vorſchritt! Iſt 'ne alberne Illuſion! Alles ſchon dageweſen — 's iſt kla—ar. Nur die Formen der

Dummheit wechſeln, ſie ſelbſt war, iſt und wird ewig dieſelbe ſein. Träumt und ſchwatzt nur vom Vorſchritt, ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten: der geſcheide, der eminent geſcheide Goethe hatte dennoch recht, den Phantaſten ſeiner und aller Zeiten zuzurufen:

‚Es bleibt doch nach wie vor
Mit ihren hunderttauſend Poſſen
Die Welt ein einz'ger großer Thor.'

## Viertes Kapitel.

worin eine lange aus dieſer Geſchichte verſchwunden geweſene Perſon wieder in dieſelbe eintritt.

Einige Tage darauf, an einem Sonntagvormittag, als ich gerade mit meiner Privatkorreſpondenz beſchäftig war, trat ein hoher ſchlanker junger Mann mit gebräunten Zügen, im eleganten Civilanzug, das rothe Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, zu mir in's Zimmer und begrüßte mich mit einer Stimme, welche alle die theuerſten Erinnerungen meiner Jugend in mir wachrief.

An der Stimme, an der Art, wie er unſer heimiſches: „Grüß' Gott, Michel!“ ausſprach, erkannte ich Berthold von Rothenfluh.

Ich hatte ihn nicht mehr geſehen ſeit den Tagen, an deren einem wir mit unſeren Schweſtern und dem guten Fabian nach der Breunighalde gewandert waren. Die Jahre, unſere verſchiedenen Stellungen im Leben, Unterſchiede im Charakter und in der Lebensführung hatten uns getrennt und es gab noch überdies einen Punkt, das Schickſal Hildegards, welcher geeignet war, dieſe Entfremdung bei mir zur Abneigung zu ſteigern.

Aber dennoch, als er mich ſo herzlich anſprach, da war er nur wieder der Berthold, mit welchem zuſammen ich alle die luſtigen und tollen Streiche meiner Knabenzeit ausgeführt hatte. Alles andere war vergeſſen.

Berthold glich auffallend dem verſtorbenen Freiherrn, in Zügen, Haltung und Manieren. Sogar die Eigenſchaft, die Zipfel ſeines langen Schnurrbarts durch die Höhlung der linken Hand rollen zu laſſen, hatte er mit Bodo von Rothenfluh gemein. Dieſer war ein ſtattlicher Mann geweſen, Berthold war das auch. Freilich konnte man ſeinen hageren Zügen und eingeſunkenen Schläfen unſchwer anmerken, wie wild er ſeine Jugend verſtürmt habe. Aber dennoch war ſeine Perſönlichkeit keine verwüſtete.

Ich mußte ihn unwillkürlich mit Herrn Theodor Kippling zuſammenhalten und der Vergleich fiel ſehr zu Gunſten Berthold's aus. Jener repräſentirte nur die gemeine Verderbniß der „goldenen Jugend“ unſerer Tage, dieſer hatte in ſeiner ganzen Erſcheinung noch immer etwas Nobles, Kühnes, faſt Heldiſches. Die Narbenſpur, von einem Beduinenſäbel zurückgelaſſen, ſtand ſeiner rechten Wange vortrefflich. Weniger anſprechend, falls man ſie nicht als Ausdruck heftiger Leidenſchaften oder finſteren Stolzes intereſſant finden wollte, war die tiefe dunkle Furche, welche zwiſchen ſeine Brauen ſich eingeniſtet hatte. In ſeinen tief in ihren Höhlen liegenden Augen war noch immer Feuer, aber es brannte unſtät, düſter, zwiſchen ſchwermüthiger Ermattung und plötzlich wieder auflodernder Wildheit wechſelnd. Im letzteren Falle wurde der Blick ſtarr, ſtechend, unheimlich.

„Du ſiehſt doch deinem Vater auf und eben ähnlich, Berthold", ſagte ich, als er vor mir ſtand, ſeine beiden Hände in den meinigen.

„Meinem Vater?" entgegnete er zögernd und geſenkten Auges. „Ja, die Leute ſagen es. Aber er ruhe in Frieden! Nicht allen Söhnen wird es ſo gut, ohne Vorwurf ihrer Väter gedenken zu können. Ich — nun, das läßt ſich nicht ändern. Sprechen wir von etwas anderem."

Als wir auf dem Sopha beiſammen ſaßen, ſagte er:

„Ich danke dir für die Herzlichkeit, mit welcher du mich empfangen haſt. Du durfteſt es, denn Hildegard hat mir verziehen, weißt du? Ich ſah ſie im letzten Herbſt. Oh, ſie iſt gut und großmüthig — ein Engel! Und ſie iſt glücklich, wenigſtens ruhig und zufrieden. Der Vorwurf wenigſtens wäre von mir genommen."

Seine Redeweiſe hatte etwas Abſpringendes, Fragmentariſches. Es klang darin etwas wie bittere Reue an, welcher doch wieder der Stolz keinen Raum gewähren wollte.

„Die ſchönſten Bande knüpft doch das Jugendleben", fuhr er fort. „Thor, wer ſie muthwillig zerreißt! Denn kein Gott knüpft die ſo zerriſſenen wieder zuſammen. Hildegard hat mir verziehen, aber nur aus Mitleid, ich weiß es. Wie wäre alles, alles anders und beſſer gekommen! Ich ſtünde jetzt als ein geachteter Mann in dem Erbe meiner Ahnen, Hildegard mir zur Seite, mit liebevoller Hand die Dämonen von mir ſcheuchend, vielleicht ſchon Kinder, meine Kinder, ſchön und gut wie ihre Mutter, auf dem Schoße wiegend — du, Michel, als Freund und Bruder mir verbunden durch doppelt ſchöne Bande, denn Iſolde —"

„Iſolde? Bringſt du mir keinen Gruß von ihr?"

„Nein. Ich ſah ſie ſeit dem letzten Herbſt, wo ich Herrn und Fräulein Kippling von Rothenfluh zu ihr nach Lindach führte, nicht wieder."

„Aber was macht ſie?"

„Sie liebt dich und haßt mich."

„Oh, Berthold, was ſagſt du? Mich, den Kommis, mich ſollte Iſolde von Rothenfluh lieben?"

„Wie anders? Sie hat dich von Kindheit auf geliebt und ein Weſen wie Iſolde liebt nur einmal."

„Sie hat es dir geſagt?"

„Geſagt? Keinem Lebenden oder Todten, denk' ich."

„Aber wie ſollte Iſolde, das beſte Herz auf Erden, dich, den einzigen Bruder, haſſen? Unmöglich!"

„Und doch. Oder nimm ſtatt des Wortes Haß das Wort Verachtung. Ja, Verachtung ſprach aus den lakoniſchen Zeilen, womit ſie mir neulich, als ich ihr angezeigt hatte, daß ich ruinirt ſei, ihr Gütchen Lindach anbot."

„Du erſchreckſt mich. Du biſt ruinirt?"

„Ganz. Ich bin ein Bettler in Uniform."

„Armer Berthold!"

„Es konnte nicht anders kommen. Ich hatte mich ſchon als Minderjähriger zu ſtark mit Wucherern eingelaſſen. Es iſt alles dahin und vorbei."

Dies ſagte er mit verzweiflungsvoller Bitterkeit. Dann ſah er eine Weile ſtarr vor ſich hin und fügte, wie völlig in ſeine peinlichen Gedanken verloren, hinzu:

„Alles dahin und vorbei, vergeudet, verlottert, verraſ't.

Was hälfe mir auch Lindach? Es würde nur einen Tropfen in's Meer tragen heißen, auch wenn ich ſo gemein wäre, Iſolde's Anerbieten anzunehmen. Das hieße zum Mord noch den Raub fügen."

„Zum Mord? Berthold, du träumſt!"

Er ſah auf, blickte mich wild an und ſagte mit einem hohlen Lachen:

„Nun ja doch, zum Mord, zum dummen, knabenhaft ſinnloſen Mord alles Beſten, was mir im Leben geboten war. Sieh mich nicht ſo verwundert an, Michel. Ich ſchwatze wohl thöricht. Das kommt daher, daß ich ſchon lange, lange nicht mehr mein Herz eröffnet habe. Ich weiß, vor dir darf ich es."

„Gewiß. Aber ermanne dich, mein guter Berthold. Noch kann alles wieder gut werden. Sieh mich an, ich war vor kurzem ebenfalls ein Bettler, denn ich beſaß nur noch den letzten Pathenthaler von meiner ſeligen Mutter."

„Aber du haſt ihn nicht verthan, du [illegible] entbehrt und haſt gearbeitet. Der H[illegible]ppling, deſſen Gaſt ich ſeit geſtern Abend bin, hat mir geſagt, was du kannſt."

„Nun ja, ich ſuchte meinem Schickſale zu Leibe zu gehen wie ein Mann und bin dabei bisher leidlich gut gefahren. Aber auch du biſt ja ein Mann und das Band da auf deinem Rock, obgleich mir widerlich iſt, daß es unter fremden Fahnen erfochten wurde, es bezeugt doch, daß du etwas kannſt, wenn du willſt."

„Dieſes Band? Der Lohn für die tolle Reiterthat eines Moments, wo ich mir ſtatt aller Orden der Welt nur eine gut gezielte Kugel vor die Bruſt wünſchte. Aber genug der Elegieen, die dich langweilen müſſen... Ich bin ſonſt nicht ſo weich, lieber Michel, aber als ich dich wiederſah, kamen mir alle die guten alten Stunden und Tage wieder zu Sinne, die guten alten Zeiten daheim. Daheim? Das Wort hat einen ſo ſeltſamen Klang. Deine theure gute Mutter ſang uns, als wir noch Kinder waren, ein gutes altes Lied vom Daheim. Es klang ſo eigen, ſo ſüß. Mir iſt, als liege eine Ewigkeit voll Finſterniß zwiſchen damals und jetzt."

Er ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Seine Bruſt athmete ſchwer. Ich meinte, es müßten ſchwere Thränen zwiſchen den Fingern hervorquellen, womit er ſeine Augen verhüllt hatte. Sie blieben trocken, aber es war ein herzzerreißender Schmerz in ſeiner Stimme, als er ſagte:

„Mehrmals ſchon lag mein Finger an dem Drücker des ſelbſtmörderiſchen Piſtols und wurde doch immer wieder zurückgezogen. Es ſollte nicht ſein. Und doch bin ich kein Feigling, ſondern nur ein Nachtwandler."

„Ein Nachtwandler? Du biſt krank und ſprichſt irre, armer Berthold."

„Nein, nein, ich bin ganz geſund, wenigſtens — bei Tage."

Er ſtand auf, ging ein paarmal langſam durch das Zimmer, blieb dann vor mir ſtehen und ſagte mit mehr Faſſung:

„Ich leſe Antheil in deinen Augen. Du biſt noch der Alte. Sprechen wir vernünftig ... Weißt du, was die beiden Kipplinge aus Rothenfluh machen wollen?"

„Die beiden Kipplinge aus Rothenfluh? Nein."

„Eine Fabrik."

„Ha, jetzt geht mir ein Licht auf. Der Herr Oberſt ließ einen Wink fallen —"

„Der Herr Oberſt iſt ein großer Spekulant und ſein Sohn iſt es nicht minder. Ich bin dem jungen Spekulanten verpflichtet."

„Du biſt ihm verpflichtet?"

„Sehr."

„Da nimm dich in acht!"

„Wenn es noch möglich iſt. Ja, wenn es noch möglich iſt, ſoll verhindert werden, daß die Halle meiner Väter vom Fabrikpöbel, vornehmem und geringem, entweiht werde . . . nicht ſo faſt um meiner willen — ich möchte Rothenfluh am liebſten gar nicht mehr ſehen — aber um Iſolde's willen."

„Muth, Muth, Berthold! Du haſt dich noch nicht ganz ſelber verloren im wilden Wirbel des Lebens. Du hegſt noch beſſere Gefühle, denn du liebſt deine edle Schweſter. Laß uns von ihr reden. Wie lebt ſie?"

„So zu ſagen ganz einſiedleriſch. Sie hat perſönlichen Verkehr nur mit Hildegard und brieflichen mit dem alten wunderlichen Großoheim, der für mich eine ganz mythiſche Perſon iſt. Ich habe aber doch im Sinne, jetzt oder ſpäter das Felſenſchloß des verſchollenen Alten aufzuſuchen. In dem Schreiben, in welchem mir Iſolde Lindach anbot, ſagte ſie mir, ſie habe in der Vorausſicht, daß ich den Hof brauchen würde, den Großoheim um eine Zuflucht gebeten und dieſelbe zugeſagt erhalten . . . . . Doch entſchuldige, daß ich jetzt von anderem rede. Was hältſt du von Julie Kippling?"

„Sie iſt eben ſo bizarr als ſchön, eben ſo launiſch als originell."

„Eine bündige Charakteriſtik. Sie war in dich verliebt oder iſt es noch?"

„Glaube doch das nicht!"

„Bah, meinſt du, ich habe es mich umſonſt ſo viel koſten laſſen, die Weiber kennen zu lernen? An der Art, wie Julie Kippling von dir ſprach, merkte ich, daß ſie, wenn nicht eine große Leidenſchaft, ſo doch eine heftige Laune für dich haben oder doch wenigſtens gehabt haben müſſe."

„Nun denn, ſo ſprich getroſt im Tempus präteritum."

„Auch in Bezug auf dich?"

„Ja, obgleich ich nicht leugnen will, daß die Gegenwart des ſchönen Mädchens zu verführeriſch iſt, um mich oder irgend jemand kalt zu laſſen."

„Wohl; aber du, ein Mann, deſſen Gefühle noch friſch und gut ſind, biſt alſo nicht überzeugt, daß dein Lebensglück Julie heiße?"

„Nein."

„Das iſt mir lieb, ſehr lieb. Denn ich will Julie Kippling heiraten."

„Mein lieber Berthold, wenn wir beide zum Scherzen aufgelegt wären, würde ich mit dem Dichter zu dir ſagen:

Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus."

„Und doch bin ich keineswegs ſo ganz gelaſſen. Ich verhehle dir nicht, daß ſeit Jahren nichts, aber auch gar nichts einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht hat wie dieſes ſeltſame Mädchen."

„Du liebſt Julie?"

„Kaum. Kann ich überhaupt noch lieben? Mir iſt, mit den anderen Idealen liege auch die Liebe weit hinter mir, in nebelgrauer Ferne. Aber es reizt mich, dieſe Julie, dieſes verzogene Kind, dieſen ſchönen Wildling, welcher mit dem Leben ein ſouveränes Spiel treibt, zu bändigen und zu zähmen. Du weißt nicht, wirſt es nie erfahren, was es heißen will, wieder einen Reiz, irgend einen Reiz zu empfinden. Und dann . . . Julie Kippling erbt eine Million . . . mindeſtens . . . Du ſiehſt", fügte er mit einem bitteren Lächeln hinzu, „auch der tollſte Verſchwender lernt zuletzt rechnen in einer Zeit, wo einem auf Schritt und Tritt in die Ohren geſchrieben wird, das Einmaleins ſei Weisheit und Tugend und praktiſch müſſe man ſein."

Hier unterbrach der Eintritt Bürgers unſer Geſpräch. Ich ſtellte die beiden Herren einander vor und die Unterhaltung ging auf gleichgiltige Dinge über.

## Fünftes Kapitel.

Autor wird zur Rolle eines Freundes und Vertrauten berufen und erhält einen vorletzten Kuß.

Die nächſten Tage brachten nichts Ungewöhnliches; denn daß Herr Oſkar Ziegenmilch jetzt täglich und ſtündlich in unſerem Komptoir aus- und einging und mit den beiden Herren Kippling lange Konferenzen hatte, war ganz in der Ordnung. Es mußte ja die große Köhlerei für den Köhlerglauben des ſpekulirenden Publikums zuwegegemacht werden.

Herr Theodor, welcher täglich zur Stadt kam, verkehrte viel mit dem Herrn Rittmeiſter, Freiherrn Berthold von Rothenfluh, der übrigens den Ton der Vertraulichkeit, welchen der Sohn des Millionärs gegen ihn anſchlug, offenbar nur duldete, nicht aber erwiderte. Ich ſah in dem Bezeigen von Herrn Kippling dem Jüngeren vorderhand nur die bekannte Neigung des Geldbrozenpöbels, mit adeligen Bekanntſchaften Parade zu machen, ſollte aber ſpäter erfahren, daß hierbei weit ernſtere Motive mitſpielten.

Herr Kippling der Aeltere behandelte ſeinen freiherrlichen Gaſt mit Zuvorkommenheit, aber ohne Zudringlichkeit. Er hatte, abgeſehen von anderen Kalkulationen, in welchen Berthold eine Ziffer darſtellte, vielleicht nichts dagegen, den ſchönen Kopf ſeiner Tochter mit einem Freiherrnkrönlein geſchmückt zu ſehen; aber er that nicht dergleichen, als wäre ſo ein Krönlein eine Sache, um deren Erlangen man ſich beſondere Mühe zu geben brauchte.

Fräulein Kippling wollte dem Rittmeiſter gefallen, das war ſicher, und ſie war viel zu aufrichtig, oder wenn man will, viel zu übermüthig, es verbergen zu wollen. Ihr Benehmen ſpielte in den brillanteſten Farben: aber ſie hatte es mit einem Spieler zu thun, der kein Neuling war und, wie er ja ſelbſt geäußert, ſich's nicht umſonſt ſo viel hatte koſten laſſen, die Frauen kennen zu lernen. War es Politik, war es eine aus der Gewohnheit, zu ſiegen, entſprungene läſſige Sicherheit, genug, Berthold verhielt ſich gegen das reizende Mädchen zurückhaltend. Er erſchien zuweilen trübe, ſogar ſinſter, gewöhnlich aber vornehm ſorglos. War ich zugegen, ſo unterhielt er ſich faſt ausſchließlich mit mir, als wollte er recht deutlich zeigen, daß er vor den Beſitzern von Millionen eben nicht mehr Reſpekt habe, als der Anſtand und ſeine Stellung als Gaſt unumgänglich nothwendig machte.

So war eine halbe Woche vergangen, als eines Tages, da wir vom Mittagstiſch aufſtanden, Fräulein Kippling ohne weitere Einleitung zu mir ſagte:

„Herr Hellmuth, ich weiß, Sie haben ein Auge für Gemälde. Man hat mir eine Kopie der riedel'ſchen Sakuntala zum Kauf angeboten. Sie ſteht auf meinem Zimmer. Wollten Sie die Güte haben, mir Ihre Anſicht über das Bild zu ſagen?"

„Zu Befehl, mein Fräulein."

„Gut. Kommen Sie im Laufe des Nachmittags. Mein

Mädchen wird Sie empfangen und ich zeige Ihnen dann das Gemälde.'

Ich verbeugte mich Herr Kippling der Aeltere warf einen mißbilligenden Blick auf ſeine Tochter, die aber keine Notiz davon nahm. Herr Kippling der Jüngere kniff die Mundwinkel ein und ſchielte nach Berthold. Dieſer ſah gleichgültig drein und erinnerte Herrn Bürger an deſſen Verſprechen, ihm gelegentlich ſeine Waffenſammlung vom oſtindiſchen Archipel zu zeigen.

Auf dem Wege zum Komptoir ſagte Bürger zu mir:

„Rechne, Ihr ſeid noch nicht ganz ausgewiſcht auf der Herzenstafel von Donna Julia, mein Junge — 's iſt kla—ar."

„Bah, lieber Freund", entgegnete ich, „Ihr und ich nehmen auf der beſagten Tafel nur ganz beſcheidene Ecken ein. In der Mitte prangt dermalen ein —"

„Von, überwölbt von einer Freiherrnkrone, ganz recht! Rechne, geht mich, wie Ihr wißt die ganze Komödie nichts an."

„Verzeiht, das weiß ich doch nicht ſo ganz.",

„Seid Ihr toll? Rechne, Ihr meint, weil Ihr ſelber näriſch, müßten es auch andere ſein ... Wollte übrigens ſagen, auch dieſer freiherrliche Akt der Poſſe gehe mich nur ſo weit an, als er höchſt ergötzlich iſt. Kann Euch das Auftreten dieſes Eures Cäſars von Landsmann, welcher kam, ſah und ſiegte, recht augenſcheinlich beweiſen, daß wir ſchweizeriſchen Republikaner keineswegs ſo demokratiſch-unkultivirt ſind, den Adel abſchaffen zu wollen. Iſt bei uns jeder Graf oder Baron, der unſer Land mit einer Gegenwart beglückt, eo ipso ein großes Thier. Tituliren ſich daher die Gauner, welche unſere republikaniſche Einfalt ausbeuten wollen, immer Grafen oder Barone. Wiſſen, daß ihnen das Kredit verſchafft, ganz ungeheuren, beſonders bei unſeren Republikanerinnen. Könnte Euch in dieſer Richtung höchſt amüſabel unglaubliche und dennoch ganz wahre Geſchichten erzählen. Habe aber jetzt keine Zeit dazu und ermahne Euch nur noch feierlichſt, beim Anblick der fraglichen Sakuntala Euren Verſtand beſſer zu Rathe zu halten als weiland der ſtrohherzige König Duſchmanta."

Einige Stunden darauf öffnete mir die Zofe Julie's das Zimmer ihrer Herrin und ich ſah mich in demſelben allein.

Ich beſchreibe nicht die blendend luxuriöſe Einrichtung dieſes Gemaches, welches der launiſchen Schönen als „Arbeitszimmer" diente — als Arbeitszimmer, du lieber Gott! alle dieſe Pracht, alle dieſe tauſenderlei Spielereien des Reichthums und der Verſchwendung bildeten ein chaotiſches Durcheinander. Ich mußte unwillkürlich an die edle Harmonie, an die keuſche Heimeligkeit des einfach möbelirten Zimmers denken, welches Iſolde auf dem Lindachhof bewohnte. Dort das Ganze ein Zeugniß von dem Walten einer maßvollen und durchgebildeten Weiblichkeit, hier lauter Wirrwarr, Unruhe, Widerſpruch. Man ſah den Möbeln, den Stickrahmen, den Blumentiſchen, den da und dort zerſtreuten Prachtbänden von Büchern, der in einer Ecke ſtehenden Staffelei mit einer halbfertigen Farbenſkizze — allein ſah man an, daß die ſchöne Bewohnerin ohne irgendein tieferes Intereſſe und nur, um der Langweile zu entfliehen, alles und jedes mit Haſt ergriff, um es ſofort mit Ueberdruß wieder beiſeite zu ſtellen oder geradezu beiſeite zu werfen. Hier, das konnte man deutlich fühlen, hauſte ein verzogenes Kind des Glückes, welches von früh auf gewöhnt worden war, müheles ſeine Wünſche, alle, alle, erfüllt zu ſehen, welches niemals auch nur die entfernteſte Ahnung davon erhalten, was es heißen wolle, „ſein Brot mit Thränen zu eſſen“, und welches daher folgerichtig dazu kommen mußte, das Schickſal nur für eine Kaprice, das Leben nur für einen unterhaltlichen Spaß anzuſehen.

Am meiſten fiel mir der Schmuck der ſeidenen Wände des Zimmers auf, welchen vier vortreffliche Kopieen von Originalen der dresdener Galerie ausmachten. Die Wahl dieſer Bilder frappirte mich. Es waren Potiphars Weib von Cignani, die badende Suſanna von Paul Veroneſe, das Urtheil des Paris von Rubens und Danae von van Dyck — alſo lauter Kunſtwerke höchſten Ranges, aber —

„Ich weiß, was Sie beim Anblick dieſer Gemälde denken, lieber Freund“, unterbrach mich die Stimme von Fräulein Julie, die unbemerkt durch eine Seitenthüre eingetreten war, in meinen Betrachtungen.

„Was denn, Fräulein?“

„Daß Sie nicht erwartet hätten, ſolche Bilder in dem Zimmer eines jungen Mädchens zu finden.“

„Aufrichtig zu ſein, es war etwas dergleichen.“

„Ja, ſo ſind die Männer. Sie glauben alle, das Schöne ſei nur für ſie allein da. Was die Frauen angeht, ſo haben ſie für ihre alberne Prüderie wenigſtens ihre durchſchnittliche Unkultur als Entſchuldigung anzuführen. Aber männliche Selbſtſucht oder weibliche Heuchelei, ſie ſollen mir nicht verwehren, mein Auge an der Schönheit zu weiden, und wäre es auch, wie in dieſen Gemälden, die Schönheit meines eigenen Geſchlechts.

Unſere Zeit haßt das Nackte, weil ſie ſelbſt ſo viel zu verhüllen hat, nicht Schönes, aber Häßliches."

„Da haben Sie recht."

„Sehen Sie, mein Beſter, wir ſtimmen eigentlich doch in vielem zuſammen und werden, glaub' ich, mit der Zeit immer beſſere Freunde werden. . . . Aber ich bemerke, daß Sie ſich nach der Sakuntala umſehen. Ich habe das Bild bereits weggeſchickt. Es war nur eine Sudelei, der Kopiſt hatte ſich an dem ſchönen weißen Leib der Tochter Kalidaſa's ſchmählich verſündigt, und dann iſt ja die ganze Sakuntalageſchichte nur ein Vorwand geweſen, Sie hieher zu bringen, damit ich Sie um eine Gefälligkeit bitten könnte."

„Bitten? Das iſt Ueberfluß."

„Wie galant! Es ſcheint, wo bei Ihnen die Liebe aufhört, fängt die Galanterie an."

„Julie!"

„So hätten Sie mich zu einer anderen Zeit anreden müſſen, lieber Freund. Damals, als . . . genug, jetzt iſt es zu ſpät und es iſt wohl am beſten ſo, für Sie und für mich . . . Aber vor allem zu meiner Bitte. Haben Sie von der Geſellſchaft der Söhne Mammons reden hören?"

„Ei, meiner Treu, der begegnet man ja auf der Straße."

„Allerdings, aber es gibt noch eine ſpecielle Geſellſchaft dieſes Namens in hieſiger Stadt."

„Von dieſer weiß ich nichts."

„Hat Ihnen Herr Bürger nie davon geſagt?"

„Nein."

„Nun er wird der Poſſe überdrüſſig ſein, wie das in ſeinem Alter leicht erklärlich iſt. Wenn man alt wird, kommt man zu Verſtand, ſagen die Leute.“

„Aber Herr Bürger iſt ja noch gar nicht ſo alt —“

„Daß er mein Großvater ſein könnte? Nein, aber doch alt genug, daß er mein Vater ſein könnte, was aber meinen wirklichen Vater nicht abhielt, heimlich zu wünſchen, ich möchte Bürgers Frau werden. Vielleicht wäre das auch das Klügſte, was ich thun könnte. Einmal muß unſereins doch heiraten und von Euch allen liebt mich doch keiner ſo feſt und brav wie der gute alte Junge, der ſich einbildet, ein Mephiſto zu ſein, und die beſte Seele von der Welt iſt. Aber es iſt etwas Entſetzliches um die Langweile, nicht wahr? und ich fürchte, bei Bürgers ehrenfeſter und ſolider Liebe müßte ich vor Langweile blödſinnig werden. Nein, nein, ich kann ihm nicht helfen. Warum iſt er ein ſo fürchterlich tugendhafter Biedermann? Doch zum Text zurück! Die Söhne Mammons ſind eine geſchloſſene, aus der Blüthe — 'ne ſaubere Blüthe, beim Himmel! — unſerer Jeunesse dorée beſtehende Geſellſchaft, die ſich größerer Excluſivität wegen mit etwelchem freimaureriſchem Hokuspokus umgeben hat. Mein Bruder iſt auch dabei und gegenwärtig, wie ſie es in ihrem Jargon nennen, Oberprieſter im Tempel Mammons, wie das Geſellſchaftshaus heißt. Es ſteht drunten am Fluß, in einer einſamen Bucht, durch einen großen, dichtbebuſchten Garten, der es umgibt, vor profanen Blicken geſichert. Nur Herren können Mitglieder der Geſellſchaft ſein, aber jeder Herr hat das Recht, Damen, ſo viele er will, in den Tempel Mammons einzuführen, wo reizende Feſte gefeiert werden ſollen. Heute iſt Freitag. In der Nacht vom künftigen Montag auf den Dienſtag wird ſo ein

Feſt ſtatthaben, ein großes Maskenfeſt zum Schluß der Winterſaiſon. Ich habe die Laune, dieſem Feſt beizuwohnen, und Sie ſollen mich hinführen."

„Ich?"

„Sie!"

„Aber warum gehen Sie nicht Ihren Bruder an?"

„Meinen Bruder? Iſt das ein Menſch, den ich um etwas angehen möchte? Wo denken Sie hin! Und dann, ich will unerkannt wieder von dort weggehen, wie ich maskirt hingehe — verſtehen Sie?"

„Wohl, aber wie ſoll ich —"

„Hören Sie nur. Vor jeder Verſammlung der Geſellſchaft wird ſämmtlichen Mitgliedern ein Paßwort ausgetheilt, welches als Eintrittskarte dient. Jeder, der im Beſitze dieſes Paßwortes iſt, gilt als eingeweiht. Herr Bürger wird Ihnen das lächerliche Geheimniß gerne mittheilen, wenn Sie ihn darum erſuchen: er hält ja große Stücke auf Sie."

„Gut, wir wollen annehmen, Herr Bürger ſei willfährig. Aber entſchuldigen Sie, Fräulein, wenn ich die Befürchtung ausſpreche, daß ſorgliche Väter Urſache haben dürften, die Anweſenheit ihrer Töchter in einem Tempel, deſſen Oberprieſter Herr Theodor Kippling iſt, nicht eben zu wünſchen."

„Ach, wie zart um meine Tugend beſorgt! Beruhigen Sie ſich, mein Beſter. Das iſt meine Sache."

„Gewiß! Aber ließe ſich nicht auch der Fall denken, daß Herr Gottieb Kippling vor oder nach dem projektirten Abenteuer davon erführe und der Meinung wäre, es ſei nicht die Sache ſeines Kommis, ſeine Tochter in den Tempel Mammons zu führen?"

„Aha, mein Herr, Sie ſind um Ihre gute Stelle in meines Vaters Komptoir bange?"

„Fräulein Kippling, Sie ſind kein Mann. Sie dürfen mich alſo ungeſtraft beleidigen, obgleich Sie, gerade Sie wiſſen könnten daß ich nicht gemein denke."

„Sie haben recht, Hellmuth. Verzeihung! Ich ſprach albern und, ach, ich fürchte hinterdrein, daß ich von Anfang an albern gegen Sie gehandelt habe. Es wäre vielleicht alles anders und beſſer gekommen. Hätten Sie nur gewußt, wie wild glücklich mir zu Muthe war, als ich Sie an jenem Theaterabend plötzlich wiederſah, und hätte ich dann meinerſeits nur gewußt, wie viel Trauriges Sie unmittelbar zuvor erlebt hatten. Ich würde…doch was ſoll jetzt das alles? Genug, ich konnte Sie nie für gemeingeſinnt halten, denn ich habe Sie geliebt."

„Julie!"

„Nicht ſo, nicht dieſe Beſchwörungstöne, mein Freund. Es iſt vorbei und wir wandeln den Weg von der Freundſchaft zur Liebe in umgekehrter Richtung. Wollen Sie mein Freund ſein?"

„Ich war es immer."

„Sie ſagen die Wahrheit, denn Liebe, ſolche Liebe, wie ich will, eine der Welt und des Lebens ſpottende, himmelan lodernde und höllentief brennende, ein ſeliges Paar mit jauchzenden Flammen verzehrende Gluth — ach! ein ſolches Gefühl haben Sie nie für mich gehegt. Ich fühlte das wohl, ſelbſt unter Ihren Küſſen. Sie waren bereit, für mich in den Tod zu gehen, ich weiß es, ich erprobte es — und doch — ſeltſam! — beſaß ich nur Ihre Augen. Ihr Herz beſaß eine andere."

„Eine andere?“

„Iſolde von Rothenfluh.... Als ich in jener Nacht, wo ich eine tolle Laune faſt mit dem Leben bezahlt hätte, durch Sie, mein Freund, in des Daſeins ſüße Gewohnheit zurückgerufen wurde und in halb, ja ganz wahnſinnigem Entzücken an Ihrem Halſe hing, da trat Iſolde zwiſchen uns, denn ſie, nicht ich lebte in Ihrem Herzen. Wenn ich es gewußt, hätte ich ſie vielleicht daraus verdrängen können, ſo ich gewollt — Sie ſehen, ich habe meiner Eitelkeit kein Hehl — aber wie eitel, wie übermüthig auch immer Julie Kippling ſein mag, ſie hält es für keine Schmach, um Iſolde's willen verſchmäht worden zu ſein.“

„Sie haben Iſolde kennen, ſchätzen, lieben gelernt, Iſolde?“

„Ja. Sie iſt ſo ſchön, ſo hochgeſinnt, ſo hochgeſtimmt und doch ſo wahr, ſo einfach gut und lieb, daß man glauben möchte, ſie müſſe von Shakeſpeare oder Goethe gedichtet ſein. Was für ein Sünder muß ihr Bruder ſein, um von einer ſolchen Schweſter mit ſcheuer Abneigung, faſt mit Furcht angeſehen zu werden!“

„Und Iſolde ſprach mit Ihnen von mir?“

„Ah, wie Ihr Auge leuchtet, lieber Freund, ſeit ich den Namen Iſolde genannt! Ja, ſie ſprach mit mir von Ihnen, einfach-herzlich und klar, wie all ihr Weſen iſt. Sie ſprach mit mir von Michel Hellmuth wie von einem Manne, dem ſie durch einen von keinem Ohre, ſelbſt von ihrem eigenen nicht, gehörten und dennoch heiligſten Schwur verbunden ſei. Sie ſagte das nicht, ſie ſagte überhaupt nichts von Liebe; aber der Mann, von welchem Iſolde von Rothenfluh ſo ſpricht, wie ſie von Ihnen ſprach, muß ſie lieben — es kann nicht anders ſein.“

„Theure Julie, wie ſchön ſteht Ihnen dieſe neidloſe Begeiſterung!"

„Ja, ſehen Sie — es iſt recht ſonderbar — Iſolde hat es mir angethan. Ich glaube, daß ich in ihrer Nähe zum erſtenmal in meinem Leben wirklich gut und liebenswürdig geweſen bin. Ich bin anders geartet als Iſolde, ich kann nie ſo ein Weſen werden, in welchem, wie in ihr, die innigſte Naturwahrheit mit dem lauterſten Idealiſmus verſchmilzt; meine Art und Weiſe, das Leben zu nehmen und zu behandeln, meine Wege müſſen andere ſein, aber dennoch hat es mir bis in das innerſte Herz hinein wohlgethan, daß ich Iſolde's Zuneigung gewann.... Man kann nicht unwahr ſein ihr gegenüber. Ich habe ihr unſere ganze Geſchichte erzählt, ſelbſt das nächtliche Abenteuer auf dem See nicht ausgenommen; aber Sie brauchen deßhalb nicht zu erſchrecken, mein Freund, denn ich konnte ja Iſolden mit vollſter Wahrheit ſagen, daß Sie ihr nur auf Momente und nur mit den Augen oder allenfalls noch mit den Lippen, nie aber mit dem Herzen treulos geweſen."

„Und was ſagte ſie dazu?"

„Sie war doch tief ergriffen, trotz all ihrer edlen Gefaßtheit. Aber dann ſagte ſie mit ihrem ſüßen Lächeln: ‚Wenn ich Michel Hellmuth geweſen wäre, ſo würde ich auch mein Leben daran geſetzt haben, dich den Fluthen zu entreißen und mich von dir zum Danke küſſen zu laſſen.'"

„Geſegnet ſei ſie für ſolche Milde und Huld!"

„Ja, ſie ſei es! ... Sehen, Sie mein Freund, Iſolde's Liebe iſt ſo eine wie jene, von der im Hohenliede geſchrieben ſteht, daß ſie ſtärker ſei als Tod und Hölle.... In jener Stunde habe ich Ihnen verziehen, Michel, und das bitterzornige Gefühl verſchmähter Neigung wich dem Wunſche, dem Geliebten Iſolde's von Rothenfluh wenigſtens als Freundin nahe zu ſtehen.“

„Geſegnet ſeien auch Sie für ſolche Großmuth!“

„Ja, warten Sie — ich glaube faſt, ein Funke, wenn auch nur ein kleiner Funke von Iſolde's Wahrhaftigkeit iſt auf mich übergegangen — meine Reſignation war nicht ſo ganz ſelbſtſuchtslos, wie ſie im erſten Augenblick erſcheinen könnte.... Ihr Jugendfreund, der Freiherr von Rothenfluh, hatte einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht —“

„Und doch deuteten Sie vorhin an, daß Sie ihn für einen großen Sünder halten?“

„Was thut das? Ich frage nicht nach ſeiner Vergangenheit oder vielmehr, ich könnte ihn, ſo bizarr das auch klingen mag, gerade um dieſer ſeiner Vergangenheit willen lieben. . . . So bin ich nun einmal und Ihnen, dem Freunde, darf ich ſagen, daß ich ſo bin. . . . Ich habe immer eine Schwäche für die Helden Byrons gehabt, vor denen die geſpreizte Tugendlichkeit und die dumme Prüderie öffentlich ein Kreuz ſchlägt, während ſie im geheimen dieſelben doch ſehr intereſſant findet. Sehen Sie, ich bin keine Heuchlerin, und wenn ich kokettire, ſo thue ich es wenigſtens mit Bewußtſein, nicht bloß aus Dummheit oder Gemeinheit wie ſo viele andere. . . . Ja, ich habe eine Paſſion für dieſen ſchönen Sünder, Ihren Jugendfreund. Möglich, daß die Paſſion ſich zur Leidenſchaft potenzirt. Er erſcheint mir wie der Giaur oder wie Lara und dann — der Freiherr von Rothenfluh kann mich mit Hilfe von meines Vaters Geld in eine geſellſchaftliche Stellung bringen, die meiner Neigung für Luſt, Glanz, Zerſtreuung und Intrike entſpricht.... Da haben Sie die ganze Beichte von Julie Kippling. Und nun — Herr von Rothenfluh wird durch meinen Bruder zu dem Maſkenball der Söhne Mammons geführt werden und ſo wiſſen Sie, warum ich auch dabei ſein will. Wollen Sie mir zur Erfüllung meines Wunſches verhelfen?"

„Ich werde mein Möglichſtes thun."

„Gut. Geben Sie mir morgen oder ſpäteſtens übermorgen nach Tiſch einen Wink, wie weit Sie mit Herrn Bürger ſind, der aber, wohlverſtanden! nichts von meiner Abſicht wiſſen ſoll. Ueber das Weitere werde ich Sie dann bei guter Zeit verſtändigen."

„Ich werde Ihrer Befehle harren", ſagte ich und verbeugte mich zum Abſchied.

Sie reichte mir aber die Hand, und als ich dieſelbe einen Augenblick feſthielt, neigte ſie ſich lächelnd zu mir, bot mir den roſigen Mund und ſagte:

„Da nimm! . . . So, das wäre der erſte Freundſchaftskuß geweſen und er ſoll überhaupt unſer vorletzter Kuß ſein. Den letzten geb' ich dir am Vorabend von deinem oder meinem Hochzeitstag."

## Sechstes Kapitel.

Eine Nacht im Tempel Mammons. — Der Ballſal. — Die Furlana. — Das Mahl. — Das Blüthenlabyrinth. — Ein Schreckensſchrei. — Lara der Zweite. — „Jetzt lieb' ich ihn."

„Ihr werdet alſo morgen reiſen?" ſagte Herr Bürger zu mir, als wir am Montagabend das Komptoir mitſammen verließen.

„In aller Frühe", erwiederte ich. „Der Herr Oberſt meint, ich könnte kaum ſchnell genug den Rhein hinunter und nach England hinüber kommen. Wenn ich meine Geſchäfte in London und Liverpool abgemacht, gehe ich, wie Ihr wißt, nach Paris."

„Nun, da rath' ich, verliebt Euch zum Troſt in eine hübſche Griſette oder Lorette — 's iſt alles eins. Hier iſt's mit Euren Ausſichten in der Liebe doch zu Ende. Man will Euch für 'ne Weile forthaben — 's iſt kla—ar. Ihr ſeid unbequem. Und doch will, hör' ich, der abgewirthſchaftete Freiherr morgen oder übermorgen ebenfalls abreiſen. Freilich ſoll er bald wiederkommen und dann wird Hochzeit oder wenigſtens Verlobung ſein. Fräulein Kippling wird ihre Rolle als Freifrau ganz prächtig ſpielen — verlaßt Euch drauf!"

„Ich zweifle nicht im geringſten daran, lieber Freund. Aber was geht denn dieſe ganze Geſchichte uns beide an?"

„Rechne, da habt Ihr recht, wenigſtens was mich betrifft. Könnte nicht ſagen, was mich daran intereſſiren ſollte, wenn nicht allenfalls der Umſtand, daß vermöge dieſes ſchönen Ehebundes zwiſchen Geburtsadel und Geldariſtokratie die Goldfüchſe von Gottlieb Kippling, die ich doch zu einem guten Theil ſo zu ſagen auch mit einfangen half, zu allen Teufeln gehen werden —'s iſt kla—ar. Uebrigens, was wollen wir heut' Abend mitſammen anfangen? Rechne, wir ſtechen 'ne Flaſche aus auf's Wohl der Dummheit, welche die Welt regiert."

„Thut mir leid, daß ich Euch nicht Geſellſchaft leiſten kann, Ihr vergeßt, daß Ihr mich freundſchaftlichſt in den Stand ſetztet, den Myſterien der Söhne Mammons anzuwohnen."

„Myſterien? Firlefanz! Alberne Maſken — verrücktes Getanze — Schwitzen — ſpätes Souper, woran man ſich den Magen verdirbt — ſchließlich wahrſcheinlich 'ne dumme Verkältung. Ihr wollt alſo in allem Ernſt die einfältige Schnurre mitmachen?"

„In allem Ernſte."

„Glück zu! Jugend hat nicht Tugend — alte Geſchichte . . . 's iſt kla—ar. Rechne, will derweil im Ariſtophanes leſen gehen. Liegt 'ne Art von Beruhigung darin, von dem alten Grazienſchlingel ſich erzählen zu laſſen, daß die Menſchheit vor dreiundzwanzighundert Jahren gerade ſchon ſo lumpig geweſen wie heutzutage."

Die Muſik ſchmetterte ſchon vom Ballſale her, als ich, nach in der Veſtibule abgemachten Förmlichkeiten, meine Begleiterin nach der Damengarderobe führte. Nachdem ſie ſich dort der bergenden Hüllen entledigt hatte und wieder herauskam, ſah ich, daß ſie das maleriſche Koſtüm einer ſevillaniſchen Zingala trug. Und wie trug ſie es! Mit einer künſtleriſchen Vollendung, die reizender war als alle die Pracht des reichen Juwelenſchmuckes, von welchem dieſe „eine Million ſchwere“ Zigeunerin funkelte. Eine fein gemalte Charaktermaſke verhüllte ihre Züge vollſtändig, aber aus den Augenhöhlen der Maſke blitzte ein wahrhaft andaluſiſches Feuer.

Ich hatte denn doch Urſache, mich daran zu erinnern, daß ich der Freund und nur der Freund von Julie Kippling ſei, als ſich das herrliche Geſchöpf traulich an meinen Arm hing.

Das ganze von außen unanſehnliche und wie vernachläſſigt ausſehende Haus ſtralte in ſeinem Inneren von blendender Beleuchtung und ſeine ganze Einrichtung zeugte von raffinirter Ueppigkeit. In der That, man ſah auf Schritt und Tritt, daß hier „Söhne Mammons“ ihre Feſte feierten. Alles war reich, nicht ohne Geſchmack, aber jeder höheren Weihe bar. Der Materialiſmus hatte dem Ganzen ſein Gepräge aufgedrückt: die Kunſt war hier zur Sklavin des ſinnlichen Reizes entwürdigt.

Unſer Weg führte durch eine Säulenhalle, in deren Mitte auf altarähnlichem Piedeſtal die vergoldete Bildſäule des Gottes ſtand. Mammon war dargeſtellt als ein nackter Jüngling von ſchwellender Gliederpracht, aber das üppige Lächeln ſeines Mundes war mehr ein fauniſches Schmunzeln. In der Rechten hielt er ein umgekehrtes Füllhorn, aus welchem ein Goldregen zu ſtrömen ſchien. In einer Schale zu den Füßen der Statue brannte duftendes Rauchwerk.

Wir gingen vorüber und betraten das weite, vom bunteſten Maſkengedränge volle Rund des Ballſals, deſſen Wände mit Freſken geſchmückt waren, die üppigſten Scenen der griechiſchen Mythologie darſtellend. In dem großen Gemälde, welches den Plafond einnahm und eine Gruppe von Satyrn und Nymphen ſchauen ließ, ſteigerte ſich die Lascivität zu wahrhaft aretiniſcher Frechheit.

Ich fühlte unter meiner Halbmaſke die Stirne vor Scham brennen und hätte mit Heine's Rabbi von Bacharach zu meiner Begleiterin ſagen mögen: „Schlage die Augen nieder, ſchöne Sara!"

Nein, es war unmöglich, daß Julie Kippling eine Ahnung davon gehabt hatte, wie es im Innern von Mammons Tempel ausſah.

Ihr Arm zitterte in dem meinigen und ſie flüſterte mir zu:

„Mein Freund, hier iſt es nicht geheuer. Die Geſellſchaft muß eine ſehr gemiſchte ſein. Aber wir ſind einmal da. Tanzen wir!"

Während wir zur Polka antraten, hörte ich eine ſchleppende Stimme, in welcher das Organ von Herrn Theodor Kippling nicht zu verkennen war, in meinem Rücken ſagen:

„Sieh mal die prächtige Zigeunerin!"

Ich wandte den Kopf und erblickte einen Koſaken, der neben einem Tſcherkeſſen ſtand, deſſen hohe, ſchlanke Geſtalt mir den Freiherrn von Rothenfluh verrieth.

Nachdem wir einige Touren getanzt, intonirte die auf einer dichtvergitterten Galerie befindliche Muſik eine fremdartige Tanzmelodie. Die Tänzerpaare ſtanden ungewiß und eins nach dem andern zog ſich an die Wände des Sales zurück, ſo daß in der Mitte ein großer freier Raum entſtand.

„Das iſt ja die Melodie der Furlana", ſagte Julie. Kennen Sie dieſen Tanz?"

„Ich ſah ihn zu Venedig, würde aber eine ſehr ungeſchickte Figur dabei machen."

„Was thäte das? Verſuchen wir's doch einmal."

Sie ließ meinen Arm los und ſchwebte dahin. Ich zögerte, mich durch ungeſchickte Sprünge lächerlich zu machen, hatte aber das nicht zu befürchten, denn ein anderer nahm ſtatt meiner die Herausforderung der ſchönen Zingala an.

Der Tſcherkeſſe glitt in den Kreis und die Zigeunerin hatte einen würdigen Partner gefunden.

Man konnte nichts Graziöſeres ſehen, als die raſchen Windungen des Paares — dieſes Locken, Fliehen, Haſchen, dieſe getanzte Koketterie.

Ich weiß nicht, welcher berliner Phantaſt einmal von irgend einer Tänzerin geſagt hat, ſie tanze Goethe; aber ſo viel iſt ſicher, hier wurde in reizendſter Weiſe eine venetianiſche Intrigue getanzt.

Der Koſak ſtand in der Zuſchauermenge hart neben mir.

„Est-il possible?" murmelte er unter ſeiner Maſke. „Aber es kann nicht ſein. Wie käme die hierher? Und doch —"

Plötzlich wandte er ſich zu mir mit der Frage:

„Wo haſt du dieſe Zigeunerin aufgeleſen, edler Domino?"

„Im Zingaliquartier zu Sevilla", erwiderte ich mit verſtellter Stimme und kehrte mich ab.

Die Furlana war zu Ende und ein tobendes Beifallrufen brach los. Ich erblickte die Zigeunerin am Arme des Tſcherkeſſen und konnte leicht merken, daß meine Rolle als Cavaliere ſervente von Fräulein Kippling vorderhand zu Ende ſei.

Der Ball nahm ſeinen Fortgang. Berthold und Julie tanzten unzertrennlich und ich ſetzte meine Beine wie die anderen in Bewegung. Da mich aber die Manieren meiner Tänzerinnen allzu deutlich wahrnehmen ließen, daß die Geſellſchaft in der That eine ſehr gemiſchte ſei, war ich der Sache ſchon lange überdrüſſig geworden, als eine Trompetenfanfare das Signal zum Souper gab.

Die Flügelthüren eines zweiten Prachtſals ſprangen auf und eine ſchwelgeriſch zugerüſtete Tafel lud die Gäſte zu den Genüſſen des Gaumens.

Der Koſak führte irgendeine mythologiſch maſkirte oder eigentlich, mit Ausnahme ihrer Halbmaſke vor dem Geſicht, demaſkirte Schöne zu Tiſche, der Tſcherkeſſe nahm neben der Zingala Platz und ſo ordnete ſich die zahlreiche Tafelrunde nach Luſt und Laune.

Das Mahl war ſo üppig wie hier alles und das ſinnliche Raffinement erſtreckte ſich bis auf das Dienſtperſonal. Denn nicht von Kellnern oder Lakaien wurden die Söhne Mammons bei Tiſche bedient, ſondern von hübſchen Mädchen in altgriechiſcher Tracht, ſo, wie dieſe zur Zeit des Directoriums in den pariſer Salons getragen worden war.

Dieſem von blendenden Gasflammen überſtrömten farbenbunten Wirrwar von Luxus und Frivolität verliehen die Halbmaſken, welche mit faſt alleiniger Ausnahme der Zigeunerin die Tiſchgenoſſen durchgehends trugen, einen gewiſſen poetiſchen Reiz.

Man konnte ſich unter dieſem funkelnden Tafelgeſchmeide, dieſen Blumenkränzen, dieſen perlenden Weinen, dieſen Schenkinnen, unter all dieſem Geſchwirr flüſternder und lachender Frauenſtimmen zu einem Maſkenfeſte der alten Lagunenſtadt zur Zeit ihrer üppigſten Nächte zurückverſetzt glauben.

Als ſchon die Becher ſchneller kreiſten und die Tiſchrede ſchon in nicht immer ſehr feinen Neckereien, Witzen und Scherzen ſich erging, erhob ſich der Oberprieſter des Tempels und brachte in Form frecher Traveſtie einer Gebetsformel dem Gott Mammon Huldigung und Libation dar. Die Muſik blies Tuſch und ſofort ſtimmte ein unſichtbarer Sängerchor jenen Hymnus des Materialismus an, welchen Emanuel Geibel — ach, in ganz anderer Abſicht — gedichtet hat:

Laßt andre beten, andre faſten!
Für unſre Stirn der Freude Kranz!
Uns führen hunderttauſend Maſten
Die Götter her: Genuß und Glanz.
Es ſchafft die Welt an allen Enden
Für unſer Feſt mit tauſend Händen,
Die Wahl des Köſtlichſten iſt ſchwer;
Die Hügel zollen ſüße Weine,
Die Berge geben Gold und Steine
Und ſeine Perlen gibt das Meer.

Drum laßt uns keinen König neiden;
Für ihn die Macht, für uns die Luſt!
Mag er in Waffenſchmuck ſich kleiden,
In Seiden weicher ſchläft die Bruſt.
Mag er um Schweiß ſich Ruhm erkaufen;
Was frommt ihm, wenn die Zeit verlaufen,
Der Lorbeerkranz, der Throne Sturz?
Wir wollen, wo die Tafeln brechen,

Den roſ'gen Augenblick verzechen;
Das Grab iſt ſchwarz, das Leben kurz.

Und ſchafft Muſik zum reichen Tiſche!
Sie ſinke halbgehört dahin
Und wie ein kühlend Grab erfriſche
Verhallend ſie den heißen Sinn.
Wie lieblich iſt's, ihr nachzuträumen,
Wenn in den bildervollen Räumen
Sich Kerzenglanz und Mondlicht miſcht,
Und wenn dazu in ſchäum'gen Stralen
In weite rothkriſtallne Schalen
Aufperlend der Champagner ziſcht!

Und laßt's an Mädchen, laßt's an loſen
Schenkinnen uns gebrechen nie;
Sie ſind des Freudengartens Roſen,
Sie ſind des Feſtes Poeſie.
Zwei dunkle, wolluſtfeuchte Augen,
Zwei friſche Kirſchenlippen taugen
Mehr als ein ſchwer Geſpräch zur Luſt;
Die Schönheit bleibt des Lebens Giebel
Und ſchöner als die ſchwarze Bibel
Iſt einer Dirne weiße Bruſt.

Das Lied verhallte. Vom Tanzſal herein lockte die ſchmeichelnde Weiſe eines wiener Walzers und die Tafelrunde brach tumultuariſch auf, um ſich wieder in den Tanz zu ſtürzen, welcher immer entſchiedener die Miene annahm, jene Gränzlinie zu überſchreiten, wo der Ball aufhört und die Orgie beginnt.

Von dem Säulengange aus, welcher um den Sal herlief, ſah ich noch eine Weile dem Getümmel zu und ſuchte mit den Augen in dem wilden Gewoge vergebens die Geſtalten des Tſcherkeſſen und der Zingala. Ich wäre gern weggegangen;

allein ich hatte ja mit Fräulein Kippling verabredet, ſie zu einer beſtimmten Zeit an der Thüre der Garderobe zu treffen, um ſie nach Hauſe zu bringen, und die Stunde war noch nicht da.

Müde des Lärms, trat ich aus dem Säulengange rückwärts in eine Art Wintergarten, der in labyrinthiſchen Windungen weit in die Ferne zu ſtreben ſchien. Ich ſchritt in die grünen Gänge hinein. Da plätſcherten Springbrunnen, da entfalteten exotiſche Pflanzen ihre Prachtblüthendolden, da gab es verſteckte Lauben, verſchwiegene Moosbänke und lauſchige Grotten. Ein gedämpftes, magiſches Licht dämmerte über dieſem üppigen Blüthenlabyrinth und die Töne der Muſik drüben hatten hier ihre Grellheit verloren. Es war ſtill und einſam in dem grünen Aſyl. Nur da und dort flatterte eine leichte Mädchengeſtalt oder huſchte ein zärtliches Pärchen an mir vorüber.

Ich ſetzte mich auf eine Moosbank, blies den Rauch meiner Cigarre vor mich hin und überließ mich den Betrachtungen, welche das Feſt in mir rege gemacht hatte.

Da, mit einmal, unterbrach ein furchtbarer Schrei von ſeitwärts her meine Träumerei — ein Schrei, wie von einem Manne in höchſter Todesnoth ausgeſtoßen.

Ich ſprang auf und wandte mich der Richtung zu, woher der Schrei erſchollen — da ſah ich Julie auf mich zueilen, die Maske in der Hand, todtenblaß, die Augen wie vor Entſetzen weit geöffnet.

„Zu Hilfe, Michel!“ preßte ſie hervor. „Zu Hilfe! Er iſt raſend!“

Sie ergriff meine Hand und riß mich mit ſich fort. Aber wir hatten kaum einige Schritte gemacht, als dicht vor uns abermals der furchtbare Schrei erſcholl.

Er kam aus dem Munde Berthold's, welcher den gewundenen Weg durch das Buſchwerk daherſchritt oder vielmehr daherwankte, taumelte.

Sein Blick war ſchrecklich.

Maſke und Tſcherkeſſenhelm waren ihm entfallen und wirr hingen ihm die Haare um die eingeſunkenen Schläfe — nein, ſie hingen nicht, ſie ſtarrten hinaus und hinauf und auch der lange Schnurrbart war aufwärts geſträubt. Aſchfahl das Geſicht, Schaum vor dem Munde, der Blick der blutunterlaufenen Augen gläſern, grauſenhaft ſtier ins Leere gerichtet, die Brauen ſo krampfhaft wild zuſammengezogen, daß die ſchwarze Furche zwiſchen denſelben bis an's Ende der Stirne hinaufreichte. Die linke Hand krampfhaft in die Falten des Panzerhemdes ſeiner Charaktermaſke verkrallt, hielt er in der rechten ſeinen entblößten Krummſäbel und focht damit wüthend in der Luft herum, wie gegen einen unſichtbaren Feind.

Er ließ den ſchrecklichen Schrei nicht wieder hören, aber ſtoßweiſe kamen die Worte aus ſeinem Munde:

„Hinweg! Hinweg! ... Oder ſtehe mir endlich einmal! ... Hier iſt meine Bruſt ... Dein Gewehr ... Leg' an! ... Ha, du fliehſt ...“

„Wie kam das?“ raunte ich der Zigeunerin zu.

„Weiß ich es?“ verſetzte ſie. „Es kam wie der Blitz, plötzlich und entſetzlich.... Aber um des Himmels willen, faſſen Sie den Unglücklichen! Man kommt.“

Der arme Nachtwandler — dies von Berthold bei unſerem neulichen Wiederſehen hingeworfene Worte ſchien das Räthſel zu löſen — war nur noch einige Schritte von uns entfernt. Ich unterlief ihn, wand ihm die Waffe aus der Hand und faßte ihn feſt um den Leib.

Seine ganze Geſtalt erzitterte und brach dann in meinen Armen zuſammen.

Eine Menge Maſken ſtürzten herein, an ihrer Spitze der Koſak.

Die Zingala war verſchwunden.

„Was gibt es denn da?“ fragte Herr Theodor Kippling.

„Einen Kranken“, entgegnete ich.

„Nein, ich bin ſchon wieder geſund“, ſagte Berthold, indem er ſich ſtraff an mir aufrichtete.

Er ſtrich ſich mit der Hand über die Augen und das Blut kehrte in ſein Geſicht zurück.

„Ein dummer Schwindel oder Krampf, wie er mich zuweilen anwandelt“, murmelte er . . . „Haben Sie Dank, mein Herr“, fügte er dann hinzu, mich flüchtig grüßend, da ihm meine Maſke hinderte, mich zu erkennen, und ſchritt hinweg.

Herr Kippling folgte ihm und ich ging, die Zingala aufzuſuchen.

Sie harrte, mit wieder vorgeſteckter Maſke, in dem Säulengange meiner.

„Er hat ſich völlig erholt“, ſagte ich.

„Ich weiß es“, verſetzte ſie. „Ich ſah ihn wieder in den Sal kommen. Aber was mich betrifft, ſo habe ich an den Feſten der Söhne Mammons ein- für allemal genug und will heim.“

Während wir in dem von mir beſtellten Wagen an dem

Fluſſe hinauf, dann durch die ganze Länge der Stadt fuhren, blieb Julie ſtumm. Auch als wir den Wagen verlaſſen hatten und durch ein Seitenpförtchen, wozu ſie den Schlüſſel bei ſich trug, in den kippling'ſchen Garten ſchlüpften, ging ſie ſchweigend neben mir her, bis wir uns an der Ecke des großen Gewächshauſes trennten. Da reichte ſie mir die Hand und ſagte leiſe:

„Es war ein ſchreckliches Abenteuer. So Furchtbares habe ich nie erlebt. So muß Lara ausgeſehen haben, wenn ihn zu Mitternacht das geheimnißvolle Entſetzen faßte.... Was es ſein mag? Ein finſteres Geheimniß vielleicht, ein Unglück jedenfalls. ... Ich glaube, jetzt lieb' ich ihn! ... Sie Hellmuth, Sie ſind kein Lara, aber ein treuer Freund ſind Sie. ... Gute Nacht! Auf fröhliches Wiederſehen!“

## Sechſtes Buch.

# Mammon auf dem Dorfe.

# Erſtes Kapitel.

Eine Erinnerung an Wolfgang den Großen. — Die Raſt am Waldſaum. — Mammon in Lederhoſen. — Ein oberländer Bauerburſch und ſein „Schätzle". — „Sie konnten zuſammen nicht kommen."

Es wohlet einem Deutſchen doch, wenn er die Kreidehügel und Lehmhüttendörfer der Champagne und die Bergkämme der Vogeſen hinter ſich und den ſtraßburger Münſterthurm als Wegzeiger durch das fruchtbare Elſaß vor ſich hat. Man hört doch wieder Laute, die ganz anders klingen als das widerwärtige Genäſel und Geſchnarre, welches mich in der letzten Zeit umſchwirrt hatte. Im übrigen ſind die Elſäſſer ein ziemlich unerquickliches Volk, nicht mehr recht deutſch und noch lange nicht franzöſiſch; dabei ſtark mit Jüdiſchem verſetzt. Am meiſten Treue gegen die angeſtammte Nationalität hat die Stadt Straßburg bewahrt. Wenigſtens die Mittelklaſſe iſt dort noch ganz deutſch. Die „höheren" Klaſſen machen es wie viele ihrer Standesgenoſſen am rechten Rheinufer: ſie ſprechen ſehr ſchlechtes Franzöſiſch und halten das für vornehm.*)

---

*) Als dieſe Zeilen im Jahre 1857 niedergeſchrieben wurden, konnte wohl kein Menſch ahnen, daß ſchon nach vierzehn Jahren das vordem

Feſt entſchloſſen, wenigſtens einen Monat lang ganz mir ſelbſt anzugehören, wollte ich leiblich und geiſtig dieſer Ferien genießen und ging daher in der alten Reichsſtadt und ihrer Umgebung den Spuren Goethe's nach. Ich halte dafür, daß die ſtraßburger Partie in Wahrheit und Dichtung mit zu dem Reizendſten gehört, was der Meiſter geſchrieben. Hier wurde

---

mittels ſchnödeſten Unrechts und infamſter Tücke Deutſchland entriſſene Elſaß wiederum für das ruhmvoll erneute deutſche Reich zurückerworben ſein würde. Die Hoffnung jedoch auf eine dereinſtige Erlöſung aus der welſch-babyloniſchen Gefangenſchaft und auf eine Rückkehr in's Daheim der Mutter Germania war in einer kleinen, aber edlen Schar treudeutſcher Elſaſſer nie erloſchen und wurde innerhalb dieſer Schar das Deutſchthum durch Dichter und Gelehrte mit wahrhaft rührender Pietät gepflegt, während im Volke, insbeſondere wo daſſelbe nicht mit verwelſchtem vornehmem und gemeinem Fabrikpöbel verſetzt war, die deutſchnationalen Ueberlieferungen in Geſtalt von Sprache, Sage und Sitte ſtill fortlebten. Mitunter ſchlug wohl auch inmitten der mit aller Liſt und aller Gewalt betriebenen Verfranzoſung ein deutſcher Ton und Klang auf, welcher dem Glauben, Lieben und Hoffen der ihrer nationalen Pflicht treugebliebenen Elſäſſer ergreifenden Ausdruck gab. Dies geſchah z. B. in den Liedern von Karl Hackenſchmidt mit einer wahrhaft prophetiſchen Zukunftsahnung. Als zu Ende Juni's 1859 der ſtraßburger Münſter zur Feier der Schlacht von Solferino mit franzöſiſchen Fahnen geſchmückt war, ſchrieb Hackenſchmidt angeſichts dieſer Dekoration die Strophe:

Ei, ſo weht nur, welſche Fahnen!
Aus der Nacht entſpringt der Tag,
Wo empor der deutſche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag;
Wo er ſchlägt die ſtarken Krallen
In des Domes Felſenkleid
Und verkündet ſiegesjubelnd
Deutſchlands neue Herrlichkeit!

Note zur 3. Aufl. v. J. 1872.

das Nachgefühl einer ſchönen Zeit ſo mächtig in ihm, daß es den ſteifleinenen Geheimrathsaplomb, welcher manche Partie der berühmten Selbſtbiographie unerquicklich genug macht, ſiegreich durchbrach. Ich pilgerte auch nach Seſenheim hinüber, wo Goethe die glücklichſten Stunden ſeines Lebens verlebt hat. Wenn man ſich jene anmuthigen Scenen eines idylliſchen Glückes vergegenwärtigt, könnte einen wohl der Zweifel beſchleichen, ob in unſerer haſtigen Dampfkeſſelzeit ſo ein Glück überhaupt noch möglich ſei. . . . Schöne Friederike Brion, der Genius hat dafür geſorgt, daß ein Schatten deiner anmuthigen Erſcheinung noch immer auf den Fluren deiner ländlichen Heimat weilt. Auch ich ſah dich noch dort in deinem „kurzen, weißen, runden Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die netteſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben, im knappen Mieder und in der ſchwarzen Taffetſchürze, leicht und ſchlank, als wenn du nichts an dir zu tragen hätteſt“. Später hatteſt du an deinem verlaſſenen Herzen gewiß ſchwer genug zu tragen. Arme Friederike Brion! Dein erlauchter Geliebter hat dir den Kranz der Unſterblichkeit um die Stirne gelegt, aber was dieſer Kranz dich gekoſtet, das hat er nicht geſagt. Arme Friederike! Schade, daß du nur eine einfache Landpfarrerstochter und in der Mythologie nicht ſehr bewandert warſt. Du hätteſt ſonſt zum Voraus gewußt, was die Töchter der Erde zu erfahren haben, wenn ſie von Göttern geliebt werden.

Nach Wolfgangs des Großen Vorgang wollte ich dann auch am ſtraßburger Münſter wieder einmal „deutſche Art und Kunſt“ ſtudiren. Aber ich weiß nicht, als ich droben auf der Münſterterraſſe ſtand, ſchauten die tannengrünen Schwarzwaldberge ſo anheimelnd herüber, daß ich denſelben ohne weiteren Verzug entgegeneilte, beflügelten Fußes. Und dieſer Ausdruck iſt wörtlich zu nehmen, denn ich reiſte wieder einmal wie ein Student, das heißt wie ein Student aus meiner Zeit. So durchwanderte ich den alten Schwarzwald und den ſchönen Hegau und ſchlenderte das reizvolle obere Donauthal hinab, dem fruchtreichen Oberland entgegen. Ich wollte ja nach Frohdorf, wo mein geliebter Fabian, wie er mir in ſeinem letzten Briefe triumphirend gemeldet hatte, Pfarrer geworden war, und freute mich ganz unbändig darauf, den Jugendfreund, das treue, gute, duldſame Bruderherz endlich wiederzuſehen.

Es war gerade

. . . . . . . die üppige Zeit,
Wo alles ſo ſchweigend glüht und blüht,
Wo des Sommers ſtolzirende Herrlichkeit
Langſam durch die ſchwelgenden Lande zieht.

Ja, ſie glühte wollüſtig in der Umarmung des lachenden Himmels, die ewig junge Muttererde. Die Sonne, wenn auch im Weſten allmälig an der ſtahlblauen Kuppel hinabſteigend, warf noch immer liebeheiße Stralen über die weiten, erntereifen Fruchtgelände hin. Kein Lüftchen regte ſich und brütende Schwüle lag über der Gegend. Ich hatte mich müde gegangen. Ein Gehölz am Wege bot erwünſchten Schatten. Ich warf mich hinter dem erſten beſten Buſch des Waldſaums in's kühle Moos, ſchob mir die Reiſetaſche unter den Kopf und ſank bald in tiefen Schlaf.

So mochte ich einige Stunden verſchlafen haben, als mich der Schall von Menſchenſtimmen weckte. Ich hob den Kopf und ſah durch das Buſchwerk hindurch zwei Männer den Waldweg herauſkommen, von denen der eine heftig redete und geſtikulirte, während der andere ihn beſchwichtigen zu wollen ſchien.

Der Heftige war ein langer Mann mit einem reſpektablen Bauche, feſt und breit auftretend, mit einem äußerſt wohlgenährten rothen Geſicht. Sein an den Schläfen ergrautes Haar war kurz geſchoren und von einem runden Fuhrmannshut bedeckt, deſſen Band durch eine große ſilberne Schnalle zuſammengehalten wurde. Er trug bis an die Kniee reichende Stiefel, ſchwarze Lederhoſen, eine ſchwarze Sammetweſte mit ſchweren Silberknöpfen und einen dunkelblauen Tuchrock mit ſehr langen Schößen und ſtehendem Kragen. Aus ſeiner ſchwarzſeidenen Halsbinde guckte ein weißes „Unterhalstuch“ hervor. Im Knopfloch hatte er einen Roſmarinzweig ſtecken, was mir verrieth, daß er von einer Hochzeit herkam, und in der Rechten führte er einen langen, unten in einen natürlichen Knopf auslaufenden Stock, deſſen Handgriff mit Silberdraht umwunden war. Der reiche oberländer Bauer war in Tracht und Gebaren dem Manne leicht anzuſehen. Sein Begleiter war ganz gleich gekleidet, nur mit dem Unterſchiede, daß man ſeinem Anzug abmerkte, er ſtehe auf der Leiter bäuerlicher Hierarchie etliche Sproſſen tiefer als jener.

„Mordſappermoſt!“ ſagte der große Dicke polternd und ſtieß ſeinen Stock heftig auf den Boden. „Sag', was du willſt, Hanns Jörg, 's muß ſein, wie ich's haben will. Gelt, ich hab' heut' dem Ding ein End' g'macht, hab' der Hau*) 'nen Stiel g'dreht, und am nächſten Samstag geht halt mein Jages*) mit's Luizebaurs Kätter**) zum Hiarle***) — Punktum!"

---

*) Hacke.

„Nu, nu," entgegnete der Hanns Jörg, „ich ſag' nit, daß 's Luizebaurs Kätter nit für dein' Jages paſſen thät', aber denk' mir, der Jages will ſie halt nit, und denk' mir, der Jages hat doch dazu auch was z' reden."

„Muß ſie wollen, die Kätter, muß. Meinſt, ich woll' ſein Lumpenmenſch zur Söhnerin†) haben? Die käm' mir recht! Was, nichts als ein altes Lärvle im Vermögen und 'nen Bettelſack zur Ausſteuer? Aber gelt, ich hab's ihr g'ſagt? Mein Jages, wenn er ein rechter Kerle iſt, wird ſich jetzt wohl den G'luſt vergehen laſſen, noch zu der Veſe††) zu gehen."†††)

„Wer weiß? Und 's Veſele iſt eineweg ein brav's Mädle und, Sapperlot, ein hübſch Mädle — ſell iſt es — und, ja, denk' mir halt, Bronnenbaur, nichts für ungut, 's war halt nit recht, das arm' Ding ſo vor allen Leuten abz'kapiteln und faſt z' ſchlagen. Was kann's denn dafür, daß es deinem Jages gefallen thut?"

„Hanns Jörg, du ſchwätzeſt, mit Verlaub, grad' ſo ung'ſchickt wie meine Bäuerin. Da heißt's allweil: 's Veſele iſt ein brav's Mädle. Gaug mir weg! 's iſt von ihr und ihrer Alten nit brav, ſo 'nen Burſch wie meinen Jages einzuzeiſeln*)."

---

*) Abkürzung des Namens Cyriak.

**) Abkürzung von Katharine.

***) Zum Hairle gehen, das heißt, ſich verloben. Im Oberlande werden nämlich die Verlöbniſſe im Pfarrerhauſe abgeſchloſſen.

†) Schwiegertochter.

††) Veſe, Veſele, Diminutiv von Genoveſa.

†††) Zu einem Mädchen gehen, das heißt, in ein Mädchen verliebt ſein, ihm den Hof machen.

„Denk' mir, 's iſt nit ſo. War doch des Beſele's Mutter, die alt' Hanne, ihr Lebtag ein rechtſchaffen Weibsbild. Niemand hat weder ihr noch ihrem Mädle Schlimmes nachg'ſagt und, denk' mir, Bronnenbaur, ich könnt' mir's wohl noch denken, daß dir zu unſerer Zeit die Hanne auf und eben ſo g'fallen thun that, wie jetzt 's Beſele dem Jages."

„Peſtilenz! Komm mir nicht mit dem, Hanns Jörg, ſonſt machſt mich halt wild."

Mit dieſen Worten gingen die beiden Männer an dem Buſchwerk vorüber, hinter welchem ich lag, und bevor ſie ſich auf der Höhe des Weges verloren, hörte ich den Bronnenbauer noch ſagen:

„Guck', Hanns Jörg, die G'ſchicht' iſt jetzt 'rum, Hab' dem Jages heut' die Narrethei g'wiß vertrieben. Gott ſtraf' mich! Iſt ja ſonſt ein g'ſcheider Kerle, mein Jages, wenn er auch ſeine Mucken hat. Das Ding wird ſich jetzt ſchon machen. Denk' dir, ein Luizebaur gibt ſeiner Kätter gleich fünftauſend baare blanke Gulden mit und in ein paar Jährle kriegt der Jages den ganzen Luixenhof; denn der Alt' wird's halt nit gar lang' mehr treiben, iſt gar breſthaft, weißt? Heut' über drei Wochen iſt Hochzeit, Alterle, und da wöll'n mer auch noch ein thun."**)

---

*) Einzeiſeln, das iſt, locken, an ſich locken.

**) Einen thun, das heißt, einen Tanz. Die oberländer Burſchen fordern die Mädchen mit der ſtehenden Redensart zum Tanz auf: „Wöll' mer ein thun?"

„Mammen in Lederhoſen!“ dachte ich, hatte aber nicht Zeit, über das mitangehörte Geſpräch weitere Gloſſen zu machen, denn ſchon erſchien, von der nämlichen Seite herkommend, von welcher der patzige Bronnenbauer und der mildere Hanns Jörg gekommen waren, eine neue Perſon auf dem Waldweg.

Ein Bauernburſch, in der Blüthe des Lebens ſtehend, ſchlank und hoch gewachſen wie eine Tanne, kam den Pfad herauf. Auch er war feiertäglich angethan. Von den mit großen ſilbernen Schnallen geſchmückten Schuhen zogen ſchneeweiße Strümpfe über die glorreichen Waden bis an die Kniee hinauf, um dort in prall anliegenden Lederhoſen zu verſchwinden. Ueber das loſe umgeſchlungene bundſeidene Halstuch war der Hemdkragen weit zurückgeſchlagen, eine ſcharlachrothe Weſte mit einer engen Reihe von Silberknöpfen hüllte die breite Bruſt ein und über dieſer Weſte trug ihr Beſitzer ein ſehr kurzſchößiges Wams von dunkelblauem Mancheſterſammet. Sein kurzgeſchorenes goldbraunes Haar bedeckte die eigenthümlich geformte, mit Goldzindeln und braunem Pelzwerk verbrämte grünſammtene Mütze, wie die Bauern des Oberlandes ſie tragen. Eine breite, mit allerlei Zierath verſehene ſilberne Uhrkette, die ein gut Stück über das Beinkleid hinabbaumelte, und eine Pfeife, deren „ulmer“ Maſerkopf mit einem hohen ſilbernen Beſchläge verſehen war und an derem Rohr eine enggehäkelte Silberkette hing, vollendeten den Sonntagsſtaat des jungen Mannes, deſſen hübſchen, offenen Zügen eine Adlernaſe, unter welcher ein dunkler „Schnauz“ ſich brüſtete, etwas Mannhaftes verlieh. Die ſtraffe Haltung und der Gang des jungen Bauers ließen, zuſammengehalten mit dem erwähnten Schnauz, vermuthen, daß das viereckige, „latſchige“

Gebaren, welches unſere bäuerliche Jugend oft genug verunſtaltet, hier der militäriſchen Dreſſur gewichen ſei.

Uebrigens war der Burſch augenſcheinlich in großer Aufregung. Seine dunklen Augen rollten unſtät und helle Schweißtropfen rannen ihm von der gefurchten Stirne über die fieberhaft gerötheten Wangen herab. Bald ſtand er ſtill und kehrte ſich um, wie horchend, bald ging er wieder vorwärts, dumpf vor ſich hinmurmelnd und große Wolken aus ſeiner Pfeife paffend. So war er meinem Verſtecke ſchräg gegenüber gekommen, als er mitten auf dem Wege ſtill ſtand, die Pfeife aus dem Munde nahm und ſie dann, nachdem er einen Augenblick regungslos vor ſich hingeſtarrt, mit einer heftigen Verwünſchung zu Boden warf und mit einem Fußtritt das reiche Silberbeſchläge zerquetſchte. Dann ſtierte er einige Sekunden lang in die leere Luft und plötzlich ſah ich zwei große Thränen aus ſeinen Augen rollen, hörte ihn einen ſchweren Seufzer ausſtoßen und mit dem Sprung eines getroffenen Hirſches warf er ſich auf der andern Seite des Weges in das Dickicht.

„Am Ende iſt das gar des Bronnenbauers Jages", dachte ich. Aber ſchon wurde meine Aufmerkſamkeit abermals nach dem Wege hingezogen, auf welchem eine vierte Perſon erſchien, diesmal eine weibliche.

Es war eins jener kräftigen Bauernmädchen von wirklich ländlich-untadelhafter Schönheit in Wuchs und Antlitz, wie ſie mit ihren nußbraunen Haaren, klugen Rehaugen und Wangen „wie Milch und Blut" im Oberlande nicht allzu ſelten einem begegnen. Das Mädchen war ſauber und ſonntäglich angethan, aber doch deutete ſeine Sonntagshäs*) unverkennbar auf Armuth. Seine Radhaube war nicht ſilbern oder gar noch dazu vergoldet, wie die Hauben der reichen Bauerntöchter jener Gegend und auf ſeinem Mieder bemerkte man nicht jenes Gewinde von ſilbernen Ketten, welches die hochbuſige Bruſt derjenigen Oberländerinnen, welche „Batzen“ haben, zu ſchmücken pflegt.

Langſam kam die ländliche Schöne den Weg herauf, am linken Arm den kleinen Korb, deſſen Form einem der Länge nach in der Mitte zerſchnittenem Ei ähnelt und ohne welchen man eine rechte Oberländerin ſelten außerhalb ihres Dorfes erblickt. Als ſie ſich näherte, bemerkte ich, daß ſie eben erſt aufgehört haben mußte, heftig zu weinen; denn ihre ſchönen Augen waren roth umrändert und ſie fuhr von Zeit zu Zeit mit der umgekehrten Hand darüber, wie um eine zurückgebliebene Thräne wegzuwiſchen.

Plötzlich ſah ſie die mißhandelte Pfeiſe auf dem Boden liegen, lief haſtig darauf zu, hob ſie auf, betrachtete ſie verwundert, erſchrocken, zweifelvoll und ſprach dann mit einer Betonung, worin ſich Frage und Ungewißheit, Bekümmerniß und Zärtlichkeit ſeltſam miſchten, den Namen Jages aus.

Der Ausruf war ſo leiſe geweſen, daß ich ihn kaum verſtehen konnte. Aber ein anderer, der Burſch dort drüben in den Büſchen, mußte ihn deutlich genug gehört haben. Mit einem Satz war er auf dem Wege, legte ſeine kräftigen Arme dem Mädchen auf die Schultern, zog es an ſich und beugte ſich ſchweigend zu ihm herab.

---

*) Häs, das iſt, Kleidung.

Das Mädchen ſeinerſeits ließ bei der plötzlichen Erſcheinung des Burſchen die Arme zuerſt ſchlaff an der Seite niederhängen, ſo daß Korb und Pfeiſe ihren Händen entfielen. Dann erhob ſie ihren rechten Arm, umwand damit den linken des Burſchen und richtete ihr hochgerötheteſ Geſicht zu ihm auf.

So ſtanden ſie lange, ein ſchönes Paar, in der rothen Abendſonne und ſahen ſich ſchweigend in die Augen; aber dieſe redeten mit einander jene Sprache, welche man in der Maienzeit des Lebens verſteht und ſpäter, ach, wie ſo manches Schönſte, Beſte, nur noch für eine Jugendthorheit will gelten laſſen.

Endlich ſagte der Burſch:

„Gelt Beſele, bin heut' ein recht ſchlechter Kerle g'weſen? Was haſt von mir denken müſſen, daß ich dich ſo hab' ſtecken laſſen? Aber guck', 's iſt halt mein Vater, und — und —"

„Oh, Jages", erwiderte das Beſele, ſich bückend, um Korb und Pfeiſe aufzuheben, „du haſt nichts dafür können und ich hätt' halt ſollen meiner Mutter folgen und nicht zu der Hochzeit gehen."

„Ja, juſtement um ſo ſchlechter war's von mir, weil ich's hab' haben wollen, daß du hingangen biſt. Und ich bin wie 'n rechter Tralle und Hundsfötter dag'ſtanden und hab' mich nicht für dich g'wehrt. Gelt, du haſt dich g'wiß in 'd Seel' 'nein für mich g'ſchämt."

„Warum denn? So ein arm Mädle wie ich muß ſich viel g'fallen laſſen und was hätteſt denn ſollen machen? Dein Vater, der will's nu mal nicht haben, daß du Bekanntſchaft*) mit mir haſt, und ich ſelber hab' dir's ja ſchon hundertmal g'ſagt, daß ich nicht für dich paſſen thu'. 's Luixebaurs Kätter, die —"

---

*) Bekanntſchaft bedeutet im Oberländiſchen Liebſchaft.

Der Jages ließ ſie nicht vollenden. Er fuhr heftig auf, um ſo heftiger, als ihn der Inſtinkt der Liebe in den letzten Worten des Beſele etwas wie Eiferſucht ahnen ließ, rückte die Mütze zornig auf's Ohr und ſagte überlaut:

„Gang mir zum Deuxel mit 's Luixebaurs Kätter, hätt' ich bald g'ſagt. Dich will ich und ſonſt keine. Du biſt mein Schätzle und mein Schatz, Beſele. Aber du wirſt mich jetzund wohl nicht mehr wollen, he?"

Und halb flehend, halb zornig faßte er ihre Hand, wie um jenes Geſtändniß zu erpreſſen, das man in jungen Jahren nicht oft genug hören kann.

„Ich wohl, Jages", entgegnete das Mädchen naiv, „aber weißt ja, d' Leut' wollen's nicht und 's darf nicht ſein. Ja, wenn du nur ein armer Burſch wäreſt —"

„Wär' ich's nur!" unterbrach ſie der Jages wieder heftig. „Aber ich will's dem Vater ſchon ſagen, das will ich! Wenn ich gleich nicht vor allen Leuten mit ihm Händel anfangen mocht', ſo ſoll er's doch heut' noch zu hören kriegen, daß ich nicht ſo mit mir umgehen laſſe und mit dir. Will lieber beim nächſten beſten Bäuerle als Knecht dienen, dann kann er ſein Sach' geben, wem er will. Schaffen kann ich wie einer — und, kurzum, will's ihm heut' noch ſagen."

„Gelt nicht?" bat Beſele. „Dein Vater hat trunken, weißt, und dann iſt er gar hitzig und wild."

„Ei was! Ich kann auch wild werden, wenn's ſein muß."

„Weiß wohl, aber denk' an dein' Mutter. Und muß dir ſagen, Jages, 's thut kein gut nit, daß du mein'twegen mit deinem Vater Händel anhebſt. Gelt, du verſprichſt mir's, das nit z' thun?"

Sie ergriff die Hand des Widerſtrebenden, der nach einigem Zaudern ſagte: „Nu ja, für heut' will ich dir's verſprechen, aber nur dir z'lieb, weißt? und unter der Bedingung, daß du mich lieb b'hältſt und mir 'n Küßle gibſt."

„Da!" ſagte das Mädchen lächelnd und bot, ſich auf die Zehen ſtellend, dem Geliebten ihren kirſchrothen Mund dar. „Und jetzt", fuhr ſie fort, „gang du ſchnell heim. Ich mag nicht noch mal Aergerniß geben, wenn man uns bei einander ſieht."

„Warum nicht gar! Meinſt, ich laſſ' mir von 'nem Menſchen, wenn's nit grad' mein Vater iſt im Bart kratzen? Sapperlot, jetzt grad' will ich dich heimführen. 's iſt noch Tag und alle Leut' im Dorf ſollen ſehen, daß du halt mein Schatz biſt und bleibſt."

Mit dieſen Worten zog er das Mädchen vorwärts. Aber nach wenigen Schritten machte ſich Beſele ſanft von ihm los und ſagte:

„Sei brav, Jages, und folg' mir. Weißt, ich mein's gut. 's iſt nit recht, dein' Vater noch böſer z'machen. Gang du hübſch da links über den Bühel heim, ich will rechter Hand über d' Steinbruck abe gehen. Und, Jages, hör', ſei gut mit deinem Vater und vergiß nicht, z' unſerem Herrgott z' beten. Der wird's ſchon mit uns machen, wie's am beſten iſt."

Der fromme, vertrauensvolle Ausdruck, welchen das Geſicht der Sprecherin bei den letzten Worten angenommen hatte, machte ſie noch ſchöner und ich begriff unſchwer, daß der Jages ſie leidenſchaftlich an ſeine Scharlachweſte drückte und ihre Stirne und Wangen mit Küſſen bedeckte. Hierauf ſagte er:

„Guck' ſieh, du kannſt halt mit mir machen, was du willſt. Ich will dir folgen. Aber weißt, Vefele, wo ich Soldat worden bin, da hab' ich müſſen ein' heiligen Eid auf d' Fahne ſchwören, und guck', grad' ſo ein Eid hab' ich vorhin im ſtillen bei mir g'ſchworen, daß du und keine andere mein Weib ſollſt werden. Das merk' dir, und jetzt gut' Nacht, Schätzle, und ſchlaf' wohl und grüß' mir dein' Mutter."

Dies geſagt, entfernte er ſich haſtig und ohne umzublicken. Das Mädchen ſah ihm nach, bis ſeine hohe Geſtalt links am Waldſaum verſchwunden war. Dann wandte ſie ſich rechtshin und ich ſah ihre Lippen ſich bewegen, als ſpräche ſie ein ſtilles Gebet. Aber die Faſſung, welche ſie dem Geliebten gegenüber ſo gut zu bewahren gewußt, wich jetzt dem Ausbruch eines Schmerzes, welchen zu bewältigen ſie ſich weiter keine Mühe gab. Ihre Bruſt hob ſich ſtürmiſch, ſie ſeufzte zu wiederholten malen laut auf und verſchwand weinend hinter den Baumſtämmen.

„Die alte Geſchichte, ganz die alte Geſchichte!" ſagte ich bei mir. „In der Stadt und auf dem Lande, in Paläſten und Hütten immer daſſelbe Drama, welches gewöhnlich als Luſtſpiel anhebt und ſo oft als Trauerſpiel endigt."

Ich griff nach meiner Cigarrenbüchſe, und während ich mir einen Glimmſtengel anbrannte, ſummte mir im Kopfe ein altes bekanntes Volkslied:

„Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief . . ."

## Zweites Kapitel.

Prachtexemplar einer ausſterbenden Menſchenſpecies. — Die traurige Geſchichte vom Jages und vom Beſele. — Ein Dorf an der Donau. — „Der Herr Pfarr'.“

„Buon giorno, Signore! Datemi una cigaretta!“ ſagte mit einmal eine etwas brüchige Baßſtimme hinter mir.

Ich wandte mich überraſcht um.

„Bon soir, Monsieur. Ayez bien la bonté, de me donner un cigare!“ tönte es mir aus dem Munde einer äußerſt langen und hagern Geſtalt entgegen, welche in der einen Hand eine abgetragene Flachkappe, in der andern eine ſehr verrauchte Stummelpfeife hielt.

*„Voilà, mon vieux“, entgegnete ich und hielt ihm das* Etui hin.

Er nahm ohne Umſtände eine Cigarre heraus und gab mir die Büchſe kratzfußend und mit den Worten zurück:

Thousand thanks to you, Sir.“

„Wetter, lieber Mann“, ſagte ich, „wenn das ſo fortgeht, ſo bringt Ihr noch alle europäiſchen Sprachen vor. Seid Ihr vielleicht beim Kardinal Mezzofanti, der etliche dreißig Sprachen redete, in die Schule gegangen?“

„Nein, Herr“, gab der hagere Veteran — denn als ſolchen kennzeichnete ihn das Vierteldutzend Medaillen, die er im Knopfloch hängen hatte — zur Antwort. „Weder bei einem Kardinal noch bei ſonſt einem der rothen oder ſchwarzen Vögel: hab’ ſie mein Lebtag nicht recht vertragen können. Aber man iſt ein gut Stück in der Welt ’rumgekommen, Herr, und da bleibt da und dort ein Brocken an einem hängen.“

Mein neuer Bekannter war einer jener alten Knaſterbärte, welche das ganze Kriegsgetümmel der napoleon’ſchen Zeit mitgemacht hatten und dann, mit Narben bedeckt und auch wohl mit halb oder ganz erfrorenen Gliedern, endlich in ihre Heimat zurückgekommen waren, um in vielen Fällen als privilegirte Bettler die Geſchichte ihrer Sprapazen von Haus zu Haus zu tragen, wandernde Kriegsfibeln, die ſich in das Friedensleben gar nicht mehr recht hinein zu finden wußten. Das hier in Rede ſtehende Exemplar dieſer allmälich ausſterbenden oder ſchon ausgeſtorbenen Menſchenſpecies war ein älteſtes, aber ganz leidlich conſervirtes. Als fünfzehnjähriger Junge war er ſeinem Vater, einem Wagner in Frohdorf, entlaufen und Trommelſchläger bei den Kaiſerlichen geworden. Am Rhein von den Franzoſen gefangen, hatte er dieſe ſehr lieben gelernt und in ihren Reihen zunächſt gegen die têtes quarrées von Vendéern, wie er ſie nannte, gefochten. Dann, mit Bonaparte nach Aegypten geſegelt, machte er die Seeſchlacht von Abukir mit und mußte, bei dieſer Gelegenheit in die Hände der Engländer gefallen, dieſen drei Jahre lang als Marineſoldat dienen. Nachdem er ſich dieſem unfreiwilligen Dienſt in einem italiſchen Hafen durch eine kühne Flucht entzogen, ſtellte er ſich wieder unter die Fahnen des kleinen Korporals, focht in den verſchiedenſten Ländern, ſah den Brand von Moſkau und mußte, nach der Schlacht bei Bautzen von den Preußen als Bleſſirter vom Schlachtfelde aufgeleſen, nach nothdürftiger Heilung gegen ſeine geliebten Franzoſen mit zu Felde ziehen, um, wie er ſich ausdrückte — denn er hatte von ſeinen Feldzügen unter der republikaniſchen Fahne her höchſt abſonderliche, ſo zu ſagen ganz abſcheuliche Ideen im Kopfe behalten — „den Ariſtokraten und Pfaffen wieder zu ihrem Futter zu verhelfen". Nach dem zweiten Pariſer Frieden in Gnaden verabſchiedet, war er nach Frohdorf zurückgekommen, wo ihn niemand mehr kannte, wo er aber das oben angedeutete Privilegium mit ſo vielem Humor auszubeuten wußte, daß er unter dem Namen des „Courage" ein ſehr beliebter öffentlicher Charakter der ganzen Gegend geworden und geblieben war. Den angegebenen wunderlichen Namen hatte ihm ſeine Neigung eingetragen, ſich bei Gelegenheit franzöſiſch vernehmen zu laſſen, oder wohl mehr noch ſeine Gewohnheit, das Wort courage häufig an's Ende ſeiner Sätze zu ſtellen, gleichſam als Tüpfelchen auf das i oder als Ausrufungszeichen. Im übrigen war er die beſte Seele von der Welt, und da ich ihm beiläufig mittheilte, daß ich von Paris herkomme, waren wir bald ganz kordial mitſammen. Ich glaubte, ſein weißer Schnurrbart wolle ſich ſträuben vor Freude bei der Entdeckung, wieder einmal einen Menſchen vor ſich zu haben, mit dem er von ſeinen pariſer Erinnerungen ſchwatzen konnte.

Nachdem ſeiner Neugier, ob dies und das an der Seine immer noch ſo ſei wie zu ſeiner Zeit, einigermaßen Genüge geſchehen, fragte ich meinerſeits, ob er mir Näheres über die Perſonen ſagen könne, welche ich vor dem Zuſammentreffen mit ihm geſehen und die mein Intereſſe lebhaft erregt hatten. Ich hatte nicht nöthig, ſehr weitläufig in meiner Beſchreibung zu ſein, denn er ſagte ſogleich:

„Sakriſti, Sie haben den Jages und 's Beſele geſehen? Iſt's nicht ein hübſch Kind, une charmante fille? Und der Jages hätte dürfen nur mal tüchtig Pulver riechen, um ein ganzer Kerl zu werden — courage! Wiſſen Sie, 's ſind halt junges Blut und in einander verſchoſſen. Er faſt noch mehr als ſie, wie's denn geht, wenn kein Krieg iſt und die jungen Burſchen Zeit haben, ſich ſolches Larifarizeug in den Kopf zu ſetzen. War anders zu meiner Zeit, war allweil d' Welt voll Kriegstrubel und ließ einem der Kleine mit dem grauen Ueberrock nicht Zeit, ſich in ein Weibsbild zu vergaffen, daß man drob ſchier krank werden mochte — courage!

„So viel ich von dieſer Liebſchaft ſah, iſt es eine traurige", ſagte ich.

„Freilich, freilich. Er iſt halt ein reicher Burſch und ſie ein arm Mädle. Er iſt das einzige Kind des Bronnenbaurs, von dem man ſagt, er könne ſein Haus mit Kronenthalern pflaſtern laſſen, und 's Beſele herentgegen iſt die Tochter der alten Hanne, deren ganzes Vermögen in einem baufälligen alten Häuſle, zwei alten Apfelbäumen, einer Geiß und einem Kartoffeläckerle beſteht. Drum meint der alte Bronnenbaur, die Leute paſſen nicht zuſammen. Die alte Hanne iſt brav und rechtſchaffen und ihre Tochter nicht minder — courage! Muß es wiſſen, ich, denn die Hanne war Geſchwiſterkind mit meiner Mutter ſelig und hat als gutmüthige Baſe an mir gehandelt — ſo hat ſie, Sakriſti. Denn da ich alter Kriegsknecht heimkam und man mich von gemeindewegen zu allerlei Lumpengeſindel in's Hirtenhaus einquartieren wollt', hat die Hanne geſagt: Nein, mein Vetter ſoll nicht in's Hirtenhaus, ſo lang' ich noch 'ne Herberg' hab'. So hat ſie mich denn zu ſich genommen und ſie und ihr braver Tone*) ſelig haben als rechte Freunde**) an mir gethan, und ſeit der Tone todt iſt, hat mich 's Beſele lieb wie 'nen Vater — courage!"

„Wollt', ich wär' an Eurer Stelle, Alter."

„Dazu wären Sie doch wohl noch ein bißle zu jung", meinte der alte Soldat lächelnd. „Aber ſehen Sie, es thut mir halt weh, daß das Mädle in die Liebſchaft mit dem Jages hineing'rathen iſt. 's Beſele, müſſen Sie wiſſen, hat auf dem Bronnenhof als Magd gedient und 's konnte nicht fehlen, daß ſie dem Jages gefiel und er ihr, denn der Jages iſt, entre nous, ein hübſcher und rechter Kerl, und grad' weil er ſo einer iſt, hat er ſich gegen 's' Beſele nicht herausg'nommen, was hundert andere reiche Bauernſöhne gegen ſie ſich herausg'nommen hätten. Denn Sie müſſen wiſſen, Herr, daß unſere Bauern gar nicht ſo ländlich ſittlich ſind, wie die Stadtleute meinen, ſondern ländlich ſchändlich — courage! Ja, verdammt hochmüthige Canaillen ſind's, Sakriſti! Und hat der Sohn ſo eines großen Hofbauers einem armen Mädle eins aufgehängt, ſo läßt er es ſitzen, ſammt dem Balg, ſchwört ſogar oftmals die Vaterſchaft ab und heiratet durch die Bank nur eine, die Batzen hat. Hätt's der Jages auch ſo g'macht, der Bronnenbaur hätt' wohl gar noch ſein' G'ſpaß dran g'habt, Gott ſtraf' mich! Aber iſt der Jages ein rechter

---

*) Anton.

**) Das heißt Verwandte. „Freundſchaft" bedeutet im Oberländiſchen Verwandtſchaft.

Goldfaſan unter dieſen Miſtfinken und 's Veſele auch ihrerſeits nicht ſo eine, wie deren g'nug bei uns herumlaufen — courage!“

„Ihr ſcheint nicht gar zu viel von der Tugend und Sittſamkeit Eurer Landsleute zu halten, lieber Freund.“

„Nein, Herr. Glauben Sie mir, wenn man ſo an dreißig Jahre lang alle Haushaltungen der Gegend auswendig gelernt hat, ſo weiß man, was durchſchnittlich an der ländlichen Unſchuld und Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit oder wie ſonſt all das Zeug heißen ſoll, eigentlich iſt. Blutwenig, Herr, nicht der Rede werth — courage! Und gar vollends der Bauernſtolz! Sag' Ihnen, Herr, 's giebt auf der weiten Welt nichts Widerwärtigeres als den Hochmuth eines Bauers, der Batzen hat.“

„Da mögt Ihr nicht unrecht haben. Mir fällt ein, daß ein munterer Poet einmal geſagt hat: Bauernſtolz wälzt ſich auf der Erde.“

„Auf dem Miſt hätte er ſagen ſollen — courage! Wüßten Sie nur, wie unflätig heut' der Brennenbaur gegen das arme Veſele ſich aufgeführt hat.“

„Wie war denn das, Alter?“

„Ja, ſehen Sie, als der Brennenbaur merkte, daß der Jages nur redliche Abſichten auf's Veſele hatte und daß des Jages ſein' Mutter, die ein herzgutes Weibsbild iſt, gar nichts dagegen hätte, 's Veſele zur Söhnerin z' kriegen, fing er ein Mordſpektakel an und jagte 's Veſele aus dem Hauſe. Half aber nichts, denn Widerwärtigkeiten ſpornen verliebte Leute nur noch mehr an, ſagt man. Da hat nun dem Veſele ſeine Kamerädin ſich nach Göffingen drüben verheiratet und heute dort Hochzeit gehalten — 'ne mächtig große Hochzeit — und mußte 's Veſele auf beſondere Einladung der Hochzeiterin auch dabei ſein. Der Jages war auch da und der Bronnenbaur, weil ſie zum Hochzeiter nahe Freund' ſind. Gut, da tanzt nun halt der Jages natürlich allfort mit dem Beſele und hab' ich mit eigenen Ohren g'hört, wie die Leute auf dem Tanzboden zu einander ſagten: Gucket, das gäb' wägerle ein ſchön's Pärle! Aber war da auch des Bronnenbaurs Nachbar, der reich' Luizenbaur, mit ſeiner dicken Kätter, und die ſoll der Jages heiraten. Will aber halt nicht der Burſch — courage! Wie nun die Kätter ſieht, daß der Jages, den ſie mit Teufelsg'walt möcht', ſo mit dem Beſele ſcharmuzirt, wird ſie fuchsteufelswild — wiſſen Sie, Herr, wie eben 's Weibervolk unter ſolchen Umſtänden zu werden pflegt — ja, wird fuchsteufelswild, die Kätter, geht hin und ſtupſt ihren Vater auf und der ſtupſt den Bronnenbaur auf und der ſpringt halt auf einmal wie b'ſeſſen auf den Tanzboden, reißt den Jages vom Beſele weg und ſagt dem armen Mädle alle Schand' und Spott. Gab halt da ein groß' Spektakel. Der Jages, ſagten mir die Leut', hätte wollen über ſeinen Alten her und ſich nur auf Zureden des Hochzeiters beſſer beſonnen. Dann ſei er fort. Nun müſſen Sie halt wiſſen, Herr, daß hier herum keine Bauernhochzeit ganz iſt, wenn nicht der Courage dabei. War alſo auch im göſſinger Wirthshaus, aber zum Unglück grad' in der untern Stub', als es droben losging. Als ich von der Sach' hörte, ging ich freilich ſchnell hinauf, um meinem Bäſle beizuſtehen. War aber die Geſchicht' ſchon aus und war der Bronnenbaur ſchon fort und auch 's Beſele heim. Hatte ſich jedennoch die Hochzeiterin, ein reſolutes Weibsbild, rechtſchaffen des Beſele angenommen. Sagten auch viele Leut', wie wüſt das von dem

Bronnenbaur geweſen, und wenn auch 's Beſele für den Jages z' arm ſei, ſo ſei es daneben doch ein brav's Mädle. — So iſt das Ding. Soll aber dem Bronnenbaur nicht geſchenkt ſein, ſoll nicht, mort de ma vie! Will ihn ſchon kriegen, ja das werd' ich — courage!"

Während dieſes Geſpräches hatten wir den Wald durchmeſſen und einen jähen Hügel erſtiegen. Droben angelangt, ſahen wir das Donauthal unmittelbar vor uns liegen und hart am jenſeitigen Ufer des Fluſſes Frohdorf.

Es verdient ſeinen Namen, ſo frohmüthig lag es da in den letzten Stralen der untergehenden Sonne. Der gelehrte Fabian behauptete freilich, man müßte eigentlich Frodorf ſagen oder ſchreiben, nicht Frohdorf, denn vielfache Spuren wieſen darauf hin, daß der Ort urſprünglich dem altgermaniſchen Frühlings- und Liebesgott Fro zu Ehren benamſet worden ſei; allein das kann dem werthen Leſer gerade ſo gleichgiltig ſein wie mir ſelber und wir wollen daher bei der Schreibart Frohdorf bleiben. Hinter demſelben erhebt ſich eine mit Buchen und Eichen bewaldete Hügelkette und von einem Vorſprunge derſelben ſtarren die Trümmer einer jener Feudalburgen thalwärts, an welchen Schwabenland einſt ſo großen Ueberfluß hatte. Zackig und zerriſſen, ſehen ſie aus wie eine trotzige Elegie auf jene Zeiten welche ich natürlich ſchon lange nicht mehr durch die roſenrothe Brille des ſüßhölzernen Fouqué anſah. Von den Hügeln zogen ſich Kornfelder, vom Ernteſegen ſchwer, bis zum Dorf heran, an deſſen Ende auf einem erhöhten, ummauerten Platz die Kirche mit ihrem ſtumpfen Thurme ſtand. Am Fuß der Anhöhe lugte das Pfarrhaus aus Obſtbäumen hervor. Den Blumengarten an ſeiner Vorderſeite beſpülte ein Waldbach, der von den Hügeln herab dem Fluſſe zueilte, nachdem er oberhalb des Dorfes die Räder einer ſtattlichen Mühle in Bewegung geſetzt hatte, welche, wie mein Begleiter mir mittheilte, der Großmutter des Jages von mütterlicher Seite gehörte. Unterhalb des Dorfes weitete ſich das Thal. Fette Wieſengründe faßten weithin die Donau ein, an deren linkem Ufer man in der Entfernung von etwa einer Viertelſtunde die Baulichkeiten des Luixenhofs ſich erheben ſah. Von dieſem Gehöfte führte ein Steg nach dem rechten Ufer hinüber, wo die Wohnräume, Scheune und Stallungen des Bronnenhofes lagen.

Als mir der alte Soldat die beiden Gehöfte zeigte, bemerkte ich, die Beſitzer derſelben müßten ſchon durch die Lage ihrer Heimweſen auf den Gedanken gebracht worden ſein, ihre Kinder mit einander zu verbinden.

„Ja", meinte mein Begleiter dazu, „der Bronnenhof und der Luixenhof liegen nahe genug beiſammen, aber die Donau fließt dazwiſchen."

„Wohl, aber der Steg verbindet ja die beiden Höfe."

„Der Steg, der Steg! Herr, ſag' Ihnen, der Luixenbaur ſowohl als der Bronnenbaur gäben viel drum, wenn ſie den Steg ihr Lebtag nie geſehen hätten — courage!"

Das verwitterte, aber offene Geſicht des alten Mannes hatte bei dieſen Worten, ich weiß nicht was für einen ſonderbaren Ausdruck angenommen, ſo daß ich verwundert fragte, was er mit ſeiner Rede meine.

„Allerlei, Herr", gab er zur Antwort; „aber 's iſt jetzt keine Zeit, davon zu parliren. C'est une autre chose, une chose extraordinaire, une chose très-formidable, soi-disant —".

Weiter wollte er nicht herausrücken und ich hielt für unpaſſend, neugierig in ihn zu dringen.

Während wir die Anhöhe gegen den Fluß hinab und drunten über die „Steinbruck" gingen, hatte der Mond die Sonne am Himmel abgelöſt und Fluß und Wald und Thal in ſein dämmerndes Licht getaucht. Das Geräuſch des Tagwerkes erſtarb im Dorfe allmälig: die Mägde hatten ihre Kühe ſchon zur Tränke getrieben, die Knechte ihre Pferde ſchon zur Schwemme geritten. Da und dort hörte man in den Gaſſen eine Senſe dengeln oder ein Ziehbrunnenrad ſurren. Von den Feldern draußen trug der Nachthauch manchmal einen abgebrochenen Wachtelſchlag, von den umliegenden Gehöften das Gebell eines Hundes an das Ohr, drunten rauſchte dumpf der Fluß und droben klapperte eintönig die Mühle.

Es lag etwas ungemein Friedliches und Heimeliges in der ganzen Scene, etwas, das mich an die ländlichen Abende meiner Kindheit erinnerte.

Als wir in das Dorf eingetreten, weckte mich mein Begleiter aus meiner Träumerei.

„Parbleu, Monsieur", ſagte er, „Sie wollen wohl hier übernachten, und da thut's mir leid, daß ich Ihnen kein Quartier anbieten kann. Das Wirthshaus zum rothen Löwen iſt übrigens ein recht leidliches Logement und ich will Sie hinführen."

„Iſt nicht nöthig. Ich werde beim Pfarrer einkehren."

„Ah, bei unſerem Monsieur le curé? Das iſt was anderes — Sakriſti."

„Nun, mein Lieber, gehört der auch zu den ſchwarzen Vögeln, die Ihr nicht vertragen könnt?“

„Der? Nein, Herr. Vergeht ſelten ein Tag, ohne daß ich in's Pfarrhaus komme. Liebe Leute das, der Herr Pfarr' und ſeine Frau Mutter. Haben ſelber erfahren, wie Armuth thut: drum ſind Sie ſo gut gegen die Armen. Muß nächſter Tag' was von Wichtigkeit mit ihm reden. Kann was machen in der Sach', der Herr Pfarr'. Aber halt, da die Gaſſe links hinauf müſſen Sie, kommen dann direktement zum Pfarrhof. Bon soir, Monsieur! Haben uns aber nicht zum letztenmal geſehen, hoff' ich — courage!“

Wenige Minuten darauf ſtand ich an der Thüre des heimelig-einſam im Mondſchein daliegenden Pfarrhauſes und zog die Klingel.

Ein Gebell, das viel zu geſcheid und geſetzt klang, als daß es nicht von einem Pudel hätte ausgehen müſſen, antwortete dem Schall der Hausglocke.

Wetter, dachte ich, ſollte der alte Hannikel noch am Leben ſein, den ich dem Fabian geſchenkt, als ich ausgezogen, das Glück zu erjagen?

Eine alte Frau öffnete die Thür und das Licht, welches ſie in der Hand trug, zeigte mir die milden, gutmüthigen und klugen Züge von Fabians Mutter. Das Alter war ſchonend mit ihr umgegangen und in ihrer dunkelfarbigen Volkstracht, das graue Haar in der eigenthümlichen Florhaube geborgen, kam ſie mir faſt unverändert ſo vor, wie ich ſie vor Jahren zum letztenmal geſehen hatte. Sie war ja glücklich, das Ideal ihres Lebens war verwirklicht, ihr Fabian war jetzt ein „geiſtlicher Herr“, ein

Hairle — ja, ſie war glücklich und das Glück conſervirt ſeine Leute.

Zu ihrer Rechten befand ſich wirklich der alte Hannikel, vor Zeiten einer der famoſeſten Studentenhunde, der, nachdem er mich etwas weniges beſchnüffelt, ſein hauswächterliches Knurren ſogleich in altersſchwache Freudebezeugungen verwandelte; zur Linken der alten Frau aber reckte ein großes zahmes Reh ſeinen ſchlanken Hals verwundert gegen den ſpäten Gaſt aus und bewies mir durch ſeine Anweſenheit, daß mein Freund ſeine alte Liebhaberei für allerlei Gethier und deſſen Zähmung noch immer beibehalten habe.

„Gott grüß' Euch, Frau Margret!" ſagte ich. „Was macht der Fabian?"

Die Angeredete hob das Licht in die Höhe, um mein Geſicht deutlicher zu ſehen, und rief dann freudig überraſcht aus:

„Herr Jeſus, Ihr ſeid's, Ihr? Grüß' Gott tauſendmal! Ach, wird ſich der Fabian freuen! . . . Kommt, kommt! 's iſt, wie wenn wir's g'ahnt hätten, denn noch iſt keine Stunde 'rum, ſeit wir von Euch geſprochen, mein Herr Sohn und ich."

Ich fühlte gar keine Neigung, darüber zu lächeln, daß Frau Margret, wie das im katholiſchen Oberland Ton und Brauch, den Fabian ihren „Herrn Sohn" nannte. Der Willkomm, den mir die alte Frau bot, war ein ſo herzlicher, er erinnerte mich Heimatloſen ſo ſehr an die Heimat und all ihr verſchwundenes Glück, daß ich gar keine Zeit hatte, es lächerlich zu finden, wenn Väter und Mütter von ihren geiſtlichen Söhnen ſo ceremoniös reden.

Frau Margret nahm mir mit gaſtfreundlicher Eile Hut, Stock und Taſche ab. Dann gab ſie mir ein Licht und bat mich, ihren Sohn in ſeinem Studirzimmer, welches im oberen Stock lag, zu überraſchen.

Während ich, von Pudel und Reh begleitet, welches unzertrennliche Genoſſen zu ſein ſchienen, die Treppe hinaufſtieg, hörte ich die gute Frau in der Küche der Magd Befehl geben, ein reichliches Nachteſſen zu rüſten; „denn, denk' nur, Annele", ſagte ſie, „des Herren ſein beſter Freund auf der Welt iſt kommen."

Ich erkannte Fabians alte Herzensſtimme in dem gelaſſenen „Herein!", welches meinem Anklopfen folgte. Eingetreten, ſah ich den jungen Prieſter, eine Studirlampe vor ſich, an ſeinem Schreibtiſche ſitzen und der niedergelaſſene Lampenſchirm, welcher das Gemach, mit Ausnahme eines kleinen Umkreiſes auf dem Schreibtiſche, in Dämmerung ließ, verhinderte den Freund, mich ſogleich zu erkennen. Da ich ſtumm blieb, ſah er erwartungsvoll von ſeinem Buch auf und mich ungewiß an, bis er, mich plötzlich erkennend, auffuhr, mit einem Freudenſprung auf mich zukam, mich in die Arme ſchloß und laut ausrief:

„Du biſt's, Bruderherz? Grüß' dich Gott, Kerle! Grüß' dich Gott, alter Michel! Biſt's denn wirklich, altes, liebes, ungeheures Ungeheuer?"

Die ſtudentiſche Reminiscenz in dieſer Empfangsweiſe machte einen komiſchen Eindruck auf mich, welcher noch vermehrt wurde durch den Umſtand, daß Fabian in ſeiner freudigen Haſt vergeſſen hatte, ſeine lange Pfeife wegzulegen, die jetzt, von einer ſeiner Hände feſtgehalten, mir den Rücken hinabbaumelte und mich mit ihrer Mundſpitze im Nacken kitzelte.

Nachdem ich Fabians Begrüßung erwidert hatte, mußte ich mich von ihm genauer beſichtigen, ſo recht von unten bis oben begucken laſſen, wobei er ſagte:

„Du biſt wahrhaftig noch gewachſen ſeit der Zeit, wo du unter die Prieſter Mammons und ich unter die Prieſter Chriſti gegangen. Aber ſag', woher kommt die garſtige Falte zwiſchen deinen Augenbrauen? Die mußt du dir abgewöhnen, Alterle."

Dann, auf den alten Hannikel deutend, welcher invalid, wie er war, an mir empor zu ſpringen verſuchte, ſetzte er hinzu:

„Guck mal, das alte, treue Thier hat dich wiedererkannt."

Und mit dem Pathos des Herzens begann er jene bekannten Verſe aus der Odyſſee zu deklamiren:

„Aber ein Hund lag dort und erhob ſein Haupt und die Ohren,
Argos, Odyſſeus' Hund, des erduldenden, den er vordem ſelbſt
Aufzog . . . .
Dieſer, ſobald nunmehr den Odyſſeus nah' er bemerkte,
Wedelte noch mit dem Schweif und herab auch ſenkt' er die Ohren."

Als wir die erſten ſtürmiſchen Fragen und Antworten, welche ſich bei zwei ſo guten alten Freunden, die ſich lange nicht geſehen, auf die Lippen drängen, ausgewechſelt hatten und nun etwas ruhiger auf dem Kanapee beiſammen ſaßen, konnte ich das Gemach meines prieſterlichen Jugendkameraden genauer muſtern. Wäre nicht die Menge von Büchern geweſen, welche auf Repoſitorien, Tiſchen, Stühlen, Klavier und Boden herumlagen, ſo hätte man meinen können, man befände ſich in einer Menagerie. Denn allenthalben ſtieß das Auge auf allerlei Käfige und Behältniſſe, aus welchen ein ſeltſames Gluckſen, Gackern, Pfeifen und Schnurren hervorkam. Die tiefen Fenſterniſchen waren ihrer ganzen Länge und Breite nach zu Vögelwohnungen umgeſchaffen worden, in welchen jetzt, bei zurückgeſchlagenem Lampenſchirm, ein ganzes Heer vielfertiger Singvögel piepſend umherflatterte. In einer Ecke kletterten ein paar Eichhörnchen an einer Stange auf und ab und neckten einen ſchlaftrunkenen Nußhäher, der oben auf derſelben ſaß. Alles dieſes ſichtbare und noch anderes unſichtbare Gethier machte, aus ſeiner Ruhe aufgeſtört, ein wunderlich Getöne, ſo daß mir Hören und Sehen vergehen wollte.

Der Pfarrer ergötzte ſich einige Augenblicke an meiner maulaufſperrenden Bewunderung. Dann aber ſteckte er den Finger in den Mund und that einen eigenthümlichen Pfiff, welcher faſt augenblicklich ſämmtliche Beſtien verſtummen und ſich verkriechen machte.

„Wetter, Fabian“, ſagte ich, „du ſcheinſt deinem Thierbändigertalent, womit du vor Zeiten meinem theuren Vater ſo viele Freude machteſt, eine wahrhaft univerſelle Ausbildung gegeben zu haben. Das ganze Thierreich folgt ja ſo zu ſagen deinem Machtwort.“

„Was willſt du?“ verſetzte Fabian. „Mit ein wenig Geduld und Erfahrung kommt man da weit, und dann war ich ja ſchon frühzeitig zu der Anſicht geführt worden, daß mit Thieren weit leichter umzugehen ſei als mit Menſchen.“

„Ich weiß, du hatteſt immer abſonderliche Marotten; unter anderen auch die, dereinſt als Pfarrer unter deinen Bauern eine Rolle zu ſpielen, wie ſie laut Zſchokke's Goldmacherdorf ein gewiſſer Oſwald ſpielte.“

Ein bitterer Ausdruck verdüſterte für einen Augenblick die

Züge des Geiſtlichen. Dann ſagte er mit ſauerſüßer Betonung:

„Ach, lieber Junge, die Ideale ſind zerronnen. Ich habe Thiere aller Arten gezähmt und, wie dein unvergeßlicher Vater zu ſagen pflegte, wiſſenſchaftlich gebildet. Aber was meine Bauern betrifft, ach Gott, da kam ich mit meinem humaniſirenden Ideen ſchön an!“

„Du machteſt alſo mit deiner Oſwaldsrolle Fiasko?“

„Und wie! . . . Guck', Alterle, ich, ein Prieſter der Religion, welche demokratiſche Gleichheit und Bruderſchaft aller Menſchen lehrt, ſollte es eigentlich nicht ſagen, aber es war doch nicht ohne, wenn unſer alter Freund, der Kandidat Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel in ſeiner cyniſchen Weiſe eines Tages zu mir ſagte, es gebe eben ein- für allemal zwei Sorten von Menſchen, nämlich Menſchen-Menſchen und Menſchen-Biecher. Die letzteren zu vermenſchlichen ſei ganz unmöglich und ſie ſeien eben dazu da, den erſteren zu Packeſeln zu dienen.“

„Da ſollteſt du erſt meinen Freund Bürger hören — weißt du? den Herrn Hanns Bürger, der mich damals im heidelberger Schloßgarten verhinderte, einen koloſſalen Unſinn zu begehen — ja, den ſollteſt du hören, wenn er, alle Segel ſeines Peſſimismus aufgeſpannt, von dem gemeinen, niederträchtigen, ſchweiniſchen Haufen ſpricht, wie er das Volk ſchilt. Aber ich weiß, daß hinter der exceſſiv ariſtokratiſchen Maske des Mannes eine republikaniſche Geſinnung blüht, hochroth, wie die Roſen um Pfingſten, und ſo möchte ich auch deinen Glauben an die cyniſche Weltanſchauung Rumpels, von welchem ich dir allerlei erzählen werde, nicht für gar zu ernſtlich gemeint halten. Was mich betrifft, ſo habe ich gelernt, die Volksſchmeichler nicht minder zu verachten als die Fürſtenſchmeichler und ſehe ich daher die Koterie von Zeitungsſchreibern, Literaten und Advokaten, welche auch in Deutſchland einen Kultus des Proletariats etablirten, für noch mehr dumm als niederträchtig, für noch mehr närriſch als ſchuftig an. Aber bei alledem halte ich ſtandhaft daran feſt, mit Herder zu glauben: Alles wahrhaft Gute und Große kommt nur aus dem Volke.“

„Natürlich! Wo ſoll es denn überhaupt herkommen? Doch davon morgen mehr, wenn du willſt. Jetzt komm, 's iſt Zeit zum Nachteſſen. Aber du mußt halt bedenken, daß du nicht mehr in Paris biſt, und mit der frohdorfer Küche vorlieb nehmen.“

„Bah, zum Teufel mit der pariſer Küche! Sie iſt akkurat wie all das franzöſiſche Weſen — Phraſenzeug, Wind, Schwindel! Und meinſt du denn, ich habe vergeſſen, wie deine Mutter in alten Zeiten zu kücheln wußte? Beim Jupiter, ich rieche ſchon den Duft der Sträuble. Sie ſollen bis auf die letzte Krume vertilgt werden, verlaß dich drauf!“

Ich hielt Wort und zwar nicht nur in Beziehung auf die Sträuble. Das Eſſen war vortrefflich und dankbaren Gemüthes bemerke ich, daß ich in einem katholiſchen Pfarrhauſe überhaupt nie ſchlecht geſpeiſt habe. Die proteſtantiſche Theologie war nach dieſer Seite hin ganz unzweifelhaft ein Rückſchritt.

Während der Mahlzeit erzählte ich mein Zuſammentreffen mit dem Courage und was ſich bezugs des Bronnenbauers, des Jages und des Befele daran knüpfte. Frau Margret hörte mir aufmerkſam zu und ich fand, daß ſie eine eifrige Patronin des Befele ſei. Sie konnte das Mädchen nicht genug loben. Deſſenungeachtet aber bemerkte ſie, die „Bekanntſchaft“ der beiden jungen Leute ſei allerdings eine hoffnungsloſe, denn daß der einzige Sohn eines der reichſten Bauern im Oberland ein ſo blutarmes Mädchen heirate, das wäre etwas geradezu Unerhörtes, ginge gegen alle Kleiderordnung. Fabian beſtätigte die Meinung ſeiner Mutter und fügte hinzu, es wäre für 's Beſele am beſten, wenn ſie ganz aus dem Dorf wegginge. Denn der Bronnenbauer ſowohl als ſein Nachbar. der Luixenbauer, ſeien ein paar ſchlimme Kameraden, denen nicht gut im Wege ſtehen ſei.

Mit dem Freund auf ſeine Stube zurückgekehrt, hielt ich das Geſpräch über die beiden Liebenden, welche mir Intereſſe und Mitleid eingeflößt hatten, feſt und fragte zuletzt meinen Freund, ob er denn nichts für ſie thun könne.

„Kaum“, gab er zur Antwort, „und das bedaure ich, denn der Jages freut mich als ein durch und durch braver Burſch, der ein Weib, wie das Beſele eins abgeben würde, wohl verdiente. Allein du kennſt die hochmüthige Halsſtarrigkeit unſerer Bauern nicht, die durchaus nicht ſo viel mit den weichen Gefühlen des Herzens zu ſchaffen haben, wie verrückte Poeten glauben oder wenigſtens die Leute glauben machen wollen. Und dann, weißt du? kann ich mich als Prieſter nicht allzu ſehr mit den Wirrniſſen abgeben, die ein ſo heidniſcher Gott, wie der Amor iſt, anrichtet.“

„Aha!“ verſetzte ich lachend. „Aber, lieber Junge, ich erinnere mich recht wohl der Zeit, wo du mit dem genannten heidniſchen Gott weit mehr zu thun hatteſt als mit dem ganzen chriſtlichen Olymp.“

Ich bereute das Scherzwort auf der Stelle, denn ich konnte leicht bemerken, daß ich in der Bruſt meines Freundes eine Saite angeſchlagen, welche noch jetzt ſchmerzlich vibrirte.

Der Pfarrer hatte die Hände in den Schooß ſinken laſſen, den Kopf auf die Bruſt geneigt und ſeufzte ſchwer.

Ich faßte ſeine Hand und ſagte:

„Verzeih' mir, Fabian, es war ein unbeſonnenes Wort. Aber weißt du? ich glaubte, es ſei längſt vorbei damit, gänzlich vorbei."

„Es iſt vorbei, gewiß, es iſt!" entgegnete Fabian, indem er ſich aufrichtete und ſein Geſicht wieder ſeinen gewöhnlichen Ausdruck annahm.

Und als ich ihn theilnehmend anſah, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne, ſetzte ſich an's Klavier, ſchlug die Taſten an und ſagte:

„Ich habe gekämpft und geſiegt und Ruhe war der Siegespreis. Kennſt du es noch, das Lied, womit ein leidenſchaftlich Poetenherz unſeres Heimatlandes ſeine wilden Pulſe in Schlummer ſang?

Die Ruh' iſt wohl das beſte
Von allem Glück der Welt;
Was bleibt vom Lebensfeſte,
Was bleibt dir unvergällt?
Die Roſe welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt;
Wer haßt, iſt zu bedauern,
Und mehr noch faſt, wer liebt.

Es trübt den eignen Frieden
Mit ſeiner Glut das Herz;
Das Kind iſt nicht zufrieden,
Dem Mann bleibt nur der Schmerz.

Du hoffſt umſonſt vom Meere,
Vom Weltgetümmel Ruh';
Selbſt Lorbeer, Ruhm und Ehre
Heilt keine Wunden zu.

Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo jegliche Beſchwerde
Im Schooße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer
Dir wie ein Traum zerfließt
Und dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt . . . .

„Doch", unterbrach er ſich im Geſang und Spiel, „wozu Kirchhofsgedanken? Das Leben will ja doch gelebt ſein, ſo, wie es einmal iſt. Und glaube mir, alter Freund, wenn man nur beſcheidene Anſprüche an daſſelbe macht, benimmt es ſich zum Dank auch ziemlich anſtändig gegen uns. Wenn es überhaupt ein Glück gibt, ſo iſt Selbſtbegnügung ſein Name. Unſere Leidenſchaften, ſelbſt die beſten, was ſind ſie im Grunde anderes als Fieberzuſtände? Glücklich, wer davon geneſen! Und dann vollends unſer Titaniſmus — wie lächerlich iſt er! Wie thöricht iſt es mit einem ſo ſchwachen Ding, wie der menſchliche Schädel iſt, gegen die granitne Räthſelmauer anzurennen, welche keinen Durchgang geſtattet!"

„Da haſt du ſehr recht."

„Auch du biſt alſo dem Prometheiſmus, Fauſtiſmus, Byroniſmus oder wie die Iſmen ſonſt alle heißen mögen, glücklich entronnen?"

„Längſt. Ich habe es ſatt bekommen, Fragen aufzuwerfen, auf welche einem ja doch nie eine Antwort wird. Es hat ohne Zweifel ſein Gutes, daß wir Deutſche uns ſo viel mit dieſen Fragen beſchäftigten; aber während wir uns ſo zu ſagen in's himmelblaue Jenſeits hineinfragten, haben uns die Engländer, die Franzoſen und die Ruſſen gar viel vom Dieſſeits vor der Naſe weggenommen. Nun, wir können's nicht ändern.“

„Du kommſt mir ſehr reſignirt vor, lieber Michel.“

„Ich bin es auch, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade. Habe ich doch in kurzer Zeit ein gutes Stück vom Leben geſehen und bin ich nicht mehr in dem Alter, wo

> Was Phantaſie entwirft, das Herz verſpricht . . .

Mit den überſinnlichen Fragen beſchäftige ich mich, wie ſchon geſagt, gar nicht mehr ernſtlich, und wollen ſie von Zeit zu Zeit wieder in mir auftauchen, ſo ſchlag' ich ſie ohne Umſtände auf den Kopf mit den Verſen des witzigen Franzoſen:

> D' où nous venons on n'en sait rien;
> Où nous allons, le sait-on bien?“

„Sieh da, du citirſt einen Franzoſen. Haſt du dich in Paris mit ihnen ausgeſöhnt?“

„Nein; aber weißt du? ſie wollen doch auch leben.“

„Das iſt wahr“, ſagte Fabian zerſtreut.

Ich hatte wohl gemerkt, mit welcher gewaltſamen Wendung er das Geſpräch auf das Feld der Trivialitäten gelenkt hatte, worauf wir uns in den letzten Sekunden bewegten. Und zwar läſſig genug, denn beide waren wir mit unſeren Gedanken anderswo.

Nach einer Pauſe fragte Fabian plötzlich:

„Und Hildegard?"

„Daß ſie in Gnadenbrunn lebt, weißt du."

„Ja, aber wie?"

„Getroſt in ihrem Glauben. Auch ſie hat gekämpft und überwunden."

„Und ſie iſt entſchloſſen, Profeß zu thun?"

„Ja, aber ſie wird ihr mir gegebenes Wort halten, den unwiderruflichen Schritt erſt drei Monate nach dem dritten Jahrestag vom Tode unſeres Vaters zu thun. Doch ſie wird ihn thun, fürcht' ich."

„Haſt du Berthold nie zur Rede geſtellt?"

„Wie ſollt' ich? Ja, hätt' ich auch nur den Schatten eines Schattens von Grund dazu gehabt, er ſollte mir nicht entgangen ſein, obgleich er der Bruder Iſolde's iſt. Aber Berthold konnte in der That nichts dafür, daß die arme Hildegard aus einer ganz kindiſchen Liebelei eine Leidenſchaft werden ließ, die ihr das Herz brach oder ihr wenigſtens die Welt verleidete. Im übrigen iſt der Weltekel meiner Schweſter gar kein finſterer, trübſinniger. Wenigſtens ſcheint ſie, ihren Briefen nach zu ſchließen, in Gnadenbrunn ihre angeborene Munterkeit wiedergewonnen zu haben. Es iſt in ihren Epiſteln oft ein Zug von Humor, um nicht zu ſagen von Schelmerei. Sie ſcheint die guten Kloſterſchweſtern alle am Schnürchen zu haben und der allgemeine Liebling zu ſein. Vielleicht iſt es am beſten für ſie, nach der einen großen Täuſchung ihres Lebens keine weitere mehr erfahren zu müſſen."

Fabian unterdrückte einen Seufzer.

„Aber Berthold?" fragte er dann.

„Oh, was dieſen angeht, ſo iſt er lange ſchon zu den Hefen des ſchäumenden Lebensbechers gelangt, den er mit ſo gieriger Haſt geleert hat, und dieſe Hefen ſchmecken bitter. Ich fürchte, er iſt ſehr unglücklich, und zwar nicht allein deßhalb, weil er, wie er mir bei unſerem letzten Zuſammentreffen geſtand, aus einem nach unſerem landesüblichen Maßſtab ſehr reichen Freiherrn ein ſehr armer Rittmeiſter geworden iſt. Unter uns, ich vermuthe ſtark, daß ihm kein Dachziegel des Schloſſes Rothenfluh mehr gehört."

„Herrgott, wenn das der ſelige Freiherr wüßte!"

„Ja, ſiehſt du, daß es zuweilen auch ſein Gutes hat, wenn ein Gewehr zur Unzeit losgeht? Ich erzähle dir wohl gelegentlich von unſerem Jugendkameraden. Er dauert mich trotz alledem ſehr."

„Und Iſolde?"

„Ich weiß von ihr nur durch Hildegard, welche faſt täglich mit ihr zuſammen iſt. Denn Iſolde lebt nach dem Tode des Freiherrn auf dem einſamen Hofgut Lindach, droben in den Bergen, ganz in der Nähe von Gnadenbrunn, weißt du?"

„Iſt das alles?" fragte mein Freund und blickte mir forſchend in's Geſicht.

„So ziemlich alles, was ich weiß. Aus Hildegard's Briefen erhellt, daß meine Schweſter ihre Freundin Iſolde wie eine Heilige verehrt."

„Wohl, wohl; aber du? Wie ſtehſt du zu Iſolde?"

„Ich? Was fällt dir ein, ſo ſpät noch darnach zu fragen? Vielleicht ſprechen wir morgen davon. Für heute bin ich zu müde. Es iſt eine lange Geſchichte oder auch gar keine, wenn du willſt. Und damit gute Nacht, Fabiane."

## Drittes Kapitel.

Auch eine Dorfgeſchichte. — In der Mühle. — Beſele, was macht der Jages? — „'s Geld iſt d' Hauptſach'." — Eine ländliche Aufwartung und eine Einladung.

Die Lerche weckte mich.

Aber ich hatte lange in den Morgen hinein geſchlafen und als ich, raſch in die Kleider gefahren, das Fenſter meines Schlafgemachs öffnete, welches mit der einen Seite gegen den Garten, mit der andern gegen den Gottesacker zu lag, bemerkte ich, daß die kleine Zahl von Betern, welche an den ſommerlichen Werktagen zum Meſſehören Zeit haben, bereits aus der Kirche kam, während Fabian aus dem Sakriſteipförtchen trat und langſam auf das Pfarrhaus zuſchritt.

Jetzt, da ich den Freund am hellen Tage in ſeinem langen ſchwarzen Prieſtertalar erblickte, kam er mir mehr verändert vor, als ich geſtern wahrzunehmen vermocht hatte. Er hatte von einer Furche auf meiner Stirne geſprochen, aber die ſeinige war tief von jenen Linien durchzogen, welche Nachdenken und Gram ziehen. Seine treuen braunen Augen waren tiefer in ihre Höhlen zurückgetreten und die Roſen der Wangen abgefallen. Trotzdem war in ſeiner gefaßten Erſcheinung etwas Ruhiges, Beſtimmtes, etwas, das andeutete, er habe wirklich „überwunden“ in dem ſchweren Kampfe zwiſchen Leidenſchaft und Pflicht. Wenn ich mir den Freund anſah, deſſen Lebensbarke die Brandung ſchon hinter ſich hatte und nun ſtillgenüglich auf der glatten Fläche des Hafens ſich wiegte, wenn ich mir ſein friedvoll beſchauliches Leben in ländlicher Abgeſchiedenheit dachte, ſeine Rückkehr zu den harmloſen Freuden unſeres Knabenalters, und dann meine Exiſtenz, ſo unklar nach innen und nach außen, dagegen hielt, mußte ich den guten Fabian faſt beneiden. — „Arme Mutter“, ſprach ich in jener Morgenſtunde bei mir, „du hatteſt vielleicht doch das richtigſte Gefühl für mein Glück. Wäre ich deinem urſprünglichen Wunſche nachgekommen und Pfarrer geworden, ſo läge vielleicht der große Kampf des Lebens ſchon hinter mir, ſo könnte ich vielleicht auch wie Fabian und Hildegard ſagen: Ich habe überwunden! und mit dem ſanften Gerieſel eines friedlichen Wieſenbaches flöſſe mein Daſein dem Ocean des großen Nirvana zu, in welchem Leid und Luſt des Menſchen endlich ſpurlos verlöſchen. Ach, daß die Kinder erſt nach der Eltern Tod einſehen, daß dieſe es beſſer mit ihnen gemeint als ſie ſelber!“

Und doch — hatte nicht meine Mutter noch zuletzt ſelbſt gefühlt, daß es mit meinen geiſtlichen Anlagen ſchlecht beſtellt ſei? Jene Nacht an ihrem Sterbette — oh, indem ich daran dachte, mußte ich Iſolde's denken, mit brennender Sehnſucht. Sie ſtand vor meiner Seele in der keuſchen Herrlichkeit ihrer Geſtalt, eine räthſelhafte Traurigkeit im ſeelenvollen Auge, die zärtlich gewölbten Lippen ſtreng geſchloſſen, als wären ſie nur dazu da, ein ſchreckliches Wort gewaltſam zurückzupreſſen.

So hatte ich ſie zuletzt geſehen.

Aber während ich eine Art ſüßer Befriedigung empfand, daß das Bild des theuren Weſens meine Seele füllte, mußte ich zugleich erfahren, daß der Zwieſpalt, welcher ſeit langem die geheime Pein meines Lebens geweſen war, doch noch nicht völlig überwunden ſei. Hinter Iſolde's Bild ſtieg ein anderes auf, verführeriſch lockend, die üppigen Lippen verlangend zum Kuſſe gerundet. Aber ſofort glaubte ich Bürgers mephiſtopheliſches Lachen zu vernehmen und ſein damals auf der Blumenausſtellung geſprochenes Wort: „Ja, ſie iſt eine Stanhopea — prächtig, berauſchend, aber in Fäulniß wurzelnd."

Ich war ordentlich froh, daß mich die Erſcheinungen der Außenwelt aus meinem wachen Morgentraum weckten.

Freund Fabian wurde da drunten auf dem Gottesacker von dem Courage angeredet, welchen er freundlich begrüßte und mit ſich in's Haus nahm.

Wenige Minuten darauf öffnete Frau Margret mit einem mütterlichen „Guten Morgen!" meine Zimmerthüre und lud mich zum Frühſtück, wobei ſie mir ſagte, ihr Herr Sohn habe nur noch etwas mit dem alten Soldaten zu ſprechen.

„Vermuthlich" — ſetzte die gute Frau hinzu — „hat der alte Kamerad wieder irgend ein Thier eingefangen oder einen ſeltenen Vogel entdeckt; denn Sie müſſen wiſſen, daß er des Pfarr's ſein Leibjäger iſt, der keine Ruhe gibt, bis er den Pfarrhof vollends bis unter's Dach mit tauſenderlei Beeſt angefüllt haben wird."

Ich hatte meinen Kaffee bereits getrunken und die Cigarre angebrannt, als Fabian kam. Er war ſichtlich aufgeregt, ſagte aber bloß, der alte Soldat habe ihm den geſtrigen Vorfall in Göffingen in ſehr lebhaften Farben geſchildert und ihn zugleich benachrichtigt, daß die Mutter der Bronnenbäuerin, die alte Müllerin, heute Nacht heftig erkrankt ſei. Die Kranke ſei eine Frau von außerordentlichem Wohlthätigkeitsſinn und man nenne ſie darum nur die Armenmutter. Ihr Verluſt würde ihm ſehr nahe gehen und er wolle ſie ſogleich beſuchen.

So ſprechend, trank er haſtig eine Taſſe Milch und bot mir dann an, ihn zu begleiten.

Als wir die Umzäunung des Baumgartens, welcher die Hinterſeite des Pfarrhauſes umgab, hinter uns hatten, ſagte ich ſcherzend zu dem ſtill und nachdenklich neben mir hergehenden Freund:

„Nun, was für ein gefiedertes oder federloſes Thier hat dir denn Monſieur Courage vorhin gebracht?“

„Einen garſtigen Nachtvogel“, entgegnete Fabian ernſthaft — „ja, einen Nachtvogel, der aber noch nicht flügge iſt und den ich armer Pfarrer jetzt aufätzen ſoll.“

„Kannitverſtan.“

„Glaub' es wohl, verſtehe die Geſchichte ſelbſt noch nicht. Schlimm genug iſt ſie aber, fürcht' ich. — Siehſt du dort hinter dem Nußbaum am Bache das winzige graue Häuschen?“

„Ja.“

„Wohl, das iſt die Hütte der alten Hanne, der Mutter des Vefele. Sie war einſt ſo friſch und hübſch, wie jetzt ihre Tochter iſt, und wie dieſe gefiel ſie nicht nur ihren Schickſalsgenoſſen, den Armen, ſondern auch den Reichen. Der Bronnenbauer und der Luixenbauer, ihre Altersgenoſſen, hatten als rüſtige Burſchen die Augen auf ſie geworfen und man ſagt ſogar, der erſtere, durch den Tod ſeiner Eltern frühe unabhängig geworden, habe die arme Hanne heiraten wollen. Allein die Hanne traute ihm entweder nicht oder aber des Bronnenbauers Knecht, der Tone, gefiel ihr beſſer, was ſehr wahrſcheinlich iſt: einmal, weil der Bronnenbauer mit dem Tone Mord- und Todhändel anfing, und dann, weil der Tone und die Hanne einander kurz darauf wirklich heirateten. Sie führten in der Hütte dort das mühſälige Leben redlicher Armuth. Er taglöhnerte und ſie baute ihr dürftig Stückchen Feld und erzog ihr einziges, erſt mehrere Jahre nach ihrer Verheiratung geborenes Kind, das Vefele, zur Sittſamkeit und Arbeitsluſt. Da verbreitete ſich eines Morgens im Dorfe die Neuigkeit, man habe den Tone todt aus der Donau gezogen. Morgen ſind es gerade drei Jahre her."

„War er ermordet worden?"

„Ermordet? Hat dir etwa der Courage von der Sache geſagt?" fragte der Pfarrer, etwas verwirrt.

„Nein, kein Wort."

„Nun wohl, man munkelte im Dorfe allerlei über Tone's Tod und unheimliche Gerüchte gingen um. Die Leiche war an dem Donauſteg, welcher zwiſchen dem Luixenhof und dem Bronnenhof über den Fluß führt, gefunden worden. Der Tode war mit dem rechten Fuß zwiſchen den Balken des einen Pfeilers dieſes Steges hängen geblieben. Das morſche Geländer des Steges war in der Mitte zerbrochen. Da mußte der Unglückliche hinabgeſtürzt oder auch hinabgeſtürzt worden ſein."

„Alſo doch?“

„Bſcht, wer kann es wiſſen? Der Tone hatte acht Tage lang drüben in Göſſingen im Taglohn geſtanden und in jener Nacht gegen zehn Uhr den Heimweg angetreten. Der Bauer, bei welchem er gearbeitet, hatte ihm zum Abſchied ein großes Glas Kirſchenwaſſer gereicht, allein der Tone, ſeiner anerkannten Mäßigkeit getreu, hatte nur einen Schluck davon genommen. Es konnte alſo keine Rede davon ſein, daß ihn etwa Betrunkenheit in den Fluß geführt hätte. An Selbſtmord ſodann war bei der geduldigen, zufriedenen Sinnesweiſe des Verunglückten eben ſo wenig zu denken und es blieb alſo nur noch die Annahme, er habe ſich beim Gang über den Steg, vielleicht von einem plötzlichen Unwohlſein befallen, zu ſtark auf das morſche Geländer deſſelben gelehnt, dieſes ſei gebrochen und der Arme beim Verluſt ſeines Haltpunktes in die Tiefe geſtürzt. Hiergegen fällt freilich, unter uns geſagt, der folgende Umſtand ſtark ins Gewicht. Der Courage kehrte in ſelbiger Nacht von einem ſeiner Gänge das Donauthal herauf heimwärts und behauptete ſteif und feſt, er habe beim Vorbeigehen am Brennenhof heftig zankende und fluchende Stimmen vernommen; ja, er will des Luizenbauers bekannten Lieblingsfluch „Kreuzſakerment!“ gehört haben, obgleich die Nacht, finſter und ſtürmiſch, wie ſie war, ihn hinderte, irgend etwas zu ſehen. Er ſei ſogleich auf den Steg zugeeilt, habe ihn aber einſam gefunden und ringsum alles ſtill. Den Bruch des Geländers habe er nicht bemerkt, und, heimgekehrt, die Sache um ſo weniger der Rede werth gehalten, als der Tone erſt am folgenden Abend zu Hauſe erwartet worden ſei. Nun, ſiehſt du, dieſe Ausſage des alten Soldaten machte doch viele

Leute ſtutzig. Man erinnerte ſich jetzt im Dorfe, mit welcher Feindſeligkeit der Luixenbauer wie der Bronnenbauer bei jeder Gelegenheit den Tone behandelt hatten, ſeit er die Hanne geheiratet, wie ſchwer ſie ihn oftmals ſeine Armuth hatten entgelten laſſen, wie ſie ihm nicht nur auf ihren Höfen die Taglöhnerarbeit verſagt, ſondern auch andere Bauern bewogen hatten, ihm keine Arbei zu geben, kurz, wie ſie immer eine ſtiergrindige echtbäuriſche Rachſucht gegen ihn an den Tag gelegt, ſeit er, der arme Knecht, in ſeiner Jugend ſie, die reichen Bauernſöhne, bei einem armen Mädchen ausgeſtochen. Das Gerede wurde ſo arg, daß zuletzt die Gerichte davon Notiz nehmen mußten, aber es kam dabei nichts heraus. Der Luixenbauer ſtellte Zeugniß, daß er in der fraglichen Nacht bis zu ſpäter Stunde im rothen Löwen geſeſſen, in Geſellſchaft des Bronnenbauers. Der Courage iſt ein zu redlicher und gutmüthiger Menſch, als daß er auf ſo unbeſtimmte Anzeichen hin eine beſtimmtere Anklage hätte ausſprechen mögen, und falls er auch gewollt, wie hätte er gegen zwei ſolche Dorfmagnaten, gegen den Luixenbauer und ſeinen Nachbar, die in der Gemeinde allmächtig ſind, aufkommen können? Kurz, der Tone blieb todt und begraben und die Geſchichte wurde vergeſſen. Auffallend war es nur, daß faſt unmittelbar nach Tone's Tod der Bronnenbauer mit einmal 's Beſele dingte und zwar zu einem weit höheren Liedlohn, als hier herum bräuchlich. Allein man ſchrieb's der Gutherzigkeit der Bronnenbäuerin zu, welche für Beſele's Mutter, ihre Jugendkamerädin, ſtets eine große Zuneigung bewahrt hat, den Bronnenbauer aber ein Jahr darauf doch nicht hindern konnte, 's Beſele aus dem Hauſe zu jagen, ſobald er bemerkt hatte, daß ſein Sohn ernſtliche Abſichten auf das arme Mädchen hatte."

Als mein Freund nach Beendigung dieſer Erzählung wieder in nachdenkliches Schweigen verfiel, warf ich die Frage hin:

„Und jetzt?"

„Jetzt", gab der Pfarrer zur Antwort, „jetzt ſcheint die Geſchichte von dem Tode des Tone noch einmal aufgerührt werden zu ſollen. Dem alten Soldaten hat die brutale Behandlung, welche ſeinem Bäſle geſtern von ſeiten der beiden Bauern widerfuhr, die Galle überlaufen gemacht und ich habe ihn nur mit Mühe beredet, kein unbeſonnenes Geſchrei zu erheben. Er ſagte mir, er habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können; immer ſei ihm der gute Tone eingefallen und immer habe er das ‚Kreuzſakerment!' des Luizenbauers von jener Nacht her zu hören geglaubt. Sonderbarer Weiſe bringt er nun auch den Bronnenbauer damit in Verbindung und" — ſetzte mein Freund hinzu, ſeine Stimme zum Flüſtern dämpfend — „er hat mir vorhin unverhohlen geſagt, er ſei überzeugt, die beiden Bauern haben den armen Tone ‚g'moräxelt*)'. Ich konnte ihn nur nothdürftig damit beſchwichtigen, daß ich ihm verſprach, die Sache in Erwägung zu ziehen. Doch jetzt ſtille davon, da ſind wir bei der Mühle."

Sie erhob ſich mit ihren Nebengebäuden ſtattlich am Saum eines Buchengehölzes, welches die Hügel hinanklomm, von denen der Mühlbach in fröhlichen Sprüngen auf die Räder herabtanzte. Zu dieſer Stunde war ihm aber der Zutritt zu denſelben durch die herabgelaſſenen Schleußen verwehrt und das

---

*) Ermordet. „Moräxeln" iſt korrumpirt aus Mordaxt.

Mühlwerk ſtand ſtill, wohl aus Rückſicht für die kranke Beſitzerin.

Man hatte von hier aus eine prächtige Ausſicht auf Dorf und Thal, in welchem letzteren allwärts Gruppen von emſigen Schnittern beſchäftigt waren, da die Ernte in dem vor rauhen Winden geſchützten Frohdorf früher als ſonſtwo in der Gegend angegangen. Man ſah die Senſen der Schnitter durch die Kornmahden blinken und hinter jedem Mähder eine „Aufſammlerin“ hergehen, deren Pflicht es iſt, die von der Senſe gefällte Frucht ordentlich zuſammen zu faſſen und zum Garbenbinden bereit zu legen. Da und dort ſah man auch rüſtige Burſchen die fertigen Garben mittels langer Gabeln auf Wagen laden, die dann, hochaufgepackt, mit ihrer gelben Laſt dem Dorfe zuſchwankten.

Mein Freund fragte einen alten Mahlknecht, der ſich auf dem Hofe mit dem Behauen eines Mühlſteins zu ſchaffen machte und ehrerbietig ſeine eingemehlte Kappe abnahm, nach dem Befinden ſeiner Brotherrin.

„Oh, Herr Pfarr’“, lautete die Antwort, „heut’ Nacht war’s gar arg mit ihr; aber ſeit Tagesanbruch iſt’s, Gottlob, wieder viel beſſer. Sie hat’s nit g’litten, daß man den Doktor aus Riedlingen b’ſchicke, ſondern wollte nur der Tone’s-Hanne ihr Befele zur Abwart haben, weil das Mädle ihr ſo gut hätt’ abg’wartet, als ſie vor zwei Jahren auch iſt ſo breſthaft g’weſen.“

„Und hat man dieſem Wunſche entſprochen?“

„Abſograd’, Herr Pfarr’. D’Bronnebäuerin, die ſeit heut’ Nacht nicht mehr iſt von ihrer Mutter weggekommen, hat ſtantebene nach’m Befele g’ſchickt, das grad’ mit ’s Hannsjörgebaurs Schnittleut’ hat auf den Acker wollen, und ’s Befele hat ſeither der Kranken Pflaſter aufg'legt und Thee g'macht, was haſt was gibſt. 's iſt ein Blitzmädle, 's Beſele, ſell iſt wahr, und hat ein Schick zu allem."

„Ei, Baſte*)", ſagte der Pfarrer ſcherzend, „Ihr ſeid, mein' ich, faſt gar in'ß Beſele verſchoſſen."

„Ja ſo? Sell wär' auch ſchier gar kein Wunder nit, aber" — und bei dieſen Worten kniff der Mahlknecht ſeine Augen unbeſchreiblich pfiffig ein — „aber dunkt mich halt, ich alter Kerle käm' da ein bißle z' ſpät. War vor 'ner Stund' oder ſo einer da, dem ich nit in's Gäu kommen möcht', potz Bohnenbluoſt!"

Wir ſtiegen die ſteile Treppe hinan und wurden droben in der geräumigen Wohnſtube mit altem Eichengetäfel von der Bronnenbäuerin begrüßt, einer noch ziemlich rüſtigen Frau mit ſanften, wohlwollenden Geſichtszügen und einer ſchönen, klugen Stirne, welche mit der ihres Sohnes viel Aehnlichkeit hatte.

Es that und thut mir immer weh, wenn ich unter dem Volke ſolche ſchöngewölbte Stirnen erblicke, an deren Wand vielleicht große, hochherzige Gedanken nach Entbindung und Entwickelung pochen und zwar vergebens pochen.

„Ach, Herr Pfarr'", ſagte die Bronnenbäuerin, „das iſt recht, daß Ihr kommt. Schier gar hätten wir heut' Nacht nach Euch g'ſchickt, um d' Ahne**) z' verſehen***). Sie war gar übel auf."

---

*) Sebaſtian.

**) Großmutter. Die Oberländer, ſobald ſie verheiratet ſind und Kinder haben, reden ihre Eltern mit Aehle (Großvater) und Ahne (Großmutter) an.

***) Nämlich mit den Sterbeſakramenten.

„Aber jetzt iſt's beſſer, nicht?"

„Gott ſei Lob und Dank, ja. Grad' iſt ſie aufg'wacht und der Schlaf hat ihr recht gut than."

Da der Krankenbeſuch zu den ſchönſten, aber auch ſchwerſten Pflichten meines Freundes gehörte, ging er ohne Umſtände auf die Kammerthüre zu, öffnete ſie und trat hinein. Die Bronnenbäuerin bat mich, in dem Sorgenſtuhl am Ofen Platz zu nehmen, und eilte in die Küche, um eine kleine „Aufwartung" zu beſtellen, was ich ihr vergeblich dadurch auszureden ſuchte, daß ich ſagte, wir kämen gerade vom Frühſtück her.

Das alte Lob bäuerlicher Gaſtfreiheit iſt jetzt ſo ziemlich ein verſchollenes und dem Wanderer muß insbeſondere der Geiz, den das Landvolk in ängſtlicher Hut ſeines Obſtes an den Tag legt, widerwärtig auffallen. Um ein paar vom Baume gepflückter Kirſchen, um einiger aufgeleſenen Aepfel willen wäre, ich kann es bezeugen, mancher unſerer wohlhabenden Bauern im ſtande, den dürſtenden Handwerksburſchen braun und blau zu ſchlagen. An ſeinem eigenen Herd dagegen iſt der Bauer milder, und wenn nicht der Bauer, ſo doch die Bäuerin. Hundertmal hat mich die alte Sitte, dem Einſprechenden den Laib Brot ſammt dem Meſſer hinzubieten, lebhaft angemuthet. Wollen unſere Landleute filzige Menſchen bezeichnen, ſo ſagen ſie: „Die laſſen ein' kein Stückle Brot ſchneiden!" — eine Redensart, welche von dem eben erwähnten Brauche herkommt.

Da die Kammerthüre offen geblieben, ſo konnte ich den Pfarrer mit der Kranken ſprechen hören und aus dieſem Geſpräche vernehmen, daß die Müllerin, ſonſt ihrem Alter zum Trotz noch eine kerngeſunde Frau, von einem jener Anfälle heimgeſucht worden, welche, plötzlich kommend und gehend, alten Leuten als Mahnungen erſcheinen können, ihre Rechnung mit dem Leben in's Reine zu bringen.

Die Müllerin ſchien etwas der Art zu fühlen. Ich hörte ſie ſagen:

„Veſele, gang jetzt in's Käpele*) 'nauf und bet' da den Roſenkranz zu den vierzehn Nothhelfern, den' ich heut' Nacht g'lobt hab'. Ich brauch jetzt grad' nichts, 's iſt mir ganz gut. Aber z' Mittag komm wieder, weil mein' Bronnenbäure heim muß zum Kochen, und hörſt, thu' mir auch dein' Vetter auf den Abend b'ſtelle; weißt, ich hab's gar gern, wenn mir der ſeine Kriegsg'ſchichten verzählen thut."

's Veſele trat aus der Kammer, und da ſie mich nicht ſogleich am Ofen ſitzen ſah, ſtrich ſie ſich ungenirt die Haare glatt, band ihre Schürze feſter und ordnete das Buſentuch. Als ſie, ſich umwendend, mich erblickte, ward ſie roth, wie es alle Bauermädchen werden, wenn ſie ſich plötzlich einem Fremden gegenüberfinden, und ich konnte, weil ihr die Verlegenheit allerliebſt ſtand, mich nicht enthalten, ſie leiſe zu fragen:

„Veſele, was macht der Jages?"

Das Blut ſchoß ihr noch ſtärker in's Geſicht und ſie ſtotterte verwirrt:

„Der wird, denk' mir, Garben vom Bühel heimführen."

„So?" ſagt' ich. „Denk' mir, er thäte lieber was anderes heimführen."

---

*) Kapelle.

Wahrſcheinlich ging dieſe Andeutung über den ländlichen Horizont Veſele's, denn ſie wußte nichts darauf zu ſagen.

„Ich meine", fuhr ich fort, „er thäte lieber dich heimführen."

Veſele verſtand aber das Wort heimführen nicht in dem hochdeutſchen Sinn „als Frau heimführen", ſondern in dem oberländiſchen, wo das Heimführen der Mädchen bei Kirchweihen, Hochzeiten und anderen ländlichen Luſtbarkeiten eine große Rolle ſpielt und für die größte Gunſt angeſehen wird, die ein Mädchen einem Burſchen erzeigen kann.

Nachdem das Mädchen einen Augenblick verlegen mit dem Schürzenbande geſpielt hatte, ſchlug es die großen braunen Augen gegen mich auf und ſagte mit einer Betonung, worin ſich Verwunderung ob meiner Mitwiſſenſchaft um ihr Liebesverhältniß, Trauer und naive Schalkhaftigkeit ſeltſam miſchten:

„Oh, bei Tag thut man bei uns d' Mädle nit heimführen, Herr."

„Weiß wohl, liebes Kind, und deßhalb mochteſt du dich geſtern auch nicht vom Jages heimführen laſſen, nicht wahr?"

Die Erinnerung an geſtern, welche ich durch dieſe Worte in Veſele hervorrief, machte ſie erſchrecken. Sie wurde blaß und ich glaubte ſchon, ſie werde in Thränen ausbrechen. Aber unſere Bauermädchen haben ſtarke Nerven.

Veſele faßte ſich ſchnell und ſagte haſtig: „Ich muß halt jetzt g'ſchwind in's Käpele gehn" — und war wie der Wind zur Thüre hinaus.

An's Fenſter getreten, ſah ich ſie über den Hof und dann auf einem Fußſteig den Buchenwald hinaneilen und konnte bemerken, daß ſie ſich ein paarmal mit der flachen Hand über die Augen fuhr.

Inzwiſchen hatte ſich zwiſchen der Müllerin und dem Pfarrer ein ernſtes Geſpräch in der Kammer entſponnen. Ich hörte die Müllerin ſagen:

„Ja, Herr Pfarr', 's wär' halt alles recht, wenn mein Schwiegerſohn, der Bronnenbaur, nur einſehen thät', daß der Jages hauſeng'nug hat und kriegt und darum kein reiches Weib nit brauchen thut.“

„Ei, liebe Frau“, entgegnete mein Freund, „das eben iſt ja der böſe Haken, daß Euer Schwiegerſohn das nicht einſieht und ſchwerlich jemals einſehen wird.“

Die Müllerin ſeufzte und ſagte:

„Ahſograd', ja freilich. 's iſt ein gar halsſtarriger Mann. Aber ich kann's nit mehr mit anſehn, Herr Pfarr', und ich weiß oft nit, wer mich mehr dauert, der Jages oder 's Veſele.“

„Sie ſind beide brav und verſtändig und werden alſo begreifen, daß ſich in der Sache nichts mit Gewalt erzwingen läßt.“

„Wohl, wohl; aber kann man denn nichts thun?“

„Nicht viel. Ihr wißt, daß ich verſucht habe, bei Eurem Schwiegerſohn ein gut Wort für das Mädchen einzulegen; aber was half es? Er hat nun einmal den Kopf darauf geſetzt, des Luixenbauers Kätter zur Schwiegertochter zu bekommen und ſo wird es wohl das Beſte ſein, wenn 's Veſele aus Frohdorf fortgeht. Ich habe auch bereits mit der Hanne darüber geſprochen, und da meine Baſe, welche — wißt Ihr? — in Tietelhofen hauſet und mich neulich beſuchte, an dem Mädchen großen Gefallen fand, ſo denk' ich, 's Veſele geht zu ihr. Sie würde dort einen anſtändigen Liedlohn bekommen und überhaupt gut gehalten werden.“

Hier wurde meine Aufmerkſamkeit durch ſchwere Tritte, welche die Treppe heraufkamen, von dem Geſpräch in der Kammer abgezogen. Eine barſche Stimme, in welcher ich alsbald die des Bronnenbauers erkannte, ſagte draußen:

„Nun, Weib, kannſt jetzt mal heimkommen? ’s iſt Zeit, für d’ Schnittleut ’s Eſſen z’richten, und dann, weißt, wöll’n wir z’ Abend Sichelhänge halten.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete der reiche Bauer die Stubenthüre und ſchob ſeine mächtige Geſtalt hinein. Seine Frau folgte ihm und ſagte, als er mich verwundert und ohne zu grüßen anſah:

„’s iſt ein fremder Herr, der mit dem Herrn Pfarr’ gekommen.“

„So?“ verſetzte der Bronnenbauer, ſeinen ſchwarzen Strohhut lüftend. „Meinte, es ſei vielleicht der Doktor.“

Und in die Kammer tretend fuhr er fort:

„Guten Morgen, Herr Pfarr’. Heiß Wetter heut’, Sappermoſt! Wie geht’s denn, Schwieger*)?“

„Gottlob, wieder beſſer, Xavere.“

„So iſt’s recht, denn wir haben viel zu thun jetzt und keine Zeit zum Krankſein. Wollen heut’ Abend Sichelhänge halten, Schwieger.“

„Schon? Müßt wacker geſchafft haben.“

---

*) Schwiegermutter.

„Ei, ja wohl. Wenn ich dabei bin, geht's aus den Büſchen. Bin aber auch heut' ſchon hundshagelmüd' worden."

„Brauchſt's ja nit zu übermachen, Tochtermann. Haſt ja in dei'm Jages ein' tüchtigen Stellvertreter."

„Ja, der Bua wär' ſonſt ſchon recht, hätt' er nur nit oft ſo dumme Mucken im Kopf. Aber was ich ſagen will, ja, Schwieger, machet nur, daß Ihr bis Samstag wieder auf d' Füß kommt. Da iſt Heiratstag."

„So handlig, Xavere?"

„Sappermoſt, man kann d' Geſchicht' nit mehr ſo lang 'rumſalben. Heut' bringen wir alle Frucht heim, bis auf den Haber, und da hat man denn grad' Zeit zum Heiraten."

„Der Jages hat ſich alſo zu der Kätter entſchloſſen?" fragte der Pfarrer, mit dem Bronnenbauer aus der Kammer in die Stube tretend.

„Ei, der ſoll froh ſein, ſo ein Mädle z' kriegen", verſetzte der Bauer ausweichend. „Denket nur, Herr Pfarr', viertauſend baare harte Kronenthaler gibt der Luixenbaur ſeiner Tochter auf der Stelle mit."

„Aber zu einer glücklichen Ehe gehört nicht bloß Geld."

„Hm, Herr Pfarr', 's Geld iſt währle*) d' Hauptſach'. Wer's ſchon hat, braucht's nit erſt z' erwerben, und 's ſind gar ſchlechte Zeiten jetzt . . . Aber kommt, da iſt ja's Neunebrot aufgetragen. Greifet zu, Herr Pfarr', und auch Ihr, Herr . . . r . . . r. Ich habe ſchon mordmäßigen Hunger kriegt. 's Garbenbinden macht den Magen leer."

---

*) Wahrlich.

Mit dieſen Worten pflanzte ſich der Bronnenbauer breit an den Tiſch, welchen ſeine Frau inzwiſchen mit einer ländlichen „Aufwartung“ beſchwert hatte, beſtehend aus friſcher Butter, weichgeſottenen Eiern, Brot, Aepfelwein und Kirſchenwaſſer.

Der Bauer, deſſen hartes, rothes Geſicht man bloß anzuſehen brauchte, um alle Hoffnung für Jages und Befele aufzugeben, ſprach den Erfriſchungen tüchtig zu, ſtürzte mehrere Spitzgläschen Kirſchenwaſſer hinunter und benutzte eine Pauſe in ſeinem Geſchäft, um den Pfarrer und mich zu der heute Abend bevorſtehenden Sichelhänge auf ſeinen Hof einzuladen.

Fabian, welcher hoffen mochte, in einer Stunde der Fröhlichkeit der Hartherzigkeit des Bauers mit beſſerem Erfolg als bisher beikommen zu können, ſagte in ſeinem und meinem Namen zu, nachdem er mich zuvor dem Einlader als einen alten guten Freund bezeichnet hatte, welcher ſo eben aus England und Frankreich zurückkomme. Dieſen Umſtand hob er wahrſcheinlich hervor, weil unſerem Landvolk das Gereiſtſein ſehr imponirt. Der Bronnenbaur ſchien mir denn auch in der That von jetzt an mehr Aufmerkſamkeit widmen zu wollen und wandte ſich zu mir mit der Frage:

„Schätz’ mir, Ihr ſeid ein Unterländer?“

Unterländer bedeutet in dem Wörterbuch des oberländer Bauers Lump, wenn nicht Schlimmeres.

„Nein“, ſagte ich, „wie ich denke, kann ich ſagen, daß ich die Ehre habe, ein Oberländer zu ſein.“

„Deſto beſſer“, meinte der Bauer. „Da könnt Ihr urtheilen, ob meine Bäurin die Schnitten und Sträuble gut backen kann. Kommt nur g’wiß, Ihr Herren! Hab’ ein Faß riedlinger

Lagerbier holen laſſen und hab' auch noch was Apartes, ein Fäßle Karthäuſer, 34er, im Keller. Aber jetzt muß ich auf den Bühel und nach meine Leut' gucken."

So ſprechend ſtand er auf, ging an die Kammerthüre und ſchrie hinein:

„Machet, daß Ihr bald wieder fortkönnet, Schwieger. Und drunten will ich dem Baſte ſagen, daß er nit ſo faul 'rumduſlen, ſondern's Mühlwerk laufen laſſen ſoll."

So verließ er die Stube und draußen hörten wir ihn ſeiner Frau nochmals befehlen, nach Hauſe zu gehen, um alles für den Mittag und Abend herzurichten, worauf er ſchwerfällig die Treppe hinablatſchte und drunten dem Mahlknecht zuſchrie, das Waſſer wieder auf die Räder zu richten und nicht ſo zu faulenzen.

Nachdem wir der Kranken gute Beſſerung gewünſcht und mein Freund den beiden Frauen verſprochen hatte, heute Abend einen letzten Verſuch zu machen, um den Bronnenbaur zur Einwilligung in eine Verbindung ſeines Sohnes mit dem Befele zu bewegen, verließen auch wir die Mühle.

Die Bronnenbäuerin, ihren mütterlichen Kümmerniſſen freien Lauf laſſend, gab uns auf den Hof das Geleite und ſagte dem alten Baſte, der, verdrießlich über die barſche Zurechtweiſung ſeitens des Bauers, die Schleußen des Mühlbachs aufziehen wollte, er möge das für heute nur unterlaſſen, denn d' Ahne könne das Geklapper noch nicht vertragen.

„Weißt ja, Alterle", ſetzte die gute Frau hinzu, ihren rauhen Gatten entſchuldigend, „weißt ja, mein Baur thut ein biſſele überzwerg, wenn er grad' im Schuß iſt; aber er bellt oft viel ärger, als er beißt."

## Viertes Kapitel.

Fiasko eines paſtorlichen Reformators. — Ein bäueriſches Bravourſtück. — In einer Hütte. — Ob die Armuth poetiſch? — Ein ſehr ländliches Blumenbrett und welche Philoſophie der Blumenpflege ſich an daſſelbe knüpft.

Als wir am Fuße der Hügel, im Schatten des Waldſaumes hinwandelten, um auf einem Umwege nach dem Pfarrhofe zurückzukehren, erinnerte ich den Freund an ſein Verſprechen, mir den Verlauf ſeiner reformiſtiſchen Beſtrebungen in ſeiner Gemeinde zu erzählen.

Fabian kam nur mit Widerwillen darauf zurück und faßte ſich ſehr kurz. Er hatte verſucht, den Geiſt humaner und werkthätiger Liebe, der ihn ſelber beſeelte, auch unter ſeinen Bauern zu Leben und Wirkſamkeit zu bringen, war jedoch durch dieſe Bemühungen, obgleich oder vielleicht weil ſeine Lehren fortwährend durch die That bekräftigend, bei ſeinen Pfarrkindern faſt in den Ruf gekommen, „leck im Kopfe" zu ſein.

„Denn", ſagte er, „es iſt in der menſchlichen Geſellſchaft ſo weit gekommen, daß jede natürliche Regung, jede energiſche Bethätigung des in uns brennenden Liebeseifers, jedes rückhaltloſe Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit als Narrheit verläſtert wird, und wenn ſelbſt die Gebildeten, freilich meiſt Verbildeten, ſich nicht aus dem Sumpfe der Vorurtheile, Ungerechtigkeiten und Liebloſigkeiten herauszuarbeiten vermögen, wie ſollte das der Bauer im ſtande ſein? Wie mußte ich mich anſtrengen, um ihnen nur verſtändlich zu machen, was ich wollte: ein Chriſtenthum der That, nicht nur des gedankenloſen Bekenntniſſes, des Glaubens! Und als ſie anfingen, mich zu begreifen, da hätteſt du ſehen ſollen, wie all mein Bemühen in Rath und That an dieſen im plumpſten und monotonſten Mammonsdienſt verſteinerten Herzen abprallte. Natürlich wäre es thöricht, darüber Zorn zu empfinden. Der deutſche Bauer, der Bauer überhaupt kann ſeiner ganzen Geſchichte zufolge kein anderer ſein, als er iſt: ein Vergötterer der Materie. Der Bauer betet zu einem Gott, den er ſich ganz genau als ſeinesgleichen vorſtellt, als einen reichen Bauer nämlich, ſo zu ſagen als den Großbauer par excellence, als den Weltbauer. Daher auch die bäueriſche Moral, welche alles, aber auch gar alles und ſogar noch etwas mehr für erlaubt hält, was nicht geraden Wegs zum Galgen oder in's Zuchthaus führt. Ausnahmen von der Regel gibt es natürlich auch hier, ehrenwerthe, ſehr ehrenwerthe Ausnahmen; aber im allgemeinen iſt die Selbſtſucht des Bauers eine, wie unſer Freund Rumpel ſagen würde, wahrhaft pyramidaliſche, und wenn einfältige Idylliker dieſen bäueriſchen Egoiſmus wenigſtens als einen naiven zu entſchuldigen ſuchen, ſo ſollten ſie einmal betrachten, mit welcher raffinirten Herzloſigkeit und Niederträchtigkeit der reiche Bauer oft gegen die Gemeindearmen verfährt. Man hat unſerer Bureaukratie das Schlimmſte nachgeſagt und du weißt, wie ich von ihr denke. aber es heißt nur gerecht ſein, wenn ich ſage, daß ohne den bureaukratiſchen Zaum oder Sporn, wie du willſt, alljährlich Dutzende armer Leute auf dem Lande verhungern würden, und zwar gerade unter reichen Bauerſchaften.... Doch genug. Erfahrungen, wie ſie mir zutheil geworden, machen auch den beſten Willen erlahmen. Zudem, weißt du, bin ich weit mehr eine beſchauliche als energiſche Natur. So kam es denn, daß ich mich bald mit Reſignation von den verſtockten Alten abwandte, und dermalen ſtehe ich neben meiner Wirkſamkeit in der Schule nur noch mit der jüngeren Generation meiner Gemeinde in näherer Verbindung, beſonders mittels des Singvereins, welchen ich für die ledigen Burſchen und Mädchen geſtiftet habe. Zum nicht geringen Aerger und Verdruß der meiſten meiner Herren Kollegen in der Umgegend. Sie bezeichnen meine Liederluſt, die ich als ein Bildungsmittel anſehe, als grob weltlich und unklerikaliſch. Sei es! Sie werden mich nie dazu bringen, *ihre* Anſchauung der meinigen vorzuziehen. *Mein* Gott iſt nun einmal kein furchtbarer, ſondern ein milder und freudiger Gott. In der blühenden Roſe ſehe ich ihn und in der wogenden Saat, im belebenden Frühlingsſäuſeln fühle ich ihn und ich höre ihn im Lerchengeſchmetter, das den Tag anjubelt, und im Nachtigallenſchlag, der die Nacht mit Wohllaut füllt."

Unter ſolchen Berichten und Betrachtungen von ſeiten meines guten Fabian hatten wir das Thal durchſchritten und ein ſanftanſteigendes Blachfeld erreicht, auf welchem die Kornernte im vollen Gange war.

„Das iſt der Bühel", bemerkte mein Freund, „außerordentlich fruchtbares Land, welches faſt ausſchließlich dem Bronnenbauer und ſeinem Nachbar gehört."

Wir gingen quer durch das Feld, und als wir uns auf der andern Seite deſſelben gegen den Fluß hinabwandten, ſahen wir einen hochbeladenen Garbenwagen vor uns herfahren, von vier ſtattlichen Rappen gezogen.

„Das iſt des Bronnenbauers Fuhrwerk“, ſagte der Pfarrer. „Herrgott, was wäre das für ein Segen, wenn auch nur dieſer eine Wagen vor der Hütte eines der Armen, deren Weiber und Kinder du da oben auf dem Bühel Aehren leſen ſaheſt, abgeladen würde!“

Ich beſchleunigte meine Schritte, denn ich hatte unter den Knechten, die neben dem Wagen hergingen, um denſelben an bedenklichen Stellen mittels langer Gabeln zu ſtützen, den Jages erkannt und hätte gern mit dem Burſchen ein paar Worte ſprechen mögen.

Der Wagen war inzwiſchen langſam die Höhe hinabgeſtiegen und hatte in einen tiefen Hohlweg eingelenkt, der auf die ſteinerne Brücke zuführte. Wir gingen auf dem Rand dieſes Hohlwegs hin, welcher, nur ſelten der Sonne zugänglich, tief mit Koth bedeckt und an einigen gar zu bodenloſen Stellen mit Knüppeldämmen verſehen war. Eben waren wir in gleiche Linie mit dem Wagen gekommen, als dieſer plötzlich ſchwankte und der Bronnenbauer, welcher, das Geſpann in eigener Perſon regierend, hemdärmelig auf dem Sattelgaul ſaß, einen lauten Fluch ausſtieß.

Ein Stück Knüppeldamm war mit dem Handpferd an der Deichſel durchgebrochen und das Thier bis an den Bauch in den Moraſt verſunken, die Deichſel mittels des an ſeinem Kummet befeſtigten „Hebkragens“ niederreißend und dadurch dem Wagen einen heftigen Stoß verſetzend. Demzufolge neigte ſich die Laſt des Wagens auf die rechte Seite und drückte dort durch ihre Wucht den Damm ebenfalls ein. Der Jages und die Knechte konnten dem ſchwankenden Wagen von der Seite nicht recht beikommen und ſo lehnte derſelbe ſeine hohe Garbenbürde halb umſchlagend an den rechten Ranft der Hohlgaſſe.

Da hätte man nun den Bronnenbauer haſeliren und fluchen hören ſollen! Erſt wandte er ſich im Sattel um und goß eine Fluth von Schimpfworten über die unſchuldigen Knechte aus. Dann tobte er gegen die Pferde, auf welche er in blinder Wuth mit umgekehrtem Geißelſtecken losdraſch. Alles umſonſt. Die gepeinigten Thiere wurden nach einigen vergeblichen Anſtrengungen ſtörriſch und zogen gar nicht mehr an. Der Bronnenbauer wälzte ſich endlich aus dem Sattel und begann ſein Treiben und Peitſchen von unten herauf. Wieder umſonſt. Er vermochte nicht einmal das Handpferd aus dem Moraſtloch, worein es gefallen, herauszubringen und die drei übrigen Gäule beantworteten die zweckwidrigen Geißelhiebe ihres Herrn mit wüthendem Ausſchlagen.

Der Jages, welcher bisher ein unthätiger Zuſchauer geblieben, wies jetzt die Knechte an, ihre Gabeln zwiſchen die Wand des Hohlwegs und den Wagen zu ſtecken und ſich derſelben, ſobald er die Pferde zum Anziehen brächte, mit aller Kraft als Hebſtangen zu bedienen. Dann ſtieg er in den Hohlweg zu ſeinem Vater hinunter, welchen die zornige Anſtrengung ganz athemlos gemacht hatte, und ſagte ruhig:

„Laßt's mich mal probiren.“

Brummend trat ihm der Alte die Geißel ab und mit der

Leichtigkeit eines erprobten Reiters ſchwang ſich der junge Mann auf den Sattelgaul, eigenthümlich mit der Zunge ſchnalzend. Die Pferde ſchienen dies zu verſtehen, denn ſie ſpitzten die Ohren und gaben ihr ſtörriges Pruhſten und Stampfen auf. Mit einem einzigen geſchickten Griff in den Zügel brachte der Jages das gefallene Pferd wieder aus der Grube. Dann ſchnalzte er abermals mit der Zunge, rief den Knechten zu: „Feſt angeſtemmt, ihr da hinten!“ ſetzte dem Sattelgaul die Ferſen in die Weichen, ließ die Geißel klatſchend auf die Vorderpferde fallen und das ganze Viergeſpann mit einmal in vollen Zug bringend trieb er es vorwärts und brachte den Wagen, der ſich beim erſten Ruck an den angeſtemmten Gabeln der Knechte wieder aus ſeiner ſchiefen Lage aufrichtete, glücklich über die gefährliche Stelle hinaus.

„Brav gemacht, Jages!“ rief der Pfarrer in die Hohlgaſſe hinab. „Das thut dir nicht ſobald einer nach.“

„Oh, 's iſt kein Hexenwerk, das!“ entgegnete der Jüngling, ſein ſchönes, ſonnverbranntes Geſicht zu uns heraufkehrend. „Man muß nur d' Gäul' nicht ungäb*) machen; dann ziehen ſie ein' ganzen Berg weg, wenn's ſein muß.“

So ſprechend ſtieg er ab und übergab die Geißel wieder ſeinem Vater, der ſofort abermals die Wagenlenkerrolle übernahm, mit den grollend hervorgeſtoßenen Worten, er werde die „Schindmähr“ envon ſtätigen Rappen auf dem nächſten riedlinger Markt ſicherlich verkaufen. Offenbar fühlte ſich ſeine bäueriſche Eitelkeit ſehr verletzt, daß ſein Sohn mit einer Aufgabe, welche er nicht zu löſen verſtanden, ſo raſch und leicht fertig geworden. Er blieb mürriſch auf ſeinem Gaul ſitzen und ließ ſich nicht herab, von Fabian und mir Notiz zu nehmen.

---

*) Ungebärdig, unartig, wild.

Als die Hohlgaſſe unfern der Brücke in freies Feld auslief, geſellten wir uns zu dem Jages, der in ſich gekehrt hinter dem Garbenwagen herging. Der junge Mann erwiderte des Pfarrers Begrüßung mit ſoldatiſchem Anſtand, blieb aber ſchweigſam, bis er ſich plötzlich mit den leiſe geſprochenen Worten an meinen Freund wandte:

„Herr Pfarr', ich hätt' 'was Wichtig's mit Ihnen z' reden. Hätten Sie wohl auf den Abend ein bißle Zeit für mich?"

„Freilich, ſo viel du willſt, und ich kann mir leicht einbilden, was dein Anliegen ſein wird. Hab' ſchon mit deiner Ahne und Mutter vorhin darüber geredet."

„Ei, wie geht's denn der Ahne? Sie hat 's heut' Nacht arg auf der Bruſt g'habt. Als ich am Morgen von ihr weg auf 's Feld mußt', war's noch nicht viel beſſer."

„Oh, ſei ganz unbeſorgt, Jages, ſie iſt ſchon wieder viel wohler auf."

Und lächelnd ſetzte der Pfarrer hinzu:

„Sie hat aber auch eine gar brave und geſchickte Wärterin, weißt du?"

Der Jages wurde roth und warf mir einen jener mißtrauiſchen Seitenblicke zu, die in den Augen der Landleute, wenn ſie ſich Fremden gegenüber befinden, oft wahrzunehmen ſind.

Mein Freund bemerkte es und ſagte:

„Brauchſt dich vor dem Herrn da nicht zu geniren, Jages, 'ſ iſt ein alter, beſter Kamerad von mir, der auf deiner Hochzeit tanzen möchte."

„Da müßte der Herr lange in Frohdorf bleiben", verſetzte der Jüngling finſter. Und nach einer Weile fragte er:

„Sagen Sie mir doch, Herr Pfarr', ſteht wirklich in der Zeitung, daß es bald Krieg geben werde?"

„Warum ſoll's denn Krieg geben?"

„Darum, weil ich fortmöcht' in den Krieg."

Er hielt wieder inne. Da er jedoch auf meinem und meines Freundes Geſicht nur herzliche Theilnahme an ſeinen Verhältniſſen und Gefühlen leſen konnte, fuhr er fort:

„Gucken Sie, Herr Pfarr', ich halt 's ſo nicht länger aus. Das wollt' ich Ihnen heut' Abend ſagen, kann's aber auch jetzt thun, da wir doch mal dran ſind. Gucken Sie, faſt gar drei Jahr' lang bin ich jetzt wie verhext. 's Beſele hat mir's angethan, aber es kann halt auch nichts dafür. Wiſſen Sie, als ich hab' zur Konſkription g'mußt und es verſpielt hatt', bin ich Soldat worden, obgleich mich der Vater gern loskauft hätt'. Glaubte, werde mir das Mädle beim Militär beſſer aus 'm Sinn ſchlagen können. 's ging auch z'erſt nicht ſo übel, als ich in der Reſidenz zur Garde bin gezogen worden. D' Soldaterei g'fiel mir. Aber in d' Länge ging 's halt doch nicht, und wenn ſie mich auch wollten zum Obermann machen, 's that 's halt nimmermehr, und ſo ſchrieb ich an d' Mutter, daß man mich doch ſollt' loskaufen. 's war abſograd', als müßt' ich beim Exerciren mei'm Gaul immer d' Sporen geben und was haſt was gibſt Frohdorf zureiten. Als ich heimkam, meint' ich vor Freud' nur grad' ganz aus 'm

Häuſle z' kommen*), daß ich nur 's Befele wieder z' ſehen kriegt'. Aber jetzunder hat ſich der Vater immer ärger dahinter g'ſteckt und thut dem Mädle bei jeder G'legenheit Schand' und Spott an und läßt mir bei Tag und Nacht keine Ruh', darum, daß ich ſoll 's Luixenbaurs Kätter heiraten. Doch ich thu 's halt eineweg nit und, gucken Sie, Herr Pfarr', drum möcht' ich wieder Soldat werden. Aber Krieg ſollt's ſein, daß ich fortkönnt' und nimmer kommen!"

Der junge Mann hatte die Worte gegen das Ende ſeiner Rede immer haſtiger hervorgeſtoßen; allein der Ausbruch ſeines Schmerzes war heute keineswegs ein ſo weicher wie geſtern. Im Gegentheil, ſein Ton war zornig und reſolut und ſein ganzes Gebaren von heute zeigte mir, daß er nicht zu den Leuten gehörte, welche dem Mißgeſchick nur ein unmächtig thränend Auge weiſen. Eher ſchien er mir geneigt, in ſeinem Trotze gegen das Schickſal vielleicht gar eine gewaltthätige Handlung zu begehen. Fabian ſchien meine Gedanken zu theilen und ſah den aufrecht, ſtramm und trotzig einhergehenden Burſchen faſt bedenklich an.

Der Garbenwagen war aber inzwiſchen über die Brücke gelangt und fuhr den Weg hin, welcher links am Fluſſe hinab nach dem Bronnenhof führte. Es war daher jetzt keine Zeit mehr zum Rathgeben und Beſchwichtigen. Der Pfarrer konnte den Jüngling nur noch ermahnen, ſich wenigſtens die nächſten Tage noch zu gedulden und beſonders auch heute Abend ruhig und unbefangen ſich zu verhalten, und ſo trennten wir uns.

Nach Tiſch nahm der gute Fabian das Cigarrenkiſtchen unter den Arm und bat ſeine Mutter, uns den Kaffee in den Garten zu bringen. Unter der Hausthüre gab er eins ſeiner Thierbändigerſignale und alsbald verſammelte ſich der Theil ſeiner Menagerie, welcher den Tag über freie Pirſch in Haus und Garten hatte. Dieſe ſehr gemiſchte Geſellſchaft, welche um uns her krabbelte und flatterte, wurde im Garten noch um einen Storch vermehrt, einen gravitätiſchen alten Herrn, der mit ſeinem langen Schnabel ſehr geſchickt die Brocken auffing, welche ihm der Pfarrer hinwarf. Fabian führte wie vormals mein unvergeßlicher Vater in ſeinen Taſchen ſtets einen Futtervorrath mit ſich.

---

*) Närriſch zu werden.

Es ſaß ſich gar heimelig in der Laube von Geißblatt und wilden Reben und mir wurde ganz gemüthlich zu Muthe.

Fabian ſah mich an, bot mir über den Tiſch herüber die Hand und ſagte:

„Ich weiß, was du denkſt!“

„Was?“

„Es ſei doch ſchön, eine Heimat zu haben; ſo einen Winkel, in welchen man ſich hineinducken kann; ſo eine trauliche Stelle, von welcher man ſagen kann: Hier bin ich daheim.“

„Du haſt es ſo ziemlich errathen“, gab ich mit einem leiſen Seufzer zur Antwort.

„Gelt, Alterle? Aber warum denkſt du nicht daran, dir einen eigenen Herd zu gründen?“

„Weil ich mir vorſtelle, daß es ſich nur zweiſam ſchön und bequem an demſelben ſitzt.“

„Aha! Aber iſt denn gar keine Ausſicht vorhanden, dieſe Vorſtellung zu verwirklichen?“

„Für jetzt keine. In ruhigſten Stunden, wo ich ganz mit mir allein bin, iſt mir zwar oft . . . . doch warum von Träumereien reden?"

Der Freund ſah mir an, daß ich den Gegenſtand weiter zu verfolgen nicht geneigt war, und ſagte zu mir nur noch: „Werde mir nur kein Hageſtolz! Alte Junggeſellen fallen in der Regel in die Kategorie: unausſtehlich."

Nachdem wir unſern Kaffee getrunken hatten, machten wir einen Gang durch den Garten, dem ſich die große Pfarrwieſe mit ihren ſchönen Obſtbäumen anſchloß, Fabian beſichtigte verſchiedene derſelben, deren Früchte zu den frühreifenden gehörten, und hielt mir bei dieſer Gelegenheit eine treffliche Vorleſung über Obſtzucht, auf welche er ſich ſehr gut verſtand. So kamen wir an's Ende der Wieſe und erblickten jenſeits der Umzäunung das ärmliche Häuschen der Hanne, überſchattet von den zwei alten Apfelbäumen, welche mir Courage als Hauptſtücke im Vermögensinventar ſeiner Baſe aufgeführt hatte.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß ich keineswegs zu denen gehöre, welche die Armuth poetiſch finden. Rührend wohl, unter Umſtänden auch erſchütternd, aber poetiſch? — nein! Die Poeſie flügelt den Menſchen empor, die Armuth drückt ihn zu Boden; ſie macht ihn nicht zum Gott, ſondern zum Thier, welches um der Stillung ſeines Hungers willen mit der Geſellſchaft einen unaufhörlichen Kampf kämpfen muß. Ich habe in den Behauſungen der Bedürftigen und Elenden nie jene lackirte Armuth gefunden, von der alberne Poeten faſelten und faſeln, wohl aber im Gegentheil ſehr oft Entblößung und einen alle Sinne beleidigenden Schmutz. Die Ausnahmen ſind ſelten, wo der beſonders dem Weibe eingeborene Inſtinkt für Anſtand und Sauberkeit von der troſtloſen Noth und der hoffnungsloſen Ergebung in dieſelbe nicht völlig verdrängt iſt.

Die Behauſung der armen Hanne gehörte zu den Ausnahmen, was mich ſchon um des Befele willen freute.

Das vermorſchte Gatterthürchen der Pfarrwieſe öffnete ſich auf ein paar bemooſte Sandſteinſtufen, welche zu dem klar daherſchießenden Mühlbach niederführten. Wir gingen über den niedrigen Bohlenſteg und ſtanden vor der ſtrohgedeckten Hütte, um welche her man keine jener ländlich ſchändlichen Unflätereien gewahrte, welche einem zwar nicht in den modiſchen Dorfnovellen, wohl aber in der dörflichen Wirklichkeit nur allzuoft begegnen. Was mir aber beſonders wohlthat, war ein Blumenſtänder, welcher vor einer kleinen viereckigen, in Ermangelung eines Fenſters bloß mit einem Laden verſehenen Oeffnung befeſtigt war, die, wie ich vermuthete, die Schlafkammer der alten Hanne und ihrer Tochter mit Licht verſah. Dieſer Blumenſtänder beſtand freilich nur aus einem alten Brettſtück und die Blumentöpfe waren nur Scherben von unbrauchbar gewordenem Kochgeſchirre, aber dieſem ärmlichen Apparat zum Trotz prangte und duftete da ein üppiger, augenſcheinlich ſorgfältig gepflegter Flor von Moosroſen, Levkoien, Reſeda und Nelken.

Beiläufig geſagt, lieber Leſer, ich habe die Eigenheit, Autoren und Frauen in zwei Klaſſen einzutheilen. Jene kurzweg in Langweiler und Nichtlangweiler, dieſe in ſolche, welche die Blumen lieben und pflegen, und in ſolche, welchen die Blumen gleichgültig ſind. Die letzteren ſind mir fatal und ich traue ihnen nicht viel Gutes zu. Dagegen Frauen und vollends Frauen aus den arbeitenden Klaſſen, welche die wenigen Augenblicke, die ihnen zum Ausruhen vergönnt ſind, dazu verwenden, mit ihren beſchwielten Händen die zarteſten Kinder der Mutter Erde zu warten, haben in mir jederzeit eine günſtige Meinung erweckt, welche nie getäuſcht wurde. Bei dem ſonſtigen Mangel an äſthetiſchem Sinne, den unſer Volk leider allwärts und ſogar in Gegenden, wo es die Natur mit großer Körperſchönheit ausgeſtattet hat, durch Beibehaltung oder gar Aneignung der abgeſchmackteſten, entſtellendſten Tracht an den Tag legt, iſt es auch gar nicht ſo bedeutungslos, ob ein Weib aus dem Volke die Blumen liebe oder nicht. Ich möchte die Blumenpflege den Kunſtgenuß der Frauen des Volkes nennen. Derſelbe übt auf ihr Seelenleben ſicherlich einen heilſamen Einfluß.

Wahrſcheinlich kommt dieſe Behauptung dem geneigten Leſer im erſten Augenblick lächerlich vor; ein näheres Zuſehen dürfte ſie aber rechtfertigen. Zur Bekräftigung erzähle ich, daß ich eine Dorfſchöne kannte, welche in der ganzen Gemeinde als unverträglich, „bösmaulig“ und händelſüchtig, kurz als ein wahrer „Sadrach“ verrufen war, bis ſie durch ihre ſeitens einer Kamerädin zufällig in ihr angeregte Blumenliebhaberei nach und nach in eine ſanftere Sinnesweiſe hinübergeleitet wurde, was nicht ſo unwahrſcheinlich erſcheinen dürfte, falls man bedenkt, daß die Minuten, welche die Bauermädchen an ihren Blumenbrettern zubringen, die einzigen Momente ſtiller Sammlung ſind, welche in ihrem Leben vorkommen.

Fabian meinte, er wolle nach dem Staar ſehen, welchen er dem Courage zum Abrichten gegeben, und öffnete ohne Umſtände die Thür des Häuschens, welche bloß mittels einer hölzernen

Klinke verſchloſſen war. Vor Dieben ſchien man hier durchaus nicht beſorgt zu ſein, denn mit einem leichten Druck auf das ländliche Schloß von ſeiten meines Freundes ging die Thüre auf und ließ uns in die von ihren Bewohnern verlaſſene Hütte treten.

Da ſtanden wir denn zunächſt in einem kleinen, höhlenartigen Raume, welcher zugleich als Flur und Küche diente. Ein armſäliger Herd, eine ſchmale Reihe von Thongeſchirren an der berußten Wand, eine blankgeſcheuerte Meſſingpfanne und ein weißgefegter Waſſerzuber bildeten die Ausſtattung derſelben. Zur linken Hand führte von hier ein Ding, welches weit mehr einer Leiter denn einer Treppe glich, in eine Dachkammer, das Nachtquartier des alten Soldaten; rechts öffnete ſich eine ſchmale Thüre in die niedrige Wohnſtube.

In dieſe getreten, ging mein Freund ſogleich auf einen der von geſchälten Weidenzweigen geflochtenen Vogelkäfige zu, welche, gegenüber den zwei kleinen, mit runden Scheiben von grünem erblindetem Glas beſetzten Fenſtern, an der Wand befeſtigt waren. Sie bildeten, unter der Aufſicht des Courage, ein Filial von des Pfarrers Menagerie, und während dieſer jetzt den ſchreienden Staar aus ſeinem Behältniß nahm und zu examiniren begann, ſchaute ich mich in der Stube um.

Ein alter grüner Kachelofen, daneben eine vor Zeiten blau und roth bemalt geweſene Truhe oder, oberländiſch geſprochen, Sidel, welche als Schrank und Bank zugleich gebraucht wurde, in der Ecke ein vom Alter geſchwärzter Tiſch, deſſen vierter Fuß abgebrochen und durch einen wahrſcheinlich von dem alten Soldaten eingeſetzten ſtarken Buchenzweig erſetzt war, in der Tiſchecke ein großes verrauchtes Krucifix mit dem am letzten

Palmſonntag geweihten Palmenbüſchel, ferner zwei Stühle, deren Beine der ländlichen Etikette gemäß mit einer dünnen, weißen Sandkruſte überzogen waren, in einer Wandniſche eine Lampe oder, oberländiſch, ein Tigel mit hölzernem Geſtelle und blechernem Oelbehältniß nebſt „irdenem" Feuerzeug, vor der Sidel ein altväteriſches Spinnrad nebſt Kunkel: — das war das Mobilar der Stube, in welcher alles von Armuth und Entbehrung, aber auch von einem unter ſolchen Verhältniſſen ſehr ſeltenen Bedürfniß der Ordnung und Sauberkeit zeugte. Alles ſtand an ſeinem Platze; Decke und Wände waren „geweißt" und der Boden war mit weißem Sande beſtreut. Ich erwähne auch noch zweier Luxusgegenſtände, nämlich eines abenteuerlich geſchnörkelten Lehnſeſſels aus dem vorigen Jahrhundert, welcher in dem Ofenwinkel ſtand, und einer kolorirten Lithographie, die in ſchwarzem Rahmen zwiſchen den Fenſtern an der Wand hing und den Napoleon darſtellte, in grüner Uniform und grauem Ueberrock auf dem bekannten hiſtoriſchen Schimmel reitend. Der Lehnſeſſel war, wie mir Fabian mittheilte, von dem Beſitzer eines der benachbarten Herrenſchlöſſer, welcher vordem auch Soldat geweſen, an den alten Kriegsknecht geſchenkt worden; das Napoleonsbild hatte ihm der Pfarrer, trotzdem dieſer keineswegs ein Napoleonverehrer war, gekauft und einrahmen laſſen.

Der Staar mußte den Unterricht des Courage gut benutzt haben, denn er ſchrie höchſt energiſch ſein Parbleu und Morbleu, woran der Fabian ſein innigſtes Ergötzen hatte. Er konnte auch dem Lehrmeiſter ſogleich ſeine Zufriedenheit ausdrücken, denn der alte Soldat trat gerade in die Stube und brachte ſein „Bon soir, Messieurs!" ſo unbefangen vor, als ſei er nicht im mindeſten überraſcht, in Abweſenheit der Hausbewohner fremde Eindringlinge hier zu finden.

„Guten Abend, Alter“, ſagte der Pfarrer, den Vogel in ſeinen Käfig zurückſchiebend. „Der Staar macht große Fortſchritte und ich denke, man kann ihn jetzt bald frei in Haus und Garten umhergehen laſſen.“

„Noch nicht, Herr Pfarr', noch nicht, glauben's mir. Iſt zwar ein geſcheider Kerl, aber doch noch Rekrut, muß noch 'ne Weile exercirt werden, ehe man ihm traut; ſonſt deſertirt er mit Sack und Pack. . . . Kenne die Staare, ein ſchlaues Geſindel, glauben's mir — courage!“

„Magſt recht haben, Kamerad“, entgegnete der Pfarrer lächelnd, „ich beuge mich, wie immer, vor deinen kriegeriſchen Erfahrungen. Aber ſag' mir, wo iſt deine Baſe, die Hanne? Ich hätte gern ein Wort von wegen des Beſele mit ihr geſprochen.“

„Wird wohl auf 'm Aehrenleſen ſein, denk' ich. War aber vormittags Ihre Frau Mutter hier, Herr Pfarr', und hat mit meiner Baſ' ein Langes und Breites geredet.“

„Ja, meine Mutter wünſcht gleich mir, das Mädchen möchte zu meiner Baſe nach Dietelhofen gehen.“

„Weiß es, und 's Mädle iſt dort gut aufgehoben, mort de ma vie! das muß wahr ſein. Kenne Ihre Baſ' recht wohl, Herr Pfarr'. Iſt ein raiſonnables Weibsbild und ihr Bauer, auch keiner von den Letzten, hört gar z' gern meine Geſchichten und ſteckt mir beim Gehen immer einen Groſchen in d' Hand... gute Leut' das — courage!... Aber, Herr Pfarr', wiſſen Sie, das Ding, von wegen deß ich heut' morgen bei Ihnen war —“

„Hab' es nicht vergeſſen, Alter, aber ſo etwas will reiflich überlegt ſein, bevor man es zu Handen nimmt. Und jedenfalls kann es nicht ſchaden, wenn das Mädchen von hier weg iſt."

„Wohl, aber wird mir halt gar ahndthun*) nach 'm Beſele."

„Glaub' es, aber kannſt 's ja oft beſuchen."

„Freilich, und dann muß ſich 's wohl ſchicken, wenn's nur dem Mädle zum beſten g'reicht — courage!"

„Hoffe, es werde dem Beſele wirklich zum beſten gereichen, und will deßhalb noch heute einen Brief an meine Baſe ſchreiben, womit ſich 's Beſele morgen früh auf den Weg machen kann. Gefällt es ihr bei meiner Verwandten, ſo kann ſie ſogleich dort bleiben und du bringſt ihr dann den Wanderbündel."

„Gut, ich weiß, Sie meinen 's wirklich redlich mit uns und allen Leuten, Herr Pfarr', und darum will ich meiner Baſ' und meinem Bäſle zureden und 's Mädle ſoll morgen nach Dietelhofen gehen . . . Und von wegen deſſen, was ich Ihnen heut morgen vorgetragen hab' — Sie werden's auch nicht ſo liegen laſſen — courage!"

Der Alte begleitete uns durch die Küche, wo der Pfarrer unbemerkt, wie er glaubte, ein Stück Geld auf den Herd legte, vor die Hütte bis an den Bach, wo wir ihm Adieu ſagten, um nach dem Pfarrhaus zurückzugehen.

---

*) Ahndthun = Sehnſucht empfinden.

## Fünftes Kapitel,

welches den wißbegierigen Leſer belehrt, was eine oberländer Sichelhänge ſei.

Auf dem Kirchthurm ſchlug die „Betglocke“ an, als wir abends durch die dämmernden Gaſſen des Dorfes ins Freie gingen, um auf dem Bronnenhof der ländlichen Luſtbarkeit anzuwohnen, welche nach eingeheimſter Ernte von den wohlhabenden oberländer Bauern unter dem Namen Sichelhänge gefeiert wird. Die Sicheln werden aufgehangen, daß heißt, das Korn iſt geſchnitten, die Ernte eingethan: daher die Bezeichnung. Früher war, wie ich mich aus Erzählungen meines Vaters erinnerte, in dieſem Erntefeſt viel uralt Heidniſches und ich ſelbſt erinnere mich, wenigſtens in meinen Knabenjahren bei Sichelhängen heidniſche Anklänge wahrgenommen zu haben, die ich mir freilich erſt ſpäter zu deuten wußte. Unſere Bauern ſind überhaupt noch heute Heiden, wie ihre Altvorderen waren. Der chriſtliche Firniß, womit ihr Heidenthum überſtrichen wurde, iſt ein ſehr dünner. Ueberall ſchimmert noch der Glaube an die alten Naturgewalten durch. Freilich, die Namen der alten Götter hat das Taufwaſſer allmälig aus dem Gedächtniß des Volkes gewaſchen, nicht aber die alten Götterbegriffe. Die Volksreligion iſt noch heute ſo polytheiſtiſch, wie ſie vor zweitauſend Jahren geweſen.

Der heiße Tag hatte am Abend mit einem Gewitter gedroht, welches aber nicht zum Ausbruch gekommen war. Im Weſten ſtanden die Wolken wie eine eherne ſtahlblaue Mauer und die Sonne, hinter derſelben niederſteigend, ſchoß grellgelbe Breſchen darein. Dann wurde die Wolkenmaſſe ſchwärzer und immer ſchwärzer, drückte ſich langſam und ſchwerfällig mehr und mehr am Himmel herauf, ſchob ſich hinüber und herüber und wuchtete ſchwül auf der ganzen Gegend. Feld und Wald ſtanden ſchweigend und regungslos, als harrte die Welt in ehrfurchtsvoller Stille der majeſtätiſchen Anſprache des Donners. Aber er zögerte. Nur dann und wann zuckte ein kurzer Blitz wie ein läſſiges Augenzwinken in den düſtern Wolkenbrauen und noch hatte ſich nicht einmal jener unheimlich pfeifende Wind aufgemacht, welchen Blitz und Donner als ihren Herold vor ſich herſegen laſſen.

Bei dem Bronnenhof angekommen, ſtanden wir eine Weile unter einer mächtigen Linde ſtill, welche ihre knorrigen Aeſte über einen reichen Brunnen ausſtreckte, der armsdick aus einer rohbehauenen hölzernen Röhre hervorſprudelte. Von dieſem Quell trug das Gehöft ſeinen Namen und Fabian erzählte mir eine Legende, welcher zufolge in der Heidenzeit ein Prediger des Chriſtenthums zur Beglaubigung ſeiner Sendung den Brunnen hatte entſpringen laſſen.

Der gute Pfarrer ſetzte eben an, mir über den ironiſchen Zug, welchen die Wundererzählung auf meine Lippen gerufen hatte, humoriſtiſch den Text zu leſen, als von der großen Scheune des Hofes herüber die Töne einer näſelnden Klarinette, einer ſchwindſüchtigen Geige und eines anarchiſchen Waldhorns erklangen. Zum Glück ließ das laute Juheien der Burſche, welchen die Muſik zum Tanz aufſpielte, die Harmonieen des beſagten Trio nicht zu ſehr aufkommen.

Wir traten an das Thor der Scheune, welche den Hofraum linkshin flankirte, während zur Rechten die weitläufigen Stallungen ſich erhoben, und bemerkten, daß die Luſtbarkeit bereits in vollem Gange war. An jeder der drei Seitenwände der Scheune waren Stalllaternen aufgehangen und in dem ungewiß hin- und herflackernden Lichte arbeitete ein Dutzend junger Paare in den raſchen Windungen des „Schleifers“ und in den noch raſcheren des „Drehers“ und „Hopſers“ bunt durch einander. Ich ſage: ſie arbeiteten; denn das raſende, ſchweißaustreibende Springen und im Kreiſe Drehen unſerer nordiſchen Tänze kann, beſonders mit den graciöſen, künſtleriſch ſchönen und bedeutungsvoll ſymboliſchen Nationaltänzen der ſüdlichen Völker Europa's verglichen, doch wohl nicht anders bezeichnet werden. Wenn dieſes Tanzen ſchon auf dem Parketboden eines glänzend erleuchteten großſtädtiſchen Ballſals ſo ausſieht, daß man verſucht ſein könnte, einen Verein gegen Thierquälerei dagegen anzurufen, wie muß es dem Auge eines Schönheitgläubigen erſt auf der Tenne einer Scheune bei Stalllaternenbeleuchtung vorkommen?

Ich theilte dieſe Bemerkungen leiſe meinem Freunde mit, während wir ungeſehen im Schatten des nach außen geöffneten Scheunenthores ſtanden. Er hörte mich nach ſeiner Art geduldig an, bemerkte dann aber mit gutmüthigem Spott:

„Ei, ja doch, das iſt alles recht ſchön und ich ſehe mit Vergnügen, daß du auch als Geſchäftsmann noch Philoſophie des Schönen getrieben haſt. Aber, lieber Alter, daneben erinnere ich mich noch ſehr gut der Zeit, wo dich die Töne einer Muſik, wie wir ſie hier vor uns haben, zum lauteſten Jubel bewegen konnten, wo du nicht müde wurdeſt, auf den Tanzböden der Dorfſchenken zu ‚arbeiten‘, und wo du dich glücklich ſchätzteſt, ſo oft du dich die halben Nächte hindurch mit einem hübſchen ſteinlacher Mädchen im Kreiſe drehen konnteſt, obgleich einem dieſe Tänzerinnen mit ihren hölliſchen Schuhhacken faſt die Zehen wegtraten.“

„Ach ja“, verſetzte ich kleinlaut, „das war eine liebe, heitere, ſorgloſe Zeit. Wollte, es wäre noch ſo!“

„Gelt, jetzt hab' ich dich? Siehſt du, nur der Genügſame, der Urſprünglichkeit und Naivetät der Natur noch Anhängliche verſteht ſich ſo recht zu freuen. Du tanzeſt nicht mehr, biſt wähleriſch in der Muſik wie im Wein und Tabak, du kennſt die rechte Jugendluſt nicht mehr, mein Junge. Sieh dir einmal dieſe vor Freude leuchtenden Blicke der Burſchen, dieſe in Vergnügen flammenden Wangen der Mädchen an und laß das Kritteln und Grämeln ſein.“

Eben war ein Tanz zu Ende und wollte einer der Jünglinge den Muſikanten, welche im Hintergrund der Scheune auf einem umgeſtürzten Futtertrog ſaßen, einen neuen „fürſingen“, als wir, an der Thoröffnung vorübergehend, von den jungen Leuten wahrgenommen wurden. Sogleich drängten ſich alle auf den Pfarrer zu, um ihm einen guten Abend zu wünſchen. Mein Freund erwiderte dieſe Begrüßungen mit der ihm eigenen

Bonhomie, richtete an dieſen eine ernſte, an jenen eine ſcherzhafte Frage und ſchloß, zurücktretend, mit der Mahnung: „Macht euch luſtig, Kinder, und ihr Burſche, merkt euch, daß eine Luſtbarkeit ganz gut von ſtatten gehen kann ohne eine Prügelei am Schluſſe. Verſtanden?“

Die Ballherren in Hemdärmeln und Lederhoſen lachten und einer, ſein Mädle gegen die Muſikanten hinziehend, begann ſofort ein „Schelmenliedle“ fürzuſingen:

„'s Fidélebauers Annele,
Des iſcht a guater Biſſa.
Und hätt' i ſe,
Wie wett' (wollt') i ſe
Verdrucka und verküſſa.“

Die Muſikanten begannen die Melodie ſogleich nachzududeln und der Dreher wirbelte wieder durch die Scheune.

„Der Bronnenbauer“, bemerkte Fabian, mit mir auf das Wohngebäude zugehend, „ſcheint heute etwas draufgehen laſſen zu wollen. Drei Muſikanten, das iſt wahrer Luxus für eine Sichelhänge. Aber wo ſteckt denn der Jages?“

„Hier!“ entgegnete die Stimme des jungen Mannes, der aus dem nächtlichen Schatten des Baumgartens trat, welcher ſich an der Giebelſeite des Hauſes hinzieht. Und nachdem er den Pfarrer und mich begrüßt hatte ſetzte er hinzu: „War draußen in der Mühle, um nach der Ahne zu ſehen, mit der es, Gottlob, recht ordentlich geht.“

„Hm“, dachte ich, „was doch kranke Großmütter für eine Anziehungskraft für ihre Enkel haben, wenn ihre Wärterinnen Befele heißen.“

Inzwiſchen war der junge Bauer näher zu meinem Freunde getreten, welcher ſchon die Klinke der Hausthüre erfaßt hatte, und fragte raſch und leiſe:

„Iſt's wahr, Herr Pfarr', geht 's Befele morgen zu Ihrer Baſe nach Dietelhofen?"

„Allerdings, und du wirſt, denke ich, nichts dagegen haben wollen."

„Ei, ja wohl, wer weiß? Uebrigens liegt Dietelhofen nicht aus der Welt draußen und Sie brauchen künftig für Ihre Botſchaften an Ihre Baſe kein' Botenlohn mehr auszugeben. Ich weiß einen, der ſie Ihnen umſonſt beſorgt."

„So, meinſt du, Burſch? Wie aber, wenn ich meine Baſe bäte, einen gewiſſen trotzköpfigen Burſchen, ſobald er ſich in Dietelhofen blicken ließe, durch ihres Bauers Knechte tüchtig abwamſen zu laſſen?"

„Oh, was das angeht, Herr Pfarr', das macht mir kein' Kummer nit. Erſtens kann ich, wenn's ſein muß, auch ſo ein bißle mit dem Raufen umgehen und zweitens fällt es Ihnen gar nit ein, Ihre Baſe um ſo was zu bitten."

Fabian öffnete die Thüre und wir wurden auf dem Flur von der Bronnenbäuerin empfangen, die mit hochrothem, die Gluth des Herdes widerſtralendem Geſicht aus der Küche trat, aus deren Räumen mir ein einladender Duft von allerlei Gebackenem in die Naſe ſtach.

Halte mich nicht für einen kraſſen Materialiſten, lieber Leſer, wenn ich dir ſage, daß mich dieſer Duft wunderſam anheimelte. Hätteſt du, wie ich, im Oberlande deine Kinderſchuhe vertreten, würdeſt du ohne weiteres zugeben, daß in dem Arom friſchgebackener „Spätzle“ und „Schnittle“ und „Weckenknöpfle“ und „Sträuble“ und „Bauernküchle“ die ganze Poeſie goldener Jugenderinerungen liegen kann.

Ja, wahrhaftig, für einen Moment wenigſtens war ich wieder ein glücklicher, ein genießender, ein naiver Menſch.

Indem die gute Bronnenbäurin die Stubenthüre vor uns aufthat, um uns eintreten zu laſſen, hörte ich ſie ihrem Sohn haſtig zuflüſtern:

„Hörſt, Jages, thu' mir den G'fallen und tanz' ein bißle mit der Kätter, die mit ihrem Vater drinnen am Tiſch ſitzt.“

„Nu, mira!“ entgegnete der Sohn, „wenn Euch damit ein G'fallen g'ſchieht, Mutter. Aber merkt's Euch, Tanzen und Heiraten iſt zweierlei.“

Die Geſellſchaft, welche wir in der großen, mit vom Alter gebräunten Eichenholz getäfelten Wohnſtube des Bronnenhofs verſammelt trafen, beſtand aus dem Hausherrn, ſeinem Nachbar, dem Luixenbauer nebſt Tochter, ferner dem Schultheiß und dem Schulmeiſter der Gemeinde ſammt ihren Frauen, dann dem Hansjörgenbauer, welchen ich geſtern in Geſellſchaft des Bronnenbauers geſehen, und endlich einem alten Oberknecht, welcher die Ehre, in der Stube mit am Tiſche ſitzen zu dürfen, dem luſtigen Treiben in der Scheune vorgezogen hatte.

Der Tiſch, auf einem ſchneeweißen, in der Mitte mit einer breiten rothen Borte durchwirkten Linnentuch eine Laſt von Speiſen und Getränken tragend, gab, wie das Gemach überhaupt, ſprechendes Zeugniß von bäueriſchem Reichthum.

Beim Eintritt des Pfarrers erhoben ſich alle ehrerbietig und er wurde ſofort von dem Hausherrn an den Ehrenplatz oben am Tiſche geführt.

Wenn auch Fabians Reformbeſtrebungen an der Zähigkeit bäueriſcher Vorurtheile geſcheitert waren, ſo viel war dennoch augenſcheinlich, daß ſeine lautere, noble und milde Perſönlichkeit ſelbſt dem bäueriſchen Egoismus Achtung abgezwungen hatte.

Die Bronnenbäuerin ſtellte dem Stuhl des Pfarrers einen für mich zur Seite und entfernte ſich dann, um eine friſche Auflage von Schinken, Würſten und Backwerk auf den Tiſch zu befördern. Ich that, in Erinnerung alter Zeiten, namentlich dem Gebackenen alle Ehre an und trank rothen Karthäuſer Wein dazu, was ſehr wohlthat.

Als ich wieder von meinem Teller aufſchaute, war die dralle, rothbackige, mit einer oberländiſchen Buſenfülle im Superlativ ausgeſtattete Kätter verſchwunden. Der Jages mußte ſie alſo wirklich zum Tanze geführt haben.

Die ländlichen Gäſte hatten ihren Appetit großentheils ſchon geſtillt, und nachdem die ſtereotypen bäueriſchen Geſprächsmaterien, als da ſind Rindvieh-, Pferde- und Getreidepreiſe, Schafſchur und Hagelſchlag, Klagen über böſe Zeiten und Futtermangel, abgethan waren, brachte der Schulmeiſter, der faſt wie ein heimlicher „Wühler" ausſah, ein politiſches Thema auf's Tapet, indem er die Frage aufwarf, wem wohl die frohdorfer Wähler bei der bevorſtehenden Bezirkswahl zur Ständeverſammlung ihre Simmen geben würden.

„Ich für mein' Theil", ſagte der Luxenbauer, das ſteingutne Bierkrügle niederſetzend, „gib' mein' Stimm' nur einem gutkatholiſchen Oberländer. Wollen kein' ſo unterländiſchen Schreibersknecht mehr zum Abgeordneten."

„Ja", bemerkte der Bronnenbauer, „ich hab' ein' Vogel pfeifen hören, daß wir diesmal ein' rechten Mann kriegen ſollen, ein' geiſtlichen Herrn, der den Unterländern donderſchlächtig aufſätzig iſt. Wiſſen Sie's auch ſchon, Herr Pfarr'?"

„Habe ebenfalls davon reden hören", entgegnete Fabian. „Näheres weiß ich aber nicht."

Der Schultheiß faßte ein Licht vom Tiſche, brannte ſeine Pfeife damit an, und nachdem er eine Wolke ſchrecklich duftenden Tabaks von ſich gegeben, meinte er, „der Herr Oberamtmann werde zu dem allem doch auch ſein Wörtle ſagen."

„So, hat er Euch ſchon wieder am Bändel, Schultes?" bemerkte der Luizenbauer unwirſch.

„Wie meint Ihr das?" fragte der Schultheiß im Gefühle ſeines Amtes.

„So mein' ich's", verſetzte der Gefragte ſtörriſch, „daß alleweil d' Schultes tanzen, wie der Oberamtmann pfeift."

Der Schultheiß wollte heftig entgegnen, der Hausherr aber legte ſich dazwiſchen und ſagte:

„Bſcht, bſcht! Wer wird denn Händel anheben wollen von wegen den Herrenleuten? Gucket, was die Abgeordnetenwahl angehen thut, ſo geb' ich im Grund kein Pfifferling drum, ob's der oder der iſt. Wir müſſen halt auch die Herren noch b'ſolden, zu den anderen hin. Saget mir doch, was es helfen thut, wenn die Leut' im Ständhaus in d'r Reſidenz z'ſammenſitzen und monatlang durcheinander plappern und haſeliren."

„Mit Verlaub", nahm der Schulmeiſter das Wort und begann den Bauern mit viel Einſicht und liberalem Eifer das konſtitutionelle Regierungsſyſtem auseinander zu ſetzen, oftmals nicht gerade ſanft von ſeinen Zuhörern unterbrochen, deren Politik, als die aller Bauern, ein- für allemal in den Wunſch ſich zuſammenfaßte, keine Steuern bezahlen zu müſſen. Dazwiſchen wogte ein buntes Hin- und Herreden über die Zunahme der Armenlaſten, über die Beſchwerlichkeit der Gemeindebeamtungen, über die Ungerechtigkeit der Verpflichtung zu neuen Wegbauten und dergleichen mehr.

Ich bekam das Gerede ſatt, ſtand auf und trat an ein offenes Fenſter, welches auf die Scheune hinüberſah. Dort raſtete der Tanz eine Weile. Die Burſchen ſtanden in einer Gruppe um die hohe Geſtalt des Jages. Die Mädchen hatten ſich Garben herbeigeſchleppt und ſaßen auf denſelben die Wände entlang. Kuchen, Fladen und Biergläſer gingen von Hand zu Hand. Dann ſtimmte eins der Mädchen ein Lied an: „Wenn i gleich kein' Schatz nit hab'" und die ganze Genoſſenſchaft fiel ſogleich fröhlich ein.

Fabian war neben mich getreten und hörte ebenfalls dem Singen zu. Der Bronnenbauer aber, der in beſter Laune war, weil ſein Sohn die Kätter zum Tanze geführt hat, ſagte zu dem alten Oberknecht, der, wie ſeine Mundart verrieth, aus Baiern ſtammte:

„He, Boir, gang doch 'nüber und hol' die junge Leut' 'rüber. Sie ſollen dem Herrn Pfarr' ein paar Liedle ſingen, wie er ſie gern hört."

Fabian dankte für dieſe Zuvorkommenheit, und von dem „Boir" geholt, kamen die Burſche und Mädchen bald herüber.

Die letzteren drängten ſich zuerſt etwas blöde und verſchämt in eine Ecke zuſammen, und die erſteren drehten verlegen ihre pelzverbrämten Mützen in den Händen. Als man es ihnen aber in Bier und Wein „zugebracht" und der Pfarrer ihnen freundlich zugeſprochen hatte, ordneten ſie ſich unter des Schulmeiſters Regiment nach Stimmen und ließen, da ſie alle dem von Fabian begründeten Singverein angehörten, mit gar nicht übeln Ausdruck und Vortrag einige Lieder von Silcher vierſtimmig hören. Der Jages machte dann, nachdem noch verſchiedene alteinheimiſche Volkslieder geſungen worden, den Vorſchlag, der alte Voir ſolle das altbairiſche Liedle von Sankt Peter ſingen, was ſofort allgemein verlangt wurde. Der alte Knecht warf einen ſchüchternen Blick auf den Pfarrer, und als dieſer gutmüthig lächelnd mit dem Kopfe nickte, ſtellte er ſich in Poſitur und hub mit einer etwas meckernden, zu der wunderlich geſchnörkelten Melodie komiſch paſſenden Falſetſtimme zu ſingen an:

„Als d' Juden den Herrn hab'n g'fange g'hatt,
Da lieſen die Jünger davon;
Hat ainer den Peter am Mant'l d'ertappt:
Gelt, Glatzkopf, jetzt hab' i di ſchon!" u. ſ. w.

Alle lachten herzlich und ſchmetternd, als der Voir mit einem verzweifelten Triller ſeinen Singſang beendigt hatte, deſſen Pointe ſich hier nicht wohl wiedergeben läßt, der aber das Signal zur Steigerung der Luſtbarkeit gab. Die Muſikanten in der Scheune drüben ſtimmten einen neuen Hopſer an, welcher Aufforderung die jungen Leute mit Ausnahme des Jages, der ſich zu dem Schulmeiſter ſetzte, nicht widerſtehen konnten.

Schäkernd, juheiend und lachend drängten ſie ſich tumultariſch zur Thüre hinaus.

In der Stube wurde es jetzt ebenfalls lauter, rückſichtsloſer ungenirt bäueriſcher. Der hölliſche Knaſter, genannt Schwarzer Poſtreiter, lag in dicken Wolken über dem Tiſche, die Bierkrüge hatten den Weingläſern entſchieden das Feld geräumt und der Luixenbauer ſchenkte ſich das ſeinige, wie aus Verſehen, ein paarmal mit Zwetſchgenwaſſer voll und leerte es auf einen Zug, weswegen ihm auch die dicken Knollaugen bereits verdächtig aus dem Kopfe hervorquollen und er nach jedem dritten Worte immer ſein „Kreuzſakerment!“ hören ließ — kurz, wir merkten, daß es Zeit zum Aufbruch ſei.

Natürlich ſuchte man uns zurückzuhalten, allein Fabian lehnte das Andringen der Bronnenbäuerin freundlich ab, mit dem Bemerken, er habe morgen in der Frühe eine Seelenmeſſe zu leſen.

„Eine Seelenmeſſe? Für wen denn, Herr Pfarr'?“ fragte die Hausfrau.

„Für den ſeligen Tone der armen Hanne. Ihr wißt, liebe Bäuerin, mein Vorgänger hatte beſchloſſen, alljährlich eine Meſſe für den Verunglückten zu leſen, und ich will's ihm nachthun, zum Troſte der armen Wittwe und ihres Kindes, welchen dieſe kleine Aufmerkſamkeit beweiſen ſoll, daß die Tröſtungen der Religion für die Armen ſo gut da ſeien als für die Reichen.“

„Das iſt ſchön von Ihnen, Herr Pfarr', und ich will morgen g'wiß auch in der Kirche ſein. Jetzt fällt mir auch ein, daß es ſich grad' heut' Nacht wieder jährt, daß der arm' Tone in d' Donau g'fallen iſt.“

Meine Augen ruhten bei dieſen Worten der guten Bäuerin zufällig auf dem Luixenbauer und ich erſchrak, als ich bemerkte, daß er ſich dabei verfärbte und zuſammenfuhr, dann aber mit Haſt das Glas zum Munde führte und raſch hinuntergoß. Der Bronnenbauer ſeinerſeits, welcher ſich mit dem Schultheiß über eine Gemeindeſache herumſtritt, hatte nichts gehört.

Nach allſeitigem Gutenachtſagen verließen wir das Haus und den Hof. Der Jages gab uns bis zum Bronnen unter der Linde das Geleite und hier fragte er den Pfarrer, ob derſelbe mit ſeinem Vater „von wegen der Sach'" geredet habe.

„Ich hatte nur wenig Gelegenheit dazu, armer Junge", antwortete Fabian; „weißt, es ging gar zu bunt und laut her. Aber wart' nur, ich will die Sache an einer andern Seite anpacken und ſehen, was ſich bei der Kätter ausrichten läßt."

„Ja, reden Sie ihr nur in's G'wiſſen, Herr Pfarr'. Sie wird doch nicht mit G'walt ein' Mann haben wollen, der nichts von ihr will. Will ſie aber doch, ſo will halt ich nit, und jetzt gut' Nacht!"

Mit dieſen Worten kehrte er um, und als er einige Schritte von uns entfernt war, ſang er mit heller Stimme:

„Zu dir bin i ganga,
Zu dir hot's mi g'freut,
Und zu dir gang i wieder
Und 's iſt mir nit z'weit!"

Die Nacht war finſter und heißdunſtig. Am Himmel braute und drohte noch immer das Gewitter und nur zuweilen ſchien es, als werde der Vollmond, der hinter den Wolkenmaſſen ſchwebte, dieſe durchbrechen und in ſeiner Schönheit hervortreten.

Wir kamen beſchleunigten Schrittes zu Hauſe an und ich theilte dem Freunde noch die von mir gemachte Wahrnehmung mit, daß der Luixenbauer bei der Erwähnung von Tone's Tod erſchrocken ſei.

„Seltſam!" bemerkte Fabian einſilbig und hiermit wünſchten wir uns gute Nacht.

Auf mein Zimmer gegangen, fühlte ich — wahrſcheinlich war der hitzige Karthäuſer daran ſchuld — noch kein Bedürfniß zu ſchlafen und öffnete das Fenſter, um noch eine Weile dem Kampfe des Mondes mit den Wolken zuzuſehen.

Der Wind hatte ſich ſchnaubend erhoben und einem kleinen Fleck am Himmel die Wolkendecke abgeſtreift.

Der Mond ſchaute groß und voll von dorther auf den Gottesacker herab und mir kam vor, als ſähe ich zwiſchen den Kreuzen hindurch an einem der Grabhügel ein weibliches Weſen knieen, welches aber im nämlichen Augenblick aufſtand und langſam der Friedhofspforte zuging, um durch dieſelbe zu verſchwinden. Kurz darauf vernahm ich aus der Richtung her, wo die Hütte der armen Hanne lag, leiſe, melancholiſche Töne, die aus einer weiblichen Bruſt kommen mußten.

Ich bog mich lauſchend in die Nacht hinaus und ſeltſamer Weiſe hörte ich auf dieſem abgelegenen Bauerndorf aus dem ſchönſten Liede eines in unſerer ſchnelllebenden Zeit lange ſchon verſchollenen Dichters deutlich folgende Strophen:

„Still und hehr die Nacht!
Des Himmels Augenpracht

Hat nun den Reih'n begangen.
Schweb' hoch hinauf wie Glockenklang
Der Liebe ſanfter Nachtgeſang,
Klopf' an die Himmelspfort' mit brünſtigem Verlangen.

Die ihr dort oben brennt
Und keuſche Flammen kennt,
Ihr Heiligen mit reinen Zungen,
Ach, benedeiet unſer Herz!
Wir dulden, dulden bittern Schmerz,
Wir haben ſchwer gerungen."

„Iſt denn das nicht die Stimme des Beſele?" fragte ich mich. „Aber wie ſollte das Mädchen zu dieſem Liede kommen?" Da fiel mir Fabians Singverein ein, welchem ja das Beſele ebenfalls angehören konnte.

Noch lange ſtand ich träumeriſch am Fenſter. Der momentane Sieg des Mondes war bald vorüber. Der Wind ſchnaubte mir jetzt heiß und heftig in's Geſicht — noch einen Augenblick und das nächtliche Gewitter brach in ſeiner ganzen Majeſtät los. Der Himmel ſtand alsbald in blauen und ſchwefelgelben Flammen, der Donner zog alle Regiſter ſeiner erderſchütternden Orgel und ein Wolkenbruch peitſchte weitum die Gegend.

## Sechſtes Kapitel.

Ertrunken! — „Verflucht ſei die Donau!‘ — In der Kirche. — Ein Abſchied, eine Beichte und eine Abſolution. — „Da nimm ſie!“ — Ein Geiſterſpuk. — Ende gut, alles gut.

Am folgenden Morgen war ich früher auf als am vorhergehenden.

Neugierig, zu erfahren, wie das Land nach dem nächtlichen Gewitterſturm ausſehe, fuhr ich raſch in die Kleider und ſchlich mich leiſe die Treppe hinab und zur Hinterthüre hinaus. Durch die Pfarrwieſe an den Mühlbach gelangt, verfolgte ich dieſen aufwärts und ſog mit Entzücken die balſamiſche Morgenfriſche ein.

Noch zögerte die Sonne, im Oſten heraufzuſteigen. Ein kühles Säuſeln ging durch die tropfenden Wipfel der Bäume. Nur ſchüchtern ließ ſich da und dort ein Vogel hören. Auf dem Fluſſe lagerte eine Nebelbank, ein frühzeitiger Vorbote des Herbſtes. Die Natur ſah ſo keuſch, ſo unberührt und erwartungsfriſch aus wie ein Mädchen, dem der Buſen zu ſchwellen beginnt und ob deſſen Herz die Sonne der Leidenſchaft noch nicht aufgegangen iſt.

Als ich mich wenige Schritte unterhalb der Mühle vom Bache ab und in die Felder hinein wandte, ſah ich den alten Soldaten die Anhöhe herabkommen. Ich rief ihn an, um nach dem Befinden der Müllerin zu fragen, und erhielt den Beſcheid, die alte Frau habe vortrefflich geſchlafen und befinde ſich entſchieden in der Wiedergeneſung.

„Aber, Herr", fügte der Courage ſeinem Berichte hinzu, „das war ein Wetter heut' Nacht! War in dem Lehnſtuhl am Ofen eingeduſelt, als mich der Donner aufweckte. Sakriſti, ſag' Ihnen, der Himmel ſah drein wie beim Brande von Moſkau und gedonnert hat's, als lieferten die himmliſchen Heerſchaaren einander eine Schlacht von Bautzen."

„Ihr ſeid alſo bei Bautzen mit dabei geweſen?" fragte ich.

„Das will ich meinen, Herr, und ſag' Ihnen, da ging es recht napoleonmäßig zu. Parbleu, was da für eine Maſſe von Kanonen gegen einander donnerte!"

„Wenn Ihr nicht des Schlafes bedürftet nach Eurer Krankenwache, ſo möchte ich wohl etwas Weiteres von jener Affaire hören."

„Ich des Schlafes bedürfen, Herr? Ein ſo alter Soldat ſchläft nicht viel und dann hab' ich auch ſattſam geſchlafen, maßen die alte Müllerin über meinen Geſchichten ſchon frühe eingeduſelt war. Sie gehen, ſcheint es, auf die Steinbruck zu und da geh' ich mit — avec votre permission. Horch, da läutet's zum erſtenmal. Bis es zu der Seelenmeſſe für den Tone ſelig zuſammenläutet, ſind wir lange wieder zurück — courage!"

Demnach verfolgten wir mitſammen unſern Spaziergang durch das Gelände im Rücken des Dorfes und dann hinab gegen den Fluß, welchen wir mittels der ſteinernen Brücke überſchritten. Indem wir am linken Ufer hinauf gingen, unterbrach der Courage ſeine Schilderungen von Attaken und Bataillen plötzlich mit dem Ausruf:

„Sehen Sie doch, Herr, was gibt's denn dort auf dem Luizenhof? Sehen Sie, wie die Leute über den Steg laufen? Sollt' es ein Unglück gegeben haben? Wollen doch mal ſehen!“

Wir zogen raſcher aus und kamen bald in der Nähe des Steges an, unter welchem der Fluß, von den nächtlichen Regengüſſen geſchwellt, trübe und hochrauſchend daherſchoß.

Auf dem Raſenplatz, über welchen vom Steg her der Weg auf die Gebäulichkeiten des Luizenhofes zuführte, umſtand eine zahlreiche Gruppe von Landleuten einen Gegenſtand, welchen wir noch nicht zu erkennen vermochten.

„Mordieu“, ſagte der alte Soldat, „daß iſt ja grad' wie heut' vor drei Jahren, als man den Tone ſelig aus der Donau gezogen hatte.“

Aufgeregt und geſpannt traten wir näher und bemerkten jetzt, daß die Mannsleute unter den Verſammelten ſtarr vor ſich hinſchauten, und hörten abgebrochene Rufe des Schreckens von ſeiten der Weiber, denen ein wildes, geheulartiges Schluchzen antwortete.

„Was gibt es denn?“ fragte ich ein junges Mädchen, welches, von der Gruppe weg dem Dorfe zueilend, an uns vorüberrannte.

„Ach, Herr Jeſes!“ ſchrie uns die Gefragte rückwärts gewandt zu, ohne ſtille zu ſtehen. „Der Luizenbaur iſt verſoffa!“

Ich ſtand beſtürzt und ſah den alten Soldaten an, der ganz bleich geworden war und mir einen unbeſchreiblichen Blick zuwarf.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Gruppe, denn der herbeigeholte Schultheiß war gekommen, und da lag der Ertrunkene auf dem Raſen.

Es war ein ſchrecklicher Anblick!

Der ſchwere Todeskampf, welchen der Unglückliche mit dem naſſen Element gekämpft hatte, war in deutlichen Zügen auf ſein verzerrtes, blauangelaufenes Geſicht geſchrieben. Einer ſeiner großen Stiefel war ihm durch das wilde Waſſer vom Fuße geriſſen worden; ſeine Finger, mit denen er wahrſcheinlich auf dem Grunde des Flußbettes in grimmiger Agonie nach einem Halt umhergegriffen, waren bis auf die Knochen aufgeſchürft und mit Blut bedeckt.

So war er vor etwa einer halben Stunde wenige Schritte unterhalb des Steges, deſſen Geländer auf der einen Seite ganz verſchwunden war, aufgefunden worden, mit den Füßen in einem von dem angeſchwollenen Waſſer halbüberflutheten Erlenbuſche hängend.

Kaum minder furchtbar als der Anblick des Todten erſchien der des Schmerzes ſeiner Tochter, der Kätter, welche ſich neben dem Leichnam niedergeworfen hatte und, ohne auf die Zuſprache einiger um ſie herſtehenden Vettern und Baſen zu achten, die Luft mit den ungezügeltſten Wehklagen erfüllte.

Der Schultheiß hatte wider mein Erwarten Takt genug, die halbbeſinnungsloſe Tochter durch ihre weiblichen Verwandten von der Leiche weg und in's Haus bringen zu laſſen, worauf er an Ort und Stelle ein vorläufiges Verhör mit den Umſtehenden über den traurigen Fall veranſtaltete.

In dieſe Fragen und Antworten klangen die Töne der

Glocken, welche drüben die Seelmeſſe einläuteten, ſeltſam herein und der aufgedunſene Leichnam erſchien in den erſten Strahlen der Sonne, die inzwiſchen aufgegangen, nur noch grauenhafter.

Aus den Fragen des Schultheiß und der Beantwortung derſelben ſeitens der Anweſenden ergab ſich, kurzgefaßt, dieſes Reſultat: Die Kätter hatte ſich, vielleicht aus Verdruß, weil der Jages, nachdem er ein paarmal mit ihr herumgetanzt, ſich nicht weiter um ſie bekümmerte, ſchon um zehn Uhr von der Sichelhänge auf dem Bronnenhof nach Hauſe begeben. Die Gäſte des Bronnenbauers, mit Ausnahme des Luizenbauers, waren mit dem Schultheiß um die elfte Stunde in's Dorf zurückgegangen, gerade bevor das Gewitter losbrach. Der Luizenbauer mußte bis gegen zwölf Uhr, wo das Unwetter am ärgſten raſte, mit ſeinem Nachbar getrunken haben, denn um dieſe Zeit weckte der letztere einen ſeiner bereits eingeſchlafenen Knechte, damit derſelbe den Luizenbauer nach Hauſe führe. Allein dieſer wies mit der groben Halsſtarrigkeit, wie ſie oft Betrunkenen eigen iſt, den Knecht zurück, der ſich dann auch nicht lange zurückweiſen ließ und ohne Umſtände ſein Bett wieder aufſuchte, nachdem er den Luizenbauer bis zum Bronnen unter der Linde geführt hatte. Von da ab wußte man nichts mehr von dem Verunglückten, deſſen Abweſenheit von Hauſe erſt am Morgen auffiel, weil er ſeine Leute längſt daran gewöhnt hatte, ihn ganze Nächte nicht heimkommen zu ſehen. Einer ſeiner Knechte, der in aller Frühe mit der Senſe auf einen Acker an der Donau ging, Klee zu mähen, ſah den Ertrunkenen in der beſchriebenen Weiſe im Waſſer hängen.

Alle Stimmen vereinigten ſich in der Annahme, der Verunglückte müßte inmitten des tobenden Orkans auf dem Stege vom Rauſche übermannt worden, mit der Schwere ſeines ungefügen Körpers gegen das Geländer gefallen ſein, daſſelbe zerbrochen haben, ſo in's Waſſer geſtürzt und ungehört und hilflos ertrunken ſein.

Ich eilte, meinen Freund von dem traurigen Vorfall in Kenntniß zu ſetzen.

Als ich über den Steg ging, mich vorſichtig auf der noch mit einem Geländer verſehenen Seite haltend, fühlte ich einen leiſen Schlag auf der Schulter und hörte den hinter mir hergehenden Courage flüſternd ſagen:

„Gerade in dieſer Stunde ſind drei Jahre um, ſeit man meinen armen Vetter aus der Donau gezogen, und jetzt liegt der Luixenbauer todt auf dem Ufer. Iſt das nicht kurios, Herr? In der nämlichen Nacht, wo er vor drei Jahren ... hm, Herr, Sie wiſſen nicht .... 's iſt beſſer, jetzunder von der Sache ganz zu ſchweigen.“

„Gewiß! De mortuis nil nisi bene.“

„Weiß nicht, was Sie da ſagen, Herr. Aber glauben's mir, ich alter Knaſterbart war halt mein Lebtag nie ſo von der Gerechtigkeit unſeres Herrgotts überzeugt wie vorhin, als ich den Luixenbauer todt vor mir liegen ſah. Kann nichts dafür, Herr, — courage!“

Beim Pfarrhauſe trennte ſich der alte Soldat von mir, um nach der Kirche zu gehen, ob er gleich von der Seelmeſſe für ſeinen Verwandten nur noch ein kleines Stück abbekommen konnte, denn ſchon wurde zur „Wandelung“ geläutet.

Die Neuigkeit von dem Tode des Luixenbauers war bereits in den Pfarrhof gelangt und zwar durch den Bronnenbauer, welcher wenige Augenblicke vor mir angekommen und in Abweſenheit der Frau Margret, welche dem Gottesdienſt anwohnte, von der Magd in die Stube gewieſen worden war. Hier traf ich ihn und fuhr bei ſeinem Anblick betreten zurück.

Denn eine unerklärliche Veränderung war ſeit geſtern Abend mit dem Manne vorgegangen. Sein ſonſt ſo rothes, aufgeblaſenes Geſicht war jetzt ſchlaff und bleifarben; die blaſſen Lippen zuckten krankhaft und die blutunterlaufenen Augen ſtarrten bald regungslos in die leere Luft, bald rollten ſie unſtät umher, wie um einem peinlichen Anblick auszuweichen. Dem Ausdruck ſeiner Züge entſprach die Unordnung in ſeinem Anzuge vollkommen und die ganze Erſcheinung hatte etwas ſo Unſicheres, Haſtiges, Fahriges, daß ich einen recht widrigen Eindruck davon bekam.

In meinen Tritten auf dem Flur die des Pfarrers vermuthend, war der Bauer aufgeſtanden, und als ich die Thür öffnete, ſtieß er raſch die Worte hervor:

„Kommet Ihr endlich, Herr Pfarr'? Ich hab' g'meint, die Seelmeſſ' wollt' ſchier gar kein End' nit nehmen. Hab' Euch was von abſonderlicher Wichtigkeit —“

Seinen Irrthum gewahrend, brach er ab und ſagte verſtört:

„Ah ſo, Ihr ſeid's, Herr . . . r . . . r! Hm, ſchön Wetter heut'.“

„Sehr ſchönes in der That“, entgegnete ich, „viel beſſeres, als man nach dem furchtbaren Sturm von heute Nacht erwarten durfte.“

Der Mann ſchwieg eine Weile. Dann ſagte er mit einem ſchweren Seufzer, vielleicht dem erſten, welcher ſeit Jahren ſeine Bruſt ſchwellte: „Ja, 's war ein gruſeligs Duraweatter, und da iſt's halt kein Wunder, wenn der —"

Er verſchluckte das Ende des Satzes und trat an's Fenſter, an deſſen Scheiben er mit den Fingern zu trommeln begann.

„Ich komme gerade von der Donau herein", fuhr ich fort; „die iſt mächtig angeſchwollen."

„Die Donau?" entgegnete der Bauer, ſich haſtig gegen mich umkehrend. „Verflucht ſei ſie und verdammt!"

Und wieder brach er ab, um abermals an den Fenſterſcheiben zu trommeln und Unverſtändliches vor ſich hin zu murmeln.

Ich war recht froh, daß ich die hintere Hausthüre gehen hörte und die Schritte Fabians vernahm, verließ auch bei ſeinem Eintritt ſogleich die Stube und hörte, die Thüre hinter mir zuklinkend, den Bauer nur noch mit beklemmter Stimme ſagen:

„Oh, Herr Pfarr' —"

Eine wunderliche Unruhe trieb mich aus meinem Zimmer, in welches ich hinaufgegangen, wieder in's Freie. Mechaniſch durch die Hinterthür auf den Kirchhof hinausgetreten, fiel mir bei, daß Fabian gelegentlich eines merkwürdigen alten Grabmals erwähnt habe, welches ſich in der Kirche befände. Ich ging, es anzuſehen, und indem ich den Friedhof durchſchritt, kam ich an dem Courage vorüber, der mit einem dürftig ſchwarzgekleideten Mütterchen, in welchem ich die arme Hanne vermuthete, betend an einem ſchon über und über mit Raſen bedeckten Grabe ſtand. Die übrigen Andächtigen waren ſchon weggegangen.

In der Kirche ſtieg ich links vom Portal zur Emporkirche hinauf, wo die Orgel ſtand, um von dort einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen, bevor ich die Einzelheiten muſterte.

Es iſt ein hochgewölbtes und ſauber gehaltenes Gotteshaus, die frohdorfer Kirche, deren Chor mit einem gothiſchen Spitzbogengeflecht von hohem Alter zeugt, während das Schiff offenbar aus einer weit ſpäteren Zeit herrührt. Die Morgenſonne überſtrömte, durch ein hohes Spitzbogenfenſter fallend, den Hochaltar mit einer Lichtfluth, während die übrigen Theile des Gebäudes noch in morgendlicher Halbdämmerung lagen.

Ich wollte gerade meinen Standpunkt verlaſſen und hinab in das Chor ſteigen, um das daſelbſt befindliche Grabmal aus dem Mittelalter zu beſichtigen, als mein Blick auf eine Art kleiner Seitenkapelle fiel, in welcher ein mit den düſteren Emblemen des Todes, wie ſie die Trauerfeierlichkeiten der katholiſchen Kirche begleiten, verzierter Altar ſtand. An dieſem Altar hatte Fabian vorhin ſeine Seelmeſſe geleſen und auf der unterſten Altarſtufe ſah ich ein junges Mädchen knieen, die Hände gefaltet und den Kopf auf die Bruſt geneigt.

Es war Befele, die wohl ihre Andacht verlängert hatte, um vom Himmel Segen für den Schritt zu erflehen, welchen ſie zu thun im Begriffe war, Segen für ihr bevorſtehendes Fortgehen aus Frohdorf.

Aber die Beterin war nicht allein in der Kirche, denn wenige Schritte hinter ihr lehnte der Jages an einem Stuhl.

Ich nahm wohl mit Grund an, er ſei gekommen, ſeinem Schätzle noch ein liebes Wort zum Abſchiede zu ſagen.

Nachdem die beiden Liebenden lange in ihren Stellungen verharrt hatten, machte Befele eine Bewegung, als wollte ſie aufſtehen. Im nächſten Augenblick kniete der Jages neben ihr. Sie rückte, ohne nach ihm umzuſehen, zuerſt ein wenig von ihm weg, erhob ſich dann aber raſch, trat ein paar Schritte vom Altar zurück und verweigerte ihm, als er ihr folgte, ihre Hand, die er zu faſſen ſuchte, nicht. Da er aber, hierdurch kühner gemacht, ſich zu ihrem Antlitz herabbog, wandte ſie mit einer anmuthigen Beugung den Kopf ſeitwärts und deutete mit der Hand auf den Altar, wie um ihn an die Heiligkeit des Ortes zu erinnern.

Er gehorchte und nun entſpann ſich zwiſchen den beiden ein eifriges Geflüſter, wovon ich nichts verſtehen konnte, wenn mir auch die Gebärden der Liebenden, welche ich, in dem Orgelwinkel geborgen, recht gut beobachten konnte, den ungefähren Inhalt dieſer Flüſterworte verriethen.

Zuletzt zog das Mädchen den jungen Mann vor den Altar. Beide knieten vor demſelben nieder und die fromme Regung Beſele's ſchien ſich auch ihrem Geliebten mitgetheilt zu haben; denn beide verharrten, in Andacht verſunken, eine gute Weile, und ſo ſehr waren ihre Empfindungen im Gebete aufgegangen, daß ſie nicht wahrnahmen, wie mit einmal die Sakriſteithüre ſich aufthat und der Pfarrer mit übergeworfener Stola heraustrat, gefolgt von dem Bronnenbauer, der geſenkten Hauptes einherging.

Da die beiden Männer nicht aus dem Chor herunter in's Schiff der Kirche ſtiegen, ſondern der Sakriſteithüre zur Seite in einen Beichtſtuhl traten, ſo konnten ſie ihrerſeits das knieende Paar nicht bemerken.

Der Pfarrer nahm dem Bauer die Beichte ab.

Es war eine lange und mußte eine ſchwere ſein, denn ich ſah, wie die Hände des Bronnenbauers auf dem ſchmalen Brettchen vor dem Gitter zitterten, welches ſein Geſicht von dem des

Prieſters trennte, und wie ſeine unten aus dem Beichtſtuhl hervorragenden Füße krampfhaft zuſammenſchlugen.

Endlich hörte ich die klangvolle Stimme Fabians das entlaſtende: „Ego te absolvo!“ ſprechen und einige Augenblicke nachher traten die beiden aus dem Beichtſtuhl.

Der Bauer kniete betend auf die Staffel nieder, welche das Chor von dem Schiffe trennte, und der Pfarrer ſtand unbeweglich hinter ihm.

Die betenden Liebenden waren durch die Stimme des Prieſters, als er die Formel der Abſolution ausgeſprochen, in ihrer Andacht geſtört worden. Da aber darauf wieder alles ſtille wurde, verblieben ſie in ihrer Stellung.

So wurden ſie von dem Pfarrer erſchaut, welcher den Bauer, als dieſer ſich wieder erhoben hatte, einige Schritte weit in das Schiff heruntergeleitete.

Ich ſah einen Stral herzinniger Freude auf dem Antlitz des Freundes aufflammen.

Er ſtand ſtill, legte die eine Hand dem Bronnenbauer auf die Schulter und ſtreckte die andere mit gebietender Gebärde gegen das Paar aus.

Der Bauer verſtand den Wink und ließ ſich von dem Pfarrer auf den Altar zuführen.

Die Liebenden waren aufgeſprungen. Das Beſele ſenkte bei dieſer Ueberraſchung die Augen in ſchreckenvoller Scham, der Jages aber ſtand aufrecht, faſt trotzig und herausfordernd da, wie um die Geliebte diesmal ſelbſt gegen den Vater zu vertheidigen.

Aber es bedurfte keiner Vertheidigung.

„Komm, Veſele!“ ſagte der Bronnenbauer mit bebender Stimme. „Komm und gib mir d' Hand und laß, ich bitt' dich, alles vergeben und vergeſſen ſein, was ich dir und deiner Mutter und deinem Vater ſelig hab' z' Leid gethan. Sag', willſt?“

„Oh“, entgegnete das Mädchen faſt unhörbar, „'s iſt ſchon vergeben und vergeſſen und — und — ich hab' halt nichts dafür können, daß mir der Jages —“

Sie konnte nicht vollenden, denn Thränen erſtickten ihre Stimme.

„Mein Jages“, ſagte der Bauer, „der hatte recht und ſoll recht haben und dich!“

So ſprechend faßte er nach der Hand des Sohnes, legte die des Veſele hinein und ſagte:

„Da nimm ſie und halt' ſie in Ehren! Sie g'hört dir, und — und habet einander lieb und bleibet brav euer Lebtag!“

Der Jages drückte mit der Linken ſein Mädchen an ſich, bot die Rechte dem Vater hin und ſein Dankwort: „Gott vergelt's Euch, Vater!“ klang faſt jauchzend.

Ein Strom von Zähren brach aus den Augen des Bauers, indem er ſich an die Schulter des Sohnes lehnte.

Fabian aber legte dem glücklichen Paare die Hände auf die Häupter und ſprach feierlich:

„Ich verlobe euch im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“

„Amen!“ rief ich laut aus, unfähig, meine freudige Bewegung länger zu bemeiſtern.

Der nächſtfolgende Tag verging ohne einen bemerkenswerthen Vorfall.

Freitags ward dann der Luixenbauer begraben.

Nach dem von einem pomphaften „Seelenamt“ begleiteten Begräbniß hat der Pfarrer, welcher die letzten Tage her ſehr ſtill und ernſt geweſen, auf einem einſamen Waldſpaziergang, nachdem er lange ſinnend neben mir hergegangen, plötzlich die Frage:

„Glaubſt du an Geiſterſpuk?“

„Bei uns in Deutſchland nicht“, entgegnete ich leichthin. „Die guten Deutſchen ſind viel zu ruheſüchtig, um ſich nach ihrem Tode noch einmal aus ihren Gräbern zu bemühen.“

„So eine Antwort erwartete ich ungefähr; allein nicht alles und jedes iſt mit einem guten oder ſchlechten Witz abgethan. Du weißt, in der Nacht vom Dinſtag auf den Mittwoch iſt der Luixenbauer ertrunken. Er muß ſeinen Tod gefunden haben, nachdem er gegen die Mitternachtsſtunde zu vom Bronnenhofe weggegangen. Was ſagſt du nun dazu, daß er oder ſein Geiſt oder ſein Geſpenſt, wie du willſt, dem Bronnenbauer unmittelbar darauf, zwiſchen zwölf und ein Uhr in der Nacht erſchienen iſt?“

„Ich ſage, lieber Fabian, das iſt eine koſtbare Spukgeſchichte, die du ohne Verzug dem guten Geiſterſeher Kerner nach Weinsberg melden ſollteſt.“

„Spotte nur zu! Aber du wirſt doch zugeben, daß in der That nur ein Wunder die plötzliche und gänzliche Sinnesänderung des Bronnenbauers bewirken konnte?“

„Ein Wunder allerdings war hier nöthig, allein daſſelbe löſt ſich bei näherem Zuſehen wohl in ein Zuſammenwirken pſychiſcher Motive auf. Ich brauche nicht bloß an das zu erinnern, was dir der Courage von jener Nacht erzählte, wo des

Beſele Vater umgekommen, und dann habe ich nicht nöthig, meine Phantaſie allzuſehr anzuſtrengen, um zu errathen, was dir der Bronnenbauer vorgeſtern im Beichtſtuhl anvertraut hat.“

„Du könnteſt dennoch fehlſchießen mit deiner Phantaſie und deinen pſychologiſchen Schlußfolgerungen. Aber ich mag mich mit einem ſolchen Heiden gar nicht über derartiges herumſtreiten. Thatſache iſt, daß noch am Dinſtag der Bronnenbauer eher auf der Stelle geſtorben wäre, als daß er zur Heirat ſeines Sohnes mit dem blutarmen Beſele ſeine Einwilligung gegeben hätte, und daß er ſchon am Mittwochmorgen dieſe Einwilligung freiwillig gab.“

„Freiwillig? Hm, es gibt Mächte des Gewiſſens und der Reue, die — doch genug. Mich freut der Ausgang dieſer oberländer Dorfgeſchichte viel zu ſehr, als daß ich mich aufgelegt fühlte, dich zu irgend einer Verletzung des Beichtgeheimniſſes verlocken zu wollen.“

Am darauf folgenden Tage, als am Samstag, war „Heiratstag“ auf dem Bronnenhof, wobei durch meines Freundes kluge Vermittelung ausgemacht wurde, daß das junge Paar in der nächſten Zeit auf der Mühle hauſen ſollte, um der Ahne die Laſt der Geſchäfte abzunehmen. Dadurch war allfälligen künftigen Mißhelligkeiten zwiſchen der armen Söhnerin und dem reichen Schwiegervater vorgebeugt, wenngleich ſolche kaum zu befürchten waren, da nicht nur der Hochmuth und die Rauhheit des Bronnenbauers einen vernichtenden Stoß erhalten hatten, ſondern auch ſeine Lebenskraft überhaupt gebrochen ſchien.

Sonntags predigte Fabian über die Worte Jeſu: „Ich ſage euch, eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein

Reicher in das Reich Gottes eingeht!" Nachher wurden der Jages und das Befele von der Kanzel herab „verkündigt", das heißt, als Brautleute aufgeboten.

Am Abend verſammelte der Pfarrer den Singverein des Dorfes in ſeinem Garten und hier empfing das Brautpaar die Glückwünſche ſeiner Altersgenoſſen. Das Befele in ſeiner Befangenheit, welche an das plötzliche Glück, an die wunderſame Wendung des Geſchickes noch immer faſt nicht zu glauben wagte, war allerliebſt. Der Jages in ſeiner Liebes- und Siegesfreude erſchien noch um einen Kopf größer als ſonſt. Auch der alte Soldat war da und ſpäter, als es zu dunkeln begann, kamen der Bronnenbauer und ſeine Bäuerin, die alte Müllerin und die arme Hanne, ſowie der Schulmeiſter und Schultheiß und der Hannsjörgebauer, welche alle der Pfarrer zum Nachteſſen gebeten hatte.

Frau Margret deckte mit ihrem getreuen Annele den Tiſch in der Geißblattlaube, ob welcher groß und klar die Sterne am Firmamente funkelten. Aber bevor wir uns zum Eſſen niederſetzten, verſammelte Fabian noch einmal ſeinen Liederkranz um ſich und in die laue ſtille Sommernacht hinaus klang in langgehaltenen feierlichen Akkorden das Lied:

„Klarer Liebesſtern,
Du leuchteſt fern und fern
Am blauen Himmelsbogen.
Dich rufen wir heut' alle an,
Wir ſind der Liebe zugethan —
Sie hat uns ganz und gar zu ſich gezogen.

Still und hehr die Nacht —
Des Himmels Augenpracht

Hat nun den Reih'n begangen.
Schweb' hoch hinauf wie Glockenklang
Der Liebe ſanfter Nachtgeſang,
Klopf' an die Himmelspfort' mit brünſtigem Verlangen.
Klopf' ſanft mit beiden Flügeln an!
Klopf' ſanft, und dir wird aufgethan!

* * *

Am folgenden Tage verließ ich Frohdorf, als Summe meiner Erlebniſſe daſelbſt die Erfahrung mitnehmend, daß im Volke trotz alledem noch heute Lebensmächte thätig und Menſchengeſchicke beſtimmend ſind, welche in den ſogenannten gebildeten Klaſſen nur noch eine konventionelle oder auch gar keine Bedeutung mehr haben.

Ende des dritten Bandes.

Leipzig,
Druck von Bär & Hermann

# Novellenbuch

von

**Johannes Scherr.**

Zehnter Band.

## Michel.

Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Band IV.

* * *

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1877.

# Michel.

## Geſchichte eines Deutſchen unſerer Zeit.

Von

**Johannes Scherr.**

Vierte, neu durchgeſehene Auflage.

Vierter Band.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Julius Günther.
1877.

## Siebentes Buch.

# Auf der rothen Fluh.

## Erſtes Kapitel.

Eine Abſchiedsrede Fabians. — Auch eine Art von Patriotiſmus. — „Ein ſchöner Stern geht auf.“ — Frau Ziegenmilch „enorm fort“. — Der Exdirektor eines Kohlengeſchäfts macht dem Autor Beine.

Der Fabian hatte zum Abſchied noch zu mir geſagt:

„Es iſt dem Menſchen nicht gut, daß er allein und heimatlos ſei. Und dir, lieber Michel, dir iſt es gar nicht gut. Du biſt nicht gemacht, ein Einſamer und Heimatloſer zu ſein. Bleibſt du beides noch lange, ſo wirſt du ein vertrübter, vergrillter alter Menſch werden. Ich kenne dich. Denk' an mich und an das, was ich dir da ſagte, und ſorge beizeiten, daß du zu mir ſagen kannſt: Alter Fabiane, ſiehſt du, da bin ich daheim. Dann gehen wir aus der Stube, wo wir beim Mittagstiſch ſaßen, in dein Bücherzimmer hinüber oder hinauf, rauchen zum Kaffee und ſchwätzen von alten Zeiten. Hierauf kommt deine Frau —“

„Meine Frau?“ unterbrach ich den Freund. „Gott tröſte dich! Wer ſollte meine Frau ſein?“

„Wie du nur wieder biſt oder thuſt! Du weißt ſo gut oder beſſer als ich, daß, wenn ich dich an der Seite einer Frau denke, nur von einer die Rede ſein kann. Den Namen brauch' ich nicht zu nennen, denn, lieber Alter, wenn du jetzt auch ein leidlicher Geſchäftsmann ſein magſt, ſo praktiſch, daß du es bis zum Heuchler gebracht hätteſt, biſt du doch noch nicht geworden. Glaub' mir, ich ſehe zur Stunde klarer in deine Sachen hinein als du ſelbſt. Ich habe die Erzählung deiner Erlebniſſe, deine zerſtreuten Aeußerungen und hingeworfenen Winke ſummirt. Zwiſchen dir und der verhätſchelten, launiſchen Tochter Mammons, dieſer Julie Kippling, ſo reizend und verführeriſch ſie immer ſei, konnte ſich kein rechtes Verſtändniß bilden. Der ganzen Anlage deines und ihres Weſens zufolge war das unmöglich. Du biſt ſo geartet, daß nicht die wilde und trübe Lohe der Leidenſchaft dein Glück macht — du brauchſt Liebe und du weißt, wo du ſie findeſt. Verpaſſe nicht die beſte Zeit! Nach dem, was du mir über die Reſultate deiner letzten Geſchäftsreiſe geſagt, darfſt du ja kecklich an die Gründung eines eigenen Hausſtandes denken. Das iſt am Ende doch das Erſtrebenswertheſte, weil es das Reinmenſchlichſte iſt und ewig ſein wird."

Die Abſchiedsworte des Freundes klangen mir nach, als ich nun wieder allein meine Straße zog. Ich mußte ihm in meinen Gedanken immer lauter rechtgeben.

Die Periode der Kraftgenialität lag hinter mir, Nachdenken und Erfahrung hatten mich gelehrt, daß, wie ſchön auch Weltverbeſſerungsträume der Jugend ſtehen mögen, der gereiftere Mann, deſſen Talente und Stellung ihn nicht befähigen, in die großen Geſchicke thätig einzugreifen, ſich beſcheiden muß, in beſchränkterer Sphäre das Tüchtige zu wollen und das Rechte zu thun; ſich ſelbſt und den Seinigen zu Glück und Freude. Nur wenige, ſehr wenige können Helden der Menſchheit ſein, aber viele, alle vermögen, jeder in ſeiner Art, ein tüchtiges Glied der unendlichen Kette zu ſein, welche die Geſellſchaft ausmacht. Im Egoiſmus, und wäre es auch der Egoiſmus der Familie, zu verknöchern, iſt freilich Philiſterei. Aber in ſich ſelbſt und ſeiner Familie die Anlagen und Tugenden ſeines Volkes zur Entwickelung, die nationale Bildung zur Erſcheinung zu bringen und ſo, ſelbſt aus dem kleinſten Kreiſe heraus, nach Gelegenheit und Kräften für das allgemeine Beſte zu wirken, das iſt auch Patriotiſmus und zwar, ſcheint mir, ein beſſerer und befruchtenderer als jener, welcher in den Zeitungen Phraſen und auf der Rednerbühne Geſten macht. Uns Deutſchen vollends iſt, glaube ich, dieſer Patriotiſmus der angemeſſenſte. Denn mag man es auch beklagen, es iſt nun einmal doch ſo: wir haben zwar zeitweilig und, wenn es ſein muß, vollſtändig das Zeug dazu, die heldiſche Seite der Geſchichte zu vertreten und zu entwickeln; aber doch iſt es unſer eigenſter Beruf, die humane zu pflegen. Und wir dürfen fürwahr uns rühmen, daß wir hiefür ſchon Großes und Größtes gethan. Die Deutſchen ſind die menſchlichſten Menſchen, und was humane Freiheit ſei, nur wir wiſſen und ſchätzen es. Wenn wir, wie ich in jeder Fiber meiner Seele hoffe, einmal dazu gelangen, ein in ſich geſchloſſener und feſtgefugter Nationalſtaat zu ſein, wenn Deutſchland, das erſte Kulturland Europa's, auch deſſen erſte Großmacht ſein wird, dann wird und mag der Schatz von Humanität, welchen der Genius unſerer großen Denker und Dichter und die ſtillgeduldige und raſtloſe Arbeit unſeres Volkes durch die Jahrhunderte herab mitſammen angehäuft haben, in alle Welt hinausgetragen werden und in größerer Fülle und Mächtigkeit, als jetzt ſchon geſchehen und geſchieht, der ganzen Menſchheit zu gute kommen.

In dieſem Gedankengange lag für mich viel Klärung und Beruhigung. Selbſt die Sehnſucht nach Iſolde, welche Fabian's Rede in mir wach gerufen, hatte nichts von der ungeſtümen Haſt und dem wilden Verlangen, welche die Nähe von Julie Kippling und der Umgang mit ihr in mir aufgeſtürmt hatten. In dem Maße, in welchem Zeit und Entfernung den Glanz der berauſchenden Stanhopea verblaſſen ließen, ging der keuſche Stern meiner Jugend leuchtender und verheißungsvoller mir in der Seele auf. Er ſollte jetzt nicht mehr hinter der „wilden, trüben Lohe der Leidenſchaft" verſchwinden; ich fühlte es wohl.

Und ſein Leuchten war ſo groß und ſchön, daß es mich viel Selbſtüberwindung koſtete, nicht von meinem Wege nach Süden abzuweichen, als ich drüben in der Ferne die Berge der Heimat meiner Kindheit blauduftig ragen ſah. Ich hätte Iſolde ſehen, ihr ſo vieles, alles ſagen mögen, aber ich bezwang mir das Herz in der Bruſt. Du haſt ihr verſprochen, durch eigene Kraft etwas zu werden, daher gedulde dich! Noch ein paar Jahre Arbeit und du wirſt ihr ſagen dürfen, daß du Wort gehalten.

So heiſchte es mein Stolz und ich gehorchte ihm. Aber doch nicht ſo ganz. Denn in der Gränzſtadt, durch welche mich mein Weg führte, ſetzte ich mich hin und ſchrieb an Iſolde einen langen Brief, in welchem ich mein ganzes Herz vor ihr ausſchüttete. Ich machte das theure Mädchen bis in's einzelnſte hinein zum Zeugen des Kampfes, welchen ich durchgekämpft. Ich verſchwieg nichts, beſchönigte nichts, beichtete alles, ſelbſt jene nächtliche Scene auf dem See, denn, wie ich annehmen durfte, hatte mich ja Julie gerade durch die Mittheilung des Abenteuers an Iſolde meines Gelübdes der Verſchwiegenheit entbunden.

Dann fragte ich Iſolde, ob ſie mir verzeihen, ob ſie mich losſprechen könnte, und zuletzt deutete ich an, welche ſelige Hoffnung ich auf dieſe Abſolution bauen möchte und würde.

Ich fühlte mich ordentlich leicht und froh, als ich den Brief zur Poſt trug, und wollte von da noch hinaus auf den Hafendamm, um das Abendroth auf dem ſchönen Bodenſee liegen zu ſehen und noch einmal zu den heimiſchen Geſtaden hinüberzublicken.

Wie ich aber zur Einfahrt des Poſthauſes herauswollte, fuhr ein aus dem Innern der Schweiz kommender Eilwagen daſelbſt vor und aus dem Schlage rief eine bekannte Stimme meinen Namen. Ich folgte dem Wagen in den Hof zurück, und als er hielt und der Schlag geöffnet wurde, fand ich mich keiner geringeren Perſon als meinem ehemaligen Prinzipal gegenüber.

Es war nichts Außerordentliches, einem Geſchäftsmann in einer Gränzſtadt zu begegnen; allein Herr Oſkar Ziegenmilch ſah, wie ich bemerkte, viel unruhiger und aufgeregter aus, als einem ſo gewiegten Geſchäftsmanne anſtand. Er nahm ſich auch nicht die Zeit, nach ſeinem Gepäcke zu ſehen, ſondern zog mich beiſeite und fragte haſtig:

„Haben Sie ſchon von dem Unglück, von dem enormen Unglück gehört?"

„Von was für einem Unglück? Ich kam vor kaum ein paar Stunden von drüben her hier an."

„Ah ſo! Sie kommen aus Deutſchland?"

„Ja."

„Und Sie haben dort von ihnen keine Spur geſehen?"

„Von was für ‚ihnen' denn?"

„Ja ſo, Sie wiſſen nicht . . . Ich bin noch immer ſo verwirrt, ſo enorm verwirrt . . . entſchuldigen Sie!“

„Gern; aber was hat es denn gegeben?“

„Enormes, ganz niederträchtig Enormes! Meine Lelia — ach was, zum Henker mit der Lelia! Das Romanzeug iſt an allem ſchuld! — Mein Liſeli iſt fort.“

„Frau Ziegenmilch fort?“

„Fort, ſag' ich, enorm fort.“

„Wohin denn?“

„Ja, wer weiß das? Vermuthlich nach Deutſchland.“

„Wie kam denn das?“

„Wie es eben kommt, wenn die Weiber ihren Männern durchgehen.“

„Was zum Kuckuk! Madame iſt Ihnen durchgegangen?“

„Durchgerumpelt, würde ich ſagen, wenn das eine Sache zum Spaßen wäre, das heißt, ſie iſt mit dem Kerl, mit dem ſauberen Rumpel, welcher Tiſche und Weiber verrückt machte, auf und davon.“

„Was, die ſittſame und gefühlvolle Frau Ziegenmilch iſt mit dem alten Bummler fortgelaufen?“

„Fortgefahren, mit Extrapoſt. Hat ihren Schmuck und eine hübſche Summe von Werthpapieren mitgenommen, die ich ihr nach und nach gegeben hatte, ſo zur Beſchwichtigung, wenn ſie ſich mittels kleiner und großer Eiferſüchteleien unangenehm machte — Sie verſtehen mich? Es iſt eine richtige Entführung — enorm, ganz enorm!“

„In Wahrheit, das geht über die gewöhnlichen Bummlerſchnurren des alten Jungen hinaus. Die ehrſame Hälfte von

Oſkar Ziegenmilch und Komp. ſammt Schmuck und Werthpapieren entführen, da hört der Spaß auf.“

„Ja, ich weiß ſchon, wer den Schaden hat, bekommt den Spott noch gratis dazu — eine alte, eine enorm alte Geſchichte.“

„Ich verſpotte Sie nicht, mein Lieber; aber ich erlaube mir doch, Sie daran zu erinnern, daß ich Ihnen ſeiner Zeit hinſichtlich dieſes verteufelten Rumpel einen warnenden Wink gab. Wie ich ſehe, wäre es gut geweſen, wenn Sie denſelben beachtet hätten.“

„Ja, wer konnte aber auch von einem ſo enorm praktiſchen Kerl, wie dieſer kahlköpfige Schubiak iſt, ſo was erwarten?“

„Warum denn nicht? Herr Rumpel machte in Ihrer ſchönen Stadt erſt in konſervativer Politik, dann in Religion und Myſtik. Darauf erſchien es ihm noch gewinnbringender, in Entführung zu machen, und er griff zu. Herr Rumpel iſt ein praktiſcher Menſch —“

„Das iſt wahr, ein enorm praktiſcher Menſch iſt er.“

„Gut, als ſolcher hat er nur Ihren eigenen Grundſätzen gemäß gehandelt, als er mit Beiſeiteſetzung der ‚Katechiſmusmoral‘ ein Entführungsgeſchäft machte, weil es lukrativ war. Geſchäft iſt Geſchäft und praktiſch muß man ſein, wie Sie wiſſen.“

Indem wir mitſammen nach dem Gaſthaus gingen, wo ich abgetreten war, erzählte mir Herr Ziegenmilch die Entführungsgeſchichte, ſoweit er ſie nämlich kannte. Da war ſie denn kurz beiſammen. Herr Ziegenmilch war für einige Tage in Geſchäften verreiſt geweſen. Bei ſeiner Nachhauſekunft hatte er ſeine Frau nicht mehr getroffen. Sie war in eine der abendlichen Verſammlungen gegangen, wo Herr Rumpel den odiſch-magnetiſchen Myſtagogen ſpielte, und war von da nicht wieder heimgekommen. Statt ihrer war am folgenden Tage ein Brief eingelaufen, worin ſie ihrem Herrn Gemahl erklärte, ihr gefühlvolles Herz habe der Einladung des erleuchteten Propheten und Apoſtels Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus Rumpel, ihn auf einer Miſſionsreiſe zur Ausbreitung des odiſch-magnetiſchen Heils zu begleiten, nicht zu widerſtehen vermocht, um ſo weniger, da ſie überzeugt ſein müßte, Herr Ziegenmilch werde ſich in Geſellſchaft ſeiner Ladenjungfern leicht über ihre Abweſenheit tröſten.

„Ich hätte nicht geglaubt“, fügte Herr Ziegenmilch ſeiner Erzählung faſt melancholiſch hinzu, „nein, ich hätte nicht geglaubt, daß mein ſanftes Liſeli ſo boshaft, ſo enorm boshaft ſein könnte.“

„Ich glaube auch nicht, daß Madame es war, welche dieſen Trumpf ausſpielte. Sicherlich hat ihr der erleuchtete Cyrillus Chryſoſtomus Theophilus den Brief diktirt.“

„Da könnten Sie rechthaben, Herr Hellmuth, enorm recht. Und denken zu müſſen, daß ſo ein infamer Halunk über beſagten Schmuck und beſagte Werthpapiere verfügen ſoll!“

„Oh, Sie praktiſcher Menſch und Shylock!“

„Shylock? Shylock? Kenne keine Firma dieſes Namens. Was wollen Sie damit ſagen?“

„Weiter nichts, als daß Sie fähig wären, Shylocks Aeußerung hinſichtlich der entführten Jeſſika zu parodiren und zu ſagen: Ich wollte, mein Liſeli läge todt vor mir, den Schmuck und die Werthpapiere in den Händen.“

„Da thun Sie mir Unrecht, enormes Unrecht. Ich wollte nur, ich hätte meine Frau wieder. Was ſie mitgenommen, mag meinetwegen zum Henker gehen. Oſkar Ziegenmilch und Komp. kann ſo etwas ſchon als Bagatelle anſehen. Wir“ — Herr Ziegenmilch hatte nämlich bereits von Herrn Kippling gelernt, im majeſtätiſchen Plural von ſich zu ſprechen — „wir ſind, Gott ſei Dank, in der Lage, ein Verlüſtchen verſchmerzen zu können. Aber, unter uns, ſeit mein Fräuli fort iſt, merk' ich erſt recht, daß ich ſie eigentlich enorm gern habe. Sie war im Grunde doch ein gutes Thierli.“

„Wirklich? Und warum fällt Ihnen das jetzt erſt ein? Eine vernachläſſigte Frau verfällt auf allerlei dumme Schrullen. Das iſt nur logiſch. Beſagte Ladenjungfern —“

„Bitte, nichts mehr von dieſem Artikel! Ein ſo viel beſchäftigter Mann wie ich hat zuweilen ſo ſeine kleinen Anwandelungen von Zerſtreutheit. Aber, wie geſagt, mein Liſeli fehlt mir jetzt enorm und hat mir das Eſſen gar nicht geſchmeckt, ſeit ich ihr liebes dickes Geſicht bei Tiſche nicht mehr gegenüber habe. Es iſt ein enormes Pech! Ich meine, daß ich ſie mit offenen Armen aufnähme, käme ſie nur wieder zurück.“

„Haben Sie denn ſchon die nöthigen Nachforſchungen angeſtellt?“

„Soviel ich konnte. Schon ſeit vier Tagen fahre ich deßhalb in der Welt herum. Eine Spur der Flüchtigen wies in's Gebirge hinein, verlor ſich aber bald. Eine andere, die auf den Bodenſee deutete, hab' ich bis zur letzten Poſtſtation verfolgt, wo ſie ebenfalls ausging.“

„Haben Sie auch die Polizei in Requiſition geſetzt?“

„Die Polizei? Wo denken Sie hin! Gott bewahre!

Wir müſſen auf unſern Ruf achten. Was gäbe das für ein Geſchrei und Gelächter, wenn Oſkar Ziegenmilch und Komp. mit Landjägern und ſonſtiger Polizei auf ſeine Gemahlin vigiliren ginge! Nein, nein! Ich habe deßhalb auch zu Hauſe geſagt, Madame habe eine Badereiſe angetreten. Wir müſſen das Geſchäft, das Verfolgungsgeſchäft mit äußerſter Diskretion betreiben, mit enormer Feinheit und nur ſo unter der Hand. Oh, wir waren immer ein praktiſcher Mann, wir; aber die wahre Fineſſe, wie man ſeine Fortune pouſſiren muß, haben wir doch erſt losgekriegt, ſeit wir die Ehre hatten, mit Herrn Gottlieb Kippling in Geſchäftsverbindung zu treten. Ein großer Mann, der Herr Oberſt und Kantonsrath — groß, enorm groß!"

„Ja, wie iſt denn das Kohlenlager-Erfindungsgeſchäft ausgefallen?"

„Coulant, enorm coulant, koloſſal, wie der Schuft ſagen würde, der Rumpel — aber ich will den Kerl nur gar nicht mehr nennen. Die Leute waren wie toll. Der Kurs unſerer Kohlenaktien flog hinauf, als wollte er ein Loch in den Himmel ſtoßen."

„Und Sie ſind alſo noch Direktor der Köhlerei?"

„Nein, ſo unpraktiſch waren wir nicht. Als das Unternehmen ſo recht im Flor ſtand, ſchlug Herr Gottlieb Kippling ſeine Aktien los und zog ſich von der Kompagnie zurück. Das war ein enormer Schlag in's Kontor, begreiflich! Wurde uns auch nicht wenig ſchwül bei der Sache. Fürchteten ſchon, erfahren zu müſſen, daß mit großen Herren nicht gut Kirſchen eſſen ſei. Aber der Herr Oberſt und Kantonsrath, welcher unſere Qualitäten kennen gelernt hatte, ließ uns nicht ſtecken, ſondern zog uns bei guter Zeit, ſammt unſeren Schäfchen, will ſagen unſeren Gewinnſt, auf's Trockene."

„Und die anderen hatten das Nachſehen?"

„Die anderen haben ihre Aktien. Mögen ſehen, was ſie damit anfangen. Praktiſch muß man ſein. Wundert mich aber doch, unter uns geſagt, wie ein ſo enorm praktiſcher Mann, wie der Herr Oberſt und Kantonsrath iſt, ſo darauf verſeſſen ſein kann, ſeine einzige Tochter ſo einem fremden Grafen oder Baron, was er iſt, der wohl nicht viel mehr hat als ſein Wappen und ſeine Sporen, an den Hals zu werfen."

„Iſt dieſe Verbindung ſchon eine öffentliche?"

„So ziemlich. Kennen Sie den Herrn von Rothenfluh? Er iſt hochmüthiger als zehntauſend Millionäre zuſammengenommen. Gab mir kaum eine Antwort, als ich vorige Woche die Ehre hatte, bei Herrn Gottlieb Kippling zu diniren."

„Der Freiherr befindet ſich gegenwärtig wieder im Kippling'ſchen Hauſe?"

„Ja, er kam neulich."

„Und ſeine Verlobung mit der Tochter des Hauſes hat ſtattgefunden?"

„Wenn ſie nicht ſchon ſtatthatte, ſo ſteht ſie doch bevor. Das kann jeder ſehen, der nicht blind iſt. Denn die ſtolze junge Dame iſt ja augenſcheinlich ganz enorm verliebt in den Junker und ſie wickelt ihren Vater um den kleinen Finger. Unpraktiſch das, enorm unpraktiſch! Oder es muß was dahinter ſtecken. Man munkelt in der Stadt davon, es werde eine Doppelheirat geben, denn der Herr Baron habe eine wunderſchöne Schweſter und die —"

„Was?"

„Nun, die würde die Frau von Herrn Theodor Kippling werden."

„Das iſt 'ne Lüge, 'ne dumme, verdammte Lüge!"

„Ei, wie ſehen Sie aus, Herr Hellmuth, und was machen Sie für Augen! Was haben Sie denn?"

„Nichts. Aber ich muß Sie jetzt verlaſſen, Herr Ziegenmilch, denn ich habe kaum noch Zeit, meine Sachen nach der Poſt zu ſchaffen. Will mit dem Nachtwagen fort, um morgen bei guter Zeit in der Stadt zu ſein. Adieu und viel Glück zu Ihrem dermaligen Geſchäft!"

# Zweites Kapitel,

### worin zuvörderſt ein ganz kurzer Monolog und hernach verſchiedene bedenkliche Neuigkeiten mitgetheilt werden.

„Elender Klatſch! Ganz miſerabler Klatſch! Aber ich muß doch zuſehen, was alles während meiner Abweſenheit im Hauſe Kippling ſich zugetragen. Daß Berthold und Julie ein Paar werden, nun, das iſt in der Ordnung, ganz in der Ordnung. Sie will einen Helden à la Byron und er, er will eine Millionärin. Das paßt ſich vortrefflich, das klappt! Aber das andere — ich bin gewiß, daß es nur Klatſch iſt, nur Klatſch ſein kann.“

Dieſes kurze Selbſtgeſpräch wiederholte ſich während meiner nächtlichen Poſtwagenfahrt etwa ein Dutzendmal, wenn ich mich recht erinnere. Zwiſchenhinein wurde auch der Entſchluß gefaßt, mich etwas energiſcher, als bislang geſchehen, mit meinen Privatangelegenheiten zu befaſſen . . . Ei, wir ſind doch alle mitſammen wunderliche Käuze! Sonſt könnte es nicht vorkommen, daß wir eine Perle, wie rein und ſchön ſie ſei, erſt dann in ihrer ganzen Koſtbarkeit erkennen, wenn wir plötzlich eine ſchmutzige Hand nach derſelben langen ſehen.

In höchſt unbehaglicher Stimmung kam ich in der Stadt an. Es war entſchieden nicht Eiferſucht, was ich empfand, wohl aber dunkle Beſorgniß. Die beiden Kipplinge, der ältere ſowohl als der jüngere, waren nicht die Leute, einen einmal entworfenen Plan aufzugeben, und die ganze Art und Weiſe, wie von Vater und Sohn die Bewerbung des Freiherrn um Julie aufgenommen und gefördert worden war, unterſtützte allerdings die ziegenmilch'ſche Vermuthung, daß noch etwas Weiteres dahinter ſtecken müßte.

Beunruhigt, wie ich war, konnte ich es kaum erwarten, vom Poſthofe nach Hauſe zu kommen. Aber hier begrüßten mich Scenen, welche meine Gedanken doch wieder für eine geraume Weile von meinen Privatangelegenheiten ablenkten, wenigſtens theilweiſe.

Als ich über den großen Hofraum zwiſchen den Magazinen nach der Gartenpforte ging, gewahrte ich an dem Orte eine ſonderbare Verſtörniß, die hier um ſo auffallender war, wo eine mannigfaltige Thätigkeit ſonſt mit der Regelmäßigkeit einer guten Uhr verließ. Magazinarbeiter, Packer, Fuhrleute und Schiffer von den Kanalbooten ſtanden plaudernd in Gruppen beiſammen und ließen ihre Arbeiten ruhen. Aber man hörte keinen Scherz, vernahm kein Gelächter. Es ging überall ernſt und ſtill zu. Daß mich der große Waarenprober der Firma, Herr Kambli, welcher gerade über den Hof ging, nicht mit einem Witz oder doch mit einem Witzverſuch, ſondern mit einer ſehr ernſthaften Miene begrüßte, das war vollends, wie er ſich ausgedrückt haben würde, gegen alle Kleiderordnung.

„Was haben denn die Leute?“ fragte ich ihn.

„Schätze, ſie machen ihre Gloſſen über das Unglück“, gab Herr Kambli zur Antwort.

„Ueber das Unglück? Iſt Herrn Kippling oder den Seinigen etwas zugeſtoßen?“

„Körperlich nicht. Der Herr Oberſt iſt wohlauf und der junge Herr und das Fräulein auch, das heißt, von letzteren vermuth' ich es, denn ſie haben geſtern früh in Geſellſchaft des Herrn Rittmeiſters eine Bergtour angetreten.“

„So? Aber was iſt denn ſonſt?“

„Mehr als genug. Das ganze große prächtige Etabliſſement im Bihlthal droben iſt geſtern abgebrannt.“

„Kipplingsruhe?“

„Ja, jetzt heißt es mit Fug und Recht ſo, denn das Ganze iſt nur noch ein ungeheurer Haufen von Schutt und Aſche.“

„Wie kam denn das?“

„Ja, wer das ſchon wüßte! Sicher iſt nur, daß der Brand geſtern in der erſten Arbeitsſtunde ausbrach, bei dem furchtbar heftigen Föhn, welcher unglücklicher Weiſe gerade wehte, mit reißender Schnelligkeit um ſich griff und allen Rettungsanſtalten zum Trotz ſo lange fortwüthete, bis die Zerſtörung eine vollſtändige war. Einige ſagen, das Feuer ſei im großen Weberſal, andere, es ſei im Baumwollenmagazin entſtanden. Brandſtiftung wird ſtark vermuthet und ſitzt deßhalb einer der Arbeiter, Namens Zündt, bereits am Schatten.“

„Der Zündt? Der Vater des ſchönen Fabrikkindes, des Gritli?“

„Derſelbe. Sie kennen alſo das hübſche Ding?“

„Ich ſah es mal hier und nachher auch droben in Kipplingsruhe.“

„Ah, deßhalb hat es Ihnen heute in aller Frühe auf dem Bureau ſo dringend nachgefragt?“

„Das Gritli hat mir nachgefragt?“

„Ja. Das junge Meidli, noch ein pures Kind, ſah ganz verſtört aus, wahrſcheinlich infolge der Einthürmung ſeines Vaters. Wenn mir recht iſt, hat das Kind geäußert, es habe Ihnen etwas zu ſagen. Als man ihm mitgetheilt, Sie ſeien auf Reiſen, habe es wie verzweifelt, wie ganz unſinnig gethan und ſei fortgerannt.“

„Sie erzählen mir Räthſel.“

„Ja, es ſieht räthſelhaft aus, vollends wenn man bedenkt, daß das Gritli von hier weg über die Brücke und am Kanal hinauf lief, um ſich droben in den See zu ſtürzen.“

„Wie, um Gotteswillen! Das arme Kind hat ſich ertränkt?“

„Es wollte ſich ertränken, ohne Zweifel. Allein die Fährleute eines an der Kanalmündung vor Anker liegenden Holzſchiffes fiſchten das Meidli heraus und jetzt ſitzt es, wo ſein Vater ſitzt, nämlich auf dem Verhöramt, denn ſein Benehmen war ſo auffallend, daß man einen Zuſammenhang deſſelben mit dem Brandunglück, vielleicht mit der Brandſtiftung argwöhnt.“

„Seltſam! Aber ich erinnere mich, dem Gritli, welches meine Theilnahme erregt hatte, droben in Kipplingsruhe mal geſagt zu haben, es ſollte ſich nur ungenirt an mich wenden, wenn es in Noth gerathe.“

„In Noth iſt das Meidli jetzt allerdings, aber Sie werden ihm wenig helfen können. — Doch ſehen Sie, da kommt unſer Herr Chef.“

Von der Stadt herkommend, lenkte der Wagen des Herrn

Oberſt auf den Hof und fuhr am Komptoir vor. Ich präſentirte mich meinem Chef, als er ausſtieg, und wurde freundlich von ihm willkommen geheißen. Ich bemerkte auch weiter keine Aufregung an ihm. Die achteckige Brille ſaß ihm wie ſonſt auf der Naſenwurzel und die geſunde Röthe ſeines Geſichts war ungemindert.

Ein ſo enorm großer Mann, wie Herr Gottlieb Kippling war — wenigſtens in den Augen von Oſkar Ziegenmilch und Kompagnie — durfte ſich durch eine Feuersbrunſt, ſo bedeutend dieſe auch ſein mochte, nicht aus der Faſſung bringen laſſen.

„Sie kommen ja wie gerufen, Herr Hellmuth“, ſagte er zu mir. „Wir werden in der nächſten Zeit alle Hände voll zu thun haben. Der Brandſchaden iſt ungeheuer, obgleich die Gebäulichkeiten verſichert waren. Was ging an Material, was geht an Arbeitszeit verloren! Aber wir müſſen es wieder hereinbringen. Weiter läßt ſich nichts machen. Klagen und Jammern thut's nicht. Wir müſſen ohne Zögern an den Wiederaufbau des Etabliſſements gehen. Habe daher heute mit Baumeiſtern und Werkleuten bereits die nöthigen Verabredungen getroffen. Morgen ſchon wird mit Wegräumung des Schuttes begonnen. Man muß die Hände rühren und praktiſch ſein, und da ich jetzt gerade eine Stunde frei habe, dächte ich, Sie kämen mit mir in mein Arbeitszimmer hinauf, um mir über den Stand unſerer Geſchäfte in England und Frankreich des Näheren zu referiren.“

Wir gingen hinauf. Der Herr Oberſt ſetzte ſich vor ſein Bureau, nahm aus einem Fache deſſelben die Geſchäftsbriefe, welche ich während meiner Reiſe nach Hauſe geſchickt hatte, legte ſie vor ſich hin und erbat ſich, einen nach dem andern durchgehend, meine mündlichen Erläuterungen dazu. Er war ſo ganz bei der Sache, als hätte es niemals, geſchweige erſt vor vierundzwanzig Stunden, eine Feuersbrunſt gegeben, bei welcher ſich der Schaden nach Hunderttauſenden, vielleicht nach Millionen berechnete.

Ich geſtehe, daß ich zu jener Stunde etwas wie Reſpekt, wie großen Reſpekt ſogar vor Herrn Gottlieb Kippling empfand. Die Geiſtesklarheit und ruhige Energie, welche er in der Verhandlung mit mir darlegte, ließen mich ihn einem Feldherrn vergleichen, der, nachdem ohne ſein Verſchulden eine große Schlacht verloren gegangen, ſchon am Tage darauf ungebrochenen Muthes wieder zum Angriff übergeht.

Mein Referat war abgethan und der Herr Oberſt gerade daran, mir ſeine Zufriedenheit mit meiner Führung ſeiner Angelegenheiten in der Fremde auszudrücken, als Herr Hauns Bürger eintrat.

Er bat um Entſchuldigung, falls er ſtöre, bot mir nach ſeiner Gewohnheit den Zeigefinger der rechten Hand zur Begrüßung und ſagte:

„Rechne, die Sache wird immer unklarer — 's iſt kla—ar."

„Wie ſo?" fragte Herr Kippling. „Hat das mit dem Zündt angeſtellte zweite Verhör noch kein ſicheres Reſultat ergeben?"

„Nein. Der Menſch bleibt bei ſeinem verſtockten Leugnen. Dagegen hat das Kind, das Gritli, ſobald es einigermaßen wieder zu klarer Beſinnung kam, eingeſtanden —"

„Das Gritli hat eingeſtanden? Was denn?"

„Daß es die Brandſtifterin ſei."

„Das Gritli? Unmöglich!" rief Herr Kippling aus, ſtand von ſeinem Rohrſeſſel auf und ging mit auf den Rücken gelegten Armen durch das Zimmer.

Als er bei Herrn Bürger vorüberkam, warf er unter dem Brillenrand hervor einen ſeiner lauernden, bohrenden Blicke auf den Prokuraträger.

Herr Bürger zuckte die Schultern, worauf Herr Kippling ſeinen Gang fortſetzte.

„Wenn das Gericht nicht etwa das Kind für unzurechnungsfähig erklärt, ſo kommt es in's Zuchthaus, für ſeine Lebtage vielleicht, das iſt ſicher", murmelte er im Gehen. „Aber es kann nicht ſein, nein, es kann nicht ſein! Erſt vor einigen Tagen hat mir der Oberaufſeher des Weberſals auf Befragen mitgetheilt, das Gritli ſei ein ſtilles, ſanftes, fleißiges Kind. Wie ſollte es plötzlich zu einem ſolchen Verbrechen kommen? Unmöglich!"

Die Thatſache der Brandſtiftung, zuſammengehalten mit der Perſönlichkeit des Kindes, frappirte auch mich höchlich; aber faſt noch mehr frappirte mich die Art und Weiſe, wie der Herr Oberſt, der doch ſonſt ſeine Arbeiter rein nur als „Hände", das heißt als Maſchinen bedienende Maſchinen anſah, von dem Fabrikkinde ſprach. Der Sachlage nach hätte man von ſeiten des Herrn Oberſt Zorn und verachtungsvolle Schmähung erwarten ſollen und ſtatt deſſen drückte er ſich ſo aus, daß man glauben konnte, es thue ihm mehr um das Gritli als um Kipplingsruhe leid.

„Hm", bemerkte Herr Bürger nach einer Pauſe, „rechne, auf den erſten Blick muß es allerdings ſeltſam und räthſelhaft erſcheinen, daß ein Kind wie das in Rede ſtehende mit einmal auf den tollen Einfall gekommen ſei, Feuer anzulegen. Allein bei näherem Zuſehen gibt die Pſychologie oder, da ja Herr Düngerling und Konſorten ſammt der Pſyche auch die Pſychologie abgeſchafft haben, die Phyſiologie Erklärungen für ſolche Tollheit. Iſt es doch, rechne ich, anerkannt, daß auf der Uebergangsſtufe vom Kinde zum Mädchen das weibliche Geſchlecht nicht ſelten auf die ſeltſamſten Gelüſte und Ausſchreitungen verfällt. Vielleicht könnte gerade der gegenwärtige Fall der gerichtlichen Medicin ein auffallendes Beiſpiel von Pyromanie liefern. Wenigſtens leugne, hörte ich, das Gritli jede Anſtiftung entſchieden und jedenfalls hat ſich das Kind nicht von ſeinem Vater zu der That anſtiften laſſen — 's iſt kla—ar."

„Von ſeinem Vater?" fragte Herr Kippling zerſtreut.

„Nun ja, von dem Zündt", erwiderte Herr Bürger, den Namen nachdrücklich betonend.

„Ach ſo!" murmelte Herr Kippling und ſetzte ſeinen Gang fort.

Er befand ſich gerade bei der Thüre, als dieſe aufging und der alte Komptoirdiener einen Brief hereinbrachte mit den Worten: „Zu Ihren eigenen Handen, Herr Oberſt."

In der ungewöhnlichen Zerſtreutheit, welche ihn angewandelt hatte, hielt Herr Kippling das Papier einige Minuten lang unerbrochen in der Hand. Dann öffnete er es läſſig und überflog nur wie mechaniſch den Inhalt.

Aber plötzlich ſtieß er einen halberſtickten Schrei aus, wankte auf ſeinen Füßen, taumelte in ſeinen Seſſel, den Brief krampfhaft in der Hand zerknitternd und mit bleichen Lippen Unverſtändliches murmelnd.

Erſchrocken über dieſes Gebaren eines ſo kräftigen und willensſtarken Mannes, ſprangen Bürger und ich hinzu, indem ich dem noch an der Thüre ſtehenden Diener zurief, einen Arzt herbeizuholen.

„Nein, nein!“ ſagte Herr Kippling, ſich mit einer gewaltſamen Anſtrengung aus ſeiner gebrochenen Stellung aufrichtend. „Ich bedarf keines Arztes, ſondern nur eines Glaſes Wein. Geh es holen, Jakob, und dann, hörſt? bin ich in den nächſten drei Stunden für niemand zu Hauſe.“

Der Diener ging. Herr Kippling ſetzte ſich in ſeinem Stuhle zurecht und ſchob den zerknitterten Brief, deſſen Inhalt ſo mächtig auf ihn gewirkt hatte, in die Bruſttaſche.

Dann ſah er Herrn Bürger und mich mit forſchenden Blicken an und ſagte mit einer Stimme, deren Mattigkeit er vergeblich zu verbergen ſuchte:

„Meine Herren, Sie haben ſich immer treu und redlich gegen mich erwieſen . . . Beklagen Sie mich: ich bin ein unglücklicher Mann!“

Es hatte etwas Rührendes, dieſen hartgeſottenen Mann der Praxis plötzlich ſo kläglich ſich äußern zu hören.

Ich war in peinlicher Verlegenheit und Herrn Bürger erging es wohl nicht beſſer, denn er ſagte ziemlich hölzern:

„Rechne, Ihr habt einen großen Schreck gehabt, Herr Oberſt.“

„Jawohl“, verſetzte Herr Kippling mit einem ſchweren Seufzer.

„Darf ich fragen, ob es ſich um eine Geſchäftsſache handelt?“

„Nein — leider nicht. Es hängt mit —“

Er brach ab, wie ſich beſinnend. Aber doch noch nicht völlig Herr ſeiner ſelbſt, ſagte er:

„Mein lieber Herr Bürger, ich weiß, welche Wünſche Ihr gehegt habt, und Ihr wißt, daß mit der Erfüllung derſelben auch die meinigen erfüllt worden wären. Aber grämt Euch nicht über die Nichterfüllung. Braucht Ihr doch, wie die Sachen jetzt ſtehen, vielleicht nie zu erfahren, was Kinder für ein — hm, für ein Segen ſind.“

„Herr Oberſt —“

„Ach ja, ich ſchwatze recht zerſtreut .... Meine Herren, haben Sie die Güte, mich allein zu laſſen ... Sie haben nichts zu beſorgen, ich habe mich ſchon wieder erholt und muß ſofort an eine dringliche Arbeit gehen. Sie können mir dabei nicht helfen... Aber warten Sie noch einen Augenblick, nämlich Sie, Herr Hellmuth. Wollten Sie mir wohl einen Gefallen thun?“

„Von Herzen gern.“

„Gut, ich danke Ihnen. Kommen Sie in Zeit von einer Stunde wieder hierher, aber pünktlich!“

Als ich nach Verlauf einer Stunde wiederkam, fand ich, daß der Herr Oberſt die gewöhnliche Faſſung mit Beſtimmtheit ſeines Weſens wiedergewonnen hatte. Er war beſchäftigt, den Umſchlag eines ziemlich dickleibigen Briefes oder Briefpakets zu verſiegeln, und als er damit zu Stande gekommen, ſagte er:

„Die Gefälligkeit, um welche ich Sie bat, Herr Hellmuth, iſt eine Reiſe in's Gebirge. Vielleicht iſt es nicht ganz ſchicklich, Sie ſchon wieder hinaus zu ſprengen, nachdem Sie kaum von einer langen und mit höchſt anſtrengenden Geſchäften verbundenen Tour zurückgekehrt ſind. Aber die Umſtände ſind dringend.

Ich muß einen vertrauten Mann ſchicken und habe nur die Wahl zwiſchen Ihnen und Herrn Bürger —“

„Bitte, Herr Oberſt“, ſagte ich, „es bedarf gar keiner Umſchweiſe oder Entſchuldigungen. Ich bin ſogleich reiſefertig. Wohin und was ſoll ich?“

„Es handelt ſich darum, in möglichſter Eile meinen Sohn aufzufinden und ihm dieſen Brief zuzuſtellen.“

„Gut. Wo ſoll ich Herrn Kippling treffen oder wenigſtens ſuchen?“

„Ja, ſehen Sie, das iſt eben die Mißlichkeit, daß ich Ihnen nicht genau oder vielmehr nur ganz im allgemeinen ſagen kann, wo Sie Theodor treffen werden. Ich dachte einen Augenblick daran, ihn mittels einer Annonce in den Zeitungen ... aber es geht nicht ... würde nur Aufſehen erregen ... Ich muß Sie, beiläufig bemerkt, bitten, mit niemand, hören Sie? mit niemand, Herrn Bürger ausgenommen, von dem Zweck Ihrer bevorſtehenden Reiſe zu reden. ... Theodor und Julie haben geſtern früh in Geſellſchaft des Herrn von Rothenfluh, welcher ſo ziemlich als der Verlobte meiner Tochter anzuſehen iſt, einen Ausflug in die Hochalpen unternommen. Ich war gegen dieſen romantiſchen Einfall und jetzt weiß ich, daß ein richtiger Inſtinkt mich leitete. Aber Julie beſtand darauf, indem ſie ſagte, auf Reiſen erprobe ſich die Liebenswürdigkeit der Leute am ſicherſten, und ſie wolle daher ſehen, wie der Freiherr die Probe beſtehen werde. So ließ ich die jungen Leute gehen, ſo zu ſagen ganz in's Blaue hinein; denn von einem Reiſeplane wollte Julie nichts wiſſen. Das ſei langweilig, meinte ſie, und erinnere ſie an die Penſionatsreiſen nach Anleitung des Guide.

Ich weiß alſo nur, daß die drei mitſammen den See hinauf ſind, um durch das Gaſter und dann über den Wallenſee in die Hochthäler von Graubünden zu gehen. Dort ſei noch natürliche Natur und romantiſche Romantik, wie ſich Julie ausdrückte. Sie ſprachen aber auch davon, zuvor das an ihrem Wege gelegene Glarnerland zu beſichtigen und in dieſem Falle dann von Glarus nach Mühlehorn zu gehen, um von da über den Wallenſee zu fahren."

„Graubünden iſt alſo jedenfalls das Reiſeziel?"

„Jedenfalls, es müßte denn Julie plötzlich die Laune anwandeln, eine andere Richtung einzuſchlagen."

„Das wäre freilich kein unmöglich Ding."

„Leider. Aber wir müſſen doch nun einmal das Glarner- und Graubündnerland im Auge halten."

„Gut. Im erſteren, welches ja ſo zu ſagen nur aus einem einzigen Thale beſteht, müßten die Reiſenden leicht aufzufinden ſein. Schwieriger wäre die Sache in Graubünden, deſſen Berge und Thäler faſt labyrinthiſch durcheinanderlaufen. Ich denke aber, da eine Dame bei der Reiſegeſellſchaft iſt, wird dieſe wohl nicht in die eigentlichen Bergwildniſſe ſich hineinwagen."

„Oh, darauf können Sie nicht rechnen, mein lieber Herr Hellmuth. Sie kennen ja Julie. Sie würde ihre Begleiter zu den tollſten Gletſchertouren zwingen, wie ſie ſich's gerade in den Kopf geſetzt hätte, daß das ſchön ſein müßte."

„Nun wohlan, ich will mit dem zunächſt abgehenden Dampfer den See hinauf. Morgen und übermorgen durchſtreif' ich das Glarnerland und unterwegs ſtoße ich da wohl auf Spuren, die mich weiter leiten. Ich habe alſo, im Falle ich die Reiſegeſellſchaft früher oder ſpäter treffe, nichts zu thun, als Herrn Theodor Kippling dieſes Briefpaket zu übergeben?“

„Doch. Wenn Sie ihm das Paket — achten Sie ſehr auf daſſelbe; es ſind auch Banknoten darin — übergeben haben werden und er von dem Inhalt Kenntniß genommen hat, werden Sie ihn fragen, ob er dem ſo eben an ihn gelangten Wunſche, nein, dem Befehle ſeines Vaters ſofort Folge leiſten wolle. Sagt er ja, ſo bringen Sie mir dieſe Antwort zurück. Sagt er nein, ſo ſchreiben Sie mir es auf der Stelle und bleiben dann in der Nähe Theodor's, bis Sie Weiteres von mir hören.“

Hier, merkte ich, war meine Audienz zu Ende, obgleich mich der Herr Oberſt diesmal nicht ſo ohne weiteres mit ſeiner ſonſtigen Vornehmheit entließ.

Ich ging nach dem Pavillon hinauf, wählte aus meinem inzwiſchen daſelbſt angelangten Reiſegepäcke einen kleinen Handkoffer aus und benutzte die Stunde, die mir bis zum Antritte der neuen Reiſe noch blieb, mich im See vom Staub der alten rein zu ſpülen.

Auf mein Zimmer zurückgekehrt, wollte ich dem vorher zu dieſem Zwecke beſtellten Packknecht mein leichtes Reiſegeräth übergeben, um daſſelbe nach dem Dampfboot zu ſchaffen, als Bürger kam und ſich erbot, mich ſammt meinen Siebenſachen in einer der zum Hauſe gehörenden Barken nach dem Hafen zu rudern. Natürlich nahm ich das Anerbieten an und wir befanden uns bald auf dem Wege.

Als Bürger bemerkte, daß ich beim Vorüberfahren einen Blick auf das Badhäuschen am Ende des kippling'ſchen Gartens warf, ſagte er:

„Ah, Ihr erinnert Euch an vorjährige Mondſcheinnächte — 's iſt kla—ar. Aber die Nixen haben ſich in dieſem Sommer in Bergnymphen oder wie es, rechne ich, die Griechen nannten, in Oreaden verwandelt — tempora mutantur. Seid Ihr noch verliebt, lieber Junge?"

„Nein, alter Junge."

„Gewiß nicht? Nun, das iſt ja auch eine Neuigkeit. Rechne, iſt heute der Tag der Neuigkeiten. Erſtlich ſpringt das arme dumme Ding, das Gritli, in's Waſſer; zweitens gibt es, wieder herausgefiſcht, ſich ſelber als Brandſtifterin an; drittens erhält Herr Kippling senior einen myſteriöſen Brief, der ihn ſeine Faſſung völlig verlieren macht; viertens tretet Ihr, kaum erſt heimgekehrt, eine ſonderbarliche Betenfahrt an, einen gewiſſen Herrn Kippling junior in den Bergen aufzuſtöbern. Fünftens iſt vor einer Viertelſtunde die ehrſame Frau Regel, weiland Beſchließerin oder Wirthſchafterin zu Kipplingsruhe, gefangen hier eingebracht worden."

„Was, die Frau Regel ebenfalls verhaftet?"

„Ihr ſagt es."

„Weßhalb denn?"

„Das weiß der Herr Verhörrichter und noch andere Leute — vielleicht. Was mich betrifft, ich weiß nur, daß die Frau Regel in ſpäteren Jahren ihres Lebens einen großen Schick hatte, die Bihlforellen richtig zu ſieden, während ſie in früheren auch andere Dinge verſtanden haben muß — 's iſt kla—ar."

„Was iſt klar?"

„Nichts.

„Da habt Ihr's getroffen. Wenigſtens, was dieſe ganze Brand-, Brief- und Verhaftungsgeſchichte angeht."

„Hm, rechne, ein in hiſtoriſcher Kombination geübter Mann könnte aus den mitgetheilten fünf Neuigkeiten ein hübſches Stück Tagesgeſchichte zuſammenleimen, Möglich, daß das in Ermangelung eines Hiſtorikers ein ſimpler Kriminaliſt von Staatsanwalt thut .... Aber da ſind wir ja an der Treppe des Dampfboots. Gehabt Euch wohl, und wenn Ihr Herrn Theodor Kippling trefft, ſo ſagt ihm, wie Ihr ja aus Erfahrung könnt, es ſei eine merkwürdig ſchöne Sache um's Reiſen."

## Drittes Kapitel,

welches ſo gar nicht romantiſch iſt, daß Autor fürchtet, es möchte von ſeinen ſchönen Leſerinnen überſchlagen werden.

Als der Dampfer aus dem Hafen ſtrich, fuhr er, eine weite Kurve nach rechtshin beſchreibend, am kippling'ſchen Garten vorüber. Die Spiegelſcheiben des palaisartigen Hauſes glänzten hinter den Bäumen hervor und wie meine Augen, ſo richteten ſich auch die anderer Paſſagiere bewundernd auf das prächtige Beſitzthum.

Aber war denn in den Prunkgemächern hinter jenen Fenſtern das Glück daheim? Schwerlich. Es mußte ein großer Schmerz geweſen ſein, welcher Herrn Gottlieb Kippling die Klage ausgepreßt hatte, er ſei ein unglücklicher Mann, und das Herz mußte ihm ordentlich in Galle ſchwimmen, als er ſeine gewohnte Selbſtbeherrſchung und Zurückhaltung ſo weit vergaß, Herrn Bürger zu beglückwünſchen, daß dieſer noch nicht erfahren, was für ein Segen, das heißt, was für ein Fluch Kinder ſeien. Es iſt dafür geſorgt, daß es zuweilen ſelbſt einem verhärtetſten Prieſter Mammons fühlbar werde, daß es noch Koſtbareres gebe als Gold.

Ueber das Verdeck gehend, erfuhr ich auch, daß, ſo ungemeſſenen Reſpekt die praktiſchen Schweizer vor dem Reichthum hegen, dieſer Reſpekt dennoch der Kritik nicht immer den Mund verſchließe.

Eine Gruppe von älteren und jüngeren Männern ſtand rauchend in der Nähe des Steuerrades beiſammen und die Kataſtrophe von Kipplingsruhe bildete den Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

„Der Herr Oberſt“, bemerkte einer, „wird den Schlag, ſo bedeutend derſelbe auch iſt, kaum verſpüren. Die Hilfsmittel der Firma ſind koloſſal und ihr Kredit felſenfeſt.“

„Ja“, verſetzte ein alter lebhafter Herr mit weißen Haaren und rothem Geſicht, „ſo felſenfeſt, daß ſelbſt die garſtige Kohlengeſchichte von neulich keine Erſchütterung bewerkſtelligen konnte.“

„Was wollen Sie, Herr Nationalrath?“ entgegnete der erſte Sprecher, dem der Spekulant aus den Augen ſah. „Der Herr Oberſt benutzte eben auch das Eiſenbahnfieber. Es nimmt jeder ſeinen Vortheil wahr, wie er kann, und wenn man Fortune machen will, darf man nicht allzu ängſtlich ſein.“

„Nun, bei Gott“, erwiderte der alte Herr, „Aengſtlichkeit, wenigſtens Aengſtlichkeit in Beziehung auf die Moral kann man gar manchen unſerer Geſchäftsleute nicht vorwerfen. Die Königin Induſtrie, welche ja unſere republikaniſchen Einrichtungen mehr und mehr illuſoriſch macht, lebt neueſtens auch bei uns in flotteſter wilder Ehe mit dem König Schwindel. Aber geben Sie acht, meine Herren, was für eine Brut von Baſtarden da von der Bank fallen wird. Es ſieht ganz ſo aus, als ob auch hier zu Lande, wie das ſchon in Frankreich der Fall iſt, Fortunemachen das höchſte, ja einzige Geſetz werden ſollte. Als Ergänzung wird man höchſtens das ſogenannte elfte Gebot ſubſtituiren: Du ſollſt dich nicht laſſen erwiſchen."

„Das iſt nur zu wahr, Herr Nationalrath", nahm ein Dritter das Wort, welchen die Uebrigen Herr Sekundarlehrer betitelten. „Man ſagt, unſer Land könne ohne Induſtrie ſchlechterdings nicht mehr exiſtiren, und ich gebe das zu. Aber was ich nicht zugebe und was, denke ich, kein redlicher Patriot zugeben wird iſt, daß unſere Induſtrie nur dazu da ſei, ein paar Dutzend Fabrikherren zu Geldkönigen und Tauſende und wieder Tauſende unſerer Mitbürger zu phyſiſch und moraliſch ruinirten Fabrikſklaven zu machen."

„Das iſt übertrieben! Unpraktiſches Zeug! Sozialiſtiſche Wühlerei!" bemerkte der Spekulant.

„Ja, ſo tönt die Orgelei, ſobald man auf dieſen Krebsſchaden hindeutet", entgegnete der Schulmann lebhaft. „Man muß nur wiſſen, wie es in vielen Fabriken hergeht. Aber davon wollen unſere Fabrikherren, die in der oberſten Behörde ſitzen, freilich nichts wiſſen."

„Aber warum wählt denn das Volk gerade ſolche Herren zu ſeinen Vertretern und Geſetzmachern?" fragte ein Vierter.

„Warum?" erwiderte der Schulmann. „Ei, du lieber Gott! Als ob unter unſerer Fabrikbevölkerung von einem freien Wahlrecht auch nur im entfernteſten die Rede ſein könnte. Der Fabrikler muß wählen, wie ſein Arbeitgeber will, und überhaupt müßte es ja mit einem Wunder zugehen, wenn unter Leuten, die von Jugend auf jahraus jahrein von morgens ſechs Uhr bis abens ſieben Uhr in dem Dunſt und Qualm der Fabriken arbeiten und unter Maſchinen ſelbſt zu Maſchinen werden, ein freies Bürgerbewußtſein ſich entwickeln könnte. Da entwickelt ſich höchſtens thieriſcher Serviliſmus, welcher dann zu Zeiten in thieriſchen Ingrimm und wilde Rachſucht umſchlägt. Der Herr Oberſt Kippling hat das geſtern auch erfahren.“

„In der That“, ſagte der alte Herr, „man hörte ſchon ſeit Jahren, daß zu Kipplingsruhe mit unmenſchlicher Härte verfahren werde, und insbeſondere ſoll der junge Herr Kippling ein überſtrenges Regiment geführt haben, während er ſich ſelber gegenüber den Arbeiterinnen jede frechſte Ausſchreitung geſtattete.“

„Ich will vom letzteren Punkt gar nicht einmal reden“, bemerkte der Sekundarlehrer; „aber was die unmenſchliche Härte betrifft, womit in dem niedergebrannten Etabliſſement verfahren wurde, ſo kann ich aus beſter Quelle beiſpielsweiſe folgende Fälle anführen. Beim Reinigen des im vollen Gange befindlichen Getriebes wurde einem achtzehnjährigen Arbeiter in der Spinnerei der rechte Arm weggeriſſen. Er mußte im Hoſpital amputirt werden. Als einige Tage darauf der ebenfalls in der Fabrik beſchäftigte Vater des Unglücklichen, um dieſen auf ſeinem Schmerzenslager zu beſuchen, Urlaub verlangte, wurde ihm dieſer nicht bloß verweigert, ſondern der Bittſteller wurde ſofort aus Arbeit und Brot entlaſſen. Man opferte alſo den Vater, um jedes Opfers für den Sohn ledig zu ſein. Einem Mädchen wurde in der Fabrik des Millionärs die Hand verſtümmelt. Man bezahlte ihm die Kurkoſten unter der Bedingung, daß es ſie nachher abverdiene. Einem Arbeiter wurde durch eine Maſchine der Fuß zu Müll gerieben. Im Hoſpital erzählte der Unglückliche, der junge Herr habe ihm ſeine Theilnahme dadurch bezeigt, daß er ſagte, es ſei ihm recht geſchehen; er hätte ſich ja beſſer in acht nehmen können.“

So ging das Regiſter der Barbarei noch eine gute Weile fort. Aber ich hatte an dem Gehörten genug und begab mich auf die andere Seite des Verdecks, um in den wunderſchönen Abend hinauszuſehen und darob die widerwärtigen Eindrücke loszuwerden, die ich aus dem ſo eben Vernommenen geſchöpft hatte.

Aber es glückte nicht. Zuerſt drängte ſich mir in ihrer ganzen Bitterkeit die Frage auf, ob es möglich wäre, daß ein Menſch wie dieſer Theodor Kippling es wagen dürfte, an Iſolde auch nur zu denken. Nein, es konnte nicht ſein. Dann nahmen meine Gedanken eine allgemeine Richtung und das ſchmerzliche Problem, mit deſſen Löſung ſchon ſo viele redliche Geiſter und edle Herzen vergebens ſich abgemüht, das Problem, ein Gleichgewicht zwiſchen Kapital und Arbeit, zwiſchen Beſitz und Verdienſt ausfindig zu machen, drückte mit ſeiner ganzen Wucht auf mich.

Ich konnte mir, ſo augenſcheinlich mich der Aufenthalt in der Schweiz auch überzeugte, wie gedeihlich freie Inſtitutionen für die allgemeine Wohlfahrt ſind, dennoch nicht verhehlen, daß ſelbſt die volksmäßigſten, trefflichſten politiſchen Einrichtungen nur eine ſchwache oder gar keine Garantie gegen die Deſpotie des Induſtrialiſmus bieten. Der Name Republikaner iſt für Fabrikſklaven nur ein bitterer Hohn. Die großen Induſtriellen und Handelsherren ſind zugleich auch die politiſchen Souveräne des Landes. Sie haben das Weſen der Souveränetät, das Volk hat nur den Schein. Wie überall, löſt ſich demnach auch hier der politiſche Gegenſatz von Freiheit und Knechtſchaft in den ökonomiſchen von Haben und Nichthaben auf. Was dazwiſchen liegt, iſt Nebel und Phraſe, und ſelbſt das vernünftigſte Staatsprincip kann vorderhand weiter nichts thun, als möglichſt vielen es möglich machen, aus dem Zuſtand des Nichthabens in den des Habens ſich hinüberzuarbeiten.

Die ideellen Aufgaben der Geſellſchaft müſſen für eine geraume Weile ſich beſcheiden, zufrieden zu ſein, wenn ſie nur ſo unter der Hand noch geduldet werden. Haben! Haben! Haben! Das iſt der wilde Ruf, welcher über dieſen wüſten Wirbel von Spekulation, Agiotage, Schwindel und Maſchinengetöſe, genannt Gegenwart, hinſchallt . . . Mir fiel die düſtere Prophezeiung ein, welche mein theurer Vater vor Zeiten über den Induſtrialiſmus ausgeſprochen, und ich glaubte die rieſenhaften Fledermausflügel des ſchwarzen Dämons, von welchem er geträumt, mir zur Stunde wieder ob dem Haupte rauſchen zu hören wie damals in Kipplingsruhe. Auch eines Geſpräches entſann ich mich, welches ich eines Tages in Paris mit einem franzöſiſchen Gelehrten geführt hatte, dem einzigen Franzoſen, zu welchem ich mich jemals freundſchaftlich hingezogen gefühlt. Wir ſchlenderten mitſammen über die Boulevards und vielleicht war es gerade der großſtädtiſche Glanz und Luxus um uns her, was unſere Unterhaltung auf die Schattenſeiten des modernen Lebens lenkte. Ich habe nie eine beredſamere Anklage des Induſtrialiſmus gehört als aus dem Munde dieſes Mannes. „Die Fabrikarbeit“, hatte er unter anderem geäußert, „vergiftet die Seele und tödtet den Leib. Dieſe unerbittlichen Maſchinen mit ihrer grauſamen Gemeſſenheit! Wiſſen Sie, daß ihre mechaniſche Härte und Fühlloſigkeit ſich am Ende auch den Menſchen mittheilt, von denen dieſe eiſernen Inſtrumente bedient werden? Durch die unausgeſetzte Wechſelwirkung zwiſchen Maſchine und Menſch ſtumpft ſein Herz ſich ab und erfriſcht ſich nicht mehr. In der Tiefe ſeiner Seele bildet ſich ein ſo inſtinktartiger Atheiſmus wie ein Schrei des Schmerzes und der Verdammniß. Er raunt dem Arbeiter Worte voll Haß und Rache zu. Und die Frauen der Arbeiter ihrerſeits, ſie haben ebenfalls keine religiöſen Ueberzeugungen mehr, ſondern nur noch dunkle Gefühle, krankhafte Träume und Phantaſiebilder. Drei Hauptelemente laſſen ſich in dieſer von der Induſtrie erzeugten Korruption unterſcheiden: eine furchtbare geiſtige Rohheit, ein blinder und unauslöſchlicher Haß gegen die Reichen und eine unſäglich niederträchtige Ehrfurcht vor dem Reichthum. Die Summe dieſer Dreizahl iſt nothwendig eine unerhörte Verdummung der Maſſen und dieſe kann nur die Vorläuferin des entſetzlichſten allgemeinen Verderbniſſes ſein.“

Mag immerhin mein Gewährsmann von Schwarzſeherei nicht ganz freigeſprochen werden, ſo viel iſt gewiß. daß die Lage der europäiſchen Geſellſchaft dermalen nichts weniger als tröſtlich ſich darſtellt. Von den großen politiſchen, religiöſen und ſozialen Fragen, deren Löſung das vorige Jahrhundert dem unſerigen übermachte, iſt nicht eine einzige wirklich gelöſt worden. Der alte Hegel hat am Ende doch recht mit ſeinem grämlichen Worte, daß die Menſchen aus der Geſchichte nie etwas gelernt haben. Sonſt wäre neuen Wein in alte Schläuche zu füllen, das heißt, den geiſtigen Inhalt einer neuen Zeit in verrottete Formen der Vergangenheit zu zwingen und ihn dadurch verſauern zu machen, nicht noch immer die unerquickliche Arbeit derer, welche dermalen die Weltgeſchichte fabriziren, das heißt, zu fabriziren glauben.

Aber die Weltgeſchichte wird nicht fabrizirt, nicht willkürlich gemacht. Sie iſt, wie die Natur, ein Organiſmus, eine Reihenfolge unbedingt nothwendiger Entwicklungsformen, ein geiſtiger Prozeß, unendlich langſam vorſchreitend, aber doch immer vorſchreitend, ſogar dann, wann er ſtill zu ſtehen [illegible] rückwärts zu gehen ſcheint.

Um zu dieſer Ueberzeugung zu gelangen, muß man freilich den Blick von der Oberfläche der Erſcheinungen ab und der unendlichen inneren Vielheit der Entfaltungen des Lebens zuwenden. In dem raſtloſen Entdeckungseifer der Wiſſenſchaft, in dem Aufſchwunge der Landwirthſchaft, in der rieſenhaften Ausdehnung der gewerblichen und kommerziellen Verhältniſſe, in der faſt märchenhaften Vervollkommnung der Verkehrsmittel liegt eine zwingende Nothwendigkeit des Vorſchritts, welche aller Maßregelungen mittels Bullen oder Ukaſen ſpottet. Der Geiſt iſt am Ende doch der abſoluteſte Herrſcher und die Manifeſte ſeiner Offenbarungen, die er zum Beiſpiel durch Fulton und Watt erließ, werden auch dann noch glorreiche Geltung haben, wenn man von beſagten Bullen und Ukaſen nur noch mit jenem Achſelzucken ſprechen wird, womit man heutzutage von den Dekreten der Hexenrichter früherer Jahrhunderte ſpricht.

Die an der Hand der Wiſſenſchaft bewerkſtelligten Vorſchritte, welche die Mechanik in unſeren Tagen gemacht hat, ſind an ſich ebenſo beſtaunenswerth, als ihr Einfluß auf die künftige Geſtaltung der menſchlichen Geſellſchaft unberechenbar iſt. Die Maſchinen kommen dem Menſchen auf eine Weiſe und in einer

Ausdehnung zu Hilfe, wie unſere Vorfahren es ſich nicht träumen laſſen konnten. Vielfach erſetzt die Maſchine ſchon geradezu den Menſchen und hier, glaube ich, liegt die Schattenſeite der Sache. Die ins Unendliche gehende Vervollkommnung der mechaniſchen Vorrichtungen ſetzt eine Menge menſchlicher Arbeitskräfte außer Thätigkeit, das kann keinem Zweifel unterliegen. Insbeſondere iſt das Handwerk in offenbarer Gefahr, von dieſen Rieſenarmen des Geſchwiſterpaares Dampf und Mechanik erdrückt zu werden. Betrachte man beiſpielsweiſe nur die eine Thatſache, daß eine kleine, von einigen Knaben bediente Maſchine, deren Herſtellung wenige hundert Gulden koſtet, in einem Tag vierhundert und mehr Schraubenmütter mit Gewinden verſieht, wie deren ein geſchickter und fleißiger Schloſſer in der nämlichen Zeit höchſtens fünfundzwanzig zu fertigen im Stande iſt, und man wird ſchon aus dieſem einen Beiſpiel von hunderten, von tauſenden die künftige Stellung vieler Handwerke folgern können. Mit der Progreſſion der mechaniſchen Apparate muß auch das Uebel der Uebervölkerung progreſſiv wachſen, es kann nicht anders ſein. Wohin alſo zuletzt mit allen den in Europa überflüſſig, das heißt arbeitslos und demzufolge arm und elend werdenden Menſchen? Ich bin über die Jahre der ſozialiſtiſchen Phantaſmagorieen und Trugſchlüſſe hinaus und kann daher beſcheiden geſtehen, daß ich keinen andern Ausweg anzugeben wüßte als den maſſenhafter Auswanderung. Der geneigte Leſer wird ſagen, dieſer Vorſchlag ſei nicht ſehr originell, und da hat er ganz recht. Mögen andere originellere bringen, wohl und gut; aber mögen es keine aus Hirngeſpinnſten gewobenen, ſondern wirklich ausführbare und zweckdienliche ſein!

Mir jedoch will inzwiſchen noch ſcheinen, die Natur habe nicht umſonſt in Amerika, Aſien und Auſtralien, ja ſogar da und dort — wenn auch hier in beſcheidenerem Maße — in Europa ſelbſt mit vorſorglicher Hand unermeßliche Länderſtrecken bereitet, in welche die übervölkerten Länder unſeres Erdtheils die Ueberzahl ihrer Millionen ausſtrömen können.

# Viertes Kapitel.

Wer ſucht, der findet, wenn auch nicht immer das, was er ſucht. — Autor thut ein gutes Werk an einer „immens“ mürben Seele, treibt dann etwas Naturſchwärmerei und geräth bei dieſer Gelegenheit in die Lage, für einen Spitzbuben gehalten zu werden.

Am folgenden Tage frühmorgens in Weeſen angelangt, brachte ich in Erfahrung, daß die Reiſegeſellſchaft, welcher ich nachging, vorgeſtern zur Mittagszeit von da rechts hinüber in’s Glarnerland ſich gewendet habe. Im Flecken Glarus wußte mir der Adlerwirth zu ſagen, daß eine Geſellſchaft von drei Perſonen, deren Beſchreibung auf die von mir geſuchten vollſtändig paßte, vorgeſtern ſpät abends vom Klönthal her in ſeinem Hauſe eingetroffen ſei und daſelbſt übernachtet habe. Sie hatten demnach wohl von Nettſtall aus einen Abſtecher an den Klönſee gemacht, der, einer der reizendſten Hochalpenſeen, die Felſenwände des Glärniſch beſpült. Aber Fräulein Julie ſchien vorläufig noch nicht ſehr wildniß- und gletſcherluſtig zu ſein, denn ſie hatte — erzählte der Adlerwirth — den Vorſchlag, nach Stachelberg zu gehen und von dort aus die Pantenbrücke und die den Tödigletſchern gegenüberliegende Sandalp zu beſuchen, abgelehnt, und ſo waren die drei geſtern früh nach Mühlehorn am Wallenſee hinuntergefahren. Der nämliche Schiffer, welcher die Geſuchten von dem zuletzt genannten Orte nach Wallenſtadt hinübergerudert hatte, brachte auch mich dahin und ſagte mir, er habe dort noch mit angeſehen, wie die drei Extrapoſt nach Ragaz genommen hatten. Ich that ſofort ebenſo und gelangte in ſpäter Nacht in den „Hof Ragaz", welcher noch vor kurzem der Sommerſitz Sr. fürſtlichen Gnaden des Abtes vom (jetzt in ein Irrenhaus verwandelten) Kloſter Pirminsberg war.

Weil mit Ausnahme eines verſchlafenen Kellners im Hof Ragaz alles ſchon lange zur Ruhe gegangen, mußte ich meine Erkundigungen bis zum andern Morgen verſchieben. Da erfuhr ich dann, daß die drei richtig dageweſen und von Ragaz nach dem Bade Pfäffers gegangen ſeien. Das war natürlich, denn wer wird jene Gegend beſuchen, ohne die prächtige Taminaſchlucht ſehen zu wollen? Aber trotzdem, daß ich meine Verfolgung möglichſt beſchleunigt hatte, waren mir die Geſuchten noch immer um zwei Tage voraus. In dem mit Leidenden angefüllten Bade Pfäffers wurde die Fährte, wie ein Jäger ſagen würde, ſchon kälter. Der von mir examinirte Hausmeiſter wollte ſich erinnern, „die ſchöne junge Dame mit den merkwürdig ſchwarzen Augen" habe darauf beſtanden, das wilde Kalfäuſerthal und den Sardonagletſcher zu beſuchen. Der eine der zwei ſie begleitenden Herren, der mit dem „kaibiſch langen" Schnurrbart, habe das gebilligt, während der andere, „der alleweil an ſeinem dünnen Schnurrbärtchen herummachte", dagegen opponirte und meinte, das ſei unpraktiſcher Nonſens und es wäre ſchon genug, wenn er ſich dazu hergäbe, ſtatt nach Ragaz zurück und von da bequem nach Chur zu fahren, über den Kunkelpaß nach Graubünden hinüberzuklettern. Wie ſich der Streit geſchlichtet, wußte der Mann nicht zu ſagen und er konnte nur noch das Eine mit Beſtimmtheit angeben, daß die fragliche Reiſegeſellſchaft von Pfäffers nach Valens hinaufgeſtiegen ſei.

Da ſtieg ich denn auch hinauf, und als ſich droben das wildſchöne, zwiſchen dem Kalanda, dem Monteluna und den grauen Hörnern gelagerte Hochthal vor meinen Blicken öffnete, erinnerte ich mich, daß mir Freund Bürger einmal eine Wanderung in dieſe Bergeinſamkeit empfohlen habe.

In Valens wußte man nichts von den Geſuchten. Vielleicht, dachte ich, bin ich drüben in Vättis glücklicher, und in der That fand ich auf dem Wege nach dieſem am Fuße des Monteluna gelegenen Bergdörfchen etwas, wenn auch zunächſt nicht das, was ich ſuchte.

Indem ich raſchen Schrittes den über Alpenmatten und durch Buſchwerk ſich ſchlängelnden Fußpfad hinging, ſah ich eine weibliche Geſtalt in ſtädtiſcher Kleidung mir entgegenkommen. Sie ging mit geſenktem Kopfe, der aufgeſpannte Sonnenſchirm verdeckte ihre Züge und in der linken Hand trug ſie eine kleine Reiſetaſche.

Schon beim erſten Anblick der einſamen Wandrerin ſtieg eine Vermuthung in mir auf, welche Figur, Haltung und Gang der Dame bei ihrem Näherkommen alsbald beſtätigten. Ich ſtand überraſcht ſtill und den geſenkten Blicken, ſowie dem beſagten Sonnenſchirm der Dame war es zuzuſchreiben, daß ſie, herangekommen, faſt an mich anprallte. Sie ſtieß einen leiſen Schrei aus, wich erſchrocken auf die Seite, ließ den Sonnenſchirm ſinken und aus dem „lieben, dicken", jetzt aber blaſſen und ſehr verweinten Geſicht ſahen mich die „immens gefühlvollen“ Augen von Frau Ziegenmilch voll ſchmerzlicher Ueberraſchung an.

„Mein Gott, Sie, Herr Hellmuth?“ rief ſie aus und erröthete bis unter die Locken.

Ich faßte freundſchaftlich ihren Arm, denn ich fürchtete, ſie würde Anſtalt machen, in Ohnmacht zu fallen.

„Sie brauchen gar nicht zu erſchrecken, meine liebe Frau Ziegenmilch“, ſagte ich. „Sehen Sie, ich bin ganz glücklich, Sie ſo unvermuthet hier zu treffen, und ich kenne einen, der noch viel glücklicher ſein wird, Sie von Ihrer Badreiſe heimkehren zu ſehen.“

„Von meiner Badreiſe? Ach, Sie wiſſen nicht —“

Ein Strom von Thränen erſtickte die Stimme der armen dicken Entführten.

„Doch, doch“, ſagte ich, „ich weiß genug. Unter anderem, daß Herr Ziegenmilch jedermann mittheilte, Sie ſeien nur auf einer kleinen Badreiſe abweſend, und daß er gegen mich ſpeciell äußerte, das Eſſen ſchmecke ihm gar nicht mehr, ſeit er das liebe Geſicht ſeines Frauli nicht mehr bei Tiſche gegenüber habe, und daß er ſchon deßhalb dringend wünſchte, die Badkur möchte recht bald zu Ende ſein.“

„Wäre es möglich? . . . Der arme gute Oſkar! . . . Sehen Sie, Herr Hellmuth, Sie erſcheinen mir wie ein Engel vom Himmel und . . . und Sie waren immer gut gegen mich, immens gut . . . und . . . und ich Thörin habe Ihre immens wohlgemeinte Warnung nicht beachtet . . . Ach, du lieber Himmel, was es doch für ſchlechte Menſchen in der Welt gibt! Es iſt immens! . . . Und Sie meinen alſo, mein armer guter Oſkar werde mir verzeihen? ... Aber ſehen Sie, beſter Herr Hellmuth und werthester Freund, ich darf ſagen, ich muß ſagen ... ja, ich habe mir nur Leichtgläubigkeit und Unbeſonnenheit vorzuwerfen."

„Natürlich! Ich glaube es, glaube es von ganzem Herzen", betheuerte ich.

In der That, das arme kurze runde geſchorene Schäflein dauerte mich. Die Gute ſah in ihrer Scham, ihrer Reue, ihrem Beben und Weinen recht erbarmungswürdig aus.

Daß ich ſo eben von ihr als von einem geſchorenen Schäflein ſprach, hatte übrigens ſeinen guten Grund.

„Darf ich fragen", ſagte ich, „welchem Umſtande ich das Glück verdanke, Ihnen in dieſer Halbwildniß zu begegnen?"

„Oh", verſetzte ſie, „ich ſchämte mich ſo immens ... Sehen Sie, ich glaubte, alle Leute müßten mir's anſehen, was für eine leichtfertige und thörichte Frau ich ſei. Ich hatte einmal von dieſem einſamen Thale reden gehört und bin da heraufgeſtiegen, um meine Scham und meinen Kummer in der Einſamkeit zu verbergen. Ich wollte ſchon geſtern und vorgeſtern und ehevorgeſtern an Oſkar ſchreiben, wagte es aber aus immenſer Furcht nicht. Ich wünſchte zu ſterben, aber der Tod kam nicht und heute mußte ich aus der Herberge in Bättis fort, weil —"

Sie ſtockte und ward wo möglich noch röther als zuvor. Es war auch wirklich für eine Frau, welche ſich, wie man in der Schweiz zu ſagen pflegt, in „hablichſten" Umſtänden befand, keine Kleinigkeit, zu geſtehen, daß ihr das Geld völlig ausgegangen ſei.

Um ihr Zartgefühl zu ſchonen und ſie um ſo leichter zu bewegen, zu Oſkar Ziegenmilch und Komp. heimzukehren, dichtete ich ein wenig und ſagte, der mehrerwähnte Oſkar habe mir ausdrücklich aufgetragen, ſeine theure Lelia mit allem Nöthigen zu verſehen, falls ich ſo glücklich wäre, ſie zu treffen.

Entweder nahm ſie in ihrer Aufregung dieſe Poeſie für Wirklichkeit oder ſie hatte Takt genug, wenigſtens ſo zu thun. Aber eine Frau, die jahrelang Käſe ausgewogen hat, iſt in Geldſachen ſkrupulös und ſo ſagte ſie denn mit ſehr geſenkten Augen und einem „immenſen" Seufzer:

„Hat Ihnen mein lieber guter Oſkar — ach, jetzt weiß ich Unglückliche erſt, welch ein liebes gutes Manni er iſt — hat er Ihnen nichts von meinem Schmuckkäſtchen und — und von dem Taſchenbuch mit — mit Geld geſagt?"

„Doch, meine liebe Frau. Aber Herr Ziegenmilch iſt ein ebenſo nobler als praktiſcher Mann. Wiſſen Sie, was er in Betreff der erwähnten Gegenſtände zu mir ſagte?"

„Was? Um Gotteswillen! Sie ſpannen mich auf die Folter."

„Wenn nur", ſagte er, „mein Liſeli — entſchuldigen Sie, er gebrauchte dieſen Ausdruck —"

„Der liebe, liebe Mann! Ja, ich will wieder ſein Liſeli ſein. Oh, Herr Hellmuth, ich habe in dieſen kummervollen Tagen einſehen gelernt, was ich mir ſeit langer Zeit ſchon für immens thörichte Grillen in den Kopf geſetzt. Wenn dieſer Kelch an mir vorübergeht, will ich wieder ſein, wie ich vormals in der Spiegelgaſſe war. Ach, damals iſt eine glückliche Zeit geweſen . . . Aber was ſagte mein lieber guter Ziegenmilch?"

„Er ſagte: Wenn nur mein Liſeli wieder heimkäme! Der Schmuck und das Taſchenbuch, welche Dinge ſie aus Verſehen mitgenommen, ſie mögen meinetwegen zum Henker — rumpeln."

Das mir unwillkürlich entwiſchte Wortſpiel ſetzte die gefühlvolle Seele der kleinen Runden in Zornflammen.

„Der Elende!“ rief ſie aus, wieder weinend, aber jetzt vor Entrüſtung. „Der gemeine Menſch, den ich wie einen Propheten und Heiligen verehrt hatte! . . . Er hatte mich von Konſtanz über den Bodenſee nach Lindau, von dort zurück nach Rorſchach und von da das Rheinthal herauf nach Chur geführt, wo er, wie er vorgab, mich in einen Kreis von Erleuchteten einführen wollte. Statt deſſen entlarvten an dem genannten Orte ſeine — ach, wie ſoll ich mich ausdrücken, ohne vor Scham in die Erde zu ſinken? — ſeine immens unzarten Zumuthungen mir die ganze Schwärze ſeiner Seele. Ich hatte meiner Empörung kein Hehl und — und am Morgen darauf war der Schändliche, der Heuchler, der — der — verſchwunden und —“

„Und hatte Schmuckkäſtchen und Taſchenbuch mitgenommen, nicht wahr?“

„Ja.“

„Nun, meine liebe Frau Ziegenmilch, Sie müſſen ſich das nicht weiter anfechten laſſen. Ihre Geſchichte iſt nur eine Illuſtration mehr zu dem vor fünfhundert Jahren in den Roſenlauben von Schiras von dem alten Hafis, der freilich ein Erzketzer war, gedichteten Text:

Traue keinem Heiligen!
Süße Worte ſpricht er;
Aber in der Kutte ſteckt
Immer ein Halunke.“

Lelia's gefühlvolle Seele war durch ihre Erlebniſſe in Chur und dann durch die dreitägige Einſamkeit in Vättis ſo mürbe gemacht worden, daß ſie ſich widerſtandslos meinem Anerbieten fügte, ſie über Valens nach Ragaz hinab zu geleiten, von wo ſie mit der Nachtpoſt nach Hauſe zurückkehren ſollte. Auf dem Wege durch den Bergwald abwärts erfuhr ich zum Dank von meiner Schützlingin, daß Fräulein Kippling mit ihren zwei Reiſegeſellſchaftern allerdings durch Vättis gekommen ſei und dort einen Führer über den Kunkelspaß genommen habe. Etlichen von den Wirthsleuten in Vättis aufgeſchnappten Aeußerungen der drei Reiſenden zufolge — Frau Ziegenmilch ſelbſt hatte es nämlich nicht für gut befunden, der „hochmüthigen, ſpottſüchtigen" jungen Dame unter die Augen zu kommen — hatten dieſelben die Abſicht gehabt, nach Chur und von da in die engadiner Berge zu gehen.

Nachdem ich demnach mein gutes Werk nach Möglichkeit vollendet, das heißt, die kleine, runde, zerknirſchte Exentführte ſicher in dem Poſtwagen untergebracht hatte, fuhr ich ſelber in entgegengeſetzter Richtung mit der Abendpoſt nach der Hauptſtadt Graubündens hinauf. Dort, im Hotel zum Steinbock, traf ich wieder ſichere Spuren von den von mir Geſuchten.

Dieſe Spuren wieſen richtig in's Engadin, wohin ich mich am folgenden Tage ohne Zögern auf den Weg machte. Aber jenſeits des Julierpaſſes ging die Fährte aus oder tauchte wenigſtens nur ſtrichweiſe wieder auf. So in Samaden, Sankt Moritz, Pontreſina. Eine vage Vermuthung deutete in's Bergell hinüber.

So vertiefte ich mich denn ganz auf's Gerathewohl in die erhabenen Wildniſſe der Berninakette.

Es iſt dafür geſorgt, daß die Größe und Schönheit der ſchweizeriſchen Alpenlandſchaften nicht von Touriſtenfüßen platt getreten werden kann. Scenen, wie das obere Reußthal oder das Haslithal oder Roſenlaui, Grindelwald, die Wengernalp, das Oeſchinen- und Gaſterthal, das Faulhorn, der Wildſtrubel, aus deſſen Gletſchern die „ſieben Brunnen“ der Simme hervorſpringen, der Blick vom Rorbachſtein am Rawyl auf die walliſer Bergkoloſſe, die Gemmi und der Gornergrat, das Aeggiſchhorn und die Bellalp ſie bieten, werden neu und groß bleiben, ſo lange ein Menſchenauge ſie betrachtet. Aber um den Vierwaldſtätterſee her und über dem berner Oberland lagert doch ſchon eine widerwärtige Touriſtenatmoſphäre, in welcher eine noch widerwärtigere Touriſteninduſtrie gar üppig gedeiht Es ſtoßen einem da auf Schritt und Tritt doch gar zu viele rothgebundene Murrays und Bädeckers und Krinolinenballons von allen Farben auf. Die Kultur leckt ſchrecklich zudringlich an jenen Gegenden herum. Dahinten dagegen, in den bündner Alpen, da gibt es noch weite Strecken, wo die Alpennatur in jungfräulicher Majeſtät und Einſamkeit thront. Wenigſtens fand ich ſie noch ſo, als ich ſie daſelbſt ſuchen ging.

Denn, ſeltſam, als ich erſt ein paar Tage durch dieſe herrlichen Wildniſſe geſtreift, hatte ich den eigentlichen Zweck meines Hierſeins ſo ziemlich vergeſſen. Nicht zum erſtenmal, aber jetzt ſtärker als früher erfuhr ich den ſeelenlöſenden Zauber der Alpenwelt. Was kümmern einen in dieſen reinen Lüften die kleinen Intereſſen und dumpfen Sorgen der Welt da drunten? Ein Odem primitiver Poeſie geht von dieſen Felskoloſſen, dieſen in der Morgenſonne glühenden Firnen, dieſen ſtürzenden Gletſcherbächen aus, hebt die Bruſt, weitet die Seele und erfüllt ſie mit reinen Gedanken und ſüßen Träumen. Was du je Schönſtes und Beſtes geſehen, geleſen, erlebt, wird wieder in dir wach oder auch gehſt du in ſeliger Selbſtvergeſſenheit immer weiter hinein in die heilige Einſamkeit.

Aber ich hatte doch unrecht zu ſagen, die Kultur habe noch nicht in die prachtvolle Oede hineingegriffen, welche ich durchwanderte. Denn ich ſollte komiſch genug erfahren, daß ſelbſt die entlegenſten Alpenthäler vor der Civiliſation, wenigſtens in der Erſcheinungsform der Polizei, nicht mehr ſicher ſeien.

Ich hatte am dritten Abend meiner Streiferei in einer einſamen Sennhütte eingeſprochen und mich, nachdem ich meinen Hunger mit jener Alpenſpeiſe geſtillt, welche den myſteriöſen Namen Käſappen führt, reiſemüde auf die duftenden Schwaden des Heugadens geſtreckt. Die Augen fielen mir bald zu, aber nach einiger Zeit erweckte mich Stimmengeräuſch in dem anſtoßenden Raum der Hütte, welcher nur durch eine ſchadhafte Bretterwand von meiner Schlafſtätte getrennt war. Ich unterſchied die Stimme meines Wirthes, des Sennen, und noch zwei andere, mir gänzlich unbekannte Männerſtimmen.

„Potz Herrgöttlihagel!" ſagte die eine. „Das wär' nun ſchön, Vale*), wenn er's doch nicht wäre. Sind dem Kerl den ganzen Tag nachgeſtrichen, über Stock und Stein, über Steige, die eigentlich ein Chriſtenmenſch gar nicht gehen ſollte. Und jetzt ſollt's der Unrechte ſein. Kaibiſch dumm das!"

„Ja, weißt du, Sale**)", erwiderte die andere unbekannte

---

*) Valentin.

**) Salomo.

Stimme, „ich hatte gleich ſo meine Zweifel, als wir den Kerl da unten beim Feiſisbach näher zu Geſicht kriegten. Sagte dir ja, ſeine Poſtur paſſe nicht zum Signalement."

„Ach was, Bale, du willſt immer ein Dokter G'ſcheidli ſein. Man kann eben einem Vaganten das Signalement nicht recht anmeſſen, wenn man ihn nur ſo flüchtig und gar nur von hinten zu ſehen kriegt. Aber, ſag' ich, was hat ein Menſch in dieſer verflucht einſamlichen Weltgegend, wo's nicht einmal Schnaps, geſchweige Wein gibt, herumzuſtrolchen, wenn er kein ſchlechtes Gewiſſen hat?"

„Da iſt was dran, Sale."

„'s iſt eben ſo ein verrückter Dütſchländer", miſchte ſich der Senn in's Geſpräch. „Steigt ſeit einigen Jahren dann und wann ſo ein Fremder da herum und lugt ſich an unſeren Bergen ſchier die Augen aus. Kurioſe Leute, dieſe Dütſchländer, ſchätz' ich."

„Ja, lauter Halbnarren, bim Eid!" meinte der Sale. „Wenn's wirklich ein Dütſchländer iſt, wie Ihr an ſeiner Sprache gemerkt haben wollt, Senn, ſo hab' ich mir, bim Stral, in dieſen kaibiſchen Bergen umſonſt Blaſen an die Füße gelaufen. Und Ihr ſagt, der Kerl habe einen großen ſchwarzen Bart?"

„Den hat er."

„Könnte aber auch ein falſcher Bart ſein. Oh, man kennt, bim Eid, die Finten der fürnehmen Spitzbuben."

„Aber, Sale, er habe ja auch dunkelbraune Augen. Die können doch nicht falſch ſein."

„Das iſt wahr, Bale", gab der Sale widerwillig zu. „Aber weißt du was? Wollen uns den Kerl morgen früh doch ordentlich anlugen. Iſt er's nicht, ſo haben wir, bim Stral, die rechte Fährte verloren. Und doch wieſen alle Anzeichen auf dieſe kaibiſche Gegend. Aber jetzt wollen wir ſchlafen, denn ich bin hundshagelsmüd'."

Das Geſpräch verſtummte, und ich hörte nur noch, wie ſich die Männer auf den um die Feuerſtelle herlaufenden Bänken zum Schlafen zurechtrückten.

Für mich hatte der Gedanke, für einen Spitzbuben gehalten worden zu ſein und zwei Diener der öffentlichen Sicherheit einen ganzen Tag hinter mir hergezogen zu haben, etwas ſo Ergötzliches, daß ich darüber bald wieder einſchlief.

Als ich mir in der Morgenfrühe den Heudunſt aus den Augen gerieben und die Halme von den Kleidern geſchüttelt hatte, ging ich hinaus, um mich an dem plumpen Rohrbrunnen vor der Hütte zu waſchen. Eigentlich hätte ich ein Bad gewünſcht, denn es iſt in dieſen bündneriſchen Sennhütten ein Schmutz, und zwar nicht ein todter, ſondern auch ein lebendiger, von welchem ſich kein Idyllendichter von Theokrit bis auf Hebel herab träumen ließ. Solche kleine Unzukömmlichkeiten muß man bei wirklichen Alpenwanderungen mit in den Kauf nehmen.

Der Bale und der Sale ſtanden ſchon da, beide zwar im Civilanzug, allein ihre ehrenwerthen Phyſiognomieen trugen ſo deutlich den Polizeiſtempel, daß ich mir von Herzen gratulirte, kein Spitzbube zu ſein. Ich bemerkte wohl, daß ſie mich mit vigilirenden Blicken anſahen und daß der Sale heimlich ein Blatt Papier hervorzog, ohne Zweifel das Signalement des Verbrechers, auf den ſie fahndeten, um die Angaben deſſelben mit meiner Erſcheinung zu vergleichen. Dieſe Vergleichung mußte aber nicht das gewünſchte Reſultat haben, denn der Sale ſagte leiſe zum Bale: „'s iſt nüt, bim Eid!“ und hierauf frühſtückten wir in aller Freundſchaft mitſammen, das heißt, wir aßen Käſe und tranken, in Ermangelung des Brotes, Milch dazu. Dann verließen die beiden Herren von der Polizei die Hütte und gingen das ſchmale Hochthälchen abwärts, während ich aufwärts weiter wanderte.

Der Senn hatte mir nämlich von einer mächtigen Kaſkade geſagt, die wenige Wegſtunden von der Hütte entfernt aus einem der Gletſcherfelder des Bernina hervorſtürze. Dieſe wollt' ich noch ſehen, dann zu der Hütte zurückkehren und von da meinen Weg thalabwärts ſuchen. Aber es kam anders. Ich kehrte nicht wieder an den Ort zurück, denn inmitten der Bergwildniß, wo ich an jenem Tage nur einen Waſſerſturz ſuchte, ſollte ich plötzlich in abenteuerliche Scenen und erſchütternde Kataſtrophen verſetzt werden.

## Fünftes Kapitel.

Autor verirrt ſich, geräth in ein verwunſchenes Schloß, ſpeiſt unter Blitz und Donner und erlebt ein lieblichſtes Wunder.

Die Gletſcherkaſkade hatte ich nicht gefunden, denn in dieſen verworren durcheinandergeſchobenen Höhenzügen und Thalringen findet ſich kein Fremder ohne Führer zurecht. Ich wollte aber keinen Führer, weil es mir gar ſo ſchön vorkam, bei dem klaren Wetter ganz allein in dieſen Einſamkeiten umherzuſchweifen. In der Sennhütte, wo ich Mittagsraſt hielt, erfuhr ich, daß ich bis zum nächſten Orte noch mehrere Stunden weit zu gehen habe. Der Geißbub, welcher mich mit Milch und ſteinhartem Schabzieger bewirthete, deutete an, ich würde wohl thun, ihn als Wegweiſer mitzunehmen, und nach einigen Stunden mußte ich mir geſtehen, daß ich klug gethan hätte, dieſes Anerbieten anzunehmen. In dem Maße nämlich, in welchem die Schatten der Berge gigantiſcher und meine Beine müder wurden, drang ſich mir auch die Ueberzeugung auf, daß ich ganz von der Richtung, die ich hatte verfolgen ſollen und wollen, abgekommen ſei und mich alles Ernſtes verirrt habe. Anfangs nahm ich das leicht, wie alles hier oben. Als aber die Sonne zur Rüſte ging und noch dazu über ihre ſinkende Scheibe eine graudunkle Gewitterwolkenwand ſich herzog, gewann die Sache allmälig ein mißlicheres Ausſehen. Die Oede, in der ich mich befand, ſo erhaben ſie war, konnte in einer Gewitternacht doch nur ein höchſt unangenehmer Aufenthaltsort ſein. Von einem ſicheren Zufluchtsort aus einem Gewitter in den Hochalpen zuſehen, ja freilich, das iſt ganz prächtig; aber ſchutz- und ſchirmlos der Wuth deſſelben ausgeſetzt ſein, das iſt 'ne andere Tonart. Ich hatte ſchon in früherer Zeit, während meiner ſtudentiſchen Schweizerreiſe, die Probe gemacht und es gelüſtete mich nach keiner zweiten. Außerdem hatte ich Hunger, ganz gemeinen, erzproſaiſchen Hunger, und ſo ſah ich mich, von meiner letzt'ägigen Naturſchwärmerei für den Augenblick ſehr ernüchtert, mit nicht geringer Sehnſucht nach der Möglichkeit eines Nachtquartiers um.

Da merkt' ich nun erſt recht die Einſamkeit um mich her. Weit und breit, wie es ſchien, keine Spur von Menſchendaſein, keine Sennhütte, keine Heerdeglocke, nichts als Schweigen des Urgebirges, eine Stille, in welcher einem in ſolcher Lage das Rauſchen der Bergwaſſer wie ein Hohnlachen über die Bedürftigkeit und Hilfloſigkeit des Menſchen klingen kann.

Ich ſtand bei einer Gruppe verwitterter Arven ſtill, mich zu orientiren. Aber in dem engen Felſenkeſſel, in welchen ich hineingerathen, war das eine Unmöglichkeit. Eine jähanſteigende mit erratiſchen Steinblöcken beſäete Geröllwand lag hart vor mir, wahrſcheinlich die Moräne eines urweltlichen Gletſchers. Den Kopf in den Nacken zurückbeugend ſah ich über den Rand der Moräne ſchneebekrönte Kuppen herüberlugen. Ich kletterte die Wand hinan und vor dem droben Angelangten ſprang ein prachtvolles Bild auf.

Der Bernina lag in faſt blendender Beleuchtung in ſeiner ganzen Majeſtät und Herrlichkeit vor mir. Die Sonne ſchoß zwiſchen den geballten Gewitterwolken hervor ihre Stralen auf die unzähligen Hörner und Zacken des mächtigen Gebirgsſtocks, deſſen Firnſchnee wie geſchmolzenes Silber blitzte, deſſen Gletſchergehänge blaugrünlich ſchimmerten.

In dieſe ungeheure Felſen-, Schnee- und Eismaſſe war ein grünes Thal tief eingeſchnitten, auf deſſen Sohle ein Bergſtrom über Steintrümmer rauſchend dahinſchoß. Dieſes ſchmale Hochthal theilte ſich gabelartig. Der rechte Zinken lief langgeſtreckt in maleriſchen Windungen zwiſchen bizarren Felſengeſtaltungen hin und im Hintergrunde lugte eine Kirchthurmſpitze hervor, Zeuge der Beſiedelung des Thales. Der linke Zinken der grünen Gabel war viel kürzer und bohrte ſich ſchroff aufwärts, bis eine ſchwindelnd hohe, jetzt in der Sonne rothglühende Baſaltwand ſeinem Vordringen ein Ziel ſetzte. Zu beiden Seiten dieſer Wand kam ein Eisſtrom thalwärts und dieſe Gletſcherbänder ſpannten ſich bis nahe zu dem breiten Bach auf der Thalſohle herab. Jenſeits deſſelben, in dem etwa eine Achtelmeile breiten Zwiſchenraum zwiſchen den beiden Gletſcheradern, ſtieg ein ſanftgewölbter Hügel auf und von der Spitze deſſelben blickte ein ſchloßartiges Gebäude mit alterthümlichen Thürmen und Zinnen herab.

Die Alpenthäler Graubündens ſind viel reicher an Burgruinen als die übrigen Landſchaften der Schweiz. Dort, auf der Grenzſcheide zwiſchen der germaniſchen und der romaniſchen

Raſſe, hat ſich mittelalterliches Dynaſtenweſen, wenn nicht rechtlich, ſo doch faktiſch weit länger gehalten als anderswo in der Schweiz, und es iſt noch heute gar nicht ſelten, daſelbſt alte Geſchlechter in alten, mit mehr oder weniger Sorgfalt unterhaltenen Felſenneſtern hauſen zu finden. Auch die Burg da drüben ſchien keine Ruine zu ſein. Wenigſtens deuteten die in der Sonne glitzernden Fenſter auf eine wohnliche Stätte.

Das war mir lieb, denn das Gewitter ſchob ſich immer drohender am weſtlichen Himmel herauf, bald verſchwand die Sonne hinter den Wolkenmaſſen und eine unheimlich fahle Beleuchtung begann ſich über die ganze Scene zu legen.

Ich eilte thalwärts und ſtieß dort auf einen Saumpfad, der mich zu einem über den Waldbach gelegten Steg führte. Dieſſeits des Steges theilte ſich der Weg. Seine am linken Ufer des Waſſers thalaufwärts laufende Linie führte vermuthlich in das Dorf oder Dörfchen zu, deſſen Kirchthurmsſpitze ich von der Moräne herab erblickt hatte. Aber bis dahin mußte es noch eine Wegſtunde weit ſein und ſchon begann es zu dunkeln und das Gewitter rückte mit dumpfem Gedonner näher. Raſch entſchloſſen, ging ich über den Steg und eilte den ſchmalen Pfad hinan, welcher ſich in halben Spiralen den Hügel hinaufwand. Bewohnt oder unbewohnt, das Schloß da droben konnte mir doch Dach und Fach gewähren. Vielleicht kitzelte mich auch ein Nachgefühl jugendlicher Romantik, daß ich in dem alten Ding eine Zuflucht zu ſuchen ging. Ich hatte aber länger zu ſteigen, als ich vermuthete, und ſchon leuchteten Blitze und fielen ſchwere Tropfen, als ich den Scheitel der Anhöhe erreichte, welche anderwärts unbedenklich ein Berg genannt werden könnte.

Jetzt ſtand das Schloß hart vor mir und ich ſchritt raſch auf eine Art krenelirter Mauer zu, hinter welcher der Thorbogen dunkelte, zog aber mit Schrecken meinen Fuß zurück, denn ich ſtand hart an dem Rand einer mächtigen Tiefe. Zwiſchen mir und der Burg klaffte ein Abgrund und in dem zuckenden Licht der Blitze ſah ich jetzt erſt, daß das Schloß nicht auf dem Hügel ſelbſt, ſondern vielmehr auf einer hinter demſelben aus ſchwindelnder Tiefe aufſteigenden Felſenklippe lag. Mich mit beiden Händen an der Mauer feſthaltend, beugte ich mich vorſichtig vor, und es war weniger romantiſch als unheimlich, wenn ich auf Augenblicke im Lichte der Blitze das grüne Gletſchereis aus der ſchwarzen Kluft heraufblinken ſah. Auch einen anderen nicht ſehr tröſtlichen Gegenſtand verrieth mir das zuckende Licht, nämlich drüben am Burgthor eine aufgezogene Zugbrücke.

Aber das verwunſchene Schloß mußte doch bewohnt ſein, denn mehrere Fenſter deſſelben waren beleuchtet. Ich ſchrie mit voller Kraft der Lunge nach Einlaß, aber der inzwiſchen mit ganzer Macht losgebrochene Gewitterſturm ließ meine Stimme nicht aufkommen. Da, beim Herumtaſten an der Mauer, kam mir etwas wie ein Glockengriff in die Hand. Ich rieß daran und horch, drüben gellte richtig eine Glocke. Ich machte ſie abermals und abermals gellen, denn zu Höflichkeit und Beſcheidenheit war da keine Zeit. Meine Zudringlichkeit hatte auch den beſten Erfolg, denn drüben unter dem Thorbogen erſchien Licht und nach einigen Minuten legte ſich die Zugbrücke knarrend und raſſelnd über den Abgrund. Ich ſchritt ohne Verzug über die Bohlen und fand mich drüben vor einem verſchloſſenen Thor mit einem ſchmalen, ebenfalls verſchloſſenen Einlaßpförtchen in der Mitte. Aus einer Mauerlucke daneben ſtreckte eine alte runzelige Hand eine Laterne und hinter derſelben ward ein ſehr altes Geſicht ſichtbar.

„Wer ſeid Ihr?" fragte der Alte.

„Ein verirrter Reiſender, der um ein Obdach für die Nacht bittet."

„Wartet!"

Geſicht, Hand und Laterne verſchwanden, die Zugbrücke ging hinter mir in die Höhe und ich befand mich ſo zu ſagen zwiſchen Thür und Angel, das heißt zwiſchen dem verſperrten Thor und der wieder aufgezogenen Zugbrücke. Das währte eine geraume Weile und war unbehaglich genug.

Endlich vernahm ich ſchlurfende Tritte, das Einlaßpförtchen that ſich auf und im Licht der Laterne, welche er trug, ſtand der Alte vor mir, eine unterſetzte Geſtalt in altfränkiſch geſchnittener, verſchoſſener Livree von dunkler Farbe. Er ſagte nur: „Kommt!" und da ich ihm folgte, führte er mich durch einen gewölbten Thorweg und über einen kleinen Hofraum auf einen runden Thurm zu, welcher die linke Flanke des Herrenhauſes der alten, aber, ſoviel ich bemerken konnte, in leidlich gutem Zuſtande erhaltenen Burg flankirte. Als er mir innerhalb des Thurmes eine breite ſteinerne Wendeltreppe hinaufgeleuchtet hatte, trat mir auf dem Vorplatz des erſten Stockwerkes eine höchſt abenteuerliche Figur entgegen, ein kleines dürres Männchen mit mumienhaft vertrockneten Geſichtszügen, die nur noch durch ein paar kleine kluge Augen belebt waren. Dieſes Männchen trug Schnallenſchuhe, weiße Strümpfe, gute Beinkleider von pfirſichblüthfarbenem Plüſch, eine ſchwefelgelbe Pattenweſte, die mit ihren Schößen bis zur Hälfte der Schenkel hinabreichte, darüber einen zeiſiggrünen Rock oder Frack, ferner eine weiße Halsbinde mit langen bordirten Zipfeln, im Nacken einen langen dünnen Zopf und im übrigen eine vollſtändig regelrechte Friſur à quatre épingles — alles nach der neueſten Mode von 1780 oder 1790, ſelbſt die Form des Handleuchters mit zwei brennenden Wachslichtern nicht ausgenommen, bei deren Schein das alte Geſchöpf mit ſauerſüßer Miene meine Geſichtszüge prüfte.

Als ich dieſes Petrefakt einer Zeit, die uns noch ſo nahe und doch ſchon wie antediluvianiſch weit hinter uns liegt, verwundert anguckte und bei mir dachte, ich ſei da richtig in ein verwunſchenes Schloß gerathen, ſagte es — nämlich das Petrefakt, nicht das Schloß — mit einem wie in der Stimmritze eingeroſteten Organ:

„Monſieur wünſcht ein Nachtquartier?“

„Ja, mein Herr. Ich habe mich in den Bergen verirrt und bin von dem Gewitter überraſcht worden. Wenn ich die Ehre habe, den Beſitzer dieſer alten Burg vor mir zu ſehen —“

„Pardon“, unterbrach mich der im Zeiſigrock mit einem halben Lächeln und einer ganzen Verbeugung voll Anſtand und Höflichkeit, „Pardon, Monſieur irrt ſich. Ich habe die Ehre der Hausmeiſter dieſes Schloſſes zu ſein. Aber Monſieur iſt gewiß müde?“

„Sehr.“

„Und hungrig und durſtig?“

„Noch mehr.“

„Will Monſieur — aber darf ich vielleicht um den Namen von Monſieur bitten?“

„Freilich. Ich heiße Hellmuth, Michel Hellmuth."

Der Alte, welcher mir den Rücken gewandt hatte, um mir weiter die Treppe hinan zu leuchten, kehrte ſich raſch um und ſah mich eine Sekunde lang forſchend an. Dann, die Stufen weiter hinaufſteigend, ſagte er:

„Hellmuth, Michel Hellmuth — ſoſo! Woher? wenn Monſieur einem alten Manne die Frage nicht übel nimmt."

„Behüte! Ich bin aus Rothenfluh in Deutſchland."

„Soſo!" machte der Alte wieder und hüſtelte etwas weniges dazu

Wir waren inzwiſchen ins zweite Stockwerk gelangt und mein Führer bog in einen langen und dunkeln Korridor ein, an deſſen Wölbung meine Schritte auf dem Fußboden widerhallten. So ging es noch über mehrere Gänge, zur Abwechſelung auch treppauf und treppab, ohne daß uns in dem unheimlich öden Hauſe irgend jemand begegnet wäre.

„Man ſcheint hier zeitig zur Ruhe zu gehen?" fragte ich den Alten.

„Das iſt in unſeren Bergen überhaupt ſo. Die Herrſchaften haben ſich ſchon vor einer halben Stunde in ihre Zimmer zurückgezogen."

Die Herrſchaften? Das klang ja ganz vornehm und bewies jedenfalls, daß das verwunſchene Schloß in der That noch andere Bewohner habe als das Petrefakt von Hausmeiſter und den ditto verſteinerten Pförtner.

Der Alte öffnete endlich mit einem Schlüſſelbund, welchen er mit ſich führte eine Thüre, lud mich mit einer Verbeugung zum Eintritt ein und zündete zwei auf dem Tiſche in der Mitte des Gemaches ſtehende Kerzen an. Dann ſagte er: „Werde ſogleich das Abendbrot für Monſieur Hellmuth beſorgen“ und ließ mich allein.

Ich befand mich in einem großen hohen Zimmer mit Alkoven, worin unter einer Art altfränkiſchen Thronhimmels ein breites Bett ſtand. Alles gemahnte hier an eine verſchollene Zeit, die verblaßten Möbel à la Pompadour, die verblichene Vergoldung der Deckenſtukkaturen und Tapetenleiſten, die eingedunkelten Tableaux an den Wänden, Landſchaften und Schäferſcenen à la Watteau und Boucher darſtellend.

Während ich dieſe Herrlichkeiten betrachtete, kam das Petrefakt zurück und mit ihm eine alte, wie ein Mütterlein aus dem vorigen Jahrhundert gekleidete Dienerin. In dieſem verwunſchenen Schloſſe ſchien alles alt und altfränkiſch zu ſein. Ich hätte mir leicht einbilden können, ein Stück achtzehntes Jahrhundert ſei von einer Woge der Sündfluth, genannt Revolution, in dieſen weltverlorenen Winkel der Erde geſchwemmt worden, um auf der Felſenklippe in einem der zahlreichen Berninathäler ſitzen zu bleiben und zu verſteinern.

Die Alte trug ein Speiſebrett, deſſen Fracht der Alte auf dem Tiſche ordnete, während ſie im Alkoven ſich mit dem Bette zu ſchaffen machte. Als beide mit ihrem Geſchäft zu Ende waren, ſagte der Pfirſichblüthfarbene und Zeiſiggrüne:

„Hat Monſieur Hellmuth ſonſt noch etwas zu befehlen?“

„Ich habe hier überhaupt nichts zu befehlen, aber auch weiter nichts zu wünſchen und zu erbitten.“

„So wünſche ich Monſieur wohl zu ſpeiſen und gut zu ſchlafen“, ſagte der höfliche Majordomus mit einer ſo weitſchichtig tiefen Verbeugung, daß ihm der lange Zopf bolzgerade im Nacken ſtand. Das Mütterchen akkompagnirte dieſe Verbeugung von weiland mit einem fabelhaften Knix.

Als ſie fort waren, that ich, als ob ich zu Hauſe wäre, machte mich über die einfachen, aber ſchmackhaft zubereiteten Alpenſpeiſen und den vortrefflichen dunkelrothen Veltlinerwein her, kümmerte mich verteufelt wenig um den Gewitterſturm, welcher die klafterdicken Mauern des verwunſchenen Schloſſes umheulte, und ließ mir die rollenden, an den Bergwänden zehnfach widerhallenden Donner als Tafelmuſik gefallen.

Sie verhallten zuletzt und zugleich mußte auch mein Appetit ſich geſtehen, daß ihm genug gethan worden ſei. Ich ſchlürfte noch ein Glas Veltliner und bemerkte dann, daß es in dem Zimmer ſchwül, dunſtig und muffig ſei. Es mochte lange nicht gelüftet worden ſein. Ich ſtand daher auf, um eins der drei in einer Reihe hinlaufenden Fenſter zu öffnen, bemerkte aber, daß daſſelbe eigentlich eine Thüre ſei. Nach etwelchem Rütteln und Zerren an der eingeroſteten Klinke gelang es mir, den einen Flügel aufzubringen, und die herbe Kühle, welche im Hochgebirge einem Gewitter folgt, ſchlug mir von draußen entgegen. Da ſie mir nicht abſchreckend, ſondern wohlthuend vorkam, trat ich hinaus und gelangte, ein paar ſteinerne Stufen hinabſteigend, auf eine Art Balkon, der mit einer Bruſtwehr von ſtarkem Gebälke eingefaßt war. Das war zweckdienlich, denn der Balkon hing über der jähen Tiefe, welche rings um die Schloßklippe gähnte,

Das Gewitter war, wie geſagt, vorüber und in der von Wolken reingefegten Himmelskuppel brannten ſtill die Sterne. Die Sichel des wachſenden Mondes ſtand hoch am Firmament und ließ nur ein blaßbläuliches Dämmerlicht auf die Kuppen der Schneekoloſſe ringsum niederrieſeln. Wie heimliches Geplauder der Berggeiſter klangen und rauſchten die ſtürzenden Bergwaſſer durch das heilige Schweigen der Nacht.

Plötzlich meinte ich zu hören, daß mit dieſen Naturlauten da draußen ein Klang wie Harfenton ſich miſchte, der aus dem Innern des Schloſſes zu kommen ſchien. Ich ging auf dem Balkon, der an dieſer ganzen Seite des Gebäudes hinlief, dem leiſen Klange nach und ſah mich bald vor einer tiefen Mauerniſche, in die ein Fenſter eingelaſſen war. Daſſelbe war aber von innen ſo dicht verhangen, daß der Schimmer des dahinter brennenden Lichtes kaum durch die dunkle Gardine drang. Da war alſo weiter nichts zu ſehen, aber weil in einem verwunſchenen Schloſſe auch ein anſtändiger Menſch neugierig ſein darf, ſo ſtieg ich ſachte eine ſchmale, dem Fenſter zur Seite in die dicke Mauer eingeſchnittene Treppe hinauf und ſah mich droben auf einer kleinen Plattform oder Zinne, um die ein ſteinernes Geländer herlief. Hier vernahm ich den Harfenton deutlicher als drunten und erkannte bald die Urſache. Aus einer runden Oeffnung in der Mitte des Steinbodens der Zinne drang zugleich mit einem ſtarken Lichtſchimmer der ſüße Saitenklang. Ich beugte mich nieder und ſah vor mir ein ſtarkes Eiſengitter, welches über der runden Oeffnung lag. Hinter den Eiſenſtäben war eine Glasſcheibe angebracht, welche aber die Unbill der Witterung ſpringen gemacht hatte. So konnte ich durch einen Spalt der Scheibe in die kleine Rotunde hinunterſehen, auf deren Wölbung ich ſtand.

Da erblickte ich ein lieblichſtes Wunder!

Ich mußte mich raſch aufrichten, um den Freudenſchrei, der mir aus dem Herzen ſprang, mit den Lippen gewaltſam zurückzupreſſen.

Dann kniete ich nieder und legte Auge und Ohr, legte die Seele an das Eiſengitter.

Auf einem altmodiſchen Stuhl mit hoher Lehne, an dem Tiſch, auf welchem die Lampe ſtand, die das Gemach erhellte, ſaß Iſolde von Rothenfluh, mit der Hand träumeriſch über die Saiten einer Harfe von altfränkiſcher Form fahrend, welche ſie zwiſchen den Knieen hielt.

Es war kein Traum, nein, reizendſte Wirklichkeit. Mit einem Schlage wurde mir alles klar: ich befand mich in dem Schloſſe von Bertholds und Iſolde's wunderlichem Großoheim.

Die Lampe warf ihr volles Licht auf die theure Geſtalt, auf dieſes Antlitz, das ſo edel und ſchön war wie das der rafael'ſchen Madonna della Sedia.

Sie trug ein weißes Nachtgewand, das die jungfräuliche Schönheit ihrer Glieder ſtreng verhüllte. Nur oben am Halſe ſtand es offen und ich bemerkte mit wehmüthiger Freude die Perlenſchnur, an welcher ſeit Jahren Iſolde das kleine Silberkreuz trug, das ſie von meiner Mutter zum Andenken erhalten hatte, als ſie der Pflege unter dem Dache meines Vaterhauſes entwachſen war. Dieſer beſcheidene Schmuck ſchimmerte im Lampenlicht auf den Bruſtfalten des Kleides und weckte tauſend zärtliche Erinnerungen in mir.

Iſolde beugte das ſchöne Haupt auf das Inſtrument nieder und ſchlug ſchwermüthige Mollakkorde an. Dann erklang leiſe ihre ſeelenvolle Altſtimme. Ich habe die Worte ihres Liedes treu im Gedächtniſſe bewahrt, obwohl mich Iſolde den Dichter deſſelben erſt lange nachher kennen und lieben lehrte. Sie ſang:

„Immer leiſer wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier wird mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen draus vor meiner Thür',
Niemand wacht und öffnet dir —
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja, ich werde ſterben müſſen,
Eine andre wirſt du küſſen.“

Hier erloſch die Stimme und nur noch ein bebender Harfenton zitterte durch das Gemach. Ein wilder Schmerz faßte mich an. Ich hätte laut aufſchreien mögen vor bitterer Reue.

Iſolde hatte ſich erhoben und das Inſtrument weggelehnt. Sie ſtand eine Weile wie in trübem Sinnen. Die Arme hingen ihr ſchlaff an den Hüften nieder und ich glaubte Thränen an ihren Wimpern funkeln zu ſehen.

Dann kniete ſie an dem Stuhle nieder und neigte die Stirne auf die gefalteten Hände. Die reine Seele hatte noch nicht verlernt, zu beten. Dieſes ſtarke und doch ſo demüthige Herz war zu lauter, um ſich über die Hilfebedürftigkeit des Weibes eine Selbſttäuſchung vorzumachen.

Wenn ich mich jetzt jener Scene erinnere, glaube ich rechtzuthun, wenn ich, den Fortgang derſelben zu ſchildern, die zarten Verſe entlehne, womit der arme Keats in ſeinem „St. Agnesabend“ eine ähnliche beſchrieben:

Voll auf die Stelle ſchien der Lampe Licht
Und warf auf Madelinens ſchöne Bruſt

Ein warmes Roth, wie ſie voll Andacht kniete;
Wie Amethyſt erglänzt' ihr Silberkreuz,
In roſ'gem Licht die Hände, fromm gefaltet,
Und goldner Heil'genſchein umfloß ihr Haar.
Sie ſchien — es fehlten Flügel nur — ein Engel,
Gekleidet in des Himmels lichte Tracht.
Und jetzt lebt auf ihr Herz: geſprochen hat
Sie ihr Gebet; von Band und Nadeln
Befreit ſie ihre Locken, löſt allmälig
Den warmgewordnen Schmuck von Arm und Hals,
Schnürt auf ihr duftig Mieder; langſam rauſcht
Die weiße Kleidung nieder zu den Knie'n
Und halb umhüllt noch, wie im Tang die Meermaid,
Steht ſie in waches Träumen ſtill verſenkt.

Sie nahm die Lampe und ſtellte ſie auf den Nachttiſch neben dem Bette. Dann zog ſie die Gardine auf und ſchlug die Decke zurück.

Sie that das alles mit einer keuſchen Grazie, welche das jungfräuliche Schlafgemach zu einem Heiligthum umwandelte. Ich wandte den Kopf, als ſie ſich in ihre Pfühle ſenkte, um durch keinen vermeſſenen Blick an dieſer edlen Züchtigkeit zu freveln. Dann, bevor ſie die Lampe löſchte, ſah ich noch einmal hin und erblickte ſie, ſittſam eingehüllt, für einen flüchtigen Moment auf ihrem Lager wie

„In Hafens Ruh', bewahrt vor Freud' und Schmerz,
Verſchloſſen wie ein Meßbuch unter Heiden,
Geſchirmt vor Sonnenſtral und Regenguß,
Als ſchlöſſ' die Roſe ſich und würde Knoſpe wieder."

# Sechſtes Kapitel.

Autor läßt ſich's abermals beigehen, den Lauſcher zu ſpielen. — Edelmann und Geldmann. — Wer den irrenden Ritter in der alten Halle bewillkommte. — Von Augen, die ſich küſſen. — Ein praktiſcher Menſch und ein Sonderling.

Es war ſpät geworden, bevor ich, in mein Zimmer zurückgekehrt, den Schlaf finden konnte. Aber ich will den geneigten Leſer nicht mit den ſtürmiſchen Gedanken behelligen, die mich bis lange nach Mitternacht auf meinem Lager wach hielten. Endlich gewann der ermüdete Leib doch über die beunruhigte Seele die Oberhand und ich ſchlief dann bis weit in den Morgen hinein. Als ich aufgeſtanden war und mich angezogen hatte, zeigte meine Uhr eine Stunde, um welche nur ſtädtiſche Langſchläfer, nicht aber rüſtige Alpenwanderer das Lager verlaſſen.

Mein Zimmer erſchien mir bei Tageslicht noch verblichener und veralteter, als es geſtern bei Kerzenlicht ausgeſehen hatte. Im ganzen Hauſe hörte ich kein Geräuſch, keinen Ton. Entweder mußte ich mich von den bewohnten Räumen weitab befinden oder es mußte hier die Hauswirthſchaft einen merkwürdig ſtillen Gang gehen.

Ich öffnete die Thüre zum Balkon und trat hinaus, wäre aber faſt wieder zurückgetreten, geblendet von der Morgenpracht, in welcher die Gebirgsgruppe des Bernina vor mir ſtand. Die Morgennebel dampften aus den Thalgewinden empor und umwallten, in den Lichtkreis der Sonne tretend, wie purpurne Gürtelbänder die Hüften der ſtolzen Bergrieſen. Aber ich brachte der Größe dieſes Schauſpiels heute nur ein halbes Herz entgegen. Meine Füße ſtrebten unwillkürlich der kleinen Treppe zu, welche zur Zinne emporführte. Doch bezwang ich mich und lenkte mein Auge wieder zu den Felſen und Firnen hinüber. Aber ich ſah in all' dem Wallen und Wogen und Glühen da drüben nur eins, nur die weiße Geſtalt der holden Beterin von geſtern Abend. So ſchön und heilig war mir Iſolde nie zuvor erſchienen. Jetzt trat kein anderes Bild mehr trübend und trügend vor das ihrige; jetzt wußte ich, daß ich ihr mit ganzer Seele ſagen durfte: Ich liebe dich!

Während ich dieſer Möglichkeit, glücklich zu ſein, nachſann, vernahm ich mir zu Füßen zwei Männerſtimmen, die mir ſogleich bekannt vorkamen. Sie mußten aus dem kleinen Garten kommen, welcher an dieſer Seite des Schloſſes angelegt war, da der Balkon, worauf ich ſtand, nicht, wie mir in der Nacht geſchienen hatte, über die Schloßklippe hinausging. Wenigſtens erblickte ich zwiſchen dem Gebälke der hohen Baluſtrade hindurch einige Fragmente von Taxushecken, welche andeuteten, daß hier vor Zeiten eine Gartenanlage franzöſiſchen Stils exiſtirt hatte.

Die Sprechenden da unten kamen näher, ohne daß ich ſie jedoch zu Geſicht bekommen hätte. Sie ſtanden unter dem Balkon ſtill und ihre Stimmen ließen mir keinen Zweifel mehr übrig:

ich hörte Berthold von Rothenfluh und Herrn Kippling den Jüngeren.

„Deßhalb iſt alſo mein Suchen vergeblich geweſen?“ ſagte ich mir. „Hierher, in dieſes weltverlorene Schloß haben ſie ſich gewendet? Hierher zielte vielleicht ihre Reiſe von Anfang an? Und wenn der Freiherr da iſt, ſo wird wohl auch Fräulein Julie nicht weit weg ſein. Aber wie kam Iſolde hierher? Wie hatten die anderen ihr Hierſein erfahren? Oder führte, wie mich ſelber, auch die drei nur der Zufall auf dieſe Felſenklippe?“

Der Dialog unten ſtörte mein Selbſtgeſpräch. Ich machte eine halbe Wendung, in mein Zimmer hineinzugehen, allein ſchon die erſten Worte, die ich von drunten vernahm, bannten mich auf meinen Platz.

„Ich bin der Sache müde“, ſagte Herr Theodor Kippling, „um ſo mehr, da ich es in dieſer abſcheulichen Einöde nicht länger aushalten kann. Was ſoll man mit dieſen ewiglangen Tagen und mit den noch längeren Nächten anfangen, da hier alles mit den Hühnern zu Bette geht? Und überhaupt, dieſe ganze alte Scharteke von einem Burgungeheuer iſt mir unheimlich.“

„Was wollen Sie denn?“ entgegnete Berthold beſchwichtigend, aber doch mit einer ſo deutlichen Nuance von Stolz in der Stimme, daß man leicht merkte, er betrachte den Sohn des Millionärs als meilentief unter ſich ſtehend. „Was wollen Sie denn? Iſolde iſt einmal hier und Sie haben da die beſte Gelegenheit, ihr den Hof zu machen.“

„Was hab' ich von dem Hofmachen? Und nicht einmal das läßt ja das ſtolze Fräulein zu. Je länger ich in ihrer Nähe lebe, deſto dichter ſcheint die unſichtbare Scheidewand zu werden, welche ſie zwiſchen ſich und mir aufgeführt hat. Ich will mich nicht länger zum Narren haben laſſen."

„Mein lieber Herr Kippling, meiner Schweſter fällt es gewiß im Traume nicht ein, Sie zum Narren zu haben. Das Kurze und das Lange von der Sache iſt, daß meine Schweſter Sie gar nicht haben will."

„Und Sie ſagen mir das mit ſo kaltem Blute?"

„Freilich, warum denn nicht?"

„Wie, Herr Baron, iſt dies die Art, wie Sie Ihren Verpflichtungen gegen mich nachkommen?"

„Ich habe mich nach dieſer Seite hin Ihnen nur verpflichtet, meiner Schweſter Ihre Werbung vorzutragen und zu empfehlen. Es geſchah dies redlich in dem Briefe, in welchem ich Iſolden anzeigte, daß wir mitſammen wieder Rothenfluh beſuchen würden, wo Sie dann die Gelegenheit ergreifen wollten, Ihren Gefühlen mündlichen Ausdruck zu geben. Die einzige Antwort Iſolde's war, wie Sie wiſſen, daß ſie vom Lindachhof abreiſte und hierher ging, zu dem alten Sonderling von Großoheim."

„Ja, das weiß ich und ich weiß auch, daß der Agent, welchen ich aus Gründen der Liebe und aus Gründen des Geſchäfts in Rothenfluh unterhielt, glücklich erlickerte, daß Ihre Schweſter in dieſe dumme Wildniß geflohen. Ich hielt das aber nur für ein Sprödethun, wie das die Mädchen ſo an ſich haben, denn ſonſt hätte ich mich ſicherlich nicht dazu hergegeben, mit Ihnen und Julie tagelang die abſcheuliche Bergkletterei zu treiben. Aber was hat mir das alles geholfen? Das ſtolze Fräulein thut ja, als ob ich gar nicht da wäre."

„Das iſt Ihre Sache. Ich konnte Ihnen meine Schweſter nicht verkaufen. Würde ich auch dazu das Recht gehabt haben, ſo hätte ich doch ſchwerlich den Willen gehabt.“

„Peste! Sie nehmen dieſe Sache verzweifelt kühl, mein Lieber. Sie verſprachen mich doch in meiner Werbung um dieſe ſtolze Schöne zu unterſtützen, deren Stolz und Sprödigkeit meine Liebe nur noch mehr befeuern.“

„Als ich Ihnen meine Unterſtützung verſprach, wußte ich noch nicht, was ich jetzt zu wiſſen glaube!“

„Was?“

„Daß Iſolde ſchon gewählt hatte.“

„Wen?“

„Meinen und ihren Jugendgeſpielen, Michel Hellmuth.“

„Was? Den lumpigen Kommis meines Vaters? Bah!“

„Herr Kippling, Ihr Herr Vater ſagte mir, Michel Hellmuth ſei ein tüchtiger und braver Mann, und hören Sie, mein Beſter, laſſen Sie ſich ein= für allemal ſagen, ich habe die Ehre, Herrn Hellmuth trotz allem, was zwiſchen uns liegt, meinen Freund nennen zu dürfen, und ich dulde nicht, daß in meiner Gegenwart übel von meinen abweſenden Freunden geredet werde. Ich habe bei der Familie Hellmuth, unter deren Dach ich die beſten und glücklichſten Tage und Jahre meines Lebens verbrachte, ohnehin eine unbezahlte und unbezahlbare Schuld kontrahirt . . . Doch das gehört nicht hierher. . . . Sie aber, Sie ſollen mit Achtung von Michel Hellmuth ſprechen — verſtehen Sie mich?“

„Bah!“ entgegnete Herr Kippling, dieſer kavaliermäßigen Zurückweiſung geldbroziger Gemeinheit gegenüber geſchmeidig einlenkend. „Bah! wozu das Pathos? Lohnte ſich wahrhaftig der Mühe! Das fehlte noch, daß zu den übrigen Fatalitäten unſerer Situation noch ritterlicher Nonſens hinzukäme. Wie wird Ihnen denn, mein Herr Doppelſchwager in spe, wenn ich Ihnen ſage, daß Ihr hochgelobter Michel um Julie herumgeſtrichen?“

„Hm, ich kenne die Geſchichte. Fräulein Julie hat ſie mir von A bis Z erzählt. Sie beſitzt die Tugend der Aufrichtigkeit im höchſten Grade, das heißt, wenn ſie gerade die Laune anwandelt. Julie's Erzählung zufolge ließe ſich aber vielleicht mit mehr Recht ſagen, ſie ſei um Michel herumgeſtrichen. Ich weiß, es hing nur von ihm ab, daß Julie ſeine Frau wurde.“

„Ha, ha, ha! Nicht auch vollends! Dazu hätten Kippling Vater und Kippling Sohn doch auch ein Wort zu ſagen gehabt.“

„Hm, was Kippling Sohn betrifft, ſo kümmert ſich deſſen Schweſter blutwenig oder vielmehr gar nicht um ihn, und was Kippling Vater angeht, ſo habe ich ſtarke Gründe, zu vermuthen, daß er ſeiner Tochter ſeinen Segen nicht vorenthalten hätte.“

„Ach was, das ſind Schnurren! Und überhaupt, ſo ein Geplauſche iſt unpraktiſch und unerſprießlich. Wir wollen als verſtändige Männer reden, um zum Ziele zu kommen. Ich bin Geſchäftsmann, das heißt, ein praktiſcher Menſch, mein lieber Herr Baron, und da ich das Geſchäft dieſer Doppelheirat einmal entrirt habe, ſo will ich es in Bälde zu Ende geführt oder aber in bäldeſter Bälde abgebrochen wiſſen.“

„Nach Belieben mein Herr.“

„Bitte, nur nicht empfindlich! Nonſens das, unpraktiſches Zeug! Laſſen Sie uns kaltblütig und sans phrase ſehen, wie die Sache liegt. Sie, Herr Baron, wollen meine Schweſter zur Freifrau, ich will die Ihrige zur Frau Kippling machen.

Ueber Standeshinderniſſe ſind Sie hinaus, denn Sie wiſſen recht wohl, daß heutzutage Kapitalienbriefe die Adelsbriefe mehr als aufwiegen. Adelsvorurtheile ſind auch auf ſeiten Ihrer Schweſter nicht vorhanden, ich weiß es. Weiter: Sie, Herr Baron, ſind ökonomiſch ruinirt. Das iſt eine Thatſache, eine mißliche Thatſache, ich gebe es zu, aber immerhin eine Thatſache und in Geſchäften kommen nur Thatſachen in Betracht. Ich ſchlug Ihnen zuerſt Namens der Firma Kippling vor, ein Arrangement mit ihren Gläubigern zu treffen, deren Zahl, ich weiß es, Legion iſt, das heißt die Firma Kippling wollte dieſe Gläubiger abfinden — wie? das wäre unſere, der Firma Kippling Sache geweſen — und dafür ſollte ihr das zufallen, was von Ihrem väterlichen Beſitzthum überhaupt noch übrig iſt, das heißt das Schloß Rothenfluh ſammt dem unmittelbar dazu gehörigen Güterkomplex, gelegen in der gleichnamigen Gemeindemarkung in Deutſchland. Wir, die Firma Kippling, beabſichtigten daſelbſt die Anlage eines induſtriellen Etabliſſements, weil dafür Lokalität und Gegend günſtige Vorbedingungen zu bieten ſchienen. Sie wollten aber auf dieſen Vorſchlag nicht eingehen, und da ich inzwiſchen die Ehre hatte, Ihre Schweſter kennen zu lernen, und dadurch auf den Einfall kam, dem Erben des Millionärs Kippling müßte die beſagte Dame, nicht weil, ſondern obgleich ſie ein Freifräulein iſt, ein armes Freifräulein, denn Lindach iſt nur eine Bagatelle, als Frau nicht übel anſtehen, ſo ſchlug ich eine Modifikation des Geſchäftes vor. Sie ſollten Julie, der eine Neigung für Sie angeflogen war, heiraten und mit ihr die Gelder, welche nöthig ſind, Sie herauszureißen; ich dagegen ſollte Fräulein Iſolde heimführen. Unter der Vorausſetzung und Bedingung, daß unſere beiderſeitigen — verſtehen Sie wohl? unſere beiderſeitigen Wünſche verwirklicht würden, brachte ich es dazu, ich, Theodor Kippling, daß die Firma Gottlieb Kippling, um Subhaſtation, Schuldenbetrieb, Wechſelklagen und dergleichen Fatalitäten mehr von Ihnen abzuwenden, Ihren Gläubigern Bürgſchaft leiſtete, im muthmaßlichen Werthbetrage deſſen, was von der großen Herrſchaft Rothenfluh überhaupt noch übrig iſt. Dieſe Bürgſchaft ſollte bis zum erſten September laufenden Jahres giltig ſein und iſt es. Heute ſchreiben wir den zehnten Auguſt. Das Soll der Geſchwiſter von Rothenfluh iſt aber, wenigſtens was Fräulein Iſolde angeht, im kippling'ſchen Hauptbuche immer noch ein bloßes Soll. So iſt die Sachlage. Iſt ſie ſo, Herr Baron?"

„Ja, mein Herr. Aber es iſt gar nicht nöthig, mich daran zu erinnern."

„Doch, mein Beſter. Ihr Herren Kavaliere wißt nicht, daß Geſchäft Geſchäft und Zeit Geld iſt, aber wir Geſchäftsleute wiſſen es. Heute ſchreiben wir, wie geſagt, den zehnten Auguſt; am erſten September läuft unſere Bürgſchaft aus. Unſer Geſchäft in dieſem alten Eulenneſt hier muß alſo längſtens binnen fünf bis ſechs Tagen abgemacht ſein, denn die Formalitäten zum Abſchluſſe des ganzen Arrangements nehmen die noch übrige Zeit vollauf in Anſpruch. Alſo, mein Herr Baron, es iſt nicht meine, ſondern Ihre Sache —"

Dieſe Worte hörte ich nur noch undeutlich, denn die Redenden hatten ihren Standpunkt verändert und im gleichen Augenblicke vernahm ich hinter mir in der Oeffnung der Thüre meines Zimmers die dünne Stimme des alten Hausmeiſters — ach Gott, wie ſah er erſt bei Tage alt aus! — welcher mich mit einer tiefen Verbeugung fragte, ob es Monſieur beliebe, zum Frühſtück zu kommen.

Ich folgte dem Vorangehenden auf einem andern Wege, als wir geſtern Abend gemacht hatten, und gelangte über verſchiedene öde Gänge zu einer breiten Treppenflucht, welche in das untere Stockwerk hinabführte. Hier gingen wir über einen Vorplatz und dann öffnete mir der Alte die Flügelthür einer weiten Halle mit vom Alter gebräuntem Eichengetäfel, welche als Speiſezimmer diente. Am oberen Ende einer langen ſchwerfälligen Tafel war in altfränkiſchem Geſchirre ein Frühſtück ſervirt und da ſaßen Iſolde und Julie, beide ſchön wie der Morgen. Aber ich ſah nur noch jene und das Herz klopfte mir gewaltig.

Die beiden Mädchen — außer ihnen war niemand in der Halle — erhoben ſich bei meinem Eintritte und ich war einigermaßen überraſcht, daß ſie durch mein Erſcheinen weiter nicht überraſcht ſchienen.

„Ah, da kommt ja der irrende Ritter", rief mir Julie entgegen und ſchwenkte zum Gruße mit komiſcher Anmuth die Butterſchnitte, welche ſie in der Hand hielt. „Willkommen im verzauberten Schloſſe! Sie ſollen alſogleich zwar nicht einen vollen Humpen, aber doch eine volle Taſſe Milch von meiner Hand kredenzt erhalten."

Iſolde bot mir die Hand und ſagte:

„Willkommen, lieber Michel! Der alte Hausmeiſter hat mir in der Frühe angezeigt, daß du als verirrter Wanderer geſtern Abend auf der rothen Fluh angelangt ſeiſt. Ich konnte erſt gar nicht daran glauben — die Freude war zu groß —"

„Aber meine erſt, Iſolde, meine erſt!“

Weiter konnte ich nichts ſagen, aber ich hielt die theure Hand feſt in der meinigen.

„Kinder“, rief Julie lachend aus, „habt euch doch um's Himmels willen nicht ſo verſchämt lieb. Küßt euch! Ich ſehe ja doch, wie eure Augen ſich küſſen.“

Iſolde erröthete leiſe über dieſe Profanation, allein das liebe Lächeln ihres Mundes bezeugte mir, daß ſie nicht Willens ſei, die Behauptung Julie's in Betreff des Augenkuſſes Lügen zu ſtrafen. Sie führte mich zum Tiſche, aber ich hatte noch nicht platzgenommen, als Berthold und Herr Kippling eintraten.

Die beiden Herren mußten von meiner Anweſenheit noch nicht wiſſen, denn ſie waren offenbar höchlich überraſcht, mich zu ſehen. Auf Bertholds Stirne, welche noch düſterer und gefurchter war als bei unſerer letzten Zuſammenkunft, glomm ein ſchwacher Freudenſchimmer auf und er ſchüttelte mir herzlich die Hand.

„Das hätte ich wahrhaftig nicht gehofft“, ſagte er, „daß der wilde Sturm von letzter Nacht einen ſo alten guten Freund auf die rothe Fluh wehen würde.“

„Ja — diantre und diable!“ meinte Herr Kippling noch gedehnter, als er ſonſt zu ſprechen pflegte, „Sie kommen allerdings überraſchend, Herr Hellmuth. Aber der Wind wird Sie wohl nicht hergeweht haben, denk' ich.“

Er ließ bei dieſen Worten einen unverſchämt lauernden Blick zu Iſolde hinübergehen, welche aber denſelben gar nicht beachtete. Nichtbeachtung charakteriſirte überhaupt ihr Benehmen gegen den Sohn des Millionärs, wie ich bald bemerken konnte, und es lag darin weder Hochmuth noch Unhöflichkeit. Sie nahm ſeine Anweſenheit wie etwas, was man nicht ändern könnte, aber eben auch nicht weiter beachten müßte. Julie behandelte ihren Bruder mit der offenen Geringſchätzung, welche ich ihm gegenüber ſchon an ihr gewohnt war. „Wäre dieſer Menſch nicht zufällig meines Vaters und meiner Mutter Sohn", hatte ſie mir früher einmal geſagt, „was ginge er mich an? Was habe ich mit ihm gemein?" Ich füge gelegentlich noch hinzu, daß vielleicht gerade dieſe Stellung Julie's zu ihrem Bruder das trauliche, freundſchaftliche Verhältniß, welches zwiſchen ihr und Iſolde waltete, gefördert haben mochte. Wie dankte ich es der launiſchen Schönen, daß ihre ſeines Ortes erwähnte Begeiſterung für Iſolde augenſcheinlich eine wirkliche und dauernde war! Dagegen ſchien das Verhältniß zwiſchen Berthold und Julie nicht eben große Vorſchritte gemacht zu haben. Ich bemerkte keine bedeutenden Symptome von Verſtändniß und Innigkeit zwiſchen ihnen. Berthold war meiſt düſter und zerſtreut, oft ganz in ſich verſunken und theilnahmelos, weniger ſeiner Schweſter als Julie gegenüber, welche ihrerſeits ihn bald mit nachſichtiger Zärtlichkeit, bald wieder mit einer Art Scheu oder Furcht behandelte. Was mich betrifft, mir flößte er tiefes Mitleid ein. Er glich einem müdgehetzten Wilde, das ſich unrettbar in die Jägernetze verſtrickt hat. In ſeinem Auge wechſelte der Ausdruck dumpfer Ergebung in das Verhängniß mit dem geheimer Angſt oder auch geheimen Zornes.

„Nein, Herr Kippling", ſagte ich, „der Wind hat mich nicht auf die rothe Fluh geweht, wie, ſcheint es, dieſes alte Haus oder die Klippe heißt, worauf es ſteht. Ich wußte nicht, daß ich Sie hier treffen würde. Aber dennoch komme ich zu Ihnen, gerade zu Ihnen."

„Zu mir? Woher denn?"

„Aus Ihrer Vaterſtadt, von wo ich, im ſpeciellen Auftrag Ihres Vaters, am Tage nach dem großen Brande von Kipplingsruhe abgereiſt bin."

„In Kipplingsruhe hat es gebrannt?"

„Ja, mein Herr. Hier dieſes Briefpaket, welches ich Ihnen von ſeiten Ihres Vaters zuſtelle, wird Ihnen das Nähere ſagen."

Er trat mit dem Paket in eine Fenſterniſche, um es zu öffnen. Wir anderen ſetzten uns zum Frühſtück, und wie ich merkte, mußte Julie gerade ihren zärtlichen Tag haben, denn ſie überſchüttete Berthold mit allerhand neckiſchen Fragen. Der Arme! Er verſuchte zu lächeln und liebenswürdig zu ſein, aber ich ſah wohl, wie er ſich Zwang anthat. Ich nahm mir vor, ihm bei erſter Gelegenheit zu ſagen, daß ich Zeuge ſeines Morgengeſpräches mit Herrn Kippling geweſen ſei, und dann mit ihm zu Rathe zu gehen, ob ſich denn gar kein Ausweg aus dem Wirrſal ſeiner Lage ausfindig machen ließe.

Ich wollte eben anſetzen, Iſolden von unſerem Freunde Fabian in Frohdorf zu erzählen, als Herr Kippling aus der Fenſterniſche herüberrief:

„Saubere Neuigkeiten — diable! Denke dir, Julie, Kipplingsruhe abgebrannt', gänzlich abgebrannt."

„Was gehen mich Geſchäftsſachen an?" lautete die Antwort der Schönen.

„So? Seh' mal einer den tollen Leichtſinn", fuhr Herr Kippling fort, in ſeinen Papieren weiter leſend.... „Der Schaden iſt ungeheuer trotz aller Aſſekuranzen. Kenne das . . . werden Jahre vergehen, bis wir an dem Platz wieder ſolches Geld machen können wie bisher . . . Verdammt das! Und kaum war ich fort, als der Unſinn geſchah . . . Was, der kleine Nickel, das Gritli Zündt hat das Feuer angelegt? Und die ſitzt? Quer, ſehr quer! . . . Aber was iſt das?"

Er brach ab. Ich fixirte ihn und bemerkte, daß ſein verwüſtetes Geſicht fahl wurde. Sein Auge begegnete dem meinigen und er kehrte ſich ab. Die Hand, in welcher er die Papiere hielt, ſank ihm an der Seite herab — Banknoten flatterten aus dem Kouvert auf den Boden — mit der andern trommelte er an den Fenſterſcheiben. Nach einer Weile kehrte er ſich wieder um und ſagte mit einer Stimme, die diesmal weniger ſchleppte als zitterte:

„Herr Hellmuth, auf einen Augenblick — darf ich bitten?"

Ich trat zu ihm. Er zog mich in einen entfernten Winkel der Halle und ſagte leiſe:

„Kennen Sie den Inhalt des Briefes, den ich ſo eben geleſen?"

„Wie ſollt' ich?"

„Ich meine — verſtehen Sie? nur die Umriſſe dieſer dummen Geſchichte."

„Was ich weiß, iſt, daß Kipplingsruhe ein Raub der Flammen wurde, daß das arme ſchöne Kind, das Gritli Zündt, am Morgen nach dem Brande in heller Verzweiflung zur Stadt gelaufen kam, ſich im See ertränken wollte und, als dieſes mißglückt war, ſich als Anſtifterin des Brandes bekannte."

„Ja, ja, und weiter?"

„Daß auch die Frau Regel, Ihre Wirthſchafterin, verhaftet wurde."

„Und weiter?"

„Weiter nur noch, daß Ihr Herr Vater mir auftrug, Sie aufzuſuchen, Ihnen dieſen Brief zuzuſtellen und Sie, ſobald Sie denſelben geleſen, zu fragen, ob Sie ſeinem Wunſche, nein, ſeinem Befehle nachkommen wollten. Im bejahenden Falle ſoll ich es ihm perſönlich, im verneinenden brieflich melden."

„Weiter wiſſen Sie nichts?"

„Nein."

„Nun", bemerkte Herr Kippling wieder ganz in ſeiner gewöhnlichen Redeweiſe, „ſo will ich Ihnen ſagen, daß ich noch etwas mehr weiß, nämlich, daß mon cher papa, ein ſo praktiſcher Mann er ſonſt iſt, wunderlicher Weiſe ganz vergeſſen zu haben ſcheint, daß ſich mit Geld alles machen, alles ausgleichen läßt. Vielleicht iſt er dieſer ſeiner Vergeßlichkeit jetzt bereits inne geworden und ſo werde ich mir die Freiheit nehmen, ſeinen Wunſch als nicht geäußert anzuſehen, um ſo mehr, da ich, mein lieber Herr Hellmuth, hier in dieſem verteufelten Eulenneſt ein wichtiges Geſchäft, ein außerordentlich wichtiges Geſchäft habe, das abgemacht ſein muß, bevor ich daran denken kann und will, abzureiſen. Ein praktiſcher Menſch, wie ich, läßt ſich nicht ſo leicht in's Bockshorn jagen."

Damit ging er hin, hob die zu Boden gefallenen Banknoten ſorgfältig auf, ſteckte ſie ein, ſetzte ſich zu Tiſche und frühſtückte mit beſtem Appetit.

Als wir aufſtanden, ſagte ich zu Berthold, ich möchte ihn, nachdem ich ſofort einen Boten zur nächſten Poſtſtation expedirt haben werde, erſuchen, mich dem Schloßherrn, ſeinem Großoheim, vorzuſtellen, damit ich demſelben für die mir widerfahrene gaſtliche Aufnahme meinen Dank bezeigen könne.

„Ja, lieber Michel“, verſetzte der Freiherr, „das dürfte Schwierigkeiten haben, welche du nur allenfalls mit Iſolde's Hilfe überwinden kannſt. Ich ſelber habe den Burgherrn noch nicht geſehen, obgleich ich der Sohn ſeines Neffen bin.“

„Was?“

„Ei, ja doch. Du weißt ja wohl noch aus unſerer Knabenzeit, was für wunderliche Sagen über den Großoheim umgingen. Seitdem er ſich vollends hierher, auf die rothe Fluh, den Stammſitz derer von Rothenfluh — Fluh oder Flüh heißt man hier zu Lande einen Bergrand, eine Felſenzinne oder Felſenklippe — ja, ſeitdem er ſich hierher zurückgezogen, iſt es mit ſeiner Menſchenſcheu oder ſeinem Menſchenhaß — was weiß ich? — vollends ganz arg geworden. Der alte Papagei von Hausmeiſter, deſſen alte Frau, der alte Thorwart und noch ſo ein Dritteldutzend alter Geſchöpfe, lauter Foſſilien aus der Rokokozeit, hauſen hier mit dem alten Sonderling auf dem alten Stein, hinter der meiſt bei Tag und jedenfalls immer bei Nacht aufgezogenen Fallbrücke. Er für ſeine Perſon hat ſeit Jahren den großen weſtlichen Thurm der Burg nicht mehr verlaſſen. Dort hat niemand Zutritt als der alte Hausmeiſter und neueſtens, wie ich glaube, Iſolde. Da ſoll er, höre ich, mit ſeinen Büchern und phyſikaliſchen Inſtrumenten wohnen wie ein Zauberer in ſeiner Höhle. In die Vorthüre zu ſeinen Zimmern iſt eine Oeffnung eingeſchnitten und mit einem eiſernen Schieber verſehen; durch dieſe Luke bezieht er ſeine Bedürfniſſe und da erſcheint er, wenn er Audienz zu geben geruht. Denn zu ihm hinein darf kein Menſch, ſelbſt der Alte im grünen Papageifrack nicht. Allmonatlich an einem beſtimmten Tage erſcheint der Wirthſchaftsverwalter, welcher in dem kleinen Dorfe da hinten im Thale wohnt, und legt Rechenſchaft über die Einkünfte ab, welche der Großoheim aus ſeinen in der Gegend verſtreuten Weiden und Sennereien bezieht. Was bei dieſen Abrechnungen nicht der Papageigrüne als zur Führung des einfachen Haushalts nothwendig in Beſchlag nimmt, weiſt der Großoheim ſogleich den Armen der umliegenden Thalſchaften zu, die deßhalb auch dieſen ſonderbarlichen Alten vom Berge gehörig verehren. — Auf eine gewiſſe Anfrage von meiner Seite", ſetzte Berthold leiſer hinzu, „ließ mir der Großoheim herüberſagen, ſeit Jahren halte er darauf, daß ſeine Einkünfte bei Heller und Pfennig aufgehen, und für den Fall ſeines Todes habe er ſein Beſitzthum, nach Abzug der für ſeine Diener beſtimmten Legate, wohlthätigen Anſtalten vermacht. Du erſiehſt aus letzterem", ſchloß mein Jugendfreund mit einem ſardoniſchen Lächeln, „daß ich mich nicht ſehr aufgefordert fühlen konnte, mir um die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Alten ſonderliche Mühe zu geben. Im übrigen iſt er gaſtfrei und du brauchſt dir gar kein Gewiſſen daraus zu machen, ſeinen Veltliner zu trinken, der in der That ſehr trinkbar iſt."

# Siebentes Kapitel.

Die Stunde des Glücks. — Der Brautkuß. — Frage mich nicht! — Der Alte im Thurm. — Ein Brautgeſchenk und ein wunderlicher Segen.

Während des Frühſtücks hatte ich die Gelegenheit wahrgenommen, Iſolde um eine Unterredung zu bitten; denn ich hatte das lebhafte Gefühl, daß es endlich klar werden müßte zwiſchen ihr und mir.

Sobald ich meinen Brief an den Herrn Oberſt expedirt hatte, ging ich nach dem runden Gemache, welches Iſolde bewohnte. Sie empfing mich mit der ganzen Herzlichkeit ihres Weſens. Ich geleitete ſie zu dem Stuhl, auf welchem ich ſie geſtern nachts hatte ſitzen ſehen, und blieb vor ihr ſtehen.

„Lieber Michel“, ſagte ſie, „du weißt gar nicht, wie tröſtlich mir deine Ankunft iſt. Und halte mich nur für keine Phantaſtin, wenn ich inmitten meiner Kümmerniſſe oftmals ſtill dachte und hoffte, zur rechten Stunde werde der Freund ſchon erſcheinen, auch ohne daß ich ihn riefe. — Ich bin hierher gegangen, um einem nochmaligen Beſuche Bertholds und dieſes Herrn Kippling in Lindach auszuweichen. Das iſt alles, was ich hinſichtlich der Bewerbung des letzteren um meine Hand zu ſagen habe.

Dieſer Menſch muß aber ausſpionirt haben, daß ich vor dem gedrohten Beſuche nach der rothen Fluh geflohen, und nun ſind wir hier in der ſeltſamſten Lage. Berthold erwartet von einer Verbindung mit Julie eine Wendung ſeines Schickſals, das, wenn auch ſelbſtverſchuldet, doch immer beklagenswerth iſt. Ob er das ſchöne Mädchen liebt, weiß ich nicht, bezweifle es aber, denn — es iſt ſchrecklich zu ſagen — ich glaube, er kann nichts, gar nichts mehr lieben. Ich meine, die arme Julie fühlt das, und kurz, es will ſich kein rechtes Verſtändniß zwiſchen den beiden herſtellen.“

„Das beklage ich von Herzen; aber, meine theure Iſolde, ich bin hierher gekommen um einer mir näher liegenden Sache willen.“

„Ich wußte das, Michel, ich wußte das. Siehſt du, ich kann mich nicht verſtellen. Aber willſt du nicht ſitzen, mein Freund?“

„Nein, Iſolde. Einem, der ſich zu rechtfertigen hat, geziemt es, vor ſeiner Richterin zu ſtehen.“

„Ich deine Richterin, Michel? Was hätte ich denn an dir zu richten?“

„Meine Untreue. Vor allem, haſt du meinen Brief nicht erhalten, in welchem ich dir von Konſtanz aus alles beichtete? Doch nein, das geſchah ja erſt vor wenigen Tagen und du mußteſt damals ſchon hier ſein. So höre mich denn; es iſt nur billig, daß ich mich auch mündlich vor dir demüthige, wie ich es ſchriftlich gethan.“

„Halt, mein Freund, ich will nicht, daß der Mann gedemüthigt werde, und wäre es auch nur durch ihn ſelber — der Mann, den ich liebe."

„Iſolde!"

„Ja, das Wort iſt heraus... Warum ſollt' ich mich des Bekenntniſſes ſchämen? Du haſt es ja ſchon vor Jahren empfangen, als wir noch glückliche Kinder waren. Damals, weißt du noch? auf der Breunighalde unſerer Heimat.... Geſtern noch, mein theurer Freund, hätte ich das Wort nicht geſprochen, nein, nein. Heute ſprach ich es und wiederhole es. Oh, wie konnten ſo wenige Stunden ſo viele Noth und Pein wenden? Heute, als du zu uns in die Halle trateſt, ſagte mir dein Auge, daß ich zu dir ſprechen dürfe und müſſe: Ich liebe dich! Du blickteſt mich an wie damals, als ich im namenloſen Bangen meines erwachenden Herzens dich Schlafenden küßte und du die Augen aufthateſt und die Bebende fragteſt, ob ſie dir gut ſei."

„Oh, Iſolde, edles und reines Herz, du kannſt, ohne zu erröthen, auf jenen ſeligen Moment zurückblicken, aber ich — laß mich knieen vor dir — ich kann mich nicht rechtfertigen, aber du, kannſt du verzeihen?"

Sie legte mir die Hände auf die Schultern und ſah mich liebevoll an mit ihren ſchönen Augen, aus welchen eine Seele ohne Falſch und Makel blickte.

„Sieh, Michel", ſagte ſie, „weil du noch nicht vergangen ſein laſſen willſt, was vergangen iſt, ſo wiſſe: Julie hat mir alles erzählt, was du mir beichten könnteſt. Wie hätteſt du gegen ſie gleichgiltig bleiben können? Sie iſt ſo ſchön, ſo voll Geiſt und Leben und, gewiß, im Grunde ihres Herzens iſt ſie auch gut. Und ſie liebte dich, Michel, ja, ſie liebte dich und wird vielleicht ihr Lebelang nie ganz den bitteren Gedanken verwinden, daß ſie nicht den rechten Weg getroffen, dich zu gewinnen. Sie ließ mich tief in ihre Seele blicken und es iſt dort etwas, was mir noch hier auf der rothen Fluh, noch geſtern verrieth, daß Julie dich noch immer liebe, obgleich ſie es ſich ſelber leugnet. Das hat mir, ich geſtehe es, bitteres Leid bereitet, ſo bitteres, daß ich an dir und mir verzweifelte und recht ſelbſtſüchtig wurde."

„Selbſtſüchtig? Du, Iſolde? Das iſt ja gar nicht möglich!"

„Doch, doch, mein Freund. Ich fühlte mich ganz aus Rand und Band kommen, ſiehſt du. Brennende Eiferſucht nagte mir am Herzen und Haß verdunkelte mir die Seele. Als ich dieſes Böſe endlich überwunden, war der Sieg auch kein guter. Ich hatte mich an den Gedanken gewöhnt, du müßteſt ein ſo reizendes Weſen lieben, wie Julie iſt, es könnte nicht anders ſein. Zwar wollte mir eine geheime Stimme im Wachen und Träumen zuflüſtern, du könnteſt mich doch nicht ganz vergeſſen haben —"

„Oh, ſie ſprach wahr, dieſe Stimme, mein theures Mädchen. Mochte der Zauber, womit Julie mich beſtrickte, noch ſo mächtig ſein, niemals doch konnte er das Gefühl verwiſchen, das ich aus goldner Jugendzeit mit herübergebracht hatte, das Gefühl, daß mein Glück Iſolde heiße."

„Es iſt ſo, ich weiß es jetzt. Julie ſelber ahnte, fühlte das. In der erſten Stunde des Vertrauens ſagte ſie mir: Jetzt weiß ich, warum mich Michel Hellmuth bloß geküßt, aber nicht geliebt hat. Seine Liebe biſt du, Iſolde. — Ja, ich wiederhole es, ſie iſt im Grunde ihres Herzens gut und edel. Ich gewann ſie lieb und — ich wollte ihr an Edelmuth nicht nachſtehen. Lächle nicht über mich, mein Freund, wenn ich dir eine große Thorheit geſtehe. Du weißt, ich bin nur dazu geſchaffen, die ſtillen Wege des Lebens zu gehen. Alles Aufgeſpannte, Aufgereckte Gewaltſame iſt mir zuwider, weil es meiner Natur widerſpricht. Ich habe gar nichts von einer Heroine, Amazone oder, wie man jetzt ſagt, von einer Emancipirten in mir Und doch — ich wollte dich und Julie glücklich wiſſen und ſo faßte ich einen verzweifelten Entſchluß, zu deſſen Ausführung ich mir geſtern noch, hier auf dieſer Stelle, in nächtlicher Einſamkeit, die Kraft vorſpiegelte, die ich doch nicht beſaß. Ich wollte der Bewerbung des Herrn Kippling Gehör ſchenken, unter der Bedingung, daß Julie deine Frau würde.“

„Ach, Iſolde, jetzt erſt bin ich recht gedemüthigt vor dir.“

„Nein, nein, ſprich nicht ſo und glaube doch nicht, daß ich das ſagte, um mich mit einem heroiſchen Opfermuthe zu brüſten, den ich ja gar nicht beſaß. Nein, ich hätte es nicht gekonnt! Jede Fiber in mir ſträubte ſich dagegen und ich fühle, ich wäre lieber geſtorben. Ich ſprach dir nur davon, daß du daran die Tiefe meines Leides um dich ermeſſeſt und die Höhe des Jubels meiner Seele, als mir an dieſem geſegneten Morgen dein Auge ſagte, daß wir wieder vereinigt ſeien.“

„Für immer, Iſolde? Vollende, du Theure, Gute, Verſöhnliche, vollende deine Großmuth und ſage: für immer!“

Sie faßte meine Hände und aufſtehend hob ſie mich ſanft zu ſich empor. Der ſchönſte Purpur jungfräulichen Liebegefühls überflog ihr edles Antlitz, indem wir Aug' in Auge ſtanden.

Dann ſchlug ſie ihre Arme um meinen Nacken, barg ihre Stirne an meiner Bruſt und flüſterte:

„Michel, Geſpiele meiner Kindheit, mein Freund, mein Bruder, ich liebe dich und ich will dir angehören für immer, für alle Zeit und Ewigkeit."

Voll Seligkeit küßte ich ihre reine Stirne, ihre feuchten Augen, und als ihre Lippen unter den meinen zum Gegenkuſſe leiſe ſich regten, da war mir dieſer keuſche Brautkuß der Geliebten wie das Siegel unter einer ſüßeſtes Glück verheißenden und verbürgenden Urkunde.

„Sieh, Iſolde", ſagte ich, die aus ihren goldenen Haaren geflochtene Schnur, welche ſie mir vor Jahren, als ich zur Univerſität abging, zum Abſchied gegeben, aus der Bruſt hervorlangend, „ſieh, das Liebeszeichen iſt nie von mir gewichen. Das andere Andenken, welches ich daran gebunden, iſt der Trauring meiner Mutter. Nimm ihn, du Theure, Beſtändige. Mit dieſem heiligen Pfand verlob' ich mich dir für Zeit und Ewigkeit."

„Oh", ſagte ſie, den Ring fromm mit den Lippen berührend und dann an den Finger ſtreifend und durch Thränen lächelnd, „wir ſind ja ſchon lange verlobt, Geliebter. Denkſt du noch der traurigen Nacht, bevor deine theure Mutter von uns ging?"

„Ich weiß, ich weiß! Sie legte unſere Hände zuſammen, Iſolde. Die Nähe des Todes machte ſie zur Seherin, die unſere Zukunft ſchaute. Ihr Segen wird mit uns und wir werden glücklich ſein."

„Wir werden es ſein, aber wir werden arbeiten müſſen, unſer Glück zu begründen. Du haſt eine arme Braut, Theurer. Ich habe Lindach, den letzten Reſt vom väterlichen Erbe, meinem Bruder angeboten. Er hat das Anerbieten ausgeſchlagen, doch die Noth wird ihn bald zwingen, ſeinen Entſchluß zu ändern. Mag es ſein. Ich will ja gern mit dir für dich arbeiten. Ich habe mir mancherlei Kenntniſſe und Fähigkeiten angeeignet und mancher überflüſſigen Bedürfniſſe mich entwöhnt."

„Ich weiß, Iſolde von Rothenfluh war nie eine vornehme Müſſiggängerin und ſie iſt ſo geartet, daß ſie ſich als Hausfrau eines Bürgers nie nach dem glänzenden Nichts der Salonswelt ſehnen wird. Aber ſorge dich nicht, Geliebte. Zwar kann ich nicht, wie ich nach noch einigen Arbeitsjahren zu können gehofft hatte, zu dir ſagen: Genieße an meiner Hand, was dem gebildeten Sinne das Leben Schönes bietet. Aber ich bin doch jetzt ſchon davor bewahrt, dir nur Sorge und Arbeit bieten zu können. Das Leben hat mich geſchult, das Glück hat mich begünſtigt. Ich habe geſpart und außerdem auf meiner letzten Reiſe zu Liverpool eine günſtige Konſtellation zu einer Privatſpekulation benutzt, welche einſchlug. Sorge dich nicht. Ich habe, womit wir unſeren Hausſtand begründen können, und auch noch etwas mehr. Und es klebt kein Unrecht an dem, was ich dir bieten kann. Unſer Daſein wird ſich freundlich geſtalten — vertraue mir nur!"

„Von ganzem Herzen, von ganzer Seele, Theuerſter. Sieh, ich bin ſo glücklich, ſo ſehr glücklich. Mögen alle guten Geiſter über dieſer Stunde walten!"

„So geſchehe es!"

„Und nun komm, geliebter Mann! Ach, das Unglück iſt verſchloſſen, aber das Glück ringt nach Mittheilung. Wenn du es mir nicht verwehrſt, möchte ich es wenigſtens einem ſagen, wie glücklich ich bin.“

„Ja, komm, Theure, wir wollen zu deinem Bruder. Mein Herz hatte ſich von ihm gewandt, aber ich liebe ihn wieder, ſeit ich weiß, daß er ſehr unglücklich iſt.“

„Er iſt unglücklich, ja — oh, gränzenloſer unglücklich, als du ahnen kannſt. Ein giftiger Wurm zehrt an ſeinem Herzen und ich — ich kann ihn nicht tröſten. Für ihn giebt es keinen Troſt. — Nein, nicht zu Berthold will ich dich führen, ſondern zu dem armen alten Großoheim. Er ſoll uns ſegnen, er iſt ſo gütig gegen mich geweſen.“

„Ich folge dir. Aber ſage mir, was hat dich dem armen Berthold ſo ſehr entfremdet, dich, die Liebevolle, Gütige, Milde? Seine unglückſelige Verſchwendungsſucht allein kann doch dieſe tiefe Kluft nicht zwiſchen dir und ihm aufgethan haben.“

„Frage mich nicht!“ flehte Iſolde mit gefalteten Händen. „Ich muß dir antworten, wenn du mich fragſt, denn ich habe ja keinen Gedanken mehr, der nicht dein Eigenthum wäre. Aber, oh, laß keinen dunkelſten Schatten in das goldene Licht dieſer Stunde treten. Reinſtes Glück iſt ſo ſelten in dieſem ewigen Wechſel der irdiſchen Dinge. Frage mich nicht und komm!“

Ich ging an ihrer Hand durch das alte, grabſtille Gebäude, in deſſen weiten Räumen die wenigen Bewohner ungeſehen und ungehört ſich verloren. Zuletzt kamen wir am Ende des weſtlichen Flügels an eine Thüre, welche Iſolde mittels eines Druckes auf eine geheime Feder öffnete. Ein ſchmaler Steg führte von der Außenſchwelle nach einem mächtigen viereckigen Thurm hin über, deſſen kühnaufſteigende Höhe die ganze Burg überragte. Am andern Ende des Steges ließ Iſolde abermals eine geheime Feder auf das Schloß einer ſchweren eiſenbeſchlagenen Bohlenpforte ſpielen, und als wir dieſe paſſirt hatten, ſtiegen wir eine ausgetretene Steintreppe hinauf und gelangten in eine uralte gewölbte Halle. Der Thüre gegenüber, durch welche wir eingetreten, bemerkte ich eine zweite und in der Mitte derſelben die mit dem eiſernen Laden verſchloſſene Luke, von welcher mir Berthold geſagt hatte.

„Sei freundlich mit dem alten Manne, ſoviel du kannſt. Seine Art zu ſprechen iſt rauh und wunderlich. Die Welt mußte ihm viel Leid anthun, bis er ſo wurde. Ich erzähle dir wohl einmal davon.“

Dies geſagt, klopfte Iſolde in drei Abſätzen je dreimal an den eiſernen Schieber und harrte dann geduldig.

Erſt nach geraumer Weile ließ ſich von drinnen eine grämlich barſche Stimme vernehmen: „Wer iſt da?“

„Ich bin da“, erwiderte Iſolde und nannte ihren Namen.

„Ich will jetzt niemand ſehen, Kind. Komm morgen.“

„Aber, lieber Oheim, ich habe dir heute, gerade jetzt, etwas von Wichtigkeit zu ſagen.“

„Was will ich von euren Wichtigkeiten?“

„Du haſt meinen Vater geliebt, Oheim, du wirſt ſeiner Tochter nicht ihre Bitte abſchlagen, zu ihrer Verlobung deinen Segen zu geben.“

„Verlobung, Kind? Was zum Teufel!“

Bei dieſen Worten raſſelte der Schieber empor und in der Oeffnung erſchien ein in ſeinem verworrenen Wald von Bart-

und Haupthaar kaum erkennbares Greiſenantlitz. Haare, Brauen und der in verwilderten Strähnen weit über die Bruſt herabwallende Bart waren ſilberweiß, die blauen Augen lebhaft funkelnd, der Mund ſtreng und abweiſend.

Iſolde hielt mich bei der Hand.

„Wer iſt der Mann?“ fragte der Alte.

„Michel Hellmuth, der brüderliche Genoſſe meiner Kindheit, von dem ich dir ſo viel erzählte — jetzt mein Verlobter.“

„Du biſt Kaufmann, Burſch?“ wandte ſich der Alte an mich.

„Dermalen, ja.“

„Und warum trägſt du einen Schnurrbart?“

„Weil es mir ſo beliebt.“

„So? ... Iſolde, nimm dich in acht, du wirſt den da nicht unter den Pantoffel kriegen.“

Das holdeſte Inkarnat überzog die Wangen Iſolde's, als ſie entgegnete:

„Das will ich auch gar nicht, Oheim. Es ſteht geſchrieben: Er ſoll dein Herr ſein.“

Der Greis fixirte uns lange. Dann ſagte er etwas milder:

„Junger Mann, halte ſie gut und hoch, hörſt du? oder du biſt ein Lump!“

„Ich werde ſie hoch halten und kein Lump ſein.“

Er war aber, ohne meine Antwort abzuwarten, von der Luke verſchwunden. Nach einigen Minuten kam er wieder zurück, bot Iſolden eine altfränkiſch geformte Lederkapſel heraus und ſagte:

„Da, Kind, nimm das zum Brautgeſchenk von dem Alten von der rothen Fluh. Meinen Segen haſt du obendrein. Seid ſo glücklich als möglich. Und hört, wenn ihr mal Kinder habt und ſie euch ärgern und betrüben, ſo tröſtet euch damit, daß die Eltern ſtets durch ihre Enkel an ihren Kindern gerächt werden.“

Der Schieber raſſelte zu.

Als Iſolde drunten auf dem Stege die Kapſel öffnete, blitzten ihr Juwelen in uraltmodiſcher Faſſung entgegen.

## Achtes Kapitel.

Bertholds und Julie's Glückwünſche. — Ein Sonnenaufgang und ein plötzlich ſprudelnder Herzensquell. — Religionsgeſpräch. — Eine Löſung. — Der Todte auf dem Gletſcher. — Der Tod ſühnt alles.

„Ich habe endlich das Gleichgewicht meines Lebens gefunden“ — ſchrieb ich folgenden Tages an Freund Fabian — „Iſolde iſt mir verlobt und nun ſoll die Gründung von Herd und Heim nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Ich fühle mich glücklich, ſehr glücklich.“

Iſolde war es auch und wir hüteten den Schatz unſeres jungen Glückes mit Bedacht vor profanen Blicken.

Wenigſtens glaubten wir ſo zu thun; aber es iſt eine alte Geſchichte, daß Liebende gar nicht merken, wie ſehr ſie ſich verrathen. Es mußte wohl auch bei uns beiden ſo ſein. Denn Herrn Kipplings forſchende Blicke wurden immer ſcheeler, allein dabei ließ er es Iſolden und mir gegenüber bewenden. Er mochte ſich aus früherer Zeit erinnern, daß ich unter Umſtänden nicht viel Umſtände mache. Berthold achtete wenig oder gar nicht auf das, was um ihn her vorging. Nur wich er ſeinem Quälgeiſt, Herrn Kippling, aus, wo immer er konnte, indem er bei Tage weite einſame Streifereien in den Bergen machte und ſich abends ſehr zeitig auf ſein Zimmer zurückzog, um dort, wie ich zufällig bemerkt hatte, ſeine Behauptung, daß der Veltliner des Großoheims ſehr trinkbar ſei, durch die That zu bewähren. Sei es aber, daß Herr Kippling ihn aufmerkſam gemacht hatte, ſei es aus eigenem Antrieb, eines Morgens, als er eine Weile mit mir in der alten Halle allein war, ſagte er, aus ſeinem finſteren Hinbrüten aufſehend, plötzlich zu mir:

„Lieber Michel, ich weiß, du biſt mit Iſolde einig. Ich ſah den Trauring deiner guten Mutter an der Hand meiner Schweſter. . . . Wenn mich noch etwas freuen könnte, ſo wär' es das. Seid glücklich, recht glücklich mitſammen!“

„Wir würden es ſein, Berthold, wir würden es ſein, wäre nur nicht die quälende Sorge um dich.“

„Um mich? Ihr ſollt euch nicht um mich ſorgen, Ihr ſollt mich nur vergeſſen. Vergeſſen ſein, von Euch, von allen — weiter habe ich keinen Wunſch mehr.“

Herrn Kipplings Eintritt unterbrach das Geſpräch. Dann kamen auch die beiden Mädchen. Julie zog mich beiſeite und ſagte mit ungewöhnlicher Herzlichkeit:

„Ich gratulire Ihnen von ganzer Seele, theurer Freund. Ihre Braut hat nicht geplaudert, aber ſie kann ſich nicht verſtellen. . . . Sehen Sie, daß ich recht hatte, als ich Ihnen ſagte, daß Sie Iſolde und nur Iſolde liebten? Das wenigſtens hätte ſich gut gefügt. Wollte der Himmel, auch die anderen Wirrſale, die uns umgeben, fänden irgend eine Löſung. Dieſe Ungewißheit, dieſes Dunkel wird allmälig unerträglich. Zum Glück hat der Umgang mit dieſem rein und reich beſaiteten Herzen, der Umgang mit Iſolden klärend und beruhigend auf mich gewirkt. Es hat ſich in dieſen Tagen vieles in mir gelöſt und geheilt. Dieſe Alpenfahrt war alſo doch nicht unfruchtbar, wenn ich mir auch geſtehen muß, daß der Hauptzweck derſelben unerreicht blieb. Ich ſage es mit Schmerz, der arme Berthold iſt ein verlorener Mann. Er ſucht Betäubung im Wein und — ſeine ſchreckliche Krankheit, die denn doch etwas anderes in einem byron'ſchen Gedicht und etwas anderes in der Wirklichkeit iſt, hat ſich, wie ich weiß, ſeit unſerem Hierſein ſchon zweimal wieder gezeigt. Mein Laratraum iſt, fürchte ich, ausgeträumt. . . . Aber Iſolde hat mich Faſſung und Reſignation gelehrt, ſo fremd Ihnen auch dieſe Worte in meinem Munde vorkommen mögen. Oh, ſie iſt rein, ſchuldlos und idealiſch geſtimmt wie ein Kind und doch klar und verſtändig wie ein Weiſer. Sie hat mir zuerſt gezeigt, was edle Weiblichkeit iſt. An ihr iſt nichts Gemachtes, ſondern alles quillende Natur und durch Studium und Nachdenken erhöhter Seelenadel. Wer könnte ihrem ſtillen Einfluß widerſtehen? Haben Sie nicht bemerkt, wie ſie den frechſten aller Menſchen, meinen Bruder, ſchon durch ihre bloße Erſcheinung eingeſchüchtert? Sie gemahnt an die Prinzeſſin in Goethe's Taſſo; aber was ſie vor dieſer voraus hat, iſt ihr reiches warmes Herz. Nochmals, ich wünſche Ihnen von ganzer Seele Glück. Doch das müſſen Sie mir verſprechen, über der geliebten Iſolde die Freundin Julie nicht ganz zu vergeſſen."

„Wie könnt' ich das, Fräulein?"

„Nennen Sie, ich bitte — nennen Sie mich ſchlechtweg Julie, wie ich Sie Michel nennen will. Ich bin meine Kapricen noch nicht ganz los und habe die Kaprice, die traulichere Anrede für eine Garantie Ihrer Freundſchaft anzuſehen."

So vergingen mehrere Tage. Wir drei, Iſolde, Julie und ich, waren alle die Zeit faſt immer beiſammen und mich freute es, zu ſehen, daß die beiden Mädchen vertraut wurden wie Schweſtern.

Auf den Sonntagsmorgen hatten wir verabredet, von dem Altan vor Iſolde's Zimmer aus den Aufgang der Sonne über die prächtige Bergwelt zu betrachten.

Mit einem Gefühle von Andacht harrten wir dem majeſtätiſchen Schauſpiel entgegen. Wie Herolde in leuchtenden Purpurmänteln verkündigten die erglühenden Gipfel des Bernina die Erſcheinung der großen Königin des Tages. Wunderſam war es, zu ſehen, wie droben ſchon alles Glanz und Gluth war, während auf den Thälern drunten noch die fahle Dämmerung lag. Nun aber ſchwebte im Oſten die Feuerkugel höher und höher herauf, ihr Roth wurde Gold und mälig ſtrömte ſie die unermeßliche Fluth dieſes Goldes über Höhen und Tiefen, Firne und Gletſcher, über Berg und Thal hin, bis endlich Himmel und Erde voll waren von Licht und Glorie.

Julie's Augen wurden feucht, Iſolde's Lippen regten ſich leiſe, wie betend. Sie holte zur Morgenfeier aus ihrem Zimmer ein Buch und las uns daraus jenen unvergleichlich ſchönen Hymnus, in welchem der engliſche Dichter Coleridge die Gefühle ausſtrömte, die ihn beſtürmten, als er im Chamounithal die Sonne über dem Montblanc aufgehen ſah.

Ich kenne wenige Gedichte, welche die Seele ſo unwiderſtehlich ergreifen wie dieſes. Und auch wir ſtanden ja mitten in Umgebungen wie jene, welche den Dichter begeiſtert hatten. Er beſchreibt, wie ſeine Seele mit dem Morgenſtern erwacht, wie ſie in der Betrachtung der allmälig ſich hellenden Alpenwunderwelt um ihn her höher und höher ſtrebt, bis ſie endlich auf Andachtsfittigen adlergleich über der erhabenen Scene ſchwebt. Dichtung und Wirklichkeit ging uns in eins auf, als Iſolde mit ihrer guten, lieben, jetzt vom Enthuſiaſmus der Stunde getragenen Stimme die prachtvolle Schlußapoſtrophe des Hymnus las:

„Und du auch, greiſer Berg, mit deinen Gipfeln
Zum Himmel ſtarrend, von deß Wänden oft
Sich die Lawine donnernd niederſtürzt,
Die reine, heitre Luft durchblitzend, fallend
Die, in die Wolken, die um deine Bruſt —
Auch du, o rieſenhafter Berg, auch du,
Der, während ich mein Haupt, das ich in Andacht
Geſenkt, jetzt wieder hebe, und von deinem
Fuß mit dem thränenfeuchten Auge langſam
Aufſteige — ſcheinſt wie eine dunſt'ge Wolke
Dich feierlich vor mir emporzuheben —
Zu ſteigen, höher, immer mehr zu ſteigen
Wie eine Weihrauchwolke von der Erde.
Du Königsgeiſt, der unter Bergen thront,
Geſandter du der Erde an den Himmel
Du großer Hierarch, dem ſtillen Aether,
Den Sternen ſag's und der aufglüh'nden Sonne:
Mit tauſend Stimmen lobt die Erde Gott!"

Julie warf ſich, tief erſchüttert, an die Bruſt der Freundin und küßte innig ihre Stirne.

„Oh", rief ſie aus, „o Iſolde, theures Herz, wie dank' ich dir! Nicht genug, daß du mich Reſignation gelehrt haſt, du lehrſt mich auch wieder glauben und hoffen. . . . Oh, mein Gott, wie ſchön iſt deine Welt, die dich mit tauſend Stimmen lobt! Laß auch das Stammeln der meinen dir gefallen!"

Iſolde, ſelber ſchön erregt, aber nach ihrer Art milder und gefaßter, küßte der Erſchütterten die ſtürzenden Thränen von den Wangen und ſprach liebevolle Worte zu ihr.

Jahrelang magſt du in dürrer Felſengegend nach einem Bronnen ſchürfen, und doch genügt zuletzt ein Hammerſchlag an der rechten Stelle, daß der lauterſte Quell dir entgegenſprudle. So gibt es auch im Menſchenherzen tiefgeheime Adern des Gefühls. Ein gutes Wort, zur rechten Stunde geſprochen, kann ſie rieſeln und rinnen machen. Aber oft, viel zu oft geht ein Menſchenleben hin, ohne daß das bannlöſende Wort geſprochen wird.

Ich wartete ruhig, bis die hochgehenden Wogen ſtürmiſcher Empfindungen ſich wieder gelegt hatten, und erinnerte dann, die Wiederkehr leidenſchaftlicher Erregung von Julie's Gemüth zu verhüten, die Freundinnen an mein Verſprechen, ihnen die frohdorfer Geſchichte vom Joges und vom Veſele zu erzählen. Wir nahmen in Iſolde's Zimmer Platz und, durch die geöffnete Balkonthüre die Berninaherrlichkeit vor mir, begann ich meine Erzählung.

Es gingen ein paar Stunden darüber hin, und als ich geſchloſſen hatte, ſagte Iſolde:

„Da ſieht man doch wieder, was ein wahrhaft guter Menſch, wie unſer Fabian einer iſt, unter den mißlichſten, ja verzweifelten Umſtänden Gutes wirken kann. Die Art und Weiſe, wie der treffliche Freund gegenüber dem von plötzlich in ihm aufgeſtandener Gewiſſenspein gefolterten Bronnenbauer ſein Prieſteramt verwaltete, erſcheint mir in ihrer einfachen Milde wahrhaft erhaben. Immer iſt mir vorgekommen, daß es beſſer um die

Menſchheit ſtände, hätten die Prieſter nicht allzu oft vergeſſen und vergeſſen gemacht, daß Verſöhnung die Grundidee aller Religion iſt.“

Julie ſaß nachdenklich, nachdenklicher, als ich ſie je geſehen hatte. Endlich äußerte ſie:

„Wenn ich Ihre Geſchichte recht verſtanden habe, theurer Freund, ſo iſt ihre Moral die, daß es im Bewußtſein des Volkes noch göttliche Mächte gibt, welche mächtiger ſind als Gott Mammon, dem die ſogenannte gebildete Geſellſchaft dermalen ſo eifrig dient. Aber ich kann in religiöſen Sachen kaum mitſprechen. Hätte ich meine Mutter nicht ſo früh verloren, ſo würde dieſe Seite meiner Erziehung nicht ſo vernachläſſigt worden ſein, wie ſie es wurde. Was reichte man meinem Gemüth für religiöſe Nahrung, dogmatiſche Steine, die ich unverdaut wieder auswarf, ſobald ich die Freiheit dazu hatte.“

„Ja, das iſt eben der Jammer“, ſagte ich, „und das macht die ſogenannte Frömmigkeit der Frauen der höheren Stände durchſchnittlich ſo ſchal und unerſprießlich. Die Religioſität von neunundneunzig unter einem Hundert derſelben iſt rein nur äußerlich und ganz gedankenlos, nur ein mechaniſches Hinnehmen von mechaniſch Gegebenem. Es liegt ein tiefer Sinn in dem bibliſchen Mythus, welcher erzählt, wie Erzvater Jakob mit Gott gerungen hat. Jeder Menſch, welcher über den Zuſtand naiver Gläubigkeit hinaus iſt, muß mit ſeinem Gotte ringen, muß ihn erringen, um ihn zu beſitzen. Nur was man erworben hat, beſitzt man. Das Volk bedarf dieſes Prozeſſes nicht, weil ſein religiöſes Bewußtſein ein primitives, ein naives iſt und bleibt. Nur die Dialektik des Verſtandes kennt den Zweifel. Es iſt

Thorheit, zu fordern, daß das Volk den dialektiſchen Prozeß durchmache, welchen jeder Gebildete, wenn er wirklich ein ſolcher iſt, durchmachen muß, und Wahnſinn iſt es, das Volk religionslos machen zu wollen. Das hieße der Seele des Volkes geradezu den Odem entziehen.“

„Und doch“, verſetzte Julie, „wird, ſoviel ich weiß, dieſer Wahnſinn gegenwärtig ſo recht mit Methode getrieben.“

„Was thut das?“ bemerkte Iſolde. „Es hat nie ein religionsloſes Volk gegeben und wird nie ein ſolches geben bis an das Ende der Tage. Ich habe mir dieſe Ueberzeugung gebildet, wenn ich an den langen einſamen Winterabenden zu Lindach mich mit Büchern beſchäftigte, die vielleicht über den Horizont meines Geſchlechtes hinausliegen. Der, wie mir ſcheint, redlichſte unſerer modernen Denker, ein Mann, deſſen Stirne vom Schweiß des raſtlos arbeitenden Gedankens bethaut iſt, hat geſagt, die Götter ſeien nur die gegenſtändlich gewordenen Wünſche der Menſchen; der Gott ſei der idealiſirte, der verklärte Menſch. Aber leugnet dieſe Umkehrung des bibliſchen Satzes, daß Gott nach ſeinem Bilde den Menſchen geſchaffen, etwa die unzertrennliche Verknüpfung der Gottesidee mit der Idee des Menſchen, leugnet ſie die Nothwendigkeit der Religion? Ich glaube nicht. Wenn Furcht und Hoffnung die Quelle des religiöſen Glaubens ſind, wohlan, dieſe Quelle wird nie verſiegen, ſolange es Menſchen gibt. Wie abgetragene Hüllen legt die religiöſe Idee im Vorſchritte der Geſchichte Dogmen und Kulte beiſeite, aber ſie ſelbſt iſt ewig: die Formen wechſeln, das Weſen bleibt. Die Idee von Gott der ſublimirte Reflex der Idee vom Menſchen? Es ſei. Denn auch ſo iſt — fühle ich — das Gottesbewußtſein das zuſammenhaltende Band, welches die Menſchheit vor atomiſtiſcher Zerbröckelung bewahrt, der Polarſtern, auf welchen der Menſch ſein Seelenauge richten muß, damit er, der unfaßbar kleine Bruchtheil des im Weltallocean ſchwimmenden Waſſertropfens, genannt Erde, nicht in dieſer Unermeßlichkeit ſchwindelnd ſich verliere.... Wenn die Gottheit das Ideal der Menſchheit iſt, muß da nicht das Idealiſche in uns dieſem höchſten Ideal ſehnſüchtig zuſtreben und muß da nicht der wahrhaft gebildete Menſch gerade als ſolcher nur um ſo religiöſer und frommer ſein? Der Atheiſmus, der Abfall vom Ideal, iſt unfromm, das heißt, liebeleer. Er wird daher nie eine weltgeſchichtliche, Menſchengeſchick beſtimmende That vollbringen. Wer nicht mehr glauben kann an alles Große und Schöne, an den Vorſchritt im rieſenhaften Entwickelungsprozeß der Weltgeſchichte, an die ſchöne grüne Erde hier unten, an die ewigen Geſtirne droben, an ſich ſelbſt, an die Menſchen, an die Gottesidee, in welcher als in einer geiſtigen Sonne alle Stralen des ideellen Lebens zuſammenlaufen, der iſt todt —“

„Todt!“ echote unterbrechend eine ſchrille Stimme in unſerem Rücken.

Wir hatten, dem Gedankengange Iſolde's folgend, nicht beachtet, daß die auf den Korridor hinausgehende Thüre geöffnet worden war. Mißmuthig über die unwillkommene Störung wandte ich mich um.

In der Thüröffnung ſtand der alte Hofmeiſter, in den mumienhaften Zügen ein Leben jähen Entſetzens, welches zu der Poſſirlichkeit ſeiner Rokokotoilette einen grellen Gegenſatz bildete.

Etikette, Förmlichkeiten und Redensarten vergeſſend, ſchrie er mit ſeiner dünnen Falſettſtimme in das Gemach herein:

„Der junge Freiherr liegt zerſchmettert auf dem Gletſcher!"

So hatte denn eine unglückſelige Verwickelung die ſchrecklichſte Löſung gefunden.

Ich weiß mich aber der Einzelnheiten jener trüben Stunden nicht ganz deutlich zu erinnern. Es ging gar zu verworren her auf der rothen Fluh und ohnehin vermag ja nur die Malerei oder die Schauſpielkunſt derartige Ueberraſchungen zu veranſchaulichen.

Sennen, welche in's Dorf hinauf zur Kirche wollten und, um ihren Weg zu kürzen, ſtatt um den vor der rothen Fluh liegenden Hügel herum, über den Gletſcherarm gingen, über welchem die Klippe aufragt, hatten den Todten gefunden. Er war ſchon ſtarr und kalt. Er mußte nächtlicher Weile, wahrſcheinlich ſchon früh in der Nacht, von der Mauerzinne geſtürzt ſein, welche den Bogen des Burgthors bekrönte. Wenn man von drunten die ſchwindelnde Höhe bemaß, konnte man annehmen, daß ſchon der Luftdruck den Unglücklichen während ſeines Sturzes getödtet haben müſſe, oder wenigſtens, daß er es nicht mehr empfunden habe, als der Felszacken, auf welchem der Körper aufgeſchlagen, ihm das Rückgrat brach.

War da ein Selbſtmord geſchehen? Hatte der an Lebensmuth und Hoffnung gänzlich Verarmte ſein qualvolles Daſein freiwillig in den Abgrund geworfen?

Ich glaubte es nicht und glaube es jetzt noch nicht. Julie hatte, wie erwähnt worden, angedeutet, daß Anfälle, wie ich Berthold von einem ſolchen in jener Nacht im Tempel Mammons befallen geſehen hatte, auch während ſeines Aufenthalts auf der rothen Fluh vorgekommen ſeien. Der Mondſüchtige, welcher ſein unheimliches Uebel durch übermäßigen Weingenuß ſicherlich nur noch mehr gereizt hatte, mußte in ſeinem Schlafwandel auf den Burghof gerathen und von da zur Thorzinne emporgeklettert ſein. Sei es, daß der Schlafwandelnde dort auf ſeinem ſchwindelnden Wege ausgeglitten, ſei es, daß der plötzliche Schrecken des Erwachens ſeine Füße ihren Halt verlieren gemacht, genug, es konnte dieſe Erklärung der Kataſtrophe als die einfachſte und wahrſcheinlichſte gelten.

Ich war, ſo ſchnell meine Füße mich trugen, in die Schlucht hinabgeeilt und ließ den Todten durch die um denſelben verſammelt gebliebenen Sennen zur Burg hinauftragen. Als die Bahre mit der traurigen Laſt auf dem Burghofe niedergeſetzt wurde, kamen Iſolde und Julie heraus, während Herr Theodor Kippling, welchem dieſer Todesfall das ſchlau gewobene Netz einer großen Spekulation zerriß, ſcheu in der Ferne ſtehen blieb.

Vergebens winkte ich die Mädchen zurück.

Iſolde rang die Hände. Niemals hatte ich ſie ſo faſſungslos geſehen und nie wieder ſah ich ſie ſo.

Julie zog leiſe das Tuch weg, womit ich das Antlitz des Todten verhüllt hatte. Es war unverletzt und zeigte eine Ruhe, einen Frieden, wie er dieſen Zügen ſeit vielen Jahren fremd geweſen.

Iſolde warf ſich an der Bahre nieder. Ihre Augen waren trocken, brennend. Mit bebenden Lippen beugte ſie ſich über den todten Bruder, fuhr aber entſetzt zurück und kehrte ihr Auge wie hilfeſuchend nach mir.

„Michel“, flüſterte ſie zitternd, „es iſt ſchrecklich! Ich vermag die Stirne von meiner Mutter Sohn nicht zu küſſen, ſeine Hand nicht zu berühren ... Siehſt du nicht? Es klebt Blut daran — oh, und weſſen Blut!“

„Bringen Sie Ihre Verlobte hinweg, Michel“, ſagte Julie leiſe. „Sie redet irre.“

„Nein, nein“, ſchrie Iſolde auf. „Aber der Tod ſühnt alles, alles! Oh, Berthold, mein armer unglücklicher Bruder, Friede ſei mit dir!“

Und von einem edlen Impulſe getrieben, ſchlang ſie die Arme um den Todten, küßte ihm Stirne und Mund und badete ſein Antlitz mit ihren Zähren.

Mit ſanfter Gewalt machte ich ſie von dem todten Bruder los und führte ſie hinweg, während Julie dem Leichnam fromm die Augen zudrückte.

In jener Stunde brach die in ihren Tiefen erſchütterte Seele Iſolde's ein jahrelang qualvoll bewahrtes Schweigen und offenbarte mir ein ſchreckliches Geheimniß.

Aber ich habe auch jetzt noch kein Recht, darüber zu verfügen. Mag es mit dem Todten in Frieden ruhen! Der Tod ſühnt alles.

## Neuntes Kapitel.

### Eine modernſte Familientragödie.

Am Tage darauf beſtatteten wir den Todten auf dem Friedhof bei der kleinen Dorfkirche im Hintergrunde des Thales. Dort waren vor Jahrhunderten die Herren von der rothen Fluh beigeſetzt worden und ſo miſchte ſich der Staub des jüngſten männlichen Sproſſes eines erlöſchenden Geſchlechtes mit dem ſeiner Altvorderen. Der Strom kehrt nicht zu ſeiner Quelle zurück; aber hier bettete der wunderſame Wandel der irdiſchen Dinge den letzten Stammhalter einer alten Familie in denſelben Fleck Erde, in welchem der Urahn, der Begründer des Hauſes ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hatte.

Ich konnte, als die Erdſchollen auf den Sarg rollten, mir nur ſagen, daß es eine gute Schickung geweſen, welche dieſes verlorene Leben hinwegnahm. Der ſo ſchwer Verirrte und, ach, ſo ſchwer Gebüßte hatte nun Ruhe, nachdem er ſich ſelbſt und anderen nur noch zur Laſt geweſen. Geboren und aufgewachſen unter Verhältniſſen, die ein langes, gutes, ihm ſelbſt und anderen zu Glück und Freude gereichendes Daſein verbürgten, war der Unglückliche vom Dämon der Genußſucht, dieſem Fluche unſerer Zeit, ſchon frühzeitig ergriffen und raſch zum Aeußerſten fort, ja darüber hinaus geriſſen worden. Als das edlere Element in ihm endlich wieder erwachen wollte, war es zu ſpät. Eine ſchreckliche Erinnerung ſchwang ihre Furiengeißel ruhelos über ihm und peitſchte ihn dem Tod entgegen. Oh, dieſes Grab könnte den Luxusmenſchen des neunzehnten Jahrhunderts eine furchtbare Mahnung predigen. Aber wie die Lehren der Geſchichte, ſo verhallen auch die Mahnungen der Gräber für die ungeheure Mehrzahl der Menſchen ungehört.

Ein Beiſpiel deſſen war mir ſogleich zur Hand, in der Perſon des Herrn Theodor Kippling, welcher ſich nur widerwillig und verdroſſen dem kleinen Leichengefolge angeſchloſſen hatte. Er wartete kaum das Entlaſſungswort des Dorfgeiſtlichen am Grabe ab, um ſich gleichmüthig ſeine Cigarre anzubrennen.

„La farce est fini!“ äußerte er auf dem Rückwege zur rothen Fluh gegen mich. „Am Ende war es auch das Geſcheideſte, was der Herr Rittmeiſter thun konnte, ſo im Schlaf in den Abgrund hinabzuſpringen. Es hat ihm ſicherlich gar nicht wehe gethan. Aber ich meine, er hätte damit anſtändiger Weiſe noch ein paar Wochen warten können bis nach Vereinigung unſeres Geſchäftes. Dieſe Geburtsariſtokraten ſind doch verteufelt unpraktiſch und rückſichtslos. Nun, wir müſſen ſehen, wie wir ohne ihn mit der Sache fertig werden. Die Zahl der Gläubiger, welche Anſprüche an die freiherrliche Hinterlaſſenſchaft haben, iſt Legion; aber gerade deshalb, glaub' ich, wird denſelben um ſo leichter zu beweiſen ſein, daß es zuletzt doch beſſer iſt, wenig als gar nichts zu bekommen. Ich will morgen ſchon dieſe häßliche Wildniß verlaſſen, um ſelber nach Deutſchland zu gehen und die Sache für unſere Firma zu arrangiren. Das Schloß Rothenfluh bietet weite Räumlichkeiten zur Anlage eines Etabliſſements, und wenn die Einrichtung praktiſch und kräftig an Hand genommen wird, ſo können wir dort zuverläſſig viel früher zu arbeiten anfangen, als in der erſt wieder von Grund aus zu erbauenden Kipplingsruhe."

Ich zog es vor, nur durch mein Schweigen anzudeuten, wie widerwärtig mir die Aeußerungen dieſes Menſchen waren, in welchem die herzloſe Spekulationswuth unſerer Tage ſo zu ſagen Fleiſch geworden war. Er hob wieder an:

„Julie wird ſich tröſten müſſen über den Verluſt der Ausſicht, gnädige Frau betitelt zu werden. Nonſens! Was das Fräulein von Rothenfluh betrifft, ſo iſt bei veränderter Konſtellation der Umſtände meine Bewerbung um dieſe ſtolze Schönheit nicht mehr praktiſch. Nun, mein lieber Herr Hellmuth, Sie werden ſich ja wohl des armen Freifräuleins erbarmen?"

„Mein Herr", erwiderte ich, ihn auf eine nicht mißzuverſtehende Art über die Schulter anſehend, „Fräulein von Rothenfluh hat mir die weit über mein Verdienſt gehende Ehre erwieſen, meine Bitte um ihre Hand zu erhören, und ich muß Sie alſo erſuchen, mit geziemender Achtung von meiner Verlobten zu reden."

„Warum denn nicht? Ich ſtatte Ihnen hiermit in aller Form meine Gratulation ab, und wenn Sie zu beſcheiden ſind, dieſen Succès Ihren Verdienſten zuzuſchreiben, ſo wiſſen Sie ja, daß, wer das Glück hat, die Braut heimführt."

Ich ſagte nichts darauf und wir ſtiegen den Schloßhügel hinan, an deſſen Fuß wir inzwiſchen angelangt waren. Droben war die Zugbrücke niedergelaſſen. Im Burghof ſtand ein geſatteltes Saumpferd, von einem weiten Gange dampfend. Der alte Hausmeiſter unterhielt ſich mit einem fremden Bergführer, welcher mit dem Pferde gekommen zu ſein ſchien. Als uns der Alte erblickte, kam er auf uns zu, machte ſeine Reverenzen und ſagte zu meinem Begleiter:

„Der Herr Vater von Monſieur iſt ſo eben auf der rothen Fluh angelangt. Er erwartet Monſieur in der großen Halle.“

„Mon cher papa?“ verſetzte Herr Kippling leichthin. „Was, zum Teufel, will der in dieſer Einöde? Kurios!“

Der geneigte Leſer wird mich entſchuldigen, wenn die Ankündigung der Anweſenheit des Herrn Oberſt auf der rothen Fluh mich faſt neugieriger machte, als ob dieſer Neuigkeit Herr Kippling der Jüngere zu ſein ſchien. Jener hatte alſo meinen Brief wohl ſchon erhalten, in welchem ich ihm gemeldet, was zu melden geweſen war. Nämlich, daß Herr Kippling Sohn gemeint, Herr Kippling Vater habe vergeſſen, daß mit Geld alles zu machen, mit Geld alles auszugleichen ſei; ferner, daß ein praktiſcher Menſch nicht ſo leicht ins Bockshorn zu jagen ſei, und endlich, daß er, Herr Kippling Sohn, entſchloſſen ſei, erſt abzureiſen, nachdem er ſein Geſchäft auf der rothen Fluh abgemacht habe.

Mir waren dieſe Ausdrücke, als ich ſie an den Herrn Oberſt ſchrieb, ziemlich unklar oder geradezu unverſtändlich geweſen Jetzt ſollte ich darüber Aufklärung erhalten.

Wir fanden den Handelsherrn in der alten Halle. Julie war bei ihm und ſonſt niemand zugegen. Als ich hinter ſeinem Sohne eintrat, grüßte mich der Oberſt mit einer leichten Handbewegung, aber ſofort ſchien er von meiner Anweſenheit weiter keine Notiz zu nehmen. Er hatte augenſcheinlich Wichtigeres zu denken und zu thun. Seine Aufregung war ganz außerordentlich. Zwar, ſeit ich ihn damals, am Tage meiner Abreiſe in die Berge, weich geſehen, wußte ich, daß die hochmüthige Kühle und berechnende Gemeſſenheit des Mannes nicht gegen alle und jede Eindrücke vorhielten; aber doch hätte ich nicht geglaubt, daß er ſo ganz aus den Fugen kommen könnte, wie er jetzt war. Beſtürmt von einer großen Sorge und einem nur allzu gerechten Zorn, aufgeregt von der Eile, womit er gereiſt, war das erſte, was er bei ſeiner Ankunft auf der rothen Fluh erfahren, die Kataſtrophe geweſen, welche am Tage zuvor daſelbſt ſtattgefunden hatte. So erklärte es ſich denn allerdings leicht, daß ſein Gebahren haſtig, ſein Geſicht braunroth war und daß ſeine Augen, welche er des diplomatiſchen Schirmes der achteckigen Brille entäußert hatte, mit wildem Feuer leuchteten.

Ich hätte ohne Zweifel ſo rückſichtsvoll ſein ſollen, mich ſofort von der beginnenden kippling'ſchen Familienſcene ſchleunigſt zurückzuziehen. Indeſſen wird mein Bleiben vielleicht dadurch verzeihlich, daß ſich der ganze Auftritt mit wahrhaft dramatiſcher Rapidität entwickelte.

Der Herr Oberſt trat hart vor ſeinen Sohn hin und ſagte, mit mühſam gedämpfter Stimme ohne weitere Einleitung:

„Alſo du meinſt, mit Geld laſſe ſich alles ausgleichen, ſelbſt das Schändlichſte?“

„Que voulez-vous donc, mon cher papa?“ entgegnete Herr Kippling Sohn, mit dem Finger die Aſche von ſeiner Cigarre ſchnellend.

„Die Cigarre weg und den Hut herunter, Bube, wenn du mit mir ſprichſt, oder ich vergeſſe mich und hole an dir nach, was ich in deinen Knabenjahren nur allzuſehr verſäumte!“ rief der Handelsherr aus, an ſeinem Grimme würgend.

„Warum denn nicht?“ ſagte Herr Kippling achſelzuckend und warf Hut und Cigarre auf den Tiſch.

Dann wandte er das kalte glaſige Fiſchauge auf den Vater und ſagte läſſig:

„So, jetzt bin ich in kindlich ehrerbietiger Poſition. Laß mich hören, was los iſt, wenn's beliebt.“

Julie wandte ſich mit einer Gebärde des Ekels nach dem Fenſter.

Der Herr Oberſt holte tief Athem und mit einer gewaltſamen Anſtrengung, ſich zu beherrſchen, ſagte er:

„Warum biſt du nicht geflohen, wie ich dir befahl?“

„Geflohen? Wegen ſo einer Bagatelle? Und zumal in einer Zeit, wo ich, was allerdings illuſoriſch war, gerade im beſten Zuge war, ein prächtiges Geſchäft zu machen?“

„Er ſpricht von einer Bagatelle, der Unſelige!“ rief der Vater aus und ſchlug die Hände zuſammen. „Weißt du, daß du wegen Vergewaltigung einer Unmündigen, eines Kindes, kriminaliter angeklagt und mit Steckbriefen verfolgt biſt? Weißt du, daß die Gensdarmerie auf dich fahndet?“

„Das letztere wußte ich allerdings noch nicht. Auch das nicht, daß die Juriſten das Ding ſo nennen. Que de bruit pour une omelette! Schönen Fabriklerkindern paſſirt zuweilen ſo etwas Menſchliches.“

„So etwas Unmenſchliches, willſt du ſagen, Unmenſch, der du biſt! Oh, beim Himmel, ich könnte vergeſſen, daß du mein Sohn biſt, und mich freuen, wenn Gerechtigkeit an dir geübt wird Und ſie wird geübt werden. Schon zweimal hat die Juſtiz deinem Treiben bei den wüſten Orgien in dem Sündenhaus am Fluſſe durch die Finger geſehen und hat Geld das Skandal vertuſcht. Aber diesmal iſt das Maß des Frevels voll zum Ueberfließen. Die Frau Regel hat dem Unterſuchungsrichter alles geſtanden."

„Die Frau Regel hat geplaudert? Alles? Das iſt dumm!"

„Sie hat geplaudert. Hoffe nichts. Sie hat geſtanden, daß ſie das unglückliche Kind auf deinen Befehl in das Haus gelockt und daß du, Elender, nachdem deine brutalen Verführungskünſte mittelſt Weins an dem Inſtinkt der Unſchuld geſcheitert, zu roher Gewaltthat verſchritteſt. Am Morgen nach der Frevelnacht iſt dein Opfer im Fieber des Wahnſinns hingegangen und hat Feuer in das Baumwollenmagazin geworfen, als müßte es ſo ſein, weil kein Feuer vom Himmel fiel, die unerhörte Unthat zu rächen."

„Du biſt tragiſch geſtimmt, mon cher père. Ich für mich kann der Sache keine ſo tragiſche Seite abgewinnen. Freilich, das konnte ich nicht entfernt annehmen, daß eine Fabriklerin ihre Unſchuld mit der Fackel in der Hand rächen würde. Neu das, ganz neu. Aber ſie iſt Brandſtifterin — Baſta! Mein Advokat müßte der dümmſte ſeines Handwerks ſein, wenn er den Herren Richtern und Geſchworenen meine völlige Schuldloſigkeit nicht waſſerklar bewieſe. Die Frau Regel — verdammt ſei ſie! — wird wohl vermocht werden können, ihre Geſtändniſſe zurückzunehmen. Ich will es beſorgen — kenne das. Daß ſie geplaudert, iſt allerdings dumm, viel dümmer, als man von einem ſo geriebenen Weibe erwarten konnte, welches zu den Zeiten meines cher papa — weißt du? — in derlei Affairen ſo pompos praktiſch war.“

Der Herr Oberſt machte eine Bewegung, um ſich auf ſeinen Sohn zu ſtürzen. Aber die namenloſe Frechheit deſſelben ſchien ihn zu lähmen. Die Arme fielen ihm ſchlaff an den Seiten nieder, während er mit dumpfer Stimme ſagte:

„Elender Bube, du höhnſt deinen Vater, nachdem du deines Vaters Tochter entehrt haſt.“

„Meines Vaters Tochter? Du biſt wohl nicht bei Sinnen?“

„Doch, doch, ob zwar ich Grund genug hätte, den Verſtand zu verlieren.“

Und ſo laut, als wollte er das Gräßliche zum Himmel aufſchreien, ſetzte er hinzu:

„Das arme Kind, welches du ſo brutal zu Grunde gerichtet haſt, es iſt deine Schweſter!“

Julie ſtieß einen Schrei aus und eilte auf ihren Vater zu, welcher ſich an dem Tiſche feſthielt, wie um nicht umzuſinken.

Der Keulenſchlag, welchen der Vater auf den Sohn geführt, ſtörte denn doch, wenn auch nur auf flüchtige Augenblicke, dem letzteren „den todten Sumpf“ ſeiner Seele auf.

Er trat einen Schritt zurück und in ſeiner Kehle gurgelte es, als ſchnappe er nach Luft. Aber das ging ſchnell vorüber und der Sumpf glättete ſich wieder.

„Wenn“, ſagte er, „dies mehr ſein ſoll als eim melodramatiſches Effektmittel, ſo frage ich: Wer iſt ſchuld an alledem? Wenn das Mädchen deine Tochter iſt, mein Vater, warum haſt du ſie als Fabrikſklavin unter Fabrikſklaven aufwachſen, Sklavenarbeit thun und einem rohen Trunkenbold von Stiefvater anheimfallen laſſen?“

Der Oberſt beugte das Haupt vor dieſer vernichtenden Anklage, und die Hände vor das Geſicht ſchlagend, ſtöhnte er:

„Wahr! Wahr! Oh, das iſt mehr, als Fleiſch und Blut zu ertragen vermag.“

„Vater, lieber Vater“, ſagte Julie, ſeine Hand ergreifend und ſie an ihre Lippen drückend, „wie du auch gefehlt habeſt, dieſem Schändlichen da ſteht kein Recht zu, dich zu höhnen und anzuklagen. Laß ihn! — Wir wollen alles thun, das unglückliche Kind zu retten, und ich will verſuchen, gutzumachen, was an ihm gefrevelt wurde. Deine Tochter ſoll meine Schweſter ſein!“

„Dank dir, Kind, Dank dir! Das war ein gutes Wort und noch nie haſt du mich ſo glücklich gemacht. Oh, du haſt ein Herz! Ich wußte es wohl, allen deinen Phantaſieen und Launen zum Trotz.“

„Das iſt ja recht rührend“, ſagte Herr Kippling der Jüngere. „Man könnte es für eine Rührſcene aus einem birch-pfeifferſchen Stücke nehmen. Ich für meine Perſon tauge nicht für das rührende Fach. Du weißt ja, mon cher père, daß du mich zu einem rein praktiſchen Menſchen erzogen haſt. Als ſolchen will ich mich auch in dieſer dummen Geſchichte bewähren; denn ſo wahr ich Kippling heiße —"

„Eben den ſuchen wir!" rief es zur Thüre hinein.

Herr Kippling wandte ſich um und ſah ſich meinen beiden Bekannten von der Sennhütte her, den Gensdarmen Sale und Bale gegenüber.

„Was wollt Ihr hier?" fragte der Ueberraſchte hochherab, aber doch mit einem Anflug von Zittern in der Stimme.

„Was wir wollen?" verſetzte der Sale. „Partout nichts, ſchätz' ich, als Euch, nämlich Herrn Theodor Kippling von da und da. Sind kaibiſch lange nach Euch herumgeſtrichen in dieſer kaibiſchen Weltgegend. Derohalb macht jetzt keine Umſtände junger Herr. Helfen doch nichts! — Heraus mit den Handſchellen, Bale! — Signalement, Verhaftsbefehl, alles in Ordnung. Kaibiſch verdrüßlich für Euch, aber wahr — bim Eid!"

„Nehmt Geld, liebe Leute", ſagte der unglückliche Vater mit ſchwacher Stimme. „Fordert, ſo viel ihr wollt — ihr ſollt es haben — jetzt, auf der Stelle — aber laßt den Gefangenen entwiſchen — dieſe Schmach iſt zu groß."

„Geld, viel Geld, Herr Oberſt?" verſetzte der Sale, dem Gefangenen die Handſchellen anlegend. „Hm, was meinſt, Bale?"

Der Bale ſchmunzelte.

„Wart', du ewiger Hagel!" ſchrie ihn ſein Kamerad an. „Weißt nicht, daß im Dienſtbüchli, Par'graph ſo und ſo, geſchrieben ſteht: Du ſollſt dich nicht laſſen beſtechen! — Nein, Herr Oberſt, 's thut's nicht. Müſſen Ordre pariren. Was würde aus der Welt, wenn die armen Leute auch vollends mogeln und mukmakeln wollten? Die ganze Kaiberei ginge ja zum Teufel! Empfehle mich! — Fort, marſch!"

Sie führten ihren Gefangenen hinaus, und als die Thüre hinter ihnen zufiel, brach der Oberſt in den Armen ſeiner Tochter zuſammen.

# Finale.

# Erſtes Kapitel.

Eine Geläuterte. — Herr Ziegenmilch zum letztenmal. — Cirillo Rompelli. — Die cause célèbre. — Macht des Gewiſſens. — Gritli. — Ein Paſſus aus einer Gerichtsrede. — Ein Schuldig und ein Nichtſchuldig.

Isolde war, als ſie mit mir, dem Herrn Oberſt und Julie von der rothen Fluh abreiſte, von ihrer Freundin dringend eingeladen worden, einige Zeit bei ihr in der Stadt zu verleben. „Ich würde gern bei dir ſein“, hatte meine Verlobte erwidert, „aber es zieht mich heim, alle die gewaltſamen Eindrücke der letzten Zeit mir in der Stille zurechtzulegen. Und dann, liebe Julie, bin ich eigentlich die Lindachbäuerin, weißt du? und die herankommende Herbſtzeit verlangt um ſo mehr meine Anweſenheit zu Hauſe, als ich einen ſo großen Theil des Sommers über abweſend war.“

In Chur trennte ſich unſere Geſellſchaft. Der Handelsherr, ein halbgebrochener Mann, ging von da über den Splügen nach Italien, von wo aus er mit dem Vorſatz, mehrere Jahre fortzubleiben, nach der Levante reiſen wollte. Er übergab mir beim Abſchied eine Vollmacht für Herrn Bürger, wonach dieſer die Geſchäfte mit unbedingter Machtvollkommenheit leiten ſollte. Julie und ich begleiteten meine Verlobte das Rheinthal hinunter an den Bodenſee. Als der Dampfer mir meine Geliebte entführt hatte — zum Glück nur für wenige Wochen — brachte ich Julie in ihre Vaterſtadt zurück, wo ich meine Angelegenheiten ordnen wollte und als Zeuge in der kippling'ſchen cause célèbre vernommen werden ſollte. Denn bei unſerer Ankunft in der Stadt fand ich die Citation vor. Gritli, das arme Kind, hatte angegeben, ſie habe mich nach der Kataſtrophe, bevor ſie ſich in den See geſtürzt, aufgeſucht und habe mir alles ſagen wollen, „weil der Herr Hellmuth mal ſo gut gegen ſie geweſen ſei".

Julie war gut und gefaßt. Sie wenigſtens war aus der ſchrecklichen Familientragödie geläutert hervorgegangen. Von ihrem Bruder ſprach ſie nie, mit keiner Silbe. Dagegen hielt ſie redlich ihr Verſprechen, daß Gritli ihre Schweſter ſein ſollte. Kaum zu Hauſe angelangt, noch in den Reiſekleidern, erwirkte ſie ſich die Erlaubniß, die arme Gefangene zu beſuchen, und tiefbewegt kam ſie von dieſer Zuſammenkunft zurück.

„Ich durfte ihr", äußerte ſie gegen mich, „noch nicht ſagen, daß ich ihre Schweſter ſei. Es hätte die geängſtigte Seele des armen ſchönen guten Kindes nur noch mehr verwirrt. Aber nun ich Gritli geſehen, iſt es gar keine Großmuth mehr von meiner Seite, daß ich mich ihrer annehme: denn ich liebe ſie. Oh, mein Freund, es iſt furchtbar, zu denken, daß ein Vater, welcher zugleich auch der meinige iſt, ſein Kind, ſein eigen Fleiſch und Blut, den Zufällen des Fabriklebens preisgeben konnte. Aber er bleibt doch mein Vater und er bedarf jetzt der Liebe, denn er iſt unglücklich. Ich will auch Gritli ihn lieben lehren."

Am Tage, wo der Proceß vor dem Schwurgericht zur Verhandlung kam, frühſtückte ich auf ihre Einladung mit Julie.

„Wäre es doch ſchon Abend", ſagte ſie. „Ich zittere, wie das Loos Gritli's fallen wird. — Was den andern angeht — halten Sie mich nicht für herzlos, wenn ich geſtehe, daß mir ſein Schickſal gleichgiltig iſt. Er hat von Jugend auf dafür geſorgt, daß er keinen Antheil an meinem Herzen habe. — Aber das Kind, das Kind! Könnte man ſo barbariſch ſein, es zu verurtheilen? Geſchähe das, mein Schweſterlein, ſo jung, ſo ſchön, ſo unglücklich, ſoll nicht im Zuchthaus verkümmern. Ich werde alles, ſelbſt mein Leben daran ſetzen, das zu verhindern. Zum Glück iſt der Staatsanwalt ein einſichtsvoller und humaner Mann. Ebenſo der Advokat, welchen ich, wie Sie wiſſen, zum Vertheidiger Gritli's geworben. Er gibt mir Hoffnung und ſtützt dieſe insbeſondere auf die ärztlichen Gutachten, welche ſehr zu Gunſten des Kindes ausgefallen ſeien. — Bitte, lieber Michel, laſſen Sie mich keinen Augenblick warten, wenn die Entſcheidung heraus iſt. Ich werde mich von Stunde zu Stunde nach dem Gange der Verhandlung erkundigen laſſen und Ihnen dann den Wagen ſchicken. — Und jetzt von anderem. Sie werden uns bald verlaſſen, mein Freund?"

„Binnen wenigen Tagen."

„Ja, Sie müſſen ſich nach Iſolde ſehnen: die Herrliche, der auch ich ſo viel verdanke, iſt es werth. Aber ich bin doch zu ſelbſtſüchtig, leugnen zu wollen, daß ich Sie ſehr vermiſſen werde."

„Liebe Julie, ich laſſe einen Freund zurück, der auch der Ihrige iſt."

„Sie meinen Bürger? Er war mir gut, aber ich fürchte, ich habe ihn zu ſehr gekränkt in meinem Uebermuth. Er vermeidet es, mit mir zu ſprechen. . . . Bürger iſt ein ſeltſamer Menſch, aber gewiß ein Mann von Ehre."

„Durch und durch. Und was ſeine Seltſamkeiten angeht, ſo ſind ſie rein nur äußerlich. Er iſt die beſte Seele von der Welt. Aber der kräftige Keim von Güte und Milde, den ſein Herz birgt, iſt nicht zum Ausſchlagen und Blühen gekommen, weil keine liebevolle Hand dieſen Keim pflegte und ermunterte. So hat er ſich die Marotte in den Kopf geſetzt, er ſei ein Egoiſt, Peſſimiſt, Blaſirter, während täglich ſeine Handlungen ſeine Worte lügenſtrafen, aber nur eben ganz im geheimen. Er poltert und ſchilt über das Volk und doch betheiligt er ſich unter fremdem Namen bei allen Unternehmungen und Anſtalten, welche auf die ſittliche und materielle Hebung des Volkes abzwecken. Er macht ſich über das Volksſchulweſen luſtig und doch iſt er heimlich ſtets mit reichlichen Beiträgen für Schulzwecke bei der Hand. Er thut gelegentlich, als ob ſchon der bloße Namen Polen ihm widerwärtig und verächtlich wäre, und doch hat er, gerade er aus der Zeit der Polenbegeiſterung ein Mitleid ſich bewahrt, welches ihn nicht müde werden läßt, eine unglückliche Polenfamilie, die aus jener Zeit hier hängen geblieben iſt, heimlich zu unterſtützen. Oh, ich bin hinter Bürgers Schliche gekommen und weiß, daß er ſeine Tugenden ängſtlicher verbirgt, als andere ihre Fehler. . . . Und er liebt Sie, Julie, glauben Sie mir, er liebt Sie innig und treu. Er würde Sie auf den Händen tragen und Sie ehren wie kein zweiter Mann. Laſſen Sie mich es ſagen, theure Freundin, ich würde in der Ferne mit leichterem Herzen Ihrer gedenken, wenn ich Sie in der Liebe eines ſolchen Mannes ſicher und glücklich wüßte."

„Ich glaube Ihnen, Michel“, erwiderte Julie, nachdem ſie eine Weile nachdenklich geſchwiegen. „Sie meinen es gut, ich weiß es. Eine alte Jungfer kann und mag ich ja doch nicht werden. Und dann würde, wenn ich Bürger heiratete, auch ein alter lieber Wunſch meines Vaters in Erfüllung gehen ... Ich will es bedenken, mein Freund, ich will es bedenken.“

Auf meinem Wege nach dem Gerichtshauſe traf ich zufällig mit Herrn Ziegenmilch zuſammen, welcher mich übrigens, ſobald er meine Ankunft in der Stadt erfahren, aufgeſucht hatte, um mir, wie er ſich ausdrückte, für die enorme Diplomatie und Freundſchaft zu danken, womit ich ihm wieder zu ſeinem lieben runden exfrommen Liſeli verholfen hatte Der Herr weiland Direktor der großen Kohlenkompagnie wußte natürlich „enorm“ viel von dem Ereigniß des Tages zu ſprechen und ſchloß ſeine Rede mit dem Ausruf:

„Der einzige Sohn der Firma Gottlieb Kippling und noch dazu ein ſo enorm praktiſcher Menſch vor Gericht auf dem Laſterbänkchen! Enorm, ganz enorm!“

In einer engen Gaſſe, durch welche unſer Weg führte, wurden wir für einige Augenblicke durch ein frauenzimmerliches Gedränge vor einem Quincaillerieladen aufgehalten. Die Damen ſteckten die Köpfe zuſammen, einige flüſterten, andere lachten, einige gaben ſich Mühe, zu erröthen, andere, entrüſtet auszuſehen; aber zuletzt gingen alle in den Laden hinein.

„Der Erzſchuft!“ ſagte Herr Ziegenmilch, vor dem Schaufenſter des Ladens ſtehen bleibend. „Da lugen Sie mal, Herr Hellmuth.“

Er wies auf ein großes Blatt Papier, welches zwiſchen den

Quincaillerieſachen am Fenſter ſichtbar war und worauf in kühn geſchwungenen Zügen die Worte ſtanden:

„Der Chef dieſes Geſchäftes, Junggeſelle und von ſanfter Gemüthsart, wünſcht ſich mit einer ehrſamen Dame, Jungfrau oder kinderloſe Wittwe, zu verheirathen.“

„Das iſt groß“, ſagte Herr Ziegenmilch. „Das iſt noch gar nicht dageweſen! Das zieht! Das lockt! . . . Ja, das muß man ſagen, ein praktiſcher Menſch, ein enorm praktiſcher Menſch iſt der Schuſterle doch.“

„Was für ein Schuſterle?“

Herr Ziegenmilch wies auf das Schild über dem Schaufenſter und ich las dort in prahleriſch großen Goldlettern: „Quincaillerie-Handlung von Cirillo Rompelli.“

„Was“, ſagte ich, „ſollte wirklich unter dieſem italiſirten Namen der alte Humbuger Rumpel ſtecken? Sollte er wirklich die Frechheit gehabt haben, nach allem, was vorgefallen, in dieſer Stadt ſich zu etabliren?“

„Er hat ſie gehabt. 's iſt ein enormer Kerl! In allen Sätteln gerecht.“

„Und wahrſcheinlich hat er dieſe Etablirung zuwege gebracht mittels —“

„Eines gewiſſen Schmuckkäſtchens und ditto Taſchenbuches, wollen Sie ſagen? Freilich!“

„Und Sie haben nicht Lärm geſchlagen, Herr Ziegenmilch?“

„Daß ich ein Narr geweſen wäre? Wir, Oſkar Ziegenmilch und Komp., ſind nicht ſo unpraktiſch. Thut nicht gut für Geſchäftsleute, Skandal zu machen — in keiner Weiſe. Herr Theodor Kippling dürfte das auch erfahren. Zudem habe ich

Urſache, dem Schuft da dankbar zu ſein. Seit ihrer Heimkehr von ihrer Entf— will ſagen Badereiſe iſt mein Liſeli wie ein umgewendeter Handſchuh, ſie iſt wieder ein ſo liebes, tolerantes, praktiſches Fräuli, wie ſie vor Zeiten in der Spiegelgaſſe geweſen. Die in Geſellſchaft des Monſieur Rumpel unternommene — Badereiſe hat ſie von allen gefühlvollen Flauſen und Ziereren glücklich kurirt. Praktiſch das! Bin daher dem Rompelli gar nicht böſe. Grüßen einander, wenn wir uns begegnen. Ins Haus darf er mir natürlich nicht mehr, aber das hindert mich nicht, ihm allen Erfolg zu wünſchen. Wird ihn auch haben, iſt praktiſch genug, ſeine Fortune tüchtig zu pouſſiren. Müßte mich ſehr irren, wenn der enorm praktiſche Schwindel, den er da ausgeheckt und ausgehängt hat, nicht ſein Geſchäft bedeutend in Zug brächte. Könnte ihm dieſer Schwindel auch zu einer ganz anſtändigen Partie helfen. Sehen Sie nur, was er für Zulauf hat. Wollen wir mal hinein, um zu ſehen, wie der Schelm mit dem Wybervolch*) umſpringt?"

„Nein, ich habe jetzt weder Zeit noch Luſt", verſetzte ich weiter gehend.

Ich fand die Zugänge zum Gerichtshauſe von Volksmaſſen belagert. Aus dem dumpfen Gemurmel derſelben hervor gellten einzelne drohende Stimmen, ob man auch ſicher ſei, daß der Angeklagte, weil er der Sohn des „Millionenmannes“, der Strafe nicht entſchlüpfe. Aber ſolche Zweifel waren überflüſſig. Ich konnte zwar nach allem, was ich wußte, mir nicht verhehlen, daß der Verbrecher zeitig gewarnt worden ſei, welche Warnung ihm, falls er ein armer Schlucker geweſen, ſchwerlich zutheil geworden wäre. Nachdem er ſich aber einmal in den Händen der Juſtiz befand, konnte gar nicht mehr die Frage ſein, daß ihm ſein Recht werden würde.

---

*) Mundartlich für Weibervolk, in der dortigen Gegend populärer Ausdruck ſtatt Damenwelt oder ſchönes Geſchlecht. Es fällt mir dabei eine artige Anekdote ein. Ein ſchweizeriſcher Pfarrer hat mir erzählt, daß er einmal während des Konfirmandenunterrichts große Mühe gehabt habe, das Lachen zu unterdrücken. Nämlich: Zu welchem Volke gehörte die Mutter Jeſu? fragte er einen ſeiner Bauerjungen. — Zum Wybervolch! antwortete der Gefragte entſchieden.

Die Prozedur mußte, wie es in ſolchen Fällen das Geſetz vorſchreibt, eine geheime ſein, das heißt, das größere Publikum war von der Behandlung ausgeſchloſſen. Trotzdem war der ohnehin nicht ſehr große Sal ſo ziemlich von Männern angefüllt, deren Anweſenheit mehr oder weniger nothwendig erſchien. Die Verhandlung war ſchon eröffnet, als ich aus dem Zeugenzimmer hineingerufen wurde. Richter, Geſchworene, Ankläger, Angeklagte und Vertheidiger waren auf ihren Plätzen. Der Vorſitzende erfüllte ſeine wahrlich nicht leichte Pflicht und Aufgabe mit Würde und Takt. Man hatte auch die humane Rückſicht gehabt, die Angeklagten zu trennen, auf der eigentlichen Anklagebank ſaßen nur Herr Kippling und Frau Regel. Etwas abſeits war ein Stuhl für Gritli hingeſtellt.

Das arme ſchöne Kind ſaß bleich und ſcheu in ſich zuſammengeſchmiegt, als hätte es ſich vor den Blicken der Menſchen in die Erde verbergen mögen. Sein Verderber dagegen benahm ſich ſo, als wäre er wirklich, wie Julie von ihm geſagt hatte, der frechſte aller Menſchen. Höchſt elegant gekleidet, zupfte er mit behandſchuhter Hand an ſeinem Bärtchen, lorgnettirte Geſchworene und Zeugen, unterhielt ſich läſſig mit ſeinem Vertheidiger, deſſen

Pult hinter der Anklagebank ſtand, kurz, er that, als ginge ihn die ganze Sache eigentlich gar nichts an. Die Frau Regel ihrerſeits war offenbar in tauſend Aengſten, obgleich ſie einen trotzigen Geſichtsausdruck zu erkünſteln ſuchte.

Die Vorunterſuchung hatte ergeben, daß die beiden Verbrechen, um welche es ſich handelte, im engſten Kauſalzuſammenhange ſtanden, und darauf fußte auch die Anklageakte. Sie war mit der größten Sorgfalt verfaßt und entrollte mit pſychologiſcher Meiſterſchaft ein ergreifendes Gemälde der ganzen unſeligen Geſchichte. Der dunkelſte Punkt darin fehlte freilich. Waren doch der Angeklagte und ich die einzigen Perſonen im Sale, welche von dem Geheimniß wußten, das die Frevelthat Kipplings zu einer unerhörten machte.

Die Leumundszeugniſſe Angeklagter ſpielen vor ſchweizeriſchen Schwurgerichten eine ſehr bedeutende Rolle, unter Umſtänden vielleicht eine zu bedeutende. Im vorliegenden Falle verſtärkten aber die von Gemeinde-, Schul- und Kirchenbehörden eingelaufenen Zeugniſſe die günſtige Meinung, welche ſchon die Anklageakte für Gritli erweckt hatte. Ebenſo die Gutachten der beigezogenen ärztlichen Experten, welche zu dem Ergebniß kamen, das Kind ſei durch die ihm angethane brutale Mißhandlung in einen Zuſtand momentaner Geiſtesſtörung verſetzt worden und demnach im Augenblick der Brandſtiftung unzurechnungsfähig geweſen.

Die Vernehmung der Angeklagten und die Zeugenabhörung begannen. Einen Schleier über die empörenden und ſchrecklichen Details! Herr Kippling ſuchte die ganze Sache als Bagatelle zu behandeln und leugnete mit einer Stirne von Erz jede Anwendung von Gewalt. Er mußte auch richtig Mittel und Wege geſunden haben, auf die Frau Regel einzuwirken; denn, auf den Verhörſtuhl berufen, nahm ſie ihre in der Vorunterſuchung gemachten Angaben zurück und ſuchte ganz im Sinne des Angeklagten zu ſprechen. Sie hielt auch das Kreuzverhör, welches der Staatsanwalt und Gritli's Vertheidiger mit ihr anſtellten, eine Weile mit großer Geſchicklichkeit aus. Dann aber begann ſie unruhig auf ihrem Stuhle hin- und herzurutſchen, zu zaudern und zu ſtecken. Das Auge Gritli's, bisher immer zu Boden geſenkt, hatte ſich mit der ganzen Magie ſeines ſchwermüthigen Ausdrucks auf die falſche Zeugin geheftet. Vergebens wandte dieſe ſich ab: ſie mußte immer wieder dieſem vorwurfsvoll flehenden Auge begegnen, bis ſie zuletzt, nachdem ſie eine Weile verſteckt geſchwiegen, plötzlich mit fliegendem Athem in die Worte ausbrach:

„Ihr Herren, das Geſchrei des Kindes in jener Nacht will mir nicht aus den Ohren.... Ich muß die Wahrheit ſagen.... Es iſt alles ſo, wie ich in der Vorunterſuchung angegeben."

Ich athmete freudig auf.

Der Herr Staatsanwalt, ſeither zu hohen kantonalen und eidgenöſſiſchen Würden aufgeſtiegen, entwickelte in der jetzt folgenden Vernehmung Gritli's das ganze Zartgefühl eines humanen Charakters. Er wußte dem zitternden, ſtammelnden Kinde Vertrauen einzuflößen, ſo daß es ſeiner Angſt wenigſtens einigermaßen Meiſter wurde. Als der Staatsanwalt zuletzt an die Angeklagte die Frage ſtellte, wie es ihr denn im Moment der Brandſtiftung zu Muthe geweſen ſei, und ſie mit vor Schluchzen brechender Stimme die bebende Antwort gab: „Ich weiß ja nicht; mir iſt nur ſo g'ſi*), als müßt' ich die ganze Welt verbrennen!" da ging eine Regung tiefen Mitgefühls durch den Sal und ich ſah die Augen ſtarker Männer feucht werden. Es lag in dieſer Antwort die furchtbare Gewißheit, daß die Brutalität eines Elenden eine ſchuldloſe Kinderſeele zum Wahnſinn getrieben hatte.

Als die Plaidoyers der Vertheidiger an die Reihe kamen, thaten die Advokaten des Herrn Kippling und der Frau Regel, was ſie thun konnten; allein man hörte aus ihren Reden deutlich genug heraus, daß ſie eben nur berufshalber eine verlorene Sache führten. Der Vertheidiger Gritli's richtete die vernichtende Gewalt ſeiner von großer Beredſamkeit unterſtützten Beweisführung auf den Angeklagten. Ein Paſſus ſeiner Rede iſt mir beſonders im Gedächtniß geblieben. — „Das, meine Herren Geſchworenen", ſagte er, nachdem er Charakter, Lebensführung und Verbrechen des Angeklagten gezeichnet hatte, „das ſind die Folgen einer Jugenderziehung, wie ſie der Mammonsgeiſt unſerer Zeit diktirt, einer Erziehung, welche alle idealen Anregungen geringſchätzt und den Materialiſmus, welcher lehrt, daß nur, was Geld einbringe, gut, nützlich und erſtrebenswerth ſei, als ein Evangelium anerkennt. Hier in dem Angeklagten, in dieſem jungen Wüſtling, welcher keinen Begriff davon hat, daß die ſchnöde Opferung eines ſchuldloſen, von allen übereinſtimmend als brav und gut anerkannten Kindes etwas anderes ſei als ein frivoler Spaß, als ein gelegentlicher Zeitvertreib eines reichen Herrn, hier haben Sie ein Produkt des utilitariſchen Ungeiſtes, welcher die Maſſe der Beſitzenden und Erwerbenden nur an ihre Intereſſen, an Luxus und Vergnügungen denken läßt und die Geſellſchaft einer ſittlichen Verwilderung entgegenzuführen droht, wie die Weltgeſchichte nur in Perioden tiefſten Verfalls ſie kennt."

---

*) Geweſen.

Der Vorſitzende gab ſein Reſumé, anſchaulich-klar und parteilos, die Geſchworenen zogen ſich zurück und es verging eine bange halbe Stunde. Ich fürchtete doch für Gritli; denn ich wußte, daß Vergehen gegen das Eigenthum nur in wenigen Ländern noch ſtrenger geahndet werden als in der Schweiz, in dieſer nämlichen Schweiz, welche Unkenntniß und Uebelwollen als einen Herd kommuniſtiſcher Schwärmerei verſchrieen haben. Aber das Verdikt, welches die Geſchworenen hereinbrachten, bewies recht ſchlagend die Vorzüge des aus dem lebendigen Volksbewußtſein geſchöpften Rechtes vor dem aus todten Formeln abſtrahirten. Gelehrte Juriſten hätten nach dem Buchſtaben eines Artikels des Strafgeſetzbuches urtheilen müſſen, Geſchworene konnten nach ihrer auf den pſychologiſchen Zuſammenhang der ganzen Sache baſirten moraliſchen Ueberzeugung urtheilen.

Der Wahlſpruch lautete für Herrn Kippling auf „Schuldig unter erſchwerenden Umſtänden", für Frau Regel auf „Schuldig der Beihilfe". Für Gritli hieß das Verdikt: „Ja, die Angeklagte war im Augenblicke der Brandſtiftung geſtörten Geiſtes und demnach unzurechnungsfähig."

Ein Summen der Befriedigung lief im Sale um. Der Vorſitzende verfügte ſofort die Freilaſſung des geretteten Kindes. Ich faßte es an der Hand, als ich es auf ſeinen Füßen wanken ſah.

Die Strafbeſtimmung für die beiden Schuldigbefundenen nahm noch einige Zeit in Anſpruch. Das Urtheil lautete für Herrn Kippling auf fünfjährige, für Frau Regel auf zweijährige

Zuchthausſtrafe. Jener nahm den Spruch mit vornehmem oder wenigſtens vornehmthuendem Gleichmuth hin. Seine Blaſirtheit wich, wie ich andern Tages erfuhr, erſt dann, als ihm der Züchtlingsanzug gereicht wurde. Da hat er ſich wüthend geſträubt und mit wilden Flüchen und Läſterungen auf dem Boden gewälzt.

Ich führte Gritli hinaus und hoffte, da es bereits dunkelte, das Kind unerkannt durch die verſammelten Volksmaſſen hindurchzubringen. Aber es wurde doch erkannt und mit jubelnden Glückwünſchen beſtürmt. Zitternd klammerte es ſich an meinen Arm und ſo brachte ich es glücklich durch das Gedränge zu dem ſeitwärts haltenden Wagen. Der Diener öffnete den Schlag, eine Geſtalt beugte ſich aus dem Fond des Wagens und die Freigeſprochene fand ſich in den Armen ihrer Schweſter, welche mit Liebesworten und Küſſen ſie begrüßte.

## Zweites Kapitel,

### worin noch einmal kurz über die Schweiz geredet und dann faſt nur von Geſchäften gehandelt wird.

Mit Gefühlen der Achtung und Dankbarkeit verließ ich die Schweiz. Ich hatte in dieſem ſchönſten Lande Europa's meine Kräfte brauchen gelernt, hatte Erfolge gehabt, hatte mir Freunde für das ganze Leben erworben. Früher ſelbſt zuweilen in den Fehler verfallen, ohne genauere Kenntniß über ſchweizeriſche Zuſtände in der oberflächlichen Weiſe abzuſprechen, wie es Fremden nur allzuhäufig begegnet, erachte ich es für Pflicht, hier noch zu ſagen, daß, alles zuſammengenommen, die Schweizer auf einen hohen Grad von Achtung Anſpruch machen können. Es iſt wahr, es fehlt ihnen durchſchnittlich der ideale Seelenſchwung, wie die Leichtlebigkeit des Humors. Allein es mag ſich dieſer Mangel leicht daraus erklären, daß die Schweizer durch den ganzen Gang der Geſchichte ihres Landes darauf hingewieſen wurden, vorwiegend praktiſche Ziele anzuſtreben. Daraus reſultirt die verſtändige Nüchternheit, welche die Schweizer in der ganzen Faſſung und Führung des Lebens kennzeichnet. Daneben ſind ſie jedoch edlerer Impulſe keineswegs bar und ledig. Schon ihr reger Gemeinſinn und die außerordentliche Pietät, womit ſie die glorreichen Erinnerungen ihrer alten Geſchichte pflegen, beweiſen das hinlänglich. Die ſtaatlichen Einrichtungen der Eidgenoſſenſchaft haben ohne Zweifel ihre Mängel; allein in dem Umſtand, daß die Formen des Selfgovernments, anderwärts erſt mühſam und meiſt noch etwas ungeſchickt erſtrebt, den Schweizern längſt ſchon zur zweiten Natur geworden ſind, iſt ein mächtiges Korrektiv gegeben. Endlich darf auch nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daß das ſchweizeriſche Geſchäftsleben, obzwar es ſich von dem Kredit- und Spekulationsſchwindel unſerer Tage keineswegs unberührt erhalten hat, dennoch im ganzen noch auf ſolider und rechtlicher Baſis ruht.

Indeſſen auch im deutſchen Vaterlande fand ich, heimgekehrt, neben vielen untröſtlichen Erſcheinungen manches Tröſtliche vor. Auf dem Gebiete materiellen Gedeihens hat Deutſchland in den letzten Jahrzehnten ungeheure Vorſchritte gemacht, und wenn das geiſtige Leben der Nation gegenwärtig keine ſolchen Prachtblüthen treibt, keine ſolchen Gedankenfrüchte voll ewiger Nahrungsfülle reift, wie es in der letzten Hälfte des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts entfaltet und gezeitigt hat, ſo iſt doch die Verbreitung des Geſammtſchatzes unſerer Bildung in allen Volksklaſſen eine unendlich viel erweitertere und tiefere geworden. Das Beſte iſt aber, daß die nationale Idee, ſeit der ruhmreichen Epoche der Befreiungskriege das theuerſte Beſitzthum aller Guten, in immer weiteren Kreiſen Wurzeln geſchlagen hat, ſelbſt in ſolchen, wo dafür früher gar kein Boden vorhanden zu ſein ſchien. Deutſchland iſt denn doch ſchon ſeit lange etwas Beſſeres als ein „bloßer geographiſcher Begriff". Wir haben angefangen, uns zu fühlen, als ein zuſammengehörendes, zu Glück und Größe befähigtes und berechtigtes Volk, und wenn die Zeit der Feuertaufe kommt, die uns zur Nation weihen ſoll — ich hoffe mit ganzer Seele, daß wir ſie mit Ehren beſtehen werden*).

Freilich hatte ich zunächſt keine Zeit, meine Blicke mit ſonderlicher Aufmerkſamkeit auf das Allgemeine und Oeffentliche zu richten. Privatangelegenheiten, die ich um Iſolde's willen als meine eigenen anſehen mußte, nahmen meine Zeit, Sorge und Arbeit vollauf in Anſpruch.

Iſolde hatte nicht erſt nöthig, mir zu ſagen, wie ſehr es ihr Wunſch ſei, daß keine Unehre an dem Namen haften bleibe, welchen ihr Vater getragen und welchen ſie mir zubrachte. War ich doch ſelber noch keineswegs ein ſo „enorm praktiſcher" Menſch geworden, daß es mir hätte gleichgiltig ſein können, ob die Gläubiger des unglücklichen Berthold ganz oder theilweiſe um ihr Recht kämen. Aber ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen, war ſchwierig, ſehr ſchwierig. Denn es zeigte ſich, daß Schloß Rothenfluh und der dazu gehörende, noch immer ſehr bedeutende Güterkomplex zwei- und dreifach verſchrieben und verpfändet waren.

---

*) Dieſe vor zwölf Jahren geäußerte Hoffnung iſt bälder und glänzender in Erfüllung gegangen, als die kühnſte Phantaſie erwarten durfte. Die „Zeit der Feuertaufe" — und welcher Feuertaufe! — für die im Jungbrunnen der Bildung verjüngte und im Feuer der Vaterlandsliebe zuſammengeſchmiedete Nation iſt gekommen und die große Probe wurde ſo heldiſch und herrlich beſtanden, daß 1870 als das ſchönſte Jahr, ſo recht als das Ruhm- und Glanzjahr der geſammten deutſchen Geſchichte daſteht. Zur Stunde, wo ich dieſes ſchreibe, iſt die nationale Einheit eine geſchichtliche Thatſache. Möge aus dem geſunden Boden dieſer Einheit unſer Freiheitsbaum, die deutſche Rieſenlinde, friſch und froh hervorwachſen und mit ihrem grünen Wipfel rauſchen die Jahrhunderte der Zukunft entlang! Anmerkung zur Ausgabe von 1871.

Es galt, nachdem die Schuldtitel endlich feſtgeſtellt waren, ein Abkommen mit den Gläubigern zu treffen und zwar im Namen Iſolde's, die ich beredete, den Verſuch zu machen, das Gut ſelber zu übernehmen. Ich machte eine Berechnung, wie hoch ſich beiläufig die Auslöſungsſumme belaufen würde, kam aber zu einem niederſchlagenden Reſultat. Denn wenn ich auch mein Erworbenes zuſammennahm, wenn ich den Werthbetrag vom Lindachhof, welchen mir meine Verlobte zur Verfügung ſtellte, dazu that, wenn ich ſogar das beſcheidene Vermögen meiner Schweſter Hildegard, welches mir die Gute zu dem in Frage ſtehenden Zweck überließ, hinzurechnete, ſo erreichten dieſe Mittel doch noch lange nicht die Höhe der Schuldenmaſſe. Ich konnte den Gläubigern demnach nicht genug bieten und ſo beſchloß eine Verſammlung derſelben die öffentliche Verſteigerung des Gutes. Ich gab aber meinen Entſchluß, Rothenfluh für Iſolde zu retten, deßhalb noch nicht auf. Wußte ich doch, wie das Herz der Geliebten an den Räumen hing, wo ihr Vater gelebt, ihre Mutter geſtorben und ihre Wiege geſtanden. Und als mein Vorſatz, zugleich mit der Neuigkeit meiner Verlobung mit Iſolde, in der Gegend bekannt wurde, erfuhr ich, daß mein Vater wie der meiner Braut auch für ihre Kinder Freunde geworben. Denn von Kapitaliſten und Gutsbeſitzern, ja ſelbſt von ſchlichten Bauern kamen mir verläßliche Anerbieten von Geld und Bürgſchaftſtellung zu. Ich ſchrieb auch an Herrn Bürger und ſetzte ihm die Sachlage und die mich bedrängenden Schwierigkeiten auseinander, erhielt aber zu meinem nicht geringen Leidweſen nur die wunderliche Antwort, es werde ſich ſchon machen, ich ſollte nur die Ohren ſteif halten.

Wir waren ſchon mitten im Winter, als ich eines Tages von Rothenfluh zur Stadt hinunterging, wo die Verſteigerung ſtattfinden ſollte. Als ich das ſtädtiſche Rathhaus betrat, fand ich bereits daſelbſt eine ziemlich große Anzahl von Kaufluſtigen vor, aber was mich nicht wenig überraſchte, war die Anweſenheit Bürgers. Er erwiderte indeß meine Begrüßungen und Fragen kurzangebundener als je und ſagte zu allem nur: „Nachher, mein Beſter, nachher. Haben jetzt zuvor das Geſchäft da abzumachen — 's iſt kla—ar.“ Und doch ſah der Mann ſo friſch aus und, wie mir vorkam, viel jünger, als ich ihn je geſehen. Im Augenblick, bevor die Auktion begann, wandte er ſich an den die Verhandlung leitenden Beamten mit der Frage, wie hoch ſich die geſammte auf dem Gut haftende Schuldenmaſſe belaufe, und als er die verlangte Auskunft erhalten, brummte er vor ſich hin: „Gerade recht — ganz vortrefflich, rechne ich.“

Während der Verſteigerung ſaß Bürger neben mir und nach einer Weile waren wir beiden die einzigen Bieter. Aber immer überbot mich der Freund mit einem wahrhaft türkiſchen Gleichmuth. Der Kopf wurde mir heiß und während einer Pauſe flüſterte ich ihm zu:

„Seid Ihr denn ganz des Teufels? Ohne Euch hätte ich bereits das Gut in Händen.“

„Rechne, ich werde bieten bis zum Betrag der Schuldenmaſſe.“

„Wollt Ihr denn das Gut für Euch erwerben?“

„Ach, bewahre!“

„Ich meine: für die Firma?“

„Behüte!“

„Für wen denn?"

„Werdet es erfahren — 's iſt kla—ar."

In halber Verzweiflung begann ich wieder zu bieten, denn die Höhe der Angebote überſtieg ſchon bei weitem die mir zur Verfügung ſtehenden Mittel.

Bürger überbot mich und dann wiederum und noch einmal. Ich aber durfte und konnte nun nicht mehr weiter gehen, denn falls mir das Gut zugeſchlagen worden wäre, hätte ich die Bedingung, die Kaufſumme bar zu erlegen, nicht erfüllen können.

Der Freund erhielt den Zuſchlag zu einem Preiſe, welcher nur einige Tauſende unter dem Betrag der Schuldenmaſſe blieb.

„Rechne, Ihr habt keine Urſache, ſo deſperat auszuſehen", ſagte Bürger, als ich mit verbiſſenem Ingrimm aufſtand. „Mußten ja die Manichäer doch bezahlt werden — 's iſt kla—ar."

Er ſtand ebenfalls auf und ſagte zu dem Beamten:

„Mein Herr, ich erlege nach Vorſchrift den Kaufſchilling bar."

Damit öffnete er die Mappe, welche er unter dem Arme gehalten, und bedeckte den Tiſch mit Banknoten.

„Mein werther Herr", ſagte der Beamte, nachdem er die ſehr beträchtliche Summe überzählt hatte, „wen habe ich die Ehre als Erſteher des Freigutes Rothenfluh, ſo wie es ſteht und liegt, in das Verſteigerungsprotokoll einzutragen?"

Bürger zwinkerte luſtig mit den Augen, bewegte die Naſenflügel und verſetzte:

„Rechne, Herrn Michel Hellmuth und Fräulein Iſolde von Rothenfluh."

Der Beamte ſchaute hoch auf, ſchrieb aber dann mechaniſch, als Bürger ernſthaft mit dem Kopfe nickte.

„Aber um des Himmels willen —“

„Bah, bah“, unterbrach Bürger meinen angefangenen Satz. „Rechne, iſt nicht der Ort hier zu Exklamationen und Expektorationen. Geſchäft abgemacht und dann geſchwatzt — 's iſt kla—ar.“

Er wartete ruhig, bis der Beamte die nöthigen Papiere ausgefertigt hatte, ſteckte mir dann dieſelben ohne weiteres in die Bruſttaſche und zog mich in ein Nebenzimmer.

Hier drückte er mir mit Wärme die Hand und ſagte:

„Rechne, ſchrieb Euch nicht, wollt' Euch überraſchen, da Ihr ja noch ein halber Romantiker ſeid. Ueberraſchungen poetiſch, wißt Ihr? Hatte auch viel zu thun und obendrein allerlei angenehme Zerſtreuungen ... Hätte zwar der Hanns Bürger einen alten Freund auch nicht ſtecken laſſen — rechne, Ihr glaubt das — bin aber doch nur als Mandatar meines — hm, meines Herrn Oberſt Kippling hier — 's iſt kla—ar.“

„Wie?“

„Rechne, iſt ſo. Habt Ihr denn nie, aber auch gar nie davon läuten gehört, daß vor Zeiten die beiden Herren, Euer Vater und der Freiherr Bodo, zu gleichen Theilen mitſammen eine hübſche Summe in das kippling'ſche Geſchäft gaben?“

Ich beantwortete dieſe Frage der Wahrheit gemäß mit nein, aber doch erwachte eine dunkle Erinnerung in mir, die Erinnerung an jenen Morgen, wo vor Jahren Berthold plötzlich zum Regiment in die Reſidenz verſchickt wurde und der Freiherr mit meinem Vater über Geldgeſchäfte geſprochen hatte.

„Die fragliche Summe“, fuhr Bürger fort, „ging verloren, in einem Bankerott, den der Herr Gottlieb Kippling nach dem Tode ſeines Schwagers und Kompagnons machte. Es iſt lange her und wollen wir alſo nicht mehr genau unterſuchen, welche Bewandtniß es eigentlich mit jenem Bankerott hatte.“

„Oh, jetzt weiß ich, warum mein theurer Zater ſeiner Zeit ſo viel Kummer hatte und warum er, der Edle, Vertrauensvolle, plötzlich davon ſprach, man müßte den Menſchen mißtrauen.“

„Und er hat Euch alſo nie den Namen des Mannes genannt, durch welchen er ſein Vermögen einbüßte?“

„Nie.“

„Das muß ein braver Mann geweſen ſein! Er wollte nicht Haß in Eure junge Seele ſäen. Rechne, nobel das! ... Aber weiter im Text. Ihr wißt ſo gut und beſſer als ich, wie der Herr Oberſt durch alle die Kalamitäten der letzten Zeit mitgenommen wurde. Lebt jetzt in Neapel und duſelt ſo hin. Wird nie mehr der Alte werden. Als ich ihm nun neulich unter anderem auch von Euch und Euren Angelegenheiten ſchrieb, kam umgehend ein Brief, worin er die alte Schmiere von dem Bankerott aufrührte und mir befahl, ſofort die betreffende Summe mit Zinſen und Zinſeszinſen an Euch und Fräulein Iſolde zurückzubezahlen. Er habe das ohnehin thun wollen, ſchrieb er. Der wunderlichſte Zufall fügte es, daß das Geld faſt netto ſo viel betrug, als die auf Rothenfluh haftenden Schulden ausmachten. Damit baſta! ... Im übrigen läßt Euch meine Frau ſchön grüßen.“

„Eure Frau? Julie?“

„Rechne, dieſelbige Julie, yes — ’s iſt kla—ar.“

„Ich ſag' Euch, Bürger, das freut mich noch mehr als dieſe faſt märchenhafte Erwerbung von Rothenfluh."

„Rechne, Ihr wäret deſſen fähig. Seid von jeher ein leidlich anſtändiger Menſch geweſen."

„Aber wie kam denn das?"

„Kurios genug. Julie war ſeit der Kataſtrophe auf der rothen Fluh ganz mächtig zu ihrem Vortheil verändert. Merkte es gleich, that aber nicht ſo. Als Ihr nun fort waret, ſah ſie ſich in ihrer Vereinzelung nach einem Freunde um, dem ſie wie Euch vertrauen könnte. Da war denn der alte Hanns Bürger da, von dem auch Gritli, das arme Kind, welches übrigens in der Hut der Schweſter jetzt recht ſchön und gut aufblüht, allmälig begriff, daß er im Grunde ein leidlich guter Kerl ſei. Rechne, das Zutrauen Gritli's hat mir erſt recht das Vertrauen Julie's verſchafft. Nun, um kurz zu ſein, ſollte eines Tages nach der Bauſtätte in's Bihlthal hinauf, war mit Julie gerade allein im Zimmer und ſagte da ſo von ungefähr zu ihr: Könntet mir wohl auch Eure Hand zum Abſchied geben. — Da, ſagt ſie, und wie ſie mir die Hand gibt, fügte ſie mit einem ſchelmiſchen, aber guten Lächeln hinzu: Wollt Ihr ſie? — Und wie! ſag' ich. — Für immer? fragt ſie. — Für immer und noch für ein wenig länger, ſag' ich. — Da habt Ihr ſie und mich dazu, ſagt ſie. — Topp, ſag' ich, rechne, wollen die Eheſtandskomödie mit beſtem Humor mitſammen durchſpielen. — Drei Wochen darauf war Julie, nachdem ein merkwürdig gerührter Glückwunſchbrief von dem Herrn Oberſt eingelaufen, meine liebe, liebe Bürgerin. . . . Das iſt die ganze Schnurre."

„Redet nicht von Schnurren, lieber Freund. Das

Glück guckt Euch ja zu den Augen heraus, indem Ihr von Julie ſprecht.“

„Rechne, wenn Ihr's durchaus ſo haben wollt, lieber Junge, ſo muß ich's ſchon ſagen: ja, bin ſehr glücklich! Julie iſt über die maßen liebenswürdig und lieſt mir jeden Wunſch aus den Augen. Seit ein paar Wochen vollends — na, genug; rechne, es wird ſeiner Zeit ein Gevatterbrief in Rothenfluh einlaufen, verlaßt Euch darauf!... Und jetzt, mit Verlaub, da Ihr „Hanns im Glücke‘ geſehen, verlangt mich danach, meinerſeits ‚Michel im Glücke‘ zu ſehen. Ihr müßt mich daher noch heute mit Eurer Braut bekannt machen. Habe nämlich eine feierliche Miſſion an Fräulein Iſolde, von wegen eines Kuſſes, welchen Euch zu ſchulden und an Eurem Hochzeitstage bezahlen zu wollen Julie bekennt. Schulden müſſen bezahlt werden, ſeien es Geldſchulden oder Kußſchulden — 's iſt kla—ar.“

## Drittes Kapitel.

„Pfingſten war, das Feſt der Freude . ."

Zur ſchönen Pfingſtzeit war es, als der große Glückstag meines Lebens erſchien. Durch das Biachfeld zogen die Lewatäcker ihre gelben Blüthenſtreifen, die Hügel ſtanden in ihrem ſaftigen Buchengrün und unſer Dorf lag im weiß-rothen Blüthenwald ſeiner Obſtbäume. Das iſt ſo recht die „Hochzeit" des Jahres, wie Pfingſten in den alten Liedern genannt wird, und darum auch ſo recht die Zeit zum Freien und Heimführen der Bräute.

Es lag eine ſolche Freude und Wohligkeit über der Erde, daß kein Leid, kein Schmerz aufkommen konnte. Darum trugen wir auch, Iſolde und ich, die ernſte Feier, welche am Pfingſttage zu Gnadenbrunn in der Kloſterkirche ſtattfand, mit ruhiger Faſſung.

Meine gute Schweſter Hildegard legte an dieſem Tage ihr Kloſtergelübde ab. Sie that es mit der heiteren Ruhe, welche ſie ſich ſchon lange zu eigen gemacht und welche ſelbſt die erſchütternde Nachricht vom Ausgange Bertholds nicht dauernd geſtört hatte.

Fabian celebrirte das Hochamt. Er war gekommen, um den Freund mit der Jugendgeſpielin zu trauen, und hatte eine gute Nachricht mitgebracht, die Nachricht, daß ſeine Ernennung zum Pfarrer in Rothenfluh gewiß ſei. Der Herr Dekan war nämlich zu Anfang des Frühjahrs geſtorben und da verſtand es ſich doch von ſelbſt, daß ich das an dem Freigut haftende Patronatsrecht zu Gunſten des Freundes geübt und ihn der Kirchenbehörde vorgeſchlagen hatte. Bevor er von Frohdorf abreiſte, hatte er ſein dortiges Prieſteramt damit beſchloſſen, daß er dem Jages und Befele ihren erſten Buben taufte.

In der feſtlich geſchmückten Kloſterkirche ging die ſchwermüthig-feierliche Ceremonie der Weihung Hildegards zur „Braut Chriſti“ vor ſich. Das dunkle Lockenhaar meiner Schweſter ſank unter der Scheere, der Nonnenſchleier fiel über ihr von Schönheit und Andacht ſtrahlendes Geſicht und der ambroſianiſche Lobgeſang wurde angeſtimmt.

Am zweitfolgenden Morgen darauf war großes Leben in der Rentei von Rothenfluh. Aus dieſem Hauſe ſollte ich die Geliebte zur Kirche führen. Hierher hatte ich ſie am Tage zuvor von Lindach herabgebracht, nachdem in der Woche zuvor das alte Haus mit dem elterlichen Hausrath, welchen Iſolde nach dem Tode meines Vaters mit ſo ſchöner Pietät hatte aufkaufen laſſen, wieder eingerichtet worden war. Ich ſehe die beiden alten treuen Mägde noch, die Theres und die Annem'rei, wie ſie in den altvertrauten Räumen herumgingen und mit vor Freude zitternden Händen jedem Hausrathsſtück ſeinen alten Platz anwieſen. Ich ſelber empfand dabei die weihevolle Wirkung der Familientradition, eines Bleibendſten und Heiligſten im Wechſel der irdiſchen

Dinge, das aber in unſeren Tagen leider nur allzuhäufig geringgeſchätzt und mißachtet wird.

Iſolde war meinem Wunſche entgegengekommen, als ſie mich gebeten hatte, für die nächſte Zeit mit mir unter dem Dache wohnen zu dürfen, wo wir beide ſo glückliche Kinderjahre verlebten. „Ich meine", hatte ſie geſagt, „das Andenken deiner geliebten Mutter, welches an dieſen Räumen haftet, wird mich lehren, ihrem Sohne eine ſo gute Frau zu ſein, wie ſie deinem Vater geweſen." — Ohnehin bedurfte das Schloß verſchiedener Reparaturen und dann ſetzte ich auch etwas darein, zunächſt meinen eigenen Verwalter zu machen und mich ſo zu ſagen von dieſem erſt zum Gutsherrn aufzudienen.

Drüben auf dem Kirchthurm läuteten ſie ſchon das erſte Zeichen zum Beginn der Hochzeitmeſſe, als ich in die Familienſtube trat, wo mich die geſchmückte Braut erwartete.

Sie war in ihrem weißen Atlaskleide ſchön und anmuthig wie eine jener Geſtalten, wie ſie dem Künſtlerauge nur in geweihteſten Momenten vorſchweben. Sie trug als einzigen Schmuck das Silberkreuz meiner Mutter, aber ein voller Kranz von Roſen lag auf der wunderbaren Fülle ihres unvergleichlichen Haares.

„Oh, wie biſt du ſchön, Geliebte!" flüſterte ich ihr zu, trunken von Glück. „Du biſt ſelbſt eine Roſe unter deinem Kranze von Roſen."

„Ich bin von der Sitte abgewichen, Theuerſter", ſagte ſie leiſe. „Die Blumen ſind von dem Roſenſtocke deiner — unſerer ſeligen Mutter. Es ſchien mir glückbringend, wenn ich unter dieſem Kranze zur Kirche ginge."

Ein Wagen fuhr am Hauſe vor.

„Sie ſind es!“ rief ich aus und eilte hinab, die liebſten Gäſte zu empfangen: Bürger und Julie.

Als die Freundinnen ſich umarmt hatten, nahm Julie die Braut bei der Hand, führte ſie vor ihren Gatten und ſagte:

„Aber ich bitte dich, lieber Bürger, haſt du je etwas ſo Schönes und Holdes geſehen?“

„Rechne, nein, Julchen. Aber weißt du, was wahr iſt, muß man ſagen: nach Fräulein Iſolde kommt ſogleich, ja, recht ſogleich meine Frau — 's iſt kla—ar.“

„Iſt er nicht galant, der Brummbär von ehemals?“ fragte mich Julie und lachte voll Glück ihrem Manne zu.

Iſolde, ihr Erröthen zu verheimlichen, führte mir die Freundin zu und ſagte ihr:

„Schmeichlerin, bezahle lieber deine Schulden.“

„Recht ſo, holdſelige Braut“, ſagte Bürger. „Klare Rechnung muß ſein.“

„Oh, Ihr braucht mich gar nicht zu nöthigen“, verſetzte Julie heiter. „Ich bin eine ehrliche und zahlungsfähige Schuldnerin.“

Damit küßte ſie mich herzlich, zog mich dann beiſeite und ſagte mir:

„Wie ich Sie kenne, theurer Freund, wird es Ihr heutiges Glück erhöhen, wenn ich Ihnen ſage, daß auch ich glücklich ſei. Und ich bin es! Bürger iſt der liebenswürdigſte und beſte Menſch von der Welt. Ich hätte nie geglaubt, daß im Kreiſe ſtillumfriedeter Häuslichkeit ſo viel Zufriedenheit und reines Behagen gedeihen könne, wie ich jetzt genieße. — Gritli läßt Sie tauſendmal grüßen. Sie können nicht glauben, wie das Kind an mir hängt und wie viel Freude es meinem Manne und mir macht. „Wenn Sie“, ſetzte die Sprecherin mit dem Erröthen fraulicher Verſchämtheit, aber auch mit dem Lächeln fraulichen Glückes hinzu, „wenn Sie und Iſolde im Herbſte zum Pathenbeſuche zu uns kommen, werden Sie ſehen, wie groß und ſchön meine Schweſter inzwiſchen geworden iſt.“

Die Glocken riefen uns zur Kirche und mit Worten innigſter Theilnahme und Freude weihte Fabian meinen Bund mit der Geliebten.

Das Feſtmahl war im großen Sale des Schloſſes bereitet worden. Eine Deputation der Gemeinde brachte uns die Glückwünſche derſelben. Bürger ſprach, ſprudelndem Humor warme Herzensworte zugeſellend, den Toaſt auf das Brautpaar. Drunten im Parke waren lange Tiſche aufgeſchlagen, damit die Inſaſſen des Gutes und die Gemeindegenoſſen auch ihren Theil am Feſte hätten, und gegen Abend zu ſpielte eine Muſikbande der Dorfjugend zum Tanze auf.

Als dort die Fröhlichkeit recht im Gange war, wurde es im Schloß und Park ſchon ſtiller. Die Gäſte verloren ſich und Bürger und Julie hatten ſich ſchon früher heimlich zu ihrem Wagen geſtohlen. Sie wollten uns unſerem Glücke und uns ſelbſt überlaſſen.

Nun wandelte ich mit Iſolde Hand in Hand durch den Park, dem Waſſerfall zu. Dort ſtiegen wir hinab und gingen am Bache das Wieſenthal hinauf zur Breunighalde. Es zog uns zu der Stelle, wo unſere Herzen ihr Erwachen zuerſt errathen hatten. Auf dem Rückwege beſuchten wir den Friedhof und dort bei den Blumen, welche die treue Hand der Geliebten auf den Gräbern unſerer Eltern gepflegt hatte, wiederholten wir die feierlichen Gelübde, welche wir morgens am Altar ausgetauſcht hatten.

„Oh", ſagte Iſolde, „wie würden, die hier ſchlummern, ſich freuen, theurer Mann, wenn ſie ſähen, daß wenigſtens zwei ihrer Kinder glücklich geworden ſind! Und warum nicht annehmen, daß ſie es ſehen und uns ſegnen? Iſt es doch ein guter und tröſtlicher Glaube, daß die innigſten Bande, welche die Menſchen verknüpfen, niemals ſich löſen."

Der Schimmer des Abendrothes verglomm mälig an den heimatlichen Bergkuppen, als wir zu dem elterlichen Hauſe zurückkehrten, welches jetzt auch das unſere war.

Drinnen ſchmückten die Theres und die Annem'rei die Thürpfoſten der Brautkammer mit Blumengewinden.

Aber wir gingen hinaus in den Garten unter den alten Apfelbaum und ſaßen dort bis lange in die ſchöne Frühlingsnacht hinein. Da, an dem Lieblingsruheplatze der Eltern, hielt jetzt der Sohn ſein Glück in den Armen. Der alte Freund meiner Jugend, der Apfelbaum, regte im lauen Nachthauch leiſe die Zweige, und als wollt' auch er ſeinen Gruß und Glückwunſch ſagen, überrieſelte er uns mit Blüthenflocken. Ueber ihm, in der klaren rieſigen Himmelsglocke funkelten glückverheißende Sterne.

Und ſtiller und immer ſtiller ward es um uns her. Drunten im Dorfe unter der Linde verſtummte die Muſik. Drüben im Parke riefen und lockten ſich die Nachtigallen, zuletzt nur noch halbleiſe, wie traumſelig — dann ſchwiegen auch ſie. So erſtarb Ton um Ton in der Nähe und Ferne — ich hörte den ſüßen Athem der Geliebten gehen, die ihr Haupt an meine Bruſt gelehnt hatte, und zuletzt wachte weit in der Runde hier unten nur noch ein glückliches Paar und droben der Geſtirne melodiſcher Wandel.

Ende

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

…rische
…bibliothek
München